Norddeutſches Jahrbuch
für
Poeſie und Proſa.

Mit Beiträgen
von
K. Beck, J. Blau, J. P. Eckermann, Em. Geibel,
Ad. Harniſch, A. Heſſe, Hoffmann von Fallersleben,
Fr. L. Jahn, K. Julius, J. Kerner, Theod. Kerner,
G. Kinkel, Krug v. Nidda, K. A. Mayer, E. Mörike,
H. Ottenheimer, A. Peters, H. Pröhle, R. E. Prutz,
H. Nollett, Fr. Saß, H. Schiff, Guſt. Schwetſchke,
L. Storch, T. Ullrich und O. L. B. Wolff.

Herausgegeben
von
Heinrich Pröhle.

1847.

Merſeburg,
Louis Garcke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Den
Mitarbeitern in Süddeutſchland,
Juſt. Kerner, Ed. Mörike u. A.,

vom

Herausgeber

gewidmet.

Vorwort.

Indem wir dem Publicum hiermit den erſten Band dieſes Jahrbuches übergeben, können wir nicht umhin, den Schriftſtellern, welche das Unternehmen von vornherein ſo bereitwillig unterſtützt haben, öffentlich auf dieſem Wege unſern Dank auszuſprechen, und zugleich die Bitte hinzuzufügen, daß ſie demſelben ihre Theilnahme auch für die Zukunft bewahren, und ihre Beiträge zum nächſten Jahrgange zeitig einſenden wollen.

Aber nicht an ſie allein ergeht unſre Bitte. Schon für den erſten Jahrgang iſt, zwar nur ſpeciell für den lyriſchen Theil des Werkes, neben den Aufforderungen, welche privatim an die namhafteſten Dichter ergangen, auch eine öffentliche Aufforderung zur Beiſteuer erlaſſen worden: die Ausbeute aus den hierauf erfolgten Zuſendungen iſt jedoch außerordentlich gering geweſen. Buchhändleriſche oder ſonſtige Bedenken, welche man verſchweigen müßte, ſind aber keineswegs die Urſache davon, wenn unſer Jahrbuch bei Weitem weniger junge, noch nicht bekannte Dichter enthält als dies früher ſelbſt bei dem Muſen-Almanach wohl in der Regel der Fall geweſen. Das möchte dem lyriſchen Theile dieſes erſten Jahrganges in manchen Augen wohl nur zur Empfehlung gereichen; wir unſeres Theils aber wollen keineswegs die vorliegende Gelegenheit verſäumen, um auch die jüngſten, noch nicht im Publicum bekannten Dichter herzlich um ihre Theilnahme zu bitten! —

Größere proſaiſche Arbeiten ſind uns freundlichſt von den Herren Franz Dingelſtedt, J. P. Eckermann, Heinrich König und Varnhagen von Enſe für den nächſten Band gelegentlich theils zugeſagt, theils in Ausſicht geſtellt worden.

Demſelben werden auch einige werthvolle Kunſtbeilagen, beſonders Portraits berühmter Schriftſteller (worunter z. B. das von Eduard Mörike) einverleibt werden.

Louis Garcke. Heinrich Pröhle.

Inhalt.

Novellen.

Die rothe Grete. Eine Erzählung aus Niederſachſen von **Friedrich Saß** . . . . . S. 1 — 110.
Graf und Reitknecht. Novelle von **Auguſt Heſſe** „ 111 — 148.
Das arme Fräulein. Eine Dorfnovelle von **Hermann Schiff.** (Verſpätet eingegangen.) . „ 267 — 298.

Gedichte.

Eduard Mörike.

1. Die ſchöne Buche . . . . „ 149 — 150.
2. Der Petrefactenſammler . . . . „ 151 — 152.
3. An Philomele . . . . „ 153 . . .
4. Epiſtel. An Longus . . . . „ 154 — 157.
5. Erbauliche Betrachtung . . . . „ 158 — 160.
6. Inſchrift auf eine Uhr mit den drei Hexen „ 161 . . .
7. Am Rheinfall bei Schaffhauſen . . . . . „ 162 . . .

Juſtinus Kerner.

Der Garten zu Schweigern . . . . . . „ 163 — 165.

Theobald Kerner.

1. Natürliche Grazie . . . . „ 166 — 167.
2. Regenbogen . . . . „ 168 . . .

Hermann Rollett.

„In der Bibel wahrheiterfülltem Buch“ . . S. 169 . . .

Karl Julius.

1. Der Deutſchungar . . . . „ 170 — 171.
2. Polenlieder von 1846 (I. II.) . . . . . „ 172 — 173.
3. Ein Bild . . . . „ 174 . . .
4. Der Ungeliebte . . . . „ 175 . . .
5. Herbſt (I. II.) . . . . „ 176 — 177.

Emanuel Geibel.

Herbſtlieder (I — III.) . . . . „ 178 — 182.

K. A. Mayer.

1. Der Fürſt vom Walde . . . . „ 183 — 184.
2. Das ſterbende Kind . . . . „ 185 — 186.

Adolf Peters.

1. Der Wanderer im Heidelberger Schloſſe . . „ 187 — 188.
2. Die Blume . . . . „ 189 — 190.
3. Alpenfrieden . . . . „ 191 — 192.

Auguſt Heſſe.

1. Stiefmütterchen . . . . „ 193 . . .
2. Abendlied . . . . „ 194 . . .

Johannes Blau.

1. Im Walde (I. II.) . . . . „ 195 — 197.
2. Der Nix . . . . „ 198 — 199.
3. Sonett . . . . „ 200 . . .

Adalbert Harniſch.

„Was einmal recht im Leben lieb uns war“ „ 201 . . .

Gottfried Kinkel.

1. Einſamkeit . . . . „ 202 — 204.

2. Ein Bild . . . . S. 205 — 206.
3. Abends . . . . „ 207 — 208.

Henriette Ottenheimer.

„Hörſt du das Lied…?“ . . . . „ 209

J. P. Eckermann.

Hohes und Niederes . . . . „ 210 — 212.

Friedrich Krug von Nidda [1].

1. Waidmanns Phantaſieen . . . . „ 213 — 215.
2. Armenhymne . . . . „ 216 — 217.

Friedrich Ludwig Jahn.

„Wem umſonſt der Geiſtesfunke glüht“ . . „ 218

Hoffmann von Fallersleben.

Drei neue Lieder . . . . „ 219 — 221.

Ludwig Storch.

Deutſche Löſchanſtalten . . . . „ 222 — 225.

Guſtav Schwetſchke.

Provinzial-ſächſiſches Sommerlied von 1846[2]) „ 226 — 227.

R. E. Prutz.

1. Thalatta! Thalatta! . . . . „ 228 — 229.
2. Eppelin von Geilingen . . . . „ 230 — 234.
3. Kurze Raſt . . . . „ 235 — 236.
4. H. C. Anderſen, dem Märchendichter . . „ 237
5. „Weh Euch, Ihr ſtolzen Hallen!“ . . . „ 238

---

1) Die beiden Gedichte von Krug v. Nidda ſind dem handſchriftlichen Nachlaſſe entnommen, der ſich in den Händen ſeiner zu Merſeburg lebenden Wittwe befindet. D. R.

2) S. 227 das 6. Wort in der 1. Z. v. o. lies „feurig.“

6. Prolog zu Wilhelm Tell, vorgetragen auf dem Stadttheater zu Leipzig, am Schillerfeſt . . . . S. 239 — 242.

Titus Ullrich.

Dithyrambe an die Jugend . . . . „ 243 — 248.

Karl Beck.

1. Wo Tauben ſind . . . . „ 249 . . .
2. Eine Trauerweide in Berlin . . . . . . „ 250 — 251.

Heinrich Pröhle.

1. Wie die Bergleute die Weber todtgeſchlagen haben*) . . . . „ 252 — 254.
2. Die Prophetenſchulen in Israel . . . . . „ 255 — 256.
3. Noch iſt Polen nicht verloren . . . . . „ 257 . . .
4. Emancipirte Krebſe . . . . „ 258 . . .
5. Wartburg . . . . „ 259 — 261.
6. Waldfräulein . . . . „ 262 — 263.

Hermann Schiff.

Drei Sprüche. (Verſpätet eingegangen.) . . „ 264 — 266.

Feuilleton.

I. Eine Vorleſung über die Leiden und die Lieder des Caſtellans von Coucy und die Liebe im Mittelalter überhaupt, vor Damen, Studenten und Profeſſoren in Jena gehalten von **D. L. B. Wolff** . . . . „ 299 — 341.
II. An eine Dame in Oeſtreich. Von **Auguſt Heſſe** . . . . „ 342 — 354.

---

1) S. 253 in der 5. Zeile v. u. bittet man zu leſen „geſcheh'" für „geſchah."

Die rothe Grete.

Eine Erzählung aus Niederſachſen

von

Friedrich Saß.

Bay
Staa
MÜ

Die rothe Grete.

Eine Erzählung aus Niederſachſen

von

Friedrich Saß.

Die Leute im Dorfe, die Bauern und die Bauernweiber, liefen haſtig auf dem Kirchhofe, vor den Thüren der kleinen Dorfkirche durcheinander und ſteckten die Köpfe zuſammen. Mitten unter ihnen ſtand der Küſter und der Schulmeiſter in Einer Perſon. Er konnte die vielen Fragen kaum beantworten und ſprach alle möglichen Verwünſchungen und Flüche über den Schändlichen, über den Kirchenräuber aus. Es war in der vergangenen Nacht die Kirchenkaſſe, welche dicht hinter dem Altare, neben der Sacriſtei, ſtand, beſtohlen worden und bis auf den Grund geleert. Die älteſten Leute des Dorfes wußten ſich nicht zu erinnern, daß eine ſolche Frevelthat in ihrem Umkreiſe vorgekommen war. Neugierde, Schrecken und Mißtrauen gegen den Nebenmann malte ſich auf allen Geſichtern. Unter den Weibern vor allen Dingen ging es lebendig her.

Wo iſt denn der Schmied? fragte, wie es ſchien, durchaus unbefangen ein Bauernſohn. Aber ſeine Frage hatte eine beſondere Wirkung. Es verſtummte alles, ſelbſt unter den Weibern. Und alle Blicke richteten ſich dahin, wo man zwiſchen Erlen und Buchen das niedrige Dach [illegible] kleinen Dorfſchmiede gewahren konnte. Sonſt hämmerte und flammte es hier ſchon früh vor Tagesanbruch und oft ſogar ſpät nach Mitternacht und jetzt, es war ſchon heller Vormittag, wirbelte noch kein Rauch aus der Eſſe und kein Hammerſchlag ließ ſich vernehmen. Das wäre erklärlich geweſen, hätte man den Hufſchmied im Kreiſe erblickt. Man ſuchte ihn, er war nirgends zu ſehen und zu finden. Der Schmied! Der Schmied! dieſes Wort lief bald über alle Lippen.

Dieſer Schmied war die übelberüchtigte, die gefürchtete, aber die bisher unentbehrliche Perſon des Dorfes. Als fremder, wilder Geſell war er vor Jahren im Dorfe eingewandert, hatte die Tochter des ehemaligen Schmiedes zu ſeinem Weibe genommen und ſich ſo in den Beſitz des Handwerkes geſetzt. Er war ein Rieſe, mit Armen von Eiſen, mit einem ſchwarzen, verwegenen Kopfe, mit ſtolzen Augen und mit Trotz auf den Lippen. So war er ein vollendeter Gegenſatz zu den armen Käthnern und Inliegern, welche ſtumpfſinnig unter dem Drucke der reichen Bauern, der Vollhufner und der Halbhufner, litten. Die reichen Bauern haßten ihn, aber ſie konnten ihn nicht entbehren, ſie mußten ſich ſeinen Trotz ſchon gefallen laſſen, denn keiner verſtand ſich ſo wie er auf.

die Krankheiten des Viehes, vor allen Dingen der Pferde. In der Schenke wußte er immer viel von ſeinen abenteuerlichen Fahrten durch Ungarland, die Schweiz und Frankreich zu erzählen, die armen Inlieger und Käthner hörten ihm gerne, aber gedankenlos zu und tranken wehmüthig, ſeine Ueberlegenheit anerkennend, ihren Schnaps und ihr Dünnbier. Sie fühlten ihre Noth und ihren Druck, aber ſie verſtanden doch nicht, was der Schmied ihnen ſagen, was er ſie lehren wollte, die Gluth, welche aus ſeinen Augen blitzte, wenn er emporſprang und gegen die Herrſchaft der reichen Bauern und gegen den Druck der Käthner predigte, war ihnen ganz fremd, ſie fürchteten ſich vor derſelben. Als der Schmied ſah, daß er ganz allein ſtehe, fing er an, ſich von dieſen Leuten zurückzuziehen und ſie zu verachten. Dadurch hatte der Pfarrer und der Schulmeiſter es um ſo leichter, ihn als den Gottloſeſten der Gottloſen zu malen und jeden guten Chriſten vor ihm zu warnen. Man mied ſeinen Umgang, aber man konnte ſein Handwerk und ſeine Arzeneien nicht entbehren.

Der Schmied! Der Schmied! So ging es noch immer durch die Runde.

Man hatte zum Theil den Kirchhof verlaſſen und ging der Schmiede zu. Voran der Schulmeiſter, mit Armen und Beinen agirend, ein alter, ſchwächlicher Mann, und der Dorfſchulze, ein reicher, fetter Vollbauer im ganzen Gefühle ſeiner Amtswürde, hinterher die Menge der Bauern, der Käthner, der Knechte, der Weiber, der Dirnen. In der Schmiede war alles todtenſtille. Die Thüre war zugeſchloſſen, das Fenſter verhängt. Auf dreimaliges Klopfen war keine Antwort erfolgt, die Bewegung und Spannung in der Bauernmenge wurde immer größer und größer.

Schall ick de Dör inſchlan? fragte ein Knecht, mit einem Dreſchflegel an den Schulzen herantretend. Dieſer ſchien einen ſolchen Vorſchlag für einen Eingriff in ſeine Amtsfunktionen zu halten und klopfte noch einmal, worauf ein ſchallendes Gelächter unter den Weibern erfolgte. Der Herr Schulze nahm dies zwar ſehr übel, aber es blieb nun doch nichts anderes übrig, als die Thür einſchlagen zu laſſen.

Das war bald geſchehen. Der Schulze trat in die Schmiede, ihm nach drängte die ganze neugierige Bauernmenge. Der Schmied war nirgends ſichtbar. Der ſchwere Hammer lag auf dem Amboß, auf dem Heerde war keine lebendige Kohle zu entdecken. Der Schulze trat aus der Werkſtatt in das enge Zimmerchen nebenan; auch hier war der Schmied nicht, aber in ihrem Bettchen ruhig ſchlummernd lag ſeine Tochter, ein fünfjähriges Kind, die rothhaarige Grete, welche ihrer Mutter bei ihrer Geburt das Leben gekoſtet hatte. Durch den Lärmen, der entſtand, ſchlug ſie die Augen auf und erblickte beſtürzt die große Menge.

Wo is dien Vader? fragte der Schulze mit inquiſitoriſchem Tone.

Das bange Kind verkroch ſich in die Bettkiſſen und fing jämmerlich an zu ſchluchzen und zu weinen.

Nach einigen Tagen zweifelte niemand mehr daran, daß es der Schmied geweſen, welcher die Kirchenkaſſe beſtohlen. Es war nichts von ihm ſichtbar geworden und als endlich von der nächſten Gerichtsbehörde ein Steckbrief gegen ihn erlaſſen wurde, konnte das blaue Meer ſchon lange zwiſchen ihm und der beraubten Gemeinde, ſo wie ſeiner verlaſſenen Tochter liegen. Hab ich's nicht immer geſagt, daß dieſer Schmied der größte Schurke war, den unſere Erde getragen? ſagte der alte Schulmeiſter zu den Käthnern und Inliegern im „Kruge". Wenn aber der Schulmeiſter ihnen den Rücken gekehrt hatte und die Rede dann auf den Schmied kam, ſo meinten ſie auch: Der hat's geſcheit gemacht! und tranken ihren Schnaps und ihr Dünnbier.

So wurde Grete in frühester Jugend ein verlaſſenes Kind. Es haftete auf ihr die Schande und das Verbrechen ihres Vaters in dem engen niedrigen Kreiſe, der ihr zum Leben angewieſen war. Was man gegen den Vater auf dem Herzen gehabt hatte, was man ihn nicht hatte entgelten laſſen können, das ſuchte nicht blos der rohe Sinn des armen Volks, ſondern auch der reichen Bauern an dem verlaſſenen Geſchöpfe nachzuholen. Selbſt der Schulmeiſter machte keine Ausnahme. Es ärgerte ihn auch viel zu ſehr, daß er ſo viele Jahre hindurch zum Beſten ſeines ärgſten Feindes des Sonntags mit dem Klingelbeutel vor der Gemeinde geſammelt hatte. Der Pfarrer dachte wohl anders, aber er war ein ſchwacher Mann und hing mit ſeiner Einnahme, die ihm natürlich mehr am Herzen lag, von der Willkühr der reichen Bauern ab. Auch er konnte wenig und mochte wenig für Grete thun. Sie, das unglückliche, kleine Geſchöpf, war für das ganze Dorf und den rohen Sinn deſſelben ein Gegenſtand des allgemeinſten Spottes und der allgemeinſten Verfolgung geworden. Daß ſie rothes Haar hatte, galt als ein Warnungszeichen, als ein Strafgericht des Himmels. Man nannte ſie bald nicht anders, als die „rothe Grete“, und die Weiber brachten ſelbſt ihren unbefangenen Kindern Furcht vor dem armen Geſchöpfe bei, indem ſie ihnen bei mancher Gelegenheit zudrohten: „Töf man, ick haal de rothe Gret!“

Zwar mußte man etwas für das verlaſſene Geſchöpf thun, aber man that das Wenigſte. Grete, das fünfjährige Kind, wurde zu der ärmſten Käthnerfamilie des Dorfes in Koſt und Pflege gegeben. Die Leute nahmen ſie nicht einmal aus Mitleid, ſondern bloß um die wenigen Schillinge, welche die Gemeinde monatlich dafür zahlte. Die armen Menſchen waren in ihrem Elende und ihrem Schmutzloche ſelber reichlich mit Kindern geſegnet, Grete war gutmüthig genug, ſich als den Spielball der Bälge zu betrachten, ſich zauſen und ſchlagen zu laſſen und ſelbſt mit der elendzſten Koſt zufrieden zu ſein, aber in ihrem jungen Herzen war ein Drang nach elterlicher Liebe. Wenn ſie ſah, wie das Käthnerweib ihre Kinder hegte und ſie dabei ſtand, als ob ſie gar nicht dazu gehörte, ſo wurde ſie ſehr traurig. Wenn ſie von Kindern geplagt und geſchlagen worden war und dieſe dann doch von der Mutter Recht bekamen und ſie von dieſer noch derber geſtoßen und gröber geſchimpft wurde, ſo ſchnitt dies tief in ihr junges Herz. Als ſie ſich einmal von ihrer kindlichen Sehnſucht nach Liebe hinreißen ließ und den ſüßen Namen „Mutter“ ſtammelnd an dem Käthnerweibe emporkriechen wollte, ſtieß dieſe ſie rauh zurück und ſagte: „Gott ſi gedankt, ich bün nich dine Moder, du rothhaarig Deern!“ Das Weib wußte wohl nicht, wie tief ſie das Kinderherz verwundete, denn ſie kannte in ihrem rohen, niedrigen Daſein nicht die Zartheit eines Kinderherzens. Und als nun ihre Kinder heranliefen und Grete neckten „dat is mine Moder und nich dien Moder, du rothhaarig Deern“ da fühlte das Kind ſeine ganze Verlaſſenheit. Dieſer Augenblick war von einem dauernden Eindruck, das Herz des Kindes zog ſich zuſammen. Grete wußte nun für alle Zeit, daß ſie keine Tochter, ſondern bloß eine „Deern“ ſei, daß ſie nicht geliebt, ſondern bloß geduldet und verachtet werde.

Wenn die andern Kinder des Dorfes zuſammen ſpielten, ſo ſtand ſie von ferne und ſah neidiſch, halb traurig, halb ſtumpfſinnig zu. Sie durfte es kaum wagen, ſich in den luſtigen Kinderkreis zu miſchen. Sah man ſie, ſo hieß es gleich: „Kiek mal! Kiek mal! Dar kümt de rothe Gret!“ und dann liefen die von ihren Eltern ſo gewöhnten und verwahrloſeten Kinder auseinander, als ſei die kleine Grete ein Teufel, als müßte man von ihr eine Anſteckung befürchten. Was half es, daß Grete weinte? die Kinder liefen von ihr und mieden ſie, die Eltern lachten darüber und meinten wohl gar, wie recht ihre Kinder thäten.

So vergingen einige Jahre. Die kleine Grete hatte ſich an ihr Schickſal gewöhnt, ſie hatte es gelernt, ſich als verpeſtet zu betrachten und ihre kindlichen Neigungen, ſowie ihre kindlichen Gefühle gewaltſam zurückzudrängen. Sie war in ſich gekehrt, beinahe ſtumpfſinnig geworden. Da kamen unvermuthet beſſere Tage für ſie. Es hieß, ſie müſſe verdienen, ſie ſei groß genug, ſagte der Schulze, um nicht mehr zu faullenzen. Grete hörte ſchüchtern und beſchämt die Rede des harten Mannes. Einige Tage darauf ſagte ihr das Käthnerweib, ſie habe ſich nach dem Bauer Frank aufzumachen, der ſie als Gänſehüterin aus chriſtlicher Barmherzigkeit in ſeinen Dienſt nehmen wolle.

Sie nahm ihr kleines Bündelchen und ging blöde und bange auf den reichen Bauerhof. Als ſie über den Hof ging, waren Knechte und Mägde beim Miſtaufladen beſchäftigt. „Kiek mal den lütten, rothen Düvel an!“ ſagte ein Knecht und wollte das Kind mit ſeiner ſchweren Fauſt packen, um es mitten auf den Miſt zu ſtellen. Grete flüchtete ſich mit lautem Schrei und wäre bald aus den Klauen der rohen Menſchen in die Klauen des Kettenhundes gefallen, hätte der Bauer ſie nicht aus denſelben gerettet. Sie wurde als Gänſehüterin angenommen.

Das wurden nun wirklich ihre ſchönſten Zeiten. Morgens in aller Frühe trieb ſie ihre Gänſe baarfuß und halbnackend durchs Dorf auf die ſumpfigen Wieſen vor demſelben und erſt Abends ſpät kam ſie zurück mit ihrer kleinen ſchnatternden Heerde. Wie ſo lieb wurde ihr dieſes Geſchnatter! Sie wurde ja nicht von den Gänſen geſcholten, geſpottet, verachtet, wie von den Menſchen. Sie ſah jetzt die Menſchen die langen, langen Tage kaum und wurde ſie von einem geſtört unter ihrem Weidenbuſche, ſo erſchrak das Kind, als nahe ihm etwas Böſes. Wenn ſie des Abends bei ihrer Heimkehr von den Dorfkindern, von den Knechten und Mägden gehöhnt wurde, ſo tröſtete ſie ſich leicht mit der ſchönen Einſamkeit des künftigen Tages. Die Wolken und die Winde, die Wellen und die Blumen, die Vögel in der Luft und die Inſecten über dem Moore waren ihr lieber, als die Menſchen geworden. Sie war nicht mehr ſo ſtumpfſinnig, wie früher, aber ſie träumte mehr und lieber als jemals.

Dabei wurde Grete größer und ſchöner. Ihre Körperformen ſchwollen und rundeten ſich anmuthig, ſelbſt unter den Lumpen, welche ſie trug. Sie wurde verſpottet wegen ihres brennendrothen Haares, aber verglich man das Gold deſſelben mit dem weißgelblichen Flachshaar der übrigen Dorfdirnen, ſo war es eigenthümlich und beinahe ſchön zu nennen. Aller Sonnenhitze ungeachtet, vor der ſie ſich durch nichts ſchützen konnte, blieb ihre Hautfarbe weiß, wie Schnee, ihr Fuß blieb zart, obwohl ihn nichts gegen Steine und Dornen wahrte, ihr Gang war nicht watſchelnd und ſchwerfällig, wie der anderer Dirnen, ſondern elaſtiſch, ihr Wuchs war nicht fett und plump, ſondern ſchlank und hoch getragen. Aber was half es? Der Neid, den ſie erregen konnte, rächte ſich durch

Schadenfreude, durch Spott, durch Hinweiſung auf die Schande ihres Vaters und durch die rohe Verachtung ihrer Verlaſſenheit. Als von den Gänſen, die Grete führte, mehrere hintereinander ſtarben und das Sterben bald gar kein Ende nehmen wollte, wußte man ſich im Dorfe zu erzählen, wo Grete ſei, da müſſe was Schlimmes paſſiren, alles was ſie auch thun möge, das müſſe einen unglücklichen Ausgang nehmen, ſie ſei eine Unglücks-Grete und das ſei eine Strafe des Himmels. Der Bauer, dem Grete diente, ſchüttelte zwar anfangs ungläubig den Kopf, aber allmählig ließ er ſich doch beſchwatzen und Grete mußte die Gänſe verlaſſen, weil ſie ihnen doch nur Unglück bringe. Unglücks-Grete! Rothe Grete! riefen die Kinder des Dorfs, als ſie ihre Gänſe zum letzten Male heimtrieb, und die Weiber und Dirnen ſtanden in den Thüren und lachten.

Aber ſie war noch zu jung, als daß man ihr hätte ſagen können, nun ſieh zu, wo du weiter fortkommſt, du armes, elendes, verachtetes Geſchöpf. Man hätte es indeß doch wohl darauf ankommen laſſen, aber der Pfarrer legte ſich diesmal in's Mittel und meinte, es ſei die Pflicht der Gemeinde, dafür zu ſorgen, daß Grete in den Grundwahrheiten der chriſtlichen Religion unterrichtet werde. Er veranlaßte deshalb den reichen Waſſermüller, eine Viertelſtunde vor dem Dorf, Grete als Kindermagd in den Dienſt zu nehmen, ſie alle Tage einige Stunden zum Schulmeiſter und für den nächſten Winter auch zu ihm zu ſchicken, damit ſie dann eingeſegnet werden könne.

Als Grete ſich bei ihm bedanken mußte, hatte er viele geiſtliche Salbung für ſie und ſchenkte ihr auch noch einen Catechismus und das neue Teſtament, aber Grete konnte weder den einen noch das andere leſen und mußte in der Schule, von den Bauerdirnen und Bauerjungen verlacht, erſt bei der Fibel und ihrem A B C anfangen.

Bei dem Müller hatte ſie freudloſe Tage und ſie ſehnte ſich häufig von den ſchreienden Kindern zu den ſchnatternden Gänſen zurück. Der Müller ſelbſt war ein dicker, ſtumpfſinnig-gutmüthiger Mann, aber ſein Weib ſpielte die Ariſtokratin der Umgegend und ſuchte es in jeder Beziehung, mit goldenen Spangen, Ringen und Ketten, den reichen Bauerweibern zuvorzuthun. Sie war die Tochter eines banquerott gewordenen Krämers aus der nächſten Kleinſtadt und wußte die ſtädtiſche Arroganz mit der bäuriſchen Stumpfheit vortrefflich zu verbinden. Wenn ſie Sonntags zur Kirche wollte, ſo konnte ſie den kleinen hübſchen Dorfweg nicht gehen, Gott bewahre, es mußte angeſpannt werden und zwar mit Vieren. Und wenn ſie dann in zurückgeſchlagener Kutſche und mit wehendem Federhute in das Dorf einfuhr und die Bäuerinnen Blicke des Neides auf ſie warfen, ſo war ihr das gerade recht, das war's gerade, was ſie wollte und worin ſie ihre Selbſtbefriedigung fand. Von einem geordneten Hausweſen hatte ſie keinen Begriff, alles war den Knechten und Mägden überlaſſen, alles war ſchmutzig und lag wüſt durcheinander. Ihre Kinder putzte ſie gern grell und recht auffallend heraus, aber ſie waren die Unreinlichkeit und die Verwahrloſung ſelber. In die Hände dieſes Weibes wurde Grete als Kindermagd geliefert.

Daß ſie eine Tochter des Unglücks ſei, dieſer Ruf war dem armen Geſchöpfe vorangegangen. Wenn unter ihren Händen ein lange geborſtener Teller zerbrach, ſo hieß es gleich, ſie habe nur Unglück in's Haus gebracht, es ſei kein Segen bei ihr; wenn die ſchmutzigen Kinder an den Folgen ihrer regelloſen Vielfreſſerei und Unſauberkeit erkrankten, es war alles durch Grete gekommen. Grete war Schuld an allem. Damit lag das zankſüchtige Weib ihrem Manne, dem Müller, ſtets in den Ohren und mehr als einmal war er bereit, die rothe Grete wegzuſchicken, wäre er nicht vom Pfarrer mitunter wegen ſeines unchriſtlichen Aberglaubens in's Gebet genommen worden. Die andern Dirnen ſchimpften ſich tüchtig mit der Müllerin herum. Grete aber ſchwieg und weinte höchſtens, wenn ſich die Wuth und die Laune des Weibes gegen ſie wendete. Ueber dieſes Schweigen ärgerte ſich die Müllerfrau am meiſten. Wollten die andern Dirnen ſich bei der Herrin einſchmeicheln, ſo brauchten ſie bald nur etwas gegen Grete vorzubringen, es wurde ihnen immer williges Gehör geliehen.

Hinter der Mühle, den Waſſerbach entlang, wurde die Gegend etwas hügeliger, als ſonſt in der ganzen Umgebung und es bildete ſich zwiſchen zwei Hügeln eine kleine, dicht mit Brombeergeſträuch bewachſene Schlucht. Dieſer ſtille Platz war in der ganzen Gegend weit und breit verrufen und galt, was auch der aufgeklärte Herr Paſtor auf der Kanzel dagegen ſagen mochte, noch immer und von Alters her als unheimlich, als beſonders geeignet für die Eingebungen böſer Geiſter. Unter dem Volke kannte man dieſe Schlucht als die „Düwelskuhl", die Teufelshöhle, und die Käthnerweiber warnten ihre Kinder regelmäßig, ſich nicht durch die ſaftigen, ſchwarz-blauen Brombeeren, welche dort in Ueberfluß ſtanden, hineinlocken zu laſſen. Es ſollten hier in früher Urzeit wilde Männer und Räuber, grauſame Heiden gehauſt haben und der Boden ſollte getränkt ſein von dem Blute der erſchlagenen Chriſten und der erſten Apoſtel des Chriſtenthumes in dieſen Gegenden gegen die Frieſen, Sachſen und Slaven. Die grob behauenen Steinblöcke, welche hie und da aus dem Gebüſche hervorragten, konnten allerdings an die Heidenaltäre erinnern und an blutige Opfer des Glaubens oder der Rache, und unter dem Gebüſche zog ſich eine Reihe von Hünengräbern, ſtummen Zeugen vorchriſtlicher Vorzeit hin.

Wenn Grete von den häuslichen Arbeiten erlöſet war und nicht gerade in die dumpfe Schulmeiſterſtube an die Leſeübung gezwungen wurde, dann wandte ſich häufig ihr Fuß in dieſe Einſamkeit, ein Kind auf dem Arme, zwei an der Seite. Anfangs betrat ſie allerdings dieſen Ort mit Schauern, aber ſie gewann ihn bald lieb, denn er war einſam und ſie konnte hier ungeſtört und ungeneckt ſein. Ein Felsblock unter einem dichten Brombeerdache war ihr regelmäßiger Sitz geworden.

Es ging in den Herbſt, die Luft war klar und herbſtlich durchſichtig. Die rothe Grete ſaß wieder, als es eines Tages gegen Abend ging und die Buchen auf den Hügeln im Glanze der untergehenden Sonne ſchon roth erglühten, auf ihrem Steine. Vor ihr ſpielten die Kinder und naſchten an dem Brombeerreichthum, der ſich allenthalben darbot. Ueber die Hügel her tönte das Geklirre der Senſen und das Geſchrei der Knechte und das Gekreiſche der Mägde, welche eben bei der letzten Erndte auf den nächſten Koppeln beſchäftigt waren. Grete ſah ſo ſtill vor ſich hin und es zogen nur wirre Bilder durch ihr Gemüth, denn ſie wußte noch nichts von Gedanken.

Wie ſie ſo eine Zeitlang dageſeſſen, nahm ſie das kleinſte Müllerkind auf ihren Schooß und fing an zu ſingen, um ihren Stimmungen einen Ausdruck zu geben. Sie ſang:

Achter de Barg,
Da weiht de kolle Wind,
Da ſitt ene Meter
Mit ehrem Kind.

Und wieder:

Wi wullen ſo gern in Mandſchien gan,
Wenn de ſwatten Ruiters man nich kamt;
De kamt ſe all her,
Mit vuller Gewehr,
Juchhanrel! Juchhanrel!

So ſchwach die rothe Grete auch ſang und ſummte, was ihr von den immer mehr verſchwindenden niederſächſiſchen Volksliedern gerade einfiel, ſo weckte ihre Stimme dennoch das Echo an den Hügeln. Grete hatte das Kind wieder in das Gras gelegt und beugte ſich über daſſelbe, während ſie fortſang und ſummte. Die beiden andern ſaßen ruhig zu Seiten des Felsblocks und horchten.

Da raſchelte etwas durch die nächſten Gebüſche und ein altes Weib ſtand vor der erſchrockenen, leicht aufkreiſchenden Dirne. Sie hatte ſich ganz allein geglaubt in der abendlichen Herbſtesſtille.

„Si man ruhig, mine lütje Deern!“ ſagte das alte Weib. „Biſt du ja aufgefahren, als wäre ich einer von den böſen Geſellen, die hier noch hauſen ſollen und nicht die Beſenbinderin Muſſen, die auf der Haide wohnt und Holz ſuchen gangen. Wo dienſt du denn, lütje Deern und wem gehören die ſmuken Kinerken?“

Dem Waſſermüller! ſagte Grete, ſich von ihrem Schrecke erholend.

Das Weib hatte das kleinſte Kind in den Arm genommen und hielt es empor; mit einem Male, als Grete geantwortet hatte, lachte ſie laut auf und ſagte: „Ei, ei, dem Weibe des Waſſermüllers! Iſt eine ſchöne Brut und wird dem Gericht nicht entgehen, das Weib hat's allein um mich verdient, die arme Beſenbinderin Muſſen, und auch wohl um dich, du kleine, rothe Grete!“

Grete war ganz ſtumm vor Bangigkeit. Es dunkelte in der Schlucht und es fuhren kalte Winde durch die Buchen und Brombeerſtauden. Durch den Geſang der Grete und noch mehr durch den Schrei, den ſie ausgeſtoßen, waren einige von den einerndtenden Mädchen auf den Hügelrand des verrufenen Thales gelockt worden. Sie ſahen die rothe Grete auf dem Felsſteine ſitzen, ſie ſahen vor ihr eine dunkle Geſtalt das kleine Müllerkind emporhalten und eilten, von Schreck erfaßt, auf die Mitte der Koppel, zum Erndtewagen zurück, wo ſie den übrigen Mägden und Knechten, was ſie geſehen und was ſie gehört haben wollten, natürlich mit allen gehörigen Uebertreibungen, erzählten. „De Düvel is bi de rothe Gret! De Düvel is bi de rothe Gret!“ ſo ging es bald von Mund zu Munde.

Als Grete nun bald darauf mit den Kindern den Mühlenſteig entlang gegangen kam, flog ihr das Müllerweib wie eine Furie entgegen, riß ihr das Kind mit lautem Geſchrei aus dem Arme und ſpuckte der Dirne mit voller Wuth ins Angeſicht. Grete war beſtürzt, ſie wußte ja nicht, womit ſie das verdient haben konnte. Sie ſtand ſtarr und ſtumm, wie eine Bildſäule und wurde nur durch die Hände des wüthenden Weibes gegen die Mühle vorwärts geſtoßen. Die rothe Grete hatte über dieſen unerwarteten Vorfall alle Beſinnung verloren, ſie hörte nichts, als Geſchrei, Geſchimpfe, Verwünſchungen und wußte nicht einmal, warum man ſie ſchlug, weshalb man ſie zauſte, weshalb die Mägde in den Wahnſinn ihrer Herrin ſo laut einſtimmten und vor ihr wichen.

Das Müllerweib war nicht zu beruhigen, ſie erklärte ſteif und feſt, die rothe Grete habe ihre unſchuldigen, frommen Kinder beheren laſſen und die Dirne müſſe ſchnell aus dem Hauſe. Dem Müller wollte das zwar wenig einleuchten, aber er wußte nichts gegen ſeine geſtrenge Ehehälfte vorzubringen und ſuchte ſich und ſeinen Blödſinn dadurch aus der Geſchichte zu ziehen, daß er in's Dorf zum Schulmeiſter ſchickte. Im Dorfe war alles ſchon bekannt, was in der „Düvelskuhl“ vorgegangen ſein ſollte. Die Bauernweiber erzählten ſich davon vor den Thüren und meinten ſehr weiſe, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Der Schulmeiſter kam ſogleich mit gewichtigen Amtsſchritten nach der Mühle gelaufen. Die Müllerin ſtürzte ihm wild entgegen und erzählte alles ganz graulich und berief ſich auf die Dirnen, die es geſehen haben ſollten. Die Dirnen beſtätigten den Bericht ihrer Herrin. Die rothe Grete wußte zu dem allem auch kein Sterbenswörtchen zu ſagen, ſie war als wäre ſie todt. Der Schulmeiſter machte ein ſehr bedenkliches, verlegenes Geſicht. Er getraute ſich nicht recht, mit der Sprache hervorzurücken. In ſeinem Herzensgrunde glaubte er natürlich weder an einen Teufel, noch auch an eine Verherung der Kinder, aber er wagte es auch nicht, ſeiner Patronin, durch die ſo manche Metze Mehl in ſeine arme Küche floß, direct zu widerſprechen. Er war in einer argen Klemme und ſagte, die Sache fordere Ueberlegung, er wolle deshalb mit dem Herrn Paſtor Rückſprache halten und entfernte ſich, nachdem er zuvor noch ein tüchtiges Abendbrod zu ſich genommen.

Der Paſtor trat in dieſer Sache energiſcher auf, als er bei anderen Gelegenheiten jemals geweſen. Er gehörte zum großen Glücke nicht zu den Anhängern des Kieler Klaus Harms, die ſelten eine Gelegenheit vorübergehen laſſen, wo ſie dem Bauernvolke den Teufel mit Pferdefuß und Hörnern an die Wand malen können, aber ſein Vorgänger war ein blinder Orthodoxer geweſen und hatte ihm eine gut aufgegangene Saat hinterlaſſen, gegen die der ſchwache Mann im Ganzen wenig zu machen wußte. Im ganzen Dorfe erzählte man ſich, die rothe Grete ſtehe mit dem Teufel in Verbindung und die Müllerskinder ſeien durch ſie behext worden. Das ärgerte den gemäßigt-rationaliſtiſch-geſinnten Paſtor doch all zu ſehr. Am nächſten Sonntage ſtieg er, zur Verwunderung des Schulmeiſters, raſcher und entſchloſſener als jemals die Kanzel empor und er wurde augenſcheinlich blaß, wie von innerer Bewegung, als die letzten Orgeltöne verhallten und er ſeine Predigt beginnen ſollte. Er predigte gegen den Aberglauben, den er unchriſtlich nannte, gegen den Teufel und gegen die Hexen und niemand konnte im Zweifel ſein, wohin er eigentlich wollte. Alle Blicke richteten ſich auf die Müllerin. Sie ſaß in ihrem Kirchenſtuhle, aufgeputzt wie ein Gardepferd und wurde bei jedem Worte des Paſtors immer bläſſer und bläſſer vor Aerger. Sie ſtieß vor lauter Unwillen ihren Mann ziemlich unſanft in die Rippen, dieſer aber nickte bei jedem Worte des Geiſtlichen, als wolle er zu jedem „Ja“ und „Amen“ ſagen.

Als die Predigt beendigt und der Segen ertheilt war und die Orgel einfiel, warf der Paſter, ehe er von der Kanzel herabſtieg, noch einmal einen ſtolzen Blick des Sieges über die ergriffene Gemeinde. Der gute Mann glaubte alles Ernſtes, den finſtern Glauben an Teufel und Hexen jetzt für alle Zeit aus dem Felde geſchlagen zu haben.

Für den Mittag war der Pfarrer in die Mühle zu Gaſte geladen, denn die Müllerin hatte geglaubt, ihn für ſich gewinnen zu können. Jetzt hätte ſie ihn lieber dahin gewünſcht, wo der Pfeffer wächſt. Aber der Pfarrer erſchien mit Amtswürde und Ruhe. Der Müller watſchelte ihm entgegen und drückte ihm, mit einem liſtigen Seitenblicke auf ſeine innerlich ſehr zornige Ehehälfte, als wollte er ſagen: „Der habt Ihr's recht gegeben“, behaglich-derb die Hand. Was der Pfarrer auf der Kanzel im Allgemeinen behandelt hatte, das brachte er jetzt über Tiſche mit Bezug auf den beſonderen Fall zur Sprache. Die Müllerin konnte ſich gegen ſeine Einwände und Ausführungen nicht behaupten, ſie mußte — und vor Aerger hätte ſie weinen mögen — all ihre Wuth und all ihre Schlechtigkeit ganz in ſich zurückdrängen und es wurde abgemacht, daß Grete nach wie vor Kindermagd beim Müller, zur Ermunterung und zum Beiſpiel für die übrige Gemeinde, wie der Pfarrer ſagte, bleiben ſolle. Der Paſtor legte ſich an dieſem Abende noch einmal ſo ſtolz und noch einmal ſo zufrieden als ſonſt zu Bette, er glaubte für ſein Princip ſchwer gekämpft und vollſtändig geſiegt zu haben. —

Alſo die rothe Grete blieb nach wie vor im Dienſte des Müllers. Aber der Sieg, den der Paſtor träumte, ſtand auf ſehr ſchwachen Füßen dem Volksnaturell und dem allgemeinen Volksglauben gegenüber. Dieſer dumpfe Glaube, der von Jahr zu Jahr, von Generation zu Generation gekrochen war und ſich in der letzteren Zeit nur noch an Sachen und Localitäten hatte hängen können, hatte endlich in der „rothen Grete" wieder eine Perſon gefunden, deren er ſich vollſtändig, mit Haut und Haar, bemächtigen wollte und er war nicht ſo leicht, am allerwenigſten durch eine Predigt, aus dem Felde zu ſchlagen. Grete blieb nach wie vor in einer traurigen Stellung. Sie wurde von der Menge bei jeder Gelegenheit gemieden und durch die Vorurtheile, welche einmal an ihrer Perſon hafteten, bis aufs Blut gequält. Dazu war ſie dem Haſſe und der Rache der Müllerin vollſtändig ausgeſetzt. Auch die Kinder hingen nicht mehr an ihr, ſie wurden geſäugt durch die Vorurtheile der Mutter und ſie waren ihr durch dieſelbe abſichtlich abſpenſtig gemacht worden. Man denke ſich nun die fürchterliche, verzweifelte Lage des immer mehr und immer ſchöner und voller ſich zur Jungfrau herausbildenden Kindes.

Unterdeß waren die Stürme des Spätherbſtes vorübergegangen, die Bäume ſtanden entlaubt und es rieſelte der Schnee vom Himmel. Wenn Grete durch übermäßige Hausarbeiten bis zum Tode ermüdet worden, mußte ſie zum Schulmeiſter in die Schule und vom Schulmeiſter zum Paſtor, um am Confirmationsunterrichte Theil zu nehmen. Der Schulmeiſter nahm ſie nur, weil er mußte. Er hatte von ihr keine beſonderen Geſchenke, keine Aepfel, keine Würſte, zu erwarten. Von den großen Dirnen, zum Theil reichen Bauerstöchtern, wollte beim Paſtor keine neben der rothen Grete ſitzen. Welchen Eindruck mochte es auf ſie machen, wenn der Geiſtliche von der Liebe gegen den Nebenmenſchen ſprach, als der erſten Grundwahrheit des chriſtlichen Glaubens und Lebens? Aber ſie war vielleicht zu ſtumpf und geiſtig zu unentwickelt, um über den Spruch, welchen ſie mechaniſch, wie die andern Dirnen herſagte, an den großartigen Inhalt deſſelben denken zu können.

Traurig gingen ihre Tage und ihre Nächte vorüber. Der Winter, der ſonſt in dem Dorfe traulich zuſammendrängt, brachte ihr nur Verlaſſenheit. Die Natur war eingehüllt in ein weites, weißes Schneegewand und ſchlief und die Menſchen wollten nichts von der Dirne wiſſen. Ihre Körperlichkeit vollendete ſich bei allem dem in ihrem Wachsthum, aber in ihrem Gemüthe wurde es immer trüber und in der engen Sphäre ihrer Vernunft war es immer dunkler geworden. Das mechaniſche Auswendiglernen der Bibelſprüche und der Catechismusantworten konnte hier wenig helfen. Stundenlang ſaß ſie ohne zu denken und zu empfinden des Abends in ihrer kalten Dachkammer und ſchaute in die mondbeglänzte weite Ebene hinaus. Es flog ihr immer wie Funken vor den Augen hin und her. Auf ihrem Lager hatte ſie Nachts keine Ruhe. Die rothe Grete wurde von einer inſtinktmäßigen Feuerwuth und Lichtluſt beſchlichen. Mit glühenden Kohlen zu ſpielen und ſtundenlang in die knatternde Flamme zu ſehen; das war ihre einzige Luſt. Man hat es in neuerer Zeit mannigfach erörtert und in Abrede geſtellt, ob es wirklich eine „Pyromanie" gebe, wir ſind darüber nicht in Zweifel. Die Pyromanie iſt für uns eine eben ſolche Thatſache, wie der Somnambulismus, trotz des Geh. Medicinalraths Hrn. Caspar in Berlin. —

Wenn jemand ſie überraſchte, während ſie ins Licht ſchaute oder mit Kohlen ſpielte, fuhr ſie zuſammen, als ertappe man ſie auf einem Verbrechen. Das Verbrechen war nur in ihr. Der unwiderſtehliche Reiz, den das Feuer und das Licht auf ſie ausübten, benebelte alle ihre Sinne. Der Gedanke an Rache, der Müllerin das zu vergelten, was ſie an ihr gethan, kam niemals in ihr dunkles Herz. Sie folgte nur willenlos einem mächtigen Inſtinkte, als ſie in einer kalten Winternacht in bloßem Hemde die Stiege herab in die Küche ſtieg und auf dem Heerde die Aſche auseinander wühlte, um eine lebendige Kohle zu finden. Sie fand, was ſie ſuchte und eilte flüchtigen Fußes die Stiegen empor. Niemand hatte ſie geſehen, alles lag im tiefſten Schlafe der Mitternacht, aber die rothe Grete wachte und es krähte in ihrem Hirne der rothe Hahn und ſchlug mit gewaltigen Flügeln.

Sie ſtand, ohne zu wiſſen, wer ſie ſei, was ſie wolle. Die Kohle brannte ihr an den Fingern. Sie zitterte, aber mit einer raſchen Bewegung ſchob ſie die verglimmende unter das Stroh des Daches und athmete dann empor aus tiefem Herzen. Es dampfte und ſchweelte bereits im Stroh; in dieſem Augenblicke rief der Dorfwächter unten

> Bewahrt dat Füer und Licht,
> Dat ju keen Schade geſchicht
> Und lobet Gott den Herrn!

und Grete hatte ihre Beſinnung wieder. Mit lautem Schrei und raſchem Satze ſprang ſie zum Waſſerkruge, zerſchlug die gefrorene Waſſerkruſte, daß ihr die Hand blutig wurde und goß den ganzen Inhalt über die kleine, leiſe ſchweelende Stelle des Daches. Der Funke war getödtet und Grete warf ſich auf die Knieen nieder und betete zum erſten Male anders, als mit den Lippen, das Vaterunſer. Dann kroch ſie in ihr Lager hinein und zog die Decke über ihrem Kopfe zuſammen.

Und das war nicht das einzige Mal, daß ſie kämpfte. In ihren Träumen ſah ſie Brand und Licht und luſtige Lohe und ſeltſame, ſchwarze Geſtalten. Auch das alte Weib aus der „Düvelskuhl“ war darunter. Sie flog und bebte am ganzen Leibe, wenn ſie erwachte und durfte ſich gegen niemand äußern über das, was in ihr vorging. Dem Paſtor hätte ſie's zuweilen ſagen mögen, aber ſie fürchtete ſich jedesmal, wenn er vor ihr ſtand und ſie halb ernſt und halb mitleidig anblickte.

So verging die ſtrenge Jahreszeit und mit Oſtern war die Zeit der Einſegnung nahe. Die reichen Bauerstöchter ſprachen von nichts anderm, als von den ſeidenen Kleidern, von den goldenen Ketten und Ringen, welche ihnen für den Tag der Feier bevorſtanden. Grete hörte gleichgültig zu und ſtand allein im Winkel, bis der Paſtor ſie rief, um ihre Bibelſprüche abzuſagen.

Endlich war er da, der Palmſonntag. Die Burſchen und Mädchen, welche eingeſegnet werden ſollten, verſammelten ſich auf dem Pfarrhofe und wurden hier zum Zuge in die Kirche vom Schulmeiſter paarweiſe geordnet. Die Bauerstöchter glänzten in Sammet und Seide und mit theuren modiſchen Umſchlagetüchern und mit goldenen Ketten und Spangen und trugen Putzblumen im Haare und hatten es äußerſt wichtig und ſchäkerten mit den reichen Bauersſöhnen, die auch ſehr herausgebürſtet waren. An den eigentlichen Ernſt des Tages dachte natürlich niemand und der Schulmeiſter vielleicht am wenigſten. Die Töchter der Käthner und Inlieger durften ſich nicht unter die reichen Bauerdirnen miſchen. Sie ſtanden beſcheiden für ſich, in einem ärmlichen Putze. Aber allein und am ärmlichſten von allen gekleidet ſtand die rothe Grete. Es wurde ein Burſche weniger eingeſegnet, als eine Dirne und das war gut. Jeder Burſche im Dorf hätte ſich wohl geſträubt, vor der ganzen Gemeinde und gar an dieſem Tage neben der rothen Grete zur Kirche zu gehen. So konnte ſie, als Vereinzelte und Verwaiſete, den Zug beſchließen.

Vor dem Pfarrhofe harrte das ganze Dorf, daß der Zug kommen ſollte. Dieſe Neugierde war der feierlichſte Augenblick des Tages. Endlich erſchien der Schulmeiſter voran im alten, ausgebürſteten Frack und hinterher die gedankenloſe Heerde der jungen Chriſten. Man beurtheilte, prüfte und kritiſirte. Hier hieß es: „Kiek mal, den Peter ſien Hans und den Jochem ſine Riecke, wat is dat vör een ſmukkes Paar!“ dort wurden ſeidene Kleider und goldene Ketten bewundert. Als Grete in ihrem ärmlichen Aufzuge, den Kopf ſo tief geſenkt, daß ihr die feuerrothen Locken wie glänzend Gold über das Angeſicht rollten, den Zug allein beſchloß, erhielt ſie nur ſpöttiſche und verächtliche Blicke.

Das, was man ſo die Einweihungsfeier nennt, war endlich vorbei. Der Paſtor war von der mechaniſchen Strapatze des Einſegnens Stück für Stück, des Händeauflegens u. ſ. w. in die Sakriſtei zurückgekehrt und man verließ die Kirche. Die Gemeinde war um einige Dutzend „ſelbſtſtändiger Chriſten“ reicher geworden. Burſchen und Dirnen freuten ſich, daß der Schulzwang überſtanden; was ſie nun alles gelten könnten und welche Luſt und Herrlichkeit ſie nun in ihrem neuen Zuſtand erwarten würde. Nicht ſo luſtig ſah es aus mit den Kindern der Käthner und Inlieger. Für dieſe war der Eintritt in die „ſelbſtſtändige Chriſtenheit“ zugleich mit dem Beginn einer perſönlichen Leibeigenſchaft verbunden. Sie mußten ſich nun verdingen als Knechte und Mägde und waren es bereits, um gleich nach Oſtertag einzutreten. Für die rothe Grete war der Zuſtand der Dienſtbarkeit wenigſtens kein neuer und ungewohnter.

Aber die Jugend hat ihren Leichtſinn und ihre Freuden, welche in jenem wurzeln. Für heute fühlte ſich noch der Aermſte frei und friſch und die Schenke ſollte heut Nachmittag der Ort einer allgemeinen Luſtbarkeit werden. Tanz und Spiel war verabredet und die reichen Bauerstöchter und Bauerburſchen wollten ſich wirklich einmal ausnahmsweiſe herablaſſen, mit dem ärmeren Volke zuſammen zu ſein und herum zu wirbeln.

Kumm nich ſo lat! rief dieſer, ehe er ſich von ſeinem Mädchen trennte.

Hans, bring den Jochem mit! hieß es da.

Juch! jauchzte dort ſchon ein luſtiger Burſche und ſchlug dem vorüberſchreitenden Schulmeiſter ein Schnippchen, der nun ſeine Macht über dieſe Kreiſe gänzlich verloren hatte.

Grete ſchlich ſtill und beſcheiden an den ſich löſenden Gruppen vorbei. Sie wußte von ſelbſt, daß ſie in dieſe Kreiſe nicht hingehörte.

Da trat ihr ein übermüthiger Bauernburſch entgegen, hielt ſie auf und ſagte:

„Wöllt wi nich ok en Dänzchen maken, du rothe Gret'!“

Allgemeines Gelächter erfolgte.

„De danzt man bloß in de Düvelskuhl!“ hieß es hier.

Lat ſe gahn! Lat ſe gahn! hieß es dort. Se kann di wat andohn!

Das waren die jungen, hoffnungsvollen Chriſten! Unter ſolchen Eindrücken war die rothe Grete eingeſegnet und „ſelbſtſtändige Chriſtin“ geworden. —

Nachmittags ging es in der Schenke, oder, wie man in Niederſachſen zu ſagen pflegt, im Kruge recht luſtig zu. Auf der Bank ſtanden ein paar verſoffene Biermuſikanten und fidelten auf ihren alten Geigen die kreuz und die quer und der eine ſchlug eine türkiſche Trommel mit gewaltigem Eindruck. Die Burſchen jauchzten und die Dirnen kreiſchten und ihre Geſichter wurden immer aufgedunſener und röther, aber ſie ließen nicht ab von dem wilden Wahnſinn des Tanzes, worin ſie Vergnügen und möglichſte Selbſtvergeſſenheit ſuchten. In einem beſonderen Zimmer ſaßen die reichen Bauerweiber, und auch die Müllerin paradirte unter ihnen, bei Kaffee, Weißbrod und Palmkuchen. Die Bauern ſtanden bald hier und bald da herum und ſchwatzten und rauchten. Der Schulmeiſter und der Paſtor hätten gern geſehen, daß man das Feſt und die nahenden Oſtern würdiger begangen, aber ſie ſtanden allein und durften, da ſie ſich nicht auf beſtimmte Geſetze berufen konnten, nichts gegen den Sinn und den Willen des Volkes machen.

Das Gefidel, Gelärm und Gejauchze aus dem Kruge tönte durch den ſtillen, ſonnigen Nachmittag nach der Mühle herüber. Grete war allein mit den Kindern. Die Eindrücke des Morgens hatten ſie mehr als traurig, hatten ſie bitter geſtimmt. Es fiel ſo etwas von einer Art von Reflexion und Nachdenken in ihre dunkle Seele.

Sie ſaß unfern des Mühlſtegs und ſann und ſann und fand kein Ende in ihrem Sinnen. Vor und neben ihr ſpielten die Kinder, ſie achtete kaum auf dieſelben in ihrer tiefen Traurigkeit. Ihr dienendes Loos erſchien ihr furchtbar. Die Waſſer waren frei vom Eiſe geworden und das Mühlrad rauſchte durch dieſelben. Grete ſuchte nach Luft in ihrem Schmerze. Da fiel ihr ein altes Volkslied ein, welches wir hier, aus dem Munde des Volkes, wohl zum erſten Mal mittheilen und ſie begann leiſe und lauter zu ſingen:

Es wohnt ein Markgraf an dem Rhein,
Der hatte wohl drei Töchterlein,
Die eine freit nach Afrika,
Die andre freit nicht weit davon;
Die dritte klopft vor Schweſters Thür
Und klopfte da ſo leiſam für.

„Wer klopft denn da an meiner Thür,
„So leiſam für?“
„„Es iſt ein hübſch jung Mägdelein,
„„Die wollte gern eine Dienſtmagd ſein!““
„Ach nein, ach nein, das thu ich nicht,
„Sie verführt mir mein jung Männelein.“
„„Ach nein, ach nein, das thu ich nicht,
„„Das iſt doch meine Tugend nicht.““

Auf ein Jahr
Vermiethet ſie ſich ſieben Jahr,
Und als die ſieben Jahr um waren,
Da fing das Mädchen an krank zu werden,
Ja krank zu werden, zum Tode.
„Ach, Mädchen, eh du ſterbeſt,
„Sag du mir deine Eltern her.“

„„Mein Vater iſt Markgraf an dem Rhein,
„„Mein Mutter iſt Königstöchterlein.““

„Ach nein, ach nein, das glaub ich nicht,
„Daß du meine jüngſte Schweſter biſt."

„„Und wenn Sie es mir nicht glauben woll'n,
„„So ſehn Sie in mein klein Käſtchen zu,
„„Da werden Sie es ſchon finden.""
Sie ſah in ihrem Käſtchen zu,
Da fand ſie, wie ſie ſagte.
Die Thränen liefen ihr die Wangen nieder:
„O, hättſt du es nicht eher können ſagen,
„Seide und Sammt hättſt du ſollen tragen!"

„„In Seide und Sammt mag ich nicht gehn,
„„Das Linnen thut mir beſſer ſtehn.""*)

Die arme Grete ſchien in ihrer Verlaſſenheit und Traurigkeit eine Beruhigung zu finden bei dieſem alten Liede von einer königlichen Dienſtmagd. Sie wiederholte:

Das Linnen thut mir beſſer ſtehn

und dachte dabei vielleicht auch, wie das alte Lied, an das Linnnen des Todtenhemdes. Welche Beruhigung in einem alten Liede zur rechten Zeit liegt, das weiß nur das Volk und das weiß auch das Volk nicht, es fühlt es nur. Wir reflectirenden Menſchen vermögen es kaum zu ahnen. Grete fühlte ihr Herz geſtärkt durch das Singen.

Da tönte ein gellender Schrei durch die Luft an ihr Ohr.

Sie ſprang auf, ſie blickte um ſich, ſie ſah nichts. Zwei Müllerkinder ſpielten ganz friedlich und harmlos im Sande. Aber das dritte?

---

*) Bisher ungedrucktes Volkslied.

Allmächtiger Gott! Grete ſtürzt, von einer furchtbaren Ahnung gepackt, auf den Mühlſteg, ſie ſieht in die ſchäumenden Fluthen und ſieht noch, wie das Kind von den Speichen des Rades gefaßt und unter das Waſſer getrieben wird.

Sie ſtößt einen Schrei der Angſt und der Verzweiflung aus. Aber die Radſpeichen fallen Tact auf Tact in das Waſſer und die Fluthen ſchäumen und brauſen. Sie ſchreit noch einmal und noch furchtbarer auf, ſie will ſich über den Steg in die Wellen werfen, da ſteckt ein Mühlknappe gleichgültig, neugierig aber ſtumpfſinnig aus dem Schiebefenſter der Mühle ſeinen Kopf hervor.

Rettet! Rettet! Das war das Einzige, was ſie noch ſagen konnte. Dann fällt ſie beſinnungslos auf dem Mühlſteg nieder.

Man fiſchte das Kind, aber das Kind war todt und furchtbar zerſchlagen. Grete kam zur Beſinnung, aber ihr Erwachen war furchtbar. Ihr Weinen war eine Art von Heulen geworden.

Was auf der Mühle geſchehen, war bald in dem ganzen Dorfe bekannt und ging in der Schenke von Mund zu Mund. Es verſtummten die Fideln, es ruhten die Tänze. Seht ihr, daß ſie die Kinder behext hat! ſo hieß es von allen Seiten. Seht ihr, ſie iſt ſelber die Hexe. Wie man der Müllerin, welche gerade in ihrer ſchönſten Wichtigthuerei begriffen war, das Entſetzliche beibrachte, wollen wir hier nicht weitläufig erzählen. Es erwachte in ihr die Mutter und krampfhaft riß ſie ihren ziemlich ſtupiden Ehegemahl mit ſich fort aus dem Kreiſe der Gaffenden und der Beſtürzten.

Gleich hinter ihr begann wieder das Fideln, das Jauchzen der Burſchen, das Gekreiſche der Dirnen und das Geſchwätze der Bauerweiber, nun natürlich über die Grete und über den neueſten entſetzlichen Vorfall. Einige liefen wohl der Müllerin nach, um zu ſehen, andere blieben auch ſitzen und rührten in ihren Kaffeetaſſen und meinten mit brutalſter Weisheit, ſich auf die Wichtigthuerei die Müllerin beziehend, wer ſo oben hinaus wolle, der müſſe von Gott gedemüthigt werden. Solche Früchte trug das Chriſtenthum in dieſen Kreiſen.

Als die Müllerin ihr Kind ſah, wurde ihre Verzweiflung furchtbar. Als ſie Grete erblickte, ging ihre Verzweiflung in Raſerei und in Wuth über. Sie ſtieß die Unglückliche, ſie beſpie ſie, ſie riß ſie an ihren langen rothen Haaren zur Erde nieder und wollte ſie mit den Füßen treten. Man konnte ſie kaum zurückhalten und bändigen. Der Schmerz ihres Manes war dumpf, er ſaß da, ohne den geringſten Laut von ſich zu geben. Die Müllerin überhäufte auch ihn mit Ausdrücken des Schimpfes und wandte ſich in ihrer Raſerei ſelbſt gegen den Geiſtlichen.

„Wer hat mir die Hexe aufgedrungen? Wer hat mich gezwungen, ſie zu behalten? biſt du's nicht geweſen, du Rabenvater, du und der Pfaff? Ich hab's geahnt, was kommen würde; die verfluchte Hexe da hat in der „Düvelskuhl“ unſer Kind dem Gottſeibeiuns angelobt, was auch der Schwarzrock prieſtern und ſagen mag. O Gott, o Gott, du armes, kleines, unſchuldig Weſen, ſollſt du um der Schlechtigkeit dieſer Hexe willen nun in der Hölle brennen? Laßt mich zu ihr. Hindert mich nicht. Ich ſag's euch, laßt mich zu ihr, ihr Maulaffen, daß ich ihr die Augen auskratze! O mein Kind, mein Kind! Mein armes, kleines, verlorenes Weſen!"

So tobte und klagte die Müllerin. Der Paſtor durfte ſich auf der Mühle nicht wieder ſehen laſſen, und die Schlacht gegen Hexen und böſe Geiſter, die er durch ſeinen Rationalismus vollſtändig gewonnen glaubte, war durch einen unglücklichen Zufall jetzt ſchlimmer, als je verloren worden. Das ganze Dorf traute jetzt der rothen Grete etwas Schlimmes und wo möglich etwas Uebermenſchliches zu. Niemand wollte an einen Zufall glauben. Der Teufel mit Pferdefuß und Hörnern war den Leuten noch eine ziemlich bekannte Erſcheinung geblieben.

Auf der Mühle war nun natürlich nicht länger das Bleiben der von Unglück und Verachtung verfolgten Dirne. Die Müllerin hätte ſie gerne in's Gefängniß gebracht, aber es ließ ſich der rothen Grete keine böſe Abſicht nachweiſen. Alles was ihr zur Laſt fiel, war Nachläſſigkeit geweſen. Sie ſelber war in dem ſchrecklichſten Seelen-Zuſtande. Wenn ſie ſich auch von einer Verbindung mit dem Böſen frei wußte, ſo glaubte ſie doch in den Stunden ihrer Angſt, daß der Böſe ſein Spiel mit ihr treibe. Daß man ihr auswich, daß man ſie ſchimpfte, ſie fand alles natürlich. Sie hätte weit wegfliehen mögen, aus dem Dorfe, unter fremde Menſchen, aber wohin? Je weniger ihr Schmerz zum Gedanken kam, je mehr er dumpf und ſchwer im Gefühle ſtecken blieb, um ſo furchtbarer war er. Und dabei blühte ſie in körperlicher Geſundheit wie eine aufbrechende Roſe.

Der Paſtor hielt ſich für verpflichtet, ſich der von Allen Verlaſſenen anzunehmen. Er nahm ſie auf einige Tage in's Pfarrhaus und lief ſelber von Hufe zu Hufe, um ein Unterkommen, einen Dienſt für ſie zu ſuchen. Aber überall ſchüttelte man den Kopf und ſagte, man wolle dem Herrn Paſtor zwar gefällig ſein, aber das leibhaftige Unglück könne man ſich doch nicht geradezu im eignen Hauſe aufladen.

Der Geiſtliche verzweifelte ſchon an ſeinen Bemühungen. Da begegnete er auf ſeinem Heimgange mitten auf der Wieſe dem Vollhufner Vagler, einem Typus altſächſiſchen Lebenselementes, einer hoch-knochigen Geſtalt, den Sechzigen näher, als den Funfzigen. Durch einen natürlichen Scharfſinn und durch mannigfache Erfahrungen hatte Vagler ſich ein ziemliches Uebergewicht über ſeine ganze bäuriſche Umgebung gewonnen. Er ſah immer hell und klar, mit geſunden, ungetrübten Augen in dem Kreiſe, den er den ſeinigen nannte und aus dem er nicht heraustreten mochte. Jedem das Seinige, Herr Paſtor, pflegte er zu ſagen. Ihnen die Kanzel und mir der Pflug, ſo gehts am beſten und ſo ſoll's beſtehen. Mit dieſem Manne konnte der Geiſtliche offner reden, als mit allen übrigen, und als ſie von einander ſchieden, verſicherte Vagler mit Handſchlag, daß er für die Grete ſorgen und, was auch das ganze Dorf und ſeine eigne Ehehälfte dazu ſagen möchte, ſie in ſeinen Dienſt nehmen wolle.

Ein beſonderer Zug in dem Charakter dieſes alten Bauers war ſeine Freude an ſeinem Hab und Gut und ſeine Sorge es zuſammenzuhalten und zu mehren. Dabei war er eigentlich nicht geizig. Er war manchmal mit kräftiger Hülfe beigeſprungen, aber er that gewiß keinen Schritt, wo er keinen Erfolg abſehen konnte. Für das Alte hatte er eine beſondere Vorliebe, gegen das Neue war er mißtrauiſch geworden und er ſpottete wohl manchmal mit einem derben, bäuriſchen Humor darüber. Er ſah und hörte auf den großen Gütern ſeiner Nachbarſchaft von dem rationellen Betriebe der Landwirthſchaft, von eigenthümlich conſtruirten Säemaſchinen und Pflügen, von Dreſchmaſchinen u. a. mehr, aber auf ſeiner Hufe mußte die Landwirthſchaft ganz in der alten hergebrachten Weiſe, ohne die geringſte Verbeſſerung, betrieben werden, ganz ſo, wie ſie vom Vater auf den Sohn überkommen war. Er konnte und mochte ſich nicht an das Neue gewöhnen, es war ihm gleichbedeutend mit Aufſchneiderei und Betrug. Er wollte nichts als ein Bauer ſein. Und er war ein rechter Bauer.

Auf ſeinen Bauerhof ſollte ſich nun die rothe Grete begeben, nicht als Kindermagd, ſondern als Magd für alle häuslichen und ländlichen Verrichtungen. Der Paſtor entließ ſie mit Ermahnungen, die Grete bei ihrem beklommenen Herzen kaum hörte.

Im ganzen Dorfe hatte Vagler das ſchönſte Beſitzthum. Hoch über Eichen und Buchen empor ragte das ſtattliche, alterthümliche Strohdach ſeines Bauerhauſes. Sein Vater und ſein Großvater hatten unter demſelben Dache das Licht der Welt erblickt und waren unter demſelben Dache geſtorben, um ihm eins der ſchönſten Bauergüter zu hinterlaſſen, eine der prächtigſten Beſitzungen, wie ſie der ſaftige Oſten Holſteins nur aufzuweiſen vermag. Das hohe Strohdach ſenkte ſich, von Moos überwachſen, bis auf die niedrigen Grundmauern und diente ſchon ſeit langen Jahren einer und derſelben Storchenfamilie zur Sommerreſidenz. Dem breiten Wege, der durch das Dorf ging, wendete ſich die Vorderſeite entgegen. Durch den hohen Thorweg, durch den ſchon ſo mancher Erndteſegen hineingeſchwankt, that man einen Blick in die patriarchaliſche Einrichtung dieſes Bauerlebens, welches ſich in dem öſtlichen Holſtein zum Theil noch in altdeutſcher Einfachheit erhalten hat und wovon im mittleren, im ſüdlichen Deutſchland alle Vorſtellungen fehlen. Wir begegnen hier noch einem altſächſiſchen Elemente.

Ueber dem Thorwege las man mit rothen Buchſtaben „Renovirt Anno 1789.“ Seitdem war nichts an dem Hauſe geſchehen. Höchſtens hier an einer ſchadhaften Stelle etwas Mörtel eingefügt und dort, wo der Sturm zu arg gewüthet, ein neues Strohbund auf dem Dache eingebunden. Aber trotzdem ſah das Bauernhaus ſehr ſtattlich aus. Es war noch ein Bau von altem Schrot und Korn, es war ein Bau für Generationen, für die Stetigkeit des Eigenthums in einer und derſelben Familie. Das Eichenfachwerk der Fronte wurde unter ſaftig-grüner Oelfarbe gehalten und gab dem Ganzen einen recht friſchen, heiteren Eindruck. Daß hier ein freier Bauer auf eigenem Grund und Boden wohne, mehr ſelbſt Ariſtokrat, als eine Ariſtokratie über ſich anerkennend, das ſagte Alles. War man über den Vorhof gekommen, deſſen eine Seite ein Teich erfüllte, in welchem Gänſe und Enten ihr luſtig Weſen trieben, während Hühner ihn umgluckten und den auf der andern Seite Schaaf- und Schweineſtälle begränzten, hatte man ferner die großen Kettenhunde vermieden, welche das wandernde und fechtende Proletariat der Handwerksburſchen auf mehre hundert Schritt witterten, ſo konnte man nun durch den Thorweg in das Haus des Vollhufners Vagler eintreten.

Da ſah man einen Raum, hoch wie das Innere einer Kirche, vor ſich, für die Aufnahme der reichen Erndtegaben beſtimmt, für die Lagerung des Kornes, des Heues u. ſ. w., obgleich hinter dem Wohngebäude, in einiger Entfernung, auch noch eine ſtattliche Scheune dafür beſtimmt war. Nur zwei kleine Zimmerchen hatte das große Haus, beide zu beiden Seiten des Thorwegs, mit ihren Fenſtern der Fronte und alſo dem Dorfwege zugekehrt. Das eine war das Staatszimmer. Nur bei beſonders feierlichen Gelegenheiten geöffnet, faſt immer verſchloſſen, dicht angefüllt mit einem altmodiſchen, aber immer doch prächtigen Mobiliare und namentlich durch einen ſchweren, nußbraunen Schrank, dicht beſetzt mit goldenem und ſilbernem Geſchirr, die Wohlhabenheit, den Reichthum des Beſitzers jedem Eintretenden verkündend. Links aber war das einfache, ſchlichte Familienzimmer. Die Wände waren nußholz-getäfelt und durch die Zeit beinahe in's Schwarze nachgedunkelt. Ein langer Eichentiſch nahm die Seite der beiden Fenſter faſt vollkommen ein, zu ihm gehörten Bänke und Stühle von gleicher Einfachheit. Neben dem großen, ſchwarzen Kachelofen erblickte man die Thüre eines Alkovens, in dem Vagler geboren war und worin ſeine Ehefrau ihm wieder einen Sohn geboren hatte. Dieſes dunſtige Zimmer ohne Schmuck und Glanz war der Mittelpunkt eines patriarchiſchen Bauerlebens, die ſchlichte Scene, auf der ſich, ſo lange Vagler denken konnte, ſeine Leiden und Freuden entwickelt hatten.

Ehe wir aber den Faden unſerer Erzählung weiter fortſpinnen, wollen wir uns noch ein Bischen in dem Hauſe und in dem Beſitzthum Vagler's umſehen. Aus dem Familienzimmer, der „Döns“, wie es genannt wird, treten wir in den Thorweg zurück und muſtern das hohe hölzerne Schiff des Hauſes. Kommt da ſo ein hungriger Handwerksgeſelle oder ſo ein großmäuliger Stadtburſche hergelaufen, gleich ſchwimmt ihm das Waſſer im Munde zuſammen, wenn er einen Blick zu dieſen Höhen ſendet. Da hängen ſie, Reihe an Reihe, die fauſtdicken Mettwürſte, die braunen Speckſeiten, die großen Schinken, von dem blauen Rauche des Heerdes, der ſeinen Ausgang noch durch den Thorweg ſuchen muß, luſtig und luſtig umgaukelt. Zu den Seiten der Diele ſieht man die ſauberſten Kuhſtälle, im Sommer von ihren Bewohnern verlaſſen, welche dann Tag und Nacht auf den Koppeln (den, meiſtens durch Nußbaum bewachſenen Erdwälle und von Gräben eingezäunten, Feldern) verbringen, im Spätherbſte aber und Winter alle gefüllt ſind von breitgeſtirnten Rindern, welche mit den elenden Thieren gleichen Namens in Mittel- und Süddeutſchland, wo man ſie auch als Zugthiere gebrauchen muß, eben nur den Namen gemeinſchaftlich haben. Nicht weit davon ſind die Pferdeſtälle. Vagler hat zehn tüchtige Rappen im Stall. Es iſt kein arabiſch Blut und nicht geeignet für das ariſtokratiſche Wandsbecker Pferderennen, aber ein tüchtiger, kräftiger, großknochiger, holſteiniſcher Pferdeſchlag, unverwüſtlich für die Geſchäfte des Ackerbaues und ganz ſtattlich trabend, wenn Vagler ſeinen Staatswagen anſpannt, um auf einen Jahrmarkt oder ſonſt zu einer Feierlichkeit zu fahren. Auf der andern Seite liegen die Schlafkammern für die Knechte und Mägde durcheinander.

Wir haben nun noch einen wichtigen Punkt in der Wirthſchaft überſehen und ſeine Ehefrau würde uns einen ſehr böſen Blick zuwerfen, wollten wir ihrer Milch- und Butterwirthſchaft und den Localen, worin dieſelbe betrieben wird, nicht die gebührende Anerkennung gewähren. Und in der That, eine Milch- und Butterwirthſchaft, wie man ſie in Mecklenburg und Holſtein findet, trifft man nirgends in irgend einem anderen Theile Deutſchlands wieder an. Auf die großen Güter braucht man gar nicht zu gehen, wo die Milch- und Butterwirthſchaft beinahe eine großartige Induſtrie geworden iſt, man kann bei einem ſchlichten

Bauer, wie bei unſerm Herrn Vagler, ſtehen bleiben und man wird den Saft und die Kraft des Landes und ſeiner Producte und die patriarchaliſch-idylliſche Verwirthſchaftung derſelben bewundern müſſen. In dieſen blankgeſcheuerten Räumen fühlt ſich die Ehefrau unſeres Vagler ſtolz, wie eine Königin. Der Boden der Milchkammer beſteht aus ſauber gehaltenen, kühlenden, dunkelrothen Ziegelſteinen, die Wände ſind mit weißen Kacheln gedeckt. Rings umher ſtehen die ſchneeweißen Milchgefäße mit ihren ſpiegelblanken Meſſingrändern, auf denen ſelbſt ein bewaffnetes Auge ſchwerlich ein Stäubchen entdecken würde. Hie und da eine Reihe gebrannter, irdener Schaalen voll fetter Sahne, wie ſie der Städter niemals zu koſten bekommt, gefüllt mit Dickmilch, ſüßer Milch, Buttermilch u. ſ. w. Das Ganze macht den behaglichſten, den appetitlichſten Eindruck. Die Luft wird hier von jenem eigenthümlich-fetten Aroma durchſtrömt, welches man eben nur in den holſteiniſchen und mecklenburgiſchen Milchkammern findet und welches den Ungewohnten, wir wiſſen's nicht beſſer zu ſagen, in eine Art von Milchtrunkenheit verſetzen kann. So ſauber, wie es in den Milchkammern der Frau Vagler ausſah, findet man es freilich nicht in allen Wirthſchaften. Frau Vagler war weit und breit bekannt wegen ihrer ſüßen, kernigen Butter und ſie zweifelte gar nicht daran, daß man zu Hamburg und Lübeck zwiſchen ihrer Butter und aller übrigen Butter einen ganz gerechten Unterſchied zu machen wiſſe. Ein Hamburger Butterhändler hatte der

Frau Vagler erzählt, ihre Butter werde von ihm nach Conſtantinopel verſendet und der Großſultan ſpeiſe davon mit ſeinen Weibern und wolle durchaus gar keine andere Butter mehr eſſen. Das erzählte Frau Vagler mit nicht geringem Stolze Allen, die ſie ſeitdem beſuchten, obgleich es bei dem Schulmeiſter einiges Bedenken erregt hatte, daß eine chriſtliche Frau den Oberſten der Heiden und den Erzfeind der Chriſten bediene.

Das Land, die Felder, die Wieſen, welche der Vollhufner Vagler von ſeinen Vorfahren ererbt hatte, waren ſo reich, ſo ſchön, ſo üppig, wie ſie der reiche, herrlich geſegnete Oſten Holſteins zwiſchen den Ufern der Trave und der Kieler Bucht nur irgendwie aufzuweiſen vermochte. Die Natur dieſer Landesgegenden iſt von einer ſeltenen Fülle, von einer ſtrotzenden Geſundheit. Das Gras auf den Wieſen wächſt, daß ſich die Kühe darin vergraben können, das Korn ſteht dicht und voll, die Bewäſſerung des Landes iſt vortrefflich, der Wuchs der Eichen, der Linden, der Buchen hat hier etwas wahrhaft Majeſtätiſches. Durch die Gebüſche, durch die Hecken der Koppeln, über die Wieſen und wogenden Kornfelder ſchaut die tiefblaue Woge des baltiſchen Meeres in den Segen des Landes hinein und begränzt den Horizont in einer ſchönen unermeßlichen Weite. Auch einige Felder Vagler's zogen ſich gegen das Meer hin und endeten auf der Spitze eines Vorgebirges, welches ſich jach in's Meer ſenkte und welches unten die weißen Wogenkränze lüſtern umſpielten und lockerten. Wenn Vagler da oben ſtand auf ſeiner Scholle, die ihm und ſeiner Familie zu eigen war von Kind auf Kindeskind, wenn er da hinausſah in die unſichere, bewegliche Weite, ſo konnte ihm recht wunderſam zu Muthe werden. Raſch kehrte er ſich rückwärts zu den brüllenden Kühen und Kälbern, zu den wogenden Aehren. Wenn ein Schifflein fernhin über die Wellen ſchwankte, dann drückte Vagler die Pflugſchaar um ſo feſter in die ihm eigene Erde. Er war ein rechter Bauer.

In Vagler's Wirthſchaft ſollte nun die rothe Grete als Magd eintreten und ſie that ihren Gang auf den Bauerhof mit einem bangen, ſchweren Gefühl, welches eben ſo gut auf die Vergangenheit, als auf die Zukunft bezogen werden konnte. Vagler's Ehehälfte empfing ſie verdrießlich und wies ihr mürriſch, als einem ungebetenen Gaſte, eine Kammer an. Frau Vagler hatte ſich dem Entſchluſſe ihres Eheherrn zwar nicht auf die Dauer widerſetzt, denn ſie wußte aus langer Erfahrung, wie feſt ein ſolcher ſtand, aber ſie hatte es doch nicht an Einwendungen und Bedenklichkeiten fehlen laſſen. Grete fühlte es gleich, wie ungern ſie geſehen werde. Unter den Knechten und Mägden aber gab es eine förmliche Rebellion, als es hieß, die rothe Grete iſt zugezogen und der Bauer mußte ſie mit ſtrengen Worten zur Arbeit treiben.

Hätte auf Grete nicht der ſchwere Druck der Vorurtheile gelegen, ſo hätte ſie ſich in ihrer neuen Stellung beinahe glücklich und zufrieden fühlen mögen. Wie ſo ganz anders ging es hier zu, als bei dem

Müller! Es war hier ein ganzes Bauerleben noch im vollſten Gange. Das ganze Geſinde, bis zum Kuhjungen herab, war durch ſeine Arbeit Mitglied des Hauſes und der Familie und aß mit dem Bauer und ſeiner Frau und ſeinem Sohne an demſelben Tiſche, beinahe aus derſelben Schüſſel. Jedes Eſſen wurde mit einem kurzen Gebete eröffnet, welches abwechſelnd, der Reihe nach, geſprochen wurde. Der Bauer theilte beim Frühtiſch in Form behaglicher Berathungen ſeine Anordnungen für den Tag aus und empfing eben ſo am Abend vom Großknechte den Bericht über das, was den Tag über vorgefallen war und was geſchafft worden. Es war hier noch nicht der Riß zwiſchen Dienenden und Herrſchenden, zwiſchen Proletariern und Beſitzenden durchgedrungen, welcher ſich allerdings in den meiſten Bauerverhältniſſen mit immer mehr Schärfe geltend macht und eine Auflöſung der alten Patriarchalverhältniſſe vorbereitet.

Der Bauer empfahl es ſeinen Leuten ernſtlich, daß ſie ſich gegen Grete freundlich und ordentlich betragen ſollten. Er, ſeine Frau nnd ſein Sohn würden ihnen mit gutem Beiſpiele vorangehn. Sie ſollten der armen Dirne weder die Schande ihres Vaters, noch das was ihre Nachläſſigkeit verſchuldet, in irgend welcher Weiſe vorhalten. Wer das nicht thue, den werde er augenblicklich von ſeiner Hufe jagen. Das wirkte äußerlich auf den rohen, ungebildeten Sinn, welcher anfangs erwartet hatte, der Bauer ſelber werde das Signal zum Spotte und zur Zurückſetzung geben. Man ließ die rothe Grete ruhig ihre Wege gehen, man beobachtete ſie ſcharf und neugierig, aber man that ihr öffentlich nichts zu Leide, man ſaß geruhig neben ihr zu Tiſche und langte das Speck und die Klöße mit ihr aus einer Schüſſel. Das war ſchon viel, aber im Hintergrunde gab es ein anderes Schauſpiel, beſonders bei den Dirnen. Die hatten auf alles zu paſſen, was Grete that, und alles, auch das Unſchuldigſte bei Frau Bagler anzubringen. Wenn dieſe ſie auch noch ſo unwillig zurückwies, zuweilen lieh ſie ihnen ja doch ein Ohr. Wenn ſie Leute aus dem Dorf ſprachen, ſo ging es mit den Zungen immer über die rothe Grete her und es ſtand feſt, daß man an ihr noch etwas ganz Abſonderliches zu erleben gedachte.

Während Grete ſich wenigſtens in ihre äußerlichen Verhältniſſe hineinlebte, erwachte die Natur immer friſcher und ſaftiger aus dem Schlafe der rauhen Jahreszeit. Es war ringsum ein liebliches Grünen und Blühen. Es war die Zeit um Johannis, die ſchönſte Jahreszeit auf dem Lande.

Die ländlichen Beſchäftigungen nahmen alle Kräfte auf der Hufe in Anſpruch. Es war keine Zeit zum Faullenzen und Schwatzen. Frau Bagler hatte vom Morgen bis zum Abend in ihrer Milch- und Butterwirthſchaft zu thun, der Hufner ſelber und ſein Sohn bei den Knechten und den Mägden auf dem Felde, bei der Heuwirthſchaft u. ſ. w. Wenn Grete am Tage Heu gerecht oder am Butterfaſſe geſtanden hatte, daß ihr die Arme erlahmten, ſo mußte ſie gegen Abend noch die ſchwere Tracht nehmen, um auf weit entfernte Koppeln zu gehen und dort Kühe zu melken. Nie ſchloß ſie ſich bei ſolchen Gängen an andere Dirnen an, welchen dieſe Abendgänge regelmäßige Gelegenheit zum Scherzen, zum Schwatzen und zu verliebten Zuſammenkünften boten. In der Einſamkeit, wenn ſie ſo zwiſchen den dunkeln, hohen Haſelnußhecken und über die butterblumigen Wieſen dahin ſchlenderte, während am Himmel das glühende Abendroth brannte; war ihr am wohlſten. Begegnete ihr jemand in ihrem Träumen und gedankenloſen Dämmern, ſo fuhr ſie ſchreckhaft zuſammen. Sie war bei all ihrem Unglück und bei all ihrer ſchweren Arbeit ein ſchönes Mädchen geworden.

Als ſie ſo eines Abends mit ihrer ſchweren Milchtracht auf der Heimkehr von der Koppel begriffen und abſichtlich etwas zurückgeblieben war, um die vorausſchlendernde Schaar der lärmenden und ſcherzenden Knechte und Mägde zu vermeiden, ſtand plötzlich, während ſie einen Augenblick am Koppelſchlage ausruhte, der Sohn des Hufners vor ihr.

Goden Abend, Grete! ſagte er.

Goden Abend, Herr! antwortete ſie erſchrocken und nahm ſchnell ihre Tracht, um vorwärts zu eilen. Aber der Hufnersſohn blieb ihr zur Seite. Sie redeten freilich kein Wort mit einander.

Der Sohn des Herrn Vaglers war ſo ziemlich der Gegenſatz ſowohl ſeines Vaters, als auch ſeiner Mutter. Er hatte von dieſer weder die Rührigkeit, noch auch von jenem die Entſchloſſenheit und die Strenge des Characters. Sein ganzes Weſen war Weichheit und ein melancholiſches Inſichgekehrtſein.

Er war ein langer Burſche mit blondem Haare und träumeriſch-blauen Augen. Die ſchweren Bauerarbeiten, denen er ſich auf den Willen ſeines Vaters unterziehen mußte, hatten ſeiner Geſtalt etwas Gebücktes und Gedrücktes gegeben. Der Alte meinte häufig mit kaum verhaltenem Aerger, an ſeinem Sohne und einzigen Erben ſcheine ein Schulmeiſter verdorben zu ſein, ein echter Bauer werde er ſein Lebtag nicht. Er ſitze lieber hinter dem Ofen vor einem alten Buche des Schulmeiſters, worin von Reiſen zu den Wilden und von allerlei unſinnigen Abenteuern erzählt werde, als daß er Freude an dem eigenen Grund und Boden und an der Bearbeitung und dem Wuchſe deſſelben zeige. Er ſei ganz und gar aus der Art der Familie geſchlagen. Wenn dann die Mutter den Sohn in Schutz nahm, ſo pflegte es immer einen kleinen Zwiſt zwiſchen den ſonſt einigen oder doch ruhig neben einander herlebenden Eheleuten zu geben. —

Dieſer Hufnersſohn ging alſo ſchweigend neben der rothen Grete durch das „Redder“. So nennt man in Holſtein die engen Feldwege, welche auf den Seitenwällen mit Buſch bewachſen ſind. Er ſchien wohl etwas auf dem Herzen zu haben, ſagte aber kein Wort. In dem Herzen Grete's war lauter Angſt und Bangigkeit.

Man war nicht mehr weit vom Dorfe. Der Hufnersſohn ſchien an gar keine Entfernung zu denken. Da ſtand Grete ſtill und ſagte entſchloſſen:

„Laten Se mi gahn, Herr Bagler! Was würden die Leute ſagen, wenn ſie mit mir in's Dorf gingen. Um Gotteswillen, Herr Wagler, laten Se mi gahn!"

Der Hufnersſohn warf einen ſchweren, ernſten Blick auf das Mädchen, dann ſagte er, als ob er ſich beſänne:

Adjü!

Adjü! antwortete Grete kaum hörbar.

Dann ſchieden ſie von einander. Grete bog in das Dorf hinein, der Hufnersſohn in die Felder. Es dunkelte ſchon tief. Nur noch ein ſchmaler rother Streifen am Saum des Horizontes deutete auf das Ende eines Tages. Beim Abendbrod fehlte der Hufnersſohn und der Alte ſchüttelte unwillig mit dem Kopfe. Grete ſchwieg, ſie fühlte, daß ihr das Blut in die Wangen ſchoß, aber das Dunkel des Abends verhüllte ihren Schrecken, ihre Schaam und ihre Bewegung.

Der Hufnersſohn warf oft jene halb fragenden, halb wehmüthigen Blicke auf Grete, mit denen ſie von einander am Feldwege geſchieden waren. Grete hatte eine ordentliche Angſt von dieſen Blicken, ſie rührten ihr das ganze Herz auf und brachten ſie in die tiefſte Unruhe, während ſie äußerlich that, als merke ſie nichts von denſelben. Daß der ſchweigſame, ernſte Burſche einen beſſern Eindruck auf ſie machen mußte, als die übrigen Geſtalten ihrer Umgebung, war ganz natürlich, und doch ſträubte ſie ſich, dieſen Eindruck in ſich aufzunehmen. Er, der Hufnersſohn, und ich, die rothe Grete! In dieſen Worten ſagte ſie ſich Alles, was ſie dachte und denken konnte, weiter gingen nicht ihre Gedanken. Mehr als einmal regte ſich der

Wunſch in ihr, die Hufe ſchnell zu verlaſſen. Aber ihre Thatkraft war gebrochen und ſie ging von einem Tag in den andern, bald im mechaniſchen Schlendrian der Gewohnheit, bald erregt von neuen Gefühlen.

Als die Heuerndte glücklich vorüber war, gab es für eine Zeit lang wieder etwas mehr Ruhe. Für Grete war allerdings immer vollauf zu thun, wie für die übrigen Knechte und Mägde und wie für das herrſchende, alternde Ehepaar. Aber der Hufnersſohn konnte einmal wieder etwas mehr ſeinen Grillen und Eigenheiten nachhängen, ohne jeden Augenblick durch den Alten zur ſchweren Bauernarbeit getrieben zu werden. Und was that er? Er hielt ſich, wo möglich, in der Nähe Grete's und heftete auf ſie ſeine Blicke. Um dies zu vermeiden, ſuchte Grete nicht mehr, wie ſonſt, aus freien Stücken die Einſamkeit. Sie verſuchte vielmehr, ſich den anderen Mägden anzuſchließen. Aber es ging nicht. Die Vorurtheile und die Rohheiten waren hier zu groß. Sie wurde immer wieder auf ſich ſelber zurückgewieſen und auf das Alleinſein, auf die Einſamkeit. Sie hatte für ihre Qual recht viele einſame Thränen.

Für den Hufnersſohn war dieſe Zeit eben ſo traurig. Es war in ihm eine Neigung für die zurückgeſetzte, verachtete, ſchüchterne Dirne erwacht und er vermochte derſelben keinen Widerſtand zu leiſten, obgleich er nicht einſah, wohin das führen konnte und ſollte. Er hatte nicht einmal den Muth, gegen ſich ſelber offen zu ſein, er hatte nicht den Muth, der rothen Grete ein freies Geſtändniß zu machen, er hatte für ſeine Neigung nur fragende, wehmüthige Blicke und ein dunkles, vom Inſtinkt getriebenes Sehnen. Dazu fürchtete er vor allen Dingen die Strenge und den entſchiedenen Widerſpruch ſeines Vaters. So lebte er hin und ſchlich der Grete nach, wie ein Schatten, ohne ihr geradeaus zu ſagen, wie ihm um's Herz war. Er wurde ſtiller, als er jemals geweſen, er wurde bläſſer. Die Alten ſahen wohl die äußere Veränderung, welche mit ihrem Sohne vorging und zeigten von Zeit zu Zeit eine Beunruhigung darüber. Der ſtrenge Alte ſprach ihn ſogar, auf langes Zureden der Mutter, einſtweilen von den Feldarbeiten frei. Aber den Grund der Veränderung begriffen ſie nicht. Wie hätten ſie auch an eine wachſende Liebe ihres einzigen Sohnes zu der rothen, verachteten Grete denken können? —

So ging es hinein in den vollen, glühenden Sommer. Der Alte wanderte mit Behaglichkeit durch ſeine wogenden Felder und rechnete und überlegte. Ueberall wetzte man die Senſen für die nahe Zeit einer geſegneten Erndte, wie ſie manches Jahr nicht geweſen war. Der Paſtor betete alle Sonntage für das Glück der nahenden Erndtezeit und die Käthner und Tagelöhner gaben ſich in Dienſt bei den reichen Bauern. Es war Alles in der vollſten Thätigkeit vom erſten Scheine des Tages an bis zum tiefen abendlichen Dunkel. Müſſig konnte und durfte jetzt niemand ſtehen.

Auch Grete war mit den andern Knechten und Mägden regelmäßig auf den Feldern beſchäftigt. Ueber die ſchwere Arbeit und den Schweiß, welchen ſie dabei vergoß, mochte ſchon etwas von ihrem innern Herzenszuſtande vergeſſen. Eben ſo mußte ſich der Hufnersſohn zu anſtrengenden Geſchäften, zu dem Aufladen des Kornes und dem Einfahren deſſelben bequemen. Der Alte ſelbſt war in ſeiner Rührigkeit aller Orten zu finden. Die Alte ſtand am Heerde und war vollauf mit Kochen beſchäftigt. Die Zeit der Erndte und der Arbeit pflegt hier auf dem Lande noch durch eine beſſere und kräftigere Koſt, als gewöhnlich, erleichtert zu werden.

So ging wieder ein heißer, arbeitsſaurer Erndtetag zu Ende und Grete kehrte von den Feldern in's Dorf zurück. Die andern Knechte und Mägde waren ſchon vorauf in gewohnter Weiſe. Die rothe Grete arbeitete wohl mit ihnen, aber ſie ging nicht mit ihnen. Ihre Kräfte waren vollſtändig erſchöpft, kaum konnte ſie dem Schlaf widerſtehen. Durch die heißen Redder wehte ein kühler Abendwind von der See herüber und die Natur hüllte ſich immer tiefer in das ſchwarzgrüne Gewand ihres prächtigen Sommernachtmantels. An einem alten Felsſteine ließ ſich Grete nieder, um einen Augenblick auszuruhen, aber der Wille war ſchwach und ſie fiel, eingeſungen von den Grillen und den quakenden Fröſchen, in einen tiefen Schlummer.

Als ſie wieder erwachte, tropfte der Thau auf das Gras und der Mond ſtahl ſich durch die Gebüſche. Sie wollte emporſpringen, aber ſie fühlte ſich gehalten, es war ihre Hand gefaßt. Es fiel darauf etwas nieder, was Thau oder Thräne ſein konnte. Es lag eine dunkle Mannsgeſtalt vor ihr auf den Knieen.

Es war des Hufnersſohn.

Herr Jeſus! rief Grete mit einem Schrei natürlichen Schreckens.

O Grete, antwortete der Hufnersſohn, ſi doch nich bange vör mi. Ick kann't nich länger erdrägen, wat mi up den Hatten liggt. Kick mi an Grete, du ſöte Grete, kick mi an und ſegg mi ob du mi bös büſt!

Ne, Herr Vagler, ne! Laten Se mi to Hus gahn, ach laten Se mi arme Deern doch gahn. Ick heff Se doch nix to Lede dahn. Se ſünd ja de rieke Buernſöhn und ick bün de rothe Grete!

Ach, Grete, ſagte er, du ſaſt mine Grete ſien. Mien Hatt güng intwei, wenn ick ahne dir lewen ſchull. Was frag ick na Vader und Moder! —

Herr Vagler, rief Grete, Se verſündigen ſick!

Ick bün di ſo god, Grete! Ick bün di ſo recht von Hatten god. O, ſegg mi, Grete, kannſt du mi wedder god ſinn, denn will ick alles wull macken.

Herr Vagler, ick bün een Deenſtmagd und de rothe Grete!

O, ſi du mien Grete, ſi du mien Hattensgrete.

Grete war aufgeſtanden. Bei ſeinen letzten, weich und freudig geſprochenen Worten hatte der Hufnersſohn das Mädchen umfaßt und ſie ließ es ſich gefallen, ſie weinte ſtill vor ſich nieder. Sie ſagte nichts, aber ſie lehnte ſich an die Schulter des ſchwankenden Burſchen und ſo gingen ſie durch die Nacht, durch das mondbeglänzte Redder. Sie hatte vergeſſen, daß ſie die rothe Grete und die Dienſtmagd und daß er der reiche Hufnersſohn ſei. Es war wohl von dem Sterne der Liebe ein Strahl in das Herz der ſo ganz verlaſſenen Dirne gefallen. Daß ſie, die Verachtete, die Verſpottete, geliebt werden könne, welch ein Gedanke!

Wenn wir die kleine Unterredung zwiſchen dem Hufnersſohn und der rothen Grete in plattdeutſcher Sprache mitgetheilt haben, ſo konnten, ja ſo durften wir nicht anders. Es iſt hier Form und Inhalt, Gefühl und Wort noch ſo innig verwachſen, daß man eins nicht von dem andern trennen kann und daß durch eine Uebertragung in das geglättete und gewandte Hochdeutſch der ganze Charakter verloren gehen müßte. Das Plattdeutſche nämlich iſt kein Dialect, ſondern eine Sprache mit ihren eigenen Wurzeln. —

Das Dorf lag vor ihnen im Mondſchein. Alles war ſtill und todt und ruhte von der Arbeit, obgleich die Dorfuhr noch nicht zehn geſchlagen. Die Hofhunde bellten und heulten. Grete ging mit dem Hufnersſohn durchs Dorf. Es ſah ſie ja niemand. Sie war wie in einem Taumel. War es Ueberwachtheit? War es die höchſte Erſchöpfung der Kräfte? Oder war es die neue Macht der Liebe? War es das neue Gefühl, ſich von einer Seele nicht verachtet, nicht gleichgültig angeſehen, ſondern geliebt zu wiſſen? Und wer durfte mit ihr rechten, wenn ſie, anfangs noch ſo ſcheu und zitternd, gern ſich überließ dem neuen in ihr beginnenden Leben? Der Hufnersſohn und die rothe

Grete, ſie hatten ſich verſtändigt und ſie trennten ſich erſt auf der Schwelle.

Und ihre Liebe war und blieb das Geheimniß der beiden. Ihr Glück war in ihnen, in ihrer Einſamkeit. Gegen ſie war die ganze Welt, ihre ganze Umgebung. Sie hatten für ſich nur verſtohlene Worte und Blicke und die verſteckteſten Zuſammenkünfte, aber dieſe Augenblicke waren ihnen genug für die Tage der ſchwerſten Arbeit und der ſtillſten Sorge. Denn in die Liebe der rothen Grete miſchte ſich die Furcht und die Bangigkeit. Sie war zu ſehr gebeugt durch den Druck des Lebens, als daß ſie ſich über die verſchiedenen Stellungen hätte hinwegſetzen können. Es klang immer in ihr wieder: er, der reiche Hufnersſohn und ich, die rothe, die verachtete Grete! Und wenn ſie dann den Alten ſah mit ſeiner Strenge und ſeinem Ernſte und die Alte mit der behaglichen Sorge für die Zukunft des einzigen Sohnes, das ſchnitt ihr in's Herz und ſie glaubte ſich auch hier wieder als Uebel- und Elendſtifterin betrachten zu müſſen. Und mit dem Hufnersſohn war es kaum etwas anderes. Er war eine zu ſchwache Natur, um mit Erfolg gegen ſeinen ſtrengen Vater und mit Ausdauer auftreten zu können. Das fühlte er ſelber, deshalb ſetzte er ſich in ſeiner Schüchternheit über die Wirklichkeit hinweg und ſuchte einen Troſt und eine leere Hoffnung im Gebiete der Romantik, wozu ihn ſein Sinn durch eine wirre Lecture verleitet hatte. Er dachte an Flucht, an ferne Länder und an Abenteuer aller Art. Er war ein kleiner irrender Ritter im bäueriſchen Kittel geworden.

Der alte Bagler fühlte ſich dieſes Mal von den Anſtrengungen der Erndtearbeit erſchöpfter als jemals; er merke, daß ſeine Knochen alt würden, ſagte er, er werde es wohl nicht mehr all zu lange machen. Als er eines Abends mit ſeiner Frau auf der Bank unter dem Lindenbaum ausruhte und die Tagesbegebenheiten und Geſchäfte mannigfach durchgeſprochen hatte, faßte er die Hand ſeiner Ehehälfte, die eben auch, ganz gegen ihre Gewohnheit, über die Mühen des großen Hausſtandes geklagt hatte und ſagte:

Mutter, wie wärs denn, wenn wir uns zur Ruhe begäben?

Nu, es mag Zeit ſein, zu Bett.

Aber auch Zeit fürs Altentheil, Mutter. Es müſſen friſche Kräfte in die Wirthſchaft, die unſern, die alten ſind abgenutzt.

Da müßte der Junge ja heirathen, ſagte die Mutter mit einem Tone, der zugleich Freude und Verwunderung ausdrücken konnte.

Freilich, Mutter, freilich! Heirathen muß er. Das Heirathen wird ihm die Grillen vertreiben Und ich denke es wird nicht an Dirnen fehlen, die nach unſerm Jungen ausſehen. Er bekommt eine Wirthſchaft mit, wie keine im Dorfe und kann deshalb auch etwas fordern.

Jenu! ſagte die Mutter und ließ ſchon die reichen Bauerdirnen im Dorf die Kritik und die Revue paſſiren.

Wir übergeben, ſagte der Alte, dem Jungen alles was da iſt und das iſt alles im beſten Stande, und bedingen uns nur das Altentheil und daß er uns einſt als Sohn die Augen zudrückt. Aber was mitbringen muß ſeine Frau und über die Wirthſchaft muß ſie auch her ſein; nur nicht ſo eine Zierpuppe, wie da drüben. Sie muß ſich ſelber ein bischen auf den Pantoffel verſtehen, was du nicht nöthig gehabt haſt, Mutter. Denn unſer Junge iſt etwas aus meiner Art geſchlagen und es wird wohl die Frau das Hauptregiment auf der Hufe führen müſſen. Gute Nacht, Mutter, überleg's dir, was ich geſagt hab' und denk' ein bischen an die künftige Hausfrau. Ich mein', die heurige Erndte iſt meine letzte Erndte geweſen und ich bin ſelber bald mähreif.

Dabei erhob ſich der alte Hufner und verſchwand allmählig im Thorwege ſeines Hauſes.

Unſere Alte hatte es von da an ſehr wichtig. Daß Hufner Vagler ſich aufs Altentheil ſetzen und ſeinem Sohne die Wirthſchaft übergeben wollte, war ein großes Ereigniß für das ganze Dorf und vor allen Dingen für die Bauern, deren Töchter in einem heirathsfähigen Alter waren. Es hatte keiner übel Luſt, ſeine Tochter in die Vagler'ſche Hufe hineinſitzen zu ſehen. Es wurde alles genau taxirt und wohl erwogen. Es wurde einer Drittperſon geſteckt, was man der Tochter mitzugeben gedenke und dieſe Drittperſon mußte es dann gleich der Frau Vagler hinterbringen. Dieſe fühlte ſich dadurch jetzt als die wichtigſte Perſon des Dorfes und hatte die vollſtändigſte Auswahl. Ihr ſonſt ſo ſchwaches Gedächtniß wußte die baaren Summen und die Stücke Linnen und alles, was zur Ausſtattung der einzelnen Dirnen gehören ſollte, genau zu behalten und ſtrenge zu unterſcheiden. Eine Heirathsangelegenheit wird zwiſchen reichen Bauersleuten in jenen Gegenden gar nicht anders als ein Kaufcontract betrachtet, es wird gehandelt und gefeilſcht, zugelegt und abgedungen. Wenn die Eltern einig ſind, wenn man ſich über die Bedingungen verſtändigt hat, ſo kommt es auf die Meinung derer, über deren Lebensglück eine eingewurzelte Gewohnheit, die Brutalität des bäuriſchen Beſitzes, des verfeſteten Eigenthums entſcheidet, ſehr wenig an. Es wird nicht aus Liebe, es wird nur aus Intereſſe geheirathet und die Ehe iſt nichts anderes als ein Geld erwerbendes und Erben erzeugendes Inſtitut in dieſen Kreiſen geworden. Die Bauernariſtokratie thut hier daſſelbe, was die Adelsariſtokratie, nur unter feineren Lebensformen, immer gethan hat.

Der Hufnersſohn machte zu den Anſtalten ſeiner Mutter ein trauriges Geſicht, was dieſelbe kaum begreifen konnte. Aber er ſagte nie ein Wort gegen alle ihre Heirathsgedanken und Heirathspläne. Er hörte alles ruhig an und behielt ſeinen Widerſpruch in ſich. Die Mutter hielt ſein Schweigen für Verlegenheit und meinte, das werde ſich ſchon geben, wenn nur die Frau erſt da ſei. Obgleich es Erndtezeit war, ſo gab es doch manche Kaffeeviſiten auf der Hufe. Die reichen Bäuerinnen ſprachen mit ihren heirathsfähigen Töchtern beſonders des Sonntags im größten Staate bei Frau Bagler vor. Der Hufnersſohn war der Gegenſtand allgemeinſter Aufmerkſamkeit, aber er ſuchte ſich immer bei Zeiten hinaus in die Felder zu ſtehlen, wo er die rothe Grete zu finden wußte.

Da ſaß dann das Paar an einer verſteckten Stelle unter dem Dache eines alten Eichenbaums und die rothen Locken der ſchönen Dirne wallten über die Bruſt des blaſſen Burſchen. Er umſchloß ſie feſt und feſter und küßte ihr die Thränen der Sorge aus dem Auge. Er ſchwur es ihr zu, daß er ſich nie dem Willen ſeiner Alten beugen, daß er im Augenblicke, wo es darauf ankomme, frei und beſtimmt reden wolle und die Liebe ſiegte dann wieder über die Bangigkeit und über die Sorgen der Zukunft, und Grete wurde ganz die Seine. —

Die jüngſt noch wogenden Aehrenfelder verwandelten ſich allmählig immer mehr und mehr in Stoppeln, auf welchen die Kinder der armen Tagelöhner noch einige Aehren ſuchten, und die Scheunen der reichen Bauern waren gefüllt. Es nahte die Zeit des Erndtefeſtes oder, wie es in jenen Gegenden genannt wird, des „Erndtebieres,“ und am nächſten Sonntage ſollte es auf der Vagler'ſchen Hufe ſtattfinden. Es wurde die große Diele des Hauſes mit Buſch und Blumen geſchmückt und in einen Tanzſaal für die Knechte und Mägde und jeden, der wollte, eingerichtet. Die Dorfmuſikanten waren geladen. Ein prächtiger Erndtekranz, von ſeidenen Bändern und Flittergold rauſchend, hing vor der Einfahrt des Hauſes. Bier und Branntwein war im Ueberfluß da, Weißbrod war in Menge gebacken worden.

Das Staatszimmer war gelüſtet und gereinigt. Das alte Mobiliar und das Silber und Gold im Schranke glänzte noch einmal ſo hell. Auf dem ſauber gedeckten Tiſche ſtand eine mächtige Kaffeekanne und Frau Vagler, ſelber im Sonntagsſchmuck, erwartete ihre Gäſte. Der alte Hufner ſtopfte die Tonpfeifen und warf einige unruhige, unzufriedene Seitenblicke auf ſeinen Sohn, der ſtill und wie in Selbſtvergeſſenheit daſaß und vor ſich hinſah.

Auf der Diele draußen tönten ſchon die Fideln und die Pfeifen und die Knechte und Mägde wirbelten und jauchzten ſchon durch einander. Selbſt die Tagelöhner waren dabei und ſuchten nach Bier und nach Schnaps und nach Weißbrod und wollten ſich darüber freuen, daß mit ihrem Schweiße der reiche Bauer noch reicher geworden ſei. In der Staatsſtube wurden die Gäſte noch erwartet und Grete, die in ihrem Sonntagsputze ſchöner als jemals ausſah, war beſtimmt, der Hausfrau bei der Aufwartung hülfreiche Hand zu leiſten.

Endlich erſchienen Einzelne von den Gebetenen auf der Hufe, die reichen Bauern und die reichen Bäuerinnen, alle feſtlich aufgepuſtet und mit allen möglichen Complimenten beginnend, ſich räuſpernd, ſchneuzend und ſetzend. Es ging an ein Nöthigen zum Zulangen und an ein unaufhörliches Danken. Bald begann das Kaffeetaſſengeklapper. Der ſelbſtgebackene Kuchen der Frau Vagler wurde vortrefflich befunden und bald waren auch die Tonpfeifen der alten Herren im Gange. Um den Segen der Erndte und um den künftigen Kornpreis drehten ſich hier die Geſpräche.

Heirathsluſtige Dirnen waren bis jetzt nicht unter den Gäſten, wohl aber Mütter und Väter, die ihre Töchter gern weggegeben hätten. Man munkelte im Dorfe, es ſei zwiſchen Vagler's und Frank's in Richtigkeit gebracht worden und hatte, im verbiſſenen Aerger und ſtillen Neid, die Dirnen deshalb von einer Feier ausgeſchloſſen, bei der man glaubte, eine Erklärung von beiden Seiten erwarten zu können.

Es fehlten noch Einige. Frau Vagler ſah unruhig durch das Fenſter. Da flog gerade ein kleiner, aber höchſt eleganter Stuhlwagen, mit zwei blanken, kräftigen Braunen beſpannt, in den Hof der Hufe hinein und auf demſelben ſaß der reiche Bauer Frank mit ſeinem dicken Bauche und neben ihm ſeine einzige Tochter in ihrem prächtigen Putze mit ſeidenen Bändern und wehenden Federn.

Als nun die beiden in's Zimmer traten, begrüßte man ſie mit jenem Reſpecte, welchen das Publikum immer vor den Hauptperſonen in einer Komödie hat. Der reiche Frank antwortete mit einem behaglichen Kopfnicken, ſeine Tochter mit einer Verbeugung, der nicht das vom Tanzmeiſter Einſtudirte, ſondern nur die natürliche Eleganz der Grazie fehlte. Die Frau Vagler flog der jungen Dame ſo behaglich-freudig entgegen, als ob ſie in ihr ſchon die künftige Hausfrau erblicke. Der Hufnersſohn wurde roth, als ſie ihn anſah und machte einen ziemlich linkiſchen Kratzfuß.

Das junge Fräulein Frank war ein derbes, groß⸗knochiches Frauenzimmer mit blonden Haaren und rothen Backen. Sie wußte die Mägde und Knechte zu regieren und führte, da ihre Mutter ſchon lange todt war, allein die Wirthſchaft auf der Hufe ihres Vaters. Sie hatte etwas Entſchloſſenes und Feſtes in ihrem Weſen und das eben war's, was dem alten Hufner ſo ſehr zu gefallen ſchien. Aber ſie war in ihren ganzen Manieren auch unendlich komiſch. Ihr Papa hatte ſie nämlich in jüngern Jahren nach Lübeck in die Penſion geſchickt, wo ſie mit einigen Brocken Franzöſiſch und anderen Brocken zu einer vornehm⸗gebildeten Dame herausgeputzt werden ſollte. Ihr bäuriſches Element ſchlug bald wieder durch, als ſie aus der Dreſſur in das heimathliche Dorf zurückgekehrt war, aber es blieb ihr von daher die Affektation, die vornehme Dame zu ſpielen und ſich mit ihrem Geſchmack und ihrer Bildung herauszublaſen. Sie wußte ſich weit mehr auf ihr Klaviergeklapper und auf ihr Parlez-vous-francais, als auf ihre Butterwirthſchaft und als auf alle ihre andern häuslich⸗ländlichen Tugenden. Ihre von der Arbeit angegriffenen Hände hatte ſie in die knappſten Glacéehandſchuhe hineingeklemmt. Ihr ganzer Putz war zwar reich und koſtbar, aber doch vollkommen geſchmacklos und überladen.

Als Grete mit einer neuen Kaffeeauflage in's Zimmer trat, warf die junge Dame vornehm den Kopf zurück, muſterte das beſchäftigte Mädchen einige Augenblicke und ſagte dann:

Aber ſagen Sie einmal, meine liebe Frau Bagler, iſt das nicht unſere ehemalige Gänſehüterin, die rothe Grete? Wie können Sie denn mit dieſer Perſon in der Wirthſchaft fertig werden? Bei uns brachte ſie, ſo viel ich noch weiß, lauter Unglück unter die Gänſe und ſpäter —

Sie hielt plötzlich inne, weil ein zorniger Blick des Hufnersſohnes ihre Verwunderung erregte. Aber jeder wußte, was ſie ſagen wollte. Die Grete war feuerroth geworden und ging ſo ſchnell als möglich aus dem Zimmer, um durch Thränen eine Beruhigung zu finden.

Die Grete thut ihre Pflicht und man ſoll ihrer nicht ſpotten. Ein Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth! ſagte der alte Hufner. Und was das Gerede von der Hexerei betrifft, ſo war das ein rechter Unſinn.

Die Bauerweiber ſteckten ihre Köpfe zuſammen und ziſchelten und flüſterten. Die junge Dame zog verächtlich die Lippen in die Höhe. Der alte Hufner ärgerte ſich und wußte zu dem allen nicht recht, was er weiter ſagen ſollte. Er zog aus ſeiner Tonpfeife ſeine Gedanken und war mit ſeiner künftigen Schwiegertochter gar nicht mehr ſo recht von Herzen zufrieden. Da ſaß ſein Sohn ſtille und ſah regungslos vor ſich nieder. Der Alte dachte an die Zeit ſeiner Jugend und wie die junge Welt jetzt ſo ganz und gar anders geworden.

Der alte Hufner verließ einſtweilen das Zimmer, um auf andere Gedanken zu kommen. Auf der Diele jauchzten die Knechte und Mägde und die Käthner zogen vor ihm den Hut. Als er aus dem Thorwege getreten war, watſchelte ihm der reiche Bauer Frank entgegen.

Ja, ja, man wird alt, Nachbar! ſagte dieſer und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne.

Hm! ſagte der alte Hufner.

Was iſt euch, Nachbar?

Mir gefällt die junge Welt nicht mehr! ſagte der Alte. 's geht heutzutage nicht mehr, wie vor Zeiten!

Recht, Nachbar, recht! antwortete Frank. So wollen wir uns mit der jungen Welt auseinanderſetzen. Sind wir einverſtanden?

Hm! ſagte wieder der Alte.

Nicht? Hm! Was heißt das, hm? fragte Frank und blieb ſtehen.

Ihr habt mein Wort! Antwortete der alte Hufner. Kommt, laßt uns reden.

So mein ich's auch, Nachbar! erwiederte Frank. Ich übergeb' meinem Jungen die Hufe und ſetz' mich auf's Altentheil. Meiner Dirne zahl' ich, ohne ihre Ausſteuer an Linnenzeug und anderem Krimskrams, 20,000 Thaler baar heraus. Iſt's euch genehm? 's wird 'n Paar werden, wie im Dorfe ſeit langer Zeit keins vor dem Altar geſtanden!

Es iſt abgemacht, ſagte der alte Hufner und hielt die Hand hin.

Ein Mann, ein Wort, erwiederte Frank und ſchlug ein, daß es klatſchte.

Sie gingen zurück nach dem Hauſe. Der alte Hufner in ernſten Gedanken, Frank in vollſter Zufriedenheit. Noch einmal blieb der Alte ſtehen und ſagte zögernd:

Aber die jungen Leute?

Bah! erwiederte Frank. Das verſteht ſich von ſelbſt. Meine Dirne iſt nicht ohne Kopf geboren und euer Junge doch auch nicht?

Es iſt abgemacht, ſagte noch einmal der alte Hufner. Ich will mit ihm reden. Zu Martinstag wird die Hochzeit.

Frank trat mit großer Zufriedenheit in's Zimmer und ſchickte ſeiner Tochter einen Blick des Verſtändniſſes zu. Aber dieſer Blick war von den Bauerweibern nicht unbemerkt geblieben. Es iſt Alles in Ordnung, hieß es in ihrem Geflüſter. Sie hätten zum Theil vor Aerger platzen mögen, wenn ſie an ihre eigenen Töchter oder Söhne dachten. Man erwartete begierig den Abend, wo die Sache doch laut und klar werden müſſe. Man klopfte wohl in übergroßer Neugierde vor der Zeit bei Frau Vagler an, aber ſie hatte nur ein ſchlaues viel und wenig ſagendes Lächeln.

Der alte Hufner nahm ſeinen Sohn auf die Seite, denn Abends beim Eſſen ſollte wirklich Alles in Richtigkeit ſein. Es muß eine ſchwere Stunde geweſen ſein und eine harte Scene gegeben haben. Als ſie beide wieder in dem Zimmer erſchienen, war der Vater noch ernſter und unwirſcher und der Sohn noch gedrückter und ſchwankender als jemals.

Der Tiſch war gedeckt, die Erwartung las man in allen Blicken. Das Gebet war geſprochen und die Gläſer waren gefüllt. Da erhob ſich der alte Hufner mit großer Ruhe. Er hielt das Glas empor und ſagte, er bitte die Geſellſchaft ein Glas auf das Wohl eines neuen verlobten Paares, ſeines einzigen Sohnes mit der Tochter des Herrn Frank, zu leeren. Der Bauer Frank nickte mit dem Kopfe und Frau Vagler warf einen triumphirenden Blick über die ganze Geſellſchaft. Das gab ein Lärmen und Schreien und ein Geklinge, daß die Gläſer zerſprangen. Das Fräulein Braut nahm die Gratulationen mit ſehr viel Ruhe und Zufriedenheit an, der Bräutigam ſaß da, als wiſſe er von gar nichts, als wiſſe er kein Wort zu ſagen. Die Mutter ſteckte ihm ein Glas in die Hand, damit er doch nur anſtoßen könne. Alsdann verbreiteten ſich die Bauern und die Bäuerinnen über das Glück des jungen Paares, über die vortreffliche Wahl und wie die beiden Leute ſo ganz für einander geſchaffen wären, über das Geld und das Gut, über die Ausſteuer u. ſ. w. Im Grunde hätten ihre Herzen vor Neid eben ſo ſpringen mögen, wie die Gläſer in ihren Händen ſprangen.

Wer hätte wohl Zeit gehabt, in einem ſo wichtigen Augenblicke an ein ſo niedriges Geſchöpf, wie die rothe Grete zu denken? Sie trat mit Schüſſeln in der Hand gerade in's Zimmer, als der alte Hufner den Toaſt ausbrachte. Ihr Schrei verlor ſich in dem allgemeinen Geſchrei. Sie ſetzte die Schüſſel nieder und floh. Auf der Diele kamen ihr betrunkene Knechte entgegen, umarmten ſie im rohen Uebermuth und warfen das unglückliche Mädchen einander zu, als ob ſie mit ihr tanzen wollten. Die Dirnen lachten dazu. Das Jauchzen und Fideln tönte der rothen Grete furchtbar in die Ohren. Sie bat, ſie flehte, man lachte ſie aus, man zauſete ſie nach allen Seiten, ſie war ja die rothe Grete. Endlich riß ſie ſich los von dem rohen Haufen, der wieder in den Tanz hineinſtürzte, und floh über den Hof in die ſonntägliche Einſamkeit der Wieſen und Felder.

Klar und ſchön war die Sonne zu Rüſte gegangen über den Koppeln. Es raſchelten herbſtliche Winde in den Büſchen und Feldern. Grete irrte von Redder zu Redder. Bald ſtand ſie an dem Vorgebirge, welches ſich gegen das Meer hinwendet, bald war ſie wieder am Saume des Birkengehölzes. Ihre innere Unruhe ließ ſie nirgends verweilen. Ihr irrer Fuß trieb ſie durch Büſche und Wieſen, bis ſie endlich, nicht allzufern von der Hufe, am Graben niederſank und das dürre Gras mit ihren Thränen netzte.

Die Fideln und die Pauken verſtummten. Das Erndtebier war geſchloſſen, die Gäſte verließen das Haus, auch der Bauer Frank mit ſeiner verlobten Tochter. Der Hufnersſohn mußte ſie bis an den Wagen begleiten. So lange war er gefeſſelt durch die Strenge ſeines Vaters, jetzt aber hielt ihn nichts mehr und er flog an dem Alten vorüber, durch die Knechte und Mägde hindurch, mit einer Haſt, die ſich niemand erklären konnte.

Der Alte ſah ihm ſtarr nach und ſchüttelte langſam mit dem Kopfe.

Der Hufnersſohn ſuchte die rothe Grete und fand ſie. Aber jetzt mußte ſie beinahe der Mann ſein und er war beinahe das Weib. Die Dirne mußte den jungen Burſchen ſchütteln und aufrichten, ſo war er in ſich zerfallen, ſo rathlos war er geworden durch die Vorgänge, durch die Ueberrumpelung des Tages. An der rechten Stelle hatte er nichts zu ſagen und nichts zu verweigern gewußt, jetzt ſchwur er, daß ihn niemand zu der Bauerntochter zwingen ſolle, daß er eher, als das geſchehe, zu allem Möglichen fähig ſei. Grete erſchrak vor ſeinem fieberhaften Wahne und ſeinem dunklen Gemüthszuſtande.

Fortan gab es traurige Tage auf der Hufe. Die Abende waren länger geworden, das Familienzimmer war nicht mehr das Bild der Eintracht, ſondern der Zerriſſenheit. Zwiſchen Vater und Sohn ging es hart her. Der Alte ſaß die langen Abende düſter und ärgerlich in ſeinem Lehnſtuhle und murrte über Alles, der Sohn eben ſo unthätig im Schatten der Lampe. Die Mutter ſpann und die Braut pflegte häufig mit ihrem Spinnrade herüber zu kommen. Von der Einrichtung des Hauſes, von der Wirthſchaft war da die Rede. Daß die Hochzeit zu Martinstag werden ſolle, war eine abgemachte Sache. Der Bräutigam konnte keine Liebe geben, aber die Braut kümmerte ſich auch gar nicht darum. Sie wollte eben nur in eine ſelbſtſtändige Wirthſchaft einſitzen und Frau ſein. Die beiden Leute verhielten ſich zu einander, als ob ſie ſich ganz fremd wären. Grete ging ab und zu und war auch zuweilen beim Spinnen beſchäftigt. Die Verächtlichkeit, mit welcher die Frank ſie behandelte, ſchnitt ihr das Herz durch. Zu dieſen Familien- und Seelenzuſtänden paßten die Herbſtwinde, welche mit ſchweren Regenſchauern ans Fenſter klatſchten. Als der alte Schulmeiſter des Dorfes mit Tode abging, meinte der Alte, Klapperbein ſei nur ſo eben an ihm vorübergeſtrichen, es hätte aber immerhin kommen mögen.

Es waren nun nur noch acht Tage bis zur Hochzeit. Die rothe Grete war in dem beklagenswertheſten Zuſtande, denn ſie fühlte ſich Mutter. Bei dem Hufnersſohn fand die Unglückliche keinen Troſt, ſie mußte ihn noch tröſten und ſein geſtörtes Gemüth zu beruhigen ſuchen. Er war immer bläſſer und ſtiller geworden. Die Rede erſtarb ihm auf der Zunge und im Halſe, wenn er einen entſchiedenen Widerſtand gegen den Alten herauskehren wollte, es verließen ihn da alle Kräfte. Dabei hatte die Dirne vollauf zu thun, die Hochzeit vorzubereiten, und ſie mußte ſich in Gehorſam den Anordnungen der ſchon vollkommen als Frau herrſchenden Braut unterordnen.

So vergingen noch Tage. Eines Abends war der Hufnersſohn einen Augenblick allein mit der Magd in dem Familienzimmer. Es war ein drückendes Schweigen.

Heute Abend, Grete, fing der Burſche endlich an, ſag ich dem Alten Alles. Morgen muß die Frank aus dem Hauſe, mag's kommen, wie's will.

Ihr ſeid zu krank und zu ſchwach, antwortete Grete, um noch etwas zu vermögen. Ach, was bin ich für ein armes, unglückliches, Gott verlaſſenes Weſen!

Der Hufnersſohn ſchüttelte mit dem Kopf und ſchwieg. Da trat der Alte ein, warf die naſſen Kleider ab und fuhr in die Pantoffeln. Alsdann ſuchte er verdrießlich den Lehnſtuhl. Grete verließ das Zimmer.

Es war ein langes Schweigen wieder zwiſchen Vater und Sohn. Das Gemach war nur traurig erhellt, die Winde pfiffen an den Mauern herum und die Hofhunde bellten. Dadurch wurde alles noch unheimlicher.

Vater! ſagte endlich der Burſche.

Was haſt du, Sohn? fragte der Alte im milden Tone.

Es drückt mir's Herz ab, Vater! erwiederte jener. Könnt ihr's vor Gott verantworten, wie ihr mit mir verfügt? Ich kann die Frank nicht nehmen — und ich will's nicht! ſetzte er beſtimmter als jemals, aber leiſe hinzu.

Kannſt nicht? Willſt nicht? kopfſchüttelte der Alte. Wirſt aber müſſen, mein Junge. Da läßt ſich nichts mehr rückgängig machen. Kann nicht als wortbrüchiger Hund in die Grube fahren. Brauchſt eine Frau, wie die Frank iſt. Das weiß ich beſſer. Paar Tage weiter und 's iſt alles in Ordnung.

Gott iſt mein Zeuge, Vater! Ich kann ſie nicht nehmen.

Was haſt denn, Junge? Was haſt denn? Sprich grad heraus! Laß mich mal hören!

Ich kann die Frank ja nicht lieben, Vater! Ich liebe ja eine andere, Vater, ich liebe die rothe Grete!

Die rothe Grete!!

Das war ein Wort, wie Blitz und Donner zugleich. Der Alte erhob ſich aus ſeinem Lehnſtuhl und trat dicht vor ſeinen Sohn hin, als wolle er das unmögliche Wort noch einmal und richtiger vernehmen. Die rothe Grete! Die Magd! Das Kind des Verbrechers! Die Tochter der Schmach und der Schande! Die verachtete, niedrige Dirne! Die Kindesmörderin! Die Hexe! Und ſein Sohn, ſein einziger Sohn, der Erbe ſeiner Hufe! Das war mehr, als er ertragen konnte, mehr als er möglich glaubte. Der Alte ſtand wie eine ſteinerne Säule vor dem ſchwach zuſammengeſunkenen Burſchen.

Da trat die rothe Grete in's Zimmer.

Der Alte faßte ſie an die Hand und führte ſie vor den Burſchen. Sie hat meinen Sohn verführt, ſie elende Dirne! ſagte er mit gepreßter Stimme. Nun weiß ich doch, wie der Teufel in mein Haus gekommen und das Volk hat alſo doch recht!

Um aller Barmherzigkeit willen! ſchrie Grete. Da ſei Gott für!

Sie hat meinen Sohn verrückt, ſie Unglück, ſie He — ja, ſie Hexe! Aber ruhig! Sei ſie ruhig, daß niemand vernimmt, was hier vorgeht, ſelbſt mein Weib nicht. Geh ſie an ihre Arbeit, als ſei nichts vorgefallen. Wenn die Hochzeit geweſen iſt, will ich mit ihr reden, ich will ihr Geld geben, damit ſie fortkommt.

Herr Vagler, um Gott, wofür halten ſie mich! rief die Dirne in Verzweiflung.

Für ein armes, unglückliches Weibsbild! ſagte der alte Hufner milder. Ruhig ſein! Nur ruhig ſein! Wenn die Hochzeit vorbei iſt, will ich ihr helfen.

Aber es wird keine Hochzeit, Vater! ſagte der Burſche entſchloſſen.

Hochzeit wird! erwiederte der Alte. Hochzeit wird! Gleich, morgen, übermorgen. Gerade jetzt muß Hochzeit werden. Ich will doch ſehen, ob ich den Zauber nicht löſen kann, den mir der Prieſter in's Haus gebracht hat. O mein Sohn! Mein einziger Sohn! Was muß ich an dir erleben. Wofür hab ich gearbeitet und geſpart und zuſammengehalten! —

Es ſtand eine Thräne im Auge des alten Hufners.

Er ſagte nichts von dem, was vorgefallen und ſtellte ſich ruhig gegen ſein Weib, gegen die Braut, gegen Alle. Die Zurichtungen zur Hochzeit wurden eifrig betrieben. Grete war in dumpfer Verzweiflung. Der Hufnersſohn zeigte einen ſtillen Trotz, es lag ein kaltes Lächeln auf ſeinen Lippen, wenn er den Ernſt des Alten, die Rührigkeit ſeiner Mutter, die Wichtigthuerei der Braut und ſelbſt den ſtummen Schmerz der rothen Grete bemerkte. Sie haben's gewollt! Das war ſein ſtiller, ſein einziger Gedanke. Wenn's ein Gedanke und nicht vielmehr ein Gefühl war! —

Die Zeit der Trauung war da. In ihrem größten Glanze hatten ſich die reichen Bauern und Bauernweiber mit ihren Söhnen und Töchtern auf der Hufe verſammelt. Man ſchwatzte, man trank, man rühmte, man markte und war, wie immer bei ſolchen Akten, mehr oder gar ausſchließlich mit der Komödie und nicht mit der tiefen Bedeutung eines ſolchen Momentes beſchäftigt. Es ſollte ja auch nur ein Handel in Richtigkeit gebracht und mit den gehörigen Formalitäten beſiegelt werden. Die Braut war herausſtaffirt wie keine, mit Seide und Atlas, mit Gold und Edelſteinen, mit Federn und mit Putzblumen, welche die Myrthe ganz erdrückten, im Haare. Der Bräutigam ging ihr auf dem Zuge zur Kirche ſcheinbar ganz ruhig und gleichgültig zur Seite. Das Volk im Dorfe lief von allen Seiten neugierig und in Haufen zuſammen, um das „ſchöne“ und „reiche“ Paar zu bewundern und zu begrüßen.

Wie der Zug nach der Kirche gegangen, eben ſo ging er wieder zurück. Der alte Hufner ſchritt neben dem alten Frank, als ſei er nun ganz beruhigt und als ſei nun Alles in Ordnung. Eben ſo ruhig und gelaſſen ſchien das junge Ehepaar. Auf der Hufe war natürlich eine glänzende Hochzeitsfeier angeordnet. Da gab es zu genießen und zu bewirthen. Es drängten ſich die Gäſte durcheinander und es ging eben her, wie es immer bei ſolchen Gelegenheiten hergeht.

Als es dunkelte, da drinnen die Lichter funkelten und da draußen die ſchweren Herbſtnebel die Gegend verhüllten, ſtieg der Hufnersſohn die Treppe nach ſeiner Kammer empor. Er ſah ſo blaß und ſo verwirrt aus, als werde er von einem böſen Geiſte getrieben. Beim Emporſteigen ſchlotterten ihm die Kniee. Als er oben war, warf er den Rock ab, riß das kleine Dachfenſter auf und ließ die kalten Herbſtnebel an ſeine Bruſt ſtreichen. Unten Muſik, Gejubel und

Stimmengelärm, da oben er ganz allein in ſeiner Rathloſigkeit und ſtillen Verzweiflung.

Man vermißte den jungen Ehemann nicht leicht. Die junge Ehefrau vermißte ihn am allerwenigſten.

Erſt als auf der langen Tafel die Gerichte dampſten und man die Stühle zum Tiſche rückte, wurde nach ihm gefragt. Der alte Hufner meinte, er ſei wohl etwas herausgegangen, er werde ſchon kommen. Man möge ſich nicht aufhalten laſſen. Man ſetzte ſich. Der Platz neben der jungen Ehefrau war noch leer. Man wartete, es ging die Thüre auf, aber der, der hereintrat, war nicht der Hufnersſohn. Die Bauernweiber flüſterten ſchon zuſammen. Da wurde dem alten Hufner doch etwas wunderbar zu Muthe. Er ſagte, er wolle ſeinen Sohn holen und ging hinaus. Draußen wollte niemand von den Knechten und Mägden den Hufnersſohn geſehen haben. Der Alte rief hierhin und dahin, es wurde ihm immer banger, er tappte überall umher durchs Dunkel und es brach ihm der Schweiß auf der Stirne aus. Da begegnete ihm die rothe Grete.

Wo iſt mein Sohn, unglückliche Dirne! rief der Alte. Meinen Sohn, meinen Sohn!

Ich, weiß nicht, Herr! antwortete ihm das arme Geſchöpf und flüchtete ſich vor dem wilden, böſen Blicke des alten Mannes.

Der Alte ſtieg die Treppe empor. Er rief noch einmal. Keine Antwort. Die Thüre der Kammer war nicht verſchloſſen. Er trat hinein in die Zugluft des offenen Fenſters. Es war dunkel in dem kleinen

Raume. Er tappte hin und her. Da ſtieß er gegen einen ſchwankenden, ſchwebenden Körper. Er faßte danach, wie im Wahnſinn. Er rüttelte ihn. Keine Antwort. Er konnte nichts ſehen, aber das Furchtbarſte ſtand in ſeiner Ahnung.

Und ſo war es. Der Hufnersſohn hatte ſich erhängt an dem Querpfoſten des Daches.

Wie der erſte Schein des Lichtes über die Scene des Greuels ſlog und welch ein Bild er beleuchtete, das wollen wir nicht beſchreiben. Das geht über die Gränzen der Schilderung. Auf den Geſichtern der Hochzeitsgäſte malte ſich der ſtupide Schrecken in allen Nuancen. Die junge Frau lag in Ohnmacht und Krämpfen. Ihr Vater machte ſich Luft in Flüchen und Schimpfen. Die Mutter des Todten erfüllte das Haus mit dem Geſchrei ihres Jammers und ihrer Verzweiflung. Die Knechte und Mägde ſtanden ſtumpf durcheinander. Von den Gäſten ſchlich ſich hie und da einer weg aus dem Gedränge der engen niedrigen Kammer. Aber ſtarr und kalt, furchtbar in ſeiner Ruhe, ſtand der alte Hufner an dem Bette des Todten und blickte verwildert in die Umgebung. Der Kampf in ſeiner Bruſt mußte ein furchtbarer geweſen ſein, er konnte es zu keinem Klagelaute, zu keiner Thräne im Auge bringen. Wer ſich ihm nahen wollte, den wies er zurück mit ſtrenger Miene.

Aber das Bild ſollte noch greller werden. Man vernahm, von unten die Treppe herauf, einen furchtbaren, hellen, Mark und Bein erſchütternden Schrei. Gleich darauf ſtürzte die rothe Grete durch die Knechte und Mägde und durch den Wirrwarr der Gäſte bis an das Lager des Todten und über denſelben her. Auf allen Geſichtern malte ſich Staunen und Verwunderung. Was hatte die Dirne, die rothe Grete hier zu ſuchen? Was wollte ſie bei dem Todten? Weshalb raufte ſie ſich die Haare aus? Weshalb herzte und küßte ſie dann wieder den Todten?

Der alte Hufner machte eine Bewegung, als ob man die Dirne entfernen ſolle. Aber niemand dachte daran vor Schrecken und Verwunderung. Sie fuhr fort in ihrem Jammer und in ihrem Geklage. Da erwachte der Alte aus ſeiner ſchweren Verſteinerung und warf die Dirne mit eiſerner Hand vom Lager weg.

Weg mit der Dirne! Weg mit der Hexe! Sie hat mir Schande und Elend in mein ruhiges Haus gebracht! Sie hat mir Verzweiflung und Verlaſſenheit für meine alten Tage bereitet! Weg mit dem Scheuſal, der gottverfluchten Hexe, der Mörderin meines Glücks, meines Sohnes!

O, mein Gott, mein Gott! wimmerte die rothe Grete! Ich hab ihn geliebt, wie er mich liebte und ich trage von ihm ein armes, verlaſſenes Kind unter dem Herzen! Der Herr im Himmel ſei Richter zwiſchen mir und Euch, wer ſeinen Tod verſchuldete.

Weg mit der Dirne! Weg mit ihr! ſchrie der alte Hufner immer wüthender werdend. Was gafft ihr? Hört ihr nicht, wie mir die Dirne meinen Sohn, mein einzig Kind, verhext hat? Weg mit der Dirne!

Verflucht ſei die Stunde, wo ich ſie in mein Haus aufgenommen.

Jetzt nahm das Schimpfen und Fluchen des Bauers Frank eine ganz andere Richtung. Er wendete ſich mit rohen Schmähworten gegen den alten Hufner, daß er ihn und ſeine Tochter in ſolche Schande gebracht habe. Dann nahm er ſeine Tochter und verließ mit ihr die Hufe, wo ſie unter ganz anderen Verhältniſſen hatte bleiben ſollen.

Der alte Hufner ließ das ruhig geſchehen und ſah dem fluchenden, ſchimpfenden Bauer und ſeiner Tochter nur mit verächtlichen Blicken nach.

Die rothe Grete wollte in ihrer furchtbaren Seelenpein immer wieder zurück an das Lager des Todten, ihres Geliebten, des Vaters ihres noch ungeborenen Kindes. Aber ſie wurde gepackt von rohen Fäuſten und der ganze alte Haß, die ganze alte Verachtung entlud ſich in furchtbarer, ſcheußlicher Weiſe über dieſes unglückliche Geſchöpf. Die Dirnen und Mägde ſpieen ihr in's Angeſicht, die Knechte ſchlugen ſie in daſſelbe, zauſeten ſie an dem langen, goldigen Haar bis an die Treppe, traten ſie mit Füßen und warfen ſie unbarmherzig die ſteile Stiege hinunter.

Da lag ſie denn unten in der ſchrecklichſten Betäubung und in ihrem Blute. Sie konnte nicht leben und konnte nicht ſterben. Ihr Wimmern tönte ängſtlich durch das Dunkel, aber es mochte und wollte ſich niemand um ſie bekümmern. Sie ſollte verlaſſen ſein und der Tod wäre ihr willkommen geweſen.

In dieſem Zuſtande traf der neue Schulmeiſter und Küſter des Dorfes ſie an. Er war ein junger Mann, von beſſerer Bildung, als ſein Vorgänger und nur durch ſeine Dürftigkeit auf einen ſo engen Wirkungskreis hingewieſen. Er holte ſeine Frau, ebenfalls ein junges, zarter denkendes Weib, als die Bäuerinnen und ſuchte dem armen, verlaſſenen Geſchöpfe Beiſtand zu leiſten. Als die rothe Grete ſich etwas wieder erholt hatte, wenigſtens von ihrem körperlichen Elend, führte er ſie ſelber mit ſeiner Gattin, um ſie vor der ferneren Brutalität des Bauernvolkes zu ſchützen, in ſeine kleine, dürftige Wohnung und half ihr und tröſtete ſie, ſo gut er es konnte.

Wir brauchen es nicht zu ſagen, welchen Eindruck die Vorgänge auf der Hufe im ganzen Dorfe machten. Die traurigen Ereigniſſe wurden ein Gegenſtand des widerlichſten, unverſtändigſten Hin- und Hergeklatſches. Ich hab's ihm geſagt, was er an der rothen Grete hatte, ſagte die Müllerin, aber der alte Starrkopf wollte mich nicht hören, Gott bewahre! ſondern bloß auf den Pfaffen. Da hat er nun die Beſcheerung. Da ſeht ihr nun, was die Dirne iſt! Herangelockt hat ſie den Hufnersſohn, angethan hat ſie's ihm, abſpenſtig gemacht hat ſie ihn ſeinen Eltern, ſeiner Braut. Und ſo ging es weiter. Die Frau des alten Hufners war von den Ereigniſſen ſo angegriffen, daß ſie aufs Krankenlager fiel und bald ihrem Sohne folgte. Nun ſtand der alte ſtarre Mann ganz allein und verlaſſen in ſeinem Beſitzthume. Jetzt fühlte er den Fluch des Beſitzes. Denn er hatte niemand mehr, für den er beſaß. Wie eine kalte Säule ging er umher zwiſchen ſeinen Knechten und Mägden und redete mit niemand. Was gearbeitet werden mußte, das wurde gethan und er legte ſelber mit Hand an, aber ſeine Freude war dahin, ſeine Kräfte ſchwanden und ſchwanden, ſein Kopf wurde von Tag zu Tag kahler, ſein Blick trüber und trüber. Den Troſt des Paſtors hatte er abgewieſen. Was er nicht in ſich ſelber finde, ſagte er, könne ihm niemand geben. Einſam und ſtumm ſaß er die langen Winterabende in dem düſter beleuchteten Familienzimmer. Es graute den Mägden vor ſeinem Schweigen. Die Qualen eines freudeloſen Beſitzes und eines einſamen Alters waren in ihrer ganzen Furchtbarkeit über den alten Hufner gekommen. —

Der Schulmeiſter und ſeine Frau ſorgten mit Sanftmuth und Humanität für das arme Geſchöpf, deſſen ſie ſich in der Stunde ihrer ſchrecklichſten Noth angenommen hatten. Aber ſie konnten der rothen Grete nicht leicht beikommen. Die arme Dirne ging hin und her in einer Betäubung, die kein Ende nehmen wollte, und ſtarrte mit einer furchtbaren Gleichgültigkeit in die Welt und die Zukunft hinein. Nur das Gefühl ihres ganz verlaſſenen Mutterſeins entlockte ihr zuweilen Thränen der Angſt und der Verzweiflung. Grete that in der Schulmeiſterei die kleinen Magddienſte, aber im Dorfe konnte ſie ſich nicht ſehen laſſen. Selbſt vor den Kindern, wenn ſie in die Schule kamen, war ſie, was auch der Lehrer dagegen ſagen mochte, gebrandmarkt. Die rothe Grete! Die rothe Grete! So ging es dann von Mund zu Mund.

Der Schulmeiſter konnte ſie nicht auf die Dauer behalten. Am wenigſten in den Umſtänden, in welchen ſie war. Auch machte ihre ganze Stellung eine Entfernung aus dem Dorfe nothwendig. Aber er wollte ſie nicht in eine völlige Verlaſſenheit hinausſtoßen und ſuchte nach Mitteln und Wegen, um ihr ein leichteres Geſchick zu verſchaffen. Endlich erhielt er vom alten Hufner die Zuſicherung, daß dieſer eine Summe Geldes auswerfen wolle, wenn ſich die rothe Grete für alle Zeit aus dem Dorfe entferne.

Man war in's neue Jahr hinübergegangen. Es herrſchte ein ſtrenger, klarer Froſt ſchon ſeit mehreren Wochen. Die Tage waren dabei ſonnig und die Nächte ſternenhell. Der Schnee knarrte unter den Füßen. Es wurde hie und da des Nachts im Dorfe eingebrochen und unter den Käthnerfamilien herrſchte das entſetzlichſte Elend. Dem alten Dorfwächter war eine größere Wachſamkeit empfohlen worden, aber ſeine Flaſche ſtand ihm näher, als die Ermahnung des Herrn Schulzen, und von Zeit zu Zeit ſchickte man Patrouillen aus, um das Dorf zu ſichern und vor Dieben zu ſchützen.

Als der alte Wächter einmal wieder im trunknen Zuſtande in einer kalten, windigen Januarnacht durch das ſtille Dorf tutete, bemerkte er plötzlich, daß aus dem Strohdache der Schulmeiſterei ein dünner, feiner Rauch hervorwehe. Er glotzte ſo feſt, wie möglich, auf den bedenklichen Punkt hin, konnte ſeiner Sache aber doch nicht eher gewiß werden, als bis die hellen Flammen aus dem Dache emporſchlugen. Nun feuerjote er auf eine gräßliche Weiſe durch das Dorf und ſtieß in ſein altes Horn, daß es beinahe ſpringen mußte.

Bald war das ganze Dorf in dem fürchterlichſten Durcheinander. Weiber, Kinder und Männer lieſen von allen Seiten in halber Kleidung zuſammen, heulten und ſchrieen und wußten nicht zu retten und nicht zu helfen. Die Spritze war im fehlerhafteſten Zuſtande, alles Waſſer war eingefroren. Der Wind wühlte die Flammen immer tiefer auf und trieb die brennenden Strohbüſchel im luſtigen Feuertanze, wie flammende Raketen, auf Dächer und Scheunen. Bald brannte es hier und dort und ein greller Feuerſchein beleuchtete die Scenen der fürchterlichſten Verwirrung, der Angſt und der Rohheit. Das in einer brennenden Scheune aufgeſtapelte Korn ſprühte wie ein wunderſchöner Feuerregen in farbigen Strahlenbüſcheln gen Himmel.

Auch auf der Vaglerſchen Hufe hatte es hoch oben im Dachſtuhl gezündet und luſtig leckten die Flammen durch das bemooſete Stroh in das alte Gebälke. Das ausgedorrte Storchenneſt im Giebel war wie im Nu aufgewirbelt. Das Heu ziſchte auseinander. Die Pferde wieherten, die Kühe brüllten in ihren Ställen vor Hitze. Knechte und Mägde waren vor allen Dingen beſchäftigt, das Vieh zu retten und anderweitig unterzubringen. Die Tagelöhner und Käthner ſtürmten hinein in das reiche Bauernhaus, riſſen den Speck und die Schinken aus der Eſſe, ſchlugen die Linnenſchränke ein und wirthſchafteten, ohne daß einer ihnen befehlen konnte, ganz nach ihrem Belieben. Denn der alte Hufner ſah ihnen faſt gleichgültig zu und ſtand hoch aufgerichtet, inmitten einer verwirrten Menge, in dem Feuerſcheine ſeines alten, ſchönen Beſitzthums. Seine Augen hingen an den Flammen, wie ſie leckten und züngelten und wie ſie unbarmherzig nach einander verzehrten, was er mühſam geſchafft und erhalten hatte und deſſen Sicherung ihm gleichgültig geworden war. Warum ſollte er nicht den ſchönen hellen Flammen ſein Eigenthum gönnen? Er hatte niemanden, für den er noch beſitzen mochte, für den ihm das Eigenthum ſeiner Väter noch eine Freude geworden wäre. Gelaſſen ſah er es an, wie endlich der Dachſtuhl zuſammenkrachte und das Feuer ſich in die Tiefe des Hauſes verſenkte, um nichts übrig zu laſſen.

Bei der Schulmeiſterei, welche die Quelle des Feuerregens geworden war, hatte unterdeß eine grelle Nachtſcene ſtattgefunden. Kaum war das Volk zuſammengelaufen und eine Hülfe unmöglich geworden, ſo hieß es auch ſchon in der geängſtigten, rohen Menge, die rothe Grete, die Hexe habe das Feuer angelegt. Der Dämon der Verzweiflung und der Wuth peitſchte die rohen Maſſen. Die rothe Grete mußte die Urſache ſein. Ihrer mußte man habhaft werden. Auf dieſes elende Geſchöpf wälzte ſich die ganze beſtialiſche Raſerei des rohen Haufens immer wilder, je weiter ſich das Meer der Flammen verbreitete und je banger die Glocke des Kirchthurms hineinklang, immer ſcheußlicher zuſammen. Die Maſſen brauchten wieder in ihrer Rathloſigkeit und ihrem Elende einen Gegenſtand, an dem ſie ſich für die eigne Noth entſchädigen konnten.

Während ſo alles nach der rothen Grete ſchrie und beſonders die Weiber ihren Wahnſinn in dem allgemeinen Kampfe der Verwirrung gränzenlos auszulaſſen ſuchten, erſchien plötzlich der Gegenſtand aller Flüche und Verwünſchungen an einem Giebelfenſter des lichterloh brennenden Hauſes. Schon leckten die Flammen nach der rothen Grete. Sie rang die Hände, ſie flehte jämmerlich um Hülfe. Die Maſſe ſchrie, als ſie dieſes Schauſpiel ſah, ſei es vor Wuth, ſei es vor Freude. Es war die Menſchlichkeit in der Beſtialität untergegangen und die Natur des Weibes wußte ſich auch hier in ihrer tiefſten Erniedrigung und Verirrung zu zeigen.

Aber überall findet ſich zu der Rohheit und Unvernunft der Maſſen im Allgemeinen auch in der Maſſe ſelber ein vernünftiger, edler Gegenſatz. Das iſt der Beweis, daß die Maſſe nicht verpflichtet iſt, rohe verwahrloſete Maſſe zu bleiben. Einem armen Käthner, der an Weib und Kind zu denken hatte, ſchnitt die ſchreckliche Lage, in der ſich die rothe Grete befand und aus der ſie vergebens herausſtrebte, das Herz durch. Er ſuchte die Hinterſeite des Hauſes zu gewinnen, ſprang die dampfende, kniſternde Stiege empor und riß die Dirne vom Fenſter zurück, um ſie in ſeinen ſtarken Armen hinunterzutragen. Gleich hinter ihm war das ganze Innere der kleinen Schulmeiſterei in lichter Lohe.

Als die Maſſe ſah, daß ihr ganz unerwartet das Opfer ihrer Wuth und ihrer Verzweiflung entriſſen wurde, brüllte ſie beinahe vor Unwillen auf. Dann folgte die Verwunderung, daß es jemand unternommen habe, die rothe Dirne, die Grete, die Hexe, die Brandſtifterin, welche den Tod tauſendfach verdient habe, zu retten. Unterdeß kam der Käthner mit ſeiner Laſt vor dem Hauſe an. Die rothe Grete hing ohnmächtig, verſengt an Kleidern und Haaren und ihren Körper nur halb bedeckt, in ſeinen Armen. Er legte ſie nieder in den kalten Schnee und verſchwand in der Menge, welche, angeleuchtet von dem Feuerſcheine, einen Halbkreis vor dem Hauſe und der rothen Grete gebildet hatte.

Die Kälte des Schnees brachte die Unglückliche allmählig wieder zum Bewußtſein. Sie erhob ſich mit halbem Körper, blickte verwirrt um ſich und ſtierte bald in die Gluthen des Hauſes, des Dorfes, bald auf die roth angeleuchtete Menge. Bis dahin war dieſe ruhig geweſen, jetzt brach ſie wieder los in ihrer Rohheit und Entartung.

Schlagt ſie todt, die Hexe!

Werft ſie in's Feuer! ſchrie eine Megäre.

Das Volk ſtürzte ſich über das elende Geſchöpf. Die Weiber waren wieder die erſten. Man überbot ſich in Mißhandlungen, man raufte, man ſchlug, man zauſete, man trat die Dirne. Ihr grelles Geſchrei tönte hinaus in den übrigen Lärm der fürchterlichen Nacht, das Volk heulte in ſeinem Wahnſinn durch die kollernden Flammen.

Mit Mühe bahnte ſich der Geiſtliche einen Weg durch den wilden Haufen. Auch der Reſpect vor ſeinem geiſtlichen Gewande war in dem Wirrwarr verloren gegangen. Aber er ließ nicht ab, er fühlte ſich verpflichtet, zwiſchen die Rohheit und das Elend einzutreten.

Als er an die rothe Grete herangekommen war und ſich vor ſie ſtellte, um ſie vor ferneren Mißhandlungen zu ſchützen, wurde die Menge doch etwas verblüfft.

Wat will de Preſter hier? fragte der Eine. De Swatrock kann uns hüt ock nich helpen!

Ein roher Bauerknecht wollte die rothe Grete mit ſeinem Fuße ins Geſicht treten. Der Geiſtliche wehrte ihn ab und ſagte ihm einige ſtrenge Worte.

Ei wat, antwortete der Burſche. Die rothe Grete iſt ein Teufelskind, ſie glaubt ja nicht an Jeſus Chriſtus, Herr Paſtor.

Ja, ja, ſie glaubt nicht an Jeſus Chriſtus! ſchrieen die Männer, die Weiber. Sie hat's mit dem Schwarzen gehalten. Sie hat das Unglück in's Dorf gebracht, die Hexe!

Sprich, Grete, ſagte der Geiſtliche und wendete ſich zur Dirne. Sage, was glaubſt du?

Ich glaube an Gott den Vater, den Schöpfer Himmels und der Erden! wimmerte das unglückliche Geſchöpf auf den Knieen.

Hört ihr's! ſagte der Paſtor.

Aber ſie will nichts von Jeſus Chriſtus wiſſen! meinte ein alter Bauer.

Glaubſt du an Jeſum Chriſtum? fragte der Geiſtliche.

Ich glaube an Jeſum Chriſtum, ſtammelte die rothe Grete in der fürchterlichſten Seelenangſt. Ich glaube an Jeſum Chriſtum, den eingeborenen Sohn Gottes, der empfangen iſt von der Jungfrau Maria, niedergefahren zur Hölle und auferſtanden, zu richten die Lebendigen und die Todten.

Ihr ſeht, ſie iſt eine gute Chriſtin, ſagte der Paſtor. Seid vernünftig, Leute, und vergeßt ſelber nicht, daß ihr Chriſten ſein ſollt. Der Himmel ſtraft uns heute hart und ſchwer. Wollt ihr eine noch größere Strafe herausfordern? Helft, rettet! Leiſtet auch dieſer Unglücklichen Beiſtand!

Aber der heilige Geiſt! ſchrie ein altes Weib.

Ja ja, der heilige Geiſt! brüllte es in der Menge. Die rothe Grete hat nichts vom heiligen Geiſte geſagt.

So ſage auch das! wendete ſich der Geiſtliche, der ſich vor der Rohheit nicht mehr zu helfen wußte, zu ihr.

Ich glaube an den heiligen Geiſt! ſchrie die Dirne. Barmherzigkeit! Habt Erbarmen!

Dieſe Catechiſation war aber auf die Rohheit des Volkes wenigſtens von einem äußerlichen Eindrucke geworden. Es hatte die chriſtlichen Stichwörter gehört und ſah den ſchwarzen Rock des Prieſters jetzt ſchon mit andern Augen als früher. Die augenblickliche Wuth war von der rothen Grete abgeleitet und man ließ ſie in ihrer Verlaſſenheit liegen, um ſich hierhin und dahin zu zerſtreuen und bei jeder Gelegenheit neue Gruppen der Angſt, der Verzweiflung und der Rohheit zu bilden. Das Feuer wüthete, ohne daß man es bändigen konnte, und ſprang von Dach zu Dach. Mit genauer Noth wußte man noch die Kirche zu ſchützen. Alle Anſtrengungen, den Flammen Einhalt zu thun, waren vergebens, das Element kannte keine andern Schranken, als die, welche es ſich ſelber ſetzen wollte.

Als Grete allein war, wimmerte ſie lange vor ſich weg in dem Schnee. Sie war im Zuſtande des Stumpfſinnes und der größten Betäubung. Plötzlich ſprang ſie auf und ſtierte um ſich herum. Die Dächer ſprühten, die Balken knatterten, das Volk brüllte dazwiſchen und über das Alles wölbte ſich der ſternenhelle Dom der Januarnacht hinaus. Sie wurde von niemand beachtet. Da nahten ſich wieder einige Haufen, aber mit Windesſchnelle floh Grete vor ihnen weg, hinaus über die eingeſchneiten Felder und eingefrorenen Bäche. Hinter ſich ſah ſie den rothen, feuerleuchtenden, ſprühenden Himmel. Immer weiter entfernte ſie ſich von dem Dorfe, von ihrer Heimath. Es war ihr Entſchluß, niemals wieder dahin zurückzukehren und ſich in ihrem traurigen Zuſtande mit ihrem werdenden Kinde der Fremde anzuvertrauen.

Es war ſchon der dritte Tag ihres unſtäten Irrens. Sie war vorwärts gegangen, immer vorwärts, und wußte ſelber nicht wohin. Die kalten Januarnächte hatte ſie, wo das Mitleid ihr einen Platz anwies, in Scheunen und Ställen zugebracht, Froſt und Hunger hatten ihren Körper furchtbar ergriffen, ſie war im Zuſtande der vollſten Erſchöpfung. Todtmüde ſchleppte ſie ihre Füße vorwärts und hinein in die holſteiniſche Haide, welche, in ihrer Winterdecke, wie ein großes Leichenhemd vor ihr lag. Die Haide bildet den Mittelpunkt Holſteins. Sie trennt den Weſten dieſes Landes vom Oſten und wird jetzt von der Eiſenbahn durchſchnitten. Damals noch nicht. Armſelige Hütten, elende Dörfer ſtehen auf derſelben umher, Torfſtechereien verbreiten ſich über dieſelbe. Im Frühjahre blüht das Haidekraut und die Bienen ſummen über daſſelbe. Auf dieſer Haide ſah das Land im Norden der Elbe mannigfach ſeine Schickſale entſchieden werden und mancher „ſtolze Rittersmann" liegt verſunken in ihren Mooren und Sümpfen. Es wandern über die Haide hin die Geiſter der erſchlagenen Frieſen und Sachſen und Slaven, jetzt aber pfeift die Locomotive über dieſelbe.

Wieder ſank die Sonne herab im Weſten, über den dithmarſiſchen Landen, in die Nordſee. Der Sturm jagte durchs Land und wühlte Schneehöhlen auf und bildetete Schneeberge auf der Haide. Noch kämpfte ein Streifen Abendroth mit den ſchwarzen Wolken, jetzt war er verſchwunden, es war ſchwarzes Dunkel geworden. Kein Baum hemmte das Wüthen des Sturms auf der Haide, er wirbelte mit den Schneeſäulen hin und her. Gegen dieſes Unwetter kämpfte die verlaſſene rothe Grete. Sie hatte geglaubt, noch ein ſchützendes Obdach erreichen zu können und war irre gegangen. Keine Pfade waren zu ſehen, jeden Augenblick mußte die Unglückliche fürchten, in einem Sumpfe zu verſinken. Ihre letzten Kräfte gingen verloren in ihrer Seelenangſt, in ihren Schauern. Schon warf ſie ſich, mit der Abſicht zu ſterben, in den Schnee und der Sturm wälzte bereits die weißen Wellen über ſie hin, aber der Lebensinſtinkt, vielleicht auch das zweite Leben, welches ſie unter dem Herzen trug, war ſtärker als ihre Verzweiflung und ſie raffte ſich wieder auf, um vorwärts, immer nur tiefer in die Haide hinein, zu kommen.

Endlich ſchimmerte ihr doch noch ein Licht in die Augen. Als ſie das Licht in dem fürchterlichen Schneegeſtöber erblicken konnte, mußte es auch ſchon nahe ſein und bald ſtand ſie vor einer ärmlichen, halbverfallenen Hütte, aus der es hervorſchien.

Sie klopfte. Keine Antwort.

Sie nahm alle ihre Kräfte noch einmal zuſammen und klopfte zum zweiten Male und ſtärker. Da ließ ſich die Stimme eines alten Weibes vernehmen. Wer iſt da?

Um Gotteswillen! Macht auf! Ein unglücklich Mädchen.

Die Lampe verſchwand aus dem Stübchen und erſchien bald wieder an den Ritzen der Thüre. Es wurde ein hölzerner Riegel von ihr zurückgezogen und ein altes, vergilbtes, zuſammengebücktes Weib erſchien in derſelben. Mit der knöchernen Hand ſchützte ſie den brennenden Docht gegen den Schneeſturm, ſo daß die ganze Helle auf die verwitterten Züge ihres Geſichtes fiel und alles andere ringsum in ſchwarzer Nacht lag, während ſie ſich doch bemühte, den unerwarteten Gaſt zu erkennen.

Sie führte dieſen in das elende Gemach, ſetzte die Lampe auf den Tiſch und ſuchte nun die Neuangekommene, welche gleich in ganzer Erſchöpfung auf einem Holzblocke zuſammenſank, genau zu betrachten. Regungslos lag die Dirne da, die langen rothen Flechten triefen von Schneewaſſer und waren zum Theil vom Sturme aufgepeitſcht worden. Der Buſen war ganz entblößt, die naſſen, ſchmutzigen Röcke legten ſich feſt an den Körper, die Strümpfe und Schuhe waren gänzlich zerriſſen. Die Alte leuchtete ihr nach einiger Weile in's Angeſicht.

Ei, ei! ſagte ſie dann. Ei, ei! Hagel und Blitz! Das iſt ja die rothe Grete aus . . . . dorf!

Die Dirne ſchlug die Augen auf und warf einen bittenden Blick auf die Alte.

Nu, nu! ſagte dieſe. Fürchte dich nicht vor mir, du rothe Grete! Kennſt mich nicht mehr? Kennſt nicht die Beſenbinderin Muſſen mehr? Was bringt denn dich, bei ſolchem Wetter und in ſolchem Aufzuge, meilenweit hinaus in die Haide?

Es war dieſelbe Alte, welche der rothen Grete, als ſie noch bei der Müllerin im Dienſte ſtand, in der „Düvelskuhl“ begegnet war und deren Begegnung für das unglückliche Mädchen eine ſo ſchlimme Folge gehabt hatte. Das alte Weib, welches hier, einſam und verlaſſen von der ganzen Welt, in der Haide lebte, nahm ſich der Verfolgten an, ſo gut ſie konnte, ſie theilte mit ihr was ſie hatte und das war allerdings wenig genug, denn ſie ſtand beinahe auf der tiefſten Stufe der Armuth und des Elendes.

In dieſer Oede blieb Grete einſtweilen und hier ging ſie immer ſchneller der Stunde entgegen, in welcher ſie Mutter werden ſollte, ohne für ihr Kind einen Vater, ohne Hülfe und Ausſicht zu haben. Die Haidehütte war beinahe vollkommen eingeſchneit. Alle Woche einmal arbeitete ſich die alte Beſenbinderin aus derſelben hervor und blieb einen oder auch zwei Tage weg und kam dann mit den nothdürftigſten Lebensmitteln wieder. Für Grete war das immer eine Zeit der furchtbarſten Verlaſſenheit und der tiefſten inneren Qualen. In Thränen und mit vielen Seufzern blickte ſie auf die weite Schneefläche hinaus, auf der ſich nirgend die Spur eines Lebens regte. Was ſollte aus ihr werden? Welcher Zukunft ging ſie entgegen? Welchem Schickſale war ſie verfallen? Doch gewiß einem unglücklichen, denn ſie war ja die rothe Grete und ein widriger Stern hatte ſchon auf ihre Wiege geſchienen.

Wenn die Alte zu Hauſe war, ſo ſaßen das verlaſſene Alter und die verlaſſene Jugend neben einander vor der dunſtigen Torfgluth des Heerdes, die langen Winterabende hindurch. Die Alte war voll von furchtbaren Sagen und Geſchichten, welche in dieſen

Gegenden geſchehen ſein ſollten und von denen ſie alle die einzelnen Localitäten bezeichnete. Es war in dieſem grauen Weiberſchädel ein Schatz niederſächſiſchen Volksthums aufbewahrt, wie er immer ſeltener wird und immer mehr verſchwindet vor der auch in dieſen Gegenden ſchon nivellirenden Cultur unſerer bleichwangigen Tage. Sie beſchwor die großen Geſtalten Frieslands, die Helden der Meere, welche untergegangen ſind in dem Sumpfe eines kleinen verengten Bauerlebens und ließ die Bilder niederſächſiſcher Geſchichte im bunten Mantel der Volksſage erſcheinen. Sie ſang niederdeutſche Lieder, die nicht mehr geſammelt werden können und von denen höchſtens unſeren Ammen noch hie und da einzelne Strophen einfallen. Die niederſächſiſche Volkspoeſie iſt beinahe gänzlich verloren gegangen.

Grete hörte dem allen mehr ſtumpfſinnig, als theilnehmend zu. Ihr Herz war zu voll von den eignen Sorgen und Schmerzen, als daß ſie hätte Raum finden können für die dunklen Klagen der Volkspoeſie und der Volksgeſchichte, in denen das ganze Leben und Weben der Alten ahnungsvoll aufgegangen war. Der Januar und Februar ging vorüber mit ſeinem Schneegeſtöber und mit ſeinen Froſten, dann kam der März mit ſeinen bald klaren, bald feuchten Tagen, und als endlich der April mit ſeinen Frühlingsſtürmen und Regenſchauern über die Haide pfiff und dieſe weit und breit einem unzugänglichen Sumpfe ähnlich ſah, da lag die rothe Grete in Mutterpein auf dem armſeligen Lager. Vor ihr ſchwebte in ihren Phantaſieen das Bild des Erhängten, des Vaters ihres Kindes und die harte Geſtalt des alten greiſen Hufners.

Aber die Kraft der Jugend wußte über alle körperlichen und geiſtigen Erſchütterungen zu ſiegen. Die rothe Grete genas und ein geſundes Kind lag in ihrem Schooße und lächelte ihr entgegen. Es erwachten in ihr die Seligkeiten des erſten Muttergefühls, aber die Alte fuhr eiſig hinein in dieſen kurzen Traum, indem ſie die Dirne an ihre hülfloſe Lage erinnerte und ihr erklärte, daß ihres Bleibens nicht all zu lange mehr in der Haidehütte ſein könne, daß ſie ſich nach einem anderen Unterkommen umthun müſſe. Daran hatte Grete gar nicht mehr gedacht. Es war ihr die Einſamkeit und Verlaſſenheit der Haide ſchon lieb und theuer geworden. Jetzt brach auch der letzte Haltepunkt unter ihren Füßen und ihr armes Kind ſollte nicht bloß vaterlos ſein, ſondern auch heimathlos werden.

Na, weine man nicht! ſagte die alte Beſenbinderin. Du biſt zu was Beſſerem beſtimmt, als bei mir in der Haide zu ſitzen und mit mir zu hungern und zu durſten. Biſt ja ein ſtattliches, ſchmuckes Weibsbild und wirſt deine Zukunft ſchon finden.

Ach, die Zukunft! ſeufzte das Mädchen.

Laß dich's nicht kümmern, fuhr die Alte fort, daß du den kleinen Balg da an deiner Bruſt trägſt. Haſt du Unglück gehabt, wird das Glück ja auch nicht für alle Zeit ausbleiben können. Ich rathe dir, du rothe Grete, begieb dich nach Hamburg, da wird's dir nicht fehlen.

Wer kümmert ſich um mich in der großen Stadt? ſagte die Dirne.

Ja, das iſt's, fuhr die Alte fort, du mußt dich um dich ſelber kümmern. Mußt dich ſelber vortheilhaft anzubringen wiſſen. Aber, in deinen Jahren! Da kann's dir nicht fehlen. Und in Hamburg gebraucht man gerade Mädchen von deiner Art.

Aber mein Kind! wandte die Dirne ein.

Ja, das Kind! ſagte die Alte. Wenn's nicht lebte, es wäre wohl beſſer für dich, du rothe Grete. Aber ſieh zu, wo du bleibſt mit dem Balg. Thu es aus zu kleinen Leuten und verdinge dich mit deiner geſunden Milch und Mutterbruſt bei vornehmen Herrſchaften als Amme! Hier kannſt du nicht bleiben. Ich habe dich weit genug gebracht, mußt morgen dein Bündel ſchnüren.

Morgen ſchon?

Ja, morgen! Es hilft zu nichts, daß du hier Tage um Tage verſitzeſt. Nimm den Balg auf den Arm und geh hinaus in das Weite. Du gehſt wenigſtens leichter weg, als du zu mir gekommen biſt.

Nein, ſchwerer, Mutter Muſſen, weit ſchwerer! O, wäre ich doch in jener Winternacht in der Haide geblieben und geſtorben. Ich war nur allein elend, jetzt bin ich elend mit dieſem kleinen, verlaſſenen Geſchöpfe. Allbarmherziger Gott, ich weiß nicht, wie ſoll dieſes enden!

Ja, wenn das Kind nicht lebte, dann könnteſt du leichtfüßiger hinausſpringen in die Welt! bemerkte wieder die Alte, und in Grete hallten dieſe Worte nach. O, wenn du todt wäreſt, armer Wurm! Der Tod wäre für dich eine Gnade! ſo ſann und dachte die Mutter.

Am folgenden, frühen Morgen erhob ſich die Dirne nach einer in Sorge und Noth durchweinten und durchwachten Nacht von ihrem elenden Lager, band ihr Weniges, was ſie hatte, in ein Bündel zuſammen, nahm ihr Kind auf den Arm und trat in Thränen vor die Alte:

Adjü, Mutter Muſſen! Habt Dank für Alles, was ihr an einem elenden Geſchöpfe, wie ich bin, in meiner Noth gethan habt. Nun will ich gehen!

Adjü, mein Kind, adjü! Geh nur die grade Straße nach Hamburg! Sieh gleich, daß du Ammendienſte bekommſt, da haſt du Herrentage und kannſt auch für deinen kleinen Balg etwas ſorgen. Noch eins, ich hab eine alte Bekanntſchaft in Hamburg, heißt Madam Suhl, wohnt auf den Hütten, hörſt du, mein Kind, gehe gleich zu ihr, wird dir wohl irgendwie helfen können! Adjü!

Damit trat die Alte in die Hütte zurück und die rothe Grete ging mit ihrem Kinde im Arme hinaus in die ſumpfige, beinahe weglos gewordene Haide.

Ihr Gemüth lag in einem Dunkel, eben ſo tief, wie die Zukunft, der ſie hülflos entgegen ging, ein verlaſſenes, von der ganzen Geſellſchaft ausgeſtoßenes Weſen. Ihre Blicke waren ſtier auf ihr Kind gerichtet, welches ruhig in ihren Armen ſchlummerte, während die Mutter in Qualen wanderte und in der einſamen Haide von den Schreckgeſtalten der Vergangenheit und der Zukunft gemartert und verfolgt wurde. Ihr Mutterſchmerz und die Angſt ihrer großen Verlaſſenheit ſchrieen gen Himmel, aber er war heiter und die Sonne weckte mit frühlingswarmen Strahlen ein neues, friſches Leben in der Natur.

Der Gedanke, Amme werden zu müſſen, ein anderes Kind an der Bruſt tragen zu müſſen und ihr eigenes in Elend langſam verderben zu ſehen, war ihr vor Allem fürchterlich. Sie war zu ſehr und zu zartfühlend Mutter, als daß ſie gegen dieſen Gedanken ſo gleichgültig geweſen wäre, wie die gewöhnlichen Bauerdirnen, wenn ſie nach der Stadt gehen, es zu ſein pflegen. Sie ſollte ſich und ihre Muttermilch, ihre Mutterſorge und Muttergeduld an ein reiches Kind verkaufen. Ihr eignes Kind ſollte ſie von ſich thun, in die Noth, in die Schande, in's Elend, und alles um ein bischen elendes, thränenreiches Leben. O, wenn du kleiner, lieber Wurm in meinen Armen ſtürbeſt! Wenn ich dich mit einem ſüßen Kuſſe in's Grab legen und dich von einer ſchändlichen Zukunft befreien könnte! Sie erſchrak vor dieſem Gedanken. Aber er kam wieder und wieder, wenn ſie auch noch ſo haſtig wanderte. Er ging hinter ihr her, wie ein blaſſer, verſuchender Geiſt, der fürchterliche Geiſt des Kindermordes!

Sie ſuchte ihm mit der wenigen ſittlichen Selbſtbeſtimmungskraft, deren ſie in ihrem Inſtinktleben und in ihrem Schmerze Herr werden konnte, zu entgehen, machte Pläne für die ungewiſſe Zukunft und richtete ihre Spannung auf die große Stadt, in der ſie ihr Leben und Daſein, wie eine Sclavin, wohlfeil zu Markte tragen mußte und wollte. Aber das Kind, der Gedanke an das Kind war immer da. Er durchkreuzte alle ihre Hoffnungen, Pläne, dunkeln Gedanken. Was ſoll aus dem Kinde werden? Wie wird es dem armen Wurme ergehen? So fuhr es immer dazwiſchen und das Kind lag lächelnd an dem Buſen der tief erſchütterten und gequälten jungen Mutter, in der eine fürchterliche Gewalt immer höher und höher heraufzog. Unſere humaniſtiſchen Pedanten und Schulphiloſophen meinen dergleichen allerdings mit einer Kategorie von der „Sittlichkeit“ und „Selbſtbeſtimmung“ aus dem Felde zu ſchlagen; aber ſie haben, ungeachtet ihrer ganzen Phraſeologie, noch nie etwas von den unmittelbaren Regungen des Volkslebens verſtanden. Es ſind dürftige Geſellen, die heut zu Tage viel vom Volke reden und nicht das geringſte Organ für das Leiden und Leben des Volkes haben.

Müde und erſchöpft von der Wanderung des heißen Tages ſaß ſie da, an einem Steine, als die

Sonne zur Ruhe ging. Ihr Säugling weinte in ihren Armen und verlangte die Bruſt der Mutter, während dieſe vor Durſt und Hunger faſt verſchmachtete. Geld hatte ſie keinen Pfennig. Wo ſie die Nacht bleiben, ob man ihr mitleidig eine Streu gewähren würde, oder ob ſie angewieſen ſey auf das feuchte Nachtlager unter freiem Himmel, das war ihr dunkel. Sie nährte ihr Kind und ihr Herz wurde immer ſchwerer.

Dann raffte ſie ſich auf und ſchleppte ihre Schritte weiter. Der Abend war linde und mondbeglänzt. Es wankten und ſchwankten die Gräſer und Büſche phantaſtiſch und formloſe Nebel und Dünſte fuhren über die Ebene. Es fror der Unglücklichen tief im Herzen und feſt drückte ſie ihr Kind an daſſelbe. Endlich hörte ſie in der weiten Einſamkeit Hundegebelle und die Hoffnung auf ein Nachtlager belebte wieder ihre letzten müden Kräfte.

Es war ein alleinſtehendes, aber ziemlich ſtattliches Gehöft, welches ſie gewahrte und wohin ſie ihre Schritte wendete, um mehr für ihr Kind, als für ſich ein Obdach zu ſuchen, denn der kalte Frühlingsnebel durchfroſtete den kleinen Wurm. Aber der Thorweg war ſchon geſchloſſen und die beiden losgelaſſenen Hofhunde ſprangen gegen das Gitter, fleiſchten die Zähne und heulten die rothe Grete an. Das Vieh roch das Elend und die Armuth. Die Dirne zitterte und ſchwankte. Endlich entſchloß ſie ſich raſch und riß an der Klingelſchnur, worauf ein ſtarker Glockenton im Hauſe ſich hören ließ.

Bald ſchlurften Schritte über den Hof und ein kugelrunder Mann, in einen Schaafpelz gewickelt, kam gegen den Thorweg gegangen.

He, biſt du's Hans? rief er. Ruhig, Huſſan! Stille, Diane! Was haſt du denn mit den Hunden, Hans?

Ich bin ja nicht Hans! ſagte Grete leiſe.

Jetzt ſtand der Dicke dicht vor dem Hofthore und gab den Hunden einige Fußtritte, daß ſie ſeitwärts flogen und ſchwiegen. Als er die Geſtalt vor dem Gitter deutlich erblickte, rief er:

Beim Satan, wer ſeid ihr denn?

Eine Unglückliche, die irre gegangen iſt, erwiederte Grete. Seid barmherzig und gönnt mir mit meinem Kinde eine Streu.

Meint ihr, daß mein Hof eine Bracherherberge iſt? ſchimpfte der Dicke. Für Vagabonden und liederliche Weibsbilder habe ich weder Brod noch Stroh. Packt euch, oder der Huſſan wird euch auf die Ferſen kommen.

Seid doch chriſtlich geſinnt! flehte Grete.

Wollt ihr den Huſſan oder die Diana? höhnte der Dicke. Der Huſſan faßt von vorne, die Diana von hinten. Ich ſage noch einmal, packt euch, ihr liederlich Weibsbild.

Die Hunde ſchienen der Brutalität ihres Herrn Ehre machen zu wollen und ſchnappten durch das Gitter nach dem dünnen Kleiderfähnchen der rothen Grete.

Dieſe ſagte aber kein Wort mehr, ſondern ging, mit ihrem vor Kälte bebenden Kinde im Arm, wieder hinaus in die weite, nebelnde Haide.

Fürchtete ſie ſich mehr vor den Menſchen oder mehr vor der Natur? Vor beiden. Beide waren gegen ſie. Die Menſchen hatten ſie gemißhandelt, verſtoßen, verachtet, die Natur ſtellte ſich ihr gegenüber mit ihrer Gleichgültigkeit und ihrer dämoniſchen Macht. Sie war ein ganz verlaſſenes Weſen, ſie hatte nichts außer ſich, woran ſie ſich halten konnte, und in ſich ſelber hatte ſie den allerwenigſten Halt. Die Nebel fielen immer dicker und ſchwerer, ihr Kind lag elend und wimmernd in ihrem Schooße und zuckte vor Froſt und Krankheit zuſammen. Sie hatte nichts, womit ſie es decken und wärmen konnte. Die Lichter des Mondes fuhren über die Haide und bildeten in dem Nebelmeere wunderliche Geſtalten. Sie ſaß an einem Sumpfe, konnte nicht mehr weinen, ſchauerte tief in ſich zuſammen und konnte ſich gegen die fürchterlichen Seelenkämpfe der Verzweiflung nicht mehr ſchützen.

Ihr Blick war ſtier auf das ſchwarze Waſſer vor ihr gerichtet. Es ſchien ihr, als ob dieſes alles begraben könne und als ob ein ewiges Geheimniß über demſelben ruhe. Dann ſah ſie wieder ihr Kind an und ihr Kind lächelte. In dieſem Lächeln lag für die Mutter ein Entſetzen.

Sie wollte beten und ihre Zähne ſchlugen klappernd zuſammen. Sie dachte an Gott. Aber wer war Gott? Was war Gott? Wo war Gott? Was konnte ſich die rothe Grete unter Gott denken? Sie war ganz allein mit ſich und ihrem Wurme in der nebelnden, monddurchzitterten Haide.

Da wuchs der Geiſt der Verſuchung rieſengroß in ihrem Buſen und ihre Augen hefteten ſich immer ſchauerlicher auf das kleine Kind, welches hülflos und krank in ihrem Schooße lag. Alles war ſtill und ruhig ringsum in der Haide und es regte ſich das Verbrechen mit ſeinem ſchwarzen Flügelſchlage in dem zerriſſenen Herzen einer elenden Mutter.

Es war geſchehen. Es zappelte im ſchwarzen Sumpfe. Es ging unter mit einem leichten Gewimmer. Alles war ſtill und ruhig wie zuvor. Aber die rothe Grete floh über die Haide, als jage die Hölle hinter ihr her und als faſſe der Teufel ſie ſelber an ihren langen rothen Haaren.

Als der Morgen aufging, irrte ſie, körperlich und geiſtig zerrüttet, die große Hamburger Landſtraße in dem traurigſten Aufzuge entlang. Das Bild der Nacht ſtand immer vor ihren Augen. Was hätte ſie jetzt gethan, hätte ſie die Eine Stunde, den Einen fürchterlichen Augenblick, wo es fiel, wo es zappelte, wo es mit leichtem Schrei unterſank, unmöglich machen können! Aber die ſchreckliche Wahrheit riß an allen Fäden ihres Lebens. Der Weg wurde lebendig und die Nähe einer großen Stadt machte ſich bemerkbar. Jeder, der an ihr vorüberſchritt, glaubte ſie, müſſe das

Verbrechen an ihrer Stirne leſen. Stand jemand ſtill, weil die elende Erſcheinung der rothen Grete einen neugierigen oder mitleidigen Eindruck auf ihn machte, ſo fürchtete ſie gleich, man werde ſie packen, und es ſtrich ihr ſcharf und kalt um den Hals. Ihre Augen glühten wie brennende Kohlen, ihre Wangen waren bleich zuſammengefallen.

In dieſem Zuſtande kam ſie Hamburg nahe. Die Thürme der Weltſtadt ragten über die Ebene. Wohin begiebt ſich die hoffende Jugend im Norden der Elbe? Nach Hamburg. Wohin das Laſter, welches einen Verſteck, das Elend, welches einen ſtillen Untergang, die Schaam und die Schande, welche nichts als Vergeſſenheit ſuchen? Nach Hamburg. Hamburg nimmt alles auf in ſein wogendes Chaos und deckt über ſo manches Elend den prächtigen Mantel ſeines Handelsreichthums, ſeines weltſtädtiſchen Verkehrs und ſeines großſtädtiſchen Lebens.

Die elende Dirne wanderte in Hamburg ein. Die Kindesmörderin ſtaunte, ſie war überraſcht von dieſen großartigen Eindrücken, welche ſich ihr von allen Seiten boten und ſie vergaß darüber beinahe ihre Angſt und ihr Verbrechen. Dieſes Gewühl und Gedränge in den Straßen, dieſe prächtigen Häuſer, dieſe Läden und Schauſtellungen, dieſe Geſchäftigkeit und dieſes Gelärme, das hatte ſie ſich nicht vorſtellen können. Sie vergaß ſelbſt ihren Hunger über die vielen Eindrücke, welche ſie in ſich aufnehmen mußte.

Erſt als es gegen Abend ging und ſie ermüdet wurde von ihren Wanderungen und all den Eindrücken, die ſich ihr aufgedrängt hatten, kam das Gefühl der Einſamkeit und der Verlaſſenheit über ſie, furchtbarer, als in der öden Haide. Denn einſam, verlaſſen, ganz hülflos ſein im lebendigſten Knäuel der Menſchen und dicht vor der Pracht und der Verſchwendung des Reichthums, das iſt die ausgeſuchte Qual, welche das Elend in unſeren großen Städten zu tragen beſtimmt iſt.

Sie irrte planlos und bange von der einen Straße in die andere. Sie hatte nicht das Wenige, ſich ein Brod kaufen zu können. Ueberall ſah ſie Nahrungsmittel, Leckereien in Ueberfluß. Sie konnte nicht ihren Hunger ſtillen. Die Lichter glänzten aus den Localen des Vergnügens und Leichtſinns. Sie ſtand draußen, gaffte die geputzten Menſchen an und hätte um eine Gabe bitten mögen. Aber ſie wurde von Niemand beobachtet und immer weiter umhergeſtoßen.

Wenn das Verbrechen der vergangenen Nacht in ihr emporſtieg mit ſeinen dunklen Erinnerungen, dann fühlte ſie ſich gewiſſermaßen geſchützt unter dieſen ungeheuren, gleichgültig durcheinander wogenden Menſchenmaſſen; aber wenn ſie ein Menſch ſein wollte, ein Menſch unter Menſchen, dann ſank ſie erſchüttert in ſich zuſammen und es kam eine Angſt über ſie, die ſie, wie eine Furie, peitſchte. Die nächtliche Stille der Haide war nichts gegen dieſes gleichgültige Getöſe. Der Spott und die Verachtung im Dorfe waren nichts gegen dieſe Theilnahmloſigkeit Aller gegen Alle. Sie mußte die Schmerzen der Einſamkeit und der Hülfloſigkeit in einer großen Stadt empfinden und ſich obdachslos, für den Lauf der Nacht, in einem verborgenen Winkel, mit Zittern und Beben, zuſammenkauern.

Unterdeß erinnerte ſie ſich an die Bekanntſchaft der alten Beſenbinderin und machte ſich am andern Morgen auf den Weg zu derſelben. Nach langem Suchen und Fragen fand ſie dieſelbe, ein altes häßliches Weib in einem Kellerloche auf den Hütten, wo ſie einen kleinen Grünkram und Gemüſehandel betrieb. Die Alte muſterte die unglückliche Dirne von Kopf bis zu Füßen mit einem ſcharfen Blicke und nickte dann, als ſei ſie zufrieden.

Ich will thun, was ich kann! ſagte die Alte. Einſtweilen kann Sie ja bei mir bleiben, bis ſich was für Sie findet.

Gott lohn' es Ihnen, ſagte die Dirne.

Während dieſes Geſprächs war ein fein gekleideter Herr auf der Straße ſtehen geblieben und blickte neugierig in das offne Kellerloch auf die Beiden hinunter.

Als die Alte ihn ſah, grüßte ſie halb vertraulich, halb achtungsvoll.

Friſches Fleiſch, Mütterchen? fragte der Dandy und wies auf die Dirne.

So eben aus Holſtein eingeführt! antwortete die Alte.

Der feine Herr warf der Alten einen beſonderen Wink zu und ging dann vorüber. Die rothe Grete hatte nichts von dem abſcheulichen Sclavenhandel, deſſen Gegenſtand ſie war, verſtanden und dankte der Alten noch mehr als einmal, daß ſie ihr beiſtehen wolle. In einen Ammendienſt zu treten, war ihr beſonderer Wunſch.

Aber wo habt Ihr denn Euer Kind? fragte einmal bei dieſer Gelegenheit die Alte.

Es iſt geſtorben! ſagte Grete mit einer tiefen Bewegung im Innern, die ſie kaum verheimlichen konnte.

Dankt Gott, daß Ihr's los ſeid! war die Antwort des Weibes. Aber mit einem Ammendienſte wird es doch wohl nichts werden. Oder habt Ihr Zeugniſſe von Eurer Sittlichkeit aufzuweiſen? Ihr glaubt gar nicht, wie ſtrenge unſere Herrſchaften darin ſind und was eine Amme alles nicht geweſen ſein ſoll. Aber ich denk', Ihr ſollt's beſſer haben, als Euch mit einem fremden Balg an der Bruſt und auf dem Arme ſchleppen. Ihr ſeid, bis auf Euer rothes Haar, eigentlich eine hübſche Dirne, und wenn Ihr ſtatt Eurer Lumpen ordentliche Kleider bekommen habt, ſo denke ich, werdet Ihr noch was vorſtellen können!

Was denn? fragte die Dirne.

I, nu, fuhr die Alte fort, Ihr ſollt eine feine Dame ſpielen.

Ich? fiel Grete erſchrocken ein. Ich, eine feine Dame?

Liebes Kind, fuhr die Alte fort, Kleider machen Leute und Ihr braucht überhaupt einen anderen Ton, als die ſogenannte feine Geſellſchaft. Aber Ihr ſollt es kennen lernen, dieſes feine Geſindel. Unverſchämt und dreiſt, das iſt die Hauptſache und immer ſchöne blanke Thaler und ein luſtiges Leben! He?

Die Dirne ſchlug vor dem frechen Blicke des alten Weibes die Augen nieder.

Einige Tage ſpäter hätte man in der ſchlanken Dame im rauſchenden Seidengewande, mit Sammetſhawl und elegantem Federhute nicht die Dirne erkannt, welche noch jüngſt in elenden Lumpen obdachslos die Straßen der großen Stadt durchirrte. Aber das alte Weib blieb ihr zur Seite und ſpielte überall ihre Wächterin. Noch ahnte Grete es nicht, wozu ſie gezwungen werden ſollte und in welche Abgründe man ſie ſtürzen wolle; aber bald rückte man ihr näher und bald begann ein Kampf, der da, wo die erfahrene Gemeinheit der Unerfahrenheit und der Hülfloſigkeit gegenüberſteht, immer mit einer Niederlage der letzteren endigen muß. Grete ſträubte ſich gegen die Anſinnen, welche man ihr machte, aber ſie war einmal in die liſtigſten Fallen verwickelt worden. Man überwältigte ſie durch Drohungen und durch Schmeicheleien und ſie wurde, was ſo viele Mädchen werden, die nichts zu verlieren haben.

Sie bekam eine glänzende Garderobe und eine ſchöne Wohnung. Das alte Weib ließ ſich nur ſelten bei ihr ſehen. Sie war ſich ſelber überlaſſen, ihren Gefühlen, ihren Gedanken, ihren Gewiſſensbiſſen, ihrer Schande, welche nur dann von ihr flohen, wenn ſie ſich an dem Arme eines Mannes in den kreiſenden Strudel eines wilden, wüſten Lebens, in rohe und bacchanaliſche Nächte ſtürzte. Sie trug prächtige Kleider und war in ihrem ganzen Weſen doch nichts anderes, als eine Bauerdirne. Aber mit fürchterlicher Haſt griff ſie nach dem Schaume eines Lebens, welches ſie früher nie geahnt hatte; nur, um ſich ſelbſt zu entfliehen. Sie bebte zurück vor keiner Ausgelaſſenheit und Wüſtheit, zu der die Männer ſie anreizen mochten, aber ſie bebte zurück vor jeder Minute Einſamkeit mit ſich ſelber. Dann trat vor ihre Erinnerung der blaſſe Hufnersſohn, das Kind und die Scene am Haideſumpf und ſie mußte hinaus, wo die Muſik lärmte, wo der Punſch, der Wein die Beſinnung überwältigte und wo ſich eine frivole, überſättigte Männerwelt an dem ungewöhnlichen Taumel einer geſunkenen Bauerdirne für den Augenblick beluſtigen mochte!

Es ſtumpften ſich ihre Gefühle ab und ſelbſt ihre Erinnerungen wurden ſchwächer. Sie konnte und mochte nicht anders denken, als daß in dem unaufhörlichen Strudel der großen Stadt Niemand den Schleier von ihrem verbrecheriſchen Geheimniſſe fortziehen könne. Sie gewöhnte ſich an ihr elendes Leben, ſuchte daſſelbe auszubeuten, wie ſie es konnte und ertrug die Schande deſſelben um ſo leichter, da ſie ſchon immer ein Kind der Schande und der unverdienten Verachtung geweſen war. Jetzt war ihre Schande doch wenigſtens mit augenblicklichem Vortheil verbunden. Sie lebte im Taumel.

So verging die Zeit. Die Haſt, mit der ſie nach jedem überſchäumenden Becher griff, der Wahnſinn, in dem ſie ſich gefiel und der ſie an kein Ende denken ließ, führte ſie aber bald, nach der Natur jedes wilden Strudels, von der eingebildeten Höhe tiefer und tiefer. Es waren erſt einige Wochen um, als ſie ſchon von denen im Stiche gelaſſen wurde, die ſich ſcheinbar in ihr ganzes Begehren gefügt hatten. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als ſich wieder dem alten Weibe preiszugeben und dieſe wußte ſchnell mit ihr einen vortheilhaften Kauf abzuſchließen.

Die rothe Grete wurde in eins jener Locale verkauft, welche zwiſchen Hamburg ünd Altona an den Ufern der Elbe eigends dafür beſtimmt ſind, dem wüſten Treiben des Seemannes, wenn er den Boden des Landes betritt, Raum zu gewähren. Man nennt jene Gegend den Hamburger Berg. Er iſt reich an beſonderen Bildern und effectvollen Scenen. Das Seemannsleben tritt uns hier in allen ſeinen Eigenthümlichkeiten, Liebenswürdigkeiten und Rohheiten entgegen und nirgend in Deutſchland findet man noch eine zweite, auch nur annähernd ähnliche Welt. Wir wollen nicht vorübergehen, ohne einen Blick auf dieſelbe zu werfen.

Die neuere Zeit hat die alten hölzernen Buden in große ſteinerne, zum Theil palaſtähnliche Gebäude verwandelt, aber der Charakter des Hamburger Berges iſt trotzdem der alte geblieben. Unter ihm, auf der breiten Elbe, wehen von den langen Schiffsreihen die bunten Flaggen aller ſeefahrenden Nationen durcheinander, die Flagge Rußlands neben der Südamerikas; der Oſtindienfahrer liegt neben dem ſchmutzigen Holzſinnen. Und wie auf der Elbe die Schiffe der ganzen Welt ſich mit ihren Puppen berühren, ſo wogen auf dem Hamburger Berge die Kinder aller Nationen neben und durch einander, um die Zeit auf dem Lande zu genießen und zu verjubeln. Alles, was dem Seemannne nothwendig und wünſchenswerth ſein kann, iſt in kleinen Läden auf dem Hamburger Berge zu haben, alles ſpeculirt hier mit Raffinerie auf das Geld, auf den Leichtſinn des Matroſen. Und für ihn hat das Geld noch nicht jenen fürchterlichen Werth, welchen die Landbewohner ihm beilegen. Er hat es nur, um es, wenn er an's Land kommt, fortzuwerfen in wenigen Tagen und um ſich dann wieder wohlgemuth an ſeine ſaure Arbeit, in den unerſchrockenen Kampf mit den Elementen zu begeben. Er treibt ſich faullenzend umher, ſingt, trinkt und opfert der ſinnlichſten Liebe. Hier hockt ein Neger und ſchaut ſtumpfſinnig, ſeine Kalkpfeife rauchend, in das bunte Gewühl, dort ſchwankt ein Trupp Engländer in blauer, maleriſcher Matroſentracht und kleinen Strohhüten in eine Schaubude hinein; mit Grandezza raucht der Spanier ſeine Cigarre, mit Gleichgültigkeit der Yankee. Viehiſch beſoffene Finnländer liegen auf der Erde und ernſte Holländer ſtehen behaglich plaudernd zuſammen. Es fehlt keine der See befreundete Nation in dem wechſelvollen Getreibe. Dazwiſchen tönt das Geſchrei der Affen und der Papageien, der Trompetenklang der Schaubuden und das Ausrufen der Händler. Die kommen vom Meere, jene ziehen aufs Meer zurück, der Hamburger Berg bleibt immer gleich und großartig in dem unaufhörlichen Wechſel ſeiner zügelloſen Bevölkerungen.

Aber gefeſſelt an ihn, auf längere oder kürzere Zeit, ſind jene unglücklichen Dirnen in großer Menge, welche durch Leichtſinn oder durch Elend ſo tief geſunken ſind, daß ſie ſich hier allen Launen und Rohheiten der ſeemänniſchen Durchzügler für Geld hingeben müſſen. Es ſind großentheils junge, kräftige Dirnen, welche Hamburg ſelber, weit mehr aber noch Holſtein und Mecklenburg fortwährend liefert. Es iſt hier ein fürchterlicher Handel mit Elend, Armuth und Menſchenfleiſch. Abends tönt aus den Localen, welche die Dirnen nicht verlaſſen dürfen, eine wilde, bacchantiſche Muſik. Sie ſitzen phantaſtiſch geputzt an den Wänden und die Seeleute aller Gegenden kommen in dichten Schaaren. Alle Zungen klingen hier durcheinander, aber alle werden getrieben von einer gleichem, wilden Luſt und das Opfer ſind die feſtlich geputzten Weiber. Je weiter es gegen Mitternacht geht, deſto wüſter und wilder werden die Gruppen, deſto eigenthümlicher die Bilder, wunderliche Tänze raſen durch einander, die Trunkenen ſchwanken zwiſchen den kreiſchenden, lockenden, lachenden Weibern umher und während vom Orcheſter die luſtigſten Melodieen erſchallen, ballen ſich unten vielleicht ſchon die Fäuſte und einige Meſſer und Dolche blitzen dazwiſchen. Die Polizei iſt gewöhnlich zu ſchwach, um hier einſchreiten zu können. Sie muß den fürchterlichen, wüſten Tanz ausraſen laſſen.

In eine der größten von dieſen Höhlen war nun auch die rothe Grete verkauft. Sie mußte ſich phantaſtiſch putzen und zur Schau ſitzen und lockend an der Thüre ſtehen, bis die wilde Jagd des Meeres hinein zog. Wenn ſie zur Beſinnung kam, dann war ſie fürchterlich elend; aber in dem Strudel, welcher ſie erfaßt hatte, und in dem wilden Tanze, dem ſie geopfert wurde, war keine Zeit, zur Beſinnung zu kommen. Sie flog von einem Arme in den anderen und von einer wüſten Nacht in die folgende. Sie mußte von ihrer entarteten Umgebung lernen, von den ausgefeimten Dirnen, welche jeden Matroſen zum Steuermann erhoben, um ihn deſto beſſer und deſto ſchneller ausrupfen zu können. Und weil ſie ſchöner war, als viele andere im Dienſt des Laſters gealterte, hatte ſie hier den Spott, womit ſich die Schande gegen die Schande gefällt, zu ertragen. Wenn die Matroſen den Rum und den Grog kredenzten, dann griff keine ſo haſtig zu, wie ſie und ſie ſtürzte Gläſer auf Gläſer hinunter, um das zu vergeſſen, was ſie doch nicht vergeſſen konnte, bis ſie ohne Beſinnung in dem Arme des erſten beſten Mannes lag.

Ihr nennt ein Geſchöpf wie die rothe Grete ein verworfenes Geſchöpf. Aber ſie war doch nichts anderes, als ein elendes, unglückliches Weſen. Sie hätte eben ſo gut, wie Andere, eine ſtille, arbeitſame, tüchtige Hausfrau, eine gute Mutter ihres Kindes werden können. Sie war nur durch die Verhältniſſe ihres Lebens in den Sumpf geſtürzt worden, in welchem ſie, da Niemand ſie retten mochte, umkommen ſollte.

Sie taumelte fort. Sie kannte kaum noch etwas anderes, als das Raſen der Muſik, als das Klingen der Gläſer, als das Schimpfen der Dirnen unter einander, als die Rohheiten und die Prügeleien der Matroſen. Sie lebte nur in dem Wüſten des Augenblicks. An eine Zukunft mochte ſie nicht denken. Nur noch ſelten ſtieg das Geſpenſt der Vergangenheit mit ſeiner fürchterlichen verbrecheriſchen Mahnung hervor in ihrem Buſen, dann aber quälte es ſie bis zum Wahnſinn und bis an den Rand, wo der Gedanke an die Selbſtvernichtung im Menſchen emporkeimt und es ſchwer wird, ſich vor demſelben in das ruhige Geleiſe zu retten.

So vergingen noch einige Jahre. Sie war körperlich elend geworden und man ſtieß ſie umher wie ein Vieh, welches ſeine Dienſte gethan hatte. Je weniger ſie ſich noch in den Taumel und in das Wüthen einer augenblicklichen Luſt ſtürzen konnte, um ſo fürchterlicher ſtieg mit dem Gedanken an die Vergangenheit ein Gefühl der Angſt und der Reue in ihrem Buſen hervor. Sie konnte ihr Daſein nicht mehr ertragen.

Eines Abends war ſie aus den geputzten Reihen der weiblichen Schande und des weiblichen Elendes verſchwunden. Am folgenden Tage zog man einen lebloſen weiblichen Körper bei Nienſtetten an das Ufer der Elbe. —

Dies iſt die Geſchichte von der rothen Grete.

Graf und Reitknecht.

Novelle

von

Auguſt Heſſe.

Graf und Reitknecht.

Novelle

von

Auguſt Heſſe.

Wenn man in jungen Jahren die Geſchichte vergangener Zeiten lieſ't, ſo erſcheinen uns die Begebenheiten und Charaktere, welche ihrem Zuge folgten, in einem gewiſſen romantiſchen Lichte. Man erblickt entweder Helden oder Menſchen von ſchlechter und gemeiner Geſinnung, und die allzu geſchäftige Phantaſie geſtattet uns nicht, den Nimbus, ſelbſt nur das äußere Gewand der ehrwürdigen Vergangenheit hinwegzudenken und hinter dem letztern ein Herz, genau eben ſo wie es die Menſchen noch heute im Buſen tragen, zu erkennen. Aber es kommt eine Epoche, wo dieſe Täuſchungen ſchwinden, wo die Heroen zu Menſchen werden, wo wir in den Königen unſre eigne Natur wieder erkennen, wo die Vergangenheit zur Gegenwart wird. Es iſt dieß die Zeit, wenn wir in das Leben eintreten, wenn unſre Leidenſchaften erwachen, wenn wir die Leidenſchaften andrer erkennen lernen und einen Blick thun in das Getriebe der Welt. An unſern eignen Schickſalen, an den Schickſalen der Menſchen, welche unſre Lebensbahn durchkreuzten, ſtudiren wir, von der Sphäre der Geſellſchaft aufſteigend, das Buch der Geſchichte.

In der kleinſten Manſarde Berlins kann man Studien machen, die vielleicht eben ſo fruchtbar ſind, als die im weißen Saale geſammelten.

Es war Sonnabend Abend, und die Arbeit der Woche ruhete; das Gehämmer der Schmiede, welche 4 Treppen tiefer im Hofe arbeiteten, hatte aufgehört, und das Geſumm der Menſchenmenge, das Geräuſch der Wagen, welche unter den Linden hin und her wogten, ſcholl über die Dächer in der Stille des Abends vernehmlicher herüber.

„Du biſt verſtimmt heute, lieber Robert,“ ſagte ein junges Mädchen, vom Fenſter des Dachſtübchens aufſtehend, ihre Näharbeit bei Seite legend und ſodann das krauſe Haar eines jugendlichen Mannes, der ſeitwärts von ihr auf einer Eſtrade ſich niedergeſetzt und gedankenvoll den Kopf in die rechte Hand geſtützt hatte, ſtreichelnd. „Du biſt verſtimmt,“ wiederholte ſie, „hat der Graf heute mit dir gezürnt?“

„Nein,“ erwiederte der mit Robert Angeredete, indem er gleichfalls aufſtand und das Zimmer mit haſtigen Schritten maß, „aber ich denke an unſre Heimath zurück, es fällt mir ſo manches ein, und ich hab' es wahrlich nicht um dich verdient, Pauline, daß du mir nicht ſagen willſt, wer dir die koſtbare Korallenſchnur an deinem Halſe gegeben hat.“

Pauline, eine liebliche friſche Blondine, mit Grübchen in den Wangen und einem beſtändigen reizenden Lächeln in den Zügen, ſchlank und ſchön gewachſen, erröthete leicht und ſagte ſodann mit etwas verlegener Stimme: „Sieh, ſieh, Robert, wie dir die Neugierde das Herz abdrückt. Betrachte dieſe Hand — fuhr ſie fort und reichte ihm die Rechte hin.“

Er preßte ſie heftig und ſagte: „Du weißt, Kind, die Hand iſt ſchön und meine einzige Hoffnung und mein Troſt — aber darum ſage mir auch, wer dir die Schnur gegeben.“

„Kann dieſe Hand,“ fragte das Mädchen mit einem zweiten Erröthen, „kann ſie nicht arbeiten? Von meinen kleinen Erſparniſſen hab' ich die unächte Schnur mir angeſchafft.“

Robert ſah ihr mit ſeinem braunen Auge in's Antlitz; dann ſagte er treuherzig: „Ich glaube jedes deiner Worte. Ich Thor, daß ich daran nicht dachte und mir Gedanken machte, als könnte ein fremder Mann dir den Schmuck gegeben haben. Nun — zürne nicht, Liebchen, ich werde ja meine frühere üble Laune wieder gut machen, den ganzen Abend werd' ich froh und heiter ſein!“ —

Ich denke an unſre Heimath zurück, es fällt mir ſo manches ein, und ich hab' es wahrlich nicht um dich verdient . . . hatte Robert geſagt. Ein ganzer Lebenslauf war in dieſen Worten zuſammengedrängt, der Schmerz einer traurigen Vergangenheit in ihnen ausgedrückt. Es war noch kein Vierteljahr verfloſſen, ſeitdem Robert als Lakei in die Dienſte des Grafen Julius von Klauſen getreten war.

Der letzte Schnee des März zerrann und die Abendſonne ſpielte bereits auf dem jungen Graſe der hervorſchimmernden Wieſe; der Mühlenbach hatte ſein letztes dünnes Eis abgeworfen und ſchäumte keck und übermüthig, wie ein friſches Frühlingslied. Aber die grauen Bergrieſen ſchauten noch trübſelig auf die junge Herrlichkeit herab, die in dem Thale ſich zu entfalten begann. Die Sonne ſank, und wie leiſe Nebel ſtiegen die grauen Abendwolken auf die Gipfel des Gebirges. Raſch und ſchnell bricht im Frühling die Nacht herein — auch die des Todes; die Ahnung des Frühlings wird laut in der Bruſt, und der arme kranke Menſch, den in ſeinen Winternächten dieſe Hoffnung lebendig hielt, ſchließt ſein Aug'. — — —

Unter der kahlen Eiche am Eingange des Dorfes ſagten zwei Menſchen einander in der Dunkelheit des Abends ein verſtohlenes Lebewohl. Die ſonſt roſigen Wangen des jungen Mädchens — nicht allein die ſcharfe Abendluft war es, die ſie gebleicht hatte, ein eiſiger Hauch des Schickſals hatte ihre Farbe abgeſtreift und tiefe Schatten unter dieß reine, freundliche Aug' gezeichnet. Pauline hatte vor wenigen Tagen ihre Mutter, ihre Ernährerin, ihre einzige Stütze zu Grabe getragen. Verwaiſt in jungen Jahren, vereinſamt ſtand ſie in der weiten Welt. Sie hatte mit ihrer Mutter ihre Heimath verloren, ſie hatte von der letzteren heute in Roberts Geſellſchaft einen kurzen wehmüthigen Abſchied genommen; jetzt ſagte ſie ihrem Begleiter Robert ſelber Lebewohl.

Von der erſten Kindheit an Geſpielen, ſtand ihnen die erſte Trennung bevor — Pauline ſollte morgen nach der Reſidenz zu einer Tante abreiſen, die daſelbſt das ehrſame Gewerb einer Wäſcherin betrieb; hier ſollte Pauline die Dienſte einer Magd thun und zugleich durch feinere Handarbeiten ihren Lebensunterhalt erwerben. Sie hätte ein beſſeres Schickſal verdient und ein ſolches an der Seite Robert's auch gefunden, aber der Vater Roberts hatte die wachſende Neigung ſeines Sohnes zu Paulinen längſt mit mißgünſtigem Blick bemerkt: Ein Müllerknapp von gutem Aeußern und nicht unbemittelt, wie du, hatte er zu Robert, als dieſer am Todestage von Paulinens Mutter ſeinen Segen erbat, geſagt, darf ſeine Augen höher erheben, als zu einer güterloſen, ſchwachen Waiſe; rede mir von dieſem Plane nicht mehr!

Ach eben, weil ſie eine Waiſe und güterlos war, hatte Robert Paulinen nur noch lieber gewonnen, und es iſt gewiß wahr, daß das Mitleid ſehr oft die Quelle der reinſten Liebe iſt. Aber Robert war ein guter Sohn und hatte ſeinem Vater bisher noch nie widerſprochen; er verließ ihn dießmal mit ſchwerem, gequältem Herzen. Der Schmerz Paulinens in den nächſten Tagen, der ſich nicht bloß in ihrem einfachen Trauergewande, nein, auch in ihrem Weſen, ihrem umflorten Auge ausſprach, und der um ſo rührender bei dieſem ſonſt ſo lebensfrohen, heiteren Kinde war, preßte den Stachel tiefer in Roberts Bruſt. „Ich will dich nicht hindern — aber deine Exiſtenz hängt alsdann von dir allein ab," hatte der Vater bei einer erneuten Bitte des Sohnes mit finſterem Stirnrunzeln erklärt. — „Gott hat mir ein Herz in die Bruſt gelegt, aber auch geſunde Arme gegeben" — hatte Robert entgegnet und war wieder hinausgegangen, ſich in den entlaubten Forſten und auf den Spitzen der Berge Ruhe zu ſuchen.

„So wahr ein Gott im Himmel," ſagte er jetzt unter der alten Eiche zu Paulinen, „ſo wahrhaftig laufen die Wege unſeres Schickſals neben einander; ich muß dich jetzt mit kummervollem Herzen in eine ungewiſſe Zukunft entlaſſen. Aber es wird eine Zeit kommen, wo die Ferne und Nähe ſich vereinigen, wo ich — — wie eine Mutter für dich ſorgen werde!" —

Die Nacht ſank, und die Wolken auf den Kuppen der Gebirge nahmen immer dräuendere Geſtalten an, ſchwärzer als die Nacht ſelbſt zogen ſie in's Thal herab, der Sturm pfiff unheimlich aus den Felſenſpalten und peitſchte das Waſſer an den Rädern der Mühle empor. Ein lauterer Sturm der Leidenſchaften tönte im Innern des Hauſes, Worte des Schmerzes, Worte des Zornes ertönten, und ängſtlich flatterte das Licht aus dem ſonſt friedlichen Wohnſtübchen in die Gewitternacht hinaus.

Es war eine Frühlingsnacht, die der Erndte eines ganzen Sommers Verderben brachte; die alte Eiche am Eingange des Dorfes fand man am andern Morgen geſtürzt; der Sturm hatte ſie aus ihren Wurzeln gehoben.

Die nächſten Tage verfloſſen den Bewohnern der Mühle in einer drückenden, unheimlichen Stille. Vater und Sohn gingen ohne Gruß an einander vorüber und wagten nicht die ſcheuen Augen aufzuſchlagen, wenn ſie am Tiſche gegenüberſaßen.

Das erſte Wort zwiſchen Beiden wurde wieder gewechſelt, als ſich die Kunde im Dorfe verbreitet hatte, ein durchreiſender fremder Graf habe, als er mit ſeinem Reitknecht zu Pferde den ſteilen Felſenpfad über den Häuſern paſſirt, den Reitknecht verloren. Der Letztre ſei mit ſeinem Thiere den ſchwindelnden Abgrund hinabgeſtürzt und unten zerſchmettert gefunden. Mit Kopfſchütteln ſah Roberts Vater den Sohn am folgenden Tage nach dieſem Vorfall ſeine Kleidungsſtücke und wenigen Effekten packen. „Robert,“ ſagte er mit vorwurfsvoller Stimme, „was treibſt du, wohin willſt du?“

„Fort, fort von hier, wenn mir nicht abſichtlich das widerfahren ſoll, was dem Diener jenes Grafen ein Zufall eingebracht. Es iſt eine Stelle leer geworden, die ich ausfüllen kann; ich bin bei dem Herrn von Klauſen als Reitknecht für den Verunglückten in Dienſt getreten; ich verlaſſe dich und die Gegend — Vater, zürne mir nicht!

Der Alte fuhr mit der Hand über die Augen und reichte ſie ſodann dem Sohne hin: „So wie in den letzten Tagen“ — ſagte er — „kann es nicht unter uns bleiben. Suche dir in der Fremde dein Glück, und mag das Leben dich lehren, daß das Vaterhaus die ſchönſte Stelle auf Erden iſt — es wird dir im Unglücke immer ein Zufluchtsort ſein!"

Mit Thränen im Auge vollendete Robert die Verpackung ſeiner Habſeligkeiten, und als er ſie einige Wochen darauf in der Behauſung ſeines neuen Herrn in Berlin aus dem Reiſeſack nahm, fand er unter denſelben ein Päckchen mit Silbergeld — er ahnete die vorſorgliche Hand, welche dieſen kleinen Schatz ihm auf die Reiſe mitgegeben.

Das waren die trüben Erinnerungen, die Robert an jenem Sommerabend in der Manſardenwohnung von Paulinens Tante überfielen. Das Glück, das er in der Nähe Paulinens zu finden gehofft hatte, eine Hoffnung, die ihn damals vorzüglich leitete, als er in die Dienſte des Grafen trat, — er hatte dieſes Glück nicht ganz gefunden. An Paulinens Gegenliebe zwar war bis auf den heutigen Tag nicht der mindeſte Zweifel in dem biederherzigen Sohne des Gebirges, der ſeine unverkünſtelte Natur auch in dem Leben und Treiben der Reſidenz ſich bewahrt hatte, aufgeſtiegen. Aber dem Ziele ſeiner Hoffnungen war er noch um keinen Schritt näher gerückt. Paulinens Tante entbehrte die ihr gewordene Unterſtützung ungern und wunderte ſich oft ſelbſt im Stillen darüber, wie es gekommen, daß mit der Nichte das Glück in ihre Wohnung eingezogen; denn es war nicht zu verkennen, obwohl die Tante dieß gegen Jedermann verſchwieg, daß ihre Kundſchaft, ſeitdem Pauline die fein geglättete Wäſche im zierlichen Hebekorbe in die Behauſung der Herrſchaften, für welche die Tante ihre Hände rühren mußte, zurücktrug, faſt um das Doppelte geſtiegen war. Einen ſolchen Schatz mißte die Tante ungern und ſie fühlte mütterlich genug, um gegen Robert die beſtimmte Erklärung abzugeben: er könne nur daran denken die Nichte heimzuführen, wenn er ſelbſt im Stande ſei, ſie und die Tante, welche alsdann ihr Geſchäft aufgeben wolle, gemeinſchaftlich zu ernähren. Pauline ſelbſt, welche bei dieſem zierlichen Beſcheide zugegen war, konnte ein helles heiteres Lachen nicht zurückhalten und erzürnte die Tante nicht wenig durch ihre vorſchnelle Antwort: Robert beabſichtige nur ſie allein, ſeine Jugendgeſpielin, zum Altare zu führen.

Auf der andern Seite war aber auch Roberts Stellung keineswegs der Art, daß er ſich ſchon jetzt einer frohen Hoffnung hätte hingeben können. Graf Julius war ein ſchöner, lebensfroher Mann. Begütert, von vielen Ahnen, geiſtreich, kühn und ein Freund aller ſchönen Künſte konnte ihm der Zutritt zu den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft nicht verſchloſſen ſein. Aber auch, wäre er nur ein beſitzloſer Abentheurer geweſen, er hätte dennoch dem Glücke ein Lächeln abgezwungen. Er war ein Mann, wie für die Geſellſchaft geſchaffen, er war eine jener Perſönlichkeiten, welche die Converſation philoſophiſch auffaſſen; er wußte das Weſen des Tanzes ſo gut wiſſenſchaftlich zu behandeln, als die Lockenwickel einer Tänzerin, er kannte das Leben nach allen Richtungen, aber er hatte den edlen, reinen Standpunkt Deſſen, der ungefährdet aus den Schlingen des Lebens hervorgehen will, verlernt, vielleicht ſogar nie gekannt. Der Brennpunkt, der Quell ſeiner ganzen Exiſtenz war eine maßloſe Eitelkeit, die er indeß zu verdecken kenntnißreich genug war, und, wenn er dem zügelloſen Rauſche eines Vergnügens ſich hingab, ſo war er faſt ſelbſt überzeugt, daß dieß nur in der Abſicht geſchehen, weiſer zu werden, neue Stimmungen und Gefühle, neue Lebensrichtungen zu erkennen. Dabei war er bis zu einem gewiſſen Grade aufopfernd und beſaß das, was man ein gutes Herz und einen fröhlichen Sinn zu nennen pflegt.

„Robert,“ ſagte er an jenem Abende vertraulich zu ſeinem Diener, als den letztern die Zurückkunft der Tante von Paulinens Seite verſcheucht hatte, „Robert, ich glaube, du gehſt auf üblen Wegen. Alles in der Welt, aber mache mir nur nicht den dummen Streich und verliebe dich ernſtlich. Du biſt mir zu ſtill, ein zu verſchloſſenes Gemüth, d. h. du pfeifſt nicht, du ſingſt nicht, du biſt nicht witzig, wie deines Gleichen. Zudem haſt du Abends ſeit einiger Zeit ein paar Mal bei meiner Abendtoilette gefehlt — das Alles iſt ein ſchlimmes Zeichen!“

Er fixirte bei dieſen Worten den Kammerdiener mit ſcharfem Aug'. „Ich kenne das nicht, was Sie Liebe nennen, gnädiger Herr,“ verſetzte mit verlegner Stimme Robert, indem er ſich bückte, um die ſeidengeſtickten Pantoffeln herbeizuziehen.

„Ich glaube gar der Burſch wird ſatyriſch,“ lachte der Graf mit heller Stimme, „er läugnet, daß es nur eine wahre Liebe gibt, und macht einen Unterſchied zwiſchen der ſeinigen und meinigen. Nun aber, das ſag ich dir, Robert, die Ehe ſteht nicht in deinem Liebes-Katechismus; mich kümmert's viel, ob du irgendwo eine amour haſt, aber ſobald du ernſtliche Abſichten verräthſt, ſo ſind wir geſchiedene Leute!"

Robert bückte ſich tiefer und eine einzelne verſtohlene Thräne rollte aus ſeinem braunen Aug' auf den vornehm läſſig hingeſtreckten Fuß des Grafen. Oft iſt es ein unbeachtetes, gleichgültig geglaubtes und mit lachendem Munde geſprochenes Wort, welches die Hoffnung eines ganzen Lebens zerſtört. „Die Welt iſt groß, tröſtete ſich Robert ſpäter, „ich werde einen andern Dienſt finden, wo man mir gewiß minder läſtige Bedingungen auferlegen wird."

Die Welt iſt groß, aber ſie wäre noch größer, wenn ſie nicht von ſo vielen Vorurtheilen beherrſcht würde. Mehrere Nachfragen, die Robert hie und da anſtellte, blieben aus gleichen Rückſichten ohne Erfolg, und ſo mußte er ſich darein ſchicken, vor der Hand noch in ſeiner bisherigen Stellung auszuharren, aber er beſchloß, ſeine Pläne im Geheimen weiter zu ſpinnen. „So lange ich in deiner Nähe bin, Pauline," ſagte er zu dieſer, nachdem er derſelben die oben entwickelten Anſichten des Grafen mitgetheilt, „ſo lange du mich liebſt, iſt auch die Hoffnung nicht verloren. Ich habe ſchon ſo manches ſtandhaft ertragen, ich werde unſer Schickſal mit deiner Hülfe zwingen, uns günſtiger zu ſein."

„Und ich," fügte Pauline mit freundlichem Lächeln hinzu, „ich werde gleichfalls thun, was in meinen Kräften ſteht, dir eine beſſere Stelle zu verſchaffen; ich komme in meinen Geſchäften in ſo manches angeſehene Haus, ich habe mit ſo manchem gewandten Kammerzöſchen zu verkehren, und denke, du ſollſt ſogar noch die Auswahl haben, welche Stelle du annehmen, welche du ausſchlagen willſt."

„Du liebe, freundliche Tröſterin," ſagte Robert, „ach! könnt' ich doch dein Leben ſo reich und anmuthig machen, wie ich wünſchte. Aber, daß ich ſo nichts, ſo gar nichts für alle deine Güte zu geben habe, das will mir oft das Herz abdrücken!"

„Und haſt du mir nicht Opfer genug gebracht?"

„Nein, keines, das verdiente genannt zu werden."

„Nun laſſen wir das," beendete Pauline dieſen Wettſtreit, „wir wollen unſre Abrechnung ein andermal halten, für jetzt aber noch ein Jeder in des Andern Schuld bleiben."

Heut' eine eigne kleine Sünde, morgen ein ſüßes Vergeben der fremden — wer kennt dieß goldne Schuldbuch der Liebe nicht, wer wüßte nicht, daß wenn es geſchloſſen, auch der Traum, der ſüßeſte von allen, ſelbſt vorbei iſt?

Es läßt ſich nicht hinwegläugnen, daß die äußere Stellung im Leben etwas Gewinnendes, etwas Beſtechendes hat. Wer genießt im reichſten Maaße das Glück der Liebe? Oft iſt es nicht der ſchöne, ſondern der reiche und angeſehene Mann. Der dämoniſche

Zauber, der in dem Golde liegt, eröffnet ihm die Herzen; aber es iſt auch nicht der bloße Beſitz, der dieſe Wirkungen übt, nein der eigenthümliche Comfort, der verlockende Glanz der äußeren Einrichtung, der trügeriſche Glaube an eine gewiſſe Allmacht des Begüterten ſind es, die ihm dieſe Machtvollkommenheit gewähren. Das Glänzende beſticht, das romantiſche Licht der Proſceniumslampen verdeckt den körperlichen, das äußere Wohlleben den Verfall des Geiſtes.

Pauline hatte die erſte Unwahrheit geſprochen, als ſie gegen Robert vorgab, das Collier von ihren Erſparniſſen angeſchafft zu haben. Jung und unerfahren in die gefährlichen Umgebungen eines Reſidenzlebens, unter die Obhut einer Verwandten verſetzt, welche alle Intriguen des Lebens durchgeſpielt und welcher das herannahende Alter die einzige Weisheit verliehen hatte, daß im Beſitze die Ehre liegt — wär' es ein Wunder, daß dieß Kind, wie alle Kinder, im Falle der Wahl, das Glänzende der ſchlichten Einfachheit, den Reiz des Wechſels der Einförmigkeit des Bewährten vorgezogen hätte?

Schüchtern und blöde, faſt mit einer Thräne der Aengſtlichkeit und Beklemmung war das Mädchen früher in die ſchimmernden Gemächer der Reichen getreten, und der Hebekorb in ihren Händen, in welchem ſie das ſauber gebleichte Linnen überbrachte, hatte nicht minder gezittert, als ihre Stimme, welche die von der Tante eingelernten Worte der Empfehlung ſprach. Dieſe Blödigkeit und Scheu war eine Zielſcheibe des Witzes vorlauter Kammerjungfern und ſeiner Bedienten, aber auch zugleich ein Schild gegen etwaige Anzüglichkeiten, welche ſich die Herrſchaft hätte erlauben können. Wenn Pauline ſich deſſen klar bewußt geweſen wäre, ſie würde den Spott um ihrer Sicherheit willen geduldiger ertragen haben. Aber das Lachen der Standesgenoſſen ſchmerzt und brennt und die Vertraulichkeiten höher geſtellter Menſchen ſchmeicheln dem unerfahrenen Herzen.

Sie trat jetzt minder befangen und mit einem freundlichen, gewinnenden Lächeln um den friſchen Roſenmund in die Häuſer ihrer Kunden ein. Hatte vielleicht die lebenserfahrene Tante dieß Lächeln die Nichte gelehrt?

„Beim Himmel! Schätzchen,“ ſagte Graf Julius zu der ſchönen Botin, „ich will doch nicht glauben, daß dieſe weißen Händchen das ſchwere Werk der Arbeit, die du überbringeſt, ſelbſt vollendet haben?“

„O nein, mein Herr!“ entgegnete Pauline, indem ſie ihre Hand aus der des Grafen zurückzog, „Tantchen gebraucht mich nur als Austrägerin.“ —

„Ah!“ lachte der Graf — „ich verſtehe, als postillon d'amour.“

„Ja aber das verſtehe ich nicht,“ entgegnete Pauline, mit ihrem reizenden Lächeln ihre unverſtellte Unwiſſenheit verdeckend.

„Du kleine Ignorantin, ſo hätte deine Tante dir nicht geſagt, wie du den Herren gegenüber, zu denen dich dein Geſchäft führt, dich benehmen ſollteſt?“

„O, gewiß, mein gnädiger Herr; artig, ſagte Tantchen, mußt du ſein, gefällig, freundlich und beſcheiden, vor allen Dingen aber nicht blöde — damit man dir das Dorf, aus dem du ſtammſt, nicht anmerken kann."

„Du würdeſt alſo, Schätzchen, wenn ich dich um eine Gefälligkeit erſuchte, mir dieſe nicht abſchlagen dürfen?"

Pauline erröthete und eine Wolke des Unmuths ſtieg auf ihre klare Stirn. Sie ſeufzte und wollte gehen.

„Mein Kind," ſagte der Graf, ſie am Arme zurückhaltend, „du ſollſt die Männer ehren und achten lernen; ich wollte mir ein Küßchen von dir erbitten, ich verzichte darauf, um dich nicht zu erzürnen. Du liebes, gutes Mädchen — fuhr er gerührt fort — zu einer Fürſtin biſt du geboren und Armuth war dein Pathengeſchenk. Hier — dieſen Schmuck — du biſt würdiger, ihn zu tragen, als die Dame, für welche er beſtimmt war, die Dame, die man meinem Herzen aufdrängen will."

Er nahm von ſeinem Toilettentiſchchen von Jacarandenholz ein koſtbares Collier und hing es der erglühend vor ihm ſtehenden Pauline eigenhändig um.

„O nicht doch, gnädiger Herr," ſagte Pauline abwehrend, „das iſt nicht für Mädchen meines Standes. Was würde die Tante, was würde — — Robert" — wollte ſie in ihrer Verwirrung ſagen — — „was würde mein Bruder denken, wenn ich dergleichen Sachen mit nach Hauſe brächte. O bitte, bitte, nehmen Sie das Halsband zurück!"

Der Graf weidete ſich einige Minuten lang an der reizenden Verlegenheit des Kindes. „Du würdeſt mich erzürnen,“ ſagte er dann, „wenn du das werthloſe Ding nicht behalten wollteſt. Geh, geh und ſpare deinen Dank — bis wir uns wiederſehen.“

Er ſtand auf und winkte mit der Hand.

Das war der verhängnißvolle Schmuck, der dem armen Robert nicht bloß jenen trüben Abend — nein, auch eine ganze umdüſterte Zukunft eingebracht.

Seitdem waren vier Monate vergangen.

Graf Julius machte, von ſeinem Reitknecht begleitet, einen Abendſpazierritt durch den Thiergarten, welchen der Herbſt bereits zu färben begann. Sie ſprengten im Galopp in der zum Hofjäger führenden Allee entlang und als ſie auf dem von dort zum Stern führenden Querwege angelangt waren, hielt der Graf ſein Pferd etwas an, klopfte den Hals deſſelben und erwartete, ſich läſſig im Sattel zurücklehnend, den Diener.

„Höre, Robert,“ ſagte er zu dem Herangekommenen, indem er ihn zugleich nöthigte, dicht neben ihm zu reiten, „du äußerteſt vor längerer Zeit einmal ſo Etwas gegen mich, was wie ein Wunſch klang, du möchteſt dich verheirathen. Ich irre mich doch nicht?“

„O, nein, nein, mein gnädiger Herr!“ entgegnete Robert überraſcht, indem ihm das Blut in ſeine braunen Wangen ſchoß, „ich habe dergleichen damals gewünſcht, es war das ſehnlichſte Verlangen meines Herzens, ich würde ein glücklicher und zufriedener Mann jetzt ſein, wenn Sie mir damals die Heirath nicht ausdrücklich verboten hätten."

„Meine Anſichten haben ſich in Betreff dieſes Punktes um ſo mehr geändert, als ich jetzt ſelbſt beſchloſſen habe, meinen Hausſtand einzurichten. Ich bin jetzt ſogar nicht abgeneigt, dir und deiner künftigen Frau ein Kapital von 500 Thalern zu eurer erſten Einrichtung herzugeben, dein Lohn ſoll nach Bedürfniß, nöthigenfalls um das Doppelte jährlich erhöht werden. Haſt du bereits gewählt?"

„Ja!" ſagte Robert und ſeine Augen leuchteten vor Freude und Entzücken.

„Das thut mir leid," verſetzte der Graf lächelnd, „du wirſt dich entſchließen müſſen deine Wahl zu ändern. Ich ſelber habe bereits deine Zukünftige ausgeſucht."

„Sie ſelber, Herr Graf," ſtammelte Robert. „Das iſt unmöglich, das kann nicht ſein!"

„Aber es iſt ſo, ſag' ich dir," erwiderte Graf Julius mit Nachdruck. „Höre mich an. Du biſt ein Menſch, den ich, ſeitdem wir mit einander bekannt geworden, ſchätzen gelernt habe. Du biſt fleißig, beſcheiden, verſchloſſen, und ich halte dich meines vollen Zutrauens für werth. Du weiſt bereits, daß ich im nächſten Monat den fröhlichen Stand der Junggeſellen quittire und die Gräfin Adeline von Zelten zum Altar führen werde. Das ſind Familienverhältniſſe, die mich zu dieſem Schritt zwingen, vielleicht auch finanzielle Rückſichten. Nun iſt mir da ein unangenehmer Streich mit einem allerliebſten Bürgermädchen paſſirt. Du verſtehſt, man iſt auch Menſch und vergißt ſich zuweilen. Die Folgen bleiben nicht aus, und dieſe ganze Angelegenheit iſt mir um deßwillen ſo höchſt unangenehm, weil ich befürchten muß, daß die Angehörigen meiner Braut von dieſer Verirrung Kenntniß erhalten werden. Die Pläne, auf die ich mein ganzes Lebensglück gebaut, könnten auf dieſe Weiſe ſehr unwillkommen durchkreuzt werden. Eine Verwandte des Mädchens nämlich hat — der Henker mag wiſſen, wodurch? — von meinen Angelegenheiten gehört und droht, falls ich das Mädchen nicht auf eine oder die andere Art wieder zu Ehren brächte — das ganze Abentheuer der Familie meiner Braut zu verrathen. Du haſt Verſtand genug, Robert, um einzuſehen, daß ich einen ſolchen Eclat vermeiden muß. Es bleibt mir kein andres Mittel übrig, als daß du das Mädchen heiratheſt, und ich bin überzeugt, daß dich meine Wahl nicht gereuen wird."

Dieſen wenig verdeckten Antrag hatte der Graf im Vertrauen auf ſeine Ueberlegenheit und auf Roberts Abhängigkeit und Einfachheit geſtellt und ohne irgend einen Einwurf ſeines Dieners zu Ende gebracht. Auch jetzt noch ſchwieg Robert; dergleichen Zumuthungen waren ihm in der Einfalt ſeines Herzens nie denkbar geweſen, er hatte zu wenig Blicke in das Getriebe der verfeinerten Geſellſchaft gethan, als daß die Worte des Grafen ihm nicht zweifelhaft hätten vorkommen ſollen. Er konnte an den Ernſt dieſes Anerbietens, ja er konnte ſogar nicht einmal an den Fehltritt ſeines Herrn ſelbſt glauben. Und doch auf der andern Seite — hätte der Graf in ſo delikaten Dingen nur einen Scherz mit ſeinem Untergebnen ſich erlauben ſollen? Er war in der That noch zweifelhaft, wie er dieſe ganze Rede auffaſſen ſollte und ſchwieg in einer Art von dumpfer Befangenheit noch immer.

Der Graf legte dieß fortwährende Schweigen zu ſeinen Gunſten aus: „Sieh, Burſche,“ fuhr er in ſeiner Ueberredung fort, „du kannſt hier mit Einem Schlage das Glück deiner ganzen Exiſtenz begründen, ich will und werde dich nie mehr von meiner Seite laſſen. Es iſt ein Vorurtheil, daß man nicht mit jedem Mädchen, das geiſtig und körperlich bevorzugt iſt, glücklich ſein und dieſes Glück nur in dem Beſitz einer Einzigen finden könnte. Was man ſo Liebe nennt, iſt ein Traum, ein Trugbild, das eigenſüchtige Fürſten und herrſchbegierige Prieſter durch eine falſche Erziehung in die Herzen der Niedriggeſtellten eingeſchmeichelt haben. Ein freier Mann macht ſich von dieſen Täuſchungen los, er ſteigt zurück in die Uranfänge der Geſellſchaft und kehrt wieder zu den reinen Formen der Natürlichkeit zurück.“

„O, Herr,“ ſagte Robert, indem er unwillkührlich ſein Pferd anhielt, „Sie mögen recht haben mit Ihren Anſichten hier in einer großen, volksbelebten Stadt; in unſern Bergen denkt man anders. Ich muß mich ſchämen, es vor Ihnen auszuſprechen, aber mit meinem Glücke wär's auf ewig vorbei, wenn ich ſo denken müßte, wie Sie!"

„Nun auch, geſetzt den Fall," fuhr Graf Julius fort, „es würde dir ſchwer, ja, es wäre ein Opfer für dich, auf meinen Vorſchlag einzugehen, würdeſt du Bedenken tragen, dieß Opfer der Anhänglichkeit an mich zu bringen, mir es zu bringen, wenn ich dir geſagt habe, daß die Ruhe meines Herzens, meines Lebens davon abhängt?"

„Ja!" ſagte Robert und ſchlug ſein leuchtendes braunes Auge zu dem ſeines Herrn, welches ſich vor dieſem Blicke ſenkte, auf. „Doch, gnädiger Herr," ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „zürnen Sie mir nicht; ja wahrlich ich würde Leib und Leben, müßt' es ſein, für Sie laſſen. Ihre Worte, denk' ich, waren nur Scherz und Sie wollten meine Treue und Ergebenheit auf die Probe ſetzen — zürnen Sie nicht, wenn dieſe in jenem einzigen, einzigen Falle wanken muß."

Eine Ader des Zorns ſchwoll auf der ſchönen, von den krauſen Locken umwallten Stirn des Grafen. „Thor, wie magſt du glauben, daß ich mir die Mühe gegeben, mit dir zu ſcherzen!" rief er. „Ueberleg' dir die Sache wohl und reiflich. Was ich geſagt habe, iſt mein feſter und beſtimmter Wille!"

Damit gab er ſeinem Pferde heftig die Sporen und ließ den beſtürzten und gequälten Robert in einer weiten Entfernung hinter ſich zurück.

In dumpfer Betäubung folgte Robert. An ein Ueberlegen war bei demſelben nicht zu denken; der

Name Paulinens war zu tief in ſein Herz gegraben, und er, der für ſeine Liebe ſeine Heimath geopfert hatte, ſollte dieſe Liebe um einer Livrée willen hingeben?

„Herr Graf!“ ſagte er am andern Tage zu ſeinem Herrn, „Sie verlangten Antwort von mir auf einen Vorſchlag, den Sie mir geſtern machten, ich habe keine darauf zu geben. Aber ſobald dieſes Quartal abgelaufen iſt, wünſch' ich Ihren Dienſt zu verlaſſen.“

Der Graf kniff ſeine feinen Lippen übereinander: „Du kannſt ſchon morgen gehen,“ ſagte er, „und wirſt mir zuvor das Lohn, welches ich dir auf ein Jahr vorgeſchoſſen habe, zurückzahlen!“

Robert zuckte zuſammen. Es hatte ſeine Richtigkeit, daß ihm ſein Herr einen nicht unbedeutenden Vorſchuß auf das Lohn gegeben hatte. Robert war durch mancherlei kleine Geſchenke, die er Paulinen gemacht, durch Schulden, die er für die Tante derſelben zu decken genöthigt worden war, in Verlegenheit gerathen; der Graf ſelbſt bot ihm die erwähnte Unterſtützung an, und Robert, der ſie wiederzuerſtatten hoffen konnte, ſchlug ſie nicht aus. „Gegenwärtig,“ ſagte er mit zitternder Stimme, „gegenwärtig, mein gnädiger Herr, bin ich zu zahlen außer Stand, aber ich werde Alles, Alles bei Heller und Pfennig berichtigen.“

„Hm!“ ſagte der Graf mit höhniſcher Stimme, „ich werde mir meine Befriedigung alsdann auf anderem Wege verſchaffen.“

„Sie werden mich nicht unglücklich machen wollen!“

„Nein, wenn du Vernunft annimmſt. Die Partie, welche ich dir vorgeſchlagen habe, iſt keineswegs ſo zu verachten, als du glauben magſt. Du haſt das Mädchen, von dem die Rede iſt, noch nicht kennen gelernt, und ich wette, ſobald du ſie nur ſiehſt, wirſt du Feuer und Flamme ſein!“

Robert ſchüttelte den Kopf.

„Sie kommt heut' Abend mit ihrer Verwandten zu mir,“ ſetzte der Graf hinzu, „um die fragliche Angelegenheit vollends auf's Reine zu bringen. Du kannſt ſie dir genau anſehen, während ich mit ihr unterhandle, wenn du hier in dem zweiten Seitenkabinet meine Gewehre putzen und hinter den Gardinen des Glasfenſters dich verſteckt halten willſt.“

„Ach, das Alles kann nichts helfen,“ betheuerte der Diener.

Der Graf lachte laut auf und kehrte ihm den Rücken zu.

Graf Julius war ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Jagd. In zwei elegant gearbeiteten Schränken bewahrte er ſeine Jagdgeräthe, Gewehre, Flinten, Piſtolen und Meſſer, von der zierlichſten und ſchönſten Arbeit, auf. Das Kabinet, in welchem dieſe Schränke ſtanden, war durch eine Thür mit Glasfenſtern von der Arbeitsſtube, und dieſe durch einen Eingang mit zurückgelegten ſeidnen Schleiergardinen von dem Empfangszimmer geſchieden. Alles in dieſen Gemächern athmete Glanz und Geſchmack.

Die Abendſonne blitzte von dem Laufe des Gewehrs, welches Robert, um es zu putzen, in der Hand hielt, wieder. Er ſaß träumend und ſein fieberhaft glühendes Auge auf den Lauf der Flinte gerichtet, die quer über ſeinem Schooße lag. Zu ungeſtüm pochte ſein Herz, ſeine Pulſe ſchlugen zu heftig, als daß er die ihm aufgetragene Arbeit ſorgſam hätte verrichten können. Die Luft ſchien ihm drückend heiß, ſein Kopf brannte: „O Gott,“ ſeufzte er leiſe, „wenn ich krank würde, wenn ein ſchneller willkommner Tod mich von all' den Qualen des geängſtigten Daſeins befreiete. Sterben? Sterben und geliebt ſein von Paulinen? Ach ja, auch dieſe Luſt, die der Schmerzen und Aengſten und Sorgen zu viel hat — ich gäbe ſie hin für ein ſtilles, ſtummes Vergeſſen!“

Das Gewehr entſank ſeinen Händen, er überhörte das Geräuſch des Falles und ſtarrte wie bewußtlos vor ſich hin. Erſt nach einer Weile ſchien dieſer Schall — wie aus weiter Ferne kommend — an ſein Ohr zu ſchlagen. Er bückte ſich mechaniſch, ohne die Richtung ſeines Blicks zu ändern, hob die Waffe auf und fuhr in ſeiner nutzloſen Beſchäftigung in einzelnen Pauſen fort.

„Nein,“ ſagte er dann wieder vor ſich hin, „ich hebe die Gardine nicht auf, ich bin nicht neugierig, die Maitreſſe des Grafen zu ſehen. Ich kann und will den vorgeſchlagenen Schritt ja unmöglich thun. Und iſt denn das Alles Wahrheit, quält mich nicht ein böſer Traum? Es liegt wie ein Alpdrücken centnerſchwer auf meinem Herzen."

Dann lachte er wieder: „Ich lache über mich ſelber, daß ich ein ſolcher Thor bin mich um dieſen Vorſchlag ſo ſehr zu ängſten. Ich bin jung und rüſtig, an Arbeit wird mir's nicht fehlen, und ſteh' ich auch allein und verlaſſen in dieſer großen Stadt, mein unbeſcholtener Ruf, mein Geſicht, das wahrlich nicht die Züge eines Verbrechers tragen kann, wird mir ein Geleitsbrief ſein."

Er hörte in dieſem Augenblicke die laute Stimme des Grafen in dem zweiten Nebenzimmer. „Die mir Beſtimmte wird jetzt anweſend ſein" — dachte er — „wozu ſie ſehen, wozu ſie hören? Pauline, Pauline, o, wüßteſt du, welche Zumuthungen mir gemacht ſind!"

Der Schrei einer weiblichen Stimme, aus dem Nebengemache tönend, ſchlug jetzt an ſein Ohr. Wie ein elektriſcher Schlag durchzitterte ihn dieſer Laut — er war ihm bekannt, er hatte dieſen Ruf ſchon einmal im Leben gehört, damals, als Paulinens Mutter entſeelt in die Kiſſen ihres ärmlichen Lagers zurückſank, es war — Paulinens Stimme.

Sein Blut ſtarrte, bleich wie der Tod ſtürzte er zur Glasthür. Er hob die Gardine mit krampfhafter Hand. Allmächtiger Gott! Pauline war es, die liebliche Pauline, die zuſammengeſunken auf ihren Knieen vor dem Grafen lag. Ihre beiden weißen Hände, die ſo oft die Locken Roberts geſtreichelt, ſie hatte mit denſelben ihr verſtörtes Angeſicht verdeckt.

Leblos und lautlos kniete ſie. Die Tante war vergeblich bemüht, ſie aufzurichten. Robert vernahm die ſchrillende Stimme derſelben; er ſah, wie ſie dann nach Art gemeiner Weiber eifrig auf den Grafen einſprach und mit dem ausgeſtreckten Zeigefinger der rechten heftig die ausgebreitete linke flache Hand ſchlug. Er ſah, wie der Graf erbleichend eine goldgefüllte Perlenbörſe hoch in die Höhe hielt; er ſah, wie die Tante mit der einen Hand in zitternder Bewegung auf die einem Marmorbilde gleich daliegende Nichte wies, mit der andern die Börſe ergriff und ſie zornig zu Boden ſchleuderte. — —

Dann ward es Nacht vor ſeinen Augen, es klang und brauſte vor ſeinem Gehirn, und er lehnte ſich in halber Erſtarrung an die Pfoſten der Glasthür zurück.

Als er erwachte, war Stille im Nebengemach, er nahm das an dem Stuhle ſtehende Jagdgewehr maſchinenmäßig auf und verſchloß es ſorgfältig in dem Schranke. Den Schlüſſel ſteckte er zu ſich. Als er nach der Thürklinke griff, kam ihm der Graf entgegen.

Er ſchien etwas angegriffen und ſeine ſonſt untadelhafte Toilette war etwas in Unordnung gerathen. Er erſchrak ſichtlich über das bleiche geſpenſterhafte Ausſehen Roberts und deſſen ſchwankende Haltung.

„Was iſt mit dir geſchehen, Burſche?“

„Nichts — aber mein Kopf ſchmerzt mich gewaltig!“

„Haſt du das Mädchen geſehen, iſt es nicht ſchön?“

„O ſchön — ſchön! und das Herz wäre mir faſt geſprungen, als ſie ſo bittend und flehend vor Ihnen lag. Gott mag ihr die Sünde vergeben!“

„Narr, ſie iſt makellos und, gibts eine Schuld, ſo ruht ſie auf mir.“

„Ich glaube das wohl, und doch heißts bei uns daheim: Lieber das Leben, denn 's Kränzlein vergeben!“

„Haſt du verſtanden, was ich mit den Weibern geſprochen?“

„Nein,“ ſagte Robert lachend, „aber die Alte ſchien ſehr erboſt. Nehmen Sie ſich in Acht, ihren Weg zu kreuzen, bevor ihr Jemand das Genick gebrochen! Denn das will ich, ſo wahr ein Gott im Himmel iſt.“ Seine Augen funkelten und er trat einige Schritte drohend gegen den Grafen vor.

Der Graf betrachtete ihn mitleidig: „Es iſt nicht richtig mit dir, Burſche,“ ſagte er, „du haſt Fieber — geh zu einem Arzte.“

Robert ſchauderte zuſammen, ſeine Zähne klapperten hörbar im Munde. „Ja,“ ſagte er leiſe, „ich bedarf eines Arztes, und Sie werden wohl Ihre Toilette zum Theater heut' Abend ohne mich machen müſſen.“

„Du biſt ernſtlich krank, ich entbinde dich deines Dienſtes gern, aber eile und ſchaff' dir ärztlichen Beiſtand.“

Robert verließ das Haus.

Der Abend dunkelte. Schwärme von Menſchen zogen durch die Straßen zu den Zelten, zu Muskau, zum Hofjäger, nach dem Blumengarten hinaus. O, wer die Schickſale, die Verhältniſſe kennte, welche jeder Einzelne von dieſen heute durchlebt! In Elend und Noth, vielleicht ohne gegeſſen zu haben, hat ſo mancher den Tag verlebt, aber du ſiehſt den häuslichen Kummer nur bei längerem Anſchauen auf ſeinem Geſichte liegen; ſein Berliner Blut, ſein gegen ſich und Andre gerichteter malitiöſer Witz verwiſchen die Spuren der Leiden, ſobald er hinaustritt auf die Gaſſen. Er iſt im Stande einen Tag lang von einem Bonmot, von einem Rebus zu leben.

Als Robert ſo mit verſtörten Mienen durch das Volksgewimmel hinwandelte, machte er eine Ausnahme von der Regel, und ſein bleiches, krankes Geſicht, dann wieder das ſchnell verblühende Roth auf ſeinen Wangen, ſein unſtäter, bald ſtürmender, bald ſchleichender Gang hätten gewiß die Aufmerkſamkeit erregt, wenn es überhaupt Sitte wäre, den Andern, der fremd an Einem vorbeigeht, zu beachten. Robert ſchlug den Weg nach Albrechts Hof ein; bei dem kleinen Teiche am Eingange des Weges ſaß, in ſüßem Plaudern befangen, ein einſames Liebespärchen. Das war das Einzige, was Robert außer ſich wahrnahm — wie ein glühender Dolch durchzuckte dieſer Anblick ſeine Bruſt.

Je weiter er ſich von den bekannten Sammelplätzen des Vergnügens im Park entfernte, je ſtiller wurd' es um ihn her; er hatte jetzt den wenig betretenen Weg gefunden, der jenſeits des Thiergartens und der Chauſſee, abwechſelnd durch Kornfelder und niedriges Gebüſch, nach Charlottenburg führt.

„Ja,“ ſagte er knirſchend und mit geballter Fauſt plötzlich ſtehend bleibend, „ich habe mich damals nicht geirrt, als ich glaubte, den Halsſchmuck beim Grafen ſchon früher geſehen zu haben. Das war die erſte Lüge, die ſie gegen mich vorbrachte, und ich Narr hab' ihren Worten geglaubt!“

Er rannte weiter. „Ich bin ein verlorner, aufgegebner Mann. Daheim zu Hauſe wird man mich mit Spott und Hohn empfangen. Er hat einer Dirne, einer elenden Dirne wegen ſein Lebensglück ruinirt, er hat die Seinigen unglücklich gemacht. Ein Landſtreicher iſt in's Dorf zurückgekehrt! Pfui! Pfui über ihn! —“

„Wie wär's,“ lachte er dann einmal wieder, „wie wär's, wenn ich ſie heirathete und wieder zu Ehren brächte? Ob ſie mich ausſchlüge?! Wir würden ein ſchönes Kleeblatt abgeben, der Graf, Robert und Pauline — — — Pauline...“

Er wiederholte den letzten Namen noch einigemale leiſe. Ein ſtilles, wehmüthiges Lächeln, wie man es oft bei Wahnſinnigen findet, wenn die Stunde ihrer Tobſucht vorüber iſt, glitt über ſeine Züge, es ſchien als ob die alte vergangene Zeit noch einmal in ſein Herz zurückgekehrt wäre, die Heimath mit ihren Bergen und ihrem Waldesduft vor ihm erſtanden und in dem erſten lieblichen Lächeln Paulinens eine frohe, ſelige Zukunft für ihn zu leſen geweſen wäre.

„Ob ſie wohl auch Kummer gehabt,“ ſagte er leiſe zu ſich ſelber, „ob ſie in ihrer Verworfenheit auch wohl zuweilen an mich gedacht hat?“

Etwas ruhiger ging er weiter.

— „Könnt' ich nur meinen Vater noch einmal wiederſehen! —“ ſagte er dann laut und es drückte ihm der lang verhaltene Schmerz faſt den Hals ab. „Was würde er ſagen, wenn ich ihm erzählte, wie ſie mich ſo liſtig hintergangen, Liebe mir geheuchelt und einem Andern geſchenkt, wie ſie mich vom Vaterhaus, vom Vaterherzen hinweggelockt in eine fremde Gegend, in eine verhaßte Beſchäftigung — bloß um ihr Spiel mit mir zu treiben!“

Als er wieder im Thore angelangt war, blieb er nochmals ſtehen und ein Blitz der Freude ſchoß aus ſeinem ſchönen verwilderten Auge: „Welch ein Glück,“ ſagte er, „ich kann den Grafen befriedigen, in meinem Koffer muß ſich ja das Beutelchen mit dem Gelde noch finden, das mein Vater mir einſt mit auf die Reiſe gegeben. Es wird hinreichen, es wird hinreichen!“

Robert hatte ſich das Verſprechen gegeben, dieſen kleinen Schatz nur in der äußerſten Noth anzugreifen und ſein Vorſatz war ſo feſt, daß er darüber faſt gänzlich den Beſitz des Geldes vergeſſen hatte.

Sein Weg führte ihn jetzt an dem Hauſe vorbei, in welchem Pauline wohnte. Er warf einen ſcheuen Blick nach dem Dachſtübchen empor, das ſo viel Schmerz und manche freundliche Täuſchung für ihn gehegt hatte.

Er kehrte nochmals um, als er bereits an dem Hauſe vorüber geſchritten war. Im Dunkeln tappte er die wohlbekannte Treppe in die Höhe. Sein Herz hämmerte, als er mit angehaltenem Athem an der Stubenthür lauſchte. Er legte die Hand auf den Drücker und preßte ihn wie eine Freundeshand. Hatte nicht unlängſt noch ihre Hand ihn berührt? Eine milde Vergebung lag auf ſeinem Angeſicht, aber er ſchüttelte ſchweigend den Kopf als wollte er ſagen: Nein, ich will dich nicht wiederſehen. Leiſen Schrittes ſchlich er die Treppe wieder herunter.

Bei der Stalllaterne ſteckte er daheim den Pferden friſches Heu auf, putzte das Sattelzeug und hing es ſauber und ordentlich an den Pflöcken auf. Dann klopfte er den Thieren, die bereits zum Schlaf ſich auf den Boden geſtreckt hatten, den Hals.

„Kommt, Ihr Mädchen, zur Freude geboren,
Kommt, Ihr Burſchen, Ihr ehrlichen Thoren,
Dieſer Tag ſei zur Freude erkoren,
Auf den Tanz ſchmeckt erquickender Wein."

Es war Mitternacht, als der Graf, dieſe Verſe aus Don Juan trillernd, die Treppe zu ſeiner Wohnung hinanſtieg. Bei einer Ananasbowle hatte er die Auftritte des heutigen Tages zu vergeſſen geſucht. Er brachte eine heitere aufgeweckte Stimmung mit nach Hauſe. Er ſuchte den Schlüſſel zum Vorſaale: „Robert, verhenkerter Kerl," rief er, „wo biſt du?" „Ach," ſagte er dann, nachdem er eine Weile vergeblich an der verſchloſſenen Thür gerüttelt hatte, „ich vergaß, der Eſel iſt krank, er wird ſich ſchon zu Bett gelegt haben. Ich muß die Wirthin herausklingeln.“ Er ging die Treppe wieder herunter, und ein Windzug verlöſchte ſo eben die an dem Pfoſten brennende Lampe. —

„Na, was will denn der?“ zankte die Wirthin im ächten Berliner Dialekte. „Bei nachtſchlafender Zeit klingelt man keine ehrbaren Leute aus den Betten. — Ach, Sie ſind's, Herr Graf, ſagte ſie dann, im reizendſten Negligee aus der Stubenthür tretend, entſchuldigen Sie tauſendmal, für ſie erwacht man ſchon gern aus dem Schlaf und thut wohl noch ein Uebriges. Stehe ganz zu Euer Gnaden Befehl.“

„So bringen Sie Licht und ſchließen Sie mir mein Entrée auf.“

„Augenblicklich. Gedulden ſich der Herr Graf nur eine Minute.“

Aus der Minute wurden fünf, zehn, eine Viertel-, eine halbe Stunde. Endlich kam die ehrſame Dame wieder mit einer brennenden Kerze und in ihren beſten Feiertagskleidern. „Ich habe,“ ſagte ſie, „nur ein wenig Toilette gemacht.“

„Wollen Sie ſo ſpät noch auf Eroberungen ausgehen?“

„Na, na!“ ſchmunzelte die Wirthin, Verlegenheit affektirend, „ich glaube, Sie werden entſchuldigen, wenn ich vorangehen thue.“

Man ſtand zum zweitenmal vor der Eingangsthür, und während die Wirthin den Schlüſſel im

Schloſſe herumdrehte, kniff ihr der Graf ſcherzend in die reine, friſche Wange.

Ein eigenthümlicher Dunſt drang den Eintretenden aus den innern Gemächern entgegen.

„Was iſt hier paſſirt?“ fragte die Wirthin.

„Zum Henker, ich glaube der elende Burſch, der Robert, hat mir irgend einen Schabernack angethan,“ ſagte der Graf, plötzlich wieder bei voller Beſinnung.

„Vorſichtig, um Gotteswillen, damit uns nichts geſchieht. Soll ich läuten?“ Sie hatte ſchon die Klingelſchnur in der Hand und läutete, daß es durch das ganze Haus ſchallte.

„Sie ſind nicht bei Sinnen, was ſollen die Leute im Hauſe denken,“ mit dieſen Worten riß der Graf ſie von dem Klingelzuge zurück. Aber kommen Sie. Es riecht nach Pulver!“

Leiſe öffnete man die Thür zum Nebengemach, der Pulverdampf drang dichter aus demſelben hervor. Man hob die grünſeidene Gardine zum Cabinet. Entſetzlicher Anblick — — —

In dem offnen Gewehrſchranke ſtak der Schlüſſel, den Robert heute an ſich genommen. Auf dem Stuhle, auf welchem wir ihn ſelbſt noch vor wenig Stunden ſitzen und das Gewehr putzen ſahen, ſaß er jetzt wieder, aber ſtarr, ſtumm, ein lebloſer Körper. Sein leichenblaſſes Antlitz war auf die Bruſt geſunken, dicht unter ſeinem Herzen quoll aus einer kleinen aber tiefen Wunde noch Blut hervor, eine Lache halbgeronnenen Blutes ſchwamm zu ſeinen Füßen, ſeine

Arme hingen ſchlaff am Körper herab, in der Fauſt der Rechten klemmte das Lieblingspiſtol des Grafen.

Mit einem Schrei des Entſetzens floh das Weib aus dem Zimmer, mit ſchlotternden Knieen folgte der Graf.

Nun war es ein Rennen und Laufen durchs ganze Haus. Alle Dienſtmädchen und Bediente ſtrömten Trepp' auf Trepp' ab, um die Neuigkeit aus der erſten Hand zu haben. „Er ſieht ſo ſchön aus wie eine Wachsfigur," ſagte Flora, die Dienſtmagd des Geheimen Raths, die heimlich ein Aug' auf Robert geworfen hatte; „als ich ihn geſtern Abend ſprach, war er ſo wüſt und verwildert."

In der That, ein freundliches Lächeln war jetzt über die bleichen, aber unentſtellten und ſchönen Züge Roberts gekommen.

Auf dem Tiſche in der Stube fand der Graf, der ſich allmählig von ſeinem Schrecken erholt hatte und mit dem Geheimrath wieder herbeigekommen war, die Summe von fünf und zwanzig Thalern, in blankem neugeprägten Mansfelder Silber aufgezählt. Dabei lagen zwei Zettel von Roberts Hand. Der eine lautete:

„An den Herrn Grafen. Verzeihen Sie, gnädiger Herr, daß ich Ihrer Piſtole mich bedient habe. Aber ich konnte den heutigen Tag nicht überleben. Meine Schuld an Sie liegt auf dem Tiſche aufgezählt, es fehlt kein Heller daran, und ich freue mich, daß ich dieß vor meinem Ableben noch abthun konnte.

Sollt' ich Sie jemals beleidigt haben, ſo bitt' ich: vergeben Sie mir."

Der Inhalt des zweiten Zettels war:

„An Pauline. Mag der liebe Gott uns Beiden unſre Sünde vergeben. Ich bin nicht mehr böſe mit dir, und du ſollſt meinen ganzen Nachlaß haben. Ach, was wird mein Vater von dir denken! Grüße ihn tauſendmal von mir, wenn du wieder ein ehrliches Mädchen worden biſt."

Gedichte

von

Eduard Mörike, Juſtinus Kerner, Theobald Kerner, Hermann Rollett, Karl Julius, Emanuel Geibel, K. A. Mayer, Adolf Peters, Auguſt Heſſe, Johannes Blau, Adalbert Harniſch, Gottfried Kinkel, Henriette Ottenheimer, J. P. Eckermann, Krug von Nidda (†), Fr. Ludw. Jahn, Hofmann v. Fallersleben, Ludwig Storch, Guſtav Schwetſchke, R. E. Prutz, Karl Beck, Titus Ullrich und Heinrich Pröhle.

Eduard Mörike.

1. Die ſchöne Buche.

Ganz verborgen im Wald kenn' ich ein Plätzchen, da ſtehet
Eine Buche, man ſieht ſchöner im Bilde ſie nicht.
Rein und glatt, in gediegenem Wuchs, erhebt ſie ſich einzeln,
Keiner der Nachbarn rührt ihr an den ſeidenen Schmuck.
Rings, ſo weit ſein Gezweig der ſtattliche Baum ausbreitet,
Grünet der Raſen, das Aug' ſtill zu erquicken, umher;
Gleich nach allen Seiten umzirkt er den Stamm in der Mitte;
Kunſtlos ſchuf die Natur ſelber dieß liebliche Rund.
Zartes Gebüſch umgränzet es erſt; hochſtämmige Bäume,
Folgend in dichtem Gedräng', wehren dem himmliſchen Blau:
Neben der dunkleren Fülle des Eichbaums wieget die Birke
Ihr jungfräuliches Haupt ſchüchtern im goldenen Licht.

Als ich unlängſt einſam, von neuen Geſtalten des Sommers
Ab dem Pfade gelockt, dort im Gebüſch mich verlor,
Führt' ein freundlicher Geiſt, des Hains auflauſchende Gottheit,
Hier mich zum erſtenmal, plötzlich, den Staunenden, ein.
Welch' Entzücken! Es war um die hohe Stunde des Mittags,
Lautlos Alles, es ſchwieg ſelber der Vogel im Laub.
Und ich zauderte noch, auf den zierlichen Teppich zu treten,
Feſtlich empfing er den Fuß, leiſe beſchritt ich ihn nur.
Jetzo gelehnt an den Stamm (er trägt das breite Gewölbe
Nicht zu hoch) ließ ich rundum die Augen ergehn,
Wo den beſchatteten Kreis die feurig ſtrahlende Sonne
Faſt gleich meſſend umher ſäumte mit blendendem Rand.
Aber ich ſtand und rührte mich nicht; dämoniſcher Stille,
Unergründlicher Ruh' lauſchte mein innerer Sinn;
Eingeſchloſſen mit dir in dieſem ſonnigen Zauber-
Gürtel, o Einſamkeit, fühlt' ich und dachte nur dich!

2. Der Petrefactenſammler.

An Lotte und Clärchen.

Einmal noch an Eurer Seite,
Meinen Hammer im Geleite,
Jene Frickenhauſer Pfade,
Links und rechts und krumm und grade
An dem Bächlein hin zu ſcherzen,
Dieß verlangte mich von Herzen.
Aber dann mit tauſend Freuden
Gleich den Hügel auf zu weiden,
Drin die goldnen Ammoniten,
Lias-Terebratuliten,
Pentakrinen auch, die zarten,
Alle ſich zuſammenſchaarten, —
Den uns gar nicht ungelegen
Juſt ein warmer Sommerregen
Ausgefurcht und abgewaſchen,
Denn ſo füllt man ſich die Taſchen.
Auf dem Boden Hand und Knie,
Kriecht man fort, o ſüße Müh'!
Und dazwiſchen mit Entzücken
Nach der Alb hinauf zu blicken,
Deren burggekrönte Wände
Unſer ſonnig Thalgelände,

Rebengrün und Wald und Wieſen
Streng mit dunkeln Schatten ſchließen!
Welche liebliche Magie
Uns im Rücken übten ſie!
Eben noch in Sonne glimmend,
Und in leichtem Dufte ſchwimmend,
Sieht man ſchwarz empor ſie ſteigen
Wie die blaue Nacht am Tag!
Blau, wie nur ein Traum es zeigen,
Doch kein Maler tuſchen mag.
Ja, ſie ſcheinen nah zu rücken,
Immer näher, immer dichter,
Und die gelben Regenlichter
All' in unſer Thal zu drücken!
Wahrlich, Schön'res ſah ich nie!

Wenn man nur an ſolcher Stätte
Zeit genug zum Schauen hätte!
— Wißt Ihr was? Genießt Ihr Beiden
Gründlich dieſe Herrlichkeiten,
Auch für mich genießet ſie!
Denn mich ärgert's allerdinge,
Wenn das rein verloren ginge.
Doch, den Zweck nicht zu verlieren,
Will ich jetzt auf allen Vieren
Nach beſagten Terebrateln
Noch ein Stückchen weiter kratteln;
Das iſt auch wohl Poeſie.

3. An Philomele.

Tonleiterartig ſteiget dein Klaggeſang
Voll-ſchwellend auf, wie wenn man Bouteillen füllt:
Es ſteigt und ſteigt im Hals der Flaſche —
Sieh', und das liebliche Naß ſchäumt über.

O Sängerin, dir möcht' ich ein Liedchen weih'n,
Voll Lieb' und Sehnſucht! aber ich ſtocke ſchon;
Ach, mein unſelig Gleichniß regt mir
Plötzlich den Durſt und mein Gaumen lechzet.

Verzeih! im Jägerſchlößchen iſt friſches Bier
Und Kegel-Abend heut': ich verſprach es halb
Dem Oberamtsgerichtsverweſer,
Auch dem Notar und dem Oberförſter.

4. Epiſtel.

An Lengus.

Von Widerwarten eine Sorte kennen wir
Genau und haben ärgerlich ſie oft belacht,
Ja einen eig'nen Namen ihr erſchufeſt du,
Und heute noch beneid' ich dir den kühnen Fund.

Zur Kurzweil geſtern in der alten Handelsſtadt,
Die mich herbergend einen Tag langweilete,
Ging ich vor Tiſch, der Schiffe Ankunft mit zu ſeh'n
Nach dem Canal, wo im Getümmel und Geſchrei
Von tauſendhändig aufgeregter Packmannſchaft,
Faß-wälzender, um Kiſt' und Ballen fluchender,
Der thätige Faktor ſich zeigt und, Gaffens halb,
Der Straßenjunge, beide Händ' im Latze, ſteht.
Doch auf dem reinen Quaderdamme ab und zu
Spaziert' ein Pärchen, dieſes faßt' ich mir in's Aug'.
Im grünen, goldbeknöpften Frack ein junger Herr,
Mit einer hübſchen Dame, modiſch aufgepfauſcht.
Schnurrbartsbewußtſein trug und hob den ganzen Mann
Und glatt geſpannter Hoſen Sicherheitsgefühl,
Kurz, von dem Hütchen bis hinab zum kleinen Sporn
Belebet' ihn vollendete Perſönlichkeit.
Sie aber lachte pünktlich jedem dürft'gen Scherz;
Der treue Pudel, an des Herren Knie gelockt,

Wird, ihr zum Spaße, ſchmerzlich in das Ohr gekneipt,
Bis er im hohen Fiſtelton gehorſam heult,
Zu Nachahmung ich weiß nicht welcher Sängerin.

Nun, dieſer Liebenswerthe, dächt' ich, iſt doch ſchon
Beinahe was mein Longus einen Sehrmann nennt,
Und auch die Dame war in hohem Grade ſehr.
Doch nicht die affektirte Fratze, nicht allein
Den Gecken zeichnet dieſes einz'ge Wort, vielmehr
Was ſich mit Selbſtgefälligkeit Bedeutung giebt,
Amtliches Air, vornehm ablehnende Manier,
Dieß und noch manches Andere begreifet es.
Der Principal vom Comptoir und der Canzellei
Empfängt den Aſſiſtenten oder Commis, — denkt,
Er kam nach Elfe geſtern Nacht zu Hauſe erſt —
Den andern Tag mit einem langen Sehrgeſicht.
Die Kammerzofe, die kokette Kellnerin,
Nachdem ſie erſt den Schäfer kühn gemacht, thut bös,
Da er nun vom geraubten Kuſſe weiter geht:
„Ich muß recht, recht ſehr bitten!“ ſagt ſie wiederholt
Mit ſeriöſem Nachdruck zum Verlegenen.
Die Tugend ſelber zeiget ſich in Sehrheit gern.
O hätteſt du den jungen Geiſtlichen geſeh'n,
Dem ich nur neulich an der Kirchthür hoſpitirt!
Wie Milch und Blut ein Männchen, durchaus muſterhaft:
Er wußt' es auch; im wohlgezog'nen Backenbart,
Im blonden, war kein Härchen, wett' ich, ungezählt.
Die Predigt roch mir ſeltſamlich nach Leyer und Schwert,
Er kam nicht weg vom ſchönen Tod für's Vaterland.
Ein paarmal gar riskirt' er, liberal zu ſein,

Höchſt liberal, — nun, halsgefährlich macht' er's nicht,
Doch wurden ihm die Ohren ſichtlich warm dabei.
Zuletzt, herabgeſtiegen von der Kanzel, rauſcht
Er ſtrahlend, Kopf und Schultern wiegend, raſch vorbei
Dem duft'gen Reihen tief bewegter Jungfräulein,
Und richtig macht er ihnen ein Sehr-Compliment.
Beſonders iſt die Großmuth ungemein ſehrhaft.
Denn der Student, von edlem Burſchenthum erglüht,
Der zartfühlende Lieut'nant, ſchreibet ſeinem Feind,
Nach halb erklärtem Ehrenkampfe, hochherzig,
Lakoniſch ſchön, ein Sehr-Billet; es rührt ihn ſelbſt.
— So ein Herr X., ſo ein Herr Z., als Recenſent,
Iſt großer Sehrmann, Sehr-Sehrmann, juſt wenn er dir
Den Lorbeer reicht, beinahe mehr noch als wenn er
Mit Hohn ſein Sic! und Sapienti sat! hinwirft.

Hiernächſt verſteht ſich allerdings, daß Viele auch
Nur theilweiſ' und gelegentlich Sehrleute ſind.
So haben wir an manchem herzlich lieben Freund
Ein unzweideutig Aederchen der Art bemerkt,
Und freilich immer eine Fauſt im Sack gemacht;
Doch wenn es nun vollendet erſt erſcheint, es ſei
Mann oder Weib, der Menſchheit Afterbild, — o wer,
Dem ſich im Buſen ein geſundes Herz bewegt,
Erträgt es wohl? wem krümmte ſich im Innern nicht
Das Eingeweide? Gift und Operment iſt mir's!
Denn wären ſie nur lächerlich! ſie ſind zumeiſt
Verrucht, abſcheulich, wenn du ſie bei Licht beſiehſt.
Kein Menſch beleidigt wie der Sehrmann und verletzt
Empfindlicher; wär's auch nur durch die Art, wie er

Dich im Geſpräch am Rockknopf faßt. Du ſchnöde Brut!
Wo einer auftritt, jedes Edle iſt ſogleich
Gelähmt, vernichtet neben ihnen, Nichts behält
Den eignen, unbedingten Werth, es wäre denn
Durch ſie, die weit darüber weg ſind und hinaus!
— Was hieße gottlos, wenn es dieß Geſchlecht nicht iſt?
Und nicht im Schlaf auch fiel' es ihnen ein, daß ſie
Mit Haut und Haar des Teufels ſind! Ich ſcherze nicht.
Durch Buße kommt ein Arger wohl zum Himmelreich:
Doch kann der Sehrmann Buße thun? O nimmermehr!
Drum fürcht' ich, wenn ſein abgeſchied'ner Geiſt dereinſt
Sich, frech genug, des Paradieſes Pforte naht,
Der roſigen, wo, Wache haltend, hellgelockt,
Ein Engel lehnet, hingeſenkt ein träumend Ohr
Den ew'gen Melodieen, die im Innern ſind,
Aufſchaut er dann und miſſet ruhig die Geſtalt
Von Kopf zu Fuß, die fragende, und ſchüttelt jetzt
Mit ſanftem Ernſt, mitleidig faſt, das ſchöne Haupt,
Links deutend, ungern, mit der Hand, abwärts den Pfad.
Befremdet, ja beleidigt ſtellt mein Mann ſich an,
Und zaudert noch, doch da er ſieht, hier ſei es Ernſt,
Schwenkt er, in höchſter Sehrheit, trotziglich, getroſt,
Sich ab und ſchwänzelt ungeſäumt der Hölle zu.

5. Erbauliche Betrachtung.

Als wie im Forſt ein Jäger, der, am heißen Tag
Im Eichenſchatten ruhend, mit zufried'nem Blick
Auf ſeine Hunde niederſchaut, das treue Paar,
Das Hals um Hals geſchlungen, brüderlich den Schlaf,
Und, ſchlafend noch, des Jagens Luſt und Mühe theilt:
So ſchau' ich hier, an des Gehölzes Schattenrand,
Bei kurzer Raſt, auf meiner eig'nen Füße Paar
Hinab, nicht ohne Rührung; in gewiſſem Sinn
Zum erſtenmal, ſo alt ich bin, betracht' ich ſie,
Und bin fürwahr von ihrem Daſein überraſcht,
Wie ſie, in Schuh'n bis über'n Knöchel eingeſchnürt,
Beſtäubt da vor mir liegen im verlechzten Gras.

Wie manches Luſtrum, ehrliche Geſellen, ſchleppt
Ihr mich auf dieſer buckeligen Welt umher,
Gehorſam eurem Herren jeden Augenblick,
Tag oder Nacht, wohin er nur mit euch begehrt.
Sein Wandel mochte thöricht oder weislich ſein,
Den beſten Herrn, wenn man euch hörte, trugt ihr ſtets,
Und ſeid bereit, den Unglimpf, der ihm widerfuhr
— Und wäre ſein Beleidiger ein Reichsbaron —
Alsbald zu rächen mit ergrimmtem Hundetritt.
(Doch hiefür hat er ſelber zu viel Lebensart.)

Wo war ein Berg zu ſteil für euch, zu jäh ein Fels?
Und glücklich immer habt ihr mich nach Haus gebracht.
Gleichwohl noch nie mit einem Wörtchen dankt' ich euch!
Vom Schönſten, was mein Herz genoß, erfuhrt ihr nichts!

Wenn, von der blauſten Frühlingsmitternacht entzückt,
Oft aus der Gartenlaube weg vom Zechgelag'
Mein hochgeſtimmter Freund mich noch hinausgelockt,
Die off'ne Straße hinzuſchwärmen raſchen Gangs,
Wir Jünglinge, des Jugendglückes Uebermaaß
Als baaren Schmerz empfindend, unerſättlich doch
Ihn ſchlürften Einer aus des Andern Blick und Wort,
Und überfließend das Geſpräch wie Feuer troff,
Bis wir zuletzt an Kühnheit mit dem ſichern Mann*)
Wetteiferten, da dieſer Urwelts-Götterſohn
In Flößerſtiefeln vom Gebirg zum Himmel ſich
Verſtieg und mit der breiten Hand der Sterne Heer
Zuſammenſtrich in einen Haberſack und den
Mit großem Schnaufen bis zum Rand der Schöpfung trug,
Den Plunder auszuſchütteln vor das Weltenthor:
Ach, gute Burſche, damals wart ihr auch dabei!
Und wo nicht ſonſt, davon ich jetzo ſchweigen will.

Bleibt mir getreu, und altert ſchneller nicht als ich!
Wir haben, hoff' ich, noch ein ſchön Stück Weg vor uns:
Zwar weiß ich's nicht, den Göttern bleibt es heimgeſtellt.

---

*) Vergl. des Verf. „Gedichte" S. 175.

Doch, wie es falle, laßt euch nichts mit mir gereu'n.
Auf meinem Grabſtein ſoll man ein Paar Schuhe ſeh'n,
Den Stab darüber und den Reiſehut gelegt,
Das beſte Sinnbild eines ruh'nden Wandersmanns.
Wer dann mich ſegnet, der vergißt auch eurer nicht.

Genug für jetzt! denn dort ſeh' ich's gewitterſchwer
Von Mittag kommen, und mich däucht, es donnert ſchon.
Eh' uns der Regen überraſcht, ihr Knaben, auf!
Die Steig' hinab! zum Städtchen langt ſich's eben noch!

6. Inſchrift

auf eine Uhr mit den drei Horen.

Βάρδισται μακάρων Ὧραι φίλαι —.
Theocr.

Am langſamſten von allen Göttern wandeln wir,
Mit Blätterkronen ſchön geſchmückte, ſchweigſame.
Doch wer uns ehrt, und wem wir ſelber günſtig ſind,
Weil er die Anmuth liebet und das heil'ge Maaß,
Vor deſſen Auge ſchweben wir im leichten Tanz
Und machen mannigfaltig ihm den langen Tag.

7. Am Rheinfall

bei Schaffhauſen.

Halte dein Herz, o Wanderer, feſt mit gewaltigen Händen!
Mir entſtürzte vor Luſt zitternd das meinige faſt.
Raſtlos donnernde Maſſen auf donnernde Maſſen geworfen, —
Ohr und Auge wohin retten ſie ſich im Tumult?
Wahrlich, den eigenen Wuthſchrei hörete nicht der Gigant hier,
Läg' er, vom Himmel geſtürzt, unten am Felſen gekrümmt!
Roſſe der Götter, im Schwung, eins über dem Rücken des andern,
Stürmen herunter und ſtreu'n ſilbern die Mähnen umher;
Herrliche Leiber, unzählbare, folgen ſich, nimmer dieſelben,
Ewig dieſelbigen, — wer wartet das Ende mir aus?
Angſt umzieht dir den Buſen mit Eins, und, wie du es denkeſt, —
Ueber das Haupt ſtürzt dir krachend das Himmelsgewölb'!

Mergentheim.

Juſtinus Kerner.

Der Garten zu Schweigern.

(An den Herrn Grafen **Alfred von Neipperg**, am Tage ſeiner Geburt.)

Zu Schweigern ſteht ein ſchöner Garten,
Ich ſchau' ihn ſtets mit Freude nur;
Sein thut mit Luſt und Liebe warten
Ein edler Liebling der Natur.

Der Roſenflor, den er gezogen,
Der Georginen bunte Zahl,
Scheint wie ein farb'ger Regenbogen,
Der von dem Himmel ſank zu Thal.

Platanen auch und Pinien heben
Ihr dunkles Haupt zum Himmel fromm,
Ein Zeuge von vergang'nem Leben
Scheint ernſt durch ſie ein alter Dom.

Ein Schloß, von Epheu rings umfangen,
Begrenzet dieſes Gartens Flur,
Ueppig in warmen Beeten prangen
Die Kinder ſüdlicher Natur.

Da hängen der Hortenſia Dolden
Herab in üpp'ger Blüthenwucht,
Dort glänzt aus dunkelm Laube golden
Italiens Orangenfrucht.

Noch dunkler Laub, noch ſchön're Blüthen,
Wie ſie nur Edens Garten ſah,
Feurig wie kaum je Roſen glühten,
Erglüht hier die Camellia.

Des Mittlers Leidensblume ſäumet
Mit heil'ger Blüth' des Hauſes Wand,
Dran eine Palme lehnt und träumet
Von dem verlornen Heimathland.

Pfleger des Gartens! laſſ' mich weilen
Bei ihr, mitträumen ihren Traum,
Die Gluth des Himmels mit ihr theilen,
An Euphrat's Strand ein heil'ger Baum.

Da ſieht ſie hoch den Ibis fliegen,
Aus heil'gen Stätten hergeweht,
Zephire ihre Blätter wiegen,
Sie ſäuſeln wie ein ſtill Gebet.

Ringsum ein Singen und ein Düften
Von bunten Vögeln, Kräutern viel,
Und über ihr in blauen Lüften
Der Fee Morgana Zauberſpiel.

So träumt die Palme, fühlt die Ferne
Nicht, die ſie von der Heimath trennt,
Weil ſie nicht Nordens kalte Sterne
Bei dieſer milden Pflege kennt. —

Oft iſt's auch mir ſchon vorgekommen
Als ſei ich, Palme, dir verwandt,
Der ſüdlichen Natur entnommen,
Verſetzet in ein kaltes Land.

Es dringt das Eis von Deutſchlands Fluren
Gar mächtig an das Herze mir,
Dann treibt's zu ſüdlichern Naturen
Mich oft in Träumen fern von hier.

Doch wie hier Südens warme Kinder
Treu Deine Hand, Du Edler! pflegt,
So haſt Du ſchützend auch nicht minder
Mich an Dein warmes Herz gelegt.

Seitdem fällt mir, die ich verloren,
Die warme Heimath, ſeltner ein,
Und heut' am Tag, der Dich geboren,
Fühl' ich nicht Eis, nur Sonnenſchein.

Theobald Kerner.

---

1. Natürliche Grazie.

Geh' ich frühmorgens durch das Feld,
Ha! was glänzt dort am Raine?
Es ſtrahlt wie neugeprägtes Geld,
Sind's Perlen? Edelſteine?
Iſt es ein Schleier, den der Wind
Vom Haupte riß dem Elfenkind
Beim Tanz im Mondenſcheine?

Und dort die Roſenknoſpe gar
Womit ſeh' ich ſie prangen?
Ein Diamantſchmuck iſt's fürwahr!
Mit hold verſchämten Wangen
Steht ſie beſchaut vom Sonnenſchein.
Ja ja, ich merk's! der Liebſte dein
Hat ihn dir umgehangen!

Es hat kein Sacktuch von Battiſt
Die arme nackte Schnecke,
Drum ihr nicht zu verübeln iſt
Putzt an die Roſenhecke
Zuweilen ſie das Näschen auch;
Und daß bei ihr mich dieſer Brauch
Ergötzt oft, ſag' ich kecke.

2. Regenbogen.

Siehſt du dort oben den Regenbogen?
Kennſt du ein ſchöneres Ordensband
Als dieß, das über Himmel und Land
Unſer Herrgott hat hergezogen?

Das kann kein König, kein Kaiſer geben,
Es iſt das Ordensband der Natur,
Gehört den Freien nur auf der Flur,
Hoch ſiehſt du's über Palläſten ſchweben.

Weinsberg.

Hermann Rollett.

In der Bibel wahrheiterfülltem Buch
Die Worte zu leſen ſind:
„Wenn Gott die Völker befreien will,
So macht er die Könige blind!“

Und ſeht, wie die Fürſten mit ſtarrem Trotz
Dem Abgrund entgegengehn,
Und nicht beachten, in blinder Haſt,
Der Freiheitsfahnen Wehn!

Und ſeht, wie ſie taumeln beim Auferſtehn
Des Tages, im Morgenwind, —
Wenn Gott die Völker befreien will,
So macht er die Könige blind!

Karl Julius.

1. Der Deutſchungar.

Im Ungarland, wo die vielen Völker ſind,
Da lebt auch mancher deutſchen Mutter Kind.
In Bergesſchacht, auf dürrem Haideſand,
Am Karpatus, am grünen Donauſtrand,
Wirſt überall, Oaſengleich im Sande,
Auf deutſche Heerde treffen in dem Lande.
An's deutſche Reich, ſie denken noch daran,
Daraus vor Jahren fort einſt zog der Ahn!
Gern ſchickt den Sohn der Vater aus dem Haus
„In's Reich," daß deutſcher Sinn nicht ſterbe aus.
Bin auch aus Ungarn, deutſcher Leute Kind
Und denke oft wie ich ſie wiederfind';
Und denke oft, wenn mich der Vater fragt
Um's deutſche Reich, ob man's verſchweigt, ob ſagt. —
Das deutſche Reich! ſo heißt's noch bei uns Allen;

Indeſſen iſt das längſtens ja zerfallen!
Bei uns, da glaubt daran noch jedes Kind,
Indeſſen iſt das längſtens ja in' Wind! —
Wenn rings die wilden Völker um uns her
Im Ungarland ſich brüſteten ſo ſehr
Und meineten, ſie wären unſer gleich,
Stolz waren wir, wir dachten an das Reich,
Wo unſer Kaiſer ſitzt auf ſeinem Thron,
Im Purpurmantel mit der güldnen Kron',
Der deutſche Kaiſer! unterm Himmelzelt
Der mächtigſt' Herre auf der ganzen Welt. —
O trauern wird mein Vater ob der Mähr,
Wenn ich ihm's ſage, wird er jammern ſehr,
Daß all' die Pracht und Ruhm und Majeſtät
Vergeſſen iſt, verſunken iſt, verweht!

2. Polenlieder von 1846.

I.

Die Leute ſie ſchlafen
Vom Frühlingsjubel müd',
Und ſtill ſind die Gaſſen,
Kein Laut, kein Lied.

Was ziehet nach dem Thore
Vorbei dort bei der Wacht,
Wie ſchwer Geſchütz des Krieges
In ſtiller Nacht?

Die Menſchen ſie ſchlafen
In dieſem ſtillen Land,
Dort fährt man Kanonen
Nach Polenland.

II.

Ich weiß ein heimlich Lied, hm, hm!
Das durch die Nächte flüſtert, hm, hm!
Im Stillen durch die Lande zieht, hm, hm!
Wenn der Abend dämmert und düſtert. —

Die Polen haben ſich aufgemacht, ſt, ſt!
Zu einer neuen Freiheitsſchlacht. St, ſt!
Die Deutſchen mit Roß und Wagen, ſt, ſt!
Die werden ſie erſchlagen. St, ſt! ſt, ſt! ſt, ſt!

3. Ein Bild.

Es rauſcht das Bächlein wohl über Geſtein,
Ein Weidenbaum drüber gebogen,
D'rauf ſitzt des Müllers ſein Büblein klein,
Im Schooße ein kleines Zitherlein,
Die Füßchen beſpült von den Wogen.

Es kommt ein Mann des Wegs zu gehn,
Er bleibt ſo ſtill, ſo ſchweigſam ſtehn,
Sieht zu dem ſinnigen Knaben:
„Hatt' auch einmal ein Büblein klein,
War auch ſo ſtill und auch ſo fein.
Der liegt nun draußen, begraben!“

4. Der Ungeliebte.

Sie liebt dich nicht — o laß die Gluth
Verglühen nur, verglühen!
Der Liebe zarte Blüthen laß
Verblühen nur, verblühen!

Und klage nicht, was willſt du noch?
Laß fahren, o laß fahren!
Das Liebesleid, das ſoll man ſtill
Bewahren, o bewahren!

Und ſollteſt du in deiner Gluth
Verglühen, auch verglühen:
Verſchmähte Lieb' ſoll einſamlich
Verblühen, nur verblühen.

5. Herbſt.

I.

Von' Bergen herab in ſchwindelndem Lauf,
So kam ich gerannt. — O haltet mich auf,
Ihr Bäume! Ich faſſe dich, Lindenbaum! —
Du wankeſt nicht und fühlſt es kaum,
In dich hinein nur zitterſt du ſanft;
Doch fallen Blätter an Bachesranft —
Ach, Herbſt iſt da, ich weiß es wohl!
Hörſt du den Föhn durch die Bergſchlucht hohl?

Ich lieb' es zu ſtreifen ſo frei durch den Wald,
Ueber Berge hoch, über Trümmer alt!
Ich lieb' es zu ruhen beim Abendroth
Und Roſen am Haupt, die der Frühling bot.
Und Roſen am Haupt, den Becher von Gold,
Und goldenen Wein und Aeuglein hold —
Auch Jugend ſchwindet, ich weiß es wohl! —
Hörſt du den Föhn durch die Bergſchlucht hohl?

II.

Jetzt iſt es Herbſt, die Liebe todt,
Und auch die Schmerzen ſchweigen.
Sieh dich nur um, 's iſt Alles todt,
Die letzten Blätter gelb und roth
Fall'n eben von den Zweigen.

Emanuel Geibel.

Herbſtlieder.

I.

Nun ſtrömet klar von oben
Der Tag ins Land herein,
Von tiefem Blau gewoben
Und lichtem Sonnenſchein.

Es will noch einmal blühen
Der Wald, bevor er ſtarb;
Er prangt in goldnem Glühen,
Und lächelt purpurfarb.

Und fern im Glanze ſchließet
Sich Berg an Berg gereiht,
Und Sabbathſtille fließet
Im Thale weit und breit.

Was will dich's Wunder nehmen,
O Freund, zu dieſer Friſt,
Daß deine Bruſt ihr Grämen
Wie einen Traum vergißt?

Daß du der alten Sorgen
Mit Lächeln nur gedenkſt,
Und in den goldnen Morgen
Dich voll und froh verſenkſt?

O gieb dich hin dem Frieden,
Und ſauge dieſen Glanz,
Der aller Welt beſchieden,
In deine Seele ganz.

Laß Ruh und Lied ſich gatten
Bei frommem Harfenklang,
Der letzten Trauer Schatten
Verſühne mit Geſang.

Der Sonne heb' entgegen
Den Becher jungen Weins,
Und heiſcht der Trunk den Segen,
So wünſche ſingend eins:

Daß, wenn nach Freud' und Leide
Dein Herz einſt brechen will,
Wie dieſer Herbſt es ſcheide
So heiter, groß und ſtill.

II.

Ach, in dieſen blauen Tagen,
Die ſo licht und ſonnig fließen,
Welch ein inniges Genießen,
Welche ſtillverklärte Ruh!
Heiter iſt das Blut gezügelt;
Leichter Schlaf und klarer Morgen
Wiſſen nichts von bangen Sorgen,
Und die Seele ſchweift beflügelt
Jeder lieben Stelle zu.
Ach, in dieſen blauen Tagen,
Die wie Wellen ſo gelinde
Mich ins Leben weiter tragen,
Muß ich hoffen, muß ich fragen,
Ob ich nie dich wiederfinde
Liebling meiner Seele du?

III.

Herbſtlich ſonnige Tage,
Mir beſchieden zur Luſt,
Euch mit leiſerem Schlage
Grüßt die athmende Bruſt.

O wie waltet die Stunde
Nun in ſeliger Ruh!
Jede ſchmerzende Wunde
Schließet leiſe ſich zu.

Nur zu raſten, zu lieben,
Still an ſich ſelber zu baun
Fühlt ſich die Seele getrieben,
Und mit Liebe zu ſchaun.

Und ſo ſchreit' ich im Thale,
In den Bergen, am Bach,
Jedem ſegnenden Strahle,
Jedem vergehenden nach.

Jedem leiſen Verfärben
Lauſch' ich mit ſtillem Bemühn,
Jedem Wachſen und Sterben,
Jedem Welken und Blühn.

Selig lern' ich es ſpüren,
Wie die Schöpfung entlang
Geiſt und Welt ſich berühren
Zu harmoniſchem Klang.

Was da webet im Ringe,
Was da blüht auf der Flur,
Sinnbild ewiger Dinge
Iſts dem Schauenden nur.

Jede ſproſſende Pflanze,
Die mit Düften ſich füllt,
Trägt im Kelche das ganze
Weltgeheimniß verhüllt.

Schweigend blickt's aus der Klippe,
Spricht im Quellengebraus;
Doch mit heiliger Lippe
Deutet die Muſ' es aus.

◆

K. A. Mayer.

1. Der Fürſt vom Walde.

Ich bin der Fürſt vom Walde.
Ein Felſen iſt mein Thron,
Bedeckt mit weichen Matten
Von Moos; ein Eichbaum hält
Mir ſeinen Schirm zum Schatten.
Der Vöglein heller Chor
Spielt mir vom Blatt was vor.
Ich bin der Fürſt vom Walde.

Ich bin der Fürſt vom Walde.
Mein Herold iſt der Wind;
Der lauſcht auf meine Träume,
Und trägt ſie fort geſchwind,
Und ruft ſie in die Bäume.
Die flüſtern ſie dem Bach;
Der ſchwaꜩt ſie luſtig nach.
Ich bin der Fürſt vom Walde.

Ich bin der Fürſt vom Walde.
Ihr Bäume, neigt euch tief,
Neigt euch in ernſtem Schweigen;
Reicht nach dem König hoch
Mit Aeſten und mit Zweigen,
Und rauſchet: Ehre Dir! —
Birken, was zittert ihr?
Ich bin der Fürſt vom Walde.

Ich bin der Fürſt vom Walde.
Wie iſt mein Saal ſo blau,
Der weite Himmelsbogen —
Doch kommt mit Sturmgeheul
Das Wetter auch gezogen,
Ob auch die Eiche bricht:
Mein Thron, er zittert nicht.
Ich bin der Fürſt vom Walde.

Ich bin der Fürſt vom Walde.
Die Sonne ſteigt hinab;
Die rothen Wolken bleichen;
In Schatten ſinkt das Thal,
Und finſter ſtehn die Eichen.
Mein Thron allein noch glänzt,
Von Purpurſchein umkränzt.
Ich bin der Fürſt vom Walde.

2. Das ſterbende Kind.

Nach Anderſen.

Müde bin ich, Mutter, und ich ſehne
Mich zu ſchlafen an dem Herzen dir;
Heiß auf mein Geſicht fällt deine Thräne.
Weine länger nicht, verſprich es mir.
Hier iſt kalt; das Fenſter bebt vom Winde,
Während mich ein holder Traum umfließt.
Süße Engel winken deinem Kinde,
Wenn mein Auge ſich ermattet ſchließt.

Horch Muſik! Von ferne klingt es leiſe;
Ach! und mir zur Seite ſteht ein Knab'.
Flügel hat er, Mutter, ſchöne, weiße,
Die gewiß der gute Gott ihm gab.
Grün und roth und golden ſeh' ichs ſchweben —
Blumen ſtreun ſie mit den Händen ſein.
Mutter, krieg' ich Flügel auch im Leben,
Oder muß ich erſt geſtorben ſein?

Warum hältſt du meine Hand ſo lange,
Drückſt den Mund ſo feſt auf mein Geſicht?
Naß, doch feuerheiß iſt deine Wange —
Mutter, ich bin dein und laſſ' dich nicht.

O ſo klage nicht, ſchau' heiter wieder;
Weinſt du länger, weinen muß auch ich.
Bin ſo müd', die Wimpern ſinken nieder
Mutter, ſieh, nun küßt der Engel mich.

◆

Adolf Peters.

1. Der Wanderer im Heidelberger Schloſſe.

Verödet liegt die Fürſtenhalle,
Zertrümmert ragt das Prachtgebäu,
Noch majeſtätiſch im Verfalle,
Noch groß wie ein erſchlag'ner Leu.

Der Sturm ſpielt ſeine Rieſenharfe
Am Steingewände ſchauerlich,
Es ſteht wie die gebroch'ne Larve,
Aus der der bunte Falter ſchlich.

Die Kaiſerbilder wie Geſpenſter
Schaun aus den Niſchen ernſt und bleich,
Und in die halbzerfall'nen Fenſter
Schlingt ſich der Epheu voll und reich.

Ja, dir gehören die Palläſte,
Dir Diadem und Purpurkleid,
Erloſch'ner Glanz, verſcholl'ne Feſte,
Die Gräber alle dir, o Zeit!

Doch mir gebührt die Epheuranke,
Ich ſchlinge ſie um meinen Hut,
Denn ewig ſchwebt wie der Gedanke
Mein Geiſt ob deiner Todesflut.

Die Roſe mag dem Haupt entgleiten,
Mit dieſem Schmuck zieh' ich getroſt,
Den Königsgeiſtern nachzuſchreiten,
Die hier geherrſcht, gekämpft, getoſ't.

Das iſt des Menſchen Chriſtenwürde,
Mit Engeln trägt er gleichen Kranz,
Ein Gott einſt ohne Band und Bürde
Durchfliegt er aller Himmel Glanz!

2. Die Blume.

Eine Blume blüht im Thal,
Geh' früh am Morgen, ſieh
Die reine Blum' einmal.

Wie eine Gottesmagd
Steht ſie im lichten Kleid,
Verſtehſt du, was ſie ſagt?

Ihr leiſer Ton hervor
Klingt aus der Unſchuldswelt
An dein betäubtes Ohr.

Du biſt ſo weit entfernt
Vom reinen Menſchenſinn,
Haſt ihren Laut verlernt.

Mit ſtolzem Blick umher
Thuſt Manchem du ein Leid
Und weißt es ſelbſt nicht mehr.

O ſieh die Blume an!
Sie ſteht in Demuth da,
Blickt hold auf Jedermann.

Du rechneſt mit dem Reiz,
Buhlſt um Bewunderung
Und hegſt nach Blicken Geiz.

Sie kann nicht rechnen zwar,
Iſt unbewußt ſo ſchön,
Stellt ſich in Einfalt dar.

Die Seele ſchließeſt du,
Trifft dich der Gottheit Strahl,
Scheu vor dem Heile zu.

Sie wehrt dem Himmel nicht,
Schließt liebevoll den Kelch
Auf vor dem heil'gen Licht.

In aller Schönheit Schein
Iſt lautre Wahrheit ſie,
Und blüht vor Gott ſo rein.

3. Alpenfrieden.

Wo ſich die Gipfel drängen
In ſchneegekrönten Reih'n,
Dort an den grünen Hängen
Möcht' ich ein Senne ſein;

Bei meiner Heerde liegen
In Berg- und Blumenluſt,
Mich an den Boden ſchmiegen
Wie an die Mutterbruſt:

Ein Kind, mit dem Juwele
Geſchmückt der Einfalt nur,
Eins mit der großen Seele
Der ewigen Natur.

Ob mir ein Engel thronte
In lilienweißem Kleid,
Und ew'ger Frieden wohnte
Im Herzen, nun voll Streit.

Würd' in die düſtern Föhren,
In tiefer Schlüchte Graun
Die Waſſer ſtürzen hören
Mit ſel'gem Gottvertraun.

Tief unter mir verſteckte
Unendlich ſich die Welt:
Mich ſchau'rte nicht, mich deckte
Die Hand, die Alles hält.

Mein frühes Alphorn ſchallte
Hinunter zum blauen See,
Und ich mit ihm verhallte
Hoch über Wolk' und Schnee.

Auguſt Heſſe.

1. Stiefmütterchen.

Ein tiefes Leid, doch ſonder Klagen,
Im Glanz vereinſamt und verwaiſt,
Ein demuthvolles fromm Ertragen,
Das aufwärts zu den Wolken weiſt —

Ein ſinnig Herz mit ſtillem Lieben,
Die, offenbart, Verderben iſt,
Ein Hoffnungslächeln, noch geblieben
In Thränen, die das Aug' vergießt —

So biſt du — wie Verräther ſagen,
Die dich belauſchten unbewußt,
Die noch am Herzen du getragen:
Stiefmütterchen vor deiner Bruſt.

2. Abendlied.

Schöner, milder Abendfrieden,
Süße, dämmrungsvolle Ruh!
Alle Schmerzen ſind geſchieden,
Den Lebendigen, den Müden
Fallen lind die Augen zu.

Herz, dich wird fortan nicht preſſen
Stiller Liebe goldnes Leid.
Jede Hoffnung kühn, vermeſſen,
Selbſt die Traumwelt iſt vergeſſen
In ſo' ſpäter Abendzeit.

Alle Stimmen ſind verklungen,
Alle Farben mild verglüht,
Jedes Ziel iſt raſch erſchwungen,
Todt ſind die Erinnerungen,
Weil die Zeit nicht mehr entflieht.

Doch es zieht ein ſtilles Wehen
Durch der Welt verwelkte Pracht,
Wie ein Abſchiedswort, ein Flehen
Um ein künftig Wiederſehen —
Gruß dir, ahnungsvolle Nacht!

Johannes Blau.

1. Im Walde.

I.

Am Weiher hier, wo das Vöglein ſingt,
Und die leichten Schwalben ſchießen,
Wo der Unken Geläut aus der Tiefe klingt,
Und die Blumen üppig ſprießen;

Wo der goldne Strahl durch das Dickicht bricht,
Und die dunkeln Schatten beben:
O laß mich hier ſo einſam nicht,
Du reiches, blühendes Leben!

O komm zu mir, du ſchöne Frau,
O komm, du Holde der Holden,
Dein Aug' iſt feucht und himmelblau,
Dein Haar iſt ſonnengolden.

Dein Kleid iſt weiß wie Lilienglanz,
Dein Gürtel blau wie Fluthen,
Von Purpurſammt dein Mantel ganz,
Wie des Abends dunklere Gluthen.

Dein nackter Arm iſt weiß und weich
Und geſchmückt mit blitzenden Spangen,
Dein Wuchs iſt ſtolz und ſchlank und reich,
O laß mich ihn umfangen!

Ich habe nicht mein beſtes Mark
Vergeudet in jungen Tagen,
Und mein Herz iſt jung, und mein Herz iſt ſtark,
Und es kann das Glück ertragen...

Still rings... die Blumen, ſtill und rein,
Sie ſchaun ſich an mit Erſtaunen,
Es zwitſchert leis Waldvögelein,
Und die weiſen Tannen raunen.

II.

Waldvöglein ſingt ſo hold
In grünen Zweigen:
Ein Sprießen ſchlank und ſtolz
Und ein ſanftes Neigen;

Ein Neigen, ach, ſo ſüß
Und ſchmerzlich, unermeſſen,
Und ein Vergehen dann,
Und ein Vergeſſen…

Waldvöglein ſang ſo hold
Und flog von hinnen,
Die Tannen rauſchen leis,
Und die Blumen ſinnen.

2. Der Nix.

Nachts geht ein ſeltſam Klingen
Durch unſer ſtilles Thal,
Es tönt ein ſchmerzlich Ringen
Von tiefer, ſchwerer Qual.

Es klingt wie Liebesweiſe
So zart, ſo weich, ſo lind,
Und dann ſo fromm, ſo leiſe,
Als betete ein Kind.

Und lauſchſt du durch die Zweige,
Du ſiehſt im Mondenſchein
Den Nix mit ſeiner Geige
Auf mooſigem Geſtein.

Ihm rauſchen zu Füßen die Wogen,
Ihm brauſt zu Häupten der Tann,
Da führt er ſeinen Bogen,
Der ſchwarzgelockte Mann.

Doch ach, von Menſchenſpotte
Wie blieb' er ungeneckt!
Oft hält ſich eine Rotte
Im Uferbuſch verſteckt.

Oft gellt ihm in die Ohren
Ein kecker Böſewicht:
„Du biſt ja doch verloren,
Und ſelig wirſt du nicht.“

Dann zittert der Nix erſchrocken, —
O weh, du böſe Brut! —
Er ſchüttelt die dunkeln Locken
Und ſtürzt ſich in die Fluth.

Er iſt entflohn dem Spotte,
Doch hin iſt ihm die Luſt,
In ſeiner ſtillen Grotte
Pocht ſtürmiſch ſeine Bruſt.

Und große Thränen umfloren
Sein blaues Augenlicht. —
Er iſt ja doch verloren,
Und ſelig wird er nicht!

3. Sonett.

Ich ſprach zu mir: „Nimm auf des Himmels Helle,
Nimm auf der Welt hellblitzendes Geſchmeide,
O hier entlaſte dich von deinem Leide,
Und trag' es nicht zurück in deine Zelle."

„Hier träume froh! So freundlich iſt die Stelle,
Der Boden glänzt im farbenreichen Kleide,
In blonden Locken prangt die ernſte Weide,
Und ihr zu Füßen ſpielt die lichte Welle."

Doch horch! herüber wehen ernſte Töne,
Es klingt ein Horn mit lieblichem Befehle,
Als ob es mich zu fernen Brüdern riefe.

O dieſer Lenz in ſeiner ganzen Schöne,
Was gilt er gegen eine Menſchenſeele
Mit ihrer holden räthſelhaften Tiefe!

Adalbert Harniſch.

Was einmal recht im Leben lieb uns war,
  Weshalb wir weinten, als wir es verloren,

Wenn es recht herzlich lieb uns einmal war,
  Und iſt auch ſpäter unſre Lieb' erfroren,

Wenn es im Leben einmal lieb uns war,
  Und ſchlöſſen wir dagegen Aug' und Ohren,

Wenn es ein einzig Mal recht lieb uns war,
  Und hätten wir ein neues Lied erkoren,

Wenn es ſo lieb, ſo lieb dereinſt uns war,
  Und hätten wir zu haſſen es geſchworen,

Wenn es ſelbſt unwerth unſrer Liebe war —
  Die Liebe bleibet ewig unverloren.

Was einmal recht im Leben lieb uns war,
  Weshalb wir weinten, als wir es verloren,

Wenn es uns einmal auch geſtorben war,
  So wird es beſſer in uns neugeboren,
Wir halten's hoch und heilig immerdar.

Gottfried Kinkel.

1. Einſamkeit.

Schau das liebliche Kind, wie es am Spiel ſich freut!
Sinnig baut es aus Nichts ſich ein bezaubert Schloß,
Und für jegliche Puppe
Findet's eigene Namen aus.

Tritt zu ihm und befrag's: fröhlich erklärt es dir,
Was ſein Pferdchen von Holz redet und denkt und fühlt;
All ſein kindiſches Spielwerk
Wird ihm theurer, indem du's theilſt.

Nun wird's älter: es reift mählig zum Knaben auf,
Und der Knabe ſogleich flieht aus der Stube fort;
Draußen ſinnt er auf Muthwill,
Führt zum Kampf die Gefährten an.

Hoch zum ragenden Maſt klettert er federleicht;
Bogen ſchnitzt er und Pfeil, lauert dem Vogel auf,
Und die gährende Thatkraft
Uebt ſich in der Zerſtörung Luſt.

Meinſt du, daß er dich dann gern als Geſellen ſieht?
Nein, ihn ſtöret der Mann, welcher zum Maß ihn zwingt,
Und dein warnendes Auge
Flieht er, wenn er es je vermag.

Noch einſameren Ort ſucht ſich der Jüngling aus,
Wo ſein ſchwellendes Herz er im Geſang verſtrömt
Und in zitternde Thränen
Qualen heimlicher Lieb' ergießt.

Laß den Knaben, o Freund! laß auch den Jüngling frei!
Dränge nimmer dich roh in die verſtohlne Luſt!
Weh Dem, welchen ſein Meiſter
Stets an leitende Hand gewöhnt!

Nur der einſame Geiſt ſchaut in der Dinge Grund;
Still im Schweigen der Nacht ſinnt er Unſterbliches;
Still im Schoße des Forſtes
Stehn ihm hehre Geſtalten auf.

Alles Herrliche keimt nur in der Heimlichkeit!
Heilig iſt die Natur, wo ſie die Grenze zog,
Die den Knaben vom Kinde,
Die vom Manne den Jüngling trennt.

Sie laß ſorgen: ſie führt bald auch die Zeit herbei,
Wo der fertige Geiſt mächtig die Welt ergreift,
Und in brauſender Thatkraft
Raſch vollführt, was er ſtill bedacht.

2. Ein Bild.

Auf ſcharfem Klippenrande
Raget ein ſtarker Thurm
Weitſchauend über die Lande,
Und trotzt ſo ſtolz dem Sturm.
Unten ſo dumpf und ſchwer
Wälzt ſich das ewge Meer:
Die Wogen kennen nicht Raſt noch Ruh,
Sie wühlen und ſpülen immerzu.

Was frommt, o Fluth, dein Tollen,
Dein tauſendjährig Droh'n?
Es ſpricht ja deinem Rollen
Der feſte Zwinger Hohn!
Früh bis zum Abendroth
Rollſt du in deinen Tod —
Die Wogen kennen nicht Raſt noch Ruh,
Sie wühlen und ſpülen immerzu.

Todmuthig Well' an Welle
Zerſchellt ihr krauſes Haupt,
Und hat doch von der Stelle
Ein Sandkorn nur geraubt.

Stolz noch das Schloß ſich bläht,
Well' an Welle vergeht —
Die Wogen kennen nicht Raſt noch Ruh,
Sie wühlen und ſpülen immerzu.

Da kommt die Nacht. Es ſtürmen
Vom Weſt die Geiſter her;
Da hebt ſich empor zu Thürmen
Das ſtille, das ewige Meer.
Tief in die Luken ziſcht
Weiß und wüthig der Giſcht —
Die Wogen kennen nicht Raſt noch Ruh,
Sie wühlen und ſpülen immerzu.

Ihr habt vertraut den Riffen —
Bebt, die ihr droben hauſt!
Die Fluth hat euch ergriffen
Mit tauſendfingriger Fauſt.
Juſt um die Mitternacht
Berſtend der Thurm zerkracht —
Die Wogen kennen nicht Raſt noch Ruh,
Sie wühlen und ſpülen immerzu.

3. Abends.

In ſtiller Dämmerſtunde,
O Liebſte, denk' ich Dein;
Es perlt im Herzensgrunde
Mir der Erinn'rung Wein.

In dieſem halben Schimmer,
Vom Tag nicht mehr belauſcht,
Haſt Du mit mir ja immer
Der Liebe Luſt getauſcht.

Aus dieſer Büſche Düſter
Ringt ſich ein Säuſeln los —
So hört' ich Dein Geflüſter,
Mein Haupt auf Deinem Schooß.

Es brennt auf meine Wangen
Durchs Laub des Abends Gluth,
Wie geſtern voll Verlangen
Die Deinen dort geruht.

Im Buſen tief beklommen
Hör' ich des Herzens Schlag,
Wie ich ihn da vernommen
Als ich an Deinem lag.

Die Lippen mir ein lindes
Erbeben ſüß durchzückt;
Die langen Küſſe ſind es,
Die Du auf ſie gedrückt.

Doch ſtill iſt's in der Runde,
Und ich bin, ach, allein —
In weicher Dämmerſtunde,
O Liebſte, denk' ich Dein!

◆

Henriette Ottenheimer.

„Hörſt du das Lied der Vögelein
Die Waldnacht hell durchdringen?
Wie froh muß ihr Gemüth doch ſein,
Daß ſie ſo lieblich ſingen!“

Vielleicht! — doch lieblich auch und hell
Singt oft ein Herz voll Wunden;
Schmerz iſt der reichſte Liederquell
Der Waldesnacht hier unten.

Jena.

J. P. Eckermann.

Hohes und Niedres.

Den du nicht erregeſt,
Treibender Funke,
Mächtig erhebender!
Der bleibt am Buſen
Der Mutter Erde
In weicher Ruhe
Und vollem Genuſſe;
Gleich dem Geſträuch
Und der üppigen Ranke
In warmer Sonne
Am Fuße der Eiche.

Aber den du erfüllt,
Mächtiger Funke,
Hoher, gewaltiger!
Wählt und erſtrebet

Die ſtürmiſchen Höhen,
Träget das Haupt,
Das beherrſchende, kühne,
Gleich der Eiche,
Zum Kampf mit dem Wetter;
Hebet es muthig
Durch Donnergewölke
Aufwärts zur Sonne
Und zu den Geſtirnen.

Aber es treffen
Des Donnerers Blitze
Nicht die am Boden
Sich bergenden Sträuche; —

Aber es treffen
Des Donnerers Blitze
Der edelen Eiche
Hochragendes Haupt! —

Und die verſuchenden
Götter, die hohen,
Wälzen des Schickſals
Laſtende Schwere
Auf des Alciden
Edele Schultern;
Und wie er kämpfe,
Wie er es trage;
Ob er beſtehe

Oder erliege, —
Schauen ſie müſſig,
Am Kampfe ſich weidend,
Vom ſichern Olymp! —

* * *

Friedrich Krug von Nidda.

(Aus deſſen handſchriftlichem Nachlaſſe.)

1. Waidmanns Phantaſieen.

Schmollt immerhin, daß mir mein Kugelrohr,
Gewild und Waldung über Alles gelte —:
Ihr kennt von meinem Eden kaum das Thor,
Kaum meines grünen Lagers Außenzelte.

Ihr ſeht den Wald nur öd' und geiſterbleich
Verſchränkte Arme durch's Gefild verbreiten;
Doch die Geſtalten nicht, die durch Gezweig
Und Wipfel ziehn, durch alle Büſche gleiten.

Wie fühl' ich da im heimiſchen Gebiet
Vom Dom der Buchen mich gelind umfangen!
Wie ſchafft des Lauſchers ſinniges Gemüth
Sich eine Welt aus Sehnſucht und Verlangen!

Da wird der Sperber, der den Forſt umkreiſt,
Zum Rieſengreif, der Hirſche dumpfes Stöhnen
Zum Leugebrüll, und trunken irrt der Geiſt
Am Libanon, den heilge Zedern krönen.

Zur Palme reckt der Eichſtamm ſich empor,
Des Bachs Gerieſel wächſt zur Sturmeswelle,
Des Voglers Siedelei im Fichtenchor
Schafft Phantaſie zur Eremitenzelle.

Jedweder Baum erzählt aus ſeiner Zeit
Ein ſelbſterlebtes kühnes Abenteuer,
Und jede moosbedeckte Klippe reiht
Sich an ein längſtverſtürztes Burggemäuer.

Es iſt die Welt nicht mehr, wo Wahrheit, Trug
Und Recht und Hinterliſt ſich ſtets bekriegen;
Klar wie der Abendwolken goldnen Zug
Fühl' ich im Herzen jedes Beſſ're ſiegen.

Weh thut's dann freilich, wenn das falſche Glück
Mir noch ein zartes Reh entgegenſendet;
Wenn, trotz der Traumbewegung, Fauſt und Blick
Schier unbewußt zu rauher That ſich wendet.

Oft hat mich da mein gutes Rohr geſchreckt:
Ich ſchaudre auf, als hätt' ich meine Freude,
Mein eignes ſüßes Lieb in Staub geſtreckt,
Mit ihrem Blut beſprengt die grüne Haide.

Doch bald zerrinnt der ſchauerliche Wahn,
Mein Nachtphantom weicht vor Dianens Schilde,
Wie mein Vertrauter ſchaut der Wald mich an —
Und ruhig ſchreit' ich heim mit meinem Wilde.

2. Armen-Hymne.

O fühlte Mancher, was es heißt:
Den freigebornen Menſchengeiſt —
Beſtimmt zu Lebensglück und Freuden —
Im Sumpf der Dürftigkeit zu weiden,
Belagernd manches Reichen Heerd,
Bis eine Gabe er gewährt,
Kaum würdig auf der Fahrt durchs Leben
Hand oder Fuß danach zu heben,
Und doch nach langertragner Pein
Kaum eines Haars breit näher ſein
Am Abend nach des Tages Schwüle
Des Jenſeits heißerſehntem Ziele!
Was es beſagt: Auf Lebenshöh'n
Schirmlos, ja vogelfrei zu ſtehn,
Der Laſten Scheitel ſonder Zagen
Der Wetternacht entgegen tragen,
Die, ein verheerend Element
Waldrieſen ſtürzt und Felſen trennt,
Indeß ringum von allen Seiten
Wehruf ertönt und Grabesläuten.

* * *

Und dennoch dem Vernichtungſturm
Zu widerſtehn als ehrner Thurm,
Nur auf der Zukunft Nebelauen
Der Hoffnung Tempelgrund zu bauen,
Beherzigend den Troſtesſpruch:
Daß, der ſo ungleich Heil und Fluch
Hienieden ausgetheilt, dort oben
Dem Dulder ein Aſyl erhoben!
Sich wiederholend Tag für Tag,
Daß ird'ſcher Jammer, ird'ſche Schmach
Nicht werth ſei der verborgnen Thräne,
Ergoſſen in des Zelters Mähne,
Der Lebenspilger ohne Wahl
Hinfördert zu der Todten Zahl,
Die unter Weheruf und Beten
Am Strom der Zeit zuſammentreten.

Friedrich Ludwig Jahn.

Wem umſonſt der Geiſtesfunke glüh't,
Klage, wenn des Lebens Mai verblüh't,
Weine laut, wenn ſeine Locke bleicht
Und der Lebensgeiſt die Fackel neigt.
Nimmer fließt auf ſeinen Raſenhügel
Eine Zähre ſtiller Dankbarkeit,
Gleich der Furche in des Meeres Spiegel
Schwindet er dahin im Strom der Zeit. —
Aber haſt du Saaten ausgeſtreut
In die Furchen der Vergänglichkeit,
Flogſt du auf der Jugend Roſenbahn
Raſtlos ſchon zu fernem Ziel hinan,
Haſt du Sinngrünkränze dir gewunden,
Lächle ruhig in den Strom der Zeit;
Jede deiner künft'gen Lebensſtunden
Iſt dir Bürge für die Ewigkeit!

Hofmann v. Fallersleben.

Drei neue Lieder.

I.

Des Frühlings Boten ſend' ich Dir
In dieſen winterlichen Tagen,
Daß ſie noch einen Gruß von mir,
Ein ſtilles Lebewohl Dir ſagen.

Könnt' ich für meines Lebens Müh'n
Vom Schickſal Eine Gunſt erwerben!
Wie dieſe Blumen möcht' ich blüh'n
Und ſo an Deinen Blicken ſterben.

II.

Die Blumen ſind verwelket,
Die Du empfingſt von mir;
Verklungen ſind die Lieder,
Die ich geſungen Dir.

Gern möcht' ich Dir erneuen
Was Freude Dir gemacht,
Gern hätt' ich friſche Blumen
Und Lieder Dir gebracht.

Ach! wär' ich nicht gezogen
Weit in die Welt hinaus,
Den ganzen Frühling brächt' ich
Noch heute Dir ins Haus.

Nun iſt mir in der Ferne
Nach Dir ſo bang' und weh,
Als ob ich nie Dich wieder,
Nie, nie Dich wieder ſeh'.

III.

Ich ſah mal ein liebliches Blümlein —
Und Frühling ward es um mich.
O weh! und da war es verſchwunden,
O weh! und mein Frühling wich.

Und wenn ich des Frühlings gedenke,
Erſtirbt auf den Lippen das Lied.
Es blühte ſo über die Maaßen!
Ich weiß nicht, wie mir geſchieht.

O lächle, o lächle noch Einmal
Mir in mein Leben hinein!
Und laſſ' es für mich, o du Blümlein,
Einmal doch noch Frühling ſein!

* * *

Ludwig Storch.

Deutſche Löſchanſtalten.

Es iſt im deutſchen Vaterland
Doch nimmer ganz geheuer!
Verborgen ſchleicht ein böſer Brand,
Ein unheilvolles Feuer;
Und wie man's auch gelöſcht, gedämpft:
Stets hat ſich's wieder aufgekämpft.

Aus mancher jungen Bruſt hervor
Lodert's in Flammenzungen;
Trägt ſtolz das Strahlenhaupt empor,
Als wär's noch nie bezwungen.
Geduld! im deutſchen Vaterland
Hat man des Waſſers viel zur Hand.

Die reichſten Geiſter lodern kühn,
Frühſelig, feuertrunken,

Und junge, friſche Lieder ſprühn
Hervor als helle Funken.
Die Jugend iſt der Flammenherd,
Der immer ſtill Begeiſtrung nährt.

Heil dir, du deutſche Jünglingſchaft,
Du heitre, liederfrohe,
Aus deren Bruſt mit heißer Kraft
Schlägt auf die heil'ge Lohe
Und ſangesluſtig ſpricht und flammt,
Wenn auch verdächtigt und verdammt.

Es iſt ſo manches Inſtitut
Zum Löſchen hergerichtet,
Und doch hat immer Jünglingsgluth
Gelodert und gedichtet;
Und löſcht man hier ein brennend Haus,
Gleich brechen dort die Flammen aus.

Die hohen Schulen insgeſammt
Haben gar gute Spritzen;
Wo irgend eine Seele flammt,
Oder nur Funken blitzen,
Erfriſcht von der Begeiſtrung Hauch,
Da halten ſie gleich hin den Schlauch.

In jeglichem Collegienhaus
Sitzt ſolch ein Spritzenmeiſter,
Der gießt unendlich Waſſer aus
Auf all' die jungen Geiſter,
Die er gezwängt in ſeinen Bann,
Ein ſtaatsgetreuer Ehrenmann!

Von des Olymps geprieſ'nen Höhn,
Wo all' die Götter ſitzen,
Läuft Waſſer aus ſtets vollen See'n
In Röhren nach den Spritzen.
Bei einer Ahnung nur von Brand,
Steht unter Waſſer gleich das Land.

Beſtellt iſt eine wackre Schaar,
Die Fluthen beizuſchleppen,
Die läuft denn auch das ganze Jahr
Hinauf, hinab die Treppen
Und fördert großen Waſſerſchwall.
Der liebe Gott behüt' ſie all'!

Das edle Spritzenregiment
Verſteht zu vigiliren
Und überall dem Element
Des Feuers nachzuſpüren,
Und gießt gleich einen vollen Topf
Dem Angebrannten auf den Kopf.

Blitzt irgendwo ein trunknes Aug'
Von ſtillen Liedergluthen,
Gleich pumpen ſie aus ihrem Schlauch
Gewalt'ge Waſſerfluthen.
Das iſt ein Lärm und eine Noth,
Bis daß der letzte Funke todt.

Ja wären ſie nicht ſo behend,
Es könnte ſchlimmer werden;

Leicht griff' das heiße Element
Um ſich auf deutſcher Erden
Und würd' ein allgemeiner Brand. —
Gott ſchütze Fürſt und Vaterland!

Das kräftigſte Remedium,
Weihwaſſer, braucht man immer,
Zeigt ſich das Feuer klein und dumm;
Es löſcht und macht noch dümmer.
Wird dieſes richtig angewandt,
Dann iſt's vorbei mit allem Brand.

In dieſem ungefrornen Eis
Sieht man viel Fröſche hauſen;
Auch andres giftiges Geſchmeiß
Vermehrt ſich drin zum Grauſen;
Das quakt und ſchreit ſtets laut und dumpf. —
O Sonne, trockne dieſen Sumpf!

◆

Guſtav Schwetſchke.

Provinzial-Sächſiſches Sommerlied.

1846.

Mel. Die Vinſchgauer wollten wallfahrten gehn ꝛc.

Der Sommer der zieht in das Land hinein,
Er ſchwinget ſeine Fahne voll Sonn- und Sternenſchein
Tſchahi! Tſchaho!
Der Sommer der iſt do!
Nun trinket friſch der Traube Blut
Und jubelt frei und froh!

Der Sommer der kommt mit Gewitterpracht,
Er läßt die Donner rollen, daß Alles rauſcht und kracht.
Tſchahi! Tſchaho! ꝛc.

Willkommen o Sommer! du edler Prinz,
Zieh' ein zu uns nach Sachſen in deine Leibprovinz!
Tſchahi! Tſchaho! ꝛc.

Der Sommer, der macht ein freurig Geſicht:
„Von meinen lieben Sachſen da kann ich laſſen nicht!“
Tſchahi! Tſchaho! ꝛc.

O lieber Sommer! o komm doch bald
Zum Saal- und Elbeſtrome und an den Steigerwald.
Tſchahi! Tſchaho! ꝛc.

O lieber Sommer! wir bitten dich fromm:
Zu unſerm grünen Harzwald, zur güldnen Aue komm!
Tſchahi! Tſchaho! ꝛc.

Ach Sommer! nun noch die letzte Bitt':
Komm her zu uns nach Sachſen, doch nicht — Parade-
ſchritt!
Tſchahi! Tſchaho!
Der Sommer der iſt do!
Nun trinket friſch der Traube Blut
Und jubelt frei und froh!

Halle a/S.

◆

R. E. Prutz.

1. Thalatta! Thalatta!

Schön iſt's auf dem Meer ſich wiegen
In der linden Sommernacht,
Wenn der Mond emporgeſtiegen
Und die Wellen ſchlummernd liegen,
Ueberſät von Sternenpracht.
O wie ruht die Welt verſchwiegen!
O wie athemlos das Meer!
Nur die Abendlüfte fliegen
Grüße tragend hin und her
Und der Stern der Liebe wacht —
Auf dem Meere ſich zu wiegen,
Schön iſt's in der Sommernacht!

Schön iſt's über Meer zu fliegen,
Wenn der Sturm herniederbricht!
Wenn die Meven ängſtlich fliegen,

Krachend Bord und Maſt ſich biegen
Bei der Blitze falbem Licht!
Welch ein Kämpfen! welch ein Kriegen!
Meer und Himmel ſind entbrannt!
Aber lächelnd und verſchwiegen,
Feſt das Steuer in der Hand,
Steht der Mann und zittert nicht —
Schön iſt's über Meer zu fliegen,
Wenn der Sturm herniederbricht!

Auch in Meeresgrund zu liegen,
Schön iſt auch der Tod im Meer!
Wo ſich Waſſerlilien biegen,
Holde Meeresfrauen wiegen,
Mit den Locken feucht und ſchwer:
Welch ein Küſſen! welch ein Schmiegen!
Selig ſüße Liebeswuth!
Und die Welle rauſcht verſchwiegen
Und die ewig grüne Fluth
Breitet ſtumm ſich drüber her —
Auch in Meeresgrund zu liegen,
Schön iſt auch der Tod im Meer!

2. Eppelin von Geilingen.

Nun ſitzſt Du feſt! nun ſitzſt Du gut,
Nun hat man Dich, o Eppelin!
In Nürnbergs Bann, in ſichrer Hut,
Nun ſollſt Du nimmer uns entfliehn!
Der unſre Felder oft verbrannt,
Der Mönche Graus, der Krämer Schrecken,
Nun mußt Du, Ketten an der Hand,
Auf ein verfaultes Stroh Dich ſtrecken!

Was? Murrſt Du noch? Von Krämerpack,
Das Dich im Dunkeln überfiel?
Von Tütendrehern, Pfefferſack,
Von Mönchshabit und Gänſekiel?
Nimm Dich in Acht! die Kutte ſiegt,
Du haſt auf's Jus Dich ſchlecht verſtanden:
Der Schreiber ſchreibt — und wieder liegt
Simſon in der Philiſter Banden! —

Haſt Du das Pochen nicht gehört,
Die Nacht hindurch, dicht hier am Platz?
Du meinſt, Dich hätt' es nicht geſtört,
Geſchlafen hättſt Du „wie ein Ratz“ —

Nun hüt' Dich Gott, verlorner Mann!
Der Morgen tagt, die Hämmer ſchweigen,
Der Galgen ſteht — ! Nun ſchick' Dich an,
Die ſchwanke Leiter zu beſteigen! —

Die Rathsherrn ſtanden, — nicht zu nah,
Auch keine Waffe trug er mehr:
Und doch, da man ihn kommen ſah,
Ein Fröſteln gab es rings umher.
Er aber ſah ſich trotzig um,
Den Galgen maß er mit den Blicken:
„Gott's Kreuz und Stern! 's iſt doch zu dumm,
Mich an ein ſolches Holz zu ſchicken."

Drauf, weil den armen Sündern gern
Ein letzter Imbiß wird beſcheert,
So auch von Nürnbergs weiſen Herrn
Ward ihm ein letzter Trunk verehrt.
Der Bürgermeiſter in Perſon
Kredenzte ſelbſt den goldnen Becher.
Er dachte: Einmal thu' ich's ſchon,
Dann aber iſt's vorbei, Herr Zecher.

Der aber rief: Was ſoll das Ding?
Ich trank fürwahr des Weins genug,
Da ich noch reiche Krämer fing
Und Kloſterkeller noch zerſchlug.
Der Teufel lohn' Euch Euren Schmaus!
Doch wollt Ihr Gutes mir erzeigen,
Wohlan! ſo führt mein Roß heraus
Und laßt's noch einmal mich beſteigen!

Was einem Ritter ſolch ein Thier,
Euch freilich iſt es unbekannt,
Auf Holz und Leder reitet Ihr,
Statt Schwerts die Feder in der Hand:
Mich aber trug, Jahr aus Jahr ein,
Es treu durch tauſend Fährlichkeiten;
Drum — muß es denn gehangen ſein,
So laßt zum Galgen noch mich reiten!

Die Rathsherrn wurden blaß und roth,
Sie ſteckten ängſtlich Kopf an Kopf,
Bis Einer ſprach: Es hat nicht Noth,
Vergönnen wir's dem armen Tropf!
Ich ſchob die Riegel ſelber zu,
Auch ſind die Angeln neu beſchlagen,
Die Mauer mißt bei zwanzig Schuh:
Herr Bruder, topp, es läßt ſich wagen.

Schon kommt das Roß: das ſtand im Stall,
Gefüttert ſchlecht und ſchlecht getränkt,
Rauh war's und zottig überall,
Sein Auge matt, ſein Haupt geſenkt:
Doch wie es ſeinen Herren ſah
Und ſeine Stimme hört' es rufen,
Laut wiehert' es vor Freude da
Und ſchlug den Grund mit ſtarken Hufen!

Es ſpitzt das Ohr, es beißt den Zaum,
Die Mähne ſteigt, das Auge blitzt,
Indeß die Nüſter Dampf und Schaum
Wie weiße Blüthenflocken ſpritzt:

Los reißt es ſich, bricht aus in Haſt,
Sprengt in Galopp in weitem Kreiſe:
Dann vor dem Herrn hält es gefaßt
Und ſchmeichelt ihm nach Hündchen Weiſe.

Deß freut Herr Eppelin ſich baß,
Nicht Tonnen Goldes nähm' er da,
Ja faſt das Auge ward ihm naß,
Als er ſein Rößlein wieder ſah.
Raſch in den Sattel ſchwang er ſich —
Die Rathsherrn ſelber mußten ſagen,
Daß edlern Ritter ſicherlich
Niemals ein edler' Roß getragen.

Und wie er ſaß auf hohem Roß,
Blickt' in die Lande weit hinein —
Dort, dicht am Wald, das iſt ſein Schloß,
Es blinkt und winkt im Sonnenſchein!
Und wie gemach das Thal entlang
Die langentwöhnten Blicke ſchweifen,
Fühlt er des Lebens ſüßen Drang
Noch einmal ſeine Bruſt ergreifen.

Im Sattel hebt er ſich empor,
Er mißt die Mauer, ungeſehn,
Er flüſtert in des Rößleins Ohr,
Das ſcheint ihn wiehernd zu verſtehn —
Die Rathsherrn ſahn ſich ſchmunzelnd an,
Die ſtrengen Mienen wurden heiter:
Das nenn' ich reiten, Herr Kumpan!
's iſt Schad' beinah um ſolchen Reiter!

Und wie das Volk noch lauſchend ſtand,
Bewundrung jedes Angeſicht —
Der Henker ſelbſt, den Strick zur Hand,
Erwehrte ſich des Beifalls nicht — —
Ein Satz, Ein Sprung! — und hoch im Nu,
Als hätten Flügel ihn gehoben —!!
Die Mauer maß bei zwanzig Schuh,
Auch war der Riegel vorgeſchoben.

Das war ein Lärm, der war nicht ſchlecht!
Die Einen blieben ſprachlos ſtehn,
Die Andern kamen eben recht,
Den Ritter friſch und wohl zu ſehn:
Und ſahn noch juſt im Morgenlicht
Nach ſeinem Schloß ihn friedlich traben
Die Nürnberger henken Keinen nicht,
Es wäre denn, daß ſie ihn haben.

3. Kurze Raſt.

O Morgenduft auf dunklen Wäldern!
O Maienwonne, Sommerluſt!
O Lerchenſang auf grünen Feldern,
Wie ſehnt nach Euch ſich meine Bruſt!
Nach einer ſtillen Bergeshalde,
Wo nur des Finken Schlag mich weckt,
Nach einer Hütte tief im Walde,
Von jungem Epheu überdeckt! —

Ich will die Fahne nicht verlaſſen,
Der ſich mein innerſt Herz geweiht:
Nur wieder menſchlich mich zu faſſen,
Nur gönnt mir eine Spanne Zeit!
Das Leben drängt, die Wellen ſchäumen,
Kein Frieden iſt, ich weiß es, nein:
Doch eine Stunde laßt mich träumen!
Nur eine Stunde glücklich ſein!

Schon wie auf ſtillen Alpenmatten
Der kranke Leib Geneſung trinkt,
So fühlt in dieſer Bäume Schatten
Sich meine Seele neu beſchwingt.

Den blauen Himmel ſeh' ich lachen,
Das bange Herz wird ſtark und weit:
Ich träume, ja! doch zu erwachen —
Ich ruhe, ja! zu neuem Streit!

4. H. C. Anderſen,

dem Märchendichter.

In's Stammbuch. 1844.

Dir ſpielt, o Freund, in Silbernächten
Der Mond ums träumende Gehirn:
Uns ſcheint zu Kämpfen, zu Gefechten
Des Tages brennendes Geſtirn.

Du haſt die Kinder eingeladen,
Sie kennen Dich, ſie folgen Dir:
Wir aber laut, auf allen Pfaden,
Nach Männern einzig rufen wir.

Du athmeſt leicht aus freiem Buſen
Und jeder Tag wird Dir zum Feſt,
Indeſſen ſelbſt im Arm der Muſen
Der Harniſch unſre Glieder preßt. —

Du biſt der Glücklich're, der Dichter!
Der volle Lorbeerkranz ſei Dein:
Genug für uns, wenn künft'ge Richter
Uns einen Zweig von Eichen weihn!

3. „Weh' Euch, Ihr ſtolzen Hallen!"

Da ſoll die Hütte Niemand bauen,
Da ſiedle nie ein Menſch ſich an,
Wo man den Dichtern nicht mehr trauen,
Wo man kein Lied mehr hören kann!
Wo man der Leier goldne Saite
Weit ſchlimmer fürchtet als das Schwert!
Wo zu der Geiſter friſchem Streite
Man weder Raum noch Licht gewährt!

Was nützt es Tempel zu errichten,
Wenn Ihr die Götter ſelbſt vertreibt?
Die Wahrheit ſucht Ihr zu vernichten:
Was nützt es, daß die Lüge bleibt?! —
Ihr habt Euch ſelbſt das Loos gezogen,
Die Stunde naht, das Maaß iſt voll:
Und ſtatt der Leier greift den Bogen
Der rächende, der Gott Apoll!

6. Prolog zu Wilhelm Tell,

vorgetragen

auf dem Stadttheater zu Leipzig,

am Schillersfeſt. 10. November 1845.

Die Ihr aus dichtgedrängten Räumen heut
Dem Spiel entgegenlauſcht, das wir bereiten:
Erlaubt, daß ich mit flücht'gem Wort zuvor
An dieſes Tages feſtliche Bedeutung,
Geneigte Hörer, Euch erinnern darf.
Denn hochbeglückt vor vielen ſeiner Brüder,
Mit einem Namen, deſſen Wiederhall
Lebendig tönt in jeder deutſchen Bruſt,
Mit Schillers Namen ſchmückt ſich dieſer Tag!
Längſt zwar ihn ſelbſt, den Frühverklärten, deckt
Die ſtille Gruft: doch leuchtend drüber hin,
In unvergänglich jugendlicher Schöne,
Vom Morgenglanz der Zukunft angeſtrahlt,
Schreiten die Geiſter ſeiner Dichtungen,
Sieghaften Gangs! und ſtreun den Samen aus
Der neuen Zeit.
Ein Feſt des Lebens denn
Dem Urlebendig Leben Spendenden!
Vergeſſen ſei, die ihn verhüllt, die Gruft,

Und heitern Muths, gleichſam als lebt er noch,
Als quölle noch, in unverſiegter Fülle,
Der Strom der Lieder aus lebend'ger Bruſt,
Begehen wir, in feiernder Gemeinſchaft,
Den holden Tag, da er in's Leben trat.
Den Meiſter ehrt zumeiſt ſein eignes Werk.
Drum auch des Schauſpiels leichtgeſchürzte Muſe,
Sie, die vor Vielen ihm verpflichtet iſt,
Weil ſie die ſchönſten Kränze, die ſie ſchmücken,
Die köſtlichſten aus ſeiner Hand empfing —
Welch beſſ'res Denkmal könnte ſie ihm weihn,
Als wie ſein eig'nes, ewiges Gedicht?! —
Gedenkt der Zeiten, da dies Werk entſtand!
Im trüben Anfang war es des Jahrhunderts,
Da über Deutſchland, mitternächtig, ſchwer,
Die Wolke hing des nahen Untergangs,
Des ſelbſt verſchuldeten! Vom Neid der Fürſten
Langſam zernagt, zerſetzt von ſeiner Bürger
Selbſtmörderiſch wahnwitz'ger Eiferſucht,
In Trümmer ſank des Reichs ehrwürd'ger Bau;
Schon weſtwärts dröhnte des Erob'rers Fuß,
Und jammervoll, ein preisgegeb'nes Weib,
In Thränen lag, ohnmächtig hingegoſſen,
Das Vaterland — und fühlte ſchon die Ketten,
Die ſeine eignen Kinder ſchmiedeten!
Und fühlte ſchon auf der erlauchten Stirn
Die Eiſenfauſt fremdländ'ſcher Tyrannei!! —
Und da, da wars! Einſam, in enger Zelle,
Bei nächt'ger Zeit, den Sternen zugekehrt,
Aus denen er des Lebens Flamme ſog,

Da ließ der Dichter ſeinen Tell entſtehn!
Für die kein Raum mehr war auf deutſcher Erde:
Vaterlandsliebe, Mannesmuth und Stolz,
Die trotz'ge Würde eines freien Volks,
Das aus dem Himmel ſeine Rechte holt —
Sie flüchteten in des Poeten Herz,
Und ſchufen hier, damit die künft'ge Zeit
Nicht ganz verarmt an großen Muſtern ſei,
Der Freiheit Feſttragödie, Wilhelm Tell! —
Es war des theuren Dichters letztes Werk,
Das Teſtament, mit dem er Abſchied nahm
Von dem geliebten, ſeinem deutſchen Volk!
In eigner Bruſt vorahnend ſeinen Tod,
Dem Schwane gleich, der in Geſanges Wogen
Melodiſch ausſtrömt ſeines Blutes Quell,
Ließ er den Pfeil des Lieds noch einmal ſteigen —
Und traf zerſchmetternd des Tyrannen Herz! — —
In andern Bahnen wandelt andre Zeit.
Die Schwerter ruh'n, kein äuß'rer Feind bedroht
Den holden Frieden unſers Vaterlands,
Und fröhlich blühen Handel und Gewerb'. —
Doch aneinander rüſtig pralln die Geiſter,
Hier iſt das Schlachtfeld der verjüngten Zeit:
Nacht kämpft mit Licht, die Wahrheit mit der Lüge,
Und wiederum, die Völker zu bethören,
Steckt mancher Geßler manchen Hut empor! —
In dieſem Sinn empfangt heut unſer Spiel!
Und wenn der Dichtung zauberiſche Kraft
Das tiefſte Herz in Mitgefühl Euch löſt:
Ihr ſeht die Zeichen flammen von den Bergen,

Ihr murmelt leis den Schwur des Rütli nach,
Und hört, was Attinghauſen ſterbend ſpricht,
Das köſtliche: Seid einig, einig, einig —!
O ſeid gedenk, es hab' Euch auch gemeint!
Es braucht die Wahrheit ihre Kämpfer auch,
Der Sieg des Geiſts will auch errungen ſein:
O ſeid denn einig für den Kampf der Zeit,
Seid einig, einig für des Volkes Rechte,
Seid einig, einig, wo die Freiheit ruft! —
    So wird in Euch der Geiſt des Dichters wach,
So, Freunde, wird's ein ächtes Schillerfeſt!
    Denn alle **Kunſt iſt Blüthe nur und** Saat:
Die wahre **Frucht des Lebens** iſt die That.

Titus Ullrich[*]).

Dithyrambe an die Jugend.

Heil! Ihr trutzigen Häupter! Heil!
Ihr Stirnen, ſo leuchtend klar,
Wie des jungen Tages
Aufwehender Saum
Mit dem blitzenden Stern,
Mit dem Stern der Verheißung!

Ihr, ihr ſeid
Die Ganymede der Welt,
Zu ſpenden aus goldenem Kruge
Den Trank der Begeiſtrung,
Den ſchäumenden Alpenquell,
Den der purpurne Morgen entzündet
Mit dem erſten ſprühenden Funken,
In welchen der Abend hinabtaucht
Seine letzte bleichende Roſe.

---

*) Aus der binnen Kurzem erſcheinenden längern Dichtung: „Victor, vom Verfaſſer des Hohen Liedes."

An eurer, an eurer Hand
Wandelt die Liebe,
Die ſchämige Träumerin,
Und hängt ſich an euren Arm
Mit liſpelnder, zärtlicher Frage,
Und hält euch ſinnend und harrend feſt,
Und blickt euch ins ſelige Auge,
Darinnen zu leſen tief
Der Unſterblichkeit Züge!

Euch lächelt die Schönſte der Schönen,
Euch lächelt die That!
Und ihr verſteht ihre Reize!
Ihr, ihr noch kennet die Nächte,
Die fiebriſchen Nächte,
In denen ein blendender Stern
Euch ſchlummern nicht läßt,
Und des Lorbeers ewiges Rauſchen,
Aus deſſen Blättern allein
Dodoniſche Weisheit euch anweht!
Und es jagt euch vom Lager:
Ihr ballet die Fauſt,
Und ſtehet und ſtarrt
— Gladiatorſtatüen!
Und fahrt wieder auf dann
In grollender Unruh:
O Peſt dieſer Zeit!
O Fluch dieſer Schwüle!
Und ſehnet zurück euch,
Zurück

In den blauen Aether
Von Salamis und Thermopylä!
In den göttlichen Wettkampf
Olympiſcher Streiter! Zurück
In den Bund der Verſchwornen,
Der Cäſar-Vertilger! —
In den Allmachts-Convent
Der Frankenrebellen!
Unter die ſiegenden Adler
Des corſiſchen Attila,
Der mit Scorpionen
Die Kön'ge gegeißelt! —

In euren Herzen
Schmettert der Muth
Seine rauſchende Feldmuſik!
Hurrah! Hinaus!
Hin, hin durch's Gewühl!
Wo gähnt die Gefahr? —
Es erglühet die Wange
In freier Empörung,
Es krampfet der Arm
Entgegen der Tücke,
— Der giftigen Schleiche,
Es dräuet die Stirn vor,
Es bäumt ſich die Locke,
Es ſtampfet der Fuß
In Ungeduld: —
Mit verhängtem Zügel
Zu ſtürzen ſich,

Und unverhüllten Angeſichts,
In des Opfers Schlund,
— In des Todes Grund!

Ob euren Häuptern
Alpenkühn
Sitzet zu Throne der Stolz noch,
Der offene Stolz,
Der von ſich ſtößt mit Verachtung
Die feige berechnende Klugheit,
Den ſtummen Lakeienreſpect,
Die duldſame ſchmeichelnde Fügniß,
Das ganze wedelnde Hundethum
In Würden und Amt und Orden!

Verſteint nicht
Zum kalten, ſtarren Geſelſ,
An dem es brandet vergebens,
In todter, trauriger Oede, —

Verſandet nicht
Zum kahlen, flachen Geſtade,
Ob dem es ſpärlich nur rieſelt
Vom matt herwankenden Saum
Des kämpfenden Elements,
Und Trümmer und Schlamm nur anſpült:

Noch, noch treibt hin euer Herz
Auf der großen, pulſirenden Woge des Lebens,
Hin, ein verwegener Segler,
Und trägt die Penaten,

Die alten, die heil'gen,
Die Kraft und die Treue,
Und ſie vor allen — die Freiheit!
Die Freiheit . . . Hoch flattern die Wimpel
Wie lechzende Blitze!
Friſch ſchauert's von Luſt
Hin über die Wogen. . . .
Und unerſchüttert erblickt
Ihr muthigen Argonauten, ihr,
In der finſteren Tiefe
Die Ungethüme des Abgrunds,
Die ſtier ſich entgegenwälzen —
Das rieſige Scheuſal,
Der Gewalt Leviathan!
Und funkelnder blitzt
In eurer Hand
Die leichte Harpune,
— Ein köſtliches Spielzeug!

Mit unbeſtochenem Blick noch
Erſchaut ihr das große Elend,
Den Jammer der Erde,
Die Noth und die Knechtſchaft,
Die grauſen Aegyptierplagen,
Vor denen der Völker keines
Mehr gilt als erwählet!
— Nur das früh nicht genug
An die Pforte klopfet — der Tod!
An eurer Wimper noch quillt
Des erbarmenden Mitleids Born,

Ihr erbebt, ihr ſchäumet noch auf
In urweltlichem Groll,
In titaniſcher Thatkraft: —
Drum iſt allein die Jugend beſtellt,
Aus Höll' und Tod zu erlöſen die Welt!

Auf, auf! ans Werk! Eh' die Zeit,
— Die ſacht einſchläfernde Delila,
Eh' die Zeit die Locken der Kraft euch kürzt,
Eh' der rauſchende Strom in die Ebne ſtürzt,
Eh die leuchtende Sonne zur Neige geht,
Und ewig die alte Schande beſteht!

Karl Beck.

1. Wo Tauben ſind.

Laß mich mit meinem Weh,
Laß mich mit meiner düſtern Gluth:
Ich wäre nur ein Tropfen Blut
Auf reinem Schnee.

Dich ſucht, was fromm und lind,
Was fromm und lind, das ſuche Du:
Denn ſieh, es fliegen Tauben zu,
Wo Tauben ſind!

2. Eine Trauerweide.

Noch einmal, eh' ich ſcheide,
In ferne Länder geh,
Ruf ich dir zu: Ade, Ade,
Du ſchöne Trauerweide
Dort an der ſchwarzen Spree.

Noch eh' der Lenz die Hallen
Des Haines friſch belaubt,
Blüht ſchon dein melancholiſch Haupt:
Du biſt es, die vor allen
An ſeine Sendung glaubt.

Und wenn der Herbſt die Wipfel
Entblättert hier und dort —
Du grünſt noch lang, noch lange fort.
Es ſchallt von deinem Gipfel
Des Vogels freies Wort.

Dicht an des Stroms Geſtaden
Ein Schloß, ein graues, ſteht,
Hin ſiehſt du früh und Abends ſpät:
Dort wohnt von Gottes Gnaden
Des Königs Majeſtät.

Du gleichſt dem deutſchen Herzen!
Ob auch der Lenz noch weit,
Es ahnt zuerſt die goldne Zeit,
Und glaubt in tauſend Schmerzen
An nahe Seligkeit.

Du gleichſt dem deutſchen Volke,
Dem Stamm, der vom Geäſt
Der Hoffnung Grün nicht fallen läßt,
Ob auch des Herbſtes Wolke
Ihn unverdroſſen näßt.

Du gleichſt dem deutſchen Sohne!
Hin blickt er mit Gebühr
Tagtäglich nach des Königs Thür
O du mein Heiland, lohne
Dies Harren für und für!

Heinrich Pröhle.

1. Wie die Bergleute die Weber todtgeſchlagen haben.

Die armen Weber hatten kein Brod;
Da kamen die Bergleut' und ſchlugen ſie todt.
Hört an, o hört an wie das geſchehn
Wohl in den Thälern und auch auf den Höhn'

Die Bergleut' graben im tiefen Schacht,
Sie graben immer bei der Nacht;
Der Eine gräbt das Silber, der Andre gräbt das Gold.
Dafür gibt ihnen der König den Sold.

Die Bergleut' graben immer fort,
Und keiner pfeift und ſagt ein Wort;
Bei ihnen iſt kein Zank und Streit,
Und keiner thut dem Andern ein Leid.

Die Bergleut' haben ihr eigen Gericht
Ueber der Erde, doch brauchen ſie's nicht.
Die Bergleut' thun, was der König gebeut,
Die Bergleut' ſind gar fromme Leut'.

Und als nun für ihr letztes Geld
Die Weber Sonntags den Tanz beſtellt,
Da ſtanden die Bergleut' in guter Ruh'
Von fern' und machten Muſik dazu.

Der ſchönſte Bub' und die ſchönſte Maid,
Die tanzten zuſammen lange Zeit;
Die Bergleut' haben die ganze Nacht
Geſtanden und haben Muſik gemacht.

Der Eine, welcher gräbt das Gold,
Der ſtrich die Geige ſo wunderhold;
Der Andre, welcher das Silber gräbt,
Der ſtieß in's Horn, daß Alles erbebt.

Des Morgens früh erſt um halb Vier,
Juſt als die Sonne ging herfür,
Ward im Gebirg es todtenſtill. —
O Herr Gott, es geſchah' dein Will'!

Und als nun die Weber revoltirt,
Sind wieder die Bergleut' requirirt;
Sie ſtiegen aus ihrem Schacht empor
Auf einer langen Leiter und rückten vor.

Ueber der Erde da ſtellten ſie ſich
In eine Ordnung ſäuberlich;
Sie kamen und ſchlugen die Weber todt
Mit Weibern und Kindern und Dirnlein roth.

Der Eine, welcher das Silber grub,
Erſchlug den ſchönſten Weberbub';
Der aber, welcher gräbt das Gold,
Erſchlug das ſchönſte Mägdlein hold.

Die armen Weber hatten kein Brod,
Da kamen die Bergleut' und ſchlugen ſie todt.
Dann aber zogen ſie ganz müd'
Zurück zum Schacht in Reih' und Glied.

Dort graben ſie noch lange Zeit
Im Dunkeln fort, die ernſten Leut'.
Der Eine gräbt das Silber, der Andre gräbt das Gold;
Dafür gibt ihnen der König den Sold.

Indeſſen über die Höhen von Eis
Wandelt der Geiſt des Gebirges leis,
Und unter ſeinen Füßen ſacht
Keimt der Lawinen ſtolze Pracht.

---

2. Die Prophetenſchulen in Israel.

Heilige Prophetenſchulen,
Welche Israel geſehen!
Wo man Wahrheit reden lehrte,
Wahrheit zu den finſtern Königen.

Auf den Armen ſchon die Mütter
Brachten ihre jungen Kinder,
Daß ſie Wahrheit reden lernten,
Wahrheit zu den finſtern Königen.

Alſo harrten dort die Knaben,
Bis ſie ſtark und Männer wurden,
Bis ſie Wahrheit reden lernten,
Wahrheit zu den finſtern Königen.

Wer dort eine Lüge dachte,
Ward geweiht dem finſtern Tode,
Wo man Wahrheit reden lehrte,
Wahrheit zu den finſtern Königen.

Löwen brüllten dort. Wenn Einer
Sich davon getroffen fühlte,
Ging er hin und ſprach die Wahrheit,
Wahrheit zu den finſtern Königen.

Alles Volk, und auch die Mutter,
Die ihn hörte, pries den Herren,
Daß er Wahrheit reden lernte,
Wahrheit zu den finſtern Königen.

3. Noch iſt Polen nicht verloren.

Die ganze Welt wird neu geboren!
Wie bin ich deß ſo innig froh!
Selbſt Polen iſt nicht ganz verloren, —
Die Harfenmädchen ſagen ſo!

Wenn Engel lögen — ach, ſo lügen
Sie, daß ein Gott im Himmel ſei!
Wenn ſüße Mädchenlippen trügen,
So iſt's der Liebe Heuchelei!

Du Harfenkind mit bleichen Wangen,
Auch Du willſt lügen? Wohl, es ſei!
Sing', daß ein Morgen aufgegangen,
Und Polen, Polen ſelbſt wird frei!

Die ganze Welt wird neu geboren!
Wie bin ich deß ſo innig froh!
Selbſt Polen iſt nicht ganz verloren, —
Die Harfenmädchen ſagen ſo!

4. Emancipirte Krebſe.

Die Krebſe ſprechen:

Wundern Sie ſich nicht, Verehrte,
daß wir ſo von hinten kommen;
Denn von unſern Vätern haben
wir uns das ſo angenommen.

Sind emancipirte Krebſe,
fühlen uns ſo groß und frei;
Nur das Rückwärtsgehn behielten
wir aus Pietät noch bei.

5. Wartburg.

Als ich jüngſt zu meinem Mädchen
bin geſchlendert durch den Wald
Kam mir ſchweigend ernſt entgegen
eine lockige Geſtalt.
— Freund, wohin denn? „Nach der Wartburg.
Nun ade.“ — So warte doch!
In Geſchäften? „Immer! ſiehſt Du
nicht, daß ich ein Demagog?“
Und ſo war er ſchon verſchwunden;
doch ich blickt' ihm für und für
Sinnend nach und ernſt, indeſſen
Liebchen öffnete die Thür.
Wartburg! theurer Name! dorten
ſtand die Bibelpreſſ' und dort
Lag an ihrer Mutterbruſt einſt
ſtill das junge deutſche Wort.
Wartburg! dort auch iſt's geſchehen:
Doctor Luther war einmal
Auf die Jagd hinausgezogen
in dem Ritterkleid von Stahl.

Unter einer Wartburgseiche
ruhend fand er zwei Studenten,
Die, von Wittenberg gekommen,
für die neue Lehre brennten.
Hat ſie erſt examiniret,
dann geehrt mit Ritterſchlag;
Auf die langen blonden Locken
legt' er ſeine Hand und ſprach:
„Segne Gott die deutſche Jugend!
ſie wird dulden Pein und Haſt,
Trübe Tage für die Wahrheit!
blühe, junge Burſchenſchaft!“
Alſo ſprach der Doctor Luther
ſinnend, und nach langer Zeit
Hörte droben man ein Rauſchen,
ernſthaft wie von Kampf und Streit.
Dorten wo der Reformator
auf die Jagd einſt ausgezogen,
Wo die Roſſ' er kühn getummelt,
welch ein kriegeriſches Wogen!
Wartburgsfeſt! des Reformators
Segen hat heraufbeſchworen
Stolze lockige Geſtalten,
die ſich ernſt im Wald verloren.

Doch bald ward es wieder ſtille,
und der ſtolze Geiſt verſchwand.
Wanderer, Du mußt ihn ſuchen
anderswo im deutſchen Land.

Wo der Doctor Luther jagte,
dorten blüht jetzt und gedeiht
Juſt wie hier nur ſchöne dunkel-
äugige Waldeinſamkeit.

6. Waldfräulein.

An einer freien Stelle
Im tiefen Eichenwald,
Wie glänzte da ſo helle
Des Waldfräuleins Geſtalt!

Und wie die andern Eichen,
Alſo erſchien ſie ganz;
Doch that ihr jede weichen
An Herrlichkeit und Glanz.

Ihr Leib war ſtolz und prächtig,
Sie trug ein grünes Kleid;
Ihre Krone ſtark und mächtig,
Der Thau ihr Krongeſchmeid.

Ihr Haar war eichenblättern,
Eichhörnchen aus dem Hain
Gar ernſthaft kam mit Klettern,
Haarnadel ihr zu ſein.

So ſtand ſie da, o Wonne,
Mit Augen hell und klar
In Thau und Morgenſonne
Und ſtrählt' ihr goldnes Haar.

Und über alle Gipfel
Der Wälder ſah ſie weit
Und ſchüttelt ihren Wipfel,
Die Fee Waldeinſamkeit.

* * *

Hermann Schiff.

Sprüche[*]).

I.

Der deutſche Geiſt, der deutſche Muth,
Der iſt's, der alle Wunder thut.
Er ſtürzte um der Päbſte Sitz,
Er ſchuf ſich Donnerwerk und Blitz,
Er fand das Maaß der flücht'gen Zeit
Und gab dem Wort Vielfältigkeit.

Darum bewahrt den deutſchen Muth,
Es geh' Euch ſchlecht, es geh' Euch gut!
Der deutſche Geiſt wird auch nicht ruhn,
Wird noch ſein letztes Wunder thun,
Und geben deutſcher Einigkeit
Ein Daſein für die fernſte Zeit.

---

*) Verſpätet eingegangen. D. R.

II.

Mit dem „Marienkind.“

Der deutſche Geiſt zeugt wunderbare Blüthen!
Was Amme und Frau Großmama erzählt
Iſt oft ſo ſinnreich wie antike Mythen,
Und Anmuth iſt mit Heiligkeit vermählt.

III.

Mit dem „Gevatter Tod.“

Des Dichters Spiel mit Worten und Gedanken
Hat wunderbaren, zauberreichen Sinn,
Weit über der Vernichtung düſtre Schranken
Trägt Ahnung ihn auf Seraphſchwingen hin,
Und ſolcher Ahnung leiht er Farb' und Leben.
Denn ach! was kann ein Dichter Großes geben?

Die Farben ſind dem Erdenſtaub entnommen,
Das Leben müßig Spiel der Phantaſie,
Ein Leben iſt vom Himmel uns gekommen,
Und Gottes Blut iſt ſeine Farbe hie.
Entweiht iſt leicht der Troſt gebrochner Herzen
Durch ſinnliches — wenn gleich ſinnvolles — Scherzen.

Doch wölbt der Himmel ſich nur Thränenblicken?
Giebt die Verheißung nur dem Dulder Muth?
Was Schmerzen heilt, kann eben recht entzücken
Ein muthig-glückliches, geſundes Blut!
Der Prieſter ſpend' Ermahnung allem Schmerze,
Der Dichter hat die Ahnung, hat die Scherze.

Das arme Fräulein.

Eine Dorfnovelle

von

Hermann Schiff.

Das arme Fräulein*).

Eine Dorfnovelle

von

Hermann Schiff.

Louiſe war ein ſchönes, ſanftes Kind. Ihre Haut war weiß wie Schnee, ihr Wuchs ſo ſchlank und anmuthig, wie man auf dem Lande ſonſt nicht findet, und weil ihr Vater als Schloßverwalter der angeſehenſte Mann im Dorfe war, ſo ſagten die Bauern: er müſſe an die Erziehung ſeiner Tochter etwas wenden, welche gewiß noch einmal durch eine reiche Heirath ihr Glück machen und eine vornehme Dame, wo nicht gar eine gnädige Frau werden würde.

Damit war der Verwalter völlig einverſtanden, ließ eine alte franzöſiſche Gouvernante aus der Stadt kommen und nahm ſie in's Haus, und Louiſe war ein gehorſames Kind, that, was man von ihr verlangte, lernte franzöſiſch, ſticken, ſingen, tanzen, Clavier ſpielen, und kümmerte ſich nicht um die Wirthſchaft, welche die Mutter beſorgte.

---

*) Verſpätet eingegangen. D. R.

So wuchs ſie heran und ward das ſchönſte Mädchen, was man irgend ſehen konnte. Aber kein Mädchen wollte mit ihr Umgang haben, weil ſie hochdeutſch ſprach und ſich feiner und ſorgfältiger kleidete, als es auf dem Dorfe Brauch war; und kein Burſche wagte ſie anzureden oder auf Kirmſen und Jahrmärkten ſie zum Tanze aufzufordern, denn die alte franzöſiſche Gouvernante war ihr ſtets zur Seite und ließ ſie nicht aus den Augen. Im ganzen Dorfe hieß Louiſe „das arme Fräulein“ und die reichen Bauerstöchter fügten ſchnippiſch und ſpöttiſch hinzu: „wir ſind nicht ihres Gleichen;“ denn die zerrütteten Vermögensumſtände des Verwalters waren keinem ein Geheimniß mehr und man wußte, daß er eines reichen Schwiegerſohnes bedurfte, um ſich wieder auf die Beine zu helfen.

Endlich befreite der Tod Louiſe von ihrer immerwährenden Begleiterin, der alten franzöſiſchen Gouvernante, und Robert, der ſchlanke, junge Förſter, faßte ſich ein Herz, und warb um Luiſens Hand. Er achtete dabei auf keine Warnung und wenn man ihn fragte: was er mit dem Püppchen anzufangen gedächte, die ihm kein Heirathsgut zubrächte, in der Wirthſchaft nichts ſchaffen und im Hauſe nichts nutzen könne, ſo antwortete er: „Ich will eine ſchöne und gebildete Frau und bin reich genug, ihr Mägde zu halten, ſo viel ſie deren bedarf.“

Wer das ſchöne ſtattliche Pärchen ſah, der mochte Beide wohl für glücklich halten. Und doch waren ſie es nicht. Robert war eben ſo wild und ungeſtüm, wie Louiſe ſanft und gefällig. Ihre ſchüchterne Zärtlichkeit genügte nicht ſeiner leidenſchaftlichen Gluth, und der Verwalter verſchob die Hochzeit von einer Zeit zur anderen, nahm aber die Baarſchaften ſeines reichen Schwiegerſohnes inzwiſchen gar ſehr in Anſpruch. Robert ward argwöhniſch und mißtrauiſch; er fürchtete, daß ſeine Braut ihn nicht liebe und mit ihrem Vater unter einer Decke ſpiele, um ihm nur mehr und mehr Geld abzulocken, und benutzte dieſen und jenen Vorwand, ſeiner Galle Luft zu machen. Louiſe hatte aber weder von ihrer Gouvernante noch von ihren Eltern je ein böſes Wort vernommen, und die Vorwürfe eines Geliebten ſind doppelt ſchmerzlich; die Schmähungen obendrein, welche ſich Robert gegen ihren Vater erlaubte, brachten ſie vollends zur Verzweiflung. Sie wollte ihren Vater vertheidigen; allein ihr Athem ſtockte, ihre Zunge war gelähmt, bis ein Thränenſtrom aus ihren Augen brach. Dann gewann ſie die Sprache wieder und bat ihren Bräutigam, doch nur Geduld zu haben, es würde ſich gewiß noch mit der Zeit Alles nach ſeinen Wünſchen ändern. Die Mutter ſchüttelte den Kopf zu ſolchen Auftritten, der Vater hatte nicht übel Luſt, mit dem ungehobelten Schwiegerſohn ein für alle Mal zu brechen; aber dann bat Louiſe und ſchmeichelte und weinte ſo lange, bis ihre Eltern wieder verſöhnt waren.

Eines Tags erhielt der Verwalter einen Brief, der ihn in große Beſtürzung verſetzte. Er meldete, daß der junge gnädige Herr, welcher ſeit kurzem erſt mündig geworden, mit nächſtem auf dem Schloſſe eintreffen würde, um ſich mit eignen Augen von dem Zuſtande und der Beſchaffenheit ſeiner Güter zu überzeugen. Sorgfältig legte der Verwalter das Schreiben zuſammen und verbarg es in der Bruſttaſche ſeines Rockes; dann ließ er ſich Hut und Stock geben und ging nach dem Forſthauſe.

Angelangt daſelbſt nahm er Robert allein, zeigte ihm den erhaltenen Brief und geſtand, daß ihm an den Pacht- und Lehngeldern 2000 Thaler fehlten und er ohne die Hülfe ſeines Schwiegerſohnes dieſen Mangel nicht zu decken wiſſe. Aber Robert konnte oder wollte dießmal nicht helfen, und vergebens ſagte ihm ſein Schwiegervater: „Es handelt ſich um meine Ehre, es handelt ſich um Louiſe. Oder haben ſie den Muth die Tochter eines Kaſſendefraudanten zu heirathen?“ Robert verlor die Geduld und erwiederte: „Mich dünkt, ich habe meine Verblendung, der Verlobte dieſes Zierpüppchens zu ſein, theuer genug bezahlt, oder können Sie mir die Summen zurückerſtatten, die Sie ſchon von mir entliehen haben? Auf die Ehre, der Schwiegerſohn eines Kaſſendefraudanten zu ſein, leiſte ich herzlich gern Verzicht.“ Der Verwalter entgegnete: „Lieber Herr Forſtmeiſter, wie Sie wollen; ich habe Ihnen meine Tochter nicht aufgedrungen, und kann auch noch einen andern viel vornehmeren Schwiegerſohn bekommen.“ Robert lachte höhniſch. „Da ich Ihrer Tochter, wie es ſcheint, nicht gut genug bin, inſofern ich mich nicht entſchließen kann ihre Kaſſendefraudationen zu decken, ſo rathe ich Ihnen, ſie dem gnädigen jungen Herrn anzutragen. Dann wäre ja

Alles in Ordnung." „Wahrlich!" entgegnete bleich vor Zorn und Verzweiflung der Verwalter, „das iſt ein guter Rath, den Sie mir geben, und ich werde ihn befolgen." Robert biß die Zähne zuſammen. „Wertheſter Herr Schwiegervater!" ſagte er. „Wenn Ihre Tochter erſt gnädige Frau iſt, wird ſie mir doch in meiner bisherigen Stellung nicht ſchaden?"

„Fürchten Sie nichts, da Sie die Sanftmuth meiner Tochter kennen. Sie zürnt ſelbſt demjenigen nicht, der ſie ſchmäht und mißhandelt, wo er kann." So ſprach der Verwalter und verließ voll Sorgen und Unmuth das Forſthaus.

Robert lachte ihm höhniſch nach: „Thun Sie nur nicht, als ob Ihre Tochter ſchon gnädige Frau wäre!"

Ihm ahnete nicht, wie bald ſich erfüllen würde, was er jetzt ſo laut verlachte.

Auf dem Heimwege ſprach der Verwalter zu ſich ſelbſt: „Jetzt bleibt nichts übrig, als dem jungen Grafen Alles zu geſtehen. Louiſe muß auch das Ihrige thun. Sie muß ſich wacker herausputzen, um eine Fürbitte einzulegen. Der gnädige Herr iſt jung, er wird kein Herz von Stein haben. Und wer kann ihr etwas abſchlagen, wenn ſie recht ſchön darum bittet?"

Indeß waren alle Beſorgniſſe überflüſſig, und Alles ſollte anders kommen, als ſich vermuthen ließ.

Mit Thränen in den Augen vernahm Louiſe von den Vergehungen ihres Vaters und erklärte ſich bereit zu Allem, was Kindespflicht von ihr verlangte.

Der junge Graf langte an, pünktlich zu der Stunde, die er in ſeinem Briefe angegeben. Die Verwalterin empfing ihn, und weil ſeine erſte Frage nach ihrem Manne war, ſagte ſie, er ſei ausgegangen, müſſe aber bald wiederkehren.

„Ausgegangen?“ wiederholte finſter der junge Graf. „Ich habe meine Ankunft ihm genau gemeldet und befohlen, mich zu erwarten.“

Da trat Louiſe ein, weiß gekleidet. Sie hatte ungewöhnliche Sorgfalt auf ihren Anzug verwendet und der Gedanke, die Retterin ihrer Eltern, der gute Engel ihres Vaters zu ſein, beſeelte ſie und machte ihre Schönheit wahrhaft blendend. Wie verſteinert ſtand der junge Graf. Louiſe bemerkte den Eindruck, den ihr Erſcheinen auf den vornehmen Jüngling hervorbrachte; ſie nahm es für ein gutes Omen und ſchien entzückt; je mehr der junge Graf in Verwirrung gerieth, deſto unbefangener wurde ſie, und je mehr er ſich zu ſammeln ſuchte, deſto zuvorkommender begegnete ſie ihm. Ein Frühſtück wurde aufgetragen und Louiſe machte die Honneurs; darauf ſang und ſpielte ſie; der junge Graf ſaß regungslos da und ſeine Augen verſchlangen ihre Reize, ſein Ohr lauſchte auf ihre Stimme; doch als ſie ſchloß, verlangte er wieder ungeduldig nach dem Verwalter.

„Ich will ihn rufen,“ ſagte die Mutter, gab ihrer Tochter einen Wink und ließ ſie allein mit dem jungen gnädigen Herrn.

Jetzt erſt fühlte Louiſe die ganze Schwierigkeit ihres Auftrags. Sie wollte beginnen, aber ihr fehlten die Worte. Der junge Graf ſaß ernſt und traurig im Seſſel und ließ kein Auge von ihr.

Sie faßte ſich plötzlich ein Herz, bog leicht ein Knie vor ihm, faltete die kleinen niedlichen Hände, und während zwei klare Thränen die zarten Wangen herabglitten, blickte ſie ihn an, mit unbeſchreiblich flehendem Ausdruck.

Ernſt und traurig begann er: „Ich weiß, um was Sie bitten. Die Art, wie Ihr Vater ſeit Jahren meine Güter verwaltete, iſt längſt kein Geheimniß mehr. Ich kann nicht gut eine Unrechtlichkeit, einen Mißbrauch des Vertrauens vergeben. Ich kam auch in der Abſicht, ſtrenges Recht zu üben. Allein Ihr Vater hat eine glückliche Fürſprecherin gewählt!" — „Eine Fürſprecherin?" „Sie haben freilich kein Wort zu ſeinem Gunſten geſagt, doch Ihrem Liebreiz konnte ich widerſtehen, Ihrer ſtummen Fürſprache nicht; es wäre eine Sünde geweſen. Das iſt eine edle Tochter, die nur Thränen für die Vergehungen ihrer Eltern hat, aber keine Worte, die ihren Vater als Miſſethäter bezeichnen. Stehen Sie auf. Es ſchmerzt mich, Sie in einer ſo demüthigen Stellung zu erblicken. Stehen Sie auf, und rufen Sie Ihren Vater, denn er verbirgt ſich vor mir."

Hoch erröthend erhob ſich Louiſe und ergriff ſeine Hand. „Darf ich ihm Ihre Vergebung verkünden?"

„Sagen Sie ihm, das Vergangene ſollte vergeſſen ſein, aber wir müßten für die Zukunft Abrede nehmen."

Louiſe hauchte einen Kuß auf ſeine Hand und ging. „Keine Demüthigungen wieder!" rief er ihr warnend und bittend nach.

Der Verwalter erſchien wie ein reuiger Sünder. Der junge Graf ſagte ihm kein beſchämendes Wort, gab nur ſeine Anordnungen und Befehle auf künftighin, und fragte dann, ob Louiſens auffallende Schönheit noch von keinem Jüngling gewürdigt worden? ob ihr Herz noch frei, ihre Hand noch unverſagt ſei? Und da der Verwalter dieß Alles beſtätigte, weil er es für überflüſſig erachtete, ihr Verhältniß zu Robert zu erwähnen, erklärte der Graf, daß er nichts ſehnlicher wünſche als eine Gemahlin zu beſitzen, wie Louiſe, was auch die Welt und ſeine Anverwandten gegen dieſe Mißheirath einwenden möchten. Der glückliche Vater wollte augenblicklich ſeine Tochter rufen und ihr verkünden, welch eine hohe Gnade und Ehre ihr widerfahren ſolle; allein der Graf verbat es ſich. „Ich ſtand," ſagte er „dieſem glänzenden Geſchöpfe heute als Gebieter gegenüber, der über ihr Wohl und Wehe entſchied. Es würde ſie überraſchen, es würde ſonderbar und abenteuerlich laſſen, wollte ich jetzt mein Knie vor ihr beugen und mein Lebensglück von ihr erflehen. Sagen Sie Ihrer holdſeligen Tochter, daß ich in Zukunft nur mit all der Schüchternheit und Ehrfurcht ihr nahen werde, deren ihre ſeltenen Vollkommenheiten und Tugenden würdig ſind."

Nach dieſen Worten verlangte er ſeinen Wagen und reiſte augenblicklich weiter.

„Bei allem dem iſt er doch ein Sonderling" meinte der Verwalter. „O nein!" ſagte Louiſe, die es hörte. „Er iſt der edelſte Mann, den ich mir denken kann."

Bevor der Verwalter ſeiner Tochter etwas Näheres von dem Antrag des Grafen mittheilte, wollte er ihr Verhältniß mit dem Förſter gänzlich auflöſen, welches ihn nach dem neulichen Auftritte im Forſthauſe ein Leichtes dünkte. Auch von dieſem Zanke wußte Louiſe nichts, ihr Vater ſah vorher, daß ſie ſich ſehr darüber grämen würde, und wollte ihr die zum Empfang des Grafen nöthige gute Laune nicht verderben.

Er ſchrieb an Robert: „Sie haben mir einen Rath gegeben und ich verſprach ihn zu befolgen. Unter den obwaltenden Umſtänden war das Beſte, was ich thun konnte, meine liebe Louiſe mit dem gnädigen jungen Herrn zu verbinden, und da der Herr Graf geſtern bei ſeiner Anweſenheit auf dem Schloſſe die Gnade hatte, um die Hand meiner Tochter anzuhalten, habe ich mit pflichtſchuldiger Ergebenheit und durchdrungen von unterthäniger Dankbarkeit für dieſe große Ehre ihm dieſelbe feierlich zugeſagt. Indem ich Ihnen dieß anzeige, wiederhole ich Ihnen nochmals, daß Sie für Ihre Stellung nichts zu fürchten haben. Nur würde es meiner Tochter, der zukünftigen gnädigen Frau, wünſchenswerth ſein, nicht daran erinnert zu werden, daß ſie mit einem ihrer Untergebenen in einem ſo nahen Verhältniß geſtanden. Sie würden deshalb wohlthun, mit Ihren Beſuchen auf dem Schloſſe ſo ſparſam wie möglich zu ſein, oder noch beſſer, ſie ganz einzuſtellen.“

Dieſen Brief ſandte er mit dem früheſten nach dem Forſthauſe. Indeſſen nahm Louiſe die von dem geſtrigen Frühſtück noch übrigen Confituren und Leckerbiſſen, packte ſie nebſt Trauben, Pfirſichen und anderen edlen Früchten aus ihrem Garten in ein Körbchen, welches ſie ſelbſt aus Draht und bunten Glasperlen geflochten hatte, um es Robert und ſeiner Mutter zu bringen.

Das Forſthaus lag in einem ſchönen Eichenhain. Eine Waldbrücke führte über einen reißenden Bergſtrom, deſſen ſchäumende Gewäſſer pfeilſchnell dahinſchoſſen. Es war noch früh am Morgen. Die Sonne blickte liebäugelnd durch das dichte Laub und in den Gräſern funkelte der Thau. Freundlich begrüßte Louiſe das zierliche, mit mächtigen Hirſchgeweihen geſchmückte Gebäude, welches ſo wunderſam verſteckt dalag in traulicher Umgebung. Auf der Brücke blieb ſie ſtehen und ſchaute in die murmelnden pfeilgeſchwinden Wellen und das Geflüſter des Laubes und das Rauſchen des Stromes klangen ihr ſo einladend. „Wie glücklich werde ich ſein,“ dachte ſie, „wenn ich erſt dieſe Einſamkeit bewohne, wo Liebe und ſtille Innigkeit heimiſch ſind.“

Roberts Mutter ſaß ſpinnend auf dem reinlichen Flur. „Wie Louiſe!“ rief ſie erſchrocken, „du hier? Iſt mein armer Robert um deinetwillen nicht ſchon unglücklich genug, willſt du ihn vollends wahnſinnig machen?" — „Was hat er denn ſchon wieder?" fragte Louiſe.

„Mädchen! Mädchen!" rief die Alte, „biſt du wirklich ſo unſchuldig oder ſtellſt du dich nur ſo? Ich bitte dich, geh, ehe dich mein Sohn erblickt. Du weißt, wie jähzornig er iſt, er wäre im Stande dich umzubringen."

„Ich bin mir nichts Böſes bewußt," entgegnete Louiſe. Aber im ſelben Augenblicke ſchrie ſie laut auf, denn Robert, todtenbleich, mit funkelnden Augen und zuckenden ſchäumenden Lippen erſchien auf dem Flur. Er hatte ihre letzten Worte gehört und rief höhniſch: „Du erſchrickſt vor mir? Es iſt ſo weit nicht her mit deiner Unſchuld — dein böſes Gewiſſen verräth dich!"

„Ich dulde ſchweigend alles Böſe, was du mir zufügſt," entgegnete Louiſe. „Welche größere Beweiſe meiner treuen, aufrichtigen Liebe kann ich dir geben, da es dir Freude macht, mich ſtets zu mißhandeln?"

„Du haſt Recht," entgegnete er. „Ich ſollte mich meiner Leidenſchaft ſchämen, der du gänzlich unwerth biſt. Was ſuchſt du hier?"

„Ich?" fragte Louiſe befremdet.

„Ja! Nach dieſem Briefe deines Vaters erwarte ich deine Beſuche nicht mehr. Was willſt du noch hier?"

Louiſe nahm ihr Körbchen wieder zur Hand. „Geſtern," hub ſie an, „war der gnädige Herr auf dem Schloſſe, und ich habe Backwerk, Eingemachtes und Geflügel für Euch aufgehoben. Es wird dir ſchmecken.

Das Körbchen habe ich auch ſelbſt geflochten, es ſoll für dich ſein."

„Das habe ich erwartet!" ſagte Robert zitternd und bleich vor Wuth, warf die Speiſen zum Fenſter hinaus und zerriß das Körbchen in tauſend Stücke. „Jetzt geh mir aus den Augen," fuhr er zu Louiſen fort, „oder ich zerreiße dich eben ſo. Hinaus zur Thür augenblicklich!"

Seine Mutter fiel ihm ſchreiend in den Arm, um ihn zu hindern die zitternde Geliebte zu mißhandeln. Louiſe floh erſchrocken zur Thür hinaus.

Draußen ſaß eine alte halb wahnſinnige Bettlerin im Graſe, verſchlang gierig die aus dem Fenſter geworfenen Leckerbiſſen und ſprach käuend und ſchmatzend: „Das nenne ich Tollheit! Die feinſten Leckerbiſſen wirft er zum Fenſter und das reizendſte Mädchen zur Thür hinaus. Andere wären überglücklich, dergleichen in's Haus zu bekommen."

Louiſe bat ſie mit Thränen in den Augen, Niemandem wiederzuerzählen, was ſie erlauſcht.

„Wollt Ihr den Flegel nicht zahm machen?" fragte ſie geheimnißvoll. „Ich weiß ein Mittelchen, ein Tränkchen — o die alte Käthe verſteht mehr, als ſie ſagen darf!"

„Alles, was du willſt, nur ſchweig!" ermahnte Louiſe und enteilte.

„Woher der neue Wuthanfall?" fragte die erſchrockene Mutter. „Was hat das arme Kind dir jetzt zu Leide gethan?"

„So gehen ſie mit mir um!“ ſchrie Robert und zog den Brief des Verwalters aus der Taſche, den er krampfhaft zerdrückte. „Aus einem im Aerger hingeworfenen Worte nimmt ihr Vater Anlaß alle ſeine Verſprechungen zurückzunehmen, und ſie hat die Frechheit, mir ſelbſt den Korb zu bringen, den ſie für mich geflochten.“

„Das iſt unmöglich!“ rief die Mutter. „Die Leidenſchaft macht dich toll und wild, ſonſt hätteſt du ihr geglaubt, daß ſie nichts von dem Briefe ihres Vaters weiß, und mit deinen rohen Beleidigungen ſie verſchont. Gerade jetzt, wo euch Trennung droht, hättet ihr einig ſein müſſen. Sie hätte nicht von dir gelaſſen, aber jetzt ſeid ihr geſchieden!“ — „Deſto beſſer!“ — „Du haſt ein ganz ſchönes Vermögen gehabt, das hat der alte Verwalter nun größtentheils in Händen, und es wird ſchwer halten, es von ihm wiederzubekommen. Was ſollte auch aus dir und ihr werden? Sie iſt arm und an keine Arbeit gewöhnt. — Die Leute haben es dir lange geſagt. — Heirathet ſie aber gar den gnädigen Herrn, ſo ſehe ich es kommen, daß wir hier aus dem Hauſe müſſen. — Allein was hilft alles Vernunftſprechen! In einer halben Stunde gereut es dich, ſie von dir geſtoßen zu haben, dann raufſt du dir das Haar aus, wälzeſt dich am Boden und wehklagſt: Ich kann nicht leben ohne ſie.“ — —

Noch war keine halbe Stunde verfloſſen und Robert fühlte ſchon die bitterſte Reue. Er ging auf ſein Zimmer, ſchrieb an Louiſe und verdarb einen Bogen

Papier nach dem anderen; immer löſchten ſeine Thränen die Schriftzüge wieder aus.

Folgende Worte brachte er endlich zu Stande: „Verzeihung, Louiſe, Verzeihung! Engel zürnen nicht und deine Sanftmuth iſt grenzenlos. — Gott, der das Herz ſchaut, weiß, wie ich dich liebe, und was ich leide. Aber dein Vater. — Er hat mich zu Grunde gerichtet — ich ſah es kommen! Aber du warſt die Lockſpeiſe, die er mir vorhielt, mich zu plündern. — Ich möchte dich entführen! — Allein jetzt kann ich nicht mehr ein Loos dir bereiten, wie es deiner würdig iſt — und meine gute alte Mutter! — Ja gewiß! du biſt ſchuldlos. Du weißt von nichts. Aber lies beifolgenden Brief deines Vaters. Er wollte 2000 Thaler von mir haben und ich habe ſie nicht. — Vergieb mir meinen Argwohn, daß ich jemals glaubte, du ſeiſt mit ihm im Einverſtändniß! — Ich habe dich gequält, geſcholten — heute ſogar! — Allein du brachteſt mir einen Korb und ſagteſt, du habeſt ihn für mich geflochten. — Sieh! das war ein unglückſeliges Mißverſtändniß. Ich hätte dich tödten mögen. O hätte ich es gethan. — Ich bin wahnſinnig vor Reue und Leid! — Ich möchte ſterben. Aber dich einem Anderen überlaſſen, vermag ich nicht. — Fürchteſt du den Tod, Liebchen? — Mit dir zu ſterben — unſterblich fortzuleben — vereint mit dir — welch ſüßer, ſehnſuchtweckender Gedanke! — Fürchte dich nicht! — Weiber ſind ſchreckhaft, du ſollſt nichts fühlen, keine Mordwaffe ſehen. — Auf 500 Schritt trifft meine Kugel ſicher! Und in zehn

Secunden lieg ich bei dir! mein Herz durchſchoſſen. — Komm Louiſe! ſanfter, zärtlicher Engel! Komm mit in den treuen Tod!“

Käthe, die alte wahnſinnige Bettlerin, empfing ein Geldſtück, den Brief zu beſtellen, und troß ihres wirren Verſtandes war ſie wie auserleſen zu ſolchen heimlichen Aufträgen, man konnte ſich auf ſie verlaſſen.

Gegen Mittag war ſie in Louiſens Kämmerchen mit dem Brief. — „Briefe muß man nicht haſtig erbrechen,“ lächelte ſie widrig und geheimnißvoll, „und zumal ſolche nicht. Du ſchönes Püppchen könnteſt Entſchlüſſe faſſen, die unreif und verderblich ſind. — Ich habe die Karte für dich geſchlagen. Vom Rauten-König, dem blonden jungen Grafen, ſteht dir alles Glück bevor. Aber der Kreuz-Bauer, das iſt der Jäger, der wird Alles verderben. Sieh dich vor!“

„Was ſprichſt du, alte Thörin?“ fragte Louiſe.

„Dein Vater hat dich dem ſchönen reichen jungen Grafen verſprochen. Lies nur den Brief.“

„Wie kannſt du ſeinen Inhalt wiſſen? er iſt verſiegelt.“

„Kindchen, ich leſe dergleichen mit der Herzgrube. Ich kann auch mehr als verſiegelte Briefe leſen. Willſt du dein Schickſal wiſſen! Ich brauche die Karte nicht, ich prophezeihe dir aus dieſem weißen niedlichen Händchen. Gieb her!“

Louiſe entzog ihr die Hand. „Hinweg, Käthe! Mir graut vor dir.“

„Ich habe einen Hohlſpiegel und einen ſchönen Kryſtall, die antworten auf Alles; nur muß man richtig fragen. Püppchen, dein Schickſal wird finſter, du wirſt meiner Künſte bedürfen.“

„Geh, verlaß mich! ich will dieſen Brief leſen!“

„Ich will warten,“ kicherte die Alte ſeltſam, „vielleicht giebt's Antwort drauf.“

Louiſe erbrach den Brief, erblaßte und ſank in Ohnmacht. Käthe rief laut: „Hülfe, das Püppchen ſtirbt!“ Das ganze Schloßgeſinde lief zuſammen, auch die Verwalterin eilte herbei und fragte Käthe heftig, was ſie hier mache? Dieſe deutete auf die am Boden liegenden Briefe und ſprach: „Ich habe ſie dem Püppchen gebracht.“

Die Verwalterin hob die Briefe auf und durchlief ſie. „Wie darfſt du dich ſo etwas unterſtehen?“ rief ſie entrüſtet.

Käthe zog ein Geldſtück aus der Taſche, zeigte es ihr und küßte es.

„Alſo man hat dir Geld dafür gegeben? Und wenn ich dich nun mit Hunden vom Hofe hetzen laſſe?“

„Mit Hunden habe ich heut ſchon genug zu thun gehabt,“ grinzte die Bettlerin. „Erſt wollten mir die Jagdhunde dieſe Leckerbiſſen ſtreitig machen, dann ließen mir die Dorfhunde nach. Allein ich habe heut' gefrühſtückt gerade ſo gut, wie geſtern der gnädige Herr.“ — Hiemit öffnete ſie ihre ſchmutzige zerlumpte

Schürze und zeigte die Ueberreſte der Speiſen, die Robert aus dem Fenſter geworfen.

Die Verwalterin erkannte ſie und fuhr fort: „Wer hat dir das gegeben?“

„Niemand! ich fand's im Graſe.“

„Im Graſe?“

„Im Graſe vor dem Forſthauſe. Der Wahnſinnige wirft die feinſten Leckerbiſſen zum Fenſter und die ſchönſten Mädchen zur Thür hinaus. — Ich meine die Leckerbiſſen hier, und das Mädchen dort.“

Die Verwalterin erſchrak. „Wie!“ fragte ſie, Alles errathend. „War Louiſe auf dem Forſthauſe und hat Robert gewagt ihr die Thür zu weiſen?“

Käthe erzählte, was ſie von dem Auftritt erlauſcht hatte, dann verlangte ſie ein Almoſen und einen Trunk Wein, und als ſie beides empfangen, ging ſie mit den Worten: „Je bunter, deſto beſſer! Heut iſt ein glücklicher Tag für mich!“

Als Louiſe ſich erholt hatte, ſagte ihre Mutter: „Wir müſſen uns verſtändigen. Glaube nur, wir wollen nichts, als dein Glück. Du biſt unſer einziges Kind, der Himmel hat dich vor Tauſenden mit ſeinen ſchönſten Gaben geſchmückt, und du haſt eine Erziehung erhalten, die weit über unſeren Stand geht. Sollen alle dieſe Vorzüge auf dem Dorfe begraben bleiben? Willſt du dein Leben an das Schickſal eines Rohen und Undankbaren ketten?“

„Ach Mutter!“ unterbrach ſie Louiſe, „zwei Jahre lang durfte ich ihn von ganzer Seele lieben, und ſolche Bande zerreißen nur mit dem Leben!“

„Findeſt du den Grafen nicht bei weitem liebenswürdiger?“

„Nein! Ich würde mich fürchten, mich ſelbſt verachten, wenn mir das bis jetzt in den Sinn gekommen wäre; und von nun an ſoll, wie du begehrſt, dieß meine Pflicht ſein?“

„Kannſt du denjenigen noch lieben, der dich ſo beleidigt hat?“

„Ich habe ihm Alles ſchon vergeben; er that's, weil er mich bis zum Wahnſinn liebt.“

„Bedenke doch: der gnädige Herr gehört zu den vornehmſten Perſonen der Reſidenz. Du wirſt die Pracht des Hofes, den Glanz der großen Welt, das Glück des Reichthums kennen lernen. Du wirſt durch deine Vorzüge Alles rings verdunkeln. Dein Gemahl wird ſtolz auf dich ſein und alle Welt dich lieben, bewundern, beneiden.“

„Ich bin nicht ehrgeizig, ich liebe die Einſamkeit und weiß aus Büchern, daß der Glanz der Welt die Herzen leer läßt.“

„Aber Kind, haſt du keine Pflichten gegen mich und den Vater? Es iſt nicht gut, daß Kinder auf die Vergehungen ihrer Eltern aufmerkſam gemacht werden. Allein du weißt, aus welchen Quellen dein Vater ſchöpfte, um ſeiner Verſchwendungsluſt zu genügen. Iſt es nicht Kindespflicht ihn zu retten? Mein ſanftes Mädchen, haſt du nicht den Muth, für den Vater dich zu opfern?“

Louiſe brach in Thränen aus. „Ich werde thun, was ich muß. Es hat jeder ſeine Wünſche und Lieblingsträume; all' die meinen ſind in dem ſtillieblichen waldeinſamen Forſthauſe heimiſch. Ach, mit bittern Thränen nur ſcheidet man auf ewig von der theuren Heimath!“

Der Verwalter mit freudeſtrahlendem Angeſicht unterbrach dieſen Auftritt. Er hatte einen großen Beutel mit Geld in Händen, den er ſchüttelte, und rief: „Wir ſind gerettet! Hier ſind tauſend Piſtolen! der gnädige Herr ſendet ſie mir, weil er fürchtet, daß ich noch anderweitige Ausſtände habe.“ — Feierlich ergriff er die Hand ſeiner Tochter. „Louiſe! du weißt, ich liebe dich, wie meinen Augapfel, aber dieſen edlen, braven, gnädigen Herrn mußt du glücklich machen oder ich fluche dir noch in meiner Todesſtunde!“

Louiſe ſchauderte.

„Vor allen Dingen müſſen wir jetzt dem Förſter ſein Geld zurückzahlen,“ fuhr er fort „und ihm die Stelle aufkündigen. Louiſe, ſchreibe einmal, was ich dir ſagen werde.“

„Um Gotteswillen!“ rief Louiſe erſchrocken, „er kennt ja meine Hand.“

„Du thuſt, was ich befehle,“ rief der Verwalter, „oder geh nach dem Forſthauſe, laß dich von deinem wilden Jäger mißhandeln und nimm noch obendrein meinen Fluch.“

Louiſe trat an den Schreibtiſch und der Verwalter dictirte:

„Mein Herr! Ich bin keine Sklavin und mein Herz keine Waare. Hätte mein gütiger Vater jemals den Gedanken gehegt, mich zu verkaufen, ſo war es ſchmachvoll für Sie, ſich auf einen ſo ehrloſen Handel einzulaſſen. Ich verdiene die Behandlung nicht, die ich heute erfahren habe, und da wir nun mehr wiſſen, wie Sie denken —

Louiſe ließ die Feder fallen und brach von neuem in Thränen aus. „Das vermag ich nicht!“ ſchluchzte ſie. „Ich kann ein Herz nicht brechen, was für mich ſchlägt.“

„Louiſe!“ warnte der Vater. „Ich habe jetzt dein Weinen ſatt.“

„Warum ſoll er mich verkennen? Warum darf ich ihm nicht ſagen, daß das Schickſal uns trennt, daß Kindesliebe und Pflicht von mir das Opfer fordern, ihm zu entſagen und daß er meinem Herzen ewig theuer bleiben wird? Warum ſoll ich einem Unglücklichen den letzten ſüßen Troſt rauben?“

„Was Opfer!“ rief der Verwalter. „Es handelt ſich hier darum, dein Glück zu machen. — Eine ſchöne gnädige Frau, die ihren Förſter ſolche Briefe in die Hände giebt. — Gift und Galle! Wenn ich nicht Urſach hätte, alles Aufſehen zu vermeiden, augenblicklich ließ ich den Tollkopf vom Büttel in's Loch ſperren, weil er ſchriftlich dir den Tod gedroht. Entweder du ſchreibſt oder ich übergebe dem Juſtitiar ſeinen Brief.“

„Ich ſchreibe nicht!“ ſprach Louiſe entſchloſſen.

„Ei ſeht doch! Alſo wenn man in Güte zu dir ſpricht, biſt du hartnäckig, aber wo man roh und grob dir begegnet, die Güte und Liebe ſelbſt? Nun, ich kann auch Gewalt brauchen!“

„Schilt ſie nicht!“ rief die Mutter, „ſie iſt ein ſanftes, frommes Mädchen. Es wird ihr ſchwer, ein hartes Wort zu ſprechen und zu ſchreiben; allein für ihre Eltern iſt ſie zu jeglichem Opfer bereit. Laß ihr nur Zeit, ſich in ihre neue Lage zu finden, ihren Schmerz zu bekämpfen, und die Liebe zu einem wilden Taugenichts aus dem wunden Buſen zu reißen, damit ſie ihrem edlen Gemahl ein reines, ungetheiltes Herz darbringen kann. — Louiſe, willſt du des herrlichen jungen Grafen treue Gattin ſein?“

Nach einem gewaltigen Kampfe trat Louiſe wieder an den Schreibtiſch und der Verwalter dictirte:

„Da wir nunmehr wiſſen, wie Sie denken, ſo ſendet Ihnen mein Vater die geliehenen Summen mit den landesüblichen Intereſſen zurück, und läßt Sie bitten, gegen angemeſſene Entſchädigung ſo bald wie möglich ihre Förſterſtelle niederzulegen und das Forſthaus zu räumen. Louiſe.“

Als ſie vollendet hatte, war ſie leichenblaß. „Um Gottes Willen, mein Kind, was fehlt dir?“ fragte die Mutter.

„Jetzt laßt mich zu Bette gehen!“ flehte ſie. „Ich bedarf der Ruhe.“

Die Dorfglocke ſchlug Mitternacht. Louiſe erwachte in einer ſeltſamen Aufregung. Alle Beängſtigung, alle Schmerzen waren verſchwunden, kaum daß noch eine dunkele Erinnerung ihr ſagte, ihr ſei ein vielfaches Leid geſchehen. Die Nachtlampe ſchien eine ungewöhnliche Helle zu verbreiten; auch ihr Ohr war geſchärft, ſie vernahm das leiſeſte Rauſchen des Laubes in Hof und Garten, und es klang, als regte und wehte es in ihrem Schlafgemach, und doch blieben die luftigen Bett- und Fenſtervorhänge unbeweglich. — Mit einem Male öffnete ſich geräuſchlos ihre Zimmerthür und die alte Käthe trat ein, ein großes Packet unter dem Arm. — Louiſe beſann ſich, ihr Zimmer verſchloſſen zu haben. „Käthe, Käthe!“ fragte ſie, „biſt du ſo ein Gaſt, vor dem nicht Schloß und Riegel ſchützen?“ — Die häßliche Alte achtete nicht auf ihre Frage, ſetzte ihr Packet auf einen Tiſch mitten im Zimmer, und indem ſie ihn mit ſeltſamen Geberden umkreiſte, ämſig Sprüche vor ſich hinmurmelnd, nahm ſie eine Hülle nach der anderen hinweg, bis eine große Kryſtallkugel ſichtbar wurde, deren Axe auf zwei blanken meſſingnen Säulen ruhte. Sorgſam hauchte ſie die Kugel an und rieb ſie ſanft mit einem wollenen Tuche, daß ſie immer glänzender und glänzender ward und zuletzt einen hellen Schein von ſich warf, gegen den das Licht der Nachtlampe erblindete. Da warf die Alte hurtig eine ſchwere Decke drüber und murmelte, widerlich vor ſich hingrinſend: „Jeder Strahl muß fein drinnen bleiben und darf nicht unberufen im Zimmer umherſchwärmen.“

Mit ſtummem Erſtaunen, doch ohne Beängſtigung, ſah Louiſe dieſem geheimnißvollen Treiben zu. Plötzlich wandte ſich die Alte zu ihr und ſprach: „Püppchen, willſt du Licht haben über deine Zukunft? ſo nimm die Hülle von dieſem artigen Kryſtall, blicke feſt in ſeinen leuchtenden Kern und ſprich:

„Blanker Ball von Kryſtall,
Zeig' mir meinen Bräut'gam 'mal!"

Dann wird ſich dir enthüllen, ob das „arme Fräulein" beſtimmt iſt eine reiche gnädige Frau zu werden. Mein Kryſtall iſt treu und aufrichtig, und du darfſt ſeiner Weiſſagung muthig vertrauen. Allein die Zukunft iſt nicht immer, wie wir ſie wünſchen, und der muthwillige Ball könnte ſich einen Spaß machen und dir gerade das Schlimmſte, was dir bevorſteht, offenbaren. — Sollte dir etwas Entſetzliches vorkommen und du willſt nichts mehr wiſſen, ſo ſprich nur:

„Höre auf! Höre auf
Blanker Ball in deinem Lauf!"

Merke dir wohl dieſe Worte, denn du könnteſt leicht ſo entſetzliche Dinge erblicken, daß du vor Schreck darüber vergäßeſt, was du zu ſagen haſt. Aber nicht wahr, du haſt ein gutes Gedächtniß?

Höre auf! Höre auf
Blanker Ball in deinem Lauf!

das wirſt du ſchon behalten!"

Nach dieſen Worten wandte ſie ſich zur Thür, die ſich wieder geräuſchlos öffnete und hinter ihr ſchloß. Louiſe, im Nachtgewande, erhob ſich von ihrem Lager, trat mit der Nachtlampe an die Thür und gewahrte mit Verwunderung, daß ſie verſchloſſen war; der Schlüſſel ſtak inwendig, ganz ſo wie ſie ihn gelaſſen hatte, ehe ſie zu Bette ging.

Sie blickte nach dem Tiſche. Da ſtand noch das verhängnißvolle Werkzeug, ein Sklave geheimnißvoller Gewalten. Sie ſtellte die Lampe wieder hin und von unbeſiegbarer Neugierde getrieben nahm ſie den verhüllenden Teppich hinweg. Der Kryſtall leuchtete noch heller, daß anfangs ihre Augen davon geblendet waren. Allein ſie faßte ſich ein Herz, heftete ihre Blicke auf den innerſten Kern und ſprach muthig:

„Blanker Ball von Kryſtall,
Zeig' mir meinen Bräut'gam 'mal!"

Ein fernes Wehen, ein gelindes Sauſen erhob ſich, während der Ball ſich leiſe um ſeine Axe zu drehen anfing. Im leuchtenden Kern entwickelte ſich ein Bild, klein, wie in einem Augapfel, doch ſtand es auf dem Kopfe. Schneller und ſchneller rollte der Ball, lauter und näher brauſte es, die Bewegung erfaßte das Bild und riß es mit ſich hinüber. Als es auf der anderen Seite wieder zum Vorſchein kam, ſtand es aufrecht, und ward größer und größer. Die athemloſe Beſchauerin erblickte endlich ſich ſelbſt wie in einem großen Spiegel. Aber ſie erinnerte ſich ein Nachtkleid anzuhaben und ihr Spiegelbild trug ein Gewand von himmelblauem Sammet, mit Silber reich geſtickt, und ein koſtbarer Schmuck von Diamanten blitzte in den Haaren, in den Ohren und um Hals und Buſen. Sie konnte nicht umhin die Pracht und Anmuth, die rührende Schönheit und ſtille Würde des eignen Bildes zu bewundern, und mit jedem Augenblicke ſchien es hehrer und glänzender zu ſtrahlen. Aber mit einemmale drang ein jäher Schrei durch's Gemach. Sie ſelbſt hatte laut aufgeſchrieen. Eine finſtre Geſtalt mit brennenden Augen, Wahnſinn in allen Zügen, ſtand hinter ihrem Bilde. Es war Robert, in einen weiten Mantel gehüllt, den Hut tief in die Stirn gedrückt. „Hinweg! Verlorner!“ rief ſie. „Ich bleibe treu meiner Pflicht, dein finſtres Schickſal kümmert mich nicht mehr!“ — Da ſchlug die wilde Geſtalt den dunklen faltenreichen Mantel auseinander und in ſeinen Händen blitzten zwei Piſtolen. „Genug, blanker Ball, genug!“ rief Louiſe in ihrer Todesangſt und merkte, daß ſie den rechten Spruch vergeſſen. — Lauter und kläglicher tönte der Ball, wie Sturmgeheul, wie Schmerzgebrüll wilder Thiere. Louiſe ſann und ſann vergebens auf die rettenden Worte. Sie ſank auf ihre Kniee nieder. „Erbarmen, blanker Ball, Erbarmen!“ rief ſie. Und ihr Spiegelbild ließ ſich ebenfalls auf die Kniee nieder, aber in rührender Ergebenheit, verklärt durch fromme Seelenruhe, faltete es die Hände an dem ſtrahlenden Demantkreuz vor ihrem Buſen, während Roberts finſtre Geſtalt den Lauf der einen Piſtole in den Mund nahm, den anderen zielend auf die Betende richtete. — Ein fürchterlicher Donnerſchlag rollte durch's Zimmer. Blitze zuckten kreuz und quer. Louiſe ſank ohnmächtig zu Boden.

Von neuem öffnete ſich die Thür. Die alte Bettlerin trat ein, verhüllte ſorgfältig den Kryſtall, trug die Ohnmächtige auf's Lager und ſprach: „Ich dachte wohl, daß ſie den Spruch vergeſſen würde. Nun, Gott ſei dem Püppchen gnädig, ihr ſteht was Entſetzliches bevor.“ — Sie ging wieder geräuſchlos, wie ſie gekommen war.

Louiſe erwachte, ihre Mutter ſtand vor dem Bette, nannte ſie lächelnd eine Langſchläferin und küßte ſie. Sie ſchaute im Zimmer umher, da ſie aber nichts fand, was ſie an die Begebenheiten der verwichenen Nacht erinnerte, ſprach ſie: „Ich habe ſchwer geträumt! Aber Dank dem Himmel, meine Bruſt iſt leicht, mein Herz ſchlägt ruhig, ich werde es vollbringen.“

Der Graf langte an und war bezaubert von dem Anſtand, mit dem ihn ſeine holde Braut empfing. Fern von aller Schüchternheit bemühte ſie ſich, ihm zu gefallen und ſeinen Wünſchen und Neigungen zuvorzukommen, und doch herrſchte etwas Feierliches in ihrem ganzen Weſen, und Alles, was ſie ſprach und that, verrieth ein edles Selbſtgefühl.

„Darf ich meinem Glücke trauen?“ fragte der liebetrunkene Bräutigam. „Ein Weſen, vollkommen wie du, ein Engel an Leib und Seele liebt mich?“ — „Mein Theurer!“ erwiederte ſie ſanft. „Es giebt eine wilde Zärtlichkeit, die zwiſchen Rauſch und Elend ſchwankt; fordre nicht Leidenſchaft von einer Jungfrau, die ſeit ihrer zarteſten Kindheit an ſtrengen Gehorſam gewöhnt iſt. Ich fühle meine Glückſeligkeit darin, in dem Willen des edelſten Mannes zu leben."

Es folgten Feſte auf Feſte. Viele edle Gäſte fanden ſich ein, bisweilen wurde auch das Landvolk zugelaſſen. Alle bewunderten den vornehmen Anſtand, die feierliche Schönheit der Braut.

Die edlen Herren und Frauen ſagten: „Sie verräth eine Erziehung, die einer Prinzeſſin Ehre machen würde." Im Dorfe hieß es: „Daß ſie eine franzöſiſche Gouvernante gehabt, kömmt ihr jetzt doch zu ſtatten." Im Schloſſe flüſterte man ſich zu: „Ihr ganzes Weſen trägt das Gepräge einer glänzenden Beſtimmung." Im Dorfe behauptete man: „Der Verwalter hat es durchgeſetzt, das arme Fräulein wird eine reiche gnädige Frau." Dort rühmte man ihre anmuthige Zuvorkommenheit, und hier erinnerte man ſich, daß ſie ſchon als Kind gar ſchmiegſam und einſchmeichelnd war."

Schon nahete der Hochzeitstag. — Da ging Robert zu der garſtigen Bettlerin in ihre ſchmutzige Hütte. „Nun, Alte," fragte er ſie, „was hat es gefruchtet, daß ich dir ſo vieles Geld gab?"

„Ihr wißt, ich kann nicht eher antworten, als bis ich Geld ſehe."

Robert reichte ihr von neuem ein Geldſtück und ſie ſprach: „Ich habe ſie im Kryſtall ihre Zukunft ſchauen laſſen, und ſie hat entſetzliche Dinge erblickt. Der Ball will immer noch nicht wieder klar werden, ſo viel ich ihn auch ſtreichle und mit meinem Hauch liebkoſe.“

„Aber was hat ſie geſehen?“

„Euch! denn ſie ſagte: Hinweg, Verworfener, ich bleibe treu meiner Pflicht! Dein finſteres Schickſal ſoll mich nicht mehr kümmern!“

„So laß auch mich in den Kryſtall ſchauen.“

„Das kann ich nicht. Er iſt noch immer trüb und läßt ſich nicht befragen.“

Zähneknirſchend entfernte ſich Robert.

Louiſe ließ ſich ſchmücken. Da trat die Mutter mit dem Brautkleid zu ihr. Es war von blauem Sammet mit prachtvollen Silberſtickereien. — „Nun, mein Herzchen,“ fragte die Mutter, „was ſagſt du zu dieſem Kleide? Wirſt du nicht wie ein Engel darin ausſehen? Aber was iſt dir, — du wirſt ſo bleich?“

„Ich kenne dieß Kleid,“ ſeufzte Louiſe. „Ich habe es im Traum geſehen.“

„In was für einem Traume? du haſt mir ja nichts von dieſem Traume erzählt.“

„Jetzt iſt es zu ſpät.“ —

„Wie ſeltſam du ſprichſt! So ſchau wenigſtens die Demanten an: dies Diadem, die Ohrringe, dieſen Halsſchmuck und gar dies Kreuz, es iſt unbezahlbar. Sieh doch, Louiſe, ſo wirſt du geliebt!“

Louiſe ließ ſich das Kreuz reichen und küßte es.

Als ihr Putz vollendet, führte ihre Mutter ſie triumphirend vor den Spiegel.

Lange betrachtete ſie ſich ſchweigend. Endlich ſprach ſie: „Dein Wille, Gott, geſchehe, dir bin ich zuerſt Gehorſam ſchuldig.“

„Du biſt ſo wunderlich! Ich verſtehe dich nicht mehr“ lächelte die Mutter.

„Du wirſt Alles zu früh noch erfahren.“

Ein allgemeines Schweigen feierte Louiſens Eintritt. Die koſtbaren Kleider, das ſtrahlende Geſchmeide erhoben wunderſam ihre bleiche, rührende Schönheit, und verliehen ihr einen faſt überirdiſchen Glanz. Sie empfing die Glückwünſche, ſtumm und feierlich ſich verneigend. Einigen reichte ſie die Hand, Andere umarmte ſie, wie zum ewigen Abſchied. Alle fühlten ſich wieder von Bewunderung durchdrungen über ihren adligen Anſtand und ihr erhabenes Weſen. — Der Zug ordnete ſich und begab ſich zu Fuß nach der nahen Schloßkirche. Alles ging ſtill und feierlich zu. Nur leiſes Weinen und Schluchzen ließ ſich vernehmen ſowohl im Zuge wie von der gaffenden Menge. Der ganze Weg war über und über mit Blumen beſtreut.

Dicht vor der Kirchthür hemmte Louiſe ihre Schritte. Noch einmal wandte ſie ſich zu ihren Eltern und umarmte ſie mit Thränen. Von neuem war Alles gerührt von dem tiefen Gefühl der hehren Braut. Beim Tone der Orgel gewann Louiſe ihre Faſſung wieder und betrat fromm die Kirche.

Der Prieſter begann ſeine Rede. Aber Louiſe ſchaute ſeitwärts nach den düſtren Wölbungen, wo eine finſtre Geſtalt, in einen weiten Mantel gehüllt, den Hut, trotz der Heiligkeit des Ortes, tief in die Stirn gedrückt, ſich hinter einer Säule verbarg. Sie faßte dieſe Geſtalt ſcharf ins Auge und blickte ſie lange feſt und ſtrafend an; dieſe ſchlug endlich den Mantel aus einander. Da kniete Louiſe nieder, ergriff das Demantkreuz an ihrem Buſen, und den Prieſter unterbrechend, betete ſie laut:

„Vergieb ihm, Gott. Er kann ja nicht anders!“ —

In dieſem Augenblicke krachten zwei Schüſſe hallend durch's Gewölbe, und die holde Braut lag entſeelt am Altare. — Den Mörder fand man mit zerſchmettertem Haupte in den dunkeln Seitengewölben.

Drei Tage ſpäter geleitete derſelbe Zug in Trauerkleidern einen Sarg nach der Kirche. In demſelben lag die liebliche Hülle Louiſens, welche in der gräflichen Erbgruft beigeſetzt wurde. Nach dem Leichenbegängniſſe verließ der troſtloſe Bräutigam das Schloß ſeiner Väter und ſah es niemals wieder. —

Der verſtümmelte Leichnam des Mörders war von den Bauern in Stücken geriſſen und in alle vier Winde geſtreut worden.

Feuilleton.

I. Eine Vorleſung über die **Leiden und die Lieder des Caſtellans von Coucy** und **die Liebe im Mittelalter überhaupt**, vor Damen, Studenten und Profeſſoren in Jena gehalten von **O. L. B. Wolff.**

II. An eine Dame in Oeſtreich. Ein Wort über **die heutige Poeſie**, von **Auguſt Heſſe.**

I.

Eine Vorleſung
über
# die Leiden und die Lieder des Caſtellans von Coucy und die Liebe im Mittelalter überhaupt
vor Damen, Studenten und Profeſſoren
in Jena gehalten
von
O. L. B. Wolff. *)

Die treue und reine Liebe des Caſtellans von Coucy zu der Dame von Faïel und ihr trauriges Ende gehört zu den ſchönſten Erſcheinungen des Mittelalters; ſie möge den Gegenſtand des heutigen Vortrages bilden, da ſie, von welcher Seite man ſie auch betrachte, des Intereſſanten und Merkwürdigen gar viel darbietet. Zu ihrem beſſeren Verſtändniß diene jedoch Folgendes.

---

*) Im Winter 1845 und 1846 wurden zu Jena Vorleſungen vor einem gemiſchten Zuhörerkreiſe, zum Beſten eines neu zu gründenden archäologiſchen Muſeums, gehalten. Durch die hier mitgetheilte Skizze trug der Verfaſſer ſein Scherflein zur Ausführung des kunſtſinnigen Beſtrebens bei.

Wer das Mittelalter nicht genau kennt, der iſt gewohnt es nur durch die gefärbten Gläſer zu ſchauen, welche die Bewunderer deſſelben nicht allein den Unkundigen, denen ſie es ſchildern, vorzuhalten pflegen, ſondern mit denen ſie auch ſich ſelbſt, oft abſichtlich, zu blenden beſliſſen ſind. Drei Erſcheinungen jener Tage werden vorzüglich hervorgehoben und in hellſtrahlendem Lichte dargeſtellt: das Ritterthum, die Verehrung der Frauen und die Poeſie der Minne. Dadurch erhält denn jene ganze Zeit einen wunderbaren Zauber, den ſie aber in der Wirklichkeit gar nicht hatte, ſondern ſich ſelbſt nur andichtete: das beweiſen am ſchlagendſten die ſchroffen und entſchiedenen Gegenſätze, die das reale Leben jener Tage als wirklichen Ausdruck ſeiner Bewegung aufzeigt; dem Ritterthum gegenüber das Lehenswesen, deſſen ideale Fortbildung jenes iſt, mit Rohheit, Verderbtheit, Treuloſigkeit, Verrath des Adels und Knechtſchaft des Volkes; der Verehrung der Frauen gegenüber die entſchiedenſte Unſittlichkeit in den Verhältniſſen zu denſelben; der Minnepoeſie endlich zur Seite die frivolſten und obſcönſten Dichtungen, vor deren Schaamloſigkeit ſelbſt der erſchrickt, von dem ſein Beruf verlangt ſich damit zu beſchäftigen. Die Beweiſe, ſo weit ſie hier nöthig ſind und ich ſie geben darf, erhalten Sie an ihrer Stelle.

Durch die Geſchichte der Menſchheit, ſeitdem Eva den Apfel pflückte bis auf den heutigen Tag, blicken fortwährend zwei Züge hervor, die Adams Nachkommen in ihrer Schwäche charakteriſiren; nämlich Untugenden zu pflegen, aber ſich ihrer zu ſchämen und ſie wo möglich wegzulügen. Dies letztere Geſchäft übernahmen im Mittelalter die Dichter, die treffend nicht ſo, ſondern die Erfinder, Troubadours, Trouvères, von trobar, trouver, hießen. Als ſich nämlich im eilften Jahrhundert unſerer Zeitrechnung die Verhältniſſe des öffentlichen wie des Familienlebens einigermaßen beruhigt und geordnet hatten, zu der Zeit, wo die Prieſterherrſchaft im Abendlande ihre höchſte Blüthe erreicht und in allen Dingen, in denen ſie unbedingten Gehorſam nicht brauchte, den Laien völlige Freiheit ließ, da regte ſich an den Höfen der Fürſten und Vornehmen ein Bedürfniß nach beſſerer Sitte, feinerer Freude, edlerer Lebensanſchauung. Je weniger man weiß, wie tief man im Schmutze ſteckt, deſto lieber ſpiegelt man ſich in Idealen. Willig traten die Dichter hinzu und bildeten phantaſiereich bis zu möglichſter Vollendung aus, was ſie an brauchbaren Keimen in der Gegenwart vorfanden. Die Tapferkeit ward bis zum höchſten Edelmuth, das Wohlgefallen an dem weiblichen Geſchlechte bis zur ſchwärmeriſcheſten Verehrung, die Liebe bis zur reinſten und edelſten geiſtigſten Sehnſucht geſteigert. Die Myſtik des Glaubens that das Ihrige hinzu und lieh wenigſtens den Grundſtoff zur Färbung; alte überlieferte Lebensanſchauungen übten ihr gutes Recht; die Sage, der Geſchichte eigenſinnige Schweſter, trug ihre Schätze herbei und ſpendete nach ihrer Laune, bald als Dienerin, bald als Herrin. So entſtand die neue

Poeſie, vom wirklichen Leben mit Jubel begrüßt und immer ihm zur Seite bleibend, bald neben ihm wandelnd, bald es bei der Hand faſſend und mit ſich fortziehend, zuweilen auch ſich ihm feindlich entgegenſtellend, und obwohl von ihm leidend, doch nie unterliegend.

Die Dichter, meiſt ihrer Geburt nach zur feinſten damaligen Geſellſchaft gehörend und in derſelben ſtets gern geſehen, gewannen durch die Weiſe, wie ſie ihre Kunſt ausübten, welche die fröhliche Wiſſenſchaft, le gai saber, la gaya scienza hieß, die Frauen für ſich und waren alſo geborgen. Für das, was ſie feierten und ſchilderten, mußten ſich die Damen intereſſiren, denn ſie intereſſirten ſich von Natur ſchon dafür, aber das Wie zog ſie bald nicht weniger an. Verehrung der Frauen und Forſchungen auf dem, trotz aller Entdeckungsreiſen doch immer nicht vollſtändig explorirten Gebiete der Liebe, kann es ein dankbareres Thema geben? Bald nahmen die Schönen lebendigen Antheil; gaben Fragen über die Liebe und ihre Geſetze auf, halfen bei der Löſung, oder ſuchten ſelbſt ſie in zarten und anmuthigen Weiſen zu löſen, denn ſie bemeiſterten ſich mit biegſamem Talent der Sangesweiſen und ſtanden ihren Meiſtern und Lehrern nicht nach; immer lebendiger wurde der Wetteifer, immer thätiger ihre Theilnahme. Die Dichter wollten nicht zurückbleiben; ſie trugen ihr geiſtiges Streben in das wirkliche, wenigſtens in das Dichterleben hinüber, und ſo entſtand jenes Spiel des Lebens und der Liebe im Mittelalter, das zwar nicht dieſes, wohl aber die ſo gefeierte Erſcheinung deſſelben, die Minnepoeſie, ſo eigenthümlich charakteriſirt.

Und wahrlich gefeiert zu werden verdient ſie, denn ſie hat Großes hervorgebracht; ich erinnere nur an Dante und Petrarca. Das wirkliche Leben ſtand ihr oft eben ſo rauh wie roh entgegen, aber ſie bildete ſich ihr eigenes ideales Leben aus und verrichtete innerhalb deſſelben wunderbare Dinge, wie ſie auch oft zu wunderbaren Thorheiten verleitete. Eins der ſchönſten und ſchlagendſten Beiſpiele iſt eben der edle Caſtellan von Coucy, den ich Ihnen hier vorzuführen beabſichtige.

Damit Sie aber ganz in jene ſonderbaren Lebensverhältniſſe eindringen, erlauben Sie mir mit wenigen Worten die Stellung des weiblichen Geſchlechtes zu dem männlichen entſchieden zu bezeichnen: Im Mittelalter war die **Geliebte** das Ideal des Mannes, die **Frau** dagegen, gleichviel ob Gattin, Schweſter oder Tochter, nur das gehorſame, dienende Weib.

Die Beſtätigung dieſes Ausſpruches mögen folgende unmittelbar den mittelalterlichen Dichtern verſchiedener Nationen entlehnte Beweisſtellen ſelbſt liefern.

Ein altfranzöſiſches Conte, von der Frau, die einen Prieſter, einen Schultheiß und einen Förſter anführte *), beginnt mit folgender Einleitung:

> Ich verzeihe nicht, wenn man ſich über die Damen luſtig macht. Man ſoll ſie ſein ganzes Leben

---

*) Bei Le Grand, IV. 228.

> hindurch ehren und ihnen dienen, und nur mit ihnen reden, um ihnen artige Dinge zu ſagen. Wer anders handelt, iſt ein Bauer. Ohne ſie, was würde aus der Welt werden. Singt der Sproſſer nicht um ſeinem Weibchen zu gefallen? Bringt den wildeſten Menſchen zu Damen, er wird ſanft werden. Uebergebt ihnen den gröbſten Lümmel, er wird artig und zuvorkommend. Sie ſind es, die die Freude in allen Herzen wecken, die die Fröhlichkeit bei einem Mahle erblühen machen und überall das Vergnügen ſäen. Um ihretwillen ſchmückt man ſich mit Blumen und beſingt die Liebe. Um ihretwillen endlich wurde die Dichtkunſt erfunden; denn wer würde Verſe machen, wenn er nicht liebte? Eine Frau iſt mehr werth als Gold und Silber, Schlöſſer und Städte. Wehe dem Manne, den der Himmel dieſes ſüßen Troſtes beraubt hat. Wenn ſich aber mitten in ſeinem größten Verdruſſe eine Frau ihm zeigt, ſo werdet Ihr augenblicklich ſeine Lippen lächeln und ſein Herz ſich erheitern ſehn. Mit einem Worte, ich ſage, die Damen ſind das angenehmſte und nützlichſte Werk des Schöpfers, und ich behaupte demzufolge, daß man ſie nicht genug ehren kann.

Ganz ähnlich läßt ſich ein deutſcher Minneſinger, Herr Kriſtan von Hamle, vernehmen (nach Haug's Umſchreibung):

Wer Tugend liebt und Ehre,
Der merke ſich die Lehre:
Er ſoll zu allen Zeiten
Der Frauen Lob verbreiten.

Und ferner:

Vor Allem, was da lebt
Und höchſten Ruhm erſtrebt,
Ziemt euch der Rang, o Frauen!
Mit hunderttauſend Munden,
Kann Niemand würdig kunden
Und ſingen, was mein Lied erhob
Der Frauen Werth und Lob.

Der unbekannte Verfaſſer eines ſehr gefeierten Ritterromans aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, Parthenoper von Blois, ſagt, als er erwähnt, daß Parthenoper gewiß augenblicklich ſeiner bedrängten Geliebten Melier zu Hilfe geeilt wäre, wenn ſie ihn gerufen hätte:

„Er hätte Recht gehabt. Denn ich, der ich dies ſchreibe, wenn die Schöne, die ich mehr liebe als meine Augen, mir ein Zeichen mit dem Finger oder dem Blicke gäbe, um mich zu ſich zu rufen, und wäre ich im Paradieſe, ich würde ſogleich Gott und ſeine Heiligen verlaſſen und zu meiner Freundin eilen.“

Dieſe Verehrung und dieſer Gehorſam gegen die Frauen herrſchte auch wirklich vor. La Colomière in ſeinem Théatre d'Honneur berichtet: Wenn ein Turnier gegeben wurde, ſo mußten diejenigen, welche daran Theil zu nehmen beabſichtigten, ihr Wappenſchild öffentlich aufhängen, damit man, wenn man ihnen einen Vorwurf zu machen habe, das bei Zeiten thun könne. Die Kampfrichter waren verpflichtet, die Damen dahin zu begleiten, und ein eigener Herold nannte die Ritter, denen die Wappenſchilde gehörten.

Fand nun eine Dame einen Ritter darunter, über den ſie ſich zu beklagen hatte, ſo berührte ſie deſſen Wappen mit der Hand. Die Richter unterſuchten ſein Vergehen und erkannten ſie ihn für ſchuldig, ſo verwehrten ſie ihm den Eintritt oder zeigten ihn den Kämpfern an, die ſich alſobald gegen ihn wandten und ihn ſchlugen, bis die Beleidigte ihm Gnade widerfahren ließ. „Der Läſterer ſoll ſo tüchtig geſchlagen werden, daß ſeine Schultern es wohl empfinden, ſo ſehr und ſo lange, bis er die Damen um Gnade anruft, dermaßen daß Jeder es höre“ *). Als Ludwig II., Herzog von Bourbon, 1363 den Orden des goldenen Schildes ſtiftete, empfahl er den Rittern: „vor Allem die Frauen und Fräulein zu ehren, nicht zu geſtatten und zu dulden, daß man ſie austragen und läſtern höre, weil von ihnen, nach Gott, alle Ehre kommt, ſo die Männer empfangen“ **). — Die Frauen zu beſchützen endlich war eine heilige Pflicht jedes Ritters, die er bei dem Ritterſchlage, nach der Meſſe, auf das Evangelium beſchwor.

Hören wir nur wie rein und zart die Liebe aufgefaßt wurde. Die [illegible]atvollſte nordfranzöſiſche Dichterin des Mittelalters, Marie de France, welche zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts blühte, ſchildert ſie alſo in dem intereſſanten Lai de Graelent, und legt dieſe Schilderung dem Ritter, den die ihn liebende Königin fragt, ob er eine Geliebte habe, ſelbſt in den Mund: Liebe — ſagt er V. 83 fg. —

---

*) Doit estre si bien battu le mésdisant que ses épaules s'en sentent bien — hieß es ausdrücklich ..... tant et si longuement qu'il crie merci aux Dames à haute voix, tellement que chacun l'oie.

**) D'honorer sur tout les Dames et Damoiselles, ne permettre et souffrir d'en ouir blasonner et mesdire, parce que d'elles aprés Dieu vient tout l'honneur que les hommes reçoivent.

Liebe verlangt Keuſchheit.
In That, Rede und Gedanken.
Iſt der eine Liebende redlich
Und der andere Theil eiferſüchtig und falſch,
So iſt die Liebe zwiſchen ihnen verfehlt
Und kann nicht lange Dauer haben.
Liebe will keinen Mitwiſſer,
Gute Liebe iſt nicht als nur von Gott,
Von Leib zu Leib, von Herzen zu Herzen,
Sonſt iſt ſie nicht der höchſte Preis.
Cicero, der von Freundſchaft ſprach,
Sagt recht gut in ſeiner Abhandlung:
Was der Freund will, will die Freundin;
Darum iſt gut ihre Verbindung.
Wenn ſie es will und er es gewähret,
Dann iſt die Liebe im Rechten.
Wenn aber Eins dem Andern etwas abſchlägt,
So iſt keine Liebe, ſondern Verdruß da.
Man kann genug Liebe finden,
Aber es iſt nöthig, ſie wohl zu bewahren,
Sanftmuth, Offenheit und rechtes Maaß.
Liebe darf nicht befleckt werden,
Man muß redlich halten und verſprechen
Und deswegen — (ſchließt er in ſeiner Beſcheidenheit)
wage ich mich nicht darauf einzulaſſen *).

---

*) Amors demande caste
En fais, en dis é en pense;

Liebe wurde als eine Pflicht betrachtet. Ein alter Denkſpruch ſagt:

Ohne Liebe kann Niemand zu großer Ehre gelangen; wer groß werden will, muß verliebt ſein *). Und von Ludwig III. von Bourbon wird ausdrücklich am Schluſſe ſeiner Biographie gerühmt: Er liebte die Ehre über Alles, ſah auch ſehr auf die guten Sitten, von denen er voll war, und war ein ſehr liebender Ritter, erſtlich gegen Gott, dann gegen alle

---

Se l'un des amans est loiax
Et li autre est jalox et faus
Si est amors entr'ex fausée
Ne puet avoir lunge durée.
Amors n'a soing de compagnun.
Boin amors n'est se de Dex nun,
De cors en cors, de cuer en cuer
Autrement n'est prex a nul fuer.
Tulles qui parla d'amistié
Dist assez bien en son ditié
Que veut ami, ce veut l'amie
Dont est boine la compaignie,
S'ele le veut et il l'otreit.
Dunt la druerie est a dreit.
Puis que li uns l'autre desdit
Ni a d'amors fors c'un despit:
Assez puet-um amors trover
Mais sens estuet al'bien garder.
Douçour et francise è mesure.
Amors n'a de grant forfait cure.
Loi alté tenir è prometre
Pur çou ne m'en os entremettre.

*) Sans aimer, nul ne peut à grant honneur venir
Si doist estre amoureux qui grant veult devenir.

Frauen und Fräulein, und das hat er ſeine ganze Zeit (ſein Lebenlang) ſo getrieben *).

Sehr ſchön heißt es ferner in dem Lai du Conseil: Die wahre Liebe ſoll ſein wie der Saft im Baume; er beſeelt den Baum und giebt ihm Leben, aber man ſieht ihn nicht.

Ich zweifle nicht daran, daß manche meiner liebenswürdigen Zuhörerinnen im Stillen denkt: Ach herrſchte jene gute alte Sitte, die die Frauen ſo ehrte und die Liebe ſo zart und heilig hielt, doch noch! — Ich glaube indeſſen, unſere Zeit iſt beſſer; jene Zartheit herrſchte nur in den Spielen des Lebens und der Muſe, in der Wirklichkeit herrſchte ſie nicht. Ich erlaube mir, um es Ihnen zu beweiſen und Sie zu beruhigen, die Kehrſeite der Medaille etwas zu lüften, nur ein klein Wenig, und Sie werden bald genug haben.

In der nackten Wirklichkeit des mittelalterlichen Lebens waren die Damen, gleichviel ob Töchter oder Frauen, den Männern durchaus unterthänig und eigentlich nicht viel beſſer als Sklavinnen. Sie durften keinen Ritter anders anreden als Monseigneur; mußten ihrem Gatten entgegengehn, wenn er angeritten kam, und ihm den Steigbügel halten; bewirthete er ſeine Freunde, ſo mußte ſeine Gattin mit ihren Jungfrauen und Edelfräulein ihnen bei Tiſche aufwarten.

---

*) Il aimoit l'honneur sur tout; bien regardait aussi les bonnes moeurs dont il était plein, et fut un Chevalier fort amoureux, premiérement envers Dieu aprés envers toutes Dames et Demoiselles; et ce a usé tout son tems.

Aber noch ſchlimmer: der Gatte hatte das volle Recht ſeine Frau zu ſchlagen, und es wurde oft ausgeübt. Dafür, weil das unglaublich ſcheinen könnte, mögen hier einige Beweiſe folgen, deren Zahl ſich in's Unendliche vermehren läßt. —

In den Ordonnances des Rois de France heißt es ausdrücklich T. XII. p. 541 u. p. 492: Ein Mann kann nicht allein ſeine Frau ſchlagen, ſondern ſie auch verwunden; wenn es nicht mit einem abgeſtumpften Eiſen geſchieht, und er ihr kein Glied zerſchlagen oder zerbrochen und die Wunde nicht die Grenzen einer Züchtigung überſchreitet, ſo ſoll er ungeſtraft bleiben.

Daſſelbe Recht hatten die Väter über ihre verheiratheten Töchter.

In Bordeaux erſtreckte es ſich noch im vierzehnten Jahrhundert über Leben und Tod der Frau. S. Tillet Chron. Bourdelaise p. 27, und das Statut der Stadt ſagte ausdrücklich (ebendaſelbſt p. 30), „daß, wenn ein Mann, von Zorn hingeriſſen oder von der Ungeduld des Schmerzes, ſeine Frau tödtete und feierlich beeidigte, daß er es aus gutem Herzen bereue, ſo ſolle er von aller Strafe befreit ſein.“

Daß nun derlei Geſetze nicht wie manche bekannte gegeben worden, um nie in Kraft zu treten, ſondern häufig in Ausübung gebracht wurden und zwar nicht bloß in franzöſiſchen Landen, ſondern auch anderswo, dafür mögen folgende Beiſpiele hinreichen.

In den berühmten Nibelungen ſagt Frau Kriemhild ſelbſt zu dem tückiſchen Hagen:

„Lieber Freund, Herr Hagen, gedenket nur an das:
Ich diene ihnen gerne: trug ihnen nimmer Haß;
Deß laſſet mich genießen an meinem lieben Mann.
Er ſoll es nicht entgelten, hab' ich Brünhild was gethan.
Das hat mich bald gereuet“ — ſo ſprach das edle Weib;
„Auch hat er ſo zerbläuet deswegen meinen Leib!
Daß ich es je geredet beſchwerte ihm den Muth,
Das hat wohl gar gerochen der Degen tapfer und gut *).
(Braunfels, das Nibelungen-Lied Str. 919—20.)

In der Ballade Bele Emmelos von Audefroy le Bâtard **), einem Trouvère, der zu Ende des zwölften Jahrhunderts blühte, klagtedie Schöne ſehnſüchtig um ihren Geliebten, aber: Ihr Mann hört es, ärgert ſich über die Schöne, die ihm ſo zuwider handelt, geht zu ihr und in ihren ſeidenen Gewändern prügelt er ſie dermaßen, daß er ſie beinahe neben dem Buſche todt geſchlagen hätte ***).

---

*) Lieber friunt, er Hagene gedenket an daz
daz ich in gerne diene und noch nie wart gehaz,
des lât mich geniezen an minem lieben man
ern sol des niht enkelten hab ich Prunhilt iht gethân.
Daz hat mich sit gerouwen, sprach daz edel wip
ouch hat er so zerblouwen darumbe minen lip
daz ichz ie gereite; daz beswärte im den muot
daz hat vil wol errochen der degen kuene unde guot.
(Lachmann'ſche Ausg. Str. 836 u. 837.)

**) S. P. Paris, Le Romancers Français S. 29.

***) Li suens maris l' entent, mout se gramoie
De la bele qui si le contraloie
A li s'en vint, parmi les dras de soie
La bati tant que pour un poi
Ne l'a morte, les le rapoi.

In einer gleichzeitigen Ballade eines unbekannten Trouvère, Cuens Guis betitelt *), heißt es bei ähnlicher Veranlaſſung: Der böſe Gatte hört die Klage, geht in den Baumgarten, nimmt ſeinen ledernen Gürtel ab und ſchlägt ſie ſo, daß ſie blau gefärbt davon war, er hätte ſie zwiſchen ſeinen Füßen beinahe getödtet **).

Die Väter waren eben ſo ſtreng.

In der Ballade von der ſchönen Idonea, des oben erwähnten Audefroy ***), prügelt der König ſelbſt ſeine entkleidete Tochter mit einem Stocke, wo er nur hinkommen kann, ſo daß ihre weiße Haut ganz purpurroth wird, und ſperrt ſie in den Thurm, weil die Königin ſie bei einem Rendezvous überraſcht hat mit dem Grafen Garſilion.

Aber auch fremde Frauen zu ſchlagen entblödeten ſich die Helden nicht. In der wundervollen altſpaniſchen Romanze von Moriana und dem Mauren Galvan †) ſpielt die gefangene Schöne mit ihrem Beſieger Dame; wenn er verliert, verliert er jedes Mal eine Stadt, verliert ſie, ſo läßt ſie ſich die Hand küſſen. Vor Vergnügen ſchläft er ein, und ſie, die in den Bergen einen Ritter reiten ſieht, denkt an ihren

---

*) P. Paris a. a. O. S. 37 fg.

**) Li mals maris enoit la déplainte
Entre el vergier, sa corroie se deçainte
Tant la bati qu'ele en fu perse-tainte
Entre ses piés por pou ne l'a estainte.

***) P. Paris l. c. S. 14.

†) Ochoa, Tesoro de los Romanceros S. 6.

Gemahl, dem ſie geraubt worden, und weint. Darüber wacht er auf und fragt ſie, wer ihr Leides gethan, er wolle ihn beſtrafen. Sie geſteht ihm die Wahrheit und:

> Da erhub die Hand der Maure,
> Und er gab ihr einen Schlag,
> Daß von ihren weißen Zähnen
> Hell das rothe Blut entſprang *).
>
> (Geibel.)

und läßt ſie darauf hinrichten; ſie ſtirbt aber als gute Chriſtin und treu liebende Gattin.

Ich gehe nun zu dem Caſtellan von Coucy über, indem ich glauben darf, daß ſein Schickſal Ihnen jetzt verſtändlicher erſcheinen werde. Die ausführlichſte und älteſte Nachricht giebt von ihm eine alte Chronik, welche Fauchet **) anführt und die Folgendes erzählt in wortgetreuer Ueberſetzung:

„Zur Zeit, als der König Philipp regierte und der König Richard von England lebte, gab es im Vermandois einen andern ſehr edeln und tapfern und mannhaften Ritter, der Regnault von Coucy hieß und Caſtellan von Coucy war. Dieſer Ritter war ſehr verliebt in eine Dame des Landes, welche Gattin des Herrn von Fayel war. Sie hatten viele Noth und Mühe wegen ihrer Liebe, dieſer Caſtellan von Coucy und die

---

*) Alzó la mano el moro,
Un bofeton le fué a dare,
Los dientes teniendo blancos
De sangre vuelto los hae.

**) In ſeinem Recueil de l'Origine de la Langue et Poesie francoise Ryme et Romans. Paris 1581 in 4. S. 124—130.

Dame von Fayel, wie die Geſchichte es erzählt, die von ihrem Leben ſpricht, über das es auch einen eigenen Roman giebt. — Nun trug es ſich zu, daß als die Reiſen über das Meer Statt fanden, von denen oben geſagt iſt, daß die Könige von Frankreich und England dabei waren, auch dieſer Caſtellan von Coucy dabei war, weil er gern an Waffenthaten Theil nahm. Als die Dame von Fayel erfuhr, daß er fortgehen ſolle, machte ſie ein Netz von Seide ſehr ſchön und gut gearbeitet und hatte von ihren Haaren mit unter die Seide gearbeitet; davon ſah die Arbeit ſehr ſchön und reich aus, mit der er einen ſehr reichen Wulſt auf ſeinem Helme feſt band, der hinten weit hinunter hing, mit großen Perlen als Knöpfen. Der Caſtellan ging über die See mit großer Trauer, die Dame dieſſeits zurückzulaſſen. Als er über Meer war, verrichtete er viele Ritterthaten, denn er war ein tapferer Ritter und hatte große Freude, daß man jenſeits Nachrichten von ſeinen Thaten hinbrächte, damit ſeine Dame Vergnügen daran habe. Es geſchah, daß bei einer Belagerung, welche die Chriſten gegen Saracenen jenſeits des Meeres hielten, dieſer Caſtellan von einem Wurfſpieß (quarel) ſo tief in der Seite verwundet wurde, daß er von dieſem Wurfe ſterben mußte. Bei ſeinem Sterben ſehnte er ſich ſehr nach ſeiner Dame; darum rief er ſeinen Knappen und ſagte zu ihm: Ich bitte dich, daß du, wenn ich todt ſein werde, mein Herz nimmſt und es ſo einpackeſt, daß du es nach Frankreich der Dame von Fayel bringen könneſt, und wickele es in dies Gewebe. Und er gab ihm das

Netz, das die Dame von ihren Haaren gemacht hatte, und ein kleines Schränkchen (eseriniet), in dem mehrere Ringe und Diamanten waren, ſo die Dame ihm gegeben hatte, die er immer vor ſich trug aus Liebe und zum Andenken an ſie. Als der Ritter todt war, that der Knappe alſo und nahm das Schränkchen und öffnete ihm den Leib und nahm das Herz und ſalzte es und machte es ein mit guten Gewürzen und legte es in das Schränkchen, mit dem Netz von Haaren und mehreren Ringen und Diamanten, welche die Dame ihm gegeben und mit einem ſehr rührenden Briefe, den der Caſtellan vor ſeinem Tode geſchrieben und mit eigener Hand unterzeichnet hatte. Als der Knappe nach Frankreich zurückgekehrt war, kam er nach dem Orte, wo die Dame wohnte und verſteckte ſich in einem Walde nahe bei. Es widerfuhr ihm aber, daß er vom Herrn von Faïel geſehen wurde, der ihn wohl kannte. Der Herr von Faïel nämlich kam in den Wald und fand den Knappen, dem er zu Leibe wollte, ſeinem Herrn zum Trotz, welchen er mehr haßte als irgend Jemand. Der Knappe bat ihn um Gnade und der Ritter ſagte zu ihm: „Entweder ich tödte dich oder du ſagſt mir, wo der Caſtellan iſt." — Der Knappe erwiderte ihm, er ſei geſtorben, und weil er ihm nicht Glauben ſchenken wollte und der Knappe Furcht vor dem Tode hatte, ſo zeigte derſelbe ihm das Schränkchen, um ihn zu überzeugen. Der Herr von Faïel nahm das Schränkchen und ließ den Knappen ſeines Weges ziehen. Darauf ging dieſer Herr zu ſeinem Koch und ſagte ihm, daß er das Herz ſo gut behandle und es ſo einkoche, daß man davon eſſen könne. Der Koch that es und machte anderes Fleiſch ganz eben ſo zurecht, und richtete es hübſch auf einer Schüſſel an, und die Dame wurde damit bei Tiſche bedient. Der Herr aß von einem anderen Fleiſche, das dieſem glich, und alſo aß die Dame vom Herzen des Caſtellans, ihres Freundes. Als ſie gegeſſen hatte, fragte der Herr ſie: „Dame, habt Ihr gutes Fleiſch gegeſſen?“ und ſie antwortete ihm, ſie habe gutes gegeſſen. Da ſagte er zu ihr: „Deswegen habe ich es Euch anrichten laſſen, denn es iſt ein Fleiſch, das Ihr ſehr geliebt habt.“ Die Dame, die nimmer dachte, was es ſei, ſagte Nichts mehr und der Herr hub wieder zu ihr an: „Wißt Ihr, was Ihr gegeſſen habt?“ Sie antwortete: „Nein!“ und nun ſprach er zu ihr: „So wiſſet denn, daß Ihr das Herz des Caſtellans von Coucy gegeſſen habt.“ Als ſie das hörte, verſank ſie in tiefes Sinnen wegen der Erinnerung an ihren Freund; aber ſie konnte es noch immer nicht glauben, bis ihr der Herr das Schränkchen und die Briefe gab; und als ſie die Sachen ſah, die im Schränkchen waren, erkannte ſie ſie. Sie begann die Briefe zu leſen; als ſie ihr Handzeichen und die Siegel ſah, veränderte ſie ſich und wechſelte die Farbe, dann ſank ſie wieder in tiefes Nachdenken. Als ſie nachgedacht hatte, ſagte ſie zu ihrem Eheherrn: „Es iſt wahr, daß ich dieſes Fleiſch ſehr geliebt habe und glaube, daß er todt ſei; es iſt Schade um ihn, denn er war der ehrenfeſteſte Ritter auf Erden. Ihr habt mich ſein Herz eſſen laſſen und es iſt das letzte Fleiſch, das ich je eſſen werde;

auch habe ich nie etwas ſo Edles und Zartes gegeſſen; daher iſt es geziemend, daß ich auf ſo Zartes nichts Anderes folgen laſſe, und ich ſchwöre Euch bei meinem Glauben, daß ich nie Anderes nach dieſem eſſen werde.“ — Die Dame ſtand vom Mahle auf und ging auf ihr Zimmer, tiefen Schmerz fühlend, und ſie hatte noch mehr Schmerz als ſie zeigte, die Theure. Und in dieſem Schmerz mit großer Sehnſucht und Klage über den Tod ihres Freundes endete ſie ihr Leben und ſtarb. Darüber ward der Herr von Faiel ſehr erzürnt, aber weder Mann noch Frau auf der Welt hatten ein Mittel dagegen. Dies Ereigniß verbreitete ſich im ganzen Lande und der Herr von Faiel hatte darüber heftige Fehde mit den Freunden ſeiner Frau, bis es dahin kam, daß die Sache beigelegt wurde von dem Könige und den Baronen des Landes.“ —

Dieſer Bericht iſt der erſte und einzig urſprüngliche, aus dem alle Späteren geſchöpft haben. Es bleibt nun zu unterſuchen, was Wahres daran iſt. Daß ein Caſtellan von Coucy, Trouvère und Kreuzfahrer, exiſtirt habe, unterliegt keinem Zweifel, aber ob ſolch Schickſal ihn und ſeine Geliebte wirklich betroffen, iſt gar nicht ermittelt und nur die Sage berichtet es, denn die verloren gegangene allein von Fauchet angezogne Chronik genügt eben ſo wenig zum hiſtoriſchen Beweiſe, wie es das, allerdings auch dem Mittelalter zugehörige epiſche Gedicht Li Romans du C. de C. etc. thut. Die Idee, ſich ehemännlich zu rächen für erwieſene oder vermeinte Untreue dadurch, daß man den Liebhaber tödtet und die Ungetreue überliſtet und veranlaßt, das Herz des Geliebten zu verſpeiſen, kommt mehrere Male im Mittelalter vor und zwar in verſchiedenen Ländern, doch iſt der arme Caſtellan von Coucy der Zeit nach jedenfalls einer der Erſten, dem ſo traurig Schickſal widerfuhr. Bei allen Uebrigen iſt es indeſſen eben ſo wenig hiſtoriſch erwieſen, wie bei dem Geliebten der Dame von Favel. Namentlich wird es auch von dem Troubadour Guillem de Cabeſtaing oder Cabeſtan erzählt, deſſen Ruf und Ruhm ſich noch weiter verbreitet hat als der des Caſtellans, denn Petrarca erwähnt ſeiner ausdrücklich in dem Trionfo d'Amore, 4, 53, indem er von ihm ſagt:

> Und jener Wilhelm, dem um des Siegers willen die
> Blüthe ſeiner Tage abgeſchnitten wird *) —

und Boccaz hat ihm im Decamerone eine eigene Novelle gewidmet, die neunte des vierten Tags, in welcher er ſeine Geſchichte mittheilt und aus dem Cabeſtan einen Guardaſtagno macht. — Eine ähnliche Begebenheit erzählt er jedoch auch in der erſten Novelle des zweiten Tages, wo der Vater, der Fürſt von Salerno, den Geliebten ſeiner Tochter, Guiscardo, tödtet und ihr das Herz deſſelben in goldenem Gefäße zuſendet, auf das ſie vergiftetes Waſſer gießt und ſtirbt. Bekanntlich iſt dieſe Begebenheit auch von zwei deutſchen Dichtern, nämlich von Bürger in „Lenardo und Blandine" und von Immermann in ſeinem Trauerſpiel „Die Opfer des Schweigens" behandelt worden.

---

*) e quel Guglielmo
Che per cantar ha'l fior di suoi di scemo.

Ich bin hinſichtlich beider Begebenheiten vollkommen der Meinung des geiſtreichen Kenners der provençaliſchen Poeſie, Diez, daß ſie allerdings wohl auf geſchichtlichem Grunde ruhen, daß aber ein altes Märchen vom gegeſſenen Herzen hier eingegriffen zu haben ſcheint, und man in dieſem märchenhaften Zuſatz eine Herzensangelegenheit der verliebten Welt erblicke, welche die eheliche Eiferſucht am Liebſten in das gehäſſigſte Licht ſtellt, indem ſie auf der anderen Seite eine verbrecheriſche Leidenſchaft beſchönigt und noch im Grabe mit Blumen beſtreut *).

Ein ſolches Märchen findet ſich auch wirklich vor, mit allen Zuthaten der Poeſie reich ausgeſchmückt. Es iſt das Lai d'Ignaurés, von einem nordfranzöſiſchen Trouvère Renaud. Renax, vielleicht demſelben, der an dem Roman du Chevalier du Cygne mitgearbeitet hat und welcher zu Ende des zwölften Jahrhunderts blühte **). Es möge hier folgen, weil es ergötzlich iſt zu ſehen, wie damals die Phantaſie ſolches an und für ſich grauſenhafte Motiv behandelte und der Zeit und ihren Anſichten anzupaſſen wußte.

Meine Herren — beginnt es — ich will Euch ein ſehr-erſtaunliches Abenteuer erzählen, das alle Briten, Poitevins und Franzoſen auswendig wiſſen und welches in Britannien einem Ritter widerfuhr. Ignaurés war ſein Name. Niemals hatte man bis zu jener Zeit in dieſem Königreiche geſehen und vielleicht wird man nie wieder dort ſehen einen tapferern und ſchöneren Paladin. Er war Vaſall eines mächtigen Grafen und hatte zu Nachbarn ſeines Landgutes zwölf Edelleute, wie er Barone des Grafen und ſeines Gleichen. Sie hatten, ſagt die Chronik, ſchöne Frauen. — Ignaurès, Herr ſeines Herzens, konnte unter dieſen Schönen diejenige wählen, der er ſeine Huldigungen darbrächte. Aber um nicht in der Wahl verlegen zu ſein, und von Natur geneigt Alles zu lieben, was liebenswürdig iſt, machte er zugleich allen Zwölf den Hof und bald, ſo viel Reize hatte ſein Weſen, erhielt er von Allen unzweifelhafte Beweiſe ihrer Liebe.

---

*) Diez Leben und Werke der Troubad. S. 88.

**) Bei Le Grand d'Aussy IV, 126.

Dieſe geheimnißvolle Angelegenheit wurde von ſeiner Seite ſo verſchwiegen und gewandt geführt, daß, weit entfernt, eilf Nebenbuhlerinnen zu ahnen, es keine dieſer Damen gab, welche ſich nicht einbildete allein das Glück zu genießen, geliebt zu werden. Wenn er ſich mitunter von ihnen trennte, um durch ſeine Tapferkeit den Preis in den Turnieren zu gewinnen, ſo ſtritten alle um die Wette, der Ehre theilhaftig zu ſein, ihn eigenhändig zu ſchmücken, und er erſchien dort mit einem Reichthum und einer Pracht, von welcher die, die ſich am Meiſten darüber wunderten, doch die Urſache nicht zu errathen wußten. So führte er ein ganzes Jahr lang dieſes angenehme und freudenreiche Daſein, heimlich von ſeinen zwölf Geliebten angebetet. Eine derſelben aber, die Gattin des Herrn von Ariel *),

---

*) Argyle?

aufgeklärter oder eiferſüchtiger wahrſcheinlich als die anderen, faßte endlich Verdacht und entſchloß ſich dies aufzuhellen.

Die Damen waren ſämmtlich einmal am Johannistage bei ihr in Geſellſchaft. Sie führte ſie gegen Abend in ihrem Baumgarten ſpazieren und dort, mitten unter den Scherzen und kleinen Neckereien, welche ſich gewöhnlich die Frauen geſtatten, wenn ſie unter ſich ſind, ſagte ſie, ſie wolle eine Erheiterung vorſchlagen, die Allen Vergnügen machen würde, wenn jede eidlich Verſchwiegenheit gelobte. Der Schwur wurde alsbald geleiſtet und die Frau von Ariol begann nun: „Süße Damen, wir ſind Alle jung, wir haben einen Namen und man geſteht uns einige Anmuth zu. So ausgerüſtet kann man ohne Anmaßung ſich ſchmeicheln geliebt zu werden, und wahrſcheinlich giebt es auch Keine von uns, die nicht ihrerſeits wieder liebt. Aber welche von uns hat nun den ſchönſten Geliebten, und kann ſich der beſten Wahl rühmen? — Das möchte ich wiſſen und es hängt nur von uns ab, das zu erfahren. Unterhalten wir uns damit, da wir einen luſtigen Tag haben. Wählen wir einen Beichtvater unter uns. Eine nach der andern ſagt dann der Gewählten ihr Geheimniß und ſie ſoll das Urtheil fällen."

Da man heiter und guter Dinge war, ſo erhielt dieſer Gedanke allgemeinen Beifall. Einſtimmig wählte man Diejenige, die den Vorſchlag gemacht, zum Beichtvater. Sie ſetzte ſich unter einem Baume hin und eine der Damen kam nun zu ihr. „Oeffne mir dein

Herz, ſüße Frau, verhülle Nichts und geſtehe frei, wer dein ſchöner Freund iſt.“ — „„Dame Prieſter, ich kann ihn dreiſt nennen, da ich ihm zu gefallen wußte und er der gefürchtetſte und ſchönſte Ritter des ganzen Königreiches iſt. Nun habe ich wohl nicht mehr nöthig, dir Ignaurés zu nennen.““ — Bei dieſen Worten erbleichte die Dame Beichtvater, doch hatte ſie die Kraft ihre Verwirrung zu verbergen, ſandte ihre Nebenbuhlerin fort und rief eine Andere herbei. Dieſe näherte ſich und ſchlug ſich auf die Bruſt. — „Schöne Schweſter! Dieſe Zeichen verkünden ein großes Vergehen; deine Wahl verdient alſo großen Tadel?“ — „„Keinesweges, Dame, denn ich liebe den ritterlichſten, tapferſten und vollkommenſten Mann und habe obendrein das Glück, von ihm wieder geliebt zu werden.““ — Nun nannte ſie gleichfalls Ignaurés und das Erſtaunen der Beichtigerin war kein geringes.

Eine Dritte wurde gerufen, es war die Jüngſte der Geſellſchaft. Sie hüpfte herbei und ehe ſie noch gefragt wurde, ſagte ſie ſchon mit keckem Ton: „Mein ſchöner Freund iſt nur ein Ritter, aber dabei ſo vollkommen und ſo ſchön, daß er verdiente Herzog oder König zu ſein.“ Sie nannte nun auch Ignaurés. Die Vierte, die Fünfte, kurz alle eilf machten daſſelbe Geſtändniß und die Dame Beichtiger, die anfangs vor Eiferſucht faſt geplatzt wäre, lachte zuletzt beinahe über das Abenteuer.

Als die Beichte zu Ende war, trat ſie wieder in den Kreis und die ungeduldige Geſellſchaft drang in ſie, das Urtheil zu fällen. „Das thut nicht nöthig“ —

erwiederte ſie. „Wir ſind Alle betrogen worden und lieben denſelben Mann, aber wenn Ihr mir folgt, ſoll er ſich nicht lange unſerer Schmach rühmen, ſondern wir rächen uns an dem Miſſethäter.“ Bei dieſen Worten ſtieß die ganze Verſammlung einen Schrei der Wuth aus. Alle verlangten einſtimmig Rache. „Sie wird eben ſo raſch als ſicher ſein, wenn Ihr es mir anheim ſtellen wollt,“ ſetzte die Dame von Ariol hinzu. — „Vielleicht ſchon heute Abend, aber ſpäteſtens Morgen, wird der Verräther gewiß kommen und Eine von uns um Beweiſe der Liebe bitten, die er uns abgeliſtet hat. Wendet er ſich an mich, ſo beſtelle ich ihn in dieſen Baumgarten und ſetze Euch vorher davon in Kenntniß. Ihr werdet vor ihm hieher gehn. Sobald er eingetreten iſt, ſchließe ich die Thür und gebe Euch ein Zeichen. Erſcheint dann und er verlaſſe dieſen Ort nur, unfähig Andere fortan zu betrügen.“ — Jede verſprach dieſelbe Liſt zu gebrauchen, wenn er zu ihr käme; Eiferſucht und Zorn hatten dermaßen ihre Herzen verhärtet, daß ſie ſich mit den gräßlichſten Eiden dazu verbindlich machten.

Ignaurès ahnte Nichts von dieſem grauſamen Entſchluß. Schon am folgenden Morgen begab er ſich, wie die Dame von Ariol geſagt hatte, zu einer ſeiner Geliebten, und wollte, wie gewöhnlich, mit ihr koſen. Sie wehrte es ihm unter dem Vorwande, daß ihr Mann daheim ſei, und beſtellte ihn, gleichſam um ſich dafür zu entſchädigen, auf den Abend nach dem Baumgarten. Die eilf Beleidigten wurden alsbald davon in Kenntniß geſetzt. Sie eilten um die beſtimmte

Stunde, mit Meſſern bewaffnet, herbei, und erwarteten, hinter Bäumen verſteckt, die Ankunft ihres Opfers.

Er kam ebenfalls; jedoch als er kaum eingetreten war, ſchloß ſich die Pforte hinter ihm und im Nu ſah er ſich von zwölf wüthenden Frauen umringt, welche, den Mordſtahl in der Hand, ihm zuriefen: Verräther! empfange den Lohn der unredlichen und betrügeriſchen Herzen! — Er ſchien über ſolche Aufnahme zu erſtaunen, begrüßte jedoch unerſchrocken ſeine Feindinnen. Die Dame von Ariol, welche indeſſen haben wollte, daß die Strafe rechtlich begründet würde und der Schuldige ſelbſt ſie als wohlverdient anerkenne, bat um das Wort. „Ignaurés — ſagte ſie — antworte mir! Haſt du mir nicht tauſend Mal betheuert, daß du mich liebteſt?“ — „„Ja, Schönſte!““ erwiederte er — „„und ich ſchwöre es dir ſelbſt noch jetzt. Ich war und will bis zum Tode dein Freund und Ritter ſein.““ — „Hinterliſtiger!“ — rief eine Andere, die vor Wuth ſchäumte — „wie kannſt du denn der Meinige ſein? Du betrogſt mich alſo, als du mir daſſelbe ſchwureſt?“ — „„Nein, ſüße Freundin, bei meiner Ehre! ich ſagte die Wahrheit! du haſt mein Herz und meine Seele und du wirſt ſie mein ganzes Leben lang haben.““ — Als darauf eine Dritte ihm Vorwürfe machen wollte, fügte er hinzu: „„Und du auch, ſchöne Königin, du biſt mir theuerer als mein eigenes Selbſt. Oder vielmehr, meine holden Freundinnen, Ihr ſeid Alle ſo liebenswürdig, daß ich Euch Alle liebe, und daß es mir unmöglich iſt, ohne Euch zu leben.““

Ihr Herren, iſt es Euch je geſchehen, daß Ihr einen Bienenkorb umgeworfen habt? — Dann habt Ihr alsbald Tauſende von erzürnten Bienen ſummend auf Euch eindringen und Euch mit ihrem Stachel bedräuen ſehen. Gerade ſo war die Lage des unglücklichen Ritters. Auf allen Seiten ſah er das mörderiſche Eiſen blinken und hörte Nichts als den ſchrecklichen Ruf: Stirb, Verräther! — „„Nein, meine zärtlichen Freundinnen““ — rief er — „„nein, ich werde nicht ſterben. Obwohl waffenlos in Eurer Mitte, bin ich Euch doch zu theuer geweſen, um Euch zu fürchten. Und wäre ich bewaffnet mit Lanze und Panzerhemd, ich würde mich doch mit demſelben Vertrauen Euren Händen übergeben. Müßt Ihr indeſſen mein Blut haben, wohl, hier iſt es! Wo könnte ich ſüßeren Tod finden? Stoßt zu! Aber möge wenigſtens diejenige, die mich von Euch am Meiſten geliebt hat, mir den erſten Stoß verſetzen.““

Dieſe rührende Rede des Ritters wurde ſo anmuthig vorgetragen, ſeine ſchönen Augen ſchienen in dieſem Augenblicke von einem ſo zärtlichen Feuer beſeelt, daß das Herz der Damen entwaffnet ward. Die Meſſer entſanken ihren Händen und Thränen fielen aus ihren Augen. — Die Dame von Ariol indeſſen, die durch ihren Geiſt bis dahin die Anderen beherrſcht hatte, bat um die Erlaubniß ein Auskunftsmittel vorzuſchlagen. „Ritter!“ — ſagte ſie zu Iguaurès — „du haſt uns Alle betrogen und du ſiehſt, Hinterliſtiger, daß wir dich zu ſehr lieben, um dir nicht zu verzeihen. Aber wir wollen nicht länger getäuſcht werden. Gewiß iſt in ſo großer Zahl eine, die du liebſt. — Nenne ſie, möge ſie glücklich mit dir leben, die Anderen werden ſich ſogleich entfernen. Wir verdienen doch vielleicht wohl Jede, einen treuen Geliebten zu beſitzen."

Die Damen gaben dieſem Vorſchlag Beifall und drangen in den Ritter ſich zu erklären. Er wehrte ſich lange und betheuerte, er wolle dabei beharren alle zwölf zu lieben. Als die Dame von Ariol ihm jedoch mit drohender Stimme und ihr Meſſer wieder ergreifend zurief: „Wähle oder ſtirb!" entgegnete er: „„Grauſame, ich ſollte dich haſſen, weil du mich heute aller dieſer ſo liebenswürdigen Schönen beraubſt. Aber da ich ihnen entſagen und eine Wahl treffen muß, ſo ſei du meine Freundin. Dir gebe ich mein Herz und gebe es dir für immerdar."" Bei dieſen Worten warf er ſich in ihre Arme, um ſie zu küſſen. Die Anderen erklärten, daß ſie ihm von nun an entſagten und entfernten ſich, Schaam auf dem Antlitz, Wuth im Herzen.

Ignaurés blieb ſeinem Eide treu und beſuchte allein ſeine neue Freundin. Aber er konnte nicht, ohne Argwohn zu erregen, ſich enthalten zu den Anderen zu gehn und dieſer Einen noch häufigere Beſuche zu machen, als er es früher gethan. Man erfuhr ſogar, ich weiß nicht wie (wahrſcheinlich durch die Eiferſucht einer der Nebenbuhlerinnen) das Abenteuer des Baumgartens und eines Tages, als die zwölf Gatten bei ihrem Lehnsherrn verſammelt waren und Einer vom Schloſſe lachte, da er ſie anſah, fragte man denſelben um die Urſache. Aus Furcht vor ihrem Zorn weigerte er ſich es zu ſagen, aber endlich, von ihnen beruhigt, hub er an: „Ihr Herren, ich lache über Euch, weil Ihr ſämmtlich in der Brüderſchaft des heiligen Arnold eingeſchrieben ſeid. Einer von Euch könnte jedoch das Oberhaupt der Anderen ſein...“ Bei dieſen Worten knirſchten die beleidigten Ehemänner vor Wuth. Sie drangen in den Angeber, ihnen den Namen ihres Feindes zu ſagen und dieſer erzählte ihnen nun ausführlich die Beichte im Baumgarten und die Wahl, die der Ritter gezwungen ward unter den zwölf Frauen zu treffen. — „Da er nur noch zu mir allein kommt,“ — ſagte der Herr von Ariol — „ſo geht auch mich allein die Sorge für unſere Rache an. Ich werde ſuchen ihn Euch zu überliefern; haltet Euch bereit!“

Der Ritter, der ohne Furcht über dieſen grauſamen Plan war, den er gar nicht ahnte, begab ſich nach ſeiner Gewohnheit ſehr bald zu ſeiner Geliebten. Der Gatte, von ſeinen Söldnern umgeben, lauerte ihm Tag und Nacht auf. So wie er erſchien, ließ er ihn ergreifen und binden und alſogleich die anderen Beleidigten davon in Kenntniß ſetzen. Aber ihrerſeits ſandte die Dame auch ſogleich einen eigenen Boten zu den anderen Damen, um dieſe von dem Unglück zu unterrichten, das ihren alten Freund bedrohte.

Obwohl ſie ihm entſagt hatten, war er ihnen doch noch eben ſo theuer und Niemand ſein Nachfolger in ihren Herzen geworden. Wen hätten ſie denn lieben ſollen nach dem ſchönſten und vollkommenſten Manne?

Bei der Gefahr, in der er ſich befand, erwachte ihre Liebe wieder und außer ſich eilten Alle, ihm zu helfen, herbei.

Es war zu ſpät. Schon beriethen die verſammelten Gatten unter ſich ſeine Strafe und ihre Rache. Als der Wüthendſte unter ihnen vorſchlug, ihm das Herz auszureißen und die zwölf Schuldigen zu zwingen es zu eſſen, ward dieſer abſcheuliche Plan einſtimmig angenommen. Sie wurden zur Tafel eingeladen. Während der Mahlzeit zeigte man ihnen eine erheuchelte Ruhe; aber als ſie ſich an der gräßlichen Speiſe geſättigt hatten, beging man die Grauſamkeit ihnen anzuzeigen, woraus dieſelbe beſtand. Da brachen ſie in Thränen aus. Alle ergoſſen ſich, trotz der Gegenwart ihrer Gatten, in Lobpreiſungen auf den geliebten Freund, den ſie verloren hatten. Die Einen feierten ſeine unvergleichliche Tapferkeit und den Ruhm, mit dem er ſich bedeckt, die Anderen ſeine Kunſt zu gefallen, ſeine Courtoiſie, ſeine unvergleichliche Anmuth und ſeine liebreizenden Augen, denen kein Herz zu widerſtehen vermochte. Als endlich Eine von ihnen das Gelübde gethan ihn nicht zu überleben und nach dieſem verhängnißvollen Mahl nie wieder Nahrung zu ſich zu nehmen, leiſteten die Anderen ſogleich denſelben Schwur und Alle entfernten ſich, um ihn auszuführen. Umſonſt verſuchten Verwandte und Freundinnen, ihren Entſchluß durch Vorſtellungen und Bitten zu erſchüttern; es gelang Niemanden. In ihren Gemächern eingeſchloſſen gaben ſich dieſe verzweiflungsvoll Liebenden ihren Klagen und Thränen hin, bis endlich der

Schmerz und die Erſchöpfung ihrem unglücklichen Geſchick ein Ende machten.

Hier endet die eigentliche Erzählung. Der Trouvère fügt nun noch einen Schluß hinzu, in welchem er Gott bittet ihm eine Stelle im Paradieſe zu gewähren und dieſelbe Gnade erfleht für ſeine Geliebte, die ihn veranlaßt habe, dieſes Lai zu dichten, das nach ſeiner Meinung für wahre Liebende gemacht iſt; worauf dann noch eine lange Schilderung ſeiner Schönen folgt.

Wenn man die vielen Unwahrſcheinlichkeiten, welche ſowohl die Geſchichte des Caſtellans wie die Guillems von Cabeſtaing enthält, näher in das Auge faßt, ſo kommt man zu dem Schluſſe, daß hier, wie ſo oft im Mittelalter, der Chronikſchreiber bei dem Dichter zu Gaſte gegangen ſei. Die Liebe zum Wunderbaren that das Ihrige, wie ſie es noch häufiger in den Biographieen der Heiligen that. — Als wirklich geſchichtlich begründet läßt ſich über den Caſtellan von Coucy daher nur Folgendes feſtſtellen.

Im Vermandois, in der Picardie, zwiſchen der Stadt Laon und der Oiſe, liegt das Städtchen Coucy ſammt dem gleichnamigen Schloſſe, deſſen Ruinen noch von einſtiger Herrlichkeit zeugen. Unter Philipp I. von Frankreich ward dies Gebiet Enguerrand de Bove zum Lehen gegeben und ſeine Nachkommen führten davon den Namen Sires de Coucy. Die letzte Erbin, Marie de C., verkaufte es an Ludwig von Orleans, nach deſſen Tode es, gleichfalls durch Erbſchaft, an die Krone zurückfiel. Daß der Caſtellan von Coucy in gerader Linie von dieſem Geſchlechte abſtammte, iſt nicht wahrſcheinlich; vielleicht war er ein naher Verwandter, jedenfalls ein Lehnsmann, dem die Verwaltung des Schloſſes Coucy übergeben worden, wie das im Mittelalter oft geſchah, wenn die verſchiedenen Lehen weit von einander entfernt lagen; ſo z. B. war Enguerrand III., Herr von Coucy, im Dienſte des Königs von Frankreich, Caſtellan von Cambrai. —

Der Caſtellan von Coucy hieß mit Vornamen Regnault, nicht, wie Einige meinen, Raoul, die ihn mit den wirklichen Sire's von Coucy dieſes Namens verwechſelten; wenigſtens wird er ausdrücklich in jener Chronik und dem Romane, welche die beiden älteſten Quellen ſind, ſo genannt. Er genoß eines großen Rufes als Dichter und lebte zwiſchen den Jahren 1187 bis 1203; nach dem Roman nahm er das Kreuz mit Richard Löwenherz, ging 1190 nach Paläſtina und ward 1192 in einem Kampfe mit den Sarazenen getödtet. Der Roman lobt an ihm, „daß er ſehr tapfer und ritterlich geweſen, ſich von keinem Kriege noch Turnier fern gehalten, zwar nicht großen Reichthum an irdiſcher Habe, aber wohl an Wiſſen beſeſſen, zu componiren und zu dichten verſtanden und eben dadurch das Herz der Dame von Faiel gewonnen, „„die Gott geſchaffen hatte um zu lieben, ſo ſchön und anmuthig und in allen Gütern ſo vollkommen war ſie.““ — Ueber die Dame weiß man durchaus Nichts; ſpätere Schriftſteller haben ſie mit der gefeierten Gabriele de Vergy verwechſelt, der Heldin einer altfränzöſiſchen Erzählung, „welche ſtarb, weil ſie ihren Geliebten zu ſehr liebte" — Beide ſind aber ganz verſchiedene Perſonen.

Zwei gleichzeitige Dichter, Eustace li paintres und ein Anonymus, legen in ihren Liedern Zeugniß von der treuen Liebe des Caſtellans ab; der Erſtere ſtellt ihn mit Triſtan zuſammen, der Letztere ſagt, „daß nie Jemand um der Liebe willen größeren Schmerz erlitten."

In neun altfranzöſiſchen handſchriftlichen Liederbüchern, von denen ſieben in den öffentlichen Bibliotheken zu Paris, eins in der Bibliothek von Bern und eins in der des Vatican aufbewahrt werden, finden ſich vier und zwanzig Lieder, die man als von dem Caſtellan von Coucy gedichtet bezeichnet. Unter dieſen iſt aber nur dasjenige, welches mit den Worten beginnt: A vos amans, als ſicher von ihm herrührend anzunehmen, da alle Manuſcripte ihn einſtimmig als Autor nennen und es ſein Abſchiedslied iſt, während die anderen in den verſchiedenen Handſchriften auch anderen Trouvères, wie z. B. Gace Brulez, Raoul de Férières, Rogiers d'Andelis, Quens de Béthune, Gautièr d'Epinay, Hugues de Brezy, Blondiaus de Nélles — Alle geprieſene Dichter jener Zeit — zugeſchrieben werden. — Nimmt man als Mittelzahl fünf übereinſtimmende Codices an, ſo giebt es überhaupt nur ſechs Lieder, die als wirklich von ihm gedichtet zu betrachten ſind, und unterſucht man dieſe ſechs genauer, ſo ſpricht Behandlung und Ton derſelben für ihre nahe Verwandtſchaft. Nach denſelben zu urtheilen zeichnete ſich der Caſtellan von Coucy als Dichter durch reiches Wiſſen, Zartheit der Empfindung, Geiſt und Anmuth und große Gewandtheit in der Behandlung der Form aus. Seine Lieder beſingen freilich alle denſelben Gegenſtand — unbelohnte Liebe — aber er weiß demſelben die verſchiedenſten und zarteſten Seiten abzugewinnen, indem er bald ungeſtillter Sehnſucht, bald Klagen über die Sprödigkeit der Geliebten oder dem Verrath und der Misgunſt falſcher Neider Worte leiht, immer aber darauf zurückkommt, der Auserkohrenen vor allen Frauen zu huldigen und ſie zu feiern. Wie anmuthig er ſein Thema zu variiren verſteht, mögen folgende Beiſpiele zeigen.

So ſtellt er u. A. in dem Liede, welches beginnt: Merci clamant de mon fol errement *), in dem er ſagt, daß er keine Lieder mehr dichten wolle, weil dieſe ihn verrathen — „denn fehlt ihm Freude, kann er nicht verhehlen, daß mit der Luſt ihm auch die Lieder fehlen“ — folgende Liebesfrage auf:

> Ich bitte die feinen Liebenden, mir die Wahrheit zu ſagen, wer lieber von Rechts wegen der Liebe genießen ſolle, der, der von Herzen liebt mit ganzer Kraft und es nicht wohl zu verbergen weiß, oder der, der ſehr bittet um zu täuſchen und ſich durch ſeine Gewandtheit wohl zu bewahren verſteht; ſagt, Liebende, was iſt beſſer: redliche Thorheit, oder weiſer Verrath? **)

---

*) S. Chansons du Chatelain de Coucy, revues sur tous les Manuscrits par Francisque Michel. Paris 1830. S. 73.

**) As fins amans proi qu'il dient le voir.
Li quels doit mieux par droit d'amors joir:

Ein anderes ſeiner Lieder beginnt:

Wenn der Sommer und die ſüße Jahreszeit Blatt und Blüthe und Wieſen wieder grünen machen und die ſüßen Geſänge der kleinen Vögelchen die Meiſten ſich der Freude erinnern laſſen, dann ſingt ein Jeder und ich weine und ſeufze und es iſt weder recht noch vernünftig, denn meine ganze Abſicht iſt dahin gerichtet, Dame, Euch zu ehren und Euch zu dienen *).

Und es heißt ferner daſelbſt:

Denn ich habe lange wie ein wackerer Mann geliebt und werde immer ohne Reue lieben **).

Ou cil qui aime du cuer à son povoir,
Et ne s'en set mie trés bien couvrir,
Ou cil qui prie adés por decevoir,
Et bien si set garder par son savoir?
Dites, amanz, qui vaut mieuz par raison
Loial folie ou sage traison?
Ebendaſ. S. 74. Str. 5.

*) Quant li estez et la douce saisons
Font foille et flour et les prés raverdir,
Et li douz chanz des menus oizillons
Fait as plusours de joie souvenir,
Las! chascuns chante et je pleur et souspir
Et si n'est pas droiture ne raisons;
Car c'est adés toute m'ententions
Dame de vous honorer et servir.
Ebendaſ. S. 52. Str. 1. —

**) Car j'ai amé longuement en prudons,
Et amerai tosjors sans repentir.
Ebendaſ. Str. 2. V. 7 u. 8.

Sehr zart huldigt er ihr in einem anderen Liede, das ganz zu ihrem Lobe gedichtet iſt und in dem er ſagt, daß er nur ſinge, weil es Derjenigen Vergnügen mache, der er ſein Herz zum Lehen dargebracht. Ihre Schönheit, fährt er fort, beſtürzt ihn ſo, daß ihm vor ihr die Sprache fehlt, ja er wagt es nicht einmal ihr in das Antlitz zu ſehn, weil er fürchtet, er könne dann nicht wieder ſeine Augen von ihr abwenden. Und doch — bemerkt er weiterhin — liebt er ſeine Augen, weil ſie ihn veranlaßten ſie zu wählen. Als er ſie ſah, ließ er ihr ſein Herz als Geißel, das ſeitdem langen Aufenthalt dort hatte und das er auch nie wieder wegzunehmen wünſcht.

Das berühmteſte von allen, das ſich auch im Mittelalter der größten Verbreitung erfreute, iſt ſein Abſchiedslied. Es lautet deutſch:

> Es iſt wohl recht, daß ich Euch Liebenden mehr als allen anderen Leuten meinen Schmerz klage; denn ich muß gezwungen fort und mich von meiner edeln Freundin trennen; ich verliere ſie und Nichts bleibt mir. Wiſſe wohl, Liebe, wahrlich, wenn Niemand ſtürbe am wunden Herzen, ſo würde nie von mir weder Vers noch Lied geleſen.
>
> Guter Herrgott, wie iſt es und wie ziemt es ſich, daß ich zuletzt Abſchied nehme. Ja, bei Gott, es kann nicht anders ſein, ich muß in fremdes Land ziehn und ſterben. Sie glaubt nicht, daß ich großes Leid dulde, wenn ich von ihr weder Troſt noch Erleichterung habe; von keiner anderen Liebe erwarte

ich Freude als nur von ihr und weiß nicht, ob ſie mir je zu Theil wird.

Guter Herrgott! Schmerz iſt's mir, mich zu trennen von dem großen Vergnügen ihrer Geſellſchaft; von dem holden Antlitz, das mir zu zeigen pflegte ſie, die meine Dame und meine Freundin war; und wenn ich mich der holden Freundlichkeit erinnere und der ſüßen Worte, die ich zu ihr zu reden pflegte, wie kann es denn das Herz in mir noch aushalten, daß es nicht bricht? Gewiß, es iſt böſe!

Gott will mir nicht umſonſt geben alle Freuden, die ich in meinem Leben hatte und darum läßt er mich ſie theuer erkaufen, da er mich zwingt, mich von der Geliebten zu trennen; ich rufe um Gnade, da ich nie Schlechtes that, denn Schlechtes trennt gute Liebe; aus meinem Herzen kann ich nicht die Liebe reißen und doch muß ich meine Dame verlaſſen.

Jetzt werden die falſchen Schmeichler froh ſein, die ſich ärgerten über das Gute, das ich genoß. Ich muß als Pilgrim fort und habe keinen guten Willen gegen ſie. Leicht kann ich alle meine Freude verlieren und das wiſſen wohl die verrätheriſchen Lügner; wenn Gott wollte, daß ſie böſe Tage hätten, könnte meine Seele wohl ſchwerere Laſt tragen.

Ich ſcheide, Dame! Gott dem Schöpfer empfehle ich Euch, wo ich auch ſei; ich weiß nicht, ob Ihr je meine Rückkehr ſehn werdet; möglich iſt's, daß ich Euch nie wieder ſehe. Um Gott bitte ich Euch, wo ich auch ſein möge, daß Ihr unſeren Vertrag haltet, ich möge kommen oder dort bleiben; und ich bitte Gott, daß er mir ſo Ehre gebe, wie ich Euch ein wahrer Freund geweſen bin.

Geh Mitleid, geh Lied, ſie glaube dir, daß ich dem Erlöſer dienen will, und wißt, Dame von hoher Vortrefflichkeit, wenn ich wiederkomme, daß ich gehe um Euch zu dienen *).

---

*) A vos, amans, plus qu'a nul autre gent
Est bien raison que ma dolor complaigne;
Car il m'estuet partir outréement
Et déseurer de ma loial compaigne;
Et si la pert, n'est riens qui me remaigne.
Et sachiez bien, Amors, veraiement
Se nus morist por avoir cuer dolent
Jamés par moi n'iert lèus vers ne lais.

Biauz sire Diex, qui est-il, et comment
Convendra-il qu'à la fin congié praigne?
Oïl, par Dieu, ne puet estre autrement,
Aler m'estuet morir en terre estraigne,
Or ne cuit maiz que granz maus ne souffraigne
Quant de li n'ai confort n'alégement;
Ne de nule autre amour joie n'atent
Fors que de li; ne sai se c'iert jamaiz.

Biau sire Diex, grief m'est a consirrer
Du grant soulaz et de la compaignie,
Dou bel samblant que me souloit monstrer
Cele qui m'iert et ma dame et m'amie;
Et quant recort la simple cortoisie
Et les douz mos que soil à li parler,
Comment me puet le cuer el cors durer
Qu'il ne s'en part? certes il est mauvaiz.

Sucht man nun aus ſeinen Liedern die Geſchichte ſeiner Liebe zuſammenzuſtellen, ſo erhellt als gewiß aus den verſchiedenen Aeußerungen, daß er ſeine Dame

---

Ne me vout pas Diex pour neiant doner
Touz les soulaz qu'ai éus en ma vie;
Ainz les me fet chierement comparer
Quant il m'estuet départir de m'amie,
Merci li cri, qu'ains ne fis vilanie;
Car vilain fet bone amor deseurer;
Ne de mon cuer ne puis s'amor oster;
Et si m'estuet que je ma dame lais.

Or seront lié li fauls losengeor
C'avoient duel des biens c'avoir soloie;
Jà pélerins de ce n'iere à sejour
Que jà vers iauz bone volenté aie,
Pour tant peux bien perdre toute ma joie,
Et saichent bien li felon menteor,
Se Diex voloit qu'il éussent mal por
M'ame porroit charger plus pesant faiz.

Je m'en vois, dame, à Dieu le creator
Comant vo cors en quel lieu que je soie,
Ne sai se jà verrés mais mon retor;
Aventure est que jamaiz vous revoie
Pour Dieu, vous pri en quel lieu que je soie,
Que nos convens tenez, viegne ou demor;
Et je pri Deu qu'ensi me doinst honor,
Con je vous ai esté amis verais.

Sus, va, pitie, va chançon, si l'en croie.
Que je m'en vois servir nostre Signaur;
Et sachiés bien, dame de grant valour,
Si je revieng, que pour vous servir vois.
(Chansons du Ch. d. C. No. XXII. S. 79 fg.)

eben ſo treu als zart minnte, daß ſie ihm auch geneigt war, aber die Grenzen der Freundſchaft nicht überſchritt, und daß er endlich, als falſche Zungen Böſes über ſie verbreitet, um ihres Beſten willen das Kreuz nahm und nach dem gelobten Lande zog, wo der Tod ihn ereilte.

Die oben erwähnte Berner Handſchrift ſchreibt der Dame von Faiel ein allerliebſtes Lied zu, das ſich auch in mehreren anderen Manuſcripten, jedoch ohne dieſe Bezeichnung, findet. Es ſpricht die Sehnſucht einer Dame nach einem Kreuzfahrer aus, der im gelobten Lande iſt und deſſen Rückkehr ſie vergeblich erwartet, und iſt eben ſo zart als naiv, doch verbietet mir gerade dieſe Naivetät es Ihnen ganz zu überſetzen, denn ſie verſtößt zu ſehr gegen die Begriffe unſerer Zeit. Nur folgende reizende Stelle hebe ich aus demſelben hervor:

> Ich harre auf ihn, deſſen Huldigung mir theuer iſt, und wenn die Luft ſanft weht, die aus jenem ſüßen Lande kommt, wo er weilt, der mich bezaubert, ſo wende ich gern mein Antlitz dorthin, denn mir iſt als fühlte ich ihn unter meinem grauen Mantel. — Gott, wenn ſie zum Kampfe rufen, Herr, ſo ſteh dem Pilger bei, um deſſen willen ich in Angſt bin, denn die Saracenen ſind Verräther *).

**) De ce sui en bone atente,
Que je son homage pris;
Et quant l'alaine douce vente

Die Sage vom Caſtellan von Coucy haben viele Dichter behandelt; am glücklichſten unſer Uhland *), deſſen herrliches Gedicht eins derjenigen Meiſterwerke iſt, auf welche die deutſche Nation mit vollem Rechte ſtolz ſein darf. —

Qui vient de cel douz païs
Où cil est qui m'atalente,
Volentiers i tour mon vis;
Adonc m'est vis que j'el sente
Par desoux mon mantiau gris.

Dex! quant crieront outrée
Sire, aidiés à pélerin
Par qui sui espoentée;
Car felon sont Sarrazin.
(Chansons d. C. d. C. S. 97.)

*) S. Uhlands Gedichte: Sängerliebe, Nom. 3: der Caſtellan von Coucy.

II.

An eine Dame in Oeſtreich.

Ein

Wort über die heutige Poeſie

von

Auguſt Heſſe.

Als im Frühſommer dieſes Jahres, liebe Betty, auf Ihrer Reiſe durch Norddeutſchland ich Sie unvermuthet im Alexisbade traf, war es ein trüber Tag. Der feine Regen, der herniedertröpfelte, zwang uns, ſtatt in der freien Gebirgsnatur, im Traiteurhauſe unſer Wiederſehen zu feiern und von dem geöffneten Fenſter aus neidiſch die Krümmungen des ſchönen Thales zu verfolgen, das unſer Fuß ſo gern durchwandelt hätte. Mich überſchleicht noch jetzt das Gefühl einer gewiſſen wehmüthigen Verſtimmung, wenn ich an jenen Tag und das am offenen Fenſter zwiſchen uns geführte Geſpräch zurückdenke.

„Die Dichtung beginnt mehr und mehr eine Sclavin der Zeitintereſſen zu werden;" dieſe Worte ſind die bittere Bemerkung einer trüben Stunde — ſie deuten auf die Wahrheit hin und ſind doch von ihr entfernt. Wenn man die Produktionen der letzten Jahre durchläuft, ſo iſt nicht zu verkennen, daß wenig

Erfreuliches, Friſches, Lebenswarmes und Schönes darunter iſt, weniges, in welchem ein reines, von allen Nebenzwecken ſich fernhaltendes Streben kund würde, weniges, das durch ſeinen, als Kunſtwerk ihm innewohnenden Werth ſich Geltung verſchafft hätte. Poeten, die bei ihrem Auftreten einen neuen Frühling verſprachen, ſind verſtummt, oder, was noch ſchlimmer iſt, ſind durch eigne Schuld vergeſſen worden. Wir wollen nicht einmal fragen: wo iſt, ſeitdem die Heroen unſerer Literatur geſchieden ſind, ein Mann erſtanden, der wie ſie die Liebe, Bewunderung und Achtung der Nation ſich erworben; ach! wir wollen nur fragen: wer erſetzt uns den verſtummten Uhland, wer den armen, kranken Lenau, wer die Jugend Heine's *)?

Es iſt ſtiller geworden im Reiche der ſchönen Wiſſenſchaften, und das Geſchrei des literariſchen Pöbels vermag das fröhliche Rufen und Antwortgeben, den Schall lebendiger Geſchäftigkeit, der ſonſt darinnen herrſchte, nicht zu erſetzen. Worin liegt das begründet? — Ihre unmuthige Bemerkung, ſchöne Betty: die Dichtung beginnt mehr und mehr eine Sclavin der Zeitintereſſen zu werden — beantwortet dieſe Frage nicht ganz, ja, ſie gibt auch nicht einmal eine vollkommen paſſende Antwort darauf, aber doch den

---

*) Und wenn Jemand Einen von ihnen theilweiſe oder ganz erſetzen könnte, — wer würde ſich jetzt um ihn kümmern? wer kümmert ſich z. B. um Hebbel, oder wer ſelbſt z. B. um Mörike? H. B.

Schlüſſel dazu. Die Tagesintereſſen, ſagen wir beſſer, haben der Literatur gegenüber ihre Stellung vergeſſen, ſie haben ſich zudringlich in den Tempel der Kunſt eingeſchlichen.

Wenn wir dieſer Erſcheinung des unrechtmäßigen Vordringens der Tagesintereſſen näher nachſpüren wollen, ſo iſt vor allen Dingen nöthig daran zu erinnern, daß der Poet keine Religion zwar haben darf, daß man allerdings dagegen ein politiſches Glaubensbekenntniß von demſelben verlangen muß. Den erſten Punkt, die Religion betreffend, laſſen Sie uns übergehen; wir ſind ja einig, daß Homer ſo gut, als Oſſian, Göthe und Jean Paul, Schiller und Byron, trotz ihrer verſchiedenen Anſichten von Gott und Unſterblichkeit, im vorzugsweiſen Sinne des Wortes Dichter genannt zu werden verdienen; wir mögen die Romantik des Kloſterlebens und die freie Bergluft der Alpen, beides poetiſch nennen. Was dagegen die politiſche Seite des Dichters anlangt, ſo iſt hier zuvörderſt eine kleine Verſtändigung nöthig.

Daß die Poeſie ſich ganz fern von dem Intereſſe für Politik halten kann, davon hat unſer größter Dichter, Göthe, den ſchlagendſten Beweis geliefert. Es iſt bekannt, daß er unter ſeinen großen Zeitgenoſſen vielleicht der Einzige war, der die große franzöſiſche Revolution nicht verſtand, der theilnahmlos an dieſem Rieſenwerke der Geſchichte vorüberging, der ſie in ſeinem Bürgergeneral perſifliren konnte und mit dem Erwachen des Epimenides zu einer Zeit kam, wo die fluthenden Strömungen bereits in ihr gewöhnliches Bett zurückkehrten, als der deutſche Michel dem Schlummer bereits wieder in die Arme ſank. Auch Jean Paul ſteht der Tagesgeſchichte ferner — Schiller in ihrem Brennpunkte, und doch wird dies Dreigeſtirn ewig an unſerm Himmel glänzen. Sie ſehen daraus, liebe Freundin, daß Jemand, der den politiſchen Bewegungen ſeiner Zeit auch in ſeinen Werken folgt, ſo gut ein Dichter ſein kann, als Jemand, der ſich ferne von denſelben hält. Freiheit und Liebe, ſo könnte man ganz im Allgemeinen die Objekte der Dichtung bezeichnen. Das Richtbegreifen dieſer Objekte verſchließt den kaſtaliſchen Quell. Aber die Freiheit iſt auch möglich ohne ein emſiges Forſchen in der Tagesgeſchichte, ſie, die ja bekanntlich auch in Ketten denkbar iſt. Man braucht endlich nicht beſorgt zu ſein, daß der Poet, welcher der Tagesgeſchichte ſeine Aufmerkſamkeit nicht direkt widmet, nicht auf der Höhe ſeiner Zeit ſtehe. Er iſt ein Sohn der Zeit; er genießt ſo gut als jeder ſeiner Zeitgenoſſen die Früchte der vergangenen Jahrhunderte, er kann über die Schranken der Gegenwart, die ihn umgeben, ſo wenig hinaus, als ein minder begabter Genius, ihm müſſen ihre Schmerzen, müſſen ihre Segnungen zu Theil werden.

Die freie Richtung der Poeſie — ſag' ich — wer kann die verdammen? Aber das handwerksmäßige Ausbeuten des Wortes Freiheit, das eigennützige, kleinliche Befördern politiſcher Zwecke muß der Poet verſchmähen.

Man pflegt aber häufig in der politiſchen Salbaderei heutzutage das Kind mit dem Bade auszuſchütten. Man ſetzt dem Neuling, der in die Gefilde der Produktion eintritt, die Piſtole auf die Bruſt und fragt: „Welche Farben? welche Partei?“ Vortrefflich, daß wir für Farben und Parteien ſchwärmen; die ſegensreichen Folgen des innigen Zuſammenhaltens Gleichgeſinnter liegen in der Gegenwart zu klar am Tage, als daß ſie ſich beſtreiten ließen. Wigh oder Tory, Liberaler oder Ultra: dieſe Parteinamen gehen nicht durch England allein, durch Deutſchland oder Frankreich; ſie werden in jedem Staate, wo nicht Alles ſtagnirt, ſein und ſein müſſen. Vorwärts oder rückwärts — wir müſſen wählen, ein conſervatives Mittel iſt nicht möglich, weil die Zeit ſowohl, als die ſich heranbildende Menſchheit dem Beſtehenden feind und Veränderung Leben iſt. Nun gut denn, wir nehmen Partei. „Schön!“ ſagt Ihr und ſetzt die auf die Bruſt gerichtete Piſtole etwas ab, „nun aber das Glaubensbekenntniß, junger Mann. Du biſt kein Poet, wofern Du nicht unſere Farbe trägſt, wofern Du nicht auch, ſoviel an Dir iſt, in Deinen Werken die Intereſſen, die wir verfolgen, eifrig verficht'ſt!“ — In der Anmaßung dieſer Worte iſt Euer verkehrter Geſchmack, iſt, wenn Ihr Recenſenten ſeid, Euer ſchiefes und blaſirtes Urtheil begründet. Ja, wir müſſen für die Partei des Vorwärts oder des Rückſchritts uns entſcheiden, aber der freie Mann ſteht über ſeiner Partei, und dieſe Stellung, welche man auf den erſten Anblick für eine ſchwierige halten könnte, iſt nichts weniger als das; ſie einzunehmen iſt die leichteſte Aufgabe, die ſich denken läßt, wenn man erwägt, daß die Partei wegen der nothwendig großen Allgemeinheit ihres Begriffs dem Streben des Einzelnen nicht hinderlich ſein kann und die Individualität ſich nicht verläugnen läßt. Und Intereſſen, Ihr Herren, am allerwenigſten die Eurigen, ſoll ein richtiger Poet nun vollends nicht verfechten. Die Kunſt, der Satz iſt bekannt, iſt ſich ſelber Zweck, und wenn ſie förderſam auch für die Befreiung des Menſchengeſchlechts wirkt, ſo iſt das unbewußt. Ein Dom, der erbauet wird, kann den frommen Glauben, ſollte man meinen, nicht fördern, und doch thut er es und hat es gethan — fragt nur den Kölner Dom, er weiß ein Lied von alten Tagen bis auf die neueſte Zeit herab zu erzählen. Unſichtbar iſt das Walten des Schöpfers, ihm gleicht das des Genius. Er gibt ſein Werk — es mag und wird von ſelbſt ſeine Beſtimmung finden.

Wir ſind weit davon entfernt, liebe Betty, auf wahre Freiheitsſänger zu ſchelten; denn wir ſagten ja oben, die Freiheit ſei das Objekt der Dichtung, und wir fügen noch hinzu, ſie iſt das wahre Element des Dichters. Aber Zeit iſt es, hohe Zeit, dagegen zu opponiren, daß der Handel und Wandel auf dem Markte der Tagesbegebenheiten ſich Uebergriffe erlaube in die Propyläen der ſchönen Wiſſenſchaft.

Als mit dem Wiedererblühen deutſcher Wiſſenſchaft auch die deutſche Poeſie wieder Lebenszeichen von ſich zu geben begann, hatte man beinahe vergeſſen, daß jemals ein Poet auf dieſer Erde gewandelt. Es war dies die Zeit der größten Naivetät und Unbefangenheit. Der ehrſame Bürger dachte an keinen Ungehorſam gegen ſeinen Vorgeſetzten, der wohlweiſe Rath der Städte regierte durch Wort und Blick und verſtand vielleicht kaum den eigenen Namen aufs Papier zu kritzeln, der vereinſamte Gelehrte mußte ſeine Weisheit in alten verräucherten Pergamenten in den Thaten von Völkern, die Jahrhunderte bereits vor ihm verſtiebt waren, ſchwerfällig ſuchen. Man ſchien vergeſſen zu haben, daß die Gegenwart auch ein Stück der Geſchichte ſchreibe und hielt für die einzige geſchichtliche Perſon der Gegenwart vielleicht den Monarchen, unter deſſen Herrſcherlaunen man ſich beugte. Gedichte gab es — aber ſie wurden Carmina genannt. Zierlich, ſcherzhaft und gelehrt klangen die erſten Weiſen, welche die ſchöne Kunſt in dieſe Perrückenzeit verſandte, ſie waren ſo naiv, wie das deutſche Volk ſelbſt; man kannte die Cenſur nicht, ſie war überflüſſig, und wenn ja einmal irgend ein Spottgedicht unterdrückt wurde, ſo hat die Nachwelt nichts daran verloren. Mit der wachſenden Aufklärung, mit dem erwachenden Selbſtbewußtſein der Nation wuchſen und erwachten die Künſte. In mächtiger Art durchſchütterte die franzöſiſche Revolution unſer deutſches Vaterland. Bisher von dem geiſtigen Verkehr der Nachbarſtaaten abgeſchnitten, traten wir zum erſtenmal wieder ſeit langer Zeit mit großen, fremden Nationen in engere, wenn auch feindſelige Berührung. Wir ſahen, daß außerhalb der Gränzen unſers deutſchen Kaiſerreichs Nationen exiſtirten, die in ihren Inſtitutionen und in der Wiſſenſchaft uns weit hinter ſich zurückgelaſſen hatten. Wir erkannten, daß ſein Vaterland lieben nicht heißt, in geduldiger Apathie, nur um die eigene philiſtrös-behagliche Exiſtenz bekümmert, Gott und den Fürſten einen guten Mann ſein laſſen; der Name Freiheit klang vielleicht zum erſtenmal fremdartig und doch bekannt, wie die Reminiscenz aus einem alten vergeſſenen Traume, an unſer Ohr. Noch verſtanden wir den Sinn dieſes Namens nicht ganz, das durch Jahrhunderte in uns erwachſene Vorurtheil konnte nicht mit einem Schlage vernichtet werden, wir bedurften der Sammlung, wir mußten die Begriffe erſt in uns zurecht legen, ehe wir einſahen, daß die Amme der Gewohnheit uns nicht nährende Milch, ſondern langſam einſchläferndes Gift gereicht hatte. Zu dieſer Einſicht verhalf uns zunächſt die vorgeſchrittene Regſamkeit der deutſchen Wiſſenſchaft und die Blüthe derſelben, die deutſche Kunſt. Sie that dies unbewußt, und eben deshalb, weil ſie fern von jeder Abſichtlichkeit war, um ſo ſicherer und zuverläſſiger; ſie rief weder Eiferer, noch erbitterte Gegner hervor, ſie riß alle Parteien, weil ſie nur das Schöne bezweckte, und dies allgemeine Bewunderung erregen muß, zu gemeinſamem Enthuſiasmus hin und bereitete ſo für ihre ſegensreichen Wirkungen der Aufklärung Alles ohne Unterſchied auf gleiche Weiſe vor.

Wir haben jetzt einen ferneren Schritt vorwärts gethan, wir ſind zu der Erkenntniß gekommen, daß die Theorie nur um der Praxis willen da ſein ſoll, der Gelehrte iſt aus ſeinem Studirzimmer hinaus in das freie Leben getreten. Hier ſind zwei Klippen zu vermeiden: die eine, das zu ängſtliche Feſthalten an der Theorie, die andere, die übermäßige Schätzung der Praxis. Wir dürfen weder als wiſſenſchaftliche Pedanten die Verhältniſſe des Lebens auffaſſen, noch ſollen wir abſehen von allen Principien — die Mitte zwiſchen beiden Extremen zu halten iſt nicht leicht. Und daß dies der Fall, das hat der allgemeine Geſchmack, das hat die Kritik und das haben die jungen Poeten bewieſen, indem ſie die treue Gefährtin, die ihnen das Geleit bis auf den Höhenpunkt ihrer jetzigen Bildung gab, treulos im Stiche ließen.

Der allgemeine Geſchmack, ſag' ich, hat eine der Dichtung abholde Richtung eingeſchlagen, er hat von ſeinem Paniere, das in der klaſſiſchen Zeit die Worte Wahrheit und Dichtung trug, das zweite Wort geſtrichen. Die Konſequenzen des Verſtandes ſind auf Koſten des Gefühls überwiegend geworden, man fängt an zu vergeſſen, daß Vernunft nur da iſt, wo Herz und Kopf auf der richtigen Stelle ſitzen. Die bildenden Künſte Malerei, Bildhauerei und Mimik haben das vor der Dichtkunſt voraus, daß ſie das Intereſſe, ohne daſſelbe auf Nebenzwecke zu leiten, immer wieder auf ſich ſelber ſammeln. Eine Statue, ein Gemälde kann keine politiſchen Anſichten verfechten, der Dichter kann — leider! — Tendenzen haben. Aber er ſoll es nicht; und wenn er ſelbſt eine freiere Inſtitution in's Leben einführen könnte, er darf der Freiheit ſeiner Kunſt dies Opfer nicht bringen. Ich wiederhole, es iſt leider zu oft geſchehen! Beweiſen dies nicht die Zwittergeſchöpfe franzöſiſcher Romantik, die in den letzten Jahren in unzähligen Ueberſetzungen auch von deutſchen Leſern verſchlungen wurden, die ſogenannten Romane Eugen Sue's? Nein, ſagen Sie nicht, verehrtes Fräulein, dieſer Eugen Sue habe die Poeſie der untern Stände, der armen Leute geſchaffen. Jene Schilderungen aus dem modernen Spitzbuben- und Hetärenleben mögen treffend und wahr ſein, neu ſind ſie nicht. Sie waren im Gil-Blas und in den Bulwer'ſchen Romanen längſt gegeben, und nur den pikanten Reiz des Lokalen hat Sue voraus. Seine Tendenzen ſind deutlich genug aufgetragen; er ſchrieb um das Loos der arbeitenden Klaſſen zu beſſern und trat, um eine feindſelige Prieſterpartei zu ſtürzen, geradezu mit einer politiſchen Partei in Coalition. Er verkaufte ſeine Feder, und wenn auch das Edle ſeines Strebens Anerkennung verdient, ſo iſt es doch kein künſtleriſches zu nennen. Wer wollte ſagen, daß der ewige Jude oder die Myſterien ein Kunſtwerk wären? Wo bleibt die Einheit der Idee, wenn publiziſtiſche Maximen, bogenlange Abhandlungen über Kranken-, Irren- und Arbeitshäuſer nur der Kern ſind, der durch die Folie des poetiſchen Beiwerkes gehoben werden ſoll? Ihr zürnt der Propaganda, die ihre Traktätchen dem Volke vertheilt, und ſchmeichelt Ihr Eure Anſichten nicht auf eine gefährlichere Weiſe beim Volke ein? Ihr verdammt den Satz, der Zweck heiligt die Mittel, und ſind nicht jene Traktätchen in ihrer trocknen, ſich rein an die Sache haltenden Sprache aufrichtiger, als Eure Freiheitsbüchlein, die Ihr mit Poeſie verzuckert dem Volke bietet? Iſt das Volk nicht verſtändig und herangewachſen genug, daß Ihr ſtatt des freien, ſchlichten und männlichen Wortes dergleichen Ueberredungskünſte gebrauchen müßtet?

Wenn ſolcher Geſchmack an der Tagesordnung iſt und gefliſſentlich durch weitverbreitete Journale geſchürt und entflammt wird, ſo muß darunter die Würde, die Freiheit der Dichtung leiden, und um ſo mehr, je mehr auch die Kritik, welche ſich über die Gränzen des Schönen hinauswagt und an die Formen des Beſtehenden in Staat und Kirche ihren Maaßſtab anlegt, dieſer Geſchmacksrichtung Vorſchub leiſtet. Müſſen wir denn, frag' ich wiederholt, um eine neue Freundin zu gewinnen, das Verhältniß mit der alten, geprüften, nothwendig aufgeben? Muß die Nation, ſeitdem ſie zum politiſchen Selbſtbewußtſein erwacht iſt, nunmehr das Geſicht nur in ernſte, berechnende Falten legen und iſt ihr kein heiterer Zug verſtattet? Läßt ſich der Ernſt, auch in bedrängten Lagen, nicht mit einem heitern Gemüthe paaren? Man ſchlägt die Ergebniſſe des politiſchen Fortſchrittes mit Recht ſehr hoch an, aber man belügt ſich ſelber, wenn man ſagt, wir können zu dem Streben reiner Kunſt die Zeit nicht erübrigen, man handelt hinterrücks, wenn man ausſpricht, die Kunſt ſoll uns jetzt dienen, den Fortſchritt zu erobern.

Die Reſultate dieſer Anſichten konnten für die ſchöne Wiſſenſchaft nicht ausbleiben. Der Geſchmack der Zeit bildet ihre Söhne. Die jungen Poeten haben keine beſondre Schule durchgemacht. So kommt es, daß der junge Poet eher den Weltſchmerz, als die Welt kennt, eher zum Tadel und Zorne kommt, als zum Verſtändniß und Begreifen. Und ſo fehlt ihm die Baſis der Wiſſenſchaft, auf welcher nun denn doch einmal die Dichtung aufgebauet ſein muß, ſo verkennt er ſeine Stellung ſeinen Zeitgenoſſen gegenüber und verliert aus Ueberſchätzung ſeiner eigenen Fähigkeiten und Geringachtung fremder Kräfte diejenige edle Beſcheidenheit, ohne welche jede Selbſtkritik unmöglich iſt.

Wenn wir ſonach der jüngern Generation den Vorwurf der Voreiligkeit, der Frühreife machen, ſo ſind wir doch auf der andern Seite keine „Ruhmredner vergangener Zeiten." Wir wollen nicht unbedingt der idealen Richtung der früheren Jahre huldigen, aber auch nicht dem reinen Streben des Materialismus feindlich entgegentreten. Alles was die Zeit bringt, ſei genützt und geiſtig verarbeitet, nur müſſen wir den Geiſt der Materie begreifen lernen und dadurch ſie beherrſchen. Für Täuſchungen, auf denen unſere religiöſe und bürgerliche Exiſtenz bisher mit ihren tiefſten Wurzeln ruhete, und welche uns der entfeſſelte Geiſt der Aufklärung nahm, müſſen wir eine andere ideale Baſis haben; fortlaufend und nicht zerſtückt müſſen dieſe geiſtigen Elemente an einander gereihet werden. Wir ſollen aber auch nicht völlig den früheren Standpunkt vergeſſen; etwas Gutes, etwas Wahres muß auch in den früheren Anſichten gelegen haben. Weshalb ſollen wir das Gute mit dem Schlechten verwerfen? Sollen wir die deutſche Treue, das deutſche Herz und Gemüth für die Vortheile aufgeben, welche uns das feine und gebildete franzöſiſche Staats- und Geſellſchaftsleben bietet? Müſſen wir der ſtaatlichen Entwickelung das Intereſſe an der Kunſt zum Opfer bringen?

Halle,
Druck von Fr. W. v. Colbatzky.

In derſelben Verlagshandlung erſchienen früher:

Kleine Schriften

von

R. E. Prutz.

1847. 44 Bogen. 2 Bde. 8. geh. 3 Thlr.

Shakſpeare's Macbeth

erläutert und gewürdigt

von

Robert Heinrich Hiecke,
Conrector und Profeſſor am Gymnaſium zu Merſeburg.

10 Bogen. gr. 8. geh. ¾ Thlr.

Dieſe Abhandlung des durch ſeine bisherigen Leiſtungen rühmlichſt bekannten Herrn Verf. fand ſeit der kurzen Zeit ſeines Erſcheinens ſchon ſo allgemeinen Beifall, daß es überflüſſig ſein möchte, hier noch etwas Weiteres zur Empfehlung obiger Schrift anzuführen.

Ausführlicher und aufs Günſtigſte beurtheilt wurde dieſe Schrift bis jetzt ſchon: Theater-Chronik Nr. 36. — Berl. Literat. Nr. 39. — Hall. Literat. Zeitung Nr. 151. u. 152. — Grenzboten. — Cölner Zeitung. — Marbachs Literatur- und Kunſtbericht Nr. 35. — Zeitung für ſpekulative Philoſophie. 1846. 1s Heft. — Blätter f. Literar. Unterhaltung 1846. Nr. 295. 96. —

Der Herr Verf. hat verſucht, Freunde der Poeſie, welchen zu umfaſſenderen Kunſtſtudien die Muße gebricht, vom Standpunkt der neuern Aeſthetik aus in das Verſtändniß einer der größten dramatiſchen Schöpfungen einzuführen. Mit Rückſicht auf das Bedürfniß jüngerer Leſer hat er dabei einen methodiſchen Fortſchritt vom Leichtern zum Schwierigern beobachtet und zuerſt den Gang der Handlung verfolgt, dann ſämmtliche Charaktere entwickelt und endlich die Idee des Stückes dargelegt. Auf dieſe zergliedernde Betrachtung folgt die kritiſche Würdigung, wobei das Verhältniß des Shakſpeare'ſchen Werkes zu der alten Macbeth-Sage und zu der Schiller'ſchen Bearbeitung für die deutſche Bühne ausführlich zur Sprache kommt.

Das heilige Land
und die angrenzenden Landſchaften.

In anſchaulichen Schilderungen

dargeſtellt von

Ferdinand Bäßler,
Diaconus zu Freiburg a. d. U.

13 Bogen kl. 8. geh. $^1/_2$ Thlr.

Der Herr Verf. ſagt in der Vorrede: „Chriſtlichen Religionslehrern zunächſt, welche mit mir von der Nothwendigkeit einer deutlichen Anſchauung des bibliſchen Schauplatzes überzeugt ſind und für dieſes Bedürfniß noch nicht hinreichende Abhülfe gefunden haben, hoffe ich durch vorliegende Darſtellung einigen Dienſt zu erweiſen. Zugleich aber war mein Beſtreben, dieſelbe nach Inhalt und Form geeignet zu machen, um gebildeten Leſern überhaupt ein Intereſſe für dieſen Gegenſtand abzugewinnen oder zu befriedigen. Sie ſoll ein Leſebuch ſein, welches zwiſchen Lehrbuch und Reiſebeſchreibung die Mitte hält. Mit dem erſteren hat ſie den didaktiſchen Zweck und den planmäßigen Gang gemein; der letzteren dagegen nähert ſie ſich, inſofern ſie durch die Abſicht eine zuſammenhängende, ſtetig von Punkt zu Punkt fortrückende und vorzugsweiſe dem Maleriſchen zugewendete Schilderung giebt."

Aus dem Kaiſerſtaat.

Aus dem Kaiſerſtaat.

Schilderungen aus dem Volksleben

in

Ungarn, Böhmen, Mähren, Oberöſterreich, Tyrol
und Wien.

Von

Heinrich Pröhle.

Wien.
Verlag von Carl Gerold.
1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Carl Gerold und Sohn.

An eine Dame in Frankfurt a. M.

Ein von Ihnen, verehrteſte Frau Profeſſorin, ſchon ſeit einiger Zeit freundlich erwartetes Buch kommt zu Ihnen von der Donau an den Main. Dieſelbe Richtung, denſelben Weg hat oft die Sehnſucht des Verfaſſers aus Oeſtreich genommen, und gern raſteten ſeine Gedanken an den langen Winterabenden in Frankfurt am Herde des biederen Abgeordneten von Halle. Wenn dann Duncker aus der Paulskirche nach Hauſe kam, zumal um die Weihnachtszeit, wo man die Löſung der deutſchen Kaiſerfrage ſo nahe bevorſtehend dachte, dann war es mir wohl, als müſſe ich ihm die Taſchen nach Scepter und Reichsapfel durchſuchen; die Profeſſoren, ſo hatte ich oftmals hier ſpotten hören, trügen dieſe Dinge zur Chriſtbeſcherung für das deutſche Volk in der Taſche. Trotz ſolchen Geſpöttes aber gehen die deutſchen Gedanken der Jugend in Oeſtreich immer wieder auf die Wanderſchaft nach Frankfurt und Deutſchland. Damit iſt freilich die öſtreichiſche Frage nicht gelöſt. Aber ich mag dieſes Buch nicht in die Welt ſenden, ohne in demſelben dieſe Richtung anzudeuten und den Hut nach Deutſchland hinüberzuſchwenken.

Bald werde ich ſelbſt wieder da „draußen“ ſein, und ich mache heute noch einmal einen Gang durch die Straßen der Kaiſerſtadt. Welch heiteres Genießen deutet hier Alles an! „Maroni, wie in Italien,“ leſen wir dort, „Grinzinger Heurigen, 48 Kreuzer die Maß,“ dort an einem niedrigen Hauſe, und werfen einen dankenden Blick zum heitern blauen Himmel hinauf, daß im ſchönen Oeſtreich, wie man es mit Recht nennt, auch der Ärmere ſich mit köſtlichem Weine das Herz laben kann. „Vetter, ſchaffen's a Karpfen?“ ruft es von allen Seiten, wie wir über den Fiſchmarkt gehen, wohl hundert nervige Arme greifen in die kühlen Wannen, und bald glänzt die noch friſche, funkelnde Faſtenſpeiſe überall vor unſerm Geſichte zum Zeichen, daß man auch an einem Faſttage hier nicht verhungern wird. — Das iſt ein Leben! O, Wien!

Wer jetzt nach Wien käme, und, ohne ſich ſonderlich um die Stimmung der Menſchen zu kümmern, durch die Straßen ſchritte, der würde vielleicht nur wenig ahnen von dem, was wir in letzter Zeit Großes und Furchtbares erlebten, und was uns niemals aus dem Gedächtniſſe verſchwinden kann. Noch dauerte innerhalb der Stadt ſelbſt der Belagerungszuſtand, da wurde ihr derſelbe von außen auf's Neue durch die Waſſerfluthen erklärt, und man hörte das Volk in Wien klagen: die Donau ſei ärger als die Sereſchaner, denn dieſe hätten doch angeklopft, wenn ſie ungebeten zu einem Bürger in die Stube gekommen ſeien. Zuletzt aber kam der Sturm, der Menſch fand im innerſten Heiligthum ſeines Hauſes keine Ruhe mehr, die Gebäude ſchienen lebendig zu werden: das war ein trotziges Oeffnen und Zuſchlagen der Thüren, die Dächer wohl gar wurden von unſichtbarer Hand abgehoben, wie in jenem Raimund'ſchen Stücke, wo plötzlich aus dem Dache eines Hauſes und überall Geſpenſter herausſchauten. Das Alles mußte der gemüthliche Wiener erleben! Eine kleine enge Straße, in der die Ziegel auf den Dächern beſonders unheimlich klapperten, war aus Vorſicht von der Polizei durch Barrikaden abgeſperrt. Sie gehörte dem Sturm!

Wenden wir von dieſen Naturerſcheinungen den Blick zur Betrachtung jener großartig-merkwürdigen, der Geſchichte des Jahres 1848 angehörenden Begebenheiten, deren Ausgang insbeſondere der zweite Abſchnitt dieſes Buches ſchildert, ſo kann hier, wo wir das Gebiet menſchlicher Selbſtbeſtimmung aufſuchen, ſogleich die ganze Kette der Ereigniſſe, welche ſich vom März bis October vor uns ausdehnt, nach einer gewiſſen Seite hin, zumal dem Fernſtehenden, wie ein pſychologiſches Räthſel erſcheinen. Es wäre thöricht, dieſes hier ſo in der Kürze löſen zu wollen.

Indeſſen Manches erklärt ſich ſchon aus der größeren Friſche und Unmittelbarkeit, durch welche Oeſtreich ſich bekanntlich von jeher von dem übrigen Deutſchland unterſchieden hat. Hier geht Alles gleich in Fleiſch und Blut über, und kaum exiſtirt etwas, ſo greift es auch ſchon auf's Wirkſamſte in die Kette der zeitgeſchichtlichen Erſcheinungen ein. So war es ſeit dem März namentlich mit der Idee der Volksbewaffnung. In Oeſtreich weiß man nichts von den Spöttereien auf die Bürgerwehr (hier Nationalgarde genannt), in denen leider der preußiſche Witz ſobald Veranlaſſung hatte ſich zu erſchöpfen. Ein ſo friſcher Menſchenſchlag, wie der hieſige, fand ſich auch in das Waffenhandwerk bald hinein. Und wenn man in Deutſchland zu der Zeit, als die Jugend zuerſt lebhaft von dem Gedanken an die Einheit des Vaterlandes ſich durchdrungen zeigte, nur ſah, wie ſie in verwickelten Umtrieben ſich vergeblich bemühte, das Heft der Gewalt an ſich zu reißen, um ihre Pläne durchzuführen, ſo hat dagegen Oeſtreich in der Periode ſeiner Entwicklung, wo es zuerſt den ſchönen Traum von Deutſchlands Einheit recht lebhaft träumte, uns in der That das, wenn auch kurze und höchſt bedenkliche, doch immerhin für den Zuſchauer prächtige Schauſpiel einer Studentenherrſchaft gegeben.

Auf der andern Seite aber war Alles, was für den Augenblick keine volle Lebenskraft hatte, was (ich bediene mich abſichtlich eines ſehr weitbauſchigen Ausdruckes) nicht *zeitgemäß* war, hier in Wien auch durchaus nicht im Stande eine Zeitlang ein halbes Daſein zu friſten. Beſonders merkwürdig iſt mir in dieſer Hinſicht immer das Schickſal vorgekommen, das der Verſuch hatte, die in Berlin ſo berühmt gewordenen Conſtabler, welche trotz alledem und alledem dort zuletzt doch Wurzel gefaßt haben, in anderer Weiſe auch hier einzuführen. Einige Männer aus den höchſten Ständen unternahmen es im vorigen Sommer, als Conſtabler das Anſehen des

Geſetzes zu ſtützen. Einer derſelben, ein alter, vornehmer, allgemein geachteter, reicher Herr ging, durchdrungen von ſeinem erhabenen Beruf, mit zugeknöpftem Oberrock über die Straße. Er traf auch bald auf einen kleinen Straßenkrawall, trat heran, knöpfte den Rock auf, zog ein weißes Stäbchen hervor und legte es einem der Rädelsführer ganz ſanft auf die Schulter. Alles ſtaunte über dieſe engliſche Keckheit; man nahm den vornehmen Herrn mit dem weißen Stäbchen ſogleich feſt und war anfangs nur darüber unſchlüſſig, ob man ihn in's Gefängniß oder in's Irrenhaus bringen ſolle. Noch ſchlimmer erging es einem andern Wiener Conſtabler, einem Grafen von Geburt. Den ſtattlichen, für Geſetz und Ordnung erglühenden jungen Mann hatte ein Miniſter ſich zu ſeinem beſtändigen Begleiter ausgewählt. Bald aber mußte er aus dieſer Stellung über Hals und Kopf fliehen, und mit einem jungen Weibe, die im Wochenbette lag, die Stadt verlaſſen. Als er ſpäter in Wien einmal dringende Geſchäfte hatte, kannte er zum Glück einen meiner Freunde, der Profeſſor am Muſikconſervatorium iſt; dieſer hatte einen Vetter im Sicherheitsausſchuß, dieſer empfahl ihn einem Mitgliede des Studentencomité's, und der Student bewilligte dem gräflichen Freunde der geſetzlichen Ordnungen einen Aufenthalt von vierzehn Tagen . . . Ach, Madame, ſo war Wien im Jahre 1848! —

Wollen Sie mir nun noch ein Wort über dieſes Buch ſelbſt geſtatten? Es ſoll damit Ihrem ſcharfen und geiſtvollen Urtheile keineswegs vorgegriffen werden.

Der beſcheidene Theil der deutſchen Literatur, dem dieſes Buch angehört, diejenige Gattung der Reiſeliteratur, welche mehr der Unterhaltung als der Belehrung dient, hat, wie mir ſcheint, in neuerer Zeit in der Form einen nicht unbeträchtlichen Fortſchritt gemacht. Ein Mann, der, in Böhmen gewählt, jetzt auch in der Paulskirche ſitzt, hat im Verlaufe ſeiner literariſchen Thätigkeit dieſe Entwickelung am Reinſten dargeſtellt. Es begleitet den Autor jetzt nicht mehr auf der Wanderſchaft jene unbändige, hüpfende Phantaſie, welche ihm bald weit voranſprang durch die grünen Felder, bald weit hinter ihn zurückeilte; es gilt nur noch die Betrachtung und die ſchöne Darbietung des Angeſtaunten und Erlebten. Die Reiſeliteratur iſt in gewiſſem Sinne ernſter geworden, wenn auch keineswegs blind für die Schönheit und Heiterkeit der Erde. Die Anfänge eines großartigen öffentlichen Lebens haben hier raſch ihre Wirkungen geäußert. Es gilt nichts mehr die Perſon des Autors mit ihren antiquirten Späßen. Die Frivolität iſt verſchwunden. Wo ſind ſie hin, die commis voyageurs, welche noch noch vor Kurzem bei allen ſeinen Reiſen neben dem Touriſten ſaßen? Er ſchreitet jetzt dahin durch Gruppen politiſch erregter Männer und iſt mehr und mehr in den Dienſt der Zeitgeſchichte eingetreten. Selbſt das landſchaftliche Element, dieſe bedeutende Errungenſchaft moderner Kunſt und Literatur, kann in den neueren Reiſewerken keine einſeitig vorwiegende Geltung mehr beanſpruchen. Sogar auf der ſtillen Wanderung durch herrliches Gebirge, — mögen die Blätter von den Bäumen rauſchend fallen, mögen die Zweige wieder grünen: das Edelſte und Höchſte und der Betrachtung Würdigſte bleibt auch inmitten der freien Natur immer er, unſer Bruder, der Menſch!

Unſere Reiſeliteratur war in neuerer Zeit vorzugsweiſe in den Händen der ſogenannten Demagogen, denen Verfolgung und Verbannung reichlich Gelegenheit gaben, ſich dieſen Planeten zu beſchauen und vieler Menſchen Städte und Gewohnheiten zu ſehen. Neuerdings in das Vaterland zurückgekehrt, ſcheinen ſie mehr oder weniger zu den politiſch Befriedigten zu gehören. Von ihnen vielleicht ſtammt jener Zug des Ernſtes, ja, der Schwermuth, von ihnen auch eine gewiſſe Mäßigung und eine gewiſſe Beſchränkung auf wenige große Grundideen, welche wir an den politiſchen Anſichten der meiſten neuern Touriſten bemerken. In allerneueſter Zeit muß auch die Erfahrung, daß aller Orten die gedankenloſe Menge, bald mittelbar, bald unmittelbar einer neuen Knechtung des Menſchengeſchlechtes in die Hände arbeitet, das Herz zur Mäßigung und zum Anſchluß an jene Gemeine von Gebildeten ſtimmen, welche von den Errungenſchaften der Neuzeit zu retten ſucht, was noch zu retten iſt. Was mich betrifft, ſo werde ich mich glücklich ſchätzen, wenn Sie finden, daß ich hinter dem bezeichneten Fortſchritte dieſer Gattung der Literatur nicht zurückgeblieben bin. Ein Umſtand gibt mir den Muth dieß zu hoffen: unwillkürlich nämlich hat ſich immer mein Auge dem Volksleben zugewendet, wodurch vielleicht ein Element der Objectivität in dieſe Skizzen gekommen iſt, das an und für ſich der Darſtellungsweiſe des Verfaſſers wohl nur zu ſehr mangelt.

Mein erſter Aufenthalt in Oeſtreich umfaßte den Herbſt des Jahres 1847. Er war eine ſtille Wanderung durch anſehnliche Länderſtrecken des Kaiſerſtaats, die einen tiefen Eindruck zurückließ. Zum zweiten Male reiſte ich, durch zwei von mir hochverehrte Männer dazu veranlaßt, anfangs October vorigen Jahres hieher. Welche Veränderung in einem einzigen Jahre! Welche Thätigkeit, welches Streben bei den Einzelnen wie bei den Nationen! Welches Durcheinanderirren, welches Hülfeſuchen! Freund Schmidt, den Sie ja kennen, begegnete mir eines Tages, das Haupt voll Sorgen, als Führer der ſächſiſchen Nationaldeputation aus Siebenbürgen. Mancher aber, mit dem ich in Ungarn vor einem Jahre traulich beim Glaſe geſeſſen hatte, baute dort jetzt Schanzen, oder commandirte kleine Feſtungen und hielt ſich tapfer.

Eine Löſung der in Bezug auf Oeſtreich jetzt ſchwebenden Fragen wird in dieſem Skizzenbuche Niemand ſuchen. Wer indeſſen von demſelben ein ſchärferes Urtheil über einzelne Vorfälle erwarten ſollte, der wolle bedenken, daß es in einer Buchhandlung am Stephansplatze erſcheint . . . Für den aber, der aus dieſen harmloſen Schilderungen das Mitgefühl nicht herausläſe, das der Verfaſſer unter dem Wechſel der Ereigniſſe empfand, hätte ich nicht geſchrieben.

Und ſo überlaſſe ich Sie, und jeden meiner Leſer, den guten Geiſtern dieſes Buches: der weiſe Schiffer von Gmunden wird zu ihm kommen und ſagen, was er denkt und wie er's meint; der Schwabacher wird auftreten und lauſchend das Ohr hinhalten; in jenem Waldwinkel des Baierlandes, der zwiſchen Oberöſtreich und Tyrol eingeklemmt iſt, wird das bairiſche Gretchen nicht auf ſich warten laſſen, und auch die ſittſame öſtreichiſche Lenore, welche den verlornen Mühlknappen ſucht, wird nach Beendigung der Octoberkämpfe nicht ausbleiben.

Wien, am 1. Februar 1849.

I.

Skizzen

aus

Böhmen, Ungarn, Ober- u. Nieder-Oeſterreich und Tyrol.

1.

Böhmiſche Muſikanten in der ſächſiſchen Schweiz. Deutſche und öſterreichiſche Studenten. Der Wallfahrtsort Mariaſchein.

Töplitz, Herbſt 1847.

Für den Norddeutſchen, der zum erſten Male über Dresden hinauskommt, öffnet ſich in dem reizenden Elbthale eine neue Welt. Nicht leicht werde ich des Eindrucks vergeſſen, den ich aus einem Dorfe vor Pillnitz, wo ich in einem Bauernhauſe einkehrte, hinwegnahm. Neugierig betrachtete die junge Bauerfrau den fremden Gaſt, und ein kleiner ſchöner Knabe, der auf allen Vieren im Hausflur umherkroch, hielt vor ihm ſtill, und ſah ihn mit ſeinen großen Augen lange verwundert an. Der Bauer ſchnitt die reifſten und ſchwerſten Trauben von den Reben, welche die Fenſter ſeines niedrigen Hauſes beſchatteten, für mich ab und brachte ſie mir zu dem Seſſel, den er mir mitten im Hausflur hingerückt hatte. In der Stube drinnen, meinte er, ſei es zu dunſtig für mich, aber hier ſei die Luft kühl und ſchön: wirklich duftete der heurige Obſtſegen aus einem neben mir ſtehenden Troge, in dem der Großvater friſche Aepfel zerſtampfte, mir überaus kräftig und lieblich entgegen. „Willſt mitgehen mit dem Vetter?“ fragte die Mutter den Buben. Ein ernſthaftes ſtolzes „Na“ (nein) war die Antwort.

Lenkt man aus dieſem fruchtbaren Thale die Schritte nur wenig zu Seite, ſo befindet man ſich bald mitten im Gebirge. Laſſe ſich Niemand durch den fatalen Namen der „ſächſiſchen Schweiz“ von dieſen Bergen abſchrecken: ſie lohnen den Beſuch reichlich. Steht auch hier über einer Mühle im Thale „Conceſſionirtes Gaſthaus zur Erholung für Schweizreiſende,“ ſo ſind doch die Wangen der Müllerin, welche dort den friſchen Trank beut, wie Milch und Blut, und in dem jungen Tannenwalde, welcher auf einer Tafel die Inſchrift trägt „Cultur No. VI“ gedeiht die Waldeinſamkeit ſo gut als in den thüringiſchen Wäldern oder im Harz. Die Felſen ſelbſt ſind von einem Poeten aus der wirklichen Schweiz in einem Gedichte kritiſirt worden; er meinte ihnen ſeine Anerkennung, ſelbſt im Vergleich mit den Gletſchern ſeiner Heimath nicht verſagen zu dürfen, wenn er gleich auf ihren Gipfeln ein „Hämpfel Schnee“ (Handvoll Schnee) ſchmerzlich vermißte. Und wer nun auch die Fremden vergeſſen könnte, die „mit Vergnügen und Erbauung,“ wie es im Fremdenbuche auf dem großen Winterberge heißt, hier die Natur betrachten, der könnte ſich hier in der That recht wohl fühlen.

Mich aber trieb es nach Böhmen, und Alles mußte mich an dieſes märchenhafte Land gemahnen! Böhmiſche Muſikanten ſpielten überall in der ſächſiſchen Schweiz; auf dem großen Winterberge ein blinder alter Mann, der gewiß mit großer Anſtrengung den kurzen Weg von der böhmiſchen Grenze hierher täglich zurücklegt; auf dem Kuhſtall ein Paar Harfeniſtinnen und auf der Baſtei eine ganze Muſikbande Sie zog Abends ſpät hinab in das nächſte Dorf, und war am andern Morgen mit dem Früheſten wieder oben, um der verweltlichten Geſellſchaft zunächſt die Melodie eines geiſtlichen Morgenliedes vorzublaſen, während die Marqueurs den Kaffee ſervirten und die Gäſte bald zu dieſem bald zu jenem ſchönen Punkte durch einander rannten. Dieſe Muſikanten hatten ihren Platz unter einem Baume genommen, der ihnen Schutz vor Wind und Wetter gewährte und den ſie auch dann nicht verließen, wenn ſie in ihrem Spiele eine Pauſe machten; ſo ſtanden ſie Niemand im Wege und wurden auch vom Wirthe in ihrer ſtillen Weiſe während der ganzen ſchönen Jahreszeit dort gern geduldet, obgleich ſie keineswegs von ihm in Sold genommen waren, ſondern ſich ihren Lohn von den Reiſenden in ſächſiſchen Neugroſchen erbetteln mußten. — Solche böhmiſche Muſikbanden dringen oft tief hinein bis nach Rußland; in Oeſterreich, Ungarn und Siebenbürgen, in Baiern, Preußen und Sachſen ſind ſie nicht ſelten. Namentlich auf den Straßen Leipzigs hört man ihre melancholiſchen Hornklänge faſt von jeder der engen Pforten her erſchallen, welche die langen, mit Waaren beſtellten Höfe mit den Straßen verbinden. Beſonders aus dem Königgrätzer, Jungbunzlauer, Leitmeritzer und Saatzer Kreiſe gehen die meiſten Muſikertrupps auf Reiſen. „Dort — ſagt Elsner — erwacht die Liebe zur Muſik ſchon frühzeitig im Knaben, wenn er als Hirt auf ſeiner Schalmei bläſt, und der Wiederhall ihm die Töne ſchmeichelnd zurückbringt.“ Das berühmte Muſikconſervatorium zu Prag bildet junge Leute, welche ſich zum Lehrerfache vorbereiten. Wenn dieſe dann auf dem Lande angeſtellt werden, ſo iſt es ihnen leicht, dort ein Muſikchor zu bilden. Nun werden bei jeder Gelegenheit feierliche Ständchen gebracht, zum Namenstage der Grundherrſchaft, zu Faſtnacht, bei Hochzeiten. Bald iſt auch ein Ball im Gange, und da wird bei der künſtlich eingeübten Muſik der Redowak, der alte böhmiſche Nationaltanz, nicht vergeſſen. Iſt nun eine Geſellſchaft durch den Schulmeiſter vollſtändig eingeübt, ſo erwacht in ihr die Reiſeluſt, oder vielmehr das Verlangen, in der Fremde eine kleine Summe Geldes zu erwerben, um ſich ſpäter in der Heimath für einige hundert Gulden ein kleines Beſitzthum zu kaufen. Es wird ein Direktor für die Reiſe ernannt, der bei der Theilung des Gewinnes einen unbedeutenden Vorzug hat. Die Kaſſe wird öfters getheilt, damit Jeder ſeinen Antheil ſelbſt in Sicherheit bringt. Jeder trägt das Seinige bis zur Heimkehr mit ſich herum, höchſt ſelten ſchickt Jemand ſeinen Gewinn nach Hauſe; theils ſcheut man das Porto, theils fürchtet man die freundſchaftlichen Diebe. Obgleich nun von einer ſolchen Muſikbande oft jeder ſeine hundert Gulden in der Taſche hat, ſo leben doch Alle höchſt einfach; daß einer unterwegs liederlich wird, ſoll beinahe ohne Beiſpiel ſein. Von ſolchen Zöglingen der böhmiſchen Schulmeiſter mögen aus den

Kreiſen Königgrätz, Jungbunzlau, Leitmeritz und Saatz fortwährend einige Hundert im Norden unterwegs ſein, welche nicht unbedeutende Summen zurückbringen.*)

Mit einem Jenenſer Studenten, den ich auf dem Winterberge getroffen, wanderte ich eines ſchönen Sonntags über die böhmiſche Grenze. Uns hatten ſich drei Amerikaner, welche in Berlin die Rechte ſtudiren, angeſchloſſen, d. h. wir ſahen ſie, die in den Urwäldern an größere Strapazen gewöhnt waren, die ſchweren Felleiſen auf dem Rücken tragend, in Einer Reihe vor uns herſchreiten und hier oder dort ſich lagern, um uns nachkommen zu laſſen.

Zwiſchen dem Prebiſchthore und dem Winterberge waren auf dem Boden, über den der Weg führte, noch die Spuren des letzten Waldbrandes ſichtbar. Kaum eine halbe Stunde hatten wir dieſe Brandſtätte hinter uns, als ein böhmiſcher Bettler, der die Medaille aus dem Befreiungskriege trug und hier mitten im Gebirge von Almoſen lebt, uns auf unſere Frage erklärte, daß wir die öſterreichiſche Grenze bereits überſchritten hätten. Sie läuft durch eine tiefe, wilde Schlucht, welche nur von einem Felſen durchſchnitten wird, über den der Weg führt. Jetzt wehte uns denn auch ſchon die öſterreichiſche Fahne entgegen vom Prebiſchthore, woſelbſt wir den erſten „Finanzſoldaten" vorfanden, einen Mann von äußerſt martialiſchem Ausſehen, der aber die Grenze wenig zu beachten ſchien, ſondern ſich mit einer kleinen Frau, vermuthlich ſeiner Ehehälfte, bei dem Wirthe gütlich that. Nur Einem der Nordamerikaner, der ſein Ränzel ablegte, warf der Grenzjäger einen Blick zu, der zu ſagen ſchien, daß er das Recht habe, ſeine Sachen zu viſitiren und ſeinen Paß zu prüfen. Wir begegneten noch vielen dieſer Finanzſoldaten. Die Büchſe nachläßig über die Schultern geworfen, das dampfende Pfeifchen im Munde, gingen ſie höflich grüßend an uns vorüber; alle ſchienen ſie den Sonntag zu feiern, und wenn ſie auch jetzt bei der Dämmerung in die Wälder ſchlichen, um den Paſchern aufzulauern, ſo redete uns ſelbſt vor den Grenzzollämtern doch keiner offiziell an; unſere ganze fröhliche Geſellſchaft hätte ohne Paß nach Oeſterreich hinein gekonnt. So gelangten wir auf einem Pfade, der Anfangs vom Prebiſchthor über Wurzeln und Baumſtämme ſteil bergab läuft und dann noch eine Stunde weit ſich ein ſchönes Thal entlang zieht, in die erſte größere böhmiſche Ortſchaft. Es iſt Hernskretſchen; ein gar anmuthiges Dorf, vor deſſen ſtattlichen, großentheils neuen Häuſern man mit Vergnügen ſtehen bleibt, um die landesübliche Bauart zu betrachten. Eine ſteinerne Treppe führt zu einem ſteinernen Oberbau, der ſich als erſtes und einziges Stockwerk über einem gewöhnlichen Blockhauſe erhebt. Vor dem erſten Stockwerke läuft noch eine Art von hölzerner Halle hin. Die Dächer ſind mit Holzſchindeln gedeckt. Auch die neuen Häuſer ſind in Hernskretſchen ſo gebaut, mit Ausnahme eines einzigen am Eingange des Ortes, welches durch ein Hirſchgeweihe über der Thüre als die Amtswohnung des Förſters bezeichnet wird. Durch dieſes Dorf folgten wir dem Laufe eines Fluſſes, an dem ein ſchöner Weg hinführt und der dicht vor Hernskretſchen ſein klares Waſſer in die Elbe ergießt. Unweit ſeiner Mündung ſteht ein großes, ſehr anſehnliches Wirthshaus, das uns zum Uebernachten empfohlen war. Aber der Anblick des ſternhellen Himmels und des prächtigen Stromes verſcheuchte den Gedanken ſchon unter Dach und Fach zu gehen und die Amerikaner, welche nicht weiter nach Böhmen hinein wollten, mietheten einen Schiffer, der ſie noch dieſen Tag den Strom hinab bis

---

*) Vgl. die Zeitſchrift „Moravia“ von 1847.

Schandau fahren ſollte, während wir Andern bis Niedergrund, eine Viertelſtunde an der Elbe hinauf, zu gehen beſchloſſen.

Reichlich wurden wir dafür belohnt, daß wir an dieſem wohleingerichteten Gaſthofe vorbei gegangen waren, wenn gleich der Weg nach Niedergrund beſchwerlicher war als wir gedacht. Er zog ſich ziemlich ſchmal zwiſchen dem Buſchwerk am Abhange des hohen Elbufers hin; noch etwas höher hinauf lagen dann und wann einzelne Häuſer, vor denen Mädchen und Burſchen, unter dieſen jedesmal auch wieder einige junge Finanzſoldaten, in der Dämmerung beiſammen ſaßen, mit Scherz, Geſang und herzlichem Lachen den Sonntag beſchließend. Auf unſere Frage nach dem rechten Wege anwortete von allen Häuſern aus mehrſtimmig fröhlicher Zuruf. Obgleich nun aber Alles uns ermahnte, die ſchmale Mittelſtraße nicht zu verlaſſen, ſo lockte doch der Strom und eine Wieſe, welche zwiſchen ihm und dem hohen Ufer lag, uns bald tiefer hinab. So befanden wir uns denn plötzlich auf ſumpfigem Boden und mußten wieder ſteil emporklimmen, um den verlaſſenen Pfad zu finden. Er führte uns endlich gerade in eine Fiſcherhütte hinein, wo ein Fährmann wohnt, der uns nach Niedergrund über die Elbe ſetzen mußte. Es war bereits völlig Nacht geworden, als wir von dieſem Hauſe und abermals von dem ſteilen Elbufer abwärts, dem Strome zuſchritten. Auf einer Stiege von hingelegten Steinen ging der Schiffer voran; bald ſaßen wir in ſeinem Kahne, aus dem er nochmals nach ſeiner Hütte hinaufrief. Alsbald kamen ein Paar Kinder mit einem beſſeren Ruder herabgeſprungen, um es dem Vater zu bringen; nicht lange darauf waren wir in Niedergrund.

Wir hatten nun freilich wohl noch eine Viertelſtunde zu gehen bis wir zur Ruhe kamen. Niedergrund, ein großes Dorf, beſteht nur aus Einer Reihe von Häuſern, welche ſich ziemlich weit an der Elbe entlang hinzieht. Zwiſchen dieſer Häuſerreihe und der Elbe läuft ein ſchöner, breiter Fußweg hin. Gleich das erſte Haus iſt eine Schifferkneipe; ſie liegt ſehr hoch und mag eine herrliche Ausſicht auf die Elbe darbieten, weßhalb ich große Mühe hatte den Jenenſer Studenten von dem Gedanken, dort auf einer Streu zu übernachten, abzubringen. Unſer Fährmann hatte uns das Caſino, welches er „die Caſine“ nannte, empfohlen. Wir traten hier in die Wirthsſtube; ſie war gedrängt voll, jedoch nur von Beamten, welche rauchten und tranken, und deren eine ſo große Anzahl hier verſammelt war, wie man ſie auf einem Dorfe ſchwerlich erwartet hätte. Der Wirth in der Caſine, welcher, wie wir ſpäter erfuhren, Niemand während der Nacht beherbergen durfte und es nicht für möglich zu halten ſchien, daß ſo viele Beamte für zwei Perſonen die Augen zudrückten, erklärte jedoch nur Einen von uns aufnehmen zu können und ſchickte uns, da wir dies nicht annahmen, in den dritten Gaſthof, am Ende deß Dorfes. Er war ſchwer zu finden, da ein paar Mädchen, welche im Mondenſcheine luſtwandelten und uns dreiſt eine Strecke weit auf dem breiten Fußwege begleiteten, eine nach der andern in den Häuſern an der Seite verſchwanden. Endlich fanden wir ihn aber doch neben der Kirche, hinter einer am Wege liegenden Mühle verſteckt. Zuletzt verbarg uns noch ein großer Holzſtoß, der ſo lang und breit war, als das Haus ſelbſt, den Eingang, und nachdem wir dieſen gefunden, mußten wir noch eine ſteinerne Treppe hinabſteigen. Lachend meinte der junge Wirth, der in dem alten Hauſe mit ſeiner Mutter, einer gar ſtattlichen bäueriſchen Matrone, wirthſchaftete: die Menſchen kämen doch noch immer zu ihm von der Straße, aber das Waſſer werde nicht zu ſeinem Vetter, dem Müller, kommen, wenn er mit ihm tau'ſchen wolle. — Hinter dem großen Holzſtoße in dieſem alten Hauſe konnte man es ſich übrigens recht wohl ſein laſſen. Durch ein größeres Gaſtzimmer, welches wir nicht ohne Verwunderung abermals mit Beamten — diesmal mit Förſtern und Jägern gefüllt ſahen, wurden wir in ein kleines freundliches Hinterſtübchen geführt, wo neben dem Sopha ein mächtiger Thonofen, der mit grünem, ebenfalls aus Thon gebildetem Laubwerke verziert war, eine behagliche Wärme ausſtrömte, wie man ſie an einem kühlen Septemberabende ſchon ertragen mag. Reichliche Speiſen, wozu ein junger Hirſch, jenſeits der hohen Elbufer im Walde geſchoſſen, ein ſaftiges Stück Fleiſch geliefert hatte, der Wein, den wir wohl ſchon beſſer, aber noch nie ſo billig getrunken; am andern Morgen aber eine Art von friſchem Mohnkuchen, welchen wir zum Kaffee erhielten — alles dieß erweckte das lebhafte Gefühl, daß wir ein Land betreten, wo man das kurze Menſchenleben zu genießen verſteht. Leben und leben laſſen: das ſchien wenigſtens in allen Stücken der Grundſatz unſeres Wirthes zu ſein. In Bezug auf Religion meinte er: es ſei immer gut, wenn man die katholiſchen Gebräuche alle mitmache; übrigens dürfe man die Andersgläubigen nicht verachten, denn es komme bei dem Glauben Alles auf die Geburt an. „Wäre meine Mutter eine Huſſitin, ſetzte der böhmiſche Katholik hinzu, ſo wär' ich halt ein Huſſitenkind'“

Dieſe Worte klangen mir noch in den Ohren als wir nach dem Wallfahrtsorte Mariaſchein gelangten. Wer bis hierher als guter Proteſtant gekommen iſt, für den wird es Zeit ſeine ketzeriſchen Vorſtellungen über Bord zu werfen. An dieſem anmuthig gelegenen Orte wird unter Anderm jener Martinitz, den die Prager Rathsherren aus dem Fenſter warfen, wofür er in den proteſtantiſchen Schulen bis auf dieſen Tag zum Geſpötte wurde, als ein Heiliger verehrt. Man findet nämlich in der Halle, welche rings das ganze Kirchlein umgibt, eine Reihe von Bildern, die dazu beſtimmt ſind, das „wunderthatige Gnadenbild von Mariaſchein“ in gehörigen Reſpect zu ſetzen. Mächtige, in rohen Umriſſen hingeworfene Geſtalten ſollen hier auf die Phantaſie des Beſchauers wirken. Die Welt will einmal Wunder ſehen: Hier auf dieſen bunten Tafeln ſind ſie! ſagt die katholiſche Geiſtlichkeit zum Volke. Da ſieht man denn auch den heiligen Martinitz, einen „beſonderen Verehrer des heiligen Gnadenbildes“, gar andächtig und ehrbar aus den Fenſtern des Prager Rathhauſes herabfallen, wobei er ſeine Rettung natürlich dem Gnadenbilde von Mariaſchein verdankt. Ein anderes Bild ſtellt „viele andächtige Wallfahrer“ dar, wie ſie „von Alters her beim hieſigen Mariabrunnen Heilung von mancherlei Gebrechen erfahren.“ Beſonders andächtig iſt hierbei ein Stelzfuß, der ſich bückt, um mit hohler Hand Waſſer zu ſchöpfen. — Auf einem andern Bilde bleibt „die uralte Andacht“ der alten Stadt nicht unbelohnt, „beſonders als ein daſiger Bürger anno 1646 aus vielen Gefahren wunderbar gerettet wird.“ Deſto ſchlechter aber ergeht es auf dieſen Bildern Denen, die über das Gnadenbild zu ſpotten wagten. „Die Verſchmähung des göttlichen Gnadenbildes wird öfters (alſo nicht immer!) von Gott geſtraft. Ein gottloſer Kirchendieb wird unſinnig und andere Verſchmäher werden gleichfalls gezüchtiget.“ So ſteht es dort geſchrieben. „Eines gottloſen Spötters blindes Pferd wird ſehend, er ſelbſt aber plötzlich blind.“ Wie nun der Rappe, welcher ſehend wird, weil er kein Spötter iſt, plötzlich den Kopf erhebt und um ſich ſchaut, der Reiter aber nach den Zügeln ſeines Roſſes in der Luft umhertappt, das iſt alles ſehr ſchaurig anzuſehen. Ein behaglicheres Bild trägt die Umſchrift: „Was für Ehren die hohen Univerſitäten hieſigem Gnadenbilde gethan haben.“ Profeſſoren in langen Perrücken ſtehen da mit weiſen Kennermienen, welche zu ſagen ſcheinen: ſo viel als ſie jetzt an dem Bilde fänden, hätten ſie doch wirklich nicht von ihm erwartet! Wenn aber ein böhmiſcher Landmann ſich ſelbſt durch dieſe Aufmerkſamkeit der „hohen Univerſitäten“ nicht imponiren laſſen wollte, ſo müßte ihn doch das Cardinalconcilium rühren, welches 1507 von Rom aus Mariaſchein mit der Gerechtſame begabte, Ablaß zu ertheilen. Kein Schriftſteller von der „guten Preſſe“ kann eine größere „Wohlmeinenheit“ an den Tag legen, als die Cardinäle auf dieſem Bilde in ihren rothen Hüten und beſonders als derjenige, welcher ſo eben die Hand ausſtreckt und mit dieſem Geſtus wahrſcheinlich den Antrag ſtellt, daß man die Gewiſſen der guten Leute bei Mariaſchein nach Kräften erleichtern möge, während ſeine Collegen ihn mit derjenigen würdevollen Aufmerkſamkeit anhören, die der Wichtigkeit des Gegenſtandes angemeſſen iſt.

Die Geſchichte des Gnadenbildes ſelbſt wird ebenfalls auf verſchiedenen Tafeln dargeſtellt, welche ihre Wirkung nicht verfehlen werden. Auf der erſten ſehen wir eine ſumpfige Einöde. In dieſe „hieſige Wildniß“ wird vor uralten Zeiten das Gnadenbild gebracht und bleibt „durch lange Jahre verborgen.“ Nur ein paar Waſſervögel picken idylliſch an dem Baumſtamme, der es in ſich ſchließt. Endlich wird „die über Gold ſchätzbare Bildniß ſtatt eines vermeinten Schatzes von den erfreuten Nachſuchern gefunden.“ Die Andacht und das Entzücken der Leute, welche ſtatt des Schatzes „die über Gold theure Bildniß“ finden, muß man ſelbſt ſehen, um einen Begriff davon zu haben.

In der Kapelle war es ſtill und menſchenleer. Nur einige alte Frauen traten ein und verſchwanden hinter den hohen, eichenen Kirchſtühlen. Draußen, unter den grünen Bäumen, ſtanden einige Buden, in welchen man „herzrührende Gebete“, bunte Heiligenbilder und fliegende Blätter, welche meiſtens wundervolle Begebenheiten aus der neueſten Zeit enthielten, feil hatte. An Legenden iſt Böhmen noch immer ſehr productiv; es ſcheint ganz Deutſchland damit zu verſorgen*.)

---

*) Ein Hauſirer ließ i. J. 1847 zu Oſchersleben in der Provinz Sachſen (Preußen) 1000 Exemplare drucken von einer »Wahrhaften und aufrichtigen Erzählung einer Begebenheit, ſo ſich im Jahr 1845 den 2. März

Eine halbe Stunde von Mariaſchein entfernt liegt die Stadt Graupen am Fuße der Roſenburg und

---

am St. Gregorie-Tage zu Olmütz in Mähren zugetragen, wo ein kleines neugeborenes Kindlein in der Kirche auf dem Taufſtein gefunden worden, und als man es hatte taufen wollen, zu Jedermanns größtem Entſetzen hat zu reden angefangen.« Das Kind gibt ſich als einen Engel zu erkennen und predigt unter Anderm von ſeinem Taufſteine herunter: »Auch wird außer Krieg und Blutvergießen die Welt gezüchtiget werden mit Feuersbrünſten, Ueberſchwemmungen und Waſſersnoth, und allerlei anderen Plagen, mit Erdbeben, ſchweren Hagelwettern, grauſamen Stürmen, anſteckenden Seuchen« u. ſ. w. »Wenn ihr euch aber dann gebeſſert habt: ſo wird ſich wieder aufthun der Himmel zum Segen, und wird Frieden geben und Fruchtbarkeit an Korn und Wein und allerlei Früchten, und die Welt wird wieder lieblich ausſehen, daß die Menſchen ſich wieder freuen können in Unſchuld.« Ueber dieſen Schluß entzückt, will »die Gemeinde in Olmütz das Kindlein umarmen und es herzen und küſſen.« Aber das Kindlein gibt es nicht zu, ſagt »Ade, du ſchnöde Welt!« und verſchwindet. »Ihr mögt nun dies Wunder glauben oder nicht: ſo dürft ihr doch kein Geſpött damit treiben. Denn es gehen ſo viele Dinge vor auf der Erde, im Meere und unter der Erde, von denen wir uns nichts träumen laſſen!« So bemerkt, »Hamlet« parodirend, der Erzähler. Von dieſer mähriſchen Legende waren in drei Wochen in der Magdeburger Börde 1000 Exemplare verkauft!

der Wilhelmshöhe. Der Weg, welcher durch Graupen führt, iſt viel breiter als die Straßen alter Städte gewöhnlich ſind, und ſieht einem brachliegenden Morgen Acker, der ſich an einem Hügel emporzieht, nicht unähnlich. Um nach der Roſenburg zu gelangen, bogen wir in ein ſchmales Seitengäßchen ein und hatten, als wir aus der Stadt waren, kaum noch hundert Schritte bis hinauf. Auf der Roſenburg genießt man bei ſchäumendem Biere, das in Thonkrügen vorgeſetzt wird, die ſchöne Ausſicht. Ich ſaß mit meinen Reiſegefährten, — nachdem die Amerikaner uns verlaſſen, hatte ſich wieder ein Berliner Student zu uns geſellt — in einer Laube. Bald vernahmen wir Geſang, der hell- und volltönend aus kräftigen Jünglingskehlen erſcholl. Eine Anzahl junger Leute hatte ſich unter einem Apfelbaume gelagert. Sie hatten ein ſtudentiſches Ausſehen; der Jenenſer hielt ſie für „Finken“, wie man diejenigen nennt, die auf den kleineren norddeutſchen Univerſitäten keiner Verbindung angehören, ſtimmte mir aber bei, als ich ſagte: Es werden öſterreichiſche Studenten ſein. Sie ſangen wunderſchön, aber freilich ganz anders, als ich mich aus meiner Studentenzeit gehört zu haben erinnere. Es war ein künſtlich eingeübter Geſang, während unſer

Studentengeſang ſich weit mehr dem Volksliede nähert. Zwar hatten ſie die Röcke ausgezogen und an dem Apfelbaume aufgehängt; auch blieſen ſie gewaltige Dampfwolken aus ihren Pfeifen: aber das ſchien meinen Reiſegefährten eine gemachte Burſchikoſität zu ſein. Inzwiſchen hatten die Oeſterreicher ſie als deutſche Commilitonen erkannt. Sie ſtimmten ihre ſchönſten Lieder, meiſt patriotiſchen Inhaltes, an; ſie ſangen vierſtimmig: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ Sie ſchienen die deutſchen Studenten locken zu wollen, wie die Vögel im Walde mit ihrem Geſange ſich locken. Dieſe böhmiſchen Studenten waren gewiß voll des reinſten und edelſten Gefühls für das deutſche Vaterland, ſie ſangen immer lauter und begeiſterter, aber immer vierſtimmig!

Als wir im Gaſthofe zu Töplitz angekommen waren und uns zu einem Ausgange durch die Stadt vorbereiteten, ſchloß der Jenenſer ſeine Botaniſirtrommel auf und langte eine Menge kleiner Schmuckſachen heraus. Er band ein rothſeidenes Halstuch um, und aus ſeiner Rocktaſche, deren Boden ein Loch hatte, guckte — jedoch nicht oben, ſondern unten, nach Stutzerart — ein buntes Sacktuch hervor. So machte er Staat für mich und den Berliner mit, als wir durch die

Straßen zogen. Er gehörte übrigens zu der zahlreichen Klaſſe derjenigen jungen Leute, welchen man zwar — Dank ſei es den Fortſchritten der Zeit! — im Grunde weder Demagogie noch Deutſchthümelei vorwerfen kann, die dennoch aber durch geiſtige und leibliche Friſche ihrer Natur ſich noch einigermaßen zu Beidem hinzuneigen ſcheinen, was man beſonders ſolchen Individuen wohl verzeihen kann, die einiges Bewußtſein darüber haben und daher auch in der Regel eine gewiſſe Selbſtironie damit verbinden. Halb im Ernſt, halb im Scherz zeigte ſich der Jenenſer über die kranken Geſichter in Töplitz verdrießlich; er könne die Badegäſte nicht leiden, verſicherte er, und ich hielt es für nöthig, ihn in demſelben Tone zu ermahnen, nicht etwa Händel mit den kranken Geſichtern anzufangen.

Das Badeleben iſt faſt zu Ende. Ein paar rauhe Septembertage haben die ſchöne Welt raſch verſcheucht. Meine Gefährten werden mich hier verlaſſen, und ich muß eine Strecke weit zurück gehen, um das Elbdampfſchiff aufzuſuchen, das mich nach Prag führen ſoll.

2.

Böhmiſche Scenen.

Prag.

Auf der böhmiſchen Grenze hatten den aus Sachſen Hereinwandernden der Katholicismus und die öſterreichiſchen Wachfeuer empfangen. Die Wachfeuer der Finanzſoldaten ſah ich in Arbeſau, wo ich zwiſchen Töplitz und der Elbe einmal übernachtete, bei Nacht von meinem Lager aus an der Grenze brennen. Der Katholicismus aber wurde nun immer friſcher und lebendiger. Wenn kurz hinter Dresden ein Kind mit dem verſtümmelten Gruße „'n Chriſt“ an mir vorbei gehuſcht war, ſo grüßten, als wir kaum an einem hellen Morgen aus dem Wirthshauſe zu Niedergrund in's Feld hinaus getreten waren, eine ganze Reihe öſterreichiſcher Schulkinder, ihre Bücher und Tafeln unter dem Arme haltend, ſchon von Weitem laut und vernehmlich wie aus Einem Munde mit hellen Glockenſtimmen: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus.“ Man ſah es wohl, daß ſie in der Schule darauf eingeübt waren, wie ein wanderndes Glockenſpiel. — Auf dem Schreckenſteine hörte ich zum erſten Male böhmiſch reden.

Dieſe bei Außig an den hohen Elbufern liegende Burgruine beſuchte ich noch, bevor ich das Elbdampfſchiff beſtieg. Als ich hinaufkam hatte die Wirthin draußen im Freien eben in aller Ruhe ihr kleines Kind völlig entkleidet, um ihm eine mütterliche Züchtigung zu ertheilen. Da ſie mich kommen ſah, trug ſie es, den kleinen Hintern faſt dicht an meiner Naſe vorbeiſchwenkend, auf der flachen Hand, auf der es wie auf einem Präſentirteller lag, ſo daß die kleinen Beinchen hinten nieder hingen, in die Hütte, wo ſie das Kleine, das ſelbſt während der drohenden Gefahr ſeine freundliche Miene beibehalten hatte, einer derbknochigen Magd übergab, welche ſich ſpäter, als ſie mit dem angekleideten Kinde wieder heraustrat, mit dem hinzu kommenden Jägerburſchen, ihrem Liebhaber, böhmiſch unterhielt. Beide mochten tiefer aus Böhmen her ſein.

Vor einem am Fuße des Schreckenſteines liegenden Dorfe begegnete mir ein wohlgekleideter Bauernknabe, der die Hände in den Taſchen hatte, während ein großer, fetter Hammel frei neben ihm herſchritt. Der Knabe aber, welchem man das ſtattliche Thier ohne Leitſeil übergeben hatte, ſchrie aus Leibeskräften vor Furcht, daß es ihm davon laufen könnte. Der Hammel ging indeſſen ganz gravitätiſch neben ihm her.

„Hei is böhminſch“ (er iſt böhmiſch), ſagte ein Knabe von ſich ſelbſt, als ich ihn, vom Schreckenſtein herunterkommend, am rechten Elbufer etwas fragte, das er nicht verſtand. In der Fähre, welche er mit beſtieg, drückte er ſich in eine Ecke, ſchien den Schiffern behülflich ſein zu wollen, machte aber Alles verkehrt und lachte dann für ſich ſo daß er ihnen ganz verdächtig vorkommen mochte. „Hei is Böhmake“, ſagte der eine Schiffer zum andern. Kaum aber hatte der Kahn das Land berührt, als der Knabe bereits an's Ufer geſprungen war. Wie ſein Lachen und Handiren den deutſchen Fährleuten verdächtig vorgekommen war, ſo mochte es auch ihm in unſerer Geſellſchaft unheimlich geworden ſein. Er ſtand noch einen Augenblick grinſend in einiger Entfernung und verſchwand dann im Weidengebüſche, der Hütte ſeiner Eltern zueilend.

Auſſig liegt am linken Elbufer, und hier landen die Dampfſchiffe, deren eines ich hier beſtieg. Es war die „Bohemia“, das beliebteſte unter den Elbdampfſchiffen, das ſtets die meiſten Paſſagiere hat.

Ein frohliches Leben das, auf der alten Bohemia! Hier auf der Elbe zwiſchen Dresden und Prag begegnet man bereits einem mehr heitern, ſüdlicheren Menſchenſchlage. Hier beginnt der Menſch ſchon ſich zu ſchmücken, indem er den Hut mit einer Feder ziert oder auf ähnliche Weiſe. Das Kochen und Braten hörte auf der Bohemia niemals auf. Doch auch einen Proletarier ſah ich auf dem Verdecke, der vor Freude und Appetit hoch auflachte, als er für ſich und ſeinen Sohn ein großes Laib Brod anſchnitt, das er aus einem Tuche hervorholte. Muſikanten waren an Bord, und ſie blieſen jede böhmiſche Stadt an, an der wir vorbeifuhren. Bei ſolcher Muſik mußten vor Leitmeritz auf einem hingelegten Brete drei ältliche Nonnen in das Schiff marſchiren, — ein paar jüngere, welche ſie begleitet hatten bis zu der fröhlichen Bohemia, blickten uns mit ihren ernſten feinen Geſichtern noch lange nach, und gingen dann Arm in Arm langſam zur Stadt zurück.

Das Schiff aber näherte bei einbrechender Nacht ſich immer mehr Libuſſa's Zauberkreiſe. Bald waren die Paſſagiere vom Verdecke verſchwunden, und jetzt begann im hellen Mondenſcheine eine Scene, welche nicht leicht aus meinem Gedächtniſſe verſchwinden wird. Auf dem Vordertheile des Schiffes, um das Gepäck, ſammelte ſich das Schiffsvolk und obgleich alle dieſe Leute am Tage mit den Paſſagieren nur deutſch geredet hatten, ſo wurde doch von jetzt an auf dem Verdecke nur czechiſch geſprochen, und bald ſah ich eine ſo nationale, echt böhmiſche Volksſcene vor mir, daß ich mich mehrmals insgeheim umſah, denn es war mir, als müſſe der Geiſt des alten Böhmenkönigs Wenzel mit den Scharfrichter und dem Hunde auch herzugeſchlichen ſein, um zu lauſchen.

Die Matroſen hatten um eine der Kiſten auf dem Verdecke einen Kreis geſchloſſen, und als ich näher trat, ſah ich auf derſelben ein rieſiges altes Weib ſitzen, dem Alle auf das Geſpannteſte zuhörten, während ſie wie eine Raſende geſticulirte, und, mit dem Untertheile des Körpers immer unbeweglich feſtſitzend, den Oberkörper bald vorwärts, bald zur Seite neigte, dann einen jungen Schiffer, den ſie neben ihr zu ſitzen genöthigt hatte, an's Herz drückte, wobei aber ihre langen Arme weit über ihn hinausreichten und während der Umarmung fort geſticulirten, bis ſie ihn, der in der That der Abgott der alten Frau zu ſein ſchien, gewaltſam von ſich ſtießen. Zuweilen erregte bei ihren Reden wohl einmal eine gemeine Aeußerung ein Gelächter, im Ganzen aber wurden ihre Vorträge und Erzählungen von Niemand unterbrochen. Nach Art der Zigeunerinnen, redete ſie bald den Einen, bald den Andern beſonders an, ſelbſt den Capitän, der von ſeinem hohen Platze herniedergeſtiegen war und ſich dicht an ihre Seite geſtellt hatte, indem er kein Auge von ihr verwandte. Sehr ernſt wies er einen Matroſen zur Ordnung, der ſie hinterrücks mit einer Gerte ſchlug. Die Bewegungen und das Pathos, welche das coloſſale Weib, das am Tage als Obſthändlerin auf der Bohemia dient, unter dieſen Umgebungen, auf dem böhmiſchen Strome zeigte, erinnerten an jene geſpenſtiſchen Weiber, welche Walter Scott in ſeinen ſchottiſchen Romanen auftreten läßt und die er mit der Geſchichte ſeines Vaterlandes in ſo romantiſche Verbindung zu ſetzen weiß.

Als mich ſpäter noch einmal der Mondſchein auf das Verdeck lockte, waren die Matroſen verſchwunden, und nur die Alte lag mit ihren coloſſalen Gliedern eingeſchlafen auf der Kiſte.

3.

Ein nationales Caſſaſtück der böhmiſchen Gauner.

Selbſt in das Treiben der Gauner miſchen ſich hier ſehr reichlich nationale Beziehungen, und die Prager Gauner namentlich haben förmliche nationale Schauſpiele, welche den Fremden, der geprellt werden ſoll, und der natürlich ſelbſt in ihnen mitſpielen muß, ſo lange er keinen Verdacht ſchöpft, in hohem Grade anziehen müſſen. Dieſe Gauner haben ihren Geſchäftsreiſenden auf den Dampfſchiffen zwiſchen Dresden und Prag, welcher dort die Bekanntſchaft der Fremden zu machen hat. Einen oder den andern derſelben trifft er am andern Tage gewiß auf dem Markt oder auf den Straßen von Prag wieder, und er wird nicht müde werden ihn herumzuführen. Hierbei findet ſich dann ſchon Gelegenheit, ihm eine Falle zu legen. Eins der hübſcheſten Stücke, das bei ſolchen Gelegenheiten von den Gaunern geſpielt wird, iſt folgendes.

Der Reiſende der Prager Gauner hat ſich ſchon auf dem Elbdampfſchiffe als einen höchſt ehrbaren Mann gezeigt, er ſitzt dort dicht neben dem mitfahrenden Polizeibeamten und nennt ſich etwa den Seidenhändler Bartholdi aus Wien. Sein Paß iſt natürlich vortrefflich. Vom Hradſchin aus führt er den Fremden am andern Tage in Prag in eine nicht eben weit von der Stadt entfernte Reſtauration. Nachdem er ſich hier mit ihm an einen langen Tiſch geſetzt hat, ſitzt bald beiden gegenüber am Fenſter ein kleiner, dicker Menſch im grünen Rocke, der durch eigenthümliche Sprache und Manieren die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Er erhält kein Glas, ſondern der Wirth (der natürlich im Einverſtändniß iſt) ſetzt eine Thonkanne, wie man ſie nur in Böhmen findet, ohne Griff, mit einem großen Deckel verſehen, und mit in Thon gebildeten Weintrauben und Hopfenranken vor ihn hin, welche er zum Trinken jedesmal an den Mund führt. Sein ganzes Weſen muß den Fremden in hohem Grade intereſſiren. Sein Deutſch iſt kaum zu verſtehen, und er wirft zuweilen Böhmiſch dazwiſchen. Er gibt ſich als einen czechiſchen Soldaten, der in Thereſienſtadt im Quartier liegt, von wo er mit ſeinem Hauptmanne, der ihn in einer Art von Civilkleidung als Bedienten mitgenommen hat, auf Einen Tag nach Prag gekommen. Er erzählt, in einem Wirthshauſe, wo ſie unterwegs übernachtet, habe ein vornehmer Ruſſe ſeinen Reiſegefährten durch ein Kartenſtück Wein abgewonnen. Der Wirth, ein Czeche, habe von der Kunſt des Ruſſen verächtlich geſprochen, weil er ſeine Kunſtgriffe durchſchaut. Aufgefordert aber, mit ihm zu ſpielen, habe auch er eine Anzahl von Weinflaſchen an ihn verſpielt. „Der dumme Böhme!“ *) bemerkte hier der Wiener, der überhaupt den Slaven ſchon mehrfach ſeine Verachtung hat merken laſſen. „Nit dummer Böhme!“ entgegnet dieſer mit faſt winſelnder Stimme. Er fügt hinzu, der Böhme habe vorher beim Zuſchauen jedes Mal die gewinnende Karte gewußt. Ihm ſelbſt aber thue es leid, daß er wegen der Gegenwart ſeines Herrn nicht auch habe ſein Glück mit dem Ruſſen verſuchen können. Indeſſen habe der böhmiſche Wirth, nachdem er verloren, die Karten fluchend unter den Tiſch geworfen. Da habe er denn, fährt er nach einer kleinen Pauſe leiſe und liſtig fort, indem er ſeinen Stuhl etwas näher rückt, ſpäter ſie aufgeſucht und werde nun mit dem Kunſt-

---

*) Czeche.

ſtücke, das er dem Ruſſen abgelauſcht, ſeinen Kameraden in der Kaſerne Schnaps abgewinnen. Nun bittet er um die Erlaubniß, ſich einen Augenblick mit an den Tiſch ſetzen zu dürfen, um dem Wiener das Kunſtſtück zu zeigen. Dieſer ſetzt nach einiger Zeit brummend, doch unaufgefordert, einen Zwanziger, wobei dem Soldaten, der natürlich nichts hat, verächtlich der Gegenſatz erlaſſen wird. Der Seidenhändler verliert den Zwanziger und verſpielt nachgerade eine nicht unbedeutende Summe Geldes, während der Fremde in der Regel weiß, wo die gewinnende Karte iſt.

Der Glanzpunkt der ganzen Scene iſt nun eben dieſer, wo der Soldat aus der Kaſerne plötzlich zu dem vielen Gelde gekommen iſt. Er weiß, daß er Glück im Spiele hat, denn er hat erſt kürzlich Geld in der Lotterie gewonnen; „wie gewonnen, ſo zerronnen“ ſcheint ſein Wahlſpruch, und wenn der fremde Herr ſich entſchließt, eine gleiche Summe wie die eben gewonnene dagegen zu ſetzen, um auf dieſe Weiſe dem Wiener, dem das Geld zur Rückreiſe fehlt, wieder zu ſeinem Gelde zu verhelfen, ſo iſt er gutmüthig genug, Alles einzuſetzen, was er gewonnen. Durchſchaut der Fremde die Gauner jetzt noch nicht, ſo wird ſeine

Hartherzigkeit ſchwerlich vor den Bitten des Seidenhändlers Stich halten: denn er hat ja bisher ſtets geſehen, wo die gewinnende Karte war und ſeine anfängliche Weigerung kommt ihm ſelbſt ganz unmenſchlich vor. Hat er nun aber die verlangte Summe auf den Tiſch gelegt, ſo fängt der böhmiſche Soldat mit bezaubernder Liebenswürdigkeit an, ſeine drei Karten durch einander zu bewegen, nachdem er zuvor die Bedingung geſtellt hat, welche allein ſchon für die vollkommene Durchdachtheit ſeiner Rolle bis ins kleinſte Detail zeugen konnte, daß man ſein Bier für ihn bezahlt, im Falle er Alles wieder verlieren ſollte. Zwei rothe und eine ſchwarze Karte bewegt er mit beiden Händen in der Luft ſehr ſauber durch einander, anfangs nur langſam, dann immer ſchneller, ſo daß der Zuſchauer, wenn die Karten der Reihe nach auf den Tiſch gedeckt werden, ſcheinbar nicht mehr wiſſen ſoll, wo die gewinnende ſchwarze Karte liegt. Dennoch iſt dafür geſorgt, daß er ſie in der That nicht aus den Augen verliert, damit er nicht etwa vor der Zeit zurücktritt. Bei dem Bewegen der Karten ſpricht der Thereſienſtädter eine Formel, von der auf jede Veränderung in der Lage der Karten ein paar Worte kommen. Er will ſie dem Ruſſen abgelernt haben, modifizirt ſie aber nicht ungeſchickt, ſobald er mit dem Fremden ſpielt, den er überhaupt ſeines Edelmuthes wegen vor dem Seidenfabrikanten auszeichnet. Z. B. „Ich hab' es leicht gewonnen — So mag es auch wieder verloren gehn — Die ſchwarze Karte gewinnt — (Eine rothe Karte vorzeigend:) hier iſt die ſchwarze Karte — Richten Sie ſich nicht nach meinen Worten — Ich hab' es leicht gewonnen" u. ſ. w. u. ſ. w. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß nachher im entſcheidenden Augenblicke durch Taſchenſpielerkünſte die ſchwarze Karte von dem Platze verſchwunden iſt, wo der Fremde ſie zu ſuchen berechtigt war. Raſch und liſtig ergreift der böhmiſche Soldat ſein Geld und eilt zur Thüre hinaus, jedoch, um der Schönheit und Wahrheit ſeines Spiels das Siegel der Vollendung aufzudrücken, nicht ohne wie ein gehetztes Wild, das im Sprunge vor der Quelle ſteht, ſeinen Thonkrug vollends geleert und, um dem Ganzen die Krone aufzuſetzen, nicht ohne den Wiener, boshaft genug, jetzt an ſeinen Ausruf, „dummer Böhme!" erinnert zu haben. „Nit dummer Böhme! nit dummer Böhme!" wiederholt er ſelbſtgefällig, die Thürklinke in der Hand haltend. Der czechiſche Wirth zwiſchen Prag und Thereſienſtadt iſt durch den

Soldaten aus der Kaſerne alſo glänzend gerächt.

Wie dieſer aus der Thüre in's Freie ſpringt, treten aus dem Nebenzimmer zwei ächte Prager Bürger hervor, welche dort jedesmal ganz ruhig ihr „Backhahnerl“ verzehrt haben, durch den Lärmen, den der Wiener bei dem letzten Verluſte macht, herbeigelockt werden, und ſehr indignirt ſind, daß man auf öſterreichiſchem Grund und Boden gewagt hat, Hazard zu ſpielen. Es koſte neunhundert Gulden ſagen ſie, und führen ſehr verdächtige, naive Reden vom Denunciantendrittel. Der Reiſende kann nichts thun, als das ihm noch übrige Geld zu benutzen, um ſie für ſich günſtig zu ſtimmen, wozu ihm der Seidenfabrikant mit ſeinem letzten Zwanziger ein gutes Beiſpiel gibt. Jedenfalls aber werden ſie ſich ſpäter beruhigen, ſobald der Soldat ſich wieder aus dem Staube gemacht hat. Ihr Geſchäft iſt es nun noch, mit guter Manier den Wiener von dem Fremden zu trennen und dieſem den Rath zu geben, ſobald als möglich abzureiſen, ſich bis zu ſeiner Abreiſe auf dem Zimmer zu halten und ſich Niemand anzuvertrauen, beſonders nicht den Lohnbedienten, welche ſämmtlich mit der Polizei in Verbindung ſtänden.

Das eben geſchilderte Nationalſchauſpiel ſoll ein Caſſaſtück der Prager Gauner ſein. Man hat mir einen Oberlandesgerichtsaſſeſſor genannt, der von Naumburg über Wien nach Italien reiſen wollte, und in Prag umkehren mußte, weil er hier ſein ganzes Geld für die Aufführung deſſelben hingab.

4.

Prager Erinnerungen. Eine ſchöne Rathhausuhr.

Neben den nationalen Elementen machen ſich auch die eigentlichen hiſtoriſchen Erinnerungen in Prag überall geltend. Ja, bald kündigt ſich dem Auge des Reiſenden hier durch das Schild vor der Thüre ein Stubenmaler Ziska an, bald ſchaut dort ein Procop mit ſeinem jungen Weibe zum Fenſter heraus. Auf dem Hradſchin gab der Vergleich der neuen und der alten Ständekammer viel zu denken. Beide ſind kaum größer als ein Familienzimmer. In dem einen wird das Auge geblendet von der Pracht der mit rothem Sammet ausgeſchlagenen Lehnſtühle, in dem andern ſieht man nichts als weiße Wände und einige Eichenſchemel, von denen einſt die Männer ſich erhoben, welche die kaiſerlichen Räthe aus dem Fenſter warfen.

Von den übrigen Sehenswürdigkeiten in Prag feſſelte mich am Meiſten das Altſtädter Rathhaus mit ſeiner kunſtvollen, majeſtätiſchen Uhr, bei deren Anblicke ich faſt zum erſten Male Gelegenheit hatte, mich der herrlichen Gewohnheit der ſüdlicheren Städte zu erfreuen, das Einfachſte und Unentbehrlichſte, wie eine Uhr, einen Brunnen ſchön und reich auszuſtatten, und dadurch ſelbſt das Bedürfniß zu ſchmücken und zu verherrlichen.

5.

Zwei brennende böhmiſche Dörfer. Der Zigeuner winkt nach Ungarn hinein.

Wien.

Eine Nachtfahrt in Böhmen und Mähren auf der Eiſenbahn zwiſchen Prag und Wien hat etwas Eigenes. Schon die Wagen auf der erſten Hälfte der Bahn ſind eigenthümlich gebaut. Man ſteigt von hinten ein *) und ſie werden in der Mitte von einem breiten Gange durchſchnitten, an deſſen beiden Seiten eine Reihe zellenartiger, hoher, enger Sitze hinläuft, deren jeder kaum für zwei Perſonen Platz hat und die den norddeutſchen Kirchſtühlen gleichen Auf dem breiten Gange gehen faſt beſtändig während der Fahrt zu den verſchiedenſten Zwecken kaiſerliche Beamte hin und her. Die Reiſenden vertheilen ſich in der Regel ſo, daß während der Nachtfahrt jeder.

---

*) Sie ſind i. J. 1848 wohl etwas anders geworden.

allein in einer eignen Zelle, wie in einem großen Neſte, verſchwindet.

In der Abenddämmerung fuhren wir an zwei brennenden böhmiſchen Dörfern vorbei, welche kaum eine Stunde weit aus einander an der linken Seite der Bahn lagen; ein unſchuldiger blutjunger katholiſcher Geiſtlicher aus Olmütz, der zum erſtenmale auf der Eiſenbahn fuhr, gerieth bei dem Anblicke ganz außer ſich über die Bosheit der niedern Volksklaſſe, welche in Böhmen und Mähren durch Brandſtiften ſchreckliche Verwüſtungen anrichten ſoll.

Ein lieblicheres Bild zeigte ſich mir am andern Morgen in der Gegend, wo die Nordbahn, einige Stationen vor Wien, der ungariſchen Grenze nahe kommt. Ein noch junger und kräftiger Zigeuner, der mit ſeinem Weibe und vielen Kindern im Begriffe ſchien nach Ungarn hinein zu wandern, ſtand gleich ſeiner Familie im Felde und betrachtete den vorbeifahrenden Zug; mit der Linken hielt er einen Eſel am Zaume, der mit ſeinen Habſeligkeiten belaſtet war; mit der Rechten winkte er den Vorüberfahrenden und deutete nach den ungariſchen Haiden.

In dieſer Gegend wurden plötzlich die Roſſe, welche man auf den Fahrwegen und Feldern neben der Eiſenbahn hintrieb, kleiner und flinker, die Stiere breitſtirniger, ſchwerer, gewaltiger als bisher. Auch ein anderer Menſchenſchlag war es, der in den weiten Leinenhoſen, die der Wind hin und her wehte, und in den mit wollenen Schnüren verzierten Hüten ihnen nachſchritt. Die Geſichter wurden voller, ſchöner, heiterer; die Trachten leichter und flitterhafter. Der Fremde, der aus den norddeutſchen Tannenwäldern kommt, fühlt ſich hier zuerſt lebhaft dem ſchönen Süden ſo nahe, und wie wenn im Frühlinge die Sonne das Eis ſchmilzt, ſo ſcheint ſich hier vor ſeinen Augen Alles in leichtere, hellere, durchſichtigere und natürlichere Formen aufzulöſen. — Auch an Muſik fehlt es hier nicht, und ſo oft der Dampfwagen auf den letzten Stationen vor Wien anhält, wird er ſicherlich von einer ärmlichen Menſchenhorde mit Blasinſtrumenten begrüßt, welche ihm noch lange nachſpielt, wenn Jemand ein Paar Kreuzer hinauswirft, was aber auch oft unterbleibt, ſo daß die armen Teufel das leere Nachſehen haben.

6.

Das Volk im Prater. Wiener Augenweide.

Wien, die Kaiſerſtadt, bildet in Wahrheit auch den Mittelpunkt des öſterreichiſchen Volkslebens. Welche andere deutſche Stadt hätte einen ſo großartigen Tummelplatz für dasſelbe aufzuweiſen wie die Wieſen und Wälder, die man hier den Prater nennt, mit ihren ungeheuern Heerden von Rehen? Freilich iſt der Prater im Grunde nur zur Beluſtigung des Wieners da, welcher das wilde, ſchöne Volksleben in den öſterreichiſchen Provinzen hier nur zu gern verſpotten ſieht. So wurde, als ich ihn beſuchte, durch die Vorſtellungen in Schreiers Affentheater nicht nur die ungariſche Poſt, welche allerdings ihre ſchwache Seite haben mag, ſondern auch der ſchöne ſteyeriſche Nationaltanz verhöhnt. Das ungariſche Poſtweſen wurde gewiſſermaßen ſymboliſch dargeſtellt, denn es kamen dabei nur Pferde und Affen, welche einen gewaltigen Lärm machten, aber kein Wagen auf das Theater. Ein ſchwarzes Rößlein, deſſen außerordentliche Kleinheit andeuten ſollte, daß es ein ungariſches ſei, das übrigens noch viel kleiner war, als die ungariſchen Pferde, wurde in den Circus gelaſſen, in den die Bühne verwandelt war, und begann alsbald mit ſeinem Affen, der als ungariſcher Poſtillon gekleidet war, tüchtig herumzutraben. Bald aber kommt ein Vorſpannpferd, auf dem abermals ein Poſtillon reitet, und ſo fort, bis eine lange Reihe zuſammengeſchirrter Pferde im Gänſemarſche mit ihren Affen über die Bühne jagt. Je länger der Zug wird, um ſo wilder hört man hinter den Couliſſen die Peitſchen knallen, und um ſo größer wird die Schnelligkeit der Pferde. Es entſteht eine grenzenloſe Verwirrung, auf welche es eben abgeſehen iſt; die Pferde wollen endlich die Barrièren des Circus durchbrechen, dieſe ſind darauf vorbereitet und fallen über die Affen her. Die Pferde ſtürzen und während ſie ſich wieder aufraffen, fällt unter donnerndem Peitſchenknallen der Vorhang.

Widerwärtiger iſt der ſteyeriſche Nationaltanz. Ein Affenpaar, das ſich wunderbarer Weiſe ein gewiſſes freies, naives Weſen angeeignet hat, betritt in der Volkstracht der ſteyeriſchen Alpen die Bühne und hüpft mit gleichen Füßen bei dem zauberiſchen Klange wirklicher ſteyermärkiſcher Melodien umher. Wie unangenehm indeſſen dergleichen den Fremden berührt, ſo mag doch die Kaiſerſtadt immerhin die Nationalitäten aus den Provinzen verſpotten, da es ſie ſelbſt als ihre eignen Elemente in ſich trägt. Und wenn auch die Steyermärker nicht, wie einſt Sokrates vor Ariſtophanes, als Zuſchauer vor den Affen ſitzen, ſo gehen ſie doch draußen unter den Eichen des Praters umher und ſchneiden den Wienern von großen fetten Käſen ab, welche ſie an über die Schultern gehenden Riemen auf einem Brete tragen, während andere Hauſirer (wenn man ſie in dieſen Waldungen ſo nennen kann!) Brod oder Wurſt feil bieten und die Kellner unter den Bäumen herumrennen, um die Fremden zum Niederſitzen auf den Bänken zu nöthigen, damit ſie ihnen Bier und Wein bringen können.

Wenn das Affentheater, welches ich auf ſeinen Wanderungen vor Jahren ſchon anderswo geſehen hatte, das aber nirgends als im Wiener Prater Bedeutung haben kann, — wenn das Affentheater dem

Wiener noch ſchmeichelt und ſich mit ſeinem Humor an ſeine Nachbaren in den ſteyermärkiſchen Alpen und auf den ungariſchen Haiden hält, ſo geht ihm dafür das Volkstheater, welches freilich draußen im Freien kein Eintrittsgeld von ihm verlangen kann, deſto kräftiger zu Leibe. Gewöhnlich geriethen in den Darſtellungen zwei Perſonen mit einander in Wortſtreit, bei welcher Gelegenheit dann allerlei kleine Schwächen der Geſellſchaft an den Tag kamen. Das Komiſche lag nun hauptſächlich darin, daß von den beiden Spielern, von denen ſichtlich in moraliſcher Hinſicht keiner höher ſtand als der andere, immer plötzlich Einer den Hofmeiſter des Andern machte und nöthigenfalls durch Prügel, welche dieſer auch ganz ruhig hinnahm, für die Gerechtigkeit im Stücke ſorgte. Zwei Perſonen zanken ſich um ein Mädchen. „Meine Thereſe!“ ruft der Eine aus. „Schon g'freit?“ fragt der Andere plötzlich ernſthaft. „Noch nicht, aber bald!“ Er muß mit Schimpf und Schande abtreten, während ſein Gegner, der auf den Einfall kam, dem Stücke zum Schluſſe ſo unerwartet die moraliſche Wendung zu geben, triumphirt.

Als unerbittlicher Feind der Bureaukratie und der Polizei iſt das Volkstheater bekannt. So kam in einem der Stücke zu einem wunderlich ausſtaffirten Bezirkscommiſſarius ein Schuſterbub' mit einer Beſtellung von ſeinem Meiſter. Auf die bei der Polizei hergebrachten Fragen, welche jeder Verhandlung vorangehen, gab er gar ſeltſame Antworten, z. B., daß ſein Meiſter in der Straße Hinundwieder wohne: denn man gehe darin hin und wieder; der Bezirkscommiſſarius fuhr auf, lachte das Publikum an, ſchüttelte mit dem Kopfe, ſetzte ſich aber doch hin und ſchrieb das Wort in ein großes Buch. Bei dem Namen des Meiſters fuhr er wieder auf, ſetzte ſich jedoch abermals, um ihn aufzuſchreiben, und eben ſo bei dem Stande des Meiſters. Dasſelbe Erſtaunen, denſelben Unwillen, dasſelbe Kopfſchütteln improviſirte er auch, als ihm von dem Baume, unter dem man ſpielte, eine Eichel auf den Kopf fiel; auch bei dieſer Gelegenheit fuhr er auf und ſetzte ſich dann wieder ruhig vor ſein großes Buch. So ſpielen die Bäume mit am Wiener Volkstheater. Sehr oft hatte der Viertelscommiſſarius den Schuſterbuben mit der geſetzlichen Strafe bedroht, weil er ihm den nöthigen Reſpect verſage; am Schluſſe des Stückes aber gab er bereitwillig einer höheren Nothwendigkeit nach, welche verlangte, daß er durch den Schuſterbuben von der Bühne geprügelt wurde.

Als Gegenſtück zum Prater wurde Schönbrunn beſucht. Wie dort zur Freude, ſo ſtimmt hier Alles, Natur und Menſchen, zur Melancholie. „Ich bin hier ſelbſt fremd“, antwortete mir eine Schildwache im Schloßhofe auf eine Frage. Vielleicht ein Italiener! dachte ich und ſuchte mir allein den Eingang durch eine Halle des Schloſſes in den ungeheuern Garten.

Ich bin kein Freund von künſtlich zugeſtutzten Hecken; aber der ganze beſchnittene Wald mit ſeinem gelben Laubwerk verfehlte hier ſeines Eindruckes auf mich nicht, als ich auf dem langen Spazierwege, welcher leicht noch einmal ſo breit ſein mag, als eine gewöhnliche Heerſtraße, in ihm dahinſchritt. Auf dieſem Wege und durch einige kleinere Seitengänge folgte ich den Söhnen des Erzherzog Karl in einiger Entfernung zu einem Zwinger, wo ausländiſche wilde und zahme Thiere verwahrt werden.

In den Straßen Wiens umher zu wandern, iſt ein großer Genuß, den ſelbſt die Kaufleute durch geſchmackvolle Schauſtellung herrlicher Stoffe erhöhen. Die Tuchhandlungen z. B., weit entfernt von Allem was ſie auf dem Lager haben, Proben ausſtellen zu wollen, hängen meiſtens nur Ein prächtiges Stück Tuch auf, welches in ſchönen Falten an dem hohen Schaufenſter hinabfällt, über einen ganzen freien Platz hinwegglänzt und ſchon von Weitem die Käufer anlocken kann. Und dazu nennen ſich dieſe Tuchhandlungen nach öffentlichen Perſonen des öſterreichiſchen Staatslebens, deren äußere Erſcheinung als eine beſonders glänzende gedacht werden kann, wie „Zum Primas von Ungarn“; oder ſie nennen ſich geradezu „Zum ſchönen Mädchen von —“ u. ſ. w.

In den Stephansdom trat ich öfter, wenn ich von meinen Wanderungen durch die Stadt ermüdet war, und ſetzte mich unter die ſtillen Beter. Mochte ich nun aber zu viel an der Decke des Tempels oder an den Säulen umhergaffen, anſtatt die Augen demüthig im Gebete niederzuſchlagen: genug, es fand ſich immer, daß der Kirchendiener da gerade die Bank abfegen mußte, wo ich eben ſaß; rückte ich dann weiter, ſo mußte er auch da fegen, während den Betenden ihre Plätze natürlich nicht ſtreitig gemacht wurden. Und dies iſt das einzige Mal geweſen, wo ich bisher in Oeſterreich auf Bigotterie geſtoßen bin.

7.

Umſchau in Preßburg.

Preßburg.

In wenigen Stunden gelangte ich von Wien hieher. Als wir in die Nähe der erſten ungariſchen Stadt kamen, ſtieß ein Boot von dem Dampfſchiffe dahin ab, während dieſes ſelbſt mitten auf der Donau langſam fortſchwamm. Das Boot kehrte zurück und die Matroſen brachten in einem Tuche Trauben auf das Verdeck, welche auf dem Boden ausgebreitet und mit großem Behagen von dem im Kreiſe herumſtehenden Schiffsvolke verzehrt wurden. Sie waren größer, ſchöner und goldgelber, als ich je zuvor Trauben geſehen. Ich ſtand nicht weit von dieſer maleriſchen Gruppe mit einem nicht ungebildeten jungen Menſchen aus Neukirch im Königreiche Sachſen, mit dem ich eben die Donauufer betrachtete, welche bis Preßburg zur Rechten ſteil und felſig, zur Linken eben und mit Fichten bewachſen ſind. Der junge Menſch wollte zu einem Vetter im ſüdlichen Rußland, der dort eine Handlung von deutſchen Trompeten und Geigen errichtet hat und große Lieferungen an ruſſiſche Regimenter beſorgt. Der junge Sachſe, welcher das deutſche Vaterland vollkommen heiter zu verlaſſen ſchien, ſoll bald das Geſchäft des Vetters übernehmen. Möge es ihm gut ergehen bei deutſchen Waldhörnern im ſüdlichen Rußland!

Vor Preßburg verließ ich das Dampfſchiff und ging in die Stadt. Mit der magyariſchen Abſtammung der ſchnurrbärtigen Kellner, welche im Gaſthofe „zu den drei grünen Bäumen“ mit affektirter ſüdlicher Lebhaftigkeit um mich herum ſprangen, mochte es wohl nicht zum Beſten beſtellt ſein, und über dem langgewichsten Schnurrbarte des Barbiers, welcher mit einem gewiſſen ungariſchen Nationalſtolze ſchweigend und etwas grob ſein Amt verrichtete, leuchteten ein paar acht deutſche blaue Augen mir entgegen. Als ich mich indeſſen zu einem Spaziergange durch die Stadt anſchickte, begegnete ich zuerſt einem ältlichen vornehmen Herrn, an dem die ſtolze, aufrechte Haltung und der ſchwerfällige Gang, ſo wie das ſchöne breite Vollmondsgeſicht den Magyaren verriethen. Mit ächt magyariſcher Ausſprache und Höflichkeit fragte er: „Von wo beliebt (geſprochen: belliebt) zu ſein?“ und nachdem er ſo, ein freier Ungar, mit dieſer Frage meine Heimath und Geburt in mein Belieben geſtellt, wies er mich mit einer bogenförmigen Handbewegung, in der eine gewiſſe Grazie und unendlich viel Wohlwollen lag, zurecht.

Wer Preßburg zuerſt in der Gegend der Nonnenbahn beträte, wo auch das evangeliſche Lyceum ſich befindet, würde nicht ahnen, welch eigenthümliches Leben ſich in dem untern Stadttheile entfaltet. Dort hohe Häuſer und enge, krumme, bergan gehende Gaſſen, welche einigermaßen an deutſches Mittelalter erinnern; hier, näher an der Donau, auf dem Markte Feigen, herrliche Trauben und große grüne Waſſermelonen aufgeſchichtet, die Häuſer klein und meiſt einſtockig, die Straßen breit, nomadiſch, zum Durchtreiben großer Heerden wie geſchaffen. An manchen Stellen ſieht man vor den Bauerwägelchen die kleinen ungariſchen Pferde, deren hier bei Tage ſtets unzählige durch einander halten, ſtehen und graſen. Ueberall ſtarren auch dem Vorübergehenden die gewaltigen Hörner der prächtigen Zugochſen entgegen, welche zu beiden Seiten der breiten Stirne ſich in einem ziemlich regelmäßigen ſtumpfen Winkel ausdehnen. Unter dieſem Vieh ſieht man die ſlovakiſchen Landleute in ihren maleriſchen Trachten umhergehen, deren ſtattlichſtes Stück die Decke von grober weißer Wolle iſt, welche ſie als Mantel tragen; dazu die breitkrempigen Hüte, deren Durchmeſſer nicht viel geringer iſt, als der Umfang der Hörner, die den Kopf ihrer Stiere ſchmücken.

Grüne Büſchel, die von manchen Häuſern aus an langen Stangen bis in die Mitte der breiten Straßen hinein reichen, und zwar oft ſo niedrig, daß man fürchtet, die Reiter möchten ſich daran ſtoßen, bezeichnen dieſen Landleuten ihre Wirthshäuſer. In ein ſolches Haus trat ich, ſetzte mich mitten unter die Gäſte und ließ mir eine Speiſe bringen, die für ſie bereit gehalten wurde. Es war gekochtes Hühnerfleiſch in einer dicken grauen Brühe, wie es ſchien ein Leibgericht der Bauern. Jeder von ihnen hatte ſeine „Halbe“ Wein vor ſich ſtehen; eine Harfe und eine Geige muſicirten. — Mitten unter den Männern ſaß eine ältliche Frau; ihre Züge waren gewiß einſt ſchön geweſen, und es lag etwas darin von der Weisheit der Zigeunermütter. Doch blieb ihre Abſtammung ungewiß, denn wenn gleich mein Nachbar ſagte, ſie ſtamme aus Egyptenland, ſo hatte ſie doch in ihrem ganzen Weſen zu viel Milde, Haltung und Sitte, um ohne Weiteres für eine Zigeunerin gelten zu können. Ein eigenthümliches Geſchick ſchien aus ihr unter dem wilden Völkergemiſch Ungarns auch etwas Eigenes gebildet zu haben. So übte ſie auch auf die Männer (es waren zufällig meiſt ältere zugegen) einen eigenthümlichen Reiz. Einem Fünfziger beſonders ſchien in ihrer Nähe ſehr wohl zu Muthe zu werden. Alle rückten um ſie her; ſie ſchien die Huldigung der Männer, auf denen ihr kluges Auge ruhte, nicht ungern zu ſehen, benahm ſich aber mit Anſtand und Beſcheidenheit; ſie ſchlug es nicht aus, wenn man ihr zutrank, aber ſie nippte kaum von dem Wein. Sie allein unterhielt den Kreis, wobei ſie, ſo viel die Muſik mich hören ließ, aus einer Sprache in die andere überſprang. Endlich ſtimmte ſie ein Lied an. Alle lauſchten geſpannt, aber Niemand ſtimmte mit ein. Die Muſikanten, gewöhnliche Preßburger, hörten auf zu ſpielen, als ſie begann; dann verſuchte die Harfe wiederholt einzufallen, aber es gelang nicht. Die Melodie mußte auch ihnen ſehr fremd vorkommen, wie mir. Die Worte ſeien deutſch, bemerkte mein

Nachbar: doch verſtand ich wegen der ſonderbaren Betonung nicht eine Sylbe. Kurz nachdem das Lied geendet war, ſtand die Frau auf, bezahlte den Wirth und ging allein zur Thür hinaus, wie es ſchien, um gleich den andern auf's Land zurückzukehren.

Um die Mittagsſtunde brachen die meiſten Landleute auf und ich ſah einigen von ihnen, unter dem grünen Büſchel vor dem Wirthshauſe ſtehend, noch lange nach, wie ſie von ihren ſchwerfälligen Stieren, die ſie ganz ſich ſelbſt überließen und nicht einmal an einer Leine hielten, auf dem breiten Wege unglaublich langſam dem Thore zugeführt wurden. Der Weg, der ſich immer in gerader Linie fortzog, ſchien ſich gegen das Ende der Stadt zu, mehr aber noch vor der Stadt ſelbſt immer noch zu erweitern. Dieſer Anblick beſchäftigte meine Phantaſie auf das Lebhafteſte, und ich ſah im Geiſte die Straßen wie Ströme, welche von allen Seiten Regenbäche in ſich aufnehmen, wachſen, bis ſie endlich im Innern von Ungarn, wie bekannt, oft meilenbreit werden, oder ſich ganz in den Heiden verlieren.

Je mehr der Tag ſich neigte, um ſo mehr verſchwand das Landvolk, und als der Vollmond aufging, kam es mir vor, als beſcheine er eine ſo deutſche Stadt, wie ich ſie jemals an den heimatlichen Ufern der Saale und Elbe geſehen. Es waren nur vereinzelte Erſcheinungen, die noch an Ungarn erinnerten. So ritt gegen Sonnenuntergang, als zahlreiche Spaziergänger über die Donaubrücke nach der ſogenannten Aue zogen, langſam ein junger Menſch auf einem ungariſchen Rößlein zwiſchen ihnen durch in die Stadt; ſeine ganze Kleidung beſtand in dem ungariſchen Hemde, deſſen Faltenreichthum bewies, daß er keineswegs der Hefe des Volks angehörte, und aus den weiten leinenen Hoſen. Da dieſe ohne Stege ſind und auch dem Sattel die Steigbügel fehlten, ſo ſaß der Burſche ſo frei und leicht zu Pferde, wie es einem Reitervolke geziemt, das ſich die Pferde, wenn es ihrer bedarf, friſch auffängt von der Heide, wo ſie nur ungefähr gezählt umherirren, und das der edeln Natur ſeiner Roſſe Jahrhunderte hindurch wenigſtens die größere Hälfte ihrer Wildheit mit Freuden gegönnt hat. — Später begegneten mir noch, aus kurzen ungariſchen Pfeifen ſchmauchend, drei Bauern zu Fuße, welche an den Reiterſtiefeln mit Sporen als ächte ungariſche Edelleute kenntlich waren. Sie kamen von der Donau, wo ſie vermuthlich auf einem Kahn oder Segelſchiffe Kukuruz und andere Landesprodukte ſtromaufwärts geführt hatten.

Die Wirkſamkeit der Polizei iſt, wie überall in Ungarn, ſo auch hier, ſehr beſchränkt. Etwa um dieſelbe Zeit, wo in Wien ein Menſch erſchoſſen wurde, der an einem Wachpoſten vorbei rauchte, wurde auch in Preßburg das Rauchen in der Nähe der Schildwachen verboten. Nun ruft hier ein Poſten den vorübergehenden Raucher, der ihm die Dampfwolke gerade in's Geſicht bläst, deutſch an; der zuckt die Achſeln, verſteht nicht deutſch, und geht vorüber. Der nächſte Poſten ruft einen Raucher ungariſch an; er ſchüttelt den Kopf, verſteht kein Ungariſch, und geht vorüber. Dort gebietet nun gar ein Slovak einem Vorübergehenden, die Pfeife aus dem Mund zu nehmen; er ſieht ihn mitleidig an, verſteht nicht ſlovakiſch, und ſetzt ruhig ſeinen Weg fort. So war in wenigen Tagen die polizeiliche Neuerung, welche wahrſcheinlich von der ungariſchen Hofkanzlei in Wien veranlaßt war, durch die Oppoſition der Raucher weggeblaſen wie Spreu vor dem Winde.

Um eine Adreſſe zu erfragen, begab ich mich auf's Rathhaus, wo man mir ſehr höflich ſagte, es ſei hier nicht Sitte, eine Liſte über die Einwohner zu führen.

Dennoch liegen auf den Zimmern in den Gaſthöfen ſogenannte Meldezettel, Jelentési czédula, umher; wenn es ihm beliebt, mag der Reiſende ſie unterſchreiben, aber Niemand erinnert ihn daran, wenn er es unterläßt, und der beſchriebene Meldezettel wandert etwa in die Küche, niemals auf die Polizei. In Peſth bekommt man dieſe öſterreichiſchen Meldezettel bereits gar nicht mehr zu Geſicht. — Die Preßburger Poſt iſt eben ſo großartig angelegt und in eben ſo viele Fächer getheilt als die Wiener; doch geht es in den einzelnen Abtheilungen ziemlich ungariſch und patriarchaliſch zu.

8.

Der Vollmond über dem Weinberge der Matrone. Die Capuziner. Der Calvarienberg. Ungariſche Chriſtusköpfe. Eine Sage von Maria Thereſia.

Am folgenden Tage bezog ich das gaſtliche Haus des deutſchen Profeſſors S. — denn ſo, wie es in Holtei's „vierzig Jahren“ heißt, möge es auch hier heißen. Die Mutter der Profeſſorin S. bewirthſchaftet in der Vorſtadt einſam mit ihren „Hauern“ einen Weinberg. Hauer heißen hier die Winzerknechte, der Kern der arbeitenden Volksklaſſen von Preßburg, ein kräftiger deutſcher Menſchenſchlag in der Fremde, der viel Aehnlichkeit mit dem der Sachſen in Siebenbürgen zu haben ſcheint. — Auf den Gipfel des ſteilen Weinbergs kam die hochbetagte Frau ihrem Enkel und mir nach, und brachte Feigen, die ſie zwiſchen ihren Reben geerntet hatte. Als wir die Stufen zuſammen herabſtiegen, ging gerade vor uns über der

Donau wieder der Vollmond auf und beleuchtete die Gegend. Bei dieſem Anblick begann die Matrone ihr Leben zu preiſen, das unter dieſem milden Himmel ſtill und ländlich verfloſſen war. Freilich mag das Menſchenleben hier ſchön ſein, beſonders zur Weinleſezeit, wenn oben auf den Bergen helle Feuer durch die Nacht lodern und unten der junge Ungarwein von der Kelter rieſelt — Unter dem Thore des ſtattlichen Gehöftes lag ein grünes Reiſigbündel, welches jeder Weinbergbeſitzer auszuſtecken das Recht hat. Wo es ausgeſteckt wird über einem Winzerhauſe, verſammelt ſich alsbald eine Schaar von „Hauern“ und ärmeren Bürgersleuten, welche ſich für wenige Kreuzer reichlich mit Weine laben, und man ſieht ſie alsbald unter dem Thorwege oder auf dem Hausflur manche bunte Volksſcene improviſiren, denn ein Zimmer ihnen einzuräumen iſt nicht Sitte. Nach einigen Stunden gehen ſie aus einander und das Reiſigbündel wird wieder bei Seite gelegt.

Kaum eine Viertelſtunde von dieſem Weinberge entfernt in den Schluchten zerſtreut, welche die wellenförmigen Abhänge der Karpathen nach den Heiden zu bilden, liegen die „Batzenhäuſ'l“, drei niedrige, mit Stroh gedeckte Bauernhütten, deren Beſitzer einige

Erfriſchungen feil halten für die Deutſchen, welche ſich an dieſem wildromantiſchen Orte bei friſchem Gerſtenſafte, beſonders an ſchönen Mondſcheinabenden, gern zu einem Tabakskollegium vereinen, um von der Heimat jenſeits der Karpathen zu plaudern, und für die Mönche, die an heitern Nachmittagen hier ihr Weſen treiben. Junge ſchlanke Kapuziner ſieht man hier in ihren langen braunen Kutten, zum Theil das Auge mit Brillen bewaffnet, Kegel ſchieben, während die feiſten älteren Herren mit den Wirthen in den engen niedrigen Stuben ſitzen und Karten ſpielen.

Auch der Calvarienberg iſt hier in der Nähe. Wie überall von den Calvarienbergen aus hat man auch von dieſem die ſchönſte Ausſicht nach allen Seiten hin. Hier wie an andern Wallfahrtsorten hat der Ungar unter Glas und Rahmen einfach ſeinen Chriſtuskopf aufgeſtellt, den er mit rührender Kunſtverachtung einfach auf ein Blatt Papier malt und der einem gutmüthigen Magnaten gar nicht unähnlich ſieht. Unter der Hand des ungariſchen Malers verwandelt ſich die Liebe auf dem Geſichte des Erlöſers in jene behagliche Bonhommie, von der man freilich kaum mehr und kaum weniger ſagen kann, als daß ſie keinem Menſchen etwas zu Leide thut. Dieſes

Wohlwollen betet der Ungar zu ſeiner Beruhigung in dem wilden Lande als die Geſichtszüge ſeines Erlöſers an, ſeit er nicht mehr die leuchtende Sonne, die über den Heiden brennt, als ſeinen Gott verehrt. Unter dem Chriſtuskopfe in der kleinen Kapelle auf dem Gipfel des Calvarienberges ſtehen die rührenden Worte: „Der Maler und ſein Vorgänger bitten um einen (sic) Vater unſer und Ave Maria.“ Ergreifender ſind freilich noch die mit Bleifeder gekritzelten Worte: „Ein armer Soldat bittet um ein Vater unſer für ſeine Seele“, die ſich in einer der einſamen Waldkapellen finden, welche vom Calvarienberge aus zu einer Wallfahrt etwas tiefer in's Gebirge einladen.

Auf der entgegengeſetzten Seite der Stadt liegt der Schloßberg. Noch von der Erzherzogin Chriſtine wurde das Schloß bewohnt und eine liebliche Sage verherrlicht das ſchöne Verhältniß, in dem dieſe zu ihrer Schweſter, der Kaiſerin Maria Thereſia, ſtand. Beide ſollen fortwährend durch eine Brieftaube korreſpondirt haben, und darum ſieht man noch jetzt auf dem Fenſterſimſe vor dem Zimmer der Erzherzogin oft eine weiße Taube ſitzen. — Zu ihr auf's Schloß war oft die Großmutter des Profeſſors S., eine wohlhabende Bürgersfrau, gekommen, um aus ihrem Laden in der Stadt Spitzen feil zu bieten. Dann pflegten die Frauen, da ſie verſchiedener Confeſſion waren, ſich, beſonders wenn die Kaiſerin zugegen war, mit ihren Geiſtlichen zu necken. Maria Thereſia und Chriſtine warfen der evangeliſchen Bürgersfrau vor, ihr Luther ſei einmal irgendwo eine Wurſt ſchuldig geblieben (beiläufig geſagt, einer der populärſten Gründe, welche das Volk in Ungarn und Oeſterreich gegen den Proteſtantismus hat), und daß die proteſtantiſche Spitzenhändlerin es nicht an ſpitzen Reden über die Mönche fehlen ließ, läßt ſich denken.

9.

Die Slovaken.

Um den Lehnſtuhl der Frau Profeſſorin, von welcher Holtei zahlreiche Briefe mittheilt, die ein liebliches Bild geben von dem Stillleben einer deutſchen Familie im fremden Lande, verſammelt ſich abendlich eine ausgewählte Geſellſchaft. Man ſieht hier die erblindete Erzieherin mehrerer Mitglieder der kaiſerlichen Familie an der Hand der edlen Gräfin H. erſcheinen, während ſich zu dem Gatten und dem Sohne, zwei begabten Dichtern, ein eifriger Politiker geſellt, den das Volk den „Kaiſerdoktor“ nennt.

Auch der Slave Stur*) geſellt ſich nicht ſelten zu dieſem deutſchen Cirkel: eine hohe jugendliche Geſtalt, welche in ihrem ganzen Weſen ein ſchönes ideales Pathos ausſpricht. Stur ſteht an der Spitze der nationalen Beſtrebungen der Slovaken, ja er hat, in noch jugendlichem Alter aus Deutſchland zurückkehrend, dieſe Beſtrebungen ſelbſt erſt geſchaffen, indem er die Sprache der Slaven in Ungarn, welche bis dahin böhmiſch ſchrieben, plötzlich zur Schriftſprache erhob. Gern ſchloß ſich die Jugend ihm an, wie ſehr auch — den Panſlaviſten Collár an der Spitze*) — das

---

*) Stur hatte in neuerer Zeit an der Begründung der für Oeſterreich überaus wichtigen »Slovanska lipa« (ſlaviſche Linde) bedeutenden Antheil. Der Name derſelben iſt von ihm.

---

*) Collár in Peſth, welcher Stur zur Erlangung ſeiner Conceſſion behilflich geweſen war, ſchrieb ganze Bände gegen das frevelhafte Unternehmen, das Czechiſche, in dem er ſelbſt alle ſeine Schriften verfaßt hatte, durch dieſe rauhe Gebirgsſprache zu verdrängen. Collár hat bekanntlich den Panſlavismus erfunden, in den er ſogar das Ruſſenthum zu verweben wußte. Schon Huß, ſagte er, als ſpäter einer meiner Bekannten in Peſth mich zu ihm führte, habe eine czechiſche Bibelüberſetzung begonnen, und er beklagte ſich bitter, daß das Volk ihm jetzt ſeine Kanzel (er iſt Prediger) mit ſlovakiſchen Schimpfworten beſchmiere. Die Sprache der Slaven in Ungarn, welche ſelbſt wieder in verſchiedene Dialekte zerfällt, von denen Stur natürlich nur Einen zur Schriftſprache erheben konnte, verhält ſich ſeiner Meinung nach überhaupt nur zu dem Böhmiſchen, wie etwa das Plattdeutſche zum Hochdeutſchen. Abgeſehen nun aber davon, daß unſer Plattdeutſch zuweilen eine Kraft und einen Wohlklang

Alter proteſtirte. „Eheu! miser ego pater! lingua barbarica scribis!“ ſo ſchrieb ein alter ſlovakiſcher

---

enthält, von dem das Hochdeutſche keine Ahnung hat, weshalb es mir keineswegs unbedingt verwerflich erſcheinen würde, wenn man ſich in Schriften für das Volk zuweilen deſſelben bedienen wollte, hinkt dieſer Vergleich ohne Zweifel deswegen, weil das Böhmiſche und das Slovakiſche nicht in Einem Lande neben einander geſprochen werden. Denn die Gebildeten unter den Slaven Ungarns ſprechen, von den Sturianern abgeſehen, mehr deutſch und lateiniſch als czechiſch. Ja man behauptet, daß dieſes in Ungarn nirgends eigentlich rein geſprochen wird: die katholiſche Geiſtlichkeit predigt geradezu ſlovakiſch, und die reformirten Prediger bedienen ſich meiſt eines Gemiſches von Böhmiſchem und Slovakiſchem. Dazu kommt, daß von den in czechiſcher Sprache erſcheinenden Schriften ſelbſt ungariſcher Schriftſteller durchſchnittlich nur zehn bis fünfzig Exemplare in Ungarn abgeſetzt werden, von den ſlovakiſchen aber, welche freilich meiſtens auch durch den billigen Preis für das Volk berechnet ſind, neun Hundert bis drei Tauſend. Uebrigens erfuhr ich, daß Collár ſelbſt ſich in einer italieniſchen Reiſebeſchreibung früher dahin ausgeſprochen, daß das Slovakiſche dem Böhmiſchen vorzuziehen ſei, und daß er ſelbſt eine ſlovakiſche Predigt habe drucken laſſen, was aber damals keinen Anklang fand, vermuthlich weil es nur ein ſprachliches Experiment war und mit conſequentern Beſtrebungen für die ſlovakiſche Nationalität, welche ſich erſt ſpäter geltend machten, nicht in Zuſammenhange ſtand. — Im Uebrigen bin ich natürlich nicht im Stande, Pfarrer aus den Karpathen ſeinem Sohne zurück, als dieſer zum erſten Male einen ſlovakiſchen Brief nach Hauſe ſandte. Sturs Wohnung in Preßburg wurde gleichſam der Mittelpunkt aller ſlovakiſchen Kultur. Als ich ihn eines Tages beſuchte, lag im Vorzimmer eine Anzahl ſchwerer Torniſter: ſie waren von Studenten, welche nach Vollendung ihrer Studien aus Deutſchland zurück erwartet wurden, an die Expedition der von Stur herausgegebenen ſlovakiſchen Nationalzeitung (slovensky novini) adreſſirt. Daß die ſlovakiſche Schriftſtellerei noch keinen großen Gewinn abwirft, läßt ſich denken; die jungen Slaven meiſt Kandidaten, welche bei der Stur'ſchen Zeitung beſchäftigt ſind, führen ein wahres Ascetenleben, fleißig, ſparſam und häuslich. Ein gewaltiger Sack mit ungariſchem Tabak, der für Alle im Redaktionszimmer ſteht, umſchließt alle ihre Luxusbedürfniſſe. Für den ſchweren Anfang der Zeitung und ſomit der ſlovaki-

---

ein Urtheil über die Erhebung dieſes Karpathendialektes zur Schriftſprache auszuſprechen. Doch iſt es bemerkenswerth, daß ſelbſt Böhmen, welche in Ungarn leben, ſich nicht der Collar'ſchen, ſondern der Stur'ſchen Richtung angeſchloſſen haben. So der Lehrer Kadavi in Peſth, ein ſehr populärer Schriftſteller.

ſchen Literatur überhaupt war Sturs Schweſter aus den Karpathen gekommen, um für das ganze Mitarbeiterperſonal hauszuhalten und zu kochen. — Jetzt hat man in der That bereits eine kleine ſlovakiſche Literatur. Ein orthodoxer Pfarrer *) gab kürzlich ſeine Stelle auf, um ſlovakiſcher Literat zu werden; junge Leute ſparen, um ſich das von ihm herausgegebene Taſchenbuch Mitra zu kaufen. Auch an Polemik fehlt es nicht, wobei vorläufig Perſönlichkeiten nicht ausbleiben können, die man jedoch wegen ihrer Friſche und Naivität der jungen Literatur wohl verzeiht. Hier ein Beiſpiel. Ein alter und ein junger Geiſtlicher, beide aus den Karpathen, ſtreiten ſich in einer theologiſchen Angelegenheit; nun wirft der alte dem jungen ſeine Jugend vor: er habe vor Kurzem noch das Ränzel getragen, d. h. ſtudirt; der junge, nicht faul dieſen Vorwurf zurückzugeben, antwortet, der Alte trage das Ränzel ſein Leben lang: — er hat nämlich einen Buckel.

Durch das Feuilleton der Nationalzeitung hat Stur ſeinem Publikum auch bereits eine kleine Schaar

---

*) Hurban. 1848 und 1849 führte er bekanntlich ein ſlovakiſches Freicorps gegen die Magyaren.

von Novelliſten und Lyrikern vorgeführt. „Dieſer iſt unſer wahrer Balladendichter!“ ſagte er lachend, als ich mich nach dem Verfaſſer eines Gedichtes in der jüngſten Nummer ſeines Blattes erkundigte. Er läuft Nachts in den Karpathen umher, zündet dort große Feuer an, und wenn dann, aufgeſcheucht, die Raben in dichten Schaaren ihn umkreiſen, läuft er entſetzt davon, weil er an Geſpenſter glaubt, was freilich von dem erſten Balladendichter einer jungen Literatur, in einem Lande, wo noch eine ſo glückliche Unmittelbarkeit vorherrſcht wie in Ungarn, nicht mehr als billig iſt.

Dieſe ſlovakiſchen Dichter knüpfen vielfach an die Sagen ihres Landes an mit ihren Erzählungen, und ihre Gedichte nähern ſich im Tone und in der Haltung den Volksliedern ihres Stammes. Ueberall, ſowohl in den ältern als in den neuern Liedern lauert eine tiefe Schwermuth hinter dem heiterſten Genießen des Augenblicks, überall klagendes Liebesgeflüſter, überall leichtes Koſen und Spielen, ſelbſt mit dem Tode. Gib Gott, daß ich nicht ſterbe, bevor ich meine Schulden gezahlt: der Wirthin eine Halbe Wein und dem Liebchen einen Kuß, betet der Burſche im Volksliede. Oder er klagt: meine Jugend ſchwindet wie der Stein, den ich in die Donau werfe: ein ſchönes prächtiges tief melancholiſches Bild. Aber bald iſt er wieder bereit, die Gelegenheit beim Schopfe zu nehmen: denn ein Mädchen ſteht am Brunnen und tränkt einen Schwan; ſag', Mädchen, gefall' ich Dir? fragt er, hinzutretend. — Präciſion, Lieblichkeit der Bilder und Keckheit der Situationen, welche den ältern Volksgeſängen eigenthümlich ſind, erſtreben auch die lebenden Dichter, welche freilich auch nur an das ſlovakiſche Volkslied anknüpfen können, ohne den Boden fremder Literaturen zu betreten.

Nicht minder zart als die Volkslieder ſind auch die Sagen und Gebräuche der Slaven in Ungarn und den angrenzenden Ländern. Dalmatiſche Hirten, wenn ſie im Herbſte die Wälder mit ihrem Vieh verlaſſen, halten plötzlich ihre Schafheerden an, denn ſie meinen ſo das Klagen der Bäume über ihr Scheiden zu hören, eine Sitte, mit der ſich an Tiefe des Naturgefühls wohl nur jene weſtphäliſche meſſen kann, der zufolge die Bauern eines gewiſſen Dorfes ſich jeden Todesfall der Reihe nach anſagen, bis der letzte in den Wald geht und ihn einer Eiche anſagt. *)

---

*) Ueber die Schönheit der ſlaviſchen Sagen und Volkslieder im Allgemeinen noch mehr zu reden, wäre

ganz überflüſſig. Wir machen aber auf die Großartigkeit eines im Preßburger »Donauhafen« überſetzten »Hochzeitlieds beim Ceolotanze« aufmerkſam, welches wir zu den tiefſinnigſten Offenbarungen des Volksgeiſtes rechnen, die wir kennen. Hier prahlt der Held: kein ſchöneres Weib ſei auf der Welt als ſeins, ſelbſt nicht die weiße Wila im Hain, der weibliche Waldgeiſt der Slaven, könne ſich ihr vergleichen. Da kommt die weiße Wila aus dem Walde auf den Hof des Prahlenden und fordert ihn auf, ſein geprieſenes Weib heraus zu führen und ihr gegenüber zu ſtellen. Nun aber feiert das echt Menſchliche einen großartigen Triumph über die, wenn auch noch ſo reizende Waldurſprünglichkeit, denn die Wila ſieht nun ſelbſt die Wahrheit der Behauptung des Helden ein und ſpricht:

Leicht haſt du's, Held, zu rühmen dich,
Daß deine Gattin ſchöner iſt
Als ich, des Waldes Wila bin!
Sie hat die Mutter geboren,
Hüllt' ſie in ſeidene Windeln ein,
Säugte ſie ſüß mit Muttermilch.
Mich hat der Wald geboren,
Hüllte in grünes Laub mich ein.

So führt die Wila den Vergleich noch eine Zeit lang fort, dann kehrt die Beſiegte in ihren Wald zurück.

10.

Die Magyaren und die Zigeuner.

Die Slovaken haben unter ſich keine Ariſtokratie und ſie mögen Urſache haben, die ungariſche zu ſcheuen, welche trotz ihres Liberalismus doch noch gar zu viel natürliche Wildheit hat. Eine wie hohe Meinung der Magyare auch von ſeiner Freiheit hat, ſo weiß er ſie doch noch nicht immer von Geſetzloſigkeit zu unterſcheiden. „Ich nehme mir die edle Freiheit, Sie um zwei Thaler zu bitten“, ſoll ein Jäger in der Nähe von Preßburg zu einem Fremden geſagt haben, indem er ihm ſeine Büchſe vorhielt. Unter den magyariſchen Edelleuten aber gibt es ſolche, welche ſich vor den Gäſten in den Wirthshäuſern der Grauſamkeiten rühmen, die ſie zu Hauſe gegen ihre Bauern ausgeübt. Einer von ihnen rühmte ſich, daß er

Alles niederſchieße, was er auf ſeiner Wildbahn finde, Menſchen wie Thiere. Ein Anderer, der im Wagen an ſeinem Vogelherde vorbei kam, wo eben die Bauern Vögel auslöſten, band ſeine Pferde hinter den Wagen und ſpannte die Bauern vor die Kutſche, ſetzte ſich dann mit den gefangenen Vögeln, die er auf den Schooß nahm, hinein und peitſchte die Bauern einen ſteilen Berg hinauf bis vor ſeine Wohnung.

Auch gibt es hier ſogenannte Unglücksfamilien, auf denen ein ſchwerer Fluch zu ruhen und in denen Mord und Todſchlag erblich zu ſein ſcheint. — Der Vater droht der Mutter, ſie zu erſchießen, wenn ſie ihm keinen Sohn gebiert. Sie bringt einen Sohn zur Welt, und dieſer erſchießt in reiferem Alter den Vater. Ein Enkel jenes Erſten empfing kürzlich in ungariſchem Nationalcoſtüm ſein Urtheil vor Gericht wegen eines andern Verbrechens und ſchwur, ehe er in Ketten zum Gefängniſſe zurückgeführt wurde, den Geſetzen furchtbare Rache. Schon früher hatte er ſeinen Jäger ſtatt des Hundes in einen Sumpf gehetzt, um eine geſchoſſene wilde Ente herauszuholen, und nach ihm geſchoſſen, um ihn zum Untertauchen zu nöthigen. Auch hatte er einſt dem Reize, einen Schieferdecker, der an ſeinem Dache hing, aus der Luft zu ſchießen, nicht widerſtehen können. Woher nun all dieß Unheil? Einer der Vorfahren dieſes Hauſes, der über eine große Heide fuhr und einen bettelnden Zigeuner mit der Peitſche in's Geſicht ſchlug, iſt von dieſem verflucht worden: — ſo erklärt das Volk. — Von manchen feinen jungen Leuten, welche in den erſten Geſellſchaften eine Rolle ſpielen, iſt es allbekannt, daß ihre Großväter auf längere Zeit verſchwunden waren, um ihre zerrütteten Familienverhältniſſe als Räuber zu verbeſſern; ja ein Unbekannter auf dem Dampfſchiffe wollte ſogar wiſſen, daß der berühmte ungariſche Räuberhauptmann Sobry als einer der Großen des Landes und als Mann von politiſcher Bedeutung, auf ſeinen Gütern lebe. Selbſt diejenigen von dieſen Großen, deren eigenes Leben vollkommen rein und fleckenlos daſteht, laſſen ſich in ihren Handlungen ſelten durch Recht und Geſetz, ſondern in der Regel nur durch die Großartigkeit ihres ſchönen Nationalcharakters leiten, und verletzen durch ihre Großmuth und durch das ihnen angeborene Wohlwollen nicht ſelten Geſetze, Recht und öffentliche Sicherheit. Liebenswürdig iſt die Bonhommie des katholiſchen Vicegeſpans, welcher einen lutheriſchen Studenten, den er als fahrenden Schüler kennen lernte, zu ſeinem Schullehrer machen wollte. „Hat unſer Feldhüter ſo lange unſere katholiſchen Kinder unterrichtet," rief er aus, „warum ſollte es nicht auch ein lutheriſcher Student können?"

Eine wildromantiſche Schöpfungszugabe zu der magyariſchen Nationalität ſind die ungariſchen Zigeuner. Die Magyaren ſelbſt haben keine nationale Muſik. Die Zigeuner dagegen, ein Wandervolk ohne eigene hiſtoriſche Erinnerungen (ſie ſelbſt kennen kaum den Namen eines oder des andern von ihren Vorfahren), das ſeit Jahrhunderten unter fremden Völkern in tiefem Frieden vom Wahrſagen und von kleinen Diebſtählen lebt, die ſich nicht zur gerichtlichen Verfolgung eignen — ſie haben ſich in Ungarn ſo in das Weſen der Magyaren hineingelebt, daß ſie jene feurige Muſik ſchaffen konnten, welche in ihren Melodien dasſelbe ſo wunderbar tief wiederſpiegelt, wie dieß in der Racoziweiſe der Fall iſt. Der Strich des geigenden Zigeuners hat etwas ganz Eigenes und läßt ſich mit nichts vergleichen. In neueſter Zeit haben deutſche Spekulanten auf den ungariſchen Heiden ein Orcheſter von Zigeunern zuſammen geleſen, mit dem ſie ſelbſt in Paris großes Aufſehen erregten. Die Zigeuner, welche ihnen folgten, ſehen dann gar ſtattlich aus, kleiden ſich höchſt ſorgfältig und modiſch, wenn auch etwas bunt, glänzen mit goldenen Uhren und Ringen, gefallen beſonders den Damen ungemein, bleiben aber Vagabunden wie auf ihren Puszten bei Ketskemet und Debrecin. Sobald ſie ſich einiges Vermögen erworben haben, emancipiren ſie ſich von dem deutſchen Muſikdirektor, wiſſen aber dann ihre Truppe nicht mehr zuſammen zu halten, zerſtreuen ſich allmählich, fallen einzeln in den großen Städten der Polizei in die Hände und gehen traurig unter. — Nur Einer, der im Auslande mit einem angenommenen Namen als Virtuoſe geglänzt hatte, kehrte mit dem Erſparten nach Ungarn zurück, kaufte ſich dort in einer Heide einen Bauernhof und lebte ſtill und ordentlich. Zufällig war er eines Tages verreiſt, als der Edelmann, dem das Dorf gehörte, in welchem ſein Bauernhof lag, nach ihm ſchickte. Weil er nun erſt am andern Tag erſchien, ſo ließ der Edelmann ihn prügeln, und hierüber grämte der Zigeuner ſich zu Tode.

11.

Die Deutſchen und die Slawen.

Es war in demſelben Jahre, wo Karl Beck's Nächte erſchienen, als ich zuerſt mich lebhaft für Ungarn zu intereſſiren anfing. Die Worte:

Aus dem Lande der Magyaren,
Aus dem Land der ſüßen Trauben
Kam ich jung und unerfahren
In das Land der Eichenlauben,

machten einen großen Eindruck auf den jugendlichen Leſer. Beck hatte eine ganz neue Welt aufgeſchloſſen, welche uns mit ihren Heiden, ihren Rößlein, ihren Roßhirten und Zigeunern vollkommen zu feſſeln verſtand. Was war natürlicher, als daß wir für die magyariſche Nationalität das größte Intereſſe empfanden? Was kümmerten uns die übrigen Völkerſtämme in Ungarn? wir liebten das ſchöne Land nur um der »freien Ungarn« willen.

Selbſt auf die Deutſchen wurde ich — und es ſcheint mir, daß ich hier nicht bloß von mir rede, ſondern daß die Stimmung vieler Deutſchen über dieſes Land denſelben Entwickelungsgang nahm — ſelbſt auf die Deutſchen in Ungarn wurde ich erſt einige Jahre ſpäter aufmerkſam. Ein Sohn dieſes Landes, deſſen ganze Erſcheinung das Bild, das ich von Ungarn und ſeinen Bewohnern mir gemacht hatte, auf eine wahrhaft wunderbare Weiſe beſtätigte, proteſtirte auf das Feierlichſte dagegen, daß ich ihn als einen Magyaren betrachtete. Er ſei zwar in Ungarn geboren, aber deutſchen Stammes, verſicherte er ſehr ernſt. — Auch Beck iſt ſpäter von ſeinem Magyarenthume zurückgekommen.

Die Deutſchen in Ungarn aber haben überhaupt eine ſehr ſchwierige Stellung. Dieſelbe iſt keineswegs im ganzen Lande, wie die der herrlichen Sachſen in Siebenbürgen, durch Herkommen und Sitten, Verfaſſung und Recht geſichert. Sie ſind im Lande nichts für ſich ſelbſt, ihre Stellung wurzelt in Wien.

Leider iſt es nur zu gewiß: die Deutſchen in Ungarn haben noch immer keine andere Stellung bekommen, als diejenige, welche ihnen die öſterreichiſche Regierung geben kann. Die Beſten von ihnen wenden ihre Augen wohl auf das geſammte Deutſchland, ſie hängen mit einer Liebe und einer Inbrunſt am Proteſtantismus, wie ich es ſelten oder nie anderswo geſehen habe. Auch iſt, in Preßburg wenigſtens, viel deutſche Bildung. Dazu bleibt das Verhältniß der Deutſchen zu Deutſchland immer friſch, denn zum Glück hatten die Ungarn immer das Recht, in Deutſchland zu ſtudiren.*)

---

*) Man kann das Verhältniß der Deutſchungarn zu Deutſchland nicht ſchlagender ausdrücken, als derſelbe Sohn Ungarns, welcher mich einſt ſo ſehr ernſt verſicherte, daß er ein Deutſcher ſei, in einem Gedichte gethan hat, welches ich daher mich nicht enthalten kann aus dem von mir herausgegebenen »Jahrbuch für Poeſie und Proſa. Merſeburg 1847«, hier einzureihen:

In Ungarn, wo die vielen Völker ſind,
Da lebt auch mancher deutſchen Mutter Kind.
In Bergesſchacht, auf dürrem Haideſand,
Am Karpatus, am grünen Donauſtrand,
Wirſt überall, oaſengleich im Sande,
Auf deutſche Herde treffen in dem Lande.
An's deutſche Reich, ſie denken noch daran
Daraus vor Jahren fort einſt zog der Ahn.
Gern ſchickt den Sohn der Vater aus dem Haus
»In's Reich,« daß deutſcher Sinn nicht ſterbe aus.
Bin auch aus Ungarn, deutſcher Leute Kind,
Und denke oft, wie ich ſie wiederfind';

Wichtig für die deutſche Sache in Ungarn iſt das deutſche Seminar, welches von deutſchen Studenten des evangeliſchen Lyceums unter Leitung des Profeſſors S. beſteht. So viel als die Deutſchen auf pädagogiſchem Wege für ihre Sache und für die des Proteſtantismus thun können, geſchieht hier gewiß. Der Mangel eines eigentlichen politiſchen Lebens unter ihnen läßt ſich freilich, ſo lange er einmal beſteht, durch nichts wieder ausgleichen. — Mit un-

---

Und denke oft, wenn mich der Vater fragt
Um's deutſche Reich, ob man's verſchweigt, ob ſagt.
Das deutſche Reich! ſo heißt's noch bei uns allen;
Indeſſen iſt das längſtens ja zerfallen!
Bei uns da glaubt daran noch jedes Kind,
Indeſſen iſt das längſtens ja in Wind! —
Wenn rings die wilden Völker um uns her
Im Ungarland ſich brüſteten ſo ſehr,
Und meineten, ſie wären unſer gleich,
Stolz waren wir, wir dachten an das Reich,
Wo unſer Kaiſer ſitzt auf ſeinem Thron,
Im Purpurmantel, in der güldnen Kron,
Der deutſche Kaiſer! unterm Himmelszelt
Der machtigſte Herr auf der ganzen Welt. —
O trauern wird mein Vater ob der Mähr!
Wenn ich ihm's ſage, wird er jammern ſehr,
Daß all die Pracht und Ruhm und Majeſtät
Vergeſſen iſt, verſunken iſt, verweht!

ermüdlicher Ausdauer wird in dieſem Vereine die conſequenteſte Humanität gepredigt, welche hier als mit dem Deutſchthume identiſch gefaßt wird. Zur Zeit meines Aufenthaltes in Ungarn hielt der Vorſteher der Anſtalt unter anderen eine hochbegeiſterte Rede gegen das Vorurtheil wider die Juden, welches ſich auch in den deutſchen Verein einſchleichen wollte. — Das deutſche Seminar ſcheint ſich vorzugsweiſe mit deutſcher Literaturgeſchichte und mit dem Studium deutſcher Claſſiker zu beſchäftigen. In einer Stunde, wo ich bei ihm hospitirte, declamirte man den Fiſcher von Göthe. Der Lehrer, gegenwärtig der Sohn des Profeſſor S., war mit den verſchiedenen Vorträgen des Gedichtes vollkommen zufrieden und ich ſelbſt mußte mir ſagen, daß hier mehr geleiſtet wurde, als man erwarten konnte. Aber dennoch machten dieſe Vorträge auf mich einen peinlichen Eindruck. Die Zunge dieſer deutſchen Studenten in Ungarn erinnerte doch an's Magyariſche durch ihre breite und allzu volle Ausſprache, welche nur noch um ſo mehr hervortrat, je langſamer und behutſamer man ſprach. Es war gewiß etwas Beſſeres, als eine ſelbſtgefällige Eitelkeit auf meine deutſche Mutterſprache, wenn ich, ſobald ich mich wieder allein ſah, unwillkürlich anfing, den Fiſcher halblaut für mich her zu ſagen, gleichſam um mich der ſchönen Göthe'ſchen Worte wieder in ihrer Reinheit zu verſichern. „Das Waſſer rauſcht, das Waſſer ſchwoll!“ Ich hätte nie gedacht, daß ich mich bei dieſen einfachen Worten noch einmal freuen würde, zwiſchen Elbe und Weſer geboren zu ſein.

Man kann übrigens nicht von den höheren Lehranſtalten in Ungarn reden, ohne auch auf die deutſchen Univerſitäten einzugehen. Denn Alles, was dort auf wahre wiſſenſchaftliche Bildung Anſpruch macht muß in Deutſchland ſelbſt ſtudirt haben. Meines Wiſſens haben ſich in Norddeutſchland die Studenten aus Ungarn ſo vertheilt, daß in Berlin vorzugsweiſe die Magyaren, in Halle die Slovaken und in Jena die Deutſchen ſich aufhalten. Leipzig ſoll viele Sachſen aus Siebenbürgen haben. Wenn nun auch nirgends eine deutſche Univerſität von einer beſtimmten Nationalität aus Ungarn ausſchließlich beſucht werden möchte, ſo wird doch gewiß die eine oder die andere überall vorherrſchen. Durch die lateiniſchen Floskeln in ihren Päſſen allen und jeden Behörden hinlänglich empfohlen, treten in jedem neuen Semeſter, ſelbſt aus dem fernen Siebenbürgen, bärtige junge Männer ſchaarenweiſe die Reiſe nach den deutſchen Hochſchulen an. Auf jeder Univerſität bilden ſie eine Art von eigener Corporation, einen Staat im Staate. Am wenigſten ſchließen ſich natürlich die Deutſch-Ungarn ab, welche mehr durch den Umgang mit ihren Stammverwandten, als in den Hörſälen lernen. Am fleißigſten möchten die Slaven ſein, welche ſich in letzter Zeit mit einer wahren Vehemenz auf die Hegel'ſche Philoſophie geworfen hatten, die freilich Mancher von ihnen nur benutzte, um — den Panſlavismus und die welthiſtoriſche Bedeutung des Czarenthums zu conſtruiren! Am luſtigſten lebten im Winter 1845—1846 die Magyaren in Berlin. Ein Vicegeſpan, der Schulden halber ſeine Puszte in Ungarn hatte verlaſſen müſſen, und ſelbſt längſt über die Jahre des akademiſchen Studiums hinaus war, war ihr Häuptling, ein dankbarer Berliner Schneider, welchen einſt auf der Wanderſchaft in Ungarn ein Magyar durch einen Gulden vom Untergange errettet hatte, ihr Haushofmeiſter und unermüdlich thätig, alle ihre gemeinſamen Wünſche zu befriedigen. Eine Anzahl Schneiderjungfern bildeten den Hofſtaat und erſchienen an jedem Sonntag Nachmittage auf den Bällen, welche der Reihe nach auf den engen Stuben der Söhne Ungarns ſtatt fanden.

Der ungariſche Geiſtliche Székaks hat die Abſicht, die deutſchen Univerſitäten zu bereiſen, um ſeinen dort ſtudierenden Landsleuten eine Reihe angeblich in Vergeſſenheit gerathener Stipendien wieder zu gewinnen, auf welche er in Folge einiger in ſeinen geiſtlichen Archiven aufgefundenen Documente Anſpruch macht. Die ungariſchen Studenten ſollen in früheren Jahrhunderten auf deutſchen Univerſitäten eine ſehr bedeutende Rolle geſpielt haben und einer von ihnen, ein Magnat, war Prorector in Wittenberg. Weil nur die Söhne der reichſten und vornehmſten Ungarn nach Deutſchland gehen konnten, ſo brauchte man ſie hier keineswegs durch Beneficien vor Noth und Elend zu bewahren, wohl aber ſetzte man ihnen Stipendien aus, damit ſie mit noch größerer Pracht und mit erhöhtem Aufwande unter ihren deutſchen Commilitonen leben konnten. So werden noch jetzt in Halle Stipendien an ſie ausgezahlt, welche den Namen Weinſtipendien führen.

12.

Eine ſlovakiſche Stadt.

Modern.

Von Preßburg aus machte ich einen Ausflug hierher. Einer meiner Freunde, der noch vor wenigen Jahren in Halle zu den Slaven gehörte, welche an ſchönen Tagen heerdenweiſe an den Ufern der Saale bei Giebichenſtein lagen und Hegel ſtudirten, wohnt jetzt hier nicht allein als einer der beliebteſten Dichter ſeines Stammes, ſondern auch als Rector des Gymnaſiums, das noch vor Kurzem eine Univerſität war. Er kam mir ſchon bis in die Nähe von Schenkwitz, einer alten kroatiſchen Colonie, die ſehr angenehm, mit Weiden umgeben, an einem Hügel liegt und eine an Gold und Silber überreiche Kirche hat, entgegen mit dem ſlovakiſchen Pfarrer Stur, dem Bruder des Herausgebers der Nationalzeitung. Sie führten mich in Modern ein, das mit ſeinen einſtockigen, zum Theil roth bemalten Häuſern ſich langſam am Fuße der Karpathen erhebt.

In dem Wohnzimmer der alten Rectorwohnung, das durch die hohe, tempelartig gewölbte Decke für mich ein zwar fremdartiges, aber nicht unbehagliches Anſehen gewann, harrte unſer ein Mahl von ausgeſuchten ſlaviſchen Gerichten, das die Schweſter meines Freundes bereitet hatte, welche noch nicht lange von einem Pfarrhofe in der Liptau zu ihm gekommen war. Die braune Suppe mit Käſe und geſchnittenem Fleiſche, die fetten Nudeln mit Pflaumenmuß und Wallnuß und ähnliche Speiſen hielten auch den Pfarrer, obgleich es Samſtag Abend war, noch lange in unſerer Geſellſchaft zurück. Nach Tiſche unterhielt er mich bei einer Flaſche ſüßen Moderaner Ausbruchs von der Stellung der Geiſtlichen in Ungarn, die beſonders den Edelleuten gegenüber ſehr originell iſt. In der Liptau gibt es Edelleute, welche jeden Sonntag in der Kirche eine beſtimmte Zeit nach der vor ihnen liegenden Uhr abſitzen, und wenn dieſe vorüber iſt, ſelbſt während der Predigt, pünktlich das Gotteshaus verlaſſen.

Den ſlovakiſchen Pfarrern erwächſt eine fortwährende Verlegenheit aus den Namen ihrer Pfarrkinder. Die Slovaken nämlich haben, wie es in einer Sprache, die erſt kürzlich zur Schriftſprache erhoben wurde, nicht zu verwundern iſt, viele derbe und anſtößige Namen, die theils nur als ſogenannte Spitznamen im allgemeinen Gebrauch, theils wirkliche Familiennamen geworden ſind. Das Ausſprechen offenbarer Schimpfnamen iſt bei Aufgeboten von der Kanzel nicht zu vermeiden. Es kommt vor, daß Mädchen oder Frauen beſonders den jüngeren Geiſtlichen nur mit Erröthen ihren Namen geſtehen können. Zuweilen kommen Leute mit ungeheuer langen Namen, die ſie aufgeſchrieben bei ſich tragen, um ſie nicht zu vergeſſen, zu den Predigern. Werden dieſelben dann gelegentlich den Gerichten eingereicht, ſo weigern ſich dieſe wohl ſie anzunehmen, weil ſie nur Spitznamen darin ſehen. Aber es muß dabei ſein Bewenden haben, denn ein anderer Name iſt nicht zu ermitteln.

In der Frühe des Sonntags weckte mich der Hirte, der ſein Vieh austrieb und dazu ſo muntere Weiſen blies, wie bei uns die Poſtillione. Auch die Erſcheinung des Ausrufers von Modern, der in einer alten Huſarenuniform mit der Trommel umherzog, war überraſchend. In aller Frühe fuhr auch Stur ſchon auf dem hohen „Kälberwagen,“ der in Modern für offiziell gilt, weil ſich bei feierlichen Gelegenheiten auch der Magiſtrat ſeiner bedient, auf ein Karpathendorf zur Filialpredigt. Als ſpäter in Modern ſelbſt die Glocken läuteten, drängte ſich plötzlich aus allen Häuſern eine unüberſehbare Schaar von Menſchen hervor, die in ihren bunten ſlovakiſchen Trachten zum erſtenmal in mir das lebhafte Gefühl hervorriefen, daß ich weit von der Heimath mich unter einem fremden, halbwilden Volke befand. Doch ſaß an dem ganzen regneriſchen Sonntage unter dem Thorwege der Rectorwohnung ein altes Mütterchen, das in einem Nebenhauſe wohnte, und las in einem Gebetbuche.

Die Stadt hat drei Kirchen, eine katholiſche und zwei proteſtantiſche. In der einen wird ſlaviſch, in der andern deutſch gepredigt. Zwiſchen dieſen beiden neben einander ſtehenden Kirchen gedrängt liegt die ſlaviſche Predigerwohnung, ein unanſehnliches, ſchlecht gebautes Haus. Hier beſuchte ich Stur zwiſchen Vor- und Nachmittagsgottesdienſte. In ſeiner Studierſtube, wo es kaum möglich war, aufrecht zu ſtehen, bewirthete er mich mit einer bisher mir unbekannten kleinen, aber wohlſchmeckenden Frucht, deren ſlovakiſcher Name wieder eine ziemliche Derbheit enthält. Sodann rief er ſeine Buben herein, um ſie der Reihe nach vorzuſtellen. Nur der älteſte dieſer kleinen Slovaken verſtand bereits etwas von meiner Mutterſprache, die jüngeren fingen laut an zu ſchreien und zu weinen, als ſie deutſch reden hörten. Lachend ſchob er ſie zur Thüre hinaus und ſetzte ſich ans Klavier, um mir einige ſlaviſche Tänze vorzuſpielen. Während dem trat die Frau Pfarrerin, eine behagliche kleine Frau, mit dem Rector ins Zimmer, der ſie alsbald zum Tanze aufforderte, was ſie auch nicht abſchlug. Und ſo wurde in der ſlaviſchen Predigerwohnung getanzt, geſungen und geſpielt, bis die Glocken wieder zur Kirche riefen.

13.

Auf der Donau bis Peſth. Hazardſpiel auf der Donau. In Peſth.

Peſth.

Zwiſchen Preßburg und Peſth nehmen ſelbſt die grünen Donauufer den traurigen Heidecharakter an. Dort iſt eine ganze Herde von Pferden vor ein Schiff geſpannt, wie ſie nun, um das Schiff ſtromauf zu ſchaffen, gewaltig anziehen, bäumen ſie ſich hoch auf unter der Geißel des Treibers, eines gewöhnlichen ungariſchen Roßhirten, und fahren aus einander, als wollten ſie ſich auf der Heide zerſtreuen. Große Schafheerden werden an den vielfach mit Weidengebüſch bewachſenen Ufern entlang getrieben. Auch hier indeſſen iſt das rechte Donauufer noch zuweilen ſteil und felſig, ſo daß man die wenigen Häuſer der kleinen Dörfer wohl um einen Hohlweg zuſammengedrängt ſieht, der von einem ſteilen Uferberge herabführt und zur Regenzeit das Bette eines Gießbaches wird, welcher dann mitten durch das Dorf ſich mit reißender Schnelle vom Gebirge herab in die Donau ſtürzt. Ausgenommen das liebliche Gran mit ſeinen reichen Bauwerken, welche, was man auch an ihnen zu tadeln finden mag, durch die Nähe des ſchönen breiten Stromes ſehr gewinnen, tragen auch die Städte ſchon das Gepräge ächt ungariſcher Wildheit. Bei dem Anblicke der mit wenigem Stroh verſehenen Bauernwagen, durch die der Wind weht und die hier vor den Städten offiziell auf das Dampfſchiff warten, um Paſſagiere aufzunehmen und tiefer in die ungariſchen Heiden hineinzuführen, wird ſich der Preuße doch mit Behagen an ſeine Herren von Nagler und Schaper mit ihren blaſenden Poſtillionen erinnern. Vor Vator grasten die Poſtpferde in einer Schlucht, wo ſie mit ihren Wagen aufgeſtellt waren, und wurden erſt, als ſich einige Paſſagiere gefunden hatten, wieder aufgezäumt.

Die Dampfſchiffe zwiſchen Preßburg und Peſth werden nur zu oft von Spielern und Gaunern heimgeſucht. Dieſen gewährt die Donauſchifffahrt von Peſth in der Richtung nach der Türkei zu einen ſchrankenloſen Spielraum, Donau aufwärts jedoch wagen ſie ſich aus Furcht vor der Wiener Polizei nur bis Komorn. Ein Paar Juden ſteigen aus einer Zwiſchenſtation unbemerkt ein, ſetzen ſich an einen Tiſch, ſpielen mit einander Karten und werden wenig beachtet. Iſt das Dampfſchiff bereits in der Nähe des nun folgenden Anhaltspunktes, ſo verwandelt ſich ihr Spiel ohne alles Geräuſch in ein Hazardſpiel. Einer oder der andere von den Leuten geringeren Standes bemerkt es, tritt neugierig heran und ſetzt ebenfalls; haben die Gauner einige Zwanziger gewonnen, ſo hält das Dampfſchiff, ſie ſchleichen ſich kurz nach einander weg und ſteigen aus. So fahren dieſe Spieler zweiten Ranges immer nur von einer Zwiſchenſtation zur andern und entgehen dem Zorne des gemeinen Mannes, der hinter ihnen her die Fäuſte ballt, ſo bald ſie ausgeſtiegen ſind. Anders diejenigen, welche auf die Börſen der Vornehmen ſpekuliren und in der Regel wohl nicht falſch ſpielen. Ein fein gekleideter junger Mann mit einem ſchönen, aber ausdrucksloſen Geſichte gerirte ſich unverhohlen als Spieler vom Handwerk, indem er mit großem Geſchrei die Anweſenden aufforderte zu ſetzen. Es wollte ſich Niemand finden. Zwiſchen ihm und mir ſaß ein ältlicher Mann, vermuthlich ein Schriftſteller oder Schauſpieler, der in einem magyariſchen Drama las, wobei er mit der Bleifeder Verſchiedenes durchſtrich und korrigirte. Dieſer legte endlich ſtillſchweigend das Buch aus der Hand und verſpielte nachgerade zehn Gulden. Da dies ſeine ganze Baarſchaft zu ſein ſchien, ſo ſtieß er einen ungariſchen Fluch aus, nahm das Drama wieder zur Hand, das noch aufgeſchlagen vor ihm auf dem Tiſche lag, und ſetzte ſeine Arbeit fort. Nach ihm fand ſich nun Niemand mehr, der Luſt gehabt hätte zum Spielen. Der Bankhalter fuhr indeſſen noch über eine volle Station bis Peſth mit, wo ich ihn am andern Tage an allen öffentlichen Orten glänzen ſah. — Während dieſer unheimlichen Scene auf dem Dampfſchiffe hatte ich an der Sprache einen Handwerksburſchen als Landsmann erkannt; er war aus Magdeburg und fand es „merkwürdig,“ mitten auf der Donau einen Landsmann zu treffen.

Der Aufſeher des ungariſchen Nationalmuſeums, welches ich am folgenden Tage beſuchte, verſtand ſich zwar dazu, die aufbewahrten Gegenſtände deutſch aufzuführen; als indeſſen ein Italiener ihn aufforderte, lateiniſch zu reden, gab er die für einen Magyaren und zumal für den Vorſteher des ungariſchen Nationalmuſeums in jetziger Zeit gewiß ſehr charakteriſtiſche Antwort: „Latine quidem scio, sed oblitus sum.“ Auch das ungariſche Roß fehlt nicht, und man muß geſtehen, daß es ein prächtiges Thier iſt. Zu ſeinen Füßen lagen ausgeſtopfte Vögel auf dem Rücken, die noch nicht aufgeſtellt waren, ja, bei Seite in einem Körbchen ſtanden ſelbſt ſolche, die noch nicht ausgeweidet und friſch von den ungariſchen Heiden und aus den Karpathen gekommen waren. Kurz, die Elemente der jungen ungariſchen Nationalität, ſo weit ſie ſich mit Händen greifen laſſen und in einem Muſeum gezeigt werden können, lagen hier noch etwas wild durcheinander; doch waren ſie jedenfalls vorhanden, und das Fehlende wird ſich wohl aus den Schluchten, aus den Seen und aus den Gebirgen des reichen Landes leicht herbeiſchaffen laſſen.

Den meiſten Werth haben in dem Muſeum ohne Zweifel die Mineralien. Beim Ein- und Ausgange machte mir die Wache, welche in der berühmten ungariſchen Huſarenuniform auf dem Hofe umherſpazierte, jedesmal eine tiefe Verbeugung, was mir, der ich das Militär ſelbſt vor Fürſten nie anders als durch ſteife Haltung hatte grüßen ſehen, ziemlich auffallend ſein mußte.

Gern hätte ich den genialen ungariſchen Dichter Petöfi kennen gelernt; allein er war gerade auf das Land gereiſt, um ſich mit der Tochter eines Edelmannes zu verheirathen. Erſt in einigen Tagen, ſo vermuthete man, wo die Edelleute ſchaarenweiſe mit ihren Fahnen von den Dörfern kämen, um für den Landtag zu wählen, werde auch er, gleich den meiſten ungariſchen Dichtern ein eifriger Politiker, mit zurückkommen.

Ein Slave, dem ich von Stur empfohlen war, führte mich zu Collár. Bekanntlich hat er in einer größeren Dichtung, in der er ſelbſt die Ruſſen aufrief, ſich unter das Banner der ſlaviſchen Nationalität zu ſchaaren, zuerſt die Idee des Panſlavismus ausgeſprochen, und auch der Name deſſelben iſt von ihm gebildet. Ich fand ihn unter deutſchen Büchern, und wie alle gebildeten Slaven in Ungarn ſprach auch er mit Begeiſterung von Deutſchland, rühmte den Einfluß, den deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft in ſeinem Vaterlande unter Völkern, die in einem höheren Sinne keine Literatur haben, auf ſein einſames Leben gehabt, und ſtellte mich ſeiner Frau, einer deutſchen Landsmännin aus dem Großherzogthume Weimar, vor. Mir erſchien der berüchtigte Panſlavismus nur wie eine poetiſche Idee, welche mit der Wirklichkeit nichts zu thun hat, als ich dieſen Slaven mit ſchneeweißen Haaren, mit der hohen dichteriſchen Stirne und edlen, tiefgefurchten Geſichtszügen, in denen eine ſeltene Ruhe und Milde thront, reden hörte. Möge ſie nie wahr werden!

14

Ein nationaler Aufzug im Regen. Ueber die Heide. Die fröhlichen Slovaken.

Wien.

Nach meiner Rückkehr von Peſth hielt mich die Ausſicht auf einen ſchönen nationalen Reiteraufzug noch einige Tage in Preßburg feſt. Unweit des Steins, auf dem einſt die ungariſchen Könige nach der Krönung ihr Schwert nach allen Seiten hin ſchwangen, ſtanden wir eines Tages an der Donau und erwarteten den neuen Palatin, Erzherzog Stephan, der auf ſeiner Reiſe durch Ungarn nach Preßburg kam. Der Regen verhinderte jedoch einen feierlichen Aufzug und die Großen des Landes fuhren, das ungariſche Coſtüm unter ungeheuren Pelzen verſteckt, in ſchweren altmodiſchen Landkutſchen, die von vier Roſſen gezogen, von Bauern, die zu Pferde ſaßen, gelenkt wurden und bis über die Achſen mit Koth bedeckt waren, hinter dem Erzherzoge her, den das bekannte tauſendſtimmige „Eljen" begrüßte. Nur die Heiducken zeigten ihre Reiterkünſte. Unſere Landsleute, die Hauer von Preßburg, welche ſich als eine Art Landſturm aufgeſtellt hatten, waren an dieſem Tage ſo begeiſtert, daß ſie verlangt hatten, magyariſch kommandirt zu werden. Ein erfreulicher Anblick war es nicht, dieſen ächt deutſchen Menſchenſchlag mit den großen ungariſchen Schnurrbärten ſich unter dieſem Kommando nach der Donau hin bewegen zu ſehen.

Eine alte Kutſche führte mich bei der Ausfahrt aus Preßburg noch einmal in der ganzen Stadt umher, und es war auffallend, welche Veränderung das Herannahen des ungariſchen Landtages ſeit meiner Ankunft in derſelben bewirkt hatte. Die deutſchen Schilde hatten ſich zum großen Theil in magyariſche verwandelt; war es mir doch begegnet, daß ein deutſches Schild mich in ein Bad lockte, das, als ich heraus kam, ſchon einem magyariſchen Platz gemacht hatte. — Ein Hohlweg führte uns durch die hier noch ziemlich niedrigen Karpathen auf eine Heide, die ſich bis über die deutſche Grenze erſtreckt. Hier und da zeigt ſich eine Gruppe von hohem Heidekraut, aus deren Mitte ein Strauch hervorragt. Die Brücken, welche über die Sümpfe führen, ſind hingeworfene Balken, die ſich wie Taſten bewegten, ſo wie unſer Wagen darüber hinfuhr. Aber zwiſchen unſerem Fahrwege und der Donau lagen bereits die Schienen über einander aufgehäuft, auf denen einſt der Feuerwagen über dieſe Heide brauſen ſoll. — Da unſer Fuhrmann ſeine Pferde tränken wollte, fuhr er in ein großes Dorf ohne Wirthshaus hinein, in deſſen Mitte ein großer Brunnen ſtand, der zum Tränken des Viehes eingerichtet war; denſelben Weg durch das Dorf mußte er zurückfahren, um wieder auf ſeine Straße zu gelangen, welche nach ungariſcher Weiſe mehr die Wildniß als die belebten Plätze ſucht. Die Straße durchs Dorf aber war, obgleich nur für die Bewohner beſtimmt, doch faſt noch breiter als die breiteſte zu Preßburg oder Peſth. So nimmt hier Alles den Charakter der Ebene, der Puszte an. Die Häuſer dieſes Dorfes waren ſehr reinlich übertüncht; ſie hatten Vorhallen aus dicken plumpen Lehmwänden, und ſaubere hohe Schornſteine auf den hölzernen Dächern.

Abends langten wir in Gänſerndorf an. Unter den Perſonen, welche hier den Prager Dampfwagen erwarteten, ſtanden drei ſtattliche ſlovakiſche Bauernſöhne aus einem der großen und wohlhabenden ungariſchen Grenzdörfer und unterhielten die übrigen Paſſagiere durch ihre Fröhlichkeit, die ſich im Ringen und allerlei Poſſen zeigte. Sehr kleinmüthig aber wurden ſie, als ſie beim Einſteigen durch die Schaffner getrennt wurden. Mitten unter Deutſchen aufgewachſen, verſtanden ſie das Deutſche vollkommen und ſprachen es eben ſo richtig, wie die Deutſchen ſelbſt es hier ſprechen; aber die Worte wurden ihnen wunderbar ſchwer. „I konn's nit,“ ſagte Einer von ihnen, ein großer, ſchöner, ſtarker junger Mann, erröthend, indem er einen angefangenen Satz in der Mitte abbrach, gerade wie man eine Laſt behutſam wieder zu Boden ſetzt, wenn man ſie nicht in die Höhe heben kann, obgleich man vollkommen weiß, wie man ſie angreifen muß. Als der Wagen auf der letzten Station vor Wien hielt, wo er ausſteigen wollte, bog er ſich ſehr unruhig aus dem Fenſter, und da ihm wieder das Wort verſagen mochte, ſo ſtieß er, wenn auch etwas ſchüchtern, ein Jauchzen aus, wie man es wohl überall von den Burſchen hören mag, und das ohne Zweifel von den Mädchen am beſten verſtanden wird. „Laſſen's den Slovaken 'raus!“ fielen die Paſſagiere höhnend ein. Noch war die Thüre nicht völlig geöffnet, als auch ſchon Alle ihn ſpöttiſch zur Eile mahnten. „Jo!“

rief der Slovak, und ſein Ja verwandelte ſich wieder in ein langes Jauchzen aus beklommener Bruſt, mit dem er wie ein gehetztes Wild aus dem Wagen ſprang. Als dieſer abfuhr, ſah ich ihn bereits wieder mit ſeinen Genoſſen vereint, mit denen er über die ungariſche Grenze zu einer Hochzeit gekommen war.

15.

Die kleine Pulderin aus Ulm. Der Tyroler Bacchus. Sonntagsfrühe auf der Donau. Anblick der Alpen.

Linz.

Mitten unter der lebhaften Geſellſchaft auf dem Dampfſchiffe, das mich von Wien nach Linz führte, ſaß ein kleines Mädchen, das allein die Reiſe bis Ulm machte. Ihre Eltern leben von einander geſchieden in Ulm und in Wien, und ſo muß das Kind in kurzen Zwiſchenräumen immer die Donau auf- und abfahren, um bald bei dem Vater in Wien, bald bei der Mutter in Ulm zu ſein. Zu Anfang der Theurung war ſie von dieſer die Donau hinab nach Wien geſchickt worden, und ſie kehrte jetzt, da die Ernte gut ausgefallen, und das Korn billiger war, donauaufwärts zur Mutter nach Ulm zurück. Die Wienerin, mit der der Vater ſich zum zweiten Male verheirathet, ſchickte ſie der Mutter ſo aufgeputzt als möglich zurück, und ſo wird die kleine Dulderin, das lange, ernſthafte Kindergeſicht mit den großen Augen in ein Ulmer Sonntagsmützchen gehüllt, mir noch lange vor Augen ſtehen. Viel luſtiger war ihre Landsmännin, eine hohe, ſtarkknochige alte Schwäbin, die von Stuttgart aus ihrer Tochter, einer Wiener Fabrikarbeiterin, einen Beſuch gemacht hatte. Sie neckte ſich mit einem Tyroler, der ſich durch Fröhlichkeit und Trinkluſt auszeichnete.

Es war ein ſchöner, maleriſcher Anblick, als vor einer Stadt das Dampfſchiff einige Minuten anhielt und das Volk ausſtieg, um ſich mit Speiſen und Getränken, die am Ufer von Höckerinnen feil gehalten wurden, auf die Nacht zu verſorgen, noch mehr aber, als Alles mit Trauben und Wein beladen, in langer Reihe auf das Schiff zurückkehrte. Einer von ihnen hatte eine mit Wein gefüllte Henkelflaſche in Ermangelung des Deckels mit einem großen rothbackigen Apfel bedeckt. Mitten unter ihnen ging auch der Tyroler Bacchus mit phlegmatiſcher Sicherheit, aber das weinſelige Haupt etwas nach vorne geneigt, mit einer großen ſchweren Maßflaſche voll Wein auf dem ſchwanken Brete einher.

Am neuen Morgen wurden wir durch einen Kanonenſchuß geweckt, der hier jedesmal in der Nähe des gefürchteten Strudels gelöſt wird. Wir fanden uns in der Sabbathfrühe in der Nähe unzähliger Kapellen, welche hier die ſchönen Donauufer krönen. In dieſer reizenden Umgebung ließen wir den Tag völlig herankommen, ehe wir an dem Wirbel vorbei fuhren, der einen aus dem Strome hervorragenden Felſen umrauſcht. Erſt als die Sonne in ihrer ganzen Pracht auf der Donau lag, wurden die Anker gelichtet. Wie wir hier auf dem breiten Strome in der Morgenſonne dahin fuhren, ſchienen die Ufer Schritt vor Schritt ſchöner zu werden, und die ganze Fahrt von den Kapellen bis zum Wirbel glich einer herrlichen Naturfeier. Und wie ich die Morgenſonne nun auf dem epheuumrankten Felſen liegen ſah, um den die Wogen wirbelten und ſchäumten, glaubte das trunkene Auge dort eine Lorelei der Donau zu ſehen, die in der Frühe ihr goldenes Haar ſtrählt.

An beiden Ufern begann bald ſchaarenweiſe bei feierlichem Glockenläuten das Volk in die Kirchdörfer zur Kirche zu ſtrömen, und wir ſahen uns plötzlich auf dem ſchönen Strome zu beiden Seiten von einem lauten Volksleben umringt. Auch eine Kutſche fuhr, von muthigen Roſſen gezogen, eine Strecke weit auf dem Lande neben dem Dampfſchiffe dahin und erfriſchte die Reiſeluſt, welche durch eine halb durchwachte Nacht etwas abgeſtumpft war; und ſo ſeltſam unerſättlich iſt das Menſchenherz im Genuß, daß dieſer Anblick mitten auf der Donau zwiſchen herrlichen Ufern in mir eine Sehnſucht erzeugte, den herrlichen Strom zu verlaſſen und mit muthigen Roſſen oder zu Fuß die Höhen und Tiefen der Gebirge zu durchmeſſen.

Auch zeigten ſich, als ich Nachmittags nach der Ankunft in Linz noch einen Spaziergang zum Jeſuitenkloſter machte, mir zum erſten Male die Alpen und lockten gewaltig von den Donaunixen hinweg. Von Jugend auf hatte ich unſern hercyniſchen Brocken vor Augen gehabt; aber was will der Anblick dieſes Berges, der ſich wie ein ſtählerner Bogen nach beiden Seiten hin langſam abſenkt, gegen eine fortlaufende Alpenkette bedeuten, deren unzählige ſchneegekrönte Gipfel, ſo weit das Auge reicht, in gleicher Höhe, von den Strahlen der Abendſonne beglänzt, da liegen! Es war für mich kein geringerer Anblick als der, bei dem Sealsfield ſeine Helden in den Ruf „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ ausbrechen läßt, den ſie in lange andauerndem Staunen in feierlichen Pauſen immer und immer von Neuem wiederholen.

Wie leicht könnte man über dieſen Anblick das Jeſuitenkloſter vergeſſen, triebe nicht die Neugier zu einer Muſterung deſſelben. Es iſt ein auffallend nettes, niedriges Gebäude; die Mauern ſind aus rothen Barnſteinen aufgeführt, nur die Ecken der Kirche und der Grund aus mächtigen Quaderſteinen; oben drei kleine ſpitze Thürmchen, zu beiden Seiten und in der Mitte des Daches, von denen der in der Mitte der ſtärkſte iſt; auf jedem Thürmchen eine blanke Wetterfahne von Meſſing. Der Wind kam bei den Jeſuiten augenblicklich aus Italien.

16.

Die Pferdeeiſenbahn und der Handwerksburſche. Geſang öſterreichiſcher Reiter.

Gmunden.

Von Linz bis Lambach, über welches der Weg nach Salzburg geht, führt die Pferdeeiſenbahn. Dieſe Pferdeeiſenbahnen in Oeſterreich haben etwas höchſt Gemüthliches; ſie gehören noch durchaus der Romantik des alten Poſtweſens an. Die Schienen derſelben ſind eben nicht ſtärker als Hufeiſen von Pferden, die im Gebirge gehen; die Balken, auf denen die Schienen ruhen, ſind wie Stubenbalken. Der Mann, welchem die Reiſenden in Linz die Fahrt bezahlen, ſchließt, wenn es Zeit iſt, ſein Bureau zu, ſteckt den Schlüſſel in die Taſche, und fährt als Conducteur mit hinaus in die grünen Tannenwälder, welche ſich bis Lambach hinziehen. Wenn der Zug ſchon im Gange iſt, pfeift er dem Fuhrmanne auf dem Finger, denn einer der Lambacher Honoratioren gibt ihm vom Fenſter aus einen Wink, daß er noch mitfahren wolle. Sogar hinter einem Zaun unweit eines Dorfes, wo ein Geiſtlicher einſteigen will, wird Halt gemacht. Ja, ein Handwerksburſche läuft lange neben der Eiſenbahn her und macht dem Fuhrmanne ein Zeichen. „Ach, ein blinder Paſſagier!“ rief eine junge Dame, welche neben mir ſaß, und klatſchte vor Freuden in die kleinen Hände. — Der Arme! ſeinetwegen wurde nicht mehr Halt gemacht, er, der blinde Paſſagier war für die Pferdeeiſenbahn doch ſchon ein „überwundener Standpunkt.“ Traurig ſchlich er uns nach, neben den Schienen her, die er gewiß im Herzen verwünſchte, indem er ſich nach holprigen Poſtſtraßen und nach der viel langſameren, aber auch menſchlicheren „gelben Kutſche“ ſehnte.

Hinter Lambach werden die Wälder ſchöner, und man merkt es wohl, daß man ſich dem Gebirge nähert. Wie ich ſo dahin ſchritt auf einem ſchmalen Fußwege, welcher ſich neben der Landſtraße hinzieht, da erhob ſich zur Seite ein vielſtimmiges Gejodel. Es waren etwa vierzig öſterreichiſche Reiter, welche von einem Korporal offiziell auf der Kaiſerſtraße ſpazieren geführt wurden. Unten, am Ende der Abtheilung, ſtimmte etwa Einer an und jodelte eine Zeitlang allein; dann ſetzte aus der Mitte des Fähnleins in den entſprechenden Tönen ein Anderer ein, ſodann vorn zu gleicher Zeit mehrere, und endlich ſang der ganze Reiterhaufen aus tiefſter Bruſt in hellen, harmoniſch jauchzenden Tönen. Das war nun fürwahr das großartigſte Concert im Walde, welches ich je gehört. Dreimal glücklich pries ich das mächtige Oeſterreich, weil ſelbſt in ſeinen Kaſernen ſich noch ein ſo ſchönes Volksleben erhalten hat. Endlich wurde es ſtill, denn der Unteroffizier gab ein Zeichen zum Traben. Nach einiger Zeit aber vernahm ich den Geſang wieder und die Reiter ſchienen zurückzukommen. Sie zogen an mir vorbei und ich unterließ nicht, dem Unteroffizier, der theilnahmslos mit ſeinem Korporalſtocke hinterdrein ritt, ein Compliment über den Geſang ſeiner Soldaten zu machen. Er ſtrich ſich den Schnurrbart und lachte laut.

Nachdem ich eine Strecke fort gegangen war, ſchien ſich der Geſang mir abermals zu nähern. Wirklich hatte der gefällige Korporal ſeine Reiter nun nochmals Kehrt machen laſſen. Wohl eine halbe Stunde lang gab mir der öſterreichiſche Reiterhaufen auf meiner beſcheidenen Fußwanderung aus einer gewiſſen Entfernung mit ſeinem prächtigen Geſange das Geleit, und ſo näherte ich mich mehr und mehr dem Gebirge. Endlich ſprengte der Unteroffizier mit ſeinen Sängern zurück zur Lambacher Kaſerne.

17.

Der weiſe Schiffer von Gmunden.

Bald kam ich an das Ufer der Traun und hier geſellte ſich ein alter Schiffer zu mir, der einen belaſteten Kahn auf dem Fluſſe bis Lambach geführt hatte. Zwiſchen Wien und Linz war es ein ſchöner Anblick für mich geweſen, die kleineren Fahrzeuge nur immer die Donau hinabgleiten zu ſehen, wie denn die Fahrt ſtromab immer einer ſchönen Naturfeier gleicht. Da folgte Alles der leichten Naturgewalt, da war kein Mühen gegen den Strom und die fröhlichen ſingenden Schiffsleute arbeiteten nur, um die Kähne, ſo viel als nöthig war, auf der Höhe des breiten Stromes zu halten. Jetzt erfuhr ich, daß die aus den Nebenflüſſen der Donau kommenden Kähne ſämmtlich bis Wien, aber niemals zurück gehen. In Wien werden ſie von dem Eigenthümer der Waaren verkauft. Dort werden die ſchadhaften zerhauen und als Brennholz benutzt, die beſſern aber treiben, oft mit ihrer urſprünglichen Ladung von Tyroler Käſe, Schwarzwälder Uhren u. dgl., noch weiter die Donau hinab, nach Ungarn hinein. Die Eigenthümer kehren auf den Dampfſchiffen oder auf den Stellwagen mit dem gelöſten Gelde nach Hauſe zurück, wie der Tyroler, mit dem ich von Wien nach Linz gefahren war. Auf der Hinreiſe miethen die Eigenthümer von Station zu Station Schiffer, welche jedoch immer nur ſo weit mitfahren, daß ſie an demſelben Tage zu Lande wieder nach Hauſe zurückkehren können. So kehrten auch jetzt bei guter Tageszeit zahlreiche Schiffer nach Gmunden zurück. Alle geſellten ſich, ſo wie ſie hinter uns drein kamen, auf kurze Zeit zu uns; im Gehen rechnete dann der Alte, der für heute ihr Oberhaupt war, mit ihnen und gab ihnen ihren Lohn, worauf ſie uns bald wieder vorauf eilten wie Seemöven und mit den beweglichen Rudern über den Schultern vor uns herflatterten.

Wie ſeine Weisheit ſalomoniſch und lieblich, ſo war der Humor des Mannes derb, volksthümlich und ergötzlich. Da er einmal ein Trinkgeld von mir zu erwarten hatte, ſo wollte er mir auch noch eine Gefälligkeit erweiſen, und ruhte nicht, bis ich in einem Bauernhauſe den Aepfelwein (hier ſchlechtweg ohne Rückſicht auf ſein Alter »Moſt« genannt) gekoſtet hatte, welcher in dieſer Gegend den Uebergang aus den Weinlanden zum baieriſchen Biere bildet. Der Bäuerin, die vor dem Hofe ihres Hauſes ſtand, das etwas abſeits am Wege allein lag, rief er zu, ob ſie einen guten Moſt habe, der fremde Herr wolle ihn koſten. Sie ſchüttelte den Kopf, ohne zu ſprechen. Der Bauer dagegen, der in einiger Entfernung am Wege pflügte und die Antwort ſeiner Frau wohl gehört hatte, bejahte die Frage ganz unbefangen, und ſo zog der Schiffer mich wieder zurück.

Als die Bäuerin uns von Weitem kommen ſah, ging ſie, wie ich glaubte voll Scham oder Zorn, ins Haus hinein. Da wir auf den Hof traten, fing der Schiffer an ſie auszuſchimpfen, was ſie, noch unſichtbar für uns, auch herzhaft erwiderte. Erſt als wir in die Hausflur traten, ſah ich, daß ſie mit dem alten Schiffer nur ein ſcherzhaftes Schimpfſpiel aufgeführt hatte; denn in demſelben Augenblicke trat uns die Bäuerin lachend aus der Küche entgegen, ein junges, blühendes Weib mit einem hübſchen Kinde auf dem

Arme. Reichlichen Moſt brachte ſie gaſtfrei in einer kleinen Kanne herbei und ſagte, indem ſie ihn vor uns hinſtellte, in dem Tone einer Hausfrau, welche ſich gegen ihre Gäſte bei Tiſche etwas entſchuldigt: ſie wiſſe nicht, wie ihr Mann da draußen ſagen könne, daß ſie einen guten Moſt im Hauſe habe, ſie müſſe ſich wahrlich vor mir damit ſchämen, obgleich heuer, das müſſe ſie ſagen, ein ſchönes Obſtjahr geweſen ſei. Wie Alles, was gute Wirthinnen ſo viel entſchuldigen ſo war indeſſen auch dieſer Obſtwein vortrefflich, und behaglich ſah die Bäuerin aus der Küche hervor als ich ihn lobte. Auch der Bauer kam heute zeitiger vom Felde als gewöhnlich, und nachdem er ſeine Pferde in den Stall geführt hatte, brachte er mir ein großes Stück Brot, ſo daß ich alſo eine vollſtändige öſterreichiſche Mahlzeit halten konnte. Angenehm war es, daß man uns nicht in die enge Stube, ſondern in die geräumige, luftige Hausflur, die ſich allerdings zur Bewirthung von Fremden beſonders eignete, auf einer der vielen Truhen, welche dort umher ſtanden, ſetzen ließ, was freilich in Niederſachſen, wie der Leſer auch aus der Hochzeitsbeſchreibung in Immermanns Münchhauſen weiß, durchaus nicht hätte geſtattet werden können.

Nach Gmunden ſtieg ich durch das am Abhange eines Berges liegende Traun, welches ſich zu ihm wie eine Vorſtadt verhält, zwiſchen Gärten herein. Auf der Brücke ſtand ich lange, denn ich konnte mich nicht ſatt ſehen an dem ſchönen Fluſſe. Er ſieht dunkelblau aus, wie der griechiſche Wein, wenn er aus ſeinen Schläuchen floß, iſt aber dabei durchſichtig bis auf den Grund. Auch der Brunnen am Thore, der in einem Magiſtratsanſchlage offiziell ein „Brünn“ genannt wird, kam mir beſonders lieblich vor. Ueberhaupt hat Gmunden ſchon ein recht ſüdliches Ausſehen, wozu der ſchöne Markt, der von Alpenjägern ſo voll iſt wie der jenenſer Markt von Studenten, nicht wenig beiträgt. Die Tuchladen ſind ſchon wahre Grotten. Man ſieht Häuſer mit Thürmchen und beſonders fiel mir ein hohes bürgerliches Privathaus auf, das ohne Abſatz der Stockwerke maſſiv gebaut und mit einer kleinen Warte, die als Erker diente, verſehen iſt. Welcher Abſtand von unſerem Holzbaue in den Harzſtädten, der jedesmal das höhere Stockwerk auf mächtige Balken etwas weiter über die Straße herausrückt, bis zu dieſem geraden ſteinernen Gebäude! Unter den Häuſern von Gmunden ſieht man große runde Thore. Da die Hauptſtraße der Stadt am Abhange des Berges liegt, ſo gehen die Einfahrten der Häuſer etwas bergan; ſie werden daher immer enger und kommen den Wölbungen, auf denen die Häuſer ruhen und die nicht im Verhältniß zu den Einfahrten anſteigen, immer näher. — So war auch das Haus des Hotzinger Brauers gebaut, wo ich für einen Zwanziger ein groſſes, prachtvolles Zimmer mit der herrlichen Ausſicht auf den dicht unter meinen Fenſtern liegenden Traunſee und den Traunſtein erhielt.

18.

Bilder und Zeichen am Wege. Eine wandernde ſteiermärkiſche Rindviehheerde.

Salzburg.

Der alte Schiffer war zwar ein luſtiger, aber zugleich ein weiſer Mann, und es hatte etwas Liebliches, ihn vom Wetter und von den Winden ſprechen zu hören. Der „birgige Wind“ (Gebirgswind), bemerkte er, der aus Italien kommt, ſchmelze den Schnee auf den Gipfeln der Alpen ach! ſo leicht, und der Nordoſtwind, der uns gerade im Rücken blaſe, bringe die ſchönen Herbſte über Oeſterreich. So habe man früher geſagt, ſetzte er nach kurzem Nachdenken hinzu; aber da ſei oft ein Donnerwetter zwiſchen die günſtigen Prophezeihungen der Winde gefahren, und jetzt wiſſe man, daß jeder Wind ſchönes und „grobes“ Wetter bringen könne, denn unſer Herrgott ſei allmächtig. Dabei hatte die Sprache des Mannes einige ſehr gemüthlich klingende Eigenthümlichkeiten, von denen ich nicht beurtheilen kann, ob ſie im Dialekte der Gegend begründet liegen, oder lediglich der Ausdruck ſeiner perſönlichen Treuherzigkeit waren. So nannte er die Armen: die Armer. In ſeiner Gegenwart erfreute ich mich einmal wieder jener köſtlichen Volksweisheit, welche ſtets auf einer mehr oder weniger poetiſchen Betrachtung des Menſchenlebens beruht, noch immer keine andern Vorausſetzungen hat, als vielleicht die Kenntniß einiger auffallenden Naturkräfte, und deren Reſultat eine mehr praktiſche als theoretiſche Ergebenheit in den Willen des Geſchickes iſt. Dieſe Volksphiloſophen ſind ein prächtiges königliches Geſchlecht, ſie ſtammen vom weiſen Salomo ab und ſaßen überhaupt im Alterthume auf den Thronen der Erde.

Wie ſichtlich liegt der Segen Gottes auf den Alpenhöhen mit ihren hellen Kryſtallquellen! Wie ich dieſe bei dem Eintritt in die Alpenwelt von allen Seiten in die Thäler niederrieſeln hörte, mußte ich wieder an die Höhen des Harzes gedenken, bei deren wenigen Bewohnern, z. B. auf dem Brocken, das Waſſer koſtbar iſt wie Gold, weil man es meiſt mühſam aus den Thälern herausſchaffen muß, und wo nur auf einſamen Burgen hin und wieder derſelbe Geiſt der Ausdauer, welcher die mittelalterlichen Dome ſchuf, einen Brunnen in ſchaurige Tiefe gegraben hat.

Als ich bei Iſchl, welches von den Badegäſten ſeit Kurzem verlaſſen war, die Alm beſtieg, auf der der Kolowratsthurm liegt, ſah ich an den Thüren der Häuſer am Wege viele bunte Bilder angeklebt, theils weltliche, theils geiſtliche, und beſonders zog an einer Mühle, welche von einer herabrinnenden Quelle getrieben wird, ein Spottgemälde auf die Schneider meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Die Müller ſind überhaupt voll luſtiger Streiche, und wie ſehr gerade ſie es auf die Schneider, mit denen ſie in einer Handwerksfehde gelebt zu haben ſcheinen, abgeſehen haben, weiß Jeder zur Genüge, der einmal von Leipzig nach Gohlis durch die Rathsmühlen ging, wo die Thüren von unten bis oben durch die Knappen mit weißbeſtäubten Böcken und Bügeleiſen beklebt ſind.

Unter den geiſtlichen Wahrzeichen am Wege nach dem Kolowratsthurme bemerkte ich ein liebliches Bild, welches freilich mehr auf den Fremden, als auf den Einheimiſchen berechnet iſt; es ſtellt die heilige Familie auf der Reiſe nach Egypten dar. Auch zwiſchen Wien und Linz an einem vollkommen einſamen Orte ſteht ein Marterbild, welches, allerdings in minder ſinniger, doch nicht ungeſchickter Weiſe ebenfalls auf den Reiſenden Bedacht nimmt, indem es ihm mit der Unterſchrift: „Wo willſt Du hin, o Wandersmann?“ in den Weg tritt, ihn ſtill ſtehen und betrachten und ihn endlich weiter gehen heißt. Auf den wandernden Proteſtanten, deſſen Geiſtliche am Sonntag Nachmittags ihre Kirchen zuſchließen und vom Montag bis Sonnabend ihren Studien oder dem Ackerbaue leben, macht es einen ſeltſamen Eindruck, ſich im fremden Lande ſo unter freiem Himmel unter geiſtliche Obhut genommen zu ſehen. — Schon ſeit Böhmen hatten mich die religiöſen Zeichen am Wege beſchäftigt. Dort ſah ich meiſtens nur einfache hölzerne Kreuze von ungeheurer Größe, welche mitten aus den Feldern hervorragten. Auf den ungariſchen Heiden verſchwinden mit den Feldern auch dieſe. Garſtig ſind die Andachtsbilder in der Nähe von Wien mit ihren ſchnurrbärtigen Männern und hochbuſigen Frauenzimmern, welche Kopf, Hals und Bruſt ſcham- und gefühllos aus dem Fegefeuer hervorſtrecken.

Nirgends aber ſah ich ſo viele Bilder und Zeichen am Wege, als an der Straße von Iſchl nach Salzburg. Möglich, daß der Landmann hier die ſchöne

Natur, für welche ihm der Sinn keineswegs zu fehlen ſcheint, da ſich die bunten Bilder an den reizendſten Punkten finden, ſchmücken will, wie er in der Einfalt ſeines Herzens aller Orten das Gehörn der ſchönſten Stiere in ſeinen Heerden bei feſtlichen Gelegenheiten mit Kränzen umwindet. Abgeſehen aber hievon ſcheint ein anderer Grund in der Nähe des St. Wolfgang- und des St. Gilgenſee's zu liegen, welche immer von Zeit zu Zeit von den Menſchen ein Opfer verlangen. Für dieſe, als für plötzlich und unvorbereitet Verſchiedene, ſoll dann gebetet werden, inbrünſtig und viel, und man rückt die geiſtlichen Gedenktafeln auf alle Unglücksfälle an die Landſtraße. Dort hört ja das Wandern nicht auf, an Einſamkeit und Sammlung kann es nicht fehlen, und in jedem Reiſenden ſieht der Katholizismus noch immer einen Pilger, der Zeit und Luſt hat zu beten. So drängen ſich die furchtbaren Ereigniſſe aus dem Dickicht der Wälder und aus den Tiefen der Seen gleichſam zu ihrer Sühne in die Nähe der Menſchen, und leicht könnte daher der brave Seume Unrecht haben, wenn er auf ſeinem Spaziergange nach Syrakus aus der großen Anzahl der Gedenktafeln den Schluß zog, daß gerade auf der Landſtraße ſelbſt entſetzlich viel Unheil geſchehen ſei.

So lange die leichten hölzernen Denkmale Wind und Wetter zu trotzen vermögen, iſt den Gebeten der Vorübergehenden Zeit gelaſſen, um die Seelen der Verunglückten aus dem Fegefeuer zu erlöſen. Auf den Gedenktafeln finden ſich Gemälde, welche für die Perſonen, die es getroffen hat, nicht allein Mitleid, ſondern auch Hochachtung erwecken ſollen, indem ſie durch ihre würdevolle Haltung imponiren. Sie ſind ſtets abgebildet, wie ſie mit wunderbarer Ruhe und Gottergebenheit in den Fluten treiben, zuweilen ein Kreuz über die Wellen emporhaltend. — Neben den bezeichneten Tafeln, welche ſtets ausdrücklich zum Gebete auffordern, finden ſich hier auch viele rein dogmatiſche. Hochgelobt ſei die heilige Dreieinigkeit! jubelt dort Jemand. An einer andern Tafel lieſt man: „Joſeph J. iſt Bauer und Maria J. Mühlenbeſitzer; beide ſezzen ihren Patronen dieſes Denkmal.“

Die ſalzburgiſchen Alpen ſind bis zum Gipfel mit Tannen und Buchen dicht bewachſen, welche hier um ſo beſſer zu gedeihen ſcheinen, an je ſteileren Abhängen ſie ſtehen. Große Bauernhütten liegen einſam am Wege. Sie ſind mit Bäumen umgeben, unter denen die Einwohner bei ungeheuer langen Flachsbrechen beſchäftigt waren, und in weiterem Umkreiſe mit Holzlatten umzäunt, innerhalb deren das Vieh geht. Und hier muß ich eines prachtvollen Anblickes gedenken, der ſich bei einer ſolchen Umzäunung mir darbot. Eine große ſteiermärkiſche Rindviehheerde wurde die Straße entlang auf einen Markt bei Salzburg zum Verkauf getrieben. Die Treiber hatten überall Mühe, ſie auf dem Wege zu erhalten, doch gelang es meiſt durch lebhaften Zuruf. Als ſie aber bei einem Bauernhauſe vorbei trieben, war die Heerde bei dem Anblick der eingehegten ſchönen Weide nicht länger zu halten, und die vortrefflich genährten, wuchtigen Thiere, deren braune Hautfarbe prächtig in der Sonne glänzte, brachen, noch gewöhnt an die Ungebundenheit auf der ſteieriſchen Alm, von allen Seiten in die Gehege ein, ſo daß das morſche Holz unter der Laſt des Rindviehes krachte, das ſich mit den ſchwerfälligen Vorderfüßen auf die Umzäunung ſtürzte.

19.

Das Mittagsmahl der Knechte.

Reit im Winkl

Im Baieriſchen gewinnen die einſtockigen Bauernhäuſer faſt ein noch ſtattlicheres Anſehen als im Salzburgiſchen. Sie werden eben ſo breit als lang, ſo daß ſie faſt ein Quadrat bilden, und dehnen ſich nach allen Seiten hin ſo gleichmäßig aus wie einſam ſtehende Eichen. Die Dächer ſind nach der Schweizerart, die ſich jetzt auch in Amerika finden ſoll, von Holzbohlen, welche von ſchweren, der Reihe nach aufgelegten Steinen feſtgehalten werden. Die ſtattlichſten Häuſer haben kleine Thürmchen mit Glocken, und ſo ſind ſie überall in den Tannenwaldungen zerſtreut, bald allein als „Einöden,“ bald zu zwei bis drei als Weiler, bald zu fünf bis zehn mit einem Kirchlein als Dorf. An Wohlhabenheit ſtehen die Beſitzer der baieriſchen „Einöden“ den weſtphäliſchen Hofſchulzen nicht nach.

In einer ſolchen Einöde, die zugleich als Wirthshaus dient, ſaßen wohl zwölf Knechte um einen Tiſch, während die Herrſchaft mit der Kellnerin beſonders, aber in derſelben geräumigen Stube zu Mittag aß. Die Knechte zerſchnitten ihre Knödel auf einem großen Brette, das die ganze Tafel deckte und ſtatt der Teller diente. Als die Mahlzeit beendet war, fuhren ſie plötzlich auseinander, ſprangen in die Mitte der Stube und wandten ſich mit gefalteten Händen einem Winkel zu, wo das Bild des Gekreuzigten hing, welches ich ſogleich bei meinem Eintritte in Baiern über dem Bette im Bureau des Paßbeamten erblickt hatte. In demſelben Augenblicke begann auch ein heftiges Schreien und ein dumpfes Geſumme; zuweilen ſprach der Oberknecht einige Worte allein, welche wie der Anfang eines neuen Gebetes klangen, dann wieder daſſelbe Geſumme, und ſo fort. Wahrlich, der Katholicismus verſteht das Organiſiren, wenn er ſelbſt dieſe Schaar von Bauernknechten, die ſich wild und verworren zur Thüre hinaus drängten, nachdem ſie beim Amen plötzlich Alle ihre Kappen in der Stube aufgeſetzt hatten, welche ſie theils ſchon in den gefalteten Händen hielten, theils aus den Taſchen hervorzogen — wenn er dieſe ſo für's Tiſchgebet zu organiſiren vermochte. Man merkte beim Anblick ordentlich die Nähe des alten Görres und der hiſtoriſch-politiſchen Blätter. Lieblicher trat mir der baieriſche Katholicismus freilich in einem andern Wirthshauſe entgegen, wo ich geſtern übernachtete.

20.

Das Haus einer weiſen Bäuerin.

Schon als ich Morgens aus den Thoren von Salzburg gegangen war, hatte ein Wegweiſer, welcher mit der Inſchrift: nach Traunſtein und Tirol — von der geraden Münchner Straße ab, etwas zur Seite wies, meine Sehnſucht nach den ſchon vor Salzburg verlaſſenen Alpen auf's Neue rege gemacht. Noch viele Wegweiſer mit derſelben Inſchrift ſtanden an der Chauſſée, endlich aber hörten ſie auf. Aber immer war mir, als hörte ich aus dem Fichtengebüſch zur Linken ſo traulich rufen: nach Traunſtein und Tirol! Und nachdem nun den ganzen Tag eine lange Alpenkette in der Ferne neben der Straße, auf der ich wanderte, hergezogen war, da ſtand es Abends, als eben die Sonne untergegangen, noch einmal an einer Tafel geſchrieben, am Saume eines Tannenwäldchens, in deſſen trauliches Dunkel ein kleiner ebener, ſandiger Weg, der ſeiner Breite nach nur für ſchmale Bauernwägelein berechnet ſchien, hineinlockte: nach Traunſtein und Tirol! Jetzt widerſtand ich nicht länger, und nach Verlauf einer halben Stunde führte mich dieſer Pfad in ein kleines Walddorf, wo mir der ſtattlichſte Bauernhof als Wirthshaus bezeichnet wurde.

Alles war hier vollkommen bäueriſch eingerichtet; doch bemerkte ich mit Verwunderung, daß die Bauern in dieſem Waldwinkel des Baierlandes nicht minder vortrefflichen Gerſtenſaft trinken, als den man aus München, Bamberg und Erlangen nach ganz Deutſchland verſchickt, und daß die Kellnerin, welche ihnen hier das ſchäumende Bier kredenzte, eine eben ſo eigenthümliche Schönheit war, wie diejenigen, welche die Maler als Münchner Kellnerinnen ſo gern auf unſere Kunſtausſtellungen ſenden. Die Kellnerin, welche ſich mit den Gäſten aus dem Orte Du nannte, war in dieſem Tannenwalde aufgewachſen, und bis auf dieſen Tag eine vollkommene Bäuerin geblieben. Ihre Tracht war die gewöhnliche der Kellnerinnen, in welcher die Eigenthümlichkeiten der baieriſchen Frauentracht, und beſonders das ſo überaus ſinnliche baieriſche Mieder, noch ſtärker hervortreten. Mit dem kleinen bäueriſch-üppigen Körperbau contraſtirten auffallend die ſeltene Feinheit der Geſichtsfarbe und die ſchönen Wimpern und Augenbraunen, — kurz, ich ſah eine vollendete baieriſche Schönheit vor mir. Bald bemerkte ich, daß dieſe Kellnerin mit derſelben Unſchuld hier die Gäſte bediente, mit der die Sennerinnen auf den nahen Alpen im Salzburgiſchen und in Tirol ihre Heerden hüten.

Als ſie mir beim Eintritt in die Stube einen großen Krug Bier hinſetzte, verlangte ich auch eine Fleiſchſpeiſe. Sie holte die Wirthin, eine ſtattliche Bauerfrau, herbei, welche mich ganz diplomatiſch meinen Wunſch in ihrer Gegenwart noch einmal wiederholen ließ. Sie weigerte ſich nicht, ihn zu erfüllen, ſah mich ſehr wohlwollend, aber nachdenklich an und bemerkte: es ſei freilich heute Freitag. Zwar ließ ich nun ſogleich meine Forderung fallen, aber die Wirthin blieb neben mir ſtehen und fragte: „Eſſen's bei Ihnen zu Hauſe Fleiſch am Freitag?“ eine Frage, die ſie mehr als Köchin wie als Katholikin an mich zu richten ſchien, und wobei ihre Augen wenig Bigotterie, wohl aber eine unbeſchreiblich gutmüthige

Neugier verriethen. Auch das baieriſche Gretchen ſtand noch immer neben mir und hörte aufmerkſam meiner Beantwortung dieſer Frage zu, in welcher die Frage: „Nun ſag', wie haſt du's mit der Religion?“ ſo baieriſch ſinnlich gefaßt war. Hiermit war indeſſen das Examen, das ich zu beſtehen hatte, noch keineswegs zu Ende; die Reiſenden auszufragen, iſt ja aller Orten ein gutes Recht des Volks. Wie lebendige Wunder ſchreiten ſie durch die Felder und Auen der Fremde dahin, wie Räthſel, welche man durch Fragen nach ihrer Herkunft löſen kann. Und außerdem iſt hier in den baieriſchen Tannenwäldern und Gebirgen jeder Reiſende mit ſeinem Ränzel auf dem Rücken ein wandernder Concurrent der nahen Allgemeinen Zeitung, dieſer beharrlichen Tröſterin deutſchen Heimwehs im fremden Lande: man will Alles von ihm wiſſen, wenigſtens was die Könige und Gewaltigen auf Erden machen, was Krieg und Frieden, Peſt und Hungersnoth betrifft.

Auch die bäuriſche Matrone ſah mich noch lange wohlwollend an, und ihre Neugier richtete noch einige Fragen an mich, die aber dann allemal ſogleich, ehe ich antworten konnte, ihre Weisheit ſich ſelbſt leiſe beantwortete. Sie fügte nämlich jedes Mal mit weiſem Kopfnicken ihre Vermuthungen als Antwort hinzu. „Sind wohl weit her?“ fragte ſie. „Aus Ungarn,“ fügte ſie leiſe hinzu. Da ſie nun hiermit wenigſtens errathen hatte, woher ich für den Augenblick kam, ſo fragte ſie nach einer kurzen Pauſe in ihrer unbeſchreiblich gutmüthigen Neugier weiter: „Was gibt's Neues?“ — „Nix,“ ſetzte ihre Weisheit ſogleich hinzu. In dieſer eigenthümlichen Art ging unſere Unterhaltung im Stillleben der baieriſchen Wirthſchaft fort.

Vor dem Abendeſſen knieten die Knechte alle nieder. Durch ihr lautes Beten herbeigelockt, kamen auch die Kinder aus der Nebenſtube herbei, ihnen folgte behaglich die Mutter, und Alle knieten nieder. Sogar die Gäſte ließen endlich ihre Krüge ſtehen und knieten. Ganz zuletzt kam noch die Kellnerin aus der Küche hereingeſprungen und kniete gerade mir gegenüber vor der Tafel, hinter der ich ſaß. Nach Tiſche bat ſie um die Erlaubniß, ſich mit ihrer Arbeit (ſie nähte an einem Hemde) mit zu meinem Lichte ſetzen zu dürfen, und ein anderes Mädchen, das noch mehr Kind als Jungfrau und dazu etwas verwachſen war, ſetzte ſich ſtillſchweigend und ungebeten mit hin. Als ich mein Nachtlager aufſuchen wollte, ergriff dieſe raſch den Leuchter und führte mich hinaus. Die ſchöne Kellnerin und die baieriſche Wirthin wechſelten in dieſem Augenblicke bedeutſame Blicke mit einander, und wie ich aus der Thüre ging, bemerkte ich, daß beide zu einer geheimen Berathung zuſammen traten. Auf der Treppe kam die Kellnerin hinter uns drein und nahm, ohne ein Wort zu ſagen, der kleinen Buckligen den ſchweren Leuchter aus der Hand. Das baieriſche Gretchen und die weiſe Bäuerin hatten es für ſchicklicher gehalten, daß die reife, in herrlicher Körperfülle blühende Schönheit, als daß ein kleines verwachſenes Mädchen dem Reiſenden das Nachtlager anweiſe. Dieſe tappte indeſſen nun mit leeren Händen immer hinter uns drein, und ſo wurde ich unter dem Dache des Hauſes durch alle Schlafzimmer geführt, welche meiſtens große Säle waren, in denen hier und da ein einſames Bett ſtand. Auch mein eigenes Nachtlager war in einem ſolchen Saale, deſſen Thüre nicht eingeklinkt werden konnte, weil ſie in einen Vorſaal führte, welcher zu Zeiten mit dieſem zu einem Tanzſaale vereinigt wird. Durch die offene Thüre ſah ich ſpäter die Knechte und Mägde, ſo wie die übrigen Bewohner des Hauſes mit ihren Lampen ſich zerſtreuen und in den weiten Vorſälen ihre Lagerſtätten ſuchen.

Noch war es nicht Tag, als mich dieſen Morgen ein unharmoniſches Quieken, das vom Hofe herauf ſcholl, aus dem Schlafe weckte. Als ich ins Haus hinunter kam, waren Knechte und Mägde ſämmtlich bereits in Thätigkeit. An der Treppe in der Flur begrüßte mich die behagliche Wirthin freundlich und zutraulich. — Wenn ich nicht den Sonntag da bleiben und mit der Kellnerin einen Tanz verſuchen wolle, ſagte die weiſe Bäuerin, ſo ſolle ich den Samstag wenigſtens in ihrem Hauſe raſten; Fleiſch könne ich heute haben ſo viel ich wolle, friſches Fleiſch, denn ſie habe bereits dieſen Morgen ein Schwein geſchlachtet. Und dabei drehte ſie, als wollte ſie damit den Ketzer (?) zum Dableiben verlocken, mit der Hand ein fettes Thier herum, das bereits ausgeweidet an der Wand hing, und ließ mich den breiten Rücken ſehen. — Gute Wirthin, wer bei dir Hütten bauen — ich meine eſſen, trinken und faſten könnte! — Ich gedachte an die koloſſale Häuslichkeit in den vielen Sälen und Gemächern des ſtattlichen Gebäudes, durch welche mich am vorigen Abende die Kellnerin geführt und in denen die hohen Betten Sonntags den Reihen der Tänzer Platz machen. Aber die Welt iſt draußen weit und ſchön. Ich gab dem alten und dem jungen baieriſchen Weibe die Hand und trat ins Freie.

21.

Der Schwabacher.

Vor dem Dorfe kam ich gleich wieder in den Tannenwald. Mit einer Anzahl neugieriger Bauern, die an verſchiedenen Orten einzeln aus dem Tann hervorkamen, ging ich nach Traunſtein, wohin ſie ſämmtlich in verſchiedenen Prozeßſachen aufs Gericht geladen waren; man ſollte meinen, es könnte nur der böſe Feind ſelber ſein, der in dieſer Einſamkeit, auf den durch große Waldſtrecken von einander getrennten Gehöften ſo viel Aergerniß geben kann. Um in ihre Gerichtsſtadt zu gelangen, müſſen die Bauern über eine geflochtene Stiege ſteigen, welche auf dieſer Seite von Traunſtein die Thore vertritt. Unter denen, welche auf dem Markte umhergingen, bemerkte ich einige, deren ſchwarze Jacken, von feinem glänzenden Tuche, einen ſeltenen Wohlſtand verriethen, die aber der

Landestracht vollkommen treu geblieben waren. Und wenn auch nach den verſchiedenen Ständen einige Modifikationen eintraten, die auch an der Volkstracht um ſo weniger ausbleiben, als die vornehmen Pariſer Moden, wenn ſie ſich längſt überlebt haben, gewöhnlich überall auf den Schnitt der Volkstracht leiſe nachwirken: ſo war doch die bei Allen von Kopf bis zu Füßen beibehaltene ſchwarze Farbe des Tuches faſt allein ſchon genügend, um in der Kleidung eine Uebereinſtimmung von eigenthümlicher Wirkung hervor zu bringen.

Unter den Paſſagieren, welche im Gaſthofe zur Poſt auf die Abfahrt des Stellwagens nach Reit im Winkl warteten, befand ſich eine ächte Volksgeſtalt, die, wie ſich ſpäter zeigte, unter dem Namen des Schwabachers von Traunſtein bis Reit im Winkl jedem Kinde bekannt war. Ein treues Bild der Gutmüthigkeit und der Neugier, ſaß er zwiſchen zwei fremden Knaben, einem Italiener und einem Tiroler, in der Mitte. Beide hatte er zufällig im Wirthshauſe getroffen und bewirthete ſie mit Bier und Brot, um ſie auszuhorchen. Nun war es ergötzlich, wie er den Tiroler zur Rechten zum Trinken nöthigte, und faſt im ſelben Augenblicke ſein linkes Ohr, auf dem er faſt gar nicht hörte, tief zu dem Italiener nieder neigte, um zu vernehmen, „was er für einer ſei.“ Dieſelbe Frage: „Was biſt denn du für einer?“ die in der That ſo viel enthält, wie die berühmten Fragen, welche die homeriſchen Wirthe ihren Gäſten nach dem Mahle vorlegten, zuſammen genommen, legte er ſpäter im Stellwagen auch mir vor. Als er aufſtand und die Knaben ſich ſatt gegeſſen und getrunken hatten, ſprangen ſie ſehr vergnügt um ihn her und ließen nicht ab, bis er noch beim Einſteigen in den Wagen dem einen ein Meſſer und dem andern ein Paar Feuerſteine abgekauft hatte. Der Schwabacher, ein Mann in ſeinen beſten Jahren, hatte, obgleich ſich zu ſeiner Schwerhörigkeit noch eine bedeutende Heiſerkeit geſellte, ſo daß zwiſchen ihm und einem Taubſtummen nur ein gradueller Unterſchied ſtattfand, ſich doch eine leibliche und geiſtige Friſche erhalten, welche einem ſolchen Lazarus wohl nur unter ſo einfachen Lebensbedingungen, wie ſie mitten im Volke und in der freien Gebirgsnatur vorhanden ſind, bewahrt werden kann. Auf ſeinen Wangen glänzte noch das Morgenroth der Jugend, während Körperbau und Wuchs bereits die volle Reife des Mannesalters verriethen. Mit dieſer Friſche Hand in Hand ging hier die größte Geduld im Leiden und eine ungeſchwächte Lebensluſt.

In einem Gaſthofe, wo wir unterwegs anhielten, zeigte er ſich gegen die Frauen in volksthümlicher Weiſe galant, und ſeine Gebrechen hinderten nicht, daß ſeine Aufmerkſamkeit aufs Freundlichſte angenommen und erwidert wurde, zumal man in ihm auch einen unermüdlichen Tänzer auf allen Feſten und Kirchweihen zu ſchätzen wußte. Im Stellwagen ließ ihm ſeine Gefälligkeit keine Ruhe, und oft ſprang er mit einem Satze hinaus, um einem Vorübergehenden irgend einen Dienſt zu leiſten, nach deſſen Verrichtung er, von den übrigen Paſſagieren etwas über die Achſel angeſehen, ganz demüthig wieder in den Wagen kroch. Als der Wagen, nachdem die anderen Paſſagiere ſich hier und da in den Waldhäuſern zerſtreut hatten, einen ſteilen Berg hinan fuhr, hieß der Fuhrmann ihn wie einen Knecht die Pferde beim Kopfe nehmen und langſam hinan führen, was er auch geduldig that, während der korpulente alte Kutſcher behaglich mit mir hinter ſeinem einträglichen Fuhrwerke einherging. Er iſt eine wichtige Perſon auf der Straße von Traunſtein nach Reit im Winkl. Bald vor dieſem, bald vor jenem einſamen Waldhauſe hatte er Halt gemacht, und vor einigen der ſtattlichſten waren auf ſeinen Ruf ganz vornehme Damen erſchienen, um ihre Briefe, auch wohl einige ſeltene Gemüſe aus der Stadt in Empfang zu nehmen. Der alte Bürger von Traunſtein hing ſeine Hand in meinen Arm, und mit jenem unbeſchreiblichen Wohlwollen, welches mich gerade an den Baiern ſo oft gefreut hat, weidete er ſich an meinem Entzükken über einen Alpenwaſſerfall, den er mir im Mondſcheine zeigte. Dem guten Schwabacher freilich wußte er wenig Dank, da wir auf dem Gipfel des Berges anlangten, und als dieſer einmal in eine Mühle am Wege ging, ließ er ſogar alsbald ſeine Pferde traben und begnügte ſich, einem Kinde, das gerade vorbei ging, aufzutragen: „Der Schwalbacher ſoll laufen, daß er nachkümmt.“ Wirklich holte dieſer in ſeinen Schuhen und Strümpfen die trabenden Roſſe wieder ein und ſetzte ſich ſo ſtill als möglich wieder an meine Seite. Vor Reit im Winkl ſprang der Schwabacher abermals aus dem Wagen, ohne daß ſeinethalben der Fuhrmann die trabenden Pferde gehemmt hätte, und ich ſah ihn ſeiner Wohnung, einem ſtattlichen Gehöfte, zueilen, das, etwas abſeits von der Landſtraße, am Saume des Waldes lag.

22.

Baieriſche und öſterreichiſche Sabbathſtille.

Achenthal.

Als ich zu Fuß von Reit im Winkl weiter reiſte, ſah ich im baieriſchen Gebirge in der Sonntagsfrühe die Leute zur Kirche gehen und in Tirol ſah ich ſie heraus kommen. Ueber den Grenzzollhäuſern lag die ſchönſte Sabbathſtille, und ich fand die bairiſche Sabbathſtille nicht ſchlechter als die öſterreichiſche, und umgekehrt. An der bairiſchen Mauth, welche ganz im Gebüſche verſteckt liegt, ſah ich Niemand als ein paar Füllen, welche uneingehegt in der Nähe weideten. Die k. k. Finanzwache aber wuſch ſich gerade in einer hellen Quelle, welche dicht vor der öſterreichiſchen Mauth vorbei fließt, die Augen aus, und faſt machte es mich bedenklich zu ſehen, wie vertraut ſie mit der Alpenquelle war und wie ſie hier auf der

Grenze nicht minder als eine Sennerin auf der Alm mit der Natur verwachſen ſchien. Unmittelbar nachdem ich von Sachſen nach Böhmen hinein gegangen war, hatte mich ein noch ganz junger Finanzſoldat, mit dem ich mich bei böhmiſcher Muſik im Wirthshauſe zur Poſt bei Arbeſau ganz gut unterhielt, ſehr bewegt und feierlich verſichert: es könne alles anders werden auf der Welt, das gebe er zu, aber — bei Gott! — hier auf der Grenze werde es niemals anders werden.

Unweit der beiden Zollhäuſer ſah ich verſchiedene Gebäude, an deren Thüren gewaltige Vorhängeſchlöſſer hingen; vermuthlich waren ihre Bewohner ſämmtlich zur Kirche gegangen. An einer ſo verſchloſſenen Thüre las ich einen Anſchlag, welcher den Gruß „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ mit der Antwort „In Ewigkeit Amen!“ empfahl und für jedesmaliges Grüßen hundert Tage Ablaß bewilligte, „fünfzig Tage für den alſo Grüßenden und fünfzig für den Dankenden.“ — Sicherlich fallen in dieſen Wäldern die Edikte der römiſchen Gewiſſenskanzlei in einen guten Boden, und beſonders bemerkte ich gottesfürchtige alte Weiber, die ihr „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus“ ſo hell und vernehmlich in die Sabbathſtille hinein riefen, daß es der ſchöne blaue Himmel über uns unmöglich überhört haben kann.

„Ach, grüß Gott! grüß Gott!“ riefen ein paar alte Männer mir ſchon von weitem entgegen und ihre Augen glänzten vor Freude und Luſt. Die beiden Großväter hatten im Kirchdorfe vor dem Mittageſſen getrunken. Hand in Hand kamen ſie mit etwas unſicherem Gange in der Mitte der Straße langſam daher gewandelt, und zogen ſo lärmend und jeden Augenblick ſtehen bleibend ihren einſamen Häuſern zu. Ueberhaupt war es ein prächtiger Anblick, an dieſem hellen ſonnigen Sonntag Mittag die Leute heimgehen zu ſehen. Unmittelbar vor der Kirche vertheilten ſie ſich gruppenweiſe nach allen Seiten, und beſonders eine Wieſe, welche zwiſchen dem Dorfe und den Alpen lag, wurde plötzlich von den herrlichſten Geſtalten belebt. Es waren beſonders viele Sennerinnen in der Kirche geweſen, welche in den letzten Wochen mit ihren Heerden von der Alm zurückgekehrt waren; hohe herrliche Geſtalten, die in ihren feſtlich glänzenden Tirolerhüten, dieſem keuſchen Schmuck mit ſeinen Goldtroddeln, gegen den das baieriſche Mieder, das den ſchönſten Theil des weiblichen Körpers ſo glänzend hervorhebt, hier bereits etwas in den Hintergrund trat, einen beſonders ſchönen Anblick darboten, wie ſie in ihrem feſten freien Gange über den Anger dem Waldſaume am Gebirge zuſchritten.

In der Schenke des Dorfes, wo die Bauerfamilie gerade zu Mittag aß, ſah ich die Sennmagd mit dem hohen Sonntagshute zu Tiſche ſitzen, während alle andern mit entblößten Häuptern um ſie her ſaßen, ein eigenthümliches Vorrecht, das Schönheit und Jugend hier genießen. Auffallend, aber höchſt natürlich war auch das lebhafte Spiel der Geſchlechter, das zwiſchen der Sennerin und dem Sohne des Hauſes, einer reinen kindlichen Seele, ſo unverhohlen ſtatt fand. Es war ein fortwährendes Necken, Lachen und Jauchzen bei Tiſche, an dem ſelbſt die beiden Alten Theil nahmen.

In Kufſtein, wohin ich bald gelangte, mahnte mich Friedrich Liſt's Grab an die ferne Heimath und an das Vaterhaus, wo ich dieſen Mann geſehen, als er von Amerika zurück kam. Nachdem er am Abende mit ſeiner Familie ſich uns zutraulich genähert, wie ſich der Fremde in Amerika dem Farmer nähern mag, der an ſeine Fenz gelehnt ſteht, ſah ich am anderen Morgen, die lange Pfeife mit einem Stricke ſtatt der Schnur umwunden — in Amerika ſei das ſo Mode, hatte er geſagt — hoch oben auf dem Bocke neben dem blaſenden Poſtillion, den Nationalökonomen vorbeifahren, der kurz darauf die erſten Fäden ſeines Eiſenbahnnetzes über Deutſchland auswarf.

Hinter Kufſtein lag an dieſem Tage alles voll Militär, und bis ich ein Nachtquartier fand, mußte ich lange auf der Straße zwiſchen den Alpen im Mondſchein von einem einſamen Gaſthofe zum andern fortwandern, während der Sonntag langſam und feierlich mit den letzten Schüſſen eines Scheibenſchießens im Gebirge verhallte. Und hier ſah ich zum erſten Male die von Reiſenden ſo oft gerühmte und geprieſene Erſcheinung, daß am Abende ſchöner Tage der Mond mit ſeinem blaſſen Zauberſtrahle leiſe an hohes ſtarres Gebirge rührt und ihm den Schein einer geheimnißvollen ätheriſchen Lebendigkeit anhaucht.

Unter den Bildern am Wege, welche ſich, wie die meiſt in der Zeichenſprache geſchriebenen polizeilichen Verordnungen, hier durch große Einfachheit auszeichnen, fiel mir folgendes beſonders auf. Es iſt ein Fleiſcher auf der Reiſe ermordet und der Thäter nicht entdeckt worden; nun hat man die Mordſcene ohne alle weitere Betrachtungen an eine Tafel gemalt und nur ein großes Auge darüber geſetzt. Daß ein helles Auge über dieſen dunkeln Wäldern wacht, gibt dem Tiroler die Beruhigung, deren wir Alle zum Leben bedürfen, und dieſe einfache Vorſtellung iſt zugleich der Kern des Glaubens, den hier der Katholicismus in ſo bunten Bildern aus einander legt. Ein über dunkeln Wäldern ruhendes Auge — ſpiegelt ſich hierin nicht die ganze Transcendenz in ihrer reinſten und ſinnigſten Auffaſſung?

Ich trat in eine Kirche am Wege, wo eben Meſſe geleſen wurde. Der Gottesdienſt gefiel mir beſonders wohl. Die Chorknaben ſprangen wie die Gemſen hinter dem Geiſtlichen am Altare herum, und der Meßgeſang der Gemeinde näherte ſich nur zu ſehr einem vielſtimmigen Jodeln auf der Alm. Alles war hier ſo frei und natürlich, und ein ſchönes ſchlankes Mädchen, das ſtädtiſch gekleidet war bis auf den hohen glänzenden ſchwarzen Hut, den ſie gleich den übrigen Frauen auch in der Kirche ſchief gerückt über dem linken Ohre trug, bemühte ſich vergebens kokett zu ſein; denn wie ſie auch bei dem Klange der Meßglocke fortwährend ihre Stellung wechſelte, bald niederkniete, bald emporfuhr, die beabſichtigte Kokettterie glitt an der ſchönen Weiblichkeit ihres ſchlanken Gliederbaues ab, und wie ſie auch das ſchön geſchmückte Haupt herum warf, ihre Bewegungen glichen denen des Hirſches, der den Kopf mit dem ſchönen Geweih bald hebt, bald ſenkt.

32.

Der Hauſirer von Schwaz.

Ein Hauſirer aus Schwaz, den ich beim Weitergehen nach der Lage des Paſſeierthales gefragt hatte, ohne dabei Andreas Hofers zu erwähnen, ſetzte ſeiner Antwort ſogleich die Worte hinzu: „Ja, mit dem Hofer, das war eine Fügung Gottes.“ Und dazu lächelte er vergnügt. Nicht ohne tiroliſches Selbſtbewußtſein charakteriſirte er nun den braven Mann in der That nicht minder richtig, als wenn ihn Anaſtaſius Grün in einem ſeiner neueſten Gedichte mit den Worten einführt:

Kein Einzler komm' ich, nein, ein Heldentauſend,
Ein Heer von Männern, angeſchwollen, brauſend,
Das rettend in ſein Felſenſchloß getragen
Den deutſchen Ruhm in ſchmachvoll düſtern Tagen.

Sonſt war die Geſchichtsauffaſſung des ehrlichen Tirolers nicht ſehr zu empfehlen, denn er war der Anſicht, daß Tirol damals nur gegen Baiern gefochten, welches an einem gewiſſen Napoleon einen mächtigen Bundesgenoſſen gefunden habe. Er verſicherte, zwiſchen Baiern und Tirol werde niemals Friede werden; ſo harmlos iſt dieſes Volk, daß es kaum einen weſentlichen Unterſchied bemerkt zwiſchen den welthiſtoriſchen Kämpfen der Hofer'ſchen Schützen und den kleinen Fehden der Alpenjäger auf der Grenze von Baiern und Tirol. „Ja, die Baiern," meinte der Hauſirer, „das iſt eine böſe Nation, wo die überhand nehmen!" Und ſelbſt das bairiſche Wild, welches zuweilen über die Grenze nach Tirol herein kommt, wollte er nicht loben, ſo wenig als das bairiſche Gras; beides ſei viel kleiner als in Tirol. Als er nun hörte, daß ich ein Preuße ſei, bemerkte er liſtig: er wiſſe wohl, in Preußen ſei auch ein Aufſtand gegen Baiern geweſen und Tirol werde an Preußen einen treuen Bundesgenoſſen finden, wenn es wieder einmal gegen Baiern gebe. Hier trennten ſich unſere Wege und zutraulich reichte er mir die Hand zum Abſchiede, vielleicht in der Hoffnung, daß ich ſelbſt in Reih und Glied noch ein Mal als Soldat wieder kommen würde, um den Tiroler Jägern gegen die bairiſchen beizuſtehen.

Ich wandte mich hier auf die Straße von Rattenberg nach Achenthal, welche bald an einer einſam ſtehenden Alpe mühſam emporklomm. Nachdem dieſe erſtiegen war drängte ſich Alpe an Alpe und ich glaubte mich in der Krone eines Rieſenbaumes zu befinden, die auf dem Stamme jener einſam ſtehenden Alpe mächtiges Geäſt nach allen Seiten hin ausbreitet. Sehr ſpät erſt hören am Wege die einzelnen Häuſer, meiſt Sägemühlen, auf. Vom Gebirge herab, an deſſen Abhange ſie liegen, ſtrömt auf ſie zu eine friſche Alpenquelle, welche ſich gerade auf das Dach zu ergießen ſcheint, aber vom menſchlichen Gewerbfleiße im ſelben Augenblicke ergriffen und geleitet wird und ſich in ſeiner ſtarken Hand in Segen verwandelt. Dieſe Kryſtallbäche gehören daher hier ſo gut zu den Häuſern der Menſchen als die rauchenden Schornſteine, und die ſchäumenden Nahrungsquellen, welche von den Spitzen der Gebirge zu den Menſchen herabrauſchen, mögen hier den einſamen Häuſern leicht denſelben Werth verleihen, den ein Bürgerhaus in einer deutſchen Mittelſtadt beſitzt.

21.

Ein Wirthshaus in Tirol.

Auf der weiten Hausflur des großen Wirthshauſes zu Achenthal ſaßen, als ich eintrat, Tirolermädchen in maleriſchen Gruppen beiſammen, während in einer Kammer hinter der Wirthsſtube eine Anzahl junger Burſche ſich befand. Alle waren der Landesſitte gemäß beſchäftigt den Hausbewohnern bei einer ländlichen Herbſtarbeit, welche das Einſammeln der Wintervorräthe nöthig macht, zu helfen. Hier im Wirthshauſe ging indeſſen die leichte Arbeit, welche ja ohnehin wohl nur während der rauhen Jahreszeit die Geſchlechter zuſammen führen ſoll, bald in Tanz und Vergnügen über. Von der Kammer her erſcholl zuerſt aus tiefſter Bruſt das bedeutungsvolle volksthümliche Jauchzen, das dem Locken der Waldvögel ſo ähnlich iſt; es wurde von einer Stimme in der Hausflur beantwortet, und allmählich fand ſich Alles in der dazwiſchen liegenden Stube zuſammen.

An ächten Volksſcenen fehlte es dabei nicht. Zu der bereits verſammelten Geſellſchaft traten einige Schützen herein, welche von einem nahen Scheibenſchießen zurückkehrten und verkündeten, daß ſie draußen einen berauſchten Kameraden hätten ſtehen laſſen, man möge entſcheiden, ob er herein kommen ſolle. Der draußen ſtieß eben ſelbſt ein Jodeln aus. Er war der allgemeine Liebling und wurde herein gerufen. Er ſchien zu wiſſen, daß man über ihn berathen hatte, denn er lachte ſtill in ſich hinein, als er, ein ſchöner kräftiger Burſche, etwas ſchweren Ganges, die Büchſe über der Schulter, herein trat. Er ſetzte ſich ruhig nieder und rief ein Mädchen zu ſich. Sie kam, und ein anderes Mädchen, das eine ſtille Liebe zu ihm im Herzen trug, kam auch herbei und ſtellte ſich ſchweigſam und beſcheiden neben die beiden. „I mag di nit,“ ſagte er zu dieſer und gab der erſten ſein Glas zum Trinken in die Hand. Sie trank und miſchte ſich wieder in die Reihen der Tänzer. Und da die Verſchmähte nun doch neben ihm ſtehen blieb, gab er ihr auch aus ſeinem Glaſe zu trinken. Endlich legte er den Kopf auf den Tiſch und ſchlief ein, und wie ich die zweite nun immer noch neben ihm ſtehen ſah, dachte ich: „Die beiden müſſen wohl für einander ſein.“

Mehrere Kohlenbrenner, welche einen Kohlenwagen von ihren rauchenden Meilern, die hier dreimal ſo groß ſind als im Harz, nach Achenthal geführt hatten, muſicirten zum Tanze. Die Kohlenbrenner ſpielen in der deutſchen Sage eine große Rolle; der Charakter, den ſie ihnen anweiſt, iſt bei aller Beſchränktheit doch höchſt edel. Sie ſind von der Sag dazu auserſehen, Königs- und Grafenkinder, welche ſich im Walde verloren haben, wieder zu finden und zu ihren Eltern zurück zu bringen. Für das ihnen geſchenkte Vertrauen nun erweiſen ſie ſich ihr auch noch in neuerer Zeit dankbar, wenn auch nicht gerade durch den ſprüchwörtlich gewordenen Köhlerglauben, ſo doch durch die Pietät gegen ſagenhafte Lokalüberlieferungen. Und wie ſollte auch dieſes Geſchlecht der Sage gegenüber nicht conſervativ ſein und vergeſſen, was auf der ungepflügten, mit duftenden Kräutern bewachſenen Waldſcholle, von wo der Köhler Jahre lang zwiſchen den grünen Baumwipfeln den bläulichen Rauch ſeiner Meiler zum Himmel aufſteigen ſieht, geſchehen ſein ſoll, oder wirklich geſchehen iſt!

Die vier Waldbewohner im Achenthaler Wirthshauſe verzehrten ſehr viel, vermuthlich weil ſie als Muſikanten hier eine außerordentliche Einnahme hatten; ſie ſangen am ſchönſten, wußten die meiſten Lieder, klatſchten ſich am derbſten die Hände und Waden beim Tanze, wurden aber von den anderen nicht für voll angeſehen. Dennoch eröffnete ein ungeheuer langer Kohlenbrenner den Tanz mit einer derben Magd, und überhaupt kamen mir die Viere als die Prieſter und Pfleger des Volkslebens vor, das ſich hier vor meinen Augen entfaltete. Noch mehr als von dem Langen konnte dies von einem anderen, dem jüngſten von ihnen gelten, aus deſſen rußigem Geſichte ſehr feine, etwas melancholiſche Züge hervorſchauten, und deſſen ganzes Weſen überhaupt ſo eigener Art war, daß man hätte glauben können, er eifere mit Bewußtſein für Aufrechthaltung der alten Volksſitten, ohne daß er deßhalb ſelbſt aufgehört hätte zum Volke zu gehören. Als alle Anweſenden ſich ausgetobt hatten und ruhten, wählte er ſich die ſchönſte Dirne zur Tänzerin; und wie nun ſeine Wahl ohne alle Nebenrückſichten nur der Schönheit galt, ſo waltete auch in dem Tanze ein höheres, gleichſam ethiſches Moment vor; ja, es war gleichſam nur eine Andeutung des

Tanzes, wobei jedoch das volksthümliche Element desſelben nur um ſo ſchärfer hervortrat. Es wurde nämlich dabei gar nicht geſprungen, ſondern der Kohlenbrenner führte ſein Mädchen nur im Kreiſe herum, blieb aber, ächt tiroleriſch, jedesmal vor den Muſikanten ſtehen und ſang ihnen einen Vers zu, deſſen Melodie dann die Inſtrumente und deſſen Worte alle Anweſenden ſingend wiederholten, während er mit ſeiner Schönen, die er keineswegs vernachläſſigte und deren Wangen im zärtlichen Geflüſter ſein Kopf ganz nahe kam, weiter ſpazierte, ohne auf die Anderen zu achten. Wohl eine Stunde lang unterhielt er ſo die Geſellſchaft. Er zeigte ſich unerſchöpflich in ſeinen Liedern, und ohne im Vortrage das Maaß der Schönheit zu überſchreiten, ſang er ſie mit einer Leidenſchaft und mit einer Hingebung, die mich mit Staunen erfüllte. Auch die Wahl ſeiner Lieder war nicht ohne Bedeutung, und eines davon, worin der Wunſch ausgeſprochen wurde für die Zukunft des heiteren Tirolervolks:

Daß wir ſein luſtig ſein
Hier in Tirol!

wird mir noch lange in den Ohren ſummen und mich mit Sehnſucht nach den Tiroler Alpen erfüllen.

25.

Ein blauer See und ein ſchönes Schweſterpaar. Honoratioren und Wilddiebe.

Augsburg.

An der Straße von Achenthal nach Ebenſee, bereits auf bairiſchem Grund und Boden, liegt das Bad Kreuth. Es bot einen recht charakteriſtiſchen Anblick dar für ein Bad, wo am Ende der ſchönen Jahreszeit die Menſchen verſchwinden und die Natur im Winter ſich ſelbſt überlaſſen iſt wie im tiefſten Waldesdunkel. Ein Eſel, der im Sommer manche ſchöne Bürde auf die Spitzen der umliegenden Gebirge getragen haben mochte, war das einzige lebende Weſen, das ich erblickte. Der Wirbelwind wehte die gelben Blätter im Kreiſe von den höchſten bewaldeten Bergſpitzen gerade in die Mitte des freien Platzes, wo der Eſel ſtand, und dieſer ſuchte vergebens den dichten Blätterregen mit dem Kopfe von ſich abzuſchütteln; gewiß das traurigſte Bild, das man von einem berühmten Orte mit hinwegnehmen kann. Ueberhaupt aber war es für mich einer jener tief melancholiſchen Regentage, die man zwar bei blauem Himmel, aber nur im Herbſte auf einer Wanderung zwiſchen hochbewaldeten Bergeshöhen erleben kann, wenn in unabſehbarer Reihe von den ſteilen Höhen herab die Blätter auf die Landſtraße fliegen.

Deſto heiterer geſtaltete ſich die Reiſe, als der Wald aufhörte und der See begann. Indem ich mich ſeiner dunkelblauen Wellen freute, ſchritt ich, da ich gerade keinen Kahn ſah, an ſeinem Ufer entlang, um ihn zu umgehen. Schon war ich dem Städtchen Ebenſee ziemlich nahe gekommen, als ein junger katholiſcher Geiſtlicher, der hinter mir her kam, mich verſicherte, es ſei kein Umweg bis zu einem Hauſe, das er mir bezeichnete, zurückzugehen und mich von dort aus überfahren zu laſſen. Ein Umweg war es nun allerdings ſichtlich; da er indeſſen ſelbſt ihn ſo eben gemacht hatte, ſo ſchwieg ich ſtill und kehrte geduldig um. Möge der Himmel dieſem Armen nie den Blick aufſchließen für den Umweg, den er täglich zu machen ſcheint! Ach, der gerade Weg iſt nicht immer der beſte, zumal wenn man auf Umwegen von einem ſchönen Schweſterpaare mit kräftigen Armen über den tiefblauen See zum Ziele gerudert werden kann, wie hier.

Abends ſaßen wir Alle einmüthig an der langen Wirthstafel im Hinterſtübchen der Poſt, nämlich der Poſtmeiſter von Tegernſee, die Honoratioren, ein Münchner und ich. Die Honoratioren dieſes bairiſchen Städtchens waren roher als ſonſt an kleinen Orten. Nur der Kleidung nach ſchienen ſie über den gemeinen Leuten dieſer Gegend zu ſtehen, vor deren verrufenem Dialekte ſich ihre Sprache in nichts auszeichnete. Ich fand es ganz natürlich, als ich bemerkte, daß ſie ſich mit dem Volke Du nennen. Dennoch würde man ſehr irren, wenn man hieraus auf ein freundſchaftliches Verhältniß der Stände zu einander ſchließen wollte: im Gegentheil leben hier dieſe bairiſchen Honoratioren, welche meiſt Förſter ſind, mit dem gemeinen Manne, der in der Regel Wilddieb iſt, in fortwährender Fehde, die keineswegs ausſchließlich von Amtswegen geführt wird, ſondern oft auf dem tiefſten perſönlichen Haß beruht. Einer der Anweſenden verſicherte, wenn er einen Wilddieb in dem Augenblick, wo dieſer eben einen Hirſch erlegt habe, vollſtändig in ſeine Gewalt bekäme, ſo würde er ihn lebendig im Walde begraben. Nur in der Einſamkeit der Wälder werden dieſe Fehden geführt; unter den Menſchen ſitzen die Förſter mit den Wilddieben, welche ſich nicht ſelten ein bedeutendes Vermögen erwerben, oft friedlich und ſcheinbar zutraulich neben einander. An der Tafel, vor der wir ſaßen, trafen ſich eines Tags ein Oberförſter und ein gefährlicher Wilddieb. „Ich gehe dir nun fünf Tage nach," ſagte der Oberförſter zu dieſem; „und ich dir ſechs," antwortete der Wilddieb. Am andern Tage fand man den Oberförſter todt im Gebirge.

Um dieſen furchtbaren Haß zu verſtehen, muß man wiſſen, daß hier die Förſter noch mit den übrigen Jägern um das Jagdrecht kämpfen, das im nahen Tirol faktiſch wenigſtens noch ein allgemeines iſt, wie es ohne Zweifel auch auf den bairiſchen Alpen vor nicht allzu langer Zeit noch ein allgemeines war. Wo nun ſo das Recht und das Unrecht auf demſelben Stamme gewachſen ſind, bis ſie ſpäter erſt ſich trennten, wer kann da ſagen, wann der Sieg zwiſchen beiden entſchieden wird? Der Gott aber, der ſeine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte, macht Tag für Tag das Waldesdüſter für den

Förſter wie für den Wilddieb. Und wie leicht und wie oft mag die Tafel des Geſetzes umſinken, die in dieſen Wäldern aufgerichtet wird! Regen und Schnee löſchen ihre Schrift aus, das Gras wächſt darüber hin, das von allen Seiten gehetzte Wild ſetzt in großen Sprüngen darüber hinweg, und wer mag entſcheiden, von wem ſie eben mehr mit Füßen getreten wird, von dem Förſter, der fünf Tage mit ſeiner Büchſe dem Wilddieb nachgeht, oder von dem Wilddiebe, der dem Förſter ſechs Tage nachſchleicht? Solche einſame Wanderungen der Förſter und Wilddiebe, ſo poetiſch ſie auch ſind, haben den Nachtheil, daß das Menſchenleben dort ſo wohlfeil wird, wie das der Hirſche und Eber, und daß das Daſein der Jäger ſo leicht und ſpurlos verſchwindet wie der Schnee an einer ſtillen Stelle im Walde, wenn ſeine Zeit gekommen iſt.

Unter den Förſtern und Bierbrauern von Tegernſee ſaßen auch einige Juriſten, die ſich wenig von den übrigen Honoratioren des Städtchens unterſchieden und wohl auch den Wilddieben lieber im Walde, wo man fortwährend die grünen Zweige erſt vor dem Geſichte auseinander biegen muß, als auf dem Wege des Geſetzes nachſtellen und ſie lieber mit der Büchſe als mit der Feder verfolgen mögen. Einer von dieſen, ein kleiner, lebhafter, breitſchulteriger Mann, in deſſen gebräuntem Antlitz die juriſtiſche Brille ſich ſehr verwegen ausnahm und deſſen bäueriſche Manieren noch durch einen Anflug von Deutſchthümelei verſtärkt wurden, hielt mich für einen Italiener, weil ich die deutſche Sprache aus Büchern erlernt haben müſſe, denn ſo, wie ich ſie ſpreche, werde ſie in Deutſchland nur geſchrieben.

Die Poſtverbindung zwiſchen Ebenſee und München, welche während der Sommermonate wegen des nahen Bades Kreuth eine tägliche iſt, verſchwindet mehr und mehr, wenn auf der fruchtbaren Ebene zur Seite der Landſtraße die Feldfrüchte eingeſammelt ſind und der Wald, deſſen Saum ſie begrenzt, ſich entlaubt. Ein ſpekulativer Bauer ſammelt nun im Herbſte von Zeit zu Zeit die wenigen Reiſenden auf der Landſtraße in ſein Wägelein, auf dem vorn ein gepolſterter Sitz für zwei Perſonen angebracht iſt, und beladet dann für den Rückweg in München den Hintergrund ſeines Fuhrwerks mit Waaren. Dieſem Bauer wurde ich vom Poſtmeiſter zur Beförderung übergeben, und ich weiß ſeine fragmentariſchen Beſtrebungen für Belebung des Winterverkehrs in dieſer Gegend um ſo mehr zu ſchätzen, als die Fläche bis München zu einer Fußwanderung keineswegs einladet.

Nachdem wir eine Weile ſchweigend neben einander geſeſſen hatten, fragte der Fuhrmann zutraulich, ob ich kein Mittel wiſſe, um ſchnell reich zu werden. Ich verneinte. „Wie ſteht's mit der Lotterie?“ forſchte er weiter. Er ſchien ſelbſt nicht viel davon zu halten. „Aber,“ ſagte er, nachdem ich zum zweiten Male geantwortet, „das Getrautenbuch?“ Er bat mich, es ihm doch zu verſchaffen; an einer Maus, die an einer Spindel hinauf läuft, ſoll es kenntlich ſein. Ein alter Mann in ſeinem Wohnorte hat verſprochen, goldene Berge damit zu heben, wenn er es ihm bringt. — Der Morgen war friſch und lieblich, der Abſchied von den Alpen hatte mich traurig und ernſthaft geſtimmt; ich wies ihn hin auf das herrliche Gebirge, das uns im Rücken lag, auf die gewerbreiche Hauptſtadt, welche ſo eben mit ihren Thürmen am Horizonte vor uns auftauchte, auf die ſchöne, breite, ebene Landſtraße dazwiſchen und auf die bewegliche Kraft ſeines Roſſes als auf die Quellen ſeines Glückes. Wie er denn nun von Haus aus ein thätiger, verſtändiger Mann war, ſo leuchtete ihm dieß vollkommen ein: nur fürchtete er ſich vor Radbrechen und Pferdeſtürzen auf der Landſtraße. Was ließ ſich dagegen ſagen? Nach einigem Beſinnen fügte er ſelbſt hinzu: „Der Meinung bin i, wem'ner bett (betet), ſo paſſirt ei'm ſo nix.“

Mein Aufenthalt in München war zu kurz, als daß ich etwas darüber aufzeichnen möchte. In Augsburg ſchlenderte ich, von der Eiſenbahn kommend, meinen Reiſeſack noch in der Hand, um den Dom herum und ſuchte das „hohe Haus nah bei dem alten Dom,“ von dem ein ſchwäbiſcher Dichter ſingt, fand aber nur eine Reihe gleich hoher Häuſer, auf welche alle der alte Dom ſeine ernſten mittelalterlichen Schatten wirft. Da braucht dann freilich die Poeſie nur nach freier Wahl mit ihrem Zauberſtabe eines zu berühren, und es glänzt weithin in die Ferne. — Ich trat in den Dom hinein, wo gerade eine der untern Gymnaſialklaſſen zum Gebete verſammelt war. Ein wohlbeleibter ältlicher Mann im zugeknöpften Oberrocke las mit eintöniger Stimme aus einem Buche ein Verzeichniß aller menſchlichen Sünden und Laſter vor, das die Schüler, welche mit gefalteten Händen auf einer Reihe von Bänken ſaßen, abwechſelnd mit dem Ausrufe: „Erlöſe uns, o Herr!“ und „Erbarme dich unſer, o Herr!“ unterbrachen. Endlich las der

Mann im Oberrocke ſogar: „Von unſern widerwärtigen heimlichen Trieben,“ und die Knaben riefen wieder: „Erlöſe uns, o Herr!„ während ein katholiſcher Prieſter, der im Ornate zur Seite neben ihnen vor dem Altare ſtand und ſtark geſtikulirte, andächtig mit zu beten ſchien. Mir war's, als ſähe ich Schönheit und Jugend, Freude und Lebensluſt, dem Schöpfer vor die Füße geworfen, um die Säulen des Tempels flattern.

* * *

II.

Wien

im

October 1848 und im Belagerungs-Zuſtande.

1.

Latours Tod.

Wien, 12. October 1848.

Das war eine ſtürmiſche Nacht. Ich rede von dem Sturme da draußen, von dem Niemand weiß, von wannen er kommt und wohin er geht. Er blies ſo herbſtlich durch die alte Kaiſerſtadt, wirbelte in den Thoren und an den Barrikaden den Rauch der Wachſeuer hoch empor, wenn er eine halbe Stunde vor der Stadt im Freien durch die dünnen Lumpen geblaſen haben wird, mit denen die Kroaten gekleidet ſein ſollen. O, wie iſt doch die Kaiſerſtadt, wie iſt doch ganz Oeſterreich ſo anders geworden, ſeit ich im Herbſte vorigen Jahres hier war! Wieder welken bereits die Blätter, aber welch eine Kette von Ereigniſſen zwiſchen jenem und dieſem Herbſte! Und wie Schrecklicheres und Folgenſchwangeres geſchah vor wenigen

Tagen hier in der Kaiſerſtadt! Der Mord Latours iſt bis jetzt noch nicht einmal ernſthaft desavouirt. Bis jetzt haftet er noch an der Stadt, ich ſehe die Geſtalt des unglücklichen Mannes, wohin ich immer blicke, überall, vor jedem Hauſe, und blicke ich zum Stephansthurme hinauf, ſo ſehe ich ſie auch dort.

Es war auf dem Elbdampfſchiff Bohemia, wo ich die erſte Nachricht von den Ereigniſſen des 6. Oktobers erhielt. Wir waren Morgens von Dresden aus am ſtillen Pillnitz vorbeigeſegelt, hinter deſſen bereits herbſtlich belaubten Bäumen, trotz der ſpäten Jahreszeit, das ſächſiſche Königthum noch immer in idylliſcher Verborgenheit lebte. Abends ſammelte ſich auf dem Verdeck eine kleine Geſellſchaft, welche die vom Mondſchein leidlich erhellten Ufer der Elbe betrachtete und dabei ſich am Dampfkeſſel, um den ſie ſich bei der bereits eingetretenen Nachtkälte unwillkürlich gruppirt hatte, die Hände wärmte. Natürlich wurde von Politik geſprochen, und hier nun erzählten diejenigen, welche erſt auf den letzten Stationen eingeſtiegen waren, was in Wien vorgefallen ſei.

Ich machte große Augen. Ich hatte kurz vorher in Berlin ein ganzes Miniſterium auf parlamentariſchem Wege ſtürzen ſehen, hatte geſehen, wie Hanſemann, aus der verhängnißvollen Sitzung heraustretend ruhig ſeinen Geldbeutel zog und ein Bild kaufte, auf dem ſämmtliche Miniſter an Laternenpfählen hingen. Das Volk hatte ihm, wenn auch nicht ehrerbietig, doch ſtill und inſtinktmäßig Platz gemacht, und er war, die Hände in den Taſchen, wie immer, ruhig nach Hauſe gegangen, als wäre nichts geſchehen. Und jetzt in Oeſterreich! Meine Geſellſchaft ging alle Revolutionen, welche daſſelbe ſeit dem März erlebt hatte, mit großer Befriedigung durch. „O, Oeſterreich hat eine ſchöne Zukunft!“ ſagte ein Mann mit grauen Haaren, der neben mir ſtand.

Ich hüllte mich tiefer in meinen Mantel und nahm endlich einen aus der Geſellſchaft, der mir der Gebildetſte ſchien, bei Seite, um mit ihm allein zu reden, denn ich war durch die vollkommene Einſtimmigkeit, mit der Alle ſich des Vorgefallenen zu freuen ſchienen, faſt an mir ſelbſt und meinem eigenen Urtheile irre geworden. „Sind Sie wirklich der Anſicht, daß bei dem fortwährenden Revolutioniren etwas heraus kommt? fürchten Sie nicht, daß das Blut dieſes Miniſters über das ſchöne Land kommen wird? ſehen Sie nicht auch die Militärherrſchaft heranrücken?“ So beſtürmte ich ihn mit Fragen. Er ſchwieg Anfangs und ich fuhr, nachdem ich einen Blick auf die hohen Felſenufer gerichtet hatte, fort: „Wollt ihr denn alles Beſtehende vernichten? iſt denn alles Beſtehende böſe? Gehört der Strom, der uns trägt und gewaltig unter uns rauſcht, gehört der Mond und der geſtirnte Himmel nicht auch zum Beſtehenden?“ — Der Oeſterreicher ſchien verwundert über meine Rede, und es war, als enthielten meine letzten Worte nicht allein in ihrer bildlichen Bedeutung, ſondern auch in ihrer unmittelbaren Wahrheit für ihn einen ganz neuen Gedanken. Er warf unwillkürlich einen flüchtigen Blick zum Himmel hinauf, dann aber richtete er ſeine Augen auf mich und auf ſeinen Lippen ſchwebte der Ausruf: „A Schwarzgelber! a Schwarzgelber!“ mit dem der Oeſterreicher ſtets geneigt iſt jede conſervative Regung zu Tode zu hetzen. Indeſſen hielt er dieſes Wort zurück und ſchien ſogar im weitern Verlaufe unſeres Geſprächs Vertrauen zu mir zu faſſen. Er geſtand mir, daß der Verfall der Gewerbe ihn bereits bedenklich gemacht, daß er ſich im Stillen ſelbſt die Frage vorgelegt, was denn noch werden ſolle? und war endlich mit mir darüber einverſtanden, daß der Sieg des Volkes jetzt organiſirt werden, den ewigen

Revolutionen ein Ende gemacht werden müſſe. Doch ſah ich wohl, daß der Deutſchböhme noch etwas auf dem Herzen hatte, und er rückte endlich auch damit heraus: daß doch die Wiener Studenten, bevor man zur Ordnung zurückkehre, noch dem Denkmal des Kaiſers Franz mit der Inſchrift: amorem meum populis meis, den Kopf abſchlagen möchten!

Als ich auf der Eiſenbahn von Prag nach Wien reiste, fuhr ich, wie ich erſt ſpäter aus den Zeitungen ſah, an Kaiſer Ferdinand vorbei, der, ein müder Wanderer, mit ſeinem Hofe, zwei Regimenter Soldaten vor und zwei hinter ſich, in langen Tagreiſen auf abgelegenen Straßen nach Olmütz zog.

In Prerau ſtand, in einen Mantel gehüllt an der Eiſenbahn, ein Bauer mit einem ernſten verſtändigen Geſichte, der ſich als einen mähriſchen Abgeordneten des Wiener Reichstages zu erkennen gab. Bald ſammelte ſich eine Anzahl ſlaviſcher Landleute um ihn, die in wollene Decken eingehüllt waren; ſie ſahen einander trübſelig, mit klagender Miene an, bis endlich ein Officier der Wiener Nationalgarde unter ſie trat, der ſich ſchon im Wagen als einen eifrigen Tſchechen zu erkennen gegeben hatte, und anfing böhmiſch zu reden, worauf das Geſpräch ſehr lebhaft fortgeſetzt wurde. Die Deutſchen, welche ſich mit dem mähriſchen Abgeordneten verſammelt hatten, traten nun beſcheiden zur Seite. Da zog ein Mediciner den Hut vom Kopf und zeigte uns wie er die ſchwarze Feder, das Abzeichen der akademiſchen Legion, unter demſelben verborgen hatte; er hatte ſich bei der erſten Nachricht von den Wiener Ereigniſſen aus einem Winkel Böhmens aufgemacht, um „für die deutſche Sache“ zu kämpfen. Mit ganz entgegengeſetzten Gedanken mochte eine Anzahl Prager Studenten nach Wien fahren, welche Windiſchgrätz zur Strafe für den Pfingſtaufſtand der Tſchechen in Uniformen geſteckt hatte. In Göding hatte bis vor Kurzem Beſatzung gelegen, weil hier die ungariſchen Huſaren, aus den mähriſchen Städten kommend, ſchaarenweiſe mit Sack und Pack über die Grenze nach Ungarn hineingegangen waren. In der Nähe von Göding ſahen wir auch wirklich hinter einem Weidengebüſch, an dem wir vorbeifuhren, vorſichtig einen einzelnen ungariſchen Huſaren mit rothen Hoſen halten. Schwerlich wird er den Truppen, von denen die ganze Gegend beſetzt war, entgangen ſein. Hier in Göding war es auch, wo in Schaffelle gekleidete Bauerfrauen nicht nur Trauben, ſondern auch Faſanen als Zeugen einer factiſchen Aufhebung des Jagdrechts an den Dampfwagen brachten. Der Wiener kauft dieſe Leckerbiſſen in den Federn, und trotz der Revolution hat er noch immer Zeit genug ſie zu Hauſe zu rupfen und zu braten. In den nächſtfolgenden Stationen kommt man der ungariſchen Gränze noch näher, und dort war es, wo barhäuptige Zigeuner, während der Dampfwagen einen Augenblick anhielt, geigend am Zug auf und abliefen, als wollten ſie uns ſo recht mitten in das öſterreichiſche Volksleben hinein verſetzen.

2.

Umſchau.

15. October.

Für den Kaiſer herrſchen hier noch weit mehr Sympathien als man glauben ſollte nach dem, was vorfiel. Der Oeſterreicher bleibt auch auf den Barrikaden derſelbe, der er immer iſt; er bleibt ſogar während ſeiner Straßenkämpfe, Angeſichts der verhängnißvollen Laternen, ja als Sanculotte, Royaliſt. „So muß man ſich plagen für ſeinen Kaiſer!“ ſoll ein Arbeiter am 6. October auf einer Barrikade geſagt haben. Auf einigen derſelben hatte man das Bild des Kaiſers. Unbeſchreiblich ſoll der Eindruck geweſen ſein, als damals nach Beendigung des Kampfes auf einem Balkon ein ſchönes Mädchen erſchien, und mit lieblicher, ſicherer Stimme zu ſingen anfing: „Gott erhalte unſern Kaiſer.“

Ja, es iſt etwas Eigenes um die Revolution in Wien.

O, die Wiener Anarchie hat etwas Kindliches und zugleich etwas Deutſches, etwas Blauäuiges, Schwärmeriſches, das uns wohl thun muß mitten in dem Schmerze, mit dem ſie uns erfüllt. Seht dort unter den Vorhallen der Univerſität die kühnen ſteiermärkiſchen Knaben um ein Wachfeuer gelagert — welch ein Bild, und wer ſollte da — trotz alledem und alledem — nicht an den Völkermorgen Oeſterreichs glauben! Und wer die Gratzer geſehen hätte, wie ſie Nachts um drei Uhr ankommend ſich hier vor der Univerſität aufſtellten, um ihr, wie ſie ſagen, ihren „Servus“ zu machen! Wir treten in das Innere des Univerſitätsgebäudes ein, obgleich man Anfangs Schwierigkeiten macht, da nur Bewaffnete Zutritt haben ſollen — mit welchen Gefühlen ſehen wir dort den Arbeiter durch die hohe Senſe in den Hallen der Wiſſenſchaft ſich Bahn brechen! Ein gefangener ungariſcher Miniſter geht im Vorſaale ſpazieren und grüßt ehrerbietig jeden Eintretenden. Eine abenteuerlich gekleidete Perſon wird als angeblicher Spion vor das Studentencomité gebracht. Das Weib ſpricht alle mögliche Sprachen, unter andern auch deutſch, dennoch bedient ſie ſich noch zum Ueberfluß der Zeichenſprache, als fürchte ſie in keiner verſtanden zu werden. Sie ſei eine gute Mutter, ſagte ſie, und habe vier Kinder, — dabei ſtreckt ſie vier Finger in die Luft. Noch iſt die Unterſuchung gegen ſie nicht geendet, da langt die Nachricht an, daß gegen Abend drei Spione in die Thore kommen werden, ein blondhaariger, ein ſchwarzer und ein rother, alle Drei als Mönche. Den Rothen bringt man eben ſchon gefangen als wir die Univerſität verlaſſen. —

Auf den Straßen klingt uns aus dem ſingenden Munde des Wieners der Name Jellachich wie tauſendſtimmiger Finkenſchlag überall entgegen. Ein Zeichen, daß das harmloſe Volk doch der drohenden Gefahr eingedenk iſt, an welche man freilich wiederholt, zuweilen auf ganz behagliche Weiſe gemahnt wird. Heute Morgen zwiſchen 9 und 10 Uhr kam ein alter freundlicher Ungar auf einem Schimmel in die Stadt geſprengt, der vom Volke mit Jubel empfangen wurde. Er ſei im März auch da geweſen während der Revolution, ſagte man. Er ſelbſt ſagte, daß die feindlichen Heere ſich ſchon gegenüber ſtänden, und daß in einer halben Stunde der Angriff geſchehen werde; erzählte nebenbei dem Volke, die Ungarn hätten 500 Ochſen mitgebracht u. ſ. w.

Um uns aber freilich im Allgemeinen an die höchſt bedenkliche Lage des Kaiſerſtaates zu mahnen, dazu brauchen keine Reiter in die Stadt herein zu ſprengen. Wird die Gefahr für Oeſterreich mit dieſer Revolution vorüber ſein? Man erſchrickt, wenn man an allen Orten Guldenſcheine mitten durchſchneiden ſieht, weil Niemand gern baar auf Papier heraus gibt, und glaubt die Faſern des öffentlichen Credits ſelbſt mitten durchſchneiden zu ſehen, während ſie in der That doch ſchon unter dem alten Syſteme durchſchnitten wurden.

3.

Auf Markt und Straßen.

15. October.

Handel und Gewerbe lagen natürlich zur Zeit meiner Ankunft bereits ſehr darnieder. Der Reſt derſelben erhält indeſſen jenen wunderlichen Anflug von Poeſie, den in dieſer Zeit der Auflöſung Alles annimmt, was noch exiſtirt. Der Cigarrenhandel wird auch dann nicht poetiſch, wenn er auf den Barrikaden blüht; aber außerdem ſieht man, mit Ausnahme der nothwendigſten Lebensmittel, faſt nur farbige Bänder, Waffen, Reiherfedern, Calabreſer und die ſogenannten deutſchen Hüte mit dem breiten Bande verkaufen. Letztere Hüte tragen auch beſonders wir Fremden gern, die wir uns nicht zu tief in die Wiener Wirren einlaſſen wollen, dabei aber doch gern eine deutſche Politik mit Ernſt und Würde aufrecht erhalten möchten. Sie ſind nicht ſehr hoch und oben ziemlich platt, mit nicht allzu breiter und nicht ſehr gebogener Krämpe, und das einfache, breite, ſchwarzſeidene Band gibt ihnen etwas, das an die Kopftrachten der norddeutſchen Bauern erinnert. — Hat dieſer Hut in Deutſchland keine Zukunft?

Ein ſo ſcharf ausgeprägtes Volksleben ſchmückt mit Blüten der Poeſie auch noch den Bettler, der darbend am Wege ſitzt und nach uns die Hand ausſtreckt. In den erſten Tagen meines Hierſeins, wo die Thore noch nicht geſperrt waren, ſah ich auf dem Glacis einen armen Soldaten, an dem ich nicht vorüber gehen konnte, ohne einen Augenblick zu verweilen, weil es mir war, als ſtellte ſich in ſeinem Geſchicke das Soldaten- und Kaſernenſchickſal einer ganzen großen Klaſſe von Menſchen dieſes Staates mir vor Augen. Er ſaß an einem von der vornehmen Welt jetzt verlaſſenen Spazierweg, nur umgeben von jenen ſtattlichen Ochſen, welche für uns arme Belagerte ſo wichtig als das Kameel für den Reiſenden in der Wüſte, auf alle Fälle in der Nähe der Stadt als Proviant bereit gehalten werden und auf der eleganten aber ſchon etwas herbſtlichen Weide ſich ſelbſt mit ſpärlichem Futter verproviantiren. Vor dem Alten ſtand eine Drehorgel, auf der er immerfort ein einziges Lied ſpielte, deſſen wehmüthige Melodie mir noch jetzt zuweilen in den Ohren klingt. An der Vorderſeite der Drehorgel hing ein mit Frakturſchrift beſchriebener Bogen Papier, der das Publikum mit dem Schickſale des Invaliden bekannt machte. Die Inſchrift lautete: „Ich bitte, ich bin ein geborner Oeſterreicher, ein alter, blutarmer Mann, gebrechlich, halb blind und krank, der nicht viel herumlaufen kann, weil er's nicht aushalten kann. Ich bitte, meine lieben Herren und Frauen und Jungfrauen möchten nur meine Bitte erfüllen, daß ich kann meinen Hunger ſtillen. Ich thue fleißig betten (bethen) und dankbar dafür ſein, und ſchließen meine Gutthäter in mein Gebet ein. Ich bin 1779 geboren und in dem Jahre 1790 haben ſie mich zum Militär genomen. Beim Teitſchmeiſterregiment habe ich meine Geſundheit und Augen verloren. Ich bin kein Säufer und kein Spieler auch kein Lügner und bin ein ehrlicher Mann. Wer es nicht glaubt, ich hab meine Schriften bei mir, wo ich mich ausweiſen kann.“ Iſt das nicht ein öſterreichiſches Soldatenſchickſal aus der Metternich'ſchen Zeit, wie kein Roman es uns ſchildern kann?

Heute, am erſten Sonntage meines Hierſeins wollte ich Nachmittags die hauptſächlichſten Kunſtwerke auf den freien Plätzen der Stadt in Augenſchein nehmen. Mich begleitete ein Profeſſor, der eben aus Leipzig kam und nur wenige Tage zu verweilen gedachte. Wir ſtanden zuerſt auf der Freiung vor jener Gruppe, wo zu den Füßen der Auſtria die Ströme Oeſterreichs dargeſtellt ſind, ein Bild, das wohl geeignet wäre, trotz allem Schlimmen, das man jetzt in Wien ſieht, uns mit Glauben an die ewige Jugend, des jetzt dem Anſcheine nach zerbröckelnden Kaiſerſtaates zu erfüllen. Seht nur dieſe Donau an! wie friſch, wie kerngeſund! Das Rauſchen und Plätſchern des Waſſers in dem vollen Becken unter ihr erfüllte mein Herz mit vollem Behagen. Wie die Magd beim rinnenden Quell ſo gern von der Hochzeit träumt, ſo träumt ſichs hier beim rauſchenden Waſſer auf der Freiung ſo ſchön von der Miſſion der deutſchen Völkerſtröme im Oſten. Der Profeſſor zog mich endlich am Arme hinweg. Vor dem Denkmale des guten Kaiſers Joſeph vermochte die ſchwarz-roth-goldene Fahne nicht daſſelbe innerliche Behagen in mir zu erzeugen, wie dort das Rauſchen in dem Becken. Ich liebe dieſe Fahne gewiß wie einer, aber die Bildſäulen der Todten ſoll man in ihrer ſtarren Ruhe laſſen; Farben und wehende Bänder paſſen nicht zu Statuen.

Allmälich folgten wir dem Zuge der Menſchen, und wohin konnte dieſer uns anders führen als auf den verhängnißvollen Platz, den Hof! Der Himmel hatte ſich allmälich verdüſtert und aus einem Anfangs ein klein wenig ſonnigen, war allmälich ein regneriſcher, naſſer, unheimlicher Sonntag Nachmittag geworden, und da ſtand das Volk müßig und träumeriſch umher, wie es in großen Städten, wo der Inſtinct der Maſſen mit der Geſchichte zuſammenhängt, an allen Orten umherſteht, an denen etwas Wichtiges geſchehen, ſelbſt wenn von dem Ereigniſſe gar keine Spur mehr zu erblicken iſt. Wie viel glücklicher iſt da das Volk auf dem Lande, das ſich nur an der Anſchauung des unmittelbar von der Natur Gebotenen erfreut. Ein ſchönes Kornfeld, ein Wald, ein ſtattliches Roß, ein ſchwerwuchtiger Stier thun den ſinnlichen Augen wohl und erfüllen ſelbſt den Geiſt mit urkräftigem Behagen.

4.

Ein Abenteuer.

17. October.

Ein ſchöner Mondſcheinabend lockte mich geſtern noch nach zehn Uhr aus einem der Thore, wo mir der Wachtpoſten freundlich einen guten Abend wünſchte, auf die Promenaden. Ich war eine Zeit lang ruhig meiner Wege gegangen und erfreute mich am Anblick der mondbeſchienenen Stadt und der Vorſtädte. Da plötzlich traten mir drei Arbeiter in den Weg. Es ſind noch nicht alle Arbeiter eingereiht, auch noch nicht an alle Proletarier Waffen ausgetheilt; doch hat man bereits begonnen, alle waffenfähigen Männer in ihrem Bezirk als Soldaten einzuſchreiben, beſonders um diejenigen, welche nun einmal Waffen in den Händen haben, die ſie meiſt ſelbſt genommen, in irgend eine, wenn auch nur lockere Beziehung zum Staatsganzen zu ſetzen. Jene drei waren vielleicht am Tage noch bei der Arbeit fleißig geweſen, aber jetzt am Abend waren ſie mit Beilen und Aexten bewaffnet auf eine Mondſcheinpromenade ausgezogen, um die Freuden des Soldatenlebens zu genießen und Schwarzgelbe zu fangen. Alle drei waren noch jung und kräftig, und gaben, wie ſie langſam und noch unſchlüſſig, ob ſie mich anreden ſollten oder nicht, einherſchlenderten, ein ganz maleriſches Bild. Der größte und ſtärkſte trat endlich auf mich zu und erklärte, ich ſey ein Jude und ein Schwarzgelber und müſſe ihnen folgen. Ich war gerade in der heiterſten Stimmung von der Welt, und ſo mochte es kommen, daß, nachdem ich den Großen eine Zeit lang vergeblich über mich aufzuklären geſucht, wobei ſein fortwährendes Mißtrauen mich zuweilen in ein lautes Gelächter ausbrechen ließ, endlich der Jüngſte, der bis dahin als ruhiger Zuſchauer dageſtanden hatte, mit den Worten dazwiſchen trat: „Geh, der Herr ſchaut nicht aus, als ob er a Jud oder a Schwarzgelber wär.“ Der Große warf nun noch einen finſtern Blick auf mich und entfernte ſich dann mit ſeinen Kameraden.

Sie gingen in einiger Entfernung vor mir her und ich folgte ihnen gedankenlos, von der Promenade mich abwendend, auf die breite Hauptſtraße einer Vorſtadt. Mitten in der Vorſtadt kehrte ich, ohne weiter auf die Leute zu achten, um und wollte desſelben Weges in die Stadt zurück gehen. Plötzlich aber kehrten auch die Arbeiter um und ergriffen mich, um mich zu verhaften. Sie waren jetzt alle einig und wiederholten die frühere Beſchuldigung: ich ſei ein Jude und ein Schwarzgelber. Sie wollten mich zum Inſpektionshauptmann ihres vorſtädtiſchen Bezirks führen, dem ſie ſich ohne Zweifel bei dieſer Gelegenheit zu präſentiren gedachten, und ich folgte ihnen ſehr ruhig, konnte aber eben deßhalb mich nicht enthalten, unterwegs ihnen Vernunft zu predigen: „Ein Schwarzgelber, meine Herren, bin ich ſchon deßhalb nicht, weil ich ein Ausländer bin. Auch bin ich kein Jude. Indeſſen muß ich Ihnen ſagen, daß es mich wundert, von Ihnen die Juden verfolgt zu ſehen u. ſ. w.“

So langten wir in der Wachſtube an, wo der Inſpektionshauptmann ſeine mit Aexten bewaffneten Kameraden, wie er ſie nannte, bei ihrem Eintritt ſichtlich mit mehr Bedenken betrachtete als den Arreſtanten. Er gab indeſſen dem Großen das Wort und dieſer ſtattete einen wahrheitsgetreuen Bericht ab über unſer erſtes Zuſammentreffen, fügte dann aber hinzu, daß ich ſpäter in der Vorſtadt, als er noch einmal nach mir hingeſchaut, vor ihnen geflohen und im Sturmſchritte davongelaufen ſei, wodurch ich mich mehr als verdächtig gemacht. Nachdem er ausgeredet, fragte mich der Hauptmann, ob ich mich durch Papiere ausweiſen könne. „Ich kann es,“ ſagte ich, „aber ich habe zuvor noch ein paar Worte mit dieſen Leuten zu reden. Ihr militäriſcher Eifer freut mich, ich bin ihnen herzlich gern gefolgt, aber daß ſie hier die Unwahrheit ausſagen, thut mir um ihretwillen aufrichtig leid. Ich bin nicht gegen die Stadt zurückgelaufen, ſondern habe eben ſo langſam, als ich gekommen, den Rückweg eingeſchlagen.“

Der Hauptmann warf einen forſchenden Blick auf die Gruppe der Arbeiter und ſchwieg einen Augenblick. „Kameraden,“ ſprach er dann, zu den beiden jüngeren gewendet, „iſt dieſer Herr nach der Stadt zurückgelaufen?“ — „Ja,“ war die Antwort. Eine abermalige Pauſe. Der Hauptmann ſieht mich an, der ich eben meinen Reiſepaß aus der Brieftaſche hervorhole, dann blickt er wieder auf die Arbeiter. „Kameraden,“ ſagte er, etwas ernſter als zuvor, aber in mildem, herzlichen, faſt bittenden Tone, „ich frage euch auf euer Ehrenwort, iſt dieſer Herr vor euch geflohen und nach der Stadt zurückgelaufen?“ Ich hielt meinen Paß bereits in der Hand und blickte gleich dem Hauptmanne mit geſpannter Erwartung und nicht ohne pſychologiſches Intereſſe auf die drei Menſchen. Nach einer abermaligen kurzen Pauſe nahm der Jüngſte, der ſich bei der erſten Begegnung für mich erklärt und der ſich jetzt durch einen Blick mit dem Dritten verſtändigt hatte, das Wort und ſprach: „Nun, gelaufen iſt der Herr gerade nicht, aber er ging gar ſchnell zurück, ſo daß wir wohl glauben konnten, er laufe vor uns davon.“ Auch das war nicht wahr, und der Hauptmann ſchien es nicht minder ſchmerzlich zu fühlen als ich, daß ſelbſt die letzte Frage kein offenes Geſtändniß zur Folge hatte. Der Große ſchwieg ganz, ſah aber wieder ſehr finſter auf mich, dem keine andere Genugthuung wurde, als daß der Hauptmann ſich nun in Gegenwart der drei entſchieden weigerte, meine Papiere zu leſen. Er ſei kein Polizeibeamter, ſagte er zu mir, und zu den Arbeitern: „Kameraden, ihr könnt gehen.“

Sie gingen dann auch mit ihren Aexten zur Thüre hinaus. Der Hauptmann ſah ihnen nach, bis ſich die Thüre hinter ihnen ſchloß, dann erſuchte er mich, auf der Wache zu verweilen, bis die drei heimgekehrt ſein möchten. Er hatte ſich als ein verſtändiger und rechtſchaffener Menſch gezeigt, aber doch bereits ſo viel von der Amtsmiene angenommen, daß er auch jetzt kein Bedauern und keine Entſchuldigung gegen mich ausſprach. Sein Adjutant dagegen bat, weil er mich, wie er ſagte, an der Sprache als Norddeutſchen erkenne und er ſelbſt vor Jahren als Handwerksburſche in Norddeutſchland gereiſt ſei, um die Erlaubniß, mich zur Stadt zurückgeleiten zu dürfen. So gibt es noch gaſtliche Seelen auf der Welt, welche auf eigene Hand ein herzliches Verhältniß zwiſchen dem Norden und dem Süden unſeres Vaterlandes aufrecht erhalten mögen.

5.

Ein Werbezelt.

18. October.

Auf dem Glacis hat man ein Werbezelt errichtet, um die Ungarn, falls ſie Jellachich angreifen, durch einem Ausfall aus der Stadt mit gehöriger Mannſchaft unterſtützen zu können. In dieſes Werbezelt begab ich mich vor einigen Tagen mit guter Geſellſchaft.

Auf der rechten Seite der langen Bude befindet ſich ein etwas zerlumptes Muſikcorps, in der Mitte ſteht ein Tiſch mit Tinte und Feder, woran die Offiziere ſitzen und die Namen der Angeworbenen aufſchreiben. Auf der äußerſten Linken, wohin nur die bereits Angeworbenen ſich wagen, geht es am luſtigſten zu, dort wird getanzt, dort ſitzen die Schänkmädchen und kredenzen Wein und Bier. Um den Muſikanten- und den Officiertiſch herum bewegt ſich ein buntes Leben an den Seiten der Bude. Hier ſieht man den Neuangeworbenen mit ſeiner Braut ſtehen und flüſtern, mit der er gern in der Werbebude einen Tanz machen, und die ſich doch nicht recht unter die Marketenderinnen wagen möchte. Hier geht vor allem der große, einäugige Werber, im taktvollen, aber kurzen langſamen Marſchſchritte rings an den Seiten der Bude um den Sitz der Offiziere und Muſikanten herum, mit ſeinem ächt ſoldatiſchen Schnurrbarte und ſeinem langen martialiſchen Geſichte, in deren Ausdruck man die jauchzenden Worte zu leſen glaubt: „Ein freies Leben führen wir!“ Wir haben in ihm einen der zum Volk übergegangenen Grenadiere vor uns, der noch jetzt durch ſein ganzes Weſen den Krieg und das Soldatenhandwerk zu preiſen ſcheint. So geht er umher, im Militärmantel, als käme er eben aus der Caſerne, das Gewehr im Arme. „Wir haben ein ſchönes Leben!“ ruft er aus, den Dienſt der Soldaten unter der Volksherrſchaft verherrlichend, laut genug, daß vor allem die noch außerhalb des Werbezeltes Stehenden es hören können, um die er ſich jedoch gar nicht zu kümmern ſcheint, da er in militäriſcher Weiſe immer nur geradeaus blickt. Hinter dem einäugigen Werber her gehen mit freudeſtrahlendem Geſicht, mit blühenden Wangen zwei ganz junge Soldaten, die ebenfalls zu den zum Volk übergegangenen Soldaten gehören. Die Hand des einen ruht auf der Schulter des andern, wie man es ſonſt wohl auf den Bildern von burſchikoſen Gruppen im Heidelberger Schloß zu ſehen gewohnt iſt. Doch ſind ſie ſehr anſpruchslos, ſprechen leiſe zuſammen, und man ſieht es ihnen an, daß ſie ſich wirklich beim Volke wohler fühlen als bei den Unteroffizieren in der Caſerne. Während dem hat die Muſik geſchwiegen, damit man den Einäugigen jauchzen hören kann. So oft ſie wieder beginnt (denn ſie iſt beim Werben unſchätzbar!) ſieht man aus den Umſtehenden wieder einige Geſtalten ſich vordrängen — die Wellen des Volkslebens, von denen das Werbezelt getragen wird wie ein Schiff auf hoher See, werfen dem Waffenhandwerk wieder einzelne Opfer hin — ach, wie gern, und das im neunzehnten Jahrhundert! Es muß doch in dem Wechſel von Krieg und Frieden etwas ſein, was den Menſchen feſſelt, eine dämoniſche Macht, die ihn zwingt, der Weltgeſchichte zu dienen. Hier merkte wahrlich jeder die Abſicht, wenn die Muſik wieder begann, aber Niemand war verſtimmt. Während ſie ſpielte, meldeten ſich ſichtlich die meiſten Recruten; die Offiziere mußten die Hand ans Ohr legen, um nur über dem Lärmen die Namen zu verſtehen. Wer hätte gedacht, als der Jäger bei den erſten Morgennebeln dieſes Herbſtes in deutſchen Wäldern ſeinen Dohnenſtieg aufſuchte, daß man in dieſem Jahre noch auf deutſchem Grund und Boden vor einer Werbebude würde ſagen können: ſo fängt man Menſchen! Einen der eben Eingeſchriebenen fragten wir, warum er ſich habe anwerben laſſen. Er ſei ein Schuſterbub', und müſſe noch zwei Jahre lernen, lautete die Antwort — fürwahr ein ſchönes, ächt menſchliches, durch und durch wahres Motiv, um ſich zum Waffendienſte anwerben zu laſſen. Unſere Urgroßväter während des dreißigjährigen Krieges dachten gewiß ſchon eben ſo als dieſer Schuſterbub'. Ich erwähne noch, daß die Angeworbenen ſtets, wenn ſie ihren Namen hatten einſchreiben laſſen, ſich unter die Reihen der Tänzer miſchten und da es wie gewöhnlich im Soldatenleben ſo auch hier an Dirnen fehlte, meiſt mit einander tanzten. Zuvor aber, ehe ſie zu tanzen begannen, hatten ſie immer bereits Sträuße an Hut und Mütze geſteckt, welche in großen Körben maſſenweiſe gebracht wurden. Der Menſch bleibt doch ein Kind auf ewig — ſagte bei dieſem Anblick der Freund, der mich begleitete, und er hatte Recht.

6.

Der Reichstag.

18. October.

Einer meiner erſten Gänge nach meiner Ankunft in Wien war der in den Reichstag geweſen. Welchen Eindruck machte beim Eintritte damals das Bild des Kaiſers Ferdinand, der, von ganzen Regimentern geſchützt, in der Nähe der Hauptſtadt ein ſtilles Wanderleben führte, während man aus der ganzen Phyſiognomie der Verſammlung die welthiſtoriſche Langweile der Permanenz herauslas. Es war Abend, in den Dörfern der Monarchie läutete die Feierglocke, und der Reichstag — war permanent! Dort der rutheniſche Bauer ſtützte müde ſein Haupt in die Hand.

Wer in Frankfurt oder Berlin den Reichstagsſitzungen beiwohnt, oder vielleicht ſelbſt jeden Morgen dort ſeinen wohlgepolſterten Sitz einnimmt, der kennt ein inhaltſchweres Wort nicht, deſſen Ausſprechen von Allen ſtill und geſpannt erwartet wird und bei dem endlich Alle aufleben. Es iſt das Wort: der Reichstag iſt vollzählig. Wie leer ſind hier ſtets die Bänke der Rechten! Oft glaube ich auf dieſer Seite des Hauſes die trauernde Auſtria zu erblicken, wie ſie, das ſtolze Weib, hinter einer der Säulen hervorblickt in den wüſten Raum und weint. In dieſem weiten Saale ſieht man die Slaven umherſchleichen. Man merkt ſchon an ihrem leiſen Auftreten, wie fremd ſie ſich hier im Mittelpunkte eines politiſchen Lebens fühlen. Wer gewohnt iſt, hinter dem Pfluge herzugehen, das feuchte Gras mit ſeinen Füßen niederzutreten und höchſtens auf der Tenne die Körner zu ſeinen Füßen rauſchen zu hören, der wird ſelbſt dem Teppich nicht trauen, der hier über den Fußboden gelegt iſt, um das Hallen der Schritte aufzufangen.

Julius Fröbel iſt beim Anblick dieſer Abgeordneten aus dem Oſten die Hoffnung aufgegangen, daß die Demokratie in Oeſterreich eine ſchöne groſze Zukunft haben werde. Nach dem bloßen Anblick kann ich darüber nicht urtheilen; aber was die Geſtalten betrifft, ſo ſind ſchöne Männer darunter. Man findet überhaupt unter den Slaven Oeſterreichs, nur nicht unter den

Tſchechen, gar viele Köpfe, die ich Chriſtusköpfe nennen möchte. Gleichſam das Leiden und Dulden einer ganzen Nation ſpricht ſich hier auf einem anſpruchsloſen, an und für ſich ganz unbedeutenden Geſichte in der edelſten Weiſe aus. Dazu geſellt ſich bei ſolchen Menſchen in der Regel ein für die Geſellſchaftsſtufe, auf der ſie ſtehen, ganz ungewöhnlicher Anſtand, und nie werde ich den Eindruck vergeſſen, den einmal in Oeſterreichiſch-Schleſien ein Bettler aus den Karpathen auf mich machte, der krank und erſchöpft von der Reiſe, nach dem Vorübergehenden die Hand ausſtreckte und ihn mit ſehr ernſten, religiöſen Reden um eine Gabe anflehte. Wir haben auf dem Reichstage namentlich einen noch jungen rutheniſchen Abgeordneten geſehen, deſſen ganzes Weſen einen höchſt bedeutenden Eindruck machte. Man darf ſich aber durch ſolche Erſcheinungen, die denn doch höchſtens eine prophetiſche Bedeutung für die Zukunft Oeſterreichs haben könnten, nicht blenden laſſen.

Unter allen dieſen Bauern iſt keiner, dem in ſeiner Heimath irgend eine beſondere Bedeutung zukommt. Hätte das öſterreichiſche Landvolk unter ſich bereits öffentliche Charaktere, hätten ſie von ſolchem Geſichtspunkte aus ihre Standesgenoſſen hierhergeſchickt, wie bedeutſam wäre das! welche Hoffnungen könnte man daraus ſchöpfen für die nächſte Geſchichtsepoche, nicht allein Oeſterreichs, ſondern Deutſchlands und Europa's! Aber dem iſt nicht ſo; man hat im Gegentheil Leute geſchickt, denen ihre Wähler durchaus keine Superiorität einzuräumen gemeint waren, junge Burſche zum Theil, und Männer, welche vielleicht daheim bei ländlichen Feſten das Wort führen. So ſitzen ſie da, unbekannt mit der Sprache, welche auf dem Reichstage geſprochen wird, furchtbar vereinſamt im Mittelpunkte des Kaiſerſtaates, inmitten germaniſchen Lebens zurückgeworfen in das träumeriſche Bewußtſein einer fremden Nationalität und auf ihr eigenes, dumpfes, bäueriſches Ich. So wie ſie heraustreten aus dem Sitzungsſaale, ſind ſie jedem anderen Manne aus dem Volke gleich, der gerade vorüber geht, z. B. dort dem öſterreichiſchen Soldaten, der ſein Leben im dumpfen Hinbrüten in der Kaſerne verbracht hat. Man hat von zwei Bauern in der konſtituirenden Verſammlung zu Berlin erzählt, daß ſie an den Tagen, wo ſie keiner Sitzung beizuwohnen hatten, auf Tagelohn mit Karſt und Spaten gegangen ſeien. Dieſe hübſche Erfindung würde ſich in Wien auf eine ganze Klaſſe von Abgeordneten beziehen.

So iſt es denn gekommen, daß ſtreng genommen die ganze Laſt der Geſchäfte des Reichstages auf den Schultern eines deutſchen Schriftſtellers ruht, der ein Mitglied dieſer wunderbaren Verſammlung iſt; ich meine Franz Schuſelka, den Berichterſtatter des permanenten Ausſchuſſes. Wer ihn in dieſem Saale kennen lernte, mußte ſeine Freude an ihm haben, und dem deutſch Geſinnten thut es wohl, wenn er ſieht, wie ein blaues deutſches Auge ſo ſicher über dieſen rutheniſchen Bauern und polniſchen Edelleuten ſchwebt. Es liegt immer etwas Träumeriſches in dieſen Augen. Wenn man Schuſelka Abends im Wirthshauſe reden hört, wo er nach des Tages Mühen mit der Pünktlichkeit eines deutſchen Studenten in der Regel ſchon um ſieben Uhr an ſeinem Tiſche ſitzt, und von wo er erſt gegen zehn Uhr in den permanenten Ausſchuß zurückzukehren pflegt, vorausgeſetzt, daß er nicht ſchon vorher wegen einer neuen Deputation der Ungarn abgerufen wurde, da kann man es wohl aus ſeinem eigenen Munde vernehmen, wie er ſich darnach ſehnt, die Zügel des Kaiſerſtaates in andere Hände, wenn auch nicht in die eines Windiſchgrätz, zu geben und einmal wieder Novellen zu ſchreiben. Wie weit liegt jetzt durch die Wendung, welche die Zeitereigniſſe in

Deutſchland ſo raſch genommen, das Schriftſtellerleben hinter ihm, das er noch vor wenigen Jahren in Thüringens grünen Bergen, im lieben, traulichen Jena geführt! wie weit der Burgkeller, wo er mir damals von einem Burſchenſchafter als edelgeſinnter, patriotiſcher Schriftſteller während einer frugalen thüringiſchen Mittagsmahlzeit gezeigt wurde!

Schuſelka iſt die Seele des Reichstages, und was verlangt man nicht Alles von dieſem! Er hat ſich eine Exekutivgewalt beigelegt, und nun iſt es rührend zu ſehen, wie er im allgemeinen Sturme gleich einer Henne über dieſes oder jenes Inſtitut, über dieſes oder jenes öffentliche Gebäude ſeine ſchützenden Flügel auszubreiten ſucht, und wie er theils aus der Stadt, theils aus den Provinzen mit Bitten beſtürmt wird, die gar kleinlich erſcheinen müſſen, die aber doch die Mahnung mitbringen, daß draußen in den Bergen von Steiermark und Tirol das Leben noch immer ſeinen einfach menſchlichen Gang fortſetzt. Die im Zeughauſe noch enthaltenen Gegenſtände werden vom Reichstage „als Erinnerungen an Oeſterreichs Kriegsruhm unter den Schutz des Volkes geſtellt.“ Ein Wiener macht des Breitern auf die Uebelſtände beim Wohnungsvermiethen aufmerkſam, zu einer Zeit, wo ängſtliche

Gemüther bereits zu fürchten anfangen, daß die ganze Stadt in Flammen aufgehen werde. Heute erhielt die Reichsverſammlung die redſeligſten Briefe von Abgeordneten, welche ſich geflüchtet haben.

7.

Vor dem Ausbruch des Kampfes.

21. October.

Man iſt hier jetzt unglaublich politiſch. Als ich neulich mit einigen Bekannten unweit des Stock am Eiſen ſtand und mit ihnen über die Lage der Dinge ſprach, bemerkte ich ein altes Mütterchen, das mit dem Strickzeuge ganz nahe an uns herangetreten war, um unſer Geſpräch über die Stellung der feindlichen Heere anzuhören. — Wenn man die Reden des Volks belauſcht, ſo bemerkt man, daß ſie ſich viel mit der Perſon des Kaiſers zu ſchaffen machen, an dem man, da Jellachich und Windiſchgrätz der Stadt immer näher rücken, anfängt, ganz irre zu werden. Das hat man nicht erwartet, und man fängt an, an dem Kaiſer in Olmütz und ſeinen guten Abſichten zu zweifeln. Ein bekannter dramatiſcher Schriftſteller, der ſeit längerer Zeit in Wien lebt, hörte eines Tages eine ähnliche Aeußerung und trat hinzu, um das Urtheil über den Kaiſer zu berichtigen. Die freimüthige Sprache gewann ihm bald das Vertrauen der Menge. Als er nun aber ſagte, er habe Gelegenheit gehabt, den Kaiſer perſönlich kennen zu lernen, er ſei eines Tages als Mitglied einer Deputation bei ihm geweſen und da habe er eher alles Andere gefunden, als daß der Kaiſer boshaft ſei, im Gegentheil ſei er ein ganz harmloſer, gutmüthiger Mann; da betrachteten den Sprecher plötzlich Alle mit ganz anderen Augen und es hieß: „Da ſieht man es ja, ſo hat der Kaiſer ſelbſt dieſen Mann zu täuſchen und für ſich einzunehmen gewußt!“

Wenn Jemand mich fragte, wie es jetzt mit der Kunſt ſteht, ſo würde ich ihm zur Antwort auf dieſe an ſich faſt überflüſſige Fragen folgende Anekdote erzählen. Dr. Schütte traf eines Mittags im Gaſthofe mit einem jungen Dresdner zuſammen, der über Tiſch in den Ausruf ausbrach: „Ach Gott, nun gibt es nicht einmal Theater!“ — „Den Augenblick ſein Sie ruhig,“ ſo unterbrach Schütte ſeine lamentabeln Aeußerungen, „oder ich laſſe Sie ſofort arretiren!“ Dieſen derben Scherz habe ich, als Schütte ihn Abends in der

„Linde“ vortrug, von ganzem Herzen mit belacht, nicht weil ich zu denen gehöre, die ſich freuen, in einer Zeit zu leben, die für die Kunſt keinen Raum hat, und dies für ein Zeichen beſonderer Kräftigkeit halten, ſondern weil er die Stellung der Zeit zur Kunſt und unſere damaligen Zuſtände überhaupt ſo ſcharf charakteriſirt.

In der genannten „Linde“ ſaß ich neulich ſpät noch mit wenigen Freunden. Es war außer uns Niemand zugegen als ein Mitglied der akademiſchen Legion und ein Nationalgardiſt, dieſer ſchon im höheren Mannesalter, ein geborner Tiroler. Die Stimmung in der Stadt iſt bereits eine ſehr gedrückte, es fehlt nicht an fortwährenden Plänkeleien der ſtädtiſchen Vorpoſten mit den Croaten, und man erwartet täglich einen ernſthafteren Angriff. Der Tiroler, der allein in einer Ecke des kleinen Hinterſtübchens ſaß, ſtopfte ſich eine Pfeife aus ſeinem vor ihm ausgebreiteten Tabaksbeutel und kam während dem mit dem Studenten in ein Geſpräch. Bald führte er allein das Wort, das er mit einem gewiſſen Pathos nun an alle Anweſende zu richten ſchien. Er fing damit an zu entwickeln, daß die Lage der Stadt dem Feinde gegenüber nicht ſo glänzend ſei, als ſie wohl dargeſtellt werde, und pries die Tapferkeit der verachteten Croaten, von der er aus den Feldzügen in Italien einige auffallende Beiſpiele anführte. Der Tiroler trug, indem er den Zuſtand der Stadt ſchilderte, die Farben immer dunkler auf, er ging dann auf den Zuſtand Oeſterreichs im Allgemeinen über, murrte über die Soldaten, welche ihre Fahnen verlaſſen haben und übergegangen ſeien, weil hierin ein ſittlicher Verfall ſich kund gebe, prophezeite eine ſchlimme Zukunft, wurde immer lebhafter und ſprach immer lauter, während wir Alle, wenn gleich wir das Theatraliſche im Weſen des ſeltſamen Mannes wohl herausfühlten, doch immer ſtiller wurden, faſt wie die Kinder, wenn ſie Abends ſich fürchten. Da plötzlich, als unſere Spannung aufs Höchſte geſtiegen iſt, wird draußen Generalmarſch geſchlagen. Der Tiroler, als hätte er dieſes Ende ſeiner Rede voraus gewußt, ſpricht: „Hören Sie die Trommel, meine Herren?“ nimmt die Pfeife aus dem Munde, faltet den auf dem Tiſche vor ihm liegenden Tabaksbeutel zuſammen, hängt ſein Gewehr, das während der ganzen Scene neben ihm geſtanden, über die Schulter und reicht, indem ſein Pathos den höchſten Grad erreicht, dem Mitgliede der akademiſchen Legion die Hand mit den Worten: „Nichts für ungut, Kamerad!

Wir werden eine wahnſinnige Niederlage erleiden, wir beide vielleicht werden fallen, aber ein Schuft jeder Oeſterreicher, der die Kaiſerſtadt im Stiche läßt!“ — Die Geſellſchaft ging raſch auseinander und die Thüre des Wirthshauſes wurde eiligſt hinter uns geſchloſſen.

8.

Kampftage.

29. October.

Auf der Durchreiſe durch Prag, beim Anblicke der vielen Soldaten, welche, durch ihr bevorſtehendes Ausrücken beunruhigt, auf den Gaſſen hin- und herliefen, und beſonders beim Anblicke des Hradſchin, den Fürſt Windiſchgrätz bewohnt, war es mir ſtets geweſen, als ſähe ich, wie vor meinen Augen hier ein Gewitter ſich gegen Wien, vielleicht gegen die deutſche Sache überhaupt zuſammenzog. Dieſer Eindruck iſt mir ſpäter in Wien geblieben, bis es mit dem Beginne des Kampfes Ernſt wurde.

Niemals werde ich den hellen Abend vergeſſen, an dem ich um die Zeit der Vorpoſtengefechte wohl eine halbe Stunde weit die völlig menſchenleere Donauſtraße entlang ging, während im prächtigen Strome zu meiner Seite der volle Mond ſich ſpiegelte, und mit ſeinem Lichte in der Ferne die hohen Ufer beleuchtete. Dazu Kanonenſchläge und das Sturmläuten des Glöckleins vom nächſten Dorfe. In der Mitte des Weges ſtieß ich auf eine quer über die ganze Straße gezogene gewaltige Barrikade, die von Niemand bewacht wurde. Aus einem ganz in der Nähe liegenden Hauſe trat ein junges Paar, das vielleicht zu einer jenſeits der Barrikade wohnenden Baſe gehen wollte. Sie kletterten, das Weibchen voran, raſch und ohne ſich nur einen Augenblick zu beſinnen, hinüber, als hätte der Weg von jeher über dieſe Verſchanzung weggeführt. Ich folgte ihnen bis auf den Gipfel. Da ich jenſeits nur dieſelbe Einſamkeit ſah, ſo kehrte ich um und ging in die Stadt zurück.

Am Morgen des 26. begab ich mich in die Alſervorſtadt. In der Kirche dieſer Vorſtadt wurde geſtürmt; ihr gegenüber liegt ein von Joſeph II. geſtiftetes Hoſpital, und es machte einen ſeltſamen Eindruck als bei dem Geläute der Sturmglocke dort ſich unzählige Kranke, meiſt von militäriſchem Ausſehen, in ihren bunten Kitteln neugierig unter das Thor drängten. Die meiſten waren junge Leute. Durch das Thor ſah man auf einen mit Bäumen bepflanzten Hof;

unter den Alleen ſchien ſich eine Welt von Krücken dem Thore zuzudrängen. Gleich darauf wurde in dieſer Vorſtadt Generalmarſch geſchlagen.

Abends brannten bereits die Vorſtädte an verſchieden Orten, und es fuhren Spritzen, von prächtigen Roſſen aus dem kaiſerlichen Marſtalle gezogen, an mir vorüber. Der 27. Oct. war ein Tag merkwürdiger und unerklärlicher Ruhe.

Ich befand mich wieder in einer der Vorſtädte, als am 28. October die Schlacht begann. Es war ein ſeltſamer Anblick, als damals die erſten Kanonenkugeln fielen, und die Leute, welche ſich auf dem Glacis durch einander bewegten, erſt langſam und dann immer ſchneller, wie bei einem beginnenden Regen, nach der Stadt zurückeilten. Ueber das Glacis fuhr eine lange Reihe meiſt offener Wagen, gefüllt mit Perſonen in orientaliſcher Tracht: der türkiſche Geſandte mit ſeinem Gefolge. Der Muhamedaner war, wie man erzählt, bis dahin zu ſtolz geweſen, die Stadt zu verlaſſen, weil er ſich dadurch beleidigt fühlte, daß ein vertrauter Offizier, den Fürſt Windiſchgrätz an die noch in der Stadt zurückgebliebenen Geſandten geſchickt hatte, um ſie nach den Vorſchriften des Völkerrechts von dem bevorſtehenden Bombardement in Kenntniß zu ſetzen, früher zu den Geſandten einiger kleinen deutſchen Staaten als zu ihm gekommen war. Jetzt war es zu ſpät, um die Stadt zu verlaſſen, und die Wagen kamen unverrichteter Sache aus der Vorſtadt wieder zurück.

So war denn alſo der Tag des Kampfes da, der Tag des „Raufens,“ zu dem ein Vater mit ſeinen drei Söhnen aus Steiermark gekommen war. Ich mußte den größeren Theil desſelben im Zimmer zubringen, da alle, welche ſich in der Stadt oder in den Vorſtädten auf der Gaſſe blicken ließen, aufgegriffen und an den Barrikaden „verwendet“ wurden. So wenigſtens verſicherte man mich, um mich zurückzuhalten; übrigens wurde ich bisher niemals zu dieſem Zwecke angehalten. Doch habe ich ſelbſt viele Menſchen, beſonders Proletarier, zum Dienſte preſſen ſehen, und namentlich geſtern hörte ich im Hauſe, wo ich mich mit einigen Freunden befand, daß man mehrere wie gehetztes Wild bis in das Haus, in das ſie ſich geflüchtet, verfolgt habe. — Bald trat Todtenſtille ein auf der Straße; nur ein Paar Plakatausruferinnen gingen vorbei, von denen die eine rief: „Die Komrill in Olmütz!“ (Kamarilla in Olmütz) und die andere: „Ein ernſtes Wort an den Kaiſer!“ Ich hörte ihren

Ruf, der in dieſem Augenblicke etwas Dämoniſches hatte, noch durch die ſonſt lautloſe Stadt ſchallen, als die Weiber ſchon mehrere Straßen weit von uns entfernt waren. Dann wieder Todtenſtille, die nur vom Donner der Kanonen unterbrochen wurde. Als nun die Nacht hereinbrach, verſtummte allmälich auch das Geſchütz.

Heute Morgen verließ ich meine Wohnung ſehr zeitig. Unweit derſelben ſtieß ich auf einen Haufen Menſchen, welche meiſt herabgekommene Bürger und Handwerker zu ſein ſchienen. Sie ſteckten die Köpfe zuſammen und beriethen, was nun, da es ſich geſtern gezeigt, daß das Volk dem Militär nicht gewachſen ſei, mit der Stadt werden ſolle. Ein ältlicher Mann, der ſich eben mit großer Seelenruhe eine Pfeife ſtopfte und nur immer bei den Namen Windiſchgrätz und Jellachich ſein behagliches Geſicht zu einem faſt komiſchen Ernſte verzog, führte das Wort, und man kam endlich dahin überein: das Beſte ſei, man ſtecke die Stadt an vier Ecken in Brand, damit ſie nicht den Croaten und Tſchechen in die Hände falle.

9.

Eine weiße Fahne.

29. October.

Die Nacht verbrachte ich bei einem befreundeten jungen Arzte, dem das Spital am Fuße der Rothenthurmbaſtei anvertraut iſt. Er hat hier den Verwundeten den erſten Verband anzulegen und ſie dann in bereit ſtehenden Tragbahren in das größere, ſicher gelegene Spital auf der Hauptmauth zu ſenden. Eine Schmiede iſt in einer Grotte der Rothenthurmbaſteimauer zum Spital umgewandelt; die Schmiedeknechte, welche ſonſt gewohnt waren, hier den Hammer zu ſchwingen, daß die Funken umherflogen, darunter ein rieſiger Schwabe, den die Wanderſchaft nach Wien geführt hatte, ſind als Spitaldiener zurückgeblieben. Im dunkeln Hintergrunde der Grotte lag ein kleiner Berg von ſorgſam aufgeſchichteten Hufeiſen. Der Beſitzer der Schmiede wohnte in der Nähe, in einem der hohen Häuſer, welche weit über die Baſtei hinwegragen und die Ausſicht auf die Leopoldſtadt bieten. Nachdem wir eine Zeitlang auf der Baſtei den furchtbar prächtigen Anblick der brennenden Vorſtadt genoſſen, führte mich mein Freund in die Wohnung des Schmiedebeſitzers. Es war bereits nach zehn Uhr und zögernden Schrittes folgte ich dem jungen Arzte durch die Vorzimmer der eleganten Wohnung des Wiener Schmiedes. Wie erſtaunte ich aber, als wir ganz unbefangen von einer Dame empfangen wurden. Es war die Tochter des Schmiedes, welche noch allein wach war, da der Vater — die Mutter war todt — ſich bereits zur Ruhe begeben hatte und der Bruder unter den Waffen ſtand. Sie hieß uns niederſetzen, nahm an unſerer Seite Platz und begann zu meiner nicht geringen Verwunderung ein ernſtes Geſpräch, das ſich bald um faſt abſtrakt philoſophiſche Gegenſtände drehte. Die artigen Reden meines Freundes rührten ſie wenig, und wunderbar war es anzuhören, wie ſie durch dieſelben hin und wieder, den Kopf fortwährend in die Hand geſtützt, zu irgend einer ruhigen, ernſthaft hingeworfenen, höchſt naiven Aeußerung veranlaßt wurde, worauf ſie dann gewöhnlich den Faden des früheren Geſprächs ſofort wieder aufnahm. Als der Freund ſich darüber beklagte, daß der Arzt für die Reize ſchöner Leidenden nicht blind ſei, ſchilderte ſie uns den ſeltſamen Eindruck, den es auf die entkleideten Frauen mache, daß in einem Wiener Bade ein alter berühmter blinder Badearzt frei unter ihnen umhergehe.

Das Mädchen kannte nicht allein unſere Dichter, ſie hatte Feuerbach geleſen und war ſogar mit den communiſtiſchen Syſtemen vertraut. Welcher Unterſchied aber zwiſchen dieſer öſterreichiſchen Schmiedstochter und unſern Berliner Emancipirten! — Sie hatte beſchloſſen, da man ſtündlich einen neuen Angriff auf die Stadt fürchtete, bei ihren Büchern wach zu bleiben, und lud uns ein, wenn es uns gefiele, während der Nacht nochmals zu ihr heraufzukommen, eine Erlaubniß, von der wir keinen Gebrauch machten, da unſer Schlaf auf dem Strohlager im Spital nur ein- oder zweimal durch einzelne Kanonenſchüſſe, welche in der gewölbten Schmiede furchtbar wiederhallten, unterbrochen wurde.

Am Morgen ſtanden wir alle, der Doctor, die Schmiedeknechte und ich, ganz behaglich vor unſerem Spitale und ſchauten auf das muntere Treiben, das ſich bereits auf der Gaſſe zeigte. Es iſt Sonntag, die

Kirchenglocken läuten zwar nicht, denn ſie dürfen nur Sturm läuten, aber ein Reiter, der mit der weißen Friedensfahne an uns vorbeiſprengte, ſchien eine Sabbathſtille ganz eigener Art in den Straßen zu verbreiten. Und hier muß ich wieder einen der kleinen Züge aus dem Leben aufzeichnen, welche dem, der Zeuge derſelben geweſen, ſich tief einprägen. Das Wetter war hell und freundlich, die Straßen ſchienen ruhig und ſicher, und ſo ſah man beſonders viele Frauen aus den niederen Ständen in ihren Sonntagskleidern. Unter anderen kam denn auch in jener zimperlich anſtändigen Haltung, wie man ſie bei den Matronen der niederen Stände kennt, ein kleines Weib daher, das, eine ſchon bejahrte Lenore, ihren Gatten ſuchte. Er war Mühlknappe und hatte verſprochen, allerſpäteſtens in der Nacht von Sonnabend zum Sonntag, wo die Knechte aller Orten Deutſchlands oft meilenweit durch Feld und Gebirg in die niederen Hütten zu ihren Weibern und Kindern wandern, ſie zu beſuchen. Bis dahin hatte ſie ruhig ausgeharrt, obgleich ſie ſchon früher durch das Gerücht, die Mühlen, in denen ihr Mann diente, ſeien bei einem Vorpoſtengefechte in Brand geſteckt worden, beunruhigt war. Als er in dieſer Nacht nicht gekommen war, hatte ſie ſich aufgemacht, nach ihm zu forſchen. „Ich bitt',“ ſagte ſie zu uns in höflichem, erzählenden Tone, der dem, welcher dem Volke nicht ins Herz zu blicken verſteht, leicht als ein Zeichen von Gleichgültigkeit hätte erſcheinen können, „Ich bitt', was iſt denn wohl aus meinem Manne geworden? Er diente in der — Mühlen, und hat nix wieder von ſich hören laſſen.“ Wir zuckten mitleidig die Achſeln und mir ſagte Jemand ins Ohr: die Knappen in jener Mühle ſeien, weil ſie dieſelbe muthig auf ihre Weiſe vertheidigt hätten, vom Feinde ſämmtlich niedergemacht worden. „Ja, da muß i halt weiter fragen,“ ſagte die Frau des Mühlknappen, nahm ihr kleines Umſchlagetüchlein ſittſam über der Bruſt zuſammen und ging. Ich ſah ihr nach; ſie ſtand bald wieder bei einem Nationalgardiſten ſtill und richtete dieſelben Fragen an ihn, bekam aber auch von ihm keine befriedigende Antwort. Und ſo ging ſie weiter, jeden Augenblick ſtill ſtehend und Jemand anredend.

„Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Sie frug nach allen Namen,
Doch keiner war, der Kundſchaft gab,
Von allen ſo da kamen.“

Aber die ſittſame öſterreichiſche Lenore zerraufte nicht ihr Rabenhaar, ſie ging gewiß zuletzt ſtill zu ihren Kindern nach Hauſe, legte ihr Umſchlagtüchlein ab, und war ſicherlich am Montag um dieſelbe Zeit ſchon wieder an der Arbeit.

Trotz dem, daß an dieſem Sonntage die Glocken nicht läuten, drängte ſich doch, während die Kinder dieſer Welt in den Vorſtädten mit den Töchtern der Erde ſpazieren gingen, in die Stephanskirche viel Volks, und in den hohen Hallen wurde viel und inbrünſtig gebetet. Mehr oder weniger war dies alle Tage während der Revolution der Fall. Die katholiſchen Kirchen ſind ja immer wie öffentliche Märkte, auf denen das Volk ſtündlich ab- und zugeht, um ſeine religiöſen Bedürfniſſe zu befriedigen, während die in der Woche verſchloſſenen proteſtantiſchen Kirchen einen mehr häuslichen Charakter haben und noch ſtillen, haushälteriſchen Vorrathskammern der Andacht gleichen.

Nachmittags war ich einige Zeit in Mariahilf. Die Hauptſtraße war mit Barrikaden überſäet, zwiſchen denen es von Spaziergängern wimmelte. Es fällt ein Kanonenſchuß, worauf Nationalgarden und Spaziergänger ſich in bunten Reihen langſam nach dem Glacis zu bewegen. Zwei Nationalgardiſten, welche in der Mitte der Straße gingen, hatten einen unbedeutenden Wortwechſel mit einander; plötzlich legt der eine an, um den anderen niederzuſchießen. Er verfehlt ihn, und ein Knabe, der vor dem Hauſe ſeiner Eltern ſteht, liegt getroffen am Boden. Alle Umſtehenden ſchienen zu fühlen, wie hohe Zeit es ſei, die Waffen niederzulegen. Als ich auf den Stephansplatz zurückkam, verkündigte ein Reiter, der von vielen für den Oberkommandanten gehalten wurde, aber wohl nur einer von deſſen nächſten Untergebenen war, daß die Ungarn ganz nahe ſeien. Bald darauf wird wieder ein Menſch verfolgt wie gehetztes Wild. „A Schwarzgelber! a Schwarzgelber!“ ruft man. Er hat geſagt, das ſei alles nicht wahr, was der Reiter geſagt. Der ungläubige Thomas wird arretirt, nachdem es gelungen iſt, ihn der Lynchjuſtiz zu entziehen.

Der Tag blieb ſchön bis am Abend, wo ich mich wieder auf die Rothenthurmbaſtei begab. In der Dämmerung richtete man droben eben die Kanonen auf das für den Feind ſehr wichtige Stierböck'ſche Kaffeehaus in der Leopoldſtadt. Man erwartet wieder einen Angriff, denn Niemand weiß, auf wie lange Waffenſtillſtand geſchloſſen ſei. Unten am Thore aber ſtanden die National- und Mobilgarden aufgeſtellt, heiter und luſtig, obgleich jeden Augenblick eine

Bombe aus der Leopoldſtadt mitten unter ſie fliegen konnte. Nur die Knaben von vierzehn bis ſechzehn Jahren, die ſich theils freiwillig hatten einreihen laſſen, theils von den Arbeitern zum Dienſte gepreßt waren, ſtanden da und weinten. Sie klagten, daß ſie von den Arbeitern ſchlecht und geringſchätzig behandelt würden. Sie ſeien ſo gut Soldaten als die Männer; wenn es ins Feuer gehe, ſo ſeien ſie nie zu klein. Sie trügen ja mit Freuden das Gewehr, fürchten ſich auch gar nicht vor dem Feind, ſie wollen nur gut und kameradſchaftlich behandelt ſein. Ein alter Mann in ihrer Compagnie, gegen den dieſe Reden beſonders gerichtet waren, hieß ſie in rauhen Worten ruhig ſein und drohte ihnen ſogar. Da brach einer der jungen Soldaten, bei dem ein knabenhaftes Ehrgefühl beſonders lebhaft war, in einen wahren Strom von Thränen aus und eilte zum Hauptmann, um ſich mit naſſen Augen zu beklagen. Der Hauptmann hörte ihm Anfangs zu, bald aber wurde ſeine Aufmerkſamkeit auf einen anderen Gegenſtand gelenkt. Ein Burſche, der zu den übergegangenen Grenadieren gehörte, beruhigte den Knaben, indem er die Vermittelung zwiſchen den beiden verſchiedenen Altersſtufen übernahm, zu der er durch ſein eigenes Alter wohl berufen war.

Mir ſagte der Grenadier, die Knaben hätten ganz recht, und es ſei empörend, daß ſie noch dazu ſchlecht behandelt würden von denen, die ſie zuweilen zuerſt ins Feuer jagten. Sie ſeien überhaupt beſſer zu gebrauchen als die Alten; dieſe kommen beim Marſchiren oft nicht recht fort u. ſ. w. — So ſtand man dort im Vollmondsſcheine, als ich mich nach Hauſe begab.

10.

Auf der Univerſität.

30. October.

Heute war ich wieder einmal im Studentencomité. Auch Robert Blum und Jellinek befanden ſich dort, und die wichtigſten Dinge wurden daſelbſt verhandelt. Der Reichstag, noch mehr aber der Gemeinderat, hat allen Einfluß verloren, und das bewaffnete Proletariat will nur noch auf die Studenten hören.

In der Mitte des Univerſitätshofes ſtand eine Schaar von Senſenmännern; ſie hatten die Senſen jeder neben dem Fuße zur Linken niedergeſtellt, ſo daß die ſcharfen Schneiden nach außen gerichtet waren; ein äußerſt kriegeriſcher wilder Anblick, der mir recht lebendig vor Augen führte, wie das Wildwaſſer der volksthümlichen Beſtrebungen, welches ſeit dem Wolkenbruche im März in Oeſterreich noch immer nach ſeinem Strombeete ſucht, ſich endlich nach der Univerſität gezogen hat, wo es, wie Lachen nach einem Schlagregen in der Mitte eines Bauernhofes, noch immer umherſteht.

Eine Anzahl Weiber haben von den Studenten auf ihr Bitten Waffen erhalten und ſogar die Erlaubniß bekommen, am Eingange des Univerſitätshofes Wache zu ſtehen. Es iſt Geſetz, daß kein Unbewaffneter eintreten darf. So fiel mir denn heute, als ich auf die Univerſität wollte, eine häßliche Alte mit dem Ausruf: „haben Sie Waffen?“ faſt in die Arme. Sie hatte die Piſtole überſehen, die ich im Gürtel trug und die mir überall, ſelbſt in den Vorſtädten und auf den Baſteien, freien Zutritt verſchafft hatte. Ich lüftete den Kolben etwas, indem ich mit der Rechten darauf deutete, ohne mich in mündliche Unterhandlungen einzulaſſen. Das Weib bückte ſich, um meine Waffe zu ſehen, faſt mit der Naſe darauf, auf der ſie eine große Hornbrille geklemmt trug, wie ſie in meiner Heimath die älteren Bauernfrauen tragen, wenn ſie Sonntags in der Kirche aus dem Geſangbuche ſingen.

In den Hallen und Vorſälen des geräumigen

Univerſitätsgebäudes ſtehen zahlreiche Wachen. Ich ſteige eine Treppe hinan, auf der es ziemlich finſter iſt, wie denn überhaupt das ganze Haus, das in dieſem Jahre eine ſo eigenthümliche Bedeutung erhalten hat, mehr Aehnlichkeit mit unſern alten deutſchen winkligen Schulen und Gymnaſien hat, als mit den Univerſitätsgebäuden, wie ſie ſich in neuerer Zeit an ſo vielen Orten im übrigen Deutſchland erhoben haben. Indem wir nun hier im erſten Stockwerk den langen ſchmalen Gang entlang gehen, macht es einen eigenthümlichen Eindruck, über einem Zimmer geſchrieben zu ſehen: „K. K. Convikts-Kanzlei.“ Dasſelbe ſcheint verſchloſſen zu ſeyn; es wird nicht, wie die übrigen Säle dieſes Hauſes, zu modernen Zwecken benutzt, auch ſteht keine Wache davor. Wer denkt auch jetzt an's Convikt, wo der Student als akademiſcher Legionär ſeine Löhnung ausgezahlt erhält, wie während der langen Ferien im dreißigjährigen Kriege!

Nicht weit davon iſt eine andere Thüre; daran ſteht mit Kohle geſchrieben: Studentencomité. Um dieſe Thüre drängt ſich Alles und will hinein. Unter den Wartenden ſehen wir einige Bürger. Sie haben in der Stadt einen Menſchen gefangen, der ihnen durch Aeußerungen verdächtig wurde, von dem ſie aber ſelbſt noch nicht wiſſen, ob ſie ihn für einen Spion oder ganz im Allgemeinen für einen Schwarzgelben erklären ſollen. Dagegen ſind ſie ſicher in dem Wunſche einig, ihn hängen zu ſehen. Indem ſie ihn jeder bei einer Hand gefaßt haben, ſuchen ſie ſich mit ihm durch die Menge Bahn zu brechen und rufen zuweilen: „A Schwarzgelber! a Schwarzgelber!“ Aber ſelbſt dieſer Ruf macht ihnen nur langſam den Weg frei, ſie werden lange mit ihrem Opfer, das ſie an der Hand führen, hin und her gequetſcht, bis ſie ſich im erſehnten Studentencomité befinden, wo dann der Arreſtant alsbald freigelaſſen und nach Hauſe geſchickt wird. Unter vielen, gewiß von Herzen kommenden Bücklingen gegen die Studenten eilt er zur Thür hinaus.

Etwas abſeits von denen, welche ſich draußen nach der Thüre drängen, ſtehen vier Frauen in Trauerkleidung. Vielleicht könnten dieſe ſeltſamen Geſtalten ſich am erſten noch Platz machen; allein die vier wollen ſich nicht in das Gedränge begeben, und man ſieht es ihnen an, ſie denken: wir können warten. Sie mögen daheim in ihrer kleinen Wirthſchaft nicht nöthig ſein und haben ohne Zweifel den Schlüſſel ihrer Wohnung in der Taſche. Gewiß iſt es eine Mutter mit ihren erwachſenen Töchtern, denen der Vater geſtorben iſt. Sie ſtehen ſtill in einer Fenſterniſche beiſammen. Die Mutter mag eine Vierzigerin ſein, die Töchter ſind nicht ſchön; was wollen ſie von den Studenten?

Ich war bereits eine geraume Weile im Comitézimmer, als die vier ſchwarzen Frauenzimmer endlich auch eintraten. Ohne gerade ſchüchtern zu erſcheinen, hielten ſie ſich doch am Eingange des kleinen Zimmers, in der Nähe der Thüre, wo ſie alsbald einen vorbeigehenden Studenten umringten und leiſe mit ihm ſprachen. Ich trat hinzu und lauſchte. Die vier Schwarzgekleideten baten um Waffen. Der Student erwiderte: es könnten an Frauen nur Karabiner ausgetheilt werden, und deren ſeien keine mehr vorhanden. Die Mutter und die älteſte Tochter ziſchelten dem Muſenſohne ſo viel in's Ohr und die beiden jüngſten betrachteten während dem ſo neugierig und betaſteten ſo täppiſch einige in der Ecke ſtehende Waffen, daß mir angſt und bange wurde vor dieſen

Weibern, auf deren Antlitz ſich keineswegs ein beſonders tiefer Schmerz ausgeprägt hatte, in deren Herzen aber wohl vollkommener Lebensüberdruß Platz gewonnen haben mußte.

11.

Auf dem Stephansthurme.

31. October.

Geſtern fand ein Treffen zwiſchen den kaiſerlichen Truppen und den Ungarn ſtatt, und das Gerücht, die Ungarn werden nun bald vor Wien ſtehen, das faſt einen Tag um den andern aufgetaucht war, verbreitete ſich nochmals. — Heute, wo gegen Abend die Truppen in die Stadt einzogen, war ich eine Zeitlang auf dem Stephansthurme. Hier befand ſich das wichtige Obſervatorium, das an dieſem Tage ganz allein unter den Befehlen des Studentencomités ſtand. So beſtand denn auch, wie überhaupt während der ganzen October-Revolution der Fall geweſen war, das Perſonal hauptſächlich aus Mitgliedern der akademiſchen Legion. Durch die vortrefflichen Fernröhre ſahen wir ganz genau die Bewegungen des Feindes. Niemals werde ich den Croaten vergeſſen, deſſen kriegeriſche Geſtalt mir zufällig recht deutlich ins Geſichtsfeld trat. Es war, als ſähe man in dieſem einzelnen, auf ſeinem Poſten ſtehenden Soldaten den perſonificirten Krieg.

Die Studenten auf dem Thurme glaubten an dieſem Tage nochmals, als ſich in der Gegend der ungariſchen Landſtraße etwas regte, die Ungarn zur Befreiung der Stadt heranrücken zu ſehen, obgleich Jedermann wußte, daß ſie Tags zuvor von Windiſchgrätz und Jellachich geſchlagen worden waren. Es klärte ſich bald auf, daß gerade von jener Straße her noch neue Truppen ſich der Stadt zu bewegten. Jetzt war der Muth der Studenten gebrochen und der Akademiker, der die Beobachtungen geleitet hatte, zog ſich in das Thürmerſtübchen zurück und ſtützte traurig den Kopf in die Hand.

Ich war mit Auerbach auf dem Thurme umhergeklettert; als wir dort durch das Pfeifen der Kugeln vertrieben wurden, zogen wir uns ebenfalls in das Thürmerſtübchen zurück, das jetzt wie eine Studentenkneipe in Jena oder Halle ausſah. Es war Mittag und etwas Brod und Wein ſtand auf dem Tiſche. Die Studenten nöthigten uns zu eſſen, die Flaſche kreiſte fleißig am kleinen Tiſche, und ſo nahmen wir Theil an einem frugalen Mittagsmahle, das man wohl die Henkersmahlzeit der akademiſchen Legion nennen könnte. Da trat Jemand ins Zimmer mit den Worten: „Ach Gott, eben ſah ich wieder den erſten Polizeiſoldaten über den Stephansplatz gehen!“ — „Siehſt du nicht etwa auch den Metternich wieder kommen?“ fragte der Student, welcher ſich ſo ſchwer von dem Glauben an das Nahen der Ungarn hatte trennen können, in komiſch melancholiſchem Tone.

Als ich gegen vier Uhr Nachmittags in meine Wohnung zurückkam, erſchien alsbald die Wirthin, welche Morgens mir verkündigt hatte, daß jeder Waffenfähige heute bewaffnet erſcheinen müſſe, bei mir auf dem Zimmer und verkündete mit freudeſtrahlendem Angeſichte, die Truppen würden ſogleich einrükken, und zwar durch unſere Straße. „Ich komme dann zu Ihna und winke mit dem weißen Tücherl aus dem Fenſter. Die Leute ſagen, ſo müſſe man es machen, wenn die Soldaten kommen.“

12.

Belagerungszuſtand.

Die Kanonen, dieſe ultima ratio regum, ſind aus den Händen blutjunger Studenten in die der Croaten und anderer dunkeln Nationalitäten übergegangen — die Geſchichte Oeſterreichs geht wieder ſchweigend ihren ernſten Gang mitten durch dieſes Gemiſch von fremden Zungen hindurch. Das Straßenpflaſter in der Hauptſtadt iſt ſchon wieder feſt und verläßlich, der verhängnißvolle eiſerne Laternenpfahl iſt ausgerodet wie ein Baum im Walde bei nächtlicher Weile. Gutmüthig lächelt uns die Militärherrſchaft aus den Augen dieſer Croaten an, welche uns auf den Straßen erzählen, ſie möchten ſo gern zu ihren Weibern und Kindern zurückkehren, aber ſie würden nur erſchoſſen, wenn ſie ſich entfernten. Es ſind dieß die Bettelmönche der Soldaten. Wie es ihnen verboten ſei zu nehmen, ſo eröffnen ſie uns zutraulich, ſo betteln ſie. Und die Schwarzgelben geben ihnen mit Andacht. „Ach, entſchuldigen Sie — fragt dort ein altes Mütterchen einen beſonders dumm und unſauber ausſehenden Soldaten, der von Kindern und Ammen neugierig betrachtet wird — ſind Sie nicht ein Croat?“ Und da er mit dem Kopfe nickt, legt ſie einen Kreuzer in ſeine Hand und geht dann mit verklärtem Angeſicht, als hätte ſie ihn in den Gotteskaſten geworfen, weiter. Dahin haben es die Wühler gebracht, daß man hier dieſe Soldaten als unſere Retter verehrt und mit Recht verehrt. Militärherrſchaft: wißt ihr was das heißt im übrigen Deutſchland? Laßt euch warnen da „draußen,“ wie man hier ſagt, umgeht ſie wie einen tiefen See, ſchließt vor ihr die Thüren, bleibt daheim und ſeid ſtill, wenn ihr ſie kommen hört wie, bei Regen und Gewitter, denn mit ihr kämpfen könnt ihr nicht. Hättet ihr neulich auf dem Stephansplatze die große Blutlache geſehen! Es war ſo gar junges Blut von einem Studenten, der ſich ſo gern gerettet hätte, als man ihn, der eben aus dem Café français trat, verhaften wollte, und der deßhalb niedergeſchlagen wurde. Und darüber wehte vom Stephansthurme die weiße Fahne.

Am Mittwoch wurde es mit dem Abgeben der Waffen Ernſt. Aus vielen Häuſern hatte man ſie während der Nacht zum Fenſter hinausgeworfen, und ſo lagen ſie am andern Morgen auf den Straßen, ein ſchreckliches Zeichen, daß die Stadt beſiegt ſei. Sie wurden von Soldaten geſammelt und zunächſt in Haufen zuſammengelegt, dann auf zweiſpännige Wagen geladen, welche furchtbar klirrten und unter denen das Straßenpflaſter erbebte, wie ſie langſam den Waffendepots zufuhren. Man ſagt übrigens, in den Vorſtädten ſeien viele Waffen von den Nationalgarden vergraben worden. So kann es uns denn auch nicht wundern, wenn dunkle, unheimliche Gerüchte von nächtlich aufgehobenen Clubs und geheimen Zuſammenkünften jetzt von Zeit zu Zeit laut werden.

Was ſonſt in den erſten Tagen nach dem Einzuge der Truppen geſchah, war natürlich keineswegs erfreulicher Art. Damals war's, wo Croaten oder Tſchechen, welche nicht ſtehlen, aber doch bei Gelegenheit die Taſchen nach Munition durchſuchen durften, unter dem Ruf: Pulver! Pulver! ſich mit Uhren und Geldbörſen davon machten. Am ſchlimmſten erging es den

Studenten. Man hat in den kalten Nächten geſehen, wie ſie zu Dutzenden frierend auf elenden Leiterwagen ſaßen, in dünnen Röcken und theilweiſe noch mit Kalabreſerhüten, während die militäriſche Bedeckung, welche ſie ins Gefängniß geleitete, in dicke, warme Soldatenmäntel gehüllt, zu beiden Seiten nebenher ritt.

Wie oft hatte mich während der Revolution der Volksgeſang erfreut, namentlich die ſteieriſchen Klänge, wie ſie beſonders ſchön in mancher Nacht hinter der ſchwarzgelben Barrikade aus einem Seitengäßchen am Stephansplatze her erſchollen! Und der Geſang trieb ſeine Blüten auch während der angehenden Militärherrſchaft noch fort. Am liebſten lauſchte ich unter den fremdredenden Nationalitäten, den Galiziern, deren Weiſen etwas ſeltſam Ergreifendes haben. Ich traf Tſchechen, wie ſie um ein Feuer ſaßen und nach einer bei ihnen ſehr gewöhnlichen Melodie Verſe ſangen, die ihnen der Unteroffizier aus einem kleinen zerleſenen Liederbuche vorſagte. So zitterten hier an dem Wachfeuer der böhmiſchen Krieger jetzt noch die Prager Junibewegungen nach. Nachdem in Prag die Swornoſtpartei beſiegt war, hatte Fürſt Windiſchgrätz viele junge Leute, welche dazu gehörten, unter das

Militär geſteckt, und ſo kann man ſich nicht wundern, wenn zu Anfang Novembers auf den Plätzen der Stadt Wien das Lied von Kurandovi und das berühmte Schuselka nam pise erſchallten. — Schön und lieblich klang dem deutſchen Ohre der Geſang der Deutſchböhmen, wenn gleich der Text ihrer Lieder oft nur gewöhnliche Scherze enthält und ihre Ausſprache nicht beſſer iſt als die in den ſüdlichen Provinzen des Kaiſerſtaates. Den tiefſten Eindruck machte es aber auf mich, als ich eines Abends ſpät einen Grenadier, der einſam vor mir über die Straße ging, im reinſten Deutſch, wie ich es ſeit lange nicht gehört, mit voller klangreicher Stimme den erſten Vers des Liedes: „Steh' ich in finſt'rer Mitternacht“ ſingen hörte. Welches Schickſal hatte ihn, deſſen Sprache offenbar den gebildeten Norddeutſchen verrieth, in das öſterreichiſche Kaſernenleben verſchlagen? Und wo weilte ſie, vielleicht droben in Holſtein, in Hannover oder Braunſchweig, von der er ſang, als er eben in eine Seitengaſſe der Kaiſerſtadt einbog:

»Schlaf wohl in deinem Kämmerlein
Und denk in deinem Herzen mein.«

Ich ſchließe hier dieſe flüchtigen Skizzen, da es mich nicht darnach verlangt, die Leſer zu den zahlreichen Hinrichtungen zu führen, von denen wir leider in den folgenden Tagen Zeugen ſein mußten. Bereits geht in Wien Alles wieder den gewohnten Gang. In den öffentlichen Gebäuden kommen die wohlbeleibten, ſtattlichen k. k. Portiers wieder zum Vorſchein, die in ihre winterlichen Pelze gehüllt, mit den großen ſilberbeſchlagenen Stäben auf und ab ſchreiten, und das Volk, das ſich hinzudrängt, hart anfahren. Auch ſieht man ſchon, wie Schwalben, die einen neuen Frühling verkünden, die erſten vornehmen Equipagen durch die Straßen fliegen. — An der Spitalſchmiede, von der ich oben erzählte, ging ich heute vorbei. Es wurde fleißig gehämmert, ein glühendes Hufeiſen lag auf dem Amboß und die Funken flogen luſtig bis in die entfernteſten Winkel des ehemaligen Spitals.

13.

Hinrichtungen.

16. November.

Nach langen Regentagen, welche uns die Zeit der Militärherrſchaft brachte, heute der erſte ſchöne Tag in Oeſterreich, mit blauem Himmel und weißen durchſichtigen Wolken am Horizonte. An dieſem Morgen wurde Meſſenhauſer, den die Wogen der Revolution höher als irgend einen andern über das Privatleben emporgehoben hatten, im Stadtgraben zwiſchen dem Fiſcher- und Schottenthore erſchoſſen. Ich ging denn auch hinaus, wenn auch etwas ſpät, da mich weniger darnach verlangte die Execution, als Volk und Militär bei dieſer Gelegenheit zu ſehen. Als ich in der Nähe des Fiſcherthores war, bog von der entgegengeſetzten Seite her um die Mauern der Baſtei bereits der Leiterwagen, der die Leiche holen ſollte. Das Volk, das ſo bereitwillig den Befehlen dieſes Mannes gehorcht und ſo gern ſeine Placate geleſen hatte, ſchaute jetzt gedankenlos und ſtumpfſinnig zu, wie die Leiche hier auf den Wagen geladen wurde. Man erzählte ſich geſtern, daß Meſſenhauſer die letzten drei Tage vor ſeinem Tode „ausgeſtellt“ ſei, „nach altem Brauch in Oeſterreich,“ d. h. es kann den Verurtheilten ſehen, mit Ausnahme des allerletzten Tages (wo es ſeiner Erlaubniß bedarf), jeder, wer es verlangt; am Eingange ſteht ein Teller, auf den die Neugierigen etwas Geld für Seelenmeſſen legen, und dabei gibt man ihm auf Staatskoſten zu eſſen und zu trinken, was er will. An Neugierigen fehlte es auch bei der Hinrichtung nicht: ſie ſtanden vom Schottenthore bis zum Fiſcherthore die Baſtei entlang. Unten im Stadtgraben hielt der Leiterwagen, von einigen Offizieren und den müßig und zerſtreut umherſtehenden Jägern umgeben, noch immer, während in einiger Entfernung vor der Alſervorſtadt ſich ein Trupp Reiter in Bewegung ſetzte, von dem man Anfangs, da er immer dem Laufe der Chauſſée folgte, nicht wußte, was er wollte, der aber dann in der Nähe des Richtplatzes von der Straße ab in den Stadtgraben hineinſprengte. Von dieſem Trupp Reiter begleitet, ſetzt ſich jetzt der elende Leiterwagen in Bewegung, fährt, immer die breiteſten Straßen aufſuchend, auf mannichfachen Kreuz- und Querwegen über die Promenade nach der Alſervorſtadt zu, wo ſich die Leiche nun im Joſephinum befindet. Wie der Wagen uns aus dem Geſichte verſchwindet, hat auch bereits das Volk auf der Baſtei ſich verlaufen, und man ſieht nach allen Seiten hin nichts weiter vor ſich, als exercirende Soldaten, dazwiſchen einige Spaziergänger und in einiger Ferne hinter den Vorſtädten die prächtigen hohen Donau-Ufer.

Auch Robert Blum, „ein Mann aus Deutſchland,“ wie die Soldaten ſagen, iſt in Oeſterreich für ſeine Sache zum Märtyrer geworden. Wenn der Frühling kommt, und beſonders, wenn die blauen Märzblumen blühen, wird die öſterreichiſche Jugend ſein Grab aufſuchen und daran von Deutſchland träumen und vom deutſchen Parlamente, welches dann vielleicht ſchon, ach, wer weiß wie weit von ihr liegen wird.

14.

Schluß.

24. December.

So bricht denn auch das ſtille Weihnachtsfeſt über der Militärherrſchaft herein. Ringsum hinter den Baſteien blinken Kanonen hervor, während die Bewohner der Stadt ſich allmählich wieder mit dem Militär vertraut gemacht haben. In jenem alten Bureauſtyl, welchen der öſterreichiſche Beamte auch auf die Umgangsſprache überträgt und nach dem die einzelnen Bürgerfamilien ſich als Parteien gegenüberſtehen, hörte ich nach den Oktobertagen einen alten Kanzeliſten zu einem Offizier ſagen: „Die Parteien ſind ganz zufrieden mit ihren Einquartierungen, ſie kochen ihnen Knödel und ſind guter Dinge.“ Allmählich nun hat auf den Straßen das Bivouakiren nachgelaſſen. In der Leopoldſtadt loderte zuletzt nur noch ein einziges Wachtfeuer, und jetzt, glaube ich, iſt auch dieſes verſchwunden. Wüßten wir nicht, wo die Croaten, Tſchechen und Deutſchböhmen geblieben ſind, welche ſonſt auf allen freien Plätzen der Stadt umherſtanden und ihre Volkslieder ſangen, ſo würde uns das „Vademecum nach Ungarn,“ ein Handbuch für Soldaten, die nach Ungarn marſchiren, das wir an den Fenſtern der Buchhandlungen ſtehen ſehen, auf die richtige Spur lenken. Möge es der Armee dort an Allem was das Vademecum von dem ungariſchen Bauer ſie fordern lehren will, möge es ihr an Brod, Fleiſch und Wein in Ungarn nicht fehlen! Ich gehöre nicht zu denen, welche die letzten Hoffnungen für die Freiheit auf jene herbſtlichen Regenſchauer ſetzten, die nach den Oktobertagen hereinbrachen und den Boden der ungariſchen Heiden ſumpfig und für das Eindringen des öſterreichiſchen Heeres ſchwierig machten. Die Freiheitspartei in Oeſterreich, d. h. die deutſche, möchte wo möglich noch jetzt ihre Hoffnung auf die Ungarn ſetzen. Auch träumt man wohl noch immer von neuen Revolutionen. „Das Lagerbier iſt heuer ſchlecht gerathen, das Märzbier ſoll deſto beſſer werden,“ ſagt mancher Oeſterreicher.

Sieht man nun keine Bivouaks mehr auf den Straßen, ſo will ſich doch auch die ehemalige Heiterkeit des Wiener Volkslebens noch nicht wieder zeigen. Die ſchönen Zeiten, wo eines Tags eine Anzahl zerlumpter

Arbeiter von ihrem Arbeitsplatze in die Stadt kamen und erklärten: ſie fürchteten ſich vor den Proletariern, welche allerdings damals einen Aufſtand beabſichtigten, dieſe ſchönen Zeiten voll Uebermuths ſind vorbei. Zwiſchen den ehemaligen Arbeitern und den Proletariern iſt heute kein Unterſchied mehr, und alle umſtehen im großen Halbkreiſe das Gebäude, in dem ſich das Arbeitsnachweiſeamt befindet. Dicht gedrängt ſtehen ſie dort alle umher, auch viele ſchnatternde Weiber befinden ſich in dem Haufen, aus deſſen Mitte der Tſchako und das Bajonnet des hier als Wache aufgeſtellten Soldaten hervorragt. Wenn nun in dem Belagerungszuſtande, wie er jetzt iſt, auch nicht mehr jene Mannichfaltigkeit des Volkslebens gedeiht wie früher, ſo reift doch unter ſeinem Schutze allmählich die Kritik der früheren Zuſtände heran, und eine, wenn auch nicht gerade ſehr geiſtvolle, ſo doch gewiß wahre und treffende Satire wagt ſich ſelbſt bereits an die uns noch ſo nahe Oktober-Revolution: ich denke hierbei beſonders an eine Reihe von Bildern, die an den Kunſtläden aushängen. Eines derſelben, mit der Unterſchrift: „Eine Flotte von zweifelhaftem Ruf,“ ſtellt eine Ausruferin dar, welche ein Placat mit dem Titel: „Dreißig Dampfſchiffe aus Ungarn,“ ausbietet. Ein anderes ſtellt einen Legionär auf dem Stephansthurme dar, der das Fernglas nach Ungarn gerichtet hält. Hier lautet die Unterſchrift: „Ich ſehe noch immer keine Ungarn.“ Etwas zu boshaft iſt „der Legionär am 31. October.“ Durchaus als Zeichnungen nach dem Leben können dagegen gelten: ein Legionär im Harniſch, ein Mobilgarde (mit der Cigarre) und bewaffnete Proletarier (ſie tragen Stutzen im Arm und am Hute Zweige). Ihnen gegenüber ein Gränzer, deſſen halb bäueriſche, halb ſoldatiſche Züge durch und durch charakteriſtiſch ſind. Eben ſo ſehr iſt der Sereſchaner getroffen, bei dem freilich das Charakteriſtiſche ſehr leicht zu treffen war, da es einfach in dem kriegeriſchen Ausdruck des Auges und zudem in dem Vorrath von Dolchen und Piſtolen beſteht, die er im Gürtel trägt. Das iſt der Student des Banus von Croatien, welchen dieſer, wie er einſt, bevor die Stadt genommen war, zu einer Deputation des Gemeinderathes von ſeiner Sereſchaner-Leibwache ſagte, nach Wien auf die Aula führen wollte! Er hat Wort gehalten, und alle dieſe Bilder werden einſt für die Geſchichte unſerer Zeit nicht ohne Wichtigkeit ſein.

* * *

III.

Weihnachten in Ungarn.

1848.

So war es alſo doch noch möglich, das Weihnachtsfeſt an einem deutſchen Herde in Ungarn zu verleben. Am Ende der Leopoldſtadt, wo noch immer die Kinder zwiſchen dem Prater und den hohen von Kanonenkugeln gezeichneten Häuſern mit Tellern und Becken auf die Vorübergehenden zulaufen, um zu betteln, weil in den Wohnungen ihrer Eltern geplündert ſei, dort wandte ich mich links nach dem Bahnhofe der Nordbahn. Ein kleiner Zug ſtand hier (um 2½ Uhr Nachmittags) in Bereitſchaft, auf dem eine Fahne wehte mit der Inſchrift: nach Preßburg. Wir rollten bis Gänſerndorf auf der Nordbahn dahin. Von dort führt eine beſcheidene Bahn von einfachen Schienen, jedoch nicht ohne einen prächtigen Viaduct und einen ziemlich langen Tunnel, über Heiden und Vorberge der Karpathen, mit der Ausſicht auf das reizend gelegene Kaltenbrunn und den Kogel, nach Ungarn hinein. Mir ging die Kaiſerwahl und die öſterreichiſche Frage, mit denen man ſich jetzt in Frankfurt beſchäftigt, im Kopfe herum, als wir da hineinfuhren, und es war mir, als hörte ich es vom deutſchen Boden her über die winterliche Landſchaft wie lautes Glockenläuten mir nachtönen. Wer doch jetzt in die Zukunft blicken könnte! Ich ſtarrte lange hinaus auf das gefrorene Land. Auch du, Slovak, der du in die grobe wollene Decke gehüllt am Wege ſtehſt, möchteſt dich von Deutſchland losreißen? Deinen runden Hut haſt du mit bunten wollenen Schnüren umwickelt, und als der Dampfwagen zum erſten Male von Deutſchland nach Ungarn hineinlenkte, warfſt du mit Steinen hinter ihm her. Gott ſoll mich vor dem frevelhaften Wunſche bewahren, dir deine Sprache und Nationalität entzogen zu ſehen; aber deutſche Lehrer könnten deinen Kindern gar nicht ſchaden, denn von deinen Hurban wirſt du niemals menſchliche Cultur achten lernen.

Was mir in Preßburg zuerſt auffiel, waren auf den Straßen die neuen friſch angeſtrichenen ſchwarzgelben Schilderhäuſer vom ſtärkſten Eichenholz. Auf manchen weht noch zum Ueberfluſſe auf einer langen

Stange die ſchwarzgelbe Fahne. Dieſen Schilderhäuſern ſieht man es an, daß ſich der öſterreichiſche Soldat in Ungarn bald wieder heimiſch fühlen wird, wenn auch auf einem der Plätze der Stadt Preßburg das eigenthümliche Wachthausgebäude mit ſeiner langen kaiſerlichen Wachtſtube von den Ungarn weggeräumt iſt. Die Croaten waren ſchon jetzt auf den Straßen und Plätzen von Preßburg vollkommen zu Hauſe. Am Weihnachtsabende ſaßen ſie dort um die Feuer her, zu denen ſie hier wahrhaft rieſige Holzknorren zuſammengetragen hatten. Eine kleine Gruppe fand ich, wie ſie auf einem der Plätze unter einer Menge kleiner, mit Heu beladener ungariſcher Wagen verſteckt ſaß, deren ich mehrere, die als Barrikaden benutzt waren, an beiden Seiten der Eiſenbahn hatte liegen ſehen. Solcher mit Heu beladener Wagen wurden noch immer mehr, theils von kleinen raſchen Bauernpferden in die Stadt gezogen, theils von gewaltigen Stieren mit der breiten Stirne, über welche die nach auswärts gebogenen Hörner weit hinwegragen, in die Stadt geſchoben, und es ſchien, daß man ſie gern unabgeladen die Nacht hindurch ſtehen ließ, damit ſie die Wachen vor dem Nachtwinde ſchützen konnten. Auch wurden ſie wohl zum Theile tiefer nach Ungarn hinein der Armee nachgefahren. Wachen ſtanden überall umher, man ſah ſie vor vielen Thüren im erſten, zweiten und dritten Stock der Gaſthöfe, und zuweilen ſelbſt vor den Speiſeſälen.

Man hatte ein wildes Leben geführt in Preßburg ſeit dem Herbſte 1847. Jetzt ſah man wenig Spuren mehr vom ungariſchen Leben. Die „deutſchen“ Hüte, welche man in Wien trägt, finden ſich auch hier zahlreich, nur daß ſie niedriger ſind und mit auffallenderen Schnallen verſehen; ſie heißen hier „ungariſche“ Hüte, auch wohl „miniſterielle.“ Allmählich erſt kehrt man hier zu den gewöhnlichen Trachten zurück, und ich mußte herzlich lachen, als ein alter braver Medicus, deſſen ehrliche ſchwarzgelbe Geſinnung die ungariſchen „miniſteriellen“ verſchmäht hatte, aus der Ferne ein Calabreſerhütchen nach mir ſchwenkte, unter deſſen Schutze er zeither ſeine Kranken beſucht hatte. Es ſoll übrigens in Preßburg an ſchwarzgelber und leider auch an deutſcher Geſinnung gar kein Ueberfluß vorhanden ſein. Die Ungarn, welche ſchwarzgelb ſind, befinden ſich meiſt in Wien und Olmütz. Ein Mitglied der ſiebenbürgiſchen Deputation, welches mit mir in Preßburg war, erzählte, daß es vor kurzem in Olmütz, als Franz Joſeph einige Regimenter gemuſtert hatte, von einem ungariſchen Wachmeiſter, in deſſen Nähe es ſtand, in magyariſcher Sprache mit den Worten angeredet worden ſei: „Das iſt ein anderer Kaiſer als Koſſuth — der iſt nicht der wahre!“ Ja wohl! ja wohl! entgegnete nachdenklich und feierlich in derſelben Sprache der Sachſe. In Preßburg waren während der letzten Zeit eigentlich nur die Schiffer deutſch und ſchwarzgelb. Wenn mancher ehrliche Deutſche ſich von der ungariſchen Romantik hat hinreißen laſſen, ſo iſt es dagegen ein Zug von wirklich großartiger poetiſcher Wahrheit, daß dieſe ſchlichten Leute, welche an dem majeſtätiſchen deutſchen Strome ihr Leben zubringen, ſich ihr zu entziehen wußten, und daß ſie die Ahnung von der Miſſion der Deutſchen im Oſten im treuen Herzen bewahrten. Dieſe Schiffer zeigten ſich träge und faul, als ihnen aufgegeben war, die Donaubrücke bei Preßburg abzubrechen und nach Peſth zu ſchaffen. Die Beſtandtheile derſelben liegen jetzt, wo auch die Eisſchollen dieſe Brücke zerſchmettern würden, am linken Donauufer aufgehäuft, neben der Stadt.

So groß war die Leidenſchaft der Menſchen, ſo groß die Naturkraft, welche ſich in dieſem Kampfe um die Nationalitäten zeigte, daß an dieſer Stelle eine Zeitlang das linke Donauufer voll ſtand von den Einwohnern der Stadt, welche heftige Worte, Verwünſchungen und Drohungen über die Donau hin riefen zum rechten Ufer, wo Jellachich mit den Seinen ſtand. Ganz beſonders ſoll ſich durch ſeinen faſt dämoniſchen Eifer ein proteſtantiſcher Geiſtlicher ausgezeichnet haben, dem jetzt die Militärherrſchaft in Preßburg ein Kapuzinerkloſter als Gefängniß angewieſen hat. Während der tſchechiſchen Bewegung hatte er ſich in Prag entſchiedene Verdienſte um die deutſche Sache erworben. In Preßburg ſoll er ſich für einige Gulden täglich zum Brieföffnen haben mißbrauchen laſſen, und man ſagt, daß aus dem ſchwarzen Kabinet des geiſtlichen Herrn die Briefe oft mit den bloßen Fingern wieder geſchloſſen, an ihre Adreſſen gelangt ſeien. Er war mit in der Schlacht bei Schwechat, und ſoll durch eine begeiſterte, fanatiſche Rede voll Haſſes gegen das Haus Habsburg die Ungarn bewogen haben, die deutſche Gränze zu überſchreiten, wie denn überhaupt im Durchſchnitt die deutſchen proteſtantiſchen Geiſtlichen in Ungarn, wahrſcheinlich wegen der alten religiöſen Unduldſamkeit in Oeſterreich, auf Seite der Ungarn ſtehen, während die katholiſche Geiſtlichkeit ſchwarzgelb iſt — ein Kapuziner vonnerte zu Weihnachten in Preßburg von der Kanzel für das Haus Habsburg. Die Flucht von Schwechat wird als eine ſehr [illegible]e geſchildert. Es war ein förmlicher Wettlau[illegible]eßburg zu erreichen, und ein Hauptmann kam, [illegible] ganz außer ſich, auf das Rathhaus geſtürzt, [illegible] ſeine Soldaten zu ſuchen, die er auf der Flucht verloren hatte.

Die ungariſche[illegible]wehr- und Senſenmänner, welche ſich vor der Schlacht bei Schwechat verſammelten, glaubten zum Theil, der Kaiſer ſei von Windiſchgrätz gefangen genommen, und ſie müßten ihn befreien! Indeſſen hatten ſie ſich eine beſtimmte Zeit vorgeſetzt, welche ſie auf das wilde Kriegshandwerk verwenden wollten, und da dieſe verfloſſen war, kehrten ſie zu ihren Wirthſchaften zurück.

Zu den verlorenen Söhnen der deutſchen Sache in Ungarn gehören auch zwei deutſche Schriftſteller: Baron v. Beyer (Rupertus) und Martini (K. Wilm). Beyer ſtammt aus einer märkiſchen Familie, beſaß ein Rittergut bei Berlin und lebte, halb Junker halb Poet, mit den Berliner Dichtern Chamiſſo, Gaudy ꝛc. Nachdem ſein Gut in der Mark verkauft war, wurde er öſterreichiſcher Offizier, und lebte zuletzt mit der Tochter eines ungariſchen Magnaten verheirathet, als penſionirter Hauptmann auf einem anmuthigen, hochgelegenen Landſitze bei Preßburg, wo dem Hinaufſteigenden ſchon das entgegenſchallende Wiehern muthiger Roſſe ankünden konnte, daß ein ritterlicher Geiſt ſich hierher an den Abhang der Karpathen zurückgezogen hatte. Indeſſen hätten wir nie gedacht, daß der oft ganz freche Berliner Witz dieſes märkiſchen Junkers, deſſen Schriften zu Anfang dieſes Jahres unter dem wilden Titel: „Allerlei Rau," geſammelt erſchienen, mit der ungariſchen Romantik, die er ſo oft perſiflirt hat, Freundſchaft ſchließen würde. Es ſcheint aber, die Gelegenheit, nach Abenteuern auf den ungariſchen Heiden umherzukleppern, hat den preußiſchen Edelmann ganz aus ſeiner bisherigen Bahn gelenkt. Er war mit in der Schlacht bei Schwechat, und als die Ungarn Preßburg räumten, wurde er Commandant der Feſtung Leopoldſtadt. Sein Landſitz in Preßburg, der ſo freundlich auf das ihm gegenüberliegende Bahnhofsgebäude herabſchaut, iſt bereits confiſcirt. Martini (K. Wilm) iſt ein geborner Deutſchböhme. Als öſterreichiſcher Offizier glühte er im Herbſte vorigen Jahres in ſeiner Kaſerne zu Peſth für deutſches Weſen und „deutſche Art." Sein „Stillleben eines deutſchen Mannes im fremden Lande"

(Dorfgeſchichten von der Militärgränze, wo er Jahre lang als Offizier ſtand), konnte er nicht vollenden, er mußte in letzter Zeit die Schanzen um Preßburg bauen! War denn wirklich keine Heide in Ungarn, auf der dieſe Männer die deutſche Fahne hätten aufpflanzen können?

Gegenüber der Indifferenz und den Verirrungen der Deutſchen muß uns der nationale Eifer der Slovaken mit Bewunderung und, wenn wir an die Zukunft und an die übrigen ſlaviſchen Stämme denken, mit Beſorgniß erfüllen. Sie haben in dieſer Zeit natürlich viel gelitten, und Sturs Bruder, der in Modern Pfarrer iſt, mußte oft die Bauern aus den Karpathen zu ſeinem Schutze in die Stadt rufen. Baron Jeſſenak ſtellte es in den Willen gefangener Studenten, welche gegen die Ungarn gekämpft hatten, ob ſie gehangen ſein oder ihre ſlovakiſche Nationalität abſchwören und frei ſein wollten. Sie wählten das Erſtere und ſtarben freudigen Muthes. General Simonich zog den Hut ab, als er an dem Baume vorbeiritt, an dem ſie gehangen hatten. Jeſſenaks Güter ſind jetzt confiszirt, die Roſſe der kaiſerlichen Soldaten wurden in die Wohnzimmer ſeines Schloſſes getrieben, und die prächtigen Möbel von den Offizieren den Soldaten als Brennholz für die Wachtfeuer übergeben.

Als ich nach Wien zurückkehrte, ſtand auf dem Güterwagen des Bahnzuges, der eben nach Ungarn abgehen ſollte, wieder eine lange Reihe von Kanonen.

◆

IV.

Eine Stadt in Mähren.

Wenn es die Freunde großer, mit dem Bewußtſein der Volksſouveränetät ausgeſtatteter politiſcher Verſammlungen eben ſo ſehr nach dem kleinen Kremſier, als nach der Stadt am Main zöge, wohin ſchöne Wege, an denen zum Theil, wie in der ehrwürdigen Wartburg, große hiſtoriſche Erinnerungen aus dem Waldesdunkel auftauchen, unabläſſig auch die Reiſeluſt des entfernter Wohnenden locken: dann würde die kleine Poſtkutſche keineswegs ausreichen, welche von Hullein, einer Eiſenbahnſtation der Nordbahn, aus nach Kremſier fährt. Mit dem Conducteur und dem Poſtillion zählt ſie niemals mehr als fünf Perſonen, und doch erhalten die beiden muthigen Roſſe vor dem Wäglein, das gar bald von Hullein aus in eine ſtille, ſumpfige Landſchaft ablenkt, die Verbindung der öſterreichiſchen Volksvertreter mit der ganzen übrigen Welt, wobei wohl darauf gerechnet iſt, daß die bäuerlichen Abgeordneten zu Fuß, ihr Bündel unter dem Arme, dem Orte ihrer Beſtimmung entgegenpilgern. So zog denn wirklich auch diesmal ein Bäuerlein neben der Poſtkutſche gen Kremſier, von dem der Conducteur ſagte, daß er ein Abgeordneter ſei, und ich konnte nicht unterlaſſen, ihm zuzurufen: „Helf Gott!“ wie man in meiner Heimath den Schnittern auf dem Felde zuruft, wenn man vorübergeht. Wie die Knechte am Samstage aller Orten wandern zu ihren Weibern und Kindern, ſo auch die bäuerlichen Abgeordneten, welche nicht allzuweit von Kremſier zu Hauſe ſind.

Ich ſoll nun vor allen Dingen ſagen, wie es in Kremſier auf Markt und Straßen ausſieht. Wenn in den Städten des nahen Ungarns durch ihre Breite und durch zahlreich neben einander umherſtehende Zugochſen jede Straße zum Marktplatze wird, ſo ſind hier die Straßen nicht nur ſchmal, ſondern auch öde und leblos. Dagegen der Markt in der Mitte der kleinen Stadt iſt unverhältnißmäßig groß und bietet für ein eigenthümliches, buntes, mähriſches Leben gehörig Raum, in ſeiner Trägheit und ſeinem träumeriſchen Hinſchlendern ſich auszudehnen. Und ſo ſtehen die Menſchen umher an den Seiten des Marktplatzes, deſſen umgebende Häuſer zum Theil mit buntfarbigen religiöſen Bildern geſchmückt ſind, und deſſen Mitte eine Säule, auf der das Muttergottesbild hoch in die Luft ragt, und ein danebenſtehendes ſehr breites Brunnengebäude einnimmt. Ganz beſonders bunt ſah es eines Morgens aus, als die Bourgeoiſie von Kremſier, in rothe Hoſen und warme Schafpelzjacken gekleidet, ſehr zahlreich vor dem Gerichtshauſe unter den Hallen oder „Lauben,“ welche den ganzen Markt umziehen, umherſtand, während die Landleute bereits außerhalb dieſer Hallen zuſammengetreten waren. Ihre Wagen ſtanden noch weiter nach der Mitte des Marktes zu.

Einen gaſtlichen Eindruck macht der biſchöfliche Theil von Kremſier. Namentlich gilt dies von denjenigen Zimmern des Schloſſes, welche man für die Reſtauration ausgewählt hat. Ich glaube, es iſt ein altes klöſterliches Refectorium, in dem die Deputirten und Journaliſten zu ſpeiſen pflegen. Die Decke des Zimmers iſt gewölbt, wie man es auch in den nahen ſlovakiſchen und mähriſchen Städten in den Häuſern der Geiſtlichen, in den Schulen und vielleicht in allen Gebäuden findet, welche man über den Charakter reiner

Privatwohnungen erheben und denen man gleichſam den Charakter einer gewiſſen Oeffentlichkeit verleihen will. Sie erhalten dadurch etwas Tempelartiges.

Der Geiſt der Oeffentlichkeit iſt dem biſchöflichen Palaſte in Kremſier neuerdings in reichem Maße zu Theil geworden. Freilich ſieht man es der Pracht dieſes Hauſes an, daß es nicht für ein Parlament gebaut iſt, — für Volksvertreter genügen ja einfache große Säle mit viel Licht. Durch die vielen Vorzimmer des erzbiſchöflichen Palaſtes kriechen hannakiſche Bauern zu den Galerien empor, einer ſcheu hinter dem andern gehend auf den breiten Treppen, als ſtiegen ſie auf einer Leiter zum Heuſchober empor.

Die bäuerlichen Abgeordneten, die als ſchlichte Männer aus der Mitte des Volkes herausgeriſſen, zum Theil der deutſchen Sprache nicht mächtig und durchaus ohne Bewußtſein von der Großartigkeit ihrer Stellung, auf einen erhabenen Platz geſchleudert wurden, ſie, die in Verſammlungen von welthiſtoriſcher Bedeutung den Charakter harmloſer Privatperſonen trugen, ſind ſeit der Verlegung des Reichstages nach Kremſier mit dem Volksleben wieder völlig eins geworden. Sie wohnen bei den Bauern eines dicht bei Kremſier gelegenen Dorfes und kommen von dort regelmäßig zu den Sitzungen in die Stadt, wie ſonſt wohl zu den Markttagen.

Wenn der öſterreichiſche Bauer einſt aller ſeiner Laſten entwöhnt und unter den Stürmen einer großen Zeit zum Bewußtſein herangereift iſt, dann wird ſich der Geiſt dieſer Völker, wie an einen Traum aus ihrer Kindheit an die hohen Hallen erinnern, in denen ihre Vertreter jetzt aus und eingehen. Sollte aber — was Gott verhüten wolle — die Freiheit in Oeſterreich wieder ſinken, auch dann wird er ſich, wenn er wieder in der Furche hinter dem Pfluge herſchreitet, noch daran erinnern, daß er einmal in dieſem biſchöflichen Palaſte aus und einging, daß er auf roth ausgeſchlagenen Stühlen hier im Lehnſaale ſaß, gerade als müßten nun zu ihm die Biſchöfe und Ritter huldigend und zehntend kommen, und der öſterreichiſche Bauer wird ſich dabei das Zeugniß geben können, daß ſeine Seele keuſch und ſtill und vom Hochmuthe gar fern geblieben iſt.

Einer der bäuerlichen Abgeordneten, vermuthlich ein Slave, ſoll bei einem kurzen Aufenthalte in Wien etwas berauſcht in eine Kaſerne gekommen ſein, um ſich gegen die Ungarn anwerben zu laſſen! Und in der That würde gewiß Mancher von ihnen

Oeſterreich hoch zu Roſſe beſſer vertreten, als auf den rothen Seſſeln.

Vor Eröffnung der Sitzung, der ich in Kremſier beiwohnte, ließ ich mir die Häupter des Czechenthumes zeigen, das durch Riegers Rede über die Volksſouverainität die Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe auf ſich gezogen hatte. Es hatte ſich damals mit einem Glanze umgeben, der nicht ganz natürlich zu nennen war. Ueberall mit den böhmiſchen Abgeordneten zuſammen ſah man einen ſtattlichen blonden Sereſchaner-Offizier, zu deſſen vielen Dolchen und Piſtolen im Gürtel die Brille im Geſichte einen eigenthümlichen Gegenſatz bildete und der überhaupt ganz wie ein deutſcher Student ausſah. Im Reichstage nahm er einen für hohe Gäſte an der Seite des Sitzungsſaales ſelbſt beſtimmten Ehrenplatz ein. Als ein Haupt der Swornoſt war er vor wenigen Monaten aus Prag zu Jellachich geflohen, jetzt kehrte er als Sereſchaner-Offizier auf Urlaub in ſeine Heimath zurück. Man muß geſtehen, es liegt etwas Großartiges in dem Gange, den die Ereigniſſe in Oeſterreich genommen haben, das ſich oft an dem Geſchicke der Einzelnen am deutlichſten zeigt.

Als ich in der Nacht auf den Bahnhof von Hullein zurückkehrte, fand ich ihn dort wieder. Um ihn hatte ſich in ehrerbietiger Entfernung, eine kleine Schaar gerade auf dem Bahnhofe anweſender ſlaviſcher Landleute geſammelt, die neugierig ſeinen rothen Mantel, ſeine Dolche und Piſtolen betrachteten. Ein alter Sergeant, der ihn als Diener zu begleiten ſchien, erzählte der aufmerkſamen Gruppe die Schickſale des jungen Sereſchaner-Offiziers, und pries ihn zugleich als einen der bedeutendſten ſlaviſchen Dichter und Redner.

„Vierhundert Gulden waren auf ſeinen Kopf geſetzt!“ rief er den ſlaviſchen Bauern noch zu, als ſein Herr bereits den Dampfwagen beſtieg, der ihn nach Olmütz und Prag weiter führen ſollte.

* * *

Druck von Carl Gerold und Sohn.

Inhalt

Seite

An eine Dame in Frankfurt am Main . V

I.

Skizzen aus Böhmen, Ungarn, Ober- und Nieder-Oeſterreich und Tyrol 1

1. Böhmiſche Muſikanten in der ſächſiſchen Schweiz. Deutſche und öſterreichiſche Studenten. Der Wallfahrtsort Mariaſchein 3
2. Böhmiſche Scenen 23
3. Ein nationales Caſſaſtück der böhmiſchen Gauner 29
4. Prager Erinnerungen. Eine ſchöne Rathhausuhr 37

Seite
5. Zwei brennende böhmiſche Dörfer. Der Zigeuner winkt nach Ungarn hinein 39
6. Das Volk im Prater. Wiener Augenweide . 42
7. Umſchau in Preßburg 49
8. Der Vollmond über dem Weinberge der Matrone. Die Capuziner. Der Calvarienberg. Ungariſche Chriſtusköpfe. Eine Sage von Maria Thereſia 58
9. Die Slovaken 63
10. Die Magyaren und die Zigeuner . . . 71
11. Die Deutſchen und die Schulen . . . 76
12. Eine ſlovakiſche Stadt 84
13. Auf der Donau bis Peſth. Hazardſpiel auf der Donau. In Peſth 89
14. Ein nationaler Aufzug im Regen. Ueber die Heide. Die fröhlichen Slovaken . . . 96
15. Die kleine Dulderin aus Ulm. Der Tyroler Bacchus. Sonntagsfrühe auf der Donau. Anblick der Alpen 101
16. Die Pferde-Eiſenbahn und der Handwerksburſche. Geſang öſterreichiſcher Reiter . 106
17. Der weiſe Schiffer von Gmunden . . 110
18. Bilder und Zeichen am Wege. Eine wandernde ſteiermärkiſche Rindviehheerde . . 116
19. Das Mittagsmahl der Knechte . . . 123

Seite
20. Das Haus einer weiſen Bäuerin . . . 126
21. Der Schwabacher 134
22. Baieriſche und öſterreichiſche Sabbathſtille . 139
23. Der Hauſirer von Schwatz 146
24. Ein Wirthshaus in Tyrol 149
25. Ein blauer See und ein ſchönes Schweſterpaar. Honoratioren und Wilddiebe . . 154

II.

Wien im October 1848 und im Belagerungszuſtande 163
1. Latours Tod 165
2. Umſchau 172
3. Auf Markt und Straßen 176
4. Ein Abenteuer 181
5. Ein Werbezelt 187
6. Der Reichstag 191
7. Vor dem Ausbruche des Kampfes . . . 198
8. Kampftage 203
9. Eine weiße Fahne 208
10. Auf der Univerſität 217
11. Auf dem Stephansthurme 223
12. Belagerungszuſtand 226
13. Hinrichtungen 232
14. Schluß 235

Seite

III.

Weihnachten in Ungarn. 1848 239

IV.

Eine Stadt in Mähren 251

Berlin und Wien.

* * *

Ein Skizzenbuch

von

Heinrich Pröhle.

Berlin.
Franz Duncker.
(W. Beſſer's Verlagshandlung.)
1850.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Guſtav Schade in Berlin,
Oranienburgerſtr. 27.

Berthold Auerbach,

in lebhafter Erinnerung

an den in Oeſterreich gemeinſam verlebten Herbſt des
Jahres 1848,

gewidmet.

Vorwort.

Wenn Alles, was der Menſch in That und Wort auf den Markt der Oeffentlichkeit bringt, etwas Ganzes und in ſich Abgeſchloſſenes ſein ſoll, ſo dürfte ſtrenggenommen die nachfolgende Schrift nicht an's Licht treten. Zwar der Zeitraum, den dieſe Bilder umfaſſen, vom März des Jahres 1848 bis etwa zum Beginn des Erfurter Parlaments, möchte wohl in ſeinem Verlauf zu einem ziemlichen Abſchluſſe gelangt und als ein politiſches Ganzes zu betrachten ſein. Aber man müßte Argusaugen haben, um in einer Schrift, wie die vorliegende, welche Erinnerungen bringt, die ſich weſentlich auf eigene Wahrnehmungen gründen, einen Zeitabſchnitt auch wirklich ſo darzuſtellen, daß der Leſer mehr als Stückwerk vor ſich hat.

Wie leicht es geweſen wäre, mit Benutzung fremder Aufzeichnungen in Zeitblättern und Büchern die Lücken in der von mir gegebenen Darſtellung auszufüllen, liegt auf der Hand. Aber ich würde, hätte ich dieſen Ausweg ergriffen, halb Geſchichtſchreibung und halb den ſchlichten Bericht eines Augenzeugen geboten haben, und auch daraus wäre kein Ganzes geworden. Dennoch aber mindeſtens hätte ich dafür geſorgt, daß wenigſtens die Hauptmomente in der Geſchichte dieſer denkwürdigen zwei Jahre, auch da, wo ich nicht unter den Augenzeugen war, gehörig hervorgehoben wären, wäre nicht dieſer Zeitabſchnitt an Ereigniſſen ſo reich und der doppelte Schauplatz, auf den der Titel dieſer Schrift hindeutet, von ſo ungeheurem Umfang, daß auch meiner Darſtellung in dieſem Falle mindeſtens ſchon der doppelte Umfang hätte vorgeſteckt und ihr Erſcheinen in eine Zeit, von der wir augenblicklich nichts wiſſen, als daß noch immer der Zipfel des drohenden Kriegsmantels hineinhängt, hinausgeſchoben werden müſſen. — So bleibt mir nichts übrig als die nachfolgenden Schilderungen ſo, wie ſie hier vorliegen, der Nachſicht des Leſers zu empfehlen.

Geſchrieben am 12. Mai 1850.

Inhalt.

Seite

1. Märzrevolution.
Die Kunde von derſelben in der Provinz. Falſche Gerüchte und deren Wirkungen. Die Fahrt nach Berlin. Auf dem Magdeburger Bahnhofe. Der lange Communiſt. Eine Schulzenverſammlung. Scene in Burg. Brandenburg. Gedanken über die Mühle bei Sansſouci. Der Müller Arnold. Die Burſchenſchafter und die Barrikaden. Phyſiognomie Berlins während der Revolution. Die erſten Sitzungen des politiſchen Clubs, Karl Gutzkow, Arnold Ruge, Jung, Guſtav Julius. Scene im Schloß am 21. März. Der König am Abende deſſelben Tages. Deputation der Halberſtädter bei Borſig. Thränen eines alten Landſtandes auf dem Polizeibureau über die gefallenen Berliner Brüder. — Begräbniß derſelben im Friedrichshain . . . 1

2. Eine vormärzliche Penſionärin.
(Erzählung.) 23

3. In der preußiſchen Nationalverſammlung.
Eine ſehr unlogiſche Eintheilung derſelben in den Grafen Reichenbach, die Linke, die Stenographen und die Miniſter. Phantaſien eines Bauern auf

Seite

der Linken. „Die Linke, die Linke!“ Die Rechte. Das Centrum: Rodbertus, v. Unruh, v. Berg, Uhlich, Parriſius, Blöm. — Johann Jacobi. . 35

4. **Aus meinem Tagebuche.**
Ein Spaziergang nach Charlottenburg. Die Berliner Plakate. Der Lindenclub und die Rede eines Rheinländers in demſelben. Volk und Soldat. Berliner Volksredner. Rees v. Eſebeck, Schramm, Edgar Bauer. Held. Karbe und der Lindenmüller. Der conſtitutionelle und der demokratiſche Club. . 42

5. **In Wien.**
Betrachtungen über die Oktoberrevolution. Charakter der Wiener Anarchie. Das junge Oeſterreich. J. Kaufmann. Perſönlichkeiten des öſterreichiſchen Reichstags. Fiſchhoff. Pater Füſter. Worauf die Allmacht der Studenten beruhte. Plakate. Scene in der Frühe der Oktobermorgen. „Goſſenzeitung! Goſſenzeitung!“ Die Revolution und die Donau. 62

6. **Eine Erinnerung an Robert Blum und Jellinek.**
Robert Blum in einer Wiener Geſellſchaft. Seine Meinung über Revolutionen. Eindruck ſeiner Todesnachricht auf die Deutſchgeſinnten in Wien. J. A. Becher. Hermann Jellineks Charakter und Ende. 78

7. **Wiener Volksbühne.**
Freiheitsſinn der Wiener Poſſe. Ein Blick auf den Prater. Das Karltheater in der Leopoldſtadt. Director Karl, ein „Moann bei der Stoadt.“ Neſtroy und ſeine Lebensweisheit. Der Schauſpie-

Seite

ler Scholz. Raimund, ein Freiheitsapoſtel für Altöſterreich. Seine Moral, ſeine Philoſophie und der Kaiſer. 88

8. **Berlin im Frühjahr 1849.**

Zuſammentreten der Kammern. Phyſiognomie der Stadt am 26. Februar. Lindenclub zwiſchen vier Wänden. Oſtereier in Sammet und Oſterhühnchen auf dem Neſte, oder die conſervative Oſterpredigt eines Zuckerbäckers. „Marſch, marſch vor die Ausweiſungscommiſſion!“ Der politiſche Flüchtling und der Conſtantinopel geſcholtene Nachtwächter Kopenhagen. 100

9. **Perſönlichkeiten der zum 26. Februar 1849 einberufenen zweiten Kammer.**

Vergleichung dieſer Verſammlung mit den Parlamenten des Jahres 1848. Schaffranek. — v. Berg. v. Kirchmann. — Thiel's ſtillvergnügte Parlamentsreden. — Dierſchke. Der alte Herr Eſſer. — Waldeck. Gottfried Kinkel. Karl Grün. — Graf Schwerin, Herr v. Bodelſchwingh, Graf Renard, Graf Ziethen. — Der Freiherr v. Vincke. Hermann Immermann. 106

10. **Preußiſche Feſte.**

Das Feſt in Tivoli im Auguſt 1849. — Das Erinnerungsfeſt in Großbeeren am 23. Auguſt. Betrachtungen über Soldatenloos. Die Soldaten des ſiebenjährigen Krieges, die Invaliden aus dem Befreiungskriege. Die Bauern von Rixdorf, Tempelhof, Selchow und Teltow. Die Malmene'ſchen Knaben. Kurze pädagogiſche Betrachtung — Die Rückkehr der Landwehr aus Baden und ihr feſtlicher Empfang. Der Treubund. Die Berliner Schützengilde und eine geheime Barrikade. — Der Geburtstag des Königs. Die Akademie. Die Profeſſoren der Beredſamkeit: Lobeck, Meier, Böckh. — Die Einweihung des Friedrich Wilhelm III. im Thiergarten geſetzten Denkmals am 19. Oktober 1849. Der Bildhauer Drake und die Geſchichte des Denkmals Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. 118

11. **Parlamentariſches Stillleben in Berlin.**
Die am 7. Auguſt 1849 zuſammengetretenen Kammern. Erſte Kammer. Der Eingang zur zweiten Kammer. Die Conſtablerwachen. Die Reſtaurationen und die halbofficielle Flaſche Madera. — Eintritt in die Verſammlung. Der Präſident Schwerin. Die Exminiſter v. Auerswald und Kühlwetter. — Vicepräſident Simſon. v. Beckerath, Camphauſen, Beſeler, M. Duncker. Graf Dyhrn, der ſchleſiſche Vincke. Wenzel von Ratibor. Friedrich Harkort. — Keller. Der Rittmeiſter Schimmel und der General Reyher. Obriſt v. Griesheim. Graf Arnim-Boytzenburg. Herr v. Bismark-Schönhauſen. Herr v. Kleiſt-Retzow. Landfermann. 151

12. **Berlin und Wien.**
(Eine Parallele.) 173

1.

Märzrevolution.

Als unſer großer Dichter die inhaltſchweren Worte ſprach:

„Wie man den König an dem Uebermaß
Der Gaben kennt (denn ihm muß wenig ſcheinen,
Was Tauſenden ſchon Reichthum iſt), ſo kennt
Man Euch, Ihr Götter, an geſparten, lang
Und weiſe zubereiteten Geſchenken —“

hatte er bei den erſten der angeführten Zeilen, wie es ſeiner ganzen Natur nach auch nicht anders zu erwarten iſt, gewiß mehr das mäcenatiſche Wirken fürſtlicher Perſonen im Privatverkehr mit Gelehrten, Künſtlern und Dichtern, mit Günſtlingen und hülfsbedürftigen Privatperſonen aller Art im Auge, als ihr Wirken in der eigentlichen Sphäre ihres Berufes, im weiteren Kreiſe des öffentlichen, politiſchen Lebens. Denn wenn wir von Kaiſer Joſeph abſehen, der die Sonne der Freiheit ſo kühn und raſch über zum Theil noch wüſte und unangebaute Länderſtrecken heraufführen wollte, ſo könnten wir eben nicht ſagen, daß in der neuern Geſchichte den Völkern gegenüber die Könige der Erde an dem Uebermaß der Gaben kenntlich ſind. Und ſo ſcheint es auch den lang geſparten Geſchenken, welche jetzt von der Geſchichte vertheilt ſind, leider an der Weisheit der Zubereitung zu fehlen, deren der Dichter gedenkt, und vergebens ſuchen wir darin die ruhig waltende Hand der Götter zu erkennen. Das verhängnißvolle: Zu ſpät! mit dem Gefolge ſeiner Revolutionen hat ſie verſcheucht.

Wie ſpät aber auch die Zeit der Entſcheidung über die Geſchicke der Völker kam, immer fand ſie noch Manchen unvorbereitet. Schaarenweiſe trieb ſie die Reihen der Reaktion vor ſich her, von Louis Philipp bis herab zu dem Sohne des alten Herrn von Kamptz, der in Magdeburg die Stelle eines Polizeidirektors bekleidete. Welche Genugthuung nicht blos für das franzöſiſche Volk, auch für den alten Arndt am Rhein, und auch für manchen Verbannten, der heimathlos in der Fremde irrte! Bald feierte die Freiheit ihre Triumphe überall, auch in Deutſchland. Nicht genug, daß im théâtre de la république zu Paris die Rachel eine tricolore Fahne ſchwingen, ſich vor ihr auf ein Kniee niederlaſſen und ſie bei den Worten der Marſeillaiſe: »liberté, liberté chérie!« leidenſchaftlich vor allem Volk an die Bruſt drücken durfte; nicht genug, daß wir ſtaunend in Deutſchland von einem Feſtzuge laſen, der ſich in Paris unter der ſchwarzrothgoldenen Fahne in Bewegung geſetzt hatte, um die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung zu begrüßen, nachdem man früher ſchon vergeblich verſucht hatte, ſie in Rom unter den Augen des heiligen Vaters aufzupflanzen; bald ſollte ſie, die kurze Zeit vorher in Italien aus diplomatiſchen Rückſichten auf die Zerſtückelung Deutſchlands noch zu Boden geſenkt werden mußte, als alle Fremde ihre Fahnen zum Capitol hinantrugen, — bald ſollte ſie mitten unter uns ſein, und eines Morgens wehte ſie vom Bundespalaſte in Frankfurt am Main. Auch in Preußen zeigte ſie ſich bald. Halleſche Studenten kamen mit ihr auf der Eiſenbahn nach Berlin gezogen, als es hier unruhig wurde. Als die Revolution beendet war, wehten ſolche Fahnen aus allen Häuſern, ein ſeltſam bunter Anblick, bei dem gar Manchem, welcher damals die Stadt betrat, das Wort eingefallen ſein mag: was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter die Fülle. Es war auch hier lange geſpart und doch am

Ende — wer wüßte das jetzt nicht? — nichts weiſe zubereitet. Die Göttin der deutſchen Einheit erkannte man nicht in den Wäldern von feſtlichen Standarten auf den Straßen der Hauptſtadt. Dagegen ſah man den König tiefgebeugt durch die Gaſſen ziehen und hörte ihn ſeine Erklärung, ſich an die Spitze des deutſchen Vaterlandes ſtellen zu wollen, abgeben, welche in Süddeutſchland mit ſo großem Hohne zurückgewieſen wurde. Preußen hätte Oeſterreich nicht vorangehen laſſen dürfen in der Anbahnung der nothwendigen Staatsveränderungen. In Preußen hätte ferner nicht das Blut der Berliner vergoſſen werden dürfen. Preußen nennt ſich ja ſo gern den intelligenteſten Staat Deutſchlands; in Preußen wenigſtens, ſollte man meinen, hätte wohl alles auf dem Wege friedlicher Reform zwiſchen dem Volke und einem geiſtvollen Monarchen, dem Nachfolger Friedrichs des Großen, ausgemacht werden können. Nachdem in Wien die Revolution ausgebrochen war, konnte ſie freilich, ſo ſcheint es uns, in Berlin kaum noch vermieden werden. Wie in Paris nach dem zu ſpäten Zugeſtändniſſe Louis Philipps, ſo brachte ſie auch hier noch ein Zufall zu Wege. Aber täuſchen wir uns darüber nicht; wäre dieſer Zufall nicht eingetreten, ſo wären hundert andere gekommen, um den Aufſtand hervorzurufen. Selbſt um Blutvergießen zu hindern, war es zu ſpät! Die Revolution lag in der Luft, wie ſpäter die Cholera.

* * *

Der Schreiber dieſer Zeilen befand ſich bei dem Ausbruche der Märzrevolution auf dem Lande und begab ſich erſt zu dem Begräbniſſe der im Kampfe Gefallenen nach Berlin. — Wenn man den Eindruck ſchildern könnte, den der Ausbruch der Märzrevolution an verſchiedenen Orten in den Provinzen Preußens gemacht hat, und die kleinen Ereigniſſe, welche ſich in den verſchiedenen Städten daran knüpften, ſo würde es ſich gewiß zeigen, daß ein ſolcher Bericht, wäre auch ſeine hiſtoriſche Bedeutung nur gering, doch eine Menge von piquanten Einzelnheiten darböte, wie die Berliner Revolution ſelbſt ſie kaum aufzuweiſen hat. Iſt es doch ſogar geſchehen, daß man ſich auf einem Dorfe während der Märzverwirrung des Schulzen entledigte, den man ſchon ſeit längerer Zeit haßte, weil er ein vormärzlicher Liberaler war. — Der Schriftſteller Fraling, welcher zu Nordwalde in Weſtphalen lebte, hatte Briefe aus Berlin erhalten, worin ihm ſeltſamer Weiſe geſchrieben wurde, daß hier der König geflohen und die Republik proclamirt ſei. Er ſoll ſich daher in eine benachbarte kleine Stadt begeben und verſucht haben, auch dort die Republik zu proclamiren. In dieſer Stadt aber wußte man noch nicht einmal etwas von der Märzrevolution, und ſo nahm man ihn ohne Weiteres feſt. Die Nachricht von dem Ausbruche der Revolution langte erſt an mit der Nachricht von ihrer Beendigung; man hatte alſo auch keine Veranlaſſung, ihn wieder loszulaſſen, und da durch ein ſeltſames Zuſammentreffen von Umſtänden keine Amneſtie auf ihn anwendbar war, ſo mußte er das ganze Jahr 1848 im Kerker zubringen und befindet ſich vielleicht noch heute in demſelben.

Die Nachricht, daß der König von Preußen die Flucht ergriffen habe, blieb auch da, wo der Schreiber dieſer Zeilen ſich um jene Zeit befand, nicht aus. Und obgleich man dieſes Gerücht ziemlich allgemein glaubte, ſo ging doch in dem Dorfe Alles ruhig ſeinen Gang fort. Was mich betraf, ſo beſchloß ich, obgleich ich die Möglichkeit beſtritt, daß die Nachricht wahr ſein könne, doch nach Tiſche zur nächſten Eiſenbahnſtation zu gehen, um mich bei den von Berlin kommenden Reiſenden genau zu erkundigen, ob ich mich in einer Republik oder in einem monarchiſchen Staate befände. — Als ich durch die frühlingsgrünen Saaten ging, glänzte weithin am Himmel ein herrliches, reines Blau, eine Lerche ſang, Pflüger zogen in ihren Furchen daher, auch hier im Felde ging wie im Dorfe Alles ſeinen gewöhnlichen Gang, was mich beinahe wunderte, denn es war mir, als müſſe die Natur ſelber an der großen geſchichtlichen Revolution Antheil nehmen. An dieſen Nachmittag habe ich ſpäter oft gedacht, beſonders wenn ich die akademiſchen Legionaire während der Oktoberrevolution in Wien auf Zuzug und Hülfe vom Lande warten ſah. „Die Pflüger — dachte ich dann — werden nicht kommen, ſie gehen draußen ruhig und ſchwerfällig in den Furchen einher, die ihr Pflug vor ihnen herzieht, die Hirten hüten ihre Heerden, die Winzer keltern ihre Trauben. Wenn Ihr ſpäter Euch kämpfend auf die ungariſchen Haiden zurückgezogen habt, werden ſie noch immer die Saatkörner auf ihre Felder ausſtreuen; ſie dienen einem andern Gotte als Ihr, Ihr ſeid die Prieſter des Neuen, ſie ſind die Prieſter des ruhigen Herkommens, darum werden ſie nie zu Euch kommen und Ihr nie zu ihnen, — es iſt die Geſchichte vom Fichtenbaum und von der Palme, die Heine ſo rührend beſungen hat.“ —

Zum Begräbniſſe der Märzkämpfer beſchloß ich, wie ſchon bemerkt, mich nach Berlin zu begeben, und ich hatte, wenigſtens von Magdeburg aus, Tauſende von Begleitern. Auf dem dortigen Bahnhofe war am Dienſtage, den 21. März, beim Abgang der Berliner Züge ein ſehr reges Leben. Unter der Menge aber befanden ſich ſichtlich Viele, welche in der Vorausſetzung reiſten, daß die Revolution noch nicht vorüber ſei. An der Haſt, mit der ſie ihnen bisher unbekannte Perſonen anredeten, und mit denen, welche ſie günſtig geſtimmt fanden, in Gruppen zuſammentraten, waren ſie leicht kenntlich. Die lange dürre Geſtalt eines Communiſten prägte ſich mir ſehr tief ein. Sein Anzug war, bis auf die Militairmütze, welche den Landwehrmann in ihm verrieth, ſehr abgetragen und luftig. „Was wiſſen Sie von Anneke und Willich?“ fragte er mich in zutraulichem Tone, nachdem ich ihm auf ſeine erſte Anrede, die einen gleichgültigen Gegenſtand betraf, höflich geantwortet hatte. Bei dem Begräbniſſe in Berlin ſah ich den Mann wieder. Er ſtand mit drei Schneidern zuſammen, die faſt noch dürrer waren als er, trug ein ſchwarzes Leibröckchen, einen thurmhohen ſchwarzen Filzhut, ein breites ſchwarz-roth-goldnes Band über der Bruſt und einen Degen an der Seite.

Im Fluge führte uns der Dampfwagen durch einen Theil der Provinz Sachſen. Hier hatte ich hinlängliche Gelegenheit, die Stimmung ihrer vornehmeren Bewohner kennen zu lernen, nachdem ich ſchon früher auf dem Lande Gelegenheit gehabt, einer Schulzenverſammlung beizuwohnen, an der die Einwirkungen der franzöſiſchen Revolution nicht zu verkennen waren. Mit einigen andern Fremden dort eingeführt, ward ich vom Vorſitzenden mit der Erklärung empfangen, daß man hier „nichts deſto weniger“ eine Revolution wolle. Zwar wollte er eigentlich ſagen: man wolle nichts weniger als eine Revolution. Doch bewieſen die Worte „Minſchenrechte“ und „Ackerbuproletariat,“ welche von uns gehört wurden, daß unter den Anweſenden ſich Männer befanden, denen zum Mindeſten die Ideen nicht unbekannt waren, von denen Revolutionen auszugehen pflegen. Was die Verſammlung verſtand, wurde ohne Ausnahme in eine Petition an den König aufgenommen, zu deren Berathung man beiſammen war; was ſie nicht verſtand, wurde rund abgeſchlagen. Ohne Widerrede wurde der Antrag auf Geſtattung der Ehen zwiſchen Juden und Chriſten aufgenommen, denn das verlangten die „Minſchenrechte;“ abgeſchlagen wurde die Trennung der Schule von der Kirche, weil der Barbier, der ſie beantragte, ſie nicht deutlich zu machen verſtand. Allgemeiner Freudenjubel, als die Bitte um „Vermehrung der Aufklärung auf dem Lande von Staatswegen" vorgeſchlagen wurde. — Während einer Pauſe ging durch das ganze Haus, in dem die Verſammlung gehalten wurde, ein dumpfes Geſumm und Gemurmel von „Punkten," worunter man vorzugsweiſe eine Reihe ſpeciell ſich auf den Bauernſtand beziehender Punkte verſtand. Sie hätten Punkte, ſagte mir Einer, mit demſelben freudeſtrahlenden Geſichte, mit dem ein flotter Burſch' ſein „Freiheit, die ich meine," oder der Franzoſe ſein „Allons enfans" ſingt. Die Punkte waren indeſſen nicht unbillig. „Abſchaffung der Jagd ohne alle Entſchädigung" war der radicalſte darunter. Ein Bauer war damit noch nicht zufrieden, er verlangte „Freie Abſchaffung der Jagd ohne alle Entſchädigung." So ſüß klang auch ſchon dieſen Bauern ſelbſt der bloße Name der Freiheit, und wem fielen dabei nicht des armen Lenau Worte ein:

O ernſte Lieb' zur Freiheit, ſchönes Werben,
Wenn ihre Spur genügt, dafür zu ſterben!

Doch zurück zu unſerm Wagen auf der Potsdam-Magdeburger Bahn und der Geſellſchaft in demſelben. Einer der Paſſagiere haranguirte halb im Scherze, halb im Ernſt faſt auf jeder Station das an der Bahn arbeitende Proletariat. In Burg fragte er daſſelbe ganz familiär aus dem Wagen heraus: Ob denn Niemand hier ſei, dem man wohl die Fenſter einwerfen möge. Die Leute hielten in ihrer Arbeit inne und ſannen eine Weile nach.

„Wie ſteht's mit dem Magiſtrat und den Stadtverordneten?“ examinirte der Revolutionsreiſende weiter. — „Alles gut. Nur die Fabrikanten“ — nahm endlich einer der Arbeiter das Wort.

Jetzt war es an dem Fragenden zu ſtutzen, der zwar kein Fabrikant, wohl aber der zukünftige Erbe reicher Grundſtücke war. Indeſſen ſetzte ſich eben der Zug wieder in Bewegung und er hatte kaum noch Zeit, den Proletariern ein Geldſtück zuzuwerfen.

Auch von einer Station zur andern fehlte es keineswegs an Unterhaltung. So lange die Deutſchen auf Reiſen durch ſo vieler Herren Länder kommen, werden immer die deutſchen Fürſten ihr liebſtes Reiſegeſpräch ſein. Beſonders ein kleines Ländchen, das hier in der Nähe lag und deſſen Herzoge eine vormundſchaftliche Regierung zur Seite ſtehen ſoll, und die Art und Weiſe ſeiner Betheiligung an den Zeitbewegungen wurde hier vielfach beſprochen. Dies Ländchen befindet ſich unter ſeiner Regierung außerordentlich wohl und man erzählte ſich, daß der Herzog eines Tages ganz unwillig geſagt habe: Haben denn meine Unterthanen gar nichts zu wünſchen? Andere wollten ſogar wiſſen, er habe — in ganz entgegengeſetztem Sinne, wie früher Preußen wohl von der Ruhe ſeiner Bürger ſprach, — ausgerufen: Ueberall iſt Revolution, nur bei mir nicht!*) Darauf habe die Regierung ſchleunigſt ihre Beamten aufgeboten, um alle etwaigen Beſchwerden der Bewohner der ſchönen Landſchaft zu ihrer Kenntniß zu bringen. Ja, man wollte wiſſen: die Regierung habe Spione ausgeſchickt, und wenn man an einem öffentlichen Orte bei einer Taſſe Kaffee nur einen Wunſch ausſpreche, ſo erhalte ſie ſofort Kunde davon und am nächſten Morgen ſchon komme Einem der Landbote in's Haus und bringe ſchwarz auf weiß die Gewährung des Wunſches im Amtsblatte.

In der Mark feſſelte zuerſt das alterthümliche Brandenburg unſere Aufmerkſamkeit. Auch an Potsdam fuhren wir nur im Fluge vorbei. Mehr als der Anblick des ſchönen See's beſchäftigte mich diesmal das

---

*) Sie hat ſich, wenngleich erſt ein Jahr ſpäter, doch auch dort gemeldet.

Schloß Sansſouci, das auf der entgegengeſetzten Seite der Stadt ſich erhob. Dort hatte Friedrich der Große gewaltet, deſſen Thron in dieſem Augenblicke einen ſo harten Stoß erlitten. Wie Mancher mochte jetzt vielleicht an dem hochragenden Schloſſe des Weiſen von Sansſouci vorbeireiſen, der gleich dem langen Communiſten in der Hauptſtadt der Hohenzollern irgend welche Syſteme jetzt realiſirt zu ſehen hoffte! Wie manchen Republikaner führte dieſer Zug wohl nach Berlin! Ich wurde ſehr ſtill, als wir an Potsdam vorüberfuhren, denn ich dachte an die Hinfälligkeit aller irdiſchen Größe. Die Mühle neben dem Schloſſe Sansſouci drehte ihre Flügel im Winde. Ich ſah den alten Müller Arnold leibhaftig vor mir, wie er zu Friedrich dem Großen, der ſeine Mühle, welche ihm die Ausſicht von Sansſouci verſperrte, wollte wegreißen laſſen, ſagte: „Da müßte det Kammergericht in Berlin nich ſind,“ ich ſah ihn ſeine Mühle auf Kind und Kindeskind vererben, wie ſein Nachbar, der alte Fritz, ſein Königreich auf ſeine Nachfolger vererbte. Langſam und träge drehte die Mühle ihre Flügel im Winde herum, ſie ſchien müde geworden zu ſein, wie das Königthum nebenan. Was würden der alte Müller Arnold und ſein königlicher Widerpart in dem berühmten Proceſſe ſagen, wenn ſie von ihrem märkiſchen Hügel herab einen Blick auf die Gegenwart werfen könnten!

Aber das „Kammergericht!“ Es war eine traurige Zeit in Preußen, wo man nicht mehr freudig mit dem Müller Arnold zum Königthume ſagen konnte: da müßte das Kammergericht nicht ſein. Und die Demagogen z. B. konnten es nicht! — Welchen Sieg hatten dieſe jetzt errungen! Noch waren nicht drei Jahre verfloſſen, ſeit ich von der Univerſität Halle nach Berlin kam, wo man nach einem Stückchen ſchwarz-roth-goldnen Bandes meine Wohnung durchſucht hatte. Man fand es nicht, aber ich will es jetzt nur geſtehen: ich hätte es damals gern gehabt. Jetzt bewunderte ich die Männer, welche dieſe Farben ſo tapfer an den Hüten herumtragen mochten, und als ein Freund mir vor dem Leichenbegängniſſe eine ſchwarz-roth-goldne Kokarde gab, ſteckte ich ſie in die Taſche und dachte: „des Lebens Lenz blüht einmal und nicht wieder.“

Wie hatte ſich Berlin, wie hatte ſich Preußen ſeit einem Jahr verändert! Denn von Preußens früherer Zeit will ich nicht reden, wenn gleich mir bei dem Anblicke der Barrikaden in den Straßen der Stadt fortwährend ein Lied in den Ohren klang, das 1830 in den preußiſchen Dorfſchulen geſungen wurde. Es begann:

Das Meer umher geht hoch und wild,
Gepeitſcht vom Sturm, der heult und brüllt;
Die Schifflein d'rauf ſie wanken und ſchwanken
Und ſtürzen zuſammen
Mit brechenden Planken.

Und mitten in des Meer's Gebrüll
Seh ich ein Schiff, das ſteht ſo ſtill (!);
So ſtill und ruhig beim Schlage der Wellen,
Als wär's ein Felſen,
An dem ſie zerſchellen!

Dieſes ſtillſtehende (!) Schiff, ſo jubelte das Volkslied weiter,

das iſt mein Preußenland,
Mit wackern Preußen iſt's bemannt . . .

Doch genug von dieſen Erinnerungen. Gewiß, die Bravour dieſer ſtillen Preußen war eine andere als die der Barrikadenkämpfer, welche an dem Tage meiner Ankunft in Berlin ſelbſt vom Könige anerkannt war. — Die Berliner waren ſehr ernſt geworden, wozu offenbar eine Kette großer Ereigniſſe, welche in letzter Zeit dort geſchehen waren und ohne welche die Revolution nicht möglich geweſen wäre, das ihrige beigetragen hatte. Der Landtag hatte ſich verſammelt, die Polen hatten vor Gericht geſtanden. In den Straßen der Stadt wogte politiſches Leben auf und ab und die Wellen des deutſchen Volkslebens hatten für den Augenblick wenigſtens jenes armſelige Berlinerthum hinweggeſpült, welches früher dieſe Straßen inne hatte. Wo wareſt Du geblieben, armer verwirrter Wandrer, der Du früher von Morgens früh bis ſpät in die Nacht in den Gaſſen der Hauptſtadt umherranuteſt, den ſchweren Knotenſtock auf die Rinnſteine ſtießeſt und Dir einbildeteſt, draußen, weit, weit von Berlin im Freien und im Gebirge umherzuwandern? Oft hatte ich in meiner Stube Deine Wanderlieder vernommen, wenn der Regen an die Fenſterſcheiben klatſchte; aber jetzt, im Sonnenſcheine der Revolution, ſah ich keine Spur von Dir. Hatten Dich die Kanonen aus Deinem ſtillen Traume von den Alpen geweckt, in denen Du zu wandern glaubteſt, wie ſie von jenem Achtziger den Traum des Lebens hinwegnahmen, der bei dem erſten Schuſſe, von dem nicht ſein Herz, ſondern nur ſein Ohr getroffen wurde, gleich einer reifen Frucht zu Boden fiel und ſich nicht wieder erhob?

Noch am Tage meiner Ankunft in Berlin wohnte ich einer Verſammlung bei, aus der ſich in den nächſten Tagen der politiſche Club, der Vater aller politiſchen Vereine Berlins, bildete. Eine eigenthümliche Erſcheinung war in dieſer Verſammlung Karl Gutzkow. Dieſes Mitglied des ehemaligen jungen Deutſchland trat etwa um die Zeit, wo das Theater aus zu ſein pflegt, in Frack und Glaceehandſchuhen in die bereits vollzählige Verſammlung, deren Redner faſt noch ſämmtlich heiſer waren, weil ſie in dem Tumulte der nächtlichen Barrikadenkämpfe commandirt hatten. Dem eleganten Autor, der ſein Auftreten damit erklärte, daß er in dem Gaſthofe, wo man ſich befand, wohne und nach Hauſe kommend ſie hier vorfinde (es war im Speiſeſaale) machten die Barrikadenkämpfer ehrerbietig Platz, indem ſie ſich mit Verwunderung ſeinen Namen zuflüſterten. Er lehnte es ab von dem Tiſche aus, an dem der Präſident ſtand zu reden, ſprach vielmehr in maßvoller Rede, den Hut in der Hand, gerade aus der Mitte des Saales und nannte die Revolution „nicht eigentlich eine Revolution, aber doch eine moraliſche Revolution,“ was bei den Barrikadenkämpfern, die ſich nicht für die bloße Moral geplagt haben wollten, ein Murren erregte. Mein Nachbar flüſterte mir zu, Gutzkow, der in dieſen Tagen wiederholt in aufgeregte Volksmaſſen getreten war und ihren unförmlichen Beſtrebungen Form und ein gewiſſes äſthetiſches Maß zu geben geſucht hatte, wolle ein deutſcher Lamartine werden. Wenn Gutzkow in dieſem Club ſich aber doch nicht ſo recht zu Hauſe fühlte *), ſo befand ſich dagegen Arnold Ruge offenbar im Fahrwaſſer, als er am nächſtfolgenden Abende, vor Kurzem erſt von Leipzig angekommen, dort eintrat. Er beklagte ſich, daß unſere Schriftſteller nicht unter Preßfreiheit zu ſchreiben verſtanden und ſchien noch immer von der in vormärzlicher Zeit ſo beliebten Anſicht auszugehen, daß die Preſſe dem Volke nun ganz ungeheure Dinge zu ſagen haben müſſe. Von den Berichten über die Märzrevolution, ſagte er, habe ihn keiner befriedigt, deshalb habe er mehrere nur für ihn beſtimmte Briefe ſeines Bruders über dieſelbe als Flugſchrift zuſammen drucken laſſen, und dieſe hätten das Leipziger Publikum gepackt und ſeien in vielen tauſend Exemplaren verkauft. Dieſen ſeinen Bruder hatte er der Verſammlung mitgebracht und mit Neugier betrachtete ich ihn gleichſam als den

---

*) Die obigen Worte über Gutzkows Auftreten in dieſem Club waren ſo eben geſchrieben, als mir in der Voſſiſchen Zeitung vom 3. März 1850 deſſen Erklärung über ſeinen damaligen Aufenthalt in Berlin, auf welche ich hiermit verweiſe, zu Geſichte kam.

Schriftſteller der Zukunft. Er blickte recht keck und muthig drein, trug eine ſogenannte öſterreichiſche Mütze mit Sturmriemen und ſoll, wie ich ſpäter erfuhr, ein ſehr reſpectabler Berliner Arzt ſein. — Auch ſeinen alten bewährten Verleger, Herrn Otto Wigand aus Leipzig, hatte Ruge mitgebracht, welcher als Mentor der demokratiſchen Preſſe der Verſammlung die Erfahrungen von den halliſch-deutſchen Jahrbüchern her entwickelte. Es wurde überhaupt an dieſem Abende vorzugsweiſe über neue literariſche Unternehmungen, namentlich Zeitungen geſprochen. Den kühnſten Plan zu einer ſolchen trug Jung vor, der die Augsb. Allg. Zeitung durch ein neues Blatt in jeder Hinſicht, namentlich auch in Betreff der Beilage, erſetzen wollte, ein Gedanke für deſſen Verwirklichung das Jahr 1848 jedenfalls am Wenigſten geeignet war. Nachdem alles dies verhandelt war, wurde endlich, faſt verlegen, von einem ihrer Redakteure das Programm der Nationalzeitung vorgeleſen, das nach ſo vielen kühnen Entwürfen ſich ſehr beſcheiden ausnahm. Bekanntlich aber war ſie das einzige durch die Märzrevolution hervorgerufene derartige Unternehmen, welches reuſſirte. Noch im September 1848 hörte ich Ruge im demokratiſchen Club zu Breslau ſelbſt zum Abonnement auf ſeine „Reform", welche von dem mitanweſenden Ottenſoſſer empfohlen wurde, auffordern und dabei nicht eben freundliche Seitenblicke auf die „Zeitungshalle“ werfen, während der Herausgeber derſelben, Hr. Guſtav Julius, der vielleicht mit ihm zuſammen nach Breslau gereiſt war, ſich auf der Gallerie des Clubſaales befand und ſich dort von dem Redacteur eines Breslauer demokratiſchen Blattes unter der anweſenden Breslauer Bourgeoiſie die Perſonen bezeichnen ließ, die er zu einer neuen Actienzeichnung für ſein Blatt auffordern könne.

An jenem erſten Abend wurde in dem ſpäteren Berliner politiſchen Club hauptſächlich nur ein Anſchlag berathen, der in Betreff des Begräbniſſes an den Straßenecken gemacht war, und demzufolge die gefallenen Bürger und Soldaten gemeinſchaftlich begraben, im Leichengefolge aber Bürger und Soldaten „Arm in Arm“ gehen ſollten. Eine Deputation aus dem Schooße der Verſammlung wurde zum Miniſter Arnim geſchickt, um die gemeinſchaftliche Beerdigung zu verhindern. Es befand ſich in derſelben mein Freund B. aus Halle, der mir ſpäter erzählte, daß der König, als die Deputation (gegen 9 Uhr Abends) im Schloſſe bei dem Miniſter Arnim Audienz gehabt, im Nebenzimmer auf dem Sopha geſeſſen und häufig aus einer Doſe geſchnupft habe, während vor ſeinen Zimmern Studenten in Cereviskäpſeln Wache ſtanden und andere Studenten im ſogenannten Schweizerſaale „kneipten.“ Es war dies der Abend deſſelben Tages, wo der König mit einer ſchwarz-rothgoldnen Binde um den Arm zu Pferde die Stadt durchzog. . . .

Im Gaſthauſe fanden wir viele Halberſtädter, welche nach Berlin gekommen waren, um ihren Berlinern Brüdern, die als Barrikadenkämpfer gefallen waren, die letzte Ehre zu erweiſen. Einer von ihnen, der leibliche Bruder eines meiner Gymnaſiallehrer, welcher viel zu früh geſtorben iſt, ſagte mit Thränen im Auge: ſein Bruder würde dieſe Zeit auch gern erlebt haben und freute ſich, weil wenigſtens in deſſen Nekrologe erwähnt ſei, daß er das Morgenroth der neuen Zeit geahnt habe. — Am nächſten Morgen um halb 9 Uhr ſchon ſandten die Halberſtädter eine Deputation zum Polizeipräſidenten Minutoli und ich erfuhr ſpäter von Perſonen, die zufällig auf der Polizei anweſend waren, daß der Landtagsabgeordnete Lucanus, welcher ſich in der Deputation der Halberſtädter befand, dort Thränen über die gefallenen Berliner Brüder vergoſſen habe und daß dieſe Deputation aus der Provinz auf einige gleichzeitig anweſende Berliner Deputationen großen Eindruck gemacht habe. — Sämmtliche Halberſtädter waren ſchon um ſechs Uhr Morgens in voller Thätigkeit und während die Deputation auf die Polizei ging, zogen die übrigen Bürger zur Borſig'ſchen Maſchinenfabrik, um die Fabrikarbeiter zu begrüßen, welche ſich bei den Barrikadenkämpfen in ſo hohem Grade ausgezeichnet hatten.

An demſelben Tage fand auch das Begräbniß ſtatt.

Ich folgte in dem Trauerzuge zum Friedrichshain der Fahne „die freie Preſſe,“ neben welcher der Redacteur der Zeitungshalle, Guſtav Julius, mit der Büchſe einherſchritt. Als ich mich eben zu dem Zuge begeben wollte, fand ich ihn, wie er einſam und zerſtreut, ſeine Büchſe über der Schulter, in den Straßen Berlins umherirrte. Vielleicht trug er ſie zum Schutze des leitenden Artikels, den er im Kopfe hatte und der am nächſten Tage, wo er erſchien, faſt ganz Berlin gegen ihn in Bewegung ſetzte, da man ihn beſchuldigte, daß er durch denſelben das Proletariat gegen das Bürgerthum habe aufhetzen wollen.

Den großartigen Zug nach dem Friedrichshain, von dem bereits hunderte von Schilderungen erſchienen ſind, nochmals zu beſchreiben, wird man mir jetzt wohl erlaſſen. — Kurz nach dem Begräbniſſe verließ ich Berlin wieder, und kehrte erſt im Auguſt dahin zurück.

2.

Eine vormärzliche Penſionärin.

(Erzählung.)

Es war am Morgen des 22. März, als Bekannte mich, den Widerſtrebenden, mit an den Ort hinzogen, wo die Leichen derer ſich befanden, die während des Straßenkampfes von der Hand der Soldaten den Tod gefunden hatten. Nachdem wir bereits eine Zeit lang in dieſen ernſten Hallen umhergeſchritten waren, traten wir an einen der Särge heran, der ſich zufällig durch ſeine Größe auszeichnete. „Hier muß ein ſtattlicher Märzheld ruhen", ſagte einer von denen, die mit mir waren.

Der Leichenwächter, der ſonſt mit immer gleichmüthigen, wenn auch ernſten Mienen ſein Amt verwaltete, warf dem Redenden bei dieſen Worten kopfſchüttelnd einen Blick voll tiefer Trauer zu, und ich ahnte bereits, während er den Deckel abhob, daß hier eine der vielen Perſonen ruhen werde, welche als vollkommen ſchuldloſe Opfer der Revolution fielen, ohne am Kampfe den geringſten Antheil gehabt zu haben. Aber wer beſchreibt mein Entſetzen, als nun der Deckel abgehoben war und eine hohe ſtattliche Frau leblos vor mir ausgeſtreckt lag, welche ich vor wenigen Jahren, als eine noch immer lebensluſtige Matrone in einer Geſellſchaft geſehen, die ſich an einem Winterabende aus dem Stegreif zuſammengefunden und die ſie durch ihre aufgeweckten Reden vortrefflich zu unterhalten verſtand.

„Rauhkopf!“ rief ich unwillkürlich aus, indem ich dieſe prächtige Geſtalt betrachtete. Meine Begleiter drangen nun in mich, ihnen von dieſer Frau zu erzählen, und da ich mich weigerte, ihr Geſchick, das neben wenigen heitern Tagen zwar auch viel traurige ihr gebracht hatte, aber doch weniger tragiſch als ihr Ende geweſen war, in den ernſten Hallen des Todes zu erzählen, folgten ſie mir raſch hinaus in's Freie unter den ſchönen blauen Märzhimmel, wo ich alſo zu erzählen begann:

„Es war am Faſtnachtstage des Jahres 1847 als ich bei nicht eben freundlichen Wetter einem der Thore

Berlins zuſchritt, um wenigſtens einige Augenblicke friſche Luft zu ſchöpfen. In der Nähe des Thores begegnete mir ein Bekannter, welcher ſich erbot mich zu begleiten, unter der Bedingung, daß es ihm geſtattet ſei, auf einen Augenblick zu einem ganz nahe wohnenden Freunde, mit dem er etwas zu verabreden hatte, hinaufzugehen. Ihn zu ſeinem Freunde, einen namhaften Publiciſten zu begleiten, lehnte ich ab, da ich mit dieſen perſönlich unbekannt war. Ich wartete alſo vor dem Hauſe auf meinen Begleiter. Bald aber kam dieſer mit dem Doctor herunter und beide luden mich dringend ein den Faſtnachts-Abend, der bereits hereinbrach, in der Wohnung des Doctors zuzubringen. Ich willigte ein, wir ſaßen bald auf deſſen Studirzimmer um den Tiſch herum und nicht lange darauf dampfte eine anſehnliche Punſchbowle vor uns.

Der Doctor füllte eben erſt die Gläſer zum zweiten Male, da öffnete ſich die Thüre und herein trat eine große und überaus ſtattliche Frau, deren alternde Züge noch die unverkennbarſten Spuren der Schönheit trugen. Ihr folgten zwei junge Mädchen, welche man leicht als ihre Töchter erkannte.

Die beiden Herren ſtanden raſch auf, gingen den

Dreien entgegen und grüßten ſie wie alte Bekannte. Ich bemerkte, daß ſie die ältliche Dame mit unverkennbarer Achtung behandelten, wie ſie denn in Geſellſchaft jüngerer und unbefangener Leute, welche noch nicht zu dem ſogenannten Philiſterium gehören einem jeden zu Theil zu werden pflegt, der durch ungewöhnliche Schickſale zu einer beſtimmten originellen Lebensanſchauung gelangt iſt und ſich das erworben hat was man eine „Perſönlichkeit“ nennt. Und ſie war eine ſolche Perſönlichkeit! Große Leidenſchaften blickten noch jetzt, wie verglimmend, aus ihrem majeſtätiſchen Auge uns an. Ihr Haar mußte einſt prächtig ſchwarz geweſen ſein, jetzt war ſchon gar manches graue darunter, noch immer ſchien es ihr ſchwer geworden zu ſein, die Fülle deſſelben vollkommen zu ordnen, ſo daß es etwas rauh und unordentlich ausſah. Wir wollen ſie daher auch nur gleich „Rauhkopf“ nennen, ein Name, den ihr, wie Ihr bald erfahren werdet, Niemand geringeres als der König von Preußen beigelegt hatte und auf den ſie ſich recht etwas zu Gute zu thun ſchien.

„„Entſchuldigen Sie — ſagte Rauhkopf zu dem Doctor — daß wir ſchon wieder kommen. Aber wir gingen hier eben vorbei und da wollten wir doch den Schlüſſel abholen, den wir vorgeſtern hier bei Ihnen vergeſſen haben. Daß er ſich gefunden hat, ſagte uns ſchon heute Ihre Frau Gemahlin, die ihre Droſchke einen Augenblick vor meinem Fenſter halten ließ, als ſie zur Eiſenbahn fuhr, um den Faſtnachtsabend bei ihren Eltern in ** zu verleben. Nun, und Sie, Herr Nachbar? Eine Mutter mit zwei Töchtern wird doch wohl einen Strohwittwer tröſten können. Doch Sie haben ſchon Herrengeſellſchaft, die Punſchbowle dampft auf dem Tiſche, Sie verſtehn ſich einzurichten als Strohwittwer, das lob' ich mir — aber darf ich um meinen Schlüſſel bitten? Mein kranker Mann wartet zu Hauſe auf uns, er iſt ganz allein, ich gehe einmal, wie Sie wiſſen, nicht ohne meine beiden Töchter aus.““

Trotz der Verſicherung, daß ſie Eile habe, ließ die „„Frau Nachbarin““ ſich doch mit ihren beiden Töchtern von dem Doctor auf das Sopha complimentiren. Von dieſen mochte die eine vierzehn und die andre ſechzehn Jahre alt ſein. Die vierzehnjährige war noch ein ſchüchternes Kind, das ſchweigend den Geſprächen der Geſellſchaft zuhörte; die ſechzehnjährige nahm in allen Punkten an der Unterhaltung Theil, obgleich ſich dieſelbe, durch den Doctor und durch Raubkopf geleitet ziemlich frei bewegte. Raſch waren noch drei Punſchgläſer herbeigeſchafft, welche der Doctor be-

bende mit ſeiner Kelle für Mutter und Töchter füllte. „Ja, ja, Frau Nachbarin — ſagte er, als er Rauhkopf das volle Glas hinſtellte — es iſt freilich kein Gebräu aus Champagner; auch haben wir hier keine Caſhmirſhawls zur Hand“ .... Rauhkopf aber führte raſch das Punſchglas an ihre durſtigen Lippen, und indem ſie es bald zum abermaligen Füllen hinhielt, ſagte ſie: „Spotten Sie nicht, Doctor, — das iſt Götterlabe“.

„Doch ich ſehe — fuhr ich fort zu erzählen — daß Euch die Anſpielungen des Doctors auf Rauhkopfs Lebensgeſchichte eben ſo neugierig gemacht haben als ich es an jenem Abende geworden war. So mögt Ihr denn ſogleich hören, was ich erfuhr, als Rauhkopf gegen zehn Uhr die Geſellſchaft verlaſſen hatte, in der ich noch einige Zeit mit meinem Begleiter verweilte.

Rauhkopf war die Tochter eines Kochs bei Friedrich Wilhelm III. Auf dem Hofe des altergrauen Berliner Schloſſes wurden damals von den Kindern der Schloßbewohner alle die beliebten Spiele geſpielt, welche Kinderherzen ergötzen. Man verſteckte und ſuchte ſich, man floh und verfolgte einander. Rauhkopf war bei dieſen Spielen beſonders wild und ausgelaſſen, und eben, weil ſie ſchon damals ſelten recht ſorgfältige Toilette gemacht hatte, rief der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV., der ſich ebenfalls auf's Lebhafteſte an dieſen Spielen zu betheiligen pflegte, die Tochter des Mundkochs, dieſe ausgelaſſene Dirne, welche bereits alle ihre Geſpielen und Altersgenoſſen durch ihre Größe überragte, nie bei ihrem wahren Namen, ſondern nannte ſie ſtets „Rauhkopf," ein Name, den in Berlin die oben mit ſtarken Borſten verſehenen langen Stangen führen, mit denen man die Spinngewebe in den Ecken der Gebäude ausfegt und deren in dem hohen alten Schloſſe beſonders viele im Gebrauch ſein mochten.

Aber Rauhkopf war ein bildſchönes Mädchen, und als ſie herangewachſen war verlobte ſich, obgleich ſie ohne alles Vermögen war, ein reicher Geſchäftsmann mit der Tochter des königlichen Mundkochs. Ihr Gatte war oft in Handelsangelegenheiten von Berlin abweſend, und ſelbſt wenn er hier war, konnte er ſeinem Weibe, das er leidenſchaftlich liebte, nur wenige Stunden widmen. Sein Geſchäft, das er ſchon in ſehr gutem Zuſtande übernommen, blühte. Ein richtiger Inſtinkt ſagte ihm, daß er auf die Treue ſeines Rauhkopf, dem er durch ſeine Heirath eine hervorragende Stellung in der Geſellſchaft gegeben hatte, unbedingt zählen könne. Er ließ daher auch ihre prächtige Natur ganz gewahren, und weidete ſich zuweilen ordentlich daran, ſie in einem Meer von Glanze zu ſehen. Er bewohnte ein reizend gelegenes Haus im Thiergarten, wo Rauhkopf in dem ſogenannten Geheimrathsviertel, das ſich ſonſt durch ſeine Stille auszeichnet, gar keck und luſtig hauſte. Jeden Abend verſammelte ſich um ſie ein Kreis von Anbetern, den ſie ſtets durch ihre glänzende Coquetterie zu feſſeln verſtand, nicht ſelten aber durch einen gewiſſen, ihrer wilden Natur eigenthümlichen bachantiſchen Frohſinn zu einem wahren Freudentaumel hinriß.

Eine Sommernacht hatte Rauhkopf einſt wieder in ihrem Hauſe mit ihrer Geſellſchaft durchtanzt. Ihr Gatte hatte an dem Balle Theil nehmen wollen, hatte ſich aber dann plötzlich entfernt, was auch diesmal den Ball nicht hinderte, zu dem die Einladungskarten bereits verſchickt waren.

Rauhkopf tanzte leidenſchaftlich die ganze Nacht hindurch, und erſt als das Frühroth bereits die Bäume überſtrahlte, nahm ihre Geſellſchaft von ihr Abſchied. Als ſie allein war, fühlte ſie, daß ihre Pulſe flogen und ihre Wangen brannten. Sie ergriff eine halbleere Champagnerflaſche, die auf einem Seitentiſche in dem ſtaubigen Ballzimmer ſtand, goß ihren Inhalt in ein gerade daſtehendes ſilbernes Gefäß, wuſch ſich damit das Geſicht, nachdem ſie ſich vergebens in dem Zimmer nach Waſſer umgeſehen hatte, und trocknete es dann mit einem Caſhmirſhawl, der nachläſſig hingeworfen auf einem Stuhle lag. . . .

An dieſen Morgen, wo Rauhkopf im vollſten Uebermuthe ihres Glückes daſtand, hat ſie ſich ſpäter oft erinnert und oft, wenn ſie ſpäter ſich in viel beſcheidener Geſellſchaft befand als diejenige war, welche nach jenem Balle in glänzenden Caroſſen von ihr hinwegrollte, oft wenn ſie an einem Glaſe braunen Gerſtenſaftes oder goldgelben Grogs ſich zu laben nicht verſchmähte, erzählte ſie von dem Caſhmirſhawl und dem Champagnerbade an jenem Morgen. . . .

Rauhkopf warf ſich bald darauf erſchöpft auf ihr Lager. Von ihrem Manne kam im Laufe des Tages die Schreckensbotſchaft an, daß der Bankerott eines großen auswärtigen Handelshauſes, mit dem er in der engſten Geſchäftsverbindung ſtand, für ſein eignes Geſchäft den Bankrott herbeigeführt habe. Erſt als im Laufe des Tages ſeine Bücher gerichtlich verſiegelt waren, kehrte er, furchtbar verſtört zu ſeiner erſchütterten Gattin zurück.

Rauhkopf bezog nun mit ihrem Gatten eine ſehr beſcheidene Wohnung in der Stadt. Von den Freunden und Freundinnen, welche ſich ſo zahlreich um ſie verſammelt hatten, ſo lange ſie ſich in Glück und Wohlſtand befanden, waren ſie bald vergeſſen. Ein kleiner Reſt ihres Vermögens, der ihnen geblieben, war bald aufgezehrt. Der ehemalige Handelsherr nahm nun eine kleine Schreiberſtelle an; als aber nach wenigen Jahren gichtiſche Anfälle ihn faſt fortwährend an das Krankenbette feſſelten und die ſchnell verarmte Familie ſich dem drückendſten Elende preisgegeben ſah, ſetzte Rauhkopf ſich hin und ſchrieb einen Brief an den ſeit Jahren zur Regierung gelangten König Friedrich Wilhelm IV., worin ſie ihn an ihre einſtigen Jugendſpiele erinnerte und ihn bat, ſie zu ſeinem „königlichen Oberhofrauhkopf" mit einem kleinen Gehalt zu ernennen. Der König erinnerte ſich ihrer auch in der That noch und wies ihr eine kleine Penſion an, von der ſie mit ihrem kranken Manne und ihren Töchtern lebte."

Das Uebrige hatten wir ſchon gemeinſam aus dem Munde des Leichenwächters vernommen. Rauhkopf hatte ſich während des Kampfes heimlich und diesmal ohne ihre Töchter aufgemacht, um ihren greiſen Vater, den Mundkoch des hochſeligen Königs, zu beſuchen, der in der Königsſtraße wohnte und um deſſen Schickſal ſie ſehr beſorgt war. Auf mannichfachen Umwegen war ſie bis vor ſeine Wohnung gelangt, etwa um dieſelbe Zeit, wo der König in einem Fenſter des Schloſſes zu einem neben ihm ſtehenden Manne die denkwürdigen Worte ſprach: „Sie ſehen, die Königsſtraße iſt mein.“ Eine furchtbare Gewehrſalve ertönte in dieſem Augenblicke, — Rauhkopf lag entſeelt vor der Thüre ihres Hauſes, in deſſen oberem Stock ihr Vater, der Mundkoch Friedrich Wilhelms III., wohnte.

Bei dem gemeinſamen Begräbniſſe aller derer, welche in der Märznacht von der Hand des Militairs gefallen waren, wollte es der Zufall, daß ich gerade derjenigen Abtheilung von Särgen folgte, in deren erſtem ſich Rauhkopf befand. Unter den leidtragenden Anverwandten, welche unmittelbar hinter den Särgen hergingen, erblickte ich die beiden Töchter Rauhkopfs, in deren Begleitung ſie damals am Faſtnachtsabende bei dem Doctor vorgekehrt war, um ihm ſein Strohwittwerthum zu verſüßen. Die ältere war prächtig aufgeblüht, ſeit ich ſie nicht geſehen, die jüngere entfaltete ſich eben wie eine herrliche Knospe.

Der König ſtand, während unten der ungeheure Leichenzug langſam-feierlich vorbeiſchritt, umgeben von ſeinen Miniſtern, auf dem Balkon des Schloſſes. Als Rauhkopfs Sarg kam, nahm er ſeinen Helm ab und verbeugte ſich vor ihm, wie er bei jedem Sarge that, mit dem eine neue Abtheilung des Trauerzuges begann. Den Helm aber behielt er in der Hand, bis die neue Reihe von Särgen vorüber war und die Leidtragenden kamen, ſo wie die andern Perſonen, welche ſich dem Zuge angeſchloſſen hatten. Als ich nun ſo den König ſich vor Rauhkopf verbeugen ſah, ſetzte ich ihr in Gedanken folgende Grabſchrift: „Hier begruben wir Rauhkopf, ein prächtiges Stück vom vormärzlichen Berlin. Eine Jugendgeſpiele des Königs, welcher er eine Penſion zahlte, nachdem ſie eine kurze Zeit hindurch, umſtrahlt vom Jugendglanze der Schönheit, herrlich und in Freuden gelebt hatte, fiel ſie in der Märznacht als unſchuldiges Opfer der Fehde zwiſchen Fürſt und Volk. Vor ihrem Sarge verneigte ſich ihr König, wie ſie an ſeinem Schloſſe vorbeigetragen wurde. Ihr iſt wohl, daß ſie die vormärzliche Zeit nicht überlebte. Leicht ſei ihr die Erde.“

3.

In der preußiſchen Nationalverſammlung.

Wenn Fremde auf die Tribünen in der conſtituirenden Verſammlung kamen, ſo fragten ſie in der Regel zuerſt, wo die Linke ſich befinde, dann nach dem Grafen Reichenbach insbeſondere, ſodann nach den Herren Stenographen und endlich nach den Miniſtern. Wir können dieſe nicht ganz logiſche Eintheilung der Verſammlung in den Graf Reichenbach, die Stenographen, die Miniſter und die Linke unſerer kurzen Schilderung nicht zu Grunde legen, verſprechen aber auf den Geſchmack des Publikums, wenn anders er noch derſelbe ſein ſollte wie damals, möglichſt Rückſicht zu nehmen.

Treten wir etwas zeitig auf der Tribüne ein, ſo werden wir jeden Morgen im Verſammlungs-Saale ſelbſt zuerſt einen ältlichen Bauer eintreten ſehen mit einem wackeren, klugen, verſtandigen Geſicht, das Haar in altväteriſcher Weiſe geſcheitelt. Er ſetzt ſich jedesmal mit ſichtlichem Behagen auf die Linke, und wir ſehen ſchon hieraus, wie aus den Fragen, welche man auf der Tribüne an uns richtet, wohin der Inſtinkt des Volkes ſich neigt. Die Linke! die Linke! Der bäuerliche Abgeordnete ſieht ſich bereits mit ſeinen drei Söhnen auf den Feldern jagen, er ſieht, wie ſein Knecht den Zehnten in die Scheune fährt, den er früher dem Ritterguts-Beſitzer geben mußte, er hört die Dreſchflegel klappern auf der Tenne, und ſie klingen ihm wie Glockenläuten. — Die Linke! die Linke! Da ſitzt er und ſieht die zinsfreien Felder grünen, er hört den Kuhhirten blaſen, ſieht ſein Vieh auf die Weide ziehen und vernimmt das Summen ſeiner Bienen in der Luft, die keinen Honigzins mehr geben; er ſieht vor ſich droben in den Bodenkammern mit weißem Leinen gefüllte Truhen zur reichen Ausſtattung ſeiner Töchter — und das alles wird er den bärtigen Männern verdanken, die hier neben ihm ſitzen. Zwar waren die Männer von der Rechten ebenfalls ſehr freundlich gegen ihn, ſo lange er noch dort drüben unter ihnen ſaß und es ſich zur Ehre anrechnete, mit denen, die ihm früher als Richter oder in ähnlichen Funktionen gegenüber geſtanden hatten, vertraulich zu verkehren; aber wer bürgt ihm dafür, daß ſie es ehrlich mit ihm meinen? Und wenn in ſeinem Dorfe noch das Jus primae noctis exiſtirte, — er würde nur die Linke für fähig halten, ihn davon zu erlöſen. Wir kannten Deputirte der Rechten, welche Tag und Nacht für ihre Kreiſe arbeiteten, faſt mit ſämmtlichen Urwählern daheim in Correſpondenz ſtanden, Begnadigungs- und Unterſtützungs-Geſuche beim Könige einreichten, um Dieſem und Jenem zu helfen, ſogar völlige Privat-Aufträge beſorgten und bei ſchlechtem Wetter in der Reſidenz umher liefen, um junge Wüſtlinge zu Gunſten eines verlaſſenen Mädchens in der Provinz zur Rede zu ſtellen, und die doch von denen, für welche ſie im Regen auf den Straßen der Hauptſtadt umher gerannt und in den Vorzimmern der Miniſter umher geſtanden, Mißtrauens-Vota bekamen, weil ſie gegen den Stein'ſchen Antrag geſtimmt. — — —

Mit mehr Capacitäten verſehen als die Rechte und verhältnißmäßig glänzend ausgeſtattet war das Centrum. Hier finden wir Rodbertus' kräftige Geſtalt, auf deſſen Geſicht die „Röslein der Ehren" in einer tiefen Narbe blühen. Der Mann dort im grünen Rocke, den wir leicht für einen Jäger halten könnten, iſt

v. **Unruh**, Regierungsrath aus Magdeburg. Dort jener kleine, wohlbeleibte Mann mit dem runden Geſichte und dem ſpärlichen Haare iſt Herr **von Berg**. Wir ſehen ihn mit ſpöttiſcher, verdrießlicher und faſt etwas tückiſcher Miene auf die Aeußerungen der Miniſter lauern; bald wird er langſam, wie ein trotziger Knabe, ſich nach der Rednerbühne hinbewegen und irgend eine kurze Bemerkung machen. Kommt ſeine Rede indeſſen in den rechten Fluß, und handelt er einen ſeiner würdigen Gegenſtand ab, ſo hören wir ihn mit Verwunderung in der monotonen, aber doch beredten Weiſe eines Predigers ſeine Gegner förmlich zu Boden donnern.

Einen ſeltſamen Contraſt mit Berg bildet **Uhlich**, der ehemalige proteſtantiſche Landpfarrer, welcher in Berlin in einem prächtigen Hauſe auf dem Pariſer Platze, neben den Geſandten faſt aller europäiſchen Großmächte wohnte. Höchſt gemüthlich langſam ſchlendert er der Rednerbühne zu und blickt nach beiden Seiten hin freundlich um ſich, wie wenn er durch die Kornfelder von Pömmelte ginge und ſeine in denſelben mit der Aerndte beſchäftigten Pfarrkinder freundlich grüßte. So ſteht er dann auch auf der Rednerbühne, wie wir ihn einſt als Reiſeprediger in der Provinz

Sachſen ſo oft ſahen, — nur der verwitterte Regenſchirm fehlt, den er damals ſtets unter dem Arme trug.

Ich erwähne noch aus dem Centrum Herrn Parriſius, Abgeordneten von Naumburg, weil derſelbe eine gewiſſe abſtrakte Gabe hatte, Anträge zu formuliren und daher in Amendements ſehr glücklich war. Seine Reden, mit denen er ſich ſehr verſchwenderiſch erwies, waren ſo ſaft- und kraftlos, daß ſie, trotz ihrer ganz ungewöhnlichen Kürze, doch in der Regel eine tödtliche Langeweile zur Folge hatten. — Höher ſtand Herr Blöm, der ihm im Allgemeinen ähnlich war, weil er wenigſtens bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. als es ſich um die Angriffe auf das deutſche Parlament handelte, etwas lebendig wurde.

Jacobi, der einzige im beſſern Sinne des Wortes populäre Mann in der ganzen Kammer, ſaß dort auf der äußerſten Linken. Ihm iſt das an und für ſich beneidenswerthe Loos zu Theil geworden, immer in den vorderſten Reihen der Freiheitskämpfer zu ſtehen, und wir dürfen es nicht für Unehrlichkeit halten, wenn wir ihn, der zuerſt für eine preußiſche Verfaſſung ſeine Stimme erhob, jetzt unter denen erblickten, welche kein Hehl daraus machten, daß ſie republikaniſchen Beſtrebungen nicht fremd ſeien. Es liegt dies jedenfalls tief in ſeinem rein negativen Weſen begründet, vielleicht auch, wie man vermuthet hat, in der iſolirten Stellung, die er bis zu dem völligen Umſchwunge der Dinge als Jude einnahm, und die es ihm ſogar unmöglich machte, in den vereinigten Landtag, wo er wahrlich nicht hätte fehlen ſollen, einzutreten. Selbſt in ſeinen „Vier Fragen eines Oſtpreußen“ kehrte er das Prinzip, das er eigentlich vertrat, das ſtändiſche nämlich, nur als Waffe gegen die Regierung heraus, er ſelbſt aber war im Weſentlichen ſchon über die von ihm angeregte Oppoſition hinaus. Wenn unter dieſen Umſtänden der Erfolg ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit nur um ſo mehr zu bewundern iſt, ſo dürfen wir doch auch nicht vergeſſen, daß dieſe Oppoſition ohne ſchöpferiſche Kraft war, daß ſie uns die Revolution nicht erſpart hat, ja, daß ſie ſelbſt vielleicht trotz ihrer Zahmheit nach den Elementen, welche ſie in ſich ſchloß, uns ſtatt einer durch ruhige, aber ſichere Entwickelung erzeugten Verfaſſung die Revolution vom 18. März gegeben hat. — Jacobi's Einfluß war beſonderer Art, und es möchte in der Geſchichte der Parlamente kaum vorgekommen ſein, daß er ſo entſchieden einem Privatmanne zu Theil wurde, der die Gabe der Rede, welche hier eigentlich allein entſcheidend ſein ſollte, gar nicht beſitzt. Und es iſt dies nicht etwa nur ein Mangel an Rhetorik bei Jacobi, nein, es fehlt hier überhaupt alles Hinreißende und Bewältigende.

Die Anſpruchsloſigkeit dieſes mächtigen Parteihauptes wird einen Jeden für ihn einnehmen. Wir können uns mit dem Politiker Jacobi nicht durchaus befreunden, aber wir freuen uns der tiefen Humanität, die in ſeinem ganzen Weſen liegt und welche keineswegs alle ſeine Parteigänger mit ihm theilen. Als man nach dem erſten großen Siege der Linken am 7. September auch Jacobi von der Nationalverſammlung aus im Wagen nach Hauſe fahren wollte, gerieth dieſer in den eigenthümlichen und, wie wir meinen, für ihn höchſt charakteriſtiſchen Widerſpruch, daß er als Menſch Bedenken trug, von dieſer Ehrenbezeugung, bei der eine Anzahl ſeiner Mitmenſchen eine ſo eigenthümliche Rolle hätte ſpielen müſſen, Gebrauch zu machen, während er als Parteihaupt ſich gewiſſermaßen dazu verpflichtet fühlte. Er ſoll daher den Anhängern der Linken, welche ihm ſtatt der Droſchken-Pferde dienen wollten, geſagt haben: „Meine Herren, wenn es Ihnen einerlei iſt, mir wäre es lieber, wenn ich zu Fuß nach Hauſe gehen könnte.“ Das Volk beſchloß hierauf, das humane Bewußtſein unſeres Politikers zu ſchonen, und Jacobi — durfte zu Fuß nach Hauſe gehen.

4.

Aus meinem Tagebuche.

Berlin, Ende September 1848.

Ich hatte einen Spaziergang nach Charlottenburg gemacht. An dem Zollhauſe in der Mitte des Weges ſtand ein kleines Mädchen, das eine große ſchöne Herbſtblume feſt in der Hand hielt, als werde es ſie nun in ſeinem Leben nicht wieder von ſich laſſen, nachdem es dieſe Blume gefunden. Iſt das ſtolze demokratiſche Berlin ſo arm an Blumen, dachte ich, daß die Kinder vor Freuden ſeltſame Grimaſſen ſchneiden, wenn ſie im Thiergarten eine ſolche finden? Etwas weiterhin, abſeits von der Straße, begegneten mir in den Laubgängen ſechs Knaben, jeder hatte ein fliegendes Blatt in der Hand, von dem ſie ein bluttriefendes Republikanerlied abſangen. Iſt Berlin ſo ernſt geworden? Ich verließ die dunklen Gänge und kehrte nach der

Straße zurück, welche ſo gerade wie ein Pfeil von Berlin nach Charlottenburg geht und nur bei jenem Zollhäuschen nothgedrungen eine kleine Wendung macht. Und ſiehe, in der Mitte der ſtaubigen Heerſtraße ſchreiten drei Handwerksburſchen hin, kümmerlich und mit den Ranzen ſchwer beladen, aber luſtig und guter Dinge nach alter Sitte, und ſingen:

„Grad' aus dem Wirthshaus
Komm' ich heraus,
Straße, wie wunderlich
Siehſt du mir aus!"

O, grüß' Euch Gott viel tauſend Mal, Ihr wackeren Romantiker, die Ihr der Stadt Arnims, Brentano's und des alten ſchrullenhaften Fouqué noch mit Geſange naht! Ein kräftiges Volksleben ſtirbt nicht aus unter Gottes freiem Himmel, ich weiß es wohl, und „Michelken in de Provinzen", der ſein Bündel ſchnürt, um in der Hauptſtadt ſein Glück zu machen, ſorgt dafür, daß es auch in der Hauptſtadt noch nicht vergeht. Aber doch bewundere ich Euch, daß Ihr ſo freudig und zuverſichtlich Euch der Siegesgöttin über dem Brandenburger Thore nähert. Einen Schatz fändet Ihr drinnen wohl noch, aber wird der demokratiſche Frauen-Verein ihm Zeit laſſen, mit Euch zu koſen? O, kehret um, ehrliche Burſche, Ihr ſeid in der Hauptſtadt doch nur ein „überwundener Standpunkt“, und deren giebt es dort ſchon viele. Nur Einen Ausweg giebt es für Euch: Ihr müßt Euch verſammeln! verſammeln — mit Andern natürlich — um jeden Preis, und wenn Ihr auch Blaſen unter den Füßen habt, wenn Ihr todtmüde, wenn Ihr todtkrank ſeid! Wer ſich verſammelt, bleibt möglich. In den Verſammlungen liegt das eigentliche Heilmittel für alle Leiden der Zeit! O, es ſind gute Menſchen in den Volks-Verſammlungen! Was Ihr wollt und beantragt, das werden ſie beſchließen — ſie haben ein gutes Herz und können nichts abſchlagen. Habt Ihr kein Brod: Ihr müßt Brod haben, beſchließen ſie; habt Ihr keine Freiheit: Ihr ſollt frei ſein, decretiren ſie, und über ihnen lächelt der blaue Himmel, und über den Sternen wohnt ein guter Gott, und er thut ihnen den Willen, wenn auch die Thorheiten der Menſchen es ihm lange unmöglich machen.

Der ausgedehnte Gebrauch, den man von dem Verſammlungsrechte zu machen geneigt iſt, iſt in der That das, was in Berlin zuerſt auffällt. Denn abgeſehen davon, daß man namentlich Abends ſelbſt auf den Straßen der Stadt leicht auf ſtehende Verſammlungen ſtößt, wenn dies nicht ſchon, indem man ſich der Stadt näherte, vor dem Schönhauſer oder Brandenburger Thore geſchehen iſt, ſo ziehen doch die zahlreichen Ankündigungen von Verſammlungen an den Straßenecken die Aufmerkſamkeit auf ſich. Von den eleganten Räumen des Mielentz'ſchen Saales, wo der conſtitutionelle Club ſeine Sitzungen hält, bis hinab zu der ärmlichſten Kneipe, wohin die Berliner Gasbeleuchtung nur ein trübes Flämmchen verſendet, überall finden Abends Verſammlungen Statt. Da verſammeln ſich die in Berlin anweſenden Freiſchärler, deren Zuſammenkünfte das Edelwild ſind unter den Verſammlungen, der Pommern-Verein für Wahrheit und Recht, die Goldſchmiede, die Droſchken-Fuhrleute verſammeln ſich — doch ehe wir uns ſelbſt mit einem oder dem andern von dieſen Vereinen verſammeln, werfen wir noch einen Blick auf das Straßenleben Berlins.

Man kann ſehr zweifelhaft darüber ſein, wie weit die durch den 18. März herbeigeführten Veränderungen in Preußen ſich erſtrecken; nur darüber werden Alle einig ſein, daß auf dem Straßenpflaſter ſelbſt, auf dem die Barricaden geſtanden haben, eine totale Umwälzung Statt gefunden hat. Hier iſt ein Volksleben in der Nacht des 18. März aufgeſchoſſen, von dem die Schulweisheit des Polizeiſtaates unter Friedrich Wilhelm III. ſich nichts träumen ließ, ein Volksleben ganz beſonderer Art, das zwar viel beſſer iſt als die frühere Oede, welches aber nur Herr Oppenheim naiv finden kann. Saht Ihr je das Volksleben im Prater zu Wien, ſaht Ihr Glücklichen das Treiben der Gondoliere, ſaht Ihr die Lazzaroni unter dem blauen Himmel Italiens? Ach, ein ſolches Volksleben iſt das Berliner nicht! Naive Züge werdet Ihr nicht entdecken, es ſei denn, daß Ihr dort den Mann mit dem echten Berliner Geſicht im Schlafrocke naiv fändet, der auf der Linken ein kleines Kind, in der Rechten aber eine „große Weiße“ (auch „kühle Blonde“ genannt) über die Straße trägt, woran die kleine künftige Weißbiertrinkerin auf der Linken vergnügt mit den Fingern ſpielt. Auch daß man vor dem Schauſpielhauſe, in dem die National-Verſammlung gehalten wird, nachdem Stein am 7. September die ſouverainen Urwähler, die ihm ſtatt der Hengſte von Andaluſien dienten, aufgefordert hat, ſich öfter dort zu verſammeln — daß man dort, wenn drinnen wichtige Gegenſtände verhandelt werden, Würſte auf dem Karren braten und Schnäpſe ausſchenken ſieht, mag als Zeichen eines naiven Volkslebens betrachtet werden; wenigſtens wäre es ſehr boshaft, wenn man es im Gegentheil nach der Schiller'ſchen Eintheilung ſentimental nennen wollte. Im Ganzen aber — und dies mögen die Berliner immerhin für ein Lob nehmen — wiegt in dieſem Volksleben das geiſtige Bedürfniß vor dem ſinnlichen und das Verſtandes-Element vor dem gemüthlichen ſo ſehr vor, daß weder von Naivetät noch Sentimentalität, ſondern nur von Reflexion die Rede ſein kann. Selbſt wenn wir uns zu Spargnapani hineinretten, ſo verfolgt uns noch dort durch die geöffnete Thür der Ruf der fliegenden Buchhändler: „Die Todten an die Lebenden! Die Todten an die Lebenden!“ — „Die ſcharfe Kugel in der Bruſt, den Schädel breit geſpalten!“ u. ſ. w. Auch fehlen nicht die Ausrufer der Plakate des Preußen-Vereins, welcher, wo möglich ſchon in der Ueberſchrift, durch eine Verwechſelung des Accuſativ und Dativ ſeinen märkiſchen Patriotismus documentirt. Ich habe eine Reihe von Titeln ſolcher Plakate geſammelt, wobei natürlich die Maſſe des ganz Witz- und Geiſtloſen, wenn nicht gleichſam eine gewiſſe Stimmung darin liegt, oder wenn es ſich nicht durch eine beſondere Grobheit von ſelbſt eine Beachtung zu ſichern weiß, ganz unberückſichtigt blieb, und ich zeichne ſie auf als einen, wenn auch nur fragmentariſchen, Beitrag zur Culturgeſchichte Berlins.

Es ſind folgende: „Michelken in de Provinzen wirſte denn jar nich klug? Ein ſehre offenes Wort von Aujuſt Buddelmeyer, Tajesſchriftſteller mitn jroßen Bart“ — „Die Freiheit is in't Waſſer jefallen, ik hab ihr hören plumpen und wär ik nich hinzu jeſprungen, ſo wäre ſie verdrunken.“ — „Is Preußen det Volk? Is Scharlottenburch det Volk? Sind Conſtabler det Volk? Is Berlin det Volk? Sind de Studenten det Volk? Oder aber is Deutſchland det Volk?“ — „Der Jeiſt des 3. Aujuſt.“ (Enthält einen Holzſchnitt, welcher Friedrich Wilhelm III. im bürgerlichen Rocke, aber mit der Militärmütze darſtellt. Darunter ſtehen, diesmal aus Reſpekt für den verſtorbenen König ausnahmsweiſe im richtigen Hochdeutſch die Worte: Ich grüße dich, mein braves Volk, aus meinem ſtillen Grabe; bau rüſtig fort, was ich mit dir bereits begonnen habe.) „Nu jrade een Hurrah für den Prinzen von Preußen!“ — „Wer will huldijen? ik nich, wer noch?“ (Hierauf drei Soldaten mit großen Flinten und wüthenden Geſichtern.) „Ik will wiſſen, wovor de olle Fritze gelebt hat! Antwort! Warum hat der olle Fritze Schleſien erobert?“ (Gegen den Reichsverweſer.) „Der alte Fritz an ſeine lieben Berliner.“ (Von deutſcher Geſinnung.) „Die Theekeſſels in Frankfurt ſind an den janzen Scandal ſchuld!" (Hierauf eine Reihe von Theekeſſeln mit menſchlichen Geſichtern.) „Conſtablers Freuden und Leiden. Jeſchildert in einem Briefe an ſeine Jelübte." — „Geſpräch zwiſchen dem deutſchen Reichs-Adler und dem preußiſchen Adler. Belauſcht und zu Protokoll gegeben von einem Conſtabler." — „Reaction, verzieh dir! du biſt ſchief gewickelt!" (Mit einem Holzſchnitte, der drei ſchief gewickelte Wickelkinder darſtellt, in welchen man einen Geiſtlichen, einen Officier und einen Bureaubeamten erkennt.) „O Schulze aus Wanzleben, warum haſt du uns des gethan?" (Hierauf drei Officiere mit verzweifelten Geſichtern.) „Stillgeſtanden, reactionaire Officiere! zum Abmarſchiren richt Euch! kehrt! marſch!" (Mit einem ähnlichen Bilde.) „Geſpräch zwiſchen Herrn Held, dem wackern Kämpen für Freiheit und Recht, und Herrn von Katte, dem Präſidenten des Preußen-Vereins, wie ſolches Statt gefunden hat auf Veranlaſſung der Demokraten-Intrigue des berühmten Fräuleins Oho von Haha *)." — „Allerliebſter Herr General Druſ! Man nich widder Kardätſchen! Petition von die bekannten lieben Berliner." (Mit dem Bilde von drei Berlinern, die zwiſchen zwei Kanonenläufen ſtehen.)

---

*) Ottilie von H . . . .

Wir treten auf einen Augenblick in den berühmten Linden-Club. Eine Droſchke, welche vor uns her über die Linden hinwegfährt, da, wo dieſe von der Friedrichſtraße durchkreuzt wird, macht uns Platz. Wer hier mit einem Nachbar ſehr eifrig ſpricht und dabei geſticulirt, um den ſchließt ſich ſofort ein Kreis von Leuten, die auf die Fußſpitzen treten, um ihn zu ſehen, und das Ohr hinhalten, um ihn zu hören. Der lauſchende Berliner beachtet in ſolchen Augenblicken gar nicht die verlockende Sirene, welche ſich, ſcheinbar ebenfalls eine aufmerkſame Zuhörerin, ganz dicht an ihn anſchmiegt und ihr Lockenköpfchen ſeinen Wangen ganz nahe bringt. Bald tänzelt ſie hinweg (und wären es Regeln der ſieben Weltweiſen, welche ſie unter den Linden vernommen, ſie würde ſie getroſt in den Wind ſchlagen), um irgendwo „in einem Thal bei jungen Hirten“ aufs Neue zu erſcheinen.

Gegenwärtig hat der Umfang des Linden-Clubs bereits ſehr abgenommen; ja, wenn nicht irgend eine beſondere Veranlaſſung ihn zahlreich macht, ſo pflegt er nur aus Gaſſenbuben zu beſtehen. Seit die Conſtabler ihn in Ruhe laſſen, hat er den Reiz des Pikanten verloren. Seine Glanzperiode erlebte der Linden-Club in den Tagen vom 1. bis zum 6. Auguſt, vielleicht auch ſchon im Juli. Er hatte die Forderung, daß Preußen in Deutſchland „ufgehn“ ſolle, zu der ſeinigen gemacht. Am 3. Auguſt, wo die ſpecifiſch preußiſche Reaction vom Volke überwacht wurde, ward der ſonſt erſt Abends ſich verſammelnde Linden-Club ſchon in aller Frühe eröffnet, und da der Berliner ohnehin aus alter Gewohnheit noch immer den 3. Auguſt zu feiern geneigt iſt, ſo reichte er an dieſem Tage vom Brandenburger-Thor bis herab zur Univerſität. Alle Spaziergänger blieben ſtehen, weil ſie entweder in Geſpräche verwickelt wurden oder die Haltung des Volkes beobachteten. Auch fehlte es nicht an maleriſchen Gruppen: an das Gitter des Univerſitätshofes hatten ſich z. B. ein Jude, ein Pole und ein Rehberger angeklammert, um Hochs für die Studenten auszubringen, welche die von der Univerſität wehende preußiſche Fahne durch einen Anſchlag desavouirten. Doch, wie geſagt, auch der Linden-Club hat ſeine Zeit gehabt. Als ich an einem der letzten Abende an der verhängnißvollen Stelle die Linden paſſirte, fand ich nur noch eine einzige kleinere Gruppe, welche ſich um einen tief in ſeinen Mantel gehüllten Mann verſammelt hatte, der ſo groß war, daß er weit über ſie hinwegſah. Ich trat denn auch hinzu und hörte mit Verwunderung, daß er der lauſchenden Menge entwickelte, welchen Segen recht zahlreiche Klöſter über das Land brächten. Man hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu, und ſeine Rede ſchien zu gefallen. Er ſei aus dem Kreiſe, welchen der Abgeordnete Gladbach in Berlin verträte, ſagte er; dort würden 1500 Menſchen täglich von Einem Kloſter geſpeiſ't.

Endlich fand ſich ein Berliner, der ihm antwortete: Im Gegentheil, die Klöſter ſaugen das Land aus. Sein Vetter, entgegnete der Rheinländer, ſei einer der reichſten Bauern zu Hauſe; aber er wiſſe nicht, daß dieſer jemals einen Heller zu dem Kloſter gegeben habe. Und ob denn nicht der Wohlſtand da am größten ſei, wo die meiſten Klöſter exiſtirten? Das wurde dem Berliner zu toll. Er kümmerte ſich gar nicht mehr um die materielle Wohlfahrt, um die es ſich eigentlich handelte, ſondern ſtemmte die Hände in die Seiten und rief: „Was! die größte Wohlfahrt da, wo das Volk noch vom Clerus ſich leiten läßt?“ Und nun folgte ein kurzer Abriß der Kirchengeſchichte ſeit dem Auftreten Luther's und eine Schilderung des früheren Zuſtandes der katholiſchen Kirche. Der Rheinländer ſtand während deſſen ganz ruhig da und wartete auf das Ende, wie einer, der Zeit hat. „Das lieſ't man ja in jedem

Roman", ſagte er zuweilen. Als aber der Berliner geendet hatte, ſagte der Rheinländer, das Wort gelaſſen wieder aufnehmend: „Damit ſtimme ich ganz überein. Auch ich bin kein Freund des Clerus. Ich behaupte nur, daß die Klöſter den meiſten Wohlſtand verbreiten." Und ſo ging das Geſpräch im Linden-Club fort, während die Zuhörer immer kamen und gingen. Auch Soldaten ſieht man neuerdings oft im Linden-Club, beſonders ſeit das Militär in Potsdam unter ſich die Revolution nachgemacht hat, gleichſam wie die Gymnaſiaſten auf den einſam in den Feldern und Wieſen liegenden, von der lebhafteren Verbindung mit dem Menſchengeſchlecht abgeſchnittenen ſächſiſchen Fürſtenſchulen unter ſich Tänze aufführen, die Alles ſind, nur eben — keine Tänze! So ſieht man nicht nur unter den Linden, ſondern an allen belebteren Plätzen auf den Straßen Berlins wohl zu jeder Tageszeit einen einzelnen Soldaten ſtehen. Der Soldat erzählt ruhig Geſchichten aus dem Gamaſchendienſt, er erzählt, wie der Lieutenant und der Unterofficier ſich gegen ihn benimmt, er erzählt, wie viel Verwandte er zu Hauſe hat, und ob ſie ohne ihn leben können, beſonders ob er einen Bruder hat, der auch Soldat werden müſſe. Namentlich ſieht man ältliche, aber noch rüſtige Berliner

Bürgersfrauen ſich gern und angelegentlich in mütterlicher Weiſe mit den rothbäckigen, zwanzigjährigen Söhnen der Provinz unterhalten, denen es aber auch, wie ſich von ſelbſt verſteht, bei dem jüngeren weiblichen Geſchlechte keineswegs an Theilnahme fehlt. Mit den eigentlichen „Civiliſten“, d. h. den männlichen, dagegen kommt der Soldat ſehr ſelten in ein ordentliches Geſpräch. „Man merkt die Abſicht, und man iſt verſtimmt.“ Der Demokrat will nur den Soldaten belehren; dieſer aber, der Zwanzigjährige, iſt noch immer froh, daß er dem Schulmeiſter entlaufen iſt, und kennt nur den Einen Wunſch: die ſüßen Flegeljahre des menſchlichen Daſeins ſo gut, als es mit der ſtrengen Diciplin vereinbar iſt, zu genießen. Er mißtraut denen, welche meinen, die Kanonen müßten mit abſtracten Ideen geladen werden.

Auf den 17. Sept. war eine Volksverſammlung zur Berathung militäriſcher Angelegenheiten angeſetzt, zu der die Soldaten ausdrücklich eingeladen waren. Sie hatten ſich in der That zahlreich eingefunden, ſtanden aber, wie immer bei ſolchen Gelegenheiten, ruhig und faſt theilnahmlos da und die Neugier ſchien denn doch bis jetzt am Meiſten bei ihnen hervorzutreten. Der erſte Redner war ein Doctor der Philoſophie, deſſen bilderreicher Vortrag von ihnen nicht ganz verſtanden zu werden ſchien. Unter den übrigen Rednern befand ſich auch der greiſe Nees v. Eſebeck. Er betrachtet das Militair als eine „freie Vereinigung von Kriegskünſtlern", vergleicht das Verhältniß der Officiere zu den Soldaten mit dem eines Capellmeiſters zu ſeinen Muſikanten, und iſt eben kein Freund der militairiſchen Subordination. Im Allgemeinen laſſen ſich die Redner, welche in den Volksverſammlungen ſprechen, in drei Klaſſen eintheilen. Die erſte Klaſſe bilden die demokratiſchen Doctrinairs; ſie reden ſelten und nur, wenn beſtimmte Zwecke es erheiſchen. Auf das ſogenannte Auf- und Abwiegeln laſſen ſie ſich nicht ein, wie denn namentlich die beruchtigten „Beruhigungsreden", bei denen niemals ein Zuhörer weiß, was der Redner will, denjenigen Volksrednern, welche am tiefſten ſtehen, aber darum durchaus nicht überflüſſig ſind, überlaſſen bleiben. Die zweite Klaſſe füllt Herr Held mit ſeiner confuſen Halbbildung allein aus. In die dritte Klaſſe gehören die eigentlichen „Männer aus dem Volk", an denen das Charakteriſtiſche iſt, daß ſie ſpecifiſche Berliner ſind. Da iſt z. B. der Kaufmann Müller, der Präſident des ſouverainen Linden-Clubs, der zu dieſer letzten Klaſſe gehört; ſo wie er die Rednerbühne beſteigt, grinſt er das Volk an und behandelt es überhaupt in ſeiner witzelnden Manier ganz wie ein Commis, der einem Dienſtmädchen ein Loth Kaffee verkauft. Und das gefällt nun dem Berliner.

In dieſelbe Klaſſe gehörte auch der Conditor Karbe, ein Mann mit einem langen ſchneeweißen Barte und dumpfer Stimme, der ſeinem Ausſehen nach durchaus mit Niemand anders verglichen werden kann als mit dem alten Moor in den Räubern. Wenn Karbe ſeine Weisheit auskramt, ſo hört man zuweilen einen im Anhören ſeiner Rede verſunkenen Berliner dieſe durch den Ausruf unterbrechen: „Dat ſag ick!“ So hört' ich ihn noch neulich — am 25. Sept., wo er eben erſt aus dem Gefängniſſe gekommen war — reden, wie er mit matter, kaum vernehmbarer Stimme ermahnte: man ſolle nach Hauſe gehen, und in ſeinem Hauſe ſolle ein jeder ſein eigner Konſtabler ſein; er wandte den Blick zum Himmel, und ſetzte hinzu: Wenn es dahin erſt gekommen, ſo würde die Welt keiner Polizei und keiner Konſtabler mehr bedürfen. Der alte Conditor Karbe glaubt feſt an den endlichen Sieg der Freiheit, er iſt religiös und ſpricht ſehr oft von Gott mit den Berlinern, der liebenswürdige Schwärmer! Kein anderer unſerer Demagogen kann ſich an Gefühl mit ihm meſſen. Während daher Held und Lindenmüller jeder nur von einer Schaar Gaſſenbuben begleitet über den Gensdarmenmarkt ſchritten, trug das dankbare Volk dieſen alten Mann in derſelben Weiſe wie die Weiber von Weinsberg ihre Männer trugen, d. h. huckepack, in eine Droſchke, ſpannte die Pferde aus und zog ihn nach Hauſe. Es lag viel Uebermuth darin, man hatte ihn offenbar zugleich zum Narren, indem man ihm eine Ehre anthat, und es ſollte mich gar nicht wundern, wenn dieſe ehrwürdige Geſtalt einmal bei ſolcher Gelegenheit das Leben einbüßte. Hätten doch alle begabten Männer, die gegenwärtig hier, in Frankfurt oder ſonſt wo den Ruhm der Popularität als das Höchſte erſtreben, das Gefühl der Leere mit empfunden, das gewiß alle Gebildeten empfanden als ſie den Wagen mit dem Conditor Karbe vom Volke gezogen die Markgrafenſtraße hinabrollen hörten!

Den Uebergang von dieſen Volksgeſtalten zu den vornehmern Demokraten bildet, wie ſchon bemerkt, Herr Held. Wenn der Kaufmann Müller durch ſeinen Eckenſteherwitz dem Berliner imponirt, ſo imponirt ihm der Redacteur der ehemaligen Lokomotive doch ſchon durch einen engen Kreis beſtimmter Vorſtellungen, der freilich ſeine Zauberkraft verlieren würde, wenn er etwas weiter gezogen wäre. „Meine Idee“, ſo heißt ein Plakat von Held, und dieſe Eine untheilbare Idee des Herrn Held hat bei dem Volke ihr Glück gemacht, obgleich ſie die Gebildeten ſchon durch ihre Ueberſchrift an die Anekdote erinnert, nach der die Profeſſoren und Studenten in Greifswalde, wenn ſie einen Studenten vorübergehn ſehn, in freudiger Bewegung ſich zurufen ſollen: unſer Student! Ein ſehr eigenthümliches Schauſpiel gab uns Herr Held am 10. September, wo er in dem Thiergarten ungeheure Volksmaſſen zuſammenberief, um ſie zu Gericht ſitzen zu laſſen über einen Streit zwiſchen ihm und den vornehmern Demokraten, welche ihn der Achſelträgerei beſchuldigten, weil er in einem Plakate das Volk gebeten hatte ſich ruhig zu verhalten. Natürlich fiel die Entſcheidung zu ſeinen Gunſten aus. In ſeiner Rede unterſchied Held ſehr ſcharf zwiſchen denjenigen Demokraten, welche nichts weiter wüßten als Losſchlagen, welche nur zu herrſchen und zu decretiren verſtänden, und ſich im Grunde nicht um das Volk bekümmerten und zwiſchen ihm ſelbſt, der ſich ganz dem Volke hingebe, das Blut des Volkes möglichſt ſchone u. ſ. w. Eine ſolche Zärtlichkeit der Demagogie für das „dumme Volk“ der lieben Berliner war ganz unerhört, der Pöbel zeigte ſich gerührt und liebkoſte den menſchenfreundlichen Demagogen mit Bravo und Hurrahrufen, und weigerte ſich in jenem Augenblicke entſchieden ſeine Gegner, dieſe Blutſauger, zu hören. Ein lang entbehrtes Gefühl der perſönlichen Sicherheit überkam das ſouveraine Volk, das immer noch einmal von der einen oder der andern Seite her als Kanonenfutter gebraucht werden könnte, es fühlte ſich ſo wohl in ſeiner Haut und drängte ſich immer dichter und dichter an den Redner heran.

Held alſo wird vom Volke — trotz einer gewiſſen Bildung — noch tolerirt. Nicht gegen alle gebildeteren Perſonen jedoch iſt das Volk ſo gnädig, und Mancher vermag ſich nicht einmal dadurch Gehör bei ihm zu verſchaffen, daß er ſeine ganze Menſchenwürde vor dem goldenen Kalbe der Volksgunſt in den Staub wirſt. So kroch eines Tages ein ſchmächtiger junger Mann auf die Rednerbühne, welcher mit einer gewiſſen götzendieneriſchen Wolluſt erklärte, „er ſtelle ſich unter die Volks-Juſtiz“. Vergebens! er erhielt nicht einmal die für dieſe wahnſinnige Aeußerung wohlverdienten Ohrfeigen von den ſchwieligen Händen der Arbeiter und mußte abtreten, ohne auch nur zu Worte gekommen zu ſein.

Dahingegen ſchenkt das Volk denjenigen Sprechern, deren Ruf aus dem demokratiſchen Club zu ihm gedrungen iſt, bereitwillig in den Volks-Verſammlungen Gehör; die Worte des Aſſeſſors Schramm ziſchen und pfeifen wie Flintenkugeln an ſeinem Ohre vorbei, und Edgar Bauer, der „Candidat der Theologie“, erndtet für ſeine im allerhohlſten Kanzeltone vorgetragenen radicalen Ideen lebhaften Beifall.

Ich faſſe jetzt noch zwei der Clubs, welche in geſchloſſenen Räumen abgehalten werden, ins Auge.

Der Homeros der Berliner Vereinswelt, der Verfaſſer der Schrift „Die Clubs und Volksverſammlungen Berlins bis zum Linden-Club hinab oder vielmehr hinauf“, ſtellt vom demokratiſchen Partei-Standpunkte aus folgenden Vergleich an zwiſchen dem conſtitutionellen und dem demokratiſchen Club: „Fern von jener merkwürdigen, aus den alten Zeiten herübergekommenen, vornehmthuenden Eleganz des conſtitutionellen Clubs, ſucht dieſer in der Vervollkommnung rein demokratiſcher, aber feſter und würdevoller Erſcheinung zugleich in ſich ſelbſt das Bild eines rein demokratiſch freien, aber wohlgeordneten Staates im Kleinen zu erſtreben, ohne von außen angelegten Zwang, durch keine zwitterhafte Etiquette, ſondern durch mächtige Ausbildung von innen heraus. Man kam nicht zuſammen“ — ſagt der Verfaſſer vom demokratiſchen Club —, „um einen Club zu bilden, ſondern der Drang der Zeitumſtände zu ſchneller Berathung und Bethatung (!) hat die Mitglieder, wie der Wind, zuſammengetrieben und zuſammengehalten. Sie bildeten einen Club, man möchte ſagen: mehr eine permanente als in regelmäßigen Sitzungen wiederkehrende Verſammlung, noch ehe ſie daran dachten, einen regelmäßig wiederkehrenden Club zu bilden, deſſen Entwickelung kein aus der Taſche gezogenes Papier beſtimmt, deſſen Wirkſamkeit ſich daher auch mehr nach innen concentrirt, als ſich in prunkender Selbſtgefälligkeit nach außen darlegt, wie dies der conſtitutionelle Club in unausgeſetzten maleriſchen Berichten von ſich ſelbſt thut." Derſelbe ſagt ferner: „Der conſtitutionelle Club iſt gemacht, um dem Hochdünkel gewiſſer, früher mit Auszeichnung genannter Perſonen zu genügen, zu glänzen und zu blenden. Er iſt gemacht und darum ein unfruchtbares Zwittergeſchöpf, von keiner Begeiſterung getragen, kalt angehaucht von Verſtandesglätte. Seine Mutter iſt die Convenienz, ſein Vater der abſtrakte Gedanke."

5.

In Wien.

Ich unterbreche hier die Mittheilungen über Berlin, da ich mich zu Anfang des Octobers von Berlin nach Wien begab und den Leſer einladen muß mir dahin zu folgen. Da ich die Ereigniſſe, deren Zeuge ich damals in dieſer Stadt war, ſchon im zweiten Abſchnitte meines Buches „Aus dem Kaiſerſtaat" *) zu ſchildern verſucht habe, ſo gebe ich hier, um jede Wiederholung gewiſſenhaft zu vermeiden, wenig mehr als einige allgemeine Betrachtungen über den damaligen Zuſtand von Wien.

Wenn man jetzt an die Octoberrevolution zurückdenkt, ſo kann man ſich nachträglich des Staunens über

---

*) Wien, Carl Gerold, 1849.

die Zuſtände, deren Augenzeugen wir in Wien waren, nicht enthalten. Und zwar deswegen, weil man nicht einſieht, wie unter den dort gegebenen Umſtänden für die Dauer eine Exiſtenz des Einzelnen, wie der Geſammtheit möglich geweſen wäre. Zwar irren diejenigen gar ſehr, welche ſich die Wiener Anarchie in ſchwarzen Farben ausmalen und ſich das damalige Wien als eine Höhle des Laſters vorſtellen. O nein, — wenn kein Recht mehr galt, ſo wurden die Menſchenrechte um ſo höher geachtet und die Bruderliebe wohnte in den Herzen der Proletarier, die ſich mit geladenen Büchſen durcheinander bewegten. Wien war damals ein Land der Seligen, es war eine glückliche Inſel, der weiter nichts fehlte, als der Zuſammenhang mit der übrigen civiliſirten Welt, deſſen nun einmal wir Söhne des neunzehnten Jahrhunderts nicht entbehren können. Dieſen herzuſtellen und ſich mit der Außenwelt wieder in die gehörige Beziehung zu ſetzen, hatte Wien nicht die Kraft. Um dies zu erreichen, hätten nicht allein die die Stadt umzingelnden kaiſerlichen Truppen nach allen Seiten hin viele Meilen weit zurückgeſchlagen werden müſſen, damit die Straßen frei wurden; ſondern es hätte auch alsdann noch ein ungeheures Maß von Energie dazu gehört, wenn Wien zur Proſa des gewöhnlichen Daſeins, wenn die Kaiſerſtadt zu Handel und Wandel, die Mobilgarde zum gewöhnlichen Waffendienſte hätte zurückkehren ſollen. Wenn man Auerbach vorwarf, ſein Buch über Wien mache den Eindruck, als wolle der Verfaſſer ſagen: „ja, wäre nur der Windiſchgrätz nicht gekommen — was hätte dann nicht Alles noch in Wien Herrliches erblühen können!“ ſo trifft ihn dieſer Vorwurf nicht ſehr, da er von der Unfähigkeit der Führer der October-Revolution, von der Unreife des Volks vollkommen überzeugt iſt. Aber wahr iſt es, daß das Herannahen der kaiſerlichen Truppen und die Einnahme von Wien mit einer gewiſſen Naturnothwendigkeit erfolgen mußte, um nur überhaupt einen politiſchen Zuſtand wieder herzuſtellen und uns von der Inſel der Seligen, in welche Wien verwandelt war, herunter zu helfen. Zuſtände, bei denen der Student als ſolcher die erſte Rolle ſpielt, verdienen offenbar nicht den Namen wahrhaft politiſcher Zuſtände. Das damalige öſterreichiſche Staatsleben war ein Phantaſiegebilde aus Monarchie und Republik, und die Aeußerung jenes Arbeiters, der auf den Barrikaden ausrief: „So muß man ſich plagen für ſeinen Kaiſer!“ (Andere ſollen das Bild des Kaiſers auf den Barrikaden gehabt haben) war in der That höchſt charakteriſtiſch. Hätten die bisherigen Zuſtände dauern ſollen, ſo wäre es durchaus nothwendig geweſen, über Kurz oder Lang die Republik zu erklären. Hierzu aber fehlte es im Volke eben ſo ſehr als zu einer energiſchen Vertretung der deutſchen Sache an dem nöthigen politiſchen Bewußtſein. Ueber dem weſentlich vegetativen Leben, das man bis zum März in Oeſterreich geführt, hatte als ein Jenſeits die abſtracte Metternich'ſche Politik geſtanden. Dieſes Jenſeits, dieſer abſtracte Betthimmel über den Freuden des Wiener Lebens war jetzt verſchwunden, die Politik war ſelbſt in jenes Daſein hineingezogen, das noch immer nicht aufgehört hatte, ein weſentlich vegetatives zu ſein.

Wenn wir nun nach dem Obigen in der Octoberrevolution mehr noch als in andern Revolutionen die eigentliche productive Kraft vermiſſen, wenn wir nicht einſehen, welche Frucht aus ihr uns hätte heranreifen können, ſo laſſen wir doch, wie ebenfalls ſchon aus dem Obigen hervorgeht, der äußern Erſcheinung und der ſchönen Form, in der dieſe Bewegung auftrat, die vollſte Gerechtigkeit widerfahren. Auch denken wir, wenn wir der Octoberrevolution den eigentlichen politiſchen Inhalt abſprechen, natürlich nur an das, was praktiſch etwa erreichbar geweſen wäre, oder doch nach Lage der Dinge hätte verſucht werden können.

Daß es an demjenigen träumeriſchen Inhalte, der im Verlaufe der Weltgeſchichte ſelten, wohl aber von Zeit zu Zeit „in einem Thal bei jungen Hirten“, oder da „wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual“ zur Erſcheinung kommen mag; daß es an der Sehnſucht nach der „Freiheit, die ich meine“, kurz an den Idealen der Jugend nicht fehlte: deß ſeid ihr Zeugen, Calabreſer mit wallenden Federn und du, ganze Romantik einer friſchen Jugend, welche dieſe Revolution ſo wunderbar mit ihrem Nebel umhüllt hatte!

Die akademiſche Jugend, welche im Vordergrunde der Bewegung ſtand, hatte bis zum Beginne der Bewegung für den traurigen Zuſtand der geknechteten Wiſſenſchaft in ſtillen, mitternächtigen Stunden durch die Lektüre ſtreng verbotener politiſcher Schriften ihren Geiſt genährt. Wer einige der jüngeren öſterreichiſchen Schriftſteller kennt, welche eine Zeitlang in Leipzig als Flüchtlinge lebten, weiß, daß ſelbſt auf ihre Bildung Börne den weſentlichſten Einfluß gehabt hatte, wenn auch einer oder der andere, wie der geiſtvolle J. Kaufmann, ſpäter weſentliche Bildungselemente aus der

Kenntniß der großartigen germaniſchen Welt, wie ſie jenſeits des Meeres ſich entwickelt hat, und Börne verſchloſſen war, in ſich aufgenommen hat. Es läßt ſich in den Schriften dieſes jungen Oeſterreichs ein förmlicher Börne-Cultus nachweiſen, der ſich bis auf die neueſte Zeit hinzieht. Sogar in einer Charakteriſtik des Abgeordneten Fiſchhoff, welchen wir für den tüchtigſten der deutſchen Abgeordneten der linken Seite des öſterreichiſchen Landtags halten, fanden wir kürzlich die Bemerkung, daß ſeine politiſche Bildung weſentlich auf dem Studium Börne's und der politiſchen Dichter beruhe *).

---

*) Wenn ich es vermeide, mich über die Wiener Perſönlichkeiten des Reichstages und der Octoberrevolution auszuſprechen, ſo wolle man dies hauptſächlich dem Umſtande zuſchreiben, daß bei den Meiſten eben ſo wohl ihr ſpäteres Geſchick als ihr Talent in keinem Verhältniſſe ſtand zu ihrem guten Willen und ihrer ehrenhaften Geſinnung, — nur bei einigen wenigen kann ich ſagen: Charakter. Unter ſolchen Umſtänden vermeidet man, zumal im Hinblick auf eine lange Kette von Verfolgungen, gern ein Urtheil. Doch habe ich mich namentlich über Schuſelka ſchon in der obengenannten Schrift ausgeſprochen und über Jellinek wird man im nächſten Abſchnitte einige Worte finden. Auch mögen wenigſtens über Einen Mann, der mir immer beſonders intereſſant erſchienen iſt, weil er, ein katholiſcher Prieſter in

Die Macht, welche die Studenten erlangten, beruhete darauf, daß ſie nach oder vielmehr während der

---

ſeiner Weiſe gleichſam zwiſchen dem Reichstag, der Aula und dem Wiener Volke vermittelt hat, hier einige Worte ſtehen, über Füſter nämlich, deſſen Erinnerungen (Frankfurt, J. Rütten, 1850) mir übrigens noch unbekannt ſind. — Unter den Abgeordneten des öſterreichiſchen Reichstages könnte man ihn wohl mit Hrn. v. Berg vergleichen, jedoch eben nur, um bei einigen wenigen Aehnlichkeiten die Verſchiedenheit des öſterreichiſchen Prieſters von dem rheiniſchen herauszufinden. Das behagliche Weſen und das gemüthliche Untertauchen in den Strom der Zeit, nachdem man einmal der Prieſterwürde mehr oder weniger entſagt hat, iſt beiden gemein. Wie Herr v. Berg mit dem Berliner Volke, ſo hat Füſter mit dem Wiener den „ſchönen Sommer des Jahres 1848“ froh durchlebt. In der Geſtalt iſt zwiſchen beiden der Unterſchied, daß Füſter, dem es ebenfalls an Wohlbeleibtheit nicht fehlt, zugleich ein hochgewachſener, anſehnlicher Mann iſt. An Geiſt kann er ſich mit Berg nicht von Ferne meſſen. Auch ſpielte er auf dem Reichstage keineswegs dieſelbe Rolle, wie dieſer in der Conſtituante und in der zweiten Kammer. Sein eigentlicher Wirkungskreis war die Aula und die Stadt Wien ſelbſt. Füſter, der in Wien Univerſitätsprediger war, wußte der akademiſchen Jugend einen förmlichen Cultus der Freiheit zurecht zu machen, bei dem ein gutes Stück der göttlichen Verehrung auf ihn ſelbſt fiel. Als am 6. Juni eine Deputation eine Dankadreſſe der Steiermärker aus Gratz überbrachte, erwartete Füſter in der Aula die Deputation auf der Kanzel. Der Führer der Deputation

Märzrevolution, damals, wo alle Verhältniſſe erſchüttert waren und das Heer ganz in den Hintergrund trat,

---

übergab ihm eine Fahne mit den Worten: „Indem ich die Fahne Ihren Händen übergebe, iſt ſie auch geweiht.“ Es lag ein eigenes Raffinement in der Art und Weiſe, wie dieſer Prieſter ſich an der öſterreichiſchen Revolution betheiligte. Keinen Schritt, den er that, that er als Menſch oder als einfacher Staatsbürger, ſondern jeden mit dem vollen Bewußtſein eines katholiſchen Prieſters, das ſich mit dem Freiheitsgefühl in ſeiner Bruſt gar wunderlich miſchte. Merkwürdig iſt in dieſer Hinſicht eine Rede, die Füſter hielt, als eine von den Schulen zu Paris für die Wiener Aula beſtimmte Fahne mit den Worten in ſeine Hände übergeben wurde: „Empfangen Sie nun, hochwürdiger Herr, Verkünder der wahren Worte Gottes, der Worte der Freiheit und des Rechts, das mir anvertraute Gut. Viermal wehte dieſes Banner Frankreichs dem Morgenroth der Freiheit ſchon entgegen, ich übergebe es Ihnen“ u. ſ. w. Füſter antwortete: „Dieſe heilige Tricolore, die einſt Europa durchwanderte, die vier Revolutionen durchgemacht, die bei den vier glorreichen Revolutionen geweht, befindet ſich jetzt in unſerer Mitte, von den Händen eines katholiſchen Prieſters geſchwungen.“ Füſter war jedenfalls für die Aula von großer Wichtigkeit. Ganz abgeſehen von jenem Cultus der Freiheit, den er einführte, war er auch der Mann, bei dem ein Wort zur rechten Zeit ſich einſtellte, und der jeder Deputation, welche auf die Aula kam, etwas Angenehmes zu ſagen wußte. Als am 27. Juni eine ſerbiſche Deputation auf die Aula kam, entließ ſie Füſter mit der tröſtlichen Verſicherung, „daß, wenn plötzlich in geſchloſſenen Reihen als eine Achtung gebietende Corporation, mit den Waffen in der Hand, daſtanden. Es war doch wieder etwas Feſtes, woran man ſich halten konnte. Eben ſo beruhte das unbedingte Vertrauen, welches die Aula und ſpäter das Studentencomité beim Volke genoſſen, weſentlich darauf, daß nur die neue ſtudentiſche Behörde gar keine Vergangenheit hatte, während alle anderen Behörden aus der ſo eben erſt vergangenen Metternich'ſchen Zeit vollſtändig compromittirt waren. Man wollte der alten

---

auch Einzelne die Serben nicht kennen, die Meiſten, ja, ganz Europa, die Serben ſowohl, als auch ihren unſterblichen Ruhm wohl kennen und zu ſchätzen wiſſen, indem die Serben viele Jahrhunderte hindurch für Oeſterreichs Einheit ruhmvoll gekämpft und namentlich gegen die Osmanen,"— woraus wenigſtens hervorging, daß er ſelbſt ſchon einmal einen Blick in die ſerbiſche Geſchichte geworfen hatte. Pater Füſter war mit der Aula ein Herz und eine Seele. Man nannte ihn „das bemooſte Haupt" der Univerſität. Eines Tages erſuchte er die akademiſche Legion, dieſe „Goldjungen" wie er ſie nannte, ihn nicht mit „Sie" anzureden, ſondern, da wir alle Brüder ſind, gradeweg mit „Du" und er ſagte, wer ihn in Zukunft mit Sie anrede, den würde er zum Donnerwetter jagen. Und Alles das als katholiſcher Prieſter! Laut und anhaltend erſcholl aus dem Munde der Jünglinge hierauf der Jubelruf: Vivat Füſter! —

fluchwürdigen Bureaukratie für immer entfliehen und warf ſich deshalb dieſer Jugend in die Arme. Noch als im Auguſt oder September das Studenten-Comité im Weſentlichen die Rolle des Sicherheitsausſchuſſes übernahm, waren alle eigentlichen Behörden in Wien, ſofern ſie in den Händen wirklicher Beamten waren, ſo ſehr im Mißkredit, daß die Studenten vor ſich ſelbſt dieſen Schritt in folgender Weiſe rechtfertigten: „Ans Miniſterium kann ſich das arme Volk mit ſeinen Bitten nicht wenden, denn dieſe Leute ſtehen erſtens zu hoch, zweitens kennen ſie auch noch zu wenig das, was dem Volke noth thut. Uns, die Studenten dagegen, kennt es ſchon (!) ſeit den Märztagen als Kämpfer für ſein Recht — bedenken wir uns alſo nicht länger, die Gewalt in die Hand zu nehmen.“

Im April und Mai, und ſchon im März 1848 ſtrömten der Univerſität Wien aus allen Theilen der Monarchie zahlreiche Dank-Adreſſen zu. So richteten unter andern drei Bauern aus Oberweiß auf der Herrſchaft Heidenreichſtein ein Dankſagungsſchreiben „an die hohe Univerſität,“ worin ſie „hoch zum Throne des „Allmächtigen emporjubeln,“ weil ſie glauben, daß durch die Märzrevolution „die rauhen Behandlungen und Betrügereien der Obrigkeiten ein wenig gemildert werden." Sie betrachten, wie ſie ſagen, die Märzrevolution nicht als ein Werk der Menſchen, ſondern als ein Werk des Himmels, und bemerken, daß ſie ſich eigentlich verpflichtet fühlten, ihre Dankſagung „mündlich und kniefällig am gehörigen Orte abzuſtatten". Weil ſie dies verſäumen, glauben ſie ſich entſchuldigen zu müſſen und ſagen: „Entfernung, Zeit und Vermögens-Verhältniſſe erlauben es nicht." Als ſpäter die Studenten einige Anfechtungen zu erleiden hatten, gingen namentlich von Nationalgarden förmliche Loyalitäts-Adreſſen ein. Zahlreiche Deputationen kamen ferner auf die Aula, ſelbſt Abgeordnete der fernerwohnenden Nationalitäten des Kaiſerſtaates. Am 6. Juli kamen ſogar die Frankfurter Deputirten Heckſcher und Raveaux. Der Rector der Univerſität geleitete ſie unter Glockengeläute in einem Hofwagen und ſie traten unmittelbar vom Hofe aus durch den Haupteingang ein, eine Auszeichnung, welche keiner anderen Deputation zu Theil geworden war.

Das ſchon oben erwähnte Studenten-Comité entſtand zu einer Zeit, wo die Ruhe, welche einen Augenblick in Wien herrſchte, in den Studenten eine Sehnſucht nach der Rückkehr zu den Wiſſenſchaften erregte. Die Univerſitätszuſtände waren von der Art, daß ſie allerdings einer vollſtändigen Reform bedurften, die Studenten beſchloſſen daher, ſelbſt einen Studienplan zu entwerfen. Zu dieſem Ende wählten ſie aus jeder der dreißig Kompagnien der akademiſchen Legion zwei Mann und dieſe ſechszig Perſonen bildeten das Studenten-Comité, welches ſo bald von ſeinem ſtillen und beſcheidenen Zwecke abgelenkt und von der großartigen politiſchen Bewegung ergriffen wurde. Nach dem 23. Auguſt wählte das Studenten-Comité aus ſich ſelbſt einen Ausſchuß, welcher ſeitdem mit dem Gemeinderathe und dem Reichstage bis gegen Ende der Oktoberrevolution an der Spitze des öſterreichiſchen Staates ſtand. Keine dieſer drei Behörden hatte ſich nur im Entfernteſten ſolcher Zeichen der Anhänglichkeit von Seiten des Volkes zu rühmen, als das Studenten-Comité. Eines Tages erſchienen drei Frauen aus der unterſten Volksklaſſe und überbrachten hundert und zwanzig Gulden zur Anſchaffung von Uniformen für Mitglieder der akademiſchen Legion. Durch eine Collecte bei Frauen ihres Standes hatten ſie das Geld geſammelt. Ein andermal hatten Arbeiter von ihrem Lohne zu demſelben Zwecke eine Summe erſpart. In ſeiner Rathloſigkeit erſchien ein Kind, das Vater und Mutter verloren hatte, im Studenten-Comité und wurde ſogleich bei einem anſtändigen Bürger, der gerade anweſend war, untergebracht!

Den erſten Eindruck, welchen der Fremde, der nach Wien kam, von der Wiener Revolution erhielt, empfing er durch das lebhafte Ausrufen der Zeitungen und Plakate auf den Straßen. Im Munde der Ausrufer war für jeden Titel, welcher auf den Straßen ausgerufen wurde, eine ganz eigene Melodie entſtanden, und manche von dieſen Melodien klingt mir noch jetzt in den Ohren. Eines Tages begegnete mir in einer der Vorſtädte eine noch junge, ſehr unſchuldig ausſehende Frau, welche einen ſehr langen, aus mehreren Sätzen beſtehenden Plakat-Titel ausrief, in dem, wenn ich mich recht entſinne, eine ziemlich anſtößige Stelle von den Hoſen eines Miniſters vorkam. Der Titel allein ſchon war eine ganze Ballade, welche das Weib ſich vollſtändig in Muſik geſetzt hatte. Wer doch Zeit gehabt hätte, ſich die Noten aufzuſchreiben! Einer meiner Freunde, der ein beſonderes Nachahmungstalent beſitzt und als Süddeutſcher der Ausſprache der Oeſterreicher näher ſtand, war beſonders tief in den Geiſt dieſer neuen Volksgeſänge eingedrungen, und verſtand beſonders den Titel eines Plakates „Das neue Blatt, wie der Hornboſtl ab'dankt hat“ und die Worte

„Charivari auf morg'n“ köſtlich nachzumachen. Als er ſpäter einmal nach Berlin gekommen war und mit mir und einigen Berliner Bekannten die Leipziger Straße hinab nach dem Sitzungsſaale der zweiten Kammer zu ging, überraſchte er mich plötzlich, nachdem er ſich vorſichtig umgeſehen und ſich überzeugt hatte, daß ſonſt keine Menſchen in der Nähe waren, auf den Straßen von Berlin, indem er mit gedämpfter Stimme, aber mit der ganzen Behaglichkeit ſeines Weſens jene Worte zu ſingen begann. Er hatte nicht unrecht, wenn er, um unſern Begleitern einigermaßen zu verdeutlichen, welcher eigenthümliche Genuß für ihn in dem Ausrufen dieſer Worte liege, ihnen erklärte: bei dieſen Worten „ſchmecke ich Trauben,“ denn auch mir hatten ſie plötzlich den ganzen geſegneten Herbſt, den wir unter ſo ſeltſamen Umſtänden im ſchönen Oeſterreich durchlebten, vor die Seele gezaubert, mit ſeiner ganzen Fülle von Obſt und Wein, der zuweilen noch feucht war vom Thau, wenn wir, an den nebligen Herbſtmorgen zuerſt ausgehend und die neuen Anſchläge an den Straßenecken leſend, ſie ganz ungenirt in den Straßen von Wien verzehrten, während die Ausrufer ſchreiend von allen Seiten kamen.

Sollte einer meiner Leſer ſich wundern, daß ich ſo viel vom Ausrufen der Plakate und Zeitungen rede, ſo könnte ich ihm ſchon das zu bedenken geben, daß dies in der That während der Oktober-Revolution einer der hauptſächlichſten Erwerbszweige für die niedern Volksklaſſen war. Wenn in Berlin, wo im Jahre 1848 ein abnormer Zuſtand niemals ſo zum Durchbruch gekommen iſt, als dort, ſich mit dem Verbreiten von Zeitungen und Plakaten vorzugsweiſe nur Kinder befaßten, von den Erwachſenen aber wohl nur diejenigen, die ein bequemeres Leben ſuchten, ſo erblickte man dagegen unter den Wiener Ausrufern Perſonen der verſchiedenſten Art und darunter ſtarke, ſtämmige Männer, die wie Bauernknechte ausſahen, offenbar bei einer tüchtigen Handarbeit, wäre ſolche zu erlangen geweſen, mehr an ihrer Stelle geweſen ſein würden und ein Maaß von Fleiß und Energie zeigten, das bei ihrem Geſchäfte komiſch erſchien. In dieſer Hinſicht iſt mir beſonders ein Mann im Gedächtniß geblieben, der jeden Morgen um dieſelbe Minute aus einer kleinen Nebengaſſe, wenn eben der Tag graute, mit einem Pack friſcher Zeitungen auf den Platz ſtürzte, wo ich wohnte, indem er, ſtarken und raſchen Schrittes vorwärts eilend, unausgeſetzt rief: „Goſſenzeitung! Goſſenzeitung!“ (Gaſſenzeitung!) Er hemmte kaum den

Schritt, wenn die Mägde von den umherſtehenden Milchwagen und aus den Häuſern herbei geeilt kamen, um zu kaufen, und indem er ihnen eiligſt die feuchten Blätter hinreichte, rief er immerfort: „Goſſenzeitung! Goſſenzeitung!“

Während man ſo in der Stadt ſich abquälte um geringen Verdienſt, ging draußen vor den Thoren der Stadt die Donau ihren ſichern Gang immer fort nach dem fernen Oſten zu, — dieſer gewaltige deutſche Strom, der, eine unerſchöpfliche Quelle des Handels und des Gewinns, Oeſterreich nicht ſinken läßt und, verbunden mit der ganzen geſegneten Natur des Landes, es bis jetzt immer von dem Untergange errettete, dem die Beſchränktheit und Herzloſigkeit ſeiner Diplomaten und der Mangel an tüchtigem Sinne für das öffentliche Leben beim Volke es ſo oft ſchon nahe geführt hat.

6.

Eine Erinnerung an Robert Blum und Jellinek.

Bei den großen Begebenheiten, von denen wir in Wien während des Oktobers Zeugen waren, ſcheint im übrigen Deutſchland das perſönliche Auftreten und das Schickſal beſtimmter Männer am meiſten intereſſirt zu haben. Das Ganze hatte einen ſehr fremdartigen Anſtrich für den Fernſtehenden. Nicht ſowohl nach dem Detail der Ereigniſſe erkundigte man ſich daher bei dem aus Oeſterreich Heimkehrenden, als nach den Perſonen.

Vor Allem nach Robert Blum. „Haben Sie ihn in Wien geſehen?“ — das war in der Regel die erſte Frage, welche man den Reiſenden vorlegte. Und wer hatte ihn denn nicht geſehen, den behaglichen, ſtarken Mann, wie er daſaß im Wirthshauſe vor ſeinem

Bierkruge mit aufgeknöpftem Oberhemd und Weſte (er war wohl ſonſt gewohnt, im Wirthshauſe den Rock auszuziehen), ſo daß die Luft die breite Bruſt des Zechers kühlen konnte, mit großem Wohlgefallen die „geſtopfte Pfeifen" rauchend, die man in Wien vom Kellner bekommt, — umgeben von jungen Leuten in der Tracht der akademiſchen Legion. Es war im Café français, am erſten Abend, den er in Wien zubrachte, als er alle ihm zu Gebote ſtehenden Ueberredungskünſte anwandte, und uns, das heißt zunächſt einen meiner Freunde, mit dem er ſeit Jahren bekannt war, bewegen wollte, mit ihm eine Nacht bei der Flaſche zu durchwachen. Als der Freund Einwendungen machte, ſagte der Volksmann aus Leipzig und Frankfurt (es war kaum einige Wochen vor ſeinem Tode): Pah! da ſeht mich einmal an, wie friſch ich bin, und vier Nächte bin ich nicht zur Ruhe gekommen. Das kann auch nur Robert Blum, antwortete ihm der Freund. Wir gingen, und ich machte noch, wie ich zu thun pflegte, um mich an dem Singen und Jodeln zu ergötzen, das von den Wachtfeuern hinter den Barrikaden her ertönte, allein einen Spaziergang durch die Stadt. Später kam ich nochmals über den Stephans-Platz am Café français vorbei. Das geſunde, friſche Weſen des berühmten Parteimannes, der in Leipzig bei Zweckeſſen ſeine parlamentariſche Laufbahn begann, ſeine Lebensluſt und ſein Behagen hatten mich heute ganz eigenthümlich angemuthet; ich trat noch auf einen Augenblick hinein, um ihn nochmals in ſeinem „Eſſe“ unter den Wienern daſitzen zu ſehen. Er hatte ſich ſo eben vom Kellner noch eine neue „geſtopfte Pfeifen“ geben laſſen und bat die Geſellſchaft, noch zu verweilen, bis er ſie zu Ende geraucht haben werde. Die Wiener Demokraten ließen ſich das gefallen und ſprachen gewaltig viel Ueberſpanntes und ſehr viel Unſinn in den Mann der Frankfurter Linken hinein. Robert Blum ſchien ſich doch nicht ganz in dieſe wunderliche Geſellſchaft finden zu können. Er war, wenn ich nicht irre, noch niemals in Oeſterreich geweſen. Er ſprach wenig, und es ließ ihn auch Niemand zu Worte kommen. Alle wetteiferten in geſinnungstüchtigen, möglichſt wohlgeſetzten Reden, und beſonders ein Ungar in ſeinem breiten magyariſch ausgeſprochenen Deutſch ſprach in höchſt ſonderbar gebauten Perioden gar wunderliches Zeug. Da Alles Reden hielt, ſo hätte ich gewünſcht, auch von Robert Blum eine ſolche zu vernehmen, und ich ließ die Geſellſchaft, ſo gut es, ohne zu beleidigen, gehen wollte, ihr unſchickliches Benehmen fühlen. Der

Magyar war gutmüthig genug, mich darauf wegen meiner Ruhe, wie er ſagte, zum Präſidenten der kleinen Verſammlung zu ernennen. Nun denn, ſprach ich raſch, ſo gebe ich Herrn Robert Blum das Wort. Ich muß dies wohl ganz unwillkürlich mit feierlich erhobener Stimme geſprochen haben, denn ich freute mich herzlich, nicht allein all dem Geſchwätz ein Ende machen zu können, ſondern auch einmal eine Stimme aus Deutſchland, aus Frankfurt zu vernehmen. Und zumal in dem lieben preußiſch-ſächſiſchen Dialekte, der bei Blum ſo ſcharf hervortrat. Zudem ſah ich in Blum an dieſem Abende gar nicht den Mann des politiſchen Extrems, ich ſah in ihm wie vordem den Herausgeber der Vaterlands-Blätter, der ſo manches Unrecht bekämpfte, ſo Manches für die Freiheit that lange vor dem März, ich fühlte in ſeiner Nähe wieder etwas von der alten Achtung für ihn, die bei den meiſten, welche die politiſchen Extreme nicht lieben, für ihn erſt nach ſeinem Märtyrertode wiederkehrte. Mir iſt es jetzt, als hätte ich ſchon eine Ahnung von demſelben gehabt, wenn ich an dieſen Abend zurückdenke. Der Volksmann ſchmunzelte, als ich ihm das Wort gab; die Geſellſchaft ſtutzte einen Augenblick und wollte dann gern auf meinen Vorſchlag eingehen; allein der

Ungar hatte es ſo nicht gemeint, er fing geſchwind eine neue Periode an, und Robert Blum war nach wie vor der Einzige, der ſeiner Beredſamkeit ein aufmerkſames Ohr ſchenkte. Alles, was ich mich daher von ihm ſelbſt irgend Erhebliches gehört zu haben erinnere, war die Bemerkung: das deutſche Parlament in Frankfurt müſſe aufgelöſ't und ein neues nach Wien berufen werden. Damals zog Fürſt Windiſchgrätz ſchon ſeine Truppen um die Stadt zuſammen — wer ſeine Augen nicht abſichtlich verſchloß, konnte bereits die Militär-Herrſchaft heranziehen ſehen und mußte das Schlimmſte befürchten. Ich fragte Blum um ſeine Meinung über den Frankfurter September-Aufſtand. Thorheit, rief er aus, eine Revolution in einer Stadt wie Frankfurt machen zu wollen! Was hätte man gehabt, wenn der Putſch gelungen wäre? Nichts. Revolutionen müſſen in den Hauptſtädten gemacht werden, da weiß man doch, was man hat: man findet die Archive, die Aktenſtücke, die Stempel, Siegel, Staatsdruckereien und Alles vor; man braucht nur die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen, ſo werden die Provinzen folgen, und wenn man Ernſt machen will, ſo braucht man ſich um Kaiſer und Könige nicht mehr zu kümmern.

Einen meiner Bekannten, ein Mitglied des Studenten-Comité's, hatte Blum in den letzten Tagen vor ſeiner Gefangennehmung auf ſeinem Zimmer (im „Rothen Igel", wenn ich nicht irre) gaſtfreundlich bei ſich aufgenommen. Der junge Mann wohnte nämlich in der Leopoldſtadt und konnte, weil die Stadt ſelbſt belagert war, nicht mehr in ſeine Wohnung gelangen. Er erzählte, daß Blum jeden Abend vor dem Einſchlafen ſich ein Gedicht von Schiller andächtig wie ein Gebet vorgeleſen habe. Später, als der Student ſeine eigene Wohnung wieder beziehen konnte, ſchenkte Blum ſeinem Stuben-Cameraden den Band von Schiller's Gedichten, den er eigens von Frankfurt mitgebracht hatte zu dem Zwecke, ſeiner ſteten Gewohnheit gemäß ſich Abends laut daraus vorzuleſen.

Schwerlich wird man ſich eine vollkommene Vorſtellung davon machen können, wie tief die Hinrichtung Blum's uns alle, die wir in Wien an Deutſchland hingen, erſchüttert hat. Der frühere Redacteur der „Grenzboten" trat ganz außer Athem in das kleine Zimmer im Gaſthofe zum heiligen Geiſt und verkündete der dort regelmäßig zu Mittag verſammelten Geſellſchaft in kurzen, abgebrochenen Sätzen das Vorgefallene. Alles erſtarrte für den erſten Augenblick. Niemand wollte jedoch die Nachricht glauben.

Der Verkündiger der Hiobspoſt hatte indeſſen nicht die nöthige Ruhe, um das Nähere mitzutheilen. Er eilte zu Auerbach, der noch nicht anweſend war, und fing bei ihm an zu weinen wie ein Kind. Als er im „Heiligen Geiſt“ zur Thür hinausgegangen war, ballte ein junger öſterreichiſcher Beamter, der ſich gewöhnlich in unſerer Geſellſchaft befand und deſſen Freiſinnigkeit mit einem tiefen Gefühl für die Ehre Oeſterreichs Hand in Hand ging, hinter ihm her die Fauſt, ſchlug auf den Tiſch und rief: der Mann ſolle ſich doch bedenken, ehe er an öffentlichen Orten ſolche leichtſinnige Gerüchte ausſprenge. Wir mußten ihn noch beſchwichtigen und nahmen ihm das Verſprechen ab, daß er den Namen deſſen, der die hoffentlich falſche Nachricht gebracht hatte, nicht nennen wolle; denn nach einer neuen Bekanntmachung konnte jeder, welcher zur Verbreitung beunruhigender Gerüchte Anlaß gab, ſtandrechtlich behandelt werden. Allein der Beamte wurde ſchon ſehr kleinlaut, als draußen auf der Gaſſe uns halbfremde Menſchen antraten, um uns die traurige Neuigkeit zu verkünden. Noch aber fehlte immer die Beſtätigung der Wahrheit. Sie konnte nicht ausbleiben; denn niemals ſah man in Wien ſo viele Offiziere an öffentlichen Orten, als gerade heute. Eine gewiſſe innere Unruhe (es war dies bekanntlich die erſte bedeutende Hinrichtung) ſchien ſie unter das Publikum getrieben zu haben. Sie antworteten jedem, der ſie nach dem Vorgefallenen fragte, in einer Weiſe, die gleichſam eine gewiſſe Theilnahme gegen das Publikum verrieth. Jeder von ihnen kannte den ganzen Hergang ſehr genau.

Am empörendſten unter allen Hinrichtungen war die der Journaliſten Jellinek und Becher. Jellinek's verkümmerte Geſtalt wird ſich jedem tief eingeprägt haben, der ihn jemals geſehen. Er war philoſophiſch gebildet, doch ſehr confus. Er disputirte gern, war aber leicht aus dem Felde zu ſchlagen, wenn man ihm mit Witz und Satyre entgegentrat, die ihm, wie den meiſten Philoſophen, nicht zu Gebote ſtanden, denen er ſelbſt aber durch ſeine Ausdrücke und durch ſeine ganze Art und Weiſe, ſich die Dinge zu conſtruiren, unzählige Angriffspunkte bot. Aber er konnte dann ſehr leicht noch einen Sieg erfechten, indem er den Gegner beſchämte durch die Art und Weiſe, wie er dergleichen Angriffe aufnahm. Er ſah ihm dann ſo kindlich heiter mit mildem Lächeln ins Auge und wartete ſo geduldig und freundlich die Zeit ab, bis ſein Opponent geneigt ſein würde, zur ernſthaften logiſchen Erörterung der Sache zurückzukehren, daß er in dieſem Punkte allen philoſophiſchen „Tiftlern“ als Muſter dienen könnte, und zuweilen noch da, wo er ſchon aus dem Felde geſchlagen war, eine völlige Ueberlegenheit zeigte. Dieſe und andere kleine Züge, deren wir uns von ihm erinnern, hangen mit der Seelengröße zuſammen, die er von allen Opfern der Militär-Herrſchaft beim Sterben am Meiſten bewies. Niemand hätte dies von dem verkümmerten Gelehrten, von dem verweichlichten Menſchen erwartet, um ſo weniger, da die Aufrichtigkeit, mit der er ſeine Anſicht von den Dingen ausſprach, wie er ſie ſich nun einmal zurechtgelegt hatte, ihn kurz vor ſeinem Tode ſogar in den Ruf der Gemeinheit brachte. Er hatte nämlich erklärt, ihm fehle es an perſönlichem Muthe, ſeine Aufgabe ſei es nicht, an den Barrikaden zu ſtehen, ſondern zu ſchreiben; da er indeſſen doch für den Augenblick das Bedürfniß fühlte, ſich an den Dingen, die unter ſeinen Augen vorgingen, zu betheiligen, ſo wollte er die Ausübung der Polizei in die Hand nehmen und den Redacteur eines Blattes, das den Croaten zuweilen etwas das Wort redete, im Namen des freien Staates verhaften.

Ich weiß nicht, ob er freiwillig hiervon abſtand, oder ob man ihn daran verhinderte. Was den perſönlichen Muth betrifft, ſo fand derſelbe ſich in dem Augenblicke bei ihm ein, wo es ihm klar wurde, wofür es zu ſterben galt. Denn nachdem er verurtheilt war, legte er ſich den Fall ſchnell im Geiſte zurecht. Er brachte heraus, es ſei gut, daß nun auch durch ſeine Hinrichtung die Juden und die Journaliſten in Oeſterreich einen Märtyrer haben würden, es müſſe dies bei den ſpäteren Zuſtänden des Landes an ihrer Lage noch einmal vergolten werden. Und in der That, ſie können es gebrauchen! Nachdem er ſo die ideale Seite von ſeinem traurigen Geſchicke glücklich herausgefunden hatte, ſtarb er eines deutſchen Denkers würdig. Die drei Jäger, welche die Büchſen anlegten auf dieſen Hirſch (das bedeutet der Name Jellinek), trafen ihn ſchlecht, und er hat mehr Todesqualen ausgeſtanden, als alle Anderen. Der Himmel hat den Schmerzensſchrei gehört, mit dem er hoch in die Luft ſprang, als die Schüſſe gefallen waren. Es heißt, daß man zuletzt mit Kolbenſchlägen und Bayonnetſtichen ſeinem Leben habe ein Ende machen müſſen. Friede ſeiner Aſche!

7.

Wiener Volksbühne.

Nach ſo ſchrecklichen Erlebniſſen, wie jene Hinrichtungen waren, gab es für den, der allmälig nun auch die deutſche Sache in Oeſterreich zu Grunde gehen ſah, keinen Troſt, — ſelbſt das Wiener Volksleben, obgleich es ohne Zweifel viele geſunde Elemente in ſich hat, die eine ſchöne Zukunft, vielleicht aber auch nur eine Kette von neuen erfolgloſen Revolutionen verſprechen, konnte ihn nicht gewähren. Dennoch wäre ich gern wieder in den Prater hinausgegangen und hätte mir dort im Volkstheater unter den Eichen an den ewig jungen Späßen über die Bureaukratie und die Polizei das Herz erfriſcht, aber der Winter duldete dieſe Schwänke jetzt nicht im Prater, und wer weiß auch, ob das, was vor der Märzrevolution erlaubt war, unmittelbar nach der Eroberung der Stadt durch die kaiſerlichen Truppen erlaubt geweſen wäre. Wollte ich alſo den Wiener Volksgeiſt, der auf den Straßen raſch dem Croatiſchen Platz gemacht hatte, einmal wieder einigermaßen ſchalten und walten ſehen, ſo mußte ich mich nach dem Karlstheater in der Leopoldſtadt begeben.

Es werden jetzt leider dort vorzugsweiſe fade und lascive Stücke nach dem Franzöſiſchen aufgeführt. Leicht könnte es indeſſen ein wirkliches Volkstheater ſein, da ſeine Beſtimmung darin beſteht, das Luſtſpiel, und im Luſtſpiel beſonders das lokale Element, die Poſſe, zu pflegen. Ein Hauptgrund von der Richtung, welche es eingeſchlagen hat, mag wohl in der ſchauſpieleriſchen Perſönlichkeit des Director Karl liegen. Sein Spiel iſt vollkommen nichtsſagend, der Eindruck, den er macht, beruht nur auf ſeiner ſtattlichen Gensd'armenfigur, welche in den glatten franzöſiſchen Stücken leichter ihre Rolle findet, als z. B. in einer tiefgemüthlichen Raimund'ſchen Poſſe. An jedem Abende, wo Herr Karl die Bühne betritt (und er ſpielt mindeſtens einen Abend um den andern; oft kommt er, voller Bravour, an der Spitze eines militäriſchen Aufzuges, etwa den Tambourmajorſtab ſchwingend, auf die Bühne marſchirt), wird er vom Publikum mit Beifallklatſchen begrüßt. Ob wirklich ſein Spiel ſo ſehr gefällt, oder ob der gemüthliche Wiener dieſe Huldigung im Karlstheater mehr dem Hausherrn darbringt, oder ob gar das arme Wiener Volk ſich dadurch ihm als „Moann bei der Stadt“, als einflußreichen, außerordentlich ſervilen Gemeinderathe empfehlen will, gerade wie es im November dem vorüberreitenden Jellachich: Civio! zurief, habe ich nie recht in Erfahrung bringen können.

Von den Wiener Poſſen werden jetzt auf dem Karlstheater die Neſtroy'ſchen am häufigſten aufgeführt, die freilich in künſtleriſcher und moraliſcher Hinſicht keineswegs über den franzöſiſchen Luſtſpielen ſtehen. Was ihnen wenigſtens in den Augen des Fremden einen gewiſſen Werth geben muß, iſt das, daß ſich in ihnen das Wiener Leben treu abſpiegelt, — ein Leben, verkommen in Genüſſen, wie es ſich, bei der Fülle der ſich darbietenden Vergnügungen, nur in einem katholiſchen Lande bei dem gänzlichen Mangel alles politiſchen Bewußtſeins geſtalten konnte. Zwei Hauptcharaktere kehren in allen dieſen Stücken wieder. In beiden ſehen wir jedesmal ein paar ächte „Wiäner Fruchtel“, welche trotz der zwiſchen ihnen befeſtigten

Kluft der Stände doch durch den Hang zum Abenteuern und durch ihre Grillen mit einander in ein Verhältniß kommen. Beide haben ſchon Vieles durchgemacht, den Becher des Genuſſes bis auf den Grund geleert und ſich wie der weiſe Salomo eine gewiſſe, hier ſehr ergötzliche Lebensweisheit angeeignet. Der den höhern Ständen Angehörende, reichlich mit Vermögen ausgeſtattet, iſt ziemlich blaſirt, aber noch in den Jahren, die ihm Anſprüche an das Leben verſtatten; er ſteigt daher von der Höhe, auf die ihn Geburt und Geld ſtellen, eine Stufe herab, um mit einer andern Menſchenklaſſe ſich möglichſt zu amüſiren und, wenn das Glück gut iſt, hier noch einmal ein ganz neues Daſein zu beginnen — zunächſt ſich zu verheirathen. Der andere dagegen, der ſich gewöhnlich als Bedienter, (einmal ſogar bei einem Marktſchreier als Eſel) vermiethet, hat durch ſeine vielen Lebenserfahrungen ſich eine wunderbare Frechheit zu eigen gemacht, ſo daß er ſich unter allen Umſtänden in die Bruſt wirft wie ein großer Herr und den vornehmſten und ſchönſten jungen Damen plötzlich ſeine Liebe geſteht. Jener erſte Charakter wird auf dem Karltheater jedesmal von Neſtroy ſelbſt, dieſer von Scholz dargeſtellt. Man ſieht nun alſo, wenn der Vorhang in die Höhe geht, Neſtroy in Schuhen und im Frack, auch wohl im Schlafrocke, dahertanzen, zunächſt wohl mit einem in Knittelverſe gebrachten und in ziemlich freier Melodie vorgetragenen Monologe beſchäftigt, worin er ſeine Sentenz und ſeinen Stand auseinanderſetzt. Iſt er hiermit fertig, ſo wiſſen wir ſo viel, daß der Held des Stückes ein Narr iſt. Hierauf faßt er gewöhnlich ſeine grillenhaften Entſchlüſſe, z. B. ſich mit dem erſten beſten Frauenzimmer zu verheirathen, das ihm in den Weg kommt, und nun hat die Poſſe ihren regelrechten Verlauf, bis die Lebensgeiſter wieder in ihm erwachen, und er zum Schluſſe noch eine leidlich vernünftige Parthie macht.

Was die Scholz'ſchen Rollen betrifft, ſo iſt es ſchwer, ſich von denſelben eine rechte Vorſtellung zu machen, ohne einmal die kleine unterſetzte Geſtalt dieſes Schauſpielers, ſeinen ſtrammen Gang und ſein eigenthümlich freches Mienenſpiel bei dieſen Rollen geſehen zu haben. Der Proletarier, den er in den verſchiedenen Neſtroy'ſchen Stücken darſtellt, hat in der Regel ſchon weit mehr durchgemacht, als der reiche Herr. Er hat vielerlei verſucht, war etwa Marchand de modes, hatte mehrere Frauen (eine davon ſucht er vielleicht eben), aber nichts hat ſeinen Muth gebrochen.

Der dicke, von Geſundheit ſtrotzende Kerl ſtellt ſich nur krank und abgelebt, er coquettirt ferner ſtets eine ſchwächliche Sentimentalität und was der andern Dinge mehr ſind, die mit ſeiner derben Natur im auffallendſten Widerſpruche ſtehen. Seine Haupteigenſchaften aber ſind Egoismus und Selbſtüberhebung.

Dieſe beiden Charaktere, wenn man ſie nebeneinander auf einem engen Raume ſchalten und walten ſieht, ſind höchſt ergötzlich. Sie kommen z. B. in Verhältniſſe, wie folgendes. Beide haben Händel miteinander bekommen, jeder glaubt den andern erſchlagen zu haben und jeder ergreift die Flucht. Der Reiche geht zu einem hübſchen Bauermädchen bei ſeiner Gutsherrſchaft, die ihn bei ihrem Vater als Knecht anbringt. Wir ſehen ihn in Bauernkleidung bei der Arbeit. Der Proletarier dagegen hat ſich ſogleich an den Bauern ſelbſt gewandt, den er ſeinen Freund nennt und der ihn verſtecken ſoll. Von der Gutmüthigkeit ſeines Wohlthäters macht der derbe Kerl ſogleich in der Weiſe Gebrauch, daß er, aus Furcht vor Entdeckung am ganzen Körper zitternd, ſich ſtellt, als könne er vor Erſchöpfung nicht gehen und dem Bauern zuruft: „Brüderle, Du mußt mich tragen, denn Du biſt mein Freund.“ Der Bauer verſteckt ihn im Backofen. Hier nun aber kommt ſeine ganze Unverſchämtheit an den Tag, denn er läßt ſeinem Retter, der ihn mit Lebensmitteln zu verſorgen hat, auch nicht einen Augenblick Ruhe. Bald ruft er aus ſeinem Backofen: „Freund, bring mir a Wein!“ und wir ſehen den Bauern mit einer großen bis zum Rande gefüllten Schleifkanne über die Bühne keuchen; bald iſt dieſe wieder leer und er ſchreit nach einer zweiten Schleifkanne und dann ruft er aus ſeinem Backofen: „Brüderle, koch' mir a ſchwarzen Kaffee!“ — Als endlich der Irrthum an den Tag kommt, heirathet natürlich der Vornehme die Tochter des Bauern, der Proletarier aber geht wie gewöhnlich leer aus. Das höchſte Glück, was ihm überhaupt begegnen kann, iſt, daß er eine ihm davongegangene Frau wieder findet. Er zeigt ſich dann ſehr eiferſüchtig, nimmt an allen männlichen Perſonen, die er für ihre Entführer hält, furchtbare Rache, iſt aber, von Natur ſehr zur Zärtlichkeit geneigt, mit dem wiedergefundenen zarten Weſen ſofort wieder Ein Herz und Eine Seele. Zuweilen auch muß er ſich begnügen, ſein Glück in dem Glücke einer gelegentlich wiedergefundenen Tochter zu ſehen, die ſich mit dem Reichen verheirathet, und er weiß dann beim Niedergehen des Vorhangs in der zum Schluß von den Schauſpielern gebildeten Gruppe die Rolle des Schwiegerpapa's mit Anſtand und Würde zu ſpielen.

Auch Raimund trat auf dem Leopoldſtädter Theater auf — ob es ſchon damals Herrn Karl gehörte, weiß ich nicht. — Ziemlich häufig, aber im Vergleich zu den Neſtroy'ſchen Poſſen, welche auf dem Karlstheater faſt einen Abend um den andern geſpielt werden, lange nicht oft genug, werden ſeine Stücke noch gegeben. Am Beſten, ſo viel ich zu bemerken Gelegenheit gehabt habe, auf dem kleinen Joſefſtädter Theater. Zum Geiſte des Karlstheater paſſen ſie nicht mehr, die Schauſpieler ſind zu ſehr an das Frivole gewöhnt. Der treffliche Scholz ſelbſt (Neſtroy tritt nur in den bezeichneten Rollen ſeiner *eignen* Stücke auf, für welche er eben ſo wenig ſchauſpieleriſches Talent bedarf, als ein Bajazzo es bedarf) faßt die Rollen aus den Raimundſchen Stücken beinahe etwas zu grob auf und die falſche Sentimentalität, die er ſo meiſterhaft darzuſtellen verſteht, geräth mit der tiefen Melancholie, welche ſich durch alle Raimundſche Stücke bis auf die untergeordnetſten Rollen hindurchzieht, doch etwas in's Gedränge. Er ſpielt gut wie immer, — aber wie könnte er, aus den Neſtroy'ſchen Stücken an jene prätentioſen Liebeserklärungen gewöhnt, ſich wohl ganz in die Selbſtzufriedenheit des Raimund'ſchen Bedienten hineinfinden, deſſen ganze Seele nur den Einen Gedanken denkt: ich war zwei Jahr in Paris! der ſich lebensüberdrüſſig und vernichtet fühlt, als ſein böſer Herr ihm verbietet, dieſen Gedanken noch ferner bei jeder Gelegenheit laut werden zu laſſen, als dieſer durch den Alpenkönig gebeſſert iſt von ihm nichts wie die Erlaubniß zu dieſer Redensart zu erbitten hat und da er ſie erhält, wie von einer ſchweren Laſt befreit, in ſeiner Gegenwart in den Jubelruf ausbricht: ich war — ich war zwei Jahr — zwei Jahr war ich in Paris!

Eben ſo gut als die Neſtroy'ſche Komik iſt auch der Raimund'ſche Humor auf dem Grunde des Wiener Volkslebens erwachſen, beide bieten intereſſante Vergleichungspunkte dar. Ganz dieſelben Vorausſetzungen, aber das Reſultat wie unendlich verſchieden! Wir haben geſehen, wie Neſtroy die Sittenverderbniß der großen Stadt, in der ſo mächtige Quellen des Verkehrs und des Genuſſes zuſammenſtrömen, treu wiederſpiegelt. Und Raimund? Wie ein bunter Falter hängt die reine Engelsſeele dieſes Schauſpielers an der Blume der Sinnlichkeit des Wiener Lebens. Wie Neſtroy das wußte, ſo ſpiegelt er das kindliche Element, das hier mitten in der Fülle des Genuſſes nie verloren geht.

Wo viel Luſt oder Leben iſt, da iſt auch viel Erfahrung oder Lebensweisheit. Wir finden ſie bei dem kindlichen Raimund ſo gut als bei Neſtroy. Raimund zeigt uns in ſeinen Allegorien den Verfall der Lebensfülle, der Jugendluſt, er zeigt uns, wie Alter und Krankheit an den Menſchen heran ſchleicht, und läßt dann neben den Greisgewordenen den Genius ſich ſtellen, das „Brüderle ſein“, das mit ihm aufgewachſen iſt, — ewig jung, ſchlank, mit langen Locken, blühenden Wangen. Ach, ich wundere mich nicht, wie andere, daß dieſer Komiker ſich endlich vor Melancholie todt ſchoß, er, deſſen Seele ſo den Verfall des Lebens angeſchaut hat, wie er im „Bauer als Millionair“ es ſchildert, in dem der wohlhabende Mann, nachdem alle jene bekannten allegoriſchen Geſtalten ihn in ſeiner Wohnung aufgeſucht haben, ſich endlich hülflos unter freiem Himmel hinausgezaubert ſieht auf die Wieſe, wo dicht vor ſeinem Geſicht die Hörner der gleichgültig weidenden Ochſen ſtehen. — Raimund hat moraliſche Zwecke, welche dem Zauberpoſſendichter ja wohl erlaubt ſein können. In ſeinem „Alpenkönig und Menſchenfeind“ werden die eingewurzelten Fehler des armen menſchlichen Individuums förmlich mit allen Elementen, wie mit einer Koppel Hunde gehetzt. Vergebens klettert er auf einen Baum, — ein Wolkenbruch muß die Waſſerkur an ihm verſuchen, um den alten Adam in ihm gründlich auszurotten. Was hilft es aber, daß, nachdem die Kur gelungen iſt, den Raimundſchen Helden gewöhnlich auch noch, wie den Neſtroy'ſchen, wenn ſie von ihrer Blaſirtheit geneſen ſind, ein kurzer Nachſommer des Glückes blüht? Der Dichter wirft damit nur auf kurze Zeit wieder den Schleier über einen Abgrund, den er ſelbſt erſt gelüftet hat.

„Und ſcheint die Sonne noch ſo ſchön,
Am Ende muß ſie untergehn.“

Dieſe Worte des Aſchenmannes enthalten den Kern der Raimund'ſchen Lebensweisheit. Das Aſchenlied aber muß man in Wien ſingen hören und man muß wiſſen, welche Bedeutung es in vormärzlicher Zeit dort hatte, als es noch für etwas Großes galt, daß man es auf dem Theater unverkürzt ſingen und daher dort die darin vorkommende Betrachtung laut werden laſſen durfte: Der Kaiſer und der Bettelmann, ſie ſeien beide demſelben Menſchengeſchick unterworfen, der Tod bevorzuge keinen vor dem andern. (Ich habe das herzige Lied nicht zur Hand, ſonſt würde ich genauer citiren). Wie albern, wenn Neſtroy vom Proletariat Gräfinnen anbeten oder ſeine Wüſtlinge ſich mit Bauermädchen verheirathen läßt, um das Bedürfniß des gemüthlichen Wieners zu befriedigen, die Kluft zwiſchen den verſchiedenen Ständen in etwas ausgeglichen zu ſehen. Der Kaiſer iſt ein Menſch wie wir, ſagte Raimund, und damit traf er den Nagel auf den Kopf. Man ging in die Zauberpoſſe, um dieſe einfache menſchliche Wahrheit zu hören. O, Ihr wißt nicht, die Ihr niemals in Oeſterreich waret, was das hieß und wie gut es war, daß dies zuweilen geſagt wurde!

Am Schluſſe des Aſchenliedes ſang man in der Joſefſtadt einen eingelegten Vers: von Wien bis Berlin kenne jedes gefühlvolle Herz Raimunds Witz und Scherz. Er wurde noch am letzten Januar 1849, wo ich dort der Aufführung beiwohnte, ſo inbrünſtig beklatſcht, daß ich mir ſagte: Dieſer Komiker hat nicht allein die kindliche Heiterkeit des Wiener Lebens verſtanden, wie keiner, ſondern es muß auch *noch jetzt* in ſeinen Liedern manche Betrachtung liegen, deren Ausſprechen dem gedrückten Volke von Wien das Herz erleichtert, wie wenn ihm ein Stein von der Seele genommen würde.

8.

Berlin im Frühjahr 1849.

Um die Zeit, wo die Kammern zum erſten Male in Berlin eröffnet wurden (es geſchah am 26. Februar), war ich nach Berlin zurückgekehrt. Es war eine eigne Bewegung am Morgen des Eröffnungstages in den Straßen Berlins. Vormärzliche Gensd'armen gingen unter dem Volke umher. Neugierig blickte dieſes durch die Eiſengitter des Schloſſes. Auf dem Schloßhofe ſah man nichts als Conſtabler und Soldaten. Während des ganzen, für die Geſchichte Preußens ſo wichtigen Tages konnte man auf Markt und Straßen in der Phyſiognomie des Volkslebens nichts entdecken, als einige von jenen feinen Zügen, wie man ſie eben nur in Berlin bei feierlichen Gelegenheiten findet.

Sonſt war es gar ſtill in Berlin um dieſe Zeit, und im Vergleich mit dem „ſchönen Sommer" des

Jahres 1848 mußte die Stadt wie ausgeſtorben erſcheinen. Von dem ſouverainen Lindenklub haben wir im Februar und März noch einen Ueberreſt entdeckt, — nicht an der weltberühmten Kranzler'ſchen Ecke, ſondern in den engen Räumen des ſpäter eingegangenen Leſe-Kabinets in der Werderſtraße. Dort nämlich verſammelte ſich zwiſchen fünf und ſechs Uhr Abends regelmäßig eine ausgewählte Geſellſchaft unter dem Vorſitze des Lindenmüllers. Die neue preußiſche Zeitung war der Stock, an dem ſich jeden Abend die Verſammlung kryſtalliſirte, wie früher draußen unter den Linden an der Geſchäftigkeit der Berliner Conſtabler. Schon mehrere Stunden vor dem Erſcheinen dieſer Zeitung füllten ſich die Räume des Leſekabinets, die Ungeduld der Verſammlung wuchs, je näher der Augenblick heranrückte, wo mit dem Organ des Herrn von Bismark-Schönhauſen auch der berühmte „Zuſchauer“ erſcheinen ſollte. In der letzten Viertelſtunde trat mit einer merkwürdigen Pünktlichkeit jedesmal ein ältlicher Jude im ſchäbigen Rocke, ein kleines Bündelchen unter dem Arme, ins Zimmer und nahm hinter einem Tiſche in der Ecke in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, Platz. „Nun, Väterchen, auch ſchon da?“ pflegte ſchmunzelnd ihn der Lindenmüller von ſeinem

Ehrenplatze auf dem Sopha anzureden. Hierauf ging gewöhnlich ein wohlgekleideter, behaglicher, ältlicher Mann aus dem Bürgerſtande, welcher die Zeit, bis man die erſehnte hereinbrachte, nicht erwarten konnte, ins Comtoir des Leſekabinets und überreichte ſie nach einiger Zeit dem Lindenmüller, der beim Vorleſen über jede Notiz des Zuſchauers ſogleich ſeinen Witz machte, wenn auch der Witz dieſes Mannes hier in dem niedrigen Zimmer ſich etwas mehr genirt fühlen mochte, als dies draußen unter Gottes freiem Himmel der Fall geweſen war. Erſt als der Lindenmüller, früherer Vorgänge wegen, ins Gefängniß wandern mußte, und der Zuſchauer der Neuen Preußiſchen Zeitung, wie die Demokraten klagten, zu ſchal wurde, hörte dieſer Lindenklub zwiſchen den vier Wänden auf.

Wenn am 18. März ſich einige kleine revolutionäre Gelüſte zeigten, ſo wurde dagegen während der Zeit, wo die Kammern ihre Oſterferien hielten, von einem Konditor der guten Stadt Berlin eine Lection im monarchiſch-conſtitutionellen Sinne geleſen. Er ließ nämlich auf einem Rollwagen eine Art von papiernem Thurm in der Stadt herumfahren, der mit lauter bunten Oſtereiern bemalt war. Dazwiſchen konnte man leſen, daß der Konditor in dem frivolen Berlin 10000

Oſtereier in ſeinem Laden ausgeſtellt hatte, daß er Oſtereier in Sammet und Oſterhühnchen auf dem Neſte ankündigte, ſo wie brütende Hennen und Taubenpaare, — Alles zur Oſterfeier in dem gottloſen Berlin. An dem Thurme aber war das Intereſſanteſte die auf der höchſten Spitze deſſelben ſitzende Bruthenne. Sie hatte eine Krone auf dem Kopfe, ſah ſo ehrwürdig aus und ſchaute aus ihren großen Augen ſo klug und verſtändig darein, daß man ſich gar nicht wunderte, wenn man unter ihrem Neſte die Worte las: „Die Monarchie iſt eine Henne, welche goldene Eier legt. Marechal Bugeaud.“

Damals, ſo lange die Kammern zuſammen waren, war die Frage: ob Republik? ob Monarchie? immer noch in gewiſſem Sinne eine offene, an deren Löſung neben dem Betriebe ſeines Geſchäftes zu betheiligen ſelbſt der Spießbürger ſich gedrungen fühlen mußte. Nach Auflöſung der Kammern aber beunruhigte ihn nichts mehr, denn republikaniſche oder auch nur demokratiſche Ideen, wo ſie auftauchten, wurden einfach ausgewieſen. Auf der Polizei war eine eigene „Ausweiſungskommiſſion“ für Fremde gebildet, deren Name ſchon andeutete, daß bei ihr die Ausweiſung Regel, die Ertheilung der Aufenthaltskarten aber nur eine Ausnahme war. Dieſe Ausweiſungskommiſſion betrieb ihr Geſchäft, wie die Guillotine, fabrikmäßig. Es war eine komiſche Scene, von der ich zufällig Zeuge war, als einſt auf dem Polizeibureau ein Trupp Handwerksburſchen eintrat, von denen einer, ein kleiner ſtämmiger Kerl, eine rothe Feder an der Mütze trug: „Marſch, vor die Ausweiſungskommiſſion!“ rief man ihnen zu, mit lachendem Geſichte ging der Rothe voran wieder zur Thüre hinaus und die andern folgten. Als ich ſpäter aus dem Polizeigebäude auf den Molkenmarkt hinaustrat, ſtanden ſie dort alle beiſammen und waren richtig ſchon ausgewieſen. — Dennoch mag gerade in dem weiten Berlin mancher arme politiſche Flüchtling ſich in gutem und ſicherem Verſteck befunden haben. So hörten wir von einem politiſch verfolgten Polen, der lange Zeit unangefochten in Berlin umherging und jeden Abend in ſein Verſteck zurückkehrte. Eines Tages hatte er ſich verſpätet und fand das Haus bereits verſchloſſen. Wie es in Berlin Sitte iſt, rief er nach dem Nachtwächter, der die ſämmtlichen Häuſer ſeines Bezirks öffnet. Aber ach, man hatte ihm geſagt, der Name des Nachtwächters ſei Kopenhagen, im Munde des unachtſamen Polen verwandelte ſich dieſer Name in Conſtantinopel. Tief verletzt und zornig keuchte, ſein ſchweres Schlüſſelbund vor ſich hertragend, klingenden Ganges im langſam-taktvollen Wächterſchritte der Conſtantinopel geſcholtene Nachtwächter Kopenhagen heran, und zwiſchen ihm und dem Polen entſtand alsbald ein heftiger Streit. Bald eilen die allgegenwärtigen Conſtabler herbei, der Pole wird als Ruheſtörer verhaftet und ſpäter als ein polizeilich längſt Verfolgter entlarvt.

9.

Perſönlichkeiten der zum 26. Febr. 1849 einberufenen zweiten Kammer.

Große, öffentliche Verſammlungen haben eben ſo gut ihre beſtimmte Phyſiognomie, als einzelne Menſchen. Was den Parlamenten des vorigen Jahres zu Wien und Berlin ihren beſtimmten Charakter verlieh, waren die Männer in Bauerntracht, denen eine im tiefſten Grunde aufgewühlte Zeit ihren Platz in den conſtituirenden Verſammlungen angewieſen hatte. Als dieſe aufgelöſt wurden, ſchnürten ſie ihr Bündel und gingen heim. Wir fanden ſie diesmal in der zweiten Kammer nicht wieder, und ſo waren es nur die Geſichtszüge der Einzelnen, was ihr ihre Phyſiognomie verleihen konnte. Nicht jedes Geſicht aber iſt geeignet, hierzu erheblich beizutragen, das unbedeutende verſchwindet ganz. Auch das Verhalten der Einzelnen kommt weſentlich in Betracht. Wer, wie Schaffraneck, mit immer gleichmäßiger Miene fortwährend an einem ſo wichtigen Punkte, wie der Miniſtertiſch, in kerzengerader, ſäulenartiger Haltung ſteht, oder, wie Herr von Berg, mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit in einem beſtimmten, nicht allzugroßen Umkreiſe, zumal nach der Mitte des Hauſes zu, ſich zu bewegen gewohnt iſt, muß zuerſt die Aufmerkſamkeit des zuſchauenden und zuhörenden Publikums auf ſich ziehen. Auch wir werfen hier den erſten Blick auf Herrn von Berg.

Wenn man ihn eine Zeit lang beobachtete, ſo kam er einem vor, wie die Knaben auf jenen Bildern, unter denen geſchrieben ſteht: froher, als ein König! oder: ſchmeckſt du prächtig! Kein Pater Kellermeiſter kann in ſeinem von Epheu umwachſenen Kloſter behaglicher ausſehen, als dieſer Kaplan in der zweiten Kammer. Herr von Berg fühlte ſich hier wahrhaft behaglich. Er erinnerte ſich mit Vergnügen an die Zeit, die er „den ſchönen Sommer hindurch“ (1848) mit der Nationalverſammlung und dem Volke in Berlin durchlebt hat. Sein mürriſches Geſicht war lediglich für die Miniſter beſtimmt.

Früher mag er es ſo von der Kanzel herab ſeinen Beichtkindern gezeigt haben. Im Zwiegeſpräche mit Männern ſeiner Partei heiterte es ſich plötzlich auf, und wie der Mond raſch durch Wolken bricht, ſo trat bei ihm an die Stelle einer finſteren Miene ein Schalksgeſicht, er klopfte ſeinem Nachbar auf die Wangen und trieb ſonſt allerlei Poſſen. Dies that der Caplan ſogar auf der Tribüne hinter dem Rücken des Präſidenten, an dem Tage, wo er zum erſten Male in der zweiten Kammer Berichterſtatter war, wie er ſich denn überhaupt an dieſem Tage vor Behagen gar nicht zu laſſen wußte. Der Vortrag des Herrn von Berg iſt ſehr monoton und gleichſam ſo eingerichtet, als ſollten ſich ſeine Worte an den Säulen eines Tempels brechen. Schade, daß in der zweiten Kammer das Echo fehlt, das der Caplan um die Säulen langſam nachkommen laſſen zu wollen ſchien, wenn er eine ſeiner wenigen Modulationen in der Stimme anbrachte.

Herr von Berg hat ohne Zweifel auf den ganzen Ton der Reden in der zweiten Kammer überhaupt den bedeutendſten Einfluß gehabt. Es herrſchte nämlich in dieſer zweiten Kammer, von der wir übrigens die beſte Meinung hatten, ein gewiſſer Converſationston vor, durch den ſchon die Reden der früheren preußiſchen Vereinbarerin von dem Erzguſſe der Frankfurter Parlamentsreden nicht eben vortheilhaft abwichen.

Herr von Kirchmann erwartete das Heil unſeres

Vaterlandes nicht von berathenden und beſchließenden Verſammlungen, ſondern tröſtete ſich mit der Ausſicht auf einen europäiſchen Krieg. Heißt das nicht, ſich über den Verfall der Erde mit den Wolken tröſten, die am Himmel heraufziehen? Uebrigens iſt der Mann ohne Leidenſchaft und ſpricht in etwas ſächſiſchem Dialekt.

Zu den Perſonen, welche man vorzugsweiſe Originale nennt, gehörte in der zweiten Kammer Herr Thiel, deſſen lange Figur man regelmäßig in juriſtiſchen Fragen von der Linken her der Rednerbühne zuſchreiten ſah. Nach einzelnen Sätzen, die wir von ſeinen Reden verſtanden haben, iſt er ein Mann von wahrhaft ſprudelndem Humor. Bei ſeiner dünnen Stimme vermag Niemand ſeinem Vortrage vollkommen zu folgen. Merkwürdig war nun die Ausdauer und die ſtets gleichmäßige Miene, mit der er, nur ſich ſelbſt genügend, ſeine langen Reden hielt. Während der fortwährenden Unaufmerkſamkeit, dem Geſumm und Gelächter der Verſammlung macht der Lange auf der Rednerbühne, mit einer wahren Kinderſtimme, ſeine ſtillvergnügten Juſtizwitze vor ſich hin, ſtellt, um das Miniſterium zu ärgern, komiſche Rechenexempel auf, in denen ganze Juſtizbehörden mit derſelben Geſchwindigkeit, wie wenn man zwei von zwei ſubtrahirt, von der Oberfläche der Erde verſchwinden, und verläßt dann endlich unter dem Beifall der Wenigen, welche hin und wieder ein paar Worte verſtanden haben, die Rednerbühne.

Ein Original bedenklicherer Art iſt der berühmte Dierſchke. Seine Reden haben das Eigenthümliche, daß ſie ſtets ganz verſtändig und maaßvoll anfangen; erſt wenn Dierſchke eine Zeit lang auf der Rednerbühne geſtanden hat, ſetzt er ſich dort in die rechte Poſition, um das Univerſum anzubellen. Ritter Dierſchke verwandelt dann die Rednerbühne in ſeine feſte Burg, auf der er ſich feſtzuſetzen ſucht, als „aller Welt Feind.“ Seine Reden ſind dann gar verwunderlicher Art, es ſchwirren Lerchen, Nachtigallen und allerlei anderes Geflügel daraus auf. Dabei aber kann man auch in ſolchen Augenblicken noch nicht ſagen, daß ſie unvernünftig ſeien; wie mich denn Dierſchke überhaupt immer an das wahnſinnige Flämmchen in den „Epigonen“ erinnert, welches ſich Carl Immermann ſelbſt charakteriſiren läßt mit den Worten: „Siehſt du, ich rede vernünftig! Das kommt daher, weil ich kein Kind mehr bin.“ Ja, ja, daher kommt es!

In der letzten Zeit ſah man Dierſchke in der Kammer immer ſehr tiefſinnig. Wie er behauptete, waren ſeine Zettel, mit denen er ſich als Redner meldete, „unter den Tiſch geworfen.“ Schwermüthig betrat er eines Tages, auch ohne das Wort zu haben, die Rednerbühne, und da ihn der Präſident mit der Glocke herunterklingelte, ging er zögernden Schrittes die Stufen hinab, indem er wiederholt den Kopf ſchüttelte und um das Wohl des Landes ernſtlich beſorgt zu ſein ſchien.

Dies Kopfſchütteln erinnert mich an den alten Herrn Eſſer. Es wurde gerade über die Geſetzvorlage in Betreff des Verſammlungsrechtes debattirt, da kam der ſteinalte Mann mit langſamen, ehrwürdigen Schritten auf die Rednerbühne. Seine Worte waren nicht zu verſtehen, aber immerfort ſchüttelte er über dieſe Geſetzvorlagen mit dem Kopfe. Plötzlich rief Herr Grabow den alten Herrn zur Ordnung, oder bedeutete ihn doch, daß er ſich in den parlamentariſchen Gränzen halten möge. Ob er wirklich etwas geſagt hat, was ihm die Rüge zuzog, oder ob ſie wegen des fortwährenden Kopfſchüttelns erfolgte, weiß ich nicht. Jedenfalls aber war der freiſinnige Greis auf der Tribüne eine höchſt liebenswürdige Erſcheinung.

Der bedeutendſte Redner der Linken war Waldeck. Hatte er auch nicht die Gabe, den Standpunkt ſeiner

Partei ſelbſt zu läutern und weiter zu bilden, begegnete man daher in ſeinen Reden keinem eigenthümlichen großartigen Urtheil, ſo wußte er dagegen durch Leidenſchaft und flammende Begeiſterung die Gedanken, welche er ſich einmal angeeignet hatte, ihrer Verwirklichung im Staatsleben bedeutend näher zu bringen. Welche Energie liegt in den Worten, die er ſprach zur Zeit, als die Nationalverſammlung durch Waffengewalt von einem Lokal in das andere getrieben wurde: „Nicht die Mauern, nicht die Steine bilden die Nationalverſammlung, ſondern wir mit unſern Gedanken, wir mit unſern Willen, wir mit unſeren Herzen für das Volk bilden die Nationalverſammlung.“

Als Redner hatte Waldeck nicht die Gabe, durch größere oder kleinere, ſtets wirkſame Stegreifreden zu glänzen. Man mußte ſogar vermuthen, daß ſeine Reden memorirt waren. Aber der Vortrag zeigte, daß ſie deshalb nicht weniger von Herzen kamen. Waldecks Sprache war immer hochpoetiſch und ſeine Bilder, die er oft aus dem Leben der Völker, von ihren Sitten und Gebräuchen hernahm, ſtets bedeutend. Unbeſchreiblich war der Eindruck ſeiner Worte, als er in ſeiner Gründonnerſtagsrede verlangte, daß der zu wählende Kaiſer ein Diener des Volkes ſein müſſe, und ſich dabei auf die Sitte der Fußwaſchung in Oeſterreich berief, nicht ohne die eingeflochtene Bemerkung: „Ich weiß nicht, ob man auch heute in Oeſterreich mit dem armen zertretenen Volke dieſe Ceremonie vornehmen wird — es wäre eine bittere Ironie, wenn es geſchähe.“

Mit dem großen ſittlichen Ernſte, mit dem gewaltigen Zorne und dem edlen Pathos, das in ſeinem Weſen vorherrſchend iſt, ſtand er ſtets wie ein Prieſter da auf der Rednerbühne, welcher der Göttin der Freiheit opfert.

Wenn ſchon die Erinnerung deſſen, der jetzt an jene zweite Kammer zurückdenkt, vor vielen anderen bei Waldeck verweilt, ſo wird ſie mit noch größerer Theilnahme bei Gottfried Kinkel verweilen, den das traurigſte Loos getroffen von allen, die damals auf den Bänken der Linken beiſammen ſaßen. Unter den „vom Zeitenſtrom am weiteſten Verſchlagenen“ war auch Carl Grün. Auf der Rednerbühne ſeltſamer Weiſe eine etwas pedantiſche Erſcheinung: denn der Mann mit der Brille, der den Miniſtern ſo arge Dinge ſagt, beugt das Geſicht jeden Augenblick auf das Blatt Papier nieder, das er in den geſticulirenden Händen hin und her bewegt. Es ſcheint, nicht ſowohl als ob er etwas ableſe, ſondern als ob er ſeine Rede hier öffentlich vor den Augen des Publikums memorire.

Wenden wir uns zur rechten Seite des Hauſes, ſo verdiente hier wohl die äußerſte Rechte zuerſt unſere Aufmerkſamkeit, weil ſie in der That die meiſten bedeutenderen Perſönlichkeiten aufzuweiſen hatte. Von Schwerin's behaglicher Geſtalt hat man mit Recht geſagt, daß ſie nicht einem Grafen, ſondern einem Pachter anzugehören ſcheine. Herr von Bodelſchwingh gleicht dem Profeſſor Tholuck auf ein Haar, nur kräftiger und derber iſt ſeine Geſtalt. Graf Arnim ragt weit über die Rednerbühne hinaus, wie wenn man eine ſchlanke märkiſche Tanne auf dieſelbe hingeſtellt hätte. Die friſcheſte Erſcheinung auf der äußerſten Rechten iſt Graf Renard, der Greis, dem das ariſtokratiſche Vollblut noch die Wange roth färbt.

Wenn Graf Ziethen's hohe und wohlbeleibte Geſtalt der Rednerbühne zuſchritt, ſo wurde er ſchon von ſeinem Sitze aus von den neugierigen Augen der Anweſenden begleitet, denn es lag ſchon in ſeinem ganzen Auftreten, in dem „ſtrammen“, phlegmatiſchen Gange mit den nach auswärts geworfenen Beinen etwas ganz eigenthümlich Ariſtokratiſches, das den Bürger des neunzehnten Jahrhunderts im höchſten Grade überraſchen mußte. Stand nun der Herr Graf auf der Tribüne, ſo ſchlug er zunächſt die Augen nieder, bückte ſich dann etwas und legte die beiden gleichmäßig nach beiden Seiten hin ausgeſtreckten Hände auf die Rednerbühne nieder, richtete ſich dann plötzlich wieder auf, gerade wie ein Schwimmer, der mit ausgeſtreckten Händen in's Waſſer geſprungen iſt und nun wieder auftaucht. Nachdem dies Manöver beendigt war, fing der Herr Graf ſeine Rede an, und die Zunge unſeres Abgeordneten begann zu knarren, wie das Burgthor eines alten Ritterſchloſſes in ſeinen roſtigen Angeln. Nachdem nun die Rede beendet war, trat der Graf in eben ſo charakteriſtiſcher Weiſe, als ſein Hinzug erfolgt war, den Rückzug an. Ein zufriedenes Lächeln fehlte dabei niemals auf ſeinem Geſichte.

Wir verlaſſen jetzt die äußerſte Rechte. — Ueber Vincke läßt ſich nicht mit ſo wenigen Worten reden. Ich begnüge mich daher nur, aus einem Aufſatze in der „Europa“ folgende Worte über ihn hervorzuheben: „Ehre heißt ſein Schild, Stolz ſein Helm und ſein Schwertſchlag der Muth einer großen Sache. Ohne Vinke fehlte der Rechten der active Held, dem Staate Preußen der Hort, der Linken das Centrum ihres Zornes, der ganzen Kammer der Glanz. Vincke imponirt der Linken durch ſeinen Scharfſinn, der Rechten durch ſeinen Freiſinn. Die Schlagkraft dieſes parlamentariſchen Helden ſucht ihresgleichen. Auf dem Rechtsboden erwachſen, in preußiſcher Zucht geſchult, hat dieſer reiſige Sohn Weſtphalens, ein Kampfhahn erſter Größe, in der Paulskirche gelernt, daß eine große Sache Herz und Geiſt weit und groß macht, Vaterlandsliebe allein dem Scharfſinn ſeinen Hort und dem Eifer ſein rechtes Feuer giebt. Vincke iſt ein Redner und ein Staatsmann im großen Style.“

Das Centrum können wir nicht übergehen. Es war ein großer Uebelſtand, daß daſſelbe gar keinen bedeutenden Redner hatte. Man hätte doch wenigſtens erwarten können, daß die Abſtimmungen deſſelben ein wenig motivirt wären, da man wußte, wie es den Ausſchlag zu geben pflegte. Da nun auch in dieſen Abſtimmungen nicht immer deutlich ein Prinzip ſich erkennen ließ, ſo blieben ſeine Abſtimmungen uns zuweilen pſychologiſche Räthſel. So haben wir denn von den Centrumsmännern auch nur wenige von Anſehen kennen gelernt. Immermann aber (der Bruder des Dichters) war eine höchſt charakteriſtiſche Erſcheinung. Das wahrſcheinlich ſtets über die nächſte Abſtimmung ſinnende Haupt in die rechte Hand geſtützt, ſaß er da, den Oberkörper in ſeiner gebeugten Haltung unbehaglich bald auf die eine, bald auf die andere Seite neigend, kurz, auch in ſeiner äußeren Erſcheinung ganz das „Zünglein an der Wage,“ als das man ihn aus den Abſtimmungen der zweiten Kammer kennt.

10.

Preußiſche Feſte.

Während des Beiſammenſeins der zum 26. Februar einberufenen Kammern erſtarkte außerhalb derſelben das ſpecifiſche Preußenthum mehr und mehr. In Berlin wurde im Laufe des Monat Auguſt zu dem an ſich höchſt löblichen Zwecke einer Sammlung für die in der Pfalz und Baden invalide gewordenen Soldaten ein großartiges Concert in Tivoli veranſtaltet. Unzählige Fahnen wehten hier dem Eintretenden entgegen, darunter auch merkwürdiger Weiſe die ſchwarz-roth-goldene. Der Pavillon rechts war für den Hof eingerichtet und das niedrige Vorderzimmer an den Seiten ganz mit Grün ausgelegt. Wenn ich dergleichen ſehe, ſo pflege ich Prinzen und Prinzeſſinnen zu beneiden, daß ſelbſt die Natur ihnen ihre Huldigungen darbringt und im Sommer ihr Grün ihnen in's Zimmer ſendet um dieſes zu kühlen. Wen ich aber nicht beneidete das war der Schwiegervater eines bekannten politiſchen Dichters. Er ſtand nämlich mit drei vom Treubund, dem Veranſtalter unſeres Feſtes, für heute gemietheten Dienern im Empfangzimmer des Pavillons und übte mit dieſen, welche in ihren ſchwarzen Strümpfen und Schnallenſchuhen wie Halloren ausſahen, die Verbeugungen ein, welche er als beſtellter Empfänger des Hofes bei deſſen Ankunft zu machen gedachte. Namentlich auf dem breiten Geſichte des einen von dieſen drei Dienern lag ſo viel Ernſt und loyale Feierlichkeit, daß er wie eine Säule menſchlicher und göttlicher Ordnung daſtand, wobei denn freilich die immer wiederkehrenden Verbeugungen ſich ſehr komiſch machten. Der alte Herr ließ ſich jedesmal erſt von allen ſeinen drei Lehrmeiſtern eine Verbeugung vormachen, ehe er ſelbſt Eine machte und bewies auch während der Verbeugung jedesmal noch ſo viel würdevolle Zurückhaltung als möglich; aber dennoch, als der Hof nun wirklich kam und ſeine Verbeugungen tiefer und bedeutungsvoller wurden, kam mir plötzlich das Bild ſeiner Tochter in den Sinn, wie ſie kühn in ihrem Wägelchen den verfolgten Dichter, den ſie unter dem Spritzleder verborgen hat, aus dem Trefſen entführt und ich ſah im Geiſte, wie ſie die Peitſche ſchwang und hörte, wie die Räder in die Ferne rollten und dachte: Fürwahr, der Apfel fällt doch zuweilen ſehr weit vom Stamm!

Der König übrigens erſchien gar nicht, obgleich der Treubund ſich von Stunde zu Stunde auf ſeine Ankunft vertröſtete. Auch ſonſt blieb gar Mancher aus, der ſeine Karte gelöſt hatte und ganz vergeblich war der Heidenlärm, den ein Mitglied des Treubundes machte, als er bemerkte, daß die Stühle zwar numerirt ſeien, daß aber die Zahlen hier bunte Reihe gemacht hatten. Er konnte ſich mit ſeiner Ehehälfte ſetzen, wohin er wollte, denn die meiſten Stühle blieben leer! — Ueberhaupt war das Concert nicht ſehr beſucht, nur an Conſtablern war durchaus kein Mangel. Was beabſichtigte die Polizei, indem ſie die Kinder von Kühlwetter's Laune, dieſe Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes der vorjährigen Straßen-Demokratie, ſo zahlreich hierher ſchickte? Wollte die Polizei durch eine impoſante Vertretung dem Treubund eine zarte Aufmerkſamkeit erzeigen? Was aber das eigentliche Publikum betraf, welches eine zu weit gehende Allgegenwart der Polizei nun einmal nicht liebt, ſo hätte bei dieſen, von denen jeder einen Gulden bis einen Thaler Entré bezahlt hatte, doch wohl der vor einem Jahre von Vater Karbe ausgeſprochene Wunſch: daß jeder Berliner ſein eigener Konſtabler ſein möge, in Erfüllung gehen können.

Am 23. Auguſt fand ein Feſt zur Erinnerung an die Schlacht in Großbeeren ſtatt. Warum ich dahin mit dem Treubund hinausgefahren bin? Ich könnte antworten: um die Reaction im Walde zu ſehen; aber ich will aufrichtig ſein und bekennen, daß ich zugleich die Abſicht hatte, einmal ein märkiſches Volksleben zu ſehen. Wie nämlich vor Kurzem in Oeſterreich eine Zeitſchrift angekündigt wurde, mit der für die Abonnenten ein Speiſehaus, eine Schwimmanſtalt, eine Verſorgungsanſtalt und eine Ruhmaſſecuranz verbunden ſein ſollte, ſo iſt der Treubund für die Berliner ein „Mädchen für Alles“ geworden, indem er ſich verſchiedene Abtheilungen gegeben, von denen auch eine für Volksfeſte zu ſorgen hat. Verſteht ſich, der blaue Himmel und die geſunden Beine der Burſchen und Mädchen auf dem Lande müſſen das Beſte daran thun. Knüpft man ein ſolches Volksfeſt nun gar an eine große hiſtoriſche Erinnerung, ſo kann es, wie wir in Großbeeren geſehen haben, dem Treubund in der That gelingen. Die großen Erinnerungen der Befreiungskriege leben ohnehin als ſpecifiſch-preußiſche im Volke. Vielleicht ſchon deshalb, weil der Kämpfer niemals einen Ueberblick über den ganzen Zuſammenhang einer nationalen Erhebung hat, und nur an das Nahe und Nächſte denkt, wofür er kämpft, ſind dieſe Erinnerungen als ſpecifiſch-preußiſche ins Volk übergegangen, und ſo kann es uns nicht wundern, daß an dieſem Tage alles Volk dem Treubunde zuſtrömte.

Der erſte Extrazug, mit dem ich nach Großbeeren hinausfuhr, faßte vier und zwanzig Wagen. Im freien Felde, eine kleine Viertelſtunde vom Bahnhofe und eben ſo weit von dem ſeitwärts von der Bahn gelegenen Dorfe wurde Halt gemacht und ausgeſtiegen. Eine alte, anſtändig gekleidete Frau, welche vielleicht am Schlachttage in Berlin geſeſſen und gezittert hatte, fühlte ſich jetzt ſchon hier durch das Feſt ſo angeregt, daß ſie auf einmal ihr Kleid ein wenig vom Boden aufhebend, zu der Muſik zu tanzen begann und zur Verwunderung der Umſtehenden ſich tanzend durch die verſchiedenen Gruppen der von Berlin gekommenen Perſonen hindurchbewegte. Während deſſen hatte der Treubund auf dem Stoppelfelde ſeine ſchwarz-weißen Fahnen entfaltet und bemühte ſich vergeblich die Anweſenden zu bewegen ſich ihm anzuſchließen und ſo mit ihm im Zuge nach Großbeeren zu marſchiren. Die Meiſten dachten dabei wie Gretchen als Fauſt ihr vor der Kirche Arm und Geleit antrug, und gingen allein ihres Weges. Der Treubund, oder vielmehr die mit dem erſten Zuge gekommenen Mitglieder deſſelben ſahen ſich daher, um in impoſantem Zuge nach Großbeeren einzuziehen, genöthigt, dort ſtehend die Ankunft des zweiten Extrazuges zu erwarten.

Die Zahl der in Großbeeren aufgeſchlagenen Wirthsbuden war gewiß ſo groß wie die Zahl der Wagen, welche den erſten Eiſenbahnzug bildeten, und dennoch reichten ſie bei den vielen anlangenden Fußgängern und den vielen mit drei bis vier Pferden beſpannten Bauerwagen, welche in Großbeeren hereinfuhren, kaum hin, um die Eß- und Trinkluſt der Anweſenden zu befriedigen. Neben und zwiſchen dieſen Buden hatte ſich nun Alles eingefunden, was zu einem rechtſchaffenen Markte gehört. Vor den Spielbuden ſtanden die Beſitzer, die ihre Verſprechungen kühn und unabläſſig in die Menge hineinſchleuderten. Einer ſetzte, wie ein Canarienvogel zwitſchernd, ſeiner Anpreiſung jedesmal die Worte hinzu: „Immer luſtig, luſtig, luſtig!“ und das ließen auch diejenigen ſich geſagt ſein, welche ſonſt nicht auf ſeine Worte zu hören ſchienen. Auch ein Gypsfigurenhändler kam, der auf ſeinem Kopfbrette nichts als Blüchers und Napoleons trug, und bewegte ſich behutſam durch das Gedränge. An Leierkaſten, welche von Männern mit Kriegsdenkmünzen geſpielt wurden, fehlte es auch nicht am Erinnerungstage der Schlacht bei Großbeeren, und wen hätte nicht heute das Soldatenloos, das ſo traurig werden kann, wenn einmal die Kraft aus Armen und Schenkeln gewichen iſt, auf's Tiefſte ergriffen? Zwar die Invaliden, denen es gelingt, nach Beendigung der Dienſtzeit in ihr fernes Dorf zurückzukehren, wo ſie noch den Stamm ihrer Familie vorfinden, können dort oft noch gute Tage erleben, und ſogar oft noch eine Rolle ſpielen. In einem Halberſtädtiſchen Dorfe ſpielten einſt die aus dem 7jährigen Kriege zurückgekehrten Soldaten trotz ihrer Sonderbarkeiten (einer z. B., der Ziethenſcher Huſar geweſen war, ritt beſtändig, wie Kinder, auf ſeinem Stocke) die Herrn, ſie hatten ſich, rein durch Gewalt, in der Kirche eine ganze Prieche angemaßt, wohin Niemand kommen durfte, der nicht ein „Siebenjähriger“ war. Aber der entlaubte Soldatenſtamm, der nicht ſeine Wurzeln wieder in die Heimathserde ſchlagen kann, iſt um ſo mehr verloren. Eben ſo ergreifend als komiſch war der Eindruck, den in Großbeeren ein alter halbkindiſcher Invalide aus den Befreiungskriegen machte, welcher ſich beim Orgeldrehen immer ſelbſt unterbrach, indem er an die Vorübergehenden (denen er auch zuweilen mit der Linken Küſſe zuwarf, während er mit der Rechten drehte) mit lebhafter Geſticulation einige melancholiſche Worte richtete und dann raſch, gleichſam als wollte er das Verſäumte wieder einholen, fort drehte. „Ich ſoll ſterben?“ rief er einmal aus. „Nein! Ich ſoll verderben? Dudeln will ich!“ — und damit drehte er fort. Nach einer Weile fing er wieder an: „Andere mögen anders denken; aber ich habe meinem Könige geſchworen und bleibe ihm treu; dann redete er einmal wieder einen vorübergehenden Soldaten an: „Sie, Kamerad dort, an Ihrer Uniform ſehe ich, daß Sie auch dem Könige geſchworen haben,“ — und ſo ging es fort, bis am Nachmittage die Töne des Leierkaſtens von der nun in den Buden beginnenden Militairmuſik, und der Invalide ſelbſt mit ſeinem Leierkaſten, wie es ſchien, von der jetzt noch weit größer werdenden Volksmenge verſchlungen wurde. Während wir in den Buden verweilten, iſt nun auch der Treubund im feierlichen Aufzuge in Großbeeren eingerückt. Gutgekleidete Herren ſtellten ſich mit den Bauern zuſammen und fingen an zu politiſiren. „Hauen Sie mir in vier Stücken“ — ſagte Einer, „ich bin ein Preuße und bleibe ein Preuße.“ Uebrigens übertreibe ich nicht, wenn ich ſage, daß ich noch niemals ſo viel und ſo gemein habe ſchimpfen hören, als an dieſem Tage — nicht von den Bauern, ſondern von den Berliner Treubunds-Herrn auf die Demokratie. Der alte Blücher, der doch bekanntlich ein kräftiges Deutſch ſprach, würde roth geworden ſein, wenn er es gehört hätte. Meinten die Herrn von Berlin, daß das zum Volksfeſte gehöre? mit den Bauern müſſe man ſprechen wie der Teufel mit den Hexen auf dem Blocksberge und die Sprache des Volks ſei aus lauter Dreck zuſammengeſetzt?

Die Bauern von Rixdorf, Tempelhof, Selchow und Teltow, und woher ſie ſonſt mit ihren ſchwarzweißen Fahnen durch's Feld gekommen ſein mochten, ließen ſich dadurch nicht irre machen. Sie waren da, nicht um auf die Demokraten zu ſchimpfen, ſondern um die Schlacht bei Großbeeren zu feiern, und ſie thaten dies rechtſchaffen; denn nicht nur, daß ihre breitſchultrigen Dorfmuſikanten, die in den langen blauen Sonntagsröcken ſo ernſthaft vor ihnen herſchritten, aus Leibeskräften und ohne im Geringſten der falſchen Töne zu achten, die ihren Trompeten dabei entwiſchten, bald das Preußenlied, bald Melodien Körner'ſcher Lieder blieſen, ſo zogen ſie auch nach der von dem Ortsgeiſtlichen, einem ſteinalten Manne, auf dem Kirchhofe gehaltenen Feſtrede, noch allein, während die Herren aus der Stadt ſich zu dem Feſteſſen begaben, zu dem Denkmale der Schlacht von Großbeeren, das auf der Nordſeite der Kirche aufgerichtet iſt. Die Bauern ſchloſſen hier einen Kreis um das Denkmal, und während in den Buden die Champagnergläſer klangen, blieſen ihre Muſikanten wieder alle patriotiſchen Stücke her, die ſie wußten.

Am Nachmittage ging es im Amtsgarten am fröhlichſten zu. Er war von dem Gutsherrn zum feſtlichen Tanze eingeräumt. Freilich iſt der Tanz lieblicher und anmuthiger auf friſchen grünen Alpenmatten, als er es hier in Großbeeren auf dem märkiſchen Raſen war, wo feiner dünner Sand zwiſchen dem Graſe heraufſtieg und den Tänzern ſich an Kleider, Wangen und Augen ſetzte, nachdem kaum eine Stunde getanzt war. Solche Volksfeſte im Sande haben daher etwas Mühſames, kein Echo von den Bergen antwortet dem Jauchzen; ihr Anblick iſt nicht freundlich-heiter wie der Anblick der Volksfeſte in Tyrol; aber die tiefe Geſundheit des Volkslebens zeigt ſich auch hier.

Während in der Mitte des Gartens getanzt wurde, hatten in einem Winkel deſſelben die Knaben aus der Malmene'ſchen Anſtalt, welche mit ihrem Lehrer aus

Berlin gekommen waren, ſich niedergelaſſen, und hieher, an ein ſchattiges Plätzchen, ſtrömten theilnehmend beſonders die Berliner, um die Kinder ſingen zu hören. Die armen Knaben ſangen ſehr vortrefflich, einige Lieder begleiteten ſie ſogar mit declamatoriſchen und theatraliſchen Darſtellungen, wie denn überhaupt die Malmene'ſche Anſtalt dieſen Kindern, welche ihren Unterhalt bekanntlich durch das Verfertigen von Stickmuſtern theilweiſe ſelbſt verdienen müſſen und ſpäter zur Erlernung irgend eines Handwerks übergehen, eine jedenfalls nicht gewöhnliche Bildung zu geben gewußt hat, die vielleicht nur den Fehler beſitzt, daß ſie zu ſehr aufs Theatraliſche gerichtet iſt. Es fiel uns dies auf, als der Lehrer mit ſeinen Schülern aufbrach und dieſe ſich in einem ſehr gut vorgetragenen Liede, das offenbar auf das gegenwärtige Publikum berechnet war, bei der freien Natur verabſchiedeten. Wie wird ihnen ſpäter zu Muthe ſein, wenn es nun für ſie gilt, ihr Handwerk zu erlernen? Das ſind freilich ſehr philiſtröſe Betrachtungen. Aber das Leben iſt zu ernſt und zu lang, als daß wir es ohne Wehmuth anſehen könnten, wenn man ſpätere Handwerker und Soldaten (jeder kräftige Zögling der Malmene'ſchen Anſtalt muß ſpäter 9 Jahr dienen!) halb als Schauſpieler erzieht, blos damit ſie uns Verliner einmal an einem Sonntags-Nachmittag unterhalten können. Mit dem erſten Abendzuge fuhr ich nach Berlin zurück, um dem Gewühle zu entgehen. Mit einem Offizier und zwei Herrn vom Treubund zog ich es vor, oben auf dem Wagen bei den Schaffnern Platz zu nehmen, und ſo gelangte ich, als eben die Sonne ſank, wieder in die Stadt zurück.

Noch drei andere preußiſche Feſte wurden bald darauf in Berlin gefeiert: die Rückkehr der Truppen aus Baden, der Geburtstag des Königs und die Enthüllung des Friedrich Wilhelm III. im Thiergarten geſetzten Denkmales.

Zunächſt die Rückkehr der Truppen aus Baden. — Noch in den erſten Tagen des diesjährigen Frühlings mochte ich gern in den Morgenſtunden, wenn die Sonnenſtrahlen mit verjüngter Kraft um die Scheitel der Siegesgöttin da draußen glänzten, den Seſſel an das der kühlen Morgenluft geöffnete Fenſter rücken, um hinaus zu ſchauen auf den ſchönen runden Platz, auf welchen aus den zahlreich einmündenden mit Caſernen gefüllten Straßen dann von allen Seiten her die blanke Heeresmacht ſich in unabſehbaren Scharen ergoß. Das war ein Blinken der Bayonnette, ein Vorbeifahren dumpf hallender Kanonen, ein ſtolzes Reiten, Trommeln, Pfeifen und Blaſen. Und worin lag hierbei das Tröſtliche? Wahrlich nicht darin, daß hier unausgeſetzt marſchirt, exercirt, geblaſen und getrommelt wurde, mochte die Verfaſſung, mochten Grundrechte publicirt oder ſuspendirt werden, mochten die Hoffnungen des Volkes ihrer Erfüllung oder dem Scheitern nahe ſein — wohl aber darin, daß inmitten einer Welt voll auflöſender Elemente noch ein feſter Kern ſich zeigte, aus dem der Baum der deutſchen Geſchichte zu ungeahnter Größe von Neuem erblühen könnte, wenn wir mit all unſerem Raiſonnement zu Grunde gingen; daß noch Friſche in der Welt war und eine Jugend, die auf das Schmettern der Trompeten hörte, daß das muthig wiehernde Roß auf dieſer Erde noch etwas gelten und durch ſeine behende Kraft dazu beitragen konnte, die Geſchicke des Volkes zu entſcheiden. Solche Reflexionen drängten ſich damals zuweilen auf. Etwas Tröſtliches für den, der die Menſchheit nicht verſchmachten und verſanden ſehen möchte, liegt in dem Wechſel von Krieg und Frieden, der durch ein ſtattliches und tapferes Heer verbürgt wird. Zuweilen aber rührte mich auch die Zuverſicht, mit der hier die Diener und Anhänger einer Macht auftraten, deren Stern ſeit dem März vorigen Jahres bis dahin im Sinken begriffen war. Mit Recht iſt das Dogma der Fürſtlichkeit von Gottes Gnaden gefallen; aber wer mag den Stein aufheben gegen den kindlichen Glauben der Armee an die reine geſchichtliche Größe, wer dem Schlachtroſſe zürnen, das noch muthig den Boden ſtampft und fröhlich dem alten Königthume zuwiehert? Oft, wenn ſo die Sonne auf die blanken Waffen der Soldaten blinkte, war es mir, als ob aller Glanz und alle Herrlichkeit der alten Erde, wie zum Abſchied grüßend, noch einmal an mir vorüberzöge.

Die Dinge haben ſich raſch gewendet, ſeit die Demokratie in Dresden und in Baden beſiegt iſt. Zur Zeit des Belagerungs-Zuſtandes, der bei uns bekanntlich harmlos war, konnte dieſes Pfeifen und Trommeln ſehr rührend erſcheinen; jetzt, wo es in Berlin faſt keine Demokratie mehr giebt, macht es freilich einen andern Eindruck. So iſt denn Manchem vielleicht, der am Tage der Heimkehr der preußiſchen Truppen aus Baden mitten unter der jauchzenden und ſich gewaltig drängenden Berliner Volksmenge hin und her geſtoßen wurde, das Herz recht ſchwer geweſen, wenn er an das arme zertretene Vaterland gedachte und ſich erinnerte, daß es doch eigentlich nur ein Bürgerkrieg war, in dem alle die Lorbern und die Kränze verdient waren, die hier von ſchönen Damenhänden in ſo verſchwenderiſcher Fülle von den Balconen herabgeworfen wurden. . .

Schon als ich am Abend vor dem Einzuge der Landwehr am Palais des Prinzen von Preußen vorbeiging, waren die Säulen an der Halle vor demſelben mit mächtigen Eichenkränzen umwunden. Der Prinz war bereits in aller Stille heimgekehrt und zog dann wieder eben ſo ſtill hinaus, um mit der Landwehr ſeinen feierlichen Einzug zu halten. Eben ſo hatten „die Treuen", die wir ſchon in Großbeeren kennen lernten, es ſich nicht verſagen können, in corpore nach dem Bahnhofe hinaus zu gehen und, mit der Landwehr in Berlin einziehend, ſich und ihre ſchwarzweißen Cocarden mit Blumen bewerfen zu laſſen. Außer ihnen war auch die Berliner Schützengilde, oder wenigſtens ein Theil derſelben, hinaus gezogen. Wie aller Orten unter dem eigentlichen Bürgerthume ſich Männer finden, welche eine Ehre darein ſetzen, bei Feſtſchießen, Märkten, Aufzügen und feſtlichen Gelegenheiten aller Art die geſammte Bürgerſchaft (deren Mehrheit gewiß überall es vorzieht, in der ſtillen Zurückgezogenheit des Familienlebens zu ſparen) zu vertreten und zu dieſem Zwecke durchaus keine Koſten zu ſcheuen: ſo hat dieſe Rolle für das Berliner Bürgerthum unſere ehrſame Schützengilde übernommen. Und wie es überall in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, ſo läßt man ſie auch in Berlin gern gewähren; man lächelt wohl im Stillen über die Eitelkeit ihrer Mitglieder, mehr vorſtellen zu wollen als ihres Gleichen, aber man freut ſich, daß wohlhabende Leute ſo tüchtig ins Feuer gehen, viel „verzehren“ und „verthun“, damit man ſelbſt deſto mehr knickern kann. Unſere Berliner Schützengilde, von der jedes Mitglied in ſeiner grünen Uniform ausſieht wie ein General, hat ſich noch nie den öffentlichen Angelegenheiten Berlins verſagt. Sie war in der Märzrevolution ſo gut auf ihrem Platze, als gälte es ein neues Feſteſſen mit den königlichen Prinzen. Als in ihren letzten Tagen die National-Verſammlung, der „Club Unruh“, wie die Neue Preußiſche Ztg. ſie damals nannte, durch Waffengewalt aus dem gewöhnlichen Sitzungslocale vertrieben war, flüchtete ſie ſich in das Haus der ehrſamen Schützengilde, wo einſt Tſchech ſich vor ſeinem Attentate im Schießen eingeübt hatte. Als der Strom der Revolution vorüber gerauſcht war, lud unſere ehrſame Gilde ſofort den König und den General Wrangel bei Gelegenheit ihres Schützenfeſtes zu ſich ein. Unſere ſtattlichen Berliner ſetzten dabei voraus, daß ihnen gegenüber alles Vergangene vergeſſen und vergeben ſein werde, weil es nicht im Intereſſe des Königs liege, ihnen etwas nachzutragen; und in ihrer Vorausſetzung hatten ſie ſich auch nicht geirrt. Aber einige Hofſchranzen fanden es für gut, ehe der König erſchien, in der Nähe des Schützenhauſes herum zu ſpioniren, und da fanden ſie — o Himmel! — eine leibhaftige Barricade, welche ſich noch jetzt in dem Wappen der ehrſamen Gilde verſteckt hielt. Der Beſuch des Königs unterblieb nun, die Schützengilde aber gab durch die Einholung der aus Baden heimkehrenden Krieger keineswegs den erſten Beweis, daß ſie ſich auch in die Zeit der Reaction ſehr wohl zu ſchicken weiß.

Daß die Freude über die Rückkehr der Landwehr übrigens in Berlin wie aller Orten ſehr groß war, verſteht ſich von ſelbſt. Die Eltern, welche ihre Söhne, die Weiber, welche ihre Gatten, und die Bräute, welche ihre Verlobten erwarteten, gingen nicht, wie der Treubund, mit im feſtlichen Aufzuge, ſie drängten ſich vielmehr, wenn auch erwartungsvoll, doch beſcheiden zu beiden Seiten der Landwehr herum. Und ſo weit entfernt war das Volk, dieſes Feſt anders als wie ein Feſt für das Familienleben zu betrachten, daß ſogar ein alter Spießbürger einem Studenten, welcher ſich über den Treubund luſtig machte, ſagte: „He, warum haben ſich denn die Demokraten nicht auch mit angeſchloſſen? Da ſieht man's ja nun, wer es mit dem Volke am beſten meint!" Die ganze Feſtlichkeit hatte einen gemüthlichen Anſtrich. Ein galanter Hauptmann, der zu Pferde ſaß, war dazu auserwählt, die herabfliegenden Kränze ſo viel als möglich aufzufangen, und der wohlbeleibte Mann, der um Hals und Arme lauter Kränze hangen hatte, war über dieſer zarten Beſchäftigung auf der Strecke vom Brandenburger Thore bis zum Palais des Prinzen von Preußen ſichtlich warm geworden und lüftete einen Knopf an ſeinem Waffenrocke nach dem anderen.

Zahlreiche Lebehochs ſchloſſen vor dieſem Palais die Feier. Darunter war auch eines auf die Abgeordneten der beiden Kammern, von denen ein großer Theil auf dem Balcon des prinzlichen Hauſes verſammelt war. Ob wirklich in der Mitte des Volkes Jemand daran gedacht hatte, ihnen ein Hoch zu bringen? Ich weiß es nicht. Aber es ſchien mir faſt, als hätte die unſichtbare Hand, welche bei ſolchen Gelegenheiten alle Lebehochs ſo weislich zu ordnen pflegt, ihre Fürſorge dieſes Mal auch bis auf die Volksvertretung ausgedehnt, der ſonſt bei ſolchen Gelegenheiten ſo manches Hoch aus tiefſter Bruſt erſchallte. „Unſere Abgeordneten ſollen leben!"

klang auch heute der ſchwache Ruf des Volkes. Und wie könnte dieſer Ruf auch aus der Fülle des Herzens gekommen ſein? Der Berliner iſt und bleibt nun einmal Demokrat, auch wenn er die aus Baden heimkehrende Landwehr empfängt, und wie ſehr auch jetzt die ſchwarz-weißen Cocarden an den Hüten glänzen: in dem Wappen des wahren Berliners iſt noch immer eine Barricade verſteckt! Wie denn überhaupt die Bewohner unſerer deutſchen Hauptſtädte Wien und Berlin ſeit dem März vorigen Jahres in einem Dualismus befangen ſind, an dem ſchon die Revolution zu Grunde gegangen iſt, und möglicher Weiſe auch noch die Reaction ſcheitern kann.

Doch wir kommen zu der nächſten Berliner Feſtlichkeit, dem Geburtstage des Königs. Wir laden den Leſer ein, einen Tag mit uns in Berlin zu verleben, die Akademie und die Univerſität zu beſuchen und Abends mit uns die Illumination zu muſtern.

Auf dem Wege zur Akademie, welche den Geburtstag des Königs durch eine öffentliche Sitzung feierte, bot ſich mir ſchon am Morgen ein Anblick dar, der bewies, in wie eigenthümlicher Weiſe das Feſt, das Berlin an dieſem Tage beging, ſelbſt in ſolchen Volksſchichten patriotiſche Gefühle zu erwecken im Stande war, welche ſonſt für derartige politiſche Empfindungen, die für den Gebildeten aus dem modernen politiſchen Leben hervorquellen, ziemlich unempfänglich ſein möchten. Ein alter Invalide, der wohl ſonſt auf den Berliner Straßen ein ſeltener Gaſt ſein mochte, hatte ſich heute früh aufgemacht und, nachdem er wahrſcheinlich bereits gezecht, ſeinen Weg nach den Linden zu genommen. Als er an der Blücher-Statue vorbei kam, blieb er wie verwundert ſtehen, maß den alten Feldherrn mit großen Augen und begann dann die Statue mit raſchen Marſchſchritten zu umkreiſen, wobei er bald mit ſeinem Stocke wie mit einem Gewehr präſentirte, bald denſelben wie zum Schuß anlegte. Die ſeltſamen Capriolen, die der Invalide ſchnitt, hatten bald ein zahlreiches Häuflein neugieriger Berliner um den Marſchall Vorwärts verſammelt.

Gegen dieſe ſtillvergnügte und ſelbſtzufriedene Art, den Geburtstag des Königs zu feiern, ſtach freilich das Gepränge, mit dem man daſſelbe Feſt zumal von der Akademie und Univerſität begehen ſah, ſehr ab. Es kann uns nicht befremden, wenn Kunſt und Wiſſenſchaft noch immer alle die Mittel, die ihnen Beredſamkeit, Muſik und mancherlei feierliche Gebräuche darbieten, zur Ehre der Monarchie gern erſchöpfen; denn ſie mögen, zumal nach den Erfahrungen des Jahres 1848, das ihren Vertretern nichts als leere Börſen eingetragen hat, am beſten wiſſen, was ſie an dem alten Königthume haben. Selbſt in dem conſtitutionellen Staate ſcheint hauptſächlich dem Fürſten die Rolle des Kunſtbeförderers zuzufallen. Wenn man jene ſchon oben erwähnten Worte Göthe's, daß man die Götter an geſparten, lange und weiſe zubereiteten Geſchenken erkenne, wohl auf die Helden des parlamentariſchen Lebens, nach Umſtänden ſelbſt auf kräftige Steuerverweigerer beziehen könnte, ſo iſt und bleibt doch auch jedenfalls das andere Göthe'ſche Wort wahr: daß man den König gerade an dem Uebermaaß der Gaben erkenne. So wurden denn auch dieſes Mal von der Akademie wenigſtens im Namen des Königs zwei ſtrebſamen Jüngern der Bildhauerkunſt nicht unerhebliche Preiſe zugeſprochen. Die Anweſenheit einiger hochbetagten Meiſter der Kunſt diente aber am meiſten dazu, dieſer öffentlichen Sitzung der Akademie eine gewiſſe Weihe zu geben. War es bei Schadow, deſſen Augen ein breiter, an einer Seite ſogar mit einer niederhangenden Klappe verſehener Schirm tief verhüllte, nur das allgemein verbreitete Bewußtſein von den großen Verdienſten des Greiſes um die Kunſt, ſo wirkte dagegen Rauch's friſche hohe Greiſengeſtalt noch unmittelbar auf eine Verſammlung von Künſtlern und Kunſtfreunden. Noch iſt ſeine Haltung nicht gebeugt, ſein Auftreten kräftig, und unter ſeinem vollen ſchneeweißen Haupthaar blickt ein faſt jugendliches Antlitz hervor. Die Aufgabe, welche den um die Preiſe ſich bewerbenden Bildhauern geſtellt war, beſtand darin, Apollo unter den Hirten darzuſtellen. Wir hatten nach dem Schluſſe der Sitzung noch Gelegenheit, die Stücke der einzelnen Bewerber zu muſtern, und waren nicht wenig erſtaunt über den ſehr merklichen Unterſchied, der zwiſchen der gekrönten Arbeit des Herrn Gilet und den Leiſtungen der übrigen Bewerber Statt fand. Wandte man ſich von den übrigen Arbeiten dieſem Meiſterwerke zu, ſo war die Wirkung ſo ſtark, daß man dort nur lebloſe Figuren und zum Mindeſten nur ein mürriſches, verdroſſenes, zweckloſes Daſein geſehen zu haben glaubte. Hier dagegen verrieth die ganze Gruppe die genialſte Auffaſſung; ohne daß dadurch die Aufmerkſamkeit von dem Mittelpunkte abgelenkt wäre, war doch jeder Figur eine jener einfachen Verrichtungen zugewieſen, deren allgemeine Verbreitung dem Leben im Naturzuſtande für die darſtellende Kunſt ſo ſehr den Vorzug gibt vor dem cultivirten Daſein. Die Formen aber ſind hier eben ſo meiſterhaft ausgeführt, als die ganze Gruppe phantaſievoll entworfen.

Auf der Univerſität war es außer dem herkömmlichen Gepränge, außer den Uniformen der Profeſſoren, welche bekanntlich eben ſo alt ſind, als der Verfall der Lehrfreiheit auf deutſchen Univerſitäten, die Feſtrede von Böckh, welche noch immer „zog" und manchen herbeilockte, der lange die ehrwürdigen Hallen der Wiſſenſchaft nicht betreten hatte. Die Profeſſoren der Beredſamkeit und ihre Feſtreden nahmen in der vormärzlichen Culturgeſchichte keinen unbedeutenden Rang ein. Ausgeſtattet mit einer wahrhaft vorſündfluthlichen Weisheit und mit den ausgeſuchteſten glatten, natürlich lateiniſchen Worten, trat hier der Liberalismus als eine Macht auf, was er in der Preſſe noch nicht war. Böckh in Berlin, Lobeck in Königsberg und Meier in Halle wirkten in dieſer Weiſe; letzterer wurde ſuspendirt, weil er Eichhorn mit einem nur bei Varro vorkommenden Ausdrucke als einen tenebrio bezeichnete, und deshalb folgender Maßen damals beſungen:

„Hab' geſchreckt durch eine Wendung aus dem Varro jüngſt das Land:
Platz, ihr Herrn, dem Faltenwurf von eines Römergeiſt's Gewand!"

Die preußiſche Regierung war nicht wenig darüber indignirt, fortwährend da die bitterſten Wahrheiten und Mahnungen vernehmen zu müſſen, wo ſie, wenn irgendwo, nichts als Schmeicheleien glaubte erwarten zu können für jede ihrer Lieblings-Unternehmungen. Und dabei war ihr Böckh, dem man niemals beikommen konnte, der bei jeder Malice lächelte, deſſen Mund ſtets von einer Fülle des ausgeſuchteſten Lobes für das Königshaus überfloß und dem es bei ſeinem fortwährenden Verkehr nicht allein mit den Alten, ſondern auch mit den höchſten und allerhöchſten Schichten der Berliner Geſellſchaft rein zur Unmöglichkeit geworden war, minder fein und graziös, geſchweige denn beleidigend aufzutreten, Böckh war ihr mit ſeiner Beredſamkeit weit mehr zuwider als die Profeſſoren der Eloquenz in den Provinzen, welche „fern von Madrid“ ſich zuweilen doch von lichtfreundlichen und anderen Provinzial-Bewegungen zur Grobheit fortreißen ließen und dadurch mancherlei Angriffspunkte boten.

Man wird es leicht begreiflich finden, wenn wir geſtehen, daß wir auf dem Wege zur Univerſität ſelbſt zweifelhaft waren, ob die Zeit für ſolche mündliche Leit-Artikel der hohen Univerſitäten nicht längſt vorüber ſei. Bei dem Anhören der Böckh'ſchen Rede indeſſen kam ich zu der Ueberzeugung, daß dies nicht der Fall ſei. Solche Variationen grundgelehrter Männer über die Ereigniſſe des Tages können noch immer anregend wirken, manche fruchtbare Beziehung der Vergangenheit zur Gegenwart wird dadurch aufgedeckt, manche intereſſante und zum weiteren Nachdenken auffordernde Parallele gezogen, Vieles zugedeckt und mancher Widerſpruch verſöhnt, aber auch in Zukunft noch manche unabweisbare Forderung in die erhabenſten Sphären deutſcher Wiſſenſchaft hinaufgetragen werden, die, wie einſt die deutſche Einheits-Idee, auf deren Pflege an den Univerſitäten Böckh auch hinwies, bis dahin nur als ein Spiel der Phantaſie müßiger Demagogen erſchien. Was jetzt der Böckh'ſchen Rede noch außerdem den Reiz der Neuheit verlieh, war unſere gute alte, bei ſolchen Gelegenheiten vor der März-Revolution nicht gebräuchliche Frau Mutterſprache.

Unter den Linden wurden ſchon am Nachmittage die einander gegenüberſtehenden Bäume, meiſt von Soldaten, durch Stricke verbunden, um hier eine großartige Illumination anzubringen. Sie war glänzend — die Linden erſchienen wie ein einziges Feuermeer; dennoch fühlte ſich das Herz des echten Berliners von altem Schrot und Korn nicht befriedigt. Es war ein kalter ſeelenloſer Glanz, wie man auch Tauſende von Lichtern anhäufte; es fehlten die Transparents mit den gemalten Herzen und den hyperloyalen Reimen dahinter. In der vormärzlichen Zeit will man ſie am Geburtstage des Königs in jeder Straße zu Dutzenden bemerkt haben. Auch dieſe Naivetät kann uns keine Contre-Revolution zurückführen! Dahingegen wurde in altherkömmlicher Weiſe an dieſem Tage bis tief in die Nacht hinein tüchtig gegeſſen und getrunken. Bis zu den Conſtablern herab wurde Alles „von Sr. Majeſtät dem König“ corporationsweiſe bewirthet. Ein Feldjäger, der aus dem Hotel du Nord kam, rühmte mir mit wahrhafter Begeiſterung die Ananas-Bowle, welche der König dort „ſeinen Feldjägern“ aus Champagner und Portwein habe zuſammenbrauen laſſen. Und ſo war Alles befriedigt bis herunter zu dem gemeinen Soldaten, der in herkömmlicher Weiſe zum Geburtstage des Königs Reisbrei mit Schweinebraten verzehrt — ein echt preußiſches Gericht, deſſen kühne Zuſammenſetzung uns hier an der Spree mit Wohlgefallen erfüllt, während es in jeder Küche an der Donau eine Unmöglichkeit wäre.

Der 19. Oktober brachte eine ſtillere Feſtlichkeit als die beiden vorhergehenden, die zu einem Vergleiche der Gegenwart Preußens mit früheren, ruhigeren und glücklicheren Tagen auffordern konnte. An dieſem Tage, der ſich aus der nebeligen Frühe allmählig zu einem ſchönen, milden und ſonnigen Herbſttage verklärte, fand die Enthüllung des Friedrich Wilhelm III. von der Stadt Berlin geſetzten Denkmales ſtatt. Wir Jüngeren freilich, indem wir an die Zeit ſeiner Regierung zurück denken, möchten um keinen Preis die Todtenſtille jener Tage zurückkehren ſehen, wir erkennen an, daß ſeit dem Regierungs-Antritte des romantiſchen Friedrich Wilhelm IV. erſt jedes eigentliche politiſche Leben beginnt, und möchten deſſelben um keinen Preis wieder verluſtig gehen. Aber der Berliner denkt darüber anders. Oft ſenkt ſich in ſein Herz eine tiefe Sehnſucht nach den vergangenen, ſtillen und glücklichen Tagen unter dem verſtorbenen Monarchen. Selbſt die demokratiſche Zeitung war Berlinerin genug, um von dem verſtorbenen Könige nicht ohne Pietät zu reden und ihm das Denkmal im Thiergarten, das ganz zu ſeinem gemüthlichen Weſen paſſe, gern zu gönnen. „In der Stadt“ — ſagt ſie — „würde es ſeinen Zweck verfehlen. Hier würde uns der hiſtoriſche König, unter dem die Schlachten bei Jena und Leipzig geſchlagen wurden, der ſeinem Volke eine Verfaſſung verſprach, es aber bei dem Provinzial-Landtage bewenden ließ und damit der künftigen Revolution den

Weg bahnte, der die Cenſur duldete, aber auch die Philoſophie erwachſen ließ, entgegen treten müſſen. Es iſt aber gerade charakteriſtiſch für dieſen König, daß ihm ein ſolches ſtolzes Denkmal nicht errichtet wurde, ſondern daß man ihn in der ſtillen, harmloſen Weiſe zu ehren ſuchte, wie es jetzt geſchehen iſt.“

In der ſtillen Waldeinſamkeit alſo ſteht der Monarch, an dem das Herz des Volkes noch ſo ſehr hängt, daß jetzt in Geſprächen ſich kaum ein leiſes Flüſtern mehr über die Lippen wagt darüber, daß er über den materiellen Segnungen, die er ſeinen „Unterthanen“ zu Theil werden ließ, ihnen die Freiheit zu geben und ſein Wort zu halten vergaß, daß er dadurch der indirekte Urheber der Revolution wurde, — während ſein Sohn von deutſchen Dichtern ſogar mit den „ſchrecklichen Terzetten“ des Dante bedroht wird. Ein ſtiller Platz an einem Weiher iſt es, wo die Bildſäule ſteht. Seine nächſten lebendigen Nachbarn ſind die Invaliden, welche hier und da unter den Bäumen im Thiergarten den Leierkaſten ſpielen, und die Bewohner des ſogenannten Geheimeraths-Viertels. Nicht weit befindet ſich auch die kleine, der Königin Louiſe geweihte Inſel, weshalb ein alter General, der bei der Enthüllung des Denkmals die feierliche Rede hielt, mit ungeſchickten Worten, aber an und für ſich (obgleich die Fürſtin Liegnitz zugegen war) mit glücklichem Takte hauptſächlich von der deutſch-geſinnten Königin und dem Verhältniſſe des Königs zu ihr ſprach.

Das Denkmal Friedrich Wilhelms III. im Thiergarten, gefertigt von Drake, einem Manne, den der ihm innewohnende Genius von dem rauhen Maurer-Handwerke der Bildhauerkunſt zugeführt haben ſoll, hat in ſeinem Werden und Wachſen bis zur Zeit ſeiner Einweihung bereits ſeine eigene Geſchichte gehabt, die mit der politiſchen Geſchichte der Zeit im unmittelbarſten Zuſammenhange ſteht. War der Genius der Geſchichte in ruhigem Fortſchreiten begriffen, ſo folgte ihm der Genius, der dieſes Meiſterwerk ſchuf, wie einem kundigen Führer durch's Gebirge aus einer beſtimmten Entfernung rüſtigen Schrittes nach. Warfen ſich ihm Hinderniſſe, wohl gar furchtbare Abgründe in den Weg, ſo mußte hin und wieder auch der Genius der Kunſt ruhen und harren, bis ſein Führer den rechten Weg entdeckt hatte. Und ſo ging es mit manchen Unterbrechungen fort, bis die Statue Friedrich Wilhelm's III. fertig da ſtand. Da dieſer König — recht charakteriſtiſch — durch eine Cabinetsordre den Thiergarten zu dem anmuthigen Orte umgewandelt hatte, als den wir ihn jetzt kennen, ſo tauchte bald nach ſeinem Tode der Gedanke auf, ihm dort ein Denkmal zu ſetzen, und es bildete ſich zu dieſem Zwecke ein Comité, dem aber oft die Mittel ausgingen, weil Anfangs der Hamburger Brand die Wohlthätigkeit in ſo hohem Maße in Anſpruch nahm, daß für die Kunſt nichts übrig blieb, dann aber die Nothjahre kamen und endlich die Revolution eintrat. Das Denkmal ſollte urſprünglich nur auf die Neugeſtaltung des Thiergartens Bezug haben. Bald aber wünſchte man auch das Bild des Königs zu erblicken. Drake lieferte endlich den Entwurf, wie er ausgeführt iſt. Das eigentlich Sinnbildliche iſt demnach auf das Piedeſtal beſchränkt, deſſen Cylinderfläche mit einer reichen Folge bewegter halberhabener Bilder bedeckt iſt. Sie zeigen uns ein heiteres, glückliches Leben im Genuſſe der freien Natur; hier füttern Kinder einen Schwan, dort hebt ein Knabe den jüngeren Bruder auf den Schultern empor, um ihm ein Vogelneſt zu zeigen, dort greift ein Mädchen begierig nach den Fiſchen in einer hervorſprudelnden Quelle, während der Geliebte ſie ſorgſam zurück hält; dort eine tanzende Dirne u. ſ. w. Eine Fülle von Aehren und mächtigen blätterreichen Eichenzweigen windet ſich um die ganze Cylinderfläche herum. — Auf dieſem Piedeſtal, welches ohne Zweifel das Bedeutendſte iſt an dem ganzen Kunſtwerke, erhebt ſich das Standbild des Königs, der im einfachen Militär-Oberrocke dargeſtellt iſt, wie er an dem Altar der Louiſen-Inſel, welcher das Bildniß der Königin trägt, ſteht und einen friſchen Kranz darauf niederlegt. Dieſe Situation ſoll dem Künſtler vorgeſchrieben geweſen ſein, und ſo beziehungsreich ſie iſt, gereicht ſie doch dem übrigens vortrefflichen Standbilde nicht zum Vortheile. — Im Auguſt des Jahres 1849 war die Arbeit des Bildhauers ſo weit vorgeſchritten, daß in feierlicher Weiſe im Thiergarten unter dem Geſange des Liedes: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!“ der Grundſtein des preußiſchen Denkmals gelegt werden konnte, von dem der Staats-Anzeiger den ſtolzen, aber nicht unberechtigten Ausſpruch gewagt hat: es habe die Summe der künſtleriſchen Kraft unſerer Zeit in dieſer Arbeit ihren Ausdruck gefunden.

Prachtvolle Equipagen ſtanden am Tage der Enthüllungs-Feierlichkeit in der Nähe des ſtillen Platzes umher, wo das Denkmal ſteht. Zu dem Platze ſelbſt führten zwei Zugänge, wovon der breitere und bequemere für die Mitglieder des königlichen Hauſes und die Militär-Perſonen, der andere, ein kleiner, ſchmaler

Waldſteig, für Civil-Perſonen — einſchließlich den Treubund und unſere ſtattlichen Schützen — beſtimmt war. Das Volk (der Eintritt ſtand nur gegen Karten frei) ſtand an dem jenſeitigen Ufer des ſtillen Gewäſſers, das faſt in der Form eines geſpannten Bogens ſich vor dem Denkmale ausdehnt und in dem die Bäume des Thiergartens ihre gelben Blätter ſpiegelten, in maleriſchen Gruppen da. Die Leute, welche ſich auf den Zugängen zu dem Platze, auf dem, wie überall, wo unſer löblicher Magiſtrat die Einlaßbillets vertheilt, ein ziemlich bedeutender Raum ganz unbenutzt geblieben war, aufgeſtellt hatten, wurden von vormärzlichen Gensd'armen mit dem originellen Ausrufe: „Aber, meine Herren, da iſt noch ſo viel Platz unbenutzt!“ hinter die Büſche und Bäume des Thiergartens zurück getrieben, wo ſie allerdings Friedrich Wilhelm IV. vorbeiſchreiten ſahen, von dem Denkmale Friedrich Wilhelms III. aber nichts erblicken konnten. Deſto unermüdlicher ſtrömte dann die Bevölkerung Berlins an den ſchönen, milden Herbſt-Nachmittagen hinaus in den Thiergarten, um das Denkmal Friedrich Wilhelms III. zu ſehen. Manchen Philemon aus dem unbemittelten Stande der Kanzliſten und des niederen Bürgerthums, der gewiß ſelten das Geld für eine Droſchke aufzuwenden hat, ſah ich bald darauf bei meinen wiederholten Beſuchen in der Nähe des Denkmals mit ſeiner Baucis im Einſpänner vorfahren, manche hochbetagte Matrone ſah ich, die von dem mit ſtattlichen Roſſen beſpannten Wagen aus, von ihren Dienern unterſtützt, nur mit Mühe auf den Platz vor dem Denkmale gelangte, wo ihr Tuch die herabrollenden Thränen der Rührung kaum zu trocknen vermochte, als ſie die Züge des in ewiger Jugend hingeſtellten Monarchen wieder erblickte.

Und auch du, Fremdling, kommſt du hierher vom ſchönen Rhein, von den Wieſenufern der Elbe oder von den klaren Bergflüſſen unſeres Harzes: verſäume nicht, im Thiergarten, den er durch ſeine Cabinetsordre vom 27. Januar 1833, ſo wie er jetzt iſt, geſchaffen, den hochſeligen König im einfachen Militär-Oberrocke aufzuſuchen; denke dort am Weiher zurück an eine ſtille und glückliche Vergangenheit, — aber ſehne dich nicht wieder dahin aus den Stürmen der Gegenwart, ſondern ſei ein mannhafter Bürger der Zeit, in die das Geſchick dich gerufen hat!

11.

Parlamentariſches Stillleben in Berlin.

„Fraget über ein Jahr wieder nach mir, und Ihr werdet einen ſtillen Mann an mir finden!“ ſo hätte im Jahre 1848 die preußiſche Volksvertretung von ſich ſagen können; denn in den am 7. Auguſt zuſammengetretenen Kammern erkannte man ſie wahrlich nicht mehr wieder.

Es herrſchte denn auch ſchon an den Stätten, wo dieſe Volksvertretung beiſammen war, eine wahrhaft idylliſche Ruhe. Wer einen ſtillen Kaſtaniengang ſuchte, dem konnte man rathen, eine Sitzung der erſten Kammer zu benutzen, um durch die enge Pforte auf den Hof vor dem Sitzungsgebäude deſſelben zu ſchlüpfen und dort ungeſtört ſeine Promenade zu machen.

Die zur zweiten Kammer führenden labyrinthiſchen Zugänge ſind ſchon zur Zeit als die Preußiſchen Volksvertreter zum erſtenmale nach Auflöſung der Nationalverſammlung zuſammen kamen, mehrmals beſchrieben worden. Mit dem Herannahen des Winters im Jahre 1849 aber haben ſich die Zu- und Durchgänge in der Nieder-Wallſtraße noch organiſcher entwickelt, unzählige Oefen wurden geſetzt u. ſ. w.

Es war vorauszuſehen, daß das Volk dieſe unheimlichen, mit hohen Planken aus Tannenholz eingefaßten Gänge nicht gerade ſuchen würde. Es ging daher eben Niemand dort, als die Weiber und Töchter der Deputirten, die Wahlmänner, welche aus den Provinzen nach Berlin kamen und ſich gelegentlich von dem Befinden und der Aufführung ihrer Abgeordneten überzeugen wollten, („Unſer ſchläft! unſer ſchläft!“ rief zur Zeit der ſpäter aufgelöſten zweiten Kammer einmal ein ſolcher Wahlmann auf der Tribüne A. — „Der Racker, er hat wieder die ganze Nacht geſchwärmt!“) und die Journaliſten, welche Tag für Tag die Weisheit der Männer zu Papier brachten, bei denen ſich die Wahrheit des Satzes: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand — leider nur unvollkommen bewährt hat. Um ſo mehr hatten die

Conſtabler es ſich hier bequem gemacht, da ſie nicht zu fürchten brauchten, von unbequemen Volkshaufen geſtört zu werden. In dem Hauſe in der Nieder-Wallſtraße, durch welches der Weg führte, war der Eingang fortwährend geſchloſſen. Jeder Einzelne, der eintrat, mußte die Thür erſt öffnen. Er befand ſich dann in einem dunkeln aber ſtark geheizten Zimmer, durch welches er raſch hindurchſchritt. Ein paar Conſtabler und ein Portier ſaßen hier. War er auf dem langen Gange angelangt und hatte er zufällig vergeſſen, die Thür wieder zuzuſchließen, ſo hörte er drinn, wie ſie von den Conſtablern mit großem Eifer zugeſchlagen wurde, und dies war die einzige Beſchäftigung, welche die Conſtabler hier hatten. War man eine gute Strecke weit unter den Tannenplanken vorgedrungen, ſo gelangte man wieder in ein leichtgebautes Häuschen, welches für eine Reſtauration beſtimmt war. Zur Zeit der Nationalverſammlung wurde ſogar auf dem Platze vor dem Sitzungsgebäude Schnaps mit geröſteten Würſtchen verkauft, jetzt fand ſich in dem Häuschen, das ihm zu Verfügung geſtellt war, immer noch ein Mann mit obligaten Butterſemmeln und einer halb offiziellen Flaſche Madera, und einigem Weißbier für die Conſtabler ein. Dieſer Mann klagte einmal, daß er namentlich wenn keine „Pauſen" in den Kammern gemacht würden, wie er die namentliche Abſtimmung nannte, ſeine Butterſemmeln nach dem Sitzungsſchluß unter dem Werthe an die Conſtabler verſchleudern müſſe, um ſie nur nicht wieder mit nach Hauſe zu nehmen. Eine Zeit lang ſtand ſein Häuschen ganz leer, denn eines Morgens war der Mann im ſchwarzen Frack und ſchwarzen Hoſen mit den Butterſemmeln und der Flaſche Madera ausgeblieben; die Verſammlung, welche dem Miniſter die 24 Millionen ſo freigebig bewilligt und ſich auf den Standpunkt von Johann Möcke geſtellt hatte, bot dem Manne keine Ausſicht mehr auf den Verkauf ſeiner Butterſemmeln und ſeiner Flaſche Madera an das Publikum.

Auf dem Hofe, zu dem man von dieſem Häuschen aus gelangte, führten die Knaben, welche von hier aus das Manuſcript in die Druckereien trugen, an ſchönen Herbſttagen ihre idylliſchen Spiele auf. Dieſe geflügelten Boten der Kammerweisheit waren oft boshaft genug, ſich die Mappen mit Kieſelſteinen zu füllen, welche ſie dann Kammerreden nannten. Daneben gaben ihnen die anſtoßenden Gebäude auch Gelegenheit zum Verſteck- und Räuberſpiel. — Ging man vom Hofe aus auf die Tribüne, ſo gelangte man zunächſt in eine kleine Vorhalle, in der wieder ein Conſtabler und ein glühend heißer Ofen ſtand, ſo wie ein Portier, der durch ein Fenſter die Knaben auf dem Hofe wie ein Landſchulmeiſter beaufſichtigte, und dem Eintretenden wohl, eine Stange Weißbier in der einen Hand haltend, mit der andern die Thür öffnete. Man denke ſich nun dazu, daß man, indem man die Treppe hinaufzuſteigen begonnen hatte, noch einmal an einem Ofen vorbeikam, in dem ein helles Feuer loderte, ſo wie daß auf dem Hofe noch einmal einige Conſtabler am warmen Ofen ſaßen, welche durchaus nichts zu thun hatten, als Weißbier zu trinken und Karten zu ſpielen und, für den Fall, daß die Kammer bei einer plötzlich ausbrechenden Verſchwörung von hinten angegriffen worden wäre, ſie auf das heldenmüthigſte zu vertheidigen — man denke ſich das Alles, ſage ich, und man wird mir zweierlei bereitwillig zugeſtehen: einmal, daß die Umgebung unſerer, ſogar in Geldſachen gemüthlichen Kammer wahrhaft idylliſch war, und zweitens, daß nicht zu fürchten war, die dort angeſtellten Conſtabler würden vor Froſt im Winter eines unnatürlichen Todes ſterben. Nachdem nun ſo ein Dutzend Thüren hinter uns zugeſchlagen ſind, treten wir in die zweite Kammer ſelbſt ein.

Eine zahlreiche Klaſſe von Mitgliedern der zweiten Kammer bildeten die Exminiſter. Selbſt der Präſident, Graf Schwerin, der außer Anklam und Demmin auch die Inſel Uſedom in der zweiten Kammer vertrat, gehörte zu ihnen. Schwerin präſidirte mit eben ſo viel Phlegma als Sicherheit, aber keineswegs immer ſtreng nach den Geſetzen der Logik und der Geſchäftsordnung. Als Redner war er ſeines Erfolges bei der zweiten Kammer ziemlich ſicher, und es war immer ein feierlicher Augenblick, wenn er im ſchwarzen Frack erſchien, den Präſidentenſtuhl an Simſon, der einſt Gagern in Frankfurt bei ähnlichen Gelegenheiten vertreten mußte, abgab und ſich ſelbſt aus alter Gewohnheit an dem Platze auf der Rechten aufſtellte, wo er ſich während der Sitzungsperiode der aufgelöſten zweiten Kammer aufzuhalten pflegte. Hier plauderte er nun ſo lange ſehr heiter, bis für ihn die Zeit kam, zu reden, wo denn ſein Erfolg darauf beruhte, daß er mit dumpfer Stimme oft etwas dunkle, aber immer höchſt ehrenwerthe patriotiſche Gefühle rege zu machen verſtand.

Auch Auerswald und Kühlwetter gehörten zu den preußiſchen Exminiſtern. Der Vater der Conſtabler ſteht weiter links als der Präſident der Verſammlung.

Kühlwetter meinte es offenbar mit dem Lande vortrefflich und hatte einen tiefen Ekel gegen die wiederholten Wortbrüche der Regierung, wie ſeine Rede für die Bürgerwehr gezeigt hat. Er ſah noch jung und rüſtig, aber fortwährend mürriſch und verdroſſen aus. Der Abgeordnete, der offenbar zu den Vertheidigern unſerer Volksfreiheiten gehörte, hat keine parlamentariſche Jugend gehabt. Er hat nicht wie die meiſten anderen Führer der Oppoſition auf dem erſten vereinigten Landtage oder im deutſchen Parlamente geſeſſen. Seine öffentliche Laufbahn begann im Grunde mit ſeiner Stellung als Miniſter, in einer Zeit, wo ein Portefeuille ſicherlich nicht zu den wünſchenswerthen Dingen gehört hat. Seine Aufgabe war es, gegen die Anarchie zu kämpfen, ehe denn alle die geprieſenen rettenden Thaten waren, welche die Welt ſpäter geſehen hat. Herr Stiel hat ihm freilich den Vorwurf der Halbheit gemacht, aber durch dieſen Vorwurf iſt das Gewiſſen eines Ehrenmannes, das er vom Miniſtertiſche aus wieder mit in die Rheinprovinz zurücknahm, nicht zu theuer bezahlt. Die Errichtung der Schutzmannſchaften konnte man nur während der roſigen Illuſionen des Sommers 1848 für einen Verrath am Volke halten. Der Fluch des Lächerlichen aber, der auf ihnen ruhet, hat Kühlwetter nicht ohne ſeine Schuld mitgetroffen, weil er in der Nachahmung dieſer engliſchen Männer des Geſetzes nicht Maß und Ziel kannte und das anarchiſche Berlin mit einer wahren Sündfluth von Conſtablern überſchwemmte, anſtatt wie ein Arzt die heilſame Medicin in kleinen, wenn auch nicht gerade homöopathiſchen Doſen zu verabreichen. — Die goldenen Regeln, welche Shakeſpeare in „Viel Lärmen um Nichts“ den engliſchen Conſtablern ertheilt, paſſen auf unſere Berliner Conſtabler ganz beſonders, und in den Worten: „Ihr dürft als Conſtabler keinen Lärm auf den Straßen machen“, liegt das ganze Geheimniß der Beſtimmung dieſer Männer, von deren zahlreicher Verbreitung über die Straßen der Hauptſtadt G. Julius einſt ſagte: ſie ſollen dazu dienen, der durch das Miniſterium Auerswald vertretenen Regierungsgewalt, die ſich überall müßig verhalte, wenigſtens den Schein einer gewiſſen Allgewalt zu geben. Sie zogen denn auch noch jetzt in langen feierlichen Zügen, mit talarähnlichen Mänteln bekleidet, ſchaarenweiſe wie ein antiker Chor müßig durch die Straßen der Spreeſtadt, während der Vater der Conſtabler, ein fleißiger Mann, auf ſeinem beſcheidenen Zimmer im „Hôtel de Rome“

am Schreibtiſche ſaß und mit verdrießlicher Miene immer fortarbeitete, ohne aufzublicken — keiner der Schlechteſten, die im Jahre 1848 Macht in Händen hatten und jetzt in die Oppoſition gedrängt ſind.

Kühlwetter hatte ſeinen Sitz im Centrum genommen. Seine Nachbarn und Parteigenoſſen waren die ehemaligen Deputirten zur deutſchen Nationalverſammlung, welche dort mit wenigen Ausnahmen der Gagernſchen Partei angehörten, und hier im Schooße der zweiten Kammer eine eigne Klaſſe von Abgeordneten ausmachten. Sie bildeten eine Art von Corporation, deren Mitglieder man leicht herauserkannte an dem zwangloſen, faſt burſchikoſen Verhalten, das ſie gegen einander beobachteten, dem Plaudern, dem fortlaufenden Beifall, den ſie den mittelmäßigen Rednern der Gegenpartei zu erkennen gaben, dem Arbeiten, Leſen und Briefeſchreiben während der Sitzung, mit einem Worte an der Routine, die ſie ſich während des Parlamentjahres in Frankfurt erworben hatten, und durch die ſie ſich die Pflicht des fortwährenden Sitzens und Hörens ſo viel als möglich zu verſüßen wußten.

Unter ihnen wäre zunächſt hervorzuheben der ſchon obengenannte Abgeordnete Simſon. Im weiteren Kreiſe populärer als der Name Simſon war der Name **Beckerath**, der ſchon vom Vereinigten Landtage her einen guten Klang hatte.

Wenn bei Simſon die Form eine weſentlich äſthetiſche Bildung verrieth, ſo verrieth ſich dagegen Beckerath durch den Inhalt ſeiner Reden als Poet, und eine gewiſſe Sentimentalität, etwas Blumenreiches blickte bei dieſem Reichs-Dombaumeiſter auch während des proſaiſchen Geſchäfts der preußiſchen Verfaſſungs-Reviſion noch immer durch. Herr von Beckerath hatte viel Pathos, und wenn irgend Jemanden, ſo könnte man ihn als den wahren Vertreter einer geſinnungsvollen Bourgeoiſie betrachten.

Auch **Camphauſen**, **Beſeler** und **Duncker** gehören zu den ehemaligen Frankfurter Deputirten.

Es war charakteriſtiſch für dieſe Verſammlung, die nun einmal kein rechtes Leben in ihrem Schooße entwickelt hat, daß ſich keine andere Claſſification ihrer Mitglieder ſo von ſelbſt darbot, als nach der Vergangenheit derſelben. So wüßten wir dem Abgeordneten von Oels, Grafen Dyhrn, dem ſchleſiſchen Vinke (der übrigens ſelbſt auf dem vereinigten Landtage war, dort aber keine ſehr hervorragende Rolle geſpielt hat) keinen andern Platz anzuweiſen, als den, welchen er als

Freund und Parteigenoſſe der ehemaligen Abgeordneten zum Parlament einnahm. Seinen feſten Sitz in der Kammer hatte der Graf freilich bedeutend weiter links genommen als die Frankfurter Centrum-Männer; doch wanderte er, ſo weit es ſeine bedeutende Corpulenz erlaubte, wie einſt der geiſtreiche Abbé von Berg, gern auf dem freien Platze in der Mitte des Hauſes umher, und oft ſah man ihn an dem Waſſertiſche, als deſſen Zubehör Herr von Berg betrachtet wurde, ſitzen und ſchreiben. Es war uns während der zwei- bis dreimal, daß wir Dyhrn reden gehört haben, in der That als hätten wir ein Bruchſtück von dem „Olympiſchen Schneegeſtöber" Vinkeſcher Reden vor uns, das freilich eben, weil es nur ein Bruchſtück war, nur einen kleinen Theil der Erde bedeckte. Es iſt wohl nicht zu viel geſagt, wenn man behauptet, daß jede Dyhrnſche Rede für alle regelmäßigen Beſucher der zweiten Kammer ein Feſt war. Aber bei allem dem ſchien Dyhrn kein Redner zu ſein. Wie dieſer „Bauchredner der zweiten Kammer" (ſo hat ihn der Berliner Witz ſeiner Corpulenz wegen genannt) ſo langſam und behaglich ſeine von Humor ſprühenden Reden vortrug, daß man geſagt hat: die Stenographen, die ſich alle zehn Minuten ablöſten, nähmen von ihm nur jedesmal Ein

Wort mit hinaus; ſo ſprach er überhaupt auch nur ſo fabelhaft ſelten, daß kaum alle zwei Monat eine Rede von ihm zu Tage kam. Nach der leichten und gefälligen Form ſeiner Rede hätte man glauben ſollen, daß er ein trefflicher Stegreif-Redner ſei, der fähig wäre, die Gegner ſeiner Partei à la Berg durch hingeworfne Zwiſchen-Bemerkungen vom Platze aus ad absurdum zu führen — nicht zu gedenken des Freiherrn von Vinke, der eines Tages, als Herr von Bismark eine Bemerkung über ihn gemacht hatte, während er eben an der Redner-Bühne vorbeigegangen war, ſchon durch eines ſeiner claſſiſchen Geſichter, das er vor ihm ſchnitt, die Verſammlung zum Gelächter zwang. Aber Graf Dyhrn glich als Redner vielmehr jenen Lyrikern, hinter deren leichter Form man auch die Arbeit nicht vermuthet, die ihre Gedichte ſie gekoſtet hat, und zu denen bekanntlich ſelbſt Heine gehört. Noch ein anderer Uebelſtand machte ſich bei den Reden des Grafen geltend. Sie prunkten gern mit Gelehrſamkeit und allerlei zum Theil ziemlich ſpeciellen Geſchichtskenntniſſen. Und nun ging die dunkle Sage durch's Volk, daß der ſchleſiſche Graf hier allerlei Irrthümer mit unterlaufen laſſe, welche die Blumen und „die Blätter, welche damals grunten“, als Dyhrn ſeine erſten Reden in der deutſchen Frage hielt, zwar verdeckten, die aber dann im Herbſte doch an den Tag kamen.

Auch Wentzel von Ratibor müſſen wir hier mit den Frankfurtern in Verbindung bringen. Herr Wentzel war der Letzte, den die preußiſche Volksvertretung noch aufzuweiſen hatte von der Species jener hohen Juſtiz-Beamten, deren juriſtiſche Gelehrſamkeit ſich allmälig in eine gemüthliche Oppoſition gegen die Regierung verlief. In einer Schrift, die er über die aufgelöſte zweite Kammer herausgab, zu einer Zeit, wo er ſchon in die Oppoſition gedrängt war, hat er das Geſtändniß abgelegt, daß er bis zum 18. März eine Conſtitution nicht als eine Nothwendigkeit für Preußen angeſehen habe und auch jetzt noch der Meinung ſei, daß man bei einer wahrhaft freien Geſetzgebung derſelben habe entbehren können. Wir geſtehen, daß wir zu ſehr von der Nothwendigkeit einer Selbſtthätigkeit des Volkes überzeugt ſind, als daß wir ein Mißtrauen gegen den, der dieſe Anſicht ausſprach, ganz überwinden könnten. Wenn die Aeußerung des Herrn Simſon, daß er bereitwillig die Verfaſſung hingeben würde, ſobald ſich Preußens kräftige Stellung nach außen nicht damit vereinen ließe, und wenn ebenſo die Aeußerung des Rittmeiſters Schimmel, daß er unter gewiſſen

Umſtänden rufen würde: „Behaltet Eure Verfaſſung und laßt mir mein herrliches Kriegsheer!“ nur widerwärtige Phraſen ſind, ſo hat Wentzel damit wohl die Meinung der meiſten, auch der liberalen Juriſten ausgeſprochen, was ſie, wie mir ſcheint, als Kammer-Kandidaten durchaus nicht empfehlen kann. Perſönlich ſoll übrigens der alte krausköpfige Herr Wentzel ein höchſt ehrenwerther Mann ſein; auch hörten wir von Zeit zu Zeit ſeine Reden, ein Gemiſch von gerichtlichen Pointen und gemüthlichen Kohl, recht gern an.

Es waren (abgeſehen von Herrn Möcke, dem Redacteur der „ſchleſiſchen Zeitung“) noch drei andere Männer in der zweiten Kammer, die ſich regelmäßig an der periodiſchen Preſſe betheiligten. Von ihnen möchte Friedrich Harkort, der Herausgeber der „Parlaments-Correspondenz“, den früheren Abgeordneten zum Parlament in der Richtung am nächſten geſtanden haben. Indeſſen hatte es mit Harkort eine eigene Bewandniß: jener Harkort, der in der zweiten Kammer im linken Centrum ſaß, und zuweilen in ſehr treffender Weiſe, aber mit hohler, dumpfer, unverſtändlicher Stimme von der Bühne herab gegen den Finanzminiſter Oppoſition brachte, ſchien ein ganz anderer zu ſein, als der, welcher die „Parlaments-Correspondenz" ſchrieb. Die kleinen Harkortſchen Artikel, welche aus derſelben in die Zeitungen übergingen, verriethen Meiſterſchaft des Styls und die ſeltene Gabe populärer Darſtellung. Dies galt beſonders von den kleinen Erzählungen, welche die „Parlaments-Correspondenz" früher mitzutheilen pflegte. Herr Harkort ſchien aber ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit nur als ein Beruhigungs-Pülverchen für das Volk zu betrachten. Er predigte nichts als Mäßigung und Gehorſam. Er ſchien über die moraliſchen Eigenſchaften, welche dem Volke bisher zu einer geſunden Entwickelung ermangelten, im Unklaren zu ſein. Als Herr Harkort z. B. in einer ſeiner kleinen Erzählungen den Geiſt, der in der preußiſchen Armee wohne, feiern wollte, erzählte er folgende erbauliche Geſchichte, welche er einleitete durch die Betrachtung, daß die Verläſſigkeit und der Werth der Armee auf der Anhänglichkeit der Soldaten an die Offiziere beruhe. Ein Offizierburſche — ſo erzählte Herr Harkort — (d. h. ein gemeiner Soldat, der zufällig zugleich Bedienter eines Offiziers iſt) wurde durch Verſtand und unerwartete Glücksumſtände ſpäter zu einem reichen Handelsherrn. Als ſolcher beſuchte er einſt ſeinen ehemaligen Lieutenant und Dienſtherrn, als dieſer, der inzwiſchen zum

Hauptmann avancirt war, gerade ein Familienfeſt feierte. Der reiche Handelsmann ſollte nun mit an der Tafel des Offiziers ſpeiſen, war aber dazu nicht zu bewegen, ſondern ließ ſich nicht abhalten, in lebhafter Erinnerung an die vergangenen Tage ſeinen ehemaligen Herrn Lieutenant und deſſen Gäſte bei Tiſche — zu bedienen. Siehſt du, mein Leſer, in der Geſchichte etwas von dem „herrlichen Geiſte der Armee“? Ich ſehe nur den Geiſt des Bedienteuthums darin, und ich kann dir nicht verhehlen, daß mir oft, wenn ich dem Verfaſſer dieſer merkwürdigen Geſchichte, vor deſſen Talent ich alle Achtung habe und von deſſen Charakter mir gemeinſchaftliche Freunde und Bekannte das Beſte ſagten, ſeinen Platz als Volksvertreter in der zweiten Kammer einnehmen ſah, Börnes hartes und liebloſes Wort einfiel: „Die Deutſchen ſind eine Nation von Stiefelwichſern und Bedienten.“

Wir kommen zu Herrn **Keller**, dem frühern Redacteur der „Deutſchen Reform“. Wie der Kuhreigen klang die Stimme dieſes ehemaligen Hauptes der Züricher Radikalen in die Verſammlung hinein. Daß man eine reichbegabte Natur vor ſich hatte, glaubte man ſchon der äußeren Erſcheinung dieſes Mannes anſehen zu können. Das zufriedene rothbackige Geſicht iſt vorgebeugt, wie der Kopf eines Stieres, der behaglich in ſich ſelbſt zuſammengezogene Körper bewegte ſich auf der Gaſſe nur langſam fort, während das Auge Zeit hatte, Alles, was ſich ihm Bemerkenswerthes darbot, mit einiger Muße zu muſtern. Herr Keller war ohne Zweifel das, was man im engern Sinne des Wortes eine Natur nennt. Es ruht in ſeiner Bruſt offenbar ein Keim organiſcher Menſchenentwickelung. Daß es einen Weg vernünftiger politiſcher Entwickelung gab vom ſogenannten Republikanismus, d. h. von der Schwärmerei für die Republik, zum Conſtitutionalismus, hat in Deutſchland die Erfahrung an trefflichen Männern bewieſen, die eben deshalb darauf verzichteten, ihre Ideale in ihrer ganzen Breite und Fülle zu verwirklichen, um zunächſt Grund und Boden für ihr Handeln zu haben. Bedenklicher iſt es ſchon und ſchmeckt nach Apoſtaſie, wenn Jemand den Boden der Republik ſchon unter ſeinen Füßen hatte und das Hochland der Freiheit verließ, um anderswo ſein Glück als Politiker zu verſuchen. Doch wenn man auch zugeben wollte, daß dabei ein Trieb organiſcher Entwickelung zum Grunde liegen könnte, welcher den Bürger der Schweiz bewog, die mächtige Monarchie als das Feld ſeiner Thätigkeit aufzuſuchen, ſo iſt es jedenfalls ſehr traurig, daß er nicht direkt von der Republik zu der conſtitutionellen Monarchie gekommen iſt, ſondern daß Herrn Kellers organiſche Entwickelung erſt den Umweg durch die abſolute Monarchie vorzog. Denn als Herr Keller vor Jahren als Profeſſor der Rechte in eine preußiſche Univerſitätsſtadt kam, ſprach ſchon die öffentliche Meinung es beſtimmt aus, daß dieſe Profeſſur für ihn nur eine Station auf der Reiſe in das Miniſterium nach Berlin ſein ſolle, und die Partei, welche er ſogleich nahm, beſtätigte dies auf eine auffallende Weiſe. Und ſo war denn auch für ihn keine Ausſicht, in die Nationalverſammlung oder das Parlament gewählt zu werden, und erſt nachdem jene auseinander gejagt war, wurde das ehemalige Parteihaupt von Zürich, das ſeltſamer Weiſe ſeinen Sitz auf d'Eſters Platze nahm, in der Politik wieder möglich. Hielt Herr Keller vielleicht auch dieſen Umweg für einen organiſchen Umweg?

Eine beſondere Klaſſe von Abgeordneten bildeten auch die Militär-Perſonen. Es machte ſtets einen komiſchen Eindruck, wenn der Rittmeiſter Schimmel aus Münſter ein neues Amendement ſtellte, von dem er wohl ſelbſt zugeſtand, daß es befremden könne, dem aber in der That eine ſehr richtige Beobachtung, beſonders aus dem Detail der Militärverhältniſſe, zu Grunde lag. Noch komiſcher aber war es, wenn dann der General v. Reyher auftrat und die Verſammlung mit ſchallender Stimme beſchwor, das Amendement vom Rittmeiſter Schimmel zu verwerfen, weil es den Staat an den Rand der Verderbens bringe. — Auch gehörte dahin der Abgeordnete des Teltower Rübenlandes, der Obriſt von Griesheim, der bald in glanzvoller Uniform, als Vertreter des gewiſſenhaften Herrn von Strotha auf der Miniſterbank, bald in Civil auf den Bänken der Abgeordneten ſaß. In nachläſſiger bürgerlicher Kleidung ſah man dieſen Staatsmann unſere Conditoreien und Gaſthäuſer ſo fleißig wie ein Garde-Lieutenant beſuchen.

Wir haben bisher die Abgeordneten, welche wir aus der Maſſe der Volksvertreter hervorheben wollten, nicht unmittelbar nach den Parteien gruppirt. Indeſſen iſt nun doch noch ein kleiner Stamm von Reactionären zurückgeblieben, die am Schluſſe zuſammenſtehen mögen, weil ſie nicht ganz übergangen werden können. Es tritt uns zuerſt, wie eine ſchlanke märkiſche Tanne, Graf Arnim-Boytzenburg entgegen, ein Mann, der Vieles einſieht und auf der Bühne viele Zugeſtändniſſe macht, nur nicht das, daß man aus ſeinen Reden die Conſequenzen ziehen oder die Fehler der Vergangenheit in der Zukunft vermeiden ſolle.

Vom Abgeordneten von Bismark-Schönhauſen aus Rheinfeld, den berühmten Journaliſtenfeind, kann man nicht ſagen, daß er Einſicht in die politiſchen Verhältniſſe beſeſſen hätte. Wo das Bereich des Junkerthums aufhörte, da ſchien auch ſein Verſtand aufzuhören. Hunderte von neuen Revolutionen würden dieſen Mann nicht zu dem Zugeſtändniſſe gebracht haben, daß an der großen Staatsmaſchine auch nur die geringſte Kleinigkeit etwa durch einen Kanzeliſten verſehen worden ſei. Während ſeiner Reden, die er ſehr raſch herausſtieß, mußte er zuweilen ſelbſt über die Conſequenz lachen, mit der er Alles negirte, was über den Geſichtskreis des Junkerthums auch nur eine Spanne weit hinauslag, und man konnte ſeine Vorträge in der That nur als kleine Neckereien betrachten. Was bei Bismark Naivität war, wurde bei dem Landrath von Kiekow, Herrn von Kleiſt-Retzow, zu etwas unendlich Schlimmern. Auf eine unausſprechlich widerwärtige Weiſe hatte ſich in ſeinem Weſen der Bureaukratismus mit dem Junkerthum vermiſcht. Herr von Bodelſchwingh, der Abgeordnete für Hagen, hätte gleich Arnim-Boitzenburg als ehemaliger Miniſter auch früher genannt werden können.

Herrn Landfermann aus Koblenz, für Simmern gewählt, ſtellen wir in moraliſcher Hinſicht unter den Männern der Reaction am Höchſten. Seine Rede in der Kirchenfrage war von ſeinem Standpunkte aus vortrefflich. Es klang darin etwas wieder von der Sehnſucht nach der „Freiheit, die ich meine“, an der die zur pietiſtiſchen Reaction übergegangenen alten Burſchenſchafter noch kenntlich zu ſein pflegen. Dieſer Mann verſtand unter dem organiſchen Staatsleben, das er verlangte, offenbar mehr als den großen Junkerſtaat, den Staat mit ſeinen antiquirten Mißbräuchen; vor ſeiner Seele ſtand als Ideal ein Bürgerthum voll Tugend und Frömmigkeit, das ſich eines beſcheidenen, aber wohlthätigen Maßes von Freiheiten erfreute. Mit einem wie kleinen Stückchen Land auf dieſer Erde hätten doch die Männer, welche einſt die Freiheit bei den Sternen ſuchten, glücklich gemacht werden können! — — —

Ich ſchließe hier dieſe Charakteriſtik hervorragender Perſönlichkeiten der zweiten Kammer und bedauere, den Leſer nicht ebenſo auch in das Oberhaus einführen zu können, an deſſen öfterem Beſuche ich zufällig auch diesmal gehindert war.

Es ſoll übrigens — wie Waldeck auf ſeiner Pfingſtreiſe nach Dresden im Jahre 1849 zu bemerken Gelegenheit hatte — in ſolchen Häuſern ſehr langweilig ſein.

12.

Berlin und Wien.

(Eine Parallele.)

Seit dem Auseinandergehen der Kammern bietet Berlin in politiſcher Hinſicht einer Feder, die nicht gewohnt und befähigt iſt, Enthüllungen zu ſchreiben und Schleier zu zerreißen, ſondern die in der beſchränkten Weiſe der Oeffentlichkeit dient, daß ſie ihr nichts zu bieten hat als was ohnehin ſchon vor Aller Augen offen dalag, wenig Bemerkenswerthes mehr dar. Laſſen wir alſo hier getroſt die Politik ſich in ſo undurchdringliche Geheimniſſe hüllen, daß der Schatten dieſer Geheimniſſe bis auf das kleine Parlament fiel, das wir dieſer Tage in dem Städtchen an der thüringiſchen Eiſenbahn auseinandergehen ſahen. Uns liegt ohne Zweifel noch vor dem Schluſſe dieſer Schrift, welche den Leſer ſprungweiſe von einer der beiden deutſchen Hauptſtädte zur andern führte, die Verpflichtung ob, wenigſtens einige Seiten aus dem Leben in denſelben nebeneinanderzuſtellen, um ſo wenigſtens einigermaßen anzudeuten, in welchem Verhältniß etwa der Charakter der Bewohner dieſer beiden Städte zu einander ſteht.

Die meiſten deutſchen Städte, die überhaupt ein beſtimmtes Verhältniß zu einander haben, ſtehen, wie die verſchiedenen Landsmannſchaften auf deutſchen Univerſitäten, oder wie einſt die verſchiedenen Handwerksgilden auf dem Standpunkte der gegenſeitigen Neckerei. Das liegt theils ſchon in der Natur des Menſchen, welche ſich durch alles Fremdartige zum Lachen angeregt fühlt, noch mehr aber liegt es in der Natur des Deutſchen, dieſer gebornen Xantippe, die eine geſchworne Feindin aller Einigkeit iſt. Sind wir nicht ſelbſt ſchon im Flügelkleide an ſchönen Sonntag-Nachmittagen mit über die braunſchweigiſche Grenze gezogen und haben geſungen: „Braunſchweiger mucke nicht, der Preuße kommt und prügelt Dich,“ und hat nicht die braunſchweigiſche Jugend — Freund Baumgarten, jetzt Redacteur der deutſchen Reichszeitung, darunter — herzhaft geantwortet: „Preuße mucke nicht, der Braunſchweiger kommt und prügelt Dich?“ Kein Schemelbein kann der Deutſche in der Schenke ohne Wehmuth betrachten, denn er ſieht dadurch ſeine theure deutſche Einheit auf die gefährlichſte Weiſe bedroht. Dafür liegen ſich aber auch nicht leicht zwei Geſellen in den Haaren, ohne daß ſie hinterher ihre Verſöhnung feiern, indem ſie auf's Wohl der deutſchen Einheit ihr „Gläschen leeren", und ſo — hat Alles ſein Gutes.

Verhöhnt der Leipziger den Dresdner, wenn er Sonntags auf der Eiſenbahn zu ihm herüberkommt, warum ſollten der Wiener und der Berliner nicht auch ſich gegenſeitig auslachen? Und ſie laſſen es auch in der That nicht an dieſem gegenſeitigen Humor fehlen, weder auf der Bühne noch im Leben. Wie lange ſpielte man in Berlin „die Wiener in Berlin," und noch neuerdings kennt man in Oeſterreich ein Singſpiel, „das Verſprechen hinter'm Heerd," worin ein angehender Berliner Staatshämorrhoidarius, der in einem ſeltſamen Dialekt redet — er ſagt z. B. „was jeſchrüben iſt, iſt heulig!" — für eine ſteiriſche Sennerin die Ausſtattung bezahlt, nachdem man vielerlei Poſſen mit ihm getrieben hat.

Kommt der Norddeutſche in Wirklichkeit nach Wien, ſo ſieht er ſich hier vom Volke mit einer Treuherzigkeit, von den gebildeten Wienern aber mit jener geiſtreichen und wohlwollenden, ewig lächelnden Miene empfangen, auf der der Zauber ſeiner Liebenswürdigkeit beruht, und man ſieht ihn gewiß ſchon am nächſten Morgen, wenn der Tag graut, durch die krummen Gaſſen und ein halb Dutzend mitten durch die Häuſer hindurchführender „Durchgänge“ einem Café zueilen, um dort in der lebhafteſten Unterhaltung mit ihnen Kipfel mit Mocca zu frühſtücken. Kommt nun dagegen der Wiener nach Berlin, ſo erſchrickt er mit Recht über die höhniſchen Phyſiognomien unſrer Eckenſteher und über die verdrießlichen Mienen unſerer Philoſophen und Juſtizräthe. Seine Verſtimmung gegen Berlin wird um ſo größer, als er ſchon von vorn herein mit der Ueberzeugung hergekommen iſt, daß er an der Spree auf die volle behagliche Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe, an die er an der Donau gewöhnt wurde, werde verzichten müſſen. Beſonders die Wienerinnen ſind in dieſer Beziehung voll von unbeſieglicher Vorurtheile und lamentiren, wenn ihre Bildungsſtufe es zuläßt, an öffentlichen Orten in Berlin oft, als wären ſie in einer Bauernſchenke, wo nichts zu haben iſt als ſaures Bier. Gar manche derartige Scene ließe ſich den „Wienern in Berlin“ anhängen, z. B. folgende. In eine der bekannteſten Berliner Conditoreien tritt ein Wiener Ehepaar. Während der Mann nach der

Augsburger Allgemeinen ſchreit, koſtet ſeine Ehehälfte den Kaffee. Sie ſchüttelt dazu den Kopf, läßt ſich eine andere Taſſe bringen und macht dann, ſo oft ſie dieſe an die Lippen ſetzt, noch immer ein ſaures Geſicht, wie Jemand der Schlehen von einer Dornenhecke verzehrt. Dann verlangt ſie ein Glas Waſſer, „aber kalt!“ fügt ſie hinzu, als fürchtete ſie, daß lauwarmes Waſſer aus den Berliner Brunnen geſchöpft würde, und erhält mit ihren Befehlen, welche ſie mit ſchallender Stimme durch drei Zimmer hindurchruft, während der Berliner gewohnt iſt, mit faſt jüngferlicher Beſcheidenheit zu fordern, fortwährend drei Kellner in Thätigkeit.

Wir laſſen es natürlich getroſt auf ſich beruhen, wie weit in ſolchen Fällen das Selbſtgefühl des Wieners, Berlin gegenüber, begründet iſt. Dahingegen läßt ſich über dieſen Punkt reden, wo es ſich um die Befriedigung höherer, geiſtiger Bedürfniſſe in der Geſellſchaft handelt. Und hier müſſen wir — ſo ſeltſam es manchem Leſer klingen mag — geſtehen, daß der Wiener uns weit vorauf iſt. Man bedenke z. B., daß in Berlin drei kurz nacheinander entſtandene Leſecabinete zu Grunde gegangen ſind, vergegenwärtige ſich wie beſchränkt ſelbſt in der Räumlichkeit, mit Ausnahme der Zeitungshalle, dieſe eingerichtet waren und vergegenwärtige ſich dann auf einen Augenblick das in Wien ſeit Jahren beſtehende überaus ſtattliche Inſtitut des ſogenannten juridiſch-politiſchen Leſe-Vereins*), um ſich von dem bedeutenden Unterſchiede zu überzeugen, der zwiſchen ſolchen Inſtituten in Berlin und Wien ſtattfindet.

---

*) Derſelbe zeichnet ſich durch eine gewiſſe ſolide, einigermaßen an die Großartigkeit der engliſchen Clubs erinnernde Einrichtung aus, wie man ſie von einer Corporation erwarten konnte, welcher Metternich für gut fand das Privilegium zu ertheilen, ſo viel verbotene Bücher und Zeitungen zu leſen, als ſie wollte. Ein bedeutender Fond muß dem Inſtitute zu Gebote ſtehen, denn Klagen, wie man ſie über das Muſeum in Leipzig und die Zeitungshalle in Berlin ſo häufig hörte, hat man hier noch nie vernommen. Während namentlich die Ausgaben des Leipziger Muſeums gewiß zum großen Theil durch die Einnahme von Tageskarten der Durchreiſenden und den Wochenkarten der Meßfremden beſtritten werden, werden hier nur Monats- und Jahreskarten ausgegeben und wer nicht mindeſtens auf vier Wochen in Wien ſich häuslich niederzulaſſen gedenkt, kann nicht Mitglied des juridiſch-politiſchen Vereines werden. Dagegen zeigt man ſich gegen Fremde ſehr gaſtlich und läßt ſie auf Wochen und Monate von Mitgliedern einführen. Für dieſe iſt freilich die Leipziger Einrichtung bequemer, nach der auch ein in Leipzig ganz Unbekannter auf ſo kurze Zeit als es ihm beliebt, für ſein Geld wirkliches Mitglied des Inſtitutes werden kann.

Der lebhafte Antheil, den man in Wien an den Weltereigniſſen nimmt und von dem dies Inſtitut ein

nicht zu gedenken der gaſtlichen Einrichtung in dem kleinen Weimar, wo jeder Reiſende, ſo lange er ſich in der Stadt befindet, gleichſam von ſelbſt Mitglied des dortigen Zeitungsmuſeums iſt, in dem er, ohne zu zahlen und ohne Jemand ein gutes Wort zu geben ſchon durch das Eintragen ſeines Namens in das aufliegende Fremdenbuch das Eintrittsrecht erwirbt. Doch wir gedachten den Leſer in die Wiener Leſeanſtalt einzuführen, von deren ſolider Einrichtung wir bereits ein Vorgefühl empfinden, wenn wir durch das geheizte Garderobezimmer ſchreiten, das zugleich als Vorſaal dient, und wo ſogleich mehrere Bedienten von ihren Sitzen aufſpringen, um uns Hut und Mantel abzunehmen. Wir treten in den erſten Leſeſaal. Dort lodert den ganzen Tag über, von tüchtigen Holzknorren unterhalten, ein prächtiges Feuer in dem offenen Kaminofen. Zur Linken dieſes Hauptſaales befinden ſich vier geräumige Leſezimmer, von denen namentlich die letzten beiden ſo ſtill und ruhig ſind, daß man hier den ganzen Tag über Gelehrte in dem vorhandenen Büchervorrathe des Vereins ihre Studien machen ſieht. Rechts vom Hauptzimmer befindet ſich eine Reihe von Zimmern, die mehr zu geſellſchaftlichen Zwecken dienen, und von denen eines ein vortreffliches Billard enthält. Aus dieſen Zimmern hörte man ſonſt fortwährend politiſche Debatten ſchallen, während der Zeit des Belagerungszuſtandes hat dies freilich aufgehört. Nur wenn Abends die Wiener Zeitung ankommt, dann rollen eiligſt die Anweſenden, in der Regel zum großen Theil alte Bureaubeamte, denen man es glänzendes Zeugniß ablegt, verdient beſonders hervorgehoben zu werden. Man könnte ſagen, in jedem gebildeten Oeſterreicher ſteckt ein Diplomat.

Die Donau allein ſchon und gar mancher der öſterreichiſchen Politik günſtige Umſtand lenkt ſeinen Blick weit in die Ferne hinaus. Es liegt etwas Großartiges darin, wie er unausgeſetzt mit dem lebhafteſten Intereſſe die geſammten Weltbegebenheiten verfolgt. Wir in der ſandigen Mark können uns darin nicht mit ihm meſſen, die Voſſiſche Zeitung trägt unſern Blick kaum über unſre Fichtenwälder hinaus, während ihn jene Augsburgerin in allen Ländern Europas, wo irgend nur ein flüchtiger deutſcher Demagoge, ein Philhellene, ein Alterthumsforſcher oder Kunſtfreund umherirrt, oder ein rüſtig abenteuernder Enkel Hermanns nach Gold ſucht, ſo bekannt macht wie in ſeinem eignen Hauſe. Da iſt kein Winkel im Kaukaſus, den er nicht ſchon durchſtöbert hat, kein Gebirge auf der Welt, das ſeine Gedanken nicht ſchon überfliegen.

Dazu kommt, daß die Kenntniß der neueren Spra-

---

nicht anſieht, daß ſie unter Metternich als Liberale gefürchtet wurden, in den grünausgeſchlagenen, gepolſterten Lehnſtühlen herbei und gruppiren ſich um den runden Tiſch des Hauptzimmers, um das officielle Organ vorleſen zu hören.

chen in Wien weit allgemeiner iſt als in Berlin. Jeder Kellner ſpricht in Wien gewiß ſeine drei bis vier Sprachen, nämlich franzöſiſch und italieniſch und außerdem noch ungariſch oder einen der öſterreichiſch-ſlaviſchen Dialecte. Nun rechne man nach Verhältniß, wie viel Sprachkenntniſſe unter dieſen Umſtänden auf die gebildete Bevölkerung kommen, man ziehe dann ab, was davon zum alltäglichen Bedarf in einer Stadt, wo die Barbiere durchgehends Kroaten und Slovaken ſind, wo in jeglichem Stande mancher Ungar ſich findet und Italiener in jedem Hauſe aus und eingehen, verbraucht wird, um das an ſich der Cultur keineswegs günſtige öſterreichiſche Sprachenbabel zu entwirren: ſo wird immer ein Ueberſchuß bleiben, der der politiſchen Bildung zu Gute kommen muß, indem er auf die Lectüre fremder, namentlich italieniſcher und franzöſiſcher, auch engliſcher Zeitungen, hinter denen die der deutſchen noch immer in den Hintergrund tritt, verwendet wird.

Auch das iſt in Berlin anders. Der Pommer und der Sachſe, der Oſtpreuße und der Rheinländer, wenn ſie ſich in Berlin treffen, unterhalten ſich zuſammen, wie wenn ſie als Nachbarskinder aufgewachſen wären, der Unterſchied zwiſchen ihren Dialecten wird dabei kaum bemerkt; der polniſche Rekrut, der in der Kaſerne nur gebrochen deutſch redet, wird in der Kaſerne von ſeinen Kameraden wie ein Meerwunder angeſtaunt. Auch kein Welthandel tritt mit den ihm eigenthümlichen Anforderungen, wie er ſie in andern dem Herzen Deutſchlands noch näher gelegenen Städten, z. B. in Leipzig aufſtellen kann, an die Berliner Geſellſchaft heran. An keines gewaltigen Stromes Bruſt hat Berlin ſeine Größe eingeſogen, ſondern nur an der Bruſt der preußiſch-brandenburgiſchen Geſchichte. Dieſe Geſchichte hat Preußen nicht aufgeſchwemmt und nicht aufgedunſen, und ſeine Kraft iſt noch immer mehr eine intenſive. Kein Wunder daher, wenn auch der Charakter der ſogenannten allgemeinen Bildung hier dieſem Umſtande entſpricht, ſie iſt in dem proteſtantiſchen Berlin eine weſentlich philoſophiſch-hiſtoriſche, wie man ſie in Wien nicht von ferne kennt. Dieſe Art der Bildung führt den Geiſt zur Einkehr in ſich ſelbſt und macht ihn in allen Stücken zur Selbſtbeſchränkung geneigt.

Und dieſem Umſtande entſpricht weſentlich der Charakter der preußiſchen Politik. Während die „Gutgeſinnten" in Öſterreich womöglich die ganze Welt beherrſchen möchten und kaum zweifeln, daß Gott ſeine ſchöne grüne Erde nur für das alte Haus Habsburg an der Donau erſchaffen hat, konnte unſern Stockpreußen ſelbſt der Gedanke an jenes Klein-Deutſchland nur mühſam abgerungen werden. Seltſam! Man ſollte unſern Hofräthen die Lectüre des Lloyd zum Frühſtück verordnen, damit ſie ſehen, wie dort ſelbſt die Preſſe ſo kühn mit Länder- und Völkermaſſen, Strömen und Meeren wirthſchaftet, und wie ſie über das beſcheidene Klein-Deutſchland, dieſen kühnſten der preußiſchen Gedanken höhnend ganz im Tone jenes Epigramms ſpricht, das man im vorigen Jahrhundert auf den Garten zu Wörlitz im Deſſauiſchen machte und das alſo lautet:

Es wird ein Jeder freundlich gebeten,
Die Berge nicht entzwei zu treten;
Auch laſſe man nicht die Hunde laufen,
Damit ſie nicht die Seen ausſaufen;
So unverſchämt wird endlich Niemand ſein,
Und ſtecken gar die Felſen ein.

Es iſt freilich nicht zu verwundern, daß derjenige, welcher friſchweg, ohne ſich viel zu beſinnen, Bündniſſe mit den Ruſſen abſchließt und mit dem Koſacken am grünen Tiſche um Völker und Länder ſpielt, ſolchen Spott leicht bei der Hand hat. Aber ſelbſt die liberale Preſſe in Oſterreich ſcheint, wenn ſie von unſerm Kleindeutſchland redet, meiſt der Anſicht, daß zu einer gehörigen Staatenbildung eine beſtimmte Summe von Meeren, Seeen und Alpen gehören. Unſre Seeen ſind ihr nicht dunkelblau genug, ihre Farbe hat zu wenig Aehnlichkeit mit dem griechiſchen Weine, unſre Berge ſollten um ſo und ſo viel Fuß höher ſein, auch fehlt auf ihren Scheiteln eine Hand voll Schnee u. ſ. w.

In dieſer Weiſe Norddeutſchland zu bemäkeln, muß freilich unſern ſüddeutſchen Brüdern ſehr leicht ſein. Wer ſelbſt ſich ſchon in Wien unbefangen theilnehmend an den großartigen Hülfsquellen erfreut hat, welche für den Oſterreicher in allen Beziehungen aus der Natur ſeines Landes und der Lage ſeiner Hauptſtadt erwachſen, der kann ruhig erwiedern: ihr vergeßt im Stolz auf eure Donau was Luther, was Friedrich der Große, was Kant für uns gethan hat. Indeſſen, da man doch auch vom Uebermuthe lernen kann, ſo ſei es mir vergönnt, den Leſer freimüthig auf das aufmerkſam zu machen, was mir Wahres dabei zu Grunde zu liegen ſcheint.

Man kann, wie das „gewalt'ge Oeſterreich“ zeigt, ſich im Innern eines „gewaltigen“ Reiches oft recht jämmerlich behelfen mit Ausnahmszuſtänden, die längſt zur Regel geworden ſind, mit ſcheinbarer Preßfreiheit, ja ſogar, wie das frühere Oeſterreich zeigte, mit wirklichen ſchlechten Geſetzen und ohne den Schein von Preßfreiheit: man iſt doch immer, wenn auch nicht mehr und nicht weniger, ein Coloß, und das hat ſeine Vortheile. Einem Goliath iſt es leicht nach Außen hin etwas zu bedeuten. So iſt denn auch die auswärtige Politik von jeher die Stärke der öſterreichiſchen Staatsmänner geweſen, während ſie die Schwäche der preußiſchen Staatsmänner war. Man betrachte das Thun und Laſſen des jetzigen preußiſchen Miniſteriums, man wird es meiſt kleinlich und ſpießbürgerlich finden, die beſcheidene bureaukratiſche Feder ſteckt ihm immer hinter dem Ohre. Selbſt die Schwarzenbergiſche Politik iſt großartiger, kühner, ſchwungvoller und hat dafür geſorgt, daß ſie auch ſo — nicht zu unſerm Vortheile — bisher in Berlin vertreten wurde.

Preußen hat daher auch bereits erfahren, was es heißt dem Spruche: die kühnſte Politik iſt die beſte — in's Angeſicht ſchlagen. Nicht jeder Biedermann, der auf einem mageren Pferde über Land reitet, kommt wie der Biedermann im Kinderfreund richtig zum Ziele, nicht einmal feurige Kohlen auf's Haupt der Gegner zu ſammeln — in der Politik an ſich ſchon eine ſehr überflüſſige Beſchäftigung — gelingt immer bei ſo hartgeſottenen diplomatiſchen Sündern wie diejenigen, die vielleicht an der Donau bei erſter Gelegenheit wieder für's große mitteleuropäiſche Reich ſchwärmen — und man kann im Innern erſt viel reguliren, adminiſtriren und octroyiren, ehe man eine von der Hand gewieſene Kaiſerkrone wieder einbringt.

Offenbar käme es nur auf unſere Diplomaten an, Preußen ſchon in nächſter Zukunft eine ehrfurchtgebietendere Stellung nach außen zu ſichern. Zu verkennen iſt dabei freilich nicht, daß es ſich in der Stellung einer wahren Großmacht nur dauernd befeſtigen kann durch geſundes Wachsthum von innen. Die einfachen Verhältniſſe in einem großen Staatsganzen, welche die Durchführung tüchtiger Reformen möglich machen, ſind der größte Segen, den die preußiſche Geſchichte auf uns vererbt hat. Das Gebiet der Reformen, d. h. der wirklich auszuführenden Reformen, iſt dasjenige, wo Oeſterreich nicht mit uns wetteifern kann. Selbſt mit unſerer Minoritätskammer kommen wir am Ende weiter als Oeſterreich mit ſeinem auf Eulenpfingſten ausgeſchriebenen Reichstage. Mögen unſere Staatsmänner alſo in keinem Falle verſäumen, Oeſterreich auf dem Boden der Freiheit und Menſchenrechte zu überwinden.

In demſelben Verlage iſt kürzlich erſchienen:

Aus Ungarn.

Von

Max Schleſinger.

33 Bogen. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Früher erſchien daſelbſt:

Choiseul
und ſeine Zeit.

Von

Kurd von Schlözer.

10 Bogen. 8. geh. 22½ Sgr.

Rußlands
älteſte Beziehungen zu
Skandinavien und Conſtantinopel.
Von
Dr. Kurd von Schlözer.
4 Bogen. 8. geh. 10 Sgr.

Heinrich von Kleiſt's
Leben und Briefe.
Mit einem Anhange
herausgegeben
von
Eduard von Bülow.
Mit Kleiſt's Bildniß.
19 Bogen. 8. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Aus dem Harze.

Skizzen und Sagen.

Von

Heinrich Pröhle.

Leipzig:
Avenarius & Mendelssohn.
1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Die nachfolgenden Bilder und Skizzen beabſichtigen, einmal Denen, welche den Harz beſucht haben, als ein Erinnerungsbuch zu dienen an ihre Wanderung und die Erlebniſſe, welche ſich daran knüpfen; ſodann aber will dies Büchlein als Unterhaltungsſchrift ſich auch dem Leſer darbieten, der den Harz nicht kennt, um ihn mit dem Leben und Treiben an demſelben, mit ſeinen Naturſchönheiten, ſeinen Sagen und Geſchichten bekannt zu machen, wozu kaum eines der bisherigen zahlloſen Bücher über dies Gebirge geeignet ſein möchte. Möge man daher Jemand, der mit den ſchlichten Gefühlen des Patriotismus im Herzen die Städte, Berge und Thäler ſeines Vaterlandes aufſucht und diesmal ohnehin eigentlich über ſeine beſondere Heimat berichtet, noch einmal das Wort über jenes Gebirge vergönnen. — Daß hier vom Kyffhäuſer mit die Rede iſt, möchte ſich wol nach der Lage deſſelben entſchuldigen laſſen, wenn es einer ſolchen Entſchuldigung bei dem Umſtande, daß derſelbe faſt nur von Harzreiſenden beſucht wird, überhaupt bedürfte.

Bei den Wünſchen, die ich nach alter guter Sitte dieſer Schrift mit auf den Weg gebe, fallen mir heute, als am Morgen nach Walpurgis, zwei kräftige Bauergeſtalten ein, die ich einmal beim Hinaufſteigen auf den Brocken im Regen an dem ſchlanken gußeiſernen Wegweiſer traf, welcher mit einer Hand nach Schierke, mit der andern nach Ilſenburg und mit einer dritten zum Brockenhauſe hinauf weiſt. Sie hatten ihre Reiſeſtecken bei Seite gelegt und füllten ihre blauen Kittel mit tüchtigen Stücken von Torferde. Ich mit drei ſächſiſchen Handwerksburſchen, welche ſich während des Bergſteigens an mich angeſchloſſen hatten, verwunderte mich nicht wenig darüber, und ein Leipziger, der als der allerhöflichſte von den dreien das Wort führte, ſprach zu ihnen: Ei, Herr Jeſus, iſt es erlaubt, die Herren zu fragen, was ſie da machen? Sehr lebhaft fuhren die Bauern in die Höhe und ſagten: ſie ſeien im Heſſiſchen zu Hauſe und hätten nie gedacht, daß ſie noch einmal quer über den Blocksberg weg gehen würden; nun nähmen ſie ſich hier von der Erde etwas mit, damit, wenn einmal Jemand frage: was für' ein Erdreich iſt am Brocken? ſie antworten könnten (und damit ſtreckte der Eine die Rechte aus und hielt ein großes Stück Erde empor): „Solches Erdreich iſt am Brocken!“ Das lobten nun die drei Handwerksburſchen ſehr, ich aber wünſchte heute, lieber Leſer, mit dem guten Gewiſſen der beiden heſſiſchen Bauern vor Dir die Hand ausſtrecken und ſagen zu können: Solches Erdreich iſt am und um den Brocken!

Geſchrieben in Leipzig, am 1. Mai 1851.

Inhalt.

Seite

I. Der Kyffhäuſer. Die Rothenburg. Sangerhauſen und Stolberg. 1

II. Goslar, die Kaiſerſtadt.................... 25

III. Das Ockerthal und die Harzburg.............. 38

IV. Der Brocken und das Rübeland.............. 48

V. Die Roßtrappe und das Bodethal............ 56

VI. Suderode und der Stufenberg.............. 64

VII. Lauenburg, Georgshöhe und Ziegenkopf........ 70

VIII. Alexisbad und die Victorshöhe.............. 74

IX. Die Sagen des Harzes.................... 78

X. Eine Geſchichte aus dem Archiv des Falkenſteins. 110

Alphabetiſches Verzeichniß der in dieſer Schrift vorkommenden Ortsnamen.

Alexisbad. S. 74.
Altenbrack. 61
Andreasberg. 50.
Arendsberg. 42.
Ballenſtädt. 74.
Baumannshöhle. 53.
Beeringerbad. 64.
Bielshöhle. 53.
Blankenburg. 54.
Bodethal. 56.
Bodethor. 57.
Brocken. 51.
Dardesheim. 89.
Deersheim. 86.
Elbingerode. 53. 89.
Elend. 49.
Ellrich. 102.
Elm. 81.
Endorf. 98.
Falkenſtein. 47. 95.
Friedrichsbrunn. 92.
Georgshöhe. 72.
Gernrode. 65.
Goslar. 25. 98
Göttingen. 108.
Hackelberg. 85.
Halberſtadt. 8. 82. 89. 103.
Harkerode. 89.
Harzburg. 44. 86.
Heudeber. 103.
Heuſcheune. 61.
Hexentanzplatz. 56.
Hohenſtein. 89.
Hubertusbad. 61.
Ilſe. 54. 90.
Ilſenburg. 50.
Joſefshöhe. 9.
Klausthal. 42.
Krottorf. 31.
Kyffhäuſer. 4. 16.
Lauenburg. 70. 105
Lauterberg. 66.
Mägdeſprung. 79.
Michaelſtein. 85.
Nordhauſen. 8.
Ocker. 38.
Oſchersleben. 79. 104.
Oſterode. 84.
Oſterwieck. 31.
Pansfelde. 97.

Quedlinburg. 8. 65.
Rammelsberg. 26.
Regenſtein. 47. 93.
Roklum. 100.
Roßtrappe. 58.
Rothenburg. 4.
Rubeland. 53.
Sangerhauſen. 23.
Schlanſtedt. 100.
Schierke. 49.
Schwanebeck. 104.
Stangerode. 97.
Stecklenberg. 70.
Steinerne Rinne. 107.
Stolberg. 7.
Studentenklippe. 42.
Stufenberg. 65.
Suderode. 64.
Thale. 89.
Teufelsmauer. 76.
Teufelsmühle. 76.
Tilleda. 1.
Treſeburg. 60.
Victorshöhe. 75.
Waldkater. 62.
Wallhauſen. 19.
Waſſerleben. 102.
Welfsholz. 102.
Wernigerode. 50. 94.
Zellerfeld. 42.
Ziegenkopf. 71.

I.

Der Kyffhäuſer. — Die Rothenburg. — Sangerhauſen und Stolberg.

1.

Kennſt Du, freundlicher Leſer, den Gaſthof zum Kaiſer Friedrich in Tilleda am Fuße des Kyffhäuſers? Ein kleines, niedriges, unanſehnliches Haus, an dem der enge ſchmutzige Pfad, der zum Rothbart hinaufführt, hart vorbeigeht. Dort trat ich eines Mittags, etwa den 14. September 1845, ein.

Ich öffnete die erſte Thür, rechts im Hausflur, und blickte eben in eine wüſte, von Tabakswolken geſchwängerte Fuhrmannskneipe hinein, als mich ein altes Mütterchen am Aermel zupfte und mich auf eine Nebenthür zuſchob. Ehe ſie dieſelbe aufmachte, fragte ſie, die Hand ſchon auf den Drücker haltend, was ſie mir bereiten ſolle, und verſchwand in der Küche, während die Thür langſam vor mir aufging und ich in ein trauliches Herrenſtübchen hineinſah. Ungeſäumt trat ich ein. Das Stübchen war mehr lang als hoch und breit, mit dunkelgrüner Farbe angeſtrichen, an den Wänden hingen zwei Gewehre mit blanken gezogenen Hähnen. Durch das Fenſter, in welchem einige mächtige Blumentöpfe mit hohem Geranium ſtanden, hatte man die Ausſicht auf den Hof, eine wahre Wohlthat auf dem Lande! Nur auf den Höfen iſt dort Ordnung, Reinlichkeit, Arbeitſamkeit und Heiterkeit bei Menſchen und Thieren; auf den Straßen ſieht man zu häufig Schmutz, Gemeinheit, Todtenſtille und Langeweile.

Als der jüngſte Gaſt nahm ich dicht am Eingange neben dem warmen Ofen in einem Winkel Platz. Auf einem Stuhle neben dem leeren Sopha ſaß ein Mann von feinen blaſſen Geſichtszügen; ein kleiner Schnurrbart zierte die Oberlippe. Der Fremde, der, wie ich ſpäter erfahren ſollte, ein Maler aus Dresden war, blickte melancholiſch dem Rauche nach, den er aus ſeiner Cigarre emporblies, und hatte die langen Füße weit von ſich geſtreckt. Vor ihm auf dem Tiſche lag ein bequemer wollener Reiſeſack.

Im Hintergrunde des Zimmers, an einem alten verſchloſſenen Secretär, ſtanden drei bis vier ältliche Männer von kräftiger Geſtalt, denen man es wohl anſah daß ſie in dieſer Gebirgsgegend als Honoratioren zu Hauſe waren, leiſe miteinander ein Geſpräch führend, vielleicht über irgend einen Hirſch oder ein Reh im Walde; alle bekleidet mit grünen Jagdröcken, kurzen Hoſen und hohen Stiefeln, welche letztern oben in der Nähe des Knies an der Wade gar prächtig glitzerten und glänzten: den untern Theil, welcher beſtimmt war, die Mutter Erde zu berühren und bei einem frühzeitigen Gange durch das friſche Wieſenthal den feuchten Thau des Morgens einzuſaugen, hatte der geſunde Menſchenverſtand der thüringiſchen Stiefelputzer mit der engliſchen Glanzwichſe verſchont und mit einem kräftig duftenden deutſchen Fette geſalbt.

Einer von dieſen Männern trug einen Hirſchfänger an der Seite und mochte alſo ein angeſtellter Jäger, etwa ein Oberförſter ſein. Die übrigen Drei, wiewol ihm ſonſt gleich gekleidet, waren wol nur Freunde des edlen Waidwerks, welche, wie jeder Vornehme in Thüringen und im Harz, die Erlaubniß haben, Abends auf den Anſtand zu gehen, wenn ſie nur am andern Morgen den Preis für das Wild nach einer mäßigen Taxe auf das Forſtamt ſchicken. Unter dieſen Dreien war auch der Wirth, der anfangs nicht auf mich achtete, nach einiger Zeit aber zu mir trat und mich nach meinem Begehren fragte. Als ich ihm ſagte, daß ich ſchon draußen beſtellt, trat er wieder zu ſeinen Genoſſen an den Secretär und berückſichtigte mich nicht weiter. Bald wurde der Wirth mit ſeinen Freunden zur Tafel gerufen, die im Familienzimmer gedeckt war. Ich rückte nun behaglich mit dem Fremden zuſammen, jeder nahm eine Ecke des Sophas in Beſchlag, und bald begann jenes Geplauder, das ſich unter gebildeten Menſchen, die ſich zufällig in einer abgelegenen Dorfſchenke treffen und mit Vergnügen im Laufe des Geſprächs Berührungspunkte finden, ſo natürlich iſt, und hier mit dem Beſchluß endigte, die Reiſe gemeinſchaftlich fortzuſetzen.

Nach Tiſche griffen wir zu unſern Wanderſtäben. Als wir durch den Hausflur gingen, traten aus der Fuhrmannsſtube, von der mich das Mütterchen zurückgezogen, drei Handwerksburſche hervor. Der älteſte und kräftigſte von ihnen, ein langer auf einem Beine hinkender Kerl mit derbem Faunengeſicht, den die andern den Weſtfälinger nannten, hielt uns in dieſem Augenblicke die Mütze entgegen und bettelte uns an. Nachdem wir gegeben, zogen die Drei ſehr vergnügt vor uns her den Berg hinan. Sie wollten auch zum Barbaroſſa.

Als wir oben bei dem Thurme ankamen, darin der Kaiſer ſitzet, kletterte der lahme Weſtfälinger wie eine Katze in einer Spalte deſſelben (er iſt mitten auseinander geborſten) empor. Seine Krücke lag unten am Boden und ſeine beiden Reiſegefährten, ein paar dicke runde Burſche, ſtanden dabei und lachten, während er oben ein ſehr pathetiſches Lied anſtimmte.

Von der Kaiſerburg, auf die ich ſpäter zurückkomme, führt ein ſchöner Waldweg auf dem Rücken des Kyffhäuſers nach der Rothenburg. Am Fuße der Ruine ſteht eine Hütte, welche der unter dem Namen des rothenburger Einſiedlers in der Gegend und unter den Reiſenden wohlbekannte Gaſtwirth Beyer bewohnt; ſie iſt ganz aus Stein gebaut und unter ungeheuren Felſen verſteckt. Wir fanden die Hütte verſchloſſen. Neben ihr ſteht eine von hohen Bäumen umſchloſſene Bretterbank und hinter dieſer eine prächtig gewölbte Moosâlaube, in der wir uns niederſetzten.

Bald kamen die Handwerksburſche, die wir auf dem Kyffhäuſer verlaſſen hatten und die uns in einiger Entfernung gefolgt waren, aus den Ruinen der Rothenburg heraus, und zogen gar ehrerbietig grüßend an uns vorüber, der Lahme voran. Wir ſahen ihnen nach und freuten uns über die armen Kerle, die ſo weit von der bequemen ebenen Landſtraße abgewichen waren, um vielleicht mit hungrigen Magen die Burgen ihres deutſchen Vaterlandes auf knorrigen Waldwegen aufzuſuchen.

Solange wir auf der Rothenburg waren, hatte der Hund des Einſiedlers in einiger Entfernung von uns ſich hingeſtellt und, uns ſcharf ins Auge faſſend, unaufhörlich gebellt, um ſeinem Herrn, welcher ziemlich weit von ſeiner Wohnung trockenes Brennholz ſammelte, die Anweſenheit fremder Perſonen zu verkündigen. Da ihm aber die drei ehrlichen Burſche, welche jetzt vorübergingen, ſehr verdächtig vorkommen mochten, ſo ſchlug er auf einmal weit kräftiger an als zuvor, und bald ging ſein Kläffen in ein anhaltendes fürchterliches Geheul über.

Der Einſiedler, der ſchon beim erſten Bellen ſeines Hundes aufgebrochen war, verdoppelte, als er dieſes Geheul hörte, im Walde ſeine Sprünge und ſtand auf einmal, die Säge und das Holz noch unter den Armen haltend, auf dem grünen Wieſenplatz vor der Ruine. Ein kleiner dicker unterſetzter Kerl im grauen Schlafrocke, mit langem Haar und langem Bart wie Vater Jahn, welcher Letztere auch darum nie verſäumt, durch die Reiſenden, welche über Freiburg nach der Rothenburg gehen, ihn grüßen zu laſſen.

Die Handwerksburſche fragten ihn um den Weg nach Kelbra; er wies ſie eilig zurecht, indem er ihnen rieth, von dem planirten Wege, auf dem ſie ſich augenblicklich befanden, und der in Schlangenwindungen um die ganze Burg herumläuft, in einiger Zeit abzugehen und einen ſchmalen Pfad einzuſchlagen, der ſteil von dem Rücken des Berges hinab über Wurzeln und Baumſtämme ins Thal hinabführt. Während die Drei im Gebüſch verſchwanden, warf der Einſiedler ſeine Bürde von ſich, reichte uns die Hand und holte auf Verlangen eine Flaſche Bier aus ſeiner Klauſe. Nachdem er ſie auf den Tiſch geſetzt hatte, ſtellte er ſich neben uns und betrachtete mit neugierigen Blicken ſeine neuen Gäſte. Plötzlich nannte er mich bei Namen (ich war ſchon früher auf der Rothenburg geweſen) und lud mich ein, mehrere Tage bei ihm zu bleiben. Eine Einladung, die um ſo lieber angenommen wurde, als der Himmel auf längere Zeit mit Regen zu drohen ſchien.

Schon fielen einige ſchwere Tropfen und die Nacht brach mächtig herein, als die Handwerksburſche wieder an der nämlichen Stelle auf dem runden Raſenplatze erſchienen, wo der Einſiedler ſie vor einer halben Stunde zurechtgewieſen hatte. Die armen Kerle waren auf dem bequemen Spazierpfade um die ganze Burg herumgegangen und hatten den Seitenweg nicht gefunden, der ins Thal hinabführt. Der Lahme mit ſeiner Krücke hinkte noch immer voran, ſchien noch immer vergnügt und ſchwenkte den Hut in der Luft, als er uns auf dem alten Platze ſitzen ſah. Der Hund des Einſiedlers heulte jetzt noch mehr als zuvor, ſein Herr ſtieß einen Fluch aus, rannte ihnen nach und begleitete ſie eine gute Strecke, bis an die Stelle, wo der Seitenweg abgeht. — Dieſer war in der That ſchwer zu finden, wie ich am andern Morgen ſelbſt ſah. In den vorſpringenden Baumwurzeln über die er hinablief, hatte der Fuß des Menſchen ſeine Spuren nie tief eindrücken können, nur reinlicher und freier von herabgefallenen Blättern ſah dieſer Pfad aus, als es ſonſt im Walde ausſieht — etwa wie wenn der Wind hier aufgeräumt hätte.

Später, als es ſchon völlig Nacht geworden war, wies der Einſiedler auch meinen Reiſegefährten zurecht. Mit dieſem ſollte ich jedoch auf der Reiſe noch einmal zuſammentreffen; denn als ich über und über beſtäubt, den Wanderſtab in der Hand haltend, an einem Sonntag Mittag auf dem kleinen runden Markte zu Stolberg ankam, und mich rings umſah, um unter den umliegenden Gaſthöfen den traulichſten herauszufinden, kam plötzlich aus dem Fenſter über mir ein feines blaſſes

Geſicht und eine Hand zum Vorſchein, die mir zuwinkte — es war der Reiſende, den ich im Kaiſer Friedrich getroffen hatte. Nach Tiſche ſchlenderten wir zuſammen durch die Straßen des Städtchens. Indem wir vom Markte aus die Hauptſtraße einſchlugen, mußten wir förmlich eine ſteile Anhöhe heraufſteigen, um aus dem Thore zu kommen. Dort angelangt ſahen wir auf der entgegengeſetzten Seite einen Berg, der ſich faſt ſchroff zu einer bedeutenden Höhe emporhebt, deſſen Gipfel aber ſo herrlich gewölbt iſt wie die Decke eines Tempels. Dieſen Gipfel krönt ein dunkeler Eichenforſt, bis dahin aber, wo dieſer anfing, war ein prächtiger grüner Wieſenteppich über das Ganze gebreitet. Der Fuß des Berges reicht ſo nahe an die Häuſer der Stadt heran, daß der Maler Morgens von ſeinem Kammerfenſter aus kaum den zehnten Theil ſeiner Höhe erblickte und faſt geglaubt hatte, ihn mit Händen greifen zu können. Ueberhaupt hätte man nach Allem, was man hier ſah, wie ein Kind die Hände ausſtrecken mögen, das Städtchen lachte uns an, als wäre es mitten in dem durch gewaltige Eichenforſten eingefriedeten Thale von Nürnberger Spielzeug aufgebaut geweſen, — ſo klein und niedlich war Alles und doch ſo ehrwürdig dabei. Ueberall drängte ſich das Holz hervor*), und das war

---

*) Es iſt bekannt, daß ſich in den Städten im und am Harz, Nordhauſen, Quedlinburg, Halberſtadt u. ſ. w. der ſogenannte Holzbau oder Ueberbau befindet, der darin beſteht, daß mittels eines hervorſtehenden Balkens jedesmal das höher-

Alles, obgleich es manches Jahrhundert alt ſein mochte, friſch angeſtrichen, roth, gelb und grün, und an allen Ecken mit Schnörkeln verziert. Der Maler begleitete mich bis zur Joſefshöhe und erquickte unterwegs das Herz des jüngern Reiſegefährten, mit dem er auf den Trümmern der Barbaroſſaburg geſtanden hatte, durch die wahrhaft männliche Weltanſchauung, die er im Geſpräche über Leben und Kunſt vor ihm entfaltete. Von der Romantik und der Genialität des gewöhnlichen Künſtlerlebens ſcheint er nicht viel zu halten; deſto mehr aber iſt ihm, der bei ſeiner Frescomalerei im Thronſaale zu Dresden einen ſo glücklichen Griff in die Geſchichte Heinrich's I., des Städteerbauers, hineinthat*), ein tüchtiger deutſcher Bürgerſinn aufgegangen. — Auf Joſefshöhe ſchlug ich ſeitwärts einen Pfad in den Wald ein und verließ ihn, der am Abend nach Stolberg zurückkehren wollte, mitten unter der vornehmen, ſonntäglich geputzten gräflich ſtolberg-ſtolbergiſchen Welt, die in zahlreichen Caroſſen auf dem weiten Wege, den wir beſcheiden zu Fuße zurückgelegt hatten, an uns vorübergebrauſt war.

Doch wir kehren nach der Rothenburg zurück.

Während der Einſiedler meinen bisherigen Begleiter

ſtehende Stockwerk weiter hervorgerückt iſt als das untere. Am vollkommenſten findet ſich derſelbe ausgebildet in Braunſchweig und Hildesheim.

*) „Heinrich I. läßt den neunten Mann in die Stadt ziehen und einen Theil der Ernte dort aufbewahren.“

im Walde zurechtwies, ging ich in ſeine Hütte und rückte an den Ofen, in dem das Feuer lichterloh brannte. Nach geraumer Zeit kam mein Wirth wieder und rief, vergnügt ſich die Hände reibend: „Ein Profeſſor! ein Profeſſor! den muß ich ſchnell in mein Fremdenbuch eintragen. Die ſind dies Jahr ſehr rar geweſen. Hab' ihn gefragt beim Abſchied nach Namen, Stand und Wohnort: alſo Profeſſor Bendemann aus Dresden.“

2.

Trockenes Holz leſen iſt eine herrliche Beſchäftigung. Nie habe ich mich im Walde ſo heimiſch gefühlt, als da ich dies mit dem Einſiedler am andern Morgen that. Da hilft es nichts, lieber Leſer, man muß mitten in den Wald hinein; denn am Wege kann kein trockener Aſt, kein trockener Zweig aufkommen, ohne daß ihn gleich der arme Bauersmann der zufällig vorübergeht, abbricht und mit nach Hauſe nimmt, wie wir eine Blume am Wege abbrechen. Alſo — abſeits muß man gehen, wo es am ſtillſten iſt im Walde, wenn man Holz leſen will, und dort muß man ſo recht tief in jeden Baum hineinſchauen, von unten herauf bis zur Krone, und jeden Zweig genau betrachten. Das iſt eine Luſt, da lernt man erſt den Wald verſtehen.

Hatten wir nun einen Theil des Tages mit dieſer einfachen Beſchäftigung zugebracht, ſo gehörte der Reſt einem fröhlichen Zechgelage. Denn in dem Keller des alten Schloſſes hat der Einſiedler für die Reiſenden ein Faß kühlen Weines ſtehen, und er läßt es ſich nicht nehmen, zuweilen auch ſein Glas davon zu trinken. Beſonders wenn er im Walde filzige Gäſte hat, ſo ſetzt er ſich in ihre Nähe unter einen Baum wie ein lachender boshafter Faun, und fängt an zu kneipen nach Herzensluſt.

So ſind im Frühling des Jahres 1845 drei Regierungsräthe gekommen, von denen jeder einen guten Nordhäuſer Kornſchnaps beſtellte. Der Rothenburger brachte die drei Schnäpſe, ſtellte aber zu gleicher Zeit für ſich in einiger Entfernung eine Flaſche Rheinwein auf, die er in guter Ruhe beim Frühſtück trank, während er jedes Winkes ſeiner Gäſte gewärtig ſchien.

Am andern Tage regnete es von früh bis in die ſpäte Nacht. Es kam kein Fremder, dagegen klopften nun die Leute, welche hier und dort im Walde und Gebirge einſam beſchäftigt waren, oft an unſere Hütte; lauter unzufriedene, verdrießliche Geſichter. Einige reichten ſtumm eine kleine Münze und eine Flaſche durch das Fenſter. „Das wärmt den Leib“, ſagten ſie altklug, als der Einſiedler dieſe ihnen mit Schnaps gefüllt hinaus gab, und verſchwanden im Gebüſch. Andere traten herein, hielten die Hände über das Feuer, und gingen dann ebenſo misvergnügt, als ſie gekommen waren, wieder zur Thür heraus. Alle dieſe verdrießlichen Waldmenſchen ſchienen in der Einſiedelei.

wo ich ſie bei gutem Wetter nie erblickte, zu Hauſe zu ſein.

Gegen Mittag kam ein hoher hagerer Mann, eine wahre Samielsgeſtalt, herauf, ein abgeſetzter Förſter mit ſeinem Jagdhunde. Den Arm des Mannes hatte der Schlagfluß gerührt; ſein langes, von ſchwarzen Haaren überhangenes Geſicht war gewaltig finſter, und verzog ſich nur zuweilen zu einem freundlichen Grinſen. Er hatte ſeinem Neffen, einem kleinen rothbäckigen Jägerburſchen, beim Einſiedler ein Rendezvous beſtimmt, vermuthlich nur aus langer Weile, weil es ihn bei dem trefflichen Jagdwetter, bei dem andere Menſchen nach dem Sprüchwort keinen Hund vom Ofen jagen, zu Hauſe nicht ruhen ließ. Als der Junge nun endlich kam und ein Kaninchen, dem das Blut noch zwiſchen den weißen Zähnen hervorrieſelte, aus der Jagdtaſche zog, ließ ſich's der Alte nicht nehmen, und beſtellte ein Glas Bier nach dem andern, das er ſeinem Neffen zubrachte und allein bezahlte.

„Das junge Volk hat jetzt gar kein' Courag' mehr, weder zum Trinken noch zu ſonſt was!" ſprach der Oheim zu ſeiner Schweſter Sohn. „Ein Jäger muß ein weit Gewiſſen ha'n! darin war's zu meiner Zeit doch beſſer. Hi, wenn man ſo friſch hineingreifen konnte in ein eben geſchoſſenes Wild (das laſſ' ich mir nun einmal nicht ausreden, daß Lung' und Leber und Herz dem Jäger gehören!) und dann gleich warm in die Pfanne, daß es ziſcht! — wie das ſchmeckt! —

aber das Malheur iſt, daß man jetzt den Leuten auf die Finger ſieht.“

Der abgeſetzte Förſter ſteckte grinſend Daumen und Zeigefinger ins Maul und leckte das Blut ab, das von der Betaſtung des Kaninchens daran haften geblieben war.

Der Rothbackige, dem die bureaukratiſche Verwaltung, die jetzt auch über den grünen Wald ihr Netz ausgeworfen hat, ebenſo ſehr in den Gliedern lag als die Philoſophie unſerer Zeit, hatte bis jetzt freundlich aber würdevoll, ohne ſich etwas vergeben zu wollen, zu den Worten ſeines Oheims gelächelt. Als er ſah, daß dieſer ſich an dem Kaninchen die Hand beſudelt hatte, ſchob er es wieder in die Taſche. Dann ſetzte er ſich und ſprach, indem er mich von der Seite anſah: „Es iſt aber wirklich gar noch nicht ausgemacht, wem das Wild eigentlich gehört.“

„Wer wird ſich darum kümmern?“ rief der alte Sünder, welcher allen neuern Ideen zu fern ſtand, um die von ſeinem freiſinnigen Neffen aufgeworfene Frage richtig zu verſtehen. Von früheſter Jugend an hatte man ihn mit Krammetsvögeln und Rebhühnern, die er abliefern ſollte, in die Küche des Edelhofs geſchickt. Nur auf Leber und Lunge von Hirſchen und Rehen erſtreckte ſich ſeiner Meinung nach das Jagdrecht nicht, und daß man von drei Haſen nicht einen heimlich zurückbehalten dürfe, wollte er dem Pfarrer niemals glauben. Nachdem man ihn abgeſetzt, gewährte ihm die Geſchichte von Wilddieben und armen Bauern, welche im Kohl ihr Häschen mit der Schlinge fangen und die Jagdberechtigten oft genug zu hintergeben wiſſen, für ſein Schickſal eine Art von Genugthuung.

Er war übrigens ein ſchweigſamer, düſterer Mann; nur wenn von Hunden die Rede war, ging ihm ſo recht das Herz auf und der Mund verzog ſich zu einem freundlichen Grinſen. So ein Hund fragt ja nicht, ob man noch in Amt und Brot iſt, und geht mit dem abgeſetzten Förſter ebenſo gern durch den grünen Wald als früher, da noch die Bäume unter ſeinem Oberbefehl ſtanden, und die Hirſche und Rehe noch vor ſeiner Flinte Reſpect hatten, die jetzt in der Kammer daheim am Nagel hängt. Der Förſter wußte mit bewegter Stimme gar viele Geſchichten von treuen Hunden zu erzählen. Am treueſten war der Hund eines ehemaligen Studenten geweſen, der ſchon zum dritten Male nach Jena ging, um das Doctor-Examen zu machen, und in ſeiner Heimat eine reiche Braut zu heirathen, die ihn von ganzer Seele liebte. Immer vertrank er in Jena mit einigen alten Bekannten das Geld für den „Doctor“ und da er nicht zum dritten Male ohne Titel heimkehren wollte, erhängte er ſich zuletzt an einer einſamen Stelle im Walde. Was nun der Hund gethan hat, um ſeinem Herrn noch zu einem ſtandesmäßigen Begräbniß zu verhelfen (es fand auf einem lichten ſchattigen „Bankplatze“ in der herrlichen Schlucht bei

Zwätzen ſtatt, weil ihn die Geiſtlichkeit nicht auf geweihtem Boden ruhen laſſen wollte), an dem außer der Braut auch ſämmtliche jenenſer Burſchenſchaften und Landsmannſchaften Theil nahmen, das grenzt ans Wunderbare.

Als der Einſiedler mit beredten Worten die Gefahr ſchilderte, in der ſeine zu Kelbra lebende Familie geſchwebt habe, weil ſein Spitz von einem tollen Hunde gebiſſen worden, und hinzufügte, daß er zum Glück den Spitz noch zu rechter Zeit habe todtſchießen laſſen, da ſchüttelte der alte Waidmann nachdenklich das Haupt, etwa wie Du das Haupt ſchütteln würdeſt, lieber Leſer, über die Vorurtheile der Menſchen, wenn Du hörteſt, daß man in unſerm Vaterlande noch immer die Juden verbrenne, weil man noch immer glaube, daß ſie die Brunnen vergiften.

Die armen Thiere! ſagte er, und wollte anfangs zu verſtehen geben, daß er gar nicht an die Tollheit der Hunde glaube; dann aber behauptete er nur noch, daß er die Anſteckung der Menſchen durch ſie nicht für möglich halte. Rührend war die Geſchichte von einem Jäger, der von ſeinem guten toll gewordenen Hunde gebiſſen wurde und ſich bis zu der Zeit, wo auch die Tollheit bei ihm zum Vorſchein kommen ſollte, an die Kette legen ließ. Die Waſſerſcheu, ſagte er, habe ſich bei dem Jäger nicht eingeſtellt; nur ſei der Mann ſein Lebtage tiefſinnig (d. h. ſchwermüthig) geblieben, das müſſe er zugeben; auch habe er von Anfang an einen geſcheiten Arzt zu Rathe gezogen, wie das jeder vernünftige Menſch in ſeiner Lage thun werde.

Der alte Förſter hatte ſich ſo warm geſprochen in unſerer Geſellſchaft, daß der Abſchied von der Rothenburg ihm ordentlich ſchwer wurde. „Ich muß heute nur einmal meinen Namen ins Fremdenbuch eintragen“, ſagte er, „weil geſtern mein Geburtstag geweſen.“ Als Datum bemerkte er nicht den 16. September dazu, wie er mit Rückſicht auf den Kalender hätte thun müſſen, ſondern den 15.

Den Reſt des Tages verbrachte ich wieder allein mit dem Einſiedler. Als ich mich einmal von meinem Sitze umdrehte, bemerkte ich, daß dieſer an einer Stelle, wo bereits einige ſchwere Tropfen in die Hütte durch das Dach hineinfielen, mit ſtoiſchem Gleichmuth die Punſchterrine unterſetzte, um den Fußboden vor Näſſe zu bewahren. — — —

3.

Gegen Mittag des folgenden Tages erhellte ſich der Himmel und ich brach auf. Bald ſtand ich wieder auf den Ruinen des Kyffhäuſers.

„Wollen Sie den Kaiſer Friedrich ſehen für einen Silbergroſchen?“ fragte damals dort mit kreiſchender Stimme ein Knabe, ein wahrer Waldteufel, die Fremden. Vom Rothbart weiß man hier und in den umliegenden

Dörfern nichts, und ſowie der Gaſthof in Tilleda zum Kaiſer Friedrich getauft iſt, ſo hört man überall nur von dieſem reden. Jene Märchenträumerei, welche in dem Namen Rothbart liegt, iſt dem gemeinen Manne ſchon völlig fremd, und der Begriff des Wortes ihm gar nicht mehr geläufig. Darum ſpricht er lieber vom Kaiſer Friedrich, da weiß man doch was man hat, und ſieht wenigſtens Scepter und Reichsapfel noch vor ſich aufſteigen. Was kommt auch auf das Wort an? Der Name Rothbart iſt nur für Diejenigen, welche ſo hohe Häupter von Angeſicht kennen, und Meiſter Bendemann, dem ſie ſich im Thronſaale zu Dresden alle leibhaftig der Reihe nach vorſtellen mußten, konnte mir freilich leicht eine vortreffliche Vorleſung über die Bärte der deutſchen Kaiſer halten, als wir wenige Tage früher zuſammen auf dem Kyffhäuſer ſtanden.

Wenn Du an dieſem Orte dem Führer folgſt, der Dir den heimlichen Kaiſer zeigen will, ſo geleitet er Dich lange durch das Gebüſch. Plötzlich erheben ſich vor Dir die gewaltigen Wölbungen, welche das erfurter Thor bilden, das weithin über die Berge nach dem Süden ausſchaut. Dieſes Thor, oder vielmehr eine beſcheidene mit Moos ausgelegte Glasthür, welche in demſelben angebracht iſt, öffnete der kleine Waldteufel vor mir, und ich trat in ein gemüthliches Stübchen, welches ein biederer Thüringer, der auf der Kaiſerburg eine Wirthſchaft anlegte, nach ſeinem Geſchmacke eingerichtet hat. In dieſem Stübchen zeigt man denn auch, rechts an der Thür in einer Mauerniſche unweit des Ofens, das Bild des Kaiſers für einen Silbergroſchen.

Draußen vor den Wölbungen des Thores ſteht ein graſender Laſteſel, welcher das Bild vom Daſein des Kaiſers auf dem Kyffhäuſer zu einem ähnlichen nicht weniger gutmüthigen abrundet, wie das Bild des Heilandes in der Krippe, wo Oechslein und Eſelein brüllen, und die Englein ſingen. Auch ſieht der Herr Wirth auf dem Kyffhäuſer ſo väterlich aus, daß er wol mit dem Pflegevater Joſeph verglichen werden könnte.

Und hiermit ſchließe ich Das, was ich von meinem Beſuch auf der Kaiſerburg zu erzählen habe: denn ich mag dem Bilde von unſerm heimlichen Kaiſer, das ich Dir, lieber Leſer, vorführe, nichts weiter hinzufügen. Es ſoll grob gemalt ſein wie ein Heiligenbild, und der Eſel bleibe die Hauptperſon. Wie ſich Engel und gebildete Menſchen an geweihten Stätten freuen, das kann man eigentlich nicht malen, deſto beſſer aber das Wohlbehagen der Thiere, die, ohne es zu wiſſen, mit einem Zweckeſſen beſchäftigt ſind, und mit claſſiſchem Inſtinct und wahrhaft homeriſcher Ruhe in gemüthlicher Objectivität ihr reichliches Futter verzehren, ſodaß beſonders der Arme ſich's recht lebhaft denken kann, wie wohl ihnen ums Herz ſein mag.

4.

Der Kyffhäuſer lag ſeit zwei Stunden hinter mir, als ich nach Wallhauſen kam. Ich ging über das ſtille Gehöft einer Mühle, wo die Kettenhunde mich gewaltig anbellten, und ſtand dann plötzlich mitten im Dorfe auf der Chauſſee, die von Nordhauſen kommt. Ich ging zwiſchen zwei Reihen reichbeladener Frachtwagen hindurch, welche faſt von einem Ende des Dorfes bis zum andern aufgeſtellt waren, obgleich in Wallhauſen doch höchſtens drei Wirthshäuſer ſich befinden mochten, und dachte an das ſchöne Leipzig und ſeine Meſſe mit ihren polniſchen Juden und böhmiſchen Harfenmädchen, wohin alle dieſe hier übernachtenden Reichthümer geführt wurden.

Als ich aus dem Orte trat, ſah ich eine hohe Geſtalt im langen Rocke auf der Chauſſee ſtehen. Sie ſtützte ſich auf einen ungeheuren Knotenſtock. Der Mann ſah mir entgegen und ſchien mich zu erwarten.

„Da ſind Sie ja! da ſind Sie ja!“ rief er mir zu, als ich an ihn herankam, indem er ſich mit mir in gleichen Schritt zu ſetzen ſuchte. „Das iſt gut, daß Sie gekommen ſind. Nun gehen wir zuſammen nach Sangerhauſen hinein. Zwei Stunden noch, zwei lumpige Stunden! und kein Ort mehr dazwiſchen, gar nichts von Wallhauſen nach Sangerhauſen, und vollends ſicherer Weg, wenn Zwei zuſammengehen!“

Der Mann war ſehr arm, hatte Weib und Kind zu Haus, und fürchtete ſich vor Dieben, die ihn noch ärmer hätten machen können. Ueber ſein ganzes Weſen war ein Anflug von religiöſer Schwärmerei ausgegoſſen, ein inniges Gottvertrauen beſeelte ihn. Keine Klage hörte ich aus ſeinem Munde. „Es iſt ein ſchönes Leben, ein armer Mann zu ſein", ſetzte er hinzu, als er mir erzählt hatte, daß er täglich nur zwei Groſchen für ſeine Familie verdiene, „wenn nur der arme Mann geſund iſt, und" — „Wenn nur der arme Mann nicht beſtohlen wird", vollendete ich, ſeine Gedanken errathend, da er ſchamhaft an zu ſtocken fing.

„Da haben Sie wol recht, lieber Herr", ſagte mein Begleiter nachdenklich; von jetzt an beſaß ich ſein ganzes Vertrauen.

„In drei Jahren", begann er nach einiger Zeit ebenſo geheimnißvoll als zutraulich wieder, „da denken Sie einmal an mich!"

Wir mußten jetzt über einen Graben ſteigen, und mein Begleiter nahm mich beim Arm, als wollte er mich führen, damit ich nicht ausgleiten ſollte, im Grunde aber nur, weil er wieder ſehr lebhaft anfing ſich zu fürchten.

— „Nun was wird denn in drei Jahren ſein?" fragte ich, als der Graben hinter uns lag und wir wieder auf der ebenen Landſtraße dahinwandelten.

„Ein Religionskrieg! ein Religionskrieg!" war die Antwort.

Mein Reiſegefährte war den religiöſen Bewegungen ſo gut gefolgt, als es ihm möglich war. Die Kirche hatte er ſchon aufgegeben und erzählte mit großem Enthuſiasmus von einer Sekte, die ſich in Sangerhauſen zu beſonderm Gottesdienſte einen Saal für 200 Thaler gemiethet habe.

„Die Leute, die dazu gehören, ſagte er, trinken nicht, ſie ſpielen nicht, ſie morden nicht, ſie betrügen nicht, ſie ſtehlen nicht, ſie begehren nicht ihres Nächſten Weib, Knecht, Magd, Vieh, oder Alles was ſein iſt. Hingegen Diejenigen, die nicht dazu gehören ... ſie trinken noch, ſie morden noch, ſie ſtehlen noch, ſie betrügen noch ....“

„Kennen Sie denn einen gewiſſen Kaplan Ronge?“ hob er nach einer Pauſe wieder an. „Gerade ſo einer kommt in jedem Monate hierher und predigt in dem Saale.“

Alſo Deutſchkatholiken! dachte ich.

„Dieſe Leute nennen ſich Lichtfreunde“, fuhr er fort, nachdem wir wieder über einen Graben geſtiegen waren, „weil ſie das wahre Licht haben. Nur das Eine gefällt mir an ihnen nicht, daß ſie noch an den Teufel glauben.“

Armes Volk! wie machen Dich Deine Reformatoren ſo confus!

Als mein Begleiter ſah, daß ich ſeinen Reden mit Intereſſe zuhörte und keinen Verſuch machte, ihn irgend eine geiſtige Ueberlegenheit fühlen zu laſſen, wurde er ſehr aufgelegt und ſprach ſelbſtgefällig:

„Glauben Sie wol, daß ich in meiner Jugend beinahe ſtudirt hätte? Es iſt aber gut, daß ich's nicht dazu brachte.“

Hier mußten wir zum dritten Male einen Graben paſſiren, bei welcher Gelegenheit mein Begleiter ſtets gar ernſthaft und geheimnißvoll that, um hinter einem bedeutungsvollen Stillſchweigen ſeine Furchtſamkeit zu verbergen.

„Haben Sie noch nie gehört, daß in Halle*) Jemand zu weit gekommen iſt?“ fuhr er fort, als der Graben hinter uns lag.

— „Ich kann mich nicht erinnern.“

„O ja! es iſt auch ſchon da geweſen! ſchon da geweſen!“

Und nun folgten Geſchichten von „zu weit gekommenen“ Studenten. Sie waren Alle, wie jener Jäger, den ſein Hund gebiſſen hatte, tiefſinnig geworden, und mehrere kamen ins Irrenhaus. Einer ſollte ſogar anfangs zum Tode verurtheilt und erſt ſpäter begnadigt ſein; doch ſchwebte hier meinem Begleiter ohne Zweifel Das vor, was er von Demagogen gehört haben mochte.

„Lieber Gott, wenn ich ſtudirt hätt', ich wär' viel zu weit gekommen!“ ſetzte er hinzu, und machte ein Geſicht, in dem ſich die größte Seelenangſt hinter einem ungeſchickten Lächeln verſteckte.

---

*) D. h. auf der Univerſität.

So waren wir nach Sangerhauſen hinein gekommen, und mein Begleiter brachte mich bis vor das Thor eines anſtändigen Gaſthofes, den er mir empfahl, weil er einmal dort Holz geſpalten hatte mit ſeinem Kameraden. Ja, das muß ich Dir noch ſagen, lieber Leſer, was ein Kamerad iſt in Sangerhauſen.

Niemand arbeitet dort allein, Jeder hat fortwährend ſeinen Kameraden bei ſich. „Ob Sie bei mir Arbeit beſtellen, oder bei meinem Kameraden — ſprach mein Reiſegefährte — das iſt ganz gleich. Ich bringe ihn mit und er bringt mich mit. Sitz' ich zu Hauſe, ſo ſitzt er auch zu Hauſe. Heute, wo ich meinen Bruder beſucht hab' und auf der Landſtraße lieg' und faullenz', hat er daheim ſeinen Feiertag. Wird auf dieſelbe Zeit an zwei Orten Arbeit beſtellt, geht mein Kamerad hier hin und ich gehe dort hin. Aber Abends komm' ich zu ihm oder er kommt zu mir, und ſagt: Bruder, ſagt' er, ich hab' heut ſo und ſo viel verdient. Und dann ſag' ich auch, was ich verdient hab'. Und das geht dann beides in gleiche Theile, und wenn er auch mehr verdient hat als ich, ſo gibt er mir doch die Hälfte davon, wenn ich ihm nur von meinem Wenigen auch die Hälfte gebe. Kommt aber eine Arbeit vor, die nur Einer verrichten kann, ſo braucht der Andere den ganzen Tag über nichts zu thun, und erhält doch am Feierabende die Hälfte vom Verdienſt.“

Eine alte bedeutungsvolle hochpoetiſche Sitte, die den Arbeitern von Sangerhauſen ſehr zur Ehre gereicht!

Ich gab meinem Begleiter ein Geldſtück, das er mit ſeinem Kameraden theilen ſollte, und bin überzeugt, daß er es redlich gethan hat. Er aber öffnete hierauf ein kleines Bündel, das er im Arme trug, und zog einen Krebs heraus, deren er mehrere von ſeinem Bruder mitbrachte, und gab ihn mir „zum Andenken“, wie er anfangs ſehr beſcheiden ſagte; dann aber ſetzte er muthig hinzu: ich möge mich nicht geniren, ihn von armen Leuten zu eſſen; er ſei in Butter geſotten.

Ich trat in das Gaſthaus hinein. Neben mir ſaß beim Abendeſſen an der Wirthstafel mit geſundem Appetit ein Landprediger, der in die Stadt gekommen war, um am andern Morgen frühzeitig vor Gericht zwiſchen einem ſtreitbaren Ehepaar aus ſeinem Dorfe einen amtlichen Sühneverſuch vor der Scheidung anzuſtellen. Er erzählte mir, daß in Sangerhauſen ſich eine Gemeinde von Altlutheranern befinde, und dieſe war es alſo, von der der Tagelöhner mir ſo confuſe Dinge erzählt hatte.

II.

Goslar, die Kaiserſtadt.

Der Städteerbauer ſoll um eins ſeiner Jagdſchlöſſer Wall und Graben gezogen und ſo Goslar gegründet haben. Die Stadt Goslar war mit der deutſchen Kaiſerkrone innig verſchwiſtert. In der Ferne verordnete der ſterbende Kaiſer Heinrich III., daß ſein Herz in den Dom zu Goslar gebracht werde. „O! Goslar, Du biſt togedan dem hillgen romiſchen Rieche ſunder Wan!“ Dieſes prächtige Zeugniß gibt eine Umſchrift eines auf dem Rathhauſe hängenden Kronleuchters der Stadt, die einſt, als ein Kaiſer ſie einem Fürſten verpfändet hatte, ſofort des Kaiſers Schuld bezahlte, um reichsunmittelbar zu bleiben. Der Kronleuchter ſtellt einen thronenden Kaiſer dar, der von Hirſchgeweihen umgeben iſt, was man hier im Harz, den man wohl den Finkenherd des heiligen römiſchen Reiches nennen könnte, und vor Allem in der grünen Bergſtadt Goslar, beſonders angemeſſen finden muß. Ueberhaupt aber verleihen die vielen Kaiſerbilder, mit denen jetzt Goslar in Folge ſeiner Anhänglichkeit an das deutſche

Reich geſegnet iſt, der vereinſamten Stadt einen ganz eigenthümlichen Glanz. Nächſt den Jägern und Bergleuten ſind (durch ihre Bilder) die deutſchen Kaiſer am zahlreichſten in Goslar vertreten. Ein altes Gildenhaus der Gewandſchneider zeigt deren in Zwiſchenräumen an den Fenſtern allein acht. Sogar von einer kleinen Kapelle an der Südſeite des Rathhauſes, welche als Holzſtall benutzt wird, ſagen die von einem Rathsdiener in Goslar verfaßten „Erinnerungen an Goslar“, daß ſie mit Figuren in Lebensgröße, „beſonders mit Kaiſerbildern“ geſchmückt ſei.

Nicht minder zeugt es von der alten Pracht und Herrlichkeit, deren Abglanz noch jetzt über Goslar ſchwebt, daß von drei berühmten, kunſtvollen Trinkkannen, die der Harz beſitzt, eine ſich in ſeinen altersgrauen Mauern befindet. Es iſt die Bergkanne, an der die Verrichtungen des Bergbaus abgebildet ſind. Goslar hat nämlich auf dem benachbarten Rammelsberge bedeutende Bergwerke.

Ramme, ein kaiſerlicher Jäger, ſo erzählt die Sage, hatte einſt auf dem Berge ſein Roß an eine Tanne gebunden. Als ſein Herr zu ihm zurückkehrte, hatte es einen Goldbarren aus der Erde geſcharrt und der Jäger wurde ſo der Entdecker des nach ihm genannten reichen Bergwerkes. Dem mythenbildenden Volksgeiſte wäre hier freilich leicht auf die Spur zu kommen, da er auch Ramme's Gattin den Namen des kleinen Fluſſes von Goslar beilegt. Die ſer, der ſein klares und helles Waſſer ſelbſt in den an andern Orten ſo ſchmutzigen Goſſen der etwas am Bergabhange gelegenen Stadt herabrinnen läßt, heißt die Goſe und hat nicht allein der Stadt, ſondern auch dem alten berühmten Getränke von Goslar den Namen gegeben, ſodaß in dieſer kleinen Stadt fürwahr auf eine anmuthige Weiſe Natur, Cultur und Menſchen mit einander verſchlungen ſind. An der St. Petri- und Paulikirche, welche mindeſtens ſchon im Jahre 1108 ſtand, zeigt man eine männliche und eine weibliche Figur, von denen man ſagt, daß ſie den kaiſerlichen Jäger Ramme, den ſein Roß zum Schutzgeiſte des Bergwerkes machte, und ſeine Gemahlin Goſa vorſtellen, die ſich ſchon im Namen als Schutzpatronin der Stadt, des Fluſſes und des ſcharfen Dünnbiers ankündigt, das in ſeiner Blütezeit durch ganz Deutſchland verſendet und ſelbſt von Dichtern gefeiert wurde. Welche Zaubermacht dieſes Getränk übte, erſehen wir daraus, daß in den Kämpfen der Sachſen gegen Heinrich IV. ein Theil der in der Harzburg belagerten Kaiſerlichen ſofort einen kurzen Waffenſtillſtand benutzte, um in Goslar ſich an köſtlicher Goſe gütlich zu thun, was zu einer blutigen Metzelei führte, da ſie in Goslar ſich des Schimpfens auf die Sachſen, denen die Bewohner der Kaiſerſtadt doch ſelbſt angehörten, nicht enthalten konnten. Nach langem Verfall hat die Bereitung der Goſe in Goslar ſelbſt wieder einen Aufſchwung genommen, und Kenner ſind beſonders im Lobe Deſſen, was als „Beſtekrug“

dort ausgeſchenkt wird, ſehr beredt. Eine große Anzahl der älteſten und durch ihre Bauart merkwürdigſten Häuſer von Goslar verräth durch die ungeheuern, kühlen und wohlgewölbten Keller, daß vor Zeiten in ihnen gebraut wurde. Jetzt bereitet man die Goſe unter dieſem Namen auch an andern Orten. So in Dölnitz bei Merſeburg, von wo ſich überhaupt eine trübes Dünnbier bereitende und trinkende Bevölkerung über Zorbau bis nach Ziegenhain, Lichtenhain und Jena hin erſtreckt. Was aber Goslar anbetrifft, ſo iſt der alten Bergſtadt auch als Bereiterin des Trankes, der unſern Vorfahren ſo köſtlich dünkte, eine der koſtbaren und kunſtreichen drei Harzkannen wohl zu gönnen.

Daß auch in Goslar ſich durch allerlei wunderliche Dinge die Nähe des Brockens ankündigt, brauche ich Dem, der des nördlichen Harzabhanges kundig iſt, nicht erſt zu ſagen. An den vorragenden Balken, die das zweite Stock eines alten Hauſes tragen, welches das „Bruſttuch“ genannt wird, und wahrſcheinlich auch ein Brauhaus war, iſt der Hexenzug nach dem Brocken abgebildet. Allerdings führt in der Mainacht die Braunſchweigiſchen Hexen ihr Weg über Goslar. So ſehen wir denn hier Hexen auf Böcken, Trampelthieren und Beſen dem Brocken zureiten. Daneben ſehen wir auch ſchon Scenen abgebildet, wie ſie auf dem Brocken ſelbſt vorkommen. Wer ſie kennen lernen will, der reiſe nach Goslar und ſuche das Bruſttuch auf, ich kann ſie ihm hier nicht abmalen. Auch zahlreiche Ritter ſehen wir in dem Spuk. Eins dieſer Bilder gilt als Wahrzeichen dieſes Hauſes. Es iſt eine kecke Dirne, welche einen hinter ihr ſtehenden Teufel mit dem Blaſebalge nach Hexenart durch eine Entblößung begrüßt. Ein Bewohner des merkwürdigen Hauſes erzählte, daß dieſer Hexengruß von den Weibern dieſer Gegend angewendet worden ſei, wenn beim Buttern der Rahm im Faſſe nicht habe wollen feſt werden. Ob ſie dabei auch ausdrücklich an den Teufel gedacht haben, weiß ich nicht. Daß aber im Allgemeinen das Völkchen hier die Nähe des Teufels wol ſpürte, beweiſt das „Marktbecken“ in der Mitte des Marktes zu Goslar. Jeder, wer in Goslar den Teufel rufen will, braucht nur an dies Becken zu klopfen, und wie ein flinker Kellner wird er ſogleich zu ſeinen Dienſten ſtehen. Nach andern Nachrichten wurde das Marktbecken früher dazu benutzt, die Bergleute aus den Tiefen des Rammelsberges herzubeſtellen, wenn die Stadt in Gefahren ihrer bedurfte. Wie denn das Becken das köſtlichſte Waſſer, das es aus verſchiedenen Oeffnungen auf dem Markte zu Goslar hervorſprudeln läßt, durch zwei Quellen aus dem Rammelsberge erhält, ſo ſollte auch ſein heller Klang in den Tiefen des Rammelsberges vernehmlich ſein. Jedenfalls deutet es auf die Ahnung einer übermenſchlichen Kraft, einer zauberiſchen Gewalt, welche in die liebliche Goſeſtadt die mit ihren grünen Tannen in ſie hineinblickenden, erzreichen Berge hineintrugen, und welche die Phantaſie dem Gebirgsbewohner aller Orten zu Gebote ſtellen mag, um ihm ein immer mühſeliges Daſein zu erleichtern. Der Teufel mit ſeiner an die Bedenken der göttlichen Vorſehung und Weisheit nicht gebundenen Allmacht ſteht ihr bereitwillig zu Dienſten.

Nachdem der Leſer durch das Bisherige einigermaßen ſchon mit Goslar bekannt geworden ſein wird, lade ich ihn zuletzt zu einem Spaziergange ein. Wir gehen aus von dem Gaſthauſe zur Kaiſerwerth, zu dem das ſchon erwähnte Gildenhaus der Gewandſchneider eingerichtet iſt. In dem großen Saale dieſes Hauſes hielt die Gilde ihre Berathungen. Den übrigen Theil nahmen Corridore und Buden ein, die von einem beſoldeten Bürger zu beſtimmter Zeit geöffnet und geſchloſſen wurden, und in dem die Kaufleute ihr Lager von flandriſchem Tuche und Leinwand hatten. Indem wir nun zu der Gegend hingehen, wo ehemals das Kaiſerſchloß geſtanden hat, rinnt uns mit leiſem Murmeln die Goſe entgegen, wie ſie ſchon zu Heinrich's IV. Zeiten hier rann.

Ganz dem Charakter Goslars angemeſſen war ein Bergmannszug, welchem ich begegnete. Mit der kleinen grünſammetnen Käpſelmütze bedeckt, mit dem glänzenden Bergmannsleder und den weiten, ſchwarzen Jacken bekleidet, ſo zogen zehn bis zwölf Bergleute hinter einem Sarge her, worin ein Kind zu liegen ſchien, durch die ſtille Stadt. Je zwei und zwei nebeneinander gingen die Männer, welche in den Tiefen des Rammelsberges Gold und Silber graben, im ernſten Geſpräche einher, und erwiderten hier und da einen Gruß, der ihnen von einem der niedern Fenſter aus zugenickt wurde.

Wir ſind jetzt auf einen nach der Stadt zu ſehr merklich ſich ſenkenden Raſenplatz gelangt. Auf den weiten grünen Platz blickt von Norden her der alte Rammelsberg über eine regelrecht gebaute hannoveriſche Kaſerne herüber. Oeſtlich ſteht noch jetzt der als Kornmagazin benutzte unſcheinbare Ueberreſt von einem Nebengebäude des Kaiſerhauſes, vor dem einſt der Reichsvogt Gericht hielt. Südlich aber, am nächſten der Stadt, ſteht von dem großen Dome noch eine kleine Kapelle, welche viele ſeltſame, merkwürdige Dinge einſchließt, darunter den Krodoaltar. Der neben dem Wodan verehrte Götze Krodo*) ſoll abgebildet worden ſein, wie er, ein barfüßiger Greis, einen Eimer mit Waſſer und Blumen in der einen, ein Rad aber in der andern Hand hielt. Ihm, dem Gott der Jahreszeiten, ſollen Menſchen und Früchte geopfert ſein, und neben Harzburg zeigt man noch die Krodohalle, wo er verehrt ſein ſoll. Von der Harzburg aus, ſagt man, kam der Krodoaltar nach Goslar, nachdem ſchon Karl der Große, der Beſieger des ſächſiſchen Heidenthums, ihn hatte von chriſtlichen Prieſtern weihen laſſen. Man will an ihm die vollſtändige Zurüſtung bemerken, um Menſchenopfer zu braten und zugleich um dem Gotte der Jahreszeiten ſeine Blumen an den Altar zu ſtecken. Der ſächſiſche Opferaltar, der zur Zeit der Fremdherrſchaft nach Paris wandern mußte, wird getragen von vier Druiden. Ihre wilden Geſichter, ihre gekrümmten Nacken erinnerten mich an die unterwürfigen Geſtalten, welche man in Berlin auf der Kurfürſtenbrücke zu den Füßen des kurfürſtlichen Roſſes erblickt. Sehr möglich daher, daß dieſe kunſtvollen Druidengeſtalten erſt geſchaffen wurden, als man den heidniſchen Altar in einen chriſtlichen umwandelte, um den Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum anzudeuten. Daß nämlich der obere Theil wirklich ein heidniſcher Opferaltar geweſen, bleibt um ſo eher möglich, da ohnehin die Druiden zu ihm nicht genau paſſen und er früher mit Stangen in der Erde befeſtigt geweſen zu ſein ſcheint.

---

*) Ueber ihn wird von Gelehrten noch geſtritten. Wir machen darauf aufmerkſam, daß von Krodo das Dorf Krottorf bei Oſchersleben den Namen haben ſoll. Die Göttin Oſtar, die ſächſiſche Venus, ſoll in Oſterwiek verehrt ſein.

Thorwaldſen, der einſt die Kapelle beſuchte, erklärte die Köpfe der beiden Miſſethäter, der Leidensgefährten Chriſti, welche hier an zwei großen, an die Wand gelehnten Kreuzen hängen, für ſehr bedeutend, und hielt von beiden den des verſtockten Sünders für den werthvollſten. Er trägt einen langen rothen Bart. Der andere, mit Wangen wie Milch und Blut, hat ein Büßerhemd an. Beide lagen lange in einem Nonnenkloſter, wo beſonders der Bart des Unbußfertigen ſehr gelitten hat, indem die Nonnen an ihm ihre Kämme zu reinigen pflegten.

Zwei Tafeln, welche Vorſchriften für die Geſänge der Domherren in lateiniſcher Sprache enthalten, erinnerten uns daran, wie ſtolz und majeſtätiſch einſt der Geſang dieſer vornehmen Herren durch die Hallen des alten Domes hingezogen ſein mag. Wie an den meiſten Orten, z. B. in Merſeburg, ſo ſorgten ſie auch in Goslar dafür, daß im Dome die Reformation weit ſpäter eingeführt wurde als in den übrigen Kirchen der Stadt. Auch der Gott dieſer Domherren war eine feſte Burg und auf ihrem hohen Dome verſchanzten ſie ſich lange gegen den Geiſt der Zeit. Hatte doch Kaiſer Friedrich I., laut einer lateiniſchen Inſchrift an den koſtbaren gemalten Fenſtern der Domkapelle, dieſe Kirche mit beſondern Vorzügen und Freiheiten begabt, welche den Domherren die Sorgen um ihre Kirchenſchätze erleichtern ſollten. Freilich konnten ſie doch im Mittelalter nicht alle Gefahren von ihr abwenden und als Wittekind von Wolfenbüttel vor der Stadt einer Proceſſion auflauerte, um zwei werthvolle ſilberne Särge zu erhaſchen, wußte man dieſe nicht anders zu retten als dadurch, daß man ſie in den Stadtgraben warf. — Aus der Domſchule zu Goslar gingen Biſchöfe und Erzbiſchöfe hervor.

Als ich bereits hinausgetreten war auf den grünen Raſenplatz, wo einſt der weite Dom geſtanden hatte, fiel eben ein prächtiger Sonnenblick auf die gemalte Fenſterſcheibe des geringen Ueberreſtes der kleinen Kapelle, und hell glänzte auch die Inſchrift: „Kaiſer Friedrich I. begabte dieſe Kirche mit Vorzügen und Freiheiten 1188.“ Möge der Kaiſerſegen ſolcher Privilegien nicht ganz wirkungslos ſein an dem jetzigen Goslar! Daß über dem Orte und namentlich über der kleinen Kapelle noch jetzt die Weihe der Geſchichte liegt, welche ſelbſt noch auf das Volk ihre Zaubergewalt ausübt, habe ich erſehen aus den Reden des Rathsbuchbindermeiſters van Gelder, der als ein ſehr wohlunterrichteter Führer den Fremden die Kapelle aufſchließt. Es ging daraus hervor, daß, ſowie hier und da eine Inſchrift erloſchen war, gleich die Sage herbeieilte und die umſtehenden Figuren auf ihre (zuweilen etwas gedankenloſe) Weiſe auszudeuten ſuchte. Wie alle hiſtoriſch merkwürdigen Städte, ſo hatte übrigens auch Goslar ſeine Periode ſeichter Aufklärung, wo der Materialismus des Bürgerthums mit dem Geiſte des Mittelalters dadurch gründlich brach, daß er die größten Schätze, welche Geſchichte und Kunſt auf ihn vererbt hatten, auf die gedankenloſeſte Weiſe verſchleuderte, aus den bedeutendſten alten Papieren Krämerdüten drehte und koſtbare Bauwerke auf den Abbruch verkaufte. So wurden in Goslar unter Anderm zwölf kunſtvoll gearbeitete Apoſtel, welche der Dom beſaß, verſchleudert. Wie die Stoßvögel waren ſogleich einige Engländer, die ſich gerade im Harzgebirge umhertrieben, dahinter her; der Eine kaufte hier, der Andere kaufte dort zu Goslar bei einem Klempner einen Apoſtel auf um einen Spottpreis und ſchickte ihn ſchnell nach England hinüber.

Ebenfalls dem Geiſte der bürgerlichen Aufklärung gemäß iſt es, daß man ſich bemüht, die Ueberreſte des Mittelalters ſoviel als möglich in einen bewohnbaren Zuſtand umzuſchaffen. Dabei mag freilich doch noch viel Romantik unterlaufen.

Aus Halberſtadt kam ein Mann von vornehmer Familie, Namens Denker, der in den Ausbau eines alten Thurmes am Roſenthore, von wo man eine herrliche Ausſicht über die ganze Gegend genießt, ſein ganzes, nicht unbeträchtliches Vermögen ſteckte. Die Wirthſchaft wollte jedoch dort oben nicht gedeihen. Der Erbe dieſes Mannes machte eine reiche Heirath und ſteckte ebenfalls ſein ganzes Vermögen in Denker's Thurm. Die Früchte ſo vieler von ihren Beſitzern faſt weggeworfenen Capitalien genießt dort oben endlich ein Poſtillon, dem man Denker's Thurm für einen Spottpreis überließ. Auch ein auf dem Walle gelegener Zwinger, genannt der „dicke Zwinger", in deſſen zwei ein halb Fuß dicken Mauern ſonſt manche „faule Grethe" lag zur Vertheidigung der Stadt, iſt in ein Wirthshaus umgewandelt.

Reizend iſt der Weg zu dem alten Zwinger, den kein Feind bezwingen konnte, über deſſen einundzwanzig und ein halb Fuß dicke Mauern aber doch endlich die Zeit hinausgegangen iſt. Nicht allein die Höhe des Walles, über den man auf breitem Wege dahinſchreitet, auch der breite Raſengrund des Stadtgrabens iſt herrlich bewaldet, und zwiſchen alle dem Grün blickt die alte Kaiſerſtadt hervor, von wo Schalmei und Waldhorn (es liegen hannoverſche Jäger dort in Garniſon) zu mir herſchallten. Die Töne verhallten leiſe in den umliegenden Bergen. — Es war gerade Johannistag und die Kinder von Goslar feierten heute ein Feſt. Alle hundert Schritt hatten ſie mit Eierſchalen und Goldpapier gezierte Tannenzweige in den Weg geſteckt. Kam nun hier ein Erwachſener vorbei, ſo wurde er mit einem Bande um eine Gabe „geſchnürt". Die Bänder der Kinder waren alle ſchwarzrothgolden, und wie ich denn auch hier ſehr viele ſchwarzrothgoldene Cocarden ſah, ſo mußte ich mich dabei an die Inſchrift des mit Hirſchgeweihen geſchmückten Kronleuchters auf dem Rathhauſe erinnern: „O! Goslar, Du biſt togedan dem hillgen romiſchen Rieche ſunder Wan!" Auf einem Rundgange um die Stadt fragte ich auch nach dem Schützenhofe, der in Heine's tannenduftiger „Bergidylle" in den Worten erwähnt wird:

> Seit die alte Muhme todt iſt,
> Können wir auch nicht mehr gehn
> Nach dem Schützenhof zu Goslar;
> Dorten iſt es gar zu ſchön.

Man wies mich aber nicht an Haus und Hof, ſondern auf eine vor dem Roſenthore ſich weithin ausdehnende Wieſe. Wenn die Schützen hier ihr alljährlich wiederkehrendes Feſtſchießen halten, ſo nennen ſie das Schützenhof, ſo gut als man von einem Kaiſer oder Könige ſagt: er habe da oder dort ſein Hoflager aufgeſchlagen, ohne dabei viel an

Haus und Hof zu denken. Es zeigt ſich auch darin noch etwas von der alten Kaiſerherrlichkeit, deren Abglanz noch über Goslar ſchwebt. Hier um den Oberharz herum hat man übrigens keine Vogelſchießen, wie theils in benachbarten Harzſtädten, theils auf dem angrenzenden flachen Lande. Man ſchießt nach den Bildern vom Hirſch oder wilden Schwein, da mit dieſen Thieren das Dickicht der Harzwälder noch vielfach geſegnet iſt.

III.

Das Ockerthal und die Harzburg.

Wenn Dir, lieber Leſer, indem Du die nachfolgenden Seiten dieſer Schrift lieſt, daraus nicht ein friſcher Harzduft entgegenquillt, ſo liegt die Schuld an mir und nicht an den grünen Tannenwäldern, zwiſchen denen ich von Goslar bis Harzburg dahingeſchritten bin.

Auf der kurzen Strecke von Goslar bis Ocker freilich ſchreitet man noch nicht im Waldgebirge. Hier geſellten ſich mehrere Landleute zu mir, die in der Stadt geweſen waren. Einer davon, ein ältlicher aber vollkommen rüſtiger Mann, verrieth, als einer ſeiner Nachbarn das Geſpräch auf die Feldzüge gegen Dänemark und Ungarn brachte, eine bis ins Detail gehende Ortskenntniß von ganz Deutſchland. Ich ſah den Bauer verwundert an und erfuhr, daß er zur Zeit, als es noch keine Eiſenbahn gab, und die Chauſſeen in unſerm Vaterlande ſehr ſelten waren, als Frachtfuhrmann im ganzen Lande umhergekommen war. Seine Anſichten und Meinungen über das Leben der Menſchen in den verſchiedenen Gegenden zu erfahren, gelang mir nicht.

Auf nichts hatte er geachtet als auf die Namen der Städte, ſelbſt der kleinſten, von den Dörfern kannte er kein einziges bei Namen. Auch ihre Entfernungen von einander hatte er ſich gemerkt, und was ihn eigentlich intereſſirte, war nichts als der Weg. „Nach Dänemark fahr' ich da — nach Ungarland da“ rief er aus, und dabei winkte er mit beiden Händen über die vor uns liegenden Harzberge hinaus und nickte dem Reiſenden, wie zum Zeichen eines Einverſtändniſſes zutraulich zu. Ich wollte von ihm etwas über Nürnberg hören, da ich dieſe Stadt ſehr liebe und da er dahin am häufigſten gefahren war. Er lächelte ſchlau und ſagte: „O, Nürnberg iſt ſo und ſoviel Meilen von hier.“ Die Reiſe dahin beſchrieb er in folgender Weiſe: „Da fahre ich von hier nach der Stadt (er nannte die nächſte kleine Stadt auf dem Wege nach Nürnberg) — iſt ſo und ſoviel Meilen — von da nach der Stadt — iſt wieder ſo und ſoviel Meilen u. ſ. w., bis er an die letzte Stadt kam — von da nach Nürnberg — ſo und ſoviel Meilen — summa summarum von Goslar nach Nürnberg ſo und ſoviel Meilen. Kurz, der Mann war in ſeinem blauen Kittel ein lebendiger Meilenzeiger.

Der alte Fuhrmann gehörte übrigens zu den Unbefriedigten in dieſer Zeit; er behauptete, aller Verkehr nehme ab, das hätten ihm ſelbſt die alten Handelsherren in Braunſchweig geſagt, mit denen er in frühern Jahren zu thun gehabt habe. Er klagte ſehr, daß es ihm und ſeines Gleichen an Verdienſt fehle, und daß die Ställe in den Wirthshäuſern ſo leer ſtänden. „Das machen die Eiſenbahnen“, ſagte ich. Er ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte: „Nein, die Monarchen ſind ſchuld!“ Ich blickte ihn wieder verwundert an. Er fuhr fort: „Die Monarchen bauten Chauſſeen und die Chauſſeen richteten die Fuhrleute zu Grunde.“ Das klang freilich ſeltſam; aber mein Begleiter ſetzte mir auseinander, wie der Frachtlohn auf den fünften Theil herunterſank, als die Chauſſeen allgemeiner wurden, während die Anſprüche ſich verdoppelten, die man an den Fuhrmann machte. „Das waren noch Zeiten — rief der Alte aus — wo man das Bischen Chauſſee noch ſuchen mußte, wie die Stecknadel, wenn man's grade der Jahreszeit wegen nicht entbehren konnte. Sollten wir doch einſt mit zwei Wagen nach Nürnberg fahren — grundlos war der Weg überall — ſo fuhr mein Bruder mit dem Wagen über Göttingen (hier deutete er mit der Handbewegung des Fuhrmanns, der die Peitſche klatſcht, nach Weſten über die Berge) und ich mit dem andern über Halle (hier deutete er auf dieſelbe Weiſe mit der Hand nach der entgegengeſetzten Richtung hin) und in Eiſenach trafen wir dann wieder zuſammen. Das waren noch Zeiten! Da hörte noch Schick und Nachdenken dazu, ein Fuhrmann zu ſein.“

Wir gingen während dieſes Geſprächs auf einer Chauſſee hin. „Das war der Weg ſonſt, das iſt er jetzt“, ſagte mein Begleiter melancholiſch, indem er die Hände nach beiden Seiten der Straße ausſtreckte, wo noch ein ganzer breiter Anger die Spuren der Wagengleiſe und Hohlwege zeigte. — Als die Chauſſee nach Ocker zu eine Wendung machte, trennte er ſich von mir, um einen „Richtweg" nach ſeiner Wohnung zu einzuſchlagen. Wie ich den alten Mann im blauen Kittel in dem Kornfelde verſchwinden ſah, durch das ſein Fußſteig ihn führte, dachte ich noch über die ſeltſamen Eröffnungen nach, die ich von ihm vernommen. Daß es wirklich ſchon, ſeit die Chauſſeen häufiger wurden, mit den Fuhrleuten in Deutſchland aus war, iſt kaum zu glauben. Wol möglich aber, daß hier auf dem Harze, wo alles Fahren ſonſt mit Lebensgefahr verknüpft war, ein altes verwegenes Fuhrmannsgeſchlecht zu Hauſe war, das ſpäter auf den geebneten Straßen einer andern Generation Platz machen mußte. So hat ſich an jeder Culturſtufe, nicht allein im geiſtigen, ſondern auch im gewerblichen Leben, ein Geſchlecht von Menſchen eingeniſtet, das mit ihr ſteht und das auch mit ihr fällt, wenn die Zeit über dieſe Stufe hinaus iſt. Selbſt an dem reinen Irrthum, wo er im politiſchen und bürgerlichen Leben zu Tage kommt, baut ſo der Menſch ſein Neſt, und ich ſehe ſchon im Geiſt den Contrebandeur hinter dem Packenträger die Fauſt ballen, der, wenn die Zollſchranke zwiſchen Hannover, Preußen und Braunſchweig gefallen iſt, bei Goslar am hellen Tage mit Zucker und Kaffee über die Grenze geht, auf gradem Wege, ohne das Dickicht des Harzwaldes zu ſuchen.

Das Ockerthal, in welchem ich nun hinaufging, iſt die Straße, auf der das Korn aus der am nördlichen Abhange des Harzes beginnenden, von kleinen Hügeln anmuthig abgetheilten Ebene zu den erzreichen Theilen des Harzes gelangt. Von Klausthal und Zellerfeld herunter werden Scharen von Lasteseln getrieben bis nach Hornburg, dort verlaſſen ſie das Ockerthal und kehren ſpäter, mit gefüllten Kornſäcken belaſtet, dahin zurück, um den Bergleuten an der Ocker das Brotkorn zu bringen.

Die Studentenklippe und weiter hinauf die Arensbergerklippe ſind die ſchönſten Punkte des Ockerthales, welches man gern mit dem Bodethale vergleicht, dem es aber, was die Großartigkeit der Felſengruppen anbelangt, ebenſo ſehr nachſteht, als es ſich durch das friſche, ſaftige Grün der Tannenwaldungen, mit denen es überall bewachſen iſt, vor ihm auszeichnet. — Auf dem von fremden Damen und Herren viel betretenen Wege vom Dorfe Ocker bis nach der Studentenklippe, ſo erzählte mir ein Bergmann, gehen beſonders auffallend viel goldene und ſilberne Schmuckſachen verloren. Von den ehrlichen Bewohnern des Gebirges werden ſie dann eine Zeit lang zurückgelegt, auch wol außerhalb der Berge von den Behörden ausgeboten, aber meiſt vergebens. So ſaß vor kurzem vor einem Waldhauſe an einer Quelle ein alter ärmlich ausſehender Jude mit ſeinem Bündel, um ſich auszuruhen, und als die Bewohner des Hauſes dorthin kamen, um Waſſer zu ſchöpfen, fanden ſie eine Rolle mit Goldſtücken, wo der Jude geſeſſen hatte. Der Jude aber kam nicht wieder. Noch einige andere Fälle, wo die koſtbarſten Ringe und Armſpangen verloren gingen, erinnerten wirklich an das Treiben der Zwerge, welche im verzauberten Gebirge zu Gunſten der armen Bergbewohner mit Gold und Silber wirthſchafteten wie mit dürrem Holz.

Um zu erfahren, wie es im Gebirge mit dem Köhlerglauben ſtehe, wandte ich mich, nachdem ich, um nach Harzburg zu gelangen, bereits aus dem Thale über die Gebirge zu ſteigen begonnen hatte, an einen etwa ſechszehnjährigen Knaben, der neben einer Köhlerhütte ſtand, vor welcher drei dazu gehörige Pferde graſten. Auf die Frage: ob es hier oben Geiſter und Zwerge gebe? blickte mich der Knabe mit ſeinem nüchternen Geſichte faſt etwas geringſchätzend an, und antwortete ganz trocken: „Vor vielen, vielen Jahren waren ſolche kleinen Leute da.“ „Was thaten ſie denn?“ forſchte ich weiter. „Sie unterhöhlten den Wald und hämmerten Geld.“ Der erſte Theil dieſer bündigen Antwort enthält eine freilich ſehr hausbackene Auffaſſung von dem Treiben unterirdiſcher Geiſter, der zweite iſt einem gold- und ſilberreichen Gebirge ganz angemeſſen.

Während ich von neuem einen Berg hinaufſtieg, kam ein Förſter, ſein Pfeifchen ſchmauchend, mit ſeinem Weibe ganz behaglich in einem Einſpänner den furchtbar ſteilen, an den Seiten bewachſenen Hohlweg herab gefahren, vermuthlich um heute, am Sonntag Nachmittag, einem Nachbar im Gebirge einen Beſuch abzuſtatten.

Bald kam ich wieder in ein Thal, wo von den mit jungen Tannenpflanzungen verſehenen Bergabhängen her das herrlichſte Heerdengeläute mir entgegenſchallte. Die Kuhhirten tragen hier in der Gegend Aexte an der Seite, weil ſich oft ein Stück Vieh in den Zweigen verwickelt, ſodaß dieſe auseinander gehauen werden müſſen. So ſchritt, von Zeit zu Zeit ſtehen bleibend und ſich auf ſeinen Hirtenſtab lehnend, ein Hirt auf der einen Seite des Berges raſch zwiſchen den Tannen hin vor der wohlgenährten braunen Heerde, welche immerfort läutend ihm folgte, was in der Beleuchtung der hellen Sonntagnachmittagſonne ein prächtiges Bild gab.

Am andern Morgen ſtieg ich vom Arensberger Forſthauſe aus, das zugleich als Wirthshaus dient, durch ſchöne Waldungen nach dem Dorfe Harzburg hinab, und von hier aus wurde der Burgberg mit ſeiner Ruine aufgeſucht. Heinrich IV. erbaute hier die Harzburg neu, auf einer Stelle, wo die Sage ſchon früher von dem Städteerbauer Heinrich I. eine Burg gegen die Hunnen erbauen läßt. Heinrich IV. ſaß hier während der Streitigkeit mit den Sachſen. Sachſen, ſprach er, von der Zinne ſeiner thurmreichen Burg ins Land herabblickend, iſt ein ſehr ſchönes Land, die Sachſen aber ſind verworfene Knechte. Hier wurde er auch von dieſen ſeinen Feinden belagert und nahm eines Tages von hier die Flucht. Die Sage bezeichnet noch jetzt unter altem Gebüſch und Gemäuer den Weg, den der fliehende Kaiſer genommen haben ſoll; ſie läßt ihn am Schloßbrunnen vorbeikommen und dort die Krone hineinwerfen, um ſie dort zu ſichern. Bis auf die neueſte Zeit kamen Schatzgräber, um ſie in dem nun verſchütteten Brunnen zu ſuchen. Die Sage verfolgt ſodann den ganzen Weg, welchen der Kaiſer bei Tag und Nacht allein über den Harz genommen, und nennt ihn den Kaiſerweg. So wenigſtens erzählten mir die Wirthsleute auf der Harzburg. Ob hierbei eine Verwechſelung zu Grunde liegt, indem allerdings die alte Kaiſtraße, der einzige fahrbare Weg, der über den Harz ging, der aber ſchwerlich von dem Kaiſer auf ſeiner einſamen Flucht zu Fuß benutzt wurde, an der Harzburg vorbeiführte, kann ich nicht beſtimmen. Die Harzburg mußte endlich den Sachſen vertragsmäßig preisgegeben werden, die ſich mit wildem Jubelgeſchrei auf die Feſte warfen und ſie zerſtörten. Der Barbaroſſa baute ſie wieder auf. 1370 kam ſie in den Beſitz Otto's des Quaden. Als dieſer einſt von einem Raubzuge nach der Altmark heimkehrte, wurde er unterwegs am Martiniabend von dem Ritter Hans von Schwicheldt ſo vortrefflich mit der Martinsgans bewirthet, daß er dieſem am andern Morgen beim Abſchied die Harzburg verehrte. Die Schwicheldt hauſten nun ſo auf der Harzburg, daß die Veſte 1422 von neuem geſchleift wurde. Nochmals baut ſich hier ein Raubritter an. Seine Burg kommt in den Beſitz der Herzoge von Braunſchweig, zerfällt und wird endlich abgebrochen. 1667 wird ein kleines Forſthaus auf dem Burgberge gebaut, aber auch dieſes Häuschen zerfällt im 18. Jahrhundert, weil kein rechtſchaffener Förſter dort oben auf dem Burgberge wohnen wollte. Zwiſchen der Zeit, wo die alten Ritterburgen noch wirklich bewohnt waren, und zwiſchen der, wo ſie von Reiſenden zahlreich beſucht wurden, liegt überall eine Zeit mitten inne, in der man die Ruinen floh, weil man die Geiſter der Vergangenheit fürchtete, in der aber zweideutiges Geſindel und geſpenſtiſche Frauen ſich ganz vertraulich bei den Burggeiſtern angeſiedelt hatten. Von da, wo einſt die aus der ganzen Gegend geraubten Heerden zuſammengetrieben wurden, von da ſahen die Bauern der anliegenden Ortſchaften zwiſchen altem Gemäuer und grünem Buſchwerk den Rauch emporſteigen von dem aus hingelegten Bauſteinen nachläſſig errichteten Kochherde, wo die hinter den Zäunen des Dorfs geſtohlenen Hühner, auch wol ein Haſe aus dem Forſt und dergleichen gekocht wurde. In dem verfallenen Förſterhäuschen wohnte damals die Burgmieke mit ihrem Bruder, dem Burghansjürgen, von deren zwölf Katzen man ſich noch jetzt in der Umgegend erzählt. Oftmals ſah man in dem Dorfe am Burgberge zur Nachtzeit die Fenſterreihen des alten Forſthauſes feſtlich erleuchtet, und es verbreitete ſich das Gerücht, daß gefallene Mädchen aus den höhern, ſelbſt aus den höchſten Ständen ihre Niederkunft dort erwarteten und daſelbſt zur Nachtzeit von ihren Verführern beſucht würden, wo es dann bei Burgmieke und Burghansjürgen ſtets herrlich und in Freuden hergehe. Daher vertrieb man Burgmieken und Burghansjürgen von dem Burgberge und brach das Förſterhäuschen ganz ab. Um dieſelbe Zeit mag eine bei Blankenburg auf dem Regenſtein einſam wohnende Familie mehrere Wanderer erſchlagen und in den Burgbrunnen geworfen haben. Auf dem Falkenſteine im Selkethale wohnte auch ein altes Mütterchen, das indeſſen harmloſerer Natur geweſen zu ſein ſcheint: denn es kamen in jedem Monate die Honoratioren aus der Umgegend zu ihr mit Weibern und Töchtern gefahren, um in dem geräumigen Ritterſaale der wohlerhaltenen und damals erſt kürzlich von dem altadeligen Geſchlechte der Aſſeburg verlaſſenen Burg zu tanzen und dann im Vollmondſcheine in ihren Kutſchen zu ihren Dörfern durchs Gebirge zurückzukehren. — Jetzt iſt auf den Ruinen der Harzburg eine ſtattliche Wirthſchaft eingerichtet.

IV.

Der Brocken und das Rübeland.

Die Bewohner des nordweſtlichen Harzes haben in ſich viel norddeutſche Kraft, ſind dabei aber, wie der Braunſchweiger und Hannoveraner überhaupt und weiterhin der Weſtfale und der Frieſe, ziemlich nüchternen Geiſtes. Schon im ſüdlichen Theile des Harzes, hoch oben auf dem Gebirge in der Nähe der Victorshöhe, hört der fette, mit roher Bauernkraft geſättigte plattdeutſche Dialekt, welcher etwas ans Engliſche erinnert, auf, und von nun an klingt ſchon die thüringiſche Gemüthlichkeit durch, die Sprache wird zum Singen (auch der in Thüringen ſo allgemeine Hang des Volks zur Muſik und die Kirchenmuſiken beginnen ſchon dort oben), und von da, wo auch der Kyffhäuſer mit dem ſchlummernden Kaiſer Rothbart ganz nahe iſt, ergießt ſich nun der Urſtrom der deutſchen Gemüthlichkeit nach Oſten, wo ſie im Königreich Sachſen in Süßlichkeit und Höflichkeit, und nach Süden, wo ſie in reine Naivetät ausläuft. Im Weſentlichen bildet die Höhe des Gebirges hier die Grenzſcheide für die norddeutſche Bauerntracht, auf welche, nach dem Thüringiſchen zu, namentlich bei den Männern, zunächſt ein ganz charakterloſer, den franzöſiſchen Moden nachhinkender Zuſchnitt folgt, bis in Baiern dieſe indifferenten Stücke Tuch verſchwinden und eine neue Volkstracht beginnt.

Das Leben und Treiben der Menſchen, die ſich am Brocken eingeniſtet haben, macht auf den Reiſenden durch ſeine große Einfachheit immer einen eigenthümlichen Eindruck. Beim Hinabſteigen auf der Südſeite des Brockens wurde ich wiederholt von kleinen Buben, die ihren Vätern das Mittagseſſen in irdenen Töpfen zu den Holzſchlägen trugen, mit einem kleinen Spruch angeredet, der, ſich auf das Herkommen berufend, die in der Gegend von Schierke übliche Bettelei ebenſo naiv als verſtändig alſo motivirt:

Es iſt allhier —
Die Brockenmanier —
Sie werden's uns nicht verdenken —
Ein kleines Trinkgeld ſchenken.

Das wenigſtens war allemal die Grundidee des hin und wieder etwas veränderten Brockenverſes. Das Dorf Schierke (mit Elend aus dem „Fauſt" bekannt) hat wirklich etwas Unheimliches, theils durch ſeine blos aus Tannenbrettern zuſammengeſetzten Häuſer, welche dieſen Brockenbewohnern ſchwerlich vor Sturm und Regen immer vollkommenen Schutz geben können, theils durch ſeine häßlichen, hexenartigen Frauen, welche durch ihre Kropfbildungen eine traurige Berühmtheit erlangt haben und den Beweis liefern, daß die Perle der

Schöpfung nicht gleich gut in der Nähe der Wolken, wie in blumigen Wieſenthälern gedeiht.

Daß der Menſch, um ſich hier zu nähren, ſich mancherlei ungewöhnliche Erwerbsquellen eröffnen muß, verſteht ſich von ſelbſt. Man ſammelt ganze Tragkörbe voll Beeren, welche von den Frauen mehrere Tagereiſen weit ins offene Land hineingetragen werden. Aehnliches geſchieht in der ganzen Umgebung des Brockens. So zieht man in Andreasberg (auf dem Oberharz) und ſelbſt in Ilſenburg, welches eine ſehr bedeutende Eiſengießerei hat, Canarienvögel in Vogelhecken. Von Ilſenburg aus hatte ich den Brocken beſtiegen, und ich traf dort bei dem Poſthalter, der eigentlich Bäcker iſt und bei dem ich mir die neueſten Zeitungen zur Durchſicht ausbat (man lieſt dort, wie in der ganzen Grafſchaft Stolberg-Wernigerode, die „Neue Preußiſche“ und die „Neue Halliſche Zeitung“ und den „Magdeburger Correſpondenten“), einen Ziegeldecker aus Berlin, der, während ſeine Geſellen dort ſelbſt wie die Vögel geſchäftig auf den Dächern herumkletterten, hier im Gebirge auf einen Nebenverdienſt ausging und die junge Brut der Canarienvögel ſchon für den nächſten Herbſt, wo ſie flügge wird, zuſammenkaufte. Das ſei ein Leben geweſen in Ilſenburg, ſo erzählte mir der Poſtmeiſter in ſeiner weißbeſtaubten blauen Schürze, wenn der Vorgänger des Dachdeckers gekommen ſei, um ſeinen Handel abzuſchließen! In allen Häuſern ſeien die Achtgroſchenſtücke für Canarienvögel umher geflogen. Das habe eine Zeit gedauert, dann ſei der Mann nicht wiedergekommen und müſſe wol bei ſeinem Handel zu Grunde gegangen ſein. Da habe ſich denn nun im vergangenen Jahre der Dachdecker eingefunden. Dieſer brachte die gelbe ilſenburger Brut nicht allein nach Berlin, ſondern er führte ſie ſogar aus der ſtillen Harzgegend, wo einſt Heinrich der Vogelſteller ſo viele Finkenherde hatte, nach London, in den Mittelpunkt des Welthandels. Dort machte er freilich nicht die beſten Geſchäfte mit ihnen. Da er indeſſen, von da aus ins Heſſiſche reiſend, Dompfaffen ankaufte, welche in der Welt ſehr viel Succeß hatten, ſo iſt ſein Vogelhandel nun in ſo weit organiſirt, daß er ſich auch dieſes Jahr wieder in Ilſenburg einſtellen konnte, um mit der gelben Harzbrut einen neuen Verſuch zu wagen.

Der Wellenſchlag des vermehrten Verkehrs in den Ebenen und Thälern berührt ſelbſt, dort leiſe nachwirkend, die Höhen der Gebirge, und je mehr Chauſſeen und Eiſenbahnen unten entſtehen, um ſo lebendiger wird es oben, um ſo geſchäftiger ſind dort Maurer und Zimmerleute, auf einſamen Berggipfeln ſtattliche Häuſer zur Empfangnahme von Fremden zu bauen. Eines der älteſten Wirthshäuſer auf den Höhen des Harzes iſt das Brockenhaus, und Herr Rehſe, der Brockenwirth*), gilt daher auch in der That für den

---

*) Als ich im Herbſt 1850, ebenfalls bei ſchlechtem Wetter, den Brocken wieder beſtieg, rüſtete ſich Herr Rehſe eben zum Abzuge von demſelben.

König der Harzwirthe. Sein Geſchlecht breitet ſich über den ganzen Harz aus, denn ſeine Söhne nehmen die einträglichſten Wirthshäuſer an den beſuchteſten Orten ein, und ſo ſitzt er da auf dem höchſten Punkte des Harzes, einflußreich durch ſeine Kenntniß des ganzen Gebirges und durch ſeine Verbindung auf allen Wegen und Stegen deſſelben, und der Reiſende hat alle Urſache, vor ihm reſpectvoll ſeinen leichten Strohhut zu ſchwenken, wenn er ihm den Weg gewieſen hat, auf dem er am ſchnellſten vom Brocken herunter gelangt.

Bei hellem Wetter ſieht man vom Brocken aus die Höhen von Brandenburg, den Ettersberg, den Inſelsberg, die Wartburg, das Rhöngebirge, die Wilhelmshöhe und die Porta Weſtphalica. An heitern, klaren Morgen glänzt wie ein Silberſtreifen fern in der großen Ebene am Fuße des Harzes die Elbe, und man ſieht, wenn die Schiffe ſich auf ihr bewegen und der Wind in die Segel bläſt, es wie mit weißen Tüchern aus der Ferne winken. Auch kann man dann höchſt intereſſante Lufterſcheinungen wahrnehmen. Daß nicht alle Reiſenden, wie ich, hier oben in Nebel gehüllt waren, erſah ich aus dem Fremdenbuche, worin dem Brocken von einigen Reiſenden die ſchmeichelhafteſten Anreden zu Theil werden, z. B. „verehrungswürdiger Brocken“. Auch der alte Tiedge ſingt hier aus ſtiller befriedigter Seele:

Im grünenden Geſilde
Blickt' ich des Berges Höh'n,
Es bot des Schöpfers Milde
Den Brocken klar zu ſehn.

Im ſchönen Sonnenglanze
Und heitern Sinnes Glück
Kehr' ich von dieſem Gipfel
Des Brockens froh zurück.

Ich ſelbſt ſchrieb bei meinem damaligen Beſuche Folgendes in das Brockenbuch:

Fern in Ungarns weiten Haiden
Und in kühler Alpenluft
Sehnt' ich mich zum Vater Brocken
Und nach friſchem Harzesduft.

An der ſchönen blauen Donau
Hierher nach dem Finkenherd
Vieler trauten deutſchen Kaiſer,
Deutſchem Reich ſo lieb und werth.

Blühe fort, o Harz, ein grüner
Finkenherd in Gottes Hand;
Ueberall auf Berg' und Thälern
Grüne, deutſches Vaterland.

Was mir zu ſehen möglich war, als der Nebel ſich ein wenig aufhellte, beſchränkte ſich faſt auf die durch ihr Ausſehen wenig merkwürdigen Felſen, welche durch den Hexentanz in der Mainacht merkwürdig ſind: namentlich die Teufelskanzel, den Hexenaltar, das Hexenwaſchbecken und dergleichen*).

Ueber das hannoveriſche Elbingerode gelangte ich nach dem Rübeland, wo ich die Baumanns- und die Bielshöhle beſuchte, ins Braunſchweigiſche. Hier, in dem vom Brocken nach Oſten der Elbe zufließenden klaren Gewäſſer der Bode, fängt man, wie in der weſtlich vom Brocken nach der Weſer abgehenden Ilſe, ſolange ſie in den felſigen Harzthälern rinnen, die köſtlichſten Forellen. Die Forellen aus dem Rübeland wandern in die Küche des Herzogs von Braunſchweig, der mit ſeinem Hofſtaat und der geſammten Dienerſchaft dieſen Fiſch ſo ſehr liebt, daß er bei keiner Mahlzeit fehlen darf. Aus Liebe zur Jagd lebt der Herzog faſt den ganzen Sommer hindurch in Blankenburg. Uebrigens werden die Forellen in dem gar anmuthig am Gebirgsabhange bei Blankenburg gelegenen herzoglichen Schloſſe nach des Tages Jagdwerk ganz in der Stille verzehrt; der Herzog Wilhelm, welcher erſt durch die Flucht ſeines Bruders, des unglücklichen Herzogs Karl, aus dem preußiſchen Militärdienſte abgerufen wurde, lebt wie ein penſionirter preußiſcher Major — bis auf die liebliche Forelle, verſteht ſich —, während es namentlich im ſiebenzehnten Jahrhundert hier ſehr lebhaft zuging. Unter Ludwig Rudolf beſonders ſah hier der alte grüne Harz auf einen glänzenden Carneval herab, der an ſeinem Fuße gefeiert wurde, mit Vogel- und Scheibenſpielen, Komödien, Jagden, Feuerwerken, feinen Schäferſpielen und adeligen Bauernhochzeiten, wobei jedes Mal ein Bauernpaar wirklich getraut und wobei von den Hofleuten platt geſprochen wurde. Ein Hang zu Abenteuern ſcheint den Bewohnern des blanken burger Schloſſes eigen geweſen zu ſein. Die Prinzeſſin Charlotte Sophie verheirathete ſich mit Alexius, einem Sohne der Kaiſerin Katharina II., floh aber heimlich, während man ſie in Rußland zu beerdigen glaubte, durch die Veranſtaltung ihrer Freundin Aurora von Königsmark nach Louiſiana, heirathete dort einen Cavalier d'Aubert und ſtarb **1770** in Brüſſel. Die zahlreichen Werke über den Harz würden ſehr gewinnen, wenn ſie nächſt einer verſtändigen Gruppirung und Auffaſſung der Harzſagen auch intereſſante Partien aus der Geſchichte des Harzes, wie das Leben am Hofe zu Blankenburg, weiter ausmalten.

---

*) Ueber die Teufelsſagen vergl. Abſchn. IX.

Ich wollte an demſelben Tage vom Brocken aus nach der herrlichen Roßtrappe gelangen und erreichte dies, indem ich auf dem Rübeland einen kundigen Führer annahm, welcher auch im Dunkel den Weg durchs Gebirge zu finden wußte. So ſchritten wir im Walde dahin; zuweilen nur gelangten wir auf einen rings von ſchönem Forſt eingeſchloſſenen Wieſenplatz, der durch den Fußweg gewöhnlich in zwei Vierecke zerlegt wurde. Wenn dann mein Führer, ein blutjunger Burſche, plötzlich laut ſchreiend ſeine Stimme erhob, ſah man ganze Heerden von weidenden Rehen aufſpringen und nach allen Seiten hin dem Walde zueilen, was in der tiefen Abenddämmerung einen prächtigen Anblick gewährte.

V.

Die Roßtrappe und das Bodethal.

Im Jahre 1850 kehrte ich zu längerm Aufenthalte in das Bodethal am Fuße der Roßtrappe, wohin mich an jenem Abende ſpät noch mein Führer geleitete, zurück. Nach dem düſtern Charakter des felſigen Bodethals ſollte man meinen, daß es der beſondere Lieblingsaufenthalt des Teufels ſein müſſe; allein er zieht ſich weiter hinauf ins Gebirge nach den höchſten Punkten, wo das Gemurmel der Flüſſe und Bäche verſtummt und wo in der Nähe ein gutes Theil der Erde überſehen werden kann. Nur die Hexen haben ſich bis zu den mächtigen Granitblöcken hinab verirrt, welche hier im jähen Abſturz den nördlichen Abhang des Gebirges bilden. Hier heißt eine Stelle, wo ſeit 1850 nun auch ein Wirthshaus ſteht, der Hexentanzplatz. Nicht weit davon ſoll eine Burg geſtanden haben, welche allerdings, vom flachen Lande aus geſehen, hier einen ſo unvergleichbar majeſtätiſchen Anblick gewährt haben müßte, daß ſchon der Gedanke, hierher eine Burg zu verlegen, wenn er auch nur vom mythenbildenden

Volksgeiſte gefaßt worden, überaus herrlich und poetiſch iſt. Da aber nach dem Platze, welchen man als Burgplatz bezeichnet, wol niemals ein gewappneter Ritter zu Pferde emporgeklommen, und da dort niemals mit Ausſicht auf den Fund einer Quelle ein Brunnen in die Tiefe gegraben ſein kann, ſo ſcheint mir die abgegrenzte Stelle eine heidniſche Opferſtätte geweſen zu ſein, wodurch denn auch jetzt hier die Nähe der Hexen und des Hexentanzplatzes erklärt wäre.

Vom Bodethale aus geſehen, erſcheint übrigens, zumal im Glanze der Abendſonne, der Felſen des Tanzplatzes ſelbſt wie ein prächtiges Schloß. Etwas weiter nördlich hat man dieſe ſchroff emporſteigenden Granitfelſen die Orgel genannt, und ferner ſogar in der Bildung, welche ihre Spitze annimmt, nicht mit Unrecht eine Reihe von Falken wahrgenommen, die hier am nördlichen Harzabhange ſitzen und ins offene Land hinſtarren. Auch den Namen des **Bodethors** hat man dieſen Granitmaſſen gegeben, und in der That ſind ſie aus weiter Ferne wie ein gaſtlich offenſtehender Thorflügel an dieſem großartigen Felſenpalaſt der Natur anzuſchauen.

Durch das offenſtehende Thor mit mir in dieſes Thal einzutreten, ſind die Leſer freundlich eingeladen. Doch müſſen ſie mir ſogleich bei unſerm Eintritt in das Thal nach dem dem Tanzplatze gegenüberliegenden Felſen folgen, der, obgleich der überhaupt noch nicht allzu lange zugängliche Tanzplatz mindeſtens eine gleich romantiſche

Ausſicht bietet, dennoch wegen des Wahrzeichens der Roßtrappe, die ſich in dem Felſen befindet und durch die an ſich wenig intereſſante Sage, welche ſich daran knüpft, den Fuß der Reiſenden zuerſt auf das Bodethal hingelenkt und ſo gleichſam ſeinen Ruf zuerſt begründet hat.

Im Bodethale iſt wegen der vielen Krümmungen, welche daſſelbe macht, der Blick überall ſehr begränzt. Schaut man von der Roßtrappe aus ins Thal hinauf, ſo kann man den Lauf des in ſeinem felſigen Bette dahertoſenden Fluſſes nur eine kurze Strecke weit, bis zum ſogenannten Bodekeſſel, ſtromaufwärts mit dem Auge verfolgen. Noch weiter hinauf erſcheinen die fortwährend ſich hinundherwindenden Felſenmaſſen, welche das Flußthal bilden, ſo, als wären hier mächtige Felsſchluchten terraſſenförmig übereinander gethürmt, in denen der Fluß ſelbſt dem Auge verborgen liegt. Hinter all dieſen Steinſchluchten, deren man nach den Krümmungen dieſes Thals eine ziemliche Anzahl zählen kann, bildet endlich der Kamm des Harzgebirges in gar erhabener Weiſe den Horizont, um den ſich Abends ein weißes Silbergewölk herlagert.

Unbeſchreiblich herrlich iſt der Anblick des dunkeln Roßtrappfelſen, mag man ihn nun von oben herab, vom Thale aus oder vom jenſeitigen hohen Ufer anſchauen. Bei den Einheimiſchen, welche gleich den Fremden nur auf kunſtvoll gewundenem Wege dahin gelangen, geht die Sage, Tiroler hätten ihn einſt erklommen, und das iſt charakteriſtiſch, denn in dieſem norddeutſchen Gebirge bleiben die Menſchen hinter der Natur zurück, wenn nicht überhaupt ein Gleiches von allen lebenden Weſen hier geſagt werden muß. Auch kein eingeborenes Wild vermag an dieſen Felſen emporzuklimmen. Man beabſichtigte daher ſchon, den Jagden des Königs von Preußen zu Liebe, die kühne Gemſe künſtlich aus dem Süden in die Wildniß dieſer Granitblöcke zu verpflanzen, und es iſt wol kein Zweifel, daß ſie ſich im Bodethale bald heimiſch gefühlt haben würde. Allein die Märzrevolution — ſetzte mein Führer auf einem weitern Ausflug ins Bodethal, der Barbier aus dem am Eingange des Bodethals gelegenen Dorfe Thale, mit Wehmuth hinzu — welche ſo mancher ſchönen Unternehmung hindernd in den Weg trat, verhinderte auch, daß die ſchnellfüßige Gams ins Bodethal verſetzt wurde.

Gegenwärtig hat der Herzog von Braunſchweig, dem das obere Bodethal ohnehin gehört, die Jagd auch im preußiſchen Antheil deſſelben gepachtet. Dieſer Welfenfürſt, der die Jagd am Harze noch als ſein tägliches Handwerk betreibt, findet ſchon an den einheimiſchen Rehen und wilden Schweinen ſeines Jagdreviers ein immer neues, unerſättliches Vergnügen. Für ihn braucht keine Gams aus Tirol zu kommen, die dem braunſchweigiſchen Gaul das Futter nimmt.

Während wir oben auf der Roßtrappe ſtanden, haben wir fortwährend in dieſer ſchwindelnden Höhe die Bode, die unten nur wie ein ſchmaler Silberfaden dahinzieht, mit einer Kraft dahinrauſchen hören, die wir uns nur erklären können, wenn wir ins Thal ſelbſt hinabſteigen und die Tauſende von loſen, bemooſten Granitblöcken ſehen, welche ihr überall im Wege liegen, und die zum Theil mitten aus dem Fluſſe über die Waſſerfläche hinwegſchauen. Wie groß aber die Kraft dieſes Gebirgsfluſſes, ſo gering iſt ſein Umfang. Vollere und reichere Waſſerſtrömungen würden überhaupt dem Harz gar ſehr zur Zierde gereichen; man vermißt auf jedem Schritt und Tritt die kühlen ſprudelnden Bergquellen Tirols, und wenn man die Roßtrappe mit der Baſtei verglichen hat, ſo weckt auch dieſer Vergleich, obgleich die Roßtrappe an und für ſich viel ſchöner iſt als jener Punkt im ſächſiſchen Hochlande, das freilich ganz unberechtigte Verlangen, einen ſtolzen Strom wie die Elbe in den majeſtätiſchen Felſenufern des Bodethals daherwogen zu ſehen. Dafür aber ſteht der Bodefluß an Glanz und Reinheit der feinſten und ſauberſten Alpenquelle nicht nach, und zeichnet ſich durch ſeinen Reichthum an den edelſten und ſchmackhafteſten Fiſchen aus. Außer der ſchon erwähnten Forelle iſt die Schmerle hier zu Hauſe, und ſie wird in den zahlreichen Reſtaurationen am Eingange des Bodethales zu hohen Preiſen auf die Tafel der Reiſenden geſetzt, während der einheimiſche Gourmand ihnen zu Liebe Stunden weit, bis Treſeburg und Altenbraak das Thal hinaufſteigt, um dort den völlig reinen, ächten Fiſchgeſchmack zu genießen, der nur hoch oben im Thale, wo das Quellwaſſer noch ganz klar und unvermiſcht iſt, und zwar für ein Spottgeld gefunden wird.

Je weiter man ins Thal hinaufſteigt, um ſo fiſch-, wild- und auch um ſo beerenreicher wird es. Nur in der wildromantiſchen Gegend der Heuſcheune, einer Felſenhöhle in den hohen Ufern der Bode, ſcheint die Vegetation zu ſtocken, und ich fand hier nur eine Art Taxus, Sauerampfer und Schierling. In der Umgebung der Heuſcheune, wo ich das Geſchrei zahlreicher junger Falken vernahm, nachdem ich ſie mit Lebensgefahr erklommen, würde auch die eigentliche Heimat der königlich preußiſchen Gemſen geweſen ſein. In dem Dorfe Altenbraak findet man bereits, wie in vielen hochgelegenen Gebirgsorten, zahlreiche Cretins.

Doch ich verdiene wol Tadel, daß ich den Leſer im wildeſten Geklüft des Bodethals umherführe, während am Eingange deſſelben ſogar ein ländliches Badeleben ſeine Reize entfaltet. Im Jahre 1850 war die Zahl der Kurgäſte des Hubertusbades freilich nur gering, und ihr Leben und Treiben ſehr ſtill. Oft, wenn ich es müde war, an trüben Nachmittagen in den Wäldern, die ſich dem Gebirg entlang ziehen, den Kukuk im Regen aus dem Grün ſchreien zu hören, und mich in den Kurſaal des kleinen Hubertusbrunnens flüchtete, der im Thal mit ſeinen Hirſchgeweihen über der Thür ſo freundlich winkte, gab es dort keine andere Unterhaltung, als während die Kurgäſte in dem friſchgeweißten langen und einſtockigen Logirhauſe, jeder in ſeiner Zelle ſaßen, im Saale die trefflichen alten Jagdflinten von kräftigſtem Stich zu betrachten, welche der Badeeigenthümer, ein alter Förſter, hier zum Ergötzen ſeiner Gäſte aufgehängt hat, und den zahlloſen Jagdhunden zuzuſchauen, die ſich bei ſtärker werdendem Regen vor der Thür der Geſindeſtube verſammelten, um hier ſich gelegentlich einzudrängen und Schutz zu finden.

Dagegen konnte man bei gutem Wetter gewiß ſein, Nachmittags auf dem einige tauſend Schritte vom Hubertusbrunnen thalaufwärts gelegenen Waldkater eine leidliche Geſellſchaft beiſammen zu finden. Auch konnte hier nöthigenfalls in der Einſamkeit ein Album, in welchem die durchreiſenden Maler auf den Wunſch des Wirthes zum Theil ſehr ſorgfältig ausgeführte Zeichnungen niederlegen, eine gar nicht alltägliche Unterhaltung gewähren. Alle deutſchen Malerſchulen ſind hier bereits vertreten, und die Herausgabe des Albums würde auch für ein größeres Publicum von Intereſſe ſein. Um aus der Reihe dieſer Kapellen, Burgen und Felspartien nur ein auf den Harz bezügliches komiſches Bild hervorzuheben, ſo iſt Eiſele's und Beiſele's Brockenfahrt, von Hoſemann hier gezeichnet, jedenfalls ein ſehr dankenswerther Nachtrag zu den Kreuz und Querzügen dieſer Herren durch Deutſchland. Der Harz überhaupt wird von den norddeutſchen Malern ſehr zahlreich beſucht. Mit mir zugleich wohnten in dem Dorfe Thale am Eingange des Bodethals zwei Maler, Namens Helbig, ein geborener Braſilier, und Eduard Hildebrandt, welcher durch ſeine Reiſe nach Braſilien bekannt iſt, durch zahlreiche Bilder auf der berliner Kunſtausſtellung von 1850, denen ſeine braſiliſchen Studien zu Grunde lagen, dort ungemeines Aufſehen erregte und bei der Preisvertheilung durch die Akademie der Künſte in Berlin am 16. October 1850 einen Preis zuerkannt erhielt.

VI.

Suderode und der Stufenberg.

Ungleich mehr beſucht als der Hubertusbrunnen bei Thale war das eine gute Stunde weit von da nach Oſten zu gelegene Beeringerbad in Suderode, wo es zuletzt im Sommer 1850 ſogar an Wohnungen gefehlt haben ſoll. Es empfiehlt ſich durch zahlreiche und ebene, am nördlichen Abhange des Gebirges ſich hinziehende Waldſpaziergänge und durch milde Luft, während der Aufenthalt im Bodethal immer beſchwerlich, ja für Reconvalescenten gefährlich bleibt. So iſt es denn trotz der wenig romantiſchen Lage von Suderode allmälig in der Umgegend des Harzes Sitte geworden, dort einen Theil des Sommers zu verleben. Ein älterer Freund des Verfaſſers, welcher weder baden, noch von Suderode Ausflüge in die Umgegend machen wollte, ſaß dort einige Wochen lang auf der hölzernen Bank im Pflaumengarten ſeines Hauswirths, bereitete ſich Zauberwaſſer aus dem Waſſer eines an ſeinem Garten vorbeifließenden Baches, das er für ſehr zuträglich hielt, und reiſte dann, neu geſtärkt an Leib und Seele wie er behauptete, zu ſchweren Berufsgeſchäften wieder heim.

Mehrere der ſchönſten und beſuchteſten Punkte des Harzes ſind vom Beeringer Bade und vom Hubertusbrunnen gleich weit entfernt und nur die größere Nähe des überaus reizend bei Gernrode gelegenen Stufenberges hat Suderode voraus. Bei dem nur eine Viertelſtunde von Suderode entfernten anhalt-bernburgiſchen Städtchen Gernrode, welches bekanntlich die älteſte Kirche in ganz Deutſchland in ſeiner Mitte hat, windet ſich eine vortreffliche Heerſtraße am nördlichen Abhange des Harzes hinan, und es ſcheint, wenn man vom Stufenberge aus, welcher durch einen beſondern, an dieſem Abhange hervorſpringenden Bergkegel gebildet wird, den lebhaften Verkehr auf dieſer Hauptſtraße des geſammten Unterharzes betrachtet, als öffne hier gemächlich das Gebirge ſeinen Schoos, um den Wohlſtand, den Segen der Ebene, die ſich an ſeinem Fuße ausdehnt, in ſich aufzunehmen. Zwei gewerbreiche, blühende Städte, Quedlinburg und Halberſtadt, ſtrecken gerade dem Stufenberg gegenüber liegend ihre zahlreichen Thürme aus dieſer fruchtbaren Ebene in die Luft, und das wohlhabende Bürgerthum, das namentlich in Quedlinburg ſo gut gedeiht als das fette Schlachtvieh, auf das ſeine noch immer zum Theil ſo altfränkiſchen Biedermänner ſtolz ſind, hat daher auch das Gaſthaus auf dem Stufenberge mit ſeinem Balcon und ſeinen heitern Pavillons zur Seite des Hauſes zu ſeinem

Lieblingsſitze am ganzen Harze gemacht. Da ich ein ſolches Bürgerthum ſehr liebe, ſo brachte ich hier gewöhnlich die Sonntage zu, wo die ſeltſamen Geſtalten dieſer Biedermänner beſonders zahlreich einrückten und ganz beſonders luſtig mit ihrem Gelde klimperten. Abends ſah ich dann auch mit Vergnügen die mit grünen Zweigen bekränzten Erntewagen, dicht gefüllt mit Leuten aus dem niedrigern Bürgerſtande, mit Bäckern und Fleiſchern und deren Schönen, ſingend auf der großen Heerſtraße vom Gebirge in die große Ebene zurückfahren.

Leiterwagen fahren ſelten den Stufenberg hinauf; nur an einem Sonntag Nachmittag fuhr ein ſolcher vor dem Gaſthaus vor, der mit ſorgfältig gekleideten Herren und Damen gefüllt war. Sie ſchienen Alle gar fröhlichen Herzens zu ſein, denn die Damen hatten Kränze von Eichenlaub geflochten und um die Hüte der Herren geſchlungen. Sobald aber die Geſellſchaft vom Hofe aus zu Fuße ſich dem Gaſthofe näherte, verwandelte ſich die Gruppe; denn nicht allein waren die Damen meiſt älter als man nach dem ganzen phantaſtiſchen Aufzuge hätte glauben ſollen, ſondern die ſämmtlich noch jugendlichen Herren begannen plötzlich einander mühſam zu führen. Es waren Kurgäſte aus der Kaltwaſſerheilanſtalt Lauterberg bei Clausthal im Oberharz, und zwar mochten die Herren zu den ſchwerſten Kranken der Anſtalt gehören. Auf einem handfeſten Leiterwagen, der noch manche Korngarbe unter Dach und Fach bringen kann, wenn ſie ſchon ſämmtlich im kühlen Grabe ruhen, machten ſie wahrſcheinlich ihren letzten Ausflug über die ſchöne grüne Erde. Sie langten endlich auf der Terraſſe vor dem Wirthshauſe an und begannen hier bald eifrig miteinander zu disputiren. Ein Miston ging durch ihre ganze Unterhaltung. Hier ſtritt man ſich über die Fortſetzung der Reiſe, ein Punkt, über den man auch mit dem Fuhrmann zerfallen ſchien, dort neckte ein junger Herr, der fortwährend mit dem Kopfe wackelte und dabei nicht ohne Witz war, eine vornehme ältliche Dame in wirklich boshafter Weiſe. Früher als das Leben war die Freude von dieſer Geſellſchaft gewichen, kalter Hohn und Spott ſchien bei ihnen den Tod anzukündigen. Plötzlich brachen Alle auf und die Herren führten ſich in derſelben Weiſe, wie ſie gekommen waren, wieder hinab auf den Hof. Ein Weinhändler, der noch vor wenigen Jahren in der ganzen Herrlichkeit eines Commisvoyageurlebens wie ein König über die Welt dahingezogen und dabei in ſeinem fröhlichen Geſchäft auch oft auf den Stufenberg gekommen war, gab der behaglichen Wirthin ſchweigend die Hand zum Abſchiede, und dieſe rief die Mägde aus der Küche herbei, um mit ihr mitleidig und verwundert dem einſt ſo blühenden Manne nachzuſehen, deſſen ſie ſich Alle noch ſo wohl erinnerten und der jetzt eben nur noch mühſam mit Hülfe des Geländers ohne fremden Beiſtand auf den Hof gelangte.

Einen ſeltſamen Eindruck machte es, daß, als eben der Wagen mit den bekränzten, todtkranken Herren und den verblühten Frauen in den Wald hineinfuhr, der Harfeniſt, welcher mit zwei ältlichen Frauenzimmern ſich damals hier aufhielt, ein fröhliches Lied anſtimmte. Dieſer Sänger war ein gemüthlicher, breitſchulteriger Thüringer, deſſen kleinem, wohlgenährtem Körper das ſchwarze geſcheitelte Haar ein ſchwärmeriſches Ausſehen gab, und der hier bald vom deutſchen Vaterlande trillerte, bald öſtreichiſche Lieder in äußerſt fehlerhafter Mundart ſang. Da die Freunde des Verfaſſers im Kaiſerſtaat es ſich ſchwerlich haben träumen laſſen, daß hier den ganzen Frühling und Sommer hindurch ein thüringiſcher Harfeniſt am nördlichen Abhange des Harzes ſaß, welcher hartnäckig ſang: „Gott erhalte unſern Kaiſer“ und „Wenn der Schnee von der Alma weckegeht“, ſo mußte ich als gewiſſenhafter Berichterſtatter auch dieſes Mannes aus dem durch die Niederlage der Münzer'ſchen Bauern berühmten Frankenhauſen gedenken, bevor ich vom Stufenberge ſcheide, auch wenn er nicht ſpäter noch dadurch merkwürdig geworden wäre, daß ein durchreiſender berliner Wirth ſich förmlich in ſein Geſchrei verliebte und ihn mit ſeinen Damen gegen ein fixes Gehalt von 1200 Thalern, außer dem Ertrage ſeiner Sammlungen bei den jedesmaligen Gäſten, als Beamten in ſeiner berliner Bierſtube anſtellte, wo er nun officiell vom deutſchen Vaterlande und vom guten

Kaiſer Ferdinand (denn einen andern kannte er noch nicht) ſingt und von Rechtswegen ſein Falderijuchheh hervorjodelt, bei dem er auf dem Stufenberge ſo oft in Schweiß gerieth.

VII.

Lauenburg, Georgshöhe und Ziegenkopf.

Auch von der Lauenburg, von welcher Tiedge ſingt:

> Seht ihr die alte Lauenburg
> Hoch auf dem Harze ſchimmern?
> Durch Wildniß geht der Weg hindurch
> Zu ihren wüſten Trümmern

bietet ſich, wenn wir vom Stufenberg auf den Weg über Suderode nach Thale zurückgehen, eine reizende Fernſicht ins offene Land dem Auge dar. Kaum hundert Schritte weiter abwärts am Abhange des Gebirges liegt die Stecklenburg, und dieſe beiden Ruinen, deren jede noch eine hohe von verſchwundener Kraft zeugende Säule in die Luft ſtreckt, boten ſo nahe nebeneinander (in ſcherzhafter Stimmung hat man die beiden Unzertrennlichen Eiſele und Beiſele getauft), zumal wenn ich im Mondſchein unter ihnen vorüberging, einen wahrhaft zauberiſchen Anblick auf ihrer waldigen Höhe, welche ſo ſteil und noch jetzt ſo unwegſam iſt wie zu Tiedge's Zeiten, obgleich jetzt ein alter Invalide aus den Freiheitskriegen mit ſeiner Familie durch die Wildniß auf die Lauenburg den Weg gefunden, und dort als Gaſtwirth ſchon ein hübſches Vermögen erworben hat. Wo einſt die Ritter ihre vollen Humpen leerten, ſchaltet jetzt als behagliche Hausfrau in der Einöde eine alte Marketenderin aus den Befreiungskriegen.

Die Reihe der Bergvorſprünge, welche vom nördlichen Harzabhange die Fernſicht in die lachende Ebene geſtatten, ſchließt weſtlich, wenn man nicht etwa die Harzburg hier mitzählen will, mit dem Ziegenkopfe bei Blankenburg. Seit wenigen Jahren erſt wurde man auf dieſen kahlen Berg aufmerkſam, wo man jetzt in einem leichtgebauten, zierlichen Häuschen eine reizende Landſchaft vor Augen ſieht, welche Das vor den übrigen Fernſichten voraus hat, daß der Blick ſich nicht ganz ins Maßloſe verliert, ſondern in nächſter Nähe mit Wohlgefallen auf der freundlichen, dicht auf dem Ziegenkopf wie in einer Schlucht gelegenen Bergſtadt verweilt, und nördlicher nochmals an dem Großvater, einem beſonders merkwürdigen Stück der Teufelsmauer, und dem Regenſtein, einem früher viel beſuchten und jetzt über den Ziegenkopf faſt vergeſſenen Bergſchloſſe, das bereits in der Ebene liegt, Ruhepunkte findet, ehe er ins Unendliche ſchweift. Daß die Ausſicht nicht allein von Süden her durch die Höhe des Gebirges, ſondern auch nach Oſten zu durch eine ſanfte Berglehne, auf der ſich das herzogliche Schloß gar anmuthig erhebt, begränzt wird, gibt ihr vollends einen ganz eigenthümlichen Charakter. Man ſieht die Landſchaft am liebſten in der Beleuchtung eines milden Sommerabends, wo es dann ohnehin am angenehmſten iſt, die leider bisher unbewaldete und, wie man ſagt, nach Art des Brockens ſelbſt für die Waldcultur überhaupt zu unfruchtbare, wenngleich nicht allzu beträchtliche Höhe zu erſteigen.

Nicht mehr auf einem bloßen Gebirgsvorſprunge, und dem Scheitel des Harzes bedeutend näher als die bisher genannten Fernſichten liegt die Georgshöhe, eine halbe Stunde von Thale entfernt. Obgleich auch hier die Ausſicht ins Land offen ſteht, war mir doch immer am liebſten der Blick auf den prächtigen, nach allen Seiten um mich her liegenden Forſt, der ſeine Wipfel faſt bis zu dem niedern Thurme emporſtreckt, welchen Menſchenhände zur Umſchau hierher geſtellt. Die Hecken von Tannengebüſch, welche von allen Seiten die Hütte des Wirths, eines ehrlichen Holzhauers, umgeben, ſo wie die ebenfalls aus jungen Tannen gezogenen Lauben, die einzigen, aber freundlichen, mit der Umgebung des Forſtes jedenfalls nicht in Widerſpruch ſtehenden Anlagen, welche man hier unternommen hat, rufen das Gefühl einer völligen Waldeinſamkeit hervor. Ein Vers, den ich hier an einem ſchönen hellen Abend in das Frembenbuch einſchrieb, wird am beſten die rein romantiſche Stimmung zeigen, in die man hier verſetzt wird. Er lautet:

O, wie grün und helle
Iſt doch dieſe Stelle!

Wanderer, entſchlage
Dich der Sorg' und ſage:
Möchteſt Du nicht bleiben hier
In dem grünen Waldrevier,
Hier als Vöglein oben
Gott den Herrn zu loben?

VIII.

Alexisbad und die Victorshöhe.

Es war bereits im Spätherbſt des vergangenen Jahres, als ein Freund aus Göttingen mich nochmals zu einem Ausflug über den Harz abholte. Damals berührten wir auch Alexisbad, das uns bei jenem Beſuche gar ſeltſam vorkam. Wenn ich das Bad Kreuth im bairiſchen Hochlande ausnehme, wo ich um dieſe Jahreszeit Niemand vorfand als einen Eſel, der die durch einen Wirbelwind von den Alpen auf den freien Platz vor dem Badehauſe herabgetriebenen welken Blätter mit dem Kopfe von ſich abzuſchütteln ſuchte, ſo wüßte ich kaum ein Bad, das im Herbſt ſo gänzlich verwaiſt daſteht als dieſes anhaltiſche Bad. Nur der Bademeiſter, ein herzoglich anhalt-bernburgiſcher Beamter, befindet ſich als der einzige in Alexisbad anſäſſige Mann noch dort und beaufſichtigt als Ortsvorſteher einen Schwarm von Kellnern und Kellnerinnen; ſogar der Conditor hat ſeine Bude geſchloſſen und iſt nach Ballenſtädt gezogen, ja ſelbſt der Barbier iſt dem bernburgiſchen Hofe dahin gefolgt.

In der düſtern Stille, welche ſich hier über das ſchöne Selkethal gelagert hatte, tauchten bei mir melancholiſche Betrachtungen auf über den Zuſtand unſerer heutigen Politik. Im Jahre 1849 kam ein Mann aus dem Volke mit einer ſchwarzrothgoldenen Fahne vor das bernburger Schloß und rief: Ein einiges Anhalt! Der ſo beſcheiden wünſchende Mann wurde mit andern Bernburgern erſchoſſen; aber das deutſche Parlament ſchickte Reichscommiſſäre, die nahmen dem ſterbenden Manne ſein ſchwarzrothgoldenes Fähnlein aus der Hand und riefen ebenfalls: Ein einiges Anhalt! und dem ſterbenden Parlamente nahm endlich ſogar der König von Preußen das Fähnlein aus der Hand und rief gleichfalls: Ein einiges Anhalt! aber alle Drei riefen ihr Feldgeſchrei in die leere Luft. Kommſt Du, o Wandersmann, einſt in ſchönen Frühlings- und Sommertagen in die Thalſchlucht, in der das Alexisbad liegt, und gehſt die herrliche Lindenallee entlang, welche faſt die ganze Breite des Thals füllt und durch die ſelbſt die ſo beſcheidene Sommerwohnung, in der der kinderloſe Herzog dann mit ſeinen Räthen und Vormündern verweilt, faſt bis in die Berge hineingedrängt wird, ſo denke einmal der deutſchen Einheit nach und ſprich: Leicht ſei Dir die Erde, Du armer Mann mit dem ſchwarzrothgoldenen Fähnlein von Anhalt.

Von Alexisbad gelangt man in kurzer Zeit nach der Victorshöhe, welche hoch oben auf dem Kamme des Gebirgs liegt und daher nach allen Seiten hin über die oft mehrere Meilen breiten Forſte hinweg den Blick ins offene Land, nämlich nördlich in die magdeburger und halberſtädter Gegend, ſüdlich auf die Goldene Aue geſtattet. Sehenswerth bleibt für Den, der ohnehin bis hierher das Gebirg emporklimmt, auch die Teufelsmühle, da man in der That im erſten Augenblicke darüber im Zweifel iſt, ob die Natur oder die Hand eines Baumeiſters dieſe Felsblöcke ſo künſtlich wie leichte Bauſteine zuſammengefügt und übereinandergeſchichtet hat. Dieſelben Zweifel müſſen ſchon bei der Teufelsmauer entſtehen, welche mit dieſem Teufelsbauwerke auch Das gemein hat, daß ihre Hauptpartien in einiger Entfernung durchaus wie die Ruinen eines alten Schloſſes anzuſehen ſind, eine Geſtalt, die demnach alle architektoniſchen Schöpfungen des mittelalterlichen Geiſtes, der ſtets verneint, anzunehmen ſcheinen. So ſchön und ſinnig iſt die dichteriſche Naturanſchauung des Volkes ſelbſt da, wo es ſich um den Pferdefuß handelt, und auch dadurch bewährt ſich dieſe Anſchauung in ihrer ahnungsvollen Wahrhaftigkeit, daß man bei näherer Anſicht all dieſer Felsblöcke ſie weder als unmittelbar von der Natur in dieſer Lage geſchaffen, noch als von Menſchenhänden aufgerichtet betrachten, ſondern dieſen Verſuch babyloniſcher Thürme ſich in der That nur durch eine feindliche Kraft in der Mitte der Natur, durch große Umwälzungen in ihrem Schooße erklären kann.

Als ich bei jenem Herbſtausfluge nochmals an einem nebeligen Sonntagsmorgen auf der Teufelsmühle ſtand, ſchmückte ein Zwitſchenſtrauch mit ſeinen rothen Vogelbeeren gar anmuthig dieſe merkwürdigen Granitblöcke. Ein Vogel flog aus den herbſtlichen Beeren auf, — war es vielleicht die Volksſage, die ſich hier, in den Thälern von unſern Landsleuten vergeſſen, in den kalten Nebeln am ſpukhaften Geſtein zwiſchen rothen Beeren verborgen hatte?

IX.

Die Sagen des Harzes.

Nur einzelne Sagen des Harzes ſind in den frühern Abſchnitten erwähnt *), da es uns paſſender ſchien, dieſelben ſpäter in einer vergleichenden Ueberſicht zuſammenzuſtellen.

Am bekannteſten und am meiſten beliebt bei den Harzreiſenden ſind die Hünenſagen, welche die ungeheure Gebirgsnatur mit Geſtalten bevölkern, die der Großartigkeit der Natur des Harzgebirges angemeſſen ſind. Die Hünen waren nach der Erinnerung des Volksbewußtſeins im Lande, lange bevor die Raubritter kamen. Der Hoppelnberg oder Sargberg bei Halberſtadt wird ſeiner Geſtalt wegen als Hünenſarg bezeichnet, was jedoch einer modernen Ausdeutung ähnlicher ſieht als einer wirklichen Sage. Auch das Geklüft des Selkethales füllt mit ihren gewaltigen Sprüngen die Hünenſage aus, die hier wie im Bodethale in mannichfacher Geſtaltung auftritt und in ihrer an-

---

*) Vergl. Abſchnitt II, III, V, VIII.

ſprechendſten Form ſich der Sage von Burg Nideck im Elſaß nähert, die Chamiſſo in dem Gedichte „Das Rieſenſpielzeug“ erzählt. Im Ganzen aber können wir den abenteuerlichen Phantaſien von der Roßtrappe und vom Mägdeſprung nur wenig Geſchmack abgewinnen; und es iſt die Abſicht der nachfolgenden Zeilen, die Aufmerkſamkeit des Leſers auf die minder bekannten und ſinnigern Sagen des Gebirges hinzulenken.

Zu den minder bekannten Harzſagen aber gehören ſelbſt manche Teufelsſagen. — Die Teufelsſage im Allgemeinen liegt, vielleicht theilweiſe wegen der Leichtigkeit, ſie überall allegoriſch zu faſſen, unſerm Bewußtſein unendlich viel näher als die Hünenſage. So lange das Böſe nicht ausſtirbt in der Welt, muß auch der Teufel lebendig bleiben, zumal er zu jeder Verkleidung bereit iſt. Der „Aumüllerſchen“ in der Goldenen Aue erſchien er bald als ein gnädiger Herr Baron, bald als Amtsſchreiber, bald als Rathsherr, zuweilen auch in der Geſtalt eines gewöhnlichen Mühlknappen, um ihr „Amur“ zu machen. Sie kannte ihn damals noch nicht genau; da ſie aber ſpäter als Hexe vor Gericht ſtand, erinnerte ſie ſich ſeiner in allen dieſen Verkleidungen ganz deutlich. Noch vor kaum zwei Menſchenaltern, ſo hören wir, kutſchirte er, als Kutſcher auf dem Bocke ſitzend, mit einem nichtsnutzigen Amtmann, den er im Wagen hatte, in der Gegend von Oſchersleben in einen Berg hinein, welcher ſich vor ihm öffnete.

Ein Stück waldurſprüngliches Heidenthum, ragt der

Teufel des Blocksbergs noch in die chriſtliche Welt hinein. Der alte Wodan, der früher allein die deutſchen Wälder beherrſchte, wurde allmälig in den einſeitigen Gegenſatz hineingedrängt, den der Pferdefuß in der chriſtlich-germaniſchen Welt vertritt*). Vergegenwärtigt man ſich die Kämpfe Karl's des Großen mit den Sachſen, lieſt man das gewaltige Gebet, worin die Sachſen ihrem „heiligen großen Wodan" vor dem Kampfe alle Gefangenen auf ſeinem heiligen Harzberge zu opfern verſprachen, erinnert man ſich an die Hinrichtung der 8000 Sachſen an der Elbe durch Karl den Großen, den Schlächter, wie ſie ihn nannten, bedenkt man, mit wie furchtbarer Gewalt hier das Chriſtenthum eingeführt wurde, ſo begreift man, warum gerade hier das alte Heidenthum dem Chriſtenthume gegenüber, ſo trotzig ſtehen blieb.

In den verworrenen Phantaſien vom Hexenzuge und der Walpurgisnacht haben wir die letzten Erinnerungen des Volksgeiſtes an das von Karl dem Großen mit allen ſeinen wilden Eigenthümlichkeiten, ſeinem Wodansdienſt und ſeinen freien politiſchen Inſtitutionen zerſtörten ſächſiſchen Lebens vor uns.

---

*) Recht charakteriſtiſch iſt es, daß bei Althaldensleben ein Ort die Teufelsküche heißt, woran ſich, nach Dem, was P. W. Berends in ſeiner neuhaldensleben'ſchen Kreischronik darüber zu erzählen weiß, gar keine Teufelsſage knüpfte, wohl aber die Sage, daß hier dem Wodan geopfert ſei. Auch beginnt ſchon das Glaubensbekenntniß, deſſen ſich Hildegrin, der Nachfolger des Ludgerus, bei der Taufe bediente, damit, daß die Sachſen dem Teufel und aller Teufels Gilde oder Verbindung, wie auch „allen Teufels Worten und Werken, welche da ehren den Wodan und Sachſen Odin und alle die Unholden, die ihre Genoſſen ſind", entſagten

Wenn ſchon vor den Siegen Karl's des Großen in der Gegend des Elmwaldes der Heidenapoſtel Ludgerus, begleitet von einem großen Hunde, zu den Sachſen eingewandert war, wenn er ihnen die Bäume des Waldes und die Berge vor ihren Augen als Schöpfungen seines Gottes bezeichnete, wenn dann nächtlich hin und wieder einzelne rieſige ſächſiſche Geſtalten durch die Waldungen zu ihm ſchritten um mit ihm zu beten: ſo hat ſich nach der Unterwerfung des Landes die Sache ſo gewendet, daß nun auch heimliche Wodansanhänger in die Nähe des Brockens zu heidniſchen Prieſtern ſchlichen. Dies mag ſehr lange gedauert haben und auf dem Blocksberge ſind ohne Zweifel noch Wodansfeſte gefeiert worden, als das chriſtliche Bewußtſein unter den Sachſen ſich ſchon allſeitig genug ausgebildet hatte, um ſich gegen die Ueberreſte des Heidenthums ſogar ironiſch verhalten zu können. So läßt denn die Sage an der Walpurgisnacht die Hexen den Hauptantheil haben, die auf Beſen und Ofengabeln vom Herde aus geradeswegs durch den Schornſtein und dann durch die Luft nach dem Brocken zogen.

Daß hier in den erzreichen Harzbergen die Druiden ihre heidniſche Religion am längſten und noch dann verſchanzt hatten, als in der angrenzenden Hügelebene das Chriſtenthum ſchon mit Erfolg die Wälder zu lichten, die Sümpfe auszutrocknen und den ſittenmildernden Ackerbau zu begünſtigen angefangen hatte, iſt für uns nicht zweifelhaft. So iſt denn hier das Reich des Teufels gegen die übrige Welt vollſtändig abgegrenzt. Eine Strecke weit läuft in der Gegend von Blankenburg parallel mit dem nördlichen Harzgebirge die Teufelsmauer und ſcheidet die Gebirgsgegend von der Ebene, das Reich und die Herrſchaft des Böſen, wie die Sage erklärt, vom Gebiete des Guten. In dem Bereiche des Böſen konnte kaum eine Mühle gebaut werden, ohne daß der Teufel zu dem Müller trat und verſprach ſie beſonders ſtattlich aufzuführen, wenn er ihm ſeine Seele verſchriebe, — in der Nähe der Victorshöhe liegen ja die Trümmern einer ſolchen Mühle noch umher, die der Teufel wieder zerſtörte, weil er ſich am Ende, durch den Innungsmeiſter der Müller, der den Bau zu begutachten hatte, doch um die Seele des Müllers geprellt ſah. Als der Dom zu Halberſtadt gebaut wurde, half er zur Nachtzeit eifrig daran bauen, weil er ihn zu einer neuen Schenke angelegt glaubte, erſchrak aber dann plötzlich über die ehrwürdigen Kirchenhallen und Wölbungen und warf danach, weit über die Teufelsmauer hinaus, vom Harze her ein gewaltiges Felsſtück, das etwa hundert Schritte vor dem Dome niederfiel und noch jetzt auf dem Domplatze in Halberſtadt liegt. Auch hier mag ehedem an der Stelle, wo der Dom ſteht, ein heidniſcher Opferaltar geſtanden haben und das Heidenthum hat ſich ſchließlich nach einem Vertrage der Bauleute mit dem Teufel in ein neben dem Dom ſtehendes Weinhaus, den Domkeller, zurückgezogen. — Am Abende vor Walpurgis an die Ställe mit Kreide drei Kreuze zu malen, damit die Hexen im Vorüberziehen dem Vieh keinen Schaden anthun konnten, ſcheint bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts am nördlichen Abhange des Harzes bis nach der Altmark ein ganz allgemeiner Brauch geweſen zu ſein und geſchieht ſicherlich heute noch hier und da. Wie in der nähern Umgebung des Brockens ſelbſt die Baukunſt vom Hexenzuge Zeugniß gibt, haben wir in Goslar geſehen.

Der Teufel, das böſe Princip im Chriſtenthume, iſt aber in der Brockengegend, wo die alten Sachſen ihre hauptſächlichſten Wodansaltäre hatten, nicht nur urſprünglich mit dem Begriffe des heidniſchen Götzendienſtes verſchmolzen, ſondern auch dort, wie das Marktbecken zu Goslar beweiſt, zu einem ſpukhaften Localgeiſte geworden, ähnlich wie Rübezahl für das Rieſengebirge. Seine ganze Thätigkeit, als die des Böſen, unterſcheidet ſich von der Rübezahl's — man weiß nicht ob zum Vortheil oder zum Nachtheil der Gebirgsbewohner — dadurch, daß ſie ſtets ſich ſelbſt vernichtet und erfolglos iſt. Wie viel großartiger und tiefer aber der Inhalt dieſes Brockengeiſtes iſt, der die Idee des Heidenthums und das vom Chriſtenthume aufgeſtellte Princip des Böſen als dienſtbarer Geiſt armer Gebirgsbewohner mit ſich herumträgt, wie jener Rübezahl, braucht kaum bemerkt zu werden. Merkwürdig iſt es aber, daß in den eigentlichen Bergmannsſtädten des Oberharzes, wie aus dem hülfsbedürftigen Bewußtſein armer Bergbewohner, ſich auch im Harz noch ein eigener Berggeiſt herausgebildet hat. Er leitet die unterirdiſchen Quellen und tritt zuweilen wie ein Bergknappe mit Grubenkittel, Hinterleder und rundem Schachthut auf.

In den mannichfaltigſten Verkleidungen erſcheint der Teufel ſelbſt in der Nähe der Teufelsbäder bei hannoveriſch Oſterode und bei Kloſter Michaelſtein unweit Blankenburg. In der Nähe des oſteroder Teufelsbades, eines Erdfalles von trübem Waſſer und von unergründlicher Tiefe, wie die Eingeborenen behaupten, der, umgeben von Erlen und Tannen, zwiſchen ſteilen Bergwänden daliegt, erſcheint er als wüthender Eber oder erhebt als Rohrdommel im Thale ein widerwärtiges Geſchrei. Als Eber lockte er einen Räuber und Wilddieb Namens Germar, nach dem eine Höhle benannt iſt, lange in wildem Jagen hinter ſich her mit ſeinen Hunden in das Teufelsbad, das dem Räuber als eine grüne Fläche erſchien. Kurz zuvor hatte der Teufel den Verbrecher, der einen würdigen Geiſtlichen ermordet und ihm ſeinen Roſenkranz geraubt hatte, (weshalb ihm der Teufel nicht unmittelbar etwas anhaben konnte) mit den Worten verlaſſen: „Bald ſeh'n wir uns wieder.“ — Die Heerden umkreiſt er als Wehrwolf und treibt die Schafe ins Moor. Auch als Köhler von hoher kräftiger Geſtalt, das Geſicht von Ruß geſchwärzt und mit einem mächtigen Knotenſtock in der Hand, iſt er dort Verbrechern erſchienen. Und ſelbſt als Köhlerfrau iſt er aufgetreten.

Einen eigenthümlichen Charakter trägt eine Sage, die ſich an das Teufelsbad knüpft, das unweit des Kloſters Michaelſtein an ſchauriger Waldſtelle im Tannengebüſch ein Gießbach bildet. In dieſer merkwürdigen Teufelsſage, welche ſich in den Dienſt der Standesetiquette begeben hat, beſtraft der Teufel eine junge Gräfin von Blankenburg, welche alle Grafen und Fürſten, die um ihre Hand warben, ſchnöde zurückwies. Am Rande einer ſteilen Felswand, unweit des Teufelsbades, fand ſie ihn ſchlafend liegen als einen ſchönen Jüngling, da ſie ſich wider den Willen ihres Vaters von dem Jagdzuge in eifriger Verfolgung eines ſtolzen Edelhirſches entfernt hatte. Sie weckte den Schläfer am Abgrunde, um ihn zu retten, und entbrannte in Liebe zu ihm, obgleich er nur ein ſchlichter Rittersmann war. Das Hochzeitfeſt wird feſtgeſetzt, aber ſtatt ins Brautbett führt ſie der ſchöne Jüngling ins Teufelsbad und ſo ſind die verſchmähten Grafen und Fürſten an ihr gerächt.

Mit den Teufelsſagen in der engſten Verbindung ſteht die Sage von Hackelberg, dem in ganz Deutſchland wohlbekannten wilden Jäger vom Harze. Denn wie ſogar der Kaiſer Rothbart (auf deſſen Sagenkreis wir hier keine weitere Rückſicht nehmen können) nicht mit Unrecht neuerdings auf Wodan zurückgeführt ſein mag, ſo lebt nach derſelben Forſchung der zum Teufel gewordene Gott unſerer Vorfahren auch als wilder Jäger fort.

Nach dieſer Seite hin müſſen zwei chriſtliche Ritter aus dem Geſchlechte der Hackelberg dem alten deutſchen Heidenthum zu Trägern dienen. Der ältere, Bohemund von Hackelberg, war ganz der wilde und grauſame Jäger, wie dieſer auch in dem Bürger'ſchen Gedicht geſchildert wird. Er muß nun wegen ſeiner großen und mannichfaltigen Frevel zur Nachtzeit hinter ſeiner eigenen Ruhe herjagen, die in Geſtalt eines Edelhirſches vor dem von Hunden und Knappen begleiteten Ritter herflieht.

Mit dieſer mythiſchen Perſon verwechſelt die Sage den Hans von Hackelberg, einen braunſchweigiſchen Jägermeiſter, leidenſchaftlichen Waidmann und ehrenwerthen Ritter, der bei der Harzburg von einem Eber verwundet wurde, und in Folge deſſen auf der Reiſe nach Wolfenbüttel ſeinen Tod fand (1581). Im Garten beim **Klöpperkruge** liegt er begraben. Auf ſeinem (wahrſcheinlich aber erſt längere Zeit nach ſeinem Tode unter Einwirkung der Sage errichteten) Leichenſteine iſt er dort abgebildet, wie er in Begleitung zweier Hunde auf einem Eſel reitet. Sein Helm wird im Klöpperkruge aufbewahrt; andere Stücke ſeiner Rüſtung finden ſich zu Deersheim bei Oſterwieck. Dieſer Hans von Hackelberg trägt eine gewiſſe Gutmüthigkeit in den boshaften Charakter des wilden Jägers hinein. Wir ſehen daher dieſen wol zur Nachtzeit plötzlich als Jägersmann zu Roß an einem Meiler anhalten und um einen friſchen Trunk bitten. Ein Köhler, dem dies einſt geſchah, lud ihn bei ſeinem Kinde zu Gevatter, worauf ihm der wilde Jäger am Tage der Kindtaufe einen Hirſch ſandte, welcher in wildem Lauf aus dem Walde hervorſtürzte, ſich ſelbſt an einem ſpitzigen Haken vor der Köhlerhütte aufſpießte und bei der Zertheilung zwei Goldſtücke unter der Zunge hatte. Vielleicht aber trägt überhaupt die Sage vom wilden Jäger einen zwieſpältigen Charakter, je nachdem ſie den alten oder den jungen Hackelberg im Auge hat. Während jener ſeiner Frevel wegen zur ſpukhaften Fortdauer verdammt wird, mag auf dieſen die kühnere Wendung der Sage zu deuten ſein, wonach der Ritter in der Sterbeſtunde die Wahl hat zwiſchen der Fortdauer im Jenſeits und der irdiſchen Fortdauer des Jagdlebens. Bei dieſer kühnern Wendung der Sage treten dann auch die allegoriſchen Geſtalten des „linken" und des „rechten" Ritters auf, von denen der rechte ermahnt, ins Fegefeuer zu gehen, der linke, ſich unſterblicher Jagdluſt auf Erden zu erfreuen. Auch Bürger, der ſonſt nicht dieſer Wendung gefolgt iſt, benutzt dieſe herrlichen allegoriſchen Geſtalten, indem er ſie als Warner und Verführer vor einer neuen Frevelthat ſeines wilden Jägers auf der Jagd erſcheinen läßt. Grimm unterſcheidet nicht zwiſchen den beiden Hackelbergen, und läßt ſeinen wilden Jäger zu ſpukhafter Fortdauer verdammt werden. Dagegen kommt bei ihm, ohne Gefolge und dem ewigen Juden nicht unähnlich, in Schwaben einmal ein „ewiger Jäger“ vor, der aus freier Wahl ein ewiges Jagdleben auf Erden der himmliſchen Seligkeit vorgezogen hat.

Das geſpenſtiſche Gefolge des wilden Jägers hängt mit dem Teufelsſpuk auf dem Brocken nahe zuſammen und ſeine Ritter und Knappen ſtellen ſich pünktlich, gleich ihm ſelbſt, in der Walpurgisnacht bei den Hexen ein. Stets zieht vor ſeinem nächtlichen Jagdzuge her eine geſpenſtiſche thüringiſche Nonne, die Tut Urſel. Sie war die Tochter eines ſchwarzburgiſchen Oberjägermeiſters und von einem Junker von Klettenberg verführt, den ſie auch im Kloſter nicht vergaß. Von den Nonnen ſonderte ſie ſich hier gänzlich ab, und blies fortwährend in ihrer Zelle Jagdmelodien auf dem Waldhorn. Als ihr die Aebtiſſin das Waldhorn nahm, ahmte ſie es ſo täuſchend auf der Hand nach, daß den übrigen Nonnen graute. Auch ſtarb ſie ohne Beichte und letzte Oelung und ihr Geiſt erſchreckte noch nach dem Tode die frommen Schweſtern, welche zur Nachtzeit in der Kirche die Hora ſangen, durch waldhornähnliches Grunzen. Einem welſen Prior, der eigens dazu von der Aebtiſſin in das Nonnenkloſter verſchrieben wurde, gelang es durch anhaltendes Beten und Faſten, ihren Geiſt in einen Uhu zu bannen, und dieſen aus Thüringen nach dem Harz zu Hackelberg's Jagdzügen zu verſetzen.

Zu der geſpenſtiſchen Bevölkerung des Harzes gehörten auch die Zwerge. Von dieſen kleinen Leuten wäre viel Schönes zu erzählen, wenn nicht ſchon die Grimm'ſche Sammlung mit Vorliebe bei den Harzzwergen verweilte. Sie hauſten bei Harkerode, in der Grafſchaft Hohenſtein, bei Elbingerode, am nördlichen Gebirgsabhange bei Thale und überhaupt zwiſchen den Städten Quedlinburg und Blankenburg, auch bei Dardesheim zwiſchen Halberſtadt und Braunſchweig und bei Seehauſen im Magdeburgiſchen. Mit den Menſchen ſtanden ſie vielfach im beſten Vernehmen, und liehen zu ihren Hochzeiten und Kindtaufen von ihnen allerlei Geſchirr. Nach andern Nachrichten haben die Menſchen von ihnen bei Hochzeiten und Kindtaufen kupferne und meſſingene Geräthe entlehnt, welche ſie dann den kleinen Leuten wieder an ihren Berg ſtellten, nicht ohne ſie mit etwas Speiſe anzufüllen, denn die Zwerge waren naſchhaft und, in ihre unſichtbar machenden Nebelkappen gehüllt, zehrten ſie zur Nachtzeit manches Erbſenfeld leer. Auch an kleinen Diebsgelüſten fehlte es bei ihnen nicht, und ſie kamen endlich bei den Landbewohnern, wie es ſcheint, in ebenſo ſchlimmen Ruf, wie bei den Städtebewohnern im Mittelalter die Juden. Wo etwas Schlimmes ſich ereignete, waren die kleinen Leute daran ſchuld. Da hielten ſie endlich ihren Auszug aus dem Harz, wie einſt die Kinder Israel's aus Aegypten. Sie nahmen ihren Zug nach Morgen und hatten ſich ausbedungen, daß Niemand ſie beim Abzuge beobachten dürfe. Aber mehrere neugierige Menſchen ſtellten ſich unter eine Brücke, über welche ſie ziehen mußten und da wollte das Trippeln der kleinen Leute gar kein Ende nehmen. Auch wurde ein Säckel auf dem Kirchhofe zu Thale, in den jeder Zwerg einen Theil des am Harz erworbenen Vermögens werfen mußte, ſpäter ganz mit kleinen Münzen angefüllt gefunden.

Wenn die Zwergſagen ſich wol überall an die ſogenannten Zwerglöcher knüpfen, welche ſich gewöhnlich an Bergabhängen finden, ſo fehlt es auch nicht an Steinen, Bäumen, Flüſſen und Brunnen, die der Sage zum Anhalte dienen. Von den Flüſſen iſt am ſagenreichſten die Ilſe. Dieſer liebliche Harzfluß iſt eine Königstochter, in die ſich einſt ein fremder Königsſohn verliebte. Er gab um ihretwillen einem Edelfräulein, der rothköpfigen Trude, den Abſchied, indem er ſagte: „Art laſſe nicht von Art; der Adler paare ſich nur mit einem Adlerweibchen; wenn er auch ſeinem Vater entlaufen ſei, ſo bleibe er darum doch ein Königsſohn und habe jetzt eine würdigere Buhlin gefunden.“ Von Trudens Mutter, einer Hexe, werden Königsſohn und Königstochter dann in den Ilſenſtein verwünſcht. Die ſchöne Prinzeſſin Ilſe aber tritt noch zuweilen nach einer milden Nacht zur Zeit des Morgenroths aus dem Ilſenſtein hervor, angethan mit ſtrahlenden Kryſtallen, die im Ilſenſteine wachſen und die ſie auch auf ihrer Wanderung vom Brocken herab ſo prächtig um ſich her zu werfen ſcheint. Noch blendender malt die Sage die reizende Nymphe, wenn ſie dieſelbe ihre reichen Gewänder ablegen und bis zum erſten Morgenſtrahle die holden Glieder im Fluſſe baden läßt. Wirklich iſt die Ilſe, zumal wegen ihrer vielen reizenden und maleriſchen Waſſerfälle ein ſo geiſterhaft belebter Fluß, daß, zumal wer ihn gleich armen Köhlern in Mondſcheinnächten ſieht, ſich gewiß nicht wundert, ſie ſo vom Volksgeiſte bevorzugt zu ſehen. Mild wie ihr Anblick iſt auch ihr Benehmen gegen die Menſchen. Gar manche Familie dankt ihr ihren Wohlſtand. Einem Köhler nahm ſie ſeinen Brotſack ab und füllte ihn mit Eicheln und Tannenzapfen. Als der Köhler ſpäter neugierig den Brotſack öffnete, warf er dieſe in den Fluß; aber ſie klangen wie Gold, als ſie die Kieſel des Baches berührten, und der Reſt der Tannenzapfen und Eicheln, den er noch im Sacke hatte und glücklich zu ſeiner Frau heimbrachte, machte ihn noch reich genug.

Unter den Brunnenſagen iſt die ſchönſte die vom Untreubrunnen. Eine Grafentochter verließ das Schloß ihrer Ahnen, um einem ſchlichten Jäger zu folgen. Am Untreubrunnen aber wurde ſpäter der Jäger von ihr in den Armen der Waldfrau gefunden. Bei dem Schmerzensſchrei der unglücklichen Grafentochter entfloh ihm hohnlachend die Waldfrau auf Nimmerwiederſehen und, hierüber verzweifelnd, ſtieß ſich der Jäger ſein Schwert in die Bruſt. Aber nicht nur in der Liebe, ſondern auch in Kampf und Schlacht der Männer hat ſich der Brunnen ſpäter als Untreubrunnen gezeigt. Denn als einſt der Feind ins Land kam, und die wackern Harzſchützen wie ſpäter die Tiroler die Höhe des Gebirges in eine mächtige Veſte verwandelten, gelang es dem Feinde, einen der ihren zu gewinnen und anzuſtiften, daß er den Brunnen vergiftete. Da lagen nun in der Frühe des andern Morgens die wackern Harzſchützen um den Untreubrunnen her, wie eine lange Reihe von Waldvögeln am nebligen Herbſtmorgen vor den rothen Beeren im Dohnenſtiege des Jägers dahängen. — Friedrich der Große gründete ſpäter hier das im Harz wohlbekannte Dörſchen Friedrichsbrunnen, aber noch jetzt ſoll das Volk die Stätte den Untrüborn nennen.

Auf den meiſten Ritterburgen finden ſich ohne Zweifel ſchon wegen ihrer Tiefe ſchaurige und geſpenſtiſche Brunnen. In den Brunnen der alten Anhaltsburg bei Mägdeſprung ließ ein reicher Geizhals ſeinen kleinen Bruder Heinrich hinab, um die verborgenen Schätze heraufzuholen. Den aber tödteten die Brunnengeiſter und er zog ihn als Leiche wieder herauf, wurde toll, hörte ſeitdem überall die Stimme ſeines kleinen Bruders und ſah fortwährend das blutige Geſicht, mit dem er ihn aus dem Brunnen heraufgezogen hatte.

Sehr verrufen iſt auch der Brunnen auf dem Regenſtein. Nur in einem Gedichte des unglücklichen quedlinburger Poeten Gutsmuths aber finde ich die nachfolgende ſehr poetiſche Sage erwähnt. Ein Graf von

Regenſtein bat den Ahn des Hauſes, der in den ſchauerlichen Schloßbrunnen gebannt war, um Nachkommenſchaft. Der Brunnengeiſt gewährte ſeine Bitte und beſcherte ihm ſogar zwei Söhne. Aber Beide wurden Raubritter, ſtarben eines gewaltſamen Todes in der Fehde mit dem aufblühenden Bürgerthum, und mit ihnen erloſch das alte Geſchlecht der Harzgrafen von Regenſtein. Der ſcheinbar reiche Segen des mittelalterlichen Brunnengeiſtes blieb alſo unfruchtbar.

Die Sagen, welche ſich an Bäume knüpfen, ſcheinen bei allen Nationen und Stämmen beſonders zart und gefühlvoll zu ſein*). Die Harzſage kennt einen Ritter Hans den Träumer, welcher mit Karl dem Großen ins Land kam. Nachdem der Kaiſer die Sachſen ſich unterworfen, erbaute er ein feſtes Schloß an der Bode und ſchenkte große Ländereien an ſeine Knappen. Auch Hans der Träumer erhielt damals große Waldungen zuertheilt, und begann gleich den Andern die Wälder zu lichten und zu fällen, zumal in der Nähe ſeines Hauſes. Dort ſtanden endlich nur noch drei Bäume, und an dieſe wollte er am andern Morgen ſelbſt die Axt ſetzen. Aber in der Frühe dieſes Morgens ſah er unter den drei Bäumen drei Jungfrauen ſitzen mit blondem Haar und leichten grünen Gewändern. Sie klagten über den Tod ihrer Schweſtern, und verſchwanden beim erſten Morgenſtrahle mit den zerrinnenden Thautropfen. Hans der Träumer aber ſchonte nun der drei Bäume, und die Jungfrauen machten, daß ſeine Felder gediehen und Wohlſtand und Reichthum bei ſeinem Geſchlechte wohnten, ſodaß in der Milde dieſer drei Jungfrauen die altſächſiſche Waldurſprünglichkeit gleichſam ihre Verſöhnung feierte mit dem fruchtbaren Wachsthum des Chriſtenthums, deſſen erſten Apoſteln in dieſen Gegenden Herder zuruft:

---

*) Vergl. mein Buch: „Aus dem Kaiſerſtaat“ (Wien, 1849), S. 69.

Segen euch und Frieden, ihr Morgenſterne
Der Vorzeit, die den Niederſachſen einſt
In ihre Dunkelheit den Strahl des Lichts,
In ihre rauhe Wildheit Milde brachten.
Ihr kamt mit Leierten und Tänzen nicht,
Noch mit dem blut'gen Schwert in eurer Hand;
In eurer Hand ein Evangelium
Des Friedens und ein heilig Kreuz, mit ihm
Die Pflugſchar war es, die die Welt bezwang.

Andere Sagen knüpfen ſich an beſtimmte noch jetzt fortlebende Adelsgeſchlechter. So wird der edlen Gans von Putlitz in einer mannsfelder Sage gedacht. Die Herren von Wernigerode bewohnten früher der Sage nach ein enges, ungünſtig gelegenes Schloß, die Haarburg. Aber ihre Hausmacht wuchs allmälig über daſſelbe hinaus und kaum vermochte die Haarburg mehr die Schar der Knappen zu faſſen, welche ſich um ſie geſchart hatten. Den Stammhalter des Geſchlechts beſchäftigte bereits der Gedanke, an günſtigerer Stelle ein größeres und herrlicheres Schloß aufzubauen. Da vernahm er zur Nachtzeit ein eifriges Arbeiten im

Mauerwerk und im Gebälk — es waren die ſeinem Geſchlecht von Alters her befreundeten Berggeiſter, welche das alte enge Schloß zu dem ſtattlichen Gebäude ausweiteten, das es jetzt iſt, und es auf den hohen breiten Bergrücken hinſetzten, wo noch gegenwärtig die Thürme des wernigeroder Schloſſes in die Luft ragen. — Beſonders reich mit Sagen iſt das aſſeburger Geſchlecht bedacht. Der Falkenſtein, dieſe merkwürdige Ritterburg, welche dieſe Familie noch jetzt wohlerhalten beſitzt, ſcheint durch die eigenthümliche Erſcheinung, in der er über Berg und Thal hinſchaut, die Phantaſie des Volks beſonders angeregt zu haben. Ein Graf von Falkenſtein ſendet ſchon in grauen Zeiten ſeinen Falken nach dem Arnſtein, um die Tochter eines Raubritters zu retten, die dieſer dort auf Anrathen ihrer Stiefmutter in den Thurm geſperrt hat. — Sehr zart iſt die Sage von der Tidianshöhle. Einſt nämlich fand ein junger Hirt eine Blume mit blauer Blüte, die er brach und an ſeinen Hut ſteckte. So betrat er die Tidianshöhle, die ihm oft vor Sonne und Regen Schutz gewährt hatte. Da ſtrahlte und glänzte die ganze Höhle, und mit Sande, der ſchimmerte wie Gold, war der Boden bedeckt. Eine Stimme hieß ihn von dem Sande ſeinen Lederranzen füllen und wiederkommen, ſo oft er möge. Dreimal noch beſuchte er die Tidianshöhle mit der blauen Blume am Hut, dann beſchloß er, weil er ſich reich genug glaubte, von dem koſtbaren Goldſande nichts mehr zu nehmen. Der Grundherr aber entlockte ihm das Geheimniß der Grotte und ließ ganze Säcke anfüllen mit den koſtbaren Goldſande. Aus Furcht, daß der Hirt heimlich noch davon nehmen möge, blendete er ihn mit Hülfe zweier **Knechte**. Aber als er nach dieſer Frevelthat wieder in die Höhle trat, war dort Glanz und Zauber verſchwunden. Beim Tode des Schäfers zerfiel auch die blaue Blume. Dieſe, dem aſſeburgiſchen Geſchlecht durchaus feindliche Sage prophezeit nun, daß die Tidianshöhle ihre Schätze wiederum preisgeben werde unter Umſtänden, welche, mit einer andern Familienprophezeiung verglichen, den Untergang deſſelben zu bedeuten ſcheinen, nämlich wenn ein Stummer, ein Blinder und ein Lahmer auf dem Falkenſteine gewohnt habe. — Eine andere Sage bezieht ſich lediglich auf die Fortdauer dieſes Geſchlechts. Helene von der Aſſeburg wurde einſt in kalter Winternacht von einem Zwerge an das Lager ſeines Weibes geführt, um ihr in Kindesnöthen beizuſtehen. Sie empfing zum Danke drei Kugeln von Gold und drei Becher von Glas. Die Kugeln kommen ſpäter der Sage abhanden, die Trinkgeſchirre ſind ihr aber gar koſtbar, und ſie knüpft daran das Fortbeſtehen dieſer Familie. (Faſt das Nämliche erzählt Grimm von einer Frau von Alvensleben.) Auch das Gemälde einer Edelfrau zeigt man auf dem Falkenſtein, welche, ſo oft ihrer Familie ein Todesfall bevorſteht, aus ihrem Rahmen hervortritt, und mit geſpenſtiſchen Schritten die alte Burg durchwandelt. — In der freilich verſchieden erzählten Geſchichte welche ſich an das Bild des weißen Roſſes zu Magdeburg knüpft, tritt eine Mathilde oder Sophie von Aſſeburg auf *). Der Bürger'ſchen Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain" ſcheint eine Sage im Weſentlichen nicht zum Grunde zu liegen. Wol aber findet man die in der Ballade bezeichneten Plätze, und der Inhalt der Ballade ſelbſt iſt als Sage ins Volk übergegangen. Auch ſagt man, daß es ſpuke in der Pfarre zu Pansfelde (Taubenhain), zumal ſeit der jetzige Pfarrer eine weitläufige Anverwandte des Aſſeburg-Falkenſteinſchen Geſchlechts als ſeine Gattin ins Haus brachte.

Auch an das Leben und Treiben der Geiſtlichkeit, beſonders der Mönche, knüpfen ſich mancherlei Sagen. Beſonders leben die luſtigen Mönche des reichen Kloſters Konradsburg im Gedächtniß des Volkes fort. Unter dieſen war namentlich der Pater Marcus den Frauen des Dorfes Stangerode gefährlich. Auch eine junge hübſche Frau, welche ſeinen Wünſchen lange ihre Tugend entgegengeſtellt hatte, geſtattete ihm endlich, ſie zur Nachtzeit zu beſuchen, ſo oft ihr Mann, was öfters geſchah, in Geſchäften abweſend war. Der Mönch ahmte dann, zum Zeichen daß er in der Nähe im Mönchenholze verſteckt ſei, das Blöken eines Kalbes nach, was die Frau, wenn Alles im Bauernhauſe zur Ruhe war, dadurch erwiderte, daß ſie das leiſe Bellen eines Hundes nach

---

*) Vergl.: „Chronik von Hornhauſen. Von H. A. Pröhle, Paſtor daſelbſt." Oſchersleben, 1850. S. 121—127.

machte. Nachdem Beide dies einige Zeit getrieben, kam der Bauer dem Verrath auf die Spur, gab vor, daß er eine Reiſe unternehmen müſſe, verbarg ſich aber im Walde, tödtete dann den Mönch an der Seite ſeiner Gattin mit einer Axt und verſcharrte ihn mit Hülfe ſeiner Anverwandten, worunter der Bruder der Frau, in der Erde. Seitdem ſpukte in Stangerode zur Nachtzeit ein Kalb, das beſonders die Bauerfrauen auf abendlichen Gängen durchs Dorf ſehr beunruhigte. Erſt als die Leiche des Pater Marcus ausgegraben und in geweihter Erde beſtattet war, endigte dieſer Spuk. Den Einwohnern von Stangerode aber wurde in Folge dieſes Vorfalles eine ſonderbare Pön auferlegt, die unter dem Namen des Thomaspfennigs oder Kuttenzinſes jedenfalls bis zum Jahre 1848 an das Amt zu Endorf entrichtet wurde, und ſich nach der Beſchreibung in den „Sagen und Geſchichten aus der Vorzeit des Harzes und der Umgegend“ zuletzt ganz in eine luſtige Verſpottung des in dieſen Gegenden längſt ausgeſtorbenen Mönchthums verwandelt haben muß.

Mit gutem Humor ausgeſtattet iſt die Sage vom **Teufelsloch** im Dom zu Goslar. Dort ſaß an einem Tage, wo die geiſtlichen Herren miteinander arg im Streit lagen, der Teufel, und als die Chorherren anſtimmten: „Hunc diem gloriosum fecisti“ ſang er dazwiſchen: „Hunc diem bellicosum ego feci.“

Wie der Teufel mit dem halberſtädter Dome in Verbindung ſteht, haben wir ſchon oben geſehen. Dieſer Dom und das ganze halberſtädter Bisthum, deſſen

Mittelpunkt er bildet, iſt beſonders reich an geiſtlichen Sagen. Sogar ein ſchlichtes plattdeutſches Volksräthſel, das wir noch unlängſt aufgeben hörten, kleidet ſich ſchalkhaft in das Gewand einer Domſage und lautet:

De Halwerſtadt in Daume,
Da ſitt 'ne gäle Blaume,
Un wer dä Blaume häwwen well,
Dä mott 'en ganzen Daum terbräken *).

Noch jetzt denkt man ſtaunend zurück an die Zeit der fröhlichen Biſchöfe und Domherren beim Anblicke des ungeheuren Weinfaſſes auf den Spiegelsbergen, das in Folge der Wette zweier Biſchöfe über die Treue eines Dieners, die ſich wohl bewährte, gebaut ſein ſoll. Das Wiegenlied vom Biſchof Buko, deſſen Namen ſich auf dem Lande in Mukauh verwandelt hat, iſt noch in Aller Munde und die Sage, welche auch in Winnigſtedt's „Halberſtädtiſcher Chronik" aufgezeichnet iſt, erklärt es uns dahin, daß dieſer Biſchof Burghardus Buko, wie er ſonſt ein gar frommer, leutſeliger Mann geweſen iſt, alſo auch ein ſonderbarer Liebhaber der Jugend und Kinder war, daß er denſelben oftmals bald Eines und Anderes ſchenkte und Gaben verehrte, deswegen auch die Kinder ihm dermaßen an- und nachgingen, daß ihrer viele und bei großen Haufen aufwarteten, wenn er aus oder zur Kirche ging oder ſonſten verreiſete; und wenn ſie dann ſahen den Biſchof Buko kommen, ward ein groß Zulaufen von kleinen und halberwachſenen

---

*) Das Ei.

Menſchen und allenthalben ein Freudengeſchrei von den Kindern durch die ganze Stadt gehört, Biſchof Buko kömmet! Biſchof Buko kömmet! und wenn er dann in dem Hof war, warf er Geld, Obſt und dergleichen unter die Kinder und theilte ſonſt auch oft viele Gaben und Geſchenke, ſonderlich aber ofte rothe Schuhe mit Ringen unter ſie aus, alſo daß auch ein ſonderliches Sprüchwort entſtanden, welches noch heutiges Tages den kleinen Kinderlein dieſes Ortes fürgeſungen wird.

Einige ſchwerer wiegende geſchichtliche Sagen vom Bisthum Halberſtadt mögen folgen. Als Heinrich der Löwe Halberſtadt zerſtört hatte und nach Braunſchweig zurückkehrte, folgte ihm eine große Rauchwolke nach von der brennenden Stadt bis auf den Berg, wo jetzt die Kirche zu Roklum ſteht. Hier rief er der Wolke zu: Rok (kehr') um! und nannte ſo die Stelle, wo er zur Sühne eine Kirche erbaute.

Im Jahre 1311 erhielt Graf Heinrich von Regenſtein nach einer geheimen Bulle des Papſtes den Befehl, alle Tempelherren in ſeinem Gerichtsbezirk zu vertilgen. Zwölf derſelben, auf die Burg Schlanſtedt zu gemeinſchaftlichem Rittermahle geladen, ihr Verhängniß nicht ahnend, erſchienen in ihrer prachtvollen Ornatskleidung und Rüſtung. Der alte Graf Heinrich hatte ſeine Ritter, Knappen und Diener vor dem Eſſen mit dem geheimen Befehle bekannt gemacht und ſie zur Aufmerkſamkeit auf irgend eine ſich nach dem Mahle darbietende Gelegenheit ermuntert, auch die Tafel im

Zimmer ſo geordnet, daß zwiſchen jedem Paar ſeiner Ritter ein Tempelherr ſaß. Graf Heinrich hatte zur Seite ſeine einzige Tochter Mechthildis, zur andern Seite den Ritter Bruno von Guſtedt, Johann Schenk, Ludolf genannt der Reiche, Jordan von Reindorf u. A. Als das Mahl unter Erzählungen ritterlicher Abenteuer fröhlich vollendet, die Humpen ſchon einmal geleert und wieder gefüllt waren, und es lauter ward beim Trinken, gab der alte Graf ſeiner Tochter einen Wink, ſich zu entfernen; ſie, unbekannt mit der Männer Rath und Vorhaben, ging, gegen Alle ſich freundlich verbeugend, hinweg. Da äußerte ſich über der ſittſamen Mechthildis beſcheidenes Hinausgehen ein üppiger Tempelherr unziemlich in Worten und Mienen. Sogleich erhob ſich Bruno von Guſtedt, dem Unbeſcheidenen zur Seite, und mit ihm alle Ritter, Knappen und Knechte, und hieben ſie alle zwölfe nieder auf des Kaiſers Majeſtät und des heiligen Papſtes Gebot, ſodaß das ganze Zimmer ſchwamm von rauchendem Blute wie ein Teich am herbſtlichen Morgen. So erzählen Gurtlerus, Schurzfleiſch und Stephan Kunze. Das Zimmer aber im Amte Schlanſtedt heißt noch jetzt die rothe Tempelherrenſtube.

Eigentliche Legenden finden ſich unter den Sagen im Gebirge ſelbſt ſelten. Doch hat ſich ganz in die Nähe des heidniſchen Brockenſpuks eine Legende verirrt, ſo vom milden Glanze des Chriſtenthums umfloſſen, wie man keine andere im ganzen Harze findet.

Sie knüpft ſich an das Magdbette, eine kleine Höhlung in einem Felſen. In dieſe Höhlung flüchtete ſich einſt ein Mädchen, das von einem Ritter verfolgt wurde. Vor dem Ritter her aber ging nun ein Lichtſchimmer und geleitete ihn an das Magdbett. Da lag die Jungfrau todt wie in einer Blende als verklärte Heilige, und der Ritter erbaute hier ein Gotteshaus.

An der Kirchthür zu Ellrich ſind vier Hufeiſen angenagelt von dem Pferde eines Ritters, welcher trunken während des Gottesdienſtes in die Kirche ritt und ſein Roß gerade auf den Altar zulenkte. Ein Blitz vernichtete ihn und ſein Roß, als dies eben den Fuß auf die erſte Stufe des Altars ſetzte.

Auf dem Schlachtfelde am Welfsholze richteten die Sachſen zum Andenken des erfochtenen Sieges eine Säule auf, an welcher ein geharniſchter Mann abgebildet war, der in der Rechten einen Streitkolben mit eiſernen Zacken und in der Linken den ſächſiſchen Wappenſchild mit dem weißen ſpringenden Hengſte hielt. Das ſollte ein „Gedutta“ (Gedeute, Sinnbild) des erfochtenen Sieges ſein. Aber gedankenlos machte nachher die Legende den ſächſiſchen Mann mit dem Streitkolben zu einem Heiligen, den ſie den St. Jedutte nannte. Das Sachſenheer ſollte gerufen haben: Steh uns bei, heiliger Jedutte! und ſogar ein Weidenzweig wurde vorgewieſen, der tüchtig mitgerufen hatte: St. Jedutte, hilf.

Ungleich reicher als das Gebirg iſt verhältnißmäßig der nördlichere, ebenere Theil des ehemaligen Harzkreiſes, wo auch in dieſer Beziehung die Nähe des halberſtädter Doms gewirkt zu haben ſcheint, an Legenden. In Halberſtadt ſelbſt, wo auch ein roſtiges Ritterſchwert an der Liebfrauenkirche von Zeit zu Zeit noch blutet, ließ ein ſteinerner Johanniskopf im Johanniskloſter von Zeit zu Zeit Blutstropfen fallen und ſelbſt als er in proteſtantiſchen Zeiten beim Abbruch des Kloſters über einem der Stadtthore eingemauert wurde, höhlten noch die herabfallenden Blutstropfen das Straßenpflaſter aus. — Merkwürdig iſt die große feierliche Proceſſion welche einſt durch den halberſtädter Biſchof von Waſſerleben nach Halberſtadt veranſtaltet wurde. Dort empfing eine arme Frau von ihrer reichen Schweſter auf die Frage, wie ſie denn ſo reich geworden ſei, die trotzig ausweichende Antwort: „ich habe unſern Herrgott im Kaſten“ und nahm nun beim Abendmahl die Hoſtie unvermerkt wieder aus dem Munde, um ſie in ein Tüchlein gehüllt in ein kleines Schränklein zu verſchließen. Später fand ſie das Tüchlein ganz blutig, und als die Sache ruchbar wurde, beſchloß man „das wunderbarliche Sacrament mit dem blutigen Tüchlein“ in feſtlichem Aufzuge nach Halberſtadt in den Dom zu holen. Als man aber unterwegs zu Heudeber in die Kirche trat, um etliche Lieder zu ſingen, konnte man das Sacrament nicht mehr von dem dortigen Altar, auf den man es einſtweilen geſetzt, herunternehmen. So wurde Heudeber ein Wallfahrtsort; von den dortigen Opferpfennigen erbaute man das Kloſter zu Waſſerleben. — Einige Aehnlichkeit hiermit hat die Legende von der ſilbernen Oblatenſchachtel, welche ein Dieb im Felde vergrub. Die Roſſe eines Pflügers, der an dieſe Stelle kam, ſanken plötzlich in die Knie und der Peitſchenſtock, den er neben die knienden Roſſe ſteckte, grünte und blühte, als ſpäter die Geiſtlichkeit anlangte, die der Bauer ſofort herbeirief. Der dürre Stock wuchs zu einer ſchönen und merkwürdigen Linde heran, die noch jetzt auf einer kleinen Feldhöhe unweit der Stadt Schwanebeck ſteht. Auch hier aber erbaute man im Felde eine Kapelle, zu unſerm Herrgott genannt, welche lange Zeit ein berühmter Wallfahrtsort war. — Noch jetzt, um hiermit die Ueberſicht über die Legenden zu ſchließen, ſoll bei Oſchersleben alljährlich immer Nachts zum erſten Advente eine geiſterhafte Frau an der Bode auf und abgehen, deren Erſcheinung nach einer Leuchte, die ſie in der Hand trägt, die Adventsleuchte genannt wird.

Wollten wir hier das Gebiet des alten Hartingaus überſchreiten und uns nordoſtwärts zu dem Sagenkreiſe des magdeburger Doms und der nixenreichen Elbe wenden, ſo würden wir dort beſonders reichhaltige und tiefſinnige Volkserinnerungen an den Dreißigjährigen Krieg antreffen, die ſich bis an das Gebiet der launigen und muntern Altmarkſage hinziehen. Wir lenken jedoch den Blick des Leſers ſtatt deſſen ſchließlich nochmals auf das Gebirge ſelbſt zurück, um ihn mit dem Treiben der Zauberer und Schatzgräber bekannt zu machen.

Wenn der Volksglaube ſo, wie wir bei den Aſſeburgen ſehen, Leben und Daſein eines adeligen Geſchlechts mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit verfolgt, ſo iſt dagegen nicht leicht die Herrlichkeit eines Rittergeſchlechts erloſchen, ohne daß auf der Stelle, wo es geblüht, noch ein Widerſchein ſeines Glanzes zurückgeblieben wäre. Vergrabene Schätze, wo nicht gar Kronen, ſind bis auf die neueſte Zeit auf allen verfallenen Ritterburgen geſucht. Von der Lauenburg zeichnete ich ſchon im Jahre 1840 Folgendes auf aus dem Munde eines alten Mütterchens aus Friedrichsbrunn:

„Es liegen droben auf der Lauenburk gar viele verzauberte Schatze. Und das iſt nun ſchon viele Jahre her, da iſt ein Mann in Steckelnberk gewaſt, der hat Velten geheißen, ein rechter Vagabund, und hat nimmer gut thun wullen. Der iſt hinauf gegangen mit Andern und hat den Schatz heben wullen. Da han ſie gegraben und ſind uf ane eiſerne Thüre gekummen. Da han ſie gerufen: Es ſulle uf thun. Da hat's geſpruchen: es wulle an Opfer han. Da han ſie gefragt: ub's den Velten wulle? da hat's geſagt: mit dem Velten hutt's nichts gemein. Und iſt ihm der Velten zu ſchlecht gewaſt, darum hat die Thüre ſich nicht geöffnet.“

„Es iſt aber dabei ein Mann gewaſt, der iſt beinahe hundert Jahr alt geworden, und hat knapp mehr gehn gekunnt. Da ſind einmal Venediger gekummen und han ihn mitgenummen, daß er ihnen hat die Stelle zeigen ſullen, wo dies Alles ſich hat zugetragen. Und wie ſie nun oben gewaſt ſind, da han die Venediger mit dem Stabe anen Kreis beſchrieben, und uf aner Pfiefe gepfiffen. Da ſind alle Schlangen us dem Walde zuſammengezogen, und hat jede den Kopf dicht an den Kreis gelagt, aber keine hinein. Nun iſt der Schlangenkönig gekummen mit der Krone, der hat ſeinen Kopf hineingelagt in den Kreis, den han ſie gegriffen und gegaſſen. Da hat ſich vor ihnen der Berk ufgethan und ſie han viel Gald herusgebracht.“

„Von ſolchen Schlangenkönigen gibt es mancherlei Geſchichten“, fuhr das Mütterchen fort. „Da ſind vor mehrern Jahren Madchen von Steckelnberk hier gegangen, und iſt ihnen der Schlangenkönig über den Weg gelufen mit der goldenen Krone. Da hat das eine Madchen hinterdrein gewullt, ihn zu fangen*). Die andern han ſie aber zurückgehalten. Da hat das Madchen geſpruchen: Was haltet ihr mich denn, da läuft ja mein Glücke! aber der Schlangenkönig iſt ſchon furt gewaſt.“ —

Aber nicht nur auf alten Burgen liegen Schätze vergraben, ſondern das Gold wächſt auch wild in den rauheſten und abgelegenſten Thälern des Harzes. Beſonders reichlich in der Umgebung des Brockens, in dem wilden Holtemmethale mit ſeinem majeſtätiſchen Waſſerfall, der ſteinernen Rinne, die kein Brockenreiſender unbeſucht laſſen ſollte, im Morgenbrotthal und im Düſterthal, wo ſich die Schatzgräber beſonders zu Johannis einfinden. An den heimlichſten Plätzen dieſer Thäler ſollen Zeichen an Bäumen und Felſen ſtehen, auf welche ſich in alten Schatzbüchern Hinweiſungen finden. Den ehrlichen Deutſchen aber iſt es ſelten geglückt, hier Gold zu finden, deſto öfter den Fremden, Italienern, Venedigern und Hechelkrämern. Weiter ſüdwärts, in der Nähe des Kyffhäuſers, erzählten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einem halleſchen Studenten Namens Engelmann, der ſeine Fahrt als Goldſucher in den Harz wahrheitsgetreu beſchrieb, mehrere Gaſtwirthe viel Seltſames von wandernden Italienern, deren man jetzt in der Gegend keine mehr ſieht und die große Bündel von Hecheln und Mäuſefallen in die Unſtrut warfen und ſtatt deren ſich mit ſchweren Säcken von Erde auf den Rückweg machten. Selbſt ein Chemiker in Halle hatte ihn verſichert, von einem jener geheimnißvollen Wanderer, der ihm aber bei einer andern Gelegenheit als ein reicher Mann erſchienen ſei, gehört zu haben: „Die Deutſchen ſeien noch ſehr zurück, da ſie nach Oſtindien reiſeten, um dorther Schätze zu holen, die ihnen doch in ihrem Vaterlande ſo nahe lägen.“ Auch ſagt man mit Bezug auf die Geheimniſſe des Kyffhäuſers und des Brockens: „Gar Mancher wirft dort mit einem Stein nach einer

---

*) Gewöhnlich breitet man hier ein weißes Tuch vor dem Schlangenkönige aus, auf dem er dann ſeine Krone ablegt.

Kuh, der mehr werth iſt als die Kuh ſelbſt.“ Die Harzverzauberung zieht ſich ſelbſt bis in die Nähe von Göttingen hin. Ein hannoverſcher Edelmann blieb auf dem Rückwege von Neapel einſt bewundernd vor einer beſonders prachtvollen Villa ſtehen. Während er nun das herrliche Bauwerk betrachtet, öffnet ſich ein Fenſter, ein ſtattlicher Herr blickt heraus, faßt unſern Reiſenden ſcharf ins Auge und ruft ihn beim Namen, wobei er ihn zugleich zu ſich einladet. Das Innere der Villa wird dem Aeußern vollkommen entſprechend gefunden. Der Beſitzer bewirthet den Gaſt aufs köſtlichſte. Beim Nachtiſch eröffnet er dem Staunenden, daß alle dieſe Herrlichkeiten aus des Gaſtes Gute bei Göttingen herrühren. Der Edelmann bittet um nähere Erklärung, und der Italiener erzählt nun: „Ich und meine Söhne haben eine Zeitlang unter der Maske von Hechelfabrikanten Deutſchland viele Male beſucht. Aus einer Grube in der Nähe Ihres Landgutes haben wir den Sand genommen, der uns das Gold geliefert hat, aus welchem alles Schöne, was Sie hier ſehen, entſprungen iſt.“ — Weiter aber wollte der Italiener, ſo artig er übrigens war, ſich durchaus nicht erklären. Bei der Rückkehr auf ſein Landgut lud der hannoverſche Edelmann nun ſofort den Profeſſor Büttner aus Göttingen zu ſich ein, der endlich, nach vielen vergeblichen Verſuchen durch chemiſche Bereitung aus einem Beutelchen voll Sand, jedoch nur einmal, ein Klümpchen Goldes gewann, das er bei ſeiner Ueberſiedelung nach Jena an das dortige Naturaliencabinet verſchenkte.

Wir wiſſen nicht, ob noch jetzt die Höhen und Tiefen, die Burgen und Brunnen des grünen Harzes hin und wieder nach Gold und Schätzen durchforſcht werden. Aber wir wünſchen ihm, zumal unter den anſäſſigen Leuten des Gebirgs, unter Pfarrern, Forſtleuten, Kohlenbereitern und Berg- und Hütteninſpectoren und ſeinen andern ehrbaren Honoratioren, fleißige Sammler anderer Art, die ſich vereinen ſollten, um die reichen noch dort verborgenen Schätze der Sage und des Volksthums zu heben, ganz im Sinn und Geiſte der Brüder Grimm, die das Finden vergleichen der unſchuldigen Luſt der Kindheit, wenn ſie an Moos und Gebüſch ein brütendes Vöglein auf ſeinem Neſte überraſcht; es ſei auch hier bei den Sagen „ein leichtes Aufheben der Blätter und behutſames Wegbiegen der Zweige, um das Volk nicht zu ſtören und um verſtohlen in die ſeltſam, aber beſcheiden in ſich geſchmiegte, nach Laub, Wieſengras und friſch gefallenem Regen riechende Natur blicken zu können.“

X.

Eine Geſchichte aus dem Archiv des Falkenſteins.

Unter dem Titel: „Eine geheimnißvolle Heirath“, theilte das Feuilleton der „Kölniſchen Zeitung“ die Erzählung eines Vorfalls mit, welcher ſich auf die Vermählung jener deutſchen Prinzeſſin bezog, die ſpäter als Katharina II. in Rußland ſo glänzend regierte. Als der Sohn Katharina's einigermaßen herangewachſen war, ſuchte man abermals eine deutſche Prinzeſſin zu ſeiner Gemahlin zu werben, und zwar durch Vermittelung des kaiſerlich ruſſiſchen Staatsrathes Achatz Ferdinand von der Aſſeburg, Erbherrn auf Falkenſtein und Meißdorf im Harz. Auch bei dieſer Vermählung mag es ſchwerlich an intereſſanten romanhaften Verwickelungen und Intriguen gefehlt haben. Indeſſen beſchränke ich mich einfach darauf, die von Aſſeburg an den deutſchen Höfen angeſtellte Brautſchau kurz zu ſchildern, und zwar nach deſſen franzöſiſcher Correſpondenz im Archiv des Falkenſteins*).

Die achtjährige Tochter des Grafen Friedrich Eugen von Württemberg erregte zuerſt Aſſeburg's Aufmerkſamkeit. Drei meiningiſche Prinzeſſinnen waren nicht ſchön genug, eine Koburgerin konnte wegen Blatternarben nicht mit auf die Liſte geſetzt werden. Da nun die Württembergerin viel zu jung war, ſo bat Aſſeburg, daß man ruſſiſcherſeits „der moraliſchen und phyſiſchen Entwickelung derjenigen deutſchen Prinzeſſinnen, welche in dieſer Angelegenheit Berückſichtigung verdienten", zwölf bis funfzehn Monate Zeit laſſen möge. Aber die Friſt verſtrich, ohne daß die Entwickelung irgend einer von ihnen eine beſonders günſtige Wendung genommen hätte, und man machte die Erfahrung, daß die Natur bei einer deutſchen Prinzeſſin ebenſo gut Zeit braucht, um die Reize ſchöner Weiblichkeit zu entfalten, als bei dem ärmſten Hirtenmädchen. Indeſſen ſandte Aſſeburg nach Ablauf der verlangten Friſt doch das Portrait der kleinen Prinzeſſin von Württemberg, ſowie das der Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt, und endlich das der Prinzeſſin von Sachſen-Gotha nach Petersburg.

Für letztere, die Prinzeſſin von Sachſen-Koburg-Gotha, hatte die Kaiſerin eine beſondere Vorliebe. Am

---

*) Franzöſiſch abgedruckt in dem 1842 erſchienenen Buche: „Denkwürdigkeiten des Freiherrn Achaz Ferdinand von der Aſſeburg."

30. Januar 1771 ſchrieb Katharina eigenhändig folgenden Brief an Aſſeburg, der es verdient, vollſtändig überſetzt zu werden, weil er von dieſem ganzen ſich ſo oft an unſern Höfen wiederholenden ruſſiſchen „Geſchäft" ein deutliches Bild gibt:

„Herr von Aſſeburg! Es naht die Zeit, wo ich ernſthaft an die Wahl denken muß, die ich (!) zu treffen habe, und ſo muß ich Ihnen denn ſagen, daß von allen den Prinzeſſinnen, von denen Sie uns unterhalten haben, in dieſem Augenblicke die Prinzeſſin Luiſe von Sachſen-Gotha diejenige iſt, welche mir am meiſten zuſagen würde. (Wohlgemerkt aber, ſetzen Sie ja Ihre Nachforſchungen fort!) Ich glaube, das beſte Mittel uns zu überzeugen, ob dieſe Wahl nach unſerm Geſchmacke ſein würde oder nicht, wäre, Sie verſuchten, ob Sie nicht die Witwe des Fürſten von Sachſen-Gotha bewegen könnten, eine Reiſe nach Rußland zu machen; ihre Töchter, die beiden Prinzeſſinnen, könnten ſie begleiten. Lieber Aſſeburg, erfinden Sie doch einen Vorwand für dieſe Reiſe, denn der wahre Grund darf nicht bekannt werden, weil ich mich (!) zu nichts verpflichten will, bevor ich ſie geſehen. Sie können gelegentlich von der Verheirathung einer der beiden Prinzeſſinnen, falls die Religion kein Hinderniß ſei, ein Wort fallen laſſen und ſehen, was es für Wirkung thut. Die Mutter Johann Auguſt's von Sachſen-Gotha war aus dem Hauſe Anhalt-Zerbſt und mit meinem Vater Geſchwiſterkind. Ein Bruder dieſes Jo hann Auguſt, Prinz Wilhelm, war mit meiner Tante, der Prinzeſſin Anna von Holſtein-Gottorp, verheirathet. Alſo gleich eine doppelte Verwandtſchaft, welche für dieſe Fürſtin wohl ein oſtenſibler Grund wäre, mich zu beſuchen und zuzuſehen, ob ſie durch dieſe Reiſe ihre und ihrer Töchter Lage verbeſſern könne. Das Schlimmſte wäre ja doch immer, wenn das Unglück wollte, daß keine von Beiden uns zuſagte; und was hätten ſie dabei zu verlieren? Die Fürſtin würde hier eine Ausſtattung für ihre Töchter bekommen, mit der ſie dieſe beide anderweitig anbringen könnte. Endlich würde die Reiſe ſie nicht ruiniren, weil ihr die Koſten von hier aus zurückerſtattet werden würden, und ſie ja bis nach Rußland, wo ſie freigehalten werden würde, incognito reiſen könnte. Zudem könnte ja dieſe deutſche Fürſtin, wenn ſie etwa an Zurückgezogenheit gewöhnt iſt, die Monate des Jahres zu ihrer Reiſe nach Rußland wählen, wo der Hof auf dem Lande iſt; ſie könnte von Lübeck oder Roſtock aus zu Waſſer reiſen, wenn die Landreiſe ihr zu ermüdend vorkommt; dann ließen wir ſie auf bequemen Fahrzeugen abholen, und unſer ganzes Geſchäft könnte vor Winters Anfang beendet ſein. Das iſt es, was ich jetzt Ihnen anzudeuten habe; mit Ungeduld warte ich auf Antwort, um zu erfahren, ob Sie das Ganze ſo für ausführbar halten. Ich geſtehe Ihnen, es wird mir ſchwer, der Wahl der Prinzeſſin von Württemberg zu entſagen; aber Verſtand geht über Neigung; ſie iſt zu jung. Verhindern Sie wo möglich, wenn die Sache nicht ſchon geſchehen iſt, daß die Prinzeſſin Luiſe (von Gotha) vor ihrer Reiſe in der lutheriſchen Religion confirmirt wird, weil die Proteſtanten erſt von dieſem Augenblicke an feſt an ihrer Kirche hangen und bis dahin ihren Glauben frei wählen können. Dann würde ſich die Sache um ſo leichter machen. Wollen Sie der Fürſtin ein Beiſpiel vorführen, um ſie zu dieſer Reiſe zu beſtimmen, ſo berufen Sie ſich auf meine Mutter; ſie kam hierher unter dem Vorwande, der verſtorbenen Kaiſerin im Namen ihrer Familie für die verſchiedenen Gunſtbezeugungen die ſie ihr hatte zu Theil werden laſſen, zu danken. Ich kenne die zuvorkommende und verſtändige Art und Weiſe Wilhelm's von Sachſen-Gotha, der mit meiner Tante verheirathet war, und bin überzeugt, daß er bereitwillig dieſe Reiſe befördern wird, wenn nicht ein Umſtand, der ſich von hier aus nicht mit in Anſchlag bringen läßt, Sie verhindert, ihn für ſich zu gewinnen. Er hat ſehr ſorgfältig eine Art von Verhältniß zu mir gepflegt, indem er ein oder zwei Mal des Jahres ein Glückwunſchſchreiben an mich richtete. Alles dies aber ſtelle ich Ihrem Urtheile anheim; es ſind dies Dinge, von denen Sie Gebrauch machen mögen, je nachdem ſich die Sachen dort geſtalten, und je nachdem man Ihnen dort mehr oder weniger entgegenkommt. Ich ſchließe mit folgender Betrachtung. Ich glaube, je weniger Mitwiſſer wir in dieſer Angelegenheit haben, um ſo beſſer wird ſie von Statten gehen, ſodaß ſie

jedenfalls zu unſerer gegenſeitigen Zufriedenheit endigen muß, wie ſie immer ſich auch geſtalten mag. Mit ausgezeichneter Hochachtung und feſtem Vertrauen zu Ihnen
Katharina.“

Dem ruſſiſchen Uebermuthe gegenüber, der ſich in dieſem Briefe ausſpricht, thut es einem deutſchen Herzen einmal wohl, das Verfahren des kleinen Hofes von Gotha zu beobachten. Die Prinzeſſin wollte mit ihrer Mutter von keiner Ruſſification etwas wiſſen, und um nicht das Zarenhaus unnützerweiſe gegen ſich aufzuregen, ſuchte man unter der Hand von vorn herein jede Annäherung zu verhindern. Sie konnte indeſſen nach den Inſtructionen, welche Aſſeburg empfangen hatte, doch nicht ganz ausbleiben. Einen Brief, worin Katharina auf Aſſeburg's fernere Mittheilungen antwortet, theilen wir im Auszuge mit. Es heißt darin:

„Da die Prinzeſſin Luiſe von Sachſen-Gotha ſich ſo zu ihrem Nachtheile verändert hat, die Fürſtin Mutter ihrer Erhebung ſich abgeneigt zeigt und glaubt, daß das Gewiſſen ihrer Prinzeſſin Tochter durch einen Religionswechſel für immer beſchwert werden würde; da ferner die der Tochter an einem einſamen und abgelegenen Orte*) zu Theil gewordene Erziehung nicht im Stande iſt, den moraliſchen Vorzügen, welche Anſtand und Beſcheidenheit ihrem Weſen verleihen mögen, den rechten Werth zu geben, ſo iſt dieſe Prinzeſſin, zumal in Anbetracht ihrer ſtarken Beleibtheit, wenig geeignet, den Platz einzunehmen, auf den ihr paſſendes Alter und der Mangel an Concurrentinnen nach Ihrem erſten, vor zwei Jahren über ſie eingeſandten Berichte ihr einigen Anſpruch zu geben ſchien. Unter dieſen Umſtänden kann ich, Alles wohl erwogen, Ihren Entſchluß, erſt meine Antwort abzuwarten, bevor Sie in dieſer Angelegenheit das Aeußerſte thaten, nur billigen. Meine Antwort iſt: Denken Sie nicht mehr an die gothaiſche Prinzeſſin Luiſe! Sie iſt gerade ſo, wie ſie ſein mußte, um uns zu misfallen. Schwerlich würden ihre geiſtigen Vorzüge das Widerwärtige einer ſolchen Verbindung verdecken."

---

*) Zu Roda im Gothaiſchen.

In demſelben Briefe heißt es: „Ich verzichte auf die Prinzeſſin von Naſſau aus den von Ihnen angeführten Gründen, und auf die Prinzeſſin von Zweibrücken aus drei andern:

1) ſie iſt achtzehn Jahre alt, folglich drei Jahre zu alt;

2) ſie iſt katholiſch;

3) das Betragen ihrer Frau Schweſter ſpricht nicht für ſie."

Auch auf ihre Lieblingsneigung, wie ſie ſagt — auf die Prinzeſſin von Württemberg, „welche nächſten October zwölf Jahre alt wird", kommt Katharina in dieſem Briefe zurück.

Während aller dieſer Verhandlungen hatten drei darmſtädtiſche Prinzeſſinnen, von denen die Eine bereits erwähnt iſt, ſich klüglich in einer gewiſſen Entfernung gehalten und waren in aller Stille gewachſen, ſo viel ſie konnten. So konnte denn jetzt das „Geſchäft" lebhafter und raſcher geführt werden, und es handelte ſich von ſelbſt nur vorzugsweiſe um die Prinzeſſin Wilhelmine von Heſſen-Darmſtadt. Inzwiſchen hatten ſich Dänemark, in deſſen Dienſten Aſſeburg früher geſtanden hatte und in gewiſſer Hinſicht noch ſtand, und Friedrich der Große, in deſſen Königreiche Aſſeburg's Herrſchaft Falkenſtein lag, in dieſe heimlich betriebene Vermählungsangelegenheit zu miſchen verſtanden.

Mit der Landgräfin von Darmſtadt trat Aſſeburg bald in einen noch vertrautern Briefwechſel über dieſen Gegenſtand, als mit der Kaiſerin. In dieſer nur für Abſender und Empfänger verſtändlichen Correſpondenz figuriren: die Kaiſerin Katharina II. als Libraire; König Friedrich II. als Associé du libraire; die Vermählungsangelegenheit wird als Souscription d'un ouvrage à publier bezeichnet, und die Töchter der Landgräfin treten auf als — les volumes de cet ouvrage!

Einen Brief Katharina's vom 27. Januar 1772 laſſen wir, bis auf einige unbedeutendere Stellen, hier folgen. „Gern" — ſchreibt die Kaiſerin — „gebe ich Ihrem Wunſche nach, Ihre doppelten Nachforſchungen bis zum März fortſetzen zu dürfen, bevor ich mich für eine der beiden Bewerberinnen (!) entſcheide, d. h. entweder für die württembergiſche Prinzeſſin, oder immerhin auch für Prinzeſſin Wilhelmine von Heſſen-Darmſtadt. Das Portrait, das Sie uns von dieſer letztern geſchickt haben, ſteigt auf erfreuliche Weiſe in ſeiner*) Gunſt. Die Geſichtszüge ſind regelmäßig, ich habe das Bild mit dem erſten Portrait verglichen, das Sie uns früher von dieſer Prinzeſſin geſchickt haben, und die Aufführung der Punkte, in denen Ihrer Meinung nach der Maler gefehlt hat, wieder und wieder geleſen. Aus dieſen Nachforſchungen nun geht hervor, daß der Ausdruck des Frohſinns und der Anmuth (der gewöhnlichen Begleiterin des Frohſinns) auf dieſem Geſichte fehlen, und daß vielleicht die Langeweile einer ſtrengen Erziehung und einer einförmigen Lebensweiſe hier Spuren zurückgelaſſen hat. Das würde aber bald verſchwinden, wenn dieſe junge Perſon ſich weniger genirt fühlte. Käme ſie zu der Ueberzeugung, daß finſtere und gar zu ernſthafte Mienen nicht der rechte Weg ſind, um vor den Augen der Menſchen Gnade zu finden, ſo würde bald die weibliche Luſt, zu gefallen, auf ihrem Geſichte Alles in Ordnung bringen."

„Wenn Sie wieder nach Darmſtadt kommen, ſo rathe ich Ihnen, laſſen Sie gelegentlich ein paar Worte darüber fallen, daß man am ruſſiſchen Hofe auf Fröhlichkeit und auf gefälliges und angenehmes Weſen ſehr viel gibt, daß ich von ſehr heiterm Temperament bin und mein Sohn auch. Wenn es wahr iſt, daß Ehrgeiz ihr hervorragendſter Charakter iſt, ſo wäre es ja möglich, daß wir es erlebten, wie ſie ſich von Abends ſpät bis zum andern Morgen einſtudirte, denn ſo ſind die jungen Leute! und ſo würde ſie ſich denn allmälig von den unangenehmen, vertrakten Bewegungen los machen, die Sie an ihr bemerkt haben. Die moraliſchen Eigenſchaften, welche Sie von ihr anführen, gereichen, im Ganzen genommen, nicht zu ihrem Nachtheile und könnten ein tüchtiges Weib abgeben, das ſich auch Verdienſt zu erwerben wiſſen würde. Aber horchen Sie doch hin, woher kommt das Gerücht von ihrer Unverträglichkeit? Führt man etwas Beſtimmtes an? Weiß ihre Tante, die Frau Landgräfin von Durlach, welche ſie deſſen anklagt, Beiſpiel und Beweis beizubringen? Urtheilt ſie auch wol ruhig und unbefangen über ihre Nichte? Sie ſchließt doch wol nicht gar von ſich auf ihre Verwandte? Und was geben die andern Leute für Gründe an, welche dergleichen Gerüchte verbreiten? Ich bitte Sie, ſuchen Sie der Sache auf den Grund zu kommen, und erforſchen Sie, ob wir Grund zu Verdacht und Argwohn haben, oder ob man mit Verachtung auf dieſes Geſchwätz herabſehen kann. . . ." „Sie wollen nicht, daß wir auf das Bild der Prinzeſſin von Württemberg achten, und haben es uns blos geſchickt, damit wir ſehen ſollen, wie groß ihre Taille iſt? Ei, ich muß Ihnen ſagen, wir finden ſie für ihr Alter ſchon ſehr weit gediehen."

---

*) Des Großfürſten Paul.

Trotz der zuletzt angeführten Worte erging aber doch bald darauf an die Landgräfin von Darmſtadt die Aufforderung, mit ihren drei Töchtern nach Rußland zu kommen. Die Mutter hielt nun zunächſt mit ihren drei Prinzeſſinnen eifrige geheime Sitzungen über den Religionswechſel, der mit ſeiner ganzen Widerwärtigkeit auch diesmal nicht fehlen durfte. Dabei zeigte ſich nur die jüngſte, die ſpätere Großherzogin Luiſe von Weimar, als eifrige Proteſtantin und dem Glanze einer ruſſiſchen „Erhebung“ abgeneigt.

Im Sommer 1773 trat die Landgräfin die Reiſe wirklich an. Bedingung war, daß man in Rußland nicht verpflichtet ſei, eine von ihren Töchtern zu wählen; und ſo mochte es für die deutſche Fürſtin ein ſchwerer Gang ſein, den ſie mit ruſſiſchem Gelde unternahm, um wo möglich das Glück ihrer Familie zu begründen und (ſo ungefähr ſchrieb ſie an Aſſeburg) dem ruſſiſchen Reiche nützlich zu werden. Nach ihrer Rückkehr ſtarb ſie an den Anſtrengungen der Reiſe, welche ihre Kräfte überſtiegen hatten. Ihre Tochter Wilhelmine wurde unter dem Namen Natalie dem Großfürſten vermählt. Nach Nataliens frühem Tode erwählte dieſer jene württembergiſche Prinzeſſin zu ſeiner Gemahlin, welche Aſſeburg's Aufmerkſamkeit zu allererſt erregt hatte und ſpäter Gelegenheit fand, ſich als eine bedeutende Erſcheinung zu zeigen. — Aſſeburg aber wurde ruſſiſcher Geſandter zu Regensburg und ſtarb am 13. März 1797 zu Braunſchweig.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Walddroſſel.

Ein Lebensbild

von

Heinrich Pröhle.

Deſſau.
Druck Verlag von Moritz Katz (Gebrüder Katz).
1851.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

1. Das Haus des Domherrn 1
2. Schülerleben und Schülerfreuden 27
3. Deutſche Studenten 48
4. Das Leben eines niederſächſiſchen Bauern . . . 66
5. Der Fall eines ſtattlichen Hauſes 109
6. Walddroſſel's Abenteuer 115
7. Die Heimkehr 144
8. Das Erndtefeſt 160
9. Amtmann Erdreich 173
10. Das Dorf Roßheim 178
11. Das Verhängniß 197
12. Schulmeiſterleben und Schulmeiſterbetrachtungen . 206
13. Fortſetzung des vorigen Capitels 217
14. Walddroſſel's Verlobung 235
15. Walddroſſel's Brautfahrt 272
16. Die Brautjungfern machen eine Entdeckung . . 282
17. Walddroſſel's Hochzeit 289
18. Schlußbericht 296

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

1.

Das Haus des Domherrn.

In der zum Dom hinaufführenden „Burgſtraße“ der alten Stadt Finklersburg ſteht eine Reihe alter, grauer Häuſer, die halb wie Pfarrhäuſer, halb wie gewöhnliche Bürgerhäuſer ausſehen. Große Höfe und Gärten dehnen ſich hinter ihnen aus bis an die verfallenden, mit Kaſtanien bepflanzten grünen Wälle der Stadt. Sie heißen Curien, ſind an ſtille Miether verpachtet und nur in einem einzigen wohnt noch jetzt ein alter Domherr, deſſen Collegen auf dem Lande bei adligen Familien auf ihren Gütern zerſtreut leben.

Gerade in dieſer Curie iſt es um die Zeit, mit der wir unſre Erzählung beginnen, ſehr lebhaft. Freilich nur in der Geſindeſtube; aber dort ſitzt Hochwürden, der zugleich der Patron der

Domſchule iſt, nicht allein mit ſeinem ganzen Hausſtande, welcher ſich um die Gegend des Ofens zuſammengekauert hat, ſondern auch umgeben von mehreren wohlbeſtallten Primanern, mit denen er Karten ſpielt. Ein Napf mit einigen Ueberreſten von Kartoffeln und eine kleinere Schüſſel mit Gräten und Heringsköpfen deuten auf die gemeinſame Mahlzeit, die Hochwürden mit ſeinen jungen Freunden und Gäſten eingenommen hat. Hinter dem Ofen dagegen wird noch zu Abend geſpeiſt von der alten ſchwerhörigen Magd und dem ebenfalls alten und ſchwerhörigen Diener, der in beſſern Zeiten auf dem Gute des Domherrn einen flinken Leibjäger vorgeſtellt hat, jetzt aber hier nur noch das Gnadenbrod ißt, das er zuweilen in größter Einmüthigkeit mit ſeinem Herrn aus einer und derſelben Schüſſel verzehrt. Eine volle robuſte Vierzigerin, mit bloßen Armen, mächtigem Buſen und rundem Geſicht, ſo recht was man in der Gegend eine „Perſon“ nennt, ißt mit den Beiden zu Abend. Sie iſt eine Bäuerin, die ſich mit den Jahren nur wenig nach den Bürgerfrauen in der Stadt gebildet hat und wenn ſie den Mund öffnet, ſo klingt ihre Sprache rauh und polternd.

Dieſe „Perſon" iſt die Freundin des bejahrten kleinen magern Domherrn, in deſſen runzlichem Geſichte feine ariſtokratiſche Züge durchaus nicht zu verkennen ſind und den ſie trotz einer langjährigen vertrauten Freundſchaft noch immer niemals anders als „Hochwürden" nennt. Er wohnte früher, obgleich ſchon damals gerade mit der ihm zugefallenen geiſtlichen Pfründe das Patronat und die Beaufſichtigung des Domgymnaſiums verbunden war, gleich den übrigen Domherren meilenweit von der Stadt entfernt auf ſeinem Gute und war mit einer Dame verheirathet, die gleich ihm ihr Geſchlecht vom älteſten Adel ableitete. Nachdem ſie ihm mehrere Kinder geboren, verliebte er ſich in eine friſche Bauerndirne, die ihn ſo zu feſſeln verſtand, daß er mit ihr in der Mühle ihres Vetters oft ganze Nachmittage lang ſich verſteckt hielt, während er ſeiner Gemahlin ſagte, daß er den Edelleuten der Umgegend auf ihren Rittersitzen Beſuch abſtatte, von deren Frauen er ihr auch ſtets die höflichſten und gemeſſenſten Grüße heimbrachte. Eines Tages, als er wiederum verreiſt war, kam eine überaus wichtige Nachricht von dem Domkapitel an, und ſeine Gemahlin verſäumte nicht, ihn ſogleich auf dem benachbarten Edelſitze ſuchen zu laſſen, von dem er ihr am fleißigſten Grüße brachte. Allein ſie erhielt die Nachricht zurück, daß er ſich bereits ſeit Jahr und Tag hier nicht mehr habe blicken laſſen.

Inzwiſchen hatten die Boten des Capitels bereits ſeine Spur aufgefunden und zogen den Domherrn über und über beſtaubt aus der klappernden Mühle hervor, die etwas abſeits vom Dorfe lag, und in deren länglichem kühlen Hausflur, durch den der Mühlbach hindurch floß, der Jäger auf den Brettern ganz vergnügt auf und abging und ſein Pfeifchen ſchmauchte, während das Roß ſeines Herrn aus der Krippe des Müllers ſeinen Hafer fraß.

Die Ehe des Domherrn und ſeiner ſtolzen Gemahlin war von nun an im Weſentlichen ſchon gelöſt; doch verließ ſie ihn erſt, als ihre Tochter ſich mit einem Gardeoffizier in Berlin verheirathete, wohin ſie dieſe, obgleich die Ehe auch jetzt nicht gerichtlich gelöſt wurde, begleitete.

Mary, die Bauerndirne, zog nun zu dem Domherrn auf das Schloß und verſuchte, ihm die Wirthſchaft zu führen. Sie hatte ein paar ſtarke

Arme um ſelbſt zu arbeiten, was ſie in Küche und Milchkammer auch redlich that; wenn es aber an's Commandiren ging, ſo wollte auf ihre bald wie ein Gewitter über den Hof hinbrauſenden, bald wie der Laut einer Pickelflöte darüber hinpfeifende Stimme Niemand hören, denn Knecht und Magd erinnerten ſich noch ſehr gut, wie ſie mit ihr zur Schule gegangen waren. Sie beklagte ſich nun zwar oft gegen „Hochwürden“ darüber, allein dieſer konnte oder wollte hier auch nicht durchgreifen. So ging die Wirthſchaft mehr und mehr zurück; ein Bürgerlicher kaufte endlich das Gut und Hochwürden fand eine Zufluchtsſtätte in der alten Curie, welche gaſtlich in der Stadt bereit ſtand, um ihn und ſeine Bäuerin mit ihren derben Jungen aufzunehmen, wenngleich der Baumeiſter des Hauſes einſt ſchwerlich an ſolche Bewohner deſſelben gedacht hatte. Die Bäuerin hatte Hochwürden bereits nämlich ein paar Knaben geboren. Mary, die ſich noch immer faſt ganz bäuriſch trug, ſah die kleinen Domherren, die ein paar muntere Buben waren, mit innigem Vergnügen heranwachſen, und unter dem Schutze von Hochwürdens phlegmatiſchem Wohlwollen, und der bei Mary, wie bei allen nicht allein kräftigen, ſondern auch rohen Frauennaturen, wahrhaft leidenſchaftlichen, löwenhaften Mutterliebe, machten ſie ſich alle die Privilegien in reichem Maße zu Nutze, die ſich an die leeren Curien knüpften und die in der That mit friſchen Kräften weit beſſer genoſſen werden konnten, als von alten abgelebten Domherren, wenn dieſe auch ſämmtlich zugegen geweſen wären.

Sobald ſie, Nachmittags aus der Schule heimkehrend, ihre Bücher zu Hauſe niedergelegt hatten, ſah man ſie auch ſchon mit Büchſe und Jagdtaſche auf die reiche, dem Domſtift gehörende Jagd, beſonders in ein dicht vor der Stadt am Anfange einer reizenden Gegend, der Aue, gelegenes Faſanenwäldchen hinausziehen.

Während nun ſo die Söhne der Bäuerin auf ihre Art ſehr wohl gedeihen konnten und der jüngſte derſelben wegen ſeiner körperlichen Gewandtheit ſchon früh im Scherz von ſeinen Mitſchülern den Namen der Tauſendkünſtler erhielt, waren ihm ſeine rechtmäßigen Kinder ſchon längſt völlig entfremdet. Eines derſelben, ein Sohn, war in demagogiſche Unterſuchungen verwickelt und lebte ſeitdem in London, wo er, wie wir ſpäter ſehen werden, zum Kaufmannsſtande übergetreten war und ſich eine achtbare Stellung erworben hatte.

Der Tauſendkünſtler, wie Mary's jüngſter Sohn auch noch von ſeinen Commilitonen genannt wurde, war jetzt bereits ein luſtiger Mediciner, der eben die Univerſitätsferien in der alten Curie verlebte. Er kehrte von der Jagd im Faſanenwäldchen und der Aue dahin zurück, als der Domherr noch mit den Schülern Karten ſpielte. Mit der Mütze auf dem Kopfe trat er in's Zimmer, ſchlug die Thür hinter ſich zu, grüßte weder ſeine Eltern noch ſonſt Jemand anders als durch ein kurzes, flüchtiges Nicken mit dem Kopfe, befahl aber ſogleich ſeinem Jagdhunde mit lauter ſchreiender Stimme ſich niederzulegen. Der Jäger verſtärkte dieſen Befehl durch ein beredtes Locken hinter den Ofen hervor. Der Jagdhund aber zog es vor ſich zwiſchen beiden Füßen des Domherrn hindurch unter den kleinen aus Tannenholz gefertigten und mit gewöhnlichem Singhanzeug überzogenen Sopha zu ſchieben, auf dem Hochwürden ſaß und das dieſen, wie er gern erzählte, einſt als Studenten auf die Univerſität begleitet hatte.

Dieſer ließ es geduldig geſchehen, daß der Tauſendkünſtler neben ihm mit den Füßen das

Kanapee beſtieg und die Büchſe gerade hinter ſeinem Rücken aufhing. Mary nahm ihrem Lieblinge die gefüllte Jagdtaſche von der Schulter und trug ihm auf einen kleinen Tiſch ein Stück von einem gebratenen Faſanen auf, das ſie für ihn zurückgeſtellt hatte und das gegen die frugale Mahlzeit, welche der Domherr mit ſeinen Gäſten und Mary mit dem Geſinde eingenommen hatte, ſehr abſtach. Dazu ſtellte ſie den Reſt einer Flaſche guten Weins, von welchem der Domherr, der ſich Abends mit gewöhnlichem Hausbier begnügte, jeden Morgen trank.

Nun ſtand ſie ſelbſt an ſeiner Seite, flüſterte ihm zuweilen etwas zu, worauf er laut und mit abgeriſſenen Sätzen, aber gerade nicht unfreundlich antwortete, ſchenkte ihm von dem Wein ein und gebehrdete ſich ganz wie eine echte Bäuerin, die auf der weiten Welt keine größere Freude hat, als ihre Kinder, wenn ſie anfangen — freilich auf Koſten der Eltern — draußen die großen Herren zu ſpielen, daheim im Elternhauſe einmal ſo recht zu bewirthen.

Dies ganze Stillleben wurde aber unterbrochen, als der Domherr und ſeine jungen Freunde, worunter auch der Erzähler dieſer Geſchichte, mit Namen **Ferdinand Hobohm**, ſich befand, zu ſpielen aufhörten und das Geſpräch ſich auf Politik wandte. Hier waren die Meinungen ſehr getheilt. Die Schüler waren ſämmtlich Freigeiſter, der Tauſendkünſtler ſtimmte ihnen bei und Mary ſtellte ſich anfangs ebenfalls auf die Seite der „Kinder“ — ſo nannte ſie nämlich Alles, was nicht ſeinen eigenen Heerd hatte und was ſie daher niemals ohne eine Anwandlung zärtlicher Mutterliebe betrachten konnte.

Auf der andern Seite ſtand nur der Domherr mit dem Jäger, ſo jedoch, daß der Jäger nur mit offnem Munde daſtand und in einzelnen Ausrufungen und Flüchen ſein Erſtaunen und ſeinen Zorn über die frevelhaften Anſichten der „Kinder“ zu erkennen gab, der Domherr aber ihnen gegenüber durch ſeine Reden nicht ohne Gewandtheit Blondel's altes Lied variirte:

O Richard, Du mein König,
Die ganze Welt verläßt Dich.

Das Geſpräch hatte ſich noch immer in den Schranken der Mäßigung gehalten, bis der Tauſendkünſtler eine Aeußerung, die nach dem Geſetz in der That für hochverrätheriſch hätte gelten müſſen, dazwiſchen warf. Sein ganzes Weſen hatte von früh auf eine andere Richtung genommen, als daß man ihn etwa hätte einen Freiheitsſchwärmer nennen können; allein ſeine Erziehung hatte ihm ſo wenig Achtung vor dem Domherrn eingeflößt, daß ihm ſeinem Vater gegenüber übermüthige und herausfordernde, wenn auch keineswegs perſönlich liebloſe und boshafte Reden ſchon ganz zur Gewohnheit geworden waren.

Der Domherr verſtand als ein echter Royaliſt in gewiſſen Dingen durchaus keinen Scherz, er erbebte innerlich über die Aeußerung, die er ſo eben hatte hören müſſen, es war ihm als wanke der Boden unter ſeinen Füßen und er rief dem Jäger zu:

„Fritz, Fritz — zieh deine Stiefeln an und lauf auf's Rathhaus — die Polizei ſoll kommen und die Jungen insgeſammt feſtnehmen — ich halt' es nun nicht länger mit ihnen aus — ſie ſind zu Allem fähig — o, es entſteht ein Unglück, ein furchtbares Unglück, wenn Die erſt einmal ausſtudirt haben!“

„Gleich, gleich, Hochwürden!“ rief der alte Jäger. Er ſetzte die Pantoffeln unter den Ofen, und zog wirklich die Stiefeln über ſeine gichtiſchen Füße. Dann griff er nach dem Stocke — die Mütze hatte er auch in der Stube gewöhnlich auf dem Kopfe — und hinkte der Thüre zu. Ueber das Gekreiſch, das Mary erhoben, war der Hund des Tauſendkünſtlers unter dem Sopha hervorgeſprungen, er ſtand mit einem andern Hunde, der im Begriff war, den Jäger auf's Rathhaus zu begleiten, in der Mitte der Stube und beide bellten die verſchiedenen politiſchen Parteien mit furchtbarem Geheul an.

Der Jäger hatte die Thürklinke bereits in der Hand, aber Mary vertrat ihm, der zu ihrer ländlichen Verwandtſchaft gehörte, nun den Weg und rief: „Vetter, lieber Vetter, Ihr werdet doch die Kinder nicht in's Unglück ſtürzen wollen?“

Der Jäger blieb ſtehen und ſah auf den Domherrn. Mary benutzte dieſen Augenblick, um einen gütlichen Vergleich herbeizuführen. Nicht allein ihren eignen Sohn mußte ſie retten, nein, ſo manches der „Kinder“ war ihr, als der wahren Patronin der Schule, von ehrbaren Pfarrherren und ſittſamen Schulmeiſtersfrauen auf die Seele gebunden worden und ſie fühlte eine Höllenpein bei dem Gedanken an die Gefahr, die über ihren Häuptern ſchwebte. Im bittenden Tone rief ſie: „Ja ja, Hochwerden, die Kinder gehn zu weit — ach viel zu weit, aber ſie ſind von ihren Lehrern verführt, — ja ja, Hochwerden, da liegt's, da liegt's."

Hochwürden ſchien nicht ganz abgeneigt, ihrer Vermuthung ſeinen Beifall zu ſchenken, und Mary, durch dieſen günſtigen Erfolg aufgemuntert, wagte es jetzt auf den eigentlichen Streitpunkt ſelbſt einzugehen, um die Fehde zu ſchlichten. Sie ſtellte ſich mit ihrer Anſicht in das Centrum zwiſchen Hochwürden und die „Kinder" und machte ziemlich deutlich den Vorſchlag, daß die Welt, ſtatt bisher von Königen, von nun an von Domherren regiert werden ſolle. Dieſer Vorſchlag ſtellte in der That den Frieden wieder her. Der Jäger nickte beifällig mit dem Kopfe und trat von der Thür zurück. Die „Kinder" waren klug und ſchwiegen, und ihr Schweigen galt für Zuſtimmung. Hochwürden aber gab ihr lächelnd die Hand und ſprach leiſe:

„Nun, Mary, wenn die Domherren Könige werden, ſo laſſe ich mich noch förmlich ſcheiden und mache Dich zu meiner Domfrau."

Mary erröthete wie eine junge Braut. Der Domherr zog ihr noch im Altern friſches und blühendes Geſicht zu ſich nieder und küßte es. Sie erröthete nun erſt recht, denn Mary war nicht gewohnt, ſich vor den „Kindern“ oder überhaupt vor andern Leuten mit Hochwürden zu küſſen, — das gehörte, ſeit ſie in der alten Curie wohnten, nur in's kleine Cabinettchen mit den grünen Vorhängen und den Kupferſtichen voller Liebesgötter, welche ihr mit ihren Pfeilen und ihren Flitzbogen immer ſo ſonderbar vorkamen. Sie ſetzte ſich daher auch jetzt ganz verſchämt weit weg von Hochwürden in eine entfernte Fenſterniſche, wo die „Kinder“ ihr Geſicht nicht ſehen konnten.

Der Domherr aber war nun einmal wieder guter Laune. „Was würdeſt Du thun, Mary“, — fragte er ſie neckend nach einer Weile — „wenn ſie Dir Deine Söhne als Demagogen in's Gefängniß ſetzten?“

Die Mutterliebe ſelbſt hätte hierauf keine kräftigere und feurigere Antwort ertheilen können als unſre Bäuerin. Sie ſprach zuerſt:

„Ich würde ſie herauslügen, Hochwerden.“

„Aber wenn das Lügen Dir nichts hülfe, Mary, wenn die Richter nicht darauf hörten?“

„Dann, Hochwerden, ja, dann reiſte ich nach Berlin und thäte einen Fußfall vor der Königin, daß ſie mit dem König ſpräche wegen meiner Kinder!“

„Aber wenn nun die Königin es nicht thäte, Mary?“

„Ei geht doch, Hochwerden, ſie würde ſchon mit dem König ſprechen.“

„Nun gut, Mary, wenn nun aber der König auf ihre Fürſprache nicht einginge?“

„Er würde es thun, Hochwerden, er würde es thun, wenn ſie es ihm ſagt .... ſonſt, ja, ſonſt .... ich lieſe an den Wänden des Gefängniſſes in die Höhe, wie eine Katz' und machte ſie ſelber los.“ Sie ſtieß die letzten Worte in ſichtlicher Aufregung, welche in einer lebhaften aber nur ſelten in Thätigkeit geſetzten Einbildungskraft ihren Grund hatte, mit kreiſchender Stimme heraus.

„Es iſt gut, Mary, es iſt gut — Du biſt ein braves Weib“ begütigte der Domherr.

Mary ſaß von nun an ſtill in ihrer Niſche und Hochwürden begann ſich mit ſeinen jungen Freunden Schulgeſchichten zu erzählen, die überhaupt in der alten Curie der gewöhnlichſte Gegenſtand der Unterhaltung waren.

„Weiß denn Niemand — fragte Hochwürden — ob auf der Schule zuweilen noch der abgegangene Schüler Renz ſpukt, oder ob ſein Geiſt ſich ſeit dem Tode des kleinen buckligen Magiſter Landwehr auch zur Ruhe begeben hat?“

„Man hat ſeitdem nichts mehr von ihm gehört,“ antworteten die Schüler.

„O, um den iſt es recht ſchade,“ rief Hochwürden lachend und erzählte: „Der Schüler Renz war ein beſonders wilder Burſche, der durch ſeine Schülerſtreiche unſerm grundgelehrten Magiſter das Leben ſehr verleidete, ſo daß ſeine ſpätern Zöglinge den zuletzt ewig zerſtreuten und gedankenſchwachen Mann mit demſelben ängſtigten, wie mit einem Knecht Ruprecht, bis an ſein ſeliges Ende. Er gehörte zu den großen Geiſtern, die, gewöhnlich Söhne von Schenkwirthen und andern Leuten in deren Hauſe es von Rechtswegen luſtig her geht, ihre Jugend ſchon in Quinta und Quarta austoben, von da aus ſogleich mit einem salto mortale in's Philiſterleben hineinſpringen und oft Weib und Kind haben, wenn ihre Mitſchüler mit dem Ränzel auf dem Rücken der Univerſität zuſteuern. Zur großen Freude ſeines ſchreckhaften Lehrers bewerkſtelligte er endlich ſeinen Rückzug von der Domſchule, nachdem er drei Jahre in der Claſſe des Magiſters geſeſſen und nichts gelernt hatte. Die Schüler aber machten nun allerlei Spuk, der fortwährend dem abgegangenen Schüler Renz zugeſchrieben wurde. Gewöhnlich ging einer von ihnen hinaus, trat bald darauf aus Leibeskräften von außen gegen die Thüre und lief davon. Wer war's, wer war's? rief der Magiſter. „Der abgegangene Schüler Renz!“ antwortete der Pflock*) indem er die Thür öffnete und dem Davoneilenden nachſah; „gewiß hat er wieder ein Buch aus dem Gymnaſio gemauſet!“ Wie ſah er aus? forſchte der Magiſter in großer Aufregung. — „Er trug eine blaue Jacke und die Hoſen reichen ihm nur bis an die Waden“, antwortete der Pflock. — Der böſe Bube, er iſt's, er iſt's! ſchrie der Magiſter und auf dieſen Ruf ſtürzte Alles hinaus um Jagd zu machen auf den abgegangenen Schüler Renz. Der abgegangene Schüler Renz! ſo lautete das jubelnde Feldgeſchrei. Die wilde Jagd ging über den Domplatz, von da auf den Schloßhof und in den Schloßgarten. Nachdem der abgegangene Schüler Renz hier in den ſchattigen Laubgängen lange hin und her gejagt war, ſoll er da gewöhnlich im Gebüſch verſchwunden ſein. Der Magiſter aber trippelte immer vorſichtig mit dem Röhrchen in der Hand hinter ſeinen Zöglingen her, um ihn zu züchtigen ſobald ſie ihn fingen und ich ſelbſt bin ihm beim Spazierengehen einmal ſo dort in einem der Gänge begegnet, ohne daß er in ſeinem Eifer nur Zeit gehabt hätte, den Hut vor mir abzuziehen. „Pſt, Pſt" — flüſterte er mir zu wie auf der Schnepfenjagd — „der abgegangene Schüler Renz!"

---

*) Der letzte Schüler, der an der Thüre ſitzt und den Thürhüter ſpielen muß.

Mehrere der Schüler, beſonders aber der Tauſendkünſtler, hatten an dieſen originellen Hetzjagden ſelbſt in ihren Kinderjahren noch Theil genommen und wußten noch Näheres davon zu erzählen. Alsdann wandte ſich das Geſpräch auf ein anderes jüngeres Ereigniß, deſſen Erinnerung den Schülern allen gemeinſam und in das ſelbſt der Domherr und Mary verwickelt waren. Wenn nämlich die Zeit herannahte, wo die Schüler, welche ſich zum Abgange auf die Univerſität rüſteten, ihr Examen beſtehen ſollten, mußten Hochwürden zuvor die Aufgaben zur Billigung zugeſendet werden, welche ihnen bei der Prüfung geſtellt werden ſollten. Sie lagen dann einige Tage in einem verſchloſſenen Wandſchranke in der alten Curie. Nun war Mary, die Alles, was den Schülern von ihren Lehrern Unangenehmes widerfahren konnte, nur aus dem Geſichtspunkte der Mutterliebe betrachtete, eine erklärte Feindin aller Relegationen und Carcerſtrafen, ſie gerieth in Wuth bei dem bloßen Gedanken an den unglücklichen Ausgang eines Examens, und war der Anſicht, daß alle derartige Dinge nur von ſchlechten und verderbten Menſchen ausgeſonnen ſeien, um braven Müttern Kummer zu bereiten. Sie verſäumte daher auch niemals, insgeheim nach Anleitung des Tauſendkünſtlers, wenn auch in ſehr fehlerhafter Schreibart von dieſen Aufgaben Abſchrift zu nehmen und dieſe den „Kindern“ zuzuſtecken. Es war dies bald an allen Orten weit und breit in den Schulen bekannt geworden, und wo ein Schüler nichts Rechtes gelernt hatte, kam er gewiß, wenn die Zeit der Prüfung herannahte, um an Ort und Stelle Mary's Geheimmittel für Gelehrſamkeit zu erproben. Beſonders ſtrömte unter dieſen Umſtänden aus der Ferne die Jugend des hohen Adels ſehr zahlreich herbei, welche Mary mit Stolz bei Hochwürden zum Spiel kommen ſah, wie es ihr denn überhaupt nicht wenig ſchmeichelte, die Kinder ſo vieler „guten Eltern“ in der alten Curie aus- und eingehen zu ſehen. Hoch und Niedrig fand ſich an den langen Winterabenden in der Geſindeſtube ein, wo dann während des Schafkopf- und Dominoſpiels das Wohl der Schule eifrig berathen wurde.

Als endlich der Rector den viel Jahre lang ausgeübten Betrug und die Quelle des Zuſtrömens ſo vieler fremden Schüler entdeckte, erſchrak der redliche Mann nicht wenig über den Zuſtand ſeiner Schule. Er meinte ſich nun plötzlich von einer Schaar jugendlicher Verbrecher umgeben und ordnete an, daß jeder Schüler, vom größten bis zum kleinſten, am folgenden Tage einen Bogen Papier mitbringen und darauf eine Beichte ablegen ſolle über Alles, was er von ſich ſelbſt, von ſeinen Mitſchülern und ſogar von ſeinen Lehrern, kurz von der ganzen Schule — nur der Domherr und Mary waren durch ein ſtillſchweigendes Uebereinkommen von der Generalbeichte ausgeſchloſſen — Schlimmes zu bekennen wiſſe.

Seit dieſer Zeit war ein Jahr verfloſſen, es waren längſt Vorkehrungen getroffen, welche Mary's Geheimmittel gegen Mangel an Gelehrſamkeit, ihr Recept, auf die ſchnellſte Weiſe von der Welt Student zu werden, das ſchon manchem lebensluſtigen jungen Mann die beſten Dienſte gethan, plötzlich unwirtſam gemacht hatten. Hochwürden aber hatte erſt jetzt allmälig wieder den nöthigen Humor geſammelt, um mit Ruhe über eine Angelegenheit zu reden, die ihn faſt ſeine Pfründe gekoſtet hätte, und es verlangte ihn heute von ſeinen jungen Freunden über die große Generalbeichte Näheres zu vernehmen.

„O," rief ich aus, der ich vor wenigen Tagen ohne Mary's Geheimmittel die Prüfung beſtanden hatte, „o dieſe Beichte brachte Sünden an den Tag, von denen ſich die Schulweisheit unſeres ehrlichen Rectors nichts hatte träumen laſſen. Denn wie wir nun Alle daſaßen, Groß und Klein, im Betſaale der Schule, jeder vor ſeinem weißen Bogen Papier und beichteten, da brachten grade die allerunſchuldigſten und kleinſten Scholaren urplötzlich heraus, daß ſie ganz erſchreckliche Sünder ſeien, ſie hatten ihren Müttern Aepfel, Birnen, Kirſchen und allerlei Eingemachtes weggenaſcht! Sie konnten nicht fertig werden mit ihren Beichten, und dabei liefen ihnen die hellen Zähren von den Backen herunter und ihr Bogen reichte nicht aus, um ihr Sündenbekenntniß aufzunehmen. Doch kamen auch recht luſtige Geſchichten von aufgeweckten Scholaren vor. Einzelne Bekenntniſſe von Vergehen, die als beſonders ſchwer erſchienen, wurden vom Rector öffentlich vorgeleſen und gerade eines von dieſen diente dazu, die gedrückten Lebensgeiſter wieder anzufriſchen. Ein Tertianer hatte ſich auf einer kleinen Reiſe in der einſam im Felde liegenden Breuhahnſchenke gütlich gethan und, da die Zeche den Betrag ſeiner Kaſſe überſtieg, dem Wirth ſeine Uhr zum Pfande zurückgelaſſen, der ſich aber ſpäter weigerte, ſie gegen Zahlung der Schuld herauszugeben. Von ſeinem Vater bereits wiederholt nach der Uhr befragt, verabredete er ſich mit zweien ſeiner Klaſſengenoſſen, ſo daß beide ſich zu dem Wirthe begaben, ſich ihm als eine Gerichtsperſon und deren Schreiber vorſtellten und ihn in der That zur Herausgabe der Uhr bewogen, nachdem ſie ihm zuvor durch die Aufnahme eines Protokolls den Muth gebrochen. Das Protokoll und die Uhr in der Taſche kehrten ſie jubelnd heim, um an dem großen Beichttage auch ein reumüthiges Bekenntniß abzulegen. Hin und wieder aber klang daſſelbe unwillkürlich wie Ironie und ſelbſt der Rector konnte ſich während des Vorleſens zuletzt eines Lächelns nicht erwehren, denn es mochte ihm auch die Betrachtung einfallen, wie wenig Weisheit und noch weniger Corpus, verbunden mit einem abgetragenen Confirmationsfrack, ſchon ausreiche, um die Göttin mit der Wage und den verbundenen Augen in dieſem irdiſchen Jammerthal zu repräſentiren.“

„Wie Du doch ſo ſarkaſtiſch zu reden weißt!“ ſprach der Domherr. „Gelt, Ferdinand, Du biſt der ſchlimmſte Demagoge von allen, die hier im Hauſe verſammelt ſind? — ſtille Waſſer ſind tief. Aber ſage mir, iſt es wahr, daß Du dem Rector einen weißen Bogen Papier eingereicht und allein Dich geweigert haſt, Beichte abzulegen?“

Lachend und mit einem neckenden Seitenblicke auf meine Mitſchüler erweiderte ich:

„Ich erklärte dem Rector, von meinen eigenen Sünden wolle mir leider augenblicklich keine einfallen, und Andere zu denunziren ſei ich nicht aufgelegt, weil ich kein Polizeiſpion ſei. Der Rector erſchrak anfangs über meinen Trotz und drohte mir mit dem Carcer. Als ich aber auf meiner Weigerung beharrte, betrachtete er mich mit Erſtaunen, ſprach mich feierlich von der Beichte los und erklärte: ich ſei doch noch ein Charakter. Seitdem, wenn er bei der Erklärung von Cicero's Officien, ein zweiter Jeremias, ſeine großartigen Klagegeſänge anſtimmte, welche der Menſchheit, wenn ſie ſie gehört hätte, würden durch Mark und Bein gegangen ſein, und zum Schluß mit einer nach ſo viel Ernſt oft komiſchen Wendung die Schuld der Welt auf die blonden Häupter ſeiner Primaner wälzte; wenn er ſie, vor Verdruß, weil ſie den Idealen, die er aus der Weltgeſchichte in ſich aufgenommen hatte, nicht entſprachen, mit dem Namen einer beſonders unentwickelten Fiſchart, die ihm in ſeiner Jugend einmal aufgefallen ſein mußte, „Kaulpatten“ ſchimpfte, dann nahm er mich ausdrücklich aus; wenn er im Begriff war, ſich die Haare auszuraufen, weil wir nicht lauter Helden des Plutarch waren, dann warf er doch auf mich noch einen zufriedenen Seitenblick. Kurz, ich war ſein Schooßkind geworden, und das war gut.“

Jetzt öffnete ſich die Thüre, und ein Mädchen von ſchlichtem Ausſehen und keineswegs auffallender Schönheit trat in's Zimmer. Es war ein Bürgermädchen aus der Vorſtadt, das ein hübſches Vermögen beſaß und ſchon vor Jahr und Tag, als der Tauſendkünſtler noch die Schule beſuchte, mit dieſem verlobt war, zur großen Freude des Domherrn und Mary's, welche dadurch ihrem Sohne gleichſam eine, wenn auch beſcheidene und rein bürgerliche, doch feſte und reguläre Stellung in der Geſellſchaft geſichert ſahen, deren Mangel namentlich der Domherr doch zuweilen fühlen mochte, wenn er gähnend auf dem kleinen Sopha in der Geſindeſtube ſaß und mit den Schülern Karten ſpielte.

Das Mädchen legte ihren Mantel ab und hing ihn ſorgfältig an der Wand auf. Sie hatte den Tauſendkünſtler, den ſie unausſprechlich liebte, von der Jagd heimkehren ſehen, als er vor dem Hauſe ihres Vaters in der Vorſtadt vorbeiging, und kam, um ihn zu beſuchen, wie ſie jeden Abend that, wenn er ſich in ſeiner Eltern Hauſe befand. Mary nahm einen Leuchter von einem Geſtell, zündete ihn an und leuchtete mit mütterlichem Behagen zu einem Alleinſein den Beiden hinüber in eins der mit Teppichen belegten, faſt unbenutzten Prachtzimmer, an denen die alte Curie ſo reich war, wie ſie ſtets zu thun pflegte, wenn die Geſindeſtube überfüllt war. Sie ſtrich einen feinen weißen Ueberwurf, der den Staub abzuhalten beſtimmt war, von dem Sopha zurück, bevor die Beiden niederſaßen, ſtellte den Leuchter vor ſie hin auf den Tiſch, der mit einer bunten, großblumigen Decke bekleidet war und ſetzte ſich ſelbſt in demſelben Zimmer nieder in eine der Fenſterniſchen. Von hier aus warf die Bäuerin einen frohen Blick aus den ſchweren, bis auf den Boden herabfallenden Vorhängen hervor auf die Beiden, indem ſie ſich in der Stille ihre Zukunft mit ſo reinem Himmelblau ausmalte, wie nur die Mutterliebe der Phantaſie es herleihen kann.

Der Tauſendkünſtler ſchien zuerſt des Geflüſters und des Gekoſes ſatt zu werden. Vielleicht war er als luſtiger Mediciner in der Univerſitätsſtadt gewöhnt an feurigere Umarmungen, als die treuen und herzigen Küſſe ſeines Bürgermädchens aus der Vorſtadt.

Bald nachdem der Domherr nicht ohne Geräuſch ſeine jugendliche Geſellſchaft verlaſſen hatte, ſtand er auf, um, von der Jagd ermüdet, das Lager zu ſuchen. Mary begleitete freundlich und zärtlich die Braut des Sohnes mit dem ſchweren Leuchter bis an die Hausthür, die ſie hinter ihr verriegelte.

2.

Schülerleben und Schülerfreuden.

Es war etwa um Mittag am folgenden Tage, als die Perſonenwagen, welche ſonſt täglich in der Frühe des Morgens nach allen Himmelsgegenden aus den Thoren des Städtchens hinausfuhren, alle auf der Chauſſee vor dem Sixthore in einer Reihe hintereinander ſtanden. An dem erſten dieſer Wagen war ein Perſonenwagen abgebildet, der dem, welchen man in natura vor ſich hatte, bis auf die Peitſche herab, aufs Haar glich, nur daß die Pferde auf dem Bilde beſſer gemalt waren, als in der Wirklichkeit (der Maler knickerte nämlich mit den Farben weniger als der Fuhrherr mit dem Hafer, er iſt dafür aber auch als armer Teufel geſtorben, während der Fuhrherr bereits zwei Töchter mit guter Ausſtattung an den Mann gebracht hat); darunter ſtand „Gelegenheit nach . . .“ eben ſo gemüthlich trug der zweite Perſonenwagen, der in der Regel mit drei Pferden beſpannt war, ſein dreiſpänniges Conterfei mit ſich in der Welt herum, — darunter ſtand geſchrieben „Gelegenheit nach . . . . . .“ und eben ſo der dritte mit der Inſchrift „Gelegenheit nach . . . . .“ Aber die ſechs Peitſchen, nämlich die drei gemalten, welche eine entfernte Aehnlichkeit hatten mit drei Regenbogen, und die drei wirklichen in der Hand der Fuhrleute, wieſen heute ſämmtlich nach dem geſegneten Thüringerlande mit ſeinen lieblichen Thälern und Waldgründen, ſeinen behaglichen Menſchen und Städten, zu.

Eine bedeutende Anzahl junger Leute, mit langen und kurzen Pfeifen ausgerüſtet, verſchwanden allmälig in den drei geräumigen Wagen. Wir Schüler waren es, die wir bei der diesmaligen Oſterprüfung für die Univerſität reif erklärt waren und nun heute mit den noch auf der Schule zurückbleibenden Primanern und einigen gerade anweſenden Studenten ein Freudenfeſt feiern wollten. Im Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren meint man es noch mit der Freude ernſthaft, man macht noch Zurüſtungen zu einer rechtſchaffenen Luſtbarkeit. Deshalb mußten heute die drei Perſonenwagen angeſpannt werden, um uns nach einem drei Stunden entfernten Städtchen, wo man ſich ungenirter fühlte, als unter den Augen des Rectors, zu einem Commers hinaus zu fahren, der nach Schülerſitte, noch während die Mittagsſonne am Himmel ſtand, die bereits recht heiß und feurig herniederbrannte, um zwei Uhr Nachmittags begonnen werden ſollte.

Nachdem die Mitfahrenden eine Weile durcheinandergerufen und geſchrien hatten und während ſie eben noch drinnen beſchäftigt waren, ihre Pfeifen ſämmtlich in Brand zu ſetzen, zogen die Pferde an, die kleinen zottigen Hunde, von denen jeder Perſonenwagen ein Exemplar beſaß und die auch auf den gemalten Perſonenwagen neben den Pferden herbellten, bellten, immer in ſchräger Richtung hart an den Vorderfüßen der trabenden Pferde nebenherſpringend, unermüdlich die Klepper an und unter dieſer Muſik ging's die Straße hinab, wo einmal, während die offiziellen Meilenzeiger von Frankfurt predigen, ein Bruder Studio mit Kreide an einen Kirſchbaum geſchrieben hatte:

„Weg nach Jena.“ Wer einmal deſſelben Wegs zog, der weiß auch, was dieſe drei Worte ſagen wollen, er vernimmt dabei fröhliche Wanderlieder und das Klappern der hölzernen Bierkrüge, wie man ſie hier ſchon kennt; er ſieht eine Reihe ſtolzer Burgen am Wege ſtehen und ſeine Seele hält wieder einmal ihre Einkehr in Dornburg beim „Speciellen“, und da ſitzt ſie ſo frei, wie Gott ſie geſchaffen hat, und ſtemmt nach Burſchenſitte die Arme auf den Tiſch, an dem der ſchwere Wanderſtab, der ſie durch's irdiſche Leben geleitet, gelehnt iſt. . . . .

Unſer Ziel war übrigens ſchon mit dem nächſten Städtchen erreicht. Als die drei Perſonenwagen vor demſelben über die lange ſteinerne Brücke rollten, ſah man auf dem Verdeck des vorderſten einen Studenten, von kleiner, aber kräftiger und unterſetzter Statur — es war Niemand anders als der Tauſendkünſtler — mit ausgeſtrecktem Arm ſtehend balanciren. Auch als der Wagen dann weiter den kurzen etwas abſchüſſigen Weg zur Stadt hinabflog, ſtand er feſt auf ſeinen halsbrecheriſchen Poſten.

In der Stadt war es ſchon ganz lebhaft,

denn es war Sonnabend und man ließ gerade nach thüringſcher Sitte ein Waſſer in der ganzen ziemlich abſchüſſigen Stadt herum, das den Zweck hat, die Straßen zu reinigen und von durchreiſenden Witzbolden die Stadtpoſt genannt wird. Daß nun aber auch noch die drei Perſonenwagen hintereinander ins Thor einfuhren, war ein ganz unerhörtes Ereigniß, da einer allein ſchon genügte, um die Bewohner des Städtchens ans Fenſter zu locken, wie es denn mehrere alleinſtehende Frauensperſonen gab, welche ſich expreß am Marktplatze eingemiethet hatten, um ihn ſammt der vorbeigehenden Fahrpoſt täglich recht in Augenſchein nehmen zu können. An den beſonders zahlreichen Blumentöpfen, hinter denen dieſe Damen hervorſahen, waren ihre Fenſter kenntlich. Freilich fehlte es in keinem der niedern Fenſter an blühenden Topfgewächſen, ſo wie überhaupt das Grün an den Häuſern nicht vermißt wurde, denn an jedem Hauſe war eine Rebe gezogen, die unmittelbar aus dem Steinpflaſter hervorzuwachſen ſchien, deren Stamm zu ebener Erde durch ein kleines Stacket vor den auf die Weide vor's Thor hinausziehenden Schafen und Rindern geſchützt wurde und ſich vor dem erſten und und einzigen Stockwerk der kleinen Häuſer mit ſtarken Zweigen ausbreiteten, ſo daß von ſeinen friſchen breiten Blättern auch nicht in dem entfernteſten Kämmerlein der Buſen einer ſittſamen Magd unverhüllt blieb, wenn ſie in der Frühe des Morgens ſich von ihrem keuſchen Lager erhob.

Ueberall ſahen heute die Bewohner neugierig hinter ihren Blumentöpfen hervor. Die ganze Stadt hatte bereits genug von thüringiſcher Gemüthlichkeit in ſich, um ſich herzlich mit uns über das glücklich beſtandene Examen zu freuen, was beſonders bei den jungen Damen der Fall war. So ruhten Aller Augen mit Wohlgefallen auf dem Zuge, beſonders auf dem Tauſendkünſtler, der auf ſeinem Perſonenwagen mit der Pfeife, die er in der ausgeſtreckten Hand hielt, vor jedem hübſchen Geſicht ſalutirte und unerſchütterlich feſt ſtand, während die drei Wagen dreimal, von den tobenden Roſſen gezogen, um den kleinen Marktplatz herumflogen. Der Tauſendkünſtler bückte ſich zur rechten Zeit, als die Wagen unter der Sonne hindurch in den Thorweg des Gaſthofes hereinflogen und ſprang auf dem engen Hofe in demſelben

Augenblicke, wo die Pferde vor dem erſten Wagen ſtillſtanden, mitten unter einen Schwarm erſchreckter Hühner vom Verdeck herab.

Alle zogen nun in den großen Saal des Gaſthofes hinauf, wo in den Winkeln eine Anzahl von Theatercouliſſen ſtanden. Es befand ſich nämlich eine reiſende Schauſpielertruppe am Orte, welche hier ihre Vorſtellungen zu geben pflegte.

Wie es bei Schülercommercen der Fall zu ſein pflegt, ſo war auch hier ein Jeder von ſelbſt geladen, der jemals mit der akademiſchen Matrikel in der Taſche auf dem Markte einer deutſchen Univerſitätsſtadt ſchlechten Caffee getrunken und leidlichen Tabak dazu geraucht hatte. So trat denn auch der Director der Schauſpielertruppe durch eine Seitenthür, durch welche im Nebenzimmer ſeine zahlreiche Familie ſichtbar wurde, in den Saal und brachte ſogar auf ſeine zwei Semeſter, die er auf deutſchen Hochſchulen verlebt (am Ende des zweiten hatte er einen Profeſſor, der ihm den Beſuch eines von ihm nie gehörten Collegs nur mit dem Prädicat „fleißig“ bezeugte, einen Eſel geſcholten und war deswegen relegirt worden) mehrere „nicht ſtudirte“ Herren von ſeiner Truppe mit, welche er wahrſcheinlich heute hier auf Regimentsunkoſten für den ſeit zwei Monaten rückſtändigen Sold ſchadlos zu halten gedachte.

Alles nahm nun an der langen Tafel Platz, die in dem Saale aufgeſtellt war. Bald erſcholl Geſang über den Markt des Städtchens hin.

Ich hatte mich in den letztvergangenen Tagen mit einem Burſchenſchafter befreundet, der von dem Studium der Mathematik der Mathes genannt wurde und die Ferien bei ſeiner Mutter in unſerm Städtchen verlebte. Statt der grünen Mützen der übrigen anweſenden Studenten trug er ein ſchwarz ſammtnes Barett, unter dem die langen blonden Locken bis über die Schultern hinabfielen, und einen deutſchen Rock, der mäßig mit Schnüren beſetzt war. Mich feſſelte er durch ſein burſchenſchaftliches Pathos, mit dem er aber doch einen gewiſſen Humor verband, und ſo folgte ich ihm auch heute gern, als er mich, nachdem bereits die Geſundheit der anweſenden Muſenſöhne getrunken war, aufforderte, mit ihm einen Spaziergang in's Freie zu machen. Wir ſchlichen uns alſo von der lärmenden Feſtlichkeit hinweg und ſchlugen zunächſt den Weg ein, der durch ein enges Gäßchen zu dem wohlerhaltenen Schloſſe hinaufführte, das noch im vorigen Jahrhunderte der letzte Herzog der Stadt an einer ſehr romantiſchen Stelle erbaut hatte. Nachdem wir uns der Ausſicht vom Schloſſe erfreut, ſtiegen wir an der entgegengeſetzten Seite des Berges hinab, gingen eine Strecke weit am Ufer des Stromes hin in lebhafter Unterredung das Thal hinauf und kehrten dann auf dem nämlichen Weg zurück.

Schon als wir in das Thal hinaufgegangen waren, hatten wir einen ältlichen Mann, welcher wie ein Kanzliſt ausſah und damals flüchtig unſere Neugier erregte, mit einer Angelruthe am Ufer des Fluſſes ſtehen ſehen. Er ſtand noch bei unſerer Rückkehr an derſelben Stelle, aber ſeine Miene verkündete, daß er nichts gefangen hatte. Der Mathematikus blieb zuerſt ſtehen und fragte: warum er nicht erſt für den Fiſchfang den Sommer abwarte?

„Ei“ — rief der Alte aus — „wer Fiſche fängt, weil er Hunger hat, kann nicht erſt auf die Sommerwärme warten: und dies iſt leider bei mir und meinen Collegen der Fall. Ich bin ſo zu ſagen, der polternde Alte bei der Schauſpielertruppe, die ſich hier aufhält. Aber es gibt jetzt bei ihr nichts zu poltern: denn die Theilnahme des Publikums für unſere Vorſtellungen war ſo gering, daß der Director nur in der thörichten Hoffnung, ſie werde ſich mit der Zeit ſchon finden, dieſelben fortſetzte. Bald blieb die Löhnung aus, wir alle geriethen bei unſern Hauswirthen tief in Schulden, und nun hat die ganze Stadt Beſchlag gelegt auf unſre Couliſſen, Kleider, Hemden, Schuhe und Strümpfe. Nun ſoll uns der Strom ernähren, da die Kunſt es nicht kann. So ſtehen wir denn von früh bis Abends ſpät hier, um Fiſche zu fangen: dort am jenſeitigen Ufer eine Strecke weit hinauf erblicken Sie den Soufleur mit der Angelruthe, er ſouflirt den Fiſchen die Stumme von Portici."

Wir lachten über dies Geplauder, geriethen aber zugleich ſehr in Verlegenheit, weil wir nicht wußten, ob wir dem hülfsbedürftigen Fiſcher eine Gabe anbieten ſollten und durften oder nicht. Es entſtand eine Pauſe im Geſpräch, die ich durch die gedankenlos hingeworfene Frage: „ſind gute Schauſpielerinnen bei dieſer Truppe?“ beendete.

Jetzt war an dem Alten die Reihe verlegen zu werden.

„Nun, nun“ — antwortete er — „wer wird denn von den Weibern einer wandernden Schauſpielertruppe viel Kunſt erwarten? Unter den Männern, ich darf es wohl ſagen (fuhr er mit dem unverhohlenen Selbſtgefühl, ein ganz leidlicher polternder Alter zu ſein, fort) gibt es ältere Mimen, die, um ihrem eignen Mannesſtolz zu genügen, es bis zu einer ſeltnen Vollkommenheit des Spiels gebracht haben. Aber ein Weib wird ohne Ausſicht auf eine lebenslängliche Verſorgung gewiß keine Anſtrengungen machen, ein hübſches Geſicht muß hier wie auf dem Liebhabertheater das Beſte thun. Es genügt, wenn die Liebhaberin ein paar Jahre lang alle Stadtſchreiber, Poſtſecretairs, Feldmeſſer und was ſonſt an unbeweibten Herren auf den Rathskellern kleiner Städte von der Kelle des Wirthes zu Mittag geſpeiſt wird, in ſich verliebt macht. Glücklich, wenn dann endlich einer von dieſen für ihr hübſches Geſicht ſie in eine ſchlichte bürgerliche Exiſtenz einführt, wo ſie mit der Haube auf dem Kopfe ihm Strümpfe ſtricken und Suppen kochen kann!“

Eine junge Dame, deren Kleidung, obgleich ſie modiſch war, doch Dürftigkeit verrieth, hatte ſich mit einem kleinen grünſeidenen Sonnenſchirm, den ſie über ſich ausgeſpannt hielt, während dieſes Geſprächs genähert, ohne von irgend Jemand bemerkt zu ſein. Sie fiel dem polternden Alten um den Hals und rief: „Väterchen! die jungen Leute, welche der Sonnenwirth auf heute erwartete, haben gedroht ihm Tiſche und Stühle zu zertrümmern, wenn er den Director und die Truppe noch länger hier zurückhält. Ich war bei der Frau Directorin, half ihr die Kinder warten und habe Alles durch die Thürſpalte mit angehört. Wir brechen nun noch heute auf nach Norden zu in die nächſte Univerſitätsſtadt. Ein Student, den ſie den Tauſendkünſtler nennen, verſpricht uns dort die herrlichſte Einnahme, von der wir auch dem Sonnenwirth ſeine Schuld bald würden bezahlen können.“

„Die braven Jungen!“ rief der polternde Alte und machte einen Freudenſprung in die Luft. „Linchen, ich irre mich nicht, dieſe Herren gehören auch zu ihnen — auf der Stelle wirſt Du beiden einen Kuß geben.“

Wir beide errötheten und auch Linchen, zwar ſchon aus ihren Rollen auf der Bühne an das Küſſen gewöhnt, ſtand in ihrer Ueberraſchung einen Augenblick unſchlüſſig da. Dann aber hüpfte ſie zuerſt auf mich zu, in deſſen äußerer Erſcheinung noch etwas Knabenhaftes lag, und küßte mich raſch auf die Wange. Vor dem Mathematikus ſtand ſie verlegen da, ſie zupfte einmal an ihrer kleinen „Theeſchürze“, er aber faßte plötzlich Muth, legte den Arm um ihre Schulter und ihre Lippen begegneten ſich in einem langen Kuſſe. Sie vermochten nun uns nicht mehr ins Geſicht zu ſehen, ſondern gingen ſchweigend mit niedergeſchlagenen Augen neben einander her der Stadt zu, während der polternde Alte erſt eine Strecke weit zurückging, um dem Souffleur, welcher noch immer ſeine Angelruthe ins Waſſer hielt, die Botſchaft zu verkündigen, wobei ich ihn begleitete.

Bald darauf ſaß ich wieder an der Tafel in dem großen Saale, in dem das Gelage ſtattfand, während der Mathematikus dem polternden Alten und ſeiner Tochter ihre wenigen Habſeligkeiten einpacken half.

Man hielt ſo eben als ich eintrat einen ſogenannten Liedercomment, bei dem jeder der Reihe nach ein Lied ſingen mußte. Es waren, wie es bei Schülergelagen zu geſchehen pflegt, eben nicht die friſcheſten und poeſievollſten Lieder, die hier zum Vorſchein kamen, oft mit ſinnloſen Refrains, in denen weder Humor noch ein gewiſſes Kraftgefühl lag. Selbſt an ganz ſinnloſen Sätzen fehlte es nicht und der Schauſpieldirector flüſterte dem neben ihm ſitzenden Schauſpieler, der bei der Aufführung des „Don Juan“ die Titelrolle gab und, an die geiſtreichen Ideen der Operndichter gewöhnt, an ſolchen ſinnloſen, erzproſaiſchen Stellen Anſtoß nahm, zu:

„Sinnloſe Reden, lieber Freund, haben ſchon manchen Becher ſauern Naumburger Weines gewürzt. Das iſt die Genügſamkeit der Jugend, die ſüße Romantik der Flegeljahre — o, daß ſie ewig grünen bliebe!"

Zuletzt wurde der eigentliche Rundgeſang angeſtimmt. Man ſang das Lied: „Rundgeſang und Rebenſaft", das mit der zudringlichen Frage ſchließt: Bruder, deine Schöne heißt —? und das der Reihe nach bei jedem einzelnen Zechgenoſſen wiederholt wurde. Hierbei wurden von den Jünglingen förmlich alle Mädchennamen aus ihrer Nachbarſchaft zu Hauſe geplaudert. „Sollte man nicht glauben" — flüſterte der Direktor ſeinem Don Juan zu — „wenn man unſere jungen Wirthe ſo heldenmüthig dieſe Namen ausrufen hört, ſie wären ſchon in choro mit dieſen Mathilden, Ottilien, Julien und Thereſen zum Pfarrer gezogen, um das Aufgebot zu beſtellen? Und dennoch bin ich überzeugt, daß es kaum bei dem einen oder dem andern zu einem verſtohlenen Händedruck gekommen iſt."

Gar mancher aber nannte auch den Namen ſeiner Schweſter und ſchaute dabei recht keck und verwegen drein, als wär' es die Königin von Saba oder eine zweite Cleopatra. Andere hatten Germania, Patria und ähnliche Namen genannt, welche ſich unter den Julien, Luiſen und Thereſen ſeltſam ausnahmen. Ich ſelbſt wollte Libertas nennen, aber da dieſer Name bereits früher genannt war, ſo ſprach ich: Suſanne.

„Die alte Jungfer?“ fragte der Tauſendkünſtler, der das Amt eines Präſes verwaltete.

„Die alte Jungfer Friſch-froh-frei-fromm“, antwortete ich.

„Er nennt die Burſchenſchaft Suſanne“, bemerkte hier erklärend zu ſeinem Nachbar der Direktor, und fuhr dann fort:

„Die Worte friſch, frei, froh, fromm, oder vielmehr der Begriff dieſer vier Worte iſt nicht von den Turnern erfunden. Es iſt ihnen ihre Epoche in der Entwicklung jedes männlichen Individuums angewieſen. Die altteſtamentliche Jungfer Suſanne reitet auf einem Eſelein durch alle Jahrhunderte und labt die Jugend aller Zeiten aus Schläuchen köſtlichen alten Weines, den ſie bei ſich führt. Das iſt der Wein der Keuſchheit, der Leib und Seele gleichmäßig erfriſcht. Manher hat ſchon wie die Turner aus ihrem Schlauche die köſtlichſte Labe getrunken. Nur in der Fülle geiſtiger und leiblicher Geſundheit, welche aus ihm geſchöpft wird und die noch keine Beziehung hat zu einem fremden Geſchlecht, kann der Menſch ſich ſelbſt vollkommen genießen. Die edle Turnerei iſt der Idealismus der von Haus im Grunde ſehr proſaiſchen Flegeljahre. Die Worte friſch, frei, froh, fromm drücken nur Beziehungen des Individuums zu ſich ſelbſt aus. Friſch, froh, frei, fromm kann auch der Einſiedler ſein, der von der Welt abgeſchloſſen im Walde wohnt; friſch, frei, froh, fromm iſt ſogar das Reh, das mit ſeinen großen ſchönen Augen in einem ſtillen Buchengrunde geht. Erſt die Liebe aber entfaltet die ganze Fülle des Menſchenthums.“

Das Gelage war beendigt, die Zecher ſtanden auf und gingen im Saale umher, in Gruppen von Zweien und Dreien, von denen der Eine den Arm um den Nacken des Andern geſchlagen hatte. Man ſah es wohl, das Wort des Lebens hieß hier noch Freundſchaft, und der blüthenreiche Kranz der Emilien, Thereſen und Louiſen war raſch vergeſſen. Ottiliens Liebhaber drückte einen Kuß auf die rothen Lippen von Guſtchens Verehrer, der in Prima neben ihm geſeſſen hatte, und in einem Winkel des Saales tanzten ſogar ein paar Faſelhänſe um einander herum und ſangen das Lied: „Bruder, ick und du“ (ein Seitenſtück zu: Eduard und Kunigunde, das auch in weiteren Kreiſen Anerkennung verdient) und machten ſich dabei, die zehn Finger ausſpreizend, einander lange Naſen zu.

Als draußen die Pferde vor den Perſonenwagen geſpannt wurden, ſtimmte einer der Jünglinge das Lied an:

„Das walte Gott,
Daß wir nach tauſend Jahren
So froh wie heut'
Einander wieder ſähen.“

das in dürren, proſaiſchen Worten eine ſo volle Befriedigung ausſpricht, wie man kaum glauben ſollte, daß die Wirklichkeit des Daſeins ſie jemals gewähren könnte. Dennoch konnten ſeine Gefährten ſämmtlich mit gutem Gewiſſen in das Lied einſtimmen und kräftige Jugendſtimmen trugen dieſes nur in etwas übermüthige Worte eingekleidete Lob- und Danklied zum Throne des Höchſten empor. Dieſer aber ſah nachdenklich und ſinnend auf ſeine ſchöne Erde herab und fand von Neuem, daß Alles gut war.

In der Abenddämmerung ſetzten ſich die drei „Gelegenheiten“, die Perſonenwagen, die auf dem vielkantigen Steinpflaſter klirrend und brummend wie ſchwerfällige Kreiſel, unter dem Gebell der Hunde wieder in Gang. Dicht hinter ihnen her und gleichſam unter ihrem Schutze zogen zwei Wagen, welche die Schauſpieler mit ihren Habſeligkeiten und die Kinder des Direktors führten, aus der Stadt. Vergnügt hatte jedes Mitglied der Truppe zu der Zeit, welche die Schüler zur Abreiſe beſtimmt hatten, mit ſeinem Bündel unterm Arm auf dem Markte, wo jetzt die lange Reihe ſämmtlicher Wagen aufgeſtellt war, ſich eingefunden. Nur der erſte Liebhaber, der noch ganz zuletzt kam und als Proviant eine Anzahl gebratener Tauben in eine Zeitung eingewickelt bei ſich führte, zeigte ein verdrießliches Geſicht, denn er hatte die Bekanntſchaft einer ältlichen, aber reichen und vornehmen Dame aus der Reſidenz gemacht, die ſich einer Erbſchaftsangelegenheit wegen hier aufhielt, und gehofft, bis zu ihrer Rückreiſe ſein Schürzenſtipendium bei ihr genießen zu können.

Als die ganze Geſellſchaft zum Stadtthor hinausfuhr, hörte ich aus dem hinterſten Wagen her die Arie erſchallen:

„Reich mir die Hand, mein Leben,
Komm auf mein Schloß mit mir!“

Es war der gefeierte Don Juan der Truppe, der, ſich in vergnüglichen Opernphantaſieen wiegend, ſich eben behaglich auf ſeinem Eckplatze zurechtſetzte, und mit dem blanken Stahl auf einen Feuerſtein loshämmerte, um ſeine Pfeife in Brand zu ſetzen.

Der Schauſpieldirektor hatte ſeinen Platz unter den Schülern und Studenten genommen. Der Mathematikus aber ſaß Linchen gerade gegenüber unter den Schauſpielern.

Die Schauſpieler übernachteten in einem Wirthshauſe vor dem Thore der Stadt Finklersburg, wo wir ihnen nicht ohne eine zarte Hindeutung auf die zerbrechlichen Fenſterſcheiben des Wirthes einen neuen Credit eröffnet hatten. In der Frühe des folgenden Morgens ſetzten ſie ihren Weg fort und als eben die Glocken der alten Univerſitätsſtadt zum Oſterfeſte in die Kirche läuteten, zog dieſe leichtſinnige Geſellſchaft zu den Thoren derſelben herein.

3.

Deutſche Studenten.

Auch wir folgen ihnen nach Verlauf einer kurzen Friſt dahin nach. Die wackern Pfarrer und Pächter in der Provinz hatten dafür geſorgt, daß auch diesmal der nöthige akademiſche Nachwuchs pünktlich beim Beginn des neuen Semeſters, wie es am ſchwarzen Brete angekündigt war, bei den Profeſſoren anklopfen konnte. Rothe Backen, einen Beutel voll Mutterpfennige und den gehörigen Leichtſinn hatten ſie nicht zu Hauſe auf ihren Dörfern gelaſſen, denn man gebraucht ſie nothwendig zum deutſchen Studentenleben. Beſonders den Leichtſinn. Denn um da mitleben zu können, wie hier ſeit Jahrhunderten gelebt worden iſt, muß der junge Student vor allen Dingen die Ermahnungen in den Wind ſchlagen, die er von

Eltern und Lehrern auf den Weg bekommen hat und die, wenn er dafür hätte Fracht zahlen müſſen ihn hundertmal mehr gekoſtet hätten, als ſeine Kleider, Bücher, Pfeifen und die von dem jüngſten Brüderchen auf ein akademiſches Triennium im Voraus fabricirten Fidibus zuſammengenommen, ſo daß er arm wie eine Kirchenmaus am Orte ſeiner Beſtimmung angelangt wäre. Will er das dem Vater gegebene Verſprechen erfüllen, ſich vor den Weibern zu hüten, ſo muß er unter die Burſchenſchaft gehen, will er der Mutter folgen und ſich vor den Demagogen in Acht nehmen, ſo tritt er in eine Landsmannſchaft ein und lebt wie Gott in Frankreich. Beides iſt gegen die daheim getroffene Abrede. Sich um keinen Preis auf deutſchen Hochſchulen zu duelliren, hat er ſogar ſeiner Couſine zuſchwören müſſen, ehe ſie ihm in der Laube den Abſchiedskuß bewilligte. Und zum Ueberfluß, obgleich die helläugige Nixe, die Loreley des deutſchen Studentenlebens, ſchon freilich dem Auge des Philiſters unſichtbar, auf den Bahnhöfen ſteht und die ankommenden „Füchſe“ einfängt, um ſie den akademiſchen Verbrüderungen zuzuführen, ſo läßt ſich doch bei ihrer Beſtallung als Studioſen der Prorector alle jene zahlloſen Verſprechungen noch einmal durch einen Handſchlag an Eides Statt bekräftigen. Demnach begreifſt Du wohl, mein lieber Leſer, daß der liebe Gott in ſeiner Weisheit in deutſchen Univerſitätsſtädten alle Hände voll zu thun hat, um nur Sonnenſchein genug zu machen für die Herzen der deutſchen Studenten und mit dieſem die furchtbaren Gewiſſensbiſſe zu zerſtreuen, die ſo leicht in ihrer Bruſt erwachen könnten, und Du begreifſt ferner, daß es ihm oft an Zeit fehlen muß, auch unſere armen Philiſterſeelen immer pünktlich mit Sonnenſchein zu verſorgen. Daher auf ſeiner ſchönen Erde die vielen Staatshämorrhoidarien, hypochondriſchen Schriftſteller und die vielen andern Menſchen aus allen Ständen und Verhältniſſen, deren Seele oft bis zu Tode betrübt iſt ... ſie aber ſingen und jubeln von Geſchlecht zu Geſchlecht:

„Wir ſitzen hoch zu Pferde
Und reiten durch die Welt,
Wie der allerſchönſte Siegesheld.“

Wenige Wochen waren erſt wieder ſeit dem Beginne des neuen Halbjahrs verfloſſen, da ſchlenderten die „Füchſe“ ſchon ſo gravitätiſch-nachläſſig durch die krummen Gaſſen der alten Univerſitätsſtadt, als hätten ſie hier die Häuſer von ihren Urgroßvätern geerbt, und es war kein Wirthshaus in der Stadt, in dem nicht die erſt kürzlich aus der Heimath wieder angelangte Jugend bereits die Röcke an den Nagel gehängt, die Hemdsärmel aufgekrämpelt und die Arme auf den Tiſch geſtützt hätte, kein öffentlicher Garten blühete vor den Thoren, in dem ſie nicht bereits zu Hauſe war und durch ihr fröhliches Rufen das Rollen der Kugeln, welche ſie auf der glatten Kegelbahn entlang ſandte, übertönte.

Eben ſchlug es auf einem der Kirchthürme in der Vorſtadt ſechs Uhr, da wurde es in einem dieſer Gärten auf einen Augenblick ſtill, das Rollen der Kugeln verſtummte plötzlich. Jeder der hier anweſenden Muſenſöhne warf ſeinen Rock über, während ein Schwabe, der ſich unter ihnen befand, bereits zu dem Strome am Ende des Gartens hinabgeeilt war, um einen Kahn loszulöſen, der dort befeſtigt war. Dieſe kindliche Seele ſa auch bereits im Kahne und träumte von den Wellen des Neckars, als die Uebrigen den Bergabhang hinabſtiegen, an dem der Garten lag. Als Alle eingeſtiegen waren, ſtieß der Schwabe mit einem kräftigen Ruderſchlage ſeinen Kahn vom Lande ab und ruderte ihn quer über den Strom hinweg in der Richtung nach einem Hauſe zu, das einſam am Ende einer von Pappelpflanzungen durchſchnittenen Wieſe lag. Ueber die Wieſe hinweg, von der Brücke her, welche von der Stadt aus über den Strom führte, ſchritten gleichzeitig ebenfalls mehrere Gruppen von Studenten dem einſamen Hauſe zu. Alle blieſen aus ihren Pfeiſen große Wolken vor ſich her und disputirten dabei ſehr eifrig über Gegenſtände der Philoſophie und Politik. Nur zwei Füchslein — darunter der Erzähler dieſer Geſchichte, der ſich dem Leſer bereits unter dem Namen Ferdinand Hobohm vorzuſtellen die Ehre hatte — welche dem einſamen Hauſe bereits am nächſten waren, gingen ſchweigend und ohne zu rauchen nebeneinander her.

In feierlicher Stimmung näherten ſich die Beiden dem Hauſe, das ſie zuerſt von all den Muſenſöhnen, welche in maleriſchen Gruppen demſelben zuſchritten, erreichten. Das Haus auf der Wieſe, urſprünglich ein Gaſthaus, war gar nicht unanſehnlich, es war vielmehr ein ganz ſtattliches Haus, in dem damals, eine Treppe hoch, die Burſchenſchaft reſidirte.

Wir traten ein, ohne daß von den Leuten, die hier in der Wirthſchaft beſchäftigt waren, ſich Jemand um uns gekümmert hätte. Wir ſtiegen eine Menge von Stufen hinan und öffneten ohne anzuklopfen dann ein Zimmer, das dem Sprecher der Burſchenſchaft gehörte und von dieſem ſeiner Verbindung zugleich als Leſe- und Verſammlungszimmer zur Verfügung geſtellt war. Der Bewohner der Stube befand ſich nicht daheim, dennoch war ſie unverſchloſſen, da die Burſchen hier den ganzen Tag aus und eingingen. Auf dem Tiſche lagen etwa vier politiſche Zeitungen und einige Literaturblätter, auf welche die Burſchenſchaft abonnirt war. Aus einem offenſtehenden Glasſchranke ſchauten politiſche Bücher und Flugſchriften hervor, an den Wänden hingen die Bilder liberaler ſüddeutſcher Abgeordneten und politiſcher Dichter. Ein Ziegenhainer ſtand im Winkel des Zimmers. Dagegen fehlte es an Büchern, welche bei dem Bewohner des Zimmers auf ein beſonderes Fachſtudium hätten ſchließen laſſen. Ein Dintenfaß ſtand auf dem Fenſterbrette; eine Feder aber hätte man wahrſcheinlich erſt den Gänſen auf dem Hofe ausrupfen müſſen, wenn die Burſchenſchaft, deren Sekretär während der Verſammlung gewöhnlich eine Bleifeder aus der Weſtentaſche hervorzog, ihrer benöthigt geweſen wäre. Daneben lag eine Mappe, aus der ein angefangenes Collegienheft hervorſchaute. Es enthielt jedoch kaum zwanzig Zeilen und die Dinte, mit der es geſchrieben, war ſchon verblaßt.

Die Burſchen gingen theils noch unter den Pappeln vor dem Hauſe auf und ab, theils hatten ſie ſich auf den Bänken vor demſelben niedergelaſſen, da einer von ihnen die Nachricht mitgebracht, daß der Bewohner des Leſezimmers, ohne welchen die Verſammlung nicht begonnen werden konnte, weil er zum zeitigen Sprecher der Verbindung erwählt war, ſich noch in der Stadt befinde. Nur Ein Mitglied derſelben, der „Leſewart“ der Burſchenſchaft, trat kurz nach uns ins Zimmer und legte ein Pack neuer Zeitungen, das er ſo eben ſelbſt von der Poſt abgeholt, und einige neue Flugſchriften, die ihm der Buchhändler ins Haus geſchickt hatte, auf den Tiſch. Seine Freunde nannten ihn den Brochürenkönig oder den Literaten und er gehörte zu einer ſchon durch dieſe Namen hinlänglich bezeichneten Gattung von Studenten, von der gewiß jede Burſchenſchaft ein Exemplar aufzuweiſen hatte. Ihnen wurde es nachgeſehen, wenn ſie ſich etwa im Leſezimmer verſpäteten und nicht zur rechten Zeit auf den Fechtboden kamen, ſie ſorgten für ihren Theil in den Kränzchen für die in den Statuten der Burſchenſchaft vorgeſchriebene „Wiſſenſchaftlichkeit“, ſchleppten ohne Ruh und Raſt verbotene, meiſt in der Schweiz erſchienene Bücher für ſie herbei, redigirten die neuen Auflagen der Commersbücher, ſchalteten zum Theil recht ſchlechte Lieder von den neuen politiſchen Dichtern ein, laſen dann bogenweiſe die Correcturen dieſer Bücher, bevor ſie fertig mit dem unvermeidlichen Motto aus dem ehrlichen Seume:

„Wo man ſingt, da laß dich ruhig nieder,
Böſe Menſchen haben keine Lieder.“

und mit dem an Körner erinnernden gekreuzten Leier und Schwert vor den Muſenſöhnen auf der „Biertafel“ aufgeſchlagen dalagen, ſie ſchrieben und ſammelten ferner die mannigfaltigen alten und neuen Volkslieder, Schnaderhüpfel und „Bummelverſe", welche auf ihrer Reiſe durch Deutſchland bei den Studentenverbindungen ſo wenig verſäumen anzuklopfen, als eine Schaar von böhmiſchen Muſikanten, wenn ſie in ein Dorf kommt, ein ſtattliches Bauernhaus in demſelben vorbeigeht; auch unterhielten die Literaten der Burſchenſchaft Verbindung mit einer oder der andern liberalen Zeitung, um bei Angriffen auf die akademiſche Lehrfreiheit ſofort ins Horn blaſen und alle die alten „flotten Häuſer" in Aufruhr bringen zu können, welche nur jemals auf deutſchen Hochſchulen einen frohen Tag gehabt; — dieſe ſiegreiche Armee aber erſtreckt ſich ſehr weit, ſie hat in der kleinſten Schreibſtube wie in jedem Miniſterium des geiſtlichen Unterrichts und der Medicinalangelegenheiten in Deutſchland ihren Landſturm ſitzen, ihre Agenten durchwühlen fortwährend das ganze Philiſterium und ſo kommt es, daß noch immer ein Reſt von akademiſcher Freiheit auf dieſer ſchönen Erde zurückgeblieben iſt. Die akademiſchen Broſchürenkönige ſind unermüdlich thätig für die Zwecke der deutſchen Jugend; ſie wären im Stande eine Collecte zu ſammeln, um die Times für ihre Zwecke zu beſtechen, — wenigſtens iſt es ſchon dageweſen, daß plötzlich im Journal des débats der Bierbaß eines ſolchen deutſchen Broſchürenkönigs vernommen wurde, dem man einen ſeiner Freunde auf's Carcer geſteckt hatte. — Der Broſchürenkönig, den wir hier trafen, erzählte uns in der Kürze die Geſchichte der im Jahre 1841 neugegründeten Burſchenſchaft und hatte eben geendet, als ſich das Zimmer mehr zu füllen begann. Die meiſten der Burſchen waren ganz ſchlicht gekleidet, als Abzeichen ihrer Verbindung trugen ſie einfache graue Mützen, nur einige wenige ein an die berühmten Burſchentage erinnerndes Barett. Zuletzt trat der Hausherr ein und drängte ſich durch die Schaar der im Zimmer umherſitzenden und ſtehenden Freunde hindurch zu dem Tiſche in der Mitte der Stube, der nun auch als Präſidententiſch dienen mußte und auf den jetzt einer oder der andere die Zeitung, die er eben in der Hand hatte, niederlegte. Der Sprecher der Burſchenſchaft mochte kaum zwanzig Jahre zählen; aber wohlhabend und durch den Tod ſeiner Eltern früh zur Selbſtſtändigkeit gelangt, ohne in einer großen und angeſehenen Familie jemals eigentlich verwaiſt geweſen zu ſein, verrieth ſein ganzes Weſen eine bei ſo großer Jugend merkwürdige Sicherheit. [illegible] allzu oft, lieber Leſer, möchte Dir ſchon einmal die Jugend von einem Menſchenantlitz ſo freundlich und ewig heiter entgegengeſtrahlt ſein, als von ſeinem ausdrucksvollen Kopfe mit dem dichten dunkeln Haar, den gebräunten Wangen und den ewig lächelnden Mienen. Es war ein Jüngling von hoher Geſtalt, deren Kraft und untadlige Bildung nicht ohne Grund auf eine lange Reihe von Ahnen hindeuteten, wenngleich von dem gewöhnlichen Selbſtgefühl des Adels in ſeinem Weſen und Benehmen nicht die leiſeſte Spur zu finden war.

Das Ideal (wie ſeine Freunde ihn ſcherzweiſe, jedoch nicht ohne tiefere Bedeutung nannten) nahm mich und meinen Begleiter zuerſt feierlich in die Burſchenſchaft auf, indem er eine kurze Anſprache an uns richtete und uns ſodann aufforderte, ihm als treue Bekenner derſelben an Eides Statt die Hand zu reichen.

Es iſt hier nicht der Ort, die Grundſätze der damaligen Burſchenſchaft, welche man in die Worte: Wiſſenſchaftlichkeit, Ehrenhaftigkeit und Sittlichkeit zuſammenfaßte, zu entwickeln. Neben den politiſchen Beſtrebungen, welche ganz mit denen der Liberalen aus jener Zeit übereinſtimmten, machte ſich vor Allem eine gewiſſe ethiſche Gewalt geltend, welche die Burſchenſchaft oft tyranniſch über ihre Mitglieder übte. Die ferneren Verhandlungen dieſer Verſammlung werden dies beweiſen. Das „Ideal“ richtete nämlich jetzt Anklagen gegen verſchiedene der Anweſenden.

Es verklagte zuerſt den Brochürenkönig „wegen Profeſſorenumgangs“ und entwickelte, wie in frühern Zeiten die Profeſſoren mit den Studenten auch für das Leben in einer großen akademiſchen Gemeinſchaft geſtanden und mit ihnen ein gemeinſames Heerlager gegenüber dem „Philiſterthum“ gebildet hätten. Er nannte ſie Abtrünnige und ſagte, daß in dieſer Zeit kein ordentlicher Student mit einem Profeſſor umgehen dürfe. Jedoch gelang es dem Brochürenkönig, die Lacher auf ſeine Seite zu ziehen, indem er die nicht ganz grundloſe Behauptung aufſtellte, das Ideal habe den Plan entworfen, die Profeſſoren mit ihren Frauen und Töchtern, ſowie die Stiefelwichſer der Studenten vollſtändig mit den Studenten in den akademiſchen

Verband aufzunehmen und zunächſt unter akademiſche Gerichtsbarkeit zu ſtellen. Dennoch erfolgte ſeine Freiſprechung nur mit der Mehrheit Einer Stimme.

Faſt nicht minder charakteriſtiſch war die nun folgende Anklage.

Ums Jahr 1840 war eine Anzahl alter Burſchenſchafter von den Feſtungen zurückgekehrt, um wo möglich ihre Studien hier endlich zu beenden. Sie begannen aber bald in der romantiſch an den hohen Stromufern gelegenen Vorſtadt, wo ſie ihre Wohnſitze aufgeſchlagen hatten, eine tolle Wirthſchaft.

Schon früh des Tages fanden ſie ſich zuſammen, und begannen zu trinken. Da es ihnen ſtets an Geld fehlte, ſo nannten ſie ſich ſelbſt in bitterem Hohne Lumpen und ihre neue Verbindung Lumpia.

Nun war einer der alten Lumpen, der ſpäter auch der neuen Burſchenſchaft angehörte, ſchwer erkrankt. Aber es zeigte ſich, während in einem ſolchem Falle jede andere und gerade die auf den gröbſten Lebensgenuß berechnete Studentenverbindung ſich dem erkrankten „Bruder“ gegenüber ſtets wie mit Einem Schlage in eine Geſellſchaft von barmherzigen Brüdern zu verwandeln ſcheint, unter den Burſchenſchaften eine auffallende Vernachläſſigung ihres Kranken; über dem geiſtigen Ringen war der der nicht mehr mit ihnen vorwärts ſtreben konnte von dieſen jugendlichen Geiſtern bald vergeſſen, und der Hülfloſe mußte endlich in ein Spital gebracht werden.

Bei einem Beſuche im Spital erfuhr das „Ideal,“ daß dem kranken Freund ein Hemd noth thue und befahl daher einem „Fuchs“ der Burſchenſchaft, ihn mit einem ſolchen zu verſorgen. Aber auch das Füchslein hatte in dieſem, keineswegs gemeinen, aber ſehr egoiſtiſchen Treiben keine Zeit, an den kranken Lumpen zu denken, und verſäumte das ihm auferlegte Werk der Barmherzigkeit.

Nachdem deshalb jetzt eine Anklage vom „Ideal“ entwickelt war, erhielt der junge Student das Wort zu ſeiner Vertheidigung. Er ſprach ungewöhnlich kurz und trotzig:

„Ich kenne ja den kranken Lumpen gar nicht; ich ſah ihn ein einziges Mal, in der Sonne vor dem Spitale ſitzen, als ich mit andern Mitgliedern der Burſchenſchaft nach Tiſche auf die Haideſchenke hinausging. . . .“ Dennoch wurde bei der Abſtimmung der für die Verſäumniß beantragte „geſchärfte Verweis“ nur in einen „einfachen Verweis“ umgewandelt, und manches ſtolze Herz mochte noch überdies dies Hemd daran gemahnen, daß neben der friſchen Jugend und oft recht dicht neben derſelben ein Leben voll Kummer und Elend hingeht, wo ſelbſt die größte Genügſamkeit nicht mehr vor bitteren Entbehrungen ſchützt.

Wie ſehr aber die Burſchenſchaft unabläſſig an ſich ſelber arbeitete, davon gab noch mehr folgender komiſche Vorfall Kunde. Mit Verdruß hatten die Mitglieder derſelben, die rechtmäßigen und natürlichen Erben des grübelnden Hamletgeiſtes der alten Wittenberger Studenten bemerkt, daß einige ſeichte und oberflächliche Köpfe, welche eben deshalb hier auch in geſelliger Hinſicht keinen Einfluß üben konnten, ſich in ihre Mitte eingeſchlichen hatten. Es wurde daher eine Anklage wegen völliger Unbedeutenheit gegen ſie erhoben.

Das Ideal begründete auch dieſe Ausſage und drei Burſchenſchafter ſchlichen gegen das Ende der Sitzung, für immer aus der Burſchenſchaft ausgeſchloſſen, aus der Verſammlung hinweg.

Nachdem nun noch der Finanzminiſter der Burſchenſchaft, genannt der Caſſenwart, Bericht erſtattet hatte, wurde die Verſammlung geſchloſſen und wir zogen gemeinſam in ein Wirthshaus in der Stadt.

Hier nahm das Ideal an meiner Seite Platz und ich erfreute mich alsbald herzlich an der wohlthuenden Behaglichkeit ſeines Weſens. Sie war um ſo ſchätzenswerther, als ſie wohl unterſchieden war von jener trägen Gemüthlichkeit, die ſich ſprachlos in ſich verſchließt und ſich höchſtens durch ein ſelbſtzufriedenes Händereiben kund gibt, ſondern, wie eine angenehme Wärme, ſich Allem mittheilte, was ſich mit ihm innerhalb derſelben vier Wände befand. Seine ganze ſchöne und edle Natur gab ſich jeden Augenblick im Umgange vollſtändig ſchon während des einfachſten Geſpräches kund, und in ſeinem Weſen war nichts Räthſelhaftes, nichts Geheimnißvolles, es lag ſtets offen da. Mit der Feder in der Hand zu wirken, wäre für ihn eine Unmöglichkeit geweſen; überall aber, wo die ganze Perſönlichkeit entſcheidend in's Gewicht fällt, durfte man ſeiner ganzen Natur nach das Bedeutendſte erwarten. Es war daher ein glücklicher Griff, daß der Baron ſich den Beruf des Arztes zu ſeiner künftigen Lebensbeſtimmung gewählt hatte. Seine Freunde aber dachten ihn ſich bereits mit Vergnügen als den künftigen gefeierten politiſchen Redner oder Kammerpräſidenten; ſeinen Geſprächen zuzuhören war ein wahrer Genuß, denn ſeine einfachen und natürlichen Urtheile trafen ſtets den Nagel auf den Kopf. Sprach er aber über Angelegenheiten des politiſchen und bürgerlichen Lebens, ſo verband ſich mit der gemüthlichen Wärme, welche ſeine Aeußerungen durchſtrömte, eine Klarheit und Ueberzeugungskraft, die an mathematiſche Beweisführung erinnert, ſo daß man in Verſuchung war, die Figuren dazu mit Kreide auf den Tiſch zu malen.

Durfte man nun ſo von ihm Großes in der That für die Zukunft erwarten, ſo galt er, wie ſchon der Name ſagt, unter dem wir ihn einführten, und wie ſein ganzes Weſen für den Augenblick ſo vollkommen in der Burſchenſchaft aufging, wenn er in einem harmoniſchen Daſein ſein Bier trank, die zuvor ſorgſam von ihm geſchälten Salzgurken als mäßige Abendmahlzeit verzehrte und dabei in heiterer Laune und mit wohltönender Stimme über die Angelegenheiten des deutſchen Vaterlandes ſchwatzte, jetzt wohl allen ſeinen Kameraden in der That als ein Ideal. Wenigſtens erſchien er mir damals ſo, der ich mich erſt ſpät von ihm trennte und im fröhlichen Verein der Genoſſen dann allabendlich ihn wieder aufſuchte.

4.

Das Leben eines niederſächſiſchen Bauern.

Einige Monate waren uns im fröhlichen, aber einförmigen Studentenleben vergangen, als die Wiederkehr der jährlichen Wahl und Einkleidung des neuen Prorectors allerlei bedeutende Feſtlichkeiten für uns herbeiführte. Der neue Prorector erhielt einen Fackelzug, bei dem wir jüngern Studenten als ſogenannte „Renommirfüchſe“ in eine phantaſtiſche Tracht gekleidet wurden und mit langen Schleppſäbeln einherzogen, um dem gaffenden Volke gegenüber die Stelle der hohen Polizei zu vertreten, welche ſich heute, zufolge einer alten akademiſchen Gerechtſame, nirgends blicken laſſen durfte.

An den Fackelzug ſchloß ſich ein Commers in dem Saale eines Gaſthofes vor der Stadt an, der faſt die ſämmtlichen Studenten der Univerſität zu faſſen vermochte. Der Morgen graute bereits, als eine Schaar von Trunkenen, welche auch den Ausgang des Saales beſetzt hielt, noch den „Fürſt von Thorn“ aufzuführen begann. Andere, denen ich mich ſelbſt anſchloß, ſuchten ſich dem zu entziehen. Das „Ideal“ öffnete ein Fenſter des Saales, das in's Freie hinausging und durch das ſogleich die friſche ſcharfe Morgenluft hereindrang und ſprang zuerſt hinaus, faſt mitten in ein Kornfeld hinein. Gar mancher folgte ihm nach, denn der Vorſchlag, nach einem kaum 10 Minuten entfernten, im freien Felde gelegenen Dorfe hinauszuziehen und dort zu frühſtücken, fand großen Anklang.

Biſt Du ſelbſt, lieber Leſer, ſchon einmal nach einer im Zecherkreiſe durchwachten Nacht in aller Frühe durch ein thaufeuchtes Kornfeld gegangen? Du wirſt dann Dir eine Vorſtellung von dem machen können, was jetzt in meiner Bruſt vorging. Eine Lerche, aufgeſcheucht durch die frühen Wanderer, fuhr plötzlich aus ihrem Neſte mitten in den Saaten ſingend in die Luft empor. In einiger Entfernung ſchnitt ein Knecht aus dem

Dorfe mit einer Senſe, die wie eine Maultrommel durch's Feld klang, in einem blühenden, mit vielen rothen Klatſchroſen durchwachſenen Kleefelde Klee für den Bedarf des Tages auf einem Bauernhofe, und eine Magd lud den friſchgeſchnittenen behutſam auf ein Wäglein, vor dem ein braunes Pferd ſtand, welchem man einen Arm voll des feuchten blühenden Klees vorgeworfen hatte, den es mit großem Behagen zum Frühſtück verzehrte. Knecht und Magd hielten in ihrer Arbeit ein und betrachteten verwundert unſern Zug, der ſich in der Tracht vom vorigen Abende jetzt, wo eben die Sonne des neuen Tages emporſtieg, recht ſeltſam ausnahm. Guten Morgen, meine Herren! rief der Knecht mit lauter Stimme uns zu; einige ſcherzten im Vorübergehen mit der Dirne, ich ſchlug vor dieſen beiden rüſtigen Arbeitern die Augen nieder und in meinem Innern rief bei ihrem Anblicke eine Stimme: O nur kein verlornes, verfehltes Daſein auf dieſer Welt, — ich könnt' es nicht ertragen!

Wir fanden den Hof des Bauernwirthshauſes im Dorfe bereits geöffnet; es war derſelbe große Bauernhof, aus dem Knecht und Magd ſo früh zum Futterholen auf's Feld gezogen waren. Da indeſſen das Haus ſelbſt verſchloſſen war, ſo begaben wir uns in den großen Baum- und Raſengarten nebenan, wo Einige auf den in der Mitte des Gartens aufgeſchlagenen hölzernen Bänken ſich ausſtreckten, während man Andere bald im hohen Graſe ſchnarchen hörte. Alsbald kehrten Knecht und Magd vom Felde zurück, und während der Knecht von einem Stall zum andern ging, um dem Vieh ſein Futter zuzutheilen, bereitete die Magd an einem ſtarken Feuer auf dem großen Heerde des Hauſes den Morgentrank, den ſie dann in mächtigen Kannen, deren ſie mehrere zu gleicher Zeit im Arme trug, in den Baumgarten brachte und in der Mitte desſelben auf der hölzernen Tafel niederſetzte. Die kleinen runden blauen Taſſen, an denen Kühe mit Melkerinnen abgebildet waren, brachte ſie alsdann in einem Korbe und den braunen „Zuckerkand“ in einer Schüſſel, aus der ſich jeder ſein Stück herausnehmen mußte.

Die Sonne ſtand bereits in voller Pracht am Himmel, als wir meiſt einzeln oder in kleinen Gruppen, um nicht in der ſeltſamen Tracht am hellen Morgen Aufſehen zu erregen, in die Stadt hineinſchlichen. Ich war einer der erſten, die ſich entfernten, traf aber doch bereits im Felde zwei alte Schulzen aus meiner Heimath, welche hierher berufen waren, um Behufs der Ackerſeparation den Werth der einzelnen Felder abzuſchätzen, mit ihren Spaten in voller Arbeit. Die beiden Alten zogen in ihrem Beruf wie Apoſtel im Lande umher und predigten dabei den Bauern das Evangelium der Aufklärung. Wir nennen den einen den Schulzen Boddenſmecker,*) den anderen den Schulzen Feldrain.

Der Schulze Feldrain ſtand etwas abſeits vom Wege, ſo daß wir uns nur von Ferne begrüßen konnten. Schulze Boddenſmecker dagegen ſtand gerade, von der Morgenſonne beſchienen, in ſeiner „Pudelmütze" an einem Rain und wühlte wie ein Maulwurf im Schooße der Erde. In kurzen Lederhoſen, mit dem breiten Bruſtlatz und dem Rocke nach altem Schnitte ſtand er da. Das runde, wohlgenährte, röthlichſtrahlende Geſicht mit der Habichtsnaſe und den kleinen freundlich blinzenden Augen, dem kurzen Halſe und den unverhältnißmäßig breiten Schultern gab der kleinen, nach bäuriſcher Weiſe etwas nach vorn geneigten Geſtalt des alten Ackermanns ein eigenthümliches Ausſehen.

---

*) Bodenſchmecker.

Der Alte ſtieß den Spaten neben ſich in den Rain, ſchob dann ſeine Mütze weit in den Nacken hinein, um mich genau zu betrachten und lachte, indem er meine Hand kräftig hin und her ſchüttelte, laut und herzlich über den ſeltſamen Aufzug ſeines Landsmannes, aus deſſen Bruſt ſich ein tiefer Seufzer losrang; denn ich beneidete in der Stille Allen, die ich heute bereits hier auf dem Felde beſchäftigt geſehen, ihre einfache ländliche Verrichtung.

Der alte Schulze aber begann alsbald, Gott den Vater zu loben, der ſich in der Natur ſo herrlich offenbare und deſſen Weisheit er beſonders zu rühmen wußte; an das Lob des Herrn knüpfte ſich dann ganz unmittelbar und ungezwungen das Lob des von ihm erſchaffenen fruchtbaren Bodens, den er hier gefunden und dem er ſeinen Platz in der erſten Ackerclaſſe anzuweiſen gedachte; und endlich kam er auf ſein Lieblingsthema, den Brand im Waizen, zu deſſen gänzlicher Vertilgung er im 99. Stück des allgemeinen Anzeigers der Deutſchen vom Jahre 18** die Mittel angegeben habe. Er ſchloß nun mit Klagen über den alten Pfarrherrn ſeines Orts, der im 130. Stück des allgemeinen Anzeigers von 18** ihm in einer anonymen Erwiderung höhniſch geantwortet habe, woran ſich dann noch eine Anklage gegen den ganzen geiſtlichen Stand knüpfte.

Mit dem Verſprechen, die beiden Schulzen Abends zu beſuchen, verabſchiedete ich mich von dem Alten. Als der Abend des Tages herankam und ſie vom Felde auf ihr Zimmer zurückkehrten, welches ſich in demſelben Gaſthofe vor der Stadt befand, wo das Leſezimmer der Burſchenſchaft war, ging ich aus dieſem, in dem ich mich um dieſe Zeit gewöhnlich aufhielt, zu ihnen hinüber. Sie hatten ſich eben ihrer ſchweren Bauernröcke entkleidet und die kurzen Tuchjacken angelegt, auch die großen hohen Stiefeln von ungeſteiftem faltigem Leder, deren oberer Theil mit den gewaltigen Ziehriemen auf den Boden herabgeſunken war und der Längs nach ausgeſtreckt dalag, mit den bequemen „Schlarmen“ vertauſcht. Sie ergriffen meine Hand und ſchüttelten und drückten ſie. Dann holten ſie ihre geflochtenen „Towelkiepen“ herbei, die mit den zum Tragen an ihnen befeſtigten Stricken an zwei Nägeln an den Wänden aufgehängt waren, öffneten ſie, zogen jeder ſein „Meſt“ (Taſchenmeſſer) hervor und begannen zwei lachende große Schinkenſtücken, ſo wie zwei vortreffliche Blut- und Zungenwürſte auf's Kräftigſte damit zu bearbeiten. Zwei hölzerne Kapſeln, welche aufgeſchroben wurden, enthielten ſchöne goldgelbe, wenn gleich nicht mehr friſche und etwas ſcharf geſalzene Butter. Zwei gut ausgebackene Landbrode von gewaltigem Umfange, welche gleich dem „Schweinsgut“ bereits die Reiſe von den Dörfern der beiden Schulzen in die Stadt gemacht hatten, und durch das Alter, wie ein edler Wein, nur kräftiger, geſünder und nahrhafter geworden waren, lagen vor ihnen auf dem Tiſche. Nachdem ſie von dieſen handfeſten Gerichten nicht allein ſich geſättigt, ſondern auch ihren Gaſt reichlich bewirthet, und dann noch, wie einſt die Jünger des Herrn, nachdem die fünftauſend Mann geſpeiſt waren, große Vorräthe wieder in ihre

Körbe geleſen hatten, ſtreckten ſie ihre Hände aus nach den noch friſchen Blättern der „Zeitunge“, die in zwei Exemplaren neben den zwei Landbroden lag; denn ſo wie Jeder von ſeinem eigenen Brode abſchnitt, ſo hatte auch Jeder ſein eigenes Exemplar der „Zeitunge“, — ein Wort, das ſie von „Zunge“ herzuleiten ſchienen.

Die beiden Alten hatten zuvor ihre Taſchenmeſſer abgewiſcht und begannen nun die Beilage vom Hauptblatte herunterzuſchneiden, wie ſie bisher von ihren Schinken ein Stück nach dem andern heruntergeſäbelt hatten. Ihre Haltung hatte beim Leſen nichts von der nachläſſigen Ungezwungenheit unſerer Zeitungsleſer in den Kaffeehäuſern; ihre Füße waren behutſam auseinandergeſetzt, nicht übergeſchlagen, ihr Körper wie beim Pflügen mehr vor als rückwärts geneigt, die Hände hielten ſie frei und es wurde ihnen ſichtlich nicht leicht, die hohen Quartblätter darin zu handhaben. Augen und Naſen waren mit großen Hornbrillen geſchmückt und bekränzt, und beim Leſen wurden Lippen und Hände mit in Bewegung geſetzt. Während des Leſens tranken Beide zur Stärkung zuweilen aus einem Kruge, — das Einzige, was ſie in ihrer

Wirthſchaft außer der Stube gemein hatten. Er war voll von ſchwarzem, kräftigem ſogenannten Erntebier, das in den Wirthshäuſern beſonders bei den Fuhrleuten beliebt iſt, auf den Ackerhöfen aber vor der Ernte aufgefüllt und von den Mähern während der Arbeit aus Steinflaſchen getrunken wird.

Von Zeit zu Zeit, wenn Einer der beiden Alten etwas beſonders Merkwürdiges fand, las er es laut vor und der andere las es in ſeinem Blatte leiſe nach, woran ſich dann gewöhnlich ein Geſpräch anknüpfte. Es fehlte dabei nicht an manchem komiſchen Zuge, der mich aufmerkſam machen mußte auf die Eigenthümlichkeiten, welche ſich für ſchlichte Volksgeſtalten wie dieſe aus den erſten Berührungen mit der Cultur ergeben. So las Feldrain, ein ſchlichter und weniger redſeliger Mann als Boddenſmecker, einmal vor:

„Aus Böhmen werden von Neuem in dieſem Herbſt große Laſter auf der Elbe verſendet, die ſpäter anderweitig verpackt bis nach Rußland hineingehen.“

„Laſten! Laſten!“ — verbeſſerte ihn Boddenſmecker, der bereits einige Zeilen weiter geleſen hatte. — Es iſt von Borsdorfer Aepfeln die Rede.“

Hierauf laſen die beiden Alten ruhig weiter, ich aber biß mich auf die Lippen und war ſo glücklich, mein Lächeln zu unterdrücken. Und warum hätte ich auch über den Fehler lachen ſollen, den der alte Landmann ſich beim Leſen zu Schulden kommen ließ, da ich doch noch, als ich kaum ein Jahr früher in meiner Heimath einem Dorfſchulexamen beiwohnte, in dem von der Hand des Lehrers geſchriebenen und an die Schulthür genagelten Stundenplane die Worte las: „Dienstags und Freitags von 7 bis 8 Uhr Regnen.“ *).

Boddenſmecker war mit dem Leſen ſeiner Zeitung zuerſt zu Ende. Er legte ſie auf den Tiſch, ſchenkte den Krug noch einmal voll von dem bittern Erntebier, in dem noch hin und wieder einige Hopfenfaſern und Gerſtenkörner herumſchwammen und bald waren wir beide in lebhaftem Geſpräche begriffen.

„Euer Großvater — ſagte der alte Schulze — der in unſerm Dorfe Lehrer war, war ein harrlicher **) Mann und ein unermüdlicher Lehrer. Er

---

*) Rechnen. **) Herrlicher.

war, wie Ihr wißt, mein Nahber*) und wir blieben Freunde bis an ſein ſeliges Ende.“

„Ich erinnere mich ſehr gut — erwiederte ich — wie ich, wenn ich bei ihm zuweilen Wochen lang zum Beſuch war, über den Kirchhof ging, an dem die Schule gelegen iſt und am Ende deſſelben die ſteinernen Stufen hinabſtieg, die zu Euerm Gehöfte führen. Im Frühling, um die Oſterzeit, war es beſonders ſchön dort, wenn der Hof voll blühender Weidenäſte und Zweige lag, die um dieſe Zeit in der holzarmen Gegend von den vielen Weidenbäumen am Rande Eurer Wieſen gehauen wurden. Wir Kinder machten uns Weidenpfeifen, legten ſie Abends, wenn ich die Steintreppen hinaufſteigen und ſchlafen gehen mußte, in den großen Waſſertrog vor dem Hauſe und kamen in der Frühe des nächſten Morgens, um ſie wieder aus dem Waſſer zu nehmen, wo ſie dann immer, während das Waſſer beim Blaſen aus dem Weidenbaſt heraus und ins Geſicht ſpritzte, einen vollern und tiefern Ton gaben als zuvor, — er klang faſt wie Glockenläuten.“

---

*) Nachbar.

„Ja, ja — ſprach Boddenſmecker — ſo ein rechter echter Bauernhof iſt ein rechtes Labſal für die Kinder der Hoh-Nationen *), gerade ſo wie ſaure Milch für reiſende Handwerksburſchen. Und haben auch die Eltern ſolcher Kinder ſelbſt auf dem Lande ihre eigene Oekonomie, und ſind es auch Edelleute, die ein großes Gut bewirthſchaften, ſo ziehen ſich doch die Kinder am liebſten nach den Bauernhöfen mit Strohdächern und Storchneſtern hin; mancher Junker läuft da hoch oben unter dem Hahnebalken der Ställe mit Lebensgefahr umher und lieſt Birnen lieber im Graſe eines Baumgartens auf, als wenn ſie in ſeinem künftigen Erbe auf die koſtbarſten Gemüſearten fallen.“

„Da ſprecht Ihr etwas ſehr Wahres aus, ſprach ich nachdenkend. Es iſt der echte friſche Duft der Ländlichkeit, der über einem ſchönen Bauerngehöfte ſchwebt und als ein kräftiger Hauch uns anzuwehen ſcheint, wenn wir eins ſolcher großen feſten Brode, wie ſie hier vor uns liegen, mit dem Meſſer anſchneiden, oder wie ein friſcher

---

*) Honoratioren.

Erdduſt aus den Furchen des Ackers aufſteigt, der nach einem Regen gepflügt wird."

„Kann wohl ſein, junger Herr — antwortete Boddenſmecker freundlich, der in der Regel einen jeden, mit dem er ſich in ſeinen liberalen Beſtrebungen eins wußte, nur mit dem Ausdrucke „Freund" anzureden pflegte, ein Titel, den er im weiteſten Parteiſinne nahm und den er auch mir ſonſt damals ſtets beizulegen pflegte. — Aber erinnert Euch noch, fuhr er fort, wie wir Euch gegen Abend immer als ganz kleinen Buben ohne Sattel und Zaum auf die Stute hoben und Euch nur den hanfenen Halfter in die Hand gaben, den Ihr auch noch nicht einmal regieren konntet; und wie dann die Stute langſam und bedächtig, damit ſie Euch nicht herabwarf, mit Euch allein durch's Dorf ging? Alle Leute hatten Ihre Freude und Ihren Spaß darüber; Einige riefen: „Hü, Bleſſe!" Andere: „Hott, Bleß", andere „Brr!" und die böſen Buben riefen: „Hopterügge"*); aber die Bleſſe ging immer ihren Weg fort mit Euch bis auf den Gemeindeanger, wo die Pferde dazumal noch die ganze Nacht über weideten und der Pferdehirte Euch vom Rücken der Stute herunternahm. Einmal aber hatte der Euch nicht bemerkt, wie Ihr anlangtet, da kamt Ihr nicht in das Haus Eurer Großeltern zurück; die fangen an Euch zu ſuchen und klopfen uns aus dem Schlafe, um ihnen zu helfen. Weil*) der Großknecht das hört, ſpringt er aus dem Bette, läuft ſpornſtreichs nach der Gemeindeweide und da ſitzt Ihr richtig noch auf der Stute, die mitten unter den übrigen Pferden graſend umhergeht, — es mag um Mitternacht geweſen ſein.“

---

*) Die Formel für das Zurückhaken der Pferde (im Krebsgange.)

„O, ich erinnere mich dieſer Nacht noch ſehr gut“, erwiederte ich. „Ich hatte einen großen Schrecken, als ich mich plötzlich unter den weidenden Pferden ſah. Die Bleſſe ging mit mir ſogleich mitten in die Heerde hienein zu einigen andern Stuten, mit denen ſie während des Graſens immer die Köpfe zuſammenſteckte, wobei alle mit den Nüſtern ſchnoben, was ſich ſo in chore ähnlich ausnahm wie das Schnattern der Gänſe. Mir war, als ſprächen die Stuten von mir. Die ganze Herde ſtand in einen Haufen zuſammengedrängt. Plötzlich entſtand eine Bewegung unter den Thieren, veranlaßt durch den Hund des Hirten, der eins der graſenden Thiere verfolgte. Die Heerde dehnte ſich nun plötzlich wohl im Umkreiſe einer Viertelſtunde bis zu den Weiden am Bache hin über den Hagen aus. Auch die Stute lief eine Strecke weit mit, jedoch in vollkommen regelmäßigem Schritte und blieb dann bald wieder ſtehen und graſte ruhig, nachdem der ſchwarze zottige Pferdehund klaffend an ihr vorbei, den andern Roſſen nachgeſchoſſen war. Ein Fohlen, das an der Stute zu ſaugen verſuchte, näherte ſich uns zuerſt wieder; ſie ſchob es ſachte mit den Hüften zurück und graſte weiter. Einige Zeit darauf kommt wiehernd ein ſchöner weißer Hengſt in die Nähe, wirft ſich auf den Boden und wälzt ſich auf dem Rücken, während er den Kopf emporhält und ſeine Füße wie Blitze durch die Nacht zucken. Dann ſpringt er auf und beginnt die Stute zu verfolgen. Sie ſchreitet eine Zeit lang vor ihm her, ſetzt ſich ſogar in einen ſanften Trab, wendet ſich aber dann plötzlich nach ihm um und ſieht ihn mit ihren großen Glotzaugen wie bittend an. Der Hengſt bleibt vor ihr ſtehen, ſieht ſie wieder an und nachdem beide ſo eine Weile einander angeglotzt haben, ſchmiegt er mit einem leiſen, zärtlich kreiſchenden Tone ſeinen Hals unter ihren Hals hindurch. Und ſo ſtanden ſie lange, indem ſich ihre Mäuler zuweilen unter jenem kreiſchenden Laute berührten, bis der Großknecht erſchien. Bei ſeiner Annäherung zerſtreute ſich die Heerde, welche ſich bereits wieder dichter zuſammengezogen hatte, von Neuem über den ganzen Gemeindeanger und nur die Stute blieb auch diesmal ſtehen, bis der Großknecht mich heruntergenommen hatte. Dann aber ſprang ſie, luſtig mit den Hinterfüßen ausſchlagend, mit dem weißen Hengſte davon."

---

*) Als.

„Ihr ſollt gar nicht ausgeſehen haben, als fürchtetet Ihr Euch unter den Pferden, ſondern habt ein Geſicht gemacht, als wenn Ihr täglich unter der Heerde übernachtetet. Aber es mag Euch freilich doch wohler geweſen ſein, wenn Ihr uns nach dem eine Stunde vom Orte entfernten Acker am Waldrande begleitetet, von wo wir Mittags nicht nach Hauſe kehrten und unter den Buchen unſere Mahlzeit im Grünen aus den Töpfen verzehrten."

„O ich weiß — erwiederte ich — es war prächtig, wenn Knecht und Magd in den Mittagsſtunden von den beiden einander gegenüberſtehenden Buchen am Waldrande die niedrigſten Zweige niederbogen, ſie mit dem grünen Laubwerke zuſammenflochten und mich dann in den friſchen Blätterkranz der Schaukel hinein hoben.“

So fuhren wir fort, an dieſem Abende unſere Erinnerungen auszutauſchen. Ich beſuchte von jetzt an die beiden Alten öfter. Eines Abends forderten wir Boddenſmecker auf, uns ſeine Lebensgeſchichte zu erzählen. Er begann die Erzählung in hochdeutſcher Rede; ſeine Ausſprache war ſehr bedächtig, denn er ſchien ſich erſt jedes Wort aus dem Plattdeutſchen zu überſetzen, an das noch ſeine ganze breite Ausſprache mit ihren dumpfen Lauten und manche einzelne Wörter erinnerten, die er zum Theil ganz nach dem Plattdeutſchen beibehielt. Doch ich laſſe ihn ſelbſt reden.

„Das Hauptſächlichſte — ſo erzählte er — wovon ich noch eine dunkle Erinnerung aus meinen Kindertagen in Reßheim habe, iſt der Raub meines Zwillingsbruders. Denn weil wir einmal Beide von unſern Eltern auf einen Anger am Ende des Dorfes, wo ſie ihren kleinen Kothſaſſenhof hatten, zum Spielen in die Sonne geſetzt waren, währenddem die Alten in Hof und Garten ihren Geſchäften nachgingen, da kam eine vornehme Kutſche vorbeigefahren, in der ein Herr und eine Dame ſaßen. Dieſe beiden beugten ſich aus dem Wagen heraus und ſchauten auf uns ſpielende Kinder. Da hielt plötzlich, als wie auf ein gegebenes Zeichen, die Kutſche ſtille, der Schlag öffnete ſich und der Herr ſtieg aus, nahm meinen Bruder auf den Arm und ſtieg raſch wieder mit ihm in den Wagen hinein. Mit aller Macht hieb nun der Kutſcher auf die Pferde und ehe eine alte Bäuerinne, welche dem Vorgange in der Entfernung zugeſehen hatte, die Nachbarn herbeirufen konnte, war der Wagen ſchon aus der Feldmarke des Dorfes verſchwunden. Seitdem hat man von dem Kinde nichts Näheres vernommen, aber es geht bei den abergläubiſchen Leuten in Roßheim die Sage, wenn einſt eine neue Zeit komme, ſo werde das Kind gar herrlich wiederkehren und ſein Gefolge werde Geld unter die Leute auswerfen. Schon oft haben ſie nun geglaubt, dieſe Zeit ſei gekommen, aber niemals iſt das Kind erſchienen.“

Mir war dieſe Begebenheit nicht neu. Doch wurde meine Wißbegierde durch dieſe Erzählung in hohem Grade angeregt und auch der Schulze Feldrain richtete mehrere Fragen darüber an Boddenſmecker, welche Nachforſchungen von ſeiner Familie wegen des geraubten Kindes angeſtellt ſeien. Allein Boddenſmecker gab auf keine dieſer Fragen eine beſtimmte Antwort und fuhr fort:

„Meine Eltern waren arme abergläubiſche Leute, die nichts nachgelaſſen haben, wie einen verſchuldeten Kothhof. Weil ich aus der Schule kam*), hatte ich aber ſchon Nachgedanken, wollte alſo mein eigen Heil verſuchen, ging herüber auf einen großen Bauernhof, da vermiethete ich mich als Pärjunge**). Hernacher, weil ich drei Jahre da für Großknecht gedient hatte, und ſchon über Alles kommen durfte, donne***) ſtarb der Bauer. Mußte nu die ganze Wirthſchaft in Stand erhalten, fing auch an, nach der Bäuerinne zu ſehen, die war noch ein junges Weib. Beſchloß aber, die Sache klug aufzuſtellen und wartete bis die Trauerzeit zu Ende ging. Donne fing ich ſo nachgerade an,

---

*) Confirmirt wurde.

**) Pferdejunge, Enke.

***) Da.

Süßholz zu raspeln, daß ſich die Mägde bei Tiſche höchlich verwunderten, wo ich alle die feinen Reden hernahm. Die Bäuerinne aber hielt das Ohr hin und ſagte nichts, wenn ich redete. Ich ſimulirte fort, wenn ich ſo hinter dem Pfluge herging, was ich bei Tiſche Süßiges hervorbringen wollte. Die Bäuerinne aber fand nachgerade Gefallen an meinen Reden und warf den Kopf herum, wie ich das Muul aufthat, daß ihr die Ohrbammelotten manchmal an die Backen flogen. Donne war ich nu auch hölſch*) hinter ihr her, in Küche und Keller, hatte ſie den Arm voll, denn nahm ich ihr was ab, ſah ſie ſich um und ſuchte was mit den Augen, gleich drückte ich es ihr in die Hand.

„Das Ding ging ſo eine Weile, da ſaßen wir einmal mit einander alleine den Sünnabend Abend in der Stube, derweil die Mägde draußen auf dem Hofe die ſteinernen Stufen abſpülten un Knecht un Enke in Stalle den Pferden Futter aufſteckten. Donne faßte ich mir ein Herz und gab ihr im Dunkeln einen Schmatz, worauf ſie mich zu packen kriegt, daß ich denke, ſie läßt mich nicht wieder los mit Herzen und Drücken.

---

*) Sehr.

Den Sünndag *) Morgen aber ſagte ich zu ihr: Frue, hüte wird einen ſchönen Tag, wollen wir nicht miteinander hinausgehen und den Flaß **) anſehen?

Sie ſagte: nein, was wollten doch die Leute dazu ſagen? Aber nach der Nachmiddagskirche***) kannſt Du die Pferde vor den Caleſchwagen ſpannen und mich aufs Feld fahren, daß ich ihn anſehe, und von da nach Habersleben, denn der Krämer dort hat die Zinſen noch nicht bezahlt, die muß ich ſelbſt eintreiben. Mein ſeliger Mann mußte auch immer ſelbſt zu ihm hin, wenn die Zinſen fällig waren.

„Der Krämer war einen ſchlauen Fuchs. Weil ich vor ſeinem Häuschen ſtille hielt und ſo recht manierlich ſagte: Brrr — derweil die Frue ihre Röcke zuſammenhielt und an den Speichen des Rades herunterkletterte, da hatte er ſchon den Braten gerochen, wie wir beide miteinander ſtanden.

---

*) Sonntag.

**) Flachs.

***) Nachmittagsgottesdienſt

Machte nun die Krämersfrue vor der Bäuerinne gar e grülich viele Complimente und nöthigte ſie in die Stube, meine Pferde aber half der Krämer ſelber in einen Pferdeſtall auf der Nahberſchaft ziehen. Donne wollte ich vor der Thüre des Krämerhäuschens ſtehen bleiben und mir die Leute anſehen, wie die Knechte thun, wenn ſie Herrſchaften in fremde Dörfer gefahren haben; trat auch vor den Gitterladen auf der Hausflur und verlangte für einen Dreier Schnaps, aber da nöthigte mich der Krämer auch in die Stube und ließ nicht nach bis ich herein war und zog mich ordentlich über die Schwelle. Da ſchmunzelte die Bäuerinne und weil der Krämer und die Krämerinne das merkten, ließen ſie nicht ab, bis ich mich neben ſie ſetzte. Trugen mir und der Bäuerinne nun auf, daß die Schwarte knackte, Koffee und einen Korb voll Scheinigſche*) Zwiebäcke und zuletzt noch eine Flaſche Wein. Da ward die Bäuerinne ſehr luſtig, weil wir mitſammen nach Hauſe fuhren, wenn ſie auch die Zinſen von dem Krämer nicht bekommen hatte; ſtieg alſo zu mir herüber auf die Pritſche, nahm mir die Peitſche und die Zügel aus der Hand und ſagte: ich muß auch einmal mit meinen Pferden fahren*), und fuhr mich richtig nach Hauſe durchs Dorf. Die Leute im Dorfe ſahen es freilich nicht, denn es war ſchon düſter, aber die Knechte und Mägde auf dem Hofe merkten es doch und ſagten: Der Großknecht und die Frue ſind wie Bräddigam un Brut**) mit einandet, denn ſie haben den Kopf vull Narrenspoſſen, die Frue hat den Großknecht nach Hauſe gefahren. — Und da verging auch kein Vierteljahr, ſo waren wir ſchon Mann un Frue zuſammen.

---

*) Schöninger.

Dazumal aber war es gerade vorbei mit die weſtphäliſchen Zeiten, und wurden dieſſeits der Elbe wieder ordentlich preußiſch und deutſch. Und weil nun die Nachbaren wußten, daß ich nicht auf den Kopf gefallen war, machten ſie mich zum Schulzen. Nahm mich nun alſo der Sache ordentlich an, und weil das aufkam mit den Tafeln in den Kirchen mit der Inſchrift: „Aus dieſem Kirchſpiel ſtarben mit Gott für König und Vaterland —“

---

*) Fahren, die Pferde lenken.

**) Bräutigam und Braut.

donne ſetzte ich gleich den Meiſter Tiſchler in Nahrung, ehe die andern Gemeinen ſolche Tafeln hatten, machte auch andere Neuerungen mit, denn ich pflanzte mit der Gemeine eine Friedenseiche. Das war nun Alles wie mit der Feuerſpritze: welche Gemeine die erſte iſt zum Löſchen, wo's in der Umgegend brennt, diejenige bekömmt zehn Thaler ausgezahlt: gerade ſo bekamen wir auch jedesmal Belobigungesſchreiben von der Regierunge wegen Allens, was wir thaten; denn wir waren gar fix bei der Hand, wenn unſerem Könige etwas beifiel, es auszuführen und ließen es auch hernacher an nichts fehlen, zumal mit dem Begießen. Darumme ging unſere Friedenseiche auch an und grünt noch heute auf der Anhöhe vor dem Dorfe, aber andere Gemeinen mußten Schimpf und Schande ausſtehen, wenn ſie hernacher nichts als einen trocknen Stummel vor dem Orte ſtehen hatten und die Räthe kamen nun an und wollten Allens nachſehen und in Augenſchein nehmen. Kurzum, ich kochte in meiner Gemeine, daß alle Topfgucker zufrieden waren. Drangſalirte auch den alten franzöſiſchen Maire, welcher Stephanum auf der Wetterfahne oben auf dem Kirchthurm hatte herausnehmen und den franzöſiſchen Adeler hineinſetzen laſſen und ließ nicht ab, bis er den Adeler auf ſeine Koſten wieder herunternehmen ließ und Stephanus auf ſeinem alten Platze ſtand, machte auch viel Schreiberei darum an die Regierunge unter „herrſchaftliche Sachen,“ daß die Herren ihre Freude darüber hatten, denn es waren dazumal noch viele Fortſchrittsmänner unter den Räthen. Die freuten ſich, wenn die Gemeinden ſo recht auf das Neue waren und darumme viele Schreiberei von den Schulzen einlief.

„Dazumal fing ich nun auch an, mit dem Paſtor Umgang zu halten und kamen in unſern Häuſern zuſammen und ſpielten Karten, brachten auch unſere Frauen mit, machten uns auch mitunter Punſch und rauchten Toback. Dabei machte er mich, wenn wir zuſammen auf dem Sopha ſaßen, ſo nachgerade erſt klug und ich ſah wohl, daß auch nicht Alles ſo gemeint ſei, wie die Herren es auf der Kanzel ſagen.

„Hernacher in den langen Friedensjahren kam das auf mit die neuen Geſangbücher, wo viele von den Räthen ſelber mit daran gearbeitet hatten, weil in den alten Kirchenliedern Dummheiten ſtanden und waren von den alten Dichtern manchmal recht einfältig geſchrieben, ſo daß ſich kein Aufgeklärter mehr daran erbauen konnte. Da waren nun viele abergläubiſche Gemeinen, die wollten die neuen Bücher nicht einführen. Ich aber war mit dem Paſtor gleich bei der Hand, ſammelten alſo auf allen Bauerhöwwen (Bauerhöfen) das Geld, umme den Armen die neuen Geſangbücher zu ſchenken, und ließen den Landrath kommen, der mußte dabei ſein, wie ſie eingeführt wurden. Hatten alſo alle die neuen Geſangbücher ſchon in der Hand, hatten aufgeſchlagen das Lied Nr. 175 — ich ſtund in meinem Bauernrocke mit dem Paſtor und dem Landrath vorm Altare, da fragt der Landrath nach Vorſchrift, ob die Gemeine das zufrieden wäre mit den neuen Geſangbüchern?

„Ja — ſage ich — Herr Landrath, ſie is et zufrieden", und in demſelben Augenblicke ſtimmt auch der Paſtor, der an der andern Seite vom Landrath ſtand, gleich ſelber das Lied Nr. 175 an: „Wie ſchön leucht't uns der Morgenſtern", das auch wieder in den neuen Geſangbüchern ſtand. Da war aber doch eine Partie gegen uns, das war der Smid [*]) mit ſeinem Anhange. Die hatten ſchon den Sünnabend vor der Schmiede vorn im Dorfe aufgepaßt, weil der Buchbinder mit ſeinen Geſellen die neuen Bücher — die Bäuerinnen hatten alle eins mit Goldſchnitt beſtellt — in's Dorf brachte; ich ließ aber den Buchbinder hinten zu meinem Baumgarten herein und in den Baumgarten kamen die Bäuerinnen und holten die neuen Bücher ab. Der Smid hatte aber eine grobe Stimme, der rief dazwiſchen unter den Geſang, daß ſie von den neuen Büchern nichts wiſſen wollten und wollten auf die alten Geſangbücher ſterben wie ihre Vorväter, da konnte der Geſang nicht weiter geſungen werden. Da ſagte ich laut, daß es Alle hörten: Herr Landrath, das ſind die Dummen in der Gemeine, nämlich der Smid und ſein Anhang, die wollen beim Alten bleiben, aber ſie haben ihren vullen Verſtand nicht! Da ſperrte der Smid Mul und Naſen auf, konnte auch vor Zorn kein Wort mehr bei dem Landrathe vorbringen, drohte aber gegen mich mit den Fäuſten. Weil der Paſtor das gewahr wurde, ſtimmte er geſchwind wieder an: „Wie ſchön leucht't uns der Morgenſtern", und alle Leute ſangen mit aus den neuen Geſangbüchern, ſogar den Smid ſeine Frue, denn ſie fürchtete ſich, daß es ſonſt noch zu Thätlichkeiten zwiſchen uns käme. Hernacher aber berichtete der Landrath an die Regierunge: die ganze Gemeine ſei einſtimmig geweſen für die neuen Bücher, ausgenommen den Smid, und bei dem rappele es. Der Smid iſt hernacher lange Jahre aus der Kirche weggeblieben, aber endlich doch wieder gekommen und hat bis an ſeinen Tod aus dem alten Geſangbuche dazwiſchen geſungen jedesmal dieſelbe Nummer, die gerade an der Liedertafel in der Kirche angeſchrieben war."

---

[*]) Schmied.

„Der Pfarrer aber fuhr fort, mich erſt klug zu machen. Einmal wie er in der Kirche ſo recht losgezogen hatte, hielt er mir hernacher draußen auf dem Kirchhofe die Doſe hin und ſagte: Herr Gevatter, 's war ſo ſchlimm nicht gemeint, und lachte. Fingen auch an miteinander den Allgemeinen Anzeiger der Deutſchen und die Zeitunge zu halten und Bücher zu leſen und waren ſo recht einig zuſamme.

„Das ging ſo eine Weile, bis daß ich die Erfindunge machte mit dem Brand im Waizen und erbot mich, allen Brand auszurotten aus dem Korne und ſetzte es in die Bläder (Blätter). Machte auch Proben und ſäte zweierlei Waizen in die Gärten von den Harmoniegeſellſchaften in den Städten runtumme *), auf der einen Stelle lauter ſchönen Waizen und auf der andern lauter ſchwarzen Brand. Und ſo wie ich vorhergeſagt hatte, ſo ging es auch auf. Da wunderten ſich die Edelleute und die Oberamtleute, wenn ſie mit ihren Weibern und Töchtern bei den Harmoniegeſellſchaften zu Tanze kamen und ſahen auf den Rabatten rechts am Wege den Waizen und links den Brand, und ſetzten's auch in's Intelligenzblatt und in den Allgemeinen Anzeiger der Deutſchen, 80. Stück, vom 26. Septbr. 18** pagina 1980. Da ſtach aber den Paſtor der Neid, und nannte ſich Filäletes **) und kam hinterrücks in den Blättern gegen mich auf und dadurch habe ich die Geiſtlichkeit kennen gelernt. Fing auch an zu predigen alle Sünndage in der Kirche von großem Hochmuth der Ackerleute*), da kiſſelten**) ſich die Koſſäther und Halbſpänner daranne, und daß Gott alleine den Waizen und den Brand im Waizen machen könne. Da waren aber die Ackerleute, das waren mehrentheils meiner Fruen Vettern, die gingen alle mit mir auf die Prieche in der Kirche, und weil der Pfarrer wieder anfing von der Hoffart der Ackerleute zu predigen, da faßte ich mich zuerſt mit der Hand an meine Naſe, und das machten die Ackerleute alle nach, und ſaßen unter der ganzen Predig und hielten die Hand an ihre Naſe und ſahen den Paſtor alle ſtarr an, das hieß ſo viel als: zupfe Du Dich nur an Deine Naſe! Da wurde der Paſtor ganz kirſchbraun, ſagte auch bald Amen, gab uns Ackerleuten, die die Hand an die Naſe hatten, aber nicht den Segen, und ſo bekamen die Koſſäther und Halbſpänner auch keinen. Dadurch verdarb er es auch mit dieſen Leuten und mußte lange vor lauter Einliegern und Pferdeknechten, die in die Kirche mußten, damit die Kirchſtidden*) nicht leer ſtanden, predigen, bis er wieder von der Gemeine zu Gnaden angenommen wurde.

---

*) In der Umgegend.

**) Philalethes.

---

*) Ackermann iſt, wer mehr als eine Hufe Land hat.

**) Kitzelten.

„Nun blühte meine Wirthſchaft recht heran und gelangte in den guten Jahren zu ſchönem Wohlſtande. An der Grenze des Wohlſtandes aber, da wo alle Noth und auch die kleinſten Sorgen aufhören, da erheben ſich die freigeiſteriſchen Gedanken und ſind gar anmuthig anzuſchauen, wie Brombeeren, welche die Erndteſonne auf einem grünen Raine zwiſchen den Feldern gereift hat. Dazumal brachte ich bei dem vielen Leſen auch in Erfahrunge, wie Galilei anno 1633 ſchwören mußte, daß die Sonne ſich um die Erde bewege, wie es in der Bibel ſteht, und wie nachher doch die Wahrheit an den Tag kam, daß die Erde ſich um die Sonne dreht. Dieſes machte mich ſtutzig. Fing alſo nun an zu zweifeln in Religionsſachen und zweifelte Alles vom Himmel herunder, bis unſer Herrgott alleine noch drin ſaß.“

---

*) Kirchſtidden: Kirchſtellen, Kirchſtühle.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

„Weil nun aber hernacher die großen Acker- und Weideſeparationen aufkamen und ich durch meine Schreibereien der Regierunge angenehm geworden, auch durch den Brand im Waizen weit und breit berühmt und notoriſch für die Aufklärunge war, machten ſie mich zum Bonitör und mußte nun den Acker nach ſeiner Güte in drei Claſſen eintheilen. Mußte auf den Dörfern, wo ich hinkam in dem neuen Geſchäft, mehrendeils bei den Amtmännern und Edelleuten wohnen und mit ihnen am Tiſche eſſen und in meinem Bauernrocke neben ihren Frauen und Töchtern ſitzen. Und machten mich die großen Oekonomen erſt recht klug, wenn ich ſo auf den Gütern mit ihnen bei der Weinflaſche ſaß. Und weil ich ſah, daß ſie den lieben Gott, wie einmal einer zu mir ſagte, einen guten Mann ſein ließen und ihm Deils*) nur zum Dankfeſte**) eine Viſite machten und überall die Religion nur wegen des Regens für ihre Felder nöthig hätten, da ging mir vollends ein Licht auf, wie das Volk in der Dummheit erhalten wird. Und ſah, wie das dumme Volk noch immer ſo viel in die Kirche lief; aber auf den Steinen, die hinten im Winkel der Kirche lagen und zu den Separatpriechen der Gutsherrſchaft führten, wuchs hohes Gras und daneben Hollunder, der beinahe den Zugang verſperrte. Und zu den kleinen breiten, mit großen Nägeln beſchlagenen Bohlenthüren war in der Regel der Schlüſſel verlegt, wenn einmal wer hineingehen wollte, und wenn das Dankfeſt kam, da wurde immer erſt acht Tage lang an den Gutspriechen gearbeitet und wurden erſt vorher bequeme Zeugſtühle geſchickt in die Kirche, gerade wie ein reicher Sohn, der ſeinen armen Vater beſucht, ihm vorher Braten und Wein in's Haus ſchickt, damit es ihm im Hauſe ſeines Vaters an nichts fehle, ſo lange er darinnen iſt.

---

*) Zum Theil.

**) Am Erndtedankfeſte gehen die Bauern und Oekonomen nämlich um den Altar und „opfern" Geld, je nach der Größe ihrer Beſitzungen und ihrer Erndte bis zu einem Thaler.

„So lebte ich mit den Amtleuten und Gutsherren ſehr anmuthig und fand immer, wenn ich mit ihnen bei der Weinflaſche ſaß, daß alle die Vornehmen, die ſo auf dem Lande leben, mit ihren

Gedanken einen Schritt weiter ſind, als der Bauer, aber es ſich vor dem gemeinen Manne nur nicht wollen merken laſſen. Und laſſen dem gemeinen Manne recht gerne ſeinen Aberglauben, bis er ihnen ſelber damit zu nahe kommt. Und ofte geſchieht es; daß die Aufklärunge den vornehmen Menſchen eine ſolche Macht gibt, wie man es nicht denken ſollte, und ihr Nutzen iſt ſehr groß und ſie haben den ſchönſten Vortheil davon. Denn wie ging es anno 35 auf dem Pachthofe in dem großen Dorfe, wo ich damals bonitirte und wo der Feldhüter ſeit vielen, vielen Jahren in der Neujahrsnacht auf den Kreuzweg hinausgegangen war und dann die ſämmtlichen Leichen für's ganze kommende Jahr prophezeite? So wie es Zwölwe ſchlug, ſah er dort auf dem Kreuzwege alle die Leichenzüge vom ganzen kommenden Jahre an ſich vorüber ziehn, die Todten ſelber ſah er zwar nicht, aber er ſah das Gefolge hinter den Särgen und daraus konnte er ſchließen, wer darinnen lag und er ſagte es den Leuten vorher und das war ſchon zwanzig Jahre lang eingetroffen und hatten ſich alle die Bauersleute, denen er's prophezeit hatte, Jahr aus Jahr ein niedergelegt und waren geſtorben. Da prophezeit er anno 35 auch der Frau Amtmänninne den Tod. Und ſind nun alle Leute geſpannt, ob die Frau Amtmänninne wohl ebenſo geduldig und zu rechter Zeit ſich zum Sterben geben wird, wie die andern. Mir entwiſchte einmal etwas von der Prophezeiunge des Feldhüters des Sünndags bei Tiſche, weil der Amtmann eben die Geſundheit ſeiner Fraue ausbrachte. So wie der Amtmann das hört, ſchickt er hin zu dem Feldhüter, läßt ihn vor ſich kommen und gibt ihm eine herzhafte Maulſchelle. Die Amtmännin aber ſchießt giftige Blitze auf den Feldhüter, ſtemmt die Hände in die Seiten und hätte ihm gewiß die Augen ausgekratzt, wenn er nicht gemacht hätte, daß er aus dem Hauſe kam. So ging nun der Feldhüter auf ſeinen Kartoffelfeldern und ſpäter auf den Stoppeln umher und wartete, ob die Frau Amtmänninne ſtarb. Aber als das Jahr umme war, da war ſie noch immer am Leben und ſie lebt heute noch und der Feldhüter hat hernacher niemals wieder die Leichen auf das Jahr am Kreuzwege prophezeit, denn er wagt es nicht mehr und ſagt nur die Selbſtmorde vorher, ehe die Leute ſich in die Bode ſtürzen, aber ohne daß er ſie namhaft machen kann. Denn dieſe haben kein Geleite bei ſich, woran ſie zu erkennen ſind und er ſieht weiter nichts, wie daß der Fluß unruhig wird vier und zwanzig Stunden vorher, ehe ſich der Selbſtmörder hineinſtürzt.

„Weil ich nun in allen Dingen die Erfahrunge machte, daß der Menſch mit der Aufklärunge am Weiteſten kömmt, ſo fing ich an den Bauern die Aufklärunge zu predigen, wo ich in die Schenken kam, und hatte bald einen großen Anhang von mehren hundert Bauern, worauf ich mich verlaſſen konnte, lauter reiche angeſehene Männer und viele Schulzen darunter, und nahm mir vor, mit dieſen die Lage des Bauernſtandes zu verbeſſern. Legte mich mit dieſen nun auch auf die Politik, ſtellte ihnen die Sache vor mit dem Faſtel (Fünftel) vom Zehnten*) und dergleichen. Beſtellte ſie auch eines Tages, als es hieß, daß der König durch die Stadt kommen würde, alle in ſchwarzer Trauerkleidunge dahin auf den

---

*) Das Fünftel ſollte vom Zehntel erlaſſen werden, was aber nicht zur Ausführung gekommen war.

Domplatz. Dort ſtanden wir hundert Bauern nun zuſammen in unſern Bauernröcken, aber alle in Trauer und warteten, daß der König über den Domplatz kam und fragte: „„Was trauern denn die hundert Bauern dort?““ Dann aber wollte ich vortreten und ſagen: „„Majeſtät, wir trauern umme die k. Cabinetsordre, wodurch den Edelleuten wieder größere Gewalt gegeben iſt über uns arme Bauern. Auch bitten wir umme das Faſtel vom Zehnten, ingleichen umme Vermehrung der Aufklärunge auf dem Lande von Staatswegen.““ Aber der König kam dazumal nicht und fuhr hinten 'rum um die Stadt, denn der Bürgermeiſter hatte es ihm verrathen, daß die hundert Bauern auf dem Domplatze ſtänden und ihn anreden wollten. Da kamen aber hernacher viele von den Stadtherren zu uns auf den Domplatz und drückten uns die Hände und einige nannten uns „deutſche Mänder*)“ und gaben uns Küſſe und bedankten ſich bei uns im Namen des Vaterlandes. Das gefiel den hundert Bauern recht wohl und beauftragten mich, ehe ſie nach

---

*) Männer.

Hauſe gingen, in ihrem Namen weiter zu wirken für das deutſche Vaterland und für den Bauernſtand und das Faſtel vom Zehnten.

„Das habe ich verſprochen und ſeitdem auch gehalten und habe für die Aufklärunge gewirkt, wo ich hingekommen bin — denn ohne die gehörige Aufklärunge kann der Menſch weder die Religionsfreiheit, noch die deutſche Einheit, noch das Faſtel vom Zehnten erlangen.“

Boddenſmecker kam nun nochmals auf ſein Lieblingsgeſpräch, die Geiſtlichkeit und trug ſeine Meinung von den drei Claſſen derſelben vor, in die der alte Boniteur ſie gleichſam im Namen und Auftrage der hundert Bauern eingetheilt hatte.

„Wenn man ſo — ſprach er — den Erdboden den lieben langen Tag über in die drei Claſſen eintheilt, ſo kommen Einem allerlei Gedanken, inſonderheit, daß man auch die Geiſtlichkeit, wie den Erdboden, in drei Claſſen eintheilen kann. In der erſten Claſſe ſind die Mänder des Lichts und der Wahrheit, wie z. B. Adam, welcher letztere im 64. Stücke des Allgemeinen Anzeigers der Deutſchen untern 5. März 1840 ſeine Religion ausſpricht. In der zweiten Claſſe ſind die Mänder der Dämmerung, die den Mantel nach dem Winde hängen. In der dritten Claſſe ſind die Mänder der Finſterniß, vor welchen Chriſtus Matthäi 7, 15 warnt: „„Hütet Euch für die, die in Schafskleidern gehn.““

So fuhr der alte Schulze noch lange fort in ſeiner wunderlichen Ausſprache mit Beibringung vieler Citate und Anführung von Jahreszahlen gegen Lug und Trug zu eifern. Wenn er zu Hauſe in der Schenke zu den Bauern ſprach, ſo ſtaunten ſie und ſagten zu einander: der Schulze ſpricht wie ein Buch. Nicht ohne rednerisches Pathos, das ſich an den Jahreszahlen und dem ganzen kleinen Apparate ſeiner hiſtoriſchen Kenntniſſe noch zu ſteigern ſchien, rief der Mann im Bauernrocke aus:

„Wer hat die Borthulmäsnacht*) 1572 angeſchürt? Die Prieſterkaſte. Was ſind die Folgen? Hat nicht Karl IX. und ſeine Mutter, die Katharine von Medicis, ein elendes Ende genommen? Iſt die Geſchichte nicht eine weiſe Lehrmeiſterin? Wie ging es anno 1830 Carl X. und ſeinem Miniſterium, als ſie die Ordonnanzen ausgaben und ſich hinter die Religion verſteckten, umme das Volk zu unterjochen? Iſt es möglich, die Inquiſition in Spanien wieder einzuführen, die unter der Königin Iſabelle auf Anrathen ihres Beichtvaters Juan de Turquemada*) 1479 eingeführt wurde und bis 1820 die gräßlichſten Menſchenopfer gekoſtet hat?"

---

*) Bartholomäusnacht.

Unter dieſen Geſprächen war es neun Uhr geworden und ich trat den Heimweg in die Stadt an, in Nachdenken verſenkt über den ſeltſamen Charakter des alten Bauern. Er ſchien mir die Stellung, die das Volksleben in neuerer Zeit zur Cultur einnimmt, genau zu repräſentiren. Wie hielt unſer Alter feſt an der ſchlichten bäueriſchen Tracht, wie pochte und trotzte er auf den Bauernſtand, den er mit keiner Sylbe verleugnete und in dem in der That ſeit Jahrhunderten die dunkle, fort und fort von der Mutter Erde genährte Urkraft unſrer Nation ruht; wie wieſen ſelbſt die plattdeutſchen Ausdrücke, die er unbehülflich in die hochdeutſche Rede mit einmiſchte, auf dieſen zwiſchen fruchtbaren Kornfeldern verſteckten Urquell zurück; wie treu blieb er der ganzen Denk- und Anſchauungsweiſe des Volkes, die allerdings oft neben dem Abſoluten vorbei nach dem Geringfügigen griff. Selbſt ſeine Zweifel und ſein Unglaube waren wie mit roher Bauernkraft geſättigt, und getränkt. Kurz die dunkle Volkskraft erſchien hier gewaltig zähe, als wollte ſie für's Erſte noch nicht vom Platze weichen. Zugleich kündigte aber wieder eine ſolche Erſcheinung deutlich und beſtimmt den allmäligen Verfall des geſammten Volkslebens an.

---

*) Torquemada.

Während ich im Stillen das Herannahen deſſelben beklagte, ſuchte eben der Alte ſeine Schlafſtelle auf dem Heuboden des Gaſthofes neben ſeinem getreuen Kameraden, rodete ſich in ſehr organiſch'es, duftiges Heu, und hielt mit ihm eine volksthümliche Unterredung, wie ſie ſchon auf manchem Heuboden gehalten worden iſt, bis die erſten Strahlen der Morgenſonne durch die Ritzen der Lucke hereinfielen, wo dann die beiden Schulzen ſich plötzlich die Augen rieben und aufſprangen.

Als nach einiger Zeit ihre Geſchäfte in der Stadt beendigt waren, ſchnürten ſie ihre Bündel, hingen ihre Kober über den Rücken und gingen heim.

„Grüßt mir die hundert Bauern!“ rief ich ihnen noch nach, nachdem ich ſie eine Strecke weit begleitet hatte.

Mit einem Schwall von Dankworten antwortete Boddenſmecker auf dieſen Gruß. Der ſonſt ſo ſchweigſame Schulze Feldrain aber ſprach mit Wärme: „Und Ihr, junger Herr, vergeßt Eure Heimath nicht, kommt bald heim, denn der Bauernſtand bedarf der Männer, die ihn lieb haben, ſo wie Ihr.“

Doch wir kehren jetzt nochmals auf einen Augenblick zu dem Leben der Studenten zurück.

5.

Der Fall eines ſtattlichen Hauſes.

Es iſt eine Eigenthümlichkeit der deutſchen Nation, daß ihre Jugend ſich in einem beſtimmten Kreiſe von Vorſtellungen und Lebensformen, welche ihr auf dem gewöhnlichen Bildungswege begegnet, einniſtet mit einem Ernſt, als gälte es für den Einzelnen in dieſem kunſtvollen Dachsbau wenigſtens ein Menſchenleben hindurch auszuharren. Aber ſelten iſt es nöthig, daß das edle Wild der deutſchen Jugend erſt von der bellenden Jagdmente des gemeinen Lebens aus dem romantiſchen Walddickicht hervorgehetzt wird, ſondern ſie zerbricht die ſelbſtgeſchaffenen Formen, ſo daß der Eintritt in das bürgerliche Leben dem Einzelnen als ein Act der Selbſtbefreiung erſcheint. Jeder Student, der eine deutſche Univerſität verläßt, hat bei ſeinem Eintritt in allgemeine bürgerliche Zuſtände das friſche und erhebende Gefühl, daß er ein Stück Mittelalter hinter ſich gelaſſen hat. Er fühlt ſich jetzt dem Leben des Volkes näher, er glaubt erſt jetzt an der politiſchen Entwickelung des Landes rechten Antheil zu haben. An den ſchönen Sommer- und Herbſtabenden, welche er bisher nach den Statuten einer Studentenverbindung im Wirthshauſe verſeſſen hatte, ſchreitet er an den Ufern eines ſchönen Stromes umher, ſein Auge folgt dem Fluge der Vögel und wenn das gelbe Laub des Waldes zu ſeinen Füßen rauſcht, dann iſt es ihm, als müßte er ſich, wie ein Fremdling, wieder an die Bruſt der Natur legen, als hätte er auch zu ihr kein rechtes Verhältniß mehr. . . .

Dieſe ganze Abnormität des akademiſchen Lebens macht es mißlich, näher auf die Verhältniſſe deſſelben einzugehn und von ihm mehr als die heitere Außenſeite zu ſchildern. Ich begnüge mich daher in dieſem Capitel nur kurz den Gang unſerer akademiſchen Erlebniſſe auf der Univerſität, die überhaupt für unſere Lebensſchickſale entſcheidend wurden, anzudeuten, da ich den Leſer nicht durch eine pedantiſche Beſchreibung von Duellen, Studentenunterſuchungen und Relegationen ermüden will. Aus dieſem Grunde möge der Leſer die Kürze entſchuldigen, mit der in dieſem Abſchnitte einer für den Verlauf unſerer Erzählung folgenreichen Begebenheit gedacht wird.

Noch immer verweilte die Schauſpielertruppe in der Univerſitätsſtadt. Bald nach ihrer Ankunft war Linchen, die Tochter des polternden Alten, die Braut des Mathematikus geworden. Aber ſchon auf der Heimfahrt von jenem Schülercommerce, den wir zu Anfang unſeres Buches beſchrieben haben, war er ihrethalben einmal in Streit gerathen mit dem Tauſendkünſtler, der ihr auf eine etwas plumpe Weiſe den Hof machen wollte. Damals war jener Streit noch glücklich beigelegt worden; allein nicht für immer, denn er mußte ſich lebhaft erneuern, da Linchen in der Univerſitätsſtadt als beliebte Schauſpielerin bald eine öffentliche Perſon wurde. Eine Herausforderung war endlich nicht mehr zu vermeiden und faſt wider Erwarten wurde der gewandte „Tauſendkünſtler“ im Duelle vom Mathematikus verwundet.

Man fürchtete anfangs ſogar für das Leben des „Tauſendkünſtlers.“ Der Mathematikus kehrte daher nicht nach dem Zweikampfe in die Stadt zurück. Bei dem Aufſehen, das die Angelegenheit erregte, wurde nun auch ſogar eine Unterſuchung gegen die Burſchenſchaft, deren Kreiſe der Mathematikus angehört hatte, eröffnet. Bald erfolgte ihre gänzliche Auflöſung und das „Ideal“ mit mehrern andern ihrer ältern Mitglieder mußte dieſe Univerſität verlaſſen, während wir jüngern dort unſere Studien ruhig beenden durften.

Allmälig nahte auch für mich das Ende desſelben heran. Nur eines Umſtandes will ich hier noch erwähnen, der auf mich den größten Eindruck machte und einen ſeltſamen Abſchluß meines akademiſchen Lebens bildete.

Wenige Tage vor meiner Abreiſe ſtarb der kranke „Lump“, der die ganze Zeit, ſeit ich zuerſt von ihm vernommen, im Spital zugebracht hatte. Wir begruben ihn feſtlich an einem Abende in Fackelbeleuchtung und begaben uns dann im Trauermarſche nach dem Markte zurück, um hier die Fackeln zu verbrennen. Die Studenten warſen dieſelben in der Mitte des Marktes zuſammen und ſangen, während das Feuer zu einer mächtigen Lohe angeſchürt wurde, einen Vers aus dem Liede „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude", der in melancholiſch- und doch behaglich-reflektirender Weiſe auf den Tod eines „Bruders" Bezug nimmt. Das Lied ſchmeckt etwas nach der gemüthlich-verſtändigen maureriſchen Küche, und die Verbindungen der maureriſchen Köche mochten zu der Zeit, da es entſtand, in der That bis zum Olymp hinaufreichen, von wo ihnen die Götter zu jedem Ordensfeſte einige ihrer beſten Freuden in den Topf lieferten. Dieſe Zeit aber war die, wo der deutſche Geiſt „mit Veilchen bekränzt" auf dem Raſen ſaß und überall aus Thränen hervorlächelte. Es war mir, als ſähe ich ihn auf dem Grabe des todten „Lumpen" ſitzen und weinen . . . . gehörte nicht auch dieſer nach Allem, was ich von ihm wußte, ſeinem Weſen nach einer Zeit an, die längſt dahin war mit ihrer überſeligen Gemüthlichkeit, welche in einer Ueberfülle von Kraft und Rohheit verborgen war?

Sprach dieſes Lied aber eine Stimmung aus, die für mich bereits etwas ſehr Fremdartiges hatte, ſo konnte ich dagegen das zweite Lied, deſſen Geſang der Burſchenbrauch hier verlangte, aus deſto vollerer Bruſt mitſingen. Es war ein Lied von gutem Klang, das lateiniſche „Gaudeamus igitur", bei dem jeder Student ſich in einen Meßpfaffen vor dem Hochaltar der Jugendluſt zu verwandeln ſcheint und von dem jeder Vers wie eine Kanne trefflichen Weins Dich anlacht. Mit dem unvergleichlichen Wohlwollen deſſen, der das Leben zu genießen verſteht und es daher auch andern gern gönnt, iſt jede Zeile geſättigt und getränkt; alle Jungfrauen ſollen leben, ruft das unvergleichliche Lied, aber auch die Frauen, die guten und arbeitſamen ſollen leben, — die Profeſſoren und alle Glieder der Univerſität ſollen immer in Floribus ſein . . . . ich ſang das Alles heute ſo recht aus voller Bruſt mit und es freute mich, als ich bemerkte, wie das umſtehende Volk ſich immer mehr und mehr in den von den Studenten gebildeten Kreis hineindrängte, gleichſam um von dem freigebig wie Weihwaſſer ausgetheilten Studentenſegen auch ſein Theil zu empfangen.

6.

Walddroſſels Abenteuer.

Bevor ich ſelbſt noch die Reiſe in die Heimath antrat, wo ſchon eine Hauslehrerſtelle meiner wartete, beſuchte mich der Enkel des Schulzen Boddenſmecker, der von ſeinem Großvater vor mehreren Jahren auf die Schule zu Finklersburg gebracht worden war, wo er ſich der beſondern Gunſt des Domherrn erfreute. Er war auf dem Wege in die Heimath begriffen und ſchlug für heute ſein Nachtquartier auf meinem Sopha auf. Nachdem auch ich mein Lager aufgeſucht hatte, führten wir noch bis in die Nacht ein lebhaftes Geſpräch, wie es ſchon in mancher Studentenwohnung zwiſchen Gaſt und Wirth durch die geöffnete Kammerthür gehalten iſt. Fritz, ein junges, lebhaftes Blut, begann alsbald in kindiſcher Weiſe ein verliebtes Geplauder, indem er genaue

Auskunft begehrte über die Verhältniſſe aller der jungen Damen, denen wir Nachmittags auf einem gemeinſamen Spaziergange begegnet waren, und beklagte ſich endlich aufs Bitterſte über eine Couſine, die er als ein Weſen von hohem prächtigem Wuchs mit großen ſchönen Augen beſchrieb und die ſich weigere, ſich mit dem Couſin zu küſſen, weil ſie, in einem einſamen Forſthauſe aufgewachſen, erkläre: es ſei unnütz.

„O, dieſe gottloſe Couſine!“ rief der junge Menſch mit komiſchem Zorne aus.

Ich verſäumte nicht, über den naiven Trotz der Dirne in der Stille meine Betrachtungen auszuſpinnen. Es iſt unnütz — das hatte einſt auch der Schwabe geſagt, den der Leſer einmal als Fährmann erblickte, als ich ein Stück vertrockneten Brodes gedankenlos auf den Boden warf, das ich auf dem Pulte des Schwaben fand und, um ihn auf die Probe zu ſtellen, nach dem Grunde eines freundſchaftlichen Verweiſes fragte, den der ehrliche Sohn des Neckars mir deshalb ertheilte. Der Schwabe war mir ſeit dieſer lakoniſchen Antwort noch einmal ſo lieb geworden, denn ich hatte ihn daran als eine friſche ſittliche Kraft erkannt, die ſich, ohne viel nach außen hin Rede zu ſtehen, wohlgemuth in ſich ſelbſt abſchließt, ich hatte zugleich die ſchöne Oekonomie bewundert, die in der von dem ſchöpferiſchen Hauche des ſittenbildenden Volksgeiſtes angewehten ſittlichen Welt herrſcht. Da fällt keine Brodkrume zur Erde, es ſoll nicht ſein, es wäre ja unnütz — es wäre Sünde. Solcherlei Gedanken verknüpften ſich auch mit der Aeußerung, die ich von der Couſine des geſchwätzigen Gaſtes vernommen. Aber indem nun dieſe Dirne in aller Hoheit der Jugend vor das Auge meines Geiſtes hintrat, dachte ich doch zugleich, wie ſchön und ſüß dieſe herb in ſich verſchloſſene Jugendkraft ſein müſſe, wenn ſie ſich einſt erſchlöſſe.

Am andern Morgen fragte ich den Gaſt nach dem Namen ſeiner Couſine.

„Suſanne!“ lautete die Antwort.

Ich gedachte hierbei an die Antwort, die ich einſt bei jenem Trinkgelage dem „Tauſendkünſtler“ ertheilt hatte und an die Erörterungen, die ſich dort an den Namen Suſanne knüpften. Ich verſchwieg indeſſen dieſe Erinnerungen und lobte nur den Namen Suſanne wegen ſeines mächtigen vollen Klanges.

Fritz hatte noch an demſelben Tage die Reiſe zu ſeinen Verwandten in Roßheim fortgeſetzt. Auf der Rückreiſe zum Gymnaſium gedachte er den Weg über das Gebirge zu nehmen, um ſeine „gottloſe Couſine“ wiederzuſehen.

Auch ich ſelbſt beſchloß, als ich endlich reiſefertig war, den Weg über das Gebirge einzuſchlagen, und benutzte, nachdem ich eine Strecke weit zu Fuß gegangen war, einen Perſonenwagen, der regelmäßig bis in ein Städtchen im Gebirge fuhr, das wir in unſerer Erzählung Holberg nennen wollen.

Nicht zur Hälfte waren die beiden langen Bänke des Wagens gefüllt, als dieſer ſich in Bewegung ſetzte. Es dunkelte bereits, doch nicht ſo ſehr, daß mein Blick nicht noch durch eine herrliche Frauengeſtalt gefeſſelt wäre, die mir gegenüber ſaß. Es war ein Mädchen von kaum achtzehn Jahren; der hohe herrliche Wuchs, der majeſtätiſche Gliederbau, ſo früh ſchon in ſeltner Fülle und doch mit mehr Feſtigkeit und Derbheit als Ueppigkeit der Formen entwickelt, verrieth die Tochter des Gebirges. Auf der hohen Geſtalt ruhte ein großer ſchöner Kopf. Die vollen Wangen waren faſt zu ſtark von dem Morgenrothe der Jugend angehaucht; doch gab der prächtige, wenngleich zuweilen etwas unſtete Blick und die Fülle des dunkeln Haars der Dirne einen Ausdruck unbeſchreiblicher Hoheit und zugleich unſäglichen Liebreizes.

Mit mir auf derſelben Bank, im entgegengeſetzten Winkel des Wagens, ſaßen zwei Predigersfrauen vom Lande, ein paar kleine verkümmerte Damen mit weißen Hauben und trübſeligen Mienen. Sie hielten die Hände zuſammengefaltet auf den unförmlichen Strickbeuteln, die in ihrem Schooße ruhten, und führten mit halb weinerlicher Stimme immerfort ein eintöniges Geſpräch. Sie hatten ſich hier zufällig getroffen, am Abende deſſelben Tages, wo die eine ihren kleinen Sohn in die nächſte große Stadt auf die Schule gebracht hatte, die andere aber eben dahin gereiſt war, um ihr

Söhnlein, das ſich ſchon längere Zeit dort befand, zu vermahnen, den Collaboratoren Beſuche zu machen, um Näheres über ſein Betragen zu erforſchen und einer Collaboratorsfrau, welche ſie das Glück hatte perſönlich zu kennen, ein paar junge Tauben zu bringen. Das Söhnlein hatte die Hoffnungen der Mutter nicht erfüllt, welche oft in ihren ſüßeſten Träumen ihn ein Quartblatt Papier von ſeinen Lehrern heimbringen ſah, auf welchem geſchrieben ſtand: „Allgemeines Lob“ oder mindeſtens „Viel Lob.“ Es hatte die Cenſur „Mehr Tadel als Lob“ erhalten, lernte ſeine Lection nicht ordentlich und ſpielte mit Aepfeln in der Schule. Da war nun Holland in der Noth bei der guten Frau.

„Ach, die böſen Beiſpiele! Die böſen Beiſpiele! rief ſie aus. Wer hätte das von meinem Albert gedacht! Ja, die Exempel! Hat nicht des Rundsburger Pfarrers Adolf ſogar auf dieſem letzten Johannismarkt Spielſachen aus einer Bude genommen und iſt davon gelaufen? Nachher hat er es ſelbſt ausgeſchwatzt und der Rundsburger Pfarrer hat ihn müſſen von der Schule wegnehmen und zu einem Kaufmann in die Lehre thun.

Und er wohnte noch dazu bei dem gelehrten Collaborator, dem Doctor, der die berühmte Penſionsanſtalt hat. Ach, die armen Eltern! Er hatte „„viel Tadel!““

Den Pfarrersfrauen gegenüber, im Winkel des Wagens, ſaß ein Mann aus der Stadt Holberg, der die Roſſe mehr und mehr zueilten. Ich hielt ihn für einen Handelsmann, welcher von Geſchäften in der Umgegend heimkehrte, oder für einen Herbergsvater und wurde durch die widrigen und gemeinen Züge ſeines Geſichts ſehr abgeſtoßen. Der Mann ſuchte durch abgeriſſene triviale und zudringliche Bemerkungen die nach Art der unterſten Claſſe der Bürger in kleinen und großen Städten mit ebenſo viel Selbſtbewußtſein als lauter Betonung hingeworfen wurden, mit den Anweſenden ein Geſpräch anzuknüpfen, — nur die herrliche Blume vom Gebirge würdigte er keines Wortes und keines Blickes. Nachdem es ihm nicht gelungen war, in der eintönigen Geſellſchaft ein Geſpräch über die Gegenſtände, die ſeinem Geſichtskreiſe am nächſten lagen, herbeizuführen, miſchte er ſich in das Geſpräch der Pfarrersfrauen über gerathene und ungerathene Kinder. Er klagte über die Ungezogenheit ſeiner eigenen Buben, welche, wie er verſicherte, keine Kuh auf der Straße vorbeilaſſen konnten, ohne ſich an ihren Schwanz anzuhängen. Die Pfarrersfrauen blieben ihm einen Blick des Bedauerns nicht ſchuldig; da aber ſeine Buben noch nicht in die Welt eingetreten waren, auch nur die Elementarſchule beſuchten, ſo nahmen ſie weiter keine Notiz von ihm und ſetzten ihr Geſpräch über die Gefahren der Welt für „Kinder" allein und leiſe fort, ohne ferner den zudringlichen Mann zu beachten. Dieſer erzählte nun „einige ganz ſchlechte Streiche" von „Kindern", die aber längſt erwachſen waren, indem er mit den Pfarrersfrauen dadurch wieder anzuknüpfen ſuchte. Allein er traf auch mit dieſen ungeheuerlichen Erzählungen die Stimmung der zartbeſaiteten Mutterſeelen nicht, welche nur darüber ſeufzten, daß ſie nicht als Engel in weißen Hauben ihre Söhne auf ihren Lebenswegen begleiten und ſelbſt den kleinſten Fehltritt, die geringſte Schuld ihnen aus dem Wege räumen könnten. Die Frauen ſchwiegen einen Augenblick. Dann unterbrach die jüngere Pfarrerin, welche erſt heute ihr Söhnlein in die Welt gegeben hatte, die Stille, indem ſie ſeufzte:

„Rein gibt man ſie hin und wie bekommt man ſie wieder?“

Während dieſer Unterhaltung ſaß die Jungfrau in der ganzen Herrlichkeit ihrer Jugendſchöne vor ihnen da und ſtützte ſinnend das Haupt in die Hand; denn ſie näherte ſich im Dunkel der Nacht einer Stadt, die, obgleich bereits im Gebirge gelegen, in dem ſie ihre Jugend verlebt hatte, ihr doch wenig bekannt war und in der ſie noch niemals übernachtet. Sie überlegte, wie ſie hier ein ſchickliches Unterkommen bis zum nächſten Morgen finden ſollte. In der Einſamkeit der Berge aufgewachſen, wie ſie war, klebte ihr, der kräftigen, blühenden Dirne die Scheu eines Rehes an, wenn ſie ſich in fremden Umgebungen und Verhältniſſen ſah und man konnte an ihr noch jene reizende Furcht vor der Welt erkennen, welche einſt ihrem Geſchlecht von der Natur gleich dem tiefen und ſinnigen Gefühl weiblicher Scham von der Mutter Natur mit auf den Weg durch's Erdenleben gegeben ſchien, in unſerer emancipationsluſtigen Zeit aber mehr und mehr verſchwindet. Vor einem fremden Gaſthofe in der Nacht die Glocke zu rühren und ſo die Dienerſchaft herbeizulocken, um ihr

ihr magdliches Bett anzuweiſen, wäre der ſchlichten Tochter des Gebirges unmöglich geweſen. Sie wollte anfangs das Geſpräch der beiden Frauen unterbrechen, um ſich in ihrer jungfräulichen Verlegenheit Rath zu erholen; allein ſie wagte es nicht, denn dieſe hatten ſich immer mehr und mehr in ihre Unterredung über die Gefahren der Welt für „Kinder“ vertieft, ohne der herrlichen Jungfrau neben ſich, die ſo rein und ſtrahlend von einem ihrer erſten Ausflüge in die Welt heimkehrte, zu achten. Ihre Ueberlegung hatte noch zu keinem beſtimmten Entſchluſſe geführt, als bereits der Wagen, der nun ſchon einige Stunden über die Ebene dahingekleppert war, eben zwiſchen den erſten gewaltigen, die Nähe des Gebirgs verkündenden und einſam ſtehenden Felſen dahin fuhr und das Licht des eben aufgehenden Vollmondes auf die prächtige Geſtalt der Jungfrau fiel. Ich erſchrak in dieſem Augenblicke faſt über ihre Schönheit und konnte das Auge nicht wegwenden von dem Adel und der Hoheit ihrer ganzen Erſcheinung. Sie ſchaute nicht auf mich, aber das Roth ihrer Wangen und Lippen lachte mich an. Die Jugend ſelbſt in der Blüthe geiſtigen und leiblichen Wohlſeins ſchien mir hier — ſo malte ich mir raſch die Lage des Mädchens aus — aus den Verſuchungen und Lockungen der Welt heimzukehren. Ich ſah im Geiſte, vielleicht durch das eintönige Geſpräch der Pfarrfrauen in meinen Gedanken geleitet, wie die Mutter die Heimkehrende an der Schwelle erwartete, ihr zurief: „Willkommen! o, willkommen!“ ſich an der Schürze zupfte und lächelte, ihr die Backen klopfte und wieder lächelte und flüſterte: „Gelt, du haſt auch den Spruch befolgt, den ich ich dir mit auf den Weg gab, den Spruch: wenn dich die böſen Buben locken, ſo folge ihnen nicht —?“

In der Erſcheinung des Mädchens übte eine gewiſſe herbe Jungfräulichkeit einen unwiderſtehlichen Reiz. Ich hatte ſie gleichſam geſchmeckt in den kurz abgeriſſenen, einſilbigen Antworten, mit denen ſie meine gelegentlich an ſie gerichteten, ſehr harmloſen Aeußerungen beantwortete. Auch ſchien es ihr drückend zu ſein, wie in der Mondesdämmerung des Abends mein Blick auf ihrer Geſtalt ruhte; unwillkürlich zuckten die prächtigen Glieder zuſammen, als ich die ſchöne Hand betrachtete, die in ihrem Schooße ruhte, und ſie rückte näher an den Bürger aus der Stadt heran, der die ungezogenen Rangen zu Hauſe hatte. Sie war endlich weit von mir weggerückt und ſaß dicht an ſeiner Seite. Sie redete den ihr bisher fremden Mann an, indem ſie ſich leiſe mit einer Frage oder einer Bitte an ihn zu wenden ſchien. Er betrachtete ſie jetzt erſt aufmerkſam, neigte dann ſein Haupt ganz dicht dem ihrigen zu — eine Vertraulichkeit, die mir im höchſten Grade zuwider war — und flüſterte immer leiſer mit ihr. Sie nickte zuweilen mit dem ſchönen Haupte und ſchien von ſeinen Mittheilungen vollkommen befriedigt.

Der Poſtwagen hielt endlich am Markte der ſchon im Gebirge ſelbſt liegenden Stadt Holberg. Ich ſprang zuerſt hinaus und eilte auf einen anſehnlichen Gaſthof zu, der ſich durch ein paar vor der Pforte ſtehende Laternen ankündigte, in denen die Lichter noch hell brannten, obgleich die Thür des Hauſes bereits geſchloſſen war. Während ich noch hier ſtand und harrte, bis man mir öffnete, ſah ich, wie die beiden Landpredigersfrauen an zwei verſchiedenen Bürgerhäuſern pochten, wo ihnen Freunde und Verwandte wohnten, wie deren die meiſten Landpredigersfrauen in der Runde in dieſer Stadt hatten, bei welchen ſie ſich vorſichtig ſchon am Morgen für die Nacht angemeldet hatten. Der Bürger aber, mit dem die Geſellſchaft im Poſtwagen gefahren war, bog raſch in eine enge Seitengaſſe am Markte ein, die Jungfrau, ihr kleines Bündel mit einigen Kleidungsſtücken im Arm, ging wenig hinter ihm und folgte ihm kräftigen und beherzten Schrittes nach. Bald waren Beide meinen Augen entſchwunden; ungeduldig riß ich an der Glocke und nun öffnete ſich für mich die gaſtliche Pforte.

Am andern Morgen war ich bereits wieder mit dem Früheſten auf, um vor dem Beginn meiner eigentlichen Fußwanderung durch's Gebirge noch, ſoweit ich der Heerſtraße zu folgen genöthigt war, mit der Poſt zu reiſen. Ein kleiner traulicher Wagen ſtand vor dem Poſtgebäude bereit für die Gebirgsfahrt, für welche ſich ſelten ſo viele Paſſagiere fanden, als für die Reiſe von der nächſten größern Stadt her. Als ich anlangte, fiel mein erſter Blick auf die hohe Jungfrau vom Gebirge, welche auch diesmal und zwar allein meine Reiſegefährtin ſein ſollte und bereits reiſefertig auf ihrem Platze ſaß, während eben erſt der Poſtillon die blankgeſtriegelten Roſſe vor den Wagen zog.

Das ganze Weſen des Mädchens ſchien heute verwandelt. Nicht mehr mit der Scheu, welche ich geſtern an ihr bemerkt hatte, blickte ſie mich an, ſondern Offenheit und Heiterkeit ſtrahlten mir von ihrem blühenden Antlitze entgegen und ſie ſchien das Mißtrauen, mit dem ſie geſtern meine unſchuldigen Aufmerkſamkeiten aufgenommen, heute inſtinctmäßig durch um ſo größere Unbefangenheit wieder gut machen zu wollen. Ich blickte einen Augenblick ſinnend vor mich hin, als ich ſie wieder ſah; unwillkürlich dachte ich daran, wie ich die Jungfrau in der Nacht dem fremden, mir ſo widerwärtigen Manne hatte nachfolgen ſehen. Das Mädchen ſchien meine Gedanken zu errathen, denn ihr ganzes blühendes Haupt wurde bis an das nußbraune Haar mit den prächtigen Flechten und Zöpfen hinan plötzlich mit dem dunkelſten Blutroth übergoſſen. Raſch nahm ſie das Wort, als ich an ihrer Seite ſaß und rief:

„O, das war ein böſer Mann, dem Ihr geſtern mich nachfolgen ſahet! Hätte ich mir doch keinen Zwang angethan und wie ich urſprünglich wollte, Euch gefragt, wo ich am Beſten und Schicklichſten übernachten könne. Doch ihr waret ja auch in der Stadt fremd und zudem ſeid Ihr wenig älter als ich und Jugend, meint man immer, könne ſich einander nicht rathen. Darum fragte ich den Mann, der mit uns im Wagen ſaß — er hatte ja ſchon Weib und Kind und war bei geſetzten Jahren — wo ich die Nacht herbergen ſolle. Bei mir! antwortet er. Ob er denn ein Wirth ſei? frage ich. Freilich ſei er ein Wirth, ſagt er. Ich habe nun weiter kein Bedenken und er ſchreitet zu ſeinem Hauſe voran. Das Ausſehen des Hauſes fällt mir aber ſchon auf, denn es hatte nicht die Zeichen eines Wirthshauſes über der Thüre. Ich trete auch nur vorſichtig ein und behalte zögernd die Thürklinke in der Hand. Da will er mich ſachte mit der Hand ganz hereinſchieben in's Haus, indem er flüſtert: Morgen früh laſſ' ich Euch dort hinten zu jener Seitenthüre hinaus, damit meine Frau nichts merkt. Nun fällt es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen herunter und wie ein Wild, wenn die tolle Meute ihm auf den Ferſen ſitzt, ſpring' ich wieder hinaus auf die Gaſſe. O, was hätte ich darum gegeben, hättet Ihr noch vor der Thür Eures Gaſthofes geſtanden und hättet ihr mir rathen und helfen können. Aber die Pforte war bereits geſchloſſen und ſo irrte ich lange in der Nachtkälte in den Gaſſen der fremden Stadt umher, bis ich mich endlich auf die ſteinerne Bank vor dem Rathhauſe niederſetzte, wo ich den Morgen heranwachte."

Mein Intereſſe an der lieblichen Dirne war durch die Erzählung noch mehr erregt, als es zuvor ſchon der Fall war. Als ich es wagte, nach ihrem Namen zu fragen, nannte ſie den Namen „Suſanne" und es war keinem Zweifel mehr unterworfen, daß hier dieſelben rothen Lippen mich ſo freundlich anlachten, welche dem Vetter Fritz, unter dem bedenklichen Vorwande „Ein Kuß iſt unnütz", ſich ſo ſchnöde verweigerten, — und doch war er eben der Vetter dieſer rothen küßlichen Lippen, dieſes Mundes, um den nur zuweilen ein Zug des Uebermuthes ſpielte, dieſer vollen Wangen, dieſes großen ſtolzen Mädchenauges, und dieſer prächtigen nußbraunen Flechten, weshalb ich in der Stille heimlich anfing ihn zu beneiden.

Suſanne hatte im Auftrage dem Schulzen Bodenſmecker, der in einiger Entfernung vom Abhange des Gebirges mit einer Bonitirung beſchäftigt war, einen Beſuch gemacht, um ihm eine Beſtellung von ſeiner Tochter, der Förſterin, auszurichten. Ich bemerkte in der Unterhaltung, die ſich alsbald entſpann, bei dem Mädchen bald die Spuren eines von Haus aus ausgezeichneten Geiſtes, der ſich in der Einſamkeit des Waldes gleichſam auf ſeine eigene Hand nicht minder prächtig entwickelt hatte, als ihr blühender Körper. Dieſer ſo herrlich wie eine große und ſeltene Waldblume entfalteten Seele, welche in der Stille des Forſtes ihren Reichthum und ihre Schätze allmälig erſchloſſen hatte, fehlte nur eins: ihre ſo glänzende Entfaltung, die in einem idylliſchen Leben ohne Zuthun der Welt nur aus der innern Fülle ihres Gemüths und Herzens hervorgegangen war, vermochte ihr auch eben zu dieſer Welt kein rechtes Verhältniß zu geben. Es fehlte ihr an Menſchenkenntniß, darum ruhte in der Regel ihr großes ſchönes Auge nur unſicher und zweifelnd auf der Bildung der menſchlichen Geſtalt, welche ihr entgegentrat, deshalb hatte ſie zu mir am Abend zuvor kein Vertrauen faſſen können und das Abenteuer der vergangenen Nacht beſtehen müſſen. Sie war nur in der Umgebung älterer Perſonen herangewachſen und kannte die jüngere Männerwelt nur durch ihren verliebten Vetter. Ich zweifelte nicht, daß durch die Erfahrung, welche ſie ſo eben gemacht hatte, ihre Stellung zu ihren eigenen Altersgenoſſen nicht mehr ſo linkiſch bleiben werde wie bisher, und daß ſie von nun an auch dem Vetter, hinter deſſen flatterhaften Klagen über Suſanne ich wohl nicht mit Unrecht den Keim einer ernſthaften Neigung verſteckt glaubte, in mehr mädchenhafter Weiſe entgegenkommen werde. Dieſer letzte Gedanke aber erfüllte mich mit Weh, denn es zog wie eine Ahnung ein tiefes und keuſches Sehnen durch meine Seele, das hehre bräutliche Weſen zu entzaubern und zu gewinnen, das, ſich ſelbſt noch unbewußt, in der herben Jungfräulichkeit wie in einer ſchützenden Hülle verborgen lag.

Die beiden muthigen Roſſe, der Trompeter und der Huſar, wie der Schwager Poſtillon ſie ſchlechtweg von den kühnen Reitern nannte, deren Sporen ſie in ihrer jugendlichſten Lebensperiode hatten ſchmecken müſſen, führten den Wagen im Fluge ein ſchönes Gebirgsthal entlang, wo in geringer Entfernung von einander wohlhabende Dörfer lagen. Suſanne fühlte, da ſie die ganze Nacht durchwacht, bald das Bedürfniß während der Fahrt einige Zeit zu ſchlummern, oder, wie ſie ſich ausdrückte, „ein Auge zuzuthun“, um zu der ihr ſpäter noch übrig bleibenden Gebirgswanderung friſche Kräfte zu ſammeln. Sie nahm daher ihre Haube ab, welche ihr die Pflegemutter droben im Walde, wenig bekümmert um die Sitte der Städte, aus blauem Seidenzeug und leichtem Pelzwerk für ihr jungfräuliches Haupt gefertigt hatte, gab ſie lachend mir in die Hand, um ſie aufzubewahren und drückte nun ungehindert ihr nußbraunes Haar in die ledernen Seitenkiſſen des Wagens. So oft der Wagen ſich wieder einem der freundlichen Dörfer näherte, hatte ich verſprochen die Dirne zu wecken; ſie lachte über die Pünktlichkeit, mit der ich dieſem Auftrage genügte, und über den Eifer, mit dem ich ihr jedesmal die ſeidne Haube hinreichte, um ſie vor einem Dorfe aufzuſetzen und am Ende deſſelben wieder abzunehmen.

„Ihr wollt mich zum Beſten haben“, ſprach ſie einmal. „Ich weiß wohl, die Mädchen in der Stadt tragen gar keine Hauben und doch ſeid ihr ſo beſorgt, daß ich nicht ohne Haube mich den Leuten in den Dörfern zeige.“

„Ich weiß nicht“, ſagte ich, „mir iſt als gehörte dieſe Haube zu dieſem Geſicht dazu. Ihr ſeid nun einmal anders und beſſer als die Mädchen in der Stadt. Ihr ſchaut daraus wie eine große ſchöne Walddroſſel. Und dann — ja ſeht, wenn ich Euch ſo aufmerkſam für mich betrachtet, während ihr ſchlummertet, war mein Auge im Anblick der Fülle dieſes Haars und dieſer blühenden Wangen gleichſam geſättigt und eine ſelige Stimme rief in meinem Innern: Herz, Herz nun iſt's genug!“

Suſannen's großes Auge ruhte einen Moment mit einem durchdringenden Blicke auf mir. Sie ſchwieg und ſo wußte ich nicht, ob dieſer Blick nur Verwunderung oder Tadel ausſprechen ſollte. Ohne eine Antwort zu erwarten, warf ich ſelbſt jetzt die blauſeidne Haube über ihr Geſicht und band, doch ohne ſie mit der Hand zu berühren, die Atlasſchleiſe derſelben unter ihrem Kinn zuſammen. Sie duldete es bereitwillig, gleichſam als achte ſie nicht darauf, denn kein Lächeln zog dabei um ihren Mund. Am Ende des Dorfes aber nahm ſie die Haube nicht wieder herunter; auch ſchloß ſie die Augen nicht mehr zum Schlummer.

Zwiſchen hohen Gebirgsketten fuhren wir noch eine Strecke weit das Thal entlang, bis der Ort kam, wo Suſanne's Weg ſich von der Heerſtraße trennte und am Gebirge ſelbſt emporklomm. Es fand ſich bald, daß ich für meine Gebirgswanderung am Zweckmäßigſten denſelben Weg verfolgen werde und ich bat um die Erlaubniß, auch den Weg zu Fuß an ihrer Seite fortſetzen zu dürfen. Sie bewilligte dies um ſo eher, als ſie vermuthete, daß auch der Vetter Fritz gegenwärtig ſchon auf der Rückreiſe im Forſthauſe zum Beſuch ſein werde.

Auf der Höhe des Gebirgs lenkte Suſanne bald in einen ſtillen Waldſteig ein, welcher zwiſchen den herabhängenden Zweigen eines dichten ſchönen Buchenganges, deſſen Laub ſich herbſtlich zu färben begann, dahinlief und ſich bald in einen prächtigen Dohnenſtieg verwandelte, wo der gefiederte Herbſtſegen des Waidmannshandwerks vor rothen Beeren in den Schlingen hing.

„Hier kündigt ſich das Neſt der Jungfer Walddroſſel ſymboliſch an“, ſprach ich lächelnd zu Suſanne, „ich ahnte ſchon ſo etwas, als wir in den Buchengang eintraten, — ich wette das Forſthaus iſt nicht mehr weit.“

„Kaum eine Viertelſtunde noch iſt's entfernt“, entgegnete das Mädchen. Aber darum nennt mich nicht mehr Walddroſſel, das gibt ſonſt einen Spitznamen bei dem Onkel und auch bei dem Vetter, wenn er dort iſt. Vor der Tante allein könntet Ihr's ſchon thun.“

Bald darauf kamen zwei Ziegen mit mächtigen ſchweren, wahrhaft vorſündfluthlichen Eutern dahergewandert. Sie hatten vom Gebirgsforſthauſe aus, wo ſie mit den Hunden und Katzen frei vor der Thüre umherliefen, hier ihre Morgenpromenade gemacht und ſchritten nun immer ernſthaft hinter Suſannen her, gleich als hätten ſie dieſelbe erwartet.

Suſanne hatte ſich nicht geirrt. Der Vetter befand ſich wirklich zum Beſuch im Forſthauſe, wo er ſie ſchon ſeit einigen Tagen mit Ungeduld erharrte, um ſo mehr, da ſeine Ferien ſich ihrem Ende zuneigten. Ich beobachtete nicht ohne ein eigenes Intereſſe das Verhalten Beider gegen einander. Und hatte ich ſchon in dem, was Fritz mir einſt geklagt, die Neckerei der Liebe zu erkennen geglaubt, ſo meinte ich, nicht ohne einen geheimen Schmerz darüber zu empfinden, auch jetzt in ihrem Verhalten gegen einander ein tiefes und geheimes Einverſtändniß zu bemerken, das mich vollkommen zur Traurigkeit geſtimmt haben würde, hätte nicht auf der andern Seite die gute Laune des Vetter Fritz auch bei mir den Trübſinn verſcheucht.

Ich ſtand mit Fritz am Fenſter und ſah hinaus auf den grünen Raſenplatz vor dem Forſthauſe, als eben Suſanne, einen Korb in der Hand haltend, vorbeiging, um die Vögel im Dohnenſtieg auszulöſen und für die Mittagsmahlzeit heimzuholen. Anmuthig ſchritt ſie dahin in der häuslichen Verrichtung ihrer Waldeinſamkeit, wie ein holdes magdliches Weſen zum rinnenden Quell, und der Vetter Fritz widerſtand nicht der Luſt ihr zu folgen, während ich, um nicht zudringlich zu erſcheinen, nicht wagte ein Gleiches zu thun. Ich blieb daher am Fenſter ſtehen, in Betrachtung verſenkt über die Einförmigkeit dieſer Waldnatur und dieſes Waldlebens in dem das Mädchen ſo prächtig zur Jungfrau heran gewachſen war. In einer langen Reihe kamen plötzlich die Hausthiere des Forſthauſes, welche hinter demſelben mit einander geſpielt hatten, auf den Platz vor dem Fenſter gerannt, und die eben hinzutretende Förſterin erzählte mir, daß dieſe Scene ſich wiederhole, ſo oft von der hinter dem Forſthauſe ſich noch zu ſteilerer Höhe erhebenden Felskante ein Schiefer losbröckele und herabrolle, mit derſelben Naturnothwendigkeit, mit der ein Gießbach ſeine Schlucht hinabſtürzt. Voran zog diesmal ein brauner Jagdhund mit ledernem Halsband, unmittelbar hinter ihm her zog eine Ziege, deren ſchweres Euter faſt den Boden berührte, die Katze und der Haushahn machten den Beſchluß des in gleichmäßigem Schritte einhertrabenden Gänſemarſches. Es hätte nur noch ein Faun zu der merkwürdigen Gruppe gehört, der vor den Ziegen und ihren Gefährten hertrompetete und das Echo des Waldes weckte. Ich ſah den Thieren noch lange zu, wie ſie ſich allmälig wieder zerſtreuten, indem der Hahn ſeine Hennen lockte und die Katze gar bedächtig den Weg in's Haus einſchlug. Und ſo wie eben die Ziegen die friſchen Zweige eines Nußbaumes, deſſen Blätter ſie abweideten, um ſich herzogen, ſo daß ſie ganz von ihnen verdeckt wurden, ſo hüllte ſich auch meine Phantaſie mehr und mehr in eine friſche idylliſche Waldträumerei. Ich erwachte daraus erſt, als Fritz wieder zu mir trat und in ſeiner lebhaften Weiſe das Geſpräch raſch wieder aufnahm, wobei es mir nur auffiel, daß er es nun abſichtlich zu vermeiden ſchien, Suſanne zum Gegenſtande deſſelben zu machen.

Bei Tiſche neckte Suſanne den Vetter Fritz, wenn auch nicht ganz in derſelben herben Art, über die er ſich ſchon früher beſchwert hatte, bis der Förſter, der um die Mittagszeit mit geſundem Appetit aus dem Walde heimgekehrt war und ſeine Gäſte herzlich willkommen geheißen hatte, ſo eben von Neuem Fritz die Schüſſel mit gebratenen Herbſtvögeln hinreichte, indem er ihm ſagte: „Lang' zu von den Schwarzdroſſeln, Vetter.“ Da kicherte ſie:

„Crammetsvögel nennt man's in der Stadt und drunten im Lande, wohin dieſe Vögel aus dem Gebirg verſchickt werden. Geſchwind, ſprach der Vetter Fritz, wie er einſt als Kind mit ſeiner Mutter von Roßheim herkam, geſchwind, Suſanne, laß uns dort in den Wald hineingehen, daß wir die Crammetsvögel ſingen hören.“

Alle lachten und beſonders laut der Förſter. Fritz aber ſprach einmal ernſthaft:

„Es freut mich, daß Du Dich deſſen noch ſo genau erinnerſt, Suſanne.“

Nach Tiſche zerſtreute ſich die Geſellſchaft auf kurze Zeit in die Nähe des Forſthauſes und nur Suſanne blieb in demſelben zurück. Ich trat zuerſt wieder in's Zimmer. Vor einem Glasſchranke, in dem die kleine Bibliothek des Hauſes aufgeſtellt war, ſaß Suſanne, ihr ſchönes Haupt in die Linke geſtützt, und kritzelte, in Gedanken verſunken, mit einer Feder auf dem Deckel eines Buches. Sie erröthete unwillkürlich, als ich eintrat, ſah verlegen auf das, was ſie ſo eben geſchrieben, ſchlug das Buch zu und ſuchte es zu verbergen. Hierdurch aufmerkſam gemacht, trat ich heran und entwand es lachend ihren Händen. Es war ein ſogenannter Kinderfreund, in dem zur Warnung der Kinder die Belladonna und der Fingerhut abgebildet ſind. Auf den Deckel hatte Suſanne halb gedankenlos den Spruch geſchrieben, deſſen wir ſchon oben erwähnten:

„Wenn dich die böſen Buben locken, ſo folge ihnen nicht.“

Wie jungfräulich-herbe müſſen ihre Gedanken und ihre ganze Seele ſein! dachte ich, als ich dies las. Die Wahrheit war, daß Fritz auf dem Gange zum Dohnenſtieg von Neuem alle Künſte der Schmeichelei und Ueberredung vergeblich aufgewandt hatte um von ſeiner widerſpenſtigen Couſine einen Kuß zu erhaſchen.

Ich konnte mich nicht enthalten ihr zu ſagen: „Und doch hat man Beiſpiele, daß die böſen Buben noch nicht die ſchlimmſten ſind. . .“

Fritz, der ſo eben in's Zimmer trat, hatte dieſe Worte gehört und ich durfte es nicht vermeiden, ihm nun Suſannen's nächtliches Abenteuer in der

Stadt mitzutheilen, um jeder falſchen Deutung meiner Worte vorzubeugen. Suſanne verließ, meine Abſicht errathend und dieſe Nothwendigkeit einſehend, gluthroth im Geſicht die Stube. Der Förſterin, welche ihr im Hausflur begegnete, ſagte ſie im Vorbeigehn, daß ſie heute noch nicht recht Toilette gemacht und verſchloß ſich auf ihr Kämmerlein.

„Sie ſtrählt ihr Haar", ſagte die Förſterin entſchuldigend von Suſanne, als wir bald darauf uns zum Aufbruch rüſteten und die Dirne noch einmal zu ſehen verlangten, um uns bei ihr zu verabſchieden.

Für wen? fragte Fritz halblaut bei den Worten ſeiner Muhme und blickte traurig hinaus in den Wald, in dem Suſanne die Tage ihrer Jugend verlebte.

Bald darauf ſchritten wir ſinnend und ohne von dem Mädchen ein freundliches Wort zum Abſchiede erhalten zu haben, durch den Forſt.

Wir gingen beide auf dem nächſten Wege zuſammen bis nach Holberg. Denn nur von hier aus führten geebnete Poſtſtraßen nach allen

Seiten hin. Vom Gebirge hatten wir in der Reiſe zum Forſthauſe und von da nach Holberg zurück bereits eine der reizendſten Partien geſehen. Und ſo bediente ich mich von hier auf's Neue der Poſt bis zu dem Städtchen Obersleben am nördlichen Gebirsabhange.

7.

Die Heimkehr.

Es war einmal ein großer Theologe, der reiſte einſt mit ſeinem Famulus in Tyrol, und als der faſt blinde Mann das unabläſſige Murmeln der von den Bergen herabſtrömenden Quellen vernahm, blieb er ſtehn und ſprach zu dem Begleiter, dem er von ſeiner ſorgſamen Schweſter anvertraut war: „Ach, Famule, nur einmal möchte ich mich hier der Länge nach auf den Boden legen.“ Der Famulus geſtattete es und war dem Profeſſor ſogar bei ſeinem Vorhaben behülflich, der alsbald die Füße frohlockend gen Himmel ausſtreckte und dann einen tüchtigen Schluck aus der Alpenquelle nahm. Als ſpäter die Schweſter ihm nachgefahren kam, merkte ſie bald, was vorgefallen war, da der große Theologe niemals log und daher auch ihrem Examen über ſeine ſanitätiſche Aufführung nichts als ein beharrliches Stillſchweigen, bei dem er dem Famulus recht pfiffig von der Seite zublinzelte, entgegenſetzen konnte. Den Verweis von der treuen Pflegerin nahm er geduldig hin und man will ein ſeliges, glückliches Lächeln noch auf den Lippen des großen Theologen bemerkt haben, als er zuerſt wieder den Lehrſtuhl beſtieg: ach, er war ja ſo glücklich, er hatte ja der Länge nach auf dem Boden der treuen Mutter Erde gelegen!

Daſſelbe Gefühl aber hat auch ſchon mancher weit weniger bedeutende Gelehrte und mancher geringere Theologe gehabt, ja, man kann ſagen, daß es den Menſchen immerfort von den Büchern hinweg zu der treuen Mutter Natur hinzieht. Und ſo ging auch durch mein Herz ein Jubelſchrei, da ich nun als Candidat der Theologie mich wohlgemuth auf dem directen Wege in meine Heimathgegend befand; es freute mich jener Duft des Landlebens der mich umgab, ſeit ich die Mauern der Univerſitätsſtadt verlaſſen hatte, denn es war auch mir immer geweſen, als müſſe ich gar viel entbehren, wenn ich nicht ſo recht inbrünſtig am Wechſel der Jahreszeiten Theil nehmen könne, wie er auf dem Lande zugleich in den verſchiedenen menſchlichen Verrichtungen, im Säen, Erndten, Pflügen, Heumachen und Brachen ſeinen Ausdruck findet. Haucht nicht die Mutter Erde in der feuchten, nebligen und regnerischen Jahreszeit den Pflüger, der ihren Boden anbricht, mit kräftigem Erdduft an, wie Dem, der kräftiges Brod anſchneidet, des Brodes kräftiger Anhauch entgegen quillt? Mit dem Volke will ich gehen bis an's Ende meiner Tage, ſprach ich ſtill für mich auf meiner Reiſe.

Am Nachmittage des Erndtedankfeſtes langte ich zur Poſt in Obersleben an. Schon im Gaſthauſe des Landſtädtchens, von dem aus ich zu Fuße noch die kurze Wegſtrecke bis in meinen Heimathort zurücklegen wollte, hatte ich Gelegenheit Betrachtungen anzuſtellen über die Verſchiedenheit der Umgebung, in der ich nun meine Tage zubringen ſollte von der, in der ich mich auf der Univerſität befunden. Eine ganze Schaar von Verwaltern, die aus den umliegenden Dörfern herein gekommen waren, ſaßen hier um den Tiſch her.

Welcher Contraſt zwiſchen den akademiſchen Kreiſen, die ich verlaſſen, und dem Kreiſe dieſer Söhne der Ceres! Selbſt die Commis oder „Diener“ aus der Stadt, welche am Tiſche gegenüber des Lebens Unverſtand genoſſen, ſchienen jenen von mir verlaſſenen Kreiſen näher verwandt. Zwei von ihnen, denen ohne Zweifel das Bier zu Kopfe geſtiegen, thaten ſich beſonders hervor; ſie zankten ſich indem der eine fortwährend rief: dreimal drei iſt neunzehn, wohingegen der Andere berichtigend behauptete: dreimal drei iſt neun und eins iſt zehn. Die jungen Oekonomen dagegen blieben auch beim Glaſe nüchtern und verſtändig, ſprachen, wie immer, nur von dem mannigfachen Gewinn, der aus den verſchiedenen Erzeugniſſen einer großen Wirthſchaft gezogen wird, von Kauf und Verkauf und wer ſie reden gehört hätte, ohne ihre jugendlichen Geſichter und ihre Sporen an den Füßen zu ſehen, hätte ſie für eine Schaar alter Bremer Handelsherren halten können. Nur ein Volontär, den die Bauern auf ſeinem Gute den Herrn Vullentär nannten, weil ſie ſeinen Titel davon herleiteten, daß doch bei ihm zu Hauſe wohl Alles vollauf (vullop) ſein müſſe, da er ohne Lohn diene, ſaß ſtill dabei und hörte den Andern zu. Ein großer gewerbreicher Strom, wie die Elbe oder Donau kann ſeine Anwohner nicht mehr auf Vortheil und Gewinn erpicht machen, als die Scholle der Mutter Erde es überall thut, wo ſo eine Schaar junger Herren wie die klugen Jungfrauen mit den Oelkrüglein ſich ihr nahen. Nur einer eigenthümlichen Kraft des Erdbodens ſelbſt, der für den Gewinn vor Allem viel Arbeit fordert, iſt es zu danken, daß auf unſern großen Gütern noch ebenſo ſolide Geſchäfte gemacht werden, als vor hundert Jahren, und gar mancher Oberamtmann wäre dabei, könnte er ſo leichte Geſchäfte machen, wie der berühmte Handelsjude Scholem, nomine Brühl*) in Berlin, welcher die Studenten in lateiniſchen Briefen bittet, daß ſie ihn auf dem Wege der Stadtpoſt davon in Kenntniß ſetzen möchten, wenn ſie alte Kleidungsſtücke zu verkaufen haben und dagegen verſpricht „quam celerrime adsim.“**) Solche Geſchäfte macht man zum Glück auf dem Lande nicht, es wird dort Niemand durch die Poſt zu wiſſen gethan, daß da oder dort ein Rübenfeld für ihn gewachſen ſei, zu dem er ſchleunigſt herbeieilen möge, und lange, bevor die Kuh Kalb und Milch gibt, hört man den Stier mit dumpfem Brüllen ſchwerfällig durchs Dorf ſchreiten. Es hülfe nichts, wenn ein Bäuerlein verſpräche: quam celerrime adsim! Gut Ding will Weile haben, — dafür aber ſind die Kälber heute noch ſo jung und friſch wie vor hundert Jahren.

---

*) Scholem, genannt Brühl.

**) Ich werde ſchleunigſt da ſein.

Als ich ſoeben meinen Stab weiter ſetzen wollte, fuhr vor dem Wirthshauſe ein Wagen voll Bauern aus dem Dorfe Sundborn vor, wo ich geboren bin, da mein Vater, Andreas Hobohm, hier bis zu ſeiner Verſetzung das Pfarramt verwaltet hatte und wo ich jetzt eben auf dem Amtshofe als Hauslehrer erwartet wurde. Die Bauern ließen ſich einen Trunk vom Wirthe hinaus reichen. Sie waren „über Feld“ geweſen, um Verwandte zu beſuchen, und luden mich, den ſie noch ſehr gut kannten, dringend ein, einen Platz auf ihrem Wagen nicht zu verſchmähen und mit ihnen heimzufahren, was ich keineswegs ausſchlug. Langſam fuhr der Wagen, von den vier großen und ſtarken Bauernpferden gezogen, zur Stadt hinaus; an dem kleinen Stadtthor ſtand ein armer aber luſtiger Mann, der hielt eine „Flaſche Trübes“ *) in der Hand, das er ſich zum Erndtedankfeſte gekauft, war dabei froher als ein König und trank es aus der ſteinernen Flaſche auf die Geſundheit der vorüberfahrenden Landleute aus. Auch über die eben leer gewordenen Felder fuhr man langſam dahin, und wie der Mond eben am Himmel aufging, hatte der alſo daherziehende Erndtewagen ſogar etwas Feierliches und es konnte ſcheinen, als hielten die heimkehrenden Bauern einen feſtlichen Umzug um ihre Aecker. Nur hin und wieder ſprangen ein paar der vier biſſigen verſchiedenfarbigen Hengſte brauſend und ziſchend gegen einander, welche ſämmtlich mit weit hin glänzenden meſſingenen Maulkörben behängt waren. Wären doch Alle, die ſich Volksfreunde und Volksmänner nennen, ſchon einmal ſo einem Dorfe zugezogen: vielleicht, daß ihnen das Spiel der wiehernden vier Hengſte, die mit ihren meſſingenen Maulkörben gegen einander anſpringen,

---

*) Der trübe Reſt der Bierfäſſer wird zu billigen Preiſen an die Armen abgelaſſen.

die ewige Geſundheit und Kraft des Volkslebens verſinnlicht hätte und daß ſie in ſich gegangen und umgekehrt wären, gleichviel ob ſie als Wühler, als Prediger einer todten Moral oder als Tractätchenvertheiler gekommen ſein möchten.

Der Beſitzer des Viergeſpanns war einer von jenen Bauern, bei denen jedes Wort ein Witz iſt, über den ſie ſtets hinterher ein lautes Gelächter aufſchlagen. Solche Bauern ſind gerade nicht allzu häufig, doch hat die Vorſehung dafür geſorgt, daß allezeit jedes Dorf ſeinen Witzbold hat und die Witzbolde tragen auch ſtets den Charakter des ächten Bauernthums. Reich muß der Witzbold ſein, Denn er muß ſtets Anhang haben, der über ihn lacht, — ein Kothſaß z. B. kann ſich nicht darauf legen, es iſt ihm auch nicht gerade ſo um's Herz, daß er's möchte. Unſer Witzbold nun hatte zwei reiche Frauen beerbt, was ſeiner Lebensluſt und ſeinem Humor durchaus keinen Abbruch that, wenngleich er mit Jedem Handgemein geworden wäre, der es für einen Witz gehalten hätte, daß er über das nach dem Tode der zweiten Frau neuerbaute Haus ſchrieb:

Durch Glück von Gott und Dätigkeit (Thätigkeit)
Erbaut' ich dies neu' Haus zur Zeit,

was aber auch Niemandem einfiel. Sorgen machte ihm nur ſein einziges Kind, ein Sohn, der nach der früh verſtorbenen Mutter geartet und ſehr ſtill war. Er hatte ihn zu den Huſaren gebracht, damit er luſtig werden ſollte und von den behäbigen Wachtmeiſtern, welche er durch die trefflichſten Schinken und Würſte aus ſeinem Rauche ſtets bei guter Laune erhielt, etwas „Commers machen" lerne. In der Schule dieſer wohlgenährten Söhne des Mars war er ſelber einſt luſtig geworden, ſeine beſten Witze und Anekdoten ſtammten noch aus dieſer hohen Schule und ſo ein rechter dicker luſtiger Wachtmeiſter war für unſer mageres Bäuerlein ein wahres Ideal. Bei ſeinem kleinmüthigen Sohne aber ſchlug die Huſarencur durchaus nicht an und der einzige Troſt des Vaters blieb der: Stille Waſſer ſind tief. Er pflegte das gern von ihm zu ſagen, beſonders wenn er mit jungen Dirnen über ſeinen zukünftigen Leibeserben ſprach. Im Herzen aber wurmte es ihn doch, daß der Stille, ſeit er von den Huſaren zurückgekommen war, in ſogenannter „vornehmer" Kleidung einherging, während die eigentlich lebenskräftigen und friſchen Burſchen ſtets ihrer Bauerntracht treu bleiben. Er hatte heute ſelbſt auf dem Sattelpferd geſeſſen und das Viergeſpann gelenkt, während der ſtille Zögling der Huſarenwachtmeiſter mit auf dem Wagen ſaß. Die übrigen Paſſagiere, welche auf dem Erndtewagen ſaßen, waren theils Vettern und Baſen unſers Bauers, theils Knechte und Mägde, welche die Gelegenheit benutzt hatten, in dem Dorfe, wohin der luſtige Bauer zu den Verwandten einer ſeiner beiden Frauen fuhr, einen Beſuch zu machen. Denn ſo ein Ackerwagen, der auf Beſuch ausfährt, iſt eine große Gratispoſt, die von Zeit zu Zeit von einem Orte zum andern durch die Felder fährt, es hat jeder dazu Zutritt, wie zu der Hochzeit im Evangelium.

Als auch ich mich aufgeſetzt hatte, war der luſtige Bauer vom Pferde geſtiegen, um mich zu unterhalten. Ein Knecht, der ſich der Geſellſchaft angeſchloſſen hatte, lenkte nun die Roſſe, der luſtige Bauer aber machte alsbald auf dem Wagen ſeine geſelligen Talente geltend. Schon als man kaum das Stadtthor im Rücken hatte, gab er Räthſel auf, mit denen er ſich über die Bürgermeiſter der

Städte luſtig machte. Er fragte: **wovon** tragen die Bürgermeiſter ihre Hoſen, he? Einige ſagten: **von Leder, Andere von Tuch.** Der luſtige Bauer aber mußte endlich erklären: vom Rathhauſe. Auf dieſelbe Weiſe wurden dann auch die Rathsherrn und endlich auch alle die verſchiedenen ſtädtiſchen Gewerbtreibenden, namentlich die Kaufleute, Färber, Gerber und Klempner bedacht. Von den Schuhmachern unter andern erzählte der Luſtige folgende Geſchichte:

„Ein Ochs zog einſt brüllend im langſamen Trabe ohne Führer durch die Stadt und blieb vor der Schuhmacherherberge ſtehen. Da tritt ein Meiſter heraus, der ſich gerade in der Schuhmacherherberge befindet; ihm folgen die ſämmtlichen Geſellen. Der Meiſter aber mit den Geſellen zieht ehrerbietig ſeine Kappe, die Geſellen thun es ihm nach, machen ihre ehrerbietige Reverenz und der Meiſter hält folgende Anrede an den Stier: Mit Vergunſt, Herr Lederhändler, Sie ſind unſer aller Herr und Meiſter, denn wenn Sie nicht wären, ſo gäb' es auch keine Schuhmacher auf der Welt.“

Die Bauerfrauen lachten, die Männer aber ſagten: „Er hat Recht, wahrhaftig, der Schuhmacher hat Recht, Es denkt aber ein mancher Städter gar nicht daran, wie die Gewerbe mehrentheils vom lieben Vieh herſtammen.“

„Es iſt aber doch etwas Schönes um ſo eine Stadt, fuhr dann der luſtige Bauer nach kurzem Beſinnen fort. Sie hat ihre eigenen Muſikanten — juchhe! — und das große Meſſer, mit dem alle Arbeit todtgeſtochen wird, geht von Haus zu Haus, wie früher auf dem Lande die Gaſtwirthſchaft. Das iſt eine Pracht, wenn ſo ein Bürger ein paar Hundert Thaler verdient hat und nun um faulenzen zu können, ſich das große Meſſer in's Haus holt, vorausgeſetzt, daß es die Rathsherren und Gerichtsſchreiber herausgeben, denn die haben in allen Stücken das Vorrecht — hahaha!“

„War's nicht Anno vierzig — fragte eine Bäuerin — wo der blutige Streit in der Stadt war wegen des großen Meſſers?“

„Freilich! freilich! gab der Luſtige zur Antwort. Ein Kaufmann, der ſein Geſchäft ſeit lange ſchon vernachläſſigt hat, geht in der Nacht, als er trunken aus dem Wirthshauſe kommt, vor's Rathhaus und verlangt das große Meſſer, mit dem alle Arbeit todtgeſtochen wird. Ein langer, großmächtiger Zimmergeſell, der ſonſt ein tüchtiger Arbeiter iſt, aber auch eine geheime Luſt zum Faulenzen in ſich verſpürt und zum Unglück auch, weil gerade blauer Montag iſt, zu tief ins Glas geſehen hat, kommt dazu. Der Krämer ſetzt ihm auseinander: er wiſſe gewiß, das große Meſſer hänge in der Rathsſtube an einem Nagel, die Rathsherren wollten es nur nicht herausgeben, damit ſie allein müßig gehen könnten, er aber könne nicht beſſer ſein Glück machen, als wenn er ihm helfe hier die Thür einſchlagen und das große Meſſer erobern. Das läßt mein Zimmergeſell ſich nicht zweimal ſagen, aber ſchon kommt der Nachtwächter dazu, ſchlägt Lärm und bald erſcheinen die Rathsdiener, um das Rathhaus und das große Meſſer zu vertheidigen. Blutige Köpfe ſind das Ende vom Liede; der Zimmergeſell kehrt, nachdem er ſich ernüchtert und mehrere Tage im Gefängniß geſeſſen hat, wieder zur Arbeit zurück; dem

Kaufmann aber mußten ſie bald darauf den Laden ſchließen. Er hatte wirklich nachgerade alle Arbeit todtgeſtochen: — der Himmel weiß, wie er's ohne das große Meſſer angefangen hat."

Die Brodfrau, Frau Nahrungen, welche an jedem Morgen friſches Brod in die Stadt trug und heute, wo ſie ſich dort verſpätet hatte, die Gelegenheit, mit in ihr Dorf zurückzufahren benutzte, machte hier die Bemerkung:

„Sie ſagen, der große Bäcker am Markte habe es jetzt im Hauſe. Der geht von einem Wirthshauſe zum andern, hat aber nichts übrig und wird bald ganz ausgebacken haben. Von dem können es die Stubenmaler, die Maurer und Zimmermeiſter erben, welche den ganzen Tag mit einander Karten ſpielen. Von den Muſikanten will ich gar nicht ſagen, ſie ſind einmal zum Müßiggange da."

„Es iſt doch verwunderlich, wie ſich die Stadtherren auf den Müßiggang verſtehen, ſagte eine Bäuerin. Da kommen zu Neujahr die Stadtmuſikanten, als anſtändige Bürgerſöhne gekleidet, auf's Land und bettelblaſen von Haus zu Haus. Was würden doch die Stadtherren ſagen, wenn die Bauersſöhne auch ſo in ihren Sonntagsröcken in der Stadt von Haus zu Haus ziehen wollten und meintwegen ſängen: Ach du lieber Auguſtin, oder ſonſt etwas aufſtellten, womit ſie die Städter brandſchatzen könnten.“

„Machen ſie es denn nicht Alle ſo mit dem Bauern, die Herrenleute? fiel hier der luſtige Bauer mit einem neckenden aber gutmüthigen Blicke auf mich ein. Der Eine kommt mit der Trompete, der Andere mit der Feder, aber Niemand gibt ihm den Zins zurück, den er ihm abnimmt. Und die Muſikanten will ich noch am Wenigſten verachten, denn wer in jungen Jahren auch ſein Mädchen im Tanze gedreht hat, der weiß auch, was er von ihrem Geigen und Blaſen für Gutes genoſſen, hahahaha!“

Indem man auf ſolche naive Weiſe über den Gegenſatz von Stadt und Land verhandelte, was ich bei dem jetzt für mein Leben beginnenden neuen Abſchnitt mit Vergnügen hörte, hatte man ſich dem Dorfe genähert, über dem nicht nur die gewöhnliche Sonntagsſtille lag, ſondern das gleichſam von ſeiner redlichen und gewiſſenhaften Feier des Erndtefeſtes nach vollbrachtem Tagewerke auszuruhen ſchien.

8.

Das Erndtefeſt.

Der Pächter des Rittergutes zu Sundborn war der Amtmann Erdreich. Ich begab mich ſogleich in ſeine behagliche Pächterwohnung, wo wir ihn alsbald kennen lernen werden und wo er gerade heute den ſogenannten Erndtebraten veranſtaltet hatte.

Schon am Tage vorher, am Sonnabend, war von den Gutsarbeitern in feſtlicher Weiſe das letzte Korn eingeholt worden. Morgens in aller Frühe waren die Frauen aufs Feld hinausgezogen, um aus gelben Halmen und Aehren den Erndtekranz zu flechten. Gegen Ein Uhr Nachmittags waren ſechs Muſikanten auf dem Gutshofe erſchienen und bald darauf hatten ſich die Erndtewagen, von dem zu Pferde voranziehenden Verwalter geführt, in

Bewegung geſetzt. Im Felde war jeder der Wagen nur noch zur Hälfte mit Garben gefüllt. Auf dem vorderſten hatte dann außer den Muſikern noch das junge Volk mit dem Erndtekranz ſeinen Platz genommen. Anfangs hatte nun die Muſik luſtige Weiſen und Tänze geſpielt, als man aber in die Nähe des Dorfes gekommen war, ſtimmte ſie nach einem kurzen Vorſpiel einen Choral an, worin die Schnitter, ihre in ſchwarzem Leder eingebundenen Geſangbücher auf dem Kornwagen in der Hand haltend, einſtimmten.

Unter dem Geſange dieſes Chorals waren die ſämmtlichen Wagen auf dem Gutshof angelangt. Der Vormäher, der nach altem guten Herkommen bei jedem Erndtekranz mit der Frau Vormäherin die Hauptperſon iſt und ſelbſt mehr als der Amtmann und die Frau Amtmännin hervortritt, hatte ſodann zuerſt die Geſundheit des Amtmannes und der Frau Amtmännin, ſowie der ganzen „Familie“ ausgebracht; ſodann die Geſundheit des Verwalters, der Mamſell und endlich des „ganzen Hofſtaats“, worunter er ſich ſelbſt und die ſämmtlichen Arbeiter verſtand. Hierauf war abermals ein geiſtliches Lied geſungen und zwar das ſchöne Herbſtlied von Olearius:

Gottlob! die Herbſtzeit zeiget ſich,
Gott ſegnet das Land mildiglich,
Was Nahrung bringt, was uns erfreut,
Das ſchenkt uns Gott zu dieſer Zeit.
Hallelujah!

Nach dieſer abermaligen geiſtlichen Introduction war die Frau Vormäherin aufgetreten. Sie hatte den Erndtekranz überreicht und dabei in gereimter Sprache nachgeholt, was der Vormäher etwa noch an guten Wünſchen verſäumt. Sie wünſchte dem Amtmann und der Frau Amtmännin auch, daß ſie in Ruhe und Frieden den Erndteſegen verzehren könnten, rieth ihnen freundſchaftlich, daß ſie auch den Arbeitern Lohn und Brod gönnen möchten und wandte ſich endlich mit allerlei Späßen an den Verwalter. Hierauf eröffnete der Vormäher mit der Frau Amtmännin und die Vormäherin mit dem Verwalter den Tanz, welcher jedoch kaum bis Mitternacht dauerte, da in einem arbeitſamen Leben eine gewiſſe polizeiliche Ordnung ſich ohne Büttel ſelbſt in den Stunden des Genuſſes von ſelbſt geltend macht. — Schon früher war je mit dem letzten Korn der Erndtekranz auch von jeder Bauernfamilie eingeholt, jedoch ohne Sang und Klang und Tanz, ſo daß die laute Feſtlichkeit auf dem Gute gleichſam als eine ſymboliſche Handlung für das ganze Dorf betrachtet wurde. Es wurde Caffee in den Bauernhäuſern gekocht, wenn man das letzte Fuder Korn herein hatte, und ſo ſetzte man ſich zuſtande und ließ ſich es wohl ſein.

Das Feſt, welches heute auf dem Gute gefeiert wurde und das zufällig auf das kirchliche Erndtefeſt und auf den Tag nach der Einholung des Erndtekranzes verlegt war, während es auf den meiſten Gütern in eine herbſtlichere Zeit fällt, war ein Gaſtmahl, das der Amtmann vom heurigen Erndteſegen den Honoratioren der Gegend gab, nicht ohne daß in Küche und Geſindeſtube auch heute wieder die Mäher und Mäherinnen mit kräftigen Speiſen bedacht waren. Unter den großen Erndtekränzen hindurch, welche, meiſt aus Haferhalmen gewunden, als ländliche Trophäen vom jedesmaligen heurigen Erndteſegen ſeit vielen Jahren her hoch im Hausflur des Gutes am Balken aufgehängt waren ſchritt ich in den Saal, wo die Gäſte verſammelt waren und wo die Familie des Amtmannes mich freundlich und herzlich begrüßte.

Wie wir bereits früher durch eine Aeußerung des Schulzen Boddenſmecker erfuhren, fehlt es den Amtleuten und Oekonomen an einem Erndtefeſte niemals an Frömmigkeit und am allerwenigſten fehlte es bei meinem künftigen Prinzipal, einem Landwirthe von altem Schrot und Korn, daran. Wie überall, ſo wurden daher auch hier zum „Erndtebraten“ wieder geiſtliche Lieder geſungen, und es machte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich, als ich die zahlreichen wohlbeleibten und behaglichen Amtleute, welche ſich zu dieſem Feſte eingefunden hatten, mit den übrigen Gäſten ſingen hörte:

Kein Tag, kein Stündlein geht dahin,
In welchem man nicht ſpüret,
Was Gottes Wohlthat für Gewinn
In unſre Häuſer führet;
Herr, deine Quell
Iſt reich und hell,
Sie rinnet ſtets mit Gnaden,
So daß nicht Blitz,
Noch Froſt, noch Hitz
Uns etwas könne ſchaden.

Wenn mich ein ſanfter Wind anhaucht,
So fühl ich Gottes Segen,
Wenn das Getreide ſteht und raucht,
Wenn ſich die Aehren regen;
Wenn Feld und Wald
So wohlgeſtalt
Die Berg' und Thäler ſchmücken,
So kann fürwahr
Das ſchöne Jahr
Mir mein Gemüth entzücken.

Sobald ich nun von hinnen geh
In's grüne Feld ſpaziren,
Und da die ſchönſten Heerden ſeh
Ihr fröhlich's Leben führen,
So find' ich gleich
Ein herrlich's Reich
Von lauter Gottesgüte;
Drauf ändert ſich
Bald kräftiglich
Mein trauriges Gemüthe.

„Das iſt ein rechter Geſang für Amtleute!" ſprach Erdreich, als das von dem anweſenden Pfarrer der Geſellſchaft vorgeſprochene Lied geendigt war.

Nach allen dieſen rechtſchaffenen Zurüſtungen nahm die Mahlzeit nun ihren Anfang und wurde von dem Wirthe mit der Miene des reichen behaglichen Gebers durch kräftige Erzählungen aus ſeinem Leben gewürzt, welche von den zunächſtſitzenden Gäſten mit der aufrichtigſten Theilnahme gehört wurden. Erdreich war Mary's Bruder und vor Jahren zuerſt von dem Domherrn zum Aufſeher auf deſſen Gute gemacht, jedoch zu ſpät, um daſſelbe ſeinem Beſitzer noch erhalten zu können. Da aber der Bauernſohn einmal an der Bewirthſchaftung größerer Güter Geſchmack gefunden, ſo war es ihm gelungen, endlich unter ziemlich ungünſtigen Bedingungen die Pachtung eines Rittergutes zu übernehmen. Eine ungeheuer große und nicht minder corpulente Geſtalt, ragte Erdreich, der ſich ebenſo wenig als Mary von ſeinem bäuriſchen Weſen befreit und demſelben nur einen vollwichtigen Zuſatz von der Würde eines Amtmannes gegeben hatte, einen Kopf hoch über ſeine ſämmtlichen Collegen und Gäſte hinweg, während er von den „ſchlechten Zeiten" der Oekonomen erzählte, wo das Korn ſo billig war, daß er einen vierſpännigen, mit Waizen beladenen Wagen ausſchicken mußte, weil er ein paar Waſſerſtiefeln bedurfte, die er für den Ertrag beim Schuhmacher beſtellte. Durch Entbehrungen und raſtloſen Fleiß endlich zu einigem Wohlſtand gelangt, hatte er, und nicht vergebens, um die Hand einer wohlhabenden Ackerbürgerstochter geworben, die in richtigem Inſtinkt ſeine ehrliche auf den reellſten Gewinn gerichtete Bauernnatur durchaus gewähren ließ.

Während die nächſte Umgebung des wackern Erdreich ſich an den einfachen Schickſalen einer tüchtigen Natur erbaute und während ich den wackern und als Herr Amtmann gewiß wohlgerathenen Bruder mit der von Haus aus nicht minder tüchtigen, aber in der ariſtokratiſchen Nähe des Domherrn verkümmerten Schweſter verglich, hatte der Arzt aus dem benachbarten Roßheim, ein Chirurg erſter Claſſe, der in einem entfernten Winkel der langen Tafel ſich als Mundſchenk zeigte, aus ſeiner „Medicinflaſche“, wie er es nannte, gar fleißig die Gläſer mit Rheinwein gefüllt. Auch brachte er einen Toaſt aus auf das fernere Gedeihen der Amtswirthſchaft, worin er unter Anderm wünſchte, daß es der Amtmännin im Hofe nie an Federvieh fehle und daß ihr der Gickelgackelgorius und der Schnickelſchnackelſchnorius manchen Klingklangklorius einbringen möge. Man hörte in Folge dieſes Toaſtes auf den umliegenden Aemtern noch lange Zeit vom Gickelgackelgorius und Schnickelſchnackelſchnorius ſprechen.

Zwei robuſte Jungfrauen aber, die als Töchter von Honoratioren der Familie des Wirthes befreundet waren, begaben ſich, als die Eßluſt der Geſellſchaft zu wanken begann, mit Schüſſeln und Aſſietten nochmals auf die Wanderſchaft: ſie traten der Reihe nach neben Jeden der Gäſte, ihn von beiden Seiten umringend, um ihn nochmals zu „nöthigen“ zum Eſſen. Erſt nachdem die rothbackigen Jungfrauen die Wanderſchaft um die ganze lange Tiſchreihe beendet hatten, hob der Wirth die Tafel auf.

Am andern Morgen in aller Frühe war die Familie des Amtmannes zum Kaffee beiſammen, wozu auch ich mit einigen Gäſten, welche wegen zu weiter Entfernung ihres Wohnortes von Sundborn auf dem Gute übernachtet hatten, gerufen wurde. Mit einem freundlichen „Wünſche allerſeits wohl zu ſchlafen“, waren wir am Abende in unſere Kammern entlaſſen, während die Wirthin in gewählterer Rede allerſeits eine „wohlſchlafende Nacht“ gewünſcht hatte. Noch behaglicher aber wurden wir heute empfangen und von der behaglichen Wirthin über das „Schläfchen“ ausgefragt, das wir gemacht hatten. Erdreich behauptete, heute in der Nacht nach ſeinem „Erndtebraten“ ein Wiehern gehört zu haben, welches nicht aus den Pferdeſtällen, ſondern von dem Hofthor hergekommen ſei. Man wiſſe wohl, fügte er ſchmunzelnd hinzu (ob mit Recht oder Unrecht, bleibt dahingeſtellt) daß es noch hie und da abergläubiſche Knechte gäbe, welche im Herbſt nach der Erndte auf den Stoppelfeldern eine Handvoll Korn in alle Winde ſtreuten für die Pferde des Wodan, weil dann im nächſten Jahre das Korn um ſo beſſer gedeihe. Er ſelbſt habe einige ſehr dumme Knechte, die dies zu thun wohl fähig wären. Und nun ſei es ſehr merkwürdig, daß er, ſeit er Glück in der Wirthſchaft habe und alljährlich einen beſonders feſtlichen „Erndtebraten“, mit verſchiedentlichen Weinen gebe, jedesmal in der Nacht nach dem Erndtefeſte vor ſeinem Amte von der Feldſeite her ein Wiehern, wie von einer ſtattlichen Koppel Pferde vernähme. Man möchte beinahe glauben, ſo ſchloß er, es ſeien die Pferde des Wodan, denen die Knechte ihr Futter in den Wind geſtreut hätten, und die nun vor den Amthof kämen, um ihre Freude an dem genoſſenen Haber kundzugeben und friſchen Segen und neuen Wohlſtand anzukündigen. Er wolle nichts geſagt haben, doch habe er das Gewieher nun ſchon zehn Jahre lang vernommen und immer ſeine eigenen Gedanken dabei gehabt.

Hier wurde die Aufmerkſamkeit des wackern Erdreich auf einen andern Gegenſtand gelenkt. ſein Töchterlein, welches den Kaffee ſervirte, goß die Obertaſſe ihres künftigen Lehrers aus Hochachtung und Zuneigung ſo voll, daß ſie überlief, wie es in den Bauerhäuſern Sitte iſt; der Amtmann ſchalt, daß ſie mir eine „Bauerntaſſe“ einſchenke. Bald ſtülpte er ſelbſt ſeine rundliche Taſſe um zum Zeichen, daß er ſeinen Morgentrank beendet habe, nahm Mütze und Stock aus der Ecke und ging hinaus auf den Hof, wo er aus einem Stalle in den andern ſah und wo die Gäſte bei ihrer Abreiſe ihn aufſuchten, um ſich bei ihm zu verabſchieden.

Aus den Ställen des Gutes aber kamen noch den ganzen Tag Erndtewunder und Vorzeichen für den Betrieb der Wirthſchaft zum Vorſchein. Als Knechte und Mägde Morgens zum Füttern in die Ställe kamen, hatten ſie das Rindvieh ſämmtlich in langer Reihe munter und ſtehend gefunden. Wer konnte anders daran ſchuld ſein, als eine alte verſtorbene Frau Amtmännin, welche von Zeit zu Zeit in den Rindviehſtällen zur Nachtzeit umherzog, das Vieh in Augenſchein nahm und neben den Stier hintrat, welchem ſie zurief: „Heiup!“ worauf er ſich feierlich und würdevoll erhob. Sie klatſchte ihn dann an den Bug und ging, während ſich nun nach und nach auch die Kühe erhoben, durch dieſe, von denen ſie hie und da auch einer die blanke Haut klatſchte, hindurch aus dem Stalle heraus. Sie verſchwand dann jedesmal unweit des größten Schatzes einer guten Wirthſchaft, nämlich nahe bei dem großen Düngerringe, in dem am Tage die Zällen, das Geflügel und auch das Rindvieh ſich herumtummelte. Es bedeutete Segen über Segen für die Viehzucht, wenn ſo am Morgen nach dem Erndtebraten das Rindvieh hübſch munter und in langer Reihe ſtehend gefunden wurde, und wer war froher über die Nachricht, daß die ſelige Frau Amtmännin wieder dageweſen ſei, als Erdreich!

9.

Amtmann Erdreich.

Mir war, nachdem ich die Erndtefeier feſtlich hier wieder mit meinen Landsleuten begangen, als wäre ich ſelbſt gleichſam zu den übrigen Wintervorräthen mit eingeſcheuert. Durch mein Zimmer huſchte ein Rothkehlchen, das ich ſelbſt im Amtsgarten gefangen und barg ſich bald in den rothen Vogelbeerbuſch in der Ecke, bald ſaß es auf dem Butternäpfchen, das die Amtmännin ihm gütigſt bewilligt. Juſt ſo voll Herbſtgefühl, wie dieſem Thierchen hier zu Muth ſein mochte, war mir ſelber zu Sinn.

Meine Stellung war ſehr eigenthümlich. Ich ſollte Kinder erziehen und unterrichten, von denen ich täglich ſah, wie Knechte und Mägde ihren Befehlen in Haus und Hof wie blinde Werkzeuge gehorchten. Zuweilen kam ich ſelbſt auf den Gedanken, ſo ein Amtmannskind gebrauche überhaupt keinen Erzieher. Die Weisheit wächſt ihm in der klugen ökonomiſchen Einrichtung ſeines Vaterhauſes wild wie Grünfutter für das liebe Vieh, es war mir als müßten in einem guten und wohlgeordneten Hausweſen die Kinder von ſelbſt gedeihen und wie ſchlanke Waſſerpflanzen auf grünem Wieſenboden emporſchießen. Als ob das Begießen mit dem ABC dabei nicht noch immer nöthig wäre und als ob der Hahn aus der Fibel nicht ſein Kickeriki als Wecker in das Frühroth jedes Menſchenlebens hineinſchreien müßte. Zuweilen aber fühlte ich mich deſto mehr als ein Mitglied der uralten ehrwürdigen Gilde, die an der Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts arbeitet. Mit welcher Andacht betrachtete ich einſt auf einem Spaziergange in den Wald eine Haſelſtaude, die der Herbſtwind entblättert hatte und an deren Zweigen ſchwere Tropfen vom feuchten Herbſtnebel hingen. Gott ſegne dich! ſo rufe ich ſogar noch heute, wenn ich einer ſolchen begegne, du alte treue Bundesgenoſſin unſeres Handwerks, und gebe dir friſche Reiſer, mit denen wir unſern uralten Krieg gegen die träge Welt fortſetzen können! Geht nicht ein Kampf durch die ganze Welt, —

ein Kampf zwiſchen Kultur und Unkultur? Nicht die Schulmeiſter von allen Farben und Gattungen allein führen ihn, ſondern es iſt Niemand, der nicht in dieſem Kampfe Partei nähme. Ich ſah das recht deutlich eines Tages in Sundborn unter meinem Fenſter an zwei feindlichen Parteien, die ſich unter vier Schulkindern gebildet hatten. Zwei arme Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, welche auf Geheiß ihrer Eltern während der Schulſtunden in der Straße des Dorfes Roßäpfel in einen Korb leſen mußten, wurden von zwei wohlgekleideten Bauerknaben, die mit ihren Tafeln unter dem Arm aus der Schule heimkehrten, zuerſt in herausfordernder Weiſe wegen ihrer Verſäumniß zur Rede geſtellt; da der Bube hierauf durch den Wurf mit einem Erdkloß antwortete, war alsbald die offene Feldſchlacht ausgebrochen. Die Bauernſöhne, mit ihren Tafeln unter dem Arme, führten die Sache des Geiſtes auf eine tapfere Weiſe mit Erdklößen, die Schweſter ſtand dem Bruder lebhaft bei und erſt, als ſie weinend in das Gehöft ihrer Eltern ſtürzte, um dieſe herbeizurufen, weil ihr ein Erdkloß in das hübſche aber unreinliche Geſichtchen geflogen war, ergriffen auch die Buben die Flucht.

Da ich nun einmal hier der löblichen Schuljugend zu Sundborn gedacht habe, ſo will ich auch ſogleich noch des folgenden bedenklichen Vorfalles erwähnen, der, wie wir bald ſehen werden, bei einer ſpätern Gelegenheit ſeine Wirkung äußerte.

Eines Tages entſchloß ſich Erdreich, nach Roßheim zu reiten, um zur Verbeſſerung ſeiner eigenen Wirthſchaft vom Schulzen Boddenſmecker deſſen Mittel gegen den Brand im Waizen zu erlangen. Der Alte hatte es ihm nicht vorenthalten, doch hatte er behauptet, es noch nie Jemand mitgetheilt zu haben, der nicht tüchtig mit ihm getrunken. Der Schulze, welcher trotz aller ſeiner angebornen Mäßigkeit doch in den Häuſern der Edelleute das Trinken gründlich erlernt hatte, trank nun Erdreich ſo ſtark zu, daß er während des Heimrittes auf ſeinem Roſſe hin und her ſchwankte. Und ſo kehrte Erdreich, ſein Mittel gegen den Brand im Waizen in der Taſche, mit Rieſenſtimme ein luſtiges Lied ſingend, in's Dorf zurück. Den Zaum hatte er ſeinem Roſſe über den Hals gelegt, ſeine Hände hingen zu beiden Seiten des ungeheuern Körpers nieder und dabei reckte er ſich im Sattel wie ein Rieſe, als er in ſein Gehöft einritt. Erſt in dieſem

Augenblicke bemerkte er den Schwarm der höhnenden Dorfjugend hinter ſich. Er wollte ſein Roß umlenken, aber ſchon war die Schaar jubelnd und ſchreiend auseinander geſtoben. Er kam jetzt in ſoweit zur Beſinnung, daß er ruhig auf den Hof einritt. Am andern Morgen aber ſchwor er, ſich an Boddenſmecker rächen zu wollen, ausgenommen wenn wirklich ſein Mittel den Brand im Waizen vertilge.

Es war mir ſogleich nicht unwahrſcheinlich, daß Boddenſmecker, bei dem, wie mir ſchien, ſchon ſeit dem Streit mit dem jetzt längſt verſtorbenen Pfarrer ſeines Ortes der Glauben an die rationelle Vertilgung des Brandes im Waizen wankend geworden war, die Gelegenheit benutzt hatte, um ſich mit dem ſichtlich hinter der Zeit zurückgebliebenen Amtmann Erdreich einen Scherz zu machen. Genug, der Brand wurde durch Boddenſmeckers Mittel nicht aus dem Waizen des Amtmann Erdreich vertilgt und dieſer bewahrte den Vorſatz der Rache gegen den Schulzen im Herzen, bis ihn endlich der Umſtand, daß ſich Beide auch als politiſche Gegner gegenüberſtanden, Gelegenheit gab, ſie auszuführen.

10.

Das Dorf Roßheim.

Wir führten in ländlicher Zurückgezogenheit, deren Schilderung der Verfaſſer vielleicht ſpäter einmal verſuchen wird, unſer Stillleben auf dem Gutshofe zu Sundborn fort, bis die Stürme, die im Jahre 1848 von Weſten hereinbrachen auch bei uns nachzuwirken begannen. Die Zeitungen, welche die erſte Kunde von den großen Ereigniſſen brachten, wurden in Sundborn förmlich verſchlungen. Bei jeder Gelegenheit hörte man Unterhaltungen über die Weltſtadt Paris; wer ſeiner Zeit mit den ſiegreichen Heeren des deutſchen Vaterlandes dort geweſen war, ſollte nun genauen Bericht erſtatten. Aber ſelten brachte es von unſern Bauern jemand weiter, als jener reiche Ackermann der bei einem Begräbniſſe auf die Frage eines Andern: wie Paris ſei? erwiederte: Paris is wietlöftig.*) Mehr erforſchte Niemand von ihm und zufrieden klopfte er ſich, dieſe Antwort wiederholend, an die Hoſentaſche, wo der Geldbeutel ſteckte und machte ein Geſicht, als hätte er etwas Rechtes geſagt. Hierauf hob man die Bahre auf und trug die Leiche eines alten Mütterchens auf den Gottesacker.

Im nahen Städtchen Obersleben ging es noch ſeltſamer zu. Dort waren die Bürger zuſammengetreten und hatten einen Ausſchuß für die ganze Gegend ernannt, der eine Verfaſſung für den großen deutſchen Staat, in dem unſere winzigen Ortſchaften lagen, entwerfen ſollte, da man es für Pflicht hielt, daß auch der kleinſte Bezirk über alle Einzelnheiten des großen Verfaſſungswerkes, bis in's kleinſte Detail ſeine Meinung abgebe. Der Bürgermeiſter der Stadt, der Gerichtsdirektor und einer ſeiner Richter bildeten dieſen Ausſchuß, und weil man auch die Umgegend der Stadt vertreten ſehen wollte, hatte man in Ermangelung einer geeigneteren Perſönlichkeit, mich aufgefordert, demſelben beizutreten. Wir ſaßen denn auch wirklich gar manchen Abend zuſammen und ſtimmten ab über die einzelnen Paragraphen der Verfaſſung. Der Bürgermeiſter und ich nahmen den geringſten Antheil an der Debatte, da wir uns meiſt über die Verhältniſſe der Bevölkerung unſerer Gegend unterhielten. Dagegen klangen mir oft, wenn ich im nächtlichen Dunkel nach Hauſe ging, noch die Debattten der beiden Gerichtsperſonen, zweier braven Beamten, welche bis dahin ſogar in dem nicht ganz unverdienten Rufe der Büreaukratie geſtanden hatten, über die einzelnen Punkte der Verfaſſung in den Ohren. Namentlich ereiferten ſie ſich ſehr bei der Feſtſtellung der Civilliſte, wobei der Gerichtsdirektor, ein alter freundlicher Mann, dem Könige „ein paar Thälerchen mehr“ zuwenden wollte, als ſein Untergebener. Doch war auch bei der von ihm vorgeſchlagenen Summe noch niemand Anders als Schmalhans Küchenmeiſter.

---

*) Weitläufig.

Auf Wegen und auf Stegen, wo man ging und ſtand, ſchaffte, wirkte und rumorte der Zeitgeiſt damals. Während wir uns die deutſchen

Cocarden an Hut und Mützen ſteckten und mit Stolz die Farben unſeres Vaterlandes zur Schau trugen, ſtimmte wohl Anfangs hie und da in einem Winkel des Landes ein Arbeiter oder ein Knecht in den allgemeinen Jubelruf mit ein, indem er rief: Schwarzbrod und Gold!

Mehr als anderswo war aber in Roßheim ein eigenthümliches Leben erwacht.

Ein ſeltſamer Anblick bot ſich mir dar, als ich eines Nachmittages durch das nur eine halbe Stunde von Sundborn entfernte Dorf ging. In langen Bauernröcken zogen die vormärzlichen Liberalen des Dorfes die Straße herauf. Niemand anders als der Pfarrer (jedoch nicht mehr der alte Herr, von dem wir den Schulzen Boddenſmecker erzählen hörten) trug eine große, ſchwere ſchwarz-roth-goldene Fahne voran. Dabei ging er unbedeckten Hauptes einher, ſein Haar flog im Winde, Gang und Mienen waren wild und ſtürmiſch. Auch der Schulmeiſter war im Zuge. Er trug einen engen ſchwarzen Frack, aus dem er ſchon in ſeiner Jugendzeit herausgewachſen war und der ihn ſonſt nur an hohen Feſttagen während des Orgelſpielens bekleidete. Das Männlein ſah weniger ſchwärmeriſch aus, als der Pfarrer, und kümmerte ſich wenig um die eigentlichen Förmlichkeiten der Prozeſſion. Beim Gehen demonſtrirte es ſehr eifrig den neben ihm gehenden Bauern die Lehre von Freiheit und Gleichheit und beſonders die Menſchenrechte, hier „Minſchenrechte" genannt.

Alles dieſes aber war dem Bauern, der neben ihm herging, nicht mehr neu. Es war Warnbeck, der Stiefſohn des Schulzen Boddenſmecker, welcher ſelbſt ſchon ſeit acht Tagen im Lande umherzog, von einer Volksverſammlung auf die andere. Der alte Mann im Bauernrocke, der ſo gern ſprach und durch ſeine Beſchäftigung ſchon aller Orten bekannt war, wurde überall gern geſehen. Oft trat er, kaum aus dem Dampfwagen ausgeſtiegen, in eine ſchon begonnene Verſammlung ein, wo er ſich ſtets in der Nähe des Präſidententiſches poſtirte und wartete, bis der Ordner ihn aufforderte, einige Worte zu den Verſammelten zu reden. Nicht ſelten ſtürmte er dann, noch mit dem vom Regen naſſen, grauen kleinen Mäntelchen bekleidet, auf die Tribune und machte dort wenigſtens, wenn er nichts anderes zur Hand hatte, die Bücklinge nach, welche die Dorfſchulzen, wie er aus eigener Erfahrung wußte, vor den Landräthen ſchnitten, was jede damalige Verſammlung in einen unbeſchreiblichen Jubel verſetzte.

Warnbeck, Boddenſmeckers Stiefſohn, war ſo in das Geſpräch mit dem Cantor loci vertieft, daß Beide, obgleich gar wohl mit mir bekannt, an mir, der ich an der Seite des Weges ſtand, vorüberzogen, ohne mich zu bemerken. Wenige Schritte von mir blieben ſie ſogar in eifriger Unterredung einen Augenblick ſtehen, ſo daß eine kleine Stockung in dem Bauernaufzuge verurſacht wurde. Ich hörte, daß Warnbeck zum Schulmeiſter, mit dem der wohlhabende reiche Bauer die excentriſchſten Schriften zu leſen pflegte, in dieſem Augenblicke, indem er nachdenklich die Hand an's Kinn legte, die Worte ſprach:

„Alſo meint Ihr nicht, daß es noch zu einer Theilung der Güter kommen muß in der Welt? Die Vernunft verlangt es aber doch —"

Hiermit ſchritten Beide weiter. Der hohen, ſchlanken Geſtalt dieſes Bauern, mit dem ernſten und ſinnenden Geſicht blickte ich noch lange mit tiefer Theilnahme nach. Es iſt unglaublich, zu welchen Opfern der ſchlichte, einfache Mann aus dem Volke für die Idee bereit iſt, wenn er einmal zu denken beginnt und ſich ihr hingibt.

Ungeduldig und gedankenlos drängten ſich andere Bauern hinter den Beiden her. Weiber und Kinder machten den Beſchluß des Zuges, der in ſeiner Art ein Seitenſtück war zu manchem großen und weltgeſchichtlichen Aufzuge aus den Zeiten der erſten franzöſiſchen Revolution. Das Ganze bebewegte ſich, vom Pfarrer geführt, der kleinen Kirche des Ortes zu. Vor derſelben zog dieſer einen mächtigen Kirchenſchlüſſel aus der Taſche und öffnete die ſchwere mit großen ſogenannten Radnägeln beſchlagene Thüe von doppelt gelegten Bohlen. In einem Winkel der Kirche ſlog er, die deutſche Fahne in der Hand, die Treppe zur Orgel hinan und bog dann, durch ein kleines, enges ſteinernes Pförtchen kriechend, an jenen hohlen dunklen Ort, wo am Sonntage der Bälgentreter ſich aufhält und den man gleich der Glockenſtube als die eigentliche Vorrathskammer für die Andacht und Erbauung in einer Dorfkirche betrachten kann. Wen hätte es nicht, wenn er als Knabe an dieſem Orte vor der Frühkirche umherkroch, hier nicht ſchon einmal angeheimelt, als wäre er in einer Obſtkammer ſeines Vaterhauſes, um mit der Mutter Aepfel heraufzuholen.

Auf einer ſchmalen ſteilen Treppe ſtürmte der Pfarrer von hier aus zum Oberſtock des Thurmes empor. Hier ſtand er plötzlich in einer Luke und bog ſich weit heraus, ſo daß Manchem, der unten ſtand, ſchwindelte. Er befeſtigte die ſchwarzrothgoldene Fahne an einen Haken, der zur Seite der Luke am Thurme angebracht war und begann in ſeiner gefährlichen Stellung plötzlich eine Rede zu halten, bei der er lebhaft aus dem Schalloche herab nach der unten verſammelten Menge hin geſtikulirte. Immer leidenſchaftlicher wurden ſeine Geberden und immer unheimlicher ward ſeinen Zuhörern bei dieſer Rede, ſo daß ſelbſt Warnbeck und der Schulmeiſter, die bis jetzt noch immer ihre Unterredung fortgeſetzt und nur von Zeit zu Zeit einen Blick nach dem Thurme hinaufgerichtet hatten, plötzlich verſtummten und in ängſtlicher Spannung empor ſtarrten. In dieſem Augenblicke aber ergriffen mehrere Bauern, welche dem Pfarrer aus Neugierde langſamer in die Kirche und auf den Thurm gefolgt waren, dieſen am Rockzipfel und bedeuteten ihn, aus dem Schalloche wieder in den Thurm herabzuſteigen, — eine Aufforderung, der er auch nach einigem Zögern Folge leiſtete.

Die ſchwarzrothgoldene Fahne flatterte nun zwar am Thurme, allein der Bauernaufzug war gänzlich geſtört und die Anweſenden zerſtreuten ſich allmälig.

Es war ein warmer Tag und ſo hatte ich mich, um den Durſt zu löſchen, noch bevor jener Aufzug auf ſo beängſtigende Weiſe geendet war, in die Schenke des Ortes begeben. An den Wänden der Schenkſtube war ein kleines Brett befeſtigt, das mit Büchern beſtellt war. Denn es hatte hier ein ländlicher Leſeverein ſeinen Sitz, dem Warnbeck und der Schulmeiſter präſidirten. Mehrere den Bauern ganz unverſtändliche philoſophiſche Schriften ſtanden unter den Büchern. In dieſem Zimmer ſaß ein junger Bauer, die Pudelmütze trotz der Wärme auf dem Kopfe, allein vor ſeinem Kruge und begann alsbald mir zu erzählen, daß er ſich dem Zuge nicht angeſchloſſen habe, weil er mit dem Pfarrer, von dem die Feſtlichkeit ausgegangen, einen „Schinken im Rauch hängen“ habe, d. h. weil er augenblicklich mit ihm im Streit liege.

„Stellen Sie ſich vor“, ſagte der junge Bauer, „am Sonnabend vor acht Tagen bin ich bei dem Pfarrer mit meiner Braut und beſtelle das Aufgebot. Ich bemerke bald, daß er mich immer als Jungfer titulirt und meine Braut als Junggeſellen betrachtet. Ich ſage indeſſen nichts, — da bietet er am Sonntag drauf von der Kanzel herab meiner Seele „„die Jungfer Chriſtian Friedrich Fiſcher““ mit dem Junggeſellen „„Marie Eliſabeth Wagenführ““ auf. Iſt ſolche Bosheit wohl jemals von der Geiſtlichkeit erhört worden? Aber nun war das Geſpötte und Genecke der jungen Leute im Dorfe gegen uns unerträglich und der Schimpf der uns angethan war, nicht auszuſtehn. Als der Sonnabend kam ging ich wieder hin zum Pfarrer, um ein ernſtes Wort mit ihm zu ſprechen. Er wollte mich wieder als Jungfer tituliren; aber ich ſagte ihm: wie meine Marie die ganze Woche hindurch verweinte Augen gehabt habe, weil ſie als Junggeſelle aufgeboten ſei. So etwas dürfe mir nicht zum zweiten Male paſſiren, ich wolle mir das verbeten haben, wir hätten ihm die Schlechtigkeit nicht zugetraut. Da wurde er verlegen und ſagte: nu, nu, irren ſei ja menſchlich und man könne doch nicht an Alles denken; aber ich ſagte, Falls er uns morgen wieder ſo aufbiete, ſo würde ich ihm einmal auflauern, wenn er über Land geweſen ſei, oder ich würde eine Eingabe an den Superintendenten machen, denn das ſtünde nirgends geſchrieben, daß ſich eine Jungfer müſſe als Junggeſell und ein Junggeſell als Jungfer aufbieten laſſen, es ſei gegen die Natur und gegen die Vernunft. Am andern Tage ging ich ſelbſt in die Kirche und ſetzte mich dem Pfarrer grade gegenüber auf die Prieche. Während des Aufgebots ſah ich ihn ſtarr an, aber dennoch begann er auch unſer zweites Aufgebot wieder mit den Worten: „es ſind Perſonen vorhanden, welche in den Stand der heiligen Ehe einzutreten gedenken, nämlich der Junggeſell Marie Eliſabeth Wagenführ mit Jungfer Chriſtian Friedrich Fiſcher.““ Da war mir, als müßte ich aus der Haut fahren und ein unterdrücktes Lachen war merklich durch die ganze Kirche. Den Morgen vor dem Gottesdienſte hatte mir die Marie noch geſagt: wenn ſie wieder als Junggeſell aufgeboten werden ſollte, ſo wollte ſie lieber gar nicht heurathen, denn was das für eine Ehe werden ſollte, wo ſo etwas beim Aufgebot vorkomme. Auf keinen Fall gehe ſie mit mir zum Altar, wenn ſie fürchten müßte, daß ſie dort auch wieder als Junggeſell titulirt würde, denn das ſei unmenſchlich. Dieſe Worte kamen mir bei meinem Aufgebote wieder recht in den Sinn, darum machte ich dem Pfarrer in dieſem Augenblicke ein recht grimmiges Geſicht zu und drohte ihm ſogar mit der Fauſt. Hiedurch mochte es ihm beifallen, was ich ihm am Sonnabend geſagt hatte und er wiederholte das Aufgebot ſogleich und verbeſſerte es dabei, ſo daß nun jedem ſein Recht wurde, ſowohl mir als der Marie. Daraus geht hervor, daß er doch ſeine Sache ordentlich machen kann, wenn er nur will. Aber es iſt reine Bosheit von ihm, denn er trägt mir den Aerger noch nach, den ich ihm als Junge einmal bereitet, als ich bei ihm in die Stunde*) ging.“

---

*) Confirmandenunterricht.

Die Wirthin kam jetzt auch dazu und ſagte: „Der Pfarrer hat die neue Zeit im Kopfe, er denkt ſonſt an Nichts mehr und ſeiner Frau wird es zuweilen himmelangſt, wenn ſie ihn reden hört. Dem Schulmeiſter hat ſie vertraut, ſie fürchte für ſeinen Verſtand.“

Jetzt trat eine große Anzahl von Bauern, die bei dem feſtlichen Aufzuge geweſen waren, in die Gaſtſtube, und berichtete durch einander ſchreiend, was ſich auf dem Thurme zum Entſetzen der Gemeinde mit dem Pfarrer begeben.

Sodann wandte ſich das Geſpräch auf die neue Zeit und die Forderungen, welche der Bauer durch dieſelbe verwirklicht ſehen wollte. Außer von den „Minſchenrechten“ war auch hier wieder über das Fünftel vom Zehnten die Rede. Ein Bäuerlein, das gar klug und ſtaatsmänniſch mit den Augen zwinkerte, war der Anſicht, daß alle Unruhen der Gegenwart vermieden ſeien, wenn das Fünftel zu rechter Zeit bewilligt worden und wenn die Gerichtsperſonen in ihren Erlaſſen alle fremden Wörter vermieden und ihre Namen deutlich unterzeichneten. Aber die Gerichten brächten den Menſchen zur Verzweifelung, wenn er nicht „gar e grülich“*) gelehrt ſei. Alle Anweſenden gaben ihm darin recht und legten auf die Abſtellung der zuletzt bezeichneten Mißbräuche, welche ſie von der Zukunft erwarteten, das größte Gewicht.

Dies war indeſſen doch nicht der Hauptgewinn, den man ſich von dem damaligen Umſchwunge verſprach. Man hoffte in Folge einer ältern Dorfprophezeiung, welche der Leſer bereits kennt, ſie werde einem Jeden einen „ſchönen Thaler blankes Geld“ einbringen.

Der Leſer erinnert ſich noch an den Vorfall mit dem Brüderlein des Schulzen Boddenſmecker, das einſt vom Dorfanger zu Roßheim geraubt war, und an die Prophezeiung, das „Kind“ werde wiederkommen und ſein Gefolge werde ſogar Geld unter die Leute auswerfen.

Als ſoviel Jahre vergangen waren, daß das Kind nicht mehr als Kind erſcheinen konnte, hatten einige fromme Frauen erklärt: das Kind werde als ein ſchöner Engel wiederkommen und Geld unter die Leute auswerfen. Jetzt galt die ganze Sage nur noch als ein Märchen, an das in dem aufgeklärten Dorfe niemand mehr gedacht hätte, wäre nicht der Bauer ein viel zu praktiſcher und auf Gewinn bedachter Menſch, als daß er das Geld, welches das Kind mit ſich bringen ſollte, hätte vergeſſen können.

---

*) Gar zu gräulich.

Auch war die größte Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß das Kind, das man in einer prächtigen Equipage hatte davonfahren ſehn, zu Wohlſtand und Reichthum gelangt war. Nun lehrt aber eine Erfahrung, die freilich auf den Fall des Kindes ihrer Natur nach nicht ganz anwendbar war, daß der Sohn oder der Bruder, welcher in ſeiner Jugend ein Bauernhaus verläßt, um in die weite Welt zu ziehn, zuweilen eher da draußen in der Fremde zu großen Reichthümern, als zu Weib und Kind und einem ſelbſtſtändigen geordneten Hausweſen gelangt, und ſchon manches Bäuerlein iſt ſo durch einen Vetter in Holland oder Amerika reich geworden. Solche ſteinreiche Vettern vergehen in der Fremde, wie Sternſchnuppen in der Luft. So dachte man denn wohl auch von dem Kinde, mit dem ein großer Theil des Dorfes verwandt war, noch einmal zu erben.

Man hatte nichts verſäumt, um eine Kunde von ihm zu erhalten. Einſt verbreitete ſich das Gerücht, es ſei in Hamburg geſtorben, habe gewaltige Schätze und ein großes Haus nachgelaſſen, das es ſich gebaut und worüber es eine gottloſe und zotige Inſchrift geſetzt, denn das Kind ſei in der Welt ſehr gottlos und liederlich geworden; vor dem Sterben habe es ein großes Geſchrei und Lamento gemacht und mit Händen und Füßen um ſich geſchlagen, aber umſonſt, denn es habe doch ſeine Schätze verlaſſen müſſen. Als nun aber der Schulze Boddenſmecker, der Haupterbe des Kindes, wirklich ein Schreiben nach Hamburg abgehen laſſen mußte, um ſich nähere Auskunft zu erbitten, hatte ſchon ein anderes Bäuerlein ſich als den Bruder des Verſtorbenen ausgewieſen und die Erbſchaft des Reichen in ſeinen Zwillichkittel geſteckt.

Es riefen, während die Sache verhandelt wurde, noch mehrere Bauern durch einander: man müſſe Afkaten*) annehmen, man müſſe prozeſſiren, obgleich Niemand zu ſagen wußte, wo und worüber man den Prozeß anhängig machen ſolle.

Dieſe ſonderbare Verhandlung wurde dadurch unterbrochen, daß ein Bote im blauen Kittel in die Stube trat und die neue Zeitung auf den Tiſch legte. Die Bauern hatten die Einrichtung getroffen, daß ſeit dem Beginne der Revolution abwechſelnd ihre Knechte eine Stunde weit von Roßheim im Felde auf den im Fluge vorbeieilenden Dampfwagen warten mußten, von dem ihnen nach einer mit den Schaffnern genommenen Abrede die Zeitung zugeworfen wurde. Hinter dem Knecht mit der Zeitung, den ſie hatten kommen ſehn, trat nun auch kurz nach einander der Schulmeiſter und Warnbeck ein. Beide begrüßten mich jetzt freundlich und dann begann der Schulmeiſter die Zeitung vorzutragen.

Nachdem ich die Vorleſung der wichtigſten Nachrichten gehört hatte, trat ich den Heimweg an. Auf dem Gange durch das Dorf Roßheim ſtand ich betrachtend vor einem Hauſe ſtill, das Boddenſmecker ſich als ſeinen Altſitz auf dem Gehöfte ſeines Stiefſohnes bauen ließ. Es wurde ganz maſſiv gebaut und ſah inmitten der andern aus Lehm aufgeführten und mit Stroh gedeckten Häuſer wie aus Silber gegoſſen aus. Von dem Gerüſt herab erſcholl der Geſang der Maurer und aus einer der Fenſterniſchen, welche noch ohne Fenſter waren, ſchaute ſchmunzelnd und freundlich grüßend das Haupt der alten Bäuerin hervor. Auf dem Dache kletterte der Zimmermann, vielleicht ſeiner Feſtrede nachſinnend, die er in wenigen Tagen hier halten ſollte, nachdenklich in den Sparren umher und ſchaute herab auf einen mit rothen Ziegeln beladenen Wagen. Die Knechte hatten ſo eben die Pferde vor demſelben ausgeſpannt und in den Stall gezogen, ſie kehrten nun zum Abladen an den Wagen zurück.

---

*) Advokaten.

Mit heiteren Bildern füllt ein ſolcher Bau die Seele des Wanderers, der ihm zuſchaut. So ſetzte auch ich, nachdem ich eine Weile bei der Bäuerin vor dem Fenſter geſtanden und ihm einige Augenblicke zugeſchaut hatte, heiter erregt, meine kurze Wanderung fort, ohne das Verhängniß zu ahnen, das über dieſem Orte und über dem Bauerngehöfte ſchwebte, auf dem der Altſitz des alten Schulzen gebaut wurde.

11.

Das Verhängniß.

Fritz Warnbeck beſuchte noch das Gymnaſium zu Finklersburg und war noch immer der muntere „Vetter Fritz“, als den der Leſer ihn aus einem früheren Capitel unſeres Buches kennt. An einem Sonnabend Nachmittage kehrte er zu Anfang der letzten großen Ferien während ſeines Aufenthaltes auf der Schule in ſein Vaterhaus zurück.

Der Altſitz des Schulzen Boddenſmecker ſtand jetzt fertig auf dem Hofe da und blickte, ſo gering ſein Umfang angelegt war, doch nach ſeiner Bauart recht ſtattlich in die übrigen Häuſer und Ställe des Dorfes hinein. Fritz mußte in dem neuen Hauſe übernachten, wozu Vater und Mutter gern ihre Einwilligung gaben, da das neue Haus mit mehr bäueriſchem Luxus verſehen war, als das alte und da man auf einem Bauernhofe die Kinder, wenn ſie anfangen große Herren zu werden und einmal auf Beſuch zurückkehren, auf jede Weiſe zu hegen, zu pflegen und zu ſlattiren ſucht. Wir haben dies bereits früher an Mary bemerkt, welche die Sitten eines Bauernhofes in die Curie des Domherrn übertragen hatte.

Am andern Morgen in aller Frühe ſah man Fritz auf dem Hofe und in dem großen Garten umhergehen, in dem eine ſchmale Reihe von Blumen an den engen Gängen unter den Gemüſe- und Baumpflanzungen hinlief. Er trat dann aus der Pforte des Gartens heraus und blickte auf die weite Feldbreite hin, die zu dem Bauernhofe gehörte und ſich bis in den Bruch, eine feuchte Wieſen- und Angerfläche von dem Umfange mehrerer Quadratmeilen, hinein erſtreckt.

Jetzt trat Boddenſmecker zu ihm und machte ihn auf die Waſſerhühner und Waſſerenten aufmerkſam, welche in großer Anzahl aus einem zur Entwäſſerung dieſer Sumpfgegend gezogenen Graben aufflogen, um alsbald wieder in das feuchte Element niederzutauchen. Fritz ſah eine Zeitlang den ſchwerfällig flatternden Thieren, von denen ſich eins nach dem andern in der Ferne hob, und wieder ſenkte, zu und es lockte ihn mehr und mehr zum ſchlanken Röhricht und Schilf, in dem die Waſſervögel ihr Weſen trieben.

Da ſprach Boddenſmecker: „Möchteſt Du nicht hinausgehn auf die Jagd? Sie iſt jetzt, wie Du weißt, für Jedermann frei, ſeit die neue Zeit gekommen iſt.“

Fritz bezeugte die größte Neigung zum Jagen; der Großvater holte die Flinte und eine Jagdtaſche herbei, in die er auch Wein und Mundvorrath eingepackt hatte.

Fritz machte ſich jetzt auf den Weg. Als er gegen Mittag noch nicht zurückgekehrt war, ging Warnbeck ſelbſt ihn aufzuſuchen. Allein er fand ihn von einem Schuſſe getroffen und ſterbend an einer trocknen Stelle zu Anfang des Röhrichts liegen. Nachdem er eine Ente geſchoſſen, die an ſeiner Seite lag, hatte er ſich hier nieder geſetzt, um zu eſſen und zu trinken. Als dies geſchehen war, ſtreckte er, von der Sonnenhitze ermüdet, ſich aus, um zu ſchlafen. Unvorſichtig berührte er hierbei das geladene Gewehr, das er gleich der erlegten Ente neben ſich gelegt hatte, mit dem Kopfe, ſo daß es ſich ſelbſt entlud und den Jäger tödtete.

Kaum vermochte er noch vor ſeinem Ende dem wehklagendem Vater ſo den ſchrecklichen Hergang zu berichten.

Raſch verbreitete ſich die Kunde dieſer Begebenheit über die ganze Gegend und allgemein ſah man dieſen Todesfall als ein Strafgericht des Himmels für die Freigeiſterei des Vaters und Großvaters an. Boddenſmecker fand bald die nöthige Sammlung wieder, um gegen dieſen Aberglauben zu predigen. Warnbeck aber ſaß ſtumm und düſter, die Hand auf den Tiſch geſtützt, in ſeiner Stube da und nichts vermochte ihm in ſeinem dumpfen Hinbrüten Troſt zu bringen. „Weg mit dem Läuten aus dem finſtern Mittelalter!“ rief er aus, als die Glocken der Dorfkirche ihre Stimme erhoben, der Sitte gemäß ſeinem todten Sohne die letzte Ehre zu erweiſen. — — —

In den politiſchen Verhältniſſen erfolgte bald ein neuer Umſchwung und jetzt wurde die Stellung der Bauern von Roßheim immer ſchwieriger. Namentlich auf Boddenſmecker, der allgemein als Urheber des in Roßheim herrſchenden Geiſtes galt, hatten die Landleute in der Umgegend einen großen Haß geworfen, während ſein Stiefſohn doch bei den meiſten nur als von ihm verführt galt.

Da ſah man plötzlich in allen umliegenden Dörfern ein gewaltiges Feuer aus der Gegend von Roßheim aufſteigen und Niemand zweifelte daran, daß nun das Strafgericht des Himmels über den ganzen Ort hereingebrochen ſei. Langſamer als ſonſt bei Feuersbrünſten kamen die Spritzen herbei und noch langſamer folgten von den verſchiedenen Ortſchaften her vorſchriftmäßig die Waſſerwagen mit ihren großen waſſergefüllten Kübeln.

Wie nun die Bauern ſich ſo mit ihren ſchwerfälligen Löſchapparaten Roßheim näherten, ſahen ſie ſchon von Weitem, daß gerade aus der Gegend des Boddenſmecker'ſchen Gehöftes die Flamme aufſchlug. Allein wie erſtaunten ſie, als ſie den alten Schulzen erblickten, der die Vorausſetzung, daß das Strafgericht des Himmels über ihn hereingebrochen ſei, bei den Bauern geahnt zu haben ſchien und ſich nicht enthalten konnte, ſich in gewiſſermaßen herausfordernder Haltung in die niedere Pforte ſeines kleinen ſteinernen Hauſes zu ſtellen, über das ſich der Widerſchein der Flamme wie ein feuriger Kranz gelagert hatte, ohne daß dieſe ſelbſt das Geſtein zu ergreifen und zu verzehren vermochte. Da alle fremden Bauern zuerſt nach ſeinem und ſeines Stiefſohns Gehöfte hineilten, das ſie in hellen Flammen zu erblicken glaubten und von dem gerade durch ſeinen maſſiven Altſitz das Feuer fern gehalten wurde, ſo konnte er ſich endlich der Aeußerung, daß die Klugheit den Menſchen feuerfeſt mache und der vorſichtige Mann kein Strafgericht des Himmels zu fürchten habe, nicht enthalten.

Der, dem er dieſe Worte zurief, war Niemand anders, als der Amtmann Erdreich, an deſſen Pferden in Sundborn eben die Reihe war, die Löſchwagen zu ziehen. Er war ſeinen Knechten nachgeritten und ſo ſpät gekommen mit ſeinen Leuten, daß die Gefahr überhaupt ſchon vorüber war. Nur noch der aufſteigende Rauch hatte ihn auf Boddenſmecker's Gehöft geleitet. Da er einer der fanatiſchſten Anhänger des „Alten“ und auf Boddenſmecker — wie wir wiſſen auch wegen des Mittels gegen den Brand im Waizen — ſeinen Haß geworfen hatte, ſo erfolgte auf deſſen Rede eine ſehr bittere Antwort. Und als Boddenſmecker auch hierauf kräftig antwortete, hieb er ihn ohne Umſtände mit der Reitpeitſche, die er in der Hand hielt, ins Geſicht.

In dieſem Augenblicke gingen mehrere Roßheimer, da die Flamme in den Nachbarhäuſern gelöſcht war, an dem ſteinernen Altſitze vorbei nach Hauſe und eilten, da ſie die Rieſengeſtalt des Amtmann Erdreich und den Schulzen Boddenſmecker im Handgemenge erblickten, dieſem zu Hilfe. Erdreich's Knechte nahmen hierauf für ihren Herrn Partei. Nach und nach verſtärkten ſich beide Parteien mehr und mehr durch die herzueilenden Bauern. Und ich ſelbſt, der ich mich aufgemacht hatte und zu Fuße dem Feuer nachgegangen war, verſuchte vergeblich, die beiden Männer mit ihrem Anhange von einander zu trennen. Erſt dem Landrathe, der ſeiner Pflicht gemäß in möglichſter Eile ſich von Obersleben her dem brennenden Orte genähert hatte, gelang es im Namen des Geſetzes die Ruhe herzuſtellen.

Noch mehr als bisher ward nun durch dieſen Vorfall die öffentliche Aufmerkſamkeit auf Roßheim hingelenkt. Mit der ganzen Umgegend war das Dorf in Streit und es lag auf der Hand, daß unter ſolchen Umſtänden dort mehr und mehr ein moraliſcher Verfall hereinbrechen müſſe. Diejenigen Bauern, deren Beſitzung von den Flammen verheert war, ſchienen ſich wohl dabei zu befinden, denn ſie hatten ihre Güter als kluge und aufgeklärte Männer mit einer anſehnlichen Summe Geldes verſichert. Dadurch aber ſteigerte ſich der Haß der umliegenden Ortſchaften mehr und mehr, das in mehr als Einer Beziehung als feuerfeſt gegen das Strafgericht des Himmels erſchien.

Gegen den Schulmeiſter wurde jetzt plötzlich wegen ſeines Verhaltens in der Zeit der politiſchen Aufregung noch ein Proceß anhängig gemacht, während deſſen Führung man ihn ſogar gefänglich einzog. Den Pfarrer hatte ſeine Gattin, noch bevor der neue Umſchwung in den politiſchen Verhältniſſen eingetreten war, in der Stille in's Irrenhaus gebracht. Er hatte den jungen Bauer, den wir im vorigen Kapitel kennen lernten, trotz aller vorhergegangenen Rechtsverwahrungen endlich doch als Jungfer und ſeine Marie als Junggeſellen getraut. Da er ſich nun zu gleicher Zeit einbildete, für zwei parlamentariſche Verſammlungen zu gleicher Zeit als Deputirter gewählt zu ſein und noch ſchwankte, in welche von beiden er eintreten ſolle, ſo hatte ihn die Pfarrerin bewogen, ſich für die größte und ſouveränſte derſelben zu entſcheiden. Sie ſelbſt hatte es übernommen, ihn in dieſe parlamentariſche Verſammlung einzuführen, wo er ſich, wie bereits erwähnt, plötzlich in Geſellſchaft der Irren befand und ſein Rednertalent vor der Präſidentenglocke eines trefflichen Irrenarztes beugen mußte.

12.

Schulmeiſterleben und Schulmeiſterbetrachtungen.

Unter dieſen Umſtänden war für das Dorf Roßheim, das ſeines Lehrers und ſeines Geiſtlichen beraubt war, nun in der That die Gefahr einer moraliſchen Verwilderung vorhanden. Als daher Boddenſmecker eines Tages mit der Bitte zu mir kam, beide in nächſter Zeit zu Roßheim zu vertreten, willigte ich gern in dieſen Plan und war alsbald zur Ueberſiedelung an dieſen Ort gerüſtet.

In der Frühe eines heißen Sommermorgens kamen zwei Wagen mit mehreren jungen Bauern aus Roßheim in Sundborn an, um dort meine Bücher und ſonſtigen Habſeligkeiten abzuholen. Obgleich beide Orte kaum eine Stunde weit auseinander lagen, ſo mußte ich, der ihnen am Abend zu Fuße nachfolgte, doch ſpäter erfahren, daß ſie ſich gerühmt hatten, auf der kurzen Wegſtrecke den jungen Bäumen an der Straße einen Schaden gethan zu haben. Weil ich auch den Pfarrer vertreten ſollte, ſo hatten ſie dem alten Glauben genug thun wollen, wonach die Fuhrleute, welche einen neuen Pfarrer holen, unterwegs einen „Schabernack", einen Baumfrevel, Obſtdiebſtahl oder etwas Aehnliches ausführen müſſen, damit der neue Pfarrer nicht aus der Art ſchlägt, ſondern gedeiht, recht auf die Moral hält und es zu einer geſegneten Wirkſamkeit bringt.

Da die Frau des Schulmeiſters, eines noch jungen Mannes, ſeit der Einziehung ihres Gatten zu ihren Verwandten gezogen war, ſo ſtand das Schulhaus bereit, um mich aufzunehmen. Wie hatte ich einſt für die Ideale der Jugend und für das Wohl der Menſchheit geſchwärmt! Und nun war unter dem Strohdache, wo einſt mein Großvater Christian Hobohm gewohnt, der Ort, wo es dafür zu wirken galt. Mit einer gewiſſen andächtigen Scheu richtete ich mich ein in der Wohnung, wo er mehrere Generationen des Dorfes erzogen hatte; ich ſah ihn Sonntags im Geiſte durch das Haus ſchreiten, im alterthümlichen ſchwarzen Frack mit langer herabhängender Uhrkette, kurzen engen Hoſen und bis an's Knie hinaufreichenden blank geputzten Stiefeln. Meinen Geſchäften unterzog ich mich vom geringſten bis zum wichtigſten mit gleicher Sorgfalt. Wenn es dunkelte ging ich auch ſelbſt in die Kirche und läutete zum Feierabend. Sonntags ſtimmte ich den Geſang der Gemeinde an und las, im ſchwarzen Frack vor der Stufe ſtehend, die zum Altar hinaufführte, gewöhnlich eine Luther'ſche Predigt vor; denn da ich offiziell nur als Stellvertreeer des Schulmeiſters beſtätigt war, ſo fühlte ich mich nicht berufen, jedesmal die Kanzel zu beſteigen, ſondern begnügte mich auf dem beſcheidenen Standpunkte, wo der Großvater ſo oft geſtanden während der langwierigen Krankheit ſeines Pfarrers, meine Vorleſungen zu halten. Deſto vollſtändiger mußte ich in den Häuſern das Amt des Pfarrers verſehen, denn man vertraut ſich im Ganzen dem neuen Seelenhirten, über deſſen Perſönlichkeit noch der Nebel einer gewiſſen Fremdheit liegt, lieber an, als dem alten.

Ueberhaupt iſt die Zärtlichkeit einer Dorfgemeinde gegen ihren neuen Schulmeiſter oder Pfarrer nicht zu beſchreiben und mit nichts zu vergleichen. Es iſt als ob alle Tage Sonntag wäre im Dorfe unmittelbar nach ſeiner Ankunft; er wird empfangen wie ein Geſandter, der direct aus der großen Geiſteswelt an ſie geſchickt wurde, man freut ſich, wenn man ihn auf ſeine Weiſe köſtlich mit irdiſchen Gütern bewirthen kann. Schon in der Frühe am erſten Morgen nach meiner Ankunft pochten junge Frauen aus dem Dorfe an der Thüre, welche Eier, Butter und Brod brachten, darunter jene Marie, welche der Pfarrer als Junggeſellen aufgeboten und getraut hatte und die nach aller Angſt, die ſie hierbei unter fortwährenden Drohungen gegen ihren Bräutigam: ſie werde gar nicht heirathen, ausgeſtanden hatte, ein ſehr nettes junges Weibchen geworden war. Beſonders zärtlich zeigten ſich die armen alten Frauen des Ortes. Sie drängten ſich dazu, am Sonnabend Nachmittage unentgeldlich die Kirche zu fegen und beſtreuten die Sakriſtei, in der ich mich jedoch nur ſelten auf Augenblicke aufhielt, wenn ich fremde Prediger, die zu Taufen oder Trauungen gekommen waren, hieher führte, mit Feldblumen, oft ſogar mit dunkelgrünen Orangenblättern, die ſie ſich aus einem nahen Gewächshauſe verſchafft hatten. Sie waren es, die mit den Beweiſen ihrer Liebe zu mir niemals läſſiger wurden, ſo wenig als früher jemals ihre Zuneigung zu dem Pfarrer erkaltet war oder jemals ſpäter für einen Paſtor loci erkalten wird.

Eigenthümlicher als die Stellung des Predigers auf dem Lande iſt die des Schulmeiſters. Man kann ſagen, daß die volksthümlichen Sitten und Gebräuche auf dem Lande, kurz das ganze eigentliche Volksleben keine gefährlicheren Feinde hat als die Lehrer. Man muß aber dabei auch bedenken, daß ſie mit ihrem ganzen eigenen Leben noch auf die Kreiſe und die Geſellſchaft der Bauern angewieſen ſind, und daher natürlich vor Allem darnach ſtreben müſſen, die ländlichen Verhältniſſe ihrer eigenen Bildungsſtufe möglichſt angemeſſen zu geſtalten. Noch ſeltſamer wird dieſe Stellung dadurch, daß auf dem Lande Niemand, wenn er nicht geradezu das Uebergewicht des Pfarrers geltend machen kann, zu einem gewiſſen Einfluſſe kommt, falls er nicht den Weibern die Kur macht, wie ein Kaufmann der ſeine Düten verkauft. Der Chirurg kann ohne dies die Geſundheit, der Lehrer ſeine Winke für Erziehung nicht bei ihnen „an den Mann“ bringen.

Ich ſelbſt beſchloß unter dieſen Umſtänden an einem ſchönen Frühlingstage den Weibern ein Feſt zu geben, indem ich die Kinder in einen prächtigen Wald führte, der eine halbe Stunde weit von Roßheim entfernt war, und die Mütter einladen ließ, ſie dorthin zu begleiten. Es war ein eigenes Leben, das die Einladung um die Mittagsſtunde in Roßheim verbreitete. Zuerſt ſah ich mitten im Dorfe eine junge Mutter ſtehn, die den Namen ihres Kindleins, das ſie für den Feſtzug ſchmücken wollte, in ziehender ſingender Weiſe unzählige Male ausrief, wie eine Kuh, die durch's Dorf nach ihrem Kalbe brüllt. Bald darauf kam das junge Weibchen mit ihrem Söhnlein daher. Sie führte es an der Hand und ſprach luſtig zu ihm: „komm, Bruder!“ als ſie mit ihm auf den Schulhof trat. Bald nahm die Luſtbarkeit für Mütter und Kinder ihren Anfang und der Zug ſetzte ſich in Bewegung.

Die Kinder zogen voran und die Mütter marſchirten zum Theil mit Milchflaſchen und andern

Bouteillen, oder auch mit Körben in der Hand, hinter ihnen her. Den Beſchluß machte ein Erndtewagen, auf dem eine reiche Bauerfrau mit ihren Kindern und ihren Nachbarinnen ſaß. Zu ihnen hatte ſich der Chirurg von Roßheim geſellt, den wir ſchon früher in Erdreich's Hauſe kennen lernten und der es in ſeiner Stellung für vortheilhaft gehalten hatte, an unſerer Waldpartie Theil zu nehmen. Seine Scherzreden und Witze ſchallten über den ganzen Zug weg und drangen bis zu mir, der ich meiſt am Anfange des ganzen Zuges neben den Kindern herging.

Kaum hatten wir ſeit fünf Minuten das Dorf hinter uns, als er bereits die Leute, die auf dem Felde arbeiteten, fragte: ob hier der richtige Weg nach dem Walde ſei. Dann wandte er ſich zu den Frauen, welche hinten auf dem Wagen ſaßen, während er vorn bei dem Fuhrmanne ſeinen Platz genommen hatte und fragte: „Alles geſund da hinten?“ Mit dieſen beiden Fragen wechſelte er nun von Zeit zu Zeit ab; der Jubel der Mütter darüber war unbeſchreiblich und jedes Kind ſah ſich bei jedem neuen Witze nach ſeiner Mutter um und lachte mit, wenn die Mutter ihm zunickte, als wollte ſie ſagen: Nicht wahr, mein Kind, das Leben iſt doch ſchön?

So kamen wir im Walde an und auch hier war es mit ſeinen Späßen der unerſchöpfliche Chirurg, von den Bauern ſtets Herr Doctor genannt, der auf's Neue für die Unterhaltung der Frauen zu ſorgen wußte, als ſie ſich kaum auf dem Raſen unter den Bäumen gelagert. Er hatte ihnen unterwegs zugerufen, daß er ihnen im Walde einen Doctorſchmaus geben wolle, wozu ſie ſämmtlich eingeladen ſeien. Wiederum war nun der Jubel der Frauen unbeſchreiblich, als er mit einem Eimer, der auf dem Wagen geſtanden hatte und den er an einer nahen Quelle mit „Gänſewein“ gefüllt hatte, aus dem Gebüſch hervortrat und alle einlud zu trinken.

Auch Marie war wieder zugegen; obgleich ſie noch keine Kinder in dem Zuge hatte, ſo war ſie doch einer Einladung der Bäuerin gefolgt, welche ihr auf ihrem Wagen einen Platz angeboten hatte. Sie wurde auch heute mit ihrem Aufgebot und ihrer Trauung von den Frauen noch tüchtig geneckt, aber der Doctor tröſtete ſie und ſprach:

„Es iſt überhaupt, ſeit die neue Zeit begann, den Liebesleuten eigen ergangen in der Welt, denn Alles und beſonders die Behörden haben den Kopf ſo voll gehabt von andern Dingen, daß Niemand recht gewußt hat, ob er ſich um ſie bekümmern ſoll oder nicht. Anfangs wurde auch viel geredet von einer neuen Einrichtung, ſo daß die Paare allein durch die Gerichte copulirt werden könnten, wenn ſie die Geiſtlichkeit nicht zuziehen wollten. Da ſchickte in Obersleben ein Paar, das ſchon lange in wilder Ehe mit einander gelebt hatte, ſeine Namen auf ein Papptäfelchen geſchrieben, zum Rathhauſe und der Bürgermeiſter hing das Täfelchen ſelbſt zum Fenſter hinaus. Die Leute blieben nun gar verwundert ſtehen, ſahen das Täfelchen an und fragten einander: ob auf dem Rathhauſe Zimmer zu vermiethen ſeien, bis ſie endlich merkten, daß das ein Aufgebot ſein ſolle. So hing das wilde Ehepaar während der ganzen Revolutionszeit am Rathhauſe aus. Aber das Geſetz zur Einführung der Civilehen, wonach die Leute auf dem Rathhauſe in den Eheſtand treten könnten, gerieth immer mehr in Vergeſſenheit; als die unruhigen Zeiten lange vorüber waren, nahm der Rathsdiener eines Abends im Dunkeln einmal das Täfelchen mit den beiden Namen vom Fenſter weg, ſo daß es am nächſten Morgen verſchwunden war.“

Hierdurch war das Geſpräch auf den Umſchwung der Zeitverhältniſſe gerathen. Es iſt unglaublich, mit welcher Zungenfertigkeit die Frauen von demſelben zu reden wußten und wie tief er nach ihrer Meinung in das häusliche Leben eingriff. Da wurde geklagt, die Kinder ſeien ſeit dem Beginne der neuen Zeit ſo wild und lärmten ſo viel, daß man ſie gar nicht mehr bändigen könne. Ein alter Mann, der kurz vor meiner Ankunft zu Roßheim im achtzigſten Lebensjahre geſtorben war, und mit Recht von früher her in ſchlechtem Rufe ſtand, hatte ſogar vor ſeinem Ende wiederholt erklärt, daß er ſich über die Kinder des Ortes zu Tode ärgere, welche ſeit einiger Zeit, wo er ſich blicken ließ, einen Reim hinter ihm her riefen, den ſie auf ſeinen Namen gemacht hatten. Auch über ihre Männer, welche ſie herkömmlich „dä oolen Mannsminſchen“ nannten, führten manche Bauernfrauen Klage und hierzu hatten ſie in Roßheim wohl noch den meiſten Grund. Am meiſten wurde über das Betragen der Mägde geklagt. Dieſe ſeien vor der Revolution ſo früh aufgeweſen und jetzt könne man ſie des Morgens nicht mehr aus den Federn herausbringen.

In ſolchen und ähnlichen Geſprächen verging der Nachmittag und nachdem die Bauerfrauen ſich, den Chirurgen und mich gleich ihren Kindern durch mitgebrachte Speiſen und durch einen im Walde bereiteten Kaffee erquickt hatten, wurde in derſelben Weiſe, wie wir gekommen, der Heimweg nach Roßheim angetreten.

13.

Fortſetzung des vorigen Capitels.

Die politiſche Aufregung verſchwand allmälig in Roßheim auch bei den Männern. Ein intereſſantes Schauſpiel bot aber noch immer dort und in der ganzen Umgegend der Conflict des alten Volkslebens mit der neuen Zeit und noch mehr die gegenſeitige Ausgleichung derſelben dar.

Wenn der Leſer mit mir hinausgeht aus dem kleinen Schulhauſe, das ich damals bewohnte, auf den Friedhof, über den der Dorfſteig führt, ſo tritt uns hier ein Bauermädchen entgegen, gekleidet in die niederſächſiſche Tracht. Dieſe wird ihm, wenn er nicht mein Landsmann iſt, vollkommen patriarchaliſch und fremd vorkommen. Dennoch war dieſe ehrwürdige Tracht ſchon in vormärzlicher Zeit Veränderungen unterworfen und der Schnitt der Pariſer Moden wirkte auf ſie leiſe, leiſe nach, wenn in Paris und auch in Deutſchland dieſe bereits wieder verſchwunden waren. Ich führe dies als Beleg an für die Unmöglichkeit, daß ſelbſt das Landleben ſich den Einflüſſen der Zeit entziehen könne.

Wir ſchauen auf dem Kirchhofe ſelbſt umher. Wie blüht und duftet es hier! Viele Gräber ſind mit Blumen umpflanzt. Und war es nicht auch die Zeit, die hier das grüne Raſenkleid der Gräber in einen üppigen Blumenflor verwandelte? Mit ihren Fortſchritten der Gartenbaukunſt nicht allein, auch mit ihrem wachſenden Schönheitsſinn, welcher in der Reſidenz die prachtvollen Bauten erſtehen ließ und dem zuletzt auch die Regierung dienen mußte, als ſie die Verſchönerung der Friedhöfe empfahl, hatte ſie ſelbſt dieſen Winkel hinter dem Dorfe ſo freundlich und heiter geſtaltet.

An der Kirche wird eben ein neuer Thurmknopf aufgeſetzt. Es iſt Sitte, daß ſo oft dies geſchieht, einige eben gangbare Münzen und einige Papiere hineingelegt werden, um hier oben die

Stürme der Zeit zu überdauern und auf eine ſpäte und friedliche Nachwelt zu gelangen, welche das Bedürfniß fühlt, den Thurmknopf zu erneuern. Man hatte diesmal in dem alten Thurmknopfe ein aus weſtphäliſchen Zeiten von jenem ſchon früher erwähnten Maire herrührendes Schreiben gefunden. Der Maire pries den Ruhm Napoleon's und ſeiner Schlachten. Er rühmte deſſen ganze Familie, aus der ein Glied bekanntlich auf dem neugeſchaffenen Throne des Königreichs Weſtphalen ſaß, und dem ganzen Napoleoniſchen Hauſe legte er die ausgezeichnetſten Eigenſchaften bei. Ob er wohl daran dachte, daß zur Zeit, wo der Thurmknopf wieder geöffnet werde, von dieſem mächtigen Stamme in dem Staatsweſen der ganzen weiten Welt nur noch ein dürrer, abgebrochener Zweig zu finden ſein würde? Es war dies derſelbe Mann, der gleichzeitig auch den heiligen Stephanus, den Patron der Kirche, aus der Wetterfahne derſelben hatte herausnehmen und dafür, zum Aergerniß der Patrioten, den galliſchen Hahn hineinſetzen laſſen. Als dann die preußiſche Herrſchaft wieder kam, ließen die nicht nach, bis — auf Koſten des alten Maires — der heilige

Stephanus wieder ſeinen Ehrenplatz über dem Dorfe eingenommen hatte, wo er ſich, indem er knarrend dem Zuge der eilenden Wolken und Winde folgt, noch jetzt, ſeinen Palmzweig in der Hand, ungehindert nach allen vier Weltgegenden hindreht.

Und was meint der Leſer wohl, was der Schulze Boddenſmecker jetzt in den Thurmknopf legt? — Zunächſt die Kornpreiſe ſeit vielen Jahren. Die Theuerung vom Jahre 1847 wird beſonders in's rechte Licht geſetzt und einige Gemeindenachrichten ſind nicht vergeſſen. Dann aber vor Allem eine Erzählung von den Begebenheiten des 18. März, von den Barrikaden in der Hauptſtadt und von den rührenden Reden, die im Friedrichshain gehalten ſeien. Man muß nämlich wiſſen, daß im Volke eben ſo gut die Berichterſtattung und Geſchichtſchreibung durch die Zeitungspreſſe herkömmlich ignorirt wird, als in den Parlamenten und daß noch immer — ein ſchöner Zug im Volksleben — der Vater die Verpflichtung fühlt, das, was er Großes erlebte, ſo, wie er es auffaßte, auf ſeine Nachkommen in der Familie forterben zu laſſen. Er betrachtet es Alles, Gutes und Böſes, gleichſam als ſein wohlerworbenes Eigenthum, namentlich was in der Hauptſtadt geſchieht, wohin ſeine Steuern fließen.

Wenn heute ſich die Federn der Zeitungscorreſpondenten rühren, um die Nachricht von einem wichtigen Ereigniß in der Reſidenz aufzuzeichnen, ſo wird übermorgen, über eine Woche, vielleicht ſogar erſt über einen Monat in allen Kaſernen derſelben eine merkliche Bewegung entſtehen. Zunächſt wird Dinte, Feder und Papier herbeigeſchafft. Dann aber wird man die ſchweren Hände unſerer Soldaten auf den groben Quartblättern langſamer oder ſchneller hin- und herfahren ſehen, bis das Papier zu Ende iſt, und überhaupt wird man an ſolchen Tagen in den Kaſernen ein eifriges Studiren ſehen, wie ſonſt nur in Schulpforte oder im Tübinger Stift. Die Reſtaurationen in der Nähe der Kaſernen, die „Kathinkakeller“, die „freundlichen Willkomms“ und wie ſie bei den Soldaten alle heißen, ſind an ſolchen Tagen wie ausgeſtorben, und nur Einer oder der Andere, der mit der Feder nicht ſo recht umzugehen verſteht, ſitzt, den Degen an der Seite, traurig vor ſeinem Kümmel und raiſonnirt inwendig auf ſeinen Schulmeiſter, bei dem er nicht gelernt hat, wo Bartel Moſt holt. Tags darauf wird er zu dem gelehrteſten Kameraden ſeines Zimmers kommen und ihn bitten, ihm auch einen Brief zu machen, wofür er gern ihm einmal das Pferd ſtriegeln oder auch Schildwache ſtehn würde wenn es nur anginge. Das erſte, was hinein ſoll, iſt: etwas von den Zeiten. Für Vater und Mutter wäre es zu Hauſe eine Schande, einen Sohn unter dem Militair und keine Nachrichten aus der Hauptſtadt zu haben. Dieſe Correſpondenten ſchreiben alle ein äußerſt kräftiges Deutſch und ſetzen in die Wahrheit ihrer Nachrichten niemals den leiſeſten Zweifel. Die Anrede „Liebe Eltern“ hilft dieſen kindlichen Seelen über den Eingang, wo ein geplagter Zeitungsſchreiber die Zuſtände ſich immer mehr verwickeln laſſen, und der Schluß „Euer gehorſamer Sohn“ hilft ihnen über das Ende hinweg, wo er einen drohenden Blick auf das Miniſterium richten muß. Uebrigens gedenken ſie des verantwortlichen Miniſteriums ſelten oder nie, und um die Kammern ſcheeren ſie ſich den Teufel. Dahingegen beachten ſie noch in alter Weiſe die Prinzen und Prinzeſſinnen, welche ſonſt in der neuern Zeitgeſchichte durch Hanauer Turner und Hecker'ſche Freiſchaaren verdrängt ſind. Den Herrn Pfarrer zu Hauſe laſſen ſie ſchön grüßen und den König nennen ſie nicht anders als „unſer König." Haben ſie ihn geſehen, ſo beſchreiben ſie jedesmal ſeine Kleidung ganz genau und auch, was die Königin für ein Kleid angehabt hat, wird gewiß nicht übergangen. So ziehen ſich aus den Kaſernen die Zauberfäden in die Provinzen, welche das Volksbewußtſein immer von Neuem ganz unmittelbar an das alte Königthum knüpfen.

Aber genug, — es gibt eine Geſchichtſchreibung, von der unſere Weisheit ſich nichts träumen läßt. Ich erinnere mich noch aus meiner Kindheit des Behagens, mit dem wir auf dem Heuboden unreifes Fallobſt im Heu verſteckten, oder, wie wir es nannten, „in's Riſch" legten, um ſie ſpäter, wenn die Zeit ſie mürbe und „mohl" gemacht hatte, wieder aufzuſuchen. Gerade ſo muß es auch dem ländlichen Geſchichtſchreiber ſein, wenn er die herben Früchte ſeiner Beobachtungen als einen köſtlichen Schmaus für die Zukunft, in der die Verwicklungen dieſer Zeit gelöſt werden, in den ſichern Thurmknopf „in's Riſch“ legt. Ein Hiſtoriker aber, der namentlich die Culturgeſchichte des letztvergangenen Menſchenalters ſchreiben wollte, müßte ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, als ein zweiter Kieſelack mit der Leiter umherzureiſen, um überall, wie Eier aus hochgelegenen Vogelneſtern, aus deutſchen Thurmknöpfen die Materialien zu einer Geſchichte unſeres Vaterlandes auszunehmen. Warum ſoll ſich nicht in den Thurmknöpfen die Zeit eben ſo gut ſpiegeln, als im Löſchpapier der Zeitung? Vielleicht fände er ſogar da oben aus vormärzlicher Zeit von manchem wackern Schulzen manches kühne „Eingeſandt.“

In eigenthümlicher Weiſe zeigte ſich der wachſende Einfluß der Cultur jetzt auch plötzlich in den zahlreichen Denkmälern, welche den Verſtorbenen geſetzt wurden. In früheren Jahren hatte das Andenken der verſtorbenen Bewohner des Dorfes für die Gemeinde nur fortgelebt in den ſogenannten Kronen, welche auf Brettern an den Priechen der Kirche aufgeſtellt waren. Eine ſolche aus künſtlichen Blumen angefertigte Krone hatte ziemlich jeder Verſtorbene erhalten, und doch hatte auch hierbei ſich ein größerer und geringerer Wohlſtand zeigen können, je nachdem die meiſt rothen Bänder, welche von den Kronen, wie hinten von den Mützen der Frauen in dieſer Gegend, niederhingen und in die gewöhnlich die Namen der Verſtorbenen eingenäht wurden, länger, breiter und zahlreicher waren. Vor einigen Jahren waren plötzlich dieſe ganz mit Staub bedeckten Kronen auf das Geheiß des Pfarrers, nicht ohne daß dieſer deshalb mit ſeiner Gemeinde einen Kampf zu beſtehen gehabt hätte, aus der Kirche entfernt worden. Seitdem war es bereits Sitte geworden, die Gräber mit Blumen zu ſchmücken. Jetzt aber hatte ſich ein Steinmetz in Roßheim niedergelaſſen, der nicht allein unſer Dorf, ſondern die ganze Umgegend mit Denkmälern überſchwemmte, an welche die Bauern plötzlich Hunderte von Thalern wandten, während die gemachten Blumen, mit denen früher die Menſchenleben gekrönt waren, wenige Groſchen gekoſtet. Der Steinmetz führte ſein Werk ohne alle Kunſt aus. Er war Autodidakt und hatte ſeine Studien meiſt nur an hölzernen Chriſtusbildern in proteſtantiſchen Dorfkirchen gemacht. Am Beſten gelang es ihm noch, wenn er an ſeinen Denkmälern Engel angebracht hatte, denn er hatte in dieſem Falle gewöhnlich irgend einen pausbäckigen Bauernknaben aus jener Gegend mit Flügeln beſchenkt, ſo daß man wenigſtens Friſche und Naturtreue ſeinen Darſtellungen nicht abſprechen konnte. Ließ er es ſich aber einfallen, weibliche Weſen darzuſtellen, ſo zeigten dieſe in der Regel von einem gänzlich verwilderten Geſchmacke, denn gleichviel was ſie bedeuten ſollten, — es waren immer dieſelben frechen und „aufgedonnerten“ Perſonen mit langen Kleidern, hohem Buſen und herausfordernden Mienen, die unter ſeinem Meißel hervorquollen. Im beſten Falle erkannte man darin das Bild einer robuſten Gaſtwirthin. Dabei predigte ſeine ſchwere Hand, welche auf den Steinen gar manchen Schreibfehler machte, fortwährend in Heinichens gemüthlich verſtändiger Weiſe vom Wiederſehen nach dem Tode. Das Letztere hatte ſich Warnbeck, für deſſen Sohn das jüngſt errichtete Denkmal daſtand, verbeten. Dagegen hatte er dem Meiſter aufgetragen, das Denkmal ſo reichlich als möglich zu vergolden. Die Vergoldung war überhaupt das Wichtigſte an dieſen kunſtloſen bäueriſchen Denkmälern; gern gab Warnbeck für ſie allein

Hunderte hin, — wußte er doch nichts anderes für ſeinen Sohn mehr zu thun. Ueberhaupt aber wurden ſeit jener Zeit auf dieſe Denkmäler und namentlich auf ihre Vergoldungen von den Bauern in Roßheim und der Umgegend ungeheure Summen verwendet.

Am Tage nach dem Aufſetzen des Thurmknopfes war Pfingſten. Pfingſten iſt ein weſentlich demokratiſches Feſt. Das Weihnachtsfeſt wird, von der unmittelbar religiöſen Seite abgeſehen, immer vorzugsweiſe ein Feſt für Diejenigen bleiben, welche im behaglichen Wohlſtande leben. Ein Feſt der Geſchenke, welche innerhalb der Familie vertheilt werden, muß ſich auch weſentlich auf beſtimmte Stände beſchränken. Das Oſterfeſt mit ſeinen buntgemalten, mit weißen Sprüchlein gezeichneten Eiern erinnert wohl gar ein wenig an die Gouvernanten der höhern Stände. Weihnachten und Oſtern ſind ohnehin Kinderfeſte und beſchranken ſich ſchon deshalb auf die Stände, welche auf die Erziehung und Betrachtung des heranwachſenden Geſchlechtes ein gutes Theil ihrer Zeit verwenden können. Wie aber das Geheimniß des Volkslebens nur beruht auf der bei mühſeliger

Arbeit und ſchwerem Daſein in beſtimmten Formen ſich forterbenden Heiterkeit, deren tiefer Idealismus uns nur Freude und Luſt als das Ewige und Bleibende, das Elend des Lebens aber ihm gegenüber als das Vergängliche erſcheinen läßt: ſo iſt auch zur Trägerin des Volkslebens ebenſo wenig die Kinderwelt als das Greiſenalter, ſondern die volle Lebenskraft der männlichen und weiblichen Jugend beſtimmt, wie ſie nur an einem ſchönen Pfingſttage auf dem Raſen im Tanze ſich drehen kann.

Am Morgen des erſten Pfingſtfeiertages war es auch in Roßheim von Alters her Sitte, daß die Burſchen ihren Mädchen prächtige Maien aufs Haus pflanzten. Und hier zeigte es ſich recht, wie oft das geſunde Leben des Volkes in unſerer Zeit durch die polizeiliche Einmiſchung, wenn dieſe auch durch beſondere Umſtände als gerechtfertigt erſcheinen mag, vergiftet wird. Das Pflanzen des Maibaumes und die damit verbundenen Gebräuche hatten in Roßheim früher nicht allein zu den friſcheſten und volksthümlichſten, ſondern zu gleicher Zeit zu den zarteſten und ſinnigſten Gebräuchen gehört, die es überhaupt gibt. Denn Niemand hätte es gewagt, einem andern als einem tugendhaften und ſittſamen Mädchen einen Maibaum zu pflanzen. Auch war mit dem Aufſtecken des Maibaums ein ſinniger Ritterdienſt verbunden, wie man ihn kaum von ſchlichten Bauerburſchen hätte erwarten ſollen. Nachdem ſie nämlich in der Frühe des Pfingſtmorgens, noch bevor der Tag graute, den Maibaum aufgeſteckt hatten, beſorgten ſie die gewohnten Verrichtungen der Dirnen in Haus und Stall, zündeten Feuer auf dem Heerde an und warfen dem Vieh ſein Futter vor. Auf jede Weiſe ſuchten ſie in der Frühe des Morgens den Dirnen, während dieſe noch in ihrem Kämmerlein ſchliefen, für dieſen Tag die Mühen und Laſten des Lebens zu erleichtern, wie es ſpäter in der Ehe ſein ſollte. Sie fegten ſogar den Gang zum Hauſe und beſtreuten ihn mit gelbem Sande, ganz ſo wie es zu geſchehen pflegt, wenn eine Dirne mit dem Kranze auf dem Haupte (denn ſonſt findet ſie nicht ſelten Heckſel auf ihrem Wege) zum Altare geführt wird.

Nun war jedoch in neuerer Zeit die Ausrottung der Wälder ſo weit fortgeſchritten, daß der Staat die ſtrengſten Maßregeln ergriff, um das

Abhacken der Maibäume und ihrer Zweige am Pfingſtfeſte zu verhindern. Der ganze Wald war mit Jägern, gedungenen Hütern und Gendarmen aus Odersleben umſtellt in der Pfingſtnacht, und da es vorher bekannt wurde, daß alles Dies geſchehen ſolle, ſo war es ein lebensgefährliches Wagniß, wenn noch ein Burſche ſich entſchloß, ſeinem Mädchen einen Maibaum aus dem Walde zu holen. Jede ſittſame und ordentliche Dirne wandte daher alles auf, um ihren Liebhaber zu bewegen, in der Pfingſtnacht nicht in den Wald zu gehen und ihr keinen Maibaum auf das Haus zu pflanzen. Alle wüſten Dirnen dagegen verſprachen den Knechten jeden Beweis ihrer Liebe, den ſie nur verlangen konnten, wenn ſie ihnen den Maibaum aus dem Walde heimbrächten. Und ſo war dieſer plötzlich zur Trophäe der Unſittlichkeit geworden und Niemand konnte über den Preis in Zweifel ſein, für den er da, wo er ſich vorfand, erlangt war. Man erzählte ſich die abſcheulichſten Reden, mit denen die Mägde ihre Buhlen in den Wald geſchickt hatten. Einer derſelben, der dem Trunke ergeben war, und überhaupt im ſchlimmſten Rufe ſtand, wurde ſogar, von einem Schuſſe gefährlich verwundet, nach Roßheim gebracht.

Mit Pfingſten beginnt nun an den verſchiedenen Orten eine Reihe von Volksfeſten, welche ſich auf dem Lande über die ſtillen Sonntag-Nachmittage hin bis in die Nähe der Erndtetage verzweigen, vor deren Ernſte und gewaltiger Arbeit ſie allmälig verſchwinden. In den Städten fallen die Kirſchenfeſte und die Schützenfeſte, auf dem Lande fällt das „Hahnentodtſchlagen“ der jungen Mädchen und ſo manches Andere in dieſe Zeit. Die eigentlichen Pfingſtfeſte führen ſehr verſchiedene Namen. In Sundborn und Roßheim feierte man ein „Pfingſtbier.“ Seit der Märzrevolution wurde daſſelbe durch ein Freiſchießen verdrängt. Hierbei kam der Verfall des Volksthümlichen darin zum Vorſchein, daß nicht mehr die Burſchen, ſondern die verheiratheten Männer die Feſtgeber ſind.

Oft entfremdet die neugeſchloſſene Ehe den alten Volksſitten. Gern und leicht ſchleicht ſich auf dem Lande in den neugegründeten Hausſtand Wohlleben und ſtädtiſches Weſen ein. Dem Manne bietet die Trauung nicht ſelten Gelegenheit und Veranlaſſung ſeine Bauerntracht mit „vornehmer“

Kleidung zu vertauſchen. Junge Ehefrauen ſind die eifrigſten Mitglieder der „Scheitelclubbs.“ Am meiſten Vorſchub leiſten dem Luxus auf dem Lande ſolche ſchon etwas mehr bejahrte Ehepaare, deren Vergnügungsſucht noch nicht geſtillt iſt, wenn ſie über die Jahre hinaus ſind, in denen es ſich ſchickt, auf den „Tanzboden“ zu gehen, und ſonſt an den immer vorzugsweiſe für die Jugend beſtimmten vielfachen Volksfreuden, die meiſt in Hüpfen und Springen beſtehen, Theil zu nehmen. Immer werden ſie gegen dieſe harmloſen Vergnügungen Front machen und ihre Zuflucht nehmen zu förmlichen Geſellſchaften, in denen Punſch, Grog, Chocolade, Kaffee, Thee oder Zuckerwaſſer, wie augenblicklich die Mode es mit ſich bringt, gereicht wird, und die noch ebenſo harmlos ſein würden, wenn ſie ebenſo volksthümlich wären. Alle dieſe Symptome laſſen ſich indeſſen bereits bis in die letzten Jahre der vormärzlichen Zeit verfolgen.

Die Freiſchießen, welche auf dem Lande eben die ländlichen Volksfeſte verdrängen, verfallen dem Anſcheine nach auf ihrem eigentlichen Grund und Boden in den kleineren Städten. In Obersleben war ein Streit ausgebrochen zwiſchen den ſogenannten „Grünen“, welche ſich grüne Röcke hatten machen laſſen und vom König als Schützencorporation beſtätigt waren, und zwiſchen den ſogenannten „Blauen“, d. h. dem gemeinen Manne, welcher dieſe Corporationsrechte nicht anerkannte und in ſeinem blauen, kornblumenfarbigen Rocke gleiche Rechte mit den Mitgliedern der Schützengilde beanſpruchte.

Ob nun die alten Volksfeſte nur eben in ſolchen Kämpfen der Städter und Bauern, der Blauen und der Grünen, die jetzige Zeit wiederſpiegeln, wie Alles ſie wiederſpiegeln muß, was in ihr exiſtirt, oder ob ihr Zahn ſie wirklich, wie es den Anſchein hat, jetzt zernagt, wer vermag das mit Sicherheit zu beſtimmen!

Wenn wir das Feld der Märzerrungenſchaften auf dem Lande muſtern, welche ſich durch die „ſchönſte Mannigfaltigkeit“ auszeichnen (in einem Roßheim benachbarten Orte benutzte man die Revolution, um ſich des Schulzen, eines vormärzlichen Liberalen, zu entledigen und einen Reactionär an die Stelle zu ſetzen), ſo ſollte man meinen, daß das Allen gemein gewordene Jagdrecht einen weſentlichen Einfluß auf das Volksleben übe.

Wenn man aber bedenkt, wie noch zur Zeit der Bauernaufſtände das Herz des gemeinen Mannes an „Wald und Waſſer" hing, das er „frei" wiſſen wollte, wie er ſich darnach ſehnte, wenigſtens dann, wenn ſeine Frau ſchwanger ſei, im Teiche ein Gericht Fiſche fangen zu dürfen, und wie er dies ausdrücklich unter die Punkte aufnahm, die er dem Ritter zur Genehmigung vorlegte, ſo überzeugt man ſich bald, daß es ihm noch Bedürfniß war, in den Wäldern zu jagen, während unſer Verlangen nach der Jagd eben nur aus dem Rechtsbewußtſein hervorging.

14.

Walddroſſel's Verlobung.

Im Auguſt erfuhr ich, daß meine Beſchäftigung in Roßheim ihrem Ende nahe. Dem Schulmeiſter ſtand ſeine Freiſprechung bevor, der Pfarrer war ziemlich hergeſtellt worden. Die Bemühungen der Roßheimer, mich zu ſeinem Adjunct zu machen, waren fruchtlos geweſen. Zwar erhielt er einen ſolchen, allein nicht in mir, der ich wegen meines Verkehrs mit den Bauern nicht im beſten Rufe ſtand, ſondern einem jener ehemaligen Studenten, der wegen völliger geiſtiger Unbedeutendheit aus der Burſchenſchaft excludirt war, war dieſes Amt übertragen.

So kamen die Erndtemonate heran, in denen die Schule mehrmals geſchloſſen wurde. Im September trat ich eine Erholungsreiſe in's Gebirge an. Ich folgte dabei zugleich einer Einladung Boddenſmeckers, der ſich ſeit Kurzem dort aufhielt, um in dem Lande des Grafen von Holberg, welcher von ſeinen Forſten ſoviel als möglich in Acker umzuwandeln ſuchte, an den verſchiedenen Stellen die Brauchbarkeit des Bodens für den Ackerbau zu unterſuchen. Er wohnte bei ſeiner Tochter in dem Forſthauſe, in welches wir den Leſer bereits früher eingeführt haben. Und wie hätte ich einer Einladung widerſtehen können, die mich in Walddroſſel's Nähe, unter das Dach des Hauſes führte, welches ſie bewohnte?

Ich war bereits über die Stadt Holberg hinaus, welche ich als den einzigen Ort, von dem aus das Forſthaus eigentlich zugänglich war, wieder auf meiner Reiſe zu paſſiren hatte; da lockte nochmals ein einſames Wirthshaus zur Einkehr. Der Wirth war mit Weib und Kind auf ſein kleines Feld zur Arbeit hinausgezogen und hätte nur die Magd, welche zugleich als Schenkmädchen dienen mußte, zurückgelaſſen. Die Magd ſtand eben vor dem Spiegel und glättete ihr Haar als ich eintrat. Sie war ziemlich hübſch und ſchien ſich wenig um mich zu kümmern; was ich verlangte, brachte ſie ſtillſchweigend herbei, trat dann wieder vor den Spiegel und ging ihrer Beſchäftigung nach als ob Niemand zugegen wäre. Ich verfolgte das Treiben der Dirne mit den Augen. Es iſt etwas eigends um das Schalten und Walten eines Weibes im Hauſe und wäre es auch nur die geringſte Magd. Man mag ihnen gern zuſchauen, wie man gern lauſchend am rinnenden Quell ſteht.

Während ich mit ſolchen Betrachtungen der Dirne in der Wirthsſtube zuſah, wurden draußen auf dem Flur mehrere Mädchenſtimmen laut. Durch das ganze alte Haus ſchien nun allmälig ein leichtes Necken, Kichern und Koſen zu gehen, ungefähr wie wenn es bei einem milden Frühlingsregen zuerſt an einer Stelle, dann überall vom Dache eines Hauſes zu tröpfeln beginnt. Die Magd, welche die Beiden erwartet und ſich nur für ſie geputzt zu haben ſchien, ging langſam und phlegmatiſch, ohne zu mir etwas zu reden, auf den Hausflur.

Nachdem das Geplauder draußen noch eine Zeit lang fortgegangen war, öffnete ſich die Thüre der Stube, die von der Magd nur angelehnt war, und herein ſtreckte ſich ſchnüffelnd die weißgeſtreifte Schnauze eines braunen Jagdhundes, der ſich endlich ſelbſt hereinſchob und mit großen langſamen Schritten durch die Stube ging. Hinter ihm her trat bald darauf — Walddroſſel in die Stube, die der Hund vom Forſthauſe aus begleitet hatte. Ihr nach folgten die beiden andern Dirnen, von denen die Magd des Wirthshauſes noch immer nicht auf mich zu achten ſchien. Sie war die Schweſter der Magd, welche Suſanne begleitete.

Walddroſſel begrüßte mich herzlich und ſagte, daß ihr Großvater mich bereits ſeit mehreren Tagen erwartet habe. Später geſtand ſie mir, daß ſie um ſo lieber die Gelegenheit, mit ihrer Magd in die Stadt zu gehen und dort Einkäufe für's Haus zu beſorgen, benutzt habe, weil ſie gehofft hatte, mich um ſo eher zu ſehen und wieder auf der Reiſe, wie auf jener frühern Gebirgsfahrt mit mir zuſammenzutreffen. Es waren Jahre vergangen, ſeit ich Suſanne nicht geſehen. Ich fand ſie ganz unverändert und ihr Benehmen war ſo unbefangen, der Zeitraum, welcher zwiſchen unſerm erſten und zweiten Zuſammentreffen lag, wirkte ſo wenig auf ihr Benehmen ein, als wären wir täglich beiſammen geweſen. Wie ihr Leib in der Waldfriſche ganz auf derſelben Stufe der Entwickelung und der Schönheit ſtehen geblieben war, ebenſo friſch war auch in der Einſamkeit ihre Erinnerung an jenen Tag geblieben, der mich einſt ſo beglückt hatte.

Als ſie des Vetter Fritz gedachte, wurde ihr Auge feucht. Doch konnte ich bald bemerken, daß meine Befürchtungen einer ſtillen Liebe, welche ſie für ihn gehegt, ganz ungegründet geweſen waren. Da es mir nun ſtets ſo geſchienen hatte, als werde die Liebe des Vetter Fritz mit den Jahren ſich keineswegs einen andern Gegenſtand ſuchen, ſondern nur nach der bisherigen Richtung hin an Ernſt und Dringlichkeit zunehmen: ſo durfte ich jetzt in der That ſeinen frühen Tod im Stillen als ein Glück für ihn preiſen, das einem verfehlten Daſein vorbeugte.

Es war bereits ſpät am Nachmittage und ſo beſchloſſen wir auf einem nähern und freilich auch noch wildern Wege, als derjenige war, den wir das erſte Mal zuſammen zurückgelegt hatten, zum

Forſthauſe empor zu ſteigen. Auch waren die Mädchen auf dieſem Pfade zur Stadt hinuntergegangen und Walddroſſel ſagte, nachdem ſie längſt ihre Faſſung wiedergewonnen hatte, daß ſie hier oben auf der Höhe unweit dieſes Weges in einer kleinen Erdhöhlung junge Vögel verſteckt und leicht mit Moos und Gras zugedeckt habe, die ihr am Morgen ein Jäger geſchenkt. Sie ſah mich dabei gar ſchelmiſch an. Aber ſie erröthete tief, als wir den Ort glücklich gefunden hatten und als ſie mir auf eine neckende Frage erwiedern mußte:

„Es ſind Droſſeln.“

Noch war ſie bis zu Hals und Nacken mit dunkelm Roth übergoſſen, als wir die Vögel aus der kleinen Grube nahmen und ſie in den Korb der Magd ſetzten, in dem man die wilden jungen Walddroſſeln bald luſtig durcheinander flattern hörte.

Der Ort, wo die Vögel verſteckt waren, war dicht neben einer friſchen Quelle, in der Mitte einer hochgelegenen Wieſe. An heißen Tagen pflegten die Dirnen eine kurze Strecke vom Wege abzugehen, um dort zu trinken. Schon früher hatte uns während dieſer Wanderung Durſt ergriffen und ſo kniete Waldbroſſel ſogleich nieder, formte mit der hohlen Hand die Mitte ihrer leichten Schürze zum Becher, und ſchöpfte ſo mit dieſer aus der Quelle, welche hier zu einem kleinen viereckigen Brunnen mitten in der Wieſe ausgegraben und ſo allen Waldbewohnern wohlbekannt war. Es dauerte indeſſen lange, bis ihr Durſt gelöſcht war, da das Waſſer fortwährend durch das feine Tuch hindurch floß. Einen feſteren Becher vermochte die Magd ſodann aus ihrer groben, reinen blauen Schürze zu bilden, die ſie eben heute erſt von dem Schneider in der Stadt erhalten und ſogleich bei ihm angelegt hatte.

Als die beiden Dirnen getrunken, ſprachen ſie leiſe mit einander, denn es galt noch mich zu tränken, damit ich nicht durſtig von der Quelle ſcheiden mußte. Nachdem ſie eine Zeit lang mit einander geredet, ſah ich die Magd ihre grobe blaue Schürze losbinden, welche nun Suſanne ſich um den Leib band. So als Hebe geſchürzt, trat ſie wieder zu dem kleinen Brunnen, ließ ſich dann abermals vor der hellen Quelle auf die Knie nieder, nachdem ſie ſorgfältig hinweggeräumt, was ihr im Wege lag, ſchöpfte Waſſer in die Schürze, richtete ſich dann vorſichtig und langſam auf und wandte ſich nach mir um. Sorgſam führte ſie den Trunk an meine Lippen und ſah nachdenklich zu mir nieder, während ich mit gebeugtem Haupte und mit gierigen Zügen die Labe einſog.

Der Jagdhund, der auch nach einem friſchen Trunke lechzte, hatte lechzend Hals und Zunge in den kleinen Waſſerbrunnen niedergebeugt, konnte aber, wie ſehr er ſich auch mühte, den Waſſerſpiegel deſſelben nicht erreichen. Als Walddroſſel an der Quelle niederkniete, lief er nach Hundeart, während er das große Auge nicht von der Dirne wandte, hin und her um den kleinen Quell herum. Nachdem ich jetzt meinen Durſt gelöſcht hatte, ſprang er an Walddroſſel empor, ſetzte ſeine Füße gegen ihre Hüften und ſteckte den Kopf in ihre Schürze, aus der er den Reſt des Waſſers halb mit der Zunge ausſchlürfte, halb vor Ungeſtüm verſchüttete. Walddroſſel ſtand ruhig vor ihm und wehrte ihn nicht von ihrem Leibe ab, bis er mit dem Kopfe aus der Schürze herausfuhr und mit einem raſchen Satze unter freudigem Geheul von ihr wegſprang.

Hierauf löſte ſie ſtillſchweigend die Schürze von ihrem Leibe und reichte ſie der Magd wieder hin.

Die Magd band ihre Schürze wieder vor und warf dabei einen ausdrucksloſen Blick auf uns. Dann nahm ſie ihren Korb auf und ging uns voran. Walddroſſel ſchritt an meiner Seite einher, ohne zu reden. Erſt nachdem wir ſo eine kurze Zeit neben einander hergegangen waren, begann wieder ein Geſpräch. Es wurde allmälig lebhafter und ſo bemerkten wir nicht, daß die Magd uns weit voran geſchritten war, als der Abend hereinbrach.

Schon war der Mond völlig aufgegangen und der Pfad, der von der Wieſe bald wieder in den Wald eingelenkt hatte, verſchwand plötzlich ganz am Fuße einer ſteilen Höhe, die hier, nachdem wir bereits eine Strecke weit auf der Hochebene fortgeſchritten waren, von Neuem ihren Anfang nahm. Es zog ſich in länglichem Viereck den Berg hinan ein freier Platz, auf dem eine dichte Moosdecke die Wurzeln abgehauener Bäume verbarg. In der Mitte dieſes Platzes ſtiegen wir zum Forſthauſe empor. Es machte einen eigenthümlichen Eindruck, als durch die Nacht von beiden Seiten her die weithin dröhnenden Schläge der Holzaxt erſchollen; die Arbeiter waren im nächtlichen Dunkel unſichtbar und nur einzelne Schatten ſah man hinter den prächtigen Bäumen einherſchreiten.

Raſchen Schrittes ſtiegen wir dort empor, da begannen plötzlich zu beiden Seiten des freien Platzes die Bäume zu ſtürzen. Ein Geräuſch, das wie Donner klang, ging ihrem Sinken vorher, wenn die Bäume in ſich zuſammenbrachen. Sie fielen dann über die Moosdecke mit den Kronen gegen einander hin. Ein Baum nach dem andern brach ſo in ſich zuſammen, immer lauter wurde jener Donner und die Kronen kniſterten und ziſchten, wenn ſie zuerſt mit ihren Zacken und Zweigen den Boden berührten, wie ein aufpraſſelndes Feuer. Auch war es ein großartiger Anblick, wenn vor uns zu beiden Seiten die ſcharfen Umriſſe der Bäume, bis ſie am Boden lagen und mit dem Schatten der Erde eins wurden, in der Mondennacht durch die Luft ſchwebten, — nicht raſch und plötzlich, ſondern mit einer majeſtätiſchen Ruhe und langſam, etwa wie ein ſchönes Roß, das der Fuhrmann Stunden lang übermäßig gepeinigt hat, den in grundloſem Wege feſtſitzenden Laſtwagen fortzuſchaffen, wenn es endlich losgeſpannt wird, langſam und ermüdet noch einige Schritte weit hingeht, um ſich da auf den Boden niederzulegen und nicht wieder aufzuſtehn.

Der Platz war breit genug, um in ſeiner Mitte hinſchreiten zu können ohne die Gefahr von den ſinkenden Bäumen erſchlagen zu werden. Doch galt es, ſich weder zu weit nach rechts noch zu weit nach links zu wenden, und ſo ergriff Walddroſſel, rüſtig vorſchreitend, meine Hand, um mich zu führen, denn ſie kannte jeden Baumſtumpf, der mit ſeinen Wurzeln noch am Boden haftete, und jede hohle Stelle, die von der trügeriſchen Moosdecke umkleidet wurde. So ſchritt ich rüſtig an der Hand der Dirne hinan und freute mich, bei all' dem Schauerlichen, was die Scene darbot, auch der Pracht und Herrlichkeit dieſes Schauſpiels.

Als wir droben auf der Spitze des Berges anlangten, fanden wir dort die Magd mit dem Jagdhund zur Seite, die unſer harrte. Wir ſtanden hier kurze Zeit und blickten hinab von der ſteilen Höhe, die wir erſtiegen hatten. Sechs ſtarke Bäume waren kurz nach einander niedergeſunken, bei deren Bewältigung die Arbeiter von der Nacht überraſcht waren. Jetzt wurde es ſtill am Bergabhange, kein Baum ſank mehr donnernd und kniſternd zur Erde, das Tagewerk der Holzhauer war vollendet und nur hin und wieder noch tönte ein einzelner Schlag der Holzaxt durch das Gebirge. Ich hielt noch immer Suſannen's Hand feſt in der meinen und blickte hinab auf den Wald, von deſſen beiden Seiten her die Schatten der Arbeiter auf dem freien Platze ſichtbar wurden, wie Kirchgänger, die am Schluſſe des Gottesdienſtes aus der Kirchthüre hervortreten. Nur der Jagdhund ſchlug zuweilen an und unterbrach mit ſeinem Kläffen die Stille. Er ergriff endlich vorſichtig mit den Zähnen den Saum von Walddroſſels Kleide und zerrte daran, als wolle er das Zeichen zum Aufbruche geben. Wir ſetzten jetzt auch wirklich unſern Weg fort, auf dem der Jagdhund, zuweilen zur Seite in das Gebüſch ſpürend und an Laub und Gras riechend, das noch den Duft von der Spur eines Wildes an ſich trug, bis zum Forſthauſe hin uns vorauslief.

In der Wohnſtube des Forſthauſes ſaß der Schulze mit ſeinen Verwandten zuſammen. Alle begrüßten uns herzlich und während Suſanne für ſich und mich die Reſte der heutigen Abendmahlzeit auf den Tiſch ſtellte, begann bereits eine lebhafte Unterhaltung, welche hauptſächlich von Bodbenſmecker und vom Förſter geführt wurde. Bodbenſmecker's Reden zu hören, war ich heute wenig geſtimmt; deſto eifriger lauſchte ich dem Förſter, der von einem Hirſche erzählte, welcher in Holberg mit den Kühen auf die Weide der Stadt getrieben werde, und von dem Hirſch Anton, der in dem Beſitz des Grafen war. Die Jäger, welche ihn lebendig gefangen, hatten ihn im feſtlichen Aufzuge auf das Schloß, das auf dem Berge über der Stadt lag, geführt. Die Muſici eines Jägerbataillons, das ſich dort befand, hatten dabei die Melodie geblaſen:

„So leben wir, ſo leben wir, ſo leben wir alle Tage.“

Bald gewöhnte ſich der Hirſch Anton an das Leben auf dem Schloſſe, ſpazierte auf dem kleinen Schloßhofe umher, ging in den Luſtgarten bis an das Gehege des Thiergartens, um, wie die Jäger ſagten, ſeinen Collegen, den Hirſchen des Thiergartens, einen Beſuch zu machen und war ſogar im Schloſſe auf den Stuben der Verwalter und Caſſirer ein beliebter Gaſt.

In der Kammer, auf der ich mit Boddenſmecker übernachtete, hörte ich noch lange vor dem Einſchlafen das Geſchrei eines Hirſches, das dem Forſthauſe immer näher zu kommen ſchien und ſich endlich mit meinen Träumen vermiſchte.

Am nächſten Morgen in aller Frühe brach der Schulze zu ſeinem Geſchäfte auf. Er hatte eine Stunde zu gehen, bevor er auf den Platz kam, wo er täglich die Güte des Bodens unterſuchte, denn hier oben ſelbſt auf der Höhe des Gebirges und an den ſteilen Abhängen, die zu demſelben hinaufführten, konnte Niemand daran denken einzelne Strecken zum Ackerbau zu benutzen. Nachdem ich den Morgen mit Walddroſſel und ihrer Tante allein zugebracht hatte, beſchloß ich, am Nachmittage ihm einen Beſuch abzuſtatten.

Als ich eine Strecke weit gegangen war in der Richtung, welche man mir bezeichnet hatte, gelangte ich wieder auf einen weiten ebenen Platz. Nachdem ich von hier aus eine Zeit lang die ungeheure, fruchtbare Fläche betrachtet, die ſich am nördlichen Fuße des Gebirges ausdehnt, ſchlug ich einen kleinern, quer über dieſen freien Platz hinwegführenden Fußweg ein; er ſchien ſich ſpäter mit dem Hauptwege wieder vereinigen zu wollen, den ich in einiger Entfernung vom Forſthauſe glücklich aufgefunden hatte.

Indem ich ſo dahin ſchritt, bemerkte ich an der Seite des ziemlich betretenen Fußweges allerlei komiſche Figuren, welche künſtlich, wie ein Schneemann aus dem Schnee, aus Moos bereitet waren. Ein alter dicht am Wege ſtehender Bettler, dem man einen alten Filzhut an die Mooshand gebunden hatte, machte mich durch ſeine ungewöhnliche Corpulenz laut lachen und da ich den Ernſt der Bewohner des Gebirges kannte, ſo war ich über dieſe ſchelmiſchen Darſtellungen, welche ich kaum den Arbeitern zuſchreiben konnte, nicht wenig verwundert. Im Weiterſchreiten ſah ich auch eine Mooshütte von einigem Umfange. Ohne Zweifel war es dieſelbe Hand, die in der Einſamkeit jenen Bettler hingeſtellt hatte, welche die Mooshütte mit einem ſchwarzrothgoldenem Fähnchen bekleidet und mit einem Täfelchen verziert hatte, an dem die Worte ſtanden:

Raum iſt in der kleinſten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Die Thüre der Mooshütte ſtand offen; mit unwillkürlicher Neugier blickte ich im Vorübergehn hinein. Zwei Stühle, ein Tiſch, ein Koffer bildeten faſt ihren ganzen Inhalt, im Hintergrunde war durch einen Vorhang ein kleiner Kammerraum abgeſchieden. Auf dem Tiſche ſaß ein junges Weibchen, das vielleicht nur etwas zu viel Fülle hatte, um für ſchön gelten zu können. Sie nähte ſehr eifrig und wie ſie ihr lockiges Haupt emporhob, um meinen Gruß zu erwiedern, glaubte ich, und nicht mit Unrecht, eine ehemalige Schauſpielerin vor mir zu ſehen. Als ich den Fußweg, der über den Platz führte, weiter verfolgte, kam mir, vom Saume des Waldes her, ein Mann entgegen, deſſen phantaſtiſche Kleidung ſogleich den Mitbewohner der Mooshütte errathen ließ. Auf ſeinen langen blonden Locken, die bis über die Schultern herabfielen, trug er ein ſchwarzſammtnes Barett, dazu einen altdeutſchen Rock, der mäßig mit Schnüren beſetzt war.

Als die Geſtalt näher kam, erkannte ich in ihr meinen Freund, den Mathematikus. Bald lag er an meiner Bruſt und führte mich in ſeine Hütte ein. Jetzt erkannte ich in der Dame, deren Geſicht ich vorhin nicht genug hatte ſehen können, auch Linchen, die längſt mit ihm verheirathet war, aber immer noch wie in den Flitterwochen mit ihm lebte und bei dem ihr angebornen leichten Comödiantenſinn ihren Mann ſelbſt hieher in's Gebirge begleitet hatte, um die Einſamkeit und die Entbehrungen deſſelben zu theilen und ſich gegenſeitig mit ihm durch gute Laune die Zeit zu verkürzen. Ich fand, daß der Mathematikus vollkommen der Alte geblieben und ganz ſo, wie er war, als wir zuſammen ſtudirt hatten, in das bürgerliche Leben eingetreten war, wo er ſich mit allen ſeinen Idealen im Kopfe in die kleinſten und geringſten Verhältniſſe auf's Beſte zu ſchicken wußte.

Wir begannen nun uns unſere Erlebniſſe mitzutheilen.

Der „Tauſendkünſtler", der Sohn Mary's und des Domherrn, war gegen die anfängliche Erwartung der Aerzte doch endlich von der gefährlichen Verwundung in dem Duell mit dem Mathematikus wiederhergeſtellt. In ſeiner langdauernden Krankheit hatte ſeine Braut, das Bürgermädchen aus der Vorſtadt zu Finklersburg, ihn auf das Sorgfältigſte gepflegt. Sie hatte hierdurch ſein Herz wiedergewonnen; ihr zu Liebe hatte er nach ſeiner Herſtellung ſeine Studien ſorgfältig beendet und ſich jetzt bereits zu Finklersburg, wo er ſich als Arzt niedergelaſſen, zu Mary's und des Domherrn großer Freude, mit ihr verheirathet. Von ſeinem Geſchicke war das des „Mathematikus" abhängig geweſen. Da es ihm an den nöthigen Geldmitteln gefehlt, um aus Deutſchland zu fliehen, ſo hatte er ſich hier irgendwo in der bedrängteſten Lage verborgen gehalten. Nach der Herſtellung des „Tauſendkünſtlers" war er indeſſen ſogleich begnadigt worden, hatte ſich der Feldmeßkunſt zugewendet und bald ſein Linchen, das ihm treu geblieben war, gefreit.

Mit inniger Theilnahme hörte ich dieſen Bericht des Freundes. An dem Geſpräche nahm Linchen lächelnd und, da vom Mathematikus einmal auf unſer erſtes Zuſammentreffen mit ſeiner Frau hingedeutet wurde, erröthend, Theil.

Bald aber wurde unſere Aufmerkſamkeit durch den lauten und kräftigen Geſang einer Männerſtimme erregt. In hellen Tönen erſchollen durch den Wald hin die Worte:

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit Deinem Scheine
Süßes Engelsbild!
Willſt Du nie Dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führeſt Deinen Reigen
Nur am Sternenzelt.

Auch bei grünen Bäumen,
In dem luſt'gen Wald,

Unter Blüthenträumen
Iſt Dein Aufenthalt!
Ach! das iſt ein Leben,
Wenn es weht und klingt,
Wenn Dein ſtilles Weben
Wonnig uns durchdringt.

Wenn die Blätter rauſchen
Süßen Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauſchen,
Liebeswort und Kuß.
Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf,
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnſucht auf.

Hinter dunkeln Wällen,
Hinter ehr'nem Thor
Kann das Herz noch ſchwellen
Zu dem Licht empor;
Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebſten fallen,
Wenn die Freiheit ruft!

Wolleſt auf uns lenken
Gottes Lieb' und Luſt,

Wolleſt gern Dich ſenken
In die deutſche Bruſt.
Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit Deinem Scheine,
Süßes Engelsbild.

Während des Geſanges waren wir aus der Mooshütte herausgetreten. Wir ſahen, wie eine hohe ſchöne Geſtalt aus dem Walde hervorſchritt und den Weg über den freien Platz hin einſchlug. In dem Augenblicke, wo das Lied verſtummte und der Sänger ſich uns etwa bis auf funfzig Schritte genähert hatte, rief der Mathematikus freudig aus:

„Unſer Ideal! Unſer Ideal!“

Und es war wirklich das Ideal, das uns bald treuherzig die Hand ſchüttelte und mit uns in die Mooshütte eintrat. Aber wie fanden wir es wieder! Unſer Freund, der einſt mit uns für die Freiheit geſchwärmt, hatte, wohlhabend und unabhängig wie er war, ſich gerade in Paris befunden, als dort der Julithron geſtürzt wurde. Eine unausſprechliche Bangigkeit hatte ihn hier ergriffen, denn er glaubte plötzlich den Untergang alles Hohen und Edlen zu ſehen. So eilte er in ſein Vaterland zurück, doch bald erſchreckte ihn auch hier die Revolution. Seitdem hatte das Ideal allen Halt verloren und war plan- und zwecklos, voll ſchwärmeriſcher Vorſtellungen in der Welt herumgezogen. Er verſicherte, ſtets von dem das durch die Revolution erlangt ſei, das Gegentheil gewollt zu haben, klagte über die Zerrüttung jedes organiſchen Lebens im Staate, in der Gemeinde und ſelbſt im Privatverkehr, welche durch den endlichen Sieg der Reaction keineswegs ungeſchehen gemacht ſei, und ſprach zuletzt ſeine Abſicht aus, nach England auszuwandern, um im Lande der „Erbweisheit ſonder Gleichen“ ſein Vaterland zu vergeſſen.

Bei dem unſtäten, abenteuernden Leben, welches das Ideal neuerdings führte, war es auf einer Gebirgswanderung in dieſe Gegend gekommen und hatte beſchloſſen, den Mathematikus aufzuſuchen, von deſſen idylliſchem Aufenthalte es zufällig Kunde erhalten. Da die Bewohner der Mooshütte im Walde ihn nicht zu beherbergen vermochten, ſo mußte er noch an demſelben Tage in das nächſte Städtchen gehn, um dort zu übernachten. Ich begleitete ihn mit dem „Mathematikus“ eine Strecke weit auf dem Wege dahin und ſchlug dann den nächſten Pfad zum Forſthauſe ein.

Es war in der Nähe des Platzes, auf dem der Wieſenbrunnen ſich befand, wo ich mich von den Freunden trennte. Als ich aber aus dem Walde heraus auf die Wieſenfläche trat, hob ſo eben ein Hirſch, der vor der Quelle kniete, ſein majeſtätiſches Geweih, das er über dem Brunnen niedergebeugt hatte, um daraus zu trinken, und richtete ſich ſelbſt auf die ſchlanken Läufte empor, um raſch zu entfliehen. In großen Bogen flogen dabei wie ein Strahl die Waſſertropfen von dem naſſen, ſaftenden Munde des Hirſches zur Erde hin. Ich mußte dabei wieder an Waldbroſſel’s prächtige Erſcheinung denken und trat nachdenklich herzu zu dem Brunnen, wo ich die Spuren ihrer Knie betrachtete, die ſich dem Brunnenrande an der Stelle, welche ich ſogleich wieder auffand, merklich eingeprägt hatte. Ich ſah bei dem Anblicke im Geiſte die ganze theure Geſtalt des Mädchens vor mir; volles Behagen durchſtrömte mich, und das Verlangen, ſie bald leibhaftig zu erblicken, verdoppelte meine Schritte.

So gelangte ich bald zum Forſthauſe, in deſſen Nähe mir bereits mit ihren ſchweren vorſündfluthlichen Eutern, einzeln auf dem Waldſteig hinter einander hergehend, die Ziegen entgegen kamen. Suſanne ſaß in der Abenddämmerung auf einer Bank vor dem Hauſe. Der Schulze und der Förſter waren noch nicht aus dem Walde zurück und die Förſterin war gegen Abend in Begleitung der Magd in ein benachbartes Forſthaus gegangen, das ebenfalls einſam im Walde lag.

Suſanne reichte mir die Hand und ich ſetzte mich ihr zur Seite. Ich erzählte zuerſt von dem Zuſammentreffen mit meinen Freunden und ſodann, wie ich ſinnend vor der Quelle auf der Wieſe geſtanden und ihrer gedacht hatte. Ich hing dem Bilde des Mädchens an der Quelle in Gedanken noch weiter nach, und erinnerte mich dabei jener Aeußerung des Schauſpieldirectors, welcher einſt von der „altteſtamentlichen Jungfer Suſanne“ geſprochen, die auf einem Eſelein durch alle Jahrhunderte reite und die Jugend aller Zeiten aus Schläuchen köſtlichen alten Weines, des Weines der Keuſchheit labe.

„Ich wußte es wohl“, ſprach ich, „Suſanne, Du mußt mich mit der Schönheit und Anmuth Deines Leibes tränken und ſpeiſen. Sagte ich Dir nicht ſchon bei unſerm erſten Zuſammentreffen, daß mein Auge im Anblick der Fülle dieſes braunen Haars und dieſer blühenden Wangen wie geſättigt wäre und drückte ich Dir nicht damals ſchon die Pelzhaube über dieſe Lockenfülle, weil eine ſelige Stimme in meinem Innern rief: Herz, mein Herz, nun iſt's genug!“

Suſanne ſah mich groß an, wie ſie zu thun pflegte. Dann lächelte ſie und ſprach: „Mußte ich Euch nicht ſo tränken, um Euch nicht in der Hitze verſchmachten zu laſſen?“

Ich legte meinen Arm um ihre Schulter und ſagte: „Du wirſt mich heute auch durch einen andern friſchen Trunk erquicken, Suſanne.“ Walddroſſel ahnte, was ich wollte, denn ſie wandte raſch ihr Haupt mit den ſüßen rothen Lippen von mir hinweg.

Der braune Jagdhund ſtand auf der andern Seite neben ihr und leckte die linke Hand der Dirne, die ſich ſo trotzig von mir abwandte.

Ich aber bedeckte, wie ſie ſich ſo vorgeneigt hatte, ihren Nacken, ihren Hals und ihr prächtiges nußbraunes Haar mit Küſſen. Sie ſtand nicht auf von meiner Seite und ließ es geſchehn.

Da zog ich ſachte einen Ring vom Finger und ſchob ihn an Waldbroſſel's Rechte. — —

Ich blieb noch mehrere Tage im Forſthauſe; am Tage nach jenem Abende, von dem wir ſo eben geſprochen, erhielten wir den Segen von Suſannen's Verwandten zu unſerer Verlobung. Was ſoll ich nun weiter reden, lieber Leſer, über Etwas, das ſich nicht beſchreiben läßt?

Suſanne war kein flitterhaftes Weſen, ihre Natur hatte etwas überaus Züchtiges, und wie hätte ſich dies beſſer bewähren können als in der Liebe? Ich ſah von Tage zu Tage, ja von Stunde zu Stunde bei ihr das ſchwere Gold der Liebe, wie es wuchs, — ein herrlicher Anblick, der allein ſchon ein Menſchenleben aufwiegt.

Meine Augen folgten ihr, wo ſie ging und ſtand. Zuweilen rief wohl wieder bei ihrem Anblicke die Stimme in meinem Innern: Herz, mein Herz, nun iſt's genug!

Einmal, nachdem ich ihr wieder den ganzen Morgen zugeſchaut, ſchlich ich mich wirklich gegen Mittag in ihr Kämmerlein, um dort die Pelzhaube hervorzuſuchen, — ein Scherz, über den Walddroſſel ſo böſe wurde, daß ſie den ganzen Nachmittag nicht mit mir ſprach. Sie ſchmollte bis gegen Abend, und da ich heute nicht, wie ich ſonſt an den Nachmittagen zu thun pflegte, dem „Mathematikus“ einen Beſuch machte, ſo verließ ſie endlich ſelbſt das Haus, wie es ſchien, weil mein Anblick ihr zuwider war. Ich ging ihr aber nach bis in den Wald, und dort verſöhnten wir uns zur Ehre des alten Rechtsgrundſatzes: Rixae amantium etc.

Bei dieſer Gelegenheit mußte Suſanne zum erſten Mal geſtehn, daß ein Kuß nicht ſo unnütz ſei, als ſie gedacht. Sie glühte bei dieſem Geſtändniſſe wie eine Roſe.

Wenige Tage nach dieſer Begebenheit trat ich die Rückreiſe an. Einem Jägerburſchen von dem benachbarten Forſthauſe, der Wild der niedern Jagd auf das Schloß von Holberg fahren ſollte und der, obgleich das benachbarte Forſthaus der Stadt Holberg näher lag als das unſere, bei ſolchen Gelegenheiten ſtets hier vorfuhr, um auch von hier das geſchoſſene Wild auf ſeinem Kaleſchwagen mitzunehmen, wurde ich zur Beförderung in die Stadt übergeben. Er ſchien kaum ſiebzehn Jahr zu zählen und erkundigte ſich bei Suſanne angelegentlich nach den Droſſeln, die er ihr neulich im Walde gegeben und die ſie, wie der Leſer weiß, in der Nähe des Wieſenbrunnens verborgen hatte. Anfangs war er ſehr einſylbig auf unſerer Fahrt, die mehrere Stunden vor Tagesanbruch begonnen hatte, — vielleicht zürnte er mir wegen Suſanne. Leichtfertig wie er war begann er indeſſen bald allerlei Poſſen zu treiben, als wir auf dem Umwege der fahrbaren Straße durch den Wald dahinzogen. Das Geſchrei der Hirſche zur Brunſtzeit machte er ſo täuſchend nach, daß es bald von einem wackern Zehn- oder Zwölfender beantwortet wurde. Und die Antwort tönte immer näher und näher, ſo daß der Hirſch endlich dicht hinter unſerm Wagen war und im Begriff ſchien, mit einem einzigen Satz ſich auf denſelben zu ſtürzen. Jetzt peitſchte der Jägerburſche aus Leibeskräften auf ſein Roß und bald waren wir aus der Sprungweite des ſtaunenden Hirſches hinweg.

Es hatte in der Nacht bis wenige Stunden vor unſerer Abfahrt geregnet, die Luft im Walde war daher, beſonders als der Morgenwind kam, ſehr friſch und ſcharf, ſo daß ſie den Duft des Theers von den Achſen unſeres Wägleins aufnahm und da, wo wir fuhren, durch den Wald verbreitete.

Als unſer Weg ſich mit dem Pfade vereinigte, welcher zu dem freien Platze im Walde führte, auf dem der Mathematikus ſeine Hütte gebaut hatte, trat uns ein ältlicher Mann mit einem Bündel im Arm entgegen und bat um einen Sitz auf unſerm Wagen, der ihm auch bereitwillig gewährt wurde. Er erzählte, daß er Schauſpieler ſei und einen Ruf zum Theater eines kleinen Badeortes am nördlichen Gebirgsabhange erhalten habe. Da ich dieſen Ort kannte, ſo erkundigte er ſich auf's

Angelegenſte: Ob ein Fluß oder ein Bach dort ſei, und fügte, weil er meine Verwunderung über dieſe Frage bemerkte, ſogleich hinzu, daß er bei ſeiner Kunſt der Zulage, welche die Angelfiſcherei ihm gewähre, nicht entbehren könne. Ich betrachtete ihn hierauf näher und erkannte mit großer Verwunderung den „polternden Alten“ wieder, deſſen ſich der Leſer aus jener thüringiſchen Stadt her, in die wir ihn zu Anfang unſerer Erzählung einführten, wohl noch erinnert. Er hatte jetzt auf ſeiner Reiſe einen kleinen Umweg gemacht, um ſeine Tochter und den „Mathematikus“ zu beſuchen. Er klagte über ſein treuloſes Kind, das ihn und die Bühne um des „Mathematikus“ willen verlaſſen habe. Wenige Stunden nur hatte er in der Mooshütte „gepoltert“, dann war er wieder ſeiner Kunſt nachgezogen, die für ihn zwar eine milchende Kuh war, aber ſo wenig Milch gab, daß der „polternde Alte“ oft Tage lang mäuschenſtill am Waſſer ſitzen und von den Fiſchen ſein Heil erwarten mußte.

Vor der Stadt, da wo der Wagen den Weg zum Schloſſe hinauf einſchlug, trennte er ſich von mir, denn er liebte es nicht mit ſeinem Bündel den Weg durch fremde Städte zu nehmen, weil er hier bei ſeinem unſcheinbaren Ausſehen gewöhnlich nach dem Paſſe gefragt und auf mannigfache Weiſe beläſtigt wurde. Wir nahmen hier von dem „polternden Alten“ Abſchied, der, ſeinen Reiſeſtecken in der Hand haltend, bald in einem ſchattigen Waldſteige verſchwand, welcher zu dem kleinen Badeorte führte, wohin das Schickſal ihn rief.

In dem Städtchen Holberg hatte ſich ſeit Jahr und Tag der „Literat“, auch „Broſchürenkönig“ genannt, niedergelaſſen. Nachdem er längere Zeit in der Hauptſtadt gelebt und dort vergeblich verſucht hatte, ſich durch die Preſſe einen größern und allgemeineren Wirkungskreis zu eröffnen, war er ſeines Literatenthums überdrüſſig geworden und hatte ſich nach Holberg begeben, wo ſein Vater ihm eine kleine Druckerei hinterlaſſen hatte. Er übernahm dieſe jetzt ſelbſt, verheirathete ſich mit einer Bürgerstochter und redigirte das Wochenblatt ſeiner Vaterſtadt, das bereits ſeit einem Jahrhunderte von ſeiner Familie gedruckt wurde. Er gelangte hier im Kleinen alsbald zu dem Einfluſſe durch die Preſſe, den er durch ſie im Großen und Ganzen ſo ungeſtüm und ſo vergeblich geſucht hatte, und ohne den ſeiner praktiſchen Natur für die Dauer jede Thätigkeit zuwider war. Sein Leben und Thun war vollkommen bürgerlich. Mit der blauen Schürze angethan trat er mir entgegen, denn er pflegte zuweilen ſelbſt mit zum Preßbengel zu greifen.

Unſer Geſpräch drehte ſich hier nur wenige Augenblicke um die Erinnerungen der Jugend. Es wurde bald auf die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens hingelenkt, von denen unſern Freund, den „Literaten", die Angelegenheiten ſeiner Stadt bei Weitem am Meiſten beſchäftigten. Nicht ſelten auch wurde unſere Unterhaltung, wie in dem Laden eines Gewerbtreibenden, durch die Leute aus der Stadt unterbrochen, welche in dem Druckerhauſe ab- und zugingen oder den „Literaten" an's Fenſter riefen, um dort ihr Geſchäft mit ihm abzuthun. So klopfte ein noch junger Bürgersmann an die Scheiben und vertraute ihm an, daß er „einem Mädchen ſeine Schlechtigkeit in's Wochenblatt ſetzen" wolle, was ihm jedoch verweigert wurde.

Draußen vor den Fenſtern des Hauſes war Markt und ſchon am Tage zuvor war zum großen Jubel der ſtädtiſchen Jugend ein Wagen voll Wölfe, die nach der Behauptung einiger Ueberklugen jedoch nur große Hunde waren, in der Stadt angelangt und hatte ſeinen Inhalt in einer Thierbude, welche gerade vor dem Fenſter des „Literaten“ errichtet war, ausgeleert. In einem damit verbundenem Verſchlage wurde das Abendmahl des Herrn und der Entſatz von Komorn gezeigt. Draußen vor der Bude lag ein Affe an einer leichten Kette und auf der andern Seite des Einganges krächzte ein oſtindiſcher Rabe im Käfig. Zwiſchen dem Raben und dem Affen hinkte der Knecht des Thierbändigers hin und her, und rief, ſo oft eine anſtändig gekleidete Perſon vorüberging: „Sie können gleich eintreten;“ oder „jetzt iſt der Zeitpunkt gekommen, wo man keinen Augenblick mehr braucht zu warten“, oder auch „der Zeitpunkt iſt gekommen, wo viel Herrſchaften beiſammen ſein.“

Auch der Thierbändiger klopfte an's Fenſter und ſteckte eine kleine Platte herein, die in ein geſchriebenes Papier gewickelt war. Es war das Bild des Affen, das mit einer Ankündigung der Thierbude, welche mehrere Wochen in Holberg zu verweilen gedachte, in die nächſte Nummer des Wochenblattes eingerückt werden ſollte.

Wirklich trat der Affe am nächſtfolgenden Sonnabend ſeine Wanderung durch den Gebirgskreis an. Er trug einen kleineren Affen auf dem Arme, den er mit ſentimentaler, ſüßlicher Miene und zärtlicher Elternliebe an's Herz drückte. Unter der Ankündigung der Thierbude ſtand die Klage eines Bürgers darüber, daß an manchen Regentagen der Weg über den Marktplatz zum Rathskeller nur in großen Waſſerſtiefeln zugänglich ſei. Die Klage war unterzeichnet: „Einer, der auch gern zum Rathskeller geht und keine Waſſerſtiefeln trägt." Hierauf wurde ein Sohn rechtſchaffener Eltern für die beſcheidene Stellung eines Laufburſchen geſucht.

In Begleitung dieſer Anzeigen fand der Affe auch den Weg in das Forſthaus. Von dort brachte ihn Suſanne ſelbſt zu mir nach Roßheim. Denn es war in dem Blatte auch die Auffordederung an das Städtchen Holberg verſteckt, mir die erledigte Stelle des Bürgermeiſters, ein geringes Aemtchen mit einigen hundert Thalern Gehalt, zu übertragen, welche der „Literat“ in der Hoffnung eingerückt, daß es mir willkommen ſein würde, da ich das Schulhaus in Kurzem zu räumen hatte.

Suſanne erſchien damals mit freudeſtrahlendem Antlitz in Begleitung Boddenſmecker's, der jetzt ſeine Arbeit im Gebirge vollendet hatte und nach Roßheim zurückkam. Sie verweilte acht Tage im Hauſe des Schulzen und ſeines Sohnes, wohin nun allmälig der Friede wieder einkehrte. Vor dem Beginne des Winters kam ſie nochmals wieder, als auf dem großen Bauernhofe eben die Spinnrocken hervorgeſucht wurden. Die Mägde ſchmückten ſie mit grünen, goldbedruckten „Wockenblättern“, welche mit Bändern um die Fülle des gelben Flachſes gelegt wurden. Auf jedem Wockenblatte ſtanden mit Goldbruck verliebte Reime; eine der Mägde, welche keinen Liebhaber hatte, erhielt von ihrem Vater ein Blatt mit der Inſchrift zum Geſchenk:

Dein iſt mein Herz,
Und ſoll es ewig bleiben.

Die Aufſtellung der Wocken in den Stuben, wo ſie in den erſten Tagen noch faſt ganz unbenutzt umherſtanden und nur allmälig mit den nöthigen Schnüren und Zierrathen verſehen wurden, iſt eins jener häuslichen Feſte, die in keinem Kalender verzeichnet ſind und doch, wie die Obſtleſe und Anderes, die Bewohner eines Bauernhofes mit ſtillem herzlichem Behagen erfüllen.

Suſanne war im Gebirge, wo der Flachsbau fehlte, nicht an das Spinnen gewöhnt und es war ein prächtiger Anblick für mich, wenn ſie ungeſchickt die Spindel zur Hand nahm und mit vorgebeugter Haltung, wie ein Windſpiel ſich ſchmiegend und windend, zu ſpinnen verſuchte. Weil ſie das Gelächter der Mägde ſcheute, ſo verſuchte ſie es zuletzt nur noch in meiner Gegenwart. Kaum aber hatte ſie die Spindel einmal herumgedreht, ſo riß ihr der Faden und ich nahm ihr nach alter guter Sitte die „Dieſſe“ mit dem Flachs weg. Walddroſſel ſuchte ſie mir mit Gewalt zu entreißen; allein es gelang ihr nicht und ſie mußte ſie mit dem herkömmlichen Kuſſe auslöſen. Sie machte hierbei von Neuem die Erfahrung, daß ein Kuß nicht ſo unnütz ſei, als ſie früher gedacht hatte.

16.

Walddroſſel's Brautfahrt.

In Roßheim war inzwiſchen der neue Adjunct angekommen, und auch der Pfarrer ſelbſt aus dem Irrenhauſe zurückgekehrt. Nur der Schulmeiſter ſaß noch feſt. Ehe indeſſen die Zeit der Haft für ihn vorüber war, kam der Frühling heran und mit ihm die Nachricht, daß es den Bemühungen des „Broſchürenkönigs“ wirklich gelungen war, mich zum Bürgermeiſter von Holberg mit einem jährlichen Gehalte von dreihundert Thalern zu machen, da daß Städtchen es ſich zur Ehre rechnete, einen „ſtudirten“ Bürgermeiſter zu erhalten.

Die Welt hat ſchon viele frohe Bräute geſehn, deren Verlobte mit „Stellen“ verſorgt wurden. Aber wenn ich deren ein Dutzend vor mir ſtehen ſähe mit ſtrahlenden Mienen, ſo würde ich doch immer noch fragen: wer war froher als Walddroſſel? Sie hatte nur noch den einen Gedanken: Hochzeit.

Mit dieſem Gedanken kam ſie auch nach Roßheim; denn da die Hochzeit ſich im Förſterhauſe hoch oben im Gebirge nicht leicht veranſtalten ließ, ſo war in der Familie des Förſters und des Schulzen verabredet, daß ſie im Schulzenhauſe zu Roßheim gefeiert werden ſolle, wo man auch den Bräutigam in der Nähe hatte.

Einzelne von Suſannen's Habſeligkeiten waren auf einem Wäglein vom Forſthauſe nach Roßheim geführt, während diejenigen, welche ſie geglaubt hatte bei der Hochzeit entbehren zu können, ſogleich in der Bürgermeiſterei zu Holberg abgeſetzt waren.

Es iſt doch eine gar zu ſchöne Sitte, wenn eine Dirne, die von einem Orte zum andern hin heirathet, von prächtigen Roſſen, deren Köpfe mit rothen Bändern geſchmückt ſind, in der Welt umherkutſchirt wird. Man ſollte meinen bei dieſem

Anblick, die alte Erde, über die der Zug hingeht, würde noch einmal jung, wenn ſo eine Braut auf den Betten hoch oben über dem Wagen daſitzt und mit ihren großen klaren Glotzaugen wie ein junges Rind in die Welt hineinſchaut, als wollte ſie den lieben Gott fragen: „Was koſtet das Alles? Mein Schatz kann's bezahlen, denn wir ſind Beide nicht hinter dem Zaune gefunden worden.“ So ſchien mir wenigſtens Suſanne zu denken, als ſie mit der Förſterin auf dem Brautwagen ſaß, vor dem ihr brauner Jagdhund gemächlich einherlief. Nur wenn der Leſer ein ſolches Gefühl für frivol hält, ſo möge er es ihr ja nicht zuſchreiben, denn ſchon beim Abladen des Wagens hatte ich Gelegenheit zu ſehen, wie ſehr ihr Herz von ſchlichtem Waldglauben voll war. Diejenigen Gegenſtände, auf welche ſie den meiſten Werth legte, reichte ſie mir ſelbſt vom Wagen herunter in die Hände. Darunter waren zwei große ſteinerne Krüge, welche ſie vorſichtig, um ihren Inhalt nicht zu verſchütten, mir darbot. Im Stillen wunderte ich mich, daß ſie dieſe nicht bereits in Holberg abgeſtellt hatte; allein der Inhalt hatte bei ihrer Brautfahrt und am Hochzeitstage nicht fehlen ſollen. Bald kam ſie mir nach vom Brautwagen in's Haus und folgte mir in ihre Kammer, wohin ich die Krüge zu den werthvolleren Gegenſtänden ſtellte. Auf meine Frage, was darin enthalten ſei, erröthete ſie und antwortete:

„Es iſt Oſterwaſſer.“

Sie hatte es ſelbſt in der Frühe des Oſtermorgens aus dem Wieſenbrunnen in der Nähe des Forſthauſes, den der Leſer ja kennt, geſchöpft und führte es wegen ſeiner heilſamen Eigenſchaften auf der Brautfahrt mit ſich in der Welt herum. Sie hätte ſich, wie ſie mir ſpäter als aufgeklärte Frau Bürgermeiſterin einmal vertraute, um ſo ſchwerer davon trennen können, da es doch nur von Mädchen geſchöpft werden könne und ſeine Kraft verlieren würde, wenn ſie auch zum nächſten Oſterfeſte als Frau Bürgermeiſterin es ſchöpfen wolle.

So verſtändig war Walddroſſel, lieber Leſer! Sie könnte wahrlich eine der fünf klugen Jungfrauen mit dem Oelkrüglein im Evangelium ſein und Du ahneſt bereits, was ich in ihr beſitze. Mit Andacht ſtellte ich die Krüge voll Oſterwaſſer in's Fenſter der Brautkammer und es war mir, wenn ich dahin zurückkehrte, als ob ein friſcher kühlender Duft von ihnen ausginge und ſich wohlthuend über die ganze Kammer verbreite.

Am andern Morgen in der Frühe machte mir Waldbroſſel im Schulhauſe einen Beſuch. Sie ſetzte ſich in das kleine Sopha, legte die Hände in den Schooß und ſah recht ausgelaſſen luſtig zu, wie ich meine kleine Junggeſellenwirthſchaft führte. Zuweilen ſchnitt ſie bei meinem Wirthſchaften ein Geſicht, als erwarte ſie Einſturz des Hauſes darüber. Doch rührte ſie keinen Finger und ließ ſich, als der Kaffee mühſam in der Maſchine bereitet war, wie eine Königin von mir bedienen. Als ich endlich, um den Zucker hervorzulangen, den Schrank mit einem Korkzieher öffnete, den ich bereits im Voraus für die Hochzeit eingeſteckt hatte, brach ſie in ein lautes Gelächter aus, das gar nicht enden wollte. Ich drohte ihr endlich deshalb ſogar, ſie zur Thüre hinauszuwerfen. Der Jagdhund, der ſich mit im Zimmer befand, ſchlug bei dieſen Worten mit lautem Tone an, als hätte er die Drohung verſtanden.

Lachend fügte ich hinzu: „Und was würden die Leute zu einer Braut ſagen, die von ihrem Bräutigam ſchon vor der Hochzeit zur Thüre hinausgeworfen wäre!“

„Es wird auch nicht geſchehen“, antwortete ſie plötzlich auf ernſtere Gedanken kommend. „Eine Braut zum Hauſe hinauszuwerfen! Verſuch's einmal! Bei Gott, es iſt unmöglich. Ja, wenn ihr uns nicht ſo lieb hättet!“

Sie ſetzte ſich dabei im Sopha zurecht, nahm die Taſſe, die ich ihr bot, aus meiner Hand und machte mir ein wenig Raum, um an ihrer Seite Platz zu nehmen.

Während wir ſo in dem alten Schulhauſe beiſammen ſaßen, hatte auf dem Bauernhofe bereits die Vorfeier zu der Hochzeit ihren Anfang genommen. Es fand nämlich heute die ſogenannte Brautwäſche ſtatt. Hierbei, lieber Leſer, wird nicht etwa die Braut officiell gewaſchen, was auf dem Lande bei mancher Dirne vor der Hochzeit allerdings auch nicht überflüſſig wäre. Man wäſcht das friſche, ungetragene und herbe Linnen, die

Hemden, Tiſchlaken und das andere Leinenzeug, welches die Braut als Mitgift erhält. Auch dieſe Wäſche im Forſthauſe zu veranſtalten, wäre mit allzu großen Beſchwerden verknüpft geweſen und außerdem war ſie von der Hochzeit ſelbſt untrennbar.

Die Mägde und einige Wäſcherinnen aus dem Dorfe nahmen jetzt mit dem Leinen ihren Auszug von dem Bauernhofe. Sie zogen vor das Dorf zu einem kleinen hellen Waſſerbecken, das von einem auf Kieſeln dahinrollenden Bache gebildet wurde und in dem die Brautwäſche ſtattzufinden pflegte. Nachdem ſie hier die Wäſche vorgenommen hatten, kehrten ſie mit ihren Körben, über denen das naſſe Linnenzeug hoch aufgehäuft war, mitten durch das Dorf auf den Bauernhof zurück. Es war Sitte, daß die Weiber und Mägde hierbei kreiſchten und juchzten, um dadurch die Bauern und beſonders die Bauerfrauen zur Bewunderung der Ausſteuer herbeizurufen. Suſanne ſaß noch bei mir im Schulhauſe, als gegen Mittag das Kreiſchen auf der Straße des Dorfes ankündigte, daß die Brautwäſche vorüber war. Von der Förſterin, ſo wie von der alten und jungen Bäuerin, wurden die Wäſcherinnen, deren Gekreiſch ſie gar ſehr erbaut hatte, bei ihrer Rückkehr auf den Bauernhof mit Kuchen vortrefflich bewirthet. Noch während man die Wäſche im Garten zum Trocknen aufhing, mußten ſie den Frauen unabläſſig berichten, wie dieſer und wie jener die Ausſtattung gelobt habe.

Ein Haus auf dem Lande gewinnt durch die Feſtlichkeit einer Hochzeit oder Kindtaufe und ſelbſt durch die Feierlichkeit eines Begräbnißtages ein ganz anderes als ſein alltägliches Anſehen. Fremde Sachen werden in's Haus geſchafft, ſelbſt ein noch ſo reich mit Geräthſchaften verſehenes Bauernhaus reicht mit denſelben bei ſolcher Gelegenheit für die ländliche Gaſtfreundlichkeit doch nicht aus. Fremde Löffel, Meſſer und Bauerngabeln mit Spitzen wie Eiszacken liegen überall umher. Und wie die Geräthſchaften nicht ausreichen, ſo ſtellen ſich auch, ſobald es an's Kuchenbacken und die übrigen Zurüſtungen geht, eine Menge von Frauengeſichtern ein, die Niemand ruft, die ungenirt über jeden Verſchluß gehn und ſich um die Bewohner des Hauſes und ihre Anordnungen ſo gut als gar nicht kümmern. Ja, ſie würden allein

Kuchen backen, wenn die Hausbewohner es auch nicht möchten, und ſie ſcheinen von der göttlichen Vorſehung eigens dazu angeſtellt zu ſein, um dafür zu ſorgen, daß auf dem Lande zuweilen recht ausgeſucht gut gegeſſen und getrunken wird.

Das Einzige, was in einem Bauernhauſe zu einer ſolchen Feſtlichkeit vollauf vorhanden iſt und wozu es durchaus keines fremden Zuſchuſſes bedürfte, ſind die Vorräthe der Speiſekammern und der Milchkammer. Die Frauen bringen zwar auch hier unabläſſig fremde Vorräthe an Butter und an Eiern herbei, allein ſie tragen doch noch zehnmal mehr an Kuchen und zubereiteten Speiſen in Bündeln und in Servietten wieder hinweg. Es dauert Wochen lang, ehe das Laufen und Rennen der Weiber ein Ende hat, ehe die Truhen aufhören wie unerſchöpfliche Fundgruben ihren Segen über Arm und Reich auszuſchütten, und ſich langſam wieder ſchließen, ehe der „Heere"*) und die „Frue" wieder drein zu reden haben und den Knechten und Mägden befehlen dürfen, welche in ſolchen feſtlichen Tagen unter den Hausbewohnern noch am Meiſten beachtet werden, aus dem ſehr einfachen Grunde, weil ſie nicht zu den Blutsverwandten der eigentlichen Könige des Feſte gehören.

---

*) Herr.

Unter ſolchen Zurüſtungen kam endlich Walddroſſels Hochzeitsmorgen heran und ich muß zu meiner Beruhigung ſagen, daß in Roßheim zu einer rechtſchaffnen Hochzeitsfeier nichts verſäumt wurde.

16.

Die Brautjungfern machen eine Entdeckung.

Am Morgen des Hochzeitstages kamen die Brautjungfern in der Frühe in alltäglicher Kleidung, ihren Feſtſtaat über den Arm gehängt, auf den Bauernhof. In allen Kammern des Hauſes waren bald fremde Dirnen beſchäftigt, ſich anzukleiden. Die Männer hatten vor den Weibern kaum noch einen Platz im Hauſe, um darauf zu ſtehen. Ich ſelbſt wurde in der Oberſtube von den Mägden die an mir vorübereilten, unſanft mit den Worten: „Zur Braut“ oder eigentlich zur „Brut“ bei Seite geſchoben. Hinter der Oberſtube war nämlich die Brautkammer oder, wie man es in Roßheim nennt, die „Brutkaamer“.

In dieſer Brutkaamer ereignete ſich heute für Roßheim etwas Außerordentliches. Während die Brautjungfern, welche jetzt ſelbſt bereits in den andern Kammern ihre Feſtkleidung angelegt hatten, Suſanne den Brautſchmuck anlegen halfen, bemerkten ſie an ihrem Nacken ein Maal, das ſie aufmerkſam betrachteten. Nach Mädchenſitte begannen ſie ſogleich ein Gekreiſche, das aus der Brautkammer durch das ganze Haus hin ertönte. Immer lauter wurde es in der Brautkammer, denn die Sage ging durchs Dorf, das „Kind“ habe ein ſolches Maal gehabt, und werde, wenn es wiederkomme, an demſelben erkannt werden. Das anhaltende Juchzen und Kreiſchen der Dirnen um die Braut herum lockte endlich auch die Frauen in die „Brutkaamer“ und bald verbreitete ſich durch das Haus und durch das Dorf die Nachricht: das „Kind“ ſei wiedergekommen.

Daß die Entführung deſſelben aus Roßheim bereits länger als vor einem halben Jahrhundert ſtattgefunden hatte, war dem jüngern Geſchlecht nicht allgemein bekannt. Das Andenken der Begebenheit war ſtets in friſcher Erinnerung geblieben, und nur das Maal auf dem Rücken des Kindes hatte die Tradition, wie ein Wahrzeichen, immer genau angegeben. Doch wurde jetzt auch ſofort die Einwendung laut, daß das „Kind“ ein Knabe geweſen ſei.

Während das Dorf noch in Ungewißheit blieb über dieſe Angelegenheit, zogen mich die Förſterin und Boddenſmecker in den Garten, um heimlich mit mir zu reden. Hier erfuhr ich unter großer Gemüthsbewegung der Förſterin, welche kaum die Thränen der Rührung vor der ab und zu durch den Garten gehenden Menge verbergen konnte, aus dem Munde Boddenſmecker's Folgendes.

Nicht viel ſpäter, als einſt das Kind vom Dorfanger geraubt war, erhielten ſeine Eltern auch bereits unter der Hand Nachricht über daſſelbe. Ein bereits ältlicher Freiherr, der mit ſeiner Gemahlin in Italien lebte und dort von ihr einen Sohn erhielt, welcher ihm auf der Rückreiſe nach Deutſchland plötzlich ſtarb, hatte den Entſchluß gefaßt, ein fremdes Kind als ſeinen Erben unterzuſchieben. Nachdem er ſeinen Kutſcher durch Geld für den Plan, in einem Dorfe ein Bauernkind mitzunehmen, gewonnen hatte, bot ſich ihm in Roßheim Gelegenheit zur Ausführung deſſelben. Mit ſeiner Gemahlin von Gewiſſensbiſſen gepeinigt, ſandte er aber bald dieſen treuen Diener nach Roßheim, um die Eltern des Knaben auszumitteln, ihre Zuſtimmung zu dem geſchehenen Gewaltſtreich zu erlangen und ſie zu beſchenken. Als Boddenſmecker's Eltern ſich überzeugten, daß ihrem Sohne ein unerwartetes Glück bevorſtehe, fanden ſie ſich vollkommen in das Geſchehene und verſprachen, auf jede Weiſe ihre Kenntniß von dem Schickſale des Kindes zu verheimlichen. Die Familie Boddenſmecker's ſelbſt hatte von jetzt an viel dazu beigetragen, einen förmlichen Sagenkreis um das „Kind" zu verbreiten und noch der Schulze Boddenſmecker ſelbſt war in ſeinen reifern Jahren bei der ihm angeborenen Schlauheit ſehr erfinderiſch darin geweſen, die öffentliche Meinung in Betreff deſſelben auf falſche Fährten zu locken. Erſt bei ſeinen Abſchätzungen des Bodenwerthes für die großen Vermeſſungen lernte er ſeinen Bruder perſönlich kennen. Er war Niemand anders als der Domherr, der indeſſen damals noch nicht in der alten Curie zu Finklersburg wohnte, ſondern noch im Beſitz ſeines Rittergutes war, das er ſelbſt bewirthſchaftete. Auch ſeine Gattin und die Kinder, welche ihm dieſe gegeben, lebten damals noch bei ihm.

Von jetzt an beſtand ein ſtiller Verkehr zwiſchen der Familie des Domherrn und des Schulzen unter dem Vorwande, daß dieſer ſich zufällig während ſeiner amtlichen Beſchäftigungen mit jenem befreundet habe. Durch einen Zufall war auch der rechtmäßige Sohn des Domherrn in das Geheimniß eingeweiht worden. Er hatte ſeitdem oft und gern auf dem Bauernhofe zu Roßheim verweilt und eine frühe Neigung zu Boddenſmecker's Tochter gefaßt, welche der Leſer als die Frau Förſterin kennt. Vielleicht wären Beide trotz des Standesunterſchiedes, der zwiſchen ihnen eine Kluft bildete, ein Paar geworden, wenn nicht der junge Baron, in die wegen des Wartburgfeſtes eingeleiteten Unterſuchungen verwickelt, nach England hätte fliehen müſſen. Er hatte in der Weltſtadt London, ernſt wie er von Natur war, ein ſchlichtes bürgerliches Leben begonnen und ſich dem Kaufmannſtande gewidmet. Als Correſpondent eines dortigen Handelshauſes führte er jetzt ein ruhiges behagliches Leben mit den Seinen: er hatte, anfangs unter ſchwierigen Verhältniſſen, eine Engländerin geheirathet. Als ihm ſein erſtes Kind, eine Tochter, welche er Suſanne nannte, geboren wurde, prophezeite ein anderer deutſcher Flüchtling, der Mediciner war, daß es in dem Londoner Klima nicht das Ende des zweiten Lebensjahres erreichen werde. Mit Hülfe einer Amme führte er es daher noch in ſeinem erſten Lebensjahre nach Deutſchland. Da er von der Verheirathung der Förſterin wußte, ſo brachte er es zu dieſer ins Gebirge. Die Förſterin und der Förſter betrachteten nun Suſanne ganz wie ihr eigenes Kind, um ſo mehr, da ſie ſelbſt kinderlos blieben. Dem Pfarrer und dem Schullehrer bezeichneten ſie Suſanne ſogleich als ihr Adoptivkind, das vollſtändig ihren Namen führen ſolle. Sie ſelbſt hielt Beide für ihre wirklichen Eltern, und erſt auf die Zeit eines Beſuches in London war von ihrem Vater, der durch unzeitige Entdeckungen nachtheilig in ihre geiſtige Entwickelung einzugreifen fürchtete, und an Walddroſſel, ſo wie er ſie aus einer Correſpondenz mit der Förſterin kannte, eine herzliche Freude hatte, die Aufklärung über ihre wahre Herkunft feſtgeſetzt. Dieſer Beſuch aber war durch ihre Verlobung und ihre Hochzeit hinausgeſchoben, und ſo hielt ſie auch jetzt noch den Förſter und die Förſterin für ihre Eltern.

Auffallend war es, daß der Sohn des Domherrn nicht vor der Hochzeit ſeiner Tochter verlangt hatte, dieſe ſolle öffentlich ſeinen Namen annehmen. Allein bei einem Manne von ſeinem Charakter war es leicht zu errathen, daß er zu ſtolz war, ſeinem in Deutſchland lebenden Kinde einen Adel beizulegen, der auf unrechtmäßige Weiſe für ſeinen Vater erworben war und den er ſelbſt in England niemals führte. Ich ſelbſt konnte mich nicht entſchließen, unter dieſen Umſtänden das Geheimniß von Suſannen's Herkunft jetzt aufzuklären, was allerdings vollkommen hätte geſchehen können, ohne den Domherrn zu compromittiren. Auch fürchtete ich die Erſchütterung, welche in dieſem Augenblicke eine ſolche Entdeckung bei ihr hätte hervorrufen müſſen.

Die Glocken läuteten bereits zur Trauung, als ich mit der Förſterin und dem Schulzen aus dem Baumgarten ſchritt, und feſtlich geſchmückt trat uns Walddroſſel aus der Brautkammer hervor in der Oberſtube entgegen.

17.

Walddroſſel's Hochzeit.

Auf dem Wege zur Kirche eilte Walddroſſel ſo raſch als möglich dahin und zeigte eine gewiſſe Aengſtlichkeit, als ich einmal im Gedränge der neugierigen Dorfbewohner einen oder zwei Schritte hinter ihr zurückblieb. Doch ſchaute ſie ſich nicht nach mir um, denn das hatten ihr die Weiber verboten, weil es dem Manne frühen Tod bringt, wenn ſie auf dieſem Gange ſich im Gedränge der Neugierigen ſuchend nach ihm umſchaut. Frank und frei ſollen Beide neben einander hergehen durch's Leben, wie auf dieſem erſten gemeinſamen Gange. Die Urſache der Aengſtlichkeit, welche man der prächtigen Geſtalt auf dieſem Gange hin und wieder anſehen konnte, hat ſie mir ſpäter ſelbſt geſtanden. Sie hatte, ängſtlich im Uebermaß ihres Glückes, im Traume ein Weib geſehen, das auf ihrem Kirchgange unter der Menge am Wege ſtand und dreimal mit einem Schloſſe knirpſte, welches ſie in der Hand hielt. Ich mußte Walddroſſel lange liebkoſen, ehe ich die Bedeutung davon erfuhr. Es war eine Verwünſchung, welche bedeutet: Zank, Mangel und keine Kinder. Der Traum hatte ſie getäuſcht und ſtatt der Augen des übelwollenden Weibes ruhten nur Blicke auf ihr, die ſich an ihrer bräutlichen Schüchternheit und an ihrem Glücke zu ergötzen und zu weiden ſchienen.

Bei der Trauung zeigte ſich Walddroſſel anders als die meiſten Frauen. Sie vergoß keine Thränen, ſondern ſtand mit hellem leuchtenden Blicke da. Worüber hätte ſie auch weinen ſollen, die heute ihre rechte Heimath fand an meiner Bruſt? Einmal glitt ſogar ein leichtes, nur mir bemerkbares Lächeln über ihre holden Züge. Es war ein Lächeln der Befriedigung, als der Pfarrer, der heute nach ſeiner Rückkehr die erſte Amtsverrichtung vollzog, ſie als Jungfer Suſanne anredete; denn ſie hatte im Stillen ihre Beſorgniſſe gehegt, daß er ſie als Junggeſellen mir antrauen werde.

Nachdem der Pfarrer ſein Werk glücklich vollbracht hatte, wurden die feſtlichen Worte geſungen:

> Nun ſeid getroſt! Wir ſind es nicht,
> Die dieſen Orden aufgericht't,
> Es iſt ein hoher Vater.

Stolz und feſt, aber mit geſenkten Augenwimpern ſchritt Suſanne an meinem Arme aus der Kirche. Bis zu dem Anfang des Kirchhofs kam uns der braune Jagdhund entgegen; er legte ſich hier zur Seite des Weges zu Suſannen's Füßen nieder und folgte ihr, da ſie ihn nicht zu bemerken ſchien, in gekrümmter, unterwürfiger Haltung.

Auf dem Bauernhofe empfingen uns die Mägde des Hauſes, welche ein geringes Hochzeitsgeſchenk gekauft hatten. Eine von ihnen führte das Wort, leierte einige Verſe ab, welche ſie ſich in Obersleben hatte anfertigen laſſen und verlangte mit dem

Schlußreime als Lohn der Gabe „ein Gläschen Wein.“

Boddenſmecker holte für die Mägde die erſte Flaſche ſüßen Weines herbei, der auf Hochzeiten bei Frauen eine ſo bedeutende Rolle ſpielt. Und bald begann auf dem Hausflur wieder das Gekreiſche, das der Leſer bereits bei der „Brautwäſche“ vernommen hat und das von einer Hochzeit unzertrennlich iſt.

Wir traten jetzt in die Wohnſtube des Bauernhauſes ein. In dem geöffneten Fenſter derſelben lag von Außen, den Kopf auf die wohlgenährten Hände gelehnt, ein kleiner pausbäckiger Bauerknabe und ſchaute Stunden lang auf die geſchmückte Braut. Ein kleines Mädchen aber, ein Jungfernkind, deſſen junge Mutter ſich heute auf dem Bauernhofe zu ſchaffen gemacht hatte, zog mit verſtändigem, altklugem Geſichte, eine große Haube auf dem Kopfe, ſchon von früh auf mit lauter Stimme ſeine eintönigen Kinderlieder ſingend, in Küche und Hausflur des Hochzeitshauſes umher. Niemand, ſelbſt ſeine Mutter nicht, achtete heute am Hochzeitstage auf das Jungfernkind mit dem klugen, gleichmüthigem Geſichtchen, das ſeinerſeits auch wieder die „böſe Welt“ nicht zu beachten ſchien, von der es ſogleich bei ſeiner Ankunft auf der Erde ſo viel beklatſcht war, und immerfort ſeine eintönigen Lieder ſang; nur hin und wieder flüſterte eine Frau der andern zu, wie ähnlich es doch ſeinem Vater ſehe.

An den langen Tafeln, vor denen als Sitze Tannenbretter ſtanden, ging man endlich in verſchiedenen Zimmern zu Tiſche. Eine Hauptperſon war während der Mahlzeit der Pfarrer. Man hatte es nicht geglaubt, daß er ſeine Sache ſo gut machen und die Trauung ohne Irrthum zu Stande bringen werde. Er aber unterhielt ſich mit ſeinem Adjunct und einem benachbarten Prediger, der mir zu Ehren an dem Hochzeitsfeſte Theil nahm, fortwährend über die Anzahl der Communicanten, das Verhältniß der unehelichen Geburten zu den ehelichen an den verſchiedenen Orten, ſo wie darüber, wo „eine gute“ und wo „eine ſchlechte“ (nämlich Pfarrſtelle) ſei und worüber ſonſt Prediger zu reden pflegen, wenn ſie beiſammen ſind. Da ſagten die Bauern: Sein Verſtand ſei wie Gold und blickten mit hoher Achtung auf ihren Pfarrherrn. Nur die junge Bäuerin Marie, die er einſt als Junggeſellen aufgeboten und getraut hatte, blickte ihn noch immer von Zeit zu

Zeit mißtrauiſch von der Seite an, wie Jemanden, der es nach der gewöhnlichen Redensart „hinter den Ohren“ hat und auch die Dirnen ſteckten meiſt die Köpfe zuſammen und kicherten ein wenig.

Nach der Mahlzeit fuhr man fort zu trinken und dazu wurden weiße Thonpfeifen umhergereicht. Abends begann eine zweite Mahlzeit. Der Pfarrer und der Chirurg überboten ſich dabei an Trinkſprüchen. Sie wurden ſtets in Knittelverſen vorgetragen, welche die Bauern noch mehr in der Anſicht beſtärkten, daß der Pfarrer einen „Verſtand wie Gold“ habe. Er reimte unter Andern „zehn Weinkannen“ auf „Suſannen“. Die Frau des Lehrers, welche bei meiner Abreiſe ſogleich wieder in das Schulhaus einziehen ſollte, damit es nicht völlig leer ſtehe, ſann lange für ſich nach, bis ſie hinter das Geheimniß der Poeſie kam und einen Reim fand. Dann zupfte ſie mich von hinten am Aermel und flüſterte mir zu: „Man könnte auch wohl ſagen:

Es gehe ihnen wohl,
Was mich freuen ſoll!“

Ich nickte mit dem Kopfe, und ſie lächelte zufrieden den ganzen Abend.

Gegen Mitternacht kam auch der Nachtwächter in's Haus und ſtellte ſich auf dem Hausflur auf. Dort ſtieß er erſt in ſein dumpfes Horn und ſang wie ein ſtill für ſich heulender Hund von der Liebe und Gnade des Vaters im Himmel, die auch bei Nacht groß ſei.

Ich glaub's! ich glaub's! ſprach ich leiſe zu Walddroſſel und zupfte ſie am Saum ihres Kleides.

Was ſoll ich nun noch weiter erzählen, lieber Leſer? Etwa, daß ein Schalk — vielleicht gar der alte Schulze, dem ich unlängſt vertraut hatte, was Walddroſſel am Tage unſers erſten Begegnens auf den Deckel ihres „Kinderfreunds“ ſchrieb — mit Kreide über die Thür der Brautkammer geſchrieben hatte: „Wenn Dich die böſen Buben locken, ſo folge ihnen nicht“? Oder daß ihr brauner Jagdhund ſich der Länge nach vor die Thüre hingeſtreckt hatte, und daß dies Alles unſern Eintritt nicht hinderte? Nun, ich denke doch, das verſteht ſich von ſelbſt. Auch wäre es überflüſſig und würde einer pedantiſchen Genauigkeit gleichen, dem Leſer zu ſagen, daß ein Kuß auch bei dieſer Gelegenheit keineswegs unnütz war.

Doch genug. Drunten im Zimmer waren in dieſem Augenblicke die verheiratheten Frauen, alt und jung an einem beſondern Tiſchchen zuſammengerückt. Vor ihnen ſtand ein Fläſchchen des ſüßeſten Weines, welches ſie kreiſchend und juchzend leer tranken.

18.

Schlußbericht.

Es bleibt mir nur noch übrig, dem Leſer einen kurzen Schlußbericht über die Perſonen zu geben, welche in dieſer Erzählung geſchildert ſind, ſo weit dies jetzt noch nöthig iſt.

Der Domherr iſt vor Kurzem geſtorben und Mary zog zu ihrem Sohne, dem „Tauſendkünſtler“, der nach und nach in Finklersburg als Arzt Praxis erhielt. Ihr Bruder, der Amtmann Erdreich, hat, weil ſein Gutsherr beim Ablaufe der Pachtzeit die Pachtſumme ſteigern wollte, dieſe aufgegeben und ſich in Holberg, dem Heimathsorte der Amtmännin, ein Haus gekauft. Ich ſehe ihn eben wieder aus meinem Fenſter, wie ich ihn täglich ſo oft ſehe, durch die Stadt und über den Markt gehn; alle zehn Schritte bleibt er ſtehn, nimmt die breiten

Rockſchöße hinten auseinander, ſtellt ſeinen klobigen Oekonomenſtock hinter ſich und lehnt ſich daran. Dann blickt er nach beiden Seiten um ſich und ſtarrt Häuſer und Menſchen an, als wäre er im freien Felde oder noch in Sundborn, wo er als Amtmann ſeine Leute zu beaufſichtigen hatte. Endlich zieht er gemächlich ſeinen Stab hinter ſich weg, um ſich langſam in Bewegung zu ſetzen und dann wieder ſtehn zu bleiben. So wird der behagliche Amtmann ſich Häuſer und Menſchen anſehen und ſich gemüthlich auf ſeinen Stock lehnen, bis er hinausgetragen wird, wo er nichts mehr ſieht, von Trägern, die auf ihrem Gange noch öfter ruhen und ſtehen bleiben als er auf dem Gange durch die Stadt.

Die Bauern zu Roßheim machen noch immer viel Rühmens von dem Verſtande ihres Pfarrers und denken ſogar daran, ſich ſeines Pfarradjunctes gänzlich wieder zu entledigen. Selbſt die junge Bäuerin Marie ſieht ihn jetzt nicht mehr ſo mißtrauiſch von der Seite an als früher.

Der Schulmeiſter von Roßheim ſtand kurz nach meiner Abreiſe von dort vor den Aſſiſen in M.

Die Erklärung der dortigen Geſchworenen lautete indeſſen wie in vielen ähnlichen Fällen auf „nichtſchuldig.“ Der Stiefſohn des Schulzen befand ſich, tief bewegt, unter den Zeugen. Unter den Zuſchauern aber ſaß, im grauen Mäntelchen, ein ältlicher Bauer, der mit dem lebhafteſten Mienenſpiel den Verhandlungen folgte. Als das Richtſchuldig ausgeſprochen wurde, warf er den „Geſworenen“, wie er ſie nennt, Kußhände zu, — wer könnte es anders ſein als unſer Freund Boddenſmecker? —

Bald darauf trat der Schulmeiſter ſeinen Dienſt in Roßheim wieder an.

Die Bauern in Roßheim ſprechen noch viel von dem „Kinde.“ Sie ſagen, die Prophezeiung in Betreff deſſelben ſei glänzend eingetroffen, wenn auch nur die Enkelin des „Kindes“ erſchienen ſei: denn in einem prächtigeren Aufzuge und mit einem luſtigeren Gefolge, als in einem Hochzeitszuge hätte dieſes ſelbſt nimmermehr erſcheinen können. Auch habe das Gefolge des Kindes, nach alter Sitte bei Hochzeitszügen in Roßheim, bei der Heimkehr aus der Kirche Geld genug unter die Armen des

Dorfes ausgeworfen, und ſo ſei Alles „wahr geworden.“ — — —

Der „Literat“ iſt hier in Holberg mein nächſter Nachbar. Er kommt zuweilen „herum“, wie er es nennt, und klopft in der blauen Schürze an mein Fenſter, das auf den Markt geht. Wenn ich ihn ſo vor mir ſehe, ſo ſtelle ich zuweilen ſtille Betrachtungen darüber an, wie die Ideale der Jugend, ſo ſchwärmeriſch und umfaſſend ſie urſprünglich erſchienen, ihre Verwirklichung im kleinſten Raume, in den engſten und beſchränkteſten Verhältniſſen ſuchen und finden. Mir iſt, als wiſchten ſie ſich zuerſt an der Schürze die von der Arbeit geſchwärzte Hand ab und reichten ſie mir dar ſo freundlich, o wie freundlich zum Gruße...

Selbſt von dem Freunde, den wir einſt ſcherzend das Ideal nannten und der noch unlängſt die Freiheit bei den Sternen ſuchte, ſind befriedigende Nachrichten eingelaufen. Bei ſeiner Abreiſe aus Deutſchland hatten wir ihn an Walddroſſels Vater in London empfohlen. Er fand den Kaufmann an einem Sonntag Morgen auf ſeinem Zimmer mit der Lectüre gelehrter deutſcher Bücher beſchäftigt; dieſer war in Wahrheit ein Bürger Englands geworden, ohne deshalb den deutſchen Idealen zu entſagen, und machte ſo durch ſeine Perſönlichkeit auf unſer „Ideal“ den größten Eindruck. Es wurde von dem ehemaligen Wartburgſchwärmer in ſeine Familie aufgenommen, wo nach ſeinen Briefen die eine von Suſannen's beiden jüngern Schweſtern, Walddroſſel in mancher Beziehung nicht unähnlich, auf ihn einen großen Eindruck gemacht hat.

Suſanne intereſſirt ſich ungemein für das Verhältniß, was dort im Entſtehen begriffen ſcheint. Sie iſt jetzt über ihre nächſten Verwandten aufgeklärt. Während ich dies ſchreibe, ſitzt ſie als ſinnige Hausfrau am Fenſter. Walddroſſel iſt übrigens eine gar ſtattliche und angeſehene Frau Bürgermeiſterin. Sie hat Umgang mit der Frau Nachmittagspredigerin, der Frau Aſſeſſorin und der Frau Gerichtsdirectorin.

Der Jagdhund, der in jener Nacht vor der Brautkammer ausgeſtreckt lag und den der Förſter uns ganz zum Geſchenk gemacht hat, knurrt mich noch jetzt zuweilen in meiner eigenen Stube an, wenn ich mit Walddroſſel allein bin. Der liebſte Aufenthalt aber iſt für ihn, gerade wie für den Amtmann Erdreich, auf dem Markte der Stadt, wo er mit großen Schritten auf und ab geht und gerade in der Mitte des Marktes ſich mit allen Vieren ſtreckt bis ihm einfällt, ſich gerade vor der kleinen Bürgermeiſterei oder dicht daneben auf der ſteinernen Bank am Rathhauſe, auf der Suſanne in jener Nacht geſeſſen hat, niederzulegen. Man weiſt daher auch wohl die durchreiſenden Handwerksburſchen, welche ſich vom Bürgermeiſter ihre Päſſe viſiren laſſen müſſen, nach dem Hauſe, wo der Jagdhund vor der Thür liegt.

Doch ſchon ſeit zehn Minuten ſitzt auf der ſteinernen Bank am Rathhauſe wartend ein ſolcher Handwerksburſche, der ſeinen Paß viſirt haben will. Es wird mit dem Paßweſen und der ganzen löblichen Polizei ohnehin ſchon in unſerm Vaterlande viel Mißbrauch getrieben, den ich nicht noch größer machen will, indem ich ihn noch länger warten laſſe. Alſo zum Abſchied, lieber Leſer.

Walddroſſel blickt mir in dieſem Augenblicke ſo freundlich über die Schulter, und lacht laut, daß ich das Ende nicht finden kann, faſt wie damals als ich in meiner Junggeſellenwirthſchaft in der Schule zu Roßheim den Schrank mit dem Korkzieher öffnete. Mag ſie immerhin lachen! Wenn ich damals den Muth hatte, ihr zu drohen, daß ich ſie zur Stube hinauswerfen würde, jetzt habe ich ihn nicht mehr, bei Gott, auch im Scherz nicht! Sie hatte wohl ſchon eine Ahnung von dem, was ſie mir heute iſt, wenn ſie mir damals ſagte: Verſuch's einmal, ob Du's kannſt, und ſich dabei recht feſt in die Sophaecke drückte....

Sie hat gerade die Pelzmütze auf dem Kopfe, die der Leſer von früher her ſchon kennt. Die Mütze iſt nachgerade etwas abgetragen und ſie ſetzt ſie nur noch zuweilen auf, wenn ſie mit mir zu Hauſe im Stübchen ſitzt. Du weißt, wie gut ihr dieſe Mütze ſteht, lieber Leſer. So ſeh' ich Suſanne jetzt vor mir und ſie bietet mir, bevor ich gehe, ihre volle Wange zum Kuſſe dar. Suſanne überzeugt ſich nämlich immer mehr, ſeit wir unſre eigne Wirthſchaft führen, daß ein Kuß doch zu vielen Dingen gut iſt, z. B. als Würze nach einer frugalen Mahlzeit, beim Ausgange auf's

Rathhaus oder zu der Frau Nachmittagspredigerin und bei der Heimkehr von dort, Morgens beim Aufwachen und Abends vor dem Schlafengehen, und was weiß ich wo noch ſonſt überall. Nur das weiß ich, daß ich auch in dieſem Augenblicke die mir dargebotene Wange nicht verſchmähe. Nachdem ich einen Kuß darauf gedrückt, ſtreichle und klatſche ich dieſe Wange noch mit der Hand und rufe: Gott ſegne Dich, liebe Walddroſſel!

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Der

Pfarrer von Grünrode.

Ein Lebensbild.

Von

Heinrich Pröhle.

Erſter Theil.

Leipzig:
Avenarius & Mendelsſohn.
1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt zum erſten Theil.

Erstes Capitel.

Seite
Worin der Pfarrer Rettman von ſeinen Eltern erzählt und der Leſer die Bekanntſchaft eines Muſterhirten macht. . 1

Zweites Capitel.

Vom Vetter Klee, von einem Huſaren und von einem Bleſſen, der den Pfarrer zuerſt auf geiſtliche Gedanken brachte 28

Drittes Capitel.

Wie der Pfarrer zum Wunderkinde erzogen wurde, aber in Gefahr gerieth ein Taugenichts zu werden und endlich mit dem kleinen Mühldortchen unter dem Schuppen ein anſtändiges Unterkommen fand 34

Viertes Capitel.

Worin ein Schneegeſtöber ausbricht, aus einem Muſterhirten ein heiliger Dreikönig und ein ſchlechter Spaß des Mühlknappen verhängnißvoll wird 48

Fünftes Capitel.

Ein Mühlwagen und ein verwaiſter Knabe ziehen in die weite Welt 61

Sechſtes Capitel.

Seite
Handelt von dem Examen und von den Idealen eines Bauernknaben, ſowie von ſeiner Confirmation durch den Generalſuperintendenten 66

Siebentes Capitel.

Handelt vom Mühldortchen und von Riekchen 84

Achtes Capitel.

Handelt von einer Candidatenbraut, auch von einem wunderlichen Myrthenbäumchen 98

Neuntes Capitel.

Von den drei Blitzjungfern zu Untrübern 113

Zehntes Capitel.

Wie der Pfarrer die geiſtliche Weihe erhielt und in Wolfsrobe anzog; wie einer Förſterstochter großes Unrecht widerfuhr und ein Muſterhirt über irdiſche und himmliſche Gerechtigkeit philoſophirte 123

Elftes Capitel.

Wie Luiſe dem Pfarrer mit ſeinem Beichtvater auf den Hof fuhr, und was ſich dann ferner begab 142

Erstes Capitel.

Worin der Pfarrer Nettmann von seinen Eltern erzählt und der Leser die Bekanntschaft eines Musterhirten macht.

Wie ſo viele große Männer ſo beginne auch ich kleines Kirchenlicht meine Lebensbeſchreibung mit der Geſchichte meines Vaters. Er war der ehr- und tugendſame Kuhhirt und Nachtwächter Nettmann in meinem jetzigen Pfarrdorfe Grünrode, das dicht am Fuße des Harzgebirges liegt, und gehörte zu den Männern im Volke, die dem Lichte des Geiſtes und höherer Bildung zuſtreben und deshalb in ſo hohem Grade unſere Theilnahme und Aufmerkſamkeit verdienen, wie ſeltſam ſie uns auch mitunter erſcheinen mögen. Wie er denn oft und viel im Alter aus ſeinem Leben zu erzählen gewohnt war, ſodaß ich mich faſt getraue daſſelbe hin und wieder mit ſeinen eigenen Worten wiederzugeben, ſo rühmte er ſich auch als Greis, daß er in der Jugend gar ſtark von Gedanken geweſen ſei, und daß er damals in finſterer Nacht zwei Stunden weit hätte durch eine Waldung gehen können ohne Laterne. Sein Geiſt, ſagte er, habe ihm im Dunkeln geleuchtet.

Zuerſt wurde ſein Geiſt, wie er auch gern erzählte, aufgemuntert durch einen neuen Lehrer, der während ſeiner Schulzeit nach Grünrode kam. Der alte Schulmeiſter hatte alle ſeine Schüler und Schülerinnen eingetheilt in die Vater-unſer-Kinder und in die A-B-Ab-Kinder, je nach dem womit ſie ſich gerade beſchäftigten. Bei ihm konnte ſich die Seele meines Vaters nicht aufheitern und dem Lichte zuwenden, denn er hielt ſtreng auf die alte Manier, wonach die Kinder, wenn ſie A, B, C ſagten, bei dem A ſich alle links, bei dem B alle rechts wie eine Kunſt beim Bergwerke bewegten. Bei dem C machten alle einen Knicks. Und wenn der alte Lehrer zu den Kindern ſagte: Lang-ſam, ſo bewegte er ſich dabei ſelbſt wie eine Wiege mit dem Oberkörper erſt auf die rechte und dann auf die linke Seite. Als nun der neue Lehrer bei ſeiner Ankunft ſah, wie ſich die Schüler immer hin und her bewegten und zuletzt einen Knicks machten, ſprach er zu ſeinen Schulkindern: das ſei der alte Schlendrian, und brachte zuerſt den Knicks ab. Dadurch wollte mein Vater zuerſt, wie er es nannte,

„auf andere Gedanken" gekommen ſein. Nun bildeten ſich unter den Schulkindern zwei Parteien, die eine Partei war für das Alte und wollte ſich fortwährend hin und her bewegen, die andere Partei wollte gerade ſtehen. Zu der zweiten Partei gehörten faſt alle Mädchen und auch einige Knaben. An der Spitze dieſer Knaben ſtand nun eben mein Vater, die Wortführerin jener Mädchen aber war meine Mutter. Sie war ſehr angeſehen unter ihren Mitſchülerinnen, wenngleich ſie nur eine Waiſe war und in der Mühle des Dorfes bei weitläufigen Verwandten das Gnadenbrot aß. Weil das Knickſen denn einmal abgekommen wäre, ſagte ſie im Namen der andern Mädchen, ſo möchte das Bewegen denn auch abkommen, was ihnen an dem fortwährenden Hin- und Herbewegen liegen könne? Das Knickſen freilich hätten ſie gern beibehalten, das wolle ſie und ihre Freundinnen nicht leugnen.

Auch einige wilde Hummeln in der Schule waren mit den meiſten Buben fürs Rempeln. Mein Vater aber und meine Mutter ſtützten mit ihrem Kinderanhange den neuen Lehrer und ſetzten es mit der Zeit durch, daß „Alles anders wurde". Auch die Schweſter meines Vaters war unter den Kindern, die dabei getreulich auf ihrer Seite ſtanden.

Alle drei Kinder, die als Geſpielen in allen Stükken treulich zuſammenhielten, erregten bald die Aufmerkſamkeit des neuen Lehrers, und vielleicht war dieſer es ſelbſt, der bei meinem Vater zuerſt die Hoffnung und den Wunſch erregte, ſich zum Schulmeiſter auszubilden, wo nicht gar zu ſtudiren. Allein ein Unfall brachte meinen Großvater, der als Waldarbeiter immer nur arm geweſen war, bis an ſein Ende an den Bettelſtab, und ſo verſchwand ſelbſt der entfernteſte Gedanke an eine weitere Ausbildung meines Vaters.

Die Großmutter mußte täglich dem Großvater das Mittagseſſen in den Wald tragen. An einem ſchönen klaren Herbſtmorgen ging ſie auch wieder ſo mit dem Henkeltopfe in den Wald. Es war ſo ſtill und feierlich in der Luft, daß ſie in einem fort ſang und betete. Die Holzhauer waren mit dem Großvater gerade an einer alten dicken Buche beſchäftigt, vor der ſie ſich ſchon lange gefürchtet hatten. Vor dem Mittageſſen wollten ſie die Buche noch vollends umhauen und der Großvater hieß die Großmutter nur den Topf ans Feuer ſtellen. Dieſes loderte nach der Richtung hin, welche derjenigen, wohin die Buche fallen ſollte, entgegengeſetzt war. Die Großmutter ſetzte alſo den Topf ans Feuer und las ſelbſt auf jener Seite, bis der Baum fiel, trockenes Holz auf.

Als die Buche mehrmals geknackt und dadurch angekündigt hatte, daß ſie ſinken wollte, legte der Vater mit den andern Holzhauern lange Stangen an, um ſie noch ein wenig zu lenken und zu regieren, damit ſie auch wirklich nach der Seite hinfiel, wohin ſie aller Berechnung nach fallen mußte, weil ſie auf dieſer Seite angehauen war. Plötzlich aber kam ein Windſtoß aus heiterer ſtiller Luft, der nahm die Buche und warf ſie nach der entgegengeſetzten Seite zurück gerade ins Feuer hinein. Einige andere Waldarbeiterfrauen, welche unterdeſſen mit den Henkeltöpfen gekommen waren und auch auf jener Seite Holz laſen, konnten noch ſchnell zurückſpringen; die Großmutter aber lag zappelnd unter der Krone des Baumes zwiſchen Laub und Buchenreiſig. Der Großvater, der ſonſt gegen ſeine Familie finſter und hartherzig war, griff doch, als er mit den andern Arbeitern ihr die Buchenkrone vom Leibe wegſchieben wollte, ſo feſt an, daß er ſich einen Schaden that. Bald ſahen ſie, daß ſie die Krone nicht ſo von ihr wegheben konnten. Da fingen ſie an, um die Großmutter aus dem Geäſt hervorziehen zu können, mit vielen blanken Beilen die Buchenzweige abzuhacken. Darunter lag die Großmutter ganz ſtill und galt für todt. Nachher hat ſie oft erzählt, daß es ihr geweſen wäre, als ſtiegen

Engel über ihr auf und nieder und brächten Hülfe, wie die blanken Aexte über ihrem Haupte im grünen Laubwerk ſich hin und her bewegt hätten.

Da ſie noch ſo die Buchenzweige um die Großmutter herum abhackten, hatte ſich ſchon durch eine der andern Waldarbeiterfrauen das Gerücht im Dorfe verbreitet, daß ſie von einer Buche erſchlagen ſei. Als der Vater mit der kleinen Schweſter aus der Schule nach Hauſe kam, ſchnitt ihnen beiden eine Frau, die mit den Großeltern im gleichen Hauſe wohnte und eben friſches Brot aus dem Backhauſe geholt hatte, ein Stück Brot herunter, gab es hin und ſagte dazu: Eure Mutter iſt todt. Das Brot konnten ſie vor Thränen nicht eſſen. Die Großmutter aber wurde glücklich unter der Buche hervorgezogen und kam wieder zu ſich ſelbſt. Sie lag nachher noch viele Jahre lang krank im Bette, bis ſie geſtorben iſt. Die Kinder mußten nun das Mittageſſen in den Häuſern zuſammenbetteln. Da vergingen meinem Vater alle hochfahrenden Gedanken, und er gab ſich als Hirtenjunge bei dem Kuhhirten des Dorfes in Dienſt. Meine Mutter aber kam, nachdem ſie zwei Jahre ſpäter als mein Vater confirmirt war, zu ihrem Vormund, einem Schuhmacher, dem Vetter Klee, der ſeit dem Tode ſeines als Seminariſt verſtorbenen Sohnes kinderlos war, nach Knobenburg in die Stadt Er hatte der Müllerin durch den Mühlknappen, der wöchentlich Mehl von Grünrode nach Knobenburg führte, ſagen laſſen, daß er die Mutter wol als Magd gebrauchen könne, wenn zu hoffen ſei, daß ſie brav ſein würde. Sie wurde nun eine vornehme Stadtdame, d. h. ſie erhielt ſtädtiſche Kleider, und mein Vater wagte anfangs kaum noch zu ihr aufzuſehen, wenn er am Sonntag Nachmittage am Wege ſtand, während ſeine Heerde im Gebüſche weidete, und ſie kam daher mit ihrem kleinen Handkörbchen, mit dem ſie zuweilen aus der Stadt auf die Mühle nach Grünrode gehen durfte. Einſt hatte die Tochter der alten Müllerin Hochzeit; ſie war mit dem Vater und der Mutter in die Schule gegangen, hatte ſich aber dort nicht mit dieſen vertragen, ſondern ſich zu den wilden Hummeln und den Buben gehalten, welche in der Schule für das Alte, nämlich für das Rempeln waren. Auch meine Mutter kam zu dem Hochzeitsfeſte; der Vater ſtand am Wege und traurig ſah er ſie, die ihn nur flüchtig grüßte, vorbeigehen. Er ſelbſt kam ja nicht auf die Hochzeit und dachte ſie nur ungern als Tänzerin in den Armen der Bauerburſchen, mit denen ſie auch wirklich die ganze Nacht hindurch tanzte. Auch wußte er, daß ein Mühlknappe in der

Mühle in ſie verliebt war und ihr, ſo oft ſie nach Grünrode kam, Heirathsanträge machte, über deren Erfolg freilich das Dorf im Unklaren war. Als der Vater am andern Morgen mit der Heerde wiederum ausgetrieben war, ſpürte ſein Hund im Gebüſch und im thauigen Graſe umher, und, ſiehe da! nicht weit vom Wege lag die Mutter unter einer Haſelſtaude und ſchlief. Sie war mit dem Frühеſten nach Knobenburg aufgebrochen, hatte ſich aber von Müdigkeit überwältigt ſchon am Eingange des Gebirgs und des Waldes ins Gras gelegt, um noch ein wenig zu ſchlafen. Ihren Mantel hatte ſie zwar unter ſich ausgebreitet, aber von oben ſchüttelten die Blätter der Haſelſtaude zahlreiche Thautropfen auf ſie herab. Der Vater blieb eine Weile neben dem ſchlummernden Mädchen ſtehen; denn ſchon vertheilten ſich ſeine Kühe und Rinder mit ſchwerfälligem Gange im Gebüſch und er fürchtete, daß ſie ihr Schaden thun möchten. Wie er nun ſo noch unſchlüſſig war, ob er ſie wecken ſolle, kam ſchon langſam die ſchönſte und größte Kuh der Heerde durch das Gebüſch auf dieſe Stelle zu; denn dies war, wie der Vater behauptete, ihr Lieblingsplatz, weil dort, wo jetzt die Mutter wie in einem Neſte lag, immer die ſaftigſten Kräuter und Blumen wuchſen. Sie trug eine große ſchöne Heerdenglocke, deren Geläut die ganze Heerde anführte. Die Mutter legte ſich, als ſie das Geläute im Schlafe daher kommen hörte, im hohen Graſe noch einmal auf die andere Seite. Als aber die Kuh faſt dicht vor ihr ſtand und verwundert auf ſie niederſah, während mein Vater ſeinen Hirtenſtab erhob, um ſie zurück zu ſcheuchen, da erwachte ſie und ſah ſtaunend auf. Ehe ſie ſich hatte erheben können, waren ſchon noch andere Kühe durch das Geläut der Glocke langſam herbeigerufen. Sie ſtanden nun alle auf dem kleinen freien Platze vor der Haſelſtaude, und betrachteten die Mutter ſo neugierig, wie nach dem Sprüchworte die Kuh das rothe Thor anſieht. Vater und Mutter waren jetzt Beide bereits über das zwanzigſte Lebensjahr hinaus, und das Antlitz der Mutter war von Schamröthe übergoſſen. Sie ſprang ſchnell auf, griff nach dem neben ihr ſtehenden Körbchen, das mit Hochzeitskuchen für den Vetter Klee und ſeine Frau gefüllt war und wollte hinweg eilen. Allein mein Vater ergriff ſie bei der Hand und ſprach: „Schäme dich nicht, Mädchen, weil du mit deinen Stadtkleidern im hohen Graſe gelegen haſt. Gras und Blumen beſchimpfen keinen Menſchen und es wundert mich, daß du in der Stadt ſo ſtolz geworden biſt.“ Die Kühe hatten ſich jetzt bereits nach dem fetten Graſe gebückt, und achteten nicht mehr des Paares, das dort neben der Haſelſtaude vertrauter mit einander zu werden begann. Die Kuh mit der großen Glocke, der Stolz der Heerde, ſchob ſogar einmal ihren Kopf mit den Hörnern faſt zwiſchen den Hirten und das Mädchen aus der Stadt, um die zerknickten Blumen abzunagen, an der Stelle, wo die Mutter gelegen hatte.

Die Beiden ſprachen noch lange mit einander im Walde, und endlich führte der Vater die Mutter an eine Quelle, wo ſie ſich das Geſicht wuſch und ihr Haar ordnete und mit Waſſer benäßte, das während ſie ſchlief in Unordnung gerathen war. Dann nahm die Mutter ihr Körbchen und eilte, ſo ſchnell ſie konnte, nach Knobenburg.

Die Mutter ging jetzt noch öfter als früher von Knobenburg nach der Mühle in Grünrode. Von der Mühle hieß es jetzt wie es in der Bibel ſteht: „Und es kam ein neuer König auf in Israel", d. h. es waltete ſtatt der alten Müllerin jetzt die junge als Hausfrau. Die junge Müllerin befreundete ſich aber jetzt mit meiner Mutter immer mehr und auch die Zänkereien aus der Schule her mit meinem Vater waren längſt vergeſſen. Ihr war es nicht unbekannt, daß die Mutter den Mühlknappen nicht mochte. Weil nun ein großes Haus wie eine Mühle mit der Hausfrau und ihren Mägden allein nicht gut beſtehen kann, ſondern immer noch eine oder die andere Frau aus dem Dorfe nöthig hat, die daheim nur eine kleine Wirthſchaft hat und Zeit behält, für kleine Geſchenke an Butter und Milch ſich noch mit dem Sinn einer guten Hausfrau mitunter ein wenig um die große Nachbarwirthſchaft zu kümmern, ſo begünſtigte die junge Müllerin nicht allein mit der Gutmüthigkeit eines jungen Eheweibes in den Flitterwochen, ſondern auch noch aus manchen Nebengründen die Liebſchaft, die ſich an jenem Morgen nach der Hochzeit auf der Mühle zwiſchen dem Hirten und der Magd des Vetter Klee entſponnen hatte. Sie bot Alles auf, um meine Mutter ſobald als möglich in Grünrode anſäſſig zu ſehen, wiewol der Vetter Klee, der meine Mutter mehr als Pflegekind denn als Magd behandelte, von ihrer Verheirathung mit einem Hirten durchaus nichts wiſſen wollte. Als nun der alte Kuhhirt, deſſen Gehülfe und Knecht mein Vater bis dahin geweſen war, ſtarb und er ſelbſt deſſen Stelle als Kuhhirt und Nachtwächter erhielt, nahm er an einem Sonntag Nachmittage einen Stellvertreter für ſeine Heerde, putzte ſich heraus, ſo gut es die kleinen Erſparniſſe, die er nach dem Tode ſeiner Eltern gemacht hatte, erlaubten, und ging kühn zum Vetter Klee in die

Stadt, wo er um die Mutter warb. Sein aufgeweckter Geiſt und ſeine ſchlanke, ſchöne Geſtalt gefielen der Frau Klee und ſo vermochte Vetter Klee als Vormund meiner Mutter das Jawort nicht länger zu verweigern. Gegen Abend durfte die Mutter den Hirten von Grünrode bis zur „Tanne", einem Vergnügungsorte vor der Stadt, begleiten. Nachdem er hier in ſeinem Feſtputze einmal mit ihr getanzt hatte, zog er ſie in die kleine Stube neben dem Saal, denn er wollte es ſich nicht nehmen laſſen, ſie an dieſem Sonntag Nachmittage einmal zu bewirthen. Freilich verſäumte er alsbald, ſie mit der ihm ſonſt nicht mangelnden Galanterie zu unterhalten, denn er kam mit einem Kaufmannsdiener ins Geſpräch und weil er dieſen als einen Gelehrten betrachtete, ſo ging er darauf aus, ſeinen Geiſt mit dem Geiſte des Kaufmannsdieners zu meſſen. Er hat nachher oft erzählt, wie er auf der „Tanne" mit dem Kaufmannsdiener um einen Groſchen in die Wette gerechnet hat. „Alle Leute, die in der kleinen Stube waren", pflegte er zu ſagen, „waren mäuschenſtill, wie wir Beiden um die Wette rechneten, denn beim Kopfrechnen heißt es: ſtille, ſtille, kein Geräuſch gemacht. Und wer gewann? Etwa der Kaufmannsdiener? Nein, ich." So oft er davon anfing, ſetzte er hinzu: es könnte Jemand meinen, daß er mit dieſem Rechnen ſich ſelbſt rühmen wolle, er rühme aber nur Gott damit, der ihm einen ſolchen Geiſt gegeben habe. Die Mutter ſaß ganz glücklich dabei, als der Vater mit dem Kaufmannsdiener um die Wette rechnete, und auch er warf oft einen ſeligen Blick auf ſie. Trotzdem daß ſie doch in der Stadt geweſen war und dort Manches geſehen hatte, was über den Bildungskreis meines Vaters hinausging, war doch von jetzt an der Kuhhirt von Grünrode ihr ganzer Stolz und genoß wenigſtens von ihr ſeit dieſem Tage eine ſchwärmeriſche Verehrung. Sie begleitete ihn noch bis dahin, wo der Wald, an dem das Wirthshaus zur „Tanne“ lag, ſeinen Anfang nahm. Mein Vater pflegte noch im Alter gern zu erzählen, wie ſie ihn dort zum erſtenmale recht herzlich geküßt, und wie ſie immer wieder die Hände um ſeinen Hals geſchlungen und ſich an ihn gehängt habe, um ihn von neuem zu küſſen. Er ſchrieb dieſe ganze Liebesinbrunſt dem Umſtande zu, daß er aus dem Kopfrechnen mit dem Kaufmannsdiener als Sieger hervorgegangen ſei.

Nach einiger Zeit feierten ſie ihre Hochzeit im Hauſe des Vetter Klee. Einige Freundinnen meiner Mutter aus der Stadt und einige Freunde des Vetter Klee waren die Hochzeitgäſte. Des Vaters Schweſter, die wol eine Tagereiſe weit von Grünrode an einen Verwandten, der auch unſern Namen führte, verheirathet war, hatte zu der Hochzeit nicht erſcheinen können.

Zur Trauung ließ ſich mein Vater mit Muſik in die Kirche hinein und heraus blaſen, was damals auch in den Städten noch erlaubt war. In der Kirche mußten ihm die Schüler etwas ſingen und auf der Orgel beſtellte er ſich die Brautmeſſe, Alles für ſein Geld. Auch zu Hauſe beſtellte er nach der Kirche Muſik und da tanzte er ſoviel, daß der Vetter Klee ſich darüber verwunderte und ſagte: „Der Bräutigam hat hier in der Stadt keinen Freundsmenſchen und iſt ſo luſtig!“ O, ſagte mein Vater da, ich habe hier wohl einen Freundsmenſchen, klatſchte in die Hände und rief: Vetter Juchheidom, komm herfür!*) Dabei nahm er ſeine junge Frau am Arm und tanzte noch luſtiger als bisher in der kleinen Stube herum; die Mutter aber rief: Juchhe, juchhe, Vetter Juchheidom iſt ſchon da!**) Endlich nahm die Frau Klee ihren Mann bei der Hand, zog ihn ein paar Mal in der Stube herum und nun rief auch der Vetter Klee mit ſeiner Frau: Juchhe, juchhe, Vetter Juchheidom iſt ſchon da! Als nun Alle ſo recht luſtig waren, ſprach mein Vater zu dem Vetter Klee, ob er nun wol einſähe, daß der Hochzeiter hier in der Stadt nicht fremd ſei, ſondern einen mächtigen Freundsmenſchen hier habe in dem Vetter Juchheidom?

---

*) Worte, die bei einem beſonders luſtigen Tanze geſprochen werden.

**) Gleichfalls Worte aus jenem Tanze.

Bevor mein Vater mit der Mutter nach Grünrode aufbrach, gab er der Frau Klee noch zehn Thaler, die er ſich erſpart hatte, für die Auslagen zur Hochzeit. Sie wollte ſie anfangs nicht nehmen; mein Vater aber ſprach: „Kauf Sie ſich ein Maß Bier dafür“, und ſie mußte das Geld behalten.

Wenn mein Vater ſich ſpäter des wonnigen Gefühls erinnerte, mit dem er die Flitterwochen angetreten hatte, ſo verſäumte er niemals auch hinzuzufügen, was für ein Vergnügen er empfunden habe, als meine Mutter das erſte Mal den zottigen Hunden, deren immer eine große Anzahl im Hirtenhauſe war, und die er bis dahin ſelbſt hatte füttern müſſen, am Tage nach der Hochzeit Brot und Milch einbrockte. Mein Vater zog nämlich bei ſeiner Heerde und in unſerm Hauſe fortwährend Hunde heran, die er theils für ſich zum Hüten der Heerde abrichtete, theils als Hof- und Kettenhunde an die Bauern verkaufte. So waren die

Hofhunde des ganzen Dorfes aus ſeiner Schule hervorgegangen und hingen noch fortwährend mit großer Liebe an ihm. Da ſie Abends überall von der Kette gelöſt wurden, ſo ſprangen nun alle Hunde des ganzen Dorfes, ſobald ſie meinen Vater mit ſeinem Horn kommen hörten, über Zäune und Mauern und begaben ſich zu ihrem alten Lehrmeiſter. Dieſem folgten ſie in langer Reihe wie ein Regiment Soldaten nach, und hielten mit ihm die Wache im ganzen Dorfe. Erſt wenn der Tag graute und der Vater heimzog, begab ſich jeder Hund wieder auf ſeinen Bauernhof zurück. Meine Mutter hatte ein ſo kindliches Herz, daß ſie ſelbſt auf die Macht, die der Vater über die Hunde ausübte, ſtolz war. In dieſen und ähnlichen Hirtenkunſtſtücken, deren er eine große Anzahl in ſeiner Gewalt hatte, ſah ſie auch ein Zeichen ſeines außerordentlichen Geiſtes: eine Vorſtellung, welche durch die Art und Weiſe, in der mein Vater über die einfachſten Dinge philoſophirte, eine natürliche Begründung erhielt.

Auch darauf war ſie ſtolz, daß mein Vater nächſt dem Pfarrer Korn und dem Cantor Raſemann, dem Nachfolger jenes neuen Lehrers, der die großen Reformen in der Schule vorgenommen hatte, der einzige Mann in ganz Grünrode war, der — auf ſeinen

Nachtwächterpoſten — hochdeutſch ſprach. Da er des Nachts an dem etwas abſeits auf einer kleinen Anhöhe vor dem Dorfe gelegenen Hirtenhauſe mit den vielen Hunden nicht vorbeikam und da man dort nicht hören konnte, wie er die Stunden abrief, ſo benutzte ſie die Gelegenheit, als der Müller einmal verreiſt war, um in der Mühle ſeinen Nachwächtergeſang zu hören und ſeinen Triumphzug mit den Hunden zu ſehen.

Die Müllerin ſowol als meine Mutter ſahen damals bereits, jene in kürzerer, dieſe in längerer Zeit, ihrer Niederkunft entgegen. Die Müllerin lag ſchon in ihrem großen Bette, das am Fenſter ſtand. Da trat meine Mutter, die ſich in der Stube nebenan entkleidet hatte und durch die noch offene Mühle ins Haus gekommen war, herein und ſagte: „Erſchrick nicht, ich will meinen Mann nur einmal auf dem Horn blaſen und die Stunde abrufen hören.“ Damit ſchlüpfte ſie zu ihr ins Bett und legte ſich ans Fenſter. Bald kam der Vater mit den Hunden daher. Die Frauen richteten ſich im Bette empor, umſchlangen ſich mit dem Arm und ſteckten beide den Kopf in das kleine Fenſter, das die Mutter ein wenig aufſchob. Der Vater marſchirte mit ſeinem ganzen Gefolge vorbei, rief mit deutlicher Stimme in hochdeutſcher Rede die Stunde ab, und blieb ſogar unweit der Mühle ſtehen und ſang das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ Nachdem er vorüber gezogen war, ſchwatzten die Frauen noch eine Zeit lang miteinander und dann ſchlief die Müllerin ein. Die Mutter aber blieb wach, wenigſtens hat ſie den Vater nicht weniger als drei Mal noch vorüberziehen ſehen und die Stunde abrufen hören. Dann ſtand ſie ſtillſchweigend auf, ohne daß die Müllerin erwachte. In der Stube kleidete ſie ſich im Dunkeln an und ging dann durch die Mühle, wo an dieſem Tage die ganze Nacht hindurch gemahlen wurde, wieder hinaus. Jener Mühlknappe, der vor ihrer Verheirathung mit meinem Vater um ſie warb, hatte um Mitternacht aufſtehen müſſen und wartete die Mühle ab. Sie ſchlüpfte daher ſo raſch als möglich durch die Mühle hinaus und ließ diesmal ſeine Neckereien ganz ohne Antwort, die er, von ſeinem Sitze aufſtehend, ihr nachrief. So oft ſie ſonſt in die Mühle kam, wo er dann ſtets, wie es in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, allerlei ſpaßhafte Reden mit ihr hatte, wußte ſie ihm raſche und ſchnippiſche Antworten zu geben. Der Mühlknappe aber trat in die Mühlthür, und ſah ihr anfangs nach. Als dann der Vater vorbeikam, um heimzukehren, ſagte er ihm, daß die Mutter ſoeben die Mühle verlaſſen habe, und der errieth ſogleich, weswegen ſie dort geweſen war.

Der Vater war diesmal wie im Traume mit ſeinen Hunden in der ſchönen Mondſcheinnacht umhergezogen. Er hatte fortwährend an ſein junges Weib gedacht, das er daheim im Hirtenhauſe glaubte, und den Wunſch ausgeſponnen, daß ſie ihm einen Sohn zur Welt bringen und daß es ihm gelingen möchte, dieſen zu einem Geiſtlichen zu machen, wie er es ſelbſt ſo gern geworden wäre. Da er einmal zufällig in die Taſche griff, fühlte er darin einen alten Paulusͤpfennig, den er wie eine Art von Talisman mit ſich herumtrug. Nachdem er von dem Mühlknappen jene Nachricht erhalten, kehrte er in ſchalkhafter Stimmung in das Hirtenhaus zurück. Als er ſich zur Ruhe begab, wollte er der Mutter vor lauter Liebesinbrunſt einen kleinen Schreck einjagen. Er behielt den eiskalten Paulusͤpfennig in der Hand und drückte ihn auf ihre linke Wade, worauf ſie ſogleich erwachte.

Wenn nun in meiner früheſten Kindheit mein Vater, der ſonſt ſo heiter war, ſich einmal betrübt oder verſtimmt zeigte, ſo entblößte meine Mutter wohl eine Stelle an meiner linken Wade und zeigte ſie ihm. Er wurde dann ſogleich wieder heiter und lachte. Ich ſelbſt wurde hierdurch aufmerkſam auf jene Stelle an meinem Fuß, und bemerkte dort ein Maal von der Größe eines Pfennigs, worauf deutlich ein Prieſter mit Mantel und Kragen zu ſehen war. Oft fragte ich die Mutter, was denn das Maal zu bedeuten habe und woher es käme, da ich bemerkt hatte, daß andere Kinder und darunter das kleine Mühldortchen, welches einige Monate vor mir geboren war, keinen ſolchen Prieſter mit Mantel und Kragen an der linken Wade trugen. Meine Mutter erröthtete dann jedesmal und lächelte. Dabei wich ſie meinen Fragen aus, und wenn ich nicht ablieſß, ſie mit meiner Neugier zu beſtürmen, ſo ſagte ſie wol gar: „Das darfſt du nicht wiſſen, mein Sohn.“ Es dauerte auch in der That eine geraume Zeit, bis ich Alles dies, was ich ſoeben erzählt, im Zuſammenhange erfuhr.

Die Geſchichte mit dem Paulospfennig läßt den Leſer bereits einen Blick thun in das Innere meines Vaters um dieſe Zeit. Es war gerade in den erſten Jahren nach ſeiner Hochzeit, wo nach ſeiner eigenen Angabe ſein Geiſt am lebhafteſten war. Damals grübelte er mehr als je an der Gottheit und las ſogar, wie er ſagte, Bücher, wonach gar kein Menſch hätte ſelig werden können. In jenen Jahren erbarmte es eine Humanitätsgeſellſchaft zu Knobenburg der Hirten, weil ſie ſo einſam wären, und ſie dachte, ſie könnten dabei auf ſchlimme Gedanken kommen. Die Mitglieder der Geſellſchaft hielten darauf, daß die Hirten ſollten Strümpfe ſtricken lernen und Bücher dazu leſen, wie die Frauen in der Stadt, und gingen umher und ſahen zu, ob die Hirten auch wol fleißig waren. Zu den auswärtigen Mitgliedern der Geſellſchaft gehörte auch der Pfarrer Korn in Grünrode. Der kam zum Vater eines Abends ins Haus und fragte: ob er nicht das Strumpfſtricken lernen und Bücher leſen wollte. Das verſprach er ihm und der Pfarrer machte ſpäter Berichte über ihn an die Humanitätsgeſellſchaft, wonach er ein Muſterhirt war. Als die Herren in der Stadt das laſen, kamen ſie auch zu ihm in den Wald und brachten ihm auch ſelbſt allerlei Bücher, die aber der Pfarrer nicht loben wollte, wenn er davon hörte.

Einſtmals forderte der Pfarrer meinen Vater auf, ſich einen Stellvertreter bei der Heerde zu nehmen und auf einen Tag mit ihm nach Knobenburg zu gehen, wo die Humanitätsgeſellſchaft eine feſtliche Verſammlung halten wollte. Mein Vater fand dort mehrere Hirten aus der Gegend, die ſich gleich ihm der Geſellſchaft angeſchloſſen hatten und meiſt mit ihren Predigern erſchienen waren. Der ehrwürdige Rector Fiſcher hielt einen Vortrag über den Fortſchritt der Cultur in Europa, während deſſen die Hirten verwundert in dem großen Saale umherſchauten, und der auf meinen Vater, ſoweit er ihn verſtand, einen großen Eindruck machte. Auf einem Tiſche, der vor dem Redner ſtand, lagen die Strümpfe aus, welche die Hirten geſtrickt hatten, und ein paar Strümpfe von ſchwarzer Wolle, die mein Vater geſtrickt, waren durch ihre Lage beſonders hervorgehoben und als Muſterſtrümpfe bezeichnet. Vor der Eröffnung der Verſammlung gingen die Herren von der Humanitätsgeſellſchaft an den Tiſch, nahmen die Strümpfe in die Hand und beſahen ſie. Nach der Sitzung wurden ſie zur Aufmunterung der Hirten an die Mitglieder der Humanitätsgeſellſchaft verſteigert, und es braucht nicht geſagt zu werden, daß alle Strümpfe in der Steigerung nach ihrem zehn- und zwölffachen Werthe bezahlt wurden. Am höchſten wurde der Muſterſtrumpf meines Vaters getrieben, und endlich kaufte ihn der Rector mindeſtens zum dreißigfachen Werthe. War mein Vater über dieſe Auszeichnung ſchon entzückt, ſo war meine Mutter ſelig, ſo oft ſie daran dachte.

Die Bauern im Dorfe waren mit ſeinem Strumpfſtricken und Leſen aber nicht zufrieden, und weil ſie ihm ſonſt gewogen waren, ſo verklagten ſie den Paſtor beim Conſiſtorium, weil er ihnen den Kuhhirten verführte. Das Conſiſtorium gehörte ſelbſt zur Humanitätsgeſellſchaft und hätte die Sache gern vertuſcht. Als bei der Gelegenheit auch die weltlichen Behörden erfuhren, daß die Geſellſchaft in der Stadt die Hirten zum Strumpfſtricken zu verleiten ſuchte, ſchickten ſie einen Polizeicommiſſar, der nahm Alles zu Protokoll und legte den Strumpf bei, den mein Vater eben ſtrickte. Danach wurde die Geſellſchaft in der Stadt durch den König verboten. Den Hirten aber wurde bekannt gemacht, es ſolle Alles beim Alten bleiben mit dem Müßiggange, und kein Kuhhirt ſolle ſich wieder unterſtehen einen Strumpf zu ſtricken. Auch ſollte die damals überhandnehmende Neuerung aufhören, daß die Hirten den Kühen immer Buntes vorwürfen, damit ſie ſich davor ſcheuten und bunte Kälber zur Welt brächten. „Die Bauern wollen nun einmal, daß Alles beim Alten bleibt“, klagte mein Vater, wenn er hiervon ſprach, „und doch iſt eine bunte Kuh weit anmuthiger anzuſchauen als eine braune.“ An den braunen Heerden hatten ſich zu jener Zeit alle Kuhhirten müde geſehen, und auch die Herren, die zu der Humanitätsgeſellſchaft gehört hatten, hielten nicht viel davon. In dem Jahre, wo der König von Frankreich hingerichtet wurde, kam ein alter Herr, der zu dieſer Geſellſchaft gehört hatte, zu meinem Vater in das Grünröder Holz und ſagte: ob denn das die Hirten wol nicht in der Gewalt hätten, daß die Kälber alle bunt werden könnten? Man müſſe jetzt auf den Fortſchritt ſehen. Daß es aber mit dem Stricken auf die Dauer nicht ging, ſah der Vater ſelbſt bald ein. Denn zum Exempel, wenn das Vieh im Frühling zuerſt wieder ausgetrieben wurde, ſo war es in der Regel luſtig; fing es auf den Bergen ein wenig an zu tanzen, und dachten die Hirten da nur an den Strickſtrumpf, ſo brachen die Kühe beim Tanzen ein Bein, ehe man ſich's verſah. Wie oft hörte der Vater nicht auch, wenn er unter einem Felſen ſaß, uber ſich einen Krach im Gebüſch, das den Felsrand umſäumte, und da brach dann das Rindvieh mit den Vorderfüßen hindurch, daß er hätte meinen ſollen, es ſtürze ihm ſogleich auf den Kopf. Es ließ ſich nun freilich, wie ich das als Kind oft genug mit anſah, in der Regel vorſichtig genug auf den Vorderfüßen durch die Büſche hindurch, wandte ſich dann behutſam und ging hart am Rande der Wand noch vor den Büſchen dahin, biß den Blumen die Köpfe ab und ſuchte da ſein Futter. Aber manchmal fiel doch eine herunter, und ein Herr aus der Stadt, der es einmal mit anſah, wie ſo eine ſtattliche Kuh mit ihren Hörnern ganz majeſtätiſch den Berg herunterpurzelte, als ginge da der rechte Weg, ſagte nachher zum Vater, das hätte gut ausgeſehen. Niemand aber hätte den Bauern eine Entſchädigung gegeben, wenn ihr Vieh deshalb zu Falle gekommen wäre, weil der Hirt es über dem Stricken verſäumte.

Mit dem Bücherleſen aber fuhr mein Vater damals noch fort, wenn auch das Stricken und die Humanitätsgeſellſchaft verboten war.

So oft er in ſpätern Jahren auf dieſe Zeit zu reden kam, ſprach er ſich ungefähr folgendermaßen darüber aus: „Damals habe ich geforſcht am Weltlichen und den Stein der Weiſen gedacht zu erhalten. Der Stein der Weiſen aber wird gewonnen durch den Specich*). Ein Weiſer darf weder fluchen noch verwünſchen, und ſo habe ich's auch gehalten, obgleich wir den Stein der Weiſen noch nicht hatten. Ich habe mich dazumal mit einem alten Bergmann eingelaſſen, der in Grünrode wohnte und Gold machen wollte. Mir aber war es nicht ums Gold, ſondern um den Stein der Weiſen zu thun, denn der wird bei dem Feuern und Schmelzen mit eingeſchmolzen. Aber er fand ſich nicht und wir lernten auch das Goldmachen nicht. Aus Eiſen konnten wir Kupfer machen, aber das deckte die Koſten nicht, weil der Speicӡ ſo theuer war, man muß Eiſen zu Gold machen können.

---

*) Ein Spiritus.

„Seitdem habe ich das Grübeln großentheils eingeſtellt, habe aber wol gehört, daß andere Leute es noch fortſetzen, inſonderheit die Freimaurer. Einige ſagen von ihnen, ſie grübeln und arbeiten an der Gottheit, die Andern aber, ſie ſuchen den Stein der Weiſen, und man kann nicht dahinter kommen, welche von Beiden Recht haben. Die Allmacht kriegen (erforſchen) ſie aber nicht, das will ich den Freimaurern vorherſagen.

„Von den Büchern habe ich mich auf die Letzt auch zurückgezogen. Die Bücher bringen ein Licht in die Welt, aber die Menſchen können das Licht nicht begreifen. Ja, ſelbſt wenn man die Heilige Schrift ordentlich lieſt, und punktum-kommamäßig, kommt man nicht durch. Denn was ſprach Gott ſchon im Anfange? Laſſet uns Menſchen machen! Mithin muß Gott ſchon Jemand bei ſich gehabt haben, als er die Menſchen gemacht hat. Und ſo ſind noch mehrere ſchwierige Punkte, und ich glaube nicht daran, wie der Barbier die Schrift auslegen wollte und ſagte: Kain hätte ein Affenweib genommen, denn das hätte ſelbſt dem Kain nicht gut angeſtanden. Und das iſt überhaupt ein ſchwerer Punkt, daß die Erde aus Nichts geſchaffen iſt. O dieſer Punkt, dieſer Punkt!"

So ſprach mein Vater nicht ſelten. Wir aber finden wol ein andermal Muße, ſeinen philoſophiſchen Betrachtungen wieder zu lauſchen.

Zweites Capitel.

Vom Vetter Klee, von einem Huſaren und von einem Bleſſen, der den Pfarrer zuerſt auf geiſtliche Gedanken brachte.

Mein lieber Leſer, ich habe ſelige Tage verlebt in dem alten Hirtenhauſe am Ende des Dorfes. Meine Mutter aber, die noch immer halb ſtädtiſch gekleidet einherging, ſang immer ſo wehmüthig-luſtige Lieder, etwa des Inhalts, daß es nicht immer ſo bleiben könne, und dabei hing ich mich denn, wenn wir in den Wald gingen und dem Vater das Mittagseſſen hintrugen, an den Zipfel ihres unter der linken Hand zuſammengeſchlagenen Mantels und ließ mich ſo von ihr nachziehen. Die ſchönſte Zeit meines Lebens aber war die, als ich ein klein wenig mehr herangewachſen war und nun nach den Erzählungen und Erinnerungen der Mutter mir die erſten kindlichen Vorſtellungen bildete. Damals deutete ich mir unter Anderm auf ganz beſondere Weiſe ein Lied, das ebenfalls zu den Lieblingsliedern meiner Mutter gehörte, und das alſo begann:

Ein Schäfermädchen weidete
Zwei Lämmchen an der Hand
Auf einer Flur, wo fetter Klee
Beim Gänſeblümchen ſtand.

Weil nun die Mutter auch von ihrem Aufenthalte in der Stadt und vom Vetter Klee, in deſſen Hauſe ſie ſich gleichſam in den Kreiſen der höhern Geſellſchaft bewegt hatte, gar oft erzählte, ſo glaubte ich nicht anders, als daß auf jener Flur, von der das Lied ſingt, der Vetter Klee beim Gänſeblümchen geſtanden habe. Ich ſah ihn ordentlich vor mir, den Vetter Klee in ſeinem Sonntagsrocke und das ſpaniſche Rohr in der Hand, wie er neben dem Gänſeblümchen ſtand auf derſelben Flur, wo das Schäfermädchen ſeine zwei Lämmchen weidete. Sie Alle zuſammen hörten dann den Kuckuck ſchreien, der auch in dem Liede vorkam, der aber, wie ich erſt ſpäter bemerkte, eigentlich der Liebſte des Schäfermädchens war. Die ganze Scene vom Gänſeblümchen, dem Schäfermädchen und dem Vetter Klee mit dem ſpaniſchen Rohr machte aber auf mich einen wahrhaft paradieſiſchen Eindruck, und noch lange nachher verwebten ſich meine Vorſtellungen vom Himmelreiche immer mit jener Flur, wo der Kuckuck zuletzt dem Schäfermädchen ganz zudringlich ins Ohr ſchrie: Kuckuck, Kuckuck, Kuckuck.

Viel ſchlimmer war ein anderes Misverſtändniß. Ich hatte gehört, daß der liebe Gott der „Höchſte“ ſei, und deshalb ſah ich eines Tages anhaltend zu unſerm Dache empor, weil ich glaubte, er müſſe auf dem Schornſteine ſitzen.

Dann wieder hörte ich den Vater ſagen, weil er eines Tages wegen eines ſtarken Regens vor der Zeit mit ſeiner Heerde nach Hauſe kam, „es gießt mit Mollen“*). Darauf ſtellte ich mir den lieben Gott als einen ſtarken Mann im blauen Kittel vor, der oben am Himmel ſtände und ganze Mollen voll Waſſer herunter göſſe; denn ſolche blauen Kittel trugen die Händler, welche von Molmerswende und Bennekenſtein herunterſtiegen und Mollen feil boten.

Am längſten hat ſich die folgende, zum Glück weniger heidniſche Vorſtellung bei mir erhalten. Weil ich einmal in der Kirche hörte, wie an dem einen Sonntage für die Schullehrerwitwen und an dem nächſtfolgenden für die armen Studenten eine Collecte geſammelt wurde, ſo brachte ich dieſe beiden in ein und dieſelbe Kategorie und ſtellte mir die Studenten wie Schullehrerwitwen vor.

---

*) Mulden.

Zur Kirche wurde ich ſchon ſehr frühe angehalten. Am liebſten ging ich an den Feſttagen hinein, wo es mir immer ſo feierlich vorkam, als müſſe der liebe Gott irgendwo mit auf der Prieche ſitzen, beſonders unter dem „Herr Gott dich loben wir", wo die Burſchen noch jetzt die Stelle „Nun hilf uns, Herr, den Dienern dein" nach altem Brauche mit tiefer und grober Stimme ſingen. Am liebſten aber waren mir die Nachmittagsgottesdienſte der Feſttage, welche mir ſo ſtill und traulich erſchienen, als ob man zum lieben Gott „über Feld"[*] gegangen wäre und ihn allein zu Hauſe angetroffen hätte.

Ich war nun allmälig ſo weit herangewachſen, daß ich mit meinen kindlichen Vorſtellungen bereits an meinen zukünftigen Beruf dachte. Anfangs wollte ich Huſar werden; denn nichts hatte mir ſo ſehr gefallen, als eines Tages zu ſehen, wie die mit Remonte durchziehenden Huſaren in ſorgfältig über den Ellbogen aufgerollten Hemdärmeln ihre Pferde striegelten auf den Höfen der Bauern, bei denen ſie einquartiert waren. Einer der Soldaten hatte auf dem

---

[*] Auf Beſuch.

Oberarm ein rothes punktirtes Herz, in dem ſein eigener vollſtändiger Vor- und Zuname, ſowie ſein Geburtstag, aufgeführt war. Dieſes rothe Soldatenherz mit dem eigenen Namen des Soldaten vermiſchte ſich ganz mit meinen Vorſtellungen vom Soldatenleben, und ſo oft ich noch jetzt einen Soldaten ſehe, muß ich an den punktirten Oberarm des pferdeſtriegelnden Huſaren denken.

Nachdem ich die Stufe des Huſarenthums überwunden hatte, faßte ich ſogleich, um die Mittel zur Ausführung meines Planes wenig verlegen, den Entſchluß, ein Geiſtlicher zu werden. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich freilich geſtehen, daß dieſer Entſchluß zunächſt durch eine ſehr weltliche Veranlaſſung hervorgerufen wurde. Eines Tages ging ich während des Gottesdienſtes dort unten auf der Straße vorbei. Auf dem Kirchhofe, den ich durch die offen ſtehende Thür erblickte, ſtand das Gras ſo hoch und die Zwetſchenbäume auf den Gräbern hatten bereits Taſchen, und aus all dem Grün, in dem die Kirche wie verſunken war, tönte laut ſchallend, wie der Ruf des Kuckucks, die Stimme des Pfarrers; aus dem Luftloche aber, das ſich noch jetzt in meinem Pferdeſtalle befindet, ſteckte der Bleſſe, welcher von des damaligen Pfarrer Korn's Pferden an der Wand ſtand, wie ein Kutſchpferd nickend den Kopf heraus. Namentlich dieſer letzte Umſtand gefiel mir beſonders wohl und muthete mich gar heiter an, und damals eben wünſchte ich mir zum erſten Male ein Geiſtlicher zu werden. Solche Regungen werden in einem Hauſe, wie das unſerige war, wo Alles nach dem Höhern ſtrebte, von den Eltern ſtets mit Stolz und Wohlgefallen angeſehen und aufs liebevollſte gepflegt. Mit wahrer Andacht hörten ſie zu, wenn ich zuweilen des Abends auf den Stein vor unſerm Hauſe ſtieg, und, indem ich die Hand wie ein Geiſtlicher bewegte, die tiefſinnigen Worte: „Predig, predig, Pape“ in die Luft ſchrie.

Drittes Capitel.

Wie der Pfarrer zum Wunderkinde erzogen wurde, aber in Gefahr gerieth ein Taugenichts zu werden und endlich mit dem kleinen Mühldortchen unter dem Schuppen ein anſtändiges Unterkommen fand.

Vorläufig beſuchte ich die Dorfſchule bei unſerm ehrlichen Cantor Naſemann und es war natürlich keine Ausſicht vorhanden, daß ich mich in ihr zum Geiſtlichen und Gelehrten ausbilden würde. Ich machte übrigens die beſten Fortſchritte, und der Cantor hat bei mir nie den Stock gebraucht, wenn auch ſeine Tochter, das kleine Guſtchen, zuweilen keinen Anſtand nahm mich auf offener Straße zu ohrfeigen. Sie wußte wol, daß ſie an der Liebe ihres Vaters einen Rückhalt hatte, und ſo ohrfeigte das kleine Ding auf der Straße oft ſelbſt viel ſtärkere Schulknaben als mich, ohne daß dieſe ſich das Mindeſte hätten zu Schulden kommen laſſen, und gewöhnlich auch, ohne daß ſie Widerſtand gewagt hätten. Wagte es ja einmal Einer, ſich zu wehren, ſo lief ſie heulend zu ihrem Vater, und der ſonſt ſo wackere Mann glaubte ſeiner Tochter ſtets zehnmal mehr als allen Schulknaben zuſammengenommen. So beliebte es ihr denn eines Tages auch einmal wieder, mich zuerſt mit Erdklößen zu werfen, und ſodann ſich noch auf mich zu ſtürzen, um mich zu prügeln. Da fällt ihr das kleine Mühldortchen, das ſchon etwas größer war als ich, von hinten in die Haare, und ſchlägt mächtig mit den Armen auf ſie los, ſodaß ſie jämmerlich ſchreit. Heulend lief Guſtchen zu ihrem Vater. Der aber ſchwieg diesmal ſtill und beſtrafte das Mühldortchen nicht für den Frevel an ſeiner Tochter, denn er mochte es mit Dortchen's Mutter nicht verderben. Sie war ſehr angeſehen im ganzen Dorfe und ſchickte ihm mitunter von ihrem Harzkäſe zu, durch den die Mühle einen beſondern Ruf erlangt hatte. Denn er gedeiht nicht bei allen Frauen gleich gut, es ſind beſtimmte Häuſer, oft ſchon alt und morſch, in denen er am beſten geräth, und dazu gehören beſonders die alten Mühlen, in denen die Waſſerdünſte und der Mehlſtaub bei einer milden und warmen Temperatur fortwährend durchs ganze Haus gehen.

Seit jenem Vorfalle ſchloß ich mich recht an meine Beſchützerin, das kleine Dortchen, an. Oft zog ſie mich von nun an mit in die Hinterſtube der Mühle, wo die Müllerin bei uns ſaß, den Käſe aus einer Tonne in die andere packte und ihn mit Waſſer befeuchtete, damit er nußbraun und ſchmackhaft würde. Dort in der Hinterſtube wurde es mir immer recht wohlig, was hauptſächlich von der Kokosnuß hergerührt haben mag, die dort oben an der Decke hing und die ein Vetter von Dortchen aus Amerika geſchickt hatte.

Oft ſchenkte mir die Müllerin Aepfel, und einer derſelben, den ich an einem Sonntag früh vor der Kirche von ihr erhielt, iſt eigentlich die Veranlaſſung geworden, daß ich noch zum Studiren gelangt bin. Ich ſehe ihn noch vor mir, er war ſo ſchön und rothbäckig, wie ich ſeitdem keinen Apfel wieder geſehen habe.

Ich war damals acht Jahr alt und Dortchen ein wenig älter. Ich theilte Dortchen mit, was ich mit dem Apfel vorhatte; ſie ſchwieg ſtill und ſagte nichts zu meinem Anſchlage, als hätte ſie meine Worte nicht gehört.

Ich wickelte aber den Apfel in ein Papier und kritzelte darauf „Lieber Gott, komm doch einmal zu uns nach Grünrode, die Aepfel ſind dies Jahr ſo ſchön gerathen". Als ich nun eine Stunde ſpäter mit der

Mutter in die Kirche ging und dieſer der Klingelbeutel vorgehalten wurde, warf ich ſchnell meinen Apfel hinein, denn ich glaubte nicht anders, als daß der liebe Gott ſelbſt den Inhalt des Klingelbeutels bekäme, ja ich hatte früher gemeint, die Pfennige würden ihm nach der Kirche hinter dem Altar aufgezählt, wo er ſich dann jedesmal einſtelle, um ſie in Empfang zu nehmen. Der Kirchvater aber hatte recht gut geſehen, wer das Papier mit dem Apfel hineingeworfen hatte und ſagte es dem Pfarrer wieder. Der Pfarrer, mein Vorgänger Korn, hatte gerade in dieſer Zeit den Plan gefaßt, ſeinen Emil, der ganz ungewöhnliche Fähigkeiten zeigte, zu einem Wunderkinde zu erziehen, und hätte gern noch einen zweiten Knaben aus ſeiner Gemeinde mit zum Unterrichte gehabt, weil ihm dann die Unterweiſung leichter und der für ihn alsdann zu erlangende Ruhm als Lehrmeiſter größer ſchien. Er kam daher am Montage zu meinen Eltern in das Hirtenhaus, um mich nach allen Seiten hin zu examiniren. Meine Mutter bemühte ſich anfangs, mir die rechte Haltung in Gegenwart des Pfarrers beizubringen, denn ich ſenkte den Kopf auf die Bruſt, und fuhr mit den Händen ſo verlegen hinten am Körper hin und her, daß ſie mir ſogar einen kleinen Schlag darauf gab. Als dann der Pfarrer fragte, was ich vom lieben Gott wiſſe, ſagte ſie mir halblaut, ſodaß der Pfarrer es ſah und hörte, vor: „Er — iſt — unſer — Aller — Herr — und — Vater“. Der Pfarrer mußte ihr dies erſt verweiſen und ſie bitten, mich allein reden zu laſſen, weil nicht ſie, ſondern ich möglicherweiſe mit ſeinem Emil als Wunderkind erzogen werden ſolle. Sie hatte bis dahin ſichtlich geglaubt, daß das Examen, wonach der Pfarrer ſich entſcheiden wollte, ob er mich mit in den Unterricht nähme und zum Studiren vorbereitete, zugleich ihr als meiner Mutter gelte. Ja ſie ſprach ihr Bedauern aus, daß ihr Mann nicht zu Hauſe ſei, weil der dem Pfarrer trefflich hätte antworten können. „Der hier“, ſagte ſie, auf mich deutend, „iſt nur erſt ein kleiner Bube. Wenn er freilich mit uns allein iſt, ſo ſpricht er doch ſchon ſeine Gedanken aus, und die ſind gar ſchnurrig.“ Die Mutter erzählte nun dem Pfarrer, wie ich von meiner früheſten Kindheit an über Gott und die Welt philoſophirt hatte, und weil ich mich weniger dumm anſtellte, als der Pfarrer mich leſen und ſchreiben ließ, und weil er hierbei auch mit den Fortſchritten, die ich in der Dorfſchule gemacht hatte, wohl zufrieden war, ſo verſprach er doch, mich von jetzt an mit ſeinem Emil in den Unterricht zu nehmen. Er fügte hinzu, wenn ich mit dieſem

Schritt zu halten im Stande ſei, ſo würden ſich ohne Zweifel Mittel und Wege finden, mich koſtenfrei ſtudiren zu laſſen. Meine Mutter war überglücklich hierüber und ebenſo der Vater, als er nach Hauſe kam.

Von jetzt an aber waren die guten Tage meiner Kindheit vorbei. Das kleine Dortchen ſchien ſich nicht mehr um mich zu kümmern. Da ſie ſich gern mit Erwachſenen, beſonders mit Frauen unterhielt, ſo ſtand ſie wol zuweilen in der Thür des Hirtenhauſes und ſprach mit meiner Mutter; doch ging ſie gewöhnlich bald fort, wenn ich dann in meinen Freiſtunden dazu kam.

Eingehüllt in den Tabaksdampf von der Pfeiſe des vor uns ſitzenden Pfarrers ſaßen wir, Emil und ich, auf ſeiner Studirſtube; in der Ecke ſtand ein kleines Röhrchen, welches ich oft auf Geheiß des Pfarrers herbeiholen mußte, um damit gezüchtigt zu werden, denn ich blieb hinter Emil in allen Dingen zurück. Selten ſah mich der Pfarrer einmal freundlich an. Nur wenn er mit mir und Emil an jedem Mittwoch Nachmittag über die Grenze zog und jeder in der Taſche ſeinen Theil von dem Bedarf der Pfarre an Zucker und Kaffee für die ganze Woche heimtrug, damit dieſe Dinge nicht verſteuert zu werden brauchten, wurde er, nachdem er bei dem Kaufmann auf dem jenſeitigen

Grenzdorfe ein Viertel Wein getrunken hatte, oft ſo luſtig auf dem Heimwege, daß er uns ſogar bei vollen Taſchen ſeine alten Burſchenlieder vorſang. Auch lehrte er uns das Lied mitſingen:

Gaudeamus igitur
Juvenes dum sumus.

Es hat mir auf dieſen Wanderungen mehrere Ohrfeigen eingetragen, bevor ich es mit den andern beiden „Jünglingen", dem Pfarrer und ſeinem Emil, mitſingen konnte. Die Stimme des Pfarrers aber, wie er ſo durch Wald und Hecken dahinſchritt, übertönte laut unſere zarten Knabenſtimmen, und er ging ſo raſch und erregt, wenn er dieſes Lied ſang, daß er oft nicht bemerkte, wie wir eine ganze Strecke weit hinter ihm zurückgeblieben waren.

Am Donnerſtage regirte dann wieder auf des Pfarrers Studirſtube ausſchließlich das Röhrchen. Hatte es mich einmal recht empfindlich getroffen, ſo theilte Emil, der im Grunde ein gutherziger Knabe war, nach den Unterrichtsſtunden ſein Zuckerwerk mit mir. Denn er war ſehr naſchhaft, und ſeine Mutter, die es ſchmerzte, daß ihm durch die Pläne des Vaters alle Freuden der Kindheit verloren gingen, ſteckte ihm Geld zu, für das er an jedem Mittwoch ſich bei dem Krämer draußen im Laden heimlich Naſchwaaren kaufte, während der Pfarrer in der Stube ſein Glas Wein trank.

Wiewol Emil jünger war als ich, war er doch nach einem Jahre ſoweit gelangt, daß ich ſeinem Unterrichte nicht von Ferne mehr folgen konnte, und nur aus Mitleid wurde ich noch vom Pfarrer auf der Stube behalten, um für mich ala und amo aus der Grammatik zu lernen. Nach einiger Zeit ſtellte der Pfarrer einen Candidaten als Stellvertreter und nahm einen mehrjährigen Urlaub, um Emil als Wunderkind für Geld im Lande ſehen zu laſſen, ich blieb in Grünrode zurück, und ſomit waren alle die von ihm bei meinen Eltern erregten Hoffnungen, daß ich zum Studiren gelangen möchte, geknickt.

Zum Hirtenknaben war ich auch nicht mehr zu gebrauchen, und mit alauda cantat und amo im Kopfe war ich auf dem beſten Wege ein Taugenichts zu werden, um ſo mehr da der Pfarrer Korn, vielleicht aus einem gewiſſen Stolz, meinem Vater verboten hatte, mich wieder in die Dorfſchule zu ſchicken, weil ich in ihr nun doch nichts mehr lernen könne.

Ich hatte keinen Geſpielen mehr im Dorfe, und ſo ſchweifte ich denn den ganzen Tag über müßig um daſſelbe herum. Zu dem Vater in den Wald getraute ich mich nicht recht, denn ich ſah, daß er ſehr betrübt und ſelbſt beſorgt um mich war. Auch ſprach er faſt gar nicht mit mir, als ob ich etwas verbrochen hätte, während die Mutter mich oft zärtlich ans Herz drückte und mich dabei nicht ſehen laſſen wollte, daß ſie vor Kummer weinte. Ich bemerkte ihre Thränen über mich aber doch, und ſo mied ich auch während der wenigen Stunden das Hirtenhaus, welche ich anfangs noch bei Tage in der Geſellſchaft meiner Mutter zugebracht hatte. Immer wieder ſuchte ich den dreifachen waldigen Höhenzug auf, von dem ſich in einer nicht ſehr weiten Entfernung von Grünrode immer einer über den andern erhebt, und der die kurze Ausſicht von unſerm Dorfe aus begrenzt. Am Fuße der letzten Höhe dehnt ſich näher nach dem Dorfe zu eine Wieſe, die bereits gemäht war und hinter deren Grummethaufen ich damals an den ſonnigen Herbſttagen, wenn keine Arbeiter zugegen waren, gewöhnlich mich lagerte und die Grammatik aus der Taſche zog, die ich zum Selbſtſtudium ſtets bei mir trug. Hinter der Wieſe beginnt eine Reihe von Zäunen, und dann folgen ſogleich einige einzeln ſtehende Häuſer, die äußerſten des Dorfes. Nachdem ich eines Tages auch wieder ohne rechten Erfolg in der Grammatik ſtudirt, ſchlich ich träge und ſcheu, als dürfe ich mich vor Niemand ſehen laſſen, an dieſen Häuſern vorbei, und dann hinab an einer langen, krummen Reihe von lebendigen Dornhecken, die bereits fahl und herbſtlich ausſahen und von einzelnen Weidenbäumen unterbrochen werden. Dann ging ich wieder über eine breite Wieſe mit hohen Grummethaufen, und kam dann nochmals an einzelnen ſchiefen Bäumen vorbei, deren Laubwerk um dieſe Zeit immer ſo feucht und ſo eigen glänzt, weil ſich Nebel, Regen und auch noch etwas „fliegender Sommer“, wie wir es hier nennen, darin verfängt. Von hier aus wollte ich die entgegengeſetzte Richtung um das Dorf herum einſchlagen. Aber ich ging doch an dem morſchen Staket entlang, das ſich eine Strecke weit in gerader Linie mit dieſen Bäumen hinzog, dann aber eine Wendung machte und ſich unter den überhängenden Obſtbäumen des Mühlgartens verlor.

Schon in frühern Jahren, als ich noch ſo viel mit Dortchen ſpielte, hatte ich wol zuweilen dieſen Schlangenweg von jenem Höhenzuge her bis zur Mühle durchlaufen. Jetzt aber ſtand ich wie erſtaunt ſtill vor dem Mühlbache, der geraden Wegs vom Gebirge herunter kam, denn ich hatte noch niemals auf ſeine Schönheit geachtet. Nicht weit von der Mühle theilt er ſich und ſchließt eine kleine Inſel ein, die mit Bäumen bewachſen iſt. Weil es kurz vorher geregnet hatte und der Bach angeſchwollen war, ſchoß das Waſſer gar munter um die kleine Inſel herum. Nachdem ſich dann beide Arme wieder vereinigt hatten, ſchoß der Bach, bei dem Ueberfluſſe an Waſſer überſchäumend wie der Krug des Gambrinus, das Wehr hinab. Ich ſah ihn weit im Bogen tief in ſeinem Bette rinnen, trächtige Obſtbäume und ſelbſt Raſen auf dem etwas abſchüſſigen Boden hingen darüber her. Wie er ſich ſo das Wehr hinabſtürzte, ſchien er zwiſchen das Obſt und die Bäume des Mühlgartens zu rinnen, ſodaß man hätte glauben mögen — o unermeßlicher Segen Gottes! — die Schmerlen und Forellen darin müßten an die Birnen und Aepfel fliegen. Wie dann der Bach in den Baumgarten niedergeſtürzt iſt, biegt ſich ſein Lauf etwas zur Seite, ſodaß das ſtattliche Müllerhaus gemächlich in der Bucht liegen kann. Am Ende des Hauſes läuft ein ſchmaler Steg über ihn hin, der noch jetzt zwiſchen zwei Zwetſchenbäumen liegt, und zu den hohen Stiefelbohnen führte, die hinten im Grabelande am Gartenſtaket ſtanden. Auf dieſem Stege ging eben das kleine Mühldortchen. Als ſie mich ſah, blieb ſie ſtehen und kehrte, ohne mir zu winken, um. Bald ſtand ſie neben mir vor der Mühle und war freundlicher und herzlicher als je gegen ihren ehemaligen Schulkameraden, deſſen hochſtrebende Wünſche auf eine ſo traurige Art Schiffbruch gelitten hatten. Sie zog mich auch wieder zu der Müllerin in die Hinterſtube, und es that mir ſehr wohl, als ich ſie freundlich ſah, und als ſie mich nicht mit ſo betrübten Mienen anſchaute, wie meine Eltern, denn ich hatte im Ernſt gefürchtet, daß alle Leute mich als verdorbenen Studenten ſo kummervoll anblicken würden als ſie. Die Müllerin aber behandelte mich ſo, als hätt' ich ohne Unterbrechung täglich unter der ausgedörrten Kokosnuß geſeſſen.

Sobald Dortchen aus der Schule kam, erwartete ich ſie an jedem Tage vor der Mühle. Wir ſuchten ſogar den alten Schuppen auf dem Mühlhofe wieder auf, der von jeher unſer Lieblingsaufenthalt geweſen war, denn Kinder müſſen außer ihrer menſchlichen Wohnung immer noch eine Art von Hühnerlatte haben, ein Plätzchen unter der Dachtraufe, wo der Regen ihnen ins Geſicht ſpritzt. Der erſte Schnee des Winters und die erſte Schwalbe im Frühjahr, ſie hatten uns von jeher, bis ich mit Emil unterrichtet wurde, unter dem Schuppen gefunden. Und auch in dieſem Jahre fanden uns dort die Novemberſtürme wieder, welche die Luken aus der Scheune der Mühle klappend hin und her warfen, bis der Müller den Mühlknappen hieß, ſie zu befeſtigen, und die uns den

Regen in Strömen von der Seite herein durch die offenen Wände des Schuppens ins Geſicht trieben. „So kommt doch herein!“ rief die Müllerin oft heraus. Sie wußte nicht, wie wohl es uns unter dem Schuppen war, ſie hatte es aus ihren eigenen Kinderjahren vergeſſen! Was wir dort ſprachen unter dem Schuppen? ich weiß es nicht, und ich glaube, es wird wenig oder nichts geweſen ſein, denn Dortchen fragte mich jetzt nicht einmal mehr: „Soll ich dein kleines Bräutchen ſein?“ Sie hatte das früher ſo oft gefragt, vielleicht in ihren kindiſchen Gedanken dazu veranlaßt durch die Scherzreden meiner Mutter und der Müllerin; denn die Frauen pflegten ſich vor dem verſtändigen Dortchen mit ihren Reden durchaus keinen Zwang anzuthun, gleichſam als könne ſie Alles mit anhören.

Wenn aber Dortchen jetzt dieſe Frage nicht mehr an mich richtete, ſo hinderte das doch nicht, daß ich mir gerade jetzt mitunter den Gedanken ausmalte, daß Dortchen einmal meine Frau werden ſollte. Ich dachte mir das etwa ſo, daß wir dann unſer ganzes Leben lang miteinander unter dem Schuppen ſtehen und zuſehen würden, wie die Sonne ſchiene und der Regen vom Dache tropfte, und daß wir dabei auf das Gackern der Hühner achten würden. Freilich hatte ich noch einen Wunſch für den Fall, daß Dortchen meine Frau würde, doch ſchien er mir wenig ausführbar. Als nämlich der Vetter Klee einmal an einem Sonntage im Einſpänner mit ſeiner Frau auf Beſuch nach Grünrode gefahren kam, wünſchte ich mir, daß ich mit Dortchen, wenn ſie meine Frau wäre, immerfort in einem Einſpänner umherfahren und dabei ſelbſt das Pferd in der Scheere lenken könnte, wie auch der Vetter Klee gethan hatte.

Viertes Capitel.

Worin ein Schneegeſtöber ausbricht, aus einem Muſterhirten ein heiliger Dreikönig und ein ſchlechter Spaß des Mühlknappen verhängnißvoll wird.

So verging der hereinbrechende Winter und der dann folgende Sommer, der Emil's Ruf als Wunderkind feſt begründete und ihm für alle Zeiten einen Platz in den Annalen der Wunderkinder ſicherte, für mich ſehr einförmig. Der Cantor Naſemann und der Stellvertreter des Pfarrers, welche mich einmal in Gegenwart meines Vaters ein wenig examinirten, als ſie Abends an dem Hirtenhauſe vorbeigingen, fanden Beide faſt zu meiner eigenen Verwunderung, daß ich, ſoweit ich auch hinter Emil zurückgeblieben war, doch unter der Aufſicht des Pfarrers mir bereits eine ziemliche Anzahl von Kenntniſſen erworben hatte. Gewiß hätten ſie ſich erboten, mir unentgeldlich weitern Unterricht zu geben, wenn mein Vater nur im Geringſten Ausſicht gehabt hätte, mich ſpäter auf Schulen zu bringen, nachdem nun einmal mein Geſchick von Emil's glänzendem Stern getrennt war. Doch wurde von jetzt an auch mein Vater wieder freundlicher gegen mich. Die Mutter entſagte gleich ihm allmälig ihrem Lieblingswunſche, mich als Pfarrer zu ſehen; vielleicht dachte ſie ernſthaft daran, daß ich die Müllerprofeſſion erlernen ſolle und mir dann ſpäter durch Fleiß und gutes Betragen trotz meiner Armuth einmal Dortchen's Hand erwerben würde. Mich aber hatte die Unterredung des Cantors und des Candidaten mit meinen Eltern nur zu einem fleißigern Selbſtſtudium als bisher ermuntert, und oftmals ſaß ich jetzt an ſchönen Nachmittagen in der Kammer des alten Hirtenhauſes im Fenſter und ſchlenkerte die aus dem Fenſter hängenden Beine draußen in der Luft umher, während ich eifrig in der Grammatik lernte.

Von neuem kam der Herbſt heran und nach ihm der Winter. Um die Weihnachtszeit eines jeden Jahres fiel ſtets die eigentliche Glanzperiode meines Vaters. Er zog dann jedesmal während der Dämmerſtunden in Grünrode umher und blies als Kuhhirt im Regen und Schnee an einigen Stellen des Dorfes ſein Horn. Die Mütter ſagten dann in den Häuſern den kleinen Kindern, das ſei der Weihnachtsmann, zeigten auch wol den ſchneebedeckten Mann den Kleinen aus dem Fenſter. Dortchen und ich aber zogen mit einem großen Theile der erwachſenen Schuljugend hinter ihm her und betrachteten den Vater mit Ehrfurcht aus der Entfernung. Da der Schafhirt nun in dieſem Jahre eine alte Gerechtſame für ſeinen Stand hervorſuchte und gleichfalls wieder begann als Weihnachtsmann in Grünrode umherzuziehen, wofür die Leute den Hirten ſtets beſchenkten, redete die Mutter, die auf den Vater ſo ſtolz war, ihm zu, auf Größeres zu denken. Er räumte alſo nun dem Schafhirten für dieſe Tage das Feld und ſchloß ſich an die heiligen drei Könige an, die vor Weihnachten in den Häuſern umherzogen und bei denen damals gerade eine Stelle vacant war. Als der jüngſte von ihnen mußte er einen alten hölzernen Kaſten, in dem mehrere ſchwarz angeſtrichene, roh geſchnitzte Holzfiguren ſich befanden, an einer langen Stange forttragen. Dieſe ließ er dann, wenn ſie zu den Leuten in die Häuſer kamen, auf den Boden nieder und ſo ſangen ſie dreiſtimmig ein Lied, das alſo begann:

Die heiligen drei Könige aus Mohrenland,
Die Sonne hat ſie ſo ſchwarz gebrannt. —

während mein Vater die heiligen drei Könige an der

Stange auf dem Boden tanzen ließ. Dazu hatten die Männer lange weiße Hemden übergezogen, und trotzdem, daß ihre Geſichter nicht geſchwärzt waren, wurden ſie doch von den Kindern gemeiniglich ſelbſt als die heiligen drei Könige betrachtet, welche nun auf den Bauernhöfen herumzögen und die Geburt des Herrn verkündigten.

Meine Mutter war überglücklich, als ſie den Vater mit den heiligen drei Königen davonziehen ſah, denn dies war die höchſte Ehre, welche ihr nach ihren Gedanken widerfahren konnte. Aber es ſollte leider dieſer Umzug uns Unglück ins Haus bringen.

Die heiligen drei Könige zeigten ſich nicht nur in Grünrode ſelbſt, ſondern zogen auch auf die benachbarten Ortſchaften und wollten von da aus an jedem Abende nach Grünrode zurückkehren. Sie waren beide zwar das, was man einen Pfiffikus nennt, und hatten ſich deshalb eines gewiſſen Rufes in Grünrode zu erfreuen. Aber ſie waren dabei etwas lockere Zeiſige und benutzten ſeit ihrer Verheirathung namentlich die Dreikönigsfahrt, um alljährlich wenigſtens einmal doch fern von ihren Weibern die Freuden des Lebens zu genießen. Mein Vater war als ein ſehr nüchterner und ordentlicher Mann bekannt, und ſie ſetzten etwas darein, ihm in den Wirthshäuſern, wo ſie einkehrten, tapfer zuzutrinken. Am erſten Tage weigerte er ſich, ihnen immer Beſcheid zu thun; am zweiten Tage dagegen, wo ſie bereits auswärts waren, hatte er einen kleinen Rauſch im Kopfe, als er allein heimkehrte, denn ſeine Genoſſen hatten es vorgezogen, auswärts zu übernachten. Am Morgen des dritten Tages holte er ſie in der Schenke, wo ſie ihr Nachtquartier genommen hatten, wieder ab, und jetzt ſtiegen ſie in die höher liegenden Gebirgsdörfer hinauf. An dieſem Tage nun machte ihm ein ungeheurer Schneefall in den höhern Gebirgsregionen die Rückkehr nach Grünrode für den Abend gänzlich unmöglich, und er war gezwungen, dem Drängen ſeiner Gefährten nachzugeben und mit ihnen im Wirthshauſe zu übernachten.

Als der Vater um neun Uhr Abends nicht zurück war, ſchmeichelte die Mutter um mich herum, mich zu bewegen, das Horn zu nehmen und im Dorfe die Stunde abzublaſen. Ich hatte aber nicht den Muth dazu, und nach zehn Uhr mußte die Mutter ſich endlich ſelbſt entſchließen, den alten grauen Wächtermantel des Vaters umzuhängen und das Horn zu nehmen. Sie begab ſich auf den Weg mit den Worten: „Ich fürchte mich nur vor den Hunden.“ So ging ſie denn zagend zum Hirtenhauſe hinaus. Die Hunde des Dorfes aber erinnerten ſich ihrer noch recht gut, denn alle waren ja aus unſerm Hirtenhauſe zu den Bauern gekommen. Liefen ihr auch nicht alle nach, wie dem Vater, ſo iſt ſie doch auch von keinem in den Fuß gebiſſen worden. Einzelnen aber, die ſich doch zu ihr geſellten, warf ſie mitunter einen Brocken Brotes zu und rief ſie mit ihrer ganzen Freundlichkeit beim Namen. So ging denn Alles gut vorüber. Gegen Morgen kehrte ſie zurück, ſchüttelte den alten Wächtermantel, indem ſie ihn abnahm, vom Schnee rein und ſetzte ſich auf den Sorgenſtuhl hinter dem Ofen, worin ich in Feuer angezündet und ihr den dünnen Kaffee vom vorigen Tage gewärmt hatte. Sie ſchenkte mir auch davon ein und begann ihren Umzug zu erzählen, wobei ſie ſogar zuletzt recht heiter wurde.

Wiewol in Grünrode ſelbſt der Schneefall noch nicht ſo arg war, ſo lag doch der Grund, weswegen der Vater nicht zurückgekehrt war, hinlänglich am Tage. Auch ſo freilich konnte die Mutter ſelbſt kaum vor mir ihre Bekümmerniß darüber bergen, daß ſie ihn an einen fremden Orte in Geſellſchaft der Dreikönige wiſſen mußte. Die Wolke von ihrer Stirn verſchwand indeſſen bald wieder, und ſie begann mit ihrer ganzen Zärtlichkeit mit mir von meinem Vater zu plaudern, den ſie noch immer durchaus als ein Genie betrachtete. Mit Stolz ſprach ſie von der Zeit, wo die Geſellſchaft in der Stadt ihr Augenmerk auf ihn als Hirten gerichtet, und wo der Rector in der Verſteigerung die von ihm geſtrickten Strümpfe an ſich gebracht hatte. „Ich will dir's nur geſtehen, Fritz“, ſprach ſie, „ich bin in den allererſten Jahren unſerer Verheirathung nicht umſonſt ſo oft des Nachmittages zu deinem Vater in den Wald gegangen, ich habe ihm immer die Zwickel gemacht an den Strümpfen, die er ſtrickte, und an dem Strumpfe, den der Rector gekauft hat, war mir der Zwickel beſonders wohl gerathen.“

Am Mittag dieſes Tages hörten wir bereits von einem Fuhrmann, der ins Gebirge hatte fahren wollen und zur Umkehr genöthigt geweſen war, daß der Schneefall droben noch viel ſchlimmer geworden ſei, und in der That kam der Vater auch diesmal am Abende nicht heim. Um zehn Uhr Abends nahm die Mutter wieder ſeinen Wächtermantel und ſeinen Stab. Unſer großer Hirtenhund, der in der erſten Nacht der Mutter nicht hatte folgen wollen, ſondern ruhig hinter dem Ofen liegen geblieben war, ſtieg ihr nach über die Schwelle des Hauſes, und das war das letzte Mal, daß ich die gute Mutter geſund ſah.

Sie war in dieſer Nacht ſchon ganz kühn. Sie begnügte ſich nicht damit zu blaſen, ſondern ſuchte auch die Stimme und die Sprache des Vaters nachzuahmen, und rief ſeinen Wächterruf. Nicht umſonſt hatte ſie in jener Nacht ihn im Bette der Müllerin aus der Nähe belauſcht. Die Hunde aus dem Dorfe kamen diesmal viel zahlreicher als in der erſten Nacht, und die Mutter hatte als oberſter Wächter des Dorfes diesmal eine ganz anſehnliche Schar von zottigen Nachtwächtern hinter ſich.

Zum Unglück hatte ich am Tage vorher gegen Dortchen von der Sache geplaudert, und ſo war's in der Mühle bekannt geworden, daß die Mutter vielleicht auch in dieſer Nacht wieder als Wächter umherziehen werde. Jener Mühlknappe nun, der einſt um die Mutter geworben und der ihr noch zuweilen nachgeſtellt haben ſoll, gab in dieſer Nacht Achtung und erkannte leicht die Mutter an der Stimme. Hierauf nahm er ein Horn, das er ſich im voraus vom Schafhirten geliehen hatte, und ſchlich ſich in ſeinem weißen Müllerrocke aus der Mühle, ſodaß er der Mutter plötzlich von der entgegengeſetzten Seite her auf der Straße entgegentrat. In demſelben Augenblicke äffte er den Wächterruf des Vaters nach und ſtieß, gleich der Mutter, ins Horn.

Die arme junge Frau, welche ſicherlich vor mir, ihrem Sohne, die Angſt, mit der ſie zur Nachtzeit im

Dorfe umherzog, ſoviel als möglich verborgen hatte, wurde durch die weiße Erſcheinung und den Wächterruf aufs heftigſte erſchreckt. Vielleicht glaubte ſie gar, dem Vater ſei bei den heiligen drei Königen ein Unglück zugeſtoßen und er zeige ſich ihr nun als Geſpenſt, oder ſie erſchrak auch nur, weil ſie hier auf dieſem heimlichen Gange ſo unerwartet von einem Manne verfolgt wurde. Als der Mühlknappe ins Horn ſtieß, ſank ſie für todt zu Boden. In demſelben Augenblicke ſprangen alle Hunde hinter der Mutter hervor auf ihn zu und verfolgten den fliehenden Knappen in die Mühle, in deren Nähe ſich das Ganze ereignete.

Von dem Geheul der Hunde erwachte der Müller. Er ſtand auf und fand den Knappen im Hauſe, der ihm geſtehen mußte, was vorgefallen war. Die Hunde hatten ſich unterdeſſen von der Mühle verlaufen; der Müller ging mit dem Mühlknappen die Mutter aufzuſuchen, und Beide brachten ſie, halb ſie tragend, halb führend, in das Hirtenhaus zurück.

Hier verfiel ſie in eine hitzige Krankheit und ſo fand ſie der Vater, als er am Nachmittage von ſeinem Umzuge zurückkehrte. Er hatte ſich bei furchtbarem Unwetter im Gebirge den Weg gebahnt, weil er uns nicht länger harren laſſen wollte. Die gute Mutter drückte ihm die Hand und ſuchte ihn über ihren Unfall zu beruhigen. Aber ſchon am nächſten Tage war ſie todt.

Da lag ſie nun in der kleinen Kammer und die Zugluft strömte fortwährend durch die unabläſſig geöffneten Fenſter herein.

Kaum hatte ſich das Gerücht ihres Todes durch Grünrode verbreitet, als nach ländlichem Gebrauche auch bereits eine Menge Frauen ins Haus ſtürmten, welche die Verblichene zum Theil nur oberflächlich gekannt, und die nun doch plötzlich wie in ihrem Namen ſich ihrer ganzen kleinen Wirthſchaft bemächtigten. Es iſt etwas Eigenes, dies Herbeiſtrömen ſo vieler fremder Menſchen in einem Sterbehauſe und ihr Schalten und Walten in demſelben, gleichſam als würde der Beſitz, groß oder klein, durch einen Sterbefall jedesmal auf kurze Zeit herrenlos, bis die rechtmäßigen Erben erſt langſam ſeiner wieder Herr werden. In unſerm kleinen Hirtenhauſe verlangten ſie vom Vater den Schlüſſel zur Mehltruhe, worin die Mutter etwas Weizenmehl, das ihr die Müllerin geſchenkt, zum Weihnachtsfeſte aufgeſpart hatte. Nun wurde Kuchen gebacken von den Frauen und von ihnen gegeſſen. Denn der Vater und ich mochten kaum einmal und nur der Mutter zu Ehren ein Stück von ihrem Begräbnißkuchen nehmen, was uns aber doch recht erquickte.

So kam die Begräbnißſtunde heran. Mit dem Vater begleitete ich die Mutter zu der letzten Ruheſtätte; jeder ein Geſangbuch mit ſchwarzem Ledereinbande unter dem Arme tragend, ſchritten wir hinter dem Sarge her. Währenddem ſaßen die Frauen im Hirtenhauſe, führten trübſelige Reden und aßen Kuchen dazu. Bei unſerer Rückkehr fanden wir auch die Müllerin, welche bis jetzt ſeit der Sterbeſtunde der Mutter nicht mehr Zeit gefunden hatte ins Hirtenhaus zu kommen. Sie nöthigte uns von dem Kaffee und dem Kuchen auf, den die Frauen für uns bereit geſtellt hatten und wovon wir ohne das Zureden der Müllerin jetzt wol kaum etwas genommen hätten. War es nun die Bewirthung der Müllerin, welcher Dortchen nicht von der Seite ging, oder waren es ihre theilnehmenden Reden, mit denen ſie immer einen Zug nach dem andern zu dem Bilde hinzuzufügen wußte, das wir jetzt mit einer gewiſſen Abſichtlichkeit uns von der Verſtorbenen zuſammenzuſetzen ſuchten — genug, wir fanden uns von neuem ſeltſam geſtärkt und erfriſcht, als endlich den Abend ſpät auch die Müllerin das Haus verließ, nachdem die übrigen Frauen bereits eine nach der andern dem Vater die

Hand gegeben hatten und in ihr Alltagsleben zurückgekehrt waren.

Am Tage nach dem Begräbniß jagte der Müller den Mühlknappen aus dem Dienſte. Die Müllerin aber ließ ſich einmal expreß an einem Sonntage im Frühjahr das Wäglein anſpannen, nahm Dortchen zu ſich auf den Sack, der hinten als Sitz in das Korbgeflecht gelegt war und fuhr um meinetwillen in die Stadt zum Vetter Klee. Dieſer hörte ſchon den Wagen langſam heranfahren, bevor er vor ſeinem Hauſe ſtill hielt, er ſteckte alſo den Kopf zum Fenſter heraus und hat ſpäter oft erzählt, wie die Müllerin vom Wagen herab alle Leute ſo freundlich grüßte. Er hob erſt Dortchen vom Wagen, wiewol es ſagte, es könne allein herunter, und half dann der Müllerin herab. Sie ließ ſich dann, obgleich ſie ihn zuvor kaum einigemal geſehen, von ihm in ſeine Stube führen, als hätte er ſie längſt erwartet, ſprach vom Wetter und vom Wege, und hieß Dortchen, das, obſchon ſie bereits zwölf Jahre alt war, immer neben ihr ſtand und ſich mit beiden Armen auf ihren Schoos legte, mit Riekchen, der kleinen Pflegetochter des Vetter Klee, welche ſie aus der Ecke der Stube her aufmerkſam betrachtete, vors Haus gehen. Nachdem die Müllerin Dortchen's Hände von ihrer Schürze losgemacht hatte, wendete ſie ſich wieder zum Vetter Klee und ſagte ihm, daß ſie nach dem Tode meiner Mutter, wofür die Verantwortlichkeit halb und halb auf ihrer Mühle ruhe, für mich zu ſorgen gedenke. Sie wolle ihm daher gern mit Mehl und Allem, was eine Mühle und ein Bauernhaus zu bieten habe, aushelfen, wenn er mich zu ſich nehmen und die Schule beſuchen laſſen wolle. Er ging dies ein und noch an demſelben Morgen fuhr die Müllerin nach Grünrode zurück.

Der Vater bereitete meine Abreiſe durch Anſchaffung eines neuen Anzuges von ſeinen Erſparniſſen ſo gut als möglich vor. Mir aber erſchien während dieſer Zeit noch oftmals ſo recht lebhaft meine Mutter vor den Augen des Geiſtes und ich ſah ſie dort im Hirtenhauſe noch oft, wie ſie mir mein Frühſtück vom Brote herunterſchnitt und es mir ſo freundlich darreichte, wenn ich in der Stube bei meinem Vocabelbuche ſaß. Dieſe Zeit iſt längſt vorüber und ich kann mir die gute Mutter nur noch denken, wenn ich das durchs Dorf ziehende Rindvieh betrachte, wie ſie mit aufgehobenem Stabe hinterher läuft und ihm wehrt, daß es nicht in die Zäune einfalle, was ſie oft, um dem Vater ſein Amt zu erleichtern, zu thun pflegte.

Fünftes Capitel.

Ein Mühlwagen und ein verwaiſter Knabe ziehen in die weite Welt.

An einem Frühlingsmorgen ſaß ich mit einem kleinen Bündel im Arm in der Dämmerung dort auf der Steinbank vor der Mühle. Der Mühlwagen ſollte mich mit in die Stadt führen und beim Vetter Klee abſetzen. Dies war derſelbe Vetter Klee, der einmal mit dem Einſpänner nach Grünrode kam, von dem die Mutter ſo oft erzählt, wie ſie bei ihm gedient, der außerdem in ihrem Liede vorkam, welches ich oben angeführt habe. War ich auch jetzt über jenes Misverſtändniß hinaus, ſo hafteten doch die alten Begriffe aus der Kindheit noch immer in ſo weit bei mir, daß ich mir die Gegend, wo Vetter Klee beim Gänſeblümchen ſtand, und das Schäfermädchen weidete, noch jetzt als ein Elyſium vorſtellte. Dies Elyſium malte ich mir an jenem Morgen auf der Steinbank vor der

Mühle aus, und vergaß darüber die Kälte des Morgens, die anfangs meine Glieder geſchüttelt hatte. Nachdem ich eine Zeit lang ſo geſeſſen hatte, ward die obere Hälfte der faſt ebenſo breiten als hohen Mühlthür geöffnet und der neue Mühlknappe ſteckte den Kopf über die Thür heraus, ohne mich zu grüßen. Von dem offenen Hofe herum wurde nun bald der kleine Wagen vor die Mühlthür geſchoben. Eine Weile ſtand er ganz leer in der Dämmerung; dann traten Müller, Knappe und Lehrling alle zu gleicher Zeit aus der Mühle und trugen Säcke zu ihm hin. Der Müller reichte mir, als er vom Wagen kam, im Vorübergehen die Hand hin. Bald kamen die weißbeſtäubten Männer wieder aus der Mühle hervor, ſtanden mit ſchweren Säcken um den Wagen herum und legten einen nach dem andern darauf. Lange waren ſie eifrig um ihn beſchäftigt, vor ſeinem Abgange ihn auszurüſten zur Reiſe in die Stadt. Der Knecht, welcher auch ein Mühlknappe war und ſchon vorhin vom Hofe her den Wagen vorgeſchoben hatte, kam wieder von dort und breitete über die vordern Mehlſäcke einen leeren Sack aus zum Fuhrmannsſitz. Er faßte ihn vorher an zwei Zipfeln mit beiden weit ausgebreiteten Armen und ſchüttelte ihn, ſodaß eine Wolke von Mehlſtaub durch die Luft zog. Dabei nickte er mir, der ich neben ihm ſitzen ſollte, von der Seite zu, als wolle er mir etwas Rechtes zugute thun, indem er ihn ausſchüttelte. Dann ging er hin und wuſch ſich Geſicht und Hände im ſchäumenden Mühlgraben. Währenddem wurde aus der Mühle her immer noch nachgetragen und alle Lücken des Wagens wurden mit Säcken gefüllt. Bald kam auch der Müller aus der Mühle und wuſch ſich die Hände am Wehr. Der Lehrling brachte ſodann die Peitſche des Fuhrmanns, welche ſich zufällig in der Mühle befand, legte ſie vorn über den Sitz und wuſch ſich dann gleichfalls im Bach die Hände. Zuletzt kam der neue Mühlknappe, eine kräftige und unterſetzte Geſtalt, noch einmal mit einem Sacke, dem er einen Stoß gab und den er ſo oben auf den Wagen als deſſen Spitze und Krone ſchleuderte. Zuletzt kam auch der Müller ſelbſt noch einmal und betrachtete und befühlte den Wagen an verſchiedenen Stellen. Wer ſo zugeſehen hätte an jenem Morgen bei aller dieſer geſchäftigen Sorgſamkeit, während ich ſtill und unbemerkt auf meinem Stein ſaß, der hätte nicht mich, ſondern den Mühlwagen für den Sohn halten ſollen, der heute in die Fremde hinaus ziehen ſollte. Kinder, deren Mutter Stunden lang vorher im Hauſe herumſchleicht, ehe ſie nur den Sohn, der daſſelbe verlaſſen ſoll, weckt, wiſſen nicht wie es thut, wenn ein verwaiſtes Kind in nebeliger Frühe vor ſeiner Abreiſe aus dem Dorfe auf kalten Steinen vor fremden Häuſern herumhocken muß.

Doch hörte ich jetzt plötzlich hell und laut die Stimme der Müllerin nach mir rufen. Sie rief mich in die Stube und ſchalt mich aus, daß ich nicht längſt an ihr Kammerfenſter geklopft und ſie geweckt hätte. Dortchen folgte ihr eben noch aus der Kammer nach. Sie ſchien noch ſehr verſchlafen, und obgleich ſie mir keinen guten Morgen wünſchte, als ſie hereintrat, hatte ſie doch wol ſo früh das Bett verlaſſen, um ihren Spielkameraden noch einmal zu ſehen. Sie ſetzte ſich mir gegenüber und zog, zuweilen noch ihre Augen reibend, die Strümpfe an, die ſie in der Hand mit aus der Kammer gebracht hatte. Als ſie damit fertig war, ſagte ihr die Müllerin, ſie ſei nun groß genug, um ſich die Strümpfe in der Kammer anzuziehen, ſie möge einmal bedenken, daß ihr Spielkamerad nun ſchon auf Schulen ginge. Sie ſah mich groß an und ſetzte beide Füße auf den Boden nieder. Die Müllerin aber ſtellte ihre Pantoffeln vor ſie hin.

Nachdem in der Mühlſtube gefrühſtückt war, trat ich mit dem Fuhrmann meine Reiſe an.

Als wir an den Anfang des Waldes kamen, hielt mein Vater, deſſen Heerde dort weidete, uns an. Er trank dem Knecht aus ſeiner Flaſche zu und unterhielt ſich mit ihm über meine ſelige Mutter. Mit mir ſprach er gar nicht, doch nannte er gegen den Knappen ſie nur immer „ſeine Mutter“. Er brach faſt in Thränen aus, als er ihm erzählte, wie er ſie hier ganz in der Nähe im Gebüſch gefunden nach jener Hochzeitnacht, wie ſie dann in ihn verliebt geworden ſei und ihn vielen, vielen Andern, und nicht allein dem frühern Mühlknappen vorgezogen habe. Dann erzählte er ihm die Geſchichte von dem Pauluspfennig und hieß mich die Hoſe aufſtreifen, um dem Knechte das Maal zu zeigen. Als er es anſah, konnte er ſeine Thränen nicht zurückhalten. Er umarmte mich zärtlich, gab dann auch dem Knechte die Hand und dieſer fuhr mit mir ſeiner Wege.

Sechstes Capitel.

Handelt von dem Examen und von den Idealen eines Bauernknaben, ſowie von ſeiner Confirmation durch den Generalſuperintendenten.

Sogleich am Tage meiner Ankunft ging der Vetter Klee mit mir zum Rector Fiſcher, der mich prüfen mußte, um zu beſtimmen, in welche Claſſe ſeiner Schule ich zunächſt aufgenommen werden ſollte. Das zottige weiße Hündchen, das uns anbellte, wie wir ins Haus kamen, und uns die ſchlechte Treppe der baufälligen und niedrigen Rectorwohnung hinauf verfolgte; die ſchnippiſche Haushälterin des alten Junggeſellen, die mit hoher Fiſtelſtimme das Hündchen an ſich rief; endlich die hohe und dabei runde und ſchon etwas nach vorn gebeugte Geſtalt des Rectors mit den rothen Wangen — Alles dies ſteht noch ſo deutlich vor mir, als wäre ich geſtern erſt auf der Domſchule in Knobenburg recipirt. Nachdem die Haushälterin des

Rectors den Vetter Klee und mich zum Sitzen genöthigt, und der Rector mir ſeiner Gewohnheit nach ein wenig mit den Fingern auf den Kopf geklopft hatte, begann das Examen. Ich mußte eine Stelle aus Eutrop überſetzen, eine Aufgabe, die ich zu des Rectors Zufriedenheit löſte, wiewol ich ſehr zerſtreut war. Der Rector, der in Pantoffeln war, trug zu ſeinen nur bis ans Knie reichenden Hoſen ſchwarze wollene Strümpfe, die ich verſtohlen, aber mit einer gewiſſen Ehrfurcht betrachtete, denn mich beſchäftigte lebhaft der Gedanke, ob dies noch die Muſterſtrümpfe meines Vaters ſeien, an denen die Mutter, wie ſie mir an jenem Morgen geſtand, den Zwickel geſtrickt hatte. Vetter Klee, der meine Blicke nach den Waden des Rectors bemerkte, verſäumte nicht bei guter Gelegenheit nochmals zu ſagen, daß mein Vater der Kuhhirt Retmann in Grünrode ſei; allein der Rector wollte ſich vermuthlich nicht auf ihn beſinnen, weil ſein Name in ihm unangenehme Erinnerungen an das Verbot der Humanitätsgeſellſchaft hervorrief. Als indeſſen ſchließlich der Vetter Klee noch von ſeinem Sohne, dem verſtorbenen Seminariſten, erzählte, hörte der Rector ihn theilnehmend an und die Haushälterin gab laute Zeichen ihres Beileids, ſodaß wir Beide, der Vetter Klee und ich, endlich vollkommen zufrieden unter dem Klafſen des Hündchens unſern Rückzug antraten. Langſam gingen wir unſers Weges, denn Vetter Klee benutzte die Gelegenheit, um mir gleich jetzt die Schule zu zeigen, in die ich nach Beendigung der Oſterferien meinen Einzug halten ſollte. Währenddem ſchritt der Rector, der uns raſchen Ganges aus ſeiner Wohnung nachgekommen war, ohne uns nochmals zu beachten, in Schnallenſchuhen an uns vorüber. Mit wahrer Andacht ſah ich ſeine ſchwarzen Strümpfe im nahen Weinhauſe, dem Domkeller, verſchwinden.

So war ich nun alſo, wie wir heimkamen, beim Vetter Klee im Elyſium, wo ſtatt des Gänſeblümchens der Schuſterſchemel ſtand und ſtatt des Schäfermädchens das kleine Rieſchen zu ſehen war. Sie war die Tochter eines niedern Beamten, des Bruders der Frau Klee; nach dem Tode ihrer beiden Eltern hatte der gutherzige und mildthätige Vetter Klee ſie zu ſich genommen. Weil es nun in dem Hauſe an Raum fehlte, ſo erhielten anfangs wir beiden Kinder in ein und demſelben Zimmer, hinter dem der Vetter und die Frau Klee ſchliefen, unſer Schlafquartier angewieſen. Wenig achtete ich damals auf das kleine Waiſenmädchen, das ſeine Kleider immer ſo ſauber und ordentlich zuſammenfaltete.

In der Wohnſtube wurde mir ein altes Clavier

(Vetter Klee's Sohn hatte es hinterlaſſen) angewieſen, theils als Bücherbret, theils zur Uebung in der Muſik, in der ich nach damaligem Brauch trotz meiner Armuth um ein Billiges Unterricht nehmen mußte. Auch trug die Muſik mir reichliche Zinſen und wurde bald eine Hauptquelle meines Unterhalts, mit dem es ſonſt wol ſchlimm ausgeſehen hätte. Denn ich trat in die Currende ein, und ein Armer, der damals ein Kind in der Currende gehen hatte, betrachtete daſſelbe als verſorgt.

Das Leben auf der Schule befriedigte mich im Ganzen ſehr wenig. Meine Mutter hatte mir ſo oft davon erzählt, wie die Domſchüler in der Stadt Arm in Arm einhergingen und miteinander Freundſchaft hielten, und wie ſie auf dem Anger vor dem Thore Ball ſchlügen. Danach hatte ich mir wieder ein Bild von der Schule gemacht, das ganz ideal war, kurz ich ſtellte mir auch die Schule wie eine Art Elyſium vor, wo nach den Unterrichtsſtunden die Söhne der Vornehmen und Reichen ſich auf einer Wieſe vergnügten. Ich fürchtete nur, daß ich nicht gut und edel genug ſein möchte, um an dieſem Leben Theil zu nehmen. Wie hatte ich mich getäuſcht! Meine Mitſchüler ſtanden ihrem Alter nach gerade an der Pforte der Flegeljahre und balgten und prügelten ſich davor herum, als wolle immer Einer noch vor dem Andern den Eintritt erlangen. Waren ſie einmal einig untereinander, ſo führten ſie gewiß nur einen tollen Streich im Schilde. Am meiſten ſannen ſie darauf, wie ſie ihre Lehrer hintergehen wollten, und ſie gaben ihnen ſogar „Spitznamen“.

Auch die Lehrer ſelbſt entſprachen übrigens, mit Ausnahme des Rectors und einiger ältern Männer, welche ſich unter ihnen befanden, meinen hochgeſtimmten Erwartungen keineswegs. Ich weiß nicht wie es zuging, wenn meine Mutter von einem Collaborator erzählte (es hatte einer derſelben beim Vetter Klee ſeine Stiefeln machen laſſen), ſo ſprach ſie mit ſo viel Hochachtung und Bewunderung von ihm, daß ich mir unter einem Collaborator eine höchſt ehrwürdige Perſon dachte. Ich war daher ſehr wenig befriedigt, als ich die Erfahrung machte, daß dieſer ehrenwerthe Stand aus blutjungen Leuten zuſammengeſetzt war, von denen keiner in Bezug auf Ehrbarkeit und Würde ſich auch nur mit unſerm ehrlichen Dorfcantor Naſemann in Grünrode hätte meſſen können.

Kam ich aus der Schule in das Haus des Vetter Klee zurück, ſo hatte ich auch dort im Grunde wenig Freude. Mit Schrecken gedenke ich noch an die Morgen, wo ich nüchtern auf ſeinem Hofe ſtand und meine

Stiefel putzte, welche niemals ſo blank werden wollten als die von den Mägden geputzten Schuhe der Stadtſcholaren, ein Abſtand, den mir ſogar einmal einer meiner Lehrer vorhielt. Oft putzte ich noch an meinen Stiefeln, wenn kurz vor ſieben Uhr, wo auch die Schule begann, eine kleine Glocke, genannt die Päblern, die Spittelleute zum Kaffee rief. Gewiß kamen ſie auf dieſen Ruf ruhiger und behaglicher herbei, als ich dann jedesmal in die Stube ſtürzte, wo die Frau Klee mir eine Taſſe dünnen Kaffee auf die Tiſchecke geſetzt hatte, den ich ſtehend austrank. Ein Butterbrot hatte ich mir ſelbſt ſchon im voraus am Abend vorher geſchnitten von einem großen Landbrote, das ſeinen Platz auch auf dem Claviere hatte. Dies Butterbrot gab auch Anlaß zu manchen Neckereien. Ich beneidete im Stillen die Stadtſchüler, welche auf dem Schulwege in die Bäckerläden rannten und ſich, nach dem Ortsgebrauch, ein Frühſtück von Weißbrot mit Braten oder Wurſt herausholten. Dieſe verzehrten ſie theils ſogleich auf der Straße, ſowie ſie dieſelben vom Bäcker in Empfang nahmen, theils ſtellten ſie ſich in der Frühſtücksviertelſtunde damit vor dem Schulhofe zuſammen, oder ſie hielten es auf der Fauſt und gingen damit bei gutem Wetter auf dem Domplatze ſpaziren, während ich oft ganz allein bei gutem Wetter in der Claſſe ſaß und mein großes Butterbrot verzehrte. Anfangs hatte ich dabei noch einen Leidensgefährten, einen Gärtnersſohn aus der Vorſtadt, dem ſeine Mutter an jedem Morgen ein mächtiges Butterbrot mit auf den weiten Schulweg gab. Als indeſſen ſein Vater einmal in der Frühſtücksviertelſtunde mit grüner Waare vor dem Schulhofe vorbeigekommen war und geſehen hatte, wie dort die Söhne der Honoratioren ſo munter unter den Augen der promenirenden Lehrer ihr Frühſtück verzehrten, nahm er zu Hauſe mit ſeiner Frau Rückſprache und legte von nun an auch an jedem Morgen ſeinem Sohne einen blanken Frühſtücksſechſer neben die Kaffeetaſſe auf den Tiſch. Es ſchmeichelte ihm nun nicht wenig, wenn er ſpäter da vorbeikam, und „Seiner“ ſtand da unter den Söhnen der Vornehmen, und kam, ob auch etwas verlegen, aus dieſem Kreiſe auf ſeinen Ruf zu ihm hin; beſonders wenn dann auch wol die Lehrer ſich nach ihm umdrehten, wie „Seiner“ auf ihn zukam und dann miteinander ſprachen, ſodaß er annehmen konnte, es ſage einer zum andern: „Das iſt der Vater“. Ich fand, daß die wohlhabendern Väter überhaupt oft in der Frühſtücksſtunde dort vorbeikamen, und hatte den ſehnlichen Wunſch, daß die Lehrer auch den meinigen einmal ſehen und ſich in Bezug auf ihn und mich ſagen möchten: „Das iſt der Vater". Aber er war nicht in der Kleidung danach, daß er hätte vors Schulhaus kommen können. Die Räthe vom Gericht gingen täglich da vorüber, blieben auch gewöhnlich vor den Lehrern ſtehen und ſprachen mit ihnen von ihrem Adolf, ihrem Wilhelm, ihrem Karl. Denn die Lehrer kannten ſogar die Vornamen der Stadtſchüler, an die bei uns armen Dorfteufeln nie gedacht wurde. Wie munter biß aber dann nachher ein ſolcher Rathsſohn, deſſen Vater grade mit dem Lehrer geſprochen hatte, falls er mit ſeinem Frühſtücke nicht fertig geworden war, noch unter der Lection in ſeine„ Knoben" und kümmerte ſich gar nicht darum, daß die Collaboratoren vom Katheder herab ihm in den Mund ſahen. Ich hätte es um Alles in der Welt nicht gewagt, mein großes Butterbrot, das unter der Bank lag, zum Munde zu führen. Wurde ich während der Lection zuweilen von einer Art Heißhunger befallen, ſo brach ich unter der Tafel einige Brocken davon ab und führte ſie heimlich zum Munde, vor welchen ich ſogar ſolange die Hand hielt, bis ich ſie heruntergewürgt hatte.

Eines Tages war es, als plage mich der Uebermuth. Ich hatte mein großes Butterbrot ſchon vor der Schule gegeſſen und war während der Lection von einem der Lehrer gelobt worden. Ich ſtellte mich alſo dreiſt während der Zwiſchenviertelſtunde in meiner etwas altfränkiſchen Tracht vor den Schulhof und ſah zu, wie die Andern frühſtückten und ſich Obſt von der dort ſitzenden Obſtfrau kauften. Da plötzlich wurden wir aufmerkſam auf das Gebrülle einer Kuh, die um den Dom herum kam. Ach ich kannte ſie auf den erſten Blick, es war unſere Bunte aus Grünrode, und dahinterher lief mein Vater mit aufgehobenem Hirtenſtocke.

Zu meiner innigen Beſchämung muß ich geſtehen, daß ich einen Augenblick willens war zu thun, als kenne ich den Mann nicht, der ſo daher kam. Aber ſein treuer Hund vereitelte dieſe ſchnöde Abſicht. Er lief vor der Kuh her und eilte ſogleich auf mich zu, als er mich witterte, ſprang an mir in die Höhe und ſtimmte ein Freudengeheul an, ſodaß alle Schüler und alle Collaboratoren dadurch aufmerkſam wurden. Unterdeſſen kam der Vater heran, und rief mir zu, immer hinter der Kuh herlaufend (denn ſtehen bleiben konnte er nicht): „Guten Morgen, Fritz, — ſchönes Wetter!“ Ich eilte ihm nach und indem wir Beide halb gingen halb liefen, erzählte er mir, daß er mir habe zu meiner herannahenden Confirmation einen neuen Anzug kaufen wollen. So hatte er heute am Tage des Viehmarkts einen Stellvertreter in Grünrode geſtellt (er iſt ſpäter ſein Nachfolger geworden und hütet noch jetzt hier die Heerde), um die Bunte in der Stadt verkaufen zu können. Mich hatte er nichts davon wiſſen laſſen wollen und auch das Haus und die Straße des Vetter Klee hatte er aus Scham, um ihm nicht den Grund ſeines Hierſeins verrathen zu müſſen, umgangen, war aber aus Mangel näherer Kenntniß des Ortes hinter den Dom gerathen, von wo aus nur eine Treppe hinabführte auf den „hohen Weg". Die Kuh hatte er nicht verkaufen können, weil man ihm einen Spottpreis dafür geboten hatte.

Ich trabte mit dem guten Vater hinter der Kuh her, um den Dom herum, bis er wieder auf dem rechten Wege war. Es entfuhr ihm ein tiefer Seufzer, wie wir ſo daher liefen und hin und wieder der Kuh wehrten, daß ſie nicht in die winzig kleinen Höfe und Gärten vor den Häuſern lief, und er konnte ſich nicht enthalten zu ſagen: „Ach wenn das deine Mutter wüßte!" Und ſie ſah uns ja vom Himmel herunter und mußte ſich gewiß damals die Augen abtrocknen. Ich ſah unverwandt im Laufen auf die Kuh, aber es war mir doch beinahe, da der Vater jene Worte ſprach, als müſſe ſie von der Fülle und Herrlichkeit des

Himmels etwas zu uns herunterwerfen, und ich glaubte jeden Augenblick, zu den Seiten der Bunten müſſe es niederfallen.

Als ich auf die Schule zurückkam war der Unterricht bereits wieder begonnen. Verlegen und ganz mit Roth übergoſſen ſchlich ich in die Claſſe. Der Lehrer, bei dem ich mein Ausbleiben entſchuldigen wollte, winkte mir, mich nur zu ſetzen. Die Schüler flüſterten und rückten anfangs weit von mir hinweg. Aber bald rückten ſie mir zutraulich näher, und ich muß ſagen, daß ich von jetzt an, bei aller ſcheinbaren Roheit, welche bei ihnen zum guten Ton gehörte, von ihnen die allerliebevollſte, ja zärtlichſte Behandlung genoß. Auch die Lehrer wurden von jetzt an aufmerkſam auf mich, und ich ſah wol, daß die meiſten von ihnen ein treues Herz im Buſen trugen.

Um Riekchen hatte ich mich bisher ſo wenig gekümmert, als ſie ſich um mich gekümmert hatte. Nur war einige male der Vetter Klee genöthigt geweſen, unter uns Frieden zu ſtiften. Als wir aber nun miteinander den Pfarrunterricht beſuchen ſollten und Frau Klee am Tage vor dem Beginne deſſelben angeordnet hatte, daß Riekchen's Bett von unſerer bisherigen gemeinſchaftlichen Kammer oben auf die Dachkammer geſetzt wurde, war mir eigen zu Muthe. Noch niemals hatten wir uns eine gute Nacht gewünſcht. Als ich aber diesmal die Treppe hinaufging, um mein Nachtlager zu ſuchen, ging Riekchen leiſe mit der Küchenlampe in der Hand an mir vorüber und ſagte zum erſten Male gute Nacht. Vor der Bodentreppe blieb ſie einen Augenblick ſtehen, zog eine Haarnadel aus den Haaren und ſtachelte ihr Licht. Dann ſtieg ſie auf die Bodentreppe hinauf. Riekchen ſagte mir nun jeden Abend gute Nacht. Von dem Anknüpfen einer kleinen Liebſchaft war indeſſen bei uns nicht die Rede, wie häufig dies auch bei den Schülern während des Pfarrunterrichts vorkam. Am Tage unſerer Confirmation durch den Generalſuperintendenten ſaßen wir, nachdem wir zweimal den Gottesdienſt beſucht hatten, ich im ſchwarzen Frack, zu deſſen Anſchaffung der Vater nun einen ſeit langer Zeit aufgeſparten Nothpfennig hatte angreifen müſſen, und Riekchen im weißen Kleide, auf zwei Schuſterſchemeln in der Stube des Vetter Klee, wie denn die jungen Chriſten an ihrem Confirmationstage überhaupt gern noch traulich zuſammenhocken, ehe ſie in die Wogen des Lebens hinaus getrieben werden. Nach altem Herkommen ſaßen auch einzelne Verwandte, die zu dem Ehrentage gekommen waren, mit uns zuſammen, und mein Vater, der ſchon Morgens um ſechs Uhr angekommen war, ſuchte ſie auf ſeine Weiſe zu unterhalten. Er rühmte zuerſt die Currende, die er ſchon vor dem Vormittagsgottesdienſte aufmerkſam betrachtet hatte, und ſprach: „Es iſt wirklich anmuthig anzuſehen auch für den Landmann, wenn er in die Stadt kommt, wie die Knaben in ihren Mänteln erſt ſtill ſtehen, um mit einem neuen Liede einzuſetzen, und dann anfangen zu rennen, und der Gaſſencantor im ſchwarzen Mantel wie die andern immer hinterher, und immer geſungen aus höchſter Schar, und immer die kreuz und quer, um den Holzhaufen herum vor dem Bäckerladen und dann wieder da vorbei, wo ſie vorhin vorbeigekommen ſind, und endlich bleiben ſie vor der Pfarre ſtehen, ſingen noch eins und rennen nun auseinander. Ja, ſo etwas kann mir gefallen, denn es erhebt die Seele, und es iſt ſchlimm, daß der Landmann dergleichen nicht öfter zu ſehen bekommt.“

Hierauf begann mein Vater wieder über religiöſe Gegenſtände zu philoſophiren, wozu ihm der feſtliche Tag meiner Confirmation Veranlaſſung genug gab. Er hatte beſonders an dem Vetter Klee und an mir einen aufmerkſamen Zuhörer, als er etwa folgendermaßen ſprach: „Immer habe ich nur auf das Neue Teſtament gelebt, denn das iſt deutlicher als das Alte. Denn ich ſehe ein, daß Gott Menſch werden mußte, wie die Allmacht die Jungfrau überſchüttet hatte. Das wahre Licht ſchreibt ſich her von der Ausgießung des heiligen Geiſtes. Seitdem iſt der Vater, der Sohn und der heilige Geiſt immer bei uns. Muß aber das Gute nicht das Böſe überwinden? Das iſt meine ganze Verwunderung, daß der Fürſt dieſer Welt hat mit vielen Lügen und Geſchichten die Menſchen hinhalten können, bis Chriſtus gekommen iſt. Aber es ſoll nun einmal ſo ſein, daß die guten und die böſen Geiſter fortwährend um den Menſchen her ſind und liegen miteinander in Streit. Denn wie erging es mir einmal in meiner Jugend? Da lag ich mit einem andern Schüler im Streit und wurden miteinander handgemein. Das ſah unſer Lehrer, der wußte, wie ich ſonſt ſo ſittſam war, und ſtellte mich deswegen zur Rede. Da antwortete ich, wie auch die Wahrheit war, wie der andere Junge mir einen Schlag gegeben, da wäre mir geweſen, als ſtände Jemand bei mir, der ſpräche: Wehr dich. Da ſprach der Lehrer, das ſei richtig, aber ſeit der Ausgießung des heiligen Geiſtes ſei auch noch ein guter Geiſt bei den Menſchen. Und müſſe der gute Geiſt in der Regel den Sieg davontragen, ſonſt ginge es ſchief mit der Welt. Und das habe ich denn auch beſtätigt gefunden. Denn wie machen es die jungen Burſchen, wenn ſie zuſammen ſind? Erſt bekommen ſie Zank beim Trunk, das iſt der böſe Geiſt. Dann aber ſprechen ſie zueinander: Komm her, wir wollen noch einmal miteinander trinken, und ſind wieder holdſelig und gut miteinander. Das macht der gute Geiſt.

„Immer habe ich gewünſcht, einmal lebendig in den Himmel zu kommen. Schon als Hirtenjunge ließ ich einmal die Heerde im Stiche, rannte auf einen Berg gegenüber, worauf der Himmel zu liegen ſchien, und ſo meinte ich, da wollte ich anfaſſen, mich mit den Beinen ſchlenkern und ſo in den Himmel hineinſpringen. Ja, und wenn mir noch jetzt Jemand die ganze Stube voll Gold gäbe, ich käme doch lieber lebendig in den Himmel. Nicht wegen des Vergnügens, ſondern wegen der Weisheit. Denn was hülfe mir, daß ich in meiner Stube voll Gold ausharrte bis zu Tode, und was hat der Menſch, auch wenn er noch ſo reich iſt, im Sarge? Ein Hemd, ein Paar Strümpfe und eine Mütze. Was er mehr hat als das — Ringe und Alles iſt lauter Betrug und ziemt ſich nicht für ein todtes Weſen.“

Endlich erzählte mein Vater noch die Geſchichte von dem Paulusпfennig, da die Frauen anfingen über ſeine philoſophiſchen Betrachtungen ungeduldig zu werden. Er ließ nicht nach, bis ich die Stelle an meinem

Fuße zeigte — ich ging in eine Ecke, weit weg von Riekchen, ſtreifte dort die Hoſe herauf und ſetzte den Fuß auf einen Schemel. Die Weiber riefen voll Verwunderung: „Herrchrymenich!"*) und fingen leiſe an zu kreiſchen. Riekchen's alte Tante aus einem benachbarten Städtchen, die mich bis dahin keines Wortes gewürdigt, unterhielt ſich nun ſehr lange mit mir. Ich war ſehr einſylbig in dieſem Geſpräche, doch wandte der Vater während deſſelben keinen ſeiner freudeſtrahlenden Blicke von mir.

Bald aber nahm er ſeinen langen und dünnen braunen Dornſtock aus der Ecke hervor und brach auf, um noch bei guter Tageszeit daheim zu ſein. Am Abend ging Riekchen wieder mit dem Lichte an mir auf der Treppe vorüber und ſagte gute Nacht. Drunten aber ſaß der Vetter Klee noch mit ſeiner Frau Schuhmacherin zuſammen. Später erfuhr ich, daß ſie ſich an dieſem Abend noch gegenſeitig ins Gedächtniß zurückgerufen hatten, wie ſie während ihres Pfarrunterrichts in der Stadt zuerſt miteinander bekannt geworden waren und ſogar auch ſchon einen kleinen Liebeshandel miteinander angeſponnen hatten. Ungewöhnlich ſpät hörte ich heute die vier Pantoffeln der beiden Alten die Treppe herauftappen und ſah ſie gleich darauf durch meine Kammer hindurch ſchieben, hinter der ſie ſelbſt ihr Nachtquartier hatten.

---

*) Herr Chriſtus.

Da meine Confirmation mich nun einmal wieder auf geiſtliche Dinge gebracht hat, ſo will ich nicht verſäumen auch zu erzählen, wie der Bleſſe, der in mir zuerſt den Wunſch erweckt hatte, ein Landprediger zu werden, bei mir allmälig in Vergeſſenheit gerieth und wie ein anderer Wunſch dafür an die Stelle trat.

Wenn wir Schüler auf unſerm großen Platze mitten im Dome ſaßen, welcher wie eine Schafhorde ausſah und deshalb von uns auch ſo genannt wurde, ſo legte ſich uns gegenüber der fette Stadtpfarrer, der Collega des Generalſuperintendenten an der Domkirche, immer ſo behaglich zum Fenſter ſeines gewölbten „Ziethers" heraus, indem er ſich auf ſeine breiten Arme ſtützte, oder er wandelte ſo vergnüglich darin hinter den kleinen Scheiben umher, während das Hauptlied geſungen wurde, daß mich eine unwiderſtehliche Luſt ankam, auch ſo während des Hauptliedes zum gothiſchen Bogenfenſter herauszuſchauen, und meinen Morgenſpaziergang zu machen. Ach dieſer Wunſch ſollte unerfüllt bleiben, und ich muß mein Leben lang in der ungewölbten, niedrigen Dorfſacriſtei ſitzen, wo nur das Strauchwerk von den Gräbern in das kleine Fenſter blickt, die Füße während des Winters wie im Schlitten im Fußſacke ſtecken, und wo ich von der Andacht meiner Gemeinde nichts ſehe, geſchweige denn daß ein Kirchvater im ſchwarzen Frack mit hinten niederhängendem Mäntelchen, die ſchwarze Käpſelmütze auf dem Kopfe, unterm Arm den langen Klingelbeutel, dem er bei jedem Schritt einen leichten Stoß gibt, an mir vorbeitrippelte. So ein Stadtpfarrer im Ziether iſt immer mein Ideal geblieben! Er iſt wie ein Hirt, der auf dem Bauche liegt und vergnügt ſeine weidende Heerde betrachtet.

Siebentes Capitel.

Handelt vom Mühldortchen und von Riekchen.

Noch immer dachte ich zuweilen an Dortchen in Grünrode, wie denn dort überhaupt meine Gedanken am liebſten weilten. Wenn die Bauern zu Anfang des Sommers von dort in die Stadt kamen, um ſich aus den Brauereien auf ihren Wagen das Erntebier zu holen, ſo konnten ſie darauf rechnen, daß dort während der Mittagsſtunden zwiſchen dem Vor- und Nachmittagsunterricht Niemand ihnen treuere Geſellſchaft leiſtete als ich. Der Duft des Faßbiers und der Schaum auf den Eimern voll ſchwarzen Erntebiers, die auf den Hausfluren der Brauereien umherſtanden, erfüllten mich mit Sehnſucht nach den Mühen und der Luſt eines heißen Erntetages, wo mich die Mutter, wenn ſie den Müllersleuten während der Ernte behülflich war, ſchon als kleines Kind hin und wieder auf dem Felde mit einem Schluck Erntebier aus der Steinflaſche getränkt, welche in der Furche kühl unter einer Garbe verſteckt lag. So vergingen noch mehrere Jahre und einſt kam ich wieder zu Anfang der Ferien am Abende vor Pfingſten ſpät nach Hauſe. Ich mußte mich zu dem Vater in die große zweiſchläferige Bettſponde legen, die einzige, die in dem alten Hirtenhauſe ſtand, und da erzählte er wieder bis tief in die Nacht hinein von meiner ſeligen Mutter. Am andern Morgen ſtand er früh auf, und ich hörte noch im Bette aus der Ferne, wie er die Kühe zuſammenblies. Dann verließ ich das Lager, kleidete mich an und ging in die Mühle. Hier kehrte ſoeben in der Frühe des erſten Pfingſttages ein neuer Knappe vom Felde heim mit einem kleinen Sommerſchlitten voll grünen Klees, in dem noch der Morgenthau hing. Leicht ſchritt das Pferd, mit der geringen Laſt hinter ſich, einher, der Knappe, der darauf ſaß, pfiff ein Lied und nickte, ohne ſich zu unterbrechen, mir zu. Bald kamen die Mägde, griffen mit ihren braunen Armen in den Klee hinein und füllten die Arme mit dem noch naſſen Grün. Die große Viehmagd, welche zuerſt kam, fragte der Mühlknappe ſtatt des Morgengrußes, ob ſie ihn nicht auch einmal ſo in den Arm nehmen wolle. Sie lachte und hätte wol nichts dagegen gehabt, doch der Knappe ging ſeiner Wege und kümmerte ſich nicht weiter um ſie. Die Mägde gingen den ganzen Sonntag bei dem Schlitten ab und zu und ſchritten dann, den Buſen und das Geſicht mit dem Grün bedeckt, den ganzen Tag über hin und wieder zu dem Vieh in die Ställe.

Ich ging in die Wohnſtube der Mühle, wo die Müllerin noch mit Dortchen beim Kaffee ſaß. Als die große Viehmagd bald darauf auch ins Zimmer trat, um vor dem Tiſche ſtehend ihren Frühtrunk zu verzehren, kündigte die Müllerin ihr an, daß ſie ſelbſt mit ihr in die Kirche gehen wolle und empfahl ihr, ſich ſauber zu waſchen und anzukleiden, damit ihr nicht wieder wie das vorige Mal der grüne Klee aus Haar und Röcken hervorſchaue. Es ſei dies zum Geſpötte geweſen, denn Jedermann habe daran geſehen, daß ſie ſich am Sonntage nicht gewaſchen und kein reines Hemd angezogen, ſondern nur ihren Sonntagsrock über das alte Hemd von der vorigen Woche geworfen habe.

Bevor es noch zuerſt in die Kirche läutete, vertheilten ſich die Mägde in die Kammern des Hauſes, um zu betten. Die Viehmagd ging in die Kammer der Mühlknappen, die andere Magd in die Kammer des Müllers und der Müllerin, und Dortchen ſtand endlich auch auf und ging die Treppe hinauf, um ihr eigenes Bett zu machen, das ihr jetzt auch neben der Magdkammer im Oberſtock angewieſen war. Als ich hinausging auf den Hof, flogen die Federn von ihrer Kammer zum Fenſter hinaus, wie ſie das Deckbett eben auf die am Fenſter ſtehende Truhe warf. Dann fuhr ſie, dem Fenſter ſich nähernd, wieder mit beiden Armen in das Bett hinein, ſodaß die Federn von neuem hoch aufflogen, und warf das Bett wieder in die Bettſponde.

Als ich in das Haus zurückgekehrt war, und die Magd mit der Müllerin zu den ſchwarzen Geſangbüchern griff, um den Kirchweg anzutreten, kam Dortchen in ihrer Sonntagskleidung, das Haar noch feucht vom Strählen, von ihrer Kammer herunter. Die Müllerin ſetzte ſich mit der Viehmagd, welche heute wirklich ſehr „glatt" ausſah, in Bewegung. Kaum aber war die Hausfrau verſchwunden, ſo trat der Müller und der älteſte Knappe in die Stube. Andere Männer aus der Nachbarſchaft kamen nun auch allmälig herbei und ſetzten ſich an den Tiſch. Dortchen ſchien zu bemerken, daß ich gern einmal mit ihr allein geſprochen hätte. Als deshalb wieder die Thür ſich öffnete und ein ſonntägig geputztes Kind, das Töchterlein einer ihrer Baſen, hereintrat, und ohne ein

Wort zu ſprechen, ſich mit dem Rücken an die Thür legte und ſo ſtehen blieb, nahm ſie es bei der Hand und ſagte, mit einem Blick auf mich, zu ihm: „Komm, wir wollen deine kleine Schweſter holen und uns in den Garten ſetzen.“

Bald ſaßen wir alle hinter dem Hauſe neben dem ſchäumenden Mühlbache auf der kleinen engen Bank. Die kleine Nachbarin, welche im Sonntagsſtaate zu ihr gekommen war, hatte Dortchen neben ſich auf die Bank gehoben, wo die Kleine ganz auf der Spitze ſaß und lange ein unverbrüchliches Stillſchweigen beobachtete. Auf dem Schooſe hielt Dortchen das kleinſte Kind der Nachbarin, einen derben Jungen, der unabläſſig ſchrie und den ſie vergeblich zu beruhigen ſuchte, weil er ſich vor mir fürchtete. So wollte unſer Geſpräch auch hier nicht in den Gang kommen. Doch kümmerte ſich Dortchen bald nicht mehr um das Geſchrei des Buben und fing an mir Geſchichten von unſern übrigen Schulkameraden aus dem Dorfe zu erzählen. Draußen am Zaune des Gartens ging auch der neue Mühlknappe einmal vorbei. Er blieb einen Augenblick neugierig ſtehen, als er uns dort ſitzen ſah, ging aber dann ſogleich, als hätte er uns nicht bemerkt, ſeines Weges, und Dortchen ließ ſich in der Rede nicht ſtören.

Verwundert betrachtete ich Dortchen während ihrer Erzählung. Es waren nichts als Verführungsgeſchichten, mit denen ſie mich unterhielt; ſie betrafen junge Burſchen und Mädchen, die kaum einige Jahre älter waren als wir; namentlich unter Dortchen's Schulfreundinnen war kaum eine oder die andere, welche nicht, wie man ſagt, von ihr durch die Hechel gezogen wäre.

Unter ihrer Rede wurde plötzlich die ſchweigſame kleine Nachbarin ſehr lebhaft, und begann aus dem Stegreife in abgeriſſenen Sätzen aufzuzählen, was ſie Alles habe. Bei ihrer Puppe fing ſie an, nannte hierauf ihre Kleidungsſtücke, ging dann auf das Geflügel auf dem Hofe ihres Vaters über, dann auf die Schafe, unter denen ſie ſich zuerſt die ſchwarzen und hierauf dann auch die weißen zueignete, dann nannte ſie ihre Kühe, nahm im Vorübergehen den Hofhund mit und ſchloß endlich mit den Schweinen, von denen ſie drei Maſtſchweine und zwei Ferkel im Stalle hatte. Darauf verſank ſie wieder in ihr bisheriges Stillſchweigen und Dortchen, welche übrigens auf ihre Aufzählung nicht geachtet hatte, fuhr in ihrer Rede fort. Ich bemerkte, daß unter derſelben die Miene der kleinen Nachbarin immer ernſthafter und bedenklicher wurde, ohne die Urſache zu errathen, bis die kleine

Eigenthümerin endlich ganz auf der äußerſten Spitze der engen Bank ſaß und in demſelben Augenblicke auch ſchon kopfüber herunterfiel. Durch das laute Geſchrei, das beide Kinder nun erhoben, war unſere Sitzung im Mühlgarten aufgehoben und ich habe nach dieſer Zeit nie wieder ſo traulich mit Dortchen zuſammengeſeſſen. Das viele Kindergeſchrei während dieſes Beiſammenſeins und auch' ihre Geſpräche hatten meine Seele verſtört, ſodaß ſie ſich niemals mehr recht zu ihr finden konnte.

Ich ging noch täglich zur Mühle, ja die Müllerin verlangte ſogar, daß ich in der Mühle wohnen und übernachten ſolle, wie denn gewöhnlich heranwachſenden Schülern und Studenten, wenn ſie zum Beſuch in ihr heimatliches Dorf kommen zu armen und unbemittelten Verwandten, ein behagliches Nachtquartier und ein voller Brotſchrank außerhalb ihres Vaterhauſes angeboten wird. Ich ſchlug indeſſen dieſes Anerbieten aus und kehrte an jedem Abende zu meinem Vater in die große Bettſponde zurück, wo faſt ſtets von ſeiner ſeligen Frau geſprochen wurde, bis er aufſtand und das Wächterhorn nahm, um die Stunde abzurufen.

Von jetzt an war mir, als verſtände ich Dortchen nicht mehr, und mir ſchien die Luft in ihrer Nähe ſchwül zu ſein. Als ich zu Weihnachten wieder nach Hauſe kam und einmal während der Dämmerung im Schneegeſtöber an der Mühle vorbeiging, ſah ich Dortchen durch das offenſtehende Thor allein unter dem Schuppen ſtehen und in das Gewimmel der weißen Flocken ſchauen, wie wir dort ſo oft miteinander gethan. Sie rief mir nicht zu, aber es war mir, als winkte ſie mir mit der Hand, wiewol ich auch fürchtete, daß mich hierin nur das Schneegeſtöber getäuſcht habe. Dennoch wollte ich zu ihr unter den Schuppen, aber da befiel mich eine unerklärliche Angſt, und ich ging vorbei, als hätte ich ſie nicht geſehen. Gleich darauf blieb ich noch einmal ſtehen, denn es war mir, als hätte Dortchen jetzt auch gerufen. Allein ich wußte ſogleich, daß dies eine Täuſchung war und ging meiner Wege. Ein Jahr ſpäter kam mit dem Mühlwagen in die Stadt die Nachricht, daß Dortchen von jenem Mühlknappen, welcher an jenem Sonntag Morgen den Klee auf den Hof gefahren hatte, verführt ſei. Er war der jüngere Sohn eines einige Stunden von Grünrode entfernt wohnenden, ziemlich unbemittelten Müllers. Bevor ich noch die Schule verließ, war ſie ſchon mit ihm verheirathet. Unter Schelten und Zanken trat endlich der alte Müller die Mühle an ſeinen Schwiegerſohn ab und zog ſich ſelbſt mit der Müllerin in ein kleines Stübchen zurück, das er ſich als Altſitz vorbehielt.

Nachdem Dortchen ſo auf immer für mich verloren war, begann ich unwillkürlich mich Riekchen mehr und mehr zu nähern. Sie wurde im Ganzen genommen mit etwas mehr Aufwand erzogen und ausgebildet, als man bei den geringen Mitteln des Vetter Klee hätte erwarten ſollen. Ich ſelbſt ertheilte ihr noch mancherlei Unterricht und fand bald, daß Niemand treuer für mich ſorgte als Riekchen. Bald hatte ich kein Geheimniß mehr vor ihr, denn ſie wußte überall Rath und war wahrhaft unternehmend, wenn es galt mir zu helfen und zu nützen. Sie war ein echtes Waiſenkind, wie ſie in unſern öffentlichen Waiſenanſtalten zu Hunderten, aber auch außerhalb derſelben nicht ſelten durch das Leben gebildet werden: muthig, unverzagt, erfinderiſch und dabei in ihrem Gott vergnügt. Man muß ſich zu helfen wiſſen! Das war und blieb ihr Wahlſpruch fürs ganze Leben.

Sobald wir uns einander mehr näherten, war ſie ſtolz auf alle meine kleinen Schülererfolge und auf jede kleine Auszeichnung, welche mir von meinen Lehrern zu Theil wurde. Der Himmel weiß, woher ſie Alles erfuhr, was in der Schule vorging. Wahrſcheinlich durch den kleinen Julius Langsdorf, der freilich in einer niedrigern Schulclaſſe ſaß als ich. Seine Großmutter, eine Predigerwitwe auf dem Lande, hatte ihn bei ihrem alten Schuhmacher, dem Vetter Klee, eingemiethet, damit er unter meiner Aufſicht ſeine Schularbeiten anfertigen könne.

Riekchen und ich waren bald miteinander verlobt, da Vetter Klee und ſeine Frau unſere Liebe begünſtigten. Niemals ſprach Frau Klee ſo viel von meiner Mutter, wie ſie als Magd bei ihr im Hauſe gedient habe, als in den erſten Tagen, nachdem wir uns gegen ſie erklärt hatten. Meine Mutter mußte damals überall dabei ſein; ich erfuhr, wie ſie als Mädchen die Stube gereinigt und wie ſie die Löffel als Magd geputzt hatte. Wie die Ideenverbindungen der Frau Klee gerade in dieſen Tagen mehr noch als ſonſt und mehr noch als damals, wo ich als kleiner verwaiſter Bube zuerſt in ihr Haus kam, immer wieder zu ihrer ehemaligen Magd zurückkehrten, weiß ich ſelbſt nicht recht. Mir aber machte es unſägliche Freude, meine Mutter ſo magdlich, als wäre ſie Riekchen's Genoſſin, ſchalten zu ſehen. Riekchen, welche nebenbei auch die Stelle der Magd im Hauſe verſah, machte wirklich nun auch Alles ſo, wie es meine Mutter gemacht hatte. Ja als Vetter Klee ſelbſt eines Abends ſagte, bei meiner ſeligen Mutter, nämlich als dieſe in ſeinem Hauſe geweſen, hätte der Eierkuchen immer eine braune Kruſte gehabt, und er ſchmecke auch beſſer mit der braunen Kruſte, buk ſie ihn niemals mehr anders als ſo. Um einſt eine rechtſchaffene Schwiegertochter meiner Mutter zu werden, ſcheuerte ſie die Keſſel genau ſo blank als ſie, und ſetzte das Mittagseſſen ebenſo pünktlich auf den Tiſch als dieſe.

Und doch genoß ich ſelbſt von dem Mittagseſſen nicht einmal etwas, denn ich mußte mich wie die meiſten Scholaren aus alter Zeit von ſogenannten Freitiſchen ernähren, welche mir der Vetter Klee der Reihe herum bei dem wohlhabendern Theile der Bürgerſchaft der Stadt verſchafft hatte. Schon manches zukünftige Lumen, manches Os magna soniturum, vor Allen mancher tüchtige Pfarrer iſt ſo an den Tiſchen der wohlhabenden Bürger in den Städten mit durchgefüttert, hat auf Kohlen geſeſſen, wenn die Zeit herbeikam, wo der Nachmittagsunterricht begann, ohne daß der Hausherr daran dachte, die Tafel aufzuheben, und niemals hat Jemand im Geringſten dort von ihm Notiz genommen. So habe auch ich in Angſt und in der Stille dort mein Brot gegeſſen. Das Brot der Jugend iſt bei Dem, der ſich aus geringem Stande emporarbeitet, bitterer als man glaubt — und doch, wer möchte nicht auch ſo noch einmal an ihrer Tafel ſitzen?

Auch war es doch eine ſchöne Zeit, als noch alle Welt ſich beeilte, zu der Ausbildung eines einzelnen Menſchen beizutragen, wie zu einem Dombaue, und wo man es an Unterſtützung bei einem Schüler oder Studenten niemals fehlen ließ, wenn man ihm auch das Gefühl der Demüthigung nicht erſparte.

Ich für meine Perſon hatte mich nachgerade immer mehr gewöhnt, mein Mittagsmahl auch mit einem gewiſſen Behagen an fremden Tiſchen zu verzehren. Da wo die Boten ſitzen, bis ſie abgefertigt ſind, rechts neben der Thür, da war auch mein Sitz in den Bürgerhäuſern, und ich habe dort manche gute Stunde meines Lebens auf eine mehr oder minder frugale Mittagsmahlzeit gewartet. Nach den Bürgermamſells mit dem Schlüſſelbunde, das ſie vor ſich hängen hatten, ſah ich nicht hin, wie laut ſie auch vor Tiſche rumorten und die Eckſchränke, aus denen ſie die Löffel herausnahmen und den Mägden übergaben, auf- und zuwarfen: hatte ich doch mein Riekchen zu Hauſe.

So muß ich nun auch ſagen, daß meine frühzeitige Verlobung, wie Manches man auch mit Recht gegen ſolche Schülerliebſchaften einwenden mag, mich, verbunden mit meiner Armuth, auch auf der Univerſität immerfort im rechten Gleiſe auf meiner Studirſtube erhalten, was freilich auch die Folge hat, daß ich aus meinen akademiſchen Jahren nicht das Geringſte zu melden weiß. Ich will ſie daher geradezu überſchlagen und nur das Eine bemerken, daß ich dort mit Emil, dem Sohne des Pfarrer Korn, wieder zuſammentraf. Er hatte ſeine Studien längſt beendigt, und hielt ſich nur noch in der Univerſitätsſtadt auf, um auf eine angenehme Art die Zeit zu verleben, die er noch warten mußte, bis er alt genug war, um irgend ein Amt anzunehmen. Sogleich als ich in die Stadt einzog, kam er mir zufällig entgegen gefahren in einem offenen Wagen, in dem er mit einer vornehmen jungen Dame ſaß, die, wie ich ſpäter erfuhr, ſeine Braut war. Er lenkte ſelbſt das Fuhrwerk auf der Spazierfahrt, ſah blühend und geſund aus und ſchien mich nicht zu bemerken. Später traf ich öfter mit ihm zuſammen und er hat ſich niemals ſtolz gegen mich gezeigt wegen des Ruhmes, den er als Wunderkind vor mir voraus hatte. Er war ein eleganter Stutzer geworden und ſchien nur darauf zu ſinnen, wie er als Jüngling an Lebensfreuden nachholen wollte, was er als Knabe verſäumt hatte. Wenn er mit den übrigen ſogenannten Löwen der Stadt zuſammen war, ſo waren ſeine Handſchuhe die weißeſten und ſein Spazierſtock war der zierlichſte von allen. Auf den Bällen der Stadt gab es keinen flottern Tänzer als ihn. Bei alle dem wurde aber behauptet, daß ſein Herz ſich von allen dieſen Lebensfreuden nicht befriedigt fühle, und daß er mit ihnen nur eine tödtliche Leere in ſeinem Innern auszufüllen ſuche. Dennoch kann ich nicht verhehlen, daß ich ein Gefühl des Neides kaum zu unterdrücken vermochte, ſo oft ich Emil erblickte, wie er mit ſeiner gleichfalls auf einem koſtbaren Zelter ſitzenden Braut an mir vorbeiritt, wenn ich mit meiner Mappe unter dem Arme in die theologiſchen Collegien eilte.

Achtes Capitel.

Handelt von einer Candidatenbraut, auch von einem wunderlichen Myrthenbäumchen.

Nachdem ich ausſtudirt hatte, erhielt ich die Rectorſtelle an der Bürgerſchule in dem Landſtädtchen Gansbeck, ein ſo geringes Aemtchen, daß es unmöglich war, Riekchen ſchon auf daſſelbe hin zu heirathen, zumal da ich bei den Bürgern des Städtchens in der Reihe herum meinen Mittagstiſch hatte. Zum Glück fand ſie an der Pfarrerin des Ortes, einer noch jungen Frau, eine treue Freundin. Zu ihr und zu einer andern Predigersfrau, mit der ſie ſich Couſinchen nannte, obgleich Beide über den Grad ihrer Verwandtſchaft nicht recht unterrichtet waren, kam ſie nun ſehr oft und verweilte Wochen und Monate lang. Allmälig im Laufe der Jahre, die ich als Rector in Gansbeck zubrachte, erweiterte ſich der Kreis ihrer Bekanntſchaften in der Gegend immer mehr, und die Einladungen, welche ſie erhielt, mehrten ſich. Sie griff in alle Wirthſchaften thätig ein, commandirte alle Mägde, und alle Kinder der Beamten aller Art nahmen einen Klaps von Riekchen ebenſo geduldig hin als von ihren Müttern. Sie war die Vertraute aller Ehen, zuerſt von Seiten der Frauen und ſodann auch von Seiten der Männer. Riekchen muß kommen! ſagten die Männer, wenn die Frauen ihre Niederkunft erwarteten. Riekchen kommt zu uns, ſagten die Kinder wenn ſie den Kindtaufskuchen von ferne witterten. War ſie an einem Orte und machte mit mir einen Spaziergang ins Feld, ſo geſchah es nicht ſelten, daß ihr mit Körben beladene Mägde aus andern Häuſern begegneten, denen ſie ſtehenden Fußes allerlei Befehle für die Wirthſchaft ertheilte, welche ſie dann, wenn ſie ſpäter wieder einmal in dies Haus kam, mit oder ohne Wiſſen der Hausfrau pünktlich ausgerichtet fand. „Liebes Riekchen", ſo hieß ſie bei allen Ehemännern, und was ein Hausherr bei ſeiner Gattin in der Wirthſchaft niemals durchſetzen konnte, das ſetzte er durch, wenn Riekchen im Hauſe war. Niemals aber erzürnte ſich eine Hausfrau über ihre Veränderung, ſondern ließ ſpäter, wenn ſie die Zügel des Hausweſens wieder in die Hand nahm, es gehen, wie Riekchen es angeordnet hatte.

An jedem Nachmittage nach dem Schulunterrichte und am Mittwoch und Sonnabend ſogar noch vor Tiſche ſah man mich nun mit der langen Pfeife durch Wieſen und Kornfelder gehen, um in den Häuſern einzurücken, wo Riekchen ſich gerade befand. „Der Rector geht ſchon wieder auf die Freit!“ ſagten die Leute, welche mich ſo dahinſchreiten ſahen. Die Knaben ſtopften mir ſogleich die Pfeife aus dem auf dem Clavier ſtehenden Tabacksfaſten, ſowie ich eintrat, denn ſie wußten, daß Riekchen es gern ſah, ja ſie hatte es ihnen wol im Stillen ein für alle mal geheißen. Die kleinen Mädchen ſtanden verſchämt und ſahen mich verſtohlen und zärtlich an, denn ich repräſentirte ja auf zwei Meilen in die Runde bei allen „Vornehmen“ den ehrbaren Stand eines Bräutigams. Ja, ich war der Bräutigam als ſolcher, denn die Dorfburſche ſchlichen nur am Abend zu ihren Verlobten — ich aber war, wie geſagt, allemal Derjenige, welcher am hellen lichten Tage mit der langen Pfeife über die Wieſen zu Riekchen dahinſchritt. Ging ich einen Feldweg, ſo hörten die Mäher einen Augenblick auf zu mähen und die Mäherinnen traten ihnen vertraulich einen Schritt näher und flüſterten: Der Bräutigam! — von Riekchen, dachten ſie ſich ſtillſchweigend dazu.

Die Ehemänner behandelten mich freundſchaftlich und herzlich, wo ich hinkam, ohne ſich indeſſen viel um mich zu bekümmern. Die Frauen waren noch vertraulicher gegen mich und wurden nicht müde, mich auf Riekchen's Wirthſchaftlichkeit aufmerkſam zu machen, ſowie überhaupt ihren ganzen Charakter mit mir zu durchſprechen.

Nachdem Riekchen um vier Uhr den Kindern das Vesperbrot vor dem Schranke auf der Hausflur geſchnitten hatte, machten wir in der Regel einen kurzen Spaziergang durch die Gartenthür hinten hinaus aufs Feld. Gewöhnlich aber wurden wir, nachdem wir erſt einige Schritte gegangen waren, von den Mägden oder auch von dem Hausherrn ſchon wieder zurückgerufen, weil man Riekchen in der Wirthſchaft bedurfte.

Einſtmals ſaßen wir zuſammen in der Laube eines Pfarrgartens. Riekchen hatte eine große Kaffeetaſſe vor mich hingeſtellt mit einem Deckel und mit der Inſchrift „Dem Hausherrn“. Um uns her ſpielte das Söhnlein unſers Gaſtfreundes. Es war ein heißer Sommernachmittag; ich lehnte den Kopf an Riekchen's Schulter und ſchlief ein. Da hatte ich nun in ihrem Arme einen merkwürdigen Traum. Ich ſah nämlich vor mir eine ganze Reihe von behaglichen Pfarrhäuſern mit Füllen und Rindern auf dem Hofe, welche hinlänglich anzeigten, daß dies Alles Pfarrſtellen von der beſten Sorte ſeien. Und ſo ſtand denn auch vor jedem der rothen Thorwege angeſchrieben: Est, est, wie jener Bediente, der vor ſeinem Herrn herreiſen mußte, an die beſten Weinfäſſer geſchrieben hatte. Unwillkürlich ſprach ich einigemal leiſe im Traume: Est, est. Riekchen aber weckte mich, als ſie das hörte, und ſo hatte die Herrlichkeit des Candidaten, der die Pfarrſtellen proben ſollte wie Weinſorten, ein Ende.

Leider ſollte noch lange vorher, ehe dieſer Traum in der beſcheidenſten Weiſe verwirklicht wurde, auch Riekchen's Stellung als Hausfreundin in ſo vielen Familien ſehr mislich werden. Sie war bei einem lebensluſtigen jungen Domänenpächter zum Beſuch, deſſen Frau zum erſten Male ihre Niederkunft erwartete. Mit Stolz und Freude ſah die ganze ſehr ausgebreitete und ziemlich vornehme Familie des Oberamtmanns den Tag herannahen, wo ein friſches Reis an dem alten korn- und heerdenreichen Oekonomenſtamme hervorſproſſen ſollte. Aus der Stadt kam der Stiefvater der jungen Oberamtmannin, ein alter Militär, und wich den ganzen Tag über nicht vom Wochenbette ſeiner theuren Stieftochter. Aber auch die Mutter des Mannes, eine alte Amtmännin, kam herbei und war ſehr ungehalten, als ſie ſah, daß ſie in der Wirthſchaft ganz überflüſſig war, da Riekchen vollkommen die Stelle der Amtmännin vertrat. Sie machte noch einige vergebliche Verſuche, ſich der Wirthſchaftsführung zu bemächtigen, um, wie nun Schwiegermütter einmal gern thun, alle Einrichtungen ihrer Schwiegertochter umzuſtoßen und Alles nach ihrem eigenen Kopfe einzurichten. „Mein Sohn muß das anders einrichten!“ und „Ich halte das ſo!“ ſagte ſie den Mädchen wol hundertmal des Tages. Allein dieſe hielten es überall mit Riekchen, welche hier, obgleich ſie auch mit der Führung größerer Landwirthſchaften hinlänglich vertraut geworden war, nichts zu verändern fand, weil die junge Amtmännin zu den tüchtigſten Wirthinnen der Gegend gehörte. Nun begann aber die alte Amtmannsfrau zu lamentiren. Die Magd, welche ſie zu ihrer Bedienung ſich mitgebracht hatte, und die in der Nacht mit auf ihrer Kammer ſchlief, erzählte, daß ſie in der Nacht oft aus tiefſter Bruſt ſeufze; oft ſtehe ſie von ihrem Lager auf und gehe, lebhaft die Hände ringend, in der Kammer herum und breche in heftiges Weinen aus. Zuletzt müſſe ſie dann unter Krämpfen wieder ins Bett gebracht und zu ihrer Herſtellung müſſe Thee herbeigeſchafft werden. Wenn ſie dieſen trinke, ſo lamentire ſie noch immer fort, weil ſie bei ihren Kindern nichts gelte und weil das Gefinde im Hauſe vor Rieckchen mehr Reſpect habe als vor ihr.

Zuweilen verſuchte ſie wol, den Stiefvater der Amtmännin für ſich zu gewinnen, indem ſie ihm auseinanderſetzte, daß hier die elterliche Gewalt überhaupt in Gefahr und daß ihr Eingreifen in die Wirthſchaft zum Heile ihrer Kinder durchaus nothwendig ſei. Allein dieſer kümmerte ſich um nichts und wich nun einmal nicht vom Wochenbette.

So kam der Tag der Niederkunft für die Amtmännin heran.

„Ach, es iſt nur ein Mädchen!“ ſagte der glückliche Vater, ein geſunder, wenig zur Sentimentalität geneigter Mann, und nahm mit dieſem gutmüthigen Scherze ſein Töchterlein auf den Arm.

„Das ſchadet ja nichts“, ſagte der Stiefvater entſchuldigend, als er dieſe ſcherzende Aeußerung des im Grunde ſeines Herzens hocherfreuten Amtmanns vernahm, ſehr beſorgt.

Da konnte Rieckchen, die auch zugegen war, ein Lächeln über den beſorgten Alten nicht unterdrücken. Das bemerkte die alte Amtmännin, welche ihr bei jeder Gelegenheit auflauerte, und ſagte ſpäter dem Alten, Rieckchen habe das Kind ſeiner Stieftochter verachtet, weil es ein Mädchen ſei. Dies zündete bei dem alten

Soldaten, der außerordentlich viel auf die Ehre ſeines Hauſes hielt. So ſchloſſen denn die Beiden ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Riekchen. Die alte Amtmännin führte bald in der Wirthſchaft eine offene Scene mit ihr herbei. Das ganze Haus gerieth dadurch in Aufruhr, und der alte Soldat ſtellte ſich kriegsluſtig auf die Seite der Schwiegermutter. Die jungen Leute waren zwar vernünftig, mochten ſich aber begreiflicherweiſe doch Riekchen's gegen die alte Amtmännin nicht energiſch genug annehmen. Nun ſchickte dieſes heimlich einen Boten mit einem Briefe an mich ab; allein es gelang auch mir nicht, als ich wieder auf die Domäne kam, die Angelegenheit ins Gleichgewicht zu bringen. Tief beleidigt verließ ſie mit mir das Gut und kehrte heim zum Vetter Klee. Die beiden Alten aber machten ein Geſchrei über Riekchen in der ganzen Umgegend und verläſterten ſie aller Orten, ſodaß nur ſelten noch Jemand ſie zu ſich einladen ließ, wenn auch die Meiſten wol von ihrer Unſchuld überzeugt waren.

So ſaß alſo Riekchen wieder zu Hauſe bei dem guten Vetter Klee. In dieſer Zeit war es auch, wo ſie ſich malen ließ von ihren kleinen Erſparniſſen, denn ſie hatte ſelten ein Haus verlaſſen, in dem ſie auf längere Zeit zum Beſuche geweſen war, ohne daß man ſie zum Abſchiede beſchenkt hätte. Der Portraitmaler war ein feines blaſſes Herrchen, das von Zeit zu Zeit in Nankinghofen in die Stadt kam, unter einem Sonnenſchirme ſpazieren ging und den Damen Artigkeiten ſagte. Er malte die ganze Stadt, Brauer, Wirthe und Ackerbürger, ſcheußlich ähnlich. Einem Vater, der ſeine drei Töchter bei ihm hatte malen laſſen, und der ihm das Bild zurückgeben wollte, weil ſie auf den Bildern zwar kenntlich, aber unausſtehlich häßlich und widerwärtig waren, ohne daß ihre äußere Erſcheinung im Leben dies gerade gerechtfertigt hätte, drohte er, wenn er die Bilder zurück erhielte, ſeinen drei Töchtern Eſelsohren zu malen und ſie öffentlich auszuhängen vor ſeinem Wirthshauſe. Der erſchreckte Vater bezahlte die Bilder und nahm ſie wieder mit nach Hauſe. Auch Riekchen wagte unter dieſen Umſtänden nicht, dem Maler ihr Bild zurückzugeben, wie ſehr auch Vetter Klee ſie drängte: Wenn ihr auf demſelben ihr Recht nicht geworden ſei, ſo ſolle ſie ſich nicht durch Menſchenfurcht bereden laſſen es anzunehmen. — Es hängt noch jetzt zu ihrem Andenken auf meiner Studirſtube.

Inzwiſchen verzögerte ſich meine Anſtellung als Pfarrer immer mehr und Riekchen ließ zuletzt den Kopf hängen vor Angſt und Sorgen um unſere Zukunft.

Sie begann endlich über die Urſachen meiner Zurückſetzung nachzudenken, welche einige meiner Freunde ſich daher erklären wollten, weil überhaupt einem Manne, der ſchon ſeine Braut hat, mancher Gönner entgeht, welchen der ganz freie und ledige Mann leicht auffindet. Sie ſagte nun allen Leuten: „Wir können freilich nicht ſo ſchnell auf eine Anſtellung rechnen als Andere, da wir Rationaliſten ſind und ſowol die Regierung als auch die adeligen Patrone jetzt ſo parteiiſch verfahren. Die Augen zu verdrehen, wie Immermeiers thun, welche die gute Stelle in Kloſterrode erhalten, haben wir freilich nicht gelernt. Thue Recht und ſcheue Niemand, iſt unſer Wahlſpruch. Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, ſagt mein Bräutigam.“ Ach ich habe das nie geſagt. Aber das gute Riekchen! Sie war ſo fromm, als nur eine Candidatenbraut ſein kann, allein weil wir immer keine Stelle bekamen, ſo fing ſie an zu grübeln und zweifelte endlich ſogar an der Gottheit Chriſti. „Chriſtus iſt ein Menſch geweſen wie wir, nur ohne Sünde, Fritz“, ſagte ſie mir noch auf ihrem Sterbebette, von dem ich nur zu bald werde berichten müſſen.

Ich ſah Riekchen jetzt faſt nur noch, wenn ich zum Beſuche in das Haus des Vetter Klee kam, was freilich nun ſehr oft geſchah. Ich habe ſchon früher erwähnt, wie erfinderiſch ſie war, wenn es galt mir während meiner Schulzeit zu rathen und zu helfen. Während unſers ſehr langen Brautſtandes und der mannichfachen Sorgen und Verlegenheiten, die uns aus und mit ihm erwuchſen, ſchien ſich indeſſen ihr Verſtand und ihre Klugheit nur immer mehr zu ſchärfen, wie denn überhaupt kein Weſen auf der ganzen Welt ſo erfinderiſch und ſo voll guten Rathes ſein kann als eine alte Braut. Das mit dem Myrthenkranze geſchmückte Haupt hat oft mehr Sorgen in dieſer Welt als manche Alte, die daheim neben dem Ofen in ihrem Sorgenſtuhle ſitzt — es verſteht aber auch mit ſeinen friſchen Sinnen das Sorgen noch beſſer als ſie und ſorgt dann doch nicht nur für des Leibes Nahrung und Nothdurft, ſondern ſinnt auch dem Geliebten von Zeit zu Zeit einen friſchen Trunk Wein, eine Luſt und eine Erquickung aus, die ihn für manchen trüben Tag entſchädigen kann.

Wenn ich nun ſo Rieckchen's gute Eigenſchaften gerühmt habe, ſo kann ich auch nicht verhehlen, daß ſie mit unſerm langen Brautſtande, und nachdem ſie lange Zeit meine treue Freundin geweſen war, ohne mein Weib werden zu können, etwas Männliches in ihrem Weſen annahm, und daß die alte Braut herber wurde als eine alte Jungfer. Meine Freunde waren zugleich auch ihre Freunde, wie es nur die Freunde eines verheiratheten Mannes für deſſen Gattin ſein können. Ich kann nicht leugnen, daß mir das zuweilen ſehr zuwider war, namentlich wenn ſie im Hauſe der Predigerwitwe, deren ich ſchon gedachte, und in Gegenwart meines frühern Schülers Julius Langsdorf, der jetzt auch bereits ſeine Studien beendet hatte und im Hauſe ſeiner Großmutter ſeine Anſtellung abwartete, ſich ſo ungenirt zeigte. Sie gab ihm bei ihrer Ankunft und bei ihrer Abreiſe aus dem Predigerwitwenhauſe den Freundſchaftskuß. Oft begann ſie, wenn ſie anlangte, ſich in ſeiner Gegenwart das Haar zu ordnen und ſagte, es thue nichts, daß er dabei ſei. Machte ich ihr dann nachher darüber Vorſtellungen, ſo ſagte ſie bald: er iſt ja noch ſo jung, bald: deine Freunde ſind auch meine Freunde. Bei ihrem ganzen Charakter brauche ich wol kaum zu bemerken, daß ich zur Eiferſucht auch nicht den allerentfernteſten Grund hatte.

Bei der Großmutter meines frühern Schülers war zuletzt noch der einzige Ort, wohin wir uns beſtellen konnten, ohne den Anſtand zu verletzen und ohne allein zu ſein. Aber Riekchen begann jetzt zu kränkeln und konnte bald das Haus des Vetter Klee nicht mehr verlaſſen. Im Fenſter des Stübchens hatte ſie ſeit vielen Jahren ein grünes Myrthenbäumchen ſtehen. Sie pflegte und betrachtete es täglich, und ſowie ſeine kleinen feinen Blättchen mehr und mehr grünten, hatte ſie ſtets von einem Monate zum andern darin ein Vorzeichen unſerer baldigen Vereinigung geſehen, und das Gedeihen der Myrthe hatte ihr immer ein dauerndes Landleben an meiner Seite als bald bevorſtehend prophezeit, nach dem ſie ſich aus der engen ſtädtiſchen Häuslichkeit und aus der Abhängigkeit beim Vetter Klee ſo lebhaft ſehnte.

Aber nun ließ das Myrthenbäumchen ſeine Blätter hängen und begann zu welken. „Man muß nicht abergläubiſch ſein“, ſagte Riekchen, als ſie es bemerkte. Begann es aber nun einmal wieder zu grünen, ſo konnte ſie Viertelſtunden lang vor ihm ſtehen, es betrachten und ihre ſinkende Hoffnung an ihm aufrichten. Eines Tages ſaß ich bei ihr am Fenſter, da fuhr der Generalſuperintendent vorbei und betrachtete im Vorüberfahren das Myrthenbäumchen auf dem Fenſterbrete, das einmal wieder recht grünte und uns faſt verſteckte. Wenn er gewußt hätte, wie oft ſchon das Myrthenbäumchen prophezeit hatte, daß er mit ſeinem Collegio mir eine Stelle verleihen würde!

Aber bald begann das Myrthenbäumchen wieder zu welken und nun begann Riekchen auf das lebhafteſte gegen allen Aberglauben zu eifern, denn um keinen Preis mochte ſie ſich von dem Gedanken unſers endlichen Glückes trennen. Auch wendete ſie gerade auf ihrem Krankenbette das Geſpräch immer wieder auf theologiſche Gegenſtände, und die Verſtimmung über ihr verkümmertes Leben gab ihrem Geiſte immer mehr die Richtung auf freigeiſteriſche Gedanken, je mehr ſie ſich in der Stille doch geſtehen mußte, daß zur Erfüllung ihrer Lieblingspläne nur noch wenig Hoffnung übrig ſei.

Nur an den Sonntagen konnte ich von meinem Wohnorte aus an ihr Krankenbett eilen. Einſtmals in der Woche meldete mir der Vetter Klee ihren Tod. Ich eilte hin zu ihrem Begräbniſſe; Frau Klee gab mir das Geſangbuch in die Hand, aus deſſen Blättern ein Rosmarinſtengel hervorblickte, und wir traten ſchweigend hinter dem Sarge her den Gang nach dem Gottesacker an. Weinend ſchritt ich neben dem Geiſtlichen her, es war derſelbe Generalſuperintendent, der an jenem Tage das Myrthenbäumchen ſo aufmerkſam betrachtet hatte. Hinter uns ging der Vetter Klee, ernſt, aber ohne Thränen. Er ſprach zuweilen leiſe mit ſeiner Frau, welche von Zeit zu Zeit ein weißes Taſchentuch an ihre Augenwimpern führte. Ich konnte, ſo oft ich daſſelbe von der Seite her wehen ſah, den

Gedanken nicht unterdrücken, daß die guten Alten doch innerlich nur froh ſein könnten über einen Todesfall, der ſie von einer Hausgenoſſin befreite, welcher ſie von ihrer Kindheit bis in das reifere jungfräuliche Alter nur Wohlthaten erzeigt hatten — und das that mir, ihrem Verlobten, weh! In einem der Fenſter, an denen der Leichenzug vorüber kam, ſtand auch die alte hochbetagte Predigerwitwe, in deren Hauſe wir uns während der letzten Zeit gewöhnlich getroffen hatten. Sie war mit einem Wagen in die Stadt gefahren gekommen, um den Leichenzug zu ſehen, und mehr neugierig als theilnehmend blickte die hochbetagte Frau, die für die Wechſelfälle des Schickſals durch ihr Alter bereits abgeſtumpft war, auf den Sarg der Jungfrau herab. . . .

So oft ich ſpäter noch den Vetter Klee und die Frau Klee ſah, wußten ſie nicht genug davon zu erzählen, daß das Myrthenbäumchen, als Riekchen kaum im Grabe lag, wieder begonnen hatte zu grünen und zu blühen. Und viele, viele Jahre hat es noch Riekchen's Träume und Hoffnungen und ihr ganzes jungfräuliches Daſein mit ſeinem feinen ſinnigen Grün überdauert.

Neuntes Capitel.

Von den drei Blitzjungfern zu Untrüborn.

Rieckchen's Tod hatte den Generalſuperintendenten, welcher ihrer Leiche folgte, für den Augenblick ſo ſehr gerührt, daß er unaufgefordert verſprach mir die erſte kleine Pfarrſtelle zu verleihen, die vacant werden würde. Und in der That wurde oben im Gebirge bald eine ſolche vacant, wenn auch durch eine ſehr traurige Veranlaſſung. Einer meiner ehemaligen Mitſchüler hatte ſchon ſeit längerer Zeit die Pfarre zu Wolfsrode erhalten, zu der noch außerdem die Pfarre zu Untrüborn eingepfarrt war. Untrüborn beſteht nur aus Kirche und Schule und einem Jägerhauſe, um welches die Häuſer einiger Waldarbeiter umherliegen, die theils in den gutsherrlichen Forſten beſchäftigt ſind, theils in den Häuſern Holz zu Gehſtöcken und Rollen bereiten, theils endlich Wilddiebſtahl treiben und auf Schleichwegen durch den Hain mit Contrebande umherziehen, — alle dieſe Beſchäftigungen nennen die nicht immer ehrlichen Burſchen Waldarbeiten. Es war in dieſem Dorfe von jeher nicht geheuer. Das gefährlichſte Haus aber war das Jägerhaus; denn da ſchauten drei Dirnen mit kohlſchwarzen Augen zum Fenſter hinaus, drei Blitzjungfern, ſo recht was man kleine Hexen nennt. Meiſtens ſchoſſen ſie ihre Blicke nur in den grünen Wald, und die Bäume ſchüttelten ihre Wipfel dazu, wenn ſie ſo herausſahen, das Wild aber ging ruhig in einiger Entfernung, vom Waldesdickicht verborgen, an den drei Hexen vorüber. Aber kam einmal ein ſchlanker Burſch mit dem Torniſter auf dem Rücken vorbei, der ging nicht ſo vorüber, ſondern blieb ſtehen und ſah ſie ſich an, oder bat um einen friſchen Trunk, der ihm auch ſelten verſagt wurde. Und Mancher erhielt mehr als einen friſchen Trunk und blickte im Weitergehen noch oft nach dem Forſthauſe zurück. Wie es nun aber ſo geht: wenn ſie aus dem Walde kamen, fingen ſie an ſich bei ihres Gleichen mit ihrem Glücke zu rühmen, und dadurch wurden die drei Förſterstöchter ſo bekannt, als hätte der liebe Gott ein Freudenhaus in den Wald gebaut. Wenn ſie nun auch ſagten: es ſeien Staatsmädchen, Blitzjungfern ſeien es, ſo bekamen die in ihrem Forſthauſe davon das Kränzchen nicht wieder. Das war aber ſehr ſchlimm, denn in einem Forſthauſe ſoll es ehrbar und anſtändig zugehen, damit ſich der Menſch nicht unter die Thiere des Waldes und unter das Geſtügel erniedrigt. Nichts ſoll man von dort vernehmen als ein frommes oder auch einmal ein luſtiges Lied, den Klang des Waldhorns und das Gebell der Jagdhunde, das am Ende auch Gott den Herrn lobt. Die Weiber aber, welche in ſolchen einſamen Häuſern kreiſchen und Unfug treiben, daß die Finken aus ihren Neſtern fliegen, ſollten ſich wirklich in ihre Seele hineinſchämen.

Allein das hätte einmal Einer den drei Dirnen in dem Forſthauſe zu Untrüborn ins Geſicht ſagen ſollen: gewiß hätten ſie ihn ausgelacht. Zum Unglück war es von alten Zeiten herkömmlich, daß der Pfarrer, wenn er nach Untrüborn zur Filialpredigt kam, im Jägerhauſe einkehrte. Dieſes lag ſogleich vorn am Wege, und wenige Waldmorgen hinter dem Forſthauſe, durch den Wald von ihm getrennt, lag die Kirche verſteckt; etwas weiter lag auf der entgegengeſetzten Seite der Kirche das Dorf Untrüborn, und am äußerſten Ende des Dorfes erſt die Schule. Ein alter frommer Förſter hatte der Kirche bei ihrer erſten Erbauung zu ſeiner Bequemlichkeit dieſe Lage angewieſen und zugleich dem Pfarrer in ſeinem Hauſe ein Sonntagsſtübchen eingeräumt und ſich für ſeine Verpflegung vom Gutsherrn eine Summe Geldes ausſetzen laſſen. Das Wild, das der Förſter ſchoß, und die zehn Kühe, die weidend um ſein Haus herumgingen, ſorgten für einen guten Tiſch.

Auf den jungen Pfarrer, meinen Vorgänger, machten die ſchwarzen Augen der drei Dirnen und beſonders der zweiten von ihnen Eindruck, und da es bei ihrem ſchlechten Rufe für einen Pfarrer unmöglich war, ſie zu heirathen, ſo gerieth er mit ihnen und dem alten Förſter, welcher von jeher gern ſeinen Schnaps getrunken hatte, in ein Schlemmen hinein das ihn endlich zu Grunde richtete. Es iſt ganz in der Ordnung, daß ein Haus am Sonntage beſonders luſtig aus dem Schornſteine raucht, und ein Förſter ſoll am Tage des Herrn nach der göttlichen Weltordnung noch beſſeres Fleiſch als Hühnerfleiſch im Topfe haben. Aber über das Forſthaus von Untrübern lagerte ſich die ſchwarze Rauchwolke der Ueppigkeit, und ſie bedeutete nichts Gutes, wenn auch die „Waldarbeiter" ſich geirrt hatten, als ſie eines Sonntags herbeiliefen, weil ſie glaubten, das Forſthaus ſtehe in Brand.

Kam der Cantor (er war der Schwiegerſohn des ehrlichen Naſemann zu Grünrode), um die Lieder zu holen, welche geſungen werden ſollten, vor der Kirche auf das Forſthaus, ſo fand er meinen Vorgänger allerdings in ſeinem Stübchen; aber die Dirnen hatten ſich nicht die Mühe genommen, die Umſchlagetücher, die Roben und was ſie ſonſt nach Frauenart dort auf den Stühlen umhergelegt hatten, am Sonnabende hinwegzuräumen. Ja, oft fand er diejenige der Dirnen, welche gerade in die Kirche gehen wollte, dort bei ihm in der Stube, wie ſie vor dem Spiegel ſtand und ſich die Haare flocht. Einſt ſtand auch die zweite ſo vor dem Spiegel und rief dem jungen Pfarrer zu, während er dem Cantor das Lied aufſchlug, ihr das Kleid zuzuhaken, was er auch that. Von jetzt an war der Cantor von Untrüborn mit Verachtung gegen den Pfarrer erfüllt, und er war es ſpäter hauptſächlich mit, der ihn ſtürzte.

Schon oft habe ich es im Leben mit angeſehen, daß es Menſchen gab, welche recht locker lebten und denen es dabei doch zu meiner eigenen Verwunderung recht gut erging. Ja, ſelbſt Ehemänner, welche ein tugendhaftes Weib daheim hatten, gingen ungeſtraft aus dem Hauſe zu ſchlechten Dirnen, denn ihr Hausſtand und ihre Kinder daheim blüheten. Wenn aber die ſchlechten Weibsbilder einem Manne erſt ins Haus kommen, dann iſt's vorbei — das lehrt die Erfahrung. Sowie ſie über die Schwelle treten, wendet ſich Alles um, und was bisher vorwärts ging, geht nun rückwärts. Das irdene Geſchirr fällt Tag für Tag zu Boden aus den Händen der Mägde, die ſilbernen Löffel fallen ins Spülicht und gerathen in den Schweinstrog, ſodaß dieſe ihr Futter damit verzehren könnten, und iſt wo eine Perle im Hauſe, die wird gewiß vor die Säue geworfen. An den Kohl im Garten kommen die Raupen, Kühe und Pferde im Stalle haben ihre Pflege nicht mehr, legen ſich nachgerade hin und ſterben. Erſt geſtern wieder führte der Schinder ein großes ſchönes braunes Roß, das aber mit dem einen Fuße hinkte, die Straße von Grünrode entlang nach dem Schindanger — es kam von einem Bauernhofe, wo die erſte Magd es mit dem Herrn hält und die zweite Magd, ihre Schweſter, mit dem Großknecht. Es war ein Anblick zum Gotterbarmen.

Mit dem Pfarrer war es zu Ende, als die Förſterstöchter zu Untrübern anfingen im Pfarrhauſe zu Wolfsrode ab- und zuzugehen und der Magd dort in der Wirthſchaft zu befehlen. Sie kamen Tag für Tag einzeln mit Handkörben, die über die nackten Arme gehängt waren, oder doch mit etwas Zugedecktem unter der Schürze, das die Wolfsröder nicht ſehen ſollten. Darüber wurden zuerſt die neugierigen Weiber ärgerlich und ſagten: Die Jungfern von Untrüborn hätten hier nichts unter der Schürze zu tragen, die Männer müßten ſich beim Conſiſtorium über den Pfarrer beſchweren. Dazu kam nun auch alsbald das Geſchrei der Haushälterin aus dem Pfarrhauſe, einer Witwe, welche nicht genug beſchreiben konnte, wie die Jungfern in der Pfarre auf dem Sopha umher ſäßen, das Schlüſſelbund nähmen, als ob das nur ſo ſei, die Schränke auf- und zuſchlöſſen, wie ſie allerlei brächten und allerlei mitnähmen. „Da mag der Teufel Haushälterin ſein“ — ſo ſchloß ſie gewöhnlich —, „wenn kein Schwein ſich mehr daraus vernehmen kann, was den Jungfern und was dem Pfarrer gehört.“

Jetzt zögerten die Wolfsröder nicht länger, die Klage beim Conſiſtorium einzureichen. Während der alsbald eingeleiteten Unterſuchung kamen zwar die Jungfern von Untrüborn nicht mehr in das Pfarrhaus zu Wolfsrode; dafür aber lag nun mein Vorgänger Alltag wie Sonntag im Jägerhauſe ſeiner Filialgemeinde. Dort ſpielte er von früh bis in die Nacht mit dem alten Förſter und einigen Jägerburſchen, die ab- und zugingen, Karten, und dazu wurde

Schnaps getrunken. Den Schmugglern, welche gegen Abend mit ihren Packeten vorbeizogen, erſchien das Forſthaus wie ein Paradies, wenn ſie durch das erleuchtete Haus einen Jägerburſchen ziehen ſahen, der eine Wolke von Tabacksqualm hinter ſich herzog und im Vorübergehen einer der Jungfern in die friſchen Backen kniff; oder wenn der alte Förſter nach der Abendmahlzeit ſeinen Töchtern zurief: „Nehmt einmal das Geiſtliche hier fort!“ worauf dann dieſe das weiße Tiſchlaken abdeckten und mit den runden Armen weit ausgreifend bis über den Kopf hinauf es zuſammenfalteten, während der Förſter die Karten vor dem Pfarrer hinwarf und dieſer mehrere kleine Häufchen davon abhob und beſonders legte.

Unabläſſig erzählten ſich dieſe „Waldarbeiter“ von dem Treiben im Forſthauſe, wenn ſie ſich gemeinſam auf ihren Sammelplätzen im Forſte verſteckt hielten, um zu gelegener Zeit an ihr Geſchäft zu gehen. Waren ſie aber auch neidiſch auf das Leben, das ihr Pfarrer führte, ſo ſetzten ſie doch bei ihrer Verwilderung auch zugleich ihren Stolz darein, einen ſolchen Pfarrer zu haben. Man erzählte ſich, ſie hätten geſchworen, ihm kein Haar krümmen zu laſſen und nöthigenfalls das ganze Forſthaus zu ſeinem Schutze zu umſtellen.

Allein es kam zu keinem öffentlichen Aergerniß von Seiten dieſer Leute, da man natürlich ihren Pfarrer nicht, wie die Schmuggler erfahren hatten, mit Gendarmen aus dem Forſthauſe von den Jungfern hinweg abholen, ſondern ihn dort ruhig Karten ſpielen ließ. Man begnügte ſich, ihn abzuſetzen (der Cantor von Untrüborn hatte ausgeſagt, daß er bereits einmal betrunken auf der Kanzel erſchienen ſei) und mir ſein Amt zu verleihen, der ich freilich unter dieſen Umſtänden vorausſichtlich für den Anfang eine ſchwierige Stellung haben mußte.

Die Haushälterin des Pfarrers zog brummend nach ſeiner Abſetzung mit ihrem Koffer aus dem Hauſe in ein kleines Bauernhaus, das ihrem Bruder gehörte. „So ſind aber die Obrigkeiten!“ ſagte ſie. „Immer gleich das Kind mit dem Bade ausgeſchüttet! Ich denke, ſie weiſen mir die Jungfern aus dem Hauſe und damit Punctum, da muß der Pfarrer ſelber hinaus und ich dazu. Ach wenn die Obrigkeiten nur Alles ſo wüßten. Es ſollte aber Einer ein Schreiben an das Conſiſtori machen, daß die Jungfern allein an Allem ſchuld wären. Ich wollte ſchon dafür ſorgen, daß es richtig auf die Poſt käme. Die ſollten die Freude bekommen, daß dich das Mäuschen beißt! Die Blitzjungfern! Die Blitzjungfern!“

Der bisherige Pfarrer lebte vor der Hand im Forſthauſe. Von da aus wollte er mit der zweiten Förſterstochter in die Stadt ziehen. Er hatte dort eine kleine Schreiberſtelle bekommen und wollte ſich mit ihr trauen laſſen.

Zehntes Capitel.

Wie der Pfarrer die geiſtliche Weihe erhielt und in Wolfsrode anzog; wie einer Förſterstochter großes Unrecht widerfuhr und ein Muſterhirt über irdiſche und himmliſche Gerechtigkeit philoſophirte.

Um dieſelbe Zeit, wo ich die Pfarrſtelle zu Wolfsrode und Untrüborn erhielt, hatte auch Julius Langsdorf, bei deſſen Großmutter ich in der letzten Zeit gewöhnlich mit Riekchen zuſammengetroffen war, die Pfarre zu Wachtelheim erhalten. Wir ſollten daher Beide zu Knobenburg die Weihen des geiſtlichen Amtes zuſammen empfangen.

Von dieſer feierlichen Handlung iſt wenig zu berichten. Die hohen Geiſtlichen waren damals noch nicht ſo human als jetzt, wo ſie ſich am Abende vor der Ertheilung der geiſtlichen Weihe vor ihr kleines Klavier ſetzen, und, während Candidatus hinter ihnen auf einem Stuhle Platz nehmen muß, anfangen einen Choral zu präludiren, den er dann mit ihnen abſingen muß, wobei heutzutage der Generalſuperintendent wie ein geringes Cantorlein fungirt. Die Obrigkeiten werden jetzt ſo weichherzig und bekommen überall Thränen in die Augen — der Himmel weiß woran es liegt. Doch genug, damals ging es auch noch bei einer Predigereinweihung etwas ſteif und kalt her. Während der feierlichen Handlung ſelbſt glaubten wir mit dem Generalſuperintendenten und dem Küſter allein in der Domkirche zu ſein. Als dieſelbe aber nach kurzer Zeit beendigt war, gingen aus einem der hohen vergitterten Kirchſtühle in der Nähe des Altars zwei große ſchöne Mädchen heraus. Es waren ſichtlich Zwillingsſchweſtern. Sie ſenkten den Blick zur Erde nieder und die eine von ihnen verſchloß den Kirchſtuhl. Während ihre Schweſter bereits in dem breiten Gange nach der Kirchthür zuging, ruhte auf ihr noch unwillkürlich mein Blick, bis ſie den Schlüſſel ausgezogen und unter dem Mantel verborgen hatte.

Der Generalſuperintendent hatte ſich bereits in die Sacriſtei zurückgezogen. Julius und ich gingen langſam mit dem Küſter den beiden Mädchen nach gegen die Hauptthür zu. Der Küſter äußerte ſeine Freude darüber, daß wir bei unſerer feierlichen Einweihung zum geiſtlichen Amte in den beiden Mädchen zwei Zeugen gehabt hätten, was gewöhnlich nicht der Fall ſei. Während er die Hauptthür des Domes verſchloß, erzählte er unaufgefordert: „Die beiden Mädchen gingen geſtern unter meinem Fenſter vorbei, und da erfuhr ich von meiner Tochter, daß ſie zwei Predigerstöchter vom Lande ſind und ſich gegenwärtig in der Stadt bei ihren Verwandten aufhalten. In einer Geſellſchaft von jungen Mädchen haben ſie geäußert, daß ſie als Predigertöchter ſich längſt gewünſcht, einmal einen Candidaten zum Pfarrer einweihen zu ſehen, was zu manchen Neckereien von Seiten ihrer Anverwandten Veranlaſſung gegeben haben ſoll.“ Mir ſchien es, als ſähe ich Julius bei den letzten Worten des Küſters erröthen. Doch war ich noch zu voll von der feierlichen Handlung, als daß ich trotz des unleugbaren Eindrucks, den die eine der ſchönen Kirchgängerinnen auf mich gemacht hatte, allen dieſen Gedanken hätte weiter nachhängen ſollen.

Ich zog nun ſogleich in Wolfsrode an und nahm aus Mitleid die Haushälterin des frühern Pfarrers, die ſich mir anbot, wieder in Dienſt. Während meiner Antrittspredigt in Wolfsrode ſahen mich meine Beichtkinder wie ein Wunderthier an, weil mir zuweilen eine Thräne ins Auge kam. Die Weiber ſteckten die Köpfe zuſammen und ſprachen: „So Einer iſt noch nicht dageweſen, der weinen kann auf der Kanzel

Seh' einmal Einer! Das hätten wir nicht von Dem erwartet. Der hat es fingerdick hinter den Ohren, was mag der wol für Lateiniſch können!" Eine alte Bauerfrau brachte mir ein Pfund Butter, als ich zum erſten Male auf der Kanzel vor Rührung geweint hatte. Sie hatte es mit Kirſchblättern bedeckt, denn Weinlaub gibt es in Wolfsrode nicht. Indem ſie das „Geiſtliche", die weiße Serviette, von der Butter nahm, womit ſie dieſelbe zugedeckt hatte, ſagte ſie: „Das habe ich mir immer gewünſcht, Herr Paſtor, daß doch einmal Einer herkäme, der beim Predigen weinen könnte. Und nun meint der liebe Gott es ſo gut, und ſchickt Sie noch her vor meinem Ende. Die Leute in Wolfsrode ſind aber auch alle gar ſehr mit Ihnen zufrieden. Stoßen Sie ſich nur nicht an den Waldarbeitern in Untrüborn, die haben nun einmal kein Gefühl." Das iſt jetzt mit dem Weinen aber auch anders geworden: die junge Generation, die ſeit 1830 auf die Kanzeln gekommen iſt, lernt das Weinen ſchon auf der Univerſität und im Collegium. Darum muß ein alter ehrlicher Kerl ſich ſchämen, ſich noch auf der Kanzel mit dem blauen Taſchentuche die Augen auszuwiſchen, der ſchon lange, bevor an dieſe jungen Herren nur gedacht wurde, ſein Thränlein geweint hat, wenn es der Gegenſtand ſo mit ſich brachte.

Als ich das erſte Mal nach Untrüborn zur Predigt ging, ſtanden alle drei Jungfern in der Thür des Forſthauſes und ſchoſſen giftige Blicke aus ihren ſechs ſchwarzen Augen auf den vorübergehenden Schwarzrock. Ja, als ich wieder in den Wald eingebogen war, der noch zwiſchen dem Forſthauſe und der Kirche lag, erhob zuerſt die zweite Jungfer ihre Stimme, dann begannen auch die beiden andern Jungfern hinter mir her zu keifen und zu ſchelten, die Jagdhunde fingen an zu bellen, und ein Windhund kam mir jetzt ſogar in das Gehölz nachgeſprungen.

Ich hatte ſogleich die Einrichtung getroffen, daß ich nicht im Forſthauſe, ſondern im Schulhauſe am Sonntage mein Quartier zu Untrüborn nahm. Jetzt vertrug ich mich beſſer als früher mit Guſtchen, der Tochter des Cantor Naſemann, die als ehrbare Frau Cantorin mich am Sonntag Mittag nach der Predigt regelmäßig im Schulhauſe mit der ſonntäglichen Fleiſchſuppe und mit einem Stück gekochten Rindfleiſchs mit Meerrettig bewirthete. Hatte ich im Winter in Untrüborn Frühgottesdienſt, ſo kam ich ſchon im Dunkeln mit der Laterne, und wir Drei, der Cantor, die Cantorin und ich, ſaßen dann ſchon vor der Kirche noch bei Licht zuſammen und unterhielten uns miteinander.

Wenige Wochen nach meinem Anzuge in Wolfsrode fand dort auch die ſogenannte Auseinanderſetzung zwiſchen mir und meinem Vorgänger ſtatt.

Schon am Morgen in aller Frühe langte mein Vater an und ſtellte ſeinen langen braunen Hirtenſtab in eine Ecke. In ſeiner lang und tief herabhängenden Rocktaſche trug er einen ledernen Beutel mit Geld. An dieſem Gelde hatte er lange geſpart und mir oft geſagt während meines kümmerlichen Rectorats, wo ich ihn ſo manchmal gern um einen augenblicklichen Nothpfennig angeſprochen hätte: „Wegen deiner Auseinanderſetzung ſorge nur nicht, mein Sohn. Es kamen einmal zwei Prediger auf Beſuch zum Herrn Pfarrer Korn durch den Wald gegangen, wie ich die Kühe hütete. Die rauchten Taback und ſprachen davon, daß das ein ſchlimmer Punkt ſei für einen neuen Pfarrer. Weil ich nun ſo wenig für dich habe thun können, und weil eben ein Rind einen luſtigen Satz in die Luft machte, ſo nahm ich mir ſogleich vor: So gewiß wie dort das Rind ſeinen Satz in die Luft macht, will ich meinem Sohne, wenn er erſt Pfarrer iſt, mit etwas Geld unter die Arme greifen. O mein Sohn, ein Kuhhirt, der ganz allein iſt, ohne Weib und Kind, kann auch noch ein paar Thaler erwerben; verachte mir den Hirtenſtand ja nicht, ſo ſchlecht iſt er nicht, daß er das nicht könnte. Und für den Nothfall habe ich noch eine Kuh im Stalle, die iſt auch nicht hinterm Zaune gefunden worden. Für die Haut allein ſollte ich doch wol eine kleine Cantorenauseinanderſetzung haben, ſo taxire ich ſie. Was meinſt wol, daß eine Auseinanderſetzung von Paſtoren koſtet?"

Nach dem Mittagseſſen erſchienen die übrigen Zeugen der Verhandlungen, der Kirchen- und Ortsvorſtand und die Lehrer von Wolfsrode und Untrüborn. Der abgeſetzte Pfarrer brachte den Förſter mit; und auch des Förſters zweite Tochter, die Braut des Pfarrers, kam den Beiden nachſpaziert. Weil ſie ſich nicht getraute mit ins Zimmer zu kommen, ſo ging ſie in die Küche zu der alten Magd, welche meinem Vorgänger wider ihren Willen vom Amte geholfen hatte. Dort ſetzte ſie ſich auf einen Schemel, ohne ſich von der fortwährend knurrenden Alten beunruhigen zu laſſen, und wartete, bis von Zeit zu Zeit ihr Verlobter herauskam, um ſich leiſe mit ihr zu berathen.

Als die Verſammlung vollzählig war, reichte mein Vater zuerſt die Thonpfeifen und dann den Tabackskaſten umher. Alle nahmen von den dargebotenen weißen Rauchwerkzeugen und füllten ſie mit Taback. Nur der abgeſetzte Pfarrer bat mich zutraulich um eine lange Pfeife, da er an die Thonpfeife nicht gewöhnt ſei. Der alte Förſter aber murmelte etwas zwiſchen den Zähnen, als mein Vater die Thonpfeife und den Tabackskaſten vor ihn hinſtellte, das einem Donnerwetter ähnlicher klang als einer höflichen Ablehnung. Darauf zog er ſeine eigene kurze Pfeife aus der Taſche hervor und breitete die Tabacksblaſe, die er ebenfalls bei ſich führte, auf dem Tiſche vor ſich aus. Bald ſtieg ein luſtiger Rauch aus ſeinem Pfeifenkopfe auf. An ihm war ein Sarg abgebildet, der durch ein Waldhorn, das darauf lag, als der Sarg eines Jägers kenntlich war, und der von Hirſchen und Rehen getragen wurde. Die Eule trug einen Leichenſtein vor dem Sarge des Jägers her, daran ſtand geſchrieben „Nun danket Alle Gott“. Der Jagdhund lief dem Sarge voraus; aber ein Raubvogel ſchwebte gerade über ihm in der Luft und drehte ihm jämmerlich den Hals um. Die Unterſchrift des Bildes, an dem viel Grün verſchwendet war und in dem die Zacken von den Geweihen der Hirſche ſich faſt ineinander verwirrten, ſprach die Meinungen des Wildes über den Tod des Förſters aus und lautete: „Für uns iſt's beſſer“.

Während der Förſter ſtopfte und einen Fidibus mit den trotzig hingeſprochenen Worten „mit Erlaubniß“ in Brand ſetzte, hatte der abgeſetzte Pfarrer ſeine Rechnungen aus der Taſche hervorgezogen, woraus er alle Obſtbäume, die er von der Witwe ſeines Vorgängers übernommen hatte, jedes Fenſter, das er hatte einſetzen laſſen und das ihm aus der Kirchenkaſſe nicht vergütet war und viele andere Dinge zu den höchſten Preiſen, natürlich nach den Angaben des Förſters und ſeiner Töchter, angeſetzt hatte.

Mein Vater aber ſtellte ganz gelaſſen den ledernen Geldbeutel vor ſich auf den Tiſch, band den feſtgenähten Riemen auf, der um ihn her gebunden war und krämpelte vorſichtig den obern Theil des Beutels um, ſodaß der äußerſte Rand deſſelben wie ein lederner Kranz um ihn her auf dem Tiſche lag, und die Achtgroſchenſtücke, die er enthielt, zum Theil ſichtbar wurden.

Nun aber ging es an ein Feilſchen und Handeln um jeden einzelnen Gegenſtand, der auf des Pfarrers Rechnung ſtand. Ich verhielt mich mit meinem Vorgänger ziemlich ſtill, gleich als ob die Sache uns wenig anginge. Die anweſenden Gemeindeglieder ſchwiegen ganz, und nur der Lehrer von Untrüborn redete zuweilen ſehr lebhaft in meinem Intereſſe. Mein Vater ſaß anfangs ebenfalls ſtumm vor ſeinem Geldbeutel da, weil aber der Förſter nur von der Gegenſeite das Wort führte und mich gewaltig übers Ohr zu hauen ſuchte, ſo wurde er alsbald beredt und wußte in ſeiner ruhigen überlegenen Weiſe dem hitzigen Gegner die Spitze zu bieten. Der Förſter ſchlug immerfort auf den Tiſch; er aber ließ ſich dadurch nicht im Reden ſtören, und wenn der Förſter einen Augenblick ſtill wurde, ſodaß meines Vaters Worte einmal verſtanden werden konnten, ſo nickten Alle ihm Beifall zu. Oft ſprang der alte Förſter auf, und dann ging's hinaus in den Garten unter irgend einen Baum, über den gerade gehandelt wurde. Nur die Zeugen blieben gewöhnlich am Tiſche ſitzen, um ſo ſchärfer aber geriethen draußen meiſt die Parteiführer aneinander. In dem Schnee unter einem Apfelbaume klopfte einmal in der Hitze des Gefechts der Förſter ſo lebhaft ſeinen Pfeifenkopf aus, daß die Aſche allen Umſtehenden an die Kleidungsſtücke flog, und die Hirſche und Rehe auf ſeinem Bilde, wenn ſie lebendig geweſen wären, gewiß ihren feierlichen Schritt aufgegeben und den Förſterſarg abgeworfen hätten, um davonzuſpringen. Mein Vater ſuchte ſtets die Ertragsfähigkeit der Bäume, welche von den Gegnern viel zu hoch angegeben war, herabzuſetzen. Er zeigte daher immerfort zwiſchen den Zweigen hinauf in die Krone der Bäume, von denen wenige für den verlangten Preis ihm hoch und breit genug waren. Wenn er dann ſo eifrig im

Garten mit dem Zeigefinger demonſtrirte, kam gewöhnlich auch die Förſterstochter aus der Küche der Geſellſchaft nach. Sie ſtellte ſich hinter ihren Vater oder ihren Bräutigam, hielt die Hand vor Froſt unter der Schürze und ſprach zuweilen mit hinein, ohne daß Jemand auf ſie gehört hätte.

In der Küche ſtand ſie der Haushälterin jetzt im Wege, da ſie der Kälte wegen ſich an den Herd ſtellte und die Hände über die daraufſtehende Bratpfanne hielt, an deren Seiten zuweilen das Feuer aus dem Grunde des Herdes hervorleckte. Dann übernahm ſie es ſtillſchweigend, das Feuer im Ofen zu ſchüren. Die Haushälterin, die zugleich die Stelle einer Magd vertrat, ſah dies anfangs nicht ungern. Als ſie aber bemerkte, daß die Jungfer fortwährend mit Kopf, Hals und Schultern über dem leiſe flackernden Kohlenfeuer im Ofen lag und behorchte, was in der Stube verhandelt wurde, um vielleicht zu gelegener Zeit als Furie hineinzuſtürzen, konnte ſie ſich nicht enthalten, ihr von hinten einen kleinen Klaps mit einem Beſenſtiele zu geben.

Auf das Geſchrei, das ſich hierauf in der Küche erhob, eilten wir Alle aus der Stube dahin. Einen Augenblick hörten wir, ſtumm vor Erſtaunen, die gegenſeitigen Beſchuldigungen der beiden Frauenzimmer an. Dann ergriff der Förſter ſeine Tochter, welche uns in der Küche behorcht haben ſollte, etwas unſanft bei der Hand und befahl ihr, mit uns in die Stube zu kommen, und ſich dort ſtill in eine Ecke zu ſetzen.

Nachdem er alle Anweſenden als Zeugen für die ſeiner Tochter angethane Beſchimpfung aufgerufen hatte, wurden die Verhandlungen raſch zu Ende geführt. Der Förſter ſteckte dann ſeine Pfeiſe in die Taſche, und ging mit ihr und dem ehemaligen Pfarrer von dannen, ohne von den Speiſen gekoſtet zu haben, mit denen ich in herkömmlicher Weiſe die Geſellſchaft zu bewirthen hatte.

Bei Tiſche ging mein Vater diesmal, ohne Zweifel der gemiſchten Geſellſchaft und namentlich der anweſenden Cantoren wegen, über den Pauluspfennig mit einigen leiſen Andeutungen hinweg. Dagegen philoſophirte er heute über den Weltlauf und die irdiſche Gerechtigkeit, auf welche ſeine Gedanken unwillkürlich durch das Drohen des Förſters mit dem Proceſſe hingelenkt ſein mochten. Seine Betrachtungen hielten ſich indeſſen, ohne alle parteiiſche Rückſicht auf den vorliegenden Fall, in der das Recht übrigens unzweifelhaft auf Seiten des Förſters war, in der eines Philoſophen würdigen Höhe und Allgemeinheit, und lauteten ungefähr wie folgt:

„Zu allererſt muß ich ſagen, Vorgeſetzte müſſen wir haben, und Ehrerbietung untereinander. Fürs zweite, reich können wir nicht Alle ſein, denn ohne Noth thäte Keiner dem Andern einen Handſchlag. Fürs dritte muß ich ſagen, wenn ich auch kein Gotteswort verachte, ſo ſind doch die fünf Hauptſtücke an vieler Verwirrung in der Welt ſchuld. Denn früher ſtanden die Fragen und die Antworten im Katechismus nebeneinander, und wußte Jeder, was er auf eine Frage im Hauptſtücke zu antworten hatte. Jetzt ſtehen aber die Fragen vorn und die Antworten hinten, gerade ſo wie im Räthſelbuche. Daraus können ſich die Leute nicht vernehmen, und das macht ſie confus in der Moral, und das iſt der wahre Grund, warum es manchmal ſo bunt in der Welt durcheinandergeht.

„Im Uebrigen bin ich der Meinung, daß die Leute jetzt aufgeklärter und aufgeheiterter ſind als früher, aber ſie wiſſen ſich nicht mehr ſo zu helfen wie die Alten.

„Sie lamentiren jetzt ſo viel über großes Unrecht, das ihnen zu Theil werde, es hilft ihnen aber nichts, und ſie machen ſich nur dadurch das Leben ſauer. Da rufen ſie in Einem fort in der Welt: da müßte Grund zum Steinhaufen werden! und ſchreien immerfort: Betrug! Da muß der König ein Einſehen haben! Aber ſoviel ſie auch ſchreien, es wird doch nicht beſſer in der Welt, denn warum? Der König kann ſich nicht um Alles bekümmern, und ſo verlieren Diejenigen, welche am meiſten ſchreien, gerade am erſten ihren Proceß. Wenn ich noch einmal auf dieſer Erde vor ein weltliches Gericht müßte, da wollte ich den Leuten zeigen, wie ein Alter aus der alten Schule ſich zu helfen weiß. Denn wenn der Richter mir Flauſen vormachte, ſo legte ich gleich die Schrift vor ihn auf den Tiſch und bewieſe ihm daraus punktumkommamäßig, daß er recht richten müßte. Und wenn er nicht recht richten wollte, ſo müßte er's mir anders beweiſen aus der Schrift, aber auch punktum-kommamäßig und das kann er nicht, punktum-kommamäßig nicht. Denn warum? Es ſteht nicht anders darin, und wenn er es anders auslegt, ſo hat er ein Komma weggelaſſen, oder auch ein Punktum, oder er hat ſonſt etwas gemacht, und das ließe ich mir nicht gefallen.

„Und dies iſt meine Meinung von der Gerechtigkeit, wie man ſie zu behandeln wiſſen muß. Aber ich rede nur von der irdiſchen Gerechtigkeit, denn die himmliſche iſt viel goldener und ſchöner.“

So philoſophirte mein Vater am Tage meiner Einführung in Wolfsrode und kehrte erſt in der Frühe des nächſten Morgens nach Grünrode zu ſeiner Heerde zurück.

Ich brauche wol kaum zu ſagen, daß der Weg zu meinem Filial in der Nähe des Forſthauſes nun ſtets wie auf glühenden Kohlen dahinlief, obgleich er vom Schnee des Winters glänzte. Selten kam ich dort vorbei, ohne daß die drei Jungfern in die Hausthür getreten wären, die Hände in die Seiten geſtemmt, und mich ſo als einen Scheinheiligen und Betrüger ausgeſcholten hätten. Sie ſahen ſich aber vorſichtig erſt jedesmal um, ob draußen auch kein Zeuge in der Nähe ſei, und die Waldeinſamkeit mußte alle dieſe ſchweren Verbalinjurien in ſich hineinſchlucken. Gott aber hat ſie und auch das leiſe Ziſchen gehört, womit ſie mir verſtohlen die Jagdhunde nachhetzten, und er wird die Jungfern, von denen in der That zwei alte Jungfern geworden ſind, dereinſt darüber zur Rechenſchaft ziehen.

Je mehr ich ſo in der Stille zu leiden hatte, um ſo widerwärtiger mußte es mir ſein, wirklich als Zeuge wegen des Klapſes, den die Alte der zweiten Förſterstochter ertheilt hatte, vor Gericht gefordert zu werden. Durch den Klaps ſei die Ehre ſeines ganzen Hauſes befleckt, ſagte der Förſter dort, und da müßte Grund zum Steinhaufen werden, wenn man einer ausgewachſenen und heirathsfähigen Jungfer ſo mir nichts dir nichts von hinten einen Klaps geben könne. Er ſchloß mit den Worten: „Recht muß doch Recht bleiben, darum kann dieſer Klaps unmöglich für frei ausgehen.“

Die Jungfer erzählte nun zunächſt, wie ſie im Ofen über dem glimmenden Kohlenfeuer gelegen und da plötzlich den Klaps an ihrer Lende gefühlt habe. „Ich bin keine Magd“, ſagte ſie mit einem verächtlichen Seitenblicke auf ihre Gegnerin. „Die Mägde kennt man wol und weiß, wie ſie es machen. Ich kenne ein Haus, darin ſind drei Mägde, ich will ſie nur nicht nennen; wenn die Hausfrau denen zum Aufſtehen geklingelt und ſie mit Mühe aus den Federn gejagt hat, ſo legen ſie ſich vor die drei Oefen des Hauſes und zünden Feuer an, und über dem Feueranzünden nicken ſie alle Drei noch einmal ein. So fand ſie eines Tages die Frau in den Oefen liegen, welche herunterkam, weil ſie ſich wunderte, daß Alles im Hauſe ſo ſtill blieb, obgleich doch die drei Mägde ſchon aufgeſtanden waren. Die Mägde hätten wol einen Klaps verdient, aber die Frau iſt nur zu gut. Hinwiederum gibt es, auch viele neugierige Dienſtmägde, die liegen inſonderheit, wenn im Hauſe mit den Kindern oder ſonſtwie etwas vorgefallen iſt, anſtatt aufzuwaſchen und ihren ſonſtigen Beſchäftigungen nachzugehen, den ganzen Tag lang über dem brodelnden Feuer im Ofen. Das Feuer aber ſchieben ſie mit dem Feuerhaken ganz weit vor in dem Ofen, damit ſie ſich nicht das Geſicht verbrennen, legen auch immerfort unmenſchlich viel Holz nach, ſodaß den Herrſchaften noch viel heißer wird, als ihnen ohnehin ſchon iſt. Wenn das die Herrſchaften nur immer ſo wüßten, und der Hausherr oder die Söhne kämen mit der Reitpeitſche heraus und zögen ihnen von hinten eins über! Sie hätten es wol verdient. Aber ſo machen es nur die Mägde, anſtändige Töchter machen es nicht ſo. Mir z. B. kamen nur allerlei Gedanken, als ich im Ofen lag und den Ton von der Stimme meines Bräutigams hörte. Ich dachte daran, daß ihm nun hier von dieſem Gerichte, vor dem ich jetzt ſtehe, eine Schreiberſtelle zugetheilt iſt, und überlegte, wer wol ſein nächſter Vorgeſetzter werden würde. Ich dachte dann, wann wir Hochzeit halten würden, und was wir Alles zu unſerer kleinen Wirthſchaft in der Stadt anſchaffen müßten. Kurz ich machte mir Gedanken, ja, Gedanken (dabei warf ſie wieder einen ſtechenden Seitenblick auf die Magd), und meine Gedanken waren ganz wo anders als in der Stube oder gar in dem Ofen, wo nur die Gedanken ſo einer alten einfältigen Magd ſtecken mögen, aber keine Förſterstochter- und Mamſellengedanken."

Die Witwe ſagte, als ſie aufgefordert war zu bekennen und die nähern Umſtände ihres Vergehens anzugeben: „Ich leugne den Klaps nicht ab. Er iſt mir lieber als ein guter Weihnachten*), und wäre es auch ein neuer Mantel, der unter Brüdern ſeine zehn Thaler werth iſt. Ich hatte zu dem Klaps meine guten Gründe. Wenn die Herren wiſſen wollen, wie ich es damit aufgeſtellt, ſo mögen ſie befehlen, daß ich mit der Jungfer hinausgehe. Dann will ich ihr draußen vor dem Ofen recht gern noch einmal einen Klaps geben, und die Herren können Alle dabei ſein und ich will gern die doppelte Strafe erleiden, wenn es einmal geſtraft ſein muß. Denn freilich, Strafe muß ſein, ſo dachte ich ſelber auch, als ich ihr den Klaps gab. Sie hatte ihn wol verdient, ſeit langer, langer Zeit, und darum mit nichten muß Grund zum Steinhaufen werden, weil einmal eine Jungfer einen Klaps bekommt, und wenn ſie auch noch ſo ausgewachſen und vollkommen iſt. Denn wie heißt es im Sprüchwort? «Jugend hat keine Tugend», und die Jungfern, die am vollkommenſten ſind von beiden Seiten, ſündigen manchmal am meiſten. Darum kann ich Ihnen aber auch ſagen, über dieſen Klaps iſt große

---

*) Das Weihnachtsgeſchenk, das die Mägde ausbedungenermaßen von den Herrſchaften bekommen.

Freude geweſen in ganz Wolfsrode. Und wenn die Herren Richter meinen: ich ſollte die Jungfer wegen des Klapſes um Vergebung bitten, ſo muß ich ſagen: dafür nicht.“

Ein Zeugenverhör war demnach gar nicht mehr nöthig. Meine Haushälterin wurde verurtheilt. Da ſie zu keiner Abbitte zu bewegen war, ſo mußte ſie im Frühling auf mehrere Wochen ins Gefängniß wandern und ich behalf mich während ihrer Abweſenheit in der Wirthſchaft, ſo gut ich konnte. Auch erſetzte ich ihr alle Unkoſten, die ihr aus der Sache erwuchſen. — — —

Die Schmuggler ſtanden auf ihrem Sammelplatze im Walde, als der ehemalige Pfarrer von Untrüborn abzog mit ſeiner Blitzjungfer; ſie traten zutraulich heran und gaben ihm und der Dirne die Hand. Als ſie dann eben nicht ſehr lange darauf die Jägerburſchen mit den beiden andern Förſterstöchtern in die Stadt zur Kindtaufe ziehen ſahen, trugen ſie ihnen auf, ihrem ehemaligen Pfarrer zu ſagen: Es ſei jetzt Alles anders, ſeit Der mit dem Pauluspfennig da ſei, aber früher ſei es doch beſſer geweſen.

Elftes Capitel.

Wie Luiſe dem Pfarrer mit ſeinem Beichtvater auf den Hof fuhr, und was ſich dann ferner begab.

Es war ein ſchöner Freitagmorgen. Ich hatte zu dieſem Tage Wochencommunion angeſetzt und gedachte ſelbſt heute mit das Nachtmahl zu genießen, ſodaß mir recht feierlich wohl zu Muthe war. Schon früh ſaß ich am Fenſter, blickte auf den Hof, trank meinen Kaffee und dachte, was wol mein Amtsbruder in ſeiner Beichtrede ſagen werde. Gegen acht Uhr fuhr eine Kutſche durch die ſeit ſechs Uhr offen ſtehenden Thorflügel auf den Pfarrhof unter lautem Bellen des Hofhundes, der bald auf ſeine Lehmhütte bald auf das Stroh vor derſelben ſprang.

Die Braunen, die am Wagen zogen, waren ſtattlich und blank, die Geſichter in der Kutſche bis auf eins roth und blühend. Das Beſte aber war vorn auf dem Bocke. Denn da die Geſellſchaft in der Kutſche nicht Raum hatte, ſo hatte die älteſte Tochter — Luiſe — neben dem ſtämmigen Fuhrmann, der im blauen Kittel auf dem Bocke ſaß, Platz nehmen müſſen. Im Wagen ſaß außer dem Pfarrer von Buchenheim, ſeiner Frau und ſeinen jüngſten beiden Kindern Julius Langsdorf's Großmutter, welche mit ihrem Enkel nach Wachtelheim gezogen war. Der Pfarrer von Buchenheim hatte auf ſeiner Fahrt nach Wolfsrode einen kleinen Umweg gemacht, um ſie abzuholen und mit zu mir zu führen.

Ich ſprang ſogleich herbei und die Köpfe des Pfarrers und der Pfarrerin nickten mir aus der Kutſche zu. Auch die Kinder ſtreckten ihre Hände nach mir aus. Die Tochter auf dem Bocke aber hatte bereits den einen Fuß auf das Rad geſetzt und gab mir ihre Hand her, um ſich bei dem mühſamen Herabſteigen auf meinen Arm zu ſtützen. Welch ein Segen ſcheint doch ſchon in der menſchlichen Hand zu ruhen, wenn ſie ſich ſo recht warm in die unſere legt. Wohlbehagen und Freude ſtrömt aus dem Körper der Jungfrau zu uns herüber.

Luiſe ſtieg von dem Rade auf den Kutſchentritt, und von da auf den Boden. Als ſie bereits auf der Erde ſtand und ich ihre Hand losgelaſſen hatte, mußte ich noch den Saum ihres Gewandes vom Kutſchentritte befreien, wo er, jedoch nur wenig über der Erde, hängen geblieben war. In dieſem Augenblicke ſah ich auch, daß es Luiſe geweſen war, welche mit ihrer Schweſter nach meiner feierlichen Einweihung zum Pfarramte aus dem vergitterten Kirchſtuhle hervorgetreten war. Als ſie damals ihren Sitz verſchloß, hatte ich ſie zuerſt geſehen, und jetzt, wo ich ſie zum zweiten Male erblickte, kam ſie mir mit meinem Beichtvater auf den Hof gefahren. In ihrem Elternhauſe, wo ich mehrmals eingekehrt war, hatte ich ſie nie geſehen, da ſie erſt vor kurzem mit ihrer Schweſter aus der Stadt von ihren Verwandten zurückkam.

Seltſamerweiſe konnte ich anfänglich eine gewiſſe Verlegenheit nicht unterdrücken, als ich die ſchöne Kirchgängerin wiederſah. Luiſens Bild, ſo flüchtig es mir erſchienen war, während ſie den vergitterten Sitz ſchloß, hatte ſich mir tief eingeprägt. Und wenn auch, ſo oft ich an meine Ordination zum proteſtantiſchen Pfarrer dachte, eine Stimme in meinem Innern rief: „Daß doch Riekchen jenen Tag erlebt hätte! Wie würden ihre Augen freudenvoll hinter einem der Gitterſtühle geglänzt haben!“ ſo war es doch nun einmal nicht ihre verkümmerte Geſtalt, ſondern die blühende und lebensvolle Erſcheinung jener Landpredigerstochter, die den Gitterſtuhl ſchloß, deren Bild ganz mit der Einnerung an den feſtlichſten Tag meines Lebens verwebt wurde. Es war mir, als ich ſie wiederſah, als wären meine geheimſten Gedanken aufgedeckt, welche ich kaum mir ſelbſt zu geſtehen wagte. War ich ſo bei ihrem Anblicke nicht wenig erregt, ſo ſah mich dagegen Luiſe deſto ruhiger und unbefangener aus ihren großen Augen an, und das war freilich kein Wunder, da ſie mir ſpäter oft geſtanden hat, daß ſie ſich an jenem Tage in der Domkirche von mir durchaus nicht bemerkt glaubte. Waren doch ihre eigenen Gedanken ſo ſehr in der feierlichen Handlung aufgegangen, daß ihr ſelbſt alle weltlichen Gedanken fern geblieben waren, und daß ſie in mir nur den ehrſamen Candidaten und den angehenden Pfarrer geſehen hatte.

Luiſe kam mir zuvor, indem ſie behende den Kutſchenſchlag öffnete. Das kleinſte Kind, mit Namen Mathilde, reichte die Pfarrerin ihr dar, ſie ſetzte es auf dem Boden nieder, und zupfte auch das Kleid der Kleinen wieder zurecht; Fritz, ein munterer Knabe, hüpfte von ſelbſt heraus. Hierauf ſtieg der Pfarrer aus, und ich half der Predigerwitwe, der alten Frau Langsdorf, aus dem Wagen. Während dann der Pfarrer die lange Pfeife aus dem Munde nahm und mich durch ſeine Umarmung feſthielt, kletterte auch die Pfarrerin langſam und etwas ſchwerfällig aus dem Wagen hervor. Sie blieb noch eine Zeit lang vor demſelben ſtehen und hob Tücher und Strickbeutel heraus. Dieſe nahm ich ihr ab, und wanderte mit der ganzen Geſellſchaft ins Pfarrhaus. Die Kinder ſprangen voran und ſaßen ſchon in der Stube auf den Stühlen vor dem Tiſche, als wir ihnen nachfolgten.

Es wurden zuerſt von der Haushälterin Butterſemmeln und Sardellen mit einer Flaſche Wein für die Gäſte aufgetragen. Kaum aber hatte dies Frühſtück begonnen, als auch die Predigerwitwe bereits das Wort nahm und mir Folgendes eröffnete: „Sie wundern ſich gewiß, daß ich Ihnen mit dem Herrn Pfarrer von Buchenheim auf den Hof gefahren komme. Allein ich muß Ihnen ſagen, daß mein Enkel ſich mit Luiſens Schweſter Karoline verlobt hat. Sie war mit Luiſe, wie ich von Julius gehört habe, bei Ihrer Einweihung zum Pfarramte zugegen. Beide waren damals ſchon heimlich miteinander verſprochen, doch wußte noch Niemand darum als der Pfarrer, die Pfarrerin, Luiſe und ich. Erſt vorgeſtern wurde in Buchenheim die Verlobung gefeiert, und dabei beredete mich der Pfarrer, daß ich heute mit auf Beſuch zu Ihnen fahren ſolle und verſprach, zu dieſem Zweck einen kleinen Umweg über Wachtelheim nicht zu ſcheuen, um mich abzuholen. Schon ſeit ſechs Uhr Morgens ſaß ich vollſtändig für die Reiſe gekleidet und wartete auf den Wagen. Endlich kam Karoline durch den Garten und verkündigte, daß hinter dem Dorfe die Kutſche auf mich harre, in der ich ihren Platz einnehmen ſolle, während ſie den Tag über bei Julius in Wachtelheim blieb. Den Abend wird ſie der Pfarrer wieder von ihm abholen. Beide, auch Karoline unbekannterweiſe, laſſen Sie grüßen. Sie hätten die Freude meines Julius ſehen ſollen, als Karoline ſo unerwartet durch den Garten in die Stube kam, denn wir glaubten, der Wagen würde ins Dorf kommen und auf dem Hofe vorfahren. Ich ſaß am Fenſter und wartete unaufhörlich, daß der Hund den Wagen anmelde, Julius las in einem Buche, das er ſchon mehrmals ungeduldig aus der Hand gelegt hatte. Da ſchleicht Karoline ſich ins Zimmer, und hält ihm plötzlich von hinten die Augen zu. Denken Sie ſich, es hatte ſie Niemand von uns Beiden bemerkt, als ſie hereingetreten war! Wollen Sie wol glauben, daß ſie ſo verliebt ineinander ſind, daß Julius, der doch ſonſt der zärtlichſte Enkel und Sohn auf der ganzen Welt iſt, mich nicht einmal zum Wagen hinter dem Garten begleitete, und daß die Magd mich dahin geleiten mußte?“

Nachdem ich meinen Glückwunſch zu Karolinens Verlobung mit Julius abgeſtattet, und nachdem die Geſellſchaft gefrühſtückt hatte, verfügte ſich Luiſe mit ihrer Mutter in die Küche. Es herrſchte damals in der guten alten Zeit die Sitte, daß ein Pfarrer, der ſich das Abendmahl reichen ließ, zugleich mehrern ſeiner Amtsbrüder ein Gaſtmahl gab. Die Gattin meines Beichtvaters hatte es übernommen, ein ſolches auch in meinem Hauſe herzurichten. Als es zur Kirche läutete, blieb ſie mit ihrer Tochter im Hauſe zurück, bereitete die Mittagsmahlzeit und empfing die übrigen Gäſte. Die Kinder kamen uns in die Kirche nachgezogen und hörten mit Verwunderung ihren Vater in einer fremden Kirche predigen. Sie führten auch die Predigerwitwe an der Hand in die Kirche, welche der Rede des Pfarrers andächtig zuhörte.

In dem Stande der Prediger und in ihren Familien herrſcht ein ähnliches näheres Zuſammenhalten ſelbſt mit denjenigen Gliedern dieſer Gilde, denen man eigentlich perſönlich fern ſteht. Die Eigenthümlichkeit mancher Familienverhältniſſe und die Stellung dieſes Standes in der Welt und in der Geſellſchaft iſt die Haupturſache dieſer Erſcheinung. Die Predigersfrau ſoll um jeden Preis ein Vorbild für die Gemeinde ſein, und für die Tochter des Pfarrers will ſich Manches nicht ſchicken, was ſich für die Tochter des Amtmanns gar wol geziemt. Junge unverheirathete Prediger ferner ſind eben Geiſtliche, und darum treten ihnen die jungen Damen in Predigerhäuſern mit einer Unbefangenheit entgegen, welche Weltkindern gegenüber nicht denkbar iſt. So fühlte ſich denn auch Luiſe, wie ſie ſpäter oft verſichert hat, auf der Pfarre zu Wolfsrode ſogleich wie zu Hauſe. Während auch die neu angekommenen Gäſte uns in die Kirche nachgezogen waren und die Haushälterin feſtlich mit dem grünen Beſen von Heidelbeerkraut die Stube fegte, ging ſie mit ihrer Mutter im Garten umher, und man will geſehen haben, daß beide Frauen vor jedem Beete ſtehen blieben, um es genau zu muſtern, und daß die Pfarrerin hier und da ſogar eine Raupe vom Kohl nahm, welche Luiſe dann auf dem Boden mit dem Fuße zertrat. Beide hatten etwas erdige Hände, als ſie aus dem Garten in die Küche zurückkehrten, und ließen ſich von der Haushälterin Waſſer in einem Becken reichen.

An der Mittagsmahlzeit, die bald nach unſerer Rückkehr aus der Kirche begann, nahm Luiſe anfangs gar keinen Theil, da ſie noch immer in der Küche zu ſchaffen hatte. Ich ſelbſt als der Wirth mußte endlich hinausgehen, um ſie hereinzuholen. Es that mir außerordentlich wohl, die Jungfrau dort am Herde ſchalten zu ſehen, wo das lodernde Feuer einen hellen Widerſchein in ihr freundliches Geſicht warf. Sie folgte mir indeſſen willig vom Feuer hinweg in die Stube. Seltſam war es, daß ſie einen Augenblick ſtillſtand, als ich die Stubenthür vor ihr öffnete, und mich zuerſt eintreten laſſen wollte. Ich mußte, um keine auffallenden Complimente zu machen, leiſe meine Hand an ihre Schulter legen, worauf ſie raſch und leichtfüßig wie ein junges Wild eintrat. Sie ſetzte ſich neben ihre Mutter, wo ihr Stuhl leer ſtand. Es machte mir Freude zu ſehen, wie ſie ihren Geſchwiſtern rings um ſich herum von den Speiſen vorlegte, und der Jüngſten den Braten zuvor in kleine Stücke zerſchnitt. Sie ſchienen jedem der Kleinen ganz beſonders in ſein Mündchen eingepaßt zu ſein, und ich ſah mit ſtiller Andacht zu, wie ſehr ein Weib zu ſorgen und zu erquicken verſteht, beſonders ein junges, deſſen Herz noch friſch und nicht ausgeweitet iſt für die kleinen Bedürfniſſe des Lebens, und deſſen Ohr noch ganz offen iſt für die Bitten und das Weinen eines Kindes. Es that mir auch wohl, wenn meine Haushälterin hereinkam und leiſe mit Luiſe ſprach, um ſich bei ihr Raths zu erholen. Denn ſie ſah die Einmiſchung Luiſens mit ganz andern Augen an als die der Förſterstochter. Als kluge Haushälterin hatte ſie einen feinen Sinn für die Unterſcheidung Deſſen, was wohlthätig und was ſtörend in ein Hausweſen eingreifen konnte, und unterwarf ſich willig, wo ihr von dem wahren und echten Herrſcherblick der guten Hausfrau etwas entgegenleuchtete.

Nach der Mittagsmahlzeit verſchwand Luiſe alsbald wieder in die Küche, um für den Kaffee und ſpäter auch ſchon für eine frugale Abendmahlzeit Sorge zu tragen. Wir Prediger ſprachen anfangs von theologiſchen Gegenſtänden. Dann aber brachte Jemand die neue griechiſche Grammatik aufs Tapet. Die Frauen unterhielten ſich anfangs nur miteinander, wußten uns aber alsbald in ihr Geſpräch zu ziehen.

Die Predigerwitwe, der man bei ihrem hohen Alter ſchon etwas zugute hielt und die, weil ſie dies wußte, hin und wieder Aeußerungen that, welche ſie ſonſt wol vermieden hätte, hatte wenig oder nichts geſprochen, ſeit ſie mir die Verlobung ihres Enkels angekündigt. Oftmals hatte ſie ſich in der Stube umgeſehen und ſich, wie es ſchien, über meine Junggeſellenwirthſchaft verwundert. Sie benutzte die Abweſenheit der Kinder und Luiſens, um ſich alſo vernehmen zu laſſen, nachdem einmal einer der Anweſenden das Geſpräch auf den Wechſel mancher Sitten gebracht hatte:

„Das waren mir ſchöne Zeiten“ — ſprach ſie — „als noch der Plumpſack die Welt unter der Jugend regierte, als die jungen Leute von den Honoratioren ſich gegenſeitig auf den Schoos nahmen und ſich Pfänder gaben. Wenn Amtmanns Gretchen Förſters Fritz einen Kuß gab, was konnte ſchöner ſein? Die Amtmännin konnte ſich bei Zeiten mit dem Linnen danach einrichten, und der Förſter ſuchte ſich ſchon einen Bock aus, den er zur Verlobung ſchießen wollte. Und wurde es nachher einmal nichts, wie bei Karſten's Minna und bei Schröder's Auguſt, ſo gab es doch wenigſtens zuletzt Gevatterſchaften und Freundſchaften, wenn die beiden jungen Leute ſich hinterher anderweitig verheiratheten. Es gab gute Gedanken, hell und klar, wenn Förſters Rieke Pfarrers Wilhelm ſich auf den Schoos ſetzte, denn es erinnerte ihn an ſeine menſchliche Beſtimmung, ſich ſobald als er zu Amt und zu Brot kam zu verheirathen. Was ſind aber die Folgen davon, daß es jetzt anders geworden iſt und die Kinder der Honoratioren einander ſo ſteif gegenüberſtehen? ‚Daß Gott erbarm! Das waren gewiß noch andere Zeiten, als man darauf rechnen konnte, wenn ein junger Menſch einem Mädchen ſeines Standes in die Backen kniff (und er durfte ſich das ſchon einmal erlauben), daß ſie nach einigen Jahren auch eine Anzahl Kinder miteinander hatten.“

Nach einer kleinen Pauſe ſchien die Alte dieſe Betrachtungen fortſetzen zu wollen. Sie wurde indeſſen durch Luiſens Eintritt daran gehindert. Es war ſchon ſpät am Nachmittage, und die Pfarrerin flüſterte dem Pfarrer einige Worte zu, wahrſcheinlich des Inhalts, daß es unſchicklich ſein würde Karoline länger in Wachtelheim auf der Pfarre zu laſſen. Nachdem nun jetzt die Gäſte aus Buchenheim das Zeichen zum Aufbruch gegeben hatten und ſo auch die übrigen Gäſte ſich gleich ihnen zur Abfahrt rüſteten, erſuchte der Pfarrer von Buchenheim mich noch um ein kurzes Geſpräch unter vier Augen. Er eröffnete mir, daß mein Vorgänger, der abgeſetzte Pfarrer, von ſeiner Frau in der Stadt ſo lange gedrängt ſei, bis er zu meinem väterlichen Freunde und muthmaßlichen Beichtvater auf die Pfarre in Buchenheim gegangen war, den er gebeten hatte, mich zu bewegen, daß ich aus freien Stücken ihm noch einen Nachſchuß zu der Summe zahlen ſolle, welche ihm bei unſerer Auseinanderſetzung von meinem Vater zugeſtanden war. Der Pfarrer hatte verſprochen, mir wenigſtens ſeinen Wunſch mitzutheilen und dieſes Verſprechen gehalten, obgleich er mir kaum zureden konnte, das Verlangen zu erfüllen, weil es ringsum zu bekannt war, wie in der ganzen Familie des Förſters eine unerſättliche Habſucht die große Lücke zu füllen ſuchte, welche durch eine ſchlechte Wirthſchaft in allen Vorräthen des Hauſes hervorgerufen wurde. Er wollte daher auch nicht, daß ich ihm auf der Stelle eine beſtimmte Antwort gäbe, ſondern verließ, mich hinter ſich herziehend, ſogleich wieder meine Studirſtube, auf der er mir dieſe Eröffnung gemacht hatte.

Unten im Zimmer war jetzt Alles zum Aufbruch bereit und die übrigen Gäſte zogen noch vor der Abfahrt des Pfarrers von Buchenheim davon. Luiſe ſtieg diesmal mit in die Kutſche hinein, und um Platz für ſie zu gewinnen, wurde Mathilde von ihr ſelbſt und Fritz von ſeinem Vater auf den Schoos genommen. Dann zogen die Braunen vor dem Wagen an, der unter ſo vielen großen und kleinen Geſichtern das Lieblichſte enthielt, was jemals mir vor den Augen des Leibes und der Seele geſtanden hatte.

Wenige Tage darauf machte ich mich auf den Weg, um dem angehenden Schreiber das ganze nachverlangte Geld in die Stadt zu tragen. Seine Frau knurrte und brummte dazu, als ich es aufzählte, und ſo wagte auch der gute, aber ſchwache Mann ſich kaum durch einen herzlichen Händedruck beim Abſchiede dafür zu bedanken.

Auf dem Heimwege aus der Stadt kehrte ich in dem Hauſe meines Beichtvaters ein. Es war an einem ſchönen Sonntage gegen drei Uhr Nachmittags; der Pfarrer mit ſeiner Gattin und ſeinen Töchtern befand ſich in einem auf der entgegengeſetzten Seite des Dorfes liegenden Garten. Die Mägde des Hauſes führten mich in das Wohnzimmer. Während ich dort auf dem Sopha ſaß, entſtand an der Thür der nebenanliegenden Kammer ein Geräuſch, als hüpften Kinder daran in die Höhe, um ſie zu öffnen. Dann ſprang ſie plötzlich auf und blieb weit offen ſtehen, während die beiden jüngſten Kinder des Pfarrers herein und auf mich zuſprangen. Sie ſchlugen im Laufe in meine ausgeſtreckten Hände ein, und jachterten dann laut lachend und jubilirend durch die offenſtehende Stubenthür hinaus auf den Hof. Das Mädchen kam zuerſt wieder hereingeſchlichen. Sie war eine kleine, dicke, wilde Hummel, der die Strümpfe von dem Jachtern mit ihrem Bruder über die Schuhe herabgefallen waren. Sie kletterte auf meinen Schoos, ſah mich mit ihrem ſchalkhaften, von Geſundheit ſtrotzenden großen Kinderkopfe aus blauen Augen an, zupfte mich am Backenbarte, und rückte bald mit allerlei verfänglichen Fragen heraus, z. B. mit der: „Soll ich dir einmal einen Kuß geben?“

Luiſe kehrte zuerſt aus dem Garten vor dem Dorfe zurück. Sie löſte die Bänder ihres Strohhuts unter dem Kinn, legte ihn auf das Clavier und reichte mir dann die Hand. Ihr kleiner Bruder hatte ihr bereits auf dem Hofe meine Ankunft gemeldet. Er kam jetzt auch wieder herein, nahm meinen Stock und Hut und ſetzte ihn auf, die Kleine dagegen ſprang von meinem Schooſe, trat an das Clavier, nahm Luiſens Hut herunter und ſetzte ihn ſich auf. Darauf machten die beiden Kinder einander ſo viele Verbeugungen, Knixe und Complimente, daß Luiſe ihr lautes Gelächter nicht zurückhalten konnte und zuletzt darüber in die ſichtlichſte Verlegenheit gerieth. Sie ſagte endlich der kleinen Schweſter, ſie möge ſich vor mir ſchämen und hinausgehen, um ihre Strümpfchen in die Höhe zu ziehen. Die Kleine nahm hierauf Luiſens Hut ab, legte ihn wieder auf das Clavier und ſchlich ſich ſo unbemerkt als möglich hinaus. Nach einiger Zeit erſt kehrte ſie wieder zurück mit aufgezogenen Strümpfen, hielt ſich aber anfangs von mir fern und näherte ſich mir ſpäter an dieſem Tage nur verlegen und ſchamhaft, ohne wieder ſo laut zu werden als anfangs.

Der Junge dagegen trieb ſich noch lange mit meinem Hut und Stock in der Stube umher, und ſetzte ihn nicht eher bei Seite, als bis ſein Vater heimgekehrt war und ihm für ſeine Wildheit und wegen des Angriffs auf mein Eigenthum einen ſcharfen Verweis ertheilt hatte.

Bald trat auch, dem Pfarrer nachkommend, die Pfarrerin mit Karoline herein. Karoline, die jüngere der beiden Zwillingsſchweſtern, war Luiſe ſo ähnlich, als wäre ſie ihr aus dem Auge geſchnitten. In ihrem Weſen zeigte ſich nur etwas mehr Munterkeit und etwas weniger Behagen als bei Luiſe.

Der Pfarrer hörte auf ſeine Erkundigung, woher ich käme, ſchweigend meinen Bericht an. Die Pfarrerin aber konnte ſich nicht enthalten, mich wegen meiner Gutmüthigkeit wacker auszuzanken. Dabei entſchlüpfte ihr auch die Bemerkung, daß ich durchaus eine Hausfrau haben müſſe. „Die Haushälterin“, ſprach ſie, „mag noch ſo ſchön fegen und ſcheuern, aber ſie hat keine Geldhand. Die Hand aber, die den Trauring trägt und die dem Manne lieb iſt, auf die er doch hin und wieder noch einmal einen Kuß drückt, wenn auch die Handküſſe aus der Mode kommen, bringt Segen ins Haus und macht den Pfennig zum Groſchen. Freilich wiſſen und glauben es die wenigſten

Männer, daß in den Händen der Frauen, und nicht im tiefen Bergſchaft das Gold wächſt", ſetzte ſie lächelnd mit einem Blick auf ihren Mann hinzu.

Luiſe, welcher es nicht entgangen ſein konnte, wie mein Auge heute ſchon ſo oft mit Wohlgefallen auf ihr ruhte, ging bei dieſen Worten ihrer Mutter etwas verlegen zur Thür hinaus, während Karoline ganz unbefangen blieb. Luiſe, welche noch wirthſchaftlicher ſchien als Karoline, kam erſt wieder, als die Pfarrerin hinausging und ihr auftrug, die frugale Abendmahlzeit hereinzubringen, weil ich mich bereits im Zimmer nach Hut und Stock umgeſchaut hatte. Sie hatte draußen bereits die Butterbrote geſchnitten und die Eier geſchält und je in zwei Hälften getheilt. Sie legte ſie jetzt noch der Reihe nach auf einen flachen Teller, ſodaß der rothe Dotter oben ſichtbar war, und umwand ſie hier und da mit dem feinen Grün der Peterſilie, das ſie noch friſch aus dem Garten hinter dem Hauſe holte. Hierauf ſetzte ſie den Teller in die Stube auf den Tiſch, der bereits von der Magd nach einer ſeiner vier Seiten hin, an der ich ſaß, mit dem doppelt gelegten Tiſchtuche gedeckt war. Während Karoline ging, um eine Flaſche Wein heraufzuholen, nahm die Pfarrerin eine Gabel aus dem Eckſchranke und legte ſie über den Teller mit den geſchnittenen Eiern. Der

Pfarrer ſchenkte nun ein; Alle griffen nach den Butterbröten und langten nacheinander mit der Gabel ſich die halben Eier aus der friſchen grünen Peterſilie. Die Pfarrerin entſchuldigte mit einer langen wohlbehaglichen Rede die frugale Mahlzeit, weil man auf dem Lande nichts haben könne und doch auch nicht immer die Schlackwurſt auf dem Tiſche liegen haben wolle, wenngleich ſie zugäbe, daß die Schlackwurſt, die Blut- und Zungenwurſt und der Schinken die wahren Tröſter aller ſoliden Wirthſchaften auf dem Lande ſeien. „Da ſchenken ſie jetzt“, fügte ſie hinzu, „den jungen Mädchen ſo viele Kochbücher und auch meine Töchter haben von ihrem Vater auf meinen Rath eins zum Weihnachten bekommen. Aber ich ſehe doch, daß es auf dem Lande nicht recht anwendbar iſt. Wie geſagt, eine recht gute, ſchmeidige Schlacke, eine Rothwurſt mit Zunge, welche Sie auch ſtets in Ihrer Wirthſchaft müſſen mit in die Rothwurſt hacken laſſen, und endlich ein gut geſalzener Schinken ſind in einem Landpredigerhauſe das beſte Kochbuch. Ein paar Kühe aber und eine Schar Hühner mit einem ſtolzen Hahn, der ſie ordentlich im Zuge erhält, ſind beſſer als zehn Kochbücher.“

Luiſe ſchwieg während dieſer ganzen Rede. Sie holte aber, ſo oft die Vorräthe auf dem Tiſche ſich etwas verminderten (und dies geſchah beſonders ſchnell, als die beiden Kleinen hereinkamen, an den Tiſch traten, den Kopf an die Kante legten und nach den Tellern ſchielten) immer neue Vorräthe, welche in der Küche ſchon bereit ſtanden, auf den Tiſch herein. Einige Zeit darauf, nachdem wir geſättigt waren, erklärte die Pfarrerin auch den Kleinen, bei denen der Appetit wie ſtets bei allen Kindern, wenn Beſuch vorhanden iſt, ganz unerſchöpflich war, daß ſie nun nichts mehr bekämen. Damit ſprangen die Kleinen, welche dieſe Erklärung ſchon längſt erwartet zu haben ſchienen, fröhlich vom Tiſche weg und die Tafel war aufgehoben.

Jetzt griff der Pfarrer, da ich nicht länger bleiben konnte, mit mir nach Hut und Stock, um mich auf den Weg zu bringen. Er forderte auch die Pfarrerin auf mitzugehen, und dieſe gab auch Luiſe einen Wink Hut und Umſchlagetuch zu nehmen, um noch ein wenig friſche Luft zu ſchöpfen. Nur Karoline blieb daheim, das Haus zu hüten. Daß die Kleinen mitkamen, verſtand ſich ohnehin von ſelbſt. Die kleine Mathilde rüſtete ſich ſtill; der Junge aber lief die Treppe auf und ab nach ſeiner grünen Mütze und ſeinem Stock, mit dem er an meinem Abendmahlstage aus dem Pfarrwagen hervorgeſtiegen war. Er fand Mütze und Stock jedoch nicht auf dem Platze, wo er ſie hingeſtellt hatte und rief deshalb durch das Haus nach der Magd, von welcher er ſie verlangte. Dies zog ihm einen Verweis von Seiten ſeines Vaters zu, welcher ihm ſchon oft geſagt hatte, daß ſo ein Junge wie er ſich ſelbſt helfen und nicht den Mägden commandiren müſſe, weil er ſpäter auf dem Gymnaſium und auf der Univerſität keine Dienſtmagd hinter ſich haben könne. Die Mutter aber ſagte entſchuldigend: „Der Junge iſt ſo ordentlich, er ſtellt Alles an ſeinen beſtimmten Platz. Ich wollte, die Kleine wäre ſo, doch ihr Brauſekopf wirft noch Alles durcheinander und wird ſich erſt noch abklären müſſen, ehe er auf Ordnung halten lernt. War es doch bei Luiſe auch ſo bis zu einem gewiſſen Alter. An dem Jungen aber habe ich meine Freude, denn er geht einher wie ein Soldat. Ich verdenke es ihm gar nicht, wenn er auf die Magd ärgerlich wird. Sie reſpectirt ſeinen Sinn und ſeine Gedanken noch nicht, achtet ſeiner Ordnungsliebe nicht und läßt ihm nichts auf dem Flecke ſtehen, wohin er es ſtellt. Das beleidigt ſeinen Stolz und mit Recht, und wenn er noch ſo klein iſt.“

Die Geſellſchaft war endlich reiſefertig und zog unter dem Gebell des Hofhundes, der ſtets ein lautes Freudengeheul anſtimmte, ſo oft er die ganze Pfarrersfamilie vollſtändig beiſammen ſah (auch Karoline be gleitete uns bis an die Hofthür), zu dem rothen Thorwege hinaus. Der kleine Fritz marſchirte nun mit ſeinem Stocke, der faſt ſo groß war als er ſelbſt, immer vor uns her, und nahm trotz der blanken Sturmriemen die Mütze, welche ſich endlich gefunden hatte, unter den Augen des Vaters vor den vom Felde heimkehrenden Bauern immer gar tief ab. Luiſe ging, mit der Kleinen an der Hand, ſtill hinter uns her; die Pfarrerin und der Pfarrer gingen an meiner Seite. Als es dunkler wurde, kehrte die Geſellſchaft heim und ich ſetzte allein meinen Weg fort.

Schon in der nächſtfolgenden Woche, am Donnerstage, feierte Julius mit Karoline ſeine Hochzeit. Die alte Predigerwitwe hatte es ſich ausgebeten, daß ſie nirgends anders als auf der Pfarre zu Wachtelheim gehalten würde, da ſie einen Stolz darein ſetzte, die hochzeitlichen Feſtlichkeiten ſelbſt zu leiten. Julius erſuchte mich, ſchon am Abende vor dem Hochzeitstage zu ihm zu kommen, und ſo ſaßen wir am andern Morgen bereits wohlgemuth beieinander, als die wohlbekannte Kutſche auf den Hof fuhr. Julius eilte ſogleich an den Wagen, hob ſeine Braut heraus und führte ſie am Arm ins Haus. Hierauf aber ſprang zuerſt Fritz heraus mit dem Stocke in der Hand, im grünen Leibröckchen oder „Schwurz“, mit blanken

Knöpfchen und hinten mit wenig ausgeſchnittenen aber kurzen Schößen. Die kleine Mathilde war heute wieder ganz munter und aufgeweckt. Als ich ſie auf dem Arme in das Haus trug, war ſie noch etwas blöde; ſpäter aber kam ſie expreß zu mir und kletterte auf meinen Schoos, um mich am Backenbarte zu zupfen.

Die Honoratioren aus der Umgegend erſchienen erſt mehre Stunden ſpäter. Die Bauern aus dem Dorfe aber, welche zum Feſte geladen waren, kamen alsbald, nachdem man den Wagen mit der Braut hatte auf den Hof fahren ſehen. Männer und Frauen kamen einzeln daher, als ob ſie ſich heute am Hochzeitstage einander gar nicht kennten. Die Frauen gingen zuerſt in die Küche und thaten, als hätten ſie in der Wirthſchaft zu thun. Die Männer dagegen ſtanden in der Wohnſtube, wo Tannenbretter als Bänke über die Stühle hingelegt waren, in ihrer ſteifen Sonntagskleidung beieinander, nahmen die dargebotenen Thonpfeifen und knüpften allerlei Geſpräche miteinander an, jedoch weniger über häusliche und Wirthſchaftsſachen als über Gemeindeangelegenheiten. Auch fielen einige Winke über das Wetter; der Veranlaſſung aber, weswegen man eigentlich beiſammen war, wurde nicht gedacht, wie geſchäftig ſich auch die Frauen fortwährend mit lächelnden Mienen durch die Männer hindurch in die Kammer und wieder herausdrängten. Es ſchien eigentlich Niemand an die Hochzeit zu denken als Julius' Großmutter. Aber wie glücklich ſah ich ſie, als ich einmal auf Julius' Studirſtube ging, durch eine offene Kammerthür vor dem Brautbette ſtehen, woran ſie beſchäftigt war hier und da noch eine Quaſte von rothem Bande zu befeſtigen. Es ſchien, als könne ſie kein Plätzchen mehr für eine ſolche Quaſte auffinden, und ſiehe da, ſie fand doch noch eins! Als ſie aber ſah, daß ſie in ihrem Nachſinnen und Grübeln darüber belauſcht war, wurde ſie vielleicht zum erſten und einzigen Male, ſeit ſie ſich in der Welt als Großmutter fühlte, verlegen. „Was thut man nicht um der Kinder willen!" ſagte ſie endlich in ganz trockenem Tone und begann die Quaſte anzunähen.

Luiſe hatte als Brautjungfer ihrer Schweſter heute weniger in der Wirthſchaft zu thun als an jenem Abendmahlstage in meinem Hauſe. Es war heute das erſte Mal, daß wir Beide uns mehr als ſonſt zuſammenfanden. Wir faßten jeder ſchon vor der Trauung die Kleine an Einer Hand und gingen mit ihr in den Garten. Hier riß dieſe ſich von uns los, ſprang vor uns her und ruhte nicht, bis wir nach ihr haſchten, wobei Luiſe und ich nur mit Mühe es vermeiden konnten, nacheinander zu haſchen. So verging der größte Theil der Zeit für uns bis dahin, wo es zur Kirche läutete. Und ſo ſeltſam iſt das Menſchenherz in ſeinen Neigungen und ſo bald fühlt es ſchon ein ſüßes Bedürfniß, wo es eben erſt einen Schatz geahnt hat, den es heben möchte, daß es mir war, als ob mir etwas fehle, da Luiſe auf dem Kirchgange nicht mehr, wie im Garten, an meiner Seite war, ſondern vorn im Zuge als Brautjungfer ihrer Schweſter dahinſchritt.

Die Kleine wanderte den ganzen Tag unter uns von einem Arme zum andern. Während der Hochzeitsmahlzeit ſaß ich an Luiſens Seite. Hinter uns auf dem Sopha ſaßen die Kinder. Sie hatten einen kleinen Tiſch mit Speiſen vor ſich ſtehen und hörten anfangs andächtig zu bei den Trinkſprüchen und Reden, welche vom Tiſche der Erwachſenen zu ihnen hinüberſchallten. Plötzlich wurde es ſehr laut an dem kleinen Tiſche, vor dem noch mehre andere Kinder ſaßen, und die kleine Mathilde rief, daß Fritz ein ganzes Glas Punſch, welches man für ſie Alle zuſammen hingeſtellt hatte, auf Einen Zug allein ausgetrunken habe. Fritz ſuchte ſich vor den ſtrengen Blicken ſeines Vaters zu vertheidigen und ſtellte die Thatſache geradezu in Abrede. Nun riefen alle Kinder ſo laut durcheinander, um Fritz zu verklagen, daß Niemand daran zweifeln konnte ein früheres Glas Punſch, das ſie gemeinſchaftlich ausgetrunken hatten, habe auch in den Köpfen der Mädchen bereits die bedenklichſten Wirkungen hervorgebracht. Luiſe ſtand von meiner Seite auf, confiſcirte das Glas der Kinder, ſagte zu der Kleinen: „Mädchen, du biſt ja betrunken!“ und drohte ihr Allerlei wegzunehmen, was zu Hauſe unzweifelhaft ihr gehörte, z. B. ein ſchwarzes Schaf und ein Huhn. Hierauf wurde die Kleine ganz ſtill und ſo war der Friede wiederhergeſtellt. Fritz aber nahm, nachdem ſeine Schandthat mit dieſem Punſchglas vergeſſen war, plötzlich von hinten Luiſens Glas weg, trank zuerſt daraus und rief, wie Einer, der ein böſes Gewiſſen hat, dann geſchwind dahinter her: „Die Braut und der Bräutigam ſollen leben — Vivat hoch!“ Er verſchluckte zwar die erſten Worte noch mit dem Punſch, ſodaß man faſt weiter nichts von ſeiner Rede hörte als Vivat hoch. Dennoch aber waren die Bauern und Bäuerinnen ganz außer ſich über die Klugheit des Jungen, über ſeine Manieren und über ſeine Freimüthigkeit. Die Kinder waren von jetzt an ſtolz auf Fritz, zumal da ein unvorſichtiger Gaſt ihnen bei dem Vivat des Jungen wieder zu trinken gab. Sie riefen nun immerfort, auch mit dem leeren Glaſe: „Der Bräutigam und die Braut ſollen leben, Vivat hoch“, bis endlich Luiſens Vater ernſthaft dazwiſchen rief: „Nun iſt's genug!“ Die kleine Mathilde hatte freilich noch immer nicht ſatt an der Luſtbarkeit. Sie wollte es ihrem Bruder Fritz nachthun und ſchlich ſich hinter Luiſe, um ihr ebenfalls das Glas wegzuſtehlen und die Brautleute leben zu laſſen. Da ſie aber, bevor ſie hierzu gelangte, an Luiſens Kleid faßte und ſich daran feſthielt, ſo drehte dieſe ſich um, als ſie eben die kleinen Hände nach dem Glaſe ausſtreckte. Luiſe ſchlug die kleine Verbrecherin ſanft, aber mit ernſthaften Mienen auf die Finger, und nahm ſie dann, als ihr Geſicht ſäuerlich wurde und weinen wollte, auf den Schooß, um damit all ihrem Unfug ein Ende zu machen. Die Kleine ſchlief nun auf ihrem Schooſe alsbald ein und erſt gegen das Ende der Mahlzeit legte Luiſe ſie ſanft auf das Sopha, von dem die übrigen Kinder aufgeſtanden waren.

Nach einiger Zeit entfernte ſich ſtillſchweigend der Bräutigam und die Braut, welche von Luiſe und von ihren Eltern nur mit einem zärtlichen Blicke Abſchied nahm. Ein Gemurmel folgte den Beiden nach. Die Bauern blieben in der Stube, die Bauerfrauen rückten um den kleinen Tiſch vor dem Sopha zuſammen, und tranken miteinander noch eine Flaſche leichten ſüßen Weins. Die Honoratioren, darunter ſelbſt der Pfarrer von Buchenheim mit ſeiner Familie, für welche auf die Nacht nach der bisherigen Einrichtung im Pfarrhauſe zu Wachtelheim nicht Platz zum Uebernachten war, hielten es bei den mancherlei Anſpielungen, die in dieſem Zimmer laut wurden, für gerathen, ihren Rückzug zu nehmen und in das der Wohnſtube gegenüberliegende Viſitenzimmer hinüberzuwandern. Der Pfarrer zog dahin mit Fritz voran, die Pfarrerin und Luiſe ihm nach, ohne daß ihr Abzug in der Hochzeitsſtube, wo trotz der ſpäten Abendſtunde noch immer die alte Predigerwitwe unter den Bauerfrauen als Königin thronte, gerade bemerkt wäre. Ich ſelbſt hatte die Kleine auf den Arm genommen. Sie erhob zwar, als ich ſie vom Sopha wegnahm, einmal das Köpfchen, ließ es aber dann müde ſogleich wieder an meine Bruſt ſinken.

In der Viſitenſtube ſtanden Alle reiſefertig umher. Fritz hatte ſchon den Stock in der Hand gehabt, als er die Hochzeitsſtube verließ. Auch hatte er ſogleich auf der Hausflur die Mütze aufgeſetzt, die er in der Hand hatte. Der Pfarrer trug jetzt ebenfalls bereits den Hut auf dem Kopfe und half der Pfarrerin noch den Mantel umhängen. Luiſe endlich ſtand an meiner Seite in einem Winkel des Zimmers, band die Roſaſchleife ihres Hutes unter dem Kinn zuſammen, hüllte ſich in ihre Tücher und legte ſich ſelbſt den Mantel um die ſchönen Schultern. Ich konnte ihr dabei nicht helfen, denn ich ſtand neben ihr mit der Kleinen auf dem Arm, welche den ganzen Abend ununterbrochen fortſchlief.

Fritz wurde nun zuweilen auf den Hof geſchickt, um zu ſehen, ob der Knecht die Pferde bereits vor die Kutſche geſpannt habe. Als der Knecht, der mit einigen andern Kutſchern wacker gezecht hatte, indeſſen immer noch zögerte, begab ſich endlich die Pfarrerin voll Ungeduld mit Luiſe auch ohne die gewünſchte Nachricht hinaus auf den Hof und Beide ſtiegen in die noch unbeſpannte Kutſche. Der Pfarrer blieb noch in der Viſitenſtube ſtehen, ich aber folgte den Frauen alsbald mit Mathilde nach. Während der Knecht langſam und träge nun die Pferde anſchirrte, ſtand ich mit ihr auf dem Arme lange im Dunkeln vor dem Wagen. Endlich waren die Roſſe angeſchirrt. Der Pfarrer kam aus dem Hauſe gegangen und ihm voraus ſprang Fritz mit dem Stocke in der Hand. Beide ſetzten ſich ein und auch der Kutſcher ſtieg auf den Bock. Als Alle im Wagen ſaßen, ſetzte ich die ſchlafende Kleine auf Luiſens Schoos und zog dann die Hand wieder aus dem Wagen. Neben Luiſe ſaß ihre Mutter und ſchien, ſo viel ich im Mondenſcheine ſehen konnte, meine Aufmerkſamkeit gegen ihr Haus mit Wohlgefallen zu bemerken. Der Pfarrer und die Pfarrerin reichten mir noch die Hand heraus und auch Luiſe that desgleichen, nachdem ſie die Kleine auf ihrem Schooſe zurechtgelegt hatte.

Und damit ſchlug der Fuhrmann auf die Roſſe, und der wohlbekannte Wagen flog wiederum vom Hofe herunter. Ich glaubte im Dunkeln zu bemerken, daß die Pferde, welche ihn zogen, an den Zäumen mit rothen Bändern geſchmückt waren. Vermuthlich hatten die Knechte dieſe am Hochzeitstage von den rothen Bändern der Großmutter auf der Pfarre erobert und damit in den Ställen, der Sitte gemäß, ihre Pferde hochzeitlich geſchmückt.

Faſt gleichzeitig fuhren auch die übrigen Wagen vom Hofe ab, und unmittelbar darauf ſchlug ich zu Fuße den Rückweg nach Wolfsrode ein.

Als ich das nächſte Mal auf die Pfarre zu Buchenheim kam, trat mir Fritz gar ſtolz entgegen, denn er bildete ſich nicht wenig ein auf den Trinkſpruch, welchen er auf der Hochzeit ausgebracht hatte. Die Kleine that wieder ganz verſchämt, denn Luiſe hatte ihr ſoviel von ihrer Wildheit vorgeredet und geſagt, daß ſie, die Kleine, ſich doch eigentlich vor mir hätte ſchämen ſollen. Deſto freier und offener aber trat mir Luiſe ſelbſt entgegen. Der Pfarrer war ganz unverändert, die Pfarrerin aber ſchmunzelte über alle Maßen freundlich.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der

Pfarrer von Grünrode.

Ein Lebensbild.

Von

Heinrich Pröhle.

Zweiter Theil.

Leipzig:
Avenarius & Mendelssohn.

1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]SIS.

Inhalt zum zweiten Theil.

Zwölftes Capitel.

Seite

Wie der Pfarrer das Lutherfeſt feierte und in Luiſe ſein Käthchen fand 1

Dreizehntes Capitel.

Wie der Pfarrer von neuem ein Bräutigam war 23

Vierzehntes Capitel.

Wie Gott ſeine Kirche durch einen achtendigen Hirſch beſchützt 27

Funfzehntes Capitel.

Worin der Pfarrer mit Luiſe Hochzeit hält 34

Sechzehntes Capitel.

Worin der Kuhhirt von Grünrode zum letzten Male über Gott und die Welt philoſophirt 41

Siebenzehntes Capitel.

Wie der Pfarrer mit Luiſen in Grünrode anzog 54

Achtzehntes Capitel.

Worin die Cantoren das Trinitatisfeſt feiern und der Orgelbauer Geſchichten erzählt 71

Neunzehntes Capitel.

Sei

Worin der Pfarrer von ſeinem häuslichen Leben berichtet 9

Zwanzigstes Capitel.

Worin ein Poſthorn klingt und die Schuljugend ſich beeilt, Gott den Herrn zu loben, während dem Pfarrer und der Pfarrerin großes Herzeleid widerfährt 10

Einundzwanzigstes Capitel.

Handelt von Luiſens Tode, auch von einem guten Tröſter im Schurzfell, der den Kopf über den Zaun ſteckt. . . 12

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Worin der Pfarrer ſeinen Witwerſtand beſchreibt, auch berichtet, wie er an den Finken gekommen iſt, der den Reitervers ſingt 13

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Worin der Pfarrer ſein Amtsjubiläum feiert und ſchließlich, wie es einem echten Pfarrer geziemt, die ganze Welt umarmt 14

Zwölftes Capitel.

Wie der Pfarrer Nettmann das Lutherfeſt feierte und in Luiſe ſein Käthchen fand.

Das große Reformations- und Lutherfeſt, welches in dieſe Zeit fiel, wurde in der Stadt Knobenburg drei Tage lang gefeiert. Auf dem Lande begnügte man ſich jedoch nur an dem erſten Tage Gottesdienſt zu halten. Für den darauf folgenden Tag war für die ganze Gegend ein ländliches Feſt um die ſogenannte Lutherbuche her auf dem freien Platze hoch oben auf einem waldigen Bergrücken, der zu den Vorbergen des Harzes gehört, veranſtaltet. Luther, deſſen Geburtsort nicht allzu weit vonhier entfernt iſt, ſoll auch hier einſt unter der Buche geruht haben. Eine Tafel, welche an der Buche befeſtigt iſt, meldet dieſes Ereigniß und fordert den Wanderer auf, vor der Buche „voll Ehrfurcht“ den Hut zu ziehen. Nicht weit von der Buche ſteht auf demſelben freien Platze im Walde ein aufgehobenes Kloſter, und neben dieſem alſo wollten namentlich die Predigerfamilien der Gegend eine Art von Pickenick halten.

Von früh Morgens an ſah man auf Wegen und auf Stegen nichts als reiſige Prediger und Cantoren, darunter einige Bauern, die zu dem Lutherfeſte zogen. Der Luther'ſche Spruch von Wein, Weib und Geſang wurde aus allen Tonarten geſungen und klang aus allen Kornfeldern hervor; auch glaube ich, daß jeder Cantor dieſen Canon unterwegs nach ſeiner eigenen Compoſition vortrug.

Die meiſten Prediger kamen zu Wagen mit ihren Familien. Denn da es ſich um Luther handelte, ſo hatte kaum ein ſechsjähriges Kind in einem Predigerhauſe zu Hauſe bleiben wollen, und nur Julius und Karoline waren durch Krankheit der Großmutter, welche etwa ein Jahr darauf ſtarb, in Wachtelheim zurückgehalten. Die Kutſchen häuften ſich immer mehr auf dem Platze vor dem Kloſter, und faſt aus jeder kam ein Schwarzrock mit ſeinem Weibe und einer Schar blühender Kinder hervor. Da in dieſen Wagen ſtets auch einige Flaſchen Wein verborgen waren, und da die Kinder faſt überall zum Kutſchenſchlage herausſangen: Eine feſte Burg iſt unſer Gott, ſo enthielten dieſe Predigerkutſchen in der That Alles, was nach Luther ein Mann lieben muß, der kein Narr ſein will: Weib, Wein und Geſang.

Munterer als je ſprang Fritz aus dem Wagen hervor und Mathilde hüpfte vor Freuden auf meinen Arm, als Luiſe ſie mir aus der Kutſche reichte.

Nachdem ſich die Prediger und ebenſo die Predigerfrauen und dann die Predigertöchter untereinander begrüßt, und die Kinder hier und da ſtillſchweigend aneinander herangetreten waren und ſich neugierig betrachtet hatten, wurde das Zeichen gegeben, daß die Cantoren, die unweit der Buche zuſammengetreten waren, den Choral „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ vierſtimmig zu ſingen gedächten, wodurch das Feſt eröffnet werden ſollte. Mir war's, als hörte ich die Stimme meines ehrlichen Lehrers, des Cantor Naſemann, unter all den Cantorenſtimmen hervorklingen. Er ſang mit ſeinem Schwiegerſohn, dem Cantor von Untrüborn, von Einem Notenblatte, konnte ſich aber doch nicht enthalten, ihm dabei zu zeigen, was ein rechter gelernter Cantor von der alten Sorte ſei, der, wie er zuweilen zu ſagen pflegte, einen jungen Cantor zehnmal aus dem Sack heraus- und wieder hineinſänge. — Ich konnte während des Geſanges kaum den Blick von Luiſe wegwenden, deren Geſicht die reinſte und ſchönſte Andacht ausſprach.

Nachdem dieſer Choral ausgeſungen war, wurden allmälig die Vorbereitungen zum Pickenick getroffen. Da die Wagen jetzt ſich ſämmtlich von dem freien Platze in den Hintergrund zurückgezogen hatten, ſo ging ich mit Luiſe, um die Buchenheimer Pfarrkutſche aufzuſuchen und den mitgebrachten Mundvorrath daraus hervorzuholen.

Um den Wagen und den Knecht zu finden, gingen wir in das Buchengehölz und ſahen, daß dort neben den Pfarrkutſchen unter den weit auseinanderſtehenden Bäumen auch eine Anzahl von Bauernwagen hielten, und daß auch viele Bauern ſich hier neben ihren Wagen an lodernden Feuern niedergelaſſen hatten. An einem der Bauernwagen ſtand ein weißbeſtäubter Mühlknappe und auch der Sonntagsrock eines der Männer, die neben dem Wagen um das Feuer ſaßen, trug bereits einige deutliche Spuren von Mehlſtaub. Als ich näher hinſah, erblickte ich neben ihm das Mühldortchen, und neben dieſer meinen ehrlichen Lehrer, den Cantor Naſemann mit ſeinem Schwiegerſohne, dem Cantor von Untrüborn. Beide ſtärkten ihre Lungen nach dem Geſange des Luther'ſchen Liedes durch den trefflichen Schinken, den das Mühldortchen mitgebracht hatte.

Luiſe folgte mir unwillkürlich, als ich näher an das Mühldortchen herantrat, blieb aber dann doch einige Schritte entfernt von ihr ſtehen. Ich erſchrak anfangs über Dortchen, denn ſie war ſchon ganz verblüht und ſah kränklich aus. Als ſie freilich zu reden begann, ſchien ſie mir noch ganz die Alte, und es war mir, als hätte ſie ſich ſeit den Tagen unſerer Kindheit kaum verändert. Sie begann alsbald leiſe zu mir zu reden und nöthigte mich ſo, mich zu ihr niederzubücken. Nun flüſterte ſie mir zu, ob Luiſe, die ſie bereits früher einmal geſehen hatte, nicht meine Braut ſei, und dabei blickte ſie dieſe lächelnd an, ſodaß ſie die ſchönen Augen niederſchlug. Mit einiger Beſtürzung verſicherte ich, daß ich keine Braut hätte. Jetzt lachte Dortchen ganz laut, blickte nochmals auf Luiſe und drohte mir mit dem Finger. Dortchen, die mich ſchon ſeit meinem Rectorate in der Regel nicht mehr mit dem vertraulichen Du angeredet hatte, faßte mich jetzt bei der Hand und zog mich ſo weit zu ſich nieder, daß ihre Lippen faſt mein Ohr berührten. „Ich glaube es nicht, daß ſie nicht deine Braut iſt", ſprach ſie. „Wenn ihr ſo miteinander daher kommt, ſo iſt es ganz, als wäret ihr Beide nur füreinander beſtimmt. Auch wird es Zeit, daß du jetzt ans Heirathen denkſt." Hier hielt ſie plötzlich inne und ſprach laut, als ob ſie ſich vergäße: „Willſt du einmal mein jungſtes Kind ſehen? Es liegt dort auf dem Wagen und ſchläft.“

Sogleich erhob ſie ſich, wenn auch etwas ſchwerfällig, vom Boden und führte mich an den Wagen, wo das ſchlafende Kind lag. Sie zeigte es mir, begann aber dann ſogleich wieder von Luiſen zu ſprechen, deren Schönheit ſie lobte und auf deren Geſtalt ſie von neuem den Blick ruhen ließ.

Ich machte mich, ohne daß mein wackerer Lehrer Naſemann Gelegenheit gefunden hätte, freundliche Worte an mich zu richten, von ihr und der Geſellſchaft los. Sinnend ſchritt ich an Luiſens Seite dahin, indem ich hoffte, daß ſie die Bedeutung von Dortchen's zudringlichen Blicken nicht errathen haben würde. Bald fanden wir den Fuhrmann, der uns den Mundvorrath von der Kutſche aus unter die Lutherbuche trug, wo die Predigerfamilie ſich niedergelaſſen hatte.

Der Superintendent unſerer Diöceſe mit ſeiner Frau hatte ſich unterdeſſen zu der Buchenheimer Predigerfamilie geſellt. Da Luiſe von hieraus nach Knobenburg gehen wollte, um dort noch den dritten Tag des Lutherfeſtes bei ihren Verwandten zu feiern, der Superintendent aber mit ſeiner Gattin für denſelben Tag zum Generalſuperintendenten eingeladen war, ſo forderte die Superintendentin Luiſen auf in ihrem Wagen mit nach Knobenburg zu fahren. Dieſelbe Einladung richtete ſpäter der Superintendent an mich, weil ich im Verlaufe des Geſprächs ſchüchtern geſtand, daß ich mir vorgenommen hatte, ebendahin zum dritten Tage des Lutherfeſtes zu pilgern. Es wurde nun das Pickenick verzehrt. Fritz und Mathilde brachten dabei ununterbrochene Hochs auf Luther aus, und Luiſe mußte endlich wieder Mathilde auf die zarten Finger ſchlagen, weil ſie ſich nicht begnügte, hin und wieder einmal aus ihrem Glaſe zu nippen, ſondern mit ihrem kleinen Händchen unaufhörliche Angriffe gegen daſſelbe richtete. Als eben deshalb Mathilde ihre ſchönen großen Augenwimpern thränenvoll ſenkte, während Fritz noch immerfort rief:

Unſer Luther der ſoll leben
Und ſein Käthchen auch daneben,

da trat der würdige Abt von Eß, der noch in dem aufgehobenen Kloſter wohnte und als achtbarer Gelehrter und ſehr toleranter Katholik auch bei den Proteſtanten der Gegend allgemein beliebt war, zu dem Kreiſe, der ſich unter der Lutherbuche zuſammengefunden hatte. Der Superintendent und der Pfarrer von Buchenheim hatten in dem ehemaligen Kloſter nicht ſelten die gaſtlichſte Aufnahme gefunden, und es mochte einen eigenthümlichen Reiz für den Abt haben, ſich heute am Lutherfeſte in die Schar der Predigerfamilien zu begeben, um den Freunden, die er auf dem Platze vor dem Kloſter treffen würde, die Hand zu drücken. Die Pfarrerin und die Superintendentin, noch mehr aber die Kinder betrachteten den Abt mit eigenthümlicher Neugier. Der aber richtete ſeine Aeußerungen vorzugsweiſe an die Frauen und wußte ſie bald durch ſeine kleinen treuherzigen Scherze wahrhaft zu bezaubern. Unter andern erzählte er ein Patermärchen, das alſo lautete:

„Als unſer Herrgott einmal auf die Erde heruntergeſtiegen war, kamen zu ihm die Pfarrer beider chriſtlicher Kirchen, um ihn zu bewillkommnen. Nun wußte der Evangeliſche ſich ſo recht an unſern Herrgott anzuſchmeicheln, war ſo recht vor den Augen und bat auch, daß er ihn beſchenke. Da ſagte unſer Herrgott zu dem: «Dick gew'ick ne Frue!»*) Der katholiſche aber, der eines Bauern Sohn war, wußte ſich nicht ſo recht gegen unſern Herrgott zu benehmen. Der hatte ſich hinter einen Baum verkrochen, und wie unſer Herrgott dem proteſtantiſchen Pfarrer eine Frau ſchenkte, blickte er hinter dem Baume hervor und fragte: «Wat krie denn aber ick?»*) Da lachte unſer Herrgott ſo ſchelmiſch und ſagte: «Dick gew'ick en Glaas Wien!»**) Seitdem haben die evangeliſchen Pfarrer eine Frau und die katholiſchen haben ihr Glas Wein."

---

*) Dir gebe ich eine Frau.

Fritz und Mathilde konnten ſich nun bis zu unſerer Abreiſe gar nicht mehr mäßigen vor Lachen über das Patermärchen, wiewol ſie doch ſeinen Inhalt nur halb verſtanden hatten. Am herzlichſten lachte die Pfarrerin und auch die Superintendentin, und beide ſahen dabei immerfort auf die lachenden Kleinen. Luiſe ſuchte, aus Furcht, daß ſich der Abt dadurch beleidigt fühlen möchte, die lauten Ausbrüche der Heiterkeit der Kinder zu beſchwichtigen, konnte indeſſen doch auch ein Lächeln nicht unterdrücken, als Mathilde immerfort Fritz zurief: „Dick gew'ick ne Frue", und dabei an ihm emporſprang, um ihm vor lauter Ausgelaſſenheit einen kleinen Schlag ins Geſicht zu verſetzen. Der Pfarrer von Buchenheim und der Superintendent machten Einwendungen dagegen, daß der Wein ausſchließlich der katholiſchen Geiſtlichkeit verliehen ſei, und forderten den Abt auf, ſich aus ihrer „Lutherflaſche" noch einmal das Glas füllen zu laſſen. Sogleich nahm ihm Luiſe das leere Glas aus der Hand, füllte es von neuem, und er leerte es auf die Geſundheit der Geſellſchaft. Dann verabſchiedete er ſich und Luiſe und ich ſaßen bald darauf mit dem Superintendenten und ſeiner Frau im Wagen. Der Superintendent, den der Wein erheitert hatte, nannte mich fortwährend, weil ich ein unverheiratheter Geiſtlicher ſei, „Herr Abt". Luiſe erröthete jedesmal, ſo oft er mir dieſen Titel gab. Da aber die Rede nochmals auf das Patermärchen kam, bei welchem Luiſe und ich während des Vortrags noch am ernſthafteſten geblieben waren, verbarg ſie raſch ihr Geſicht in das Taſchentuch. Als ſie es nach einigen Augenblicken daraus hervorzog, und wieder ernſthaft um ſich zu ſchauen verſuchte, glaubte ich auf ihrem lieblichen Antlitze noch die Spuren eines beinahe krampfhaften Lachens wahrzunehmen.

---

*) Was bekomme denn aber ich?

**) Dir gebe ich ein Glas Wein.

Luiſe wurde in Knobenburg vor dem Hauſe ihrer Verwandten abgeſetzt. Auch ich benutzte dieſe Gelegenheit, um den Wagen des Superintendenten, der ſogleich zu dem Generalſuperintendenten fuhr, zu verlaſſen. Nachdem ich mich von Luiſe verabſchiedet hatte, ging ich zurück bis zum Hauſe des Vetter Klee, an dem wir bereits vorbeigefahren waren.

Am andern Morgen beſuchte ich Riekchen's Grab und pflückte daran ein Vergißmeinnicht, das der gute Vetter Klee mit andern Blumen auf den Grabhügel des Waiſenkindes gepflanzt hatte. Als ich zurückkam, berichtete mir der Vetter Klee mit ſeiner Frau ſehr eifrig, daß der Generalſuperintendent ſich ſoweit herabgelaſſen hatte, mich durch ſeinen Bedienten auf den Abend zu einer Geſellſchaft in ſeinem Hauſe einladen zu laſſen. Der Bediente hatte erzählt, daß alle Geiſtlichen, welche ſich, allein oder mit ihren Frauen, zum dritten Luthertage in der Stadt befänden, eingeladen würden. Er hatte zugleich bemerkt, daß der Superintendent den Generalſuperintendenten von meiner Anweſenheit in Kenntniß geſetzt habe, und daß er nur durch eine Predigerstochter, die ebenfalls in der Diöceſe des Superintendenten zu Hauſe ſei, und die er gleichfalls auf deſſen Empfehlung zum Generalſuperintendenten habe einladen müſſen, meine Wohnung erfahren habe.

Bald darauf begab ich mich mit dem Vetter Klee zu dem auch heute in der Domkirche ſtattfindenden Gottesdienſte, in welchem der Generalſuperintendent heute ſelbſt die Feſtrede hielt. Mein Blick war lange Zeit ſehnſüchtig nach dem Gitterſtuhle gerichtet, aus dem am Tage meiner feierlichen Einweihung Luiſe hervorgetreten war, und ich glaubte endlich hinter dem

Gitter das liebe Geſicht zu entdecken. Doch fand ich keine Gelegenheit, mich ihr nach dem Gottesdienſte vor der Kirchthür zu nähern und eilte, das Geſangbuch der Frau Klee unter dem Arme, ſogleich nach Hauſe, wo bereits eine gute Rindfleiſchſuppe und ein Stück Rindfleiſch mit Senf unſer harrte. Am Nachmittage machten wir einen Spaziergang, wobei wir zweimal um die Stadt herumgingen, und wobei die mitſpazierende Frau Klee ihre beſte Haube aufgeſetzt hatte.

Am Abende war die Zahl der Prediger und Predigerfrauen, der Predigertöchter und Predigerſöhne, welche ſich bei dem Generalſuperintendenten einfanden, nicht gering. Weil ich aber allzu pünktlich erſchien, ſo hatte ich das Misgeſchick der Erſte in der Geſellſchaft zu ſein und in das noch leere Zimmer gewieſen zu werden, wo die Generalſuperintendentin ihrer Gäſte harrte und den erſten Ankömmling, den ſie nicht kannte, mit etwas ſteifen Ceremonien empfing. Nach mir trat zunächſt Luiſe ein, welche ebenfalls allein kam und ſich ſelbſt einführen mußte. Ihre Verlegenheit bemerkend, ſtellte ich ſie der Generalſuperintendentin vor. Unwillkürlich hielten wir uns nun den ganzen Abend zuſammen und die Generalſuperintendentin, ohne ſich mit mit uns in ein längeres Geſpräch einzulaſſen, und ohne ſich überhaupt am ganzen Abend weiter um uns zu kümmern, gab doch noch, bevor die übrigen Gäſte kamen, dem Diener mit einem Blicke auf uns, deſſen Sinn ich ſogleich zu errathen glaubte, den Auftrag zwei Plätze nebeneinander im Speiſeſaale für uns zu beſtimmen. Nun kamen zunächſt einige Studirende der Theologie, Söhne von Landpredigern, welche ſich gerade in der Stadt befanden. Auch dieſe junge Zukunftſaat des geiſtlichen Standes hatte der ſonſt ſo ſtolze Generalſuperintendent am Lutherfeſte nicht in ſeiner geiſtlichen Geſellſchaft vermiſſen wollen. Wenn auch die Generalſuperintendentin die ungelenken Verbeugungen bei der Ankunft der Muſenſöhne etwas übel zu vermerken ſchien, ſo ſchien doch der Generalſuperintendent ſelbſt nach dem bekannten und ſehr menſchlichen Grundſatze, daß ein Jeder ſelbſt einmal jung geweſen iſt, die burſchikoſe Tracht, deren ſie ſich nur theilweiſe entledigt hatten, und ſelbſt ihre Trinkluſt, welche ſie ſo manchen guten Weinen gegenüber an der Tafel nur ſchüchtern bemeiſterten, weit weniger übel zu deuten. Nach den Studenten erſchien eine große Anzahl von Landpredigern mit ihren Frauen und Töchtern. Sie bildeten den eigentlichen Kern der Geſellſchaft.

Der Platz, der für mich und Luiſe beſtimmt war, befand ſich ganz unten an der Tafel und mitten unter den Plätzen der Studenten. Die jungen Leute bemerkten bald, daß wir Beide ein angehendes Liebespaar waren, und vielleicht weil ſie in der Gutmüthigkeit ihres Herzens ihre Freude an uns hatten, nöthigten ſie uns immerfort zu trinken und wollten uns immerfort einſchenken. Ich leiſtete im Trinken ſoviel als mir irgend möglich war, und dennoch beſchuldigte mich ein alter Student im deutſchen Rock und breiten überſchlagenen Hemdkragen, der zur einen Seite neben mir ſaß und dem der Wein etwas zu Kopfe geſtiegen war, daß ich gar nicht trinke. Auf meine Verſicherung des Gegentheils verlangte er, ich ſolle zum Beweiſe, daß ich in der That tränke, mit ihm Brüderſchaft trinken. Ich that dies ſo unbemerkt als möglich und hatte von jetzt an vor ihm Ruhe, ſodaß ich mich ausſchließlich mit Luiſe beſchäftigen konnte.

Gegen das Ende der Tafel erhob ſich der Generalſuperintendent von ſeinem Platze und ſagte in feierlichem Ton: „Unſer großer Martin Luther hat das Wort geſprochen:

Wer nicht liebt Wein, Weib, Geſang,
Bleibt ein Narr ſein Leben lang.

Ich hoffe daher, daß keiner der anweſenden Amtsbrüder es verſchmähen wird, mit mir auf die Geſundheit der Frauen zu trinken.“

Die Frauen in der Nähe des Generalſuperintendenten verneigten ſich dankend und die Generalſuperintendentin ſelbſt warf ihm einen gnädig lächelnden Blick zu. Die Prediger riefen den Frauen Alle ein freudiges Hoch, aus welchem auch die bei dieſer Gelegenheit etwas überlauten Stimmen der Studenten hervorklangen. Dieſe jungen Leute wollten nun Alle mit der in ihrer Mitte ſitzenden Luiſe anſtoßen, und wiewol ſie ſonſt den ganzen Abend hindurch für Niemand als für mich Auge und Ohr gehabt hatte, ſo konnte ſie ihnen dieſen Wunſch doch nicht verſagen. Erſt ganz zuletzt gelangte ſie auch dazu mit mir auf den Trinkſpruch des Generalſuperintendenten anzuſtoßen, und als dabei einige Tropfen Wein aus ihrem Glaſe in meines hinüberſchwankten, konnte ich, obgleich ſonſt nur ein ſchwacher Trinker, mich doch nicht enthalten das Glas auf einen Zug zu leeren. Ohne daß wir es bemerkten, ſtand in dieſem Augenblicke der Superintendent hinter uns. Er hielt ſein Glas in der Hand und lächelte freundlich. Nachdem er mich wieder den Herrn Abt genannt und mit mir angeſtoßen, nannte er Luiſe auch die Frau Aebtiſſin und forderte ſie auf, gleichfalls mit ihm anzuſtoßen.

Jetzt hob der Generalſuperintendent die Tafel auf und zeigte zugleich ſelbſt an, daß in einem andern

Zimmer des großen Hauſes einige Cantoren warteten, um zu Ehren des Dr. Luther unter der Direction des Orgelbauers den jüngern Leuten zum Tanze aufzuſpielen. Der Orgelbauer hatte ſich's, wie ich ſpäter erfuhr, vom Generalſuperintendenten ausdrücklich ausgebeten. Wie er denn überhaupt als ein jovialer Mann bekannt war, ſo hatte er auch zur Verherrlichung des Lutherfeſtes, an dem ſonſt ſchwerlich im Hauſe des Generalſuperintendenten getanzt wäre, das Seine beitragen wollen.

Sogleich begab ſich die ganze Geſellſchaft in den bezeichneten Saal. Hier waren in der That bereits fünf Cantoren mit Geigen und Blasinſtrumenten verſammelt. Sie ſaßen an einem kleinen Tiſche, von dem eben die Speiſen weggeräumt wurden und auf dem Weingläſer ſtanden. Wer beſchreibt mein Erſtaunen, als ich unter ihnen meinen ehrlichen Cantor Raſemann erblickte? Er war am vorigen Abend mit dem Mühldortchen nach Grünrode zurückgefahren und hatte ſich in der Frühe des heutigen Morgens aufgemacht, um in Knobenburg den dritten Tag des Reformationsfeſtes zu feiern, bei welcher Gelegenheit er dann von dem alten Orgelbauer für den Abend als Hornbläſer engagirt war.

Den Studenten war es aufgegeben, aus ihrer

Mitte einen Vortänzer zu ſtellen. Sie waren indeſſen ſo ſchlau den Generalſuperintendenten zu bewegen, ſelbſt durch eine Menuette, die er mit ſeiner Frau tanzen ſollte, den Ball zu eröffnen. Sie verſöhnten dadurch die Generalſuperintendentin, welche bereits zornige Blicke auf ſie geworfen hatte. Als zweites Paar mußten der Superintendent meiner Diöceſe und ſeine Frau ſich dem langſamen und züchtigen Ehrentanze anſchließen. Einige andere ältere Geiſtliche folgten unaufgefordert mit ihren Ehehälften nach. Es war eine ſeltſam ehrwürdige Weiſe, welche die Cantoren zu dieſem Tanze ſpielten, etwa ähnlich wie das: „Und als der Großvater die Großmutter nahm.“ Und wenn der Dr. Luther mit ſeinem Käthchen ſelbſt zugegen geweſen wäre, ich glaube, es hätte ihn nicht beſchimpft, dieſen Ehrentanz mitzutanzen.

Hierauf begann aber der eigentliche Ball, bei dem nun in der That einer der Studenten, welche bei Tiſche in unſerer Nähe geſeſſen hatten, vortanzte. Er kam zu Luiſe und forderte ſie zur Tänzerin auf. Sie konnte ihm den Tanz nicht verſagen, und da es ſich zeigte, daß ſie in der That noch eine der beſſern Tänzerinnen in der Geſellſchaft war, ſo drang nun ſogar die Superintendentin in ſie, daß ſie zum Beſten der Geſellſchaft auch die nächſtfolgenden Tänze mit dem jungen Manne vortanzte. Außer den unverheiratheten Mitgliedern der Geſellſchaft fingen bald auch einige jüngere Prediger mit ihren Frauen lebhaft an zu tanzen. Luiſe ſchwebte Allen im Tanze voran, und ich muß ſagen, wenn es mich ſelbſt auch bei dieſem Anblicke ſchmerzte nicht tanzen zu können, ſo freute es mich doch, ſie ſo im Tanze dahinſchweben zu ſehen.

Ich ſtand an der Seite des Saales neben dem alten Studenten, der bei Tiſche mein Nachbar geweſen war, mich genöthigt hatte mit ihm Brüderſchaft zu trinken und gleich mir kein Tänzer war. Soeben examinirte er mich ſehr ſcharf, ob Luiſe meine Braut ſei, und verſicherte mich auf meine verneinenden Antworten, daß ich kein deutſcher Mann ſei, wenn ich ihm nicht die Wahrheit ſage. Da kam Luiſe mitten im Tanze gerade auf mich zu, um mich, wie man es nennt, zu einer Extratour zu holen. Meine Verſicherung, daß ich noch niemals getanzt, ließ ſie nicht gelten, und behauptete, daß ich während der Extratour nichts zu thun hätte als mit ihr umherzugehen, mich einige Male umzudrehen und die Hände einiger Damen zu ergreifen, welche ſie mir entgegenſtrecken würden, wobei ich jedoch zuletzt immer wieder in ihre Hand kommen würde. Ich folgte ihr endlich in das Gewühl, wo ſie mit unglaublicher Liebenswürdigkeit die Verwirrung, die ich unter den Tänzern anrichtete, wieder gut zu machen und theilweiſe ſo zu wenden verſtand, als ob ſie von ihr ſelbſt verſchuldet wären. So unbedeutend nun auch meine Leiſtungen während dieſer Extratour waren, ſo bemerkte ich doch, daß mein ehrlicher Naſemann dazu auf eine wahrhaft erhebende Weiſe das Horn blies und in ſein Blaſen alle die heitern und fröhlichen Empfindungen hinein zu verweben wußte, die er ſelbſt gehabt haben mochte, als er zum erſten Male mit der Frau Cantorin Naſemann tanzte. Als die Extratour zu Ende war, flüſterte mir Luiſe zu: „Wenn dieſer Tanz zu Ende iſt, ſo tanze ich unter keiner Bedingung mehr, und damit ich nicht dazu genöthigt werde, verlaſſe ich ſogleich nach ſeiner Beendigung den Saal.“

Ich bat Luiſe zu bleiben. Allein ſobald ihr Tänzer ſie auf ihren Platz zurückgeführt hatte, bemerkte ich, daß ſie ſich ſo ſtill als möglich entfernte. Ich eilte ihr nach in das Empfangzimmer, wohin der Bediente inzwiſchen die Mäntel der Damen geſchafft hatte, und ſuchte ſie von dort in den Tanzſaal zurückzuführen. Sie erwiderte: „Gern würde ich noch ferner die Stelle einer Vortänzerin verſehen, wiewol ich ſonſt auf den Bällen, die ich hin und wieder hier beſucht habe, mir wol niemals hätte träumen laſſen, daß ich dieſem

Amte in irgend einer Geſellſchaft vorſtehen könnte. Allein es iſt mir ganz unmöglich, länger mit den Studenten zu tanzen."

Sie konnte hierbei einen liebevollen Blick auf mich nicht zurückhalten, und ich wußte nichts mehr zu erwidern. Wider unſer Erwarten war das Empfangzimmer auch von der Dienerſchaft ganz leer. Da Luiſe vom Tanzen ſo erhitzt war, daß ſie ſich noch abkühlen mußte, bevor ſie das Haus verließ, ſo konnte ich mich nicht überwinden, ſogleich wieder in die Geſellſchaft zurückzukehren und ich nahm ihr gegenüber auf einem Sitze am Fenſter Platz. Auf dem Fenſterſims ſtand eine Reihe brennender Wachskerzen. Die Stadt war nämlich an dieſem Abende illuminirt und der Generalſuperintendent hatte außer vielen andern Bildern in den übrigen Fenſtern zu ebener Erde, in dem, an welchem wir ſaßen, ein Transparentbild anbringen laſſen, das Luther und Käthchen darſtellte.

Vor dieſem Bilde ſaßen wir im Hauſe des Generalſuperintendenten, und Luiſe entzog mir ihre Hand nicht, als ich ſie ergriff. Schweigend ſaßen wir da; als aber Luiſe im Begriff war aufzuſtehen und als in dieſem Augenblicke ihr Taſchentuch ihr vom Schooße fiel, weshalb wir Beide uns raſch bückten, um einander zuvorzukommen und es aufzuheben, da begegneten ſich unſere Lippen und hafteten aneinander in einem langen Kuſſe. — — —

Als ich zwei Tage darauf wieder in das Pfarrhaus zu Buchenheim kam, trat mir Luiſe nicht mehr ſo unbefangen entgegen, als es bis dahin bei meinen Beſuchen der Fall geweſen war. Nach kurzer Zeit bat ich den Pfarrer, mit mir auf ſein Zimmer zu gehen. Sogleich wurde Luiſens Geſicht blutroth, und ehe noch der Pfarrer aufſtand und mir voranging, war ſie bereits zur Stube hinaus und die Treppe hinauf auf ihr Zimmer geeilt.

Der Pfarrer führte mich, wie ich gewünſcht, auf ſeine Studirſtube. Schon manches ſeiner Beichtkinder war dorthin gewiß mit beklommenem Herzen gegangen, wenn der Pfarrer ihm dort eine Strafpredigt halten wollte. Gewiß aber war noch keines derſelben ſo beglückt von dem Studirzimmer des Beichtvaters wieder heruntergekommen als ich.

Der Pfarrer war von ſeiner Gattin bereits darauf vorbereitet, daß ich um Luiſens Hand anhalten würde, und begrüßte mich ſogleich, nachdem ich ihm meine Bitte vorgetragen hatte, als ſeinen Sohn. Dann führte er mich zu Luiſe, deren kleines Zimmer ſeiner Studirſtube gerade gegenüber lag. Er öffnete die Thür, die zu dem Kämmerlein der Braut führte, und mit ausgebreiteten Armen eilte ich auf ſie zu.

„Käthchen! Käthchen!“ rief ich aus und lächelte unter Freudenthränen hervor. Ihre Antwort wurde von unſern Küſſen erſtickt.

Der Pfarrer hatte ſich ſtillſchweigend entfernt und der Pfarrerin die Nachricht von Dem hinterbracht, was geſchehen war. Leiſe trat dieſe in Luiſens kleines Zimmer und als wir ſie bemerkten, ſtreckte auch ſie die Arme nach mir aus.

„Böſer Mann!“ ſprach ſie nach einem mütterlichen Kuſſe. „Seit zwei Tagen, wo Luiſe aus der Stadt zurück iſt, iſt ſie ſtündlich wenigſtens einmal über den Kirchhof gegangen, um nach Ihnen auszuſchauen, ob Sie noch nicht kämen und um ihre Hand anhielten. Küßt man am Lutherfeſte ein ehrliches Mädchen, um es dann noch zwei volle Tage lang auf den Verlobungsring warten zu laſſen? Geſtern Abend hat Luiſe bereits die ſchwerſten Gewiſſensbiſſe empfunden und über den Kuß die heißeſten Thränen geweint. Doch nun iſt Alles gut, ſeien Sie uns herzlich in unſerer Familie willkommen.“

Dreizehntes Capitel.

Wie der Pfarrer von neuem ein Bräutigam war.

So hatte ich nun alſo den erſten großen Abſchnitt meines Lebens durch dieſe Verlobung beſchloſſen. Wenn ich ſo im nächſten Spätfrühling gegen den Anfang des Sommers über die Gebirgswieſen hin auf die Freit ging, wo ſich dann der ſommerliche Duft des friſch geſchnittenen Graſes, das zu Heu gedörrt wurde, mit dem Blütenduft der Waldbäume am Wieſenrande miſchte, und in all dieſe halb frühlingsmäßige, halb ſommerliche Würze noch die unter den Buchen hervor auf die Wieſe hinrinnende Quelle ihre Friſche hineinſtrömte, dann richtete ich mich hoch auf von all den mancherlei Sorgen, welche meine Jugend ſchon gebeugt hatten, und ich dachte, die beſte Jahreszeit iſt doch im Menſchenleben wie im Jahre der Anfang des Sommers. Ja, und ſo denk' ich noch heute: nur um dieſe Jahreszeit bringt die Natur uns rechte Erquickung, wenn wir durch ſie hinſchreiten, und im Menſchenleben iſt auch nur Eins ſo recht erquickend: nicht Speiſe und Trank, nein, nur zu Anfang des Mannesalters ein ſchönes junges Weib.

Die Pfarrerin begann mich etwas zu bevormunden, was ich mir recht gern gefallen ließ. Der Pfarrer rauchte ſeine Pfeiſe und blieb fortwährend in ſeinem alten Phlegma. Fritz und Mathilde aber entwickelten ſich merkwürdig raſch, denn nichts übt auf Kinder einen ſo großen Einfluß, als wenn ein Fremder in ein bisher ziemlich einſames Hausweſen eintritt und ſich als Hausfreund in demſelben wohnlich einzurichten beginnt. Fritz ſtand, gerade wie eine Tanne, neben unſern Sitzen, wenn ich dem Pfarrer erzählte von meinen Schul- und Univerſitätsjahren. Von dieſen hörte er am liebſten erzählen, weil er an meinen jüngern Studienerinnerungen ſeine ältern wieder auffriſchte. Zuweilen malte er wol meine meiſt nur dürftigen Erlebniſſe mit etwas vollern Farben aus und ſpottete, daß es mit der Jugend jetzt auch nicht mehr ſo ſei als früher. Fritz lächelte dann wol mit dem Vater, aber nach mir bildete er ſich und wurde ſogar zuweilen von Luiſe geſehen, wie er tiefſinnig, wie ich zuweilen war, im Garten umherging und ſich das Haar aus dem Geſichte ſtrich, in das es ihm, Dank ſei es ſeiner Ordnungsliebe, gar nicht hineinhing. Einmal war ſogar Mathilde gekommen und hatte mit ihren Händchen ſein Haar emporgeſtrichen, weil ſie geſehen, daß Luiſe dies mir gethan hatte, indem ſie ſich vor mir hinſtellte und ihre eine Hand auf meine Schulter legte. Er nahm dies dem Kinde aber ſehr übel, weil er ſich dadurch in ſeinen geheimſten Träumen, ſchon ein erwachſener Menſch zu ſein, belauſcht ſah. Mathilde kam darauf weinend und in ihrer ſchweſterlichen Liebe aufs tiefſte verkannt aus dem Garten und ſie wagte ſich ſeitdem nicht mehr dahin, wenn Fritz als Erwachſener darin umherging. Einſt ſaß ich mit Luiſen am Fenſter, das nach dem Garten hinausging. Da ſtieß mich Luiſe leiſe an und legte ihren Kopf, mit mir durchs Fenſter ſchauend, an meine Schulter. Fritz, der ſich im Garten unbemerkt glaubte, hatte ſeine grüne Mütze in der Hand, ſtreckte die andere Hand aus und machte einige Verbeugungen, welche denen, die ich bei meiner Ankunft in Buchenheim vor der Pfarrerin zu machen pflegte, auf ein Haar glichen. Er ſtellte offenbar nach meinem Muſter einen Bräutigam vor und kam ſoeben in einem ſtattlichen Hauſe bei ſeiner Frau Schwiegermutter an.

An der kleinen Mathilde fand die Pfarrerin jetzt gar viel zu rühmen. Sie kam nachgerade zum Nachdenken, wurde ordentlicher, ließ die Strümpfe nicht mehr herunterhängen und war nicht mehr ſo wild als bisher. Kam ſie ja noch einmal aus dem rechten Gleiſe, ſo wirkte nichts ſo ſehr als ein Verweis von mir zu ihrer Beſſerung. Zuweilen ſtieg ſie noch auf meinen Schoos, begann ſchalkhaft zu girren wie eine Turteltaube und kam mit ihrem großen ſchönen Kindeskopfe meinen Lippen ganz nahe. Auch dieſe ſchalkhafte Unbefangenheit hörte allmälig auf, und ſo beſtimmte die Pfarrerin den Tag unſerer Hochzeit als den Tag, an dem Mathildens Flachshaar zum erſten Male in Flechten gelegt werden und ſie ſelbſt ein nützliches, verſtändiges und ehrbares Mitglied des weiblichen Geſchlechts werden ſolle.

Sehr oft ging ich ſo nach Buchenheim auf die Freit, und jeder Gang dahin erquickte mir das Herz. Wenn ich am Abende auf dem Rückwege an die Stelle kam, wo der Weg nach Grünrode abging, da war es mir immer, als ſtände an der Stelle, wo der Weg ſich in das Tannenhölzchen verlor, meine verſtorbene Mutter . . . . ſie hielt die Hände unter der Schürze, und es war mir, als hörte ich ihre Stimme, die ſprach: Nun, mein Sohn, auf der Freit geweſen? und dabei lächelte ſie ſo freundlich.

Vierzehntes Capitel.

Wie Gott ſeine Kirche durch einen achtendigen Hirſch beſchützt.

In meiner amtlichen Stellung bereiteten mir die „Waldarbeiter“ von Untrübern fortwährend große Sorge. Einer von ihnen, der Größte und Stärkſte unter der Schar, der gleichſam ihr Anführer war, lebte fortwährend mit ſeiner Frau in Zank und Streit und hatte endlich auf Scheidung von ihr angetragen. Ich lud alſo den Mann vor, um ihn zur Friedfertigkeit zu ermahnen. Allein er ließ meinen Boten ſtehen und ſtieß die furchtbarſten Drohungen gegen mich aus.

Hier mußte von meiner Seite ſchnell ein Entſchluß gefaßt werden, und ich glaubte durch Muth und Entſchloſſenheit die ſchlimmen Anſchläge des Rädelsführers der Schmuggler, welcher mir offenbar einmal auflauern wollte, wenn ich von Buchenheim kam, am beſten vereiteln zu können. An jedem Abend in der Dämmerung ſtanden die „Waldarbeiter“, bevor ſie ihr Schmugglergeſchäft begannen, an einer beſtimmten Stelle im Walde, die ihnen als Sammelplatz diente. Ich hatte bis dahin, um ihnen nicht dort zu begegnen, gewöhnlich einen Umweg über die Wieſen gemacht. Am Abend des nämlichen Tages aber, wo der Schmuggler dieſe Drohung gegen mich ausgeſtoßen hatte, ſchlug ich bei der Heimkehr von Buchenheim den Weg durch den Wald ein. Die Schmuggler ſtanden an der gewohnten Stelle; ich ging gerade auf ſie zu und grüßte ſie ernſthaft. Sie dankten mir nicht Alle; da indeſſen einzelne von den Jüngern, welche noch am wenigſten verdorben waren, ihre Kappen lüfteten, ſo durfte ich mich wenigſtens jetzt ſicher bei ihnen fühlen. Dieſen reichte ich nun zuerſt förmlich die Hand, und gab ſie zuletzt auch dem Langen, der die Drohung gegen mich ausgeſtoßen hatte.

Er lüftete nun unwillkürlich auch ein wenig die Kappe, und mit ſoviel Würde als mir damals überhaupt ſchon eigen war, ſprach ich nun zu ihm: Da er es verſchmäht habe, zu mir zu kommen, ſo müſſe ich zu ihm in den Wald kommen. Ich wollte dann meine Ermahnungen beginnen und ſie zugleich an alle Anweſenden richten; allein der Lange, der anfangs über meine Kühnheit ſichtlich betroffen war, hatte ſich bereits jetzt wieder vollkommen geſammelt und unterbrach mich mit den Worten: Ich möchte ein wenig warten, ehe ich fortführe; ſie pflegten an jedem Abend, bevor ſie an ihre Arbeit gingen, auf dieſem Platze ein Vaterunſer zu beten; ſeine Kameraden hätten das von den Bergleuten gelernt und ihn zu ihrem Vorbeter gemacht. Und ohne daß er mir Zeit ließ wiederum zu antworten, faltete er die Hände und ſagte folgendes läſterliche Schmugglergebet her:

„Vater unſer, die Güter und Waaren aus deinem Lande nennt man hier Contrebande. Dort im Himmelsgarten wohnt ein Verwandter und auch Bekannter, der uns gibt ausländiſche Waaren, die wir tragen mit Lebensgefahren in die Stadt mit rechtem Bemühen, wo wir dann nach dem Gelingen fröhlich ſingen: geheiliget werde dein Namen, gebenedeiet der Samen, wovon Kaffee, Zucker, Gewürze erblühen, und auch das Land, wo ſie Schnittwaaren beziehen. Wir hoffen dennoch, dein Reich komme! Dein Wille geſchehe hier auf Erden, daß wir Schmuggler glücklich werden, fröhlich wollen wir dann leben, wie im Himmel die Engel nur leben, wenn wir auch müſſen ſorgen und borgen für unſer täglich Brot; denn wir müſſen es ſuchen durch Eichen und Buchen in leichten Socken, denn die Wege ſind trocken. Verleih uns durch deine

Huld eine große Portion Geduld, daß wir vergeben Denen, die uns im Leben mordgierig nachſtreben und uns drohen mit Mord und Rache in dieſer Schreckensſache. Behüte uns für große Gefahr, wenn der Brotdieb*) ſcheint ſo klar, und führe uns nicht in Verſuchung oder nach Knobenburg in Unterſuchung. Dann erlöſe uns von allem Uebel nach dem Machtſpruch der Bibel, bewahre uns für Häſchern und Schützen, die am Frauenberg und auf der Krützen in allen Winkeln herumſitzen. Aber wir kommen dennoch in die Stadt, gib uns nur Muth und Kraft aus einem Anker Rebenſaft, der uns verſchafft Licht in dunkler Nacht und die Herrlichkeit, uns im Dunkeln durchzumunkeln, auf daß wir frohlocken können in Ewigkeit. Amen."

Schaudernd hatte ich dieſe Religionsſpötterei angehört, und als das Schmugglergebet beendigt war, ſtand ich im Begriff alle Rückſichten aus den Augen zu ſetzen und meine entarteten Pfarrkinder zu ermahnen, die Bahn des Laſters zu verlaſſen und auf den Weg der Tugend zurückzukehren. Allein in demſelben Augenblicke erſcholl ein greller Pfiff aus der Ferne her. Der von den Schmugglern ausgeſtellte Poſten verkündigte, daß die Luft nun endlich rein ſei, während bis jetzt am Rande des Waldes ſich mehrere Grenzjäger gezeigt hatten. Plötzlich waren die ſämmtlichen Schmuggler, ohne zu grüßen, von meiner Seite fortgeſtoben und ich ſtand allein auf ihrem Sammelplatze.

---

*) Mond.

Nachdem es den „Waldarbeitern“ von Untrüborn auf dieſe Weiſe gelungen war, ihren Pfarrer zu verhöhnen, ſchien das ganze Walddorf aus Rand und Band zu ſein.

Ich habe bereits die Lage des Kirchleins von Untrüborn im Walde zwiſchen dem Dorfe und der Förſterei beſchrieben. In dieſe brachen die „Waldarbeiter“ von Untrüborn ein, um die wenigen ſilbernen Altargeräthe zu ſtehlen und den Kirchenkaſten zu berauben. Und dabei zeigte nun unſer Herrgott, wie er ſeine Kirche zu ſchützen verſteht, nöthigenfalls durch einen achtendigen Hirſch.

Erſt heimlich und dann immer lauter verbreitete ſich in Untrüborn und dann auch in Wolfsrode das Gerücht, die Kirchendiebe ſeien durch den Cantor von Untrüborn verjagt worden. Der ſei in ſeinem lichtbraunen Rocke mit dem Hute auf dem Kopfe durch die erbrochene, offenſtehende Thür mitten in der Nacht in die Kirche hereingeſchritten, habe den Kopf hoch und ſteif getragen, ſich dem Altar mehr und mehr genähert und dann mit heller Stimme ein Lied angeſtimmt, das furchtbar ſchaurig anzuhören geweſen ſei. Darauf wären ſie, von Schrecken übermannt, entflohen und hätten die Altargeräthſchaften ſtehen laſſen.

Bevor indeſſen dieſes Gerücht zu meinen Ohren drang, war ſchon am Morgen nach jenem Einbruche der Cantor von Untrüborn zu mir gekommen und hatte berichtet, daß er in der Kirche einen achtendigen Hirſch angetroffen, der ihn, als er in der Frühe hereingekommen, um das gewöhnliche Geläut zu thun, mit ſeinem lauten Brunſtſchrei (denn es war im September) empfangen habe. Daß die Schmuggler ihn nicht ſogleich an der Stimme erkannt hatten, war wenig zu verwundern ſchon wegen des Ortes, wo er zu ihnen kam; auch erzählen oft Menſchen, welche beſtändig im Walde leben, daß ſie bei einbrechendem Herbſte ſtets von neuem über das furchtbare Geſchrei des Hirſches, das in der ganzen Natur nicht ſeines Gleichen hat, erſchrecken und im Augenblicke nicht wiſſen, was es zu bedeuten hat. Er hatte ohne Zweifel ſpäter den Ausgang nicht wiederfinden können und kam, als der Cantor eintrat, hinter dem Altare hervor und ſprang nun erſt auf demſelben Wege, wo dieſer gekommen war, hinaus in den Wald.

Ich weiß nicht, ob das Wunder, das der Herr gethan, indem er die Kirche durch ein Stück Wild ſchützte, in

Untrüborn ſpäter allgemein bekannt geworden iſt, denn der Cantor war ſtolz auf das geiſtliche Lied, das er dort geſungen und womit er die Diebe vertrieben haben ſollte. Er meinte, es würde einen ſchlechten Eindruck machen, wenn man höre, daß der Brunſthirſch es geweſen ſei, und man ſolle doch lieber die Leute bei dem Glauben laſſen, daß einer von der Geiſtlichkeit das Lied geſungen habe, da ſie hierdurch in Reſpect komme. Jedenfalls übte der Geſang des Hirſches auf meine „Waldarbeiter“ den beſten Einfluß, ſie waren dadurch in einen wohlthätigen Schrecken verſetzt, und man hörte ſogar einen vollen Monat lang nichts mehr davon, daß ihr Anführer ſich wolle von ſeiner Frau ſcheiden laſſen, ſodaß der Hirſch alſo auch einen Sühneverſuch angeſtellt hatte, der ihm beſſer geglückt war als mir der meine.

Funfzehntes Capitel.

Worin der Pfarrer mit Luiſe Hochzeit hält.

Nachdem Luiſe und ich ziemlich ein Jahr lang unſern Brautſtand geführt hatten, war auf einen Herbſttag die Hochzeit angeſetzt. Am vorletzten Sonntage vor der Hochzeit fehlte ſeltſamerweiſe, als ich in Untrüborn predigte, dort im Schulhauſe die Cantorin, und der Cantor mußte Mittags ſelbſt die Suppe auftragen. Er ſchien meine Frage, wo denn Guſtchen ſei, zu überhören, und ſo forſchte ich nicht weiter. Am nächſten Sonntage aber bemerkte ich, daß dieſe ſich immer in meiner Nähe hielt, und ſchon vor dem Eſſen um mich herumſchlich mit allerlei Töpfen, welche ſie in den des rauhen Klimas wegen ſchon im Frühherbſte geheizten Ofen ſtellte und wieder herausnahm, ſobald es nur ein klein wenig darin zu brodeln begann. Neben dem Ofen hatte ich meinen gewöhnlichen Platz im Schulhauſe zu Untrüborn und bald blieb die Cantorin, indem ſie mit der einen Hand ihr Kleid ein wenig zurückzog, und mit der andern den Topf wieder in den Ofen ſchob, dicht neben mir ſtehen und flüſterte mir zu, daß ſie am vergangenen Sonntage auf der Pfarre zu Buchenheim geweſen ſei. Sie ſetzte hinzu, daß Luiſe einer alten Frau aus Buchenheim, welche in Untrüborn Geſchäfte gehabt, heimlich den Auftrag gegeben habe, ſie zu bitten, daß ſie vor der Hochzeit einmal nach Buchenheim käme. Als ſie nun hingekommen ſei, habe Luiſe ſie auf ihr Zimmer geführt und ſie als meine Landsmännin und ehemalige Mitſchülerin aufs genaueſte über Alles ausgefragt, was ſie von mir wußte. Ich erkannte darin ganz das liebende Herz der Braut wieder, die ihre Liebe dadurch zu ſättigen verlangte, daß ſie die ganze Vergangenheit des Geliebten, von der ich ihr doch oft genug ſchon ſelbſt hatte erzählen müſſen, auf jede nur mögliche Weiſe vollſtändig ſich anzueignen ſuchte. So hatte ſie auch nach Riekchen gefragt, und das Wenige, was ihr die Cantorin über mein Verhältniß zu dieſer zu ſagen wußte, mit ernſtem Nachdenken angehört. Am rührendſten war es für mich, in den Fragen, welche ſie an die Cantorin gerichtet hatte, zugleich ſchon das ſinnige Gemüth der künftigen Hausfrau zu erkennen, das kaum die Zeit erwarten kann, wo es ihr vergönnt iſt, den Geliebten ihres Herzens als Gatten zu pflegen. So hatte Luiſe die Cantorin mit der ganzen zarten Aufmerkſamkeit, welche nur eine Predigerstochter gegen den geiſtlichen Stand haben kann, gefragt, wie ich es denn am Sonntage beim Predigen hielte, ob ich nicht vielleicht ein rohes Ei vorher möchte, um die Stimme zu klären, oder vielleicht ein Glas Wein. Sodann hatte ſie auch gefragt, ob die Cantorin nicht Gelegenheit gehabt hätte, zu bemerken, welches meine Lieblingsgerichte ſeien. Dieſe hatte darauf erwidert: Je nun, am Sonntag nach der Predigt ſcheine mir eine gute Rindfleiſchbrühe oder Hühnerſuppe am beſten zu ſchmecken. Hierauf hatte Luiſe der Cantorin das Verſprechen abgenommen, mir von dieſer Unterredung nichts zu erzählen, was freilich bei der guten Frau nur die Wirkung hatte, daß ſie mir ſchließlich das Verſprechen abnahm, Luiſen von ihrer Verrätherei nichts merken zu laſſen. Darauf wurde ſie von den Frauen im obern Stock des Pfarrhauſes aufs beſte bewirthet. Auch duldete die Pfarrerin nicht, daß ſie unbeſchenkt ſich auf den Heimweg machte, ja der Knecht mußte ein Pferd vor einen kleinen Wagen ſpannen und Guſtchen am Nachmittage eine Strecke weit ins Gebirge hinein fahren, bis dahin, wo der Weg nach Untrüborn ſteiler und jäher wurde.

Die Hochzeit ſelbſt feierte ich mit Luiſe ſo ſtill, als es die Pfarrerin nur immer geſtatten wollte. Denn konnte ich mir auch nicht verhehlen, daß die Gegenwart in Luiſens Armen viel ſchöner war als die Vergangenheit in Riekchen's Nähe, ſo mochte ich doch, vielleicht gerade dieſes Gefühls wegen, am wenigſten zu den lauten Hochzeitsfeſtlichkeiten meine Zuſtimmung geben. War es mir doch auch ſo zuweilen, als ſähe ich Riekchen am Hochzeitstage unter der Schar der neugierigen Dorfbewohner von Buchenheim durch das offenſtehende Thor auf den Pfarrhof ſchauen.

Am Hochzeitsmorgen um halb ſieben Uhr trat mein Vater mit ſeinem langen Stecken in der Hand auf den Pfarrhof zu Wolfsrode. Er händigte mir ſogleich das Geld ein, um einen kupfernen Keſſel in die Wirthſchaft zu kaufen und ihn im Pfarrhauſe zu Wolfsrode einmauern zu laſſen. Dazu ſprach er: „Ich habe nun einmal die Erfahrung gemacht, mein Sohn, daß es ohne einen ſolchen kupfernen Keſſel in der Welt nicht geht, und die Erfahrung mußt du nicht verachten, wenn auch dein Vater nur ein geringer Mann iſt und ſie nur in einer kleinen Wirthſchaft gemacht hat. Darum laſſ' ich's mir nicht nehmen, das Geld zum kupfernen Keſſel mußt du von mir bekommen an deinem Hochzeitstage, wenn ich auch wohl weiß, daß die Frau Pfarrerin ſchon dafür geſorgt haben würde. Wer denn einen ſolchen kupfernen Keſſel hat, der hat darin die Blume von einem guten Hausſtande, und mit dem kupfernen Keſſel weiß ſich der Menſch eher zu helfen, zumal beim Einbüchen vor der Wäſche und auch beim Schlachten, und er iſt zu vielen Dingen nütze, und ſind ihrer Viele in der Welt, denen es ſchlecht geht, aber mit dem kupfernen Keſſel haben ſie ſich durch alle Mühen und Gefahren und durch alle Schickſalsſchläge durchzuhelfen gewußt. Viele aber, die ich kenne, hat Gott ſichtbarlich geſegnet, ſeit ſie einen ſolchen Keſſel im Hauſe haben, und es ſchien, als legte er ſeine milde Hand ordentlich ſichtbar zum Wohlthun auf ihr Strohdach, ſeit der drinnen eingemauert war. Darum darf der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin es mir ja nicht übel nehmen, daß ich dir das Geld für den Keſſel gebe, und ich wünſche dir Gunſt bei Gott und allen Menſchen hinzu, damit dein neuer Hausſtand wohlgedeiht."

Außer meinem Vater und den Cantoren von Buchenheim, Wolfsrode und Untrübern war nur Julius mit Karoline auf der Hochzeit zugegen. Wiewol ſie nun bereits ein Jahr verheirathet waren, ſo führten ſie ſich doch den ganzen Tag am Arm und hatten eigentlich nur Sinn füreinander. Mir und Luiſe gegenüber ſahen ſie heute ſo altklug aus, wo ſie uns begegneten.

Die kleine Mathilde ging wirklich heute zum erſten Male in Flechten einher, die in zwei Zöpfen an ihrem großen Kinderkopfe niederhingen. Sie balancirte ſie ſo gravitätiſch, daß Fritz, der gleich ihr ſchon in ſeinem ganzen Staate voller Erwartung der kommenden Dinge auf dem Hofe umherſpazierte, als mein Vater mit ſeinem langen Stecken in der Hand von Grünrode ankam, ſich ſchon am Morgen nicht enthalten konnte, ihr in die Zöpfe zu greifen. Sie ertrug indeſſen dieſe und ähnliche Anfechtungen, die ſich am Tage noch oft wiederholten, mit großer Gelaſſenheit, überzeugt, daß es nicht ſo leicht ſei, ein würdiges Mitglied des weiblichen Geſchlechts zu werden. Oftmals ging ſie auch bei Tage in den Garten, um ſich die Strümpfe aufzuziehen, ja, ſie ſtand ſogar, wie Luiſe ſpäter behauptete, einmal von der Tafel auf, weil ſie ſich unter dem Tiſche der ſchottiſchen Nacktheit ihrer Waden bewußt wurde. Dafür aber ſagte die Pfarrerin dann auch am Abende: Mathilde hat ſich heute brav gehalten.

Nachdem die Cantoren, ſowie auch Karoline und

Julius uns gegen Abend verlaſſen hatten und die Kleinen ſchon zu Bette getrieben waren, ſaßen wir Andern noch eine kurze Zeit in der Wohnſtube beiſammen. Dann ſagten Alle ſich unter Küſſen gute Nacht — o daß meine gute Mutter hier nicht zugegen war! Wie würde ſie Luiſen ſo zärtlich geküßt haben!

Als ich mit Luiſe die Treppe hinaufging und die Kammerthür öffnete, mußte ich daran denken, wie ſie einſt bei meiner Einweihung zum Pfarrer aus dem vergitterten Sitze hervortrat und ihn verſchloß, und wie dann das prächtige Mädchen mir mit meinem Beichtvater auf den Pfarrhof zu Wolfsrode gefahren war.

Sechzehntes Capitel.

Worin der Kuhhirt von Grünrode zum letzten Male über Gott und die Welt philoſophirt.

Am nächſten Morgen kehrte mein Vater nach Grünrode zurück, und ich ſelbſt hielt mit Luiſe meinen Einzug in Wolfsrode. In einer der erſten Nächte nach unſerer Verheirathung träumte mir einmal, daß zwei meiner alten Studiengenoſſen, von denen ich wußte, daß ſie noch unverheirathet waren, an meinem Hauſe anklopften und mich um die Erlaubniß baten, ſich Jeder an einem von Luiſens ſchönen Ellbogen einmal ſatt küſſen zu können. Ich erklärte ihnen, daß ich nichts dagegen hätte und es auf Luiſe ankommen laſſen wollte. Ich hoffte freilich, daß dieſe es ihnen abſchlagen würde. In dem Augenblicke, wo ich mit großer Spannung ihrer Antwort entgegenſah, hatte ſich dieſe auf dem Lager von einer Seite auf die andere gedreht und mir dabei zugleich, ohne es zu wiſſen, im Schlafe mit ihren ſchönen Armen einen leichten Schlag auf den Mund gegeben, von welchem ich erwachte.

Luiſe erwies mir nun alle die Liebe und Zärtlichkeit im alltäglichen Leben, die man nach ihren ſorgfältig bei der Cantorin von Untrüborn eingezogenen Erkundigungen erwarten konnte. So oft ich am Sonntag Mittag zu Hauſe eſſen konnte (und ich wußte es ſo einzurichten, daß es jetzt faſt ſtets möglich war), bewirthete ſie mich mit den ſchönſten Fleiſchbrühen, ohne dabei von jener Unterredung mit Guſtchen etwas merken zu laſſen. Dahingegen geſtand ſie mir einmal, daß ſie bei meiner Einweihung zum Predigeramte, während ſie mich vor dem Altare habe ſtehen ſehen, trotz aller Andacht nicht ganz den flüchtigen Gedanken habe unterdrücken können, wie ich es wol am Sonntage vor und nach der Predigt im Hauſe halten und ob ich an dieſem Tage wol auch die kleinen Angewohnheiten ihres Vaters annehmen möchte. Auch geſtand ſie, daß ihr dabei einen Augenblick das Bild einer ſorgſamen Hausfrau erſchienen ſei, die um mich, wie ich ſchon vollſtändig zum ſonntäglichen Kirchgange gerüſtet geweſen, noch beſchäftigt geweſen ſei und mir ſoeben die Bäffchen vorgebunden habe. Auf das Geſicht dieſer Hausfrau konnte ſie ſich jedoch durchaus nicht beſinnen, da ſie, wie ſie ſagte, während jener feierlichen

Handlung viel zu andächtig geweſen ſei, um darauf zu merken.

Luiſe war noch nicht zwei Monate lang bei mir in Wolfsrode, da kam eines Morgens durch den hohen Winterſchnee mein Vater ſchon zu uns heraufgewatet. Er ſtellte ſeinen Stock, deſſen Spitze unten noch von Schnee umgeben war, in die Ecke der Stube, hing die Pudelmütze darüber und ſetzte ſich daneben an den Ofen. Er freute ſich ganz außerordentlich über die Einrichtungen, welche Luiſe im Hauſe getroffen hatte, und war noch lebhafter als ſonſt gewöhnlich; doch wurde ihm anfänglich das Athmen ſchwer. Als er ſich erholt hatte, ſprach er auffallend viel. Ich betrachte Das, was er an jenem Tage, aufgeheitert durch den Anblick der blühenden Gattin ſeines Sohnes, ſo kurz vor ſeinem Ende vortrug, als ein heiliges Vermächtniß und ſo wird man es mir nicht verargen, wenn ich die letzten Gedanken meines Vaters hier vollſtändig aufzeichne. Er philoſophirte nach ſeiner Gewohnheit über die Welt, über Gott und den Menſchen und ſprach:

„Ich will die Welt nicht verachten, mein Sohn, und denke nur in allen Stücken, daß der Menſch ſie muß zu behandeln verſtehen. Wenn er aber nichts aus ihr zu machen weiß, ſo iſt ſie ein ſchlechtes lebloſes Ding. Ja, ſinnreich muß der Menſch ſein, wenn er durchkommen will, und muß ſich mit ſeinem Geiſte wie mit einer hellen Leuchte zu finden wiſſen und nicht gleich ein Lamento machen, daß gar kein Weg und kein Steg da ſei. Darum lobe ich am meiſten von allen Ständen, die Geiſtlichkeit beinahe nicht einmal ausgenommen, die Schiffsherren, die ſich in den großen Meeren und Seeſtrömen zu finden wiſſen. Die Meere und Seeſtröme haben verſchiedene Wege und Straßen, aber die andern Menſchen ſehen ſie nicht. Der Schiffsherr aber ſieht dieſe Straßen und muß ſie alle kennen. Er ſteht am Waſſer und fragt den Erſten, der kommt: Wo willſt du hin? und den Andern, der da kommt, fragt er wieder: wo willſt du hin? Und er bringt Jeden dahin, wo er hin will, weil er der Seeſtraßen und Waſſerwege kundig iſt. Und ladet Fracht auf und allerlei Güter, und die Menſchen, die am Waſſer ſtehen, verwundern ſich ſchier darüber, wo er mit den Gütern hin will. Er aber kennt ſeine Wege und bringt Alles an ſeinen Ort, und keineswegs Das, was nach Amerika oder Afrika gehen ſoll, nach Auſtralien, obwol man meinen ſollte, das ſei einmal kein ſchwerer Irrthum, wenn's einmal geſchehe, weil man die Wege nicht ſieht.

„Daraus folgt nun, wie ich ſchon geſagt habe, daß der Menſch ſinnreich ſein muß, wenn er durch die Welt kommen will. Alles kann freilich der Menſch nicht machen und Vieles hat Gott allein ſich vorbehalten, darum muß der Menſch probiren, wie weit er mit der Schöpfung gehen kann und wo ſeine Gewalt über ſie aufhört. Zum Exempel; der Menſch haut große, breite Straßen hinein in die Forſten am Abhange des Gebirges. Da fährt Niemand, es ſind aber Windwege, und der Menſch weiß, da wird nun der Wind herunterfahren und wird ſich nun nicht hineinwühlen in den breiten Forſt zu beiden Seiten und ihn nicht entwurzeln, ſondern in Ruhe laſſen. Auch wird er die Bäume zu beiden Seiten des Weges ſtärken, daß ſie daſtehen wie Säulen und ſteinerne Pfeiler, und ſiehe da, an dieſen Bäumen gewinnt der ganze Forſt einen Anhalt, wie eine Stadt an ihren Ringmauern. Und auf dem Windwege gehen, wie der Menſch ja vorausgeſagt hat, den ganzen Tag die Winde und auch das Wild auf und ab.

„So weit kann alſo der Menſch gehen, daß er die Windwege im Forſte anlegt. Aber weiter auch nicht, denn über den Wind auf den Feldern hat der Menſch keine Macht. Und doch gebraucht das Getreide den Wind zur Kühlung, gerade wie eine ſtarke Fleiſchſuppe, die eben vom Feuer kommt, erſt geblaſen werden muß, ehe der Menſch den Löffel zum Munde führen kann. Wenn nun aber der Menſch in heißen Sommertagen ſich wollte an ein Getreidefeld ſtellen und wollte aus vollen Backen hineinblaſen oder ſonſt zur Kühlung etwas mit dem lieben Getreide aufſtellen und Wind hineinbringen, ſo bin ich freilich der Meinung, daß das Verſuchen und Probiren ihm freiſtände, aber es würde ihm nichts helfen, und wenn die Menſchen es merkten, ſo würden ſie ihn auslachen und beklatſchen. Ja, mein Sohn, das würden ſie thun, denn ich kenne die Menſchen und weiß, daß ſie den Mund nicht halten können und wie ſie ſogar über den Pauluspfennig geläſtert haben.

„Von den Winden aber habe ich mir allerlei Gedanken gemacht, wie ich dieſen Morgen durch den Schnee hier bin heraufgegangen nach Wolfsrode und der Zugwind mir ſo ſcharf um die Naſe blies. Denn Wind iſt doch hier oben im Gebirge genug und doch hat die Erde hier keine Fruchtbarkeit. Daraus geht hervor, daß die Winde und die Kühlung es auch nicht allein thun, wie beim Taufen Waſſer es freilich auch nicht thut, ſondern der Geiſt Gottes thut es. Ich denke aber, es fehlt dem Erdboden hier oben an Fettigkeit, und wenn nun Einer wollte auch noch ſo viel in die Fleiſchſuppe blaſen, ſo bekommt die darum doch nicht mehr Fettigkeit als ſie ſchon hat. Darum ſage ich, der Wind thut es freilich nicht, ausbenommen, wenn Gott ſelbſt ſo recht anmuthig durch ein Feld bläſt auf der Ebene, und er hat es von Anfang her in ſeinem ewigen Rathe ſo beſchloſſen, ſo kann das wol auch Fettigkeit dem Korne verleihen und nicht blos Friſche. Denn warum? Gott iſt allmächtig und allweiſe, darum weiß er Alles aufs beſte einzurichten, auch das Blaſen. Die Winde aber, die über das Gebirge gehen, ſind andere Winde, als die über die Ebene fahren, und die Menſchen könnten meinen, ſie kämen nicht von Gott. Aber er hat nur etwas Anderes damit vor und das merken die Menſchen nicht, weil die Weisheit ſchwer zu ergründen iſt, und ich glaube nicht, daß die Freimaurer es herausbringen, wie ſehr ſie auch an der Gottheit arbeiten mögen, denn ich ſelbſt habe mehrere Jahre darüber nachgedacht, heute aber, wie ich bei einem recht ſcharfen Luftzuge über die Höhe ging, und mir dabei die Hände reiben mußte vor Froſt, da war es mir, als wenn mein Geiſt es mir offenbarte: Gott hat die Gebirgswinde nur zur Stärkung des Wildes und der Forſten einrichten wollen. Darum macht er den Gebirgswind ſo ſtark und legt ihn in die Hände des Menſchen, daß er ihn kann nach Gutdünken unter die Forſten vertheilen.

Und wenn er mit ſtarkem Forſtwinde einem Stücke Rothwild, wie ich da eben eins vor mir ſah, das Geäſe ſo weiß bereift wie der ſchönſte Maler nicht kann, ſo wird dem Rothwild dabei gewiß wohler zu Muthe, als wenn er ihm ein Glas Wein vom beſten vorſetzen wollte.

„Dies habe ich heute früh auf der Reiſe ergründet. Was ich aber noch nicht habe ergründen können, das iſt, wozu der viele Schnee in den Bergen dienen ſoll, durch welchen das Hochwild ſich manchmal nur mühſam mit den Läufen hindurcharbeitet und aus dem von den Haſen mitunter nur die Löffel hervorſchauen. Unten in der Ebene ſagen ſie: ohne Schnee hat die Erde keine Ruhe, und nicht allein die Ackerleute, ſondern auch die Knechte und Mägde, die doch ſonſt ſo gedankenlos ſind, haben Mitleid mit der Erde und freuen ſich, wenn auf den Feldern der erſte Schnee fällt und ſagen: Gottlob, nun hat die Erde Ruhe, und wenn auch ein Knecht ſo gefühllos wäre, daß er mit der Erde kein Mitleid hätte, ſo hat er doch Mitleid mit den Pferden, und er weiß, daß ſie nun auch Ruhe haben, und darum freut er ſich doch, wenn Alles einſchneit. Aber hier oben kann auch der Schnee den Erdboden nicht fruchtbar machen, weil die Erde hier nicht ſo arbeitſam iſt als unten im Lande. Und darum muß Gott bei dem vielen Schnee hier oben andere Abſichten und Gedanken haben als bei dem Schnee unten auf den Feldern. Darüber ſollten die Freimaurer einmal nachdenken, ob ſie's doch vielleicht ergründen können.

„Ich verachte die Freimaurer nicht, mein Sohn, denn die Welt wäre noch viel ſchöner, als ſie ſchon iſt, wenn der Menſch Alles ergründen könnte und wenn Alles punktum-kommamäßig in der Bibel ſtände. Aber es ſteht nicht Alles darin und das thut mir weh. Nein, wie ſollte ich die Freimaurer verachten! Ich habe ja ſelbſt mein Leben lang gegrübelt, bis ich einſah, daß ich nicht durchkam und daß ich die Allmacht doch nicht kriegte. Denn wie ging es jenem Manne in dem Märchen, das ich in meiner Jugend erzählen hörte? Der ging in die Welt und wollte auch die Weisheit Gottes ergründen. Da kam er zuerſt an einen Kohlkopf, der war ſo groß wie der Himmel iſt. Mehrere Tage darauf aber kam er an einen großen kupfernen Keſſel, da arbeitete auf der einen Seite ein Rieſe daran. Und wie er wiederum mehrere Tage gegangen war, immer an dem Keſſel entlang, da traf er wieder einen Rieſen an, der arbeitete auch an dem Keſſel, und fragte: Wie viel Tagreiſen wol der Rieſe auf der andern Seite des Keſſels noch von ihm entfernt wäre. Auch erzählte er ihm, daß in dieſem kupfernen Keſſel ſollte der große Kohlkopf gekocht werden, und da ſtand der Mann nun vor dem großen Keſſel, und da ergründe nun einmal Einer die Allmacht und die Weisheit Gottes!

„Nein, ich ſage es noch einmal, die Freimaurer werden es auch nicht können, und wenn ſie auch ein ſo anmuthiges Bild von ihr vor Augen hätten wie jener Mann in dem Kohlkopf und in dem kupfernen Keſſel. Und es hat ſie ein Jeder vor Augen und braucht Niemand eine Reiſe danach zu thun, um ſie zu ſehen. Denn die Sonne ſchläft nicht, der Mond ſchläft nicht, die Sterne ſchlafen nicht. Rings um die Erde iſt Waſſer. Wird denn aber darum an eine Allmacht geglaubt? Von vielen Tauſenden nicht, und das iſt meine Verwunderung, daß mancher Handwerksburſche erſt daran glaubt, wenn er in die Schweiz kommt.

„Denn was ſchrieb jener Lohgerbergeſelle anno 1 in die Stadt von der Wanderung an ſeinen Vater aus der Schweiz, wie mir der Vetter Klee erzählte, der den Brief ſelbſt geleſen hatte und auch den Vater und ebenſo den Sohn ganz genau kannte? Hier ſei die Allmacht und die Weisheit zu Hauſe, denn hier wechſelten im Sommer oben auf dem Gebirge die

Schneegletſcher mit grünen Matten ab. Ja, ſchrieb er ſogar, in der Schweiz ſei das Paradies und ſollte ſich ſo ein Lohgerber durch ſolche Reden und Briefſchaften wirklich an der Gottheit verſündigen. Aber ſo ein wandernder Handwerksburſche iſt ganz aus dem Häuschen, wenn er nur einmal an einen Strudel kommt, woran er ſchan in ſeiner Kindheit als Schuljunge bei dem Schulmeiſter gelernt hat. Das Lernen iſt ſehr ſchön, aber die Schulmeiſter ſollten es den Kindern jedesmal dabei ſagen, daß die Allmacht und Weisheit nicht blos an dieſem oder jenem Waſſerſtrudel auf dem Rheinſtrome oder dem Donaufluſſe, ſondern überall zu Hauſe ſei. Sonſt verſündigen ſich nachher die Geſellen, wenn ſie in die Fremde gehen; und wenn ſie in die Schweiz kommen oder ins Italich oder ins Ungarland, wo der Wein ſo ſchön und ſo billig iſt, dann machen ſie ein Lamento und ſchreiben Briefe: Hier ſei das wahre Paradies, ſie wollten ſich hier ein Weib nehmen. Und das thun ſie auch großentheils und laſſen ihre Familie im Stiche, wenn die Eltern alt und ſchwach werden, und ſie verſündigen ſich noch obendrein, wie ich geſagt habe, durch ihre Unwiſſenheit. Denn man weiß ja wohl, daß Adam und Eva nicht in der Schweiz ſich aufgehalten haben und daß die Welt dort nicht beſſer iſt als hier. Was aber das Schlimmſte iſt dabei, ſo iſt das wahre Paradies, wohin wir Alle kommen, nirgends anders als bei Gott oben im Himmel und die Lohgerber und andere Geſellen verſündigen ſich, daß ſie das Paradies wo anders hin verlegen, wenn ſie's auch nicht eigentlich ſo gemeint haben.

„Wenn aber ſo. ein Handwerksburſche an mich ſchriebe und fragte an: Warum in der Schweiz oder im Italich oder im Ungarland nicht das wahre Paradies ſein könnte und wollte mich damit verſpotten, ſo ſchriebe ich zurück: Weil die wahre Weisheit fehlt!“

Aber er ſollte in dieſer Welt, wo ſein lebhafter Geiſt nur überhaupt zuweilen beim Kuhhüten geträumt, daß viele, viele Briefe für ihn ankämen aus allen Weltgegenden, keinen Brief mehr erhalten, ausgenommen einen ſehr altfränkiſchen Brief, der in ſehr altväteriſcher Weiſe wie im Märchen auf eine Kuhhaut geſchrieben war und wodurch der Tod dem braven Kuhhirten von Grünrode anzeigte, daß er ihn zu ſich beſchied. Es war, als wäre mein Vater nur gekommen durch den tiefen Winterſchnee, in welchem er ſich vielleicht auch noch eine Erkältung zugezogen hatte, um in Wolfsrode unter der Pflege ſeiner anmuthigen Schwiegertochter ſein Krankenlager zu halten, und als hätte er nur noch ſeine ganze Lebensanſchauung, welche die allerkleinſten mit den höchſten Dingen verknüpfte, entwickelt, um dann ins Grab zu gehen. Schon am nächſten Morgen mußte mein Vater krank im Bette liegen bleiben, und einen halben Monat ſpäter gruben wir ſeinen Leib unter Thränen in die Erde und in den Winterſchnee ein, den ſein letztes philoſophiſches Nachdenken mitgegolten hatte.

Siebenzehntes Capitel.

Wie der Pfarrer mit Luiſe in Grünrode anzog.

Einige Zeit nach dem Tode meines Vaters ſtarb in Grünrode auch der Pfarrer Korn. Da die Gemeinde von Grünrode mich von dem Conſiſtorium zu ſeinem Nachfolger erbat, ſo wurde ich nach meinem jetzigen Aufenthaltsorte verſetzt und rüſtete mich zum Einzuge nach dem Orte, wo der Bleſſe mich zuerſt auf geiſtliche Gedanken gebracht hatte.

Es war gegen Anfang des Frühlings, als eines Nachmittags eine mit grünroder Pferden beſpannte Kutſche und mehrere Ackerwagen in Wolfsrode anlangten, um mich und mein Weib mit unſern Habſeligkeiten nach Grünrode abzuholen. Ich bewirthete die Wagenführer, welche zum größern Theil jüngere Leute und deshalb von Grünrode her weniger mit mir bekannt waren, mit einer feſtlichen Abendmahlzeit und ging, wie ich ſo gleichſam die Vertreter wenigſtens des jüngern und jüngſten Grünrode als Wirth in der Geſindeſtube an meinem Tiſche ſitzen ſah, unter ihnen umher und ſuchte vergeblich aus ihren Geſichtern herauszuleſen, ob meiner in Grünrode und von ſeinen Bewohnern Freude oder Leid warte. Alle ſchliefen zuſammen auf dem Saale des Pfarrhauſes, und da die Unruhe mich in dieſer Nacht nicht ſchlafen ließ, ſo war ich es ſelbſt, der am andern Morgen, lange bevor der Tag graute, mit der Laterne in den Saal trat und ſie weckte. Es iſt mir noch, als wäre es erſt geſtern geweſen: ein Knecht, der beim Schulzen von Grünrode diente, fuhr zuerſt aus dem Schlafe auf, als ich hereintrat. Vielleicht hatte er ein böſes Gewiſſen, denn er ſchlich daheim jede Nacht zu einer der Mägde des Hauſes.

Die Laſtwagen mit unſern Habſeligkeiten begaben ſich auf einem Umwege, da der nächſte Weg nach Grünrode um dieſe Jahreszeit nur für leichtes Fuhrwerk zu benutzen war, zuerſt auf die Reiſe. Als ich mit Luiſe in den Wagen ſtieg, war es bereits hell geworden. Einige alte Frauen kamen auch wol an den Wagen und reichten uns die Hand herein, wie wir vorbeifuhren. Aber doch kam es mir ſeltſam vor, daß ſich die meiſten Dorfbewohner nicht um den Abzug ihres Seelſorgers zu kümmern ſchienen. Da ſaßen ſie in ihren Häuſern, ſtanden allenfalls hinter den Fenſtern und ſchienen zu trotzen, weil ihr Pfarrer wie ein Zugvogel davonzog. Einige Bewohner des Dorfes gingen bereits ihren gewöhnlichen Beſchäftigungen nach und dabei grüßten ſie mich kaum anders wie man einen Handwerksburſchen grüßt, recht als wollten ſie zeigen, daß ich in Wolfsrode nicht unentbehrlich ſei. Ja ein Schulkind, das bereits mit ſeinen Büchern zur Schule ging, und gewiß ſchon den neuen Pfarrer im Kopfe hatte, grüßte mich gar nicht. Am Ende des Dorfes ſcherzten ein Mädchen und ein Burſche, welche noch an den letzten Sonntag-Nachmittagen bei mir in der Kirche zur Katechismuslehre geweſen waren, miteinander, als ob ſie uns gar nicht vorbeifahren ſähen. Als wir bereits eine Viertelſtunde von Wolfsrode entfernt waren und im Walde dahinfuhren, vernahmen wir eine helltönende Stimme, welche die Worte ſang:

Ohne dich kann ich ſchon leben.
Ohne dich kann ich ſchon ſein.

Dieſe Worte galten indeſſen zu meiner Freude nicht, wie ich anfangs geglaubt hatte, mir, dem Pfarrer von Wolfsrode. Denn eine Magd, welche ſoeben mit einem Tragkorbe auf einem ſchmalen Fußſtege aus dem

Gebüſch hervortrat, wurde blutroth, weil wir ihr Lied gehört hatten. Ich drohte ihr mit dem Finger, denn ich wußte, daß ihr Schatz unter den Soldaten ſtand und daß ihr Leichtſinn ſie der Gefahr ausſetzte, ihn über andern zu vergeſſen. Das iſt der letzte Act der Seelſorge geweſen, den ich an einem wolfsröder Kind geübt habe, und vielleicht nicht ohne Nutzen, denn ich habe erfahren, daß die Beiden ſpäter doch noch ein Paar geworden ſind.

Es war übrigens ein Tag, der nicht ſehr zum Singen gemacht war, und man mußte den Kopf ſo voll Liebesgedanken haben wie ein Bauernmädchen von zweiundzwanzig Jahren, wenn man an dem etwas regneriſchen Tage, wo der Schnee vom Gebirge herunterſchmolz und die Beine unſerer Pferde in den Gebirgswaſſern plätſcherten, ſo im Freien ſein Lied ſang. Ueberall lief das Waſſer in den Fahrgleiſen herunter und an vielen Stellen über den ganzen Weg hin. Wenn ich daher aus dem kleinen runden Glasfenſter herausſah, das hinten in dem rothen ſchwellenden Lederbeſchlage der Kutſche angebracht war, ſo ſah ich den treuen Hund, den ich von meinem Vater geerbt hatte, und der mit einem Stricke hinten am Wagen angebunden war, oft gewaltige Bockſprünge machen, um nicht in den Fluten zu verſinken. Endlich hatte er ſich ganz losgeriſſen und war verſchwunden.

Wo das Gebiet von Grünrode begann, kam uns im Gebirge bereits zu Pferde Dortchen's Mann entgegen, um uns zu begrüßen. Der Müller, der eigentlich ein Tagedieb war und ohne Dortchen's gute Wirthſchaftsführung bereits um Haus und Hof gekommen wäre, hatte beſchloſſen, ſich den Tag der Ankunft des neuen Pfarrers, der ohnehin mit ſeiner Familie von Jugend auf befreundet war, zu einem beſondern Feſttage zu machen und war ihm auf eigene Hand im Namen der grünroder Gemeinde entgegengezogen. Dortchen hatte ihn heute gern ziehen laſſen, wiewol ſie ſonſt ſeinen Tagediebsgelüſten auf eine muſterhafte Weiſe zu ſteuern wußte. Gewiß aber hatte er auf dem Wege von der Mühle bis dahin, wo er uns traf, die Schnapsflaſche wiederholt hervorgezogen. Wir ſahen ihn zuerſt, als wir eine ſteile Höhe hinabfuhren, wie er über eine vom Gebüſch eingeſchloſſene Wieſenfläche dahingaloppirte, aus deren feuchtem Boden von den Hufen ſeines eilenden Gauls das Waſſer mit halbaufgelöſtem Schnee um ihn herſpritzte. Er hielt eine kleine Anrede an mich und Luiſe, und ſchloß mit den beſten Wünſchen. Ich wußte ihm wenig darauf zu erwidern und auch mein

Dank gegen Dortchen's Verführer mochte etwas matt klingen, wenigſtens ſagte mir Luiſe am folgenden Tage: „Du warſt ſo kurz gegen den Mann, der uns geſtern entgegenkam, und der meinte es doch gewiß gut.“ Vielleicht war ich auch zerſtreut, denn ich verglich den ſchwatzhaften Müller, der jetzt ſo haltungslos auf dem Pferde ſaß, mit dem trotzigen Mühlknappen, der an jenem Sonntag Morgen vor dem Klee her auf den Mühlhof geritten war, der an der großen Magd vorbeiging, ohne ihrer ſonderlich zu achten, und derſelbe geweſen war, welcher einige Zeit darauf mein Dortchen verführte. Und da zeigte es ſich wieder, wie leicht der Menſch ſchlaff wird, wenn er an das Ziel ſeiner Wünſche gelangt iſt, und beſonders wenn er auf unrechtmäßigem Wege dazu gelangt iſt.

War es in Wolfsrode ſtill geweſen, als wir dort abreiſten, ſo war es bei unſerer Ankunft in Grünrode deſto lebhafter. Schon bei unſerer Einfahrt in das Dorf ſahen hinter den Zäunen der meiſten Gärten überall Geſichter mit unverhohlener Neugier hervor. Sowie der Wagen ins Dorf einfuhr, kam mir brüllend die Kuhheerde des Ortes entgegen, und da war es mir wieder, als erſchiene mir in dieſem Augenblicke das Bild meiner Eltern, wie ſie mit aufgehobenen Stäben hinter den Kühen einherliefen und ſie zu lenken ſuchten.

Der Cantor Raſemann mit ſeiner Frau und der Orgelbauer aus Knobenburg empfingen uns am Wagen. In geringer Entfernung ſtand auch der Orts- und Kirchenvorſtand von Grünrode, welcher, ſobald wir den Wagen verlaſſen hatten, näher herantrat und uns die Hand reichte. Die Hauptperſon war beim Empfange offenbar der Orgelbauer, denn namentlich die Frau Cantorin zog ſich ganz hinter ſeinen Rücken zurück. Auch hatte ihn der Cantor ausdrücklich hercitirt, um bei meiner Ankunft die Honneurs zu machen. Das Haus des Orgelbauers und das Haus Raſemann waren nämlich durch den Sohn des Orgelbauers und die zweite Tochter des Cantors ehelich verbunden, worauf das Haus Raſemann nicht wenig ſtolz war. Denn der Orgelbauer war — und nicht blos an körperlichem Umfange — eine gewichtige Perſon, und ich zweifle ſelbſt, daß ſich ſchon ein zweiter Mann von ſolcher Diſtinction, mich ſelbſt etwa ausgenommen, herbeigelaſſen hatte, um vor Luiſe (und folglich auch vor mir), den Wagenſchlag zu öffnen und ihr dann beim Ausſteigen behülflich zu ſein. Luiſe war zwar allgemein beliebt — aber Gottes Wort vom Lande iſt gerade nicht ſehr galant und läßt die Weiber zuſehen, wie ſie aus der Kutſche heraus und durch die Welt kommen. Beſſer und manierlicher als der ſtattliche

Orgelbauer hätte der erſte Gentleman meine Luiſe nicht aus der Kutſche herausbugſiren können. Der alte Herr bot ihr ſogar den Arm und führte ſie direct in die Stube hinein, welche der Herr Cantor und die Frau Cantorin bis zur Ankunft unſerer Möbel ſo wohnlich als möglich eingerichtet hatten.

Die Frau Cantorin Raſemann, ein altes freundliches Mütterchen, ging dabei immer neben Luiſe her, als traute ſie ſich nicht heran. Als aber die Drei in der Stube angekommen waren, drückte ſie meiner Frau, ohne zu reden, immerfort die Hände, wodurch dieſe errieth, daß ſie wol die Frau Cantorin ſein möchte. Hatte ſie ihr lange genug die Hände gedrückt, ſo lächelte ſie freundlich, und hatte ſie lange genug gelächelt, ſo drückte ſie ihr wieder die Hände.

Ich konnte noch nicht mit Luiſe zugleich ins Haus eintreten, ſondern mußte zuerſt noch eine Anrede an meine neue Gemeinde halten. Sie hatte ſich der Mehrzahl nach auf dem Pfarrhofe verſammelt und beſonders waren die Frauen ziemlich vollzählig zugegen. Sie ſtanden vor mir im Schlackerwetter mit aufgehobenen Röcken und gaffenden Geſichtern, ſodaß mir heute die Luſt verging, lange zu reden. Mitten unter den Frauen ſtand auch Dortchen in nachläſſiger Kleidung.

Nachdem ich meine Rede beendigt hatte reichte mir der Kirchen- und Ortsvorſtand nochmals, und zwar etwas lebhafter als vorher, die Hand und wir zogen nun Alle miteinander dem Hauſe zu. In der Hausthür ſtand noch ein alter Oekonom, der in dem nahen Dorfe Suderode ein Junggeſellenleben führte und auf Bitten der grünroder Gemeinde ſeine Kutſche zu unſerer Abholung von Wolfsrode geliehen hatte. Er hat ſich aus dieſem Grunde bis an ſein ſeliges Ende als meinen und Luiſens Protector betrachtet und hatte ſich auch an dieſem Tage in dieſer Eigenſchaft auf der Pfarre zu Grünrode eingeſtellt, um uns zu begrüßen, wobei er ſich aber eigentlich nicht die Mühe gab zu reden. Er war der Einzige, der ſeine Pfeife nicht erſt in Brand ſetzte, als wir in die Pfarrſtube eingetreten waren, ſondern blies bereits, unter der Thür des Pfarrhauſes ſtehend, blaue Ringelwolken in die Luft, oder vielmehr in die Krone des vor der Hausthür ſtehenden Birnbaums hinauf, als der Orgelbauer Luiſen ſo ehrerbietig aus dem Wagen half, daß mir, als ihrem Ehemanne, das Herz im Leibe lachte, und hatte gemüthlich ſein Pfeifchen fortgeſchmaucht, während ich meine Pfarrkinder mit der Rede begrüßte.

Nachdem die Männer eine Pfeife geraucht und auch einige „Streifen" Kuchen, welche uns (wie ſich ſpäter zeigte von Dortchen) ſchon vor unſerer Ankunft ins Haus geſchickt waren, gegeſſen hatten, verließ uns der Orts- und Kirchenvorſtand und bald darauf auch mit einer herzlichen Einladung, ihn zu beſuchen, der alte Oekonom. Der Cantor und die Cantorin leiteten nach der Ankunft der übrigen Wagen die Auspackung unſerer Habſeligkeiten, welche Luiſe auf der Hausflur in Empfang nahm und in die Zimmer des Hauſes vertheilen ließ. Mich ſelbſt hielt der Orgelbauer in der Wohnſtube feſt, indem er mir ausführlich erzählte, daß er — nicht allein mit ſeinem Baſſe, ſondern auch als wirklicher Maitre de plaisir einer kleinen Geſellſchaft in der Stadt vorſtand, die ſich Liedertafel nannte und durch fortwährendes Singen aus heiſern Regiſtratorkehlen ſich von einer Woche zur andern die Berechtigung zur Exiſtenz neben der vornehmen „Harmonie“, der erſten Geſellſchaft der Stadt, erkämpfte, welche aus den Vorgeſetzten der Liederkränzler beſtand und deshalb auch eigentlich die vorgeſetzte Geſellſchaft der Liedertafel war. Mit der Liedertafel hegte er große Abſichten, denn er arbeitete im Stillen auf ein Verbrüderungsfeſt der Liedertafel mit der Harmonie hin, indem er behauptete, daß dieſe alsdann erſt eine wahre Harmoniegeſellſchaft ſein würde. Während dieſer hochfahrenden Pläne war er gegen die Mitglieder der Harmoniegeſellſchaft die Höflichkeit und Beſcheidenheit ſelbſt, die Regiſtratoren aber weihte er nachgerade einzeln in ſeine Abſichten ein, und die armen Kerle ſangen von jetzt an mit ſolcher Ausdauer, daß ihnen jedesmal der Schweiß vor die Stirn trat, und viel ſchöner als das Nachtigallenmännchen, wenn es ſein Weibchen lockt. Als aber einſt ein Rath gegen ſeinen Schreiber ſo gnädig war, ihn an ſeiner Geburtstagsfeier Theil nehmen zu laſſen, wurde dieſer ſo gerührt, daß er ihm am andern Tage die Verſchwörung des Orgelbauers entdeckte. Die Liedertafel wurde hierauf unter der Hand, wie einſt die Humanitätsgeſellſchaft, als ſie die Kuhhirten zum Strumpfſtricken abrichtete, nur nicht von ſo hoch oben herab, mit einer Auflöſung bedroht. Dieſe kam jedoch nicht zur Ausführung, weil der Orgelbauer das Präſidium niederlegte. Bald darauf brachte die Liedertafel dem Präſidenten der Harmoniegeſellſchaft ein Ständchen, und dieſer, ein ſehr angeſehner Beamter, ließ ſie nicht nur unten auf ſeiner Hausflur mit Kuchen bewirthen, den ſie in Weingläſer eintitſchten, ſondern wirkte ſogar ſämmtlichen Regiſtratoren eine Belobigung wegen ihrer Stimme und ihrer muſikaliſchen Ausbildung aus. In dieſer Periode ſeines Lebens ſollen übrigens die ohnehin ſchon verwunderlichen und auffallenden Töne, welche in abgeriſſenen Sätzen an Wochentagen aus den dann überhaupt nur ausnahmsweiſe geöffneten proteſtantiſchen Dorfkirchen ſchallen, wenn der Orgelbauer darin iſt, ganz vorzugsweiſe ſonderbar geklungen haben. Ja, mein ehrlicher Raſemann erzählte mir ſpäter einmal zur Ergänzung der eigenen Mittheilung des Orgelbauers, daß er eines Tages in dieſer Zeit die Marſeillaiſe habe aus der Kirche ſchallen hören, womit der Orgelbauer die Orgel probirt habe, nachdem er ſie geſtimmt. Allein ich kann dies nicht glauben, wie wenig auch der alte Raſemann geneigt ſein konnte, ſeinen Verwandten und treuen Freund zu verleumden, und wie ängſtlich er mir auch in dieſer Sache das tiefſte Stillſchweigen auferlegte. Der Orgelbauer war ſeitdem aber wieder Präſident der Liedertafel geworden und nun ging das dunkle Gerücht, daß er nachgerade ſchon wieder anfange, zum Nachtheile der Harmoniegeſellſchaft den Regiſtratorſtand zu durchwühlen und das Gemüth dieſes ehrbaren Standes mit unerfüllbaren Hoffnungen anzufüllen. Er ſelbſt gab mir einige Andeutungen davon, daß er ſeine frühern Beſtrebungen zu Gunſten der geringern Beamtenclaſſe noch nicht aufgegeben habe. So oft Luiſe ins Zimmer trat, zeigte der alte Herr die größte Aufmerkſamkeit gegen ſie, denn es liegt in der Natur der

Dinge, daß ein Orgelbauer eher eine ganze Harmoniegeſellſchaft von Gerichtsräthen mit Sturm einnehmen würde, als daß er die Aufmerkſamkeit gegen eine einzige Predigerfrau vernachläſſigte.

Luiſe ſtreckte am Abend, als wir allein waren, ordentlich ihre ſchönen Arme aus, weil ihr von dem vielen Drücken der Frau Cantorin die Hände ſchmerzten. Ich konnte dieſer dafür nicht böſe ſein, denn ich hatte die feſte Ueberzeugung, daß dieſe ſchönen Arme und dieſe ſchöne Hand die Liebkoſungen, welche ſie ihr aus gutem Herzen darbrachte, vollkommen verdienten. Am andern Morgen ſtellte ſich die Frau Cantorin bereits ziemlich früh ein. Sie begann auch heute wieder ihr Händedrücken mit Luiſe, zeigte ſich indeſſen darin doch ſchon weit mäßiger und nüchterner als am vorigen Tage, bis ſpäter Alles ins rechte Gleis eines gewöhnlichen ländlichen Umgangs kam, wie er ſich zwiſchen dem Hauſe des Paſtors und dem Hauſe des Cantors ſchickt.

In den Morgenſtunden dieſes Tages erſchien auch bereits ein Schneider aus Knobenburg. Er hatte auf einer Expedition ins Gebirge, wohin er ſeine Schneiderrechnungen zu den Honoratioren austrug, an ſeinem Stricke den Hund meines Vaters aufgefangen. Für die Nacht hatte er ihn mit nach Knobenburg genommen, und da er zufällig im Gebirge erfahren, daß der neue Pfarrer von Grünrode einen Hund hinter der Kutſche gehabt habe, ſo brachte er ihn nun ſelbſt zu uns, um ſich durch den Hund, unſern vielgetreuen Anker, als Hofſchneider in unſerm Pfarrhauſe zu empfehlen, und ich muß ſagen, daß er keinen beſſern Begleiter zu ſeiner Empfehlung hätte mitbringen können, denn dieſer rauhbehaarte Anker iſt mir in einer Welt, in der ſo viel Diebe und ſchlechtes Geſindel herumläuft, mehr als einmal ein wahrer Rettungsanker geworden.

In Wolfsrode und Untrübern zog nach einiger Zeit jener alte Student, der mich im Hauſe des Generalſuperintendenten genöthigt hatte mit ihm Brüderſchaft zu trinken, und der jetzt als ehrbarer Candidat erſchien, als Pfarrer ein. Meine „Auseinanderſetzung" mit ihm und mit Emil, dem Erben des verſtorbenen Pfarrer Korn zu Grünrode, ging ungleich ruhiger von ſtatten als jene mit dem abgeſetzten Pfarrer in Untrübern; das ehemalige Wunderkind hatte einen Bevollmächtigten geſchickt, mit welchem ich mich leicht einigte, da ſeine Inſtructionen vollkommen billig waren. Emil hatte übrigens in der Hauptſtadt eine Stelle im Verwaltungsfache angenommen, während ſein Vater von jeher vorausgeſetzt, daß mit ſeinem Sohne eine neue

Epoche in allen Wiſſenſchaften anheben werde, und daher keineswegs mit ſeiner rein praktiſchen Thätigkeit zufrieden war, bei der Emil nicht an die großen Entwürfe des alten Pfarrers zu denken ſchien. Der Pfarrer war deshalb gänzlich mit ſeinem Sohne zerfallen, und hatte allen Leuten, mit denen er zuſammentraf und die es irgend hören mochten, in ſeinen letzten Lebensjahren ausführlich entwickelt, weshalb ſein Sohn kein großer Mann geworden ſei. Er ſchob einen großen Theil der Schuld ſeiner damals bereits geſtorbenen Gattin zu, welche dem Wunderkinde gegen das Verbot des Vaters immer Naſchwerk und Geld zugeſteckt habe. Die Hauptanklage aber traf die Gattin ſeines Sohnes, welche dieſen während ihres Brautſtandes als Studioſen in der Univerſitätsſtadt auf Abwege geführt und gänzlich von den Wiſſenſchaften losgeriſſen habe. Alle dieſe Widerwärtigkeiten haben mich, beiläufig geſagt, zu der Ueberzeugung gebracht, daß auch in der ſo geprieſenen und gefeierten Carrière eines Wunderkindes ſo gut wie in andern Carrièren nicht Alles Gold iſt was glänzt, und daß ich nichts verſäumte, als ich während der Glanzperiode Emil's wieder mit Dortchen unter dem Schuppen ſtand.

Bei meiner förmlichen Einführung als Pfarrer in Grünrode, wobei auch der Orgelbauer wieder zugegen war, zeigte ſich der Superintendent, der mir und Luiſe einſt die Einladung in das Haus des Generalſuperintendenten verſchafft hatte, in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit, die ich bereits früher gerühmt habe. Nach Tiſche richtete er ſogar die Aufforderung an mich, der Geſellſchaft den Paulusſpfennig zu zeigen, wobei ſich Luiſe ſtillſchweigend in die Kammer neben der Wohnſtube zurückzog. Sie kam, als ich den Paulusſpfennig gezeigt, ſo blutroth aus der Kammer heraus, als trüge ſie ihn ſelbſt am Fuße.

Am nächſten Sonnabend, der auf den Sonntag nach meiner Einführung in Grünrode folgte, klopfte es an die Thür meiner Studirſtube, als es draußen bereits Nacht geworden war, und herein trat jener Knecht, der ſo raſch und verſtört aus dem Schlafe aufgeſchreckt war, als ich am Morgen vor unſerer Abreiſe von Wolfsrode mit der Laterne auf den Saal getreten war, um die Fuhrleute aus Grünrode zu wecken. Er beſtellte das Aufgebot mit der Magd des Schulzen, mit der er das Liebesverhältniß hatte. Der Schulze, dem daſſelbe nicht entgangen war, hatte die Zeit, wo ſein Knecht von Grünrode abweſend war, benutzt, um die Magd zum Geſtändniß dieſer Liebſchaft zu bewegen, welches ſich ohnehin nicht mehr lange aufſchieben ließ. Sobald der Knecht von der

Fahrt nach Wolfsrode zurückgekehrt war, rief er ihn zu ſich auf eine Kammer im Oberſtock des Hauſes und verriegelte die Thür. Nun hielt er ihm ſein Vergehen vor, und da der Knecht ſich weigerte die Magd zu heirathen, ſo ergriff er den Kantſchuh, und ſchlug damit ſolange auf ihn los, bis er verſprach ſie zum Altar zu führen. Und was ſind die Folgen dieſer Gewaltthat? Ein Häuflein Kinder, von denen eins immer noch roſiger blüht als das andere. Der Schulze erzählt, als er einſt zu dem Knechte, welcher ſeit ſeiner Verheirathung ſein Arbeitsmann wurde, ins Haus gekommen ſei, habe dieſer für ein Kind nach dem andern gerade Brot abgeſchnitten, und dabei habe der rohe Menſch doch gefühlt, was er ihm auf der Kammer für eine Wohlthat erwieſen, und ihm geſagt: er wiſſe nicht, wie er's ihm danken ſolle.

Achtzehntes Capitel.

Worin die Cantoren das Trinitatisfeſt feiern und der Orgelbauer Geſchichten erzählt.

Es gibt ein altes luſtiges Bauernräthſel, das den Paſtor, den Cantor, den Organiſten, den Bälgentreter und den Clarinettiſten wie wandernde Handwerksburſchen durcheinander wirft, und das alſo lautet:

> Es war ein Mann aus der Butt gekrochen,
> Der hatte den Leuten was vorgeſprochen. —
> Da hat der geſungen,
> Da hat der geklungen. —
> Da hat er den Sack an die Stiefeln gebunden. —
> Der andere hatte 'ne Bratwurſt im Maul. —
> Der dritte mit Fingern war auch nicht faul.

Der Mann, der aus der Butte gekrochen, iſt der Paſtor, der aus der Kanzel hervorſchaut und predigt; der, der geſungen und geklungen hat, iſt der Cantor; der, der mit Fingern nicht faul war, der Organiſt; der den Sack an die Stiefeln gebunden hat, der Bälgentreter, und der, der die Bratwürſte im Munde hat, iſt ein luſtiger Muſikant, ein Clarinettiſt.

Ich habe geglaubt auf die Gefahr hin, daß einer meiner Amtsbrüder an dieſem luſtigen Bauernräthſel, in dem die Glaubensfröhlichkeit der alten Cantorwelt ſo deutlich hervortritt, Anſtoß nimmt, doch nicht beſſer als mit ihm das Capitel eröffnen zu können. Ja, das waren noch ſchöne Zeiten, als Alles, was für fromm gelten wollte, auch mit dem alten Luther ſo fröhlich und muſikaliſch war, als man den lieben Gott nicht mit Griesgrämeln und Kopfhängen, ſondern mit Singen, Klingen und Clarinetten lobte. Wie herrlich war es, wenn ich mit meinem alten Cantor Naſemann während der Liturgie einen ordentlichen Wettgeſang anſtimmte, ich vor dem Altare, er droben vor der Orgel, z. E. ich rufe unten: Der Herr ſei mit Euch; mein Naſemann oben mit ſeinen Schülern: Und mit ſeinem Geiſte; oder ich ſinge unten: Ehre ſei Gott in der Höhe; mein Naſemann oben: Und Friede auf Erden. Oder ich unten: Der Herr kann überſchwenglich thun; mein Naſemann oben: Ueber Alles, was wir bitten und verſtehen.

Ach, ich will es nur geſtehen, er kriegte mich immer unter, der gute Naſemann, mit ſeinem Geſange, von dem oft die Decke der Kirche erbebte, und wenn ich wol einmal das Uebergewicht über ihn gewonnen hatte, ſo machte er um ſeine nächſte Antwort vom Chore herunter ſoviel Schwepper herum, zog die letzte Sylbe ſeines Satzes ſo lang nach, gleichſam als wolle er mich gar nicht wieder zu Worte kommen laſſen, und ſchloß zuletzt mit einem ſo ehrwürdigen Triller aus Vater Abraham's Zeiten her, daß ich mich zuletzt doch noch für beſiegt halten mußte. Meine Bauern erzählen ſich davon noch heutigen Tages und ich wüßte auch nicht, was mehr zur Erbauung einer chriſtlichen Gemeinde dienen könne, als ſolch ein Wettgeſang zum Lobe des Höchſten. Beſonders erbaulich war mein eigener Geſang ſtets an beſtimmten Sonntagen Nachmittags, wo ich vor dem Altare allein ein ganzes Kirchenlied vorzutragen hatte, z. E. „Lobe den Herrn den mächtigen König der Ehren“. Meinen Naſemann konnte ich lange nicht gewöhnen, daß er den Geſang nicht mitſang, denn er behauptete, es ſei Obſervanz, daß der Cantor vor der Orgel die zweite Stimme, reſpective den Baß, zu ſolchen Liedern zu ſingen habe. Dies war aber nur ein Misbrauch, der unter dem alten Pfarrer, meinem Vorgänger, eingeriſſen war. Mein Naſemann ſagte endlich, als ich darauf beſtand: neue Beſen kehren gut, und fügte ſich zuletzt darein, die zweite Stimme nur in Gedanken mitzuſingen, indem er nur von Zeit zu Zeit eine kleine Tremulanz oder ein Geſumme dazwiſchen hören ließ, während ich mein Lied ſang. Doch wurmte es ihn jedesmal, daß ich allein ſingen konnte und den Tag darauf, am Montag Abend, ſtieg er jedesmal mit ſeinem Chor auf den Liſeberg vor dem Dorfe, wo jetzt das Denkmal Horſt's und ſeiner treuen Gundeika ſteht; dort ſang er nun ſo laut herunter, daß die Vögel unter dem Himmel ſich ordentlich darüber verwunderten, und ich gern den Cantor da oben als einen Sänger, der noch weit über mir ſtand, anerkannte. Ja ſchön, ſchön iſt der Reutervers, und noch ſchöner die große Nullweide, welche der Herr der Bruſt des Finken gegeben hat, auf daß er ihn damit loben ſoll. Aber nichts auf der ganzen Welt geht doch über ſo eine alte Cantorbruſt, wenn ihr Ton ſo kräftig durch zehn bis zwanzig Stimmen hindurchſchallt, und es ſchien mir immer, daß Gott ſich dieſe am allermeiſten zu ſeinem Lobe auserſehen habe.

Von der Glaubensfröhlichkeit des alten Cantorſtandes zeugt am beſten ein Feſt, durch welches in Grünrode früher die heilige Dreifaltigkeit mit Geſang gefeiert wurde. In meinen Kinderjahren hatte ich zu Grünrode alljährlich dieſer Feier des Trinitatisfeſtes, zu welcher jedesmal auch zwei Cantoren aus benachbarten Orten kamen, beigewohnt. Damals war ſie noch an der Zeit; ich ſetzte jedoch voraus, daß ſie ſeitdem durch den aufgeklärten Pfarrer Korn jedenfalls abgeſchafft ſei. Doch erfuhr ich nur zu bald, daß ich mich in dieſer Vorausſetzung aufs ärgſte getäuſcht hatte.

Am Sonntag nach Pfingſten nämlich trat mein ehrlicher Naſemann zu mir ins Zimmer und ſprach: „Sollen die beiden fremden Cantores adjuncti, die ſoeben angekommen ſind, nicht bei dem Herrn Pfarrer zu Mittag eſſen? Sie haben dieſe noch nicht eingeladen!"

„Was für Cantores adjuncti ſind denn angekommen?" fragte ich ſehr verwundert.

„Herr Fuchs und Herr Leibmann, welche mir heute am Trinitatisfeſte im Glauben helfen müſſen."

„Ich verſtehe Sie nicht, mein lieber Herr Cantor", erwiderte ich verdrießlich, obgleich ich bereits zu ahnen anfing, was bevorſtand. „Sagen Sie mir Alles gründlich nach der Wahrheit."

„Wiſſen denn der Herr Pfarrer nicht, daß es hier noch die alte Sitte iſt, heute als am heiligen Trinitatisfeſte der Gemeinde die unbegreifliche hochherrliche Dreieinigkeit in den drei Perſonen des Glaubens hinzuſtellen? Ich, als Cantor loci, ſinge als Gott Vater den erſten, der Jüngſte der fremden Cantorum, mein Schwiegerſohn Fuchs aus Untrüborn, dirigirt den zweiten, und der dritte Cantor, Herr Leibmann, trägt den dritten Vers im Namen des heiligen Geiſtes vor. Und dann ſind wir von Alters her auf der Pfarre zu Mittag geſpeiſt.“

Was ließ ſich hierauf thun, als die Heilige Dreieinigkeit zur Stärkung nach ihrer Arbeit zu Tiſche zu laden? Mein ehrlicher Naſemann verſicherte nur noch, daß ihre Feier der Dreieinigkeit, wenn ich mich aus meinen Kinderjahren her etwa nicht mehr deutlich auf ſie beſänne, mir gewiß gefallen werde. Die Gemeinde habe ſich ſtets daran erbaut, auch gründe er, wenn ich auch das nicht mehr wiſſe, im Schulunterrichte bei dieſer wichtigen Glaubenslehre ſeinen Beweis auf dieſes erbauliche Drama, auf die drei Glieder ſeines Mittelfingers, auf das Kleeblatt und auf den Triangel.

In der Kirche bemerkte ich eine ungewöhnliche Anzahl von Zuhörern aus fremden Dörfern, die größtentheils als echte Gläubige um dieſer Männer willen hier erſchienen waren. Der Gottesdienſt begann. Das Exordium ſpielten Cantor loci und beide Fremde gemeinſchaftlich, wodurch ſie, nach ihrer ſpätern Erklärung, gleich beim Anfange des Gottesdienſtes vorſtellen wollten, daß Gott der Vater, Sohn und Geiſt an der einen Schöpfung das Ihrige gethan hätten und zu thun ſich noch angelegen ſein ließen. Ein ganz beſonderes Lob muß ich hierbei meinem alten frommen Naſemann beilegen. Was er je von ſchöner Orgelmuſik gehört hatte, Sätze aus Fugen, Märſchen und Quadrillen, brachte er hinein und bewegte dabei ſeinen Körper von unten bis oben, und vorzüglich mit beiden Armen zur Seite, ſodaß die beiden andern Perſonen der Gottheit, welche, um ſogleich ohne Abſatz einzufallen, neben ihm ſaßen und das Ende ſeiner lebhaften Bemühungen ſehnlichſt erwarteten, zum freudigen Erſtaunen aller Zuſchauer und Zuhörer öfters von der Orgelbank weichen mußten. In der That, der alte fromme Mann hat ſeinem Gegenſtande, wenn er einmal ſo behandelt werden ſollte, nichts vergeben; er ſiegte mit Herz und Händen über die Perſonen des Sohnes und des Geiſtes. Als ich das Evangelium vor dem Altare verlas, hatten mein lieber Herr Naſemann und ſein Schwiegerſohn, Herr Fuchs, ſich wegbegeben in das Eingeweide der Orgel. Herr Leibmann präludirte zum Glauben mit vollem Werke, bald praſſelnden Regen, bald Blitz und Donner und heitere Luft vormalend. Unter dieſem Vorſpiel kam mein lieber Naſemann aus ſeiner Orgel hervor. Er trat daher und hielt das offene Geſangbuch mit beiden

Händen, und begann mit der ganzen Kraft ſeiner Stimme zu ſingen: „Ich gläub' an Einen Gott allein." Unter dieſem Verſe hatte ſich der bisherige Orgelſpieler, Herr Leibmann, auch in die Orgel verfügt, um ſeinen dritten Vers daſelbſt abzuwarten. Als die letzten Worte des erſten Verſes: „Der mir zu Hülfe kommt in Noth" geſungen wurden, klingelte mein Naſemann, und Herr Fuchs langte, ſich die Naſe wiſchend, mit dem Schluſſe des erſten Verſes als zweite Perſon der Gottheit noch eben zu rechter Zeit an. Er poſtirte ſich neben Naſemann und ſang ſeinen zweiten Vers ſehr ſchreiend mit der Gemeinde ab. Als dieſe Perſon wie die erſte ihre Rolle abgeſungen hatte, und die Worte folgten: „Von da er kommen wird einmal", ward wieder geklingelt, und Herr Leibmann erſchien aus dem Innern der Orgel, mit weißem gepuderten Haar und ſchwarzem Rock und Mantel als der heilige Geiſt, und gurgelte den dritten Vers in ſchrecklichen Mistönen ab. Nun war die ganze Gottheit und Dreiheit beiſammen; es war nur noch übrig, daß dieſe Drei zu Einem wurden. In dieſer Beziehung reichten ſich, als ich auf die Kanzel kam, unter den Worten: „Ich glaube, daß erhalten werd' Ein' allgemeine Kirch' auf Erd'" die drei Herren die Hände und vereinigten ſich zu Einem Körper. Nun war auch Einheit der

Dreiheit da! Die Gemeinde ſang zum Schluſſe: „Das helfe uns die heilige Dreifaltigkeit! Amen.“ *)

Wie es vorher verabredet war, ſo kamen am Mittage ſämmtliche drei Perſonen der Gottheit bei mir zu Tiſche. Auch der Orgelbauer fand ſich zu Mittag ein, und ich konnte mir jetzt erſt erklären, weswegen er gerade am Tage vorher die Orgel geſtimmt hatte, was nach meiner Berechnung noch nicht wieder nöthig geweſen wäre.

Während der Mahlzeit ruhte ich nicht, bis mein ehrlicher Naſemann mir das Verſprechen gegeben hatte, von jetzt an vollſtändig auf das Trinitätsfeſt zu verzichten. Sodann aber gaben wir uns, da der Nachmittagsgottesdienſt herkömmlicherweiſe am Trinitatisfeſte ausfiel, ausſchließlich und mit großer Muße den Unterhaltungen des Orgelbauers hin.

Als einer der anweſenden Cantoren, Herr Fuchs, über die ſchlechten Lehrerbeſoldungen klagte, rieth der Orgelbauer dem Cantor Fuchs, es zu machen wie der Cantor Bär.

Wie machte es denn der Cantor Bär? fragten

---

*) Ich befand mich in der Lage, für die Beſchreibung der kirchlichen Feier des Trinitatisfeſtes eine wirkliche Aufzeichnung eines Predigers faſt wörtlich benutzen zu können. H. P.

alle Cantoren zu gleicher Zeit. Sogleich erzählte der Orgelbauer unter der Bedingung, daß die drei Herren ihm nichts übel nehmen dürften, die folgende Geſchichte:

„In einem Dorfe hatten ſie einen Cantor, der hieß Bär und war gar wohl angeſchrieben bei der Gutsherrſchaft. Jeden Abend ging er aufs Schloß und aß ſich da tüchtig ſatt, dabei unterhielt er ſich mit dem Gutsherrn, der ein großes Vergnügen empfand an ſeinen Geſprächen.

„Eines Abends kam der Edelmann von der Jagd zurück, da ſaß der Cantor wie gewöhnlich ſchon auf dem Stuhle hinter der Thür, ſtand auf und machte vor dem Gutsherrn ſeine Reverenz. Anfangs war's als ſähe ihn der Gutsherr gar nicht an; wie er aber die Jagdtaſche, die Flinte und die Mütze an der Wand aufgehängt hatte, gab er dem Cantor die Hand und rief nach der Abendmahlzeit, denn er war hungrig und durſtig. Da brachte die Magd geſottene Eier und eine Flaſche Wein herein, und nun ſetzte ſich der Edelmann mit dem Cantor zu Tiſche, denn er mochte nicht warten, bis ſeine Kinder alle zur Abendmahlzeit beiſammen waren.

„Der Cantor begann wie gewöhnlich das Geſpräch und ſprach ſo lange allein, bis der Edelmann das zweite Glas Wein halb ausgetrunken hatte. Da erzählte der, daß ein Eber auf der Jagd auf ihn zugeſtürzt, und daß er dadurch faſt in Lebensgefahr gerathen ſei, ſetzte aber hinzu, daß er ſich auf der ganzen Welt vor nichts fürchte, nicht einmal vor einem Bären, und daß er ſich nur ärgere, weil er den Eber nicht getroffen habe.

„Als der Cantor das hörte, ſchmunzelte er und fragte: Ob es erlaubt ſei, daß er den Edelmann einmal bei Gelegenheit dürfe zu fürchten machen, und was er dafür bekäme, wenn es ihm gelänge. Hm, ſprach der Edelmann, wenn ihm das gelänge, ſo ſolle er ſein ganzes Silberzeug haben. Die Gutsherrin, welche eben hereinkam, ſich mit an den Tiſch ſetzte und auch ein Ei nahm, ſah ihren Mann verwundert an, als ſie ihn ſo von dem Silberzeug ſprechen hörte, als wäre das auf einem Pflaumenbaume oder auf dem Erbſenfelde gewachſen. Sie trommelte einigemal etwas verdrießlich mit dem ſilbernen Meſſer auf ihrem Teller. Als ſie aber hörte, daß der Cantor das Silberzeug erſt haben ſolle, wenn er ihren Mann in Furcht geſetzt hätte, dachte ſie: da kann er lange warten, mein Mann hat nicht umſonſt unter der Garde geſtanden, und wer ihn in der Stadt vor unſerer Verlobung hat ſo ſtolz an meinem Fenſter vorbeigaloppiren ſehen, wird nicht glauben, daß der Cantor Bär, ihn zu fürchten machen kann. Und damit zerſchlug ſie getroſt das Ei, das ſie in der Hand hielt.

„Als der Cantor Bär an dieſem Abende nach Hauſe ging, verbeugte er ſich vielmals und drehte ſich, ehe er zur Thür hinauskam, indem er ſich immerfort verbeugte, mehrmals rundherum wie ein Kreiſel. Dabei rief ihm der Edelmann noch einmal nach, daß er ſein ganzes Silberzeug haben ſolle, wenn er ihn zu fürchten mache, die Edelfrau aber lächelte hinter ihm her und ging dann mit ihren Kindern, die nun ſchon ſeit einer Stunde alle daheim waren, zu Bette. Der Edelmann ſelbſt ſchmauchte noch eine Pfeife und folgte ihnen dann nach.

„So verging die Woche und des Cantors Frau ſaß in der Stube und machte ſich einen Bärenführeranzug, ihrem kleinen Söhnlein aber eine Affenjacke. Nun haben ſie an dieſem Orte, der ein Filial geweſen iſt, nur jeden Sonntag früh Predigt gehabt. Als nun die Frühpredigt beendigt iſt, nimmt der Cantor Bär ſein Weib, die ſchwarzes lockiges Haar gehabt hat, wie gewöhnlich die Bärenführer haben, und kleidet ſie als Bärenführer an, hängt ihr auch ordentlich eine Trommel um, und ſteckt ihr eine Bärenpfeife in den Mund. Darauf nimmt er ſein Söhnlein und zieht ihm die rothe Affenjacke an, ſetzt ihm eine Affenmütze auf und ſteckt ihm hinten einen Schwanz heraus, den hat er am Tage vorher von einem Haſenbalg abgeriſſen, wie er im Dunkeln über den Schloßhof nach Hauſe gegangen iſt. Darauf nimmt er einen alten ſchwarzen Schafpelz, den er von ſeinem ſeligen Vater geerbt hat, und wickelt ſich darein wie in eine Bärenhaut. Nimmt auch eine Kette in den Mund, und gibt die ſeiner Frau in die Hand, und hängt ſich endlich noch einen Beutel um den Leib. Darauf fängt er an auf allen Vieren zu gehen, wobei der Beutel beinahe die Erde berührte, und läßt ſein Söhnlein an ſich heraufklettern. So ſchlichen ſie alle drei ſich hinten zum Schulhauſe hinaus, ohne daß es Jemand ſah, und da war auf einmal ein Bärenführer mitten im Dorfe, der trommelte und pfiff und der Bär brüllte und der kleine Affe ſprang immer auf dem Bären herum.

„So zog der Cantor mit Weib und Kind aufs Schloß, und die ganze Schuljugend aus dem Dorfe folgte dem Bärenführer auf den Schloßhof nach. Eben wollte ſich der Edelmann mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern zur Mittagstafel ſetzen, und ein großer langer Tiſch war gedeckt, denn es waren an dieſem Tage viele alte Tanten und viele Couſinen von allen benachbarten Rittergütern auf Beſuch gekommen. Da lag denn auf der Tafel auch das ganze Silberzeug der Gutsherrſchaft ausgebreitet. Eben wollte der Edelmann der älteſten Tante den Arm bieten und ſie zur Tafel führen, die Kinder ſaßen ſchon dort und die Bedienten drängten ſich mit Speiſen in den Saal. Da ertönte auf dem Schloßhofe Trommel und Pfeife, die Kinder verließen ihre Sitze und ſprangen ans Fenſter und auch der Edelmann und ſeine Frau traten mit den Gäſten heran, um auf den Hof hinabzuſehen. Die ganze Geſellſchaft lachte, als das Aeffchen vom Bären herunterſprang und die Nüſſe, die ihm die Kinder aus dem Dorfe zuſteckten, ſogleich aufknackte.

„In dem Augenblicke erhob eben die Cantorsfrau einen Zaunpfahl, den ſie in der Hand hielt und drohte dem Bären damit. Der erhob ſich langſam auf ſeine Vorderfüße. Dabei brüllte er ſo furchtbar, daß ſogar das Aeffchen ein wenig bei Seite ſprang. Unterdeſſen führte der Bär ſeinen ſchwerfälligen Tanz auf, ſetzte langſam und unbeholfen immer einen Fuß um den andern auf den Boden, und ſchob ſich dabei langſam im Kreiſe umher. Weil er aber immerfort auf die Vorderbeine niederfallen wollte und ſich gar zu langſam ich Kreiſe drehte, ſo zog die Cantorsfrau ihm mit dem Zaunpfahl, den ſie als Bakel in der Hand trug, einige tüchtige Hiebe über, und darauf riß der Bär ſich plötzlich von der Kette los. Nicht allein die Schulkinder, auch der Bärenführer und das Aeffchen ergriffen ſogleich die Flucht, denn es ſchien als wollte der Bär den Bärenführer zerreißen. Als aber der mit dem Affen und den Kindern aus dem Dorfe vom Schloßhofe verſchwunden war, ging der Bär langſam und ſchwerfällig auf die offenſtehende Saalthür zu, die gleich auf den Hof ging. Da verlor der Edelmann den Kopf. Statt daß er blos die Thür ſchloß, und das Gewehr von der Wand nahm, um auf den Bären zu ſchießen, wobei ſich denn der Cantor ſchon noch vorher würde zu erkennen gegeben haben, ergriff er mit ſeiner Frau, ſeinen Kindern und den vielen Tanten die Flucht und verſteckte ſich in der an den Saal grenzenden Kammer.

„Unterdeſſen ging der Cantor Bär in den Speiſeſaal, und weil Niemand darin war, ſo legte er nun ſeinen Bärengang ab, und trat ordentlich manierlich wie ein Cantor auf. Geſchwind ſteckte er das ganze Silberzeug des Edelmanns, das auf der Tafel ausgebreitet lag, in ſeinen Sack, und dann fing er wieder an als Bär zu gehen. So ſchritt er aus dem Saale, vom Edelhofe herunter und durch das Dorf, ſo langſam wie ein wirklicher Bär, und brüllte, daß alle Leute im Dorfe ſich vor ihm entſetzten. So gelangte er glücklich mit dem Silberzeuge vor das Schulhaus. Vor dem Schulhauſe brüllte er noch einmal aus Leibeskräften wie ein Bär. Als er dann ganz gewöhnlich mit ſeiner menſchlichen Hand auf den Drücker faßte, um die Hausthür zu öffnen, da merkten die Leute, daß das Alles der Cantor Bär mit Weib und Kind geweſen ſei. In der Stube packte er mit ſeiner Frau das Silberzeug aus, und da fand es ſich, daß Cantor Bär als Schulmeiſter in ſeinem ganzen Leben noch nicht ſoviel verdient hatte, wie an dieſem Tage als wirklicher Bär, und daß Bärengebrüll mehr einbrachte als Kirchenlieder ſingen. Der Edelmann ſchämte ſich ſeiner Feigheit gar ſehr, machte aber auf das Silberzeug keinen Anſpruch wieder und ſagte, der Cantor habe es ehrlich mit Weib und Kind verdient. Der ließ nun ſeiner Frau in der Stadt ein beſſeres Kleid machen, wie das ſie als Bärenführer getragen, und ſeinem Söhnchen ein beſſeres Jäckchen als das Affenjäckchen."

So oft ich ſpäter die in der That ſowohl begründeten Klagen der Lehrer über ihre geringe Beſoldung hörte, habe ich ſtets an den Cantor Bär denken müſſen.

Durch das herzliche Gelächter, das dieſe Geſchichte bei den Cantoren, bei Luiſe und bei mir hervorrief, wurde der Orgelbauer kühn und begann nun auch einige kleine Geſchichten von Predigern zu erzählen. Seine erſte und ſo zu ſagen ſeine Hauptgeſchichte, die ich noch oft von ihm habe hören müſſen, handelte von einem alten Pfarrer, der immer gepredigt hatte: „Die Welt iſt ſo rund, ſo rund, ſo rund“ — und zuletzt bei der Rundheit der Erde in Thränen ausgebrochen war.

Die zweite Geſchichte handelte ebenfalls von einem alten Pfarrer, der hatte ſeinen gottloſen Bauern nichts weiter gepredigt als: „Euch ſoll ja der Teufel holen.“ Da trat einmal der Schornſteinfeger im Vorübergehen in die Kirche, ohne daß er ſich vorher gewaſchen hatte und der alte Pfarrer meinte, das ſei der Teufel, der ſeine Gemeinde holen wolle. Er rief ihm alſo in ſeiner Gutmüthigkeit zu: „Ach lieber Herr Teufel, es war ja ſo ſchlimm nicht gemeint, laß Er's nur gut ſein.“

Die dritte Geſchichte lautete folgendermaßen: „In der Zeit, als auch noch die Erwachſenen bei der Katechiſation in der Kirche mitgefragt wurden, fragte ein Pfarrer eine alte Frau, die nicht viel zur Kirche kam, am Charfreitage: ob ſie wol wüßte, daß Jeſus Chriſtus von den Juden ans Kreuz geſchlagen ſei. Nun iſt dieſe Frau ein Jahr früher am Charfreitage an einem andern Orte auch einmal zur Kirche geweſen und ſagt alſo: Ja, als ſie vor einem Jahre bei ihren

Verwandten zum Beſuch geweſen wäre, ſei ja an dem Orte, wo dieſe wohnten, auch davon die Rede geweſen. Seitdem hätte man aber nichts davon gehört, und es müßte doch wol nicht an dem[*]) geweſen ſein.“

„Ein andermal“ — fuhr der Orgelbauer fort — „fragte ein Pfarrer einen alten Schuhflicker, welches wol die erſten Menſchen auf der Welt geweſen wären. Der Schuhflicker, den nur der Zufall einmal in die Kirche geführt hatte, meinte, das ſei eine Proceßſache, wobei es ſich darum handelte, daß die erſten Menſchen diejenigen, welche ſpäter gekommen wären, von der Welt herunterproceſſiren wollten. Er glaubte nun freilich, bei ſeinem hohen Alter könnte er ſich wol noch darauf beſinnen, wer die erſten Menſchen geweſen wären, wenn er nur einmal darüber ordentlich nachdächte. Er fürchtete aber zugleich, wenn er ſich wirklich auf dieſe Leute beſänne und ihre Namen nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen zu Protokoll gäbe, ſo könnte ihm das von den jungen Leuten, die dann von der Welt herunter ſollten, wol die ſchönſte Tracht Prügel eintragen. Alſo fing er an zu ſchelten: Was ihn das anginge, der Pfarrer ſolle ihn in Ruhe laſſen; er ſei ein alter Mann, und ſo gut als er Platz genug hätte auf der Welt bei den Jungen, könnten die andern Alten auch wol Platz haben. Ihn gehe die Sache nichts an, und in einen ſolchen gefährlichen Handel laſſe er ſich nicht einmal als Zeuge ein. Als der Pfarrer ihn zu beruhigen ſuchte, fing er an ihm Injurien zu ſagen und ging ſchimpfend zur Kirchthür hinaus."

---

[*]) Nicht wahr.

Nachdem die Cantoren ſich empfohlen hatten, blieb der Orgelbauer noch eine Zeit lang bei mir. Er rückte vertraulich ſeinen Stuhl dicht an den meinen heran, und flüſterte mir, vom Wein ermuthigt, noch folgende zwei Geſchichten zu, die er ſonſt wol nicht zu erzählen gewagt hätte, da es mir, trotz ſeiner anſcheinenden Treuherzigkeit, doch mehrmals war, als wolle er mich wegen meiner Abſtammung von einem Hirten damit verſpotten.

„Ein alter Hirt, deſſen Sohn in demſelben Dorfe, wo er die Kühe hütete, als Pfarrer angeſtellt war" — ſo erzählte der Orgelbauer — „trat einſt beim Austreiben der Heerde ein wenig vorn in die Kirchthür, um zu hören, was ſein Sohn wol ſage. Der aber verlas gerade die Stelle in der Bibel: «In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen». Nun war aber in dem alten Hirtenhauſe nur eine einzige Stube, und deshalb glaubte der alte Kuhhirt nicht anders, als daß der Sohn ſeiner ſpotten wolle. Deswegen rief er ſeinem Hunde zu: «Komm, Spitz, das Sticheln geht ſchon wieder los!» und ging mit ihm der Heerde nach.“

„Auch war auf Clausthal einmal ein Kuhhirt, als der ſich trauen laſſen wollte, war ihm ſein Titel zu gering. Darum nahm er mit dem Pfarrer wegen des Aufgebots eine ganz beſondere Rückſprache. Und weil der Kuhhirt damals noch ſo ſehr früh austrieb, und ſoweit im Gebirge umherkam und ſich den Morgen den Leuten auf Clausthal mit Blaſen und Klatſchen (Klappen) ankündigte, ſo meinte der Kuhhirt gegen den Pfarrer, er könne ja wol verlangen, daß er aufgeboten würde als der Herr Frühaufſteher, der Herr Weitumher, der Herr Blaſius Klappius. Das verſprach ihm der Pfarrer, der ſelbſt ein paar Kühe in der Heerde gehen hatte, denn auch wirklich, und ſagte am nächſten Sonntage nach dem Vaterunſer von der Kanzel herab: «Unſer Herr Frühaufſteher, unſer Herr Weitumher will ſich auch verändern und ſich in den heiligen Eheſtand begeben mit Jungfer ſo und ſo.» Und ſo wurde der Herr Frühaufſteher, der Herr Weitumher, der Herr Blaſius Klappius zum erſten, zum zweiten und zum dritten Male aufgeboten, und der Kuhhirt gelangte richtig unter dieſem Namen mit ſeiner Jungfer in den heiligen Eheſtand.“

Luiſe, welche doch halb und halb verſtanden hatte, was der Orgelbauer mir zuflüſterte, richtete jetzt einen misbilligenden Blick auf ihn. Ich aber bin ihm wegen dieſer letzten beiden Anekdoten, auch wenn er damit mich hätte zum Beſten haben wollen, nicht böſe geworden. Denn der alte Orgelbauer war doch im Grunde der ſtattlichſte Bauer, der mir jemals vorgekommen iſt, und wenn er allein in der Kirche zu Grünrode ſaß und die Orgel ſtimmte, habe ich oftmals ein Fenſter meines Hauſes geöffnet, denn vom Hofe keines Bauern, und wenn er vier Pferde und zehn Kühe hätte, habe ich jemals ein ſo luſtiges Brüllen und Wiehern ſchallen hören, als aus der Kirche, wenn der alte Orgelbauer an der Orgel ſein Weſen trieb. Kam man aber gerade auf den Kirchhof, wenn er eben die Kirchthür verſchloß und ſein Tagewerk vollbracht hatte, ſo konnte man Stunden lang mit ihm an der Kirchthür ſtehen und ſchwatzen, nachdem er Einem eine Priſe aus ſeiner Doſe geboten hatte. Aus den Cantorwohnungen aber hörte man niemals ſo fröhliches Singen und ſo gute Muſik, als wenn der Orgelbauer im Orte war und in ihnen ſein Quartier aufgeſchlagen hatte.

Neunzehntes Capitel.

Worin der Pfarrer von ſeinem häuslichen Leben berichtet.

Wir hatten uns jetzt in Grünrode bereits vollkommen eingewohnt. In Grünrode ſelbſt war es außer der Cantorwohnung hauptſächlich die Mühle, in die wir oft zum Beſuch kamen. Wenn auch Dortchen durch Kränklichkeit und durch manche Sorgen, die ihr Mann ihr bereitete, niedergebeugt war, ſo blieb ihr Geiſt doch immer hell und verſtändig und ſie gab mit ihrer Kenntniß des Dorfes Luiſe manchen trefflichen Rath für die Führung der Wirthſchaft.

Bei dem alten Oekonomen, der den Wagen zu unſerer Ueberſiedelung von Wolfsrode nach Grünrode geliehen hatte, machte ich zunächſt allein einen Beſuch, und weil ſein Haus mir zur behaglichen Einkehr nach meinen täglichen Spaziergängen diente, an denen Luiſe nur ſelten Theil zu nehmen Zeit hatte, ſo kam ich von nun an oft zu ihm. In meiner Argloſigkeit erzählte ich Luiſe dann ſtets von der häuslichen Einrichtung des alten Herrn und namentlich auch von ſeiner Wirthſchafterin, der Mamſell Kriegmann. Ich bemerkte anfangs nicht, daß ihr ſchönes Geſicht ſich dann jedesmal ein wenig verfinſterte, und achtete ſogar nicht darauf, daß ſie oft, wenn ich vom alten Dekonomen und Mamſell Kriegmann geſprochen hatte, ſchnell das Zimmer verließ. Als ich ihr aber einmal vorhergeſagt hatte, daß ich bei dem alten Herrn vorkehren wolle, und dann von dieſem länger, als ich hatte vorherwiſſen können, bei der Flaſche feſtgehalten wurde, bemerkte ich, daß Luiſe, indem ich auf den Hof trat, raſch von ihrem Sitze am Fenſter aufſtand und in die an die Wohnſtube ſtoßende Kammer eilte. Ich eilte ihr ſchnell dahin nach und fand ihr Geſicht in Thränen gebadet. Luiſe war durch meine Erzählung von Mamſell Kriegmann eiferſüchtig geworden, wie es einer ehrlichen Pfarrersfrau ſo gut als einer andern Frau wol auch einmal in ihrem Leben anſteht. Von dieſer Zeit an nahm ich meinen Spaziergang in der Regel ins Gebirge. Luiſe aber verdoppelte ihre Zärtlichkeit, als ſie ſich von der Grundloſigkeit ihrer Eiferſucht überzeugte.

Kurze Zeit darauf hielt die Hebamme zum erſten Male im Pfarrhauſe ihren Einzug. Sie war eine große koloſſale Perſon, die aus der Stadt herſtammte und dort einen Bruder hatte, der mit mir ſtudirt und dann nach einigen Examenwehen ganz wohlgemuth in ſeiner Vaterſtadt den Kornhandel angefangen hatte. Von ihm hatte ſie Manches gelernt, namentlich einige Studentenlieder, und wenn ſie Morgens ihren Schnaps und ihr Frühſtück erhalten hatte und dann an die Arbeit ging und das Kind auf den Schoos nahm, ſo ſang ſie gewöhnlich dazu: „Was kommt dort von der Höh?“ und dabei geſticulirte ſie mit dem Waſchſchwamme über dem Geſichtchen umher.

Der Junge war nun bereits über vier und ein Mädchen drei Jahre alt geworden. Nichts ging mir über den Anblick, wenn ich Abends mit Luiſe zuſammenſaß und ſie rief dann ein Kind nach dem andern, das Kleinſte zuerſt, an ſich heran, zog ihnen Kleid, Hoſen und Röckchen aus und warf ſie aufs Sopha, indem ſie die Kleinen bald auf den Schoos nahm, bald wieder neben ſich hinſtellte, bis ſie im Hemdchen da ſtanden. Auch kann ich mir noch heute keine ſchönere Muſik denken, als wenn nun die Beiden in die Kammer trippelten, was einem profanen Ohre freilich kaum anders geklungen haben würde, als wenn der

Regen vom Dache nachtröpfelt. Auch Luiſen aber mußte das klingen wie die ſchönſte Melodie, denn ſie fing immer dazu an zu ſingen: „Zu Bette, zu Bette ſteht alle mein Sinn“, ein Lied, von dem ich glaube, daß ſie es ſelbſt für die Kinder gedichtet hatte.

Der kleine Karl wurde bald mein Stolz und im vierten Jahre war er ſchon „ein Rettmann“, ja, ein vielverſprechender, hoffnungsvoller Rettmann. Als ich einſt in die Stadt kam, brachte ich mir einen Tuſchkaſten und einige gute Farbenpinſel mit, indem ich dem Kaufmann vorlog, daß ich dem Schulzen von Grünrode verſprochen hätte, eine Karte der Feldmark des Dorfs zu entwerfen. Ich malte aber zu Hauſe nichts weiter als einen Stammbaum und ſchrieb darunter „das Geſchlecht Rettmann“. Was dieſem Stammbaum an Länge abging, erſetzte ich durch die Stärke der einzelnen Zweige. Auch wählte ich zu manchem Aſte zwei bis drei verſchiedene Farben. Mit dieſen künſtleriſchen Beſtrebungen für das Haus Rettmann, welche ich eine Zeit lang geheimzuhalten wußte, überraſchte ich Luiſe einſt an unſerm Hochzeitstage. Dieſer wiederkehrende Tag unſerer Hochzeit wurde um ſo feſtlicher, als Karl (ſo hieß unſer Erſtgeborner) gegen Abend mit der Nachricht von der Straße heimkehrte: ein fremder Mann aus der Stadt (wahrſcheinlich war es der Bruder der Hebamme), vor dem er ohne Zweifel ſtehen geblieben war, um ihn ſich zu beſehen, habe ihn auf ſein Geſicht hin gefragt, ob er nicht ein Nettmann ſei. Luiſens Geſicht ſtrahlte bei ſeiner treuherzigen Erzählung vor Freuden und ſie konnte ſich nicht enthalten, ihn zu fragen, ob er noch ein Stück Kuchen wolle, obgleich ſie ſonſt ihre Kinder keineswegs verfütterte und der Junge heute ſein Theil von unſerm Feſtkuchen bereits reichlich erhalten hatte. Er nickte zu dieſer Frage ſeinen Beifall, und als ihn die Mutter dann weiter fragte, ob er ein ordentlicher Nettmann werden wolle, nickte er zum zweiten Male, und wiewol er dabei die Backen ſo voll von Kuchen hatte, daß er nicht deutlich Ja ſagen konnte, ſah er uns doch ſo klug und ſo verſtändig dabei an, daß uns Beiden das Herz lachte. Luiſe nahm ihn vor Freuden auf den Schoos, verwies ihm ſen Schmatzen und küßte ihn, ohne daß er ſich dadurch im Eſſen ſtören ließ, auf die Backen. Die Frage des fremden Mannes aus der Stadt machte mich aber ſo ſtolz auf meinen Karl, daß ich mich nicht enthalten konnte, ſchon ein wenig mitzureden, als die Geiſtlichen der Gegend ſich bald darauf einmal bei unſerm guten Superintendenten trafen, und als nun dieſer und jener von ihnen anfing, den „Kopf" ſeines Jungen zu rühmen. Ach, es war noch ein wenig zu früh! Karl konnte ja noch nicht einmal leſen, viel weniger alauda die Lerche, oder gar cornu das Horn decliniren! Die Vögel, die zu früh ſingen, freſſen Abends die Katzen, ſagt das Sprüchwort, und ſo iſt es mir mit meinen Vaterhoffnungen ergangen, die ſich ſo früh herauswagten und ihr Morgenlied zwitſcherten. Daß ſie es aber einmal in meinem Leben geſungen und gezwitſchert haben, das thut mir noch heutiges Tages als kinderloſem Greiſe wohl. Ich ſah mich ſchon zuweilen im Geiſte, wie ich ihn im Einſpänner nach der Stadt über den aus der Ebene ſich erhebenden Berg brachte und überlegte ſchon hin und her mit Luiſe, in was für ein Haus er in Koſt und Wohnung gegeben werden ſolle, ob in ein gewöhnliches Bürgerhaus mit guter Hausmannskoſt, oder in eine etwas vornehmere Familie mit Erziehung und Aufſicht, wo's aber mehr Suppen und aufgeſchwitztes Rindfleiſch und ſelbſt des Morgens grundſätzlich für die Penſionäre keinen Kaffee gab. Wir vereinigten endlich uns Beide dahin, der Hausmannskoſt, welcher Luiſe von Anfang das Wort geredet hatte, vor den Erziehungsgrundſätzen ohne Kaffee den Vorzug zu geben, da Luiſe, welche allmälig auch die Gutachten mehrerer Botenfrauen aus der Stadt eingeholt hatte, mir mit unwiderlegbaren Beweiſen darthat, daß die grundſätzliche Erziehungsmethode ohne Kaffee, Zucker, häufiges Gemüſe und ausreichendes, wo nicht reichliches Fleiſch, darunter auch zuweilen Pökelfleiſch, lediglich zur Bequemlichkeit der pädagogiſchen Hausfrauen erfunden ſein könne. Es iſt nichts damit, ſagte ſie, wenn die Kinder in der Stadt nicht ſatt haben, und bringen ihre Briefe an die Eltern hungrig zu den Botenfrauen, ſodaß dieſe ſie erſt ſatt füttern müſſen und ſich nachher im Dorfe nicht einmal enthalten können die Eltern deshalb zu verläſtern — ich lobe mir eine ordentliche Wirthſchaft mit Hausmannskoſt, wie bei Schickmanns — und damit war es ausgemacht, daß Karl ſeiner Zeit zu Schickmanns ins Haus ziehen ſollte.

Als Karl ſechs Jahr alt war, wurde ich einmal genöthigt auf mehrere Tage nach Knobenburg zu verreiſen. Ich mußte auch den Sonntag dort ſein, und das hatte Karl benutzt, um zum erſten Male in ſeinem Leben über den Strang zu ſchlagen. So war er denn mit Dortchen's Sohn, der etwas älter war als er, und mit den meiſten Zöglingen der erſten Claſſe unſerer Dorfſchule, welche der Cantor Raſemann in den Frühſtunden zu unterrichten hatte, auf eine Wieſe zwiſchen Grünrode und Suderode hinausgezogen, wo die ſuderöder Knaben die grünröder kampfgerüſtet mit Knitteln erwarteten. Hier war eine große Schlacht geſchlagen, ſodaß Karl mit zerriſſenem Höschen und weinend am Abende zu ſeiner Mutter zurückkehrte. Auf ihre Fragen geſtand er ihr Alles, was geſchehen war. Sie ſuchte zwar ſein Weh zu beſänftigen ſo gut ſie konnte, rang aber doch unter allen Zärtlichkeiten, die ſie ihm erwies, darüber die Hände, daß ſie ihr Söhnchen ſo auf Abwegen hatte finden müſſen. Am andern Tage hörte ſie durch die Magd, daß der Landrath des Kreiſes bei dem Schulzen ſei und die ſtrenge Beſtrafung der Schuljugend wegen des geſtrigen Exceſſes verlange. Man rede ſogar davon, daß die grünröder Knaben durch Gendarmen auf das Landrathsamt abgeholt werden ſollten, und der Cantor Naſemann habe erklärt, daß er am nächſten Tage ſelbſt die Schuljungen abſtrafen wolle, um dem Landrathsamte zuvorzukommen, und dieſen Eingriff in die Rechte der Schule zu verhindern. Luiſe konnte bei dieſer Nachricht ihre Thränen nicht zurückhalten, denn ſie fürchtete, daß Karl, weil er einmal mit den Schulknaben geſündigt, dann auch von Gendarmen abgeholt werden würde, beſonders wenn dieſe in meiner Abweſenheit kämen. Unter Thränen überlegte ſie ſich eine Weile, was zu thun ſei, und ſodann ſchickte ſie zum Cantor Naſemann und zu Dortchen's kleinem Sohn, und ließ beide auffordern, ſobald als möglich zur Pfarre zu kommen. Den Cantor Naſemann ließ ſie auch erſuchen, ſeinen Stock aus der Schulſtube mitzubringen. Karl ſaß wie ein armer Sünder in einer Ecke des Zimmers, als die Beiden einzeln erſchienen. Luiſe aber eröffnete dem Cantor Naſemann, daß ſie ihn bäte, ihren Karl in meiner Abweſenheit zu züchtigen, damit ſie ſagen könne: ihr Kind ſei ſchon beſtraft, wenn die Gendarmen kämen; und damit Karl's Beſtrafung ihm nicht gar zu fürchterlich erſcheine, ſo habe ſie ihm zur Geſellſchaft auch Dortchen's Sohn herbeirufen laſſen, den er, der Cantor, nur auch gleich mit abſtrafen möge. Er brauche ihn dann nachher in der Schule nicht mit den Schulknaben zu züchtigen, was Dortchen lieb ſein werde.

Mein ehrlicher Naſemann, der in der That nach den Aeußerungen des Landraths für ſeine Schuljugend die Uebergriffe des Landrathsamtes fürchtete und wirklich beſchloſſen hatte, ſeine Schulknaben am Dienſtage der Reihe nach abzuprügeln, hatte ſich wirklich, Luiſens Abſicht errathend, nach ihrem Wunſche mit ſeinem Schulbakel verſehen. Wie der Cherub mit dem feurigen Schwerte ſtand er vor den beiden weinenden Knaben. Karl hatte ſich an das Kleid ſeiner gleichfalls weinenden Mutter angeklammert, und nachdem Naſemann, wie ich ſpäter erfuhr, ihn eine Weile mit allerlei Schmeicheleien von der Mutter hinwegzulocken verſucht hatte, um ihn über einen Stuhl zu legen, ſtreckte er eben wie Vater Abraham die Hand aus nach Dortchen's Sohn, um dieſen zuerſt den dunkeln Mächten zu weihen. In dieſem Augenblicke öffnete ich die Thür des Zimmers, denn ich hatte meine Geſchäfte in Knobenburg um mehrere Tage früher beendigt als Luiſe erwarten konnte. Der Cantor Naſemann ließ ſogleich ſein feuriges Schwert ſinken und Luiſe war ſehr verwundert, jedoch nichts weniger als unzufrieden, als ich Karl's Vergehen ſo leicht nahm und ſogar vor ihm ſelbſt ein kleines Wohlgefallen an ſeinem Heldenmuthe nicht ganz unterdrücken konnte. Auch der Cantor Naſemann war ſehr zufrieden, als er erfuhr, daß ſeine Schulknaben für diesmal ſämmtlich mit einem Verweiſe davonkommen ſollten, und daß ich bereit ſei den Kampf mit dem Landrathsamte auszufechten, der indeſſen beiläufig geſagt vom Landrathsamte gar nicht begonnen wurde. Niemals aber habe ich auf Luiſens Geſicht ſo viel innige Liebe ausgeprägt geſehen als in jenem Augenblicke, wo der Cantor Naſemann ihren Karl züchtigen ſollte, um ihn vor dem Arme der Polizei ſicher zu ſtellen.

Des Zornes war Luiſe ganz unfähig, und wenn ſie doch zuweilen zürnen wollte, ſo nahm ihr Geſicht ſtatt des Zornes nur einen Ausdruck der Bekümmerniß an. Nur einmal kann ich mich erinnern, ſie wirklich zornig geſehen zu haben, und zwar bei folgender Gelegenheit. In frühern Jahren hielt ich mir einen grünen Laubfroſch, den man in einer ordentlichen Wirthſchaft beſonders während der Heuernte nicht gut entbehren kann. Seine Glaskruke mit der kleinen hölzernen Treppe ſtand mir zur Seite im Fenſter, ſodaß es mir ein Leichtes war, ihn während des Studirens von Zeit zu Zeit zu beobachten, und danach meine Anordnungen aus dem Fenſter hinabzurufen. Mit den Anordnungen von meiner Studirſtube aus aber war der Knecht nicht zufrieden, er fing daher an zu raiſonniren: hier im Hauſe regiere ein Grüner, der ſitze auf einer Treppe und ſei noch nicht trocken hinter den Ohren. Er wolle aus dem Dienſt, denn es ſei ihm deſpectirlich, wegen ſo eines Lorks das Pferd aus dem Stalle zu ziehen. Unglücklicherweiſe machte mein Kleiner nun gerade in dieſer Zeit einmal einen dummen Streich. Er prophezeit gut Wetter, ich öffne mein Fenſter und ſchicke den Heuwagen auf die Wieſe. Während dieſer geladen wird, bricht ein Unwetter los, daß Knecht, Mägde und Pferd vom Regen triefend zu Hauſe anlangen und man das Heu nur hätte geradeswegs wieder auf die Wieſe ſchütten mögen, um es nochmals zu trocknen. Der Laubfroſch ſitzt noch immer groß und breit auf der oberſten Stufe ſeiner Leiter und prophezeit fort und fort gut Wetter. Als er aber meine ſonſt ſo gute Frau die Treppe heraufſtürmen hört, beginnt er zu ahnen, daß ein Unwetter über ſeinem Haupte ſich zuſammenzieht und fängt an, ſachte an der Leiter herunter ins Waſſer zu klettern. Bevor er aber unten iſt, tritt meine Frau in die Studirſtube, ergreift die Kruke und ſchleudert ſie mit meinem Laubfroſch zum Fenſter hinaus. Seitdem regiert ein Wetterglas meine Wirthſchaft. Doch hat es mich jedesmal ſchmerzlich berührt, wenn ich in öffentlichen Blättern leſen mußte, wie bald unus pro multis, bald civis den Laubfröſchen die Prophetengabe gänzlich abſprach. Irren iſt menſchlich, um wie viel mehr darf ſich alſo nicht ausnahmsweiſe auch einmal ein Laubfroſch irren, zumal wenn das Wetter ſo veränderlich iſt, daß ihm Regen, Sturm und Sonnenſchein fortwährend zu gleicher Zeit im Kopfe herumgehen, und er endlich nothwendig confus werden muß. Hätte es mir nicht immer zu meinem großen Leidweſen in meiner ländlichen Abgeſchiedenheit an einem Organ gefehlt, ſo würde ich dieſen Gedanken ſchon längſt unter dem Namen Philalethes weiter ausgeführt haben.

Zu den ſchönſten Tagen, die wir mit den Kindern verlebten, gehörten diejenigen, an denen wir alljährlich mehrere male während der beſſern Jahreszeit zum Beſuche nach Buchenheim fuhren, um am zweiten oder dritten Tage von da nach Grünrode zurückzukehren, und ich erinnere mich, daß ſie in dem Sommer, während deſſen Karl ſeine erſte Heldenthat ausgeführt hatte, uns Allen und beſonders den Kindern mehr Freude machte als je. Schon vor unſerer Abreiſe von Grünrode kam der Schneider, der ſich uns ſeiner Zeit durch das Wiederbringen des Hundes empfohlen hatte, aus Knobenburg und brachte Luiſen noch ein neues blaues Kleid. Wir machten einen Umweg über Knobenburg, um dort Luiſens Verwandte gelegentlich mit zu beſuchen, und konnten den Schneider nicht bewegen, bis dahin mit uns im Wagen zu fahren. Dagegen hielt er bis zur Stadt immerwährend mit dem Wagen Schritt, was den Kindern viel Vergnügen gewährte. Läßt unſer Fuhrmann ein wenig ſeine Pferde traben, gleich entwiſcht mein Stadtſchneider auf einem Richtweg über die Wieſen, macht, wie er abbiegt, ſein ſchönſtes Compliment, als hätte er ſein Geld erſt eben im Augenblicke für das blaue

Kleid, das Luiſe trug, aufgezahlt erhalten, iſt nachher aber doch wieder bei uns und macht bei dem neuen Zuſammentreffen wieder ſein Compliment und dann wieder rechts ab, links ab, immer durch die Wieſen, und jedesmal den Hut geſchwenkt bei der Ankunft und beim Abſchiede, ſodaß die Kinder vor Vergnügen in die Hände klatſchten; beſonders wenn die Pferde etwas ſchneller liefen und er ſich ſelbſt in einen kleinen Trab verſetzte. In ungetrübter Heiterkeit wurde dieſe Reiſe beendigt, der ſich noch in demſelben Jahre eine ſehr traurige Reiſe nach Buchenheim anſchloß.

Zwanzigstes Capitel.

Worin ein Poſthorn klingt und die Schuljugend ſich beeilt, Gott den Herrn zu loben, während dem Pfarrer und der Pfarrerin großes Herzeleid widerfährt.

In dem Garten hinter dem Hauſe, der im Frühling und Sommer nach Herzensluſt geblüht hatte, riß der Herbſtwind ein von Regentropfen ſchweres Blatt nach dem andern zu Boden. Anfangs waren die Blätter noch grün und fielen noch auf ziemlich trockenes Gartenland zwiſchen große Kohlköpfe; dann, wurden ſie immer gelber und fielen bald im Garten auf einen kothigen Boden, in den ſich kaum noch Jemand hineinwagte. Das Rothkehlchen, das ſich im Garten eingeſtellt hatte, duckte ſich unter die bald entblätterten Zweige des Hollunderbaumes, an deſſen dunkelrothen Dolden mit Beeren es noch eine Zeit lang ſeine Freude und ſeinen Troſt fand. Eines Morgens aber, als wir erwachten, war zum erſten Male der Winter dageweſen, wie Einer, der ſich erſt einmal ein neues Quartier beſieht, das er beziehen ſoll, aber nur erſt auf einen Guck kommt, um noch einmal wegzugehen und ſeine Habſeligkeiten nachzuholen. Eine Hand voll Schnee hatte er aber doch gleich mitgebracht, ſie ſchmolz eben zum Entzücken der Kinder von den Dächern herunter, als wir aufwachten. Das Rothkehlchen war nirgends mehr zu ſehen; die Sperlinge im Garten und auf dem Hofe aber ſchüttelten ſich und trieſten von Schnee und Waſſer.

An dieſem Tage hatte ich in den Morgenſtunden den kleinen Karl auf meiner Studirſtube bei mir und examinirte ihn, was er werden wolle. Da trat Luiſe mit einem Briefe in mein Zimmer, den ſie ſoeben durch einen expreſſen Boten von Buchenheim erhalten hatte, als hätte ſie nichts Gutes ahnend ihn nur in meiner Gegenwart zu öffnen gewagt. Sie ſetzte ſich aufs Sopha, öffnete ihn mit kummervollen Mienen und durchflog ihn raſch. Er enthielt die Bitte, daß ſie ſobald als möglich nach Buchenheim kommen möge, um ihren Vater noch einmal zu ſprechen, der ſchwer erkrankt ſei.

Da uns ein Wagen fehlte, dem ich mein Weib für die Winterreiſe hätte anvertrauen können, ſo beſtellte ich noch an demſelben Tage auf der nächſten Poſtſtation Extrapoſt. Fröhliche Lieder blaſend kam der Poſtknecht in der Frühe des andern Morgens auf der Pfarre zu Grünrode an, und beim Klange ſeines Horns ſprangen die Kinder gar munter wieder ans Fenſter, als bräche nun auf der Pfarre zu Grünrode erſt die ſchönſte Zeit an, da man dort ſo muntere, bisher nie gehörte Lieder vernahm. Während Luiſe in der Wohnſtube ſich ankleidete oder vielmehr ſich für die Reiſe in ihre Mäntel und Tücher einhüllte, nahm ich den Schwager Poſtillon, um ihn völlig zu gewinnen, damit er ſich gegen Luiſe unterwegs gefällig zeige, mit auf meine Studirſtube, wo er, in ſeinen ſteifen hohen Stiefeln und im ſchweren Mantel vor dem Tiſche ſtehend, ſich ſelbſt ſeinen Kaffee einſchenkte, und dann ebenfalls ſtehend ein großes „doppeltes“ Butterbrot verzehrte. Karl, der auch bereits zur Reiſe gerüſtet war (denn er ſollte ſeine Mutter begleiten), ſtand neben ihm und blickte unverwandt den Mann aus der Muſikantengilde an, die ſoviel mit Pferden zu ſchaffen hat, und ſoviel für den Weltverkehr thut, daß ich ſelbſt auf meinem abgelegenen Dorfe mich an jenem Morgen kaum enthalten konnte, dieſen gelben Kragen mit einigem Reſpect zu betrachten.

Als der Poſtillon gefrühſtückt hatte, ſetzte er ſeinen Hut wieder auf, den er auf einen Stuhl gelegt hatte, öffnete die Thür, bückte vorſichtig den großen Kopf mit dem ſtattlichen Hute, ging zur Stube hinaus und ſtieg ſchwerfällig mit krummen Beinen und ganz nach auswärts geſetzten Füßen, an denen die Räder der Sporen mehr knarrten als klirrten, die Treppe herunter. Karl ſtieg ſobald als möglich in den Wagen. Der Poſtillon aber ſtellte ſich mit ſeiner Peitſche, die er unten im Hauſe an die Wand gelehnt hatte, in die Hausthür, ſah unverwandt auf ſeine Pferde und ſchien ihnen zuweilen Blicke zuzuwerfen. Doch rief er ihnen nicht zu, auch da das eine über den Strang getreten war, als fürchtete er ſie vor meinem Knechte zu blamiren, der aus dem Pferdeſtalle herbeigekommen war, wo er mein einziges Pferd geſtriegelt hatte, wol eben jetzt nur in Folge der Gedanken, welche die Erwartung des Poſtillons auf dem Pfarrhofe zu Grünrode in ihm hervorgerufen hatte. Während ſeiner Unterredung mit dem Knechte that der Poſtillon, als ſähe er die Bemühungen ſeines einen Pferdes nicht, den linken Hinterfuß wieder über den Strang einzuziehen, indem er glaubte, es werde ihm ohne ſeine Hülfe gelingen. Erſt als Luiſe in ihre Mäntel eingehüllt aus der Stube kam, ging er hin und trat auf den Strang, worauf das Pferd bequem den Fuß einzog. Er that dies aber mit ſolcher Gleichgültigkeit und ſah dabei nach dem Wetter, als hätte er eigentlich nur aus Verſehen auf den Strang getreten, gab auch dem Pferde nicht einmal einen Schlag auf den Schenkel, wie er doch ſonſt jedesmal that, wenn er dem Hauptpferde an der linken Seite der Stange nahe kam. Gemächlich und keineswegs ſo ſchwerfällig als die Treppe herunter, kletterte er nun auf ſeinen Sitz, bedeckte ſeine ſteifen Beine vorſichtig mit dem Kutſchleder, in deſſen ſchmierigen Runzeln er ſchon manchen Winterregen mit großer Verachtung tropfenweiſe hatte niederrinnen ſehen, und das er beinahe wie ein Zimmermannsſchurzfell um ſich herſchlang, und ſchaute mit einer gravitätiſchen Miene um ſich, als könnte der Weltverkehr jetzt ſeinen Anfang nehmen.

Doch wartete er klüglich, bis auch Luiſe eingeſtiegen war. Sie kam mir heute in ihren vielen Mänteln und Tüchern zum erſten Male wie ein altes Mütterchen vor, und doch war ſie noch ſo jung. Aber es gibt nun einmal gewiſſe Zeitpunkte im menſchlichen Leben, wo man deutlich merkt, wie man älter wird, und wenn dieſes beſtimmte Gefühl, gleichſam als würde man ruckweiſe älter, auch auf einer Täuſchung beruht, und wenn die Kinder ſich auch irren, die, wenn ihr Vater zum erſten Male an einem Abende bei Licht mit einer gewiſſen Feierlichkeit die Brille aufſetzt, um in der Bibel zu leſen, ſo gedrückt und unheimlich im

Winkel zuſammenkauern, als wollten ſie ſagen: O weh, wir Kinder werden nun auch ſchon alt, unſer Vater ſetzt ſchon die Brille auf! — ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß die Menſchen wirklich älter, niemals aber jünger werden. Jenes Gefühl der Vergänglichkeit hatte ich an jenem Tage beim Anblick meines ſüßen Weibes, beſonders als ich ihr die Füße in den großen Fußſack ſchieben half und ihr noch ein Kopfkiſſen auf den Schoos legte, das die Magd inzwiſchen hatte auf mein Geheiß noch aus der Kammer vom Bette der Hausfrau holen müſſen. Luiſe lächelte trübſelig, als ich ihr das Kiſſen unter den Mantel ſchob und es vorſichtig um ſie herſtopfte, und ſie ſagte, das Kiſſen habe ſie nicht nöthig; allein ſie ließ es doch liegen und neigte zuletzt noch ihren Kopf aus dem Wagen und ſprach: Es ſei ihr ſo ängſtlich für dieſe Reiſe, obgleich es ihr ein rechter Troſt ſei, daß ich ihr Karl mitgegeben habe. Die gute Frau! wir hatten dieſen Weg bisher niemals anders als zuſammen auf unſerm ſchwer beladenen einſpännigen Wagen zurückgelegt; wo wir durchfuhren, da blies Niemand ſein Lied als die Finken, und davon fuhr uns kein ſchwerbäuchiger Frachtwagen aus dem Wege, ſondern jeder drängte uns mit unſerm Pferde, unſerm Knecht und unſern beiden Kindern tief in die Hecken und ins Gebüſch zur Seite des Weges hinein, bis er vorüber war. Da ſchlugen uns denn die grünen Zweige ins Geſicht und die Kinder lachten und griffen nach ihnen, und der Vogelgeſang, o, der klang nie ſo ſchön, als wenn wir ſo auf den ſchmalen Wegen von einem ſtolzen Frachtwagen mit unſerm beſcheidenen Wäglein zwiſchen die blühenden Hecken geworfen waren. Heute ſchlichen die ſtolzen vierſpännigen Güterwagen ſchon in der Ferne ehrerbietig bei Seite wie ſcheue Hunde, wenn ſie den Wagen kommen ſahen, in dem Luiſe mit dem kleinen Karl ſaß. Dieſer freute ſich des Triumphes nicht wenig, aber Luiſe dachte nur an den Einſpänner, der hier früher ebenſo fröhlich als langſam und beſcheiden gefahren war, und wenn ſie an einem anſpruchloſen „ſchwarzen Bär“, oder an einem trotz ſeines Sprunges ſo gar unanſehnlichen „weißen Roß“ vorbeikam, wo wir einmal eine Bierſuppe oder einen Kaffee als Mittagsmahlzeit genoſſen hatten, ſo traten ihr faſt die Thränen in die Augen.

Je höher die Poſtkutſche mit Luiſe ins Gebirge hinaufſtieg, um ſo tiefer wurde der Schnee, der in den Wegen lag, und es war, als breite ſich ein großes Leichentuch vor ihr aus. Als ſie aber oben in Buchenheim war, trat plötzlich Thauwetter ein und die Luft wurde mild wie im Frühling. Am dritten Tage ſtarb

Luiſens Vater, der nur wenige Stunden lang noch, ſogleich am Tage ihrer Ankunft, ſich ruhig und ſogar freundlich heiter hatte mit ihr unterhalten können. Karl hatte unterdeſſen Freundſchaft geſchloſſen mit der kleinen Tochter des Oberförſters zu Buchenheim. Er ſchloß ſie ſehr in ſein Herz und den ganzen Nachmittag, wo der Großvater ſtarb, ſaß er mit ihr allein in der Wohnſtube der Oberförſterei und zog mit ihr Glasperlen auf, welche ihnen die Haushälterin des Oberförſters, deſſen Gattin vor mehrern Jahren geſtorben war, gegeben hatte.

Als Luiſe in der Kutſche und mit den Pferden ihres verſtorbenen Vaters, denſelben, welche einſt die glückliche Familie zuerſt auf den Pfarrhof zu Wolfsrode gezogen hatten, ihren Karl an der Seite wieder nach Grünrode herunterfuhr, begann wieder ein Schneegeſtöber, das ſich allmälig, als zöge es immer in einiger Entfernung vor ihnen her, bis ins Land hinunter zu ziehen ſchien. Immer eine Strecke weit vor ihrem Wagen her wanderte ſo der Winter mit allen ſeinen Siebenſachen und mit dem großen Schneebündel, das er wie ein Hauſirer unter dem Arme trug, nun wirklich nach Grünrode ein und auch ſeine breitſchulterige Frau, die Frau Holle, ging ſtarken Schrittes mit ihren beiden blanken Eimern und ihrem ganzen glänzenden Geſchirr neben ihm her, das ſo prächtig glitzerte, wie die ſchöne und ſtolze Schnee- und Waſſerfrau über Berg und Thal einherging.

Luiſe ſaß in ihrem Wagen und fror, und hatte kein Auge für all dieſe Winterpracht, ſondern ſah nur, wie nun auch das große Leichentuch, das die Erde umſpannte, ſich nach Grünrode herabzog. Trotz ihrer Traurigkeit verſuchte ſie doch das herannahende Weihnachtsfeſt für ihre Kinder in derſelben Weiſe, wie dies früher von uns geſchehen war, vorzubereiten. Die alte Heimlichkeit und die ſehr ernſthaften Intriguen, welche in einer ſtillen Familie auf dem Lande dieſem Feſte vorhergehen, nahmen wieder ihren Anfang, wenn es ihr auch diesmal doppelt ſchwer werden mochte, ihre Kinder in Betreff der Geſchenke, welche ſie erhalten würden, zu belügen, was überhaupt für eine junge Mutter ſtets eine der ſchwierigſten Lebensaufgaben iſt. Boten gingen ab und zu wie gewöhnlich um dieſe Zeit, ſteckten die Köpfe in die Stube und riefen bald mich, bald Luiſe heraus, weil ſie auch in unſere Heimlichkeiten eingeweiht waren und die Geſchenke aus der Stadt mitbrachten. Es wurde Alles in die Viſitenſtube gegenüber geſtellt und mit Tüchern wohl zugedeckt. Eine junge Tanne, in der noch etwas Schnee hing, traf zuletzt ein, und wer nicht die Freude und das Behagen mitfühlen kann, mit dem ich ſie in die Ecke der Viſitenſtube ſtellte und dann den Schlüſſel derſelben in die Taſche ſchob, der weiß auch nicht, was Vaterfreude heißt. So kam das Weihnachtsfeſt heran. In der Frühe deſſelben ſaßen die Kinder ſchon mit Luiſe auf meiner Studirſtube. Sie hatte viele Mühe, die vor Freuden ſo unruhigen kleinen Weſen anzukleiden, während ich ſelbſt in der Wohnſtube die Geſchenke aufſtellte und den Weihnachtsbaum anzündete. Kaum war Karl fertig angekleidet, als er auch bereits oben an der Treppe horchte auf das Zeichen, das ich den Kindern gab, wenn ſie herunterkommen ſollten, und kaum war es gegeben, als er auch ſchon durch die offenſtehende Thür in das Lichtmeer hineintaumelte. Langſamer kam ihm Luiſe mit der Kleinen auf dem Arme nach, und die Kerzen brannten noch lange in das Tageslicht hinein und wurden erſt allmälig ausgelöſcht, wie hier und da nach und nach ein Tannenaſt warm wurde und mit ſeinem Grün mehr in Rauch als in Flammen aufging.

Dieſer Weihnachtstag war der letzte glückliche Tag meines Lebens, vielleicht den nächſten Sylveſterabend noch ausgenommen. Schon am zweiten Weihnachtstage bekamen beide Kinder das Frieſel und erſt am letzten Tage des Jahres hatte ich die Freude, ſie — wenn auch nur ſcheinbar — außer Gefahr zu ſehen. Da an dieſem Tage fortwährend von Schulkindern und von den ärmern Frauen aus dem Dorfe geſungen wurde und Luiſe mit der Magd ohne Unterlaß beſchäftigt war, die Gaben dafür hinauszuzählen, wodurch unten im Hauſe eine große Unruhe entſtand, ſo hatte ich die Kleinen, um ſie vor Erkältung zu hüten, auf meine Studirſtube genommen, wo ſie faſt den ganzen Tag am Boden auf einem Teppiche lagen, den Luiſe mir von der Studirſtube ihres verſtorbenen Vaters mitgebracht hatte, und ſpielten. Gern harrte ich dort in dem nach der Verordnung des Arztes faſt unnatürlich warmen Krankenzimmer, während Luiſe unten, ſo oft ſie einmal einen Augenblick in die Wohnſtube kam, noch unſern Gönner, den alten Oekonomen aus dem benachbarten Orte, der zu unſerer erſten Fahrt nach Grünrode ſeine Kutſche hergeliehen hatte, unterhalten mußte. Der Gönner hatte von der Krankheit unſerer Kinder gehört und hielt es für Pflicht, ſeine Condolenzviſite zu machen, womit ſich eine Schlittenfahrt in ſeinem einſpännigen Rennſchlitten bei dem hohen Schnee nicht unpaſſend verbinden ließ. Er blieb ſo lange in der Hausthür ſtehen, bis er geſehen hatte, daß unſer Knecht ſein Pferd ordentlich in den

Stall geführt, und erſt als dieſes eben den letzten Hinterfuß aufhob, um ihn über die Stallſchwelle zu ziehen, war er ins Haus gegangen, hatte Luiſe mit einem Anflug von väterlichem Wohlwollen die Hand gereicht und ſich ſtillſchweigend von ihr in die Wohnſtube führen laſſen, wo er den üblichen Gruß von Mamſell Kriegmann, ſeiner Haushälterin, beſtellte, Alles ablehnte außer einem Glaſe dampfenden Grogs, das von einer ſoliden Schlittenpartie unzertrennlich iſt, ſeine Condolenz durch wiederholtes Brummen an den Tag legte und im Uebrigen die Koſten der Unterhaltung lediglich von Luiſe beſtreiten ließ. Solche Beſuche, welche der alte Herr noch mehrern andern Honoratioren der Gegend bei ähnlichen Gelegenheiten zu machen pflegte und deren eine er auch uns bald nach dem Tode von Luiſens Vater abgeſtattet hatte, gaben eben, weil der alte Herr niemals ſprach, zu der Vermuthung Anlaß, daß er nur zur Befriedigung ſeiner Neugier ſo behaglich, die Füße im Fußſack und in ſeinen Pelz eingehüllt, mit dem einſpännigen Rennſchlitten durchs Feld kutſchirte oder in der beſſern Jahreszeit mit dem Flauſch angethan im Zuckeltrabe wie der Biedermann in der Kinderfibel dahinritt. So viel war allerdings gewiß, daß Niemand über den Verlauf einer Kinderkrankheit, die das Haus eines Predigers oder eines Amtmanns heimgeſucht hatte, jemals ſo genau unterrichtet war als Mamſell Kriegmann, woraus hervorging, daß er bei den Berichten über dieſe und ähnliche häusliche Vorfälle mit einer Aufmerkſamkeit zuhörte, die man von einem alten unverheiratheten Oekonomen, der lediglich mit ſeinem Portorico beſchäftigt ſchien, nicht hätte erwarten ſollen. Wir aber wußten es beſſer, was für eine treue Haut wir an dem alten Oekonomen beſaßen, und wenn Luiſe beim Abſchiede zu ihm ſagte: „Wieder ein Compliment an Mamſell Kriegmann“, ſo warf er ihr einen Blick voll ſo herzlichen Wohlwollens zu und lächelte ſo freundlich, als ſei er nicht vergeblich durch Schnee und Regen zu uns gekommen. Auch haben wir niemals gehört, daß wir hinterher von Mamſell Kriegmann beklatſcht wären. Auf dem Hofe nickte er wol dem Knechte herablaſſend zu, der ihm mit der Rechten den Fußſack hielt und faſt gleichzeitig mit der Linken die Zügel des Pferdes übergab, ohne im Mindeſten dabei an ein Trinkgeld zu denken, das auch ganz gegen die patriarchaliſchen Grundſätze des alten Herrn geweſen ſein würde. Nachdem Alles dies heute wieder wie gewöhnlich geſchehen war, fingen zum großen Vergnügen meiner Kinder auf dem Hofe die Schellen am Pferde des alten Herrn wieder an zu klingen, zum Zeichen daß er wieder in das luſtige Schneegeſtöber hineinfuhr nach der Gegend hin, wo Mamſell Kriegmann mit dem Eſſen auf ihn wartete, wo die Magd ſogleich, wie er mit ſeinen bereits etwas ſchwerfälligen Füßen heraus war, den noch warmen Fußſack aus dem Schlitten zog und ihm nachtrug, und wo Mamſell Kriegmann eigenhändig an der Hausthür ihm den Mantel abnahm und ihn tüchtig ſchüttelte, den Mantel nämlich, ſodaß ein kleines Schneegeſtöber ſich nun auch auf ſeiner Hausflur erhob wie draußen ein großes. Wenigſtens pflegte ſie dies in der Regel ſo zu halten, wenn er von einer Winterreiſe zurückkehrte, und wenn ſie dann die kleine Treppe heraufſtieg und ihm nachkam in die Wohnſtube, wo ſie ſeinen Mantel auf einem Stuhle an den Ofen rückte, dann ſoll ſie ihn einem dunkeln Gerüchte zufolge ſtets in der roſigſten Laune und ſogar ganz unglaublich redſelig angetroffen haben. Relata refero — doch ich kehre jetzt auf die Pfarre nach Grünrode zurück.

Der Leſer hat gewiß bereits nach dem Bisherigen im Stillen die Bemerkung gemacht, daß an dieſem Sylveſterabende ein Wetter von der Art geweſen ſein muß, bei welchem eigentlich alle einigermaßen wohlbehaglichen Menſchen nicht einen Hund zur Thür hinausjagen. Und in der That, die Mägde lagen den ganzen Tag über vor den drei Oefen des Hauſes und feuerten, und auf den großen Aemtern der Umgegend huſteten die Mägde, die hier faſt gar nicht ins Zimmer kamen, gewiß wieder, daß es hätte einen Stein erbarmen können. Aber das hinderte nicht, daß von früh bis ſpät die hoffnungsvolle Schuljugend ohne Unterlaß mit dem Geſange ins Haus ſtürzte: „Lobt Gott ihr Chriſten allzugleich“, den ſie ſo haſtig ableierten, als hätte es die größte Eile, daß der liebe Gott dafür gelobt würde, weil die Zeit vergeht; als hätte das vergangene Jahr der ganzen Schuljugend nichts als Prügel eingebracht, und als käme dagegen das neue Jahr mit Nüſſen und Aepfeln und geſchmückt wie ein Pfingſtochſe daher. So iſt der Menſch, lieber Leſer, aber ich liebe ihn, ſo wie er iſt, und die Freudigkeit, mit der er dem lieben Gott unbeſehen für Alles dankt, was aus ſeinen Händen kommt, iſt gerade nicht ſeine ſchlechteſte Seite. Ich hätte dir aber wol den Anblick von Grünrode mit ſeinen ſpringenden und ſummenden Kindern am Sylveſterabend gewünſcht. Noch immer ſieht es, wenn die Grünröder in ein neues Jahr eintreten wollen, hier gerade aus, wie wenn ein Bienenſchwarm im Begriff iſt aus einem Korbe in den andern hinüberzuziehen. Bald wird das

Alles anders ſein, und dann wird man jeder Biene, die aus dem alten Korbe in den neuen übergeht, einen Gendarmen zur Bedeckung mitgeben, damit ſie unterwegs keinen unnöthigen Lärm macht. Dann wird es ſehr ſtill werden auf der Welt und doch vielleicht nicht beſſer.

Meine Kinder lärmten und jagten ſich ſo viel auf der Studirſtube herum, als wollten ſie durchaus, und müßten ſie auch jetzt noch das Zimmer hüten, auch mit den andern Kindern in den neuen Bienenkorb hinein. So verging der Vormittag und der Nachmittag. Gegen Abend, als der Tag „ſchimmerig" wurde, kamen beſonders zahlreich noch die alten Frauen und ſangen nach ihrer Gewohnheit, ohne auf unſere Familienverhältniſſe beſondere Rückſicht zu nehmen, das Lied:

Wir treten hierher ohn' allen Spott,
Einen ſchönen guten Abend den geb' euch Gott.
Wir wünſchen dem Herrn einen goldenen Hut,
Darunter er trägt einen guten freien Muth.
Wir wünſchen der Frau einen goldenen Thron
Und auf das Jahr einen kleinen Sohn.
Wir wünſchen dem Sohn einen goldenen Hut,
Und übers Jahr eine reiche ſchöne Braut.
Wir wünſchen der Tochter ein goldenes Lamm,
Und übers Jahr einen reichen Bräutigam.
Wir wünſchen dem Knecht goldene Pferd' und Wagen,
Damit er kann zum Himmel rein jagen.
Wir wünſchen der Magd einen goldenen Ring,
Und auf das Jahr ein kleines Kind.

Es kamen hierauf andere Weiber, welche zuerſt dem Hausherrn und ſodann der Hausfrau, der ſie ſagten, daß der Schnee auf dem Felde nicht weißer ſei als ihre Hemden, und der Schnee auf dem Dache nicht weißer als ihre Bettlaken, um einer Gabe gewiß ſein zu können, in ſehr altväteriſcher Weiſe zu ſchmeicheln verſtanden.

Mit reichlichen Geſchenken wurden ſie von Luiſe entlaſſen, die heute wegen der Geneſung ihrer Kinder beſonders freigebig war. Allein wir hatten uns Beide zu früh gefreut. Denn am folgenden Tage bekam zuerſt die Kleine, und am nächſtfolgenden auch Karl einen Rückfall, für welchen der Arzt die größte Gefahr vorhergeſagt hatte. Mit welchen Empfindungen hörte ich am zweiten Tage ihrer neuen Krankheit, während die Kleine bereits mit dem Tode rang, draußen auf der Straße ein geſundes Kind aus vollem Halſe weinen, bis endlich die Mutter, welche ſich mit einer Gevatterin verſchwatzt hatte (es war die frühere Magd des Schulzen, welche zu heirathen er ſeinen Knecht mit der Peitſche gezwungen hatte), zu ihm kam und, ſeiner Unart wenig achtend, das Kind mit den rothgefrorenen Backen bei der Hand nahm und es mit den Worten: „nah Huſchen!“[*]) zu beſchwichtigen ſuchte.

---

[*]) Nach Hauschen.

Es gelang ihr nicht, ſondern das Kind weinte noch durchs ganze Dorf, ohne daß die gute Frau ſonderlich daran Anſtoß genommen hätte, während der Anblick meiner Kinder mir das Herz zerſchnitt, die ſo ſtill und engelsfromm in ihren Betten vor mir dalagen. — Vielleicht hatte die glückliche Mutter mit dem ungezogenen Kinde ihr Haus noch nicht erreicht, als eins meiner Kinder ſchon todt war. Am folgenden Tage hatte auch Karl's letzte Stunde geſchlagen.

Es iſt eine gar zu traurige Stellung, die der Geiſtliche am Sterbebette in ſeinem Hauſe hat: ſolange noch ein Glied ſeiner Familie am Leben iſt, ſoll er gegen dieſes nichts ſein als Troſt und Hoffnung über den Tod der Abgeſchiedenen, und wenn er auch ſelbſt nicht weiß, wo er für ſich nur den Troſt hernehmen ſoll: er muß die Kinder tröſten über den Tod ſeiner Gattin und die Gattin über den Tod ſeiner Kinder. Ich erinnerte mich, daß Karl mir am Tage, wo der Bote von der Krankheit ſeines Großvaters ankam, eröffnet hatte, er wolle Huſar werden, und deshalb ſagte ich auch einmal zu Luiſe, als ſie wieder über die Kinder weinte, wie zum Troſte: Dein Karl iſt jetzt ein ſchmucker Huſar unter den himmliſchen Heerſcharen. Sie ſah mich dabei groß an, trocknete ihre Thränen ab und weinte nun nicht mehr ſo oft, nicht als wäre es mir gelungen, ſie zu tröſten, ſondern weil ſie Mitleid mit dem Tröſter fühlte, dem es erſt viele, viele Jahre ſpäter, als auch Luiſe ihm geſtorben war und er Niemand mehr auf der Welt hatte, den er tröſten ſollte, vergönnt war, ſich ſatt zu weinen.

Eine Woche nach dem Tode unſerer Kinder öffnete ſich eines Morgens die Pforte des Pfarrhofes und herein traten zwei junge Burſchen und zwei Knaben mit blühenden Geſichtern und in Bauernröcken. Sie trugen lange Stecken in der Hand und ſagten nichts als: „Sollten grüßen“. Erſt durch meine Fragen erfuhr ich, daß ſie unſere Verwandten aus Eſebeck waren, die Großneffen meines Vaters, deſſen Schweſter ſich dorthin in ihrer Jugend an einen Nettmann verheirathet hatte. Es war ihnen plötzlich eingefallen, ihren Vetter, den Pfarrer von Grünrode, zu beſuchen. Es war die erſte Zerſtreuung, die Luiſe ſeit dem Tode ihrer Kinder hatte, daß ſie die jungen Bauern von Eſebeck mit einer wahrhaft mütterlichen Aufmerkſamkeit pflegen konnte, ſodaß dieſe oft ganz verwundert dreinſchauten. Reich beſchenkt verließen die Bauernknaben und Burſchen das Pfarrhaus zu Grünrode, das uns nun erſt wieder ſo öde und abgeſtorben vorkam, als es nach dem Tode der Kinder in der That war.

Langſam verging der Winter und langſam kam der Frühling heran, in dem ich mein vor Gram erblaßtes Weib am Arm täglich in die wieder aufblühende Natur führte. Einſtmals, als wir an einem Frühlingsnachmittage eben wieder auf den Pfarrhof gingen, kam eine Kutſche hinter uns her gefahren, die uns ſo bekannt ſchien, ... es war derſelbe Wagen, der uns einſt mit unſern Kindern nach Grünrode gebracht, und in ihr ſaß Mamſell Kriegmann, die ſich einer außerordentlichen Condolenzviſite des alten Herrn zu uns angeſchloſſen hatte. Der alte Herr ſelbſt ritt noch langſamer und andächtiger als gewöhnlich hinter der Kutſche her ins Dorf ein. — Die gute alte Haut!

Bald nach jenem Beſuche von Suderode machte ich mit Luiſe dort einen Gegenbeſuch. Es war das erſte Mal, daß ſie dorthin kam, und Mamſell Kriegmann blieb ſeit dieſer Zeit ihre treueſte Freundin. Julius und Karoline waren in Wachtelheim bei einer zahlreichen Kinderſchar zu ſehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beſchäftigt, und es ſchien, als würden ſie dadurch für die Theilnahme an fremdem Geſchick, ſelbſt wenn es ihre nächſten Verwandten betraf, einigermaßen abgeſtumpft, ſodaß mit ihnen von unſerer Seite kein beſonders lebhafter Verkehr ſtattfand. Luiſens Mutter folgte ihrem Gatten bald im Tode nach, und nach einem Uebereinkommen, welches ich mit Julius traf, überließ Karoline ihren Antheil an der Erbſchaft von der Pfarre zu Buchenheim zum Theil, und Luiſe den ihren ganz den beiden jüngſten Kindern des Pfarrers. Dies reichte gerade hin, um Fritz, der bereits die Schule in Knobenburg beſuchte, ſeine Ausbildung vollenden zu laſſen, und auch um Mathilde in eine Penſionsanſtalt für junge Mädchen zu bringen, aus der ſie ſich ſpäter faſt unmittelbar verheirathet hat.

Einundzwanzigstes Capitel.

Handelt von Luiſens Tode, auch von einem guten Tröſter im Schurzfell, der den Kopf über den Zaun ſteckt.

Bis zu dem Tode unſerer Kinder hatten wir immer noch hin und wieder mit Sorgen zu kämpfen gehabt. Jetzt aber, wie wir ſo ziemlich allein waren, klopften Beſitz und Wohlſtand an unſere Thür, und es war als riefen ſie draußen: Macht die Thore weit auf! In einem geordneten Hausweſen wächſt der Wohlſtand, wenn er einmal im Hauſe iſt, ſo leicht heran, nur hat man keine Freude daran, wenn er nicht mit blühenden Kindern zugleich größer und größer wird und wie ihr Geſpiele gedeiht. Darum konnte ich mich auch nur wenig daran ergötzen, daß der ewige Wechſel des Vermögens, der immerfort auf der Erde vorgeht, nun auch mir zu Gute kam, ja, ich könnte jetzt den Bettler glücklich preiſen, der über die Erde ſchleicht, die Schuhe auf den Rücken gebunden — ſtirbt er auch ſelbſt vielleicht in einer Scheure, ſo bringt es doch vielleicht ſchon ſein Enkel ſo weit, daß er, umſpielt von ſeinen Kindern, wenn er ſein letztes Stündlein kommen ſieht, ſich in einem behaglichen Hauſe hinter dem Ofen hinſetzen und die neueſte Auflage von Heiniche's Buch vom Wiederſehen nach dem Tode leſen kann, das er ſich wie ein Reiſehandbuch vor der Reiſe in die Ewigkeit gekauft hat und wobei er ſich das Bild ausmalt, wie er nachgerade mit ſeiner ganzen Familie im Himmel vereinigt ſein wird.

Ich glaubte, ich könne mein Glück nicht genießen nach dem Tode der Kinder; allein erſt nach Luiſens Tode, welcher nach zehn Jahren erfolgte, in denen ſich nichts für mich beſonders Erhebliches ereignet hat, erfuhr ich, was Einſamkeit ſei.

Lange, lange ſtand ich an ihrer Leiche und weinte vor dem Sarge; die alte Todtenfrau ſtand daneben, und ſie mußte endlich dem Pfarrer Troſt zuſprechen. Ich hatte es nicht geglaubt, daß ſie ſo beredt werden könnte, als ſie heute wirklich war, denn ſie hatte ſonſt, wenn ſie mir eine Leiche aus der Gemeinde ankündigte, nur immer zwei Redensarten, mit denen ſie abwechſelte — von dem Einen ſagte ſie, der Herr habe ihn zu ſich gerufen, und von dem Andern, er ſei eingeſchlafen. Was die Alte dem kinderloſen Pfarrer am Sarge ſeiner Gattin ſagte, nachdem dieſe dort noch einmal wie mit einer milden Engelsſtimme durch den Mund der Schulkinder mich mit einem Geſange angeredet hatte, weiß ich nicht mehr, aber das weiß ich, daß mehrmals darin vorkam, ſie ſei eingeſchlafen, und auch mehrmals, der Herr habe ſie zu ſich gerufen, und daß Beides mich zu einer gewiſſen Beruhigung über das allgemeine Menſchenſchickſal brachte, entweder einzuſchlafen, oder vom Herrn zu ſich gerufen zu werden, oder gar ſanft einzuſchlafen wie Luiſe wirklich gethan hatte, und noch obendrein zu beſonderer Auszeichnung einen milden Zuruf des Herrn zu vernehmen, ungefähr wie wenn ein milder Hirte Abends auf dem Wege mit den Worten: „Kumm bie meck!“*) ſein Lieblingsſchaf lockt.

Auch ſonſt fehlte es bei dieſem Schickſalsſchlage nicht an Tröſtern. Was iſt bei ſolchen Gelegenheiten auf dem Lande nicht der Nachbar, den man in den Städten gewiß beinahe nicht mehr kennt? Als mir meine Kinder abgeſtorben waren, hatte der Nachbar noch mit ſeinem Troſte zurückgehalten, denn er wagte ſich noch nicht hervor, weil ich noch nicht ſo ganz elend war und noch eine Gattin hatte, und weil er zu den bis dahin noch jungen und lebensluſtigen Leuten auch ſo manchen vornehm gekleideten Tröſter kommen ſah. Jetzt aber drängte ſich der Nachbar (und nicht blos der nächſte) überall hervor, ſteckte den Kopf über den Gartenzaun, guckte mit der Zipfelmütze und in Hemdsärmeln mir in Hof und Garten. Er war erſt etwas ſtill und verlegen und betrachtete mich eine kleine Weile, kam aber dann ſeine Rede erſt in Fluß, ſo hielt er mir Troſtreden, daß Heiniche ſelber gar nichts dagegen war. Seitdem habe ich den Nachbar gar hoch gehalten, und wenn ein Städter dies lieſt, ſo rathe ich ihm, wenn er nach Hauſe zurückkommt im Hauſe nebenan auch dieſe ehrliche Haut aufzuſuchen, die ſich wahrſcheinlich unter irgend einem Schurzfell vor den Ränken der böſen Welt vergraben hat, und ihr die Hand zu ſchütteln, indem ich nicht verſchweigen will, daß ich überzeugt bin, wie ſeine Geſpräche lehrreicher und tröſtlicher für ihn ſein werden als die Predigten manches Stadtpfarrers.

---

*) Komm bei mich.

Das Witwenthum eines proteſtantiſchen Predigers iſt, wie das einer Predigersfrau, etwas ganz Eigenes und etwas Anderes als bei andern Menſchen. Einem proteſtantiſchen Pfarrer, dem ſeine Gattin ſtirbt, iſt es zu Muthe, als wäre er damit ſeines Amtes entſetzt, denn worauf beruht unſer Einfluß mehr, als daß wir als Freunde und Brüder uns ganz zu dem Leben der Familie und des Hauſes hinzugeſellen, wie unſere Pfarrkinder es leben? Zu uns kommt ja Niemand, um uns zu beichten; ſchließen wir uns nicht ſelbſt den Schatz des menſchlichen Herzens auf, ſo ſind wir verrathen und verkauft und gerathen in Gefahr, dem ſterbenden Mörder oder Ehebrecher den Kelch hinzureichen, gerade als wäre es ein friſcher Trunk und ein Glas Wein zu ſeiner leiblichen Erquickung.

Eins aber bleibt dem proteſtantiſchen Geiſtlichen als Witwer noch übrig (und ich kann ſagen, daß ich ſelbſt dies ergriffen habe): was er auf Erden beſeſſen und ſein genannt hat, kann er kraft ſeines geiſtlichen Berufs und ſeiner Beſchäftigung mit überirdiſchen Dingen auch in jener Welt noch ſein nennen, die verſtorbene Gattin wird ihm zur Himmelsbraut und zu einer viel ſchönern, als der Katholik ſie kennt, ja der ganze unmittelbare Verkehr mit dem Jenſeits und ſeinen Geiſtern, der durch den Sturz der Heiligen unterbrochen iſt, nimmt für ihn wieder ſeinen Anfang, wenn er die freundliche Gefährtin ſeines Lebens vor Gottes Throne weiß. Dieſe himmliſche Gewißheit und dieſe Heiterkeit, mit der ich ſeit dem Tode meiner Luiſe zu Gott emporblicke, iſt keine Rückkehr zur katholiſchen Kirche, ſondern inſofern ich ſie ſchon bei gar vielen ältern Pfarrern angetroffen habe, einer der größten Triumphe, welche Natur und Familie im Schooſe der proteſtantiſchen Kirche feiern.

Am meiſten aber empfinde ich auf Erden das Gefühl der Vereinſamung ſeit ihrem Tode am Sonntage. Wie wurde ſie ſo laut und unruhig im Hauſe jeden Sonntag Morgen, wenn die Glocken zum erſten Male zur Kirche läuteten, vor lauter Liebe und zärtlicher Vorſorglichkeit für ihren Mann! Den Mägden zurufend, daß ſie die Fleiſchbrühe beeilen möchten, kam ſie dann die Treppe herauf, in der einen Hand ein gewärmtes Hemd und die Bäffchen, in der andern ein ſorgfältig geſchnittenes dünnes, aber fett geſchmiertes Butterbrot haltend. Ach, ſie verſtand meine Gedanken von Ferne. Es iſt mir, ſeit ich dieſen Rumor nicht mehr zu der beſtimmten Zeit im Pfarrhauſe höre, als ob gar kein Sonntag mehr in der Welt wäre.

Einige Wochen nach Luiſens Tode kam plötzlich die Alte zu mir, welche mir bis zu meiner Verheirathung in Wolfsrode die Wirthſchaft geführt hatte. Die alte Haushälterin war noch vollkommen rüſtig, während die weit jüngere Hausfrau ſchon im Grabe lag, und deshalb fragte ſie an, ob ich jetzt vielleicht wieder eine Haushälterin gebrauche. Sie hat ſeitdem eine Reihe von Jahren hindurch wieder meiner Wirthſchaft vorgeſtanden und genießt jetzt, wo ſie den Neunzigen nahe iſt, bei mir das Gnadenbrot. Noch jetzt aber lacht ihr das Herz im Leibe, wenn ſie an den Klaps gedenkt, und ſie erzählt allen Leuten davon, die ins Haus kommen. Ich habe oft verſucht, die ſonſt ſo vortreffliche Frau zur Reue über dieſen Punkt zu bewegen. Allein vergeblich, und ich glaube, wenn ſie einſt auf dem Sterbebette liegt, und ich fange nochmals an davon zu reden, ſo nimmt ſie ihre letzten Kräfte zuſammen und ſchlägt alsdann, anſtatt endlich ihre Schwäche zu bereuen, nochmals eine helle Lache auf.

Die erſte Erquickung war es für mich, als im nächſten Winter nach Luiſens Tode die Vettern aus Eſebeck wieder zum Beſuche einrückten, denn ich fühlte mich nun während ihrer Anweſenheit nicht mehr ſo ganz verwaiſt als bisher. Seit ihrem erſten Beſuche, der zufällig kurz nach dem Tode unſerer Kinder ſtattfand, waren ſie alljährlich gekommen, wenn auf dem Felde nichts zu thun und folglich das Wetter am ſchlechteſten war, in der Regel mit bereiftem Haupthaar. Und zwar waren es nicht immer dieſelben Vettern, die ankamen, ſondern der Nachwuchs drängte ſich auch mit herzu, und oft kamen Geſichter, die ich noch nie geſehen hatte. Ein Rettmann? fragte ich dann den jüngern Bauern; der nickte mit dem Kopfe, und damit war er in Grünrede zu Hauſe. So ſtellten auch diesmal die Rettmanns ihre langen Stecken in die Ecke, und ſetzten ſich mehrere Tage lang hinter den Ofen. Ich ſelbſt konnte mich nicht enthalten, ſie in eigener Perſon ebenſo aufmerkſam zu verpflegen, als früher Luiſe es gethan hatte. Sämmtliche Rettmanns ſprachen nur, wenn ſie gefragt wurden; und doch erquickten ſie das Herz ſo eigen, wie nur der Anblick eines Vetters es erquicken kann.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Worin der Pfarrer ſeinen Witwerſtand beſchreibt, auch berichtet, wie er an den Finken gekommen iſt, der den Reiterwezier ſagt.

Dortchen, die Müllerin, verläßt ſchon ſeit längerer Zeit nur noch ſelten das Zimmer, denn ſie wird durch die Gicht in ihren Lehnſtuhl gebannt. Wir nennen uns Herr Gevatter und Frau Gevatterin, weil wir einmal miteinander bei armen Leuten Gevatter ſtehen mußten. Seit Luiſens Tode iſt es mir oft Bedürfniß, zu dieſer Dulderin zu gehen und mich mit der ſo verſtändigen Frau zu unterhalten. Nur das ärgert mich, daß ſie mir einmal ſagte: Es ſei ihr nicht leid geworden, was ſie für ihren Mann gethan, und daß ſie ſich um ſeinetwillen in ihrer Jugend vergeſſen habe. Ja das that mir weh, zumal da man ja wol weiß, was der Müller für ein Kunde iſt. In andern Stunden aber habe ich mit Dortchen oft das Wohl der ganzen Gemeinde berathen, beſonders das der jungen

Mädchen. Sie wiſſe am beſten, ſagt Dortchen, wie Mädchen zu Falle gebracht würden, und ich verdanke ihr manchen trefflichen Wink, den ich in meinen Predigten und Reden wohl benutzt zu haben glaube. So erzählte ſie mir noch neulich von einem ihrer Vettern, einem reichen Bauer in meiner Gemeinde. „Der hatte" — ſo erzählte Dortchen — „auf dem Markte in Knodenburg in einer Würfelbude ein paar meſſingene Waſchbecken gewonnen. Er brachte ſie mit heim und bald darauf ſah er, wie die Magd in einem der Becken ſich die Füße wuſch. Hierüber machte er nun ein großes Leben und ſchrie: Die meſſingenen Waſchbecken ſeien für den edelſten Theil am Körper einer ſolchen Dirne, für den Kopf, beinahe noch zu gut, geſchweige denn für die Füße: die würden bei ihm zu Faſtnacht den Mädchen von den Knechten gewaſchen. Und was waren die Folgen? Die Füße wurden zu Faſtnacht der Magd in der That gewaſchen, aber danach verging kein Jahr mehr, als die Magd auch ſchon das Haus verlaſſen mußte, weil ſie ihrer Niederkunft entgegenſah. Es iſt doppelt ſchade um ſie, denn ſie war ſtets ein honettes, ſauberes Geſchöpf." Man kann ſich denken, wie ich in meiner nächſten Predigt gegen das Alter donnerte, das ſo die Jugend in Verſuchung führt. Der Bauer fühlte ſich nicht nur getroffen, ſondern er errieth auch, daß Dortchen mir verrathen hatte, wie wenig ihm in ſeinem Hauſe an Zucht und Ordnung unter Knechten und Mägden gelegen ſei. Deshalb eilte er ſogleich nach der Kirche zu ihr, um ſie zur Rede zu ſtellen; allein Dortchen las ihm bei dieſer Gelegenheit ſo ſehr den Text, daß er beſchämt davongehen mußte.

Von Dortchen's Kindern ſind mehrere bereits auswärts verheirathet. Ihrer jüngſten Tochter mag ich gern, wenn ich ins Dorf gehe, zuſchauen, wie die Dirne vom Mühlhofe herumkommt und mit dem runden Arme und einem Gefäße in den Mühlbach fährt, um Waſſer zu ſchöpfen. Sie fährt gar tief hinein, mit dem Rande des Gefäßes zuerſt, wendet es im Bache um, und zieht die Schale mit ebener Fläche wieder heraus. Vorſichtig hält ſie es nun gerade aus mit dem gebräunten und naſſen Arm, ſchreitet langſam vor und blickt zuweilen nach dem Saume ihrer Schürze, auf den doch bei jedem Schritte mehr als ein Tropfen fällt. . . . Gerade ſo hübſch, nur das feine Geſicht ein klein wenig mit Mehl beſtäubt, ſah auch ihre Mutter aus, als ſie im achtzehnten Lebensjahre ſtand.

Allmälig gewöhnte ich mich, in meiner Einſamkeit ſeit Luiſens Tode ganz wie ein proteſtantiſcher Mönch zu leben, und ich betreibe ſogar, wie einſt die Mönche thaten, wieder eine Handarbeit, die ich in meiner Jugend erlernt habe. Ich ſetze mich nämlich auf den Dorfanger und flechte Körbe von grünen Weidenzweigen. Es ſind meine ſchönſten Stunden, wenn ich an warmen Frühlingstagen dort ſitze, in einiger Entfernung die Buben, welche Pfeifen klopfen und dieſe probiren. Dadurch werden dann die Mütter herbeigelockt, ſteigen mit dem jüngſten Kinde im Mantel über, da wo der Steg über das Zaungeflecht geht, ſchieben ſich auch wol mitunter mitten durch die grünen Hecken hindurch, wenn ſie ſolche um ihre Gärten haben. Wie ſie durch die Gärten daherkommen, ſingen ſie ihren Kindern Schlummerlieder, damit ſie in der Nähe des Pfarrers nicht weinen ſollen. Das iſt ein Geſinge! Da ſingt die eine Mutter:

Krup under! krup under!
De Welt is dick gram!*) —

ein altes rohes Wiegenlied, das ich den Müttern immer verwieſen habe. Andere ſingen:

Hulterde bulder de Wagen will weg.
De Perekens ſünd verdrunken.
Wol twiſchen Stemmern un Barendörp.
Wol in den deiwen Sumpe**).

---

*) Kriech unter, kriech unter, die Welt iſt dir gram.

**) Holler die beller der Wagen will fort, die Pferdchen

Die aber ihre Kinder am liebſten haben, ſingen:

Mukau von Halberſtadt
Bring uſen Kinne wat Schönes ter Stadt.
Wat ſoll'ken denn wol bringen?
Ein Paar Schau mit Ringen,
Ein Paar Schau mit Golle beſlan,
Da ſall uſe Kind oppe danzen gan*).

Und die kleinen unmündigen Bürger des neunzehnten Jahrhunderts, die noch nicht gehen können, legen den Kopf an die Mutterbruſt und träumen, daß ſie in goldbeſchlagenen Schuhen mit Ringen zu Tanze gehen. Noch andere Mütter aber ſingen im Näherkommen:

Suſe liebe Suſe, was raſſelt im Stroh?
Das ſind die lieben Gänschen, die haben keine Schuh.
Der Schuſter hat Leder, keinen Leiſten dazu,
Drum ſind's die lieben Gänschen, die haben keine Schuh.

Dann hören ſie erſt eine Weile auf das Pfeifen ihrer Jungen und ſchelten ſie dabei aus, weil ſie nichts als Thorheiten im Kopfe haben. Darauf aber kommen ſie Eine nach der Andern zu mir, ſodaß ſie zuletzt einen ordentlichen Kreis um mich bilden. Da ſchwatzen ſie denn nun hin und her über ihre Männer und ihre

---

ſind ertrunken zwiſchen Stemmern und Barendorf in den tiefen Sümpfen.

*) Buke von Halberſtadt, bring unſerm Kinde was Schönes zur Stadt. Was ſoll ich ihm denn bringen? Ein Paar Schuh mit Ringen, ein Paar Schuh mit Gold beſchlagen, darauf ſoll unſer Kind zu Tanze gehen.

Kinder, tadeln ſie, als gingen ſie ſie gar nichts an, und wollen doch nur, daß der Pfarrer ihnen das Wort reden ſolle. Das ſind die rechten Stunden der Seelſorge, wo es ordentlich ſchlaunt, wie die Vogelſteller ſagen, und da habe ich auf dem Anger mit aufgenommenen und über die Knie zuſammengelegten Rockſchößen (denn es näßt dort noch mitunter um jene Jahreszeit) mehr gewirkt für Häuslichkeit und Familienwohlfahrt, als wenn ich die Bäffchen vorhatte.

Auch habe ich ſeit dem Tode meiner Gattin wie ein gelehrter Benedictiner die Pfarracten durchſtöbert, um daraus die Geſchichte von Grünrode für das Pfarrarchiv zuſammenzuſtellen, auch daraus die Namen der Helden erforſcht, welche ſich in den Hünengräbern im Umkreiſe meines Dorfes befinden und ihnen dorthin eine Tafel als Denkmal geſetzt. Sie hatten einen harten Strauß miteinander die Beiden, als Horſt aus dem Kriege zurückkehrte und Kattwald ſein treues Weib von ihrem Gehöfte vertrieben hatte; aber ſie verſöhnten ſich doch miteinander, und verheiratheten ſogar ihre Kinder zuſammen. Nirgends ſchmeckt mir ein Priſchen ſo gut, als wenn ich dort auf meinem täglichen Spaziergange jedesmal bei meiner Ankunft auf dem Hünenſtein die Doſe hervorziehe. Und weine ich denn nicht täglich dort meine Thränen, wenn ich mich neben ihnen in die Vorzeit verſetze, wenn ich an Vater Horſt und Vater Kattwald, an Gundeika und Hornahuſa, ihre treuen Frauen gedenke? Es ſind halb Thränen der Wehmuth, daß alles Große auf Erden den Gang alles Fleiſches gehen und in die dunkle Vorzeit verſinken muß. Aber es ſind auch zur Hälfte Freudenzähren, weil in einem großen Himmel dort oben alles Gute und Edle aufbewahrt wird.

Dort werde ich unwürdiger Knecht des Herrn bald ſie ſehen, den Doctor Luther mit ſeiner Margarethe und Friedrich den Weiſen — o! o! Und Heinrich den Finkler, der die Finken fing am Harz und die prächtigen Städte erbaute, die zum Theil noch heute blühen, beſonders das ſchöne Goslar, wo ich mehrmals zum Schützenhofe war. Er iſt jetzt Bürger in einer freien Reichsſtadt, die der beſte Städtegründer gebaut hat — o Jeruſalem, du hochgelegne Stadt, ich wollt' ich wär' bei dir! Auch Heinrich IV. werde ich dort ſehen. Er wurde zuletzt gar tief erniedrigt auf dem Hofe zu Canoſſa, als der Papſt mit der Buhlerin aus dem Fenſter auf ihn herabſah. Aber darum wird er jetzt bei Gott deſto mehr erhöht ſein. Und ich werde ferner dort finden Friedrich I., genannt der Rothbart. Niemand weiß, wo ſeine Gebeine ruhen, aber ſeine Seele iſt aufgehoben bei dem Herrn. Und wie viele ehrenfeſte Ritter werde ich dort ſehen mit ihren minniglichen Frauen .... ihnen Allen werde ich dort die Hand ſchütteln, deren Unterſchriften ich fand in vergilbten Papieren, weil ſie vor vielen hundert Jahren bei Verkauf oder Verpfändung von einem Stück Acker oder Wald zugegen geweſen. Da werde ich ſehen den Jordan von Reinſtedt und nicht vergeſſen, ihm etwas Artiges darüber zu ſagen, daß er ſchon im zwölften Jahrhundert eine ſo gute Hand ſchrieb. Und den alten Buſſo von Haymburg, Weske von Gersdorf, Kurd von Gernrode, die Gebrüder von Stecklenberg und die ſieben Brüder von der Lauenburg — ſie Alle werde ich ſehen! Ihre eigenhändigen Unterſchriften finden ſich in meinen Pfarracten. Und wie viele würdige katholiſche Biſchöfe werde ich finden, beſonders den Biſchof Buko, mit dem die Bauerfrauen noch jetzt ihre Kinder in den Schlaf ſingen. Und wie manche Aebte von den benachbarten Klöſtern und wie manche Mönche! — Was machten die für Streiche, wenn ſie Nachts im Refectorium beim Weine ſaßen, oder gar auf verborgenen Wegen zu den Nonnen gingen. Sie wußten es nun einmal nicht beſſer, doch iſt ihnen verziehen, weil ſie bei Luther's Auftreten meiſtens zur Vernunft kamen, und bis auf den alten Propſt Döſſelmann beliebten ſich ehrbare Ehehälften zu nehmen. Mit dieſen ſind nun auch ſie eingegangen in die große Nacht der Geſchichte, und nur in alten Acten noch ſtehen die Namen dieſer alten Herren. Nun, mich ſoll es freuen, ſie dermaleinſt zu ſehen. Und wie viele von Denen, die ich noch hier auf Erden gekannt, ſind ſchon mit ihren Frauen und ſelbſt mit ihren Kindern den Weg alles Fleiſches gegangen und in die Nacht der Vergangenheit zurückgeſunken, wo Horſt mit ſeiner treuen Gundeika iſt, und Jordan von Reinſtedt, Weske von Gersdorf und die ſieben Brüder von der Lauenburg. — Alles Herrliche muß nun einmal ſterben. Darum ſind ſchon ſo viele wackere Paſtoren verſtummt, die einſt ſo laut waren auf ihren Kanzeln, wie mein Fink, wenn er ſeinen Reiterverſer ſingt, ſelbſt Stadtprediger ſind darunter, mit denen ich ſo intim war.

Solange mein ehrlicher Naſemann lebte, war er mein täglicher Begleiter zu dem Grabhügel Horſt's und ſeiner treuen Gundeika. Mit dem neuen Cantor, der ganz in der neuen Schule gebildet iſt, gerieth ich anfangs über das Grabmal in Streit, denn er behauptete, angeſteckt von der Zweifelſucht der neuern Zeit, daß es unmöglich ſei, die Namen der Helden in den Hünengräbern zu erforſchen, und daß alle Sagen und hiſtoriſchen Documente, welche ſich noch auf dieſelben beziehen ſollten, falſch ſeien. Dies rief eine langjährige Spannung zwiſchen mir und dem neuen Cantor hervor. Gleich dem Cantor Raſemann ſtarb auch der alte Orgelbauer nicht lange Zeit nach Luiſe. Auch mit ſeinem Sohne, der ſein Geſchäft fortführte, ſtand ich anfangs nicht im beſten Vernehmen, weil ich ihn für einen wirklich gefährlichen Menſchen hielt und glaubte, daß er auf die Schreiber und Regiſtratoren in der Stadt, deren Liedertafel er wieder vorſtand, in der That einen nachtheiligen Einfluß üben könne.

Auch einen neuen Vorgeſetzten erhielt ich faſt um die nämliche Zeit in der Perſon des neuen Superintendenten. So oft ich meine Tabacksdoſe öffne, welche beim Studiren ſtets vor mir liegen muß, und die ſpaßhafte Inſchrift leſe: „Ein Prieschen gefällig?“ ſehe ich ſtets den verſtorbenen Superintendenten vor mir, wie er ſo freundlich auf ſeine Doſe klopfte und ſie mir mit den nämlichen Worten anbot. Er war ein ſo leutſeliger Mann, der mit Allem vorlieb nahm, wenn er zur Kirchenviſitation kam. Der neue dagegen nimmt nichts an außer einer Taſſe Chokolade, welche er ſtehend trinkt, und bei der zweiten dankt er ſchon, ſodaß in Häuſern, wo Kinder ſind, dieſe über die volle Kanne herfallen, wenn er den Fuß aus der Stube ſetzt. Dieſe Erwartung macht dann die Kinder ungezogen in Gegenwart des Gaſtes, und ſie würfen ihn am liebſten zur Stube hinaus, der doch ſelbſt immer mit dem Mantel auf dem Sprunge ſteht, ſind durchaus nicht zu bändigen und lagern ſich ſchon im voraus um die Kanne her, und ſo blamiren ſich denn die jungen Prediger vor ihren Vorgeſetzten. Es iſt mir lieb, daß ich bei der Schnupftabacksdoſe jedesmal an den verſtorbenen Superintendenten denke, wenn ich auch nicht leugnen kann, daß ich ſtatt jener Inſchrift lieber die Verſöhnungsſcene zwiſchen Horſt und Kattwald, im Hintergrunde aber die treue Gundeika darauf gemalt hätte; oder auch die Bildniſſe der ſieben Brüder von der Lauenburg, oder von Jordan von Reinſtedt, oder Weske von Gersdorf, oder einen andern der vielen Edelleute unſerer Gegend, welche den Weg alles Fleiſches gegangen ſind und in den Pfarracten vorkommen.

Bei der erſten Kirchenviſitation durch den neuen Superintendenten hatte ich einen argen Verdruß. In frühern Jahren nämlich huſchten zwei Wachteln, welchen einige Weizenkörner hingeſtreut waren, frei aus einer Ecke meiner Studirſtube in die andere, und ich kann ſagen, die meiſten Menſchen, welche zu mir kamen, hatten ihre Freude daran. Allein als der neue Superintendent bei ſeiner erſten Kirchenviſitation das

Pfarrarchiv, welches meinem Schreibtiſch gerade gegenüberſteht, nachſah, erhielt ich ſpäter von ihm eine ſchriftliche Naſe, weil die Wachteln ſich zuweilen auf die Kirchenſchriften geſetzt hätten. Er glaubte in der Freiheit, welche die Wachteln ſich genommen hatten, ſogar von meiner Seite eine Geringſchätzung der Communicanten oder Copulirten, oder doch zum Mindeſten der Kirchenbücher ſelbſt zu erblicken. Ich ließ daher die Wachteln fliegen, aber jene Beſchuldigung ſchmerzte mich tief, denn in welchem Pfarrhauſe würden denn nicht dieſe alten Burſche im Leinenkittel als die beſten Hausfreunde betrachtet? Ich rufe dafür jeden Pfarrersſohn, welchem Stande er ſich auch zugewendet hat, zum Zeugen auf. Uebrigens vermißte ich anfangs die Wachteln gar ſehr, halte mir aber jetzt, wie ich ſchon mehrmals erwähnte, einen Finken, und ich kann ſagen, daß ich große Freude an dem Thiere habe, um ſo mehr, da ich den Vogelſteller confirmirt habe, der ihn fing. Er ſitzt in einem Drahtkafig (der Finke nämlich), auf deſſen Boden im Herbſte ſtets einige rothe Vogelbeerrn liegen. Er ſingt den Reiterverier, der an Werth unter den Finkenſchlägen ſogleich auf die große Rollweide folgt. An den Reiterverier habe ich mich ſchon ganz gewöhnt, und ziehe ihn auch, die Sache genauer erwogen, dem Wachtelſchlage beiweitem vor. Sein ewiges Dripkedrip wird doch ermüdend, der Reiterverier aber ermüdet nie. Und ſo muß ich dem Superintendenten für jene Naſe noch dankbar ſein, denn ohne ſie wäre ich nie an den Reiterverier gekommen und immer bei dem Dripkedrip geblieben.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Worin der Pfarrer ſein Amtsjubiläum feiert und ſchließlich, wie es einem echten Pfarrherrn geziemt, die ganze Welt umarmt.

So geht mein Leben einförmig ſeinen Gang fort, und ich habe nichts mehr auf demſelben zu berichten, als von der Feier meines fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläums, welche vor Jahren feſtlich begangen wurde. Bei demſelben ſöhnte ich mich mit dem neuen Cantor, dem neuen Orgelbauer und dem neuen Superintendenten aus.

Was zunächſt den Cantor betrifft, ſo ließ er ſchon acht Tage vor dem Jubiläum, als er die Lieder holte, die am nächſten Sonntage in der Kirche geſungen werden ſollten, allerlei fallen über Horſt und ſeine treue Gundeika, und wie dieſelben oder ihr Denkmal doch eine rechte Zierde wären für Grünrode. Je mehr er über ſie nachdenke, um ſo mehr überzeuge er ſich, daß ſie wirklich gelebt hätten. Ich warf einen freudeſtrahlenden Blick gen Himmel, der Cantor aber fuhr fort in verſöhnlicher Weiſe zu reden. Als er endlich ging, war ich ſo bewegt, daß ich ihm lange die Hand ſchüttelte. Wie er dann unten über den Hof ging, konnte ich mich nicht enthalten das Fenſter meiner Studirſtube zu öffnen und ihm nachzurufen: ob es ihm vielleicht Vergnügen mache, mit mir einmal einen Spaziergang zu dem Denkmale Horſt's und ſeiner treuen Gundeika zu machen, was er mit einer Verbeugung bejate.

Am Vorabende des Jubiläums machten wir zum erſten Male miteinander den Gang zu dieſem Denkmale, wohin ich mit meinem ehrlichen Naſemann faſt täglich gepilgert war, und ich kann ſagen, daß dies eine würdige Vorfeier des Feſtes war. Seitdem iſt der neue Cantor ſehr oft mein Begleiter auf dem Spaziergange zum Denkmale Horſt's und Gundeika's.

Am Morgen meines Amtsjubiläums war es mir plötzlich im Schlaf, als weckte mich mein Vater, indem er draußen auf dem Kuhhorn blieſe. Als ich erwachte, war es indeſſen nur ſein Nachfolger, der zeitige Kuhhirt von Grünrode, der eben die Heerde zuſammentrieb. Fröhlich zogen ſie bei dem guten Wetter mit dem Glockengeläute heraus, dicht geſchart wie Menſchen, welche eben eine muntere Reiſe miteinander antreten. Alle ſchienen mir munterer denn je, als wüßten ſie, daß heute der Sohn des frühern Hirten ſein fünfundzwanzigjähriges Pfarramtsjubiläum feiert.

Die Sperlinge unter dem Dache zwitſcherten auch zum Jubiläum ſo munter wie noch nie, und der Finke ſang ſchon zu der Ausſöhnung mit dem Cantor ſeine ſchönſten Lieder und ich glaube gar, er iſt an meinem Jubiläum in die große Rollweide hineingekommen, die noch über den Reiterverier geht.

Von den Fremden rückten zum Feſte zuerſt ein die eſebecker Verwandten, welche ich durch einen Hauſirer ſchon vor längerer Zeit zu dieſem Tage hatte einladen laſſen, weshalb ſie die ganze Nacht auf der Reiſe geweſen waren, um zu rechter Zeit einzutreffen.

Auch der Sohn des alten Orgelbauers hatte ſich erpreß zu dem Feſte eingeſtellt, und kam ſchon ziemlich früh mit dem Cantor auf die Pfarre herüber. Als Vorſteher des Regiſtratorclubs hatte er durch viele Jahre hindurch dauernde Umtriebe und Wühlereien, wie er es ſelbſt nennt, es durchgeſetzt, daß kurz vor meinem Jubiläum der Regiſtratorclub mit der Harmoniegeſellſchaft, der die Gerichtsräthe angehören, ein gemeinſames Eſſen, alſo eine Art von Verbrüderungsfeſt feierten. Sie hatten Gänſebraten und waren recht vergnügt miteinander. Den Wein gab die Harmoniegeſellſchaft, und ſie gilt ſeitdem in der That für eine wahre Harmoniegeſellſchaft.

Während der Cantor und der Orgelbauer auf dem Sopha ſaßen und mir Dies und Aehnliches erzählten, ging ich in der Stube auf und ab und trat mitunter ans Fenſter. Kurz nach acht Uhr war das Dorf in der Nähe der Kirche und des Pfarrhauſes ſchon ziemlich lebendig. Quer über den Kirchhof hinweg kam jetzt auch Dortchen's jüngſte Tochter mit einem Burſchen geſchritten. Der Burſche ſtieg zuerſt auf die Mauer und ſprang dann hinab. Das junge Dortchen (denn ſie heißt nach ihrer Mutter) ſchritt eine Strecke weit auf der Kirchhofsmauer ihm nach und getraute ſich doch nicht hinabzuſpringen. Unwillkürlich warf ſie einen Blick auf ihren Burſchen und dieſer kam nachgerade und wie es ſchien etwas unwillig — er ſcheute gewiß das Gerede der Leute — herbei, um ſie herunterzuheben. Allein kaum hatte er ſich um einige Schritte der Mauer genähert, als Dortchen ſich Muth faßte und herunterſprang. O, ſie war ein kluges Mädchen und ich wußte es voraus, daß ſie ſich zu hüten wiſſen und daß ich ſie noch einmal mit dem Burſchen im grünen Kranze trauen würde.

Jetzt kamen auch die übrigen Gäſte zu meinem Ehrentage, und es erſchienen zunächſt Julius und Karoline. Julius war nun bereits ein gemüthlicher Greis geworden, und Karoline ſah gerade ſo aus, wie ich mir denke, daß ihre Zwillingsſchweſter im gleichen Alter ausgeſehen haben würde. Sie war durch das Alter noch behaglicher geworden als früher, ſodaß ſie mir auch in dieſer Beziehung jetzt ganz als Luiſens Ebenbild erſchien.

Ein Beſuch zum Jubiläum, der mich gleich dem ſoeben gemeldeten ſehr gerührt hat, war der der damals auch ſchon alten Mamſell Kriegmann. Mußte ich mich nicht bei ihrem Anblick an die Condolenzviſite erinnern, welche ſie uns nach dem Tode der Kinder in Grünrode mit dem alten Oekonomen abſtattete? Auch die gute Mamſell Kriegmann war gar gerührt. So oft ihr die Thränen in die Augen kamen, eilte ſie hinaus in die Küche, wo ſie überhaupt Alles anordnete. Der alte Oekonom, welcher längſt todt iſt, hat ſeiner Wirthſchafterin, die ihm ſolange in Ehren haushielt, auf ſeinem kleinen Gute teſtamentariſch eine Wohnung und den Nießbrauch einer nicht unanſehnlichen Summe Geldes auf Lebenszeit vermacht.

Bei Tiſche ſaß mir Karoline zur Rechten und die Vettern ſaßen mir zur Linken. Dieſen legte ich ſelbſt immerfort Fleiſch und Braten auf ihre Teller, wie ſehr ſie ſich auch nach ihrer Gewohnheit wehrten und immerfort riefen: „Danke, danke, wir können nichts mehr laſſen, es werd zuviel, es werd zuviel.“

Karoline wollte noch am Abende mit Julius nach Knobenburg und von dort aus am andern Morgen früh mit der Poſt auf die nächſte Eiſenbahnſtation fahren. Beide wollten ihre jüngſte Tochter beſuchen, deren jüngſtes Kind Julius zu taufen gedachte.

„Mein Mann hat es von jeher ſo gehalten“, ſagte Karoline: „er tauft, confirmirt und copulirt in unſerer Familie Alles ſelbſt. Durch die Eiſenbahnen iſt das Reiſen ſo billig, und ich begleite Julius, ſodaß es ihm nirgends an ſeiner Behaglichkeit fehlt. So ſehen wir, da unſere Kinder weit verſtreut ſind und überall in glücklichen Verhältniſſen leben, auf unſere alten Tage noch die Welt und werden überall gut aufgenommen. Die Geiſtlichen in den Städten, wo unſere Kinder wohnen, wiſſen es jetzt ſchon, daß mein Mann in ſeiner Familie Alles ſelbſt tauft, und wenn ſie durch die Hebamme oder ſonſt wie erfahren, daß er in einer Stadt angekommen iſt, ſo machen ſie ihm gewöhnlich gleich ſelbſt eine Viſite, und bringen ihm unaufgefordert ſchon die Erlaubniß, die Amtshandlung vorzunehmen. Als wir vor kaum einem halben Jahre in Hamburg tauften und Julius machte dem Geiſtlichen nachher die Gegenviſite, hat der reiche Stadtpfarrer ihn mit Capwein aus ſeinem Keller bewirthet. Gewiß, es freut eine Frau, wenn ſie ihren Mann ſo gut aufgenommen ſieht! Die höchſte Freude, die man erlebt, bleibt freilich immer die an den Kindern und Kindeskindern. Sie hätten meiner Tochter kleine Emma ſehen ſollen bei der Taufe und hätten ſehen ſollen, was das für eine Luſt war, als gleich nachher die ganze Geſellſchaft ſie bei Namen rief: Emma! Emma! Wollen Sie es glauben, daß Julius der Lauteſte und Luſtigſte bei dieſem Rufen war? Ein Senator von Hamburg ſtand mit Gevatter, der ſah das Kind lange an und ſprach zu ihm: Emma, du haſt ein Paar große, große Augen. Jetzt erzählen ſie dem Kinde ſchon, daß es Großeltern hat, und Tanten, und Onkel mit Schnurrbärten, und das erzählen ſie ihm ſo lange, bis ſich ſein kleines rothes Mündchen verzieht und es lachen muß. Und ſie ſchreiben, daß ſie ſo geſund in der Wiege da liegt in dem kleinen Nachtröckchen, in der gewebten weißen Mütze, worin ſie ſo niedlich ausſehen ſoll, wenn die kleinen runden Pausbäckchen ſo frei daraus hervorquellen .... und ich kann Ihnen nicht ſagen, Herr Schwager, wie ich mich jetzt wieder auf den Buben freue, den wir morgen in Braunſchweig taufen ſollen."

Ich ergriff Karolinens Hand und drückte ſie, konnte aber eine Thräne nicht zurückhalten, da ich an das Glück dachte, das mir durch den frühen Tod meiner Kinder und Luiſens verloren gegangen war.

In dieſem Augenblicke wurde ich aus dem Zimmer in den Hausflur gerufen, wo ein Mann auf mich wartete, deſſen mit Schnupftabackskörnern behangenes Geſicht einen fettigen Glanz ausſtrahlte, und aus deſſen Bruſttaſche einlöſch papierner, aber gebrochener Bogen in die Luft ſtarrte . . . es war der ehemalige Pfarrer von Untrüborn und Wolfsrode, der durch den Trunk nun auch ſeine Schreiberſtelle verloren hatte und nun ſich, ſeine Kinder und die drei Förſterstöchter, als Winkeladvocat ernähren mußte. Ich warf ein Goldſtück in ſeine ſchmierige Mütze, und machte mich ſo raſch als möglich von den Dankbezeugungen des auch jetzt halb trunkenen Mannes los.

Erſt als der gleichfalls anweſende Superintendent meine Geſundheit ausbrachte, gelang es mir wieder eine heitere Miene zu zeigen. Die Liebenswürdigkeit, welche er bei meinem Jubiläum zeigte, hätte ich ihm wahrlich nicht zugetraut, und wir haben uns zum Abſchiede an jenem Abende ſogar geküßt.

Er war ordentlich ſpaßig und forderte mich ſogar nach Tiſche, als die Frauen ſich auf einen Augenblick entfernt hatten, auf, der Geſellſchaft den Paulusſpfennig zu zeigen. Ich ſtellte wirklich meinen Fuß auf den Stuhl, ſtreifte die Hoſe auf, und zeigte ihn in Gegenwart des neuen Cantors und des neuen Orgelbauers, die ihn noch nicht geſehen, und vor denen ich ihn noch vierzehn Tage früher nicht um eine Million gezeigt hätte.

Ich weiß wahrhaftig nicht, was dem Cantor und dem Orgelbauer einfiel, als ich den Paulusſpfennig gezeigt hatte und eben die Hoſe wieder über die Stiefel niederſtreifte. Der Cantor konnte ſich nicht enthalten, mir um den Hals zu fallen, der Orgelbauer aber ſtieg auf einen Stuhl und brachte ein nochmaliges Hoch auf den Pfarrer von Grünrode, in das die Geſellſchaft jubelnd einſtimmte.

Was blieb mir anders übrig, als mich freundlich von dem Cantor loszumachen, um meine kleine Käpſelmütze in der Luft zu ſchwenken, und den Anweſenden tief gerührt meinen Dank auszuſprechen für die Beweiſe ihrer Freundſchaft und Liebe?

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kinder- und Volksmärchen.

Kinder- und Volksmärchen.

Geſammelt

von

Heinrich Pröhle.

Leipzig:
Avenarius und Mendelsſohn.

1853.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Herrn Dr. Lang,

praktiſchem Arzt in Bremen,

gewidmet.

Vorwort.

Nicht ohne Freude und nicht ohne Wehmuth übergebe ich dieſe Sammlung der Oeffentlichkeit. Denn abgeſehen von Karl Müllenhof's Sammlung der Ueberlieferungen aus Schleswig-Holſtein und Lauenburg, welche nicht weniger als achtunddreißig norddeutſche Märchen brachte, aber ſie ſchwerlich in der Zuſammenſtellung mit Sagen und Liedern dem eigentlichen Märchenpublicum zuführen konnte, ſowie von den Anhängen zweier oder dreier andern Sagenbücher, und abgeſehen von der zuerſt von Heſſen ausgegangenen Grimm'ſchen Sammlung iſt dies das erſte norddeutſche Märchenbuch. Wie werdet ihr nun beſtehen, norddeutſches Gemüth und norddeutſcher Märchenſcherz, vor dem geſammten deutſchen Volke? Wird man Runzeln finden auf eurer Stirn, oder werdet ihr mit den Kindern ſein wie die Kinder? Wie ſchön, o wie ſchön, wenn ihr helfen könntet im Sinne der Alten, welche den Kindern Geſchichten erzählten, um ihnen Grauen einzuflößen vor dem Böſen und ſie das Gute lieben zu lehren! Wie ſchön, o wie ſchön, wenn ihr ſpielend ſie lehren könntet ihr Vaterland zu lieben, ſeine

Grenzen heilig zu halten, ihr Volk zu achten, nie zu vergeſſen die Heldenthat der Väter, aber nicht mitzufeiern, wenn vorwitziger vornehmer Pöbel mit grauen Haaren dem todten Unterdrücker Feſte feiert. Ja, könntet ihr von alle dem auch nur ein ganz klein, klein wenig dazu beitragen, ſo würde ich jede Stunde ſegnen, da ich in tiefen Thalkeſſeln und auf Hochebenen zuerſt euch lauſchte. — — —

Dieſe Märchen ſind von mir meiſt auf dem Oberharze im Volke geſammelt. Bei denjenigen Märchen, die ich nicht vom Oberharze, ſondern aus benachbarten niederſächſiſchen Orten habe, ſollen dieſe Orte genau angegeben werden. Einiges, was ſpäter gleichfalls in dieſem Vorworte noch genauer bezeichnet werden ſoll, verdanke ich der Güte meines ſehr verehrten Freundes Guſtav Freytag, des Dichters der „Valentine“ und des „Graf Waldemar“, der dieſe Märchen in den deutſchen Dörfern um Kreuzburg in Schleſien ſich aufzeichnete. Drei andere Märchen endlich ſind überhaupt nicht im Volke geſammelt, ſondern vom Herausgeber zu Nutz und Frommen der lieben Kinderwelt erſonnen. Wenn er ſie eben als vorzugsweiſe für Kinder geeignete Märchen in dieſer Sammlung nicht auslaſſen wollte, ſo haben ſie doch, damit ſie den etwaigen mythologiſchen Werth derſelben nicht verringern, nur in einem Anhange ihren Platz finden können.

Unter den im Volke geſammelten Märchen hat er eine Scheidung und Rubricirung danach, daß ſich das eine mehr und das andere auf den erſten Blick weniger für Kinder eignet, ebenſo wenig vornehmen wollen, als dies in den bisherigen Sammlungen von Volksmärchen geſchehen iſt. Was überhaupt das Anſtößige in manchen Märchen für die Kinderwelt betrifft, ſo kann dieſe wie jede andere Märchenſammlung ſich in dieſer Beziehung nur die ſtolz abwehrenden Worte und Erklärungen Wilhelm Grimm's in der Vorrede zu einer der Ausgaben der „Kinder- und Hausmärchen“ als Schild vorhalten *). Sollte aber Jemand die Abweiſung aller dieſer Bedenken als allzu kühn erſcheinen, wenigſtens in Bezug auf die Verhältniſſe der höher und feiner gebildeten Stände, ſo brauchten wir doch wol nur daran zu erinnern, auf welche Weiſe die Märchenbücher dort benutzt werden. Nirgends lieſt man ſie wie einen Roman, ſondern es wird heute dieſes und morgen jenes Märchen aufgeſchlagen und in Familienkreiſen vorgeleſen, entweder von den Kindern oder von den Aeltern ſelbſt. Manche liebenswürdige junge Dame verſchmäht es auch wol nicht, den kleinſten Kindern täglich ein Märchen, welches ſie ſich vorher aus dem Märchenbuche einſtudirt, aus dem Gedächtniß vorzutragen.

---

*) Die Vorrede zur ſechsten Auflage der beiden erſten Bände der Grimm'ſchen Sammlung (1850) ergänzt, was im hoffentlich nun bald neu aufgelegten dritten Bande derſelben (2. Aufl. 1822) zur Geſchichte und Literatur des Märchens zuſammengeſtellt iſt; ein kürzerer Aufſatz von L. Bechſtein über das Märchen und ſeine Behandlung in Deutſchland findet ſich in der „Germania“, 2. Band, S. 316—328, und eine vortreffliche culturhiſtoriſche Studie über die Geſetze, nach denen die Handlung im deutſchen Volksmärchen vorſchreitet, und über deſſen Sittlichkeit in Nr. 16 der Zeitſchrift „Die Grenzboten“ von 1852. In der Einleitung ſeiner vortrefflichen „Beiträge zur Mythologie“ (1. Band, 1851) weiſt J. W. Wolf im Märchenſchatz unſeres Volkes ſeinen alten Mythenſchatz nach. Von demſelben erſchien auch ſoeben „Die deutſche Götterlehre, ein Hand- und Lehrbuch“, hauptſächlich nach Jakob Grimm's über jedes Lob erhabener „Deutſcher Mythologie“ (2. Aufl., 1844).

Was die Behandlung der Märchen von meiner Seite betrifft, ſo habe ich zunächſt viele davon Erzählern jedes Alters und Geſchlechts auf meiner Studirſtube möglichſt wörtlich, jedoch ſämmtlich in hochdeutſcher Sprache nachgeſchrieben. Nachher ſodann ſind ſie von mir wiederholt überarbeitet worden. Wo die Tradition ſelbſt bis auf die Worte hin mit jener gewiß allen Sammlern wohlbekannten Treue und Sicherheit auftrat, von der wir wünſchten, daß ſie wenigſtens einmal im Leben mit ihrem feierlich rauſchenden Flügelſchlag in das Ohr eines jeden braven und ſchlichten Deutſchen fiele, der ein Herz hat für ſein Volk und deſſen Vergangenheit — da iſt an den Worten wenig oder nichts geändert. Wo aber die Tradition in weniger ſtraffer Form auftrat, was ſich beim mündlichen Vortrage ſehr bald zeigt, iſt am meiſten nachgebeſſert worden. Eben Das, was in ſolchen Fällen fehlte, ließ ſich freilich durch nichts erſetzen. Der Ton, den zunächſt die Brüder Grimm in ſolchen Fällen anſchlagen, ſcheint mir unnachahmlich, ſchon weil er bei aller Einfachheit doch auf einer vollkommenen Herrſchaft über alle Sprachmittel beruht. Die nationale Bedeutung ihrer Sammlung rühme ich ſchon in dem von mir herausgegebenen „Hausbüchlein für das Volk und ſeine Freunde“ (Leipzig, 1852), Bd. I, S. 28, aber je öfter ich in ihr leſe, um ſo mehr wächſt meine Freude daran. Durch die Sorgfalt, welche Wilhelm Grimm der Sammlung zugewandt hat, iſt im Verlaufe ihrer zahlreichen Auflagen kaum noch eine Zeile bedeutungslos geblieben, und ſie enthält einen Reichthum an Beobachtungen aus dem Kleinleben in Haus und Hof und in der Natur, den man bei unſern Erzählern von Fach meiſt vergebens ſuchen würde. — Eine Art von hiſtoriſchem Romanſtil, die in Ludwig Bechſtein's

„Märchenbuch“ (9. Aufl., 1850) vorherrſcht, ſchien mir in keiner Weiſe mehr paſſend (vergl. darüber nun auch Meier's „Märchen aus Schwaben“, 1852, S. V). Und ſo mußte ich in ſolchen Fällen nach der Kenntniß des norddeutſchen Volkscharakters, die ich mir ſchon lange bevor dieſe Sammlung angelegt wurde, zu erwerben ſtrebte, meinen eigenen Ton anzuſchlagen verſuchen.

Die meiſte eigene Thätigkeit glaubte ich bei denjenigen Märchen anwenden zu können, welche keine eigentlich mythiſchen Züge enthalten. Bei einem Paar dieſer Märchen habe ich ſogar der Lockung, das Einzelne mehr auszumalen (nicht auszuſchmücken), nicht widerſtanden. Es ſind die Märchen: Der gelehrige Dieb; Die Kaufmannsfrau als Oberſt, und die erſte Abtheilung von: Die hochmüthigen Mädchen, oder ſtreng genommen nur die beiden zuerſt bezeichneten.

Solche Märchen, die keine eigentlich mythiſchen Züge enthalten, finden ſich in dem Grimm'ſchen Märchenbuche zahlreich. Sie auszuſchließen, war auch in unſerer Sammlung durchaus kein Grund. Die bezeichneten Märchenſtoffe gehen, mit moraliſchen und ſatiriſchen Zuſätzen ausgeſtattet, fortwährend aus dem Volksmunde in die populäre Literatur über; ſie bilden den eigentlichen Kern der „Münchhauſen'ſchen Lügen“, worin indeſſen auch mythiſche Züge ſatiriſch behandelt werden, und des Hebel'ſchen „Schatzkäſtlein“, ſie werden außerdem wöchentlich in unſern Blättern verwäſſert und mit einem eben nicht appetitlichen Senf vorgeſetzt. Es wird daher ganz gut ſein, Stoffe dieſer Art, wo ſie ſich darbieten, von Zeit zu Zeit in Märchenbüchern in reinerer Form vorzuführen, wenn auch freilich ein Maßhalten bei ihrer Mittheilung nothwendig iſt. Folgendes aber macht, abgeſehen von dem Intereſſe, welches ſie haben, ihre Ausſchließung in Märchenſammlungen unmöglich. Viele der bezeichneten Märchen ſind nur abgeſchwächte ältere Märchenſtoffe, aus welchen im Laufe der Zeit der Wunderglaube entwichen iſt, die aber darum doch noch manchen mythologiſchen Aufſchluß geben können. Das Wünſchhütchen, das ein Bauer für eine namhafte Summe verkauft, und das nachher die Wünſche ſeiner Beſitzer nicht erfüllt, wird doch immer mit ein paar Worten ſo beſchrieben, als ob es ſoeben von Wuotan's Haupte käme. In den Räubermärchen, welche übrigens bei uns auch Wunder enthalten (ſ. Nr. 48), findet ſich eine Tonne mit Menſchenfleiſch, die faſt in jeder Räuberhöhle ſteht, und deren Urſprung man durch andere Märchen und Sagen mit leichter Mühe zunächſt bis in die Zwerghöhlen verfolgen kann, wo ſie mit Honig gefüllt iſt. Auf dem Gebiete der Sage bergen ſolche zunächſt nicht eigentlich mythiſchen Traditionen faſt ſtets die Erinnerung an irgend einen Aberglauben oder einen alten Brauch, und wenn z. B. erzählt wird, daß man bei Nacht einem Schneider ein Kohlenbecken vor die Thür geſetzt und daß er einen neuen Bräutigamsanzug in die Flamme geworfen habe in der Meinung, daß ein Schatz vor ſeine Thür „gerückt" ſei, ſo liefert das für den Aberglauben noch genau dieſelbe Ausbeute wie eine eigentlich mythiſche Sage. — Abgeſehen aber von dieſer fortdauernden Beziehung dieſer Märchen zur Wunderwelt wird der unbefangene Sammler ſchon aus culturgeſchichtlichen Gründen ſie neben jenen eigentlich mythiſchen Traditionen nicht ganz bei Seite laſſen können.

Mehrere Märchen dieſer Art, welche ich hier natürlich nicht wieder abdrucken laſſe, theile ich in der gleichzeitig von mir erſcheinenden Erzählung „Der Pfarrer von Grünrode" mit, in welcher ſich auch Manches für

Sitten und Gebräuche in der Harzgegend findet; z. B. I, 14; I, 25—26; I, 31; I, 50—58; II, 71—79; II, 120—122; II, 138—139. Von den bezeichneten in jener Erzählung eingeſchalteten Märchen findet ſich das erſte II, 8 und 9. Es iſt ein Patermärchen, das an Schalkhaftigkeit ſeines Gleichen ſucht, und in der That von einem vornehmen und noch nicht alten katholiſchen Geiſtlichen, der jetzt in Weſtfalen, wo er her war, eine einflußreiche Stellung bekleidet, erzählt wurde. II, 80—86 folgt dann ein oberharziſches Märchen vom „Cantor Bär"; dazu iſt zu bemerken, daß die Verkleidung in einen Bären bei mancherlei Volksgebräuchen vorkommt; namentlich nach Grimm's „Deutſcher Mythologie" früher in Halberſtadt und bei der Laubeinkleidung in der Grafſchaft Ziegenhain; auch nach dem dritten Theil der „Kinder- und Hausmärchen", S. 70, in Thüringen (vergl. auch Boccaccio's „Dekameron", vierter Tag, zweite Novelle, Ernſt Ortlepp's Ueberſetzung II, 38). — Auch II, 88—91 des „Pfarrers von Grünrode" finden ſich dann noch einige kleine, leichte märchenartige Geſchichten vom Oberharz.

Es iſt oben auch im Vorbeigehen des Einfluſſes gedacht worden, welchen die Schwänke aus dem Munde des Volks auf Schriften wie das Hebel'ſche „Schatzkäſtlein" gehabt haben. Auch der Einfluß der Märchen überhaupt auf die Poeſie, namentlich auf Lyrik und Drama, iſt ſehr bedeutend und ſein Umfang wol kaum zu ermeſſen. Was hat nicht Boccaccio, der freilich nicht blos Märchenſtoffe aufzeichnete, an Shakſpeare, an Bürger u. ſ. w. für Material geliefert! Noch neuerdings ſahen wir auf dem leipziger Theater eine berliner Poſſe: „Guten Morgen, Herr Fiſcher!" welche noch immer deutlich an einen Schwank in Boccaccio's „Dekameron" erinnert, der folgende Ueberſchrift führt: „Die Frau eines Arztes legt ihren ſchlaftrunkenen Liebhaber für todt in einen Kaſten, welchen zwei Wucherer wegſtehlen und nach Hauſe tragen. Dort erwacht er, und wird für einen Dieb gehalten. Die Magd der Dame ſagt aber vor Gericht aus, ſie ſelbſt habe ihn in den Kaſten gelegt, welchen die Wucherer geſtohlen hätten. Auf dieſe Art entgeht er dem Galgen, und die Wucherer werden des geſtohlenen Kaſtens halber zu einer Geldbuße verurtheilt." Der Kaſten, der Arzt und die Magd — eine köſtliche Rolle der Frau Günther-Bachmann in Leipzig — finden ſich noch in der berliner Poſſe; der Ehebruch war beſeitigt und klang nur noch in einer ſehr komiſchen Scene mit der Frau des Arztes durch, welche auf einem Misverſtändniſſe von Seiten dieſer Dame beruht. Das Stück war übrigens nach dem Franzöſiſchen ſelbſtändig gearbeitet, und er wird ſich dort, da der Ehebruch jetzt in der franzöſiſchen Literatur für die eigentliche Würze des Lebens gilt, vielleicht noch finden. — Auch die wiener Poſſendichter, Raymund und Neſtroy, haben offenbar viele Märchenſtoffe benutzt; ſo z. B. entſpricht „Der böſe Geiſt Lumpacivagabundus" dem Grimm'ſchen Märchen Nr. 182: „Die Geſchenke des kleinen Volkes", und dem erſten Märchen im Anhange zu Emil Sommer's „Sagen aus Sachſen und Thüringen" (1846), betitelt: „Der Berggeiſter Geſchenke". Die Muſik und das Wirthshaus in den beiden Märchen, ſowie der Name „meine Margret" bei Sommer, und vielleicht auch der Ausdruck „angenehmer Gegenſtand" bei Grimm könnten freilich als Reminiſcenzen aus der Poſſe in das Märchen gekommen ſein. Im Uebrigen hat dieſe die Geſchenke des kleinen Volks in das große Loos verwandelt.

Im Allgemeinen deutet die Nennung eines *gewöhnlichen* Vor- und Zunamens, wie hier z. B. bei Sommer „Margaret", wol immer auf irgend eine wenn auch nur ganz unbedeutend eingreifende Erinnerung an Bücher oder auch an das Theater. Manche gewöhnliche Namen erſcheinen aber durch Beiwörter wieder echt märchenhaft, z. B. der eiſerne Heinrich und Ferenand getrü bei Grimm. Befremdend und merkwürdig iſt in unſerm erſten Märchen die Zuſammenſtellung des Namens Adelheid mit zwei ſeltſam gebildeten, ihm aber entſprechenden Märchennamen: Bärenheid und Wallhild. Die Nennung hiſtoriſcher Namen erklärt ſich von ſelbſt, kann aber im Märchen wol im Allgemeinen nur ſtattfinden, wo die räumliche Entfernung vom Schauplatze eines Helden ſo groß iſt, daß die Erinnerung an die hiſtoriſche Perſon nicht der Ortsſage zufällt, und wo auch eine nähere politiſche Beziehung nicht ſtattfindet, denn ſonſt würde ſie der Geſchichtsſage zufallen. In preußiſchen Gegenden ſind durch die Sammlungen von Tettau und Temme ſchon Zieten und der alte Deſſauer als Perſonen, auf welche *Sagen* übertragen ſind, nachgewieſen. (Vergl. unten S. XXXII und XXXIII.) Am wenigſten hat die Nennung von Ortsnamen zu bedeuten. Gewöhnlich werden ein paar große Städte genannt, deren Umfang mächtig auf die Phantaſie einſamer Landbewohner wirkt. So auf dem Oberharze ganz naturgemäß gewöhnlich Hamburg; wenn in der erſten Abtheilung von Nr. 62 Wien genannt wird, ſo mag dabei freilich irgend eine, wenn auch nur leichte, fremdartige Einwirkung mit unterlaufen. Näher liegende Orte, namentlich in Nr. 6 unſerer Sammlung die Stadt Stolberg, werden genannt, weil man ſich durch einen einzelnen Zug des Märchens flüchtig an eine Ortsſage, auch wol an einen geſchichtlichen Zug erinnert fühlt, hier an den Glockenguß von Stolberg, der, wenn wir nicht irren, ähnlich von Breslau erzählt wird. — Die Nennung der Namen entfernter Länder, wo die Märchenhelden Könige und Königinnen werden, hat natürlich gar nichts zu bedeuten.

Die Namen: Märchen, Sagen, Schwänke u. ſ. w. ſind auch hier im Volke unbekannt, und in der Regel ſagt man dafür: Räthſel, Ströſſel. Das Letztere deutet vielleicht darauf, daß man ſie gern in einer gewiſſen künſtleriſchen Form, wo möglich mit beſtimmten überlieferten Worten erzählt. Das Wort Räthſel ſcheint ganz denſelben Sinn zu haben, wie Geſpräch. Geſpräch wird nach Emil Sommer in andern Gegenden auch für Sage und Märchen gebraucht, und Räthſel bedeutet in unſern Gegenden auch ſoviel als das Wort Geſpräch in der deutſchen Schriftſprache bedeutet. So ſagte ein Mann aus Pöhlde, bei dem ich nach alten Ueberlieferungen geforſcht hatte, ausweichend: „Jetzt haben die Leute ihre Räthſel von Duderſtadt, wo das große Feuer geweſen iſt.“ Wenn ich nicht irre, ſo war es in Lauterberg, wo man (wol beſonders die Märchen und Schwänke) alte Schnitzer, alte Schnitzerchen nannte. Auf dem Oberharze ſelbſt bis faſt nach Nordhauſen hin nennt man die Ueberlieferungen auch „Grundgeſchichten“. Sie wollen alſo den wahren Grund haben, ſagte ein Mann in der Gegend von Herzberg, nachdem ich ihm begreiflich gemacht hatte, daß es mir um die mündliche, von den Vorfahren ererbte Ueberlieferung zu thun ſei. — Jn Dorſte und andern Dörfern jenſeits Oſterode nach Göttingen zu ſagt man auch „Vertellräthſels“ (Erzählräthſel). — Jm Halberſtädtiſchen habe ich für Märchen und Sagen nur den weitläufigen Ausdruck gehört: „Die Geſchichten von Olders her te vertellen"; beſtimmter iſt auf dem Oberharze der entſprechende Ausdruck: „Ole Vertelligen." Wo das Wort Sage einmal vom Volk gebraucht wird, fehlen einer Erzählung gewöhnlich die mythiſchen Züge und es liegen beſtimmte geſchichtliche Erinnerungen vor. Werden Märchen und Sagen aufgeſchrieben, ſo werden ſie zu „Abfaſſungen" und kommen „in die Drucke".

Unter meinen Quellen muß ich einen Mann nennen, der ſich auf eine ſo merkwürdige Weiſe in die Wunderwelt hineingelebt hat, wie nur jemals eine ſolche Perſon einen Sammler durch ihre umfaſſende Kenntniß der Mythenwelt in Erſtaunen geſetzt haben kann. Geboren erſt 1816 wohnt er gegenwärtig in ſeinem Geburtsorte Lerbach, ſein Name iſt Bertram. Drei Jahre lang wanderte er als Schuhmachergeſell zwiſchen Hamburg, Bremen und Kaſſel, in Hamburg hielt er gute Kameradſchaft mit den Matroſen; ſeine Beſchäftigung ſind jetzt Wegearbeiten, welche ihn oft von der Heerſtraße zwiſchen Klausthal und Oſterode, wo er als ſogenannter Stationer vereidigt iſt, Wochen und Monate lang zur Ausbeſſerung grundloſer Köhlerwege in entlegene Waldungen führen. Er lebt und webt ganz in der Natur und nach alten Ueberlieferungen, behält das glückbringende Aller-Manns-Herrn-Kraut, das er zu Himmelfahrt ſammelt, das ganze Jahr über in der Taſche, behauptet den wilden Jäger ſchon zweimal geſehen zu haben und macht dabei doch den Eindruck eines muntern, verſtändigen und unermüdlich in ſeinem Beruf thätigen Mannes ſowie eines muſterhaften Hausvaters. Das Meiſte von Dem, was er an Märchen, Sagen und Aberglauben weiß, iſt ihm in ſeiner Jugend von einem vor fünfundzwanzig Jahren verſtorbenen alten lerbacher Silberhüttenmanne Namens Specht überlieſert, der es wiederum in ſeiner Kindheit faſt ausſchließlich von ſeinem Großvater erfahren hatte. Doch hat er auch Einiges von der Wanderſchaft mitgebracht, namentlich aus der wie mir ſcheint an ſchönen Sagen und Märchen ſehr reichen Lüneburger Haide, die er mit einem ganzen Rudel Handwerksburſchen durchkreuzte, von welchen beſonders Einer aus Peine im Hannöverſchen und ein Pommer zu erzählen verſtand. Ohne dieſen Wegarbeiter wäre dieſe Sammlung wenigſtens nicht in der, ſoviel ich nach den Angaben anderer Sammler ſehe, auffallend kurzen Friſt von ungefähr drei Vierteljahren zu Stande gekommen; ſein Intereſſe an den Ueberlieferungen und ſeine Einſicht iſt ſo groß, daß er, ſeit ſeine eigenen Erinnerungen erſchöpft ſind, fortwährend darauf ſpeculirt hat, mir andere Erzähler zuzuführen, worin er es auch in der Regel gut getroffen hat. Daneben muß ich überhaupt das Glück preiſen, das mich in dem tiefen lerbacher Thale einen jener Orte entdecken ließ, in dem alte Ueberlieferungen ſich gleichſam zu ſtauen ſcheinen, als wüßten ſie, wenn ſie einmal in dieſe Thalkeſſel gelangt ſind, nicht wieder über die hohen Berge hinaus zu kommen. Der große Ort wird meiſt von Köhlern und andern Waldarbeitern bewohnt, welche mit Arbeitern aus andern Orten zuſammen während des Sommers in Hütten auf dem ganzen hannöverſchen Harze umherwohnen und im Spätherbſt ſolche Mären heimbringen, wie ich ſie in dieſem Buche erzähle.

Die Zahl der Märchen in meiner Sammlung, zu welchen ſich beſtimmt entſprechende unter den 210 Grimm'ſchen Märchen finden, iſt verhältnißmäßig gerade nicht groß. Als nicht ganz unbedeutend ergeben ſich die Berührungen mit den tiroler Märchen der Brüder Zingerle (1852). Die Berührungen mit

J. W. Wolf's hauptſächlich im Odenwalde geſammelten „Hausmärchen" (1851) ſcheinen mir geringer als die mit den „Volksmärchen aus Schwaben" von Profeſſor Ernſt Meier. Ja, die Verwandtſchaft der oberharziſchen Märchen mit den ſchwäbiſchen würde noch deutlicher hervortreten, wenn ich ganz dieſelben Grundſätze bei der Aufnahme verfolgt hätte als der gelehrte und verdienſtvolle Herausgeber der ſchwäbiſchen Märchen, denn manche, die ich bei ihm nun doch finde, waren mir gleichfalls erzählt. Ein günſtiger Zufall hat es gefügt, daß unter den neunzehn Märchen im Anhange von Kuhn und Schwarz „Norddeutſche Sagen" (1848) nur zwei den Märchen in meiner Sammlung entſprechen, wiewol mehrere davon auch auf dem Oberharze geſammelt ſind; viel mehr Beziehungen treten hervor zu den von Emil Sommer meiſt in der Saalgegend geſammelten und ſeinen „Sagen" angehängten Märchen. Bechſtein gab ſeine Märchen zum Theil nach mittelhochdeutſchen Dichtern, auch nach Haupt's Zeitſchrift u. ſ. w. heraus, weshalb danach ein Urtheil über das Verhältniß der harziſchen Märchen zu den thüringiſchen und fränkiſchen ſchwierig iſt. Nach Vergleich auch der Varianten und der Auszüge aus den geſammten fremden Literaturen im dritten Theile der Grimm'ſchen Sammlung bleibt der vorliegenden Sammlung noch eine verhältnißmäßig nicht unbeträchtliche Anzahl weſentlich neuer Märchen.

Es iſt hier nun wol auch der Ort, um den Inhalt eines Märchens anzugeben, welches ich leider nicht in der Vollſtändigkeit erfahren konnte, daß es ſchon an und für ſich ein Intereſſe bei dem Leſer erregen würde. Mit ſeiner Eiſenſtange beſtätigt es auf auffallende Weiſe, was Finn Magnuſen über die Verwandtſchaft des heiligen Chriſtoph mit Thor angeregt hat, und was

J. W. Wolf veranlaßte, nachzuweiſen, daß auch in Deutſchland das Volk durch die Darſtellung dieſes Heiligen an Donar erinnert wurde, wenn auch der Mythus, der hier den Uebergang bahne, „in der Sage, im Märchen uns verloren“ ſei. Der „dicke Chriſtoffel“, wie er von einem Knaben aus Sieber genannt wurde, iſt in meinem Märchen ein Schmied, wenn auch ein Goldſchmied. Woher er als Goldſchmied die Eiſenſtange bekommt, bleibt dunkel, genug, er geht mit ihr auf Reiſen und prügelt mit ihr ein Männchen, das ihm begegnet und dem gleichfalls überirdiſche Kräfte beiwohnen, ſo gewaltig, daß dieſes ihn ſchließlich auffordert, in drei hintereinander liegenden Höhlen drei Prinzeſſinnen von neun Drachen zu erlöſen. Wirklich ſchlägt der dicke Chriſtoph alle neun Drachen mit ſeiner Eiſenſtange nieder, verlobt ſich mit der erſten Prinzeſſin, wird aber dann auf eine nicht zu ermittelnde Weiſe noch einmal von ihr getrennt, gibt ſich bei einen Goldſchmied in Arbeit, beweiſt, als die drei Prinzeſſinnen einmal vor dem Laden des Goldſchmieds vorbeikommen, durch Vorzeigung der Eiſenſtange, daß er ihr Erlöſer iſt, und heirathet ſeine Verlobte.

Wir laſſen jetzt noch eine Reihe von Bemerkungen über die einzelnen von uns aufgezeichneten Märchen folgen, welche die Ueberſicht über unſere Sammlung und ihren wiſſenſchaftlichen Gebrauch erleichtern ſollen. Dabei citiren wir auch die Märchen in andern Sammlungen, welche zu den unſern in Beziehung ſtehen.

In dem Märchen Nr. 1: Bärenheid, Adelheid und Wallfild, war, beſonders im Munde des Erzählers, eines ganz ungebildeten Mannes, das „Cambridgenthal" merkwürdig, in welchem der Stier geht. Auch hier iſt bereits das funfzehnte Lebensjahr wichtig, was ſich oft wiederholt, namentlich in dem Märchen Nr. 9: Der Jude und das Vorlegeſchloß, und Nr. 10: Das Schloß der Geiſter, wo der Tag, an dem man funfzehn Jahre alt wird, gleichſam die ganze Wunderwelt aufſchließt, was dort ſogar von ältern Leuten aus Speculation benutzt wird. In Nr. 10 wird ſogar mit einer Prinzeſſin an dem Tage, wo ſie funfzehn Jahr alt wird, auch eine eigenthümliche Ceremonie vorgenommen. — In Nr. 1 kommt auch bereits zum erſten Male der Zug vor, daß die Haare von Thieren, wenn ſie, losgelöſt vom Körper, an dem ſie urſprünglich haften, gerieben werden, eine übernatürliche Wirkung hervorbringen (womit auch das Reiben des alten Lichtes und des Ringes in Nr. 10 verglichen werden kann). Dieſe Wirkung iſt in Nr. 1 ganz dieſelbe wie in Nr. 6: Der Mann ohne Leib. In Nr. 5: Glücksvogel und Pechvogel, bettelt eine Hexe um einige Hundehaare. Hierzu ſind zu vergleichen J. W. Wolf's „Beiträge zur deutſchen Mythologie" I, 226, wo es heißt: „Wenn man ausgekämmtes Haar auf die Straße wirft, ſo können das die Hexen zu etwas gebrauchen." In Harzeburg, wo man ſich am Freitag die Nägel beſchneidet u. ſ. w., dürfen beſonders Frauen ihr Haar nicht aus dem Fenſter werfen, denn wenn ſonſt ein Vogel es nimmt und ſein Neſt damit baut, ſo haben ſie immerfort Kopfſchmerz. Auf Klausthal legt man, wenn eine neue Kuh zum erſten Mal aus dem Stalle auf die Weide geht, ein paar Haare, die ihr zwiſchen den Ohren weggeſchnitten werden, unter die Schwelle des Stalles. Auch iſt für die Hundehaare noch zu vergleichen: „Der Kaufmann" aus dem „Pentameron" des Baſile in den Auszügen bei Grimm, „Kinder- und Hausmärchen", III, 294. — Zu weſentlichern Punkten entſpricht unſerm Märchen Nr. 1 im „Pentameron" „Die drei Könige", „Kinder- und Hausmärchen" III, 337—339. Ferner vergl. bei Grimm II, Nr. 197 „Die Kryſtallkugel".

Zu Nr. 2: Die Prinzeſſin von Portugal und der Prinz von Engeland, iſt zu bemerken, daß England und Portugal (in ganz anderm Zuſammenhange findet ſich die Prinzeſſin von Portugal auch bei Meier, S. 65) im Kindermunde geläufige Worte ſind. So heißt ein Spruch beim ſogenannten Abzählen vor den Spielen der Kinder folgendermaßen: „Ohne, Bohne, weiße Bohne! Willſt du mit nach Engeland? Engeland iſt zugeſchloſſen, und der Schlüſſel abgebrochen — Vier Pferde vor dem Wagen, Enne wenne weg." — Das Märchen Nr. 2 hat einen Zug gemein mit „König Droſſelbart" bei Grimm, Nr. 52. Etwas mehr entſpricht das zweite Märchen bei Sommer: „Der eiſerne Mann". Dort wird ſtatt der Glocken ein Ball von Kryſtall benutzt, deſſen Zauberwirkung auch in einer Novelle von Hermann Schiff in dem von mir herausgegebenen Jahrbuch für 1847 erwähnt wird, indem dort die wol dem Volksmunde entnommenen Worte vorkommen:

Blanker Ball
Von Kryſtall,
Zeig mir meinen Bräutigam einmal.

Das Märchen Nr. 3: Springendes Waſſer, ſprechender Vogel, ſingender Baum, iſt eine Verſchmelzung zweier verſchiedenen Berichte, von denen einer mir auf dem Oberharze, der andere von Freytag ſo mitgetheilt worden iſt, wie Dieſer ſich das Märchen in Schleſien aufgezeichnet hatte. So aus zwei grundverſchiedenen Traditionen zuſammengeſchmolzen, erſcheint es hier ohne Zweifel viel vollſtändiger als bei Grimm: „De drei Vügelkens", und in Wolf's „Hausmärchen" „Die drei Königskinder." (Vergl. außerdem bei Meier: „Der König Auffahrer des Meeres.") Der Alte in unſerm Märchen erinnert einigermaßen an den Alten in „Die ſieben Raben" im „Pentameron", in den Auszügen bei Grimm, „Kinder- und Hausmärchen" III., 350. In dem ſchon oben erwähnten Märchen Nr. 182 bei Grimm und dem gleichfalls ſchon oben erwähnten erſten Märchen bei Sommer wird auf einem Hügel um einen Alten herum, bei dem nachher auch das Barbieren ins Spiel kommt, eine eigenthümliche Ceremonie vorgenommen. (Zu dem Barbieren vergl. auch unſer Märchen Nr. 72: „Die Barbiermühle.") Einen ſolchen räthſelhaften Alten, der entweder barbiert oder barbiert wird (das Letztere ſcheint das Urſprünglichere), oder beides zugleich, ſehe ich öfter vorkommen. Bei Muſäus iſt der Alte ſchon ein förmlicher Barbier, überhaupt ſcheinen aus dieſem Alten die geſpenſtiſchen Barbiere entſtanden, welche in beſtimmten Häuſern Nachts zu den Reiſenden kommen und zuweilen ſelbſt barbiert werden, was wiederum die Hauptſache ſcheint. Am erſten könnte es wol zu einem Aufſchluß führen, daß die Barbiere immer Schätze unter ihrer Obhut haben (wie dies bei ihnen als gewöhnlichen Geſpenſtern motivirt wird, thut natürlich nichts zur Sache). Der Alte bei Sommer begabt ſogar mit Kohlen, die zu Geld werden, und der in unſerm Märchen Nr. 3 iſt wenigſtens der Hüter des Berges mit dem Vogel u. ſ. w. Wegen des Anfangs von Nr. 3 vergl. „Die Knaben mit den goldenen Sternen" in Ludwig Bechſtein's „Märchenbuch" S. 250. Die goldenen Kreuze auf der Stirn kommen auch ſonſt vor und deuten nach dem 3. Bande der „Kinder- und Hausmärchen" auf edle Abkunft; ſie ſind daher in unſerm Märchen, in das ſie übrigens aus der ſchleſiſchen Faſſung kommen, mit Recht mit Tüchern verhüllt, ſolange die edle Abkunft durch Bosheit ganz verdunkelt iſt. Auch in meiner Schrift: „Aus dem Harze. Skizzen und Sagen" (1851) wird, jedoch durch eine darin eingehüllte Hoſtie, S. 103 ein Tuch blutig.

Zu dem Beſtreichen der Leichenſteine mit dem Speichel des Vogels iſt zu vergleichen Jakob Grimm's „Deutſche Mythologie", S. 646. Bedeutungsvoll iſt in dieſem Märchen, in dem dann folgenden Nr. 4: Der Jäger über alle Jäger, und in Nr. 5: Glücksvogel und Pechvogel, noch die jedesmalige Einleitung, wonach ſchon bei der Geburt Derer, die in die Wunderwelt eintreten ſollen, ſich Wunderbares ereignet. Der in dem zuletztgenannten Märchen vorkommende Zug von den Meſſern, welche ſchwarz werden, wenn einem der Brüder ein Unglück widerfahren iſt, kehrt faſt regelmäßig wieder. In einem Märchen, das ich nicht aufzeichne, nehmen zwei Brüder zwei Gläſer mit Waſſer mit in die Fremde. Wenn das Waſſer in dem Glaſe des einen Bruders ſchwarz wird, ſo kann er daran ſehen, daß dem andern Bruder ein Unglück zugeſtoßen iſt. Der Zug von den Tüchern, welche im gleichen Falle blutig werden, iſt aus dem ſchleſiſchen Berichte in das dritte Märchen gekommen. Ueberhaupt machen nach Sammlungen aus andern Gegenden Geſchwiſter, wenn ſie auseinandergehen, ſich mancherlei ähnliche, aber andere Zeichen.

Zu Nr. 5: Glücksvogel und Pechvogel (zwei moderne Namen) vergl. bei Grimm „Die zwei Brüder", II, Nr. 60; bei Zingerle „Der Fiſcher“, Nr. 25; bei Kuhn und Schwarz „Die beiden gleichen Brüder“, S. 337. Zu dem Drachenkampfe, dem Zungenausſchneiden u. ſ. w. findet ſich Entſprechendes überall. Von den Varianten, die ich gehört, iſt die bemerkenswertheſte die, wonach der Held Siegfried heißt und bei einem Schmied in der Lehre iſt; ſein Meiſter ſchickt ihn in den Wald nach Kohlen, und denkt, daß ihn dort ein Rieſe tödten wird. Der Rieſe ſchnellt auch einen Baum auf ihn, er ſchnellt ihn aber — das Wie war dem Erzähler nicht klar — zurück und tödtet den Rieſen. Er preßt ihm das Fett aus, beſchmiert ſich damit, wird nun der „gehörnte Siegfried“ genannt, kämpft mit dem Drachen, zieht, wenn er ermattet, ein Töpſchen, das er noch von dem überflüſſigen Fett des Rieſen gefüllt hat, hervor, beſtreicht ſich von neuem damit und ſiegt. Nachdem der Drache erlegt iſt, geht Alles den gewöhnlichen Gang, nur daß Siegfried die Prinzeſſin an ihrem Hochzeitstage mit dem falſchen Diener vom Wirthshauſe aus durch einen Zettel, den er ihr durch die Hunde ſchickt, nicht nur um Speiſe, ſondern auch um einen Tanz bittet.

Nr. 6: Der Mann ohne Leib veranlaßt uns zu einigen Bemerkungen über die Erlöſung bei den Verwünſchungen in unſern Märchen. In dem vorliegenden Märchen erlöſt ein Lehrling den Mann ohne Leib (?), der ſich nach Art der Drachen eine Prinzeſſin angeeignet hat, und dadurch wird zugleich die Prinzeſſin mit erlöſt, welche den unfreiwilligen Aufenthaltsort des Mannes ohne Leib theilen mußte. Allein jetzt entſteht ein Streit um den Beſitz der Prinzeſſin zwiſchen dem Erlöſer und dem Manne, dem ſie angehört. Er wird zu Gunſten des Erlöſers entſchieden, während in Nr. 1 Bärenheid, Adelheid und

Wallſild den drei Brüdern verbleiben, welche ſie als Bär, Adler und Wallfiſch heiratheten. Dieſe waren aber durch den Bruder ihrer drei Frauen erlöſt, und demnach erſcheint überall, wo ſie an ſich möglich iſt, die Heirath zwiſchen Erlöſer und Erlöſten als ſelbſtverſtändlich. Dies geht ſo weit, daß bei Meier S. 264 eine von den Aerzten früher aufgegebene und dann noch geheilte Prinzeſſin auf die Frage, wen ſie heirathen wolle, antwortet: „Keinen Andern als den Doctor, der mich geheilt hat", als ob ſie gar nicht anders heirathen könnte. Die Erlöſung geſchieht, um das zugleich hier zu bemerken, in unſern Märchen ſtets durch das Vollbringen beſtimmter Aufgaben, welche gewöhnlich übernatürliche Kraft oder doch ſeltene Geſchicklichkeit verlangen. Bei dem Märchen Nr. 34: Der Zaubergürtel, war nicht zu erfahren, worin die Erlöſung durch einen Blinden eigentlich beſtanden hatte. Daß durch Liebesbezeigungen und ſchon durch Küſſe eine Erlöſung vollbracht wird, liegt wol nur im Geiſte der Märchen, wenn die Verwünſchung in einem Zauberſchlafe beſteht. Auch bei der Erlöſung durch Küſſe (worüber man jedoch vergleiche Grimm's „Mythologie" und Sommer's Monographie „De osculo" etc., auch unſer Märchen Nr. 8, wo ſogar der Kuß eines Hündchens die bekannte Zauberwirkung, das Vergeſſen einer Geliebten, hervorbringt) kann aber, wenn wir fremde Märchen herbeiziehen wollen, eine eigentliche Arbeit zuweilen auch darin vorliegen, daß der Erlöſer durch Dornen und Geſtrüpp, welche die verwünſchte Burg umgeben, hindurchdringt. Dies iſt freilich bei der Erlöſung in Schlöſſern, welche in unſerm Märchen Nr. 29, Das getreue Roß, auf dem Meere entſtehen, nicht der Fall. Allein dieſes Märchen entfaltet überhaupt in der Epiſode dieſer Erlöſung auf dem Meere durch einen Königsſohn, der ſchon durch eine andere Erlöſung gebunden iſt, einen unerhörten und dem Märchen ſonſt fremden Luxus. — Der Zug in Nr. 6 vom Blinden und den Raben oder Krähen auch bei Grimm in „Die beiden Wanderer", II, Nr. 107. Vergl. auch unſer Märchen Nr. 34. — Die Ameiſen, welche in dieſem und dem folgenden Märchen vorkommen, heißen in Niederſachſen Seechamſeln oder Micaanten.

Zu Nr. 7: Soldat Lorenz, vergl. bei Grimm „Die weiße Schlange", I, Nr. 17; „Die Bienenkönigin", ebenda, I, Nr. 62. Zwei von den drei dem Soldat Lorenz geſtellten Aufgaben kommen auch in dem übrigens ganz abweichenden Märchen: „Die verzauberte Prinzeſſin", bei Bechſtein S. 28 vor.

Nr. 8: Der Prinz und der Zauberer, liegt eine ſchriftliche Mittheilung von Karl Strodt zu Grunde. Bei Wolf entſpricht „Grünus Krawalle", S. 286.

In Nr. 9: Der Jude und das Vorlegeſchloß (vergl. dazu bei Grimm den Schluß von Nr. 92: „Der König vom goldenen Berg"), iſt die Aufſtellung der drei Rieſen, wie es ſcheint in beſtimmten Zwiſchenräumen bis ans Ende der Welt, eigenthümlich, wozu man noch den Rieſen in dem Grimm'ſchen Märchen Nr. 93: „Die Rabe", vergleichen kann, welcher Auskunft über geographiſche Gegenſtände ertheilt und ſogar Landkarten hält. Zu dem Vorhängeſchloſſe iſt zu bemerken, daß nach Grimm's Mythologie einmal ein alter Held mit einem umgehängten Schloſſe zu Kampf und Sieg ſtürzte; auch für einen Aberglauben, der ſich noch jetzt in Niederſachſen und in Thüringen an das Zuſchnappen von Schlöſſern heftet: „Walddroſſel. Ein Lebensbild. Von H. Pröhle", (1851) S. 290, und Bechſtein's „Thüringiſcher Sagenſchatz" II, 122, ſowie ebenda III, 219. Bei dem Verſetzen des Schloſſes auf einen andern Platz ſcheint es weſentlich, daß die Bewohner in Schlaf verſinken. Vergl. in dieſer Beziehung: „Aus dem Harze" S. 94, wonach das wernigeroder Schloß von Geiſtern zur Nachtzeit auf ſeinen jetzigen Platz verſetzt wird

Nr. 11: Die Rieſen und das Stippfeuerzeug, wirft uralte mythiſche Weſen mit den neueſten Culturzuſtänden durcheinander, und klingt dabei an die erſte franzöſiſche Revolution an (Hinrichtung eines Königs auf dem Schaffot). Der Zug, daß für den Schuſterjungen ein Schaffot aus Gold erbaut wird, erinnert an das Volkslied „War einſt ein jung, jung Zimmergeſell", worin der Schuſterjunge, der die Liebe der Gräfin genoſſen hat, ſich zuletzt ſelbſt einen Galgen von Gold und Marmelſtein erbauen muß. In einer von Bürger als Ballade unter dem Titel „Lenardo und Blandine" behandelten Novelle von Boccaccio (Ortlepp's Ueberſetzung II, 24) wird der Fürſtentochter das Herz ihres unebenbürtigen Geliebten nach ſeiner Ermordung in goldenem Gefäße zugeſchickt, und Aehnliches geſchieht oft. — Ein Schwefelhölzchen kommt in einem Anderſen'ſchen, wol rein vom Dichter erfundenen Märchen vor, worin ein Kind mit Schwefelhölzchen handelt, am Weihnachtsabend eins anzündet, das ihm wie ein Weihnachtsbaum mit Lichtern vorkommt, und dann auf der Straße erfriert. — Bei Grimm entſpricht dem vorliegenden Märchen „Das blaue Licht", wo ſtatt des Rieſen ein Männchen.

In Nr. 12 — 16 tritt der Tod perſönlich auf. Nr. 12 enthält das berühmte Märchen vom „Gevatter Tod", zum größern Theil aufgezeichnet von Herrn Paſtor G. Schulze in Altenau, dem Sammler der „Harzgedichte" (2. Aufl., 1851), und mir ſchriftlich übergeben, am Schluſſe ergänzt durch eine abweichende gleichfalls oberharziſche Tradition, welche mir ſelbſt zu Ohren gekommen war. In dieſer Faſſung enthält das ſchon bei Grimm und bei Bechſtein, ſowie mit einem ſchwankartigen Schluſſe bei Wolf (vergl. übrigens auch „Aus dem Harze“ S. 87, wo Hackelberg Gevatter ſteht und die Goldſtücke dabei wenigſtens nicht fehlen) ſtehende Märchen mehrere neue Züge, wohin ich hauptſächlich rechne, daß der Doctor Tod, welchen Namen der Pathe des Todes nach Schulze's Mittheilung annimmt, zuletzt ſelbſt ſein Lebenslicht putzen will und es dabei verſieht, was freilich der Tod vorher zu wiſſen ſcheint. Dieſer Zug iſt ſehr poetiſch, denn der Tod des jungen Arztes iſt hier die ganz natürliche Folge des frevelhaften Spiels, das er ſich gewöhnt hat, mit Tod und Leben zu treiben.

Von dem prächtigen Märchen Nr. 12: Die ſieben Frauenbilder und der König der Todten, iſt mir in frühern Sammlungen (abgeſehen von der Einkehr des jungen Königs bei einem Hirten, wozu vergl. bei Meier die Einkehr bei einem Schuſter in Nr. 72: „Der König Auffahrer des Meeres“) kaum einmal eine Andeutung begegnet, ebenſo wenig als von der chevaleresken Erſcheinung des „Königs der Todten“ ſelbſt. Auch bei ihm iſt übrigens der im Ganzen gutmüthige Charakter von „Gevatter Tod“ nicht zu verkennen. Und wenn man auch aus ſeinem moosbewachſenen Königsſchloſſe nichts zu machen wüßte (wiewol ja auch ſchon bei Wolf der Tod in einem Schloſſe wohnt), ſo ſteht es doch mit unterirdiſchen Höhlen in Verbindung, in welchen der König der Todten die ihm übergebenen Schätze verwahrt, und in der wir ſeine urſprüngliche Wohnung wiedererkennen, wo ſein ſchlichter bäuriſcher

Bruder, der Gevatter Tod, die Lebenslichter ſtehen hat. Zu dem Spiegel des jungen Königs würde auch wol zu vergleichen ſein der S. XXIII des Vorwortes angeführte Reim aus der Novelle im Jahrbuch für 1847. —

Zu Nr. 14: Das weiße Männchen und die Jungfrau, wurde natürlich die Vermuthung, daß das weiße Männchen der Tod geweſen ſei, von unſerm Erzähler ſelbſt ausgeſprochen, und da ſich hier der Saal mit den Lichtern in der That wiederfindet, ſo ſcheint das Ganze aus einer Vermiſchung des Märchens vom Blaubart mit dem vom Gevatter Tod hervorgegangen. Der Zug, daß das Männchen ſich durch ſchlaue Verträge Kinder armer Aeltern verſchafft, iſt vom Teufel entnommen (ſ. unten S. XXXIV und XXXV), wie denn nach Grimm's „Mythologie“ das genannte Männchen in den Teufel übergeht.

Nr. 15: Elend währt bis an den jüngſten Tag, iſt nach einem fliegenden Blatte bearbeitet, deſſen Inhalt aber nicht dem Oberharze beſonders zugeeignet werden darf, wie wol ſonſt fliegende Blätter beſtimmten Gegenden vollkommen angehören, ſondern ſchon „Kinder- und Hausmärchen“ III, 147 erwähnt wird mit dem Bemerken, daß es vielleicht eine Ueberſetzung der franzöſiſchen „Histoire nouvelle et divertissement du bon homme Misère“ ſei. — Vergl. bei Grimm, I, Nr. 82: „De Spielhanſl“; II, Nr. 65: „Die drei Wünſche.“ — Der Birnbaum, auf den der Tod hier ſteigt, ſcheint auch ſonſt mit einem Zauber behaftet, wenigſtens mag dieſe Vorſtellung zu Grunde liegen bei Boccaccio dem abſcheulichen Schwank II, 308 — 321 in Ernſt Ortlepp's Ueberſetzung, wo Nicoſtratus von einem Birnbaume zuſieht, wie Pyrrhus in ſeiner Gegenwart ſeine, des

Nicoſtratus, Frau liebkoſt, worauf dann Beide ihn glauben machen, daß der Birnbaum verzaubert ſei und ſein Geſicht ihn getäuſcht habe. — Sehr ehrwürdig erſcheint der Birnbaum in den deutſchen Kaiſerſagen.

In Nr. 16: Der alte Fritz und der Schnappſack (wozu vergl. „Hans und der Teufel“ bei Meier Nr. 10, und ebenda Nr. 62: „Bruder Luſtig“, auch „Bruder Luſtig“ bei Grimm, I, Nr. 81; auch bei Meier, „Hui in mein'n Sack!“, Nr. 78; „Der Schmied in Rumpelbach“, bei Zingerle Nr. 5), tritt dieſer Preußenkönig, diesmal nur als gewöhnlicher Soldat, zum erſten Male auf, kommt mit Petrus und dem Tod, den er lange Jahre in ſeinem Ranzen hat, wo er ſich von einigen Brotkrumen nährt, in Berührung, und bedient ſich einmal ſeines hiſtoriſchen dreieckigen Hutes. Petrus gibt ihm drei Wünſche frei, der alte Fritz vergißt wie ein geborener Märchenheld das Beſte, hier die ewige Seligkeit, reitet aber doch endlich auf einem Schimmel (welcher Preuße könnte darin den alten mollwitzer Schimmel verkennen, der ſich hier mit Odin's ſechsbeinigem Sleipnir zu berühren ſcheint) in den Himmel ein. Die Teufel hat er furchtbar geprügelt, als ſie ihm an den Kragen wollten. Die Alte im Teufelsſchloſſe erinnert an des Teufels Großmutter, welche gewöhnlich gegen Reiſende mild und wohlwollend iſt. Er kommt ſpäter noch in manchem andern unſerer Märchen vor, und außerdem noch in vielen Märchenembryonen, die ich nicht aufgezeichnet habe. Im Ganzen ſind dieſe Märchen vom alten Fritz ein Product aus ältern, ja oft uralten mythiſchen Stoffen, einigen hiſtoriſchen Nachrichten und Anekdoten. Den vollſtändigen Charakter des großen Königs, der unſere Väter zu Kampf und Sieg geführt hat, findet man in keinem wieder, wol aber in jedem wenigſtens Einen weſentlichen Zug aus ſeinem Charakter. In allen iſt er der Soldatenfreund, in Nr. 16 ſelbſt ein tapferer Soldat. — In Belgien ſoll Maria Thereſia eine Märchenfigur geworden ſein, und mit einem Kaiſer oder König Joſeph, der einmal in Wolf's „Hausmärchen" vorkommt, ſcheint Joſeph II. gemeint. Beachtenswerth iſt für die Mythenbildung, daß der alte Fritz im Hannoverſchen als Held des Märchens vorkommt, ich bezweifle, daß es in ſeinem eigenen frühern Lande möglich wäre, worüber man oben S. XVI vergleiche.

In den Märchen Nr. 16—26 tritt der Teufel auf. Nr. 18, Der Bauer und der Teufel (wozu vergl. bei Grimm II, Nr. 195: „Der Grabhügel"), iſt ein ſehr ſinniges Product der in die Märchenwelt ſelbſt eindringenden Aufklärung und der Abſchwächung älterer Mythen. — In Nr. 17, Der Schmied in der Hölle, erſcheint die Zahl 48 als bedeutſam: Der Teufel legt achtundvierzig Brennereien an. Uebrigens iſt ohne dieſe kleinen Züge dieſes Märchen bei uns alterthümlich genug, moderner das entſprechende bei Bechſtein „Der Teufel iſt los", S. 39. — Die Gegenſtände, deren ſich in Nr. 19, Der goldene Becher, die goldene Tiſchdecke und die goldene Trompete, der Teufel bedient, ſind ſämmtlich nicht zufällig gewählt: in Katzen verwandeln ſich Hexen, die übrigen beiden Gegenſtände ſind vom Pferde genommen, von dem namentlich auch der Kopf mythologiſch wichtig iſt, — vergl. eine unter dem Titel „Der Schwingtag" aus L. Schücking's Roman „Ein Sohn des Volkes" ausgehobene Stelle in meinem „Hausbüchlein" II, 232—233, ſowie Grimm's „Mythologie", S. 626. Ferner „Kinder- und Hausmärchen" III, 215 und 216, wo ſich ein entſprechendes Märchen findet, in dem aber der Teufel andere Dinge herbeibringt als bei uns und unter einem Birnbaum (vergl. die obige Bemerkung zu Nr. 15) ſein Geheimniß verräth. In den „Kinder- und Hausmärchen" II, Nr. 125, iſt die Alte des Teufels Großmutter, die Aufgaben des Teufels ſind wenig abweichend von denen in unſerm Märchen. Vergl. auch bei Meier „Der angeführte Teufel". In unſerm Märchen Nr. 19 ſtellt der Teufel den ihm im Grunde ſchon verfallenen Soldaten noch drei Aufgaben, hier die Löſung dreier Räthſel; ähnlich in Nr. 23, Jungfer Schön, worin ſich der Teufel den Namen Hipche, Hipche beilegt, und wozu man vergl. „Rumpelſtilzchen" bei Grimm, I, Nr. 55; bei Zingerle, Nr. 36, „Purzinigele", auch Nr. 2, „Ciſtl im Körbl". — In Nr. 20, Der Teufel und die Handwerksburſchen, ſtellen die Handwerksburſchen dem Teufel noch ihre Aufgaben, ehe ſie ihm wirklich gehören wollen, und ohne ſolche Aufgaben ſcheint der Teufel keine wirkliche Macht über den Menſchen zu haben, ſodaß er ſelbſt um die ihm ſcheinbar ohnehin ſchon ganz verfallenen Seelen noch eine Art Würfelſpiel eingehen muß, und ſie noch ebenſo gut verlieren als gewinnen kann: jedenfalls ein tiefpoetiſcher Zug, wonach das Märchen den Schuldigen ſelbſt im letzten Augenblicke noch nicht will ſinken laſſen, und den auch die Sage vom Tannhäuſer ausſpricht, als der dürre Stecken, den der Papſt in die Erde ſteckt, zu grünen anfängt. — In dem Märchen Nr. 21, Der Teufel auf dem Heuwagen, verſpricht ein Vater wiſſentlich ſeinen Sohn dem Teufel, was durch die Klugheit und Frömmigkeit des Knaben für die ganze Familie zum Glück ausſchlägt, ähnlich wie in Nr. 22, Samiel und der Fiſcher, wo ein Fiſcher beim Fiſchfang ruft: Samiel, hilf! Gewöhnlich wird ſonſt zwiſchen den Aeltern und dem Teufel der Vertrag ſo geſtellt, daß jene nicht ahnen, wie ſie dieſem ihre Kinder verſprechen.

Auch ſo aber bleibt der regelmäßige, ſelbſt für die Aeltern glückliche Ausgang zu verwundern, wenn nicht bei dieſen die höchſte Noth, welche ſelbſt die Kinder dem Hungertode nahe bringt, vorausgeſetzt wird. Zu dem Fiſcher, der keine Fiſche fangen kann, vergl. „Kinder- und Hausmärchen“ III, 171, und dazu, daß der Teufel als Grünrock erſcheint, ebenda S. 190, ſowie Zingerle's „Märchen aus Tirol“, wo er faſt niemals anders erſcheint. Ferner vergl. den Anfang von „Der König vom goldenen Berg“ bei Grimm, II, 92. — Nr. 25, Die Verächter des Heiligen, verlegt die wilde Jagd auf einen zur Hölle gehörigen grünen Platz vor der Hölle. Die Verwünſchten auf dem grünen Platze ſind ſämmtlich ſtumm, was nur bei dem Dienſtmädchen nebenbei erklärt wird, welches unter der Kirche ſo eifrig aufwuſch, daß es einem Vorübergehenden auf ſeinen Gruß nicht einmal dankte, ſodaß alſo hier noch ein fremdes Motiv eingreift. Die unfreiwillige Höllenfahrt eines Lebendigen geht ſchließlich in eine Art von Bergentrückung über: als er wieder auf die Erde kommt, zeigt es ſich, daß er volle fünfhundert Jahre fortgeweſen iſt. — Von Nr. 26, Der Bauer in jener Welt, ſind zahlreiche Varianten in Umlauf, und ein Reiſender hatte Aehnliches in Württemberg gehört. — In der erſten Abtheilung von Nr. 24, Die Teufelsmühle und die Zwergmühle, iſt der „Braukeſſel voll Erbſen“ zu beachten, der die göttliche Abkunft des Vielfraßes andeutet. Vergl. auch Grimm, II, Nr. 90, „Der junge Rieſe“. Die zweite Abtheilung macht uns mit einem bis jetzt in Sammlungen wol noch nicht vorkommenden „Zwergengroßvater Trutram“ bekannt, den ich wiederholt nennen hörte; den Zug, daß Der, der ihn mit ſeiner Schar vertreibt, unter Anderm auf ihn ſchießt, hat er mit dem Zwergkönig Hübich gemein, über den Grimm, „Mythologie“ S. 422 zu vergleichen iſt, und der ſeit dem Dreißigjährigen Kriege, wo nach dem Hübichenſtein geſchoſſen ſein ſoll, nicht mehr erſchien.

Das Märchen Nr. 27, Die Geſchenke der Klagefrau, oder der „Klagemuhme“, welcher Name den älteſten Perſonen am geläufigſten iſt, führt uns einen Namen vor, der bis jetzt in gedruckten deutſchen Märchen und Sagen nicht genannt iſt. Der Name Klagefrau, Klagemuhme und Haulemutter oder Häulemutter wird auf dem Oberharze abwechſelnd gebraucht für die Frau Holle. Eine weiter greifende Unterſuchung über dieſe Namen und über die oberharziſche Frau Holle überhaupt behalte ich mir für die zunächſt von mir in der Schweiger'ſchen Buchhandlung zu Klausthal erſcheinenden Sagen vor. — Die Klagemuhme in unſerm Märchen erweiſt ſich der Verwandtſchaft mit Wuotan nicht unwürdig, denn ſie tritt begabend auf, und zwar mit ſeinen Gegenſtänden. Wunſchhut, Mantel und auch das Horn gehören ihm unzweifelhaft, und auch die Wunſchbörſe ſetzt J. W. Wolf S. 17 ſeiner „Beiträge“, I, zu ihm in Bezug.

Zu Nr. 28, Das Reh, die Löwin und der Bär, vergl. wegen der im Beſitz der Einſiedler befindlichen Gegenſtände bei Grimm, I, Nr. 59, „Der Ranzen, das Hütlein und das Hörnlein“, wo Köhler dergleichen beſitzen.

Die koſtbare Straße in Nr. 29, Das getreue Roß, kommt öfter vor, z. B. in „Das Waſſer des Lebens“ bei Grimm, II, Nr. 97. Zu dem Ganzen vergl. „Der kranke König und ſeine drei Söhne“ bei Meier, Nr. 5.

Nr. 30, Die Männchen und die Bauernſöhne.

führt uns das ſogenannte Männchen in ſeinem ganzen Glanze vor. Das zweite unter dieſer Nummer mitgetheilte Märchen iſt von Freytag in Schleſien aufgezeichnet. Darin iſt das Männchen ein graues, im oberharziſchen ein weißes, ja, ſein Charakter geht hier offenbar in den eines weiſen Männchens über (es wird Miniſter), wie denn in Niederſachſen das weiße Roß auf Wirthshausſchildern in der Regel ein weiſes Roß wird. Uebrigens heißt auch in Niederſachſen das Männchen gewöhnlich das graue. Zur erſten Abtheilung vergl. bei Wolf „Der Hinkelhirt“, S. 369. Zur zweiten Abtheilung bei Bechſtein „Hirſedieb“, S. 65; bei Sommer das vierte Märchen „Der dumme Wirrſchopf“. In dem Märchen Nr. 1 iſt bereits eine Definition des Männchens, wie man ſie mir gegeben hat, aufgezeichnet, wonach es ſich „groß und klein machen“ (?) kann, was, beiläufig bemerkt, die hervorragendſte Eigenſchaft der oberharziſchen Haulemutter iſt, und wozu man auch vergl. Kuhn und Schwarz, S. 101 und 481, wonach die Frau, die der wilde Jäger jagt, ſich auch groß und klein machen kann.

Nr. 31, Der Brunnen, iſt Guſtav Freytag in Oberſchleſien erzählt. Das Verbrennen der Thierhaut kommt mehrfach vor, und ſcheint im deutſchen Märchen nach dem Abwerfen derſelben nothwendig. Aber in der Erzählung „Die Schlange“ aus dem „Pentameron“ des Baſile, in den Auszügen bei Grimm „Kinder- und Hausmärchen“ III, 307, führt ſo viel ich ſehe das Verbrennen einer unter ähnlichen Umſtänden abgeworfenen Schlangenhaut zu neuem Unheil. Das Abwerfen und Verbrennen einer Thierhaut ſcheint nur bei Jünglingen vorzukommen, aber immer in Gegenwart von Jungfrauen und in unmittelbarer geſchlechtlicher Beziehung ſtattzufinden. — Bei

Grimm entſpricht „Der Froſchkönig oder der eiſerne Heinrich" (I, Nr. 1). Vergl. auch bei Grimm „Das ſingende, ſpringende Löweneckerchen", Nr. 88. Wegen der Kleidergeſchichte, die überhaupt ſehr oft vorkommt, II, Nr. 113 „Die beiden Königskinder"; II, Nr. 127 „Der Eiſenofen"; II, Nr. 193 „Der Trommler". Bei Wolf entſpricht „Die eiſernen Stiefel", S. 198.

In Nr. 33, Der Bäckerlehrling, deuten die mit Schätzen gefüllten Gänge, welche der König zeigt, in dieſem ſelbſt einen bergentrückten Helden an. Nach Kuhn und Schwarz, S. 497, würde auch in unſerm Märchen das Kegelſpiel vorzugsweiſe auf Donar zu beziehen ſein, welcher ſich nach Grimm's „Mythologie", S. 912, in der Perſon des bergentrückten Helden nahe mit Wuotan berührt. — Bei Grimm entſpricht übrigens I, Nr. 4 (Fürchten lernen), bei Wolf „Hans ohne Furcht", S. 328. Vergl. auch mit unſerm Märchen Kletke's „Buch vom Rübezahl" (1852), wo ein Fleiſcherknecht mit Rübezahl Kegel ſchiebt und, wie bei uns, einen Kegel mitnimmt, den er aber behalten darf.

Die Wunderkraft des Waſſers in Nr. 34, Der Zaubergürtel, kehrt häufig wieder. Vergl. Nr. 6, Nr. 36, Nr. 31 und die obige Bemerkung zu Nr. 6 (S. XXVII). Der Zaubergürtel verleiht „Zwölf-Rieſenſtärke". Das Märchen als lachender Erbe des alten Mythus iſt hier ſehr verſchwenderiſch: Die „Legenda aurea" erzählt „Quidam vir duodecim hominum fortitudinem habuit", und Odhinn arbeitete nur für neun Männer (Wolf's Beiträge, I, S. 97).

Zu Nr. 35, Von böſen und von guten Feen, iſt zu bemerken, daß da, wo unſere Märchen geſammelt ſind, die Vorſtellung von dieſen lichten, nicht urſprünglich deutſchen Weſen ſehr verdunkelt iſt. Alle Feen, ſagte man mir, freſſen Leichen bei ihren gemeinſamen nächtlichen Zuſammenkünften, und alle Feen ſind eigentlich böſe. Gute Feen ſind daher nur ſolche, die „noch nicht ausgelernt" haben, und die das Wenige, was ſie von der Zauberei wiſſen, noch zuweilen zum Guten anwenden. Wie es ſcheint, werden ſie dadurch den böſen Mächten wieder entriſſen.

Dem Märchen Nr. 36, Die ſchöne Magdalene, entſpricht im „Pentameron" des Baſile in den Auszügen bei Grimm „Kinder- und Hausmärchen" III, 319, „Das Mädchen ohne Hände", doch mit weſentlichen Abweichungen, auch in Bezug auf die eigentlich mythiſchen Züge. So läßt z. B. dort ein Zauberer dem Mädchen ohne Weiteres die Hände wieder wachſen. Ferner als dieſes italieniſche Märchen ſteht aber dem unſern „Das Mädchen ohne Hände" bei Grimm, I, 187.

Derſelbe Gedanke wie in Nr. 37: Was iſt der Menſch? in einer ganz andern Geſchichte bei Grimm, II, Nr. 115 in: „Die klare Sonne bringt's an den Tag", und bei Meier; ferner in einem deutſchen Märchen vom Rebhuhn, welches bei Bechſtein ſteht, in meinen Harzſagen aber ſogar als Ortsſage von den Helgenſtöcken vorkommen wird; ferner in den Kranichen des Ibykus, und auch in den norwegiſchen Volksmärchen von Asbjörnſen und Moe, deutſch von Breſemann (1847).

Ebenſo findet ſich derſelbe Gedanke wie in Nr. 38, Die drei Gähner, der Gedanke, daß die Natur das Böſe und den Verrath von dem argloſen Menſchen abzuwehren ſucht (wie ſie auch nach dem Vorigen das ſchreiende an dem Schwächern vollführte Unrecht ſelbſt an den Uebelthätern rächt), in einer ganz andern Geſchichte „Der Räuber und die Hausthiere", bei Meier Nr. 3.

Zu Nr. 39, Daumgroß, vergl. bei Grimm „Daumerlings Wanderſchaft“, I, Nr. 45; „Der kleine Däumling“ bei Bechſtein, S. 131. Bei uns bemerke man die merkwürdige Wendung, wodurch er zu einer Art Bettelvogt wird.

Nr. 40, Kiekam's Haus und die Bettelkinder, enthält in der Ueberſchrift einen Namen, der nicht blos in dieſem Märchen vorkommt. Man hat eine Art komiſcher Rede: „Kiekam was en grot Mann“, welche Worte immerfort wiederholt werden. — Dem Märchen entſpricht „Hänſel und Grethel“ bei Grimm I, Nr. 15 und bei Bechſtein S. 55.

Eine merkwürdige Vermiſchung der verſchiedenſten Culturſtufen aus der Geſchichte findet ſich in dem Märchen Nr. 43, Von einem Reiſenden, der die Weisheit Gottes ergründen wollte. Der Reiſende, welcher dieſen Zweck verfolgt, iſt Niemand anders als Odyſſeus. Das Märchen eignet ſich hier nur an, was ihm von Rechtswegen gehört, denn ſchon Grimm ſagt „Kinder- und Hausmärchen“ III, 435: „Manche Fabel der Odyſſee hat ganz die Natur eines Märchens, wie etwa die von Polyphem.“ Den erſten Zug des Märchens finde ich ſchon in einem Andachtsbuche „Zum ſüßen Jeſus-Gedächtniß“ vom Jahre 1688, wenn auch abweichend, wo er vom heiligen Auguſtinus erzählt wird. Dort heißt es S. 39: „Der heilige Auguſtinus ging einmal ſpaziren an einem großen Meer, wolte außdenken, Wie Gott Vater, Sohn und heiliger Geiſt nur Ein Gott wäre, wie es doch immer möglich, daß Eins Drei, und Drei Eins ſein könnte. Ein kleines Ding, ohn Zweifel ein Engel, ſaß am Ufer des Meeres, hatte ein kleines Grübichen in der Erde gegraben, und wolte mit ſeinem Lepffel das große Meer in die kleine Grube ſchöpffen. Auguſtinus ſprach: Meim Kind, was macheſt du? Das Kind ſprach: Ich will das Meer in diß Grübichen ſchöpffen. Er ſprach: Ach, das iſt ja nimmer möglich. Das Kind antwortete: Viel unmöglicher iſt dir, außzuforſchen, daß Gott in drey Perſonen ſei.“ Der Zug vom großen Keſſel erinnert ſodann an einen Mythus von Thor (vergl. Wolf, „Beiträge zur Mythologie“, I, 96). Für den großen Kohlkopf vergl. „Kinder- und Hausmärchen“ III, 202. Der folgende Zug zeigt uns Odyſſeus eben bei Polyphem. Sein Abenteuer mit dieſem klingt auch in den „Norddeutſchen Sagen“ von Kuhn und Schwarz, S. 97, ſogar in einer Ortsſage aus Deetz! wieder, wo ein Schäfer einem Waſſernix ſagt, er heiße „Selbergedan“, und ihm dann einen Streich ſpielt. Auch in dem Grimm’ſchen Märchen „Der Räuber und ſeine drei Söhne“ finden ſich Anklänge an die Flucht des Odyſſeus aus der Höhle des Polyphem. — Der in unſerm Märchen nun folgende Zug zeigt uns deutlich Odyſſeus bei den Phäaken. Der dann folgende klingt verwirrt an einen indiſchen Religionsgebrauch an, und der Schluß eröffnet uns den Hinblick auf eine ganze Odyſſee von Seefahrten.

Zu Nr. 47, Vom Schneider Hoſenblank, vergl. bei Grimm „Das tapfere Schneiderlein“, I, Nr. 20; bei Meier „Das tapfere Schneiderlein“, Nr. 37; bei Bechſtein „Vom tapfern Schneiderlein“, S. 5.

Nr. 48, Der König von Papierland und von Kummerland, und Nr. 49, Der gelehrige Dieb (womit vergl. bei Wolf „Hanskühſtock“, S. 397; bei Meier „Der kluge Martin“, Nr. 55), ſind Räubermärchen, wobei ich bemerken will, daß der nämliche Knabe aus Sieber, der vom „Dicken Chriſtoffel“ und auch vom „Zwergengroßvater Trutram“ berichtete, mir neuerdings auch ein Räubermärchen erzählte, welches faſt Alles, was ich ſonſt einzeln an Räubermärchen gehört, wie ein großes Epos in ſich vereinigte. Der Held war ein Schneidergeſelle, welchem in echter Märchenweiſe vom Räuberhauptmann drei Aufgaben geſtellt werden, wie denn überhaupt die alterthümliche Dreizahl immer wiederkehrte. Uebrigens konnte ich davon nur zwei kleine Züge zur Ergänzung von Nr. 48 und auch vom Märchen Nr. 47, *Schneider Hoſenblank*, benutzen.

Der Anfang von Nr. 50, *Vom langen Winter*, auch in Gibelhauſen's „Mansfelder Sagen u. ſ. w.“ metriſch und im Dialekt erzählt; der Schluß bei Meier, Nr. 20, „Der Himmelsreiſende“, wozu man auch dort die Anmerkung S. 303 und 304 vergleiche. Unſerm ganzen Märchen entſpricht: „Bauer und Bäuerin“, bei Zingerle, Nr. 14.

Nr. 53, *Der ſtrenge Mann*, iſt dem Inhalte nach ein Seitenſtück zu Shakſpeare's Luſtſpiel „Die gezähmte Widerſpänſtige“. Wie dort, ſo ſtraft auch hier der Mann *ſcheinbar* ein anderes Weſen (hier ein Thier, dort die Diener) für die böſe Frau, um ſie zu beſſern, und das Märchen iſt inſofern viel feiner als das ungeſchlachte, aber großartige Märchen vom Zornbraten bei Bechſtein.

Nr. 55, *Die drei meſſingenen Becken*, bei Meier „Die drei Schweſtern“, Nr. 12.

Nr. 56, *Zu Ranze Tanze*, iſt nach einem ungedruckten plattdeutſchen Volksliede ausgearbeitet, und Nr. 57, *Der Lorberbaum auf der Haide*, eine ſich dem Volksliede nähernde Tradition, welche mir aufgeſchrieben mitgetheilt iſt. Von anderer Seite iſt mir auch ſtatt des Lorberbaumes ein Birnbaum genannt, und ſo findet ſich das Märchen nun auch, jedoch immer noch abweichend und am Schluſſe des Wunders ganz entbehrend, bei Meier Nr. 84.

Nr. 61, Die Kaufmannsfrau als Oberſt, ſcheint eine ſehr verbreitete Tradition zu ſein, und wurde vor Jahr und Tag, jedoch ungleich moderner, auch als fliegendes Blatt, betitelt „Die ſchöne Caroline als Huſarenoberſt" gedruckt; Karl Immermann führt dieſen Titel im „Münchhauſen" unter den Liedern und Geſchichten an, welche der „Patriotenkaſpar" auf ſeinem Leierkaſten verkauft. Nach dem fliegenden Blatte, welches wahrſcheinlich eine einfache hiſtoriſche Notiz aus neuerer Zeit zu dem weit ältern Märchen hinzutrug, wenn nicht dieſe Verbindung vorher durch den Mythus ſelbſt vollzogen war, iſt die ſchöne Caroline aus dem Elſaß, kämpft unter Napoleon gegen ihr deutſches Vaterland, und das Wiedererkennen zwiſchen ihr und ihrem Manne findet in Magdeburg ſtatt. Eine dritte, gleichfalls ganz abweichende Aufzeichnung dieſer Ueberlieferung findet man in Wolf's „Hausmärchen" mit der Ueberſchrift: „Der Pfiffigſte". (S. 355.) Uebrigens hat auch Boccaccio die Geſchichte (Ortlepp's Ueberſetzung, S. 208—225). Dort verliert Bernabo aus Genua durch den Betrug des Kaufmanns Ambroguiclus, welcher der ſchlafenden Frau eine Börſe, ein Kleid, einen Ring und einen Gürtel nimmt, ſein Vermögen in der Wette, und gibt dort ſogar den Befehl, ſeine unſchuldige Frau zu ermorden. Sie entkommt, und dient in Männerkleidung dem Sultan, entdeckt den Betrüger, und veranlaßt Bernabo, nach Alexandrien zu kommen. Die in unſerm Märchen vorkommende Scene mit ihrem Sohne, die zweite Eiferſucht des Mannes und die ſo alterthümliche Verkleidung der Magiſtratsperſonen in die Frau und die Tochter des angeblichen Oberſten finden ſich weder bei

Boccaccio noch bei Wolf, bei welchem Letztern die Dame Regimentsarzt wird.

Die zweite Abtheilung von Nr. 62, *Die hochmüthigen Mädchen*, iſt der kurze Inhalt eines Stückes, das in dieſem Jahre in einer Kunſtbude auf dem Schützenhof zu Klausthal geſpielt wurde. Die Unbehülflichkeit des Machwerks und die zahlloſen Sprachfehler zeigten, daß die ganz märchenartige Geſchichte wol erſt vom Inhaber der Bude ſelbſt dramatiſirt war. Nur der Aufzug des Lumpenſammlers und ſeiner Frau zum Schluß erinnerte etwas an Raymund's Aſchenmann.

Der erſten Abtheilung von Nr. 63, *Die Trommelſchläger vom alten Fritz*, entſpricht bei Grimm „Das Bürle", I, 61, doch ſind beide Erzählungen vollkommen ſelbſtändig. Auch wird in „Der alte Hildebrand" bei Grimm II, Nr. 95 ein Einſiedler der Verräther der Liebe zwiſchen einer Wirthin und einem katholiſchen Pfaffen, indem er den Wirth zum Augenzeugen macht und dieſer den Pfaffen aus dem Hauſe prügelt. Bei Meier, Nr. 41, entdeckt „der Müller Hillenbrand" ohne fremde Hülfe den Verrath des Pfaffen und der Frau, die den Müller verreiſt glaubte. — Zur zweiten Abtheilung von Nr. 63 vergl. die beiden unter Nr. 62 mitgetheilten Märchen. Das Thema iſt inſofern verſchieden, als hier nicht wie in Nr. 62 wirklicher Hochmuth der Geliebten beſtraft wird, ſondern nur das ſoldatiſche Selbſtgefühl einen Triumph feiert.

Die von hier an noch folgenden Märchen ſind ſpäter zu der Sammlung hinzugekommen und würden ſonſt zum Theil in ihr an andern Stellen ihren Platz gefunden haben.

Nr. 64, *Der Zaunkönig und die Hühnerwieke* (welcher auch der *Grimmer* genannt wird), weicht nur durch die Hühnerweihe von dem Grimm'ſchen Märchen vom Zaunkönig ab; ich zeichne es ausnahmsweiſe trotz dieſer nur geringen Abweichung auf, weil es in unſerer Gegend gleichſam aus einer andern Tonart, in einer andern Melodie geht als bei Grimm. Wer jemals neben einem niederſächſiſchen Dorfe die Hühnerweihe fliegen ſah, wird ſich durch dieſe Wendung eigenthümlich angeheimelt fühlen.

Zu Nr. 65 vergl.: „Der goldene Hirſch" bei Wolf, S. 73, und „Der luſtige Ferdinand oder der Goldhirſch" bei Meier, Nr. 54. Letzterer deutet das Märchen in der Anmerkung S. 311—313 vortrefflich als entſtanden aus einem alten Göttermythus von Freirs Brautwerbung. Dabei iſt freilich weſentlich, daß der Hirſch von Gold iſt. Das Märchen erſcheint bei uns unvollſtändiger und zu einer einfachen Erzählung abgerundet, der Trompeter hat ſich bereits mit der Prinzeſſin verſtändigt und ſucht auf ſo einfache Weiſe als möglich zu ihr zu gelangen, auch iſt er ſonſt kein Abenteurer und konnte ſomit das Geld zu dem goldenen Hirſche nicht mehr aufbringen. Bei Meier macht der Goldhirſch von ſelbſt Muſik, ebenſo bei Wolf, bei uns muß der Trompeter darin Muſik machen, die aber, wenn die Meier'ſche Deutung des Märchens richtig iſt, immer noch an „eine uralte Sage von dem Klange der auf- und niedergehenden Sonne" erinnert. Auf den erſten Blick wird man nichts eigentlich Mythiſches an dem Märchen gewahr, es iſt aber nur rationaliſtiſch umgemodelt, der Gott wird zum Stabshorniſten, und aus der Trompete erklingt die Sphärenmuſik: Grund genug zur Beſtätigung Deſſen, was wir oben über die Abſchwächung älterer Mythen und die theilweiſe Wichtigkeit ſelbſt der Schwänke angedeutet haben.

Nr. 67, Die Springwurzel und das Lichtchen, iſt aus zwei Varianten zuſammengeſtellt, wovon die ausführlichere mir durch W. Bernack aus Oſterode ſchriftlich mitgetheilt war. Die kürzere ſchloß damit, daß der Soldat den König, welcher in dieſer Faſſung der alte Fritz war, in der königlichen Schatzkammer umhergeführt hat, worauf der ihn großmüthig zum General macht. Da demnach der alte Soldat wieder dem alten Fritz gedient hätte, ſo iſt es merkwürdig, daß auch in der weiter fortgeführten oſteröder Faſſung ein Zug vorkommt, der auch ſonſt ähnlich von den alten Soldaten aus dem Siebenjährigen Kriege überliefert wird. Der alte Soldat nimmt nämlich bei Gelegenheit ſeinen Stock als Gewehr und exercirt damit in Reihe und Glied, als er an einem Regimente vorbeikommt. Vergl. dazu, was in meinen „Abendunterhaltungen“ in Franz Hoffmann's „Illuſtrirtem Volkskalender für 1852“, und in meines Vaters „Chronik von Hornhauſen“ (1850) S. 160, über die alten preußiſchen Soldaten aus dem Siebenjährigen Kriege geſagt iſt. Vergl. übrigens unſere Märchen Nr. 10 und 11, ſowie für den Anfang: bei Grimm Nr. 116, „Das blaue Licht“. Ueber die Springwurzel, über welche Grimm's „Mythologie“ verglichen werden kann, ſowie über Anderes aus dem Gebiete des Aberglaubens, das gleichfalls zur Bereicherung benutzt wird, werden meine Sagen ſehr Vieles enthalten.

Nr. 68, Ein Windbeutel legt das Kartenſpiel von einer guten Seite aus, welches ich ſchriftlich erhalten habe, wird wol in derſelben Form abſchriftlich in den Kaſernen von Hand zu Hand gehen, wenigſtens ſpiegelt es auf eine merkwürdige Weiſe den liſtigen Charakter des Soldaten vom alten Schlage wieder.

Der Zug von Nr. 69, Das harte Herz, wo Jemand wegen des durch den Hund herbeigeführten Misverſtändniſſes aufhört zu eſſen, findet ſich auch bei Meier, Nr. 52, „Hans holt ſich eine Frau".

Zu Nr. 70, Die diebiſche Spinnſtube, vergl. Nr. 16—26, und die obige Bemerkung zu dieſen Märchen, ſowie zu dem Verhalten des Teufels unter dem Birnbaum den Ausruf „Hei kucket, hei kucket" bei Kuhn und Schwarz in der 217. Sage: „Hexen in Gittelde".

Zu Nr. 71, Teufelslohn, vergl. bei Grimm Nr. 100, „Des Teufels rußiger Bruder", auch bei Zingerle Nr. 18, „Starker Hanſel", am meiſten aber entſpricht bei Meier Nr. 74, „Der Knabe, der zehn Jahre in der Hölle dient".

Zu Nr. 72, Die Barbiermühle, vergl. unſere obige Bemerkung zu Nr. 3, ſowie die Märchen bei Meier Nr. 45, „Der Kloſterbarbier", und bei Zingerle Nr. 17, „Der Krämer".

Nr. 73, Der Student am Halfter, iſt aus dem Halberſtädtiſchen und mir von meinem Vater erzählt. Es liegt wol die Erinnerung an eine wirkliche Verwandlung in einen Eſel zu Grunde. In der 17. Sage von Kletke's „Rübezahl" verkauft ein Armer einen wirklichen Eſel (wie es ſcheint, Rübezahl ſelbſt) an einen Müller, und als der ihm Futter bringt, ſagt der Eſel: „Ich freſſe kein Heu, ſondern lauter Gebratenes und Gebackenes."

Nr. 75, Das Viertel vom Wirth, liegt ein ähnlicher Gedanke zu Grunde, wie bei dem „Kaufmann von Venedig".

Nr. 76, Das Schiff, das auf dem trockenen Lande geht, war mir urſprünglich nur unvollſtändig mitgetheilt, und da es mir lange nicht gelingen wollte, die Ergänzung zu erhalten, Kuhn und Schwarz aber S. 331—334 es gleichfalls nach einer oberharziſchen Tradition mittheilen, ſo vereinigte ich, um die oberharziſche Ueberlieferung davon nun vollſtändig zu geben, das dort gedruckte und das mir mündlich mitgetheilte Märchen zu einem Ganzen. Während des Druckes dieſer Sammlung fand ich aber in dem ſehr ſagen- und märchenreichen preußiſchen Städtchen Sachſa am ſüdweſtlichen Harzrande unverhofft ein Märchen vom „Schiff, das über Berg und Thal geht“, worin nicht allein der jüngſte, ſondern auch die beiden ältern Brüder von dem Männchen Schiffe erhalten, von denen ſich das eine, als ſie nach Hauſe kommen, als ein Backtrog und das andere als ein Schweinetrog erweiſt. Nachher geht das Märchen dann noch in die bekannte Geſchichte von dem Horcher u. ſ. w. über. — Zu dem Märchen, wie es im Texte vorliegt, vergl. bei Meier Nr. 31, „Das Schiff, das zu Waſſer und zu Lande geht“. Bei Kuhn und Schwarz wird nur verlangt, daß das Schiff weder Pflock noch Nägel habe. Ich verweiſe wegen des Schiffs, das auf trockenem Lande geht, auf J. W. Wolf's Unterſuchungen über Nehalennia in den „Beiträgen zur Mythologie“, I, 149—160, und mache aufmerkſam auf das Feld, wo in der mir fragmentariſch auf dem Oberharze mitgetheilten Faſſung des Märchens das Männchen jedesmal erſcheint, und welches zu der aus Kuhn und Schwarz entnommenen Stiege Leinwand, auch wol zu dem Gerſtenkorn (mit dem vielleicht auch der Backtrog in der oben erwähnten ſachſaer Faſſung zu vergleichen wäre) vortrefflich zu paſſen ſcheint. Der von Wolf herbeigezogene Ausdruck aus Cortryk: Wanne Thekla ſpielt (bei ungeſtümem Wetter) ihre Rolle, erinnert an das unverſtändliche Wanne in einem Wiegenliede, welches auch Otmar in ſeinen „Volksſagen“ (1800) kennt und für mythologich wichtig hält, und das ich ſelbſt als Kind im Magdeburgiſchen folgendermaßen ſingen hörte:

Hulder de Bulder de Wagen will weg,
De Peerekens ſind verdrunken,
Zwiſchen Stemmern un Barenderp*)
Wol in den deipen Sumpe.
Wanne wie werne de Ackersknecht!
Wanne wie flauke de Junke!

Das noch jetzt gebräuchliche „Hulderdebuller“ in jenem Wiegenliede erinnert ganz dunkel an den Namen der Holle, ohne daß man hierauf das geringſte Gewicht legen könnte, beſtimmter aber wol das Verſinken des Wagens und der Pferde im Waſſer an die Göttin Nerthus (Jakob Grimm, „Deutſche Mythologie“, S. 234), zu welcher auch die Ackerknechte recht gut paſſen möchten. Zu „Wanne“ iſt wol kaum zu vergleichen das Wort „Wenne“, welches bei dem in der Bemerkung zu dem Märchen Nr. 2 angeführten Kinderreime vorkommt, wo es ſich gleichfalls um einen raſch aus dem Geſicht verſchwindenden Wagen handelt.

Nr. 78, die rothe Fahne und der Ring der Königstochter, entſpricht bei Wolf S. 243, „Des Todten Dank“, und bei Meier Nr. 42, „Der Sohn des Kaufmanns“; bei Beiden iſt das Märchen jedoch weniger poetiſch und auch weniger vollſtändig als hier.

Noch einige gedrängte Nachträge füge ich dem vorſtehenden Vorworte hinzu. Zu dem ſchleſiſchen Märchen in der zweiten Abtheilung von Nr. 30, Die Männchen und die Bauernſöhne, wurde mir noch eine Variante aus Sachſen bekannt, die ſich mehr dem Bechſtein'ſchen Märchen „Der Hirſedieb“ nähert; zu Nr. 7, Soldat Lorenz, eine Variante aus Förſte bei Oſterode, worin der Teufel vorkommt und Bäume zu den Jungfrauen in Beziehung zu ſtehen ſcheinen. Zu Nr. 27, Die Geſchenke der Klagefrau, vergl. Bechſtein's „Deutſches Sagenbuch“ (1852) Nr. 303, wo die Klagefrau vorkommt, aber wieder etwas Anderes bedeutet. — Zu Nr. 51, Frauenliſt über alle Liſt, ſoll ſich eine Variante in Wigand's Volkskalender für 1853 (wol von Karl Simrock) finden. — Der Zug in Nr. 8, daß einer Jungfrau die Kleidung (Schwanenhemd) genommen werden muß, verräth die Walkyrie. — Die kunſtreichen Flügel, welche in Nr. 1, Der Jäger über alle Jäger, ein Handwerker verfertigt, erinnern an das ſelbſtgefertigte Federkleid, mit dem der Schmied Wieland davonfliegt. — Zu Nr. 14 und Nr. 30 ſowie zu den betreffenden obigen Bemerkungen dazu vergl. die Zuſammenſtellung über Männchen und Zwerge, beſonders mit Rückſicht auf ihre Farbe, bei W. Müller „Geſchichte und Syſtem der altdeutſchen Religion“ (1844) S. 331. — Zu dem König der Todten in ſeinem Schloß in Nr. 8 vergl. was ebenda S. 390—394 über Odhinn, Niflheimr und Walhöll geſagt iſt; ſowie zu dem eigenthümlichen grünen Platz in der Hölle in Nr. 25, Die Verächter des Heiligen, ebenda S. 399 und 400. — Die Geſchichte von dem Geiſte, der dadurch erlöſt werden kann, daß Jemand die Hälfte eines Schatzes an die Armen gibt und die andere für ſich behält (Nr. 27, Die Barbiermühle), iſt auch in der Schweiz bekannt. Jeremias Gotthelf erzählt ſie in der „Sage vom Meyer auf der Mutte“ (deſſen „Erzählungen und Bilder“, 3. Band, 1852, wo ſich auch in einem frühern Bande die Erzählung von den in Raben verwünſchten Kindern findet). Wenn dort die Pointe darin beſteht, daß von dem dem Erlöſer zufallenden Gelde kein Kreuzer unnütz verausgabt werden darf, ſo iſt das vielleicht ein Zuſatz von Gotthelf; es widerſpricht dem Geiſte des Volksmärchens, daß an den Schatz, den Jemand als Erlöſer gewinnt, hinterher noch gefährliche Bedingungen, die ſein Glück und ſeine Freiheit hindern können, geknüpft ſind, wiewol allerdings das Märchen, wenn es wie hier zur Ortsſage wird und dadurch der Wirklichkeit näher tritt, in der Regel eine tragiſche Schlußwendung erhält. — Zu S. XVII des Vorworts, namentlich zu dem dort angehängten Worte „Schnitzerchen“, iſt noch das verwandte „Schnittchen“ (von Schneiden, Aufſchneiden), namentlich für Anekdoten, die nicht recht glaublich ſind, nachzutragen.

---

*) In der geſegneten, fruchtbaren Magdeburger Börde.

3. November 1852.

Heinrich Pröhle.

Inhalt.

Seite

1. Bärenheid, Adelheid und Wallfild. 1
2. Die Prinzeſſin von Portugal und der Prinz von Engeland. 5
3. Springendes Waſſer, ſprechender Vogel, ſingender Baum. 10
4. Der Jäger über alle Jäger. 16
5. Glücksvogel und Pechvogel. 20
6. Der Mann ohne Leib. 24
7. Soldat Lorenz. 30
8. Der Prinz und der Zauberer. 32
9. Der Jude und das Vorlegeſchloß. 37
10. Der Geiſt des Ringes und der Geiſt des Lichtes. . . . 34
11. Die Rieſen und das Stippfeuerzeug. 48
12. Die ſieben Frauenbilder und der König der Todten. . . 50
13. Gevatter Tod. 54
14. Das weiße Männchen und die Jungfrau. 59
15. Elend währt bis an den jüngſten Tag. 61
16. Der alte Fritz und der Schnappſack. 63
17. Der Schmied in der Hölle. 66
18. Der Bauer und der Teufel. 67
19. Der goldene Becher, die goldene Tiſchdecke und die goldene 69
Trompete. 69
20. Der Teufel und die Handwerksburſchen. 72
21. Der Teufel auf dem Heuwagen. 73
22. Samiel und der Fiſcher. 74
23. Jungfer Schön. 76
24. Die Teufelsmühle und die Zwergmühle. I. 77
II. 78
25. Die Verächter des Heiligen. 78

Seite
26. Der Bauer in jener Welt. 80
27. Die Geſchenke der Klagefrau. 81
28. Das Reh, die Löwin und der Bär. 89
29. Das getreue Roß. 91
30. Die Männchen und die Bauernſöhne. I. 99
II. 104
31. Der Brunnen. 108
32. Königskind. 110
33. Der Bäckerlehrling 115
34. Der Zaubergürtel. 117
35. Von böſen und von guten Feen. I. 119
II. 120
36. Die ſchöne Magdalene. 121
37. Was iſt der Menſch? 127
38. Die drei Gabner. 130
39. Daumareß. 131
40. Kickam's Haus und die Bettelkinder. 133
41. Die luſtige Hochzeit 134
42. Die beiden Pflugeiſen. 135
43. Von einem Reiſenden, der die Weisheit Gottes ergründen wollte. 136
44. Der goldbehängte Rappe. 138
45. Der Muttermörder. 139
46. Der Mann im Rauch. 140
47. Vom Schneider Hoſenblank. 142
48. Der König von Papierland und von Kummerland 144
49. Der gelehrige Dieb. 149
50. Vom langen Winter. 157
51. Frauenliſt über alle Liſt. 162
52. Die beiden Eheleute. 163
53. Der ſtrenge Mann 164
54. Die drei kunſtreichen Mädchen. 165
55. Die drei meſſingenen Becken 168
56. Ju Ranze Tanze 169
57. Der Lorberbaum auf der Haide 170
58. Vierundzwanzig Pfund Buttermilch. 171
59. Burgmeiſter Ochs. 173
60. Fleiſchermeiſter Irrlicht 176
61. Die Kaufmannsfrau als Oberſt. 179

Seite
62. Die hochmüthigen Mädchen. I. 192
II. 200
63. Die Trommelſchläger vom alten Fritz. I. 202
II. 209
64. Der Zaunkönig und die Hühnerwicke 210
65. Der Ziebhirſch. 212
66. Der liſtige Soldat. 213
67. Die Springwurzel und das Lichtchen. 214
68. Ein Windbeutel legt das Kartenſpiel von einer guten Seite aus. 219
69. Das harte Herz 221
70. Die diebiſche Spinnſtube. 224
71. Teufelslohn 225
72. Die Barbiermühle. 226
73. Der Student am Halfter 228
74. Das Viertel vom Wirth. 229
75. Die Grafentochter. 231
76. Das Schiff, das auf dem trocknen Lande geht 233
77. Der Stab, die wildlederne Hoſe und das Jubelhorn. . . 236
78. Die rothe Fahne und der Ring der Königstochter. . . . 239

Anhang.

79. Die Schlacht der armen Söhnlein gegen die reichen. . . 247
80. Eiſenbahnmärchen. 249
81. Weihnachtsmärchen. 252

1. Bärenheid, Adelheid und Wallfild.

Es war einmal ein reicher Edelmann, der hatte drei Töchter, die hießen Bärenheid, Adelheid und Wallfild. Der wußte nicht hauszuhalten, wurde ganz arm und mußte auf die Jagd gehen, um ſeinen Unterhalt zu ſuchen. Er ſchoß einen Haſen, darauf aber kam der Bär, weil der Edelmann von ſeinen Unterthanen geſchoſſen, und ſprach: „Du haſt einen von meinen Unterthanen getödtet, das koſtet dich dein Leben. Nur wenn ich deine älteſte Tochter Bärenheid bekommen kann, will ich dir verzeihen und du ſollſt Alles wieder in Fülle haben.“ Der Edelmann verſpricht dem Bären die Tochter, und als er zu Haus ankommt, hat er Alles in Fülle, wie er's nur verlangt. Der Bär kommt den andern Tag und holt Bärenheid ab. Das Vermögen vom Bären iſt aber im Umſehen wieder verſchwunden und der Edelmann muß wieder auf die Jagd gehen, um ſeinen Unterhalt zu ſuchen. Er geht nun auf die Vogeljagd und ſchießt ein paar Schnepfen. Da kommt der Adler und ſpricht: „Du haſt von meinen Unterthanen geſchoſſen, das koſtet dich dein Leben. Nur wenn ich deine Tochter Adelheid bekomme, will ich dir verzeihen und du ſollſt Alles wieder in Fülle haben.“ Der Edelmann verſprach die zweite Tochter dem Adler und hatte Alles wieder in Fülle. Der Adler kommt den andern Tag zu Fuß als ein wundervoller Herr und holt die zweite Tochter ab. Das Vermögen des Edelmanns iſt aber wieder im Umſehen verſchwunden. Er geht jetzt ans Waſſer, fängt einen Hecht und tödtet ihn. Da kommt der Wallfiſch und ſpricht: „Du haſt meinen Unterthanen getödtet, das koſtet dein Leben. Nur wenn ich deine Tochter Wallfild haben ſoll, mag es dir geſchenkt ſein; und du ſollſt Alles wieder in Fülle haben.“ Zwei Töchter wären ſchon fort, ſagt der Edelmann, ſo möcht' es um die dritte auch ſein, wenn er nur ſein Leben retten könnte. Der Wallfiſch kommt den andern Tag mit einer Kutſche und vier weißen Schimmeln, und holt die dritte Tochter auch ab. Bei dem Edelmann aber war von jetzt an wieder Alles in Hülle und Fülle und er hielt nun beſſer Haus als bisher.

Jetzt bekommt der Edelmann auch einen Sohn. Dem träumt, als er funfzehn Jahr alt iſt, daß er ſeine Schweſtern erlöſen könne; er bricht auf und geht ohne Wiſſen ſeiner Aeltern in die Waldung. Da kommt er bei ein **weißes Männchen**, das war ein verwünſchter, unterirdiſcher Geiſt, der ſich groß und klein machen konnte, von welcher Art es früher viele gab. Das Männchen ſagt, er möge ſich in Acht nehmen, es wäre eine Bärenhöhle in der Nähe. Das ſei gerade ſein Verlangen, da wolle er hin, ſagt der Junker. So geht er hin und gelangt auch glücklich in die Höhle, als der alte Bär auf Raub ausgegangen iſt. Die Höhle aber war von innen ein prächtiges Schloß, darin ſaß ſeine Schweſter Bärenheid und ſäugte zwei junge Bären. Die Schweſter bewirthet und behält ihn über Nacht und verſteckt ihn vor dem Bären. Nach einer Stunde kam der alte Bär und witterte, daß fremdes Menſchenfleiſch in ſeiner Höhle war. Die Frau ſagte aber, er ſei ein Narr, es wäre kein fremdes Menſchenfleiſch. Da beruhigt ſich der Bär und legt ſich zu ihren Füßen ins Bett. In der Mitternacht reißt ſie dem Bären drei Haare aus und ſagt ihrem Bruder: wenn er in Noth käme und die Haare riebe, ſo wäre der Bär als Hülfe da, er möge nun die beiden andern Schweſtern beſuchen. Auch zeigt ſie ihm an, wo die zweite Schweſter wohne. Ehe er abreiſt, erwacht auch der Bär, der iſt jetzt ein Prinz geweſen und die jungen Bären waren kleine Prinzen, und durch die Bärenhöhle erſchallten Pauken und Trompeten. Er unterhielt ſich ordentlich mit ſeinem Schwager und ſagte ihm, daß der Adler und der Wallfiſch, zu denen er nun kommen würde, ſeine Brüder ſeien.

Der Junker kommt nun in einen dichten Wald und ſieht einen Eichbaum mit einem großen Neſt, klettert hinauf und findet die zweite Schweſter darin. Das Neſt war inwendig wieder ein prächtiges Schloß. Darin ſaß ſeine Schweſter Adelheid und hatte zwei Adlereier unter ſich und brütete daran, der Adler aber war auf Raub ausgezogen. Auch dieſe Schweſter bewirthete den Bruder wieder und verſteckte ihn dann in den Schornſtein. Abermals nach einer Stunde kam der Adler; Adelheid mußte auch ihn erſt beruhigen, weil er fremdes Menſchenfleiſch witterte, dann aber ſchlief er ein zu ihren Füßen, und ſie riß ihm in der Mitternacht drei Federn aus. Die gab ſie ihrem Bruder und ſagte, wenn er dieſe riebe, ſo würde von allen Seiten Hülfe nahen. Dieſer Adler iſt den andern Morgen ganz verſtändig geweſen, er trat da wieder als ein ſchöner, vornehmer Prinz auf, ertheilte aber dabei immerfort den Vögeln im Walde Befehle. Mit ihm machte die Schweſter jetzt ihren Bruder bekannt und er beredete ſich auch mit ihm, wie er die dritte Schweſter beſuchen könne. Beide gaben ihm Lebensmittel mit und beſchrieben ihm den Weg zu der dritten Schweſter. Zuletzt aber war Alles verſchwunden und der Bruder ſaß allein auf der Eiche, auf der von Ferne nur ein großes Neſt zu ſehen war. Jetzt ſteigt er von der Eiche herunter und kommt an ein großes Waſſer, ſieht aus der Mitte des Waſſers den Schornſtein von dem Schloſſe des Wallfiſches herausſtehen, weiß aber nicht über das Waſſer zu dem Schloſſe zu kommen. Da reibt er die drei Federn, und gleich kommt der Adler und trägt ihn zum Schornſtein. Das Schloß war ganz durchſichtig und von Kryſtall. Wallfild bewirthete den Bruder und verſteckte ihn. Abermals nach einer Stunde kam der grauſame Wallfiſch und ſagte zu Wallfild: es müßte wer Fremdes da ſein. Die beruhigte ihn und er legte ſich zu ihren Füßen ſchlafen. In der Mitternacht löſte ſie ihm drei Schuppen vom Leibe, gab die dem Bruder und ſagte: wenn er in Noth käme, ſo möge er die Schuppen reiben dann würde ihm geholfen werden. Wallfild ſagte ihm auch an, wie er alle drei Schweſtern, ſowie auch die drei Brüder, den Bären, den Adler und den Wallfiſch, erlöſen könne. Sie berichtete ihm, im Cambridgenthale ginge ein Stier, der müſſe getödtet werden. Dieſer Stier trüge in einem Gewande ein Bund Schlüſſel, damit ſolle er auf den Berg gehen und das Stammſchloß des Bären, des Adlers und des Wallfiſches aufſchließen. In dem Schloſſe ſtände eine große Marmortafel, die möchte er ſo auf die Erde werfen, daß ſie in drei Stücken zerſpränge. Darauf würde der in den Schlaf verwünſchte Vater der drei Brüder erwachen.

Der Bruder kommt in das Cambridgenthal und ſieht dieſen Stier. Der eilt auf ihn zu zum Zerreißen, und er flüchtet auf einen Baum. Da will der Stier den Baum mit den Hörnern umreißen, der Junker aber reibt die Bärenhaare und ſogleich erſcheint der Bär. Der Bär erwürgt dieſen Stier. Das Bund Schlüſſel aber rollt mit dem Gewande ins Waſſer. Da reibt der Bruder die drei Schuppen, da werfen die Fiſche das Gewand mit dem Bund Schlüſſel wieder heraus. Er faßt das Gewand, löſt es auf, geht auf den Berg, ſchließt das Schloß auf, findet die Marmortafel und den ſchlafenden alten Menſchen. Die Tafel ergreift er und wirft ſie zu Boden in drei Stücken, daß der ſchlafende Vater erwacht. Dadurch ſind auch ſeine drei Söhne, der Bär, der Adler und der Wallfiſch, mit ihren Kindern erlöſt und waren eitel ſchöne Prinzen.

2. Die Prinzeſſin von Portugal und der Prinz von Engeland.

So iſt denn auch einmal ein Prinz von Engeland geweſen, das war der jüngſte von vielen Brüdern, der hielt um die Prinzeſſin von Portugal an. Die aber ſagt: nein, er wäre ihr noch um ein Pfund zu leicht und um ein Pfund zu jung. Da geht er wieder fort und erzählt die Antwort ſeinem Vater, dem Könige von Engeland, und ſpricht zu dem: wenn auch gleich ihr ganzes Königreich drauf ginge, er müßte die Prinzeſſin von Portugal haben; er, der König, ſolle ihm doch drei Glocken gießen laſſen, eine von Glockenſpeiſe, eine von Silber und eine von Gold, dann wolle er ſehen, was mit den Glocken bei der Prinzeſſin anzufangen wäre. Alſo richtig läßt der König von Engeland ihm die drei koſtbaren Glocken gießen und damit zieht der Sohn hin nach Portugal. die Prinzeſſin aber erkennt ihn nicht wieder.

Den erſten Tag läutet er in Portugal mit der Glocke von gewöhnlichem Metall. Daran findet die Prinzeſſin ſchon ihr ſehr ſtarkes Vergnügen (es müſſen wol damals die Glocken noch ſelten geweſen ſein und zumal in Portugal), und ſie fragt ihren Vater, ob er ihr nicht könnte die Glocke kaufen. Er antwortet, ſie möge hingehen und den Mann fragen, ob er ſie verkaufe, und gibt ihr große Schätze mit

Als ſie nun hinkommt, ſagt der Königsſohn, für einen Kuß könne ſie die Glocke von Glockengut bekommen, anders aber nicht. Anfangs macht die Prinzeſſin Einwendungen. Aber ſo ſind die Frauen! kurz und gut, die Prinzeſſin ſagt endlich ja. Sie beſinnt ſich freilich doch bis auf den Abend in der Dämmerung noch eines Andern, weil ſie die Glocke nun einmal hat, und ſchickt dem Prinzen von Engeland ihre Kammerzofe. Wiewol es in der Dämmerung iſt, erkennt der Prinz von Engeland doch, daß das nicht die Prinzeſſin von Portugal iſt, läßt die Kammerzofe ſtehen und küßt ſie nicht.

Den andern Tag aber läutet er mit der ſilbernen Glocke. Sagt die Königstochter zu ihrem Vater, er möchte ihr doch die ſilberne Glocke auch noch kaufen, das ginge gar zu ſchön. Allein der Vater will nichts von dem Kaufe wiſſen. Sie läßt aber nicht nach, geht wieder zu dem Prinzen, den ſie nicht kennt, und ſagt, ob er denn die ſilberne Glocke nicht verkaufe. Ei, ſagt der, für einen Kuß von der Prinzeſſin von Portugal wäre ſie ihm ſchon feil, anders aber nicht. Alſo erhält die Prinzeſſin die Glocke, nimmt die Schätze, die ihr der König endlich doch noch gegeben hat, um die Glocke zu kaufen, wieder mit ſich, und verſpricht den Abend in der Dämmerung wiederzukommen, um ihn zu küſſen. Schickt aber wieder eine Kammerzofe und die läßt der Prinz wieder ſtehen und kümmert ſich nicht um ſie.

Nun hat der Prinz von Engeland nur noch die goldene Glocke und muß jetzt Alles auf Eine Karte ſetzen. Nimmt ſich alſo vor, ſich den Kuß von der Prinzeſſin *vorher* geben zu laſſen, ehe ſie die goldene Glocke erhielte, damit ſie ihn nicht wieder um das Mäulchen betrügen könne. Wie er beginnt die goldene Glocke zu läuten, wird der Prinzeſſin von Portugal ſo ums Herz, ſie weiß nicht wie. Sie hatte von ihren Kammerzofen gehört, daß der Prinz ſie habe ſtehen laſſen, und konnte ſich's wohl denken, daß er ſich diesmal beſſer vorſehen würde. Darum kam ſie nur zögernd zu dem Glockenſpieler, der die goldene Glocke ſpielte, und fragte ſchüchtern, was die goldene Glocke koſte.

Ueber dieſe Glocke, ſagt der Prinz von Engeland, könne gar auf der Welt kein Handel geſchloſſen werden, die ſei ihm viel zu koſtbar, er könne ſie nur verſchenken zur Belohnung, wenn die Königstochter von Portugal ihm vorher einen Kuß gegeben hätte. Da wird die Prinzeſſin blutroth im Geſicht und verſpricht, auf den Abend in der Dämmerung zu ihm zu kommen und ihm den Kuß zu geben.

Diesmal kam die Prinzeſſin ſelbſt zu dem Glockenſpieler, küßte ihn und erhielt die goldene Glocke dafür zum Geſchenk. Als ſie aber gehen wollte, küßte ſie den Glockenſpieler noch einmal, kehrte auch täglich um dieſelbe Stunde zu ihm zurück, wiewol er keine Glocke mehr zu verkaufen hatte, denn ſie liebte ihn nun von Herzen.

Das hatte aber der Prinz von Engeland ſich wol gedacht, daß die ſtolze Prinzeſſin von Portugal ſich noch einmal in ihn verlieben würde, wenn er ohne Purpur und Hermelin zu ihr käme, denn die Prinzeſſin hatte ihm die höhniſche Antwort gegeben, daß er noch um ein Pfund zu leicht und um ein Pfund zu jung wäre, weil dazumal Portugal und Engeland einander nicht grün waren; und der Prinz wußte auch ſelbſt, daß er freilich noch etwas flatterhaft und ziemlich jung an Jahren, aber durchaus nicht unanſehnlich von Geſtalt war.

Nun paßt aber das alte Lied, daß kein Feuer auf der Welt ſo heiß brennt als heimliche Liebe, von der Niemand nichts weiß, auch auf die Leute in Portugal, und darum fand der Prinz von Engeland bei der Prinzeſſin von Portugal Gehör, als ſie einmal wieder beiſammen waren und er ihr ſagte: hier in Portugal könnten ſie einander doch niemals ganz angehören, ſie möge mit ihm nach Engeland entfliehen, dort wolle er ſie heirathen und von der Maurerprofeſſion ernähren, die er eigentlich gelernt habe. Die Prinzeſſin aber ſteckte vor der Reiſe ihr Taſchengeld zu ſich und meinte, daß ſie davon in Engeland mit dem Maurer wol würde leben können.

Allein wie ſie auf die hohe See kamen, ließ ſich der Königsſohn das Geld geben und warf damit zum Spaß nach den Seejungfrauen, damit die Prinzeſſin von Portugal ihr Geld los würde. Da war ſie ganz arm, und wie ſie in Engeland ans Land ſtiegen, ſagte er ihr, ſie müßten ſich einſchränken, weil ihr Geld all ſei. Sie hat nun nichts mehr als ihre koſtbaren Kleider, und im Wirthshauſe muß ihr in der Nacht der Wirth auch die Staatskleider wegnehmen. Nun heißt es, ſie iſt über Nacht beſtohlen, und ſie muß ſich noch bedanken, als ihr der Wirth einen alten Weiberrock gibt, den ſie anziehen kann. Im nächſten Dorfe müſſen ſie ſchon betteln gehen. Der Prinz, den ſeine Bedienung erwartet hat, ſowie ſie ans Land geſtiegen ſind, und jedes heimlichen Winkes von ihm gewärtig geweſen iſt, ohne daß die Prinzeſſin es merkte, hat vorher den Leuten immer Beſcheid ſagen laſſen, daß ihr Niemand etwas geben ſoll. Kommt ſie dann wieder aus einem Hauſe heraus, ohne etwas zu haben, ſo hat er ſie ſtets barſch behandelt. Kaum erhält ſie ſo viel, daß ſie mit dem Prinzen nach London gelangt; da miethet er ihr eine Stube, er aber geht auf das Schloß und ſagt: das Schloß würde jetzt gar ſchön ausgebaut, da wolle er Schloßmaurer werden. Ihr kauft er ein Spinnrad und ſie muß Heede ſpinnen, das will aber auch nicht gehen, weil ihre Hände zu zart ſind, und deshalb ſoll ſie Marketenderin werden. Alſo ſteht ſie auf dem Exercirplatze mit Speiſen und Getränken aus. Das Militär, dem iſt Beſcheid geſagt: nachdem es bei ihr gegeſſen und getrunken hat, gibt es ſeinen

Pferden die Sporen, jagt davon und von Bezahlung iſt gar keine Rede. Da reitet ihr Schatz in Generalsuniform auf ſie zu und läßt ſich einen Trunk geben; ſie kennt ihn nicht, und weil ſie ſo traurig ausſieht, fragt er ſie, was ihr fehle. Sie antwortet, ſie habe einen Bräutigam, der ſie gar zu ſchlecht behandle, und ſo und ſo ſei es ihr mit dem Militär ergangen. Sie glaubt ſchon, der General werde ihr das Geld erſetzen, da jagt der auch davon und läßt ſie ſtehen. Den Abend aber kommt er als Maurer zu ihr und fragt: ob ſie viel verdient habe. Sie antwortet: nein, das Militär habe Alles umſonſt hingenommen. Da wird der Bräutigam zornig und beruhigt ſich kaum ſo weit, daß er ſie nicht bei den Haaren ergreift und prügelt. Endlich ſagt er: da ſie als Marketenderin nicht zu brauchen ſei, ſo wolle er etwas Anderes mit ihr verſuchen; ſie ſolle auf dem Markte mit Geſchirr ausſtehen. Da ſteht die Prinzeſſin von Portugal am andern Tage mit Geſchirr aus, und hat nichts als Teller und Töpfe um ſich herumgelegt auf dem Boden. Nun muß aber alles Militär durch das Geſchirr reiten, daß es in tauſend Stücken zerſpringt. Da kommt ihr Schatz wieder als General und fragt ſie, was ihr geſchehen wäre, daß ſie ſo traurig ausſähe. Da erzählt ſie ihm wieder, wie das Militär an ihr gehandelt hat, und bittet ihn, daß er ihr bezahlen ſoll, was er ſelbſt am Tage zuvor ihr ſchuldig geblieben; er aber lacht nur, wendet ſein Pferd um und jagt davon. Es graut ihr ordentlich Abends nach Hauſe zu gehen. Der Maurer kommt auch richtig, thut gewaltig böſe und ſagt endlich: jetzt wolle er die letzte Probe mit ihr machen, wenn ſie die nicht beſtände, ſo könne er ſie gar nicht heirathen. Auf dem Schloſſe ſei groß Galla, da ſolle ſie als Aufwäſcherin zugegen ſein, ſie ſolle dann drei ſilberne Löffel in ihre Taſche ſtecken, die ſie unterbinden möge. Sie will ſich dazu durchaus nicht verſtehen, bindet aber doch aus

Furcht die Taſche um und ſteckt heimlich die drei ſilbernen Löffel hinein. Da kommen auf einmal der König und die Prinzen von Geblüt auf den Gedanken, ſie wollen einmal mit der Aufwäſcherin tanzen. Die wird hereingeführt unter großer Angſt, daß die drei ſilbernen Löffel in ihrer Taſche auch werden zu tanzen und zu klingen anfangen. So tanzt zuerſt der alte König von Engeland mit ihr einen langſamen Walzer, da klingelt es nicht. Da kommen die ältern Prinzen und das Tanzen mit ihnen geht zur eigenen Verwunderung der Prinzeſſin noch ſo gnädig ab.

Da kommt der jüngſte Prinz, der ſich mit ihr verſprochen hat, und beſtellt einen geſchwinden Hopſer. Sie will durchaus den Hopſer nicht tanzen, muß aber doch, und da tanzt der Prinz gar zu gefährlich mit ihr. Da klingelt es und die Löffel fallen ihr aus der Taſche; ſie aber ſinkt ohnmächtig auf dem Saale nieder. Nun wird ſie ins Nebenzimmer getragen, und dort wird ihr der Hofſtaat angelegt. Als ſie zu ſich ſelbſt kommt, wird ſie wieder hereingebracht in den Saal, und der jüngſte Prinz von Engeland gibt ſich ihr als ihr Bräutigam zu erkennen, fragt aber: ob er jetzt noch ein Pfund zu leicht und ein Pfund zu jung wäre. Nein, ſagt ſie, und fällt ihm um den Hals, und da wurde auch ſogleich die Hochzeit angeſtellt und war große Freude in Engeland

3. Springendes Waſſer, ſprechender Vogel, ſingender Baum.

Es waren einmal drei Hirtentöchter, davon waren zwei klug und die dritte war einfältig. Die erſte von ihnen ſagte einmal, als ſie ihre Heerde auf die Weide trieben und unter dem Königsſchloſſe vorbeikamen: Wenn mich der König zur Frau nähme, ich wollte allen Soldaten neue Hemden geben. Die zweite ſprach: Wenn er mich nähme, ich wollte ihnen Jacken und Hoſen geben. Die dritte aber ſprach: Wenn er mich nähme, ich brächte ihm drei Kinder zur Welt mit goldenen Kreuzen auf der Stirn. Der König hörte das von ſeinem Schloſſe Alles mit an, ließ die drei Hirtentöchter ins Schloß holen und heirathete die dritte, welche geſagt hatte, daß ſie ihm drei Kinder mit goldenen Kreuzen zur Welt bringen würde. — Nicht lange nach ſeiner Verheirathung mußte der König in den Krieg ziehen; unterdeſſen gebar ſeine Gemahlin auf einmal zwei Knaben und ein Mädchen mit goldenen Kreuzen auf der Stirn. Die thaten die Schweſtern der Königin in drei Schachteln, und ſetzten ſie aufs Waſſer, daß ſie ſterben ſollten. Dem Könige aber ſchrieben ſie, ſeine Gemahlin hätte zwei junge Hunde und eine junge Katze geboren. Er ſchrieb erzürnt zurück, daß ſie eingemauert, aber mit Speiſe und Trank verſehen werden ſollte.

Nach Jahren kam der König erſt wieder aus dem Kriege zurück. Einſtmals ging er auf die Jagd, da kam er in einen wunderſchönen Garten, den er noch nie geſehen hatte, und in dem Garten war ein wunderſchönes Schloß, das er auch nicht kannte, und um das Schloß her war ein tiefer Graben, in den mündete das Waſſer, auf das die falſchen Schwägerinnen des Königs die drei Schachteln geſetzt hatten. In dem Waſſergraben aber ritten drei Kinder auf Pferden, zwei Knaben und ein Mädchen, die hatten die Stirn mit Tüchern verbunden. Der König rief ſie an, allein ſie kamen nicht, und er kehrte betrübt zurück. Als er aber den falſchen Schwägerinnen erzählte, was er geſehen hatte, merkten die, daß die drei Königskinder noch am Leben waren, und die älteſte von ihnen, die eine Zauberin war, ging an dem Waſſer entlang und kam zu den drei Kindern, die in dem verzauberten Garten auf dem tiefen Waſſergraben ritten. Da trat ſie an den Graben, und da der älteſte Knabe an ihr vorbeiritt, ſprach ſie: „Es iſt kein ſchönerer Garten auf der Welt als der, darinnen ihr ſeid. Und wenn ihr noch dreierlei in dem Garten hättet, der um euer Haus herum iſt, ſo hättet ihr Alles, was das Herz ſich wünſchen kann.“ „Was iſt denn das?“ fragte der Knabe. Da antwortete die falſche Schwägerin des Königs: „Springendes Waſſer, ſprechender Vogel und ſingender Baum!“ Sie dachte aber, er würde ſterben, wenn er auszöge, die drei Dinge zu holen.

Da lenkt der älteſte Knabe ſein Pferd aus dem Waſſergraben, nimmt das Tuch von der Stirn, hängt es an das Schloß und ſagt: „Wenn das Tuch blutig wird, ſo iſt mir Unglück widerfahren.“ Damit zieht er fort und der König ſieht am folgenden Tage nur noch zwei Kinder auf dem Waſſer reiten. Als der älteſte Knabe eine Strecke weit geritten iſt, ſieht er einen großen Baum und ein kleines Häuschen daneben. Unter dem Baume aber ſitzt ein alter Mann mit langem Haar und ganz vom Bart verwachſenen Geſichte. Der ermahnt ihn lange Zeit umzukehren; allein der Knabe läßt ſich dazu nicht bewegen. Er ſchneidet dem alten Mann Bart und Haar, und darauf führt ihn der Alte an einen Berg; vor dem Berge binden ſie das Pferd des Jünglings an und der Greis ſagt: „So zieh denn hinauf, o Jüngling! denn auf dem Berge findeſt du, was du ſucheſt: ſpringendes Waſſer, ſprechenden Vogel und ſingenden Baum. Ich bin der Mann, der den ſprechenden Vogel füttern muß. Aber du darfſt dich nicht umſchauen, ſonſt ſteht ſogleich dein Leichenſtein da, wie dort am Berge ſchon Tauſende von Leichenſteinen ſtehen. An jedem Leichenſteine ſtehen die letzten Gedanken des Menſchen, und ſo würden auch deine letzten Gedanken raſch an dem Leichenſteine ſtehen, wenn du dich umſchauteſt.“

Der Knabe beginnt nun den Berg hinanzureiten. Als er aber eine Strecke weit hinauf iſt, ſcheinen ihm Tauſende von Bären zu brüllen und Millionen von Schlangen zu wispern. Er blieb jedoch noch ſtandhaft; als es ihm aber plötzlich war, wie wenn ſein Bruder hinter ihm ſeinen Namen rief, drehte er ſich um. Sogleich war er ſein eigener Leichenſtein; daran ſtanden ſeine letzten Gedanken voll Liebe und zärtlicher Sorge um ſeinen Bruder.

Als dies geſchehen war, ſah der zweite Bruder, der noch daheim bei ſeiner Schweſter war, an dem Tuche, das auf einmal ganz blutig geworden war, daß ſeinem Bruder ein Unglück widerfahren ſei. Da kam auch die Zauberin wieder, und ermahnte ihn, daß er ſeinem Bruder zu Hülfe eilen ſollte, der ausgezogen ſei: ſpringendes Waſſer, ſprechenden Vogel und ſingenden Baum zu holen. Sie glaubte aber, daß er auch noch umkommen würde. So brach er nun auch auf, nahm das Tuch von der Stirn, hing es ans Schloß und ſprach: „Wenn das Tuch blutig wird, ſo iſt mir Unheil widerfahren.“ Und damit zog er ſeinem Bruder nach. Und als der König am nächſten Tage wieder auf die Jagd zog, ſah er nur noch das Mädchen ums Schloß reiten. Der zweite Bruder aber kam zu dem alten Mann, der wieder unter dem Baume ſaß, und der ermahnte ihn, zu ſeiner Schweſter zurückzukehren. Er aber ließ ſich nicht zurückhalten, und der alte Mann gab ihm Baumwolle, die mußte er in die Ohren ſtopfen, damit er ſo wenig als möglich hören konnte, indem er auf den Berg ſtieg. Er führte ihn nun wieder an den Berg, worauf die drei Dinge ſich befanden, und an ſeinem Fuße banden ſie wieder ſein Pferd an. Der Knabe begann nun den Berg emporzuſteigen und gelangte glücklich bis an ſeines Bruders Leichenſtein. Da weinte er bitterlich, und in demſelben Augenblicke zogen ihn unzählige Schlangen am Rocke; dennoch ging er weiter. Da war es ihm plötzlich, als riefe hinter ihm ſeine Schweſter. Da drehte er ſich um und war in einen Leichenſtein verwandelt, und auf dem ſtanden ſeine letzten Gedanken an ſeine Schweſter verzeichnet.

Am Schloſſe wurde nun auch das zweite Tuch blutig; da kam die Zauberin wieder und forderte auch das Mädchen auf, ihren Brüdern zu Hülfe zu eilen, welche ausgezogen waren nach ſpringendem Waſſer, ſprechendem Vogel und ſingendem Baum; ſie hoffte aber, daß das Mädchen nun auch noch umkommen würde. Da ritt das Mädchen fort, fand den Greis unter dem Baume und er ſprach: „Ich zweifle ſehr, daß es dir gelingen wird, deine Brüder zu retten, und das ſpringende Waſſer, den ſprechenden Vogel und den ſingenden Baum zu erlangen, denn es ſtehen dort am Berge ſchon die Leichenſteine unzähliger muthiger Ritter, die nach den drei Dingen auszogen, und es doch nicht über ſich gewinnen konnten, immer unverzagt vorwärts zu dringen. Willſt du dich aber nicht zurückhalten laſſen, ſo nimm hier von meinen Haaren und verſtopfe dir die Ohren damit, denn die Baumwolle, welche ich deinem zweiten Bruder gegeben habe, ſcheint ſein Ohr nicht hinlänglich geſchützt zu haben vor den falſchen Stimmen am Berge.“

Der Greis begleitete das Mädchen wieder bis an den Fuß des Berges, und die Jungfrau begann den Berg hinanzuklimmen.

Mit betrübtem Herzen las ſie, was an den Leichenſteinen ihrer Brüder ſtand, aber ſchnell faßte ſie wieder Muth, ging weiter und wie viel tauſend Schlangen auch ihr Kleid anfaßten, ſo gelangte ſie doch zu der Stelle, wo das ſpringende Waſſer gar luſtig ſprang, der ſingende Baum ſeine Lieder ſang und der ſprechende Vogel in einem Käfig hing. Als der ſie ſah, wurde er ſo wüthend, als wolle er ſie tödten. Sie aber legte die Hand auf den Kopf des ſprechenden Vogels, da wurde der ganz zahm und freundlich und ſprach: „Nun ſind deine beiden Brüder gerettet, thu' nur Alles, was ich dir heißen werde und nimm mich mit. Hier unter meinem Bauer ſteht eine Flaſche, die ſchöpfe voll aus dem ſpringenden Waſſer, auch brich einen Zweig vom ſingenden Baume, und bewahre Alles gut, denn wenn es in fremde Hände kommt, ſo iſt Alles verloren." Als die Jungfrau dieſe Aufträge erfüllt hatte, wie der Vogel es ihr geheißen, nahm ſie den Käfig mit dem ſprechenden Vogel und ſtieg mit den drei Dingen den Berg hinab. Wie ſie an die Leichenſteine ihrer Brüder kamen, hieß der Vogel ſie die Steine mit ſeinem Speichel beſtreichen. Als ſie das gethan hatte, waren ihre Brüder ſogleich wieder lebendig, und ſtiegen mit ihr den Berg hinab. Wie ſie an die Hütte des Greiſes kamen, lag der unter dem Baume in einem Sarge und neben ihm ſtand ſein Leichenſtein, daran war ſein letzter Gedanke geſchrieben, der hieß: „Ich habe genug gelebt."

Als die drei Geſchwiſter in ihren Garten nach dem Schloſſe zurückkehrten, fanden ſie dort den König, der mit Trauer die drei Tücher betrachtet hatte, von denen zwei blutig waren, wiewol er nicht wußte, was es bedeutete. Der ſprechende Vogel gab ſogleich die Stelle in dem Garten an, wo er hingehängt werden wollte, wo das Waſſer hingegoſſen werden müſſe und wo der Zacken vom ſingenden Baume hingeſteckt werden ſolle. Als das Alles ſo geſchehen war, ſprang das Waſſer als der köſtlichſte Springbrunnen in die Luft, und der Baum, der aus dem Zacken ſogleich hervorgewachſen war, machte die ſchönſte Muſik. Da hatte der König eine große Freude am ſpringenden Waſſer und am ſingenden Baum, aber der kluge Vogel ſprach zu ihm: „Erkennſt du nicht an den drei goldenen Kreuzen auf der Stirn dieſer Kinder wer ſie ſind? Laß nur nachſuchen am Waſſer, ſo wirſt du noch die drei Käſtchen finden, in denen deine falſchen Schwägerinnen deine Kinder ausgeſetzt haben. Danke Gott, daß ſie noch erhalten ſind, und eile, o König! dein unſchuldiges Weib, die du haſt einmauern laſſen, wieder zu dir zu nehmen, drücke die Jünglinge und die Jungfrau als deine leiblichen Kinder ans Herz und laß deine falſchen Schwägerinnen von vier Pferden zerreißen."

Wie die drei Käſtchen gefunden waren, da war das Schloß mit dem tiefen Graben verſchwunden. Doch der Garten mit dem ſprechenden Vogel, dem ſingenden Baum und dem ſpringenden Waſſer blieb, und die Kinder gingen darin oft mit ihrem Vater und ihrer Mutter, die der König wieder zu ſich genommen hatte, als in einem ſchönen Luſtgarten ſpazieren. Seine böſen Schwägerinnen aber ließ der König von vier Pferden zerreißen.

4. Der Jäger über alle Jäger.

Es war einmal ein Tiſchler und ein Goldſchmied, die ſprachen, wer wol das beſte Kunſtſtück von ihnen machen könne. Da kommt der Meiſter Goldſchmied an und bringt einen goldenen Fiſch, der ſchwimmt immer im Waſſer umher. Da kommt der Tiſchler auch und fliegt zum Fenſter herein, und hat ſich ein paar Flügel gemacht, mit denen er fliegt, fliegt noch ein Mal zum Fenſter hinaus und drei Mal ums Haus herum. Da macht ein Prinz die Flügel an, der will nachher wieder niederfliegen, fliegt aber immer höher und höher und kann nicht nieder. Da fliegt er auf eine Kirche, die hoch in der Luft geweſen iſt; in der Kirche wohnt eine Prinzeſſin, die macht das Fenſter auf, da fliegt er hinein, heirathet die Prinzeſſin und wohnt mit ihr in der Kirche.

Da bekamen ſie einen kleinen Knaben, den ließen ſie in einer Schachtel auf die Erde nieder.

Da fand eine alte böſe Frau den Knaben in der Schachtel und nahm ihn zu ſich, wollte ihn aber, als er etwas herangewachſen war, vergiften, um ſeiner los zu werden. Der Junge ging in den Wald, da kam ein Zwerg und übergab ihm drei Hunde, die hießen Stahl, Eiſen und Hille*); er empfahl ihm auch, Alles zu thun, was die Hunde wollten, und ſie ja nicht zu ſchlagen.

Als der Waiſenknabe nach Haus kam, hatten ihm ſeine Pflegeältern vergiftetes Eſſen hingeſtellt, um ihn damit zu tödten. Wie er aber den erſten Löffel voll zum Munde führte, ſprang der Hund Stahl auf und ſchlug mit der Pfote unter den Löffel, ſodaß die Speiſe, die darin war, verſchüttet wurde. Daſſelbe that der Hund Eiſen, als er den zweiten Löffel zum Munde führte. Als er den dritten Löffel füllen wollte, ſtieß der Hund Hille den ganzen Napf um, und der Waiſenknabe mußte ſich hungrig zu Bett legen.

Am andern Tage ging er mit ſeinen Hunden wieder in den Wald, da trat der Zwerg wieder zu ihm und führte ihn in eine Höhle, wo Tſackos, Flinten und allerlei Jägerkram darin war. Von dieſen Dingen ſoll er ſich etwas wählen, und er nimmt eine Büchſe und einen Tſako, woran geſchrieben ſteht: „Ich bin Jäger über alle Jäger.“ Und wie er den Tſacko aufſetzte, da war er auch ein Jäger über alle Jäger, und die drei Hunde heulten ſo freudig. Nun ging er fort und kam in ein Förſterhaus; da nahm ihn der Förſter in Dienſt und er ſchoß mehr Wild als alle andern Jäger zuſammengenommen.

Es mußte aber dieſer Förſter jeden Tag eine Stunde lang in ein altes verfallenes Schloß gehen; und eines Abends ſchickte er den Jäger über alle Jäger ſtatt ſeiner dahin. In dem Schloſſe ſpielte er mit einem Geſpenſte Karten, wie ſonſt immer der Förſter thun mußte. Während ſie ſpielen, klopft Jemand an und es tritt ein zweites Geſpenſt herein, das ruft immer fort: „Ich will den Förſter haben.“ „Was du an den Förſter zu fordern haſt“, ſagt der Jäger über alle Jäger, „kannſt du auch von mir fordern“, und in demſelben Augenblicke ſpringen auch ſchon die drei Hunde: Stahl, Eiſen und Hille, auf das Geſpenſt an der Thür zu und vertilgen es. Das Geſpenſt, mit dem er Karten ſpielte, zitterte und bebte unterdeſſen. Er aber ließ ſich nicht ſtören und rief immer fort: „Trumpf rut! Trumpf rut!*)“ Zuletzt vertilgten die drei Hunde auch noch das Geſpenſt, mit dem er Karten geſpielt hatte. Nun brauchte der Förſter nicht mehr zu den Geiſtern in das Schloß zu gehen und ſein Vater und ſein Großvater, die in dem Schloſſe in einem feurigen Schranke brannten, konnten jetzt ruhig ſterben.

---

*) Schnell.

Der Jäger über alle Jäger aber wollte ſich weiter in der Welt verſuchen und verließ das Forſthaus. Er vermiethete ſich als Schweinehirt bei einem Müller, zu deſſen Heerde täglich drei Rieſen kamen und Schweine ſtahlen. Dieſen Rieſen rief er drei Tage hintereinander zu: „Was ihr an den Müller zu fordern habt, könnt' ihr auch an mich fordern.“ An dem erſten Tage, wo die drei Rieſen kamen um Schweine zu ſtehlen, ſprang jeder der drei treuen Hunde auf einen Rieſen los und der Hund Stahl tödtete einen davon, die andern Rieſen aber ergriffen die Flucht. Am zweiten Tage kamen die beiden Rieſen, welche entflohen waren, abermals um Schweine zu ſtehlen. Da tödtete der Hund Eiſen einen von ihnen, und der andere Rieſe ergriff von neuem die Flucht. Am dritten Tage kam dieſer Rieſe al lein, um Schweine zu ſtehlen, raſch aber tödtete ihn der Hund Hille.

---

*) Trumpf 'raus.

Damit war die Mühle und die Heerde von den Rieſen erlöſt, und der Jäger über alle Jäger ſetzte ſeine Reiſe fort. Er kam in eine Stadt die ganz mit Flor überzogen war, weil ein Drache die Königstochter vom Markte abholen wollte. Da ſtellte der Jäger über alle Jäger ſich mit ſeinen treuen Hunden neben die Prinzeſſin, und als der Drache kam, rief er ihm zu: „Was du an den König zu fordern haſt, kannſt du auch an mich fordern.“ In demſelben Augenblicke ſprangen die drei Hunde Stahl, Eiſen und Hille gegen den Drachen an und zerriſſen ihn.

Da warf ſich die Prinzeſſin ihm in die Arme und begrüßte ihn als ihren zukünftigen Gemahl. Zugleich bat ſie ihn, ſeinen drei Hunden Stahl, Eiſen und Hille die Köpfe abzuhauen. Das that er auch, weil die Prinzeſſin verſicherte, es würde zum Heile ausſchlagen: und da war der Hund Stahl der König, der Vater der Prinzeſſin, der Hund Eiſen war der Förſter und der Hund Hille war der Müller. Alle Drei waren jetzt von der Zaubergewalt völlig erlöſt, unter der ſie geſtanden hatten und der Förſter und der Müller zogen fröhlich nach Haus. Zum Hochzeitstage des Jägers über alle Jäger mit der Prinzeſſin aber ſtellte ſich der Müller wieder ein in der Stadt, und brachte das beſte Stück Schweinebraten, und auch der Förſter kam und brachte das beſte Stück Wildbraten, das in ſeinem Forſt zu haben war. Der König aber holte die beſte Flaſche Wein herauf, die in ſeinem Keller ſtand, und ſo wurde die Hochzeit gefeiert, und am Hochzeitstage war die ganze Stadt mit Roth überzogen.

5. Glücksvogel und Pechvogel.

In einem Holze wohnte ein Mann, der hatte zwei Zwillinge, von denen war der eine ein Glücksvogel, der andere ein Pechvogel. Der Mann aber ſäete auf ein Stücklein Landes eine Saat, daraus wuchſen auf zwei Schwerter, zwei Pudelhunde und zwei Schimmel. Als ſeine Söhne nun funfzehn Jahre alt waren, gab er jedem eins von den Schwertern, einen von den Pudelhunden und einen von den Schimmeln, und damit zogen ſie in die weite Welt. Wie ſie an den Kreuzweg kamen, nahmen ſie Abſchied und verabredeten, daß ſie einander durch die Hunde Nachricht geben wollten. Wer zuerſt ſein Glück in einer Stadt machte, ſolle ſeinen Hund an dieſen Kreuzweg bringen, dann werde der ſchon aufſpüren, wo der andere Bruder ſei. Nun kommt aber der Pechvogel in ein Wirthshaus, wo die Wirthin eine Hexe iſt; die erwürgt ihn, ſchneidet ſeinen Leib entzwei und ſteckt ihn in einen Tubben. Dann erwürgt ſie auch ſeinen Hund, wiewol der den Namen hatte: Brichſtahlundeiſen, ſchneidet ihn auch auseinander und ſteckt ihn auch in den Tubben. Der Glücksvogel kommt in eine Stadt, die Stadt iſt ganz mit ſchwarzem Flor überzogen. An dieſem Tage holt nämlich ein Drache eine Prinzeſſin ab, weil er jedes Jahr an dieſem Tage ein Mädchen von funfzehn Jahren wegholen muß und weil diesmal kein Mädchen von funfzehn Jahren da iſt, als die Prinzeſſin. Er beſchließt die Prinzeſſin zu retten und mit dem Drachen zu kämpfen. Er geht alſo auf den Drachenberg. Ein Diener des Königs führt die Prinzeſſin dahin. Wie der Drache die Prinzeſſin ſieht, kommt er plötzlich aus der Luft geſchoſſen. Der Glücksvogel haut muthig auf den Drachen los, ſein kluger Hund, der den Namen hatte Bringſpeiſe, und ſein treues Pferd helfen ihm dabei. So kriegt er den Drachen mit ſieben Köpfen nieder und ſchneidet aus den ſieben Köpfen die Zungen heraus. Die Prinzeſſin aber gibt ihm einen Ring und ein Tuch, worin ihr Name ſteht. Sie will ihn ſogleich mit aufs Schloß nehmen, er aber gedenkt ſeines Bruders, und reitet mit ſeinem treuen Hunde Bringſpeiſe zuerſt nach dem Kreuzwege zu. Der Diener, welcher die Prinzeſſin bis vor den Berg in der Kutſche begleitet hat, hält noch dort. Da er nun den Abſchied der Prinzeſſin von dem Ritter gehört hat, droht er ihr unterwegs, ſie zu tödten, wenn ſie nicht ſagen wolle, daß er ſie erlöſt habe. Aus Angſt ſchwört ſie ihm endlich dies zu; er nimmt ſieben Hunde und ſchneidet ihnen die Zungen aus, um ſie dem Könige als die Zungen des Drachen vorzulegen. Das geſchieht, der König aber iſt hocherfreut und verſpricht dem Diener die Krone. Bald danach wird die Verlobung der Prinzeſſin gehalten. Der edle Ritter iſt aber nun auf den Kreuzweg gekommen, von dort verfolgt der treue Hund die Spur in ein Wirthshaus und der Ritter folgt ihm auf ſeinem Pferde dahin. Dort winſelt ſein Hund, und wie er ſein Pferd in den Stall zieht, da meckert es ordentlich vor Freude und daraus merkt er, daß ſeines Bruders Pferd daneben im Stalle ſteht.

Nun fragt er die alte Frau in dem Wirthshauſe hin und her, erhält aber keine Nachricht von ſeinem Bruder. Endlich legt er ſich nieder in tiefen Gedanken, weil er in dem Wirthshauſe Niemand weiter geſehen hat als dieſe alte Frau. Wie es gegen elf Uhr Abends iſt, wird der Hund Bringſpeiſe unruhig; er ſpringt auf und ergreift den Degen, tritt an die Thür und hört die Wirthin ſprechen: „Ein Herr liegt hier auf der Stube, dem wollen wir an den Kragen.“ So kommen zwölf Hexen, worunter die Wirthin, zur Thür herein und er haut elf davon nieder. Die Wirthin aber will entlaufen, doch greift er ſie in der Thür und ſagt: ſie müſſe ſterben, wenn ſie ſeinen Bruder nicht herbeiſchaffe. Die alte Hexe verſpricht ihn herbeizuſchaffen, holt den Tubben und nimmt daraus ein Stück nach dem andern von ſeinem Bruder, beſtreicht die Stücken mit Hexenſalbe aus dem Glaſe und hext den Pechvogel wieder zuſammen. Darauf nimmt ſie aus der Tonne zuerſt die Schnauze, dann die andern Theile des Hundes Brichſtahlundeiſen, hext die auch wieder zuſammen, und der Hund Brichſtahlundeiſen ſpringt freudig heulend an dem neuerſtandenen Pechvogel in die Höhe. Nun ſchwingen ſich beide Brüder auf die Pferde, da ruft die alte Hexe den Glücksvogel, gerührt, daß er ihr allein das Leben geſchenkt hat, noch einmal um, gibt ihm noch etwas von der Salbe und ſagt: Man könne nicht wiſſen, was dem Pechvogel noch einmal geſchähe; wenn Holland in Noth ſei bei ihm, dann ſolle er ihn nur mit der Hexenſalbe beſtreichen. Sie bat ſich zur Belohnung nur ein paar Haare von ſeinem Pudelhunde Bringſpeiſe aus.

So zieht der Glücksvogel mit dem Pechvogel einmüthig in die Stadt des Königs, da aber iſt Alles fröhlich. Da fragt der Ritter, warum Alles ſo fröhlich ſei, und bekommt die Antwort: die Königstochter habe Hochzeit. Nun macht der Ritter mit dem Wirthe eine Wette, daß er etwas von der Königstafel erhalten werde durch ſeinen Hund. Er bindet dem Hunde Bringſpeiſe das Tuch, das er von der Prinzeſſin erhalten hat, um, ſteckt ein Briefchen hinein und befiehlt dem Hunde, ſich von Niemandem anders als von der Prinzeſſin das Tuch abbinden zu laſſen. Der Hund wird einige Mal von den Soldaten zurückgetrieben, ſchleicht ſich aber endlich durch und gelangt in das Hochzeitszimmer. Er kriecht unter den Tiſch zu der Prinzeſſin Füßen und zerrt an ihrem Gewande. Die Prinzeſſin lieſt den Brief, thut nach dem Verlangen ihres wahren Erlöſers eine von den Schüſſeln, die auf der Königstafel ſtanden, in das Tuch und damit kehrt der Hund in den Gaſthof zurück. Der König, welcher ſah, wie ſeine Tochter dem Hunde die Speiſe übergab, hieß ſeinen treueſten Diener ihm nachfolgen. Der fand den Glücksvogel im Wirthshauſe, wie er eben mit ſeinem Bruder ſich an den Tiſch ſetzte, um die Speiſe von Königs Tafel zu verzehren. Da erfuhr der treue Diener des Königs von dem Glücksvogel Alles und ſah auch die ſieben rechten Drachenzungen. Nun ward der Glücksvogel mit ſeinem Bruder in der Kutſche nach dem Königshofe gebracht, die Prinzeſſin bekannte, daß er ihr wahrer Erlöſer ſei, und er mußte über den falſchen Erlöſer das Urtheil ſprechen. Der ward in eine mit Nägeln beſchlagene Tonne geſteckt und die Tonne wurde den Berg heruntergerollt.

Der Glücksvogel freite jetzt die Prinzeſſin und der Alte erkannte ihn als König an.

Nun aber hört, was ſich mit dem Pechvogel noch begeben hat. Der Glücksvogel ging, ſeit er König war, wie andere Könige auch thun, tagtäglich auf die Jagd, um ſein Leben zu genießen; der Pechvogel aber ſaß unterdeſſen zu Hauſe im Palaſte bei der ſchönen Königin. Da kamen dem Glücksvogel auf der Jagd einmal Gedanken, was wol der Pechvogel daheim immer bei ſeiner Frau zu thun habe. Ein König iſt auch nur ein Menſch, und darum achtete der Glücksvogel des ſchönen Hirſches nicht, der ſich eben auf Schußweite ihm näherte, ſondern ritt heim zu ſeiner Frau, und da fand er den Pechvogel, wie er vor ihr ſaß und ſie anſchaute. Da wurde er eiferſüchtig und in der Eiferſucht fühlte er ſich ſo recht als König, zog ſein Schwert und hieb den Pechvogel in Stücken.

Nun betheuerte aber die Königin ihrem Gemahl ihre und ſeines Bruders Unſchuld. Niemals habe dieſer Ungebührliches von ihr verlangt. Nur einmal, wie er ſie auch wieder ſo angeſchaut, habe er ſie um einen Kuß gebeten und den habe ſie ihm nicht gegeben.

Da gereute es den König was er gethan, und er erinnerte ſich der Hexenſalbe, welche die Alte ihm auf den Weg gegeben hatte. Damit beſtrich er den Pechvogel, ſodaß dieſer abermals lebendig wurde. Und wenn ſie noch nicht geſtorben ſind, ſo jagt der König heute noch nach dem Hirſche, und der Pechvogel ſitzt heute noch bei der Königin.

6. Der Mann ohne Leib.

In Stolberg war einmal ein Glockengießer, der hatte einen Lehrling, welcher funfzehn Jahre alt war und hatte in Arbeit eine große Glocke. Er ſagte dem Lehrlinge, er möge Acht geben und ihn wecken, wenn das Metall lauter wäre. Der Lehrling aber gießt die Glocke ſelbſt und weckt den Meiſter erſt, als ſie gegoſſen iſt. Der erſtaunte, als der Jüngling die Glocke ſchon gegoſſen hatte, und ſagte: er ſolle ſterben, wenn die Glocke einen Fehler habe. Glücklicherweiſe war die Glocke wohl gerathen, als ſie herausgebracht wurde, und nun berathſchlagte ſich der Glockengießer mit ſeiner Frau, weil er in dem Jungen einen künftigen Nebenbuhler erblickte und ſtach ihm die Augen aus. Einige Jahre hatte der Knabe ſo verlebt, da beſchloß er, den Meiſter, der ihn in ſeiner Blindheit hatte ernähren müſſen und der ihn oft ſchlecht behandelte, zu verlaſſen, ging fort und gerieth unter einen Galgen, wo kürzlich mehrere Räuber erhängt waren. Unter dem Galgen hatte ſich alles Federvieh verſammelt, es fehlte nur noch Ein Vogel, das war der Rabe. Als der Rabe endlich kam, ſchalt der Adler, der der Meiſter der Vögel war, ihn wegen ſeines langen Ausbleibens; der Rabe aber ſagte: er hätte unterdeſſen erfahren, daß morgen ein Thau ſiele, wenn Jemand ſich damit wüſche, ſo könne er ſehen und wenn er noch niemals Augen gehabt hätte. Das hörte der Blinde unter dem Galgen, verharrte allda bis an den nächſten Morgen, wiſchte ſich dreimal mit dem Thau die Augen und konnte nun wieder ſehen. Jetzt ſetzte er ſeine Reiſe fort und kam in ein dickes Holz, da hörte er ein Winſeln. Das kam von einem Pferde, auf dem ein Löwe, ein Windhund, ein Rabe und eine Ameiſe ſaßen, und von dem ſie den Ritter ſchon verzehrt hatten. Sie riefen den Lehrling herbei und der Löwe gebot ihm, das Pferd unter ſie zu theilen, denn ſie waren darüber in Streitigkeit gerathen. Da ſprach der Lehrling zu den Thieren alſo: „Dir, o Löwe, gebe ich die Haut des Pferdes, der Windhund mag mit ſeinen ſcharfen Zähnen die Knochen verſpeiſen, der Rabe ſoll das Aas des Pferdes haben und die Ameiſe mag in ſeinem Kopfe ihr Winterquartier aufſchlagen."

Mit dieſer Theilung waren die Thiere zufrieden, und als der Lehrling eine Strecke weiter gegangen war, kam der Windhund hinter ihm hergeſprungen und ſprach: „Du ſollſt noch einmal zu meinem Herrn, dem Löwen, kommen." Nun denkt der Lehrling nicht anders, als daß er jetzt ſterben ſoll. Aber der Löwe ſagt: ſie hätten vergeſſen nach der Schuldigkeit zu fragen wegen des Theilens. Der Lehrling antwortete zwar: das ſei gern geſchehen; aber der Löwe ſpricht: wenn er nicht fordern wolle, ſo gebe er ſelbſt, ſowie der Windhund und der Rabe ihm etwas von ſeinem Haupte. Wenn er das riebe, ſo wäre er das Thier, von deſſen Haupte er das empfangen hätte, was er eben riebe, und auch die Ameiſe gebe ihm die Macht, ihre Geſtalt anzunehmen, ſo oft er es wünſche. Das gefiel dem Lehrling, und er rieb ſogleich die

Haare des Windhundes und ſprang als Windhund davon. Nun, denkt er, ſoll mir Niemand mehr die Augen ausſtechen, denn ich würde ihm gleich als Windhund entſchlüpfen. Er läuft eine ganze Strecke weit, da kommt er an eine Stadt, verwandelt ſich wieder in einen Menſchen und geht hinein. Es war aber die Stadt voller Trauer und der Lehrling brachte bald in Erfahrung, daß an dieſem Tage die Prinzeſſin in einer Wolkenſäule abgeholt werden ſolle. Als er nach dem Markte kam, ſaß auch die Prinzeſſin ſchon dort auf einem Seſſel und wartete, daß die Wolkenſäule käme und ſie abhole. In dem Augenblicke flog die Wolkenſäule nieder auf den Markt, hüllte die Prinzeſſin ein und flog mit ihr davon. Als der Lehrling das ſah, verwandelte er ſich in einen Raben und flog der Wolkenſäule nach. Die aber ließ ſich endlich vor einem großen Schloſſe nieder, aus dem trat eine große Geſtalt heraus, ließ die Prinzeſſin ein und ſchloß die Burg wieder zu. Die große Geſtalt aber, welche ein verwünſchter Prinz geweſen iſt, ſagte der Prinzeſſin, wenn ſie etwas begehre, ſo möge ſie rufen: Mann ohne Leef![*] draußen vor dem Thore verwandelte ſich nun der Lehrling aus dem Raben in die Ameiſe und kroch ſo durch Thür und Thor ins Zimmer der Prinzeſſin. Als er im Zimmer war, nahm er ſeine menſchliche Geſtalt an. Da rief die Prinzeſſin erſchreckt: Mann ohne Leef! Sogleich erſchien der Mann ohne Leib, und der Lehrling kroch als Ameiſe unter den Stuhl der Prinzeſſin. Der Mann ohne Leib erſcheint, ſieht aber Niemand und verſichert die Prinzeſſin, daß hier niemals ein Menſch herkomme. Nachdem der Mann ohne Leib das Zimmer verlaſſen hat, erſcheint die Ameiſe von neuem in menſchlicher Geſtalt und winkt der Prinzeſſin Stillſchweigen zu. Sie flieht in einen Winkel des Zimmers, hört aber den Lehrling jetzt ſtillſchweigend an. Der ſagt, er wolle ſie erlöſen, und verwandelt ſich vor ihren Augen in einen Löwen, in einen Windhund, einen Raben und eine Ameiſe, damit ſie Vertrauen zu ſeinen Künſten faßt und in Zukunft nicht mehr vor ihm erſchrickt.

---

[*] Mann ohne Leib.

Die Prinzeſſin berieth von jetzt an häufig mit dem Lehrling, der ſich ſtets in eine Ameiſe verwandelte, ſo oft er den Mann ohne Leib kommen ſah, wie ſie erlöſt werden könne, und der Lehrling gab ihr den Rath, den Mann ohne Leib einmal über ſeine ganze Verwünſchung auszufragen. Nun hat die Prinzeſſin einen Tag um den andern den Mann ohne Leib laufen müſſen und dabei fragte ſie ihn denn einmal aus, wie es mit ſeiner Verwünſchung ſtände und wie ſie ſelbſt erlöſt werden könnte. „Du biſt ſehr kühn“, antwortete ihr der Mann ohne Leib auf ihre Frage, „doch will ich dir Alles der Wahrheit gemäß ſagen. Unten im Thale, das du aus dem Fenſter des Schloſſes erblickſt, ſteht eine Rieſenhütte. Der Rieſe, der darin iſt, muß getödtet werden; aus ſeinem Leibe ſpringt dann ein Haſe hervor und der Haſe muß auch getödtet werden; aus ihm flattert eine Taube hervor, die Taube muß auch getödtet werden. Die Taube hat ein Ei in ſich, das Ei muß ohne mein Wiſſen auf meinem Kopfe zerſchlagen werden, dann ſind wir Beide, du und ich, erlöſt.“

Der Lehrling hat Alles als Ameiſe mit angehört, und als der Mann ohne Leib das Zimmer verlaſſen hat, will er ſogleich als Rabe aus dem Schloſſe fliegen und mit dem Rieſen kämpfen. Die Prinzeſſin weint bitterlich und will ihn anfangs nicht ziehen laſſen, doch er läßt ſich nicht halten und fliegt als Rabe davon.

Sobald er vor dem Schloſſe war, verwandelte er ſich in einen Menſchen und ſtieg ins Thal hinab. Unterwegs begegnete ihm eine alte Frau, die fragte, wohin er denn wolle.

„Ich will den Rieſen tödten“, antwortete er. Da ſprach ſie: „So will ich dir ein Schwert geben, und wenn der Rieſe einen Waffenſtillſtand verlangt, ſo ſoll ein Brot aus der Luft geflogen kommen, das mußt du auffangen und eſſen.“

Jetzt ging der Jüngling zur Rieſenhöhle und forderte den Rieſen zum Kampfe heraus; der aber ſpottete ſeiner und wollte anfangs gar nicht mit ihm kämpfen. Als ſie dann aber doch einander gegenüber ſtanden, ſchlug der Rieſe beim erſten Hiebe mit ſeinem eiſernen Stabe fehl und der Lehrling hieb ihm unterdeſſen mit ſeinem Schwerte in den Arm. Deshalb mußte er ſich den Arm verbinden und um Waffenſtillſtand bitten, und ſowie er das Wort ausſprach, gedachte der Lehrling an das Brot, rieb die Hundehaare und wurde ein Windhund. Das Brot kam auch richtig ſchon durch die Luft geflogen, und ſchnapp hatte es der Windhund im Maule und verzehrte es. Es ſtärkte ihn aber ſo, daß er als Menſch ſogleich von neuem den Rieſen zum Kampfe herausforderte. Der hatte unterdeſſen den Arm verbunden und ſprang grimmig auf den jungen Menſchen los. Allein der rieb die Löwenhaare, ſprang dem Rieſen brüllend entgegen und tödtete ihn mit der ungeheuern Kraft, die das Brot ihm verliehen hatte. Als der Rieſe todt war, verwandelte er ſich wieder in einen Menſchen, ſchnitt ihm den Bauch auf und huſch ſprang der Haſe heraus und lief den Berg herunter. Der Lehrling ſetzte als Windhund hinter dem Haſen her, packte ihn im Genick und ſchnitt ihm dann neben der Rieſenhöhle mit ſeinem Schwerte den Balg auf. Sowie der geöffnet war, flog auch ſchon die Taube davon. Der Lehrling aber verwandelte ſich in einen Raben, holte ſie ein, packte ſie und flog mit ihr nach dem Schloſſe zum Fenſter der Prinzeſſin hinein. Dort tödtete er die Taube, nahm das Ei heraus und gab es der Prinzeſſin.

Am andern Tage mußte die Prinzeſſin den Mann ohne

Leib wieder laufen. Da ſchlug ſie ihm plötzlich, ohne daß er's ahnte, das Ei auf dem Kopfe entzwei, und da war der Mann ohne Leib erlöſt und es wurden Pauken und Trompeten gehört. Jetzt aber ſprach der Mann ohne Leib: die Prinzeſſin iſt mein. Allein die wollte den Glockengießer heirathen, der ihr Erlöſer war. Sie einigten ſich nun alle Drei dahin, daß der Vater der Prinzeſſin entſcheiden ſolle, wem ſeine Tochter angehöre, und reiſten miteinander nach der Heimat der Prinzeſſin, wohin der Lehrling ſchon früher als Rabe einen Brief von ihr gebracht hatte mit der Nachricht, daß ſie noch am Leben ſei. Einſtmals fuhren ſie zuſammen über ein Waſſer und der Glockengießer neigte ſich über den Kahn, da warf der Mann ohne Leib ihn ſogleich hinein und er ertrank. Darüber war der Mann ohne Leib hoch erfreut, die Prinzeſſin aber weinte über den Tod des Glockengießers. Als die Beiden nun miteinander zum Schloſſe des Königs kamen, beſtimmte der, daß zum Andenken an den Glockengießer alle Tage in das Waſſer geſchoſſen werden ſolle, in dem er ertrunken war. Wie nun die Soldaten des Königs, um den Glockengießer zu ehren, zum dritten Male in das Waſſer geſchoſſen hatten, kam ein weißes Männchen aus dem Waſſer herauf und ſprach: „Werft nur den Mann ohne Leib in das Waſſer hinein, daß er ertrinkt, ſo wird der Glockengießer wieder lebendig aus dem Waſſer hervorkommen.“

Da wurde der Mann ohne Leib in das Waſſer geworfen, und gleich darauf tauchte der Glockengießer ganz munter daraus hervor. Jetzt ſtellte der König eine große Hochzeit an und der Glockengießer heirathete die Prinzeſſin

7. Soldat Lorenz.

Es war einmal ein Soldat mit Namen Lorenz, der diente bei einem Könige. Drei Mal kam in der Nacht auf ſeinen Poſten ein Geiſt und kündigte ihm an, daß er ſeinen Abſchied nehmen und ihm nachfolgen ſolle, um König zu werden. Als der Geiſt in der dritten Nacht kam, hatten ihm ſeine Kameraden geſagt, er ſolle auf ihn feuern. Das Gewehr aber verſagte ihm und der Geiſt ſprach: wenn er ihm nicht gehorche, ſo koſte es ſein Leben. Er ſolle immer gen Morgen gehen, da würde er Anweiſung erhalten, was er weiter zu thun habe.

Am vierten Tage verlangte der Soldat ſeinen Abſchied, den er auch erhielt. Lorenz reiſte nun mehrere Tage; die Lebensmittel, die er mitgenommen, wurden all, und mit dem Hunger kamen Zweifel, ob wirklich der Geiſt ihn gerufen habe.

So rückte der Abend heran, und er legte ſich ſchlafen auf einen Ameiſenhaufen; da kamen in der Nacht die Ameiſen und ſtachen ihn. Mehrere tödtete er und wollte endlich ein Feuer anzünden, um ſie alle zu verbrennen. Da ſchrien ſie: „Lorenz, verſchone dein Volk, du weißt nicht, wie es dir dienen kann.“ Ei, denkt er, wenn dir die Ameiſen dienen können, ſo läßt du ſie leben, geht alſo ſogleich in der Nacht weiter und verſchont ſie.

Als es weiter auf den Tag kam, gelangte er an einen Teich mit vielen Enten. Auf die eine davon legte er aus Hunger an, denn er gedachte ſie ſich in ſeinem Feldkeſſel zu kochen. Da ſchrien die Enten: „Lorenz, verſchone dein Volk, du weißt nicht, wie es dir dienen kann.“ Da ging

Lorenz hungrig am Waſſer herunter, und gegen Sonnenuntergang ſah er von weitem zwei Jungfern ſich baden. Als er näher kam, ſchaute ihn die eine der Jungfrauen an und ſprach: „Der iſt unſer Erlöſer.“ Da fragten ſie ihn nach ſeiner Reiſe, und er erzählte, daß er darum ſich aufgemacht habe, weil der Geiſt ihm zugerufen habe, er ſolle König werden. Ehe die Jungfrauen von ihm fortſchwammen, ſprach die, welche bisher ſchon das Wort geführt hatte: „Zwei Aufgaben mußt du löſen, dann ſind wir erlöſt und du wirſt König. Sieh her, jetzt werf' ich ein Bund Schlüſſel ins Waſſer; hole ſie wieder vom Grunde hervor, — das iſt die erſte Aufgabe, welche du löſen mußt.“ Damit waren beide Jungfern verſchwunden. Lorenz ſtand ſtaunend am Waſſer und hielt es für unmöglich, daß er hinab könne, um die Schlüſſel zu holen. Plötzlich aber kamen viele Enten an und fragten, warum er ſo traurig wäre. Da ſagte er Ach, er könne vor Hunger und Traurigkeit kaum mehr reden; doch möchten ſie das Bund Schlüſſel heraufholen, das die Jungfer ins Waſſer geworfen habe.

Da verſchwanden die Enten, und bald kam eine von ihnen wieder mit dem Bund Schlüſſel empor. Das brachte ſie Lorenz und bedankte ſich noch bei ihm, daß er ſie vorher nicht geſchoſſen hatte. Als Lorenz die Schlüſſel in der Hand hielt, ſtieg ſogleich ein Schloß aus dem Waſſer empor und ſtand gar ſtattlich am Ufer. Und als Lorenz auf das Schloß zuging, kam die zweite der nackten Jungfern. Sie ſchüttete tauſend Scheffel Rübenſamen vor dem Schloſſe umher und ſagte, wenn er die in einen Sack zuſammengeſucht hätte, ſo möge er die Schlüſſel in das Schloß ſtecken. Da war die Jungfer verſchwunden und Lorenz hatte noch immer nichts gegeſſen. Er rang ſeine Hände und warf ſich vor Hunger auf der Erde umher. Plötzlich erſchienen viele, viele Ameiſen und die eine fragte, was ihm fehle. Lorenz erzählte, daß er den Rübenſamen wieder in einen Sack leſen ſolle, und da wurden die Ameiſen auf einmal ſo geſchäftig und laſen den Rübenſamen alle in einen Sack. Lorenz brauchte nur den Sack zuzubinden. Auch bedankten ſich die Ameiſen, weil er ſie in jener Nacht nicht verbrannt habe. Nun ſteckte Lorenz den einen der Schlüſſel ins Schloß der Burg und öffnete die Thür. Wie er eintrat, kamen die beiden Jungfern auf ihn zu, bewirtheten ihn aufs koſtbarſte und Alles war voll Freuden und Muſik, und Ameiſen und Enten waren ſämmtlich Diener der beiden Jungfern, welche verwünſchte Prinzeſſinnen waren. Da heirathete Lorenz die erſte der beiden Jungfern, die aus dem Waſſer zu ihm geſprochen hatte, und lebt als ein mächtiger König noch voller Freuden mit ihr bis auf den heutigen Tag.

8. Der Prinz und der Zauberer.

Es war einmal ein Prinz, der trieb ſich alle Tage in Wirthshäuſern umher und verzehrte all ſein Geld. Darüber hatten ſeine Aeltern große Sorgen, weil ſie alle Augenblicke eine lange Rechnung zu bezahlen hatten, die ſich gewöhnlich ſehr hoch belief, denn ihr Sohn hatte auch eine ganze Menge luſtiger Kameraden, die mit ihm zechten. Nun wußten die Aeltern keinen Rath, wie ſie dem Dinge abhelfen wollten und zuletzt wurden ſie einig, ihn in die Fremde zu ſchicken. Sie thaten dies auch und der König, ſein Vater, gab ihm tauſend Thaler und ließ ihn damit in die Welt ziehen. Er ritt auf ſeinem prächtigen Hengſte fort, der lief ſo ſchnell, daß er, als es Abend ward, in eine Stadt kam, die ſchon zwanzig Meilen von ſeines Vaters Schloß entfernt lag. Da ging er in das Wirthshaus und ließ ſich eine prächtige Tafel bereiten. Als er ſich ſatt geſchlemmt hatte, wollte er Karten ſpielen, aber in dem Orte kannte kein Menſch das Spiel, welches er ſpielen wollte. Darüber war er ſehr ungehalten und drohte Alles todt zu ſchlagen, wenn ſie ihm keinen Spieler anſchafften, der mit ihm dieſes Spiel ſpielen könne. Als er eben noch ſo lärmt und tobt, kommt noch ein Fremder in dem Wirthshauſe an, welcher ſich auch ſogleich geneigt zeigt, jenes Spiel mit ihm zu ſpielen. Sie fangen an zu ſpielen und der Königsſohn gewinnt eine Zeit lang immer fort, wird übermüthig, ſetzt zuletzt ſein ganzes Geld ein und verſpielt Alles auf einmal. Da iſt er in großer Noth, denn er kann ſeine Zeche nicht bezahlen, weil er ſein Pferd und ſeine Kleider außer den allernothwendigſten verſpielt hat. Er bittet daher den Fremden, doch für ihn die Zeche zu bezahlen und ihm Pferd und Kleider und etwas Geld wiederzugeben. Dazu will ſich der Fremde anfangs nicht verſtehen, geht aber zuletzt doch den Handel unter der Bedingung ein, daß er ſich an dem und dem Tage da und da ſtelle und ſich ihm zum Eigenthum übergebe mit Leib und Seele. Der Königsſohn weiß keinen andern Ausweg und nimmt die Bedingung an. Am andern Morgen zieht er betrübt ab. Unterwegs begegnet ihm ein altes Weib, das fragt ihn, warum er ſo traurig wäre. Er gibt ihr ein Stück Geld und ſagt: ſie könne ihm doch nicht helfen; ſie bittet ihn aber, es ihr zu ſagen, und er thut es, und da ſagt ſie: wenn es weiter nichts wäre, dafür wolle ſie ſchon Rath ſchaffen. Und ſie gibt ihm ein Paar gläſerne Pantoffeln und ſagt zu ihm: er ſolle nur immer gerade ausgehen und wenn er ans Ende des Weges käme, dann ſolle er die Pantoffeln hinter ſich werfen. Alsdann würden drei Wege da ſein, davon ſolle er den, welcher links führe, gehen; alsdann würde er an einen Teich kommen, darin würden drei Jungfrauen baden, zwei ſchwarze und eine weiße. Da ſolle er hingehen ins Schilf und der weißen die Kleider wegnehmen und ſich damit verſtecken. Wenn ſie dann aus dem Bade käme und fände ihre Kleider nicht, ſo würde ſie anfangen zu fluchen und zu drohen, er aber ſolle ſich nicht daran kehren, ſondern ruhig ſitzen bleiben. Bald darauf würde ſie freundlich werden und bitten und flehen, und ſagen: ſie wolle Dem, der ihre Kleider wiederbrächte, gut thun. Dann, aber früher nicht, ſolle er ſie hingeben, denn dann würde ſie ihm, wie ſie verſprochen hätte, auch helfen.

Er ging nun fort und traf Alles ſo, wie die alte Frau geſagt hatte. Zuerſt hörte der Weg auf, da warf er die Pantoffeln hinter ſich und da hatte er wieder drei Wege vor ſich. Da ging er den, der links führte und kam auch an den Teich, wo drei Jungfern, zwei ſchwarze und eine weiße, badeten. Ihre Kleider lagen alle in der Reihefolge am Ufer, in der ſie im Waſſer ſchwammen. Er verſteckte ſich im Schilf und ſtahl der weißen die Kleider. Wie ſie nun aus dem Waſſer ſtiegen und die weiße ihre Kleider nicht fand, fing ſie fürchterlich an zu fluchen und zu drohen, aber er kehrte ſich nicht daran, ſondern blieb ruhig ſitzen. Wie die Weiße nun ſah, daß Fluchen nichts half, legte ſie ſich aufs Bitten und bat und verſprach Dem, der ihre Kleider wiederbrächte, ſie wolle ihm auch helfen. Da gab der Königsſohn die Kleider heraus und ſie nahm ihn mit in ihres Vaters Haus. Der Vater war aber ein Zauberer und derſelbe, der mit dem Königsſohne in dem Wirthshauſe Karten geſpielt hatte. Nun gab ihm die Weiße ein ganz anderes Ausſehen (denn ſie konnte auch zaubern), ſodaß der Vater ihn nicht erkannte, und ſagte zu ihm: er ſolle bei ihrem Vater um ſie anhalten. Dann würde er ſagen: „Ja, er müſſe aber ein Jahr treu bei ihm dienen, dann könne er ſich eine unter ſeinen Töchtern wählen.“ Es geſchah auch Alles, wie die Weiße geſagt hatte, und er diente ein Jahr bei dem Zauberer. Nun durfte er ſich eine von den drei Töchtern des Zauberers zur Frau ausſuchen und die Weiße ſagte zu ihm: ſie würden alle ſchwarz angezogen ſein, ſodaß er ſie nicht unterſcheiden könne, er müſſe ſie aber wählen, ſonſt wäre es ſein Unglück, darum ſolle er zuſehen, wie er ihr Schooshündchen mit ins Zimmer hineinnehmen könne, und wenn ſie hineingeführt würden, ſolle er es loslaſſen; an wem es dann heraufſpränge, das wäre ſie. Alſo hat er es angeſtellt und hat auch richtig die Weiße getroffen. Nun wird Hochzeit gehalten, aber ſie hatten von jetzt an immerfort viel zu leiden von dem Zauberer und ſeinen beiden andern Töchtern. Nach einiger Zeit mußte der Alte einmal eine lange Reiſe machen und befahl den beiden Schwarzen, ja auf dieſe Beiden Acht zu haben, daß ſie nicht entwiſchten. Als er fort iſt, verwandelt die Weiße ſich und ihn in zwei Tauben und ſo fliegen ſie bei Nacht fort. Wie ſie eine Strecke fort ſind, bemerken es die beiden Schwarzen. Da verwandelt ſich die eine in einen Adler und fliegt hinter ihnen her. Als die Weiße das ſieht, verwandelt ſie ihn in einen Baum und ſich in einen Apfel; da die Schwarze weiter nichts ſieht, fliegt ſie wieder heim und erzählt, daß ſie einen Baum und einen Apfel daran geſehen. Da ſagt die Andere: ſie hätte nur ſollen den Apfel bringen, der Baum hätte ſchon kommen ſollen; ſie wolle nun auch einmal fort. Sie fliegt alſo dahinter her, und als die Weiße ſie erblickt, verwandelt ſie den Prinzen in eine Kapelle und ſich in einen Prieſter. Als die Schwarze das ſieht, kehrt ſie auch wieder um. Unterdeß iſt der Alte wieder nach Hauſe gekommen und die Beiden erzählen ihm das. Da ſagt er zu Der, die zuletzt wiedergekommen iſt: Du hätteſt nur ſollen den Prieſter bringen, die Kapelle wäre ſchon von ſelbſt gekommen. Er macht ſich nun auch auf. Als die Weiße ihn in der Ferne erblickt, verwandelt ſie den Prinzen in einen großen Teich und ſich in eine Ente, die darauf ſchwimmt.

Der Alte verwandelt ſich aber in einen großen Ochſen und ſäuft den Teich aus. Wie er ihn aber bald aus hat, da platzt er und ſie ſind erlöſt.

Das Mädchen fragte nun den Prinzen, ob er denn wol wüßte, wo ſie jetzt wären, und als er es nicht wußte, ſagte ſie: er wäre jetzt nahe bei ſeines Vaters Schloſſe. Nun war der Prinz voller Freude und ſagte, ſie wollten gleich hingehen und Hochzeit halten. Sie aber ſagte: das könne noch nicht geſchehen, erſt müſſe er noch eine Prüfung beſtehen. Er möge hingehen ins Schloß und da ein Jahr und einen Tag lang kein Wort ſprechen, Niemand küſſen und ſich von Niemand küſſen laſſen, noch nicht einmal von einem Hunde, ſonſt vergäße er ſie. Das that er auch nicht; er ließ ſich von ſeinen Aeltern, als er nach Haus gekommen war, ein Zimmer ganz allein geben, und auf dieſes Zimmer eine Tafel bringen, wo er immer aufſchrieb, was er haben wollte. Aber wie ihn ſein kleiner Schooshund in die Augen bekam, ſprang der vor Freuden an ihm herauf und küßte den Prinzen, und hierdurch vergaß er augenblicklich ſeine Braut. Aber geſprochen hat er noch immer nicht. Seine Aeltern wußten nicht, was das zu bedeuten habe, wählten ihm aber eine Braut nach ihrem Gutdünken aus und meinten, wenn er erſt gefreit habe, werde ſein ſonderbares Weſen ſich beſſern. Der Prinz ließ Alles geſchehen.

Als nun der Tag der Hochzeit herannaht, kommt ſeine Erretterin und hat ſich in eine Sängerin verkleidet, und läßt fragen, ob ſie zu des Prinzen Hochzeit nicht ſpielen dürfte. Der Prinz ſchreibt ſein Jawort auf die Tafel, nur ſoll ſie erſt Probe ablegen auf ſeinem Zimmer. Aber ſtatt daß ſie in der Probe ſingt, macht ſie Verwandlungen: zuerſt einen Apfelbaum mit zwei Aepfeln, da merkte der Königsſohn noch nichts; dann macht ſie eine Kapelle und einen Prieſter darin, aber er erinnert ſich noch immer an nichts;

da machte ſie einen Teich und eine Ente darauf und einen Ochſen, der das Waſſer ausſoff. Da beſinnt er ſich und ſpringt auf mit den Worten: „Ach, meine Erretterin, ach, meine Erretterin!“ Da jagt er die zweite Braut fort und heirathet ſeine Erretterin. Hätte er nicht wenigſtens das Stillſchweigen bewahrt, ſo würde das wol ſchwerlich jemals haben geſchehen können.

9. Der Jude und das Vorlegeſchloß.

Es war einmal ein gar ſtarker Jüngling, der ging auf Reiſen, und als er eine Zeit lang gereiſt war, kam er in eine Wildniß; da begegnete ihm ein Jude, der fragte, wohin er wolle. „Er wolle in die Welt und ſeines Gleichen ſuchen in der Stärke.“ Er ſolle mit ihm gehen, ſagte der Jude, er wolle ihn glücklich machen. Der Jüngling geht mit ihm und ſie kommen vor eine alte Burg, um die herum iſt ein großer eiſerner Zaun. Vor dem Schloſſe bleiben ſie eine Weile ſtehen, da thut ſich ein unterirdiſcher Gang auf. Als der Jude das ſieht, ſchickt er den Starken hinein, auf daß er ihm ein Schloß heraushole, das drinnen im Burggebäude an einer alten Thür hängt. Und wie der Starke drinnen iſt, ſieht er eine Jungfrau, die fragt ihn, wie er doch hinein käme. Er antwortet, es hätte ihn ein Mann hierher geſchickt, um ein Schloß herauszuholen. Nun ſagt die Jungfrau, wenn er ihr Erlöſer ſein wolle, ſo ſolle er's haben. Das ſagte er ihr ſogleich zu und fragte, auf welche Weiſe er ſie erlöſen könne. Darauf erwiderte ſie: drei Nächte lang dürfe er nicht ſchlafen und müſſe an der Stelle ſitzen bleiben, wo ſie ihn hinweiſe. In der erſten Nacht würden Geiſter kommen, in der zweiten Schlangen und in der dritten wieder Schlangen, alle würden ſich bemühen, ihn vom Stuhle zu werfen, und wenn er das geſchehen laſſe, ſo ſei ſie für ewig verloren. Wenn er aber der Gewalt der Schlangen und der Geiſter widerſtände, ſo ſei ſie erlöſt.

Der Jüngling verſpricht hierauf, aus Leibeskräften allen dieſen Angriffen Widerſtand zu leiſten, und die Jungfrau weiſt ihm am Abend der erſten Nacht ſein Zimmer an, darauf ſteht nichts als der Stuhl. Auf den muß er ſich hinſetzen, und die Jungfrau verläßt ihn. Um elf Uhr aber füllt ſich das ganze Zimmer mit Geiſtern, und der eine Geiſt will ihn immer noch lieber vom Stuhle werfen als die andern. Er aber wankt und weicht nicht, und ſo vergeht die erſte Nacht. Am hierauf folgenden Tage erſcheint die Jungfrau, bringt ihm Speiſe, belobt ihn für die ſchon bewieſene Ausdauer und ſpricht ihm Muth ein für die Zukunft. In der zweiten Nacht erſcheinen die Schlangen und ſchlingen ſich um die Stuhlbeine, als wollten ſie den Stuhl umwerfen. Der Jüngling aber ſitzt auch dabei feſt auf ſeinem Platze. Um drei Viertel auf zwölf Uhr ſteigt nicht weit von ihm ein Sarg auf, da kriechen die Schlangen hinein und ſind verſchwunden. Am Tage zeigt ſich wieder die Jungfrau, bringt ihm Speiſe und Trank und ſpricht ihm Muth ein. Sie fügt hinzu: er ſolle in der nächſten Nacht, wenn die letzte Schlange im Sarge wäre, hingehen, geſchwind den Deckel aufheben und Das, was darin läge, umarmen und dreimal küſſen. Er iſt auch richtig in der dritten Nacht wieder am Platze. Allein die Schlangen ſind jetzt noch wilder und ungeſtümer als in der zweiten Nacht. Doch verſchwinden ſie wieder alle in den Sarg, ſobald es zwölf ſchlägt. Von dem Sarge hebt er den Deckel auf und ſieht darin ein Ungeheuer, das umarmt er und küßt es dreimal. Als er es zum dritten Male geküßt hat, erhebt ſich ein lautes Freudengeſchrei. Da ſteht auf einmal das Ungeheuer als die Jungfrau vor ihm, die ihn in die Burg gewinkt hat, und das war keine gewöhnliche Jungfrau, ſondern eine Prinzeſſin von Geblüt, der gehörte die ganze verwünſchte Burg, und die Burg iſt ein Königsſchloß geweſen, und die Schlangen waren ihre Dienerſchaft, und die ganze Dienerſchaft war nun auch erlöſt. Das ſchäkerte alsbald in Küche und Speiſekammer umher, und dazu erhob ſich auf dem Herde bald ein behagliches Feuer, das briet einen Braten gar bedächtig auf beiden Seiten braun. Auf dem Thurme blies auf einmal der Thürmer die luſtigſten Stücklein, denn der war nun auch mit erlöſt. Jetzt hätte der Jüngling das Schloß von der alten Thür nehmen und zu ſich ſtecken ſollen, allein er vergaß es in ſeinem Glücke und ließ es hängen. Der Jude aber wartete draußen nicht mehr, ſondern war längſt fortgegangen, denn er glaubte, der Starke ſei umgekommen gleich Andern, die er vor ihm ſchon in das Schloß geſchickt hatte.

Schon am andern Tage hielten der Jüngling und die Prinzeſſin ihre Hochzeit, und ſie lebten nun miteinander als König und Königin. Und der König herrſchte über die ganze Wildniß, durch die er einſt geſchritten war, ehe er vor die Burg kam, und ſie war voll von Hirſchen und Rehen und Jägern, Hirten und Heerden. Da zog er oftmals hinaus auf die Jagd, denn das Burgthor, das früher verſchloſſen geweſen war, ſtand nun auch weit offen, wie es dem Thor einer Königsburg geziemt.

Und ſo hat er auch einmal wieder draußen ſeine Freude am Waidwerk, da kommt der Jude des Wegs vor die Burg mit ſeinem Bündel und ſpricht: „So bin ich doch ſchon ſo oft gekommen des Wegs und habe noch nimmer geſehen den Rauch aufſteigen aus dem Schornſtein, und habe noch nimmer geſehen offen das Thor, und habe noch nie gehört, daß der Thürmer auf dem Thurme hier bläſt ſein Lied.“ Neugierig geht er in die Burg hinein und bittet um die Erlaubniß, ſich dort beſehen zu dürfen. Er erhält die Erlaubniß und ſieht das Schloß noch an der alten Thür hängen, das der Starke hat hängen laſſen, und weil gerade Niemand auf ihn achtet, ſo nimmt er's herab. Wie er nun an dem Schloſſe verſuchsweiſe krickelt (denn er kannte ſeine Eigenſchaften gar wohl), kommen ſogleich viele Geiſter an und fragen, was er beföhle. Da ſpricht er: „Ich befehle, daß dieſe Burg ſogleich hinter dem Berge ſteht, wo weder Sonne noch Mond hinſcheint, und daß ich da mit der jungen Königin allein ſein will. Ihr Geiſter ſollt uns bedienen, wenn ich euch mit dem Schloſſe herbeizaubere, die ganze Dienerſchaft auf der Burg aber ſollt ihr bei Waſſer und Brot in den Burgthurm ſperren. Ich werde die ſchöne Königin heirathen und werde mit ihr wohnen hinter dem Berge, wo weder Sonne noch Mond ſcheint. Das wird eine Luſt werden.“

Die Geiſter verneigten ſich tief, und das war eins, zwei, drei, da ſtand die Burg auch ſchon hinter dem Berge, wo weder Sonne noch Mond ſcheint, die Dienerſchaft aber war bei Waſſer und Brot ins Burgverließ geſperrt. Im Zimmer der Königin brannten ein paar Wachskerzen, da trat der Jude zu ihr und verkündigte ihr, daß ſie ihren Gatten nimmer wiederſehen ſolle und daß er ſelbſt ſie zu heirathen gedächte. Darüber vergoß die Königin viele Thränen und ſie weigerte ſich ſtandhaft, dem Juden die Hand zu reichen. So verging Tag auf Tag, und der Jude ward nicht müde, die Königin mit ſeinen Anträgen zu beſtürmen. Deshalb weinte ſie immer fort vor Scham und Zorn, und ihr Antlitz war ganz von Thränen geröthet.

Nicht lange nachdem das Schloß hinter den Berg verſetzt war, wo weder Sonne noch Mond hinſcheint, kehrte der König zurück von der Jagd. Als er ſieht, daß die Burg mit der Königin verſchwunden iſt, wirft er ſich auf den Boden und klagt und winſelt wie ein Kind. Endlich ermannt er ſich und geht auf gut Glück eine Strecke weit, um Kunde von ſeiner Burg und ſeiner Gattin zu erforſchen. Wie er noch nicht weit gegangen iſt, ſieht er einen Rieſen. Ihm erzählt der König, daß er hier in der Nähe eine Prinzeſſin und eine Burg erlöſt habe, und die ſeien jetzt beide miteinander verſchwunden. Der Rieſe erwidert: er wolle ſehen, ob er ihm nicht Beſcheid geben könne, wo die Burg geblieben ſei. Pfeift alſo auf dem Finger, und es kommen die ganzen Thiere. Der Hund, der Hahn, auch der Hirſch, das Reh und der Haſe kommen heran, die Vögel des Waldes hüpfen herbei, der Adler, das Rothkehlchen, der Fink und Alle. Die fragt der Rieſe, ob ſie nicht wüßten, wo die Burg geblieben ſei, die da geſtanden hätte: ſie wiſſen aber nichts davon zu berichten. Zuletzt kommt noch eine wilde Katze hinten nach, die fragt der Rieſe auch, und die war gerade in einen Baum der Burg gegenüber geklettert, als der Jude kam, und ſagte: die Burg ſtände hinten, wo nicht Sonne und Mond hinſchienen, der Jude habe ſie von den Geiſtern dahin verſetzen laſſen; und der ſei auch dort und laſſe der Königin keine Ruhe und wolle ſie heirathen, das Geſinde aber liege gefangen im Thurme. Da ſprach der Rieſe: Sie wären ihrer drei Rieſen, das ſeien Brüder und von denen ſei er der jüngſte. Wenn der König zu dem Berge reiſen wolle, wo nicht Sonne noch Mond hinſchiene, ſo käme er zu dem zweiten Rieſenbruder nun zunächſt, und der dritte Bruder, nämlich der älteſte, zu dem er von da aus hinkäme, wohne dicht vor dem Berge. An den zweiten Bruder gibt ihm der Rieſe einen Brief und geht ſeiner Wege. Als er noch eine Strecke weit von der Wohnung des zweiten Rieſen entfernt iſt, kommt der ſchon auf ihn ein und will ihn zerreißen. Wie er aber den Brief geleſen hat, zeigt er ihm den Weg zu dem dritten Bruder und gibt ihm wieder an dieſen ein Schreiben mit. Der beherbergt ihn in ſeiner Höhle eine Nacht, weil er gerade den Abend eintrifft, und beſchreibt ihm, wie er über den Berg käme, hinter dem weder Sonne noch Mond ſchiene. Er gibt ihm Pilgerkleidung und ein Blatt und ſagt ihm, wenn er das Blatt in den Mund nähme, ſo wäre er unſichtbar. So tritt der König ſeine Reiſe nach dem Berge an, und als er hinüber iſt und vor der Burg ſteht, kommt der Jude heraus und fragt: woher er käme. Er ſagt, er ſei ein armer Pilger, wie er ſähe, habe ſich verirrt und bäte ihn flehentlich, daß er ihn zurecht weiſe. Nun hat den Juden dort im Dunkeln hinter dem Berge die Langeweile geplagt bei den fortwährenden Thränen der Königin, er läßt den Pilger alſo ein, bringt ihm Speiſe und Trank und läßt ſich von ihm etwas erzählen aus dem Lande jenſeits des Berges, und gedenkt der Zeiten, wo er ſelbſt als armer Schacherjude noch ſein Bündel oft im heißen Sonnenſchein daher trug und am Schabbesabende mit ſeiner Rebekka im Mondenſchein ſpazieren ging. Er hatte ſie mit ihren Kindern im Stich gelaſſen, als ihn die Geiſter mit der Königin in das Land verſetzten, wo weder Sonne noch Mond hinſcheint, und er dachte, daß vielleicht eben jetzt die Sonne die ſchmutzigen Geſichter ſeiner ſechs Buben beſchiene, oder daß vielleicht in dieſem Augenblicke ſeine Rebekka gerade ſänge: Guter Mond, du gehſt ſo ſtille! während er hier hinter dem Berge ſitze, da nicht Sonne noch Mond hinſchiene. Und da wurde der Jude immer weichherziger und erkundigte ſich nach dem Mann im Monde, als ob's ſein beſter Freund geweſen wäre, und nach der Sonne erkundigte er ſich ſo genau, als ob ſie eigentlich aus der Judengaſſe ſtammte und mit ihm in die Judenſchule gegangen wäre.

Da fragte ihn der König, wie denn hier hinten eine ſo ſchöne Burg hinkäme, wo weder Sonne noch Mond hinſchiene. Sogleich nimmt der Jude wieder eine ernſthafte Miene an, und weil der König ihn auch fragt, ob er hier allein wohne, ſo ſagt er: ja, er ſei hier allein, aber er habe eine unſichtbare Bande, die ſehr ſtark ſei; er ſolle ſein Mahl verzehren, das vor ihm ſtehe, und ſich beeilen, daß er fort käme. Er ſei gern immer allein und habe nicht gern Beſuch, und wen er zum Hauſe hinauswerfen ließe, dem thäte kein Finger wieder weh. Da that der König, als wolle er ſich jetzt entfernen, nahm aber das Blatt in den Mund und dadurch ward er unſichtbar, und der Jude meinte, daß er ſchon fort ſei. Der König muß aber in der Burg die ganze Nacht umherſtehen, und es fügt ſich nicht, daß er zu ſeiner Frau kommen kann.

Am andern Morgen ſchläft der Jude noch, die Frau aber weint in ihrer Kammer laut über ihr Schickſal und über ihren Mann. Da tritt der zu ihr und ſagt: Gott habe ihn hierher geſchickt, um ſie abermals zu erlöſen, und nimmt das Blatt aus dem Munde, ſodaß er ihr ſichtbar wird. Da fällt die Königin ihm um den Hals und küßt ihn. Als ſie nun noch rathſchlagen, wie ſie ſich des Juden entledigen können, kommt der eben auf die Kammer, denn er hat gehört, wie ſie miteinander ſprechen, und weil er ſo ſchnell kommt, hat der König nicht gleich ſein Blatt im Munde. Da iſt der Jude ſehr zornig, weil er ihn nun auch ſieht. Sie ergreifen einander, der Jude faßt nach dem Schloſſe in ſeiner Taſche, aber ehe er das noch in der Hand hält und die Geiſter damit herbeirufen kann, hat ihm ſchon der Starke mit ſeinem Schwerte das Haupt geſpalten. Nun bekommt der König das Schloß in die Hände, dreht es und die Geiſter erſcheinen. Sie fragen, was er begehre, und er befiehlt, daß ſie zuerſt ſelbſt die Dienerſchaft aus dem Thurme befreien und fügt hinzu: alsdann wolle er, daß die Burg wieder auf der Stelle ſtände, wo er ſie erlöſt habe. Auch gab er ihnen auf, noch den Juden hinter dem Berge zu verſcharren, wo nicht Sonne noch Mond hinſcheint, was auch geſchah. Darauf fielen Alle, die in der Burg waren, in einen ſanften Schlummer, und unterdeſſen brachten die Geiſter in wenigen Augenblicken die Burg wieder an die alte Stelle. Da hat der König nachher lange Zeit mit Segen regiert und hat in großem Anſehen geſtanden.

10. Der Geiſt des Ringes und der Geiſt des Lichtes.

Eine arme Witwe hatte einen Sohn, der verlor ſich an dem Tage, wo er funfzehn Jahre alt war, im Walde. Nach einer Weile fror ihn ſehr, da kam ein Mann, der zündete ein Feuer an, damit ſie ſich daran wärmen könnten. Als ſie ſich eine Weile gewärmt hatten, war ein feuriges Loch in die Erde gebrannt. Da ſprach der Mann zu dem Knaben, er ſolle in das feurige Loch ſteigen, dann käme er vor eine eiſerne Thür, vor der läge ein feuriger Löwe, den ſolle er nicht fürchten, ſondern durch die Thür hindurchgehen. Dann käme er an einen Ort wo ein Tiſch ſtände, auf dem wäre ein Licht und neben dem Lichte läge ein Ring. Auch ſtände ein Apfelbaum bei dem Tiſche, davon ſolle er ſich einen Sack voll Aepfel pflücken, dazu das Licht und den Ring nehmen und ſobald als möglich den Rückweg antreten. Der Knabe that Alles, wie ihm geheißen war; als er aber wieder an die Thür kam, war ſie zugeſchlagen. Darüber weinte der Knabe bitterlich und die Thränen fielen auf den Ring, den er an den Finger geſteckt hatte; dazu rang er die Hände, und wie der Ring dabei ſich ein wenig am Finger drehte, erſchien der Geiſt des Ringes und fragte, was er wolle.

Der Knabe fiel vor Schrecken zur Erde nieder. Als er aber wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, ſagte er, daß er hier heraus wolle. Der Geiſt des Ringes erwiderte, in ſeiner Macht ſtände es nicht, ihn hier wieder heraus zu führen, er ſolle an dem Lichte ſcheuern, dann käme der Geiſt des Lichtes, der habe höhere Macht als er und würde ihn hinaus geleiten. Der Knabe that wie ihm geheißen war, da erſchien der Geiſt des Lichtes und führte ihn hinaus.

Der Knabe ging nun nach Hauſe und dort ſtellte er das Licht bei Seite. Aus den Aepfeln in ſeinem Sacke waren Steine geworden, die ſchüttete er in einen Winkel und achtete ihrer nicht. Nach einer Weile hatte er mit ſeiner Mutter nichts zu eſſen; da fing ſie an das Licht zu ſcheuern, denn ſie gedachte es beim Zinngießer zu verkaufen. Darauf erwiderte er, das ſolle ſie nicht thun, ſie ſolle ſich wünſchen was ſie wolle, er werde es bringen. Da wünſchte ſie, ſich einmal ordentlich ſatt zu eſſen. Sogleich ſetzt er eine Reihe ſilberner Teller mit Speiſen auf, die er nur immer ſo recht geſchickt aus der Hand auf den Tiſch fliegen ließ, und die Mutter rief auch ihren Sohn zum Eſſen herein. Als ſie gegeſſen hatten, trugen ſie das Geſchirr zum Silberarbeiter, der ihnen für jeden Teller fünf Thaler zahlte. Und ſo ſcheuerten ſie täglich an dem Leuchter und das ſilberne Geſchirr, das der Geiſt des Lichtes brachte, blitzte und blänkerte, und ſie ſchleppten es täglich zu dem Silberarbeiter, der ihnen abnahm, ſo viel ſie davon brachten.

Nun kam der Tag, wo auch die Prinzeſſin funfzehn Jahre alt wurde, und ſie wurde, eingehüllt in ein ſeidenes Gewand, an dieſem Tage in der Stadt umhergetragen, und der König ließ bekannt machen, daß kein junger Burſche ſich dürfe auf der Straße ſehen laſſen, während ſeine Tochter im Seidengewand umhergetragen würde. Allein der Sohn der Witwe wagte ſich doch hinaus, und nachdem er die Königstochter geſehen hatte, ging er ſogar zum Könige und begehrte ſie zum Weibe. Da verwunderte ſich der König und ſprach: „Du haſt den Tod verdient, weil du es gewagt haſt, gegen mein Gebot auf die Straße zu gehen und meiner Tochter ins Antlitz zu ſchauen. Nur wenn du im Stande biſt, drei ſchwere Aufgaben zu löſen, ſollſt du das Leben behalten und die Königstochter zur Gemahlin haben. Zum erſten mußt du ihr die allerkoſtbarſte Morgengabe herbeiſchaffen, die es nur gibt. Fürs zweite mußt du mir vier Laſtthiere voll Geld bringen, und neben mein Schloß ein anderes Schloß bauen, das muß aber viel ſchöner ſein als meines, und was an meinem Schloſſe von Eiſen iſt, [illegible] muß an deinem Schloſſe von Meſſing ſein.“ Und damit kehrte die Frau zu ihrem Sohne heim.

Da ſcheuerte der junge Menſch in der nächſten Nacht an dem Leuchter. Sogleich erſchien der Geiſt des Lichtes; er offenbarte ihm, was der König verlangt hätte, und bat ihn um Rath, was er wol der Königstochter zur Morgengabe geben ſollte. Nun brachte der einen goldenen Becher herbei und rieth ihm, den von den Steinen zu füllen, welche noch immer im Winkel lagen, das werde die koſtbarſte Morgengabe von der ganzen Welt ſein. Das that er auch, und als ſeine Mutter in der Frühe des Morgens mit dem Becher zum Könige kam und der König ſchüttete den Becher vor der Königstochter aus, waren es nichts als Edelſteine. Darüber war der König und die Königstochter hoch erfreut, und als nun Beide ans Fenſter traten, ſtand das neue Schloß ſeinem Schloſſe ſchon gegenüber und war viel ſchöner anzuſehen als ſeines und glänzte gar prächtig in der Morgenſonne. Da ſtaunte der König und ſtellte ſogleich die Hochzeit an. Der Sohn der Witwe heirathete jetzt die Prinzeſſin, und ſie wohnten miteinander mit der alten Frau in dem koſtbaren Schloſſe. Als nun der Schwiegerſohn des Königs einmal auf die Jagd gegangen und auch ſeine Mutter eben nicht in dem prächtigen Schloſſe war, kam der frühere Miethsherr der Witwe mit vielen Lichtern, die er umgehängt hatte, vor das neue Schloß und rief aus: wer ein altes Licht hätte, dem gebe er drei neue für das alte. Er hatte nämlich bemerkt, wie der junge Menſch und ſeine Mutter mitunter an dem Lichte gerieben hatten und wie dann der Geiſt des Lichtes gekommen war. Als die Königstochter nun ſeinen Ausruf vernahm, brachte ſie ſchnell das alte Licht herbei, erhielt drei neue dafür, und der Mann warf ſobald als möglich die neuen Lichter von ſich und ging mit dem alten in die weite Welt. Die Königstochter aber, weil ſie an dieſem Tage ihren Vater noch nicht geſehen hatte, ging mit den Lichtern in der Hand erſt einmal in das alte Schloß, ehe ſie in das neue zurückkehrte. Sobald aber das alte Licht fort war, verſchwand auch das neue Schloß vor den Augen der Königstochter.

Als der junge Menſch zurückkehrte und erfuhr, was geſchehen war, drehte er ſogleich ſeinen Ring, und es erſchien der Geiſt des Ringes. Den ſchickte er hinter dem Betrüger her, der ſich ſehr ſchnell davongemacht hatte, und hieß ihn dem das Licht abnehmen und es wiederbringen. Da machte ſich der Geiſt des Ringes auf und brachte alsbald das alte Licht wieder. Der junge Menſch aber rieb jetzt an dem Lichte, da erſchien der Geiſt des Lichtes und baute das Schloß ſchöner wieder auf als es geweſen war. Von der Zeit an hat er das alte Licht ſorgſamer verwahrt, und hat mit der Königstochter bis an ſein Ende glücklich in dem prächtigen Schloſſe gelebt, iſt auch nach des Königs Tode ſelbſt ein gar mächtiger König geworden.

11. Die Rieſen und das Stippfeuerzeug.

Es war einmal ein Schuſterjunge, der lief aus der Lehre und wollte in die weite Welt gehen. Er kam aber an einen alten verfallenen Bergſtollen, vor dem ſtand eine Hexe und ſprach: ſie wolle ihn im Korbe in den Schacht hinablaſſen, damit er ihr Das heraufhole, was dort auf einem Tiſche ſtände. Sie ließ alſo den Schuſterjungen im Korbe in den Schacht, und in dem Schacht war ein Kupfergang, ein Silberholgang und ein Quergang. In dem Quergange aber ſtand ein Tiſch, daran ſaß ein Kerl, der hatte Krallen an Fingern und Füßen, und vor ihm ſtand das Stippfeuerzeug. Der Kerl gab dem Schuſterjungen zu dem Stippfeuerzeug noch Kupfer, Silber und Gold, und jetzt ließ der ſich von der Hexe wieder heraufziehen. Als er oben war, gab er der Hexe das Kupfer, behielt aber das Silber, das Gold und das Stippfeuerzeug für ſich. Nun reiſte der Schuſterjunge weiter und war mit dem Golde und dem Silber auf einmal ein gemachter Mann. Wenn er aber in das Feuerzeug ſtippte, ſo kamen jedes Mal zwei Rieſen und fragten: „Mein Herr, was befehlen Sie?“

Einſtmals kam er in die Königsſtadt, da ſtippte er des Nachts auch in ſein Feuerzeug, und als die beiden Rieſen herbeiſprangen und fragten: „Mein Herr, was befehlen Sie?“ da antwortete er: „Ich will, daß die Prinzeſſin in ihrem Bette zu mir kommt.“ Es dauerte auch gar nicht lange, da brachten die beiden Rieſen die Prinzeſſin im Bette zu dem Schuſterjungen; und ſo mußte es von der Zeit an in jeder Nacht geſchehen.

Als der König von der Prinzeſſin erfuhr, was mit ihr zur Nachtzeit vorging, befahl er, daß ein ſchlecht zugebundener Beutel mit Erbſen unter ihrer Bettſponde befeſtigt würde, damit man an den Erbſen, welche herausfielen, ſehen könne, wohin die Prinzeſſin gebracht würde. Allein unterwegs bemerkten die Rieſen den Beutel mit Erbſen, und nachdem ſie das Bett der Prinzeſſin in ihre Kammer zurück gebracht hatten, laſen ſie die Erbſen alle wieder auf, ſodaß Niemand ſehen konnte, wo die Prinzeſſin geweſen war. Ebenſo machten ſie es in der nächſten Nacht, wo der König befohlen hatte, daß ein ſchlecht zugebundener Beutel mit Linſen unter dem Bette der Prinzeſſin befeſtigt würde, und nicht Eine Linſe blieb auf dem Wege liegen.

Als in der folgenden Nacht die Rieſen das Bett der Prinzeſſin brachten, lamentirten ſie ſehr und ſprachen: „Mein Herr, jetzt hat Ihr letztes Stündlein geſchlagen. Der König hat eine Kuhblaſe mit Blut anfüllen und unter die Bettſponde der Prinzeſſin binden laſſen, und das Blut, das aus der Kuhblaſe tröpfelt, können wir Rieſen nicht aufwiſchen. Dadurch wird der König morgen früh erfahren, wo die Prinzeſſin in der Nacht geweſen iſt, und er wird Sie hinrichten laſſen.“ Am andern Morgen drangen auch richtig die Soldaten des Königs zu dem Schuſterjungen ein und nahmen ihn gefangen. Es wurde ein Schaffot von Gold erbaut und darauf ſollte er ſterben. Ehe er aber den Kopf auf das Schaffot legte, bat er ſich noch aus, daß er vor ſeinem Ende noch eine Pfeife rauchen dürfte. Das wurde ihm gewährt, er zog ſein Stippfeuerzeug aus der Taſche und ſtippte hinein, als wollte er hernach die Pfeife in Brand ſetzen. Da erſchienen ſogleich die beiden Rieſen und fragten: „Mein Herr, was befehlen Sie?“ Er aber befahl ihnen, den König gefangen zu nehmen und ins Gefängniß zu werfen. Und da war auf einmal der Schuſterjunge König, ließ den alten König auf dem Schaffot enthaupten und freite die Prinzeſſin.

12. Die ſieben Frauenbilder und der König der Todten.

Es war einmal ein König, der hatte noch nicht lange regiert, da kam in der Nacht eine Erſcheinung an ſein Bett und redete ihm zu, daß er aufſtehen und ihr nachfolgen ſolle. Er aber blieb ruhig liegen. Die Erſcheinung kommt in der nächſten Nacht wieder, er erhebt ſich auch jetzt nicht von ſeinem Lager und ſo kommt ſie auch in der dritten Nacht. Da iſt der junge König ſchon munter, als ſie kommt, denn er hat der Sache nachgedacht und iſt entſchloſſen, ihr zu folgen. Wie der König ſich ankleidet, ſpricht ſie: Er ſolle auch Hacke und Geſchirr mitnehmen, denn er müſſe an einem großen freien Platze etwas aufroden.

Der König ſucht in ſeinem Schloſſe das Geſchirr, nimmt es über die Schulter und folgt der Erſcheinung. Die führt ihn auf einen großen freien Platz und weiſt ihn an, dort aufzuroden. Der junge König, der ſehr ſtark geweſen iſt, beginnt mächtig mit Hacke und Schaufel zu arbeiten, und in großen Tropfen rinnt ihm der Schweiß von der Stirn. Endlich ſtößt er auf große Eichenbohlen, die er nicht heben kann, und da blickt er zum erſten Mal von ſeiner Arbeit auf, um die Erſcheinung zu fragen, was er nun thun ſoll, aber die iſt verſchwunden.

Darauf geht der König in tiefen Gedanken aufs Schloß zurück und ſchickt zu dem alten treuen Diener ſeines Vaters. Der war nach dem Tode des alten Königs in die Stadt herunter gezogen und da lebte er behaglich von dem Gelde, das ihm ausgeſetzt war, wie nun ſo ein alter treuer Diener auf ſeine letzten Tage von ſeinem Gnadengehalte lebt. Der alte Diener kam am Stabe daher gewankt und ſagte auf Befragen darüber, was wol die Urſache der Erſcheinung geweſen wäre, aus, daß der verſtorbene König Freundſchaft mit dem Könige der Todten gehabt und ein Vermächtniß mit ihm geſtiftet hätte, und daß damit die Erſcheinung zuſammenhängen werde. Wenn der junge König ihm folgen wolle, ſo getraue er ſich wol noch den Weg nach dem Schloſſe zu finden, wo der König der Todten wohne, denn er habe ſeinen Vater oft dahin begleitet.

So ging der junge König zu dem Könige der Todten, und der alte Diener hinkte am Stabe als Wegweiſer neben ihm her. Durch Wildniß, Geſtrüpp und Dornenhecken gelangten ſie zu dem alten verfallenen Schloſſe, wo der König der Todten wohnte. Da ſah es aus wie in einem verwünſchten Schloſſe, denn es war Alles mit Moos bewachſen, der Wallgraben und das Thor, das alte verfallene Schloß ſelber mit dem Burgthurme, die Hausflur, der Ritterſaal, alle Zimmer, die Stühle und Tiſche darin, die Leuchter, ja ſelbſt die Weinkannen und das andere Geſchirr, das da umherſtand. Es war aber kein verwünſchtes Schloß, denn der König der Todten ging darin umher als Hausherr, kam auf ſie zu und fragte nach ihrem Begehren. Sie ſahen ſogleich, daß er bei guter Laune ſei, und wie der junge König erzählt hatte, was ihm begegnet war, ſagte er: Die Erſcheinung ſei der Geiſt ſeines Vaters geweſen, der habe einen großen Schatz unter ſeine Gewalt gegeben, den ſolle der Sohn nach ſeinem Tode löſen, und wenn ſie ein wenig warten wollten, ſo wolle er ſogleich einen Spiegel herbeiholen, deſſen er dabei bedürfe.

Hierauf verläßt ſie der König der Todten auf kurze Zeit und kommt dann mit dem Spiegel wieder zurück. Jetzt eröffnet er dem jungen König, es wäre ein unermeßlicher Reichthum in dem Schatze, den ſein Vater ihm habe aufheben laſſen. „Es ſind ſechs große weibliche Bilder von Gold, ſprach er. Das ſiebente aber mußt du, o König, zuvor ſelbſt dazu ſuchen, ehe du die ſechs goldenen Frauenbilder erhältſt, und es muß ſchöner und beſſer ſein als die ſechs goldenen. Mache dich alſo auf und ſuche das ſiebente Frauenbild, das ſchöner iſt als die ſechs goldenen. Nimm den Spiegel und gehe in die Welt, und triffſt du ein Mädchen an, das ſchön iſt und dir gefällt, ſo blicke in den Spiegel. Der Spiegel zeigt ſie dir alsdann ganz wie ſie iſt, und hat ſie nur einen einzigen Fleck am Körper, ſo bring ſie nicht her, ſonſt koſtet es dich dein Leben. Iſt ihre Schönheit aber ganz fleckenlos, ſo führe du ſie zu mir als das ſiebente und ſchönſte Frauenbild."

Darauf ging der junge König mit dem getreuen Diener ſeines Vaters aus dem moosbewachſenen Schloſſe. Vor dem Thore trennten ſie ſich voneinander; der alte Diener wankte in ſeine Stadt zurück und der junge König zog in die weite Welt, und da iſt er weit und breit umhergezogen, hat viele Weiber angetroffen, die ihm ſehr wohl gefallen haben, und hat er dann in den Spiegel geſchaut, ſo hat jede ihren Fleck gehabt. (Ein Donnerwetterſpiegel, daß der die Flecke hat angeſagt!)

Endlich als der König nun ſchon gar weit umhergereiſt iſt und keine getroffen hat ohne Fleck, kommt er eines Abends ſpät vor ein Dorf. An deſſen Ende auf der Anhöhe vor dem Orte ſieht er ſchon von Ferne ein Licht brennen, geht darauf zu und bittet um ein Nachtquartier, was ihm auch mit Freuden gewährt wird. In dieſem Hauſe aber hat der Dorfhirte gewohnt, der hat eine Tochter gehabt von achtzehn Jahren. Die Leute tragen Milch und Brot auf, das ſchmeckt dem König, der ſehr ermüdet geweſen iſt, ſehr köſtlich. Da tritt die Tochter des Hirten herein, die war ſo wunderſchön von Antlitz und Geſtalt, und der König verliebte ſich in ſie.

In der Frühe des andern Morgens, noch ehe der Hirt aufgeſtanden iſt, um das Vieh auszutreiben, blickt er ſchon in ſeinen Spiegel und, ſiehe da! der Spiegel zeigt ihm, daß die Schönheit der Hirtentochter fleckenlos iſt. Da hält er ſogleich bei dem Hirten um ſie an und bittet, daß dieſer ſeine Tochter mit ihm ziehen laſſen möge. Der Hirt glaubt anfangs, der König wolle ſeiner ſpotten, der aber verſichert, daß er ſeine Tochter ehren und lieben werde, und daß er deshalb keine Sorge zu tragen brauche.

Da gibt der Hirt ihnen den Segen und ſie gehen miteinander in das Schloß zum König der Todten. Der nimmt die Hirtentochter bei der Hand, führt ſie in die Gemächer ſeines Hauſes ein und ſpricht: „Jetzt, o König, gehe wieder hin und grabe den Schatz vollſtändig auf.“

Und ſiehe! wie der junge König wieder auf den Platz kommt, vermag er die Bohlen mit leichter Mühe zu heben, als ob es Federn geweſen wären. Als er ſie abgeworfen hat, ſteigt er in ein Gewölbe, das die Bohlen verdeckt haben und das Gewölbe glänzt von Gold, Silber und Edelgeſtein. In dem Gewölbe aber ſteht auch ein kleiner koſtbarer Tiſch, darauf liegt ein Schlüſſel und ein kleines ſauberes Brieſchen. Der junge König erbricht den Brief und darin ſteht geſchrieben, alles Gold, Silber und Edelgeſtein in dieſem Gewölbe ſei für ihn aufgehoben, einen noch größern Schatz aber werde er finden, wenn er mit dem Schlüſſel, der auf dem Tiſche läge, die Thür aufſchlöſſe, die er in dem Gewölbe ſähe.

Der junge König küßte dieſen Brief, den ſein Vater vor ſeinem Ende an ihn geſchrieben hatte, nahm den Schlüſſel und ſchloß die Thür auf.

Sowie er in das Zimmer eintritt, ſieht er da die ſechs goldenen Frauenbilder ſtehen, die nun ihm gehören und gar prächtig glänzen. Mancher Mann, der hier hergeführt wäre, hätte gewiß geglaubt, etwas Schöneres gäbe es nicht auf der ganzen Welt, denn ſchon Manchen hat das Gold auf Erden verblendet. Und ſo ſtand auch der Königsſohn einen Augenblick wie geblendet vor den goldenen Frauenbildern, die mehr werth waren denn alle die Schätze ſeines Reichs, und die ihn anſchauten, als würden ſechs ſtolze Königstöchter um ſeine Gunſt und jede wollte ihm ein ganzes Königreich zubringen mit ihrer kalten Hand.

In demſelben Augenblicke aber öffnet ſich auch eine andere Thür deſſelben Zimmers und durch dieſe tritt der König der Todten ein. Er führt die Hirtentochter am Arm und ſpricht zu dem jungen König: „Hier, o König, empfange zu den ſechs goldenen Frauenbildern das ſiebente Frauenbild, und freue dich mit ihm, denn es iſt viel ſchöner als ſie." Da empfing der junge König ſeine Gattin aus der Hand des Königs der Todten und pries die Weisheit ſeines Vaters, weil er das lebende Frauenbild weit über die ſechs goldenen geſetzt und ihm die ſechs goldenen Bilder erſt für die Zeit beſtimmt hatte, wo er das lebende gefunden hatte. Nun heirathete er die Hirtentochter und nahm die ſechs goldenen Frauenbilder als Hoffräulein mit zu Hofe.

13. Gevatter Tod.

Es iſt einmal ein Mann geweſen, deſſen Frau kommt nieder mit ihrem ſiebenten Kinde. Nun iſt aber dieſer Mann ſehr arm geweſen, und deshalb hat keiner auf dem breiten Steine ſtehen und bei dem Kinde Gevatter ſein wollen, und er hat nicht gewußt, wovon er die Koſten der Taufe bezahlen ſoll. Da geht er betrübt in den Wald. Auf einmal bietet ihm Einer die Zeit und fragt ihn, was ihm fehle. Ach, das möchte er Keinem ſagen; es wolle ihm ja doch Keiner helfen. „Nun, warum denn nicht? Er ſolle ihm ſein Anliegen offenbaren, vielleicht könne er ihm doch helfen.“ Da ſagt er es denn, daß ſeine Frau mit dem ſiebenten Kinde niedergekommen ſei und daß er kein Vermögen habe, es taufen zu laſſen, und daß diesmal Niemand auf dem breiten Steine ſtehen wolle ſeiner Armuth wegen. Der Fremde ſcheine ihm ein honnetter Mann zu ſein; wenn er ihm den Gefallen thun wolle und ſeinem Kinde zur Chriſtenheit verhelfen, wolle er's ihm ſein Lebenlang gedenken.

„Wißt Ihr denn auch wer ich bin? Ich bin der Tod.“

„Ach, das ſoll mir ja große Ehre ſein, Herr Tod. Solche Ehre iſt wol noch Keinem widerfahren.“

„Nun, es iſt mir lieb, daß Ihr Vertrauen zu mir habt. Ich wäre ohnehin Euer Gevatter geworden. Ich ſtehe bei allen Kindern Gevatter. Aber weil Ihr mich denn zum Gevatter bittet, was andere Leute nicht thun, ſo will ich auch meinem Pathkinde ein Pathengeſchenk verehren. Iſt's ein Knabe oder ein Mädchen?“

„Ein Knabe.“

„Gut, ich will bei der Taufe zugegen ſein und das Kind über die Taufe heben.“ Darauf gibt er dem Manne die Hand. Wie der ihm wieder die Hand gegeben hat, iſt auf einmal der Gevatter verſchwunden, und wie der Mann ſeine Hand aufmacht, iſt ein Goldſtück darin.

Er geht aber doch mit betrübtem Herzen heim und denkt: iſt der Tod dein Gevatter, ſo wird's wol aus ſein mit deinem armen Kinde. Kommt nach Hauſe und ſagt ſeiner Frau, daß er einen Gevatter gefunden, und daß der ihm ein Goldſtück zum Einbund verehrt hat. Seine Frau fragt ihn, wie der Gevatter heiße, aber er ſagt, er wiſſe es nicht; der Gevatter wolle aber bei der Taufe ſein und das Kind über die Taufe heben. Damit beruhigt ſich die Frau.

Nun gut! Wie die Aeltern mit der Kindsfrau auf den Gevatter warten, läßt ſich Keiner ſehen und ſie gehen endlich voll Angſt nach der Kirche. Da an der Kirche ſteht ein langer hagerer Mann in ganz ſchwarzer Kleidung, der hat ein blaſſes Geſicht gehabt. Und der Kindtaufsvater erkennt ihn, daß es der Gevatter Tod iſt. Und der Gevatter ſagt, ſolle er das Kind über die Taufe heben, ſo müßte es auch ſeinen Namen haben. Alſo gehen ſie in die Kirche, und wie der Prediger fragt nach dem Gevatter, nennt ſich der Gevatter: Ich heiße Tod. Der Pfarrer verwundert ſich und ſagt, ſo ein Name ſei ihm doch in ſeiner Gemeinde nicht bekannt. „Glaub' ich wol, ich bin der bekannte Tod von Gräberfeld.“ Der Paſtor ſchüttelt den Kopf, ſagt aber nichts. Als gefragt wird bei der Taufe, wie das Kind genannt werden ſoll, ſagen ſie „Tod“. So hat der Knabe den Namen Tod erhalten.

Als ſie aus der Kirche heraus ſind, ſagt der Gevatter: Nun ſollten ſie nur ihr Kind gut halten und zur Schule ſchicken und Medicin ſtudiren laſſen, und wenn der Sohn ausſtudirt habe, ſo wolle er ihn beſuchen.

Der Knabe wächſt heran, kommt in die Schule, iſt fleißig und hat ganz herrlich gelernt, und hat einen ſo guten Kopf gehabt und ſich immer ſo gut betragen, daß alle Menſchen ihre Freude daran gehabt haben, und vornehme Leute nehmen ſich ſeiner an und laſſen ihn ſtudiren.

Da ſtudirt er Medicin. Wie er fertig iſt auf Univerſitäten und ſchon abreiſen will nach Hauſe, denkt er: es iſt doch recht ſonderbar von deinem Gevatter, daß er dir den Namen Tod hat geben laſſen und daß er verordnet hat, du ſollſt Medicin ſtudiren. Wer wird dich zum Arzt annehmen, wenn er weiß, daß du Tod heißeſt? Indem er ſo denkt, tritt auf einmal ein Mann herein: „Guten Tag, lieber Pathſohn. Es iſt Zeit, daß du mich auch kennen lernſt; ich bin der Gevatter Tod. Nun höre, was ich dir ſage, und richte dich danach. Wenn du in ein Haus gerufen wirſt zu einem Kranken, ſo will ich auch da ſein, und du ſollſt mich ſehen, aber weiter Keiner. Stehe ich nun zu den Füßen des Krankenbetts, ſo kannſt du nur getroſt verſchreiben was du willſt, der Kranke wird geſund. Wenn ich aber zum Kopf des Kranken ſtehe, dann kannſt du auch verſchreiben was du willſt, aber es wird nichts helfen.“ Der junge Doctor Tod ſagt, er will's halten, und empfiehlt ſich ſeinem Herrn Gevatter zu Gnaden; der aber verſchwindet. So kommt der Doctor Tod nach Haus und ſagt nichts davon, was ihm ſein Gevatter geheißen hat. Bald darauf wird er zu einem Kranken gerufen. Wie er ins Zimmer tritt, ſieht er ſeinen Gevatter zu den Füßen des Kranken ſtehen. Da ſagt er zu den Leuten, ſie ſollten nur ohne Sorge ſein, er wolle den Kranken ſchon geſund machen. Und richtig kommt es ſo; der Kranke wird geſund. So wird er noch zu mehrern Kranken gerufen und immer hat der Gevatter zu den Füßen geſtanden. So hat denn der junge Doctor Tod gut heilen gehabt. Nachher kommt er auch zu einem Patienten, da ſteht der Gevatter zum Kopfe deſſelben. Da hat er den Leuten gleich geſagt, es ſei hier alle Kunſt vergeblich, der Kranke ſei nicht zu retten. Und ſo iſt er weggegangen. Die Leute haben dann einen andern Arzt genommen. Aber der Kranke iſt immer wirklich geſtorben, wenn's der Doctor Tod vorhergeſagt hat. Dadurch iſt er nun gewaltig in Anſehen gekommen, Alles hat den Doctor Tod zum Arzt haben wollen und er hat unmenſchlichen Reichthum davon gehabt.

Einſtmals wird er auch in ein vornehmes Haus gerufen, da ſteht der Gevatter Tod dem Kranken zum Haupt.

Da ruft er die Leute bei Seite und ſagt, der Kranke ſei nicht zu retten. Die Leute beſchwören ihn um Gotteswillen, er möge doch den Kranken retten, denn wenn er ſtürbe, ſo ſeien ſie verloren: ja ſie fallen ihm zu Füßen und bitten und flehen ſo beweglich, daß er endlich ſagt, nur ein einziges Mittel wiſſe er, aber es ſei gefährlich für ihn ſelbſt. Dabei ſieht er nach ſeinem Gevatter hin und winkt ihm mit den Augen. Aber der rührt ſich nicht vom Flecke und macht ihm ein böſes Geſicht zu. Da thut er, als ob er ſich entfernen wolle und winkt den Leuten, daß ſie ihm vor die Thür folgen ſollen. Draußen da ſagt er ihnen, ſie ſollten ſich ans Bett machen und es ſo geſchwind wie möglich umdrehen. Darauf gehen die Leute hinein und drehen das Bett geſchwind herum. Wie der Doctor dann wieder ins Zimmer tritt, ſteht der Gevatter zu den Füßen des Kranken, droht aber ſeinem Pathſohn mit dem Finger und ſieht ganz mürriſch aus. Der aber ſetzt ſich hin und verſchreibt und ſagt, nun ſei der Kranke gerettet

Wie er aus dem Hauſe tritt, auf dem Wege, iſt der Gevatter bei ihm: der iſt ſehr zornig und ſpricht: „Das iſt gegen die Ordnung, was du gethan. Es hat ein anderer für den Kranken ſterben müſſen." Zuletzt verſöhnt ſich der Tod mit ſeinem Pathen, aber nur zum Schein, und ſagt: er ſolle mitkommen, er wolle ihm einmal ſein Haus zeigen.

So führt ihn der Gevatter aufs Feld und da verbindet er ihm die Augen und führt ihn mit ſich. Wie er ihn lange hin und her geführt hat, nimmt er ihm das Tuch von den Augen, und da ſieht denn der Doctor, daß er mit ſeinem Gevatter in einem großen ſchwarzen Saale iſt. Hier, ſagt der Gevatter, iſt meine Wohnung, und nun will ich dich auch umherführen und dir Alles zeigen. Darauf führt er ihn in einen andern Saal, der ebenfalls ſchwarz beſchlagen iſt. Da ſtehen unzählige Kerzen in Reihen beieinander und hintereinander, einige noch ganz hoch und friſch angezündet, andere halb, andere faſt ganz herabgebrannt.

„Aber lieber Pathvetter“, ſagt der Doctor, „was haſt du für eine Menge Lichter! Was brennſt du denn ſo viele Lichter?“

„Das ſind Lebenslichter“, ſagt der Pathe. „Sieh, jeder Menſch hat ſo ein Licht. Wenn er geboren wird, ſo wird es angezündet. Wenn aber das Licht abgebrannt iſt, ſo muß der Menſch ſterben.“

„Ei ſo zeig mir doch auch einmal mein Lebenslicht, ich möchte wol wiſſen, wie lange ich noch zu leben habe.“

„Das kann ich dir wol zeigen.“

So zeigt er ihm ſein Lebenslicht, ſo brennt das ſo kleine. Sagt er: „Warum brennt denn das ſo kleine?“ — „Die da groß brennen, leben lange, die da klein brennen, ſterben bald.“

„Pathe, ſtöre*) mir mein Licht, daß ich noch lange lebe, ich bin ja dein Knecht.“ — „Sohn, das mußt du ſelbſt thun.“ — Alſo thut der's, da fällt er hintenüber wie ein Huhn und iſt todt; er hat's beim Stören verſehen und das Licht ausgelöſcht.

14. Das weiße Männchen und die Jungfrau.

In einer Waldung wohnte ein Mann, der hatte bei ſeiner Geburt den Zettel erwiſcht, wo auf beiden Seiten nichts ſteht, darum war er ſehr arm und mußte im Walde ſein Brot ſuchen. Eines Morgens ging er auch ins Holz, betete und jammerte um ſeine Nahrung, da kam ein weißes Männchen und fragte ihn, was er da ankte und ſeufzte. Da ſtellte er alle ſeine Noth vor. So ſagte das weiße Männchen: er ſolle von Allem genug haben, wenn er nach vierzehn und drei Viertel Jahren ihm geben wolle, was er nach drei Viertel Jahren bekäme. Der Mann willigte ein und hatte ſeitdem von Allem die Hülle und die Fülle, und ſo kam die Zeit heran, da erhielt ſeine Frau ein kleines Mädchen. Das Mädchen wuchs wie Waſſer an Leibeskraft und Verſtand. Der Alte aber gedenkt daran, daß nun die Tochter dem weißen Männchen gehört, und daß bald die Zeit kommt, wo es ſie hinwegholen wird. Er wird tiefſinnig und Mutter und Tochter fragen ihn, warum er ſich mit ſo vielen Gedanken plage. Er aber will es erſt nicht bekennen, was er für einen Pact mit dem Männchen gemacht hat, endlich bekennt er es doch. Der Tag kommt heran, er verſteckt die Tochter und denkt, das weiße Männchen ſoll ſie ſchon ſuchen, bis es ſie findet. Da kommt in der Mittagsſtunde eine Kutſche mit vier Schimmeln und das weiße Männchen ſitzt darin. Es fragt nach dem Mädchen, die Mutter aber ſagt: das wäre nicht zu Haus. Das weiße Männchen ſteigt aus der Kutſche, geht hin wo das Mädchen verborgen iſt, nimmt es, ſetzt es in die Kutſche und wie ein Wind ſind ſie entflohen. Es bringt das Mädchen in ein großes Schloß, überliefert ihm ein Bund Schlüſſel und ſagt, wie es ſich zu verhalten hat; verbietet ihm aber eine Kammer, auf die es bei Verluſt ſeines Lebens nicht gehen ſoll. Das junge Mädchen war neugierig, wie nun junge Mädchen ſind, hörte auch Muſik auf der Kammer, ſchaute durchs Schlüſſelloch, konnte aber ſo nichts ſehen. Am andern Morgen ſteckte es den Schlüſſel ein, ſchloß auf und ſchaute ein wenig hinein, da ſah es viele viele Lichter. Die Muſik aber ward immer ſchöner. So ſteckte es den Kopf tiefer hinein und erblickte viele Todte und einen Lebendigen, der mitten unter den Todten war und die Lichter beſorgte, der war der Tod und die Lichter waren Lebenslichter. Das weiße Männchen aber wußte gleich (denn es wird wol ſelber der Tod geweſen ſein), daß das Mädchen auf der Kammer geweſen war. Nun fragte es das Mädchen dreimal, ob es auf der Kammer geweſen wäre, und das Mädchen ſagte immer nein. Da wird das weiße Männchen ſo ärgerlich, nimmt es und geht mit ihm auf eine hohe Klippe, da ſtürzt er es herunter.

---

*) Putze.

15. Elend währt bis an den jüngſten Tag.

Die Apoſtel Petrus und Paulus machten einmal zuſammen eine Reiſe, und als es Abend wurde, kamen ſie miteinander an ein prächtiges ſteinernes Haus, darin wohnte ein reicher Geizhals. Die Apoſtel fragten eine Magd, welche im Bache vor dieſem Hauſe Zeug ſpülte, ob ſie dort übernachten könnten. Die Magd ſagte, das werde ihr Herr aus Geiz nimmermehr zugeben, erbot ſich aber, die Fremden zu ihrem Bruder zu bringen, der ein armes Bäuerlein war. Er hieß Elend, hatte nicht Weib und Kind, und wohnte gleich nebenan in einer dürftigen Hütte.

Das Bäuerlein hüpfte vor Freuden faſt bis an die Decke ſeiner niedern Stube, weil es einmal zu einem Beſuch kam. Es bot den beiden Apoſteln ſogleich an, daß ſie ſich Beide in ſein Bett legen ſollten, und wollte ſelbſt auf dem harten Boden der Stube übernachten. Allein der Apoſtel Paulus ſagte: „Leg du dich nur mit Petrus ins Bett, denn ich muß ohnehin die Nacht aufbleiben, weil ich zwei Briefe zu ſchreiben habe, den einen an die Korinther und den andern an den Timotheus; der hat einen ſo ſchwachen Magen, da will ich ihm ſchreiben, daß er ſich den Durſt mit Wein ſtillen ſoll.“ Da legte ſich der Bauer mit Petrus ins Bett, und der Apoſtel Paulus ſchrieb an die Korinther und an den Timotheus. Am andern Morgen aber ſagten die Apoſtel zu dem Bäuerlein, daß es ſich eine Gnade ausbitten ſollte. Da ſagte es: es hätte nichts in ſeinem ganzen Vermögen als einen Birnbaum und von dem würden ihm ſo oft Birnen geſtohlen. Da hätte es nun den ſehnlichen Wunſch, daß Niemand, der auf den Baum heraufſtiege, ohne ſeine beſondere Erlaubniß wieder herunter könnte.

Du wünſcheſt ſehr mäßig, ſprachen die Apoſtel, und deine Bitte ſoll erfüllt werden. Darauf gingen ſie ihres Weges.

Es dauerte aber nicht lange, da ſaß einmal des Morgens der reiche Geizhals, der dem Bauer gegenüber wohnte, auf dem Birnbaume. Der hatte wollen in der Nacht dem Armen Birnen ſtehlen und ſchrie gewaltig, als er ſah, daß er von dem Baume nicht wieder herunter konnte. Elend aber klatſchte vor Freuden in die Hände, als er ſeinen reichen Nachbar auf dem Birnbaume erblickte, und rief alle Nachbarn herbei, daß ſie ihn dort ſitzen ſähen. Endlich verſprach der reiche Geizhals, daß er ihm jeden Sonntag Mittag durch ſeine Schweſter ein Huhn im Topfe ſchicken wolle. Da klatſchte der Bauer Elend von neuem in die Hände, und ließ den Geizhals ſogleich vom Birnbaume herunter. Von dieſer Zeit an hat der Bauer auch richtig jeden Sonntag ſein Huhn im Topfe gehabt, ſolange ſeine Schweſter und der reiche Geizhals lebten.

Die waren aber Beide ſchon geſtorben, als eines Tages auch zu Elend der Tod kam. Das Bäuerlein war jetzt ſchon ganz zuſammengekrümmt, wie nun ſo ein Bäuerlein auf ſeine alten Tage eben iſt. So ſaß der Elend auf der Bank vor ſeinem Hauſe, und als der Tod erſchien, war er ganz freundlich, daß einmal wieder Jemand zu ihm kam. Als nun der aber ſagte, daß er der Tod ſei, da ſprach Elend: „Lieber Tod! ich habe nur den einen Wunſch, daß ich noch vor meinem Ende einmal Birnen von meinem Birnbaume eſſen kann. Hätteſt du nicht auch ein Lüſtchen darauf?“ (Hier ſchmunzelte der Tod ein wenig, denn er hatte wirklich ein Lüſtchen zu Birnen.) „Nun denn“, fuhr der Bauer Elend fort, „ſo ſteige hinauf auf den Birnbaum und hole uns ein Gericht Birnen herunter, ich ſelber bin ſchon ſteif und kann nicht mehr hinaufkommen.“

Der Tod kletterte nun auf den Birnbaum und wollte die Birnen herunter holen. Als er aber oben war und ſich die Taſchen voll geſteckt hatte, merkte er, daß er nicht wieder herunter konnte. Da kam der Bauer aus ſeinem Hauſe und klatſchte wieder vor Freuden in ſeine Hände, daß er den Tod auf ſeinem Birnbaume gefangen halte. Endlich aber ließ er ihn laufen unter der Bedingung, daß er zu ihm nicht wieder kommen dürfe.

Darum lebt Elend noch bis auf den heutigen Tag, und ſtöhnt und ſeufzt, läßt ſich's dann aber auch einmal wohl ſein an ſeinen Birnen. Und ich fürchte ſehr, der Vetter Juchheidom ſtirbt und Elend lebt bis an den jüngſten Tag, obſchon ihm doch am Ende im Grabe wohler wäre als hier auf der Erde.

16. Der alte Fritz und der Schnappſack.

Es war einmal ein alter Soldat, der wurde genannt der alte Fritz, der hatte nur noch drei Sechſer in ſeinem ganzen Vermögen und damit ging er in die Welt. Nun wollte

Petrus einmal prüfen, ob der alte Fritz wol ein gutes Herz hätte, ſetzte ſich als Krüppel an den Weg, wo dieſer alte Soldat vorbeikam und ſtreckte ihm die Hand entgegen. Da gab ihm der ſogleich den erſten Sechſer. Wie er dann wieder eine Strecke weit fort iſt, ſitzt da Petrus wieder am Wege und hat die Geſtalt eines noch jämmerlichern Krüppels angenommen. Gleich faßt der alte Fritz in die Taſche und gibt ihm den zweiten Sechſer. Darauf hat Petrus noch einmal am Wege geſeſſen, und das dritte Mal hat er am allerjämmerlichſten ausgeſehen. Da iſt der alte Fritz nicht faul und gibt den letzten Sechſer hin. Nun ſteht auf einmal Petrus ſelbſt vor ihm und gibt ihm die Macht, drei Wünſche zu thun. Und wiewol er zugleich von Petrus ermahnt wurde, das Beſte nicht zu vergeſſen, ſo wünſchte er ſich doch nichts als eine Pfeife Toback, ein Spiel Karten und einen Schnappſack, wo er hinein wünſchen konnte, was er wollte. Seine Pfeife brannte ſogleich, wie er ſich das gewünſcht hatte, und das Spiel Karten und der Schnappſack waren auch ſogleich vorhanden. Der alte Fritz aber verirrte ſich noch am Abend deſſelbigen Tages im Walde, und kletterte endlich, um ſich umzuſchauen, auf einen hohen Baum. Da ſah er nicht ſehr weit davon in einem alten Schloſſe mitten im Walde ein Licht brennen, und damit er die Richtung nicht verfehlte, ſo warf er den alten dreieckigen Hut, den er auf dem Kopfe hatte, in der Richtung, in der das Schloß lag, vom Baume herunter. So fand er ſich glücklich nach dem Schloſſe; das war ganz leer und darin wollte er übernachten. Das Licht, das ihm von Ferne den Weg gezeigt hatte, ſtand auf dem Tiſche, daneben ſetzte er ſich auf einen Stuhl und wartete ab, was geſchah, wie ſehr auch eine alte Frau, die in dem Schloſſe war, ihn ermahnte, weiter zu gehen, weil es ſonſt ſein Tod ſein würde. Nach einiger Zeit klopfte es an die Thür, und der alte Fritz rief:

n

„Herein, wenn es Solo ſpielen kann.“ Sogleich kamen zwölf Geiſter herein, davon ſetzten ſich drei mit ihm zum Spiel, einer davon hatte einen Pferdefuß und einen Menſchenfuß, und im Geſicht Knopfaugen; dazu trug er einen dreieckigen Hut, einen großen Mantel und einen großen Stock; das war der Oberſte der Teufel. Als das Soloſpiel aus war, faßten ihn alle zwölf Geiſter an und wollten ihn erwürgen, er aber wünſchte ſie alle in ſeinen Schnappſack, darin fingen ſie an ſich zu prügeln. Da holte er einen Pfahl herein und ſchlug die zwölf Geiſter in dem Schnappſack windelweich. Dann ließ er ſie fliegen und ſie flogen alle nach der Hölle zu.

So ging er weiter, und endlich kam der Tod zu ihm und wollte ihn holen. Da wünſchte er den Tod auch in den Schnappſack. Als er den aber nach vielen Jahren einmal wieder öffnete, um zu ſehen, ob der Tod geſtorben ſei, ſprang er heraus, denn er hatte ſich von einigen Brotkrumen genährt, die in dem Ranzen waren. Die Menſchen hatten unterdeſſen oft geſagt: was heißt doch das, daß gar keine Leute mehr ſterben? Kaum aber war der Tod aus dem Schnappſack, ſo brachen hier und da große Seuchen aus, und er raffte alle Menſchen hinweg, die er durch ſeine Gefangenſchaft zu tödten verhindert geweſen war. Nur zum alten Fritz kam er niemals wieder, denn er fürchtete ſich vor dem Schnappſack. Aus Dem aber war jetzt ein ſteinalter Mann geworden, der ſehnte ſich nach dem Tode. Da ging er zu Petrus vor die Himmelsthür, der aber wollte ihn nicht hineinnehmen, weil er ſich das Beſte zu wünſchen vergeſſen hatte, nämlich die ewige Seligkeit. Da kam einmal ein Teufel an, der unter den Zwölfen in dem alten Schloſſe nicht mitgeweſen war, und wollte ihn mitnehmen. Er folgte ihm bereitwillig, als er aber mit ihm vor die Hölle kam, ſtanden da die andern zwölf Teufel herum, die er in ſeinem

Schnappſacke geprügelt hatte und hatten Maulaffen feil. Die erhoben ein großes Geſchrei, denn ſie fürchteten, daß er ſie von neuem prügeln würde. Sie ſchlugen ihm alſo die Höllenthür vor der Naſe zu.

Nun wird erzählt, da hätte der alte Fritz einen alten Schimmel genommen, den er gehabt hat, und wäre mit Gewalt in den Himmel hineingeritten, und wie ſehr auch Petrus darüber lamentirt hätte, ſo hätte ihn unſer Herr Gott doch darin behalten.

17. Der Schmied in der Hölle.

Ein Schmied machte ſich auf mit ſeinem dicken Hammer und ging auf dem breiten Wege nach der Hölle zu. Als er hinkommt, iſt da vor der Hölle ſo ein rundes Glas, da guckt er hinein. Da ſieht er, daß da vier Teufel am Tiſche ſitzen und ſpielen Solo. Da ruft er ihnen zu, daß er mitſpielen wolle, ſie aber verriegeln vor ihm die Thür. Da ſchlägt er mit ſeinem dicken Hammer dagegen, daß die Thür mitten in die Hölle hineinfliegt. Alſo fuhren die vier Teufel jeder in eine Ecke. Nun ſagt er, ſie ſollten nur herkommen und mitſpielen. Da ſagen die Teufel: hier in der Hölle hätten ſie kein Geld, wer gewönne, der ſolle jedesmal den ſchlechteſten Spieler todtſchlagen mit dem dicken Hammer des Schmieds. Sie hofften aber, daß der Schmied am ſchlechteſten von ihnen Solo ſpielen würde. Alſo iſt aber dieſer Schmied ſo ein barbariſcher Soloſpieler und gewinnt. Nimmt den Hammer und ſchlägt einen Teufel todt und ſpricht: „Da liegſt du.“ Alſo fängt er mit den Dreien wieder an Solo zu ſpielen. Er gewinnt wieder. Nimmt er ſeinen dicken Hammer und ſchlägt wieder einen auf den Kopf. „Du gehſt gewiß nicht wieder umher“, ſagt er. Alſo fängt er wieder an mit den Zweien Solo zu ſpielen. Da gewinnt er aber wieder. Nimmt er ſeinen dicken Hammer und ſchlägt den einen wieder auf den Kopf und ſagt: „Da ſtreckt er alle vier.“ Nun hat er nur noch einen, da iſt das der jüngſte Teufel von den allen zuſammen. Spielt er wieder, und er gewinnt wieder. Den ſchlägt er auch noch todt und läßt ſich von des Teufels Großmutter angeloben, daß wir niemals wieder einen Teufel in die Hölle bekämen. Sagt zu den Seelen, die da braten, ſie könnten nun weggehen in den Himmel. Gehen die Seelen auch ab, gehen in den Himmel. Der Schmied der lebte da lange in der Hölle, wird ihm da zu letzt zu einſam, geht ins nächſte Dorf, legt da achtundvierzig Brennereien an. Kommt einmal an ſo eine große Eiche, da ſteigt er hinein. Da hat ſich ein Teufel verſteckt, der gerade auf der Erde geweſen iſt, wie der Schmied mit den andern Teufeln Solo geſpielt hat, der ſitzt in der Eiche und grunzt, kann unten nicht heraus und oben nicht. Er läßt ihn in der Eiche ſitzen; als die aber umgehauen wird, fliegt der Teufel heraus. Wie er hinkommt in die Hölle, iſt ſeine Großmutter und Alles weg. Da hat dieſer Teufel ſich ſelbſt ums Leben geholfen, und es ſoll immer noch kein Teufel und keine ordentliche Hölle wieder ſein.

18. Der Bauer und der Teufel.

Es war einmal ein Bauer, der hatte eine alte Frau, war ſelbſt ſchon alt und bekam mit derſelben noch ein Kind. Er hatte aber nichts, davon er das Kind konnte taufen laſſen, und ſchämte ſich, bei ſeinem Alter ſich etwas zur Kindtaufe zu borgen. Endlich ging er zu ſeinem Amtmann und bat dieſen, ihm ſoviel zu Korn zu geben, daß er davon eine Kindtaufe bereiten könne. Der Amtmann ſchalt ihn anfangs wegen ſeiner Bitte aus, dann verſprach er ihm das Korn unter dem Beding, daß der Bauer einmal bei ſeiner Leiche Wache hielte, wenn der Amtmann früher ſtürbe als der Bauer. Mein Bauer denkt in ſeinen Gedanken: ich bin alt und der Amtmann iſt jung, wenn der ſtirbt, ſo lieg' ich ſchon längſt im Grabe. Verſpricht alſo dem Amtmann was er wünſcht, nimmt ſein Korn und hält Kindtaufe. Nicht lange danach aber ſtirbt der Amtmann. In der erſten Nacht nach ſeinem Tode ſitzt der Bauer bei der Leiche und hält Wache. Da kommt der Teufel und bittet flehentlich, er möge doch das Bettlaken von der Leiche herunternehmen und ihm den Amtmann zeigen. Der Bauer ſagt: nicht anders, als wenn er ihm eine Truhe mit Geld hole. Bald darauf kommt der Teufel mit der Truhe. Aber mein Bauer iſt ſchlau, fragt den Teufel, aus welchem Hauſe er die Truhe geholt habe, und ſchilt ihn dann aus, indem er zu ihm ſagt: die Truhe habe er ſeiner Schweſter geſtohlen und dies Geld würde er ohnehin einmal von ihr geerbt haben. Ueber dieſem Zanken kräht der Hahn und der Teufel muß die Truhe mit Geld im Stiche laſſen. Am zweiten Abend kommt der Teufel wieder und bittet den Bauer flehentlich, ihm den Amtmann zu zeigen; mein Bauer verlangt dafür wieder eine Truhe mit Geld, und ſogleich ſchafft ſie der Teufel zur Stelle. Der Bauer aber ſagt, die Truhe habe er ſeiner Schwägerin geſtohlen, welche er einmal beerben würde; er wolle ihn betrügen, und für dies Geld zeige er ihm den Amtmann nicht. Wiederum mußte der Teufel die Truhe beim Hahnenkrähen im Stiche laſſen. Am dritten Abend, in der Nacht vor dem Begräbniß, kommt der Teufel wieder und bittet ihm den Amtmann zu zeigen. Der Bauer iſt jetzt reich genug, ſagt dem Teufel aufrichtig, daß er ihm den Amtmann unter keiner Bedingung zeigen werde, und fragt ihn treuherzig, warum er ihn denn nur ſehen wolle. Nun wird der Teufel gleichfalls aufrichtig und vertraut ihm an: wenn er den Amtmann nur ſähe, ſo gehöre er auch ſchon ihm. Er ziehe ihm dann geſchwind die Haut ab, hänge ſie ſich ſelbſt um und ginge in der Haut des Amtmanns ſpuken. Dann würden ſich die Leute verwünſchen und verſchwören, daß der Amtmann ſpuken ginge, und Alle, die ſich ſo verſchwören und verwünſchen würden, gehörten dann ihm. So verwünſchten und verſchwörten ſich die Leute oft, daß Dieſer und Jener nach ſeinem Tode umginge; allein das müſſe der Bauer ja nicht glauben, das ſei er, der Teufel, der in der Haut der Leute ſpuke.

19. Der goldene Becher, die goldene Tiſchdecke und die goldene Trompete.

Es waren einmal ein Unteroffizier und zwei Soldaten, die ſollten die Löhnung holen aus der Kriegskaſſe für die ganze Compagnie, geriethen aber mit dem Gelde in ein Wirthshaus und verſpielten das ganze Geld, denn nicht umſonſt ſagt man vom Würfelſpiel:

Es iſt ein Ding von Elfenbein,
Fliegt wie ein Vögelein,
Verzehrt den Müller und den Mühlenſtein,
Den Bauern, das Roß und den Hof.

Da mußten die Soldaten die Flucht ergreifen und wurden unterwegs in einem Wirthshauſe an der Landſtraße mit einem Spielmann bekannt, der hielt ſie frei mit Allem, ſpielte ihnen auf einer goldenen Trompete die ſchönſten Stücke vor, trank ihnen aus einem goldenen Becher zu und deckte ihnen jeden Mittag ein goldenes Tiſchgedeck auf, wovon ſie aßen. Nachdem nun der Muſikant in dem Wirthshauſe eine Zeit lang Alles für ſie bezahlt hat, gibt er ihnen auf, binnen drei Tagen zu rathen, woraus dies Alles ſei, der goldene Becher, das goldene Tiſchgedeck und die goldene Trompete, und kündigt ihnen an, wenn ſie es binnen drei Tagen nicht errathen könnten, ſo würde es ihnen ſchlimm ergehen.

Da zogen die drei Soldaten ganz tiefſinnig umher und ſannen nach, woraus die drei Dinge wol ſeien. Der Unteroffizier aber begegnete einer alten Frau, die fragte, was ihm fehle. Er antwortete zwar, ſie könne ihm doch nicht rathen, aber ſie erwiderte: Alles wüßte man nicht, er möge ihr nur ſagen, was ihm das Herz drücke, und abwarten, ob ſie ihm doch vielleicht helfen könne. Da geſtand der Unteroffizier ihr Alles und die Frau ſprach zu ihm: „So geh denn dort auf den Berg hinauf, da kommſt du auf einen grünen Platz, da ſteht eine hohle Eiche, in der ſteige hinunter und mache dir an der Seite ein kleines Loch hinein, ſodaß du Alles ſehen und hören kannſt. Doch verhalte dich ruhig und gib genau Achtung, denn es werden wol ihrer zwölf Teufel nach der Eiche kommen, die werden ſich befragen, was der Eine und was der Andere ausgerichtet hat. Da werden ſie auch wol von der Aufgabe reden, die der Spielmann Euch geſtellt hat, denn dieſer Spielmann iſt der König dieſer zwölf Teufel."

Der Unteroffizier that, wie die alte Frau ihm gerathen hatte. Er ſaß noch gar nicht lange in der Eiche, da kamen die zwölf Teufel an, und der Teufelskönig ſprach ſeine Freude aus, weil er den drei Soldaten nun bald würde den Hals umdrehen können. „Was haſt du ihnen denn für eine Aufgabe geſtellt?“ fragte einer der andern elf Teufel. Da antwortete der Teufelskönig: „Sie ſollen rathen, woraus der goldene Becher iſt, aus dem ſie trinken, das goldene Tiſchgedeck, wovon ſie eſſen, und die goldene Trompete, worauf ich ihnen Muſik machte. Und das werden ſie nimmermehr errathen, daß ich als Trompete des Wirths Katze, als Tiſchdecke eine Pferdehaut und als Becher einen Pferdekopf gebrauche.“ Der Unteroffizier hörte noch manches Andere in der Eiche mit an. Als die zwölf Teufel auseinander gegangen waren, kehrte er zu ſeinen Kameraden in das Wirthshaus zurück.

Die Friſt, welche der Spielmann den drei Soldaten gegeben hatte, war jetzt abgelaufen. Als es Mittag war, ſtellte er ſich wieder bei ihnen in der Wirthsſtube ein mit der Trompete, dem Becher und der Tiſchdecke. Er fing auch wieder an, die ſchönſten Stückſchen zu ſpielen, allein der Unteroffizier rief ihm zu, er ſolle ruhig ſein, ſie wollten es nicht mehr hören, wie er auf der Katze des Wirths Muſik mache. Da erſchrak der Teufelskönig, nöthigte ſie aber doch noch von ſeiner goldenen Tiſchdecke zu ſpeiſen und aus ſeinem goldenen Becher zu trinken. Da ſchrie der Unteroffizier: „Wir eſſen von keiner Pferdehaut und trinken aus keinem Pferdekopf.“ Als der Teufel ſo vernahm, daß ſie Alles wußten, fing er furchtbar zu brüllen an, flog zum Wirthshauſe hinaus und nahm im Fortfliegen ein Fenſter mit, das können ſie heutiges Tages noch nicht wieder einſetzen.

20. Der Teufel und die Handwerksburſchen.

Es waren einmal vier Handwerksburſchen, die litten große Noth, da kam der Teufel an und erbot ſich für ſie zu ſorgen. Nach einiger Zeit wollte er das Anrecht geltend machen, das er dadurch auf ſie gewonnen hatte. Sie aber verlangten, daß er ihnen vorher noch eine Aufgabe löſen ſolle, und das mußte er auch eingehen, weil die Handwerksburſchen es in ihrem Contract hatten, den ſie mit ihm gemacht. Da gab der älteſte Handwerksburſche, der ein Zimmermann war, dem Teufel auf, er ſolle ſich vor einen Wagen ſpannen und darauf dreißig Stamm Bauholz vom Walde her in die Stadt fahren. Das war aber dem Teufel ein Spaß und er jagte ordentlich mit dem Bauholze in die Stadt hinein, als wären vier ſtattliche Hengſte davor, ſpannte ſich dann vom Wagen los und drehte dem älteſten Handwerksburſchen den Hals um. Der zweite Handwerksburſche war von Profeſſion ein Steinmetz, der hatte ſchon lange vorher ſich damit abgegeben, Steine auf dem Berge vor der Stadt zuſammenzutragen, und als jetzt der Teufel ihm den Hals umdrehen wollte, ſagte er ihm: er müſſe erſt die Steine alle wieder dahin bringen, wo er ſie ſorgfältig weggetragen habe. Da entſteht ein heftiges Brauſen, die Steine ſind wieder an dem Orte, wo ſie früher gelegen haben, und der Teufel dreht auch dem zweiten Handwerksburſchen den Hals um. Jetzt kam die Reihe an den Dritten. Der war ein gelernter Wagner und verlangte, der Teufel ſolle eine Kutſche mit drei Rädern nehmen und ihn ſo darin durch die Stadt fahren, daß allemal dicht vor den Hufen der Pferde und unter dem Wagen die Straße mit lauter blanken Thalern gepflaſtert wäre, ſowie ſie darüber hinführen. Hinter der Kutſche aber ſolle er die Thaler ſogleich wieder wegreißen, und dazu ſolle er noch während des Fahrens die vierte Achſe, an der kein Rad ſitzen dürfe, tragen. Auch das führte der Teufel aus, die Kutſche jagte auf drei Rädern durch die Stadt, vor den Hufen der Pferde und unter dem Wagen hat Alles von harten Thalern geblitzt und geblänkert, die dritte Achſe aber ruhte auf der Schulter des Teufels, der ſprang jeden Augenblick einmal darunter hervor und riß dicht hinter der Kutſche das Geld auf, mit dem die Straße gepflaſtert war. Dadurch gewann der Teufel auch den Wagner und drehte ihm den Hals um. Nun war nur noch der vierte Handwerksburſche übrig, der ein gelernter Töpfer war. Der nahm den Teufel vorher mit ins Wirthshaus, und ließ ſich vom Wirth einen irdenen Teller geben. Mit dem irdenen Teller in der Hand öffnet der Töpfer das Fenſter, läßt den Wind von draußen auf den Teller fahren, hält den Teller mit dem Winde dem Teufel hin und ſagt: „Kannſt du da einen Knoten in den Wind auf dem Teller machen, ehe er verfliegt, ſo ſollſt du mir auch noch den Hals umdrehen.“ Das kann der Teufel nicht, fliegt zum Fenſter hinaus, läßt aber einen ſolchen Geſtank nach ſich, daß in der Stadt dazumal viele Menſchen erſtickt ſind.

21. Der Teufel auf dem Heuwagen.

Es war ein Mann, der hatte ſo viele Kinder, und wußte für die vielen Kinder kein Brot zu ſchaffen. Da ging er ins Holz, da begegnete ihm der Teufel. Da fragt der Mann, ob er ihm kein Geld ſchaffen könne, und da ſagt der Teufel: Ja, wenn der älteſte Sohn aus der Schule käme *), ob er ihm den geben wollte? Da ſagt der Mann: Ja. Als der Junge aus der Schule iſt, muß er mit ſeinem Vater mit, da nimmt der Junge ein Geſangbuch mit, und wie ſie auf den freien Platz im Walde kommen, wo der Teufel einſt ſeinen Vater getroffen hat, da beſchreibt der Junge ſo viele Kreuze um ſich her in der Erde, da ſetzt er ſich hinein und lieſt. Sein Vater aber geht betrübt wieder nach Hauſe. Da kommt der Teufel auf den Platz im Walde gefahren, und ſitzt oben drauf auf einem Fuder Heu und hat zwei Mäuſe vor ſo einen großen Heuwagen geſpannt. Der Junge lieſt aber immer fort und ſieht nicht hin nach dem Heuwagen mit den Mäuſen. Wenn er geguckt hätte und hätte gelacht, dann hätte er mit gemußt mit dem Teufel. So aber hat er können wieder nach Hauſe gehen und iſt mit ſeinen Aeltern und ſeinen Geſchwiſtern ſteinreich geweſen von dem Gelde, das der Teufel ſeinem Vater gegeben hat.

22. Samiel und der Fiſcher.

So iſt denn auch einmal ein König geweſen, der hat Luſt gehabt Fiſche zu eſſen und befiehlt ſeinem Fiſchermeiſter, er ſolle Fiſche fangen. Der kann aber keine Fiſche fangen, und weil er den Zorn des Königs fürchtet, wenn er keine Fiſche bringt, ſo ruft er beim Fiſchen immer: Samiel hilf! Endlich kommt ein Mann in grünem Rock und grüner Mütze, der fragt, ob das ſein Ernſt ſei, daß Samiel ihm helfen ſolle. Der Fiſcher bejaht es, und der in grünem Rock und grüner Mütze ſagt: er wäre Derjenige, den er gerufen habe. Wenn

---

*) Confirmirt würde.

er ihm ſpäter ſeinen Sohn geben wolle, könne er Fiſche haben ſo viel er wolle. Darauf machen ſie einen Pact, den der Fiſcher mit ſeinem Blute unterſchreibt, und er bekommt ſeine Fiſche.

Als nun die Zeit herankam, wo der Grüne den Sohn des Fiſchers abholen wollte, zog der in die weite Welt. Bald traf er zwei Menſchen, die ſtritten ſich um einen alten Hut, welcher Den, der ihn aufſetzte, unſichtbar machte. Die machten ihn zu ihrem Schiedsrichter, er aber nahm den Hut in die Hand und ſetzte ihn auf. Da konnten ſie ihn nicht mehr ſehen und er ſchlich ſich davon. Nachdem er eine Strecke weit gegangen war, kam er zu zwei Menſchen, die ſich um einen Reitſattel ſchlugen. Der trug einen jeden ſo ſchnell wie ein Vogel fliegt durch die Luft. Er hatte jetzt ſeinen Hut abgenommen, da machten ſie ihn wieder zum Schiedsrichter. Er aber ſetzte ſich wie aus Spaß auf den Sattel und flog davon. Nun war er mit dem Hut und dem Sattel vor Samiel ſicher.

Er kam aber an ein Schloß, da lagen zwei Löwen davor. Hier ging er die Treppe hinauf, und oben winkte ihm ein verſteinerter Mann zur Thür hinein. Er geht hinein, legt ſich hin und ſchläft ein. Da kommt eine Prinzeſſin und ſagt, er ſolle ſie erlöſen. Drei Nächte lang würden ihn die Geiſter quälen, er dürfe aber keinen Laut von ſich geben. Das verſprach er ihr, und da kniffen ihn die Geiſter in der Nacht mit Zangen. Die Prinzeſſin aber erſchien ihm am erſten Tage im ſchwarzen und am zweiten Tage im weißen Kleide. Als der Fiſchersſohn in der dritten Nacht alle Folterqualen überſtanden hatte, da ertönte Muſik und Hurrah, und da war die Prinzeſſin erlöſt, und der ſteinerne Mann, der ihr Diener geweſen iſt, war auch erlöſt. Sie aber heirathete den Fiſchersſohn, und ſie haben lange glücklich und in Freuden gelebt.

23. Jungfer Schön.

Es war in einer Stadt ein wunderſchönes aber armes Mädchen. In das verliebte ſich ein Kaufmann und freite ſie. Weil aber die Kaufleute viel Geld als Mitgift gebrauchen, ſo übergibt ſie ſich vor der Hochzeit dem Teufel. Nun bringt ihr der Teufel ein großes Vermögen unter dem Beding, daß ſie in einem Jahre ausmitteln müßte, was er noch für einen Namen habe, ſonſt ſoll ſie ihm verfallen ſein. Allein nun iſt das Jahr bald um und ſie weiß den andern Namen des Teufels noch immer nicht. So liegt nun eines Nachts vor der Stadt ein Schäfer in ſeiner Hütte, der wacht einmal auf und ſieht nicht weit von der Hütte ein Feuer. Dem Feuer geht er an einem Berge nach und ſieht verſchiedene Geſtalten darumher tanzen. Eine davon ſpringt beſonders luſtig um das Feuer herum und ſingt:

Dat is gaut, dat is gaut,
Dat de Jungfer Schön nich weit,
Dat eck Hipche, Hipche heit.*)

Der Schäfer geht den andern Tag zu der Kaufmannsfrau und erzählt, was er geſehen und gehört. Sie aber merkt ſich den Namen, und als das Jahr ganz herum iſt, kommt der Teufel und ſie nennt den Namen: Hipche. Da war der Teufel geprellt und die Jungfer Schön lebt glücklich und reich mit ihrem Kaufmanne, und ihr Handel breitete ſich aus über Land und Meer von dem Gelde, das ſie dem Teufel abgenommen hatte.

---

*) Das iſt gut, das iſt gut, daß die Jungfer Schön nicht weiß, daß ich Hipche, Hipche heiße.

24. Die Teufelsmühle und die Zwergmühle.

I.

Es war einmal ein Vielfraß, der aß, um ſatt zu werden, einen Braukeſſel voll Erbſen und drei Neunpfundbrote. Er hatte aber nichts als tolle Streiche im Kopfe. Zuerſt vermiethete er ſich zu vier Pferden bei einem Bauer, der jagte ihn aus dem Dienſte, weil er beim Holzfahren mit den übrigen Knechten, die am Morgen früher in den Wald gefahren waren als er, ſeinen Schabernack trieb. Darauf kam er in eine Teufelsmühle, die noch kein Mühlknappe lebend wieder hatte verlaſſen dürfen. Der Müller nahm ihn als Mühlknappen an, ſagte ihm aber alſobald, daß es in der Mühle nicht richtig ſei. Der Vielfraß machte nun in der Nacht ein großes Feuer um die ganze Mühle herum an. Plötzlich treten zwölf Perſonen ein und ſtellen ſich um das Feuer. Der Mühlknappe beſtellt ſeine Mühle und erſtaunt, als er die vielen Perſonen um das Feuer herum vorfindet. Nun iſt es Zeit, ſagen die. Antwortet einer: Meiſter muß den Angriff thun. So greift der zu mit dem dreieckigen Hute und auch mit dem großen Pferdefuße. „Wollt ihr hier mir etwas thun, ſo geht euch eure Lende drauf“, ſagt der Mühlknappe. Er ſetzt Den, der ihm etwas thun will, auf einen Mühlſtein und ſchleift ihm die Lende ab. Alle verſchwinden ſie vom Feuer zum Schornſtein heraus und ſchreien laut: Der iſt mehr als wir Teufel alle zuſammen!

II.

In einer andern Mühle konnte der Müller keinen Mühlburſchen behalten und verſprach dem, der die Mühle von zwölf Zwergen befreite, die alle Nacht dort hinkamen, ſeine Tochter zur Frau. Da kam ein alter Soldat, als der die erſte Nacht in der Mühle wachte, erſchienen auch gleich die zwölf Zwerge, die hatten ihren Sitz da, wo Korn aufgeſchüttet wurde, ſpeiſten aber um Mitternacht am Mühltiſche, der auf einmal mit den ſchönſten ſilbernen und goldenen Geſchirren gedeckt war. Da warf der alte Soldat mit einem Trumm*) nach ihnen, da waren auch gleich vier Zwerge todt. Die andern ergriffen die Flucht, hinter denen ſchoß er drei Piſtolen ab und hörte, wie ſie einander zuriefen: Laßt nur den alten *Großvater Trutram* nicht im Stich! Seit dieſer Zeit ſind die Zwerge nicht wieder in die Mühle gekommen und der alte Soldat hat des Müllers Tochter geheirathet.

25. Die Verächter des Heiligen.

Es waren einmal an einem Orte zwei Pfarrer, die waren den ganzen Tag über miteinander betrunken. Einſtmals vergaß ſich der eine Prediger ſo weit, daß er einem Kranken, zu dem er gerufen wurde, ſtatt der Oblate harten Käſe und ſtatt des Weines dicke Milch beim Abendmahl gab. Gleich darauf ging er mit dem andern ſpazieren. Da kamen ſie an ein Loch in der Erde, und da gab der ihm in der Trunkenheit aus Scherz einen Stoß, ſodaß er ins Loch fallen mußte. Das Loch aber hatte keinen Grund, und ſo fiel er bis auf einen grünen Platz, der vor der Hölle war. Da jagte immerfort ein Jäger nach einem Stück Wild, konnte aber nicht reden. Auf dem grünen Platze floß auch ein Waſſer und an dem Waſſer ſtand ein Mädchen ſplitterfaſernackt und wuſch auf, das konnte auch nicht reden. Auf dem Raſen waren auch Muſikanten, die machten immerfort Muſik, und Tänzer und Tänzerinnen waren dabei, die tanzten immerfort, als wär's unter der Linde im Dorfe. Aber auch die Muſikanten und die Tänzerinnen waren ſtumm.

---

*) Ein Stück von einem Baumſtamm.

Auch ſtand ein Ruhebett auf dem grünen Platze, darauf lag ſchon der andere Pfarrer, der ihn heruntergeſtürzt hatte, und neben ihm brannte auf einem Tiſche ein großes Kirchenlicht, davon tröpfelte ihm ohne Unterlaß Wachs auf die bloße Bruſt. Der aber erklärte ihm Alles, als ob er ſchon viele Jahre dort ſei, und ſprach: „Der Jäger hat einmal am Sonntage gejagt, darum muß er nun auf dem grünen Platze in der Hölle immerfort jagen ſo eifrig, daß er nicht reden kann. Das Mädchen hat einmal unter der Kirche aufgewaſchen, ſo eifrig, daß ſie einem Vorübergehenden, der ihr: Guten Tag! geſagt hat, nicht einmal dankte; darum ſteht ſie ſplitterfaſernackt am Bache, iſt ſtumm und wäſcht immerfort auf. Die Muſikanten und die Tänzer haben unter der Kirche geſpielt und getanzt, darum ſpielen und tanzen ſie hier immerfort und können auch nicht reden.“

Der Pfarrer ſagte ihm auch, wie er noch einmal aus der Hölle herauskommen könne, wenn er durch drei eiſerne Thüren ginge, und rieth ihm, ſich vor dem Teufel zu verſtecken, wenn er den mit einer Seele ankommen ſähe, die er eben hätte holen wollen. Das that er denn auch und kam glücklich noch einmal auf die Erde. Da zeigte es ſich aber, daß er volle fünfhundert Jahre fortgeweſen war.

---

26. Der Bauer in jener Welt.

An einem Orte hatten ſie einen ſchlechten Pfarrer und einen noch ſchlechtern Amtmann, darum waren ſie der Geiſtlichkeit und dem Jus gar abhold. Dort ſagte einmal ein Bauer zum Pfarrer: „Ich hatte einen merkwürdigen Traum. Mir war, als wäre ich geſtorben und käme eben in jener Welt an. Ich wollte gleich in die erſte Thür gehen, aber da rief mir Petrus zu: Ja, mein lieber Bauer, da kommſt du nimmermehr herein! Da iſt Niemand drein als die heilige Dreieinigkeit und die zwölf Apoſtel. Du mußt ſchon weiter heruntergehen. So ſprach der Apoſtel Petrus und ich kam an die nächſte Thür, ſah durchs Schlüſſelloch, und das ſchien der eigentliche Himmel zu ſein für die Menſchen, da waren aber lauter alte Weiber darin. Ich mußte alſo bis an die nächſte Thür gehen und da ſah ich, daß es in dem Zimmer ſchon nicht mehr ſo recht geheuer war. Denn es waren lauter dicke Pfarrer darin, die ſchnauften und pruſteten und wiſchten ſich immerfort den Schweiß vom Geſicht.“

Als der Pfarrer, der ſelbſt einer von der dicken Sorte war, das hörte, wurde er ſehr ärgerlich, ließ den Bauer ſtehen und ging zum Amtmann, um ihn zu verklagen. Der Amtmann ließ den Bauer alſobald vor ſich rufen, um ihn über ſeine läſterlichen Reden zu vernehmen. Da ſprach der Bauer: „Der Pfarrer hat mich ja noch nicht einmal auserzählen laſſen. Da ich in dieſes Zimmer auch nicht hineingehörte, ſo ging ich an die nächſte Thür und dachte: irgend wo mußt du doch ſein, trat alſo ſogleich ein. Aber da war ich in dieſem Zimmer ſchon vollſtändig in der Hölle, und der Teufel ſchürte das Höllenfeuer ohne Unterlaß. Es waren aber in dieſem Zimmer nichts als Juriſten. Ich dachte, du mußt nun doch hier bleiben unter den Juriſten, damit du endlich einmal ein Unterkommen findeſt, und pflanzte mich ohne Umſtände in einen Großvaterſtuhl, der recht breit und majeſtätiſch in der Mitte des Zimmers ſtand. Aber da kam ich ſchön an! Denn der Teufel fuhr mit der Ofengabel auf mich los und ſchrie: Erkennſt du denn den Stuhl nicht, und ſiehſt du nicht, daß der für den Herrn Amtmann in Bereitſchaft ſteht?"

Bei dieſen Worten fuhr der Amtmann von ſeinem breiten Lehnſtuhle auf, der Bauer aber rief ihm zu: „Ruhig Blut, Herr Amtmann! Setzet gefälligſt doch zu dem Protokoll, das Ihr da ſchon aufgeſchrieben habt, hinzu: «Wie der Teufel auf den Hansjochen losfuhr, da wachte der auf, es hat ihm Alles nur geträumt», — und dann will ich ſehen, wer mir dafür etwas anhaben kann."

27. Die Geſchenke der Klagefrau.

Es waren einmal vier Brüder, die dienten miteinander dem Könige und ſtanden eines Tages alle Vier Wache hinter dem Königsſchloſſe. Das Königsſchloß aber ſtieß auf dieſer Seite an einen ſchönen blauen See, und da es gerade ein heißer Sommertag war, zog der jüngſte Bruder zuerſt ſeine Soldatenkleidung aus, legte ſie mit ſeinem Gewehr und ſeinem Degen an den See und ſchlüpfte hinein ins Waſſer, um ſich zu baden, und das thaten ihm die drei andern Brüder nach. Wie ſie nun eine Zeit lang im Waſſer geplätſchert und ſich ein wenig erquickt hatten, kommt da die Königskutſche angefahren und darin ſitzt der König. Da ſteigen die Soldaten geſchwind aus dem Waſſer heraus, haben aber nur Zeit, ihre Tſackos aufzuſetzen, die Degen umzuhängen und das Gewehr in den Arm zu nehmen, und ſtellen ſich im Uebrigen ganz nackend nebeneinander auf hinten am Königsſchloſſe und präſentirten alſo vor ſeiner Majeſtät, ihrem allergnädigſten König und Herrn.

Allein der König verſtand das Ding unrecht und war kaum in das Königsſchloß eingetreten, als auch ſchon die Häſcher herauskamen, um die vier Brüder auf ihrem Poſten zu greifen und gebunden vor den König zu führen. Die hatten unterdeſſen ihre Soldatenkleider wieder angelegt und wie ſie die Häſcher kommen ſahen, warfen ſie ihre Waffen weg und flohen in den Wald. Dort hielten ſie ſich den ganzen Sommer und Herbſt über in einer Hecke*) verborgen und nährten ſich kümmerlich von Beeren und Wurzeln, weil der König in ſeinem Zorn den ganzen Wald mit Häſchern umzingelt hatte, um ſie einzufangen. Eines Tages im Spätherbſte zündeten ſie hier auch, wie ſie zu thun pflegten, in der Hecke ein Feuer an, da kam ein Klageweib zu ihnen, um ſich zu wärmen, und als ſie ſich gewärmt hatte, gab ſie dem älteſten Bruder einen Beutel — ſo oft er in denſelben hineingriff, zog er eine Piſtolette hervor. Am andern Tage kam das Klageweib wieder. Als ſie ſich gewärmt hatte, gab ſie dem zweiten Bruder eine Trompete, wenn er da hineinblies, ſo mußten unzählige Soldaten zu ſeinem Dienſte herbeieilen. Am dritten Tage kam die Klagefrau abermals. Als ſie ſich in der Hecke am Feuer gewärmt hatte, gab ſie wieder einem der Brüder — das war der jüngſte — einen Hut. Wenn er dieſen aufſetzte und beföhle etwas, ſagte ſie, ſo müßte es geſchehen. Am vierten Tage kam die Klagefrau noch einmal, und nachdem ſie ſich gewärmt hatte, reichte ſie dem dritten Bruder, der noch nichts erhalten hatte, einen Mantel. Wenn er dieſen umhing, ſo konnte er ſich mit ſeinen Brüdern hin verſetzen, wohin er wollte. Nun brauchten die vier Soldaten nicht länger im Walde zu bleiben, und ſie flogen gleich nach Lüneburg, denn das iſt doch ein Ort, wo man für ſein Geld was haben kann. Wup waren ſie in Lüneburg. Da nahm der älteſte Bruder einen ganzen Tag lang Goldſtücke aus dem Beutel, und dafür kauften ſie ſich die prächtigſten Kleidungsſtücke und goldene Uhren, und Ringe an alle zehn Finger. Sodann kauften ſie ſich vier prächtige Pferde und einen ſchönen Wagen, ließen aber die Hufe der Pferde nicht mit Eiſen beſchlagen, ſondern mit Stahl, und ebenſo ließen ſie ſtählerne Reifen um die Wagenräder legen. Dazu mietheten ſie nun einen Kutſcher, der die Pferde lenken mußte, und außerdem einen Bedienten und eine Köchin, die ihren Sitz beieinander hoch oben hinter dem Wagen hatten. So fuhren ſie durch die Welt mit fortwährendem Juchheiraßaßaßa, und wo ſie hinkamen, da mußte ihnen die Köchin ihre Lieblingsſpeiſen bereiten. Mit den vier Pferden und den Rädern, die mit Stahl beſchlagen waren, hatte es ganz andern Zug als mit andern Wagen und Pferden.

---

*) D. i. eine „Bucht“ oder Hütte.

Einſtmals fuhren ſie auch ſo dahin und jagten an dem Königsſchloſſe vorbei, wo ſie alle Vier nackend vor dem König das Gewehr präſentirt hatten. Der ſtand am Fenſter und erkannte ſie natürlich nicht wieder, und Niemand auf dem Schloſſe erkannte ſie wieder. Der König aber wurde ſehr neugierig, was das für junge Herren wären, die ſo prächtig durch die Welt kutſchirten, und ſchickte einen Reiter hinter ihnen her, der mußte ſie fragen, ob ſie denn nicht von königlichem Geblüte wären. Auch mußte er beſtellen, wenn das der Fall wäre, ſo möchten ſie doch nicht ſo an ſeinem Schloſſe vorbeijagen, ſondern hübſch bei ihm zu Hofe kom men, wie es ſich für Prinzen gezieme. Der Jüngſte, dem die Königstochter, welche an einem andern Fenſter als der König geſtanden hatte, von Anſehen gar wohl gefallen, ſagte ſogleich, das ſähe man ihnen doch wol an, daß ſie Prinzen von Geblüte ſeien, ſie ſeien die vier Prinzen von Gronefend. Und ſo fuhren alle vier Brüder mit zu Hofe.

Mit dem Könige wurden ſie bald gut bekannt, und ſpielten immer mit ihm Karten, denn die meiſten Menſchen hatten nicht Geld genug, daß ſie mit dem Könige Karten ſpielen konnten, weil der nicht um einen Mathier oder Mariengroſchen, ſondern ſtets um viele, viele feine Gülden ſpielte. Als er aber ſah, daß der älteſte Bruder, das war der mit dem Säckel, beim Spiel mehr Geld habe als er ſelbſt, hielt er alle Vier für Spitzbuben und fing an ſie zu ſchelten. Da ſchalten ſie den König wieder, der aber trat ans Fenſter, ſtieß ins Horn und bald umgaben ihn ſeine Reiſigen. Da ſtieß der zweite Bruder auch in ſeine Trompete; da kam eine ungeheure Heeresmacht an, und bald war die Schar der Reiſigen um ihn her noch viel größer als um den König. Ihre Soldaten ſtanden in der ſchönſten Schlachtordnung da, der alte Blücher hätte ſie nicht beſſer aufſtellen können, und alle die Kanonen und Flintenläufe waren gerade auf des Königs Soldaten gerichtet. Als der König aber ſah, wie gut ihre Armee war, machte er mit ihnen einen Waffenſtillſtand. Da war nun Alles in ſchönſter Ordnung: der Vorpoſten von dem Heere der vier Brüder ſtand dem Vorpoſten von dem Heere des Königs gerade gegenüber, und hinter ihnen rauchten zu beiden Seiten unzählige Wachtfeuer. Da wurde den ganzen Tag über von den Soldaten gekocht. Die Generale und die übrigen Offiziere der vier Brüder aber, ſowie die des Königs wohnten in ſchönen Zelten während des Waffenſtillſtandes, und die Zelte, die den Generalen der vier Brüder gehörten, waren noch viel ſchöner als die der

Generale des Königs. Da hättet ihr ſehen ſollen, wie an dem See hin bis nach dem Walde, wo die vier Brüder ſich einſtmals verſtecken mußten, die blanken Waffen von den Soldaten der beiden Heere in der Sonne glänzten!

Unterdeſſen fing der König wieder an, mit den vier Brüdern Karten zu ſpielen, denn das war ihm lieber als Alles auf der Welt. Und unter dem Spiele, wie einſt die Karten von neuem vertheilt wurden, ſagte er einmal zu dem zweiten Bruder, der die Trompete von der Klagefrau erhalten hatte: „Was hilft es, daß wir uns noch ferner befehden und unſere Heere gegeneinander kämpfen laſſen? Entlaß du deine Soldaten, wir wollen den Waffenſtillſtand in einen dauerhaften Frieden verwandeln, und ihr vier Brüder ſollt euch an meinem Königshofe über nichts wieder zu beklagen haben.“ Da trat der zweite Bruder, der das Horn hatte, ans Fenſter, öffnete es ein wenig und winkte ſeinem Obergeneral mit den Händen, daß das Heer entlaſſen ſei. Da war das ganze Heer verſchwunden und der Obergeneral mit, und da ſpielten die vier Brüder weiter mit dem Könige Karten.

Allein die Prinzeſſin war nun einmal neugierig geworden, was es für eine Bewandtniß habe mit den vier Brüdern, da ſie geſehen hatte, wie ſo viele Regimenter Soldaten plötzlich angekommen waren, als der zweite Bruder ins Horn ſtieß, ohne daß man wußte, woher ſie kamen und wohin ſie gingen, als ſie verſchwanden. Sie gab ſich alſo eines Tages ins Geſpräch mit der Köchin der Brüder und ſuchte ſie auszuforſchen. Die aber ſprach:

„O gnädigſte Prinzeſſin, das iſt mir ein luſtiger Dienſt bei den vier Brüdern. Die Trompete des zweiten Bruders und ihre Wirkungen habt Ihr geſehen. Aber wiſſet, daß der dritte von ihnen noch einen Zaubermantel hat und der erſte einen Geldſäckel, der unerſchöpflich iſt. Nur der Jüngſte iſt ein armer Tropf und lebt nur von ſeinen Brüdern, wenigſtens habe ich nichts Außerordentliches bei ihm wahrgenommen. Eins muß ich Euch aber noch ſagen, nämlich daß die vier Brüder eigentlich gar keine Prinzen ſind, ſondern nur die entlaufenen Soldaten Eures Vaters, welche einmal nackt vor ihm auf Wache präſentirt haben.“ Daſſelbe ſagte nachher auch die übrige Dienerſchaft der vier Brüder aus.

Als die Prinzeſſin erfahren hatte, daß dies die vier Soldaten ſeien, welche nicht lange vorher von ihrem Poſten deſertirt waren, eilte ſie ſchnell zu ihrem Vater und beredete ſich mit ihm, daß ſie mit Liſt ihnen ihre Zauberſachen rauben und daß dann der König ſie ins Gefängniß werfen und beſtrafen laſſen ſolle. Die Prinzeſſin beſtach alſo den Kutſcher und den Bedienten der Brüder, und die brachten ihr nach einiger Zeit den Säckel, der niemals leer wurde, den Zaubermantel und die Trompete, auf deren Schall ein ganzes Heer von Soldaten herbeieilte. Dieſe Dinge verſteckte die Prinzeſſin in ihre Kammer, und ſobald der König erfuhr, daß die Brüder ihrer Zauberſachen beraubt ſeien, ſagte er ihnen auf den Kopf zu, daß ſie ſeine entlaufenen Soldaten ſeien. Darauf ließ er ſie gefangen nehmen und in den Thurm werfen. Es hatte aber der jüngſte der vier Brüder ſeinen Wunſchhut noch auf dem Kopfe, von dem die Dienerſchaft der vier Brüder nichts gewußt hatte.

Alſo wünſchte er erſt einmal Speck und Wurſt herbei, ſowie ſie in dem Thurme waren und hungrig wurden, und wie er es wünſchte, ſo kam eine ganze Speckſeite an, und dann kamen ganze Piepwürſte und Knackwürſte und Alles was man ſich an Würſten nur wünſchen kann. Schmeckte auch Alles, als ob es lauter Göttinger Wurſt wäre. Da wünſchte der Soldat auch Wein dazu, und weil die vier Brüder am Königshofe ein Weinmaul bekommen hatten, ſo wünſchte er gleich für jeden Bruder die Sorte, die er am liebſten trank, dem einen Tokayer, dem andern Johannisberger, dem dritten Burgunder und ſich ſelber wünſchte er Champagnerwein. Und ſo machte er es alle Tage, nur daß er ſich und ſeinen Brüdern am andern Tage ſtatt Speck und Wurſt ſchon Schweinebraten, und an dem folgenden Tage nichts als Wildbraten wünſchte. Da hätteſt du wol auch mit in dem Gefängniſſe ſitzen mögen? Das glaub' ich wol, Haſenbraten und Hirſchbraten ſchmecken beſſer, als was ſonſt des Knipps Frau kocht. — Einmal bekamen ſie auch oben im Gefängniß Beſuch von der Klagefrau.

Jede Nacht aber, wenn die andern drei Brüder ſchliefen, dann ſtand der vierte, dem der Wünſchhut gehörte, auf, ſetzte ihn auf den Kopf und wünſchte ſich auch noch die Königstochter herbei. Und da that es dann allemal einen Knack und dann kam ein großes Himmelbett durch die Wand und ließ ſich auf dem Boden des Gefängniſſes nieder. Wenn der Soldat die Vorhänge des Himmelbettes auseinander ſchlug, ſo lag die Königstochter darin.

Die Königstochter ſträubte ſich zwar immer gar ſehr, zu dem Soldaten zu kommen, aber was konnte ſie gegen ihre Bettſponde machen, die wie beſeſſen war? Wie ſie es eine Zeit lang ſo getrieben hatten, wurde ihr zuletzt himmelangſt, weil ſie keine Nacht Ruhe hatte. Deshalb ſagte ſie dem Soldaten einmal, wenn er ſie des Nachts auf ihrer Kammer laſſen wolle, ſo werde ſie ihm den Mantel, die Trompete und den Säckel, kurz Alles, was ſie ſeinen Brüdern mit Liſt abgenommen hatte, einhändigen; ſie habe die Trompete und den Säckel unter ihrem Kopfkiſſen und den Mantel unter ihrem Unterbette verſteckt.

Dem Soldaten hatte das Leben mit ſeinen Brüdern im Gefängniſſe, beſonders weil ihn die Prinzeſſin immer beſuchen mußte, ſo viel Vergnügen gemacht, daß er noch gar nicht daran gedacht und nicht verſucht hatte, auch die Geſchenke ſeiner Brüder herbeizuwünſchen, um dann mit Hülfe des Zaubermantels in ihrer Geſellſchaft zu entfliehen. Kaum war aber der Prinzeſſin jenes Wort entſchlüpft, als er ſogleich auch ihre Sachen unter dem Kopfkiſſen ihres Bettes hervorzog. Darauf ſprach er zu der Königstochter: wenn ſie es verlange, ſo werde er ſie jetzt auf ihre Kammer zurückziehen laſſen, allein wenn er ihr rathen ſolle, ſo ließe ſie ſich diesmal nicht von ihm dahin zurückverſetzen, denn man könne nicht wiſſen, wo nun das ganze Königsſchloß bliebe, da ſeine Brüder wieder in Beſitz der Zauberſachen ſeien, und da ſie ihrer Diener und ihrer Köchin, welche noch im Schloſſe wären, auch nicht ſchonen würden, weil ſie wol wüßten, daß ſie von ihnen verrathen ſeien.

Da fing die Königstochter bitterlich an zu weinen; doch der mit dem Wünſchhute kehrte ſich an Weiberthränen nicht und weckte den zweiten Bruder, dem die Trompete gehörte. Der ſtieß auch gleich ins Horn, da kamen viele Reiſige an, die mußten den König mit ſeinen Räthen und Generalen, ſowie das ganze Königsſchloß, in Grund und Boden ſchlagen. Bei dem Lärm, der daraus entſtand, wachte der dritte Bruder, dem der Zaubermantel gehörte, von ſelber auf und nahm ihn um, und wie die Königstochter das ſah, fiel ſie dem Bruder mit dem Wünſchhute um den Hals und bat ihn, daß er ſie doch mitnehmen möchte, weil ſie in dieſem Lande Niemand mehr hätte. Da wurde die Prinzeſſin von den vier Brüdern mitgenommen, und nun fuhren alle Fünf im Zaubermantel davon.

Seitdem heißt's wieder bei den vier Brüdern: immer luſtig, luſtig, luſtig! Denn warum? weil ſie den Säckel bei ſich haben, worin das Beſte ſteckt. Wenn ſie ſich aber einmal wieder an einem Orte feſtſetzen, ſo werden ſie mir's ſchreiben, und dann wird wieder was zu erzählen ſein.

28. Das Reh, die Löwin und der Bär.

Ein Schmied hatte drei Söhne, die dienten dem Könige. Von ihnen war Einer ſehr ſtark, muthig und wild. Wie der einmal im Vorzimmer des Königs während der Nacht Wache ſtand, kamen Löwin und Bär; ſie klopften an die Wand, zogen einen Tiſch hervor und die Löwin ſprach: Tiſchlein decke dich für zwei Mann. Da ſtanden die ſchönſten Speiſen auf dem Tiſche und Löwin und Bär fraßen ſich ſatt. Dann ſchoben ſie den Tiſch wieder in die Wand und verſchwanden. Hierauf kam ein Reh, das klopfte auch an die Wand, nahm den Tiſch heraus, und als das Reh gefreſſen hatte, ſtellte es den Tiſch wieder in die Wand. Da nimmt der Soldat auch den Tiſch heraus, indem er an die Wand klopft, und ſowie er heraus iſt, heißt er das Tiſchlein ſich decken, und nachdem er gegeſſen hat, läuft er damit fort. Er kam aber zu einem Einſiedler und bat ihn um ein Nachtlager. Das wurde ihm gewährt, und der Soldat ſetzte den Tiſch in die Stube und ſprach: Tiſchlein decke dich für zwei Mann. Da ſtanden Wein und Speiſen vollauf auf dem Tiſche, und der Schmiedsſohn aß ſich mit dem Einſiedler ſatt. Am andern Morgen, als er aufbrechen will, ſagt der Einſiedler zu ihm: „Wollen wir nicht tauſchen? Ich habe hier eine alte Holſter*), wenn ich zu der ſage: Dreißigtauſend Mann Soldaten heraus, immer heraus, ſo marſchiren dreißigtauſend Mann Soldaten mit Gewehr und Gepäck heraus. Ich kann aber von der Holſter hier in meiner Einſamkeit keinen Gebrauch machen, und das Tiſchlein wäre mir lieber.“ Da nahm der Soldat die alte Holſter für das Tiſchlein-deck-dich. Als er aber eine Strecke weit fort war, ſprach er zu der Holſter: Dreißigtauſend Mann Soldaten heraus, immer heraus! Da marſchirten auch richtig dreißigtauſend Mann Soldaten mit Gewehr und Gepäck heraus; denen befahl er, ihm ſogleich ſein Tiſchlein-deck-dich von dem Einſiedler wieder zu holen. Es dauerte auch gar nicht lange, da kamen die dreißigtauſend Mann ſchon mit dem Tiſchlein-deck-dich daher und verſchwanden wieder in der Holſter wie ein Hund, wenn er ſeine Pflicht gethan hat, in der Hundehütte.

---

*) Jagdtaſche.

Am Abende dieſes Tages kam der Schmiedsſohn wieder zu einem Einſiedler, und erhielt von ihm die Erlaubniß, bei ihm zu übernachten. Sie ſpeiſten miteinander von dem Tiſchlein-deck-dich, und das gefiel dem Einſiedler wieder gar wohl. Deshalb ſprach er am andern Morgen zu dem Schmiedsſohn: „Ich habe hier einen alten Hut, der macht unſichtbar, und wenn man ein Stück davon abreißt, ſo iſt es eine Kanone und das Stück wächſt immer wieder an. Mir nützt es nichts und ich würde dir gern den Hut für das Tiſchlein-deck-dich abtreten.“ Da gab der Schmiedsſohn wiederum das Tiſchlein-deck-dich hin. Als er aber eine Strecke weit fort war, riß er ein Stück von dem Hute ab und gleich war's eine Kanone. Die richtete er gegen die Hütte des Einſiedlers, und als der die Kanone auf ſeine Hütte gerichtet ſah, brachte er ihm ſogleich das Tiſchlein-deck-dich zurück.

Am Abende dieſes Tages kam der Schmiedsſohn wieder zu einem Einſiedler, dem gefiel das Tiſchlein-deck-dich abermals ſehr wohl, und er gab ihm am andern Morgen einen alten Mantel dafür, mit dem er durch die Luft fliegen konnte. Als der Schmiedsſohn eine kleine Strecke weit mit dem Mantel davongeflogen war, nahm er ſeine Holſter von der Schulter und rief: Dreißigtauſend Mann Soldaten heraus, immer heraus! Da kamen wieder die dreißigtauſend Mann Soldaten aus der Holſter heraus marſchirt, nahmen dem dritten Einſiedler das Tiſchlein-deck-dich fort, brachten es dem Schmiedegeſellen und marſchirten in Reih und Glied wieder in die Holſter hinein.

Am Abend des vierten Tages kommt der Schmiedsſohn zu einem Einſiedler, der gibt ihm am nächſten Morgen für das Tiſchlein-deck-dich einen Stock und ſpricht: „Was du mit dem Stocke anrührſt, iſt dir getreu. Steckſt du den Stock in die Erde, ſo entſteht ſogleich vor dir ein großes ſchönes Schloß. Wenn du dann aber hier an der einen Stelle des Stockes drückſt, ſo verſchwindet es. Wenn du das Schloß aus dem Stocke entſtehen läßt, ſo iſt darin auch Speiſe und Trank vollauf vorhanden. Ich gebrauchte daher dein Tiſchlein-deck-dich gar nicht, aber weil ich ein Einſiedler bin, und gelobt habe, nur in meiner Hütte zu wohnen, ſo darf ich nicht in das Schloß hineingehen, wo die koſtbaren Speiſen ſind, und deshalb kann mir der Stock nichts nützen. So nimm denn alſo den koſtbaren Stock und laß mir dein Tiſchlein-deck-dich dafür.“

Diesmal ließ der Schmiedegeſell dem Einſiedler das Tiſchlein-deck-dich, hing den alten Mantel um und flog mit der Holſter, dem Hut und dem Stock ſogleich bis vor des Königs Schloß, in dem [illegible] Wache geſtanden hatte. Da ſteckte er den Stock in die Erde, und ſogleich entſtand daraus ein großes ſchönes Schloß. Als der König das ſah, bot er ſeine ganze Heeresmacht auf, um das Schloß zu zertrümmern, das ſeinem Schloſſe gerade gegenüber ſtand. Allein der Schmiedsſohn rief ſogleich ſeiner Holſter zu: Dreißigtauſend Mann Soldaten heraus, immer heraus! und von dem alten Hute riß er einen Fetzen nach dem andern ab, und jedes Stück war eine Kanone. Da entſtand eine große Schlacht zwiſchen der Heeresmacht des Königs und des Schmiedſohnes, aber die dreißigtauſend Mann Soldaten, die aus der Holſter hervorkamen, und die Kanonen, die aus den Fetzen des alten Hutes entſtanden, trugen den Sieg davon über die Soldaten des Königs.

So mußte der König mit dem Schmiedsſohn Frieden ſchließen, und der ließ ſeine Soldaten wieder in die Holſter marſchiren. Allein der König meinte es nicht redlich mit dem Schmiedsſohne, und die Königin hieß eine ihrer Kammerjungfern ſich an ihn anſchmeicheln und erforſchen, woher er ſeine Macht hätte. Der Schmiedsſohn merkte recht gut, warum ſie zu ihm kam, darum drückte er an dem Stocke und ſogleich war das Schloß verſchwunden. Nun zog er den Stock aus der Erde und berührte die Kammerjungfer damit, und da ward ſie ihm getreu. Sogleich ſteckte er den Stock wieder in den Boden hinein und das Schloß ſtand wieder an der alten Stelle. Und nun wohnte er mit der Kammerjungfer in dem Schloſſe und ſie blieb ihm getreu. Die Königin aber zürnte ihr gar ſehr, weil ſie die Geheimniſſe des Schmiedsſohnes nicht verrieth. Einſtmals lud ſie die Kammerjungfer zu ſich und vergiftete ſie mit einer ſchönen Frucht, die ſie ihr darbot.

Nach einiger Zeit ſchickte die Königin ihre zweite Kammerjungfer zu dem Schmiedsſohne, die wußte ſich wieder an ihn anzuſchmeicheln, und der vergaß diesmal, ſie mit dem Stabe zu berühren. Bald erfuhr ſie von ihm, woher er ſeine Macht habe, und wie ſie es wußte, nahm ſie in der nächſten Nacht die Holſter, den Hut und den Mantel, und damit ſchlich ſie aus dem Schloſſe. Vor dem Schloſſe des Schmiedsſohnes drückte ſie an dem Stabe, und da war es auf einmal verſchwunden und er lag auf der bloßen Erde. Die Kammerjungfer aber brachte alle die Zauberſachen der Königin.

Nun ſtieg der Schmiedsſohn betrübt auf einen Berg, der der Königsburg gegenüber lag. Da kam das Reh wieder, das er geſehen hatte, als er im Vorzimmer des Königs Wache ſtand. Es gab ihm ein Stück Eiſen und ſprach, damit ſolle er auf eine Eiche ſteigen. Bald würde die Löwin unter die Eiche kommen, der ſolle er das Eiſen auf den Kopf werfen, ſodaß ſie todt wäre. Hierauf würde der Bär kommen und auf die Eiche zu klettern verſuchen, dem ſolle er das Eiſen, das er unterdeſſen wieder auf den Baum geholt haben müſſe, auch auf den Kopf werfen. Dann ſolle er die Thiere verbrennen, und während er dies thäte, würde es ſelbſt, das Reh, ihm die Sachen wiederbringen, die ihm die Kammerjungfer der Königin geraubt hätte.

Der Schmiedsſohn that, wie das Reh ihm geheißen hatte. Aus der Aſche der Löwin und des Bären aber entſtand ein Schloß, und der Bär war ein Prinz und die Löwin eine Prinzeſſin, die waren jetzt miteinander erlöſt und feierten in dem Schloſſe ihre Hochzeit.

Nun zeigte es ſich auch, daß das Reh eine Kammerjungfer war, die hat der Schmiedsſohn gefreit und ſie begleitet ihn auf ſeinen Fahrten, die er jetzt mit dem Zaubermantel, dem Hut, dem Stock und der Holſter macht. Letzthin iſt er bei Paris geſehen worden, da hat er aus den Kanonen, die er von ſeinem Hute abgeriſſen hat, als Freiſchütz nach der Sonne und dem Mond geſchoſſen. Er muß ſie aber doch beide noch nicht getroffen haben, denn ſonſt wäre ſchon ein Loch darin.

29. Das getreue Roß.

Ein König hatte drei Söhne, die ſahen einander im Aeußern zum Verwechſeln ähnlich. Denen gab er Geld, und damit zogen ſie in die weite Welt und übers Meer. Es war aber ein Ungeſcheuter darunter, der ging in dem fremden Lande vom Wege ab. Da ſtand er auf einmal vor einem Schloſſe, konnte aber nicht ins Thor, denn die Zugbrücke war aufgezogen. Außerhalb der Zugbrücke ſtand ein alter Pferdeſtall, und darin war ein altes dürres Pferd, das ſprach: er ſolle ihm doch einmal einen Scheffel Hafer holen, dann würde er auch ins Schloß können. Es hieß ihn den Schlüſſel der Vorrathskammer des Schloſſes von der Wand nehmen, und wie er den herabnahm, entſtand ein Donnern. Sogleich ging die Zugbrücke nieder, und der Ungeſcheute ging ins Schloß, öffnete die Vorrathskammer mit dem Schlüſſel und holte dem Pferde einen Scheffel Hafer. Als er den dem Pferde gegeben hatte, ging er wieder ins Schloß, denn die Zugbrücke war noch immer niedergelaſſen, und das Pferd rief ihm noch nach: er möge es hier draußen nicht vergeſſen, wenn er im Schloſſe etwas Gutes fände. Als er aber in dem alten Schloſſe eine wunderſchöne Prinzeſſin findet, geht er mit ihr zum Thore hinaus und denkt nicht mehr an das alte dürre Roß in dem verfallenen Pferdeſtalle.

Unterwegs fällt es ihm wieder ein, und als er auf einem Kreuzwege ſeine beiden Brüder trifft, läßt er die Prinzeſſin bei ihnen und eilt zurück, um das Pferd nachzuholen.

Als er an das Schloß kommt, iſt die Zugbrücke wieder aufgezogen, das Pferd ſteht aber noch in dem alten Stalle.

Es ruft ihm ſchon von weitem zu: „Jetzt kommſt du, o Königsſohn, um mich nachzuholen, und unterdeſſen entführen deine falſchen Brüder mit Gewalt die Prinzeſſin; ſie ſind ſchon mit ihr auf dem Meere. Nimm aber den Schlüſſel zur Vorrathskammer des Schloſſes herunter und hole mir wiederum einen Scheffel Hafer heraus.“

Als der Königsſohn den Schlüſſel von der Wand des Stalles nahm, entſtand wiederum ein Donnern. Auch war ſogleich die Zugbrücke niedergelaſſen und er holte den Hafer wie das erſte Mal. Während dann das Pferd den Hafer fraß, hieß es ihn wieder in das Schloß und durch das Schloß hindurch in den Schloßgarten gehen, und ſich dort von einem Baume wunderſchönes Obſt abbrechen, doch dürfe er nicht mehr als drei Mal nach den Früchten des Baumes werfen. Der Königsſohn fand den Baum im Garten, es fiel aber bei jedem Wurfe nur ein Apfel herunter. Die drei Aepfel waren ſo ſchwer und ſo hart, es iſt aber nichts als ſchieres Holz geweſen.

Als er wieder zu dem Pferde kam, hieß ihn das die drei Aepfel einſtecken und ſeinen Rücken beſteigen, um mit ihm ſeine Brüder zu verfolgen. Er beſteigt alſo das alte Roß und ſie gelangen ans Meer. Als das Pferd am Meere ſteht, thut es einen Sprung, wie ihn kein junges Füllen auf der Weide hätte thun können, und da iſt es mit dem Sprunge ſogleich mitten im Meere drin und ſchwimmt mit ſeinem Reiter durch das Meer. Der wird nach einer Weile hungrig und das Pferd ſagt, er ſolle den einen Apfel über den Kopf werfen. Wie er das gethan hat und ſich umſieht, ſteht ein ſchönes Schloß hinter ihm. Da ſagt das Pferd, er ſolle es hier an das Schloß binden und hineingehen und eſſen; wenn er aber länger als eine Viertelſtunde ausbliebe, ſo wären ſie beide verloren.

Als er ins Schloß kommt, ſteht ein Tiſch da und eine

Dame fragt, was er befehle. Er bittet ſich nun aus, was er eſſen und trinken will, und ſogleich wird es gebracht. Nachdem er gegeſſen hat, will ihm die Dame noch das Schloß zeigen und er hätte ſich gern darin beſehen; aber er mußte hinaus eilen, denn ſeine Zeit war abgelaufen und das Pferd wäre ſonſt von dem Ringe abgerutſcht, woran er es hatte anbinden müſſen. Als er das Pferd losgebunden hatte, war auch das Schloß verſchwunden, und nun ſchwammen ſie wieder durchs Meer.

Nach einer Weile wurde der Königsſohn abermals hungrig: da mußte er den zweiten Apfel über den Kopf werfen, und ſogleich ſteht wieder ein Schloß hinter ihm. Das Pferd gibt ihm jetzt eine halbe Stunde Friſt, warnt ihn aber länger zu bleiben, weil ſie ſonſt beide verloren wären. Der Königsſohn findet diesmal den Tiſch ſogleich mit Speiſen und mit Weinen beſetzt, als er aber aufſtehen will, erſcheint eine Prinzeſſin und ſagt, er müſſe ſie erlöſen. Sie verwandelt ſich vor ſeinen Augen in eine Eidechſe, und da muß er der Eidechſe einen Kuß geben. Dann verwandelt ſie ſich in eine Otter, und da muß er ſie als Otter küſſen; und hierauf verwandelt ſie ſich in einen Lork, und da muß er ſie auch als Lork küſſen. So hat er die Prinzeſſin auch wieder erlöſt, und ſie bittet ihn flehentlich, daß er bei ihr bleiben und ſie heirathen ſolle. In dem Augenblicke aber, wo ſie erlöſt iſt, war auch ſchon ſeine Zeit abgelaufen, und er ſprang raſch hinaus zu ſeinem Pferde, das ſchon faſt ganz von dem Ringe abgerutſcht war.

Wie er das Pferd beſtiegen hatte, war das Schloß verſchwunden und ſie ritten weiter durchs Meer. Nach einer Weile wurde der Königsſohn von neuem hungrig, und wiewol er ſehr beſorgt war, was ſpäter auf dem Meere aus ihm werden ſolle, ſo mußte er doch auch den letzten Apfel wieder über den Kopf werfen. Da ſtand wieder ein Schloß hinter ihm, und das Pferd gab ihm diesmal eine Stunde Friſt, warnte ihn aber länger zu bleiben, weil ſie ſonſt Beide verloren wären. Nach dem Eſſen ging er im Schloſſe umher, denn er hatte diesmal Zeit, um ſich darin zu beſehen. Er kam in ein Zimmer, darin ſchlief eine Prinzeſſin, die erlöſte er abermals, und als ſie auf ihrem Lager die Augen aufgeſchlagen hatte, wollte ſie ihn in ihren Armen feſthalten. Im letzten Augenblicke aber riß er ſich doch von ihr los, und das Pferd war wieder faſt ganz von dem Ringe abgerutſcht. Als er es beſtiegen hatte, war das Schloß verſchwunden, und ſie ſchwammen wiederum durchs Meer.

Einige Zeit darauf ſtieg das Roß mit ſeinem Reiter ans Ufer. Es eröffnete ihm nun, wenn er nach Haus käme, ſo würden ihn ſeine Brüder bei ſeinem Vater verleumden und dann würde er in eine Löwengrube geworfen und darin müßte er drei Vierteljahre zubringen. In die Löwengrube aber ſolle er ſeine Flöte mitnehmen, die er ſehr gut zu blaſen verſtand, und wenn er fleißig darauf ſpiele, ſo würde ihm kein Thier etwas thun. Hierauf hieß ihn das Pferd, es an einen Baum im Eichenholze binden und ihm wieder einen Scheffel Hafer bringen.

Wie ſeine Brüder ihn kommen ſahen, verleumdeten ſie ihn ſogleich bei ſeinem Vater und ſprachen, er ſei ein lüderlicher Menſch geworden. Die Prinzeſſin aber, welche ſie ihm entführt hatten, war nicht mehr bei ihnen, ſondern war nach einem großen Schloſſe entflohen, das ihr auch gehörte und das viel ſchöner war als das alte, woran das Pferd angebunden war.

Der König ließ den Ungeſcheuten auf die Verleumdungen ſeiner Brüder hin ſogleich ergreifen und in die Löwengrube werfen. Da bat er ſich nur aus, daß er ſeine Flöte mitnehmen dürfe, und wie er die in der Löwengrube ſpielte, ſchmeichelten die Thiere ſich mehr und mehr an ihn. Sie ließen ihn am Leben und er nährte ſich mit von dem Fleiſche, das ihnen vorgeworfen wurde.

Um dieſe Zeit aber verlangte die ſchöne Prinzeſſin in dem ſchönen Schloſſe ſehnlichſt nach ihrem Erlöſer. Sie ließ deshalb einen Weg zu dem Schloſſe machen, der war in der Mitte mit Sammet ausgeſchlagen und auf beiden Seiten ordinär. Als der Weg fertig war, ſchickte ſie zu dem Könige und ließ ihn auffordern, den einen von ſeinen Söhnen, der ihr Verlobter ſei, zu ihr zu ſenden. Da ſendet ihr der König ſeinen älteſten Sohn. Als der den Sammet ſieht, der zu ihrem Schloſſe führt, thut es ihm leid darum und er reitet an der Seite der Straße, wo gewöhnlicher Weg iſt, daran erkennt ſie, daß es nicht der rechte iſt, denn der hätte gewiß in ſeiner Liebesbrunſt nicht darauf geachtet, den Sammet zu ſchonen. Sie ſchickte ihn alſo wieder fort. Hierauf ſendet ihr der König ſeinen zweiten Sohn, der reitet auch wieder an der Seite des Weges. Da ſchickt ſie auch den wieder nach Hauſe und droht dem Könige, mit ihren Truppen ſein ganzes Königreich zu überziehen und in Feuer und Flammen zu ſetzen, wenn er ihr nun nicht den dritten Sohn ſende. Wäre er nicht mehr am Leben, läßt ſie dem Könige ſagen, ſo wolle ſie zum wenigſten ſeine Knochen haben.

Da ließ der König ſeinen Löwenbändiger kommen, der ſollte in die Löwengrube ſteigen und die Gebeine ſeines jüngſten Sohnes herausholen. Als er aber in die Löwengrube kam, blies der Ungeſcheute die Flöte und alle Löwen hörten ihm andächtig zu. Da war große Freude in dem Lande, weil die Leute nun ſicher waren vor dem Zorne der mächtigen Prinzeſſin.

Als der Ungeſcheute aus der Löwengrube kam, dachte er zuerſt an ſein treues Pferd, das noch im Eichenforſte ſtand. Er nahm einen Scheffel Hafer und brachte ihm den.

Das Pferd aber bat ihn, ihm den Kopf abzuhauen, und wie er das nach einigem Weigern that, ſtand da vor ihm auch ein ſchöner Prinz.

Der Ungeſcheute nahm jetzt ein Pferd aus ſeines Vaters Stalle und ritt nach dem prächtigen Schloſſe ſeiner Braut. Er achtete nicht des koſtbaren Sammets, ſondern jagte in ſeiner Liebesbrunſt auf der Mitte des Weges daher, ſodaß die Fetzen des Sammet in der Luft herumflogen. Daran erkannte die Prinzeſſin, daß er der Rechte war. Sogleich wurde die Hochzeit angeſtellt, der Ungeſcheute wurde ein mächtiger König und ſeine falſchen Brüder mußten zu ſeinen Füßen um Gnade bitten.

30. Die Männchen und die Bauernſöhne.

1.

Es war einmal eine Prinzeſſin, die hatte ein Geſicht wie Milch und Blut ſo wacker, und Hände ſo weiß wie Schnee, und ſolche Prinzeſſinnen verlangten in alten Zeiten immer viele Ritter zu heirathen. Weil aber immer der Rechte nicht kam, beredete ſie ſich mit ihrem Vater und ſetzte aus drei Kränze, und wer die drei Kränze bekäme, den wollte ſie zum Gemahl nehmen.

Nun war im nächſten Dorfe von der Königsſtadt aus ein Bauer, der hatte drei Söhne, davon galt der jüngſte für einfältig. Die beiden älteſten bekamen Pferde und ritten als Zuſchauer mit ihrem Vater an dem Tage, welchen der König feſtgeſetzt, auf das Kranzreiten. Der jüngſte muß zu Hauſe bleiben und ſoll den Stall reinigen. Als er aber in den Stall kommt, ſteht da ein ſchwarzes Pferd und davor ein weißes Männchen, das gibt ihm Ritterkleidung und ſagt: er ſollte ſich auf das Pferd ſetzen, er ſei Der, der den Kranz der Prinzeſſin erhalten könne, ſolle aber beim Kranzreiten mit Niemand reden. Der Junge ſetzt ſich auf das Pferd und das Pferd jagt, als ein Vogel fliegt, nach der Stelle, wo der Kranz ausgegeben wird. Da waren viele Ritter, aber keiner davon konnte ihn im Reiten einholen, und ſo gewann er auch den Kranz. Dann jagte er ſchnell nach Hauſe, lieferte im Stalle Alles an das weiße Männchen ab und das verſchwand damit. Am zweiten Tage reitet der Vater mit den älteſten beiden Söhnen, die den Bruder nicht erkannt haben, wieder auf die Augenweide. Als der dritte wieder in den Stall kommt, ſteht da ein Schimmel und das weiße Männchen iſt wieder dabei und ſagt: hier hätte er wieder ein Pferd, dazu ſolle er wieder die Ritterkleidung anlegen, aber ja mit Niemand reden. Er thut Alles, was das weiße Männchen befiehlt und erhält auch den zweiten Kranz. So gelangt er glücklich nach Hauſe, bringt den Schimmel in den Stall, das weiße Männchen iſt wieder da, ſagt auch zu ihm, die Kränze ſolle er ja verwahren, daß ſie nicht abhanden kämen. Den dritten Tag ſolle er wieder Vater und Bruder vorweglaſſen und dann ſolle er wiederkommen, das würde noch ein heißer Tag für ihn ſein. Darauf verſchwindet das weiße Männchen von neuem mit Roß und Ritterkleidung.

Er that aber ſo wie das weiße Männchen befahl. So kam der dritte Morgen, wo Vater und Bruder wieder abzogen und dem dritten Bruder aufgaben, die Mahlzeit zu bereiten, damit ſie zu eſſen fänden, wenn ſie nach Haus kämen. Als ſie aber fort waren, ging der in den Stall, da war das weiße Männchen wieder mit einem Bleßfuchſe, kleidete ihn wieder als Ritter an und ſprach: heute würde er den dritten Kranz erhalten, aber die Ritter würden nach ſeiner Ferſe ſchießen, um ihn zu zeichnen; dazu habe die Prinzeſſin den Befehl ausgegeben, weil ſie nicht wüßte, wer er ſei und wohin er gehöre. Er möge aber nicht ängſtlich ſein, ſie ſchöſſen ihn nicht todt, und der Schuß würde nur zu ſeinem Glücke dienen.

Der Bauernſohn gewann auch diesmal den Kranz, aber nun hatten alle Ritter einen Kreis geſchloſſen, um ihn nicht durchzulaſſen. Doch das Fuchspferd floh wie ein Pfeil durch ſie hindurch. Da ſchoſſen ſie ihm nach und ſo erhielt er den Schuß in den linken Hacken. Wie er vor den Stall kam, da war das weiße Männchen gar ſehr geſchäftig, es hatte ſchon die Stallthür aufgemacht, zog ihm die Ritterkleidung ab, legte ihn im Hauſe ins Bett und befahl dann: den Vater möchte er ſogleich zum Arzte ſchicken, daß der ihn verbinde, und verſchwand.

Der Vater aber zürnte, als er nach Hauſe kam und kein Feuer auf dem Herde lodern ſah, und als er ſeinen jüngſten Sohn im Bette erblickte, da ſagte er, er werde ja wol faulkrank ſein. Nun ſagte der Sohn, er hätte einen Schuß, der müßte verbunden ſein, und der Vater ſpottete: „Du alberner Junge, du wirſt mir einen ſchönen Schuß im Bein haben! Wer heute ſeinen Schuß im Bein hat, der iſt ein gemachter Mann, er freit die Königstochter und bekommt das Königreich. Der Teufel hat dich doch nicht dort gehabt, daß die Ritter auf dich geſchoſſen haben?“ Der Arzt wird aber geholt, verbindet ihm den Hacken, iſt ſehr verwundert über den Schuß im Beine des Bauernſohnes und breitet ſeine Verwunderung in der ganzen Welt aus.

Alſobald kommt eine Kutſche vom Königshofe und holt den Bauernſohn dahin ab, nachdem zuvor auch die drei Kränze bei ihm geſucht und im Ausladeholz im Stalle gefunden ſind.

Nun iſt die Prinzeſſin aber nicht mit dieſem Bauernburſchen zufrieden geweſen. Der König ſagt, ſie hätte es einmal ausgegeben um die Kränze, alſo wollten ſie ihn krönen. Aber die Königstochter beruhigt ſich noch immer nicht, läßt eine Mauer bauen, die war zwölf Fuß hoch und nicht mehr als ſechs Quadratfuß lang, da ſollte er in einer beſtimmten Zeit vierundzwanzigmal herumjagen, und wenn ein Anderer darauf ritte und der wäre glücklicher als er, ſo wollte ſie Den freien. Sie hoffte aber, er würde herunterſtürzen und mit ſeinem Pferde den Hals brechen.

Die Königstochter war aber ſo ſchön, daß ſogleich viele Ritter ſich mit ihren Roſſen auf die Mauer drängten, die ſtürzten Alle herunter und brachen den Hals.

Am zweiten Tage ſollte der junge Bauer der Erſte ſein. Am Abende vorher ſagte ihm der alte König, er ſolle ſich das beſte Pferd in ſeinem Stalle auswählen. Allein er konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen und in der letzten Stunde kam das weiße Männchen und ſprach: es hätte ihm in den Marſtall unter die Pferde des Königs ein Pferd hingeſtellt in die Ecke, das würde ſchon auf der Mauer gehen können. Er ſolle aber das Beſte nicht vergeſſen, wenn er den Sieg davongetragen hätte und zu ſeinem Glück gelangt wäre.

Der Bauernſohn wählt ſein Roß im Marſtalle des Königs, thut als ſuche er lange hin und her, läßt dieſes und jenes Pferd auf den Königshof herausführen, hat aber an allen ſo viel zu tadeln wie ein Roßkamm, wenn er Pferde aufkauft, und geht endlich noch einmal in den Stall hinein und ſagt, ſo würde er wol das hinterſte Pferd nehmen müſſen, das ſchiene ihm noch das beſte. Das iſt aber das von dem weißen Männchen geweſen. Am andern Morgen wurde das Gerüſt wieder an die Mauer geſtellt, an dem die übrigen Reiter mit ihren Pferden mühſam emporgeklimmt waren, und die Stallknechte kamen herzu, um das Pferd langſam am Zügel auf dem ſteilen Wege die Mauer hinan zu führen. Aber das lief das Gerüſt hinan wie eine Katze. Alle Miniſter und Räthe ſahen ihm zu, denn es war für das ganze Land von Wichtigkeit, ob das Pferd herabſtürzen würde, und wenn es ſich droben erhielt, ſo ward der Bauernſohn König.

Wie das Roß des weißen Männchens auf der Mauer war, da war es, als wäre es als Füllen dort auf der Mauer von ſeiner Mutter geworfen, als wäre es dort geſäugt und ſein Lebtage geweidet worden, denn es machte ganz curioſe Sätze, ſodaß alle Miniſter und Räthe ſich des Todes verwunderten und der alte König, der ein Pferdekenner war, ſagte, er habe nicht geglaubt, daß er ein ſolches Pferd in ſeinem Marſtall habe. Und ſo galoppirte es vierundzwanzigmal mit dem Bauernſohne um die Mauer herum, und warf dabei immer ganz vergnügt den Kopf auf und ab, und als beim vierundzwanzigſten Male die Stallknechte wieder das Gerüſt, das unterdeſſen weggenommen war, an die Mauer legten, um das Pferd mit dem Bauernſohne herunter zu laſſen, da ſprang es, wie eine Katze, mit ſeinem Reiter von der Mauer herunter mitten unter die Stallknechte, ſodaß die vor Schrecken das Gerüſt zu Boden fallen ließen.

Wie nun der Bauernſohn wieder unten auf der Erde war, da gab ihm der König das Königreich und als Gemahlin ſeine Tochter, die weigerte ſich jetzt nicht länger, den Bauernſohn zu freien. Als der ihre Hand ergriff und mit der Linken noch das Roß des weißen Männchens am Zügel hielt, da drängten ſich die Reitknechte, um es ihm abzunehmen, und ſiehe da! mitten unter den Reitknechten war auch das weiße Männchen, das wurde faſt von ihnen erdrückt, drängte ſich aber doch durch und nahm es ihm ganz ehrerbietig aus der Hand und führte es wieder in den königlichen Marſtall. Wie es ihm aber den Zügel aus der Hand nahm, da flüſterte es ihm wieder leiſe zu: „Vergiß das Beſte nicht!“ Da ließ der Bauernſohn das weiße Männchen aus dem Stalle holen und machte es zu ſeinem oberſten Miniſter, und hat mit ſeiner Hülfe gar weiſe das Land regiert, und das iſt das Beſte geweſen, und das Andenken dieſes Königs war geſegnet bei Kind und Kindeskind.

II.

Ein andermal war auch ein Vater, der hatte gleichfalls drei Söhne, davon waren wieder zwei klug, der dritte aber war fromm und einfältig. Der Vater aber gab ihm eines Tages einen Sack zu tragen und ſchickte ihn in die weite Welt. Der Dumme ging traurig und kam in einen großen Wald. Da verlief er ſich und ſetzte ſich unter einen Baum und fing bitterlich zu weinen an. Auf einmal kam ein graues Männchen und fragte ihn: Was weinſt du denn? Ach, ſagte er, mein Vater hat mich in die Welt geſchickt, und ich habe mich verlaufen und weiß nicht wohin und kann mich nicht zurechtfinden. Da führte ihn das graue Männchen aus dem Walde und gab ihm einen goldenen Schlüſſel und ſagte: Hebe ihn auf, und wenn du in Noth biſt, wirſt du ein Loch finden, wo du ihn hineinſtecken kannſt. Der Dumme bedankte ſich und ging weiter, und er kam an den Hof eines Königs, da vermiethete er ſich als Küchenjunge und blieb daſelbſt. Und der König hatte eine ſchöne Tochter, die hatte viele Freier. Sie war aber ſehr ſtolz und wollte keinen von ihnen Allen. Da ließ der König einen Glasberg bauen, hoch und ſteil und ganz glatt, und ſetzte die Prinzeſſin oben darauf, und ließ bekannt machen, wer auf den Berg hinaufreiten und ſeiner Tochter einen Kranz vom Kopfe nehmen könnte, der ſollte ſein Reich haben und ſeine Tochter zur Frau bekommen. Da kamen am beſtimmten Tage viele Prinzen und vornehme Herren, und wollten auf den Berg reiten und die ſchöne Prinzeſſin heirathen. Wie ſie aber hinauf reiten wollten, fielen ſie Alle herunter, weil der Berg ſehr glatt war, zerſchlugen ſich Arme und Beine und Viele blieben todt liegen. Da wollte Niemand mehr reiten, und die Prinzeſſin wartete bis zum Abend. Der Einfältige aber hatte ſich ſterblich in die ſchöne Prinzeſſin verliebt, ging traurig auf dem Felde ſpazieren und dachte: Hätte ich doch ein Pferd und ſchöne Kleider, ich wollte wol auf den Glasberg reiten! Da ſtieß er mit einem mal mit dem Fuß auf etwas Feſtes und es klang hohl, und wie er hinſah, war auf der Erde eine eiſerne Thür und ein Schlüſſelloch. Da zog er ſeinen goldenen Schlüſſel, den ihm das Männchen gegeben hatte, aus der Taſche, und wie er ihn hineingeſteckt hatte, ſprang die Thür auf und er ſah eine Treppe, da ſtieg er tief hinab und kam in eine Kammer, da hingen die ſchönſten Kleider an den Wänden mit Gold und Silber und Edelſteinen, und er ging weiter in die zweite Kammer, da ſah er große Haufen von Goldſtücken, und Silber und koſtbare Steine auf der Erde liegen, und in der dritten Reihe ſtanden eine Menge Pferde, und das ſchlechteſte war ſchöner als die in des Königs Marſtall. Da zog ſich der Dumme ein ſchönes Kleid an, das war von Silber, ſteckte ſich aber die Taſchen voll ſilberner Thalerſtücke, und nahm ein weißes Pferd und ritt heraus und ſchloß die Thür wieder zu, und da rief's: Komm noch zweimal wieder! Und er ritt an den Glasberg und Niemand kannte ihn, und Alle fragten: Wer iſt der fremde Prinz? Und dem Trompeter, der vor dem Glasberge ſtand, gab er die ganze Hand voll Thaler, und wie er an den Berg kam, gab er ſeinem Pferde die Sporen, und heida flog's auf den Berg, und er nahm der Prinzeſſin den Kranz von dem Kopfe und ſprengte auf der andern Seite hinunter und über die Leute weg und war verſchwunden, und ritt zu der Thür hin, und zog die ſchönen Kleider aus und die feinen an, und ging an den Hof zurück in die Küche, und der König wartete und kein Prinz kam. Da ließ er bekannt machen, wer den Kranz hätte, der ſollte ſich melden. Als am andern Tage der König und die Prinzeſſin ſich zu Tiſche ſetzten, da trug der Dumme als Küchenjunge die Suppe auf, und er warf in die Schüſſel den Kranz, und wie der König eingießen wollte, ſtieß er auf Etwas und zog den Kranz heraus; da wurde er böſe, und ließ unterſuchen, wer den Kranz hineingelegt hätte, aber ſie erriethen nicht, daß der Küchenjunge es gethan hatte. Und weil ſich Niemand fand, der den Kranz in die Suppe geworfen hatte, ließ der König zum zweiten male bekannt machen, wer auf den Glasberg reiten und ſeiner Tochter den Ring vom Finger ziehen könne, der ſollte König werden und ſeine Tochter zur Frau haben. Als der Dumme das hörte, ging er wieder auf das Feld hinaus, und bald ſtieß er wieder mit dem Fuße auf die eiſerne Thür, da ſteckte er wieder ſeinen goldenen Schlüſſel in das Schlüſſelloch, ging hinein und ſtieg die Treppe hinab. Da zog er ein goldenes Kleid an, nahm ein ſchwarzes Pferd und ſteckte ſich die Taſchen ganz voll Gold. Wie er abzog, rief's ihm nach: Komm noch einmal wieder. So ritt er wieder an den Glasberg, gab dem Trompeter eine Hand voll Gold, ſprengte auf den Berg, zog oben der Prinzeſſin den Ring vom Finger und ſprengte noch luſtiger wieder herunter als das erſte Mal. Wiederum war er verſchwunden und brachte ſein Roß und ſein Kleid wieder dahin, wo er es hergenommen hatte. Dann warf er wieder als Küchenjunge den Ring in die Suppe, und weil der König nicht wußte, wer es gethan hatte, ließ er bekannt machen, wer auf den Glasberg hinaufreiten und ſeiner Tochter den Schuh vom Fuße ziehen könne, ſolle ſie heirathen und König werden. Da ging der Dumme wieder aufs Feld an die eiſerne Thür, legte ein Gewand an, das ganz von Edelſteinen glänzte, ſteckte auch viele Edelſteine in die Taſche und nahm ein geflecktes Pferd. Wie er nun aus der Thür war, ſchlug ſie mit gewaltigem Krachen hinter ihm zu, und es rief hinter ihm her: Komm nicht mehr wieder! Der Dumme gab dem Trompeter die ganze Hand voll Edelſteine, war im Nu auf dem Berge, zog der Prinzeſſin den Schuh vom Fuße, und jagte auf der andern Seite wieder herunter. Wiewol nun die Stimme ihm zugerufen hatte, er ſolle nicht mehr wiederkommen, ſo wollte er doch ſogleich wieder nach der Thür eilen, um in der Höhle ſein Kleid abzulegen und das gefleckte Pferd einzuſtellen. Aber er fand jetzt die Thür gar nicht mehr wieder, und wie er noch nach ihr ſuchte, kam die Prinzeſſin ohne Schuh daher, und zog mit ihrem Gefolge um den Glasberg herum, um nach dem Königsſchloſſe heimzukehren. Da erkannten Alle den Ritter, der der Königstochter den Schuh vom Fuße gezogen hatte, und ſie ſahen auch, wie er den Schuh noch in der Hand hielt. Da wurde der Küchenjunge König und heirathete die Prinzeſſin, und wenn ſie noch nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie heute noch.

31. Der Brunnen.

Ein Vater war krank und ſagte zu ſeinen drei Töchtern: „Im Brunnen am Walde iſt gut Waſſer, holet mir davon, daß ich geſunde.“ Da ging die Erſte an den Brunnen, da tönte daraus eine Stimme, die ſprach: „Nimmſt du mich, ſo gebe ich dir Waſſer.“ Da ging ſie, ohne Waſſer aus dem Brunnen zu haben, wieder heim und ſchickte die Zweite. Als die Zweite an den Brunnen kam, tönte die Stimme wieder: „Nimmſt du mich, ſo gebe ich dir Waſſer.“ Da ging die Zweite heim und ſchickte die Dritte; die hatte ihren Vater am liebſten von Allen. Als nun die Stimme wieder ſprach: „Nimmſt du mich, ſo gebe ich dir Waſſer“, da gab ſie das Jawort, bekam Waſſer aus dem Brunnen und da wurde ihr Vater geſund. Als das aber geſchehen war, da klopfte es an die Stubenthür, und es kam ein Ding herein mit Stacheln wie ein Igel und wollte über Nacht bei der dritten Schweſter bleiben. Die weigerte ſich anfangs, mußte aber endlich Ja ſagen, da ging das Ding hinter den Ofen, ſchüttelte ſich und warf die ſtachlichte Haut ab und ſprang als ein ſchöner Prinz ins Bett. Da verbrannten die Schweſtern das Igelfell und da ſtand der Igel am andern Morgen als ein ſtattlicher Prinz auf und war ein Prinz und blieb ein Prinz. Er ſprach aber zu der dritten Schweſter: „Du wirſt erſt für immer mit mir vereint werden, wenn du einen eiſernen Stock und einen eiſernen Schuh abgelaufen und ein eiſernes Körbchen voll Thränen geweint haſt, auch über einen Glasberg gegangen biſt.“ Da war der Prinz verſchwunden, ſie aber zog aus ihn zu ſuchen. Sie kam auf ihrer Wanderſchaft an einen Stern, der gab ihr eine Nuß, dann kam ſie an den Mond, der gab ihr wieder eine Nuß, dann kam ſie an die Sonne, die gab ihr auch eine Nuß. Wie ſie nun über den Glasberg gekommen war, den eiſernen Stock und die eiſernen Schuhe abgelaufen, auch das eiſerne Körbchen voll Thränen geweint hatte, da kam ſie an ein Schloß, da fand ſie ihren Bräutigam als König, der wollte bald mit einer Andern Hochzeit halten. Sie aber vermiethete ſich auf dem Schloſſe als Hirtenmädchen. Eines Tages öffnete ſie die Nußſchale, die ſie von dem Stern bekommen hatte und zog ein wunderſchönes Kleid heraus, das glänzte wie Sternenſchein, das bot ſie der Braut des Königs an, und als ſie nach dem Preiſe fragte, ſprach ſie: „Es iſt mir nur feil, wenn ich eine Nacht mit dem Könige in ſeiner Kammer ſein darf." Das geſtattete ihr die Braut des Königs und nahm das Kleid, gab aber dem Könige einen Schlaftrunk, ſodaß er die ganze Nacht feſt ſchlief und ſeine erſte Braut nicht mit ihm reden konnte. Am andern Tage öffnete ſie die zweite Nußſchale, die ſie von dem Monde erhalten hatte und zog noch ein ſchöneres Kleid daraus hervor: das glänzte wie Mondenſchein. Sie verkaufte es wieder an die Königsbraut und dieſe mußte ihr dafür geſtatten, die Nacht in der Kammer des Königs zu verweilen. Aber der König hatte zuvor wieder einen Schlaftrunk empfangen und ſie konnte wieder nicht mit ihm reden. Am folgenden Tage öffnete ſie die Nuß, die ſie von der Sonne erhalten hatte, und zog das allerſchönſte Kleid daraus hervor, das ſtrahlte wie lauter Sonnenſchein. Dafür ließ die Königsbraut, die den andern Tag Hochzeit halten und dieſes Kleid als Brautkleid tragen wollte, ſie noch einmal die Nacht mit dem König allein. Dem aber ſagte am Abend ſein treuer Diener, daß ſchon zwei Nächte hindurch ein ſchönes Mädchen bei ihm im Zimmer geweſen ſei, und daß er einmal den Trank ausgieſen möge, den ihm ſeine Braut wol auch dieſen Abend geben würde, wenn das Mädchen wieder käme. Da goſſen ſie den Trank in eine lederne Taſche, und als das fremde Mädchen wiederkam, fand ſie den König wach und er erkannte ſie ſogleich wieder. Von Stund an mochte er von ſeiner zweiten Braut nichts mehr wiſſen, verjagte ſie und heirathete die erſte.

32. Königskind.

Es war einmal ein Pilger aus Paris mit Namen Clemens, der kehrte vom heiligen Grabe zurück und gerieth unter die Räuber. Weil ſie aber ſahen, daß er ein Pilger war, ſo thaten ſie ihm nichts zu Leide und verkauften ihm ein Kind, das ſie einer Amme geraubt hatten, die in einer Kutſche mit einem königlichen Wappen geſeſſen hatte, und ließen ihn ſeines Weges weiter ziehen nach Paris. Der Pilger nimmt das Kind auf den Rücken und reiſt mit ihm mehrere Tage. Weil es ihm aber ſo ſchwer wird, ſo gereut ihn der Kauf faſt. Doch ſieht er an den Zügen des Kindes, daß es gewiß ein Königskind ſein müſſe, und ſo nimmt er es mit nach Haus. Da hat ſeine Frau auch einen Knaben, die Beiden ziehen ſie nun miteinander auf und laſſen ſie miteinander unterrichten. Dann aber ſoll das angenommene Kind ein Fleiſcher werden, und das eigene ein Geldwechſler. Nun iſt es dort in Paris Sitte geweſen, daß der Fleiſcherlehrling beim Anfang ſeiner Lehrjahre dem Meiſter zur Begrüßung einen Ochſen mitbringen muß. Der Pflegevater Clemens gibt alſo dem Königsſohn einen fetten Ochſen mit, und damit macht er ſich auf den Weg zum

Fleiſcher. Auf dem Wege begegnet ihm ein Ritter mit ſeinem Pferde, dem ruft er zu: „Edler Ritter, könnten wir nicht tauſchen? So ein junges muthiges Pferd muß ich haben, nehmt meinen Ochſen dafür.“ Der Ritter tauſcht mit ihm, nimmt den Ochſen und er bekommt das Pferd.

Als er mit dem Pferde nach Hauſe kommt, iſt der Pflegevater Clemens ſehr unzufrieden. Er aber ſagt, das Pferd habe er noch einmal nöthig und der Alte beruhigt ſich endlich, weil dieſer Tauſch im Grunde denn doch noch nicht ſo übel war.

Nun muß er ſeinem Bruder das Geld in die Häuſer nachtragen, wenn der wechſelt für ſeinen Lehrherrn. Und als er einmal eine große Tracht Geld hinter ſeinem Ziehbruder herſchleppt, begegnet ihm ein Vogelſteller mit der Vogelkiepe, der hat einen Vogel im Bauer, der ſingt ſo viele wunderſchöne Lieder und auch von einem Königsſohne in der Fremde, der bald ein Held werden würde. Da fragt er, ob er wol den Vogel bekommen könne.

Ja, ſagt der Vogelſteller, mein lieber Burſche, wenn du das Geld hergibſt, das du da in dem Sacke daherträgſt, ſo kannſt du dafür den Vogel bekommen.

Da gibt er das Geld hin und nimmt dafür den Vogel.

Als er aber mit dem Vogel nach Hauſe kommt und ſagt, daß er die Laſt Geldes dafür hingegeben hat, wird der Pflegevater Clemens ſo böſe, daß er ihm das Leben nehmen will. Die Pflegemutter aber verwendet ſich für ihn, und ſo wird ihm noch einmal vergeben, und er braucht auch ſeinem Bruder das Geld nicht mehr nachzutragen, weil er nicht dazu zu gebrauchen iſt. Er that daher nichts weiter, als daß er ſein Pferd fütterte und verpflegte und ſeinem Vogel ein paar Samenkörner hinſchüttete. Der Vogel aber ſingt die ſchönſten Loblieder auf ihn, daß er aus königlichem Geblüte wäre und bald ja bald als Held daſtehen würde, und ſingt immerfort von einem Rieſen, den er überwinden, von einem ſchönen Roſſe und einem ſchönen Weibe, das er gewinnen würde.

In kurzer Zeit rückt nun der Türke an, der will mit den Franzoſen Krieg führen. Der Türke hat aber dazumal drei wunderbare und auch koſtbare Dinge bei ſich geführt. Das eine war ein gar prächtiges Stutenroß und das andere die Tochter des Sultans, die ſo ſchön war, wie die Franzoſen noch kein Frauenzimmer geſehen hatten. Das dritte endlich war eine Rieſe, der berühmte ſich und that gar gewaltig groß und ſchickte einen Brief aus dem Lager in die Stadt und fragte an, wer es ſich unterſtände mit ihm zu fechten. Der König ſelbſt fragt ſeine Ritterſchaft: wer die Kühnheit hätte mit dem Rieſen zu kämpfen. Es war aber keiner unter ihnen, der es ſich unterſtand, weil Allen im Kampfe mit dem Rieſen ſicherer Tod zu drohen ſchien. Indeß ſattelte Clemens' Pflegeſohn ſein Roß, und wenn das auch noch lange nicht ſo ſchön war als das Roß des türkiſchen Sultans, ſo erſchien er doch darauf als ein tadelloſer Ritter. Einen verroſteten Harniſch hatte er angezogen und einen alten Degen umgethan, der in der Rumpelkammer bei ſeinem Pflegevater ſtand, und rief den Rieſen unverzagt zum Kampfe heraus. Verwundert ſtand der König von Frankreich mit ſeinen Rittern auf der Stadtmauer und ſah dem Kampfe des Jünglings mit dem Rieſen zu.

Plötzlich hieb der Rieſe Clemens' Pflegeſohn das Pferd nieder. Da ſprang er raſch wieder auf und hackte dem Rieſen zuerſt einen Arm, darauf aber den Kopf ab. Den hielt er an den Haaren feſt und lief damit zur Stadt. Der Pförtner mußte raſch das Thor hinter ihm zuſchlagen, weil die Türken ihn ſo eifrig verfolgten, er aber gelangte glücklich mit dem Kopfe des Rieſen in die Stadt.

und ſogleich ſchlug ihn der König zum Ritter. Nun freute ſich der alte Clemens gar ſehr, ſuchte auch auf jede Weiſe ſeinem Pflegeſohn Dienſte zu leiſten und that ſo zu ſagen was er ihm an den Augen abſehen konnte. So ſchlich er ſich denn auch einmal ins Türkenlager und ſpionirte da herum, um ihm Bericht zu erſtatten. Da ſtand die Tochter des Sultans vor dem Zelte ihres Vaters, und vor dem Zelte wurde auch eben das Roß des Sultans in der Sonne geſtriegelt, denn das mußte nun immer vor des Sultans Augen geſchehen, weil es ſein einziger Troſt nach des Rieſen Tode war, das ſchöne Roß zu betrachten. Und da ſah Clemens wie ſchön Beide waren, die Stute und die Tochter des Sultans, und als er heimkam, da berichtete er's ſeinem Sohne, dem Ritter, daß der Türke etwas ſo Schönes habe an Reitpferd wie an Tochter. Und ſie berathſchlagen ſich, wie er das Beides auch könne zu ſehen bekommen, und der Ritter läßt ſich vom Könige von Frankreich als Botſchafter in das Türkenlager ſchicken. Er gelangt vor das Zelt des Sultans, der aber erkennt ihn nicht wieder als Den, der ſeinen Rieſen erſchlagen hat. Vor dem Zelte ſtand wieder die Tochter des Sultans, um friſche Luft zu ſchöpfen, und nicht weit davon wurde die Stute in der Sonne geſtriegelt, und ſo ſah der Ritter Beides, das Reitpferd und des Sultans Tochter. Das Reitpferd lobte der Ritter gar ſehr, das ſchmeichelte dem Türken nicht wenig, und ſo ſprach der Königsſohn endlich: der Sultan möge ihm doch erlauben einmal das Pferd zu beſteigen, er wüßte gern, wie es ſich darauf ſäße und wie ſich's auf ſo einem türkiſchen Pferde ritte. Der König läßt behutſam das Pferd vor ihn führen und der edle Ritter ſetzt ſich auf. Anfangs wankt er im Sattel hin und her, wie ein gar ungeſchickter Reiter. Plötzlich gibt er aber dem Roß die Sporen und jagt aus dem Lagerfelde. Da verwundern ſich die Türken gar ſehr, am meiſten aber die Tochter des türkiſchen Sultans. Doch ſprach ſie kein Wort, ſondern ſah ihm nur gar lange nach, wie er mit der Stute davonjagte, und ging dann ſtillſchweigend ins Zelt. Viele Türkenoffiziere dagegen jagten hinter ihm drein, ſie konnten ihn aber nicht einholen, denn das iſt ſo ein Pferd geweſen, daß in funfzehn Stunden dreißig Meilen damit abgemacht ſind.

Der König von Frankreich freute ſich ſehr über dieſe neue Heldenthat des Ritters. Aber einige Tage ſpäter kündigte der Türke um das Pferd die Schlacht an, denn das Pferd war dem Sultan beinahe theurer als ſeine Tochter. Als das erſte Scharmützel ſtattfand, ging der Ritter verkleidet zum Zelte des Sultans und raubte ihm ſein einziges Kind. Glücklich gelangte er mit ihr nach Paris und gab ſie ſeinem Pflegevater in Verwahrung.

Da nun die Tochter des Sultans in den Händen der Franzoſen war, ſchloß der Sultan eilig Frieden, denn ſein Kind war doch ſein einziger Troſt, ſeit er ſeinen Rieſen und ſein Reitpferd verloren. Der König von Frankreich legte die Regierung nieder und machte den edeln Ritter, der des Sultans Tochter geraubt hatte, zum Könige und zu ſeinem Nachfolger, weil er ſelbſt kinderlos war. Der Sultan mußte als Freund der Hochzeit beiwohnen und kehrte dann in die Türkei zurück. Der junge König von Frankreich lebte aber gar herrlich, denn wenn er es müde war, mit der Tochter des Sultans zu ſcherzen, ſo ſetzte er ſich auf ſein türkiſches Reitpferd, und da that ihm Eins immer wohler als das Andere.

33. Der Bäckerlehrling.

Es war einmal ein dreiſter Bäckerlehrling, den wollten die Bäckermeiſter zu fürchten machen, ſchickten ihn in der Nacht, als ſie einmal beiſammen waren, noch nach Bier aus und lauerten ihm dann am Wege auf, ihn zu erſchrecken. Er aber ſchlug den einen Bäckermeiſter mit der Bierkanne auf den Kopf, daß er todt am Wege liegen blieb. Da mußte der Bäckerlehrling am andern Morgen aus der Stadt entfliehen und als er eine Strecke weit gegangen war, gelangte er in ein Gewölbe, wo er zu übernachten beſchloß. Als es gegen elf Uhr hin kam, wurde aus dem Gewölbe eine lange Kegelbahn; auch traten elf Männer herein und fingen an zu kegeln, der Bäckerlehrling aber ſetzte ihnen die Kegel auf. Um zwölf Uhr war Alles verſchwunden, der Lehrling aber ärgerte ſich, daß er kein Geld fürs Kegelaufſetzen bekommen hatte. Er blieb den Tag über in dem Gewölbe, und am nächſten Abende ging wieder Alles ſo, wie das erſte Mal: der Bäckerlehrling ſtellte wiederum den elf Männern die Kegel auf und bekam abermals kein Geld dafür. Er blieb nun auch noch den folgenden Tag dort im Gewölbe, und aus dem wurde Abends um elf Uhr wieder eine Kegelbahn. Diesmal aber wollte er ſich mit der Bezahlung beſſer verſehen, darum ergriff er um drei Viertel auf zwölf Uhr den König aus der Mitte der Kegel, lief damit hinauf zu den elf Männern und wollte ſeine Bezahlung haben. Alle ſchauten ihn ſtarr an und Niemand vermochte ihm zu antworten. Da ſchlug er ſie mit dem Kegelkönig Alle zum Gewölbe hinaus, ſchlief die Nacht ruhig darin und ſetzte den andern Morgen ſeine Reiſe fort, nahm aber den Kegelkönig unter dem Arme mit.

So war er mehrere Jahre lang ſchon in der Welt umhergezogen und kam einſtmals vor dem Schloſſe vorbei, da ſchaute der König heraus. Er hatte ſich aber ein gelbes Schild machen laſſen, das er vor der Mütze trug und worauf geſchrieben ſtand: daß er ſich vor Nichts fürchte. Als der König das las, winkte er ihn zu ſich herauf und ſprach: „Wie du ſiehſt, ſteht meinem Schloſſe gegenüber noch ein älteres Schloß. Darin iſt es nicht geheuer, und herrſcht eine Verwünſchung darin; wenn du die löſen kannſt, ſo ſollſt du die Prinzeſſin zur Gemahlin haben.“

Da ließ ſich der Bäckerlehrling den Abend in das alte Schloß führen, und die Thür wurde hinter ihm verſchloſſen. Er aber ſetzte ſich hin und rauchte eine Pfeife Taback. Nachts um elf Uhr entſtand ein großer Lärm; ſechs Männer kamen auf ihn losgeſtürmt und fragten, was er hier wolle. Er antwortete, das werde er ihnen ſogleich zeigen, griff nach dem Kegel und ſchlug auf die ſechs Männer los, bis ſie verſchwunden waren. Jetzt öffnete ſich über ihm die Decke, und es kamen vier Männer mit einem Sarge herein. Von dem hoben ſie den Deckel ab und verſchwanden. Es lag aber ein König in dem Sarge, der richtete ſich auf und bat den Bäckerlehrling: er möge ihm doch ſein Bein wiedergeben, welches er ihm in dem Gewölbe weggenommen habe; denn der Kegelkönig ſei ſein Bein geweſen. Da antwortete der Bäckerlehrling: wenn er verſprechen wolle, niemals wieder hierher zu kommen, ſo ſolle er das Bein wieder haben, und der König erwiderte: wenn er das Bein habe, ſo käme er nicht wieder. Da gab er das Bein hin, und der König zeigte ihm aus Dankbarkeit, da er nun wieder ordentlich ſtehen und gehen konnte, alle Merkwürdigkeiten des alten Schloſſes. Er ging nämlich, nachdem er aus dem Sarge geſtiegen war, mit dem Bäckerlehrling an der Wand entlang, und drückte an einem Knopfe, ſodaß der ganze Boden niederſank und Beide mehrere Lachter tief mit herunterrutſchten. Als ſie unten waren, wurden mehrere Gänge ſichtbar. In den einen Gang führte ihn der König, da hat Alles geblitzt und geblänkert, und der König wies ihm hier die verwünſchten Schätze, und da ſah er unzählige Tonnen voll Silber. Im andern Gange hingen alte Kriegsmonturen, im dritten Gange waren nichts als Todtenköpfe. In dieſem Gange verſchwand der König, und dem Bäckerlehrling ging ſein Licht aus, doch fand er die Stelle, wo er drücken mußte, damit der Fußboden wieder in die Höhe ging. Oben ſtand das Feuerzeug im Fenſter, da zündete er ſein Licht wieder an und ließ ſich dann noch einmal nieder, um den dritten Gang näher in Augenſchein zu nehmen. Jetzt aber lagen ſtatt der Todtenſchädel nichts als Goldklumpen darin. So war der Bäckerlehrling ein reicher Mann, ließ ſich mit dem Fußboden wieder in die Höhe und rauchte noch eine Pfeife, bis die Wache kam und das verwünſchte Schloß öffnete. Die Wache aber ſtaunte, als ſie ihn noch am Leben fand, denn es hatten ſchon Viele, die hier übernachtet hatten, durch die Geiſter ihr Leben verloren. Der König wachte jetzt ſelbſt noch zwei Nächte lang mit ihm in dem alten Schloſſe, und als in beiden Nächten die Geiſter nicht wieder erſchienen, hielt er ſein Wort und gab ihm ſeine Tochter zur Frau. Und ich war auch mit auf der Hochzeit und ſaß oben an der Ecke.

34. Der Zaubergürtel.

Es war einmal eine Wittwe, die hatte einen Sohn und heirathete einen Zauberer. Um den Sohn zu tödten, ſtellte ſeine Mutter ſich krank, und damit ſie geneſe, ſchickten ſie ihn aus Stachelbeeren zu holen, am Stachelbeerbuſche aber ließ der Zauberer ihm einen Bären mit zwei Jungen entgegentreten, der ſollte ihn tödten. Aber der Jüngling fand unterwegs eine Schachtel, darauf ſtand geſchrieben: hierin läge ein Gürtel, wer den umſchnalle, hätte zwölf Rieſenkräfte. Den ſchnallte er um, und als ihm der Bär mit zwei Jungen entgegentrat, drückte er ihm den Hals ein, die beiden jungen Bären aber ſetzte er auf ſeine Schultern. Wie er nun mit den Stachelbeeren nach Haus kam und auf jeder Achſel einen jungen Bären trug, ſtellte ſich ſeine Mutter noch einmal krank und ſie ſchickten ihn nach Quiſſelsbeeren *) und ließen ihm vor dem Baume einen Löwen mit zwei Jungen entgegentreten. Dem drückte er auch den Hals ein, nahm auf jede Schulter einen jungen Löwen und brachte die Quiſſelsbeeren ſo nach Hauſe. Da erforſchte ſeine Mutter das Geheimniß mit dem Gürtel, ſein Stiefvater aber entwandte ihm den Gürtel heimlich, als er ihn in die Schachtel gelegt hatte, dann ſtach er ihm die Augen aus und ſie verſtießen ihn. Der Blinde nahm aber mit ſich auf der rechten Axel einen jungen Löwen und auf der linken einen jungen Bären, und ſo kam er in eine Höhle, da erlöſte er eine Prinzeſſin, der mag es wol beſtimmt geweſen ſein, daß ſie erlöſt wäre, wenn ein Blinder käme mit einem jungen Löwen und einem jungen Bären auf der Schulter. Nun führte ihn die Prinzeſſin aus der Höhle und ſie zogen miteinander durch die Welt, er hatte aber immer einen jungen Löwen und einen jungen Bären auf der Schulter. Da ſah die Prinzeſſin einen Haſen, der war auch blind, rannte den Berg herunter und lief dabei an alle Bäume an, bis er im Thal zu einem Waſſer kam. Da tauchte er die Augen hinein und lief dann auf dem gerade-

---

*) Kleine Waldkirſchen.

ſten Wege den Berg hinauf, weil er ſehend geworden war. Da führte den Blinden die Prinzeſſin auch an das Waſſer, er aber mußte den Löwen und den Bären von der Schulter nehmen und das Haupt hineintauchen. Sogleich war er ſehend, ging zu ſeinen Aeltern, beſtrafte ſie für ihre Schlechtigkeit, band den Gürtel um, der in der Schachtel auf dem Tiſche ſtand, und lebte von der Zeit an in Macht und Glück mit der Prinzeſſin.

35. Von böſen und von guten Feen.

I.

Es war einmal eine böſe Fee, die heirathete einen König und aß des Mittags nur mit einem Ohrlöffel und tadelte ihren Mann, weil er ſo viel äße. Der aber lauerte ihr einmal heimlich auf und ſah, daß ſie mit elf Andern auf dem Gottesacker die Todten aufrodeten, wovon ſie dann aßen. Am andern Mittag aß ſie wieder bei Tiſche mit dem Ohrlöffel und tadelte ihren Mann wegen ſeines vielen Eſſens. Da warf er es ihr vor, daß ſie ſelbſt ſich auf dem Kirchhofe ſatt äße. Als er Das geſprochen hat, ſteht ſie auf, verwünſcht ihn in einen Hund und will ihn zwiſchen die Thür klemmen. Er aber lief fort und ſie konnte ihm nur eine Pfote klemmen, ſodaß er als Hund lange auf drei Beinen laufen mußte. Der Hund aber kam zu einem Bäcker, und wenn das Dienſtmädchen Semmeln wegnahm, ſo gab er es zu verſtehen und der Bäcker merkte, wie verſtändig er war. Wurde ihm Geld gebracht und er glaubte, es ſei ungültig, ſo brauchte er es nur dem Hunde zu zeigen: der war als König auf dem guten Gelde abgebildet und ſah nur auf das Bild, und wenn es da nicht gültig war, ſo ſchüttelte er mit dem Kopfe. Eines Tages zeigte der Bäcker dem Könige auch ein Geldſtück, da ſchüttelte der als Hund auch mit dem Kopfe. Da erſtaunte die alte Frau, welche das Geld gebracht hatte, und bat den Bäcker um die Erlaubniß, den Hund mit zu ihrer Tochter zu nehmen. Die aber konnte ſogleich mit ihm reden und ſagte zu dem Hunde, er ſei ein alter braver König, ſie bedaure ihn, daß er eine ſolche Frau bekommen hätte. Sie gab ihm nun ein Glas mit Waſſer und ſprach: er ſolle zu ſeiner Frau hinſchleichen und ihr von rückwärts das Waſſer über den Kopf gießen. Dabei ſolle er ausſprechen, worin ſie verwünſcht ſein ſolle.

Da ging der König aus dem Hauſe der jungen Zauberin als Menſch mit dem Glas Waſſer zu ſeiner Frau. Hätte Die ihn kommen ſehen, ſo wäre er für alle Zeiten wieder in einen Hund verwünſcht geweſen. Aber es gelang ihm, ihr das Waſſer von rückwärts über den Kopf zu gießen, und dabei verwünſchte er ſie in ein ſchwarzes Pferd. Da war ſie ein ſchwarzes Pferd, und er jagte ſie ſo lange bis ſie ſtürzte, und es war, als ob er flöge auf dem Pferde, und als er in ein fremdes Land mit ihr hineinjagte, haben die Leute auf ihn mit Steinen geworfen und ihn bepfuit als einen Pferdeſchinder. Er aber, als er das ſchwarze Pferd zu Tode geritten hatte, heirathete die junge Zauberin, und er lebt noch heutiges Tages mit ihr in Luſt und Freuden.

II.

Auch iſt einmal ein Graf geweſen, der hatte ſeine Gattin verloren und heirathete eine Fee. Die erſte Frau hatte ihm zwei Prinzen geboren, denen gönnte die zweite nicht Speiſe und Trank. Als einſt der Graf nicht zu Hauſe iſt, verwünſcht ſie die beiden jungen Grafen in zwei Schwäne, die ſaßen ſo traurig auf dem Dache des Grafenſchloſſes. Wie der Graf nach Hauſe kommt, fragt er nach ſeinen beiden Söhnen. Die Fee wird ſehr verlegen darüber, und da ſie durch ihre Kunſt ſtärker war als der Mann, ſagte ſie ihm endlich, ſie hätten ſich ungezogen betragen und wären deshalb von ihr in zwei Schwäne verwünſcht. Darüber machte ihr der Graf große Vorwürfe, da verwünſchte ſie ihn auch noch, da war er halb Menſch, halb Marmor. So mußte er mehrere Jahre auf der Stelle ſitzen, wo er in Marmor verwünſcht war, die beiden Schwäne aber waren immer bei ihm. Da kam aber eine andere Fee, die bat er einmal um Gotteswillen um Hülfe, und ſie machte ihn wieder zum Menſchen. Dieſe Fee wußte, daß die andere ſich mit dem Diener des Grafen hielt. Darum gab ſie ihm ein Glas mit Waſſer, das ſollte er ihr über den Kopf gießen, wenn ſie mit ſeinem Diener beiſammen wäre, aber ohne daß ſie es merkte, denn, wenn ſie es ſähe, ſo würde er wieder zu Marmor. Er traf es glücklich, daß die Fee mit ihrem Buhlen zuſammen war; ſie mußte nun ſein, was er in dem Augenblicke wünſchte. Und er wünſchte, daß ſie ein Vogel ſei, da flog ſie als Vogel in die Luft und der Graf war ihrer los. Nun ging der Graf zu der erſten Fee, die ihn erlöſt hatte, und bat um ſeine Söhne. Da bringt ſie ihm ſeine Söhne und verwandelt ſie aus Schwänen zu Menſchen. Dieſe gute Fee heirathete nachher der Graf, und wenn ſie noch nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie heute noch.

36. Die ſchöne Magdalene.

Es wohnte einmal in einem einſam liegenden Wirthshauſe eine Wirthin, die war eine Witwe und hatte eine Tochter, die hieß die ſchöne Magdalene. Die Jungfer aber war ſo hübſch im Geſichte, daß ſich bald ein Liebſter aus der Stadt einfand. Der wollte das Mädchen ſobald als möglich freien, aber die Mutter, die noch in ihren beſten Jahren war, hätte den Bräutigam gern ſelbſt gefreit, und weil er nun immer ſo gern mit den ſchönen runden Armen ihrer Tochter ſpielte, ſo entſchloß ſie ſich kurz und beſprach ſich mit dem Scharfrichter, daß der der ſchönen Magdalene die Arme abhauen ſolle, um ſie dem Bräutigam dadurch zuwider zu machen. Die Mutter führte nun die Tochter in einen Wald, wo der Scharfrichter auf ſie lauerte und der ſchönen Magdalene beide Arme abhackte. Während nun der Scharfrichter noch mit der Mutter die beiden runden Arme der ſchönen Magdalene im Raſen verſcharrte, lief die von ihnen fort und verſchwor ſich, nie und nimmer wieder vor ihrer Mutter Augen zu kommen. So ging ſie unter großen Schmerzen in der Waldung weiter. Endlich kam ſie aus der Waldung heraus und gelangte an einen hohen Berg. An dem ſtieg ſie hinauf, da erblickte ſie oben ein Schloß und einen großen Schloßgarten. Sie ging auf das Schloß zu und ſuchte in den Schloßgarten zu gelangen, kam auch endlich über den Zaun und in den Garten. Als ſie da herumging, ſtand der Prinz vor dem Fenſter im Schloſſe und ſah ihre Schönheit, bemerkte aber zugleich, daß ſie keine Arme hatte. Er rief ſeine Mutter herbei und ſagte: Ei, Mutter, ſieh einmal, was für ein ſchönes Weib in dem Garten iſt, aber es hat keine Arme! Die Königin ſah nun auch vom Fenſter das ſchöne Mädchen ohne Arme in dem Garten herumflattern wie einen prächtigen Schmetterling. Weil ſie nun auch gewahrte, daß ihr Sohn ein Auge auf ſie hatte, ſo ſprach ſie: Geh hin und hole das Mädchen zu uns herauf aufs Schloß. Da ging der Prinz zu ihr in den Schloßgarten. Als das Mädchen nun ſah, daß der Prinz auf ſie zukam, wollte es entfliehen. Aber der holte ſie ein und nahm ſie mit ſich aufs Schloß. Nun fragte des Prinzen Mutter ſie aus, wo ſie ihre Arme verloren habe und woher ſie käme. Weinend erzählte ſie Alles, was mit ihr geſchehen war, und der Prinz verliebte ſich in ſie, bekannte auch gegen ſeine Mutter, daß die ſchöne Magdalene ſeine Geliebte werden ſolle. Die Mutter aber liebte ihren Sohn gar ſehr, und weil ſie ſah, wie ſchön das Mädchen war, willigte ſie ſogleich ein, ſtellte die Hochzeit an und ließ ihren Sohn zum König krönen. Sie lebten nun ſehr glücklich miteinander, aber bald mußte der junge König in den Krieg ziehen. Unterdeſſen gebar die ſchöne Magdalene einen kleinen Prinzen. Die Mutter des Königs, die darüber ſehr fröhlich war, wollte ihm dieſe Nachricht mittheilen, ſchrieb einen Brief und ſchickte damit ihren treuen Diener ab. Der Diener kam unglücklicherweiſe in das nämliche Wirthshaus, aus dem die ſchöne Magdalene ſtammte. Die Wirthin, welche noch immer keinen Mann bekommen hatte (denn der Bräutigam ihrer Tochter war ihr nicht wieder ins Haus getreten, ſeit dieſe verſchwunden war), fragte ihn nach ihrer Gewohnheit ſehr genau aus und merkte aus ſeinen Reden von der Königin ohne Arme, daß aus ihrer Tochter eine Königin geworden war. Sie gab dem Bedienten einen Schlaftrunk in den Wein, nahm ſeine Briefſchaften, erbrach ſie und ſchrieb einen falſchen Brief an den König des Inhalts, daß ſeine Frau einen jungen Pudelhund geboren hätte und daß ſie ſelbſt, die alte Königin, vor dem Winſeln des Hundes in der Nacht nicht ſchlafen könne. Der Prinz aber freute ſich doch darüber, daß ſie geboren hatte, und ſchrieb ſogleich an ſeine Mutter, ſie möchte ſeine Gemahlin gut halten und gut bewirthen, bis er wieder nach Hauſe käme, und den jungen Hund, den möchte ſie aufbewahren. Der Knecht kehrte auf dem Rückwege auch wieder bei der alten Wirthin ein. Die war neugierig, was der König auf den Brief geantwortet habe, gab ihm wieder einen Schlaftrunk in den Wein und wie er feſt ſchlief, erbrach ſie zum zweiten Male ſeine Briefſchaften. Da ſchob ſie dann wieder einen falſchen Brief unter, darin ſtand, daß die Mutter von Stund an ſeine Gemahlin verweiſen möge. Wolle ſie nicht fort, ſo würde er ſie bei ſeiner Rückkehr von Schindershand fortbringen laſſen, denn er habe ſich eine andere Gemahlin erwählt, die er mitbringen würde. Die alte Königin war ſehr traurig, als ſie den Brief erhielt; die junge Königin aber wurde neugierig und ließ nicht ab, bis ihr die alte Königin erzählte, was ihr Sohn geſchrieben habe. Von Stund an wollte die ſchöne Magdalene aus dem Schloſſe fort, die alte Königin aber mußte ihr das Kind in ein Gewand wickeln und auf den Rücken binden. So zog ſie wieder aus in die weite Welt.

Nach einiger Zeit kam ſie wieder in einen dichten Wald, wo zur Seite ſich ein Thal ausdehnte. Ihr Kind, das ſie auf dem Rücken trug, wimmerte und ſie konnte es nicht ſtillen, denn ſie vermochte es mit dem Armſtumpf nicht zu regieren. Da vernahm ſie ein furchtbares Brüllen ganz in ihrer Nähe, und ſie ſah, daß es ein Löwe war. Der hob die Pfote auf, als er ſie erblickte, und daran merkte ſie, daß er ſich einen Dorn in den Fuß getreten hatte. Da öffnete ſie mit dem Munde das Bündel, worin ſie das Kind auf dem Rücken trug und ließ es neben ſich zur Erde niedergleiten. Die ſchöne Magdalene kniete vor dem Löwen nieder und wollte mit dem Munde dem Löwen den Dorn aus dem Fuße ziehen, aber es gelang ihr nicht. Da hörte ſie plötzlich eine Stimme. Sie ſah ſich im Walde um, erblickte aber Niemand und hörte auch nichts mehr. Bald ertönte die Stimme von neuem und nun vernahm ſie deutlich die Worte: „Schöne Magdalene, geh hinunter ins Thal, ſetze dich auf die Knie in dem Waſſer und tauche deine Schulterblätter hinein, ſo wirſt du deine Arme wieder erhalten.“ Die ſchöne Magdalene mußte nun ihr Kind neben dem Löwen liegen laſſen.

Wie die ſchöne Magdalene ins Thal hinab kam, hörte ſie ſchon das Waſſer im Gebüſch rieſeln. Sie kniete darin nieder und tauchte ihre Schulterblätter hinein, und wie ſie dieſe herauszog, ſaßen ein paar runde ſchöne Arme daran. Da eilte ſie zu ihrem Kinde, das der Löwe unterdeſſen wie ein Erzengel bewacht hatte. Zuerſt hob ſie das mit den Armen auf und reichte ihm die Bruſt, und der Löwe harrte geduldig, bis ſie es geſäugt hatte. Dann aber legte ſie es wieder auf den Boden nieder und zog dem Löwen den Dorn aus der Pfote. Hierauf nahm ſie ihr Kind wieder auf den Rücken, ging am Waſſer herunter, der Löwe aber ſchritt nun immer hinter ihr und dem Kinde her und folgte ihr auf den Ferſen. Sie ſuchte wiederum das heilſame Waſſer im Thale auf, in das ſie ihre Schulterblätter getaucht hatte, denn ſie meinte, es werde ſie zu einer menſchlichen Wohnung führen. Als die Nacht hereinbrach, da kam ſie vor ein Haus, da ging ſie hinein und darin ſtanden zwei Stühle und ein gedeckter Tiſch mit Speiſe. Als ſie ſich etwas erholt hatte, kam ein weißes Männchen, dem graute gewaltig vor dem Löwen, denn er lag der ſchönen Magdalene gerade zu Füßen. Die ſchöne Magdalene rief ihm zu, vor dem Löwen brauche er ſich nicht zu fürchten, da trat das weiße Männchen näher und fragte ſie, woher ſie käme. Sie aber verhehlte nichts was ſie erlebt hatte. Da erklärte das weiße Männchen, ſie ſolle dort bleiben und es wolle ſchon für ſie Sorge tragen. Wenn ſie Hunger habe, ſolle ſie nur ſagen:

Tiſchchen decke dich,
Gläschen fülle dich, —

ſo würde Alles ankommen, was nur ihr Herz begehre. Das that ſie auch, und ſo oft ſie es ſagte, kamen die leckerſten Speiſen und die koſtbarſten Weine, und obenein ſtand noch etwas Marzipan auf dem Tiſche. So lebte ſie einige Zeit in dem Hauſe, und war in der Regel dort ganz einſam, denn das weiße Männchen war meiſtens auswärts. Unterdeß kam ihr Gemahl wieder aus dem Kriege und vernahm Alles was mit ihr geſchehen war. Nun ſtellte der König, der um ſeine Magdalene keine Ruhe hatte, eine große Jagd an, hatte auch ſelbſt das Glück, am Abende in jenem Hauſe das Licht ſchimmern zu ſehen, nachdem er ſich von ſeinen Dienern und Genoſſen verirrt hatte. So kam er vor das Haus, klopfte an und die ſchöne Magdalene erkannte ihn ſogleich an der Stimme. Allein der Löwe wollte nicht leiden, daß der König zu der jungen Frau hereinkäme. Da ſchlug ſie den Löwen, da wurde er ſtill und der König trat herein. Der fragte woher ſie ſei und warum ſie in dieſem kleinen Hauſe wohne. Sie aber bekannte Alles was mit ihr geſchehen war. Da erkannte ſie der König als ſeine Gemahlin und war voller Freude, daß mit der ſchönen Magdalene ein Wunder geſchehen war und daß ſie ihre Arme wieder erhalten hatte, und nun erſt eine rechte Frau mit zwei ſchönen runden Armen aus ihr geworden war. Die Arme küßte er ihr inbrünſtiglich und dann küßte er die Königin wieder auf den Mund, und ſo trieben ſie es gar lange.

Die erſte Nacht blieb der König mit ſeiner Frau in dem Hauſe des weißen Männchens. Am andern Morgen nahm er ſie und zog mit ihr nach ſeinem Schloſſe, und da ging der Löwe gar majeſtätiſch auch mit zu Hofe. Mit ſeiner Mutter aber berathſchlagte der König, was wol die alte Wirthin für einen Tod ſterben ſolle. Die ſchlug vor, ſie ſolle in eine Tonne geſteckt werden, die ſollte mit Nägeln ausgeſchlagen und dann den Berg hinabgerollt werden. Und ſo iſt die Alte in der Tonne den Berg heruntergerollt, und die Raben, die es ſahen, riefen: Krack! krack! damit wollten ſie ſagen: Das geſchähe von Rechtswegen.

Der König aber ſchickte ſein ganzes Hofgeſinde aus nach den koſtbarſten Armſpangen, die nur auf der Welt zu haben ſeien. Da brachte ein Page das Koſtbarſte, was an Armſpangen je geſehen war, und das legte der König ſelbſt um ihre Arme. Das Beſte war aber doch, daß die Königin ihren Mann nun auch ordentlich wie eine andere Frau in den Arm nehmen konnte.

37. Was iſt der Menſch?

Nicht weit von Seeſen liegt ein einſames Wirthshaus, ich glaube es heißt der neue Krug, der Vetter Juchheidom aber kennt es, denn der hat manches Glas dort geleert. Da diente eine Magd, die war treu und rechtlich. Da fiel es der Herrſchaft einmal ein zu reiſen, und das Mädchen blieb allein zu Hauſe. Nun hatte das Mädchen wol einen Bräutigam, der es jeden Abend bis um zehn Uhr beſuchte, denn um zehn Uhr ſchob ſie ihn jedesmal als eine ſittſame Magd zur Thür hinaus und duldete nicht, daß er länger blieb. Den dritten Tag nach der Abreiſe der Herrſchaft reinigte ſie das ganze Haus. Der Bräutigam aber wollte den Abend wieder dableiben, und bat und bettelte ſo viel, aber ſie ſchob ihn endlich zur Hausthür hinaus und begleitete ihn dann noch eine kleine Strecke weit nach Seeſen zu. Unterdeſſen haben ſich Räuber ins Haus geſchlichen und ſind ins ſchönſte Zimmer des Hauſes gegangen. Darin ſtanden Tiſche, deren Decken hingen auf die Erde herab, darunter verſteckten ſie ſich alle ſechs.

Nachdem aber die Magd an dieſem Tage das ganze Haus gereinigt, hatte ſie ſich noch heiß Waſſer aufgeſetzt, denn ſie hatte ſich vorgenommen, ſich an dieſem Abende ein kleines Feſt zu geben und ſich einmal am ganzen Körper zu waſchen und zu reineviren, wie jedes ordentliche Mädchen das wol einmal thut, wenn ſie ſo ganz mutterſeelenallein und ohne Zeugen im Hauſe iſt. Wie ſich das Mädchen nun am ganzen Körper gewaſchen und abgetrocknet hat, kommt ihr ein Lüſtchen an, ſich ſo vor dem großen Spiegel in der Staatsſtube zu beſehen. So geht ſie vor den großen Spiegel in dieſer Stube, weiß aber nicht, daß die ſechs Räuber unter den Tiſchdecken verborgen ſind. Nun tritt ſie vor den großen Spiegel hin und weil ſie ſieht, wie ſchön ſie iſt, und doch denkt, daß ſie einmal ſterben muß, ſagt ſie für ſich: Was iſt der Menſch? Von den ſechs Männern ließ ſich keiner etwas merken. Die Magd aber ging wieder hinaus, zog ein warmes Hemd an und legte ſich ins Bett. Als die Räuber meinten, ſie ſchliefe feſt, kamen ſie hervor, raubten von Allem das Beſte und trieben es mit Maulthieren fort. Morgens kamen Leute aus der Stadt, die den Eſeltreibern begegneten, achteten aber nicht auf ſie. Als ſie an dem Hauſe vorbeikamen, ſtand Alles offen und war leer. Da wurden ſie aufmerkſam, gingen hinein und fanden das Mädchen, das in dieſen Tagen wenig Arbeit hatte, noch ſchlafend auf ſeiner Kammer. Als die erfuhr, was geſchehen ſei, wollte ſie ſich anfangs das Leben nehmen, wurde aber durch gute Leute getröſtet, und auch die Herrſchaft that dem Mädchen nichts, weil es immer treu und redlich geweſen war. Auch verſchmerzte die Herrſchaft nach mehrern Jahren den Verluſt ganz und gelangte wieder zu ſchönem Wohlſtande.

Nun kam aber nach Jahr und Tag das Mädchen einmal in ein anderes Wirthshaus, da ſaßen an der Tafel herum mehrere Männer und ſpielten Karten. Als ſie das Mädchen ſahen, begann der Erſte zum Zweiten: „Was iſt der Menſch?“ und ſo ſagte immer Einer nach dem Andern zu ſeinem Nachbar: Was iſt der Menſch? Das Mädchen beſann ſich, daß es dies an jenem Abend geſagt hatte, kam nach Hauſe und erzählte Alles ſeinem Herrn, und auch ihm war es ſogleich klar, daß dies die Räuber geweſen ſeien, die ihn vor Jahr und Tag beſtohlen hatten, und er zeigte Alles der Obrigkeit an. Sogleich wurden mehrere Mann Wache hingeſchickt, und die Räuber ergriffen und gekoppelt. Sie mußten nun Alles bekennen, auch wo ihre Räuberhöhle war, und darin fanden ſich ſo viele Schätze, daß die Herrſchaft Alles, was ſie in jener Nacht verloren hatte, in Gelde wieder erhielt, die Magd eine reichliche Belohnung als Heirathsgut bekam, und noch Vieles an die Armen verſchenkt werden konnte.

Wenn die Leute bei Seeſen aber am Galgen vorbeigingen, dann krächzten die Raben: Was iſt der Menſch? und dazu flogen die Armenſünderleichen der Diebe im Winde.

38. Die drei Gähner.

Es war einmal eine Frau, welche die Angewohnheit hatte, an jedem Abend erſt dann zu Bette zu gehen, wenn ſie dreimal vor Müdigkeit hatte gähnen müſſen. Dieſe Frau ſaß eines Abends an ihrem Spinnrocken, da kletterte ein Dieb am Hauſe in die Höhe und ſah vorſichtig durch die Fenſterſcheibe, denn er hatte ſich mit zwei andern Dieben verabredet, in der Nacht hier einzubrechen. In dieſem Augenblicke mußte die Frau zum erſten Male gähnen, und dabei zählte ſie und ſagte vor ſich hin: „Das war der Erſte.“ Sie meinte eigentlich, das ſei der erſte Gähner geweſen, aber der Dieb vor dem Fenſter meinte, ſie zähle die Diebe, die hier in der Nacht einbrechen wollten, und es ſei Alles verrathen. Darum ſprang er raſch wieder an dem Hauſe herunter und lief davon. Nicht lange, ſo kam der zweite Dieb, kletterte auch an dem Hauſe in die Höhe und ſah ebenfalls durch die Fenſterſcheibe. In dem Augenblicke mußte die Frau zum zweiten Male gähnen, und da zählte ſie wieder und ſprach: „Das war der Zweite.“ Da war der zweite Dieb ſehr erſchrocken, ſprang an dem Hauſe herunter und lief davon. Nach einiger Zeit kam der dritte Dieb, der wollte ſich auch vorher überzeugen, wie's in der Stube ausſah, kletterte deshalb ebenfalls an dem Hauſe in die Höhe und blickte durch die Fenſterſcheibe. Da mußte die Frau zum dritten Male gähnen und da zählte ſie: „Das war der Dritte.“ Auch dieſer Dieb meinte nicht anders, als daß die Frau die Spitzbuben zählte, die bei ihr einbrechen wollten, und daß das ganze Haus inwendig voll Gendarmen ſei, um ihn mit ſeinen Kameraden in der Nacht zu empfangen. Er ſprang alſo ſchnell an dem Hauſe herunter und lief davon. Die Frau aber, weil ſie drei Mal gegähnt hatte, ſtand nun auf, legte ſich zu Bette und ſchlief die ganze Nacht hindurch ſanft und ungeſtört.

39. Daumgroß.

Es war ein Kerl, der hieß Daumgroß und war auch nur daumgroß. Der ging einmal auf die Wieſe, um ſich Blumen abzupflücken, und da kam der Grasmäher und mähte ihn mit ab, und da wurde Daumgroß mit dem Heu getrocknet und eingefahren, auf die Heubanſe gebracht und mit dem Heu der Kuh vorgeworfen, die fraß ihn mit auf und Daumgroß war immer noch nicht todt. Er wohnte nun in der Kuh wie in einem ſchönen großen Hauſe, trieb allerlei Scherze, und als das Stallmädchen die Kuh Abends milchte, ſprach er:

Strip, ſtrap, ſtrull,
Dei Emmer dei is vull;
Ga hen un lang den Tower,
Dei Emmer dei geit ower[*]).

So trieb Daumgroß es jedesmal, wenn die Kuh gemolken wurde, und das Mädchen wurde dadurch ganz furchtſam und getraute ſich gar nicht mehr ſie zu milchen. Da beſchloß der Herr, die Kuh ſchlachten zu laſſen, und als ſie geſchlachtet war, kam eine Bettelfrau, das war eine von der leckrigen und naſchhaften Sorte, der ſchenkte der Herr, weil ſie ſo ſehr darum bat, das Eingeweide, worin Daumgroß ſaß. Sie nahm das Eingeweide in ihren Korb und ging weiter im Dorfe herum betteln. In dem Dorfe aber iſt es Mode geweſen, wenn ein Bettler nichts hat haben ſollen, ſo haben ſie geſagt: „Tröſte dek Gott *).“ Alſo hat der Daumgroß in dem Eingeweide geſeſſen und hat vor jeder Thür gerufen: „Tröſte dek Gott“, und die Bettelfrau iſt dann immer gleich weiter gegangen. Sie geht von Haus zu Haus und wird ganz betrübt, weil es überall heißt: „Tröſte dek Gott“, freut ſich aber auf die Eingeweide und macht, daß ſie nach ihrer Wohnung kommt. Als ſie nun die Eingeweide gekocht auf dem Tiſche ſtehen hat, kommt noch eine andere Bettelfrau dazu, die iſt auch ſo leckrig und bettelt gleich los, daß ſie ihr ſoll die Hälfte abgeben. Da ſteigt der Daumgroß auf einmal an der Kaldaunenſchüſſel in die Höhe, ſieht dieſe zweite Bettelfrau grimmig an und ruft aus vollem Halſe noch einmal: „Tröſte dek Gott! tröſte dek Gott!“ und darauf ſtirbt der liebe Daumgroß, denn das Kochen hat er doch nicht gut vertragen können. Die beiden Bettelfrauen aber haben gezittert und gebebt am ganzen Leibe, und alle Bettler und Vagabonden trauten ſich anfangs gar nicht wieder betteln zu gehen, denn wenn ſie danach ausgingen, ſo war es ihnen, als hörten ſie immerfort rufen: „Tröſte dek Gott! Tröſte dek Gott!“

---

*) Strip, ſtrap, ſtrull, der Eimer der iſt voll. Geh hin und hole den Kober, der Eimer der läuft über.

---

*) Tröſte dich Gott.

40. Kiekam's Haus und die Bettelkinder.

Es war ein Mann mit Namen Kiekam, der baute ſich ein Haus, da war die Mauer von Zucker, die Wände waren von Pfeffernüſſen, die Fenſter von Honigkuchen und das Dach von Zwiebäcken. Da kam nun ein kleiner Betteljunge und ein kleines Bettelmädchen, die aßen von dem Hauſe, und wenn ſie an dem Hauſe waren, ſo ſprach das zu ihnen: „Knabbre mich, knabbre mich.“ Doch einſtmals erwiſchte Kiekam die Kinder auf ſeinem Zwiebackdache und warf ſie in den Teich. Die Bettelkinder krochen aber aus dem Waſſer wieder heraus und kamen an einen Backofen, daran wärmten ſie ſich, denn ſie waren über und über naß; auch waren ſie im Waſſer wieder ſehr hungrig geworden. Da ſprach der Backofen zu den Bettelkindern: „Schaufle mich, ſchaufle mich, die Semmeln wollen verbrennen.“ Da fuhren die Kinder mit dem Schaufelbret in den Ofen hinein, und hatten viele, viele Semmeln darauf. Es dauerte gar nicht lange, ſo kam auch eine Kuh daher, die ſchrie immerfort: „Milche mich, milche mich, die Milch will auslaufen.“ Da milchten die Bettelkinder die Kuh und brockten ſich die Semmeln in die Milch, und aßen die Milch und die Semmeln miteinander. Und da waren ſie ſatt und blieben ſatt und ſind heute noch ſatt und ſind doch noch nicht todt, ſondern leben noch.

41. Die luſtige Hochzeit.

Ein reicher Bauer hatte eine arme Braut und wollte mit ihr Hochzeit halten. Da wurde von den Schwiegerältern ein Schwein geſchlachtet halb und das noch einmal halb, und als nun die Hochzeit beginnt, fragt nun die Nachbarin die Braut: was ſie denn für Hochzeitsleute hätten? Da ſagt ſie: „Den Schinder, den Büttel und den Bettelvogt, das Uebrige ſind lauter gemeine Leute.“ Und da geht die Hochzeit vor ſich, und da ſpielte der Schinder, der Büttel und der Bettelvogt eine große Rolle. Das arme Vieh aber wurde bis in den Tod hinein mit dem Futter vergeſſen, und weil der Stall ganz nahe an der Stube geweſen iſt und das liebe Vieh in der Nacht gar zu hungrig wird, ſo ſagt die Kuh zu dem andern Vieh: ſie wollten auch auf die Hochzeit gehen, damit ſie auch etwas zu eſſen bekämen. Das andere Vieh aber hat den Muth nicht dazu und ſagt: wir wollen ein jedes erſt einmal rufen, dann wird ja wol Jemand kommen. Da ruft zuerſt die Kuh drei Mal hintereinander: „Js dei Hochtiet noch nich balle ute?*)“ Der Hühnerhahn iſt noch am zufriedenſten, denn als die Braut aus der Kirche gekommen war, hatte er ſich der Braut in den Weg geſtellt und gekräht: „Kuck mik ook an!“**) und da hatte ſie ihn wirklich angeſehen. Darauf hatte er ſich mit ſeinen Hennen auf den Stallboden zu den Enten geſchlichen und pickte die Körner auf, die noch da herumlagen, und da ſagten die Hühner und die Enten zueinander: „Et giſt noch immer wat, wat, wat*).“ Die Gänſe waren auch nicht weit, ich glaube gar die wurden anzüglich gegen die Jungfer Braut, denn ſie ſprachen: „Schnatter de ſchnatter het miene Gans, is dat nich en ſchönen Danz?“**) Das Schwein fängt an zu quieken, der Hund an zu bellen, die Katze redet hochdeutſch und ſagt vor der Hochzeitsſtube: „Mach mir auf, mach mir auf!“ Der Ochſe ſchüttelt zu der ganzen ſchlechten Wirthſchaft den Kopf und ſagt: „Hum, hum!“ Der Eſel ſchreit: „A nu, a nu!“ und meint, ei nun ſollten ſie ihm doch ins Drei-Teufels Namen endlich zu leben bringen. Das wurde nun zuletzt, da Niemand auf das liebe Vieh hörte, eine ſo ſchöne Muſik, daß ſie getroſt hätten die Spielleute nach Haus ſchicken und nach der Hungermuſik tanzen können, die von der Muſikantentafel im Viehſtalle kam, gereichte ihnen aber nicht zur Ehre, und wenn du einmal freiſt, ſollſt du auch des lieben Viehs nicht vergeſſen.

---

*) Iſt die Hochzeit noch nicht bald aus?

**) Sieh mich auch an.

42. Die beiden Pflugeiſen.

Ein Bauer kaufte zwei Pflugeiſen auf dem Markte, die nahm er mit nach Hauſe; da fing das eine Pflugeiſen ſogleich an zu arbeiten und arbeitete ohne Unterlaß auf dem Felde, das andere aber lag müßig an der Wand im Stalle. Nach längerer Zeit kamen die beiden Pflugeiſen einmal wieder zuſammen; da war das Pflugeiſen, das im Stalle da lag, ganz roſtig geworden, und beneidete das andere, weil es ſo blitzblank war. Ja, ſprach das zu dem roſtigen Pflugeiſen, wenn du ſo fleißig gearbeitet hätteſt wie ich, ſo wärſt du auch blänker. — Daraus iſt zu lernen: Arbeit macht blank, aber Faulheit macht ruppig.

---

*) Es gibt noch immer was, was, was.

**) Schnatter die Schnatter heißt meine Gans, iſt das nicht ein ſchöner Tanz?

43. Von einem Reiſenden, der die Weisheit Gottes ergründen wollte.

Es war einmal ein kluger Mann, der ging auf Reiſen und wollte die Weisheit Gottes ergründen. Mehrere Jahre war er deshalb gereiſt, da kam er an ein Meer. Da ſah er Jemand, der mit einem Eimer ohne Boden aus dem Meere Waſſer ſchöpfte. Den fragte er, warum er das thäte. Antwortet der: er wolle das Meer leer ſchopfen.

„Das wäre nicht möglich.“

„So gut als das nicht möglich ſei, ſei auch nicht möglich, daß er die Weisheit Gottes ergründen könne.“ Damit war die Geſtalt vor ſeinen Augen verſchwunden.

Der kluge Mann ſetzte ſeine Reiſe fort und kam zu einem Kohlkopfe, der war ſo groß, daß ein Regiment Soldaten darunter Schutz finden konnte. Darauf kam er an einen großen Keſſel, den hatten zwei Schmiede in Arbeit, und der zweite Schmied fragte, ob der erſte Schmied ſchon weit von ihm fort wäre. Der Keſſel aber war ſo groß daß der eine Schmied den andern nicht klopfen hörte, und in dem Keſſel ſollte der große Kohlkopf gekocht werden. Als der kluge Mann das erfuhr, zweifelte er ſelbſt, ob er die Rathſchläge Gottes erforſchen würde, und ging fort in tiefen Gedanken. Als er mehrere Tage gegangen war, fand er eine Reiſegeſellſchaft von ſechs Männern. Mit dieſen ſetzte er gemeinſchaftlich die Reiſe fort. So kamen ſie in ein Land, da wurden ſie alle Sieben gefangen. In dieſem Lande aber regierte ein Mann, der war zwölf Fuß hoch und ſechs Fuß breit und hatte nur Ein Auge, das war ſo groß wie ein Käſenapf und ſaß mitten vor dem Kopfe. Dieſem wurde einen Tag um den andern einer von den Reiſenden zum Verzehren gebracht. Und nun waren Alle aufgezehrt außer Dem, der die Weisheit Gottes ergründen wollte und noch einem andern. Mit dieſem andern berathſchlagte er, wie ſie ſich retten könnten. Da machte er in der Nacht ein Eiſen glühend und ſtach dem großen Manne im Schlaf das Auge aus. Darauf liefen ſie fort. Nachdem ſie mehrere Stunden gelaufen ſind, kommt der große Kerl mit großen Schritten hinter ihnen her, kann ſie jedoch in ſeiner Blindheit nicht finden. Nun gelangen ſie in ein Land, da wird der kluge Reiſende zum Rathsherrn ernannt, und er muß als Rathsherr auch ein Weib nehmen. Es iſt aber Sitte in dieſem Lande, daß, wenn Jemand gefreit hat und die Frau ſtirbt zuerſt, der Mann lebendig mit ins Grab muß, wobei ihm ein kleines Brot mitgegeben wird. Nun ſtirbt dem Rathsherrn die Frau und er muß mit ihr ins Grab. Auf der einen Seite aber grenzt die See an das Todtengewölbe. Wie der kluge Mann nun in der Nacht ſchlaflos daſitzt und etwas von dem Brote verzehrt, kommt ein Seethier und holt ſich einen Todten. Er hängt ſich an dieſes Seethier und das geht mit ihm in die See. Wenn er jetzt noch lebt, ſo ſucht er in der See noch die Weisheit Gottes. Davon iſt aber weiter noch kein Beſcheid gekommen.

44. Der goldbehängte Rappe.

Es war einmal ein armer Ritter, der gerieth unter die Falſchmünzer, die wagten es nicht, ihn zu morden, weil dann große Nachforſchungen nach den Mördern angeſtellt wären, und ließen ihn ziehen, und verſprachen ihm einen mit Goldſtücken über und über behängten Rappen, wenn er ſie nicht anzeigte. Das that der arme Ritter auch nicht, vergaß ſeiner Pflicht gegen König und Vaterland, die Verbrecher mit zu verfolgen, und freute ſich lange Zeit auf den goldbehängten Rappen, bis einmal ein Bote kam, der beſtellte ihn an einen einſamen Ort. Der arme Ritter ging zu Fuß dahin, und als er hinkam, hielt da ein Reiter, der hatte noch ein zweites Pferd am Zügel, einen Rappen gar wild und prächtig. Der war über und über mit Goldſtücken behangen, die klangen ſo eigen, wenn der Rappe ſich nur ein wenig von der Seite bewegte und nach einer Fliege ſchlug. Die Zügel des Rappen aber warf er dem gewiſſenloſen Ritter zu und ſagte: das Roß mit Goldſtücken behangen ſchickten ihm die Falſchmünzer zur Belohnung für ſeine Verſchwiegenheit, und ließen ihm ſagen, daß ſie jetzt des Geldes genug hätten und mit ihren Schätzen als angeſehene Männer in fremde Länder reiſten. Damit ſprengte der Reiter davon.

Der Ritter aber beſtieg den goldbehängten Rappen und wollte voller Freude mit ihm heim reiten, denn er hatte noch nie ein ſo herrliches Roß gehabt. Wie er aber dem Thiere die Sporen in die Seiten drückte und das einen Sprung that, da klangen die Goldſtücke ſo mächtig, daß der Rappe ſich hoch aufbäumte, mit dem Ritter davonlief und ihn endlich, weil die Goldſtücke bei dem Laufen immer ſtärker klangen und zuletzt läuteten wie Glocken, in einen Abgrund warf und am Felſen zerſchmetterte. — So müſſe es Allen ergehen, welche den König zu Schaden bringen, den Hehlern wie den Stehlern.

45. Der Muttermörder.

Es war eine arme Witwe, die hatte einen großen böſen Sohn, dem mußte ſie täglich eins von ihren Hühnern ſchlachten und kochen, damit er nur arbeite. Das Huhn aß der gottloſe Sohn jeden Tag ganz allein, und die alte Mutter erhielt nichts davon. Nun hat aber eine arme Witwe nicht ſo viel Hühner auf ihrem kleinen Hofe als ein Amtmann, und es dauerte gar nicht lange, da hatte der gottloſe Sohn alle Hühner verzehrt bis auf eine einzige Henne. Dieſe Henne ihm auch noch zu ſchlachten, weigerte ſich die Witwe, und darüber wurde ihr Sohn ſo zornig, daß er ſie erſchlug.

Dieſer Sohn wurde nachher auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Und als er auf dem Scheiterhaufen ſaß und die Flammen ſchlugen an ihm empor, da hat er ſo hell geſchrien, und da iſt ein Wind gekommen, der hat ſein helles Geſchricht über das ganze Land hingetragen, und da haben alle Leute das Juchen des Muttermörders vernommen und ſind erſchrocken, denn ſchaurig war es anzuhören. Zu der Zeit ſtand in dieſem Lande, wo ſie dieſes Juchen gehört hatten, das vierte Gebot hoch in Ehren, und die alten Mütterchen waren ſo geachtet, wie es ihnen von Gott und Rechtswegen gebührt, und wurden ſo dreiſt, daß eine alte Frau ohne Umſtände ihrem erwachſenen Sohne eine Maulſchelle gab, wenn er zu einem Mädchen auf die Freit ging, das ihr nicht gefiel.

46. Der Mann im Rauch.

Es waren einmal zwei Räuber, die wohnten in einer Höhle im Walde, von da aus brachen ſie in der Nacht in die Häuſer auf den Dörfern ein. Einſtmals aber ſtanden ſie am Eingange des Waldes, wohin ſie ſich mitunter an ſchönen Tagen wagten, und ſchmauchten ihre Pfeifen. Da fuhr ein Wagen vorbei, darin ſaß der junge Herr Graf vom Schloß mit ſeiner Frau, die hatten eben Hochzeit gehabt und küßten ſich ſo vielmals, und kehrten ſich dabei gar nicht an die Räuber, die am Eingange des Waldes ſtanden. Da wollte den Räubern ihre Pfeife nicht mehr ſchmecken, denn ſie wünſchten ſich auch eine Frau.

Sieh da, da kommt eben ein Saufaus in den Wald, und weil die Räuber ihn kannten, ſo verſprachen ſie ihm viel Geld, wenn er ihnen ſeine Frau verkaufen wolle. Das leuchtete dem Mann ein, ſie gingen noch etwas weiter in den Wald in die Nähe der Räuberhöhle, er erhält das Geld und macht ſelbſt den Vorſchlag: er wolle ſeinen Rock ausziehen und hier über den Buſch hängen, dann wolle er ſeine Frau in den Wald ſchicken, die ſolle ihn holen, und dann ſollten die Räuber hinter dem Buſche hervorſpringen, ſie greifen und in ihre Höhle tragen.

Geſagt, gethan. Die Frau verwundert ſich wol, da ihr Mann ihr ſagt, ſie ſolle ſeinen Rock von dem Buſche holen, wo er ihn habe hängen laſſen, weil ſie aber gut und folgſam iſt, und weil ihr Mann in der Trunkenheit ſchon manchmal Dinge gemacht hatte, über die ſein Weib in ihrem keuſchen, ſchlichten und nüchternen Sinne ſich ſehr verwundern mußte, ſo geht ſie doch in den Wald, wo er ihr den Buſch, der an einem Kreuzwege war, genau bezeichnet hat. Da begegnet ihr aber ihr Bruder, der war der Jäger bei dem Grafen auf dem Schloſſe und fragte, was ſie im Walde thun wolle. Er verwunderte ſich ſehr, weil ſie ſagte, daß ihres Mannes Rock am Buſche hinge, den ſolle ſie holen, und folgte ihr von weitem nach und gab Achtung, ob ſich da wol nichts begeben würde. Wie ſie nun aber nach ihres Mannes Rock griff, da ſprangen auf einmal die Räuber hinter dem Buſche hervor. Zum Unglück hatte der Jäger all ſein Pulver auf ein Reh verſchoſſen, das ihm an dem Tage ſo oft in die Quere gekommen war; aber er hetzte alle ſeine Hunde auf die Räuber, und wie ſie auch ihn ſelbſt ſahen, da entflohen ſie eiligſt.

Der Jäger aber nahm ſeine Schweſter nun mit auf das Grafenſchloß, und da jammerte es ihrer die junge Gräfin und den Grafen, und weil die Schweſter des Jägers von ihrem Manne ſchwanger war, ſo durfte ſie dort heimlich ihr Wochenbett halten und genas zweier wunderſchönen Knaben. Und weil die Gräfin ihre Freude an den ſchönen Kindern hatte und der Graf den Rabenvater ſtrafen wollte, ſo gab der ein großes Feſt, und dazu lud er auch den Mann der Frau ein. Der hatte geſagt, ſeine Frau habe ſich im Walde erhängt und war von dem Gelde der Räuber ein reicher Herr geworden und gar ſtolz und vornehm, und hielt mit lauter Baronen Umgang. Als ihm aber nun der Wein ſchon etwas zu Kopfe geſtiegen war, da fragte ihn der Graf: was wol der Mann an ſeiner Frau und ſeinen Kindern verdiente, der ſo und ſo an ihr handelte. Und da ſpricht er ſich in der Betrunkenheit ſelbſt ſein Urtheil und ſagt: ein ſolcher Mann müßte in den Rauch gehängt werden und da elendiglich umkommen. Und wie er geſprochen hatte, ſo geſchah ihm auch, und wurde in den Rauch gehängt und mußte da elendiglich umkommen. An den Knaben aber hat nachher der Graf Vaterſtelle vertreten, ſie wuchſen ſpäter mit ſeinen eigenen Söhnen heran und wurden wackere Jäger auf dem Schloſſe wie ihr Oheim.

47. Vom Schneider Hoſenblank.

Es war einmal ein Schneidergeſell mit Namen Hoſenblank, der ſchrieb mit goldenen Buchſtaben an ſeinen Hut: er habe neun im Unzorn todtgeſchlagen. Das war aber alſo zugegangen. Der Schneider ſaß zur Sommerzeit in der Herberge, da flogen ſo viele Fliegen um die Biergläſer und auch in das Glas dieſes Schneidergeſellen hinein, da wurde er ſo zornig, daß er mit der Fliegenklappe auf einmal neun Fliegen im Unzorn todt ſchlug. Darum ließ er ſich den Hut machen, blieb aber an dem Hute der Herbergsmutter noch einen Gutengroſchen ſchuldig.

So reiſte er mit dem Hute nun weiter in die Welt, und aller Orten, wo er durchkam, fürchteten ſich die Leute gewaltig vor ihm. Da kommt er auch in die Königsſtadt, da fährt der König an ihm vorbei, der lieſt, was an ſeinem Hute ſteht, läßt ihn vor ſich kommen und fragt ihn, ob er denn ſo ein ſtarker Mann ſei.

„Ja, das wäre er."

Gibt ihm alſo auf: er hätte eine Räuberbande auf ſeiner Landesgrenze, die ſolle er tödten. Dafür verſpricht ihm der König Geld genug; aber der Schneider ſagt: er ſei ein Königsſohn und thäte es nur, wenn er ſeine

Tochter haben ſollte. So verſpricht ihm der König ſeine Tochter zur Gemahlin, wenn er die Räuber tödten könne, gibt ihm ein Pferd, Piſtolen und einen Degen. Als er in die Gegend kommt, wo die Bande ſich gemeiniglich aufhält, ſitzen die Räuber Alle an einem Waſſer und eſſen gerade Mittagsbrot. Da ſie aber von Ferne an ſeinem Hute leſen, daß er neun im Unzorn todtgeſchlagen hat, ſagt der Räuberhauptmann: das ſei ihr Todtmacher, und da ſpringen Alle vor Angſt ins Waſſer. Da hängt er einige davon, wie ſie als Leichen wieder im Waſſer empor kommen, im Walde bei den Beinen auf, und den andern ſchneidet er die Köpfe ab, und ſagt zum Könige: einigen von den Räubern hätte er lebendig den Kopf abgehauen und die andern lebendig bei den Beinen aufgehängt. Da gibt ihm der König ſeine Tochter zur Frau.

Und ſiehe, die Königstochter war die Einzige, die es gemerkt hatte, daß es mit dem Muthe des Schneiders nicht ſo weit her war, und ſie mochte ihn daher nicht ausſtehen. Legte alſo jede Nacht, wenn ſie miteinander zu Bette gingen, ein ſcharfes zweiſchneidiges Schwert zwiſchen ſich und den Schneidergeſellen. Da lag aber der Schneider nun immer und rief und jammerte, ſobald er glaubte, die Königstochter ſchliefe: er ſei der Herbergsmutter noch einen Gutengroſchen ſchuldig, denn ſein Gewiſſen war in den langen Nächten wach geworden, und er machte ſich allerlei Gedanken bei der ſchönen Königstochter. Die Königstochter aber ſchlief nicht, ſondern ſie hörte gar wol was er ſprach und erfuhr dadurch, daß er ein Schneider war, nahm das zweiſchneidige Schwert und hackte ihm den Kopf ab, und da war's mit dem Schneider vorbei.

48. Der König von Papierland und von Kummerland.

Es war einmal ein luſtiger Student, der wurde von der hohen Schule relegirt, weil er ſeinem Jugendübermuthe zu ſehr den Zügel ſchießen ließ. Seine Bücher und Alles, was ſeine ohnehin armen Aeltern ihm mitgegeben hatten, als er auf die hohe Schule ging, war ſchon längſt verkauft, und ſo zog er an einem rauhen Tage im dünnen Sammetröckchen und mit einer kleinen Studentenkappe bedeckt, in die weite Welt. Nachdem er eine Zeit lang gegangen war, kam er in den Wald, und da fror ihn gar ſehr und die Nacht brach auch herein, und er wußte nicht, wo er ſein Haupt hinlegen ſollte. Da ſah er auf einmal im Walde ein Häuschen ſtehen, und da ſtand eine alte Hexe in der Thür, die winkte den jungen Burſchen zu ſich, der ging auch richtig zu ihr ins Haus. Darauf wies ſie ihm ſein Nachtlager an, und er ſchlief die ganze Nacht hindurch und erhob ſich neugeſtärkt am andern Morgen, um weiter zu ziehen. Da wollte ihn die alte Hexe nicht unbeſchenkt ziehen laſſen und gab ihm einen Mantel, der ihn unſichtbar machte, ſo oft er ihn umhing, einen Ring, der ihn allwiſſend machte, wenn er ihn an den Finger ſteckte, und eine Wurzel, vor der alle Thüren aufſprangen. Die Wurzel ſteckte der Student in ſeine Rocktaſche. Den Mantel hing ihm die Hexe gleich ſelbſt um und dabei ſprach ſie: „Es ſchadet nichts, wenn er dich jetzt ſogleich auf deiner Reiſe auch unſichtbar macht, er hält doch warm und ſchützt dich vor dem Froſt, der dich in dem dünnen Röckchen gewaltig plagen würde.“

Von nun an ſann der Student auf nichts als tolle

Streiche. Er begab ſich ſofort in die Königsſtadt und da ging er geradeswegs nach der Schatzkammer. Dieſe ſprang denn auch vor ſeiner Springwurzel ſogleich auf und ſchloß ſich wieder hinter ihm zu, und weil ihn wegen ſeines Mantels Niemand ſah, ſo bemerkte es nicht einmal die Wache vor der Schatzkammer, daß ſich die Thür aufthat. Und ſo holte der Student am hellen Mittage ſo viel Geld aus der Schatzkammer, als er nur tragen konnte, und er ging von nun an Tag für Tag dahin, um ſich die Taſchen zu füllen. So lebte er als ein gar großer Herr in der Reſidenz, und wenn er den Mantel nicht um hatte, ſo erſchien er gar prächtig gekleidet. Oft aber ging er in ſeinem Mantel unſichtbar am hellen Tage über die Straße, und dann ſah er den Frauen ſo kühn und keck ins Geſicht, daß ihn die Männer gewiß vor Eiferſucht erſchlagen haben würden, wenn ſie es gewußt hätten. Aber daran war's ihm noch nicht genug. Er ſchlich ſich auch einmal zu dem Könige in ſeinem Mantel, und dem ſtahl er Krone und Seitengewehr, ohne daß er es merkte, denn er ſah ja Niemand neben ſich.

Das war dem König natürlich nicht einerlei, er berieth ſich insgeheim mit ſeinen Miniſtern, und nach ihrem Vorſchlage berief er nach der Sitzung die Prinzeſſin zu ſich und ſprach zu ihr alſo: „Mein Kind, wir wollen ein großes Feſt veranſtalten und dazu alle Welt einladen. Wer dann am Abende, wenn Alle in unſerm Garten luſtwandeln, an dich herantritt und dir einen Kuß gibt, dem mache ſo leiſe als möglich mit Kohle einen Strich ins Geſicht, denn der iſt der Kühnſte von Allen, die zu dem Feſte kommen, und der hat ganz gewiß auch meine Krone und mein Seitengewehr geraubt — ein Anderer hätte ſich's nicht unterſtanden. So komme ich wieder zu Krone und Seitengewehr, welche ich auf jeden Fall wieder haben muß, und du kommſt zu einem Kuſſe, den ich dir ſonſt nicht eher geſtatte, als bis zu deiner

Verlobung mit einem mächtigen Prinzen.“ Und ſo wurde alle Welt zu dem Feſte eingeladen.

Während der König aber ſo mit ſeiner Tochter geſprochen, hatte der Student gerade den Ring am Finger, den ihm die Hexe gegeben hatte, und da wußte er jedes Wort, das der König zu der Prinzeſſin ſprach. Auf den Abend, als es dunkelte, gingen Alle in den Luſtgarten des Königs, um zu luſtwandeln. Und da ging immer ein Hofherr mit einer Hofdame, und ſelbſt der alte König führte ſeine Frau Königin am Arm.

Wiewol nun der Student gar begierig war, der Königstochter einen Kuß zu geben, ſo hatte er doch, wie die Geſellſchaft in den Garten ging, erſt ſeinen Mantel umgenommen und ging unſichtbar von einem Herrn zum andern und malte jedem Herrn einen Strich, dem alten König aber zweie. Dann warf er den Mantel ab und ſuchte die Königstochter auf.

Sie war die Einzige in der Geſellſchaft, die allein ging. Einſam luſtwandelte ſie etwas abſeits in den dunkeln Gängen und wartete, ob nicht Jemand käme, der den Muth hätte, ſie zu küſſen, wie ihr der alte König befohlen hatte. So trat der Student zu ihr und gab ihr einen herzhaften Schmatz. Sogleich malt ihm die Königstochter mit Kohle einen Strich ins Geſicht. Wie aber Alle aus dem Garten wieder in den hellerleuchteten Königsſaal ziehen, da iſt der Student nicht der Einzige, der einen Strich im Geſicht hat, ſondern alle Hofräthe und alle Offiziere, von dem älteſten General bis zu dem jüngſten Fähnrich, der noch nicht einmal das Offiziersexamen beſtanden hatte, trugen ihren ſchwarzen Strich. Den dickſten Strich hatten die Miniſter des Königs gerade unter der Naſe, und die ſahen einander gar curios an, als ſie das merkten, denn jeder von ihnen dachte, daß ſein Herr College die Königstochter geküßt hätte.

Als die Königstochter im Saale die vielen Striche ſah und bemerkte, wie jeder Hofrath und jeder Lieutenant ſogar ſeinen Strich hatte, da verhüllte ſie ihr Antlitz aus Scham vor ihrem Vater. Endlich ſah ſie dieſem ins Geſicht, und da ſah ſie, daß der König zwei Striche hatte, und das ſah in dem Augenblicke auch der König durch einen der vielen großen Wandſpiegel, und darüber mußte er mit ſeiner Tochter herzlich lachen. Denn die Prinzeſſin war der Augapfel des Königs und er allein küßte ſie jeden Tag.

Nun hätte die Königstochter aber gar zu gern gewußt, wer ſie an dieſem Abende in dem Laubgange geküßt hatte. Denn der Kuß des Studenten hatte ihr gar wohl behagt und viel beſſer geſchmeckt als die Küſſe ihres Vaters, den ſie herzlich liebte. Daß einer der Männer, die beim Feſte zugegen waren, ſie wirklich geküßt hatte, verhehlte ſie ihrem Vater nicht, und der König war ſogleich überzeugt, daß es der nämliche Wildfang geweſen ſei, der ihm aus Uebermuth Krone und Seitengewehr geraubt habe. Weil nun aber der König die Krone, die ſchon ſeine Väter auf dem Haupte getragen hatten, um jeden Preis wieder haben wollte, und weil auch das Seitengewehr, das er ſo lange geführt, ihm gar lieb geworden war, ſo beſprach er ſich mit ſeiner Tochter und ſeinen Miniſtern, und machte bekannt, daß Derjenige, der ihm ſeine Krone und ſein Seitengewehr zurückbrächte, die Prinzeſſin zur Frau haben ſolle. Da verſchwand der Student auf kurze Zeit vom Feſte, und bald darauf brachte er des Königs Krone und ſein Seitengewehr. Der König ſprach zu ihm, als er ihm das wiederbrachte: wer ſo kühn ſei, der müſſe doch auch wol von königlichem Geblüte ſein, und ſah ſeinen künftigen Schwiegerſohn fragend an. Da antwortete der Student: Mein Vaterland iſt Kummerland, und mein Königreich iſt Papierland, der König aber, weil er einmal ſein Wort gegeben hatte, forſchte nicht weiter nach, wo dieſes Land lag. Da wurde noch an demſelben Abende die Verlobung des Studenten mit der Prinzeſſin gefeiert, und wenn die Prinzeſſin dem Studenten bei jedem Kuſſe, den er ihr an dieſem Abende gab, noch einen Strich ins Geſicht gemalt hätte, ſo wäre er zuletzt gewiß ſo ſchwarz im Geſicht geweſen wie ein Schornſteinfeger.

49. Der gelehrige Dieb.

In einer Stadt wohnten ein Paar alte Leute, die hatten einen Sohn, der wollte ein Dieb werden. Der Vater war zwar dawider, konnte aber nichts dagegen thun und mußte ihn ziehen laſſen. So ging der Sohn in die weite Welt. Nach einiger Zeit begegneten ihm drei Männer, die trugen Mäntel, und Degen darunter. Die fragten ihn, wohin er wolle, und er antwortete, er ſei in die Welt gegangen, um ein Dieb zu werden. Die Männer erwiderten, da habe er's gut getroffen, denn ſie ſeien ſelbſt Diebe und lauerten ſoeben einem Fleiſchermeiſter aus der Stadt auf, der mit drei Ochſen des Wegs kommen würde. Er möge ſogleich einmal den Verſuch machen, ob er dem mit Liſt die Ochſen abnehmen könne, ohne ihm ein Haar zu krümmen. Sie würden in der Nähe bleiben, um ihm behülflich zu ſein; doch dürfe der Fleiſchermeiſter gar nicht merken, daß ihm die Ochſen geſtohlen ſeien, denn der ſei ein Rathsherr und führe das Wort auf dem Rathhauſe, und wenn der wüßte, daß ihm die Ochſen geſtohlen wären, ſo würde er einen ſo gewaltigen Lärm ſchlagen, daß die ganze Stadt, und der hochwohlweiſe Magiſtrat voran, ſich mit Heugabeln bewaffnete, um die Diebe aufzuſuchen und zu tödten.

Der junge Menſch macht ſchnell ſeinen Plan, läßt ſich den Degen des einen Räubers geben, und dieſe entfernen ſich eine Strecke weit. Den Degen verſteckt er im Moor, die Scheide aber behält er und beginnt am Rande des Moraſts hin und her zu ſuchen. Während dem kommt auch der Fleiſcher mit den drei Ochſen daher, den ruft er an und fordert ihn auf, ihm den Degen ſuchen zu helfen, welchen er aus ſeiner Scheide verloren habe. Der Fleiſcher benutzt die Gelegenheit, ſeine Ochſen ruhen zu laſſen und hilft ihm ſuchen. Allein der junge Dieb richtet es ſo ein, daß ſie ſich allmälig immer mehr von dem Moore entfernen und zuletzt ſuchend über eine Anhöhe ſteigen, über welche der Weg führt. Wie ſie nun jenſeit des Hügels ſind, bleibt er plötzlich ſtehen und ſagt: „Potz Blitz, da hab' ich meine Geldkatze neben dem Moor liegen laſſen, wo ich einen Augenblick ruhte, die muß ich geſchwind holen, das wäre ein ſchöner Fund für einen Bettelmann, nichts als blanke Piſtoletten ſind darin, die ich zu meinem Vetter über Feld tragen ſollte. Er baut ſich ein neues Haus, und das koſtet Geld, da hat mein Vater ihm ein Sümmchen vorſchießen müſſen.“ Und damit iſt er von dem Fleiſchermeiſter fort, der ganz ruhig hinter dem Berge ſtehen bleibt und auf ihn wartet.

Die Räuber hatten unterdeſſen aus ihrem Verſteck hinter einem Buſche die drei fetten Ochſen mit lüſternem Auge betrachtet, und konnten ſich kaum enthalten, hervorzuſpringen und ſie ohne Weiteres fortzutreiben. Doch bezähmten ſie ihre Raubgier, weil ſie ſich gar zu ſehr fürchteten vor dem angeſehenen Rathsherrn, dem Fleiſchermeiſter, wenn er den Diebſtahl merkte, und auch weil ſie abwarten wollten, was für eine Liſt ihr neuer Kamerad als Probeſtück zu Tage bringen werde. Der aber lief an den Moor, zog raſch den Degen heraus an der Stelle, wo er ihn verſteckt hatte, und hackte den drei fetten Ochſen die Schwänze ab. Die ſteckte er nun mitten in den Moor hinein, ſodaß die Schwanzenden wie Büſchel daraus hervorſchauten. Dann winkte er den Räubern, daß ſie die Ochſen wegtreiben möchten. Die eilten ſogleich herbei, und jeder ergriff ſeinen Ochſen am Strick. Nun gingen von der Gegend, wo der Moor war, viele Wege ab, und jeder führte über einen kleinen Hügel. Da ſchlugen die Räuber den Weg ein, der am wenigſten betreten war, und der führte auch am ſchnellſten über einen Hügel, hinter dem der Rathsherr, wenn er an den Moor zurückkam, ſie nicht mehr ſehen konnte.

Die drei fetten Ochſen mit den abgeſchnittenen Schwänzen wanderten alſo etwas langſam in ihrer Weiſe der Räuberhöhle zu. Während dem trat der junge Dieb wieder zu dem Fleiſchermeiſter, der ſich ein wenig auf den Raſen hingelegt hatte, und der Fleiſchermeiſter fing noch einmal an, mit ihm nach dem Degen zu ſuchen, welchen er jetzt neben die Ochſen gelegt und den der Räuber, dem er gehörte, dann in der Hand mit ſich genommen hatte. Er wußte auch den Fleiſchermeiſter noch in ein Geſpräch über fette Ochſen zu verflechten, das ſich ſehr lang hinzog und gab ihm mancherlei Rathſchläge, wo das beſte Rindfleiſch in der Kuhhaut zu kaufen ſei, bis es endlich nach langer lieber Zeit dem Fleiſchermeiſter einfiel, doch auch einmal nach den drei Ochſen am Moor zu ſehen, für die er ſchon ſein ſchönes Geld bezahlt hat.

Der junge Dieb begleitet ihn zurück; allein die Ochſen ſind verſchwunden. Da zeigt der Dieb ihm die drei Schwänze, die aus dem Moore hervorſtehen. Der Fleiſchermeiſter aber ſchreit Ach und Weh, und ruft: „Meine Ochſen ſind in den Moor gerathen und darin verſunken. Gewiß leben ſie noch, denn gerade ſo heben die Ochſen die Schwänze in die Höhe, wenn ſie wild werden. Könnte man ſie doch an den Schwänzen wieder herausziehen! Aber es wäre eine Verſündigung, wenn wir auf den Moor gehen wollten, wo wir ganz gewiß auch verſinken würden.“

Darauf kehrte der Fleiſchermeiſter nach der Stadt zurück und der junge Dieb ſchlug den Weg ein, der ihm von den Räubern bezeichnet war. Er fand ſie mit ihren Ochſen noch hinter dem Hügel gelagert, über den ſie getrieben waren. Denn bis ſie über die Anhöhe hinüber waren, hatten ſie die langſamen Stiere zuletzt mit ihren Degen zur Eile antreiben müſſen, ſodaß an einigen Stellen unter ihrer braunen Haut das Blut hervorquoll, und deshalb mußten ſie ihnen Ruhe gönnen, ſobald ſie die Anhöhe hinter ſich hatten und von dem Fleiſchermeiſter nicht mehr geſehen werden konnten.

Nachdem der junge Menſch ſich dort auch neben den Ochſen zu den Räubern gelagert und mit ihnen tüchtig ihrer Feldflaſche zugeſprochen hatte, die mit gutem Wein gefüllt war, trieben ſie die zum Weiterſchreiten an, doch verließen ſie alsbald die Straße und trieben auf unwegſamen Pfaden der Räuberhöhle zu. Langſam und mühſam ſchoben ſich die fetten Thiere durchs Gebüſch, das die Räuberhöhle in weitem Umkreiſe umgab, und oft blieben ſie im Gezweig hängen und die Räuber mußten es vor ihnen mit ihren Degen abhacken.

Endlich gelangten ſie aber doch zu der Höhle, die war gewaltig groß und in der Vorhalle ſtellten ſie die drei Ochſen auf. Die waren dort ſchon ſeit mehrern Stunden erwartet und die Räubermagd warf ihnen Gras vor, das ſie auf Geheiß des Räuberhauptmanns ſchon im voraus am Morgen für ſie hatte ſchneiden müſſen. Die Ochſen fingen ſogleich an zu freſſen, und wie ſie mit den Mäulern ſo im fetten Graſe wühlten, da trat aus der hintern Höhle der Räuberhauptmann heraus, der ſah aus wie ein anſehnlicher und ganz behaglicher Mann, hatte eine kleine Käpſelmütze auf und rauchte aus einer langen Pfeife. Er war ſchon ein ältlicher Herr, betrachtete die Ochſen und freute ſich gar ſehr über ſie. Sogleich aber ſtellten ihm die Räuber ihren jungen Kameraden vor. Anfangs mahnte ihn der Hauptmann von ſeinem Vorhaben, ein Dieb zu werden, ab und ſagte, daß es doch ein Geſchäft ſei, wobei Einem zahlreiche Geſchöpfe, von den Landreitern bis herunter zu den Hofhunden, bei Tag und Nacht nachſtellten. Wenn man freilich erſt ſelbſt ein Räuberhauptmann ſei, ſetzte er wohlgefällig hinzu, und daheim in der Höhle ſitze und den Räubern commandire, die bei Tag und Nacht umherſtreifen müßten, dann ſei man wenigſtens vor den Hunden ſicher. Aber die Landreiter, das ſeien Sapperloter, vor denen ſei nicht einmal ein Räuberhauptmann in ſeiner Höhle ſicher. Er wiſſe nicht, ob auf die Dauer der Diebſtahl ein ſicheres Brot bleiben werde, denn wenn erſt neben jedem Haſen ein Landreiter zur Deckung hergaloppirte, dann würde man wol ſchon den Beutel aufthun müſſen, wenn man nur einmal was Gutes ſchnabuliren wolle, und das ſei doch unerhört.

Der junge Mann ließ den Räuberhauptmann ruhig ausreden und erwiderte, daß er ſich einmal vorgenommen habe, ein Räuber zu werden. Und als der Hauptmann von ſeinen Geſellen erfuhr, was er dem Fleiſchermeiſter ſchon für einen Streich geſpielt habe, und daß der glaube, ſeine Ochſen ſeien ihm im Moor verſunken, da ſtreckte er ihm die Hand entgegen und rief: „Topp! ſind auch die Schwänze der Ochſen weg, du biſt willkommen in der Räuberhöhle.“

Als der junge Mann einige Zeit bei den Räubern geweſen war, kam er eines Abends nach Hauſe und da ſagte ihm der Hauptmann: In Hamburg wohne ein reicher Kaufmann, und er habe Nachricht bekommen, daß der große Vorräthe an koſtbaren Schmuckſachen, wie Perlen und Edelgeſteine, und die ſchwerſten Seidenſtoffe auf ſeinem Lager habe. Der müſſe jetzt beſtohlen werden, und er habe es ihm zugedacht, den Diebſtahl auszuführen. Er übernahm den Auftrag und bekam die ſchönſten Kleidungsſtücke, wie ſie ein Dieb, der ſich in Hamburg will ſehen laſſen, nun einmal haben muß. Am andern Morgen aber wartete eine prachtvolle Kutſche, die mit vier ſtattlichen Hengſten beſpannt war und die der Räuberhauptmann beſtellt hatte, vor dem Gebüſch, das die Räuberhöhle umgab. Da trat der junge Räuber aus dem Gebüſch hervor wie ein großer Herr, ſtieg in die Kutſche, und fort ging's mit den vier Hengſten in ſauſendem Galopp. Wie ſie eine Strecke weit gefahren waren, kam ein wunderlicher Mann daher quer über das Feld, der hatte einen Strohkranz um den Leib gebunden und trug eine Krone von Papier. Da hieß der Räuber den Kutſcher die Pferde anhalten, und fragte den Mann mit dem Strohkranz und der papiernen Krone, wer er ſei. Der antwortete: „Ich bin der König von Maroccoco"; auf alle andern Fragen aber erwiderte er nichts als: „J-a." Als nun der Räuber hörte, daß der ſich einbildete, er ſei der König von Marocco, und nichts ſagte als Ja, das er noch dazu ſo ausſprach, wie ein Eſel ſein Ja ausſpricht, da ſagte er geſchwind zu ihm: „Wollen Eure Majeſtät nicht hier neben mir in meinem Wagen Platz nehmen? Es thut Einem doch leid, einen ſolchen Mann zu Fuß übers Stoppelfeld einhertraben zu ſehen. Alſo belieben Eure königliche Majeſtät nur einzuſteigen." Am Abende dieſes Tages kehrten ſie in einem Wirthshauſe nicht weit vor den Thoren von Hamburg ein. Da ließ der Räuber dem Könige von Marocco gut zu eſſen und zu trinken bringen, ſodaß der in ſeinen dummen Gedanken meinte, es gebe doch auf der ganzen Welt kein ſchöner Leben, als König von Marocco zu ſein. Am andern Morgen ſaßen ſie Beide wieder im Wagen, die vier Hengſte ſchnauften noch vor Vergnügen an dem genoſſenen Hafer mit den Mäulern, und ſo rollte die Kutſche gar bald zu den Thoren von Hamburg ein und hielt dann auf der lebhafteſten Straße in der Stadt vor dem Kaufmannshauſe, das der Räuber beſtehlen ſollte, und das das größte in ganz Hamburg war.

Als die Kutſche mit den vier Hengſten dort vorfuhr, ſprangen alle Diener, die in dem Geſchäft waren, heraus, denn ſie dachten: wer mit vier Pferden vorfährt, der kauft gewiß mehr als eine Schürze von Neſſeltuch. Sie halfen alſo dem Räuber und Dem mit der Papierkrone und dem Strohkranz aus dem Wagen, und führten ſie in den großen Laden. Da ſtanden nun die Diener Alle ehrerbietig umher, rieben ſich ein wenig die Hände und lächelten dazu und warteten, daß die Fremden zuerſt das Wort ergreifen möchten. Da ſprach auf einmal der mit dem Strohkranz und der Papierkrone: Ich bin der König von Maroccoco, und alle Diener verneigten ſich faſt bis zur Erde. Der Räuber aber ſprach: „Er kann nicht ordentlich deutſch, darum muß ich ſeine Geſchäfte für ihn führen. Seine Tochter will den Kaiſer von China heirathen (bei dieſen Worten nickte der König von Marocco freundlich mit dem Kopfe), und weil er gehört hat, daß hier ein ſo großes Kaufmannshaus ſei, wie nirgends mehr auf der ganzen Welt (hier verneigte ſich der Handelsherr und alle Diener machten's ihm nach), ſo will er hier ſeine Einkäufe zur Hochzeit machen.“ Und da nickte der König von Marocco zum zweiten Male mit dem Kopfe und ſagte J-a dazu, denn es war ihm, als ſei Alles wahr, wie der Räuber es ſagte, und im Stillen hatte er oft ſchon darüber nachgedacht, wenn er ſo von Gott und aller Welt verlaſſen über die Stoppelfelder dahinſchritt, ob es nicht das Geſcheiteſte ſei, ſeine Tochter, die Prinzeſſin von Marocco, an den Kaiſer von China zu verheirathen. Seine Tochter aber war ein Bettelmädchen, das mit einem Orgeldreher im Lande herumzog.

Sogleich waren alle Diener beſchäftigt, vor dem Räuber die koſtbarſten Stoffe aufzurollen, und der Handelsherr ſelbſt holte die prächtigſten Geſchmeide von Gold und Demanten herbei. Daraus ſuchte ſich der Räuber das Beſte aus, zeigte es dem König von Marocco vor, und dieſer ſagte immer J=a. Damit meinte er, das ſollte gekauft werden, und freute ſich ſchon, wie ſtrahlend ſeine Tochter am Hochzeitmorgen neben dem Kaiſer von China einherſchreiten würde.

So packt der Räuber einen ganzen Koffer voll, und der Kaufherr freut ſich nicht wenig, daß der König von Marocco mit ſeiner Waare ſo zufrieden ſcheint. Als aber der Reiſekoffer gefüllt war, fragte der Räuber den König von Marocco, ob er dieſe Waaren nun in den Gaſthof bringen ſolle, wo ſie übernachtet hätten.

J=a, ſagt der König von Marocco.

Ob er denn auch das Geld mitbringen ſolle, ſetzt er hinzu.

J=a, antwortet der wieder.

Wie der Reiſekoffer auf den Wagen gehoben wird, greifen alle Diener des Handelshauſes mit an, und der Handelsherr ſelbſt ſchnallt die Riemen zu, mit denen er hinten am Wagen des Räubers befeſtigt wird. Dabei flüſtert ihm der Räuber zu: er möge den König von Marocco in ſeine Stube führen und gut bewirthen, bis er wieder käme, denn der bezahle gut. Damit ſteigt er ein und die vier Hengſte jagen im Galopp zum Thore hinaus nach der Räuberhöhle zu.

Als die Kutſche wieder vor dem Buſchwerk anlangte, das die Räuberhöhle umgab, ſtanden dort zwei Räuber bereits auf Wache, nahmen den Koffer in Empfang und trugen ihn in die Höhle. Dort aber machte der Räuberhauptmann, weil er, wie geſagt, ſchon etwas bei Jahren war, ihn gleichfalls zum Räuberhauptmann, und übertrug ihm das ganze Commando über die Bande. Und von jetzt an ſpazierte er ſelbſt mit der langen Pfeife unter den aufgeſpeicherten Schätzen in der Räuberhöhle umher, lebte wie ein großer Herr und that nichts weiter, als daß er den Räubern Befehle ertheilte wie ein General.

Dem Kaufmann in Hamburg aber wurde die Zeit zu lang, bis der Geſchäftsführer des Königs von Marocco zurück kam. Er ging auf der Straße auf und nieder, allein die Kutſche mit den vier Hengſten, worin der junge Räuber ſaß, kam nicht zurück. Da ging er in die Stube, wo der König von Marocco mit Auſtern und Champagnerwein bewirthet ward, und drohte, daß er ihn vor den Richter führen würde, wenn ſein Geſchäftsführer nicht bald zurückkehre. Der aber ſchrie wie wüthend, als er vom Richter hörte: „Ich bin der König von Maroccoco.“

Der mit dem Strohkranze und der Papierkrone weigerte ſich am andern Morgen, gutwillig mit vor den Richter zu gehen. Deshalb mußte der Kaufherr auf die Polizei ſchicken, die ihn mit Gewalt hinbringen ſollte. Als er aber merkte, daß die Polizei ihm Gewalt anthun wolle, warf er ihr grimmige Blicke zu und rief immerfort: „Ich bin der König von Maroccoco.“ Sie traute ſich darum anfangs gar nicht, ihn anzugreifen; endlich aber faßte ſie ſich ein Herz, und wie ſie ihn über die Straße vor den Richter führte, rief er noch immerfort: „Ich bin der König von Maroccoco.“ Da riſſen einige andere reiche Handelsherren das Fenſter auf und riefen dem Kaufmann, der den König von Marocco vor den Richter führen ließ, zu: „Ei, ei, einem ſolchen Manne ſolltet Ihr doch wol ein paar Jahre Credit geben, was ſoll denn aus unſern Handelsbeziehungen mit Marocco werden, wenn der König von Marocco hier ſo vor den Kopf geſtoßen wird?“

So kam der Gefangene vor den Richter, da antwortete er auf alle Fragen nur I-a. Und wenn ſie ihn in Hamburg noch nicht frei gelaſſen haben, ſo ſagt er vor Gericht noch immer I-a.

50. Vom langen Winter.

Ein kluger Mann hatte eine dämliche Frau. Der kaufte er einen Ochſen und trug ihr auf, während er im Sommer und Herbſt auf Reiſen gehen mußte, ihn fett zu füttern für den langen Winter. So oft er einmal nach Hauſe kam, ſagte er zu ſeiner Frau: „Weib, denke an den langen Winter! Füttere mir den Ochſen recht, damit er etwas Feſtes vorfindet, wenn er kommt, und greife mir das Geld nicht an, das ich hier in den Schubkaſten lege, denn das iſt auch für den langen Winter.“ Und ſo geht er denn wieder in ſeinen Geſchäften auf Reiſen.

Wie der kluge Mann fort iſt, da kommt an einem ſchönen Tage im Herbſt einmal ein Fleiſcher zu der Frau und fragt: ob ſie keinen Ochſen zu verkaufen hätte. Die Frau ſchaut ihn an und ſieht, daß er ſehr lang und groß iſt und fragt, wer er denn ſei. „Ich bin der Fleiſchermeiſter Winter“, antwortet er, „für mich wird gar mancher Ochſe fett gemacht.“ „Alſo der lange Winter“, ruft die Frau aus und ſagt: ja, wenn er der lange Winter wäre, da hätten ſie auch einen Ochſen für ihn, er möge nur mit in den Stall kommen, ſie wolle ihm das Thier ſogleich übergeben. Sie gehen alſo miteinander in den Ochſenſtall, und der lange Winter klopft den Ochſen ſo recht wohlgefällig auf ſein braunes Fell und ſagt: das wäre doch einmal etwas für ihn, ſo etwas von Ochſen wäre lange nicht für ihn gemäſtet worden. Da wird die Frau ganz gerührt, daß der lange Winter mit ihrem Ochſen ſo zufrieden iſt und ſagt: „Ach, lieber Herr Winter, wenn Ihr wüßtet, wie oft ich an Euch gedacht habe, ſo oft mein Mann fort war! Den ganzen Tag hab' ich den Ochſen gepflegt und gewartet, damit Ihr ein gutes Stück Fleiſch fändet, wenn Ihr kämet. Mein Mann ſagte mir aber auch jedesmal, wenn er hier war: Frau, denke an den langen Winter. O, der hält große Stücke auf Euch, das könnt Ihr mir glauben.“ Der lange Winter kneipte die Frau ein wenig in die Wangen, und ſie wurde in ihrem Herzen ganz glücklich darüber, von einem ſolchen Manne ſo geehrt zu werden. Da glaubte der Fleiſcher, jetzt ſei der Augenblick gekommen, wo er mit der Frau über den Preis abſchließen müſſe. Er bot ihr wenig genug, weil er ſie ſo gut gelaunt ſah. Aber die Frau ſagte: „Was denkt Ihr von uns? Das iſt mir und meinem Manne an der Wiege nicht geſungen, daß wir Ochſen für Geld fett machen ſollen, das thun wir nur aus Liebe. Ja, ja, aus Liebe für Euch, Herr Winter, haben wir den Ochſen fett gemacht. Wir haben auch Geld für Euch geſpart, kommt mit herein in die Stube, in der Schublade da liegt es, es werden ſo nach und nach funfzig Thaler geworden ſein.“

Der Fleiſchermeiſter ſtaunte, ließ ſich aber den Ochſen gefallen und folgte der Frau in die Stube, auch die funfzig Thaler in die Taſche zu ſtecken. Wie ſie in die Stube kamen, ſagte die Frau: „Herr Winter, Ihr ſeid doch wirklich ſehr lang. Ich bitte, ſtellt Euch einmal da an die Thür, damit ich Euch ordentlich meſſen kann.“ Der große Fleiſchermeiſter ſtellte ſich auch richtig an die Thür. Die Frau aber nahm etwas Kreide, ſtieg auf einen Stuhl und machte einen Strich über ſeinem Kopfe an die Wand. Dann klatſchte ſie in die Hände und ſprach: „Es iſt mir lieb, daß ich Euch gemeſſen habe. Es wird immer ſo viel vom langen Winter geſprochen, und wenn nun wieder auf den die Rede kommt, ſo kann ich doch auch mitſprechen und ſagen: ſo und ſo lang iſt er, o, den kenn' ich recht gut."

Nun muß ſich der lange Winter in den Lehnſtuhl ſetzen, die Frau aber eilt in die Küche, knickt Holz und macht ihm einen Kaffee. Den trinken ſie miteinander aus und die Frau iſt ſehr vergnügt, daß ſie nun auch ſagen kann, der lange Winter hat einmal bei ihr Kaffe getrunken. Darauf zählt ſie ihm die funfzig Thaler vor, und die ſteckt er in die Taſche. Nun hilft ſie ihm auch noch den Ochſen von der Krippe löſen und ſieht dem langen Winter noch eine Zeit nach, wie er ſo wohlgemuth mit ihrem Ochſen und ihrem Gelde dahin zieht. Bald darauf kam eine andere Frau zu ihr, der ſollte ſie etwas abkaufen. Da ſagte ſie ganz ſchnippiſch: „Ich habe jetzt kein Geld. Wenn man Bekanntſchaft hat mit dem langen Winter, wie mein Mann und ich, ſo kann man ſein Geld beſſer gebrauchen."

Das war nun Alles recht gut. Als aber der kluge Mann nach Hauſe kam, und die Frau ihm mit der Botſchaft entgegenſprang, daß der lange Winter dageweſen ſei, und daß ſie ihm den Ochſen und das Geld geſchenkt habe, da war er ſehr unglücklich, denn er ſah alle ſeine Hoffnungen, den Winter hindurch mit ſeiner Frau zu beſtehen, auf einmal geſcheitert. Er ſagte zu ihr: „Von jetzt an ſind wir geſchieden, ich will nichts mehr mit dir zu ſchaffen haben und ſo lange gehen, bis ich einen dümmern Menſchen antreffe, als du biſt. Hab' ich den gefunden, ſo komme ich wieder zu dir. Bis dahin aber leb' wohl."

Er macht ſich alſo wieder auf den Weg und geht eine ganze Strecke weit, findet aber nirgends einen dümmern Menſchen als ſeine Frau. Endlich blies der Wind ſchon ganz winterlich übers Stoppelfeld, und da kommt eine Frau Amtmannin auf einem Schimmel daher geritten. Da bleibt er ſtehen und ſieht fortwährend gen Himmel. Nun iſt eine Frau Amtmannin auch neugierig, ſo gut wie eine Tagelöhnerfrau, und will wiſſen, was in der Welt vorgeht. Darum hält die Dame ihren Schimmel an und fragt: was er denn da machte und warum er fortwährend gen Himmel ſähe. Er aber winkte ihr: ſie ſolle nur ruhig ſein, er ſei ſoeben vom Himmel gefallen und müſſe das Loch in Acht nehmen, wo er herausgefallen ſei, damit er wieder hineinkönne, denn hier auf der Erde könne er doch nicht bleiben, das ſei nichts für ihn, wer erſt einmal im Himmel geweſen ſei, dem komme es hier zu ledern für.

Wie die Frau Amtmannin das hört, fragt ſie ſogleich: wenn er aus dem Himmel ſei, ob er dann ihren Sohn nicht kenne, der vor zwei Jahren geſtorben wäre. Ja, ſagt er, den kenne er wol, dem ginge es oben ſchlecht, denn weil er vom Lande ſei und mit der Wirthſchaft Beſcheid wüßte, ſo müſſe er oben Futter ſchneiden. Darüber fängt die Frau Amtmannin gewaltig an zu lamentiren, daß ein Amtmannsſohn im Himmel Futter ſchneiden müſſe. Sie ſagt, das hätte ſie nicht gedacht; ob ſie ihrem Sohne denn wol nicht mit etwas Geld unter die Arme greifen könne? Sie hätte hier einen Beutel mit tauſend Thalern, den ſollte ſie von ihrem Manne ihrem Stiefſohne bringen, der fortwährend in großer Geldverlegenheit ſei; wenn ſie aber wüßte, daß ihrem verſtorbenen Sohne damit geholfen werden könne, ſo würde ſie ihm auf der Stelle den Beutel mit in den Himmel ſchicken, denn er ſei doch von ihrem eigenen Fleiſch und Blut, und ihr Stiefſohn könne warten. Der kluge Mann ſagt: das Geld wolle er ſchon beſorgen, er ſähe ihren Sohn im Himmel alle Tage. Die Frau gibt ihm alſo den Beutel; er ſagt: da er nun einmal auf der Erde ſei, ſo wolle er doch hier auch ſeine Verwandten einmal beſuchen. Das Loch im Himmel, woraus er gefallen ſei, hätte er ſich genau ge merkt, und darauf könne ſie ſich verlaſſen, morgen um dieſe Zeit habe ihr Sohn im Himmel ſchon das Geld in Händen. Und damit geht er ſeiner Wege. Die Frau aber reitet nach Hauſe und verkündigt ihrem Manne hocherfreut, daß ſie Gelegenheit nach dem Himmel gefunden und ihrem rechten Sohne die tauſend Thaler mitgeſchickt hat. Was will der Amtmann thun? Er beſteigt ſogleich den Schimmel, um Den zu verfolgen, der ſeiner Frau die tauſend Thaler abgeſchwatzt hat, und weil er ein ſehr praktiſcher Mann geweſen iſt und gern zwei Fliegen mit einer Klappe geſchlagen hat, ſo ſteckt er von neuem tauſend Thaler ein, die will er bei der Gelegenheit ſeinem noch lebenden Sohne überbringen.

Wie der kluge Mann den Schimmel wieder ankommen ſieht, verſteckt er ſeinen Beutel mit den tauſend Thalern vor einer Hecke und geht ganz langſam. Als der Amtmann bei ihm iſt, fragt er, ob er hier Niemand ſo recht gefährlich laufen ſehen, es habe hier Einer ſeiner Frau tauſend Thaler abgenommen, der müſſe hier wol an ihm vorbeigerannt ſein. O ja, ſagt der kluge Mann, es ſei Jemand daher gerannt, als ob der Jäger hinter ihm wäre, und wie er den Schimmel geſehen, da ſei er mit einem Satze durch die Dornhecke dort geſprungen und dahinter müſſe er ſich wol verſteckt halten. Da dankt ihm der Amtmann vielmals, daß er ihm ſo gute Auskunft gegeben hat, und ſagt: Jetzt will ich den Halunken ſchon faſſen. Er ſteigt von ſeinen Schimmel herunter, bittet den klugen Mann, ihm den Schimmel ein wenig zu halten, und klemmt ſeinen dicken Amtmannsbauch mühſam durch die Dornhecke hindurch. Wie er mit ganz zerfetztem Rocke endlich hindurch iſt und auf jener Seite der Dornhecke den Spitzbuben ſucht, holt der kluge Mann den Beutel mit den tauſend Thalern wieder hervor, die er verſteckt hat, und thut ſie zu den neuen tauſend Thalern, die der Amtmann ſeinem Sohne hat wollen bringen und die er im Mantelſacke hat ſtecken laſſen. Darauf beſteigt er den Schimmel, jagt heim zu ſeiner Frau und verkündigt ihr, daß er einen Amtmann und eine Amtmännin gefunden hat, die noch dümmer ſeien als ſie. An dem Tage, wie er zurückkam, fiel der erſte Schnee in dieſem Jahre, und als nun der rechte lange Winter kam, da fand er mehr als der unrechte Winter gefunden hatte, und der kluge Mann lebte an den langen Winterabenden recht vergnügt mit ſeiner dämlichen Frau. Der Amtmann aber, wie er an jenem Tage zu ſeiner Frau kam, ſprach zu ihr: „Frau, nun hab' ich unſerm Sohne die andern tauſend Thaler auch noch mitgegeben und auch den Schimmel, damit er doch oben auch reiten kann, wie die andern Engel, für welche er Futter ſchneiden muß.“ Das war die Amtmännin gar wohl zufrieden, denn ſie meinte, es ſchicke ſich nicht für einen Engel, der ein Amtmannsſohn ſei, daß er im Himmel zuFuß gehe.

51. Frauenliſt über alle Liſt.

Eine Frau war ſo ſchlecht, die wollte ihren Mann blind machen und fragte ihre Nachbarin, wie ſie das anfangen ſolle. Ei, ſagte die Nachbarin, da laſſe ſie ihn nur immer das Obere von Allem wegeſſen und eſſe ſie ſelber das Untere, dann muß der Mann ganz dürr werden, ſeine Säfte vertrocknen und das Augenlicht geht ihm aus. Nun ließ die Frau den Mann auch richtig immer das Obere eſſen und ſie aß das Untere. Da wurde ſie ſo dürr wie eine Spindel und der Mann wurde ſo dick, daß er mit Händen und Füßen nicht den Boden berührt haben würde, wenn er ſich auf den Bauch gelegt hätte. Dabei war er aber doch gar behende, und ſeine Augen waren auch ſo hell wie noch nie.

Weil aber die Nachbarin ihm den Anſchlag ſeiner Frau verrathen hatte, ſo ſtellte er ſich doch nach einiger Zeit blind, um zu ſehen, was ſein Weib im Schilde führe. Da ſagt die Frau eines Tages: „Heute iſt gar ſchönes Wetter, darum wollen wir ein wenig auf dem Teichdamme ſpazieren gehen.“ Damit nimmt ſie ihren Mann bei der Hand und führt ihn auf den Teichdamm. Wie ſie eine Zeit lang da hin und her ſpaziert ſind, ſagt die Frau: „Lieber Mann, dort ſeh' ich unſere Nachbarin gehen, mit der hab' ich zu reden, bleib einmal auf dieſer Stelle ſtehen, ich werde gleich wieder hier ſein.“

Und damit läßt ſie ihres Mannes Hand los, geht eine kleine Strecke weit fort und nimmt einen ordentlichen Anlauf, um ihn in den Teich zu ſtoßen. Der Mann aber ſieht das Alles recht gut, tritt ein wenig bei Seite, als ſeine Frau mit ausgeſpreizten Händen auf ihn zuſchießt, und ſiehe da, die Frau fliegt ſelber in den Teich und erſäuft.

Da war aber noch ein anderer Mann dabei, der ſah das auch mit an und mochte auch vielleicht ſo eine kluge Frau zu Hauſe haben; der ſagte nachher zu dieſem Ehemanne: „Ja, Frauenliſt geht doch über alle Liſt!“

52. Die beiden Eheleute.

Hielten einmal zwei Leute miteinander Hochzeit, die machten miteinander aus, wer etwas Dummes beginge, ſollte über den Stuhl gezogen werden und vom Andern was hinten aufgezählt erhalten. Am Tage nach der Hochzeit läßt die

Frau die Speiſe anbrennen, da zieht der Mann ſie übern Stuhl und zählt ihr was hinten auf. Dann geht er fort mit dem Korbe, will Hühner und Eier verkaufen. Fliegen die Hühner aus dem Korbe auf die Bäume im Walde, nimmt der Mann die Eier, wirft damit nach den Hühnern und will ſie herunterjagen, hat aber die Hühner nicht wieder bekommen und iſt die Eier nun auch noch los geweſen. Wie er nach Hauſe kommt, zieht die Frau ihn über den Stuhl und nun bekommt der Mann ſeine Stripſe. Und ſo haben ſie es fortgetrieben, ſind aber doch nicht klüger davon geworden.

53. Der ſtrenge Mann.

Es war einmal ein Mann, der heirathete die Tochter des Predigers, und nach der Trauung ſagte der Prediger zu ihm: er müſſe ſeine Tochter erſt ordentlich ziehen, ſie zum Fleiß anhalten und ihren Eigenwillen brechen, er ſelbſt ſei zu gut gegen ſie geweſen, bat ihn aber zugleich, er ſolle ſeiner Tochter den Schimpf nicht anthun, daß er ſie ſchlüge. Allein der Mann ſah bald, daß ſeine Frau ohne Schläge nicht gebeſſert werden könne. Da holte er ſich einen rechtſchaffenen Knüppel aus dem Holzlande und ſo oft ſie nun eine Speiſe verdorben hatte oder ungehorſam war, ſagte er: „Die Katze ſoll die Schläge dafür haben.“ Dann mußte ſeine Frau die Katze auf den Rücken nehmen, und dann ſchlug er darauf los, bis die Katze halbtodt war und die Frau ſtürzte. Nun ſchämte ſich aber auch die Frau, ihrem Vater zu bekennen, daß ſie Schläge bekomme, und ihren Mägden und ihren Freundinnen ſagte ſie auch nur, wenn die die Streiche gehört hatten, daß ihr Mann die Katze prügle. Als das aber eine Weile ſo gedauert hatte, ging die Frau in ſich, that in Allem den Willen ihres Mannes und lebte mit ihm in Frieden und in Glück.

54. Die drei kunſtreichen Mädchen.

Drei Mädchen waren auf der Wieſe und machten Heu. Da kam ein Haſe aus dem Walde, rief nach ſeiner Gewohnheit, wenn er in Angſt iſt: „Wäſche! Wäſche![*])“ lief am Waldrande hin über die Wieſe und die Mädchen legten mit ihren Harken auf ihn an. Da fiel ein Schuß und der Haſe lag in ſeinem Schweiße. Die drei Mädchen aber fingen ſogleich an ſich darüber zu ſtreiten, denn jede behauptete, aus ihrer Harke ſei der Schuß gekommen, und ihr gehöre der Haſe.

In dem Augenblicke aber ſchoß auch ſchon ein Jagdhund aus dem Walde hervor auf den Haſen los, der rief noch einmal nach ſeiner Wäſche und war todt. Der Jäger, der hinter dem Buſche geſtanden und von da aus den Haſen geſchoſſen hatte, trat auch auf die Wieſe heraus und wollte ohne Weiteres den Haſen in ſeine Jagdtaſche ſtecken.

Da waren die Mädchen auf einmal einig untereinander und ſprachen: dem Jäger gehöre der Haſe auf keinen Fall, eine von ihnen hätte ihn beſtimmt mit der Harke geſchoſſen. Der Jäger aber ſprach: „Das ſind mir ſeltſame Dinge! Hat man je ſo etwas gehört, daß ein Haſe mit der Harke geſchoſſen iſt, und noch dazu von jungen Mädchen! Wie einfältig doch dieſe Dinger ſind! Ha ha ha ha!“

Indeſſen die Sache kam endlich vor den Richter, und der beſchied die drei Mädchen und den Jäger zu gleicher Zeit vor ſich. Der Richter ſchüttelte den Kopf über die Ausſage der Mädchen, die aber ſprachen: „O, Herr Richter, urtheilt nicht zu voreilig! Erlaubt vielmehr, daß jedes von uns drei Mädchen Euch ein Kunſtſtück vormache. Danach werdet Ihr fürs erſte erſehen, daß unſere Kunſt wol groß genug iſt, um mit der Harke einen Braten ſchießen zu können, und fürs zweite ſollt Ihr danach auch entſcheiden, welcher von uns drei Mädchen der Haſe gehört."

---

[*]) Frau Baſe! Frau Baſe!

Der Richter willigte ein, und die drei Mädchen gingen nun im Hauſe des Richters umher, um ſich aus der Wirthſchaft zuſammenzuholen, was jede zu ihrem Kunſtſtücke gebrauchte.

Da bin ich doch neugierig, was da herauskommen wird, ſagte der Richter unterdeſſen zum Jäger, der verdrießlich auf dem Stuhle ſaß. Indem kam das Jüngſte der drei Mädchen zurück mit einer Handvoll Senf und auch mit einem Spiel Würfel. Das Beides that ſie in eine Büchſe und ſchüttelte es gut durcheinander. Dann warf ſie auf den Tiſch, was in der Büchſe war, und ſiehe da! ſie hatte den höchſten Wurf gethan, der nur gethan werden konnte und, was das Beſte war, in jedem Auge lag ein Senfkorn.

Darüber verwunderte der Richter ſich gar ſehr, und als die zweite Dirne wieder hereinkam, ſprach er: „Ihr Mädchen, den Braten habt Ihr ſchon gewonnen, jetzt wollen wir nur noch ſehen, ob eine von Euch dieſen Wurf durch ein anderes Kunſtſtück überbietet." Da ging der Jäger ärgerlich davon.

Das zweite Mädchen hatte eine Handvoll Haſelnüſſe gefunden. Davon knackte es eine auf, ſteckte den Kern in ihren Buſen und ſchlug ſich dann mit der Hand hinten an die Lenden. Da flog der Nußkern aus ihrem Buſen heraus und das Mädchen fing ihn hinten in den Falten ihres

Rockes wieder auf, nahm ihn heraus, zeigte ihn dem Richter, knackte dann wieder eine Nuß, ſteckte den Kern wieder in den Buſen, ſchlug ſich abermals an die Lenden und fing ihn wieder hinten auf, und ſo fort, immer Schlag auf Schlag. Darüber lachte der Richter, daß er ſich den Bauch halten mußte, und das Mädchen mußte endlich mit ihrem Kunſtſtück aufhören, damit er nicht vor Lachen erſtickte.

Unterdeſſen wälzte die Dritte ein Tönnchen Wein ins Zimmer, hob es auf den grünen Tiſch, brachte Flaſchen, ein Maß und einen Eimer herbei, nahm auch eine Nähnadel, wo du und ich nicht einmal einen Faden hätten einziehen können, ohne die Spitze am Lichte zu brennen, und was denkſt du wol, was ſie nun machte? Den Wein ließ ſie in einen Eimer laufen, dann hielt ſie die Nadel wie einen Trichter über die Flaſchen und füllte eins, zwei, drei die ganzen Flaſchen durch das Nadelöhr mit Wein, ohne daß ein einziger Tropfen von dem Wein vorbeilief.

Da ſann der Richter eine Weile nach und ſprach: „Hier iſt es ſehr ſchwer, eine Entſcheidung zu treffen. Ich gebe aber der Aelteſten von Euch drei Mädchen den Haſen, weil ſie zugleich etwas Nützliches mit ihrer Kunſt gethan und den Wein bei der Gelegenheit auf Flaſchen gefüllt hat. Auch war ihr Kunſtſtück am ſinnreichſten, denn ich habe dabei immerfort an den Bibelſpruch gedacht: Wahrlich, wahrlich, ich ſage Euch, eher wird ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als daß ein Reicher ins Himmelreich kommt. Hier, nimm deinen Braten, und hier (dabei ſchenkte der Richter einen Krug voll von dem Wein) das trinke mit deinen Geſpielinnen auf meine Geſundheit, und nun haltet Euch brav.“

55. Die drei meſſingenen Becken.

Es waren einmal drei Schweſtern, zu denen ſagte ihr Vater: „Meine lieben Töchter, eine von euch muß jetzt heirathen und die andern Beiden ſollen noch warten. Da ſtehen drei meſſingene Waſchbecken, darin waſcht euch die Hände, und welcher von euch dann zuerſt die Hände an der Luft trocknen, die ſoll zuerſt einen Mann haben.“ Da wuſchen die drei Schweſtern ſich die Hände und dann ſetzten ſich die beiden älteſten, legten die Hände in den Schoos und betrachteten ſie ohne Unterlaß, ob ſie noch nicht trocken ſeien, denn ſie ſehnten ſich ſehr nach dem Manne. Die jüngſte Schweſter aber ging ſehr unruhig in der Stube auf und ab und rief immer fort: „Ich mag aber keinen Mann, ich will in meinem Leben nicht freien!“ Dabei ſchlenkerte und ſchleuderte ſie vor Aerger und Verdruß, daß das Heirathen auch ſie betreffen könne, die Hände, und da dauerte es gar nicht lange, da waren ſie trocken, und die beiden älteſten Schweſtern blickten immer noch in den Schoos und ärgerten ſich, daß ihre Hände noch naß waren. Alſo mußte die Jüngſte den Mann nehmen, und die beiden Aelteſten bekamen ihn nicht.

Es iſt auch einmal ein Mädchen geweſen, das wollte bei der Trauung vor dem Altar noch nein ſagen, als der Pfarrer ſie fragte, ob ſie den Mann wolle. Da fing aber der Bräutigam bitterlich an zu weinen. Als die Braut ſah, wie der Bräutigam weinte, ſagte ſie: Nun, wenn es denn nicht anders ſei, ſo ſollten ſie ihr den Mann nur hergeben. Und damit wurden ſie getraut.

56. Zu Ranze Tanze.

Ein alter Mann heirathete eine junge Frau, die hatte ſchönes, ſchönes Ringelhaar. Die Frau wollte zu Ranze Tanze gehen, das wollte der alte Mann durchaus nicht geſtatten. Die Frau ging darum aus der Hinterthür, da rief der alte Mann: „Junge Frau, wenn du willſt zu Ranze Tanze gehen, mußt du dein ſchönes, ſchönes Ringelhaar hier laſſen, daß ſich die jungen Männer nicht darin verlieben.“ Da fing die junge Frau dem alten Manne eine Fledermaus im Garten, that die in eine kleine Schachtel und reichte ſie ihm durchs Fenſter. Als der nun im Dunkeln die Schachtel öffnete, flog die Fledermaus zum Fenſter hinaus, und der alte Mann jammerte: „O weh, o weh, jetzt ſeh ich meiner Frau ihr ſchönes, ſchönes Ringelhaar nicht wieder!“ Als aber die junge Frau von Ranze Tanze kam, ſprach ſie: „Was weinſt du, mein lieber alter Mann? ich that dir ja mein Lebtage nichts zu Leide.“ „Ach“, ſprach der alte Mann, „wie ſollt' ich denn nicht weinen? Iſt mir doch dein ſchönes, ſchönes Ringelhaar zum Fenſter hinausgeflogen.“ Da lachte die junge Frau, zündete Licht an, nahm ihre Haube ab und zeigte ihm ihr ſchönes, ſchönes Ringelhaar. Darauf ſprach der alte Mann: „Ei du junge Frau, das hätte ich nicht gedacht, daß dir dein ſchönes, ſchönes Ringelhaar zu Ranze Tanze nachgeflogen wäre. Es muß aber wol ſo beſchloſſen ſein in Gottes Rath, daß eine junge Frau ſoll zu Ranze Tanze gehen, darum geh inskünftige nur immer hin und nimm dein ſchönes, ſchönes Ringelhaar gleich mit. Ich werde Gott bitten, daß er dir einen Engel mit zu Ranze

Tanze gibt, der dich behütet und bewahrt, denn ich alter Mann kann's nicht, das ſeh' ich nun klar."

57. Der Lorberbaum auf der Haide.

Dort auf jener Haid' ſteht ein Lorberbaum, träget Le la Laub, träget Laub.

Was ſaß an dem ſelbigen Baum? Ein wunderſchöner Aſt. Aſt an dem Baum, Baum auf der Haid'. Dort auf jener Haid' ſteht ein Lorberbaum, träget Le la Laub, träget Laub.

Was ſaß an demſelbigen Aſt? Ein wunderſchöner Zweig. Zweig an dem Aſt, Aſt an dem Baum, Baum auf der Haid'. Dort auf jener Haid' ſteht ein Lorberbaum, träget Le la Laub, träget Laub.

Was ſaß an demſelbigen Zweig? Ein wunderſchönes Neſt. Neſt an dem Zweig, Zweig an dem Aſt, Aſt an dem Baum, Baum auf der Haid'. Dort auf jener Haid' ſteht ein Lorberbaum, träget Le la Laub, träget Laub.

Was lag in demſelbigen Neſt? Ein wunderſchönes Ei. Ei in dem Neſt, Neſt an dem Zweig, Zweig an dem Aſt, Aſt an dem Baum, Baum auf der Haid'. Dort auf jener Haid' ſteht ein Lorberbaum, träget Le la Laub, träget Laub.

Was ſaß in demſelbigen Ei? Ein wunderſchöner Vogel. Vogel in dem Ei, Ei in dem Neſt, Neſt an dem Zweig, Zweig an dem Aſt, Aſt an dem Baum, Baum auf der Haid'. Dort auf jener Haid' ſteht ein Lorberbaum, träget Le la Laub, träget Laub.

Was ſaß an demſelbigen Vogel? Eine wunderſchöne Feder. Feder an dem Vogel, Vogel in dem Ei, Ei in dem

Neſt, Neſt an dem Zweig, Zweig an dem Aſt, Aſt an dem Baum, Baum auf der Haid'. Dort auf jener Haid' ſteht ein Lorberbaum, träget Le la Laub, träget Laub.

Was ſaß an derſelbigen Feder? Ein wunderſchönes Bett. Bett an der Feder, Feder an dem Vogel, Vogel in dem Ei, Ei in dem Neſt, Neſt an dem Zweig, Zweig an dem Aſt, Aſt an dem Baum, Baum auf der Haid'. Dort auf jener Haid' ſteht ein Lorberbaum, träget Le la Laub, träget Laub.

Was lag in demſelbigen Bett? Eine wunderſchöne Nonne. Nonne in dem Bett, Bett an der Feder, Feder an dem Vogel, Vogel in dem Ei, Ei in dem Neſt, Neſt an dem Zweig, Zweig an dem Aſt, Aſt an dem Baum, Baum auf der Haid'. Dort auf jener Haid' ſteht ein Lorberbaum, träget Le la Laub, träget Laub.

Was lag bei derſelbigen Nonne? Ein wunderſchöner Prinz. Prinz bei der Nonne, Nonne in dem Bett, Bett an der Feder, Feder an dem Vogel, Vogel in dem Ei, Ei in dem Neſt, Neſt an dem Zweig, Zweig an dem Aſt, Aſt an dem Baum, Baum auf der Haid'. Dort auf jener Haid' ſteht ein Lorberbaum, träget Le la Laub, träget Laub.

58. Vierundzwanzig-Pfund-Buttermilch.

Eine alte Jungfer pflegte Folgendes zu erzählen:

Unſere Mutter war eine geborene Frauensperſon und brachte in zwei Jahren achtundzwanzig Kinder zur Welt, nämlich ſieben Mädchen, elf Knaben und zehn Jungen, unter den Jungen war auch der Vierundzwanzig-Pfund-Buttermilch. Unſern verſtorbenen Mitbruder Vierundzwanzig-Pfund-Buttermilch ließen wir fleißig zur Schule gehen, und ließen ihn das A-B-C-Buch vierundzwanzig Mal durch und durch ſtudiren, aber im Kopfe hatte der arme Schelm doch nichts. Einmal wurde er krank, an Medicin ließen wir es nicht fehlen, nämlich Erbſen-, Kartoffel- und Bohnenſtroh, davon mußte der arme Schelm täglich vier Himpten einnehmen. Wie er wieder geſund war, ging er einmal auf die Reiſe, da begegnete ihm eine Bauerfrau, die bittet er um ein Kohlenfeuer, weil ihn fror, und um ihre Tochter. Ein Kohlenfeuer hätte ſie ſelber gern gehabt, und ach, ſagt ſie, meine Tochter hat noch kein Geld in ihrer Kiſte, noch ſonſt etwas zu ihrer Ausſtattung, und iſt noch zu jung zum Freien. Auf dem Wege begegnet ihm ſpäter die Tochter ſelber. Da ſagt er, was ihre Mutter geſagt hat, und das Mädchen erwidert: „Wenn das meine Mutter geſagt hat, ſo lügt ſie als ein Kuhdieb und ein Speckdieb. Frag nur unſers Nachbars Knecht, der kann's bezeugen, wie alt ich bin, denn er war gerade bei mir, als ich achtzehn Jahre und zwei Minuten alt wurde. Und was mein Vermögen betrifft, ſo will ich dir ſagen, was ich habe:

Twei Daler un en Spinnrad,
Is dat nich ammel wat?*)“

Als der Vierundzwanzig-Pfund-Buttermilch das hörte, ſprang er häuſerhoch vor Freuden, ſtellte auch ſogleich die Hochzeit an und lud die zehn Jungen dazu ein, die elf Knaben und ſieben Mädchen aber nicht, der Schandbube.

---

*) Zwei Thaler und ein Spinnrad, iſt das wol nicht ſchon was?

59. Burgemeiſter Ochs.

Es iſt ein Bauer geweſen, der hat einen Ochſen gehabt. So hat er den ein paar Jahre gefüttert, da denkt er, du ſollſt den Dingerich vor die Blaſe bringen laſſen, daß er fett wird und geſchlachtet werden kann. Wie er mit dem Ochſen durch die Stadt geht, ſtehen drei Studenten vor dem Collegienhauſe, die ſprechen: „Bauer, wo willſt du mit dem Ochſen hin?“ Sagt er, den wolle er vor die Blaſe bringen. Sagen die, das ſei aber ſchade um dies Thier, dem könnte doch was gelehrt werden. Ja, ſagt er, wenn ſie ihm nur etwas beibringen könnten, ſo wollte er ihn gern hier laſſen; Kops hätte ſein Ochſe, das wüßte er. Sagen die Studenten: wenn er nur dafür bezahlen wollte, lehren wollten ſie ihm ſchon etwas, der ſollte der erſte Mann in der Stadt werden. Er ſolle ihn nur hereinbringen in das Collegienhaus. Wie er ihn hereingebracht hat, fragt er, was ſie dafür haben wollten, daß ſie den Ochſen ſo gelehrt machten. Antworten die, er gäbe die Woche einen Gulden und jeden Tag einen Himpten Frucht. Ja, ſagt er, das wollte er gern geben, ſie ſollten nur machen, daß ſein Ochs ein angeſtellter Mann würde hier in der Stadt. Sie erwidern, in vierzehn Tagen möcht' er einmal wiederkommen, da ſollt' er ſehen, was es ſchon für ein Mann wäre. Ein paar Tage vorher, ehe die vierzehn Tage um ſind, laſſen die Studenten den Ochſen hungern. Wie ſie meinen, daß der Bauer kommt, nehmen ſie ein Buch und legen zwiſchen jedes Blatt ein paar Spierchen Hafer. Nun kommt der Bauer an. Na, ſpricht er, wie es denn mit ſeinem Ochſen ſtänd', ob er denn gut gelernt hätte. Ja, ſagen die Studenten, das wäre ein Kerl, ſo ſchön, wie er nur hier in der Stadt könnte angeſtellt ſein: er ſolle einmal mit hinaus kommen. Vorweg macht ſich einer von den Studenten hinaus und legt dem Ochſen das Buch in die Krippe mit den Haferkörnern, kommt dann wieder herein und nun gehen ſie Alle mit dem Bauer hinaus in den Stall. Da liegt das Buch in der Krippe, der Ochs hat ein paar Tage gehungert und riecht den Hafer zwiſchen den Blättern. Sowie er den aber riecht, fängt er an danach zu ſchnuppern und von dem Schnuppern gehen die Blätter in dem Buche auf und nieder.

Na, ſagen die Studenten zum Bauer, ob er denn wol ſähe, was ſein Ochſe in dem Buche blättere. Der Ochſe aber fängt an vor Hunger und Lüſternheit nach dem Hafer zu brüllen und macht: Uhu, uhu. Da ſprechen die Studenten zum Bauer, nun hörte er's ja, da fänge er ſchon, der Ochs könnte mit in der Currende gehen, wenn ihm das nicht ſchon zu wenig wäre: das ſei ein Mann in der Stadt wie er nur ſein müßte.

Ja, ſagt der Bauer, das hätte er gleich gedacht, das ſei ein kluges, kluges Thier. Nun müſſe der Ochs aber alle Tage zwei Himpten Frucht und jede Woche zwei Gulden Geld geben noch vierzehn Tage lang, damit er ordentlich feſt würde, meinten die Studenten. Gut, ſagt der Bauer.

Die Studenten füttern dem Ochſen die Frucht auf den Leib und dann ſchlachten ſie ihn, das Geld aber ſtecken ſie ohne Weiteres in ihre Taſche. Nun iſt in dieſer Stadt Einer geweſen, ein Burgemeiſter, der hat Ochſe geheißen. Darauf haben die Studenten ſpeculirt.

Wie die vierzehn Tage um ſind, kommt der Bauer wieder an. Na, ſpricht er zu den Studenten, was denn ſein alter Ochſe machte. Ei, ſagen die, der wäre ein angeſtellter Mann, er wäre Burgemeiſter in der Stadt. Ach, ſagt er, das freute ihn doch, daß er ſo ein angeſtellter Mann geworden wäre, das hätte er gleich gedacht — das ſei ein kluger

Ochs von jeher geweſen. Die Studenten entgegnen, er bezahle nun noch zehn Thaler drauf nach, daß ſie ſeinen Ochſen bis zum Burgemeiſter gebracht hätten. Und der Bauer erlegt richtig die zehn Thaler und ſagt: na, nun müßte er ihn doch aber auch einmal beſuchen, den alten Ochſen.

Wie er hinkommt nach dem Hauſe des Burgemeiſter Ochs, liegt der noch in den Federn, wiewol es bald Mittag geweſen iſt. Alſo fragt mein Bauer die Magd, ob denn der Herr Burgemeiſter noch nicht auf ſei. Sie ſagt, er würde nun bald aufſtehen, er möge ein klein wenig warten. Dauert nicht lange, ſo ſteht der Burgemeiſter Ochs auf, und da kommt er auch richtig an und ſagt zu dem Bauer: guten Morgen.

Guten Morgen, alter Ochſe, ſpricht der Bauer.

He, ſpricht der Burgemeiſter, was er denn wollte.

He, ſpricht er, ob er ihn denn nicht mehr kennte, er hätte ihm ſo lange Gutes gethan. Damals hätte er freilich ſo lange noch nicht geſchlafen als jetzt, ſondern wäre vor dem Kuhhirten aufgeweſen.

Na, ſpricht der Burgemeiſter, ob er nicht geſcheit ſei. Der Bauer ſagt: Alter Ochſe, du willſt mich nur nicht mehr kennen, und ich habe doch ſo viel Geld an dich gewandt, daß du ein angeſtellter Mann geworden biſt.

Da droht der Burgemeiſter mit Priſon und der Bauer ſagt: Da ſähe man's, er hätte die Gutthat ganz vergeſſen, klopft ihm immer auf die Schulter und ſagt:

„Ole Oſſe! ole Bleſſe!" *)

Was will der Burgemeiſter thun? Mein Bauer läßt ſich nicht davon abbringen, er muß ihn in Arreſt ſetzen. Wie er in Arreſt ſitzt, erkundigt ſich der Burgemeiſter, und da löſt ſich das Räthſel auf, daß die drei Studenten das

---

*) Alter Ochſe! Alter Bleſſe!

Geld und die Frucht hingenommen, den Ochſen aber geſchlachtet und verzehrt haben. Da muß er den Bauer wieder loslaſſen.

Zu der Zeit aber müſſen die Bauern noch dumm geweſen ſein. Hat man je ſo etwas gehört, daß ein Ochſe ſtudirt hat? Damals haben die Bauern für einen Kopf Kohl zwei Pfennige genommen, jetzt ſind ſie klüger, darum nehmen ſie einen Mathier.

60. Fleiſchermeiſter Irrlicht.

Es war einmal ein Fleiſchermeiſter mit Namen Irrlicht, der war anfangs ſehr wohlhabend, wie er aber etwas älter ward, wurde er mehr und mehr kindiſch und büßte dadurch faſt ſein ganzes Vermögen ein. Als ſchon das Haus ihm über dem Kopfe verkauft werden ſollte, kam ſein Sohn, der auch die Fleiſcherprofeſſion gelernt hatte, von der Wanderſchaft heim. Der war ein wohlgewachſener kräftiger Burſche geworden, und als die Gläubiger des alten Irrlichts ſahen, wie verſtändig ſein Sohn war, zwangen ſie den Alten, daß er ſeinem Sohne ſein Geſchäft übergab und ſtanden ab vom Verkaufe des Hauſes und des Scharrens und warteten, ob der junge Fleiſcher das Geſchäft ſeines Vaters nicht wieder auf einen grünen Zweig bringen könne. Der Fleiſcher nahm nun ein Weib, die war arm, aber tugendhaft, arbeitſam und rüſtig. Ihr ſtand Alles gut, auch die weiße Schürze, die mit friſchem Ochſenblut befleckt war, wenn ſie im Fleiſchſcharren war. Weil ſie aber ſo ſauber war als eine Fleiſchersfrau nur ſein kann, und ſich mit den Hausfrauen ſo verſtändig zu unterhalten wußte, ſo wollte alle Welt nur von ihr Fleiſch kaufen. Dadurch hob ſich das Geſchäft nun bald ein wenig, die Beiden konnten wenigſtens den Fleiſchermeiſter Irrlicht in ſeinem Alter ordentlich pflegen, ſodaß es Dem an nichts fehlte und er den ganzen Tag ſpazieren gehen konnte, wenn ſie ſelbſt ſich auch quälen mußten vom Morgen früh bis in die Nacht. Auch fehlte ihnen noch immer ein Stück Geld, das ſie in ihr Geſchäft ſtecken konnten, um es ſchwunghaft zu betreiben.

Der alte Irrlicht war nun ſchon ganz kindiſch geworden. Eines Tages fuhr der junge Fleiſchermeiſter mit dem Schubkarren aufs Feld, um Klee zu holen für einen Maſtochſen, der in ſeinem Stalle ſtand, aber noch nicht bezahlt war. Da lief der alte Irrlicht immer dicht hinterher, und hatte das ABC-Buch unter dem Arm und ſagte, daß er mit dem Buche in die Schule gehen wolle. Sie kamen aber durch ein kleines Gehölz, darin ſprudelte eine Quelle, und an der Quelle ſaß ein alter Schacherjude mit eisgrauem Barte. Der hatte ſein Bündel neben ſich gelegt und ſeufzte ſchwer, weil er es in der Mittagshitze hatte tragen müſſen. Von dem Bündel hatte er ſchon viele Tücher losgewickelt, kramte darin hin und her und hatte Alles was darin war, an der Quelle ausgebreitet. Der junge Fleiſchermeiſter fuhr an ihm vorbei, und der alte Irrlicht trabte mit dem ABC-Buch immer hinterher. Als ſie in das Kleefeld kamen, das hinter dem Gehölz lag, ſchnitt der junge Fleiſchermeiſter Futter für ſeinen Maſtochſen, der alte Irrlicht aber ſprang immer im Klee umher und fing an zu buchſtabiren und zu ſingen, als ob er in der Klippſchule wäre

Nachdem der junge Fleiſchermeiſter die Karre voll Klee geladen hatte, machte der alte Irrlicht ſein Buch zu und ging wieder immer hinter der Karre her mit ſeinem Sohne nach Hauſe. Mitunter ſprang er auch wol ein wenig bei Seite und da fand er an der Stelle, wo der Jude geſeſſen hatte, ein kleines Bündel mit Geld. Das war in dem großen Bündel eingeſchlagen geweſen, welches der Jude keuchend unter dem Arm getragen hatte, und er hatte es hier an der Quelle vergeſſen, als er ſeine Tücher wieder zuſammenſchlug und mit ſchwachen Kräften ſeine Reiſe fortſetzte. Der junge Fleiſchermeiſter rief mit lauter Stimme durch den Wald nach dem Juden und lief eine Strecke weit auf dem Hauptwege dahin, um ihn noch aufzufinden. Der aber mußte wol einen ganz kleinen Seitenweg eingeſchlagen haben und er fand ihn nicht. Da verſteckte er das Bündel mit dem Gelde, das unterdeſſen der alte Fleiſchermeiſter bewacht hatte, in den Klee, und ſo fuhr er nach Hauſe.

Da bezahlte der junge Fleiſchermeiſter den Maſtochſen, den er im Stalle ſtehen hatte und kaufte ſo viel neues Rindvieh dazu, daß in der erſten Zeit immerfort ganze Heerden zu ihm getrieben wurden, die er dann in Ställen bei ſeinen Nachbarn unterbrachte, und da dauerte es nicht lange, als ſein Scharren ſo ſehr in Flor war, wie kein anderer zehn Meilen in der Runde. Da wurde aber der alte Irrlicht neidiſch auf ſeinen Sohn, wiewol er jetzt von dem noch beſſer gehalten wurde als früher. Es ärgerte ihn, daß ſein Sohn mehr Glück und Verſtand hatte als er ſelbſt und er gönnte ihm das Geld nicht, das der Jude an der Quelle zurückgelaſſen hatte. Darum ging er vor den Richter und klagte, daß ſein Sohn das Geld hingenommen hätte, das er gefunden habe. Der Richter fragte, wann er denn das Geld gefunden habe. Er antwortete, als er mit dem ABC-Buche in die Schule gegangen ſei. Nun, ſagte der Richter, das ſei doch nicht möglich, damals habe er doch noch keinen Sohn gehabt. Und ſo behielt der junge Fleiſchermeiſter mit ſeiner Frau das Geld und ſie verpflegten den alten Irrlicht, und hielten ihn in guten Ehren bis an ſein Ende.

61. Die Kaufmannsfrau als Oberſt.

Es war ein Kaufmann in einer Stadt, der war ſehr vermögend, verliebte ſich in die Magd des Rathskellerwirthes, der ein Hageſtolz war, und heirathete ſie. Als ſeine Gattin hielt er ſie gar hoch in Ehren, und nachdem ſie ihm ein Knäblein geboren hatte, wurde er um ſo zärtlicher gegen ſie und brachte ihr von der nächſten Meſſe ein koſtbares Halsgeſchmeide mit. Einige Zeit darauf ſaß der Kaufmann einmal des Morgens im Rathskeller und hatte ſein Glas Wein vor ſich ſtehen, da ſetzte ſich der Wirth zu ihm und ſprach: ob denn ihm wol ſeine Frau ſo treu bleibe, wenn er zur Meſſe reiſe, und ob er ſo rechten Glauben zu ihr hätte. Der Kaufmann antwortete: Zu der habe ich den völligen Glauben. Nun fängt der Gaſtwirth an: er wolle Alles verwetten, daß auch er die Liebe der Kaufmannsfrau genießen werde. Der Kaufmann antwortet: er ſetze ſein ganzes Vermögen dagegen ein, daß der Wirth ſein Weib nicht zur Untreue verführen könne. Nun, nun, erwidert der Gaſtwirth, Frauensleute ſind wankelmüthig, und das könnte doch wol der Fall ſein.

Nun ging in jener Stadt der Rath auch mitunter in ſich und bedachte, wo man einen Guten trinkt, und dabei fiel dann das Auge deſſelben immer gleich auf den Rathskeller daneben und mit Recht: denn alle Leute waren darüber einig, daß dort der Wein viel beſſer ſei als der Wirth, ja daß in der ganzen Stadt kein ſo guter Wein mehr geſchenkt werde als im Rathskeller. Wie geſagt, darüber waren alle Leute in der Stadt einig, und ein ordentlicher Magiſtrat ſchwimmt nun einmal nicht ohne Noth gegen den Strom, darum hatten die Rathsherren denn nach den Sitzungen ſo ihren Zug in den Rathskeller und traten auch jetzt eben wieder herein während des Geſpräches zwiſchen dem Kaufmann und dem Wirth.

Der Wirth ſtand auf und ſetzte zuerſt vor den Bürgermeiſter, dann aber vor jeden der Rathsherren ein Viertelchen hin. Hierauf nahm er wieder Platz und berichtete, daß der Kaufmann ſoeben mit ihm eine Wette eingegangen ſei über die Treue ſeines Weibes, bei der Jeder von ihnen ſein ganzes Vermögen einſetzen wolle. Als der Kaufmann das hörte, machte er große Augen. Denn freilich verſchlug es ihm in ſeinen Gedanken nichts, wenn er einmal die Treue ſeines Weibes verloren hätte, die für ihn das Koſtbarſte auf der ganzen Welt war, auch noch dazu ſein Geld und Gut einzubüßen. Aber er hatte ſeine Frau viel zu lieb, um ſie ſo in Verſuchung zu führen, wenn er auch ſicher hoffen durfte, den Sieg davonzutragen und das Vermögen des Wirthes zu gewinnen.

Der Bürgermeiſter ſchüttelte den Kopf, als er von dieſer Wette hörte. Wie nun aber auch der Kaufmann ſagte: ſo ſei es nicht gemeint geweſen, da fing der jüngſte der Rathsherren zuerſt an zu ſticheln auf ihn, daß er ſeiner Sache bei ſeinem Weibe doch nicht ſicher ſei. Darauf ſtichelten auch die andern Rathsherren und zuletzt konnte ſich ſelbſt der Herr Bürgermeiſter eines Lächelns nicht erwehren. Bei ſolchen Geſprächen über die Weiber wird dann in der Regel ein Glas Wein mehr getrunken als gewöhnlich, und ſo geſchah es, daß zuletzt der Kaufmann und der Wirth ihre Wette feierlich abſchloſſen, und daß der ganze Magiſtrat als Zeuge des Abſchluſſes ſich verpflichtete, dafür zu ſorgen, daß Derjenige, der die Wette verlöre, auch wirklich dem Andern ſein ganzes Vermögen abtrete.

Im Stillen dachten die Rathsherren doch, wie ſpitz ſie ſich auch geäußert hatten, daß der Kaufmann die Wette gewinnen würde, und ſie hofften bei dieſer Gelegenheit den Wirth aus dem Rathskeller und aus der ganzen Stadt loszuwerden. Denn die Kaufmannsfrau war als ein tugendſames Weib bekannt, und der Bürgermeiſter wußte ſogar von ſeiner eigenen Frau, daß der Rathskellerwirth ihr vergeblich ſeine Anträge gemacht hatte, wie ſie noch als Magd bei ihm diente. Alle aber verpflichteten ſich, die Wette ganz geheim zu halten, und ſo erfuhr auch Niemand etwas davon außer Denen, die dabei zugegen waren, und nur der Gaſtwirth hielt dieſes Verſprechen nicht, wie wir bald erfahren werden.

Die Zeit kam heran, wo der Kaufmann wieder zur Meſſe reiſte. Kaum war er aus der Stadt fort, ſo ſtellte der Wirth der Magd der Kaufmannsfrau nach. Eines Abends traf er ſie beim Waſſerholen am Marktbrunnen, und da verſprach er ihr vierzig Thaler, wenn ſie ihm erlaube ſich vor dem Schlafengehen auf die Kammer der Kaufmannsfrau zu ſchleichen. Er verſprach zugleich der Frau nicht ein Haar zu krümmen, ſondern ſich ruhig unter ihr Bett zu legen und wenn ſie eingeſchlafen ſei, die Kammer heimlich wieder zu verlaſſen. Die Magd ſträubte ſich anfangs das zu thun. Der Wirth aber trat jeden Abend am Marktbrunnen zu ihr und erneuerte ſeine Bitten, und da die Magd nicht häßlich war, ſo verſprach er ihr endlich hoch und theuer ſie zu heirathen, wenn ſie ihm bei ſeinem Vorhaben behülflich ſei. Da ließ ſie ſich noch einmal von ihm geloben, daß er ſogleich die Kammer der Kaufmannsfrau verlaſſen wolle, wenn er unter ihrem Bette hervorkröche. Hierauf führte ſie ihn noch denſelben Abend an der Hand im Dunkeln durch das Kaufmannshaus, das ſehr verbaut, aber auch ſehr groß und geräumig war, und in dem überall Kiſten und Tonnen umherſtanden, wie das nun ſo in einem alten Kaufmannshauſe zu ſein pflegt. Einmal rannte der Wirth gewaltig an eine Häringstonne an, ſodaß er vor Schmerz laut aufſchreien wollte. Allein die Magd kniff ihn ſo feſt in den Arm, daß er im Augenblicke wieder zu ſich ſelbſt kam und das Schreien vergaß. So gelangten ſie auf die Kammer der Frau und da kroch der Wirth unter das Bette.

Hierauf entfernt ſich die Magd und nach einer kleinen Weile tritt die Kaufmannsfrau in die Kammer und trägt ihr Kind auf der Linken und in der rechten Hand hält ſie eine Kerze. Die Kerze ſtellt ſie auf einen kleinen Seitentiſch und legt das Kind in die Wiege neben dem Bett. Darauf beginnt ſie ſich auszukleiden, und bevor ſie ihr Nachtzeug anlegt, wirft ſie auch das Hemd ab und nimmt ein friſches. Und dabei ſieht der Gaſtwirth, daß ſie ein Muttermal wie eine Linſe groß an der Schulter hat. Hierauf zieht ſie ihren Trauring vom Finger und legt ihn neben ein kleines Nachtlicht, das ſie anzündet. Neben das Nachtlicht legt ſie auch das Halsgeſchmeide, das ihr der Kaufmann von der letzten Meſſe mitgebracht hat, und ſteigt ins Bett.

Als ſie nach kurzer Zeit etwas ſchwerer Athem holt und der Gaſtwirth merkt, daß ſie eingeſchlafen iſt, kriecht er unter dem Bette hervor, tritt gar leiſe auf und ſteckt den Ring und das Halsgeſchmeide, das neben dem Nachtlichte auf dem Seitentiſche liegt, zu ſich. Und darauf nahm er auch noch vom Stuhl das Hemde, das ſie ausgezogen hatte und das die Anfangsbuchſtaben von des Kaufmanns Namen trug. Und ſo verließ er die Kammer der Kaufmannsfrau.

An der Thür wartete ſeiner die Magd. Sie hatte ihr Ohr an das Schlüſſelloch gelegt, und wie ſie ihn durchs

Zimmer ſchleichen hörte, öffnete ſie ſchon behutſam vor ihm die Thür, um ihn herauszulaſſen. Dieſe ſchloß ſie dann ebenſo vorſichtig wieder hinter ihm, und da ſie das Hemde ihrer Herrin in ſeiner Hand ſah, beſtürmte ſie ihn von neuem mit Fragen über Das, was er im Schilde führe. Er wollte auch jetzt ihre Neugierde nicht befriedigen; allein ſie ruhte nicht, bis er ihr Alles bekannt hatte, und ſie, die es früher mit ihrer Herrſchaft nicht ſo übel gemeint hatte, wurde von dem Wirth in ſeinen ſchändlichen Betrug eingeweiht. Nachdem dies geſchehen war, leitete ſie ihn wieder behutſam an der Hand durch das Kaufmannshaus, ſchloß die Thür auf und ließ ihn hinaus, ſchwor ihm auch jetzt nochmals zu, reinen Mund zu halten und ihm und ſich ihr Glück nicht zu verſcherzen.

Als die Kaufmannsfrau am Morgen erwacht, glaubt ſie, daß ein Dieb im Zimmer geweſen iſt, ſchickt ſogleich die Magd zum Goldſchmied in der Stadt und läßt einen ähnlichen Ring wie ihren Trauring und einen ähnlichen Halsſchmuck bei ihm beſtellen als den, den ihr der Kaufmann von der letzten Meſſe mitgebracht hatte, denn ſie fürchtete ihren Mann zu betrüben, wenn ſie ihn merken ließe, daß ihr ſeine koſtbaren Geſchenke abhanden gekommen ſeien. Wie aber der Kaufmann von der Meſſe heimkommt, da ſteht der Rathskellerwirth ſchon in der Thür und ruft ihn an. „Nun kannſt du erkennen, was treue Frauen ſind", ſpricht der Wirth zum Kaufmann. „Ich muß dir ſagen, daß ich von deiner Frau alle Liebe genoſſen habe." Das lügſt du! entgegnet der Kaufmann. Allein der Gaſtwirth bittet ihn ſehr artig nur hereinzutreten. Da ſitzt gerade auch wieder der ganze Magiſtrat beim Weinglaſe und vor ihm erklärt der Wirth öffentlich, daß er die Wette gewonnen habe, und ſpricht zum Kaufmann: „Hier habe ich Zeugen und Beweis — hier iſt der Ring, hier der Halsſchmuck und hier das Hemde, das ſie am Leibe trug und welches mit deinen Namensbuchſtaben gezeichnet iſt. Noch eins: hat nicht deine Frau ein Muttermal wie eine Linſe groß auf der linken Seite, he? Habe ich Recht oder habe ich Unrecht?“ Als das von dem Muttermale kam, da blinzelten ſich die Rathsherren Alle zu und gaben die Sache des Kaufmanns verloren. Der aber wandte das Hemd, den Ring und das Armband auf dem Tiſche hin und her und ſprach wieder: „Unmöglich iſt es wahr, das ſage ich noch einmal, meine Frau iſt nicht ſo geſonnen.“ Nun nimmt der Wirth wieder das Hemde, den Ring und das Geſchmeide in die Hände und ſagt: „Wenn Das nicht gelten ſoll, was ſoll dann gelten?“

Weil der Kaufmann nun nicht leugnen konnte, daß dies Alles ſeinem Weibe angehöre, ſo entſchied der Rath ſogleich, daß ſein ganzes Vermögen dem Wirth anheim fallen ſolle. Der Kaufmann bittet nur noch, daß er zuvor ſeine Frau fragen dürfe, wie ſie ihre Sachen und namentlich den Ring und das Halsgeſchmeide verloren hat. Das wird ihm bewilligt unter der Bedingung, daß er ſein Verſprechen halten muß und Niemandem, ſelbſt ſeiner Frau nicht, von der Wette etwas verrathen darf.

Der Kaufmann geht nach Hauſe, da tritt ihm ſeine Frau in ihrer ganzen Schönheit mit ihrem Knaben auf dem Arme und geſchmückt mit dem Ringe und dem Halsſchmucke, den ſie ſich bei dem Goldarbeiter in der Stadt hat verfertigen laſſen, entgegen. Der Kaufmann ſieht gar nicht, daß ſie die Schmuckſachen an ihrem Körper trägt, und fragt ſogleich: „Kind, wo haſt du deinen Ring, und wo haſt du deinen Halsſchmuck?“ „Hier iſt der Ring“, antwortet ſie und hebt dabei den Goldfinger auf. „Und hier iſt der Halsſchmuck“, fügt ſie hinzu, ergreift ſeine Hand und führt ſie an ihren Hals und an ihre Wangen.

Der Kaufmann ließ raſch wieder ihre Hand los, denn er hatte nun auf den erſten Blick geſehen, daß das ein anderer Ring und ein anderer Halsſchmuck war als der, den er ihr gegeben. Er geht ſogleich aus der Stadt, ohne weiter mit ſeiner Frau zu reden. Die aber läßt der Gaſtwirth, dem nun der Rath der Stadt wirklich das ganze Vermögen des Kaufmanns zuſpricht, mit ihrem Kinde aus dem Hauſe treiben, ohne daß ſie erfährt, wodurch ihr Mann ſein Vermögen an den Gaſtwirth verloren hat. Der Wirth aber, mit deſſen Umſtänden es ſchlechter ſtand, als die Welt wußte, und der ohne dieſe Wette gewiß bald hätte als Bettler die Stadt verlaſſen müſſen, heirathete die Magd des Kaufmanns und lebte mit ihr von deſſen Gut in Wolluſt und in Freuden.

Der Kaufmann ſucht nun wieder eine Stelle als Handlungsdiener und wird Buchhalter bei einem Kaufmanne in einer fremden Stadt, und da er ſparſam iſt, ſammelt er hier ſich Hunderte. So wird er wieder wohlhabend. Die Frau aber verkauft Zuckergebackenes im Korbe und fragt: „Beleiwet Se wat von miener Waare, miene Herrens?“ Denn die Herren, und beſonders die jungen, hatten noch immer ein Wohlgefallen an ihrer Schönheit und kauften ihr am liebſten etwas ab. Davon erſparte ſie ſich auch etwas und ſchickte ihren Sohn, der nun mehr und mehr heranwuchs, in die gelehrte Schule. Die Herren aber ſchäkerten mit ihr und tadelten ihren Mann, der in die weite Welt gegangen war. Doch ſie vertheidigte ihn immer wacker, und daß ſie ſich mit den Herren nicht einließ, verſteht ſich von ſelbſt. Denn wäre ſie ein wenig locker geweſen, ſo hätte der Gaſtwirth ſich gewiß nicht mit dem Hemde, dem Ringe und dem Halsgeſchmeide begnügt.

Als ihr Mann ſo viel geſammelt hatte, daß er glaubte ein kleines Kaufmannsgeſchäft wieder eröffnen zu können, kehrte er in die Stadt zurück, ging aber, weil er einmal auf ſeine Frau mistrauiſch war, nicht gleich zu ihr, ſondern zuerſt in das Wirthshaus zum goldenen Löwen. Wie er nun mit den andern Tiſchgäſten an der Mittagstafel ſaß und gerade mit ihnen den Kaffee zum Nachtiſch trank, öffnet ſeine Frau mit dem Körbchen in der Hand die Stubenthür und ruft herein: „Beleiwet Se wat von miener Waare, miene Herrens?“

Der Kaufmann erſchrak mächtig, als er ihre Stimme hörte und erkannte, wie er ſich umwandte, auch ihr Geſicht noch wieder, obgleich ſchon manches Jahr vergangen war, denn im Handumkehren erwirbt man keine Schätze in der Welt, wenn man nur fremdes Gut zu verwalten hat und Buchhalter iſt. Er ſtand raſch auf, ging auf ſie zu und kaufte ihr etwas ab, flüſterte ihr aber zugleich ins Ohr, daß er ihr noch mehr abkaufen würde, wenn ſie am andern Nachmittage ihn allein auf ſeinem Zimmer beſuchte. Er dachte ſchon daran, ſie wieder zu ſich zu nehmen als Hausfrau, wenn er ſein Geſchäft in dieſer Stadt wieder eröffnete, und freute ſich recht auf ihren Beſuch.

Sie erſchien auch wirklich mit dem Körbchen, in dem ſie ihr Backwerk trug, denn ſie hatte im Ernſt nur geglaubt, daß er ihr etwas abkaufen wolle. Er fragte hin und her nach ihren Verhältniſſen, gab ſich aber nicht zu erkennen und ſchlang endlich den Arm um ſie, ſie zu küſſen. Da verſchwand ſie raſch von der Stube, und der Kaufmann freute ſich, daß ſeine Frau ihm jetzt ſo treu war, und beſchloß nun ſie aufzuſuchen und ſich wieder mit ihr zu vereinigen. Aber was ſieht er, als ſie mit ihrem Körbchen über die Straße geht? Da kommt ein ſchöner blutjunger Herr, dem gibt ſie unaufgefordert aus ihrem Korbe Backwerk, das er nicht bezahlt, und dann gibt ſie ihm auch noch auf der Straße einen Kuß, ſcheint ganz verliebt in ihn, wie nun wol mitunter ältere Frauen von ſchlechten Sitten in jüngere Männer verliebt ſind, und im Weitergehen blicken ſich Beide noch oft nacheinander um und nicken einander zu.

Nun hatte zwar den Kaufmann der große Handelsherr, bei dem er als Buchhalter geſtanden hatte, zum Abſchiede vor aller Eiferſucht gewarnt, und damals wurden ſolche Regeln, die man von Vätern, Vormündern und Dienſtherren mit auf den Weg erhielt, noch viel pünktlicher befolgt als jetzt, denn der Vater ſagte damals nicht zu dem Sohne: mein Sohn, ich dächte, du könnteſt das ſo machen, ſondern er gab ihm vor jedem wichtigen Lebensabſchnitte ſo gleichſam ein Gebot, wie der Herr den Juden auf dem Berge Sinai. Ein ſolches Gebot hatte der Kaufmann auch von dem Dienſtherrn empfangen, nicht mehr eiferſüchtig zu ſein — aber als der ſah, wie ſeine Frau einen ſo blutjungen Mann auf der Straße küßte, ſchlug er doch jene Regeln in den Wind, ergriff eine Piſtole, die noch von der Reiſe her geladen war, und ſchoß ſie auf die Straße ab hinter der Frau her. Darauf lief das ganze Haus zuſammen und der Kaufmann rettete ſich mit Mühe und Noth durch eine Hinterthür, die aus dem Garten ins Freie führte.

So mußte er nun ſchon wieder in die weite Welt ziehen. Bald darauf aber trat ein Krieg ein, da nahm er Dienſte. Er ſuchte den Tod, allein er fand ihn nicht. Nachdem er ſchon lange Zeit in großem Elend als gemeiner Soldat gedient hatte (denn ſein Geld hatte er bei ſeiner Flucht aus dem Wirthshauſe dort zurückgelaſſen), kam an ſein Regiment ein neuer Oberſt, der ſah ihn unter den Soldaten und beſtellte ihn zu ſich auf ſein Zimmer. Da trug er ihm an, ob er als Burſche bei ihm eintreten wolle. Dieſen Vorſchlag nahm er mit Dank an, denn er litt die größte Noth bei ſeiner Löhnung, und ſo diente er dem Herrn Wettford, wie der Oberſt ſich nannte, ſo treu und redlich, wie wol nicht leicht ein Bediente ſeinem Herrn gedient hat. Dieſer Herr Wettford aber iſt Niemand anders geweſen als des Kaufmanns Frau. Aus Mitleid, weil der Fremde nach ihr geſchoſſen hat, hat ihr der Löwenwirth das Geld eingehändigt, das der in der Eile auf ſeinem Zimmer hat zurücklaſſen müſſen. Weil nun durch dieſen Schuß in der Stadt aller Augen auf die Frau gerichtet ſind, ſo iſt ſie aus der Stadt fortgezogen, hat ſich und ihren Sohn von dem Gelde in aller Stille vollſtändig militäriſch gekleidet und iſt mit ihm in ein Regiment eingetreten. Mutter und Sohn gelangten nun in jener Kriegszeit zu hohen militäriſchen Ehren und nur der Mann, den ſein Unglück ganz niedergedrückt hatte, war indeſſen gemeiner Soldat geblieben. Dieſen hatte die ſchöne Kaufmannsfrau, wie ſie ihn als Soldaten ſah, ſogleich erkannt; denn es war ihr ſchon, nachdem er auf ſie geſchoſſen hatte, deutlich geworden, daß das ihr Mann geweſen ſei, der über den Kuß, welchen ſie ihrem Sohne auf der Straße gegeben hatte, eiferſüchtig geworden war. Der Kaufmann aber erkannte ſeine Frau in dem Oberſten nicht wieder, und der verlangte eines Tages von ſeinem Burſchen, daß er ihm ſeine Lebensgeſchichte erzählen ſolle. Da erfuhr ſie erſt, wie der Wirth zum Rathskeller ihre Tugend verleumdet hatte, und beſchloß ſogleich ihre Unſchuld zu beweiſen und ſein Vermögen aus den Händen des Betrügers zu retten.

Um dieſe Zeit war auch der Krieg zu Ende. Da nahm der Herr Wettford ſeinen Urlaub und reiſte mit ſeinem Burſchen in die Stadt und verſprach ihm, jetzt auszukundſchaften, ob ſeine Frau wirklich gegen ihn untreu geweſen oder ob der Wirth zum Rathskeller ihn betrogen habe.

Sie nahmen nun in der Stadt auf dem Rathskeller Quartier. Der Oberſt macht ſich mit dem Wirthe bekannt und leert eine Flaſche guten Weins mit ihm, die auf Rechnung des Oberſten geſchrieben wurde. Da erzählt ihm denn der Wirth, nachdem der Herr Wettford viele luſtige Streiche erzählt hatte, die er in ſeiner Jugend ausgeübt haben wollte, aber in Wahrheit niemals ausgeübt hatte, auch einmal die Geſchichte, wie er den Kaufmann um ſein Vermögen betrogen habe. Darüber will der Oberſt ſich faſt zu Tode lachen und ſagt dem Gaſtwirth: an dieſem Abende würde ſeine Frau mit ſeinen Töchtern nachkommen, die ſeien alle gar nicht ſo zimperlich und hörten auch wol gerne einmal einen guten Spaß. Da möge er ihm doch den Abend Geſellſchaft leiſten und auch dieſe Geſchichte wieder erzählen. Das verſpricht der Wirth auch.

Der Oberſt aber geht hin zu dem Bürgermeiſter und den Rathsherren und vertraut ihnen: ſein Burſche ſei jener Kaufmann, deſſen Vermögen der Gaſtwirth wegen der Wette hingenommen habe. Er wiſſe nun, daß der Gaſtwirth dabei als Betrüger gehandelt habe, und um die Unſchuld der Kaufmannsfrau an den Tag zu bringen und dem Kaufmann ſein Vermögen wieder zu ſchaffen, möchte der ganze Magiſtrat der Stadt Frauenkleider anlegen und in einer Kutſche zu ihm gefahren kommen auf den Abend und ſich für ſeine Frau und für ſeine Kinder ausgeben.

Das konnte der Rath dieſes Städtchens dem tapfern Oberſt, der bei dem Könige ſo viel galt, nicht abſchlagen. So fuhr denn, als es ganz dunkel geworden war, eine Kutſche vor dem Gaſthofe vor, darin der ganze Magiſtrat als des Oberſten Frau und Töchter verkleidet ſaß. Der Herr Bürgermeiſter, der ſehr ehrwürdig ausſah, ſtellte die Frau des Oberſten vor und die jungen

Rathsherren, von denen einige noch ganz rothbäckig und jugendlich ausſahen, ſeine Töchter; waren das auch nicht dieſelben Rathsherren mehr und war auch nur der Herr Bürgermeiſter noch der alte, ſo hatten ſie doch Alle bei irgend einer Gelegenheit auf dem Rathhauſe unter dem Siegel der Amtsverſchwiegenheit erfahren, wie der Kaufmann um ſein Vermögen gekommen war, und ſo war es ſo gut als wäre es noch ganz der alte hochwohlweiſe Rath, der einſt bei der Wette des Kaufmanns und des Gaſtwirthes im Rathskeller zugegen geweſen war.

Der Gaſtwirth ſprang ſogleich aus dem Hauſe und half ihnen aus dem Wagen, wobei er den wohllöblichen Magiſtrat der Stadt natürlich in der Dunkelheit nicht erkannte. Noch war der jüngſte von den Rathsherren, der die jüngſte Tochter des Oberſten vorſtellte, nicht aus dem Wagen heraus, da kam ſchon der Oberſt langſam die Stufen heruntergeſtiegen und bot dem Herrn Bürgermeiſter ſo fein den Arm, wie nur jemals ein ſolcher Offizier ſeiner Gemahlin den Arm geboten hat, ja der König ſelbſt hätte es mit ſeiner Königin nicht beſſer machen können. Auf dem Zimmer des Oberſten ſaßen die Rathsherren und der Bürgermeiſter hinter Lichtſchirmen, und da konnte der Gaſtwirth ſie auch nicht erkennen, als er hereintrat.

So fing er denn bald an ſeine luſtigen Geſchichten zu erzählen, und wiewol er ſich vor der Frau und den Töchtern des Oberſten, die ſo ſchweigſam daſaßen, anfangs etwas genirte, ſo wußte ihn doch der Oberſt gar bald geſprächig zu machen, und da fing er denn von ſelbſt wieder an, die Geſchichte von dem Kaufmann zu erzählen. Diesmal ſtellte ſich der Oberſt, als traue er dem Gaſtwirth nicht zu, daß er einen ſo ſchlauen Anſchlag wirklich durchgeführt hätte, ſondern als hielte er es für ein Märchen, das der Gaſtwirth ſich ausgedacht habe. Da bringt der Gaſtwirth den Ring, den Halsſchmuck und das feine Hemd der Kaufmannsfrau herbei, legt das Alles auf den Tiſch und ſagt: Er hätte ja müſſen mit Wahrheit belügen, darum hätte er dies Alles ſich zu verſchaffen gewußt. Und dabei verſchwört er ſich hoch und theuer, daß er es nur durch Betrug erlangt habe.

Wie der Bediente des Oberſten, der immerfort aufwartete in der Geſellſchaft, den Ring, den Halsſchmuck und das feine Hemd der ſchönen Kaufmannsfrau ſah und dazu den Wirth die Eide ſchwören hörte, daß er ihn nur betrogen habe, da konnte er ſich nicht länger halten, ſondern ſprang auf ihn zu als wollt' er ihn ermorden. Allein der Oberſt hielt ihn zurück, ſtreifte die Montur von ſeiner Schulter herunter und zeigte Allen das Muttermal, das der Gaſtwirth in jüngern Jahren durch ſeine ſchändliche Hinterliſt zum erſten male geſehen hatte. Der erſchrak gar gewaltig darüber und auch der Bürgermeiſter und die Rathsherrrn ſtanden nun auf von ihren Sitzen, gaben ſich zu erkennen und ſagten zu dem Gaſtwirth, er ſei ein Hallunke und ſolle das ganze Vermögen des Kaufmanns wieder herausgeben.

Das geſchah auch, und weil der Gaſtwirth in allen Dingen ein lüderlicher Kerl war, ſo wurde ihm das Haus über dem Kopfe verkauft, um ſo das Gut des Kaufmanns wieder herauszubekommen. Wie der Oberſt aber nachher mit ſeinem Burſchen zuerſt wieder allein geweſen iſt, da ſollen ſie ganz anders miteinander geſprochen haben, wie ſonſt ein Oberſt mit ſeinem Burſchen ſpricht.

Nach kurzer Zeit aber wurde der Kaufmann wieder ſehr ernſthaft und fragte, wer der junge Menſch geweſen ſei, den ſie geküßt habe, als ſie an jenem Tage auf der Straße gegangen ſei. „Es war unſer Sohn!“ antwortete ſie. „Weil ich mich an jenem Mittage länger als ich dachte bei dir im goldenen Löwen verweilt, hatte er kein Mittagsbrot erhalten und mußte endlich ungegeſſen zur Schule gehen. Das that mir ſo leid, darum war ich doppelt zärtlich mit ihm und ſteckte ihm ſtatt des Mittagseſſens Backwaaren aus meinem Körbchen zu.“ Als ſie das geſprochen hatte, fiel der Oberſt ſich mit ſeinem Burſchen von neuem um den Hals, und von der Zeit an wurde der Oberſt wieder eine ſchlichte Kaufmannsfrau und ſein Burſche wieder ein angeſehener Kaufherr, und nur ihr Sohn hat als Soldat fortgedient und iſt an militäriſchen Ehren hinter ſeiner Mutter nicht zurückgeblieben.

62. Die hochmüthigen Mädchen.

I.

Die Stadt Wien liegt an der Donau; von ihr berichten alle Handwerksburſchen, die des Wegs herkommen, daß ſie dort nicht wiſſen, wie weh unglückliche Liebe thut, und daß die Mädchen dort ebenſo kreuzbrave Leute ſind als in Würzburg. Nur eine ſchöne Kaufmannstochter ſpielte dort ihren Liebhabern einmal übel mit, wovon ich jetzt berichten will.

Ihre Liebhaber waren drei Geſellen, ein Goldſchmied, ein Sattler und ein Schneider. Die waren treu verbrüdert und zogen immer miteinander in den Straßen von Wien umher und ſangen:

Lauter ſchöne Leut' ſein wir,
Lauter ſchöne Leut'.
Wenn wir keine ſchönen Leut' nicht wären,
So könnten wir kein Geld verzehren.

Lauter ſchöne Leut' ſein wir,
Lauter ſchöne Leut'.

Als ſie das Lied zum erſten Male in Wien drein ſangen, da ſtand die ſchöne Kaufmannstochter am Fenſter. Die wußte dann alle Drei nacheinander an ſich zu locken, zuerſt den Goldſchmied, ſodann auch den Sattler und zuletzt auch noch den Schneider. Einem Jeden nahm ſie das Verſprechen ab, es nicht einmal ſeinem beſten Freunde zu ſagen. Das verſprachen ſie ihr auch Alle der Reihe nach, und ſo erfuhr der Goldſchmied nicht, daß der Sattler und der Schneider, der Sattler nicht, daß der Goldſchmied und der Schneider, und der Schneider nicht, daß der Sattler und der Goldſchmied auch mit dem Mädchen bekannt ſeien.

Nun liebte aber die ſchöne Kaufmannstochter den Goldſchmied am meiſten, und weil ſein Vater auch ein Goldſchmied in Wien war und einen eigenen Laden hatte, ſo dachte ſie auch wol mitunter daran, ihn zu heirathen, wiewol ſie viel reicher war als er. Des Schneiders und des Sattlers, die weit her nach Wien hereingewandert waren, wurde ſie nach einiger Zeit überdrüßig, und ſie beſchloß ſie noch einmal recht zu quälen und ſich ihrer dabei zu entledigen, um den Goldſchmied zu heirathen. Den Goldſchmied quälte ſie auch, aber doch lange nicht ſo als die beiden Andern.

Eines Abends kam zuerſt der Schneider zu ihr, da hatte ſie den Kopf in die Hand geſtützt und ihre Locken fielen ihr in ihr hübſches Geſicht hinein. Da fragt der Schneider, was ihr denn fehle, ſie aber antwortet: er könne ihr nicht helfen. Da erwidert er: warum nicht, was thäte man denn nicht um eines Mädchens halben? Nun denn, ſagt ſie, ſo wolle ſie ihm Alles geſtehen. Sie habe ſich dem Teufel ergeben, und müſſe um elf Uhr Nachts auf des Bürgermeiſters Grabe liegen, da würde ſie der Teuſel holen. Wenn er ſich nun auf des Bürgermeiſters Grab legen wolle, ſo würde der Teufel kommen und dreimal mit ihm um den Kirchhof herum galoppiren. Dann aber würde er es merken, daß er ſie nicht auf dem Rücken hätte, und würde ihn fallen laſſen und die Flucht ergreifen. Da verſpricht ihr der Schneider, ſich des Abends auf des Bürgermeiſters Grab zu legen und zu warten, bis der Teufel kommt. Hierauf geht er in das Wirthshaus, wo die drei Geſellen immer beiſammen geweſen ſind. Seine beiden Kameraden aber fand er noch nicht dort.

Zu der Kaufmannstochter kam bald nach dem Schneider auch der Sattler. Da hatte ſie wieder den Kopf in die Hand geſtützt, und als er fragte, was ihr fehle, antwortete ſie auch dem: er könne ihr nicht helfen. Warum denn nicht, antwortet der Sattler, was thäte man denn nicht um eines Mädchens halben? Nun denn, erwidert ſie, ſo wolle ſie ihm Alles bekennen. Sie habe ſich dem Teufel ergeben, der wolle ſie dieſe Nacht holen und habe ſie auf des Bürgermeiſters Grab beſtellt. Wenn ſie hinkomme, ſo würde er ſich auf ihren Rücken ſetzen und ſo auf ihr in die Hölle reiten, vorher aber erſt dreimal mit ihr ringsum um den ganzen Kirchhof herumjagen. Wenn er nun um elf Uhr hinginge nach des Bürgermeiſters Grabe, ſo würde der Teufel ſich auf ſeine Schultern hucken und ihn dreimal in Galopp um den Kirchhof herumtragen. Wenn er ihn dann dabei recht zwicke mit den Händen, ſo werde der Teufel daran merken, daß ſie es nicht ſei, und ihn beim dritten Male abwerfen und allein zur Hölle fahren. Er werde ihren Auftrag ausführen und für das Zwicken möge ſie ihn nur ſorgen laſſen, ſagt der Sattler und geht auch ins Wirthshaus.

Kaum iſt der Sattler aus dem Hauſe, ſo tritt auch der Goldſchmied zu der Kaufmannstochter herein, da ſtützt ſie nicht den Kopf in die Hand, ſondern ſpringt gleich auf ihn zu, liebkoſt ihn und ſagt: ob er ihr wol einen Wunſch erfüllen wolle. Der Goldſchmied ſagt auch: Was thäte man denn nicht um eines Mädchens willen? küßt ſie und legt ihr ein Paar ſchöne Armſpangen um, die er gerade an dieſem Tage für ſie fertig gemacht hat. Darauf ſagt ſie: ſie hätte einen Vetter, der hätte um ſie angehalten, aber ſie möchte ihn nicht. Da hätte er ſich aus Verzweiflung dem Teufel ergeben. Dieſe Nacht um elf Uhr würde der ihn vom Grabe des Bürgermeiſters abholen, und zuerſt dreimal mit ihm um den Kirchhof herum galoppiren. Da wünſchte ſie nun, daß Einer dabei wäre, der ordentlich aufhaute. Wenn der Teufel recht gehetzt würde, ſo würfe er zuletzt ihren Vetter ab, und das wäre ihr lieb, denn wenn ſie ihn auch nicht möchte, ſo ſähe man doch auch nicht gern einen Vetter zur Hölle fahren. Wenn aber der Vetter, der auf des Teufels Rücken ſäße, von den Peitſchenhieben auch etwas abbekäme, und recht viel, das ſei ihr ganz recht, denn ſie möchte ihn nun einmal nicht.

Das leuchtete dem Goldſchmied ein. Er liebkoſte die Kaufmannstochter und ſie verſprach ihm, wenn er ſeine Sache gut mache mit der Peitſche, ſo wolle ſie ihn heirathen. Da küßte er ſie nochmals und ging zu ſeinen Kameraden ins Wirthshaus.

Die andern Beiden ſaßen ſchon beim Weine da. Als es gegen elf Uhr hinkam, da trank zuerſt der Schneider ſein Glas aus, ging ſtillſchweigends auf den Kirchhof und legte ſich auf des Bürgermeiſters Grab. Bald darauf trank auch der Sattler ſein Glas aus und ging ebenfalls ſtillſchweigends nach dem Kirchhofe. Da ließ ſich der Goldſchmied noch eine Halbe Wein kommen, die trank er geſchwind noch aus aufs Wohlſein ſeiner Schönen, dann nahm er die Peitſche, die er ſich bereits heimlich von einem Fuhrmanne geborgt und auf den Flur des Wirthshauſes hingeſtellt hatte, und ging auch fort.

Wie er nun mit der Peitſche auf den Kirchhof kommt, hat der Sattler den Schneider ſchon auf dem Rücken und galoppirt mit ihm an der Mauer entlang, er war aber noch nicht zum vierten Theile herum, denn in Wien ſind die Kirchhöfe groß. Der Sattler und der Schneider haben Jeder den Andern für den Teufel gehalten und darum kann man ſich denken, wie die einander im Laufen und Rennen gezwickt und gepeinigt haben. Da fährt nun auch der Goldſchmied mit ſeiner Peitſche auf ſie los, und der Sattler und der Schneider denken nicht anders, als das müſſe ſo ſein und gehöre dazu, daß ein Höllengeiſt mit der Peitſche käme und zu dem Höllenmarſch tüchtig hinten aufhaue.

So galoppirt der Sattler dreimal mit dem Schneider herum, der Goldſchmied ſitzt ihnen fortwährend mit der Peitſche auf dem Nacken und Beide bekommen von ihm gleichviel Prügel. Ja, wenn ich's aufrichtig ſagen ſoll, ſo bekam der Schneider noch mehr als der Sattler, denn der mußte dem Sattler den Rücken decken und der Goldſchmied dachte: Es iſt genug, wenn ich den armen Burſchen vom Teufel befreie, eine tüchtige Tracht Prügel iſt ihm wol zu gönnen, wenn er der Kaufmannstochter den Hof gemacht hat.

Wie nun der Sattler dreimal mit dem Schneider um den Kirchhof herumgelaufen war und der beinahe fürchtete, der Teufel hätte das Abwerfen vergeſſen und würde nun ohne weiteres mit ihm zur Hölle fahren, da warf der Sattler den Schneider doch noch ab, der Goldſchmied gab ihnen Beiden in dieſem Augenblicke noch einen Peitſchenhieb und dann liefen der Sattler und der Goldſchmied nach entgegengeſetzten Seiten hin davon. Der Schneider blieb noch mehrere Stunden auf dem Kirchhofe liegen, denn er blutete von den Peitſchenhieben. Endlich raffte auch er ſich auf und ſchlich heim. So hatten der Sattler und der Schneider die Liebe zu der ſchönen Kaufmannstochter gebüßt, denn am nächſten Tage lag der Sattler, der ſich faſt mit dem Rennen unter der Laſt für ſein Leben lang einen Schaden gethan hätte, ſo gut als der Schneider auf dem Krankenlager.

Der Goldſchmied ging am andern Morgen zuerſt zu der ſchönen Kaufmannstochter. Die ließ ſich genau berichten, wie der Teufel mit dem Vetter auf dem Kirchhofe herumgetrabt ſei und wie der Goldſchmied auf Beide losgehauen hatte, und ſie lachte aus vollem Halſe, als er geſtand, daß ihr Vetter, der dem Teufel den Rücken gedeckt habe, die meiſten Schläge bekommen und wol noch mehr, als gerade nöthig geweſen, wenn es blos auf den Teufel wäre abgeſehen geweſen. Denn von ihren drei Liebhabern hielt ſie den Schneider am wenigſten werth. Den Goldſchmied aber küßte und herzte ſie wieder und verſprach ihm von neuem, daß ſie ihn heirathen wolle. Im Stillen hoffte ſie, daß der Schneider und der Sattler an den Folgen des Teufelsrittes ſterben würden und daß ſie ſo von ihnen befreit wäre.

Der Goldſchmied ging von ihr zum Sattler und da er ihn krank im Bette liegend fand, ſo ſetzte er ſich zu ihm und vertraute ihm nach einer Weile, daß er ſich ſoeben feſt mit der ſchönen Kaufmannstochter verſprochen habe. Da hättet ihr ſehen ſollen, wie der Sattler auf ſeinem Schmerzenslager in die Höhe fuhr. Er ſagte ihm jedoch nichts weiter als daß er auch ihr Liebhaber geweſen ſei. Da ging der Goldſchmied, der ein ehrenfeſter Kerl geweſen iſt, zu dem Schneider, wunderte ſich, als er den auch im Bette fand, ſetzte ſich aber doch ohne viel zu fragen ans Bett und vertraute ihm nach einer Weile: die ſchöne Kaufmannstochter wolle ihn heirathen, er möge ſie aber nicht, weil der Sattler auch ihr Liebhaber geweſen ſei. Da hättet ihr nun erſt ſehen ſollen, wie der Schneider in die Höhe fuhr! Er bekannte ſogleich, daß er ſich am verfloſſenen Abende auf des Bürgermeiſters Grab gelegt habe, um den Teufel zu prellen und die ſchöne Kaufmannstochter zu retten. Dem Goldſchmied waren nun alle Ränke der Kaufmannstochter klar und er verſchwor ſich hoch und theuer, ſie niemals zu freien, wie ſehr es ihm auch ſonſt zum Glücke gereicht hätte.

Als nun der Sattler und der Schneider wieder hergeſtellt waren, da gingen ſie zu ihrer Erholung an einem wunderſchönen Tage mit dem Goldſchmied vor dem Thore ſpaziren und da ſtimmte der Schneider wieder das Lied an:

Lauter ſchöne Leut' ſein wir,
Lauter ſchöne Leut'.

Da kam ein anderer Handwerksburſche, ein Schuhmacher, ihnen entgegen, der war gar häßlich von Ausſehen und hatte in Hamburg ſein Geld ſitzen laſſen und ſich von Hamburg durchgebettelt bis herunter nach Wien. Dem konnte man es am Geſicht anſehen, daß er ein geriebener Kerl war, und den fragten die drei Geſellen, ob er ſich wol getraue, den König von Marokko vorzuſtellen. Und wenn es der Kaiſer von China wäre, antwortete der häßliche Schuſter. Da nehmen ſie ihn mit ſich und führen ihn zu einem Juden, der leiht ihnen die koſtbarſten Kleider, die legen ſie dem Schuhmacher an und der muß ſich für den König von Marokko ausgeben und bei dem Kaufmann um ſeine Tochter anhalten.

Als nun der Schuſter zu dem Kaufmann kam und verkündigte, er ſei der König von Marokko, wolle ſich jetzt die Welt beſchauen und dabei habe er ſeine Tochter am

Fenſter ſitzen ſehen und käme, um ſie zu werben, da war großer Jubel in dem Kaufmannshauſe und die Ladenjungen, die bei dem Kaufmanne im Geſchäft waren, warfen die Ellen bis an die Decke des hohen Gewölbes empor vor lauter Vergnügen. Die Kaufmannstochter aber ſchlug den Goldſchmied um den König von Marokko ſogleich in den Wind. So wurde die Hochzeit gehalten, auf der Hochzeit aber war der König von Marokko lauter Holdſeligkeit und Luſtbarkeit, inſonderheit erzählte er viel von ſeinen Reiſen, wie auf der Reiſe von Zirizziko nach Zimezziko die Schiffe die Cholera bekommen hätten und wie gefährlich aber auch wie ſpaßhaft das geweſen ſei. Allein nach der Hochzeit kroch der häßliche Schuſter aus dem Gewande des Königs von Marokko hervor, wie ein Schmetterling aus ſeiner Puppe.

Als die ſchöne Kaufmannstochter am Morgen nach der Hochzeit erwachte, ſaß in der Brautkammer ein Ungeheuer da, das hatte eine ſchwarze ſchmierige Leinenſchürze vor und hämmerte aus Leibeskräften auf ein Stück Leder. Anfangs rief ſie um Hülfe; er aber meinte, ſie ſolle nur ruhig ſein und ſprach: „Man kann ja nicht immer der König von Marokko ſein.“ Die ſchöne Kaufmannstochter ſagte zwar: wer Pech angreift, beſudelt ſich, und wollte ihn gern wieder los ſein; allein er war nun einmal ihr Mann und blieb es, und ſo waren alle Drei an ihr gerächt, der Sattler, der Schneider und auch der Goldſchmied, der ihr Augapfel geweſen war, den ſie aber doch immer belogen hatte, ſodaß er zuletzt ſeine beſten Freunde halb todt ſchlagen mußte, und den ſie auch ſogleich vergeſſen hatte, als es hieß: da ſei der König von Marokko, der wolle ſie freien. Am Morgen nach der Hochzeit zogen der Goldſchmied, der Sattler und der Schneider Arm in Arm durch die Straßen von Wien und da ſangen ſie unter den Fenſtern der Kaufmannstochter wieder:

Lauter ſchöne Leut' ſein wir,
Lauter ſchöne Leut'.
Wenn wir keine ſchönen Leut' nicht wären,
So könnten wir kein Geld verzehren.
Lauter ſchöne Leut' ſein wir,
Lauter ſchöne Leut'.

Und da klang vor Allen die Stimme des Goldſchmieds ſo hell, daß der ſchönen Schuſtersfrau die Thränen von den Backen liefen, als ſie es hörte. Da bekam ſie zum erſtenmale Bure mit dem Knieriemen. — Der Schuſter ſaß jetzt recht im Glücke drin, dem hatte es in Wien beſſer geſchlaunt als in Hamburg.

II.

Ein andermal iſt auch ein Mädchen geweſen, als deſſen Bräutigam auf der Wanderſchaft war, ſetzte es ſich in den Kopf, daß es eine vornehme Heirath machen wolle, und als er zurückkehrte, wollte es nichts mehr von ihm wiſſen. Was hat mein Handwerksgeſell da zu thun? Er redet mit einem Lumpenſammler und der verſpricht das Mädchen für ihren Hochmuth zu beſtrafen. Er verſchafft ſich alſo auf kurze Zeit ſehr vornehme Kleidung und ſo geht er zu dem Mädchen ins Haus. Die iſt ſehr entzückt, als ſie den vornehmen Mann erblickt, dem ſie gleich anſieht, daß er auf Freiersfüßen geht, er aber thut als wäre er weit, weit her und als ob er kein Deutſch verſtände, und ſagt nichts als Britſche, Bratſche. So fragt ſie ihn denn zuerſt, ob er nicht ein reicher Engländer wäre, da ſagt er: Britſche. Da ſagt ſie: „So ſeid Ihr wol ein polniſcher Graf?" Da antwortet er: Bratſche. O Gott, ruft ſie da aus, er iſt ein polniſcher Graf! Sie fragt ihn, wie denn ſein Vorname ſei. „Britſche.“ Und ſein Zuname? „Bratſche.“ O Gott, wie ſüß, ruft ſie aus, er heißt Britſche Bratſche. Da fragt ſie ihn, ob er ſie liebe: „Britſche.“ Und ob er ſie freien wolle? „Bratſche.“ Und damit ſteckt ihr der Graf Britſche Bratſche einen Ring an den Finger, ſie hat aber nicht gemerkt, daß der nicht von Gold, ſondern nur von Meſſing geweſen iſt.

Nun wird auch ſogleich die Hochzeit angeſtellt und wie der Pape über den Beiden geweſen iſt *), ſteht auf einmal der Lumpenſammler in ſeiner einzig wahren Uniform da im Zimmer — du weißt ja wol, wie ſo ein Lumpenſammler ausſieht mit der bunten Binnecke **) an der Seite und der Pfeife im Munde, und damit bringt er ſeiner Frau ein Ständchen, wie nun ein Lumpenſammler ſo die Straßen auf- und abbläſt. Als die das hört, ſtürzt ſie wüthend herein und fragt, wie er es wagen könne, der Gräfin Britſche Bratſche eine ſolche Muſik zu machen. Da ruft er nur immer „Britſche, Bratſche“ in demſelbigen Tone, wie der polniſche Graf es gerufen hat, und britſch, bratſch ſchlägt er ſie mit ſeinem Stocke über den Rücken. Und er ſchlug ſie ſo lange, bis ſie den Lumpenſack aufhuckte, und führte ſie ſo über die Straße, da mußte ſie rufen: „Lumpen! Lumpen!“ und ſie rief es mit gar kläglicher, weinerlicher Stimme und bei jedem Rufe bekam ſie britſch, bratſch einen Schlag. Da trat auch der Handwerksgeſell ſie an und höhnte ſie und freute ſich, weil ſie ſein Handwerk nicht ungeſtraft verachtet hatte. Er gab dem Lumpenſammler ein Stück Geld zur Ausſtattung und ging zufrieden nach Haus und ſang das Lied: „Ein Jeder lobt ſich ſeinen Stand.“

---

*) Nach der Trauung.

**) Schmale Bandſtreifen, wofür hauptſächlich die Lumpen „getauſcht“ werden.

63. Die Trommelſchläger vom alten Fritz.

I.

Der König von Preußen, der alte Fritz, hatte Jahre lang einen Tambour gehabt. Wie der nicht mehr fortkann, weil er zu alt wird, ſagt der König von Preußen, er müßte in Penſion. Ja, ſagt der alte Tambour, ſo möcht' er ihm doch aber eine Liebe thun und ihm die Trommel ſchenken, womit er ſo lange Jahre Freud und Leid erlebt hätte. Der König ſagt, ja, die ſollte er behalten. Nun nimmt er ſeine Trommel und zieht ab. Wie er einige Meilen gereiſt iſt, kommt er in ein Wirthshaus und hat Hunger und Durſt. Aus der Hinterſtube kommt die Wirthin und die bittet er um ein Almoſen, ſie aber weiſt ihn ſehr barſch ab und ſagt, er möge weiter gehen. Da kommt das Dienſtmädchen aus der Küche, winkt ihn zu ſich und ſagt zu ihm, er ſolle hineingehen und ſich hinter den Ofen ſetzen, ſie werde ihm ſchon etwas bringen.

Er geht alſo in die Hinterſtube, ſtülpt ſeine Trommel um hinter dem Ofen und ſetzt ſich darauf. Bald kommt das Dienſtmädchen und bringt ihm zu eſſen. Da ſteht die Thür zur vordern Stube etwas offen und er ſieht hindurch. Da kommt die Wirthin, die unterdeſſen in der Küche geweſen iſt, deckt vorn den Tiſch und trägt vom Schönſten und Beſten auf, Braten, Wein und Alles.

Es dauert nicht lange, da kommt ſie wieder herein und hat einen Pater unter dem Arme untergefaßt. Mit dem hat ſie ſich nämlich gehalten, ſo oft ihr Mann, der Wirth, nicht daheim geweſen iſt, wie er auch diesmal gerade verreiſt geweſen. Die Zwei ſetzen ſich miteinander hin, eſſen und trinken, und als ſie gegeſſen und getrunken haben, ſagt der Pater: ſie wollten einmal miteinander tanzen, und da ſpringen und laufen ſie miteinander in der Stube herum wie närriſch. Da denkt der alte Tambour: Halt, die laufen ja Sturm, dazu mußt du Sturm trommeln. Alſo ſteht er auf, hängt ſeine Trommel um und fängt an Sturm zu trommeln. Wie der Pater und die Wirthin das Trommeln hören, läßt der Pater Hut und Stock im Stich und ſpringt mit der Wirthin zur Thür hinaus, und fort geht es wie Guſtav nach Amerika. Der Tambour aber geht in die Vorderſtube und ißt und trinkt ſich ordentlich ſatt, dann huckt er ſeine Trommel auf und macht ſich heim zu Frau und Kind. Wie er heimkommt, iſt Freude über Freude, daß er da iſt, aber es fehlt ihnen am Beſten und ſie müſſen Hungerpfoten ſaugen.

Alſo geht der Tambour hin, holt ſich Ruthen und bindet ſich ein rechtlich Bund Beſen. Dieſes Bund huckelt er auf, will die Beſen verkaufen und geht damit gerade in das Wirthshaus wieder hinein, wo er einmal Sturm getrommelt hat. Wie er hineinkommt, iſt aber der Wirth daheim. Da ſpricht der alte Soldat, ob er wol nicht könne die Nacht dableiben. Ja wohl, ſagt der Wirth, er ſolle hereinkommen und ſeine Beſen auf dem Hausflur abſetzen — da hat ſo ein kleiner Tiſch geſtanden. Darauf legt er ſie hin. Wie er hereinkommt in die Hinterſtube, ſitzt ſie ganz voll Kaufherren, die große Frachtwagen mit Waaren bei ſich geführt haben. Er ſagt guten Abend, ſetzt ſich, weil er nur ein armer Beſenbinder geweſen iſt, unten an die Tafel hin und fodert ſchüchtern vom Wirth einen Trunk.

Die Kaufherren erzählen allerlei und endlich ſagt der Wirth zum Beſenbinder: er ſolle doch heraufrücken und auch Eins erzählen.

Nun gut, er rückt herauf und fängt an zu erzählen, wie lange er dem Könige von Preußen gedient habe und daß er ihn zum Abſchied um die Trommel gebeten. Da habe der alte Fritz geſagt: ja wohl, mein Sohn, die kannſt du mitnehmen. Da ſei er in ein Wirthshaus gekommen, blitzweg, es ſei gerade, als ob's dies ſei, worin ſie hier ſäßen . . . .

In dem Augenblick ruft die Wirthin aus der vordern Stube herein: ſie wolle ihm Beſen abkaufen. Als er herauskommt, verſpricht ſie ihm funfzig Thaler, wenn er ruhig ſein wolle. Sie wär' es ja geweſen mit dem Vater, und dies Wirthshaus ſei es auch geweſen, aber ihr Mann ſollt' es nicht wiſſen.

Der Tambour läßt ſich die funfzig Thaler geben und damit geht er herein.

Wie er hereinkommt in die Stube zu den reichen Kaufleuten, ſagt er: Da hab' ich einen Beſen verkauft für funfzig Thaler. Die Kaufherren ſehen ſich einander an und denken: wir haben nur für ſo und ſo viel Tauſende Waaren und Pferde bei uns, und der hat gleich für den Beſen funfzig Thaler bekommen?

Der Wirth aber dringt darauf, daß er ſeine Geſchichte auserzählt, und der Tambour ſagt: das wolle er auch. Fährt alſo fort: Die Wirthin in dem Hauſe hätte ihm ein Stück Brot verweigert, das Mädchen aber hätte ihn geſpeiſt — blitzweg, es ſei ihm immer, als ob's dies Wirthshaus ſei.

Da ruft die Wirthin wieder herein: er ſolle herauskommen, ſie wolle Beſen.

Wie er herauskommt, ſagt ſie: er ſolle doch ruhig ſein, ſie wolle ihm hundert Thaler geben. Sie wär's ja geweſen mit dem Vater; daß nur ihr Mann nichts höre!

Der Tambour ſagt: ſie möge nur hergeben, er wolle nichts ſagen. Alſo gibt ſie ihm hundert Thaler und er geht hinein in die Stube.

Wie er hereinkommt, ſagt er: da hab' ich wieder einen Beſen verkauft, und zählt die hundert Thaler auf die Tafel.

Die reichen Frachtherren ſehen ſich einander an und ſtaunen noch mehr. Der Wirth aber ſagt: na, nun ſolle er ihm nicht davonkommen, er ſolle auserzählen. Er hatte nämlich nun ſchon etwas Lunte gerochen.

Der Tambour fährt fort: das Mädchen habe geſagt, er ſolle ſich in der kleinen Stube hinter den Ofen hinſetzen, es wolle ihm was bringen. Da wäre er hereingegangen, hätte ſeine Trommel umgeſtülpt und ſich darauf geſetzt. Und blitzweg, es wäre ihm immer, als ob's dies Wirthshaus ſei.

Alſo macht die Wirthin die Thür auf und ruft wieder: er ſolle herauskommen, ſie wolle Beſen.

Wie er herauskommt, ſagt ſie: er möge doch ruhig ſein, ſie wollte ihm zweihundert Thaler geben, es ſei ja dies Wirthshaus geweſen, aber ihr Mann ſollt's nicht wiſſen.

Nun, ſie möge nur hergeben, er ſage nichts, antwortet der Tambour. — Ei, er habe ja ſchon ſo Vieles erzählt! Er nimmt die zweihundert Thaler und geht damit herein in die Stube.

Da hab' ich wieder einen Beſen verkauft für zweihundert Thaler, ſpricht er zu den Kaufherren, und zählt die nun auf den Tiſch. Die erſtaunen noch mehr, der

Wirth aber ſagt: er möge ſchnell erzählen, es ſei ein ſchönes Räthslein, das gefiele ihm.

Der Tambour aber fährt fort: Da wäre die Wirthin hereingekommen, hätte vorn die Tafel gedeckt und Eſſen und Trinken aufgetragen. Dann hätte ſie den Vater unterm Arm gehabt und darauf ſich mit ihm hingeſetzt zu eſſen und zu trinken. Und blitzweg, es wäre ihm immer, als wenn's dies Wirthshaus wäre.

Er ſolle herauskommen, ſie wolle Beſen, ruft die Wirthin und verſpricht ihm dreihundert Thaler, lamentirt aber immer fort, weil er ſchon zu viel geſagt habe. Er verſpricht von neuem, nichts zu verrathen, nimmt die dreihundert Thaler und geht hinein.

Da ſagt er: hier hab' ich wieder einen Beſen verkauft, und zählt das Geld hin.

Durch die Schar der Kaufherren läuft ein beifälliges Gemurmel, aber auch den Neid können ſie nicht unterdrücken. Das iſt ein Handelsmann! Alle Wetter! ſpricht einer zum andern. Was habt Ihr ſeiner Zeit für Euern Apfelſchimmel bekommen, den Euch der Kaiſer abnahm? nur hundert Piſtoletten! Und was bezieht Ihr für den Orhoſt ſpaniſchen Weines? Ein Paar hundert Gulden! Und Der bezieht für ſeine Beſen Hunderte von Reichsthalern! Und dabei iſt er ein einfältiger Tambour, der ſeine Waare gewiß unter dem Handelswerthe verkauft, die Beſen müſſen excellent ſein! Wenn die in unſere Hände kämen, damit wäre ein ausgezeichnetes Geſchäft zu machen!

So ſprachen die Kaufleute leiſe zueinander. Der Wirth aber drängte, daß der Tambour in ſeiner Erzählung fortführe, und der berichtete:

Nachdem die Wirthin mit dem Vater gegeſſen und getrunken, habe der Vater geſagt: Wir wollen einmal ein Spiel machen. Darauf hätten ſie angefangen zu tanzen und wären einander immer entgegengelaufen und zugleich wäre es ihm ſo geweſen, als hätten ſie ſich dabei im Fluge geherzt und geküßt. Und blitzweg, es wäre ihm immer, als ob's dies Wirthshaus wäre.

Er ſollte herauskommen, ſie wolle Beſen, ruft die Wirthin wieder.

Ei, ſagt ſie zu ihm, er hätte nun faſt ſchon Alles erzählt. Er möge doch ruhig ſein, ſie wolle ihm vierhundert Thaler geben.

Der Tambour nimmt die vierhundert Thaler, geht hinein und ſagt: Hier hab' ich wieder einen Beſen verkauft für vierhundert Thaler, hier liegt das Geld. Die Kaufleute ſtaunen immer mehr. Der Wirth aber treibt ihn, ſeine Geſchichte zu erzählen.

Ja, ſagt er, da hätte er gedacht, die laufen ja Sturm, dazu mußt du trommeln. Von dem Trommeln aber ſei er aufgewacht — da ſei es ein Traum geweſen und er habe ſich nicht einmal im Wirthshauſe befunden, ſondern hinter einer Hecke gelegen, und vom Himmel herunter habe es genäßt und genebelt. Da habe er ſeine Trommel genommen und ſei heimgegangen.

Der Wirth, der ſchon gefürchtet hatte von ſeiner Frau etwas Schlimmes zu hören, lachte unmäßig über dieſen Traum, die Kaufleute aber hatten das Ende der Geſchichte kaum erwarten können, um mit dem Beſenbinder einen Handel zu ſchließen. Es war auf einmal, als wäre dies Wirthshaus die große hamburger Börſenhalle geworden, blos von wegen der Beſen. Ein Kaufmann ſagte: er wolle ihm ſeine zwei Pferde, ſeinen Wagen und für zweitauſend Thaler Waaren geben, dafür verlange er nichts als ein Bund Beſen.

Der Tambour ſagt: Wie er denn nur ein ſolches Angebot thun könne? Er habe doch geſehen, daß der eine Beſen funfzig, der andere hundert, der dritte zweihundert, der vierte dreihundert, der fünfte vierhundert Thaler gekoſtet habe. Ei, da ſtecke ein ſchönes Geld in dem Bund Beſen, das ſei ihm für Pferde und Wagen und für etwas Kram mit nichten feil.

Da ſpricht ein zweiter Kaufmann: Er habe vier Pferde, einen vierſpännigen Wagen und für viertauſend Thaler Waare darauf: ob er dafür das Bund Beſen haben könne.

Ei, ſagt der Tambour, ſo möchte es drum ſein. Nimmt Wagen und Pferde und fährt Alles nach Hauſe und iſt durch ſeine Schäkerei ein ſteinreicher Mann geworden.

Mein guter Kaufherr huckt das Bund Beſen auf und zieht nach der Stadt, wo gerade Markt iſt. Die Frauen, die auf dem Markte hin- und hergehen, um einzukaufen, verwundern ſich natürlich nicht wenig, als ſie einen ſo anſehnlichen Mann mit Beſen auf dem Rücken ankommen ſehen. Der Kaufherr aber theilt ſeine Beſen in fünf Häufchen ab, weil der Tambour fünf verſchiedene Preiſe dafür bekommen hat. Als die Frauen kommen und rufen ihm zu: Freund, was koſtet ſo ein Beſen? da ſchmunzelt er, zieht die Schultern ein wenig ein und ſtreckt die Hände vor, wie die Kaufleute beim Handel thun, und ſagt: „Je nun, nachdem ſie ſind. Die hier koſten funfzig, die hier hundert, die hier zweihundert, die hier dreihundert und die hier vierhundert Thaler.“ Da fangen die Frauen an ihn auszuſchelten und ſagen, ein Beſen koſtet vier Pfennige, wolle er ihnen hier den Markt vertheuern, ſo ſolle ja gleich das Wetter dreinſchlagen.

Der Kaufherr hat noch große Reden dagegen und antwortet: für einen Mathier habe er in ſeinem Leben keine Waaren feil gehabt, wer ſeine Beſen nicht wolle, der möge ſeiner Wege gehen, ſie gehörten ja ihm.

Und damit hatte er ein wahr Wort geſprochen: die

Beſen gehörten ihm, Pferd und Wagen und für viertauſend Thaler Waare gehörten aber dem ſchlauen Tambour. Als der Kaufmann, nachdem er den ganzen Tag über vergeblich auf dem Markte ausgeſtanden hatte, am Abend ſeine Beſen aufhuckte und mit ihnen heim ging, kochte die Frau des Tambours gerade einen guten Kaffee, wozu ſich die Bohnen auch unter den Frachtwaaren des Kaufherrn vorgefunden hatten, und da machten ſich die beiden Alten recht luſtig miteinander. Und das geſchah an demſelbigen Abende, da die Elbe brannte ſo lichterloh und die Bauern Stroh herbeitrugen, um damit zu löſchen.

II.

Einmal lag das Militär vom preußiſchen Fritz in einer Stadt, da iſt ein kleiner Tambour dabei geweſen, der hat ſich verliebt in eine Kaufmannstochter. Der preußiſche Fritz hat das wohl bemerkt, und wie ſie in einer andern Stadt im Lager ſind, gibt er dieſem Tambour eine kleine Krone und Kleidung, wie einem ordentlichen Prinzen. So muß er ſich in einen Wagen mit vier Pferden ſetzen und nach der Stadt, wo die Kaufmannstochter wohnt, zurückjagen. Er ſteigt in einem Gaſthofe dem Kaufmann gegenüber ab, läßt ſich bei dem ordentlich anmelden und bekommt als Prinz die Kaufmannstochter zur Frau. Am Morgen nach der Hochzeit ſchickt aber der preußiſche Fritz die ganzen Tambours, welche bei dem Regimente noch geweſen ſind, unter die Fenſter des Kaufmannshauſes, die trommeln immerfort:

Kamerad komm, Kamerad komm,
Kommſt du nicht, ſo hol' ich dich,
So kommſt du in Priſon.

Der Herr Prinz tritt nun wol ans Fenſter und winkt ſeinen Kameraden verſtohlen, ſie möchten nur ſtill ſein. Weil die aber immerfort trommeln: „Kamerad komm, Kamerad komm“, ſo merken zuletzt Alle, daß der Prinz ein Tambour iſt. Die Kaufmannstochter aber hat er behalten, dafür hat der preußiſche Fritz wol geſorgt.

64. Der Zaunkönig und die Hühnerwieke.

Die Vögel wurden auch einmal ehrgeizig, und dachten auch: „Högger rup, Junge!*)“ Sie machten alſo eine Wette, wer am höchſten fliegen könnte, und beſtimmten, daß der Sieger in dieſer Wette ihr König ſein ſollte. Da erhoben ſich die Vögel alle mit ihren Flügeln von der Erde, und alsbald kribbelte und wibbelte es in der Luft von Vögeln, um die Köpfe der Menſchen flogen die Enten, Hühner und Gänſe, denn die dachten auch: „Högger rup, Junge!“ und hatten ſich auch zum Fliegen aufgehoben. Aber auch neben den Dächern und neben den Baumſpitzen und viel, viel höher hinauf, ſoweit das Auge ſah, war alles voll Vögel. Ueber Allen ſchwebte die Hühnerwieke**), auf ihren Schwanz aber hatte ſich der Zaunkönig geſetzt, der dachte erſt recht: „Högger rup, högger rup!“ und als die Hühnerwieke hoch oben in der Luft war, da flog er von ihrem Schwanze auf und erhob ſich noch höher. Weil er nun ſo klein war, ſo wollten ihn die Vögel nicht zu ihrem König: ſie ſperrten ihn in ein Mauſeloch und ſtellten die Eule als Wache neben ihn.

---

*) Höher hinauf, Junge.

**) Hühnerweide.

In dem Mauſeloche brüſtete ſich der kleine Vogel noch und rief immerfort: „Ower de Heuhnerwieke! Ower de Heuhnerwieke!*)“ Die Eule aber war ein ſchlechter Wächter und nickte mit ihrem dicken Kopfe ein. Das benutzte der Zaunkönig ſogleich, ſchlüpfte aus ſeinem Loche hervor und fuhr in einen Zaun. Seitdem hat er den Spottnamen Zaunkönig erhalten. Nach einem recht friſchen Regen, da geh einmal ſo an einer naſſen grünen Hecke vorbei, und wenn das Waſſer dann in den Schleedornen tropft, dann kannſt du den kleinen Vogel ſich noch immer berühmen hören: „Ower de Heuhnerwieke! Ower de Heuhnerwieke!“ Die Eule aber darf ſich ſeit der Zeit vor den Vögeln nicht mehr ſehen laſſen, und fliegt nur des Nachts auf. Dann fliegt ſie vor die Häuſer, wo ein Menſch ſterben will; da ſetzt ſie ſich aufs Dach oder gegenüber und ruft: „Klewit, klewit!“ Oder ſie ſagt: „Geh mit, geh mit!“ Wenn ſie das lange genug gerufen hat, und es iſt ein ſchöner Buchenwald in der Nähe, ſo verſchwindet ſie in den Buchen; ſonſt verſteckt ſie ſich auf dem Kirchthurme. Die Hühnerwieke aber iſt ein Dieb und ſtiehlt ſich manchen Braten von der Weide. Haſt du nicht auch ſchon mitgerufen: „Wie-, Wie-Wittche!“ wenn ſie hinter dem Dorfe über den jungen Gänſen ſchwebte? Dann ſchlägt ihr das böſe Gewiſſen wegen des Diebſtahls, den ſie im Sinne hat, und ſie hebt ſich hoch in die Luft auf wie damals, wo der Zaunkönig von ihrem Schwanze aufflog, und fliegt davon.

---

*) Noch über die Hühnerweihe.

65. Der Ziehhirſch.

So iſt denn auch einmal in den alten, alten Zeiten eine Königstochter geweſen, die war in einen Stabshorniſten verliebt und ſteckte dieſem immer viel Geld zu. Durch das Geld, was der Stabshorniſt aufzuwenden hat, wird der König aufmerkſam, läßt ihn zu ſich kommen und fragt ihn, woher er das viele Geld erhalte. — Das bekäme er von ſeiner Prinzeſſin. — Nun ſchließt der König ſeine Tochter ein und ſagt dem Stabshorniſten, wenn er jetzt noch zu ihr gelangen könne, ſo ſolle er ſie heirathen und König werden. Weiß mein Stabstrompeter nichts Anderes zu thun, als daß er ſich einen Ziehhirſch auf Rollen machen läßt, da legt er ſich hinein und bläſt alle die ſchönſten Stückſchen, die der König gern hören mag. Der König fragt ſeinen General, ob er für gut befände, daß er den Hirſch kaufe, um ſeine gefangene Tochter damit zu erfreuen. Der General findet es für gut, und der König bezahlt viel Geld für den Hirſch an den Mann, der ihn hat auf Walzen ziehen müſſen. Nun wird der Hirſch auf das Zimmer der Prinzeſſin gezogen und unterwegs bläſt er wieder die ſchönſten Stücke. Als der König den Stabshorniſten ſpäter im Zimmer der Prinzeſſin fand, gab er ihm ſeine Tochter zur Frau und machte ihn zum König.

66. Der liſtige Soldat.

Zwei Soldaten ſtanden auf Wache vor Königs Schloſſe und im Geſpräche wünſchte ſich der Eine General zu ſein, der Andere aber wünſchte ſich zu der Prinzeſſin. Das hörte der König am Fenſter des Schloſſes, ließ alſo am andern Tage die beiden Soldaten vor ſich kommen und fragte ſie um ihre Wünſche. Sie bekennen dieſelben; da macht der König den Einen zum General und verſpricht dem Andern, ihn auf den Abend bei ſeiner Tochter anzumelden. Als der Soldat am Abende zu der Prinzeſſin kommt, ſtehen in ihrem Zimmer auf Befehl des Königs ſechs Mann Wache, und dazu ſind zwei große Kronleuchter angezündet. Der Soldat knüpft mit der Prinzeſſin ein Geſpräch an, die aber antwortet ihn nichts als Nein, und der Soldat merkt, daß der König ihr befohlen hat, auf Alles was er zu ihr ſagen würde, nur mit Nein zu antworten. Da beſchließt er die Sache anders anzufangen und fragt: „Sollen denn die ſechs Mann Wache dort ſtehen bleiben?“ Da antwortet die Prinzeſſin auch: Nein. Sogleich wendet ſich der Soldat gegen ſeine Kameraden und commandirt: Rechts um, ab. — Da marſchirten die ſechs Mann Wache ab, und ſo ſtellte er noch mehrere Fragen, auf welche ihm die Antwort der Prinzeſſin, die nichts als Nein ſagte, recht erwünſcht war. Als ihn der König nachher noch im Gemach der Prinzeſſin fand, ward er ſehr zornig. Weil er aber erfuhr, daß die Prinzeſſin genau den Willen ihres Vaters erfüllt und nichts als Nein geſagt hatte, ſo gab er den Soldaten der Prinzeſſin zum Manne, und der erbte nach ſeinem Tode die Krone und das Reich.

67. Die Springwurzel und das Lichtchen.

Ein König hatte einen Soldaten, der konnte mehr als Brot eſſen und war der pünktlichſte Soldat beim ganzen Regiment. Wenn nun der König Urſache hatte, einem Soldaten wegen Unordentlichkeit einen Verweis zu geben, ſo warf er immer dieſen Soldaten vor und ſagte: „Der bekommt nicht mehr Sold als ihr und hält ſich doch viel beſſer in ſeiner Kleidung und in Lederzeug.“ „Ja“, ſagten die Soldaten, „der kann auch hexen; wenn wir Das könnten, könnten wir uns auch viel beſſer und properer halten.“ Da entſchließt ſich der König einſtmals, zu ſehen, ob die andern Soldaten wahr geſprochen haben. Er macht ſich auf und zieht ſo ſchlechte Kleider an als ein Bettler. So ſpricht er den Soldaten an, ob er nicht bei ihm übernachten könne. Da ſagt der: das könne er wol, er müſſe ſich aber auf Stroh legen. Da legt ſich der König auf Stroh; in der Nacht aber kommt der Soldat zu ihm und ſagt: „Wir wollen einmal die Kramerladen ſtöben.“ So gehen die Beiden des Nachts los, und als ſie vor den erſten Laden kommen, ſpringen die Thüren von ſelbſt auf. Das hat aber daran gelegen, daß der Soldat eine Springwurzel gehabt hat, die hatte er in der Johannisnacht im Walde zwiſchen Farrenkraut weggeholt. Der Soldat nimmt das Geld aus dem Kaſten, und der König ſagt: „Nun, mach nur, daß wir fortkommen, ſonſt faſſen ſie uns noch.“ „Bah“, ſagt der Soldat, „laß nur, ich will's auch erſt zählen und nachrechnen!“ Da zählt der Soldat das Geld ganz ruhig und rechnet aus, wie viel davon durch Betrug erworben iſt, und das nimmt er und gibt dem König die Hälfte davon, das Uebrige aber legt er wieder hin und dann gehen ſie fort. So machen ſie es noch in zwei Kaufmannsläden. Beim letzten will der König Alles nehmen, da gibt ihm der Soldat eine Ohrfeige. Nachher ſagt der Soldat: „Bruder, wir wollen erſt einmal in des Königs Schatzkammer gehen.“ Wie nun die Beiden bei dem Schloſſe ankommen, ſo ſchnarchen die Soldaten auf ihren Poſten alle wie die Bären, die Thüren aber ſpringen wieder von ſelbſt auf und ſie gehen hinein. Da weiſt der Soldat dem König alle die Vorrathsgelder. Der König aber iſt begehrlich und will gleich zufaſſen. So holt der Soldat mit der Hand aus, gibt dem König wieder eine Ohrfeige und ſagt: „Das iſt das Geld, davon der König das Militär erhalten muß. Von jenem Haufen dort aber wollen wir etwas nehmen, das iſt der Haufen, davon er ſeinen Hofſtaat erhält.“ Von der Ohrfeige hat dem König ordentlich der Kopf gebrummt, deshalb wird er verdrießlich und marſchirt ab. Am andern Tage aber läßt er den Soldaten auf ſein Schloß kommen und ſagt in ſeiner Königskleidung: „Höre einmal, Bruder, ich habe gehört, du könnteſt mehr als Brot eſſen; was haſt du erſt dieſe Nacht wieder für Streiche gemacht?“ „Ja“, ſagt der Soldat, „ich kann freilich mehr als Brot eſſen; wenn ich was dazu habe, kann ich auch Butterfutter eſſen. Aber dieſe Nacht habe ich ruhig auf meinem Strohſacke gelegen und geſchlafen.“ Da geht der König hin und zieht die Bettlerkleidung an, und kommt in dieſer zurück. Da ſieht der Soldat, daß es ſein König geweſen iſt, dem er die Ohrfeigen gegeben hat, fällt dem Bettler zu Füßen und bittet vielmals um Verzeihung, die er auch erhält. Nun will er ſeinen Dienſt aufdanken, der König aber nimmt ihm nur die Springwurzel und das Geld ab, das er damit gewonnen hat, will ihn anfangs nicht ziehen laſſen und bietet ihm jeden Tag einen Thaler Sold, wenn er bliebe. Allein der Soldat nimmt es nicht an, ſondern verläßt ſogleich die Stadt.

Als er nun über zwölf Stunden marſchirt iſt, kommt er in einen dicken Wald und will ſich da ein Nachtquartier ſuchen. Er wählt ſich alſo einen Baum auf einer ſteinernen Höhe aus und ſteigt hinauf, als er aber ein wenig eingeſchlafen iſt, fällt er herunter. Er ſteigt wieder hinauf, als er aber wieder oben iſt, ſieht er von ferne ein Lichtchen brennen, das will er holen. Er macht ſich auf, muß aber erſt drei Stunden lang marſchiren, ehe er hinkommt wo das Licht iſt. Wie er nun bei der Höhle angekommen iſt, ſteht da eine alte Frau, die hat das Lichtchen brennen. Er ſagt zu der Frau: „Gun Dag, ole Mäken*)“, die Frau ſagt wieder: „Gun Dag, ole Junge**)“, und nöthigt ihn in die Höhle. Er geht hinein, da fragt ſie ihn, ob er hungrig ſei, und als er ſagt ja, nimmt die Frau das Licht und ſtreicht damit über den Tiſch. Sogleich wird von unſichtbaren Händen der ſchönſte Wein und die ſchönſte Speiſe aufgetragen. Als er nun gegeſſen und getrunken hat, ſchläft die Alte ein, er aber nimmt das Licht und ſchlägt ſie damit todt. Dann marſchirt er freudig mit ſeinem Lichte wieder vorwärts. Als er eine Strecke weit gegangen iſt, will er's probiren und wünſcht ſich ein ordentliches Frühſtück. Das bekommt er auch und nun zaubert er ſich mit dem Lichte eine Summe Geldes herbei. Da er das nun hat, marſchirt er weiter. Nachdem er eine ziemlich lange Strecke gegangen iſt, kommt er nach einer Stadt, wo viele Soldaten exerciren. Da nimmt er ſeinen Stock, denkt ſich dabei das Gewehr und exercirt damit. Dies ſieht ein Major, der kommt zu ihm und fragt, wo er denn her wäre. Er ſagt dem Offizier ſeine Umſtände. Da ſagt der Major: er ſolle hier bleiben und Soldat werden, das will er aber nicht. Da kömmt ein alter Soldat zu ihm, dem ſagt er, er ſolle ihn ins beſte Wirthshaus führen, das in der Stadt zu finden wäre, und gibt ihm einen Thaler. Allein der alte Soldat denkt: So einen Mann in ſchlechten Kleidern kannſt du unmöglich ins beſte Wirthshaus bringen, und bringt ihn in ein kleines Wirthshaus. Da ſagt aber der Soldat, hier wolle er nicht bleiben, das wäre für ihn zu gering, er wolle in ein beſſeres Wirthshaus. Und nun erfüllt der alte Soldat ſeiner Wunſch, dafür gibt er ihm noch fünf Thaler. Als ihn die Wirthin ſieht, ſagt dieſe zu ihrem Manne: das wäre ja ein Bettler, den wollten ſie nicht behalten. Der Wirth ſagt aber: „In den' ſchlechten Kleidern ſteckt manchmal ein beſſerer und auch reicherer Menſch als in den guten“, und führt den fremden Gaſt oben auf die Stube, wo ihm ein Dienſtmädchen Waſchwaſſer bringt. Dem Dienſtmädchen gibt er ſogleich dafür fünf Thaler. Als nun das Mädchen hinunter kommt, zeigt es den andern Dienſtmädchen und den Kellnern ſein Trinkgeld, da läuft der eine noch mehr hinauf als der andere, und ſie bringen auch viele unnütze Sachen herauf, aber Jeder bekommt ſein Trinkgeld. Als nun einſtmals der Wirth ſelber hinauf auf die Stube kam, ſaß der früher ſo zerlumpte Soldat in der beſten Majorskleidung da, und von den ſchlechten Kleidern war nichts weiter zu ſehen. Darüber verwunderten ſich Alle, die Wirthin aber freute ſich und war froh, daß ſie den Mann behalten hatten.

---

*) Guten Tag, altes Mädchen.

**) Guten Tag, alter Junge.

Nun wohnte nicht weit von dieſem Wirthshauſe ein König, der hatte mehrmals den Major mit ſeinen goldenen Aufſchlägen oder Ebeletzen*) geſehen. Darum ließ er den Wirth zu ſich kommen und fragte dieſen darum, da beſchied der Wirth den König, was es mit ihm ſei. Darauf meinte der König: wenn der Soldat einen Wunſch erfüllen könnte, ſo könne er eine von ſeinen Töchtern heirathen und ſpäter das Königreich erben. Läßt alſo den Major holen, ſtellt dem die Sache vor und verlangt, daß er in einem Tage eine Brücke über das tiefe Waſſer machen ſolle. Da gibt der Soldat eine verwegene Antwort, und dafür läßt der König den Major vierundzwanzig Stunden beiſtopfen ins Loch. Sobald der Soldat im Loche ſitzt, wird das ein hübſcheres Zimmer als der König hat, auch wird von unſichtbaren Muſici's die beſte Muſik gemacht, daß der König wol den Soldaten eher um der ſchönen Muſik halber hat länger darin ſitzen laſſen, denn um der verwegenen Antwort willen. Sobald der Soldat aber aus dem Loche gelaſſen wird, iſt das hübſche Zimmer verſchwunden und die Muſik wird nicht mehr gehört. Nun aber ſagt der Major: nicht in einem Tage wollte er die Brücke fertig machen, ſondern in fünf Minuten. Der König antwortet: ſo möge er nur gleich ans Werk gehen. Als der Soldat nun an das tiefe Waſſer kommt, holt er ſein Zauberlichtchen hervor, und in fünf Minuten iſt die Brücke fix und fertig geweſen. Da hat er die Königstochter geheirathet und nachher das Königreich erhalten. Darüber ſind die böſen Menſchen ſo neidiſch geworden, daß ſie ihm einmal ſein Lichtchen weggenommen und in das tiefe Waſſer geworfen haben. Das hat aber der liebe Gott nicht haben wollen, das Waſſer iſt gleich klein geworden und er hat ſein Lichtchen wiederbekommen. Da iſt ſein letzter Wunſch mit dem Lichtchen geweſen, daß er noch jünger von Geſicht wäre, und noch funfzig Jahre lebte, da iſt er viel jünger und hübſcher von Geſicht geworden, und hat noch funfzig Jahre in der höchſten Freude und Glückſeligkeit mit ſeiner Frau gelebt und das Zauberlichtchen ſeinen Nachfolgern hinterlaſſen.

---

*) Epauletten.

68. Ein Windbeutel legt das Kartenſpiel von einer guten Seite aus.

Ein Regiment machte einſt an einem Sonntage Kirchenparade, ein Soldat ſetzte ſich beim Eingange in die Kirche, und wie man dachte: er nehme ein Gebet- oder Geſangbuch, zog er ein Spiel Karten aus der Taſche und legte ſelbige auseinander vor ſich her. Der Feldwebel, der dabei ſtand, ſah ihm zu und befahl ihm, er ſolle ſeine Karten in die Taſche ſtecken und Solches nicht wieder thun; der Soldat aber gehorchte dem Feldwebel nicht, verantwortete ſich auch nicht, ſondern betrachtete ſein Kartenſpiel beſtändig. Während der Zeit war die Kirche wieder aus, der Feldwebel wartete vor der Thür auf den Soldaten, bis er aus der Kirche kam, führte ihn dann zu ſeinem Major und verklagte ihn um Das, was er in der Kirche geſehen hatte.

Der Major. Wie! Du haſt dich unterſtanden in der Kirche Karten zu ſpielen? Verantworte dich ſogleich, oder du ſollſt ohne Gnade Gaſſen laufen.

Der Soldat. Wenn Sie mir gnädig erlauben, ſo werde ich mich hinlänglich verantworten. Die Kirche iſt ein heiliger Ort und ich habe Niemand in ſeiner Andacht geſtört, ſondern Alle in Ruhe gelaſſen.

Der Major. Ich merke, du fütterſt einen Windhund, rede die Wahrheit, oder ich ſchicke dich ſofort in Arreſt.

Der Soldat zog hierauf ſeine Karten wieder aus der Taſche, zeigte ſie dem Major und ſagte: Sobald ich ein As ſehe, ſo denke ich, daß ein Gott iſt, der Himmel und Erde erſchaffen hat; eine Zwei: die zwei Naturen in Chriſto, nämlich die göttliche und die menſchliche; eine Drei: die drei

Perſonen in der Gottheit; eine Vier: die vier Evangeliſten, Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes: eine Fünf: die fünf Wunden Chriſti; eine Sechs: daß Gott in ſechs Tagen die Welt erſchaffen hat; eine Sieben: daß er den ſiebenten Tag zum Ruhetag ausgeſetzt hat; eine Acht zeigt mir an, daß die Acht in der Arche das Leben gerettet haben, nämlich: Noah, ſein Weib, ſeine drei Söhne: Sem, Ham und Japhet und deren Weiber. Eine Neun zeigt mir die neun undankbaren, geſund Gewordenen, weil nur Einer für ſeine Geſundheit Gott gedankt hat; eine Zehn: die zehn Gebote Gottes, welche er Moſe auf dem Berge Sinai gegeben hat. Wie nun der Soldat alle Karten durchgegangen war, nahm er den Kreuz-Bauer, legte ihn auf die Seite und ſprach: dieſer war nicht ehrlich, die andern drei ſind Schinderknechte, welche Chriſtum auf Befehl Pilati gegeißelt haben; das Herz zeigt mir an, daß Gott ſeine Kirche habe zum Gotteshaus bauen laſſen; die Schellen zeigen mir, daß alle Kirchen viereckig ſind; die Schippen zeigen mir den Speer, die Nägel und die Dornenkrone, welche Chriſto durch Mark und Bein gedrungen ſind; ſobald ich ein Kreuz ſehe, ſtelle ich mir das Kreuz vor, an welchem Chriſtus gekreuzigt iſt; die Könige zeigen mir die Könige des Morgenlandes; die Damen deuten mir die Weiber, welche zum Grabe kamen, Chriſtum zu ſuchen. Ich ſage Ihnen, daß mir ein Spiel Karten ſowol zu meiner Andacht dient als ein Gebet- oder Geſangbuch.

Der Major. Du ſagſt mir aber doch nichts von dem Kreuz-Bauer, welchen du auf die Seite gelegt haſt, ſondern ſagſt: er wäre nicht ehrlich.

Der Soldat. Mein Herr Major, wenn ich ohne Strafe ſoll davonkommen, ſo will ich es ſagen.

Der Major. Sage nur her, mein Sohn, dir ſoll Nichts geſchehen.

Der Soldat. Der Kreuz-Bauer, welchen ich auf die Seite gelegt und geſagt habe, er wäre nicht ehrlich, das iſt der Verräther Judas, oder dieſer Feldwebel, welcher hier ſteht und mich verklagt hat.

Der Major. Da, mein Sohn — und ſchenkte ihm einen Louisdor — trink meine Geſundheit, du biſt der politiſchſte Windbeutel, den ich je geſehen habe. Ich habe viele Leute gekannt, die die Karten ſtudirt haben, ſie haben aber Solches nicht gefunden was du mir jetzt geſagt haſt.

69. Das harte Herz.

Es war einmal ein Pfarrer, der war ſo hartherzig und geizig, aber ſeine Frau war mildthätig und wünſchte ſehr, daß ihr Mann auch mildthätig würde. Das offenbarte ſie dem Schulmeiſter und dieſer ſagte: Wenn ihr Mann mildthätig werden ſolle, ſo müſſe er einmal mit ihm in den Wald gehen. Da beredete die Frau ihren Mann, daß er mit dem Schulmeiſter in den Wald gehe; der aber ſagte zu ihm, er brauche nichts mit zu nehmen, er ſelbſt nähme auch nichts mit; doch ſteckte er ſich heimlich die Rocktaſchen voll Brot und Wurſt. So gingen denn die Beiden in den Wald; als ſie aber noch nicht lange gegangen waren, wurde der Pfarrer hungrig und klagte es dem Schulmeiſter. Da pflückte der Schwämme ab, die gab er ihm zu eſſen, und that, als äße er auch davon; das war aber nur zum Schein und heimlich aß er Brot und Wurſt. Da klagte der Pfarrer bitterlich, daß er nichts als Schwämme eſſen müſſe, und der Schulmeiſter ſagte immer nur: er äße ja ſelbſt Schwämme und die armen Leute äßen auch Schwämme im Walde, wenn ſie kein Brot hätten. Das wiederholte er dem Pfarrer ſo oft er von neuem zu klagen anfing. Und ſo führte er ihn weit, weit in den Wald hinein.

Als nun aber der Schulmeiſter heimlich ſein Brot und ſeine Wurſt aufgezehrt hatte, führte er den Pfarrer an einem Bache hinab, der zu einer Mühle führte, und weil es gerade die Zeit des Abendeſſens war, ſo mußten ſie ſich ſogleich mit dem Müller und der Müllerin zu Tiſche ſetzen. Da gab es Erbſen zu eſſen und das behagte dem Pfarrer gar wohl, aber der Schulmeiſter hatte ihm vorher geſagt, wenn er ihn auf den Fuß trete, ſo ſolle er aufhören zu eſſen, damit er nicht von den Erbſen Leibweh bekäme. Kaum aber hatte der Pfarrer ein paar Löffel voll gegeſſen, da kroch des Müllers Hund unter den Tiſch und lief ihm über den Fuß. Da glaubte der Pfarrer, der Schulmeiſter habe ihn auf den Fuß getreten, damit er aufhören ſolle zu eſſen, und legte ſogleich den Löffel hin. Als nun der Pfarrer und der Schulmeiſter in der Nacht auf ihrer Kammer lagen, wurde der Pfarrer ſo hungrig, daß er zu ſeinem Gefährten ſagte, er müſſe aufſtehen und noch etwas von den Erbſen eſſen, welche übrig geblieben waren. Der Schulmeiſter aber ſagte, er verſpüre ſelbſt noch Hunger und darum ſolle ihm der Pfarrer den Napf mit Erbſen mit vors Bett bringen. Auch band er ihm einen Band an die Hand, damit er ſich wieder zu ihm auf die Kammer fände.

Kaum war der Pfarrer fort, ſo ſprang der Schulmeiſter aus dem Bette, ſchlich ſich auf die Kammer, wo der Müller und die Müllerin ſchliefen, und befeſtigte den Band am Bette der Müllerin. Der Pfarrer aber fand den Napf mit Erbſen im Dunkeln, denn da er ſich bei Tiſche nicht ſatt gegeſſen, ſo hatte er ihn gierig mit den Augen verfolgt, als die Müllerin ihn wegnahm, und geſehen, wo ſie ihn hinſtellte. Als er ſich nun ſatt gegeſſen hatte, dachte er auch an den Schulmeiſter und nahm den Napf mit Erbſen und wollte ihn dem Schulmeiſter vors Bett bringen. Weil er nun immer dem Bande nachging, ſo kam er vor das Bett der Müllerin und hielt der die Erbſen an den Mund. Nun blies aber die Müllerin immer ſo mit dem Munde, weil ſie im Schlaf etwas ſchwer Athem holte, und da glaubte der Pfarrer, daß der Schulmeiſter die Erbſen erſt kalt blaſen wolle. Das ärgerte ihn, weil ſie ſchon ganz kalt waren, und darum rief er: Sie ſind ja ganz kalt! und klatſchte der Frau den ganzen Napf mit Erbſen ins Geſicht. Davon erwachte ſie und auch der Müller erwachte, und ſie warfen den Pfarrer bei Nacht und Nebel aus der Mühle hinaus.

Der Pfarrer ging nun allein im Walde fort und kam zu Räubern, die ſperrten ihn in ihre Höhle mit vielen andern Gefangenen ein, auch ſagten ſie zu den Gefangenen: wenn ſie zurückkämen, ſo ſollten ſie Alle zuſammen geſchlachtet werden. Nur das Dienſtmädchen der Räuber blieb in der Höhle, und nach einer Weile ſagte es zu den Gefangenen: wer von ihnen die dickſten Finger hätte, den wollte ſie frei geben. Geſchwind wieſen alle Gefangenen der Dienſtmagd ihre Hände hin, und da zeigte es ſich, daß der Pfarrer die dickſten Finger hatte. So kam der Pfarrer los aus der Räuberhöhle und die Andern wurden nachher von den Räubern geſchlachtet. Er aber wurde ſeitdem gut und mildthätig.

70. Die diebiſche Spinnſtube.

Es war einmal ein Dorf, wenn da die Liebesleute in den Spinnſtuben beiſammen waren, ſo war es von alten Zeiten her Sitte, daß jeden Abend ein Paar in die Obſtgärten einbrechen und für die ganze Geſellſchaft Aepfel und Birnen ſtehlen mußte. Das traf denn auch einmal ein Pärchen, das ſollte die ſchönen Birnen aus des Pfarrers Garten ſtehlen, die waren ſo mürbe wie Taffent. Die Braut will durchaus nicht mit in den Garten hinein und bleibt draußen am Zaune ſtehen, der Bräutigam aber ſteigt mit einem Sacke, den er mitgebracht hat, auf den Baum und fängt an ihn vollzuſacken mit Birnen. Nun iſt der alte Pfarrer, obgleich er nicht hat heirathen dürfen und keine Kinder gehabt hat, doch gar geizig geweſen; der kommt alſo mit der Leuchte aus dem Hauſe heraus und trägt einen Keſſel voll Geld und hat den Teufel bei ſich. Der Pfarrer kommt gerade unter den Birnbaum, da gräbt er ein Loch und weiß nicht, daß der Bräutigam oben im Birnbaume ſitzt. Der Teufel ſchreit immerzu: „Hei kucket! hei kucket!“*) aber der Pfarrer hat kein Arg daraus und läßt ſich nicht ſtören. Endlich ſetzt er den Geldkeſſel in die Grube und macht mit dem Teufel aus: den Keſſel ſolle Niemand heben können, bis ein junges Ehepaar in der Brautnacht ſplitterfaſelnackt angeritten käme, die Pferde an den Zaun bände und den Keſſel unter dem Birnbaume hervorgrübe. Beſchwört auch den Teufel bei allen Höllenſtrafen, daß er den Keſſel unter keiner andern Bedingung hergeben ſoll und denkt: das geſchieht in alle Ewigkeit nicht. Darauf geht der Pfarrer mit dem Teufel fort, und der Bräutigam ſteigt vom Birnbaume herunter.

---

*) Er guckt.

Sogleich vertraut er ſeiner Braut an, was er geſehen und gehört hat, und drei Wochen darauf hat das Paar ſchon Hochzeit. In der Brautnacht aber ritt es zuſammen ſplitterfaſelnackt durch die Gartenthür bis unter den Birnbaum, und es gelang ihm richtig, den Schatz zu heben.

Das junge Ehepaar kam auch glücklich mit dem Geldkeſſel nach Hauſe, und lud noch nachträglich die ganze Spinnſtube zur Hochzeit ein: da ſollen ſie wieder von des Pfarrers Birnen geſchmauſt haben.

71. Teufelslohn.

Es war ein Knabe, der mußte den ganzen Tag über mit einem Karren, vor den ein Fuchspferd geſpannt war, Miſt fahren. Eines Abends war er ſo ermüdet, daß er ſich neben den Karren auf die Erde legte und einſchlief. In der Nacht erwachte er durch eine Kutſche, die vorbei fuhr; daraus ſchaute ein Herr hervor, der fragte, ob er einſteigen und mitfahren wolle. Da ſtieg der Knabe ſogleich ein, der Herr aber war der Teufel und fuhr gerades Wegs mit ihm nach der Hölle zu.

In der Hölle mußte er dem Teufel dienen und die Hölle ausfegen. Auch hatte der Teufel ſechs eiſerne Töpfe daſtehen, da mußte der Knabe immer je drei Holzkloben unterlegen. Dabei aber verbot er ihm in die Töpfe zu gucken, und das hielt der Knabe auch eine Zeit lang. Endlich hob er doch einmal einen Topfdeckel ab und da ſaß ſeine alte Großmutter, die noch nicht lange todt war, und die ihn immer ſo viel geprügelt hatte, in dem Topfe. Die rief ihm ſogleich zu, er möge doch etwas weniger Holz unterlegen, ſie wolle ihm dafür auch einen guten Rath geben, nämlich wenn er den Dienſt des Teufels einmal verließe und der Teufel frage ihn, was er als Lohn mitnehmen wolle, ſo ſolle er ſich ein Bündel voll vom Auskehricht mitnehmen.

Der Knabe merkte ſich die Rede der Alten, legte aber, weil ſie ihn im Leben ſo ſchlecht behandelt hatte, ſtatt der drei Holzknorren nun ſechs unter dieſen Topf. Als der Teufel nach Hauſe kam, merkte er ſogleich, daß der Knabe in den Topf geguckt hatte, und ſprach: „Es iſt dein Glück, daß du mehr Holz unter dieſen Topf gelegt haſt wie zuvor: hätteſt du von der Zeit an, da du hinein guckteſt, weniger untergelegt, ſo wär' es dein Tod geweſen.“

Da der Knabe nun ausgedient hatte, fragte der Teufel ihn, was er zum Lohne haben wolle, und da nahm er den Auskehricht mit. Der Teufel aber brachte ihn wieder hin auf die nämliche Stelle, wo er ihn hatte einſteigen heißen, und daſelbſt ſtand auch ſein Pferd noch vor dem Karren, wie er es verlaſſen hatte. Da lud er den Kehricht, der unterwegs zu lauter Gold geworden war, auf den Karren, fuhr mit ſeinem runden Fuhrwerk nach Hauſe und war von Stunde an ein reicher Herr.

72. Die Barbiermühle.

Es war einmal eine Mühle, darin wurden in jeder Nacht den Mühlknappen die Hälſe abgeſchnitten, ſodaß der Müller gar keinen Mühlknappen mehr annehmen wollte. Nun kam aber doch noch einmal ein alter Mühlknappe, der war ſeines

Lebens ſchon längſt überdrüſſig, und wußte auch nicht, wo er übernachten ſollte, denn die Mühle lag ganz allein, und war weit und breit kein Haus mehr in der Nähe, außer dem kleinen Häuschen neben der Mühle, das kaum ſo viel Platz hatte, daß der Müller darin ſchlafen konnte. Der Müller gab dem Mühlknappen endlich nach, und als dieſer zwiſchen Elf und Zwölf in der Mühle noch wach war, trat auf einmal ein Mann mit einer weißen Mütze und einem weißen Hemde herein, er trug einen Scherbeutel unter dem Arm, war ganz compliſant, ſetzte einen Stuhl in die Mitte der Stube und nöthigte den Mühlknappen mit vielen, vielen Bücklingen, ſich darauf zu ſetzen. Der Mühlknappe konnte ſeinen Winken zuletzt nicht mehr widerſtehen und dachte ſchon, daß ſein letztes Stündlein geſchlagen. Er ſprach aber zu ſich ſelbſt: Wenn du hier barbirt wirſt und es wird dir der Hals abgeſchnitten, ſo ſollſt du doch vorher den Barbier bezahlen, damit du nach deinem Tode keine Schulden nachläßt. Er wendet alſo alle ſeine Taſchen um und ſchüttelt zuletzt einen alten Kaſſenmathier*) daraus hervor, den legt er für den Barbier auf den Tiſch. Darauf ſchlägt der Barbier ordentlich Schaum wie ſich's gehört, barbirt den Mühlknappen, ohne ihm dabei den Hals abzuſchneiden, zieht dann aus der Decke einen Kaſten hervor, den bis dahin Niemand geſehen hat, wirft den Mathier hinein, nimmt ſeinen Scherbeutel unter den Arm und verſchwindet mit vielen Bücklingen. Als der Mühlknappe das am andern Morgen dem Müller erzählt, und ſie miteinander hingehen, um den Kaſten an einem Knopfe, welcher vorher auch von Niemand bemerkt iſt, aus der Decke der Mühle hervorzuziehen, fällt der Kaſten herunter, ſobald ſie nur den Knopf anrühren, und er iſt ſo ſchwer von Geld geweſen, daß er den Müller ſogleich todt geſchlagen hat. Da hat der Mühlknappe den ganzen Schatz gehabt und die Mühle dazu. Der Barbier aber iſt ſeitdem nicht wiedergekommen, denn er hat früher einmal aus Habſucht in dieſer Mühle als Barbier einem Müller den Hals abgeſchnitten gehabt und das dadurch gewonnene Geld dort in der Decke verſteckt, darum hat er müſſen nach ſeinem Tode hier jeden Mühlknappen barbiren und ihm dabei den Hals abſchneiden, bis einmal ein Mühlknappe ſo ordentlich wäre, daß er vorher das Geld auf den Tiſch lege; das hat aber bis dahin Niemand gethan, und darum hat der habſüchtige Barbier allen die Kehle abgeſchnitten.

---

*) Mathier iſt ein Vierpfennigſtück.

73. Der Student am Halfter.

Es waren einmal zwei Studenten, bei denen war denn auch immer, wie man zu ſagen pflegt, der Onkel nicht zu Hauſe, und darum fehlte es bei ihnen allezeit am Beſten. Sie machten miteinander eine Reiſe und kamen an einer Waldecke vorbei, da lag ein Bauer, der hatte den Halfter eines Eſels um den Arm gewunden und ſchlief. Da zäumte der eine Student den Eſel ab und trieb ihn mit dem Stocke davon. Der andere aber legte ſich den Halfter an und wartete, bis der Bauer aus dem Schlafe erwachte. Endlich fing der an ſich die Augen zu reiben, blickte um ſich und war nicht wenig verwundert, als er einen Studenten am Halfter hatte. Der Student aber bat ihn ſo beweglich, daß er ihn doch gehen laſſen möchte, und erzählte: Weil er als Student ſo ein wilder Burſche geweſen ſei, ſo habe ſein Vater ihn einmal aus Zorn in einen Eſel verwünſcht, und als Eſel ſei er bei ihm in Dienſt gekommen; derweil nun der Bauer geſchlafen habe, ſei gerade die Zeit der Verwünſchung um geweſen und da ſei er wieder ein Student geworden. Da blieb dem Bauer nichts übrig, als daß er ihn laufen ließ, ja er wickelte ſogar noch ſeinen Lederbeutel auf und gab ihm einen Zehrpfennig mit auf den Weg. Den andern Tag ging er in die Stadt auf den Markt und wollte ſich einen neuen Eſel kaufen. Da ſtand der Student, der den Eſel davongetrieben hatte, und bot des Bauers Eſel auf dem Markte zum Verkauf aus. Da glaubte der Bauer, daß der leichtſinnige Student ſchon wieder von ſeinem Vater in einen Eſel verwünſcht ſei. „Wer dick kennt, dä köft dick nich“*), ſagte er leiſe zu ſeinem Eſel, und ging hin und kaufte ſich einen andern.

74. Das Viertel vom Wirth.

Ein Mann hatte drei Söhne, von denen erhielt jeder zweihundert Thaler und damit zogen ſie in die Welt. Als der Vater von ihnen Abſchied nahm, ermahnte er ſie noch, ſich vor rothen Haaren zu hüten. Die drei Brüder legten an dieſem Tage noch eine tüchtige Strecke zurück, und den Abend kamen ſie ſehr müde und hungrig in ein Wirthshaus, da hatte der Wirth rothe Haare. Da wurde ein Linſengericht aufgetragen, das ſchmeckte ihnen ſo gut, daß ſie zueinander ſagten: „Davon iſt jeder Löffel voll einen halben Louisdor werth.“ Der Wirth ſteht in der Nebenſtube und hört das mit an, und zählt jeden Löffel voll, den die drei Brüder eſſen, das war fürwahr eine Kunſt, aber dieſer Wirth iſt ein ſolcher Rechenmeiſter geweſen, daß ihm kein Löffel voll entgangen iſt, wie auch die drei Brüder mit ihren Löffeln hin und her fuhren. Am andern Morgen fragen die drei Brüder nach ihrer Rechnung, da ſagt der Wirth, ſie hätten ſich die Rechnung am vorigen Abend über Tiſche mit den Löffeln in der Hand ſchon ſelbſt gemacht. So müſſen ſie für jeden Löffel voll, den ſie gegeſſen haben, einen halben Louisdor bezahlen, und denken jetzt erſt daran, daß ihr Vater ſie vor rothen Haaren gewarnt hat.

---

*) Wer dich kennt, der kauft dich nicht.

Nun ſetzen die drei Brüder ihre Reiſe fort. Nach einiger Zeit kommt ihnen ein bewaffneter Reiter, der ein hoher Offizier geweſen iſt und feuerrothes Haar gehabt hat, entgegen. Als die drei Brüder das ſehen, denken ſie: hat ſchon der rothhaarige Wirth uns ſo übel mitgeſpielt, ſo bringt uns der rothhaarige Reiter gewiß den Tod. Alſo ergriffen ſie eilig die Flucht, und liefen in einen nahen Wald. Da will der Reiter den Grund wiſſen, warum ſie fliehen, und verfolgt ſie. Mit ſeinem Pferde holt er ſie auch bald ein, und nun geſtehen ſie, daß ſie ſich vor den rothen Haaren fürchten, und erzählen, was ihnen ihr Vater geſagt hat und was bei dem rothhaarigen Wirthe geſchehen iſt. Da nimmt der Reiter die drei Brüder mit ſich, und zieht mit ihnen nach dem Wirthshauſe.

Der Wirth iſt eben beſchäftigt einen Ochſen zu ſchlachten. Da fragt der Reiter, ob er nicht ein Viertel abſtände. Ei jawol, ſagt der Wirth, und da gehen ſie Alle miteinander in die Stube und wollen den Handel abſchließen. Da klopft der Reiter den Wirth ſo ein wenig auf die Schulter und ſpricht: „Nun Herr Wirth, was ſoll das Viertel koſten?“ Da ſagt der Wirth: ſechszehn Thaler, und ſogleich zieht der Reiter ſein Schwert aus der Scheide und ſagt: „Nun, weil wir Handels einig ſind, ſo wollen wir das Viertel gleich abhauen“, er meinte nämlich die Schulter des Wirths. Als aber Der ſah, wie es gemeint war, wurde ihm himmelangſt und bot dem Reiter viel Geld, wenn er ihm ſeine Schulter ließe. Da handelten ſie ſo lange miteinander, bis der Wirth ſoviel auflegen mußte, als die drei Brüder für die Linſen bezahlt hatten. Das Geld ſchenkte der Reiter den drei Brüdern, und der Wirth war froh, daß er ſein Viertel behielt.

75. Die Grafentochter.

Ein alter Graf hatte eine einzige Tochter, deren Bräutigam war nach dem gelobten Lande in den Krieg gegen die Ungläubigen gezogen. Nach einiger Zeit aber rüſtete ſich auch der Alte, mit ſeinen Leuten nach dem gelobten Lande zu ziehen, und weil ſeine Tochter ſehr darum bat, ſo geſtattete er, daß ſie ihn auf dem Zuge begleitete. In der Nähe von Paläſtina wurden aber die Kriegsknechte des Grafen bereits von Feinden überfallen; der Graf befahl alſo ſeiner Tochter, unter dem Schatten eines Baumes ſitzen zu bleiben, während er mit ſeinen Leuten die Feinde zurückſchlug. Als aber das geſchehen war und der Alte nach dem Baume zurückkehrte, hörte er nur noch den Hülferuf ſeiner Tochter, die mit vier verwilderten weiblichen Geſtalten durch die Luft davon ſchwebte.

Der Bräutigam der Grafentochter hatte bereits erfahren, daß der Graf mit ſeiner Tochter im Anzuge ſei, und ſo eilte er hocherfreut ihnen entgegen, denn er gedachte ſich im gelobten Lande mit ihr zu vermählen und war überzeugt, daß ſeine Braut darein willigen würde, ja, daß ſie nur deshalb nach dem gelobten Lande gekommen wäre, weil ſie vorausgeſehen, was für eine Bitte er dort an ſie und ihren Vater richten würde. Dieſen fand er noch in großer Verzweiflung unter dem Baume, und nachdem er von ihm erfahren hatte, was geſchehen war, ſuchte er ſelbſt einen Zauberer auf und der ſagte ihm: „Deine Braut befindet ſich bei einem verwünſchten Prinzen, wenn ſie dem nicht die Hand reicht, ſo wird er ſie in einen Steinfelſen verwandeln. Doch werde ich einen Luftballon verfertigen, der dich mit deinem Diener, welchen du bei dir haſt, in ſechs Stunden zum Schloſſe des verwünſchten Prinzen bringt, damit du ſelbſt mit ihm reden kannſt, ob deine Braut noch zu retten iſt.“

Der Luftballon war bald bereit, der Ritter und der Diener ließen ihre Pferde bei dem Zauberer ſtehen und fuhren im Luftballon nach dem verwünſchten Schloſſe. Als ſie dort ankamen, konnten ſie anfangs gar keine Thür finden. Auf das Klopfen des Dieners riefen zwei Stimmen von innen: „Welcher Sterbliche ſtört uns in unſerer Ruhe?“ Und ſogleich wurde dem Diener der Hut abgenommen und es wurden ihm Hörner dafür aufgeſetzt. Da lief der weinend fort und der Ritter mußte ſelbſt anklopfen. Sogleich erſchien der verwünſchte Prinz, der weigerte ſich anfangs, ihm die Grafentochter zurückzugeben, ſagte aber zuletzt: wenn die Schweſter des Ritters ihn heirathen wolle, ſo könne dieſer ſeine Braut wieder erhalten.

Da fuhr der Ritter mit ſeinem Diener traurig in dem Luftballon zu dem Zauberer zurück. Allein der trat ihm freudig entgegen und ſprach: ſeine Schweſter ſei entſchloſſen, dem verwünſchten Prinzen ihre Hand zu reichen — die Propheten hätten es ja ſchon im Lande verkündigt, was der verwünſchte Prinz zu ihm geſprochen, und ſo wiſſe ſeine Schweſter auch bereits davon und habe ihre Meinung ſchon kund gegeben.

So war es auch in der That. Als der Ritter nun mit ſeiner Schweſter vor dem verwünſchten Schloſſe ſtand und anklopfte, um ſie anzukündigen, trat der verwünſchte Prinz heraus und fragte: ob ſie entſchloſſen ſei, ihm ihre Hand zu reichen. Das bejaht ſie mit niedergeſchlagenen Augen; aber er ſagt, ſie ſolle ihn anſehen. Das thut ſie, und ſpringt dann über ſeinen Anblick entſetzt zurück. Da fragt er, was ihr fehle. Sie aber antwortet: Nichts, er habe ſie nur erſchreckt, und dabei tritt ſie ihm wieder näher. Sie reichen ſich alſo die Hände; da wird aus ihm ein wunderſchöner Jüngling. Die Grafentochter war jetzt ſchon in einen Steinfelſen verwandelt, allein von Stunde an erhielt ſie ihre menſchliche Geſtalt wieder. Und ich denke doch, daß der Diener des Ritters am Hochzeitsfeſte auch wieder ſeinen Hut ſtatt der Hörner auf dem Kopfe getragen hat.

76. Das Schiff, das auf dem trockenen Lande geht.

Es war einmal eine Königin, die war eine Hexe und hatte drei Söhne, von denen galt der Jüngſte als einfältig und mußte deswegen immer unter dem Tiſche ſitzen. Eines Tages gab die Königin jedem der drei Brüder hundert Thaler und ſchickte ſie aus, damit ſie ſähen, ob einer von ihnen das Schiff bringen könne, das auf dem trockenen Lande ginge.

Die beiden älteſten Brüder ließen aber den Einfältigen bald im Stiche, eilten ihm raſch voraus und kamen an ein Feld, wo ſie beſchloſſen zu frühſtücken. Als ſie da ſaßen, kam ein kleines weißes Männchen und ſagte, ſie ſollten ihm doch auch ein wenig zu eſſen abgeben. Sie aber gaben ihm nichts und das Männchen ging ſeiner Wege. Als ſie weiter gingen, kamen ſie an ein Wirthshaus, da kehrten ſie ein und tranken miteinander, denn daß ſie das Schiff, das auf dem trockenen Lande geht, nicht gewinnen konnten, hatten ſie bereits geſehen, weil ihnen Niemand darüber Auskunft geben konnte.

Als die beiden älteſten Brüder noch nicht lange fort waren, kam auch der Einfältige auf das Feld und ſetzte ſich dort gleichfalls nieder, um zu frühſtücken. Da kommt das kleine Männchen wieder daher und will etwas abhaben, und ſogleich läßt der Dumme das Männchen miteſſen. Das Männchen frühſtückte nun tapfer, und als es den Dummen nach ſeiner Verrichtung fragte, antwortete der: er wolle ein Schiff holen, das auf dem trockenen Lande gehe. Das Männchen aber ſagte: er möge ſich nur hinlegen und ſchlafen, es wolle ihm ſchon eins bringen. So legte ſich der Dumme hin und ſchlief ein: als er aber eine Weile geſchlafen hatte, weckte ihn das Männchen wieder auf und ging mit ihm ein wenig bei Seite. Und ſiehe! da ſtand ein Schiff, das auf dem trockenen Lande ging, daran iſt weder Pflock noch Nagel geweſen, und das gab ihm das Männchen für das Frühſtück.

Als er mit dem Schiffe ſchon lange bei ſeiner Mutter war, kamen ſeine beiden Brüder aus dem Wirthshauſe zurück, und da konnten ſie das Lied ſingen:

Herr Hans von Finkenſtein
Hat all ſein Geld vernuck-nuck-nuckt,
In lauter Bären-Schluck, Schluck, Schluck,

denn ihre Taſchen waren leer.

Nach einer Weile ſchickte die Königin ihre drei Söhne wieder aus. Sie gab abermals Jedem hundert Thaler und ſagte, ſie wollte einmal ſehen, wer von ihnen die feinſte Stiege Leinwand heim brächte. Die beiden älteſten Brüder eilten dem Dummen voraus, frühſtückten auf dem Felde, gaben aber dem weißen Männchen wieder nichts ab, das dort wieder zu ihnen kam. Später aber kamen ſie wieder an das Wirthshaus.

Während ſie dort ſaßen, frühſtückte auch der Dumme auf dem Felde, und das Männchen kam und aß mit wie das erſte Mal. Danach fragte das weiße Männchen nach ſeiner Verrichtung. Und als er ſagte, daß ſeine Mutter ſehen wolle, wer von den drei Brüdern die feinſte Stiege Leinwand brächte, hieß ihn das Männchen wieder ſich hinlegen und einſchlafen. Als er eine Zeitlang geſchlafen hatte, weckte ihn das Männchen und da ſtand auch ein weißes Kätzchen da, das gab ihm eine Haſelnuß und das Männchen ſprach: „Mit der Haſelnuß kehre zu deiner Frau Mutter heim, dann wird ſich das Uebrige ſchon finden.“

Diesmal langten alle drei Brüder ziemlich zu gleicher Zeit an. Die beiden älteſten hatten für das Geld, welches ſie in dem Wirthshauſe übrig behalten, noch immer Jeder eine recht feine Stiege Leinwand bekommen; der Dumme aber gab ſeiner Mutter die Haſelnuß. Als die Königin die Nuß öffnete, war ein Gerſtenkorn darin, und als ſie das Gerſtenkorn öffnete, war darin eine Stiege Leinwand. Die beiden älteſten Brüder wurden darüber ſehr zornig, die Königin aber ſprach: „Wenn mein jüngſter Prinz auch die dritte Aufgabe am beſten löſt, ſo ſoll er König werden. Abermals gebe ich Jedem von euch hundert Thaler, damit ziehet noch einmal aus, und wer die ſchönſte Prinzeſſin heim bringt, der ſoll König werden.“

Da zogen ſie alle Drei wieder aus und es begab ſich Alles wie zuvor. Als aber der Dumme wieder ſein Frühſtück mit dem Männchen getheilt und ihm ſeine Verrichtung erzählt hatte, hieß das ihn wieder ſich hinlegen und ſchlafen, und als er nachher die Augen aufſchlug, war das weiße Kätzchen wieder da, das ihm das vorige Mal die Stiege Leinwand gegeben hatte.

Das weiße Männchen aber ſagte dem Dummen, daß er dem weißen Kätzchen die vier Pfoten und den Kopf abhauen ſollte. Das wollte der Dumme zwar anfangs nicht, und ließ ſich erſt lange von dem weißen Männchen bitten, bis er ihm die eine Pfote abhackte. Da gab es einen gewaltigen Donnerſchlag, und als er ſich von ſeinem Schrecken erholt hatte und auf das Kätzchen blickte, ſah er ſtatt der abgehackten Pfote ein Menſchenbein an ihrem Körper ſitzen. Da hackte er dem Kätzchen ſchnell noch die andern Pfoten und den Kopf ab, und da ſtand auf einmal die ſchönſte Prinzeſſin vor ihm, und das weiße Männchen war nun auch erlöſt. Der Dumme aber heirathete die Prinzeſſin, und als er mit ihr zu ſeiner Mutter kam, kehrten eben auch die beiden Brüder aus dem Wirthshauſe heim, die hatten gar keine Prinzeſſinnen gefunden. Da hatte der Jüngſte zwei Königreiche auf einmal, das eine bekam er von ſeiner Frau und das andere von ſeiner Mutter.

77. Der Stab, die wildlederne Hoſe und das Jubelhorn.

Es war ein Bauernſohn, der ſollte die Müllerprofeſſion erlernen. Weil ihn nun der Mühlknappe einmal ſo unbarmherzig prügelte, ſo ging er aus der Lehre und ſein Vater brachte ihn als Lehrling zu einem Kaufmann in die Stadt, ſagte ihm aber zugleich, wenn er auch dort wieder aus der Lehre liefe, ſo dürfe er nie wieder über ſeine Schwelle treten. Allein der Ladendiener des Kaufmanns prügelte den Bauernſohn noch unbarmherziger als der Mühlknappe, und da er das nicht ertragen mochte, zog er aus in die weite

Welt und kam in einen Wald, da begegnete ihm eine Fee, die gab ihm eine Ruthe und ſprach: „Wenn du mit der Ruthe aufklopfſt und dazu ſprichſt: Tiſchlein decke dich, ſo wird ein gedeckter Tiſch vor dir ſtehen, mit ſo viel Speiſe und Trank, als dein Herz nur verlangen kann.“

Als der Bauernſohn mit der Ruthe noch etwas weiter gegangen war, begegnete ihm ein armer Mann und bat um etwas Speiſe. Da klopfte er mit ſeiner Ruthe auf den Boden und ſprach: Tiſchlein decke dich, und ſogleich ſtand ein gedeckter Tiſch mit Speiſe und Trank vor ihm. Nachdem ſie gegeſſen hatten, gab ihm der alte Mann aus Dankbarkeit eine wildlederne Hoſe, ein Jubelhorn und einen Stab. Dabei ſprach er: „Wenn du in die Taſche der wildledernen Hoſe greifſt, ſo wirſt du ſtets ein Geldſtück herausziehen, das Jubelhorn verſammelt alles Wild um ſich, wenn es geblaſen wird, und der Stab kann die Unſchuld der Weiber prüfen.“

Mit dieſen neuen Geſchenken ging der Bauernſohn weiter, kam zu dem Jäger des Königs und bot ſich ihm als Jägerburſchen an. Der Jäger des Königs aber ſprach: „Es fehlt bei uns nicht an Jägern, ſondern am Wild. Wenn Einer käme, der Wild herbeiſchaffen könnte, den würde ich ſogleich in Dienſt nehmen. Denke nur, bis morgen Mittag ſoll ich eine ungeheure Menge Wild geſchoſſen haben für die Tafel des Königs, und es iſt nicht einmal ein alter Haſe aufzutreiben in der ganzen Gegend.“

„So nehmt mich nur als Jägerburſchen in Dienſt“, ſprach der Bauernſohn, „für das Wild werd' ich ſchon ſorgen.“ Da nahm der Jäger des Königs ihn in Dienſt.

Am andern Morgen ging der Bauernſohn zuerſt zum Frühſtücken zu dem Jäger. Um zehn Uhr ſollte das Wild geſchoſſen ſein und der Jäger trieb ſeinen Burſchen immerfort an, jetzt mit ihm ans Werk zu gehen. Allein der ſtand nicht von ſeinem Sitze auf und hielt den Jäger bei der Flaſche feſt, bis es Dreiviertel auf zehn Uhr war. Da gingen ſie miteinander ein paar Schritte vors Thor hinaus und der Bauernſohn blies in ſein Horn. Darauf kam das ganze Wild an, Hirſche, Rehe und Haſen und das Gevögel in der Luft. Der Jäger und der Bauernſohn konnten Beide nicht alles Wild ſchießen, das vorhanden war; ſie tödteten aber ſo viel als für die Küche des Königs von Nöthen war, und das Uebrige ließen ſie entſpringen.

Als der König dieſes Stücklein vom Bauernſohn vernahm, war er nicht damit zufrieden, daß er nur Jägerburſche bei ſeinem Hofjäger wurde, ſondern er ſetzte ihn über den Hofjäger und nahm ihn zu ſeinem Jägermeiſter. Der Bauernſohn aber lebte bei Hofe ſo flott, als kein anderer Höfling leben konnte, denn er brauchte ja nur in ſeine wildlederne Hoſe zu greifen, um ein Goldſtück daraus hervorzuziehen. Das gefiel dem Könige, und weil die Königstochter ein Auge auf den Jägermeiſter geworfen hatte, ſo verſprach er ſie ihm zur Frau. Als das bekannt wurde, kam aber zuerſt die Kaufmannstochter, bei deren Vater der Bauernſohn als Lehrling geweſen war, mit einem kleinen Kinde auf dem Arm, zu dem Könige und ſprach: „Dies iſt das Kind des Jägermeiſters, er iſt mein Verlobter und darf die Prinzeſſin nicht heirathen.“

Der König rief den Jägermeiſter herbei, der aber hieß die Kaufmannstochter ſich niederlegen, berührte ſie mit ſeinem Stabe und ſprach dabei: „Jungfer, wer iſt bei dir geweſen?“ Da mußte ſie der Wahrheit gemäß antworten: „Meines Vaters Ladendiener“, und da wurde ſie mit Schimpf und Schande vom Königshofe heimgeſchickt.

Darauf kam auch noch die Tochter des Müllers mit einem Kinde auf dem Arm und ſprach zum Könige: „Dies iſt das Kind des Jägermeiſters, er hat mir die Ehe verſprochen und darf die Prinzeſſin nicht heirathen." Da ließ der König wiederum den Jägermeiſter herbeirufen, der aber hieß die Müllerstochter ſich niederlegen, berührte ſie mit ſeinem Stabe und ſprach: „Jungfer, wer iſt bei dir geweſen?" Da mußte die Müllerstochter der Wahrheit gemäß antworten: „Meines Vaters Mühlknappe." Da wurde der König über die falſchen Dirnen ſo erzürnt, daß er die Müllerstochter mit Hunden vom Königshofe hetzen ließ. Der Bauernſohn aber feierte am nächſten Tage ſeine Hochzeit mit der Prinzeſſin.

78. Die rothe Fahne und der Ring der Königstochter.

Ein reicher Kaufmann hatte einen einzigen Sohn. Der wurde nun immer älter und größer und wollte ſich einmal ein halbes Jahr in der Welt umſehen. Der Vater konnte ſich ſchwer von ſeinem einzigen Kinde trennen, mußte aber endlich nachgeben, und der Kaufmannsſohn ließ ſich ſelbſt ein eigenes Schiff bauen, denn er wollte nichts ſehen als das viele Waſſer, das Gott gemacht hat und das dem Kaufherrn Reichthum und Güter bringt. Und als das Schiff nun fertig war, nahm er noch viel Geld und Gut, Piſtolen und anderes Kram, und fuhr ganz allein auf ſeinem Schiffe davon.

Ein Vierteljahr war er wol ſchon ſo auf der See herumgefahren, da landete er doch einmal ans Ufer an Er befeſtigte ſein Schiff, ſtieg aus und ging im Freien herum. Sowie er nun in einer großen Ebene ſpazieren ging, ſah er da einen Berg, an dem ſtieg er hinan, und dahinter ſah er wieder eine große unabſehbare Ebene, die mit nichts als Korn bewachſen war. In dem Korn hin aber lief ein Weg, und wie er eine Strecke weit in dem Wege zwiſchen hohem Korn gegangen war, vernahm er ein Gewinſel. Bald ſah er zwei Kerle ſtehen, die hatten vier ungeheure Hunde bei ſich, und ſahen zu, wie die Tewen*) einen Menſchen zerreißen mußten, der auch ſchon ziemlich todt war.

Die beiden Männer aber ſagten, als der Kaufmannsſohn ihnen Vorwürfe machte: nicht weit von hier ſei eine Stadt, wenn da Jemand ſo viel ſchuldig wäre, daß er gar nicht mehr bezahlen könne, ſo fiele er den Hunden zu Theil und die müßten ihn zerreißen. Hierauf ſagt der Kaufmannsſohn: ſie ſollten ſogleich die Hunde anrufen, er wolle für den Mann bezahlen.

Da riefen die Kerle die Hunde an und trugen den Menſchen, der ſchon halbtodt war, in die Stadt; der Kaufmannsſohn aber folgte ihnen nach. In der Stadt brachten ſie zuerſt den Menſchen ins Krankenhaus, und der Kaufmannsſohn ließ einen Arzt rufen, der ihn wiederherſtellen ſollte. Dann ließ er ſich von den Beiden zu den Gläubigern des Mannes führen, die gaben ihm alle von dem Gelde, das er ihnen aufzählte, die Hälfte zurück, weil ſie es ſchon aufgegeben hatten. Unterdeſſen ſtarb der Schuldner im Krankenhauſe an ſeinen Wunden.

Der Kaufmannsſohn aber machte ſich jetzt wieder auf zu ſeinem Schiffe, und als er auf dem Berge war, ſah er, daß an ſein eigenes Schiff noch ein anderes angehängt war, und daß aus dem einen Schiffe ins andere Männer hin- und hergingen. Gott's-Grund, denkt er, das ſind Räuber, nimmt eine Piſtole, die er aus dem Schiffe mitgenommen hat, und ſchießt ab. Sobald die Männer das hören, binden ſie eiligſt das fremde Schiff los und ſegeln ſchnell davon. Als aber der Kaufmannsſohn nach ſeinem eigenen

---

*) Hunde.

Schiffe kommt, ſitzen zwei Frauensleute darauf, das eine war ein wundervolles Weib, die andere iſt denn ſo hübſch nicht geweſen. Sie erzählen ihm, daß ſie von Räubern geraubt wären; als die Räuber das Schiff gefunden, wären ſie darauf geſtiegen und hätten ſie auf das andere Schiff gebracht, weil es ſo ſchön eingerichtet wäre, ſeien aber dann durch ihn verſtört und hätten ſie hier mit dem Schiffe zurückgelaſſen.

Der Kaufmannsſohn hing jetzt ſein Schiff ab und ſtach wieder in See. Als ſie nun noch alle Drei auf dem Waſſer fuhren, verliebte er ſich in die ſchönſte der beiden Mädchen. Sie ſagte ihm nicht wer ſie ſei, ſteckte ihm aber einen Ring an die Hand, und als ſie ans Land kamen, ließen ſie ſich heimlich miteinander trauen, ehe ſie zu ſeinem Vater gingen.

Der alte Kaufmann freute ſich über die Ankunft ſeines Sohnes, war aber ein wenig mürriſch, weil der die beiden Weiber mitbrachte, und ſprach: „Ei, ei, mein Sohn, die Wunder der Schöpfung wollteſt du ſehen und bringſt zwei Weiber von deiner Luſtreiſe mit? Wer weiß aber, was du für rauhes Geſindel auf dem Meere aufgeleſen haſt.“ Als nun das ſchöne Mädchen, mit dem der Kaufmannsſohn heimlich getraut war, einen Sohn zur Welt brachte, wurde der Alte ſo zornig, daß er ſie alle zuſammen zum Hauſe hinauswarf. Der junge Kaufmannsſohn brachte ſeine Frau mit dem Kinde und ihrer Begleiterin in einen Gaſthof und reiſte nach Hamburg, um dort von ſeinem Oheim ſich Rath und Geld zu holen. Als der Oheim nun ſeinen Ring betrachtet, den er ſelbſt noch nicht einmal ſo genau beſehen hat, weil er bis dahin noch nie von ſeiner Frau getrennt geweſen iſt, lieſt er auf dem Ringe, daß ſeine Frau eine Königstochter ſei. Sogleich beſcheidet der Oheim ſeinen Bruder zu ſich und zeigt's ihm an, der aber nimmt jetzt ſeinen Sohn wieder mit heim und holt ſeine Schwiegertochter mit dem Kinde und der Dienerin aus dem Gaſthofe wieder zu ſich ins Haus. Jetzt erfuhren ſie auch erſt, daß die Andere nur die Dienerin der Frau des Kaufmannsſohnes war, und der alte Kaufmann war nun hoch erfreut.

Nachdem aber ſein Sohn eine Zeit lang glücklich mit der Prinzeſſin gelebt hatte, wünſchte er doch auch den Vater ſeiner Gattin zu ſehen und ſie erlaubte ihm zuletzt, ihn zu beſuchen, wenn er auf der Reiſe in Allem ihr Gebot erfüllen wolle. Das verſpricht er ihr, ſie aber ſetzt ſich hin und ſtickt ihm eine rothe ſeidene Fahne und da hinein ihren Namen. Als ſie ihm dieſe übergab, ſprach ſie: „So wiſſe denn, daß mein Vater über alle Schiffe zu befehlen hat, die in ſeinem Lande aus- und eingehen, und daß inſonderheit alle Schiffe, die in ſeinem Lande Waaren und Früchte aufladen, an ihn das Geld dafür abliefern müſſen. Kommſt du nun hin in ſein Land, ſo lade dein Schiff ganz voll von den koſtbaren Früchten und Eßwaaren, die es dort gibt. Die rothe Fahne aber trage verſteckt auf deiner bloßen Bruſt und wenn das Schiff ganz voll geladen iſt, dann ziehe ſie aus dem Buſen hervor und ſtecke ſie oben auf den Wimpel des Schiffes.“

Der junge Kaufmann verſteckte die rothe Fahne an ſeiner bloßen Bruſt und fuhr wieder fröhlich aufs Meer hinaus.

Als er an das Land kam, wo ſein Schwiegervater König war, ſah er auch ſchon das Königsſchloß am Meere, das dem Hafen gerade gegenüber lag. Im Angeſichte des Königsſchloſſes aber begann er mächtig zu arbeiten, daß der Schweiß zu Boden rann, und lud ſein Schiff ſo voll der koſtbarſten Früchte und Güter, daß alle die andern Schiffer ſich darüber verwunderten. Als nun das Schiff voll war, zog der junge Kaufmann die rothe Fahne aus der Bruſt hervor und befeſtigte ſie an des Schiffes Wimpel. Und da leuchtete die Sonne ſo ſchön auf dem Königsſchloſſe, und die goldenen Buchſtaben glänzten vom Wimpel hinüber auf das Königszimmer. Wie nun der König an dem Schiffe im Sonnenglanze den Namen ſeiner Tochter erblickt, ſchickt er ſogleich auf das Schiff und läßt den Eigenthümer des Schiffes zu ſich führen.

Als der junge Kaufmann auf das Schloß kommt, fragt ihn der König ſogleich: auf welche Weiſe er an dieſe Fahne gekommen ſei. Er aber antwortet: die rothe Fahne habe er von ſeiner Frau geſchenkt bekommen. Darob verwundert ſich der König, läßt ſich auch erzählen, auf welche Weiſe er ſeine Frau erhalten, und iſt ſehr erfreut, daß ſeine Tochter noch am Leben und am Wandel iſt, und daß ſie einen Sohn geboren hat.

Eine geraume Zeit mußte der junge Kaufmann bei ſeinem Schwiegervater bleiben. Dann befahl ihm der, heim zu fahren, das vollgeladene Schiff ſeinem Vater als ein Geſchenk von ihm zu überbringen, und ſein Weib und Kind zu ihm zu führen. Nun iſt der erſte Miniſter des Königs ſchon früher in die Prinzeſſin verliebt geweſen, doch ſie hat ihn nicht heirathen wollen. Der erbietet ſich, ihren Mann zu begleiten, damit die Königstochter in hohen Ehren aus der Fremde abgeholt werde. Das ſind Alle zufrieden, auch der junge Kaufmann, weil er nicht wußte, wie der Miniſter ſeiner Frau nachgeſtellt hatte.

So holten ſie denn alſo die Frau des jungen Kaufmanns mit ihrem Kinde und ihrer Dienerin in ſeiner Heimat ab. Als ſie nun aber wieder auf der See waren, forderte eines Tages bei ſchönem Sonnenſchein der Miniſter den jungen Kaufmann auf, auf das Verdeck zu ſteigen und ſich dort mit ihm zu vergnügen. Er hatte aber nichts Anderes vor als daß er ihn an die Hängebank bringen und des Lebens berauben wollte. Wie ſie deshalb eine Zeit lang auf dem Verdeck hin und her gegangen waren, nimmt der Miniſter plötzlich einen Anlauf, gibt ihm einen Renner und wirft ihn ins Waſſer. Zu der Frau aber ſagte er, ihr Mann ſei aus Unvorſichtigkeit ins Waſſer geſtürzt. Die weinte laut, aber auch der König wurde ſehr traurig, als der Miniſter ſpäter ihm vortrug, was mit ſeinem Schwiegerſohne geſchehen ſei. Nach einiger Zeit aber fing der Miniſter ſeine Bewerbungen wieder an und wollte die Prinzeſſin zur Liebſten haben; und wiewol ſie ſelbſt keinen Sinn dazu hatte, ſo wurde doch zuletzt der Hochzeitstag angeſetzt.

Allein der junge Kaufmann war nicht im Meere ertrunken. Die Wogen hatten ihn wieder aus der Meerestiefe heraufgeſpült und er war glücklich bis ans Ufer geſchwommen. Dort ſtieg er aus dem Meere, legte ſich in das ſchöne Schilf, das da geſtanden hat, und ſchlief vor Ermüdung ein. Ehe er einſchlief, hat er noch gefürchtet, daß er dort in der Einöde verhungern müſſe; als er aber erwachte, ſtand eine große, große Geſtalt vor ihm, die fragte ihn: „Kennſt du mich wol noch?“ Der junge Kaufmann aber kannte die Geſtalt nicht und die Erſcheinung ſprach: „Ich bin der Mann, für den du die vielen Schulden bezahlt haſt und der den Hunden zu Theil gefallen war. Weil du mir einſt geholfen haſt, ſo will ich jetzt dir wieder helfen. Lege dich jetzt zum Schlafe nieder, und wenn du erwachſt, ſo wirſt du hinter deines Schwiegervaters Stalle liegen. Dann gehe hin in den Stall und lege die Kleider eines Stallknechts an; darauf laß den König fragen, ob er nicht einen Splitterjungen zum Holzſpalten nöthig hat. Wirſt du dann angenommen, ſo nimm den Hackeklotz und trag ihn aus dem Holzſtalle mitten auf den Hof und dort ſpalte das

Holz, aber ziehe ja den Ring nicht vom Finger, den dir die Königstochter gegeben hat.“ Damit verſchwand die Geſtalt und bald verſank der junge Kaufmann wieder in einen tiefen Schlaf.

Als er erwachte, lag er hinter dem Stalle des Königs und that, wie ihm befohlen war. Er wurde auch wirklich als Splitterjunge angenommen, nahm ſeinen Klotz und trug ihn mitten auf den Hof. Munter hackte er nun drauf los, und am Abende trug er den Klotz und die Splittern in den Stall hinein, ohne daß ſich etwas begeben hätte. Am zweiten Tage ſchien die Sonne ſo ſchön und wie er nun wieder Holz hackte und dabei mächtig mit den Händen ausholte, ſtrahlte der Name der Prinzeſſin immer ſo von dem Ringe an ſeiner Hand nach dem Fenſter des Schloſſes. Die Prinzeſſin kam im Schloſſe gerade vom Saale herüber nach ihrem Zimmer, da warfen die Strahlen des Ringes ihr immer ſo ihren Namen zu. Da verwunderte ſie ſich ſehr, daß der Splitterjunge ihren Ring am Finger trug, und ging, es ihrem Vater zu verkünden. Der aber ließ ſogleich durch einen Diener den Splitterjungen heraufholen und fragte ihn, woher er den Ring habe. Da antwortete der, den habe ſeine Gemahlin ihm geſchenkt. Als der König nun weiter fragt, wo denn ſeine Gemahlin ſei, erwidert er, das wiſſe er nicht und erzählt dem Könige, wie es ihm auf dem Schiffe ergangen iſt; als er es erzählt hat, öffnet ſich die Thür und ſeine Gemahlin tritt herein und da iſt Freude über Freude geweſen. Der junge Kaufmann hat jetzt auch beſſere Kleidung angelegt, iſt aber von dem Könige und ſeiner Tochter noch einige Zeit vor dem Miniſter verborgen gehalten. Am andern Tage läßt der König alle Räthe zuſammen laden und als ſie nun Abends ſo ſitzen, läßt er die Frage ausgehen: was wol Der verdiente, der ſchlecht genug wäre, daß er einen Mann von der Frau hinweg ins Waſſer ſtürzte? Sogleich erhob ſich der Miniſter und war der Erſte, der alſo ſprach: „Der wäre werth, daß er von vier Ochſen zerriſſen würde und an jedes Thor müßte ein Viertel von ihm aufgehängt werden.“

Damit hatte er ſich ſelbſt ſein Urtheil geſprochen und war heftig erſchrocken, als in dieſem Augenblicke ſich die Thür öffnete und des Königs Schwiegerſohn leibhaftig hereintrat. Vergebens bat er um Gnade und ſchon am folgenden Tage geſchah, wie er geſagt hatte. Der König aber ließ jetzt auch den alten Kaufmann zu ſich holen, und da lebten ſie alleſammt miteinander glücklich und zufrieden.

Anhang.

79. Die Schlacht der armen Söhnlein gegen die reichen.

Es war einmal eine arme junge Mutter, die wohnte mit ihrem Söhnlein in einem einſamen Hauſe, das ſtieß an ein großes Roggenſtück.

Als das Söhnlein nun acht Tage alt geworden war, weckte es die arme Mutter ganz in der Frühe und küßte es und ſagte: „Söhnlein, wach' auf, du mußt jetzt dein Glück in der Welt verſuchen. Sie iſt ſehr groß, und manches arme Kind iſt ſchon ein großes Herrlein drin geworden; — vielleicht wirſt du auch einmal eines!“

Das hörte das arme Söhnlein ſehr gern und lachte und rieb ſich vergnügt die Händchen. Die arme Mutter aber nahm es und trug es hinaus vors Haus. Da ſtand ein Häslein, das in dem Roggenſtücke wohnte, mit einem kleinen Sattel und einem kleinen Zaum. Da hob die Mutter ihr Söhnlein in den Sattel und gleich ſprengte das Häslein mit ihm davon in die weite Welt.

Auf den Abend kamen ſie an einen großen Wald. Es war aber in dem Walde ein ordentliches kleines Wirthshaus, das war eigentlich ein Zwergpalaſt. Vor dem Wirthshauſe hielt das Häslein ſtille. Und die Wirthsleute waren Zwerge, die kamen und hielten dem kleinen Knaben den Steigbügel, daß er von dem Haſen herunterſteige und in das Haus ginge. Da gelangte er in den großen Saal, darin waren ſchon viele arme Söhnlein, die waren Jeder auf einem Häslein geritten gekommen, denen waren ſie von ihren Müttern übergeben, um in die weite Welt zu reite[illegible] Ihre Häslein aber ſtanden in dem Stalle in einer langen Reihe nebeneinander, die Zwerge hatten jedem ein Kohlblatt in die Krippe geworfen und ihre Sättel und Zäume nebeneinander an den Wänden aufgehängt.

In dem Hauſe aber gaben die Zwerge den Söhnlein Zuckerbrot zu eſſen und ſüße Milch zu trinken und legten ſie in feine ſaubere Bettlein. Den andern Morgen weckten ſie die Knaben ſehr frühe, und da ritten ſie auf ihren Häslein weiter. Sie kamen aber auf eine große Wieſe, neben der ſtand ein großes Haus, und da kamen auch die Söhnlein der reichen Leute daher, die waren auf ihren treuen Hunden ſpazieren geritten und hatten kleine Säbel und Patrontaſchen umgeſchnallt. Als dieſe die Söhnlein der Armen auf den Häslein daherkommen ſahen, zogen ſie ihre Säbel, als wollten ſie gegen ſie kämpfen, und da fingen auch die Hunde, auf denen ſie ritten, zu bellen an, und da erſchracken die Häslein und warfen die Söhnlein der Armen ins Gras. Da ritten die Söhne der Reichen als Sieger in die Stadt zurück. Aus dem großen Hauſe aber traten Männer heraus, die ſahen ſehr ernſthaft aus. Die hoben die Söhnlein der Armen auf und trugen ſie ins Haus, und da ſchauten kleine Mädchen aus den Fenſtern hervor, die klatſchten in ihre Händchen, als ſie die Knaben kommen ſahen, und riefen ihnen ſchon von Weitem zu: „Schämt euch nicht vor uns, ihr kleinen Jungen, denn wir ſind auch auf der Wieſe gefunden worden!“ Und da waren ſie mit den kleinen Mädchen im Findelhaus.

80. Eiſenbahnmärchen.

„Nun, das iſt doch nur gut“, — hatte eine alte dicke Häſin geſagt, als die Eiſenbahn von Braunſchweig nach Harzeburg eröffnet werden ſollte, — „nun, das iſt doch nur gut, daß man jetzt raſcher zur Stadt kommen kann als früher. Mit dem Laufen will es bei meinen Jahren nicht mehr ſo recht fort und man hat ſo mancherlei Einkäufe zu beſorgen, denn die Töchter wachſen nachgerade heran und man muß an die Ausſtattung denken. Und was man hier in Feld und Wald haben kann, iſt doch nicht mehr ſo recht in der Mode, und ich kann es keinem hübſchen jungen Haſen verdenken, wenn er in dieſer Zeit von ſeiner Allerſchönſten eine etwas beſſere Mitgift verlangt. Kauft man doch auf der braunſchweiger Meſſe ſo billig ein.“

So hatte die Alte geſprochen, und ähnlich dachten die andern Thiere des Harzwaldes. Als nun die Eiſenbahn eröffnet war, welche ſo recht dicht an die Harzberge dran ſtößt, da waren gar viele Thiere gekommen und hatten wollen ein Billet löſen für die Fahrt zur braunſchweiger Meſſe. Aber der Einnehmer ſagte: „Habt ihr Häschen, ihr Kaninchen, ihr Hirſche und Rehe, auch wol einen Herrn? He? Habt ihr wol auch einen Herrn?“

Da mußten ſie traurig die Augen niederſchlagen, denn ſie hatten keinen Herrn, und nach den Eiſenbahngeſetzen durften nur auf den Namen von Menſchen Thierbillets ausgegeben werden. Sie gingen dann immer mismuthig hinweg und blickten von ihren Wäldern und Feldern aus neidiſch auf die Ochſen, die von den Fleiſchern brüllend daher geführt und ſo recht bequem in den Thierwagen gebracht wurden, und auf die Hunde, welche mit ihren Herren kamen und ebenda bereitwillige Aufnahme fanden.

Die Thiere im Harz hatten es ſich aber nun einmal in den Kopf geſetzt, daß ſie die Reſidenzſtadt Braunſchweig ſehen wollten, und ſie waren ſo neugierig geworden, daß ſie ihren Plan ſo bald nicht aufgaben. Sogar die Vögel vom Harz, welche alle Jahre nach Braunſchweig zur Meſſe gereiſt waren, wollten nun dieſe Reiſegelegenheit benutzen: denn ſie meinten, ſowie kein Menſch mehr von Harzeburg nach Braunſchweig mit Extrapoſt führe, ſondern Alles auf der Eiſenbahn, ſo müßten auch die Braunſchweiger meinen, dem Vögelchen, das jetzt noch auf ſeinen Fittigen nach Braunſchweig flöge, ſei das Köpfchen verdreht. Ein munterer Finke, der immer an der Bahn herumſpionirte, ſchnappte eines Tages von einem armen Arbeitsmann, der eben ein Billet gelöſt hatte, die Worte auf: man reißt ja mehr am Schuhwerk ab, wenn man zu Fuße geht, als das Fahrgeld beträgt; und da er nun auf einem Baume, wo viele ſeiner Kameraden im Laube beiſammen ſaßen, ganz keck mit der Behauptung hervortrat: man reiße ja mehr an den Federn ab, als ein Billet für den Thierwagen koſte, ſo wollte von da an auch kein Vogel mehr auf dem ganzen Harz nach Braunſchweig zur Meſſe fliegen. Auch behaupteten die Weibchen, es ſchicke ſich gar nicht mehr jetzt nach Braunſchweig zur Meſſe zu fliegen, was denn die Menſchen dazu ſagen ſollten? Genug, es mußte Rath geſchafft werden, und dazu bot ſich wol Gelegenheit. Der Locomotivenführer nämlich kam mit ſeinem Zuge jeden Morgen gegen elf Uhr, und blieb in Harzeburg bis den Nachmittag, wo er zurückfuhr. Gewöhnlich ſetzte er ſich dann mit ſeinem

Glaſe in die Laube im Garten eines Wirthshauſes, welches dicht am Fuße hoher bewaldeter Berge liegt. Hier trank er tüchtig und hatte ſeine Freude an den bunten Vögeln auf den Bäumen, und an den Häschen, die hin und wieder durch den Zaun in den Kohl des Wirths ſchlüpften.

Dies benutzten die klugen Geſchöpfe und brachten ihn durch ihr einſchmeichelndes Weſen endlich zu dem Verſprechen, daß er einmal einen Extrazug für die Thiere aus dem Harzwalde zur braunſchweiger Meſſe veranſtalten wolle.

An einem Sonntagmorgen ſtand er ſehr zeitig auf in Braunſchweig, ſchob die Locomotive aus dem Schuppen und hing eine Reihe von Thierwagen daran. In aller Frühe fuhr er ab, ſodaß er hoffen konnte, ſchon zu rechter Zeit wieder zurück in Braunſchweig zu ſein, wenn der erſte Zug für die Menſchen abgehen mußte.

Auf den Wieſen und an den Bäumen glitzerte der Thau, und der erſte Sonnenſtrahl drang eben durchs Gebüſch, als die Locomotive im Felde am Fuße des Harzwaldes hielt. Das Wild und die Vögel waren noch nicht einmal alle wach, ſie ſprangen aber nun raſch auf aus Klee und Gebüſch und freuten ſich über den ſchönen Sonntag-Morgen, auf den ihre Reiſe nach Braunſchweig fiel.

Nun hättet ihr ſehen ſollen, wie die Hirſche und Rehe und alle die verſchiedenen Vögel auf dem Dampfwagen Platz nahmen.

Aus dem Walde und aus den Feldern kamen ſie herbei, die Hirſche ſprangen, die Häschen kletterten, die Vögel flatterten herein. Die Locomotive pfiff, und es dauerte nicht lange, ſo waren ſie Alle in Braunſchweig.

Auf dem Bahnhofe in Braunſchweig aber erging es ihnen ſchlecht, denn dort ſtand die Polizei und fragte: „Habt ihr auch wol einen Paß? he? he? Ihr Hirſche, ihr

Rehe, ihr Häschen, ihr Kaninchen, ihr Finken, ihr Droſſeln, habt ihr auch wol einen Paß? he? he?“

Da erſchraken die Thiere alle, denn keines von ihnen hatte einen Paß. Die Polizei aber wurde ſehr böſe und ſagte: die Thiere, welche ſich nicht legitimiren könnten, ſollten Alle geſchlachtet werden.

Da fingen die Thiere alle an zu weinen. Die Vögel aber ſagten: ſie ſeien hier ſchon ſo viele Jahre zur Meſſe hergekommen und hätten niemals einen Paß gebraucht. Das ſei eine neue Manier, daß ein Vogel einen Paß haben ſolle, rief ein alter Reiher aus, und die Rohrſperlinge fingen an furchtbar auf die Polizei zu ſchimpfen.

Weil nun die Vögel ſich darauf berufen konnten, daß ſie ſchon ſehr oft in Braunſchweig geweſen waren und niemals einen Paß gebraucht hatten, ſo ließ man ſie auch wieder fliegen, und ſie machten, daß ſie ſo ſchnell als möglich wieder nach dem Harzgebirge kamen. Die andern Thiere aber wurden unerbittlich geſchlachtet, und die Kinder, welche in dieſen Tagen über den Wildmarkt in Braunſchweig gingen, freuten ſich über das viele ſchöne Wild, das dort zum Verkaufe aushing; noch mehr aber freuten ſie ſich, wenn ſie es des Mittags bei Tiſche gebraten vor ſich ſahen.

81. Weihnachtsmärchen.

Das Weihnachtsfeſt war nahe herangekommen und aus dem Walde gingen viele Tannen in die Hauptſtadt des Landes bei dem ſchlechten Wege immer durch Dick und Dünn. Wenn Jemand ſie fragte: wo wollt ihr Tannen denn hin? ſo antworteten ſie: wir wollen in die Stadt und den Herrn Chriſt loben.

Ein ganz kleines Tannenbäumchen, das im Walde neben ſeiner Mutter ſtand, lief immer hinter ſeiner Mutter her, als dieſe ſich auch nach der Hauptſtadt aufmachte, und folgte ihr immer nach, wie ein Füllen der Stute, oder ein junges Rehkalb der Hindin.

Als die Tannen des Abends im Dunkeln in der Hauptſtadt angekommen waren, lagerten ſie ſich Alle unter die Fenſter des alten ſteinernen Schloſſes, das ſie von einer Seite her vor Wind und Wetter ſchützen ſollte, und es war ſchön anzuſehen, wie die vielen grünen Tannen da beieinander lagen. Das kleine Tannenbäumchen aber, das ſich neben ſeine Mutter gelegt hatte, fror gar ſehr. Da kam der Wind und legte den Saum ſeines ſchneeweißen Mantels erſt zu den Füßen der Tannen hin und breitete ihn dann ganz über ſie aus. Den andern Morgen aber kam ein Sonnenblick und deckte den ſchneeweißen Mantel wieder ab. Da rieb ſich das kleine Tannenbäumchen vergnügt die Augen und ſah verwundert die große, ſchöne Stadt.

Aber bald wurde ſeine Freude getrübt, denn es kam ein Herr, der hieß ſein Mütterlein mitgehen in ſein Haus, das kleine Tannenbäumchen aber mußte zurückbleiben, denn es war zum Weihnachtsbaume noch viel zu jung und zu klein.

Als nun der Weihnachtsmorgen kam, da ging das kleine Tannenbäumchen ganz einſam in den naſſen Straßen der Hauptſtadt umher und weinte. Da ſah es aber ſein Mütterlein in einem großen, ſchönen Saale ſtehen. Es hatte viele Lichter in der Hand, die glänzten gar herrlich, und das Mütterlein war anzuſehen wie ein ſchöner Engel.

Da freute ſich das kleine Tannenbäumchen ſehr und ging getroſt weiter.

Es ſtand aber in einem Hauſe eine kleine Puppe am Fenſter, wie es eben Tag wurde. Die winkte dem kleinen Tannenbäumchen, daß es zu ihr herauf käme, und fragte:

„Wie heißt du, kleine Tanne?“

„Ich heiße Waldgrüne“, antwortete das Tannenbäumchen. „Und wie heißt du?“

„Ich heiße Kindchen-küß-mich“, antwortete die Puppe.

Da wurden die Puppe und das Tannenbäumchen gute Freunde und blieben lange, lange Zeit beiſammen.

Die kleine Tanne aber wuchs ſehr ſchnell heran, da ſagte Kindchen-küß-mich endlich zu ihr:

„Du biſt ſo ein langaufgeſchoſſenes Ding geworden, daß ich mich ſchäme noch mit dir über die Straße zu gehen; auch iſt dir dein Röckchen aus grünen Zweigen viel zu kurz, es reicht dir ja noch lange nicht einmal bis ans Knie, ſo ſehr haſt du es verwachſen! Mir wäre das zwar einerlei, aber den Menſchen fällt es doch ſehr auf. Deswegen wäre das Beſte, du gingeſt wieder zurück in den Wald.“

Da ging die Tanne wieder in den Wald. Dort aber war ihr Röcklein nicht zu kurz, ſondern es war große Freude bei den andern Tannen, daß Waldgrüne wieder zugegen war.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Harzſagen.

Harzſagen.

[Bd. 1]

Geſammelt auf dem

Oberharz und in der übrigen Gegend von Harzeburg
und Goslar bis zur Grafſchaft Hohenſtein und bis
Nordhauſen,

von

Heinrich Pröhle.

Leipzig:
Avenarius & Mendelsſohn.
1854.

Universitäts-
München
Bibliothek

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Sr. Excellenz,

Herrn

Generallieutenant Joſeph von Radowitz

in Berlin

General-Inſpecteur des K. preußiſchen Militär-Erziehungs-
und Bildungsweſens

gewidmet.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Inhalt.

Seite
Vorwort.. XV

Sagen der harzeburger Gegend.

1. Die Kinder auf dem Burgberge.................... 1
2. Der Rothbart und andere deutſche Kaiſer im Brunnen auf dem Burgberge.................... 2
3. Die weiße Jungfer von Harzeburg.................... 3
4. Der Baſilisk auf dem Burgberge.................... 5
5. Der Schlangenkönig oder die Königsſchlange.................... 6
6. Die Burgmieke.................... 7
7. Der Rieſe.................... 8
8. Das eingemauerte Kind.................... —
9. Das Salzwerk Juliushall.................... —
10. Der Baum am Burgberge.................... 9
11. Das wunderthätige Marienbild.................... —
12. Hans von Hackelberg.................... 10
13. Die Räuber vom Eckernkrug im Schimmerwalde.................... 12
14. Der Köhler vom Ahrensberg.................... 13
15. Der Jäger vom Ahrensberg und die Brohmbüchſe.................... 14
16. Die Harliburg unweit Bienenburg.................... —
17. Die Schweinegrund im Finkenherde unweit Wiedelah.................... 15
18. Der Okerbund bei Wiedelah.................... —

Sagen von Goslar.

1. Die Entſtehung der Bergwerke auf dem Rammelsberge. I—III. 16
2. Die Kaiſerstochter zu Goslar und die Gründung von Quedlinburg.................... 20
3. Kaiſer Heinrich IV. und der Dom zu Goslar.................... 22
4. Der große Chriſtoph und die Clus.................... 25
5. Zwei deutſche Kaiſer halten zu Goslar ihren erſten Reichstag unter Donnern und Blitzen.................... 26

Seite
6. Kaiſer Lothar's des Sachſen Tod 26
7. Herzog Heinrich der Löwe und die Bergleute von Goslar 27
8. Die goslarſche Gränze 28
9. Der Saal im Petersberg.... —
10. Der Kinderbrunnen bei Goslar.... 29
11. Die verwieſene Papiermüllerin.... 30
12. Die Wöchnerin.... 32
13. Eine alte Anweiſung für Goldſucher von Goslar aus.... 33

Sagen von Gittelde und der Staufenburg.

1. Kaiserswoort in Gittelde.... 35
2. Kaiſer Heinrich der Vogelſteller und die Mönche .... —
3. Die Schlacht bei Staufenburg und der Schimmel.... 37
4. Die Jungfer auf dem Amte Staufenburg. (In der niederdeutſchen Mundart von Gittelde.).... —
5. Die Säule.... 41
6. Burg Staufenburg .... —
7. Der Knabe aus Gittelde und die Jungfer von Burg Staufenburg. (Niederdeutſch, in der Mundart von Gittelde.).. 43
8. Die Hexe in Gittelde.... 44
9. Die weiße Kappe.... 45

Sagen der Bergſtadt Lautenthal.

1. Spar-die-Müh und die Zwerge am Bielſtein. I—IV.... 47
2. Der Venediger als Bergmann.... 49
3. Der Teufel in Lautenthal.... —
4. Der Feuerholzmeiſter und die faule Rohne.... —
5. Der Schildberg.... 50

Sagen der Bergſtadt Wildemann.

1. Wilde Mann.... 51
2. Hexenbutterwerk.... 52
3. Die faule Stuke beim Wildemann.... 55

Sagen vom Hibichenſtein und der Bergſtadt Grund.

Der Zwergkönig Hibich. I—IV.... 56

Sagen der Bergſtädte Klausthal und Zellerfeld.

1. Sagen vom Bergbau. I—VII.... 63
2. Der Bergmönch vom Klausthal und vom Zellerfeld. I—IX. 69

Seite
3. Die Bremerhöhe 74
4. Die Schnapphähne 75
5. Die Haulemutter. I—II. 76
6. Der Geiſterſeher 77
7. Die Stiefmutter 79
8. Mer ſoll dn Teifel net porren. Ae Rathſel. (Im oberharziſchen Bergmannsdialekt, der ſogenannten Harzſprache.) 80
9. Bau der zellerfelder Kirche 84
10. Die Buttermilchsbetſtunde 86
11. Das vertriebene Geſpenſt 87
12. Das Geſpenſt mit der Mütze 88
13. Das klausthaler Mädchen in Amerika 89
14. Der Rabe vom Klausthal .... —
15. Die Rebhühner 90
16. Die Glühwürmer 91
17. Der Heerwurm .... —
18. Kaiſer Heinrich und die Vogelſteller. I—II. .... —
19. Die drei Brüder vom Zellerfeld 93
20. Der Freiſchütz vom Zellerfeld 95
21. Das kleine Klausthal. I—II. 96
22. Das Nachtwächterhorn und der Dreißigjährige Krieg 98
23. Die Springwurzel 99
24. Die Hexenkatzen 100
25. Die Hexen vom Klausthal 101
26. Die Wunderkuh 102
27. Die Reviſorklippe 103
28. Die verwieſene Wirthin vom Klausthal 104
29. Die lange Schlericke 106
30. Die Kohljungfrau 107
31. Das Heringskämmerle bei der Wegsmühle .... —
32. Das Mädchen auf der Wegsmühle 108
33. Die neue Mühle an der Innerſte. I—II. 112

Sagen der Bergſtadt Altenau.

1. Die Kirche in der Altenau 117
2. Das Schloß im Gerlachsbache 118
3. Der Ficke-Mackensbrunnen 121
4. Der Lork .... —
5. Der Stadtſchreiber 122
6. Der Eſeltreiber .... —

Sagen vom Bruchberg.

1. Der wilde Jäger in der Gegend des Bruchberges. I—IV. 124
2. Wolfswarte 127
3. Die Bauern am Ackergebirge .... —

Seite
4. Der Wolfskopf 127
5. Die Goldlöcher. I—II. 128
6. Der ſilberne oder goldene Hirſch. I—II. 129

Sagen der Bergſtadt St.-Andreasberg.

1. St.-Andreasberg 132
2. Der Bergmönch in St.-Andreasberg. I—IV. .... —
3. Steiger Calvör 134
4. Frau Holle, die ſchwarze Kathrine und die Waldfrau in St.-Andreasberg 135
5. Das grüne eiſerne Schwein mit dem hohen Buſch 136
6. Der Stoſemann .... —
7. Die Rathskatze .... —
8. Der Rauſchenbach. I—II. 137
9. Der Knabe und die Venediger 138
10. Die Windeltreppe 139

Sagen vom Riefensbeek und Kamſchlacken.

1. Riefensbeek und Kamſchlacken. I—II. 140
2. Der Schimmel von Kamſchlacken 141
3. Das Gewitter 143
4. Der Hirſch vom Quitſchenberge 144
5. Das weiße Männchen am Quitſchenberge .... —
6. Die Pferdewürmer am Ackerberge .... —

Sagen vom Buntenbock.

1. Der Urſprung vom Buntenbock 145
2. Das Hickeding .... —
3. Der Wehrwolf 146
4. Die Molche 147

Lerbacher Sagen.

1. Namen und Entſtehung des Bergdorfs Lerbach 148
2. Vieh bedauern 149
3. Von einer Gaſtwirthsfrau, die nicht treu gehandelt hat 150
4. Jägerſpuk 151
5. Der Jägerburſche und die Jungfrau 152
6. Das wilde Mädchen. (Niederdeutſch, lerbacher Mundart.) 153
7. Die lerbacher Zwerge. I—II. .... —
8. Die Kuhkolksklippe und Frau Holle. I—IV. 155
9. Güllen-Kerke. (Niederdeutſch, lerbacher Mundart.) 157
10. Der Bergmönch hinter Lerbach .... —

Seite
11. Duft's Glück und Baſel's Langſamkeit 157
12. Der Schlarfentoffel und die Tortel-Wäſche 158
13. Die Frau im Kunſtloche 159
14. Kuh ohne Kopf .... —
15. Branntweinſtein .... —

Sagen der oſteröder Gegend.

1. Die Oſterjungfrau. I — VI. (Zum Theil niederdeutſch.) . 160
2. Die Jungfer auf dem Amte in Oſterode. (Niederdeutſch, oſteröder Mundart.) 164
3. Die verwünſchten Offiziere .... —
4. Oſteröder Banngeſchichten. I — IV 166
5. Der Scharfrichter 168
6. Die unſchuldig Hingerichtete 169
7. Dreierlei Seelen 170
8. Die Stölkenlichter 171
9. Der Cholerageiſt .... —
10. Hans von Eisdörp. (Niederdeutſch, oſteröder Mundart.) 172
11. Das Teufelsloch und der Klinkerbrunnen. I — VII 173

Sagen vom Lichtenſtein, von Förſte und Dorſte.

1. Ritter Bruno von der Linden 176
2. Der Brunnen bei dem Lichtenſtein und die erlöſte Jungfer —
3. Die lichtenſteiner Currende 177
4. Der gottesfürchtige Fuhrmann .... —
5. Die Zwerge in Dorſte 178
6. Die weiße Jungfer bei der Herrenkirche unweit Dorſte... 179
7. Die Juden von Förſte .... —

Sagen der herzberger Gegend.

1. Urſprung von Herzberg 181
2. Der grubenhagenſche Acker der Edlen .... —
3. Der Güß 182
4. Der Freiſchütz von Herzberg 183
5. Das Männchen im Schloßberge .... —
6. Das Kloſter auf dem Hausberge 184
7. Das Hegerfeld .... —
8. Das weiße Männchen und der Kartoffelfuhrmann 185
9. Der Vogelherd auf dem Rothenberge 186
10. Die Mönche von Pöhlde .... —
11. Die rothhaarige Jungfer von Pöhlde .... —
12. Der Mann ohne Kopf zu Pöhlde 187

Seite
13. Das goldene Kalb.......... 187
14. Die vergrabene Peſt.......... —

Sagen von der Lonau und Sieber.

1. Der Wilddieb von der Sieber.......... 188
2. Der Schatzgräber im Sieberthal.......... —
3. Der verwieſene Förſter Kempf.......... 190
4. Das Kußregiſter. (Schwank.).......... 192
5. Verkündigung des Friedens.......... —

Sagen von Scharzfeld.

1. Die Zwerglöcher bei Scharzfeld. I — III.......... 193
2. Die Steinkirche bei Scharzfeld.......... 195
3. Kaiſer Heinrich IV. auf Scharzfels.......... —
4. Die Frau von Scharzfels.......... 196
5. Die Jungfer von Scharzfels.......... —

Sagen der lauterberger Gegend.

1. Lauterberg.......... 197
2. Die Lutterjungfer und die Frau Holle auf dem Hausberge 198
3. Das Glockenhaus von Lauterberg.......... —
4. Der Schatz zu Laßfelde.......... 199
5. Die Federn.......... 200
6. Die Buche bei Oſterhagen.......... —
7. Das Grundelos bei Oſterhagen.......... —
8. Krodenhagen.......... 201

Sagen vom Weingartenloch, Römerſtein und Rixei.

1. Römerſtein und Rixei.......... 202
2. Das Weingartenloch. I — V.......... 203

Sagen von der Sachſa, dem Sachſenſtein und Walkenried.

1. Die Zwerge vom Sachſenſtein.......... 208
2. Die Jungfer vom Sachſenſtein. I — III.......... 211
3. Der Zauberſaal in Walkenried.......... 212
4. Das Mönchsgeſpenſt in Walkenried. I — II.......... 213
5. Der Mann ohne Kopf in Walkenried.......... 214
6. Uetelsteich und Uetelsklippe.......... —
7. Das Mähholz.......... 215

Sagen von der Zorge, von Hohegeiß und Benneckenſtein.

Seite
1. Das Denkmal zu Zorge ... 216
2. Die Jungfrau von der Zorge ... —
3. Der Waldgeiſt, und die Jungfer im „preußiſchen Holze". 218
4. Das Tönnchen Gold im Brunnen ... —
5. Die weiße Frau in Hohegeiß ... —
6. Der Fuchspaſtor und der Fuchs ... 219
7. Der Name Benneckenſtein ... —

Sagen von Ellrich und der Kelle.

1. Der Säuferkönig ... 220
2. Die Kelle. I—III. ... 221
3. Die weiße Jungfer bei Gleiſingen ... 222
4. Eine alte Anweiſung für Erzſucher von Ellrich aus ... 223

Sagen von Ilefeld, dem Hohenſtein und Elende.

1. Gründung des Kloſters Ilfeld ... 224
2. Das Nadelöhr ... 225
3. Der Schimmelreiter vom Bielſtein ... 226
4. Die Jungfrau von der Ilburg und Frau Holle. I—III. 227
5. Die Schloßjungfer vom Hohenſtein ... 228
6. Das Kegelſpiel unterm Hohenſtein ... —
7. Elende ... 229

Sagen der nordhäuſer Gegend.

1. Der Teufel auf dem Kohnſtein ... 231
2. Der Galgen auf dem Kohnſtein. I—II. ... 232
3. Der Tanzteich ... 233
4. Das liebe Brot ... 234
5. Die Hexen von Nordhauſen ... 235
6. Der Stein vor dem Altenthore und der Hünenſtein bei Nordhauſen ... 236
7. Kloſter Neuwerk ... —

Anmerkungen.

Zu den Sagen der harzeburger Gegend ... 237
Zu den Sagen von Goslar ... 249
Zu den Sagen von Gittelde und der Staufenburg ... 254
Zu den Sagen der Bergſtadt Lautenthal ... 256
Zu den Sagen der Bergſtadt Wildemann ... 257
Zu den Sagen vom Hibichenſtein und der Bergſtadt Grund ... 259

Seite
Zu den Sagen der Bergſtädte Klausthal und Zellerfeld *)…. 260
Zu den Sagen der Bergſtadt Altenau…………… 267
Zu den Sagen vom Bruchberg…………… 268
Zu den Sagen der Bergſtadt St.-Andreasberg…………… 270
Zu den Sagen vom Riefensbeek und Kamſchlacken…………… 272
Zu den Sagen vom Buntenbock…………… —
Zu den lerbacher Sagen **)…………… 276
Zu den Sagen der oſteröder Gegend…………… 280
Zu den Sagen vom Lichtenſtein, von Förſte und Dorſte…… 291
Zu den Sagen der herzberger Gegend…………… —
Zu den Sagen von der Lonau und Sieber…………… 292
Zu den Sagen von Scharzfeld…………… 294
Zu den Sagen der lauterberger Gegend…………… 295
Zu den Sagen vom Weingartenloch, Römerſtein und Rixei…. 296
Zu den Sagen von der Sachſa, dem Sachſenſtein und Walkenried 298
Zu den Sagen von der Zorge, von Hohegeiß und Benneckenſtein 299
Zu den Sagen von Ellrich und der Kelle…………… 301
Zu den Sagen von Ilefeld, dem Hohenſtein und Elende…… 302
Zu den Sagen der nordhäuſer Gegend…………… 304

---

*) Da der auch in der klausthaler Sage auf S. 91 vorkommende Heerwurm manchem Leſer rein mythiſch erſcheinen könnte, ſo ſei nachträglich bemerkt, daß Ludwig Bechſtein 1851 über den Heerwurm ein eigenes naturgeſchichtliches Schriftchen mit Abbildungen herausgab, über welches auch in Kürze der Bericht in den „Blättern für literariſche Unterhaltung“, 1852, Nr. 28, nachgeſehen werden kann.

**) Zu der auf S. 276 ſtehenden Anmerkung zur erſten lerbacher Sage iſt nachzutragen, daß der Lerbach (Larpich) nicht leer und daher die ſagenhafte Erklärung des Namens durch leerer Bach gewiß falſch iſt. Die Sylbe ler, laer, lar bedeutet offenbar Lager, Wohnſtätte, und der Lerbach iſt ein Bach, an dem ein Haus (alte Hirtenwohnung) ſich befand. Die Sylbe kommt ſonſt gewöhnlich nur am Ende von Ortsnamen vor, z. B. in Goslar, Wetzlar, Fritzlar. Mehr darüber bei anderer Gelegenheit.

Vorwort.

An den Waldrändern des Harzes verdampften längſt die bläulichen Meiler, die letzte Frucht der Vogelbeerbäume auf ſeinen Höhen glänzt wieder ſo eigen im ſcharfen Morgenreif, die Zugvögel, Schildamſeln und wie dieſe guten Bekannten alle heißen, haben ihren Beſuch längſt abgeſtattet — da bereiten ſich auch dieſe Sagen, über die deutſchen Gauen auszufliegen und mit alter Liebe, die nicht roſtet, auch nach ihrer waldigen Heimat zu ziehen. Dorthin bringen ſie die freundlichſten Grüße mit von dem Sammler, der dort in manchem hölzernen Hauſe, auch wol unter mancher ſchönen Buche geruht hat, und der ſeine treuen Wünſche und ſeinen Spruch auch hier nicht beſſer zu ſagen weiß, als in dem Trinkſpruch des Oberharzers:

Es grüne die Tanne, es wachſe das Erz!
Gott ſchenke uns Allen ein fröhliches Herz! —

Die nachfolgende Sammlung wurde veranlaßt theils durch eigene Luſt und Neigung, theils durch das Verlangen nach einer neuen Sammlung von Harzſagen, welches Jakob Grimm in der zweiten Auflage der „Deutſchen Mythologie“ ausſprach und das ſich beſonders ſeit dem Erſcheinen meiner „Kinder- und Volksmärchen“ durch gar manche mir zugekommene Mittheilung als ein von den Männern der Wiſſenſchaft allgemein gefühltes Bedürfniß herausſtellte. Ich liefere hier zunächſt die Sagen aus der Gegend von Harzeburg und Goslar bis Nordhauſen und gedenke nun auch Sammlungen in der Gegend vom Brocken bis zur Grafſchaft Mansfeld, denen von mir ſchon vielfach vorgearbeitet iſt wie auch die Anmerkungen des vorliegenden Buchs bereits zeigen, mit Eifer zu betreiben. Der vorliegenden Sagenſchrift gingen jene „Kinder- und Volksmärchen" voraus, die hauptſächlich auf dem Oberharz geſammelt waren. Wenn in jener Schrift überhaupt zum erſten Male, wie ſehr auch der Name Harzmärchen für ausgeſchmückte und verfälſchte Ortsſagen vom Harz bei den Kennern in Miscredit gekommen ſein mag, wirkliche Märchen aus dem Harz geliefert wurden, ſo hat unſere Sagenſammlung aus dem Harz dagegen einige Vorgänger, die wir zum Nachweis ihres literariſchen Zuſammenhanges ſogleich hier nennen wollen, obſchon ſie ſich mit der Gegend, deren Sagen man in dieſem Werke findet, nur in ſehr geringem Maße und vorzugsweiſe mit demjenigen Theile des Harzes beſchäftigen, deſſen Sagen eine fernere Sammlung liefern ſoll.

Wir dürfen bei dieſer Muſterung der ältern Harzſagenliteratur etwas ausführlicher ſein, da nicht blos ſich darin die literariſche Entwickelung der deutſchen Sagenforſchung überhaupt aufweiſen läßt, ſondern da es auch faſt ſcheint, als hätte die deutſche Sagenforſchung aus unſerer Gegend ihren erſten Ausgang genommen. Die Poeſie dieſer grünen Wald- und Berginſel mitten in Deutſchlands freilich nur ſcheinbar proſaiſchem Norden mochte wol ſchon früh die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, wie ſie denn jedenfalls noch früh genug das Nachdenken und den Sammelfleiß unſers Otmar beſchäftigte. Wie mir Dr. J. W. Wolf nachgewieſen, ſo gedachte Profeſſor Rhode 1816 *) mehrerer Localſagen aus dem Harz, unter Anderm von der Chriſtinenklippe, auch mehrerer Märchen, ſo von dem dummen und feigen Bauern Hans Hodrian; die letztern, die „Spinnſtubenmärchen", ſagt er, ſeien noch nirgends gedruckt, wol aber die Localſagen ſchon

---

*) In Büſching's „Wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geſchichte, Kunſt und Gelahrtheit des Mittelalters", II, 189.

in „mehreren Schriften“. Wenn ich nun anfangs in die Richtigkeit dieſer Angabe mit Wolf Zweifel ſetzte, ſo ſcheinen dieſe doch durch einen weitern, mir von Dr. F. W. Ebeling gemachten Nachweis unbegründet, und ſchon 1698 ſcheint eine Sammlung von Harzſagen, die vielleicht nur ein paar Sagen und dieſe ausſchließlich vom Unterharze enthalten haben mag, erſchienen zu ſein *).

Mit Stolz aber nenne ich den Ephorus einer Schule, die ich ſelbſt ſpäter beſuchte, als meinen unmittelbaren Vorgänger, der, indem er zuerſt Harzſagen ſammelte, überhaupt das erſte erhebliche deutſche Sagenwerk lieferte, deſſen Lob daher die Brüder Grimm in der Vorrede ihrer „Deutſchen Sagen“ verkündigten und den Rhode jedenfalls mit vor Augen hatte.

Einer mir von mehrern Seiten gewordenen Mittheilung zufolge war nämlich der verſtorbene Ephorus der Domſchule und Generalſuperintendent Nachtigall zu Halberſtadt der Sammler der „Volksſagen“, die 1800 unter dem Namen Otmar in Bremen erſchienen. Otmar gab in ſeinen Volksſagen etwa dreißig Ortsſagen aus dem alten Hartingau heraus, der nicht allein den jetzigen Harz umfaßte, ſondern ſich nördlich noch über Oſchersleben hinaus erſtreckte. Das demnach in ſeinem jetzigen Umfange noch zum Harzgau gehörige halberſtädtiſche Gebiet hat er vorzugsweiſe berückſichtigt, vom weſtlichen Harze dagegen iſt er ohne alle Nachricht und nur dadurch, daß er ſüdlich drei Sagen aus der Grafſchaft Hohenſtein (Herrſchaft Lohra) mittheilt, trifft er mit der vorliegenden Schrift zuſammen. Bei dem regen literariſchen Sinne, der damals noch durch die Gleim'ſchen Anregungen im Halberſtädtiſchen herrſchte, erhielt er bereits zahlreiche ſchriftliche Mittheilungen, vorzugsweiſe auch, wie

---

*) Der Titel dieſer muthmaßlichen Sagenſammlung iſt: „Wahrhaftige Geſchichten, ſo ſich die Bawern in denen Gegenden des Hartzgebürges erzählen. Nunmehro zum Erſtenmahl ans Licht brachtt vnnd mitgetheilet von Caſpar Schwengen. Frankfurt, in Verlegung vnndt druckts Johann Gottfried Schönwetters Wittib vnndt Erben. 1698.“ In Georgii „Bücherlexikon“ und den Supplementen (1742 und 1758) und in Ebert's „Bibliographiſchem Lexikon“ (1821) iſt die Schrift nicht aufgeführt, wie es mir denn auch bisher nicht gelungen iſt, derſelben habhaft zu werden. Jeder weitere Nachweis, der ihr auf die Spur helfen könnte, würde mich ſehr verpflichten.

es ſcheint, von unſerm erſt 1851 in Wulferſtedt verſtorbenen Dr. Stephan Kunze, der damals noch ein fröhlicher Arbeiter war und noch nicht, wie ſpäter, wo er in ſeinen immerhin noch verdienſtlichen Chroniken in der Geſchichte nichts ſah als Sterbefälle, des Zuſammenhangs mit allgemeinern Forſchungen, die einzig auch das Verſtändniß für das Charakteriſtiſche im Kleinen öffnen können, entbehrte. Ein ſehr reiches Material ſcheint Otmar vorgelegen zu haben, doch veröffentlichte er nur eine von poetiſchen und hiſtoriſchen Geſichtspunkten aus veranſtaltete Auswahl und legte demnach vielleicht die für die deutſche Mythologie wichtigſten Sagen zurück. Der Auffaſſung der Zeit gemäß, die wir auch bei Muſäus finden, ging er von der ſeltſamen Vorſtellung aus, welche in der Sage vorzugsweiſe eine Quelle für die Geſchichte des (ſpätern) *Mittelalters* ſieht; er polemiſirt zwar gegen die Ausſchmückung der Sage zu Ritterromanen, borgt aber doch für ſeine allerdings ſelbſt vor Muſäus durch verhältnißmäßige Kürze und Treue ausgezeichneten Erzählungen das mittelalterliche Colorit. Hat denn aber das Volk wirklich dieſe Epoche aus der Geſchichte ſo im Kopfe, daß der Sage gerade dies Colorit zukäme? Es unterſcheidet ſich ja eben dadurch von den gebildeten Ständen, daß es *nur in der Gegenwart*, in dieſer natürlich nur unmittelbar und nicht mit Bewußtſein lebt; es erzählt uns, wenn es nicht von Geiſtern redet, von Fürſten, Bauern, Pfarrern, Amtleuten und Edelleuten, in wenigen Geſchichtsſagen von Rittern. In dieſem Augenblicke kann das Volk in Norddeutſchland z. B. höchſtens bis zum Siebenjährigen Kriege wirklich zurückblicken, wo daher auch, ſeiner Angabe nach, faſt alle Ritterburgen zerſtört ſein ſollen*). Treten ihm beſtimmte Denkmale aus ſeiner Vergangenheit vor Augen, ſo verſteht es dieſelben oft gar nicht und faßt ſie als etwas Fremdes, als Ueberreſte einer *fremden* Nation, von Rieſen, Zwergen ꝛc. Es iſt daher ſchwer zu ſagen, woher bei einem Manne wie

---

*) Voß ſagt in einer Anmerkung zu dem Gedicht „Der Rieſenhügel“ ganz richtig, daß das Volk in Norddeutſchland *Heidenzeit* für *katholiſche* Zeit gebrauchte. Indeſſen geht dies nicht, wie er glaubt, aus Intoleranz, ſondern blos aus der Unfähigkeit hervor, ſich förmliche Geſchichtsepochen vorzuſtellen, in dieſem Falle z. B. drei Religionsepochen nebeneinander.

Otmar die Vorſtellung von dem vorzugsweiſe mittelalterlichen Charakter der deutſchen Volksſagen entſprang, wenn nicht aus einem verkehrten Zeitgeſchmack, der nun einmal nur von Ritterſagen etwas wiſſen wollte. Freilich ſind die Trümmer alter Burgen jetzt vorzugsweiſe ſagenreich, wie ſchon die zahlloſen Sagen von Jungfern mit Schlüſſeln und zahlloſe Schatzſagen beweiſen. Allein abgeſehen davon, daß das doch ſonſt überall mit der Sage Hand in Hand gehende Märchen, weil es der örtlichen Anknüpfung nicht bedarf, ſo altfränkiſch es iſt, eigentlich nichts vom Mittelalter weiß, bildet alles Dies ja doch nur die Schale, es iſt nur die Form, während der Geiſt der Sage träumend die ganze Vergangenheit umfaßt und mit ſeinem Kern gerade durch all die Verpuppungen hindurch auf das höchſte Alterthum hinweiſt. Wenn nun auch dem Fernſtehenden die hiſtoriſch-rationaliſtiſche Auffaſſung der Sage, wie wir ſie bei Otmar finden, oft weniger kühn erſcheint als die mythologiſche, ſo iſt dies doch nur ſcheinbar, da dieſe letztere zwar den Kern der Sage im Allgemeinen auf ein weit höheres Alterthum, dafür aber auch faſt ausſchließlich auf das Geiſtesleben der Nationen bezieht, und zur Erforſchung gewiſſer Grundideen benutzt, welche die ältere Geſchichtſchreibung, ſelbſt wenn ihre Quellen bis dahinauf reichen, aus guten Gründen oft der Vergeſſenheit übergab, nicht auf das Detail der eigentlichen Geſchichte. Schon an und für ſich erheblich zur Charakteriſtik der hiſtoriſchen Auffaſſung der Sagen im Allgemeinen iſt folgendes Beiſpiel, wobei indeſſen die Ritterzeit aus dem Spiele bleibt. Es liegen vom Harze, aber — was Otmar noch nicht wiſſen konnte — mehr oder weniger auch aus andern Gegenden Deutſchlands, auffallend lebhafte Erinnerungen an ein Zwergvolk, ſeinen Abzug u. ſ. w. vor *). Er ſucht dies Alles hiſtoriſch anzuwenden auf ein im grauen Alterthume überwundenes Volk von etwas kleinerer Statur als die Sieger, das eine Zeitlang in der Unterdrückung lebte, und endlich ſeinen Abzug nahm — nordwärts, ſagen alle Harzſagen beſtimmt und deutlich. Wenn man nun aber die

---

*) Vgl. namentlich S. 208—211 unſerer Sammlung und die Bemerkungen über den Sachſenſtein in meiner „Michaelisreiſe“, im „Deutſchen Muſeum“ von 1853.

Zwerge einmal als weſentlich mythiſch erkannt hat (wie denn ihrer gerade vorzugsweiſe ſogar ſich die Mythendeutung bemächtigt und in ihnen, wie die Anmerkungen erwähnen, Naturkräfte nachgewieſen hat), ſo wird man zwar in einzelnen Gegenden oder Ländern noch geſchichtliche Einwirkungen auf dieſelben muthmaßen können, aber man wird, da der Grund der Sagen einmal gefunden iſt, dieſe geſchichtlichen Züge, die jedenfalls die Zwergſagen nicht erzeugen, ſondern nur ſpäter trüben und entſtellen konnten, dann nicht gerade in das graueſte Alterthum verlegen, in dem die mythiſche Erzählung gegründet iſt, auch das Ereigniß ſelbſt nicht für ſo bedeutend halten, ſondern ein Haufen von Heimatloſen, etwa Zigeunern, kann genügen, uns dieſe etwaige Einwirkung zu erklären. Dieſe Bemerkungen ſollen jedoch Otmar's großes Verdienſt um die Sagenforſchung keineswegs ſchmälern, vielmehr einfach die ältere Sagenforſchung vor den Brüdern Grimm charakteriſiren, wie ich denn auch anerkenne, daß das mittelalterliche Colorit der Sage eine gewiſſe künſtleriſche Berechtigung hat und daß, abgeſehen von den oft verwirrten und geſchmackloſen Muſäus'ſchen Geſchichten, Fouqué's nicht nach einer Idee von Paracelſus ausgedachte, ſondern weſentlich aus „Tauſend und Eine Nacht" ſtammende „Undine" ſchwerlich ſo gelungen wäre, wenn er nicht dieſe mittelalterliche Färbung für ſie angewandt hätte. Der Kern von Otmar's Sammlung ging in die „Deutſchen Sagen" der Brüder Grimm über, die 1816 erſchienen, und, weil die Grimm'ſche Sammlung aus dem Harze nur wenig mündlich enthielt, und ſich überhaupt hier mehr an gedruckte Quellen anſchloß, auch für die Gegend, deren Sagen wir in dieſem Werke liefern, weniger als für die andere Hälfte des Harzes enthält. In den von Otmar für ſein Werk gezogenen Gränzen haben ſich dann zufällig auch mehrere durchaus unwiſſenſchaftliche Sammlungen gehalten und mit beſonderer Vorliebe an dem ſchönen nördlichen Harzrande verweilt. In denſelben Gränzen, auf die ich gleich den Andern von meiner Heimat aus zunächſt angewieſen war, hielt ich ſodann mich ſelbſt, als ich 1851 meinem Schriftchen „Aus dem Harze" in gedrängter Kürze eine Anzahl von Harzſagen mitgab; einige davon hatte ich bereits ſehr früh im Harze mündlich gehört, noch mehrere aus Chroniken genommen und die meiſten nur aus der ſchnöden Form in einer unwiſſenſchaftlichen Sammlung *) zu der urſprünglichen Einfachheit herausgeſchält. Dieſe kurze Mittheilung mag den Otmar'ſchen Sagenſchatz für jene Gegend ungefähr verdoppeln und iſt neben ihr die einzige echter unterharziſcher Sagen, doch wollen beide für den Sagenreichthum jener Gegend noch wenig oder nichts bedeuten. Wenn der zu früh verſtorbene Emil Sommer in ſeinen Sagen aus Sachſen und Thüringen nur bis in die Gegend von Eisleben und Aſchersleben, alſo nicht einmal bis an den Fuß des Harzes gekommen war, ſo ſtreiften dagegen Profeſſor Kuhn und W. Schwarz, welche 1848 das verdienſtvolle Werk „Norddeutſche Sagen, Märchen und Gebräuche" herausgaben, faſt über das ganze Harzgebirge hin. Sie zeichneten dabei aber, vielleicht in der Einſicht, daß hier doch die von Grimm gewünſchte eigene Harzſammlung nicht überflüſſig gemacht werden könne, dieſes ſagenreiche Gebirge keineswegs aus vor den übrigen Landſtrichen bis Mecklenburg und Pommern hin, welche ſie gleichfalls behandelten, legten ſich daher zwar auch nicht, wie die Andern, auf das ſeit Otmar mit Vorliebe behandelte Gebiet, mieden aber doch in etwas, wie es ſcheint, den Oberharz wegen ſeiner Eigenthümlichkeiten. Nicht eigentlich vom Oberharz, ſondern vorzugsweiſe von der oſteröder und ſcharzfelder Gegend erſchienen 1832 ſechs „Harzſagen" von Schuſter. Sie beſchäftigen ſich daher zwar mit einem kleinen Theil des Sagengebiets, welches das vorliegende Werk behandelt, können aber ihrer Ausſchmückung wegen nur in ſehr geringem Maße in Betracht kommen. So bleibt

---

*) Den „Sagen und Geſchichten aus der Vorzeit des Harzes und der Umgegend" (1847), woran übrigens anonym auch mehrere ſonſt ſehr tüchtige, hier nur unbewanderte Männer mitgearbeitet haben ſollen. Dieſes jetzt, wie ich höre, in den Verlag von R. Frantz in Halberſtadt übergegangene Buch, worin ſich auch Manches ohne Quellenangabe nach Otmar findet, iſt neuerdings zum großen Theil in Reime gebracht in der Schrift „Der poetiſche Harz oder Sagen und Märchen des Harzes im (!) Schleier der Dichtung gehüllt. Sechstes Heft der Gedichte von Joſephine Holzmärker-Gerbode" (Worbis, im Selbſtverlage der Verfaſſerin, 1852). Auch der rothenburg-ſondershäuſer Püſterich puſtet da noch in einem Gedichte als heidniſcher Abgott, wenig bekümmert darum, daß er etwa gleichzeitig gänzlich entlarvt wurde und ſeinen Credit als Abgott längſt eingebüßt hatte.

denn nur Eine Sammlung als eigentliche Vorgängerin der ſchon in dieſem Bande enthaltenen zu nennen: das zweite und letzte, ſehr dünne Heftchen der 1840 von Hermann Harrys herausgegebenen Sagen Niederſachſens, deſſen 39 Sagen im Weſentlichen demſelben, wenn auch nicht ganz ſo weit abgeſteckten Gebiete, wie die im vorliegenden Bande, entnommen ſind. 19 davon ſind oberharziſche Sagen und wurden dem Herausgeber dem Vorworte nach von Georg Schulze mitgetheilt, die Mehrzahl der 20 übrigen gedruckten Quellen entnommen. Wie bekannt, iſt dieſe Sammlung höchſt verdienſtlich und von unzweifelhaftem Werthe gegenüber der Wiſſenſchaft; doch was will für deren jetzigen Stand eine ſolche Handvoll Sagen aus einem ſo großen Gebiete bedeuten, zumal wenn der Herausgeber die Eigenthümlichkeiten Derer, von denen ſie entnommen ſind, nicht kennt, ſie uns daher auch nicht erläutern kann und ſie noch dazu ſo unvollſtändig zu geben genöthigt iſt als hier. Daß die meiſten in vorliegender Sammlung vorkommenden Oertlichkeiten bei Harrys überhüpft ſind, möchte gleichgiltig ſein, ſelbſt wenn es ſich um die Harzeburg und St.-Andreasberg handelt; aber man vergleiche die Vollſtändigkeit unſerer Mittheilungen über den Zwergkönig Hibich, den Bergmönch, die Oſterjungfrau, die Frau Holle u. ſ. w. mit den enſprechenden bei Harrys, nicht zu gedenken der bei ihm ganz fehlenden über verſchiedene mythologiſche Gegenſtände, den wilden Mann, das Hickeding u. ſ. w.

Es traf ſich glücklich, daß Herr Pfarrer **Georg Schulze** in Altenau, als Sprachforſcher beſonders durch die treffliche Redaction und Herausgabe der „Harzgedichte“ rühmlichſt bekannt, ein Mann, auf den der Oberharz ſtolz ſein kann und das Volk dort wirklich ſtolz iſt, für die vollſtändige Sammlung der Sagen in den hannöverſchen Bergſtädten mir die Hand bot, und dabei mußte dann zur Ergänzung des neuerdings Geſammelten, d. h. einzelner Sagen, die ſchon bei Harrys ſtehen, von denen ich Varianten bekam und die nun hier auf eine angemeſſene Weiſe zuſammengefügt wurden, auch vielfach, wie unſere Anmerkungen im Einzelnen nachweiſen, das früher von Schulze in der Harrys'ſchen Sammlung Veröffentlichte herbeigezogen werden, ſowie denn auch der Conſequenz wegen, jedoch noch kürzer, Einiges aus den nicht gerade vom Oberharze handelnden Sagen in dem 2. Hefte der Harrys'ſchen Sammlung zur Ergänzung einiger beſtimmten Sagen in unſerer Sammlung benutzt wurde. Anfangs dachten wir an eine vollſtändige Wiederaufnahme der 19 dort gedruckten Schulze'ſchen Sagen vom Oberharz, auch wo wir keine Varianten dazu hatten; doch ſtand ich davon ab, weil mein Freund und Gönner durch eingetretenes körperliches Leiden verhindert wurde, ſich mit mir der Herausgabe der Sagen zu unterziehen, oder gar, wie ich, um mich dann ausſchließlich der Herausgabe meiner andern Sammlungen, von Volksliedern u. ſ. w. widmen zu können, gewünſcht, die Redaction derſelben allein zu übernehmen. Da ich unter dieſen Umſtänden nun auch ſogleich die übrigen Sagen aus der Gegend von Goslar bis Nordhauſen zu den oberharziſchen hinzunahm, ſo fehlte es theils an Raum, theils glaubte ich als alleiniger Herausgeber der vorliegenden Sammlung die Harrys'ſche weniger, als dies meinem Mitarbeiter zugeſtanden hätte, antaſten zu ſollen. Unter den mancherlei Bergmannsſagen, die dieſer Sammlung ihren eigenthümlichen Charakter geben, verdankt der Leſer die ausführlichern, mit reichem Detail aus der Wirklichkeit ausgeſtatteten, Schulze ausſchließlich. Ich darf auf ſie, da ſie dabei doch nicht ausgeſchmückt ſind, in mancher Hinſicht großes Gewicht legen.

Aus Altenau nennen wir auch noch W. Lohrengel, der jetzt auch für meine übrigen Sammlungen eine rege Thätigkeit entfaltet, dankbar als einen recht geſchickten Mitarbeiter.

Die unter der harzeburger Gegend eingereihten Sagen von Vienenburg und Wiedelah, ſowie ein Beitrag zu den lautenthaler Zwergſagen und zu den Sagen von Dorſte wurden mir von Profeſſor Wilhelm Müller in Göttingen mitgetheilt. Dieſer, der Verfaſſer von „Geſchichte und Syſtem der altdeutſchen Religion“ und Herausgeber des Mittelhochdeutſchen Wörterbuchs, hatte die Güte, mir Dasjenige zuzuſenden, was er, beſchäftigt mit dem Sammeln der Sagen des Leinethals und anderer hannöverſchen Sagen, dem er ſich mit dem Herrn Rector Schambach in Eimbeck unterzogen hat, gelegentlich theils ſelbſt an hannöverſchen Harzſagen gehört, theils von Herrn Pfarrer Iſecke zu Wiedelah und Herrn Collaborator Richard in Oſterode erhalten hatte.

Für die Gegend von Lonau und Sieber insbeſondere verdanke ich Mehreres Herrn Lehrer Theodor Stender in Lonau. Außerdem die nordhäuſer Hexenſage dem Herausgeber der „Urkundlichen Geſchichte von Nordhauſen", Profeſſor Ernſt Günther Förſtemann in Nordhauſen.

Wenn dieſe Männer für die Sammlung der Sagen des weſtlichen Harzes, wie ſie im Texte gegeben ſind, thätig waren, ſo zeichnete noch während des Druckes der Sammlung mein ſehr theurer Freund, Paſtor Banſe in Beckendorf, zwei Varianten aus dem Selkethale zu im Text ſtehenden oberharziſchen Sagen auf. Unſer thätiger Karl Elis, Lehrer an den höhern Bildungsanſtalten zu Halberſtadt, dem die Sammlung unterharziſcher Sagen noch ungleich mehr verdanken wird, vervollſtändigte meine Localnotizen über Göttercultе, beſonders der Oſtara.

Schätzbare Auskunft erhielt ich auch von den Herren Subconrector Vollbrecht am Gymnaſium zu Klausthal, Hüttenaſpirant Blum in Lautenthal, und Lehrer Niemeyer in Oſterwieck; meinem wackern Schul- und Univerſitätsgenoſſen dem Rector Karl Schütte zu Derenburg, und vom Buchhändler Hänicke zu Oſchersleben.

Im Allgemeinen habe ich, je voller bei uns noch der lebendige Quell der Ueberlieferung ſprudelt, um ſo ſpärlicher gedruckte Quellen zu Hilfe gerufen. Die bekanntern ältern gedruckten Quellen ſind von den Brüdern Grimm und von Harrys bereits hinlänglich und, wie ſich von ſelbſt verſteht, gut benutzt; viel neue aufzuſuchen erlaubte aber der Raum nicht. Nur bei Goslar habe ich aus nahe liegenden Gründen eine Ausnahme gemacht und ich denke, der Leſer wird ſich an der Fülle hiſtoriſcher Sagen, die ich nun von dieſer Kaiſerſtadt zu liefern im Stande bin, und die ſich freilich immer noch gar ſehr vermehren ließen, erfreuen und Einiges darin nicht nur für den Mythologen, ſondern überhaupt für den Hiſtoriker von Intereſſe ſein.

Nach den bisherigen Angaben wird man ſich von der zwar immer nur relativen Vollſtändigkeit der vorliegenden Sagen überzeugt haben. Nicht allein für die wenigen aus gedruckten, auch für die aus mündlichen und handſchriftlichen Quellen geſchöpften Nummern wurden zum Theil mehrere, oft ſehr viele Quellen benutzt.

In der Behandlung ſchließt ſich die vorliegende Sammlung den bekannten Sagenſammlungen aus dem übrigen Deutſchland an und die Grundſätze ſind die allgemein giltigen, nach denen der Vortrag der Sage einen ſchlichten Ton verlangt. Das große Vorbild der Brüder Grimm ſteht auch für die Sage noch unerreicht da, denn auf welcher andern Sagenſammlung läge jener eigenthümliche Glanz und jene Hoheit, die uns von der ihren wie ein Firniß von alten ſchönen Gemälden entgegenſtrahlt? Aber auch der weite Ausblick, den die Sammlungen von J. W. Wolf verrathen, die Kühnheit und der Trotz, mit der Profeſſor Müllenhoff, einer unſerer feinſten Köpfe und geiſtvollſten Gelehrten, ſeine Sammlung wie einen Spiegel der Gegenwart vorhielt; die Eckartstreue, mit der Kuhn und Schwarz den Ueberlieferungen nachgehen, und der höchſt glückliche Ton, der Profeſſor Meier's Sagen noch vor ſeinen Märchen auszeichnet, in denen er da nicht recht ſicher war, wo er doch, wie die Grimm es ſo ſchön verſtehen, als Märchenerzähler einmal den Ton des Volksdichters hätte anſchlagen müſſen: Alles Dies läßt mich erkennen, wie viel und Mannichfaltiges hier ſchon geleiſtet iſt, und wahrlich nicht ohne Scheu ſtellte ich mich als Baugenoſſen zu ſolchen Männern.

Die Eigenheiten der vorliegenden Sammlung beſtehen nun darin, daß von einem Theile des hier abgehandelten Sagengebiets, dem Oberharz, die Sagen hier nun doch wol vollſtändiger vorliegen, als vielleicht aus irgend einer andern Gegend Deutſchlands. Das kann dem denkenden Leſer einen Einblick in das Seelenleben des Volks gewähren und ihm zeigen, wie die Poeſie noch in unſerer Zeit jedes Lebensverhältniß deſſelben durchdringt. Bei der Sprache der nach mündlicher Ueberlieferung aufgezeichneten Sagen iſt unſer Zweck, den auch wol ſchon andere Sagenſammlungen ſich ähnlich vorgeſetzt hatten, erreicht, wenn der Leſer ſich bei der Mehrzahl der Nummern ſagen muß: ſo denkt unſer heutiges Volk und ſo ſpricht es ſeine Gedanken aus. Georg Schulze wird man nachrühmen dürfen, daß er dieſen Zweck der vorliegenden Sammlung in dem Stücke „Mer ſoll dn Teifel net porren“ (S. 80—84) vollſtändig erreicht hat. Das Dialektſtück „Die Jungfer auf dem Amte Staufenburg“ (S. 37—41), welches ich kürzer und dadurch noch charakteriſtiſcher aufgeſchrieben hätte, wenn es mir nicht um eine möglichſt vollſtändige Dialektprobe zu thun geweſen wäre, iſt mir rührend, weil es ſo genau zeigt, wie treuherzig und in welchen altfränkiſchen Formen ſich das Volk das Leben der Vornehmen denkt. Noch ein drittes der nur zu wenig zahlreichen Dialektſtücke, Abtheilung I der „Oſterjungfrau“ (S. 160—161), habe ich einer hochbetagten Frau Wort für Wort nachgeſchrieben, welche in das jungferliche Benehmen der Oſterjungfer gegen den „frechen“ und den keuſchen Ritter offenbar ihre eigenen Jugenderinnerungen niedergelegt hat. Uebrigens könnte der Vortrag um Vieles beſſer ſein, wenn alle Varianten hätten in die Anmerkungen verwieſen werden können. Dies konnte indeſſen nur ausnahmsweiſe und da, wo es geſchehen, mehr zufällig geſchehen, weil ſelten in Einem Berichte, wie man ihn mündlich hört, das Weſen einer Sage erſchöpft wird, ſondern erſt in mehrern Faſſungen.

Den Text der Sagen gebe ich rein, frei von den zu Anfang und am Schluß der Nummern ſonſt wol hinzugefügten Quellennachweiſen. Alles Derartige iſt hier (nur daß da, wo mündliche oder handſchriftliche Mittheilung die Quelle iſt, dies nicht im Einzelnen angegeben ward) mit in die Anmerkungen verwieſen, ſodaß die Sammlung da, wo die Sagen ein Localintereſſe haben, ein Volks- und Hausbuch werden kann, wie jedes Sagenbuch in ſeiner Heimat es werden ſollte. Auch der neuerdings mehrfach gebrauchten Anordnung der Sagen nach den mythiſchen Weſen habe ich die populäre nach den Orten vorgezogen. Das Bequeme jener neuern Anordnungsweiſe erkenne ich vollkommen an. Aber ich glaube theils, daß die Sage dadurch faſt zu ſehr dem allgemeinern Intereſſe entfremdet wird, das man da, wo ſie zu Hauſe iſt, denn doch immer für ſie vorausſetzen ſoll, und daß, wenn man die wiſſenſchaftliche Form in dieſer Weiſe hervortreten läßt, die Localſage erſt wieder durch unwiſſenſchaftliche, allgemein deutſche Sagenbearbeitungen den einzelnen Gegenden zugeführt werden würde, während doch die Centraliſation in dieſem Falle gar nichts nützt und es wirklich höchſt gleichgiltig iſt, ob der gewöhnliche Berliner die Sagen von München kennt oder nicht. Sollte aber einmal aus der neuern Sagenliteratur ein ſolches allgemein deutſches Sagenbuch hergeſtellt werden, ſo wäre an die aufzunehmenden Sagen eine zehnmal ſtrengere Kritik in Bezug auf ihren poetiſchen Gehalt anzulegen geweſen, als von Bechſtein geſchehen iſt, wofür wir ihm eine gewiſſe Vollſtändigkeit gern geſchenkt hätten.

In den Anmerkungen habe ich die Localliteratur mehr zur Vergleichung herbeigezogen, als dies ſonſt in der Regel geſchehen iſt. So tritt denn zunächſt das Geſchichtliche wol klarer hervor. Gelegentlich gebe ich einige ſpeciellere geſchichtliche Unterſuchungen, will aber damit keineswegs die Verantwortlichkeit für alle geſchichtlichen Angaben im Text, welche ich nicht weiter erörtere, übernehmen. Die Vergleichung der Sagen mit den Sammlungen aus andern Gegenden iſt ziemlich ausgedehnt, aber doch noch lückenhaft, und da ſie bei den Sagen nicht ganz ſo wichtig iſt als bei den Märchen*), zum Theil mehr nach der augenblicklichen Lecture als mit völliger Conſequenz durchgeführt. In den Anmerkungen habe ich ferner — und inſofern hält das Buch ungleich mehr, als ſein Titel verſpricht — theils ſehr Vieles aufgeführt, was mir von den Sagen des übrigen Harzgaues bereits vorliegt und ſich oft, ſodaß ich ſpäter nicht darauf zurückzukommen brauche, und ſodaß nun die Sage, um die es ſich gerade handelt, ſich von vornherein vollſtändig überſehen läßt, in dieſer Zuſammenſtellung mit wenigen Worten erledigen ließ. Und da ich hauptſächlich aus ältern, bisher für dieſen Zweck meiſt unbenutzten Schriften auch eine Sammlung deutſcher Sagen vorbereite, ſo iſt auch von dieſen deutſchen Sagen mit wenigen Worten in den Anmerkungen erledigt, was ſich irgend als Variante zu den im Text vorliegenden Harzſagen betrachten ließ, und ebenſo habe ich alle mir mündlich oder aus ältern Schriften bekannten, noch nicht von mir veröffentlichten Gebräuche dort gleich eingefügt, wenn ſie zur Vergleichung dienlich waren und mehr Licht geben konnten. Auf dieſe Weiſe ſind die Anmerkungen zu einem kleinen Magazin angewachſen und enthalten neben der Literaturvergleichung eine ganze Reihe kleiner, das Material für einen Gegenſtand zuſammenſtellender Artikel, wie man ſie in unſern Fachzeitſchriften zu ſuchen gewohnt iſt.

---

*) Trotz der bei meinen „Kinder- und Volksmärchen“ auf die Literaturvergleichung verwandten Sorgfalt haben ſich doch bei weitern Nachforſchungen mehrere gefunden, von denen ich, ihres poetiſchen Werthes unbeſchadet, in wiſſenſchaftlicher Hinſicht lieber ganz abzuſehen bitte, da ſie als nichtdeutſchen Urſprungs oder als umgebildet durch dichteriſche Behandlung verdächtig ſind. Es ſind die Märchen „Bärenheid, Adelheid und Wallfild“, „Der Geiſt des Ringes und der Geiſt des Lichtes“, „Die Rieſen und das Stippfeuerzeug“, „Die ſieben Frauenbilder und der König der Todten“, „Von böſen und guten Feen!“. Von den für „Springendes Waſſer, ſprechender Vogel, ſingender Baum“ benutzten beiden Berichten war der oberharziſche unecht. Der Inhalt von „Königskind“ iſt Theil eines Volksbuchs. Der Schwank „Die hochmüthigen Mädchen!“ dürfte aus dem Italieniſchen ſtammen, iſt aber ſo umgeſtaltet, daß er für vollkommen ſelbſtändig gelten kann.

Ueber den innigen Zuſammenhang alter Ueberlieferungen mit dem geſammten Volksleben und beſonders mit der Volksſittlichkeit, auch über die Erfahrungen, welche man beim Sammeln macht, will ich mich hier nicht wieder ausſprechen, da ich es ſchon früher anderswo gethan *), und nur einige Andeutungen über Mythenbildung mögen hier ſtehen. Eine Abſchwächung der Mythen findet ohne Zweifel ſtatt, doch geht ſie ſehr langſam vor ſich. Vergleiche darüber anzuſtellen iſt ſchwierig, weil die Erſten, die Sagen ſammelten, die modernen Züge bevorzugten, wir Neuern aber die alterthümlichen am liebſten hervorheben. Wenn man nun aber dieſes Verhältniß in Abrechnung bringt, wie billig, ſo wird man ſich z. B. ſchwer überzeugen, daß Otmar vor mehr als 50 Jahren ſeine Sagen in einer viel alterthümlichern Form hörte als wir. Ja ſelbſt die proſaiſchen Schriftſteller ſeit der Reformationszeit und kurz vorher liefern die Sagen kaum alterthümlicher, als das Volk ſie jetzt erzählt, und die Abſchwächung dieſer Mythen ſteht in gar keinem Verhältniß zu der Raſchheit, mit der beſonders ſeit Thomaſius die Schar ihrer Gläubigen zuſammenſchmilzt. Wie die Sage ſich nach Zeit und Perſonen umgeſtaltet, kann man beim Sammeln täglich ſehen; allein die raſche Abſchwächung iſt nur ſcheinbar, da ihre alten Formen neben den neuen im Volke haften und in der Regel wieder über dieſe den Sieg erringen, wenn die neuen nicht etwa einer ſoliden und dauerhaften Entwickelung fähig ſind. Zwei ſehr verſchiedene Elemente,

---

*) Eine Pfingſtbetrachtung. Im zweiten Quartal des „Magdeburger Correſpondenten“ von 1853.

die ſich faſt das Gleichgewicht halten, ſind es, welche die Sage umgeſtalten: der Aberglaube, der Befriedigung verlangt und nicht ruht, bis er Das, was er der Großmutter angehängt hat, nun auch der Enkelin anhängen darf, und — der Humor. Dieſer letztere zieht die Mythen förmlich an ſich und ſpielt und tändelt mit ihnen; aber das ältere Volksbewußtſein ſteht griesgrämlich dabei und läßt von dem alten Sagengehalt ſo wenig als möglich umkommen. So werden von humoriſtiſchen Perſonen Anekdoten und Schwänke, zuletzt aber ganz alte Mythen erzählt, und gerade auf dieſe Weiſe ſcheinen ſtets die Sagen von ältern vergeſſenen Perſonen auf die jüngern übertragen, ohne daß die Sage dadurch ſchließlich um Vieles verjüngt erſcheint. Solche Perſonen aus neuerer Zeit ſind in dieſer Sammlung der Feuerholzmeiſter von Lautenthal, der Spielmann Wolf und der Scharfrichter Gosler; doch konnte natürlich das Wenigſte, was von ihnen erzählt wird, in dieſes Buch aufgenommen werden. Derſelbe Proceß iſt offenbar ſchon in frühern Jahrhunderten und damals vielleicht raſcher als jetzt mit den Sagen vor ſich gegangen. Zuweilen vermißt auch das moderne Zeitbewußtſein im Volke wol an der überlieferten Sage die Pointe und findet ſich gedrungen, irgend einen Zug derſelben humoriſtiſch zu einer ſolchen zuzuſtutzen, was ſich dann wunderlich genug ausnimmt *). Wie leicht ſich dergleichen noch einmal abſtreift, liegt auf der Hand.

Statt aller weitern Bemerkungen über Bildung und Entſtehung einzelner Sagen hier nur noch eine ſolche über die von den Venedigern, den Zauberern und Schatzſuchern, welche, wie ich weiß, für die Bewohner des Harzes von beſonderm Intereſſe ſein wird. Es ſcheinen unter ihnen zunächſt Hauſirer gemeint; daß aber wirklich früher Italiener am Harze in größerer Anzahl hauſirten, kann ich nicht nachweiſen. Vielleicht ſind ſie nur mit Ungarn, die, zuweilen in ihrer Huſarenuniform, Arzneien herumtrugen, was jetzt die Thüringer thun, und mit den Mauſefallen verkaufenden Slowaken verwechſelt worden. Aus einer von der

---

*) Vgl. die Sagen vom lautenthaler Spar-die-Müh, Abtheilung IV.

„Magdeburgiſchen Zeitung“ unlängſt mitgetheilten magdeburger Proceßverhandlung habe ich erſehen, daß alle Hauſirer, auch die bei uns einheimiſchen, Italiener heißen, insbeſondere ſofern ſie auch, vielleicht nur heimlich, mit Gift handeln. Venefica iſt Hexe und Giftmiſcherin, und es dauerte, ſoviel ich ſehe, lange, bis in den Hexenproceſſen zwiſchen Zauberern und Giftmiſchern geſchieden wurde. Hier iſt der Punkt, wo die Vorſtellung ſich bilden konnte, daß wandernde Italiener (und dann überhaupt Hauſirer) Zauberer ſeien, eine Vorſtellung, über deren große Verbreitung in Deutſchland J. W. Wolf unlängſt Einiges zuſammengeſtellt, und die ſich nach Karl Spindler's Roman „Der Vogelhändler von Imſtthal“ auch auf Tirol erſtreckt. Ein ſolcher Hauſirer war ja auch der Rattenfänger von Hameln. Daß dieſe Vorſtellung von den Hauſirern ſelbſt oft benutzt ſein wird, um Einheimiſche zum Schatzgraben zu verleiten und ihnen dadurch Geld abzulocken, liegt auf der Hand und läßt ſich auch aus den Sagen, wo ſo oft Einheimiſche die fremden Männer auf alte Burgſtätten begleiten, ſchließen. Geſchichtlich iſt mir darüber nichts bekannt, da alle ältern Schriftſteller glauben, daß der Harz wirklich von ſolchen Reiſenden durchſucht ſei oder noch durchſucht werde, und ſich dies natürlich zu erklären ſuchen. Namentlich ſagt der Naturforſcher Göze in einer ſeiner „Kleinen Harzreiſen“: „Wahr iſt es, daß die Italiener, beſonders Venetianer, noch vor einigen Jahren weite Reiſen in dieſe Gegenden gethan, ſich wol oft mit Lebensgefahr, auch mit Schießgewehr verſehen, ohne Führer in die Höhlen des Harzes gewagt; gleichſam verſtohlenerweiſe dieſe vermeinten Golderden in geringer Quantität herausgeholt und zu Fuße nach ihrem Vaterlande getragen haben. Man hat dieſe Leute einigemal darum befragt. Ihre gewöhnliche Antwort iſt: ſie holten Antimonialerde, womit ſie zu Venedig ihre Gläſer poliren. Andere ſagen, ſie machten Porcellan daraus. Allein bei Beiden iſt kein Verhältniß gegen die weite Reiſe, gegen die Koſten und gegen das Wenige, was ſie heimbringen. Das Wahrſcheinlichſte iſt hierbei noch immer Das, was der ehemalige Naturkundige, der Paſtor Leſſer, verſichert hat: er habe einem ſolchen Italiener viele Gefälligkeiten erzeigt und endlich ſo viel von ihm herausgebracht, daß er einem gewiſſen Laboranten in Venedig dieſe Sachen bringen müſſe. Zwar wiſſe er ſelbſt nicht, was er damit mache; er habe aber von den Bedienten gehört, daß ſie griechiſche Erze bekämen, die durch Nichts als dieſe Erde in Fluß zu bringen wären". Hieraus dürfen wir ſo viel ſchließen, daß, abgeſehen von ihrem mythiſchen Kern und den Hauſirern, ſich dieſe Sagen hauptſächlich durch die Erinnerung an Fremde, welche in alten verlaſſenen Gruben nach Erz ſuchten, und wol auch an Alchymiſten gebildet hat, welche beim Goldmachen Mineralien aus der Gegend des Brockens beſonders ſchätzen mochten, wie man denn auch ſowol von der Bode als von der Selke ſagt, daß ſie Gold führe. —

Unter den Nachrichten des Tacitus über die heidniſche Religion der Deutſchen werfen auf die von der Nerthus Gebräuche in unſern Gegenden ein intereſſantes Licht. Sie wurde auf einem mit weißen Tüchern verhüllten, mit Kühen beſpannten Wagen ins Waſſer gefahren, und noch jetzt wird jeder Todte, der zu Buhlendorf im Anhaltſchen, aber nicht im anhaltſchen Harze, ſondern unweit Zerbſt und der Elbe, auf einem mit Ochſen beſpannten Wagen durch einen Ochſenjungen zunächſt in einen Teich, den „Buhl", gefahren*). Im lieben Bekendorf, im Halberſtädtiſchen, wird der Sarg jeder Wöchnerin unter einem weißen Laken auf den Friedhof getragen und ins Grab geſenkt, und derſelbe Gebrauch herrſcht nicht weit davon, in Hornhauſen. Hier aber ſcheint früher, um die Mitte des 17. Jahrhunderts, jeder Sarg „mit einem weißen Tuch bedeckt" begraben zu ſein**).

Was die Nachrichten von Göttereulten betrifft, welche wir direct mit auf unſere ſächſiſchen Vorfahren beziehen könnten, ſo ſteht darunter die niederdeutſche Abſchwörungsformel voran. Sie iſt uns durch eine vaticaniſche Handſchrift aufbewahrt, doch hält man freilich ihre Sprache nicht für rein niederſächſiſch, ſondern ſieht darin eher einen Hinweis auf das ripuariſche Franken. Darin ſchwören die Heiden namentlich ab den Donar, Wodan und Sarnot*). Von Sarnot haben wir ſonſt gar keine Nachricht, aber bekanntlich bedeutet ſein Name Schwertgenoß, und taucht in der Stammtafel der Weſtſachſen, über welche unter Andern J. Kemble geſchrieben, wieder auf als Sarneat, Wodan's Sohn. Die beiden übrigen Götter, Donar und Wodan, wird dieſe Sammlung vielfach auch für dieſe Gegenden beſtätigen.

---

*) Näheres über dieſen noch mit andern merkwürdigen Ceremonien verknüpften Gebrauch theilte ich unter I in einem Aufſatze „Zur deutſchen Alterthumskunde" im „Magdeburger Correſpondenten" 1853, 2. Quartal, mit. Abtheilung II deſſelben handelt über die Keule zu Jüterbogk.

**) Die Nachricht findet ſich in der von meinem Vater, H. A. Pröhle, 1850 herausgegebenen „Chronik von Hornhauſen" 143, nach dem „Theatrum Europaeum", wo ein ſolcher Begräbnißzug, wahrſcheinlich der eines fremden Badegaſtes, abgebildet iſt. Combinirt man beide Gebräuche aus Buhlendorf und Hornhauſen, ſo erhält man ganz den mit weißen Tüchern verhüllten Wagen der Nerthus, der mit Rindvieh beſpannt und ins Waſſer geführt wird.

Nächſtdem könnten etwa die in thüringiſcher Mundart abgefaßten beiden Zauberſprüche, welche Georg Waitz in der Bibliothek des merſeburger Domcapitels auffand und Jakob Grimm herausgab, beſonders hier zu beachten ſein. Außer Wodan werden darin noch genannt Balder (Phol), Sunna, Sinthgunt, Friia und ihre Schweſter Volla. Für Balder könnte allenfalls der Name Boldershauſen, den nach einer mir von Förſtemann gemachten Mittheilung eine Wüſtung bei Nordhauſen, alſo ſchon mehr im Thüringiſchen als Sächſiſchen, führt, von einiger Bedeutung ſein. „Ach du Alder**)

---

*) Die Abſchwörungsformel lautet:
Forsachistu diobolae?
et resp. ec forsacho diobolae.
End allum diobol gelde?
respon. end ec forsacho allum diobol geldae.
End allu dioboles uuercum?
resp. end ec forsacho allum dioboles uuercum end uuordum, thunaer, ende uuoden ende saxnote ende allem them unholdum, the hira genotas sint.

Hierauf folgte das chriſtliche Glaubensbekenntniß. Zur Vergleichung damit kann folgende Stelle aus einer von Haupt aus einer wiener Handſchrift mitgetheilten Abmahnung vom Tanzen dienen: „Zum funfften so tued die tentzer und tentzerin in etlich wise wider die sacrament der kirchen und besunder wider den tauff: wann sie brechen das gelubde, das sie got getan haben in dem tauff, als ir pfetterich an ire stat gesprochen haat: ich widersage dem tufel und allem sine gespenste."

**) D. i. Aller, nämlich Allerhöchſter, Allgütiger oder dergleichen. Den Ausruf „Ach du Aller!" ohne den Zuſatz hören wir noch jetzt ſehr oft.

Chriſchan Balder!" war ein Ausruf der Verwunderung, den wir Kinder im Halberſtädtiſchen oft gebrauchten, ohne uns etwas dabei denken zu können, am allerwenigſten, ohne dabei an eine lebende oder bereits verſtorbene Perſon erinnert zu werden, und ihn wage ich auf Balder zu beziehen, da die Namen von Gottheiten ſich ſo gern in Ausrufungen flüchten. Zunächſt für die weibliche Gottheit der Friia, Frigg, enthält die Sammlung gar Vieles.

An die Abſchwörungsformel und die Zauberſprüche reihen ſich nun einige ſpeciell auf den Harz ſich beziehende Nachrichten über Götterculten, die aber alle etwas Räthſelhaftes haben. Voran ſteht darunter an Gewicht der Quelle, aber noch mehr an befremdender Seltſamkeit die Nachricht vom Abgott Crodo, aus dem 15. Jahrhundert, aber freilich von Bothe, ſeiner Angabe nach, aus einer oder mehrern Schriften geſchöpft, was man überſieht, verweiſt man Crodo deshalb ſchon aus der Reihe der deutſchen Götter, „da die Erinnerung an einen heidniſchen Cultus ſich unmöglich mit ſolchen Einzelheiten ſiebenhundert Jahre im Chriſtenthum erhalten konnte."

Hieran ſchließen ſich nun ſo manche Nachrichten, namentlich für die in dieſem Buche berückſichtigte Gegend, über Oſtera, oder gar Aſtaroth, und Viel, die ſich in unbedeutendern Localſchriften aus dieſem und dem vorigen Jahrhundert herumtreiben, deren Urſprung zum Theil dunkel, aber doch wol in ältern gedruckten Quellen zu ſuchen iſt. Sie lehren uns meiner Meinung nach hauptſächlich die Orte kennen, wo die hauptſächlichſten Götterculten ſtattfanden, während die mündliche Ueberlieferung dieſe Punkte weniger feſthält. Zur nähern Beſtimmung der Götter ſelbſt müſſen wir uns aber durchaus auf den Kern der im Volksmunde lebenden Sage verlaſſen. Wo dieſe letztere ſelbſt anſtatt der ihr jetzt zukommenden zu Spukgeſtalten herabgeſunkenen Weſen von Göttern redete, habe ich ihr durchweg gemistraut und gelehrten Einfluß befürchtet.

Muthmaßliche heidniſche Opferſtätten ſind, ausgenommen vom Oberharz, bei uns zahlreich bekannt. In der Gegend von Nordhauſen, an der Straße nach Niederſachswerfen, liegt das Riewenheiwet, was Förſtemann*) durch Neuehaupt,

---

*) Nachträge und Verbeſſerungen zu Abtheilung I, S. 2 und 3 ſeiner „Urkundlichen Geſchichte von Nordhauſen".

Neuehügel, Sühne- und Verſöhnungshügel erklärt. Zwiſchen Halberſtadt und Derenburg liegt auf dem Lauſefelde der Lauſekniggel oder Lauſehügel, 80 rheinländiſche Fuß lang und 40 breit, der, wie man ſonſt deutlich bemerken konnte, ſelbſt wieder aus verſchiedenen eigenthümlichen Hügeln beſtand. Unſer allverehrter Dr. Chriſtian Friedrich Bernhard Auguſtin, der 1823 einen ſehr ausführlichen Bericht über eine Unterſuchung dieſes Lauſekniggels veröffentlichte in ſeinen damaligen „Halberſtädtiſchen Blättern“, leitet den Namen jetzt von lausan her, d. i., wie auch aus einem alten Vaterunſer hervorgeht, löſen, und theilte mir mit, daß ſich im Lauſehoch bei Gröningen (den gleichen Namen führt unter Anderm ein noch nicht unterſuchter Hoch bei Hornhauſen) nicht nur Opfergeſchirr, ſondern auch ein Götzenbild gefunden, welches er beſitzt und worüber mir vielleicht ſpäter Näheres mitzutheilen vergönnt iſt. Dieſer ernſte Forſcher, der in ſeinem 82. Lebensjahre noch der Wiſſenſchaft mit dem hellen Auge der Jugend gegenüberſteht, der ſeine Amtswohnung als Oberdomprediger zu einer einzigen großen Sammlung machte und deſſen Name mit dem eines Otmar noch lange der Stolz des halberſtädter Domes bleiben wird, wenn er auch am Geburtstage Sr. Majeſtät des Königs von Preußen zum letzten Male in ihm geſprochen, hat über den Kniggel bei Halberſtadt und Derenburg nach jener Ausgrabung eine ſo ſcharfſinnige und für die deutſche Vorzeit ſo äußerſt wichtige Vermuthung ausgeſprochen, daß ich mir, da ſie ebenſowol von den Mythologen als auch wahrſcheinlich von den Hiſtorikern bisher allgemein überſehen iſt, es nicht verſagen darf, ſie hier in der Kürze mitzutheilen. Er fand in dem auf der unterſten Fläche des Hügels errichteten Steingewölbe unter einer Menge irdener Gefäße nicht ein einziges, welches er unbedingt für eine Begräbnißurne hätte halten können. Alle ohne Ausnahme waren mit Erde, nicht mit Aſche gefüllt. Dagegen deutete die Menge von verbrannten und unverbrannten Schädeln und Knochen, verbunden mit den zum Theil mitten unter ihnen, zum Theil in der Nähe befindlichen Opfermeſſern, ſowie die eigenthümliche Geſtalt der in dem erſten Gewölbe der ſüdlich belegenen Hügelreihe aufbewahrten Gefäße auf eine altdeutſche Opferſtätte. Da auch ferner nur Menſchenknochen, und zwar in ſehr großer Menge und meiſtentheils, wie aus den zahlreichen Schädeln zu erſehen, von Kindern und Halberwachſenen gefunden worden, da ferner die Spur der Grauſamkeit an dieſen Ueberreſten menſchlicher Leiber nicht zu verkennen war, ſo hat dieſer Opferplatz nach einer vorgefallenen Schlacht zu einem großen Menſchenopfer gedient. Als den nächſten Ort, welcher mythologiſchen Aufſchluß geben könne, bezeichnet Auguſtin das [nur ¼ Stunde entfernte] Mahndorf (Monddorf). Ein ſo großes Menſchenopfer aber kann, wie er weiter entwickelt, nur in einem Kampfe zweier Stämme gebracht ſein, die es auf ihre Vernichtung abgeſehen hatten, und ſo nimmt er an, daß es von den Sachſen nach dem Siege gebracht ſei, den ſie zufolge der in Abel's Sammlung aufgenommenen niederſächſiſchen Chronik 479 bei Bedekenſtedde, jetzt Bekenſtedt, der dem Lauſekniggel am nächſten gelegenen Schlachtſtätte, über die Thüringer erfochten, als „de Konigk Melverikus to Doringk“ (wie mehrfach aus unſerer Sammlung hervorgeht, wird Thüringen noch jetzt oft Döringen genannt) mit Macht über den Harz gezogen kam und die Sachſen wieder aus dem Lande vor dem Harze, welches früher der Nordthuringau geweſen war, vertreiben wollte, zumal da wir durch Gregor von Tours wiſſen, wie unerhörte Grauſamkeiten in dem Kampfe der Thüringer mit den Franken und Sachſen geſchahen. Späterhin iſt dann nach Auguſtin's Vermuthung der Hügel noch zum Begräbnißplatze benutzt, und zwar zuerſt von einem Volke, das, wie die Sachſen, ſeine Todten verbrannte, da ſich zuletzt an der weſtlichen Seite eine wirkliche Urne und in der obern Erde häufige Urnenſcherben von ähnlicher Form und Maſſe gefunden. Daß dieſe Aufſtellungen ebenſo kühn als großartig ſind, kann Niemand entgehen; wer aber die Umſicht der Auguſtin'ſchen Localgeſchichtsforſchung kennt, wird ſchwerlich hoffen (wenn man nicht etwa aus der Vergleichung mit in neuerer Zeit ausgegrabenen Geräthen jetzt geradezu auf das Jahrhundert, dem die im Lauſekniggel gefundenen angehören, ſchließen kann), eine andere Hypotheſe nur von gleicher Wahrſcheinlichkeit aufzufinden. —

Profeſſor Ernſt Günther Förſtemann berichtet in den Nachträgen und Verbeſſerungen zu der „Urkundlichen Geſchichte von Nordhauſen“: „Das Backwerk der Oelmännchen, in der rohen Geſtalt eines kleinen Wickelkindes, aus Mehlteig gebildet und in Oel geſotten, ſah man noch vor wenig Jahren häufig, beſonders an unſern Jahrmärkten, ehemals an den Marienfeſten feilbieten. Sie waren ohne Zweifel urſprünglich gebackene Götzenbilder, ſpäter von den Chriſten als Chriſtkinder betrachtet; ſo auch wol die bodunger Männchen und verſchiedene aus Teig gebildete menſchliche und thieriſche Geſtalten, aus Honigkuchenteig zu Weihnachten, als Kreppeln zu Faſtnacht und in der Faſtenzeit.“ Daß die Oelmännchen wirklich Götzenbildchen ſind, dürfen wir auch aus dem in anderm Zuſammenhange vorkommenden Namen Oelgötzen ſchließen. Die Bilderſtürmer nannten, wie in Leo's „Univerſalgeſchichte“ erwähnt wird, die in Oel gemalten Heiligenbilder ſpottend Oelgötzen. „Er ſteht da wie ein Oelgötze“ iſt eine noch jetzt vorkommende Redensart, zu der 1785 in den Halberſt. gemeinnützigen Blättern der literar. Geſellſchaft bemerkt wurde: „Die alten Deutſchen ſtrichen ihre häßlichen plumpen Götzen mit Oel an; daher dieſer Ausdruck. Wachter ſchreibt in ſeinem deutſchen Gloſſar: Elgötze.“ —

Auf das Heidenthum weiſen auch die in unſern Gegenden einſt ſo verbreiteten Kalandsbrüderſchaften*) zurück. Sie ſollen ſichern Nachrichten zufolge ſchon zu Anfang des 13. Jahrhunderts vorhanden geweſen, und, weil mit ihnen Seelenmeſſen verbunden geweſen, hauptſächlich nach der Reformation in Verfall gerathen ſein. Eine Stelle in einer Aufführung der Hauptſünden**) weiſt zwar die Feier der Kalenden, und zwar dieſe als ſchon von der katholiſchen Kirche gemisbilligt, nicht aber ausdrücklich die Kalandsbrüderſchaften ſelbſt im 13. Jahrhundert nach. Wäre wirklich Oſtar, die „Göttin des aufſteigenden Lichts“ wie Grimm ſagt, eine Mondgottheit***), ſo müßten wir auf den großen

---

*) Vgl. die mit Neuem vermehrte Ueberſicht über den Kaland nach früherer Darſtellung in der „Chronik von Hornhauſen“, 28—42 (auch das Vorwort derſelben Chronik IV und V), wo die weitern Quellen angegeben ſind, denen ſich noch die Erwähnung in Grimm's Mythologie anſchließt. Auch die Koljadalieder ſind hier herbeizuziehen.

**) „Colere kalendas, der manode kalendas begann, also genoge tont“ („Altdeutſche Blätter“ I, 366, nach einer Pergamenthandſchrift des 13. Jahrhunderts).

***) Vgl. die kurze Angabe über das im 16. Jahrhundert am

Kaland in Oſterode, auf den oſteröder Mariencultus zu Oſtern, von dem noch ein Ueberreſt ſich erhalten hat, und in Verbindung hiermit darauf, daß mit dem Kaland an mehrern Orten ein Mariencultus in Verbindung ſtand und auf die große Verbreitung und das hohe Alter der Kalandsbrüderſchaften in unſern Gegenden überhaupt nach dieſer Seite hin Gewicht legen. Die Kalandsbrüder „hatten auch wol tragbare Altäre, die aus einem Steine gemacht und in Holz eingefaßt, auch ſo klein waren, daß man ſie täglich von einem Orte zum andern tragen konnte. Solche wurden geweiht, ſchön geziert und beſonders bei den Leichenbegängniſſen der Kalandsbrüderſchaften gebraucht.“ Da nun in Oſterwieck ein Kaland war und der ſogenannte Krodoaltar, ein tragbarer chriſtlicher Altar *), nicht unmittelbar von Harzeburg, ſondern zunächſt von Oſterwieck nach Goslar gekommen ſein ſoll, ſo wird man dies bei fernern Nachforſchungen über dieſen Altar nicht ganz aus den Augen laſſen können, obgleich Zweck und Bedeutung des Altars einer ſolchen chriſtlichen Brüderſchaft nur ſchwer ſo ganz in Vergeſſenheit kommen konnte. Das Merkwürdigſte iſt dabei, daß zwiſchen dem Saturn, den nach der Sachſenchronik das gemeine Volk den Krodo genannt hätte, und dem Kaland ein ſehr naher Zuſammenhang denkbar iſt. Die Benutzung bei Leichenbegängniſſen wird auch ſchwerlich der urſprüngliche Zweck der Kalandsaltäre geweſen, ſondern erſt bei dem Ueberwiegen der geſelligen Tendenz des Kaland in den Vordergrund getreten ſein: es liegt zu nahe, ihre Benutzung bei auf die Jahreszeiten bezüglichen Umzügen zu vermuthen, wie ein ſolcher noch jetzt von der katholiſchen Kirche am Fronleichnamsfeſte gehalten wird.

Doch dieſe hier ſoeben berührten und viele andere Dinge wird hoffentlich der projectirte Alterthumsverein klarer machen, für den wackere Männer, z. B. Auguſtin, Karl Elis, Director Richter, Graf Schulenburg-Ottleben, Georg Schulze u. A., ihre Theilnahme bereits ausſprachen, ſei es, daß er als ein ſelbſtändiger Alterthumsverein für den Harz und ſeine Umgebung,

---

Süntel gefundene Götzenbild in W. Müller's Altdeutſcher Religion 10 und 11.

*) Vgl. die Vorbemerkung zu den Anmerkungen zu den harzeburger Sagen.

oder als Zweigverein eines andern ſchon beſtehenden norddeutſchen Alterthumsvereins ins Leben tritt *).

Würde nun die Anregung des Intereſſes an einem ſolchen die geſammte Alterthumskunde umfaſſenden Verein in ausgedehnten Kreiſen eine ſchöne Frucht dieſes nicht ohne vereinten Sammelfleiß entſtandenen Werkes ſein, ſo darf ich andererſeits auch nicht verſäumen, im Intereſſe der Sagenforſchung ſelbſt hier die ſchon von J. W. Wolf in ſeiner Zeitſchrift ſo freundlich in meinem Namen ausgeſprochene Aufforderung für Jedermann, der Luſt und Neigung dazu hat, zu wiederholen, Sagen (auch Volkslieder und Gebräuche) gefälligſt direct für mich hierher ſenden zu wollen, ſowie auch Localblätter um Verbreitung dieſer meiner Bitte gebeten werden. Es handelt ſich dabei nun hauptſächlich noch um die Sagen vom Brocken, von der Ilſe, von Wernigerode, von der Roßtrappe, dem Regenſtein, Falkenſtein, von Blankenburg, Stolberg, der Lauenburg, dem Stufenberg, Alexisbad, Queſtenberg, aus Ballenſtedt, vom Kyffhäuſer, der Rothenburg; das Halberſtädtiſche und Magdeburgiſche mag ſich hier noch anſchließen. Die vorliegende Sammlung zeigt ja, auf welche unſcheinbare und verachtete Dinge, nach den Worten der Brüder Grimm, es dabei ankommt, und ſo hoffe ich nach der in dieſem Buche, zu dem mir auch Nachträge willkommen ſein werden, vorliegenden umfaſſenden Probe keine Fehlbitte mehr zu thun.

Mit dieſer Bitte ſchließe ich und mit dem Wunſche, daß die vorliegende Sammlung bei den Freunden der weithin über die Ebene leuchtenden bläulichen Harzberge in der Nähe und in der Ferne eine freundliche Aufnahme finden möge. Von dem ausgezeichneten Manne, der an ihrem Fuße noch in dieſem Sommer die Gräber ſeiner Aeltern mit Kränzen umwand und an deſſen Krankenlager ſie als ein Gruß aus ſeiner Heimat tritt, weiß ich es im voraus.

Hornhauſen bei Oſchersleben, am Andreasabend 1853.

Heinrich Pröhle.

---

*) Eine höchſt werthvolle Alterthumsſammlung für die verſchiedenen Geſchichtsepochen haben wir zu Halberſtadt in der des Oberdompredigers Auguſtin. Auf dem hannoverſchen Harz iſt aber meines Wiſſens in dieſer Art ſoviel als Nichts geſammelt, und wie Vieles könnte nicht z. B. in Goslar für deutſches Alterthum geſchehen!

Sagen der Harzeburger Gegend.

1. Die Kinder auf dem Burgberge.

Bei Harzeburg liegt der Burgberg, der faſt wie ein großer Kohlenmeiler ausſieht. Dahinauf iſt eines Tages ein Lehrer mit ſeinen Schulkindern geſtiegen und da ſind einige Kinder nahe bei den Brunnen gegangen. Da hat eine Stimme gerufen, ſie ſollten nach einer andern Stelle auf dem Burgberge hingehen. Wie ſie dahin gegangen, ſind einen Augenblick zwei Geſtalten, ein Mann und eine Frau, in weißen Kleidern unter ihnen geweſen und ſogleich verſchwunden. Auch ſind da Stufen geweſen, die haben in den Berg geführt, und da ſind die Kinder die Stufen hinabgeſtiegen und ſind in ein Gewölbe gekommen, darin iſt ein Tiſch geweſen, auf dem haben lauter blanke zinnerne Teller geſtanden, die ſind auf dem Tiſche feſt geweſen. Aber an den Seiten herum iſt eine große Blänke geweſen, auf der haben auch ſolche zinnerne Teller geſtanden und da hat wieder eine Stimme gerufen: von den Tellern auf der Blänke könnten ſie welche mitnehmen. Nachher ſind die andern Kinder noch einmal die Stufen hinabgeſtiegen und die Stimme hat ihnen die Erlaubniß gegeben, für ſich und für ihren Lehrer noch Teller zu nehmen. Wie ſie mit denen aber herausgegangen waren, iſt eine eiſerne Thüre hart hinter ihnen zugeſchlagen und da waren die Stufen nicht mehr zu ſehen. Die Teller aber ſind draußen immer den Kindern aus den Händen gerollt, als wollten ſie mit den Kindern ſpielen, und haben ſo herrlich geklungen dabei, und ſind immer ſchwerer geworden und immer ſchwerer. Endlich ſind die Aeltern der Kinder gekommen, die haben die Teller greifen können, haben ſie mit Mühe nach Hauſe gebracht und haben einen Juden kommen laſſen, der hat geſagt, es ſei lauter gediegenes Silber, und von der Zeit an ſind die Aeltern mit ihren Kindern und auch der Lehrer ſteinreich geworden. Der Lehrer iſt aber ſeitdem oft mit den Schulkindern um den Berg herumgegangen und hat geſungen und gerufen: er danke vielmals, und wenn hier etwa eine Verwünſchung oder ſo etwas ſei, ſo wünſche er, daß ſie durch den Geſang gelöſt werde. Auch iſt er oft allein um den Berg herumgegangen und hat geiſtliche Lieder geſungen, hat aber nicht vernommen, was es mit der Stimme im Berge und mit dem Gewölbe für eine Bewandtniß hat, auch die Stufen nicht mehr wahrgenommen. — Dieſe Stufen haben zu verſchiedenen Zeiten auch einige Reiſende geſehen, aber ſie hatten den kindlichen Sinn nicht, daß ſie hinabſtiegen, und darum ſind ſie auch ſo glücklich nicht geworden, wie die Kinder mit ihren Aeltern.

2. Der Rothbart und andere deutſche Kaiſer im Brunnen auf dem Burgberge.

Im Burgbrunnen auf der Harzeburg fährt es oft wie mit Kutſchen umher und rauſcht gewaltig. Einige ſagen, als Kaiſer Heinrich der Vierte vor den Sachſen geflohen ſei, habe er die Krone in den Burgbrunnen geworfen und die ſei noch darin. Andere ſagen, es ſei ein Kaiſerſarg in dem Brunnen, und Andere, ein Kaiſer ſei in den Brunnen verwünſcht. Den Kindern ſagen die Mütter, ſie ſollten nicht zu dem Brunnen gehen, weil Kaiſer Rothbart darin ſäße. Daß die weiße Jungfer darin ſei, weiß in Harzeburg Jedermann. Einſtmals iſt ein Verbrecher Namens Schöppenſtedt in dem Brunnen heruntergelaſſen worden, dem hat ſollen das Leben geſchenkt ſein, wenn er glücklich aus einem Gange wieder herauskäme, der von dem Brunnen ausgehen ſoll.

Als nun Schöppenſtedt in dem Brunnen iſt, kommt er an eine eiſerne Thür, die thut ſich auf und da ſteht die weiße Jungfer vor ihm und ſagt: das ſei ſein Glück, daß er nicht aus Muthwillen hierher käme. Sie hat ihn nun in dem Gange entlang geführt, und hat ihm ſoviel Geld gewieſen und geſagt. „wenn't bronswiekſche Land mal pankerott wörre, ſoll dat wedder davon hereſtellt weren.“ Dann ſind ſie auch in eine Höhle gekommen, darin hat eine Tafel geſtanden. Und was nun die Kaiſer geweſen ſind, Kaiſer Otto, Kaiſer Heinrich und der Rothbart, die haben Alle an der Tafel geſeſſen und haben Speiſen vor ſich ſtehen gehabt, und dem einen Kaiſer iſt der Bart durch die Tafel gewachſen, und in der Höhle ſind große Schätze geweſen an Kleinodien und Geſchirr, zumal an Krügen und Kelchen, das hat ausgeſehen wie Holz, iſt aber Silber und Gold geweſen. Auch viele Pferde haben da herumgeſtanden, die hatten ſtatt des Futters Dornenwaſen auf der Hille und ſchienen von der Hille zu freſſen, es iſt aber nur zum Schein geweſen. Zuletzt iſt Schöppenſtedt an der jetzt ſogenannten Schöppenſtedtergrund wieder herausgekommen, an einer Stelle, die durch einen Kieſerling bedeckt ſein ſoll. Auf dieſem Gange ſoll auch der Kaiſer Heinrich IV. zu ſeinen Lebzeiten heimlich aus der Burg vor den Sachſen entwichen ſein.

3. Die weiße Jungfer von Harzeburg.

Die weiße Jungfer, die in dem Burgbrunnen wohnt, iſt ſchon Vielen erſchienen. Einſtmals haben die Kinder einen ihrer Geſpielen in den Brunnen gelaſſen und ſind dann fortgelaufen, weil die Stunde geſchlagen hat, wo ſie in den Pfarrunterricht gemußt haben. Weil die Kinder nun ſo verſtört geweſen ſind, ſo hat der Pfarrer gleich gemerkt, daß etwas vorgefallen iſt. Da haben ſie's müſſen ſagen und der Pfarrer iſt mit andern Leuten auf den Burgberg geeilt und haben den Knaben wieder heraufgewunden, der aber iſt halb todt geweſen und hat die Jungfrau auch geſehen. Oft hat die Jungfer an einem Zwiſſelsbeerbaum über Ruhſack's Wieſe an der Oſtſeite des Burgberges geſtanden. In den Grasgärten, die um den Burgberg herumliegen, und auf den Wieſen am ſogenannten Krodobrink hat man ſie oft mähen ſehen. Faſt immer iſt ſie in der Freitagsnacht erſchienen, und die Leute in Schulenrode pflegen zu ſagen (wie man auch ſonſt im Halberſtädtiſchen ſagte):

Die ganze Woche wunderlich,
Der Freitag iſt abſunderlich.

Einmal iſt die Jungfer in drei Freitagsnächten hintereinander in Schulenrode vor ein Fenſter gekommen und hat einen jungen Burſchen mit nach der Schöppenſtedtergrund haben wollen, damit er dort einen Schatz heben ſollte. In der dritten Nacht hat der Burſche geſagt: „Wenn ich meinen Bruder Valentin mitnehmen ſoll, ſo will ich mitgehen.“ Da hat ſie vor dem Fenſter einen Seufzer gethan und iſt verſchwunden. Die Leute ſelbſt, vor deren Fenſter dies geſchehen iſt, ſagen, die Jungfer hätte beim Weggehen geſprochen: Nun wäre das Kindeskind noch nicht geboren, welches das Geld einmal heben könnte. — Auf dem Sintinnigesplatze (Sanct Antoniusplatze) hat die Jungfer auch einmal geſeſſen und einem Köhler eine Blume gegeben. Wie er die Blume gehabt hat, führt ſie ihn in eine Höhle in den Berg, und darinnen füllt ſie ihm ſeinen Holſter, ſagt ihm aber, er ſolle den Holſter nicht eher öffnen, bis er über das Waſſer wäre. Als der Köhler aus der Höhle geht, hat er die Blume darin liegen laſſen, und da ſchlägt die Thür hinter ihm zu, daß ihm beinahe die Hacken abgeſchlagen wären. Hätte er die Blume mitgenommen, ſo hätte er noch oft in die Höhle gekonnt. Auch hat er nachgeſehen, was in dem Holſter wäre, bevor er übers Waſſer geweſen iſt, und da iſt es lauter Pferdemiſt geweſen. Was aber in den Ecken ſitzen geblieben iſt, das iſt nachher, wie er übers Waſſer geweſen iſt, eitel Gold geweſen. — Dieſe Jungfer iſt immer weit am Burgberge herum geſehen worden, aber ihr eigentlicher Aufenthaltsort iſt nur der Brunnen geweſen. Einer, dem ſie auch erſchienen iſt, hat erzählt, daß Sturm und ein gewaltiges Windbrauſen von ihr ausgegangen wäre. Einige ſagen auch, daß aus der Jungfer ſpäter ein weißer Spitzhund geworden wäre, der ſei auch immer in der Freitagsnacht auf den Wieſen um Schulenrode her geſehen worden. Andere ſagen, die weiße Jungfrau aus dem Burgbrunnen erſcheine noch jetzt.

Im Radauthale an der Köhlerlochsbrücke ſteht ein Ulmenbaum, dabei iſt auch eine Jungfrau erſchienen, man weiß nicht, ob es die aus dem Burgbrunnen geweſen iſt, aber ſie iſt ganz ſo geweſen wie dieſe. Die hat gewollt, daß die Frau ſich hinſetzen und ſie erlöſen ſollte. Da hat die Frau ſich hingeſetzt und die Jungfer hat ſich in einen Lork verwandelt, iſt an der Frau in die Höhe geklettert und hat ſie küſſen wollen, als aber der Lork der Frau bis an die Bruſt kommt, erſchrickt ſie ſo, daß ſie davonläuft. — Ein andermal iſt im Radauthale, den Steinbrüchen gegenüber, eine Köhlerfrau gegangen, da iſt deutlich das Waſſer aus der Radau hinter ihr hergekommen wie eine große Flut, und da hat da eine Jungfrau geſtanden mit blauem Licht und hat erlöſt ſein wollen. Die Köhlerfrau aber iſt auch davongelaufen. — Auch als in Neuſtadt unter dem Burgberge ein Haus neben dem Chauſſeehauſe gebaut iſt, hat ſich da unweit einer Linde eine blaue Jungfer und ein Licht gezeigt, und man meint, daß vielleicht vom Burgberge herunter Schätze dahin „gerückt“ ſind. — Endlich wird erzählt, daß am Breitenberge beim Papenberge ein Brunnen iſt, da iſt einmal Gerſte herausgequollen, und als eine Frau die Gerſte für ihre Hühner mit nach Haus genommen hat, iſt es Geld geweſen.

4. Der Baſilisk auf dem Burgberge.

Auf dem Burgberge und in ſeiner Umgebung hat ſich früher eine ungeheure Schlange gezeigt, die iſt ſo lang geweſen wie ein Heubaum und wird von Einigen die große Otterſchlange, von den Meiſten aber der Baſilisk genannt. Einige halten dafür, daß die weiße Jungfer aus dem Schloßbrunnen ſich habe in dieſe Schlange verwandeln können, Andere ſagen: die Schlange ſei der Teufel geweſen, der die Schätze in den unterirdiſchen Gängen und Höhlen von außen bewacht habe. Das wiſſen die Meiſten, daß der Baſilisk der Schätze wegen da geweſen ſei, die in dem Gange hinter der eiſernen Thür ſind, und daß er den Menſchen hat Furcht einjagen ſollen, wiewol er Niemandem etwas gethan hat.

Oft hat er auf der Burgwieſe da gelegen und den Kopf auf dem Boden geſcheuert. Endlich, bei einem Waldbrande an der Stelle, die jetzt die Brandklippe heißt, ſoll der Baſilisk mit verbrannt ſein und einen furchtbaren Quik gethan haben. Aber Andere ſagen, der Baſilisk ſei ſeitdem ſchon wieder geſehen worden. Einmal ſoll auch ein junger Baſilisk geſehen ſein, der hat ausgeſehen wie eine Puppe.

5. Der Schlangenkönig oder die Königsſchlange.

Es iſt einmal ein Mann, der einen Mantel umgehabt hat, zu Pferde in eines der Dörfer um die Harzeburg gekommen und hat einen Mann mitgenommen, mit dem er auf den Burgberg geſtiegen iſt. Der Fremde hat auch ein Schächtelchen oder ein Käſtchen bei ſich gehabt. Als nun die Beiden auf dem Burgberge geweſen ſind, hat er einen Kranz auf dem Boden beſchrieben und hat dann gepfiffen. Da ſind unzählige Schlangen angekommen und haben die Köpfe um den Kreis herum gelegt, in dem die beiden Männer geſtanden haben. Nur die weiße Schlange oder der Schlangenkönig iſt lange ausgeblieben, und der Fremde hat zu dem Andern geſagt: er läßt auf ſich warten. Endlich kommt die weiße Schlange an mit zwei andern großen Schlangen. Da ſagt der Fremde zu der weißen Schlange, welche die Krone auf dem Kopfe gehabt hat: „Du alter Bengel haſt viele Thaten gethan, ich will ſie dir aber auch thun.“ Vor ihr aber hat er in dem Kreiſe ein rothes Tuch ausgebreitet gehabt, darauf hat der Schlangenkönig oder die Königsſchlange ihre Krone abgelegt, das iſt ein kleiner gelber Knoten geweſen. Darauf hat die weiße Schlange, vielleicht mit den andern beiden Schlangen, in das Käſtchen gemußt. Nun hat der Fremde zu ſeinem Begleiter geſagt: wenn ſie erſt aus dem Kreiſe heraustraten, ſo wäre große Gefahr vorhanden, und ſie müßten eilen, daß ſie den Burgberg herunter kämen. Dann hat er einen Stab genommen, hat die Schlangen, die in dem Kreiſe herumgelegen haben, damit berührt, und die haben ſo weit zuſammenrücken müſſen, daß die beiden Männer bequem hindurchgehen können. Als ſie aber aus dem Kreiſe heraus und erſt eine kleine Strecke weit fort ſind, kommen alle die Schlangen, die um den Kreis herum gelegen haben, ihnen nachgeſchoſſen. Unten, wo der Burgberg ziemlich zu Ende iſt und ſchon die Gärten und der Kirchhof von Neuſtadt anfangen, haben die ſie ſchon eingeholt. Da hat aber der Reiter geſchwind ſeinen Mantel abgeworfen, und da ſind alle Schlangen hinein gefahren. Am andern Tage iſt der Mantel in lauter Fäden zerriſſen geweſen, und mehre Schlangen haben da gelegen und ſind von ihrem Gifte geplatzt.

6. Die Burgwicke.

Die Burgwicke, die auf dem Burgberge gewohnt, hat ſo viele Katzen gehabt (Einige ſagen ſieben, Andere ſagen elf, Andere zwölf, Andere dreizehn), aber alle Katzen ſind weiß geweſen; auch ſagen viele Leute, die Katzen wären ihre Kinder geweſen. Jede Katze hatte ihren eigenen Namen, die eine hieß Adämken, die andere Brillken u. ſ. w. Jede Katze hatte auch ihren eigenen Trog, und die Katzennäpfe waren immer ſo blank geſcheuert, daß ſie blitzerten und blänkerten. Wenn die Burgwicke ausgegangen war, ſo lauerten alle ihre Katzen auf ſie, bis ſie wiederkam, und dann hatte ſie jeder Katze einen Zwieback mitgebracht. Jeden Freitag, wenn's unten in die Betſtunde geläutet hat, hat die Burgwicke geweint; warum, das weiß man nicht. Einige ſagen, es ſei ihr einmal an einem Freitage eine Katze geſtorben, welche Keſemirken geheißen habe, und darum habe ſie immer geſagt: „Allewiele lüt öt mienen Keſemirken wat." Einige meinen auch wol, ihr Bruder, der Burg-Hansjürgen, möchte vielleicht an einem Freitage geſtorben ſein, und da möchte ſie wol geweint haben, weil ihr Bruder todt ſei. — Von dem Burg-Hansjürgen wird erzählt, daß ſie ihn einmal nach Braunſchweig unter die Soldaten genommen hätten, da habe er aber das Exerciren nicht loskriegen können und dem Herzog ein Vierfaß auserleſener Haſelnüſſe vom Burgberge verſprochen, wenn er ihn wieder geben ließe. Da habe der Herzog ihn geben laſſen, und der Burg-Hansjürgen habe nachher richtig das Vierfaß Haſelnüſſe angebracht.

7. Der Rieſe.

Zwiſchen dem ſogenannten Krodobrink und dem Waſſerloche iſt früher ein Rieſe gegangen, der hat einen Stab oder eine eiſerne Stange in der Hand gehabt. Andere erzählen, es ſeien ihrer zwei Rieſen geweſen, davon ſei der eine zwiſchen dem Krodobrinke und dem Waſſerloche auf der Wieſe gegangen, und der andere habe auf dem Burgberge gewohnt, die hätten zuſammen ein knöchernes Beil gehabt, das hätten ſie einander zugeworfen, wenn ſie es gebraucht hätten. Auch hätten ſie miteinander den Gang vom Burgbrunnen bis zur Schöppenſtedtergrund gemacht. Eine Frau erzählte auch, der eine Rieſe habe auf dem Burgberge gewohnt und der andere in Burgdorf, welches mehrere Stunden weit entfernt ſein ſoll, und da hätten ſie ſich den Hammer vom Burgberge aus bis nach Burgdorf zugeworfen.

8. Das eingemauerte Kind.

An einer Stelle in dem Gemäuer auf der Harzeburg iſt ein Kind eingemauert, dadurch iſt die Burg feſt gemacht. Das Kind iſt ein unehelich Kind und ein Jahr alt geweſen, das hat ſeine Mutter verkauft an eine Herzogin, die dazumal auf der Burg gewohnt haben ſoll. Wie das Weibsbild das Kind gebracht hat, hat ihr die Herzogin das Geld hingelegt und geſagt: es ſtände noch bei ihr, ob ſie das Kind verkaufen wollte. Da hat das Weibsbild nach dem Gelde gegriffen, und darum hat ihr die alte Herzogin eine herzhafte Maulſchelle gegeben. Nun haben ſie das Kind in die Mauer geſetzt, und haben ihm eine Semmel in die Hand gegeben, und haben angefangen zu mauern, und dabei hat das Kind ſeine Semmel gegeſſen. Zuletzt haben ſie nur noch ein kleines Kuckloch gelaſſen, und wie ſie auch das zugemauert haben, hat das Kind auch gerade ſeine Semmel aufgehabt, und hat geſagt: „Semmel up un Kucklek tau.“

9. Das Salzwerk Juliushall.

Auf Bartholomäitag iſt früher, als das Salzwerk Juliushall noch im Gange war, in Harzeburg immer Spendebrot an die Armen ausgetheilt, als das aber einmal verſäumt wurde, da iſt die Seele (Soole) in Juliushall ausgeblieben. Da haben ſie geläutet und Kirche gehalten wie gewöhnlich, und Spendebrot an die Armen ausgetheilt, und da kommt meine liebe Seele wieder an. Wenn ſie das Salz im Preiſe erhöht haben, ſo iſt die Seele gleich ganz ausgeblieben. Und wenn ſie in frühern Jahren das Salzwerk haben ganz ſtill ſtehen laſſen, ſo hat ſich in Juliushall ein Geiſt gezeigt, darum, daß das Salz von Juliushall den armen Leuten gar werth geweſen iſt, denn es iſt zwar grobkörniger geweſen als anderes Salz, hat aber beſſer geſalzen. Und da hat der Geiſt von Juliushall ſo lange geſpukt, bis ſie das Salzwerk haben müſſen wieder aufnehmen, und dann iſt bei allen armen Leuten große Freude geweſen.

10. Der Baum am Burgberge.

Auf der Weſtſeite des Burgberges, nach dem Radauthale zu, ſoll ein Baum ſtehen, unter dem himmelblaue Erde iſt. Wenn das braunſchweigiſche Land einmal bankrott iſt, ſo ſoll es von dieſer Erde wieder hergeſtellt werden.

11. Das wunderthätige Marienbild.

Die Geſchichtſchreiber melden uns, daß auf der Harzeburg, wie ſie nicht mehr bewohnt geweſen, ein wunderthätiges Marienbild geſtanden habe, das vielen Kranken und Elenden geholfen. Die Leute in Schulenrode und im ganzen Amte Harzeburg behaupten, dieſe Kranken hätten ſich mit dem Waſſer benetzt, das unter dem ſogenannten Krodobrink hervorquillt, und hätten auch davon getrunken, und davon wären ſie geſund geworden. Zuletzt habe man wollen den Gebrauch des Waſſers bei den Kranken nicht mehr dulden, und da hätte man alle die Krücken, welche die Geheilten an der Quelle zurückgelaſſen, genommen und Bier damit gebrant. Wie aber die Krücken gebrannt hätten, da hätte es einen ſchrecklichen Krach gethan und das Bier wäre ſauer, und noch nicht einmal fürs Vieh zu gebrauchen geweſen.

12. Hans von Hackelberg.

Hans von Hackelberg war braunſchweigiſcher Oberjägermeiſter und ſoll erſt, wie Einige ſagen, wegen ſeiner guten Eigenſchaften und ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung in den Adelſtand und zu hohem Range erhoben ſein, wiewol auch ſchon vor ihm ein Bohemund von Hackelberg bekannt war, der nicht dieſe guten Eigenſchaften beſaß und dabei auch ein leidenſchaftlicher Jäger war. Mit ſeiner Ernennung zum Oberjägermeiſter erhielt Hans von Hackelberg auch zugleich den Befehl, eine große Jagd auf der Harzeburg zu veranſtalten. Einen Tag vor dem Beginne der Jagd reiſte er dahin ab und träumte in der Nacht, daß er durch einen Keiler ums Leben kommen würde. Er nahm ſich deshalb vor, an der Jagd nicht Theil zu nehmen, und wurde in dieſem Vorſatze noch durch das Zureden ſeiner Jagdgenoſſen beſtärkt. Die Jagd aber ging vor ſich und ein ungeheurer Eber wurde geſchoſſen. Der Kopf des Ungeheuers allein ſoll 75 Pfund gewogen haben. Jeder beſah und beſtaunte es, auch Hackelberg kam auf die Nachricht neugierig herbeigegangen, nahm den Kopf des Ebers in die Hand, um ſein Gewicht zu taxiren, und ſprach: „Du biſt ja wol das Unthier, das mir das Leben nehmen ſollte? Doch damit iſt's jetzt zu Ende, du ſollſt mir nicht mehr ſchaden.“ Damit ließ er den Kopf wieder fallen, und dabei ritzte ein Fangzahn ihm die Wade. Dieſe geringe Wunde wurde aber immer ſchlimmer und ſchlimmer, mehrere Aerzte wurden herbeigerufen, aber vergeblich. Hackelberg ſchrieb dies der Unwiſſenheit der Aerzte zu und hoffte in Braunſchweig beſſere Hilfe zu finden. Auf dem Wege dahin, den er auf einem Eſel reitend antrat, mußte er der einbrechenden Nacht halber in Wülperode bleiben, wo er ein Jagdſchloß gehabt haben ſoll. Hier verſchlimmerte ſich ſein Zuſtand, der kalte Brand trat zu der Wunde hinzu und machte ſeinem Leben ein Ende. Vor dem Tode wünſchte er ſich noch, daß er bis zum jüngſten Tage jagen müßte. Sein Wunſch iſt ihm erfüllt und auf dem Fallſtein ſowie in der ganzen Gegend hört man oft ein Hundebellen und ein Rufen: hi! hau! das dem wilden Jäger Hackelberg zugeſchrieben wird. In ſeinem Jagdzuge iſt auch die Tuturiel in Geſtalt einer Eule. — Noch jetzt zeigt man Hackelberg's Grab im Garten des Klöpperkruges bei Wülperode. Das Grab bedeckt ein Hügel, der nur noch eine ſehr geringe Erhöhung bildet, und in dem Grabſtein ſoll das Bild Hackelberg's, ſeines Eſels und ſeiner Hunde eingehauen ſein. Von der Umſchrift ſoll nur noch zu leſen ſein: domini 1581 den 13. Martii, und dies ſoll das Sterbejahr des wilden Jägers Hackelberg ſein. Außerdem war bisher Herr Klöpper, der Wirth vom Klöpperkrug, gern bereit, den Fremden den angeblichen Helm Hackelberg's und den Halsharniſch ſeines Eſels zu zeigen. Der Helm ſoll den jetzigen preußiſchen Pickelhauben ähnlich ſehen, nur daß deren Spitze durch eine Eichel vertreten wird. Vor etwa 13 Jahren ſollen zwei hannöverſche Offiziere Hackelberg's Grab geöffnet, darin den Hirnſchädel vorgefunden und ihn mitgenommen haben. Wahrſcheinlich, ſo meinte der Wirth auf dem Klöpperkruge, wird er jetzt auf dem Muſeum zu Hannover aufbewahrt. Der Klöpperkrug ſelbſt ſoll Hackelberg's wülperoder Jagdſchloß ſein und war bis zur weſtfäliſchen Zeit abgabenfrei.

Es ward uns auch erzählt, daß der braunſchweigiſche Oberjägermeiſter Hackelberg zu Uslar im Hannöverſchen ſeinen Tod durch den Eber gefunden habe. Dort habe er in ſeinem Teſtamente verordnet, daß ſein Schimmel ihn an die Stelle ziehen ſolle, wo er begraben würde, und daß da ſeine Ruheſtätte ſein ſolle, wo dieſer zum erſten Male ſtehen bliebe. Das wurde nicht geachtet und wurden vier Braune vor den Trauerwagen geſpannt, die zogen den Leichenwagen ins Holz, blieben aber mit ihm in einem großen Sumpfe ſtecken. Hackelberg's Schimmel war leer nebenher gelaufen, wie ein Hund, und als die Braunen den Leichenwagen nicht wieder aus dem Sumpfe ziehen konnten, ſpannte man den Schimmel vor den Leichenwagen, da lief der Wagen von ſelbſt zum hohen Moosberge im Solling hinauf. Auf des Berges Mitte hielt der Schimmel an und wich nicht von der Stelle, ſoviel man ihn auch antrieb. Alſo ward Hackelberg an der Stelle begraben, jetzt aber weiß Niemand mehr ſein Grab. Einſt fand es ein Kuhhirt auf und hing ſeinen Kittel und Hut an ſeinem Stock darüber, ging ins nächſte Dorf und ſagte: er habe Hackelberg's Grab gefunden. Da ſtrömten alle Bauern hin, als ſie aber ans Grab kamen, ſaß eine Eule darauf, des Schäfers Sachen aber waren weit umhergeworſen, Hut und Stock lagen dieſſeits und der Kittel jenſeits des Berges. — Häufig necken die Jungen im Solling den Hackelberg und rufen: Hui, hui, pif, paf, pif, paf. Dann wirft er ihnen Fleiſch zu und ruft:

Wollt Ihr mit helfen jagen,
Sollt Ihr auch helfen knagen.

13. Die Räuber vom Eckerkrug im Schimmerwalde.

Weit verrufen iſt der Schimmerwald zwiſchen Harzeburg und Ilſenburg wegen der Räuber, die früher in ihm hauſten. Eine alte Frau, die auf Klausthal am Zellbache wohnte und deren Tochter als hochbejahrte Frau in jener Stadt noch am Leben ſein ſoll, wurde einmal im Schimmerwalde von der Nacht überfallen und ſuchte im Eckernkruge ein Obdach, da ſchlief ſie auf dem Fußboden in der Stube. In der Nacht aber kamen viele Räuber, die führten einen dicken Mann gefangen daher, den ſchlachteten ſie, zertheilten das Fleiſch und machten Wurſt davon. Ehe ſie das aber thaten, leuchteten ſie über die alte Frau hin und kitzelten ſie ſogar an den Fußſohlen, um zu ſehen, ob ſie auch wol feſt ſchliefe. Hätte ſie ſich dabei nur im Geringſten bewegt, ſo wäre ſie auch ermordet; allein ſie überſtand alle dieſe Proben und ſah doch genau was vorging. Am andern Morgen ſagten die Räuber, ſie hätten in der Nacht ein Schwein geſchlachtet, ob ſie denn nichts gehört hätte. Gar nichts, ſagte die Alte, ſie habe in ihrem Leben noch nicht ſo gut geſchlafen als diesmal, und dabei ſah ſie die Räuber ſehr freundlich an. Hätte ſie aber das nicht gethan, ſo hätte ſie doch noch ſterben müſſen. Da ſetzten die Räuber ihr Wurſtſuppe hin, und die Alte vom Zellbache aß die Wurſtſuppe und lobte ſie. Hätte ſie das nicht gethan und nur den geringſten Ekel gezeigt, ſo hätte ſie ſterben müſſen. Danach brachten ihr die Räuber eine friſche Wurſt, die ſchlug ſie in ein Tuch ein und ſagte, die wollte ſie ihren Kindern mitnehmen und bedankte ſich viele, viele Male dafür. Hätte ſie das nicht gethan, ſo hätte ſie doch noch ſterben müſſen, ſo aber ließen ſie die Räuber ihres Weges gehen. Als ſie nun eine Strecke weit im Walde fortgegangen war, traten zwei Männer zu ihr, die ſie nicht kannte, und fragten, wo ſie denn übernachtet hätte; weil ſie nun ſagte auf dem Eckernkruge, fingen ſie an die Leute auf dem Eckernkruge zu beläſtern und ſagten, daß von denen viel Böſes geredet werde. Allein die Alte ſagte: Allen könne man es nicht recht machen und die Läſterzungen lauerten ſelbſt den Beſten auf; ſie aber ſei nicht leicht zu mildthätigern Leuten gekommen als zu denen auf dem Eckernkruge, und zum Beweiſe wies ſie noch die Wurſt vor, die ſie ihr geſchenkt hätten. Hätte ſie das nicht gethan, ſo hätte ſie doch noch ſterben müſſen, denn die Männer gehörten zu der Räuberbande. Sie gingen jetzt von ihr fort, aber nach einer Weile traten wieder zwei Männer zu ihr, die machten abermals die Leute auf dem Eckernkruge ſchlecht und ſagten gerade heraus, ſie hätten gehört, es ſeien Räuber. Da wies die Frau von neuem ihre Wurſt vor, rühmte die Mildthätigkeit der Leute und ſagte geradezu, ſie glaubte, ſolche guten Leute als die vom Eckernkruge gebe es auf Gottes Erdboden nicht mehr. Hätte ſie aber das nicht geſagt, ſo hätte ſie immer noch ſterben müſſen, denn auch dieſe Männer ſind Räuber geweſen. Sobald die Alte nun glücklich aus dem Schimmerwalde heraus war, lief ſie ſo ſchnell ſie konnte nach der nächſten Ortſchaft. Da verkündigte ſie der Obrigkeit Alles was ſie geſehen hatte, und die Räuber wurden gefangen genommen. Als ſie nun an Händen und Füßen gebunden auf einem Saale da lagen, wurde das Mütterchen zu ihnen geführt und ſagte aus: daß ſie alle dieſe Männer zur Nachtzeit auf dem Eckernkruge habe ein- und ausgehen ſehen, wie ſie den dicken Mann geſchlachtet hätten. Die Räuber aber ſchäumten vor Wuth, als das Mütterchen, dem ſie ſo ſchwer das Leben geſchenkt hatten und von dem ſie nun doch überliſtet waren, geſund und munter zwiſchen ihnen herumging.

14. Der Köhler vom Ahrensberg.

Auf dem Ahrensberge iſt einmal beim Kohlen ein Köhler verbrannt, der ſpukt nun dort des Nachts um die Kohlſtätte her, und was die Köhler bei Tage treiben, treibt er des Nachts, ſodaß ihnen oftmals ſchon ein Grauſen darüber angekommen iſt.

15. Der Jäger vom Ahrensberg und die Broombüchſe.

Der Förſter vom Ahrensberge mußte einmal viel Wildpret nach Braunſchweig abliefern, wohin damals noch die Jagd vom Ahrensberge gehörte. Er hatte aber einen alten und einen neuen Jägerburſchen und der neue ſchoß täglich ein Stück Wildpret. Einſtmals ging ihm der alte Jägerburſche heimlich im Holze nach, da ſah er wie der andere eine große Broombüchſe, wie ſie auch auf den Hütten gebraucht wird, um den Gehalt des Erzes zu erkennen, herauszog. Aus der Broombüchſe aber flog eine Brummes (Bremſe) heraus und darauf war auch ſogleich Wildpret da. Als er geſchoſſen und getroffen hatte, kam die Brummes wieder und flog in die Broombüchſe hinein. Der alte Jägerburſche verkündigte aber dem Förſter, was er geſehen hatte, und ſogleich ſchickte der den neuen aus dem Dienſte.

16. Die Harliburg unweit Bienenburg.

Wenn man von Braunſchweig nach Bienenburg (der nächſten Eiſenbahnſtation vor Harzeburg auf der Braunſchweig-Harzeburger Bahn) fährt, ſo hat man zur Linken das im Jahre 1291 zerſtörte, damals braunſchweigiſche Schloß Harliburg oder Herlingsburg. Es lag auf einem jetzt mit Laubholz bewachſenen Berge unweit Bienenburg (Amt Wöltingerode) an der Oker. Noch kann man deutlich die Spuren ſeiner Gräben und Wälle verfolgen, von dem Mauerwerk iſt aber Alles verſchwunden, nur ein Stück von einer Säulentrommel ſoll vor einigen Jahren aufgegraben ſein. — Nach der Volksſage ſoll ſich noch eine eiſerne Thür im Boden befinden, welche zu dem „untergegangenen“ Schloſſe führt und täglich in der Mittagsſtunde ſich öffnet. Ein Mann, der ſie einſt entdeckte und durch ſie ins Schloß hinein ging, fand dort drei große Keſſel aufgeſtellt; in dem einen war Gold, in dem andern Silber, im dritten Kupfer die Hülle und die Fülle. Iſt man einmal dort, ſo kann man nach Belieben nehmen, ſo viel man will, und ſo oft wiederkommen, als Einem beliebt. Aber wer mit dem Glockenſchlage Eins nicht wieder fort iſt, darf nie und nimmer das unterirdiſche Schloß verlaſſen. — Von der Harliburg wird auch erzählt, daß ſie eine Beſitzung Hackelberg's, des wilden Jägers, geweſen ſei, der auf dem nahen Klöpperkruge begraben liegt. In der Nähe auf dem Galgenberge lag ein anderes Schloß, das auch verſunken iſt. Nach dieſem ziehen täglich durch einen unterirdiſchen Gang die Prinzeſſinnen, welche in der Harliburg hauſen. — An dem Wege von Wiedelah nach Lengede liegt unter der Harliburg ein Feld, welches den Namen „Lieſenkämpen“ führt. Dort hütete einſt ein Schweinehirt ſeine Heerde. Alle Mittage entlief ihm mit dem zwölften Glockenſchlage ein Kämpe (Eber) und blieb eine Stunde lang fort. Der Hirt ging einſt nach und fand vor der Burg eine Prinzeſſin, welche den Kämpen mit Linſen (Lieſen) fütterte. Daher ſtammt der Name des Feldes.

17. Die Schweinegrund im Finkenherde unweit Wiedelah.

Der Finkenherd iſt ein mit Wald bewachſener Hügel, dicht neben dem Dorfe Wiedelah, der Sage nach ſo genannt, weil Kaiſer Heinrich I. dort ſeinen Vogelherd gehabt haben ſoll. Mitten in dem Walde befindet ſich eine ſtets mit Waſſer angefüllte Schlucht. Alles, was man hineinwirft, verſinkt und ihre Tiefe iſt unergründlich. Einſt ſoll dort eine Schweineheerde untergegangen und aus den einzelnen Schweinen ſollen die Holzbüſche gewachſen ſein, welche aus dem Waſſer hervorragen. Noch heute heißt die Schlucht die Schweinegrund.

18. Der Okerhund bei Wiedelah.

Der Okerhund iſt ein großer ſchwarzer Hund mit funkelnden Augen, der an der Oker hauſet und bei Nacht auch durch das Dorf Wiedelah kommt. Er ſpringt Demjenigen, der ſich ihm nähert, auf den Rücken und läßt ſich von ihm tragen. Wer jedoch auf einem Wagen oder Pferde ſitzt, oder bei ſeiner Annäherung darauf ſpringt, dem kann er nichts anhaben.

Sagen von Goslar.

1. Die Entſtehung der Bergwerke auf dem Rammelsberge.

1.

Auf dem Brocken regierte in alter Zeit die Zauberjette und hatte noch elf junge Frauenzimmer in ihrer Gewalt. Nun hatten ſich zwei Ritter am Brocken verirrt, von denen hieß der eine Otto, der andere Ramme. Sie hatten ſchon mehrere Tage am Brocken zugebracht und konnten ſich nicht aus der Wildniß finden. Plötzlich ſahen die Beiden, daß mehrere Männer in der Wildniß auf ſie zukamen. Das war eine Räuberbande, die in der Schweiz verſtört war und ſich nach dem Brocken durchgeſchlagen hatte. An dieſe Bande mußten die Ritter ſich anſchließen, um ihr Leben zu retten, und verſprachen, ihr auf jede Weiſe zu helfen. Nun ſuchten ſie ſich die beſte Stelle am Brocken aus, um eine Höhle aus Steinen zu bauen. Was ſie aber am erſten Tage gearbeitet hatten, war den andern Tag wieder auseinander. Da wunderten ſie ſich, wie das geſchehen ſein könnte, daß das Kram wäre auseinander gekommen. Sie faßten aber Muth und arbeiteten den zweiten Tag wieder an der Höhle. In dieſer zweiten Nacht mußten zwei Räuber vor der Höhle wachen und das Kram war am nächſten Morgen wieder auseinander. In der dritten Nacht wachen die beiden Ritter und der Räuberhauptmann. Wie es um die Mitternachts ſtunde hinkommt, ſieht zuerſt der älteſte der beiden Ritter, Ramme, elf Frauenzimmer kommen, die haben einen kleinen Hammer und klopfen an den Pfeiler, den die Räuber haben hingebaut, da fließt er auseinander wie Waſſer. Ritter Ramme aber zieht ſein Schwert, ergreift Die, welche den kleinen Hammer trägt und ſagt, warum ſie ihre Arbeit wieder vernichte? Es antwortet ihm aber Niemand und am Brocken entſteht ein ungeheures Krachen. Die andern Räuber kommen zu Hilfe, da fragt der Ritter zum zweiten und dann zum dritten Male, warum ſie ihre Arbeit vernichteten. Da antwortet Die, die den kleinen Hammer in der Hand trägt: ſie kann ihm den Grund nicht ſagen, doch ſoll er und der andere Ritter mit zu ihrer Befehlshaberin gehen, da würden ſie erfahren, warum ſie die Ordre erhalten hätten, ihre Arbeit wieder zu vernichten. Nun gehen die beiden Ritter mit und kommen in eine große ſteinerne Höhle, die nordweſtlich am Brocken liegt. Als ſie hinein ſind, iſt da die Zauberjette und die Höhle iſt ſo ſchön inwendig, wie ein Schloß nur ſein kann. Die Ritter fragen, warum ſie den Befehl ausgäbe, ihre Arbeit zu vernichten. So antwortet ſie, ſie wolle allein hier am Brocken herrſchen und habe deswegen noch elf Perſonen unter ihrem Joche, ſie ſei die Zauberjette. Gefiele es den Rittern, ſo möchten ſie bei ihr bleiben und mit ihr leben, dann wolle ſie auch die Bande am Brocken dulden. Wenn die Ritter aber nicht bei ihr bleiben wollten, ſo möchten ſie nur ihren Bau einſtellen, denn es würde doch Alles wieder zerſtört werden. Die Ritter entſchloſſen ſich endlich bei der Zauberjette zu bleiben. Wie ſie aber einige Zeit bei ihr geweſen ſind, wird ihr Zauber ſehr ſchwach, weil ſie in dieſer Zeit nicht nach ihrer ſonſtigen Gewohnheit gelebt hat, denn ſie iſt ſonſt alle Nacht nach dem Wolfsbrunnen unten am Brocken gegangen, daraus hat ſie in jeder Mitternachtsſtunde drei Gepſchen*) voll Waſſer nehmen und trinken müſſen. Davon hat ſie ihren Zauber gehabt und das hat ſie um der Geſellſchaft der Ritter willen verſäumt. Nun wird ſie zuletzt ſo ſchwach, daß ſie an zwei Stöcken gehen muß. Endlich fühlt ſie, daß es mit ihr zu Ende geht, bekennt gegen die Ritter alle ihre Miſſethaten, und zeigt ihnen all ihr Vermögen und ihre Schätze. Von den Dienerinnen, die ſie unter ihrem Zauberjoche hat, macht ſie fünf frei, und geht dann mit den beiden Rittern unten am Brocken nach einer Höhle und zeigt dort alle Schätze, die darin ſind. Darunter ſtand auch das Marktbecken, welches jetzt auf dem Markte zu Goslar ſteht. Vor der Höhle aber lag ein großer ſchwarzer Hund. Als ſie den Rittern Alles gezeigt hat, greift ſie in die Wand und zieht eine Flaſche und einen goldenen Becher hervor, ſchenkt ein und will noch einmal die Geſundheit der beiden Ritter mit dieſen trinken. In dem Augenblicke aber, wo ſie eingegoſſen hat, kommt der Vater des Ritters Ramme hinten aus der Höhle und ſagt: „O du alte Zauberjette, jetzt ſind die zwölf Jahre um, für die du mich in den Schlaf gezaubert haſt.“ Da ſtaunten die Ritter und der Sohn, der den Kelch in der Hand hatte, ließ ihn vor Schrecken zu Boden fallen. Alsbald aber erkannte er ſeinen Vater, der vor ihm ſtand, und der Alte ſagte: er ſei ihr Retter, das ſei das ärgſte Gift, das ſie hätten ſollen trinken. Da zog der Sohn des alten Ritters ſein Schwert und hackte der Zauberjette den Kopf ab. Da entſtand wieder ein furchtbares Krachen und ein Gewinſel des Hundes, der noch in der Höhle geweſen iſt. Die Räuber, welche die Ritter oft bei der Zauberjette beſucht hatten, waren ihnen auch jetzt auf dem Gange mit der Zauberjette zu ihrem Schutze aus der Ferne gefolgt. Als die das Krachen hörten, drangen ſie in die Höhle ein. Wie ſie nun in der Höhle waren, da verwandelte ſich der ſchwarze Hund in einen alten Mann und ſprach: Alles, was ſie ſähen, gehöre ihnen, ſie hätten's erlöſt; er ſei froh, daß er nun nichts mehr zu verwahren brauche. Alles dies aber iſt am Rammelsberge geſchehen und ſind noch immer die Goslar'ſchen Bergwerke beſchäftigt, die Schätze der Zauberjette zu heben.

---

*) Gepſche, die hohle Hand.

II.

Andere erzählen Folgendes von der Entdeckung des Goldes im Rammelsberge:

Ein Mädchen, welches in der Mühle diente, die ſich am Fuße des Rammelsberges befand, ſtand eines Morgens ſchon vor Tagesanbruch auf, und während ſie das Feuerzeug ſuchte, um auf dem Herde Feuer anzuzünden, ſah ſie am Rammelsberge Feuer. Sogleich eilte ſie dahin und fand am Feuer mehrere Männer mit weiſſen Bärten ſitzen. Beim erſten Anblick derſelben überfiel ſie eine furchtbare Angſt, da es aber ein beherztes Mädchen war, ging ſie auf ſie zu und fragte unerſchrocken, ob ſie einige Kohlen nehmen dürfe. Die Angeredeten ſagten aber kein Wort, ſondern ſahen ſtarr vor ſich auf die Erde. Sie nahm Kohlen, da ſie dachte, „keine Antwort iſt auch eine“, und trug ſie in ihr Haus auf den Herd, aber als ſie Holz darauf legen wollte, brannten ſie nicht mehr. Einige Male holte ſie noch Kohlen von dem Feuer, aber ſobald ſie dieſelben auf den Herd ſchüttete, wollten ſie nicht brennen. Als ſie nun kein Feuer anzünden konnte, weckte ſie ihre Herrſchaft, welche ihr Feuer gab. Wie es dann völlig Tag geworden war, lag auf dem Herde ein großer Goldhaufen, und an der Stelle, wo das Mädchen die Kohlen hergeholt hatte, lagen nur alte Kieſelſteine. Der Müller zeigte dies der Obrigkeit an, welche den Berg unterſuchen ließ und dadurch den Goldreichthum des Rammelsberges entdeckte.

III.

Bei Goslar am Rammelsberge war eine Grube, da kam der Teufel immer hin und arbeitete dort mit. Er arbeitete aber immer allein und einer der Bergleute ſagte einſt, daß ſie ihm einmal nachgehen wollten. Ein Anderer ſagte, ſie möchten das unterlaſſen, doch folgten die Bergleute dem Erſtern nach. Als der Teufel das ſah, ſprach er, das ſolle ihnen nicht gut bekommen und der große Rammelsberg ſolle nun nicht eher bebaut werden, als bis der kleine ausgebaut ſei. Wie er am andern Morgen kam, geleitete er den einen, der ſeinen Kameraden abgeredet hatte, nach Hauſe, von den übrigen Bergleuten hat Niemand wieder etwas erblickt und auch den Teufel hat Niemand wieder geſehen. Am andern Tage haben ſie Alles wieder aufbauen wollen, aber es iſt Alles wieder eingeſtürzt, und ſo oft man ſeitdem einen Schacht in den Berg geſchlagen hat, iſt jedesmal in der Nacht Alles wieder eingeſunken, oder, wie Andere ſagen, es dürfen höchſtens ſechs Bergleute in einer ſolchen Grube arbeiten, den übrigen wird der Hals umgedreht: darum mag ſich Keiner hineinwagen und ſteckt doch im großen Rammelsberge noch weit mehr Silber und Gold als im kleinen, wo der Bergbau allein noch getrieben wird.

---

2. Die Kaiſerstochter zu Goslar und die Gründung von Quedlinburg.

Wie noch der Dom in Goslar geſtanden hat, und es iſt ein Fremder gekommen und hat ihn ſich anſehen wollen, ſo iſt gewöhnlich ein Geiſtlicher mitgegangen, und hat Einem die Merkwürdigkeiten gezeigt, und da hat er denn den Leuten einen Sarg gewieſen, darin hat ein Frauenbild gelegen und ihr zu Füßen ein kleines Hündlein, und dabei hat er dieſe Geſchichte erzählt. Es iſt einmal ein Kaiſer (Heinrich der Dritte) in Goslar geweſen, der hat eine Tochter gehabt, die iſt ſo ſchön geweſen, daß ſich ihr eigener Vater in ſie verliebt hat, und er hat ſich gar nicht bezwingen können und hat ſie zu ſeiner Gemahlin haben wollen. Die Prinzeſſin iſt dazu zu gottesfürchtig geweſen und hat's nicht thun wollen. Aber der Kaiſer hat ſich es nicht ausreden laſſen, ſie ſollte ſeine Gemahlin werden, es möchte daraus werden was da wolle, und es iſt ſchon der Tag zur Hochzeit angeordnet. Die Nacht vor der Hochzeit, wie ſich das Mädchen gar nicht mehr zu helfen wußte und in ihrem Schlafzimmer war, warf ſie ſich auf die Knie und rief die Mutter Maria an, ſie möchte ihr doch helfen. Da erſchien ihr die Mutter Maria und fragte, was ſie wolle? Sie erzählt ihr ihre Noth und bat ſie, wenn's nicht anders geſchehen könne, ſo möchte ſie ihr doch lieber ihre Schönheit nehmen, ehe ſie dieſe Sünde thun müßte. Da ſagte ihr die Mutter Maria, ihr Wunſch ſollte erfüllt ſein. Den andern Morgen, wie die Prinzeſſin aufſtand und ſich im Spiegel beſah, kannte ſie ſich faſt gar nicht mehr, ſo häßlich war ſie geworden, und wie ſie der Kaiſer zu ſehen bekam, wollte er anfangs gar nicht glauben, daß ſie ſeine Tochter ſei, aber endlich hat er ſie doch erkannt, und ſie hat ihm Alles geſagt, wie ſie's gemacht hat. Da wird er ganz wüthend und will ſie hinrichten laſſen. Aber ſeine Miniſter legten ſich ins Mittel und Alles, was zugegen war, bat ihn, er möchte ihr doch Gnade widerfahren laſſen. Da ſagte er endlich: nun ja, wenn ſie in acht Tagen ein Altartuch für den Dom fertig ſchaffen könnte, ſo wollte er ſie wieder zu Gnaden annehmen. Nun hat aber die Prinzeſſin über alle Maßen ſchön weben und ſtricken können, und darum hat er Alles geſagt, wie das Altartuch ſein ſoll, und er machte es ſo ſchwer, daß wol Eins Jahr und Tag daran zu thun gehabt hätte. Aber die Prinzeſſin dachte: wer dir einmal geholfen hat, der kann dir auch wieder helfen. Wie ſie des Abends in ihrem Schlafzimmer war, rief ſie wieder die Mutter Maria an, aber wer auch nicht kam, das war die Mutter Maria. Da ward ihr aber ſo Angſt, und ſie wußte nicht wohin und woher. Und die andere Nacht, wie ſie wieder die Mutter Maria anrief, kam ſie auch nicht und die dritte Nacht auch nicht. Da kam ſie ganz von Sinnen vor Angſt und ſie rief den Böſen an. Der kam auch richtig und fragte, was ſie wolle? Da ſagte ſie's ihm und bat ihn, er ſolle ihr helfen. Er ſagte ja, das wolle er thun, wenn ſie ihm ihre Seele verſchreiben wolle. Nein, ſagte ſie, lieber wolle ſie ſterben, als ihre arme Seele ins hölliſche Feuer ſchicken. Er antwortete, ſie möchte ſich beſinnen, morgen Nacht wolle er wiederkommen. Die vierte Nacht kam richtig der Böſe wieder: ob ſie ſich beſonnen hätte? Sie ſagte nein, ihre Seele wollte ſie ihm nicht verſchreiben. Er antwortete: nun ſo wolle er doch das Altartuch machen, das heißt, wenn er in der letzten Nacht käme, zwiſchen elf und zwölf Uhr, und ſie wachte, ſo wolle er ihre Seele nicht haben, ſchliefe ſie aber, ſo müßte ſie ſein werden. Ja, antwortete ſie, damit wäre ſie zufrieden. Die andere Nacht wuchs das Altartuch zuſehends und ward ganz wunderſchön, wie's gar nicht zu erdenken iſt, und ſie ward auch gar nicht müde. So ging Alles recht gut, bis in der letzten Nacht, wie das Altartuch beinahe fertig war. Da konnte ſie ſich gar nicht halten vor Müdigkeit und ſchlief ein. Nun hat aber die Kaiſerstochter ein kleines Hündchen gehabt zu ihrem Vergnügen, das hat Quedel geheißen. Das Hündchen iſt niemals von ihr gewichen, weder Tag noch Nacht. Das lag auf ihrem Schooße und war munter, wie ſie ſchlief. Wie's zwiſchen elf und zwölf war und der Böſe trappte über den Saal, wie er eben auf die Thür zukam, hörte es das Hündlein und fing laut zu bellen an. Da erſchrickt die Prinzeſſin und wird auch munter, und wie der Böſe ſah, daß ſie wachte, ward er wüthend und griff nach dem Hündlein und ſchmetterte es gegen den Boden, daß es auf der Stelle den Geiſt aufgab, und darauf verſchwand der Böſe. Aber zum ewigen Gedächtniß an die Begebenheit hat die Kaiſerstochter das Kloſter Quedlinburg bauen und das Hündlein einbalſamiren laſſen, und ehe ſie ſtarb, hat ſie befohlen, daß es mit ihr in einem Sarge liegen ſoll. Und das iſt das Hündlein und das Frauenbild, das man im Dom zu Goslar gezeigt hat und das in dem kleinen Theile des Doms, der noch ſteht, noch heute gezeigt wird. Das Altartuch hat man zu jener Zeit auch noch ſehen können.

---

3. Kaiſer Heinrich IV. und der Dom zu Goslar.

Kaiſer Konrad II. war ſchon Willens geweſen, das Stift von der Harzeburg nach Goslar zu verlegen, mußte aber, vom Tode übereilt, dieſe Ehre ſeinem Sohne und Reichserben Heinrich III. überlaſſen und hat nur eine Kirche zur Ehre der Jungfrau Maria in Goslar erbaut.

Im Jahre 1051 hat Kaiſer Heinrich herrlich vollendet, was ſein Vater angefangen. Denn er hat in Gegenwart von 73 Prälaten, Aebten, Biſchöfen und Erzbiſchöfen das freie Exemtſtift zu Goslar mit großem Pomp und Herrlichkeit entweder durch Papſt Leo IX. oder durch Hermann, Erzbiſchof zu Köln, einweihen laſſen.

Es hat auch der Kaiſer mit vielen Reliquien und Heiligthümern den Dom zu ehren nicht unterlaſſen, vor allem mit dem Leib des heiligen Valerius, der ein Biſchof zu Trier geweſen. Ueberdies hat er von dem Papſte viele Reliquien von den Apoſteln Petro und Paulo erbeten, zwei Schultern der heiligen Simonis und Judä, wie auch das Haupt des heiligen Servatii, einen Theil von dem Blute des heiligen Stephani, den Leib des heiligen Matthiä, der von den Trierſchen mit großen Gütern iſt erkauft worden, und noch viele andere, welche zu der Zeit hochgehalten worden und der Kirche ein treffliches Anſehen gegeben haben.

Die Einweihung iſt geſchehen am Tage der Märtyrer Proceſſi und Martiniani, welches iſt der andere Juli, und iſt gewidmet zur Ehre der heiligen Mutter Gottes und der heiligen Apoſtel Simonis und Judä. Urſprünglich wurde die Kirche nach der Maria, ſpäter nach den Apoſteln genannt.

Im Jahre 1063 beging des Kaiſers Nachfolger, Heinrich IV., den Chriſttag zu Goslar, an welchem Feſte ein großes Aergerniß geſchehen, das der Geiſtlichen Ehrgeiz der ganzen Welt gegeben. Am Weihnachtstage, wie des Abends die Stühle der Biſchöfe zurechte geſetzt worden, hat ſich ein großer Streit erhoben zwiſchen den Kämmerern Hecelonis, Biſchofs zu Hildesheim, und Wideradi, Abts zu Fulda, und ſind ſie von Worten zu Schlägen kommen, hätten auch endlich zum Degen gegriffen, wenn nicht das Anſehen Ottonis, Herzogs in Baiern, welcher es mit dem Abt hielt, die Sache geſtillet hätte: die Urſache aber war dieſe. Es war eine Gewohnheit im Reiche, ſo von langen Jahren her war in Acht genommen worden, daß der Abt in allen Verſammlungen nächſt dem Erzbiſchofe von Mainz ſeine Stelle nehme. Aber der Biſchof wendete ein, daß in ſeiner Inſpection außer dem Erzbiſchofe ihm Niemand müßte vorgezogen werden, und war überdies muthig wegen ſeines Reichthums, und wurde gereizt durch die Gelegenheit, indem bei des Königs jungen Jahren ein Jeder thun mochte, was ihn gelüſtete.

Am folgenden Pfingſtfeſte iſt dieſer Zank wegen des Vorſitzes zu einem gräulichen Blutbad ausgeſchlagen, womit in der Kirche ſelbſt nicht dem Heiligen Geiſt, ſondern dem Teufel ein reichlich Opfer gebracht iſt. Als der König und die Biſchöfe in der Vesper zuſammengekommen waren, iſt wiederum wegen der Ordnung der Stühle ein Lärm entſtanden, nicht wie zuvor von ungefähr, ſondern aus lang bedachten Anſchlägen. Der Biſchof zu Hildesheim, des vorigen Schimpfes eingedenk, hatte Graf Eckberten mit vielen Soldaten hinter den Altar verſtecket, welche, nachdem ſie den Wortſtreit der Kämmerer gehöret, eilig hinzuliefen, und ſchlugen die Fuldaiſchen theils mit Fäuſten, theils mit Prügeln, und verjagten ſie, als die unverſehens überfallen waren, leichtlich aus der Kirche. Die Fuldaiſchen aber machten geſchwinde

Lärm, und weil es ihnen nicht an Gewehren fehlte, fielen ſie haufenweiſe in die Kirche, und fingen mitten auf dem Chor unter den ſingenden Domherren nicht, wie vor mit Prügeln, ſondern mit Degen, den Streit an. Es wurde eine grauſame Schlacht, und wurde in der ganzen Kirche, anſtatt geiſtlicher Geſänge, nichts Anderes gehört als Zurufen der Soldaten und Heulen der Sterbenden. Auf dem Altar Gottes wurden jämmerliche Menſchenopfer geſchlachtet, und floſſen hin und wieder durch die Kirche Ströme Blutes, „nicht wie für dieſem nach den Geſetzen des Gottesdienſtes", ſondern durch feindliche Grauſamkeit vergoſſen. Der Biſchof zu Hildesheim ſtellte ſich auf einen erhabenen Platz und ermahnte die Seinen, daß ſie tapfer fechten ſollten, und damit ſie nicht durch die Heiligkeit des Orts von dem Streit abgeſchreckt wurden, ſchützte er ſein Anſehen vor und verſprach, daß er es verantworten wollte. Unter dieſen Streit rief der König und beſchwor das Volk bei der königlichen Majeſtät, aber es war, als wenn er Tauben was gepredigt hätte. Endlich von den Seinen gebeten, daß er doch aus dem Streite weichen und ſeines Lebens ſchonen möchte, hat er ſich kaum durch das Gedränge des Volks hindurchdrängen und in ſeinen Palaſt ſalviren können. Die Hildesheimiſchen, welche ſich zum Streit geſchickt hatten, wurden Meiſter. Die Fuldaiſchen, als welche unbewehrt und unvermuthet dieſer entſtandene Sturm zuſammengetrieben, wurden geſchlagen und aus der Kirche gejagt. Die Thüren wurden alsbald verriegelt. Die Fuldaiſchen, welche bei dem erſten Tumult ihr Gewehr herbeizuſchaffen ſich etwas weit gemacht hatten, lieſen wieder häufig zuſammen, nahmen den Vorhof der Kirchen ein, machten eine Schlachtordnung, daß ſie in die Feinde im Ausgehen aus der Kirche recht einfallen könnten. Aber die Nacht hat endlich den Streit geendigt.

Das Blut iſt zuletzt aus den Thüren gefloſſen. Viele ſind verwundet von beiden Seiten, viele auf dem Platze geblieben, unter welchen waren Reginbodo, ein fuldaiſcher Fähnrich, und Bero, der Graf Eckberten ein lieber Soldat war. Auch Buko, ein Biſchof zu Halberſtadt, welcher genannt wird ein Schürer der Flammen im Sachſenlande, blieb da todt und liegt begraben zu Ilſenburg. Ingleichen ein Graf von der Sommerſchenburg blieb da auch todt und liegt begraben mitten in dem Münſter, weil er ihm die Güter zu Schlanſtedt und zu Dedeleben gegeben hatte. Noch andere Adelige aus Schwaben, Baiern, Franken und aus dieſem Lande (Sachſen) wurden da getödtet. Da ward gehört der Teufel, der in das „Hunc diem gloriosum fecisti!“ mit grober Stimme dazwiſchen ſang: „Düſſen Dag des Strietes hewwe ek emaket.“ Und dabei iſt er auch geſehen, war feuerroth anzuſchauen und bläkte eine feurige Zunge heraus. Das Erſcheinen des Teufels im Dom zu beweiſen, pflegte noch im ſiebenzehnten Jahrhundert gezeigt zu werden ein Loch, wodurch der Geiſt der Finſterniß ſoll gerufen haben, welches, wie man dafür gehalten, nicht hat können zugemauert werden. Eine ſo große Uebelthat iſt ungeſtraft geblieben, weil Graf Eckberten, der des Kaiſers Vetter war, aus Gunſt iſt übergeholfen worden, und der Abt mit einer großen Summe Geldes ſich loskaufte.

4. Der große Chriſtoph und die Clus.

Im Dom zu Goslar war, bis dies herrliche Bauwerk 1819 abgebrochen wurde, auch das ungeheure hölzerne Bild des großen Chriſtoph mit dem Chriſtkind auf dem Rücken. Der iſt früher im Harze und beſonders zwiſchen Goslar und Harzeburg gegangen und hat auch einſt eine Erbſe, die ihm im Schuh gelegen hat, dort herausgeſchüttet; die iſt immer mehr angewachſen und daraus iſt der mächtige Sandſteinfelſen geworden, der jetzt die Clus heißt. Sie wird von den Reiſenden gern beſucht, ihr Inneres iſt als Marienkapelle in früherer Zeit eingerichtet und als kleine Kapelle noch ziemlich gut erhalten: die Clus iſt auf der einen Seite jetzt von kleinen Gartenanlagen umgeben.

Einſt kam der große Chriſtoph über das Oſterfeld, das unweit der Clus und dicht bei Goslar liegt. Da verlor er auf dem Boldrick, wie eine Stelle dort genannt wird, die Säbelſcheide. Viele Schneider, die ihm nachfolgten, trachteten da ſogleich nach ſeinem Leben. Als er aber umkehrte, verkrochen ſich alle in ſeine Säbelſcheide und da hat er ſie alle in der Säbelſcheide erſtochen.

5. Zwei deutſche Kaiſer halten zu Goslar ihren erſten Reichstag unter Donnern und Blitzen.

Wie König Heinrich V. im Jahre **1107** nach Heinrich's IV. Tode einen Reichstag zu Goslar hielt und die Reichsſachen nach ſeinem Verlangen ordnete, entſtand unverſehens ein ſolches Donnern und Blitzen, daß der König und das Volk ſehr erſchrak. Denn es war ſo ein heftig Wetter, daß der Blitz einen guten Theil des königlichen Schildes nebſt dem Gürtel und das Leder oder Ueberzug des Schildes zuſammenzog. Es wird auch geſagt, daß der König ſei am großen Zehe des rechten Fußes verletzet worden, und habe dieſe Wunde getragen, ſolange er gelebet. — Aber auch ſchon von Kaiſer Heinrich IV. wird berichtet: In dem erſten Jahre ſeines Reiches ließ er ausrufen einen Hof zu Goslar in den Pfingſten, da ward ſein Schild mit dem Schwerte in ſeinem Zelte Goslar bei ſeinem Bette verbrannt von dem Blitze.

6. Kaiſer Lothar's des Sachſen Tod.

Im Jahre **1138** ſind große Feuersbrünſte entſtanden in Goslar, Mainz, Speier und Hall in Sachſen. In eben dieſem Jahre am 3. December ſtarb Kaiſer Lothar, unter welchem ſich das Reich ein wenig wieder erholet hatte. Näher aber wird über des Sachſen-Kaiſers Tod alſo berichtet: Der Papſt litt Noth an dem König von Neapolis und einem Herzoge, da rief er den Kaiſer Lothar zu Hilfe. Der ſammelte Volk und zog in die Lombardei und überwältigte die Feinde des Papſtes. Da war aber eine Burg, auf der waren viele Räuber, die beraubten alle Lande. Das verdroß den Kaiſer und er nahm die Burg und fing fünfhundert

Räuber, die ließ er Alle hängen, und brannte die Burg rein aus. In der Angſt aber gaben ſich alle Städte und Burgen unter den Kaiſer. Solches geſchah vor Pfingſten.

Da dies geſchehen war, zog der Kaiſer in die nächſte Stadt. Da kam auch der Papſt Innocentius, und das war in den Pfingſttagen, da ſang der Papſt die Meſſe im Münſter zu Sanct-Nikolaus. Da ſah man oben in der Kirche eine goldene Krone vom Himmel niederſchweben, darüber ſaß eine weiße Taube und unter der Krone waren noch andere Zeichen zu ſchauen. Das wunderte alle Leute und ein weiſer heiliger Mann deutete es dahin, das bedeute die Einigkeit und den Frieden zwiſchen dem Kaiſer und dem Papſte. Dieſer Papſt gab dem Kaiſer Lothar auch den Ablaß zu Luther in Sachſen. Nun wollte der Kaiſer Lothar wieder nach Haus, als er aber nach Nürnberg kam, da ſtarb er und wurde von Nürnberg hergeführt in das Land zu Sachſen nach Königsluther.

7. Herzog Heinrich der Löwe und die Bergleute von Goslar.

Es wüthete im Jahre 1166 durch ganz Sachſenland ein groß Gewitter und Aufruhr, indem alle Fürſten wider Herzog Heinrichen von Braunſchweig ſich auflehnten und ſeine gar große Macht auf alle Weiſe zu mindern ſuchten. Und es wurden viel Soldaten gefangen, verſtümmelt und viel Städte und Häuſer zerſtöret und verbrannt. Goslar hielt es mit den Fürſten, deswegen ließ der Herzog die Stadt blockiren, daß ihnen kein Proviant kunnte zugeführet werden, und ſie litten zu Goslar große Hungersnoth.

Im Jahre 1168 wurde Herzog Heinrich durch Vermittelung des Kaiſers Friedrich I., der insgemein Barbaroſſa oder der Rothbart genannt wird, mit ſeinen Feinden wieder vereiniget und nur Witekind von Daſſeburg allein blieb ſein Feind. Wie die übrigen alle befriediget (beruhigt) waren, belagert er den Witekind in ſeinem Schloß Daſſeburg. Weil aber der hohe Burgberg alle Bemühungen und Kriegswerke vergeblich machte, berief der Herzog arbeitſame Männer vom Rammelsberge, die ein ſchwer und bisher unerhört Werk anfingen, und durchgruben den Daſſeberg, und zu dem Innerſten des Schloſſes kommend, fanden ſie einen Brunnen, daraus die Daſſeberger ihr Waſſer ſchöpfeten. Wie ſie den verſtopfeten, fehlete es den Schloßleuten am Waſſer und ward der Witekind gezwungen, ſich und das Schloß in des Herzogs Gewalt zu geben. Der übrigen Beſatzung wurde frei gegeben, in ihr Land zu ziehen.

8. Die Goslarſche Grenze.

Als die Freiheit der freien Reichsſtadt Goslar im Sinken war und ſie an Braunſchweig fiel, wurden drei ſchwangere Bergmannsfrauen zu dem Herzog von Braunſchweig, der die Stadt beſetzt hatte, geſchickt, um Gerechtſame für ſie zu bitten. Da befahl der Herzog: die Stadt ſolle einen Ochſen mäſten drei Vierteljahre lang, dem ſolle eine centnerſchwere Glocke umgehängt werden und ſo viel Wald er in Einem Tage umſchreiten könne, ſolle der Stadt gehören. Es geſchah auch alſo mit dem Ochſen, und der ſchritt dann das Okerthal hinauf und kam auf dem Gebirge heraus bis zum Auerhahn, wo er gefüttert wurde. Unter Hahnenklee wurde er auf dem noch jetzt ſo genannten Ochſenwege geführt, da iſt er gefallen und darum iſt am Granefluſſe noch jetzt die Grenze der goslarſchen Forſt.

9. Der Saal im Petersberg.

Am Petersberge bei Goslar, worauf ſonſt das Petersklоſter geſtanden hat, pflückte ein Kind eine Blume. Da that ſich der Berg vor ihm auf und es kam in einen Saal, wo viele herrliche Pferde muthig wieherten und wo von Gold und Silber gegeſſen wurde. Alle, die dort ſpeiſten, hatten goldene Kronen auf und gaben auch dem Kinde einen ſilbernen Teller mit nach Haus. Die Aeltern haben nachher den

Eingang und auch die ſeltene Blume nicht finden können. Es ſollen aber die Männer im Petersberge die Kaiſer geweſen ſein, die in Goslar einſt gewohnt haben.

10. Der Kinderbrunnen bei Goslar.

Kinderloſe Frauen trinken in Goslar aus dem Kinderbrunnen und werden davon fruchtbar. Er hilft jetzt mit ſeinem Ausfluß den herzberger Teich nähren, deſſen Waſſer die Kunſt des Rammelsberges treiben. Der kaiſerliche Jäger Ramme, deſſen Roß auch nach manchen Sagen Gold aus dem Rammelsberge hervorgeſcharrt und ſo das Entſtehen der Bergwerke am Rammelsberge veranlaßt haben ſoll, kam einſt mit ſeiner Gemahlin Goſa vom Rammelsberge her und dieſe wurde am Kinderbrunnen von Geburtswehen überfallen. Daher ſoll der Kinderbrunnen den Namen haben und das Flüßchen Goſe daher, weil in ihm das Kind der Goſa gereinigt ſei. Andere erzählen, Sophie, die Gemahlin Gundel Karl's, welcher nach der Peſt die todten Gruben des Rammelsberges wieder ins Leben rief, wollte ſeiner Gemahlin den neuerwachten Bergbau zeigen: auf dem Rückwege vom Rammelsberge gebar ſie Zwillinge. Noch vor nicht langer Zeit war am Kinderbrunnen ein Stein zu ſehen, an dem mehrere Kinder ausgehauen waren.

Von Augenzeugen wird auch in Goslar erzählt, es laſſe ſich zuweilen Abends zwiſchen acht und zehn Uhr auf dem Rammelsberge eine Laterne mit drei Flämmchen ſehen. In demſelben Augenblicke, in welchem ſie oben auf dem Berge ſei, erſcheine ſie auch wol eine Viertelſtunde von jenem Punkte entfernt: ſie ſei bald hier, bald da, doch nehme ſie gewöhnlich ihre Richtung nach dem eine halbe Stunde entfernt dem Rammelsberge gegenüberliegenden Sudmerberge. Die Laterne ſei ſogar dicht an den Augenzeugen vorbeigeſchwebt und ſie hätten jeden Augenblick ihren Angriff erwartet, auch die Beſinnung verloren und kleine körperliche Verletzungen davongetragen. Man erzählt auch in Goslar, daß vor alten Zeiten eine Frau ihre drei Kinder in einem Brunnen vor Goslar, wol dem Kinderbrunnen, ertränkt habe, daß darum ihre

Seele noch keine Ruhe finden könne und daher gewöhnlich am Abend in der Geſtalt einer Laterne mit drei Flämmchen in der Nähe des Brunnens herumwandern müſſe.

11. Die verwieſene Papiermüllerin.

Hinter Goslar lag eine Papiermühle, darin wohnten ein Paar alte Leute, die hatten nur einen Sohn. Als der heranwuchs, ſchaffte er ſich eine Liebſte an, und das wollten die alten Aeltern nicht leiden. Er ließ ſich aber nicht davon abbringen und freite ſie. Einige Zeit nach der Hochzeit ſtarb die Alte und der Papiermüller übergab dem Sohne die Meiſterſtätte und das ganze Kram, zog ſelbſt nach Goslar und nahm da Quartier. Die Zeit lief hin und die junge Frau gebar einen Sohn. Die beiden Dienſtmädchen mußten bei der Wöchnerin wachen. Als es gegen Mitternacht war, wurden die Mädchen gleich der Wöchnerin müde und Alle ſchliefen ein. Da ſie am Morgen aufwachten, lag der Knabe todt neben der Wöchnerin und Niemand wußte, auf welche Weiſe er zu Tode gekommen war.

Die Zeit ging wieder hin und die junge Papiermüllerin gebar ein kleines Mädchen. Dabei ereignete ſich Alles wie zuvor. Eine Zeit lang nach dem Tode der Tochter gebar die Frau wieder einen Knaben. Da war unter den beiden Dienſtmägden eine neue, die erzählte der andern in der erſten Nacht etwas und dadurch blieben Beide wach. Es war aber eine wundervolle Nacht, der Mond ſchien hell und als es ſo gegen elf war, ſprach das neue Mädchen, ſie wollten gar ein bischen ausgucken. Nun lag der Papiermühle gegenüber ein großes Angebäude, da entſtand plötzlich ein Geräuſch und dann ging dort ein Fenſter auf und guckte eine weiße Geſtalt heraus. Als die Glocke zwölf ſchlug, ſchloß die weiße Geſtalt das Fenſter, holſchte wieder über den Boden herüber und ging fort.

Wie am Morgen der Herr der Mägde aufſtand, erzählten ſie ihm das. Er wollte ihnen anfangs nicht glauben und beſchloß in der folgenden Nacht ſelbſt mit aufzubleiben. Sobald die Glocke nun elf ſchlug, kam die Geſtalt wieder und der junge Papiermüller erkannte ſeine Mutter. Schlag zwölf warf die Geſtalt wieder das Fenſter zu und verſchwand. Am andern Tage wurde der alte Papiermüller herbeigeholt, auch der blieb die Nacht auf und überzeugte ſich, daß die erſten beiden Kinder von Niemand anders als von ſeiner Frau getödtet ſein konnten. Er beſtellte alſo ſogleich zwei Barfüßer herbei, welche den Geiſt verweiſen ſollten. Auch der Arzt und die Hebamme wurden herbeigeholt, für den Fall, daß der Wöchnerin etwas geſchähe, weil der Geiſt auf der Kammer, wo ſie lag, verwieſen werden ſollte. Die Barfüßer befahlen dem Müller, daß er während der Verweiſung Alles im Hauſe offen laſſen ſollte, und das geſchah auch; doch machte der Wächter, als er vorbeikam, die Hausthür und das Dielfenſter zu. Die beiden Barfüßer beſchrieben zuerſt drei Ringe auf dem Fußboden der Stube. Es waren aber die Beiden ein junger Menſch und ein alter. Der Junge ſetzte ſich unten ans Bett an einen kleinen Tiſch, nahm ſein dickes Buch, legte es verkehrt und fing an, ſo darin zu leſen; der Alte ſtellte ſich neben ihn. Nun kam auf den Glockenſchlag elf die Alte ans Fenſter im Angebäude. Als ſie ein Schäuerchen (Weilchen) ausgeguckt hatte, ſchob ſie das Fenſter zu und kam herein. An dem vorderſten Ringe blieb ſie ſtehen. Da ſprach der junge Barfüßer: „Geiſt, biſt du ein guter Geiſt oder ein böſer Geiſt? So gebiete ich dir zu reden.“ Sie antwortete nicht und er fragte zum zweiten Male. Sie antwortete aber wieder nicht und als er zum dritten Male fragte, hielt ſie ihm vor, daß er ſeiner Mutter einmal einen Pfennig weggenommen hätte. Er ſagte zwar, daß er ſich dafür Papier gekauft hätte, aber dennoch mußte er aufſtehen, und der Alte ſetzte ſich an ſeine Stelle. Als der ſie auch alſo anredete, begann ſie ſich zu ſchütteln und geſtand, ſie könne nicht ruhen, weil ſie nicht gewollt, daß ihr Sohn ſeine Frau freien ſollte, auch daß ſie am Tode der beiden Kinder ſchuldig wäre. Und wenn das Mädchen diesmal nicht munter geblieben wäre, ſo wäre es dem dritten Kinde ebenſo ergangen. Da verwies der Barfüßer ſie ins Rothe Meer, ſie aber fing an zu betteln: ſie möchten ihr doch einen Winkel im Hauſe laſſen, und wenn es nur ein Loch wäre, wo ſie hineinkriechen könnte. Da fragte dieſer Barfüßer ihren Sohn und ihren Mann, ob ſie haben woll ten, daß ſie im Hauſe bleiben ſolle. Die wollten es nicht leiden und ſprachen: nein, ſie ſoll ins Rothe Meer. Sobald die Glocke zwölf ſchlug, wendete ſie ſich um und war verſchwunden und ließ einen furchtbaren Geſtank zurück. Als ſie herunter kamen auf die Diele, wo der Wächter Alles zugemacht hatte, hatte ſie das eine Fach von den Fenſterruthen mit herausgenommen. Von der Zeit an aber iſt ſie nicht wieder gekommen.

12. Die Wöchnerin.

In Goslar ſtellt ein verwieſener Paſtor in einem Hauſe den Wöchnerinnen nach und iſt auch ſonſt an den Stuben, worin ſich Wöchnerinnen befinden, ein Hängel, ſodaß ſie von innen zugehängt werden. Das Hängel iſt aber ein Kreuz, oder es iſt wenigſtens vor Zeiten ein Kreuz geweſen, und das Kreuz bewirkt, daß kein Geſpenſt und kein Geiſt an der Wöchnerin Macht hat. Da hat nun auch einmal eine Wöchnerin, die in jenem Hauſe gewohnt, das Hängel vorgehängt hat und mit ihren Kindern allein in der ſichern Stube geweſen iſt, draußen ein gewaltiges Rumoren gehört. Als ihr Mann, der ein Bergmann war, nach Haus kam, ſagte ſie ihm noch nichts davon: allein als es ſpät Abends war, hörte der ein furchtbares Rumoren im Ofen, und weil er meinte, eine alte Frau, die mit im Hauſe gewohnt und manchmal eine Pfeife geraucht hat, liege ſo ſpät noch im Ofen und ſuche nach einer Kohle, ſo rief er ihr zu: ſie ſolle nur herein kommen, er wolle ihr ſchon Feuer geben. Da iſt der Lärm noch ärger geworden, der Bergmann aber faltete darauf die Hände und ſprach:

Ihr Höhlengeiſter, packet euch,
Ihr habt hier nichts zu ſchaffen;
Dies Haus das ſteht in Jeſus Reich,
Laßt es ganz ruhig ſchlafen.

Hiernach iſt es im Hauſe ſtill geworden. Auf dem Hofe aber iſt ein Holzſtoß geweſen, da hat eine Glucke oder Bruthenne mit ihren Küken geſeſſen, die hat während des Lärmens immerfort gerufen Kakedak und hat gepluſtert, als ſuchte ſie ihre Brut mit den Flügeln zu ſchützen. Am andern

Morgen aber hat die Glucke mit allen ihren Küken todt auf dem Hofe gelegen und das Geſpenſt, weil es der Wöchnerin mit ihrem Kinde nichts hat anhaben können, hat der Glucke mit ihren Küken den Hals umgedreht. Die Wöchnerin iſt nun ſehr beſorgt geworden und als ſie am Tage einmal auf den Hof gegangen iſt, hat ſie ihren Sohn, ein Schulkind, mitgenommen. Wie ſie nun aber ſo auf dem Hofe ſtand, rief der Knabe alsbald hoch erſchrocken: „Mutter, da kommt der Paſtor!“ In dem Augenblicke ſah ſie ihn auch, wie er mit ausgebreiteten Armen auf ſie zukam. Doch entfloh ſie glücklich in die Stube, und getraute ſich erſt den Abend in Begleitung ihres Mannes wieder auf den Hof. Der Knabe iſt ihnen auch gefolgt, und der rief alsbald wieder: „Mutter, da kommt der Paſtor.“ Da ſahen ſie ihn alle, die Wöchnerin aber erreichte auch diesmal glücklich die Stube und der Mann ging ſogleich zur Geiſtlichkeit und fragte, wie er ſich zu verhalten habe. Die Geiſtlichkeit ſagte, am andern Tage ſolle die Wöchnerin zur Kirche gehen und ſich einſegnen laſſen; dann aber dürfe ſie nicht in das alte Haus zurückkehren, ſondern er ſolle eine neue Wohnung miethen, und da müſſe ſie ſogleich von der Kirche aus hingehen; in das alte Haus ſei früher einmal ein Pfarrer verwieſen, der ſtelle den Wöchnerinnen nach. Und ſo iſt es auch geweſen. Vor einer Kammer in dem alten Hauſe hat ein mächtiges Schloß gehangen, und auf der Kammer hat der verwieſene Pfarrer geſeſſen. Der Bergmann aber hat mit ſeiner Frau gethan, wie ihm geheißen iſt.

13. Eine alte Anweiſung für Goldſucher von Goslar aus.

Der Harz wurde in frühern Jahren viel nach Schätzen durchſucht und es finden ſich viele ſehr beſtimmte Anweiſungen für Schatzſucher, beſonders in der Gegend des Brockens. Die folgende entnehme ich aus der im Jahre 1680 von dem leipziger Magiſter Johannes Prätorius herausgegebenen Schrift „Alectryomantia.“ „Der Hirſchberg — heißt es darin — iſt gelegen vor Goslar, bei dem Rammelsberg über. So halte dich in demſelben Berg auf die rechte Hand, ſo kömmſt du auf einen Kreuzweg, da ſtehe ſtille und ſiehe nach der Sonnen, wenn ſie zu Gnaden gehet, da richte dich nach; danach kommt dir ein Grabe zu mit einem halben Berge, da lege dich nieder, da wirſt du Moos auf finden, und drunter ein Waſſer, aus dem Klee ſpringend. Hebe das Moos auf und ſuche darunter, und gehe darüber entlang, bis daß du kommſt an das rechte Holl oder Born, darinne findeſt du Gold-Körnlein, ſo groß als Erbſen, und wie Bohnen und immer größer. Probatum est!“

Sagen von Gittelde und der Staufenburg.

1. Kaiſerswoort in Gittelde.

Durch Förſte kam einſtmals ein alter Kaiſer mit noch ſo einem alten Knaben; da ſagte der Kaiſer an der Stelle, wo jetzt Gittelde ſteht: hier will ich mich anbauen. Da ſagte der Andere, dem die Gegend auch lieb war: is dat en Woort? Ja, antwortete der Kaiſer, und baute Gittelde. An der Stelle, wo das Geſpräch gehalten wurde, ſteht jetzt Holz, ſie heißt aber noch heutiges Tages Kaiſerswoort. — Ferner wird ein Garten in Gittelde noch heutiges Tages der Kaiſersgarten genannt und die Mauer, die ihn umgibt, die Kaiſersmauer. In dem Kaiſersgarten hat aber das Schloß des Kaiſers geſtanden, und die ganzen umliegenden Dörfer haben zu Gittelde gehört.

2. Kaiſer Heinrich der Vogelſteller und die Mönche.

Heinrich der Vogelſteller wohnte auf der Staufenburg und ließ ſeine Frau einmal daheim, während er ſelbſt in den

Krieg ziehen mußte. Das erfuhren die Mönche in einem reichen Kloſter, welches etwa acht Stunden von der Staufenburg entfernt nach Nordhauſen zu lag, und deren dort fünfhundert Mann geweſen ſind. Sie waren aber ſo ſchandbare Burſchen, daß ſie während der Zeit alleſammt Herrn Heinrich's Frau nachgeſtellt haben. Da ſind denn einmal ein paar Mönche nach der Staufenburg gereiſt und haben der Kaiſerin aufgelauert. Die Kaiſerin iſt gerade ſpazieren gefahren und die Mönche ſind zugeſprungen, haben ſie aus der Kutſche geraubt und mit ſich nach dem Kloſter geführt. Der Kutſcher, der aus dem Kloſterdorfe geweſen iſt, hat die Mönche gekannt und Keinem etwas geſagt. Die Kaiſerin aber hat ſich dazu nicht gebrauchen laſſen wollen, wozu ſie die Mönche haben brauchen wollen, und darum hat man ſie in das finſterſte Gefängniß geworfen. Den Kutſcher nahmen dann die Mönche ſelbſt in Dienſt und da hielt er nun vollends reinen Mund. Lange Zeit nachher aber wurde er abgelohnt und ging in die Welt, um ſich eine Stelle als Kutſcher zu ſuchen. Er kam wieder zu Kaiſer Heinrich, der jetzt ſchon wieder aus dem Kriege zurück war, und der behielt ihn auch. Da ſollte er eines Mittags die Probefahrt machen, ob er auch das Fahren bei den Mönchen nicht verlernt hätte, und er fuhr an der Stelle vorbei, wo die Kaiſerin aus der Kutſche geraubt wurde: da ſagte der Kutſcher zum Kaiſer: „Dieſe Stelle iſt mir ſinnlich.“ Der Kaiſer fragte: wodurch? und der Kutſcher erzählte die Geſchichte mit der Kaiſerin. Der Kaiſer aber ſagte mit Thränen in den Augen zum Knecht, der Jakob hieß: „Kehre nur um, Jakob, du haſt deine Probefahrt gut gemacht und dieſelbe ſoll dir Vieles einbringen.“ Darauf ließ der Kaiſer alle Soldaten zuſammenblaſen, zog hin und umringte das Kloſter mit ſeinen Soldaten, ſodaß kein Mönch herauskonnte. Sie überlieferten ihm ſeine Frau aus dem Gefängniß, und er ließ für die vielen Schandthaten, die ſie in ihrem Leben ausgeübt, alle fünfhundert Mönche beſtrafen. Der Knecht aber wurde zur Belohnung für ſein gutes Gedächtniß vom Kaiſer zum General gemacht und er hat auch nachher bewieſen, daß er ein rechter General war, durch ſeine Tapferkeit im Kriege.

3. Die Schlacht bei Stauſenburg und der Schimmel.

Bei der Stauſenburg iſt eine Schlacht im Siebenjährigen Kriege geſchlagen und dieſe hat für unſere Vorfahren einen guten Erfolg gehabt. Vor dem Berge lagen die Unſern und frühſtückten und hinter dem Berge lag der Feind. Und die Soldaten, was unſere Vorfahren waren, die haben ſchon an Gott gehakt*). Der eine General hat geſagt: ſo wenig als ſein Pferd, was ein Schimmel war, ſchwarz wäre, ſo wenig gewönnen ſie auch die Schlacht. Da iſt auf einmal das Pferd, welches ganz weiß war, kolkrabenſchwarz geworden. — Nun haben die Soldaten erſt fertig gefrühſtückt, dann iſt zum Aufbruch geblaſen und der Ausgang des Gefechts war für unſere Vorfahren glücklich. Dieſelben hatten zuletzt mehrere Kanonen gewonnen, die Franzoſen aber hatten Reißaus genommen. Das Pferd des Generals iſt aber ſehr alt geworden, und es iſt das koſtbarſte Pferd geweſen, was in der ganzen Garniſon war.

4. Die Jungfer auf dem Amte Stauſenburg.

(In der niederdeutſchen Mundart von Gittelde.)

Vor drei Wochen hät en Knecht, Namens Georg Sevenbein, op Amt Stauſenburg dä Päre futtert, un weil e dä Päre futtert hät, kümmt e rinter in de Knechtſtube, un da ſteit en Talglicht up en Diſche, dat is ſaun Stümpel weſt, dä denn de Herrens nich mehr brennt, dä kriet denn dä Knechte un mött dä verbrennen. Un (bei) ſtickt dat Talglicht an von ſiene Lüchte un da hät da de witte Jumfer ſäten, ganz ſchneiweitt, un hät immer in Eine Stee kuckt. Da verſeert (erſchrickt) bei ſik un löpt na dä andern Knechte, dä ſind in Pärſtalle weſt un hät nu all in Bedde lägen. Dei ſtaht nu ut en Bedde un ſeit tau, dat (indem, weil) ſe dat hätt wollt nich glöben. Weil düſſe Knechte dat ſeit, dat düſſe witte Jumfer da ſit, da lopet dä wedder retur. Sau paſſet dä Knechte dä andre Nacht nu wedder op, da ſind ſe alle te hope in dä Stube, de eine hät hier eſäten un hät ne Piepe Taback eroket un de andern hät da eſäten. Da ſchleit de Klocke elwe, da deit düſſe witte Jumfer dä Dör up un ſet ſik da wedder hen in dä ſelwige Stelle. Sau lopet düſſe ganzen Knechte ruter un lopet hen na'n Verwalter. Hei will ſik ſülweſt owertügen, un weil hei dä Dör updeit, da ſitt düſſe witte Jumfer da. Den andern Morgen ſägt hei dat ſienen Herrn. Weil hei nu na den Herrn kümmt: „Guten Morgen, guten Morgen, lieber Herr, ich habe mich ſelber überzeugt wegen der Geſchichte wegen der weißen Jumfer.“ Da vertellt hei 't nu ſienen Herrn un düſſe Amtmann dä hät nu dat wollt ok nich glöben un ſägt, wenn ſe düſſen Abend wedder da ſitten deee, denn ſoll hei öne mal ſülweſt raupen. Weil nu düſſen Abend dä Klocke elwe ſleit, da ſit düſſe Verwalter nu in de Knechtſtube inne, da kümmt ſe nu an up en Punkt elwe. Da löpt e hen, un kloppt an dat Fenſter, wu dä Amtmann ſlöppet, ganz barbariſch mit en Stocke, un da ſägte: „Herr! Herr! dä witte Jumfer is nu all wedder komen un hät ſik up dä Stelle ſettet.“ Düſſe Amtmann dä will dat nich glöben, dä ſägt: „Sau forwahren Gott wie ſien Rietpärd, ſien Schimmel, nich for ſien Fenſter keime un ſänge 'n Geſchricht an, ſau forwahr wörre dat nich wahr“, ſägt denn düſſe Amtmann. Sau weil'e knapper Noth (kaum) dat Wort uteſägt hät, ſau kümmt ſien Schimmelpärt for 't Fenſter un ſänget ok en Geſchrichte an. Sau ſägt düſſe Amtmann to ſiener Fru, ſe woll'n mit enander mal hengahn un woll'n ſek da ſülweſt von owertügen. Weil nu dä Amtmann mit ſiener Fru da rinder kümmt, kucket tau'r Dör rin, da fällt dä Fru gliek in Ahmacht (Ohnmacht), dat ſe dä Jumfer da ſüt. Sau hät düſſe Jumfer aber noch vele ſchönder uteſein, als wie vorher, da ſe lewet hät. (Awer op veelerlei Art is ſe manchmal eweſt. Wenn wer rinter komen is, den ſe is nich gut eweſt, denn is ſe aſchenfahl in Geſichte worren.)

---

*) Am guten Ausgang der Schlacht verzweifelt.

Den andern Dag ſägt düſſe Amtmann tau ſienen Bedienten, ſe wollen mal na Gittelde reiſen na'n Herrn Superdenten, mit den hät hei en Kluck (Club). Sau reiſet hei na Gittelde mit ſiener Fru, mit den Verwalter un den Bedienten und ſint mit twei Kutſchen hen ereiſet. Dat (als) ſe ſik nu erſt ſau fraget: „Herr Amtmann is niſt Nies paſſirt?“ da ſägt dä Amtmann: „Herr Superdente, wenn ick Sei't Nieſte ſägge, dat glowet Sei doch nich“; wettet hei umme ſief Flaſchen Wien, dat hei dat nich glöſte, düſſe Superdente… da drinkt ſe nu düſſe ſief Flaſchen Wien mit enander erſt, düſſen Amtmann ſiene Frue un düſſen Superdenten ſiene Frue dä mött nu ok rupper komen' up dä Stube un mött midde drinken un düſſe Bediente hät denn ok wat vonekricht. Düſſe Superdente den wart nu Tiet un Wiele lang, ehr e dat gewahr werd (erfährt). Wie nu dä Wien utedrunken is, da ſägt et ne dä Amtmann un da mott dä Superdente den Wien betalen, weil hei't nich glöben will und weil hei ſägt: „Das iſt fürwahr nicht wahr, ſo wahr unſer Herr Gott die liebe Sonne da her ſcheinen läßt!“ Da hätt ſe ſik aber mit den Superdenten in de Kutſche ſet un feuhrt hen na'n Amt Staufenburg un de Superdente nimmt ok noch ſiene feir Söhne midde, dat dä da ſik ok owertüget. Sau wie dä Klocke nu elwe ſleit, ſau gaht ſe nu tehope hen na dä Knechtſtube, dä Jumfer is all da, un weil nu düſſe Superdente mit ſienen feir Söhnen rinder kummet, ſau kricht ſe nu'n Kopp, ſau wat lewet gar nich (man ſollt' es kaum glauben) un alle Haare ſtaht te Barge un is aſchenfahl in Geſichte. Düſſe jüngeſte Sohne dat is nu'n Soldate weſt, dä wanket (winkt) ſienen Vader un ſiene Breuders, dat ſe ſöllt mal ruter gan. Weil dä nu knappernoth ter Dör rut ſind, da ſteit düſſe witte Jumfer up un wert wedder ganz ſchön, un gift ne en Handkuß. Da will e'r nu wier noch midde (er nun noch weiter mit ihr) ſpräken; aber ſe gift ſik wier keine Bekanntſchaft, da is et nu ſau wiet eweſt, dat et hät twölwe ſlan wollt. Da maket ſe weg un düſſe Superdentenſohne dä geit midde rut. Da ſchrift düſſe Superdente na'n Genderalſuperdenten na Seeſen: ſau un ſau wörre paſſirt. Da kümmt dä Genderalſuperdente den Abend drup mit twei Jüngelingen, dat ſind Studenten eweſt. Sau komet ſe hen, weil et elwe ſchlan hat, in dä Knechtſtube weer rinter, ſau ſitt düſſe witte Jumfer da wedder, awer dä Genderalſuperdente dä hät nu up jede Halwe (Seite) en Jüngeling ehat. Weil nu dä drei ſau vorgaht, ſau kricht ſei nu wedder 'n paar Ogen in Kopp, dei ſind ſau glu, ſau wat is gar nich. Sau kucket düſſe witte Jumfer immer man dä beiden Studenten nu an, ſau immer man von einen op et ander (von einem zum andern) mit en Ogen. Sau wer't düſſe bei'n Studenten bange und lopet ter Dör ruter, un da kricht düſſe Jumfer ortlich'ne andre Culör un kricht ortige Ogen wedder as wie en Minſchen taukümmt, un ſägt tau düſſen Genderalſuperdenten: als wie vor tein Jahren wörre ſei von Bronswiek, wu ſe te Hus wörre, wegekomen na Amt Staufenburg un da wörr' ſe twei Jahre als Mamſell eweſt un darop wörr ſe ſtorben. Aber ſei härre in Bronswiek en Hus ehät, un da wörre de Vader un de Mutter von eſtorben, da wörre dat Hus verkoſt un da härr' ſe ſik en kleinen Kaſten maken laten un da härre ſe dat Geld ineda'n. Un in Bronswiek da härr ſe ſik als Mäken von tein Jahren in en Burſchen verleiwet hät, dat wörre 'n Offzier eweſt; un ehr dä nu dat Geld nich härre, ehr könne ſe niche ruhn, un ſau lange möſte ſe hier wuten (ſpuken) gahn. Un da mott ſik düſſe Genderalſuperdente gliek henſetten un mott en Brief ſchrieben, wu de Verhältniſſe wörren op 'er Staufenborg. Oern Namen ſchrift düſſe Jumfer ſülweſt derunder un hät ok de Upſchrift eſchreben un hät den Breif wollt taumaken, da ſleit de Klocke da twölwe un da mott ſe da weg. Un dat durt (dauert) hen bett de dridde Nacht, ehr düſſe Offzier nu kümmt. De erſte Nacht hät ſe an de Stubendör mit ſaune witte Kriete 'n Strich emaket, un de tweite Nacht hät ſe weer 'n Strich emaket un de dridde Nacht hät ſe weer einen emaket, un da kümmt ſe ter Dör rin un ſett ſik wedder up öre Stelle, un weil ſe da ſitt, da röpt ſe dreimal: „Fränzchen! Fränzchen! Fränzchen!“ Sau hät den Offzier ſien Pärt eheeten, dat is en ſchlootewitten Schimmel eweſt, damit is hei up en Hof eredden ekomen. Un wie ſei taun driddenmale Fränzchen ſägt, ſau tritt dä Offzier ok all ter Dör erin. Un dä Offzier hät ne Lüchten in der Hand ehät un da gaht ſe mitenander hen na öre Schlapkamer; dä Kamerdör is tauſchloten weſt, ſau wie aber düſſe ſchneiwitte Jumfer darvor komen is, is ſe upegahn. Da koomt ſe da up düſſe Schlapkamer up, un da hät ſe da en einſchläprig Bedde ſtahn, un da ſat düſſe ſchneiwitte Jumfer an düt Bedde un rücket dat da weg, un da hät ſe da'n Gypsſtücke ruter nomen un da hät düſſe Offzier da Kiſten Geld moſt ruter nehmen, un ſei ſägt da, nu könn hei mit den Gelle daun wat hei wolle, un härr ſei Ruhe, un teletzt ſägt ſe noch „Gott ſei gedankt!“ Hei wickelt den Kaſten in ſienen Mantelſack un bindt den nu up dat Pärt, un da lät hei hernacher in Bronswiek utgahn, als hei wolle 'n paar duſend Daler Geld verleihen. Dei witte Jumfer awer hät ſeitdeme nich mehr ewutet.

5. Die Säule

Auf Amt Staufenburg hat bis vor einigen Monaten in der Küche ein rother, runder Pfeiler, eine hölzerne Säule, die inwendig hohl geweſen iſt, geſtanden, da hat die Frau Amtmännin ihren Mann beredet, den Pfeiler abzureißen, weil er ihr beim Kochen im Wege geweſen iſt. Wie nun der Pfeiler abgeriſſen iſt, hat man eine Stimme gehört, die hat bald geſchrien wie ein Menſch, bald wie ein Hund, bald wie eine Eule, die Stimme des Menſchen iſt aber ſehr gräulich geweſen. Auch iſt, als der Pfeiler niedergeſtürzt iſt, ein weißes Taſchentuch zur Erde gefallen, das hat nachher Niemand finden können.

6. Burg Staufenburg.

Eine halbe Stunde von Staufenburg auf einem großen runden Berge, der „Burg“ genannt wird und mit kleinem Buſchwerk bewachſen iſt, ſteht ein altes Schloß, das im Dreißigjährigen Kriege zerſtört ſein ſoll. Noch etwas Mauerwerk, wie eine Stube im Umfange, iſt da zu ſehen. Es wird erzählt, von dieſem Berge ſei unſer Herr Jeſus gen Himmel gefahren in einer Wolke, die ihm unſer Herrgott geſchickt hätte. Darum ziehen nach dieſem Berge zu Himmelfahrt aus Gittelde und drei, vier Stunden Weges ringsumher die Leute und aus Gittelde ziehen Bäcker, Fleiſcher und Wirthe hin, die etwas feil haben. Dann ſteigen Sänger auf die alte Ruine und ſingen und beten dort. — Unter der alten Burg aber iſt ein Keller oder ein Gewölbe, darin ſitzt eine Jungfer mit mehrern Zwergen. Alle ſieden Jahr zu Oſtern läßt ſie ſich ſehen mit einem dicken Bunde Schlüſſel an der Seite. Früher zeigte ſie ſich öfter, man hat ſie aber einmal geprellt und hierüber erſcheint ſie jetzt ſo ſelten. Sie verweilt, wenn die ſieben Jahr um ſind, jeden Oſtertag eine Stunde, von elf bis zwölf des Mittags, und harrt da auf ihre Erlöſung. Auch begleitet dieſe Jungfer ein weißes Spitzhündchen, welches früher wie ſie noch nicht verwünſcht geweſen iſt, ihr Schoßhündchen geweſen iſt. Es bellt, wenn die Stunde um iſt, und ſie thut einen lauten Quik, ehe ſie verſchwinden.

Auch hat einmal da ein Hirt gehütet, dem iſt immer eine Sau fortgegangen, und wenn ſie wiedergekommen iſt, hat ſie ſich ſo dick gefreſſen, daß ſie den ganzen Tag kein Freſſen wieder angerührt hat, und das hat die Sau eine ganze Zeit lang gethan. Da iſt ihr der Hirt einmal nachgegangen und ſie hat ihn in ein Loch geführt, vor dem eine Roſe geblüht hat, die hat er abgepflückt, da iſt die Jungfer erſchienen und hat ihn mitgenommen. Da hat er ſich ſoviel Geld nehmen müſſen, als er hat nur tragen können. Er ließ aber die Roſe fallen, da hat ſie immer gerufen: er ſollte das Beſte nicht vergeſſen; er aber hat die Roſe nicht wieder aufgenommen. Wie er nun heraus gekommen iſt, da iſt ſein Geld lauter Dreck geweſen und die Roſe hat da wieder geblüht, wo er ſie abgepflückt hat. Hätte er nun die Roſe mitgenommen, ſo wäre ſein Geld auch Geld geblieben, und er hätte durch die Roſe die Jungfer erlöſt.

Auch iſt einmal der Amtmann vom Amte Staufenburg in das Loch an der Staufenburg gegangen, und hat da die Sau verfolgt, da iſt die Jungfer ihm begegnet und hat ihn gefragt, was er hier thäte. Da hat er wieder gefragt, was ſie hier mit ſeiner Sau anfinge. Da hat ſie geſagt: die fütterte ſie nicht um tauben Dunſt, und danach hätte er nicht zu fragen, er ſollte jetzt machen, daß er fortkäme, ſonſt erginge es ihm übel. Da hat er nur machen müſſen, daß er fortgekommen iſt, ſonſt hätte es ihn noch das Leben gekoſtet. Die Sau aber hat da dicke Milch und Reilſch (warmes Eſſen) gefreſſen, und hat drei Tagen nachher neun Ferkeln zur Welt gebracht, die haben alle neun ſprechen können, ſind aber bald geſtorben, denn kluge Menſchen und Thiere ſterben eher als andere Menſchen und Thiere, die dümmer ſind.

Die Jungfer mit Schlüſſeln an der Seite bleicht auf der Fohlenburg in der Kreuzbreite alle ſieben Jahre Leinewand. Die ganze Fohlenburg iſt dann voll Leinwand gedeckt, und der Spitzhund bewacht die Leinewand. Die Fohlenburg iſt ein großer grüner Platz, der ſich zum Bleichen eignet. Der Platz liegt, wenn man von Gittelde aus nach Amt und Burg Staufenburg geht, links.

7. Der Knabe aus Gittelde und die Jungfer von Burg Staufenburg.

(Niederdeutſch, in der Mundart von Gittelde.)

In Gittelde is en armen Taglöhner eweſt, dä hät en Sohn hat, dä is twei Jahr olt eweſt, dä gaht hen in't Feld un willt wickeln (Garben binden). Sau ſett ſe düſſen Jungen hen ſau in de Foor (Furche), un na ne korte Tiet fänget düſſe Junge op einmal ſau'n fürchterlich Geſchrichte an. Da löppet hei nu flugs (gleich) hen, da hät ſik düſſen Jungen ſaune Blinder-Schlange umme'n Hals eſchlungen. Da lopet ſe'r midde na Hus, un willt er midde na'n Dokter, un hät dacht dä Schlange ſolle ſchneen (abgeſchnitten, operirt) weeren. Awer kein Dokter hät wollt dä Schlange ſchnien, denn keinder hat 'er konnt en Kop anne finnen, kein Enne un keinen Anfang hät ſe 'r konnt anne finnen. Düſſe Junge aber hät ſik ſau ower dä Schlange freut un hät eſägt, dat düt ſien Vogel wörre. Na'n Jahre nu da gaht ſe wedder up dat Stücke, da ſett ſe dat Kind weer up düſſe Steee, da fänget dat en Geſchrichte an: „Sien Vogel wörre weg, un da wörre rin kropen.“ Da lopet dä Lüe hen un langet en Gefäß (Geräth, Spaten) un willt dä Schlange rooen, dat ſe da ut hervorfall, un endlicher Wieſe komet ſe nu up dä Schlange up, un da kummt dä Schlange ut den Locke ruter. Da willt ſe dä Schlange kriegen un willt dä in de Stube ſetten oder in ſau'n olt Buer. Aber düſſe Schlange dä lät ſik nich holen un maket wedder in den Lokke rinter. Da fänget ſe wedder an te rooen, da komet ſe hen up en Kettel vull Geld. Un weil ſe hen up dat Geld kemet, düſſe Lüe, ſägt düſſe Schlange, als nu wörre ſei erlöſt, ſei wörre 'ne verwünſchte Prinßeſſinne von de Staufenborg. Düt Geld dat härre ſei da verbuldert (eingegraben) un ſei härre't all up mehrerlei Art emaket, dat ſe härre wollt erlöſet ſien, ſei härre all ſau ſchöne Blaumen up dä Stelle da eruter waſſen laten un dä härren dä Lüe nich eacht un nich edan (ganz und gar nicht geachtet), dä Lüe härren ſollt man dä Blaumen nafolgen, wu dä dicken Wörteln henewieſet härren, denn wörren ſe up dat Geld henekomen un denn wörre ſei erlöſet eweſt. Dä Lüe härren awer den Stamm (Wurzel) von dä Blaumen nich nacfolget un härren dä Blaumen afferetten un rümmerher eſmetten. Na einiger Tiet hät dä Junge frien wollt un da is hei wedder up düſſe Stelle gahn un hät wollt Geld ſeuken. Da kümmt en witt Männeken un ſägt: hei ſoll man hen gahn nar Borg, da wörre 'n Gang, da kreigte hei wat. Sau weil hei na düſſe Borg henkümmet, ſau ſägt da düſſe Prinßeſſinne: „Mein Sohn, was wünſcheſt Du?“ Da ſägt hei, hei wolle frien un datau ſoll ſei öne 'n betten Geld gewen. Da ſägt ſe, wu hei dat von gewahr eworren wörre, dat ſei hier wörre. Da ſägt hei, hei härre dat ehört, dat ſiene Oelvern härren vor öne dat veele Geld ekregen, aber hei härre da niſt von ekregen un nu härre öne düt witte Männeken da eſägt, dat ſei da wohne. Da kricht hei en paar Stapels Geld, düſſe Burſche, taur Hochtiet. Da willt dä Oelvern wedder dat Geld hewwen, aber hei hät et nich heregewen, hei hält da Hochtiet vor. Da dä Hochtiet ut is, da ſtirft düſſe junge Mann.

8. Die Hexe in Gittelde.

In Gittelde gab's früher viele Hexen und die Häuſer, in denen ſie wohnten, konnte man daran erkennen, daß öfter ein Feuer über dem Schornſtein brannte, dann ſaß nämlich das Uriänchen oben drauf und brachte ihnen, was ſie haben wollten. Dort iſt einer alten Bauersfrau ihr Mann geſtorben, aber Knechte und Mägde hat ſie noch gehabt. Wenn die Sonntags aus der Kirche kamen, hat das warme Eſſen auf dem Tiſche geſtanden und iſt doch auf dem Herd kein

Feuer geweſen. Da lauerte einmal einer von den Knechten unter einer großen Tonne in der Küche während der Kirche heimlich auf, was geſchah. Wie es ſo um 10 Uhr hinkam, erſchien der Teufel und ſetzte ſich auf ein Querholz im Schornſtein, das die Frau für ihn hatte heimlich machen laſſen, und hatte auch einen kleinen Geſellen mitgebracht. Als die Frau nun das Eſſen haben wollte, rief der kleine Geſell immerfort: Meiſter, er guckt, Meiſter, er guckt! Sagte die Frau ſpöttiſch: Laß ihn gucken! Denn ſie hat gedacht, es wären Alle in der Kirche. Da warf ihr der Teufel Alles in einen Napf, den ſie unterhielt, herunter, ſauern Kohl, Schweinefleiſch und Kartoffeln. Einige erzählen auch, der Teufel hätte es ausgebrochen. Den Mittag, als das Eſſen aufgetragen war, hält der Knecht der Frau vor, daß ſie es vom Teufel empfangen habe. Da verſprach ſie, ihm viel Geld zu geben und noch obenein das Hexen zu lehren, wenn er ſtill ſchwiege. Er ſagte ihr zum Schein, daß ſie ihn das Hexen lehren ſolle und da ſchickte ſie ihn hin, einen neuen Topf zu kaufen. Als er mit dem Topfe wiederkam, ſagte die Frau, er ſolle ſich darauf ſetzen und ſagen: Ins Teufels Namen.

Der Knecht aber ſetzte ſich darauf und ſagte: In Gottes Namen.

Da ſprang der Topf voneinander und ein großer Lork ſaß darunter, und ſogleich ging der Knecht hin und zeigte die Frau an. Da wurde ein Scheiterhaufen gebaut, um die alte Hexe zu verbrennen. Als ſie nun darauf ſaß, rief ſie ihren Knechten und Mägden, die dabei ſtanden, zu: „Wenn ihr früher am Sonntag Bratbirnen aßt, ſo waren es Mäuſe, aßet ihr Klümpe, ſo waren es Spinnen, und der Sauerkohl, den es jeden Sonntag Mittag gab, war nichts als Würmer.“ Da ſchlugen die Flammen über ihr zuſammen.

9. Die weiße Kappe

In Gittelde geht ein Paſtor mit einer weißen Kappe in der untern Kirche ſpuken, auch ſteht da zur Nachtzeit die weiße Kappe auf dem Altar. Es iſt aber einmal ein Mädchen geweſen, das hat geſagt, es wolle die weiße Kappe aus der Kirche holen, und ſich vor Keinem grauen. Da geht das Mädchen hin und nimmt die weiße Kappe vom Altare. Da iſt der Geiſt zweimal erſchienen und hat geſchrien: ſie ſollte die Mütze wieder hinbringen. Da geht das Mädchen zum Paſtor, der ſegnet ſie ein, und nun ſoll ſie hingehen und die Kappe wieder auf den Altar ſtellen. Das thut ſie auch, wie aber die Kappe auf dem Altare ſteht, kommt der Geiſt, nimmt ſie in die Arme und drückt ſie todt. — Dieſer Paſtor, nämlich das Geſpenſt, ſoll verwünſcht ſein, und wer hingeht, nimmt die weiße Kappe vom Altare, ſetzt dafür eine ſchwarze hin und wirft einen Pfennig in den Armenſtock, der hat ihn erlöſt.

Sagen der Bergſtadt Lautenthal.

I. Spar-die-Müh und die Zwerge am Vielſtein.

I.

Unmittelbar am nordöſtlichen Ende der Bergſtadt Lautenthal liegt der Vielſtein. Unterhalb, am nordweſtlichen Ende der Stadt, fließt die Innerſte in nordöſtlicher Richtung dem Vielſtein entgegen, vor ſeinem Fuße biegt ſie links ab und läuft an ihm entlang. Ueber dieſer Krümmung des Fluſſes, am Berge und zwar nur einige Schritte über dem Waſſer, befindet ſich eine Höhle, die von den Lautenthalern das Zwergloch genannt wird. Die Ebene aber, welche am Fuße des Vielſteins am rechten Innerſteufer und ſüdwärts von der Höhle liegt, wird Spar-die-Müh genannt.

Im Zwergloch wohnten in frühern Zeiten drei Zwerge, die verliehen Geld an die Bewohner der Bergſtadt Lautenthal, auch ſilberne und goldene Geräthſchaften bei Hochzeiten und Kindtaufen. Einſt brachten die Leute den Zwergen das geliehene Geld nicht wieder zurück. Da ſie nun wieder zu dem Zwergloche kamen und Geld leihen wollten, vernahmen ſie eine Stimme, welche ihnen zurief: Spar die Müh! Von der Zeit an thaten die Zwerge den Lautenthalern nichts mehr zu Gefallen und ſeitdem heißt auch die Stelle: Spar-die-Müh.

II.

Einſt tanzten die drei Zwerge droben auf dem Berge und ſangen: heute backt eine Frau, die hat keinen Kümmel in ihrem Teig. Das hörten zwei Holzhauer, und da die Frau des einen gerade backen wollte, lief er geſchwind nach Haus und warnte ſie, doch ja den Kümmel nicht zu vergeſſen, damit die Zwerge nicht das Brot ſtählen. Unterdeſſen tanzten die Zwerge immerfort nach der Weiſe: „Haſt du denn unſern Großvater ſeine Ziege nicht geſehen?“ und nach andern ſchönen Melodien. Als der Holzhauer aber wiederkam, wußten die Zwerge wohl, was geſchehen war, nahmen ihn her und prügelten ihn, und das ſoll auch der Grund ſein, weswegen die Lautenthaler das ſchöne Zwerggeſchirr nicht mehr geliehen erhielten und mußten von der Zeit an auf Hochzeiten und Kindtaufen aus hölzernen Schüſſeln und mit hölzernen Löffeln eſſen und könnten doch ſpeiſen von eitel Silber und Gold.

III.

Eine Frau in Lautenthal hatte von den Löffeln der Zwerge einen behalten. Als die geboren hatte, ſchoben ihr die Zwerge ein Zwergkind unter, das hatte einen dicken Kopf und konnte nicht ſprechen. Da wurde in einer Eierſchale Bier gebraut von einer alten Frau und da ſagte das Zwergkind:

Döringerland und drei Ringe alt,
Zweimal abgeholt,
Und habe noch nicht geſehn ein altes Weib in der
Eierſchale Bier brauen.

Da wußten ſie, daß ſie ein Zwergkind hatten, und ſind heute noch ihrer Viele in Lautenthal, die den dicken Kopf haben und von den Zwergen herſtammen.

IV.

Andere erzählen, daß auf dem Vielſtein einmal ein Bergmann habe einen Stollen anlegen wollen. Wenn er nun des Morgens wieder hinkam, ſo war Das, was er am vorigen Tage gemacht hatte, immer wieder eingeſchurrt, darum ſagten die Leute zu ihm: „Spar die Müh.“ Er gab es aber immer noch nicht auf, dort einen Stollen anzulegen, und fluchte und wetterte, ſo oft ſein Stollen wieder eingeſchurrt war. Zuletzt rutſchte er einmal vom Bielſtein herunter auf ſeinem Hinterleder und als er unten angelangt war, ſprach er zu den Leuten, die dort waren: „Das hätt' ich doch nicht gedacht, daß der Berg wäre an mir heruntergerutſcht.“

2. Der Venediger als Bergmann.

In Lautenthal war ein Venediger, der mit als Bergmann arbeitete; als der abging, gab er ſeinem Kameraden in dem Bergwerke einen kleinen Stein. Solange er den in der Taſche hatte, brauchte er nicht zu arbeiten, ſondern das Gebirge lag immer ſchon losgehauen vor ihm. Einmal wurde der Kittel des Bergmanns gewaſchen, da ging der Stein verloren und er mußte wieder arbeiten.

3. Der Teufel in Lautenthal.

In Lautenthal war ein Haus, da lag eine alte Schwiegermutter auf dem Boden krank, die junge Frau aber ſaß vor dem Nachbarhauſe und nähte. Da kam ein Handwerksburſche mit Haarzopf und Torniſter und ging in das Haus, die junge Frau aber lief ſogleich dahinter durch. Da ward vor der Thür der Alten ein großer Lärm, da iſt es der Teufel geweſen, der hat die Alte geholt und iſt mit ihr durchs Fenſter geflogen, davon hat er ein Stück mitgenommen. Das Gedärm der Alten aber iſt in der Luft herumgeflogen.

4. Der Feuerholzmeiſter und die faule Rohne.

Ein alter Feuerholzmeiſter in Lautenthal ging einmal mit der Förſterei am Aehnertsberge über Lautenthal auf die

Jagd. Da ging er allein auf die andere Seite des Berges, nahm aber weiter nichts mit als ſeinen Vierfußſtock. Auf einmal fiel ein Schuß und als die Förſterei hinkam, ſtand er da mit dem Vierfußſtocke und hatte den Hirſch geſchoſſen. Da wird der Hirſch nach dem Förſterhofe in Lautenthal gebracht und als er dort lag, verwandelte ihn der Feuerholzmeiſter in eine faule Rohne (Holzſtuke). Da hat der Förſter mehrere Waldarbeiter beordert und geſagt, wenn das eine faule Rohne wäre, ſo wolle er ſie auch auseinander hacken laſſen. Sowie aber die Waldarbeiter auf die Rohne loshacken, hieb der Eine ſich ins Bein und die Andern verwundeten ſich gleichfalls an ihrem Körper, von der Rohne aber konnten ſie nichts abhacken. Da lag die faule Rohne drei Wochen lang auf dem Förſterhofe, dann aber war ſie verſchwunden. Da hat der Feuerholzmeiſter ſie weggenommen und wieder in einen Hirſch verwandelt gehabt.

Einſtmals war Schützenhof in Gittelde, da fand ſich viele Förſterei vom ganzen Harze zuſammen und auch der alte Feuerholzmeiſter iſt dazu gekommen. Da ſchoß er immer gut und weil die Förſterei auch gut ſchießen wollte, bat ihn Einer nach dem Andern um ſeine Büchſe und legten Alle der Reihe nach das Gewehr an, es ging aber bei Keinem von der Förſterei los. Da ſagte der Alte: wenn ſie die grünen Röcke auszögen, ſo würden ſie mit ſeinem Gewehre ſchon treffen. Da zog die Förſterei die grünen Röcke aus und da ging jeder Schuß los und die Herren konnten gut mit der Büchſe ſchießen.

5. Der Schildberg.

Am Wege zwiſchen Lautenthal und Seeſen liegt der Schildberg, auf dem ſich noch Spuren einer alten Ritterburg finden. Von ihm werden viele Spukgeſchichten erzählt und Mancher will dort in der Nacht einen Leichenzug geſehen haben. Als noch mehr von der Burg zu ſehen war als jetzt, ſoll ſich auch dort am Johannistage eine Jungfer gezeigt, den Wanderer in die Burg gelockt und ihm Schätze geboten haben, wenn er ſie erlöſen wollte.

Sagen der Bergſtadt Wildemann.

I. Wilde Mann.

In alten, alten Zeiten war ein Räuber aus Thüringen nach dem Oberharze verſchlagen und lebte dort in der Oede wild mit einer wilden Frau. Sie wohnten in einer Höhle und bedeckten ihre Scham nur mit Borke und mit Hecke, d. h. mit Tannenzweigen, oder auch mit Hexenkraut, d. i. eine Art Moos. Darum werden noch heutigen Tages zum Schützenhof in Wildemann der wilde Mann und die wilde Frau dargeſtellt in Hecke oder Hexenkraut. Der Ritter Klaus, der das kleine Klausthal gegründet und den Bergbau auf dem Oberharze angefangen hat, ſah einmal auf der Wildemännerklippe, unter der er ſelber ſaß, den wilden Mann, ſo bekleidet, wie eben beſchrieben iſt. Der trug eine abgeriſſene Tanne in der Hand und auf dem Rücken einen Bären, den er damit erſchlagen hatte, denn er hatte unmenſchliche Kraft und hatte ſchon viele Bären und viele wilde Schweine mit dem Tannenzweige getödtet. Ritter Klaus folgte ihm nach und wie er vor der Höhle den Bären abwarf, ſah er auch darin die wilde Frau, die er ſchon früher einmal im Walde geſehen hatte, die aber im Dickicht ſeinen Augen behende entſchlüpft war. Sie ſchlüpfte auch jetzt ſogleich aus der Höhle, als ſie den Ritter erblickte, rannte vor Scham in die Dickniß des Waldes und iſt nicht wieder daraus zum Vorſchein gekommen. In der Höhle ließ ſie ein Kind zurück, das war auch in Hecken und in Hexenkraut eingewickelt und der wilde Mann bekam ſpäter mit einer andern Frau noch fünf Kinder, von denen ſtammen viele Leute ab in Wildemann und auf dem ganzen Harze. Der Ritter Klaus hielt ihn nämlich zu Waldarbeiten und zum Bergbau an, und aus der Höhle des wilden Mannes entſtand die Stadt Wildemann, das Rathhaus ſteht gerade an der Stelle, wo früher die Höhle ſtand.

Man ſagt auch im Scherz: Auf Wildemann ſei nur ein Meſſer, das hänge auf dem Rathhauſe an einer Kette, und wer etwas ſchneiden wolle, der müſſe aufs Rathhaus gehen. Damit will man ſagen, daß man den Leuten auf Wildemann noch immer ihre Abſtammung anmerken könne.

2. Hexenbutterwerk.

Auf dem Wildemann war eine Frau, die ſchloß ein Bündniß mit dem Teufel. Sie handelte auch mit Butter und der Teufel gab ihr einen Beutel, worin etwas war, man weiß nur nicht was. So oft ſie butterte, ſollte ſie das unters Butterfaß legen. Das hatte die Frau ſchon viele Jahre gethan; da mußte ſie einmal ins Backhaus gehen und ihre Tochter ging auf die Nachbarſchaft. Die Nachbarsfrau butterte auch gerade, da ſagte das Mädchen: ſie müßte es machen wie ihre Mutter, dann bekäme ſie viel Butter. Ihre Mutter hätte einen Butterbeutel, wenn ſie den unter das Butterfaß legte, käme das Butterwerk ſogleich oben heraus. Da ſagte die Nachbarsfrau, ob das Kind nicht wüßte, wo die Mutter den Beutel hätte, und es lief ſogleich hin, um den Beutel zu holen. Den legte ſie unter ihr Butterfaß, da kam die Butter ſogleich oben heraus. Als ſie fertig gebuttert hatte, gab ſie dem Kinde den Beutel wieder, um ihn an ſeine Stelle zu legen, damit die Mutter nicht merken ſolle, daß ſie den Beutel gebraucht habe. Da wuſch ſie die Butter, und dann wollte ſie dieſelbe wägen. In dem Augenblicke ging die Thür auf, und es kam ein Mann herein im dreieckigen Hute und rothen Mantel, der hatte einen Pferdefuß und einen Menſchenfuß und ſagte: ob ſie denn nun Butter genug hätte? zog ſogleich ein großes Buch heraus und ſagte: ſie möchte ſich erſt hier unterſchreiben. Die Frau aber weigerte ſich, ſie hätte mit ſo einem Manne, wie er wäre, nichts zu ſchaffen. Der Mann antwortete: warum ſie den Butterbeutel gebraucht hätte? Wenn ſie ſich nicht unterſchriebe, müßte er ſeinen Theil von der Butter wieder wegnehmen. Einen ſolchen Mann, wie er wäre — ſagte nun die Frau — ließe ſie nicht an die Butter, ſie wüßte, wie viel ſie immer erhalten hätte. Er aber ſagte: das wiſſe er beſſer als ſie, was ſein wäre und was ihr gehöre.

Die Frau nahm endlich ihre Butter davon und der Mann das Uebrige, damit ging er zur Thür hinaus. Die Frau aber war ſchwatzhaft und wollte ihrer Nachbarin erzählen, was geſchehen war. Als ſie die Thür öffnete, klatſchte der Mann ihr die Butter ins Geſicht und flog zum Schornſtein hinaus. Die Frau aber ſchrie und lief auf die Straße. Da war der Mann ſchon hoch in der Luft. Nun legte ſich die Frau und wurde krank. Am andern Tage, wo dies geſchehen war, um dieſelbe Stunde, war ſie kalt und ihr Geſicht war von der Teufelsbutter kohlenſchwarz.

Es wird auch erzählt, daß in einem Harzdorfe, deſſen Namen wir einmal verſchweigen wollen, früher alle Frauen Hexen waren, ausgenommen eine, die der Teufel noch nicht in ſeine Klubben bekommen hatte. Butterte eine von den Hexen, ſo war in fünf Minuten Alles fix und fertig und das ging folgendermaßen zu: die Hexen hatten vom Teufel dafür, daß ſie ſich ihm ergeben hatten, ein Knäuel Garn zum Geſchenk bekommen, welches, unter das Butterfaß gelegt, den Rahm in Zeit von etlichen Minuten in Butter verwandelte, die ſich nachher beim Gebrauch nicht verminderte. Dies Knäuel hatte die Oberhexe in Verwahrung; butterte nun eine von den Hexen, ſo ging ſie hin zur Oberhexe und holte ſich daſſelbe, legte es unter das Butterfaß und in wenigen Minuten war ſchon Alles fertig, auch Butter die Menge. Nun butterte eines Tages auch einmal die Frau, die keine Hexe war. Von des Morgens an bis Mittag hatte ſie ſchon gebuttert, aber noch ſchien es nicht, als ob es Butter werden wollte. Da kommt ein Mädchen, welches mit der Tochter dieſer Frau im gleichen Alter iſt, und will dieſes zur Schule abrufen. Das Mädchen ſieht die Quälerei dieſer Frau und verwundert ſich darüber. „Wenn meine Mutter buttert", ſagt es, „ſo iſt es ripſch, rapſch, rupſch, dann iſt die Butter fertig. Das geht ganz geſchwind. Sie legt ein Garnknäuel unter das Butterfaß, dann hat ſie ſo viel Butter, daß ſie ſie nicht alle bewältigen kann. Wenn ich's einmal holen ſoll? Meine Mutter hat heute Morgen auch gebuttert; jetzt iſt ſie aber ausgegangen." — „Ja", ſagt die Frau, „hole es einmal." Raſch läuft das Mädchen hin und holt das Knäuel. Darauf geht es mit dem Mädchen der Frau in die Schule und läßt das Knäuel da. Nun legt die Frau das unter das Butterfaß und in weniger als fünf Minuten iſt die Butter fertig, und die Frau hat auch viel mehr gehabt als ſonſt. Das Mädchen hat aber das Knäuel nicht wieder abgeholt und ſo bleibt es denn bei der Frau liegen bis zum Abend. Als es nun dunkel geworden iſt und die Frau gerade in der Küche iſt, kommt der Teufel im Schornſteine herunter, ein dickes Buch unterm Arme haltend, darin haben auch die Namen aller andern Frauen im Dorfe geſtanden. Nun fängt der Teufel mit der Frau zu unterhandeln an und ſagt, da ſie ſich ſeines Geſchenkes bedient hätte, ſo müſſe ſie ſich ihm auch ergeben. Aber die Frau will anfangs nicht daran. Er hält ihr das dicke Buch vor und ſagt ihr, daß ſo viele ihm ſich ſchon verſchrieben hätten, ſo viel Namen darin ſtänden, nun ſolle ſie ſich entſcheiden und ſich mit ihrem Blute unterſchreiben. Ja, ſagt die Frau, der ſchon übel zu Muthe wird, das könne ſie ſo für ſich nicht thun, da wolle ſie erſt ihren Mann einmal fragen, was der dazu ſagte; er ſolle mittlerweile das Buch dalaſſen und morgen um dieſe Zeit wiederkommen. Darauf macht ſich der Teufel fort und läßt auch gutmüthig das Buch da. Abends ſpät, als der Mann zu Hauſe kommt, erzählt ihm ſeine Frau dies Stückchen mit dem Teufel. „Nein", ſagt der Mann, „daraus wird Nichts. Morgen gehſt du zum Paſtor, der wird dir wol Rath und That geben, wie wir uns zu verhalten haben." Am andern Tage geht die Frau mit dem Buche hin zum Paſtor, erzählt ihm ihre Angelegenheit und fragt ihn, wie ſie ſich dabei zu verhalten habe. Dabei gibt ſie dem Paſtor das Buch hin, das der Teufel dagelaſſen, und ſagt zu ihm, daß ſie ſich darin unterſchreiben ſolle, aber ſie thäte es auf keinen Fall. Da nahm der Paſtor eine Feder und ſchrieb in das Buch unter die Namen:

„Chriſti Blut und Gerechtigkeit
Iſt mein Schmuck und Ehrenkleid.“

„Heute Abend“, ſagte der Paſtor, „wird nun wol der Teufel um die Zeit wiederkommen. Legen Sie nur das Buch aufgeſchlagen in die Küche und verhalten Sie ſich ganz ruhig, Sie werden dann ſchon ſehen was ſich begibt; thun kann Ihnen der Teufel nichts, der hat keine Macht an Ihnen.“ Die Frau thut auch wie ihr geheißen und legt das Buch aufgeſchlagen in die Küche. Abends zu der beſtimmten Zeit kommt auch der Teufel wieder im Schornſteine herunter, aber ſchon ganz wüthend. Als er das Buch ſieht und das Geſchriebene lieſt, thut's auf einmal einen Krach und iſt zum Küchenfenſter hinaus und mit ihm auch das Küchenfenſter fort. Das Buch aber liegt noch auf der nämlichen Stelle und als die Frau es verbrennt, werden die übrigen Weiber, deren Namen darin mit Blut geſchrieben iſt, vom Teufel frei. Das Küchenfenſter hat nicht wieder eingeſetzt werden können und das Fenſterfeld ſteht heute noch offen.

3. Die faule Stuke beim Wildemann.

Eine Frau auf dem Wildemann handelte mit Kattun und Tüchern und ging zu Markte, um einzukaufen, hatte aber zu wenig Geld. Indeſſen als ſie in die Gegend der Sägemühle zwiſchen Wildemann und Lautenthal kam, ſtand eine faule Stuke am Wege und daran kribbelten Ameiſen und Würmer. Da nahm ſie einen Stock und rührte darunter und da iſt Alles zu lauter harten Thalern geworden. Das rapte ſie in die Schürze, ging nach Lautenthal damit, und als ſie es im Schützenhauſe zu Lautenthal zählte, waren es 150 Thaler, dafür hat ſie auf dem Markte nachher eingekauft.

Sagen vom Hibichenſtein und der Bergſtadt Grund.

Der Zwergkönig Hibich.

I.

Der Hibichenſtein, zwei mächtige aneinanderſtehende Kalkſäulen unweit Grund, iſt zu der Zeit, da noch große Rieſen am Harze gingen, von einem Rieſen aus dem Schuh geſchüttet, wo er ihn wie ein kleines Steinchen drückte.

II.

Im Hibichenſtein wohnten Zwerge, die ſollen in Grunde mitunter den Leuten die Kinder gewartet haben. Ihr König iſt der Hibich geweſen, ein alter Mann mit rauhem Haar, wie ein Bär, einem ſehr alten Geſichte und von kleiner Statur. Er hat einen eisgrauen Bart gehabt, der iſt ihm bis auf die Bruſt gegangen und darin hat eine zauberiſche Kraft geſteckt. In der Hand hat er ein ſilbernes Grubenlicht getragen, das hat ſo hell geſchienen wie die Sonne, und auf dem Haupte eine goldene Krone. So klein er geweſen iſt, konnte er ſich doch aber ſehr ausrecken. Früher hat er, wie Einige ſagen, alle fünfhundert Jahre einmal auf die Oberwelt kommen dürfen; jetzt dürfe er es nicht mehr. Der Zwergkönig Hibich hat die Waldungen beſchützt und ſpielte den Leuten, die in der Waldung Schaden anrichteten, oft einen Poſſen. Er zeigte ſich aber auch wohlthätig gegen arme und hilfloſe Menſchen, die in den Wald kamen und ihm treuherzig ihre Noth klagten. So ging einſtmals eine Bergmannsfrau aus Grunde in den Wald, deren Mann ſchon lange hatte krank gelegen, ſie wollte Tannenzapfen ſuchen und dafür ſollte der Bäcker ihr Brot geben. Wie ſie nun im Walde war, kam der alte Hibich und fragte: was ſie hier ſuche, da erzählte ſie ihm Alles und der Zwergkönig gab ihr ein Kraut und ſagte, davon würde ihr Mann geneſen. Auch bezeichnete er ihr eine Stelle im Tannenwalde, da würde ſie Tannäpfel finden, und dahin begab ſich die Bergmannsfrau, fand aber anfangs keine. Da fing es plötzlich an zu werfen, wie von den Bäumen herunter, mit lauter Tannäpfeln. Die Frau aber ward von keinem getroffen, ſondern alle flogen an ihrem Kopfe vorbei in die Kiepe. Das waren die Zwerge, die haben ſchon Ordre gehabt vom Zwergkönig Hibich und haben der Frau aus der jungen Grüne, worin ſie verſteckt waren, die Tannäpfel zugeworfen. Als die Kiepe voll war und die Frau ſie aufhob, dünkte ſie ſogleich ihr etwas ſchwerer, als ſonſt eine Kiepe voll Tannäpfel iſt. Als ſie wieder an die Stelle kam, wo ſie den Zwergkönig Hibich getroffen hatte, kam der wieder und fragte, ob ſie Tannäpfel gefunden habe. Da ſagte ſie, was ihr begegnet war und da offenbarte es ihr der alte Hibich, daß das ſeine Zwerge geweſen ſeien, fügte auch hinzu, das wären ſilberne Tannzapfen, davon ſolle ſie nehmen ſo viel, daß ſie mit ihrem Manne und ihren Kindern genug hätte, von dem übrigen Silber ſolle ſie die Kirche zu Grund neu bauen laſſen, rieth ihr auch noch, des Krautes nicht zu vergeſſen, das er ihr für ihren Mann gegeben. Wie nun die Frau nach Hauſe kam, da waren die Tannäpfel nichts als gediegenes Silber, von derſelben Art, von dem die alten Harzgulden geprägt wurden. Und damals hatten Geld und Silber noch einen viel höhern Werth als jetzt und von dem Silber, was die Frau in ihrer Kiepe getragen hatte, iſt richtig die Kirche zu Grund gebaut und von dem, was ſie für ſich behielt, kamen noch große Reichthümer in die Familie des kranken Bergmanns. Der aber wurde von dem Kraute, das der alte Hibich ſeiner

Frau im Walde gegeben hatte, von Stund an ſo geſund wie ein Fiſch.

III.

Auf dem Förſterhofe in Grund wohnte vor alten Zeiten einmal ein Förſter, der hatte ſeine Frau früh verloren, und nur noch einen einzigen Sohn. Der ſoll ein recht geſchickter und auch recht guter Burſche geweſen ſein, nur ein bischen zu vorwitzig. Einmal ging der Förſtersſohn an einem Sonntag Nachmittage mit ſeinem Freunde, einem Bergmannsſohne, ſpazieren ins Holz. Wie ſie nach dem Hibichenſtein gelangten, kam das Geſpräch auf deſſen Höhe und der Bergmannsſohn ſagt, den wollte er ſehen, der da hinaufſteigen könnte. Da ſagt der Förſtersſohn, das wäre nichts, und er wagte es, der Andere aber rieth ihm ab. Denn wenn Einer hinaufgeſtiegen iſt, hat er nicht wieder herabgekonnt und am andern Tage zerſchmettert unten gelegen. Aber der Förſtersſohn glaubte nicht daran, lachte und ſagte, nun wollte er's erſt recht thun. Er ließ ſich nicht halten, was der Andere auch angeben mochte, und ſtieg hinauf. Mag ihm wol ſauer geworden ſein: denn was man jetzt den kleinen Hibichenſtein nennt, iſt vor alten Zeiten viel größer geweſen als der, den man jetzt den großen Hibichenſtein nennt, und hat deshalb auch der große geheißen. Der Förſtersſohn gelangte richtig oben auf den Hibichenſtein hinauf. Da war oben ein großer breiter Platz, darauf ſprang er hin und her und tanzte vor Freuden, daß er droben war, und rief zu ſeinem Kameraden herunter, er möge auch hinaufkommen. Der Bergmannsſohn aber ſchüttelte den Kopf, und wie der Förſtersſohn eine Weile getanzt hatte, bat er ihn ſehr, er möge nun auch wieder herunterklettern. Das wollte der Förſtersſohn auch, aber wie er herabzuſteigen dachte, konnte er nicht fort von dem Platze oben auf dem Felſen, wie ſehr er ſich auch mühte, denn der alte Hibich hatte ihn zur Strafe da feſtgebannt. Er klagte und ſagte, der Bergmannsſohn möge doch hingehen nach dem Forſthauſe und es ſeinem Vater verkünden, daß er hier oben auf dem Hibichenſtein ſitze und nicht herunter könne.

Da kam der alte Förſter mit der Flinte, wehklagte um ſeinen Sohn und wollte ihn endlich herunterſchießen. Sowie er auf ſeinen Sohn zielte, kam der alte Hibich und fragte, was er hier machen wolle, und als der Förſter antwortete, er wolle ſeinen Sohn vom Hibichenſtein herunterſchießen, rieth ihm der Zwergkönig ab von ſolchem thörichten Unternehmen. Vom Felſen herunter bat aber der Förſtersſohn immerfort, daß ſein Vater nur losdrücken möge, und darum legte der Förſter von neuem das Gewehr an und zielte. Da entſtand aber plötzlich am Hibichenſtein ein furchtbares Donnern und Blitzen und Regengüſſe ſtrömten dem Förſter in die Pfanne, ſodaß das Gewehr nicht losging. Andere berichten, als der Förſter losſchießen wollte, waren ſogleich die kleinen Zwerge mit Heckruthen bei der Hand, die ſchlugen ihn auf die Finger und neckten ihn hier und da mit Tannenbüſchen, daß er nicht losdrücken konnte. Und damit ließen ſie nicht nach, obgleich er immerfort rief: „Jungen, geht mir aus dem Wege! Mein Sohn ſoll ja dort oben nicht verhungern!“ So brach die Nacht herein und der Förſter war nicht zum Schuß gekommen. Er ging endlich nach Hauſe mit dem Vorſatze, am andern Morgen mit dem Früheſten wiederzukommen und ſeinen Sohn herunterzuſchießen. Auch der Bergmannsſohn und die andern Leute von Grund die dazugekommen waren, gingen mit ihm nach Hauſe und zuletzt ging auch der Bergmannsſohn heim, weil ſein guter Freund ihn ſelber bat, daß er ſich Ruhe gönnen möge, um am andern Morgen ſo früh als möglich wieder in ſeiner Nähe zu ſein und zu verſuchen, ob Rettung möglich wäre.

Kaum war er fort, da kamen auch ſchon die Zwerge an. Alle trugen Bergmannskleidung und Jeder hatte ein Grubenlicht, auch führten ſie kleine gar kunſtvolle Leitern mit ſich, davon ſetzten ſie eine auf die andere, und nun hielten ſie zuſammen, als wären ſie ineinander gelöthet. Wie nun ſo eine einzige große Leiter aufgerichtet war und bis an die Spitze des Hibichenſteins hinanreichte, da ſtand auch ſchon auf jeder Seite ein Zwerg mit ſeinem Grubenlichte und leuchtete. Und da mußte ſich der Förſtersſohn dem Zwerge, der auf der oberſten Stufe ſtand, auf die Schultern ſetzen, und da war auf einmal die Leiter ſo breit, daß er ihn an all den andern Zwergen vorbeitragen konnte, die da mit ihren Grubenlichtern ſtanden und leuchteten.

Als der Förſtersſohn vom Hibichenſtein herunter war, waren alle die Lichter verſchwunden und alle Zwerge waren fort, auch der, der ihn getragen hatte. Da kam der alte Hibich wieder, nahm ihn bei der Hand und ſagte: Da er einmal oben auf dem Hibichenſtein geweſen ſei und ſo große Angſt dafür ausgeſtanden habe, ſo ſolle er nun auch noch mit in des Zwergkönigs Schloß kommen; der laſſe es ſich nicht nehmen, er müſſe ihn nun zum Beſchluß einmal ordentlich bewirthen. Alſo ging der Förſtersſohn mit dem Zwergkönig durch ein großes Thor in den Berg hinein und führte ihn in ein großes Zimmer, da ſtanden Stühle und eine große Tafel, davor mußte er ſich hinſetzen. In dem Zimmer blinzten die Wände von Stuferz, die Decke war von einem Stück Schwerſpath, weiß wie der Schnee, und von der Decke hing ein großer Kronleuchter herab, ganz von Kryſtallen und Edelgeſtein, größer als im goslarſchen Zehnten; und der Fußboden war mit grünen Tannenzweigen überſtreut und die Pannele glänzten nur ſo von Gold und Edelgeſtein. Und mitten in der Stube ſtand ein Glaskopf und ein ſilberner Stuhl davor. Darauf ſetzte ſich nun der Zwergkönig, ſagte zu dem Förſtersſohn, er ſolle ſich ſetzen und ſchlug mit dem ſilbernen Schlägel gegen den Tiſch von Glaskopf. Der gab einen Ton von ſich, ſo köſtlich, wie man es in der Welt nicht hört. Da kamen tauſend kleine Frauenbilder herein, die trugen Erdbeeren und Himbeeren auf, und der Hibich ſagte zu dem Förſterſohn, er ſolle davon nehmen. Alſo ſprachen ſie zuſammen, und die andern Frauenbilder machten Muſik dazu. Wie die Mahlzeit zu Ende war, ſchlug der Hibich wieder mit dem Fäuſtel an den Tiſch von Glaskopf, und wie der köſtliche Ton wieder erklang, da trugen die kleinen Frauenbilder Krüge herein vom lautern Silber; und der Hibich ſagte zu dem Förſtersſohn: er ſolle Beſcheid thun. Der ſagte: Glück auf, und that ſeinen Zug. Aber ſo Herrliches hat er im Leben nicht getrunken. Wie nun der Förſtersſohn ſich ſo erquickt hatte, führte ihn der Hibich in ein gar großes Gemach, da war auf der einen Seite an den Wänden Silber, auf der andern Gold. Nun ſtand der Hibich da und commandirte auf einmal: Silber! und das andere Mal: Gold! und bei jedem Ruf des Hibich mußte der Förſtersſohn zugreifen, und der Hibich rief ſo lange: Silber und Gold! daß er mit unermeßlichen Reichthümern belaſtet wurde. „Willſt du mir nun einen Gefallen thun?“ ſagte Hibich; „nämlich ſolange der große Hibichenſtein der große bleibt, hab' ich mein Recht daran und darf auch auf der Erde walten gehen (umgehen); wenn aber der große Hibichenſtein zum kleinen wird, ſo koſtet's mich die Krone, und dann darf ich blos unter der Erde herrſchen. Da ſchießen nun immer die Leute nach Krimmern, Raben und Falken oben auf dem Hibichenſtein, und das darf ich nicht leiden; denn trifft's den Stein, ſo bröckelt etwas ab. Der Förſtersſohn verſprach's und gab ihm die Hand darauf, daß weder ſein Vater, noch er ſelbſt, noch ein Anderer, ſolange er lebe, jemals nach dem Stein ſchießen ſolle. Wie das geſchehen war, führte ihn der Hibich in ein anderes Zimmer. Da war ein Bett von Moos recht artig bereitet. Der Hibich ſagte, er wolle ſeinen Gaſt morgen zeitig wecken und wünſchte ihm gute Nacht. Der Förſtersſohn hatte noch nicht lange geſchlafen, da weckte es ihn auf, und wie er die Augen aufſchlug, graute der Morgen, und wie er ſich beſann ('s iſt kalt geweſen), lag er unten am Hibichenſtein unter einem Buſch, all ſein Silber und Gold aber, das er auf des Hibich's Ruf bekommen hat, lag neben ihm. Das hat er Alles der Obrigkeit erzählt und den Armen von ſeinem Reichthume mitgetheilt. Und die Obrigkeit hat ein Geſetz ausgehen laſſen, daß Keiner auf den Hibichenſtein ſteigen und Keiner da nach Falken und Krimmern ſchießen dürfe und nach Raben. Und ſolange der große Hibichenſtein iſt unverſehrt geweſen, hat der Hibich da ſein Weſen gehabt und viel Gutes gethan, und manchen Böſen beſtraft, und es hat ihn auch Mancher geſehen.

Aber im Dreißigjährigen Kriege haben die Kaiſerlichen die Spitze des großen Hibichenſteins aus Muthwillen mit Karthaunen heruntergeſchoſſen, und von der Zeit an hat kein Menſch den Hibich mehr geſehen.

IV.

In einer Mühle ſpeiſten die Zwerge jede Nacht und der Müller mußte deshalb jeden Abend mit ſeiner Familie ausziehen. Eines Abends kam ein alter Soldat und bat den Müller, ihm in ſeiner Mühle für die Nacht ein Quartier zu vergönnen. Der Müller erklärte ihm die Sache, wie es zuſammenhing, und ſagte: wenn er ſich vor den Zwergen nicht fürchten wollte, ſo könnte er da bleiben. „Ach“, ſagte der Alte, „ein alter Soldat darf ſich nicht fürchten“, ſtopfte ſich eine Pfeife und ſetzte ſich hinter den Ofen, während der Müller mit ſeiner Familie wieder auszog. Wie es die Nacht an zwölf Uhr kam, erſchien eine ganze Hetze Zwerge. Sie deckten den Tiſch und ſetzten goldenes und ſilbernes Geſchirr darauf, worin ſogleich von ſelbſt Speiſe war. Wie dies geſchehen war, kamen ſechs Zwerge, hatten Hibich auf eine mit Gold und Silber ausgeſtickte Bahre gelegt, und ſetzten ihn auf der Mitte der Tafel auf einen hohen Seſſel. Kaum hatte er aber fünf Minuten geſeſſen, da ſchrie er: hier riecht's nach Taback, und die kleinen Zwergmännchen ſchnüffelten den Soldaten auf, ſprangen mit goldenen Gabeln und Meſſern auf ihn zu und wollten ihn ermorden. Dies Ding verſtand aber der Soldat unrecht, nahm ſeinen Stock, und haute die ganzen Zwerge in die Flucht, ihren Hibich hatten ſie aber ſitzen laſſen, und der verſchwand von ſelbſt. Da ſtrich der alte Soldat das Gold- und Silbergeſchirr ein, legte es auf die koſtbare Bahre und zog damit zu Markt, verkaufte das überflüſſige Geſchirr und die Bahre und löſte daraus ſo viel, daß er frei und frank leben konnte, hatte aber doch etwas von dem ſeltenen Geſchirr behalten, und es war in demſelben, ſobald er es ſich nur wünſchte, die koſtbarſte Speiſe. Am andern Abend ſaß er wieder in der Mühle und der Müller war auch dageblieben. Wie es nun an Zwölf kam, klopfte etwas dreimal an das Fenſter und fragte: Müller, haſt du deine böſe Katze noch? Da ſchrie der alte Soldat ſelber: „Ja, ſie jungt alle Nächte zwölfe.“ Da riefen die Zwerge betrübt: „Dann mag dir der Teufel wiederkommen“, und ſind ſeit der Zeit nicht wiedergekommen. Der alte Soldat lebt aber bei dem Müller herrlich und in Freuden, und lebt alle Tage einen Tag von ſeiner Wunſchſpeiſe

Sagen der Bergſtädte Klausthal und Zellerfeld.

I. Sagen vom Bergbau.

1.

Es iſt einmal ein Venediger geweſen, der wurde auf Klausthal zum Steiger gemacht. Wenn die Leute nach Haus zu gehen wünſchten, ließ er ſie ſogleich gehen, weil er alle Arbeit für ſie that. Wegen ſeiner Nachſichtigkeit mit den Bergleuten erhielt er viele Strafe und wollte deshalb nach Venedigen zurück. Er entließ alle ſeine Leute, behielt nur den Anſchläger und fragte, ob er mit ihm wolle. Der ſagte ja. Da machten ſie miteinander ins Geſenk hinein, wo die Tonnen hineingehen, und der Steiger beſetzte die ganzen Löcher ſo weit, daß ſie losgehen mußten, um den Stollen zu nichte zu machen. Sein Zorn war ſo groß, daß er mit dem Stollen auch noch einen Bergmann, der da arbeitete, in die Luft ſprengte, wiewol der Anſchläger um deſſen Leben bat. Da frühſtückten ſie miteinander und dann ging's immer im Felſen entlang und überall war der ſchönſte Weg. Als ſie lange genug gegangen waren, kamen ſie ins Venedigenland, in einen großen ſchönen Garten bei des Steigers Haus. Dem Anſchläger gefiel es da ſehr gut, als er aber eine Zeit lang da geweſen war, fragte ihn der Steiger: ob er einmal wie der nach dem Harz wollte. Er ſagte: das wolle er gern, nahm ſein Grubenlicht, und ſie gingen immer in dem Felſen entlang. Weil in den Bergen Alles eingeſtürzt war, konnte er ſich auch von da an nicht mehr finden, wo ſie gefrühſtückt hatten, und der Steiger brachte ihn ganz aus der Erde heraus und ging dann zurück nach Venedigenland. Als der Anſchläger aber nach Klausthal kam, kannte ihn da Niemand mehr und ſeine Frau und Kinder waren auch nicht mehr dort. Da wurden die Altenthümer aufgeſchlagen und darin ſtand, daß dieſer Bergmann vor einigen hundert Jahren verſchwunden war. Er hatte aber geglaubt, nur einige Jahre in Venedigenland geweſen zu ſein.

II.

In dem vorigen Betriebe der Silbernaaler Gruben haben ſie einen Kunſtknecht gehabt, der hat am Sonnabend, als die Bergleute Schicht gemacht haben, dem Kunſtjungen Alles übergeben, iſt nach Zellerfeld gegangen und hat da ſich verweilt bis den Montag Nacht um Zwei. Dem Jungen hat er angekündigt, es möge geſchehen, was da wolle, ſo ſolle er nicht hineinfahren. Wie er nun zurückkam, ſtand das ganze Geſenke (die Tiefe) voll Waſſer und da ſind ſie eingefahren, er hat aber dem Kunſtjungen angekündigt, es möge geſchehen, was da wolle, ſo möge er nichts ſagen, ſondern nur immer Acht geben, auf daß er's auch ſo machen könne, wenn er einmal Kunſtknecht wäre. Als nun der Kunſtjunge zuſah, ſo ging das Waſſer ohne Weiteres an den Wänden herauf. Da ſie nun herauskamen, war das ganze Geſenk ſchon leer und da waren auch ſchon die Frühſchichter, die fuhren hinein und konnten ohne Weiteres ihre Arbeit beginnen.

Der Kunſtjunge hatte auch Niemand etwas verrathen, wiewol die Leute in Zellerfeld wußten, daß der Kunſtknecht zu Haus war und ſich in der Zeit nicht um die Kunſt bekümmerte. Endlich drohte aber der Geſchworner dem Kunſtjungen mit Ablegen (Dienſtentlaſſung), wenn er nicht bekenne, und da hat er geſagt, was er geſehen hat. Sobald er's aber ausgeſprochen hat, iſt er todt zu Boden geſtürzt. Der Kunſtknecht aber iſt verſchwunden und ſoll auch der alte

Markſcheider mit ihm fortgegangen ſein, der den Dammgraben angelegt und, wie das Volk ſagt, verpfuſcht hat, und der ſoll alle die alten Kunſtriſſe vom Harz mit ſich genommen haben.

III.

Es erzählte ein Knabe: Mein Großvater hieß Friedel Märten und arbeitete in den Gruben auf dem Klausthal mit einem Kameraden, der hat Chriſtian geheißen. Da ſagte Chriſtian zum Friedel: „Weißt du was, Friedel, ich will an Laſebuch mitbringe, wollen an Teifel für uns locken.“ Am andern Morgen bringt Chriſtian auch ein Leſebuch mit und wie ſie den Abend da nun leſen, kommt ſo ein Gebollwerke und ein Ungeſtüm im Schacht herauf und hin vor die Stubenthür. Das iſt der Teufel geweſen, der iſt im Schacht heraufgekommen, hat die Stubenthür aufgemacht und hereingeguckt. Da hörte nun Chriſtian auf zu leſen und guckten alle Beide vor ſich nieder. Da fuhr der Teufel wieder im Schacht herunter und nun war es ſtill. Chriſtian aber ſagte: „Weißt du was, Friedel, morgen Abend will ich noch mal an ander Laſebuch mitbringen, woll'n wer an Teifel noch näher für uns locken.“ So brachte Chriſtian denn auch wieder ein Buch mit, und als ſie den Abend darin laſen, kam wieder ſo ein Rumoren im Schacht herauf und der Teufel erſchien wieder, kam in die Stube, trat vor den Chriſtian und ſagte: wenn er das wieder von rückwärts leſen könne, was er von vorwärts geleſen hätte, ſo wäre ihm das Leben geſchenkt, aber wenn er das nicht könnte, ſo müßte er ſterben. Da las der Chriſtian es von rückwärts und da iſt der Teufel wieder im Schacht herunter gefahren.

IV.

Vor langen, langen Jahren, da der Zellerfelder Teich gemacht wurde, arbeitete daran auch ein Grabenarbeiter, Namens H....., ein pfiffiger und vermeſſener Burſche. Der ſaß an einem Nachmittage mit ſeinen Kameraden und veſperte. In ihren Geſprächen kam die Rede auch auf das Grabenhaus, das nicht weit unterhalb des Teufelsteiches auf dem

Graben ſtand, zur Theilung des Waſſers nach der Bockswieſe und nach dem Spiegelthale. Schon oft hatte der Grabenarbeiter, welcher die Waſſer weg- und hineinmachen mußte, trotz des feſten Schloſſes, das an der Grabenhausthür war, bemerkt, daß eine Aenderung der Waſſerleitung gemacht und dadurch großer Nachtheil für die betreffenden Werke herbeigeführt war. Trotzdem, daß häufig gewacht und das Haus beobachtet wurde, auch Niemand geſehen war, war doch kurze Zeit, nachdem der Grabenwärter weg war, die Waſſerſtimmung anders geweſen, als ſie ſein ſollte. Man kam endlich dahin überein, es müſſe im Grabenhauſe nicht richtig ſein und das fand ſo viel Anklang, daß die meiſten Leute ſagten: Im Grabenhauſe ſpukt's. Mein pfiffiger Grabenarbeiter nahm einen kräftigen Schluck Branntwein und ſagte, wie er ſeinen Kameraden den Bergſpiegel hinreichte: „Diſſen Ohmd will ich de Waſſer emol ſchtimme; der Karel ſoll mer de Schliſſel gahn.“ — „Na“, ſagten die Andern, „nimm dich in Acht, dort iſt's nicht geheuer; du kannſt den Kürzern ziehen.“ — „Ach was! Poſſen! Den will ich ſehen, der mir an den Theiler kommt! ohnehin iſt Mondſchein.“ — „Na! Na! wir ſagen nichts. Wenn du einen Klapphandſchuh davonträgſt, hilft dir ihn Keiner tragen.“ Der eine der Grabenarbeiter ſagte: als er neulich ſich beim Stukenroden verſpätet habe und die Nacht hereingebrochen ſei, ſo habe er im Vorbeigehen eine luftige weiße Geſtalt im Graben unter das Haus hinſchlüpfen ſehen; er habe ſich aber weiter nicht darum bekümmert, am andern Morgen ſeien aber die Waſſer, ſtatt nach der Bockswieſe, nach dem Spiegelthale gekommen. Ein Anderer ſagte: als er voriges Jahr ſpät aus den Heidelbeeren gekommen ſei von den drei Birken, habe er in der Nähe des Grabenhauſes eine feurige Schlange im Graben liegen ſehen und die ſei im Graben fort unter das Haus hingeſchwommen und darunter verſchwunden, und am andern Tage ſei das Waſſer unrichtig gezogen geweſen. Ein Dritter ſagte, den Bau des Grabenhauſes habe der Teufel nicht haben wollen, und da die Menſchen ihm den Willen nicht gethan haben, ſo mache er ihnen immer Schabernack. „Kurz und gut“, ſagte der Aelteſte, der Pfiffikus, „ich mache dieſen Abend die Waſſer hin nach der Bockswieſe, trotz Höll' und Teufel“, und nachdem noch zwei Stunden gearbeitet war, ſagten die übrigen dem H.....: „es gieb der wull" und gingen nach Hauſe, als eben der Grabenwärter kam, Waſſer nach der Bockswieſe hinzumachen. „Karl", ſprach H..... zu ihm, „laß mich heut Abend mal deine Arbeit thun. Ich will dieſen Abend mal Waſſer herummachen, du kannſt dich drauf verlaſſen. Ich will auch dabei bis wenigſtens um elf Uhr wachen, daß uns kein Schabernack dabei gemacht wird." — „Nun, wenn du willſt", ſagte der Grabenwärter, „ich habe Nichts dabei. Nimm dich aber in Acht. So kann ich dieſen Abend mal ein bischen früher zu meiner Braut." Er gab dem H..... die Schlüſſel und ſprach: „Nu mach's gut; es gieb der wull", und ging nach Hauſe. H..... ging nun gleich hin nach dem Grabenhauſe, zog das eine Geſchütz auf und ſetzte das andere zu, ſchloß danach das Haus zu, probirte, ob es auch feſt zugemacht war, und nachdem dies geſchehen, ſtopfte er ſich eine Pfeife und legte ſich in das grüne Gras mit dem Worte: „Nun will ich doch Den ſehen, der mir den Kram verderben will."

Zu Hauſe wartete aber ſeine Mutter mit dem Abendbrote. Es ſchlug ſieben und er kam nicht; es ſchlug acht und er war nicht da; es ſchlug neun und zehn und ſeine Mutter wartete immer vergeblich. Endlich ward ihr angſt und bange. Sie ging nach einem ſeiner Kameraden, klopfte den auf und fragte beſorgt, ob er nicht wiſſe, wo ihr Sohn ſei. „Doch", ſagte er, „der iſt beim Grabenhauſe geblieben und hat dem Grabenwärter heute ſeine Arbeit abgenommen." Wie ein Stein fiel das der Mutter aufs Herz. Sie, in ihrer Angſt, lief gleich hinaus und — welch ein Anblick! Zwanzig Schritt vom Hauſe beſchien der Mond einen Todtenſchädel, der ſie anglotzte, vier Schritt davon lag der Rumpf, den Kittel noch an, und ohne Arme und Beine, weiterhin lag ein Bein und ein Arm, und am Hauſe war ein Bein an die Thür und der andere Arm an den Giebel des Hauſes angenagelt. Voll Schreck lief die Mutter nach Hauſe, und nachdem man hinausgegangen und die Sache näher unterſucht hatte, hat es ſich gefunden, daß das alles Theile des zerſtückelten Körpers von dem Grabenarbeiter H..... geweſen ſind. Es ward Alles ſorgfältig in einen Sarg gethan und H..... wie ein Umgekommener mit allen bergmänniſchen Ehren beerdigt. Das Haus wurde bald nachher abgeriſſen und ſeit der Zeit hat ſich nichts Verdächtiges da wieder hören und ſehen laſſen.

V.

Zu Anfang der Zeit da man ſchrieb 1700 iſt ein Bergmeiſter geweſen, der hat Hinten geheißen und eine Haushälterin gehabt. Der hat er anbefohlen, ihn nicht vor der beſtimmten Zeit zu wecken, wenn er am Nachmittage eingeſchlafen ſei. Sie ſoll ihn aber auch keine Minute länger liegen laſſen. Wie er nun eingeſchlafen iſt, ſetzt ſich die Haushälterin aus Vorſicht neben ihn hin und ſieht genau nach der Uhr und dann nach ihrem Herrn. Auf einmal kommt ihm eine Maus aus dem Munde gekrochen, läuft an ihm hinunter und verſchwindet auf der Erde. Wie die Weckzeit näher kommt, eine Minute vor der Zeit, kommt die Maus zurück und kriecht dem Bergmeiſter wieder in den Mund. Der Bergmeiſter wacht mit einem Schnarcher auf, zieht raſch ſein Fahrzeug an und fährt nach. Und ſicherlich hat er jedesmal durch die Maus Nachricht bekommen, daß die Leute falſch gearbeitet haben oder ausgeriſſen ſind, denn er iſt nie vergeblich gefahren. Nun iſt auch einmal ein Bergmann vor Ort, der hat Schramm geheißen. Sie haben auf den Durchſchlag gearbeitet. Es iſt gerade Freitag geweſen und ſie machen ſich auf die Fahrt, um auszureißen. Wie ſie ans Fahrloch kommen, ſitzt der Bergmeiſter auf dem Fahrloche. So iſt's ihnen dreimal gegangen. Das kommt den Bergleuten wunderlich vor, und ſie erkundigen ſich bei dem Gaipelaufſeher, wie das wol zugehen mag. Aber der hat nichts geſehen. Alſo forſchen ſie die Haushälterin des Bergmeiſters aus, aber die ſagt, er ſei gar nicht aus dem Hauſe gegangen. Und doch haben ihn die Gedinghauer geſehen. Nach dem dritten Male kommt der Bergmeiſter, nimmt ab und ſagt: wenn ſie wieder ausreißen würden, ſo würden ſie nie wieder aufs Geding kommen.

VI.

In alten Zeiten hat ein Puchjunge eines Morgens verſchlafen. Er wohnt am Zellbache auf dem Klausthal und läuft deshalb gleich hinten aus ſeiner Gartenpforte über die Bremerhöhe nach ſeinem Thalspuchwerke zu. Wie er eben aus ſeiner Pforte tritt, ſtolpert er über Etwas. Wie er ſich umſieht, erblickt er einen Maulwurfshaufen, der glänzt wie Silber. Er fährt mit der Hand ſo hindurch, und was er damit faſſen kann, das ſteckt er in ſeine Taſche und beeilt ſich dann, daß er an Ort und Stelle kommt. Er denkt an dem Tage gar nicht wieder an den Vorfall. Wie er aber des Abends nach Hauſe kommt, ſo klingelt's in ſeiner Weſtentaſche, und wie er ſie auszieht, ſiehe da! es ſind lauter blitzblanke ſilberne Näpſchenpfennige. Von dieſen hat die Familie noch bis auf dieſen Tag mehrere zum Beweis der Wahrheit aufbewahrt.

VII.

Ein Bergmann auf dem Klausthal träumte in der Nacht, daß er am folgenden Tage Schaden nehmen würde, darum fuhr er an dieſem Tage nicht an, blieb daheim und legte ſich auf das kleine Sopha, das in ſeiner Stube ſtand. Da fiel aber das Plätteiſen herunter, das über ihm am Balken hing und erſchlug ihn. Von der Zeit an fahren die Bergleute noch unverzagter als zuvor in den tiefen Schacht und ſie ſagen, man ſehe aus dieſer Begebenheit, daß man überall in Gottes Hand ſtände und daß ſie Den, den ſie erreichen wolle, auch auf dem Sopha zu finden wiſſe.

2. Der Bergmönch vom Klausthal und vom Zellerfeld.

I.

Der Bergmönch der ſich auf Klausthal und Zellerfeld zeigt, iſt früher ein Bergmeiſter geweſen, der ſolche Freude an dem Bergbau gehabt hat, daß er im Tode den lieben Gott gebeten hat, er möge ihm ſtatt der ſeligen Ruhe im Himmel lieber die Erlaubniß geben, bis auf den jüngſten Tag in Berg und Thal und Gruben und Schachten umherzufahren und den Bergbau zu beaufſichtigen. Dieſe Bitte iſt ihm gewährt. Der Bergmönch erſcheint den Menſchen in der Kleidung eines Bergmeiſters mit einem ſilbernen Grubenlichte. Seine Beſchäftigung iſt dieſe: er durchfährt alle Stollen, durchſpürt jeden Bau, geht auch am Tage (das heißt auf der Oberfläche der Erde) an ſolchen Stellen, unter denen Erzgänge liegen, hin und her, und zwar bald langſam, bald ſchnell wie der Blitz. Bisweilen ſetzt er ſich auf die Kunſtgänge, oder er hält ſie auf, oder er drillt auch die Waſſerräder, je nachdem ſeine Laune iſt, oder je nachdem er den Schützer leiden mag oder nicht. Er tritt manchmal aus dem feſten Geſtein heraus in den Gruben, und das feſte Geſtein thut ſich vor ihm auf, und iſt er hineingetreten, ſchließt es ſich hinter ihm ſo feſt, daß keine Spur bleibt. Man hat ihn des Nachts oft aus alten Stollenmundlöchern und aus alten Pimpen, auch aus den engſten Räumen der Radſtuben herauskommen und in denſelben verſchwinden ſehen. Wem er gut iſt, dem thut er manchen Gefallen, macht ihm Geſchenke und erſcheint ihm in Menſchengeſtalt und in Menſchengröße. Wem er böſe iſt, oder wo er ſich unbeachtet glaubt, oder ſich um das Auge der Menſchen nicht kümmert, erſcheint er in ſeiner wahren Geſtalt. Dann iſt er rieſengroß, gekleidet wie ein Geſchworener. Seine Augen ſprühen Flammen und ſind wie Kutſchenräder, ſein ſilbernes Grubenlicht iſt ſo groß wie ein Scheffel, und die Flamme deſſelben iſt von entſprechender Größe und Helle, ſeine Beine ſind wie Spinnengewebe. Wenn ein Bergmann ſeine Pflicht nicht thut, gibt er ihm den Reſt.

II.

Das Mönchsthal bei Klausthal hat ſeinen Namen vom Bergmönch, der hat hier ſeinen Lieblingsaufenthalt gehabt. Es hat auch hier früher ſehr reiche Gruben gegeben. Da iſt der Bergmönch manchmal in der Grube erſchienen, ja wol gar in die Bucht gekommen, und die Bergleute haben ſich an ihn gewöhnt, daß ſie eben keine Furcht mehr vor ihm gehabt haben. Aber manchmal hat er auch ſeine Launen gehabt, hat die Schütteln aufgehoben, daß man die Waſſerräder nicht hat zum Stehen bringen können, oder hat die Kunſt aufgehalten und die Bergleute erſchreckt durch allerlei abenteuerliche Spiele und Neckereien. Dadurch ward er endlich den Bergleuten zur Laſt und ſie haben ihn gern los ſein wollen. Endlich folgten ihm einmal ein paar Bergleute nach und legten, ſo wie ſie gingen, Kreuze vor ſich hin. Da ging der Bergmönch zuletzt in eine Schlucht hinein, welche hinten durch eine nackte Steinwand geſchloſſen wird. Der Bergmönch blickte ſich noch einmal um und ſah ganz zornig aus. Darauf rührte er den Stein an. Sowie er den angerührt hatte, that er ſich voneinander und der Bergmönch trat hinein. Gleich darauf ſchloß ſich die Wand wieder feſt zuſammen.

Seit der Zeit iſt der Bergmönch nicht wieder in die Gruben gekommen, aber dieſe ſind auch alle überſchwemmt und man hat ſie auflaſſen müſſen und bis auf dieſen Tag ſind die Waſſer im Mönchsthal nicht zu gewältigen und keine Grube hat Glück. An der Stelle, wo der Bergmönch in den Fels gegangen iſt, auf der nämlichen Felswand iſt das Bild eines Bergmanns zu ſehen; man kann aber den Stein jetzt nicht mehr finden.

III.

Es hieß eine Grube „der alte Segen“, darin arbeitete ein Bergmann, der kam Abends, als er heimkehren wollte, in einen Gang und ging lange darin hin. Zuletzt wollte ſein Licht ausgehen, da kam der Bergmönch, gab ihm ein ordentlich Stück Inſelt (Unſchlitt) und winkte ihm, nur noch weiter in dem Gange hinzugehen. Zuletzt kam er in einen Schacht, den er gar nicht kannte, und ſah Gold und andere edle Erze. Sein Licht aber verminderte ſich gar nicht und ſein Kamerad fragte ihn, woher er es hätte. Endlich erzählte, er's, aber als es heraus war, ſchmolz ſein Licht ſchon zuſammen und von dieſer Zeit an iſt auch das ganze Gold und Stufferz, das in dieſem Gange geweſen iſt, wie das Talg zerſchmolzen und wie in die Luft geſpritzt.

IV.

Einem Bergmann Ahrend, dem der Bergmönch auch Inſelt gegeben hatte und der es gegen die Kameraden ausplauderte, ſtellte der Bergmönch nach. Am Weihnachtsheiligenabend wollte der Bergmönch ihm in einer Grube etwas anthun, da kam aber ſeine Frau, die ſammelte im Sommer heilſame Kräuter und hatte einen Kräuterbeutel auf der Bruſt hängen. Da warf der Bergmönch den Ahrend lebendig aus der Grube und ſagte zu der Frau ärgerlich:

Hätteſt du nicht Dill und Duſt,
So hätt' ich es wol gewußt,

d. h. er hätte wol gewußt, was er ſonſt gethan, nämlich, daß er dem ſchwatzhaften Bergmann ein Leid zugefügt hätte.

V.

Der Bergmönch hat einem Weilarbeiter geſagt, daß er nicht eher arbeiten ſolle, bis drei Tage vor der Abnahme. Immer drei Tage vor der Abnahme wolle er kommen und das Geding richtig machen. Er dürfte es aber Niemand ſagen. Er wolle ihm Oel auf ſeine Lampe gießen, das ſolle ſo lange brennen, als er lebe, wenn er reinen Mund hielte. Da iſt er verſchwunden in die Kluft hinein, wo Alles geblitzt und geblänkert hat. Der Bergmönch machte nun ſtets die Arbeit für den Weilarbeiter. Als dieſer aber beim Trunk die Sache erzählte, verdörrte das Licht und der Bergmönch kam nicht wieder, um für ihn zu arbeiten.

VI.

Es iſt einmal ein Bergmann gekommen, der hat Arbeit geſucht und die iſt ihm angewieſen an einer Stelle, wo es ſehr ſchwer geweſen iſt, das Erz loszuhauen. Als es nun an die Arbeit gehen ſollte, ſagte er zu ſeinem Kameraden, der ſchon längere Zeit herangefahren war: nun laß du mich nur machen, jetzt wollen wir uns noch eine Zeit lang hier draußen verweilen, dann aber geh' ich hinein und beſorge die Arbeit allein. Dazu verſteht ſich der Bergmann endlich, und ſo hat der Fremde die Arbeit lange Zeit allein beſorgt. Zuletzt hat aber den Bergmann die Neugierde ſo geplagt, daß er ſich nach dem Gange geſchlichen hat, wo er und ſein Kamerad die Arbeit gehabt haben, und da hat er geſehen, wie ſein Kamerad ganz ruhig am Geſtein gelehnt, und ein Geiſt, welcher der Bergmönch geweſen iſt, aus Leibeskräften für ihn gearbeitet hat. Darauf hat er ſich wieder fortgeſchlichen, bald iſt aber ſein Kamerad ihm nachgekommen und hat ihm eine tüchtige Backpfeife gegeben, und von der Zeit an hat er müſſen wieder ſelbſt arbeiten.

VIII.

Es iſt einmal ein recht armer Bergmann geweſen, deſſen Frau kam nieder mit dem ſiebenten Kinde. Das hat ihm nun große Sorge gemacht, denn er hat ſchlechte Stroſſe gehabt und alſo hat der Lohn nicht reichen wollen. Eines Abends ſaß er mit ſeiner Frau trübſelig zuſammen, da klopfte es an die Thür. Gleich darauf trat Jemand recht feſt auf und der Bergmönch kam herein, gab Beiden die Hand und ſprach: „Ihr ſeid ehrliche Leute, ich weiß es, darum will ich euch aus der Noth helfen.“ Damit gab er der Frau einen Packen Flachs, klar wie die Sonne, dem Manne aber gab er ein Stück Unſchlitt, befahl ihnen auch Niemand etwas davon zu ſagen. Damit verſchwand er. Der Flachs aber hat nicht abgenommen und der Unſchlitt iſt nicht verbrannt.

IX.

Zwei Nachtſchichter ſtanden vor Ort, aber der Bohrer wollte nicht bohren und es war als bohrten ſie auf lauter Hornſtein. Am nämlichen Abend machten ihre guten Freunde ſich luſtig und da beſchwatzte der Eine den Andern, daß ſie hinausfahren wollten. Sie fuhren alſo auf einem Stollen nach einer andern Grube hin und wollten da hinausfahren. Als ſie durch den Stollen waren, kehrte auf einmal der Vordermann um und ſchrie: „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!“ und machte, daß er vor ſeinem Kameraden vorbeikam. Da ſah der den Bergmönch, der ſtand vor dem Stollen und hatte ein ſilbernes Grubenlicht in der Hand, ſo groß wie ein Scheffel und die Flamme ging bis an die Stollenklappen und ſeine Augen waren ſo groß wie Wagenräder und ſeine Beine waren wie Spinnengewebe. Und wie er ſeine Hand ausſtreckte und den Beiden den Hals umdrehen wollte, da ſtürzten ſie fort und fuhren zurück. Aber der Bergmönch lachte aus vollem Halſe. Die Nachtſchichter fuhren in vollem Lauſe bis nach ihrem Schachte und da hinaus. Wie ſie noch eine Fahrt hatten, da ſtand der Bergmönch quer über dem Fahrloche und wie der erſte den Kopf hinausſtreckte, klemmte ihn der Bergmönch zwiſchen ſeine Beine, zog ihn aus dem Fahrloche heraus und drehte ihm den Hals um. Wie der andere Nachtſchichter das ſah, fuhr er wieder hinein, aber der Bergmönch folgte immer nach. Da dachte er, ſollſt nur gleich wieder an deine Arbeit gehen, vielleicht thut er dir nichts; fuhr gleich wieder zurück, und wie er vor Ort war, fing er an zu hämmern. Aber er hatte ſo harte Stroſſe, daß das Feuer nur immer ſo geſtrahlt hat vom Bohrer und daß er allein ſo einige Stunden hat bohren müſſen, und der Bergmönch ſtand immer dabei, und wie der Nachtſchichter faſt nicht mehr das Fäuſtel regieren konnte und dachte, er wolle ſich einen Augenblick erholen, da hob der Bergmönch die Hand auf und wollte ihm eine Ohrfeige geben. Da hat er wohl oder übel hämmern müſſen, bis er ſein Loch nieder hatte, und der Bergmönch hat noch dazu gelacht, daß die ganze Strecke geſchallt hat. Wie das Loch nieder war, blieb der Bergmönch noch immer ſtehen. Kurz von der Sache zu reden. Der Bergmann mußte auch noch ſchießen. Da warf's denn einen Haufen herein, daß es was Ungeheures war. Und der Bergmönch wollte immer noch nicht weg. Und es konnte Alles nichts helfen, der Bergmann mußte aufräumen. Wenn er nun eine Maſſe Berge aufgemauert hatte an den Wangen, lag noch wieder eben ſo viel auf dem Haufen und das Aufgemauerte war weg und der Haufen ward nicht kleiner. Zuletzt konnte er nicht mehr, es ward ihm ganz ſchwarz vor den Augen und er ſank in Ohnmacht. Da ging der Bergmönch ins Feſte. Wie der Nachtſchichter aufwachte, war Alles aufgemauert und alle Arbeit gethan. Er hat nachher die Geſchichte oft erzählt.

3. Die Bremerhöhe.

Die Höhe bei Klausthal, auf welcher die Windmühle ſteht, heißt die Bremerhöhe und hat ihren Namen von einem

Manne, dem ſie gehört hat. Dieſer Mann iſt ſehr reich geweſen. Der ganze Wald ſammt dem Berg hat ihm gehört. Aber einmal geht er an einem Frühlingsmorgen in ſeinem Forſt ſpazieren. Da hört er den Kuckuck ſchreien. Ei, denkt er, ſollſt doch auch einmal hören, wie lange du noch zu leben haſt. Alſo fragt er den Kuckuck, wie lange er wol noch zu leben habe. Da ſchreit der Kuckuck: Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck! — J, denkt der Bremer, wenn du nur noch drei Jahre zu leben haſt, ſo ſollſt du dir's auch recht zu Gute machen; fängt alſo an zu wirthſchaften, daß er nach drei Jahren keinen Baum mehr hat, viel weniger einen Forſt. Alles iſt durchgebracht. Und ſo hat denn der arme Schelm ſein Brot vor anderer Leute Thüren ſuchen müſſen, noch lange Jahre. Wenn er nun Jemand um ein Almoſen angeſprochen hat, ſo hat er geſagt: Seid doch ſo gut und theilt einem armen Manne etwas mit, den der Kuckuck betrogen hat.

4. Die Schnapphähne.

Wenn zwei Harzer gemeinſchaftlich aus einem Glaſe Schnaps trinken, ſo beobachten ſie dabei dieſen Brauch, daß Derjenige, welcher eben getrunken hat, indem er das Glas dem Andern zuſchiebt, neben dem Glaſe mit dem Finger auf den Tiſch klopft. Der Andere antwortet auf die nämliche Weiſe. Davon erzählt man ſich Folgendes. Im Dreißigjährigen Kriege hat es auf dem Harze viele Bergleute gegeben, die haben auf ihre eigene Fauſt mit dem Kaiſer Krieg geführt und weil die Herzöge von Braunſchweig es auch mit den Papiſten gehalten, auch gegen die braunſchweigiſchen Behörden. Doch haben ſie dem Bürger nichts zu Leide gethan. Aber kaiſerliche Soldaten haben ſie erſchoſſen auf dem Marſche und auch in ganzen Scharen Gefechte geliefert und kaiſerliche Beamte aus den Ortſchaften entführt, Kaſſen weggenommen und Pferde und Munition geraubt. Dieſe Leute hat man Schnapphähne genannt. Und Tilly hat Preiſe auf ihren Kopf geſetzt und ſie wie Räuber behandelt. Sie haben ſich aber bei Tage, oder wenn ſie nichts im Schilde geführt haben, bald hier bald da ganz einzeln aufgehalten, und weil ihrer Viele geweſen ſind, ſo haben ſie ein Zeichen verabredet. Wenn nämlich ein Schnapphahn in einem Wirthshauſe oder ſonſt wo geweſen iſt, wo er mit Andern Branntwein getrunken hat, ſo hat er bei jedem Schluck mit dem Finger auf den Tiſch leiſe aufgeklopft. Iſt nun noch ein Schnapphahn dageweſen, ſo hat der's gleich ebenſo gemacht. Und daran haben ſie ſich erkannt. So haben ſie ſich überall ſchnell zuſammenfinden und ihre Anſchläge ſich mittheilen und verabreden können, ohne daß Andere ſie erkannt haben. — Der Brauch vom Aufklopfen vor dem Trinken herrſcht übrigens auch außerhalb des Harzes in Niederſachſen.

5. Die Haulemutter.

I.

Auf Zellerfeld war ein Bergmann, der ging Abends ſpät nach Hauſe, da ſaß die Haulemutter da und haulte, und hatte das eine Bein auf einem Zaune an der einen Seite des Fahrweges und das andere Bein auf einem Zaune an der andern Seite. Weil der Bergmann nun ſehr beherzt war, ſo ging er gerade unter der Haulemutter durch. In dem Augenblicke aber ſchlug ſie ihm den Hut vom Kopfe. Der Bergmann ließ den Hut liegen; als er aber nach ſeinem Hauſe kam, ſo wohnte dort eine Frau, der ſagte er, er habe ſeinen Hut verloren, den möge ſie ihm doch langen, er müſſe dort zwiſchen den beiden Zäunen liegen. Die Frau ging hin und nahm den Hut auf; aber kaum war ſie damit in dem Hauſe angelangt, ſo war auch ſchon die Haulemutter draußen und haulte ganz furchtbar und bedrohte das ganze Haus. Da haben ſie ihr den Hut aus dem Fenſter geworfen und damit hat ſie ſich beruhigt, aber der Hut iſt am andern Morgen auf der Straße in lauter Fäden zerriſſen geweſen.

II.

Ein Bergſchmied vom Klausthal fuhr vor funfzig bis ſechzig Jahren eines Morgens früh um ein Uhr an. Wie er am Zellbach durch das ſogenannte Prachtgäßchen kam, hörte er eine feine und dünne Stimme, welche zu ihm ſprach: „Bleiſte ſchtiehn! bleiſte ſchtiehn.“ Weil er aber wußte, daß die Frau, welche in dem kleinen Hauſe an der Straße wohnte, eine Hexe war, ſo dachte er gleich, das iſt die Hexe, die dir einen Schabernack anthun will, und lief was er laufen konnte, daß er fortkam. Aber gleich hörte er hinter ſich ein Trappeln und Rappeln, Jauchzen und Schreien, daß ihm Hören und Sehen verging, und doch ſah er nichts. Mit einem Male that's einen Satz und er fühlte auf ſeinen Schultern eine ſchwere Laſt, gleich als wenn ſich ein Menſch darauf ſetzte und mit den Beinen vorn herunterhinge. Er fühlte auch, wie die Finger gleich Krallen in die Haut eingeſchlagen wurden. Und das Ding verließ ihn nicht eher, bis er die Gaipelthür aufgemacht, an welcher er matt und erſchöpft auf dem untern Burgſtädter Zuge ankam. Dann aber gab's ihm einen derben Schlag in den Rücken, daß er ohnmächtig im Gaipel hinſtürzte und erſt nach einigen Stunden ſich von ſeiner Noth erholen konnte. Des Abends, als er nach Hauſe kam, hatte er noch die ſchwarzen Flecke auf Schultern und Rücken.

6. Der Geiſterſeher.

Iſt auch einmal auf dem Zellerfeld Einer geweſen, der iſt an einem Sonntage geboren, des Nachts zwiſchen elf und zwölf Uhr; der hat auch Geiſter ſehen können, und wenn er Einem begegnet iſt des Nachts, hat er mit ihm geſprochen. Aber nur mit guten Geiſtern hat er zu thun gehabt, denn er iſt ein frommer Mann geweſen, mit böſen Geiſtern hat er ſich nicht abgegeben. Nun war einmal Faſtnacht. Da war er auch in der Kirche. Und wie der Paſtor auf der Kanzel ſtand und legte Gottes Wort aus und ſagte, wie ein Bergmann ſich verhalten müſſe, wenn er Gott lieb und angenehm ſein will, da ſaßen auch Zwei auf der andern Emporkirche, Dem gegenüber, der hat Geiſter ſehen können. Die ſchwatzten miteinander und lachten, und hörten gar nicht darauf, was der Paſtor ſprach. Und hinter ihnen ſtand der Herr Urian (der da hat Geiſter ſehen können, hat's mit ſeinen leiblichen Augen geſehen) und hatte eine Kuhhaut und eine große Feder in der Hand. Und mit der Feder ſchrieb er auf die Kuhhaut Alles, was die Beiden ſchwatzten, mit großen Buchſtaben, daß es der Andere hat leſen können. Wie der Paſtor aufhörte zu predigen und das Vater Unſer betete und den Segen ſprach, hörten die Beiden noch nicht auf zu ſchwatzen und zu lachen; und der Böſe konnte es nicht Alles auf die Kuhhaut bringen. Da trat er mit dem einen Fuße auf die Kuhhaut und mit den Händen zog er ſie an ſich, und wie er ſo zog mit aller Gewalt, rutſchte ihm die Kuhhaut unter dem Fuße weg. Da fiel der Böſe rücklings nieder und ſtreckte die Beine gen Himmel. Das fiel dem Bergmann ſo ins Lachen, daß er ſich nicht halten konnte, und er lachte ſo laut, daß die ganze Kirche davon ſchallte. Der Paſtor hat ihn aber gleich geſehen und erkannt und hat ihn ſich gemerkt, und wie die Leute aus der Kirche gingen, ſtellte er ſich ins Kirchenhaus, wartete, bis der Bergmann herauskam, und ſagte zu ihm: er möchte doch ein paar Augenblicke mit ihm gehen, er hätte ein paar Worte mit ihm zu ſprechen. Gut das Ding! Wie ſie beim Paſtor ins Haus getreten waren, ging er mit dem Bergmann gleich auf ſeine Studirſtube und da hielt er ihm Gottes Wort vor, und hielt ihm eine Strafpredigt, die iſt aus dem FF geweſen: ob er ſich denn nicht der Sünden ſchäme, daß er ſogar an ſeinem höchſten Feiertage im Gotteshauſe vor allen Menſchen den Segen verſpottete. Dafür könne es ihm nun und nimmermehr wohlgehen. Wie der Paſtor fertig war, ſagte der Bergmann: nun, Herr Paſtor, ſind Sie fertig? Sagte der Paſtor: ja. „So erlauben Sie mir wol auch, daß ich ſpreche.“ Sagte der Paſtor: Wenn Er was zu ſagen hat, mag Er's ſagen. Da erzählte ihm der Bergmann Alles, was er geſehen hatte und ſagte ihm Alles wieder, was der Böſe auf die Kuhhaut geſchrieben hatte, und gab ihm die Hand drauf. Wie das der Paſtor hörte, ſagte er gleich zu ihm, ſo möchte er ihm doch den Gefallen thun und nur noch ein paar Augenblicke verziehen; und ſchickte hin und ließ die Beiden rufen. Wie ſie kamen, ließ er den Bergmann in das Nebenzimmer treten. Darauf fragte er die Beiden, was ſie heute Morgen unter der Predigt geſprochen hätten. Da ſagten die Beiden, ſie hätten nicht geſprochen. Fragt er ſie noch einmal, ob ſie leugnen könnten, daß ſie geſprochen hätten, und ſagt ihnen Alles wieder, was ſie geſprochen haben. Aber ſie blieben dabei, ſie hätten nicht geſprochen. Da machte der Paſtor die Thür auf, und der Bergmann, der da hat Geiſter ſehen können, trat in die Stube und ſagte ſo und ſo, das und das, und erzählte auch, wie's der Böſe gemacht. Da erſchraken die Beiden und bekannten, und nun wollten ſie es auch in ihrem Leben nicht wieder thun. Da war's gut, und der Paſtor gab ihnen noch manche gute Lehre mit auf den Weg. Den andern Sonntag ſaß der Bergmann, der ein Sonntagskind war, wieder in ſeinem Stuhle und gegenüber ſaßen die beiden Andern. Wie der Paſtor auf der Kanzel ſtand und legte Gottes Wort aus, richtig ſtand wieder der Böſe hinter den Beiden und hatte ſeine Kuhhaut und ſeine große Feder. Aber die Bergleute ſprachen kein Wort und hörten aufmerkſam zu. Und wie der Paſtor das Vater Unſer betete und den Segen gab, beteten ſie recht andächtig mit. Da nahm der Herr Urian ſeine Kuhhaut zwiſchen die Zähne und zerriß ſie, und ſeine Feder zertrat er mit den Füßen und ſtürzte wüthend durch den Gang und die Treppe hinunter und zur Kirche hinaus. Und alle Menſchen haben den Lärm gehört, aber Keiner hat gewußt, wo er herrührte. Aber der da hat Geiſter ſehen können, hat Alles geſehen und hat's nachher oftmals erzählt.

7. Die Stiefmutter.

Einem Bergmanne iſt ſeine Frau bei ihrem zweiten Kinde im Kindbette geſtorben. Er hat aber bald darauf wieder geheirathet. Aber die Stiefmutter iſt mit den beiden Kindern ganz unbarmherzig umgegangen. Das ältere hat ſie gepeinigt mit Arbeit, die es noch nicht hat verrichten können, und hat ihm die Nahrung vorenthalten, und wenn das arme Kind nicht hat thun können, was die Stiefmutter gewollt, ſo hat es Schläge, aber nichts zu eſſen bekommen und oft hungrig zu Bette gehen müſſen. Dem kleinſten Kinde hat aber die Mutter keine Nahrung gegeben, hat's auch nicht gewartet und nicht reinlich gehalten, in der Meinung, es ſolle auf dieſe Weiſe ſterben. Aber das kleine Kind iſt ihr zum Trotze gediehen. Denn als einmal auch das ältere Kind nichts zu eſſen bekommen, aber deſto mehr Schläge, hat es geweint und gejammert und ganz laut gerufen: Ach Mutter! Mutter! ach meine liebe Mutter! Da ſprang die unbarmherzige Mutter auf das Mädchen los, um es noch mehr zu ſchlagen; indem that die Kleine einen lauten Schrei, flog auf den Vater zu und zog ihn hinter ſich her, daß er hinter den Ofen ſehen mußte, wo die Wiege ſtand. Und da ſah er, wie bei der Wiege ſeine verſtorbene Frau ſaß und das Kind im Arme hatte und es ſäugte mit ihrer Bruſt. Die Stiefmutter aber, wie ſie das ſah, erſchrack faſt zu Tode, bat das arme geſchlagene Mädchen um Verzeihung und es möge doch in Zukunft nur nicht ſeine Mutter rufen, und ſie iſt ſeitdem eine gute Mutter für die Kinder geworden, und da hat auch der Geiſt der Mutter Ruhe gehabt und hat ſich nicht wieder ſehen laſſen.

8. Mer ſoll da Teifel net zorren.

En Rathſel.

(Im oberharziſchen Bergmannsdialekt, der ſog. Harzſprache.)

Js ämol ä Barkmann geweſt. Wenn dar hot vor Ort geſchtanden und hot ſich epper geſchnieſt oder darkleinig, ſu hot er geſagt: Da Teifel, dan ſoſt du hahn. Dos hot er lange Zeit ſu getriem. Aemol ſchtieht er ahch vor Ort un ſchnieſt ſich un ſaht: Da Teifel, dan ſoſt du hahn! Su wiere dos geſaht hot, ſchtieht a der Teifel vorne. „Was heſte do geſaht, Karrel! Dos prowier mer noch ämol, ſoſte ſahn, wie derſch gieht.“ — „Haha“, ſahte dr Barkmann, „en wos woſte du mir thun? Du hoſt an mir kä Thäl.“ — „Na, ich ſah derſch“, ſchpricht der Teifel, „thuſte merſch noch ämol, ich will net häßen, wie ich häß, giehterſch ene Bärtelſchtunne ſchlacht.“ Und do dermit verſchwindter. De annre Nacht wie dr Barkmann wieder vor Ort ſchtieht, klatſch! „Da Teifel, dan ſoſt du hahn!“ Schwuppdich is dr Teifel wieder do. „Ich ſahderſch! Mach mich net zacket! kann'ſu wos net leiden. Loßmerſch unterwahng!“ — „Haha! du alwerner Teifel! Ich bin hie in män Beruf. Kannſt mir niſcht thun. Schar dich deine Gäng!“ — „Na ich ſahderſch in Guten. Namm dich in Acht.“ Do drauf verſchwindter. De annre Nacht is dr Barkmann wieder vor Ort. Klatſch! „Da Teifel, dan ſoſt du hahn.“ In Ahmblick is dr Teifel do: „Karrel ich ſahderſch zum letzten Mol. Loß mich zufrieden, oder es giehter ſchlacht.“ — „Haha! du ſoſt mich wull lahm loßen. Schar dich deine Gäng.“ — „Ich hohderſch zum letzten Mol geſaht. Prowiermerſch net wieder.“ Wack iſſer. De annere Nacht wie mei Barkmann wieder vor Ort ſchtieht, klatſch! „Da Teifel, dan ſoſt du hahn!“ Dr Teifel is wieder do, un is glatt unriehmiſch vor Wuth. „Wart, Jerg! Nu will ich derſch eindränge. Du ſoſt mich zum letzten Mol gefoppt hahn!“ Do dermit verſchwindter. Mei Barkmann oder lacht ſich ſchef und ähtſchtne wos aus. Gut das Ding. In der namling Nacht macht ſich dr Herr Uriäng nong Klasthol, nimmt ä paar Fanſterſcheim auſen Kerringfanſter, fährt in dr Kerch nein un langt de ſilwern Lächter von Altar un practeziertſe dan Barkmann ins Haus un unter ſän Bett. Dr Barkmann kimmt gehng Morring häm un legt ſich zu Bett un hot aus niſcht wos Arges. Na! gans frieh an Morring wärds all publick, daß de Kerch beſchtuhln is, un 's kimmt a dr Owrigkät ze Uhren. De Herrn hin nohch dr Kerch un ſahn de Beſchäring. Nu iſſes oder Winter gewaſt, un es is von dr Kerch aus ene Schpur gange nohch dr Schulgaß zu. Dar Schpur wärd nohchgange, un weil ſe ahm in dan Barkmann ſän Haus fiehrt, wärd kleich nein gemaſchiert un fluck geſiſſentiert. Dar Barkmann is ahm aufgeſchtanden, un weil er noch de Schlof in de Ahng hot un ſich das net ze reime wäß, ſu ſchmeißt er de Pievels un dn Herrn gleich ä Schock Dunnerwatter an Kopp un will wiſſen, woſſe in ſän Haus ze ſuchen hahn. Dos wier ſich finden, häßt's. Forſch ärſchte ſollt er ju ſei Maul halten. Wos willer machen? Har muß es ſich gefallen loſſen, lett ſich's a gefallen un denkt: wardtich ſchneiden! ſaht oder: „Wenner oder niſcht findt, ſaht, Karrels, kännter das Ding? ('s is ä Artenhalm gewaſt) ſollich ä Watter regieren.“ Oder dos Ding kimmt annerſcht, wieer ich lächtſen denken kännt. Untern Bett waren de Lächter geſunden. Un nu trawalljeh la portt, Marſch! in dn Pfardieb ſeiner Schtet! Drauf ins Verhär. Hie verzehlter wosne mit dn Teifel begähnt is. Oder de Herrn lachenna in de ſchieren Zähn, un denken: dar Karrel wäß wull wie's elſte Gebut häßt, oder hie kimmſte an de unrachten. Wart, häßt's hie, dir ſoll dr Schpaß balle vergiehn. Marſch mit dir of dr Tracktur! Na, dar muß all ä Karrel ſein, dan do net es Läkeln vergiehn ſoll. Har kann's net aushalten un bekännt, ja har hette de Lächter geſchtuhlen. Na, wie da es Ortel gelaut hot, kännter ich lächtſen vierſchtellen. Es Ortel häßt: har ſull gehängt waren. Na proſt!

De Nacht vor dr Eckſekuzion kimmt dr Teifel zum Barkmann in dn Pfardieb ſeiner Schtet: „Na, Jerg, wie geſelltsder in dr Fiſitenſchtuh? Hoſte endlich genunk? oder hoſte a Luſt zum hanneſtne Fanſter?" — „Dn Teifel offen Kopp", ſaht dr Barkmann, „ich ſah wull, du biſt ä Erzgeneralſchpitzbub, un war dich portt, dan koſt's Hals un Krahng." — „Na, ich ſah, du biſt klieker geworren. Här, ich willder än Vierſchlobk machen. Verſchreibmer deine Seel, ſu ſoſte dei biſſel Lahm behalten." — „Was? icha? meine Seel? dan Teifel willichder verſchreim!" — „Na beſinn dich! Forwahr, es is ene verdammte Himmelfahrt, wu dr Mäſter Hammerling drubm of dr wartt und dir mit dn Schtrick dn Willkummerts gitt. Loß dich net ä Mol hänge. Mer kann's net zwä Mol prowieren." — „Heija! Loß dich obmohle of Leſchpapier mit Elfarwa, biſte zwä Mol ze ſahn!" — „Na här, än verdammt harten Kopp hoſte denn oder doch. Verſchprachmer, daß de mer ſu deſchpecktierlich net wieder begähne witt, ſu ſoſte deine Seele un a dei Lahm behalten. Siehſte dos ein?" — „Nu ja, dos is wos annerſcht; dos will ich eingiehn." — „Na gut. Dos is dei Gelick Wennſte nu morring offen Galling ſchtiehſt un dr Schinderſchknacht will dr de Schling iwern Kopp ſchmeißen, denn gieh mant ſchlank wack, offen Galling hin un ſchteig dr Fahrt nob. 'S wärd dich käner hinnern." Na gut das Ding. Dn Tobk drauf, 's Nobchmittogs, wiere ſeine Armeſinderſchmohlzeit ahm in Leiwe hot, wärder auſen Gefängnis rausgefiehrt. Offen Mark is ä Rummel Menſchen, daß es gans wos grundluſes gewaſt is. Gans Klaſthol is of dn Bänen, die guckenne ahn, es wie ä wild Gethierg. Mitten offen Mark is ä Gebrickrich aufgefiehrt, do ſitzen de Herrn droſſe in vullen Schtaat. Do wärdne noch emol es Ortel viergeleſen un gefragt, epper wos derwieder einzewenden hot? Oder har ſaht kä Wort. Alſu, „das Ortel is geſchprochen, der Schtock der is gebrochen.“ Do fiehrenſen wieder nunter in dn Krähſch, dan de Zaldaten gemacht hahn. De heiling Engels ſchmeißenna of än Karrn of ener Kuhhaut. Dr Schriftgelehrte mit ſän Alkoran ſetzt ſich beina un ſchwatztne was vier, wure net drauf härt. De grußen Schilerſch vor dn Karrn, de Korrent derhinter, ſchtimme dn Lieningtanſermarſch ahn. Je Fuchs! Vorwarts giebt's zu dr Schtadt naus, nong Galling. Na, es Harz hot ne denn doch oder gepuckert, wierre dr Fahrt nauf ſchteigt. Zunt ſchtiehter of dr deitſchen Siewena, un dr heilige Engel denkt all: nu hoſte dei letzt biſſel Brud in Leiwa. Oder wiene dr Muſche Blicks de Ehs iwern Kopp ſchmeißen will, wutſch, do bickter ſich, wutſchtne untern Arm wack, giebt of dr deitſchen Siewena hin nohch dr Fahrt un ſchteigt noh. Wierre unten is, guckter nohch emol ſu von ohnegefahr zurick. Wierre ſich umguckt, wos dan Dunnerwatter, do ſchtieht dr Teifel bei dn Schinderſchknacht un hot än Schtruhwiſch un hältn in dr Ehs nein, un zeigt dn Leiten, was kä Geſicht is. Wiere dos ane Weil ahngeſahn un ſich ſaht gelacht hot, giehter mitten dorch dan Rummel Menſchen dorch. Käner haltne ahn, daß er ungeſchuren häm kimmt. Do ſchtoppter ſich äne un guckt zum Fanſter naus. Na proſt!

Endlich kumme de Leit wieder zurick von der Exſekuzion. Su wie de Aerſchten vor ſän Haus kumme un ſahn, daß dr arme Sinder zum Fanſter raus guckt, Harr Jeſes, ſchrein de Leit, dr Dellequent giebt all wallen! Har leit in ſän Fanſter un ſchmökt, daß es pafft! De Aerſchten reißen aus wie Schoſlader. Oder wies publiek wärd, daß dr Dellequent zum Fanſter naus guckt, kömme immer meh ahn. Un zuletzt wärd vor dan Haus ä Tullmult un ä Schawul, as wenn de Walt ze Grund giehn ſoll. Har bleit ruhig in Fanſter lieng un fletſcht, as wenner än Lork an Schtrick hot. Endlich, wieer ſän Schpaß lang genung gehat hot, redter de Leit ahn: „Kinnerſch un ihr Leit! wos hotter denn vier? Seid doch geſcheit! Kummt doch rein! Ich bin doch kä Geſchpenſt! Ae Geſchpenſt kann doch net ſchmöken. Un de Geſchpenſter giehn doch ahch an Tohk net wallen." Oder Käner hot dn Hannel getraut. Drim is a Käner zune ins Haus ganga. Endlich kimmt a ſei Kammerad. Dar faßt ſich ä Harz un redtne ahn: „Bengel! biſtes oder iſſes dei Gäſt?" —„Ach ſei doch geſcheit! Wenn's mei Gäſt wär, kännt ich ju net ſchmöken." — „Ja ſah mant, Bengel, wasde gemacht haſt? Du hängſt ju leibhaftig an Galling!" — „Is net wahr." — „Harr Jeſes, hoſte denn mit dn Teifel ä Verbindnis gemacht?" — „Ach! Schwatzewark! Wenn ich mit dn Teifel ä Verbindnis gemacht hette, wier dar mich hie ſitzen loſſen? Kumm rein, ſu will ich derſch verzehln." Na ſu gieht denn ſei Kammerad nein zune in de Schtuh, un weil alle Leit ſahn, daſſerſch ſalwer is un net ſei Gäſt, ſo kummeſe ah rein, daß de Schtuh geſchtoppte vull wärd. Un do hatter allen Leiten de Geſchichte von vornſt ahn verzehlt, wie ichſe eich verzehlt hah. „Oder wie is doch des mant mieglich?" ſaht ſei Kammerad, „du ſitzt hie un labſt un mer hahn dich doch alle an Galling bummeln ſahn un net än Schtruhwiſch." — „War wäß wos ihr geſahn hat. Satt doch noch emol zu, ob ihr mich noch drahn ſatt." Genunk, es giehn weche hin nong Galling. Wos ſahnſe? Aen Schtruhwiſch! —

Satt! ſu is mei Barkmann dis Mol noch mit' an blan Ahg dervon gekumme, oder ihr geläbtmerſch, daſſer zitter dar Zeit dn Teifel net wieder geporrt hot. Un ihr thutt ahch an geſcheitſten, wenner ſu was unterwahnglott. Denn wenner du Teifel an dr Wand mohlt, ſu kimmt er.

9. Bau der zellerfelder Kirche.

Wie die zellerfelder Kirche abgebrannt iſt und wieder hat aufgebaut werden ſollen, da hat Jeder gegeben, wie er's gekonnt und gehabt hat. Da iſt aber ein armer Schelm geweſen, der hat Nichts gehabt und hätte doch auch gern ſeinen Pfennig gegeben. Wie er ſo darüber nachdenkt, was er wol macht, da fällts ihm ein: J! wenn du einen Korb Schwämme holteſt! Gibt's nicht viel, gibt's wenig und es gibt Einer wol einen Groſchen mehr, wenn du ſagſt, was du mit dem Gelde machen willſt. Alſo geht er stante pede in den Wald und verirrt ſich, bis er auf einen freien Platz kommt, wo er ſich umſieht und nachrechnet, wo er wol ſein mag. Wie er ſo ſich umſieht, auf einmal haben ihn drei verlarvte Männer gepackt. Die halten ihn feſt und verbinden ihm die Augen und führen ihn mit ſich weiter und er merkt endlich, daß es eine Treppe hinab geht. Endlich wird ſtillgehalten und es wird ihm die Binde von den Augen genommen. Da iſt er in einem großen Saal, der ganz köſtlich ausſtaffirt iſt und viele Lichter brennen, ſo hell wie der Tag. Er hat ſich nicht lange beſinnen können. Denn da ſitzen viele Männer, Alle verlarvt, und Einer verhört ihn. Da erzählt er aufrichtig, wie's ihm gegangen iſt und ſagt, ſie ſollten ihm doch nun auch wieder ſeine Freiheit geben. Seine Frau und Kinder warteten gewiß mit Schmerzen auf ihn. Aber er wird nicht entlaſſen, ſondern in ein anderes Zimmer geführt, wo man ihm Speiſe und Trank gibt und ſagt, er ſolle ſich nur erſt erquicken, und ſich dann ruhig ſchlafen legen, morgen wolle man mehr mit ihm reden. Das Zimmer iſt auch ganz prächtig geweſen und das Eſſen und der Wein und das Bette iſt eben nicht geweſen als ob's Spitzbuben gehörte. Nachdem er ſich erquickt hat, legt er ſich zu Bett und denkt: Na! das iſt eine ſchöne Geſchichte! Wo biſt du denn nun eigentlich? Spitzbuben ſind's gewiß nicht; die wären nicht ſo manierlich mit dir umgegangen. Biſt wol gar unter die Venediger gerathen. Hm! Da wärſt du ja gerade recht gekommen. Am andern Morgen, das heißt, wie er geweckt wird, bekommt er erſt wieder einen Trunk Wein und Backwerk dazu, und darauf wird er wieder vor die Herren geführt. Die ſind da nicht mehr verlarvt und ſind ganz anſehnliche Leute geweſen. Die fragen ihn, ob er nicht Luſt hätte die Welt zu ſehen; wenn er ehrlich wäre, könnte er ein reicher Mann werden. Ja, ſagt er, das ginge ſo nicht, er wiſſe ja auch nicht, wer die Herren wären, aber er dächte, ſie müßten wol Venediger ſein, und da müßte er ja Frau und Kind verlaſſen und das wäre doch unrecht. Nun, ſagt da Einer, wir ſehen, daß du eine ehrliche Haut biſt und wenn du dir etwas wünſcheſt, nun ſo ſag's. Ja, ſagt er, wenn ſie ihm ein paar Groſchen geben wollten, es wäre ihm doch ſo verdrießlich, daß er gar nichts geben könnte für die Kirche. Die Sammler kommen heute und am Ende könnte man denken, er ſei nur ſo lange ausgeblieben, um nichts geben zu dürfen. Die Herren wären ja ſo reich, könnten wol auch etwas thun für den Aufbau der Kirche. Da gibt's ein lautes Gelächter. „Na, ſo ſuche dir etwas aus." Da führt ihn ein Mann in ein anderes Zimmer, und zeigt ihm ganze Fäſſer voll Piſtoletten. „Nun, willſt du nicht zugreifen?" — „O ja! werde mich hüten; hieße am Ende gar, ich hätt' es geſtohlen!" — „Nun, des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. Da, weiter haben wir nichts für dich." Damit gibt ihm der Mann eine blecherne Henne. Auch gut, denkt mein Bergmann, und bedankt ſich. Darauf werden ihm wieder die Augen verbunden und ſo wird er wieder abgeführt. Wie ihm die Binde abgenommen wird, befindet er ſich auf einem Wege. Er kennt ihn, es iſt der Weg nach Zellerfeld geweſen. Er nach Haus. Na, Gottlob! ruft ſeine Frau, aber wo haſt du denn ſo lange geſteckt? Na, nur ſtille! mir iſt's wunderlich gegangen. Und da erzählte er. Aber was ſollen wir denn nun mit dem Dinge machen? heißt es. Und während ſie das Ding ſo um und um betrachten und betaſten, da auf einmal öffnet ſich unter dem Bauche der Henne ein Kläppchen, und es fallen lauter Goldſtücke heraus, alle wie kleine Küchlein geſtaltet. Da iſt's Freude geweſen im Hauſe, und der arme Schelm iſt auf einmal reich geworden und hat die zellerfelder Kirche gebaut. Und zum Wahrzeichen hat er die Glucke mit den Küchlein über den Kirchthüren in Stein abbilden laſſen.

10. Die Buttermilchsbetſtunde.

Es iſt auch einmal in Zellerfeld ein Superintendent geweſen, Namens C.....r, deſſen Frau iſt ſehr geizig geweſen. Wenn ihr Mann ins Fenſter Pfennige gelegt hat für die Armen, ſo hat ſie dieſelben unterſchlagen und verſteckt. Wenn ſie am Donnerſtage gebuttert hat, hat ſie die Buttermilch mit Waſſer vermiſcht, und wenn ſie Butter verkauft hat, hat ſie immer eine falſche Wage gehabt und ſo die Leute betrogen.

Wie ſie geſtorben iſt, hat ſie keine Ruhe gehabt und iſt walten gegangen und man hat im Hauſe nicht bleiben können vor Geheul und Lärm, das ſie gemacht hat. Endlich hat man einen Pater aus Goslar kommen laſſen, um ſie zu bannen. Der hat ſie citirt, und wie ſie kömmt, ſagt er Allen, die dabei ſind, ſie ſollten ſie ja nicht anrühren. Aber Einer hat's doch gethan, wie ſie ihm die Hand hingeſtreckt hat. Da haben ihm gleich die Finger gebrannt. Der Pater fragt ſie, was ihr Begehr ſei. Ach ich brenne im hölliſchen Feuer, jammert ſie, und habe keine Ruhe. Im Keller iſt das Geld, um welches ich die Armen betrogen habe. Darauf hat ſie der Pater verbannt, und ihr verboten, jemals hier wieder zu erſcheinen. Das Geld aber iſt gefunden, ein großer Keſſel voll, im Keller vergraben. Dieſes Geld iſt auf Zinſen gelegt worden und die Zinſen werden alle Donnerſtage nach einer Betſtunde an die Armen vertheilt. Die Wage aber iſt in der Kirche aufgehängt. Die Betſtunde nennt man in Zellerfeld die Buttermilchsbetſtunde.

11. Das vertriebene Geſpenſt.

Ueber den zellerfelder Kirchhof führt ein Weg, der ſonſt wenig gegangen wurde, am allerwenigſten aber des Abends und des Nachts zwiſchen elf und zwölf. Denn eine lange weiße Geſtalt, wie eine weißgekleidete Jungfrau, hat früher dieſen Weg bewacht und Jeden zurückgeſchreckt, der ihn hat gehen wollen. Wie man ſich einmal davon unterhält, daß die weiße Geſtalt mit einem Bunde Schlüſſel da alle Nacht ſtehe, und Jedem den Reſt gäbe, der da durchgehe, entſchließen ſich zehn kräftige und muthwillige junge Burſchen, der Sache auf den Grund zu kommen, und begeben ſich mit Stöcken bewaffnet nach dem Gottesacker. Als ſie oben beim Hospital angekommen ſind, verlieren ſie aber Alle, bis auf einen unterſetzten, aber ſehr kampfluſtigen kleinen Mann den Muth. Dieſer ſpricht zu ſeinen Kameraden: gebt mir einen tüchtigen Stock für meine kleine Eiche, dann will ich allein hingehen und ſehen, was es gibt. Man gibt ihm einen tüchtigen Knüttel und muthig und trotzig geht er über den Kirchhof. Es iſt gerade des Nachts zwiſchen Elf und Zwölf geweſen. Da, wo der Weg bald aus der Mauer vom Kirchhof herabführt, ſteht die weiße Geſtalt. Er geht darauf zu und ſagt laut und deutlich: „Guten Abend!“ bekommt aber keine Antwort. Er wendet ſich wieder um und ſpricht: „Guten Ohmd ho ich geſaht!“ Wieder keine Antwort. Da geht er wieder zurück und ſpricht: „Guten Ohmd ho ich geſaht. Seid ihr denn epper tahb?“ Die Geſtalt antwortet nicht. Da wird er jackig, greift nach dem Schlüſſelbund und ſchlägt mit dem Stocke nach der Geſtalt. Da iſt Alles verſchwunden und hat ſich ſeit der Zeit nichts wieder auf dem Gottesacker ſehen laſſen.

12. Das Geſpenſt mit der Mütze.

Auf Klausthal war ein Mädchen, die mußte bei einem Spiel vom Gottesacker aus dem Gewölbe einen Hut wegholen. Auf dem Kirchentritt ſaß auch ein Mann, der hatte eine weiße Strohmütze auf, die nahm ſie ihm auch weg. Den Hut trug ſie in derſelben Nacht wieder hin, die Mütze behielt ſie. In der nächſten Nacht rief es immerfort von Elf bis Zwölf vor ihrem Hauſe: „Hannemargrethe, meine Mütze!“ So ging es drei Nächte lang. Nun ſprach ſie zur Geiſtlichkeit und die ſagte, ſie müſſe dem Manne die Mütze wieder aufſetzen an der Stelle, wo ſie dieſelbe weggenommen. Die Paſtoren gingen ſelbſt mit, als aber das Mädchen dem Geſpenſt die Mütze aufſetzte, bekam ſie von dem Männlein eine Ohrfeige, daß ſie todt niederfiel.

Aehnlich wird in Wildemann von einem Mädchen erzählt, das ſpät aus der Spinnſtube heimgekehrt ſei. Als ſie über den Gottesacker ging, ſtand da eine weiße Geſtalt und hatte nach Landesſitte ein Tuch um den Kopf gewunden. Sie glaubte, es ſei ihre Kameradin, lief raſch hin, riß ihr das Kopftuch ab und ſprang davon, mußte aber auch dieſen Muthwillen mit dem Leben büßen.

13. Das Klausthaler Mädchen in Amerika.

Es iſt ein Bräutigam auf dem Klausthal geweſen, der iſt hingegangen nach Amerika. Von da ſchrieb er an ſeine Braut, wenn ſie hinkommen wolle, ſo möge ſie kommen, ſonſt möge ſie hier bleiben. Da packte die Braut auf und ging hin, da war der Bräutigam ſogleich an der See und arbeitete da und ſagte, er könnte ſie nicht behalten. Da ging dies Mädchen fort und kam vor ſo ein Schloß, da ging es hinein. Da ſagte der Herr zu ſeinen Dienern, nun ſollten ſie dem Mädchen gleich ein gutes Zimmer anweiſen, wo es ſchlafen könnte. Und da hat ſie ſo ein ſchönes Bett bekommen, das hat einen ſolchen Schwung gehabt von den ſchönſten Schwungfedern, daß es immer in die Höhe geflogen iſt. Das Mädchen aber hat gedacht, ſie wäre bei Räubern und dieſe wollten ſie tödten. Allein am andern Morgen ließ der Herr ſie rufen und fragte, ob ſie freien wolle, und da ſagte es, es könnte nicht freien, es hätte kein Bett und nichts. Da ſagte der Herr, es ſolle nur ſagen ob es freien wolle, da ſagte es: ja, es wollte freien. Da freite der Herr ſie und ſie hat von da an immer im Bett mit Sprungfedern geſchlafen, hat auch müſſen ſagen, was ihr untreuer Bräutigam für einen Tod ſterben ſolle, und da hat er dieſen Tod ſterben müſſen.

14. Der Rabe vom Klausthal.

Auf Klausthal war ein Herr, der hatte einen Raben und ein Dienſtmädchen. Der Rabe ſchleppte alle ſilbernen Löffel fort und der Verdacht fiel auf das Dienſtmädchen; ſie ſagte auch in der Tortur aus, daß ſie ſchuldig ſei. Da ſollte ſie bei der Ziegelhütte gerichtet werden und vor ihrem Tode ſagte ſie noch, ſie ſei unſchuldig, es war aber da ſchon zu ſpät. Nachher wurde an dem Hauſe des Herrn ein neues Dachgerenn gemacht, da hat es ſich gefunden, daß der Rabe Alles dorthin getragen hat. Da iſt das Mädchen von der Richtſtelle wieder ausgegraben und hat ein ordentliches Begräbniß erhalten.

15. Die Rebhühner.

Es iſt einmal ein Kaufmann von Klausthal nach Oſterode gegangen. Wie er in die Gegend hinkommt, die jetzt der Heiligenſtock genannt wird, ſprengen zwei Menſchen auf ihn los und greifen ihn an. Der Kaufmann iſt unbewaffnet geweſen und hat ſich gegen die beiden Räuber nicht wehren können. Er bittet ſie daher, ſie möchten ihm doch das Leben laſſen, das Geld möchten ſie nehmen. Aber die Räuber ſagen: Wenn wir dir das Leben laſſen, ſo verräthſt du uns. Du mußt ſterben. Er ſchwört zwar hoch und theuer, daß er ſie nicht verrathen will, aber vergeblich. Wie ſie ihm die Kehle abſchneiden wollen, indem fliegt ein Schwarm Vögel vorbei. Da ſagt der Kaufmann: Nun, wenn ihr denn keine Barmherzigkeit haben wollt, ſo ſollen euch dieſe Vögel verrathen. Aber die Räuber lachen und ſchneiden ihm den Hals ab. Darauf gehen ſie nach Klausthal zu. Wie ſie vor die Ziegelhütte kommen, ſagt der Eine: Weißt du was? Wir wollen erſt Einen nehmen. Gut das Ding! Sie gehen alſo hinein. Wie ſie in der Stube ſind, fragen ſie den Wirth, was er Gutes zu eſſen habe. Hübſche Vögel, eben erſt gefangen. Gut! bringt uns ein Gericht! Das thut auch der Wirth. Wie ſie die Vögel faſt aufhaben und auch einen Tüchtigen dazu genommen haben, werden ſie luſtig und fangen an verblümterweiſe miteinander zu reden und zu ſpotten, und der Eine ſagt zuletzt: Am beſten im Bauch, da können ſie's nachher dem A.....t verrathen. Darüber fangen ſie hölliſch an zu lachen. Nun hört nur zu, wie das Ding noch kommt! Hinter dem Ofen da liegt der Knecht und hört dies, und bei Gelegenheit macht er ſich auf und ſteckt's dem Wirth. Der denkt Halt! das iſt nichts Richtiges, ſchickt den Knecht nach Klausthal, und hält die Räuber durch allerlei Geſpräch am Tiſch, bis die heiligen Engel (die Gerichtsdiener) von Klausthal kommen und den Räubern frei Quartier im Gefängniß anweiſen. Nach vier Wochen haben ſie ſchon am Galgen gehangen. So haben doch die Vögel die Spitzbuben verrathen. An der Stelle aber, wo der Mord geſchehen iſt, hat man ein Kreuz aufgerichtet und davon hat der Ort den Namen Heiligenſtock erhalten.

16. Die Glühwürmer.

Ein Zimmermeiſter hatte zur Winterszeit Zimmerleute im Walde, um Bauholz hauen zu laſſen. Eines Tages hatte er die Geſellen im Walde beſucht, um ihnen die Arbeit anzuweiſen. Gegen Abend ging er wieder nach Hauſe. Da führte ihn ſein Weg über einen Kohlungsplatz, und er ſah mitten auf dem Platze, mitten im Schnee, einen hellen Schein. Ei, dachte er, was hat denn das zu bedeuten? und ging darauf zu. Was fand er? Mitten im Schnee einen ganzen Haufen Glühwürmer. J, dachte er, das iſt doch wunderlich. Glühwürmer im Winter, und mitten im Schnee, und auf dem Harze; das glaubt dir doch auch Niemand, wenn du es erzählſt; da mußt du doch ein paar davon mitnehmen zum Wahrzeichen.

Er zog alſo ſeine blecherne Tabacksdoſe aus der Taſche und legte einige von den Glühwürmern hinein. Zu Hauſe erzählte er ſeiner Frau was er geſehen, und wie er zur Bekräftigung ſeine Tabacksdoſe öffnete, fanden ſich ſtatt der Glühwürmer Goldſtücke. Am andern Tage ging der Zimmermeiſter wieder in den Wald nach den Glühwürmern, hat aber keine gefunden.

17. Der Heerwurm.

Auf Klausthal erzählt man vom Heerwurm, welcher lang und dick iſt und viele Köpfe hat. Legt er ſich vor den Frachtfuhrleuten her über die Straße, ſo bedeutet dies Krieg.

18. Kaiſer Heinrich und die Vogelſteller.

I.

An Heinrich I. erinnern bekanntlich noch zahlreiche Vogelherde auf dem Harze, an deren jedem er die Kaiſerkrone empfangen haben ſoll. Von dem Vogelherde, genannt: der Kaiſer Heinrich, bei Schulenberg auf dem Oberharz erzählte mir ein Vogelſteller auf Klausthal: „Dort hat Herr Heinrich gerade Vögel gefangen, da iſt Extra gekommen, daß er zum deutſchen Kaiſer erwählt ſei. Herr Heinrich wäre aber lieber bei ſeinen Vögeln geblieben.“ Ausführlicher erzählte der Schmied, der jetzt in der tiefſten Waldeinſamkeit auf Kaiſer Heinrich wohnt und das Vogelſtellen nur nebenbei betreibt: „Der Kaiſer Heinrich hat gar viele Finkenherde auf dem Harze gehabt, auch Holztaubenherde in den Thälern, deren hier herum noch immer neue aufgefunden werden, welche alle vom Kaiſer Heinrich herrühren. Hier aber iſt ihm die Kaiſerkrone angetragen und da, wo in meinem Garten die Vertiefung iſt, hat ſeine Bucht (Vogelhütte) geſtanden. Von Abend her iſt er gezogen gekommen, ehe er dieſe Stelle entdeckt hat, und hat das Waſſer im ſchulenberger Thal im Vorbeiziehen wegen ſeiner Klarheit das **weiße Waſſer** getauft, welchen Namen es noch bis auf den heutigen Tag führt. Wo jetzt mein Haus ſteht, hat er ſeinen Pferdeſtall gehabt, und auch ein kleines Stübchen daneben, worin er ſich mit ſeiner Frau aufhielt, wenn er hier war. Von dieſem Stalle lag noch eine alte Schwelle dort, daraus habe ich mir eine Zither gemacht, weil man zur Zither altes Holz am beſten gebrauchen kann. Die habe ich mitgenommen, als ich nach Texas auswanderte, und glücklicher wieder heimgebracht als mein Vermögen, das ich dort einbüßte. (Er zeigte ſie auch vor und ſpielte eine hübſche Weiſe darauf, wozu ſeine Frau ihr Kind auf den Armen tanzen ließ.) — Als die Reichsboten in dieſe Bergſchlucht kamen, ſahen ſie die Bucht des Herrn Heinrich vor Wald nicht und mußten deswegen in das Horn ſtoßen, um ihn zu rufen. Da wurde ein Zug Finken verſcheucht, welcher bereits im Netze war, das er eben hat rücken wollen. Darüber iſt er anfangs ſehr ungehalten geweſen und hat geſagt, die Krone werde ihm nicht ſo viel Freude bringen als dieſer Zug Finken. Von der andern Seite iſt eben auch Herrn Heinrich's Bruder gekommen und hat einen Wolf erlegt gehabt. Wäre die weſtfäliſche Regierung (!!) geblieben, ſo hatte ſie vor, hier zum Andenken an dieſe Begebenheit ein Denkmal zu ſetzen.“

II.

Noch bis auf den heutigen Tag betrachten die Vogelſteller oder, genauer geſprochen, die Herdſteller auf dem Harze den Kaiſer Heinrich gewiſſermaßen als ihren Schutzpatron. Es iſt ein Herdſteller geweſen, der hat wollen zur Himmelfahrt zum Nachtmahle gehen und ſpricht zu ſeiner Frau: „Hanne, ich kann mir nicht anders helfen, ich muß vorher ein paar Stunden nach dem Vogelherd gehen.“ Und als er hinauskommt, fängt er ſo viele Vögel, daß er nicht weiß wohin damit, und es drängen ſich immer noch mehr in das Netz. Nun aber kommt die Zeit heran, wo er zu dem Gottestiſche gehen muß. Seine Frau lauert auf ihn zu Hauſe, er aber kann ſich nicht trennen von den vielen Vögeln, die ſich immerfort in ſein Netz drängen. Vergißt alſo den Gottestiſch und fängt an dieſem Tage ſo viele Vögel, daß er ſie kaum tragen kann. Wie er aber heim kommt und ſchüttelt die Vögel auf den Tiſch, iſt es eitel Pferdemiſt geweſen. Dies ſind keine Lügen; der Herdſteller Schier, der's erzählte, hat's von ſeinen Vorgängern gehört.

19. Die drei Brüder vom Zellerfeld.

Auf dem Zellerfeld waren drei Brüder, die waren Jäger und gingen miteinander nach der Schalk auf die Jagd. Da bekam der Jüngſte drei Rebhühner zu ſehen, und ſchoß nach dem einen. Er glaubte es getroffen zu haben, es lief aber fort und er verfolgte es bis nach der Höhe des Berges an die Stelle, welche „beim Neunbrunn“ heißt. Allda iſt das Huhn verſchwunden. Der Jäger nimmt die Stelle in nähern Augenſchein und findet eine Oeffnung, die bezeichnet er ſich, geht zurück und pfeift ſeinen Brüdern. Alle Drei gehen nun zu der Oeffnung hinein und kommen unter der Erde in ein geräumiges Zimmer, worin Tiſche und Stühle ſind, der Tiſch aber iſt gedeckt und voll allerhand guter Speiſen. Die drei Brüder ſetzen ſich da nieder, eſſen und trinken und laſſen ſich es wohlſchmecken. Nach dem Eſſen kommen drei herrliche wohlgekleidete Damen, welche ſie anreden um Standhaftigkeit und kund thun, daß ſie hier verwünſcht wären. Wenn ſie drei Jahre hier verharrten, ohne das Tageslicht zu ſchauen, ſo wären ſie befreit. Verſprachen ihnen auch, während der Zeit für gutes Eſſen und Trinken zu ſorgen.

Auch luden ſie die drei Jäger ein, um ihnen ihre Schätze zu zeigen. Da führten die Damen die Jäger ins Nebenzimmer, zeigten ihnen drei Fäſſer mit Gold und thaten ihnen kund, daß ſie von nun an wohl ſchwarz werden und ſich nur alle Jahre einmal ſehen laſſen würden. Sobald das erſte Jahr verfloſſen iſt, kommen die Drei wieder, da ſind ſie ſchon etwas weißlicher geworden. Sie ermahnten die drei Jäger aber noch einmal, nur ſtandhaft zu bleiben. Das zweite Jahr kamen ſie wieder, da waren ſie ſchon wieder etwas weißlicher. Da ermahnten ſie die drei Jäger nochmals, nun auch noch das letzte Jahr auszuharren. So verging denn auch das erſte halbe Jahr glücklich, im dritten Vierteljahre aber wurde der älteſte Bruder unzufrieden und ſprach: „Wozu wollen wir hier länger weilen?“ Der jüngſte vermahnte ihn aber mit ihm auszuharren. Auch der zweite Bruder wurde endlich wankelmüthig, und ſo beſchloſſen die Beiden endlich fortzugehen. Sie drohten, den Jüngſten zu ermorden, wenn er nicht mit wollte, und um ſein Leben zu retten, gab der nach. Der Aelteſte ſprach nun weiter: „Wir wiſſen ja das Geld, ſo nehmen wir mit, ſoviel wir ſchleppen können.“ So thaten ſie auch und gelangten mit ihrem Gelde glücklich nach dem Zellerfeld, wo Alle die Drei ſchon verloren gehalten haben. Sie haben ſich unterwegs beredet, von der ganzen Sache nichts auszuſagen, und ſie gaben vor, daß ſie auf Reiſen geweſen ſeien und ſich da durch Gelegenheit ein anſehnliches Geld verdient hätten. Sie legten auch die Jägerei nieder und nun lebte der Aelteſte als ein Freiherr, der Zweite kaufte ſich eine Wirthſchaft und der Jüngſte eine Mühle, alle Drei aber nahmen Weiber und lebten als verheirathete Männer.

Nun hat der Aelteſte in Saus und Braus gelebt und es dauert nicht wie lange, ſo iſt ſein Geld alle geweſen. Mit dem Zweiten hat es etwas länger gedauert, und der Jüngſte hat in rechtem Wohlſtand und guten Verhältniſſen gelebt. Als nun die beiden Aelteſten ihr Geld durchgebracht haben, halten ſie miteinander Rath und befinden für das Beſte, wieder an die Stelle zu gehen, um ſich noch mehr Geld zu holen. Der Jüngſte wollte nichts davon wiſſen, doch zwangen ihn die beiden ältern Brüder wieder mitzugehen. So gingen denn alle Drei wieder dem verlaſſenen Orte zu, fanden ihn richtig auf, doch trafen ſie das

Zimmer nicht ſo wieder, als ſie es verlaſſen hatten, denn es war Alles ſchwarz überzogen und auf dem Tiſche ſtanden drei Trauerlampen. Sie dachten nun gleich wieder nach dem Gelde zu greifen, konnten es aber nicht finden, kehrten in das Zimmer zurück und ſetzten ſich voller Verwunderung dort nieder. Als ſie in dem Zimmer waren, kamen die drei Damen ganz kohlſchwarz wieder. Sie ſprachen nichts, bald aber kamen drei Männer, gekleidet wie Fleiſcher und mit weißen Schürzen vor. Sie ſprachen, auf den Aelteſten blickend: „Ihr meineidigen Schurken!“ Darauf ergriffen ſie den Aelteſten, viertheilten ihn und packten ihn in ein Faß. Alſo erging es auch dem Zweiten, und ſo wurden Beide getödtet. Der Jüngſte hatte Alles mit Zittern anſehen müſſen, ihm aber riefen die Damen zu: „Du treuer Freund biſt unſchuldig! Dir ſoll dein Leben geſchenkt* ſein! Nimm was du willſt und geh vergnügt zu Haus! Wir müſſen ſo lange in Trauer verharren, bis ſich drei Retter finden.“

20. Der Freiſchütz vom Zellerfeld.

Bei einem Förſter war ein Jägerburſche in Dienſt, der konnte jede beliebige Kugel als Freikugel ſchießen. Der Förſter hatte einen dreizehnjährigen Knaben, der wollte auch die Kunſt lernen. Er quälte deshalb den Jäger alle Tage, ſie ihm beizubringen. Der Jäger ſagte zu dem Knaben: wenn er confirmirt würde, ſollte er den wahren Leib behalten und nach Hauſe bringen, das Weitere wollte er ihm dann noch ſagen. Ein halbes Jahr nachher wurde der Knabe confirmirt und brachte den wahren Leib mit nach Hauſe. Der Jäger ging mit ihm ins Holz, ſpendelte das Brot an einen Baum, lud das Gewehr und gab's dem Knaben, der nun nach dem Brot ſchießen ſollte. Der weigerte ſich und ſagte, nach der Oblate könnte er unmöglich ſchießen. Der Jäger aber ſagte, jetzt müſſe er nach der Oblate dreimal ſchießen oder er wäre verloren. Der Knabe nahm das Gewehr, ſchoß nach der Oblate dreimal, und traf jedesmal bei alledem daß er nicht danach gezielt hatte.

Seit dieſer Zeit hat er freie Kugeln ſchießen können. Nachher iſt er Förſter geworden und hat manchmal ſeine

Geſchicklichkeit ſehen laſſen des Spaßes wegen. Wenn er zuweilen an langen Winterabenden Geſellſchaft gehabt, ſo hat er gefragt was ſie eſſen wollten, Haſenbraten, Rehbraten oder einen Auerhahn. Dann hat er ſeine Flinte genommen, blindlings zum Fenſter hinausgeſchoſſen und geſagt: geht in den Garten, oder: geht in den Hof, oder: auf die Gaſſe, da liegt's. Und wenn ſie dahin gegangen ſind, wo er geſagt hat, haben ſie es gefunden. Zuweilen hat er auch gefragt, wo's liegen ſollte, und jedesmal hat's da auch gelegen, wo es die Leute haben wollten. Bei ſeinem Tode hat ihm der Teufel den Hals umgedreht, und rings um den Hals hat er einen blauen Streifen gehabt wie ein blaues Halsband.

21. Das kleine Klausthal.

I.

Bei dem jetzigen Klausthal hat früher ein Städtlein geſtanden, das hat das kleine Klausthal geheißen und iſt ſehr wohlhabend geweſen. Aber je reicher die Einwohner geworden ſind, deſto ſchlechter und gottloſer haben ſie ſich gezeigt. Darüber hat Gott die Stadt untergehen laſſen und an der Stelle, wo die Kirche geſtanden hat, iſt ein Teich entſtanden. Das Thal heißt jetzt noch das kleine Klausthal. In der Mitternacht vom Grünen Donnerſtage auf den Charfreitag iſt die Kirche an der Stelle regelmäßig zu ſehen, zugleich zeigt ſich ein Reh, das Niemand jagen darf. Einſt verführte der Bergmönch einen Bergmann, die Zeit zu verſchlafen, und da ging er dann einen Weg, der über den Teichdamm war. Da ſtand die Kirche da vom kleinen Klausthal, und weil er ſich ſehr darüber verwunderte, ſo ging er hinein, kannte aber Niemand von den Leuten, die darin waren, auch nicht den Prediger. Drauf wurde er vom Bergmönch, der ihm da wieder erſchien, hinausgeführt, und als er weiter gegangen war, waren Kirche und Steg verſchwunden.

II.

Am Harz war einſt ein grauſamer Wilddieb. Wenn der wußte, daß irgendwo ein Stück Wild ſtand, da war's auch nicht ſicher. Da hatte er auch gehört, daß im kleinen Klausthal in der Mitternachtsſtunde des Charfreitags ein Reh mit ſeinem Kalbe ſich ſehen ließ, das man nicht ſchießen darf. Aber er lachte nur darüber. Einmal kurz vor Oſtern war er in einer luſtigen Geſellſchaft. Da erzählten ſich auch die Leute vom kleinen Klausthal. Aber wie er denn an nichts geglaubt hat, ſo lachte er nur darüber und ſagte: Was gilt's? Ich ſchieße euch das Reh mit ſammt dem Kalbe, und wir wollen's am erſten Oſterfeiertage verzehren. Die Leute haben ihm wol davon abgerathen — aber er ließ ſich nicht ſagen. Am Charfreitag Abend machte er ſich nach dem kleinen Klausthal. Wie er vor den Teich kam, ſah er auf demſelben einen hohen, dicken Nebel liegen, der ging bis an den Himmel und man hat den Teich nicht ſehen können. Und in dem Nebel war ein Geflüſter, wie wenn Viele miteinander reden, und es ſchimmerten bisweilen wunderliche Geſtalten hervor. Auch über den Weg kamen viele Geſtalten herübergehuſcht, wie luſtige Schatten, und alle verſchwanden im Nebel über dem Teiche. Aber er hatte nichts Arges draus. Er ging vorüber und ſtellte ſich am Ausgang des Thales, da wo jetzt das erſte Innerſte-Puchwerk iſt, hinter einem Buſch auf die Lauer. Richtig kam das Reh mit ſeinem Kalbe. Da ſchoß er das Kalb nieder. Wie er es fallen ſah, ſprang er drauf los und band ihm die Füße zuſammen und hing's über die Schulter. Darauf ging er zurück. Wie er dahin kam, wo jetzt wieder der Teich iſt, ſtand auf der nämlichen Stelle, wo eben noch der Teich war, eine Kirche, die war hell erleuchtet und der Geſang ſchallte und die Orgel dazwiſchen. Das iſt doch ſeltſam, dachte er, du ſollſt doch einmal in die Kirche gehen. Er trat alſo hinein. Da ſah er denn die ganze Kirche voll Menſchen: aber die ſahen Alle aus, als wenn ſie ſchon Jahrhunderte lang im Grabe gelegen hätten. Die Kleider waren nach einer Mode, die er nicht kannte. Er grüßte, Keiner dankte ihm: aber Einige nickten, Andere ſchüttelten den Kopf und winkten einander zu und wieſen mit den Fingern auf ihn. Auf dem Altar die Lichter, und die Lichter auf dem Kronleuchter brannten mit blauer Flamme und aus dem Kelche auf dem Altar zuckte eine blaue Flamme hervor. Von den Leuten in der Kirche ſtand Einer auf und wies ihm die Thür. Der Wilddieb aber blieb ſtehen, guckte auch noch bei Einem ins Buch und wollte mitſingen. Da ſtand noch Einer auf, wies ihm die Thür, er ging aber noch nicht und wollte noch immer mitſingen. Er konnte aber die Schrift nicht leſen und mußte es alſo ſein laſſen. Nachher kam der Paſtor vor den Altar, aber das iſt gar keine menſchliche Sprache geweſen; es war als wenn Wind und Donner die ganze Kirche erfüllte, und aus dem Munde ging dem Prediger eine blaue Flamme. Auf einmal krachte es durch die Kirche, als wenn die Erde zu Grunde gehen ſollte. Da zeigte der Paſtor auf ihn hin und ſchrie: Verfluchter Sabbathſchänder! Und die Geiſter ſtanden gegen ihn auf und heulten das Wort nach. Darüber ſtürzte er voll Angſt und Schrecken zur Kirche hinaus. Die Thür ſchlug hinter ihm zu, daß ihm die Ferſen abgeſchlagen wurden. Da flog er bis an den Weg, und hier blieb er liegen bis an den nächſten Morgen. Wie er zu ſich ſelbſt kam, lag der Teich ruhig da, das Rehkalb war fort. Er aber war todtkrank und konnte ſich kaum nach Hauſe ſchleppen. Wie er noch neun Tage gelebt hat, hat er die Geſchichte erzählt und iſt darauf geſtorben.

22. Das Nachtwächterhorn und der Dreißigjährige Krieg.

Als einſt auf Klausthal der Nachtwächter Zwölf geblaſen hatte, kam er über den Kirchhof. Da begegnete ihm ein kleines Männchen, das von ihm verlangte, daß er nochmal Zwölf tute; der Nachtwächter weigerte ſich aber aufs äußerſte, und ſagte: „Ich habe bereits Zwölf durchgetutet und zwei mal darf ich nicht tuten"; damit ging er ſeiner Wege.

Den andern Abend kam der Nachtwächter um Zwölf abermals auf den Kirchhof; das kleine Männchen kam abermals zu ihm und forderte abermals ungeſtüm, daß er nochmals Zwölf tuten ſollte; der Nachtwächter that dies aber wieder nicht.

Den andern Abend, als der Nachtwächter über den Kirchhof kam, war das kleine Männchen wieder da und forderte von ihm abermals, daß er nochmals Zwölf tuten ſollte; der Nachtwächter weigerte ſich auch diesmal aufs äußerſte, das Männchen ließ aber nicht nach, er mußte tuten. Wie er nun ausgeblaſen hatte, mußte er ſich umſehen, und er ſah lauter Feuer und Soldaten am Himmel. Hierauf ſagte das kleine Männchen zu dem Nachtwächter: Dies iſt ein Zeichen, daß bald Krieg entſteht; und das kleine Männchen war verſchwunden mit ſammt den Soldaten und dem Feuer. Der Nachtwächter erzählte dies vielen Leuten, und dieſe ſchützten ſich ſo viel als möglich vor dem Kriege. Kurz nachher entſtand auch der Dreißigjährige Krieg. Dieſes kleine Männchen ſoll der Sage nach der Berggeiſt geweſen ſein.

23. Die Springwurzel.

Vor vielen Jahren gab es eine wunderbare Blume, die Springwurzel oder auch Johanniswurzel genannt wurde. Sie war aber ebenſo ſelten als wunderbar. Sie blühte nur in der Johannisnacht (Einige ſagen: unter dem Farrenkraut) zwiſchen 11 und 12 Uhr; mit dem zwölften Glockenſchlage war ſie verſchwunden. Nur in waldigen Gegenden, wo viele edle Metalle im Schoſe der Erde ruhten, wurde ſie dann und wann in dieſer Nacht auf einſamen Bergwieſen geſehen. Die Berggeiſter wollten durch ſie den Menſchen zeigen, wo ihre Schätze zu finden wären. Die Blume ſelbſt war gelb und leuchtete in der Nacht wie ein Licht. Sie ſtand niemals ſtill, ſondern hüpfte beſtändig hin und her. Auch fürchtete ſie die Menſchen, denn ſie floh vor ihnen und Keiner hat ſie jemals gebrochen, es ſei denn, daß er von der Vorſehung ausdrücklich dazu beſtimmt geweſen wäre. Wer ſo glücklich war, ſie zu pflücken, dem zeigte ſie alle Schätze der Erde und machte ihn dadurch reich, ſehr reich und glücklich.

Auf Klausthal iſt ein Mann geweſen, der hat gehört, daß in der Johannisnacht um Zwölf die Springwurzel geholt werden könne, vor der alle Schlöſſer aufſpringen müſſen. So geht denn dieſer Mann, der Stopp geheißen hat, dahin, wo jetzt vor Klausthal die Scheibenſchanze ſteht und eine Wieſe iſt. Da ſtanden damals Farren, und wie er dahin kam, ſah er die Johanniswurzeln, die in der Johannisnacht blühten. Zur Vorſicht hatte er ſich ein großes Schloß ans Bein gebunden, und ſo ging er vorſichtig zwiſchen den Johan nisblumen herum mit dem Schloß am Bein. Da kam ein großer Kerl unter die Wurzeln, reden that er nichts, der ſchlug ihm ſein Bein durch ſeine Beine und ſchlürte ihn ſo über den Farren mit dem Schloſſe hin und her, bis es Zwölf ſchlug. Da warf er ihn eine Ecke Wegs hin auf den Erdboden, und er lag ohne Beſinnung eine Stunde lang, und wie er da aufwachte, lief er nach Haus, und das Schloß mit dem langen Stricke hat er vergeſſen abzulöſen. Und wie das Schloß nun beim Laufen klapperte, meinte er, der große Kerl ſitze hinter ihm. Da lief er immer mehr und das Schloß zerſchlug ihm die Beine, und ſo ſtürzte er damit in die Stube, und die Leute, die noch aufgeweſen ſind und auf ihn gewartet haben, wußten nicht, was ſie dazu denken ſollten und was ihm fehle. Sie fragten hin und her, er konnte aber nicht ſprechen. Sie kleideten ihn aus, da war Alles an ihm allheil (ganz) ſchwarz, wo ihn der große Kerl, der der Teufel geweſen iſt, hin und her geſchleudert hatte. Am andern Morgen brachte er einige Worte hervor und erzählte, was mit ihm geſchehen war. Den Mittag aber war er ſchon todt.

24. Die Hexenkatzen.

Es iſt ſchon lange her, da hatte ein Bergmann die Nachtſchicht auf der Juliane und mußte des Nachts um 11 Uhr jedesmal anfahren und ſeinen Kameraden ablöſen. Er ging alſo um die beſtimmte Zeit aus ſeinem Hauſe auf der Spitalſtraße in Zellerfeld und kam oben aus der Stadt auf den Kreuzweg. Siehe! da ſaß eine kohlrabenſchwarze Katze und klagte und ſchmeichelte ganz erbärmlich, und dabei doch auch freundlich, um ihn herum. Sie wollte nicht von ihm weg und wetzte ſich immer an ſeinen Beinen, bald an dieſer, bald an jener Seite, bald vorn, bald hinten. Da ſie nicht weichen wollte, fragte er ſie: „Du haſt heut Abend wol noch nichts zu leben gehabt?“ und dabei machte er ſeinen Brotbeutel auf und nahm daraus ein ziemlich großes Stück Brot und warf ihr das hin. Begierig faßte das die Katze und ſprang damit fort, und er fuhr an, ohne daß er etwas Arges daraus gehabt hätte. Am zweiten Abend ging's ebenſo, nur mit dem Unterſchiede, daß ihm, wie er weiter hinauf auf die Höhe kam, noch eine Katze kam und an ihm ſo lange herumſchmeichelte, bis er auch ihr ein Stück Brot hingeworfen. Das ſchien ihm doch aber zu unverſchämt, und er nahm ſich vor, am andern Tage ein Hausmittel dagegen anzuwenden. Wie er den folgenden Tag heimgekommen iſt und ausgeſchlafen hat, iſt ſein Erſtes, nachdem er aufgeſtanden iſt, einen tüchtigen Knüttel voll Nägel zu ſchlagen, um damit die Katzen, wenn ſie ihm etwa wieder mit ihrer Bettelei läſtig werden wollen, zu bewillkommnen. Wie er des Abends wieder anfuhr, kam die erſte Katze wieder und machte es wie die vorigen Abende. Er wollte ſich nicht lange damit herumärgern und ſchlug ſie mit dem Stocke ſo derb über den Kopf, daß ſie quäkend zu Boden ſtürzte. Durch dieſen Schrei aber wurden ſo viel Katzen zuſammengerufen, die alle über den Bergmann herfielen und anfingen zu kratzen und zu beißen, daß er am andern Morgen früh zerfleiſcht und zerriſſen todt auf dem Kreuzwege gefunden ward. Nachdem fand ſich's, daß das lauter Hexen geweſen, die es auf ſeinen Tod abgeſehen und ihn auch todt gemacht haben. Eine derſelben hat am andern Tage ein Tuch über dem Kopfe gehabt und ſich vom Chirurgus verbinden laſſen; denn ſie hat ſo viele kleine Nagellöcher im Kopfe gehabt, wie in dem Stocke des zerfleiſchten Bergmanns Nägel geweſen ſind.

25. Die Hexen vom Klausthal.

Die Hexen ziehen am „Wolpersabend“ (Walpurgisnacht) beſonders als Katzen nach dem Brocken. Eine Frau und ein junges Mädchen aus Klausthal kamen einſt am Walpurgisabend, Jede mit einem Korbe ſchwer beladen, nach Klausthal heim und ſetzten ſich an einen Kreuzweg, um zu ruhen. Da kamen unzählige Katzen, die nach dem Brocken zogen, ſodaß das Mädchen ſich vor Furcht hinter der Alten verkroch. Dieſe aber wurde von einer der Katzen bei Namen gerufen und erhielt den Auftrag, der Frau Steiger L. im Vorbeigehen zu ſagen, „ſie möchte den Tanz nicht verſäumen“. Wirklich rief die Alte vor des Steigers Haus: „Frau Steiger L., ſie möchte den Tanz nicht verſäumen!“ Da kam auch ſchon die Frau Steigerin als eine fette ſchwarze Katze aus dem Hauſe geſprungen und eilte dem Brocken zu.

Auf dem Klausthal war früher ein Fleiſchermeiſter Eichenbach, der war auf dem Schweinehandel geweſen und iſt am Walpurgisabend zurückgekommen. Wenn es auf Klausthal heißt: Walpurgis, ſo wird geſchoſſen — das haben die Klausthaler noch von ihren Alten. Da kamen viele Hexen an, und die vom Zellbach in Klausthal geweſen ſind, die hat er gekannt, und die nahmen ihn am Kreuzwege in Haft, und er mußte ſich verſchwören, ſie Niemand zu nennen. Wie er aber auf dem Sterbebette lag, da erzählte er's dem eiſernen Ofen, und dadurch hat man's erfahren.

26. Die Wunderkuh.

Auf Klausthal war ein Mann, der hatte eine Kuh, die war 200 Fuß lang und 50 Fuß hoch; 80 Fuß lang waren ihre Hörner, Alles nach der großen preußiſchen Maß. Dreißig Fuhrherren hatten jeder 10 Pferde, die mußten Tag für Tag in einer großen Wanne (ſie war von 100 Meiſtern gemacht, von denen hatte jeder 10 Geſellen, und hatte 80,000 Reichsthaler gekoſtet) die Milch nach dem Butterfaſſe fahren. Das hatte 90,000 Reichsthaler gekoſtet. 50 Dienſtmägde mußten täglich die Kuh milchen. 100 Maß Milch gab die Kuh bei jedem Milchen. Davon wurden 300 Pfund Butter gemacht, die mußten die Fuhrherren täglich nach Paris, Berlin, Wien, Bremen, Leipzig und allen ſonſtigen großen Städten fahren. Sie hatten Pferde, die fuhren in einem Tage vom Klausthal nach Paris und wieder zurück. Für jedes Pfund Butter haben ſie 5 Louisdor bekommen, ſo echt war die Butter, und die Pferde waren auf dem Rückwege ſo ſchwer mit Geld beladen als auf dem Hinwege mit Butter. Die Butter war aber ſo geſucht, daß der Mann, dem die Kuh gehörte, allemal den vierten Tag eitel Brot eſſen mußte. Dafür kaufte er ſich wöchentlich ein Schwein von 1000 Pfund. Davon hielt er ſieben Frühſtücke, und zuletzt ſtarb er vor Hunger.

27. Die Reviſorklippe.

Es war einſt ein Todtenſchreiber oder Reviſor auf Klausthal, der konnte nicht ruhen und ging täglich zur Mittagsſtunde in ſeinem Hauſe walten (ſpuken). Ein älterer Pater ſollte ihn verweiſen, konnte es aber nicht, weil er etwas begangen hatte. Da holte ein alter Fuhrherr Namens Kaiſer einen ſiebenzehnjährigen Pater, welcher den Mann verweiſen ſollte. Unterwegs, Morgens in der Frühe, ſagte der Pater, ob er nichts fliegen ſähe. — Ja, er ſähe einen großen Vogel. — Ja, ein ſchöner Vogel, ſagte der Pater lachend, es iſt der Stepke (Teufel): er ſei ſchwer beladen, ob er wolle, was er hätte? er müſſe ihm etwas abnehmen, ſonſt ſei ſeine Gerechtſame verfallen, und er könne nicht mehr verweiſen. Der Teufel berichtete ihnen nun, er wolle zu einer Kindtaufe und habe bei ſich Mehl, Roſinen, Zucker und Butter, das wolle er den Kindtaufsleuten bringen. Der Fuhrherr meinte zwar, er möge vom Teufel nichts, der Pater aber meinte: er ſolle wenigſtens die Butter nehmen. So nahmen ſie ihm die Butter ab, damit hat der Fuhrherr nachher ſeine Pferde geſchmiert und beſonders ſchöne Roſſe dadurch erhalten. Der Pater hat den Reviſor darauf nach der Klippe gebannt, die nun die Reviſorklippe genannt wird. Dort ſieht man deutlich ein Buch oder einen Berg Acten aus Stein und einen Seſſel dabei. Kohlenbrennern iſt der Reviſor erſchienen in der Sterbemütze und im großen langen Leichenkittel. Ein Schäfer erzählt von der Klippe Folgendes: Sein Vater habe einſtens ſeine Heerde nahe an dieſe Klippe hin zu treiben verſucht, und mit einem male ſei ein Steinregen auf ſeine Hunde geworfen, daß dieſe heulend entflohen ſeien und er ſich ſelbſt mit der Heerde habe ſchnell entfernen müſſen; hierauf nach längerer Zeit hätten ein paar göttinger Studenten auf einer Harzreiſe verſucht ſich dieſer Klippe zu nahen, aber auch dieſe ſeien mit furchtbaren Steinen, die ihnen entgegengeworfen worden, zurückgetrieben und ſeitdem habe Niemand wieder gewagt ſich ihr zu nahen.

28. Die verwieſene Wirthin vom Klausthal.

Eine Wirthin auf Klausthal hatte mancherlei Schlechtigkeiten ausgeübt und beſonders die Milch, welche ſie den armen Leuten verkaufte, mit Buttermilch verdünnt. Darum konnte ſie ſich nach ihrem Tode nicht zur Ruhe geben und vollführte einen großen Lärm in ihrem Hauſe. Nun iſt ein Soldat geweſen, der iſt mit einem andern Soldaten auf Urlaub nach Klausthal gekommen. Hier hat ſeine Braut in jenem Wirthshauſe gedient, wo die Wirthin geſtorben iſt. In dies Wirthshaus iſt der Soldat immer hingegangen und die Magd hat ihm allerlei Speiſen in ein kleines Hinterſtübchen gebracht. Eines Abends iſt der Soldat durchs Fenſter in dieſe Stube geſtiegen, da kommt die Hausfrau im weißen Gewand herein und geht walten. Sie hält dabei den Kopf in der Hand, wie er auch gethan hat, und ſieht ihn groß an. Er reſolvirt ſich kurz, zieht den Hirſchfänger heraus und ſticht zu, ſodaß der Hirſchfänger in der Wand ſteckt. Da bekommt er eine Ohrfeige an der rechten Backe und die Dienſtmagd, die eben hereintritt, erhält eine an der linken. Damit iſt das Geſpenſt verſchwunden. — Dieſer nämliche Soldat hat dann auch die Frauensperſon verweiſen ſehen. Er ſitzt mit dem andern Soldaten, den er von nun an aus Furcht immer mitnahm, in der kleinen Stube. Da geht die Thür auf, kommt der Gaſtwirth herein, hat einen kleinen Tiſch, darauf deckt er eine weiße Serviette. Auch legt er auf den Tiſch ein großes Buch. Der Wirth ſagt, ſie möchten nur ſitzen bleiben; ſo bleiben ſie ſitzen. Es dauert nicht lange, ſo kommt eine Kutſche gerattert, darin ſitzt ein Pater, der hat ſie ſollen verweiſen, und iſt noch hinter Osnabrück hergekommen. Schon vorher waren zwei Pater nacheinander vergeblich herbeigeholt. Die Wirthin hatte nämlich dem einen vorgehalten, daß er Möhren geſtohlen, dem andern, daß er ein Nähnadelbeſteck entwendet habe. Dadurch verloren ſie die Macht über ſie, mußten das Klausthal unverrichteter Sache verlaſſen und ſogar die Reiſekoſten ſelbſt tragen. Wie nun dieſer dritte Pater eintritt, ſo ſtehen die beiden Soldaten auf. Der Pater aber ſagt: bitte, ſie möchten nur ſitzen bleiben, aber ja ſich nicht regen, ſo könnten ſie dies mit anſchauen. Natürlicherweiſe hat der Wirth ſogleich einen Stuhl parat geſtellt, wo der

Pater ſich darauf ſetzt. Nun nimmt er das dicke Buch, das der Wirth auf den Tiſch gelegt hat, lieſt rückwärts darin und citirt dadurch die Wirthin. So klopft etwas an und der Wirth ruft herein. Dies iſt nun die Wirthin geweſen: doch hat ſie vor dieſem Pater ſogleich Furcht gehabt und wollte anfangs nicht zu ihm aufs Stübchen. Nun hält aber der Pater ſein weißes Taſchentuch zur Thüre hinaus, daran faßt die Frau an und daran zieht er ſie nun mit Gewalt herein. Dann ſtellt er ſie in einen Kreis, den er neben ſeinem Tiſche gezogen hat. Nun erzählen Einige, ſie habe auch dieſem Pater Verſchiedenes vorgehalten, zum Exempel: er habe da und da einen Pfennig weggenommen. Dafür habe er ſich eine Schreibfeder gekauft, habe der Pater geſagt, und da habe ſie ihn deshalb nicht verwerfen können. Andere wollen wiſſen, daß dieſer Pater noch nie das Geringſte entwendet gehabt hätte. Kurzum, die Wirthin kann dem Pater nichts anhaben. Weil ſie nun ſieht, daß der Pater Macht hat, ſie zu verweiſen, ſo bittet ſie ihn, er möge ſie doch unter die Dachſpitze verweiſen. Er ſpricht aber: kein Pardon; darauf bittet ſie, er möge ſie unter die Hausſchwelle verweiſen. Er bleibt aber dabei: kein Pardon, und verweiſt ſie ins Rothe Meer. Da ſie heulend ſagte, daß ſie den Weg nicht wiſſe, ſchrieb er ihr vor den Weg die goslarſche Straße herunter, über das Zellerfeld, den Auerhahn und dann zunächſt nach Goslar. Auch ſagte er ihr, daß er in ſeiner Kutſche, die er vor dem Hauſe ſtehen hätte, ihr nachfolgen und in Goslar noch einmal mit ihr zuſammentreffen würde. Darauf aber commandirte er, wie die Soldaten nachher berichteten: Marſch fort ins Rothe Meer. Da machte er die Thür auf und ſagte zu den Soldaten, ſie möchten einmal hinter ihr her ſehen. Da fährt ſie die Straße herunter wie ein glühendes Feuerrad. Auch der alte Meiſter eines Schuhmachers, welcher ſeinem Lehrlinge von der Sache erzählte, hatte noch das Geſchrei und Windbrauſen vernommen, als die verwieſene Frau ſich auf den Weg nach dem Rothen Meere machte. Auch hat er den Pater in die Kutſche einſteigen und ihr wirklich nachfahren ſehen, nachdem er ſich zuvor von dem Wirthe das Geld hatte auszahlen laſſen. Ob der Pater ſich nur in Goslar noch einmal mit der Verwieſenen beſprochen hat, oder ob er mit ihr bis ins Rothe Meer gereiſt iſt und ſich ſelbſt überzeugt hat, daß ſie ſein Gebot erfüllte, wußte der Meiſter nicht zu ſagen.

29. Die lange Schlericke.

Nicht weit vom Zellerfeld und vom Schulenberg liegt ein langes und breites Thal, das heißt die Schalk. Darin ſoll's ſonſt nicht recht ſicher geweſen ſein. Es haben aber gewöhnlich viele Heidelbeeren da geſtanden, und die ſind denn auch jedesmal von vielen Leuten geholt. Viele Burſchen holen nun auch einmal Heidelbeeren, werden aber unten im Thale die lange Schlericke gewahr, das iſt eine Jungfer mit Schlüſſeln geweſen. Dem Einen winkt ſie, ihr zu folgen. Er iſt zwar erſt ängſtlich, geht aber doch hin. Sie führt ihn in einen aufgeſchloſſenen Berg, durch fünf große herrliche Zimmer, und endlich in einen ſchönen Saal, der roth ausgeſchlagen iſt. Hier ſpricht ſie zu ihm: „Iſt gut, daß du mitgekommen biſt, ſonſt wär's euch übel ergangen.“ Danach öffnet ſie einen Kaſten und gibt dem jungen Manne, der ganz verwundert geweſen iſt, einen großen Beutel voll Gold. Darauf entläßt ſie ihn aus dem Berg und der junge Menſch iſt dadurch ſehr reich geworden.

Man erzählt auch, die Schalk ſei ein verwünſchtes Schloß und um ſie her liege das ganze Groß- und Kleinwild in kleinen Steinen abgebildet umher, Hirſche, Rehe, Haſen, Katzen und Hunde, ſagt man, ſeien um das Schloß her verwünſcht. Die Jungfrau von der Schalk ſah nicht lieblich aus, wie wol andere Schlüſſeljungfrauen, ſondern ſehr verwildert, und hatte eine ſchmuzige Naſe. So hat ſie unzählige Frauen aus den Erdbeeren fortgejagt. Einen noch lebenden Hirten vom Zellerfeld, der ſie rief, verfolgte ſie eine anſehnliche Strecke weit, ſodaß er vor Schrecken erkrankte und ſeine Heerde im ganzen Walde ſich zerſtreute. Am meiſten aber trieb ſie mit den Fuhrleuten ihr Unweſen, wovon ich nur eine Geſchichte ſtatt vieler erzähle. Wie ein Fuhrknecht an den ſchalker Teich kommt, ſteht ſie dort auch wieder an der Schalk. Der Knecht ſieht ſie nicht, die Pferde aber, wie ſie denn nun gar fein ſind, ſpitzen ſogleich die Ohren und haften unbeweglich an der Stelle. Endlich kommt der Fuhrherr herbei, der erkennt ſogleich die Urſache und beginnt zu donnerwettern, daß die Schlüſſeljungfer ſchon wieder da ſei, und dieſe verſchwindet. — „Sie muß jetzt auch wol erlöſt ſein", ſagte eine Frau, die das erzählte — „denn ſie läßt ſich nicht mehr ſehen."

30. Die Kohljungfrau.

Im Gemmikenthal unterm Schulenberg rechts hat ſich vor 80 Jahren eine Frau am weißen Waſſer in den Gärten hinter den Häuſern etwas grünen Kohl geſucht und nicht genug erhalten. Der Mann aber weiß ſchöne große Plätze zwiſchen dem Holz, wo grüner Kohl wächſt, und geht dorthin ihn zu ſuchen. Im Suchen richtet er ſich einmal auf, da ſteht vor ihm eine Frau in grüner Kleidung und hat Klötzerſchuhe an und weiße baumwollene Strümpfe. Aber gritzgrau hat ſie aus dem Geſicht geſehen, ſodaß er ſich vor ihr gefürchtet hat. Sie aber ſagt, er möge ſich nicht fürchten und fragt: ob er mit ihr buhlen wolle. Wenn er das thäte, ſo möge er übers Jahr hier wieder erſcheinen, dann ſolle er eine reichliche Vergeltung erhalten. Er weigert ſich aber es zu thun. Da faßt ſie ihn bei der Hand, aber ihre Hand iſt eiskalt, da zieht er ſeine Hand zurück. Auf einmal iſt ſie verſchwunden, er aber läßt ſein Kohlſuchen und iſt voller Schrecken. Dies iſt aber eine Verwünſchung geweſen und die Perſon hat von dem Manne dadurch erlöſt ſein wollen.

31. Das Heringskämmerle bei der Wegsmühle.

Eine Frau geht nach Goslar auf dem alten Wege und kommt über der Wegsmühle an dem Orte vorbei, der das Heringskämmerle genannt wird. Als ſie ſchon zur Erde blickt, in der Meinung, daß es hier nicht geheuer ſein ſoll, wird ſie eine ganze Menge Heringsſchuppen gewahr. „Halt!" denkt ſie, „da könnte etwas dahinter ſtecken", und rafft ſie zuſammen in ihr Tuch. Unterwegs wird das Tuch ſo ſchwer, und wie ſie nach Goslar kommt, hat ſie lauter blitzblanke Mathier ſtatt der Heringsſchuppen. Auf dem Rückwege geht ſie über den Stadtteich und ſiehe! da ſteht ein ziemlich neuer Topf auf dem Teichdamme. Sie guckt hinein und ſieht darin zwar etwas Schmuz und Schmier, denkt aber „den kannſt du noch gebrauchen“ und nimmt ihn mit nach Hauſe. Wie ſie nach Hauſe kommt, iſt der Topf inwendig, ſo weit der Schmuz und Schmier geweſen iſt, mit klammem, klarem Golde gefüllt und ſie hat für ihr Leben lang genug daran, ſodaß ſie nicht wieder nöthig hat, nach Goslar zu gehen.

32. Das Mädchen auf der Wegsmühle.

Auf der Wegsmühle diente ein großes, ſtarkes und ſchönes Mädchen. In dieſe Mühle kam eines Abends ſpät ein Mann mit einem hohen Hedeſacke, wie ihrer Viele nach dem Oberharze hinauf ſteigen, nachdem ſie in der Ebene bei den Bauern für Beeren ſich den Sack voll Hede eingetauſcht, oder ihn ſich auch auf den Bauerhöfen zuſammengebettelt haben. Ob er nicht in der Mühle im Stalle übernachten könne? fragte der Mann. Beinahe wäre es ihm verſtattet, denn der Müller that manchem Armen Gutes, aber er wollte an dieſem Abende mit ſeiner Frau auf ein Dorf gehen, wo er Freundſchaft hatte, und wo er zu einer kleinen Luſtbarkeit eingeladen war, denn es war gerade Faſtnacht. Da machte es ſich nicht gut, daß der Harzker in der Mühle bleiben konnte, weil das Mädchen ganz allein zu Hauſe war. Nun, ſagt der Fremde, ſo wolle er ins nächſte Dorf zurückgehen, ſeinen Hedeſack auf der Mühle in den Kuhſtall ſtellen, damit er ihn nicht wieder mit zurückſchleppen müſſe, und ihn am andern Morgen wieder abholen. Das ſei ihm ganz recht, ſagt der Müller.

Der Harzker ſtellt alſo ſeinen Hedeſack in den Kuhſtall, geht fort und eine Weile drauf geht auch der Müller und die Müllerin fort. Wie aber das Mädchen in den Kuhſtall kommt, ſieht es beim Milchen, daß der Hedeſack, der da in der Ecke ſteht, bald groß und bald klein wird, und ſich auf und nieder bewegt. Da läuft es geſchwind ins Haus und holt eine geladene Flinte heraus, die in der Stube an der Wand hängt. Mit der Flinte tritt es vor den Sack hin und ruft: Wer da? Es erhält aber keine Antwort und ſchießt los. Da ſchallt ein Geſchrei aus dem Hedeſack, und wie das Mädchen ihn aufbindet, ſchwimmt da ein großer Mann in ſeinem Blute, der hat ein Meſſer und eine Pfeife neben ſich liegen. Der Mann winſelt ſehr, daß er nun vor Gottes Gericht ziehen ſoll, und bekennt, daß ihrer zwölf Brüder ſeien, die wären Räuber; zehn davon wollten in der Nacht hier einbrechen, der elfte das wäre der jüngſte, der ſäße in der Räuberhöhle bei der ſteinalten Mutter, die wollte ihn nicht von ſich laſſen. Er aber wäre der zwölfte, ihn hätten ſie in einen Sack gebunden und das große Meſſer neben ihn gelegt, auf daß er ihn zur rechten Stunde durchſchneiden und herausſteigen könne. Dann habe er hintreten ſollen vor die Oeffnung in der Mühle, wo der Mühlbach durchs Haus ginge, und da habe er dann pfeifen ſollen. Die elf Räuber lägen ſchon draußen vor der Mühle verſteckt, und lauerten nur auf den Ton ſeiner Pfeife. Sie möge zuſehen, daß ſie im Dunkel entfliehen könne, und die Mühle ihrem Schickſal überlaſſen. Und damit ſtarb er.

Entfliehen konnte aber das Mädchen nicht, denn der Müller hatte die Hofthür zugeſchloſſen und den Schlüſſel eingeſteckt, damit es nicht nach ihm und ſeiner Frau in der Nacht aufbleiben müſſe, und damit ſie ſelbſt, wenn ſie heimkehrten, aufſchließen könnten. Es überlegte nun, was zu thun ſei, nahm das große Räubermeſſer und die Pfeife und ging damit in die Mühle hinein.

Nun tritt ſie vor die Oeffnung in der Mühle hin, hält das Meſſer in der rechten Hand und bläſt auf der Pfeife.

„Plumps“ geht es im Waſſer, und halb ſchwimmt, halb watet der Kerl darin, der den Hedeſack getragen hat. Der ſtreckt ſeinen grimmigen Kopf bald unter der Mühlſchwelle herein. Dies iſt nun als der ſtärkſte der Räuberhauptmann geweſen, den packt ſie bei den Haaren, ſchneidet ihm mit dem Meſſer den Hals ab, ſodaß er nicht einmal ſchreien kann, und zieht ihn vollends herein.

Da blies das Mädchen wieder auf ſeiner Pfeife. „Plumps“ geht es im Waſſer. Da kommt der zweite Räu der an. Es faßt ihn beim Schopf, ſchneidet ihm den Hals ab und zieht ihn wieder herein. Dann pfeift es wieder, und ſo lockt es nachgerade alle zehn Räuber unter die Schwelle der Mühle, ſchneidet ihnen die Hälſe ab und zieht ſie herein.

Als der Müller mit ſeiner Frau nach Hauſe kam, fand er das Mädchen, wie es ganz zerſtört und mit Blut befleckt in der Stube ſaß. Nachdem es ihnen die vielen Leichen der Räuber gezeigt hatte, pries er es hoch als ſeine Retterin. Es lebte nun in der Mühle hinfort mehr als Freundin denn als Magd, und war hoch geehrt nicht allein im Hauſe, ſondern auch weit und breit berühmt wegen ſeiner Heldenthat. Es fanden ſich auch junge Burſche aus dem Dorfe ein, die ſie gern gefreit hätten. Das Mädchen aber war ſo ſtolz und ſo finſter und ſagte, es wolle Niemand, als der verſpreche, nach ihrer Pfeife zu tanzen, womit es die Räuber herbeigelockt. Aber weil es nun ſo ſchön war, ſo fand ſich zuletzt in der Mühle ein Stadtherr ein, der ging auf Freiersfüßen, und war ſehr reich, und hielt um das Mädchen an. Das Mädchen wollte auch von ihm nicht recht viel wiſſen, aber er ſchenkte ihm die koſtbarſten Sachen und dadurch gewöhnte es ſich an ihn, weil der Müller und die Müllerin ſagten, der müſſe einen großen Goldkaſten zu Hauſe ſtehen haben, und wer da einmal hineingreifen dürfe, ſei wol glücklich zu preiſen ſein Lebelang.

Nun aber ſagte der fremde Bräutigam: er wolle das Mädchen einmal in der Kutſche abholen und ihm ſein Haus zeigen, wie prächtig das ſei. Der Müller gab die Erlaubniß, daß das Mädchen mit ihm fahren ſolle. Das Mädchen ſelbſt hatte anfangs wieder keine Luſt, mit dem fremden Bräutigam zu fahren; doch war es neugierig, einmal ſein Hausweſen zu ſehen, und darum ſetzte es ſich ein in die Kutſche.

Der Fremde fuhr nun mit dem Mädchen in den Wald. Als ſie mitten in dem Walde waren, ließ er den Kutſcher, der ein Lohnfuhrmann war, halten, und hieß das Mädchen mit ihm ausſteigen. Den Fuhrmann hatte er ſchon vorher gut bezahlt und hatte ihm geſagt, wie er's in dem Walde wollte gehalten wiſſen. Darum ſchlug der jetzt auf ſeine Pferde, jagte davon und ließ das Mädchen mit dem Fremden im Walde ſtehen.

Der Fremde griff jetzt das Mädchen hart an, und weil er ſtärker war als ſie, ſo mußte ſie ihm folgen, und er ſchleppte ſie in eine Räuberhöhle. Da ſaß die ſteinalte Mutter der elf Räuber, die das Mädchen getödtet hatte. Der Fremde aber ſagte, daß er der zwölfte Bruder ſei, und ſeiner Mutter es zugeſchworen habe, die andern elf Brüder an ihr zu rächen, darum habe er ſich verkleidet und ſie hierher gelockt. Hier müſſe ſie ſterben.

Nun weinte und klagte das Mädchen, ſo muthig es war, aber doch, und bat bei dem jüngſten Bruder der Räuber um ihr Leben. Dieſer hätte ſie gern leben laſſen, denn ihre Schönheit hatte ihn ſchon längſt beſtochen. Und weil die ſteinalte Mutter das merkte, und weil das Mädchen ſich erbot, die Wirthſchaft in der Höhle zu führen, was der Alten ſehr ſchwer wurde, und auch das Weib des jungen Räubers zu werden, ſo beredeten ſich Mutter und Sohn und ließen das Mädchen am Leben.

Nun war das Mädchen ſchon mehrere Tage in der Räuberhöhle geweſen, und weil ſie gar ſo ſchön war, ſo konnte der junge Räuber es nicht laſſen, daß er am vierten Tage, nachdem ſie zu Mittag gegeſſen hatten, den Kopf in ihren Schooß legte. Sie liebkoſte ihn nun und er ſchlief ein. Dann nahm ſie ein großes Räubermeſſer, das auf dem Tiſche lag und ſchnitt ihm auch, wie ſeinen Brüdern, den Hals ab. Hierauf ging es wieder zu dem Müller, der rief die Obrigkeit herbei und ſo folgten ſie dem Mädchen in die Räuberhöhle. Sie fanden die Alte dicht vor der Höhle, weil ſie vor Altersſchwäche nicht hatte entfliehen können, nahmen ſie mit und ließen ſie von vier Ochſen zerreißen. Das Mädchen aber erhielt alle Schätze, die ſich in der Räuberhöhle vorfanden. So war ſie nun ſteinreich geworden; von den ordentlichen Burſchen aus dem Dorfe aber, welchen ſie früher ſehr ſchnöde begegnet war, fand ſich Keiner wieder ein, weil ſie die drei Tage bei dem jungen Räuber in ſeiner Höhle geweſen war. Und ſo lebte ſie hoch berühmt und ſehr reich, aber einſam bis an ihr Ende.

33. Die neue Mühle an der Innerſte.

I.

In der neuen Mühle an der Innerſte auf dem Oberharze ſoll es ſpuken, und das liegt daran, daß dort die alten Päpſtthümer zerſtört ſind, als die Mühle gebaut iſt. Nämlich wo jetzt die Mühle ſteht, hat früher ein Kloſter geſtanden, und wie in proteſtantiſchen Zeiten da die Mühle gebaut ward, faßten die Geiſter der alten Mönche die Arbeitsleute bei den Füßen und foppten ſie immerfort. Auch brannte an einer Stelle ein Flämmchen und ein dicker Mönch war den ganzen Tag ſichtbar, ein Geſpenſt, das wies den ganzen Tag dahin, wo das Flämmchen brannte. Endlich ließen die Arbeitsleute, weil ſie vor Geiſtern nicht mehr aus und ein wußten und auch vermutheten, daß hier Schätze vergraben ſeien, einen Pater kommen und fragten, was hier zu thun ſei. Ja, ſagte der Pater, als er das Treiben der Geiſter eine Weile mit angeſehen hatte, hier ſtände ſehr Vieles und davor könnten die Geiſter nicht ruhen. Er hieß nun die Arbeiter an der Stelle, wo das Flämmchen brannte, unter ſeiner Anleitung nachgraben, und da fanden ſie einen dreimal verſchloſſenen Kaſten, der war gewiß voll lauter Geld. Aber der Pater ſagte, ehe das Geld herausgenommen werden könne, müſſe er den Kaſten erſt mit nach Hauſe nehmen und viele Gebete darüber ſprechen. Da haben ſie ihm den Kaſten mit vier Pferden dahin gefahren, wo er zu Hauſe war, und die vier Pferde konnten den Kaſten kaum von der Stelle bewegen. Wie der Pater das Geld in dem Kaſten zu der beſtimmten Zeit nicht wieder nach der neuen Mühle brachte, machten ſich die Arbeitsleute auf nach der Wohnung des Paters. Da war der Pater in die weite Welt gegangen, der Kaſten aber ſtand noch da. Als ſie ihn nun endlich öffneten, war nichts mehr darin als ein rother Pfennig, das Andere hatte der Pater in der Stille herausgenommen und vor ſich her dahin geſchickt, wohin er ſich zunächſt begeben wollte.

Als die neue Mühle ſchon im Gange und im vorigen Jahrhunderte an die Weibgensleute verpachtet war, ſchwärmten die Mönche und Schüler dort ſo viel auf den Gängen umher, daß die Knappen ſich oft kaum getrauten Korn aufzuſchütten, wenn die Mühle klingelte. Mitunter trugen die Geiſter auch Puffjackenkleidung und grüne Schachthüte und ſo ſahen die Knappen ſie das Korn ausſacken. Einſtmals war ein Mühlknappe dort, der las viel in der Bibel und verſtand mit den Geiſtern umzugehen. Der war einmal an einem Sonntag Nachmittage allein in der Mühle und im ganzen Hauſe. Er hatte alle Thüren verriegelt und las wieder in der Bibel, da kam der Teufel zu ihm in die Stube. Der Mühlknappe merkte ſogleich, daß es der Teufel war, und fuhr ihn hart an, wo er hereingekommen ſei. Auch zeigte er ihm die Stelle in der Bibel, die er aufgeſchlagen hatte, und da ſtand geſchrieben: Hebe dich weg von mir, Satan. Da flog der Teufel mit großem Geräuſch zum Dach hinaus und nahm noch drei Schindeln mit, die haben ſie ſpäter niemals wieder einſetzen können.

In dem Wohnhauſe auf der neuen Mühle erſchienen oft die Geiſter, lauter Mönche und Bergleute. Da traten denn herein auch oft die zwölf Schüler, von denen trug immer der erſte ein Buch, darin blätterte er die ganze Stunde von Elf bis Zwölf, denn die Geiſter kamen immer mit dem Schlage elf Uhr herein und mit dem Schlag Zwölf gingen ſie wieder fort. Der erſte trat mit ſeinem Buche immer an den Tiſch, der zweite war auch ſehr wißbegierig und ſah ihm über die Schulter ins Buch hinein. Der zwölfte aber ſtellte, wenn ſie kamen, eine Glocke auf den Tiſch, und die nahm er Punkt zwölf Uhr, wenn ſie fortgingen, wieder hinweg, und das gab dann einen ordentlichen Klang, wenn er die Glocke vom Tiſch aufhob.

Unter den übrigen Geiſtern, die ſich ſehen ließen, waren drei, die ihre beſtimmten Namen hatten bei den Leuten in der Mühle. Der eine war das Dickauge, dem hing ein dickes Auge aus dem Kopfe heraus. Er trug ein weißes Laken, das hatte er vor der Stirne in einen Knoten zuſammengebunden. Dieſes Dickauge hat nur immer geklopft, um die Leute zu ärgern, und wenn ein Lärm in der Mühle entſtand und die Leute wurden aufmerkſam darauf, ſo war es immer dies boshafte Weſen. Und dann hieß es: ach, es iſt das Dickauge! und ſie kümmerten ſich nicht weiter darum. Ein anderer Geiſt hieß der Fegelork, der hat immer mit einem neuen Beſen in der Mühle umhergefegt.

Das beſte Weſen von allen war das Freundliche. Das hatten Alle gar lieb, wenn ſie ihm auch nicht ſeinen Willen thaten. Denn es hat immer einen Stuhl mit in die Stube gebracht, den hat es in die Mitte geſtellt und daneben hat es geſtanden, und dann hat es Jedem zugewinkt, daß er ſich auf den Stuhl ſetzen ſollte. Das that nun Keiner und wenn nach einer Stunde um Zwölf ſich Niemand darauf geſetzt hatte, nahm es ſeinen Stuhl auf und ging mit ihm wieder zur Thür hinaus, dann ſah es aber nicht mehr ſo freundlich aus, ſondern war betrübt, daß Niemand ſich auf ſeinen Stuhl ſetzen wollte. Das Freundliche erſchien in der Regel alle ſechs Wochen; ihm ſchien am wohlſten zu ſein, wenn eine recht luſtige Geſellſchaft mit Tanz und Zitherſpiel ſich vergnügte, was mitunter geſchah, wenn recht viel Leute aus den nahe liegenden Ortſchaften in der Nacht mahlen ließen. Gar oft iſt das Freundliche ſo mit ſeinem Stuhl in eine ſolche heitere Geſellſchaft auf der neuen Mühle getreten.

II.

Die Familie Weibgen hatte beinahe hundert Jahre die neue Mühle in Pacht. Sie zahlte jeden Tag einen Thaler, kam aber endlich durch Viehſterben und anderes Unglück ganz herunter. Die Kühe wurden nach und nach behext, ſahen munter aus den Augen, fraßen bis den letzten Augenblick, waren aber ſo dürre, daß nichts mehr an ihnen war als Haut und Knochen. Manche ſchwollen auch ganz auf und hatten faul Waſſer. Einſtmals blickte die Müllerin in der Nacht aus ihrem Kammerfenſter, da ſah ſie eine Waſchfrau vom Klausthal, die ging mit zwei Himten Mehl auf dem Rücken erſt vor den Stall, ehe ſie fortging, und machte mit dem Fuße lauter Kreuze vor den Süll (Schwelle). Die Müllerin ſchimpfte ſie aus dem Fenſter, da ging ſie ganz ſtill davon. Nun wurde freilich die Stelle abgewaſchen mit vielem Waſſer; aber die Frau muß es doch ſchon gewußt haben an die Kühe zu bringen, denn bald darauf wurde wieder eine krank.

Einſtmals mußte der Abdecker auch wieder nach einer kranken Kuh kommen und ſollte ſie abziehen. Da ſagte er, ſie wollten nun die kranke Kuh einmal lebendig auf einen grünen Platz bringen und ſie dort todtſtechen. Dann müßte in der Herzkammer eine Blaſe ſein wie eine Wallnuß groß, darin wären lauter kleine Eidechſen. Die Blaſe aber müßte uneröffnet verbrannt werden. Würde ſie geöffnet, ſo hüpften die kleinen Eidechſen davon und gleich zu der Hexe hin, dann ginge es mit dem Verhexen wieder von vorn an. Die Blaſe fand ſich, die Müllerin aber war neugierig, die kleinen Eidechſen zu ſehen, und meinte, ſie würden ja wol zu halten ſein. Nun gut, die Blaſe wird aufgeſchnitten, da iſt ein dicker Klumpen voll Eidechſen darin, der wurde immer weniger und bald waren alle Eidechſen wieder bei der Hexe. Da ging das Behexen mit den Kühen erſt recht los. Hätten ſie die Eidechſen verbrannt, ſo wären damit auch der Frau, die das Vieh behext hatte, die Finger verbrannt und man hätte ſehen können, wer es geweſen wäre.

Nun wurde wieder eine Kuh in der Mühle krank, da waren die Aeltern klüger, erzählt eine alte Weibgenstochter. Der Schinder ſagte, ſie wollten das Ding nun einmal anders anfangen. Er hieß den Aeltern, von der kranken Kuh die Milch zu nehmen, davon immer ein paar Tropfen in die Hespen der Stallthür zu ſchütten und die Thür immer auf- und zuzumachen, aber nicht ganz zu, ſondern nur bis vor die Krampen. Nun war dazumal ein Vetter auf der neuen Mühle aus Oſtindien, der hatte ſich bei den Oſtindiern den Magen verdorben, konnte nichts weiter vertragen als weichgeklopftes Fleiſch, und Wein, aber kein Brot und keine Suppe, und ſagte, er wollte nun auf der neuen Mühle ſein letztes Stündlein abwarten. Der konnte nicht mehr ordentlich deutſch und ſprach: „Ich will ſich die Thür geknirken, ich haben da Zeit dazu.“ Da nimmt der das Knirken über ſich und wie er eine Zeitlang geknirkt hat, kommt eine Frau an die Thür des Wohnhauſes und bettelt: ſie wäre ſo kalt, ſie wollte ſich wärmen. Aber die Müllerin ließ ſie nicht herein. Wäre ſie drin geweſen, ſo hätte ſie können wieder einen Schabernack thun, denn das iſt dieſelbe Frau geweſen, die die Kühe behext hatte. Mein Oſtindier knirkt immer zu. Als die Milch all iſt, gibt die Thür ſo einen Schrei von ſich, da hat die Frau auch ſo übel gethan, als ſäße ihr das Meſſer an der Kehle. Darauf iſt die Frau noch einmal ſo ums Haus herumgeſchwärmt und dann verſchwunden. Dieſe Frau hat ſich nachher ausgelaſſen, ſie wäre von der Treppe herunter in eine Säge gefallen und hätte ſich die Hände zerriſſen, das würde lange dauern, ehe die Hand wieder heile. Das iſt aber blos von dem Knirken und der Milch gekommen.

Auch in den Pferdeſtall kam Krankheit, daran mag wol auch Hexerei mit Schuld geweſen ſein. Nur kann man's bei den Pferden nicht ſo wahrnehmen, weil die Pferdekrankheiten einen viel raſchern Verlauf haben als bei den Kühen.

Auch unter die Hühner kam die Sterbige. Die Müllerin ſagte: „Was heißt doch dies wol mit unſern Hühnern? Heute Abend noch geſund und morgen todt; und ganz breitgedrückt liegen ſie im Stalle." Da kamen Leute, die meinten, ſie ſollte mit arabiſchem Weihrauch räuchern, das wäre gegen Schabernack und Spukerei. Das that die Müllerin und das half. Sie kaufte ſich nun einen ganzen Vorrath von Weihrauch und räucherte von nun an alle vier Wochen im Hühnerſtall. Wenn ſie's aber nur einmal um einen Tag länger aufſchob, kam gleich wieder die Sterbige unter die Hühner.

Auch die Sonne that dazumal viel Schaden, denn es war eine große Trockniß, daß die Fiſche halb aus der Innerſte hervorguckten und die Sonne zündete an mehrern Orten Feuer an. Da ſah es mit dem Mühlwaſſer ſchlimm aus, daß Gott erbarm! Durch ſolche Dinge ſind die Weibgen's Erben heruntergekommen. Haben ſich aber immer rechtſchaffen gehalten und gehören mit zu den beſten Zitherſpielern auf dem ganzen Harze.

Sagen der Bergſtadt Altenau.

---

1. Die Kirche in der Altenau.

Vor langer lieber Zeit iſt hier in der Altenau ein Mann geweſen, der das Läuten und Uhraufziehen zu ſeinem Geſchäft gehabt hat, und der iſt zugleich ein Schuſter geweſen. Er hat Fuchs geheißen. Der vergaß nun einmal die Uhr bei Tage aufzuziehen, und wie es Abends ſo zwiſchen elf und zwölf Uhr war, dachte er erſt daran. Um ſeiner Verſäumniß nun wieder nachzukommen, zog er ſich an, nahm die Schlüſſel und ging nach der Kirche. Er ſchloß auf, machte aber die Thür wieder hinter ſich zu, ging dann die Treppe hinauf, ſchloß die Uhrkammer auf und zog die Uhr auf, ohne daß ihm dabei etwas paſſirt wäre. Er ſchloß die Uhrkammer wieder zu und ging nun hinunter. Auf einmal, wie er wol ſo auf der Hälfte des Weges, ungefähr auf der zweiten Treppe war, da ſprang ihm etwas wie ein großer Hund auf den Rücken und hielt ſich mit beiden Händen auf ſeinen Schultern feſt, ſodaß es ihm ordentlich wehe that. Die Laſt hat er gar nicht fortbringen können. Nun hatte er früher einmal gehört, daß man, wenn Einem einmal ein Geſpenſt etwas thun wolle, oder wenn Einem ein Geſpenſt begegnete, aus Leibeskräften fluchen müſſe. „Alle Kreuz-Stern-Donnerwetter ſollen dich von meinem Rücken bringen!“ fluchte er, und wie er ſo fluchte, ſchlug's zwölf Uhr vom Thurme. Da ließ das Geſpenſt von ſeinem Rücken los, er aber machte, daß er nach der Thür kam, ſchloß ſie auf und ſchlug ſie dann zu. Vor Angſt und Schmerz wußte er gar nicht, wo er hin ſollte. Seitdem er geflucht hat, hat er kein Wort ſprechen können. Wie er nach Hauſe kam, legte er ſich gleich hin und winſelte und ächzte immerfort. Seine Frau fragte ihn, was ihm denn fehle, er konnte aber nicht ſprechen. So hat er drei Tage gelegen. In der letzten Zeit hat er wieder ſprechen können, da hat er ſeiner Frau Alles erzählt. Den dritten Tag ſtarb er. Wie ſie ihn da auszogen, da hatte er auf jeder Schulter eine kohlrabenſchwarze Hand ſitzen und die Finger ſind ordentlich ins Fleiſch eingedrückt geweſen.

In der Altenau ſah auch der Nachtwächter einſt die Kirche in der Nacht erhellt; ſie war beſucht von weißgekleideten Männern, und vor dem Altar ſtand ein weißgekleideter Prediger. Dies ſah er auch in der folgenden und nächſtfolgenden Nacht. In der dritten Nacht ſtand der damalige Prediger von der Altenau ſchon in ſeiner vollſtändigen ſchwarzen Amtskleidung und mit den Kirchenbüchern bereit und auf Verabredung holte der Nachtwächter ihn ab. Der Prediger trat nun in die Kirche und ſogleich verſchwand der weiße Prediger vom Altare. Wie er aber vor den Altar trat und aus ſeinen Büchern etwas herlas, verſchwand auch die ganze weiße Verſammlung und es wurde in der Kirche dunkel. Dieſer Paſtor von der Altenau hat nachher nicht wieder gepredigt, ſondern iſt fortwährend krank geweſen und bald geſtorben.

2. Das Schloß im Gerlachsbache.

Da wo jetzt hinterm Glockenberge und unterm Röhrenteiche im Gerlachsbache der große Bruch iſt, ſoll früher, ſo erzählen die Alten, ein mächtiges Schloß geſtanden haben, welches aber keinem Ritter oder Grafen, ſondern einer unverheiratheten Frau gehört haben ſoll, die in der Umgegend nur ſchlankweg die Schloßfrau geheißen hat. Sie hat ihren Gefallen daran gehabt, Frauen und Mädchen, die ſich auf der Landſtraße haben blicken laſſen, einzufangen und in ihr Schloß, das mit hohen Mauern umgeben geweſen iſt, zu ſperren. Die Zahl der Eingefangenen iſt ſchon ſehr beträchtlich geweſen. Einſt haben ihre Spione auf der Landſtraße ein Hirtenmädchen aufgefangen und zu der Herrin aufs Schloß gebracht. Aber das Hirtenmädchen iſt dem heiligen Antonius geweiht geweſen. Da nun jede eingefangene Frau ihre beſtimmte Beſchäftigung gehabt hat, und die eingefangenen Mädchen ihrer Herrin haben aufwarten müſſen, ſo hat die Schloßfrau dem Hirtenmädchen einen Kaſten mit Schlüſſeln und dazu noch ein großes Bund Schlüſſel umgehängt, damit dieſe ihr gleich zur Hand wären, wenn ſie ſelbſt ihrer bedürfte. Das Schloß hat ein Garten umgeben, da hinein haben die eingefangenen Mädchen nach einiger Zeit wol gehen dürfen, aber nicht durch ein Thor hinaus ins Freie, das in der Gartenmauer geweſen iſt. An allen Ecken und Enden haben Spione und Schildwachen geſtanden, damit, wenn ja einmal eine Gefangene eine Miene zum Entfliehen hätte machen wollen, ſie gleich wieder hat zurückgeholt werden können. Eines Abends iſt das Hirtenmädchen auch in den Garten gegangen und hat ſich in eine Laube deſſelben geſetzt. Hier kniet es nieder und ruft den heiligen Antonius an, es doch aus dieſer Knechtſchaft zu befreien. So wie es ausgeredet hat, kommt ein kleines graues Männchen daher und fragt das Mädchen, was es denn weinte und was ihm denn eigentlich fehle? Das Mädchen antwortet hierauf: ihm erginge es hier ſehr übel, denn es wäre von ſeinen Aeltern genommen und auf dies Schloß gebracht worden, wo es nun in der Gefangenſchaft ſchmachten müſſe. Es habe ſoeben den heiligen Antonius angerufen, daß derſelbe es aus dieſer Gefangenſchaft erlöſen möchte. Da ſagt das graue Männchen: „Ich bin der heilige Antonius; ich habe dein Flehen wol gehört und deine Bitte ſoll dir auch gewährt werden. Du und alle Eingefangenen, ihr ſollt von dieſer Stunde an frei ſein, aber das Schloß mit allen ſeinen Reichthümern und Koſtbarkeiten ſoll untergehen und die Schloßfrau ſoll, zur Strafe für ihre Miſſethat, deine Bürde, die du getragen haſt, tragen und vierhundert Jahre auf dieſem Berge (und hiermit ſoll er auf den nahe bei dem Schloſſe gelegenen Glockenberg gezeigt haben) mit dieſer Bürde walten gehen. Eher ſoll ſie von Gott nicht erlöſt werden; wenn aber ein.

reine unſchuldige Jungfrau aus Barmherzigkeit ihr die Bürde abnimmt, ſo ſoll ſie doch vor Gott Gnade finden und vor ihrer Zeit noch erlöſt ſein.“ Wie der heilige Antonius dies ausgeſagt hat, da thut's auf einmal einen Knall und das Schloß ſammt ſeinen Gärten und Mauern iſt von der Erde verſchwunden. An ſeiner Stelle iſt jetzt ein großer Bruch. Alle Eingefangenen ſind auch von dieſem Augenblicke an in ihre Heimat verſetzt geweſen; aber die Schloßfrau ſteht auch in demſelben Augenblicke, da dies geſchehen, verwünſcht auf dem Berge, einen Kaſten vor ſich tragend und ein großes Bund Schlüſſel daran.

Nun hat ſie aber, wenn ihr Menſchen begegnet ſind, was öfters der Fall geweſen iſt, weiter nichts ſagen dürfen, als: „Huk up, huk af.“ Viele, die ſie geſehen haben und ihr begegnet ſind, aber nicht gewußt haben, was dieſes „Huk up, huk af“ zu bedeuten gehabt hat, ſind vor dieſer unheimlichen Geſtalt geflohen; ſie aber hat keinem Menſchen etwas zu Leide gethan.

Von Zeit zu Zeit hat ſich nun das untergegangene Schloß wieder auf der Erde ſehen laſſen, iſt aber dann bald darauf wieder verſchwunden. Wer ſo glücklich geweſen iſt, dies zu ſehen, der hat nur Etwas von ſeinem Zeuge, ſeine Mütze, Hut oder ſonſt Etwas, oder was er gerade in der Taſche gehabt hat, darauf zu werfen brauchen, dann iſt das Schloß ſtehen geblieben und hat Jenem dann als Eigenthum gehört.

Einſtmals hat in der Nähe ein Köhler gekohlt. Dieſer hat zwei Mädchen gehabt, welche Waſſer zugetragen haben. Eines von dieſen kommt nun und will aus der Tränke im Thale Waſſer holen. Es ſieht ſich einmal um und da vor ihm ſteht ein großes mächtiges Schloß mit Gärten und Mauern. Wie es dies ſieht, läßt es gleich ſeine Eimer ſtehen und läuft, erſchreckt über dieſe Erſcheinung, ſo ſchnell als möglich zu ſeinem Vater und erzählt ihm, daß da im Thale ein großes ſchönes Haus ſtände, was es früher da nicht geſehen habe (denn es hat von der ganzen Geſchichte nichts gewußt). Gleich fragt der Köhler, ob es denn nichts darauf geworfen hätte, und als das Mädchen dies verneint, da gibt er ihm eine Ohrfeige und ſchilt es kurz und lang aus. Dies iſt aber das letzte Mal geweſen, daß das Schloß wieder zum

Vorſchein gekommen iſt. Wäre das Köhlermädchen nun hingelaufen und hätte Etwas daraufgeworfen, ſo hätte ihm das Schloß gehört.

Die Jungfrau mit den Schlüſſeln (ſo iſt ſie immer genannt) hat ihre Zeit aber müſſen durchwalten. Viele haben ſie geſehen und ſind ihr begegnet, ja, ſelbſt Alte, die ich noch gekannt habe, behaupteten, ſie geſehen zu haben. Einer Namens F.... behauptete ſteif und feſt, daß, als er eines Sonntags Morgens im Kirchenholze Weden bei einem Feuer gedreht und ſich einmal aufgeſehen habe, die Jungfrau mit den Schlüſſeln vor ihm geſtanden hätte.

3. Der Fieke-Mackensbrunnen.

Auf dem Harze ſind gar viele Brunnen, die ihren Namen nach den Köhlern erhalten haben, welche lange Jahre neben ihnen kohlten. So heißt auch eine Quelle am Fohlenbrinke bei der Altenau der Fieke-Mackensbrunnen nach einem Köhler, doch damit hat es noch ſeine eigene Bewandtniß. Der Köhler iſt ein Pietiſt (Penetiſt) geweſen und hat ſich da ſelbſt das Abendmahl gereicht und darum iſt der Brunnen nach ihm genannt. Er iſt jetzt ordentlich ausgemauert, das Waſſer iſt ſo hell und klar wie keins und ſchmeckt ſeit der Zeit, daß der Köhler ſich da das Abendmahl gereicht, ordentlich weinhaft.

4. Der Lork.

In der Altenau war ein Mann, der wollte ins Holz gehen. Als er auf den Tränkeberg kam, der auch der Rothenberg heißen ſoll, ſaß da ein dicker ſchwarzer Lork, der glupte ihn ſo an und zog einen Thaler hinter ſich her. Da trat er auf den Thaler drauf, ſodaß er von dem Lork abriß, und ſteckte ihn ein. Am Abende ſaß er am Tiſche und ſah aus, als ob er weinen wollte. Seine Frau fragte, was ihm fehle, er aber ſagte, es ſei ihm ſo traurig, ſeit er den Thaler von dem Lork abgeriſſen und eingeſteckt hätte. Da ſagte ſeine Frau, er ſolle zum Paſtor gehen und mit Dem reden. Er nahm alſo am andern Morgen den Thaler, zeigte ihn dem Paſtor und ſagte, was ihm geſchehen war. Der aber ſagte, er ſolle den Thaler nehmen, wieder nach dem Tränkeberge gehen, und wenn dann der Lork käme, ſolle er ſich nicht umſehen, ſondern ſich umwenden und den Thaler über ſich hinüber werfen. Alſo that er auch und trug den Thaler wieder dort zur Stelle. Am nächſten Morgen ging er wieder ins Holz und als er an den Tränkeberg kam, ſaß da ein rother Froſch, da nahm er ſeinen Stock und ſchlug den Lork todt. Am andern Morgen aber ward er krank und ſtarb.

5. Der Stadtſchreiber.

In der Altenau läßt ſich ein Stadtſchreiber ſehen, er hatte einen Mann um zweihundert Thaler betrogen und erſchien dieſem ſpäter in der Nacht. Er hielt ihm das Geld auf einem Deckel (Zahlbrett) entgegen, der Mann aber wies es zurück. Mit dieſem Stadtſchreiber hat der verſtorbene Nachtwächter in der Altenau oft ſeinen Spaß gehabt. Der Stadtſchreiber hielt ihm das Horn zu und einmal hat er ſich auch mit dem Nachtwächter geſchlagen. Seit der Nachtwächter nun wußte, was der Stadtſchreiber für einer ſei und was er hinten auf ſeinem Rücken mit ſeinem Horn für Poſſen treibe, ließ er ihn immer vornweggehen, ſobald er ihn hinter ſich bemerkte. Zuletzt mußte ihm der Stadtſchreiber immer leuchten, denn er trug ſtets eine Lücht (Laterne). Der Nachtwächter hatte drei ganz deutliche Kreuze vor der Stirne.

6. Der Eſeltreiber.

In der Altenau war ein Eſeltreiber Namens Förſter; der mußte in ſeinem Alter noch aus Armuth Wegearbeiten ver-

Univ. Bibl. München

richten. Da ſtellte er ſich aber immer an eine Tanne und ſchlief im Stehen. Des Abends hing er nur einen Korb um, ſtellte ſich an eine Tanne und ſchlief die ganze Nacht. So iſt er auch geſtorben und acht Tage nach ſeinem Tode hat man ihn mit einem umgehängten Sacke an die Tanne gelehnt gefunden.

Sagen vom Bruchberg.

1. Der wilde Jäger in der Gegend des Bruchberges.

I.

Des wilden Jägers Jagdzug wird auf dem Oberharze zumeiſt in der Gegend der Altenau und des Bruchbergs, an den Vorbergen des Brockens erblickt und es ſcheint, daß man ihn meiſt vom Brocken herkommend denkt, wo er einen Ausjageplatz hat und ſich dort auf dem alten Wetterberge mit Wind und Wetter zu ſchaffen macht. In Lerbach ſagt man, daß der wilde Jäger während des Gewitters umhergehe und rufe: „Wer will Fleiſch?“ Dann darf ihm aber bei Leibe Niemand antworten. — Vor vielen Jahren ſind einmal zwei Frauen, eine Namens W.... und die andere Namens L....., aus der Altenau ins Gras nach dem Ochſenberge, der wol eine Stunde von der Altenau liegt, gegangen. Weil es nun ſehr heiß geweſen iſt, ſo haben ſie Alles, was ſie angehabt haben, bis aufs Hemd und den Rock ausgezogen. Beide haben ſich ſchon ihre Trachten geſchnitten und ſind eben am Zurechtmachen derſelben, als ſie auf einmal ein Sauſen und Brauſen und Etwas wie Pferdegewieher in der Luft hören. Schnell laufen ſie, Grastracht, Zeug und Alles, was ſie bei ſich gehabt haben, im Stiche laſſend, davon, nach Hauſe. Wie ſie aber wol meinen, daß der wilde Jäger, denn ſie haben gedacht, daß derſelbe es geweſen, durchgezogen ſei, da gehen ſie mit Zittern und Beben wieder hin an den Ochſenberg nach ihrer Grastracht, ziehen ihr Zeug geſchwind an, hocken ihre Tracht auf und machen ſich davon.

II.

Zimmerleute hauten einmal zur Winterszeit am Bruchberge Bauholz. Als ſie da des Abends in ihrer Köthe um das Feuer herumlagen, ihr Abendbrot verzehren und eben den Braten vom Feuer nehmen wollten (es iſt ein Hinterzimmer von einem Reh geweſen, das ſie gehabt), da ging's hinten im Walde: „Hoho! hoho!“ und dazwiſchen klafften die Hunde. Den Zimmerleuten wurde angſt und bange, einer aber war keck, fürchtete ſich vor nichts und ſprach: „Was gilt's? Das iſt der wilde Jäger! Den muß ich ſehen.“ Gleich darauf kam auch der wilde Jäger heran mit ſeiner ganzen Schar. Der kecke Zimmermann ging vor die Köthe und als der Jagdzug vorüber war, ſchrie er ſpottweiſe: „Hoho! hoho! hoho!“ Im Augenblicke kehrte die Schar wieder um, vor der Köthe vorbei, und der Zimmermann bekam eine Ohrfeige, daß er wie todt niederfiel. Zur Thür herein aber flog eine ſchwarze Maſſe und ſtürzte ins Feuer, daß den Zimmerleuten die Kohlen und die Aſche um die Köpfe flogen. Als ſie ſich erholt hatten und Licht anzündeten, war der Rehbraten verſchwunden und ſtatt ſeiner lag eine Pferdelende auf dem Herde. Der Zimmermann aber, der die Ohrfeige bekam, hat ſeit der Zeit nie wieder den wilden Jäger nachgekabbelt.

III.

Den wilden Jäger, ſo erzählte mir Jemand, habe ich zweimal geſehen; das eine Mal bewachte ich mit einem Kameraden im Herbſt die Kartoffeln. Wir hatten ein Feuer angezündet; als ich das Jauzen wie von einem wilden Schwein oder von einem Eſeltreiber: Hoi! hoi! vernahm, ging ich eine Strecke weit vom Feuer weg, um ihn zu erblicken. Doch ſah ich ihn ſpäter deutlicher, als ich in einer Bucht (Köhlerhütte) war. Da zog er über die Bucht weg, kaum hundert Schritt entfernt. Er kam vom großen Breitenberg und zog in der Waldung durch nach dem Boshai. Tauſend Stimmen hörte ich aus der Luft, ſah aber nur den wilden Jäger. Er ſah ungefähr aus wie ein Förſter und hatte an ſich viel grünes Kram. Ob er durch die Lüfte ging oder ſchritt, konnte ich nicht unterſcheiden, es war faſt als ob er flöge und als ob ſich ein Fittich rege, doch kann es auch ein Mantel geweſen ſein, den er auseinanderſchlug. Sein Aufzug war zu vergleichen, wie wenn die Sonne ſchnell über einen Ort hinzieht. Deshalb konnte ich ihn auch diesmal noch nicht genau ſehen, doch erkannte ich deutlich, daß es Derſelbe war, den ich, nur noch weniger deutlich, auf dem Felde geſehen hatte. Beide Male verhielten wir uns ganz ruhig. Denn den Eſeltreibern, die am Brocken gelagert waren und das Hu! hu! und das Bellen der Hunde nachahmten, als er vorüberjagte, warf er die Lende von einem todten Pferde zu und rief: weil ſie ihm hätten geholfen jagen, ſollten ſie auch helfen knagen, die Pferdelende ſolle ihnen zur Weisheit dienen, daß ſie ihn künftig nicht wieder nachmachten.

IV.

In Andreasberg erzählt man vom wilden Jäger: er hätte durch den Eber ſeinen Tod gefunden und ſich dabei gewünſcht, nicht zu verweſen und zu jagen bis an den jüngſten Tag. Darum verweſt der wilde Jäger nicht und muß jagen bis an den jüngſten Tag. Viele haben das Hundebellen und den Jagdruf: Hoi! hoi! in der Luft gehört. Einſtmals hat ihm Jemand am Breitenberge unter dem Brocken nachgejagt, d. h. er hat [illegible] Hoi! hoi! gerufen, da hat der wilde Jäger auch gerufen

Haſt du geholfen jagen,
Sollſt du auch helfen knagen,

und hat ein todtes Pferd heruntergeworfen. Da hat der aber verlangt, er ſolle ihm Kümmel und Salz dazu bringen, und das hat er nicht gekonnt. Da hat der brauchen das todte Pferd nicht zu eſſen.

2. Wolfswarte.

Am Bruchberge und beſonders in einer beſtimmten Gegend deſſelben waren früher ſo viele Wölfe, daß, wer dort übernachten mußte, auf die Klippe, die deshalb Wolfswarte genannt wird, ſich begab und dort ein Feuer anzündete, ſie zu verſcheuchen. Einſtmals kohlte ein Köhler unweit der Wolfswarte, der erwartete vom Sonnabend bis Sonntag Morgen ſeine Frau, welche ihm Lebensmittel bringen ſollte. Da ſie auch am Sonntag Morgen nicht kam, ſo wollte er ihr entgegengehen, da begegnete ihm ein Wolf, der hatte die Schnauze voll rother Faſern, die waren von dem rothen Rocke der Köhlersfrau, welche er etwas weiterhin zerfleiſcht und getödtet hatte. Zuletzt wurden die Waldungen am ganzen Bruchberge wegen der reißenden Thiere, beſonders der Wölfe, abgebrannt, und das iſt der Grund, weshalb er noch jetzt an vielen Stellen ſo kahl iſt.

3. Die Bauern am Ackergebirge.

Beim Beerenpflücken am Ackergebirge, das zum Bruchberge gehört, haben ſich einmal vor alten Zeiten drei Bauersleute aus dem Lande verirrt und ſind zuletzt, weil ſie ſich gar nicht wieder fortfinden konnten, da umgekommen. An der Stelle, wo ſie nach längerer Zeit gefunden und begraben wurden, ſtehen am Acker bis auf den heutigen Tag drei Steine. Ein Hirtenknabe iſt einmal, als es am Bruchberge noch ſo ganz öde war, am Acker bis unter die Arme in den Bruch (Moraſt) verſunken und hat ſich da acht Tage durch Schnecken, die um ihn her gelegen haben, ernährt.

4. Der Wolfskopf.

Am Wolfskopfe hat ſich der Waldarbeiter Nothdurft mit einem ſcharfen Beile in den Fuß gehauen und iſt daran geſtorben, er läßt ſich nun dort in der Gegend des Acker gebirges ſehen. Zwei Brüder lagen in einer Bucht (Köhlerhütte, auch Köhlerköthe) zur Nachtzeit, als der Eine von ihnen erwachte und Nothdurft ſah. Er weckte den Andern, dieſer war ſehr beherzt und da er nichts erblickte, ſo trat er zur Bucht hinaus und ging, um friſche Luft zu ſchöpfen, in der hellen Nacht ganz um dieſelbe herum, ohne Jemand zu bemerken. Kaum aber hatte er ſich dann wieder neben ſeinem Bruder niedergelegt, als Nothdurft ſich ganz zur Thür der Bucht hereinlegte. Die Brüder, welche ihm nun nachblickten, ſahen ihn nach der Stelle hingehen, an welcher er ſich gehauen. Dabei ſchrie er fortwährend: Hoi! hoi! hoi! wie ein Eſeltreiber oder eine Eule.

---

5. Die Goldlöcher.

Es iſt einmal ein Fuhrmann Namens Dehne aus der Altenau mit ſeinen Pferden über den Bruchberg gefahren. Da ſah er auf einmal vom Wege aus ein Loch, worin gelbe Erde war. Er dachte, du ſollſt dir einmal einen Brotbeutel voll davon mitnehmen; kratzte alſo einen Haufen zuſammen und that denſelben in ſeinen Brotbeutel. Dieſen nahm er mit nach Hauſe. Hernach hat er gedacht, das könnte vielleicht Werth haben, hat die Erde nach Goslar genommen und da verkauft. Dazwiſchen iſt auch Gold geweſen. Darauf iſt er einmal wieder über den Bruchberg gefahren, da hat er wieder daran gedacht und hat wieder zuſehen wollen, ob er das Loch hat wieder finden können. Da iſt aber von keinem Loche eine Spur zu ſehen geweſen, ſo eifrig er auch geſucht hat.

Auch ſind einmal zwei Männer aus der Altenau, Einer hat Fedriſch und der Andere hat Schmidt geheißen, ins Holz gegangen. Sie ſtreiften ſo im Walde herum, trockenes Holz zu ſuchen, und dabei kamen ſie ins Kellwaſſer. Auf einmal kamen ſie an einen großen grünen Platz, in deſſen Mitte ein Loch war. Sie guckten hinein. Da war's in demſelben ſo wie gelber Letten (Lehm). Sie dachten, ihr ſollt euch doch einmal von dem Krame ein Bischen mitnehmen; machten ſich alſo Jeder ſo einen Klumpen, wie ein großer Schneeball groß iſt, zurecht und nahmen ihn mit. Auf dem Wege beſah Schmidt ſeinen Lehm und ſagte zu ſeinem Kameraden: was ſie doch mit dem Lehme wollten, den könnten ſie hinter ihrem Hauſe finden, den brauchten ſie ſo weit nicht zu ſchleppen, kurzum er warf ſeinen Lehm fort. Der Fediſch iſt aber klüger geweſen und hat ſeinen Klumpen behalten. Wie er nach Hauſe kam, legte er ſeinen Klumpen oben aufs Kandelbrett über den Fenſtern. Da iſt auch einmal ein Schacherjude gekommen, der auch in Gold und Silber geſchachert hat. Sowie er in die Stube trat und da oben auf das Brett guckte und den Klumpen gewahr ward, ſo ſagte er zu dem Fediſch, er ſolle ihm doch das einmal zeigen. Er nahm den Klumpen herunter, und wie der Jude ihn beſehen hat, ſo bot er ihm gleich einen Gulden; er war damit zufrieden, und der Jude gab ihm einen Gulden und ging mit dem Klumpen fort. Da iſt auch in dem Lehm Gold geweſen. Wie nun der Fediſch und der Schmidt einmal wieder bei einander kamen, da ſagte der Fediſch zu ihm, daß er für ſeinen Klumpen einen Gulden bekommen habe. Das ärgerte den nun, daß er ſeinen Klumpen weggeworfen hatte, und er beredete den Fediſch, noch einmal dahin zu gehen und Etwas davon zu holen. Aber wie ſie ins Kellwaſſer kamen, da ſahen ſie von keinem Lehme etwas und der ganze Platz war mit Raſen bewachſen.

5. Der ſilberne oder goldene Hirſch.

1.

Vor vielen Jahren iſt in der Altenau ein Jäger geweſen, welcher auf einer Wieſe im Schulthale gelegen und geſchlafen hat. Auf einmal ſind ein Paar Männer gekommen, welche Venetianer geweſen ſind. Dieſe Männer ſind immer nach dem Bruchberge gegangen und haben Gold herausgeholt, was kein anderer Menſch hat zu finden gewußt. Sie haben ihn aufgeweckt und ihn gefragt, ob er ihnen nicht den Weg nach dem Bruchberge zeigen könnte. Der Jäger hat hier in der Gegend gut Beſcheid gewußt und alſo geſagt, den könne er ihnen wol zeigen. Darauf ſind ſie mit ihm fortgegangen nach dem Bruchberge. Da ſind ſie miteinander nach einer kleinen Grube gegangen, welche wie ein Stollen in den Berg hineingeführt hat. Hier haben ſie die gelbe Erde, welche ſich in derſelben gefunden, ausgewühlt und in einen Beutel gethan. Das iſt aber das pure Gold geweſen. Wie ſie fertig ſind, haben ſie ſich hingelegt und geſchlafen. Wie ſie aber aufwachen, da ſind ſie Alle in Venedig. Der Jäger hat ſich nun aber in der großen Stadt nicht zu finden gewußt, da haben ihn ſeine zwei Gefährten in der ganzen Stadt herumgeführt, ihm in ihrem Hauſe auch ihre ganzen Schätze gezeigt, die ſie gehabt. Sehr viele Schränke zeigten ſie, wo Alles, was man nur hat erdenken können, von Silber und von Gold geweſen iſt; auch alle Mineralien. In dem einen Schranke iſt eine ganze Jagd geweſen, Hirſche, Rehe, wilde Schweine und alle wilden Thiere, entweder von Gold oder von Silber. Der Jäger hat einen ſilbernen Hirſch zum Andenken bekommen. Des Abends legen ſie ſich zu Bette und wie ſie am andern Morgen aufſtehen, da iſt der Jäger wieder im Schulthale auf der Wieſe, wo er gelegen hat, und die Venetianer ſind in Venedig geblieben. Seinen ſilbernen Hirſch hat der Jäger bei ſich gehabt. Hernach hat der Jäger einmal wieder nach der Grube gewollt, um ſich von der Erde auch was zu holen, da hat er aber weder den Weg zu der Grube noch die Grube ſelbſt finden können.

II.

Dieſelbe Sage wird auch folgendermaßen am Oberharz erzählt: Ein Revierförſter ging eines Morgens in ſeinem Revier, da ſah er von Weitem ſechs Menſchen kommen. Er ging auf ſie zu, fragte, was ſie da machten, kannte aber Keinen davon, weil ſie ſo unſcheinbar waren und keine rechte menſchliche Statur hatten. Er drohte ihnen und ſagte, ſie möchten ihm ſein Revier nicht verruiniren, ging aber von ihnen fort, ohne ſie weiter zu verſtören. Am andern Morgen ging er wieder an dieſe Stelle, um nach den Männlein zu ſehen. Da traf er Niemand mehr an, dachte, das ſei wol nicht die Zeit, wo die Männlein da wären, ſetzte ſich hin und ſchlief ein. Als er aufwachte, war er in einer Gegend, wo er noch niemals geweſen war. Nun ging er da umher und gelangte an ein großes Waſſer. Da kam ein großer Hund und erbot ſich, ihn über das Waſſer zu tragen. Als er nun über das Waſſer hinüber war, fand er einen großen Garten. Darin waren Vögel, die konnten ſprechen und ein Haus, das war ſo durchſichtig wie Kryſtall. Da kamen die ſechs Leute und führten ihn in dies Haus, da war Alles, was hier auf Erden iſt, von Golde — auch das ganze Wild — Hirſche, Schweine, Haſen, Füchſe. Da ſagten die Leute: er ſolle ſich davon Etwas *wünſchen* und der alte Förſter wünſchte ſich darauf einen Zehnender. Nun nöthigten ſie ihn auch zum Eſſen; die Speiſe waren *weiße Schlangen*. Der Förſter ſagte anfangs, die könne man nicht eſſen, mußte aber eſſen. Nun mußte er ſich in ein Bett legen und als er aufwachte, ſaß er an dem Baume, wo er an dem Tage hingegangen war. Er ſchaute um und um, ob er träume; da war unter ihm ein Born, da kam eine Statur heraus und ſagte, daß er *nicht* träume, hier ſei der Hirſch, den er ſich gewünſcht habe. Der Förſter nahm den Hirſch, die Statur war verſchwunden, und er ging mit ſeinem goldenen Zehnender nach Hauſe

---

Sagen der Bergſtadt St.-Andreasberg.

1. St.-Andreasberg.

Die Bergſtadt St.-Andreasberg iſt benannt nach der erſten dortigen Grube: **Andreaskreuz**, die noch jetzt im Betriebe iſt. Dieſe Grube aber ſoll daher den Namen haben, daß die erſten Bergleute hier zwei übereinander ſetzende Gänge antrafen, wovon es nach uralter chriſtlicher Bergmannsſprache heißen ſoll: Die Gänge machen ein Andreaskreuz. Nach dem Bergmannsglauben verſpricht ein ſolches Kreuz edle Anbrüche.

2. Der Bergmönch in St.-Andreasberg.

1.

Auch in **St.-Andreasberg** iſt der Bergmönch bekannt. Er war ein wirklicher Mönch und wollte die Bergwerke einrichten, brachte es aber nicht zu Stande. Den Rehberger Graben fing er an zu bauen, der die ganzen Waſſer zum Bergbau nach Andreasberg bringt, war auch faſt damit zu Ende, da wurde er darüber bankrott. Nach ſeinem Tode ließ er ſich nun, weil ihn der Gedanke an den Bergbau nicht ruhen ließ, ſehen, im Wäſchgrund, vor dem Treibholz, am

Dammbach und wo die Grube Samſon, vielleicht der tiefſte Schacht der Erde, ſteht. Ueberall aber, wo er gegangen iſt, haben ſie nachher Erz gefunden, und daher rühren die reichen andreasberger Bergwerke, die reichſten auf dem Harze. Der Bergmönch iſt von Geburt ein Graf geweſen, und wie er ſich als Geiſt hat ſehen laſſen, hat er Puffjacke, Hinterleder und Licht gehabt, das Licht iſt nicht ausgegangen, und wenn der Wind ſo ſtark geweht hat, daß er Bäume ausgeriſſen hat.

II.

Im Sperrlutterthal kam der Bergmönch des Nachts einem Vogelſteller entgegen mit dem Geleucht, der Vogelſteller dachte, es ſei ein Bergmann, und ſprach: „Du kannſt mir wol ein wenig Inſelt (Unſchlitt) geben; wie du ſiehſt, geht mein Licht aus.“ Da gab der Bergmönch ihm Inſelt von ſeinem Grubenlicht, das brannte einen Tag und eine Nacht, da war's ſchieres Silber.

III.

Einmal kam der Bergmönch in Bergmannskleidung am Sonntag zu einem Kunſtjungen, der auf einen Kunſtknecht wartete. Der Kunſtjunge meinte, es ſei ſein Kunſtknecht, fuhr alſo hinter ihm her, bis ſein Inſeltlicht trocken war. Da legte ihm der Bergmann eine weiße Wand (ein Stück Kalkſpath) aufs Licht, da hat es wieder gebrannt. Der Bergmann hat nicht geſprochen, ſie haben aber viel Erz miteinander geſehen. Nach einiger Zeit kamen ſie wieder auf den Fleck, wo ſie angefahren waren, da iſt der Bergmann verſchwunden. Es hat ſich aber gezeigt, daß der Kunſtjunge dreißig Jahre hinter ihm hergefahren iſt. Von den Leuten, mit denen er gearbeitet, iſt Niemand mehr dageweſen, und das Haus, worin er gewohnt hat, haben fremde Leute bewohnt. Sein Licht hat aber immerfort gebrannt, bis er's einmal an Jemand verkauft hat. Da hat es nicht mehr gebrannt, und als der Käufer es ihm wieder gebracht, hat es auch bei ihm nicht mehr gebrannt.

IV.

Im Jahre 1849 hat der Bergmönch ſich zuletzt ſehen laſſen. Damals ſollte die Grube Andreaskreuz eingeſtellt oder doch nur noch ſchwach betrieben werden, da zeigte ſich der Bergmönch im Wäſchgrund und iſt gegangen bis nach dem Berge Mathias Schmidt, wo der andreaskreuzer Gang hingeht. Das dauerte wol vier Wochen und viele Leute ſind des Abends zwiſchen Neun und Elf hingegangen, um ihn zu ſehen. Seitdem iſt nun auch wieder Erz da und die Grube ſteht in gutem Betrieb.

3. Steiger Calvör.

In einer Grube auf Andreasberg wird das Rothgülden gegraben, das iſt ſo koſtbar, daß die Bergleute, die aus dem Schacht kommen, am ganzen Körper unterſucht werden. Dort kamen zu einer gewiſſen Zeit ſo viele Bergleute, die des Nachts arbeiteten, zu Tode. Einſt nahmen ſich zwei Kameraden vor, die Urſache dieſer Todesfälle zu unterſuchen. Da kam um die Mitternachtsſtunde ein furchtbares Brüllen und Getöſe und ſo näherte ſich ein furchtbarer Ochſe. Als ſie ihn aber mit dem Bohrfäuſtel und mit dem Zweimenſchenbohrer angriffen, verſtummte das Gebrüll und bald darauf bat es mit menſchlicher Stimme aus der Ochſenhaut ums Leben. Die Bergleute riſſen nun die Ochſenhaut herunter und da kam der Steiger der Grube, mit Namen Calvör, zum Vorſchein. Er bot ihnen viel Geld, wenn ſie ſchweigen wollten, denn er hatte die Ochſenhaut, die er im Schacht verborgen hielt, benutzt, um die Bergleute zu ſchrecken und dann zu tödten, um viel Rothgülden für ſich aus dem Schacht zu bringen. Die Bergleute aber wollten ſein Geld nicht und zeigten ihn an. Als er feſtgenommen werden ſollte, hatte er ſich in den Schacht geſtürzt. Lange hat er da geſpukt und überall den Bergleuten im Wege geſtanden und oft haben die zueinander geſagt: Da ſteht der lange Calvör ſchon wieder mit ſeiner Ochſenhaut.

4. Frau Holle, die ſchwarze Kathrine und die Waldfrau in St.-Andreasberg.

Alle Nacht von Elf bis Zwölf kommt die Frau Holle nach den Drei-Brotſteinen im Walde bei Andreasberg, ſetzt ſich darauf und weint. Dieſe Steine ſehen wie drei aufeinandergeſchichtete Brote aus, ſind von der Erde an wol drei Lachter hoch. Sie liegen auf einer Höhe, zu deren beiden Seiten Thäler ſind, in deren jedem Waſſer fließen, von denen das eine Dreibrotenwaſſer heißt. Wenn da im Sommer an einem beſtimmten Tage Jemand durchgekommen iſt, ſo iſt die Frau Holle ihm auf dem Rücken geſprungen und er hat ſie etwa ſieben Minuten, bis vors Waſſer, tragen müſſen. Wer die Steine, die früher Bröte geweſen ſind, wieder in ſolche verwandeln kann, erlöſt die Frau Holle.

Einige ſagen auch, die ſchwarze Kathrine ſei in die Dreibroten verwieſen.

Früherhin ſagte man in Andreasberg den Kindern, um ſie zu ſchrecken: „Wir rufen die Frau Holle herein!“ Sich in ſie zu verkleiden, wie an andern Orten geſchieht, hätte dort Niemand gewagt.

Einſtmals ging eine Mutter mit ihrem Kinde ins Holz und kamen nach dem Berge, welcher jetzt: Sieh-dich-im (Sieh-dich-um) heißt und im Löwengrund liegt. Da ging das Kind, das ein Mädchen geweſen iſt, von der Seite ihrer Mutter fort, in die Hecke (Gebüſch), hörte auch nicht auf das Rufen der Mutter. Da erſchien vor dem Mädchen eine ſchwarze Frau mit zwei Eimern ohne Boden in der Hand, welches die Frau Holle geweſen iſt, drehte dem Mädchen den Kopf um und ſprach: Sieh dich im. Seit der Zeit heißt der Berg: Sieh-dich-im.

Auf Andreasberg geht auch ein Hund, der einen Korb in der Schnauze hat, worin ein Bund Schlüſſel iſt. Er taucht bei dem Mühlenborner Puchwerk auf und geht ganz im Sperrlutterthal herunter, wo er verſchwindet.

Wer den Sonntag geboren iſt, von dem ſagt man, daß er die Waldfrau in einem weißen Laken ſehen könne. Einſt rupfte eine Frau im Walde Brenneſſeln, da ging die Waldfrau immer hinter ihr und rupfte wie ſie.

5. Das grüne eiſerne Schwein mit dem hohen Buſch.

In Andreasberg läßt ſich ein eiſernes grünes Schwein ſehen, welches ſchon einmal einem Bergmann die Hoſe ausgezogen hat, daſſelbe hat einen hohen grünen Buſch auf dem Buckel und richtet viel Schaden in den Geſchneiten (Dohnenſtiegen) an, kann ſich auch leicht verwandeln. So hat es ſich z. B. vor den Augen eines Bergmanns in ein Stachelſchwein und in einen Vogel verwandelt; es kann ſich auch außerdem unſichtbar machen.

6. Der Stoßemann.

Auf der Landſtraße, die von Herzberg nach Andreasberg führt, läßt ſich ein Mann mit einem Mörſer und Stoßer, der Stoßemann, ſehen; er hat ſeinen Stoßer und Mörſer in der Hand und läuft die Straße auf und ab. Wenn der geſtoßen hat, ſo ſind die Funken immer aus dem Mörſer geflogen. Auch ſpricht man in Andreasberg viel von dieſem Stoßemanne den Kindern vor und ſagt: „Der Stoßemann ſoll euch holen, wenn ihr nicht artig ſein wollt.“

7. Die Rathskatze.

Im Jahre 1314 hat ſich ein Planet gezeigt, der gar ſelten kommt und deſſen lange Jahre nicht zu finden geweſen iſt. Da lebten die Leute auf Andreasberg in großen Aengſten, was dieſer Schweifſtern, der hinten wie ein Beſen geformt war, ihnen wol bringen möchte. Auch kamen ſie jeden Abend zuſammen und wollten den Schweifſtern ſehen. Zwei Abende ſaßen ſie in ihrem Rathhauſe beieinander und warteten auf den Stern, aber er zeigte ſich erſt am dritten, und wie! In dem Rathhauſe waren nämlich ſo viel Mäuſe geweſen, daß es auf Andreasberg nicht Katzen genug gab, um ſie wegzufangen. Da kamen die Andreasberger durch ein Schreiben aus Paris an eine gute Katze, die ließen ſie ſich mit Extrapoſt kommen und die Herren von Andreasberg räumten ihr das ſchönſte Rathhauszimmer ein, darin wurde ſie in einer Stunde ſo groß und ſo dick, daß ſie nicht mehr zur Stubenthür hinauskonnte. Als nun die Andreasberger zwei Abende vergeblich auf den Kometen gewartet hatten, da brachte ſie am dritten Abende dreihundert Junge zur Welt. Nun hatte das Rathhaus zu St. Andreasberg dreihundert Fenſter, und da ſaß in jedem von den dreihundert Fenſtern des Rathhauſes eine junge Katze. Zuletzt brachte die alte Katze noch einen Ziegenbock zur Welt, und der hatte den erwarteten Kometen hinter ſich. Da kamen die Leute aus ihrem Traume, was der Komet bedeutete. Aber er hatte doch noch mehr zu bedeuten als dies. Denn um dieſelbige Zeit kamen viele Schneider nach Andreasberg, die hatten in Holland eine Rebellion gemacht und waren darum dort vertrieben. Weil aber auf dem Rathhauſe kein Platz war, ſo wurden ſie bei dem Ziegenbock in den Stall geſperrt. Da hatte aber am andern Morgen der Ziegenbock die vielen Schneider aufgefreſſen.

Seit dem großen Kometen eſſen die Leute auf Andreasberg das Fleiſch vor der Suppe. Die Katze aber iſt alt geworden 52 Jahr, 52 Wochen und 52 Tage und von den dreihundert jungen Rathhauskatzen ſtammen noch jetzt die andreasberger Katzen ab.

8. Der Rauſchenbach.

1.

Im Rauſchenbach, etwa eine halbe Stunde vom Oderteich, iſt eine Höhle, darin wohnt eine Prinzeſſin bei ſieben Zwergen. Einſt wollte ein Jüngling ſie erlöſen, dem ſagte ſie, daß er ſie dreimal küſſen müſſe, zuerſt als Prinzeſſin, dann als Pudelhund und endlich als Schlange. Sie offenbarte ihm das in Schlangengeſtalt, indem ſie ſich an einem Tiſche emporhob und den Schlangenkopf darauf legte. Als er verſprach ſie zu erlöſen, ſtand ſie zuerſt als Jungfrau vor ihm. Da küßte er ſie, und auch als Hund hat er ſie nachder geküßt. Als Schlange ſie zu küſſen hat er aber nicht gewagt, darum iſt die Prinzeſſin unerlöſt geblieben. — Die meiſten nennen die Prinzeſſin nur die Schlüſſeljungfer im Rauſchenbach und ſagen, ſie rufe beſonders die Mädchen, die Karoline hießen. Auch müſſe ſie von einem Mädchen erlöſt werden, die Karoline hieße, und wenn ihr eine ſolche folgte, ſo bekäme ſie den Schatz, der im Rauſchenbachthale verborgen ſei. Es ſei ihr aber noch keine gefolgt.

II.

Im Rauſchenbach war einmal ein Aufſeher beim Tannenpflanzen. Zu dem kam ein Mann, das mag wol ein Venediger geweſen ſein. Der nahm ihn eine Strecke weit unter eine Tanne, da gruben ſie und fanden unter einer Wurzel einen gelben Thon. Davon nahm der Mann den ganzen Holſter voll und redete auch dem Aufſeher zu, daß er wenigſtens drei Kugeln davon mitnahm. Dafür hat ihm nachher ein hamburger Kaufmannsdiener 55 Thaler gegeben und es iſt eine Art Gold geweſen. Als ſie aber wieder unter die Tanne gegangen ſind und nachgegraben haben, fanden ſie nichts mehr.

9. Der Knabe und die Venediger.

Beim Oderhauſe, welches eine Stunde von Andreasberg liegt, ſind einmal zwei Venediger gekommen, die haben einen kleinen Jungen da angetroffen, den haben ſie mit nach Venedig genommen und haben ihn da bei ſich behalten, bis er vierzehn Jahr alt geweſen iſt; wie er da eines Morgens aufgewacht iſt, iſt er wieder im Oderthale geweſen und die Venediger bei ihm. Die haben ihn da in den Berg geführt, und ihm da die Schätze und die Kunſt, der Schätze Herr zu werden, beigebracht. Da hat der in ſeinem ſpätern Alter gänzlich von dieſen Schätzen gelebt, die Venediger haben ihn aber mit einem Glückwunſche verlaſſen. Sie ſind vorgedrungen in dieſem Berge bis nach dem kleinen Brocken, der 2½ Stunden vom Oderhaus liegt; daſelbſt ſind ſie zu einer Thür, die von Stein geweſen iſt, herausgekommen.

10. Die Windeltreppe.

An der Windeltreppe unweit des Rinderſtalles bei Andreasberg ſah ein Mädchen einen ganz neuen Topf voll Pferdemiſt. Sie ließ ihn ſtehen, ſagte es aber ihrer Mutter, und die machte ihr Vorwürfe, daß ſie den Topf nicht mitgenommen. Da gingen ſie zuſammen hin, der Topf war weg, aber es lagen noch einige Viergroſchenſtücke da. Ein andermal ſah das Mädchen da einen neuen Topf voll Pferdewürmer, vor denen fürchtete ſie ſich und ließ ihn ſtehen. Das dritte Mal lagen auf bloßer Erde, wie auf einem Maulwurfshaufen, nichts als Heringsſchuppen. Die nahm ſie in ihre Schürze, da waren es nachher lauter blanke Mathier.

Andere erzählen: Am Wurzelwege bei der Engelsburger Grube habe ein Bergmann einen ganzen Tannenſtuken voll Karpfenſchuppen gefunden. Was er davon mitnahm, ſind nachher lauter Mathier geweſen. Als er darauf mit Andern wieder nach der Stuke ging, haben aber die übrigen Karpfenſchuppen nicht mehr dagelegen.

Sagen vom Rieſensbeek und Kamſchlacken.

I. Rieſensbeek und Kamſchlacken.

I.

Die Ortſchaften Kamſchlacken und Rieſensbeek ſtanden früher an der Stieglitzecke oben auf dem Bruchberge, und auf der Hanskühnenburg wohnten früher Rieſen, die wurden aufrechtſtehend begraben. Wie nun Rieſensbeek von einer großen Waſſerflut den Bruchberg heruntergefloſſen iſt, ſtieß es die Rieſen immer an den Kopf. Die ſtiegen aus den Gräbern, da kam oben Kamſchlacken auch noch angeſchwommen. Das hielten ſie dort auf, darum liegt es nun dicht unter der Begräbnißſtätte der Rieſen, die noch jetzt der „Kerkhof“ heißt und früher der „Rieſenkerkhof“ geheißen haben ſoll.

II.

Rieſensbeek und Kamſchlacken iſt früher Ein Ort geweſen, und die Häuſer, die darin geſtanden haben, ſind Hüttenhäuſer geweſen, und dieſe haben alle zuſammen einem Superintendenten gehört. Der Hüttenteich, der über Kamſchlacken liegt, wird noch heutiges Tages Superintendententeich genannt. Da ſind einmal ein paar Kartenſpieler geweſen, die haben ſo viel Leben beim Kartenſpielen gemacht und vor dem Zechenhauſe geſeſſen und geſpielt. Da ſagte der Eine beim Trumpf-Ausſpielen:

Trumpf rut!
De Superdente theilt det Geld ut.

Das hat der Superintendent gehört, hat daran gemerkt, daß ſeine Leute von der Hütte mehr profitirten als er, und hat alle ſeine Hütten, deren er 99 gehabt, eingehen laſſen.

2. Der Schimmel von Kamſchlacken.

Etwa eine Viertelſtunde von Kamſchlacken im alten Riefensbeck liegt merkwürdigerweiſe ein alter verfallener Backofen mitten im Walde; er muß ſehr alt ſein, denn Fichten von beträchtlicher Höhe und Stärke zieren ſeinen Rücken.

Vor vielen Jahren war beim Meier in Kamſchlacken einmal Spinnſtube, wozu ſich die Knechte und Mägde von beiden Höfen, Kamſchlacken und Riefensbeck, eingefunden hatten. Es ging bis tief in die Nacht recht vergnügt her. Unter Anderm wurden auch Pfänderſpiele geſpielt. Da traf es ſich, daß einem jungen Mädchen als Pfandlöſung aufgegeben wurde, einen Barnſtein vom alten Backofen zu holen. Das junge Mädchen iſt ein tüchtiger Bruckert geweſen, darum beſann es ſich nicht lange, ſondern eilte in nächtlicher Weile am Schwarzenberge vorbei, im hellen Mondſchein dem Backofen entgegen. Beim Backofen angelangt, verſuchte ſie einen Stein loszubrechen, aber das wollte ihr nicht gelingen. Da entſchloß ſie ſich in den Backofen zu kriechen, um im Innern deſſelben einen Stein abzulöſen. Kaum war ſie im Backofen, als ſie den Hufſchlag eines Pferdes vernahm. Sie nahte ſich der Mündung, um zu lauſchen, was es da gebe. Da gewahrte ſie in kurzer Entfernung einen Reiter, welcher eine Dame vor ſich auf dem Pferde hielt. Die Dame flehte ängſtlich um Gnade. Auf einmal ſprang der Reiter vom Pferde, band daſſelbe an den nächſten Baum, riß auch die Dame herunter und ſchleppte ſo das ſchreiende Weib mit ſich fort. (Andere erzählen, daß er eben dabei geweſen ſei, ſie zu ermorden.) Schnell verließ die Pfandlöſerin den Backofen, band den Schimmel los, ſchwang ſich auf denſelben und wollte davonſprengen, aber das ging nicht ſo ſchnell, denn es war Nacht und der Weg ſchlecht. Zwiſchen den Hecken und Steinen ging's oft im ſchnellſten Laufe. Bald hörte ſie den Eigenthümer des Pferdes hinter ſich. Da bemerkte das Mädchen zwei Piſtolen am Sattel, ſchnell faßte es eine derſelben und feuerte ſie nach dem Verfolger ab, da ward es ruhig und es langte wohlbehalten in Kamſchlacken an.

Die Herrſchaft kaufte dem Mädchen den Schimmel ab und der iſt lange Zeit mit den andern Pferden angeſpannt geweſen. Als er endlich ſtarb, ſind dem Meier immer die Pferde gefallen, bis er wieder einen Schimmel im Stalle gehabt hat. Das Mädchen iſt bald nach jenem Vorfalle geſtorben. — Ein beſonderer Bericht, der der Geſchichte im Ganzen um Vieles näher zu ſtehen ſcheint als das Vorige, möge hier noch folgen. Als das Mädchen eben vom Backofen wieder fort will und den Stein bereits außen gebrochen hat, hörte es in der Ferne, trapp! trapp! trapp! zwei Pferde, welche gerade auf den Backofen loskommen. Daß bei ſo ſpäter Zeit zwei Reiter gerade hierher reiten, das kommt ihr nicht richtig vor. Wer weiß, was dahinter ſteckt, denkt ſie, finden die Kerle dich hier allein, ſo könnt's dir übel gehen. Darum kriecht ſie in den Backofen hinein, und will ſich in demſelben verhohlen halten, bis die Reiter weit genug vorbei ſind. Kaum iſt ſie drin, ſo kommen auch die Reiter bei dem Backofen an und halten vor dem Ofenloche. Es iſt ein Kerl und eine Frau geweſen. Jener iſt abgeſtiegen und hat ſein Pferd an dem Ofen angebunden. Darauf nimmt er das Pferd der Frau am dem Zügel und führt es nach der Schlucht. Das Mädchen ſtreckt ſachte den Kopf zum Ofenloche heraus, da ſieht es, wie der Menſch der Frau vom Pferde hilft und ſie in die Schlucht hineinführt. Das Pferd aber, wie es das Mädchen ſieht, fängt an zu ſchnauben und zu nieſen und der Kerl ſagt: Na, was haſt du vor? Darauf wird ein trauriges Geſtöhne in der Schlucht, und das Mädchen kann ſich ungefähr denken, was da vorgeht. Aber das Mädchen iſt doch zu neugierig und guckt nochmals zum Ofenloche heraus. Das Pferd ſchnaubt wieder. Da kommt der Kerl wieder aus der Schlucht hervor mit einem langen Meſſer in der Hand und ſpricht: Na, was haſt du denn vor? Iſt wer Fremdes da? Das Pferd nieſt wieder. Da hat das Mädchen deutlich ſehen können, wie der Kerl ſich umſieht; und es denkt, kommt er auf den Backofen, ſo murrt er dich auch ab. Darum ſpringt's ſchnell aus demſelben heraus, macht das Pferd, welches daran gebunden iſt, los, iſt drauf wie der Blitz und ſtachelt's mit dem Meſſer, das es bei ſich gehabt hat, um den Stein loszubrechen, an und fliegt davon wie aus der Büchſe gejagt. Der Kerl auf ſeinem Pferde hinter ihr drein. Wie es ſo nahe dem Hauſe iſt, daß man es hören kann, ſchreit es aus allen Kräften: Macht auf! macht auf! Das hören die Leute in der Stube, ſpringen gleich hinaus und eben wie der Thorweg aufgeht, ſprengt auch das Mädchen herein. Der Kerl aber nicht. Der bleibt vor dem Hauſe noch eine Zeitlang halten und fordert ſein Pferd. Aber das Mädchen ſagt: Nein, es iſt ein Spitzbube, ein Mörder. Da kehrt der Räuber um und ſagt, wenn er binnen drei Tagen ſein Pferd und ſo und ſo viel Geld nicht wieder hätte, ſo ſtecke er ihnen den rothen Hahn aufs Dach, und damit zieht er ab. Aber der Kerl hat ſich nachher nie wieder ſehen laſſen und auch aus ſeiner Drohung iſt nichts geworden. Das Pferd, welches das Mädchen auf die Weiſe erbeutet hat, iſt ein Schimmel geweſen, und hinten auf iſt ein Mantelſack geſchnallt geweſen, ganz voll Geld und Ringe und Edelſteine. Das Mädchen iſt auf dieſe Weiſe reich geworden; das Pferd hat nachher ein Förſter auf dem Forſthauſe gehabt. — Die Meierei in Kamſchlacken, wo ſolches geſchah, iſt jetzt zugleich das Wirthshaus.

1. Das Gewitter.

In Rieſensbeek iſt ein Mann geweſen, dem iſt prophezeit, daß ſein Sohn vom Gewitter erſchlagen werden ſollte. Da hat der Mann einen tiefen Keller in die Erde graben laſſen. Der Sohn iſt aber ſogleich, wiewol ſein Vater ihn in dieſen Keller geſperrt hat, vom erſten Blitz getroffen.

4. Der Hirſch vom Quitſchenberge.

Auf dem Buntenbock wohnte ein Waldarbeiter, der ging nach dem Rieſensbeek zu auf Arbeit. Als er an den Quitſchenberg kam, lag da ein todter Hirſch. Wie er nun über den Hirſch ſchritt, regte er ſich, ſprang auf und lief mit dem Waldarbeiter, der gerade auf ſeinen Rücken zu ſitzen kam, davon. Seitdem iſt der Waldarbeiter von Niemand mehr geſehen.

5. Das weiße Männchen am Quitſchenberge.

In Rieſensbeek geht ein Männchen, welches ganz weiß iſt. Es kommt auf dem Zimmerplatz zum Vorſchein und geht herunter bis nach dem Quitſchenberg vor Rieſensbeek, kehrt da vor einem Kreuzweg um und geht wieder nach dem Zimmerplatz, wo es verſchwindet.

6. Die Pferdewürmer am Allerberge.

Am Allerberge oberhalb Kamſchlackens werden die erſten Heidelbeeren reif, aber der Berg wird doch gemieden, denn er iſt wegen Spukens berüchtigt. Einſt verſteckte dort, wie die Waldarbeiter zu thun pflegen, ein Waldarbeiter einen halben Topf voll Schmierkäſe, den er am Ende der Woche übrig behalten hatte. Als er nun am Montag wieder nach dem Allerberge kam, den Topf hervorſuchte und öffnete, waren nichts als Pferdewürmer darin. Da warf er vor Verdruß den Topf auf die Erde und es that einen Schlag, als wollte ſich der Berg aufthun, und weder die Scherben noch die Pferdewürmer waren zu ſehen. Seit der Zeit aber ſpektakelte es am Allerberge jede Nacht und einige Wochen darauf fand ein anderer Waldarbeiter dort 200 Thaler. Das ſind die Pferdewürmer geweſen.

Sagen vom Buntenbock.

1. Der Urſprung vom Buntenbock.

Wo jetzt Buntenbock iſt, ſoll früher nur ein Sägemühlenhof geſtanden haben; Andere ſagen, auf dem alten Hofe, aus dem Buntenbock entſtanden (es ſoll der jetzige Bormann'ſche Hof ſein), habe die einzige adelige Familie des Oberharzes gewohnt und von der Viehzucht gelebt. Seinen Namen aber ſoll der Ort auf folgende Weiſe erhalten haben. Der Beſitzer des erſten Hofes, aus dem Buntenbock entſtanden iſt, ſtellte einer Dirne nach und dieſe verſprach ihn zu erhören, wenn er ihr einen bunten Bock ſchenkte, der die Zierde ſeines Hofes war. Da ſchenkte er ihr den bunten Bock und hat dieſen auch nachher an ſeinem Thorwege abmalen laſſen zum Andenken an die Luſtbarkeit, die er mit der Dirne genoſſen hat. Einige Alte, die noch nicht lange verſtorben ſind, wollten ihn noch dort geſehen haben.

2. Das Hickeding.

Bei Buntenbock an der Ausflut aus dem Teiche hat ſich ein Mann dem Teufel unterſchrieben und dafür ein

Hickeding erhalten, das Geld hecken konnte. Einſtmals wollte er es an einen Tiſchlermeiſter verkaufen, da machte es aber ein furchtbares Brauſen. Man gibt dem Hickeding Milch und Semmel zu eſſen. Eines Tages auf dem Freiſchießen zu Buntenbock ſagte der Mann, dem dies Hickeding gehörte, zu ſeiner Frau, ſie hätten ja vergeſſen, dem Hickeding zu freſſen zu geben. Da war es verhungert, als ſie nach Hauſe kamen.

In einem Hauſe zu Buntenbock war auch ein Hickeding, das ſaß in einer verſchloſſenen Kammer, wo Niemand ſich hineintraute. Nun brannte es einmal in dieſem Hauſe, da ſchlug der Lehrer dieſe Thür auf. Da ſaß das Hickeding auf der Kammer in einem Käſtchen, es ſah wie eine Kröte aus, hatte Krötenbeine und Knopfaugen. Vor ihm ſtand eine kleine Fußbank und ein ſilberner Ambos, darauf lag ein Hammer. Es entſtand aber ein Windbrauſen und aus der Kammer kam Feuer heraus. Da wurde die Kammer wieder verſchloſſen und iſt nicht mit abgebrannt. Lange ſah man noch in ihr einen Feuerbatzen (Klumpen).

Einen Schneider, welcher gerade Bräutigamszeug anfertigte, machte ſein Nachbar glauben, dieſes Hickeding wolle rücken, und darauf ſetzte er in der Nacht einen Kohlentopf in des Schneiders Garten. Da warf der Schneider das Bräutigamszeug in das Feuer unter den Baum, um damit die Schätze für ſich zu heben und das Hickeding zu gewinnen.

3. Der Wehrwolf.

Vor alten Zeiten haben zu Buntenbock vier Leute Gras gemäht und Einer davon konnte ſich in einen Wolf verwandeln. Nun kam ein Handelsmann von Klausthal herunter mit zwei Pferden und einem Füllen und ließ ſein Vieh dort weiden. Drei Grasmäher ſchliefen, der vierte aber, der ſich in den Wehrwolf verwandeln konnte, ſchnallte ſeinen Riemen um und fraß als Wehrwolf das Füllen auf. Da legte er ſich ſchlafen zu ſeinen Kameraden. An ſeiner Unbehilflichkeit merkten die Kameraden, daß er das Füllen gefreſſen habe und begannen darauf zu ſticheln. Da ſchnallte er ſeinen Wolfsriemen um, lief als Wehrwolf in den Wald und iſt nicht wieder geſehen.

4. Die Molche.

Hinter Buntenbock hatte ein Arbeiter eine Eiſenſteinsgrube. Er hatte aber in dieſer Grube immer ſo viel Molche von gelbem und ſchwarzem Ausſehen, daß er ſie in der Karre herausfahren mußte, denn ſie krochen ihm ſogar auf ſein Eſſen und verdarben es. An einem Feuer ſchüttete er dann immer ſeine Karre um und verbrannte die Molche. Am Morgen nach dem Tage, wo er ſo viele Karren voll verbrannt, fand er noch einige in der Grube, die glänzten ſo eigen. Und indem er auch die noch ins Feuer tragen wollte, da winkte ihm der Bergmönch; er aber achtete nicht darauf und verbrannte ſie. Von nun an arbeitete er im Tauben (ohne Ausbeute). Wäre aber der Arbeiter dem Bergmönch gefolgt, ſo hätte dieſer ihm gewiß etwas offerirt und er hätte ſein Glück machen können, denn gewiß ſind die Molche eitel Gold geweſen. Die Grube iſt von dieſer Zeit an ganz in Verfall gerathen, viele Arbeiter waren ſchon darin und haben keinen Eiſenſtein mehr gefunden. Sie heißt jetzt die Molchsgrube zum Andenken an dieſe Begebenheit. Daß die Molche Gold geweſen ſind, ſteht zu vermuthen nach folgender Geſchichte.

Es wollte einmal ein Mann ſeinem Nachbar einen Schabernack anthun, der rapte einen Sack voll Molche ein, die ſchüttete er über die Thür dem Nachbar auf die Diele, der langte nun bei ihm einen Himpen (ein Getreidemaß) fort, er aber war politiſch und machte unten etwas Leim daran, um zu ſehen, was der zu meſſen habe. Wie er den Himpen zurückbekam, ſah er, daß es Gold geweſen iſt — das ſind die Molche geweſen, mit denen ihm der Nachbar hat einen Schabernack thun wollen.

Lerbacher Sagen.

1. Namen und Entſtehung des Bergdorfs Lerbach.

Wie das Lerbach noch nicht geweſen iſt, da iſt einmal ein ſehr reicher Ritter durch das herrliche Lerbacher Thal geritten, der hat nach Klausthal reiten gewollt (damals hat die Straße nach Klausthal über die rothe Soole geführt). Dieſer Reiter iſt aber ſehr weit hergekommen und ſein Pferd hat vor Durſt nicht mehr von der Stelle gekonnt. Da band er ſein Pferd auf die Wieſe dicht über dem Hauſe, worin jetzt der Vorſteher Bode wohnt, damals hat aber da ein oſteröder Rinderſtall geſtanden. Der Reiter ging, nachdem er ſein Pferd angebunden hatte, zum Berge herunter und wollte für ſein Pferd unten Waſſer ſuchen. Wie er nun herunter kam, war wegen der langen Hitze kein Fingerhut voll Waſſer in dem Bache, er ging ganz hinauf im Bache bis dahin, wo jetzt Haſens Krug ſteht. Wie er nun bis dahin gegangen war und noch kein Waſſer gefunden hatte, da lief er wieder den Berg hinan, und ſprach die Worte aus: „Ei du verdammter leerer Bach!“ Unter der Zeit aber hatte die Rinderhirtin ſein ohnmächtiges Pferd in den Rinderſtall gezogen und es da getränkt. Als nun der Reiter da ſein Pferd wieder froh wiehern hörte, ging er hin, holte ſein Pferd wieder und beſchenkte die Leute hierfür ſo reichlich, daß ſie die Rinder zu hüten nicht mehr nöthig hatten. Darauf —

ſagen Einige — habe Heinrich der Finkler, der Städteerbauer, auch das Bergdorf Lerbach erbaut und ihm wegen des Wortes von jenem Ritter den Namen gegeben: Lerbach.

Die Meiſten aber erzählen ſo, daß die Hirtenfrau im Thale und im Walde umher Kräuter geſucht habe. Sie habe ſich auf des Ritters Pferd geſchwungen, das unbewacht dageſtanden, weil der Ritter Waſſer geſucht, und ſei mit ihm nach dem Rinderſtalle gejagt. Das Pferd, das ein Schimmel geweſen, ſei nun zwar trotz des vorgeſchobenen Riegels nicht im Stalle zu halten geweſen, ſondern daraus auf wunderbare Weiſe verſchwunden; aber von dem Gelde, das in dem hintenauf geſchnallten Mantelſacke geweſen, ſei Lerbach erbaut. In das Mühlenthal, das an das große Lerbacher Thal ſtößt, ſoll auch der Rinderhirt verwieſen ſein, der an dem Raube Theil hatte.

Einige erzählen auch, der Ritter, der dem Bergdorfe Lerbach den Namen gegeben, habe zuvor ſein Pferd ſchon am Teufelsloche bei Oſterode tränken wollen und weil der Rand deſſelben zu ſteil dazu geweſen, ſo habe er geſagt: du Teufelsloch! und dadurch auch dem Teufelsloche den Namen gegeben.

2. Vieh bedauern.

Wenn man ein Vieh beim Schlachten bedauert, ſo hat es langes Leben, gibt wenig Blut und ſein Fleiſch iſt den Menſchen ſchädlich, ſodaß ſie dann auch daran ſterben müſſen. Einmal war ein Mann und eine Frau, die hatten ſo eine ganz große Kuh, und das liebe Thier war ſo ſchön bunt und hatte euch einen ordentlichen Stern vor ihrem Kopfe und eine ſo ſchöne große Zitze, und da ſaß ſo viele ſüße Milch darin. Nun ging die Kuh einmal über einen ſchmalen Steg, da fiel ſie herab und brach ein Bein. Mit vieler Mühe wurde ſie wieder zu den Leuten ins Haus gebracht, denen ſie gehörte, und da ſollte ſie geſchlachtet werden. Als der Schlächter kam, bedauerte nun der Mann die Kuh ſo ſehr, daß ſie erſt vom hundertſten Schlage vor den Kopf in die Knie ſank. Der Mann aber heulte immer zu, und als der Kuh ſchon das Fell abgezogen war, ſtand ſie noch einmal auf und ging auf der Diele umher. Jetzt ſagte der Hirt, das Fleiſch ſei nicht zu genießen, es würde Dem den Tod bringen, der es äße. Da mußte zum Schinder geſchickt werden, und als der die Kuh auf den Schindanger hinausſchleifte, heulte und jammerte der Mann erſt recht. Da tröſtete ihn die Frau, wie ſie dem Schinderkarren nachſah, und weil ſie auch nicht mit Verſtande zu ſehr geſegnet war, ſo ſagte ſie: „Sei doch nur ruhig, den Weg, den unſere Kuh jetzt geht, müſſen wir ja Alle einmal gehen!“

---

3. Von einer Gaſtwirthsfrau, die nicht treu gehandelt hat.

Eine Gaſtwirthsfrau in Lerbach hat die Leute betrogen mit Gewicht und Gemäß, hat Waſſer zwiſchen die Milch gethan und überhaupt nicht richtig gehandelt. Einſtmals ging ſie in den Keller und wollte einem Reiſenden ein Glas Bier holen. Als ſie bei dem Bierfaß ſtand, ſo kam mit einem Male der Keller niedergeſtürzt, und fiel die alte Frau todt, und haben die Angehörigen drei Tage müſſen arbeiten, ehe ſie die Frau gefunden haben, und da iſt ſie gehörig beerdigt. Aber von der Zeit an iſt ſie ſpuken gegangen. Wenn die Leute des Abends noch in den Stall gewollt haben, hat ſie bei der Kuh geſeſſen, oder haben ſie in den Keller gewollt, ſo hat ſie vor dem Bierfaſſe geſeſſen, oder wenn ſie des Morgens haben einheizen wollen, ſo hat ſie vor dem Ofenloche geſeſſen; dann haben die Leute ihr erſt jedesmal einen Schlag geben müſſen, ehe ſie fortgegangen iſt. Die Leute wußten ſich zuletzt nicht mehr zu helfen und erzählten es einem alten Manne, der ſagte: „Ach, Lühe, jie möttet den Paſtor un einen Pater or ein Kapziener kohm laten, dat jöck dei dat ole Speukedink in dat Möhlendahl verwieſen kann.“ Alſo kamen die Verweiſer an und forderten das alte Spukeding hervor. Als ſie nun kam, ſo ſagte der Pater: „Hanne Charlotte, du ſollſt in das Mühlenthal verwieſen werden.“ Da ſagte das alte Spukeding: „Ach, ne, ne, ek kann nich ut mienen Krauge ruter gahn, dat is et Mienige, et is et Mienige.“ Der Pater ließ nicht nach und verwies ſie in das

Mühlenthal. Aber das Geſpenſt war immer wieder in dem Gaſthauſe geſehen und auch in dem Mühlenthale. Einen Abend kam ſie einmal zwiſchen Elf und Zwölf wieder und bettelte, daß ſie doch nur möchte unter der Treppe eine kleine Stelle haben, aber da kam der alte Wirth und ſagte zu der Verwieſenen: „Du heſt nu diene Stehe in den Möhlendahle, da geiſt du ok weer hen oder ek will dek Beine maken.“ Da ſchrie ſie noch einmal: „Ek ſal ut mienen Krauge gahn, dat is et Mienige, et is et Mienige.“ Da ward auf einmal ein Sauſen und Brauſen in dem Gaſthauſe, daß einem Jeden angſt und bange ward und da war das alte Geſpenſt auf einmal fort und iſt nun blos noch in dem Mühlenthale ſpuken gegangen, und da hat ſich kein Menſch dürfen hinwagen vor ihm. Alſo dieſer Wirth hat einſtmals in dieſem Thale Feuerholz gehabt und hat da mehrere Frauen genommen, die das Holz tragen ſollten. So gingen ſie denn hin und trugen an dem Feuerholze. Als das eine Mädchen ſein Bund aufgehuckt hatte, kam das alte Geſpenſt und ſetzte ſich auf das Holz hinten drauf. Da konnte das Mädchen nicht aufſtehen. Da warf das Mädchen das Bund Holz ab und lief nach Lerbach. So iſt es vielen Mädchen beim Holzholen im Mühlenthale ergangen.

Auch der Wegarbeiter Bertram erzählte, daß er als Knabe im Mühlenthale ein Mädchen, das Holz getragen habe, für todt daliegend gefunden. Er bemerkte ſogleich die Urſache, da die „verwieſene“ Wirthin neben dem Mädchen auf dem Holzbündel ſaß. Er fing nun zuerſt an zu beten und, da dies ohne Erfolg war, zu wittern (wettern, fluchen), worauf ſie ſich langſam entfernte. Das Mädchen iſt nach einer fünfwöchigen Krankheit, welche ihr die Erſcheinung zugezogen hatte, wieder geſund geworden.

4. Jägerſpuk.

In Lerbach war ein Schütze, der traf ſo gut, daß er immerfort auf den Schützenhof kam, wenn das Schießen eben vorbei war; dann that er noch ſeine drei Schüſſe und dadurch wurde er jedesmal der Beſtemann. Einſtmals kam er auch ſo ſpät an und die Schützenbrüder ſprachen untereinander: jetzt wird er uns abermals den Gewinn entreißen. Der gute Schütze aber lehnte ſein Gewehr an den Schützenſtand und ſagte dann: es möge ihm Niemand etwas zum Schur und zum Tort thun, er könne ſonſt nicht dafür einſtehen, daß kein Unglück geſchähe. Es ſtanden ihm aber drei Scheiben ſtatt einer vor Augen, das ſahen die Andern nicht und nur der Eine wußte es, der ihm das Blendwerk dort hingeſtellt hatte. Als die beiden falſchen Scheiben nicht verſchwanden, ſchoß er los auf die Scheiben und da fiel der Mann, der das Blendwerk gemacht hatte, gerade hinter ihm zu Boden und war mitten ins Herz getroffen.

In Lerbach wird auch erzählt, daß in der „Wäſche" drei kreideweiße „Wilperte" (Rehe) auf hoher Klippe geſtanden und ſich dem Jäger gezeigt haben. Der Förſter Fleiſchmann ſah einſt im Hahnenwinkel zwiſchen Lerbach und Oſterode eine große Katze. Da lud er einen Mathier, vor dem aller Spuk zunichte wird, in die Büchſe und als die Katze das ſah, ſtand ſogleich eine natürliche Frauensperſon da, die er genau kannte. Da ſagte er zu ihr: „Thu das nicht wieder, was du jetzt gethan haſt, ſonſt biſt du geliefert." Da ging das Weib beſchämt von dannen. Sogar als Haſen ſind den Jägern hier bereits Hexen erſchienen.

5. Der Jägerburſche und die Jungfrau.

In der Gegend von Lerbach nach Mitternacht zu winkte einem Jägerburſchen eine Jungfrau ihr zu folgen in einen Berg. Sie deutete in demſelben auf einen Sarg, ohne zu reden. Er faßte nun an den Henkel, um den Sarg umzuſtoßen, doch dieſer war ſo ſchwer, daß der Henkel abbrach. Hierauf entſtand in dem Berge ein großes Getöſe und der Jägerburſche entfloh, hat auch ſpäter an der Stelle die Oeffnung nicht mehr gefunden. Hätte er den Deckel geöffnet, anſtatt den Sarg umſtoßen zu wollen, ſo wäre es gewiß zu ſeinem Glücke geweſen und würde ihm die Jungfrau ſchon weitere Zeichen gegeben haben, wie er ſie hätte erlöſen ſollen, indem wahrſcheinlich in dem Sarge eine Schlange oder ein anderes Thier gelegen hat, worin die Jungfrau verwünſcht geweſen iſt. Auch iſt es ſchon vorgekommen, daß Soldaten ſich haben in ſolche Särge hineinlegen müſſen, um dadurch zu erlöſen. — Der Jägerburſche iſt jetzt Förſter im Elbingerödiſchen und bewahrt den Sarghenkel noch immer zum Andenken; es iſt ihm ſchon viel Geld dafür geboten, er gibt ihn aber nicht her.

6. Das wilde Mädchen. (Niederdeutſch, lerbacher Mundart.)

In Lärpich ſind freuer mal paar ohle Lüe weſt, dä ſind ſau gottesförchtig eweſt un hewwet eine einzige Dochter ehat, dei is ſau wild eweſt. Kort vor öhren Doe latet ſe ſek von der Dochter anloben, dat ſe ok will gottesförchtig un nich mehr ſau wild ſien. Aber dat Mäken hät hernacher ſien Wohrt nich eholen un is immer in ſiene dullen Geſellſchaften gahn. Da drögt et ſek tau, dat öt den einen Abend am Kerkhowe mot ne Doenkopp langen. Weil düt Mäken bei ſiener Mutter Grabe dorchkümmt, liet da en witt Laken. Oet geit erſcht hen un halt den Doenkopp, wie öt mit den Doenkoppe wedder retour kümmt, liet dat Laken da noch un öt nümmt dat Laken mee. Knappe is öt in dat Hus rin, ſau kümmt ok ſiene Mutter all vor't Fenſter un ſegt: ſei wolle öhre Laken hewwen. Oet will et taun Fenſter rut recken, aber ſiene Mutter ſegt, öt ſolle et da wedder henbringen, wo öt et wegelanget härre. Sau geit de ganze Geſellſchaft mee up den Kerkhof und nöhmet dat Mäken in öhre Midde und weil öt dat Laken eben henſchmitt, kümmt en Geiſt un territt 't in veir Schtücke.

7. Die lerbacher Zwerge.

1.

Es iſt noch gar nicht lange her, daß die Zwerge durch das Bergdorf Lerbach „durchmarſchirten“. Wohin ſie zogen, wußte man mir nicht zu ſagen. Aber ſie verwechſelten viele Kinder mit Wechſelbälgen, und darum waren dort noch vor einiger Zeit viele verkrüppelte Menſchen. Noch ſpäter aber ſcheint es geſchehen zu ſein, daß einzelne Zwerge ſich dort aufhielten. Man hörte ſie mit den Kindern reden, wenn dieſe allein in den Stuben waren. Einſtmals ließ ein Kind den Zwerg in der Stube mit aus ſeinem Napſe eſſen, da hörte man draußen, wie der Zwerg mit ſehr grober Stimme (auch der Teufel hat eine grobe Stimme) zu dem Kinde ſagte: „Du moßt den Napp ok nich ſau ſcheif holen.“ Ein ander Mal hörte man, wie eine alte Zwergin einen Zwerg aus der Stube hinwegrief, weil ſeine Schweſter krank geworden ſei. Einſtmal merkte eine Mutter zeitig genug, daß ihr ſtatt ihres Kindes ein fremdes untergeſchoben war. Da ließ ſie den Scharfrichter Gosmann kommen; dieſer erkannte, daß es ein Wechſelbalg war und rieth ihr, ſich damit vor ihre Hausthür zu ſtellen und es mit einer Gerte unbarmherzig zu ſchlagen. Das that die Frau und ſogleich trat aus dem Walde gegenüber die Zwergin heraus, brachte der Frau ihr rechtes Kind und nahm das ihre mit in den Wald.

Unweit Lerbachs war es auch, wo einſt Bergleute eine Anzahl Zwerge trafen, welche luſtig und guter Dinge ihre Mütze (ſie hatten zuſammen nur Eine Nebelkappe) in die Luft warfen. Befragt nach dem Grunde ihrer Fröhlichkeit, ſagten ſie, daß ſie nach Oſterode zu einer Hochzeit gingen. So wollten ſie auch mitgehen, ſagten die Bergleute. In Oſterode ſtellten ſich die Zwerge in der Nähe des Hochzeithauſes auf. Ein Zwerg nach dem andern aber ſetzte die Mütze auf, ging in das Haus und aß ſich, ohne von den Menſchen bemerkt zu werden, von den Hochzeitſchüſſeln ſatt. Da nahmen ihnen die Bergleute ihre Mütze weg, gingen auch Einer nach dem Andern in das Haus und aßen von den Hochzeitſchüſſeln. Da merkten die Hochzeitgäſte denn doch mit Erſtaunen, wie die Speiſen verſchwanden, konnten aber die Bergleute nicht ſehen. Endlich aber wurde ein Bergmann ſo übermüthig, daß er ſich ſehr unnütz machte in der Hochzeitſtube. Da ſtürmten die Zwerge herein, riſſen ihm die Mütze vom Kopfe, eilten damit hinweg und ließen den Bergmann, der ſich unnütz machte, vor Aller Augen in der Hochzeitſtube ſtehen.

II.

Oben in Lerbach waren ein Paar alte Leute, die bekamen noch ein Kind, das tauſchte ein Zwerg um für ein Zwergenkind. Da haben die alten Leute ſo viel Geld gehabt, daß ſie es haben mit dem Scheſſel meſſen können. Aber die Zwerge haben müſſen das Kind wiederbringen, und weil ſie auch mit Hexen in Verbindung geſtanden haben, ſo haben dieſe darauf den Leuten das ganze Geld weggehext.

8. Die Kuhkolksklippe und Frau Holle.

I.

Frau Holle hat auf der Kuhkolksklippe zwiſchen Klausthal und Lerbach ein Bett ſtehen. Unweit derſelben kommt ſie um zehn Uhr Abends aus dem Buchenholz, ſchaut in das Fenſter, wo ſie noch Licht ſieht, und thut übel. Sie hat gluhe Augen und einen rothen, ganz feurigen Mund; ihr weißes Gewand ſchlägt ſie (wenn es ſchneit) weit auseinander. Von zehn bis elf Uhr Nachts ſitzt ſie nun ſo da und thut übel, von elf bis zwölf Uhr aber trägt ſie Waſſer in zwei hellen Eimern aus dem Bache herauf. Denn ſie hat auf der Kuhkolksklippe auch ein Faß ohne Boden ſtehen; wenn dieſes voll iſt, wird ſie erlöſt, darum trägt ſie das Waſſer den ſteilen Berg hinan.

Ein Waldarbeiter ging eines Abends ſpät nach Lerbach heim, da hört er am Wege etwas winſeln. Er glaubt, es heule eine alte Frau dort an der Straße, und fragt, ob ſie nicht mit ihm gehen wolle. Er bekommt keine Antwort, aber es beginnt hinter ihm herzugehen und kommt richtig in ſeine Stube. Nun fragt er die Alte, ob ſie nicht einen Schnaps mit ihm trinken wolle: denn der Oberharzer liebt den Schnaps gar ſehr. Da macht ſie ſich ſo groß bis an die Decke und beugt ſich ſo über ihn. Nun will er zu ſeiner Frau auf die Kammer entfliehen, da faßt ſie ihn, und davon hat er lange ein ſchwarzes Bein gehabt. Es iſt aber dies die Frau Holle geweſen und ſie ſagte ihm: es ſolle ihm das zur Warnung dienen, daß er ſie gehen laſſe, wenn er wieder vorbei käme am Frau-Hollen-Abend, wo ſie Recht hätte dort im weißen Gewande zu ſitzen, und wo ſie heulen müßte. Einer Witwe mit vier Kindern, welche noch in der Mitternachtsſtunde ſaß und ſpann, warf die Frau Holle in dieſer Zeit ſieben vollgeſponnene Rollen in das Fenſter.

II.

Am Oſterheiligeabend fährt die Frau Holle mit dem Teufel in einer Kutſche den Langenberg hinab, wie die alte ſteile Heerſtraße heißt, die früher, hart an der Kuhkolksklippe vorbei, eine Strecke weit von Klausthal nach Oſterode benutzt wurde. Auch in Lerbach fuhr Frau Holle oft in der Kutſche herauf. Gingen dann in der Nacht Leute nach Hauſe, ſo hielt ſie an und erkundigte ſich nach dem Wege. Zuletzt reichte ſie die Hand aus dem Wagen, und wenn man ihr dann die Hand gab, ſo wurde ſie ſchwarz gebrannt wie im Feuer: man mußte ihr ſtatt der Hand den Stock hinreichen. Es ſind aber in Lerbach damals Viele auf dieſe Art um ihre Hand gekommen.

III.

Am Frau-Hollen-Abend kommt in Lerbach Jemand verkleidet als Frau Holle in einem kreideweißen Laken herein. Der eine Zipfel hängt ihr bis an die Naſe, zwei andere Zipfel hat ſie um ſich herumgeſchlagen, der vierte hängt auf den Hacken. Sie ſagt dann ihren Spruch, der alſo lautet:

So manches Haar in der Wocken,
So manches Unglück in der Wochen;
So manches Haar,
So manches böſe Jahr.

IV.

Frau Holle kam in Lerbach auch immer in ein Haus und wärmte ſich. Einſtmals war in dem Hauſe ein Mann unpäßlich, darum war ſehr ſtark eingeheizt. Da ſtellte ſie ſich doch an den Ofen, jener Mann aber drängte die Frau

Holle ganz dicht an die glühende Ofenplatte. Da nahm ſie den Ofen und ging damit ab, die Leute aber haben ihren Ofen niemals wiedergeſehen.

9. Güllen-Kerke. (Niederdeutſch, lerbacher Mundart.)

In Lerpche was en Mann, dä het Schubert eheten. Den hat de Nacht edrömmet, hei ſolle da hen gahn up ſiene Wieſche un ſolle roen, da wörre ſau veele Gold, dat von den Golle könne ne güllen Kerke buet weren. Gat hei hen den Morgen na ſiener Wieſchen un roet. Weil e'n Schur eroet hat, ſägt e: „Wat ſall ek miene Wieſche te nichte roen? Ik ſinne doch nüſcht." Da deit et en geſährlich Brummen under öne un dröhnt orntig. Dat is dat Gold eweſt, wu de güllen Kerke härre konnt von ebut weren. Hei hat hernacher noch emal eroet, aber nüſcht efunnen, weil et erſte mal eſproken hat, damit het et verſcherzet, un't Gold iſt wedder retour egahn. Von der Tiet an heit dä Barg Güllen-Kerken.

10. Der Bergmönch hinter Lerbach.

Hinter Lerbach hat ſich auch der Bergmönch gezeigt. Er winkte einem Fuhrmanne zu dem Probirſchacht hin und rief, es ſolle ſein Schaden nicht ſein, wenn er ihm folge. Der erwiderte, daß er ſeine Pferde nicht ſtehen laſſen könne. Als der Bergmönch zum dritten Male rief, wurden die Pferde wild und ſtürmten mit großem Gebrauſe den Berg hinauf.

11. Duſt's Glück und Baſel's Langſamkeit.

In Lerbach herrſcht bei manchen Arbeiten, z. B. beim Wieſenmähen, die ſchöne Sitte, daß mitunter zwei Kameraden immer zuſammen arbeiten, die dann alles Glück und

Leid des Lebens miteinander theilen. Zwei ſolche Kameraden, von denen aber der Eine, Baſel, ſehr faul und langſam geweſen iſt, trockneten eines Tages auf einer Wieſe miteinander Heu. Als die Mittagsſonne ihnen auf den Kopf brannte, legten ſie ſich ins duftige Heu und ſchnarchten bald miteinander um die Wette.

Da erſchien ihnen eine Jungfrau und winkte ihnen ein wenig abſeits und deutete auf einen Stein, der an zwei kleinen Wäſſerchen lag. Da ſtieß Duft den Baſel in die Seite, und als auch der erwacht war, hatten ſie Beide die Jungfrau geſehen. Sie gingen hin und fanden auch richtig den Stein. Sie hoben ihn alſo auf, aber Baſel war ſo träge, daß er kaum mit anfaßte, und als Duft ihn aufgehoben hatte, ſtand ein Topf darunter in der Erde, in dem waren nichts als Lörke. Da warf Duft den Stein wieder auf den Topf, daß er zerſprang, und da klang es wie lauter Silber, das in die Erde verſunken wäre. Da ſind die Lörke lauter Piſtoletten geweſen, und Baſel hätte nur zugreifen und den Topf umkehren müſſen, ſo hätten ſie Alles gehabt. So aber hatten ſie Nichts, und die Leute ſpotten ihrer noch heute, denn die zwei kleinen Wäſſerchen am Ende von Lerbach, an denen dies geſchah, werden nach ihnen noch jetzt oft Duft's Glück und Baſel's Langſamkeit genannt. Auch ſagt man wol in Lerbach, wenn Jemand einen Wunſch thut, der doch nicht erfüllt werden wird: geh' hin zu Duft's Glück und zu Baſel's Langſamkeit!

---

12. Der Schlarfentoffel und die Tortel-Wäſche.

In Lerbach läßt ſich der Schlarfentoffel ſehen, ein fremder Fuhrmann, der ſich in dem abſchüſſigen Dorfe todt fuhr und da am Zaune begraben wurde. Er hat große Schuh an und trägt einen ſehr großen Hut. Von der linken Schulter hängt ihm eine Kette, die er wie eine Schärpe umgeſchlagen hat, und daran führt er ein kleines Hündchen. Dem Nachtwächter war der Schlarfentoffel lange Zeit unterthan. Auch die Tortel-Wäſche (Tante) ſpukt in Lerbach, geht beſonders immer in der Flut herunter und hat ſich früher in eine Katze verwandelt, die ſo groß als ein Kalb geweſen iſt. Hat Jemand dieſe Katze geprügelt, ſo iſt nachher die Tortelwäſche krank geweſen.

13. Die Frau im Kunſtloche.

Im Kunſtloche über Lerbach geht eine geſpenſtiſche Frau in Socken, die ſind zwanzig Fuß oder zehn Ellen groß und damit tritt ſie die „junge Grüne" (die jungen Tannen) nieder, die fünfzehn Jahr alt und halb wie eine Stube hoch iſt. — (Von den klausthaler Harzträgerinnen wird im Scherz geſagt, ſie hätten ſo große Socken, daß dieſe ſchon in Goslar „guten Tag" ſagten, wenn die Frauen noch oben beim „Auerhahn" wären.)

14. Kuh ohne Kopf.

Am Hüttenteiche bei Lerbach hat ſich früher eine Kuh ohne Kopf ſehen laſſen und Viele haben ſie erblickt, die von Lerbach nach der Hütte auf die Freit gingen. Die Kuh ohne Kopf aber hatte eine ſolche Kraft im Schwanze, daß ſie eine Frau damit bis nach dem Brehmeck, welcher wol eine Viertelſtunde von da entfernt iſt, hinwarf.

15. Branntweinſtein.

Am Branntweinſtein bei Lerbach hatte Jemand einen Schuh gefunden, da kam ein Geſpenſt hinter ihm her und ſagte: er ſolle den Schuh wieder dort hinbringen. Er that es nicht, da kletterte es auf ſeine Schulter und zog ihn zuletzt auf der Straße herum, daß die Blutstropfen umherflogen. — Am Branntweinſtein haben ſie nachher viele Schädel gefunden und ſind da in einem Kriege viele Leute zu Tode gekommen.

Sagen der oſteröder Gegend.

1. Die Oſterjungfrau.

1.

(In der niederdeutſchen Mundart von der Freiheit vor Oſterode.)

Wu de Markkerke in Oſterroe ſteit, hät immer en klein Mann uppen Stein eſäten un hät da ebäet. Wenn de Jäger von en Graf Oſterrot nu int Sloß inkummet (heimkehrt), hät e dat den Hären vertellt. Nu ritt de Graf Oſterrot mal ſülbeſt medde, da ſitt e da ok wedder in Holte. Nu ſägt e, nu woll hei ok da en Bethus henbuen laten, da hät e de Kerke dahen buen laten. Da is de Stadt Oſterroe ut eworren un de Veiterzilligenſtrate is de erſte Strate weſt. Düſſe Graf Oſterrot hät da erſt Alles int Wark ebrocht. Et is en groten Mann eweſt un hät veel, veel Kram ebat.

De Graf Oſterrot harre ne Dochter, da is e von eſtorben un hät ſe ſienen treuen Knappen öwwergeben. Da fällt en Krieg in, da komet veele Ritters un dä eine ſtrenge un freche Ritter hölt um dä Dochter an. Se ſägt aber ne, ſei will nich. Da kümmt e taun tweiten Male met veelen Ritters un holt noch emal an. Se ſägt aber wedder ne, ſe frie nich. Da kummt e taun dridden Male, da is e aber mit veelen Vulk ekomen un hät Alles verrungeniert un inpamperdiert, un hei, dä ole Knappe von Graf Oſterrot, lät darub ok vele ankomen, aber ſe hät ſe nich konnt twingen. Da ſägt e da, of ſe wol denken künne, dat hei ſe verwünſchen könne, dat ſe da möſte in ören Kelder bi ören Schätzen ſitten. Da ſägt ſe, ja, dat möſt ſe ſek Alles gefallen laten, ſe frie öne aber nich, et mögte er drumme ſin. Da hät hei ſe in den Kelder ebrogt met ſammt ören Schätzen un is en Hund eweſt an de Kedde. Da hät hei ſe doch de Macht egeben, dat ſe alle Oſtermorgen in öre Geſtalt weſt is un is da von de Borg erunder binnern Bärengraben ekomen un hät ſek da in lerbacher Water wuſchen. Da is emal en Lineweber komen un hät ſin betchen Arbeit wollt da erupper dragen taun Harze. Da hät ſe ſek ewuſchen un hät ene Lillige vor ſek hat. Denn is ſei kriedewitt weſt anetogen. De Lineweber bütt guen Morgen un ſägt: „Sau freu un ſe härre all ne Lillige vor ſek?“ Da ſägt ſe ja, un wenn hei ok eine hebben wolle, ſau ſolle hei met ör komen; da geit e met ör rupper. Als hei rupper kümmt, da ſteit en Lilligenbuſch vorn Kelder, wu ſe inne ſitt Da brikket ſe öne eine af un ſägt: hei ſoll ſe nich verſchenken, ok nich verköpen. Da is ſe wedder in den Kelder rinner eſtegen un de Lilligenbuſch un niſt ſteit da.

Na nu hät hei ſe verwünſchet hat, dat ſe mit en keuſchen Ritter ſolle erlöſet weren. Darup bewwe'n Siebenjährigen Krieg bekomen un da is en Ritter von Harze runner mit ſienem Päre gerae ekomen. Da ſteit ſe da ok wedder un wäſcht ſek un da hät ſe ne Roſe vor ſek hat. Da beut hei ör ok en guen Morgen tau un ſegt: „Sau freu un all ne Roſe?“ Da ſegt ſe ja, wenn hei eine hebben wolle, ſoll hei met ör gahn, ſe wolle öne ok eine ſchenken. Da is e met erupper gahn. Da ſteit dä Roſenbuſch vor den Kelder, da brikket ſe ne Roſe af un gift ne dei ok. Un da well ſe nu geſchwind in den Kelder un hei fadde de Kelderdöre. Da liet ſe allwedder an de Kedde. Da hat hei de Kedde aferetten un da ſteit ſe vor öne, hät hei ſe erlöſet. Da hät e öre ganzen Schätze upelaen up en Wagen un ſint hen eſeurt na Frankreich. Seitdem hät ſe ſek nich mehr ſeien laten.

II.

Andere erzählen, vielleicht nach gedruckter Quelle, die Verwünſchung der Jungfrau alſo. Es ſei ein Ritter von

Trutzburg aus Herzberg oder Harzeburg geweſen, der um die Jungfrau angehalten und, nachdem ſie ſich ihm verſagt, habe er geſprochen: „Ich habe dreimal gegen die Mohren geſtritten und ein Schwarzkünſtler im Mohrenlande hat mich das Stück gelehrt, dich zu einem Hunde zu machen, der über deines Vaters Güter wacht.“ Bei ihrem Erſcheinen am Oſtermorgen habe die Jungfrau dann den Geſangbuchvers geſungen: „Früh Morgens, da die Sonn' aufgeht.“

III.

Das Erſcheinen der Jungfrau vor den Augen des Leinewebers wurde mir auch in folgender Weiſe berichtet: Der Weber ſah in der Pfingſtzeit vor ſich plötzlich einen Lichtſtrahl, ja, eine ganze Lichtſtraße, die von der alten oſteröder Burg ausging. Vor derſelben lagen auch zwei feuerſpeiende Thiere, wie der Erzähler ſagte, Löwen. Die Jungfrau aber beſtellte den Weber auf den andern Abend um Elf, da erſchien ſie ihm abermals mit dem Lichtſtrahle, gerade auf den Hieb (Glockenſchlag) um Elf. Sie führte ihn nun an den wilden Thieren vorbei durch eine eiſerne Thür und in einen Gang, der auch ſehr hell war. Sie traten von dem Gange aus durch eine alte Stubenthür in ein Zimmer ein, wo auf einem Tiſche ein Buch lag und daneben eine wunderſchöne Kerze ſtand, die Kerze aber iſt eine Blume geweſen. Der Weber brach die Kerze ab, da tönte es mächtig. Sie aber hatte ſo großen Werth, daß der König ſie dem Weber nicht abkaufen, ſondern ſie nur zum Geſchenk nehmen wollte und ihm ein Rittergut als Gegengeſchenk gab.

IV.

Nach andern Erzählungen hat die Jungfrau einen Schneider, der vom Harze herunterkam, in die alte Burg geführt und hat nackt am lerbacher Waſſer geſtanden und ſich da gewaſchen. Links am Eingange an der Kette hat ein Hund gelegen. Im Schloſſe hat ein Keſſel voll Gold, ein Roſenbuſch und ein Lilienbuſch geſtanden. Die Lilie hat der Schneider erhalten, ſie iſt aber ſchieres Gold geweſen und ſo iſt er ſehr reich geworden.

V.

In der alten Burg bei Oſterode haben vor noch nicht ſehr langer Zeit die Kinder immer geſpielt, weil ſie damals noch nicht ſo verfallen geweſen iſt als jetzt, auch iſt die Küche noch in ganz gutem Zuſtande geweſen. Einſtmals als auch die Kinder da ſpielen und ſich, wie Kinder thun, in dieſer Küche etwas kochen, ſprang eine eiſerne Thür auf. Das eine von den Kindern lief ſogleich in den Gang und es ſtanden drei Kaſten an Ketten gebunden, auch war da ein Pudelhund mit feurigen Augen, der an eine Kette gebunden war im hellen Saale. An der Wand ſpiegelte ſich eine weiße Jungfer, die verwünſcht war und kurz nach dieſer Zeit von einem armen Leineweber erlöſt iſt. Die Kinder kam aber doch das Grauen an und ſie verließen eiligſt die Burg und erzählten den Aeltern, was ſie geſehen hatten. Die Aeltern gingen darauf nach der alten Burg, um zu ſehen, ob es wahr wäre; als ſie aber hinkamen, war Alles wieder verſchwunden.

VI.

Einſtmals hat ſich eine große Menge junger Leute zuſammenrottirt, um nach dem Schatze, der in der alten Burg ſtecken ſoll, zu ſuchen. Ein Müller, der noch nicht lange todt oder vielleicht noch am Leben iſt, damals noch ein unbeſonnener kecker Burſche, iſt auch mit dabei geweſen. Nachdem ſie lange gegraben, kamen ſie endlich in einen großen Kellerraum, der weit hineinging unter den Berg. Wie ſie am Ende des Kellers waren, gruben ſie wieder und kamen auch an einen großen Kaſten. Der Müllerburſche iſt einer von Denen geweſen, die den Kaſten heraushoben. Wie ſie damit ſchon faſt in der Mitte der Höhle waren, erſchallte plötzlich hinter ihnen eine furchtbare Stimme: Halt! ſo nicht! Einen von euch muß ich zum Opfer haben! Da ließen ſie den Kaſten fallen und ſtürzten nach dem Ausgange des Kellers zu. Da ſchrie der Teufel: Nehmt das Geld! gebt mir Einen, den da mit dem rothen Kamiſol! Das iſt gerade der Müllerburſche geweſen und er war der Letzte. Indem hatte er ihn ſchon beim Kopfe, aber gerade wie er ihm denſelben umdrehen wollte, beſann ſich der Burſche noch, daß er ſchrie: Nein Teufel, mich ſollſt du nicht haben! und dazu ein Kreuz machte. Da warf ihn der Teufel zum Loche hinaus. Seit der Zeit hat dem Müllerburſchen beſtändig das Geſicht nach der Schulter geſtanden. Aber in den Keller hat ſich ſeitdem Niemand hineingewagt.

2. Die Jungfer auf dem Amte in Oſterode.

(Niederdeutſch, oſteröder Mundart.)

Up den Amte in Oſterode ſall ſek in freuherer Tiet ne Jungfer upeholen hebben, un dä hät alle Nächte ſpeuken egahn, ſau dat de Lüe nich hebbet derfor ſchlapen können. Sau hät düſſe Sahke lange Tiet ören Fortgang hat, bet dat mal en Mann ekomen is, un hät düſſem Dinge ein Enne maket. Düſſe Mann ſall ein Jeſuite weſt ſien, un hat bannen können. Einſtmals hät hei up den Amte upepaſſet, un weil ſek nu de Jungfer hät ſeien laten, hät'e ſe in ein von Holt eſchnitzelt Bild bannt, un in eine einſame Kahmer ebrocht. Veele Jahre lang hät hier Keiner nich wedder an dat Bild dacht, bet dat endlich mal en Mann ſek hen wagte, den et emal vertellt word. Hei fund ok dat Bild, un hei bemeuhe ſek, et runder in ſien Zimmer te dragen. Weil et aber for öne tau ſchwar war, gung hei runder un wolle glick en paar Knechte halen. Weil hei nu rup kamm mit ſienen Knechten, war dat Bild verſchwunnen up unerklärlige Wieſe un de Knechte meinten all, dat de Spauk von Nien losgünge, aber et hät ſek Niks wedder ſeien laten. De Geiſt hät jetzt gewiß im Grabe ſiene Ruhe funnen.

3. Die verwünſchten Offiziere.

In Oſterode geht ein Hauptmann von den Soldaten, die früher in Oſterode gelegen haben, in Hundegeſtalt ſpuken. Alle Abend um Elf kommt er bei der Obern Mühle an dem Theile der Stadtmauer, welche die Schildwache genannt wird, zum Vorſchein, geht langſam durch die Schildwache hindurch bis ins Johannisthor und dann wendet er ſich bei der Johannisbrücke und geht am Magazine hinunter, wo er dann bei Kreit's Steg verſchwindet. Wenn ihm wer auf ſeinem Wege vorkommt, den verfolgt er bis dahin, wo der hin will. Er thut aber Niemand etwas zu Leide, nur Den, der ihn neckt oder gar ſchlägt, beißt er. Als noch Militär in Oſterode geweſen iſt, hat dieſer Hund immer die Poſten aufgeweckt, wenn die geſchlafen haben, und nicht eher mit Scharren, Klopfen und Bellen angehalten, bis ſie wieder wach geweſen ſind. Es ſoll aber ein ſehr großer Hund ſein, von der Geſtalt der Fleiſcherhunde. — Auch wird in Oſterode noch Folgendes von einem Offizier erzählt. Es iſt einmal ein Mann geweſen, dem hat das Haus über dem Kopfe verkauft werden ſollen, weil er mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe gehabt hat. Da hat er angegeben, das Haus könnten ſeine Gläubiger bekommen, aber es könnte ſich Keiner vor Spuken drin bergen. Ach, ſagt die Obrigkeit, das wollen wir dann ſchon abbringen. Sie ſchickt alſo einen Mann Wache hin und ſagt Dieſem, welcher mit Säbel und Piſtolen bewaffnet geweſen iſt, er ſolle nur gleich losſchießen, wenn das Geſpenſt kommen ſollte. Wie es nun Zwölf geſchlagen hat, kommt ein Geraſſel zur Treppe herunter, macht die Stubenthür auf und tritt herein. Es war eine Wanduhr, die einen furchtbaren Lärm verurſachte und die Wache faſt taub machte. Die Wache legt an, kann aber augenblicklich nicht ſchießen wegen eines Schadens, den das Gewehr bekommen hatte. Die zweite Nacht wird ein anderer Poſten hingeſchickt, welchem eine runde Summe Geld geboten wurde, wenn er das Geſpenſt erlegen würde. Die Wache iſt beherzt bis auf die letzte Zeit. Wie nun die große Uhr ſich um Zwölf der Wache nähert, legt die an und ſchießt durch Zufall das eine Gewichtſtück ab und die Uhr fällt auseinander und ein Offizier ſteht da, welcher verwünſcht lange Zeit in dieſem Hauſe gewaltet hat. Die Wache bekam den verſprochenen Lohn von der Obrigkeit, und auch der Offizier zeigte ſich dankbar für die Errettung.

4. Oſteröder Banngeſchichten.

1.

Einſt ſollte auch einem Manne in Oſterode ſein Haus verkauft werden, und er gab an, daß es darin ſpuke. Das Gericht ſtellte alſo Wache in dem Hauſe auf. In der erſten Nacht polterte das Geſpenſt die Treppe herunter, kam der Wache näher, riß ihr das Licht aus der Hand, puſtete es aus, nahm auch dem Poſten eine Flaſche Wein aus der Hand, die man ihm gegeben hatte, um ſich Muth zu trinken, und trank ſie ſelber aus. Darauf machte das Geſpenſt noch einiges Geräuſch und entfernte ſich dann wieder. Die zweite Nacht kamen zwei andere Poſten in das Haus mit dem Befehle loszuſchießen, ſobald ſich etwas regte. Wie das Geſpenſt nun in der Geiſterſtunde ankam, der Wache abermals das Licht auspuſtete und den Wein wegnahm, legte die Wache an, konnte aber wegen Armlähmung, welche plötzlich bei ihr eintrat, nicht ſchießen und mußte alſo unverrichteter Sache wieder nach Haus. Den dritten Tag kam Einer, der ſich anbot, das Geſpenſt zu erlegen, und was von der Zauberkunſt verſtehen wollte. Es ward ihm das Haus angeboten, wenn er das Geſpenſt finge. Er fuhr alſo in einer Kutſche hin nach dem Hauſe. Wie es nun zwiſchen Elf und Zwölf kam und das Geſpenſt wieder zur Treppe hinunter polterte, lief er hin und faßte es ſchnell, warf es in die Kutſche und fuhr ſo damit ab. Es war aber des Hausbeſitzers Mutter, welche hexen konnte. Der Mann ſagte nachher, er habe das Geſpenſt in einen alten hohlen Baum gebannt, und bekam das Haus als Lohn, welches er dem vorigen Beſitzer, weil er ſelbſt ſo reich war, daß er Nichts mehr nöthig hatte, wieder ſchenkte. Auf dieſe Weiſe kam der Mann wieder an ſein Haus. Nach einiger Zeit erſchien Einer und befreite die Mutter wieder aus dem Banne und bezauberte ſie, daß ſie von Stunde an nicht mehr hexen konnte. Und nun lebte ſie noch lange Zeit mit ihrem Sohne glücklich und in Frieden in dem Hauſe.

II.

(Niederdeutſch, oſteröder Mundart.)

Det ſind veier Fruens weſt, dä hebbet hen in de Himbeeren wollt. Wie ſe an den Söſekop komen ſind, da hebbet twei von düſſen Fruens ne ganz nacketen Mannsminſchen ſein. Düſe Kärel dä hät ane dünnen Twiege hänget, wo tau anderer Tiet keine twei Pund ane hängen könnt, hei is aber bannt weſt. Aber man blos twei von düſſen Fruens hebbet den ſeien konnt, un doch hebbet de anderen an derſelben Stelle ſtahn. Hiervon ſägt me, dat man blos Däjenigen dat ſeien könnt, dä ein Sondag Middag twiſchen Oelwe un Twölwe geboren ſind.

III.

An einem Orte war ein Mann, der ward durch ſein ruchloſes Weſen bekannt. Wie er ſchon viele loſe Streiche gemacht hatte, da hat ihn Einer auf einen Scheunenboden gebannt. Aber hier iſt er auch noch nicht zufrieden geweſen. Sein vieler Spuk auf dem Boden iſt den Leuten läſtig geworden und ſie gingen nach dem Pater. Der Pater kam, überzeugte ſich hiervon und wollte den Gebannten zur Rede ſtellen. Der Gebannte aber ließ ſich von dem Pater Nichts ſagen, ſondern ſchalt ihn aus und ſagte, er hätte von ſeiner Mutter einen Dreier geſtohlen; der Pater ſagte: dafür habe ich Papier gekauft und Gottes Wort darauf geſchrieben. „Er hätte Erbſen vom Felde geſtohlen“; der Pater antwortete: die habe ich für den Hunger gegeſſen. Damit hatte aber der Pater ſchon ein gebrochenes Schwert und konnte Nichts mit ihm aufſtellen. Kurze Zeit nachher ſchickten die Leute nach einem andern Pater, welcher bannen konnte. Der bannte dieſen unnützen Menſchen in einen hohlen Weidenbaum. Lange Zeit nachher ließ der Beſitzer den Baum abtreiben. Als der nun vor dem Hauſe vorbeigefahren wurde, wo der Mann vorher gewohnt hat, ſprang der Unnütze heraus und lief oben ins Haus. Der Spuk aber ging nun wieder von neuem los. Die Leute liefen wieder nach dem Pater. Der ſagte, daß er ihn nun nicht wieder aus dem Hauſe herausbringen könnte. Da iſt der Unnütze von einem

Andern oben auf den Boden in eine Ecke gebannt, wo er heutiges Tages noch ſitzt.

IV.

Nicht weit vom Lichtenſtein iſt ungefähr vor funfzig Jahren eines Tages zwiſchen Elf und Zwölf die Poſt mit Pferden, Menſchen und Allem in die Tiefe gegangen. Es war Winter und ein furchtbares Schneegeſtöber. Der Kutſcher ſoll von mehrern Geiſtern verführt ſein, welche die Pferde an einen gefährlichen Ort hinlenkten. Dieſe Geiſter ſollen Gebannte geweſen ſein, denn hier gibt es Viele, welche gebannt ſind. Nicht weit hiervon an dem Weg iſt Einer in einen Stuken, und noch weiterhin beim Feldbrunnen ſind Mehrere in Weidenbäume gebannt.

5. Der Scharfrichter.

Ein Scharfrichter von Oſterode hat vielen Leuten geholfen, die kein Arzt geſund machen konnte. Daneben konnte er bannen und zeigte dies ſogar zum Vergnügen ſeiner Freunde; als er einmal oben auf Klausthal war und daſelbſt mit einem Freunde auf der Straße ſtand, während gerade die Kühe ausgetrieben wurden, bannte er demſelben zum Spaß zwei Frauensleute auf der Straße feſt, und ſie mußten dort ſtehen, bis der Kuhhirt wieder eintrieb. Ein Dieb ſtahl ihm zu Oſterode in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag in ſeinem Garten Kohl, den bannte er mit dem Kohl auf der Gartenmauer feſt, bis die Leute zur Kirche gingen. Da aber brachte er einen Schweinskopf, reichte ihn dem Dieb auf die Mauer und ſprach: er wolle ihm auch Fleiſch zu ſeinem Kohl geben, und ließ ihn laufen. Sein Meiſterſtück aber machte er an Hans von Eisdorf. Zwei Jäger, die auf Hans von Eisdorf ſchoſſen, bannte dieſer Ritter feſt, zog ihre Kugeln aus ſeiner Taſche hervor und gab ſie ihnen zurück. Später, nachdem der Bann vorüber war, ſchoß einer der Jäger nach ihm mit einem Mathier, das iſt in altes goslarſches Vierpfennigſtück mit dem Bilde des beiligen Mathias als Schutzpatron der Bergwerksſtadt Goslar. Obgleich mit dem Mathier ſchon Mancher getödtet iſt, der ſonſt kugelfeſt war, prallte er doch machtlos vom Ritter ab. Dieſen Hans von Eisdorf traf er in einer Wirthsſtube und machte ihn dort im Zimmer „wiſſe“, d. h. er bannte ihn. Da zeigte es ſich nun, daß der Scharfrichter doch noch ſtärker war, und Hans von Eisdorf wurde auf dem Richtplatze mit vier Ochſen auseinandergeriſſen.

Einſt ward auf der Neuſtadt in einem Ziehbrunnen ein neugeborenes Kind gefunden. Der Magiſtrat unterſuchte, konnte aber die Mutter nicht ausfindig machen. Da wandte er ſich an den Scharfrichter und verſprach zu thun, was der vorſchrieb. Der ließ alſo alle Mädchen der Stadt aufs Rathhaus kommen und dort mußte eine nach der andern in des Scharfrichters Gegenwart das todte Kind anrühren. Als nun die Mutter das Kind berührte, kam Blut aus demſelben und ſie bekannte auf der Stelle. Der nämliche Scharfrichter hat die Kindesmörderin alsdann gerichtet.

Man ſagt in Oſterode auch, bei jeder Hinrichtung erſcheinen einem Scharfrichter drei Köpfe und wenn er von dieſen nicht den mittelſten ins Auge faßte, ſo träfe er nicht.

6. Die unſchuldig Hingerichtete.

Zu Oſterode diente in einem Hauſe eine Magd, die war bisher ganz redlich geweſen, und der Eigenthümer des Hauſes beſchuldigte ſie eines Diebſtahls, ſie ſollte nämlich einen Ring geſtohlen haben. Die Magd betheuerte zwar lange ihre Unſchuld, aber es half nichts, ſie wurde ins Gefängniß gebracht. Damals galt aber das Geſetz: daß wer fünf Thaler an Werth geſtohlen hätte, den Galgen bekleiden müßte, und deshalb wurde die Magd auch nach dem Uehrderberge unweit Oſterode zum Galgen geführt.

Es begleitete ſie aber dahin ein frommer Pfarrer, der ſie tröſtete und zur Beichte aufforderte; ſie betheuerte ihre Unſchuld, und dem Pfarrer wurde zuletzt doch ſchwül ums Herz. Sie gab ihm die Verſicherung, daß ſie durch zwei Tauben, die ihm in ſein Haus fliegen ſollten, ihre Unſchuld zeigen wollte. Nicht lange danach, daß ſie gerichtet war, kamen auch wirklich die zwei weißen Tauben und flogen in das Zimmer des Pfarrers. Da trug der Paſtor darauf an, daß der Galgen abgeriſſen wurde, was auch geſchah, und es iſt nach der Zeit Keiner wieder ſo leicht hingerichtet.

Andere ſagen, es ſei vor achtzig bis neunzig Jahren geweſen, daß die Magd in Oſterode unſchuldig hingerichtet ſei, und ſie habe vor dem Galgen, der auf dem Uehrderberge bei Oſterode ſtand, geſagt: ſie würde ſo lange in Schafsgeſtalt nach ihrem Tode ſpuken gehen, bis ihre Unſchuld an den Tag käme. Wie ſie nun gehängt war, da konnten die Leute vierzehn Tage lang nicht ſchlafen vor allem Schafblöken, bis es ſich fand, daß eine Elſter den Ring geſtohlen hatte.

7. Dreierlei Seelen.

In Oſterode ſagt man, es gäbe „dreierlei Seelen“, weiße, fahle und ſchwarze. Die weißen ſind die guten, die fahlen gehen geradezu und ſuchen Jedem, der ihnen in den Weg kommt, was auszupuhlen (anzuhaben); die ſchwarzen aber ſind die ganz ſchlechten. Einſt ging eine Frau aus Oſterode nach Braunſchweig, wo gerade Meſſe war. Unterwegs eines Nachts kamen drei Seelen ihr in den Weg, die weiße ging an ihre rechte Seite, die fahle hinter ihr, und die ſchwarze ſchwebte immer vor ihr her mit einem Knotenſtock und einer feurigen Zunge. Dieſe Seelen haben die Frau eine Stunde lang verfolgt, da wurden ſie immer kleiner und kleiner und zuletzt waren ſie ihr ganz aus den Augen verſchwunden. Als aber die Frau wieder etwas gegangen war, da fing es plötzlich an über ihr Steine zu regnen und dies währte wol eine Viertelſtunde lang. Den andern Tag, als ſie in Braunſchweig angekommen war, traf ſie einen Mann aus Herzberg, dem es auf dieſem Wege ebenſo ergangen war. Was das Merkwürdigſte hierbei war: von den vielen Steinen, die es regnete, hatte bei Beiden kein einziger getroffen.

8. Die Stölkenlichter.

Die Stölkenlichter ſind Seelen, welche in hellen Leuchten, die ein Mann in der Hand trägt, von Michaelis bis Weihnachten ſchwärmen gehen. Dieſe Männer mit den Leuchten darf man nicht anrufen oder ihnen in den Weg gehen, ſonſt gereicht es zum Schaden. Die Leuchten gehen fünfmal ſo ſchnell als ein Menſch, der ziemlich gut marſchirt. Einmal kam der alte Uhle aus Oſterode und wollte noch hin nach Haus nach der Fabrik Eulenburg unter dem Scherenberge. Vor ihm ging ein Mann mit einer hellen Leuchte her. Er rief ihn an, dachte, es wäre einer von ſeinen Leuten, der auch noch nach Haus wollte, und hatte gar kein Arg daraus. Als er aber bei die Leuchte kam, ſah er, daß es ein Geiſt war. Er marſchirte mit dem Geiſt immer zu, bis bei die Eulenburg. Hier wollte Uhle abgehen, aber er konnte nicht, er mußte mit bis nach dem Scherenberge, und hier zur Strafe zwei Stunden lang in der furchtbaren Kälte auf- und abgehen. Hier kam ein Geiſt mit einer Leuchte und ſagte: Dies ſollte er ſich zur Warnung dienen laſſen und keine Geiſter wieder foppen.

9. Der Choleragеiſt.

In Oſterode lag in einem Hauſe Jemand krank an der Cholera im Auguſt 1850. Da kam ein Geiſt, welcher ganz weiß war, und ſprang von einem Winkel zum andern an dem Bette vorbei, und fragte immer: „Wollt ihr mit? wollt ihr mit?“ Die Mutter des Kranken ſah den Geiſt ganz deutlich, der Kranke aber wurde ſehr ängſtlich und rief ſeiner Mutter zu: „Mutter, ſiehſt du ihn nicht?“ Er ſtarb ſchon früh am andern Morgen und außer ihm in den folgenden acht Tagen noch fünf Andere im ſelben Hauſe.

10. Hans von Eisdörp. (Niederdeutſch, oſteröder Mundart.)

Hans von Eisdörp war ſaun ruchloſen Mann, dat hei ſek von ſienen Landsläen afſondere, und ſammele ſek ne Banne, womit hei ſek in Höhlen upheilt. Hiermit dee hei der Stadt Oſteroe veelen Schaden un den Dörpern, dei in der Gegend liecht, ook, denn hei dee rauben un ſtehlen, un nam ook den Heers (Hirten), dä da öhre Veih weiden deen, dat Veih af, wat hei denn mit ſienen Verbündeten vertheren dee; un wenn ſe öne nahſporen deen, ſau güngen ſe ümmer irre, denn öt war ſaun Schlukop, dat hei ſienen Päären de Hauſiſen verkehrt undernägeln dee. Sau betreif hei düt ne ganze Tied lang, bet hei endlich dorch ſiene Driſtigkeit mal an Kracke ſat (ſich feſtrannte). Det war nämlich in Oſteroe mal Jahrmarket, wo hei ſek ok bie anfund, da gung hei in ein Wirthshus, un dee da zechen mit ſienen Verbündeten. Nun war dat Geſetze ſau: dat ein Jeder, dä ſik blot wegen de Jahrmarket-Friheit in de Stadt true, ümme drei Uhr all wedder ruter ſien mußte; ümme Drei, denn ſau leit de Obrigkeit lühn un denn ſau war dat Jahrmarket ute. In den Wirthshuſe aber da harren öne ſchon welke kennt, de waren glik hen nan Gerichte lopen un Einer harre glik de Uhr verſtellt, dat Gerichte dat harre glik Lüe ſchicket, de öne ſollen feſte nöhmen. De Uhr de ſchlaug drei, un nu ſtürme hei mit ſiener Banne glik eruter. Aber butten (draußen) da word hei öbel mit ſienen Verbündeten begrüßet, ſe neihmen öne glik feſte un nu word hei hen nahn Dore brocht. Nah einiger Tied wärd von den Gerichte dat Urtheil fällt, dat hei ſolle von veier Oſſen in veier Deele reten werden. Un düt is up Seikenhowe ſcheihn. Dat eine Deel davon hebbet ſe nah der Wagelos brocht un da begraben, dat andere nah den Rönnenberge, dat andere nah der Mahnte un dat vehre nah den Brennewiensſteine. Up den Brennewiensſteine da zeiget ſek nu alle Abende ne Lüchte de von einem Deele bet taun anderen Räd ſchleit un teletzt wedder up den Brennewiensſteine verſchwind.

11. Das Teufelsloch und der Klinkerbrunnen.

I.

Beim Teufelsloch iſt eine Wieſe geweſen, die hat einem Bürger in Oſterode gehört. Da ließ einmal der Bürger Miſt nach ſeiner Wieſe fahren, wie aber der Fuhrmann ankam, lag ſchon Miſt auf der Wieſe, er freute ſich darüber herzlich und ließ ihn auf eins von ſeinen andern Stücken fahren, wo er auch nöthig war. Als ſie nun hinkamen und mähen wollten, war die Wieſe ſchon gemäht und als ſie dachten, daß es Zeit würde, das Heu in Haufen zu bringen, war es auch ſchon in Haufen. Als ſie nun aber hinkamen und wollten das Heu holen, iſt es auch ſchon fort geweſen. So iſt es fünf Jahre lang bei den drei Heuernten im Jahre hergegangen. Da legte der Bürger einmal Fallen, hiermit hat er den wilden Jäger gefangen, ihn tüchtig durchgepeitſcht und laufen laſſen. — In Herzberg hat ſich der wilde Jäger einmal an einem Abende ein paar Semmeln gekauft und iſt dann über das Teufelsloch hin nach Oſterode zu gezogen. Auch die Frau Holle hält ſich beim Teufelsloch auf. Früher, wo der eigentliche Fußweg von Oſterode nach Herzberg dicht am Teufelsloche vorbeiging und ſehr ſchlecht und ſumpfig war, hat ſie die Leute, die von Oſterode nach Herzberg gegangen ſind (wo die Frau Holle Leidfrau heißt) bis dahin verfolgt, wo der Fußweg aufhörte.

II.

In Oſterode waren zwei Wildwächter, davon hat der Eine ſeinen Eid gebrochen und ſich beim Teufelsloche einmal einen Hirſch geburt. Seit dieſer Zeit hat ihn die Frau Holle verfolgt, und ihm nicht Ruhe gelaſſen, bis er ſein Verbrechen ſelbſt angezeigt hat. Auch hat er aus ſeinem Horn nach der elften Stunde keinen Ton herausbringen können. Den Andern aber hat die Frau Holle mit Geld beſchenkt.

III.

In Oſterode ſagt man den Kindern, daß bei dem Tarphäuschen im Teufelsloche ein Haken iſt; dort würfe die

Hebamme ein Stück Zucker ins Waſſer, dann kämen die Kinder geſchwommen und würden mit dem Haken herausgezogen.

IV.

Beim Teufelsloche ſpuken Figuren von menſchlicher Größe mit Laternen umher, beſonders bei einem jetzt abgebrochenen ſchiefen Baume, der über das Teufelsloch herüber hing. Es läßt dort um Mitternacht Niemand hindurch, die göttinger Botenfrau weiß davon zu ſagen. — Große unförmliche Feuerklumpen, gleich dem ausgeſchütteten Inhalt der Schmelzöfen, ſtürzen oft vom Himmel ins Teufelsloch oder Teufelsbad. Oft ſah man auch den Schweif einer ſchwarzen Schlange aus der Mitte des Teufelspfuhls emporragen, in verwirrte Knoten ſich zuſammenziehen und in verrenkten Biegungen ſich wieder auseinanderringeln.

V.

Das Teufelsloch iſt ſehr tief und ſoll einſt eine Grube geweſen ſein, die ein Mann aus Oſterode Namens Cludius beſeſſen hat. Wie dieſe Grube ſchon über hundert Jahr verfallen war und die böſen Geiſter ihr Unweſen darin trieben, kamen einmal Männer, welche die Tiefe dieſes Loches wiſſen wollten. Kaum waren ſie über hundert Fuß herunter, ſo zogen die Böſen einen Canal auf, der in dieſe Grube führte und den Keiner wußte, und die ganze Geſellſchaft mußte ertrinken. Hier bei dieſem Loch ſoll ein Schuſter aus Herzberg zur Strafe für ſeine Neugier Wache ſtehen, denn er war den fremden Männer nachgeſchlichen und hatte zuſehen wollen, wie ſie in das Teufelsloch ſtiegen.

VI.

Als in Oſterode noch Militär gelegen hat, iſt einmal ein Soldat ausgegangen, Fiſche zu fangen. Er ging nach dem Teufelsloche und angelte da, fing auch einen recht großen Fiſch. Voll Freuden huckte er ſeinen Fiſch auf und trug ihn hin nach Haus. Er war aber kaum vor Oſterode, da ſprang der Fiſch von ſeinem Buckel, gab dem Soldaten eine Ohrfeige und ſagte: er ſolle ihn ſogleich da hinbringen, wo er ihn bekommen hätte. Der Soldat weigerte ſich ſo lange als möglich, zuletzt brachte er den Fiſch aber doch wieder hin nach dem Teufelsloche und ſetzte ihn ins Waſſer. Als der Fiſch nun wieder im Waſſer ſaß, ſagte er zu dem Soldaten: dafür, daß er ihn aus dem Waſſer genommen hätte, ſolle er in drei Tagen ſterben. Als nun der Soldat nach Haus kam, ward er krank und ſtarb am dritten Tage danach.

Im Teufelsloche ſollen Fiſche von Mannsſtärke ſein, mit Moos von halber Armlänge bewachſen.

Auch der Spielmann Wolf in Lerbach wußte viel von den Fiſchen im Teufelsloche zu erzählen. Er wollte ſie einmal mit Pulver aus dem Waſſer geſprengt haben, ſodaß ſie an den umſtehenden Tannen hingen.

VII.

Zwiſchen dem Teufelsbade und der Papenhöhe iſt ein ſchwarzer Hund zu ſehen, der geht um die Mitternachtsſtunde ums Teufelsbad herum.

Mit dem Teufelsloche hängt das Waſſer in dem ziemlich fernen Klinkerbrunnen unter der Erde zuſammen. Darin klingelt es wie eine Glocke, wenn man nur hineinſpuckt.

Sagen vom Lichtenſtein, von Förſte und Dorſte.

1. Ritter Bruno von der Linden.

Auf der Burg Lichtenſtein hat zuletzt der Raubritter Bruno von der Linden gewohnt. Den haben die Bauern immerfort verfolgt, ſie haben ihn aber niemals faſſen können. Wenn ſie gedacht haben, der Ritter wäre dorthin geritten, und haben ihn verfolgt, ſo iſt er auf der entgegengeſetzten Seite geweſen, denn er hat ſeinen Pferden die Hufeiſen verkehrt unterſchlagen laſſen. Nur einmal haben ihn die Bauern in die Enge getrieben, da iſt er nach den Katzenſteinſchen Klippen geflohen, ſein Pferd hat da den Hals eingeſtürzt, er iſt aber vermöge ſeines weiten Mantels vom Wind hinübergetragen ins Harzholz.

2. Der Brunnen bei dem Lichtenſtein und die erlöſte Jungfer.

Nicht weit vom Lichtenſtein iſt ein Brunnen, an dieſem hat jeden Mittag ein Schäfer gehütet und ſeine Schafe da getränkt. Eines Mittags, als er auch da war, kam unter einem Stein eine große Schlange hervor und ſah ihn freundlich an. Er war dabei zuerſt ganz ängſtlich, faßte ſich aber, und ward zuletzt ganz vertraulich mit der Schlange. Dieſe iſt gerade eine Stunde draußen geblieben. Den zweiten Mittag kam die Schlange wieder hervor, hatte ſich aber vom Kopf an in einen halben Menſchen verwandelt, und ſprach zu dem Schäferknaben: er ſollte ſich morgen ein Herz faſſen, und der Schlange, die morgen Mittag zum Vorſchein käme, einen Kuß geben, es würde auf ewig ſein Glück ſein.

Den andern Mittag kam die Schlange auch richtig unter dem Steine hervor, kroch an dem Schäfer in die Höhe und wollte ihn küſſen. Erſt hatte der Schäfer einen Ekel vor ihr, drückte aber die Augen zu und gab ihr einen ſüßen Kuß. Sowie das geſchehen war, ſtand eine wunderſchöne Prinzeſſin mit Leib und Seele vor ihm. Da hat der Schäfer ſeine Schafe im Stiche gelaſſen, iſt mit der Prinzeſſin nach dem König gereiſt und hat ſie da geheirathet.

3. Die lichtenſteiner Currende.

Auf dem Lichtenſtein zwiſchen Dorſte und Oſterode hört man oft einen Geſang und iſt doch Niemand ſichtbar. Der Spielmann Wolf ſah dort aus einem Loche einmal wol dreißig Schüler in blauen Zarſchmänteln hervorſteigen und ſingend in den reinſten Tönen und ohne nur einmal im Singen anzuhalten, wie eine gute Currende auch nicht muß, bis nach dem Buchenholze gegenüber hingehen, wo zu Himmelfahrt das Feſt gefeiert wird, das die Oeſteröder den Füllenmarkt nennen, weil die jungen Leute dort ſo gern über den Strang ſchlagen. Wer aber dann, wenn die Schüler aus der Grube geſtiegen ſind, das Herz hätte, dahinein zu ſteigen, der könnte große Schätze herausholen. Der Spielmann Wolf hatte es nicht, darum iſt er als ein armer Teufel geſtorben.

4. Der gottesfürchtige Fuhrmann.

Bei Dorſte auf dem Lichtenſteine haben ſchon viele Leute eine Laterne wandeln ſehen. In dieſer Gegend hatte einmal ein Frachtfuhrmann mit ſeinem Wagen ein geringes Unglück und wünſchte ſich: ach, hätt' ich doch nur eine Laterne hier, wie leicht wollt' ich das repariren! Da ſtand auf einmal die Leuchte neben ihm und leuchtete ihm ſo hell wie drei Lampen. Da brachte der Fuhrmann raſch ſeinen Wagen in Ordnung, und wie er fertig war, wünſchte er Dem, der ihm geleuchtet hatte, dreimal den Himmel und die ewige Seligkeit. Da erſchallte eine Stimme, die ſagte: Das helfe ihm Gott ſprechen, auf dies Wort hätte ſie, die Stimme, ſchon viele hundert Jahre gelauert. Empfahl ihm auch ſchließlich, wenn ihm einmal wieder von unſichtbarer Hand geleuchtet würde, nicht zu fragen, wer es wäre, und verſchwand. Aber ſo hell iſt es doch geblieben, daß der Fuhrmann hat können den Weg ſehen, bis er nach Oſterode gekommen iſt.

5. Die Zwerge in Dorſte.

Bei Dorſte zwiſchen Oſterode und Northeim liegt der Hütteberg. Er iſt gegen vierzig Fuß hoch, auf ihm liegt Acker und wächſt etwas kleines Buſchwerk. Dahinter an der linken Seite zieht ſich in der Schlucht eine Wieſe herauf, der Harenbergsgrund, und unter dem Berge geht der Freifluß der Söſe. Neben dieſem Berge liegt auch eine Papiermühle und ein großer Garten. In dieſem Garten wohnt der Gärtner Steinberg, und dieſer will behaupten, — ſo erzählte mir ein Arbeitsmann aus Dorſte — er habe in dem Hütteberge und auch in dem nahen Söſeberge noch viele Zwerge geſehen. Dies müſſen doch wol nur einzelne Marodeurs geweſen ſein: denn ſchon vor hundert Jahren iſt das Heer der kleinen Leute aus Dorſte abmarſchirt. Bevor die Kinder getauft ſind, ſind ſie auch dort gekommen und haben gewaltig danach getrachtet, ſie wegzufangen. Nach der Taufe ſoll es ſo ſchlimm nicht mehr geweſen ſein. Auf dem Hütteberg und dem Söſeberg ſind ſie ins Feld gegangen, haben da ihren Kram gehabt und ſich ihre Nahrungsmittel fortgeholt. Dabei haben ſie geſungen:

Düt is gut, düt is gut,
Dat de Buer dat nich weit (weiß),
Dat de Sunne et Nachts Klocke twölwe upgeit.

6. Die weiße Jungfer bei der Herrenkirche unweit Dorſte.

Vor vielen hundert Jahren ſtand da, wo jetzunder die Herrenkirche iſt, ein Dorf, das auch Herrkirche hieß. In einem Kriege wurde es dem Boden gleich gemacht und ſeine Bewohner zogen nach Doſt (Dorſte). Seit dieſer Zeit läßt ſich hier alle hundert Jahr auf der Herrenkirche eine weiße Jungfer ſehen, und wer dann zufällig in der Nähe iſt, kann ſein Glück machen. Die Jungfrau kommt aus einer von alten Eichen beſchatteten Quelle hervor und ſieht ſie einen Menſchen, ſo geht ſie auf ihn zu und bittet, daß er doch eine Rolle voll Geld annehmen möge. Wer nun dreiſt genug iſt und über die Rolle eine ſchon in der Kirche getragene Weſte deckt, bekommt das Geld in die Hände und erlöſt dadurch die Jungfrau. Wer aber das Halstuch darüber deckt, dem dreht ſie den Hals um. Wird Jemand graulich und läuft davon, ſo verſinkt ſie wieder auf hundert Jahre mit einem lauten Quiek in den Born. Noch jetzt lebt in Dorſte ein Mann, der die Jungfrau geſehen haben will, aber aus Furcht davongelaufen iſt. Den öden Anger mitten im Felde, eine halbe Stunde von Dorſte, wo ſie erſcheint, betritt noch jetzt Niemand, ohne an ſie zu denken.

7. Die Juden von Förſte.

In Förſte lebte früher eine große Anzahl Juden, die aber nachher durch eine Revolution der Bauern gegen ſie vermindert wurden. Dieſe Revolution brach auf folgende Weiſe aus. Die Chriſten in Förſte hielten ſich einen Dachdecker, der ihnen was decken mußte, die Juden hielten ſich auch einen Dachdecker, der Jude ſein mußte. Der Chriſtendachdecker deckte eines Tages bei ſeinem Nachbar auf dem Dache Ziegel, aber unglücklicherweiſe hatte es ein bischen gemiſſelt (fein geregnet) und der Dachdecker rutſchte beim Decken aus und fiel einem Juden, der unten gerade vorbeiging, auf den Kopf, ſodaß derſelbe todt niederſtürzte. Ueber dieſen Vorfall empörte ſich die ganze Judenſchaft und verklagte die Chriſten in Rom bei dem Papſte. Der Papſt, welcher den Juden auch nicht gut war, fällte folgendes Urtheil: Es ſollte der Judendachdecker auf ein Dach ſteigen, und einen Chriſten, der unten vorbeiginge, todtfallen. Als nun dieſes Urtheil kam, hielten es die Juden für günſtig, um ſich für den todtgefallenen Juden zu rächen, und der Dachdecker mußte ſogleich auf dem Tempel ſteigen, denn ſie meinten, wenn er ſich vom Tempel herunter auf den Chriſten ſtürzte, würde Gott ihm beiſtehen. Es kam denn auch bald ein Chriſt an, und der Judendachdecker ſtürzte ſich ſogleich von der Zinne des Tempels herunter, fiel aber nicht den Chriſten todt, ſondern ſich ſelbſt, weil er vorher nicht gezielt hatte. Hiermit waren die Juden noch nicht zufrieden, und weil ſie keinen Dachdecker mehr hatten, ſo ſtellte ſich ein Jeder ſelbſt auf ſein Dach, lauerte einem Chriſten auf und ſtürzte ſich herunter; aber kein Einziger fiel einen Chriſten todt. Nach dieſer Periode wurden die Juden ſeltener in Förſte, nur ein paar Familien, die vernünftiger waren, blieben, und ihre Nachkommen leben noch in Förſte.

Sagen der herzberger Gegend.

1. Urſprung von Herzberg.

Zur Erbauung der Stadt Herzberg oder Hirzberg, wie es die alten Diplomata ſchreiben, ſoll Folgendes Gelegenheit gegeben haben. Es hätte Albertus Urſus, Markgraf zu Brandenburg und Herzog zu Sachſen, der ein gewaltiger Jäger geweſen, einſtens in den beerwaldiſchen Heiden, ſo unweit Herzberg gelegen, gejaget und einen ſtarken wohlgehörnten Hirſch angetroffen, demſelben fleißig nachgeſtellt, ſolchen aber niemals zum Stande bringen können, ſondern es wäre derſelbe ſtets, ſobald er die Leute anſichtig worden, vor ihm geflohen; endlich hat er ihn doch nach vieler Mühe in der Gegend, da hernach die Stadt angeleget worden, gefällt und ihn durch den Kopf geſchoſſen. Es ſoll ſolcher Hirſch nebſt Alberti Bruſtſchilde, daran Albertus Hand, einen Bogen führend, im Schloß Beerwalde im ſechzehnten Seculo noch ſein geſehen worden, auch ſolches mit der Stadt altem und großem Inſiegel zu beweiſen ſein.

2. Der grubenhagenſche Acker der Edeln.

Von einem Fürſten von Grubenhagen, der in Herzberg reſidirte, wird auch erzählt, daß er die Edeln wegen ihrer Hartherzigkeit vor einen Pflug geſpannt habe und es ſoll ſich bei Herzberg (nach einer Mittheilung aus Klausthal) noch ein Adelacker finden, der aber gewöhnlich nur der Acker genannt werde.

3. Der Güß.

Auf dem Güß, einem großen Waſſer bei Herzberg, hat ein großer Ackerhof geſtanden, worauf ſteinreiche Leute gewohnt haben. Einſtmals iſt ein Bettler nach dieſem Ackerhofe gekommen und hat Nachfrage um ein bischen Brot gethan. Da hat ihm die Herrin ein bischen Brot gegeben, und der Bettler hat geſagt, ſie möchten ihm doch auch ein wenig Butter geben, denn er wäre ſo alt und ſchwach und deshalb thäte ihm auch einmal ein bischen Zubröde gut, und ſolche Leute wie die auf dem Ackerhofe hätten es ja auch nicht geſpürt an ihrem Reichthume, wenn ſie dem Bettler auch ein bischen Zubröde gegeben hätten. — Da hat die Herrin das Brot zurückgenommen und Dreck auf das Stück geſchmiert vom jüngſten Kinde, das ſich ſoeben beſchmutzt hat. Der Bettler, welcher altersblind geweſen, iſt ſeiner Wege gegangen, ohne bemerkt zu haben, was auf ſeinem Brote geweſen iſt. Unterwegs aber hat der Alte Appetit verſpürt und ſein Brot hervorgezogen, um es aufzuſpeiſen. Als er nun dabei merkt, was die reichen Leute gethan, denkt er bei ſich ſelber, ſie hätten doch an dir verdient, daß ſie gleich ſammt ihren Schätzen untergingen. In demſelben Moment, daß er dies geſagt hat, iſt ſogleich das Schloß untergegangen, und ſein Wunſch iſt ſogleich eine Strafe für die ſchlechten Menſchen geworden, die ihnen Gott geſandt hat. Nach dieſer Zeit iſt ein Waſſertaucher gekommen, der iſt ſo lange in dieſem Waſſer geweſen wie in keinem andern. Wie derſelbe herausgekommen iſt, hat er geſagt: Nun und nimmer ginge er wieder in dieſes Waſſer, denn unten im Waſſer wäre er auf ein Haus gekommen, vor demſelben hätten vier große ſchwarze Pudelhunde mit feurigen Augen gelegen, die hätten Feuer geſpien, und ihres Gleichen an Größe und Stärke hätte er auf der Erde noch nie angetroffen, denn ein

Hund wäre wol ſo groß wie ein Löwe geweſen, und er hätte, wenn er ſich nicht für einen Dachdecker auf dem Dache ausgegeben hätte, ſterben müſſen. Da ſind einige Herren unter den Zuſchauern geweſen, die haben dem Waſſertaucher tauſend Thaler geboten, wenn er einen Ziegel von dem Dache des Hauſes hole. Der Waſſertaucher, welcher geldgierig geweſen, iſt noch einmal untergetaucht und nie wieder ans Tageslicht gekommen, vermuthlich haben ihn die vier Hunde zerriſſen. Die vier ſchwarzen Hunde ſind aber umſchicht (abwechſelnd) nachher in Herzberg umhergegangen und haben Jeden, der Nachts auf die Freit gegangen iſt, ins linke Bein gebiſſen.

4. Der Freiſchütz von Herzberg.

In Herzberg hat ein Oberförſter gewohnt, der hat keinen Jägerburſchen behalten können, weil ſie ihm immer von einem andern Förſter, der Freikugeln hat ſchießen können, todt geſchoſſen ſind. Eine ganze Zeit lang hat er darum keinen Burſchen gehalten. Einſt kam ein Jägerburſche und bot ſeine Dienſte bei dieſem Oberförſter an, der aber wollte ihn nicht annehmen und erzählte, wie es ihm noch bei jedem Burſchen ergangen wäre. Der Jäger ſagte: Wenn weiter nichts wäre, dieſem Dinge wollte er ſchon den Pflock bei ſtecken. Der Oberförſter nahm alſo den Burſchen an. Den andern Tag, als der nun ins Holz ging und der Freiſchütz nach ihm ſchießen wollte, ſtellte er ſeinen Hut zwanzig Schritt von ſich und fing die Freikugel darin auf, lud ſie in ſein Gewehr und ſchoß den Förſter todt. Von dieſer Zeit an hat der Oberförſter ſeine Burſchen behalten.

5. Das Männchen im Schloßberge.

Bei Herzberg unter dem Schloßberge hat ein großes Haus geſtanden, darin hat eine Mamſell gewohnt, zu der iſt immer ein kleines Männchen gekommen und hat um Eſſen gebeten. Die Mamſell hat ihm auch immer etwas gegeben, und eines Tages unter dem Eſſen ſagte er zu ihr: ſie ſolle mit ihm gehen. Sie ging alſo mit ihm und der Zwerg führte ſie in eine lange Höhle, aus der in einen tiefen Keller, aus dem Keller in eine Küche, worin viele Kohlen gelegen haben. Dort ſagte er zu der Mamſell, ſie ſolle ſich eine Schürze voll Kohlen mitnehmen, das that ſie auch, warf ſie unter den Feuerherd und ging dann in ihre Stube. Als ſie wieder herauskam, fand ſie ſtatt der Kohlen lauter Goldſtücke unter ihrem Herde. Nach dieſer Zeit hat man die Zwerghöhle nicht wieder finden können.

6. Das Kloſter auf dem Hausberge.

Auf dem Hausberge unweit der Aſchenhütte bei Hörden ſoll früher ein Nonnenkloſter geſtanden haben und in einem Kriege von Franzoſen zerſtört ſein. Lange Zeit wurden die Nonnen in ihrem Kloſter gefangen gehalten und die Feinde ließen ſie bald verſchmachten, und da wollten ſie ſich einen heimlichen Gang graben bis nach dem Forſthauſe Lüderholz, das an der Chauſſee zwiſchen Herzberg und Oſterode liegt. Dabei aber fanden ſie eine ſilberne und eine goldene Glocke; wenn ſie mit der ſilbernen Glocke läuteten, brachten Engel Speiſe, läuteten ſie mit der goldenen, ſo brachten ſie den ſchönſten Wein, und ſo wurden die Nonnen von den Engeln geſpeiſt und getränkt, bis ſie aus der Gefangenſchaft erlöſt waren.

7. Das Hegerfeld.

In der Nähe des Forſthauſes Lüderholz liegt das Hegerfeld und daran gränzt das Bärenholz oder der Silberhai. Auf dem Hegerfelde aber hat ein Nagelſchmiedemeiſter aus Herzberg Land gehabt, und als er eines Tages dort an ſeinem Acker gearbeitet hat, iſt ein Handwerksburſche gekommen, der hat ſich bei ihm in Dienſt gegeben. Der Handwerksburſche aber hat ſtatt der Nägel nur Geräthſchaften geſchmiedet, iſt auch oft mit ſeinem Meiſter nach dem Hegerfeld gegangen, da haben ſie ein Loch gegraben und viel Gold herausgeholt. Als nun der Meiſter davon wohlhabend geworden war und was im Burnus hatte, wurde der Geſell eines Tages ſo ängſtlich und hieß ſeine Meiſtersleute einen Keſſel mit Waſſer herbeiſchaffen. Da iſt auch alsbald eine Kugel in den Keſſel geflogen, und der Geſell hat geſagt: die käme weit her und hätte ihn treffen ſollen; hat ſie auch ſogleich wieder fortgeſchickt und geſagt: jetzt träfe ſie Den, der damit nach ihm gezielt hätte. Danach iſt aber der Geſell fortgegangen und der Meiſter hat die Stelle auf dem Hegerfelde nicht wiederfinden können.

Ein andermal hat auch ein Mann an ſeinem Acker gearbeitet und hat ſich niedergelegt zu ſchlafen, da hat er, wie er ſo dagelegen, einen eiſernen Kaſten erblickt, iſt hingeeilt zu der Stelle und hat lauter zinnerne Schüſſeln darin geſehen. Die hat er eben herausnehmen wollen, da iſt aber ſeine Frau gekommen und hat ihm zugerufen: „Hans Heinrik, wat makeſt de denn da?“ Wutſch war der Kaſten mit dem Zinn und den Schüſſeln fort.

Auch eine Jungfer mit Schlüſſeln hat ſich in der Nähe vom Hegerfeld und vom Forſthauſe Lüderholz gezeigt. Es ſoll auch auf dem Hegerfelde ſelbſt früher das Dorf Hegerdorf geſtanden haben.

8. Das weiſse Männchen und der Kartoffelfuhrmann.

Zwiſchen Herzberg und Oſterode iſt ein Fuhrmann vom Eichsfelde mit einem vierſpännigen Fuder Kartoffeln gefahren, da hat nicht weit von der Papenhöhe plötzlich ein weiſses Männchen neben ihm geſtanden. Da ſind die Pferde niedergeſtürzt und die Wagenräder ſind bis an die Axe in die Erde geſunken, dem Fuhrmann aber iſt geweſen, als wäre der Wagen in lauter Granatbischen zerſplittert. Das weiſse Männchen iſt auf den Wagen geſtiegen und hat ſieben oder neun Kartoffeln davon genommen, aus jedem Sack eine. Darauf hat es geſagt: jetzt hätte es ſein Recht, und iſt von dem Wagen heruntergeſtiegen. Sogleich ſind Wagen und Pferde von ſelbſt wieder in die Höhe gekommen und ſo leicht dahin gefahren, als wäre nichts geſchehen.

9. Der Vogelherd auf dem Rothenberge.

Bei Pöhlde auf dem Rothenberge iſt eine Stelle zu [illegible] ſehen, da hat ein Kaiſer ~~heimlich~~ einen Vogelherd gehabt. Auch die Kaiſerin Mathilde hat in Pöhlde einmal gewohnt, die hat immer ihre Dienerinnen in den Wald geſchickt, damit ſie die Vögel haben füttern müſſen nach deß Kaiſers Tode, um ſeiner Seele Ruhe zu geben.

10. Die Mönche von Pöhlde.

Die Mönche in Pöhlde müſſen zu Zeiten ihrer Sünden wegen umgehen, und dann ſieht man ſie ſcharenweiſe in Pöhlde herumſtreifen. Wenn die Leute zu Pöhlde das bemerken, ſo ſagen ſie: Die Mönche haben dieſe Nacht einmal wieder Auflage gehabt.

11. Die rothhaarige Jungfer von Pöhlde.

Im Tumpenſeesteiche zu Pöhlde ſitzt eine Jungfer, die hat rothe Haare und läßt ſich alle Nacht zwiſchen Elf und Zwölf ſehen. Einem Burſchen rief ſie ſiebenmal zu, daß er ihr doch einmal an die rothen Haare greifen möchte, und als der es nicht wagte, ſprach ſie: nun müßte ſie noch ſo lange wandern, bis aus einer Eichel eine Eiche aufwächſt, die Eiche haubar und eine Hotze (Wiege) daraus gemacht würde; der Knabe, der dann in die Wiege zu liegen käme, könnte ſie wieder erlöſen.

12. Der Mann ohne Kopf zu Pöhlde.

Dicht bei Pöhlde und dicht am Rothenberge iſt ein Stück Land, das heißt die Krambude. Da iſt einmal ein Kerl ohne Kopf herumgelaufen und hat einem Burſchen, der da etwas gefahren hat, die Pferde ins Buchenholz hineindrängen wollen, das ſich am Rothenberge hinzieht. Der Burſche aber gab das nicht zu; da verſchwand der Mann ohne Kopf und dabei war er wie ein Feuerklumpen anzuſehen, hatte auch einen langen feurigen Schwanz.

13. Das goldene Kalb.

Auf der alten Burg auf dem Rothenberge bei Pöhlde geht zur Nachtzeit ein goldenes Kalb, das zeigt ſich beſonders da, wo ſonſt das Thor geweſen iſt.

14. Die vergrabene Peſt.

Bei Pöhlde befindet ſich eine Stelle, die zu dem Kloſter gehört hat, da iſt eine eiſerne Thür in der Erde und darunter iſt viel nach Schätzen geſucht. Es ſoll aber einmal die Peſt in Pöhlde geherrſcht haben, da iſt ſie unter der eiſernen Thür vergraben worden.

Sagen von der Lonau und Sieber.

1. Der Wilddieb von der Sieber.

In der Sieber wurde 1853 ein Wilddieb durch Unvorſichtigkeit eines Jägers erſchoſſen, dem lag vor vier Jahren ein kleiner Junge krank und man verzweifelte, daß er wieder geneſen würde; da ſprach der Wilddieb: ſtirbt mir der Junge, ſo ſchieß' ich den lieben Gott todt. Richtig, der Junge ſtarb; da ging der Wilddieb hinaus, legte ſeine Büchſe an und ſchoß in die helle Sonne. Gerade als dies geſchehen war, verdunkelte ſich durch Zufall die Sonne und der Wilddieb dachte wirklich, er hätte den lieben Gott erſchoſſen, wurde ſogar bange, daß ihm die Andern deshalb auf den Kittel ſteigen würden. Kurze Zeit nachher begab es ſich, daß ſeine Frau einen kleinen Jungen gebar, da erkannten Alle, die das verſtorbene Kind gekannt hatten, in dieſem Kinde wieder das erſte. Das Kind lebt noch, konnte ſchon wie es einige Wochen alt war ſprechen, und erzählte oft von ſeiner Himmelsreiſe.

2. Die Schatzgräber im Sieberthal.

Vor vielen, vielen Jahren lag im Sieberthale, da, wo jetzt die ſogenannte lange Wieſe iſt, eine Kupferhütte. Eine große Menge Schlacken, welche nun aber größtentheils zum Chauſſeebau verwandt worden ſind, bezeichnen noch jetzt die Stelle ziemlich genau. — Die Beſitzer der Kupferhütte, welche ſehr reich geweſen ſein ſollen, ſind gleich der Hütte ſelbſt in einer Nacht verſchwunden. Am andern Morgen war weiter nichts mehr zu ſehen als ein großer Schlackenhaufen. Man ſagt, ſie hätten ihr Geld vor ihrem Verſchwinden unter die Schlacken vergraben. Bald nachher ſah man jede Nacht zwiſchen elf und zwölf Uhr eine blaue Flamme auf dem Schlackenhaufen leuchten, welche ein ſchwarzer Mann (der Böſe) bis zwölf Uhr zu unterhalten ſuchte. Das Gerücht von einem Geldfeuer im Sieberthale verbreitete ſich bald in der Gegend. Viele haben das Feuer auch geſehen, aber Keiner wagte es, den Schatz zu heben. Endlich fand ſich ein Mann aus Lonau, welcher ſich ſchon viel mit Schatzgräberei beſchäftigt hatte. Er wollte auch dieſen Schatz heben und nahm zu dieſem Zwecke einige Leute von der lonauer Hammerhütte mit dahin. Auf dem Wege ſagte er ihnen: „Daß aber Keiner beim Graben ein Wort ſpricht, ſonſt iſt Alles verloren.“ Die Leute verſprachen es und gaben ſich die Hand drauf. Mittlerweile waren ſie zu rechter Stunde bei der Stelle angelangt. Sogleich ging die Arbeit vor ſich, und es dauerte auch nicht lange, da kamen ſie auf einen großen Keſſel, welcher mit holländiſchen Ducaten gefüllt war. Jetzt mußte nur noch der Keſſel gehoben werden. Schnell wurden Hebebäume herbeigeholt und nun ging's huhupp! huhupp! Bald war der Keſſel heraus. Da hörte man auf einmal Fuhrwerk. Die Schatzgräber ſtellten ihre Arbeit ein Weilchen ein, um zu ſehen, was es gäbe. Und ſiehe, ein Wagen kam daher im ſchnellſten Fluge mit vier Tauben beſpannt. Der Fuhrmann ſagte „Guten Abend, geht's gut?“ aber Keiner antwortete. Gleich darauf kam ein Kerl in einer Mulde ſitzend dieſelbe Straße daher gerutſcht und ſagte ganz ſchnell: „Sollt' ich wol noch dran kommen? Sollt' ich wol noch dran kommen?“ dabei arbeitete er mit Macht, um zu dem Taubenwagen zu kommen. Da lachte einer der Schatzgräber und ſagte: „Müßte dek dä Düwel dran fahren!“ Wupp! war die Flamme weg, auch der Keſſel war verſchwunden. Die Männer aber ſtanden noch eine Weile auf der langen Wieſe und machten lange Geſichter. Da bekamen ſie mit einem Male graue Haare und ſtarben bald darauf vor Gram.

---

3. Der verwieſene Förſter Kempf.

In dem Harzdorfe Sieber lebte vor vielen Jahren einmal ein Förſter mit Namen Kempf, der war ſehr hart und unbarmherzig gegen ſeine Waldarbeiter. Wenn die Leute um Lohnerhöhung baten, dann erhielten ſie zur Antwort: „Ich will euch noch züchtigen, daß ihr pfeifen ſollt wie die Mäuſe, und Heu freſſen wie die Kühe.“ Aber er mußte auch für dieſe Härte büßen; Läuſe und Flöhe ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe, bis er ſtarb. Kurz vor ſeinem Tode hat er auch ein Mädchen über einen Ameiſenhaufen an einem Baum feſtgebunden und ſo haben die Ameiſen ſie zu Tode gequält. Nach ſeinem Tode hat er auch keine Ruhe gefunden, das zeigte ſich ſchon bei ſeiner Beerdigung. Als ſein Leichenzug ſich von der Förſterwohnung nach dem Kirchhofe bewegte, ſahen ſich einige von den Trägern um, da ſahen ſie, daß der Förſter Kempf aus der Dachluke ſeinem Leichenzuge nachſah. Auch zu ſpuken hat er ſogleich angefangen, unter Anderm bei den Fiſchreuſen der Förſterei am Sieberfluſſe, und wenn ſeine Frau beim Heumachen geweſen, iſt er immer hinter ihr hergeſchritten. In der Förſterwohnung war nichts als Poltern und Spuken, ſodaß kein neuer Förſter wieder in das Haus ziehen wollte. Was war zu thun? Es wurde ein Pater beſtellt, der den Förſter verbannen ſollte. Der Pater kam; als er aber ſein Werk an dem Förſter beginnen wollte, ſagte Kempf: „Du kannſt mich nicht verbannen, denn du biſt ein ſündiger Menſch, du haſt das ſechſte Gebot übertreten.“ Der Pater wußte nichts dagegen zu ſagen und zog unverrichteter Sache ab. Darauf wurde ein anderer Pater beordert, als Der kam, ſagte der Förſter wieder: „Du kannſt mich nicht verbannen, denn du biſt ein ſündiger Menſch.“ — „Sage an“, ſprach der Pater, „was habe ich gethan?“ — „Du haſt gegen das ſiebente Gebot gehandelt. Du haſt eine Möhre vom Felde geſtohlen.“ — „Ja,“ antwortete der Pater, „ich habe freilich in meinen Schülerjahren einmal eine Möhre aufgezogen, um meinen Durſt am heißen Tage damit zu ſtillen; aber ich habe auch in die dabeiſtehende Möhre ein Viergroſchenſtück geſteckt, womit die Möhre mehr als bezahlt war.“ Da mußte der Förſter ſchweigen und die Verweiſung begann. „Erſcheine in deiner Jägerkleidung“, ſprach der Pater mit harter Stimme. Der Förſter aber kam in einer fürchterlichen Geſtalt. „Fort!“ ſchrie der Pater, „ſo will ich dich nicht ſehen.“ Er mußte fort, kam aber immer wieder in ſo gräßlicher Geſtalt. Zum vierten Male kam er endlich heulend und ſchreiend in ſeiner Jägerkleidung. „Halt!“ rief der Pater, „zwiſchen der Thür bleibſt du ſtehen, mit einem Fuße in der Stube, mit einem auf der Diele.“ Darauf fuhr er fort: „Ich ſage dir, daß du mit dem heutigen Tage dies Haus räumſt und deinen Aufenthalt im Rothen Meere nimmſt.“ Nun begann der Förſter zu bitten und zu flehen: „Ach, laß mich doch hier, wenn's auch nur im Keller iſt!“ — „Nein.“ — „So laß mich im Stalle.“ — „Nein.“ — „Gib mir ein Plätzchen auf dem Hühnerwiemen!“ — „Nein“, ſagte der Pater, „fort mit dir.“ Da heulte der Förſter fürchterlich. Der Pater aber ließ die Pferde vor ſeinen Wagen ſpannen. Als er wegfuhr, ſah man eine Schleife hinter dem Wagen des Paters mit Hühnern beſpannt, auf der Schleiſe aber ſaß heulend der Förſter und wurde ſo in das Rothe Meer gebracht, wo er ſich noch jetzt aufhalten ſoll. Im Förſterhauſe aber war es fortan ruhig.

Andere erzählen die Verweiſung ſelbſt alſo. Dem erſten Pater hat Kempf vorgehalten, er ſei nicht rein, er habe einmal als Kind eine Rübe auf einem fremden Acker ausgezogen und nicht bezahlt, da hatte der Pater keine Macht über ihn. Es kam ein zweiter Pater, dem hielt Kempf vor, er habe als Kind auf fremdem Acker eine Erbſenſchote abgeriſſen und nicht bezahlt. Da hatte auch der keine Macht über ihn. Einem dritten Pater hielt Kempf vor, er habe als Kind eine Kornähre von fremdem Felde mitgenommen und nicht bezahlt. Der aber ſagte, die ſei ihm von ſelbſt in den Schuh gefallen, und verwies Kempf ans Rothe Meer. Ein Fuhrmann mußte Kempf bis an die ſieberſche Gränze bringen und der Pater rieth ihm, wenn Kempf ihm dort die Hand geben wolle, den Peitſchenſtock hinzuhalten, und ſich dann nach Kutſche und Pferden nicht noch einmal umzuſehen. So hat der Fuhrmann auf der Gränze auch gethan, und der Peitſchenſtock iſt ſogleich kohlenſchwarz geweſen, als Kempf ihn angefaßt hat. Pferde und Wagen aber ſind plötzlich mit ihm verſchwunden.

4. Das Kußregiſter. (Schwank.)

Auf der Lonau war früher ein Geſetz, daß, wenn ein Junggeſell einer Jungfer wollte einen Kuß geben, ſo mußte er's vorher beim Ortsvorſtande anzeigen. Kam es einmal an den Tag, daß ein Liebespaar beiſammen geweſen war, das vorher davon keine Anzeige gemacht hatte, ſo mußten die Junggeſellen und die Jungfrauen ein volles Jahr lang jeden Monat einmal die Straße reinigen. Dabei hatten die Burſchen dann einen Strohkranz auf dem Kopfe und die Mädchen trugen ein Seil um den Leib. Das Buch iſt aber nachher ſo dick geworden, daß zehn Pferde es nicht von der Stelle ſchaffen konnten, und wer damals auf der Lonau ſehen wollte, ob ſeine Braut ihm treu ſei oder ob ſie's auch noch mit Andern hielte, der brauchte blos zum Herrn Vorſteher zu gehen und das Kußregiſter nachſchlagen zu laſſen. So wird in Lerbach erzählt.

5. Verkündigung des Friedens.

Ehe nach den Franzoſenkriegen Frieden wurde, zeigte ſich einer Frau in der Lonau der liebe Gott am Himmel auf einem Stuhle ſitzend.

Sagen von Scharzfeld.

I. Die Zwerglöcher bei Scharzfeld.

1.

Im Gemeinholze bei Scharzfeld, auf der ſogenannten „Snete“ iſt die Zwerghöhle, da haben früher die „Querge“ gewohnt. Sie ſtahlen Kinder, die von den Arbeitsleuten auf dem nahen Felde in die Kiepe geſetzt waren, und ſetzten für die geſtohlenen Kinder kleine Zwerge hinein. Wenn dann die Mütter nachher zu ihren Kiepen gingen, um zu ſehen, was ihre Kinder machten, ſo erblickten ſie ſtatt ihrer Zwergkinder. Wenn dann die Mütter laut ſchrien, ſo brachten die Zwerge die Kinder wieder und nahmen ihre Zwergkinder wieder mit fort. Aber nicht immer nahmen ſie die Kinder blos ſo zum Scherz. Einmal kam ein alter Zwerg zu der Edelfrau auf dem Gute Scharzfeld, und ſagte: Wenn ſie das Räthſel nicht errathen könnte, das er ihr aufgeben wolle, ſo nähme er ihr Kind weg. Das Räthſel aber lautete alſo:

Heute brau' ich,
Morgen back' ich,
Uebermorgen bin ich Edelkind.
Edelfrauen, ich weiß,
Daß ich Fidlefitchen heiß'.

Das hat die Edelfrau nicht rathen können, da hat ihr der alte Zwerg ihr Kind weggenommen und einen kleinen Zwerg dafür untergeſchoben. Da haben ſie lange auf dem Gute einen kleinen Zwerg als Edelkind gehabt und das hat der alte Zwerg mit ſeinem Räthſel gemeint.

Die Zwerge von Scharzfeld gingen auch des Nachts auf die umliegenden Dörfer und holten Braten und Alles fort, was ſie dort in den Häuſern vorfanden. Am liebſten aber gingen ſie auf das Erbſenfeld des Gutsherrn und naſchten zur Nachtzeit die Erbſen weg. Dabei hatten ſie ihre Nebelkappen auf und dadurch wurden ſie unſichtbar. Später aber nahmen die Leute einen langen Leigeſiemen, das iſt eine Leine, womit die Pferde beim Pflügen gelenkt werden, zogen die über alle Gränzen der Felder hin und davon fielen ihre Nebelkappen vom Kopfe und ſie wurden ſichtbar. Darauf wurden ſie tüchtig durchgeprügelt, und dadurch ſind ſie ſcheu geworden und haben ſich weggezogen bis auf Einen, der da jetzt noch geht.

II.

In der Zwerghöhle bei Scharzfeld ſind in ſpäterer Zeit viele Menſchen geweſen, aber Keiner iſt ans Ende gekommen. Hinten in dieſer Höhle fließt ein Waſſer, darüber liegt eine Brücke. Wer über dieſe Brücke kommt, der hat gewonnen und bekommt viel Gold, Diamanten und dergleichen Schätze mehr, denn in dieſem Waſſer findet man das reinſte Gold.

Einſt hat es auch ein Jäger verſucht an dieſe Stelle zu gehen, aber der iſt nicht wieder herausgekommen. Nachher hat man ihn mit ſeinem Hund verſteinert in der Mitte der Höhle gefunden. Nur Einer iſt einmal über den Fluß gekommen, das iſt ein Waldarbeiter aus Scharzfeld geweſen, der hat Gehr geheißen. Ihm hat der Böſe einen Sack voll Steine gegeben; wie er nun aus der Höhle war, ward ihm der Sack zu ſchwer, und als er nun ſah, daß es Steine waren, die er in dem Sacke hatte, warf er ſie wieder vorn in die Höhle. Nur ſeine Taſchen ſteckte er voll, wie er aber mit den paar Steinen zu Haus ankam, war es lauter Gold. Schnell lief er wieder hin zur Höhle, aber die andern Steine hatte der Böſe ſchon ſelbſt wieder zu ſich genommen.

III.

Vor dieſen Zwerghöhlen haben früher Aepfelbäume geſtanden. Da iſt denn einmal Einer gekommen, der iſt in den Baum geſtiegen und hat ſich Aepfel ſtehlen wollen; wie er nun im beſten Zuge war, da kam auf einmal Einer und vergrub Geld, zu gleicher Zeit erſchien der Böſe und ſagte: Dieſes Geld könne nur Einer wieder bekommen, der ihm zwei Zwillinge brächte, die Ein Haar hätten. Das hörte der im Aepfelbaume. Den andern Tag aber gebar ſeine Ziege zwei Lämmer, die hatten beide Eine Farbe und waren kohlrabenſchwarz. Da dachte er an den Ausſpruch des Böſen von geſtern Abend, und führte ſogleich die Ziegenlämmer unter den Aepfelbaum. Da erſchien der Teufel, nahm die beiden Lämmer in Empfang und er bekam das Geld.

2. Die Steinkirche bei Scharzfeld.

Die Steinkirche bei Scharzfeld iſt von einem Schweinehirten mit einem hölzernen Beile im Felſen eingehauen; und doch kann jetzt die beſte Stahlfeile nichts davon abhauen. Auch iſt hier eine Glocke, die tief verſcharrt in der Erde gelegen hat, von einer Sau mit zehn Fickeln (Ferkeln) aus dem Boden gewühlt und dann von einem Hirtenmädchen mit einem Haarbande aus der Steinkirche herausgezogen. Dieſelbe läutet jetzt noch in Scharzfeld und dabei ſpricht ſie immer:

Su fand,
Jungfernband.

3. Kaiſer Heinrich IV. auf Scharzfels.

Aus Zeiler und andern Chroniſten iſt uns bekannt, daß der Kaiſer Heinrich IV. in Liebe entbrannte zu einer Gräfin von Lauterberg auf Scharzfels, den Grafen 1080 durch einen Auftrag von Scharzfels entfernte und auf der Jagd dort einkehrte. Durch Anſtiften eines Mönchs im Kloſter Pöhlde, der ein Schwarzkünſtler geweſen und ſich mit dem Kaiſer aufs Schloß verfüget, bewältigte er liſtig die edle Frau und beraubte ſie ihrer Ehren. Da fuhr ein Burggeiſt, welcher ſich bis dahin immer am Hohenthurm und in der Küche aufgehalten hatte, durch den Thurm in die Luft hinaus, nahm das Dach des Thurmes mit hinweg, machte ein gewaltiges Lamento und ſchrie, daß an der verübten Unthat der Mönch mehr ſchuldig wäre als der Kaiſer, für den ſpäter dieſer Vorfall auf Schloß Scharzfels verhängnißvoll geworden ſein ſoll. Nachdem der Burggeiſt ſo das Verborgene ans Licht gebracht hatte, duldete er kein Dach mehr auf dem Thurme. Dieſer Burggeiſt war, wie ich mündlich erfahren, mit den Burgherren, deren Frauen er bewachte, überhaupt in ſo gutem Einverſtändniß, daß er oft vor dem Schloſſe ſtand, wenn der Burgherr heimgeritten kam, um ihm ſogleich Bericht abzuſtatten, falls ein Unglück geſchehen war. In neuerer Zeit ſind auf Burg Scharzfels auch große Sängerfeſte veranſtaltet; dann richtete der Burggeiſt, den Andere auch einen Zwerg nennen, es jedesmal ſo ein, daß die Feſtlichkeit durch den Regen geſtört wurde, — er will nun einmal auf Burg Scharzfels keinen Frohſinn mehr dulden.

---

4. Die Frau von Scharzfels.

Die Frau von Scharzfels bekam auf der Flucht einen Stein in den Schuh. Sie zog den Schuh aus, ſchüttete den Stein aus, der wuchs immer mehr und mehr, zum Verwundern, iſt jetzt ein mächtiger Fels, und heißt zum Andenken an die eilige Flucht der Burgfrau der Eilenſtein. Wo er ſich befindet, wußte der Erzähler nicht anzugeben.

vgl. auch pg. 116,1

5. Die Jungfer von Scharzfels.

Auf Scharzfels wohnt eine Jungfer mit Schlüſſeln, die ſteigt zu Oſtern von der Burg herab und wäſcht ſich drunten in der Brämecke.

Sagen der lauterberger Gegend.

I. Lauterberg.

Lauterberg hat früher an einer andern Stelle geſtanden als jetzt und lag da, wo jetzt das Förſterhaus liegt, an der Straße von Lauterberg nach Andreasberg. Damals haben aber zu Lauterberg oder Lutterberg die alten Grafen von Lutterberg gewohnt, ſowie in früherer Zeit auch ein Herr von Lauterberg am rehberger Graben wohnte.

Die Grafen von Lauterberg hatten einmal Beſuch von den Mönchen zu Walkenried und da ſaßen ſie zu Lauterberg und ſpielten miteinander Karten. Dabei entſtand erſt Kreiderei (Zank) und dann Schlägerei und dabei lief einer der Mönche auf den Boden und legte Feuer an. Da iſt das alte Lauterberg ganz abgebrannt und das neue iſt an der jetzigen Stelle wieder aufgebaut, weiter unten hinab im Thale. Die Stelle aber, wo das alte Lauterberg geſtanden hat, hieß lange Zeit Mönchsbrandſtelle. Der Name iſt jetzt abgekommen, doch der Mönch hat lange Zeit auf jener Brandſtelle umgehen müſſen und iſt noch nicht lange von einem armen Reiſenden erlöſt. Dieſer vollführte die Aufgabe, durch deren Löſung der Mönch erlöſt werden konnte, und wurde reichlich von ihm dafür belohnt, ſodaß er hinfort nicht mehr nach Arbeit zu ſuchen brauchte.

2. Die Lutterjungfer und die Frau Holle auf dem Hausberge.

Nahe bei der alten Burgſtelle oben auf dem Hausberge iſt der Eſelsborn, von dem ſoll früher das Waſſer auf Eſeln nach der Burg geſchafft ſein. Zu ihm hat die Lutterberger Jungfer oder die Lutterjungfer die Schlüſſel, wie man den Kindern ſagt, und wenn ſie aufſchließt, ſo gehen die Leute hin und holen ſich mit der Brunnenſtange, woran eine Semmel gebunden wird, einen kleinen Jungen oder ein kleines Mädchen heraus. Die Mädchen gehen deshalb auch dorthin und rufen: Schlüſſeljungfer, bring uns einen kleinen Jungen oder ein kleines Mädchen.

Wenn die Kinder unartig ſind, ſo ſagt man ihnen: Sei ſtill oder wir bringen dich wieder hin nach dem Eſelsbrunnen. Ein ganz kleiner Knabe erzählte: Wenn die Kinder vor den Eſelsbrunnen hinträten und ſprächen „Duck, duck, duck“, ſo kämen Eſel heraus und holten ſie hinein.

Es ſoll auch ein Brunnen in dem alten lutterberger Schloßkeller ſein. An jedem erſten Oſtermorgen ſteigt die Jungfer vom Hausberge herunter und wäſcht ſich dort in der Lutter. Dabei hat ſie einmal Jemand geſehen, dem hat ſie eine Maulſchelle gegeben, weil er ſie angeredet hat. Hätte er es nicht gethan, ſo hätte er ſie erlöſen können. Im Burgkeller bewacht ſie große Schätze und Manche ſagen, wer ſie erlöſen wolle, müſſe ſich lange Zeit dort neben dem Brunnen verſtecken.

Auch die Frau Holle ſitzt oben auf dem Hausberge und wird von Einigen die Kammerfrau der Lutterjungfer genannt. Oft wäſcht ſie ihren Schleier drunten in der Lutter, und wenn's auch die ganze Woche regnet, hofft man doch in Lauterberg den Freitag und Sonnabend noch auf gutes Wetter und ſagt: Die Frau Holle muß doch zum Sonntag ihren Schleier wieder trocken haben.

3. Das Glockenhaus von Lauterberg.

Als die Lauterberger ihre Kirche gebaut hatten, wußten ſie wie die Bewohner vieler Harzörter nicht, wo ſie mit dem Glockenhauſe hinſollten, denn wohin ſie es auch an der Berglehne ihres Thales ſtellten, immer konnte man doch das Läuten nicht hören. Endlich brachten ſie es oben auf den Krummelberg, von wo aus allein der lange Ort zu überſehen iſt, aber man hörte das Läuten noch immer nicht. Sie ließen dort das Glockenhaus die Nacht über ſtehen, und da trugen es in der Nacht Geiſter gegenüber auf den hohen Hausberg. Von dort aus konnten die Lauterberger nun das Läuten hören und das Glockenhaus hat lange dort geſtanden; jetzt aber ſteht es nicht mehr dort.

4. Der Schatz zu Laßfelde.

Ein junger Bauer Namens D....... in Laßfelde träumte drei Nächte hintereinander, er ſolle auf eine Brücke vor Lauterberg gehen, da würde er etwas Neues erfahren. Nach der dritten Nacht ging er auf die Brücke und da kam ein Schneidermeiſter, der fragte, was er da ſäße. Da erzählte er, was ihm geträumt hatte und da ſagte der Schneidermeiſter: bei D. in Laßfelde ſtände unter einem Baume ein Keſſel voll Geld, das hätte der alte D. da vergraben und wenn man zwei ſchwarze Ziegenböcke, die ein Jahr alt wären, nähme und die auf der Stelle tanzen ließe, ſo könnte man erlangen, daß das Geld blos würde. Da ließ er zwei ſolche Ziegenböcke da tanzen und dadurch ward da ein kleiner Braukeſſel mit Geld los. Den hat er mit ſeiner Frau herausgehoben, aber ſie haben immerfort dabei geſprochen und als ſie es in die Stube gebracht haben, iſt es von dem Schwatzen nichts als Pferdedreck geweſen. Da warfen ſie den Pferdedreck auf die Miſche (den Miſt). Nachher aber kam eine Frau, die hielt um etwas Pferdemiſt an, um den Keſſel damit auszukochen, da gaben ſie ihr von dieſem Miſt und als ſie damit nach Haus kam, war es Gold. Da kam die Frau wieder und wollte ihnen den ganzen Hucken (Hauſen) Pferdemiſt abkaufen. Sie gaben ihr den ganzen Hucken hin und als ſie ihn eine Zeit lang im Hauſe hatte, iſt der Pferdemiſt bei ihr wieder Gold geworden. Nach kurzer Zeit wechſelte die Frau bei D. Gold und ſagte dabei, daß es von dem Pferdemiſt wäre und da hat der Bauer D. ſich aus Aerger erſchoſſen.

5. Die Federn.

Vor zwanzig Jahren fand ein Mann Namens Bennholz in Steina zwiſchen Lauterberg und Sachſa auf ſeiner Scheune, die er am Abend vorher ganz rein abgefegt hatte, nichts als gelbe Federn. Er nahm eine Hand voll davon, ging damit zu ſeiner Frau und zeigte ſie der. Nun nahm er einen Beſen und wollte die Scheune von neuem abfegen, da lag keine einzige Feder mehr da. Die Frau aber hatte die Federn, welche ihr ihr Mann gebracht hatte, auf den Tiſch gelegt, und als ſie zu Mittag eſſen wollten, iſt es Gold geweſen und hat fünfundzwanzig Thaler an Werth gehabt.

6. Die Buche bei Oſterhagen.

Vor Oſterhagen iſt ein Platz, wo Büſche ſtehen und der die Buche heißt. Dort iſt ein Loch, da ſitzt ein Hund mit glühender Zunge drin. Ein ſolcher Hund ſoll auch lange Zeit in einem Hauſe zu Oſterhagen geweſen ſein. Auch ſollen ſich auf der Buche vor Oſterhagen einmal vor den Pferden eines Fuhrmanns her zur Nachtzeit zwei Knaben gebalgt haben, und ſind dann plötzlich verſchwunden, man weiß aber nicht, was das zu bedeuten gehabt hat.

7. Das Grundelos bei Oſterhagen.

Das Grundelos, das unweit Oſterhagen nahe bei einem Walde liegt, war früher ein Garten; darin war die Eigenthümerin des nahen Hauſes; da rief draußen eine Stimme: „Salz! Salz!“ Da ließ die Frau ihre Kiepe ſtehen, eilte hinaus und wollte Salz kaufen, es war aber Niemand da.

Wie ſie ſich noch umſah, kam auch ſchon ihre Kiepe auf dem Waſſer des Grundelos daher geſchwommen, denn der Garten hatte ſich in einen Erdfall verwandelt.

Man ſagt in Oſterhagen den Kindern, daß aus dem Grundelos die neugeborenen Knaben, aus dem Fiſchloch aber die Mädchen gezogen würden.

8. Krodenhagen.

Unweit Oſterhagen liegt Krodenhagen, welches jedoch nur der Name eines Forſtes ſein ſoll. Dort in der Nähe befindet ſich auch die Kreuzwieſe und die „gräfliche Kuhle“; da hat ſich eine Jungfer mit Schlüſſeln gezeigt und angekündigt, daß dort Geld vergraben ſei. Auch liegt bei Krodenhagen ein Stein, vielleicht auf der Kreuzwieſe, bei dem zwei Brüder einander erſchoſſen haben ſollen.

Sagen vom Weingartenloch, Römerſtein und Nixei.

I. Römerſtein und Nixei.

Wie die Teufelsmauer am Nordrande des Harzes vom Teufel als Gränzſcheide ſeines Reiches errichtet wurde, ſo an der Südſeite der Römerſtein. Von fruchtbaren Aeckern und Wieſen umgeben, auf einer Seite mit friſchem Laubholze bekränzt, ſteigt der kegelförmige nackte Berg empor, auf deſſen Rücken zackige Felſen wie Ruinen einer Burg ſich heben. Nach der Volksſage wohnten ſonſt gewaltige Rieſen hier; drüben im blanken Alabaſter des Sachſenſteins gegenüber mächtige Zwerge mit ihrem Könige; vor dieſen kleinen Zwergen ſchwebten die talpigen Rieſen in ſolcher Furcht, daß ſie dieſe Felsburg aufthürmten, um vor dem Zwergkönige drüben ſicher zu ſein. Sein Haupthaar und Bart war weiß, wie das Geſtein hier umher; vom Scheitel war ihm eine helle Kryſtallkrone emporgeſchoſſen. Einſt durchſchweifte ein Jüngling, Romar geheißen, den Wald und fand unter einem Baume ſchlafend die Ruma, eine wunderſchöne Jungfrau; die Herzen fanden ſich, aber Beide erſchraken, als ſie entdeckten, daß er ein Hünenkind, ſie die Tochter des Zwergkönigs war, da ſie alſo zwei gegenſeitig feindlichen Mächten angehörten; jedoch die Liebe verſcheuchte jegliches Bedenken, jahrelang lebten Beide in glücklicher aber heimlicher Ehe. Da überraſchte ſie einſt bei ihrer Umarmung der Zwergkönig; zornentbrannt ſchleppte er ſeine Tochter in die tiefſten Berghöhlen, zerſchmetterte ſie an dem zackigen Felſen, den Jüngling aber packten zahlloſe Zwergſcharen und trieben ihn blutend von dannen. Die unglückliche Ruma, von boshaften Kobolden bewacht, verſuchte auf jede Art ihre Rettung; ſie verwandelte ſich in eine Waſſernixe und ſuchte als Quelle einen Ausweg, um an das Tageslicht und zu ihrem Gatten zu kommen; aber immer drängte ſie der grauſame Vater in die Erdtiefe zurück. Endlich nach vielen Jahren gelang es ihr, als vollendeter Strom hervorzubrechen. Die Höhle, worin die trauernde Frau ſo lange eingekerkert geweint hatte, heißt der Garten des Weinens, Weingartenloch, und in ihr bezeichnen tiefe Erdfälle und das ſchauerliche Rauſchen unterirdiſcher Bäche den Weg der Nixe, bis an der Gränze des Gypsfelſens ein Strom hervorbricht, die Rume, zum Andenken der Verbannten alſo geheißen; die Stelle, wo Romar die Nixe Ruma zuerſt ſah, heißt jetzt noch Nixei, und der Fels, auf welchem Romar einſam ſein Leben vertrauern mußte, wurde Römerſtein genannt. — Doch nicht ganz und gar und immer mußten die beiden Gatten einander meiden. Denn der Erdgeiſt oder Zwergkönig war bei der Wiederkehr gewiſſer Zuſammenſtellungen der Geſtirne in gänzlicher Ohnmacht gefeſſelt, und dann erſchien plötzlich, in dem alten Bette, der Spiegel des Nixteiches in der Nähe des Römerſteins, verſchwand jedoch ebenſo ſchnell mit der Rückkehr des Zwergkönigs. — Auf dem Römerſtein ſoll auch eine Jungfer zu ſehen ſein, die ſich im Sonnenſchein das Haar kämmt, und dabei fallen ihr Goldperlen vom Kopfe. Beſonders ein Schweinhirt hat ſie oft ſo hinter einem Dornbuſche ſitzen ſehen, da wo das untergegangene Dorf Lüttchenrode geſtanden hat.

2. Das Weingartenloch.

I.

Unweit Oſterhagen und Steina und dem Forſthauſe Nixei liegt das Weingärtnerloch oder Weingartenloch. Die es Weingärtnerloch nennen, erzählen, daß außer vielen andern Menſchen auch einmal ein Weingärtner aus einer fremden Gegend, der dort nach Schätzen ſuchte, darin umgekommen ſei. Die es Weingartenloch nennen, erzählen, hier ſei früher ein Garten geweſen und die Eigenthümerin deſſelben habe ihren Kindern ein paar Weintrauben gebrochen. In ihrem Hauſe ſei aber Beſuch angekommen und das jüngſte Kind habe die Mutter deshalb gerufen, daß ſie nach Haus kommen ſolle. Als die Mutter aus dem Garten getreten, ſei derſelbe untergegangen, und es ſei ein großes Loch da geweſen, welches mit Waſſer vollgefüllt geweſen ſei.

II.

Der Hirt von Oſterhagen hat einmal hinter einem Eichenbuſch gelegen, da ſind aus dem Weingartenloch zwei Männer hervorgekommen, haben ſich auf einen Stein geſetzt und da getrunken. Dabei haben ſie ihm gewinkt und er iſt zuletzt auch hingegangen und hat mit getrunken. Darauf hat er ſich wieder hinter den Eichenbuſch gelegt und iſt eingeſchlafen. Als er nach einiger Zeit aufwacht, liegt er in einer prachtvollen Kammer und in einem koſtbaren Bett: davor auf einem Stuhle hat auch Zeug gelegen, aber nicht ſeine Hirtenkleidung, ſondern ſchmucke vornehme Gewänder. Er kleidet ſich an und weil er nicht weiß, was das Alles zu bedeuten hat, ſo zieht er endlich auch einen Glockenzug, der dort hängt, und darauf erſcheint eine Dienerin. Sie führt ihn von ſeiner Kammer herunter, und ſo wird er gewahr, daß er ſich in einem großen Kaufmannshauſe befinde; da haben unten die beiden Männer, mit [illegible] er getrunken hat, hinter dem Kaufmannsladen als Ladendiener geſeſſen. Sie haben auch jetzt nichts geſagt, doch iſt der Eine von ihnen mitgegangen und hat ihn in der Stadt umhergeführt, in der das Haus gelegen hat. So hat er ihn dreimal im ganzen Hauſe umhergeführt, da hat er endlich zu reden angefangen und den Hirten gefragt: ob er Luſt hätte nach ſeiner Heimat zurückzukehren. Als er darauf mit Ja geantwortet, hat der Kaufmannsdiener geſagt, er ſolle ſich wünſchen, was er aus dem großen Kaufmannshauſe mitnehmen wollte, ihm auch gerathen, er ſolle ſich entweder einen goldenen Hirſch [illegible] einen goldenen Haſen wünſchen. Darauf hat der Hirt ſcherzend geantwortet: So wollte er ſich einen goldenen Haſen wünſchen, der könnte wol am beſten laufen. Danach hat der Hirt ſich wieder in das koſtbare Bett legen müſſen, und als er aufgewacht iſt, hat er wieder hinter dem Eichenbuſch beim Weingartenloch gelegen. Auch hat er ſein Hirtenzeug angehabt wie gewöhnlich, neben ihm aber hat ein goldener Haſe gelegen. Ueberdies hat noch ein Stein neben ihm gelegen und von dem hat ihm der Kaufmannsdiener, ehe er ſich wieder in das koſtbare Bett gelegt hat, geſagt: Wenn er mit dem Steine vor das Weingartenloch käme, ſo würde ſich das vor ihm aufthun. Seine Kühe ſind verſchwunden geweſen und als der Hirt nach Oſterhagen zurückgekommen iſt, hat er vernommen, daß die Leute ihr Vieh an jenem Tage haben in der ganzen Gegend zuſammenſuchen müſſen. Für den goldenen Haſen hat dem Kuhhirten nachher ein Jude zweitauſend Thaler ausgezahlt. Den Stein aber hat er ſpäter einmal auseinander geſchlagen und die eine Hälfte davon einem treuen Kameraden gegeben und ihn aufgefodert, mit ihm in das Weingartenloch zu ſteigen. Als ſie nun Beide darin geweſen, ſind ſie auseinander gekommen, und da hat ſein Kamerad die Hälfte des Steins, die er in Händen gehabt hat, weggeworfen, und deshalb hat er ſich nicht wieder zu ihm finden können. Der Kuhhirt aber, der die Hälfte des Steins in der Hand behalten hat, iſt glücklich wieder ans Tageslicht gekommen und hat große Schätze an edlem Erz aus dem Weingartenloch getragen.

III.

Aus dem Weingartenloche haben ſich zwei andere Männer ein großes Vermögen herausgeholt, aber jedesmal einen Dritten mit hineingenommen, den ſie da geopfert haben und der von einem Hunde zerriſſen iſt. Sie ſind nun elfmal im Weingartenloche geweſen und es hat Keiner mehr mit hinein wollen. Zuletzt hat ſich doch noch ein Mann aus Oſterhagen Namens Schloſſer gefunden. Der hat eine junge Frau gehabt, und weil Jeder, den die Beiden mit in das Weingartenloch hineingenommen haben, ſich erſt hat waſchen und ein reines Hemd anlegen müſſen, ſo hat die Frau ihm, ohne daß er es gewußt hat, in das Hemd Dill, Duſt und Allermannsherrnkraut genäht und hat ihn das anlegen laſſen. Nun ſind die Drei in das Weingartenloch geſtiegen und als ſie ans Ende des großen Raumes gekommen, hat da ein großes Waſſer gelegen, darüber hat eine ſteinerne Brücke geführt. Als ſie über die Brücke gegangen ſind, kommen ſie an eine eiſerne Thür und gelangen von neuem an eine Höhle, darin hat ein großer ſchwarzer Hund gelegen. Das iſt der Teufel geweſen, von dem auch erzählt wird, daß er leibhaftig gleich hinter der Brücke ſitze. Der Hund hat ſie hingeführt zu den Gold- und Silbererzen und ſie bedeutet, daß ſie davon einpacken ſollten, ſo viel ſie möchten. Als ſie nun ihre Säcke voll gehabt haben, wollen ſie wieder den Mann, den ſie mitgenommen haben, als Opfer zurücklaſſen. Allein weil in deſſen Hemd die Kräuter eingenäht ſind, ſo ſagt der Hund: an Dem hätte er keinen Theil. Da müſſen die Beiden dreimal unter ſich loſen, und dreimal trifft den Einen von ihnen das Loos. Da ergreift ihn der Hund und reißt ihn voneinander, und dabei hat die ganze Höhle gezittert und gekracht. Die beiden Andern ſind mit ihren Schätzen davongezogen, haben aber nachher die eiſerne Thür nicht wiederfinden können, weil Der, dem der Hund das zwölfte Mal geöffnet hat, allein den Spruch gewußt hat, vor dem die Eiſenthür aufgegangen iſt.

IV.

Ein Mann aus Gandersheim iſt jedes Jahr in der Nacht vom Grünen Donnerſtag bis Stillen Freitag in der Stunde von Elf und Zwölf ins Weingartenloch gegangen und hat ſich aus demſelben viel Geld und Edelſteine geholt. Wenn er aber herausgekommen iſt, ſo hat er mit Niemand ſprechen dürfen. Dies hat er viele Jahre lang getrieben und ſich in Gandersheim von den Schätzen große Ackerhöfe gebaut. Einſtmals ſind die Leute aus Oſterhagen ihm nachgefolgt und haben mit ihm reden wollen. Wie er nun herausgekommen iſt, da iſt er vor den Leuten verſchwunden, und iſt ſowol in Oſterhagen als auch in Gandersheim nie wieder geſehen worden. In derſelben Nacht ſind aber in Gandersheim ſeine ganzen Ackerhöfe abgebrannt, und ebenſo ſchnell, als er ſie bekommen hat, ſind ſie verſchwunden.

V.

Es iſt noch nicht funfzig Jahr her, da kam ein Mann von Eimbeck und gedachte, in der Höhle einen guten Fang zu thun. Er war mit Allem wohlverſehen, brachte auch Gefährten mit von Lauterberg und kroch hinein. Da hielt ihn aber einer der Gänge, durch den er ſich hindurchzwängte, feſt, ſodaß er weder vor- noch rückwärts konnte. Vergebens ward Bergmannſchaft aufgeboten, ihn aus dem Weingartenloche zu holen, und bei den Verſuchen, ihn loszumachen, wurde ihm zuletzt der Kopf abgeriſſen.

Es wird auch erzählt, daß Zwerge, Berggeiſter und der Bergmönch im Weingartenloche umgingen. Daneben liegt die „Wolfskuhle“.

Sagen von der Sachſa, dem Sachſenſtein und Walkenried.

---

1. Die Zwerge vom Sachſenſtein.

Der Weg, der jetzt von dem preußiſchen Städtchen: die Sachſe, nach dem braunſchweigiſchen Kloſterorte Walkenried am Sachſenſtein in der Grafſchaft Hohenſtein vorbeiführt, wurde früher faſt gar nicht gegangen. Denn, wie noch jetzt die Zwerglöcher zeigen, ſo wohnten im Sachſenſtein gar viele Zwerge und darum fürchteten ſich die Leute, wiewol die Zwerge ſehr munter waren und immer eine forſche Muſik vor dem Sachſenſtein gehört wurde. Beſonders ſcheuten ſich die Frauen vorbeizugehen, denn eine Frau, die einſt vorbeiging, hatten die Zwerge ergriffen und lange gefangen gehalten. Kein Erbſenfeld ringsumher war vor ihnen ſicher und man hörte ſie oft darin ſchmatzen, wie die Schweine, ohne daß man ſie ſah, denn ſie hatten dabei ihre *Hehlkappen* oder *Verheltnißkappen* auf. Die Zwerge haben auch unter ſich Hochzeit gehalten und Kindtaufen gefeiert, und dazu Reisbrei gegeſſen und es iſt dabei ſehr luſtig hergegangen im Sachſenſtein; auch gingen ſie nach auswärts bei den Leuten auf Kindtaufen und Hochzeiten. Auf der Kindtaufe waren ſie einmal beim alten Gödeke in Bräunrode mit ihren Hehlkappen, da aßen ſie Alles auf, ohne daß ſie Jemand ſah, der alte Gödeke aber braute Bier in einer Eierſchale, da verriethen ſie ſich, denn nun mußten ſie ſprechen:

So bin ich doch ſo alt
Wie der Döringerwald
Und habe noch nicht geſehen in einer Eierſchale Bier brauen.

An einer Hochzeit in Bräunrode fanden ſie auf einem ſchönen Saale die Tafel gedeckt und ſetzten ſich luſtig zu Tiſche, wurden aber gar kleinmüthig, als ſie merkten, daß Kümmel im Brote war.

Einſt hütete ein Schäfer in der Nähe des Sachſenſteins, da hörte er auch die Muſik, räumte mit ſeinem Hakſtocke vor den Zwerglöchern auf und hat die Zwerge und die Zwergmuſikanten alle geſehen, iſt auch eingeladen worden, an der Feſtlichkeit Theil zu nehmen, und dann ganz unverſehrt wieder aus dem Sachſenſtein hinausgegangen.

Ein andermal brachen Maurer Steine vor dem Sachſenſtein, da kamen Abends Zwerge daher, hielten ihre Hehlkappen in der Hand, ſodaß die Maurer ſie ſehen konnten, und ſprachen: ſie möchten jetzt nur heimgehen, ihr Werkzeug da laſſen, ſich um nichts kümmern und ihnen am andern Morgen Brot mitbringen, dann ſolle die Arbeit ſchon gethan ſein. Das thaten die Maurer auch, kamen am andern Morgen wieder, legten das Brot vor den Sachſenſtein, nahmen ihr Werkzeug, welches da lag, dafür hin und luden die Steine auf die Wagen, welche die Zwerge ihnen befohlen hatten ſogleich mitzubringen.

Aber nicht immer waren die Zwerge vom Sachſenſteine ſo gut und hilfreich gegen die Menſchen, denn ſie ſtahlen ihnen Kinder und ſchoben ihre Wechſelbälge dafür unter, brachen auch zu ganzen Haufen in die Bäckerladen in der Sachſa und zu Walkenried ein und ſtahlen Brot. Da rieth ein Mädchen den Leuten, daß ſie Kümmel ins Brot backen ſollten, das konnten die Zwerge nicht vertragen und wurden krank davon, nahmen auch zur Strafe das Mädchen gefangen, als es einmal am Sachſenſteine vorbeiging, und misbandelten es gar ſehr.

Von der Zeit an wurde kein Brot ohne Kümmel mehr gebacken und nur wenige Zwerge, welche Kümmelzwerge genannt wurden, konnten das vertragen, denen gaben die

Leute das Brot gern und ſie gehen vielleicht jetzt noch in der Gegend. Die Andern aber verſammelten ſich vor dem Rathhauſe in der Sachſa zum Abmarſch und als ſie abgezogen ſind, hat der Sachſenſtein geklungen, als wenn ein großer Goldkeſſel drin wäre, und die Zwerge ſind auch mit voller Muſik oder, wie Einige ſagen, mit Geſang durch die Sachſa gezogen. In der Sachſa war großes Leben, als es hieß: die Zwerge kommen jetzt durchgereiſt, und große Freude, daß ſie fortzogen. Vor dem Rathhauſe riefen ſie immerfort, indem ſie über ihren Abzug unterhandelten: „Wo'lt ihr ein ewiges Bergwerk haben oder von einem Jeden von uns einen Pfennig?“ Da antworteten die Leute in der Sachſa: von Jedem einen Pfennig. Manche erzählen auch, die Zwerge hätten gefragt, ob ſie etwas Gewiſſes oder ob ſie nach ihrem Belieben geben ſollten, und da hätten die Sachſaer in ihrer Thorheit etwas Gewiſſes von Jedem verlangt und deshalb von Jedem einen Pfennig bekommen. Es wurde aber ein geaichter dresdener Scheffel auf dem Markte vors Rathhaus hingeſtellt, da warf ein jeder Zwerg ſeinen Pfennig hinein, daß er über und über voll wurde. Einige ſagen, daß ihrer ſechshundert Zwerge und daß die erſten ſchon am Thore geweſen wären, als die letzten in der Reihe noch vor dem Rathhauſe geſtanden hätten. Andere ſagen gar, daß man die letzten noch bei den Zwerglöchern vor dem Sachſenſtein hätte murmeln hören, als die erſten ſchon in der Steina, dem nächſten Dorfe zwiſchen der Sachſa und Lauterberg, geweſen wären.

Die Zwerge zogen nordwärts und als ſie zu den Zwergen nach Scharzfeld kamen, machten ſie Halt und gingen da in ihren Hehlkappen mit den ſcharzfelder Zwergen in die Erbſenfelder. Darin fraßen ſie wie die Mäuſe, aber kein Menſch konnte ſie ſehen. Da nahm ein Bauer eine Bohnenſtange und fuhr damit immer über den Erbſen herum. Dadurch ſchlug er ihnen die Kappen vom Kopfe und ſo wurden die Zwerge ſichtbar. Weil aber der Bauer die Zwergkappen nicht wieder herausgeben wollte, ſo kündigten ſie zuletzt ihm und den andern Scharzfeldern den Krieg an und er mußte ſie ihnen wieder zuſtellen. Darauf ſind die ſachſaer Zwerge weiter gereiſt und mögen wol auch die Zwerge von Scharzfeld mit ihnen gereiſt ſein. Als ſie aber durch

Oſterode gekommen ſind, haben ſie an der Wirthstafel geſpeiſt und dabei geſchnattert wie die Gänſe.

2. Die Jungfer vom Sachſenſtein.

I.

Bei den Zwergen vom Sachſenſtein wohnte auch die Frau Holle und eine Jungfer mit Schlüſſeln. Seit die Zwerge abgezogen ſind, iſt ein fahles Männchen im Sachſenſtein geſehen worden; ein Eingang in den Sachſenſtein, der aber ſchwer zu finden iſt, führt in die Wohnung der Jungfrau und des fahlen Männchens, und gleich vorn in der Höhle ſteht ein Tiſch mit verſchimmeltem Brot und mit Wein. Die Jungfrau erſcheint entweder am hellen Mittage oder um Mitternacht.

II.

Ein Schäfer hütete einſt ſeine Heerde Mittags auf dem Sachſenſtein droben, da erſchien ihm die Jungfrau mit dem Schlüſſelbunde. Er ſah ſie *Klängeflachs*, d. i. Lein, den die Sonne aufziehen ſoll, in der Sonne ausbreiten und auseinanderharken, dabei half er ihr und ihm kamen einige Leinknotten in ſeine weiten Schuh. Als er des Abends in ſeiner Schäferkarre die Schuh auszog, fielen lauter Piſtoletten heraus.

III.

Ein andermal hütete auch ein Schäfer da, der ſchlief beim Hüten ein. Als er erwachte, erblickte er neben ſich ein hübſches Blümchen, welches eine Lilie geweſen iſt, pflückte es und ſteckte es, wie Schäfer thun, an ſeinen Hut. Gleich darauf erſchien die Jungfrau mit Schlüſſeln und fragte, ob er mitgehen wolle. Als er nun mit ihr vor dem Eingange ſtand, gingen ſie zuerſt vor eine große eiſerne Thür und an zwei Hunden mit glühenden Zungen vorbei. In dem Schloſſe aber lag nichts als Gold und Silber und die Jungfrau ſagte zum Schäfer, er möge ſich ſo viel hinnehmen, als er möchte. Da füllte er zuerſt ſeinen großen Schäferranzen, dann nahm er den Schäferhut ab und wollte ihn füllen. Dabei ließ er die Lilie fallen und die Jungfrau rief dreimal, er ſolle das Beſte nicht vergeſſen. Er achtete aber deſſen nicht und ging ohne die Blume fort. Als er aus dem Schloſſe war, ſchlug die Thür ihm faſt die Hacken ab, da dachte er an die Blume, mit der er die Jungfrau hätte erlöſen können, aber nun war es zu ſpät. — Ein anderer Schäfer ſah einſt in einer Klippe des Sachſenſteins Kirche, Altäre und Prediger. — Auch ein Geigenſpieler wollte einſt das verwünſchte Schloß auf dem Sachſenſtein mit ſeinem Spiel erlöſen.

3. Der Zauberſaal in Walkenried.

Zu der Zeit, da noch in Walkenried eine weitberühmte Schule geweſen (ſo erzählt Behrens in ſeiner „Hercynia curiosa") iſt daſelbſt ein Knabe, ſo von Ellrich ſoll gebürtig geweſen ſein und mit Namen Damius geheißen hat, bei einem Springſpiele auf einen beſtimmten Platz unbeweglich feſtgebannt. Von den mitſpielenden Knaben herzugerufen, kommt der Rector heran und dieſem fällt es bei, daß ſolches von einer Beſchwörung herrühren müſſe. Er ſagt dem Knaben alſo: er ſolle fleißig um ſich ſchauen, ob er etwa eine Schrift oder ein Zeichen erblickte. Da wird der Knabe über ſich einen Circul, auch an der ſteinernen Wand eine griechiſche Schrift, gegen Süden aber etliche Characteres gewahr. Dieſes Alles muß er dem Rector theils herleſen, theils beſchreiben, und dadurch wird es offenbar, daß in der Mauer ein Schatz verborgen ſei. Sobald der Rector dieſes verſteht, wird der Knabe wieder los und geht aus dem beſchworenen Zirkel heraus, wohin er will. Nach des Rectors Anweiſung aber iſt nun an dieſer Stelle nachgeſucht und ein ſteinernes Geſchirr mit Gelde eingemauert gefunden. Auf dieſem Zauberſaale iſt 1687 Herr Doctor Weitz, Bürgermeiſter zu Gotha, mit einigen andern Herren gegangen, daſelbſt aus

Neugier die Metallruthe zu gebrauchen. Nicht weit von jener Stelle, wo der Rector das Geſchirre hat ausnehmen laſſen, haben ſie ſtarke Züge der Ruthe angemerkt. Da aber haben ſie ablaſſen müſſen, denn es iſt ihnen Allen ein großer Schrecken angekommen, weil es am hellen Tage etwas dunkel um ſie geworden. Derowegen retteten ſich Alle in Sicherheit, wo ſie einander faſt gleichmäßig erzählten: daß Jedem geweſen, als ginge ein Wind durch ihn hin und ſie würden mit den Haaren bis an die Decke gezogen. Dieſe Hiſtorie — bemerkt Behrens — ſtärket den gemeinen Mann in ſeinen von dieſem Saal annoch habenden Gedanken, als welcher gänzlich davor hält: daß noch mehr von den Mönchen mit gewiſſen Beſchwörungen eingemauerte Schätze darauf vorhanden ſein müſſen, weilen es gemeiniglich allhier nicht gar zu richtig ſei, und der Teufel oftmals ſein Spiel daſelbſt habe. Im Kreuzgange aber nach der Kirche zu iſt eine Geſtalt, mit allerlei kleinen Thieren und Pflanzen daneben, als z. B. Tauben und Lilien zu ſehen, und hielt ſolches hochgedachter Herr Doctor Weitz für ein „recht fatales Werk". Deswegen halten Etliche dafür, daß vor Alters Baſilius Valentinus, unter deſſen Namen viele berühmte chemiſche Schriften gedruckt ſind, ſich in dieſem Kloſter aufgehalten habe, und dies iſt auch die Urſache, daß Etliche vermeinen: wie der vorbeſagte auf dem Zauberſaale gefundene Schatz kein Geld, ſondern der Lapis Philosophorum, oder der Stein der Weiſen, geweſen ſei, welchen der Rector heimlich geholt, und ſich damit, alle ſeinen Hausrath im Stiche laſſend, fortgemacht habe, woran aber doch Viele zweifeln und das Erſtere für wahrhaftiger halten wollen.

4. Das Mönchsgeſpenſt in Walkenried.

1.

In Walkenried hat ſich ein Mönch gezeigt ohne Kopf; beſonders auf dem Fruchtboden des aufgehobenen Kloſters, wo die Arbeitsleute alle Vierteljahr ihre Frucht bekommen, hat er rumort und gemeſſen, wenn der Amtmann betrogen hat. Auch in die Mühle iſt er gekommen und hat in den Rumpf geguckt, ob die Frucht richtig wäre. Oft hat er auch das Vieh karbatſcht, daß es laut gebrüllt hat, und die Krippen in den Ställen abgeriſſen.

II.

Auf der Pfarre zu Walkenried diente ein Mädchen, zu der kam Nachts ein Geiſt, führte ſie in den Keller und wies ihr dort einen Koffer, den ſie auf ihre Kammer tragen mußte. Darauf ſollte das Mädchen ſich drei Tage krank melden, dadurch wäre der Geiſt vermuthlich erlöſt geweſen. Allein da es in dieſer Zeit nach Ellrich geſchickt wurde, kehrte es ſich nicht an dies Gebot, ging ſogar durch den Kreuzgang des Kloſters Walkenried und da drehte der Geiſt ihr den Hals um. Lange war das Blut an der Stelle zu ſehen. Der Koffer aber ſoll noch auf der Mägdekammer im Pfarrhauſe ſtehen.

---

5. Der Mann ohne Kopf in Walkenried.

Der Mann ohne Kopf jagt in Walkenried oft zu Pferde umher, dann ſieht man aber nichts von ihm, ſondern hört nur das Schnaufen ſeines Roſſes. Am meiſten wird er auf der Schäferwieſe geſehen, wo auch oft viele Geiſter um ein Feuer herumſtehen. Wer glühende Kohlen von dem Feuer in die Hand nimmt, fühlt kein Feuer in der Hand.

---

6. Uetelsteich und Uetelsklippe.

Am Uetelsteich und der Uetelsklippe iſt das Spielmannsloch. Da iſt ein Spielmann, der Maiblumen geſucht hat, hineingeſtürzt. Dort liegt auch, wenn es nicht das nämliche Loch iſt, das Gänſeloch, und da hinein iſt der Tuchfabrikant K. aus Ellrich gebannt.

---

7. Das Mähholz.

Nicht weit von Walkenried liegt das Mähholz, Mehholz oder Ehholz. Da haben die Mönche von Walkenried oft eine Dirne aus einem andern Dorfe hinbeſtellt und der haben ſie es zu ihrer Heirath geſchenkt. Jetzt gehört es der Gemeine, aus der die Dirne geweſen iſt.

Sagen von der Zorge, von Hohegeiß und Benneckenſtein.

1. Das Denkmal zu Zorge.

An der Kirchmauer des Hoſpitals St.-Cyriaci zu Zorge ſollen ehemals acht Kreuze von rothem Sandſtein geſtanden haben, und oben unter dem Schieferdache ein kniender Prieſter mit dem Kelch zu ſehen geweſen ſein. Dies beziehet ſich auf eine Begebenheit, die eben zu der Zeit, da er das Abendmahl ausgetheilt, geſchehen ſein ſoll. Durch ein ſtarkes Gewitter und Wolkenbruch iſt die Zorge ſo angelaufen, daß ſie Prieſter, Communicanten und Kirche weggeriſſen hat. Acht Perſonen ſind ertrunken, zu deren Andenken die acht Kreuze geſetzt ſind. Die Glocken haben nachher die Schweine, eine ziemliche Weite von der Kirche, aus dem Schlamme gewühlt, wovon der Ort, da Solches geſchehen, noch jetzt den Namen: die Saugrube führt.

2. Die Jungfrau von der Zorge.

Am Hohegeißberge nach der Zorge zu hat ſich alle ſieben Jahre die weißgekleidete Jungfer vom Staufenberg mit einem Bund Schlüſſel ſehen laſſen. Nun kam der Hirt aus der Zorge (Andere ſagen aus Kloſter Walkenried) und hatte da ſeine Trift hindurch. Da ſtand die Jungfer auf der Klippe, auf der auch ihr Fuß eingedrückt ſein ſoll, früh Morgens und ſang aus höchſter Schar (fröhlich), und kam herunter von der Klippe auf ihn zu. Sie ſagte zu ihm, ob er ſie wolle erlöſen. „Ja, wenn er es könne, wolle er es thun.“ Dann ſolle er am andern Morgen wieder hierher kommen, ſo wolle ſie wieder hier erſcheinen. Da würde ſie zuerſt ſo wie heute ausſehen, dann aber müßte er ihr als einer Schlange einen Schlangenkuß geben. Das verſprach er. Als er am andern Morgen hinkam, ſtand ſie auf der Klippe und ſang vor wie nach. Als nun ſein Vieh vorbei war, kam ſie als Schlange herunter, ſprang an ihm in die Höhe, daß er ſie küſſen ſollte, er aber kam nicht dazu und wendete ſich hin und her. Da war ſie verſchwunden, hat aber dabei einen ſolchen Kreiſch gethan, daß der Schäfer von der Zeit an taub geweſen iſt.

Nach Walkenried kam einſtmals in ihrer grauen Kleidung, wie ſie dort erſcheint, die Frau Holle und führte Jemand nach der Staufenburg. Da ſah er die Jungfer vor der zerſtörten Burg mit einem goldenen Leibband, woran ein Bund Schlüſſel hing. Da wurde ihm viel Gold und viele Sachen verſprochen, wenn er ſie erlöſen wolle, er aber hat ſich gefürchtet und iſt fortgelaufen. (Auch nach einem Schloſſe über Wieda, eine Stunde von Sachſa und Walkenried, hat die Frau Holle Leute hinführen wollen und dort war gleichfalls eine verwünſchte Jungfer.)

Einige erzählen, daß auf dem kleinen Staufenberge „die Todtenſchenke“ geweſen und daß dort vor noch nicht langer Zeit jeden Mittag die Jungfer erſchienen ſei. Lebende Perſonen wollen dort ein Schwein geſehen haben, das geweint hat wie ein Kind. Dieſelben, die das erzählen, wollen dort in den verfallenen Gängen, die ſich dort befinden, einmal einen Brunnen gefunden haben, den ſie ſpäter niemals wieder finden konnten.

3. Der Waldgeiſt, und die Jungfer im „preußiſchen Holze“.

Im Jahre 1785 erzählte der Stiftshauptmann Herr von Arnſtedt aus Quedlinburg dem Superintendent Göze auf der Reiſe nach Ellrich, wie es ihm einmal in der Gegend von Drudenſtein und Benneckenſtein ergangen ſei. Er habe ſich mit einem Boten im Holze verſpätet. Es ſei Nacht geworden, und es ſei nicht möglich geweſen, aus dem Holze zu kommen oder einen Weg zu finden. Er habe das Pferd am Zügel genommen und nebſt dem Boten den Weg geſucht. Alles vergeblich. Sie hätten ſich alſo entſchloſſen, im Walde zu übernachten, ein Lager gemacht und das Pferd mit dem Zügel am Arm behalten. Als er etwas eingeſchlummert, ſei das Pferd ſcheu geworden, und habe ihm bald den Arm aus dem Gelenke geriſſen. Der Bote habe ſich überaus kläglich angeſtellt und geglaubt, es ſei um ſein Leben geſchehen. Endlich ſei es etwas Tag geworden; da ſie ſich dann aufgemacht, und nicht zwanzig Schritte von ihrem Lager den ordentlichen Weg gefunden hätten, den ſie in der Finſterniß vorher bei einem zweiſtündigen Suchen nicht hatten finden können. Der Bote habe von Nichts geſprochen, als daß es hier irre ginge und der Waldgeiſt ſie verführt habe.

Eine Jungfer mit dem Bunde Schlüſſel an der Seite hat ſich auch oft im „preußiſchen Holze“ bei Hohegeiß ſehen laſſen. Vielen Leuten hat ſie dort geholfen und Gutes erwieſen, nur den Holzhauern hat ſie oft geſchadet, weil die in dem Holze immer ſo viel Schande (Lärm) gemacht haben.

4. Das Tönnchen Gold im Brunnen.

Zwiſchen Hohegeiß und Andreasberg etwas abſeits vom Wege iſt ein Brunnen, auf deſſen Grunde ein Tönnchen Goldes liegt.

5. Die weiße Frau in Hohegeiß.

In Hohegeiß erzählt man viel von der weißen Frau. Sie hat oft auf den Tritten vor den Häuſern gewaſchen; am

Cantorbrunnen wuſch ſie ein weißes Tuch und trocknete es dort; auch beim Tunnebrunnen ſtand ſie und verfolgte die Leute von dort. Auf einer Kindtaufe in Güllen's Hauſe ſtand ſie hinter dem Ofen und zeigte ihre langen Zähne; auch hängte ſie ſich oft an den Druden'ſchen Zaun und auch auf die Dächer hat ſie ſich geſetzt (wie die Haulemutter).

6. Der Fuchspaſtor und der Fuchs.

In Hohegeiß zeigt ſich oft während des Gottesdienſtes ein Geſpenſt, das der Fuchspaſtor heißt und beſonders den Pfarrer ſchreckt, der es immer zuerſt zu ſehen bekommt. — Zwiſchen Hohegeiß und Benneckenſtein auf einem Kreuzwege iſt ein Fuchs erſchienen, der hat zwei Boßeln (Kugeln) gehabt und ein Spiel Kegel, die hat er mit den Boßeln umgeworfen, hat auch Dem, der vorüber gegangen iſt und es geſehen hat, gewinkt, mit zu kegeln.

7. Der Name Benneckenſtein.

Es verfolgte einmal ein Jäger ein Mädchen. Das aber wehrte ſich tapfer, und da er's eine Zeit auf den Steinklippen herumgezerrt und gemißhandelt hatte, ſo rief es ihm zu: Ben ek en Stein? (Bin ich denn ein Stein?) Davon ſoll Benneckenſtein den Namen erhalten haben.

Sagen von Ellrich und der Kelle.

I. Der Säuferkönig.

Graf Ernſt von Klettenberg ritt einſt, an einem Sonntagmorgen, zu einem großen Gelag nach Ellrich. Viel waren der geladenen Ritter, die hier um den Ehrenpreis tranken. Der ausgeſetzte Dank war eine goldene Kette.

Viele Stunden tranken die Ritter, bis ſich der Sieg mehr entſchied, und hier einer, dort einer erlag unter der Laſt der ungeheuren Humpen, und unter der lauten Hohnlache der Zecher als Schwächling niedergelegt wurde auf den Boden des Saales. Endlich blieben noch vier von all dieſen Edlen auf dem Kampfplatz. Doch drei von ihnen lehnten an der Wand und triumphirten mit lallender Zunge, daß die Willkommen den zitternden Händen nicht entſanken. Nur Ernſt von Klettenberg ſtand noch auf freien Füßen und ergriff ſiegprangend die goldene Kette, die auf dem Tiſche lag, und hing ſie ſich um den Hals. Um ſich dem Volke als Sieger zu zeigen, wankte er aus dem Gemach und befahl ſein Roß vorzuführen. Vier Knappen hoben ihn herauf, und ſo ritt er unter dem Gekreiſche der hinzuſtrömenden Menge durch das Städtlein, um nach Klettenberg heimzukehren. Als er durch die Vorſtadt ritt, hörte er in der Kirche, dem heiligen Nikolaus geweiht, die Veſper ſingen. Graf

Ernſt, in ſeinem Taumel, ritt durch das offenſtehende Kirchthor ein, mitten durch die verſammelte Gemeinde hindurch, bis vor den Altar. Der Geſang der Andacht ging in ſtarres Anſtaunen und bald in wildes Geſchrei über.

Aber nicht lange freute Graf Ernſt ſich ſeines Frevels. Denn, als das geſpornte Roß jetzt die Stufen des Altars betrat, ſiehe, da fielen plötzlich alle vier Hufeiſen ihm ab, und es ſank nieder mit ſeinem Reiter.

Zum ewigen Andenken wurden dieſe vier Hufeiſen an die Kirchthür angenagelt, wo ſie Jahrhunderte lang angeſtaunt wurden, wegen ihrer Größe und der ſchauerlichen Sage. Bei einem Kirchenbrande kamen ſie aufs Rathhaus oder auf das Inſpectoramt zu Ellrich.

Noch jetzt ſpricht man in Ellrich viel von einem Gerippe, welches ſich alle ſiebenzig Jahre auf dem **Buntel**, einem Teiche, ſehen läßt. Einige ſagen, das ſei das Gerippe des Klettenbergers, des Säuferkönigs; Andere, es ſei das Gerippe eines Mönchs von Walkenried. Alle aber ſagen, wer das Gerippe erlöſe, bekomme viel Geld dafür. Einſtmals waren auch die ſiebenzig Jahre gerade wieder um, da kam eine Frau daher, ſah das Gerippe auf dem Waſſer ſchwimmen und hörte wie es ſchrie: „Erlöſt mich! erlöſt mich!" Allein die Frau lief ſo ſchnell als möglich davon, erzählte auch Alles ſogleich daheim ihrem Manne. Der lief ſogleich hin, den Säuferkönig, oder wer das Gerippe nun ſonſt war, zu erlöſen, und das viele Geld zu gewinnen, allein das war ſchon wieder im Waſſer niedergeſunken. Die Frau hat von der Zeit weder Ruhe noch Glück mehr gehabt.

2. Die Kelle.

I.

Ein Mädchen war ſo elend, daß es ſich wünſchte lieber in die Erde zu verſinken, als auf der Erde zu ſein. Da nahm ein Maurergeſell, der das hörte, ſeine **Kelle**, warf ſie zur Erde und ſie verſank tief in die voneinander geſpaltene Erde. Die Kelle kam nicht wieder zum Vorſchein und ſoll der Stelle den Namen gegeben haben, in der nun auch das Mädchen ſitzt. — Einige ſagen, es wohne eine Nixe in der Kelle.

II.

Auf dem Berge gegen der „Höle“ oder „Kelle“ über war eine Kapelle dem St.-Johannes geheiligt, in dieſe iſt ein papiſtiſcher Prieſter aus Ellrich alle Jahr zu gewiſſer Zeit, in Begleitung ſeiner Pfarrkinder und andern Benachbarten der Höle in voller Proceſſion mit vorhergetragenem Kreuz, Fahnen und Bildern der Heiligen gegangen; ſobald nun daſelbſt der heilige Johannes, papiſtiſchem Gebrauch nach, genugſam verehret worden, hat der Prieſter ſich fort nach der Höle gemachet, und in dieſelbe ein Kreuz hinabgelaſſen, auch wieder herausgezogen. Als nun Solches geſchehen, hat er dem umſtehenden Volke dieſe Reime zugerufen:

Kommt und kucket in die Kelle,
So kommt ihr nicht in die Hölle.

III.

In der Kelle hat es einſt gebrannt, wie ein Frachtfuhrmann aus Ilefeld da vorbeigefahren iſt. Er hatte Luſt zum Rauchen, ſtopfte ſich eine Pfeife und dachte: da kannſt du Feuer bekommen. Er ging auf das Feuer zu, da lag ein großer Hund da und bewachte es. Sowie er zugreifen wollte, ſprang ihm der Hund entgegen und faßte ihn vor die Bruſt. Eine halbe Stunde hat er ihn ſo gehalten. Wie ihn nun der losließ, wollte er nach ſeinen Pferden zurück. Er ging an die Stelle, wo er ſie ſtehen gelaſſen hatte, fand ſie aber nicht wieder. Da lief er nach dem Feuer zurück, da ſtanden ſeine Pferde mitten in der Kelle und er mußte ſie mit großer Mühe wieder herausziehen.

3. Die weiße Jungfer bei Gleiſingen.

Auf dem weißen Berge bei Gleiſingen unweit Ellrich iſt ſo'n kellerartiger Eingang, da zeigt ſich eine weiße Jungfer mit Schlüſſeln. Nur Sonntagskinder ſehen ſie.

4. Eine alte Anweiſung für Erzſucher von Ellrich aus.

Prätorius ſagt in ſeiner „Alectryomantia“: „Es lieget ein Städtlein, das heißt Ellrich, von der Stadt gehe in den Hartz, nach der rechten Brücken auf die Haſſen-See, von der Haſſen-See halte dich auf die linke Seite auf einer halben Meile, ſo ſiehe dich um, da wirſt du einen Mönch in einen Stein gehauen und nicht weit davon ein Mauerſtück finden von einer alten Kirche, und wenn du das findeſt, ſo halte dich auf die linke Hand einen Steinwurf weit und gehe gleich vor dich, ſo wirſt du einen hohlen Platz finden, bei dem ein Waſſer herfleußt, ſo da heißet die Neyge. Bei dem Waſſer ſiehe dich um unter den Tannen, da wirſt du einen Hort (Horde) liegen finden, mit Laub und Moos überworſen, dieſelbe heb' auf, da findeſt du einen Gang oder Stollen, darinnen gediegen Silber zu finden. Solches Loch hat ein Knecht gefunden, die Horde davon, weil er unverſehens hineingetreten, weggeworſen, und war zum Loche hineingegangen, weil es Stiegen, wie zu einem Keller, hineingegeben. Da er denn weit hinten hin ein Licht wahrgenommen, danach war er gegangen, weit hinein. Aber endlich hatte ſich das Licht verloren, daß ihn zu grauſen angefangen, doch hatte er hingegen hinter ſich als nachen Loche zu wieder ein Licht gemerket, darzu war er wieder zurücke gewichen, und weil er Ertz vermerket, das ſchon ausgehauen geweſen, ſo hatte er einen Hut voll mitgenommen und herausgebracht gehabt. Aber nach der Zeit hat weder er, noch Andere, das Loch mögen aufſuchen, wie ſehr ſie ſich auch danach beworben gehabt.“

Sagen von Ilefeld, dem Hohenſtein und Elende.

---

1. Gründung des Kloſters Ilfeld.

Von einem böſen Graf Ilger von Bielſtein weiß der Volksmund, der bewachte den Eingang in das Gebirge, den man ſpäter die Porta Ilefeldensis genannt hat; der Graf mordete und beraubte Jeden, der ihm in den Weg kam. So zog denn auch eines Tages Graf Konrad von Beichlingen, Otto's von Northeim Sohn, dieſen Weg; da brach der Ilger aus ſeiner Burg und erſchlug den Beichlinger. Aber kaum war dieſer Mord geſchehen, da erhoben ſich die Kobolde und Berggeiſter aus ihren Klüften und Höhlen, wälzten das ganze Thal voll Felſen, trieben dann die Behre aus ihren Ufern, ſodaß Ilger's Beſitzthum in Wellen begraben wurde; alle Wege ſperrten ſich, nur eine Oeffnung hatte ſich in einem Felſen gebildet, durch welche Ilger eben noch kriechen konnte, um auf die andere Seite des Thales zu kommen. Da gelobte er dann, wenn er gerettet würde, zur Sühnung und Buße an dem Orte, wo er den Beichlinger erſchlagen, eine ewige Lampe zu gründen. Alsbald öffnete ſich das Thal wieder und der Fluß trat ruhig in ſein Bett und Ilger ward ein frommer Mann. Aus ſeiner Stiftung entſtand Ilfeld, der Kloſterort.

Die Wahl des Ortes, auf welchem das Kloſter Ilfeld, das jetzt eine namhafte Gelehrtenſchule iſt, erbaut ward, wird folgendermaßen erzählt: Einſt hat die Gräfin auf dem Schloſſe Ilburg mitten im Walde ein großes Licht brennen ſehen. Sie weckte ihren Mann deshalb, aber wie der kam, ſah er nichts. Die Gräfin hatte es aber eine Stunde lang brennen ſehen. Die zweite Nacht ſah ſie es um dieſelbe Zeit, ſie weckte den Grafen abermals, der aber ſah wieder nichts. Die dritte Nacht, wie die Gräfin es ſah, ſagte ſie dem Grafen nichts, ſondern ſattelte ſtillſchweigend ein Maulthier und ritt damit auf das Licht zu, belud aber das Thier mit ſo viel Geld, als es nur tragen konnte. Wie nun das hinauskam, war das Licht ein großes Feuer, das rollte ſich zuſammen in ein großes feuriges Mühlrad und rollte immer weiter. Die Gräfin mit dem Maulthiere folgte dem feurigen Rade und kam ſo an eine Stelle, wo es erloſch. Da ließ ſie dann von dem Gelde, das ſie auf den Eſel geladen hatte, eine Kirche bauen, und wie man an der Stelle, wo das Feuer gebrannt hatte, einen Graben in der Erde grub, um die Grundmauer hineinzuſetzen, wurden noch überdies an der Stelle zwei Tonnen Goldes gefunden, die zum Kloſterbau mit benutzt wurden.

2. Das Nadelöhr.

Bei dem Kloſter Ilfeld, zur linken Hand gleich bei dem Harzfahrwege, ſteht aus einem hohen Berg ein ſtarker Stein hervor, der in ſeiner Mitte eine enge und ſchmale durchgehende Höhle hat. Alle Knechte aus Nordhauſen und den umliegenden Oertern, wann ſie das erſte Mal in den ſchönen und prachtvollen Harzforſt hinter Ilfeld nach Brennholz fahren, müſſen dreimal durch dies Nadelöhr kriechen mit großer Mühe und Beſchwerde und werden beim Ein- und Auskriechen von ihren Kameraden dazu mit Peitſchenſtielen tapfer abgeſchlagen. Wollen ſie dieſe Kurzweil nicht ausſtehen, ſo müſſen ſie ſolches mit Gelde abthun. Auch müſſen die neuen Scholaren auf der Schule zu Ilfeld noch jetzt zum Scherz durch das Nadelöhr kriechen, ſowie die neuen Schüler zu Oſterode durch den Ofen kriechen müſſen. — Den Stein, das Nadelöhr, ſoll ein Rieſe aus dem Schuh geſchüttet haben.

3. Der Schimmelreiter vom Bielſtein.

Was man jetzt den Bielſtein nennt, iſt nicht der alte Bielſtein, ſondern dieſer liegt nicht weit davon am Berghange und gleichfalls unweit Ilfeld. Dort ſoll früher dem Götzen Biel geopfert ſein und große Feuer, die ihm angezündet waren, ſollen weit ins Land hinein geleuchtet haben. Dies erzählt man in Ilefeld und außerdem, daß ihm Zehnten gebracht wären, welche die heidniſchen Prieſter ſich angeeignet hätten und die noch jetzt an das Kloſter Ilfeld gegeben werden müßten, auf welches ſie übergegangen wären.

Auf dem Bielſtein iſt ſeit langer Zeit immer ein Mann ohne Kopf zum Vorſchein gekommen. Er hat einen blendend weißen Schimmel gehabt und den Kopf unterm Arm getragen. So iſt er nach dem Burgberge geritten, und dicht bei dem Brunnen verſchwunden. Iſt der Schimmelreiter an einen gewiſſen Kreuzweg gekommen, ſo iſt er jedesmal abgeſtiegen und hat ſich erſt wieder aufgeſetzt, wenn er hinüber gewesen iſt. Früher iſt er nur Himmelfahrt erſchienen, jetzt wird er aber viel geſehen. Wiehert ſein Roß, ſo hat das ſtets etwas zu bedeuten; entweder die Witterung ändert ſich, oder Dem, der das Wiehern hört, ſteht ein Unglück bevor. Die den Reiter verfolgen, werden irre geführt.

Viele ſagen, der Schimmelreiter um Ilfeld ſei der Amtmann Frieſenberg oder Friesberg; der reite auf dem Schimmel im Felde umher ohne Kopf und verjage die Felddiebe. Seiner Gottloſigkeit und ſeines Spukens wegen habe man ihn gebannt und dabei habe er unter die Treppe oder ins Nadelöhr gewollt, doch habe man ihn in einen Sumpf vor dem Baumgarten des Kloſters gebannt, da erſcheine er oft zwiſchen den Schweinen, wenn dieſe ſich im Sumpfe wälzten. — Zeigen ſoll er ſich, wie Einige ſagen, beſonders in der Faſtenzeit.

Frieſenberg's Bedienter ſoll Klevesaal geheißen haben und deſſen hölzernes Bild befindet ſich noch auf dem Amte zu Ilfeld. Mit dem Kleveſaal wird dort zwar jetzt von den Mägden groß Geſpött getrieben: wenn aber das hölzerne Bild aus dem Amte kommt, ſo ſpukt es.

4. Die Jungfrau von der Ilburg und Frau Holle.

I.

Es iſt einmal ein Bergmann geweſen, der iſt bei Ilfeld auf den Burgberg hinaufgegangen. Da hörte er im Buſche ein Nieſen und ſprach: „Gott helf dir“; es nieſte zum zweiten Male, er ſprach wieder: „Gott helf dir“; es nieſte zum dritten Male, er ſprach abermals: „Gott helf dir ins Himmelreich.“ Da ſtand eine weiße Jungfer mit Schlüſſeln in dem Buſche und winkte ihm und er hat ſich hier einen Schatz gehoben. — Auch einem andern Manne hat dieſe Jungfrau eine Kanne voll Geld gegeben.

II.

Frau Holle hat ſich mit der Jungfer mit dem Bund Schlüſſel an der Seite am Burgberge bei Ilfeld nicht gut vertragen können, denn Beide haben dort auch zuſammen gewohnt. Da hat einmal die Jungfer, die ſtärker als Frau Holle war, dieſelbe in einen Kaſten gepackt und ein Junge hat ſie nach Neuſtadt unterm Hohenſtein bringen und dort ins Waſſer werfen müſſen. Seitdem hat ſich Frau Holle noch nicht wieder ſehen laſſen. Die Jungfer hat den Jungen ſpäter zur Belohnung bei einem Kaufmann in Neuſtadt in die Lehre gebracht und iſt ihm jedesmal erſchienen, wenn er Unrecht gethan hat.

III.

In der Mahlmühle zu Ilefld zeigte ſich auch eine Jungfrau mit Schlüſſeln; ſie trug ein rothes Kleid und ging dreimal um einen Klotz herum. Eine weiße Jungfer zeigte ſich auch auf der Harzburg, die bei Ilfeld liegt, in Werna auf dem Amte aber zeigte ſich eine geſpenſtiſche Frau und kämmte ſich das Haar.

5. Die Schloßjungfer vom Hohenſtein.

Die Schloßjungfer vom Hohenſtein zeigte ſich alle ſieben Jahre und ſah quittengelb aus, hatte aber graue Zähne. Hinter dem Hohenſtein nach Stolberg zu auf der Thiergärtnerwieſe iſt ein runder Platz, der auch gelb ſein ſoll und der Jungfernkranz heißt und in deſſen Mitte eine Eiche ſtehen ſoll. Darauf wuchs nichts und auf dieſem Platze tanzte die Jungfrau alle ſieben Jahre. Andere ſagen, ſie wäre alle Mittage auf dem kreisförmigen Platze im Kreiſe herumgegangen. Sie umkreiſte aber nicht nur jene Eiche, ſondern hat ſich noch an verſchiedenen andern Orten ſehen laſſen und ihr Geld anbringen wollen. Denn als der Hohenſtein zerſtört iſt, ſoll ſie ſich mit ihren Schätzen in den Burgbrunnen geſtürzt haben.

Einſt brach ein Maurer Steine auf dem Hohenſtein. Da ſank ein Gewölbe ein und die Schlüſſel der Schloßjungfer blitzten ihm daraus entgegen wie Silber.

Vor einigen Jahren ſah ſie Herr von B. auf dem Hohenſtein mit glänzendem, ſilberdurchwebtem Kleide.

Zwölf Männer wollten einſt den Schatz der Schloßjungfer heben, aber vergebens. Ihnen erſchien ein großer ſchwarzer Hund mit glühender Zunge, fragte, was ſie da wollten, und verſcheuchte ſie.

Roſſe duldet es nicht auf dem Hohenſtein.

Das Dörfchen Oſterode unter dem Hohenſtein, zwiſchen Neuſtadt und Ilfeld, ſoll von der Schloßjungfrau ſeine Kirchenglocken empfangen haben.

6. Das Kegelſpiel unterm Hohenſtein.

Einſt hütete ein Hirt unterm Hohenſtein, es war gerade in der Mittagsſtunde. Da kamen zwölf weißgekleidete Geiſter und ſogleich ſtand eine Kegelbahn da, die vorher nicht dort geſtanden hatte; der Hirt aber erhielt den Befehl, die Kegel aufzurichten. Eine volle Stunde kegelten die Geiſter hier und wie ſie fertig waren, verſchwanden elf ſogleich, nur der Eine gab vor ſeinem Verſchwinden dem Hirten den König zur Belohnung. Der Hirt nahm den Kegelkönig mit, der ward aber immer ſchwerer und ſchwerer, daß er ihn zuletzt nicht mehr tragen konnte. Sowie er ihn aber fallen ließ, iſt es lauter gediegenes Gold geweſen.

7. Elende.

Lora, die Göttin der Liebe, gab der Bergveſte Lohra den Namen. Sie ſoll von den Sachſen dieſer Gegend als Göttin verehrt ſein. Ihr war ein großer ſchauerlicher Wald geweiht. Vor funfzig Jahren oder jetzt noch erinnerte an dieſen Hain noch ein kleines Gehölz, der Aufenthalt zahlloſer Vögel, die Ruhensburg genannt, zwiſchen dem Reinhartsberg, Bleicherode und der Burg Lora, und einige getrennte Feldhölzer, zwiſchen denen nun gutgebaute Dörfer an der Wipper liegen.

In dieſem Walde ſollen einſt Jünglinge der Göttin Lora im Spätjahre die Erſtlinge der Jagd geopfert und im Frühjahre ſollen die Jungfrauen unter frohen Geſängen der Göttin Blumenkränze dargebracht haben.

In der Mitte des Berges, auf dem man vorzüglich Lora verehrte, entſprang eine Quelle, zu der unglücklich Liebende, beſonders Jungfrauen, denen der Tod ihren Geliebten entriß, wallfahrteten, um hier Vergeſſenheit zu trinken. Auf dem Gipfel dieſes Berges baute eine edle Jungfrau der Sachſen, deren Verlobter in einer Schlacht gegen die Franken das Leben verlor, die Ruhensburg, wovon der Hain noch jetzt den Namen führt. Ruhensburg nannte ſie den Ort, weil ihr Lora in dieſem Haine einen neuen, ihrer würdigen Geliebten ſandte, deſſen Liebe die Trauernde tröſtete und ihrem Herzen die langentbehrte Ruhe wiedergab.

Furchtbar war dieſer heilige Wald den Ungetreuen. Hermtrud, die Verlobte Gilger's, eines edlen ſächſiſchen Jünglings, der in den Kampf gezogen war, ward hier in den „Buchen“

in Hermann's Armen gefunden. Dort weckte Lora ſie auf durch einen Hirſch, der das Dickicht rauſchend durchbrach und Hermtrud floh und betrat ohne Beſinnung Lora's heiligen Hain. Da erbebte der Berg, und die Erde ſpie Flammen aus, welche die Unglückliche verzehrten.

Der Heidenbekehrer Winfried ſoll mit ſeinen Genoſſen auch die Ruhensburg zerſtört haben; denn verſchwunden war jetzt Lora's Macht. Folgende Rache erſchöpfte ihre letzten Kräfte. Unweit des Reinhartsberges ereilte ſie Winfried, der Heidenapoſtel, und Wagen und Pferde blieben plötzlich in tiefem Schlamme ſtecken. Und er wäre hier von der Erde verſchlungen, hätte ihn nicht das Gebet zu der heiligen Jungfrau gerettet. Zum Andenken dieſer Gefahr errichtete er drei Kreuze, die noch jetzt an dem Orte zu ſehen ſind, wo die Erde ihren Schlund gegen ihn aufthat, und weihte „in ſeinem Elende bei Lora's Walde“ der Maria eine Kapelle. Noch jetzt heißt davon der Ort Elende.

Es wird auch erzählt, Elende habe daher den Namen empfangen, daß einſt ein Fuhrmann, welcher Wein geladen hatte, dort feſtgefahren ſei und deshalb ausgerufen habe: „Ach Elend!“ Darauf ſtand aber eine Jungfrau neben ihm und erbot ſich ihm zu helfen, wenn er ihr einen Trunk Wein reichte. Dazu war er bereit, die Jungfrau aber formte einen Becher aus Blumen, trank daraus und half dem Fuhrmann. Dieſer nahm den Becher zum Andenken mit. Der Becher aber ward zu Gold und davon iſt der heiligen Jungfrau eine Kirche zu Elende gebaut und Elende war lange Zeit ein berühmter Wallfahrtsort.

Sagen der nordhäuſer Gegend.

1. Der Teufel auf dem Kohnſtein.

Früher hatte der Teufel in dem kohnſteiner Felſen eine Schatzkammer. Wer ſich ihm verſchrieben hatte oder verſchreiben wollte, konnte die Thür derſelben öffnen. In dieſer Kammer lag ein feuriges Buch und darin ſtanden auch die Namen ſehr vieler Herren und Damen aus Nordhauſen. Einſt war zu Nordhauſen ein Mann, der hatte ſo viel Schulden als Haare auf dem Kopfe und ſeine Gläubiger drängten ihn unbarmherzig, ja, es wollten ihm zwei der Gläubiger das Haus über dem Kopfe verkaufen laſſen. Da ging der Mann betrübt umher und ſo begegnete ihm der Teufel, der fragte, was ihm fehle. Als er's nun erzählt hatte, wollte ihn der Teufel mit ſich führen und er ließ ſich endlich bereden, mit zu der Schatzkammer zu gehen. Da ihm nun der Teufel ſagte, wenn er ſich in das feurige Buch ſchriebe, ſo könne er ſo viel Geld erhalten, als er wollte, ſprach er: ſo will ich morgen wiederkommen und mich unterſchreiben. Das war der Teufel zufrieden, als aber der Mann hinwegging, hatte er ſchon einen Blick in das brennende Buch geworfen und die Namen der beiden Gläubiger darin geleſen. Wie er nun nach Nordhauſen kam, ging er ſogleich zu ſeinen Gläubigern und ſprach: „Jetzt kann ich das Geld erhalten, das ich Euch ſchulde; aber da Ihr einmal dem Teufel Euch verſchrieben habe, ſo laſſet es Euch doch lieber ſelbſt von ihm geben.“ Da flehten ihn die Gläubiger an, ſie nur nicht zu verrathen, und ſchenkten ihm ſo viel Geld, als er nur mochte.

2. Der Galgen auf dem Kohnſtein.

I.

Einſt wetteten Abends ſpät ein paar Burſchen mit einem Mädchen und verſprachen ihm einen Thaler, wenn es zum Galgen auf dem Kohnſteine gehen wolle. Zum Beweis hat ſie einen Spahn vom Galgen mitbringen ſollen, den die Burſchen am andern Tage zur Probe in den Galgen hineinpaſſen wollten. Als das Mädchen nach dem Galgen kam, fand es dort fünf geſattelte Reitpferde, aber keinen Reiter bei ihnen. Schnell ſetzte es ſich auf eines der Pferde und jagte davon. Bald darauf fand es mehrere Briefe, durch die es gewarnt wurde, ſich dem Galgen wieder zu nähern. Als es nun geheirathet hatte und nach Nordhauſen gehen wollte, um dort auf dem Markte einzukaufen, ward es an dieſer Stelle von fünf weißgekleideten Geſtalten gefangen genommen, — man weiß nicht, ob es Geiſter oder Menſchen waren. Sie banden die Frau an einen Baum und nahmen die Frucht aus ihrem Leibe, denn ſie war hochſchwanger. Ein Jäger ſah dieſe Grauſamkeit aus der Ferne, legte ſeine Büchſe an und ſchoß das zappelnde Kind todt. Da waren die fünf Geſtalten verſchwunden, die Frau aber iſt an den Wehen geſtorben.

II.

Unterm Kohnſtein hat früher ein Wirthshaus geſtanden. In dem hat ein albernes Mädchen gedient. Nun haben einmal mehrere Leute Karten da geſpielt. Dg ſagte der Eine: ſie ſollte eine Flaſche Wein holen, aber unterm Galgen weg. Da ging das Mädchen hin nach dem Galgen, der auf dem Kohnſteine geſtanden hat und dachte: ſie ſolle eine Flaſche Gänſewein aus dem Brunnen, der unterm Galgen geweſen iſt, holen. Wie ſie aber das Waſſer ſchöpfen wollte, da erſchien eine Jungfer mit einem Bund Schlüſſel, und fragte: was es hier mache. Da ſagte ſie in der Verwirrung doch: ſie wollte eine Flaſche Wein holen. Da mußte ſie fünf Minuten ſtehen bleiben und die Jungfer gab ihr eine Flaſche des ſchönſten Weines.

Häufig hat aber auch hier die Jungfer die Holzhauer verjagt, denn ſie hat keinen Lärm im Walde leiden mögen.

3. Der Tanzteich.

Bei Niederſachswerfen, am wolfleber Wege, liegt dicht am Fuße des Mühlberges ein Teich, der Tanzteich genannt, an deſſen Stelle ehemals eine Schenke geſtanden hat. In dieſem Wirthshauſe wurde alle Sonntage getanzt, ſchon bevor am Nachmittage der Gottesdienſt zu Ende war. Als dies das erſte Mal geſchah, kam ein Gewitter und ſchlug in einen Baum ein; als es das zweite Mal geſchah, kam das Gewitter wieder und donnerte, daß die Balken des Hauſes krachten und die Erde erbebte. Als es das dritte Mal geſchah, ſchickte der Herr ein Wetter, welches das Haus mit allen Muſikanten und Tänzern in die Tiefe ſchleuderte und an die Stelle trat der Tanzteich, der über ſechs Morgen im Umfange haben ſoll. In dieſem Teiche lebt ein Ungethüm, das ein fremder Waſſerſpringer einſt heraufholen wollte, aber nicht aufzufinden vermochte. Dagegen ſah eine Frau oben vom Rande des Mühlbergs, wo er jählings gegen den Tanzteich abfällt, einſtmals ein Geſchöpf mit menſchlichem Antlitz und langen ſchwarzen Zotteln wie ein Pudel ſich über das Waſſer emporheben. Im Jahre 1815 ging auch das Gerücht, daß das Ungethüm ſich zeige. Jemand, der es damals geſehen, hält es aber für eine Rudel Fiſche, vielleicht Schleien, wenigſtens ſchien die Maſſe ſich ſelbſtändig fortzubewegen. Andere erklärten es für ein Bündel Schilf oder andere Waſſerpflanzen. — Nahe beim Tanzteich iſt das Ziegenloch, dahinein ſoll das Waſſer aus dem Tanzteich ſtrudeln.

Es wird auch erzählt, daß zu Nordhauſen einſt ein Schwarzkünſtler mit Namen Wildwerer war, der ſtellte ſich, als fräße er einen Bauern auf mit Wagen und Pferden. Der Bauer mit Pferd und Wagen wurde aber nachher einige Meilen Wegs von Nordhauſen entfernt in einem Sumpf gefunden. Doch iſt der Tanzteich hier ſchwerlich gemeint, da er nicht Meilen weit von Nordhauſen entfernt iſt.

4. Das liebe Brot.

Es berichten die Einwohner der benachbarten Oerter von dem Urſprung des Erdfalles bei Hochſtädt, wie ſie von ihren Aeltern gehöret hätten: daß in vorigen Zeiten an der Stelle, wo anjetzo der See ſich befindet, ein feuchter graſigter Platz geweſen ſei, und die Pferde darauf gehütet worden; als nun einesmals etliche Pferdejungen die Pferde darauf zur Weide gebracht und geſehen hätten, daß Einer unter ihnen Weißbrot eſſe, wäre ihnen auch ein Appetit, davon zu genießen, ankommen, derowegen ſie daſſelbe von dem Jungen haſtig begehret, wie aber derſelbe ſolches gänzlich abgeſchlagen, und fürgewendet, daß er dieſes Brot zu Stillung ſeines Hungers ſelber nothwendig bedürfte, wären gemeldete Jungen ſo unwillig und erbittert darauf worden, daß ſie nicht allein ihren Herren alles Unglück an den Hals geflucht, als die ihnen nicht dergleichen Weißbrot, ſondern nur gemeines ſchwarzes Hausbackenbrot, zur Speiſe mitgegeben, ſondern ſie hätten auch ihr Brot, aus großem Zorn und Frevel, auf die Erde geworfen, mit Füßen getreten, und mit ihren Pferdepeitſchen gegeißelt; als aber darauf alſobald Blut aus dem Brote gefloſſen, wären ſie über ſolches Wunder und Zeichen eines bevorſtehenden Unglücks dermaßen erſchrocken, daß ſie nicht gewußt, wohin ſie ſich wenden und was ſie anfangen ſollen; unterdeſſen ſei hingegen der Unſchuldige, ſonderlich da derſelbe, wie Einige erzählen, von einem alten unbekannten, ohngefähr dazukommenden Mann gewarnt worden, auf eines ſeiner Pferde geſeſſen, und mit dieſem, auch denen anderen übrigen, dem großen Unglück entflohen, welchem zwar die Böſewichter nachfolgen wollen, hätten aber nicht von der Stelle kommen können, wie denn auch bald hernach der ganze Platz, ſobald der vorige davon geweſen, mit großem Krachen untergegangen und ſolche böſe Buben ſammt ihren Pferden mit ſich ſo tief hinuntergenommen habe, daß auch nach der Zeit nicht das Geringſte von ihnen an das Tageslicht kommen ſei. Dieſes ſind nun die Gedanken des gemeinen Mannes, welche er von dem See hat, und ſollte derſelbe eher einen Eid ſchwören, als zugeben, daß derſelbe auf eine andere als jetzt gemeldete Art könnte entſtanden ſein. Woferne nun ſolche Tradition ſich wahrhaftig alſo in der That verhielte, als dieſelbe erzählet wird, ſo wäre es ein ſonderliches und erbärmliches Exempel der von Gott höchlich beſtraften Ueppigkeit und Verachtung des lieben, obſchon ſchwarzen Brots. Dem ſei nun wie ihm wolle, ſo ſtecket doch unter ſolcher Tradition ein feines Morale oder eine herrliche Sittenlehre, maßen die lieben Alten damit haben anzeigen wollen, daß man insgemein das liebe Brot, wenn es auch noch ſo geringe, nicht verachten ſolle, inſonderheit iſt aber dem gemeiniglich unvergnügten Geſinde damit eine heimliche Lection gegeben worden, daß ſie mit demjenigen Brote vorlieb nehmen ſollen, welches ihnen ihre Herren und Frauen, ihrem Vermögen nach zur Speiſe darreichen. So bemerkt Behrens in der „Hercynia curiosa“ zu dieſer Sage.

---

5. Die Hexen von Nordhauſen.

Am 28. April 1573 wurde zu Nordhauſen die Hexe Anna Beringer verbrannt, genannt: „Guten Morgen, Kuwichen!“ Auf dringendes Zureden bekannte ſie, daß ſie auf dem Brocken beim Satan zum Tanz geweſen ſei und den Leuten „die Elben“, das iſt die Gliederkrankheit, zu- und abgebracht habe. Am 7. Auguſt deſſelbigen Jahres ward zu Nordhauſen auch verbrannt Katharina Wille, genannt „Klötzgen“, welche auch ausſagte, daß ſie mit dem Teufel zugehalten und „Elben“ gemacht habe, daß ſie aber auf dem Brocken geweſen ſei, durchaus nicht geſtehen wollte. Die letzte Hexe wurde zu Nordhauſen verbrannt anno 1602.

Als nach einem der großen nordhäuſer Brände (1710, 1712) ein vorübergehender Soldat des Nachts einer Katze, die ſich auf Bauholze, das auf der Straße lag, mit einer andern Katze biß, eine Pfote abgehauen hatte, lag des Morgens eine Menſchenhand da. Eine ähnliche Erzählung ging auch von einer Katze, welcher ein Bäcker, als ſie ihm in der Dämmerung eine Semmel vom Laden ſtehlen wollte, mit dem Zwiebackmeſſer eine Pfote abhieb: die Hexe wurde an der Verſtümmelung erkannt.

6. Der Stein vor dem Altenthore und der Hünenſtein bei Nordhauſen.

Vor dem Altenthore zu Nordhauſen, an der Ecke des Gaſthauſes zum Lorberbaum liegt ein großer Stein, der jetzt verſchüttet iſt. Ihn, ſowie auch den ſogenannten Hünenſtein bei Nordhauſen, warfen Rieſen aus den Schuhen, worin ſie dieſe Steine gleich Sandkörnern drückten. Als der eine Rieſe von einem Berge zu dem eben hinabgeworfenen Hünenſteine hinabſchritt, trat er vor ihn, ſeinen Behuf zu thun. Von der Kraft der Strömung rührt noch ein Loch her, das ſich in dem Steine befindet.

7. Kloſter Neuwerk.

Johanne Keſtner, eine Kloſterfrau vom nordhäuſer Frauenberge, hat ausgeſagt, man fände geſchrieben, daß ehe das Kloſter auf dieſem Berge geworden, da eine Feſtung geweſen ſei, auf der habe ein Vogt des Reichs zu wohnen gepflegt; alſo geſchah es, daß der eines Tages in ſeinem Schlaf gelegen, da ſah er ein ſolch Geſicht, daß graue Tauben flogen aus ſeinen Fenſtern hoch in die Höhe, und wieder nieder, aus und ein, und auf das Letzte flogen ſie ſo hoch, daß er ſie nicht mehr ſehen konnte, und ſolch Geſicht brachte der obgenannte Vogt an ſeinen Beichtvater und offenbarte das mehreren andern Herren und Schrifterfahrenen; alſo ward der Vogt unterwieſen und ihm ward eingegeben, daß er aus ſolcher Feſtung, da er auf wohnte von des Reichs wegen, ein Jungfernkloſter graues Ordens ſtiftete.

Anmerkungen.

Zu den Sagen der harzeburger Gegend [S. 1—15].

Vorbemerkung. Man ſpricht in der Gegend Harzeburg, nicht Harzburg; der volksthümlichen Ausſprache, wie ſie jetzt iſt, wurde hier wie überall, weil es für dieſes Buch wichtig erſchien, die Schreibung angepaßt. Harzeburg iſt jetzt der Name eines braunſchweigiſchen Amtes, dagegen heißt die alte Burgſtelle Harzeburg jetzt nur der Burgberg und von den um ihn her ſehr nahe zuſammen liegenden Ortſchaften des Amtes Harzeburg, worunter die Reiſenden beſonders Neuſtadt und Schulenrode ſchlechtweg Harzeburg nennen, führt jede ſeinen eigenen Namen.

Der Burgberg hat eine ſo reiche Vorzeit, daß ſeine übrigens ſo ſchönen Sagen ein förmliches Gewirre bilden, ſodaß eine geſonderte Aufzeichnung des Einzelnen, wie ſie nun im Text vorliegt, nicht geringe Schwierigkeiten bot. Man kann unter den harzeburger Sagen überhaupt folgende Kreiſe unterſcheiden: a) die Kaiſerſagen und was ſich ſonſt an den Burgbrunnen anlehnt; b) die Hackelbergſage, deren das Volk am wenigſten gedenkt und auf deren Anknüpfung an die Harzeburg ein jüngeres, wahrſcheinlich hiſtoriſches Ereigniß (Hackelberg's Tod) Einfluß gehabt haben könnte; c) die Krodeſage. Ich habe ſie im Text gänzlich unberückſichtigt gelaſſen, weil ſich ein innerer Zuſammenhang zwiſchen ihr und den unter a und b bezeichneten Sagen, ſo ſehr das Volk ſie auch äußerlich mit den unter a aufgeführten verwirrt hatte, nicht gezeigt hat, ſodaß Dasjenige, was man mir über den Abgott Krodo in Harzeburg erzählte, aus der „Sachſenchronik“ ſich entwickelt haben könnte. Ich habe den Stand der Unterſuchung über den harzeburger Krodo in einem Aufſatze Arx Hercynia in R. Prutz' „Deutſchem Muſeum“ (1852, Nr. 4) etwas ausführlicher, namentlich mit Rückſicht auf die Delius'ſchen Unterſuchungen dargelegt, als es von J. Grimm, der des ganzen Krodoſtreites nicht weiter gedenkt und ihn nur durch eine neue Muthmaßung weiterführen wollte, geſchehen war. Indem ich auf jenes Referat über die Sache verweiſe, muß ich bemerken, daß ich jetzt, nachdem ich die harzeburger Sagen geſammelt, die Delius'ſche Anſicht, daß die Verehrung des Krodo zu Harzeburg eine Fabel ſei, mehr als früher für richtig zu halten geneigt bin, behalte mir aber vor, mich über Krodo vielleicht ſpäter in einer Monographie auszuſprechen. Ueberflüſſig iſt eine ſolche Wiederaufnahme der Frage, zu der ich mich nicht ohne vorhergegangene weitere Ausgrabungen entſchließen würde, nicht, da Delius die Volksſage ganz links hatte liegen laſſen und da Leonhard, der ihm mit ſeiner „Harzeburg und ihre Geſchichte“ (1825) zu ſeinen „Unterſuchungen“ Veranlaſſung gab, Manches in ſeiner unwiſſenſchaftlichen Weiſe beigebracht hat, was nun nach Dem, was wir jetzt von der deutſchen Mythologie wiſſen, doch wieder eine Prüfung verlangt, während es Delius für ſonderbar und aus den Fingern geſogen hielt. Es handelt ſich bei einer Fortſetzung dieſer Unterſuchungen, von wem dieſelbe auch unternommen werden mag, zuerſt um ein Zurückgehen auf die von Leonhard lüderlich benutzte und von Delius vielleicht mit zu großem Mistrauen angeſehene ältere Krodo-Literatur, wodurch es ſich, wenn Manches, was Leonhard ohne Quellenangabe herfaſelt, nachzuweiſen wäre, möglicherweiſe allerdings immer noch zeigen könnte, daß der wahrhaft Leſſing'ſche Scharfſinn des verſtorbenen Regierungsrath Delius zu Wernigerode, deſſen Verzeichniß der Krodo-Literatur dabei zum nächſten Anhalt dienen würde, mit mehr Glück gegen die unwiſſenſchaftliche Methode eines harzeburger Forſtſchreibers als gegen ein Capitel der Sachſenchronik gekämpft hätte. Um den Krodo, nach welchem man neuerdings ſogar eine Locomotive benannt hat, in dieſem Werke nicht ganz leer ausgehen zu laſſen, ſtelle ich kurz Folgendes über ihn zuſammen.

Nach dem Wortlaut der Sachſenchronik hat der „Afgott“ oben auf dem Burgberge geſtanden, wo auch nach Leonhard ſchon in einer Zeichnung aus dem 16. Jahrhundert eine Stelle die Krodohalle genannt wird, welchen Namen ſie noch jetzt führt. Allein das Volk läßt ihn — was weder Leonhard noch Delius erwähnt — unten am Abhange des Burgberges, auf dem ſogenannten Krodobrink (vgl. S. 4, 8 und 9), der ſich auf Rubſack's Wieſe befindet, geſtanden haben. Der ſogenannte Krodoaltar in Goslar iſt ein ſelbſtändiger Gegenſtand der Alterthumsforſchung: für Krodo kann er nicht in Betracht kommen; Profeſſor Viſcher aus Tübingen hält die rein byzantiniſche Arbeit für ein Denkmal vielleicht aus der Karolingerzeit, aber ſchlechtweg nicht früher. Sicherlich iſt er, wie ſchon Delius richtig angab, ein tragbarer chriſtlicher Altar, wie ein ſolches altare portabile 1410 der Papſt dem frommen nordhäuſer Bürger Simon Segemund, nach einer Mittheilung von Ernſt Günther Förſtemann, erlaubte. Dieſer vermeintliche Krodoaltar nun ſoll von Harzeburg zunächſt nach Oſterwieck gekommen ſein. Dürfte man bei Oſterwieck noch an Oſtara denken, worüber man jedoch meine Bemerkung in J. W. Wolf's „Zeitſchrift für deutſche Mythologie und Sittenkunde“ (I. Heft, 77), vergleiche, ſo könnten wir drei Fälle nachweiſen, wo Krodo und Oſtara mit einander in Beziehung ſcheinen; der zweite iſt, daß bei Krodenhagen Oſterhagen liegt, und der dritte, daß nach einer freilich von nicht ſehr zuverläſſiger Seite zuerſt aufgezeichneten Sage (vgl. die Anmerkung zu unſerer Sage von der Steinkirche bei Scharzfeld) Krodo und Oſtara an demſelben Orte zuſammen verehrt ſein ſollen. Wenn Schuſter hier nicht, wie es die Localſchriftſteller, beſonders die novelliſtiſchen, zuweilen machen, daß ſie ganz willkürlich ein paar Götternamen ſetzen, wo im Allgemeinen von einem Göttercultus die Rede iſt, dieſe Namen aus der Luft gegriffen hat, ſo könnte dies, aber abgeſehen von Oſtara, zu J. Grimm's Vermuthungen von einem ſlawiſchen Krodo ſtimmen, wie aus der Vorbemerkung zu unſern Anmerkungen zu den Sagen von Scharzfeld hervorgeht. Zu Dem, was J. Grimm nach einer Mittheilung von J. W. Wolf noch in den Nachträgen der 2. Auflage der „Mythologie“ über Krodo bemerkt hat, mag darauf hingewieſen werden, daß Leonhard nach ſeiner Art ohne nähere Quellenangabe ſagt, wie „mehrern übereinſtimmenden Nachrichten zufolge“ der Dienſtag und der Sonnabend dem Krodo heilig geweſen ſeien. Selbſt die wegen mangelnden Zuſammenhanges mit dem Berichte der Sachſenchronik lächerliche Anſicht, daß Krodo mit einem Krötencultus in Verbindung geſtanden haben könnte (noch zu Leonhard's Zeit wurden, wie dieſer angab, in Harzeburg Kröten von Holz zum Verkauf geſchnitzt; man ſieht keinen Zweck), kann inſofern von neuem der Prüfung werth erſcheinen, als in der vorliegenden Sammlung, und in unſerer Nr. 3 der harzeburger Sagen ſelbſt, in anderm Zuſammenhange Lörke eine Rolle ſpielen. Vgl. auch unten die Anmerkung zu der buntenböcker Sage „Das Hickeding“. Im 1. Hefte von Wolf's Zeitſchrift theilte J. V. Zingerle eine Menge Krötenſagen aus Tyrol, wo ſie für Seelen gelten, mit, und wie ſie Zingerle, ohne an unſern Krodo zu denken, das für die deutſche Mythologie wichtigſte Thier nennt, ſo laſen wir in Stöber's Sagen des ſtrasburger Münſters ſogar, daß ſie ſich in dem ältern, heidniſchen Wappen der fränkiſchen Könige befunden haben ſollen. — Vgl. für Krodo auch das Vorwort. — Der Aufſatz „Arx Hercynia“ berichtet auch über eine kleine Sammlung von Alterthümern, die auf dem Burgberge gefunden ſind und dort aufbewahrt werden. — An der uralten Heiligkeit des Burgberges und daran, daß überhaupt dort irgend ein Göttercultus ſtattgefunden hat, kann kein Zweifel ſein. Wahrſcheinlich war es ein Cultus mehrerer, und ſelbſt mehrerer männlicher Gottheiten. Leonhard berichtet (S. 27 und 28) Folgendes, was er nur auf Krodo bezieht, was aber ebenſo gut auf andere Götterculte bezogen werden kann: „Ich fand mich im Jahre 1820 veranlaßt, einen Hügel durchgraben zu laſſen, welcher unmittelbar an den alten Opferplatz der Krodohalle gränzt. Hier zeigte ſich zuerſt beim Eingraben wol einen Fuß hoch gute, dann Stauberde. Dann folgte eine Schicht Schutt von vormaligen Gebäuden mit Schiefer vermengt, welcher dem Anſcheine nach auf Dächern gelegen hatte. Unter dieſen fand ſich wieder ungefähr ein Fuß hoch Erde und unter derſelben viele Aſche, mit Kohlen und Knochen vermengt, welche vier bis fünf Fuß tief unter der Oberfläche lagen. Unter letztern hatten beſonders große Zähne, welche von Pferden oder Rindvieh zu ſein ſchienen, auch ſtarke Gewehre (oder Hauezähne) von großen und kleinen Schweinen [durch einen Eberzahn ſtarb Hackelberg] u. ſ. w., ſich ſehr gut erhalten." Die Localſchriftſteller nennen außer Krodo auch noch Wodan und „Thor" als harzeburger Gottheiten und berichten, daß zwiſchen dem Burgberge und der Ecker auch der Wodansberg liegt, an den Schimmerwald aber (vgl. Nr. 12 unſerer Sammlung) die Waldung „Thorla", Thorhain, ſich anſchließe. Die ſonſt müßige Ableitung des Namens Krodo von der grote geht auch davon aus, daß eine allgemein anerkannte heidniſche Gottheit auf dem Burgberge verehrt ſei. Ein Köhler zu Lerbach erzählte, daß auf dem harzeburger Burgberge alljährlich zu Michaelis viele Menſchen ſich einfinden und dort mehrere, etwa von der herzoglichen Domäne zu Neuſtadt gelieferte Tonnen Bier austrinken, was aber vielleicht ein bereits eingegangener Gebrauch ſein wird. J. W. Wolf theilt in ſeinen „Deutſchen Sagen" (1845) unter Nr. 185 eine Sage mit, wonach St. Michael auf dem Wudinsberge in der Rheingegend einheimiſch erſcheint, und ſieht in der Anmerkung dazu in St. Michael unbedenklich Wodan. In unſern harzeburger Sagen wird auch der „Sintinnigsplatz", der hiſtoriſchen Nachrichten zufolge eigentlich St. Antoniusplatz heißt, genannt, weil ſich dort zuweilen die weiße Jungfer zeige. Als Schutzpatron einer menſchlichen Jungfrau erwähnt ihn S. 119 die eigenthümliche Sage vom Schloß im Gerlachsbache aus der wenige Stunden von Harzeburg entfernten Bergſtadt Altenau, und nach Honemann II, 9 war in Grund ſchon vor der ſagenhaften Erbauung der dortigen Kirche (vgl. S. 57 der vorliegenden Sammlung) ein „Filial St. Antonii".

1. Die Kinder auf dem Burgberge. Dieſe in einiger Entfernung von Harzeburg mitgetheilte Sage kündigt ahnungsvoll und ſinnig die Kaiſerſagen an, die der Erzählerin unbekannt waren und die wir in den folgenden Nummern nach in Harzeburg ſelbſt geſammelten Erzählungen geben.

2. **Der Rothbart und andere deutſche Kaiſer im Brunnen auf dem Burgberge.** Vgl. die Sagen von entrückten Kaiſern im Kyffhäuſer (J. und W. Grimm „Deutſche Sagen“ I, Nr. 23), im Unterberg (ebend. I, Nr. 22). Bemerkenswerth iſt, daß A. Kuhn und W. Schwarz in dem nicht weit von Harzeburg entfernten Ilſenburg von der Prinzeſſin Ilſe einen einzelnen Zug, das Entführen von Pferden, vernahmen, welches Kuhn (in den Anmerkungen ſeiner „Norddeutſchen Sagen“ 491) als bedeutſam bezeichnet und mit Kaiſerſagen in Verbindung ſetzen will, die nun hier etwa eine gute Stunde von Ilſenburg entfernt und auch in dem gleichfalls nahen Goslar (vgl. unſere goslarſchen Sagen) ſo ſchön und von echtem Gepräge aufgefunden ſind. Auch eine Aeußerung von Otmar („Volksſagen“ 145), daß die Schätze des Kyffhäuſers ſogar auf alten Burgen am Nordrande des Harzes geſucht würden, weil ſie gerückt ſeien, mag wol mit unſerer Sage zuſammenhängen und das an ſich richtige „Rücken“ der Schätze für dieſen Fall auf einem Irrthum beruhen.

3. **Die weiße Jungfer von Harzeburg.** Vgl. die ilſenburger Sage in meiner Schrift „Aus dem Harze“ 91. Die ſalinger Fräulein in Zingerle's tiroler Märchen (wo ſich überhaupt manches mehr Sagenhafte findet) mähen gern. Auch in Ernſt Meier's „Sagen aus Schwaben“ I, 51 werden Gerſtenkörner Geldſtücke.

4. **Der Baſilisk auf dem Burgberge.** Vgl. Meier a. a. O. I, 207.

5. **Der Schlangenkönig oder die Königsſchlange.** Verwandte Sagen ſind ſehr häufig; hier ſtehe die folgende aus Godelmann von Zauberern I, 65: „Zu Saltzburg rühmt ſich ein Zauberer, er könnte alle Schlangen in der gegendt auff eine Meile Weges in eine Gruben zuſammenbringen vndt erwürgen: Welches als er ſichs vnterſtunde, kreucht endlich herfür eine alte große Schlange, welche als er ſich vnterſteht mit ſeiner Beſchwerung in ſeine Grube zu zwingen, ſprang ſie herauß, ſchlug ſich Ringweiſe, wie ein Gürtel, vmb den Zauberer vnd Beſchwerer her, zeucht ihn in die Grube vnd tödtet jhn. Diß iſt der Solt ſolcher Zauberey, diß iſt die Frucht ſolcher angemaßten Freundſchaft.“ Näher ſteht der harzeburger Schlangenſage die Sage von der Lauenburg in

„Aus dem Harze“ 105 und 106, welche jetzt auch in dem Schriftchen von K. Elis „Lauenburg und Stecklenberg“ S. 16—19 in neuer Aufzeichnung vorliegt. In dieſer Variante bei Elis wird ſtatt des Schlangenkönigs eine weiße Schlange genannt, und nachdem die Fremden dieſe gegeſſen, ſehen ſie alle Schätze unter der Erde und heben endlich einen ſchlicht mit Goldſtücken gefüllten Keſſel (er wird in einer ſtecklenberger Familie, deren Vorfahr die Männer begleitet, noch jetzt aufbewahrt) aus ihr hervor. Am bemerkenswertheſten aber iſt für den Vergleich mit unſern harzeburger Sagen, daß ſich nach jener Variante auf der Lauenburg „ſeit kurzer Zeit bei dem Quellbrunnen des jetzigen Bewohners der Lauenburg die ſeltene weiße Schlange wieder blicken läßt und von den Waſſer Holenden ſchon oft geſehen iſt.“ Daraus und aus dem Geldkeſſel auf der Lauenburg ergibt ſich nämlich der Zuſammenhang der harzeburger Königsſchlange mit der Jungfrau im dortigen Burgbrunnen und ihren Schätzen. Es ſcheint auch nach den harzeburger und der ſchon oben citirten ilſenburger Sage, daß die Verwandlung der Geſchenke verwünſchter Jungfrauen in werthvolle Gegenſtände gerade am Waſſer vorgeht. Das nicht erkannte und deshalb verſchmähte göttliche Geſchenk gibt ſich an der Ilſe durch Tönen zu erkennen, wenn es gleich dem Schatz der Nibelungen unwiederbringlich in die Flut verſinkt. Nach J. H. Voß („Sämmtliche Gedichte“, Ausg. von 1833, II. 211) wären Baſilisk und Schlangenkönig ganz Daſſelbe und erwüchſen „aus dem Ei eines neunjährigen Hahns“. Iſt hier das von einem ſolchen Hahn mit einer Henne erzeugte Ei gemeint, oder iſt das Hahnei daſſelbe, wie man in Ungarn ſcherzweiſe von Hahnenmilch, in Deutſchland von Haſenbrot redet? Auch nach Prätorius „Alectryomantia“ 41 ſind Baſilisk und Schlangenkönig Daſſelbe.

6. **Die Burgmicke.** Sie iſt eine urſprünglich hiſtoriſche Perſon und man lieſt von ihr und ihrem Bruder in den meiſten Reiſehandbüchern für den Harz. Für ſie und beſonders für die Kaiſerſagen vgl. das Geſchichtliche in „Aus dem Harze“ 44—47 und den Aufſatz „Arx Hercynia“ in Prutz' „Deutſchem Muſeum“ 1852, 241—248. Auch Leonhard (222—226 a. a. O.) handelt über Burghansjürgen (ſtarb 1757) und Burgmicke (ſtarb 1775); ſie führten den

Familiennamen Bierbaum. Nichtsdeſtoweniger geht die Burgmieke deutlich in die Jungfrau über, welche mit dem Kaiſer im Brunnen ſitzt, ja ſie hilft uns dieſe erſt näher erkennen durch die Katzen, auch wol durch das Weinen. Neuerdings wurde mir auch noch in Harzeburg erzählt, daß die Burgmieke immer vorher den Grasmähern unten am Berge gewinkt habe, wenn ein Unwetter gekommen ſei.

7. **Der Rieſe.** Den Zug vom Zuwerfen der Hämmer erzählt Grimm („Deutſche Sagen" I, 27) von Rieſen, die auf dem Zierenberge und einer Harzburg wohnen, welche nach ſeiner Angabe an der Gränze des Paderbornſchen, Lippeſchen und Corveyſchen liegt. Grimm hörte dies von einem dort auf dem Köterberge hütenden Schäfer; wahrſcheinlich iſt hier eine Sage von der einen Harzburg auf die andere übertragen und an der unſern mag die Rieſenſage wol urſprünglich haften. Wenigſtens hat unſere Harzeburg nicht allein die mündliche Erzählung für ſich, ſondern auch Brederlow („Harz" 249) gedenkt eines „ungeheuern Rieſen" von dieſer und ſcheint dabei aus einer ältern gedruckten Quelle zu ſchöpfen. Außerdem geht nach einer unſerer goslarſchen Sagen ungefähr hier der große Chriſtoffel. Doch iſt auch die Gegend jenes Köterbergs überhaupt ſehr ſagenreich, wie wir aus Grimm „Kinder- und Hausmärchen" III, 180 erſehen.

8. **Das eingemauerte Kind.** Eine auch in Magdeburg und ſonſt ſehr oft vorkommende Sage, die anderswoher auch von E. Duller beſungen und hier in Nr. 8 beſonders ſchön und treuherzig iſt.

10. **Der Baum am Burgberge.** Landgraf Ernſt Ludwig von Heſſen-Darmſtadt wollte einſt den Schatz der weißen Frau im Schloſſe heben, da erſchien ihm dieſe und ſprach: „Du kannſt das nicht. Jetzt ſind noch goldene Zeiten; aber einſt werden ſchwere Zeiten kommen und großes Unglück, dann wird das Haus Heſſen durch den Schatz gerettet werden." Nach Mittheilung urkundlicher Nachrichten aus dem geheimen Cabinetsarchiv zu Darmſtadt in Wolf's „Heſſiſchen Sagen" Nr. 270.

11. **Das wunderthätige Marienbild.** Um die Zeit nach Beendigung des Dreißigjährigen Kriegs wurden Geſundbrunnen in unſerer Gegend noch weit mehr von religiöſen als mediciniſchen Geſichtspunkten aus gebraucht. Die Geſchichte

der einige Meilen von Harzeburg entfernten damaligen Geſundbrunnen zu Hornhauſen beweiſt dies. Ein Brunnen hieß der Marienbrunnen, weil er am Tage vor einem Marienfeſte zum Vorſchein gekommen, ein anderer der Johannesbrunnen, weil ſeine Heilkraft, nachdem er längſt vorhanden geweſen war, plötzlich an einem Johannistage entdeckt ward. Die Katholiken behaupteten theils, die Kraft des von einem proteſtantiſchen Geiſtlichen geleiteten Bads rühre davon her, daß zu Hornhauſen noch die Gebeine ihrer Heiligen ruhten, theils ſchrieben ſie dieſelbe dem Teufel zu. Vgl. H. A. Pröhle, „Chronik von Hornhauſen“, 75—147, meinen Aufſatz im „Morgenblatt“ von 1849, Nr. 96 bis 99, ſowie Auguſtin in den „Halberſtädtiſchen Blättern“, 1825, II, 3—31.

12. **Hans von Hackelberg.** Zu der Faſſung der Sage, wie wir ſie hier zu liefern im Stande ſind, vgl. Otmar „Volksſagen“ 247—250; „Deutſche Sagen“ der Brüder Grimm I, Nr. 171, 172, 310; Kuhn und Schwarz, „Norddeutſche Sagen“ 180—182; Bechſtein, „Sagenbuch“ Nr. 317. Auch die heſſiſche Sage „Der Eberkopf zu Büdingen“ in Wolf's Zeitſchrift für Mythologie, Heft I. Unſere eigene Mittheilung im Text, ſowie auch ſchon die Faſſung der Sage bei Kuhn und Schwarz läßt Hackelberg's Tod und Grab auf dem Klöpperkruge immer mehr als hiſtoriſch erſcheinen und ſpricht daher nicht für Jakob Grimm's Vermuthung, daß das dortige angebliche Denkmal etwa die Inſignien eines Gottes auf einer alten Opferſtätte bezeichnen möge; deſto überraſchender kommt der dieſer ſcharfſinnigen Bemerkung zu Grunde liegenden Idee aber Das entgegen, was wir über das Grab Hackelberg's im Solling hinzufügen konnten. Merkwürdig in mythologiſcher Hinſicht iſt, daß des wilden Jägers Grab beim Klöpperkruge gezeigt und im Solling ſogar geſucht wird, da ſpätere däniſche und ſchwediſche Ueberlieferungen auch von Odhinn's Grabe wiſſen. Vgl. Finn Magnuſen, „Lexicon mythologicum“ 589, und Wilhelm Müller, „Altdeutſche Religion“ 202, wo freilich 256 und 257 die Erzählung von Hackelberg's Tod und Grabe vielmehr auf Baldr's Tod und Grab bezogen wird. Eine auf die Localgeſchichte zu begründende rein hiſtoriſche Unterſuchung über Bohemund und Hans von Hackelberg wäre ſehr zu

wünſchen. Vgl. die Sage von der Harliburg und unſer Buch „Aus dem Harze" 85 und 86. Einige ſchätzenswerthe Nachrichten über die Familie Hackelberg finden ſich in Görges' „Vaterländiſchen Geſchichten" I, 29—37; letztere laſſen uns aber gerade für Hans von Hackelberg im Stich, da der ungenannte Verfaſſer es entweder für ſeine Schuldigkeit gehalten, das Leben dieſer romantiſchen Figur auszuſchmücken, oder darüber nichts wußte. In den „Sagen und Geſchichten aus der Vorzeit des Harzes" 478 wird geſagt, die Dummburg und Hornburg (die Stadt Hornburg?) ſchienen Eigenthum des Geſchlechts geweſen zu ſein und ihr Jagdrevier ſich von Gröningen bis gegen Egeln hin erſtreckt zu haben. Uebrigens vgl. zu Hans von Hackelberg die Sagen vom wilden Jäger in der Gegend des Bruchberges und beſonders auch die vom Teufelsloch bei Oſterode, und über den wilden Jäger auch die Anmerkung zur lerbacher Sage „Die Kuhkolksklippe und die Frau Holle", wo ich auch die Tutoſel als Frau Holle nachzuweiſen ſuche. Was die Tutoſel oder Tuturſel betrifft, ſo dürfte der letztere Name auch für die Sage von der heiligen Urſula, über welche Dr. Oskar Schade die neueſte Unterſuchung herausgab, von Bedeutung ſein, bei deren Ankunft man ſchwerlich ohne Grund jetzt an den ſegenbringenden Umzug einer Gottheit denkt. Unſere harziſche Tuturſel, die am Umzuge eines Gottes theil hat, iſt nach „Aus dem Harze" 88 und nach andern Faſſungen der Hackelbergſage die Tochter eines ſchwarzburgiſchen Forſt- und Jägermeiſters, inſofern dem Oberjägermeiſter Hackelberg etwa ebenbürtig, und aus einem thüringiſchen Kloſter nach dem Tode zu ihm nach dem Harze gebannt. In der kölner Urſulaſage müſſen (vgl. Wolf's „Deutſche Sagen": Die auswandernden Heiligen) infolge eines Traums die Reliquien dreier Jungfrauen aus der Schar der Elftauſend nach dem thüringiſchen Ciſtercienſerkloſter Folcoldesrode geholt werden, und die Wolf'ſche Faſſung der Sage zeigt überhaupt, daß Thüringen in ihr eine Rolle ſpielt. Nach einer Rheinſage iſt Urſula nicht in Köln einheimiſch, ſondern kommt zu Schiffe an. Wahrſcheinlich gibt es auch Faſſungen der Sage, wonach ſie nicht aus den Niederlanden, ſondern zu Lande aus Thüringen ankommt, weshalb die drei Jungfrauen nach Thüringen geholt werden müſſen. Die heilige Urſula und die gebannte Urſula in Hackelberg's Jagdzuge ſcheinen daher dieſelbe Perſon zu ſein, ſie laufen im thüringiſchen Kloſter zuſammen. Damit ſtimmt, daß die drei Jungfrauen ſchließlich doch in dem thüringiſchen Kloſter nicht Ruhe haben, ſondern es wegen Vernachläſſigung wieder verlaſſen, wie die ſpukende und tutende Urſel, dieſe gezwungen, das Kloſter verläßt. Sehr auffallend iſt ſchon an ſich das Hin- und Herziehen, ſowol der Tuturſel als der Jungfrauen bei Wolf. — Tuturſel ſpukte im Kloſter, weil ſie das Keuſchheitsgelübde gebrochen hatte, wie auch die Pfaffen, die nicht keuſch leben, „mit ir wiben ewiglichen muozzen vallen“ und in feurige Ketten geworfen werden (vgl. „Pfaffenleben“, Bruchſtück aus dem 12. Jahrhundert, mitgetheilt von M. Haupt im 1. Bande der „Altdeutſchen Blätter“). Nach einer Rheinſage wurden die Nonnen von Machern, weil ſie mit den Mönchen von Herchheim und Niederlahnſtein buhlten, auch üppige Feſte mit ihnen feierten, zu „Nachteulen und Nachtgeſpenſtern und alle die buhlenden Mönche zu Teufelslarven“. Hier haben wir alſo bereits eine ganze Schar von Nonnen, die gleich Tuturſel in Eulen verwandelt ſind und, wie uns weiter erzählt wird, mit den gleichfalls verwünſchten Mönchen gemeinſchaftlich ſpuken. Vielleicht findet ſich in der wilden Jagd auch noch eine größere Zahl aus Thüringen oder vom Rhein entſtammender Nonnen, wodurch dann auch die Elftauſend mit einiger Wahrſcheinlichkeit als die bereits mit Wodan dahinziehenden Valkyrien nachzuweiſen wären. Für jetzt vgl. für Urſula noch unten die Anmerkung zu der lerbacher Sage von der Frau Holle. Den Namen Herodes, der durch die von Kuhn aufgefundene Abkürzung Röds ſo überaus wichtig wird, hörte ich von einem Handwerker aus Gittelde, der ihn auch in Kaſſel gehört hatte, für den Teufel und für den wilden Jäger. In den von W. Wackernagel mitgetheilten Gloſſen aus dem 12. Jahrhundert heißt der „wile ualcho“ herodius („Altdeutſche Blätter“ I, 348). Nach W. Müller's altdeutſcher Religion 112 wird bei Burchard von Worms die Herodias der Diana gleichgeſtellt; in dem Gedicht „Salve regina“ wird Maria angeredet „du liehter stern Diane“ („Altdeutſche Blätter“ I, 184). Merkwürdige Beziehungen zum wilden Jäger ſtellen ſich durch den Leo'ſchen Aufſatz über den Zuſammenhang des germaniſchen Heidenthums mit dem der indiſchen

Arier im 1. Hefte von Wolf's Zeitſchrift von ſelbſt heraus. Die jetzigen Beſitzer des Klöpperkrugs, die Gebrüder Klöpper, haben neulich Auction angeſtellt, weil ſie nach Amerika auswandern wollten. Da iſt auch ein angeblicher Säbel Hackelberg's, aber ein wenig altes Ding, für wenige Groſchen verkauft. Den echt ſein ſollenden Helm und die übrigen Sachen hat man nur mit 5 Thalern bezahlen wollen, wofür die Klöpper ſie nicht losgeſchlagen haben. Unter den Vielen, welche die Hackelbergſage ausſchmückten, ſoll der Novelliſt Wilhelm Blumenhagen das Ausführlichſte geliefert haben. Auch Bürger's Gedicht vom wilden Jäger, worüber ich anderswo ausführlicher zu reden gedenke, ſcheint in Bürger's bekannter Productionsweiſe aus verſchiedenen niederſächſiſchen Sagen von Hackelberg zuſammengeſetzt; als Rheinſage exiſtirt der Inhalt keineswegs, und wenn K. Simrock ihn doch als ſolche betrachtet und nach dem Rheingrafenſtein verlegt, ſo geht er von der falſchen Vorausſetzung aus, daß Bürger in ſeinen größern erzählenden Gedichten einen gegebenen Sagenſtoff einfach erzählte (was er in der „Lenore“ und „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ keineswegs that), und ſtützt ſich außerdem lediglich darauf, daß Bürger ſeinen wilden Jäger „Wild- und Rheingraf“ nennt. Dieſe gab es nur am Rhein, aber ein wilder Jäger iſt uns von da durch wirkliche Sage nicht nachgewieſen. Bürger kannte den Titel Wild- und Rheingraf und ſcheint ihn einfach für den eines braunſchweigiſchen Oberjägermeiſters geſetzt zu haben.

13. **Die Räuber vom Eckernkruge im Schimmerwald.** Man erzählt ſich auch ein nicht mittheilbares Märchen, wo Jemand auf Reiſen geht und da, wo er hinkommt, gleichfalls einen dicken Mann ſchlachten ſieht und überhaupt allenthalben ſo ekelhafte Nahrung erhält und ſo Ekelhaftes erblickt, daß er halb todt und verhungert wieder zu Hauſe anlangt.

15. **Der Jäger vom Ahrensberg und die Brohmbüchſe.** Im Texte ſteht Broombüchſe, was ich in Brohmbüchſe corrigire, da Brohm, ſo geſchrieben, als Eigenname vorkommt; ſo jetzt in Halberſtadt.

16. **Die Harliburg unweit Vienenburg.** Einige hiſtoriſche Nachrichten über ſie hat Cörber in ſeiner „Historia

Goslariensis" (1697, gedruckt bei Simon Andreas Duncker in Goſlar). Sie wird von ihm Herlingsberg, in einem Citate aus Arnoldus von Lübeck aber Harlingenberg genannt. Ausführlicher handelt von der Burg Harlingsberg Eduard Cruſius in Görges' „Geſchichten ꝛc." I, 380—384 und gedenkt auch eines eigenen lateiniſchen Gedichtes „Herlingsberga" von Heinrich von Rosla.

17. **Die Schweinegrund am Finkenherde unweit Wiebelah.** Wie hier die Schweine ſelbſt als Büſche aus dem Sumpflande hervorwachſen, ſtehen ſchwankartiger und nur vorgeblich z. B. in meinen „Kinder- und Volksmärchen" Nr. 49 („Der gelehrige Dieb") die Schwänze von verſunkenen Ochſen daraus hervor. Der Name saudreck iſt am Harze auch für den Teufel bekannt; saeuzagel, saeuschwanz iſt nach Wolf's Zeitſchrift I, 5 ein Schimpfwort für den Teufel und für den Wirbelwind. Nach einem mir aus Holſtein bekannt gewordenen Gebrauche hebt dort beim Schweineſchlachten der Schlächter, wenn er dem Schweine den Schwanz abgeſchnitten hat, dieſen feierlich in die Höhe und ſpricht die wol an die Stelle eines ältern Spruchs getretenen Worte:

„De Steert (Schwanz) hört de Weerth;
Wenn he den nich behagt,
Hört he de Magd".

Zu den Sagen von Goſlar [16—34].

1. **Die Entſtehung der Bergwerke am Rammelsberge** (I—III). Vgl. zu dem Namen Rammelsberg „Aus dem Harze", 26 und 27, ſowie die unterharziſchen Namen Rammelburg und Ramberg, worüber ſpäter mehr. In I vgl. zu dem Namen Zauberjette Grimm's „Deutſche Sagen" Nr. 138 und Meier a. a. O. I, 303. Sie erinnert an die im Jungbrunnen badende rauhe Els, die nach dem Heldenbuche den Wolfdietrich in ihr Land entführt. Otto ſcheint Otto der Große (vgl. Honemann I, 21—23). Zu Abtheilung II vgl. unten die herzberger Sage „Das Männchen am Schloßberg", ferner zu Abtheilung III die Sagen von der Kelle und beſon-

ders Wolf's „Heſſiſche Sagen“ Nr. 179, „Männchen hütet das Feuer“.

2. Die Kaiſerstochter im Dom zu Goslar. Einige nennen Heinrich den Finkler als den Kaiſer, der in dieſer Sage vorkommt. Abweichend ſteht dieſe bei Kuhn und Schwarz. Der Zug vom König, der in ſeine Tochter verliebt iſt, kommt in Allerleirauh auch vor, worauf dieſe in ihrer wunderlichen Tracht entflieht; auch in der „Bärin“ im „Pentameron“ des Baſile (Grimm, „Kinder- und Hausmärchen“ III, 308), wo die Königstochter ſich deshalb in eine Bärin verwandelt; in „Das Mädchen ohne Hände“ im „Pentameron“ (ebend. 319) iſt der König in ſeine Schweſter verliebt, welche ſich deshalb die Hände abhauen läßt. Das Weben des Altartuchs erinnert an Penelope. Zum Erſcheinen der Maria vgl. die folgende Sage.

3. Kaiſer Heinrich IV. und der Dom zu Goslar. Nach der Chronik der Fürſten, die in Goslar reſidirten, in Leibnitz' „Scriptores rerum Brunsvicensium“ III, 42—46; einige Notizen aus Brederlow's „Harz“ 195, wo es ſich leider ohne ſpecielle Quellenangabe findet; das Meiſte aus Görber's „Historia Goslariensis“, die beiläufig bemerkt nur bis zum Tode Kaiſer Friedrich's II. reicht. Er entlehnte ſeinen Bericht dem Engelhuſius, Winnigſtädt, Lambertus Schafnaburgenſis u. ſ. w. Honemann in ſeiner unter dem Titel „Alterthümer des Harzes“ erſchienenen Chronik des hannöverſchen Harzes benutzt noch andere Quellen, ohne die Geſchichte deshalb im Weſentlichen zu vervollſtändigen. Vgl. die kürzern Berichte über den Streit in Grimm's „Sagen“ I, Nr. 182 und bei Harrys II, Nr. 25. Mathias war der Schutzpatron von Goslar. Görber erwähnt, daß Mader in ſeinen „Braunſchweigiſchen Antiquitäten“ ſagt, der Dom werde St.-Mithiasſtift genannt. Zu Buko von Halberſtadt vgl. „Aus dem Harze“ 99 und 100. In Remigii „Dæmonolatria“, II, 119 wird der Streit in der Kirche kurz von Mainz und von Heinrich III. erzählt, doch ſcheint er nur in Goslar hiſtoriſch. In Mainz ruft der Teufel erſt, als die Biſchöfe den Tempel von neuem geweiht haben, und der erſchrockene Kaiſer gibt die für ihn und ſein Hofgeſinde zugerichtete Tafel ſelbſt an die Armen, um ihn zu vertreiben. Vom Teufel wird auch erzählt, daß er zu Goslar in der Freimaurerloge wohne.

So hörten auch Kuhn und Schwarz: „Alle Jahre holt der Teufel einen Freimaurer“; oft ſagt man, es geſchehe ſtets auf Johanni, wo die Maurer ein Feſt feiern. In Nr. 20 der „Evangeliſchen Kirchenzeitung“ für 1853 wird des Volksaberglaubens gedacht, der in den Logen „den Teufel und den Tod“ vermuthe.

4. **Der große Chriſtoph und die Clus.** Bedeutſam, daß hier ſtatt des ſonſt im Schuh der Rieſen gewöhnlichen Sandkorns eine Erbſe herausgeſchüttet wird. Was bedeutet der Name Boldrick? Zu dem Worte Clus vgl. „Altdeutſche Blätter“ I, 308, wo es heißt: „Dy herren worden beyde moenche, dy frowe (Crescentia) fur in eyne kluss.“ Auf dem Oſterfelde zwiſchen Harzeburg und Goslar ſollte auch das bekannte nachgemachte Gelübde „Hilli Krotti Woudana“ in einer Urne aufgefunden ſein.

5. **Zwei deutſche Kaiſer halten zu Goslar ihren erſten Reichstag unter Donnern und Blitzen.** Nach „Chronik der Fürſten u. ſ. w.“ in Leibniz' „Scriptores“ und nach Cörber's „Historia Goslariensis“, welcher dem Dodechinus in ſeinem Anhang zum Marianus Scotus folgt; abweichend, vielleicht nur anders gewendet, in einem Gedicht „Kaiſer Heinrich's Waffen“ von Gruppe.

6. **Kaiſer Lothar's des Sachſen Tod.** Nach Cörber, wo es nach Albertus Stadenſis ſteht, und nach Bothe's Sachſenchronik bei Leibniz a. a. O. III, 841.

7. **Herzog Heinrich der Löwe und die Bergleute von Goslar.** Aus Cörber, nach Helmold; Honemann I, 54 erzählt Daſſelbe. Kurz erwähnt die Sage auch Leonhard, 30.

9. **Der Saal im Petersberg.** Dieſe Sage und daß man ſich noch vor kurzem in Goslar gefürchtet habe, Abends in der Dämmerung vor das Haus zu treten, weil um dieſe Zeit ein Wagen mit einem Kutſcher ohne Kopf umfahre, erzählte mir der Führer, der jetzt die Reiſenden in den Ueberreſt des goslarſchen Doms führt, zum Beweiſe, wie abergläubiſch das Volk ſei, da die Sage noch jetzt geglaubt werde. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß dieſe Kaiſerſage mit ihrer localen Anknüpfung wirklich der Stadt Goslar eigenthümlich, wie ſie denn auch, in Verbindung mit den harzeburger Kaiſerſagen (vgl. beſonders unſere Sage „Die Kinder auf dem Burgberge“) Manches enthält, was

ſie von den Kaiſerſagen des Kyffhäuſers ſehr beſtimmt unterſcheidet.

10. **Der Kinderbrunnen bei Goſlar.** Der Schluß nach dem „Unterhaltungsfreund“ vom 19. Dec. 1852, der um „Aufklärung“ in der Sache bittet. In Helmſtedt zeigt ſich vom erſten Advent bis Weihnachten die weiße „Adventsjungfer“ und in derſelben Zeit der wilde Jäger. Das Ertränken der Kinder wird auch von einem Teiche zwiſchen Oſterode und Lerbach erzählt, in dem nun die Kindesmörderin ſitzen ſoll. Die Sage vom Kinderbrunnen ſteht auch in Görges' „Vaterländiſchen Geſchichten“ (1845) III, 10 und 11; v. Rohr's „Merkwürdigkeiten des Oberharzes“ 469 ſagen auch, Heinrich II. habe befohlen, das Waſſer aus dem jetzigen Kinderbrunnen ſolle durch Röhren nach dem Kaiſerpalaſte gebracht werden. Es ſind indeſſen von einer ſolchen Waſſerleitung keine Spuren vorhanden. Die Sage von dem Brunnen, in welchem Kinder wohnen, iſt übrigens nicht ausſchließlich deutſch. Remigii „Dæmonolatria“ II, 172 und 173 hebt eine Stelle aus des Enapius Leben des unter Kaiſer Konſtantin lebenden Jamblichius, eines pythagoreiſchen Philoſophen, Schülers des Porphyrius, aus, wonach Jamblichius einſt in das warme Bad in Syrien, nach Gadana, reiſt. Zwei Brunnen führten den Namen Amor und Anteros, Deus Amantinæ injuriæ vindex. Den einen Brunnen berührte Jamblichius mit der Hand und murmelte einige Worte, da kam alsbald aus der Tiefe des Brunnens ein ſchneeweißer Knabe, mit goldenen Haaren, in Geſtalt eines Badenden. Darauf ging er zum nächſten Brunnen und „brachte Amorem in Geſtalt eines Knäbleins abermals auch aus demſelbigen Brunnen herfür“, dem vorigen faſt gleich. Beide Knaben, „mit Waſſer umgeben“, fallen dem Jamblichius um den Hals und herzen ihn, als wenn er ihr natürlicher leiblicher Vater wäre. Zuletzt ſchickt ſie der Philoſoph „in ihren vorigen Sitz und eigenthümliche Wohnung“ zurück.

11. **Die verwieſene Papiermüllerin.** Faſt in allen unſern Geſchichten von Verwieſenen, zuweilen auch in Banngeſchichten und mitunter wenn es einen Schatz zu heben gilt, werden „Pater“ herbeigeholt, als die Zauberkundigen. Durch die Reformation war der Aberglaube aus der Kirche verwieſen und zur Gemüthsſache geworden, Spuk und Teufel

mußten der Regel nach durch Gebet zu Gott überwunden werden, wie wir durch die eigenen Anfechtungen Luther's wiſſen, der von Aberglauben nicht frei war, und nach einer ältern, ihm keineswegs feindlichen Schrift ſogar einſt wollte, daß ein Kind als Wechſelbalg ins Waſſer geworfen würde. Die katholiſche Kirche dagegen ging durch Beſchwören, Segnen u. ſ. w. den Spukgeiſtern ſelbſt gleichſam unmittelbar zu Leibe, und es iſt daher leicht glaublich, daß das Bedürfniß des evangeliſchen Volks in Norddeutſchland noch lange die katholiſche Kirche gegen die böſen Geiſter zu Hilfe rief. Gödelmann nach Nigrin's 1592 erſchienener deutſcher Bearbeitung ſeines Buchs von Zauberern, Hexen und Unholden beklagt ſich deutlich darüber, daß die katholiſche Kirche in ihren Ceremonien Alles belebt denke, und will letztere nur in dieſem Sinne verſtehen. Lercheimer, ein Schüler Melanchthon's wenn ich nicht irre, zog in ſeinen „Bedenken von Zauberei“ gelegentlich ſelbſt gegen ziemlich unverfängliche Sitten der katholiſchen Kirche zu Felde, die ſich ähnlich als proteſtantiſch-kirchliche Sitten bis auf dieſen Tag erhalten mögen, z. B. Ceremonien mit neuen Glocken. Dabei war er ſelbſt voller Aberglauben und wollte ihn nur mit wahrhaft reformatoriſchem Geiſte aus Kirche und Gerichtsſtube hinausweiſen. Gödelmann zählt a. a. O. 63 unter den Beſchwörern ausdrücklich „die päpſtiſchen Exorciſten und Teufelsbeſchwörer“ auf, „welche meiſtlich Schwarzkünſtler oder Zauberer ſind, wie Acatius ſaget. Denn wie dieſe mit ihren greulichen Beſchwörungen die Teufel aus der Hölle herausfordern, alſo unterſtehen ſich die Exorciſten und Teufelsbanner nicht allein mit gewiſſen Gebetlein und den gebrauchten und zugeſetzten Ceremonien, Mahlzeichen, Beſchwörungen und mit oft wiederholten Namen Gottes, Mariä und der Heiligen die böſen Geiſter auszutreiben von Menſchen, Vieh und Häuſern, ſondern ſie beſchwören und heiligen auch Waſſer, Salz, Oly, Kerzen, Palmen, Kräuter und andere Creaturen, auszutreiben, wie ſie wollen, die Geſpänſte und Spückniß.“ — In Hornhauſen, im Halberſtädtiſchen, iſt noch der Name des „Segenzehntens“ bekannt, freilich wol nur deshalb, weil der Zehnten ſelbſt noch an ein aufgehobenes Kloſter zu Halberſtadt gegeben werden mußte, als die Ceremonie ſchon aufgehört hatte, wofür er gegeben wurde. Dieſe beſtand darin, daß Mönche kamen, die Felder umzogen und weihten. Ein damit verwandter Zehnt hieß Krippenzehnt. Offenbar (wiewol die Bedeutung dieſer zweiten Abgabe dem Volke nicht mehr bekannt iſt) wurde alſo auch das Vieh von den Mönchen zu beſtimmten Zeiten geſegnet. Das nahe Kloſter Hamersleben theilte Spendebrot (vgl. die harzeburger Sage Nr. 8 vom Salzwerk Juliushall) aus. Dieſes wurde keineswegs blos von den Armen, auch nicht von den Katholiken blos geholt, ſondern wohlhabende, proteſtantiſche Hofbeſitzer, z. B. in Hornhauſen zerſchnitten es und gaben es dem Vieh ein, weil es geſegnet war. — Daß das Geſpenſt, welches, wie der verwieſene Paſtor in einer andern goslarſchen Sage, S. 32, den Kindern nachſtellt, ins Waſſer verwieſen wurde, wäre beachtenswerth, wenn nicht das „Rothe Meer“, wohin Verwieſene gewöhnlich ziehen müſſen, vielleicht ausſchließlich die fabelhafte Entfernung bezeichnet; in dem „Herzog Ernſt“ (Gervinus, „Deutſche Dichtung“, 4. Aufl., I, 195 u. f.), in welchem man die ganze „Wundergeographie“ der frühern deutſchen Dichtung beiſammen hat, kommt ein Lebermeer vor, worunter das Nordmeer, oder das Rothe Meer zu verſtehen iſt.

Zu den Sagen von Gittelde und der Staufenburg [35—46].

I. Kaiſerswoort in Gittelde. Eine Kaiſerswoort als Name eines Hauſes findet ſich in Goslar, eine Woort als Name eines marktähnlichen, etwas tiefliegenden Platzes in Halberſtadt, als Name einer Häuſerreihe auch in Quedlinburg. Das Wort Woort ſoll urſprünglich eine ſumpfige Stelle, alſo ſo viel als dor wert, die Inſel, auch als Werder bedeuten, welches letztere Wort in einer proſaiſchen Auflöſung der Geſchichte von der Crescentia vorkommt, die Haupt in den „Altdeutſchen Blättern“ I, 306 mittheilt. Dort heißt es: „Sy (Crescentia) beful gote yre sele flous czwene thage an dem wassere; der nach quam sy an einen werder, do bleyb sy hastene.... Uff dem vorgenanten werder bleyb dy vorgenante frowe besytczene". Ein Ort Werdersleben oder Werderslewe (etwa das jetzige Warsleben zwiſchen Oſchersleben und Weſerlingen wird in einer Urkunde in Kunze's unten näher anzuführender Chronik von Hamersleben, 9, erwähnt. Einige Nachweiſungen über Wohrt finden ſich noch in Görges' „Geſchichten ꝛc." II, 143. Zu Werder, das auch der Name eines Städtchens bei Berlin iſt, und wert ſtellt ſich auch wol noch das Wort Wört in dem Ortsnamen Donauwörth.

2. **Kaiſer Heinrich der Vogelſteller und die Mönche.** Der Erzähler nannte das Kloſter Klettenberg, meinte aber wol Walkenried, welches, wie man meiſt als gewiß annimmt, und Förſtemann in ſeiner „Chronik von Nordhauſen" wenigſtens wahrſcheinlich findet, von der gräflichen Familie Klettenberg gegründet ſein ſoll.

4. **Die Jungfer auf dem Amte Staufenburg.** Nach der Erzählung des Kleinbinder- (Eimermacher-)Geſellen Friedrich Benholz aus Gittelde, welcher ſagte, daß er die Wahrheit der ganzen Sache vertreten könne und wolle, weil ſein Bruder zu der Zeit auf Amt Staufenburg gedient habe. Offenbar iſt hier eine ältere Sage (im Sommer 1852) wieder erneuert; die Sage iſt aber in dieſer Faſſung ein merkwürdiger Beweis, wie bei einer ſolchen Erneuerung trotz aller Lebendigkeit und modernen Anſchaulichkeit ſich viele, wenn nicht alle, ſehr alten Züge erhalten können. Bemerkenswerth das Zeitwort wüten, wobei man an das althochdeutſche Zeitwort wuot und Wuotan denkt.

5. **Die Säule.** Kam zu gleicher Zeit wie die vorige Sage in Umlauf und wurde noch bekannter.

6. **Burg Staufenburg.** Vgl. zu dem Fortlaufen der Sau die Sage von der Harliburg unter den Sagen der harzeburger Gegend; übrigens auch die oſteröder Sage von der Oſterjungfrau.

8. **Die Hexe in Gittelde.** Ergänzt nach Kuhn und Schwarz a. a. O. Nr. 217. Uriänchen iſt in Oſterode auch ein Spottname für kleine drollige Menſchen. Vgl. zu der Sage J. W. Wolf „Heſſiſche Sagen" Nr. 115, und wegen

einzelner Züge meine „Kinder- und Volksmärchen" Nr. 70 und Nr. 19.

Zu den Sagen der Bergſtadt Lautenthal [47—56].

1. **Spar-die-Müh' und die Zwerge am Bielſtein** (I—IV). Abtheilung I iſt ſehr ausgeſchmückt als Novelle auch erzählt vom Hüttenaſpirant Blum in Lautenthal im goslariſchen „Unterhaltungsfreund" von 1851, Nr. 10—15. Die Volksſage ſelbſt, die oft auch das geliehene Zwerggeſchirr von den Menſchen verunreinigen und die Zwerge deshalb widerſpänſtig werden läßt, kommt ähnlich auch von Zwergen bei Altenau und bei Oſterwieck im Halberſtädtiſchen vor. Zu II und III vgl. unten die Zwergſagen vom Sachſenſtein und von Lerbach. Wegen der Abſtammung der Lautenthaler von den Zwergen vgl. Kuhn und Schwarz, 189; wol nur aus einem Misverſtändniß heißt es dort „Schpartemihl" für Spar-die-Müh. Die Bezeichnung „drei Ringe alt" in Abtheilung III iſt vom Volke daher genommen, daß der Baum in jedem Jahre einen Ring anſetzt, indem ſich dann jedesmal ein Theil des Splint in Holz verwandelt, was man die Ringe oder die Kennung nennt. Dieſe Bezeichnung, worin das Zwergkind ſein eigenes Alter nach den Merkmalen eines Baumes zu berechnen ſcheint, wirft ein ganz merkwürdiges Licht auf den Umſtand, daß die Zwergkinder ſonſt bildlich ſagen, ſie ſeien ebenſo alt als der Thüringerwald oder der Weſterwald. Will unſer Spruch wirklich das Leben der Zwerge zu dem Leben des Baums, dem Aufſteigen des Saftes in Beziehung ſetzen, ſo iſt das ein Zeugniß mehr dafür, daß ſie urſprünglich ſtill wirkende elementariſche Weſen ſind.

4. **Der Feuerholzmeiſter und die faule Rohne.** Bei Wolf „Heſſiſche Sagen", Nr. 123, verwandelt ſich der Wildfrevler ſelbſt in einen „Schneiſenblock".

5. **Der Schildberg.** Ein Gedicht „Die bezauberte Gräfin oder die Sage vom Hauſe Schildberg" von H. Blum in Lautenthal („Unterhaltungsfreund", 1851, Nr. 22) erzählt nur eine vom Verfaſſer erfundene Geſchichte.

Zu den Sagen der Bergſtadt Wildemann [51—55].

1. **Wilde Mann.** Nachzutragen iſt, daß vor dem Rathhauſe zu Wildemann eine ſehr alte Linde ſteht, die Alle mit der Sage in Verbindung bringen. — Vgl. Kuhn und Schwarz, 188, wo kurz erwähnt wird, daß Kaiſer Heinrich den wilden Mann auf ſeiner Reiſe zum Vogelherde bei Schulenberg getroffen. Auch die Gebräuche vom Einfangen des wilden Mannes und der Räuberbande, welche Sommer und Kuhn und Schwarz aus den unſern benachbarten Gegenden aufzeichneten. Auch im graubündner Oberland iſt der wilde Mann bekannt nach Ernſt Meier's Sagen. Wilde Weibchen beſonders kommen bei Wolf vor („Heſſiſche Sagen" Nr. 82 bis 87). Für Häuſer kommt der Name wilder Mann in Aachen vor nach J. W. Wolf's „Deutſchen Sagen" 188, für Gaſthöfe beſonders in der Schweiz und in Braunſchweig. Auch Muſäus gedenkt des harziſchen wilden Mannes in der, wie es ſcheint, durch eine Harzreiſe entſtandenen Erzählung „Der Schatzgräber". Er beſchreibt ihn als am ganzen Leibe behaart, mit einem Bart bis über den Nabel, einen Kranz um das Haupt, um die Lenden einen Schurz von Eichenlaub und in der rechten Hand haltend einen ausgewurzelten Tannenbaum. „Das iſt — ſetzt Muſäus hinzu — der wilde Mann auf dem Harzgelde, welchen Einige fälſchlich (?) für den Schildhalter des braunſchweigiſchen Wappens ausgeben. Er iſt der Berggeiſt des Harzes, wie er ſich hier zu erkennen gibt, der einer reichhaltigen Fundgrube daſelbſt den Namen gegeben, wo er oft den Bergleuten erſchienen iſt." Eine ältere publiciſtiſche Schrift mit dem Titel „Der Wilde Mann von Wolfenbüttel" erwähnt Gervinus. Der originelle Theriakskrämer Georg vom Harz (vgl. „Ein Störger" im 1. Hefte von Wolf's Zeitſchrift) rief auf dem Jahrmarkt zu Kaſſel

„Schau, Bauer, ſchau:
Hier iſt eine wilde Frau!"

„nach Gewohnheit dieſes Volks" und bot darauf unter Anderm Dill und Peterſilie (Beides, auch das letztere, wie es ſcheint, am Harz wunderkräftige Kräuter) aus. Nach Jakob Grimm, welcher eine Unterſuchung wünſcht, wann der wilde Mann zuerſt auf Wappen ꝛc. vorkommt, ſtellt er einen Faun dar. Damit ſtimmt, was Zeilerus, Prätorius und Flemming, Letzterer in ſeinem „Deutſchen Jäger", melden, daß man auf dem Harzwalde im Jahre 1240 zween Satyros oder wilde Menſchen mit langen Schwänzen gefangen, davon das Weiblein, da es verwundet worden, geſtorben, das Männchen aber lebendig geblieben und zahm gemacht worden, aufrecht gangen, auch endlich reden lernen, doch keine Vernunft gehabt, große Geilheit erwieſen und wie eine Ziege geſchrien. Voß erklärt, wol ſchwerlich genau, in der Anmerkung auf Seite 215 des 2. Bandes der „Sämmtlichen Gedichte" das Wort Hüne durch „Rieſe, wilder Mann". Unſere Sage iſt in mehrfacher Hinſicht ſehr merkwürdig und ein einſichtsvoller Bergbeamter, dem ſie mitgetheilt wurde, wollte ſie faſt ohne Weiteres für Geſchichte halten, inſofern wirklich in Wildemann der älteſte Bergbau vielleicht ſchon von Eingeborenen betrieben ſei. Ein Mann aus Thüringen wollte in einer Chronik geleſen haben, daß aus Ilmenau (?) ein thüringiſcher Ritter nach dem Harze gezogen ſei und dort den Bergbau angefangen habe. Die Einwanderungen nach dem Oberharze aus Franken und Thüringen geſchichtlich feſtzuſtellen, wäre eine dankenswerthe Aufgabe, nur wäre zu beachten, daß nach L. Bechſtein's „Thüringiſchem Sagenſchatz", II, 88, z. B. in Ruhla Bergleute vom Harze nach Thüringen eingewandert ſind, um dort den Bergbau zu betreiben. Der Name Ritter Claus iſt auch zu beachten und mit dem Namen Clausthal, Clausberg bei Lerbach, an deſſen Fuße ſchon vor Alters eine Eiſenſteingrube geweſen ſein ſoll, zu vergleichen. Am Ende bedeutet aber Klaus (anderweitig kommt für Clauſe das niederdeutſche Wort Clus vor) nichts als Zelle, und wir kommen ſo auf die Begründung des Bergbaues durch Mönche zurück, worauf auch das alte zellerfelder Zellkloſter hinweiſt. Zuletzt kehrt aber auch die Sage von Rittern, welche die erſte Cultur brachten, immer wieder. Wir verweiſen auf die Sage „Entſtehung der Bergwerke am Rammelsberge"; auch den ſpäter folgenden Sagen von Lerbach und Kamſchlacken, wo Reiter in das Lerbacher- und Söſethal kommen und ihre Pferde verlieren, hat vielleicht urſprünglich dieſe Erinnerung zu Grunde gelegen und iſt ihnen nur mit der Zeit verloren gegangen.

2. **Hexenbutterwerk.** Vgl. was in „Aus dem Harze" 29 über das Wahrzeichen eines alten Hauſes in Goslar ge-

ſagt iſt. Die Butter, die ſich nicht vermindert, erweiſt ſich dadurch als ein göttliches Geſchenk, wie Flachs und Inſelt vom Bergmönch. In Remigii „Dæmonolatria“ II, 309 und 310 verhindert ein Knabe eine Magd durch eine recitirte Pſalmenſtelle am Buttermachen und hebt den Zauber dann wieder auf, indem er die Stelle rückwärts lieſt. (Zum Rückwärtslesen vgl. S. 65.)

Zu den Sagen vom Hibichenſtein und der Bergſtadt Grund [56—62].

Der Zwergkönig Hibich (I—IV). M. Haupt's Zeitſchrift I. 572 fg. enthält von Jakob Grimm eine Aufzählung der verſchiedenen Gibechenſteine in Deutſchland, eine Zuſammenſtellung derſelben mit dem althochdeutſchen Kipicho, mittelhochdeutſch Gibeche, der in der Nibelungenſage als Vater der burgundiſchen Könige erſcheint, und die Erklärung des Namens durch Geber, dator, largitor, was denn weiter durch δώτωρ ἐάων gedeutet und in der Mythologie 126 mit Wuotan zuſammengeſtellt wird. Auf dieſe Weiſe iſt von Grimm der Name Hübich, für den in der Sammlung von Harrys auch der Name Gübich mitgetheilt war, auf Wuotan gedeutet. Ich ſelbſt hörte den Namen Gübich ſo wenig als Kuhn und Schwarz, wol aber ſogar Gütte für Hütte. Die niederdeutſch redenden Bewohner des Oberharzes nennen den Hibichenſtein nur Höwekenſtein, worauf ein Knabe, meine eigene Ausſprache verbeſſernd, mich ausdrücklich aufmerkſam machte. Die ſogenannte Bergmannsſprache ſchwankt, wenn mir recht iſt, zwiſchen Hebich, Hibich, Hebichenſtein und Hibichenſtein. Dieſer wird von Einigen auch eine Zwergkanzel genannt. Von der Bergſtadt Grund (Grunde, Grunne, Grumme), die dicht am Hibichenſtein liegt, hörte ich auch eine merkwürdige Redensart: „Da müßte Grund zum Steinhaufen werden!“ Zu Abtheilung IV vgl. die Abtheilung II in Nr. 24 meiner „Kinder- und Volksmärchen“. Nach S. XXXIV des Vorworts jener Märchen wurde ich durch jene II. Abtheilung, die Geſchichte vom

Zwergengroßvater Trutram, wegen eines einzelnen Zuges an den Zwergkönig Hibich erinnert, von dem die Geſchichte nun hier in der That und viel ſchöner und vollſtändiger erzählt wird. Vgl. übrigens zu den Sagen von Hibich Harrys I, Nr. 1 und 21, wonach ich den Text ergänzte. Harrys II, Nr. 18, und Kuhn und Schwarz, 121, wurden zur Ergänzung nicht benutzt. Für das geſund machende Kraut, das im Beſitz Hibich's iſt, können Rübezahlſagen verglichen werden, für die Verwandlung des Laubes in Gold vgl. Meier I, 49. Das Wort die junge Grüne in Abtheilung II (vgl. auch die lerbacher Sagen unten, S. 159) entſpricht noch dem ältern diu wilde. Von der in dieſer Abtheilung auch erwähnten Erbauung der „gründnerſchen" Kirche findet man das Geſchichtliche bei Honemann II, 9, der den Ort „zum Grunde" nennt. Vgl. oben die Vorbemerkung zu den Anmerkungen der harzeburger Sagen wegen des heiligen Antonius. Der krimmer (Abtheilung III) heißt auch grimmer (von ſeinen furchtbaren Augen?) und dieſer iſt ſchon im Vorwort meiner „Kinder- und Volksmärchen" XLIII (wo in der letzten Zeile von unten „welche" für „welcher" zu leſen iſt) als Weihe, Hühnerweihe erklärt. Intereſſant iſt in Abtheilung IV das Wort wunschspeise, das natürlich von unſerm Erzähler gebraucht wurde, für die Speiſe in den Schüſſeln und Tellern der Zwerge. So kommt auch im „Iwein" V. 44 das Wort wunschleben vor, und den wunschwind bei Gregor hat J. Grimm auf Wodan gedeutet. wunschspeise iſt nicht eine Speiſe, die man jedesmal ausdrücklich herbeiwünſchen muß, wie die auf dem Tiſchlein-deck-dich (der Soldat hatte dazu gar keine Anweiſung erhalten), ſondern die vollkommenſte, die man nur denken und wünſchen kann, und die darum auch nicht auf irdiſche Weiſe zu bereiten iſt; alſo eine Ambroſia, wie Wunſchleben ein Götterleben (dieſen letztern Ausdruck auch in ſeinem jetzigen bildlichen Sinne genommen) iſt.

Zu den Sagen der Bergſtädte Klausthal und Zellerfeld [63—116].

1. **Sagen vom Bergbau** (I—VII). Zu Abtheilung I vgl. die lautenthaler Sage „Der Venediger als Bergmönch" und un-

ten Abtheilung IV der Sagen vom Bergmönch. Eine ähnliche Sage wie Abtheilung II, in der aber der Teufel, der hier nur im Hintergrunde zu ſtehen ſcheint, genannt wird, wird aus Goslar erzählt. Vgl. übrigens zu Abtheilung II die Abtheilungen I und III. Die in Abtheilung IV erwähnten Näpſchenpfennige werden auch am Andreasabend zur Vorherbeſtimmung des künftigen Gatten benutzt.

2. Der Bergmönch vom Klausthal und vom Zellerfeld (I—IX). Bemerkenswerth iſt, daß da, wo der erſte Bergbau des hannöverſchen Harzes getrieben wurde, in Goslar, der Teufel beim Bergbau ungefähr die Stelle des Bergmönchs vertritt. In den jüngern, jetzt vorzugsweiſe ſo genannten ſieben Bergſtädten aber iſt der Bergmönch nicht von Klausthal und Zellerfeld, ſondern von Wildemann ausgegangen. Aus Honemann's „Alterthümern des Harzes“ (Originalausgabe I, 74) geht dies deutlich hervor und auf dieſen Ort weiſt ſomit immer Mehreres als wichtig für harziſches Alterthum hin. Dort zeigte ſich ja auch der wilde Mann und die wilde Frau; den wilden Mann nennt Muſäus (vgl. unſere obige Anmerkung zu der Sage vom wilden Mann) den „Berggeiſt des Harzes“ und ſcheint den Bergmönch als Berggeiſt neben ihm gar nicht zu beachten. Intereſſante Vergleichungen laſſen ſich zwiſchen dem Bergmönch und Rübezahl anſtellen; vielleicht gehört auch dahin, daß, wie Jemand erzählte, der Bergmönch einſt einen Bergmann unter der Erde bis nach Schleſien führte. Die unten folgende Klausthaler Sage „Mer ſoll dn Teifel net vorren“ wird in Schleſien ganz ähnlich von Rübezahl erzählt; vielleicht erzählte man ſie bei uns urſprünglich vom Bergmönch. Auch ein Stadt- und Bergſchreiber Martin Hoffmann (geboren zu Steinau in Schleſien 1575, geſtorben zu Klausthal 1647), der ein Vermächtniß begründete (Näheres über ihn und ſein Vermächtniß bei Honemann), wurde neuerdings durch die Sage zu einem Schutzgeiſte des Bergmannsvolkes. Dieſer Hoffmann iſt auch abgebildet auf dem Rathhauſe zu Klausthal. Als einmal die Herren vom Rathhauſe eine Betſtunde abſchafften, mit der ein feierlicher Umzug der Puchknaben an dem Tage, wo dieſen die Gelder des Hoffmann'ſchen Vermächtniſſes ausgezahlt werden, verbunden iſt, machte der ſteinerne Hoffmann oben auf dem Rathhauſe einen großen Lärm, und warf die

Rathsherren, da ſie das nächſte Mal zum Rathhauſe kamen, die Treppe herunter. Da mußten ſie die Betſtunde und den feſtlichen Umzug der Buchknaben wieder anſtellen, und ſeitdem iſt an der Hoffmann'ſchen Stiftung nichts wieder geändert. So erzählte mir ein alter Bergmann; Weiteres habe ich von Hoffmann nicht vernommen. Abtheilung I und II unſerer Sagen vom Bergmönch aus Harrys II, Nr. 2 und 3. Vgl. für den Bergmönch Grimm's „Deutſche Sagen“ I, Nr. 2 und 3, und Kuhn und Schwarz 194 und 195. Aehnliche Erſcheinungen wie der Bergmönch kommen auch anderswo in Gruben vor; ſo die Bergmönche im Oberbiberſtollen, bei Wolf „Deutſche Sagen“ (1845) Nr. 75. Ausführlicher redet über ſolche Erſcheinungen Remigii „Dæmonolatria“ II, 45 und 46; danach erſcheinen (wie bei uns S. 134 ein verkleideter andreasberger Steiger als Ochſe) in den Gruben wirkliche Pferde und Ziegen mit goldenen Hörnern; auch der Bergmännlein, welche als Zwerge und Kobolde gedacht werden und die reichen Anbruch bedeuten, wird dort erwähnt. Ueber den Bergmannsaberglauben im Allgemeinen ſpricht H. Ch. Oerſted in ſeinem „Geiſt in der Natur“. Wie in Abtheilung VIII Flachs, ſo verſchenkt der Bergmönch auch bei Harrys II, Nr. 22 eine Spindel. Vgl. übrigens außer den Sagen vom Bergmönch zu Andreasberg und bei Lerbach, S. 157, auch noch die klausthaler Sagen vom kleinen Klausthal, S. 96, und vom Nachtwächterhorn, S. 98, die buntenböcker Sage „Die Molche“ S. 147 und unter den ellricher Sagen die Anweiſung für Erzſucher S. 223.

5. **Die Haulemutter** (I—II). Vgl. unten die Anmerkung zu der S. 155 ſtehenden lerbacher Sage „Die Kuhkolkeklippe und die Frau Holle“.

7. **Die Stiefmutter.** Oft kehren Todte in die Welt zurück, um ihre gewohnte Beſchäftigung fortzuſetzen; beſonders werden auch Mütter durch die Klagen ihrer Kinder im Todesſchlaf geſtört. Die Volkslieder verſchiedener Nationen handeln davon. Was Wackernagel 1835 in einem Programm über Bürger's „Lenore“ ſo ſchön und ſinnig an ſolchen Sagen und Liedern zuſammenſtellte und was dann auch mit einem ſchätzbaren Anhang von H. Hoffmann in die „Altdeutſchen Blätter“ überging, hoffe ich bald durch eine Arbeit zu erweitern, die überhaupt ein noch engeres Verhältniß von

Bürger's erzählenden Gedichten zu Sage und Märchen herausſtellen wird, als ſich früher überſehen ließ.

8. **Mer ſoll du Teifel net porren.** Ae Rathſel. (Im Dialekt der oberharziſchen Bergleute, der ſogenannten Harzſprache.) Vgl. oben die Anmerkung zu den Sagen vom Bergmönch. Zu dem Zuſatz in der Ueberſchrift „Ae Rathſel" (nicht „an" Rathſel, wie durch einen Druckfehler im Text ſteht), welcher wörtlich ſo von Georg Schulze hinzugefügt wurde, vgl. das Vorwort meiner „Kinder- und Volksmärchen" XVI, wonach Räthſel ein Ausdruck für Märchen und Sagen iſt, aber auch die Conjectur des einſichtsvollen Recenſenten in Zarncke's „Literariſchem Centralblatt" 1853, Nr. 4, wonach eher redsel zu ſchreiben wäre. Das hier in der ſogenannten Harzſprache gleichfalls in Schulze's Ueberſchrift vorkommende Wort porren iſt wol daſſelbe mit dem niederdeutſchen purlen. Spaß muß ſein, ſagt der Bauer, wenn Jemand empfindlich iſt: hat doch Eulenſpiegel ſeine Großmutter mit der Miſtgrepe gepurlt. Hier haben wir, wie es ſcheint, die urſprüngliche ſinnliche Bedeutung des Wortes mit der von Necken, Quälen, die ihm ſonſt im Niederdeutſchen ſelten eigen iſt, beiſammen. Die ſinnliche Bedeutung ſcheint bei uns zunächſt: unruhige, unſichere Handbewegungen machen, daher kitzeln, ſtacheln, auch die Hand krümmen und hin und her wenden, um etwas auszukratzen, z. B. die Kartoffeln aus der Erde purlen; dann überhaupt von Arbeiten, die nicht gut von Statten gehen, und von Arbeitern, die keine Kraft oder keine Energie anwenden, z. B. von einem alten Manne: „er purlt noch ein biſchen auf dem Hofe herum", und von einem Läſſigen und Ungeſchickten: „er purlt und purlt und es wird nichts und wird nichts." In andern Redensarten tritt der Begriff der Unruhe mehr hervor als der der Reſultatloſigkeit und daher auch ein Adjectiv purlig: eine purlige Frau, d. i. eine Frau die ſtets unruhig, haſtig ohne Noth im Hauſe herumwandert und zehn Handgriffe anwendet, wo Einer hätte genügen ſollen. Dann ſagt man anpurlen, zunächſt ganz ſinnlich: die Pferde anpurlen, mit der Peitſche antreiben, wie man ſagt: die Pferde mit der Peitſche oder der Leine tetſchen, die Pferde mit der Leine — indem man dieſe auf ihrem Rücken hin und herwirft — ſterlen; dann aber auch: die

Arbeiter auf dem Felde anpurlen, aber auch blos anpurlen, z. B.: Du mußt einmal anpurlen, ſehen, ob etwas zu machen iſt; ferner auch an etwas herumpurlen, z. B. an einem Geſchwür; auch etwas aufpurlen; — purren oder burren bedeutet aber auch ein mattes Fliegen, Flattern, z. B. der Schmetterling burrt von der Blume auf, und der Taubenzüchter läßt die jungen Tauben burren, treibt ſie ſich im Fluge zu verſuchen. Dies Wort möchte aber wie das verwandte pluſtern aus einer Nachahmung des Tons beim Flügelſchlag hervorgegangen ſein, wie man denn auch mit dem Zurufe: bur! die Vögel aufſcheucht.

9. **Bau der zellerfelder Kirche.** (In ihr ſoll auch der Höllenzwang an der Kette liegen.) Vgl. Harrys' II, Nr. 12.

10. **Die Buttermilchsbetſtunde.** Es iſt in dieſer Sage von der Gattin des hochverdienten Verfaſſers der „Saxonia inferior“. Oder heydniſches und chriſtliches Niederſachſen“, M. Caspar Calvör, und von dieſem trefflichen Manne ſelbſt die Rede. Ueber ſein Leben vgl. Honemann (Originalausgabe) IV, 102 und 147.

12. **Das Geſpenſt mit der Mütze.** Vgl. oben unter den Sagen von Gittelde „Die weiße Kappe“, und unten unter den lerbacher Sagen „Das wilde Mädchen“, auch übrigens die ganz ähnliche Sage bei Wolf „Heſſiſche Sagen“, Nr. 164, „Geiſt beraubt“. Unſere hier vorliegende Sage wird in einer ohne Ortsnamen erzählten Variante auch ſo berichtet, daß das Mädchen, nachdem es die einem in der Kirchthür ſitzenden Geiſte genommene Kappe wieder hingetragen, ihr Leben lang auf der linken Backe den Abdruck einer kohlſchwarzen Hand getragen hat.

14. **Der Rabe vom Klausthal.** Vgl. unter den oſteröder Sagen „Die unſchuldig Hingerichtete“, S. 119. Die vorliegende Sage wird auch in Goslar, wo der Rabe Alles in einen Lindenbaum trägt, erzählt, und zwar von der Gemahlin Heinrich's III., der Kaiſerin Agnes (Brederlow, 195). Aus Reue ließ dort die Kaiſerin, nachdem die Unſchuld des Gerichteten entdeckt war, das Petersſtift bauen. Am bekannteſten iſt die Sage von Merſeburg, wo ſie vom Raben des Biſchofs Thilo von Throta erzählt wird. Ein Rabe wird dort auf dem Dome in einem großen Käfig zum Andenken

wol noch jetzt Jahr aus Jahr ein gefüttert. In Schweidnitz richtete ein Rathmann eine Dohle ab, um ihm die Stadtgelder durch die Eiſengitter der Rathsſtube zu ſtehlen (Wiedar Ziehnert, „Preußens Volksſagen" I, Nr. 11).

15. **Die Rebhühner.** Vgl. wegen des in vielen, ſelbſt orientaliſchen Geſchichten wiederkehrenden Gedankens meine „Kinder- und Volksmärchen" XXXVIII, und nun auch die Geſchichte von den Raben bei Meier II, 328, wo das Märchen bereits, wie hier, zur Sage geworden iſt. Das Rebhuhn heißt bei den Römern Perdix, nach Ovid's „Metamorphoſen" iſt es des Dädalus Schweſterſohn.

[illegible] [illegible]
[illegible] I 117 [illegible]
Bonner [illegible]
n. 61

18. **Kaiſer Heinrich und die Vogelſteller** (I—II.). Zu Abtheilung I vgl. Kuhn und Schwarz, 187.

19. **Die drei Brüder vom Zellerfeld.** Einem Märchen mannichfach ähnlich, worin gewöhnlich deſertirte Soldaten ebenſo viele Jungfrauen erlöſen ſollen. Vgl. wegen der Schalk unten „Die lange Schlerike" S. 106. In beiden eng zuſammenhängenden Sagen kehren die unterirdiſchen Gemächer wieder. Der Teich, der in der zweiten der beiden Sagen eine Rolle ſpielt, läßt uns vermuthen, daß die Rebhühner in der erſten urſprünglich Schwäne ſind.

20. **Der Freiſchütz vom Zellerfeld.** Der Schluß nach Harrys II, 23.

21. **Das kleine Klausthal** (I—II.). Beide Abtheilungen meiſt aus Harrys II, 8—14, und hier nur ergänzt. Die Sage von untergegangenen Städten iſt ſehr häufig; am bekannteſten von Vineta, vgl. aber auch z. B. die Sage bei Kuhn und Schwarz, 41, aus der Ukermark. Zu Abtheilung II vgl. die vorige Sage und zu der Beſchreibung der Geiſterkirche „Geiſterkirche" in Bechſtein's „Thüringiſchem Sagenſchatze". Auch Henricus Cäſarius, Prediger zu Utrecht, gerieth in ſeiner Jugend, 1558, als Choral zu Saltbommel zur Zeit einer ſchweren Peſt, wie er in ſeinem „Seelen-Himmel und Hölle" 255 erzählt, und wie danach in Remigii „Dæmonolatria" II, 405—407 ſteht, in eine Geiſterkirche, wo ihm wiederholt die Lichter ausgeblaſen und die Bücher zugeſchlagen wurden.

22. **Das Nachtwächterhorn und der Dreißigjährige Krieg.** Vgl. zu dieſer bedeutungsvollen Sage wegen des Horns, das Krieg ankündigt, Jakob Grimm „Deutſche Mythologie" 214

und die werthvollen Nachweiſe von Kuhn in den Anmerkungen, „Norddeutſche Sagen“ 494—496. Vgl. oben die Sagen vom Bergmönch S. 69 u. fg.

23. **Die Springwurzel.** Vgl. die Sage aus Gittelde, S. 44, und unſere „Kinder- und Volksmärchen“ Nr. 67; ferner Steffens „Der Berggeiſt Rübezahl als Hüter der Springwurzel“ in Hiecke's „Deutſches Leſebuch für untere und mittlere Gymnaſialclaſſen“. Statt des Teufels in unſerer Sage erſcheint dort beim Suchen der Springwurzel Rübezahl, und der Sucher findet zuletzt ſeinen Tod. Uebrigens wird die Springwurzel für eine kranke Dame geſucht. Vgl. über die Gewinnung der Springwurzel auch Müllenhoff 204. Kurz gedenkt der „Wunderblume“, die bei Klausthal in der Johannisnacht blüht, Harrys II, Nr. 9.

26. **Die Wunderkuh.** Vgl. die lerbacher Sage „Kuh ohne Kopf“. Die hier zum Schwank gewordene Sage von der Wunderkuh, in deren Beſchreibung die Phantaſie ſich wahrhaft zu erſchöpfen ſucht, findet ſich auch bei fernen Völkern. Vgl. das Vorwort zur 6. Aufl. der Grimm'ſchen Märchen XXXVI, wo über den finniſchen Ochſen berichtet wird.

27. **Die Reviſorklippe.** Vgl. unſere Verweiſungsgeſchichten unter Goslar u. ſ. w. Beſonders merkwürdige Banngeſchichten finden ſich beiläufig bemerkt auch in Müllenhoff's „Sagen, Märchen und Liedern aus Schleswig-Holſtein und Lauenburg“. z. B. 194—199.

29. **Die lange Schlerike.** Vgl. oben „Die drei Brüder vom Zellerfeld“ S. 93—95, und die Anmerkung dazu.

30. **Die Kohljungfrau.** Vgl. bei Kuhn und Schwartz 45 „Die ſchwarze Frau“ (aus Zehden in der Neumark).

33. **Die neue Mühle an der Innerſte** (I—II). Zu Abtheil. II vgl. unter den lerbacher Sagen „Vieh bedauern“ und bei Meier I, 178 die köſtliche Sage „Die verhexte Kuh“. Um zu wiſſen, ob ein Pferd bezaubert ſei, und von wem, nahm man eines todten Pferdes Darm, ſchleppte dieſen zu einem dazu beſtimmten Hauſe, aber nicht durch die Hausthür, ſondern etwa durch den Keller oder ſonſt einen unter der Erde befindlichen Gang, und verbrannte die Eingeweide. Dann bekam die Hexe Reißen und Wehtage in den Eingeweiden, lief nach dieſem Hauſe und ergriff einen Kohlenbrand von dem Feuer, worauf ihr Schmerz ſich linderte.

Ward die Thür der Hexe nicht aufgethan, ſo verfinſterte ſich das ganze Haus und entſtand ein ſchreckliches Donnern. Remigii „Daemonolatria“ II. 365; dort nach Sprenger. In der „Goëtia vel Theurgia“, Ausgabe von 1631 S. 231, heißt es nach Carrichter's „Arzneien wider Zauberſchäden“: „Wann das Vieh bezaubert iſt, ſo nimb Weyrauch und Myrrhen und rothen Knoblauch, ſtoß unter einander an einem Donnerſtage, Nachmittage; wenn das Vieh ausgehet, ſo nimb ein new Laib Brod vnd ſchneid ein Bißlein Brod, vnd in ein jedes ein wenig eingemacht, vnd darauf ein wenig Salz geſtreuet, daß es das Vieh eſſe; darnach zu Felde getrieben; es hilft. Hernach am Freytage zu Morgen frühe, wenn du gemolken haſt, ſo laß die Gelten nicht ausſchwenken, oder henge es vergebens in Rauch ohn ausgewaſchen, ſo wird dieſelbe (Hexe) kommen und etwas borgen wollen, du ſolt ihr aber nichts leyhen, ſie wird im Hauſe hin und her gehen, ſo muſtu ſehen, daß ſie nicht hinaus mag, es hilft ſonſt nichts“. In einem dann noch angeführten Mittel zu demſelben Zwecke muß die Milch in einen neuen Topf, dazu etwas vom Hausſtaub gethan, das vor den Stall geſetzt und geſprochen werden: O Herr Jeſu Chriſt, mein Nutz iſt mir benommen, ich bitt dich durch dein theures Leiden, daß mir möcht mein Nutz wiederkommen. Zu Wulferſtedt im Halberſtädtiſchen ſagt man, daß kleine Blaſen an die Kühe rollen und ihnen die Milch ausſaugen, und nennt dieſe Blaſen Kobolde.

Zu den Sagen der Bergſtadt Altenau [116—123].

1. **Die Kirche in der Altenau.** (Man ſpricht noch oft Altenawe.) Eine lerbacher Sage vom Spuken beim Uhraufziehen und vom Spuk eines alten Pfarrers in der Kirche nehmen wir an der betreffenden Stelle als bloße Geſpenſtergeſchichte nicht auf. Für die Geiſterkirche in vorliegender Sage vgl. oben die Sage vom kleinen Klausthal S. 96 und 97.

2. **Das Schloß im Gerlachsbache.** Andere erzählen einfach, daß die Klagefrau (Frau Holle) in der Altenau umgehe und rufe: Huckup, huckaf!

Zu den Sagen vom Bruchberg [124—131].

1. **Der wilde Jäger in der Gegend des Bruchbergs** (I—IV). Abtheilung II findet ſich wenig abweichend bei Harrys II, Nr. 5. Vgl. die Hackelbergſage und die oſterröder Sagen vom Teufelsloch S. 143—145.

2. **Wolfswarte.** Von den Wölfen auf dem Harz weiß auch ein Volksbuch zu berichten: Eulenſpiegel geht auf den Harz und fängt Wölfe, um die Leute damit zu ſchrecken.

5. **Die Goldlöcher** (I—II). Vgl. die folgende Sage „Der ſilberne oder goldene Hirſch“, und insbeſondere die andreasberger vom Rauſchenbache. Abtheilung II der vorliegenden Sage wurde mir faſt ebenſo in Sachſa erzählt und ſcheint ſehr verbreitet.

6. **Der ſilberne oder goldene Hirſch** (I—II). Vgl. die vorige Sage von den Goldlöchern, die vom Bau der zellerfelder Kirche, vom Weingartenloch und die Sagen von Venedigern. Abtheilung II ſcheint viel ältere Züge zu enthalten als I und den Schlüſſel zu Manchem zu geben, was in den Venedigerſagen vorkommt, und ſichert jedenfalls im Verein mit dem über das Weingartenloch unſern Schatzſagen ihren Werth. Durch ihre größere Verbreitung am Harz und Anknüpfung an verſchiedene Oertlichkeiten ſpringt ihre Bedeutung noch mehr in die Augen. Die Sage vom goldenen Hirſch wird ausgeſchmückt, aber im Weſentlichen doch weit unvollſtändiger, vom hannöverſchen Harz auch noch erzählt in Görges' „Vaterländiſchen Geſchichten und Denkwürdigkeiten der Vorzeit“ (1843) I, 53 und 54, und zwar von einem Förſter von Scharzfeld, der jedesmal am Johannistage die drei Venetianer antrifft. Auch auf dem preußiſchen Unterharze iſt die Sage bekannt in folgender Art, die den Uebergang bildet zu der von mir in „Aus dem Harze“ 108 von einem Edelmann aus der Gegend von Göttingen mitgetheilten, wozu

nun Wolf's „Heſſiſche Sagen" unter Nr. 191 bereits eine ausführliche Variante geſtellt haben. Ein Förſter zu Meisdorf im Selkethale ging eines Morgens den hart an der Selke ſich hinziehenden Kirchberg hinan und ſah unter einer großen Eiche zwei ihm unbekannte, mit grünen Kitteln bekleidete Männer ſitzen und Frühſtück eſſen. „Gott zum Gruß, und wohl bekomm's", ſprach er herantretend zu ihnen, und „großen Dank!" ſagten ſie erwidernd. Freund, ſo nahm zum Waidmann gewendet, der Fremden Einer weiter das Wort, laßt's Euch gefallen, hier bei uns Platz zu nehmen und unſer Gaſt zu ſein! Der freundlichen Ladung Folge gebend ſetzte ſich der Forſtmann und ließ ſich das Dargebotene, Speiſe und Trank, ausnehmend gut ſchmecken. Geſprächig anfangs, ward er bald ſehr müde und ſchlief ein. Unbeſchreiblich groß aber war ſein Erſtaunen, als er vom tiefen Schlafe erwachend und von ſeinem Lager aufſtehend ſich allein und in einer ihm ganz fremden Gegend befand, und kaum glaubte er ſeinen Augen trauen zu dürfen, als er um ſich ſchaute und ganz in der Nähe eine große, prächtige Stadt erblickte. Da er Niemand gewahrte, der ihm auf die Frage: Wo bin ich? Antwort geben konnte, entſchloß er ſich endlich nach der Wunderſtadt zu gehen und eintretend in dieſelbe erfuhr er, daß ſie Venedig heiße. Nicht wiſſend, wie ihm geſchehen ſei, rathlos, was er beginnen und wie er wieder heimkommen ſolle, durchwanderte er eine Straße nach der andern. Die vielen Menſchen, die glänzenden Kaufläden, die herrlichen Paläſte zogen zwar ſeinen Blick auf ſich hin, aber Unruhe trieb ihn weiter und weiter. Da hörte er plötzlich von oben ſich bei Namen rufen und aufſehend erblickte er im offenen Fenſter einen vornehm gekleideten Herrn, der ihn nöthigte ins Haus zu kommen, und bald auch dem Staunenden entgegentrat, ihn freundlich bewillkommnete, in ſein Zimmer führte und fragte, ob er ihn kenne. Auf die verneinte Frage hieß der Herr den Förſter ſich ſetzen, begab ſich ins Nebenzimmer und im grünen Kittel wiederkehrend, ſah und erkannte nun Jener in ihm einen der beiden Männer, die ihn in ſeinem Walde zu dem verhängnißvollen Frühmahle eingeladen. Der freundliche Wirth zeigte nun dem Gaſte des Herrlichen und Schönen gar Vieles im großen Palaſte und erzählte ihm dann, daß er durch im Selkethale gefundenes Geld zum Beſitze dieſer ſeiner Reichthümer gekommen ſei. Reich wie ich, fügte er hinzu, iſt auch mein Euch bekannter Freund auf dieſelbe Weiſe geworden. Der freundlichſten Bewirthung ungeachtet, fühlte ſich der Waidmann dort unbehaglich und ſehnte ſich nach ſeinen heimatlichen Bergen. Die beiden Venediger gingen darum am andern Morgen mit ihm auf eine Anhöhe außerhalb der Stadt, man ſetzte ſich zum Frühſtück nieder, der Förſter aß, trank, ward müde, ſchlief ein — und erwachend befand er ſich unter der obenerwähnten großen Eiche auf dem Kirchberge am Gelkerthale. Er hat dies Herrn Paſtor Banſe, der es uns aufzeichnete, als Knaben oft ſelbſt erzählt.

Zu den Sagen der Bergſtadt St.-Andreasberg [132—139].

1. **St.-Andreasberg** (I—IV). Nach Honemann II, 19 und danach bereits in Brederlow's „Harz". Auch Görges II, 201 hat die Entſtehung Andreasbergs. Nach Honemann III, 10 befand ſich der heilige Andreas, „welcher ſein Creutz mit beiden Armen umfaſſete", ſogar im Wappen des andreasberger Bergamts. Außer dem Namen Andreaskreuz, welchen eine der Gruben „auf dem andreaskreuzer Gange am Knieberg" führte oder noch führt, hat der heilige Andreas aber am Harz zu Lauterberg vor dem Dreißigjährigen Kriege drei Gruben, und dieſen, wie es ſcheint, direct den Namen gegeben und in Lauterberg befindet ſich auch der Andreasbach (vgl. das Verzeichniß der harziſchen Grubennamen bei Honemann II, 68—73). Zum Auguſtinerkloſter Hamersleben im Halberſtädtiſchen, welches in Siegel und Wappen das Herz des Auguſtinus, „die Liebe bedeutend", und in den vier Feldern den Hammer führt, oben über dem Wappen den heiligen Pancratius mit Hammer und Spieß, gehörte eine Kapelle des heiligen Andreas (Kunze, „Geſchichte des Auguſtinerkloſters Hamersleben", 50 und 80). Harziſche Andreasabendgebräuche vgl. im 1. Heft von Wolf's Zeitſchrift, wo jedoch S. 87 für „Wünſchruthen" genauer „Kirſchruthen" zu leſen iſt.

2. **Der Bergmönch in St.-Andreasberg.** Vgl. oben die Sage von ihm in Klausthal S. 69—74.

4. **Frau Holle, die ſchwarze Kathrine und die Waldfrau in St.-Andreasberg.** Hier zunächſt zu dem Anfang von den Dreibrotſteinen eine mir von Herrn Paſtor Banſe in Beckendorf gütigſt mitgetheilte Variante vom Unterharz: Im Selkethale oberhalb Meisdorf war es ſonſt, beſonders an der ſogenannten «ſteinernen Grund» gar nicht geheuer. Ein Geiſt harrte dort an jedem Abende, huckte ſich auf den Rücken eines Vorübergehenden und ließ ſich ſchwer wie ein Sack voll Sand bis an die Schäferbrücke (jetzt Annenbrücke) tragen. Da ſprang er ab und verſchwand. Der Träger durfte ungeſtraft unter der Laſt ſtöhnen, aber wer ſich nach dem huckenden Geiſte umſah, dem drehte er den Hals um. Gar Mancher hat den Geiſt geduldig getragen und iſt dann von Schweiß triefend in Meisdorf angekommen. — Zu dem Namen Kathrine vgl. den Namen „Schlüſſelkathrine“ (aus Nebra an der Unſtrut) bei Kuhn und Schwarz 210. In Halberſtadt nennt man den Durchfall „die ſchnelle Kathrine“, wozu man folgenden derben plattdeutſchen Volksreim aus Lerbach halte:

Fru Holle wolle backen,
Da kreig ſe dat K....,
Da greip ſe na'n Schlöttel,
Da ſeiken de K.....

In der Kirche zu Oliva bei Danzig hängt der Brotſtein; der Sage nach (Ziehnert, „Preußens Volksſagen“ I, Nr. 44) ward ein Brot, von dem ein Mönch einer Mutter für ihre hungernden Kindlein nichts abgeben wollte, und das er deshalb für einen Stein erklärte, wirklich in dieſen Stein verwandelt. Die Frau mit den beiden Kleinen iſt dabei wol die Hauptſache und verwandelt vielleicht das Verlangte und durch die Lüge beſchimpfte Brot ſelbſt in Stein.

7. **Der Rauſchenbach.** Der Name Caroline in Abtheilung I wird vielleicht für Kathrine genannt (vgl. die andreasberger Sage).

10. **Die Windeltreppe.** Vgl. unſere obige Sage vom Heringskämmerle S. 107.

Zu den Sagen vom Rieſensbeck und Kamſchlacken [140—144].

1. **Rieſensbeck und Kamſchlacken.** Die Sage von den Schmelzhütten iſt ſehr verbreitet und ich habe ſie von Harzeburg, wo man ſagte, daß die 99 Hütten in Einer Nacht abgebrannt ſeien, bis Lauterberg gefunden. Man beruft ſich dabei gewöhnlich auf die Schlacken, die noch an vielen Orten umherliegen, wo jetzt keine Hütten mehr ſind. Ueber den Namen Rieſensbeck vgl. die Anmerkung zu der Sage von der Entſtehung Buntenbocks.

2. **Der Schimmel von Kamſchlacken.** Vgl. oben die Anmerkung zur Sage vom wilden Mann, unten die Sage von der Entſtehung Lerbachs und die merkwürdige Sage „Der Galgen am Kohnſtein“.

Zu den Sagen vom Buntenbeck [145—147].

1. **Der Urſprung vom Buntenbock.** Honemann III. 65 ſagt über den Namen Buntenbock: „Der Urſprung dieſer Benennung kommt vermuthlich nicht von Bock, ſondern von dem Worte Beck her, welches einen Fluß bedeutet und ehedem Böck geſchrieben worden, wie ſich ſolches von beiden Oertern Riemensbeck und Buntenbock in alten Schriften findet; und hat man zwar nachher aus der letztern Silbe des erſtern, nämlich Böck, ein Beck gemachet, ſtatt Buntenböcks oder Becks aber aus Irrthum den Namen Buntenbock angenommen und geſchrieben“.

2. **Das Hickeding.** (Statt „Kropfaugen“ S. 146 Z. 14 v. o. lies „Knopfaugen“). Auch in Roſenburg an der Saale kennt man, wie ich höre, Heckedinger. Zwiſchen Halle und Leipzig ſollen die Hickedinger Hausſegen heißen. Dieſer Name ſtellt ſie bereits zu den Hausgeiſtern, den Kobolden, wie denn nach Emil Sommer's Sagen 33 und 172 im Auerbachshof zu Leipzig geradezu Kobolde verkauft werden, die im Uebrigen mehr unſerm Stepke, dem Drachen oder Teufel als den Hickedingern gleichen. Dieſelbe Auffaſſung in

Betreff der Kobolde findet ſich auch in dem eben genannten preußiſchen Orte Roſenburg, und ebenſo holt der auch Sommer in dieſer Weiſe bekannte dreibeinige Haſe dort den „Segen“, wie man es dort bedeutungsvoll nennt, aus einem Hauſe ins andere. Auch Heckmännchen ſind im Königreich Sachſen bekannt; ſo z. B. wird in der Vorrede des Ueberſetzers von „Franciſci Hutchinſon's hiſtoriſchem Verſuch von der Zauberei“ (1726, mit einem Vorwort von Thomaſius) aus dem Annabergiſchen erwähnt: „Wenn Einer etliche Thaler Geld mehr hat als der Andere, ſo heißt es alſbald, er habe ein Hecke-Männgen oder Käutzgen; und wenn ſich ein Rabe auf ſein Haus ſetzet, ſprechen ſie, es ſei der Schwarze, und werde es in Brand ſtecken.“ Heckmännchen ſind auch im Halberſtädtiſchen bekannt, und werden zu Wulferſtedt in die Koffer gelegt. Bei Widar Ziehnert „Preußens Volksſagen“ II, 228—236 findet ſich eine Sage „Der Hick in Liebehauſen“ (einem Dorfe zwölf Stunden von Köln). Dieſer Hick iſt das Bürle in Grimm's Märchen I, 61, das in einem mir erzählten noch ungedruckten Märchen gleichfalls Hick heißt. Einer der vom Bürle und auch vom Hick erzählten Züge, wie nämlich der Liſtige ſeine Schafe ſich im Waſſer ſpiegeln läßt, iſt mir in Altenau vom Rothmützchen erzählt, von dem es viele luſtige Streiche (vielleicht das ganze Märchen vom Bürle oder Hick?) gäbe. Dies Rothmützchen iſt, wie Hütchen, ferner die Mützchen und die Rothmützchen ſelbſt, welche in Oſtflandern tolle Streiche verüben, offenbar ein Kobold und Zwerg. In Hick, dem Bäuerlein, ſcheint nun der Beſitzer des Kobolds und der Kobold ſelbſt zuſammengeſchmolzen zu Einer Perſon, die mit Liſt den Segen den rechtmäßigen Eigenthümern entführt und ihn für ſich ſelbſt behält. So zeigt denn auch wie die Hickmännchen Zwerge ſind. Hick, das Bürle, urſprünglich die Zwergennatur, und in den Fehden, die es auf ſeine Weiſe liſtig auskämpft, iſt der Gegenſatz zwiſchen den liſtigen Zwergen und der täppiſchen Rieſennatur gar nicht zu verkennen. Treckmännchen, desgleichen dann die Hickedinger, bringen geprägtes, alſo geſchmiedetes Metall hervor; die Niſſalſen aber ſind tüchtige Schmiede. Die Heckmännchen werden gefangen gehalten; Wolund oder Wieland war auch bei Zwergen in der Lehre, als er ſchmieden lernte, und Sigurd bekommt das Schwert von einem Schmied, welcher wieder an den Zwerg Alberich des Nibelungenliedes erinnert. — Auch was wir über die Alraune leſen, kann hier zur Vergleichung mit unſern Hickedingern herbeigezogen werden. Sie ſoll — wie ſchon Arenkiel meinte — ihren Namen erhalten haben von den alten deutſchen Weiſſagerinnen, welche auf die Unterjocher, die nach Deutſchland hereinzogen, einen ſo furchtbaren Eindruck machten. Wir übergehen, was man über die Gewinnung dieſer Wurzel bei J. Grimm findet, und bemerken nur, daß ſie, in Käſtchen gelegt und gut gehalten, ein Geldſtück, das neben ſie gelegt wird, über Nacht verdoppelt. Wenig bekannt iſt, was wir in Calvör's „Niederſachſen“ aus Arenkiel leſen, daß Landſtreicher und Betrüger im Lande umherzogen und ſolche Alraune feilboten. „Es ſind kleine Bildchen, gleichſam geſchnitzelte Männlein oder Weiblein, mit allen ihren Gliedmaßen, den Kopf mit langen Haaren bewachſen, mit einem kleinen weißen Hemdlein angethan; Summa, ebenermaßen zugerichtet, wie die All-Runen der alten Teutſchen, iſt aber in der Wahrheit eitel Betrug und Gaukelei. Des Krautes Mandragorä Wurzel iſt von Natur ebenſo formirt als ein kleiner nackender Menſch, die graben dieſe Betrüger aus der Erde, wiſchen ſie ab, helfen ihr mit Schnitzeln und Ausarbeiten dermaßen, daß ſie einem Männlein oder Weiblein, wie ſie wollen, gleich ſiehet: da am Haupt die Haare ſein ſollen, ſtecken ſie Gerſtenkörnlein oder andern Samen häufig ein, laſſen ſie auswachſen und wieder etwas trocknen, ſo ſitzet es feſt und ſcheinet wie natürliches Haar. Solche All-Runen ziehen ſie artig an mit einem kleinen Hemdlein, thun ihnen einen Gürtel um den Leib, legen es in ein ſauber Schächteleln, und befehlen dem Käufer, daß er es wohl pflege, wöchentlich bade und ſonſt fleißig in Acht nehme, ſo werde er großes Glück haben in allem ſeinem Thun und Handirung. Es geben aber ſolche All-Runen oder der Teufel gemeiniglich die Belohnung, welche die alten teutſchen All-Runen ihren Gefangenen gaben, nämlich, daß ſie ihnen den Hals abſtoßen, ſie mit Leib, Seel' und Gut ins Verderben ſtürzen, denn der Teufel iſt in den Abergläubiſchen mächtig!“ — Ein Bergmann erzählte mir, daß Hickedinger noch jetzt zum Verkaufe herumgetragen würden. — Auch erzählte der Schriftſteller Duval in „Thüringen und der Harz“, daß die Zigeuner in Friedrichs-Lohra geldverleihende Wurzeln verkauften. Nach Wolf's „Heſſiſchen Sagen“, Nr. 90, bewahrt die heſſiſche Familie von Riedeſel vielleicht noch jetzt in einem gläſernen Käſtchen eine Puppe, mit der ſich Alles vorher ereignete, was ſich kurz darauf mit einem Mitgliede der Familie zutragen ſollte. Die Puppe wird „Alraun“ genannt. So wird auch die Wünſchelruthe in Harzeburg ganz als eine Puppe zugerichtet, erhält einen menſchlichen Namen, indem ſie heimlich einem Kinde unter der Taufe angeſteckt wird, und heißt dort Wickeruthe (Wahrſageruthe). Vgl. darüber meinen Aufſatz „Gebräuche und Aberglauben“ in Prutz' „Deutſchem Muſeum“ von 1852. Auch Voß, „Sämmtliche Gedichte“ II, 96, 212 und 213 ſagt: „Die Wurzel der Atropa Mandragora und, in deren Ermangelung, der Bryonia, wird, vorgeblich unter Galgen, mit Vorſicht gegraben zur Menſchengeſtalt ausgebildet und als Alraun oder hilfreicher Hausgeiſt ausgebildet“; er läßt auch das Wurzelmännlein taufen, dann baden und endlich ihm das Herz zerſtechen, damit daſſelbe der Hüne Wilibald, deſſen Namen das Wurzelmännlein erhalten hat, empfinden ſoll. — Außer Wechſelkindern ließen die Hexen zu zauberiſchen Zwecken auch durch Liſt Breitfüße (?„Breetvöte“) und Kröten taufen; bei einer Hexenverbrennung wurden im Unterkleide der Hexe zwei Kröten gefunden, die ſie ohne Zweifel auch habe taufen laſſen, wie Samuel Meigerius in ſeiner plattdeutſchen „Panurgia lamiarum“ im 2. Capitel des 2. Buchs ſagt. Die Kröte ward nach „Goëtia vel Theurgia“ 220 und 221 von den Hexen in der Art gebraucht, daß ſie ihr die Lenden u. ſ. w. entzwei ſchlugen, und dann der Menſch, „in deſſen Namen die Kröte geſchlagen wird“ an dieſen Gliedern erlahmte. (Als Gegenmittel wird angegeben: Nim ein Viertel roten Wein, darein thu die edle Taurant 5 Handvoll, Stabwurzel 3 Handvoll; lege den Patienten in eine Wanne und laß die Kräuter mit dem Weine ſieden und bade den Kranken darinnen 9 Mal, und dann geuß in ein fließend Waſſer, und allemal nach dem Bade ſalbe ihm alle Glieder mit der Haſelmiſtelſalbe.) Vgl. über die Kröte die Vorbemerkung zu den Anmerkungen zu den harzeburger Sagen. Daß das Hickeding Milch erhält, läßt daſſelbe um ſo mehr als Hausgeiſt erſcheinen; die Zuſammenſtellungen, an denen Wilhelm Müller, Altdeutſche Religion 384 und 385, zeigt, wie die Hausgeiſter als kleines Opfer etwas Speiſe, beſonders Milch, erhalten, ließen ſich jetzt leicht noch vermehren.

3. **Der Wehrwolf.** Die Sage vom gefreſſenen Fohlen und dem Wolfsriemen iſt ſelbſt im Magdeburgiſchen ähnlich oder ebenſo bekannt.

Zu den lerbacher Sagen [148—159].

1. **Namen und Entſtehung des Bergdorfs Lerbach.** Eine ſehr lange Ausſchmückung der vorliegenden Sage brachte ſeinerzeit der „Harzfreund“. Uebrigens ſollen ſich die Grundzüge der Sage in einer ſchriftlichen Nachricht gefunden haben, welche beim Abbruch des alten Rinderſtalles, des erſten Hauſes von Lerbach, zum Vorſchein gekommen iſt. Die für die Ortsgeſchichte unſchätzbaren Papiere ſind leider durch Nachläſſigkeit abhanden gekommen, doch wüßten wir ohne ſie nichts von dem mythiſchen Verſchwinden des Schimmels aus dem geſchloſſenen Stalle. Vgl. übrigens die Schimmelſage von Kamſchlacken und unten „Der Galgen vom Kohnſtein“, auch die obige Anmerkung zu der Sage vom wilden Mann.

3. **Von einer Gaſtwirthsfrau, die nicht treu gehandelt hat.** Vgl. die Geſchichten von Verweiſungen zu Goslar (S. 30) und Klausthal (S. 104). Auch dieſe Verweiſungsgeſchichte wird von den Meiſten ſo erzählt, daß zuerſt zwei Pater, von denen der eine eine Stecknadel geſtohlen hat, von der Wirthin verworfen werden, bis der Dritte ſie verwünſchen kann. Das Thal, wohin die Wirthin verwieſen iſt, nennen Andere das Schafmeiſterthal. Zu dem Ausrufe der Verwieſenen „Et is ja et Mienige! et is ja et Mienige!“ iſt folgender altenauer Gebrauch zu vergleichen. Wenn Jemand ſtirbt, ſo wird ihm ein Dreier mit in den Sarg gelegt und dabei geſagt: Nun haſt du das Deine, nun laß mir das Meine.

6. **Das wilde Mädchen.** (Niederdeutſch, lerbacher Mundart.) Vgl. oben die klausthaler Sage vom Geſpenſt mit der Mütze. Die hier vorliegende Sage wird ohne Orts-

namen abweichend auch ſo erzählt, daß das Mädchen, welches zur Auslöſung eines Pfandes von einem ihr bezeichneten Grabe eine Blume hat holen ſollen, außer der Blume auch ein ſchneeweißes Laken mitnimmt, welches auf dem Grabe liegt. Sie rollt es zuſammen, verſteckt es unter der Schürze, gibt die Blume, die freilich zu den im Winter gehaltenen Spinnſtuben nicht recht paſſen will, in der Spinnſtube ab und bringt das Laken, ohne davon zu reden, nach Hauſe. Nun kommt in der Geiſterſtunde, während ſie im Bette liegt, Jemand unter ihr Kammerfenſter und ruft: „Ek will mien Laken hahln, ek will mien Laken hahln!“ In der zweiten Nacht ruft es die ganze Geiſterſtunde von Elf bis Zwölf hindurch. Da reicht ſie's dem Geiſte an einer Erbſenſtange durchs Kammerfenſter zu. Der aber ſagt: „Du ſaſtet mek ſülweſt given.“ Da wird das Mädchen trotzig und behält es. Am dritten Abend kommt der Geiſt wieder, donnert und wettert ſchon von Weitem, und als er vor das Haus kommt, iſt es geweſen, als wäre der Gottſeibeiuns mit ſeiner ganzen Armee gekommen. Seinen Ruf wiederholt er noch viel lauter und fürchterlicher als an den vorigen Abenden und pocht auch ans Fenſter. Da ſteht das Mädchen auf und nimmt, um den Unhold los zu ſein, das Laken, geht herunter, ſchließt die Thür auf und gibt dem Geiſt das Laken hin. In dem Nu, als der Geiſt es hinnimmt, faßt er das Mädchen beim Kopfe, dreht ihr den Hals um, und wie der Wind iſt er fort. — Ueber ein Geſpenſt, das ſich vorzugsweiſe mit dem Leinen zu ſchaffen macht, ſpricht Remigii „Dæmonolatria“ II, 359—361, aus einem frieſiſchen Dorfe unter der Ueberſchrift „Das Bett- und Laken nehmende Geſpenſt“.

7. **Die lerbacher Zwerge.** (I—II.) Einige erzählen, die Zwerge, welche auf die Hochzeit wollten, wären unter einer Stuke (Baumſtamm) herausgekommen und hätten denen, die zu Haus hätten bleiben wollen, zugerufen: „Smiet mek mal miene Kappe rut!“ Darauf wären die Kappen aus der Erde geflogen gekommen. Die Geſchichte von dem übermüthigen Hochzeitsgaſte ward mir auch in Walkenried erzählt.

8. **Die Kuhkolksklippe und Frau Holle.** (I—IV.) Zum Beſuch der Frau Holle bei dem Waldarbeiter (Abtheilung I) vgl. Harrys II, Nr. 6, wo im Weſentlichen Daſſelbe von der Haulemutter (vgl. S. 76 und 77 die klausthaler Sagen

von derſelben) erzählt wird. Mit Nennung der Frau Holle wird die Geſchichte auch in Andreasberg erzählt: ein Bergmann habe die heulende Frau Holle ins Haus gerufen, weil er geglaubt, es ſei die Nachbarin, die ihr Mann oft unbarmherzig geprügelt und auf die Straße geworfen ꝛc. Der lerbacher Spruch am Frau-Hollen-Abend iſt anderweitig bereits vollſtändiger bekannt. Auch der dritte oberharziſche Name für die Frau Holle, Klagefrau, kommt in Lerbach vor. Dazu kommt der herzberger Name Leidfrau. Klagemuhmen, Klagemütter, Klagefrauen ſind nach Grimm (Mythologie 403 und 1088) „klagende, weiſſagende Vögel oder Geiſter, beiderlei Geſchlechts, deren Stimme im Wald flüſternd, raunend und muhend vernommen wird“, beſonders Eulen, wobei bemerkt wird, „die Eule war ein verwünſchter Menſch“. Am Oberharz, fährt Grimm fort, „bedeutet Klagemutter, Klageweib, Klagefrau ein geſpenſtiges, aber fliegendes Weſen“. Wir laſſen zunächſt dahin geſtellt, wie weit dieſe Erklärung mit der unſern, daß die Klagefrau die Frau Holle ſei, in Einklang ſteht. Frau Holle iſt edler als namentlich die Haulemutter, ſie kümmert ſich um das Flachsſpinnen, trägt Waſſer auf einen ſteilen Berg, „hat beim Schnee zu thun“, wie Jemand ſagte, und macht den Wirbelwind auf den Gebirgshöhen. Die Haulemutter iſt boshaft und ſpukt, ſitzt aber in Lautenthal an Waſſerbottichen und taucht junge Leute da hinein, iſt alſo auch dem Waſſer verwandt gleich der Frau Holle. Wenn die Haulemutter beim Spuken erkannt wird, legen ſich die Leute aufs Geſicht, wie bei der wilden Jagd. Die Haulemutter hat als ſpukendes Weſen die Haupteigenſchaft, daß ſie ſich groß und klein machen kann, wie die Frau bei Kuhn und Schwarz 101 und 48, die der wilde Jäger jagt. Mit allen Dreien, mit der Frau Holle, der Haulemutter und der Klagemuhme, macht man die Kinder fürchten. Fällt nun die Klagefrau auf dem Oberharze zuſammen mit der Frau Holle, und dürfte man gleichwol auch hier daran feſthalten, daß ſie nach einer andern Seite hin als Vogel, namentlich als Eule, gedacht wird, wofür ich freilich auf dem Oberharze kein Zeugniß habe auffinden können, ſo wäre auch die in eine Eule verwünſchte Nonne Tutoſel, die in der wilden Jagd auf dem Harze vorkommt, und mit Geheul vor dem Jagdzuge herzieht, eine ſolche Klagefrau, folglich die Frau Holle. (Grimm ſagt bereits ohne Bezug auf Tutoſel: „Holda wird zur Unholdin“ und findet ein andermal die Klagefrauen überhaupt der Bertha entſprechend.) Daß die Sage die Tutoſel auf eine hiſtoriſche Perſon zurückführt, thut nichts zur Sache, denn man zeigt auch, und wie es nach dem Obigen ſcheint, vielleicht nicht mit Unrecht, Hackelberg's Grabſtein, und doch iſt er Niemand anders als Wodan. Bedürfte es hierfür nach Grimm's Unterſuchungen noch der Beweiſe, ſo würde auch Das ein Zeugniß dafür ſein, daß auf dem Oberharze vorzugsweiſe der nahe Brocken, weil es der höchſte und windigſte Punkt iſt und weil die Hexen ſich dort verſammeln, d. h. mit andern Worten, weil er eine Opferſtelle des Wodan iſt, für den Ausjageplatz des wilden Jägers gilt. Auch die Erzähler der obigen Sagen aus der Gegend des Bruchbergs vom wilden Jäger denken ihn der ganzen Situation nach unzweifelhaft meiſt als vom Brocken herunterjagend, wie auch ſchon S. 124 geſagt iſt. Hier iſt noch herbeizuziehen, daß Wodan Gott des Windes war, und daß die Sage von der wilden Jagd, die verbreitetſte der von Odhinn noch fortbeſtehenden, nach Grimm's Mythologie 599 „eine Deutung des durch die Luft heulenden Sturmwindes“ iſt; endlich daß nach E. Sommer's „Sagen aus Sachſen und Thüringen“, 9, zu Dederſtedt an einer Stelle, wo der wilde Jäger einmal ſeine Pferde und Hunde fütterte, fortwährend der Wind weht, was, wie bemerkt wird, auf echt heidniſcher Vorſtellung beruht. Dem Wodan nun als wildem Jäger war nach allen Unterſuchungen in andern Gegenden Deutſchlands ſchon die Frau Holle zugeſellt (der nach dem Obigen auch Antheil beſonders am Sturm zugeſchrieben wird) faſt mit alleiniger Ausnahme der Harzgegend. Die Tuturſel, über welche auch ſchon oben in der Anmerkung zur Hackelbergſage die Rede war, lernte als Kind von ſelbſt das Horn blaſen und ſtellt ſich auch dadurch als Frigg zu Wodan, der dies Horn gleichfalls führt. Von der oberharziſch aufgefaßten Klagefrau theile ich S. 81—89 meiner „Kinder- und Volksmärchen“ ein Märchen „Die Geſchenke der Klagefrau“ mit. Unter den Geſchenken iſt gleichfalls das Horn, außerdem Wünſchhut und Mantel Schon früher kam ſie, anders gedacht, in einigen nicht harziſchen Sagen vor, und lediglich als Todesbotin tritt ſie auch in einem Gedicht von Günther Nicol, „Das Klageweib“, auf (Schad's „Muſenalmanach“ 1853, 310 fg.). Danach ſtirbt Jemand in den Häuſern, die ſie beſchreit und über die ſie die Arme ausſtreckt (vgl. die tiroler Sage „Todesgeſpenſt“ bei Grimm); ſie kann den Leib bis zu rieſiger Größe ausrecken wie unſere Haulemutter, und trägt ein weißes Leichengewand. Der Stoff dieſes Gedichts ſcheint aus der lüneburger Haide genommen, wenigſtens wird das Klageweib von der lüneburger Haide bei Harrys I, Nr. 48 ebenſo beſchrieben. Aehnlicher der oberharziſchen Klagefrau als der auf der lüneburger Haide iſt die weiße Rieſenfrau zu Kortryk in Wolf's „Deutſchen Sagen“ Nr. 93. In „Goëtia vel Theurgia“ 58 wird erwähnt, daß Olaus Magnus von einem Weibe berichte mit Namen **Hagberta**, welches ſich ihres Gefallens pflegte zu verwandeln in eine ſeltſame, ungeheure Größe, bald auch ſich wieder einzog, daß ſie klein und bisweilen kleiner war denn andere Menſchen; einmal machte ſie ſich ſo groß, daß ſie bis an den Himmel reichte. hag iſt Gehege, Befriedigung, Hagberta iſt Frigg als Hügelgöttin, Berggöttin, welche vielleicht auch als Gränzgöttin verehrt wurde, wie N. Hocker in Nr. 152 der „Saar- und Moſelzeitung“ von 1853 Aehnliches mit Bezug auf den Frau-Hollen-Baum (vgl. „Rechtsalterthümer“ 542) und den Frauen-Hollſtein (Wolf's „Heſſiſche Sagen“ Nr 12) von der Holda behauptet hat; wie die klausthaler Haulemutter (vgl. S. 76 unſerer Sammlung) auf zwei Zäunen ſteht und die hohegeißer weiße Frau (S. 219) an Drudens Zaun.

Zu den Sagen der oſteröder Gegend [160—175].

Vorbemerkung. Honemann I, 8—14 der Originalausgabe ſeiner Alterthümer nimmt an, daß Bonifacius da, wo jetzt Oſterode iſt, den Götzen Aſtaroth (!), den Heine, wenn wir nicht irren, im „Romanzero“ erwähnt und den Honemann auch eine Göttin nennt, vernichtet habe, wobei wol jedenfalls von Bonifacius abzuſehen wäre. Wenn er aber an der Verehrung der Gottheit Aſtaroth oder Oſtara oder der Oſtera, wie wir ſie mit den meiſten Localüberlieferungen aus unſern Gegenden hier nennen müſſen, nicht zweifelt, ſo iſt es um ſo wunderlicher, daß er dennoch der Anſicht iſt, Oſterode habe urſprünglich Brunsrode geheißen, da es ja, wenn wirklich dort die Oſtera oder eine ähnlich benannte Gottheit verehrt iſt, kaum denkbar erſcheint, daß Oſterode urſprünglich einen andern Namen geführt hat als denjenigen, der noch jetzt auf dieſe Gottheit hinweiſt. Honemann weiß genau anzugeben, wie Oſterode zu dem ältern Namen Brunsrode gekommen ſein ſoll, nur der angeblich jüngere Name Oſterode iſt ihm unklar. Er ſagt: „Nach des Herzogs in Sachſen Wittekind's des Großen im Jahre 807 geſchehenem Ableben folgte ihm ſein Sohn Wigbertus der Erſte in der Regierung von Niederſachſen nebſt dem Lande Engern und dieſem wiederum ſein Sohn Bruno. Von dem Letztern, welcher im Jahre 843 mit Tode abging, wird berichtet, daß er den Grund zu der Stadt Oſterode am Harz geleget, und ſolchen Ort zuerſt nach ſeinem Namen Brunsrode genennet, auch das ehemalige berühmte Jungfernſtift St. Jacobi, welches an dem Orte, wo jetzo noch das fürſtliche Schloß ſteht, belegen geweſen, erbauet habe." Folgen wir nun der weitern Entwickelung unſerer Hiſtoriker über die Stadt Oſterode, um zu ſehen, ob ſie dieſe Aufſtellungen wo nicht zu behaupten, doch wenigſtens wahrſcheinlich zu machen im Stande ſind. Dr. J. G. Fr. Renner, der in ſeinen „Hiſtoriſch-topographiſch-ſtatiſtiſchen Nachrichten und Notizen von Oſterode" (1833, S. 22 und 26) jenen Honemann'ſchen Angaben beiſtimmt, aber ſie offenbar nur als Muthmaßungen betrachtet, und durch welchen man an jenem Bruno wieder zweifelhaft wird, ſcheint ſo viel für gewiß zu halten, daß Oſterode früher Brunsrode geheißen hat. Dann aber führt er die lächerliche Anſicht aus, daß Brunsrode den Namen Oſterode von den „ſogenannten alten Herren von Oſterode" erhalten habe. Mit dieſen ſogenannten alten Herren von Oſterode beginnt offenbar die Geſchichte der Stadt und Renner iſt ſo gedankenlos, daß er uns, ohne den Widerſpruch zu merken, ganz genau angibt, wer dieſe „alten Herrn von Oſterode" waren, wie im Jahre 969 fünf Söhne eines Grafen von Lutterberg oder Lauterberg ſich in ihr väterliches Erbe theilten und wie einer von dieſen „Brunsrode" erhielt. Um nun Brunsrode nach ſeinem Namen in Oſterode umzutaufen, hätte dieſer Graf von

Lauterberg offenbar ſelbſt erſt den Namen Oſterode annehmen müſſen. Und woher ſollte er dieſen bekommen, wenn er ihn eben nicht von ſeiner neuen Beſitzung nehmen durfte? Dieſe Gedankenloſigkeit läßt der alte Honemann ſich nicht zu Schulden kommen, denn er ſieht ſich nach einer andern Erklärung der Verwandlung des Namens Brunsrode in Oſterode um. Ihm iſt es wahrſcheinlich, daß Brunsrode in Oſterode deshalb umgetauft wurde, weil es von Weſtfalen aus geſehen im Oſten, in dem damals ſogenannten Oſtfalen lag. Allein auch dieſe Annahme iſt gänzlich unhaltbar. Denn nachdem die Stadt einmal Brunsrode hieß, konnte ſie freilich durch irgend ein großes hiſtoriſches Ereigniß wol einen andern Namen bekommen, aber wahrlich Niemand hätte es ſich können beifallen laſſen, blos wegen des Umſtandes, daß der Ort in Oſtfalen lag (eine Eigenſchaft, die er jedenfalls damals ſchon mit Hunderten von andern Ortſchaften theilte), ihm ſeinen alten Namen Brunsrode zu nehmen und dieſen Namen in Oſterode umzutauſchen. Am meiſten Licht möchte, richtig gedeutet, der Artikel Oſterode in Zedler's „Univerſallexicon" (1740), 25. Band, S. 2322 geben, wo es heißt: „Oſteroda, Oſterode — hat ihren Urſprung von einem uralten Kloſter, welches erſtlich von ſeinem Erbauer, Herzog Bruno, Ludolf's Vater, Brunsroda genannt worden. Der Name Oſteroda aber iſt nicht ſowol von der phöniziſchen Göttin Aſtaroth als von der Lage in Anſehung der Weſer herzuleiten. Die Stadt iſt von den älteſten Hertzogen den Grafen zu Lutterberg zu Lehn gegeben u. ſ. w." Der hier genannte Bruno iſt Bruno I., welcher 843 ſtarb, was auch mit Honemann's Angabe, der ihn als einen Enkel Wittekind's des Großen bezeichnet, ſtimmt. Das bei Zedler erwähnte „uralte Kloſter" nennt Honemann „das ehemalige berühmte Jungfernſtift St.-Jacobi". Ein Bruno gründete nach Zedler ein „uraltes Kloſter" — ohne allen Zweifel an einer Stelle, wo ein alter heidniſcher Göttercultus, wahrſcheinlich der Oſteracultus, ſtattgefunden hatte. Weil nun das „uralte Kloſter" Brunsrode hieß, ſo haben die Hiſtoriker deshalb offenbar irrthümlich den Namen Brunsrode auch auf Stadt und Schloß übertragen, welche in ihren Namen die Erinnerung an die heidniſche Gottheit niemals, wie das Kloſter, verleugnet haben mögen. Der Irrthum war um ſo eher möglich, als zwei Stunden von Braunſchweig noch jetzt ein Schloß und Dorf „Brunsrode oder Brunsrothe" liegt, von dem ein adeliges Geſchlecht ſich herleitet; vgl. Zedler's „Univerſallexicon", 4. Band, S. 1650, wo einige Herren von Brunsrode bei Braunſchweig angegeben ſind, während uns die Geſchichtſchreiber noch keine Adelige des angeblichen Brunsrode am Harz nachgewieſen haben. Es wäre freilich möglich, daß Honemann nur darin irrte, wenn er angibt, Oſterode habe erſt, nachdem es eine Zeit lang Brunsrode geheißen, ſeinen jetzigen Namen wegen ſeiner Lage in Oſtfalen erhalten. Gegen die Annahme, daß der Ort ſogleich bei ſeiner Begründung von ſeiner öſtlichen Lage den Namen Oſterode erhalten, ließe ſich an ſich nichts einwenden, wenn man uns nicht darin beiſtimmt, daß die von uns in dieſem Buche mitgetheilten Sagen, verbunden mit den in Oſterode geſammelten Oſtergebräuchen im 1. Hefte von Wolf's Zeitſchrift die von Honemann ſchon in etwas ältern Quellen vorgefundene und von ihm nicht bezweifelte Nachricht vom Cultus einer Gottheit, welche in der That die Oſtera geweſen ſein mag, ſehr glaubhaft macht. Für einen oſteröder Göttercultus im Allgemeinen ſpricht vielleicht auch die alte Redensart: „Ich wollte, daß dich der Teufel nähme und über Oſterode trüge", welche man im vorigen Jahrhundert blos auf einen ſpitzen Thurm der Stadt Oſterode beziehen wollte. Noch muß ich erwähnen, daß mir noch zwei ganz kleine Ortſchaften bekannt ſind, die gleichfalls den Namen Oſterode führen und ebenfalls am Harze liegen. Die eine davon iſt das Dörfchen Oſterode zwiſchen Ilefeld und Neuſtadt unterm Hohenſtein (vgl. die Sage „Die Schloßjungfer vom Hohenſtein"). Davon berichtet Leopold in ſeiner „Kirchen-, Pfarr- und Schulchronik", 269, daß es ſeinen Namen von Oſtar haben ſoll, welche nach der Zerſtörung des Götzenbildes bei Oſterode in dieſe Gegend gebracht ſein ſolle. Ein zweites Dörfchen Oſterode liegt am Fallſtein, bei Hornburg und Oſterwiek. Bei Oſterhagen (vgl. einige Sagen dieſes Ortes 200 und 201) ſoll die Oſtera einen heiligen Hain gehabt haben. Bei Zelle ſoll, beiläufig bemerkt, ein Oſterloh liegen, wovon in Görges' „Vaterländiſchen Geſchichten" III, S. 1 geſagt wird, es ſei noch überall mit Hügeln umgeben, die man bei dem Dienſte der Oſtera liebte, und ſelbſt an Opferſteinen hat es, der Sage nach, in dortiger Gegend nicht gefehlt. Das helmſtedter Benedictinerkloſter liegt, wie aus Görges III, 305 hervorgeht, vor dem Oſterthore. Ein Dorf Oſter liegt nach „Goëtia vel Theurgia“ 274 in der mecklenburgiſchen Mark. Es mögen ferner folgende von Herrn Elis mir gütigſt ſchriftlich mitgetheilte werthvolle Notizen hier Platz finden: „Bei Ströbeck [im Halberſtädtiſchen] liegt der hohe Oſterberg, an deſſen Fuße der Oſterbach fließt, wovon Ströbeck ſeinen Namen empfangen hat (Oſtrabeck). Ich ſelbſt habe vor Jahren auf der Kuppe des Berges gegraben und viele Opfergefäße in der mit Kohlen und Aſche gemiſchten Erde gefunden. Auch fand ſich hier ein kleines Götzenbild von Bronze, eine herculiſche Figur, welche in die Sammlung des Oberdompredigers Auguſtin gewandert iſt. Bei Welbsleben gegen Abend liegt ein Berg, der unter dem Namen Oſterberg bekannt iſt. Die Leute erzählen [aber vielleicht aus Büchern?], daß hier auf der Spitze des Berges die Göttin Oſtrea verehrt worden ſei, und machen alljährlich am erſten heiligen Oſtertage Abends ein helles Feuer daſelbſt an, weil ſie behaupten, daß ſie im Unterlaſſungsfalle allerlei Unglücksfälle in dem Jahre erlebten. Sie nehmen ein angebranntes Stück Holz mit nach Hauſe und verwahren dies ſorgſam, weil ſie der Meinung ſind, daß ihr Vieh dann nicht krank wird. Unweit Gandersheim heißt ein Berg Oſter. Rechts vom Pfeifenkruge bei Haymburg iſt das Oſterholz und darin ein bedeutender Felſen, welcher Oſterſtein heißt, auf deſſen Platte ich Ueberbleibſel von Thongefäßen gefunden habe. Bei Timmenrode, auf dem Wege nach Blankenburg, liegt ein Stein im Holze, wol zweimal ſo groß als unſer Lügenſtein [der ſchon durch Otmar und Grimm bekannte Opferſtein auf dem Domplatze zu Halberſtadt], der der Oſterſtein genannt wird. — In den «Denkwürdigkeiten des Fürſtenthums Blankenburg und Walkenried» I, 193 wird von einem Oſterſtein im Blankenburgiſchen geſchrieben, der 18 Fuß hoch und 40 Fuß breit ſei und mehrere eingehauene Löcher habe. Hier fand man 1781 noch ein Mauerwerk von 30 Fuß im Umkreiſe, deſſen Mitte hohl war und für den Standort des Altars [?] gehalten wurde.“ Zur Vervollſtändigung aller dieſer Zuſammenſtellungen ſtehe hier noch ein kurzer Artikel „die Göttin Oſtera“ aus dem

„Oſteröder Intelligenzblatt" von 1825, Nr. 29 und 30, welcher uns die gelehrte, wol zum Theil durch alte Chroniken fortgepflanzte, von Honemann und Renner aber nicht aufgenommene, Ueberlieferung aufbewahrt. Daß wir weit entfernt ſind, das in demſelben Geſagte vertreten zu können, zeigt ein Blick auf den Artikel ſelbſt. „Dieſe Göttin — ſo lautet der Aufſatz, der weder unterzeichnet iſt, noch irgend eine Quelle nennt — auch Oſtra, Oſtar und Coſtar [ſoll Eoſtar heißen] genannt, wurde beſonders von den alten Sachſen verehrt und angebetet. Noch jetzt findet man in Niederſachſen eine Menge Ortbenennungen, die ſich auf dieſe Göttin beziehen, z. B. der Oſterawald, das Oſterholz, der Oſterborn, die Oſterwieſe, Oſterbeck, Oſterode; welches letztere der Hauptſitz der Göttin geweſen ſein ſoll. Dort war ihr ein Hain geweiht. Der Platz, wo ehemals ein Dorf, Göddenhuſen, d. i. Götzenhauſen [in Renner's Nachrichten von Oſterode finde ich einen ſolchen Ort nicht erwähnt. Die Nachricht ſoll ſich auch in der «Allgemeinen deutſchen Bibliothek», LXXXV, 248 finden] geſtanden hat, ſoll der Standort des Götzenbildes und des Altars geweſen ſein. Das Hauptfeſt der Göttin wurde im April gefeiert, wovon derſelbe den Namen Oſtermonat bekam, welchen er auch behielt, als Kaiſer Karl der Große den Monaten deutſche Namen gab. Bei dieſer Feſtfeier wurden nun die ſogenannten Oſterfeuer auf Bergen und Hügeln angezündet, wodurch man die Raupen und Inſekten zu vertreiben und das Vieh gegen Seuchen zu ſichern gedachte. Zwar wurde dieſer heidniſche Gebrauch auf der erſten deutſchen Kirchenverſammlung zu Regensburg im Jahre 742 verboten, erhielt ſich aber doch, und erhält ſich noch an manchen Orten. Als der heilige Bonifacius das Evangelium in Deutſchland verkündigte, mußten alle Götzen und ihre Altäre weichen, und die fliehenden Prieſter vergruben ihre Heiligthümer. Der Zufall entdeckt [deshalb?] noch jetzt bisweilen dergleichen alterthümliche Ueberreſte der Vorzeit bei Nachgrabungen hier und da. Bei dem Dienſte der Göttin Oſtera wurde beſonders ein großes heiliges Horn [?] gebraucht, und immer an einem ſichern Ort aufbewahrt. Es führen daher [!] viele Oerter am Harze, wo die Göttin beſonders in Achtung ſtand [!], den Namen Horn; ebenſo im Bremiſchen und im Lüneburgiſchen, wo man ein Heilshorn, ein Bogshorn, d. i. Gotteshorn [?], ein Mahnhorn, d. i. Mondshorn antrifft. Denn die Göttin Oſtera war nichts Anderes als der im Bilde vorgeſtellte und angebetete Mond, deſſen ſichelförmige Geſtalt auch das heilige Horn andeutete. Ueberhaupt ſchrieb man dem Monde einen großen Einfluß auf die Erde zu, und ordnete daher alle wichtigen Unternehmungen nach der Ab- und Zunahme des Mondenſcheines. Die Zeit des Neu- und Vollmondes hielt man für die glücklichſte, und lieferte keine Schlacht vor dem Vollmonde. Die Anbeter des Mondes gaben ihm eine Frauensgeſtalt mit bedecktem Haupte, den Mond auf der Bruſt tragend. So verehrten die alten Sachſen ihn als Waldgöttin in geheiligten Hainen. Dabei wurde nun das heilige Horn gebraucht, theils um die Anbeter der Göttin zuſammen zu rufen, theils auf das Wohlſein derſelben bei dem Opfermahle zu trinken. Vermuthlich wurden die Opfer zur Nachtzeit beim Scheine des Mondes dargebracht, wobei auch zu gewiſſen Zeiten große Feuer angezündet wurden. Denn Feuer durften bei keiner Feſtlichkeit unſerer heidniſchen Vorfahren fehlen.“ Wir fügen dieſem ſonderbaren, ohne Zweifel aber in den allgemeinern Angaben aus einer bekanntern, wenn auch nicht ſehr zuverläſſigen Schrift (das Hauptſächlichſte ſoll ſich z. B. auch in Bertuch's „Curioſitäten“, 1812, II, 460 finden) abgeſchriebenen Artikel noch hinzu, daß Menke in ſeiner „Beſchreibung der Erterſteine“, 18, Oſtar von Aſtarte herleiten ſoll.

I. **Die Oſterjungfrau.** (I—VI.) Abtheilung IV aus Harrys II, Nr. 20. Vgl. zu dem Opfer in dieſer Abtheilung „Aus dem Harze“, 105. Die Löwen in Abtheilung III ſtammen aus dem oſteröder Wappen. Im „Schutt“, im vierten Geſange, „Fünf Oſtern“ betitelt, beginnt Anaſtaſius Grün mit der „Sage des Orients“ (ſo nennt es Barthel in ſeiner „Deutſchen Nationalliteratur“, 393), daß Chriſtus jährlich zu Oſtern in der Morgenſtunde auf dem Oelberg walle, um auf die Thale ſeines Wandelns hinabzuſchauen. Nach einer im Text noch nicht berückſichtigten, von Herrn Collaborator Richard aufgeſchriebenen Variante war der Ritter, der die Jungfrau verwünſchte, ein Ritter von Staufenburg, und ſie ſelbſt hieß Aſtarot. Gegen den Ritter von Staufenburg leitete ihr Vater ſelbſt den Kampf und fand in der Fehde mit ihm ſeinen Tod; ein Schneider mit Namen Mertens war es, der ſie an einem erſten Oſtermorgen am Lerbache ſtehen und ſich waſchen ſah. Er begrüßte ſie und ſie dankte freundlich; alsdann fragte er, woher ſie zu dieſer ungewöhnlichen Zeit die ſchöne Roſe habe, mit der ſie geſchmückt ſei. Sie antwortete: dieſe ſei aus ihrem Garten, wenn auch er eine haben wolle, ſo möge er ihr folgen. Darauf führte ſie ihn auf die alte Burg, die er aber nicht als Ruine fand, ſondern als ein prachtvolles Schloß mit einem ſchönen Garten, worin der ſchönſten Blumen gar viele ſtanden. Von dieſen brach ſie ihm eine weiße Lilie ab; er dankte ihr dafür, und ſteckte ſie an ſeinen Hut. In demſelben Augenblick war die Jungfrau auch verſchwunden, er wußte nicht wie, und auch von dem Garten ſammt dem Schloße war nichts mehr zu ſehen. Nun wanderte der Schneider mit ſeiner Lilie hin zur Stadt, aber ſchon unterwegs merkte er, daß die Lilie immer ſchwerer und ſchwerer wurde; als er ſie aber abnahm, war es gediegenes Silber. Aengſtlich wegen dieſes Schatzes, wandte er ſich an den Magiſtrat von Oſterode, zeigte ihm die Lilie vor und erzählte, wie er in ihren Beſitz gekommen ſei. Die Lilie wurde darauf abgeſchätzt und ihr Werth hoch angegeben. Nach etwa funfzig Jahren reitet in der Oſternacht ein junger Ritter von Klausthal nach Oſterode und findet wieder die unterdeſſen ſchon mehr geſehene Oſterjungfer am Lerbache Waſſer ſchöpfend. Auf ſeinen Gruß dankt ſie und er fragt, woher ſie die ſchöne Roſe habe, die ſie an ihrem Buſen trage. Die Jungfrau erwiderte, die Roſe ſei aus ihrem Garten und ſie werde ihm gern eine ſolche Blume geben, wenn er ihr folge. Bezaubert von ihrer wunderbaren Schönheit ſteigt er vom Pferde und folgt ihr auf die alte Burg. Hier findet er wieder ein ſtattliches Schloß nebſt einem Garten mit den ſchönſten Blumen. Die Jungfrau pflückt ihm eine Roſe und will eben hinter einer eiſernen Thür verſchwinden, aber in demſelben Augenblick, wo ſie die Thür zuſchlagen will, faßt er dieſe und ſieht in einem dunkeln Gemache einen großen Hund an einer Kette liegen, der wüthend gegen ihn anſpringt. Doch ſeiner Gewandtheit gelingt es am Ende, das Halsband des Hundes zu erfaſſen, und in demſelben Augenblick ſteht wieder das ſchöne Mädchen vor ihm, welches ihm kurz die Urſache und Geſchichte ihrer Verwandlung erzählt und ihm als ihrem Erlöſer dankt. Darauf heirathet der Ritter die Oſterjungfer und hat noch lange mit ihr auf der alten Burg bei Oſterode gewohnt. — Auf die Sage, wie wir ſie ſoeben hier in der Anmerkung referirten, und vielleicht auch auf die Abtheilung I und II der Sage, wie wir ſie im Text geben, mag eine gedruckte Ausſchmückung der Sage von der Oſterjungfrau eingewirkt haben, die unter dem Titel „Die Oſterjungfrau oder Sagen von Oſterode" exiſtiren ſoll, von Bornhöck. Als unantaſtbarer Kern aber bleibt, daß die Jungfrau wie andere Schlüſſeljungfern bis zur lauterberger Gegend hin ſich am Oſtermorgen am Waſſer wäſcht und am lerbacher Waſſer ſtehend beſonders Leinwebern erſcheint; es bleibt auch wol die Lichtſtraße, welche in einer unſerer Sagen von der Oſterjungfer von ihr ausgeht; wenigſtens finden wir von dieſem Zuge überall da Nichts, wo muthmaßlich Ausſchmückungen eingewirkt haben, und ſo fehlt er auch bei Harrys II, Nr. 23, wo übrigens noch die dankenswerthe und gewiß echte Angabe ſich findet, daß der Ritter, der die Jungfrau verwünſcht habe und mit ihr ſelbſt nun in der Burg ſitzen müſſe, jeden Freitag umgehe (vgl. die folgende Anmerkung). Man beachte, wie durch das von uns ſelbſt Geſammelte Oſtera bekanntern weiblichen Gottheiten um Vieles näher tritt, und zunächſt das ſich herausſtellende Verhältniß zur Frau Holle.

3. **Die verwünſchten Offiziere.** Nach andern Erzählungen kommt der Hund aus der alten Burg und iſt derſelbe, der dort an der Kette liegt, ſodaß auch die Beziehung des Offiziers zu der Jungfrau auf der Hand liegt und er zuſammenfällt mit dem Ritter, der ſie verwünſchte (vgl. die vorige Anmerkung). Außerdem wird erzählt, daß vom oſteröder „Commandantenhauſe" jeden Abend ein Offizier als dreibeiniger Haſe (vgl. S. 273) ausgeht. Wenn der Soldat, der vor dem Commandantenhauſe geſtanden, ſeinen Poſten verlaſſen hat, ſo hat er ihn wieder nach demſelben hingejagt. Hat der Soldat den Haſen geſchlagen, ſo hat er am andern Tage „Stripsruthen" laufen müſſen. Außer dem Hunde und Haſen ſoll in Oſterode auch ein dreibeiniges Pferd umgehen.

4. **Oſteröder Banngeſchichten.** (I—IV.) Vgl. außer unſern übrigen Banngeſchichten auch die Sage von den oſteröder Oſ-

ſizieren. Zu Abtheilung IV vgl. unten die Sage vom Lichtenſtein, wonach nicht blos die Geiſter der Gebannten ſich dort aufzuhalten ſcheinen.

5. **Der Scharfrichter.** Die Sage wird gewöhnlich von dem vorvorigen Scharfrichter Gürtler und ſogar von ſeinem erſt vor einigen Jahren verſtorbenen Nachfolger Gosmann (vgl. die lerbacher Zwergſagen) erzählt. Hans von Eisdorf iſt aber weit älter als Beide (vgl. unten die Sage über ihn und die Anmerkung dazu).

6. **Die unſchuldig Hingerichtete.** Vgl. oben die Sage „Der Rabe vom Klausthal“. In Wolf's „Heſſiſchen Sagen“ läßt eine Hingerichtete zum Zeichen ihrer Unſchuld jedesmal zur Zeit der Heuernte regnen.

8. **Die Stölkenlichter.** Zu ihrem Erſcheinen zwiſchen Michaelis und Weihnachten vgl. unter Anderm, was „Aus dem Harze“ 104 über die Adventsleuchte bei Oſchersleben geſagt iſt.

10. **Hans von Eisdorf.** (Niederd.) Vollſtändiger als die Sage in Renner's „Nachrichten und Notizen von Oſterode“ ſteht. Dort wird S. 75 und 76 auch das Hiſtoriſche mitgetheilt. Danach war der Harzſchütz oder Schnapphahn Hans von Eisdorf ein Anführer der „Landzwinger“ während des Dreißigjährigen Krieges (vgl. die klausthaler Sage „Die Schnapphähne“ und „Aus dem Harze“ 92), hieß Warnecke, und war aus Eisdorf. Kurz vor Pfingſten 1627 ſchickte er der Stadt Oſterode einen Fehdebrief, lagerte ſich vor ihr neben der Freiheit, raubte und wurde von den Oſterödern verfolgt. Doch nicht Hans aus Eisdorf, ſondern ein Schnapphahn aus Echte wurde auf der Flucht gefangen. Demnach iſt eine andere, mir von einem Manne aus Dorſte erzählte Sage auch in hiſtoriſcher Hinſicht bemerkenswerth, welche Hans von Eisdorf ſelbſt im Augenblick der Noth auf der Flucht mit ausgebreitetem Mantel nach dem Harze zufliegen und ſo verſchwinden läßt. Es ſoll auch einen Brunnen geben, zu welchem Hans in Beziehung ſteht. Vgl. oben die oſteröder Sage „Der Scharfrichter“. Der Zug von den umgekehrten Hufeiſen wird faſt von allen Ritterburgen am Harz erzählt. Vgl. dazu auch Wolf „Heſſiſche Sagen“ Nr. 39. Außerdem zum Branntweinſtein die Sage von demſelben unter Lerbach. Die Sage von Hans von Eisdorf wird abwei-

chend auch erzählt in Spiel's „Vaterländiſchem Archiv", II. 248 und 249. Darnach entführte Hans eine Nonne edlen Geſchlechts aus Katlenburg, deren Verwandte mit gewaffneter Hand ihre Schmach und die Beleidigung der Kirche zu rächen ſtrebten. Der Ritter aber entfloh durch eine Steinpforte zu Roß aus belagerter Veſte, wobei ſein Roß dann einen jähen Abhang hinabſprang, und ſich ſelbſt zerſchmetterte, während der Ritter unverſehrt die Flucht fortſetzte. (Für „Landsläen" Z. 5 v. o. lies „Landslüen".)

II. Das Teufelsloch und der Klinkerbrunnen. (I—VII.) Von dieſen Sagen, die ohne Zweifel zu den erheblichſten der vorliegenden Sammlung gehören (vgl. dazu die übrigen Sagen vom Teufel, auch vom wilden Jäger und der Frau Holle) ergänzten wir Abtheilung IV nach Schuſter's „Harzſagen" 59—71. Nach einer kurzen Notiz über die „Teufelstümpel" zwiſchen Oſterode und Herzberg, die Harrys II, Nr. 31 aus von Rohr aufnimmt, wird geſagt, daß ſich hier der „böſe Geiſt" beſonders am Johannistage zeige als Stier, Pferd, Gans u. ſ. w. Vgl. auch „Aus dem Harze" 84 und 85. Eine Gans, die in den Klinkerbrunnen geworfen ſein ſoll, wie Renner 323 als „Sage" anführt, ſoll „todt und völlig zerriſſen" im Teufelsbade wieder zum Vorſchein gekommen ſein; ich glaube darin die Erinnerung an dargebrachte Thieropfer zu finden. Dem Klinkerbrunnen (einer Höhle) iſt ein oſteröder Oſtergebrauch gewidmet, den ich im 1. Hefte von Wolf's Zeitſchrift 79 mittheile, und worin das Spinnrad wieder auf die auch dem Teufelsbade angehörige Frau Holle hinweiſt. Ein Teufelsbad iſt auch in Thüringen bekannt. Vgl. Bechſtein's „Thüringiſchen Sagenſchatz" III, 148, wo man auch zu der nach Renner auf „alten, aber nicht beurkundeten Sagen beruhenden", wahrſcheinlich rein mythiſchen unterirdiſchen Verbindung des Teufelsloches und Klinkerbrunnens vgl. III, 141. Wie am Teufelsbade der wilde Jäger, ſo wird in Müllenhoff's „Sagen aus Schleswig-Holſtein und Lauenburg" 370 einmal der Teufel eingefangen.

Zu den Sagen vom Lichtenſtein, von Förſte und Dorſte [176—180].

1. **Ritter Bruno von der Linden.** Vgl. die Anmerkung zu der oſteröder Sage von Hans von Eisdorf.

3. **Die lichtenſteiner Currende.** Vgl. Abtheilung IV der oſteröder Banngeſchichten.

5. **Die Zwerge in Dorſte.** Eine artige Geſchichte von ihnen theilt Grimm in einer Anmerkung der 2. Auflage der Mythologie I. 436 plattdeutſch mit. Zu unſerm Zwergſpruch vgl. den Teufelsreim in meinen „Kinder- und Volksmärchen“ 76.

Zu den Sagen der herzberger Gegend [181—187].

1. **Urſprung von Herzberg.** Aus Flemming's „Teutſchem Jäger“ (1724). Noch jetzt nennt man in Lerbach einen Hirſchbock herzebock. Uebrigens ſoll ſich jetzt kein Hirſch mehr im herzberger Wappen finden.

3. **Der Güß.** (Das Volk ſpricht Jühß.) Vgl. die Sage von Seeburg bei Grimm „Deutſche Sagen“ I. Nr. 131 und die vom Güß bei Kuhn und Schwarz 200, wonach der Taucher in ihm ein Schloß und in dieſem eine Jungfer mit Schlüſſeln ſieht. Nach einer mir mitgetheilten Erzählung hat zuerſt der Teufel die reichen Leute verſucht und nach dem Frevel der Frau zuerſt die Magd, die unſchuldig geweſen iſt, aus dem Hauſe geführt. Bei Altenau — ſo ſchreibt mir Georg Schulze — ſtand noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts eine Sägemühle an der Oker, mußte aber wegen Mangels an dem nöthigen Gefälle eingeſtellt werden. Sie wurde ſchließlich ganz abgeriſſen und das Areal der Pfarre zugewieſen. Von dieſem Sägemühlenplatz und von ſeiner Lache erzählen ſich die Altenauer nun Daſſelbe, was ſich die Herzberger vom Güß erzählen. Das Volk dichtet alſo zu Oertlichkeiten und Gegenſtänden ganz jungen Urſprungs ſeine wunderſamen Geſchichten hinzu, oder trägt noch lieber Erzählungen weit ältern Urſprungs von den Gegenſtänden, an denen ſie urſprünglich haften, auf jene über. Es ſind das meiſt Erzählungen, denen eine ethiſche Idee zum Grunde

liegt. Sie lehren uns aber, daß nicht immer der Ort, an den irgend eine Sage oder Tradition ſich anknüpft, auch der Ort des Urſprungs ſei, ſowie daß nicht immer da ein Göttercultus ſtattgefunden, wo die Sage iſt.

7. **Das Hegerfeld.** Vgl. für den Anfang die herzberger Sage „Der Freiſchütz“, die lerbacher „Jägerſpuk“, auch bei Meier I, 288. Der heger iſt ein großer Vogel.

9. **Der Vogelherd auf dem Rothenberge.** Das Füttern der Vögel nach des Kaiſers Tode hängt wol damit zuſammen, daß die Seele gern als Vogel erſcheint. Nicht „ein Kaiſer heimlich“, wie im Text ſteht, ſondern: der Kaiſer Heinrich hatte einen Vogelherd auf dem Rothenberge, gewiß nicht heimlicher als eben nöthig war, damit ihm die Vögel nicht vom Netze hinweggeſcheucht wurden.

Zu den Sagen von der Lonau und der Sieber
[188—192].

Vorbemerkung. Honemann ſchreibt „Die Lohnau“.

1. **Der Wilddieb von der Sieber.** Vgl. Wolf's „Heſſiſche Sagen“ Nr. 124, „Drei Schüſſe“, wo der erſte Schuß gegen die Sonne, der zweite „gerade in die Höhe nach dem lieben Gott“ gerichtet iſt, während bei uns der Wilddieb, um den lieben Gott zu erſchießen, auf die Sonne zielt. Meigerius „De panurgia lamiarum“ 2. Buch 9. Cap. erzählt, daß Ulrich Schröder, ein „Bierqualſterer“, dem beim Trunk „nichts als Marter und Wunden“ aus dem Munde gegangen, gedroht habe, Gott im Himmel todt zu ſtechen, auch beim Trunk den Dolch nach dem Himmel geworfen habe; der ſei ausgeblieben, drei Blutstropfen, welche nicht abgewaſchen werden könnten, wären auf den Tiſch gefallen und der Frevler ſei bei Luzern hingerichtet. Dieſelbe Sage, doch abweichend und nach andern Quellen, findet ſich in Wolf's „Deutſchen Sagen“ Nr. 191.

3. **Der verwieſene Förſter Kempf.** Außer unſern übrigen Verweiſungsgeſchichten vgl. insbeſondere zu dem Hinhalten des Stockes ſtatt der Hand unſere Sage von der lerbacher Frau Holle und die Sage aus Kerkow in der Altmark bei Kuhn und Schwarz 119.

5. **Verkündigung des Friedens.** Die Sage zeigt vielleicht ſpeciell, daß Wodan, wie dem Kriege, auch dem Frieden vorſteht. Der Stuhl, auf dem Gott ſitzt, iſt Odhinn's Thürbank Hlidskialf (J. Grimm's Mythologie 121). Sonſt wird auch Gott dargeſtellt, auf einer Hitſche (Fußbank) oder einem Schemel am Eingange des Himmels ſitzend, oder auch nur auf ſie die Füße ſtellend. Wenigſtens wirft in einer oberharziſchen Variante zu einem durch Grimm bekannten Märchen ein Bergmann, den Gott an ſeiner Stelle ſitzen läßt, die Hitſche zornig nach dem erſten Bergmann herab, den er ein Stück Holz ſtehlen ſieht. Dichter ſchreiben Jedem, der in den Himmel oder auch in die Hölle kommt, ſeinen Stuhl zu; ſo heißt es in dem von Haupt in den „Altdeutſchen Blättern“ mitgetheilten Gedicht „Salve Regina“ (Maria):

Hilf daz uns dort obnan hô
Gestuolet werde schône;

und ſchon vorher:

Theophilus, ein sündec man,
Der din kint hete verlân
Unt hete in der helle pfuol
Zuo dem tiuvel sinen stuol
Vil nâher gesetzet;
Den hâstu, frouwe, ergetzet.

Ueberhaupt aber beruhen alle noch in unſerer Zeit häufigen Viſionen und Entzückungsträume vom Himmel mehr auf aus dem Heidenthume ſtammenden als auf bibliſchen Vorſtellungen, ſchon weil das Chriſtenthum für dieſe ſinnliche Anſchauung von Gott wenig Stoff gibt. Schwertfeger's Entzückungstraum, eine in der „Chronik von Hornhauſen“ 147—156 mitgetheilte derartige Viſion aus dem Jahre 1733, machte wol eben deshalb bei den damaligen Theologen ſo großes Aufſehen, weil ſie weſentlich bibliſch war, und Chriſtus dabei in den Vordergrund trat. Ein Gemiſch von bibliſchen und überwiegend heidniſchen Vorſtellungen kommt auch in den Hexenproceſſen zum Vorſchein, und lebhafte aus dem allgemeinen Volksbewußtſein hervorgegangene ſinnliche Viſionen vom Teufel mögen viel zu den Geſtändniſſen der Hexen beigetragen haben. Hatte eine Hexe dieſe Viſionen nicht eher, ſo kamen ſie ihr doch im Gefängniß, ja auf der Marterbank!

Zu den Sagen von Scharzfeld [193—196].

Vorbemerkung. Die Ortſchaft heißt jetzt Scharzfeld, die Burgruine und das Amt aber Scharzfels; doch ſcheinen die Chroniſten dieſen Unterſchied nicht Alle zu kennen. Letzner in der Daſſelſchen Chronik z. B. nennt die Burg Scharzfeld, wohingegen ſie Honemann Scharzfels nennt. Schart nennt ſich in einer von mir in einer ältern Schrift aufgefundenen, ſonſt unbedeutenden Variante zu einer ſchon bei Grimm ſtehenden Sage der Teufel gegen einen Edelmann, deſſen Knecht er wird, weil Schart auf böhmiſch der Teufel heiße, was der Edelmann nicht weiß. Schartfeld könnte demnach möglicherweiſe Teufelsfeld ſein, falls es nicht ſoviel als Scharten- oder Schießſchartenfels bedeutet, und wenn dann Schuſter die Verehrung des Krodo in der Steinkirche (vgl. die Anmerkung zu ihr) nicht gänzlich aus den Fingern geſogen, ſo wäre der möglicherweiſe ſlawiſche Name Schartfeld vielleicht ein Zeugniß für J. Grimm's ſlawiſche Auffaſſung der Krodoſage.

1. **Die Zwerglöcher bei Scharzfeld.** (I—III.) Abweichend und ſehr kurz bei Harrys II. Nr. 30. Jemand ſagte, die Zwerghöhle ſei identiſch mit der berühmten „Einhornshöhle" bei Scharzfeld. Aus dieſer, die eine Zeitlang die größten Naturforſcher Europas beſchäftigte, ſind nach einem einmaligen gewiß merkwürdigen Funde ſpäter auch viele jedenfalls falſche Einhornknochen herausgeholt und als Naturmerkwürdigkeiten an Fremde verkauft. Wunderlich iſt nun die Bemerkung in einem Buche über Hannover, daß „Einhornsknochen" als Schutzmittel gegen Krankheiten aus der Höhle geholt ſeien, doch, wenn wirklich Einhornshöhle und Zwergloch Daſſelbe ſind, abgeſehen von der mit unterlaufenden Confuſion, welche gerade den von den Naturforſchern ſo gut bezahlten Einhornsknochen die Heilkraft zuſchreibt, nicht ohne Intereſſe. — Zu Abtheilung II vgl. unten die Sagen vom Weingar-

tenloch; zu Abtheilung III in meinen „Kinder- und Volksmärchen“ Nr. 70 „Die diebiſche Spinnſtube“.

2. **Die Steinkirche bei Scharzfeld.** Die Sage von durch Sauen ausgewühlten Glocken, die ſich auch bei Meier I, 290 aus Schwaben findet, iſt am Harz ſehr verbreitet und hat von Scharzfeld bis nach Sachswerfen hin faſt überall locale Anknüpfungspunkte; wir nehmen ſie nur noch einmal auf unten, wo ſie mit mehr hiſtoriſcher Anknüpfung in der Sage „Das Denkmal zu Zorge“ von einer weggeſchwemmten chriſtlichen Kirche erzählt wird. Die Sage von der Steinkirche leſen wir auch in Schuſter's Sagen, dem ſie auch Harrys und Brederlow nacherzählen, ſodaß dort der Oſtera (hiermit würde allerdings unſere fünfte ſcharzfelder Sage ſtimmen) und dem Krodo geopfert ſei. Da ſei zu den Heiden der erſte Apoſtel jener Gegend getreten, und als dieſe unwillig gemurrt, habe er mit einer hölzernen Streitart die Felſen geſpalten, ſodaß ſie ihre jetzige Geſtalt angenommen und die Heiden durch das Wunder bekehrt ſeien. Alsdann ſei dort die erſte chriſtliche Kirche geweſen. Eine Mittheilung in Spiel's „Archiv“ I, 53—55, „Die Steinkirche bei Scharzfels“, enthält eine Beſchreibung der Oertlichkeit.

3. **Kaiſer Heinrich** IV. **auf Scharzfels.** Wenig abweichend bei Harrys Nr. 29 und noch weniger bei Grimm I Nr. 203.

5. **Die Jungfrau von Scharzfels.** Vgl. unſere Anmerkung zu der ſcharzfelder Sage von der Steinkirche.

Zu den Sagen der lauterberger Gegend [197—201].

1. **Lauterberg.** Ein durch den Titel hinlänglich gekennzeichneter Roman „Die Marterkammern von Walkenried. Hiſtoriſch-romantiſches Sittengemälde des Mittelalters, von F. Bartels, Verfaſſer des Concino Concini, des Frankenwürgers, u. a. m.“ ſpielt zum großen Theil auch in Lauterberg und berührt manches in dieſer Sage Vorkommende.

2. **Die Lutterjungfer und die Frau Holle auf dem**

Hausberge. Vgl. zu dem Erſcheinen zu Oſtern die Sagen von der oſteröder Oſterjungfau und von der Jungfrau von Scharzfels.

4. **Der Schatz zu Laſſelde.** Vgl. J. Grimm Mythologie 1100 zu der Brücke. Der Schneidermeiſter, und die Ziegenböcke die ſich bei Schatzgräbereien auf den Teufel beziehen, ſtehen offenbar in Zuſammenhang. Vielleicht iſt der Schneider für den Teufel eingetreten, was auch wol in der in Norddeutſchland ſehr gewöhnlichen Antwort auf das Anklopfen „Herein, wenn's kein Schneider iſt!“ der Fall iſt, deren Entſtehen ſich durch den mit den Schneidern getriebenen Spott allein nicht ganz erklärt. Nach einem Aberglauben, der aus der Gegend von Harburg ſtammen ſoll, bedeutet es Geldgewinn, wenn man vom Teufel träumt.

Zu den Sagen vom Weingartenloch, Römerſtein und Nixei [202—207.]

1. **Römerſtein und Nixei.** Ergänzt nach Schuſter's „Sagen des Harzes“ 228—243 und nach Brederlow's „Harz“ 485. Kurz findet ſich die Sage auch in Bechſtein's „Sagenbuch“ Nr. 394. Der Kampf der Zwerge mit den Rieſen und der ganze Naturmythus iſt ſehr merkwürdig und erſcheint ſo in ſich abgerundet, daß auch ein Auszug aus den unzuverläſſigen Schuſter'ſchen Sagen nicht geſcheut wurde. Ein Dorf Lüttgenrode (Kleinenrode) beſteht noch jetzt bei Oſterwieck.

2. **Das Weingartenloch.** (I—V.) Einzelnes ergänzt nach Bechſtein's „Deutſchem Sagenbuch“ Nr. 349, wo ſich Einiges vom Weingartenloch findet. Kurz gedenkt der Sage auch Harrys II, Nr. 33. Es gibt, wie man mir ſagte, auch eine eigene Schrift über das Weingartenloch, die ich aber nicht zu Geſicht bekommen konnte. Zu Abtheilung I unſerer Sage vgl. oben die vom Grundelos bei Oſterhagen. Das Grundelos und das Weingartenloch müſſen nahe beiſammen liegen. Zu Abtheilung II vgl. oben „Bau der zellerfelder Kirche“; auch die Bruchbergſagen „Der ſilberne oder goldene

Hirſch“. Auch in Abtheilung II iſt nicht zu verkennen, daß der Hirt nach Venedig entrückt wird. Man vgl. zu der immer wiederkehrenden prächtigen Stadt in „Spiegel der Tugende“ („Altdeutſche Blätter“ I, 105) die Stelle:

Zuo der vröudenrichen stat
Hilf mir, swenne ich hinnen var,

und in einem Todtenſegen aus Nierſtein am Rhein (mitgetheilt von J. Wagner im 1. Hefte von Wolf's Zeitſchrift) die Worte „die himmlische freud' ist eine wunderschoene stadt“. Ueber „Venediger“ vgl. das Vorwort. — Auch in folgender, ohne Ortsnamen in Lerbach erzählten Geſchichte folgt Jemand einem „Goldmanne“. Es war einmal ein Ackersmann, der ging Morgens hinaus, um das Kartoffelfeld umzuhacken. Während des Hackens kam ein reicher Herr daher, der war voll Gold und ſagte zum Ackersmann: er ſolle ihn einmal hacken laſſen. Da ſagte der Ackersmann, das verſtände er beſſer als der reiche Mann. Aber der läßt nicht nach, bis er die Hacke in der Hand hat und hacken kann. Darauf muß der Ackersmann mit ihm gehen und ſie gehen in eine Höhle hinein, die iſt voll Räuber. Darin ſind auch Frauensleute geweſen, die haben ſo blank und behaglich mit dem Ackermann gethan, aber er gibt ſich nicht mit ihnen ab und da bekommt er vieles Gold und geht damit wieder nach Haus. Da fragt ſeine Frau, wo er denn ſo lange geweſen wäre und da ſagt er, daß er in der Räuberhöhle geweſen ſei und viel Gold bekommen hätte, wie ſie wol ſähe. Am andern Tage hackt der Bauer wieder auf dem Felde, da kommt wieder ein Goldmann und will hacken. Das erlaubt ihm der Ackersmann zuletzt, und als der reiche Mann gehackt hat, muß der Ackersmann wieder mit. So gehen ſie wieder in die Räuberhöhle und die Frauensleute thun wieder ſo behaglich mit ihm, er aber gibt ſich mit ihnen nicht ab und bekam wieder ſo viel Gold und Silber und geht damit nach Haus. Am andern Morgen hackt der Bauer wieder, da kommt abermals ein reicher Mann und will hacken. Er geſtattet's ihm auch und folgt dem Manne wieder in die Räuberhöhle. Diesmal läßt er ſich aber mit den Frauensleuten in der Höhle ein, die wieder ſo blank gethan haben, und er gibt ſich mit ihnen zu kennen. Als die Räuber das ſehen, wird er ermordet und kommt ſein Leben nicht wieder nach Haus. Seine Frau aber hat daheim das Gold gehabt, das er die beiden erſten Male mitgebracht hat.

Zu den Sagen von der Sachſa, dem Sachſenſtein und Walkenried [208—215].

1. **Die Zwerge vom Sachſenſtein.** Vgl. unſere frühern Zwergſagen, beſonders die ſcharzfelder. Für den Abzug der Zwerge aus der Grafſchaft Hohenſtein vgl. die etwas unvollſtändige und abweichende Sage in Otmar's „Volksſagen“ 325—329 und den danach abgefaßten Bericht in Grimm's Sagen 1, Nr. 152; es liegt bei Otmar gleichfalls eine auffallend lebendige und anſchauliche Ueberlieferung zu Grunde. Den Rath, Kümmel ins Brot zu backen, ertheilt bei Kuhn und Schwarz 224 den Sachſaern ein Zwerg, der die Nebelkappe verloren hat, ſelbſt, um ſich zu retten. Zu Hehlkappe iſt zu erwähnen, daß in Nigrin's deutſcher Bearbeitung von Godelmann's „Zauberern, Hexen und Unholden“ 416 in einer Ueberſchrift „Teufels Heelkappen im Papſtthumb“ etwa für Teufelsblendwerk geſagt wird. In den Edden kommt der Ausdruck hialmr huliz, d. i. hehlender Helm bekanntlich für Wolke vor. Die Hehlkappen der Zwerge ſind alſo Wolken und einen ſolchen hehlenden Helm trug Wuotan.

2. **Die Jungfer vom Sachſenſtein.** (I—III.) Die Sagen von ihr erinnern an Sagen des nicht allzu weit von hier entfernten Kyffhäuſers. Nr. III wird ähnlich von einer Cantormagd erzählt, welche, während ſie Gold und Silber einſteckt, die Blume auf den Goldkaſten legt, der im Sachſenſtein ſteht. Entweder die Schlüſſeljungfrau oder das Mädchen hatten dabei einen Roſenkranz auf dem Kopfe. Einen komiſchen Vorfall, den der feſte Glaube an die Jungfrau vom Sachſenſtein noch neuerdings veranlaßte, erzählte ich in Dr. Pletzer's „Sonntagsblatt“ für 1853 unter der Ueberſchrift „Das fahle Männchen von Walkenried“.

4. **Das Mönchsgeſpenſt in Walkenried.** (I—II.) Vgl. zu Abtheilung I die Sagen „Die Mönche zu Pöhlde“ unter den Sagen der herzberger Gegend.

5. **Der Mann ohne Kopf in Walkenried.** Vgl. die Sage vom walkenrieder Mönchsgeſpenſt.

Zu den Sagen von der Zorge, von Hohegeiß und Benneckenſtein [216—219].

1. **Das Denkmal zu Zorge.** Nach Behrens' „Hercynia curiosa" 119, von wo die Sage auch in Göze's vierte Harzreiſe 47 und 48 überging. Wegen der ausgewühlten Glocken vgl. oben die Sage von der Steinkirche bei Scharzfeld nebſt Anmerkung.

2. **Die Jungfrau von der Zorge.** Kurz auch in Otmar's „Volksſagen" 37 und 38, und danach in Grimm's Sagen I, Nr. 227.

3. **Der Waldgeiſt, und die Jungfer im „preußiſchen Holze".** Der Name Waldgeiſt, der bei uns ſo wenig volksthümlich iſt als Berggeiſt, wurde vielleicht nur für Waldfrau gebraucht (vgl. unſere Sagen von Andreasberg, das gerade hier nicht fern iſt). Ueber den Namen Drudenſtein oder Trautenſtein, den ein auch in dieſer Sage genanntes blankenburgiſches Dorf führt, ſagt Niemann in ſeinem Reiſehandbuche, daß er „wol eher aus Druidenſtein entſtanden, als von einer nirgends erwähnten Göttin Truda, *deren Bild auf einer Klippe im Pfarrgarten geſtanden haben ſoll*, abzuleiten iſt". Das iſt eine Verbeſſerung durch Johann Ballhorn, denn die Deutſchen kannten keine Druiden. Wol aber kennt die katholiſche Kirche eine heilige Gertrud, deren Bild im Pfarrgarten geſtanden haben wird. (Unweit Haſſelfelde, alſo hier ganz nahe, liegt auch das Gertrudenkloſter.) Ueber ſie redet J. Grimm. Ein Vogel, durch den man ſchnell reich werden kann, heißt nach ihr bekanntlich der Gertrudenvogel, und als ich im Jahre 1847 von Tegernſee nach München fuhr, erſuchte mich mein Fuhrmann, ihm *das Gertraudenbuch*, welches durch eine an einer Spindel in die Höhe laufende Maus auf dem Titelblatte kenntlich ſei, zu verſchaffen. J. Grimm führte auch bereits in den „Altdeutſchen Blättern" I, 294 die Stelle aus dem

Namenbüchlein an: „so kumet die liebe st. Gertrud, die so entschlief in Gotes willen und stulen die ratten und miuse ir spillen und truogen si in ir miuseloch“. Die Zuſammengehörigkeit der Maus und der Spindel geht auch aus Folgendem hervor: Einer Maus, die der Teufel geweſen, an der Spindel einer ehrlichen Bürgersfrau im Städtchen Wilſter im Holſteiniſchen in die Höhe gelaufen, worauf dann der Flachs auseinandergefallen und alles Linnen im Hauſe zerſchnitten (von Mäuſen zerfreſſen?) geweſen ſei, gedenkt M. Samuel Meigerius, weiland Paſtor zu Nortorf, im 8. Capitel des 1. Buchs ſeines 1587 in plattdeutſcher Sprache erſchienenen Werks „De panurgia lamiarum“. Nach Zingerle's „Tiroler Märchen“ 82 kann Derjenige, der das Gertraudenbüchlein beſitzt, ſich unſichtbar machen und den Teufel nöthigen, verborgene Schätze zu bringen. Es ſcheint in Süddeutſchland die Stelle des in Norddeutſchland wohlbekannten Höllenzwang zu vertreten. — Das dritte Märchen bei Muſäus „Rolands Knappen“ macht uns mit einer Alten bekannt, die unter Anderm mit einem wunderbaren Tiſchtuch (Tiſchchendeckdich) begabt, als Zauberſtab eine Miſtel (durch welche Baldr getödtet wurde) führt, ſich eine offenbar mythiſche Katze hält und Drude heißt. Eine geſpenſtiſche Frau, Frau Trude, kommt auch in den Märchen von Grimm I. Nr. 43 vor. Uebrigens heißen Teufelsdiener und Hexen Trutner und Trutnerinnen, vgl. J. M. Meyfart's „Chriſtliche Erinnerung, wie das abſcheuliche Laſter der Hexerei auszurotten, aber in Verfolgung deſſelben ſehr beſcheidentlich zu handeln ſei“ (1636) 157 und 222; ebenda kommt S. 226 auch die Anſicht zur Sprache, daß der Teufel als ein Geiſt doch nicht eigentlich mit den Hexen buhlen könne, dagegen aber vielleicht „die Hexen verblende und unter ſeiner Geſtalt ihnen einen Trutenmann beilege, der wirklich die Schande verrichte“. Schon J. Grimm, Mythologie 394, erinnert bei den ihm bekannten Wörtern Trute oder Drut (Hexen, auch Alpdrücken) an den Namen einer Walkyrie Trudhr. Nach einer Mittheilung von Weigand in Wolf's Zeitſchrift I, 6 fuhr man „mit der perchten oder pilbiczen oder Trutten auff den brückelssberg“. Nach J. H. Voß, „Sämmtliche Gedichte“ II, Anmerkung auf S. 211, iſt Drude „eine höhere Zauberin, gleich den Feen“. (Der auf der vorigen Seite erwähnte Trutenmann wird ſonſt auch ſchlechtweg: der ascendens genannt.)

4. **Das Tönnchen Gold im Brunnen.** Gold im Brunnen deutet nach Wolf's „Heſſiſchen Sagen“ auf deſſen Heiligkeit. Für das Tönnchen, Tönnecken oder die Tunne, vgl. den Tunnebrunnen in der Sage von der weißen Frau zu Hohegeiß. Zu Rocklum im Halberſtädtiſchen werden die Kinder aus dem Tünneckenbrunnen, der am Fußwege nach Oſterwieck zu liegt, gezogen; in Oſterwieck nennt man den Kinderbrunnen Kinneckenborn.

5. **Die weiße Frau in Hohegeiß.** Schon 1494 wurde hier ein Kirchlein der heiligen Jungfrau renovirt.

Zu den Sagen von Ellrich und der Kelle [220–223].

1. **Der Säuferkönig.** Der Anfang, der auch in dem Gedichte eines bekannten öſterreichiſchen Dichters erzählt wird, nach Otmar's „Volksſagen“ 15—18, wonach er auch bereits in Grimm's Sagen I. Nr. 534 und bei Harrys II. Nr. 39 ſteht. Ueber die hiſtoriſche Perſon des Grafen vgl. Otmar a. a. O. und Bechſtein's „Sagenbuch“ Nr. 397.

2. **Die Kelle.** (I—III.) Abtheilung II nach Behrens' „Hercynia curiosa“ 82; vgl. auch Bechſtein's „Sagenbuch“ Nr. 398. Dieſer erklärt Kelle mit Kehle, Schlund. Bei Uſtrungen zwiſchen Stolberg und dem Kyffhäuſer liegt eine Kalkſteinhöhle, genannt die Heimkehle; darin ſoll der Teufel wohnen. Nicht recht echt ſcheint in Ziehnert's „Volksſagen Preußens“ II, Nr. 42 die Erzählung von der Kelle „Der Einſiedler bei Ellrich“. Ein Kellwaſſer findet ſich auch noch in der altenauer Gegend; Behrens nennt den Ort bei Ellrich die Höle oder Kelle, was auch mit dem Spruche des Prieſters an der Kelle ſtimmt. So ſagt man nach Harrys Sammlung Hübichenſtein und Gübichenſtein, und Kohnſtein dürfte nach Förſtemann's Erklärung Daſſelbe bedeuten wie Hohnſtein. Der Dichter G. v. Göckingk in Ellrich, der die Kelle beſang, hatte ſie mit Bildern aus dem Tartarus aus-

ſchmücken laſſen. Vgl. übrigens noch Grimm's Sagen I. Nr. 304 und die kurze Notiz über die Kelle bei Kuhn und Schwarz Nr. 256.

Zu den Sagen von Ilefeld und dem Hohenſtein [224—230].

1. **Gründung des Kloſters Ilfeld.** Der Anfang aus Harrys II, 85 und 86, von wo er auch in Brederlow's „Harz" 470 überging.

2. **Das Nadelöhr.** Nach Behrens' „Hercynia curiosa" 126 und 127, von wo die Sage auch ſchon in Grimm's Sammlung I, 323 und in Harrys' Sammlung II, Nr. 37 überging, und hier nur unbedeutend ergänzt. Dem Gebrauch beim Nadelöhr gab **Kopiſch** in einem Gedichte eine ſinnige fromme Deutung.

3. **Der Schimmelreiter vom Bielſtein.** Der Name Bielſtein kommt auch unter den lautenthaler Sagen von dem Zwergberge vor, der kein Bergwerk auf ſeinem Gipfel duldet. Die bekannte Bielshöhle im Rübelande erhielt ihren Namen erſt, als ſie von Fremden beſucht wurde; doch auch hier wurde der Name des Biel nur von einer nahegelegenen, weniger beſuchten Stelle auf ſie übertragen. Eine Freiheit Bielſtein ſoll in einem Amte Bielſtein auf einem Berge liegen. Leonhard in ſeiner „Harzeburg und ihre Geſchichte" erwähnt S. 24 ohne Quellenangabe: „Zu Katlenburg, Ilefeld, auf der Bielshöhle [ſoll wol Bielshöhe heißen?] und an mehrern Orten [?] ſtand der Biel, welcher als Waldgott in großem Anſehen ſtand und von dem viele Berge u. ſ. w. benannt ſind." Eine Ritterburg Bielſtein kommt in Wolf's „Heſſiſchen Sagen" mehrfach vor. In Schwaben iſt an einem Kirchlein „der große Bel oder Beel" und „der kleine Biel" abgebildet (Meier I, 297). In allerfrüheſter Zeit lebten Edle von Bilſtein in Halberſtadt als Domherren. Vom Biel oder Bila in der ilefelder Gegend erzählten Einige auch, daß die Prieſter ihn ſelbſt oft angezündet hätten. Vgl. dazu die Feuer in der Sage von der

Gründung des Kloſters Ilefeld. Nach Leopold's „Kirchen-, Pfarr- und Schulchronik" ſoll, wie die Oſtera, ſo auch der Biel nach ſeiner Zerſtörung an einer andern Stelle, von Katlenburg hierher gebracht ſein! Aehnliches in Görges' „Vaterländiſchen Geſchichten" II, 135. Unweit ſeines hier zunächſt in Rede ſtehenden ilefelder Standortes ſoll auch ein Thal das Gottesthal, wo nicht Gothsthal, heißen. Förſtemann in ſeiner „Urkundlichen Geſchichte von Nordhauſen bis 1250" S. 3 und in den Nachträgen und Verbeſſerungen S. 4 weiſt für die Gegend ſlawiſche Einflüſſe, auch in Bezug auf Religion nach. In der Kirche des Dorfes Windhauſen in der nahen Goldenen Aue findet ſich das plumpe hölzerne Bild einer Schmerzensmutter mit dem todten Chriſtus auf dem Schoße und iſt ſeit undenklichen Zeiten am Orte unter dem Namen der Bomeibock bekannt. „Pomai-Bog" iſt wendiſch und heißt auf deutſch „Gott helfe"; mit dem Zurufe „Bog w'pomoſchtſch" — Gott zur Hilfe — beginnt der Ruſſe, wenn er zu einem Arbeitenden tritt, und erhält darauf zur Antwort „Bomogaj Bog" — Gott helfe. Förſtemann ſagt nun auch: „Das Dorf Bielen ſowie der Bielſtein bei Wiegersdorf mögen vielleicht an den ſlawiſchen Biel, den weißen, guten Gott erinnern". Falkenſtein meint in ſeiner „Thüringiſchen Chronik" I, 163, wenn die alten Germanen einen Biel verehrt hätten, ſo ſei dies wol der Belen der Walen geweſen, der durch frühern Verkehr zu ihnen gekommen ſein möchte. In den „Gelehrten Anzeigen" von 1751, S. 881, ſoll ſich ein Aufſatz über Biel finden. Der Schimmelreiter kommt auch auf dem Harze in Gebräuchen vor, wie bei Emil Sommer „Sagen und Gebräuche" 156, und in andern Gegenden, z. B. auch in einer ſonſt nichts Mythiſches enthaltenden Beſchreibung des mecklenburger „Faſtellabends" in Nr. 22 der „Grenzboten" von 1853 bei dieſem. Zu dem Namen Friesberg, von dem wir nicht wiſſen, ob er hiſtoriſch iſt, ſei bemerkt, daß **Wrisberg** als Name für ein adeliges Geſchlecht in Niederſachſen vorkommt und J. Grimm ihn als Mons Giganteus gedeutet hat. Ein Name von Frieſen kommt z. B. auf dem Unterharze vor.

4. Die Jungfrau von der Ilburg und Frau Holle. (I—III.) Abtheilung I abweichend bei Harrys III, Nr. 36, vgl. auch Wolf's „Deutſche Sagen" Nr. 257, deſſen „Heſſiſche Sagen"

Nr. 152 und Chamiſſo's Gedicht vom Königsſtuhl auf Rügen.

6. **Das Kegelſpiel unterm Hohenſtein.** Vgl. oben die Sage vom Fuchs und Fuchspaſtor von Hohegeiß und in meinen „Kinder- und Volksmärchen“ Nr. 33; fernere Nachweiſe vom Kegeln bereits bei Wolf in der Anmerkung zur 72. heſſiſchen Sage.

7. **Elende.** Der von einer Göttin Lora, welcher wir ſonſt nirgends in Localſchriften begegneten, handelnde Anfang nach Otmar's „Volksſagen“ 75—78, theils des Localintereſſes wegen, theils und hauptſächlich zur Vergleichung mit Dem, was oben in der Anmerkung zu Oſterode aus Localſchriften, wo es ſich ganz unbeglaubigt findet, und in denen ſie auch wol, wie Lora bei Otmar, die Göttin der Liebe genannt wird, über Oſtera ausgezogen iſt, ſowie mit Oſtergebräuchen. Bemerkenswerth iſt noch, daß Otmar den Namen Lora als den angibt, der beim Volke gäng und gäbe ſei. Loo heißt Eiche, Wald, z. B. in Venloo (Sumpfwald), Waterloo (Waſſerwald). Auch bei Sondershauſen gibt es einen Loo oder Loh. Aha heißt Fluß. Das r mag zur Verbindung dienen oder Adjectivableitung ſein. Alſo Loraha bedeutet Waldfluß. Die Göttin Lohra ſcheint eine ſpätere Erfindung, entſtanden, als man die Bedeutung der Endung a vergeſſen hatte. Der Schluß der Sage, vom Weinfuhrmann, jetzt vollſtändiger in Bechſtein's „Sagenbuch“ Nr. 399.

Zu den Sagen der nordhäuſer Gegend [231—236].

2. **Der Galgen auf dem Kohnſtein.** (I—II.) Vgl. zu den Abtheilungen I—II die frühern Sagen vom Schimmel zu Kamſchlacken und von der Entſtehung Lerbachs. Auch in einem mir neuerdings erzählten noch ungedruckten Märchen geht ein Mädchen infolge einer Wette zur Nachtzeit unter einen Galgen, um einen Spahn davon abzuſchneiden, und trifft unter demſelben einen Schimmel mit einem Sack voll Geld,

neben dem mehrere ſchlafende Räuber liegen. So werden denn auch in der vorliegenden Sage vom Kohnſtein die Roſſe unzweifelhaft Schimmel ſein und auch die Mehrzahl der Roſſe erſcheint durch Vergleich mit jenen andern Sagen als Entſtellung. Dadurch erklärt es ſich zunächſt, daß die Eigenthümer der Pferde nachher dem Weibe zur Strafe für den Pferdediebſtahl die Frucht aus dem Leibe reißen: denn der Volksglauben am Harz ſetzt die Schimmelpferde mit der Niederkunft in Verbindung.

3. **Der Tanzteich.** Der Anfang meiſt nach Harrys II, Nr. 35, und Bechſtein's „Sagenbuch" Nr. 409. Auch Behrens' „Hercynia curiosa" 91 fg., ſowie Paſtor Leopold in ſeiner „Kirchen- und Schulchronik" (Nordhauſen 1817) und Görges' „Vaterländiſche Geſchichten" II, 61 und 62, reden vom Tanzteich. E. G. Förſtemann will die Namen Ober- und Niederſachswerfen ableiten von sahs, Stein, Steinwaffe, Hammer, Schwert. Viele Steinwürfe, ſagt er, kommen in Helden- und Rieſenſagen vor, und er erinnert an die Steine der Gegend, von denen auch wir unter Nordhauſen Sagen mittheilen; auch an den Ortsnamen Steina, die Steine, wie es in der Sprache der Gegend heißt (vgl. unter den Sagen der lauterberger Gegend „Die Federn") u. ſ. w. Der Schluß vom Schwarzkünſtler zu Nordhauſen nach Samuel Meigerius', Pfarrers zu Nortorf in Holſtein, plattdeutſcher Schrift „De panurgia lamiarum" (1587) 1. Buch 4. Capitel. Das Auffreſſen von Pferden und Wagen wird (jedoch ohne den merkwürdigen Zug, daß Bauer und Wagen nachher in einem Waſſer gefunden werden) gewöhnlicher von Fauſt erzählt, aber in Nigrinus' Ueberſetzung des Gödelmann'ſchen Buches von Zauberern und Unholden (1592) S. 28 auch aus dem Jahre 876 von einem Juden Sedechias, angeblichem Leibarzt Kaiſer Ludwig's.

5. **Die Hexen von Nordhauſen.** Der Name Klötzchen für eine Hexe erinnert an das Klotzwerfen, wodurch in Hildesheim und Halberſtadt das Andenken der heidniſchen Götter verächtlich gemacht werden ſollte. (J. Grimm „Deutſche Mythologie" 173 und 743). Unweit Rocklum im Halberſtädtiſchen liegt am Bruche der Klotzberg. Nach Leo's „Univerſalgeſchichte" 3. Auflage III, 181 nannten die Bilderſtürmer in der Reformationszeit alle plaſtiſchen Darſtellungen in

den Kirchen Klötze. In Remigii „Dæmonolatria“ I, 91 kommt unter Anderm für eine Hexe der Name Apra Hoselatia oder Hoſenlatz vor. Die Geſchichte von Hexen, die als Katzen verwundet werden und nachher als Frauen krank liegen, iſt mir ohne Ortsnamen weit ausführlicher als hier von Nordhauſen bekannt; ſie iſt weit verbreitet, auch in Belgien (vgl. „Sagen Belgiens“ von Maria von Plönnies, 1846, „Der Katzentanz“) und Brentano verwebte ſie in ſeine „Mehreren Wehmütter und Ungariſchen Nationalgeſichter“.

6. **Der Stein vor dem Altenthore und der Hünenſtein bei Nordhauſen.** Nach E. G. Förſtemann's „Urkundlicher Geſchichte von Nordhauſen“ 2 und 3, und den Nachträgen und Verbeſſerungen dazu 4. Wie weit etwa die Erzählung vom nordhäuſer Rieſenſtein in „Preußens Volksſagen“ von Ziehnert auf wirklicher Sage beruht, iſt mir nicht bekannt. Bei Kuhn und Schwarz höhlt in einer andern Gegend eine weibliche Erſcheinung durch gewaltſames Harnen einen Stein aus; nach einer ältern gedruckten Quelle beginnt auch ein entlarvter weiblicher Mahrt unnatürlich zu harnen, und nach „Goetia vel Theurgia“ 44 benutzt ein allein im Dorfe nicht zur Hochzeit geladenes Mädchen ihren Harn zum Wettermachen.

7. **Kloſter Neuwerk.** Nach Förſtemann's Nachträgen und Verbeſſerungen S. 4.

* * *

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hiecke, Robert Heinrich,

Auswahl deutſcher Gedichte
für Bürgerſchulen.

In drei Abtheilungen für das Alter von **10 — 14** Jahren. 8vo **1850**. Preis ſauber cartonirt **17½** Sgr.

Was „Echtermeyer's Auswahl deutſcher Gedichte für gelehrte Schulen, herausgegeben von R. H. Hiecke. 8te Auflage. 1851.“ den Gymnaſien ſein ſoll und iſt, wird hier den Bürgerſchulen dargeboten. Ohne dem Schulzwecke zu ſchaden, hat der rühmlichſt bekannte Herausgeber auch hier mit ſo großer Sorgfalt für die Jugend gewählt, daß das Buch unbedenklich auch zu **Feſtgeſchenken** empfohlen werden kann.

Die Ausſtattung iſt anſtändig und der Preis von 17½ Sgr. für 22 Bogen in mittelgroß 8vo und dauerhaft cartonirt ſehr billig.

Hermann Maſius,

Deutſches Leſebuch
für höhere Unterrichtsanſtalten.

Zwei Bände. gr. 8vo **1846**. Preis **2** Thlr. **15** Sgr.
(Einzeln: Erſter Band 1 Thlr. — Zweiter Band 1 Thlr. 15 Sgr.)

Nicht bloß die Poeſie des deutſchen Volkes, ſondern auch die Auswahl ſeiner großen proſaiſchen Schätze in Erzählungen, geſchichtlichen Stücken, Beſchreibungen berühmter Gegenden, Flüſſe, Berge, Thäler und Meere, ſowie Betrachtungen aus dem Kreiſe des jugendlichen Lebens enthält dies Leſebuch, deſſen erſter Theil für die untern, der zweite für die obern Klaſſen beſtimmt iſt. Der Stoff iſt ſo gut ausgewählt, ſo geſchickt vertheilt und mit einem ſo pädagogiſchen Blicke geordnet, daß dies Leſebuch auch neben ſeiner Brauchbarkeit im öffentlichen Unterricht ein Haus- und Familienbuch zu werden verdient.

Die ſchöne Ausſtattung und die große Correctheit ſowie die außerordentliche Billigkeit empfehlen gleichmäßig die genannten Jugendſchriften als zweckmäßiges und erfreuliches Weihnachtsgeſchenk.

Märchen

für

die Jugend.

Herausgegeben

von

Heinrich Pröhle.

Mit einer Abhandlung für Lehrer und Erzieher.

* * *

Halle,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses
1854

ʒ 11·66

Herrn Profeſſor

Wilhelm Grimm

in Berlin

gewidmet.

Inhalt.

Seite
Vorwort IX
1. Dank iſt der Welt Lohn 1
2. Undank iſt der Welt Lohn 8
3. Der Fuchs und die Gans 10
4. Das goldene Salzfaß, der goldene Haspel und der Tannenzweig 10
5. Die Goldtöchter und die Dornentöchter 14
6. Die Zwergmännchen 21
7. Bienchens Haus 26
8. Von der Stadt Sedelſia und dem Bauer Fabian . 30
9. Von dem Schaaf, das eine Königstochter trug . . 37
10. Das Raubthier 39
11. Wache, Wache, Ronde raus! 42
12. Der Huſar und der Hirſchwagen 45
13. Der luſtige Zaunigel 48

Seite
14. Der alte Dudelſackspfeifer 53
15. Der bunte Bauer 55
16. Böſe werden 62
17. Das Öhrläppchen 66
18. Von den ungetreuen Wirthstöchtern und von der Prinzeſſin mit goldnen Haaren 67
19. Die beiden Oberjägermeiſter 78
20. Herle-Herle-Wip 85
21. Graſs-Heinrich 89
22. Der gute und der böſe Geiſt 92
23. **Die Uhr, die Flöte, das Rohr und der Hut** . . 95
24. Der große Peter 96
25. Das Kirmesmädchen 99
26. Zauber-Wettkampf 102
27. Halt feſt 105
28. Der Schraubſtock, der Spannſtuhl und die Tabackspfeife 108
29. Johannes der Bär 112
30. Sim-ſim-ſeliger Berg 122
31. Die gebleichte Hand 132
32. Der Reiter in Seiden 136
33. Die Räuberbraut 138
34. Der Scharfrichter und die Handwerksburſchen . . 141
35. Der Fleiſcherknecht 144

Seite
36. Der Edelmannsſohn 146
37. Rauber mahlen 156
38. Der Maurerlehrling 157
39. Das Mondenlicht 161
40. Die Lander Knötchenbach, Kuhreibtſich, Katzenklapperich und Lammfalltſich 163
41. Der Bettelmann, der Tod und der Teufel . . . 166
42. Der Jager und die drei Brüder 169
43. Die Sonne bringt es an den Tag 175
44. Der boſe Arzt 176
45. Die geizige Schwiegertochter 177
46. Wer todt iſt, laßt ſein Gucken 178
47. Das Hündlein Angſt 179
48. Der Hund Lilla 180
49. Die kluge Hirtentochter 181
50. Die Maſſachte 184
51. Piep, piep 185
52. Der Altgeſell und der Schneiderlehrling 187
53. Der beſchamte Backermeiſter 189
54. Es iſt ſchon gut 190
55. Hans-ſtich-den-Bock 195
56. Die geſottenen Eier 197
57. Ich diente dem Bauer wohl ein Jahr 199
58. Der Nußbaum 202

Seite
59 Der Brief auf dem Eichbaum 203
60 Den Wind verachten 204
61 Den Staar verachten 205
62 Joſef, wandere aus! 206
63 Barrabas 209
64 Von dem Hirſch, dem Fiſch und dem Schwan, die auf Gottes Wort horchen ſollten 212

Anhang.

A. Ueber den ethiſchen Gehalt der Märchen, mit beſonderer Rückſicht auf die vorliegende Sammlung. Eine Abhandlung für Freunde der Jugend 217
B. Literariſche und mythologiſche Anmerkungen zu den Märchen der vorliegenden Sammlung 223

Vorwort.

Bei den großen Anregungen, die wir in dieſer Zeit dauernd durch die Herausgabe des deutſchen Wörterbuches empfangen, welches Jakob Grimm mit ſeinen von mühſamer Forſchung in unſern alten Schriften nicht getrübten, ſondern nur glänzender gewordenen Seherauge ſchon als ein Familienbuch bezeichnet hat, iſt es ſchwer ſich den Träumen zu entſchlagen, daß die germaniſtiſchen Forſchungen in längerer oder kürzerer Zeit auch auf die Pädagogik den nachhaltigſten Einfluß üben und die Mittel, deren ſich der Jugendunterricht bedient, gar ſehr erweitern werden. Zwar meinte noch letzthin Gervinus, daß über die Frage, ob unſere eigne nationale Literatur beim Unterricht vor den claſſiſchen Literaturen zu bevorzugen oder ihnen auch nur einigermaßen gleichzuſtellen ſei, mitzuſprechen nur Wenige berufen ſeien und ohnehin liegt es uns ſehr fern, z. B. unſre Heldendichtung auf Koſten der Wahrheit der griechiſchen gleichſtellen zu wollen. Aber dies vorausgeſchickt wie billig — ſollte nicht Einem, der den Reichthum dieſer geſammten deutſchen Forſchungen vor Augen hat, der Wunſch das Herz abdrücken, dieſe Schätze auch auf die jeder Wiſſenſchaft zukommende Weiſe nutzbar gemacht zu ſehen? So vielfache National-Schätze haben Griechen und Römer niemals vor ſich erblickt und niemals iſt ihnen ein ſolches Verſtändniß ihrer eignen Literatur und ihres Weſens geöffnet geweſen, wie uns jetzt durch Grammatik, Wörterbücher und viele andere reiche Unterſuchungen, die hier und da von Tage zu Tage (wie die Ausgrabungen unſrer Alterthumsvereine durch die Zuziehung der Sagen) noch belebt und einer ſcheinbaren Unfruchtbarkeit enthoben werden können. Es greift hier zu Vieles ineinander und die Frage iſt ſchon ganz zu trennen von der Frage nach dem Werth einzelner älteren deutſchen Dichtungen.

Das Märchen nimmt inmitten dieſer Studien einen ſehr beſcheidenen Platz ein, aber es darf am Wenigſten fehlen, wo es ſich darum handelt dieſelben zu Schule und Haus in die rechte Beziehung zu ſetzen, denn es iſt der Jugend ſchon von Alters her lieb und werth.

Zwei arme Kinder, Brüderchen und Schweſterchen, die den Kinderſchuhen noch jetzt kaum entwachſen ſind, erzählten dem Herausgeber dieſes Buches, wie ſie ſich jeden Abend, wenn ſie ſich zu Bett legten, an einem einzigen Märchen, das ſie wußten, ergötzten. Sie erzählten ſich nämlich die bekannte

Geſchichte von den Bremer Stadtmuſikanten, und zwar ſo, daß die darin auftretenden Thiere alle von beſtimmten, den Kindern bekannten Orten auf dem Oberharze herkamen und ſich an einer ihnen gleichfalls wohlbekannten Stelle trafen. „So ſiet's wemmer alt werd!“ (ſo geht's wenn man alt wird) ſagte jedes der weggejagten Thiere, die ſich nun als Muſikanten auf die Reiſe machten, beim Zuſammentreffen zum andern, und ſchon aus der allerdings im Munde der Thiere, noch mehr im Munde der ihnen nachſprechenden Kleinen ſelbſt, hinlänglich komiſchen Rede allein ſogen dieſe jeden Tag ein neues und unerſchöpfliches Vergnügen. Wenn nun auch ein rechter Pädagoge den Kindern empfehlen wird, ſtatt ſolches Märchenerzählens beim Schlafengehen lieber ſogleich friſch und fröhlich die Augen zu ſchließen und einzuſchlafen, ſo wird doch in anderer Art Aehnliches von der Wirkung des Volksmärchens auf das kindliche Gemüth ein Jeder auch aus ſeiner eignen Jugend anführen können, denn noch iſt wohl kein Haus bei uns ſo armſelig, daß darin nicht zur Freude der Kinder ein oder das andre Hausmärchen von Eltern und Großeltern her forterbte, mag es auch in den gebildeten Häuſern oft nur noch als Schwank fortzuleben wagen.

Mehr und mehr werden auch dieſe Märchen als eine ſehr weſentliche Nahrung erkannt, welche man dem jugendlichen Geiſte keineswegs entziehen dürfe. Zwar erſchien vor einigen Jahren von einem nicht unbekannten Pädagogen eine Art von Programm für die Pädagogik der Zukunft, worin unter Anderm das

Märchen ſeines phantaſtiſchen Charakters wegen geächtet wurde. Allein dies beruhte zum guten Theil nur auf einem Mißverſtändniß. Im Märchen wird allerdings der gewöhnliche Lauf der Dinge ſehr oft durch wunderbare Vorfälle unterbrochen; wie aber ſchon Wilhelm Grimm geſagt hat, daß es eine Anhäufung des Wunderbaren nicht vertrage, ſondern eine angemeſſene Verbindung des Gewöhnlichen mit dem Wunderbaren verlange: ſo glauben wir ſagen zu können, daß für diejenigen, für welche das Märchen zunächſt vorhanden iſt, die Grenze zwiſchen dem Natürlichen und dem Wunderbaren gar nicht ſcharf genug gezogen iſt, um da, wo ſie überſchritten wird, ſogleich einen feindlichen Angriff auf den menſchlichen Verſtand wittern zu können.

So wie das Wunderbare im Märchen nicht willkührlich erſonnen iſt, ſondern auf ſehr alten großentheils noch aus dem Heidenthume fortgepflanzten, urſprünglich religiöſen und erſt im Zeitlaufe verweltlichten Vorſtellungen beruht, ſo ſind wir auch, wenn wir blos vom poetiſchen Standpuncte aus die Zuſammenſetzung zunächſt nicht zuſammengehöriger Dinge betrachten, wie ſie im Märchen ſtattfindet, doch auch keineswegs auf das Gebiet der Willkühr verſetzt. Auch wenn wir von dem erſten Urſprung dieſer Erzählungen im grauen Alterthume abſehen, werden wir doch hier oft an Layard erinnert, der die geflügelten Löwen mit Menſchenköpfen vor einem von ihm ausgegrabenen Tempel in Ninive betrachtet und ausruft: „Konnten edlere Geſtalten das Volk an der Pforte der Tempel ſeiner Götter empfangen? Welch erhabnere Züge konnte der nur auf die Nachahmung der Natur angewieſene Menſch für die Weisheit, die Macht und die Allgegenwart des höchſten Weſens wählen? Er konnte keinen beſſern Typus für Geiſt und Wiſſen finden als den Kopf des Menſchen, keinen beſſern Typus für die Stärke als den Körper des Löwen, und für die Schnelligkeit der Bewegung die Schwingen des Vogels. *Dieſe geflügelten Löwen mit Menſchenköpfen waren keine bloße Ausgeburt einer üppigen Phantaſie; ihre Bedeutung ſtand ihnen auf der Stirn geſchrieben.*" —

Wir Deutſchen aber ſollten am Wenigſten der Kindheit die unſchuldige Märchenluſt verkümmern. Unſer Volk erzeugt dieſe unſchuldigen Spiele der Phantaſie mit jener wahren und echten Naivität, mit jenem reinen kindlichen Sinne, der wenigſtens den leider in neuerer Zeit gerade in Deutſchland gewaltſam für die Jugend zugeſtutzten orientaliſchen Märchen, und auch den italieniſchen durchaus abzugehen ſcheint. Wenn wir auch ſelbſt unſrer reiferen Jugend, wir meinen der gebildeten, etwas weniger träumeriſchen Sinn wünſchen müſſen, ſo können wir doch bei der Entdeckung der Engländer, daß die Kinderſpielſachen, die grünen Bäume, Schäfer, Schäferinnen, Holzhauer, Bauern, Landmädchen und Hausthiere, mit denen das deutſche Gemüth ſelbſt das Ausland verſieht, nicht mehr in die Zeit paſſe, weil ihnen die Bewegung fehle, Altengland wegen ſeiner frühreifen Jugend nur aufrichtig bemitleiden und unſre Collegen, die „großen Kinder“ in Nürnberg, aus deren Händen dieſe Waare kommt, werden den Rath *), mehr auf die materielle Denkungsart der Engländer zu ſpeculiren, eben ſo wenig berückſichtigen können, als ihre Kameraden, welche Volksmärchen herausgeben, etwa im Stande waren, ähnliche Rathſchläge zu befolgen.

Außer jener vollkommen unberechtigten Einwendung gegen Märchen als Kinderſchriften hat man nun auch darauf hingedeutet, daß die deutſchen Volksmärchen manche Züge (ſie erwachſen aus dem Conflict der Cultur des Volkes und derjenigen der gebildeten Stände, oder werden vielmehr nur durch ihn bemerklich) enthalten, welche für Kinder nicht paſſen. Ja, eine als beſondere Schrift erſchienene Muſterung von Jugendſchriften will alle dieſe Sammlungen nur als Volksſchriften betrachtet wiſſen und nur die Auswahl aus der Grimm'ſchen Sammlung, aus der allerdings alles weniger für Kinder geeignete entfernt iſt, wird dort den Jugendſchriften eingereiht, während die Brüder Grimm ſelbſt auch die große Ausgabe ihrer Sammlung als Kinderſchrift bezeichnet haben. Auch eine von mir ſelbſt herausgegebene und von der Kritik mit Beifall aufgenommene Sammlung wird dort mit den übrigen nur unter die Volksſchriften verwieſen.

Ohne auf jene Bedenken weiter einzugehen, bemerke ich nur, wie ich es als eine mir widerfahrene hohe Ehre betrachte, daß Eltern und Erzieher in der

---

*) Vergl. „Deutſche Kinderſpielſachen in England“ (Morgenblatt, [illegible], Nr. [illegible]).

letzten Zeit mich wiederholt aufforderten, ein Märchenbuch als eigentliche und vollſtändige Kinderſchrift herauszugeben. Ich komme derſelben in der vorliegenden Schrift nach, indem ich von den neuerdings von mir geſammelten Märchen nicht allein 1) alle diejenigen Märchen ausſcheide, welche nicht vollſtändig für Kinder geeignet ſind, 2) auch lückenhafte und weniger anziehende Märchen (welche wohl ſonſt in wiſſenſchaftlichem Intereſſe mitzutheilen geweſen wären) zurücklege, was jedoch natürlich die Aufnahme an und für ſich kürzerer Stücke nicht hinderte. Auch den Styl habe ich 3) eigens für die Jugend berechnet und nicht allgemein volksmäßig halten wollen. Die Erläuterungen, welche ich diesmal zu einzelnen Märchen geben will, ſollen den Leſer zunächſt von der ethiſchen und poetiſchen Seite her (man ſehe die erſte Abtheilung des Anhangs) in das Verſtändniß der Märchen einführen. Schon lieſt ja ſogar mancher Lehrer ſeinen Schülern und Schülerinnen hin und wieder während der Schulſtunden ein Märchen vor, ſelbſt in Dorfſchulen, welche ohnehin beginnen die ſogenannte deutſche Grammatik, womit ſie die Kinder bisher plagten, durch Vorleſung guter poetiſcher und proſaiſcher kleiner Stücke zu erſetzen. Die Auswahl iſt, beſonders wenn man das Augenmerk vorzugsweiſe auf Gedichte richtet, höchſt ſchwierig. Dahingegen iſt außer Anderm das Märchen für dieſen Zweck wie geſchaffen, auch wenn an die Vorleſung noch Beſprechungen und Erörterungen geknüpft werden ſollen, wie man denn auch, oft ſeltſam genug, das Volk über den Gang der Begebenheiten in ſeinen Märchen reflectiren hört. So ſprach ſich denn unter Anderm in einer Lehrerconferenz der Wunſch aus nach einer Sammlung erzählender Stücke mit Erläuterungen, welche ein für Lehrer brauchbares Material enthielten. Solchen Regungen kommt unſre Schrift entgegen und ſolchem Bedürfniß wünſcht ſie mit der erſten Abtheilung des Anhangs auf eine zweckmäßige Weiſe abzuhelfen.

Möchte das Buch den Jungen und den Alten, deren ich bei ſeiner Ausarbeitung fortwährend freundlich gedachte, lieb werden.

Wernigerode, am Michaelistage 1854.

Heinrich Pröhle.

1. Dank iſt der Welt Lohn.

Es waren einmal zwei Brüder, die hatten beide das nämliche Handwerk gelernt, theilten ihr väterliches Erbe und zogen mit einander in die weite Welt. Als ſie nun einmal ſich unterwegs mit einander unterhielten, ſagte der älteſte: „Undank iſt der Welt Lohn;“ der jüngſte aber ſagte: „Dank iſt der Welt Lohn;“ und weil ſie ſich nicht einigen konnten, ſo wetteten ſie, ſetzten jeder ſein Erbtheil ein und machten aus, wer mit ſeiner Meinung auf ihrer Wanderſchaft Recht behielte, dem ſolle der Andre ſein Erbtheil hingeben.

Sie hatten aber dies Geſpräch geführt vor den Thoren einer Stadt und gingen nun mit einander auf einem Spazierwege fort, der ſie alsbald in einen anmuthigen Wald führte. Da ſpazierte ein Brautpaar an ihnen vorbei, das gerieth vor ihren Augen mit einander in Streit, ſo daß Braut und Bräutigam auf einander losſchlugen und mit einander rauften. Weil nun aber die Braut von Natur ſchwächer war, ſo erging es ihr am Uebelſten dabei und ſogleich ſprang der jüngere Bruder auf das Paar los, um der Braut zu helfen und prügelte den Bräutigam. Da ſchlug aber die Braut ſchnell auf ihren Retter los und endlich mußte der älteſte Bruder herbei ſpringen um ihn ſelbſt von der Wuth des Brautpaars zu erretten. Danach aber ſprach der Alteſte: „Siehſt Du nun, mein Bruder, daß mir

Dein Erbtheil gebühret? Denn wahrlich, nichts als Undank iſt der Welt Lohn.“ Der jüngere Bruder aber bat um Aufſchub wegen der Herausgabe ſeines Erbtheils und ſprach wieder: „Nein, mein Bruder, Dank iſt der Welt Lohn.“

Da gewährte ihm der ältere Bruder noch einen Aufſchub und ſie zogen mit einander weiter in den Wald hinein. Der Spaziergang aber war nun zu Ende und der Wald wurde immer einſamer und wilder. Da rief plötzlich wehklagend in der Einſamkeit des Waldes eine Stimme jämmerlich um Hülfe. Zugleich eilte der Jüngſte zur Stelle und fand zwei Köhler, die ſich mit einander ſchlugen; er ſprang dem ſchwächern bei, der um Hülfe gerufen hatte, als er ſie aber von einander getrennt und den ſtärkeren tüchtig durchgeprügelt hatte, ſprangen beide Köhler auf ihn los und ſchlugen gemeinſam auf ihn, denn die Köhler waren auch Brüder. Endlich mußte der älteſte von den beiden Reiſenden herbei kommen und ihn aus den Händen der Köhler befreien. Da ſprach der Älteſte wieder: „Undank iſt der Welt Lohn;“ der Jüngſte aber ſprach auch jetzt noch: „Nein, Dank iſt der Welt Lohn,“ und bat ſeinen Bruder um Aufſchub, auf daß er ihn noch nicht ſeines Erbtheils beraubte.

Sie zogen alſo weiter mit einander, und der Wald, in dem ſie gingen, wurde immer ſchauriger und wilder. Da kamen ſie zu einem Bären und einer Schlange, die balgten ſich mit einander, der Bär aber hatte die Schlange ſchon bewältigt und zugleich ſprang der jüngſte Bruder hinzu, ihr zu helfen. Das gelang ihm denn auch, aber kaum war es geſchehen, als die Schlange ſich um ihren Retter ſchlang und ihn erwürgen wollte. Da mußte der älteſte Bruder ihn auch von den Thieren befreien. Nachdem dies aber geſchehen war, ſprach er zu ihm: „Es iſt nicht anders, Undank iſt der Welt Lohn, Dein Erbtheil aber iſt mir jetzt verfallen, ich gebe Dir keinen Aufſchub mehr.“ Da rief der jüngſte noch einmal: „Nein, Bruder, Dank iſt der Welt Lohn, gewiß, es muß ſich bald zeigen, ſchenke mir nur noch eine kurze Friſt.“ Allein der ältere Bruder hatte kein Erbarmen mehr, er ſtach dem jüngeren die Augen aus, und beraubte ihn ſeines Erbtheils an Gelde, zog ihn aus bis aufs Hemd und ging fort.

Es iſt aber dies bei einem Galgen geſchehen und da hat ſich der jüngere Bruder auf ein paar Holzkloben geſetzt, die da von den Waldarbeitern aufgeſchichtet geweſen ſind. Dort iſt die Nacht über ihn hereingebrochen und weil er die wilden Thiere fürchtete, ſtieg er in der Angſt auf den nächſten Baum. Er hatte noch nicht lange geſeſſen, als ein Bär, ein Löwe und ein Fuchs unter den Baum kamen und ſich mit einander unterhielten. Der Bär fing nämlich an: „Ich weiß ein Geheimniß.“ „Was weißt Du denn?“ fragte der Löwe. Der Bär antwortete: „Morgen früh fällt ein Thau, von dem die Blinden ſehend werden, wenn ſie ſich die Augen dreimal damit beſtreichen.“ Da ſprach der Löwe: „Ich weiß auch ein Geheimniß. In der und der Stadt liegt ein Reicher krank durch die Schuld ſeiner Frau; hinter der Kommode liegt eine Brodrinde, davon muß eine Suppe gekocht werden und die Suppe muß der Reiche in drei Malen eſſen, dann wird er geſund.“ Danach fragte der Löwe den Fuchs: „Nun, Reineke, weiß Er denn nichts?“ „Freilich,“ antwortete der Fuchs. „Auf dem Königshofe iſt der Königsbrunnen verſiegt, das liegt daran, daß ein Lork auf dem Quell ſitzt und das Waſſer auffängt. Darum muß der Lork geſpießt werden und dann wird ein Waſſerſtrahl ſo dick wie ein Braukeſſel aus der Erde hervorſpringen.“

So unterhielten ſich die drei Thiere bis an den Morgen, dann gingen ſie auseinander, nachdem ſie beſchloſſen hatten über ſieben Jahre in derſelben Nacht hier wieder zuſammenzukommen. Nun ſtieg der Blinde vom Baume, wuſch ſich die Augen dreimal mit dem Morgenthau und ſogleich war er ſehend. Dann ſammelte er von dem Thau ſo viel als ihm möglich war in ſeine hohlen Hände und ging ſeines Weges weiter zu der nächſten Stadt. Dort fand er noch das Thor verſchloſſen und weil er ganz nackt war, ſo hielt die Thorwache ihn anfangs für einen Geiſt und wollte vor ſeinem Anblicke entfliehen. Er aber rief ihr zu, daß ſie ſich nicht fürchten ſolle; dann offenbarte er dem Soldaten wie es ihm ergangen wäre und der gab ihm ein Gefäß, darein er den koſtbaren Thau aus der hohlen Hand ſchüttete und verſchaffte ihm Kleidung, womit er ſich bedecken konnte.

So ging er denn alſo in die Stadt hinein mit dem Gefäß, und ſuchte alle Blinden auf, die er nur finden konnte, und beſtrich ihr Angeſicht mit dem Thau, und ein jeder der durch ihn ſein Geſicht wieder erhalten hatte, beſchenkte ihn ſo reichlich als er nur vermochte, ja, er mußte ihnen noch wehren, denn die Armen, die durch ihn ſehend geworden waren, wollten ihm Alles geben was ſie hatten und er bekam reichlich ſein Erbtheil wieder und Alles was ſein Bruder ihm genommen hatte, und ſprach: „Dank iſt der Welt Lohn.“

Als nun die Blinden in der Stadt durch ihn ſehend geworden waren, zog er weiter und ſuchte den reichen Mann auf, der da krank lag, und von dem die Thiere unter dem Galgen ſich unterhalten hatten. In deſſen Hauſe trat ihm gleich die böſe Frau des Reichen entgegen, die an ſeiner Krankheit ſchuld war, und wollte ihn von dem Krankenbette abwehren, und ſprach: Ihrem Manne könne kein Arzt helfen. Er aber ſagte: Dann wolle er ihn wenigſtens in ſeiner Krankheit beſuchen. Da mußte ſie ihn einlaſſen. So wie aber der reiche Mann ihn nur ſah und vernahm, daß er ein Arzt ſei, ward er voller Freuden, ob auch ſchon viele Aerzte vergeblich bei ihm geweſen waren und gelobte ihm mehr als tauſend Reichsgülden, wenn er ihm helfen könne. Er ſuchte die verſchimmelte Rinde hinter der Kommode hervor, kochte eine Brodſuppe davon und nachdem der reiche Mann dreimal davon gegeſſen hatte, war er geſund. Da hielt der getreulich ſein Verſprechen und gab ſeinem Helfer mehr als tauſend Reichsgülden. Der aber ſprach abermals: „Dank iſt der Welt Lohn“ und zog hoch erfreut von dannen.

Er richtete jetzt ſeinen Weg nach dem Königshofe, darauf der Königsbrunnen verſiegt war, da hatten auch ſchon viele Leute verſucht, zu machen daß das Waſſer wieder hervorquelle, und ob auch Alles vergeblich geweſen war, ſo war doch der König voll Freude, als ſich abermals einer meldete, der den Brunnen wieder quellen machen wollte, und gelobte ihm, wenn ihm das gelänge, ſo ſolle er ſeine Krone haben.

Darauf nahm der jüngſte Bruder einen Degen und ſtieg damit in den Brunnen, und da ſaß in einer Ecke ein dicker Lork und ſpie Feuer gegen ihn aus. Den ſpießte er mit ſeinem Degen und da drang das Waſſer mit aller Kraft hinter dem Lork hervor und brauſte ordentlich auf und ſtieg ſo raſch und hoch empor, daß der jüngſte Bruder kaum ſchnell genug aus dem Brunnen kommen konnte. Als er heraus war, wurde er von dem König und dem ganzen Hofgeſinde mit Jubel aufgenommen, und der König hielt Wort und gab ihm die Krone und das ganze Reich. Der junge König aber ſprach abermals: „Dank iſt der Welt Lohn.“ Er ſelbſt aber blieb mildthätig wie er bisher geweſen war, und erbaute neben dem Königshofe, auf dem er mit dem alten Könige zuſammen wohnte, eine große Herberge für arme Reiſende, die durch ſein Reich zogen, und dies Haus und die Herberge beſuchte er alle Tage und ſprach gar freundlich und leutſelig mit den Armen, die dort auf ſeine Koſten verpflegt wurden. Eines Tages aber begab es ſich, daß er ſeinen Bruder unter den armen Reiſenden ſitzen ſah, der war ganz zerlumpt, denn er hatte in der Welt ſein eigenes Erbtheil und dazu alles Hab und Gut, was er ſeinem Bruder abgewonnen hatte, verloren. Wie nun der älteſte Bruder ſich an der warmen Suppe erquickte, die ihm in der Herberge gereicht wurde, ſetzte der König ſich zu ihm und fragte ihn aus, woher er ſei und ob er noch Geſchwiſter habe. Da antwortete der: Er habe nur einen Bruder gehabt, der aber ſei gewiß längſt todt. Darauf hieß der König ihn mitgehen auf ſein Zimmer, und gab ſich zu erkennen; ſogleich aber fiel der älteſte Bruder vor ihm nieder auf ſein Angeſicht und bat um Gnade. Da begnadigte ihn der junge König, und geſtattete ihm, daß er bei ihm auf dem Königshofe bliebe, erzählte ihm, was er erlebt hatte, ſeit ſein Bruder von ihm gegangen war und ſprach: „Siehſt Du nun, mein Bruder, daß Dank der Welt Lohn iſt? hat nicht der Dank der Menſchen mir eine Krone und viele Schätze eingetragen?“

Einſt erzählte der König von den drei Thieren, welche ſich nun bald wieder unter dem Baume treffen mußten, um ſich zu ſagen was ſie wüßten, weil in einigen Tagen die ſieben Jahre wieder herum wären.

Als der älteſte Bruder dies erfahren hatte, machte er ſich heimlich auf und ſuchte die Stelle, an der er ſeinen Bruder einſt geblendet hatte, und ſtieg auf den Baum. Wie nun die Zeit herankam, ging's unten im Laube: patſch, patſch, patſch; damit kam der Bär und ſetzte ſich verdrießlich brummend unter den Baum. Bald darauf kam auch der Löwe und ſetzte ſich neben den Bären. Da ſagte der Bär zum Löwen: „Denke Dir, Bruder, alle unſre Geheimniſſe ſind verrathen. Gewiß hat es der Fuchs gethan.“ „Das ſollte man kaum glauben,“ antwortete der Löwe, „Reineke iſt doch ſonſt nicht ſo dumm.“ „Es kann aber Niemand anders geweſen ſein,“ erwiederte der Bär wieder.

Tripp, tripp, tripp kam der Fuchs an und ſetzte ſich freundlich grüßend zwiſchen den Löwen und den Bären. „Reineke,“ ſagte der Bär mürriſch, „warum haſt Du unſre Geheimniſſe verrathen?“ Und damit gab er ihm gleich eine Maulſchelle, daß er auf den Rücken hinfiel. Da ſchrie Reineke: „Jetzt ſeh ich ihn, der es verrathen hat! Da oben lauſcht er im Baum!“ Danach ſtand er wieder auf; der Bär aber kletterte hinauf, holte den älteſten Bruder herunter und Bär und Löwe zerriſſen ihn. Der jüngſte der Brüder aber erreichte auf ſeinem Throne ein gar hohes Alter in Glückſeligkeit, Tugend und Frömmigkeit.

2. Undank iſt der Welt Lohn.

Es war einmal ein Bauer, dem lag beim Fahren ein Stein im Wege, den hob er auf und da ziſchte eine Schlange darunter hervor, die unter dem Steine eingeklemmt geweſen war. Sie fuhr ſogleich auf ihn los und wollte ihren Retter ermorden, und ſagte, daß Undank der Welt Lohn wäre. Der Bauer ſagte aber: Dank ſei der Welt Lohn, und ſo beſchloſſen ſie drei Stimmen darüber zu hören, und wenn alle ſagen würden, daß Undank der Welt Lohn ſei, ſo ſolle die Schlange den Bauersmann tödten.

Da ſie noch ſo ſprachen, kam ein altes und gedientes Roß daher, das war von ſeinem Herrn verſtoßen und ſagte, Undank ſei der Welt Lohn. Darauf kam ein alter blinder Hund in der Furche herab gegangen, der war auch von ſeinem Herrn verſtoßen und ſagte wieder, Undank ſei der Welt Lohn. Da triumphirte die Schlange ſchon, aber es kam jetzt ein Fuchs, der ſagte: Nach Beſchaffenheit der Umſtände ſei Dank und Undank der Welt Lohn, und ehe er darüber urtheilen könne, ob für diesmal die Schlange dem Bauer Dank ſchuldig ſei, müßte dieſe ſich nochmals unter den Stein legen, den der Bauer von ihr abgewälzt habe. Das that die Schlange auch und als ſie wieder unter dem Steine lag, drückte ihr ſogleich der Bauer und der Fuchs mit dem Steine den Kopf ein.

Da war der Bauer über ſeine Rettung hoch erfreut, dankte dem Fuchs vielmals und ſprach, er ſolle ſich von ihm eine Gnade ausbitten. Da ſprach der Fuchs: „Nun denn, ſo erlaube, daß ich einmal auf Deinen Hühnerhof komme und geſtatte mir, daß ich dort ein paar Hühner, Tauben und Gänſe verzehre.“ Das war der Bauer zufrieden und der Fuchs ſtellte ſich richtig ein.

Als nun aber die Söhne des Bauern ſahen, wie der Fuchs unter ihrem Federvieh wirthſchaftete, ſprachen ſie nach einer Weile: „Das geht doch nicht an, daß der Fuchs unſere ganzen Hühner, Tauben und Gänſe tödtet und wir ſtehen ruhig dabei und ſehen ihm zu.“ Während der Fuchs ſeine Jagd auf dem Bauerhofe fortſetzte und von dem Taubenſchlage nach dem Hühnerſtall rannte, bereiteten ſie ihm Hinterliſt im Gänſeſtalle, ſteckten eine fette Gans in einen Sack und banden ſie darin feſt. Als der Fuchs an den Gänſeſtall kam und in dem Sacke recht verlockend die fette Gans ihr: „Pile! Pile!“ rufen hörte, kroch er zu ihr in den Sack, ſogleich aber drangen die Söhne des Bauern herein, banden den Sack zu, worin eben der Fuchs erſt der Gans den Kopf abgebiſſen hatte, ſchlugen den Fuchs in dem Sacke todt, verzehrten die fette Gans ſelbſt zum Abendbrode und da hatte der Fuchs zuletzt doch erfahren, daß Undank der Welt Lohn ſei.

3. Der Fuchs und die Gans.

Es fing einmal ein Fuchs eine Gans und wollte ſie eben verzehren. Da bat ſie, daß er ihr doch geſtatten möchte vor ihrem Ende noch einmal zu tanzen. Der Fuchs dachte: „Das kann ich ihr wohl gewähren, ſie ſoll mir nachher um ſo beſſer ſchmecken, wenn ich ihr dabei zugeſehen habe.“

Als nun die Gans die Erlaubniß hatte, hob ſie ſich mit den Füßen mehrmals ein wenig vom Boden auf, machte dabei auch die Flügel aus einander und begann vor dem Fuchs recht artig zu tanzen, wie die Gänſe thun bevor ſie anfangen zu fliegen. Nachdem ſie aber ſo eine Weile zum großen Vergnügen des Fuchſes getanzt hatte, flog ſie davon. Da hatte der Fuchs nichts als das Nachſehen und weil dies bei einem Gänſebraten, wie Du weißt, nicht viel ſagen will, ſo ſprach er: „Wie diesmal ſoll es mir gewiß nicht wieder ergehen: vor dem Eſſen iſt kein Tanzen wieder.“

---

4. Das goldene Salzfaß, der goldene Haspel und der Tannenzweig.

Es war einmal ein König, der wollte eine Reiſe machen und fragte ſeine drei Töchter, was er ihnen mitbringen ſolle. Die älteſte ſprach: „Bring mir ein goldenes Salzfaß mit;“ die zweite ſagte: „Mir, Vater, einen goldenen Haspel;“ und die jüngſte: „Mir bring das mit, was Dich auf dem Wege an den Kopf ſtößt.“ Darnach reiſte der König ab. Als er ſeine Reiſe faſt vollendet hatte, ging er in eine Stadt und kaufte hier ſeinen beiden älteſten Töchtern das goldene Salzfaß und den goldenen Haspel, an den Kopf aber hatte ihn noch nichts geſtoßen, und er dachte: was wird nun mein jüngſtes Kind ſagen, wenn ich ihm nichts mitbringe? Ehe der König jedoch nach ſeinem Schloſſe kam, führte ihn ſein Weg noch durch einen großen Wald. Als er mitten darin war, ſtieß ihn ein Tannenzweig an den Kopf. Den brach er ab und dachte: ich will ihn meiner jüngſten Tochter mitnehmen. Da ſtand auf einmal ein Löwe neben ihm und ſprach: „Gib mir Deine jüngſte Tochter.“ „Nein, die gebe ich Dir nicht,“ ſagte der König. „So mußt Du ſterben,“ entgegnete der Löwe. Da verſprach der König dem Löwen ſeine jüngſte Tochter, und der ſprach: „Setze Dich auf meinen Schwanz.“ Da ſetzte ſich der König auf den Schwanz des Löwen und ſo jagte der wie im Fluge dem Schloſſe zu. Aber der König war nun ſehr betrübt über das Geſchick ſeiner jüngſten Tochter, ſann hin und her und ließ endlich des Kuhhirten Tochter holen, zog ihr ſchöne Kleider an und gab ſie dem Löwen und ſprach: „Hier, Löwe, haſt Du meine jüngſte Tochter.“ Da mußte ſich das Mädchen auf den Schwanz des Löwen ſetzen und ſo jagten ſie fort. Als ſie im Walde waren, ſagte der Löwe: „Steig ab.“ Nach einer Weile fragte der Löwe: „Nun ſage mir, was es an der Zeit iſt.“ Das Mädchen ſprach: „Es iſt nun die Zeit, da mein Vater mit den Kühen in der Ruhe liegt.“ Da merkte der Löwe, daß er betrogen war und ſagte: „Du biſt die Rechte nicht, ſetze Dich auf meinen Schwanz.“ Da ſetzte ſich das Mädchen wieder auf den Schwanz des Löwen und jagte nach dem Schloſſe. Er klopfte höflich an die Thür im Schloſſe und ſagte zum Könige: „Gib mir das rechte Kind.“ Da ſchickte der König hin und ließ des Schweinehirten Tochter holen, zog ihr noch viele ſchöne Kleider an und ſagte zum Löwen: „Nun haſt Du die Rechte.“ „Setze Dich auf meinen Schwanz,“ ſprach der Löwe zu ihr, und lief ſo dem Walde zu. Im Walde ſagte er: „Steig ab,“ und nach einer Weile ſprach er: „Sage mir, wie es an der Zeit iſt.“ Das Mädchen ſprach: „Es iſt nun die Zeit, daß mein Vater mit den Schweinen in der Ruhe liegt.“ Da merkte der Löwe, daß er abermals betrogen war und ſprach: „Mein Kind, Du biſt die Rechte nicht, ſetze Dich auf meinen Schwanz.“ Da ſetzte ſich das Mädchen auf und der Löwe rannte davon. Im Schloßhofe brüllte er ſo fürchterlich, daß Alles zitterte. Der König aber kam ängſtlich herbei und fragte: „Was fehlt Dir denn, lieber Löwe?“ Der ſagte: „Du haſt mich wieder betrogen und die Rechte nicht hergegeben, gibſt Du mir nun nicht das rechte Kind, ſo mußt Du ſterben.“ Da wurde der König bange und holte ſeine jüngſte Tochter herbei, und gab ſie dem Löwen. Das Mädchen mußte ſich auf den Schwanz des Löwen ſetzen und ſo rannte er fort. Im Walde ſagte der Löwe: „Steig ab,“ und nach einer Weile fragte er, wie es an der Zeit ſei. Da ſprach das Mädchen: „Es iſt nun die Zeit, daß mein Vater und meine Mutter am Tiſche ſitzen und eſſen mit goldenen Meſſern und Gabeln.“ Da freute ſich der Löwe, daß er die Rechte hatte, und ſagte: „Nun ſteig auf, mein Kind.“ Das Mädchen ſtieg wieder auf und der Löwe lief mit ihr weit, weit hin.

Endlich kamen ſie vor ein Schloß, das ſtand ſchon lange, lange leer, da gingen ſie hinein. In dem Schloſſe hingen viele Säbel und andere Waffen, davon nahm der Löwe einen Säbel und gab ihn dem Mädchen in die Hand und ſagte: „Hau mir den Kopf ab." „Nein," ſagte das Mädchen, „das thue ich nicht." „So mußt Du ſterben," ſprach der Löwe. Da hieb ihm das Mädchen den Kopf ab. Auf einmal war die Geſtalt des Löwen verſchwunden und ſtatt deſſen ſtand ein junger ſchöner Prinz vor ihr und warb um ihre Hand. Sie gab ſie ihm und dann reiſten ſie beide zu des Mädchens Vater. Der gab ihnen ſeinen Segen und nun ging der junge Prinz mit ſeiner Frau nach ſeinem Schloſſe. Da lebten ſie lange und glücklich.

5. Die Goldtochter und die Hörnertochter.

Einem Manne ſtarb ſeine Frau und hinterließ ihm eine vierzehnjährige Tochter. Seinem Hauſe gegenüber aber wohnte eine Wittwe, die hatte auch eine vierzehnjährige Tochter und die beiden Mädchen waren Geſpielinnen. Wenn nun des Mannes Tochter in ihrem Hauſe war, dann ſprach ſie immer zu ihr: „Sage Deinem Vater doch, daß er mich heirathet, dann ſollſt Du es gut haben." Und wiewohl die Frau ſo häßlich war, daß ſie ſich täglich mit ſüßer Milch wuſch, damit ihr Geſicht ſchöner ausſah, ſo ließ der Mann ſich von ſeinem unſchuldigen Töchterlein doch bereden und freite ſie. Dieſe erhielt von der Zeit an mehr Schläge als Brod und das Frühſtück gab ihr die Frau jeden Morgen mit einer Haſelruthe, ihrer rechten Tochter aber ſetzte ſie vor vom Schönſten und Beſten.

Eines Nachts träumte das arme Mädchen, daß ſie ſich aufmachen und über ſieben Berge gehen ſolle. Das ſagte ſie am Morgen ihrem Vater und er ſprach, daß ſie thun ſolle, wie ihr der Traum geheißen, wenn ihr derſelbe Traum noch zweimal käme. Als ſie das Gebot noch zweimal im Traume erhalten hatte, bekam ſie von ihren Eltern einen halben Käſe und ein Stück Brod, machte ſich auf, und wie ſie ſchon über mehrere Berge gegangen war, kam ſie am Abende vor ein Haus, da guckte eine alte Frau heraus, die fragte das Mädchen, ob es dort nicht übernachten könne. Die Alte weigerte das anfangs, nahm aber endlich das Mädchen ins Haus, das eine Rieſenwohnung geweſen iſt, ließ ſich von ihr in der Wirthſchaft helfen, und verſteckte es unter eine Tonne. Eine Zeit darauf kam der erſte Rieſe nach Haus und ſagte, er rieche Menſchenblut; die Alte aber ſagte, es ſei Niemand da. Die Frau beruhigte auch den zweiten Rieſen, als er kam, und ſo fort, bis der ſiebente, der heimkehrte, das Mädchen unter der Tonne fand. Da lobte aber die Alte das Mädchen und ſagte, daß es ihr geholfen hätte in der Wirthſchaft, und da gaben ihr die Rieſen einen Zettel und ſagten, wenn auf ihrer Reiſe ihr Jemand etwas zu leide thun wolle, ſo möge ſie nur den Zettel vorzeigen.

Als das Mädchen wieder einen Tag gewandert und über mehrere Berge gegangen war, kam es wieder vor ein Haus, da ſchaute eine Alte heraus, der half ſie wieder in der Wirthſchaft, ward unter eine Tonne verſteckt und darunter vom ſiebenten Rieſen, der in das Haus zurückkehrte, aufgeſpürt. Allein die Alte bezeugte ihr wieder, daß ſie fleißig in der Wirthſchaft geholfen habe, und da ſagten ihr die Rieſen: wenn ſie noch einen Tag gegangen wäre, ſo käme ſie abermals vor ein Haus, das ſei ein Zwergenhaus, bei dem ſei ein Brunnen und neben dem Brunnen läge ein zerbrochener Topf, den ſolle ſie wieder heil machen und dann ſolle ſie den Zwergen die ſieben Bettlein bereiten. Alſo that ſie auch, ging über die letzten von den ſieben Bergen, kam vor das Zwergenhaus, machte den Topf am Brunnen heil und als ſie auch die ſieben Bettlein gemacht hatte, legte ſie ſich in das letzte hinein, und da kamen die ſieben Zwerge heim und riefen:

Wer iſt in unſerm Haus geweſen!
Was wäre der wohl werth!

Und darauf antworteten ſie alle:

Der müßte goldne Haare haben.

Da hat das Mädchen auch alſogleich goldne Haare gehabt, mußte aus dem Bett ſteigen und mit den Zwergen eſſen. Nach der Mahlzeit füllte es Waſſer ein in einen Krug, den ihm die Zwerge reichten, wünſchte ſich mit dem Krüglein nach Hauſe, und da iſt es auch gleich zu Hauſe geweſen.

Als die alten Leute ſahen, daß ihre eine Tochter mit goldnen Haaren heimkehrte, gaben ſie der andern Tochter auch Käſe und Brod und ſchickten ſie auch über die ſieben Berge zu den ſieben Zwergen. Es kam auch am Abende des erſten Tages vor das erſte Rieſenhaus, wurde von der Alten unter der Tonne verſteckt, weil es ihr aber nicht geholfen hatte in der Wirthſchaft, ſo ſagten es die Rieſen am andern Morgen ohne den Zettel aus dem Hauſe, und hätten es getödtet, wenn nicht die Alte für ſie gebeten hätte. Doch fand es am zweiten Abende in der zweiten Rieſenwohnung Aufnahme, und es begab ſich Alles wie zuvor. Weil es aber der Alten nicht in der Wirthſchaft geholfen hatte, ſo ſagten ihm die Rieſen am andern Morgen: wenn es in das Zwergenhaus käme, ſo ſolle es den Topf an dem Brunnen zerſchmeißen und die Bettlein über und drüber werfen. So that das böſe Mädchen auch, warf den Topf am Brunnen entzwei und die Bettlein der Zwerge über und drüber, daß die Federn weit umherflogen. Als da die ſieben Zwerge heimkamen, fragten ſie:

Wer iſt in unſerm Haus geweſen!
Was wäre der wohl werth!

Und da antworteten ſie:

Daß er den Kopf voll Läuſe hätte

Da hatte das Mädchen auch gleich den Kopf voll Läuſe, bekam auch kein Krüglein von den ſieben Zwergen, darein es Waſſer einfüllen konnte, und weil es kein Krüglein mit Waſſer gefüllt in der Hand trug, ſo mußte es zu Fuß heimgehn über die ſieben Berge, das ward ihm gar ſauer. Die Rieſen aber ſahen ſelbſt zum Fenſter heraus und ließen es an den beiden Abenden nicht in ihre Häuſer ein, da mußte es die Nächte im Walde ſchlafen, auch brachte es nichts von dem köſtlichen Waſſer heim.

Das verdroß die böſe Frau und nach einer Weile wollte ſie ihre Stieftochter in Gefahr ſchicken und zeigen, daß ſie doch nicht mehr könne und nicht beſſer ſei als ihre rechte Tochter. Darum ſtellte ſie ſich krank und ſagte:

ſagte: ſie habe Luſt Erdbeeren zu eſſen, die ſolle ihre Stieftochter aus dem Walde holen; es iſt aber mitten im Winter geweſen. Dennoch ging das gute Mädchen getroſt in den Wald und ſah darin bald von Ferne drei Männer ſitzen, die ſich ein Feuer angezündet hatten und ſich daran wärmten. Das Mädchen ging auf die Drei zu und fragte ſie recht artig, ob ſie ſich nicht auch an dem Feuer ein wenig wärmen dürfe. Das erlaubten ſie ihr und machten ihr einen Platz zurecht, worauf ſie ſich hinſetzen ſollte. Als ſie nun ſo beiſammen ſaßen, zog ſie ihr Frühſtück heraus, theilte es unaufgefordert mit den Dreien, ward aber doch ſatt von den wenigen Biſſen, die ſie übrig behielt. Die drei aber waren: Gott, Chriſtus und der heilige Geiſt. Als ſie nun alle gegeſſen und ſich gewärmt hatten, da ging Chriſtus hin und pflückte ihr mitten im Schnee einen Korb voll ſchöner dicker Erdbeeren, Gott aber wünſchte ihr, daß ſie von Anſehn und Geſtalt noch viel ſchöner würde, als ſie in ihren goldnen Haaren ſchon war, und daß bei jedem Worte, das ſie ſpräche, ein Goldklümpchen aus ihrem Munde fallen ſollte. Danach ging ſie mit den Erdbeeren heim. Zu Hauſe freute ſich die böſe Stiefmutter wohl über die Erdbeeren und verzehrte ſie mit Begier, las auch, wie Du Dir wohl denken kannſt, gar fleißig mit ihrem Manne die Goldklümpchen auf, welche der guten Tochter bei jedem Worte aus dem Munde fielen, ärgerte ſich aber doch, daß dieſe noch ſchöner geworden war. Darum reinigte ſie ihre rechte Tochter von Ungeziefer und ſprach: „Nun gehe hin, und hole mir auch ein Körbchen voll Erdbeeren, vielleicht wirſt auch Du dabei ſo köſtliche Gaben gewinnen.“

Das Mädchen ging in den Wald, kam zu den dreien am Feuer, aber ſie machten ihr kein Plätzchen zum hinſetzen zurecht, das verdroß ſie gar ſehr und ſie bot ihnen nichts von der Speiſe, die ſie mitgebracht hatte. Nachdem ſie allein davon gegeſſen und noch etwas übrig behalten hatte, bat ſie, daß ſie ihr auch Erdbeeren geben möchten; die drei ſagten aber: wie ſie denn das könnten? es ſei ja mitten im Winter. Da ging ſie ſelbſt hin und ſuchte und ſuchte, fand aber nicht Eine Erdbeere. Klagend kam ſie wieder zu den dreien am Feuer, wärmte ſich abermals, aß ihre Speiſen vollends auf, gab ihnen aber wieder nichts ab. Da ſie nun aufbrach und nach Haus wollte, da beſtimmte Gott dem böſen Mädchen zur Strafe, daß ſie Höner vor den Kopf bekäme und daß bei jedem Worte, welches ſie ſpräche, ſich das Haus drehen ſollte. Darauf ging ſie zu ihrer Mutter, die war ungehalten, daß ſie keine Erdbeeren brächte und ärgerte ſich über die Hörner, welche ſie vor dem Kopfe trug.

Eines Tages ſtand das Mädchen mit goldnen Haaren am Waſſer und wuſch. Da kam ein Graf vorbei geritten, forſchte wie der Weg ginge und verwunderte ſich dabei gar ſehr über ihre Schönheit. Sie beſchied ihn auch, er aber bat, daß ſie ihn doch eine Strecke weit führen möchte. Das that ſie, und als ſie zurückgehen wollte, bot er ihr die Hand, hielt ſie dann feſt, zog die Goldtochter auf ſein Pferd, nahm ſie mit auf ſein Schloß und heirathete ſie.

Als ſie ein Kind bekommen hatte, ſchrieb ſie an ihren Vater, daß ſie des Grafen Gemahlin ſei und lud ihn zum Beſuch ein. Weil aber ihr Vater gerade in den Wald gegangen war, ſo las die böſe Stiefmutter den Brief und ging mit der Hörnertochter hin und beſuchte die Gräfin, als der Graf nicht daheim war. Dieſe nahm ſie freundlich auf und führte ſie im ganzen Schloſſe und Allem, was dazu gehörte, umher. Als ſie ihnen dabei auch das Fiſchloch zeigte und ſelbſt Fiſche herausnehmen und ſie für ihre Mutter und ihre Schweſter braten wollte, ſtürzte die böſe Alte ſie hinein, lief mit der Hörnertochter ſchnell davon und hieß dieſe ſich an des Kindes Seite legen. Da nun der Graf nach Haus kam, begrüßte er ſeine Gemahlin, erſchrak gar ſehr über ihre Hörner, ahnte aber nicht, was vorgefallen war, und wollte vor Schmerz über die Verunſtaltung ſeiner Gemahlin faſt ſterben. So verging der Tag; in der Nacht aber kam eine holde Geſtalt mit einer Kette auf den Hof, rief den Pudelhund, den ſie dort hatten, bei Namen und befahl ihm das Kind zu holen. Der Hund brachte es, die holde Geſtalt ſah es an, wuſch es ab und ſprach:

Schlafen ſie denn alle ſo ſehr,
Und mein Kind das weint ſo viel,
Dreimal erſchein' ich,
Einmal bin ich ſchon dageweſen;
Werd' ich dann nicht mit einem goldnen Schwert erlöſt,
So muß ich in dieſem kalten Waſſer ertrinken.

Bei jedem dieſer Worte aber fiel der Gräfin ein Goldklümpchen aus dem Munde, die las ſich der Splitterjunge auf, der das allein hörte, und erzählte am andern Tage Alles dem Grafen. Da beſchloß der Graf, in der zweiten Nacht mit ihm zu wachen und da kam die Gräfin mit der Kette wieder und bei jedem Wort fielen ihr wie zuvor die Goldklümpchen aus dem Munde und ſie ſprach:

Schlafen ſie denn alle ſo ſehr,
Und mein Kind das weint ſo viel;
Dreimal erſchein' ich,
Zweimal bin ich ſchon dageweſen:
Werd' ich dann nicht mit einem goldnen Schwert
erlöſt,
So muß ich in dieſem kalten Waſſer ertrinken.

Auch diesmal aber rief ſie dem Pudelhund, ließ ſich von ihm ihr Kind bringen, wuſch es ab und dann trug es der Hund wieder zu der Hörnertochter. Der Graf las aber diesmal ſelbſt die Goldklümpchen auf, die ihr aus dem Munde gefallen waren, trug ſie am Tage zum Goldſchmied und ließ ſich ein güldnes Schwert davon ſchmieden. In der dritten Nacht kam die holde Geſtalt wieder, und wie ſie ihr Kind wuſch, ſprach ſie:

Schlafen ſie denn alle ſo ſehr,
Und mein Kind das weint ſo viel;
Dreimal erſchein' ich,
Dreimal bin ich ſchon dageweſen;
Werd' ich nun nicht mit einem goldnen Schwert
erlöſt,
So muß ich in dieſem kalten Waſſer ertrinken

Da ſprang der Graf hinzu, ſchlug die Kette, welche die Gräfin an ſich trug, von einander und dadurch war ſie erlöſt und ward von Neuem ſein holdes Weib. Am anderen Tage ließ der Graf die böſe Stiefmutter mit der Hörnertochter verbrennen und den alten Vater der Gräfin nahmen ſie zu ſich, der hatte es gut bei ihnen bis an's Ende.

6. Die Zwergmännchen.

Ein Schweinhirt hatte viele Söhne, von denen trieb der älteſte mit den Ferken aus. Draußen aber machte er ſich eine Pfeife und lehrte ſeinen ſechs Ferken das Tanzen nach der Pfeife. Als ſie es gelernt hatten und herangewachſen waren, zog er damit nach der Stadt und ließ ſie vor dem Königsſchloſſe tanzen. Da ſchaute die Frau Königin zum Fenſter aus und freute ſich über die tanzenden Schweine, ließ auch dem Schweinejungen Zucker und Roſinen reichen und hieß ihrem Säckelmeiſter mit ihm um eins der Schweine handeln. Allein der Schweinejunge ſagte: „Darüber iſt kein andrer Handel, als wenn ich die Frau Königin für das erſte Schwein einmal ein wenig ins Ohr kneifen darf.“ Das erlaubte ihm die Frau Königin, er aber gab ein Schwein hin und zog mit den übrigen Schweinen nach Hauſe.

Als er nach Hauſe kam und ſein Vater ſah, daß ein Schwein fehlte, wollte er das Geld dafür ſehen. Der Schweinejunge erzählte, wie er die Königin dafür ein wenig ins Ohr gekniffen hätte, und bekam zur Strafe, weil er kein Geld mitgebracht, von ſeinem Vater Schläge.

Nach einer Weile trieb er mit den übrigen fünf Ferken wieder vor das Königsſchloß und ließ ſie nach ſeiner Pfeife tanzen. Frau Königin ſchaute wieder zum Fenſter heraus, ließ ihm Zucker und Roſinen zu eſſen geben und ſchickte ihren Seckelmeiſter, eins von den fünf Schweinen zu kaufen. Da ſagte er wieder, daß er es nur hingäbe, wenn er die Frau Königin dafür ein wenig in's Ohrläppchen kneifen könne. Die Frau Königin aber kam lächelnd herbei und ließ ſich von ihm am Ohr zauſen und bekam eins von den fünf Schweinen dafür. Als er ſeinem Vater wieder kein Geld brachte, bekam er noch mehr Peitſchenſchläge, als zuvor. So ging es fort bis das letzte Schwein an die Frau Königin verhandelt war, wonach ſein Vater ihn am ganzen Leibe blutig ſchlug.

Als die Frau Königin die ſechs Ferkel zuſammen hatte, ſpitzte ſie das Mäulchen und pfiff, daß ſie danach tanzen ſollten; allein vergebens, denn die ſechs Schweine rührten ſich nicht. Darauf bot ſie ihr ganzes Muſikcorps auf, aber die Schweine erhoben ſich nicht und fingen nicht zu tanzen an. Da gab ſie ihren Dienern Befehl, daß ſie den Schweinejungen mit der Pfeife herbringen ſollten, und ſie dachte ihm die Pfeife nun auch noch abzukaufen. Die Diener aber ſpürten ihn auf und fanden ihn krank von den Schlägen auf dem Lager liegen in ſeines Vaters Hauſe. Doch folgte er ihnen mit ſeiner Pfeife, bekam auch wieder Zucker und Roſinen und die ſechs Schweine machten zu ſeiner Muſik die allerluſtigſten Sprünge. Als nun die Frau Königin diesmal ſelber den Handel mit ihm abſchließen wollte, bemerkte ſie, daß ſein Körper blutrünſtig war, und fragte ihn nach der Urſache, und er ſagte, daß ſein Vater ihn immer mit der Peitſche geſchlagen, wenn er kein Geld für die Schweine heimgebracht. Darüber lachte die Frau Königin, wandte ſich aber um und ſagte: „Ich könnte es nicht verantworten, wenn der arme Narr noch einmal ſo von ſeinem Vater gemißhandelt würde. Mein Seckelmeiſter ſoll ihm mit Gewalt die Taſchen voll Geld ſtecken, dafür aber ſollen ihm meine Diener die Pfeife wegnehmen und ihn dann vom Königshofe hinweg führen.“

So geſchah es auch und bald ſtand der Schweinejunge mit gefüllten Taſchen draußen allein im Walde, die Frau Königin aber blies mit vollen Backen auf ſeiner Pfeife und die ſechs Schweine tanzten luſtig danach und war dazumal großer Jubel und viele Luſtbarkeit auf dem Königshofe.

Der Schweinejunge war traurig, zürnte der Königin und wollte mit dem vielen Gelde, das er nicht achtete, zu ſeinem Vater zurückkehren; da kam ein Zwergmännchen daher, klagte ſehr über die ſchlechten Zeiten, ſagte auch, daß es in Noth ſei, und bat um einen Zehrpfennig. „Nach Pfennigen greife ich jetzt nicht mehr in die Taſche,“ ſagte der Schweinejunge, und gab ihm einen Ducaten.

Nach einer Weile kam wieder ein Zwergmännchen, klagte auch über die ſchlechten Zeiten und bat wieder um einen Zehrpfennig. Da gab er wieder einen Ducaten hin, und ſo kamen noch viele Zwergmännchen an und jedes erhielt ſeinen Ducaten. Der letzte Zwerg aber ſagte: „Die Ducaten, die Du uns gabſt, ſollen Glücksducaten für Dich werden; wenn Du in Noth biſt, ſo magſt Du uns nur rufen.“

Der Schweinejunge hatte nun nur noch zehn Ducaten, und als er damit weiter ging, begegnete ihm der Böſe mit einem hübſchen Pferde. Der Junge kannte aber den Böſen noch nicht und fragte, was das Pferd koſten ſolle. „Weil Du es biſt,“ ſagte der Böſe, „ſo laſſe ich Dir's für zehn Ducaten, es iſt aber unter Brüdern hundert werth. Die übrigen achtzig Ducaten will ich Dir ſchenken und Du kannſt Dich gleich aufſetzen, unter dem Beding, daß Du zuerſt mit nach meinem Schloſſe reiteſt.“

Das war der Schweinejunge wohl zufrieden, denn der Teufel erſchien ihm wie ein feiner und liebreicher Herr. Als ſie aber in das Schloß des Teufels kamen, ſprach der: „Jetzt biſt Du in meiner Gewalt. Wiſſe alſo, daß ich der Teufel bin, und weil ich Dir achtzig Ducaten an dem Pferde geſchenkt habe und Du das angenommen haſt, ſo will ich Dir den Hals umdrehen, wenn Du mir nicht drei Aufgaben löſen kannſt.“ Es war aber die erſte Aufgabe des Teufels, daß er aus einer Kuh ein Pferd machen müſſe; die zweite: um ſein Teufelsſchloß müſſe er eine zehn Fuß hohe und zwei Fuß dicke Mauer ziehen, die Steine dazu waren ſchon vorhanden. Die dritte Aufgabe war: der Teufel hätte zwiſchen ſeinen Jungfern im Schloß eine Prinzeſſin, die ſollte er zwiſchen den übrigen Jungfern herausſuchen, müſſe aber beim erſten Griff ſogleich die Prinzeſſin herausfinden.

Als dem Jungen ſolches eröffnet war, ging er in den Stall, darin die Kuh ſtand und der Teufel ſchloß ihn bei. Er aber wußte nicht, was er thun ſolle. Da fielen ihm die Zwerge ein und er rief alſo:

„Zwergmännichen ich rufe Euch,
Kommt her, ich bin in Noth;
Ich weiß es, Ihr könnt helfen mir,
Ich gab Euch Geld zu Brod.“

Da erſchien ſogleich eine Schaar Zwerge, fraßen die Kuh bei Stumpf und Stiel auf, darauf zogen ſie ein Pferdchen aus der Taſche ſo groß wie ein Spielpferd, daſſelbe wurde immer größer und hatte zuletzt die Größe eines gewöhnlichen Reitpferdes. Als der Teufel kam, war ſchon alles fix und fertig, und er fand ſtatt der ſchlechten Kuh das beſte Pferd.

Nun ging es aber an die Maurerarbeit, da ſagte der Schweinejunge wieder ſein Sprüchlein und die Zwerge kamen in großen Schaaren herbei. Sie konnten ſich aber unſichtbar machen, ſo daß ſie der Teufel nicht ſah, und es waren der Zwerge ſo viele, daß auf jeden Zwerg kaum fünf Steine kamen, die er legen mußte an der ganzen großen Mauer. So ſtand denn dieſe alsbald fertig da, gar hoch und breit, und nun gings an die dritte Arbeit.

Als der Junge ſein Sprüchlein geſagt hatte, kam der letzte von den Zwergen allein an und gab ihm eine Ruthe, die ſollte er krumm biegen und damit auf die Jungfern zielen, die alle ganz gleich ausſähen, ganz ſchwarz wären und alle auf einem großen Saale aufgeſtellt würden; er ſagte auch, diejenige, welche die losgelaſſene Ruthe berührte, wäre die Prinzeſſin. Der Schweinejunge aber traf richtig mit der Ruthe die Prinzeſſin und hatte dieſe jetzt erlöſt, deshalb rief eine Stimme:

Prinzeſſin! bring dem Höchſten Dank!
Du biſt befreit vom Höllenbrand.

Als der Böſe das hörte, ſprach er: „Jetzt gehört Dir die Prinzeſſin und die beiden Pferde von Rechtswegen.“ So ſetzte der Schweinejunge ſich ſelbſt auf das Pferd, das er für zehn Ducaten gekauft, nachdem er zuvor die Prinzeſſin auf das andere Pferd gehoben, das er von den Zwergen erhalten hatte. Darauf zogen beide hin zu dem Vater der Prinzeſſin, der ein mächtiger König war, und ſogleich wurde ſeine Hochzeit veranſtaltet. Auf der Hochzeit aber war auch die Frau Königin eingeladen, welcher der Schweinejunge immer die

Ohren gezauſt hatte, und ſie tanzte mit dem alten Schweinhirten, der ſeinen Sohn immer geprügelt hatte, den Ehrentanz. Die Frau Königin aber hatte ihre Pfeife und ihre ſechs Schweine mitgebracht, und wenn die andern müde waren zu tanzen, ſo mußten die ſechs Schweine nach der Pfeife der Frau Königin tanzen, und ſie tanzten noch ſchöner als alle die Hochzeitgäſte.

7. Bienchens Haus.

Es arbeitete ein Mann in einem Walde und ſeine älteſte Tochter ſollte ihm das Eſſen dahintragen. Als ſie aber in den Wald kam, trat ſie auf einen Draht, deren dort viele gelegt waren, und ſogleich gings: Klingelingling! denn an den Drähten waren Glocken, die hingen in einer Höhle, und da ſprang auch ſogleich ein graues Männchen hervor und brachte das Mädchen in ſeine Höhle. Das Mädchen mußte bei ihm bleiben und er ſagte, daß er ſie freien wollte, ritt auch endlich zu Pferde gar luſtig von dannen und ſprach, daß er die Hochzeitgäſte bitten wolle, wie des Brauchs iſt. Vorher aber gab er dem Mädchen alle Schlüſſel, daß ſie die Hochzeit zurüſten ſolle, und verbot ihr nur die Thür Eines Zimmers zu öffnen. Allein das Mädchen ward neugierig und beſah auch dieſes Zimmer. Während deſſen kam das graue Männchen zurück und tödtete ſie, weil ſie ſeinem Befehl nicht gehorcht hatte.

Nun ſollte einſt die zweite Tochter des Mannes ihrem Vater das Eſſen in den Wald tragen, die trat wieder auf den Draht und es begab ſich alles wie zuvor. Als das graue Männchen gar luſtig ausgeritten war, die Hochzeitgäſte zu bitten, fand es auf der verbotnen Kammer die Leiche ihrer Schweſter und erſchrak darüber ſo, daß ſie vergaß die Thür zu ſchließen, da ſie hinausging. Daran erkannte das graue Männchen, daß ſein Gebot übertreten war, und tödtete ſie.

Einſtmals ſollte die dritte Tochter ihrem Vater das Eſſen in den Wald tragen, da begab ſich Alles wie zuvor, denn es ſah die Leichen ſeiner beiden ältern Schweſtern auf der Kammer und wurde gleich ihnen getödtet. Auch die vierte Tochter des Mannes kam mit ihrer Speiſe in den Wald, trat auf den Draht, daß es ging: Klingelingling! und das graue Männchen ſprang herbei und führte es in die Höhle. Bald ſtieg das graue Männchen zu Pferde, jubelte und ritt aus, die Hochzeitgäſte zu bitten; hieß ihm aber wieder die Hochzeit zurüſten und verbot ihm die Thür. Allein das Mädchen war nicht minder neugierig als ſeine Schweſtern, und fand auf der verbotnen Kammer die Leichen der vier andern. Weil es aber klüger war und wohl merkte, daß ſein Ungehorſam dem grauen Männchen nicht verborgen bleiben würde, ſo wollte ſie entfliehen. Darum legte ſie ihre Kleider ab, tauchte ſich in eine Tonne mit Honig, die auf die Hochzeit daſtand, und wälzte ſich nachher in einem Haufen bunter Federn von allerlei Gevögel, daß ſie gar luſtig anzuſehen war wie ein bunter Fledervogel. Dann nahm es ſeine älteſte Schweſter, gab ihr einen Beſen in die Hand und ſtellte ſie hinter die Hausthür, als ob ſie den Hausflur ausfegte. Danach ſetzte ſie die zweite Schweſter mit einem Scheuerwiſch in die Stube, als ob ſie niedergekniet wäre und ſcheuerte. Die dritte Schweſter ſtellte ſie an ein Feuer bei den Reisbrei und die vierte an ein ander Feuer bei den Braten.

Nun bürſte ſie als ein ſchöner Fledervogel davon, und es dauerte nicht lange, da ſah ſie das graue Männchen gar luſtig daher traben. Da ſtieg das Mädchen auf einen Baum, und als es vorbeikam, rief es den ſchönen Vogel an und ſprach:

„Fledervogel, wo kommſt Du her?“

Antwortete das Mädchen:

„Ich komme aus Bienichen ſein Haus.“

Fragte das Graumännchen weiter:

„Was macht Bienichen ſeine junge Braut?“

Antwortete das Mädchen:

„Sie kocht die Schwein', ſie macht die Brat',
Weil der junge Herr Hochzeit hat.“

Da lachte dem Graumännchen vor Freuden das Herz und es trabte weiter, das Mädchen aber eilte nach ſeines Vaters Hauſe zu.

Als Graumännchen in die Höhle kam, ſtand da die älteſte Schweſter mit dem Beſen in der Hand, und er meinte, das ſei die Braut, und ſprach zu ihr: „Ei, Du ſchöne junge Braut, wie wohl erfüllſt Du meine Gebote! Nun warte nur, bald kommen die Hochzeitgäſte!“

Es war aber die Höhle ſehr groß und hatte viele Gemächer, und das Graumännchen ging von einem in's andere, und wie er einmal in die Stube kam, kniete da die zweite Schweſter mit dem Scheuerwiſch in der Hand am Boden, da meinte er wieder, das ſei die Braut und ſprach: „Ei du ſchöne junge Braut, wie wohl erfüllſt Du mein Gebot und wie biſt Du ſo flink! Meinte ich nicht eben noch, Du fegteſt draußen das Haus?“ Und wie er einmal bei das Feuer kam, worauf der Reisbrei ſtand, war da die dritte Schweſter mit der Kelle, da ſprach er wieder: „Ei, Du ſchöne junge Braut, wie wohl erfüllſt Du mein Gebot und wie biſt du ſo flink! Meinte ich nicht eben noch, Du ſcheuerteſt die Stube?“ Nach einer Weile kam er bei dem andern Feuer vorbei, das ſchlug hohe Flammen und die vierte Schweſter ſtand davor und hielt den Bratſpieß. „Ei,“ ſprach er da, „Du ſchöne junge Braut, wie biſt Du doch ſo flink! Meinte ich nicht eben noch, Du kochteſt den Reisbrei und nun ſtehſt Du ſchon wieder hier und hältſt den Bratſpieß?“

So ging das graue Männchen noch lange voller Freuden in ſeiner Höhle herum. Weil es aber endlich einmal in die verbotene Kammer ging und ſah, daß die vier todten Schweſtern nicht mehr darin waren, ſo merkte es, daß es betrogen worden und daß der Fledervogel ſeine rechte Braut geweſen war. Da ſtieg es wieder zu Pferde und jagte hinter dem Mädchen drein. Das hatte aber unterdeſſen, daß er ſo vergnügt in ſeinem Hauſe herum gegangen war, einen weiten Vorſprung erhalten. Als es eben in ſeines Vaters Haus trat, hatte er's zu Pferde faſt erreicht und warf ſein großes ſcharfes Meſſer nach ihm. Das Mädchen aber ſchlug eben ſchon die Thür hinter ſich zu, da fuhr das Meſſer in die Thür und des Mannes jüngſte Tochter war gerettet und er freute ſich, daß er ſeiner Kinder eins wieder bei ſich hatte.

8. Von der Stadt Sedelſia und dem Vogel Fabian.

Ein Mann von geringem Stande hatte bereits ſechs Kinder, und als ſeine Frau das ſiebente zur Welt brachte, mußte er eine Reiſe antreten und befahl ihr, den erſten Beſten zu Gevatter zu bitten. Nach einiger Zeit kam ein Bettler des Weges, den rief ſie an und bat ihn zu Gevatter. Der Bettler aber ſagte: „Soll ich Gevatter ſtehen, ſo muß der König auch mit Gevatter ſtehen, denn ich habe ja gar nichts einzubinden und unbeſchenkt darf das Kindlein nicht bleiben.“ Damit eilte er zum König und erhielt von ihm das Verſprechen, daß er mit Gevatter ſtehen wolle.

Als am andern Tage nach der Taufe der Bettler mit dem König und dem Knaben aus der Kirche kam und ſah, wie viel der König ſeinem Pathen zum Pathengeſchenk eingebunden hatte, trat er an die Wiege und ſagte: „Mein Kind, ich habe Dir nichts einbinden können, aber ich wünſche Dir, daß Du König wirſt.“

Das fiel dem König ſchwer auf's Herz, denn er meinte, wenn der Knabe König würde, ſo möchte er ihn und ſein Geſchlecht vom Throne ſtoßen. Darum bat er die Frau um den ſchönen Knaben und verſprach, für ihn zu ſorgen; er meinte es aber nicht ſo, ſondern ließ eine große Schachtel machen, ſteckte den Knaben hinein und warf ſie in's Waſſer. Ein alter Müller, Namens Heinrich, fing die Schachtel am Waſſer auf und warf ſie abermals hinein, aber ſie ſchwamm ihm zum zweitenmale vor's Gefäll. Aergerlich fing er ſie zum zweitenmale auf und öffnete ſie. Da fand er einen lieblichen Knaben darin und brachte ihn ſeiner Frau, die war kinderlos, deshalb ward ſie über den Knaben von großer Freude erfüllt und fütterte ihn auf.

Als er etwas herangewachſen war, hielt der König einſt eine große Jagd in dieſer Gegend. Er war nicht weit von der Mühle, da brach die Nacht herein und er übernachtete mit ſeinem Gefolge bei dem Müller Heinrich. Da er den Knaben ſah, entſetzte er ſich, denn er erkannte ihn gleich wieder.

Er dang aber den Knaben, daß er einen Brief zur Königin trüge und ſchrieb in den Brief, daß er ſogleich verbrannt werden ſolle. Der machte ſich wohlgemuth auf und es begab ſich, daß er an einem Sonntage durch ein Städtchen kam. Weil er nun ſehr gottesfürchtig erzogen war, trat er in die Kirche, ſetzte ſich nieder und ſchlief vor Müdigkeit ein. Als die Kirche aus war, achteten die Leute ſeiner nicht und ließen ihn ſitzen. Der Küſter aber bemerkte ihn beim Zuſchließen, ſah, daß ihm ein Brief aus der Taſche guckte, zog ihn heraus, las ihn und ſchrieb einen andern Brief dafür, worin geſchrieben ſtand, die Königin ſolle einen Prieſter herbeiholen und den Knaben mit ſeiner Tochter trauen laſſen. Darauf weckte er ihn und der Knabe ſetzte ſeine Reiſe fort. So wie die Königin aber den Brief geleſen hatte, ließ ſie ſogleich einen Prieſter kommen und ihn mit ihrer Tochter trauen.

Als der König zurückkehrte, wurde der Findling ſchon für einen König geachtet, darum erklärte er: bevor die Heirath gelten und er ihn als ſeinen Schwiegerſohn anerkennen könne, müſſe er erſt

Nach der Stadt Sedelſia,
Nach dem Vogel Fabian
Und drei güldne Federn holen.

Da machte der Findling ſich auf und kam an einem großen Schloſſe vorbei, da guckte ein König heraus und ſprach: „Mein Sohn, wo willſt Du hin?“ Er antwortete:

„Nach der Stadt Sedelſia,
Nach dem Vogel Fabian,
Und drei güldne Federn holen.“

Der König ſprach: „O, wie wird's Dir armem Sünder ergehen! Sollte es Dir aber doch gelingen, ſo bring mir Nachricht, warum der Apfelbaum in meinem Garten jetzt keine güldnen Aepfel mehr trägt, wie er doch ſonſt gethan.“

Da wanderte der Findling fort, kam nach einer Weile abermal vor ein Schloß, da guckte der König heraus und fragte, wo er hin wolle. Er antwortete:

„Nach der Stadt Sedelſia,
Nach dem Vogel Fabian,
Und drei güldne Federn holen.“

„O, wie wird's Dir armem Sünder ergehen!“ rief der König aus. „Sollte es Dir aber doch gelingen, ſo bring mir Kunde, warum der Brunnen auf meinem Hofe jetzt keine Perlen mehr ausſpeit, wie er doch ſonſt gethan.“

Darauf ging der Findling weiter und kam zum drittenmale an einem Schloſſe vorbei, da guckte ein König heraus und fragte, wo er hin wolle. Er aber antwortete:

„Nach der Stadt Sedelſia,
Nach dem Vogel Fabian,
Und drei güldne Federn holen.“

„O," rief der König, „wie wird's Dir armem Sünder ergehen! Sollte es Dir aber doch gelingen, ſo frag einmal, woran es liegt, daß meine Tochter, die früher ſo ſchön war, jetzt ſo häßlich iſt, als wäre ihr Geſicht mit einem Lorkfell überzogen."

Der Findling ging weiter und kam vor ein Waſſer, davor ſtand ein Fährmann, der ſetzte ihn über und fragte, wo er hin wolle. Er antwortete:

„Nach der Stadt Sedelſia,
Nach dem Vogel Fabian,
Und drei güldne Federn holen."

„O, Du armer Sünder," rief der Fährmann, „wie wird's Dir ergehen! Sollteſt Du aber glücklich davon kommen, ſo erforſche doch, woran es liegt, daß ich ſo lange an dieſem See Schildwache ſtehen muß und daß Niemand mich ablöſt."

Danach gelangte der Findling zur Stadt Sedelſia und in das Haus des Vogel Fabian. Dieſer war ausgeflogen und der Findling erzählte der Haushälterin, weshalb er käme. Sie verſteckte ihn unter dem Bett und verſprach ihm die Federn auszuziehen, wenn er ſchliefe. Darauf kam der Vogel Fabian angeflogen und ſagte: „Es riecht nach Menſchenfleiſch." Sie aber antwortete: „Es ſind die Armenſünderknochen, welche Dir die andern Vögel, Deine Diener, zum Schornſteine hereingebracht haben."

Dadurch wurde der Vogel Fabian beruhigt und ſchlief ein, da zog ihm die Haushälterin eine Feder aus und warf ſie unter's Bett. Sogleich fuhr der Vogel Fabian aus dem Schlafe auf, die Haushälterin aber ſagte, ſie hätte ihm nur im Schlafe weh gethan, denn ſie hätte einen ſonderbaren Traum gehabt, der habe ſie erſchreckt. „Was für einen Traum?“ fragte der Vogel Fabian. Die Haushälterin antwortete: „Mir träumte, ein König hätte einen Apfelbaum, der hätte güldne Aepfel getragen, aber jetzt trüge er keine mehr.“

Da antwortete der Vogel Fabian: „Es hat ein fremdes Weibsbild ein Kind unter dem Apfelbaume verſcharrt, das muß ausgerodet werden, dann trägt der Apfelbaum wieder güldne Äpfel.“

Damit ſchlief der Vogel Fabian wieder ein und als er wieder eine Weile geſchlafen hatte, riß ihm ſeine Haushälterin die zweite Feder aus. Der Vogel Fabian aber fuhr heftiger denn zuvor aus dem Schlafe und die Haushälterin ſagte, ſich zu entſchuldigen, es habe ſie ein Traum erſchreckt.

„Was für ein Traum?“ fragte der Vogel Fabian.

Die Haushälterin antwortete: „Mir hat geträumt, ein König hätte einen Brunnen auf ſeinem Hofe, der hätte früher die ſchönſten Perlen ausgeſpien und jetzt thäte er es nicht mehr.“

„Der Narr!“ rief der Vogel Fabian weiter ſchlafend, „ſeine Tochter warf heimlich ein Kind in den Brunnen, das muß herausgezogen und auf dem Kirchhofe begraben werden, dann wirft der Brunnen wieder Perlen aus.“

Nach einer Weile riß ihm die Haushälterin wieder eine Feder aus und warf ſie dem Findling unter's Bett. „Was thuſt Du?“ rief der Vogel Fabian. „O,“ antwortete die Haushälterin, „ich hatte einen Traum, der mich ſo erſchreckte, daß ich recht zuſammenſchauerte.“

„So laß doch hören, was träumteſt Du denn?“ ſprach der Vogel Fabian.

„O,“ antwortete die Haushälterin, „mir hat geträumt, daß eine Königstochter ſei, die war einſt ſo ſchön und jetzt iſt ſie ſo häßlich, daß ihr Geſicht ausſieht, als wäre es mit einem Lorkfell überzogen.“

„Als ſie zum Nachtmahle gegangen iſt, ſagte der Vogel Fabian, hat ſie die Oblate ausgeſpien, die hat ein Lork gefreſſen, der muß aus ſeiner Mauerritze hinter'm Altar hervorgerodet und zu Pulver verbrannt werden, davon wird die Prinzeſſin ſchöner denn zuvor.“

Da der Vogel Fabian wieder eine Weile geſchlafen hatte, zog ihm ſeine Haushälterin noch eine Feder aus und warf ſie unter's Bett. Der Vogel Fabian wurde jetzt ſehr böſe, die Haushälterin aber ſagte: „Ich hatte einen Traum, der hat mich ſo erſchreckt.“

„Was träumteſt Du denn?“ fragte der Vogel Fabian.

„Mir träumte,“ antwortete die Haushälterin, „daß ein Fährmann ſchon ſo lange am Waſſer Schildwache ſtehen müſſe und wird doch nicht abgelöſt.“

„Der Narr!“ rief der Vogel Fabian aus, „er ſollte nur dem erſten Beſten, der überfährt, das Seil umwerfen, woran er den Kahn hinüberzieht, dann muß dieſer Fährmann ſpielen, er ſelbſt aber kann gehen, wohin er will.“

Sogleich verfiel er wieder in einen tiefen Schlaf, der Findling aber kroch unter dem Bett hervor und trat den Rückweg an.

Der Fährmann verwunderte ſich gar ſehr, als er ihn wiederſah, er aber ließ ſich erſt von ihm überſetzen und dann gab er ihm den Rath, das Seil dem erſten Beſten überzuwerfen, damit er frei davon gehen könne.

Als er zu dem Könige kam, den er zuletzt verlaſſen hatte, wurde der Lork hinter dem Altare hervorgerodet und zu Pulver verbrannt. Davon wurde die Königstochter ſchöner denn zuvor und er erhielt ſo vielerlei Schätze, als zwei Eſel tragen konnten und trieb mit den beiden Eſeln davon.

„Nun bin ich doch neugierig,“ rief ihm der König entgegen, zu dem er jetzt gelangte, „warum mein Brunnen keine Perlen mehr auswirft?“ Da entdeckte er es ihm; der König aber ließ die Knöchelchen des Kindes aus dem Brunnen hervorſuchen, ſtrafte ſeine Tochter für ihre Miſſethat und der Brunnen warf Perlen aus mehr denn zuvor. Am Brunnen hieß ihn der König vier Eſel mit Maulthieren beladen und ſo trieb er mit ſeinen ſechs belaſteten Eſeln davon.

„Nun, warum trägt mein Apfelbaum keine güldnen Äpfel mehr?“ rief ihm der König entgegen, zu dem er jetzt gelangte. Der Findling entdeckte ihm die Urſache, die Knochen wurden unter dem Apfelbaume hervorgegraben und ſogleich grünte der Baum herrlicher denn je zuvor, hing auch zugleich voll der herrlichſten güldenen Früchte. Da hieß ihn der König acht Eſel mit güldenen Äpfeln beladen und der Findling trieb alle die belaſteten Eſel nach dem Schloſſe ſeines Schwiegervaters zu. Da war große Freude bei ſeiner jungen Gemahlin und der ganzen Dienerſchaft, als er zurückkam und dem alten König die vier güldnen Federn vom Vogel Fabian brachte. Der aber wollte berſten vor Neid bei dem Anblick der vielen Schätze, machte ſich auch heimlich auf nach dem

Land Sedelſia und meinte gleichermaßen ſo viele Schätze heimzutragen. Da er aber an die Fähre kam und ſich überſetzen laſſen wollte, warf ihm der Fährmann raſch das Seil über und ging davon. Jetzt muß er zur Strafe ſeiner Sünden die Fremden überſetzen und wenn Du einmal nach dem Land Sedelſia reiſt, ſag, ich laß ihn grüßen.

9. Von dem Schaaf, das eine Königstochter trug.

Ein König war alt und ſchwach, aber ſeine Töchter waren jung und ſchön und blühten nicht anders als drei rothe Roſen. Der alte König wurde von den Drachen zum Kampfe gefordert, da ſagte ſeine älteſte Tochter: „Ich bin jung und ſtark, Vater, laß mich für Dich in den Kampf ziehen.“ Alſo geſchah es auch, ſie legte Königskleider an und zog aus. Unterwegs aber kam die älteſte Prinzeſſin an eine Brücke, davor ſtand ein altes Weib, die hatte ein Schaaf in den Graben fallen laſſen und bat, daß ſie ihr helfen möge, es heraus ziehen. „Ich habe keine Zeit,“ antwortete ſie, „denn in einer Stunde ſchon muß ich die Drachen getödtet haben.“ So zog ſie weiter, aber die Drachen ſagten ſogleich: „Du biſt mit nichten ein König, ſondern ein Mädchen, und mit Weibern kämpfen wir nicht.“ So mußte die Prinzeſſin unverrichteter Sache zurückkehren; die zweite Königstochter aber legte Königskleider an und ſprach: „Ihr werdet ſehen, daß ich beſſer mit den Drachen fertig werde.“ Bei der Brücke traf ſie wieder das alte Weib, welches das Schaaf aus dem Graben ziehen wollte und bat, daß ſie ihr helfen möge. Sie aber weigerte ſich deß, weil ſie in einer Stunde ſchon die Drachen getödtet haben müſſe, und die erkannten ſogleich, daß ſie ein Mädchen ſei und weigerten ihr den Kampf. Da legte die dritte Königstochter Königskleidung an, kam zu der Brücke, wo die Alte ſich noch immer mühte, das Schaaf aus dem Graben zu heben, griff unaufgefordert mit an und half, bis das Schaaf aus dem Waſſer war. Da ſprach die Alte: „Dir kann ich helfen, denn Du biſt mir gefällig geweſen. Nimm dieſen Schlüſſel und dieſen Kaſten, ſetze Dich auf das Schaaf und reite fort. Legſt Du dem Schaaf den Schlüſſel in's Ohr, ſo gibt es Dir Rath.“

Das Mädchen ritt eine Strecke weit, legte dem Schaaf den Schlüſſel in's Ohr und ſogleich ſprach es: „O Königstochter-jüngſte, ſchließe mit dem Schlüſſel den Kaſten auf, darin ſind ſo prächtige Königskleider, daß die Drachen, wenn Du ſie angelegt haſt, nicht anders meinen werden, als Du ſeieſt ein König und mit nichten ein Mägdelein.“ Da ſchloß das Mädchen den Kaſten auf und zog gar herrliche Königskleider hervor, wie vor Alters die Könige trugen und viel prächtiger, als ſie jetzt ein ſterblich Auge ſieht, legte ſie an und ritt auf dem Schaafe zu den Drachen. Da ſie alſo gezogen kam, ſprachen ſie: das iſt gewiß und wahrhaftig der König ſelbſt und mit nichten ein Mägdelein, und ward ihnen angſt und ſetzten den Kampf auf eine ſpätere Zeit feſt. Die Königstochter blieb allda im Reiche und ritt täglich als ein mächtiger König auf dem Schaafe umher.

Als aber die Drachen fort und fort Aufſchub des Kampfes verlangten, legte es wieder dem Schaafe den Schlüſſel in's Ohr und das Schaaf ſprach: „Ich will den Teich ausſaufen, zu dem die Drachen jeden Mittag kommen und ſaufen. Alsdann ſtreue Gift auf ſeinen Grund und alsbald wird der Regen den Teich wieder füllen.“ Alſo geſchah es auch und als die Drachen das nächſtemal kamen und aus dem Teich ſoffen, fielen ſie todt nieder. Da ging die Prinzeſſin hin, ſchnitt dem Drachenkönig den mittelſten Kopf aus und da ſie auf ihrem Schaafe hinreiten wollte, kam der König des Landes, in dem die Drachen gewohnt hatten, und trug ihr aus Dankbarkeit ſein Reich an. Da lachte ihr das Herz, denn der König war jung und ſie nahm das Königreich an, gab ſich zu erkennen und der König mußte König bleiben, ſie aber wurde die Frau Königin.

10. Das Raubthier.

Ein armes, ſchönes Mädchen ſuchte eine Herrſchaft, dabei kam es vor eine Räuberhöhle und des Räubers Mutter nahm ſie in Dienſt. Sie bekam aber ein Kleid von Büffelochſenfell, das mußte ſie anlegen, wenn ſie ausging und Speiſe und Trank in die Räuberhöhle holte. Dann meinten alle Leute, das Mädchen ſei ein wildes Thier, und gingen ihr nicht nach, wenn ſie in den Wald zurück ging, zu dem Krämer aber hatte der Räuber geſagt, daß es Alles bezahlen würde, was das wilde Thier von ihm holte.

So lebte das Mädchen lange Zeit in der Räuberhöhle und hatte einen Eid thun müſſen, daß es zu Niemand reden wolle, wurde aber immer ſchöner und ſchöner und es gelüſtete den Räuber, ſie zu freien. Das verkündigte ihr die Alte und gab ihr zwei ſchöne Kleider, ein ſilbernes und ein goldnes, und ſagte, davon ſolle ſie eins wählen und als Hochzeitskleid anlegen, ſagte auch, daß alsbald eine Hexenkutſche ankommen und ſie mit ihrem Bräutigam zur Kirche fahren würde, davor wären keine Pferde und wenn man ſage: Jö! ſo ginge die Kutſche von ſelbſt fort, wenn man aber ſage: Halt! ſo ſtände ſie ſtill. Da erſchrak das Mädchen gar ſehr, daß ſie den Räuber heirathen ſollte und ging auf ihre Kammer, den Brautſchmuck anzulegen.

Während dem ward die Kuh im Stalle krank und die Alte vergaß mit ihrem Sohn darüber die ganze Hochzeit, denn ſie wollten ihr Hülfe leiſten, ſahen auch nicht, wie die Hexenkutſche vor das Haus vorfuhr. Da zog das Mädchen über die goldene Kleidung, die es angelegt hatte, geſchwind noch die ſilberne und warf auch noch ſein Büffelochſenfell über, das ganz rauh war und es vom Kopf bis zu den Füßen bedeckte. So ſprang es in den Wagen, rief: Jö! und ſogleich fuhr die Hexenkutſche davon. Als ſie ſchon weit fort war von der Räuberhöhle, rief ſie: Halt! und ſtieg aus. Dann rief ſie wieder: Jo! und die Hexenkutſche flog davon. Das Mädchen aber legte ſich in ſeinem Büffelochſenfell unter einen Baum und ſchlief ein.

Am andern Morgen kam ein Jagdhund geſprungen, biß aber das Mädchen, das unter dem Baume lag, nicht und bellte es blos an. Danach kam der Jäger und als er das Mädchen ſah, meinte er, es wäre etwan ein Reh, legte an und wollte darauf ſchießen. Aber die Büchſe verſagte ihm und das Thierlein kam auf allen Vieren geſprungen, ſchnupperte an ſeiner Hand und that ſo freundlich mit ihm. Da warf er ihm eine Schlinge um den Hals und führte es mit ſich nach Haus, da warf er ihm Heu vor und tränkte es aus einer Krippe. Der Jäger meinte aber, daß das Raubthier von dem Heu fraße und freute ſich, wenn er's auf der Weide vor ſeinem Hauſe erblickte, wo ſo hohes Gras und ſo ſchöne Blumen waren. Und das Mädchen war immer als ein Thier, wenn der Jäger zu Haus war; wenn er aber fortgegangen war, half es ſeiner Mutter in der Wirthſchaft, wuſch aus und fegte das ganze Haus ſo freudig und munter, denn es liebte den jungen Jäger und ſchaffte gern für ihn.

Einſtmals ging der Jägersmann zur Hochzeit und als er fort war, was meint ihr wohl, daß das Raubthier that? Es warf ſein Büffelochſenfell ab und lief in dem ſilbernen Kleid ſo ſchnell als ein Vogel fliegt durch Dornen und Geſtrüpp nach der Hochzeit. Da tanzte der Jägersmann den ganzen Abend mit ihr, plötzlich aber war die ſchöne Tänzerin verſchwunden. Als er nach Haus kam, wartete ihm das Raubthier, wie es zu thun pflegte, in ſeinem Büffelochſenfell ſchon wieder auf und ſchlief dann die Nacht unter ſeinem Bett.

Den andern Abend ging der Jäger noch einmal zur Hochzeit, denn ſie dauerte zwei Tage lang. Da kam das Raubthierchen in ſeinem goldnen Kleid und der Jäger tanzte wieder den ganzen Abend mit ihr und dann lief's wieder durch Dornen und Geſtrüpp auf dem nächſten

Wege heim. Als der Jäger nach Haus kam, kroch es ſchon wieder auf allen Vieren in der Stube herum in ſeinem Büffelochſenfell, brachte ihm die Pantoffeln und zog ihm die Stiefel aus. Dabei that es einen Fehltritt, und weil es in der Eile heute das Büffelochſenfell noch nicht ordentlich befeſtigt hatte, ſo fiel ihm das vom Leibe und das Mägdlein lag in der goldnen Kleidung da. Da hieß der Jäger es aufſtehen, als einer ſchönen Jungfrau geziemt, und nicht mehr auf Vieren gehen, und lud am andern Tage alle die Hochzeitsgäſte zu ſich und freite ſie.

11. Wache, Wache, Ronde raus!

Ein König hatte viele ſchmucke Soldaten, die marſchirten um das Schloß her in Reih und Glied und achteten auf jeden Wink, aber die Königstochter lag im Schloſſe auf ihrem Lager und war krank und elend, und das that dem König gar weh, denn ſie war ſein einziges Kind. Sie ſagte aber zu ihrem Vater: „Wenn ich zwölf Jahr alt bin, dann muß ich ſterben, dann laß mich aber nicht begraben, ſondern den Sarg laß in die Kirche hinter den Altar bringen und eine Wache daneben ſtellen.“ Es geſchah auch, wie ſie voraus geſagt hatte, das Mägdlein ſtarb, als es zwölf Jahr alt war, der König aber ließ einen koſtbaren Sarg fertigen, legte ſeine Tochter hinein und ſtellte ihn in die Kirche hinter den Altar. Neben den Sarg der todten Königstochter ward aber ein ſchmucker junger Soldat geſtellt. Als der nun in der

Nacht ſo daſtand, ſtieg die todte Königstochter aus ihrem Sarge und ſprach mit dumpfer Stimme:

Wache, Wache, Ronde raus!
Wache, Wache, Ronde raus!

Da trat die Wache voll Ehrerbietung vor und rief: Hier! Weil er aber geſprochen hatte, ſo mußte die todte Königstochter ihm den Hals umdrehen, denn alſo lautete der Zauber, den eine böſe Frau über das Mägdlein ausgeſprochen hatte.

Am andern Abend ward wieder ein ſchmucker junger Soldat neben den koſtbaren Sarg der Königstochter geſtellt und wiederum erſchien ſie in der Nacht und rief mit dumpfer Stimme:

Wache, Wache, Ronde raus!
Wache, Wache, Ronde raus!

Sogleich trat der Soldat vor und rief ehrerbietig: Hier! Da mußte die Königstochter ihm den Hals umdrehen.

Und ſo geſchah es auch in der dritten Nacht, daß die Königstochter aus dem Sarge ſtieg und rief:

Wache, Wache, Ronde raus!
Wache, Wache, Ronde raus!

Als darauf der dritte Soldat vortrat und antwortete, mußte ſie ihm abermals den Hals umdrehen.

In der vierten Nacht ward ein ſchmucker, blutjunger Rekrut neben den Sarg der Königstochter geſtellt. Als der eine Zeit dageſtanden hatte, fing ihn an zu grauen und er lief mit Sack und Pack davon. „Wohin?“ redete ihn eine Frau auf dem Kirchhofe an, die auch eine Zauberin war, er aber erzählte ihr, was mit den drei Soldaten geſchehen ſei und daß heute Nacht die Königstochter ihm ſelbſt den Hals umdrehen würde. Die Frau aber ſprach: „Bleib Du nur hier, mein Sohn, Dir ſoll Niemand ein Leid zufügen, wenn Du thuſt, was ich Dir heiße. Dieſe Nacht ſetze Dich in den erſten Frauenſtand vor dem Altare; die zweite Nacht hinter die Orgel; die dritte ſtelle Dich vor den Altar; die vierte lege Dich in den Sarg der Königstochter; wenn ſie herausſteigt, dann aber mag kommen und fragen wer da will, ſo darfſt Du nicht antworten, ſonſt mußt auch Du Dein Leben laſſen und biſt doch noch ſo jung, ſo jung.“

Der Rekrut befolgte den Rath der Zauberin und ſetzte ſich während der erſten Nacht in den Frauenſtand. Als er eine Weile geſeſſen hatte, kam die Königstochter aus ihrem koſtbaren Sarge, ſtellte ſich vor dem Rekruten hin und rief:

Wache, Wache, Ronde raus!
Wache, Wache, Ronde raus!

Der Rekrut aber antwortete nicht, darum fand das Mägdlein keine Macht über ihn und mußte ſich wieder in ihren Sarg legen.

In der zweiten Nacht ſetzte der Soldat ſich hinter die Orgel. Da kam die Königstochter wieder und rief:

Wache, Wache, Ronde raus!
Wache, Wache, Ronde raus!

Allein der Rekrut blieb ſitzen und antwortete nicht, darum hatte das Mägdlein keine Macht über ihn. Und eben ſo ſtellte ſie ſich auch in der dritten Nacht vor den Rekruten hin und rief:

Wache, Wache, Ronde raus!
Wache, Wache, Ronde raus!

aber der Rekrut blieb ruhig vor dem Altare ſtehen und antwortete nicht.

Kaum war die Königstochter in der vierten Nacht aus dem koſtbaren Sarge aufgeſtanden, als ſich der Rekrut auch ſchon an ihre Stelle legte. Da rief die Königstochter eine ganze Stunde lang, mit dumpfer Stimme:

Wache, Wache, Ronde raus!
Wache, Wache, Ronde raus!

und dabei wandelte ſie mit langſamem Geiſterſchritt durch die Kirche. Aber der Rekrut ließ ſich durch ihren Ruf nicht verleiten, aus dem koſtbaren Sarge heraus zu ſteigen oder zu antworten. Als es nun zwölf ſchlug und die Stunde herum war, kam ſie vor ihren koſtbaren Sarg und rief: „Laß mich in meinen Sarg! Laß mich in meinen Sarg!“ Der Rekrut antwortete nicht. Immer flehentlicher bat die Königstochter: „Laß mich in meinen Sarg! Laß mich in meinen Sarg!“ aber der Rekrut ließ ſich nicht zum Reden verleiten. Endlich ſprach die Königstochter zum Rekruten: „Wenn Du mich in meinen Sarg läßt, ſo ſollſt Du mein Gemahl werden!“ Als ſie das geſagt hatte, ſtand der Rekrut auf, küßte die Königstochter und von Stund an war ſie wieder lebendig und friſch und geſund. Sie führte aber den Rekruten zu ihrem Vater und der ſtellte auch ſogleich die Hochzeit an.

12. Der Huſar und der Hirſchwagen.

Ein Huſar, welcher ausgedient hatte, kam nach Hauſe, begann daheim wieder auf dem Felde zu ackern und fand beim Pflügen einen blanken Stein. Weil er nun wohl merkte, daß der gar koſtbar war, ſo trug er ihn zu einem alten Juden in die Stadt, der aber war ein ehrlicher Mann und ſagte: Den Stein könne Niemand mit Gelde bezahlen, auch Kaiſer und König nicht, darum ſolle er ihn dem Kaiſer zum Geſchenk machen und von dem Gegengeſchenk des Kaiſers werde er gewiß ſein Leben lang Brod haben. Der Huſar that wie ihm geheißen war, der Kaiſer aber hatte gerade eine Herzogsſtelle offen, die gab er ihm zur Belohnung, doch ſtellte er die Bedingung, daß der Herzog nie mit ſechs Pferden fahren und daß ſeine Roſſe auch niemals an ledernen Riemen, ſondern nur an Stricken ziehen dürften, denn daß er mit Sechſen an ledernen Riemen fuhr, wollte er ſelbſt ſich allein vorbehalten.

Was hatte der Huſar, der nun ein mächtiger Herzog geworden war, zu thun? Er ließ ſich zwölf Stück lebendiger Hirſche fangen und ſpannte ſie vor ſeinen Wagen, fuhr alſo von Stund an mit Zwölfen, aber nicht mit Roſſen, ſondern mit Hirſchen, und nicht an Stricken, ſondern an ledernen Riemen. Da bot der Kaiſer all ſeine Häſcher auf, ſie ſollten den Herzog auf friſcher That ertappen und den Hirſchwagen fangen, allein wo ſie ihn erblickten, war er ihnen auch ſchon aus den Augen geſtoben wie der Wind. Da ſann der König, was zu thun ſei und bot die Bauern zu einem großen Treibjagen auf und ſollten alles Wild aus dem ganzen Lande zuſammentreiben vor das Königsſchloß, und wenn es dort vorüberkäme, ſollten ſeine Jäger es erſchießen. Er meinte aber, daß auch der Wagen mit den zwölf Hirſchen da vorbeifliegen würde und daß die Hirſche dort todtgeſchoſſen werden ſollten.

Der Herzog kannte des Königs Anſchlag gar wohl und füllte deshalb ſeinen Wagen hinten mit unzähligen Haſen. Dann fuhr er wohlgemuth, wie er zu thun pflegte, mit ſeinen zwölf Hirſchen aus. Bald kamen die Banden an und hetzten ihre Hunde nach ſeinem Geſpann. Da ſtoben die zwölf Hirſche davon wie der Wind und die Treiber und Hunde, die überall ihnen den Weg verſperrten, jagten ſie gerade auf das Königsſchloß los. Dort ſtanden die Jäger des Königs und in dem Augenblicke, da ſie die zwölf vorbeieilenden Hirſche niederſchießen wollten, öffnete der Huſar eine Klappe unten in ſeinem Wagen und da ſprangen auf einmal unzählige Haſen über den Boden hin. Da ſchoſſen alle Jäger nach den Haſen, denn ſie konnten ſich im Augenblicke nicht beſinnen, und der Wagen mit den zwölf Hirſchen flog davon.

Auf den Abend ließ ihn der Kaiſer zu ſich beſcheiden und ſprach: „Dich kann ich als Herzog nicht mehr gebrauchen, denn Du befolgſt meine Gebote nicht und biſt ſchon der Strafe verfallen. Gehe hin zum babyloniſchen Thurm und bringe mir den Ring, den Halsſchmuck und die Ohrlocke der Prinzeſſin, die dort verzaubert iſt. Nur wenn Dir das gelingt, magſt Du Dein Herzogthum behalten.“ Der König meinte aber nicht anders, als daß die Schlangen, die unten im babyloniſchen Thurm ſaßen, ihn zerreißen würden.

Der Huſar machte ſich auf, kam zum babyloniſchen Thurm und fand darin die Prinzeſſin. Die war gar liebreich gegen ihn, hieß ihn ſich niederſetzen an ihrer Seite und ſprach, daß ſie beide zwei Becher köſtlichen Weins mit einander leeren wollten. Sie ſtellte auch zwei

Becher Weins auf den Tiſch, aber ehe ſie ſich niedergeſetzt, hatte der Huſar ſchon in's geheim die zwei Becher verwechſelt. Es war aber ein Schlaftrunk in den Becher gethan, der vor ihm ſtand, und wenn er eingeſchlafen wäre, ſo hätten ihn die Schlangen zerriſſen. Nun aber ſchlief die Prinzeſſin ein, ehe ſie den Becher vollends geleert hatte, und da zog er ihr den Ring vom Finger, löſte ihren Halsſchmuck und ſchnitt ihr die Ohrlocke ab. Danach erwachte die Prinzeſſin und ſprach: „Gehe hin und bringe das dem König, das Du von mir genommen haſt, dann aber komm wieder, denn Du haſt mich erlöſt und zu Deinem Herzogthum ein mächtiges Königreich gewonnen.“ Alſo that der Huſar, heirathete danach die Prinzeſſin und lebte lange Zeit mit ihr in Freude und Glückſeligkeit, fuhr aber alle Tage mit Zwölfen.

13. Der luſtige Zaunigel.

Zwei Leute hatten lange Zeit glücklich gelebt, doch geriethen ſie mit einander einmal in Streit, und dabei wünſchte der Mann der Frau einen Zaunigel, das iſt ein Stachelſchwein. Nach einiger Zeit bekam die Frau wirklich einen Zaunigel und ſie pflegte ihn lange und ſah ihn an wie ein Kind. Wie der Zaunigel aber größer wurde, ward er gegen ſeine Eltern unartig, und die brachten ihn zur Strafe bei das Sauſchwein, welches eben ſechsunddreißig Ferkel geworfen hatte, und dachten, das Schwein werde ihn aus Hunger auffreſſen. Das that

that aber das Schwein nicht, ſondern machte mit dem Zaunigel Brüderſchaft und gab ihm zu freſſen von dem, was man ihm ſelber gebracht hatte. Am andern Morgen, als die Mutter des Zaunigels das Schweinsfutter brachte, rückte der vor und verlangte ſein Erbtheil. Die Mutter fragte ihn, was er haben wolle, und er verlangte die Sau mit den Ferken, die ihm auch gegeben ward. Nun zog er mit ſeiner Compagnie in ein dickes fettes Holz, und hütete da die Ferken jeden Tag in der Eichelmaſt, ſo daß ſie in kurzer Zeit fett wurden. In dieſem Holze aber haben drei Könige gewohnt, und hat jeder König eine ſtattliche Tochter gehabt.

Eines Tages ging der eine König in dem Holze ſpazieren und kam an eine grüne Laube, die der Zaunigel geflochten hatte, ſetzte ſich hinein und frühſtückte; als er aber aufſtand, ſah er, daß er ſich verloren hatte und den rechten Weg nicht wieder finden konnte. Da kam er an die Schweine und rief immer fort: Wo mag denn wohl der Hirte ſein, wo mag denn wohl der Hirte ſein? „Das bin ich! das bin ich!“ ſchrie der Zaunigel. „Du?“ ſagte der König, „wie kannſt denn Du der Hirte ſein, da Du ein Zaunigel biſt?“ Er klagte aber dem Zaunigel doch, daß er ſich verloren und der ſprach: „Ich will Eure königliche Majeſtät auf den rechten Weg bringen, aber ich muß Dero Tochter haben.“ Da gelobte der König ſeine Tochter an, der Zaunigel wies ihn zurecht und der König ging nach Haus.

Den andern Tag kam der zweite König an, frühſtückte auch in der Laube und wußte nachher den Weg nicht wieder zu finden. Da kam er an die Schweinetrift und rief auch: Wo mag denn wohl der Hirte ſein?

Da ſchrie der Zaunigel: „Das bin ich! das bin ich!“ Der zweite König ſagte auch zu dem Zaunigel, daß er nicht der Hirt ſein könne, klagte ihm aber doch, daß er ſich verloren habe und ſich nicht wieder zurecht finden könne. Der Zaunigel brachte den König auf den Weg, ließ ſich aber vorher auch ſeine Tochter angeloben. Den andern Tag ging der dritte König in die Laube, frühſtückte in ihr, und verlor ſich, kam auch an die Schweinetrift und rief: Wo mag denn wohl der Hirte ſein? Da ſprang der Zaunigel auch hervor und rief: „Das bin ich! das bin ich!“ Auch dieſer König ſtritt mit dem Zaunigel, weil er nicht der Hirt ſein könne, ließ ſich aber doch zuletzt von ihm auf den Weg bringen und verſprach ihm auch die Tochter. Nun trieb der Zaunigel ſeine Heerde heim und überlieferte ſie ſeinen Eltern wieder. Da mußte die Mutter die Heerde Schweine verkaufen und des Oberamtmanns großen Puter dafür einhandeln, ſie ſollte aber dabei um Gotteswillen nicht feilſchen, ſondern geben, was der Oberamtmann haben wollte. Das that die Mutter auch, trieb die Trift Schweine zu Markte, kaufte den großen Puter des Oberamtmanns ohne zu handeln, kaufte dann noch eine Piſtole und überlieferte den Puter mit der Piſtole dem Zaunigel und darauf haben ſie von dem übrigen Gelde ſich alle zuſammen recht luſtig gemacht, denn es iſt bei den Eltern große Freude geweſen über das gelöſte Geld, und darum iſt an dieſem Abende ein ſüßer, ſüßer Kaffee gekocht.

Am andern Morgen ſattelte der Zaunigel den Puter, ſteckte die geladene Piſtole in den Sattel und ritt zum erſten König, um die Tochter abzuholen. Der König hatte aber Wache vor dem Schloſſe ſtehen und da ihn dieſe nicht gutwillig hereinließ, ſo mußte er ſie todt ſchießen. Auf dieſe Weiſe drang er vor zum König. Der aber war redlich und konnte deshalb auch dem Zaunigel die Tochter nicht weigern, ſondern gab ſie ihm hin mit vielen Schätzen.

Ehe ſie nun zu ſeinen Eltern kamen, gelangten ſie an eine Bettelmannsherberge, da mußte die Königstochter mit dem Zaunigel ein wenig hereintreten. Als ſie drinnen waren, ſprach er zu ihr: „Jetzt, mein Kind, ſollſt Du die freie Wahl haben, ob Du noch ferner mit mir ziehen oder dort in jener Kammer Deine koſtbaren Kleider ausziehen und dafür Bettelkleidung anlegen und einen Bettelſack aufhucken willſt.“ Da wählte ſie das letzte, überließ dem Zaunigel ihre Kleider und Koſtbarkeiten und ging mit dem Bettelſack nach Haus. Als nun der Zaunigel mit all den Koſtbarkeiten ankam, war große Freude, und ſeine Mutter ſagte: Nun ſolle er ſich auch eine Frau holen. Darauf ſetzte ſich der Zaunigel wieder auf ſeinen Puter, zog zum zweiten König, ſchoß die Wache todt und drang vor; der König gab ihm auch ſeine Tochter hin mit vielen Schätzen. Als er nun mit dieſer faſt bei ſeinen Eltern war, gelangten ſie wieder an die Bettelmannsherberge und traten da ein wenig hinein, weil kein ander Wirthshaus da war. Als ſie drinnen waren, ſtellte der Zaunigel der Königstochter wieder die Wahl, ob ſie ihm ihre Kleider und Koſtbarkeiten laſſen und mit dem Bettelſack nach Haus gehen, oder ob ſie noch ferner mit ihm ziehen wollte. Sie ergriff lieber den Bettelſack, er aber nahm ihre Gewänder, Ringe und Ohrringe und ließ ſie ruhig nach Hauſe gehen. Als der Zaunigel zu Haus ankam, ſchalt ſeine

Mutter, daß er ſich die vielen todten Schätze ſammele und keine Frau in's Haus bringe.

Den andern Tag zog er auf dem Puter zu dem dritten König und wollte ſeine Tochter haben, die aber ſprang ſogleich hervor, umarmte ihn und war froh, daß ſie den Zaunigel zum Manne bekam. Der Hofkanzler mußte ſogleich die beiden copuliren und darauf zogen ſie in die Stadt, wie ſie aber an die Stelle kamen wo die andern Mädchen ihm Alles überliefert hatten, erklärte die Prinzeſſin, daß ſie bei ihm bleiben wolle und zog mit ihm zu ſeinen Eltern. Da war große Freude, daß der Zaunigel ſo eine hübſche Frau bekommen hatte. Einſtmals war der Zaunigel eingeſchlafen und ſeine Frau ſaß neben ihm auf dem Sopha. Da kam der Engel der Liebe geflogen und drückte der Prinzeſſin ein goldenes Schwert in die Hand, legte ſich über den Zaunigel und that, als wolle er ihn tödten. Da wollte die Prinzeſſin ihren Mann aus Liebe vertheidigen, und war doch nur ein ſchlechter Zaunigel, hieb mit dem goldenen Schwerte zu, und weil der Engel ſich zurücklehnte, ſo traf ſie den Kopf des Zaunigels und hackte ihn ab, da ſprang aus dem Zaunigel ein hübſcher Jüngling hervor und das Banner der Verwünſchung war gelöſt zum Lohn für die Treue der Prinzeſſin.

Am andern Tage gingen die beiden, der ehemalige Zaunigel mit der Prinzeſſin und die Eltern des Jünglings nach dem Königsſchloſſe, da übergab ſein Schwiegervater ihm das Reich und es wurde jetzt erſt die Hochzeit recht luſtig gefeiert. Deſſelben Tages aber ſtürzten ſich die andern beiden Prinzeſſinnen aus Ärger, ſo wunderſchön war der Jüngling, zum Schloſſe herunter und brachen den Hals. Weil nun der junge König ſich gut hielt und die andern Könige keine Erben hatten, ſo vermachten dieſe ihm ihre Länder, worin er auch viele Jahre glücklich regierte.

Mit dem Schwert vom Engel der Liebe und dem Zaunigelfell hat der junge König aber viel im Kriege gethan. Denn ſo oft er an einem Haar auf dem Zaunigelfelle rupfte, ſo oft ſtanden tauſend Mann Soldaten bereit, und das Schwert iſt auch ein Zauberſchwert geweſen.

14. Der alte Dudelſackspfeifer.

Es war einmal ein alter Dudelpfeifer, der ſpielte nur immer die Eine Weiſe von der lahmen Ziege und war wohl bekannt auf allen Kindtaufen und Hochzeiten. Er hatte aber einen Sohn, der wollte gern freien, und weil er eines Dudelpfeifers Sohn war, ſagten doch alle Mädchen im Dorfe, daß ſie ihn nicht möchten. Darüber kränkte er ſich gar ſehr, doch auf einmal verliebte ſich des Schulzen Tochter in ihn, die das ſchönſte und reichſte Mädchen im Dorfe geweſen iſt. Als nun die beiden ſich ſchon verſprochen hatten, hielt ein reicher Freier bei dem Schulzen um ſie an, und die ließ ſich bewegen, daß ſie dem Sohne des Dudelpfeifers den Laufpaß gab. Da ward der bis zu Tode betrübt, der alte Dudelpfeifer aber ſagte, er ſolle ſich darüber nicht kränken, er wolle ihm einen guten Rath geben. Er ſelbſt würde bald ſterben, und dann ſolle er ihm die Dudelpfeife mit in ſeinen Sarg legen, dann werde ſich das Übrige ſchon finden. Wirklich legte ſich der Vater ſchon den andern Tag hin und ſtarb, da ſteckte der Sohn ihm die Dudelpfeife in den Sarg und ſie wurde mit dem Vater begraben. Seit dem iſt jede Nacht der Alte gekommen und hat mit der Pfeife gepfiffen, und wo er vor einem Hauſe gepfiffen hat, da iſt auch ein junges Mädchen geſtorben. Damit hat er beim erſten Hauſe im Dorfe angefangen und das Mädchen, welches geſtorben, iſt die andere Nacht mit ihm gegangen und hat das Lied von der lahmen Ziege geſungen:

Haſt Du unſern Vetter ſeine Ziege nicht geſehn!
Sie hinket, ſie ſtinket, ſie hat ein lahm Bein.

Der alte Dudelpfeifer hat die Weiſe geblaſen, die dazu gehört. Zuletzt hatte er wohl funfzig verſtorbener Mädchenſeelen hinter ſich, und damit iſt er endlich vor des Schulzen Haus gegangen. Da fing der Sackpfeifer auch an zu ſpielen und die funfzig Mädchen ſangen dazu:

Haſt Du unſern Vetter ſeine Ziege nicht geſehn?
Sie hinket, ſie ſtinket, ſie hat ein lahm Bein.

Als ſie ausgeſungen hatten, fragte der Alte des Schulzen Tochter, ob ſie nun ſeinen Sohn freien wollte, wo nicht, ſo erginge es ihr wie den andern Mädchen im Dorfe, und ſie müſſe auch ſterben und zu ſeiner Dudelpfeife das Lied ſingen. Da gelobte ſie es an, ſeinen Sohn zu heirathen und der Sackpfeifer zog ab. Am andern Tage ging ſein Sohn, der jede Nacht aufgepaßt hatte, was der Alte anſtellte, hin zu des Schulzen Haus, aber da war der reiche Bräutigam ſchon wieder bei dem Mädchen und ihm ſelbſt machte ſie Vorwürfe, weil ſein Vater ein Hexenmeiſter ſei. Am Abend kam der Sackpfeifer wieder und ſing ſein Lied an zu ſpielen, ſo wie er aber diesmal ſpielte, legte ſich das Mädchen nieder, ward immer kränker und kränker und lag endlich in den letzten Zügen. Da gelobte ſie wieder an, ſie wolle des Sackpfeifers Sohn heirathen und ward wieder geſund. Am andern Tage kam des Sackpfeifers Sohn wieder und bat um ihre Hand, da überhäufte ſie ihn abermals mit Vorwürfen.

In der nächſten Nacht pfiff der Sackpfeifer die Schulzentochter wieder krank, ſie aber gelobte zum drittenmal an, daß ſie ſeinen Sohn heirathen wollte und ward ſogleich wieder beſſer. Als am andern Tage des Pfeifers Sohn hinkam, war ſchon Alles bereit zur Hochzeit, und der Reiche hat abziehen müſſen, und den andern Sonntag haben ſie geheirathet. Da iſt aber der Sackpfeifer noch einmal gekommen und hat ſich überzeugt, daß nun Alles in Ordnung ſei, und ſein Sohn hat die Pfeife aus dem Sarge nehmen müſſen, ſonſt hätte der alte Sackpfeifer noch immer keine Ruhe gehabt.

13. Der bunte Bauer.

Es war einmal ein Bauer mit Namen Pick, der wurde aber gemeinlich nur der bunte Bauer genannt. Er war ganz arm, hatte acht Söhne und nichts für ſie zu leben. Auch ſeine Frau kam um vor lauter Hunger und Elend, da hockte er ſeine todte Lisbeth auf, ging nach der Stadt auf den Markt und ſpazierte mit ihr an der Stelle umher, da die Käſeweiber ſaßen, er hatte ſeine Lisbeth aber auf dem Markte ordentlich unter den Arm gefaßt, als ob er recht liebreich mit ihr luſtwandelte und dabei matſchte er immer mit den Händen in dem Käſe der Käſeweiber herum. Als nun dieſe deshalb nach ihm ſchlagen wollten, bog er ſich zur Seite und ſie trafen ſeine alte Lisbeth, die ließ der bunte Bauer ſogleich zu Boden fallen und beſchuldigte die Käſeweiber, daß ſie ihm ſeine Frau todtgeſchlagen hätten. Da gaben ſie ihm all ihren Käſe, auf daß er ſie nur nicht verklagte, kauften ihm auch noch viele Brode dazu. Das trug der bunte Bauer hocherfreut zu ſeinen Söhnen heim und lebte mit ihnen lange Zeit an dem Käs und dem Brod in Herrlichkeit und in Freuden.

Als Alles aufgezehrt war, hungerte er mit ſeinen acht Söhnen wieder gar ſehr und ſprach zu ihnen: „Laſſet uns eine Kuh von Holz machen und zuſehn, ob wir damit nicht eine Kuh von Fleiſch und Bein gewinnen. Denn eine Kuh muß doch jeder Bauer haben und ſie nährt uns wohl alleſammt mit ihrer ſüßen Milch.“ Da verfertigte Hick mit ſeinem älteſten Sohn eine hölzerne Kuh und machte ihr Rollen unter die Füße. Als ſie fertig war, ſprach er zum Hirten: „Gevatter, es iſt nicht recht und billig, daß ich Jahr aus Jahr ein hier im Dorfe die Weideſteuer bezahlen muß und habe doch keine Kuh; drum ſo hab' ich mir eine Kuh vom Markte geholt und will ſie heute mit austreiben. Sie wird aber heute den Weg noch nicht wiſſen, drum will ich ſelbſt mitgehn und ſie auf die Weide treiben. Sorgt mir nur, daß ſie Euch nicht davon läuft und auf den Abend ordentlich mit heimkehrt.“

Da lief der bunte Bauer mit der Peitſche hinter ſeiner Kuh her und karbatſchte ſie, ſchob ſie aber dabei auf Rollen mitten hinter der Heerde immer vor ſich her, daß der Hirt ſich verwunderte, wie munter die Kuh des armen Bauern war. Weil er aber ſah, daß ſie auf der Weide immerfort an einer ſchönen blumigen Stelle ſtand, ſo fürchtete er nicht, daß ſie ihm davonlaufen möchte und kümmerte ſich nicht mehr um ſie, vergaß ſie auch als er mit ſeiner Heerde heimtrieb und ließ ſie an der blumigen Stelle ſtehen.

Aber im Walde, der neben der Weide war, lagen die Söhne des bunten Bauern ſchon auf der Lauer, und wie der Hirt mit ſeiner Heerde fort war, ſchoben ſie die hölzerne Kuh in den Wald und verſteckten ſie. Als nun der Hirt in's Dorf kam, ſtand auch der bunte Bauer ſchon da und fragte, wo ſeine Kuh wäre. „Wo wird ſie ſein,“ antwortete der Hirt, „als auf der Weide, die Kräuter und Blumen haben ihr ja gar zu wohl behagt.“ Da gingen ſie gleich mit einander hin, als aber die hölzerne Kuh von der Weide verſchwunden war, mußte der Hirt dem bunten Bauer eine lebendige Kuh dafür geben.

So lebte nun der bunte Bauer mit ſeinen acht Söhnen und lagen des Nachts mit einander im Moos und bekam jeder auf den neunten Tag die Milch von der Kuh, das war ihre ganze Nahrung. Der jüngſte Sohn des Bauern aber fror immer gar ſehr, darum hießen die andern ihn ſich in die Mitte legen, und weil ihn immer gar ſehr hungerte und weil er dabei auch noch etwas eigenſinnig war, ſo trat ihm der älteſte Bruder jeden neunten Tag ſeine Milch ab und hungerte für ihn. So lebte Hick mit ſeinen acht Söhnen noch immer in großer Trübſal, da beſchloſſen ſie zuletzt die Kuh zu ſchlachten und das Fleiſch zu verzehren. Als es aufgezehrt war, hing der alte Hick das Kuhfell um, ſo daß die Haare inwendig waren und die Fleiſchſeite auswendig und wollt' es zum Lohgerber tragen. Da ſetzte ſich ein Rabe auf die Haut, der war noch hungriger als Hicks Söhne und wollte ein Stückchen Fleiſch abhacken, das dieſe hatten ſitzen laſſen. Hick fing den Raben und hielt ihn feſt, kam in des Lohgerbers Haus, fand ihn aber nicht daheim und ward unvermerkt gewahr, wie ſeine böſe Frau Wein unter die Treppe und im Bett verſteckte, ihn heimlich auszutrinken. Endlich kam der Lohgerber nach Haus, da ſagte Hick zu ihm: Was er für eine Kuhhaut und für einen Raben bezahle, der wahr ſagen könne? „So laß doch zuerſt hören, ob er ſeine Sache verſteht,“ antwortete der Lohgerber. Da rief der Rabe: Ga! und der Bauer ſprach: „Er ſagt aus, daß vierzig Flaſchen Wein unter der Treppe verſteckt wären.“ „Ei, das wäre!“ rief der Lohgerber aus, eilte ſchnell zur Stelle und fand die vierzig Flaſchen Wein. Da rief der Rabe: kra! „Was hat er geſagt?“ fragte der Lohgerber neugierig, denn ihn lüſterte noch mehr Wein zu finden. „Je nun,“ antwortete Hick, „er meint, daß im Bettſtroh noch zwanzig Flaſchen verborgen wären. „Ei, der tauſend!“ rief der Lohgerber, eilte ſchnell hin und zog die zwanzig Flaſchen aus dem Bettſtroh, zahlte auch nachher für den Raben einen hohen Preis und gab für die Kuhhaut was recht war.

Als Hick nach Haus kam, waren die Bauern gar ſehr verwundert über das viele Geld, das er mitbrachte.

Da ſagte er: Ich habe meine Kuh geſchlachtet und die Häute ſind dies Jahr hoch im Preiſe. Da ſchlachteten alle Bauern ihre Kühe, trugen die Häute zum Lohgerber und bekamen nur wenig Geld dafür. Weil ſie nun merkten, daß Hick ſie betrogen hätte, ließen ſie eine Tonne machen, ſetzten Hick hinein und wollten ihn in ein Waſſer werfen. Unterwegs aber machten ſie vor einem Wirthshauſe Halt, ließen die Tonne mit dem Bauer draußen ſtehen und gingen hinein und wollten ein Glas Wein auf die Lampe gießen. Während dem trieb ein Schäfer mit ſeiner Heerde vorbei, dem log Hick vor, daß er nicht Schultheiß werden wolle und daß er darum in's Waſſer gewälzt werden ſolle. „So will ich für Dich in die Tonne ſteigen und wenn wir am Waſſer ſind, ſo will ich rufen: jetzt hab' ich mich beſonnen und will Schultheiß werden." Geſagt, gethan. Der Schäfer half Hick aus der Tonne und ſtieg ſelbſt hinein, Hick ſpundete das Faß gut zu, auf daß die Bauern den Betrug nicht gleich merkten und trieb die Heerde des Schäfers davon. Danach traten die Bauern berauſcht aus der Schenke, hörten aber nicht auf das Geſchrei des Schäfers, daß er Schultheiß werden wolle und wälzten die Tonne in's Waſſer.

Die Bauern waren kaum daheim, da kam Hick mit den Schaafen auch an, denn er hatte ſie auf Umwegen nach dem Dorfe geführt. Da fragten die Bauern verwundert, wie er aus dem Waſſer gekommen wäre und wie er die Schaafe bekommen hätte. „Ei," antwortete der bunte Bauer, „es iſt nichts leichter, als wieder aus dem Waſſer zu kommen, die Schaafe aber hab' ich aus dem Waſſer mitgebracht, woher ſollt' ich ſie ſonſt bekommen haben?“ Die Bauern riefen ſogleich: „Wenn Du uns jetzt die Schaafe nicht im Waſſer zeigſt, ſo werfen wir Dich abermals hinein.“ „Gut,“ ſagte Hick, „vergönnet mir ein wenig Ruhe und morgen, wenn der Tag graut und ich meine Schaafe austreibe, ſo geht mit mir, daß ich euch bei Gelegenheit die andern Schaafe im See zeige.“

Als Hick am andern Morgen auf die Weide treiben wollte, waren die Bauern ſchon um ſein Haus verſammelt. So trieb er ſeine Schaafe nach dem Waſſer zu und alle Bauern folgten ihm nach. Er ließ aber die Schaafe einzeln an dem hohen Felſenufer des Gewäſſers hingehen und da ſpiegelten ſie ſich alle drunten in der Fluth. „Seht ihr ſie?“ fragte Hick, und wies in's Waſſer. Da waren die Bauern hoch erfreut und Hick ſagte: „Einer von euch muß nun hinab und die Schaafe fangen und heraufreichen. Wenn er aber beide Hände herausſtreckt, ſo hat er einen recht ſchweren Hammel und kann ihn nur nicht heben.“

Da ſprang einer der Bauern in's Waſſer, und weil er nicht ſchwimmen konnte, fuhr er eine Zeit lang erſt mit den Händen unter dem Waſſer herum, da meinten alle Bauern, daß er ſich das fetteſte Schaaf ausſuchte. Danach aber ſtreckte er beide Hände aus dem Waſſer in die Höhe und ſogleich ſprangen mehr Bauern ihm nach, um ihm zu helfen, die Schaafe einzufangen und herauszuheben. Als ſie in's Waſſer kamen, ging es: Plonſch! Da verſtanden die andern Bauern, daß ſie riefen: kommt! und ſprangen alle auf einmal hinterdrein. Die nachher ſich an's Ufer retten und an den Felſen emporklimmen wollten, ſchlug Hick mit dem Schäferhaken auf den Kopf, daß ſie wider niederplumpten. So kamen alle Bauern im Waſſer elendiglich um und Hick wurde von Stund' an Herr über das ganze Dorf.

Hick weidete nun mit ſeinen acht Söhnen die Heerden, die er von dem Schäfer genommen und von den Bauern geerbt hatte; aber der jüngſte Sohn war ein Thor und verthat durch ſeine Thorheit wieder alles Gut, das Hick durch ſeine Klugheit erworben hatte. Hatte Hick für ſich und ſeine Söhne Klöße mit Milch gekocht, ſo nahm der jüngſte Sohn vor dem Mittagsmahle die Klöße und ſteckte ſie in die Löcher, welche die Schaafe im Wege getreten hatten und meinte, daß ſonſt die Schaafe die Beine abbrächen, wenn ſie wieder auf der Trift daher kämen. Oftmals, wenn er die Schaafe hütete, ſtarrten ſie ihn alle an und fraßen nicht. Dann ſprach er zu den Schaafen: „Freßt ihr nicht, ſo ſchneid' ich euch den Hals ab.“ Und weil die Schaafe ihn nicht verſtanden, ſo glotzten ſie ihn noch mehr an und fraßen doch nicht und dann ſchnitt er ihnen den Hals ab. Und wenn dann der alte Hick ſeinen Sohn ſtrafen wollte, ſo war der älteſte Bruder mitleidig und wollte es nicht leiden und bald war Hick mit ſeinen Söhnen durch die Thorheit des Jüngſten wieder ſo arm wie zuvor. Und liegen nun wieder alle neun im Moos und haben nichts behalten als eine Kuh, davon bekommt jeder den neunten Tag die Milch und wünſchen tauſendmal Gotteslohn, wenn ihnen einer ein Stück Brod hinträgt, und könnten doch ſchöne Heerden haben von Schaafen und Ziegen und Rindern und könnten Milch und Butter und Käs haben vollauf und Alles, was das Herz ſich wünſchen kann und brauchten nicht im Moos zu liegen.

16. Böſe werden.

Es war einmal ein Bauer, der war mit ſeiner Frau ſehr reich und geizig und hatte doch nicht einmal ein Kind. Weil es ihn nun immer gereute, ſeinem Knecht das Lohn zu geben, ſo ſprach er zu ſeinem armen Bruder: „Laß einen von Deinen drei Söhnen bei mir dienen und wer zuerſt böſe wird, ſei es nun der Herr oder der Knecht, der ſoll die Zeche bezahlen. Werde ich zuerſt böſe mit dem Knecht, ſo ſoll der den ganzen Hof hinnehmen und mir noch dazu die Ohren abſchneiden. Wird aber der Knecht zuerſt böſe, ſo ſchneide ich ihm die Ohren ab und er bekommt auch keinen Lohn. Es iſt mir nur darum, daß ich mit Deinen Kindern in Friede und Freundſchaft bleibe und mich nicht mit ihnen erzürne.“ Im Herzen aber dachte er nur ſeines Bruders Söhne alſo um den Lohn zu betrügen.

Der älteſte der drei Brüder, der Hans hieß, gab ſich zuerſt bei ſeinem Oheim in Dienſt, bekam aber Tag für Tag nur ſchmale Koſt und hatte große Noth, ſich nicht darüber zu erzürnen. Als das Jahr faſt herum war, wollte ihn der reiche Bauer noch um den Lohn prellen und ſprach: „Treibe einmal die Kühe auf die Weide, meine Frau ſoll Dir zu Mittag das Eſſen bringen.“ Hans that wie ihm geheißen war, aber das Eſſen kam diesmal gar nicht, denn der Bauer meinte, daß er darüber zornig nach Hauſe kommen ſollte. Als nun die Mittagszeit vorüber und Knecht Hans ſehr hungrig war, rief er einen vorübergehenden Fleiſcher an, verkaufte ihm die Kühe, ſchnitt ihnen aber die Schwänze ab und ſteckte ſie in einen nahen Bruch und

Moor. Darauf lief Knecht Hans zum reichen Bauern und ſprach: „Geſchwind, Vetter, kommt mit auf die Weide, eure Kühe ſind im Moraſt verſunken und ſtehen nur die Schwänze noch heraus.“ Da ging der Bauer mit ihm, faßte an einen Kuhſchwanz nach dem andern und wollte die Kühe herausziehen. Aber wie er am erſten Kuhſchwanz zog, fiel er ſchon rücklings auf die Erde und die andern zog er ganz kleinlaut heraus, denn er merkte wohl, daß Hans die Kühe verkauft hatte, wurde aber darum nur deſto freundlicher gegen den, weil er wußte, daß er den Hof noch obendrein verlieren würde, wenn er ſich erzürnte. So gingen ſie denn mit einander nach Hauſe, da brachte die Bauersfrau ihrem Manne zu eſſen, dem Knecht Hans aber gaben ſie noch immer nichts. Darüber ward der Knecht Hans doch zornig, denn wiewohl es ſchon Abend war, hatte er noch keinen Biſſen genoſſen und konnte ſich doch nicht hungrig zu Bett legen. Deshalb beſchimpfte er den Bauern und die Bäurin, der Bauer aber ſchnitt ihm ſogleich die Ohren ab.

Da ging der Knecht Hans mit dem Gelde, das er für die Kühe erhalten hatte, aber ohne ſeinen Lohn, nach Hauſe und am andern Morgen kam der zweite Bruder und meldete ſich als Knecht bei dem reichen Bauern. Der Geizhals nahm ihn freundlich auf, hielt ihn ſehr knapp und als faſt das Jahr herum war, wollte er ihn wieder um den Lohn betrügen und ſprach: „Nimm Pferde und Wagen und fahre in den Wald, mir Holz zu holen. Die Stelle, wo Du es aufladeſt, iſt weit im Walde drinnen und vor Abend wirſt Du nicht zurück ſein, darum werde ich Dir das Mittagseſſen ſelbſt bringen.“ Als nun der Mittag längſt vorüber war und der Bauer das Eſſen nicht gebracht hatte, dachte der Knecht: Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil, rief einen vorübergehenden Mann an, verkaufte ihm Pferde und Wagen und ſprach daheim zu ſeinem Oheim: Ein Lewe ſei gekommen und hätte die Pferde ſammt dem Wagen aufgefreſſen. Der Bauer that, als glaubte er's, denn ihm war angſt, daß er ſich erzürnen und Haus und Hof darüber verlieren möchte. Als ihm aber ſeine Frau das Abendeſſen brachte und dem Knecht nicht, wollte dieſer zornig dem Bauer die Schüſſel wegnehmen, denn er war ganz verhungert. Da holte der Bauer gelaſſen das Meſſer herbei, ſchnitt auch dem zweiten Bruder die Ohren ab und der mußte wieder ohne Lohn mit dem Geld, das er für Pferde und Wagen gelöſt hatte, abziehen.

Am andern Morgen meldete ſich der jüngſte Bruder, der ein Dummling war, als Knecht bei dem Bauer. Weil es nun ſeine Schweſtern ſeiner Jugend halben jammerte, daß er auch hungern ſollte, ſo brachten ſie ihm täglich, ſo oft er im Feld, Wald oder Wieſen arbeitete, zu eſſen. Der reiche Bauer verwunderte ſich ſehr, daß ſein Knecht immer ſo freundlich ausſah, wie karg die Koſt ihm auch geboten wurde, hielt ihn auch deshalb für gar klug und fürchtete, daß der jüngſte Bruder ihn durch einen klugen Anſchlag gewiß noch erzürnen würde, ehe das Jahr herum ſei. Deshalb ſprach er zu ſeiner Frau: „Verkleide Dich als Kukuk, geh in den Wald und rufe dreimal Kukuk, dann wird unſer Knecht glauben, ſein Dienſtjahr ſei herum, wird ſeinen Lohn nehmen und aus dem Dienſt gehen.“ Zu dem Knecht aber ſprach er: „Höre einmal, Geſell, wenn der Kukuk

drei-

dreimal gerufen hat, iſt Dein Dienſtjahr um, denn Du weißt, daß eben der Kukuk rief, als Du kameſt.“ Da war der Knecht hoch erfreut, denn er hatte nicht die Schelmenſtreiche ſeiner Brüder im Kopfe und wollte nichts als ehrlich ſeinen Lohn verdienen, bat derhalben auch, daß ſein Vetter ihm ſein Gewehr leihen möchte, damit er einen Freudenſchuß thun könnte, ſobald der Kukuk zum erſtenmale gerufen hätte. Das that der geizige Bauer gern, weil noch ein alter Schuß in ſeinem Gewehr ſteckte, der heraus mußte.

Es war aber erſt Winter und lag hoher Schnee, da ſchleppte der Knecht ſchon überall das Gewehr mit umher, daß er nur den Freudenſchuß nicht verſäumte. Eines Tages wälzte ſich die Bauersfrau in Syrup und dann in Federn, und als der Knecht im Walde arbeitete, ſprang ſie in einem Tannenbaum herum, daß der Schnee von den Äſten zu Boden fiel, und dabei rief die Frau: Kukuk! Kaum hatte ſie aber zum erſtenmal gerufen, da griff der Knecht ſchon nach ſeinem Gewehr, that einen Freudenſchuß, traf aus Verſehen den Kukuk im Baum und der fiel todt zu Boden. Da ſprang der Bauer auch herzu, denn er hatte ſich in der Nähe gehalten und zürnte und ſchalt auf ſeinen Knecht. „Vetter, ſeid Ihr böſe?“ fragte der Knecht. Der Bauer antwortete ſchnell: „Da ſollte der Teufel nicht böſe ſein, wenn Du meine Frau todt ſchießt!“ Da erhielt der dritte Knecht Haus und Hof und durfte dem reichen Bauern noch dazu die Ohren abſchneiden.

17. Das Ohrläppchen.

Ein armer Bauersmann hatte Weib und Kind und nichts mehr in ſeinem Vermögen, als einige Gänſe. Dieſe verkaufte er in der Stadt, erhielt ſie gut bezahlt, ließ für ſich und ſeine Familie von dem Gelde eine gute Mahlzeit bereiten und behielt noch etwas übrig, wovon er ſich in der Noth helfen konnte. Das bemerkte ſein reicher Bruder, der ihm nichts gönnte und forſchte ihn aus, woher er das Geld erhalten habe. „Ich habe meiner Frau das Ohrläppchen abgeſchnitten und es zum Apotheker getragen,“ antwortete der Arme. „Wär's noch warm geweſen, ſo hätt' ich es noch beſſer bezahlt erhalten, denn dann thut es Wunderdienſte in der Medicin und man erhält dann Schätze dafür, die man auf einem vierſpännigen Wagen nach Haus fahren muß.“

Als der reiche Geizhals das hörte, ſchirrte er ſeine vier ſchönen Roſſe vor den Wagen, ſchnitt ſeiner Frau das Ohrläppchen ab und jagte mit Pferd und Wagen davon, es noch warm in die Stadt zu bringen. Zwei der ſchönen Roſſe ſtürzten vor der Apotheke nieder, denn er hatte ſie zu Tode gejagt, der Apotheker aber lachte anfangs, als er ihm das Ohrläppchen anbot, dann verwies er ihm, daß er gegen ſeine Frau ſo grauſam geweſen und der reiche Bauer zog beſchämt mit ſeinen übrigen zwei Roſſen nach Hauſe.

18. Von den ungetreuen Wirthstöchtern und von der Prinzeſſin mit goldnen Haaren.

Ein Bauer hackte Holzzacken ab, dabei ſah er ein Neſt, ſchlich ſich leiſe herzu und fing darauf einen Vogel. Ei, dachte er, meine Tochter iſt ſo hübſch und ich habe niemals etwas, das ich ihr ſchenken kann; darum will ich den Vogel mitnehmen und ihr ihn ſchenken. Der Vogel hüpfte nun vor dem Mädchen in der Stube umher, wo es ging und ſtand; das war gar luſtig anzuſehen und das Mädchen hatte ſeine Freude daran. Es kam aber alle Dienſtage und Donnerſtage (denn das ſind die Glückstage im Handel) ein Handelsmann in's Dorf, mit den Bauern zu handeln, und kehrte auch immer im Hauſe des Mannes vor, der die ſchöne Tochter hatte. Eines Tages war der Vogel allein in der Stube, als der Händler hereintrat, und ehe die Dirne wieder kam, hob er den Vogel vom Boden auf, beſah ihn von allen Seiten und las, daß unter ſeinen Fittigen geſchrieben ſtand: Wer des Vogels Fleiſch genoſſe, würde viel Geld haben, wer aber ſein Herz genöſſe, würde König werden. Da ſetzte der Handelsmann den Vogel wieder hin, that als hätte er nichts geleſen, begann aber alſobald um die Bauerntochter zu werben, erhielt ſie auch und verlangte, daß ihm der Vogel mit in die Ausſteuer geſetzt würde. Hierüber lachte der Bauer und ſeine Tochter, doch wurde ihm der Vogel verſchrieben.

Am Tage nach der Hochzeit ſollte die Bauerntochter dem Handelsmanne den Vogel braten und ſie briet ihn in Öl. Als er noch in der Pfanne auf dem Heerde ſtand und die Bauerntochter wieder in die Stube gegangen war, kamen zwei Bettelknaben, gingen in die Küche und meinten, da ſtände nichts als ein geringes Überbleibſel von der Hochzeit auf dem Tiſche, denn das Vöglein ſah gebraten gar unanſehnlich aus. Darum aßen ſie es auf und gab der eine Bruder, der etwas größer und ſtärker war, dem andern das Fleiſch, er ſelbſt aber aß nichts als das Herz. Darauf gingen ſie fort und der Handelsmann hatte nichts als eine arme Frau geheirathet, konnte aber nun und nimmermehr König werden und hatte auch nicht ſo viel Geld, als er ſich wünſchte.

Die Knaben aber kamen in die Einſamkeit und gelangten zu einem armen Manne, der allein im Walde wohnte. Er nahm ſie freundlich auf und gab ihnen Nachtherberge. Am andern Morgen, als der Alte und der eine Knabe aufſtand, war der kleinſte Knabe verſchwunden, denn er hatte das Bett beſudelt und gefürchtet, daß der alte Mann ihn ſchlüge, darum war er heimlich fortgegangen und hatte ſich auch nicht getraut, ſeinen Bruder zu wecken, auf daß der Alte nicht gleichfalls erwachte. Sie fanden unter ſeinem Kopfkiſſen fünfzig Thaler, das rührte von dem gegeſſenen Vogelleibe her und ſeitdem lagen jeden Morgen unter dem Kopfkiſſen des Knaben fünfzig Thaler. Wie ſie ihn nun auch ſuchten im ganzen Walde, ſie fanden ihn nicht mehr, denn er war gar früh ausgegangen und weil er nichts wußte von den fünfzig Thalern, ſo ſtand er um die Zeit ſchon auf dem Markte der nächſten Stadt und bettelte. Da rief ihn eine Wirthin herein und ſagte, er könne dableiben, wenn er fleißig arbeiten wolle. Darüber war der Knabe hoch erfreut, mühte ſich auch von der Zeit an gar ſehr im Dienſte der Alten, es lagen aber an jedem Morgen, den Gott werden ließ, fünfzig Thaler unter ſeinem Kopfkiſſen, davon wußte er nichts und erhielt auch keinen rothen Pfennig davon, denn die Wirthin und ihre Töchter nahmen das Geld an jedem Morgen ſelbſt hinweg, er aber vergoß Tag für Tag ſeinen Schweiß in ihrem Dienſt. Als nun der Knabe etwas herangewachſen war, ſprach er: „Gebet mir den Lohn, den ich ſauer verdient habe, denn ich will in die Fremde gehen.“ Da ward der geizigen Wirthin und ihren Töchtern bange, daß ſie das Geld verlieren ſollten, das täglich im Bett des Knaben gefunden ward, darum gingen ſie zu einer Zauberin und beredeten ſich mit ihr. Sie ſprach: „Der Knabe hat des Glücksvogels Fleiſch genoſſen, darum hat er jeden Morgen fünfzig Thaler einzunehmen. Wollt Ihr das Fleiſch des Vogels gewinnen, ſo ſprechet zu dem Jüngling, weil er Euch treu gedient, ſo wolltet Ihr ihm vor ſeiner Abreiſe ein großes Gaſtmahl zurüſten, dabei ſolle er noch einmal tüchtig eſſen und trinken. Zu dem Mahle aber ſchlachtet viele Kühe und Ochſen, laſſet auch den Knaben zwiſchen Eure beiden Töchter ſitzen und laſſet ſie immerfort zu ihm reden: „„Lieber, Du iſſeſt nicht! willt Du ungegeſſen aus unſerm Hauſe hinausgehen? Das wäre uns eine große Schande.““ Und dabei laſſet ihm immerfort von dem Fleiſch vorlegen. Auch ladet Eure Nachbarn ein, daß ſie immerfort zu ihm reden: „„Lieber, Du trinkeſt nicht, willt Du ungetrunken die Stadt verlaſſen? Das wäre eine große Schande für uns alle.““ Dabei laſſet ihm immerfort zu Halben und Ganzen von dem edelſten Wein zutrinken. Davon wird der Knabe krank werden, denn er iſt gewohnt gar mäßig zu leben und in der Nacht wird er des Vogels Fleiſch ausbrechen. Das waſchet ſchon rein und gebt es Eurer Töchter einer zu eſſen.“

Die Wirthin richtete Alles ein wie die Zauberin befohlen hatte und gab ihrer Töchter einer des Vogels Fleiſch zu eſſen. Der Jüngling aber ging am andern Morgen ſeines Wegs und hatte nichts bei ſich als wenig Geld, das er als Lohn erhalten, und eine alte Büchſe, die er zubekommen hatte. Da ſah er eine Rabe, die rief: Qua, qua, qua. „Verdammtes Thier!“ rief er aus, „was ſpotteſt Du mein? Rede, oder Dir ſoll der Dampf um die Naſe fliegen!“ „Nur gelaſſen,“ antwortete die Rabe. „Schenkſt Du mir das Leben, ſo geb' ich Dir dieſen Ring; ſo oft Du den herum drehſt, ſo oft fallen Ducaten heraus.“ „Das läßt ſich hören,“ ſprach der Jüngling, deſſen Zorn ſchon verraucht war. Er nahm den Ring und dachte: jetzt geh' ich wieder in die Stadt zu meiner Frau Wirthin, dort laß ich mir zehn Kaſten geben und drehe daran ſo lange, bis ſie alle gefüllt ſind. Dann ſchenk' ich den einen Kaſten der Wirthin und jeder von ihren Töchtern einen, und dann ſchaffe ich mir Kutſche und Pferde an und ziehe mit den andern acht Kaſten voll Geld in die Welt, da brauch' ich doch unterwegs nicht ſo viel zu drehen.

In dem Wirthshauſe ließ der Jüngling ſich die zehn Kaſten geben, die Wirthin aber und ihre beiden Töchter ſtanden um ihn her, als er anfing den Ring zu drehen und die Ducaten von ſeinem Finger in die Kaſten purzelten. Nach einer Weile redete die Wirthin ihm freundlich zu: „Lieber! halte ein, denn morgen iſt wieder ein Tag und Du mühſt Dich allzuſehr! Wir wollen erſt miteinander ein Abendeſſen zu uns nehmen.“ Da hielt der Jüngling ein, denn er war von der Reiſe und auch von dem Drehen gar müde, und ſetzte ſich wieder zwiſchen der Wirthin Töchter zu Tiſch. Die ſchenkten ihm fleißig ein und als ſie gegeſſen hatten und noch eine Weile bei Tiſche ſaßen, ſchlief der Jüngling ein. Da mußte ihm die Tochter der Wirthin, die ſchon des Vogels Fleiſch genoſſen hatte, den Ring vom Finger ziehen. Dann trugen ſie ihn vor die Thür, ſchloſſen das Haus zu und wie ſehr der Jüngling auch klagte und in der Kälte fror (denn es iſt mitten im Winter geweſen), ließen ſie ihn nicht ein und er mußte ohne den Ring und ohne das Geld ſeiner Wege gehen.

Wie er am andern Tage ſo dahin wanderte, kam er in ein Winterland, da ſtand der ſchönſte Salat auf dem Schnee, und weil ihn hungerte, ſo aß er davon und ſogleich war er in einen Eſel verwandelt. „Was fängſt Du nun an?“ ſprach er bei ſich, denn zum Glück hatte er ſeinen menſchlichen Verſtand behalten. Aber da war kein Rath und wie im Traum ging er als Eſel fort. Nach einer halben Stunde kam er an ein Sommerland und weil da wieder viel ſchöner Salat ſtand und ihn nun noch mehr hungerte, ſo wollte er als Eſel mit großer Begier davon freſſen. Kaum hatte er aber nur ein Blatt davon abgebiſſen, als er wieder ein Menſch war. „Warte!“ dachte er, „jetzt will ich die Wirthin und ihre Töchter ſtrafen.“ Schnell ging er zurück in's Winterland und holte ſich von dem Eſelsſalat. Er war aber in dem Winterlande ſo mit Schnee und Reif bedeckt worden, daß Niemand ihn an dem Tage wieder erkennen konnte, der ihn auch früher noch ſo gut gekannt hatte.

Darum ging er ſo mit dem Eſelsſalat in die Stadt und rief: „Wer kauft Salat mitten im Winter? Wer kauft von dem ſchönen Salat?“ Da kam zuerſt die Zauberin, von deren Schuld der Jüngling gar nicht einmal etwas wußte, geſprungen, denn ſie war am lüſternſten in der ganzen Stadt, und ſprach: „So ſchönen Salat kann ich ſogleich roh koſten,“ koſtete ein Blatt und war in einen Eſel verwandelt. Da belud er ſie mit dem Salat und trieb weiter bis vor's Wirthshaus. Die eine Wirthstochter hatte an dieſem Morgen fünfzig Thaler unter ihrem Kopfkiſſen gefunden und beide hatten den ganzen Morgen mit ihrer Mutter den Ring gedreht, daß immerfort lauter Ducaten herausfielen. Auch dieſe drei Frauen kamen geſprungen, kauften von dem ſchönen Salat, bereiteten ihn und aßen ihn als etwas gar Koſtbares, zumal weil es mitten im Winter war. Während der Mahlzeit wurden ſie in Eſel verwandelt, der Jüngling aber gab ſich ihnen zu erkennen, nahm ihre Schätze und belud ſie damit, band ſie an den andern Eſel und trieb mit den vier Eſeln davon.

Die beiden Alten verlieh er an einen Müller, der ließ ſie hungern und prügelte ſie dabei ſo viel, daß ſie nach einiger Zeit ſtarben. Als der Jüngling das hörte, jammerte es ihn der beiden Jungfrauen, die er ſelbſt bei ſich behalten hatte. Er belud ſie aber mit ſchweren Säcken und ſagte: „Jetzt ſollt Ihr zum Müller, der wieder ein paar Eſel nöthig hat.“ Da gingen ſie traurig und langſam vor ihm her, er aber trieb ſie immerfort an, denn er hatte es gar anders mit ihnen im Sinn, ſie gingen auch nicht den Mühlweg, ſondern den Weg nach dem Sommerland, und des Jünglings Herz war voll Freude, daß dort die Jungfrauen von dem Menſchenſalat eſſen und in ihrer wahren Geſtalt vor ihm erſcheinen würden. So geſchah es auch und ſogleich fiel ihm die eine der Jungfrauen um den Hals und ſprach: „Lieber, komm in unſer Haus, daß wir Dir den Ring übergeben. Auch laß mir ein Brechmittel verſchreiben, denn ich habe des Glückvogels Fleiſch gegeſſen und Du ſollſt es wieder haben.“ „Behalt's nur, Du Närrin,“ ſprach er, „Ihr ſeid für Eure Treuloſigkeit nun genug geſtraft und ich will Dich zu meiner Frau machen, da iſt's dann einerlei, wer von uns beiden des Glücksvogels Fleiſch gegeſſen hat.“ Da heiratheten ſich die beiden und lebten lange und glücklich mit einander.

Der ältere Knabe blieb bei dem Alten, bis er etwas herangewachſen war, da gab ihm der, was von den funfzig Thalern noch übrig war und damit zog er wieder in die Welt. Einſtmals ging er durch einen großen Wald, da geſellte ſich ein Jägerburſche zu ihm und ſie ſahen drei Schlangenkönige mit einander kämpfen. „Ich will doch ſehen,“ ſprach der Jäger, „ob ich ſie wohl tödten kann“ und ſtieg zur Sicherheit auf einen Baum; der andere redete ihm ab, mußte aber doch auch auf den Baum ſteigen. Er ſchoß eine goldene Kugel ab, die er hatte, traf aber nicht und die drei Schlangenkönige kämpften weiter. „Diesmal muß ich ſie erlegen,“ ſprach der Jäger und lud eine zweite goldene Kugel ein. Der Knabe bat jetzt, daß er ihnen doch das Leben ſchenken möchte, der Jäger aber ſchoß los und fehlte von Neuem. Die Schlangenkönige kämpften weiter, der Jäger lud die dritte goldene Kugel ein; der Jüngling bat von Neuem für ſie, er aber ſchoß los und fehlte abermals. Im ſelben Augenblick entſtand ein furchtbares Geſchrei von lauter Schlangen und der Jäger lag in tauſend Stücken zerriſſen unten am Baume. Danach ringelte ſich noch eine der drei Königsſchlangen an dem Baume empor, ſo daß der Jüngling Gott um Hülfe anrief, denn er meinte, jetzt gälte es ihm den Tod. Allein der Schlangenkönig kam immer näher, gab ihm eine Wurzel in den Mund und ſogleich konnte er hören, was die Schlange ſprach. Sie ſagte aber zu ihm: „Steige nur herab, Dir ſoll nichts zu Leide geſchehen, denn Du haſt unſern Tod nicht gewollt.“ Weil er nun die Wurzel noch im Munde hatte, ſo hörte er ein Wehklagen, dem ging er nach und kam zu einem Spinngewebe, darin kämpfte eine Fliege mit ſchwachen Kräften gegen eine Spinne. Sogleich zerſtörte er das Netz der Spinne, die Fliege aber ſetzte ſich auf ſeinen Rock. „Kleines Thier,“ fragte er ſie, „was willſt Du?“ „Ich will bei Dir bleiben,“ antwortete die Fliege und er wehrte es ihr nicht.

Der Jüngling wanderte nach einer Stadt, da begegnete ihm vor den Thoren ein Mann ohne Naſe. „Guter Freund,“ fragte er ihn, „wie biſt Du doch um Deine Naſe gekommen?“ „Das will ich Dir ſagen,“ antwortete der Mann. „Ich diente bei einem Herrn, deſſen Gedanken ſollte ich errathen und ihn danach bedienen. Ich meinte, ich würde ihm Alles an den Augen abſehen können und darum lockte mich der gute Lohn, denn ich ſollte täglich ein Goldſtück erhalten, wenn ich meine Sache gut machte. Aber da kam ich übel an! Geſtern war ich in den Dienſt gegangen und heute lieg' ich noch in den Federn, da kommt mein Herr ſchon und ſchneidet mir ritſch, ratſch die Naſe ab, denn er war früher aufgewacht und hatte ſich ſchon den Morgentrunk gewünſcht, wie ich noch ſchlief.“ Da ſtach die Fliege den Jüngling, er aber nahm die Wurzel in den Mund und hörte wie ſie ſagte: „Das wäre eine Stelle für Dich, denn ich würde Dir ſchon ſagen, was der Herr für Gedanken hat.“ Da ſprach der Jüngling zu dem Bedienten: „Guter Freund, ſag' mir doch, wo Dein Herr wohnt, mich gelüſtet nach dieſer Stelle.“ Kopfſchüttelnd gab der ihm Beſcheid und der Jüngling wurde von dem ſtrengen Herrn als Diener angenommen.

Nachdem ſie mit einander eins geworden waren, ſprach die Fliege zu dem Jüngling: „Jetzt bohre in alle Thüren, ſo viele ihrer im Hauſe ſind, Löcher, damit ich jeder Zeit ungehindert aus einem Zimmer in's andere kommen kann. Unterdeß will ich mit Deinem Herrn fliegen, denn er will ausgehen.“ Kaum waren die Löcher gebohrt, da kam die Fliege auch ſchon wieder und ſprach: „Wie Dein Herr ſo dahin ſpazierte, wünſchte er ſich, daß ſeine Pantoffeln vor dem Stuhl bereit lägen und eine Flaſche Wein auf dem Tiſche ſtände, wenn er nach Haus käme.“ Sogleich ſtellte der Jüngling Alles bereit, wie ſein Herr es wünſchte und der war nachher ſehr zufrieden. Am andern Morgen lag der Jüngling noch und ſchlief, da kam die Fliege durch das Loch in ſeiner Kammerthür, er nahm geſchwind ſeine Wurzel in den Mund und hörte wie ſie ſagte: „Stehe ſchnell auf, Dein Herr iſt ſchon wach, wünſcht den Schimmel geſattelt zu haben und will, daß Du ihm die Stulpenſtiefel und die beſte Hoſe bringſt.“ Sogleich erfüllte er ſeines Herrn Wünſche, und ſo ging es fünf Jahre lang fort.

Eines Morgens hatte der Jüngling die Sprachwurzel auch im Munde und lauſchte auf ein Geſpräch, das in der Ferne die alten und die jungen Schwalben führten. Darüber achtete er der Fliege nicht, welche ihm ſagte, daß ſein Herr ſich den Frühtrunk wünſche. Als er ihm endlich dieſen brachte, wollte der ihm ſogleich die Naſe abſchneiden. „O Herr,“ ſprach der Jüngling, „hätte ich gewußt, daß es mir um dieſer geringen Verſäumniß willen bereits alſo ergehen ſollte, ſo hätt' ich mich nicht losgeriſſen von dem Geſpräch, an dem meine Ohren hingen und um deſſen willen ich in die Verſäumniß fiel.“ „Was hörteſt Du denn?“ forſchte der ſtrenge Herr. „Ich hörte,“ antwortete der Jüngling, „wie die Schwalben ſich zankten um die Prinzeſſin mit goldenen Haaren. Die alten Schwalben holen ſich die goldenen Haare, welche die Prinzeſſin jeden Morgen auskämmt und aus dem Fenſter wirft, und bauen ihre Neſter damit; nun wollen die jungen Schwalben auch gern goldene Haare von der Prinzeſſin haben, aber die alten wollen ihnen keine mitbringen und darum ſagten ſie zu ihnen: wenn ſie ſich ein Neſt von goldenen Haaren machen wollten, ſo ſollten ſie ſich ſelber welche holen.“ Da ſprach der ſtrenge Herr: „Könnte ich die Königstochter mit goldenen Haaren einmal ſehen, ſo wollte ich Dir gern Deine Naſe laſſen.“ Sogleich ſprach die Fliege zu dem Jüngling: „Ich will Dich hinführen und es ſo einrichten, daß Du Deinem ſtrengen Herrn die Königstochter mit goldenen Haaren zeigen und daß Du ſelbſt ſie heirathen kannſt. Nimm den Lohn, den Du in den fünf Jahren bekommen und im Koffer liegen haſt, kleide Dich prächtig davon und reiſe mit mir nach Sicilien, wo die Königstochter mit goldenen Haaren wohnt.“ Da legte der Jüngling auf Befehl des ſtrengen Herrn einen Eid ab, daß er ihm entweder die Königstochter mit goldenen Haaren zeigen oder allein zurückkehren und ſich die Naſe abſchneiden laſſen wollte, nahm die vielen Goldſtücke, deren er an jedem Tage eins erhalten hatte, und trat mit großem Aufwand, aber immer begleitet von der Fliege, die Reiſe an.

Als er nach Sicilien kam, trug er dort dem König vor, daß er um die Königstochter mit goldenen Haaren freien wolle. Der König ſprach: „So mußt Du ſie dreimal aus meinen drei Töchtern herausfinden, die ſich alle ganz gleich ſehen, aber ihre Haare werden verhüllt ſein.“ „Sei gutes Muths,“ ſprach die Fliege zu ihm, „ich werde mich der Prinzeſſin mit goldenen Haaren auf die Naſe ſetzen, daran magſt Du ſie gar wohl erkennen.“

Als der Tag kam, da der Jüngling die Prinzeſſin mit goldenen Haaren unter den drei gleichen Schweſtern auswählen ſollte, ſetzte ſich die Fliege auf ihre Naſe und alſo auch am zweiten Tage. Am dritten Tage war die Fliege nicht da und die Zeit, die dem Jüngling geſetzt war, verſtrich mehr und mehr. Da öffnete der Jüngling im letzten Augenblick das Fenſter, betete zu Gott in ſeiner Noth, und ſogleich kam die Fliege herein und ſetzte ſich der Prinzeſſin mit goldenen Haaren auf die Naſe. Daran erkannte er ſie zum dritten Male und der König ließ ſogleich eine große Hochzeit anſtellen. Dann bat er ſeine Frau, daß ſie mit ihm zum Beſuch in ſein Vaterland reiſen möchte und zeigte ſie dem ſtrengen Herrn, der war über ihre Schönheit ſo verwundert, daß er kein

Wort hervorbringen konnte. Danach reiſten beide wieder nach Sicilien und der Jüngling wurde dort ein mächtiger König, beſchloß auch einſt den armen Mann im Walde aufzuſuchen, der ihm in ſeinem Heimathlande viel Gutes gethan hatte und reiſte dahin mit der Prinzeſſin mit goldenen Haaren. Bei ihm aber fand er ſeinen Bruder wieder, der mit ſeinen Reichthümern und ſeiner Frau ſo lange im Walde herumgereiſt war, bis er zu dem Alten gekommen, wo er Kunde von ihm zu erhalten gehofft hatte. Da nahmen ſie aber den alten Mann mit ſich und zogen alle mit einander nach dem Königreiche Sicilia. Und wenn ſie noch nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie heute noch.

19. Die beiden Oberjägermeiſter.

Es war ein Bauer, der hatte viele Söhne, von denen wollte der eine ein Schäfer werden. Da gab ihm ſein Vater drei Schaafe, die trieb er auf die grüne Weide vor dem Walde, denn in den Wald zu treiben hatte er ihm verboten. Am dritten Tage betrat der Schäfer ſelbſt den Hain, darinnen zu luſtwandeln, da ſah er ſo ſchöne Auen voll allerlei Kräuter und Blumen, daß er vermeinte, ſein Vater habe ihm darum nur dieſen Hain verboten, weil er ihm die ſchöne Weide nicht gönnte. Er holte alſo ſeine Schaafe in den Hain und kaum waren ſie darin, da kam eine alte Frau mit drei Hunden, mit Tabackspfeife und Feuerzeug, dafür verlangte ſie die drei Schaafe, ſagte auch, es ſolle ſein Schaden nicht ſein, wenn er ſie dafür gäbe, und als er ſich dennoch weigerte, drohte ſie ihm ſelbſt mit den Hunden. Da mußte er die Schaafe hingeben und zog mit dem, was er dafür erhielt, von dannen.

Die drei Hunde führten die Namen: Reiß-alles-nieder, Brich-Stahl-und-Eiſen, und Geſchwind-wie-der-Wind. Der Jüngling begann mit ihnen zu jagen, jagte aber drei Tage, ohne daß er Wildprät fand und ward darum ſehr hungrig. Traurig ſah er auf ſeine treuen Hunde und gedankenlos nannte er einſt den Namen des Einen: Geſchwind-wie-der-Wind. Raſch verſchwand da der Hund, fuhr wie ein Wolf in eine Heerde Schaafe, brachte ſo geſchwind wie der Wind ein Schaaf zu ſeinem Herrn und da er nun auch gerade zu dem andern Hund ſprach: Reiß-alles-nieder, ſo zerriß der's. Da zündete der Jüngling Feuer an, verzehrte das Schaaf und gab den Hunden die Knochen. Allein der Schäfer klagte den Jüngling an und er ward in's Gefängniß geworfen. Jetzt dachte er an Pfeife, Feuerzeug und Taback, und als er den erſten Zug aus ſeiner Pfeife that, ſprangen ſogleich die Hunde herbei, die von ihm getrennt waren. Da gedachte er, wie die Hunde ihn geſpeiſt und ihn dadurch in's Gefängniß gebracht hatten und ſprach klagend zu dem Einen: Ach Du mein lieber Hund Geſchwind-wie-der-Wind! Sogleich ſprang der Hund davon, brachte Schaafe und Wildprät herbei, und wie er zu dem andern Hund ſprach: Reiß-alles-nieder, zerriß der es und ſo reichten ſie es auf den Schnauzen zwiſchen den Kerkerſtäben herein. Am andern Morgen kam der Gefangenwärter und ſchloß auf, da war das ganze Gefängniß voll Blut und darin lagen zerriſſene Schaafe und Wildbrät umher. Der Jüngling aber ſprach: „Da ſeht Ihr's, daß ich die Hunde nicht beherrſchen kann, bereitet von dem Fleiſch eine gute Mahlzeit, geht zum Richter und ſagt ihm, daß ich den Hund Reiß-alles-nieder nicht wehren könnte.“ Da richtete der Gefangenwärter die Mahlzeit zu, aß und trank mit dem Jüngling und ging zum Richter, ihm zu verkünden, was geſchehen war. Allein um den Richter waren ſchon viele Schäfer und viele Jäger verſammelt, welche den Hund „Geſchwind-wie-der-Wind“ anklagten, darum ſprach der Richter zum Gefangenwärter: „Du haſt gar übel gethan, daß Du mit dem Jüngling das Fleiſch geſchmauſt haſt, denn er muß für ſeine Hunde haften und dieſen Leuten muß ihr Recht werden. Darum befehle ich Dir, ihn jetzt in Ketten zu werfen und ihn mit dem Tode zu bedrohen, wenn der Hund Geſchwind-wie-der-Wind wieder ein Schaaf oder ein Wildbrat raubt.“

Der Gefangenwärter that, wie ihm geheißen ward. Als der Jüngling an Händen und Füßen gefeſſelt war, ſtand der dritte Hund draußen vor dem Kerkergitter und ſah ihn ſo zärtlich an. Da ſprach der Jüngling: Ach Du mein lieber Hund Brich-Stahl-und-Eiſen! Kaum hatte er's geſagt, als der Hund ſchon die Eiſengitter zerbrach, in das Gefängniß ſprang, winſelnd nach Hundeart an ſeinem Herrn in die Höhe fuhr, als wollte er ihm Hände und Füße lecken, und ihm dabei die Schlöſſer an Händen und Füßen entzwei biß, ſo daß ſeine Ketten raſſelnd zu Boden fielen; als der Jüngling aber zum Fenſter hinausſteigen wollte, mochte es der Hund nicht leiden, und biß auch noch Schloß und Riegel von der Kerkerthür entzwei. Da konnte der Jüngling als ein

freier

freier Mann auf demſelben Wege, wo er gekommen war, wieder aus dem Gefängniß hinausgehen und durfte ihn Niemand anhalten, denn der Hund Brich-Stahl-und-Eiſen ging treulich an ſeiner Seite.

Als er ſo dahin ging, kam ein kleines weißes Männchen daher und ſpeiſte mit ihm, denn der Hund: Geſchwind-wie-der-Wind ließ es an Nahrungsmitteln für den Bauernſohn nicht fehlen. Nachdem ſie gegeſſen, gingen ſie mit einander weiter und kamen an einen unterirdiſchen Gang, daran ſtießen mehrere Zimmer und das Männchen führte ihn in eins, worin eine Wiege ſtand. Es gab ihm auch eine weiße Kugel und befahl ihm, daß er die Kugel und auch die Hunde bei ſich behalten und ſo ein Vierteljahr lang wiegen, ſich aber dabei nicht umſehen ſolle, ſagte auch, daß es ihn in dieſer Zeit dreimal beſuchen würde.

Der Bauernſohn wiegte treulich vier Wochen ohne ſich umzuſehen, da kam das weiße Männchen. Nachdem er wieder vier Wochen lang gewiegt hatte, kam es abermals und als das Vierteljahr herum war, war es zum drittenmale da, ſagte auch, daß er jetzt hier Alles erlöſt hätte, nahm ihm die weiße Kugel ab, führte ihn in ein Zimmer, wo ſchlechte, gute und mittelmäßige Kleidungsſtücke hingen. Es ſprach auch, daß er ſich die beſten Kleidungsſtücke ausſuchen ſollte, meinte aber, daß das Schlechteſte in dieſem Saale wohl das Beſte wäre, weil es ſchon das Meiſte mit durchgemacht hätte. Da nahm der Jüngling einen alten grünen Rock, eine alte Bürſte, eine alte Flinte, einen alten Hirſchfänger, ein altes Büchlein und einen alten Ranzen. Die Wahl gefiel dem weißen Männchen und es ſprach: „Wenn Du mit der

Bürſte Deine Kleidung herunterwärts bürſteſt, ſo iſt ſie neu, bürſteſt Du ſie heraufwärts, ſo iſt ſie alt; zu der Flinte gebrauchſt Du kein Pulver und wenn Du die Kugel blos vor den Lauf hältſt, ſo trifft ſie einen Haſen doch auf tauſend Schritt; der Hirſchfänger kann Dich ſchützen und wenn Dir tauſend Mann nach dem Leben trachten.“ So gab er ihm zu allen dieſen Dingen Anweiſung, hieß ihn ſeines Weges gehen und auch die drei Hunde mitnehmen, ſagte auch noch: „Du wirſt an ein Schloß kommen, da gieb Dich für einen Oberjägermeiſter aus und warte der Dinge, die da kommen werden.“

Der Jüngling kam an das Schloß, welches eine prächtige Reſidenz geweſen iſt, aber ſie war ganz verzaubert und war Niemand darin als ein wunderſchönes Fräulein, ein alter Oberjägermeiſter und im Schloß und rings in den Wäldern herum unzähliges Wild. Als der alte Oberjägermeiſter hörte, daß der Jüngling ſich auch für einen Oberjägermeiſter ausgab, ſprach er: „So wollen wir denn ſehen, wer von uns Beiden der wahre Oberjägermeiſter iſt, Du oder Ich. Wehe Dir, o Jüngling, wenn Du Dich mit Unrecht einen Oberjägermeiſter nenneſt.“

Sie zogen mit Pferden und Hunden auf Feld und Haide, da ſah der Jüngling auf ſiebenhundert Schritt einen Haſen im Lager liegen. Als er's dem alten Oberjägermeiſter ſagte, machte der große Augen, konnte den Haſen aber nicht im Lager liegen ſehen, geſchweige denn ihn treffen. Der Jüngling brauchte blos die Kugel vor die Büchſe zu halten, da war der Haſe auch ſchon getroffen. „Halt!“ ſprach der alte Oberjägermeiſter, jetzt werden wir ſehen, wer von uns beiden die beſten Hunde hat.“ Er rief ſeinem Hund Teckel, der rannte mit ſeinen krummen Füßen umher, konnte ihn aber nicht einmal auffinden. Da ſprach der Jüngling: Geſchwind-wie-der-Wind! und im ſelben Augenblicke brachte der Hund geſchwind wie der Wind auch ſchon den Haſen herbei, der war gerade durch den Kopf geſchoſſen.

Darauf ſahen ſie eine Schaar Schwalben in der Luft ſchwirren und der alte Oberjägermeiſter ſprach: „Jetzt wollen wir verſuchen, wer von uns am beſten den Schwalben den Kopf abſchießen kann.“ „Schwalben ſind Gottes Thiere,“ ſprach der Jüngling, „dort kommt eine Schaar Sperlinge aus dem Kornfeld geflogen, nach denen laß uns ſchießen. Wer ſchießt ſechs Sperlingen auf Einen Schuß die Köpfe ab?“ Der alte Oberjägermeiſter ſchoß zuerſt, traf aber nur zwei Sperlinge unter die Flügel. Wie die Sperlinge durch den Schuß des Alten ſchon unruhig waren und eiligſt davonflogen, hielt der Jüngling die Kugel vor die Flinte und ſchoß richtig nicht mehr und nicht weniger als ſechs Sperlingen auf einen Schuß den Kopf ab.

„Wer ſchießt die Schnarre *), die dort in der dicken Linde ſo recht im grünen Laub drinſitzt, aber ohne ein Blatt zu berühren?“ rief der Jüngling jetzt. Der alte Oberjägermeiſter ſchoß, traf aber blos die breiten Blätter des großen und ſchönen Lindenbaumes und die Schnarre blieb ganz ruhig ſitzen. „Dieſe Frechheit ſoll Dir übel bekommen!“ rief der Jüngling ihr zu, hielt die Kugel vor den Lauf und ſogleich fiel die Schnarre aus der Linde heraus und ihr Kopf war abgeſchoſſen.

---

*) Ein großer, eßbarer Vogel.

„Du biſt ein guter Schütze, Geſell,“ ſprach der alte Oberjägermeiſter. Doch komm tief in den Wald hinein, wo er gar dunkel iſt, dort hab' ich unzähliges Wild, auch einen gar flinken Hirſch, den ſollſt Du ſchießen. Wenn Du ihn triffſt, ſo magſt Du an meiner Stelle hier Oberjägermeiſter werden.“ Nach einiger Zeit kam auch ſchon der Hirſch geſprungen und der Alte ſprach: „Ich will erſt ſehen, ob ich ihn ſelbſt treffen kann, wiewohl ich ſchon oft nach ihm gezielt.“ Allein der Alte traf auch diesmal den Hirſch nicht und da er geſchoſſen hatte, entſtand ein furchtbares Gebrauſe und kam unzähliges Wild durch den dunkeln Wald. Und in dem Gebrauſe rief eine Stimme dem Jüngling zu: „Schieß nicht auf den Hirſch! ſchieß nicht auf den Hirſch!“ Als da der Jüngling ſich weigerte auf den Hirſch zu ſchießen, verwunderte der alte Oberjägermeiſter ſich ſehr, denn er hatte nicht gehört, daß die Stimme zu dem Jüngling geredet hatte, und ſprach: „So wirſt Du doch einmal einen Schuß unter das übrige Wildpret thun?“ Der Jüngling beſann ſich einen Augenblick, da ertönte das Brauſen wieder und abermals rief eine Stimme: „Schieß nicht! ſchieß nicht! ſonſt ſtirbt das Wild und der alte Oberjägermeiſter, der mit dem Wild hierher verwünſcht ward, iſt erlöſt. Wenn Du aber den alten Oberjägermeiſter tödteſt, ſo iſt das Wildpret hier erlöſt und nimmt ſeine frühere Geſtalt an.“

Der Jüngling beſann ſich was er thun ſollte, denn es deuchte ihn Unrecht, den Alten zu tödten. Der aber hatte wiederum nicht gehört, was die Stimme zu dem Jüngling geredet hatte, und drohte ihm den Kopf abzuhauen, wenn er nicht ſogleich unter das Wild ſchöſſe.

Darum entſchloß ſich der Jüngling den Alten anzugreifen, und als er zum erſtenmale auf ihn geſchoſſen hatte, entſtand wieder ein furchtbares Gebrauſe. Er hatte aber den Alten verfehlt und ein ganzer Schwarm Kugeln kam ihm ſelbſt nun entgegen, doch vermochte der ihn gleichfalls nicht zu tödten. Als ſie zum zweitenmale auf einander los gingen, ſchoß der Jüngling dem Alten mit ſeiner Flinte das Pferd unter dem Leibe todt und tödtete ihn ſelbſt dann beim drittenmale mit ſeinem Hirſchfänger. Da waren alle Hirſche und Rehe ordentliche Menſchen, der flinke Hirſch aber war die ſchöne Jungfrau geweſen, die war jetzt auch mit allen ihren Dienerſchaaren erlöſt und heirathete den jungen Oberjägermeiſter, der war von Stund' an ein mächtiger König. Und ich war auch mit auf der Hochzeit, dabei ging alles in gläſernen Pantoffeln, da ſtieß ich an einen Stein, da ging's: klinglingling! und meine Pantoffeln waren entzwei.

20. Horle-Horle-Wip.

Es iſt ein junger König geweſen, der reiſte in ſeinem Lande umher und ließ ein Gebot ausgeben: in acht Tagen ſolle auf jedem Hauſe ein ordentliches Strohdach ſein, und er ließ dabei ſagen: in acht Tagen käme er wieder herum, wer dann keins hätte, der ſolle beſtraft werden. Als die acht Tage herum waren, ging der König umher und fand einen alten Mann, der kein Stroh auf dem Dache hatte. Da fragte der König, warum er ſein Gebot nicht erfüllt hätte, und der alte Mann antwortete: er könne kein ordentliches Dach haben, denn er hätte eine Tochter, die ſpönne das Stroh vom Dache und das Moos aus den Wänden. Da fragte der König, ob er die Tochter nicht bekommen könne. Der alte Mann aber antwortete: ja: und der König nahm die Tochter mit nach ſeinem Hauſe, wollte aber erſt die Probe machen, ob ſie auch wirklich eine ſo flinke Spinnerin ſei. Am andern Tage gab er ihr ein Fuder Hede und ſagte: in acht Tagen käme er wieder, dann ſollte das fertig geſponnen und gehaſpelt ſein. Als nun der König wieder auf Reiſen gegangen war, verfloß ein Tag nach dem andern, ohne daß das Mädchen anfing zu ſpinnen, denn es hat gar nicht ſpinnen können. An dem Tage, wo ſie den König zurückerwartete, ging ſie hinaus auf die Hausſchwelle, ſetzte ſich darauf und weinte laut. Da kam eine alte Frau, die fragte, was ſie weinte. Das Mädchen aber ſagte: ihr Herr und König wäre fortgegangen und hätte ihr ein Fuder Hede gegeben, das ſollte in acht Tagen fertig ſein und ſie könnte gar nicht ſpinnen. Da fragte die Frau, ob ſie einen Kunſt mit Zwetſchenmus haben ſolle wenn ſie freite, dann wollte ſie ihr auch die Hede ausſpinnen. Das Mädchen ſagte: ja, den ſollte ſie haben. Darauf ging die Frau mit dem Mädchen herein, auf des Mädchens Kammer, nahm den Spinnwocken vor und ſagte:

Horle, Horle-Horle-Wip,
Wie balde ſpinn' ich dich!
Horle-Horle-Wap,
Wie balde haſpl' ich ab!

Und damit war das Fuder Hede geſponnen und gehaſpelt. Als nun der König den Abend nach Haus kam und fragte: „Haſt Du abgeſponnen?“ ſprach ſie: „Ja.“ Da ſprach der König: „Gut, mein Schäfchen,“ und hatte ſeine Freude, wie Alles ſo gut geſponnen und gehaspelt war. Bald darauf ging er wieder auf Reiſen und gab ihr vorher ein Fuder Flachs zu ſpinnen auf. Da ging es wie das erſtemal und am letzten Tage, als der König jeden Augenblick heimkehren konnte, ſetzte ſich das Mädchen wieder auf die Hausſchwelle und weinte. Gleich war die Alte wieder da und fragte, was es weinte. Da ſagte die wieder, ihr Herr und König wäre fortgegangen, hätte ihr aber vorher ein Fuder Flachs zu ſpinnen gegeben und ſie konnte gar nicht ſpinnen. Da fragte die Frau: wenn ſie nun einſt ein kleines Kind bekäme, ob ſie das haben ſollte? Das Mädchen antwortete: das ſollte ſie haben, wenn nur der Flachs aufgeſponnen würde. Da ging es wieder:

Horle, Horle-Horle-Wip,
Wie balde ſpinn' ich dich!
Horle-Horle-Wap,
Wie balde haspl' ich ab!

Und da war der ſchöne Flachs auf einmal geſponnen und gehaspelt und hing ein Lob Garn nach dem andern da und ſah ein jedes ſo ſchön goldgelb aus und lachte die Leute an wie ein Pfund Butter. Als der König das ſah, ſprach er zu dem Mädchen: „Gut, mein Schätzchen, jetzt ſollſt Du Königin werden“ und beſtimmte den Hochzeitstag. Wie ſie nun Hochzeit hatten, ſaß die Königin hinter der Tafel und der König holte das Eſſen und wartete auf, wie es einem Bräutigam geziemt. Da kam eine alte Frau auf die Hausflur und klopfte an. Der König ging hin und machte auf, da ſtand eine alte

Frau da und ſagte: ſie wollte ihren Zwetſchenknuſt holen, den ihr die Königin verſprochen hätte. Da ging der König hin und ſagte zur Königin, es wäre eine Frau da, die wollte den Zwetſchenknuſt holen. Sogleich ſchnitt die Frau Königin einen Knuſt vom Brode ab, ſchmierte Zwetſchenmus darauf, das mit auf der Königstafel ſtand, und reichte es der Frau hin, da bekam die ſo einen hohen Buckel und damit ging ſie fort. Wie die Königin ein klein Kind erhielt, kam die Frau auch an und ſagte, ſie wolle das Kind holen, was die Königin ihr verſprochen hatte. Die Königin aber ſagte, ſie ſollte ihr das Kind doch noch vierzehn Tage laſſen. Da ſagte die alte Frau, wenn ſie in vierzehn Tagen riethe wie ſie hieße, dann wäre ihr das Kind geſchenkt; wenn ſie aber ihren Namen nicht riethe, dann gehörte es ihr, der alten Frau. Wie nun die vierzehn Tage um waren, ging die Alte in's Holz und ſuchte ſich einen grünen Platz aus, darauf zündete ſie Feuer an und ſetzte einen großen Keſſel voll Öl darauf und ſprang da dreimal herum und ſagte:

Wenn nur die Königin nicht weiß,
Daß ich mit Namen Bekehrin heiß'
Frau Wipp, Frau Wipp, dies iſt mein Nam'.

Da ritt aber der König eben durch den Forſt, ſo daß die Alte ihn nicht ſah. Er hörte was ſie ſprach und erzählte es der Königin.

Als die Zeit um war, kam die alte Frau auch ſogleich an und ſagte, ob ſie nun ihren Namen gerathen hatte. Da gab die Königin erſt allerlei Namen an und die Frau wollte ſchon nach dem Kinde greifen, da ſagte die Königin endlich, ob ſie denn vielleicht Bekehrin hieſe? Da mußte die Alte abziehen, ging wieder auf den grünen Platz im Walde und goß ihr Öl weg, darin ſie das Kind hat ſieden wollen.

21. Grafs-Heinrich.

Grafs-Heinrich war eines edeln Grafen Sohn, darum ward er Grafs-Heinrich genannt. Er liebte aber eine Prinzeſſin, die mochte keinen Burſchen leiden, den Grafs-Heinrich aber mochte ſie leiden, worob die Königin ſich ſehr erzürnte, denn ſie wollte, daß ihre Tochter einen König freien ſollte. Darum beredeten ſich die beiden, daß ſie mit einander entfliehen wollten. Grafs-Heinrich aber belud drei Roſſe mit Geld und die Prinzeſſin eins, und zogen heimlich davon. Als ſie den Tag über mit einander fortgeritten waren, kamen ſie Abends auf einen grünen Platz, da ließen ſie die Pferde graſen und der Jüngling bereitete der Prinzeſſin in dem daranſtoßenden Wald unter einem Baum ein Mooslager. Er ſelbſt wollte bei den Pferden auf dem grünen Platze bleiben, und ehe die Prinzeſſin ſich auf ihr Mooslager legte, übergab ſie ihm zur Aufbewahrung eine kleine Schachtel mit vier goldenen Ringen. Als am andern Morgen die Sonne aufging, öffnete er die Schachtel, ſich an ihrem Glanze zu erfreuen, da kam ein Rabe über ein nahes Waſſer geflogen, nahm einen der Ringe in den Schnabel und flog mit ihm davon.

Grafs-Heinrich verfolgte den Raben ſogleich, der aber flog wieder über's Waſſer, und als der Jüngling mit Mühe hinübergelangte, war der Rabe ſchon wieder auf der andern Seite des Waſſers, und ſo ging es eine Weile fort, dabei ließ er den Ring in's Waſſer fallen. Das ſah Graſs-Heinrich aber nicht, und weil jetzt der Rabe ſich aufmachte und immer in gerader Richtung hinflog, ſo verfolgte er ihn immerfort, um den Ring der Prinzeſſin wieder zu erhalten.

Die Prinzeſſin war aber eine kleine Langſchläferin, darum war der Prinz ſchon lange über alle Berge als ſie erwachte. Sie rief wohl mit trauriger Stimme durch die Einöde: Graſs-Heinrich! Graſs-Heinrich! Aber was half's? Sie mußte ſich endlich in ihr Geſchick ergeben und baute von den Schätzen, welche die Roſſe führten, ein Haus, davor hing ſie ein Schild und ſchrieb daran: Daß hier jedem Kranken, der vorbei käme, unentgeldlich Pflege und Hülfe zu Theil werden ſolle. Sie dachte ja daran, wie ihr Verlobter jetzt verlaſſen in der Welt umherzöge, und wie es ihm übel ergehen möchte, wenn er einmal erkrankte.

Dieſer aber, nachdem er dem Raben ſchon lange nachgefolgt, war an eine Räuberhöhle gekommen, da verlor er ihn aus dem Geſicht, aus der Höhle aber ſtürzten die Räuber hervor, nahmen ihn gefangen, feſſelten und banden ihn, führten ihn weit, weit hinweg über's Meer in ein Land, wo noch die Sklaverei galt, und weil er ſtark und geſund ausſah, ſo kaufte ihn der König des Landes.

Graſs-Heinrich aß aber ſein Brod in dem Sklavenlande mit Thränen, wie auch wir gethan hätten, und in der Nacht ſtand er ſchlaflos am Fenſter und dachte an die Prinzeſſin, davon ihn der Rabe entführt hatte. Da ſah er einſt das Töchterlein des Königs, bei dem er Sklavendienſte thun mußte, mit einem alten Sklaven über den Hof ziehn und wie ſie lachend und ſcherzend viel irdenes Geſchirr mit ſich trugen und vor dem Schloſſe zerſchmiſſen. In der nächſten Nacht kamen die beiden wieder, trugen lachend viel ſilbernes Geſchirr und warfen es in den Fluß, und in der dritten Nacht trugen ſie viel goldenes Geſchirr daher, das ſie abermal lachend in den Fluß warfen. So ging es abwechſelnd jede Nacht und bald war der ganze Königspalaſt leer von Geſchirr und war ſchon Alles mehrmals von Neuem angeſchafft, zuletzt aber vermochte der König das Geld für das neue Geſchirr nicht mehr aufzubringen und rief aus: Weh mir, ich werde ein Bettler und werde zuletzt nicht einmal mehr irdenes Geſchirr haben, davon zu ſpeiſen, wenn der Dieb, der das Geſchirr nimmt (denn er meinte, daß es ein Dieb ſei) nicht entdeckt wird.“

Das jammerte den Jüngling, und er ging zu dem König und ſprach: „O Herr, nicht ein Dieb raubt Euch all Euer Geſchirr, ſondern Euer alter Diener iſt ſo kindiſch worden, daß er Euer Töchterlein alſo verleitet und zur Nachtzeit mit ihr das irdene Geſchirr lachend zerſchmeißt und das ſilberne und goldene in den Fluß wirft.“

Da war der König hocherfreut, daß er das wußte, verwies ſeinem Töchterlein was es gethan hatte und trug Sorge, daß ſein alter Sklave ihm keinen Schaden mehr zufügen konnte. Aus Dankbarkeit aber entließ er den Jüngling, der ihm ſolches verkündet hatte, und ſchenkte ihm ſo viel, daß er zu Schiffe über's Meer wieder nach ſeinem Vaterlande zufahren konnte.

Als Grafs-Heinrich über's Meer gefahren war, wollte er zu ſeinen Eltern gehen, aber er erkrankte unterwegs. Da las er das Schild, woran geſchrieben ſtand, daß hier Kranke gepflegt würden, und trat hinein. Die Prinzeſſin erkannte ihn ſeiner Krankheit halber nicht ſogleich wieder, nahm ihn aber bereitwillig auf und heilte ihn ſelbſt, denn ſie war nun in der Heilkunſt ſehr erfahren. Einſt brachte ſie ihm in ſeiner Krankheit einen Fiſch zu eſſen, und als er dieſen aufſchnitt, fiel ihm der Ring der Königstochter in die Hand, den hatte der Rabe in's Waſſer fallen laſſen und der Fiſch verſchlungen. Sobald er den Ring in der Hand hielt, erkannte er auch, daß ſeine Verlobte vor ihm ſtand. Alsbald wurde er völlig geſund und die Hochzeit ward angeſtellt, dann aber zogen ſie zu der Mutter der Prinzeſſin, die war voller Freuden, als ſie ihre Tochter wiederſah, verzieh ihnen und übergab ihrem Schwiegerſohne die Regierung.

22. Der gute und der böſe Geiſt.

Es war einmal ein Grafenſohn, deſſen Eltern waren früh geſtorben und hatten ihn arm in der Welt zurückgelaſſen. Als der heranwuchs, wollte er ſehen, ob er nicht nach ſeinem hohen Stande zu Ehren und Vermögen gelangen könnte und zog darum aus in die Welt. Er gelangte aber in einen Wald, da brach ein ſtarkes Gewitter über ihn herein und er ſuchte Schutz in einer alten Ruine. Da that es plötzlich einen gar ſtarken Schlag und ſchlug die eine Mauer auseinander. Als das Gewitter vorbei war, ging der Grafenſohn nach dieſer Stelle hin und erblickte eine große Kluft, die das Gewitter aufgeriſſen hatte, von der Kluft aber ging ein Gang aus und hinten in dem Gange ſah er ein Licht. Dieſem Lichte ging er nach in dem Gange hin, da gelangte er in ein Gewölbe, darin ſtanden zwei Kaſten. Da er nun neben den Kaſten ſtand, ſo ſah er jetzt, wie aus dem einen eine weiße Flamme hervorkam, aus dem andern aber kamen zwölf Flammen; auf jedem Kaſten brannte noch außerdem ein Licht, wovon das größte ihm den Weg gewieſen hatte. Auch hing über dem einen Kaſten eine irdene Glocke, an die ſchlug er mit ſeinem Degen, da klappte es nur. Da ſah er ſich um und erblickte in der Ecke des Gewölbes einen ſchwarzen und einen weißen Stab. Bei dieſem Anblicke dachte der Grafenſohn ſogleich: ich will den weißen Stab nehmen und damit die Glocke berühren, vielleicht iſt es etwas Gutes; er nahm alſo den weißen Stab und berührte damit die Glocke, da erklang ſogleich mit aller Macht das ganze Gewölbe. Wie es ausklang, ſprang der Kaſten auf, wo die weiße Flamme herausſchlug, und es kam eine Geſtalt heraus wie ein Menſch und der Geiſt ſprach freundlich zu ihm: er ſei ſein Erlöſer und ſolle viel Glück dadurch gewinnen, nur möge er ſich hüten, daß er nicht auch noch mit dem ſchwarzen Stabe an die Glocke ſchlüge, weil ſonſt Unglück über ihn hereinbräche. Darauf zeigte ihm die Geſtalt an einer Stelle im Gewölbe ein Tönnchen Goldes und half ihm behende daſſelbe durch den Gang rollen und an's Tageslicht bringen. Als ſie draußen waren, gab ihm die freundliche Erſcheinung noch eine Schelle und ſprach: Wenn er mit der

Schelle klingle, würde Hülfe da ſein, ſo viel er bedürfe.

Da baute der Grafenſohn von dem Tönnchen Goldes neben die Ruine ein Grafenſchloß, ſo ſchön, als nur Land auf, Land ab ein Schloß blinkt. Dann nahm er in dieſem Schloſſe ſeine Wohnung und klingelte oft mit der Schelle und dann war ſtets Hülfe da, ob er auch in ſchlimmen Nöthen war; auch wurde er mit Allem verſorgt was er gebrauchte, um als ein vornehmer Graf zu leben.

Weil aber wenige Leute ſind, die das Glück ſo gut als das Unglück zu ertragen vermögen, ſo plagte den Grafen in ſeinem Schloſſe gewaltig die Neugier, den Mann zu ſehen, der in der zweiten Kiſte in dem Gewölbe ſaße. Er ſuchte alſo nach vielen Jahren den unterirdiſchen Gang wieder auf und als er ihn gefunden, ergriff er den ſchwarzen Stab und ſchlug damit an die irdene Glocke. Da ſprang der ſchwarze Kaſten auf und eine furchtbare ergrimmte Menſchengeſtalt kam heraus, die überhäufte den Grafen mit Vorwürfen, weil er ſie nicht hätte ruhen laſſen, und drohte ihn um's Leben zu bringen, wenn er das Gewölbe nicht ſogleich verließe. Da mußte der Graf vor ſeinem Zorne entfliehen, konnte aber von Zeit an in ſeinem Schloſſe nicht mehr ruhen und raſten vor Spuk und Unfug, den die ergrimmte Geſtalt ihm darin bereitete. Die Kraft der Schelle war auch erloſchen, und bald mußte der Grafenſohn das Schloß verlaſſen und von Neuem arm und hülflos in der Welt umherziehen.

23. Die Uhr, die Flöte, das Rohr und der Hut.

Es war einmal ein Bauer, der hatte zwei Söhne, einen dummen und einen klugen. Der Kluge wollte gern freien und konnte keine Frau bekommen, der Dumme aber beſuchte Tag für Tag einen Zwerg im Walde und ſchenkte ihm Brod. Als nun der Zwerg einſt krank war und wußte, daß er ſterben würde, ſchenkte er ihm eine Uhr, eine Flöte, ein Rohr und einen Hut. Wenn man den einen Zeiger der Uhr herum ſchob, ſo kamen zehntauſend Mann Soldaten anmarſchirt und waren bereit zum Kampf. Wenn man die Flöte blies, ſo kamen fünfhundert Muſikanten und blieſen ſogleich die ſchönſten Stücke. Wenn man das Ohr an's Rohr hielt, ſo hörte man jedes Wort und Alles, was in der Welt vorging, und ſo oft man den Hut herumdrehte, fiel das ſchiere Gold heraus.

Als der Zwerg todt war, drehte der Dumme ein wenig an dem Hut und verſah ſich mit Geld, dann aber legte er ſein Hörrohr an's Ohr und da hörte er ſogleich ein armes Mädchen ſeufzen: „Ach, nun krieg' ich keinen Mann!" Da blies er in ſeine Flöte und fünfhundert Muſikanten erſchienen. Denen befahl er, das arme Mädchen mit Muſik einzuholen, führte es auch ſelbſt unter Muſik ſeinem Bruder zu, ſtellte ſogleich die Hochzeit an, drehte auch an dem Hochzeitstage ſo oft am Hute, daß er Geld unter die Leute werfen konnte und daß ſein Bruder noch für ſein ganzes Leben mit ſeiner Frau genug daran hatte.

Einſt ſah er in einer großen Stadt einen Trupp Menſchen zuſammenſtehen und fragte: „Ihr guten Leute, was gibt's denn hier?" „Ei," antworteten die, „wir erwarten die neueſte Poſt aus Spanien, denn der König von Spanien hat Krieg.“ „Ich will eure Neugier befriedigen, ihr ſollt die allerneueſte Nachricht haben, noch warm wie eine gebratne Taube,“ ſagte der Dumme. Er legte ſein Hörrohr an und hörte, wie der König von Spanien, der hart bedrängt war, jämmerlich um Hülfe rief, auch dem, der ihn aus ſeiner Noth erretten würde, ſeine Tochter verſprach. Da vergaß er Alles um ſich her, zog ſeine Uhr aus der Taſche, ſchob den einen Zeiger herum und ſogleich kamen zehntauſend Mann Soldaten an, daß die Neugierigen erſchreckt auseinander ſtoben. Da blies er auch noch in die Flöte, daß die fünfhundert Muſikanten ankamen, hieß ſie einen Marſch anſtimmen, führte ſein Heer dem König von Spanien zu Hülfe und befreite ihn aus den Krallen ſeiner Feinde. Da ſtellte der König von Spanien ſogleich die Hochzeit an und der Bauernſohn erbte nach ſeinem Tode das Reich.

24. Der große Peter.

Es waren einmal drei Brüder, ein Tiſchler, ein Schuhmacher und ein Schneider, die reiſten mit einander. Eines Abends ſahen ſie ein Licht von Ferne ſchimmern, darauf gingen ſie zu und kamen an ein Haus. Darin war Niemand, als ſie aber durch drei Zimmer gegangen waren, fanden ſie im dritten einen gedeckten Tiſch, drei Teller und ſchöne Speiſen. Daneben lagen Meſſer und Gabel und auf dem Tiſche ſtanden drei Flaſchen Wein, auch waren drei Betten bereit. Der Tiſchler und der

Schuhmacher aßen tüchtig, der Schneider aber war ſo bang und ſaß immer unter dem Tiſche (wohin ein Schneider nach dem Sprichwort gehört) und zitterte. Da aß der Tiſchler des Schneiders Teller mit leer und trank auch ſeinen Wein mit aus. Darauf legten der Tiſchler und der Schuhmacher ſich in zwei der Betten.

Als ſie eine Weile gelegen hatten, kamen drei Bären, die riefen ſuchend: „Ach, unſre Speiſe! ach, unſer Trank!“ Der eine Bär guckte in das eine Bett, da lag der Tiſchler darin. Der andere Bär ſah in's zweite Bett, da lag der Schuhmacher darin. Da ſah der dritte in's dritte Bett, und als Niemand darin lag, warf er den Schneider hinein, denn es war gar kalt und die Bären froren ſehr und die drei Brüder ſollten ihnen die Betten wärmen. Nach einiger Zeit legten ſich die Bären noch zu den drei Brüdern in's Bett, und wie der Schneider ſich auch fürchtete, ſo mußten ſie doch aushalten die ganze Nacht.

Am andern Morgen brachten die drei Bären drei Beutel voll Geld, drei Karten und drei Hüte herbei. davon ſollte jeder der drei Brüder etwas wählen. Da nahm der Schuhmacher und der Schneider, welcher jetzt mehr Muth hatte als zuvor, ſo viel, daß für den Tiſchler nichts weiter übrig blieb als eine Karte und ein alter dreieckiger Hut, aber kein Beutel mit Geld, denn der Schneider hatte geſagt: „Du haſt geſtern meine Speiſe und meinen Wein genoſſen, dafür mußt Du mir heute Deinen Beutel mit Geld laſſen,“ und darein willigte der Tiſchler. Es begab ſich aber, daß der Schneider und der Schuhmacher, die mit einander gingen, unter eine Räuberbande fielen. Da wurde ihnen das Geld abgenommen und um nur ihr Leben zu retten, mußten ſie ſelbſt unter die Räuberbande treten. Der Tiſchler ging allein ſeines Wegs und nahm Arbeit. Eines Tages ſaß er auf ſeiner Kammer, zog ſeine Karte aus der Taſche und ſah, daß daran die Worte ſtanden: „Der große Peter iſt auch gut zu gebrauchen.“ Sobald er dieſe Worte aber laut geleſen hatte, ſtand ein großer Mann da und ſprach: „Mein Herr, was befehlen Sie?“ „Hoho!“ rief der Tiſchler, „das iſt mir lieb, daß Du kommſt. Vor allen Dingen bring mir einmal gut zu eſſen und zu trinken.“ Sogleich brachte der große Peter zu eſſen und zu trinken und der Tiſchler ließ ſich's wohl ſein.

Seit der Zeit hatte der Tiſchlergeſell in Allem ein herrliches Leben. Redete ihn ſein Meiſter einmal hart an, ſo ging er im ganzen Hauſe umher, und wie auch der Meiſter und die Meiſterin jammerten, ſchlug er doch Alles entzwei und lachte und pfiff dabei. Wenn er das eine Weile ſo getrieben hatte, ſo las er nur: „Der große Peter iſt auch gut zu gebrauchen!“ dann kam der an und machte Alles wieder heil.

Dem Meiſter wurde das zuletzt doch zu arg, darum beſchwerte er ſich über ihn und der Geſell wurde gefangen genommen. Als er nun ſo im Gefängniß ſaß und nachdachte, ob der große Peter ihm wohl auch diesmal wieder helfen könnte, rückte er ein wenig an der Ecke ſeines alten Hütchens, da that es einen Knall und Schuß und ſtand auch ſogleich das ganze Gefängniß in Flammen, die ergriffen auch das Königsſchloß, das dem Gefängniß gegenüber lag. So ging er frank und frei an der Hand des großen Peters, den er auch noch gerufen hatte, aus dem Gefängniß. Als der große Peter ihn wieder verlaſſen hatte, fiel er in Räuberhände, da rief er ihn ſogleich wieder und ließ alle Räuber binden. Da erkannte er erſt, daß ſeine Brüder unter den Räubern waren, machte ſie ihrer Feſſeln wieder ledig, überließ die andern Räuber ihrem Schickſal, zog mit ſeinen Brüdern davon und lebte von der Zeit an mit ihnen luſtig von dem, was der große Peter ihm brachte.

25. Das Kirmes-Mädchen.

Es war einmal ein Bauernſohn, der hatte ſich vorgenommen, in die Welt zu ziehen, und erſparte ſich dazu das Geld. Als er nun eine Summe beiſammen hatte und bald abziehen wollte, kam der Teufel und wollte das Geld ſtehlen. Der Bauernſohn ſah das aber und ſtreute ihm ſtillſchweigend eine Portion Salz an die Lenden, daß er ſein Vorhaben nicht ausführen konnte. Er zog hierauf bald ab, der Teufel aber lag lange krank, bis ſeine Beine wieder heil waren. Als er wieder geſund war, dachte er ſeinen Groll an der Schweſter des jungen Burſchen auszulaſſen. Deshalb kam er am Abend des erſten Kirmestages in einer Kutſche angefahren, die mit ſechs Fröſchen beſpannt war; da tanzte er immerfort mit der Schweſter des Bauernſohns, die aber war voller Freude über den vornehmen Herrn, der ſo fein und artig gegen ſie war. Als nun der Tag zu Ende war und die Bauernmädchen ſich auf den Heimweg machen wollten, lud er dieſe ein, ſich in die Kutſche zu ſetzen, damit er ſie nach Hauſe führen könne. Die Schweſter des Burſchen ſetzte ſich mit Vergnügen in die Kutſche, um nach Haus zu fahren, und ſah gar nicht, daß die ſechs Fröſche davor geſpannt waren. Aber ſtatt das Mädchen heim zu fahren, führte er ſie in ſeine Wohnung; die ſechs Fröſche aber hüpften immer hin und her und der Wagen flog nur ſo dahin. Als die Fröſche anfingen zu quaken, ſagte das Mädchen: „Ei, wie wiehern Eure muthigen Hengſte!“ Es merkte nichts bis ſie eine Stunde weit gefahren waren und der Teufel den Freudengeſang anſtimmte:

Was werden meine Leute ſagen
Zu dieſer ſchönen, jungen Braut!
Sie werden in die Hände ſchlagen
Und lachen übermäßig laut!

Als ſie in der Hölle waren, mußte das Bauernmädchen immer dem Teufel Holz zureichen, bis einmal ein armer Sünder aus der Hölle lief, da ſind die ganzen Teufel hinterdrein geeilt und da hat das Mädchen die Gelegenheit benutzt und iſt auch fort gelaufen. Auf dem Wege von der Hölle nach der Erde traf es einen Barbier, der einem andern einen Groſchen geliehen hatte und nun den Groſchen wieder haben wollte. Der andere gab ihm zwar einen Groſchen, aber er wollte den nämlichen Groſchen wieder haben, welchen er ihm geliehen hatte, und da er ihm denſelben nicht mehr geben konnte, weil er ihn ſchon lange ausgegeben hatte, ſo fingen die beiden an ſich zu prügeln. Da miſchte ſich das Kirmes-Mädchen in den Streit, ſtand dem Raſierer bei und prügelten den andern durch. Als der nun matt war, ging er zum Gericht und verklagte die beiden, da entſtand ein großer Prozeß, das Mädchen aber vertheidigte ſich ſelbſt und den Barbier auf's Beſte, und der Richter hat ihnen Recht gegeben. Da hat der Andere laufen müſſen von einem zum andern und hat den Groſchen wieder geſucht und ſeine Prügel hat er dazu gehabt. Weil aber dem Barbier das Mädchen gefallen, ſo iſt er gleich darnach zum Pfarrer gegangen und hat ſie geheirathet.

Als der Barbier, der in allen Stücken ein Sonderling war, ſeinen Groſchen wieder in der Taſche hatte, ſprach er zu ſeiner Frau: „Jetzt wollen wir zuſammen in die weite Welt gehen.“ Sie waren aber noch nicht weit gegangen, da begegneten ſie dem Bruder der Barbierfrau und ſetzten ihre Reiſe gemeinſchaftlich fort. Sie kamen an ein Waſſer, daran blühete eine hübſche Roſe, die bewachte ein großer Hund; da pflückte der Barbier die Roſe ab und nahm ſie mit. Da ging der Hund mit ihnen weiter und ſie fanden einen großen Fiſch, und als ſie ihn gefunden hatten, wurde die Roſe zu Gold und der Hund lief davon.

Der Fiſch war aber ſo groß, daß ſie alle vier daran trugen. Als ſie nun in die Stadt kamen, ſtand an allen Ecken angeſchlagen, daß auf des Königs Schloſſe der Geburtstag des Königs gefeiert werden ſollte und man dazu gern Fiſche eſſen wollte. Da wußten die Leute in der Stadt keinen Rath und konnten keine Fiſche anſchaffen. Der Barbier aber trug ſeinen Fiſch hin, und man bewunderte die Größe deſſelben. Als nun aber der Fiſch ausgenommen war, ſprang aus ſeiner Blaſe eine holde Königstochter, die vor zehn Jahren verſchwunden war, hervor, und da wurden ſie alle zu Tafel gezogen und der Schwager des Barbiers ward ſogleich mit der Königstochter getraut. Da haben ſie mit einander den Fiſch geſpeiſt, und von der Zeit an ward an dieſem Tage, ſo oft er wiederkehrte, jedesmal zum Andenken Fiſch gegeſſen.

---

26. Zauber-Wettkampf.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte einen Sohn, konnte aber den Knaben nicht ernähren. Da kam ein Zauberer und ſagte, daß er ihn mitnehmen wolle, er ſolle gute Kleidung haben und gut zu eſſen und nichts thun als auf das Haus zu achten. Da gab der Mann ſeinen Sohn ihm mit, der aber war immer allein zu Hauſe und der reiche Zauberer gab ihm Bücher, befahl ihm aber auch unter vielen Drohungen, daß er kein Buch angreifen ſolle, was er ihm nicht ſelbſt gegeben hätte. Allein das befolgte der Junge nicht, ſondern las, ſo oft der Zauberer fort war, in deſſen Zauberbüchern und wußte bald Alles, was darin ſtand, auswendig. Als der Zauberer merkte, daß der Junge in den Büchern las, mußte er wieder nach Haus. Dort ſagte er aber zu ſeinem Vater, er ſolle ihn als Hund an einen Riemen vor die Thür binden und wenn die Jäger kämen, ſo würden ſie ſprechen: Ei, was iſt das für ein ſchöner Hund! dann ſolle er ihn aber nicht für weniger als fünf Thaler hingeben, weil er ſonſt für immer bei den Jägern bleiben müſſe. Der Vater that alſo; die Jäger aber kamen und kauften und gaben dem Manne fünf Thaler. Der Alte löſte dem Hunde zuvor den Riemen ab und nun lief der Hund wohl eine Strecke mit den Jägern, weil ſie ihn lockten, aber unterwegs verwandelte er ſich wieder in den Knaben und eilte nach Haus. Als die fünf Thaler all waren, ſagte er zu ſeinem Vater wieder, er ſolle ihn in einen Stall an die Krippe binden, er wolle ſich in einen Ochſen verwandeln, dann würden die Fleiſcher kommen und ſagen: Ei, was iſt das für ein ſchöner Ochſe! und dann ſolle ſein Vater ihn nicht unter hundert Thaler verkaufen. So geſchah es auch; unterwegs aber verwandelte ſich der Ochſe wieder in den Knaben und lief den Fleiſchern davon, ehe ſie nach der Fleiſchbank kamen.

Als die hundert Thaler all waren, ſagte der Junge: ſein Vater ſolle ihn im Stalle anbinden wie ein Pferd, dann würden die Roßkämme kommen und ſprechen: Ei, was iſt das für ein ſchönes Pferd! Er aber ſolle es nicht unter zweihundert Thaler hingeben, auch zuvor ſeinen Halfter ablöſen und den nicht mit verkaufen, weil er ſonſt nicht zu ihm zurückkehren könnte. Da band der Alte ſeinen Sohn wie ein Pferd an die Krippe, der aber verwandelte ſich alsbald in ein ſtattliches Roß und ſchnaufte im Hafer. Da kamen auch ſogleich die Roßkämme an, wollten das Pferd kaufen und ſprachen: Ei, was für ein ſchönes Roß! Unter den Roßkämmen aber war auch der alte Zauberer, der hatte erfahren, daß der Knabe ſchon aus ſeinen Büchern die Zauberei gelernt habe und wollte ihn in ſeine Gewalt bekommen und darum das Pferd kaufen. Das ſchöne Roß erbebte ordentlich in den Nüſtern, als es den Zauberer erblickte. Die Roßkämme aber begannen auf das Pferd zu bieten und der Zauberer überbot ſie alle, da ward mit den

Händen geratſcht und der Handel abgeſchloſſen, als aber der Vater des Knaben den Halfter vom Pferde ablöſen wollte, wehrte ihm der Zauberer mit aller Macht, und die Roßkämme bezeugten ihm, daß der Halfter am Pferde verbleiben müſſe.

So führte der Zauberer das Pferd davon und als es den Huf aufhob und die Roßkämme auf ſeinen Gang ſahen, bemerkten ſie, daß kein Eiſen daran war und ſagten es dem Zauberer an. Der aber ſprach: „So laſſet uns das Roß zum Hufſchmied führen und unterdeſſen, daß der Meiſter Schmied das Eiſen warm macht, eins mit einander trinken.“ Das thaten ſie denn auch, und während die Roßkämme in der Schmiede waren und mit einander tranken, und die Schmiedegeſellen auf das Hufeiſen hämmerten, ſtand ein Knabe neben dem ſchönen Pferde und betrachtete es, da ſprach es zu ihm: „Geſchwind zieh' dein Brodmeſſer aus der Taſche und ſchneide meinen Halfter damit durch.“ Das that der Knabe auch, da flog das ſchöne Pferd als Rebhuhn davon, und da kannſt Du Dir denken, was die Schmiedegeſellen für Augen machten, die ſo luſtig auf das Hufeiſen ſchlugen, und wie ſie gleich aufhörten zu hämmern, denn ſie dachten ſich wohl, daß das Hufeiſen nicht dem Rebhuhn an ſeine Füße paſſen würde: die Roßkämme aber waren noch mehr erſchrocken, denn ſie dachten, was da aus dem Pferdehandel werden ſollte, wenn ihnen die ſtattlichen Roſſe auch in der Luft davon flögen. Der Zauberer, ſchnell gefaßt, verwandelte ſich in einen großen Raubvogel und verfolgte das Rebhuhn. Das Rebhuhn aber verwandelte ſich in einen Ring, fiel einer Königstochter in den Schoos, die ſteckte ihn an ihren Finger;

ſogleich verwandelte ſich der Zauberer in ſeine menſchliche Geſtalt, trat vor die Prinzeſſin hin und ſagte ihr, daß er den Ring ihr bei einem Kunſtſtücklein habe in den Schoos fallen laſſen. Da zog ſie den Ring vom Finger und wollte ihn dem Zauberer reichen, der Ring aber fiel gleich als ein Gerſtenkorn auf die Erde; da verwandelte ſich der Zauberer in einen Hahn und wollte das Gerſtenkorn aus einer Ritze herauspicken, aber kaum war der Zauberer ein Hahn, da war auch das Gerſtenkörnchen ſchon wieder ein Hund, wie er zu Anfang geweſen war, und biß dem Hahn den Kopf ab und da war der Zauberer todt. Da kamen aber eben wieder die Jäger vorbei, welche den Hund gekauft hatten, die riefen: Seht doch unſern ſchönen Hund! und lockten ihn. Allein der Hund verwandelte ſich geſchwind wieder in einen Menſchen, trat zu der Prinzeſſin, und weil die ihn als Ring von ihrem Schooſe aufgenommen und an den Finger geſteckt hatte, ſo nahm ſie ihn zum Mann und ſie lebten mit einander lange und glücklich.

27. Halt feſt.

Es war einmal ein alter Soldat, der hatte dem König dreißig Jahre auf dem linken Abſatze gedient und bekam zuletzt einen Bettelbrief, damit konnte er betteln, ſo viel er wollte. So zog er denn vorwärts, tief betrübt, daß er ſeinen Soldatenrock hatte ablegen müſſen, und kam in einen Wald, da begegnete ihm ein graues Männchen, das forſchte nach der Urſache ſeiner Bekümmerniß. Darauf klagte der Invalide ihm ſeine Noth und weinte, daß er zum Lohn nichts als den Bettelbrief vom König erhalten habe. Da lachte das graue Männchen und ſprach: „Alter, das geht nun einmal nicht anders; wenn Ihr aber Luſt habt, unter *meiner* Compagnie Soldat zu werden, ſo kommt nur mit mir, es ſoll Euch gewiß nicht gereuen.“ Darauf ging der Soldat mit dem grauen Männchen und das führte ihn in eine Höhle, darin ſtanden Betten, Tiſche, Stühle und Schränke und das graue Männchen bewirthete den Alten drei volle Tage lang auf's Schönſte und Beſte. Am vierten Tage gab es ihm einen Vogel mit auf die Reiſe und ſprach: „Wenn man dieſem Vogel ſagt: Halt feſt! ſo muß ein Jeder Alles ſtehen und liegen laſſen und hinterdrein laufen.“

Der Vogel ſetzte ſich auf den Rücken des Alten und am Abende kam dieſer in's Wirthshaus, erzählte von der Eigenſchaft des Vogels und zeigte ſeine Kunſt. Wenn die Leute eſſen wollten, ſo rief er: Halt feſt! und dann konnte Niemand die Speiſe zum Munde führen, ſondern ſaß an dem Vogel feſt und der Saldat ließ ſich unterdeſſen die Mahlzeit des Andern gut ſchmecken. Die Wirthstöchter hatten ihren Spaß daran und als der Alte auf ſeine Kammer gegangen war, wollte die jüngſte den Vogel, der in der Wirthsſtube geblieben war, holen und verſtecken, auf daß ſie ihn behalten könnten. Der Alte aber hatte ihr Vorhaben gemerkt und rief mit lauter Stimme von ſeiner Kammer: Halt feſt! Da ſaß das Mädchen an dem Vogel feſt und mußte ſich ſo in ihrer Kammer auf's Bett legen. Als der Invalide am andern Morgen aufgeſtanden war, ſah er die ältere

Wirthstochter auf ihrer Schweſter Kämmerlein gehen und hörte wie ſie ſagte: „Du faules Mädchen, ſo wache doch auf! die Sonne ſcheint Dir ja ſchon auf's Bett!“ Da rief er raſch: Halt feſt! und ſogleich ſaß die ältere Schweſter an der jüngern feſt. Jetzt machte ſich der Soldat auf die Wanderſchaft und da zog der Vogel mit den beiden Wirthstöchtern immer mit. Der Wirth, der zuletzt auch aufgeſtanden war, wollte ſie zwar feſthalten, aber da der Invalide ſprach: Halt feſt! ſo durfte er auch nicht zu Hauſe bleiben und mußte ſelber hinterdrein watſcheln.

Alsbald kam eine wüthende Kuh auf den Wirth, der immer hinterher trippelte, losgerannt, und wollte ihn ſtoßen, der Alte ſprach: Halt feſt! und die Kuh zog hinter dem Wirth drein. Das verdroß den Nachbar Bäcker, darum ſprang er mit dem Kuchenſchieber in der Hand vom Backofen hinweg und wollte auf die Kuh ſchlagen, daß ſie losließe. Sogleich aber mußte er hinter der Kuh herlaufen. Der Hirt hatte Alles voll Verwunderung mit angeſehen, als aber jetzt der Alte auch zu dem Ochſen, der auf den Bäcker losrannte, ſprach: Halt feſt! wollte er zum wenigſten ſeinen Ochſen wieder haben und legte Hand an ihn, ihn zurück zu halten. Sogleich ſprach der Alte wieder: Halt feſt! und der Hirt mußte hinter dem Ochſen drein.

So zog der alte Soldat mit den Andern immer weiter und weiter, bis ſie in ein Land kamen, wo der König bekannt gemacht hatte, daß, wer ſeine Tochter zum Lachen bringen könne, ſie zur Frau haben ſolle. Das hatte noch Niemand gekonnt, als aber der Invalide mit ſeinem Gefolge über den Königshof marſchirte, lachte ſie hell auf, konnte vor Lachen nicht eſſen und nicht trinken, und der Soldat erhielt ſie zur Frau und bekam mit ihr die Krone und das Reich.

28. Der Schraubſtock, der Spannſtuhl und die Tabackspfeife.

Ein Schloſſergeſell, der auch die Geige gut zu ſpielen verſtand, kam in das Wirthshaus einer Königsſtadt und fragte den Wirth, was es Neues gäbe? Der Wirth antwortete nach Gewohnheit: Es gibt wenig; und da der Schloſſergeſell neugierig fragte: So gibt es doch etwas? entgegnete er: „Ja freilich; es ſpukt im Konigsſchloſſe, und wer den Spuk aufhebt, bekommt das Reich und die Prinzeſſin zur Frau.“ Sogleich meldete ſich der Schloſſergeſell beim Könige, und als der Abend kam, wurde er mit ſeiner Geige in's Schloß gefuhrt.

Um elf Uhr that ſich die Thür auf und eine große weiße Geſtalt trat herein. Darüber erſchrak er ſehr, ſpielte aber immerfort auf ſeiner Violine. Da blieb der Geiſt ſtehen und fing an zu tanzen, und wie der Schloſſer raſcher ſpielte, begann auch der Geiſt raſcher zu tanzen, tanzte eine Glockenſtunde lang und war mit dem Schlage zwolf verſchwunden.

Am andern Tage verwunderte ſich der König ſehr, daß der Schloſſergeſell noch am Leben war. Der aber begab ſich jeden Abend wieder in das Königsſchloß und weil der Geiſt in den nächſten Nächten nicht wieder kam, ſo ward ihm die Zeit lang und er legte zum Zeitvertreib einen Schraubenſtock an. So vergingen vier Wochen, und eines Nachts wollte der Schloſſergeſell ſo eben ein Stück Eiſen einſpannen, als der Geiſt hereintrat. Die Violine war nicht dort und als der Geiſt auf ihn losfuhr, lief er immer um den Schraubenſtock herum. Dabei verfolgte ihn der Geiſt und ſtreckte immerfort die Hände nach ihm aus, war aber ſo ungeſchickt, daß die ausgeſtreckten Finger ſeiner rechten Hand zwiſchen den Schraubenſtock geriethen.

Als der Schloſſergeſell das ſah, ſpannte er ihn ſogleich feſt. Der Geiſt aber bat, daß er ihm doch eine Stelle im Schloſſe anweiſen möchte. Da ſprach der Schloſſer: „Du gehörteſt freilich in's rothe Meer, jedoch ich will's gut mit Dir meinen und Dich hier gegenüber in den Schloßgarten bannen.“ Da ging der Geiſt in den Schloßgarten und der Schloſſergeſell bekam die Prinzeſſin zur Frau.

Lange Zeit mieden ſie des Geiſtes wegen den Schloßgarten und waren ſchon viele Jahre verheirathet und hatten drei Kinder, da wünſchte einſt die Prinzeſſin mit ihrem Manne und ihren Kindern im Schloßgarten ſpazieren zu fahren. Sogleich wurden vier prächtige braune Hengſte vor den Wagen geſchirrt und ſie ſtiegen mit einander ein. Alsbald kam der Geiſt herbei und wollte den, der ihn in den Schloßgarten gebannt hatte, erwürgen. Allein da die vier muthigen Braunen die lange weiße Geſtalt erblickten, bäumten ſie ſich auf den Hinterfüßen empor und ſtreckten die Vorderfüße aus. Als der Geiſt die ausgeſtreckten Vorderfüße erblickte, meinte er, die Braunen wären vier Schraubſtöcke, die der Schloſſer bei ſich hätte und darin er ſich verwirren und eingeklemmt werden ſollte. Da floh er eiligſt aus dem Garten und rief: „Nein, Du Schurke, Du haſt mich einmal im Schraubſtocke gehabt, zum zweiten Male ſollſt Du mich nicht fangen! In zwölf Jahren ſoll der Oberſte der Teufel ſelber aus der Hölle kommen und Dich holen!“

Als nun das zwölfte Jahr danach herankam, ward dem Manne der Prinzeſſin doch bange und er ward immer betrübter und grüßte zuletzt Niemand mehr. Da fragte einſtmals der alte König, was ſeinem Schwiegerſohne fehle, der aber wollte es nicht ſagen. Da wurde auf des Königs Befehl ein Spannſtuhl und eine lange Tabackspfeife herbeigeſchafft, damit ſich der Schloſſergeſell die Sorgen vertreiben könnte und dabei vergaß er ſie auch wirklich.

Einſtmals ſaß er auch in dem Spannſtuhl und rauchte, da kam der Teufel an und forderte ihn laut auf, mit nach der Hölle zu gehen. „Nur ſachte,“ ſprach der Schwiegerſohn des Königs; „wenn meine Frau und meine Kinder hören, daß Du da biſt, Geſell, ſo gibt es ein Geſchrei; deshalb denke ich, wir gehen gleich mit einander zur Hinterthür hinaus und durch den Garten, damit Niemand uns wegziehen ſieht.“ Das war der Teufel zufrieden, der Schloſſergeſell ſteckte aber eine Piſtole in die Taſche und nahm ſeine lange Pfeife in die Hand und ſo zogen ſie unbemerkt durch den Garten ab.

Als er oben mit dem Teufel ankam, ließ er ſich erſt von ihm herum führen und ſich Alles erklären, was er ſah. Da ſtand aber Jemand, der zeigte immer mit den Fingern hinten in den Mund und der Teufel ſagte: „Der hat auf Erden zu viel gelogen, darum muß er hier durſten.“ Weiterhin ſtand Jemand, der maß Korn auf und mußte immerfort abſtreichen, und wie viel er auch abſtrich, ſogleich wuchs das liebe Korn wieder über den Scheffel heraus und war ein unermeßlicher Segen und immer wie ein hoher Berg über dem Rande des Scheffels. Da ſagte der Teufel zu dem Schwiegerſohne des Königs: „Der hat die Armen beim Kornhandel betrogen und nun iſt es ſeine Strafe, daß er immerfort abſtreichen muß, bis er einmal ganz genau gemeſſen hat. Der liebe Kornſegen wächſt ihm aber immer wieder darüber, zum Zeichen, daß Gott gar mildthätig und den Wucherern feind iſt.“

Als ſie Solches mit einander angeſchaut hatten, wollte ſich aber der Schloſſer ſeine lange Pfeife anſtecken, ſtopfte ſie mit Taback und zündete ſie am Höllenfeuer an. Da fragte der Teufel, was er da machte? und des Königs Schwiegerſohn antwortete, daß das Rauchen unten auf der Erde Sitte ſei. Da wollte der Teufel auch rauchen und der andere ſprach: „Je nun, hier hab' ich noch eine kurze Pfeife eingeſteckt, dieſe Art von Pfeifen iſt nicht ſo vornehm als die langen, aber für Dich, Geſell, wird ſie wohl gut genug ſein.“ Damit zog er die Piſtole aus der Taſche, ſteckte ſie dem Teufel wie eine Pfeife in den Hals und ſchoß ſie ab.

„Bu! Bu!“ ſchrie der Teufel, „Dich ſammt Deinen Pfeifen können wir hier nicht gebrauchen!“ Damit bat er ihn abzuziehn und brachte ihn noch auf den Weg. Von dieſer Zeit lebte der Schloſſergeſell mit ſeiner Familie glücklich und ungeſtört und von ſeinem Schwiegervater hat er das Königreich geerbt.

29. Johannes der Bär.

Ein Schmied hatte ein Stück Land im Beſitz, das mußte ihm ſeine arme Frau, die krank und ſchwach war, bebauen. Einſt gebar ſie einen Sohn, den band er ihr nach dreien Tagen ſchon auf dem Rücken feſt und trieb ſie hinaus auf's Feld, daß ſie wieder arbeiten ſollte. Die Frau weinte, aber er prügelte ſie und ſo ging ſie weinend fort, doch nicht auf das Feld, ſondern in einen dichten Wald, um ihrem böſen Manne zu entfliehen. Dort ſetzte ſie den Knaben unter einen Baum und ſuchte in der Nähe Reiſig, um ſich ein Feuer anzuzünden. Unterdeſſen kam eine Bärin, da ward ihr angſt und lief davon. Als ſie aber ſah, daß die Bärin gerade auf den Knaben losging, ihn in die Schnauze nahm und mit ihm fortlief, dachte ſie: wo mein Kind bleibt, da will ich auch bleiben, ging der Bärin nach und folgte ihr bis an ein tiefes Loch, und da ſie hineinging, folgte ſie ihnen auch in die Höhle nach. Als aber der Knabe ſchrie und ſie meinte, daß ſie ihm die Bruſt geben wollte, legte es die Bärin ſchon an ihre Zitzen und ſäugte es mit Bärenmilch. Am andern Tage ging die Bärin aus, legte aber von außen einen dicken Stein auf das Loch, ſo daß Niemand hinaus konnte. Nach einiger Zeit kam ſie zurück und hatte ein groß Stück Fleiſch in der Schnauze, das ſchlug ſie immer gegen eine Klippe, bis es ſchön weich und mürbe war, und gab es dann der Frau, die es verzehrte. Alſo ernährte die Bärin fünf Jahre lang den Knaben und die Frau mit Bärenmilch und mit Fleiſch. Die Mutter aber gab ihrem Knaben den Namen: Johannes der Bär.

Bär. Als die fünf Jahre um waren, ſprach der Junge heimlich zu ſeiner Mutter: „Jetzt wollen wir noch ein Jahr in dieſem Loche bleiben. In der Zeit ſollſt Du mir entdecken, wer mein Vater iſt, und wir wollen zu ihm gehen.“

Die Frau fürchtete ſich ſehr, zu dem Schmied zurückzukehren, und ſprach: „O, mein Sohn, Dein Vater iſt der liebe Gott, und wie wollen wir zu dem gelangen?“ „Nein,“ ſagte der Knabe, „damit begnüge ich mich nicht, Du mußt mir ſagen, wo mein Vater hier auf Erden wohnt, daß ich Dich zu ihm führen kann.“ Da erſchrak ſeine Mutter noch mehr, als aber das Jahr um war, offenbarte ſie ihm Alles; der Knabe warf den ſchweren Stein von dem Loche fort und ſo verließen ſie die Höhle, während die Bärin ausgegangen war.

Nun gingen ſie mit einander nach der Schmiede, da trat der Knabe, der Johannes der Bär geheißen hat, zuerſt ein und ſprach zu dem Schmied, der an der Eſſe ſtand: „Ich kenne Dich wohl, Du biſt mein Vater. Verſprich mir, daß Du meine Mutter nicht mehr ärgern willſt, ſonſt ergeht es Dir übel von mir.“ Da beſah der Schmied den Knaben von oben bis unten, lachte, daß ihm der Bauch ſchütterte, freute ſich aber doch, daß er einen ſo kecken Buben hatte und daß ſeine Frau wieder bei ihm war. Er führte alſo Weib und Kind in die Stube, ward menſchlich gegen die Frau und ließ Johannes den Bär ordentlich zur Schule gehen. Weil ihn aber die andern Kinder dort immer damit neckten, daß er mit Bärenmilch geſäugt ſei, ſo nahm er eines Tages in jede Hand einen Jungen, die beide mit ihm von gleichem Alter waren, und ſchlug den einen mit dem andern todt.

Von der Zeit an durfte der Schmied ſeinen Sohn nicht mehr zur Schule ſchicken und hieß ihn auf dem Acker arbeiten. So wie aber Johannes der Bär die Hacke angriff, ging ſogleich von der Kraft, mit der er ſie anfaßte, der Stiel los. Am andern Tage bekam er wieder eine neue Hacke, aber auf dem Felde zerbrach ihm wieder der Stiel in der Hand. So erging es alle Tage, der Schmied aber erzürnte darüber ſehr, ſchickte auch ſeinen Sohn zuletzt gar nicht mehr auf das Feld hinaus, ſondern gab ihm in ſeiner Schmiede die ſchwerſte Arbeit. So arbeitete Johannes der Bär eine Zeit lang bei ſeinem Vater, da zerbrach er aber immer den Hammer, ſo wie er ihn nur angriff, und der Alte war froh, als Johannes der Bär ſagte, daß er in die Fremde ziehen wolle. Da fragte der Sohn, wie viel Eiſen er noch auf dem Lager hätte? und er antwortete: Zwei Centner. Das iſt genug, antwortete Johannes der Bär, davon will ich mir einen Spazierſtock machen. Er nahm alſo alles Eiſen, ſo viel noch dalag, machte ſich einen langen eiſernen Stab davon, ſpazierte ganz zierlich damit in die Fremde und ſchwenkte ſeinen Spazierſtock immer zwiſchen den Fingern herum in der Luft.

Als er einige Tagereiſen mit gegangen war, ſprach er bei einem Meiſter um Arbeit vor und erhielt ſie auch. Nun waren in derſelbigen Werkſtelle zwölf Schmiedegeſellen in Arbeit und da arbeitete Johannes der Bär an Einem Tage ſo viel als die übrigen Schmiedegeſellen in einer Woche. Es begab ſich aber eines Tages, daß die Meiſterin in die Stube ging und ihrer Gewohnheit nach die Teller der dreizehn Geſellen und des Meiſters ſogleich einmal mit Speiſen vollfüllte. Da ſchlich Johannes der Bär ſich vor den Übrigen in die Stube, als die Meiſterin wieder herausgegangen war, ſetzte ſich an den Tiſch und aß alle vierzehn mit Speiſen bis an den Rand gefüllte Teller aus und dann auch noch drei Kümpen, welche zum Nachfüllen voller Speiſe daſtanden. Danach ſuchte er auf gute Art wieder aus der Stube zu kommen. Er hatte aber die Teller und Kümpen ſo rein ausgeputzt, daß ſie ausſahen, als wären ſie ausgewaſchen.

Jetzt rief die Meiſterin die Geſellen zum Eſſen aus der Werkſtelle, da ging Johannes der Bär auch wieder mit herein und alle dreizehn Geſellen traten hin und wuſchen ſich und da kam der Meiſter auch herein, ſah nach dem Tiſche und wurde gewahr, daß nichts zu eſſen darauf ſtand. Darüber ſchalt er mit ſeiner Frau, die Geſellen aber überführten Johannes den Bär, daß er vor ihnen in die Stube gegangen war, und er geſtand ein, daß er Alles ausgegeſſen hatte. Darauf ſprach der Meiſter zu Johannes den Bär: „Höre einmal, Geſell, Du biſt kein Kraut für mich, denn ich kann das Eiſen für all Deine Arbeiten nicht aufbringen und habe auch nicht Abſatz genug dafür. Blos als Katze Dich aber im Hauſe zu behalten zum Topfauslecken, dazu iſt Dein Magen mir auch zu groß; Du wärſt ja im Stande, einen ganzen Backofen voll friſcher Semmeln auszulecken, als ob's ein Taſſenkopf mit Rahm wäre. Alſo zieh nur getroſt wieder in die Fremde, denn ich kann Dich nicht länger behalten.“ Damit mußte Johannes der Bär abziehen und ſchwenkte wieder ſeinen Eiſenſtab als Spazierſtock in der Luft.

Als er einige Tagereiſen fortſpaziert war, traf er einen Rieſen, der immerfort Bäume ausriß. „Ei, ſieh einmal,“ ſagte Johannes der Bär zu dem, „Du biſt ja recht ſtark.“ „Aber doch lange noch nicht ſo ſtark als Johannes der Bär,“ antwortete der Rieſe. „Freilich nicht,“ ſprach Johannes der Bär, „das bin ich ſelbſt.“ „Wie, Du kleiner Knirps wärſt Johannes der Bär?“ entgegnete der Rieſe, „das kann ich nimmermehr glauben.“ Da riß Johannes der Bär, zum Zeichen, daß er's gewiß und wahrhaftig ſei, ſelber Bäume aus und war dabei ſo flink und behende, daß der Rieſe darüber erſtaunte und ihm als ſeinem Herrn und Meiſter nachfolgte.

Als die beiden mit einander eine Zeit lang gereiſt waren, gelangten ſie an eine große Felſenreihe. Da ſahen ſie einen Menſchen, der mit bloßen Händen in einem Steinbruche die Steine losbrach und ſie auch mit bloßen Händen auf's Schönſte und Sauberſte behackte. Der ſagte auch, daß er noch lange nicht ſo ſtark ſei als Johannes der Bär, und zum Zeichen, daß er es ſei, behackte dieſer mit den Fingern die Steine noch viel behender als der Steinrieſe ſelbſt. Danach brach er mit der Hand ein ungeheures Felsſtück los und ſprach zu dem Rieſen: „Ich will doch ſehen, ob Du das in der Hand zerdrücken kannſt.“ Es war aber ſo groß, daß der Rieſe es aus der Hand fallen ließ. „Ei, ei,“ ſprach Johannes der Bär, hob es auf, zerdrückte es in der Hand zu Staub und blies den Staub von ſich. Daran erkannte ihn auch der zweite Rieſe und folgte ihm nach.

Darauf trafen ſie einen dritten Rieſen, der lag vor einer Furth und ſein Schnurrbart reichte über den ganzen

Fluß und diente den Leuten zur Brücke. Dem zeigte Johannes der Bär auch, daß er es ſei, und darauf folgte er ihm nach. Hierauf gelangten ſie zu einem vierten Rieſen, der wollte einen Berg in ein Loch tragen. Auch dieſer mußte ihnen folgen und ſo ging es fort, bis Johannes der Bär zuletzt zwölf Rieſen als Gefolge mit ſich führte.

So kamen ſie alleſammt an eine Köhlerhütte, darin wohnten ſie, es war aber ſonſt Niemand darin und ſie ſchoſſen Hirſchkühe in der Gegend und trugen ſelbſt für ihre Speiſe Sorge. Am erſten Tage, als die andern auf die Jagd gingen, ſollte der erſte Rieſe als Wache bei der Hütte bleiben und kochen. Da kam aber zu ihm eine alte Frau und bat, er ſolle ihr zu eſſen geben. Der Rieſe ließ ſich auch erweichen und reichte ihr einen Biſſen Brod. So wie ſie ihn aber dabei berührte, war der Rieſe ſtarr und ſteif und konnte weder ſprechen noch ſich rühren. Darauf lief die alte Frau fort. So erging es an zwölf Tagen hintereinander allen zwölf Rieſen. Zuletzt war Johannes der Bär allein noch übrig, der mußte nun allein für ſich jagen, kochen und Holz hauen. Einſtmals ſpaltete er einen Baumſtuken, der vor ſeiner Hütte in der Erde war, da kam die Alte auch an und er ſagte, daß ſie ihm einmal den Keil einſetzen ſollte. Dabei kamen ihre Finger in die Spalte und er keilte ſie feſt, denn er hatte wohl gemerkt, daß ſie die zwölf Rieſen verzaubert hatte. Er prügelte ſie ſo lange mit ſeinem Eiſenſtabe, bis ſie die Zwölfe wieder lebendig machte, ohne daß ihre Hände dabei frei wurden. Als die Rieſen aber auch auf ſie loskamen und ſie prügeln wollten, riß ſie ſich mit blutenden Fingern los und entfloh.

Sie lief eine Strecke weit, bis zu einem Berg im Walde, da ſtand ein Haspel, an dem ließ ſie ſich in eine Höhle nieder. Darauf verſchwand der Haspel und die Höhle war auch nicht mehr zu ſehen.

Weil aber Schnee auf dem Boden lag, ſo ging Johannes der Bär mit den zwölf Rieſen den Blutſpuren von den Fingern der Alten nach bis an den Berg, da verſchwanden ſie und war doch kein Eingang zu ſehen. Da warf Johannes der Bär ſeinen Spazierſtock in den Boden und wollte verſuchen, ob der hohl wäre. Der Spazierſtock aber fuhr ſogleich einige dreißig Klafter tief in den Boden hinein und ſie hörten oben ein furchtbares Gebrüll, das von reißenden Thieren kam, die ſich in dieſer Höhle befanden und von dem Spazierſtocke getroffen waren. Da wollte Johannes der Bär ſeinen Spazierſtock wieder heraufholen und ſie zogen alle auf ſeinen Befehl ihre Hemden aus, banden ſie zuſammen und ließen ihn daran in das Loch hinein, das der Stab in den Boden geriſſen hatte.

Als er unten auf dem Grunde angelangt war, ſah er die zwei reißenden Thiere, die gebrüllt hatten. Sie waren ſo eben bemüht, ſeinen Stab in die Höhe zu heben, vermochten es aber nicht. Sobald er ſelbſt ſeine Hand an den Stab legte, ſahen ſie ſchon, daß ſeine Kraft größer war. Da er die Eiſenſtange aber aufhob und eine Strecke weit in der Erde hinſchleuderte, ſo daß ein breiter unterirdiſcher Gang in den Boden geriſſen ward, wurden die Thiere von Ehrerbietung gegen ihn erfüllt und waren ihm dienſtbar. Darum kündigten ſie ihm an, daß hier nahebei in drei unterirdiſchen Gemächern drei Prinzeſſinnen wären, welche er erlöſen könne und daß die Prinzeſſinnen von drei andern wilden Thieren, einem Bären, einem Löwen und einem Lindwurm bewacht würden, die er beſiegen müſſe. Auch begleiteten ſie ihn in dem unterirdiſchen Gange, den ſein Stab in den Boden geriſſen hatte, bis vor die Thür der erſten Prinzeſſin. Vor der Thür aber fand er ſeinen Spazierſtock liegen, den er zum Zeichen ſeiner Kraft durch die Erde geworfen hatte.

Johannes der Bär trat in das Gemach, dort aber leuchtete der Prinzeſſin ein Stern. Er fand den Bären bei ihr, erſchlug ihn mit ſeiner Eiſenſtange und erhielt von ihr aus Dankbarkeit eine ſilberne Kugel. Danach führte er ſie bis zu der Stelle, wo er in die Höhle heruntergelaſſen war und ließ ſie von ſeinen Gefährten heraufziehen. Alsdann kehrte er wieder um, ging in dem Gange fort und kam zu der Höhle der zweiten Prinzeſſin, darin leuchtete ihr der Mond. Da erſchlug er den Löwen, erhielt aus Dankbarkeit eine goldene Kugel und ließ ſie von ſeinen Gefährten heraufziehen. Dann erſchlug er in der dritten Höhle, darin die Sonne leuchtete, einen Lindwurm und erhielt von der dritten Prinzeſſin eine Diamantkugel. Darauf gingen ſie beide nach der Stelle, wo die andern Prinzeſſinnen herausgezogen waren, allein die zwölf Rieſen waren oben verſchwunden, hatten auch die erſten zwei Prinzeſſinnen bereits entführt und an den Königshof gebracht. Dort gaben ſie ſich für ihre Erretter aus und lebten herrlich und in Freuden, die Königstöchter aber durften nichts ſagen von Johannes dem Bär, denn die Rieſen drohten ihnen, ſie ſonſt zu tödten.

Johannes der Bär irrte mit der dritten Prinzeſſin in den unterirdiſchen Gängen umher, und ſie kamen in das Gemach, wo die Alte ſaß, deren Finger er in den Baumſtamm eingeklemmt hatte. Als ſie ihn ſah, fürchtete ſie ſich ſo ſehr, daß ſie ſich erbot, die beiden an ihrem Haſpel aus der Höhle zu winden. Das waren ſie zufrieden, auch ſteckte Johannes der Bär noch ein Horn ein, das in dieſem Zimmer an der Wand hing.

Die Alte wand die beiden mit dem Haſpel heraus, als ſie aber draußen eine Strecke weit gegangen waren, verdunkelte ſich der Tag und wurde eine große Finſterniß, und der Berg, in dem die Höhle war, fing an zu wachſen und wuchs ein neues Gebirge als Scheidewand auf zwiſchen Johannes dem Bär und der Prinzeſſin, das ward immer größer und ſo wurden ſie getrennt. Als wieder Tag wurde, war Johannes der Bär auf der einen Seite des Berges und die Prinzeſſin war auf der andern nahe bei der Stadt, darin ihres Vaters Königsſchloß ſtand. Da ging ſie hinein, Johannes der Bär aber wanderte um das Gebirge herum und kam zuletzt in dieſelbige Stadt.

In dieſer Stadt fragte Johannes der Bär bei einem Schmied an, ob er ihm Arbeit geben könne. Arbeit vollauf, antwortete der Schmied, zumal wenn Du recht geſchickt biſt, Geſell. Da ließ Johannes der Bär das ganze Haus des Schmieds, welches drei Stockwerk hoch war, ausräumen und einen Ambos in das oberſte Stock bringen, der einige hundert Centner ſchwer war. Seinen Spazierſtock gebrauchte er als Hammer und ſchlug damit ſo gewaltig auf den Ambos, daß der Hammer bei jedem Schlage durch die erſte, zweite und dritte Decke flog und jedesmal noch einige Klafter tief in die Erde hineinfuhr. Danach hatte er ihn aber jedesmal ſogleich wieder in der Hand. Als die Leute das hörten, ſtrömten ſie in Schaaren herbei und ſahen bei der Arbeit zu, beſtellten auch viel kunſtreiche Dinge. Des Abends aber verſuchte Johannes der Bär auf dem Horn zu blaſen, das er mitgebracht hatte, und ſo wie er das erſtemal hineinſtieß, kamen ſogleich viele Zwerge an und fragten was er befehle. Da ſprach Johannes der Bär: „Die drei Prinzeſſinnen ſind krank, weil ſie den Stern, den Mond und die Sonne nicht haben, die ihnen in ihren Höhlen geleuchtet. Darum holet heute der erſten einmal ihren Stern und hängt ihn in der Nacht ihr vor's Fenſter.“ Das thaten die Zwerge ſogleich und weil er nun des Horns Eigenſchaften wußte, rief er ſie den andern Tag wieder und ließ ſie den Mond vor das Fenſter der zweiten Prinzeſſin und den dritten Tag die Sonne vor das Fenſter der dritten Prinzeſſin hängen. Von Stund' an wurden dann die Prinzeſſinnen geſund.

Einſt kamen auch die zwölf Rieſen vom Königshofe in die Schmiede, erkannten aber den Johannes der Bär nicht, weil er anders gekleidet war als da ſie ihn kannten. Eines Tages verlangten ſie von ihm, er ſolle mit nach dem Königsſchloſſe kommen und drei koſtbare Kugeln ſchmieden, die eine von Silber, die andere von Gold und die dritte von Diamanten; die Königstöchter hatten aber verſprochen, ſich drei von ihnen zu Männern auszuwählen, wenn ſie ihnen ſo koſtbare Kugeln herbeiſchafften, als ſie früher gehabt hätten.

Johannes der Bär verſprach die Kugeln zu ſchmieden, ſteckte die Kugeln, die er von den Prinzeſſinnen empfangen hatte, ein und füllte ſich außerdem die Taſchen mit Haſelnüſſen. So ging er auf's Königsſchloß, begann darin gewaltig zu hämmern, klopfte aber nur die Haſelnüſſe auf, die er in der Taſche hatte und verzehrte ſie. Als er die aufgegeſſen hatte, hörte er auch auf zu hämmern, und ſogleich traten die Rieſen in das Gemach, darin er ſaß. Er aber gab ihnen die drei Kugeln und ſie eilten damit zum König und zu den drei Prinzeſſinnen. Als dieſe die ſilberne, die goldene und die diamantene Kugel erblickten, verwunderten ſie ſich ſehr, die dritte Prinzeſſin aber, der die diamantene Kugel gehörte, ſagte dem Könige ſogleich, daß die zwölf Rieſen nur ihre beiden Schweſtern auf Befehl ihres Herrn und Meiſters, des Johannes der Bär, aus der Höhle heraufgewunden, dann aber ſie ſelbſt und ihren Erretter unter der Erde hätten umkommen laſſen wollen. Da ließ der König den Schmied herbeiholen und alle erkannten jetzt, daß es Johannes der Bär war. Dann wurden die zwölf Rieſen zur Strafe getödtet, Johannes der Bär aber heirathete die dritte Prinzeſſin.

---

30. Sim-ſim-ſeliger Berg.

Es war einmal ein reicher Bauer, der hatte viele Spann Pferde, gönnte aber Niemand einen Pfennig und ließ die Armen mit Hunden von ſeinem Hofe herunter hetzen. Da ward er auf einmal krank mit ſeiner ganzen Familie und die Krankheit hielt lange an bei allen und machte ihn, ſein Weib und ſeine Kinder zu guten, frommen

Univ. Bibl.
München

Menſchen, aber als ſie wieder geſund wurden, waren Äcker, Pferde und Kühe verkauft und das Haus war verſchuldet, und ſo hartherzig dieſe Bauersleute früher geweſen waren gegen andere, ſo hartherzig waren nun Alle gegen ſie ſelbſt. Da ſchickte der Bauer ſeine Kinder aus, zu ſuchen, was ſie früher nicht gemocht und vor Hartherzigkeit in dem großen Bauernhauſe hatten umkommen laſſen, weil ſie es nicht eſſen konnten und doch Niemand gönnten. Aber ſie kehrten heim mit leeren Händen und da ſchüttelte der Bauer den Kopf, hob auch ſeine Hand auf gen Himmel und ſprach: „Herr, was will aus der Welt denn noch werden, wenn alle die reichen Bauern eben ſo hartherzig ſind als ich einſt geweſen bin?“ Er hieß auch ſeiner Tochter nebenan zum Wirth gehen, der zugleich ein Krämer war, und ein kleines Groſchenbrod holen, aber der Krämer wollt' es ihr nicht borgen und der Bauer ging in den Wald, mit einem Haken dürres Holz von den Bäumen zu häkeln, und das zu verkaufen, um für die paar Pfennige Brod einzukaufen.

Der Bauer begann die trocknen Zacken von den Bäumen abzureißen, daß ihm der Schweiß von der Stirn auf den Boden tropfte. Wie er nun ſo unter den Bäumen hinging, kam er an ein Waſſer und trank daraus, und es ſchmeckte gar köſtlich. Als er aber in der Eiche, die neben dem Waſſer war, wieder Holz abhäkeln wollte, ſaß darin eine Rabe und rief: „Geh weiter! geh weiter! ich ſag' es Dir: geh weiter!“

In der nächſten Eiche, wo er häkeln wollte, rief wieder eine Rabe: „Geh weiter! geh weiter! ich ſag' es Dir:

geh weiter!“ und ſo ſchickten ihn die Raben weiter bis zur achten Eiche. Da wollte er ſich nicht weiter ſchicken laſſen, aber dieſe Eiche war ſo hoch gewachſen, daß er gar keinen Zacken mehr abreißen konnte und die Eichen waren hier auch zu Ende, denn es ſtanden nur dieſe acht ſchönen Eichen in der Reihe und war neben der achten ein freier Platz im Walde. Als er noch ſo unter der achten Eiche ſtand, rief eine Rabe aus ihrer Krone: „Verſteck Dich! verſteck Dich! Ich ſag' es Dir: verſtecke Dich!“ „Alberne Rabe, wohin?“ fragte der Bauer. Da rief der Rabe aus der Eiche, hier ſei ein Loch, da ſolle er hineinkriechen.

Der Bauer ſah nun auch das Loch, das gerade unter der achten Eiche war, und kroch hinein. Es dauerte auch gar nicht lange, da kamen acht Männer hier und da durch den Wald daher, die trugen leere Säcke und trat jeder unter eine der acht Eichen. Der eine aber, der der Oberſte unter ihnen zu ſein ſchien und ſich unter die achte Eiche ſtellte, trat gerade auf den Kopf des Bauern, der in dem Loche war, und ſtand da wohl fünf Minuten lang. Während dem ſprach er zu den andern, daß dies der Tag ſei, an dem ſie alle Jahr hier verſammelt wären, um die Schätze aus der Steinklippe, die unweit der acht Eichen war, herauszuholen, und daß auch diesmal dort im Berge einer von ihnen ſterben müßte. Sie wollten aber deſſen Sack, den es diesmal träfe zu ſterben, in der Berghöhle liegen laſſen, weil der ſonſt ſpuken gehen müßte, ſeinen Sack zu ſuchen. Zuletzt ſagte er noch, daß die ſieben von ihnen, welche lebend und mit Schätzen beladen wieder aus der Höhle hinausgingen, ſich über's Jahr an demſelben Tage wieder unter dieſen Eichen verſammeln ſollten.

Darauf gingen alle acht mit ihren Säcken auf die Steinklippe zu, und der Bauer hörte, wie der Oberſte der acht Männer vor der Klippe ſagte: „Sim-ſim-ſeliger Berg, thu Dich auseinander.“ Da that ſich die Steinklippe auseinander und als alle acht in dem Berge waren, hörte er drinnen rufen: „Sim-ſim-ſeliger Berg, thu Dich zuſammen.“ Als aber die Verrichtung der Männer vorüber war, rief es drinnen: „Sim-ſim-ſeliger Berg, thu Dich auseinander,“ und da kamen ſieben Männer mit gefüllten Säcken aus dem Berge wieder heraus; den achten, der unter der erſten Eiche dieſſeits des Waſſers geſtanden, hatte das Loos getroffen, daß er drinnen geopfert war. Der Oberſte der Männer aber ſprach jetzt: „Sim-ſim-ſeliger Berg, thu Dich zuſammen“ und da that ſich die Steinklippe zuſammen.

Die Rabe ſprach jetzt dem Bauer zu, daß er auch in den Berg gehen ſolle; der aber rief: „Sim-ſim-ſeliger Berg, thu Dich auseinander;“ da öffnete ſich die Steinklippe, er ging hinein und hieß ihr dann ſich hinter ihm ſchließen. In der Höhle war Alles vom Schönſten und Beſten und war Speiſe und Wein darin, und viel Kupfer, Silber, Gold, auch viel geprägtes Geld und Edelgeſtein. Der Bauer ergriff den Sack des todten Mannes, warf aber nicht blos Gold und Edelſteine, ſondern zuerſt Kupfer und Silber in ſeinen Sack. Als er ſo ſchwer war, daß er ihn kaum zu tragen vermochte, hieß er den Berg ſich wieder aufthun und ging damit heim.

Ehe er zu Hauſe noch ſeinen Hunger geſtillt hatte, ſchickte er ſeine Tochter zum Kaufmann hinüber, um einen Himten zu holen, denn damit wollte er ſeine Schätze meſſen. Der Kaufmann ſprach, den Himten kann ich euch nicht anvertrauen, ihr würdet ihn gleich an einen Bauern verkaufen, — was wollt ihr auch damit meſſen, da ihr nicht einmal Brod im Hauſe habt? „So habt Ihr nicht geſehen," antwortete das Mädchen, daß mein Vater mit einem Sack voll Erbſen heimgekommen iſt, die wir doch meſſen möchten?" Da gab ihr der Kaufmann einen ganz alten Himten hin, den er ſelbſt nicht mehr gebrauchen konnte, ſtellte ſich aber während der Zeit in ſeine Thür und wollte Achtung geben, daß ſie ihn nicht verkauften.

Bei dem Geldmeſſen wurde das Herz des Bauern ſehr fröhlich und das ſeiner Kinder nicht minder, denn es waren ſeiner Schätze ſehr viele an Kupfer, Silber, Gold und Edelgeſtein. Weil nun der Himten ſchon alt war und ein kleines Loch hatte, ſchob ſich da ein Goldſtück hinein und als einer es herausnehmen wollte, riefen Alle vor Übermuth: „Nein, laßt es ſtecken!" Als das Mädchen den Himten wieder zum Kaufmann trug und dieſen noch vor ſeiner Thür auf der Lauer ſtehen ſah, rief es ihm zu: „O ſchämt Euch, daß Ihr uns nicht einmal dieſes elende Gemäß anvertrauen wolltet, das mein Vater erſt flicken mußte, eh' er Erbſen damit meſſen konnte!" Sogleich ſah der Kaufmann nach der Ritze, die in dem Himten war, und ſtaunte, als er ein Goldſtück darin fand. „Behaltet es zum Dank," ſagte das Mädchen lächelnd, als ſie ſeine Verwunderung ſah, „und hier habt Ihr noch eins, dafür gebt uns

Speiſe und Trank, denn ſie warten drüben auf eine gute Mahlzeit.“

Das Mädchen kam noch öfter zurück, denn man bedurfte für den Augenblick noch mehrere Kleinigkeiten in dem Bauernhauſe und jede wurde mit einem Goldſtücke bezahlt. Da ſtaunte der Kaufmann immer mehr, wußte ſich auch das Vertrauen des Mannes wieder zu erwerben, und als der Tag wieder kam, an dem der Berg geöffnet werden konnte, nahm der ihn mit ſich in den Wald und verſteckte ihn hinter den erſten Baum im Walde, unter dem der Achte geſtanden hatte, der in der Höhle geopfert war. Er ſelbſt aber kroch wieder in das Loch und alsbald kamen die ſieben Männer mit ihren Säcken an, ſtellten ſich unter die Eichen, der Hauptmann ſtand wieder mit dem einen Fuße auf des Bauern Kopfe und der hörte wieder Alles, was er ſagte, der Kaufmann aber hinter der achten Eiche verſtand ihn nicht und ſah auch nicht, was geſchah.

Darauf gingen die ſieben Männer wieder in den Berg und nach einer Weile kehrten ihrer ſechs mit gefüllten Säcken zurück und jeder ging ſeinen eignen Weg durch den Wald, der ſiebente Mann aber war in der Höhle getödtet und ſein Sack dort zurückgeblieben.

Jetzt rief der Bauer den Kaufmann, ging mit ihm vor die Steinklippe und ſprach:

„Sim-ſim-ſeliger Berg,
Thu Dich auseinander!“

Da öffnete ſich der Berg und ſie gingen hinein. Als ſie hineinkamen, griff der Krämer ſogleich nach einer der Weinflaſchen, die am Eingange der Höhle ſtanden und that einen guten Zug, aber der Bauer hielt ihn zurück, daß er nicht mehr tränke. Der Krämer, der ſich einen großen Sack mitgebracht hatte, griff nun nach den Edelgeſteinen, der Bauer aber klopfte ihn auf die Finger und ſagte, er ſolle zuerſt einmal von dem Kupfer nehmen. Da ſchrie der Krämer, er hätte viele Schulden, die müſſe er bezahlen, und wollte vom Kupfer nichts wiſſen; allein der Bauer, der wieder den Sack des getödteten Mannes nahm, zwang ihn mit Gewalt, ſeinem Beiſpiele zu folgen und bei dem Kupfer anzufangen, dann aber weniger von dem Silber, noch weniger von dem Gold und am wenigſten von den Edelſteinen zu nehmen.

Nach dieſer Zeit heirathete der Krämer die Tochter des Bauern und dieſer ging noch mehrmals mit ihm an dem beſtimmten Tage in den Goldberg, hielt ihn auch jedesmal an, daß er erſt von dem Kupfer nehme und in Allem mäßig wäre in der Höhle. Aber der Krämer war ſo habgierig, daß er einſt, als der Tag wieder kam, ſogleich früh Morgens allein nach der Steinklippe ging, auf daß er ſeinen großen Sack einmal mit lauter Edelſteinen füllen und von dem ſchönen Weine, desgleichen nicht auf Erden war, ſoviel trinken konnte als er mochte. Als er an den Berg kam, ſprach er:

„Sim-ſim-ſeliger Berg,
Thu Dich auseinander!“

Der Berg öffnete ſich, der Krämer ging hinein und ſprach:

„Sim-ſim-ſeliger Berg,
Thu Dich zuſammen!“

und der Berg that ſich wieder zu. Da ergriff er die Weinflaſchen, die am Eingange ſtanden, und trank all' den köſtlichen Wein aus: davon ward der Kopf ihm ſchwer und er wühlte ordentlich in den Edelgeſteinen und füllte ſeinen ganzen Sack damit an. Mit dem ſchweren Sacke taumelte er nach dem Eingange der Höhle, hatte aber das Wort vergeſſen, worauf der Berg ſich öffnete und lallte:

„Sing-ſang, ſing-ſang,
Thu Dich auf!"

Darauf öffnete ſich aber der Berg nicht und wie viel der Krämer auch dies Verslein ſang, er mußte mit dem Sack voll Edelſteinen in der Höhle bleiben, bis die drei Männer ankamen, die noch übrig waren. Weil die beiden in den letzten Jahren aber immer ſelbander gekommen waren, ſo hatten ſie doch gemerkt, daß noch Jemand in dem Goldberge geweſen war und freuten ſich, daß ſie ihn fingen, und weil der Krämer den Sack mit Edelſteinen gefüllt hatte, glaubten ſie ihm nicht, daß der Bauer auch mit in die Höhle gekommen war, ſondern meinten, er hätte Alles allein fortgetragen.

Die drei Männer ſchleppten ihn alſo aus der Höhle und der Hauptmann, der noch am Leben war, ſtellte ſich wieder unter die achte Eiche und trat mit dem einen Fuße dem Bauer auf den Kopf, der auch diesmal in dem Loche ſteckte und wartete, bis die Männer mit gefüllten Säcken weggegangen wären. So beriethen die Männer mit einander, wie ſie den Krämer, der betrunken vor ihnen lag, ſtrafen wollten und der eine ſchlug vor, er ſolle in eine Tonne geſteckt und den Goldberg heruntergerollt, der andere, er ſolle in's Waſſer geworfen werden, der Hauptmann aber ſagte, er ſolle mitten auseinander gehauen und ſo an die hohe Eiche, unter der er ſtand, gehängt werden. Alſo geſchah es auch und die beiden Hälften des Kaufmanns wurden an zwei Zacken der hohen Eiche gehängt.

Als die drei Männer fort waren, kroch der Bauer aus dem Loche hervor, ſtieg auf die Eiche, holte die beiden Hälften ſeines Schwiegerſohns herunter und band ſie mit dem Leibriemen zuſammen. So trug er ſie in der Dämmerung nach dem Krämerhauſe, dort aber ließ ſeine Tochter den Schuſter kommen, gab ihm fünfzig Thaler und der nähte ihren Mann mit einem Stuck Pechdraht von zweihundert Ellen wieder zuſammen. Darauf zog ſie dem Krämer ein Todtenhemd an und ſo ward er begraben, als wenn er an einer Krankheit geſtorben wäre.

Allein die drei Männer, die von den Schätzen des Goldberges ſehr reich und mächtig geworden waren, hatten alsbald viele Wachen ausgeſtellt, welche Achtung geben ſollten, ob die Leiche des Krämers nicht von der Eiche weggetragen würde, und wiewohl die Wachen zu ſpät ankamen, um den Bauer anzuhalten, ſo ſahen ſie ihn doch noch mit der Leiche des Krämers in das Krämerhaus gehen, nahmen auch Alles in Obacht, was in dem Hauſe vorging, bis der Krämer begraben war.

An demſelbigen Abende, da dies geſchehen war, kamen drei Frachtwagen nach dem Gaſthof gefahren, der zu dem Krämerhauſe gehörte. Jeder Frachtfuhrmann hatte ein großes Faß geladen und ſie fragten den Bauer, der noch zum Begräbniß da war und die Träger bewirthen half, und ſeine Tochter, ob ſie dort übernachten könnten. Das ward ihnen gewährt und ſie beſtellten ſo viel Glühwein, als ſechs Männer trinken können, und jeder Frachtfuhrmann verlangte zwei Betten und ſagte, das ſei darum, daß Jeder ein ganzes Bett unter ſich und eins auf ſich legen könnte, weil ſie frören.

Während das Alles ſo bereitet wurde, ging der Bauer einmal auf dem Hofe ſeiner Tochter umher, und als er an den erſten Wagen kam, rief eine Stimme aus dem großen Faſſe: „Iſt's Zeit?“ und ebenſo rief es aus der zweiten und dritten Tonne. Der Bauer aber erkannte ſogleich, daß das die Stimmen der drei Goldmänner waren, welche ſich zuvor in die drei überflüſſigen Betten legen und an dem Glühwein erwärmen wollten, um dann in der Nacht aufzuſtehen und ſeine Tochter und, wenn es ſein könnte, ihn ſelbſt zu ermorden. Darum antwortete er mit verſtellter Stimme: „Ja, freilich iſt's Zeit,“ half zuerſt dem Oberſten aus der Tonne und führte ihn im Dunkeln nach der Kammer, dann den zweiten und endlich den dritten. Die Goldmänner glaubten, daß dies die Fuhrleute thäten, aber die ſaßen noch ruhig drunten in der Wirthsſtube. Zuletzt ging einer von ihnen zu den drei Wagen und wollte die Männer aus den Tonnen herauslaſſen: aber weil er ſie nicht mehr darin fand, ſo meinte er, daß einer der andern Fuhrleute ſie ſchon auf die Kammer geführt hätte. Zuletzt lagen alle ſechs Männer in ihren Betten, ſprachen aber aus Furcht nicht mit einander, ſondern tranken blos Glühwein und ſchliefen endlich feſt ein in der Hoffnung, daß die drei Fuhrleute, welche zu jeder Stunde aufwachten, wie ſie es ſich vornahmen, die Goldmänner zur rechten Zeit wecken würden.

Als aber alle ſechs feſt ſchliefen, trat der Bauer mit ſeiner Tochter in die Kammer und hatten einen Keſſel voll Öl glühend gemacht. Den ſchütteten ſie den ſechs Männern der Reihe nach mit Schaumkellen erſt in's Geſicht, um ſie zu blenden, und als die ſechs blinden Männer davon erwachten und ſchrien, goſſen ſie es einem nach dem andern in den offenen Mund, ehe ſie noch aus den Betten aufſpringen konnten, bis ſie todt waren. Danach zeigte der Bauer und ſeine Tochter vor Gericht ſelbſt an, was geſchehen war. Da wurden ſie beide in's Gefängniß geſetzt, bekamen aber ihr gutes Eſſen und Trinken darin, und als der Schuſter Zeugniß ablegte, daß der Krämer mitten auseinander gehauen war, wurden ſie nicht beſtraft, weil ſie die ſechs Männer getödtet hatten, zumal weil auch die Krämersfrau ſich erbot, die Hälfte von den Schätzen ihres Mannes an die Armen zu geben.

Der Bauer iſt aber ſeit der Zeit an dem Tage nicht mehr in den Goldberg gegangen, er hatte ja der Schätze ſchon genug und lebte mit den Seinen in Glück und Wohlſtand bis an's Ende.

3.

31. Die gebleichte Hand.

[illegible]

Ein König hatte drei Töchter und wollte einſt verreiſen, da mußten ſeine Töchter looſen, welche von ihnen daheim bleiben und das Haus behüten ſollte. Das Loos traf die Jüngſte und ihr Vater reiſte mit den beiden älteſten Töchtern ab. Ein Hirtenmädchen aber ſollte jeden Abend kommen und mit der jüngſten Tochter zuſammen ſchlafen, damit ſie ſich nicht fürchtete.

Eines Abends hatten die Mädchen mit einander das Abendeſſen verzehrt und gingen dann wieder mit einander ſchlafen auf einem Saal, der ſieben verſchloſſene Thüren hatte. Die Tochter des Königs entkleidete ſich raſch und legte ſich in ihr Bett. Das Hirtenmädchen aber, welches das Licht auszublaſen pflegte, ſaß noch auf ihrem Bett, und plauderte ſo noch eine Weile mit der Königstochter. Dabei wurde ſie gewahr, wie unter dem Bette der Prinzeſſin eine große Geſtalt mit geſchwärztem Geſichte lag. Sie ſagte alſo, daß ſie daheim etwas vergeſſen habe und noch einmal nach Haus müſſe; ſie ging aber nur, weil ſie ſich vor dem Räuber fürchtete, der ſich eingeſchlichen hatte und hielt ſich die Nacht über in ihrem Hirtenhäuschen verborgen.

Kaum war ſie fort, da kroch der Mann, welcher ein Räuberhauptmann war, unter dem Bett der Königstochter hervor und verlangte, daß ſie aufſtände, das brennende Licht vom Tiſche nähme und ihm alle Koſtbarkeiten des Schloſſes wieſe. Das that ſie auch, führte ihn auf die Schatzkammer, dort füllte er einen Sack mit Gold und Edelgeſtein, hockte ihn auf und ging zum Schloſſe hinaus, drohte ihr aber mit dem Tode, wenn ſie hinter ihm die Thur ſchlöſſe. Die Königstochter ſchloß aber doch hinter ihm die Thür des Schloſſes, ſtellte ſich danach an's Fenſter und ſah viele Männer vor der verſchloſſenen Hausthür ſtehen. Sie beriethen ſich leiſe, wie ſie nun hineinkämen, und der Räuberhauptmann ſprach: „Zum Schornſtein müſſen wir hinein, damit ich Wort halte, denn ich habe der Dirne den Tod gedroht, wenn ſie die

Thür ſchloſſe.“ Da nahm das Mädchen ſchnell ein Bund Stroh, das auf der Hausflur lag, eine Laterne und einen Sack, da ſie die Laterne hineinſteckte und ſtellte ſich in die Küche unter den Schornſtein. Als nun der erſte Räuber zur Hälfte herunter war, nahm ſie einen Strohwiſch, zog die Laterne aus dem Sack, öffnete ſie, zündete den Strohwiſch an, verſteckte die Laterne wieder, hielt ihn in den Schornſtein und der Räuber mußte daran erſticken. Da fiel er todt am Heerde nieder. Als die Andern das Gepolter hörten, meinten ſie, er ſei vollends herabgeſprungen und ſogleich kroch der zweite Räuber oben in den Schornſtein. So erſtickte ſie ſechs Räuber mit brennenden Strohwiſchen, da rochen die andern ſieben, die noch auf dem Dache ſaßen, den Dampf und der Räuberhauptmann, der unter ihnen war, ſprach leiſe: „Wir muſſen hinabſteigen und behutſam eine kleine Wand einbrechen, damit wir in das Schloß einſteigen und unſre Bruder (denn alle dreizehn Räuber waren Brüder) rachen und auch die übrigen Schätze des Königsſchloſſes gewinnen können.“

Allein die Königstochter merkte abermals, was die Räuber vorhatten, nahm ihres Vaters Schwert und ſtellte ſich im Dunkel vor die Offnung, welche die Räuber in die Wand gebrochen hatten. Als ſie da ſtand, ſteckte der eine Räuber den Kopf herein und da er ſie nicht ſah, weil ſie ganz im Dunkel ſtand, ließ ſie ihn mit dem halben Leibe hereinkriechen, dann hackte ſie ihm den Kopf ab und der Körper fiel von ſelbſt noch auf den Boden. Als ſie das Gepolter hörten, meinten ſie draußen, jetzt ſei's Zeit, daß der zweite nachfolge, und ſo hackte ſie allen ſechs Räubern die Köpfe ab. Zuletzt war nur der

Räuberhauptmann noch übrig, da haute aber die Prinzeſſin zu früh zu. Er zog den Kopf mit einer großen Wunde wieder zurück und entfloh. Danach entſchlief die Prinzeſſin ganz ermattet und erwachte nicht eher als bis das Haus und ihr Gemach mit den ſieben Thüren am andern Morgen auf Befehl ihres Vaters erbrochen war.

Die Leichen der Räuber wurden alle auf des Königs Befehl am Galgen aufgehängt und mußten dort verweſen; von einer der Leichen aber war dort plötzlich mit großer Kühnheit die rechte Hand geraubt.

Die Königstochter war nun alle Zeit hochgeehrt wegen ihres Heldenmuthes, zeigte ſich aber ſtets gar finſter und weigerte allen Freiern, welche um ſie anhielten, das Jawort. Da gab der König einſt ein großes Feſt und ſchrieb aus, wer dabei ſeine Tochter zum Lachen bringen könne, der ſolle ſie zur Gemahlin haben. Viele verſuchten es auf dem Feſte, die Prinzeſſin zum Lachen zu reizen, allein es wollte Niemand gelingen. Da kam ein ſchöner, feingekleideter Herr und bat ſie um einen Tanz. Dabei hielt er ihr unter einem Mantel, den er umgeworfen hatte, eine gebleichte Hand hin und als ſie zufaßte und ſeine Hand zum Tanze zu ergreifen meinte, ließ er los und ſie hatte eine gebleichte Todtenhand in der Hand. Darüber mußte die Prinzeſſin lachen und der König freute ſich herzlich; Pauken und Trompeten gingen und die Königstochter fiel dem Fremden, der nun ihr Verlobter war, um den Hals. Es war aber der Räuberhauptmann, der die Hand ſeines einen Bruders geſtohlen hatte, die ſo ſchön an der Sonne gebleicht war.

Als ſie eine Zeit lang verlobt geweſen waren, bat der Fremde, daß die Prinzeſſin einmal mit ihm in ſeinem

Wagen ſpazieren fahren dürfte und das gewährte ihm der König. Unterwegs ſagte der Bräutigam der Königstochter, daß ſie ein wenig ausſteigen wollten, denn er ſei müde und möchte ein wenig auf dem Raſen ſchlafen. Während er ſchlief, ſaß die Prinzeſſin neben ihm und wehrte ihm die Fliegen ab. Dabei begann ſie bitterlich zu weinen, denn ſie wurde eine tiefe Narbe an ſeinem Haupte gewahr. Kaum hatte ſie ihn daran wieder erkannt, ſo erwachte er, ſprang auf, warf ihr den Tod ſeiner zwölf Brüder vor und tödtete ſie.

32. Der Reiter in Seiden.

In ein Dorf kam ein reicher Herr geritten, der war angethan mit weißen ſeidenen Kleidern, zog die Straße auf und ab und ſang:

Wer ſo ein ſeid'nes Kleid an hat,
Und einen Beutel voll Edelſtein hat,
Der komme mit nach meiner Stadt.

Der Geſang gefiel den Leuten über die Maßen wohl und ein ſtattlich Mädchen, das ein weißes ſeidenes Kleid und einen Beutel voll Edelſteine hatte, ſchwang ſich hinter ihn auf ſein Roß und jagte mit ihm davon.

Sie waren aber ſchon eine gute Strecke mit einander geritten, da begann das Mädchen zu hungern und fragte beſcheidentlich, ob der Herr ihm nicht bald etwas Speiſe und Trank darreichen wollte. Da antwortete der Reiter:

Dort unter jener Lindelein,
Wo die neun Jungfern ſein!

meinte aber in ſeinem falſchen Herzen nicht, daß er dem Mägdlein dort Speiſe und Trank bieten, ſondern daß er es dort tödten wollte. Allein das Mädchen ſah mit ſeinen hellen Augen, wie die neun Jungfern nicht etwan, wie wohl ſonſt der Brauch iſt, auf dem Raſen einen Tanz um die Linde aufführten, wohin ſie der falſche Reiter gleichfalls aus andern Dorfern gelockt hatte, ſondern an den Zweigen des Lindenbaums gar traurig aufgehängt waren. Darum fügte ſie zu dieſem Spruchlein ſogleich hinzu:

So ſoll ich wohl die zehnte ſein?

zog dabei dem Reiter ſein Meſſer von der Seite und hackte ihm den Kopf ab, nahm auch ſein Horn an ſich, ließ ihn aber ſonſt allda liegen und galoppirte mit dem Pferde nach der Stadt. Der Reiter aber war ein Räuberhauptmann geweſen, der noch viele Räuber unter ſich hatte und Alles das hatte das kluge Mägdlein wohl gemerkt.

Sobald es an dem Abend dunkel geworden war, zog es mit vielen Häſchern aus der Stadt nach der Lindelein. Allda ſchloſſen die Häſcher einen Kreis, das Mädchen aber trat in ſeinen ſeidenen Kleidern in ihre Mitte und ſtieß in's Horn. Da kamen aus dem Walde viele Räuber geſprungen, jubilirten auch über die Maßen, denn ſie meinten nicht anders, als daß der Räuberhauptmann blieſe, der wieder ein Mägdelein in weißen ſeidenen Gewänden unter die Linde verlockt hätte, das ſie dort tödten wollten. Das Mägdelein aber ſtieß immerfort in's Horn und kamen nach einander viele Räuber an, die wurden in der Dunkelheit von den Häſchern ergriffen und ſind nachher an der Linde aufgeknüpft worden.

33. Die Räuberbraut.

Ein reicher Kaufmann hatte drei ſchöne Tochter, da erſchien ein junger hübſcher Graf und hielt um die jüngſte an. Er bekam ſie auch zur Braut und nach einiger Zeit ſollte ſie ihn auf ſeinem Schloſſe im Walde beſuchen und er ſtreute Erbſen auf den Weg, daß ſie ſich zu ihm finden könnte. Eines Tages ging das Mädchen den Erbſen nach und mußte kreuz und quer gehen durch hohe und niedere Waldungen. Zuletzt kam es auf einen Platz im Tannenwalde, da ſtand ein großes Gebäude, vor dem Gebäude aber war ein großer Hund, der heulte furchtbar, und im Hausflur hing ein Vogel, der rief:

Hübſche Jungfer packe Dich!
Dies iſt ein Mörderhaus.

Sie ging aber doch in's Haus hinein und als ſie die Treppe hinauf geſtiegen war, hing da wieder ein Vogel und rief wieder:

Hübſche Jungfer packe Dich!
Dies iſt ein Mörderhaus.

Sie ging durch mehrere Zimmer, fand aber Niemand und nahm ſich vor zu warten, bis ihr Bräutigam käme. Endlich, indem ſie durch's Fenſter blickte, ſah ſie ihn daher kommen und noch ein anderer Mann kam mit ihm; beide aber hielten eine ſchöne Gräfin am Arm, die ſie mit Gewalt in's Haus führten. Da gedachte ſie daran, was die Vögel geſagt hatten, ward angſt und verſteckte ſich unter's Bett.

Die beiden Männer aber traten mit der Gräfin in das nämliche Zimmer hinein, trugen eine Mahlzeit auf und begannen mit ihr zu eſſen. Beim erſten Gericht fragten ſie die Gräfin, wie das Eſſen ſchmecke.

„Sauer," antwortete die ſchöne Gräfin.

„So ſoll Dein Tod auch ſauer ſein," antworteten die Männer.

Beim zweiten Gerichte fragten ſie die ſchöne Gräfin wieder, wie das Eſſen ſchmecke.

„Bitter," antwortete die Gräfin.

„So ſoll Dein Tod auch bitter ſein," ſagten die Männer.

Nach der Mahlzeit hackten ſie der Gräfin zuerſt den Ringfinger ab, der aber ſprang auf den Schoos der Kaufmannstochter, die unter dem Bett war, und ſie ſteckte ihn zu ſich. Dann ſchnitten ſie der Gräfin den Hals ab und darauf ſprach der andere Räuber zu dem Bräutigam der Kaufmannstochter: „Nun laß uns den Ringfinger ſuchen." „Mit nichten," ſprach der Räuberbräutigam. „Haben wir nicht Gold und Silbers genung und ſollten uns nach einem Ringlein bücken?" Da ſchleppten ſie die todte Gräfin in ein anderes Gemach und gingen aus dem Hauſe.

Nach einiger Zeit kroch die Kaufmannstochter unter dem Bett hervor, ging durch alle Gemächer und fand unzählige Tonnen mit Menſchenfleiſch. Der Vogel im obern Stock aber rief wieder:

Hübſche Jungfer packe Dich!
Dies iſt ein Mörderhaus.

Da ſtieg ſie die Treppe hinab und unten rief der Vogel wieder:

Hübſche Jungfer packe Dich!
Dies iſt ein Mörderhaus.

Als ſie aus dem Hauſe ging, heulte der Hund furchtbar. Ihren Eltern daheim ſagte ſie, daß ihr Bräutigam ein Räuber ſei. Nicht lange darauf erſchien dieſer wieder als Graf und fragte, warum ſeine Braut nicht gekommen wäre. Das Mädchen ſagte, noch hätte ſie nicht Zeit gehabt ihn zu beſuchen, und danach ſetzten ſich alle zu Tiſche.

Nach dem Eſſen erzählte es dem Räuber allein, es habe einen ſonderbaren Traum gehabt. „Was träumte Dir denn, mein Kind?“ fragte der Räuber. Sie erzählte nun, wie ſie den Erbſen nachgegangen wäre durch das wilde Gebüſch die kreuz und quer, und der Räuber ſprach: „Mein Kind, das iſt der Weg zu meinem Schloſſe nicht.“

„Es war ja nur ein Traum,“ ſprach das Mädchen und erzählte weiter von dem großen Hunde und von dem erſten Vogel, welcher geſprochen hätte:

Hübſche Jungfer packe Dich!
Dies iſt ein Mörderhaus.

„Mein Kind, das war in meinem Hauſe nicht,“ ſprach der Räuber.

„Es war ja nur ein Traum,“ ſagte das Mädchen, und erzählte weiter von dem zweiten Vogel, und der Räuber ſagte wieder, das ſei in ſeinem Hauſe nicht; das Mädchen aber ſagte wieder, es ſei ja nur ein Traum und erzählte weiter von der ſchönen Gräfin, welche geſagt habe, das Eſſen ſei ſauer, und der Räuber ſprach wieder: „Mein Kind, das war in meinem Hauſe nicht.“ Dann erzählte ſie, wie die Gräfin geſagt habe, das Eſſen ſei bitter, und der Räuber ſprach wieder: „Mein Kind, das war in meinem Hauſe nicht.“ „Es war ja nur ein Traum,“ ſprach das Mädchen, und fuhr fort, wie der Ringfinger ihr auf den Schoos geflogen ſei und rief dann plötzlich:

Der Traum iſt wahr!
Der Ring iſt da!

Damit warf ſie ihm den abgehackten Finger mit dem Ringe zu und der Räuber wurde der Gerechtigkeit überantwortet und ſchäumte vor Wuth, daß er einſt zu ſtolz geweſen war, ſich nach dem Ringlein zu bücken.

34. Der Scharfrichter und die Handwerksburſchen.

Ein Schuhmacher, ein Schneider und ein Tiſchler wanderten mit einander und verirrten ſich in einem großen Walde. Da mußte der Schneider als der Flinkſte auf den Baum ſteigen, um ſich nach Licht umzuſehen, und als er es erblickte, gingen ſie darauf zu. Sie kamen aber in ein Wirthshaus und beſtellten das Abendbrod. Während es bereitet wurde, ging der Schuhmacher in die Küche, ſich eine Pfeife Tabak anzuſtecken, da fand er das Dienſtmädchen ſo traurig und als er ſie fragte, warum ſie ſo betrübt wäre, ſagte es, daß dies ein

Räuberwirthshaus ſei und daß ſie über Nacht ſterben müßten. Sie rieth ihm auch, daß ſie das Fenſter in der Nacht öffnen und durch einen unterirdiſchen Gang entfliehen ſollten. Alſo thaten ſie auch, fanden den unterirdiſchen Gang auf und gingen drei Stunden weit darin hin. Als ſie an's Tageslicht gekommen waren, ſahen ſie alsbald einen Mann, der ein Scharfrichter geweſen iſt, auf einem Schimmel ihnen entgegenkommen. Weil ſie aber ohne Sack und Pack aus dem Fenſter geſprungen waren, ſo fragte der, woher ſie kämen, und wiewohl ſie verſicherten, die Leute in jenem Wirthshauſe wären kreuzbrave Leute, ſo mußten ſie doch mit dem Scharfrichter, der die Sache unterſuchen wollte, wieder dahin zurück.

Als die Handwerksburſchen mit dem Scharfrichter in das Wirthshaus traten, ſprangen aus den Schlupfwinkeln ſogleich elf Räuber hervor, der Wirth als Räuberhauptmann war der zwölfte. Sie wollten den Scharfrichter und die Handwerksburſchen ergreifen, denn weil ſie ihre Torniſter im Stiche gelaſſen hatten und geflohen waren, ſo wußten die Räuber, daß ſie Unrath gemerkt hatten. Allein der Scharfrichter rief ihnen zu: „Gemach! ich wollte freilich dieſen dreien wieder zu ihrem Gepäck helfen, allein da Ihr Eurer zwölf ſeid, ſo können wir nicht mit Euch darum kämpfen, ſondern wollen uns ruhig in unſern Tod ergeben und uns ohne Widerſtand von Euch abſchlachten laſſen. Nur eines begehren wir dafür von Euch, daß Ihr uns noch einmal eine gute reichliche Mahlzeit vor unſerm Tode zurichtet. Denn wiſſet, daß ich eine gefüllte Börſe bei mir trage und auch die Handwerksburſchen ein paar Pfennige in der

Taſche haben. Nach der Mahlzeit ſoll jeder von uns einem jeden von Euch den zwölften Theil ſeines Geldes in die Hand zählen und dann mögt Ihr uns getroſt niedermetzeln und wird nachher kein Streit um unſer Geld bei Euch entſtehen.“

Das leuchtete den Räubern ein, denn Gott ſegnet ein ſo ſchlechtes Gewerbe wie das Räuberhandwerk nicht und war noch immer unter ihnen Blut gefloſſen, wenn ſie die Schätze der Gemordeten unter ſich getheilt hatten. Sie richteten alſo eine gute Mahlzeit zu, der Scharfrichter aber ließ ſeinen Reiſeſack in's Zimmer bringen und ſetzte ſich mit den Handwerksburſchen nieder. Während der Mahlzeit ſprangen die Räuber als ihre Diener hin und her und brachten köſtliche Speiſen und herrlichen Wein. Der Scharfrichter aber befahl ihnen im ſtolzen Tone und hieß ſie immer köſtlicheren Wein herbeibringen und ſie erfüllten alle ſeine Befehle im Fluge.

Nach Tiſche befahl er dem Räuberhauptmann noch ein Licht zu bringen; weil aber bald die Zeit der Metzelei herbeikam, ſo brachte der eins was ganz dunkel brannte. Da ſchalt der Scharfrichter ihn laut, brach es mitten aus einander und zündete es in der Mitte an, daß es lichterloh brannte.

Zuletzt hieß er ihm noch einmal Wein bringen und that mit den Handwerksburſchen noch einen Trunk. Dann ſtanden ſie auf und die zwölf Räuber mußten ſich an die Tafel ſetzen. Da öffnete der Scharfrichter ſeinen Mantelſack und zählte jedem Räuber ſeinen Theil an dem Gelde auf den Tiſch und jeder Räuber, dem er es hinzählte, verneigte ſich vor ihm. Dann zogen auch die drei Handwerksburſchen ihr Geld aus der Taſche und der

Tiſchler zählte jedem Räuber drei, der Schuhmacher jedem zwei und der Schneider jedem einen guten Groſchen hin und auch vor jedem Handwerksburſchen verneigten ſich nach einander alle zwölf Räuber. Es hatte aber der Scharfrichter mit ihnen ausgemacht, daß ſie nicht eher nach dem Gelde greifen dürften, bis jeder von allen ſein Geld zugetheilt erhalten hätte; alsdann wolle er zählen und ſobald er drei ſage, ſolle jeder zufaſſen.

Als der Scharfrichter eins ſagte, hoben alle zwölf Räuber die Hände auf und als er zwei ſagte, krallten ſie dieſelben begierig zuſammen; als er drei ſagte, faßte jeder zu, allein da hatte ſie in demſelben Augenblicke der Scharfrichter alle zwölf an den Tiſch feſtgebannt. Da mußte der flinke Schneider zur Stadt laufen und Soldaten holen. Da wurden die Räuber alle gerädert; die Handwerksburſchen aber erhielten das Geld, welches die Räuber geſammelt hatten und waren zeitlebens glücklich.

35. Der Fleiſcherknecht.

Vor einem Walde ſtand ein Wirthshaus, darin kehrte einſt ein Fleiſcherknecht ein. Er hatte ſeine Geldkatze umgeſchnallt, trug zu ſeiner Sicherheit ein Schlachtbeil bei ſich und wollte über Land, Ochſen einzukaufen. In der Gaſtſtube redete ihn alſobald ein rieſenſtarker Mann mit einem Schwert an der Seite an, ſagte auch, daß in dem Walde viele Räuber ſeien. Darum gingen ſie zuletzt mit einander, denn der Starke ſagte, daß er auch des Wegs ziehen wolle. Als ſie nun im Walde waren, begehrte der Starke von dem Fleiſcherknecht die Geldkatze, und da dieſer ſie ihm nicht geben wollte, ſo ſprach er: „Gut, Geſell, wir ſind friedlich mit einander gewandert bis hieher, ſo laß uns Beil und Schwert bei Seite thun und nur mit den Händen zuſammen ringen. Wenn ich dann Dich beſiege, ſo nehme ich Dir die Geldkatze und laſſe Dir das Leben, ſo wie auch Du mit mir thun magſt, wenn Du mich beſiegen ſollteſt.“ Da legten ſie Schwert und Axt bei Seite und nachdem der Räuber den Fleiſcherknecht im Ringen zu Boden geworfen hatte, ſchnallte er ihm die Geldkatze ab, ließ ihn aber dann wieder aufſtehen. Dann nahmen beide Schwert und Axt vom Boden auf. Sogleich riß der Fleiſcher dem Räuber nun unverſehens die Geldkatze wieder aus der Hand und warf ſie auf die Erde. Er meinte aber den Räuber mit dem Schlachtbeil, das er bei ſich trug, zu tödten, ſobald der ſich bückte die Geldkatze aufzunehmen, denn er beſaß durch ſein Handwerk eine große Geſchicklichkeit in der Führung deſſelben. Der Räuber merkte aber ſeine Abſicht wohl und drohte ihm nun noch mit dem Tode, wenn er ſelbſt ſich nicht danach bückte, verſprach ihm aber das Leben zu laſſen, ſobald er die Geldkatze aufhebe. Der Fleiſcher hob alſo die Geldkatze auf, übergab ſie dem Räuber und da dieſer von nun an meinte, daß er nichts Böſes mehr im Schilde führte, ſo bat er, daß er ihm doch einen Finger abhacken möchte, damit ſein Meiſter erkennen möchte, daß er wirklich überfallen ſei und ihn nicht für einen Betrüger halte, wenn er ohne das Geld und ohne den Maſtochſen nach Haus käme. Dazu entſchloß ſich der

Räuber und der Fleiſcherknecht bat ihn noch, feſt zu hacken, damit der Finger auf den erſten Hieb am Boden läge. Als der Räuber aber krumm daſtand und eben mit großer Gewalt mit dem Schwert zuhauen wollte, hackte der Fleiſchergeſell, der weit behender war als der Räuber, mit ſeinem Schlachtbeil nach dem Räuber, tödtete ihn auf einen Hieb und blieb Sieger.

36. Der Edelmannsſohn.

Ein Edelmann hatte einen Sohn, den er gar ſehr liebte. Ihm gab er hundert Thaler und ein ſchwarzes Pferd, damit ſollte er in die Welt ziehen. Nach einiger Zeit kam der an ein Wirthshaus, da fand er einige luſtige Geſellen, verjubelte mit ihnen all ſein Geld und mußte dem Wirth ſelbſt ſein Pferd laſſen. Darauf zog er wieder nach Haus und bat, daß ſein Vater ihn wieder zur Reiſe ausrüſten ſollte. „Geſell, ſo war's nicht gemeint,“ ſprach der Alte, „daß Du das Geld auf dieſe Weiſe unter die Leute bringen ſollſt;“ gab ihm aber doch bereitwillig diesmal ein Rothpferd und fünfhundert Thaler. Damit zog der Junker wieder in die Welt, kam wieder in das Wirthshaus, fand andere Geſellen dort und verthat mit ihnen wieder faſt all ſein Geld bis auf das Rothpferd im Stall, das er mit ſich nahm. Darauf ging er in die Stadt und wurde Soldat zu Pferde. Er verſtand aber ſein Roß nicht ſelbſt zu putzen und mußte Knechte dazu annehmen. Als ſein Geld all war, wollten dieſe auch ſein Pferd nicht mehr putzen und gingen davon. Da gab ihm ein gewitzter Kamerad den Rath, an ſeinen Vater zu ſchreiben: er ſei Lieutenant geworden. Das that er auch. Sein Vater ſchickte ihm neunhundert Thaler und ſogleich waren die Knechte wieder da und putzten und ſtriegelten das Rothpferd. Nach einer Weile war ſein Geld all und ſogleich verließen die Knechte ihn wieder. Da gab ihm ein gewitzter Kamerad den Rath, an ſeinen Vater zu ſchreiben, daß er Rittmeiſter wäre. Sogleich ſchickte ſein Vater ihm dreizehnhundert Thaler, und die Knechte waren wieder da und putzten und ſtriegelten den Rothfuchs. Als das Geld wieder all war, verſchwanden auch ſogleich die Knechte und ein gewitzter Kamerad rieth, daß er ſchreiben ſolle: er ſei Oberſt. Da ſchickte der Edelmann zweitauſend Thaler und ſogleich waren die Knechte wieder da und ſtriegelten das Rothpferd. Als das Geld all war, waren ſie geſchwind wieder fort. Da gab ihm ein gewitzter Kamerad den Rath, daß er an ſeinen Vater ſchreiben ſolle: er ſei General.

Als der Edelmann dieſen Brief empfing, ſprach er: fürwahr, mein Sohn macht mir Freude, ich werde ihn einmal beſuchen und das Geld ſelbſt überbringen. Weil er aber nicht ſogleich abreiſen konnte, ſo wurde das Rothpferd lange Zeit nicht geſtriegelt und deshalb ward ſein Sohn auf die Wache gebracht. Unterdeß langte der Edelmann mit viertauſend Thalern an und hörte, daß ſein Sohn nicht General, ſondern noch ein gemeiner Soldat ſei. Da reiſte er ſogleich wieder ab, nahm das Geld mit ſich und ließ ſeinen Sohn im Gefängniß ſitzen.

Als dieſer losgelaſſen wurde, hörte er, was vorgefallen war und weil er wußte, daß er nun kein Geld von Haus mehr bekam, um es mit ſeinen Kameraden zu vertrinken und das Rothpferd dafür ſtriegeln zu laſſen, ſo ſchloß er ſich an ſechs andere Soldaten an, die eben deſertiren wollten.

Da ſie nun ſchon eine Zeitlang über die Grenze ſein mochten, kamen ſie an einen grünen Platz, darauf ließen ſie ihre Pferde graſen. Unterdeſſen ſahen ſie, wie eine Klippe ſich auseinander that und ſieben Hirſche mit goldenen Ringen um die Hörner herauskamen. Da zogen ſie ſogleich hinein und fanden ein verwünſchtes Schloß. Vor den Thoren ſtanden zwei Reihen Soldaten, welches aber Geiſter waren, und präſentirten, als ſie einzogen, das gefiel den deſertirten Soldaten gar wohl. Sie zogen ihre Pferde in den Stall, gaben ihnen von dem daſtehenden Hafer in die Krippen und gingen dann in die Zimmer des Schloſſes. Dort war Alles wüſt und leer, als aber einer zum andern ſprach: „Bruder, ich bin hungrig,“ ſtand ſogleich eine große Schüſſel voll Speiſe auf dem Tiſche, und daneben ſtanden ſieben Teller und ſieben Löffel. Nach Tiſche ſprachen ſie auch zu einander: hätten wir jetzt doch auch Wein und eine Pfeife Taback: und ſogleich waren ſieben Flaſchen Wein und ſieben Pfeifen nebſt Taback da. Am Abende kamen auch die ſieben Hirſche mit goldenen Ringen um die Hörner wieder herein und die Klippe ſchloß ſich hinter ihnen zu. Danach gingen die ſieben Soldaten zu Bett, denn für jeden war eine koſtbare Kammer mit einem prächtigen Bett in dem Schloſſe.

In der Nacht kam einer der Geiſter, die vor dem Schloſſe Wache ſtanden, an des jungen Edelmanns Bett und ſprach: „Schläfſt Du oder wachſt Du?“ „Ich ſchlafe nicht, ich wache,“ antwortete er. „So höre denn,“ ſprach der Geiſt weiter. „Die ſieben Hirſche, welche ihr geſehen habt, ſind ſieben verwünſchte Prinzeſſinnen. Wenn Ihr ſieben Jahre in dieſem Schloſſe bleiben wollt, ſo habt Ihr ſie erlöſt; Jeder bekommt eine Prinzeſſin zur Frau und alle Schätze des Schloſſes ſind Euer.“ Dies trug er am andern Morgen ſeinen Kameraden vor, die aber wollten nichts von ſeinem Vorſchlage hören; ſie hatten ein Bund Schlüſſel gefunden, das die Schatzkammer aufſchloß, füllten ſich ihre Mantelſäcke mit Gold und gedachten davon in der Welt luſtiger zu leben, denn daß ſie ſieben Jahre in ſolcher Einſamkeit auf die Erlöſung der Prinzeſſinnen harrten. Traurig mußte der junge Edelmann thun wie ſeine Kameraden und ſich auch den Mantelſack mit Gold füllen. Als ſie ſahen, daß an dieſem Tage die ſieben Hirſche wieder auf die Weide gingen, folgten ſie ihnen nach durch die offenſtehende Klippe; die Geiſter aber, die am Schloßthore Wache ſtanden, ſchüttelten verdrießlich ihre bärtigen Köpfe.

Die ſieben Soldaten kamen in eine Stadt, dort nahmen ſie ſich Weiber und kauften ſich von ihrem Golde prächtige Häuſer. Nur der junge Edelmann heirathete noch nicht und zog noch weiter in der Welt umher. Nach einem Jahre kam er wieder durch die Stadt, da hatten ſeine Kameraden all ihr Geld verthan und ſprachen: „Kamerad, jetzt ziehen wir wieder nach dem verwünſchten Schloſſe und holen uns Gold aus der Schatzkammer.“ „Thut wie Ihr wollt,“ antwortete der Jüngling, „doch wenn ich mit Euch gehe, ſo bleibe ich ſieben Jahr da und ſehe, ob ich nicht die Eine der ſieben Prinzeſſinnen erlöſen kann.“ Darüber ſpotteten ſeine Kameraden, er aber ließ ſich nicht irre machen. Als ſie auf den grünen Platz vor der Klippe kamen, graſete nur Ein Hirſch mit goldenen Ringen um das Geweih dort und ſah die Soldaten traurig an. Die Sieben ritten durch die offenſtehende Klippe und durch das Schloßthor; dort ſtanden die Geiſter noch immer Wache und ſchauten grimmig auf die ſechs Gefährten des jungen Edelmanns. Als ſie ihre Pferde in den Stall zogen, fanden ſie dort nur für Ein Pferd Hafer und Heu. Da ſie in den Speiſeſaal gingen und ſich zu Eſſen wünſchten, kam nur Ein Teller und Ein Löffel, und wenn ein anderer als der junge Edelmann mit dem Löffel eſſen wollte, ſchnapp, war er ihm vom Munde verſchwunden. Sie wünſchten ſich Wein, aber es kam nur Eine Flaſche, und wenn ein anderer als der Edelmannsſohn ſich an dem köſtlichen Trank erlaben wollte, verſchwand ihm das Gefäß vom Munde, er wußte nicht wie. Sie wünſchten ſich jeder eine Pfeife Taback, aber es kam nur eine Pfeife für den jungen Edelmann. Danach wollten ſich die ſechs hungrig zu Bett legen, aber da waren auch die ſechs Betten verſchwunden und nur des jungen Edelmanns Bett ſtand noch da und koſtbarer denn zuvor. Seine Kameraden mußten deshalb auf dem Fußboden ſchlafen und am andern Morgen ſtanden ſie in aller Frühe auf der Lauer, um zu ſehen, ob der Hirſch mit goldenen Ringen um das Geweih nicht bald aus der Klippe gehen würde. Als ſie aber meinten, es ſei Zeit und die Schatzkammer aufſchloſſen und hineingingen, ihre Mantelſäcke zu füllen, drehten die Geiſter ihnen den Hals um.

Der junge Edelmann blieb in der Einſamkeit und fürchtete ſich nicht vor den Geiſtern im verwünſchten Schloſſe. Als die ſieben Jahre bald um waren, zeigte ſich ihm oft die Prinzeſſin in ihrer menſchlichen Geſtalt und vermahnte ihn ſtandhaft auszudauern. Das that er auch, und als die Zeit wirklich herum war, war der Hirſch mit goldenen Ringen um's Geweih für immer erlöſt und reichte ihm als eine ſchöne Prinzeſſin die Hand. Auch alle die Geiſter aber waren erlöſt und luſtig exercirten viele Regimenter von Soldaten um das Königsſchloß her.

Nach einiger Zeit beſchloß der junge König einmal in ſeine Heimath zu reiſen und ſeinem Vater einen unverhofften Beſuch zu machen, darum ließ er vier Wagen mit Geld für ſeinen Vater beladen und nahm fünfzig Mann Soldaten zur Bedeckung mit. Nach drei Tagen kamen ſie in einen dichten Wald, verloren ſich darin und gelangten endlich mitten im Walde an ein großes ſchönes Gaſthaus. Darin waren hundert junge Gäſte, die aßen und tranken und ſangen und ſpielten, wie auch die Diener und Dienerinnen, und ein altes Mütterchen, welcher die Gaſtwirthſchaft gehörte, war der Räuberhauptmann. Der König und ſeine Soldaten merkten aber nicht, daß ſie in einer Räuberhöhle waren, und hatten ihre Freude daran, wie ſie ſo flink von den verkleideten Räubern bedient wurden und die hundert Gäſte ſo luſtige Lieder ſangen. Am Abende trat die Alte zu dem jungen König und ſagte, daß die Vornehmſten von ihren Gäſten jeden Abend in einem koſtbaren Gemach Karten zu ſpielen pflegten und lud ihn ein, daran Theil zu nehmen. Das gefiel dem jungen König gar wohl und in wenigen Stunden hatte er ſeine vier Wagen mit Geld und zuletzt ſelbſt ſeine Königskleidung verſpielt. Unterdeſſen hatten die Räuber in den andern Gemächern die Soldaten beim Trunk umgebracht und die Fuhrleute und andern Diener des Königs gefeſſelt und ihnen angekündigt, daß ſie unter ihre Räuberbande treten oder ſterben ſollten. Den König entkleideten ſie auch ſeiner koſtbaren Kleidung und warfen ihn nackt und blos in eine Grube im Walde. Von ſeinem Hülferuf wurde ein Einſiedler herbeigezogen, der durch den Wald ging; er half ihm aus der Grube und bekleidete ihn mitleidig mit ſeinem blauen Kittel und ſeiner alten leinenen Hoſe. Dafür gab der König ihm einen goldenen Ring, den die Räuber ihm abzuziehen vergeſſen hatten.

So ging der König zu ſeinem Vater nach Hauſe, als er aber dort in der leinenen Hoſe ankam, meinte er, daß er nichts als ein entlaufener gemeiner Soldat ſei. Darum mußte der König zur Strafe die Schweine hüten und wenn er Abends heimkehrte, ſo ſperrte ihn ſein Vater auch auf den Schweinskoben, brachte ihm auch dahin das Eſſen und ſchlug ihn, wenn er auf dem Schweinskoben ſein Unglück beklagte und ſagte, daß er ein mächtiger König geworden ſei und eine ſchöne und tugendreiche Gemahlin habe.

Aber ein guter, freundlicher Stern wachte auch noch über den unglücklichen und in Elend und Schmach lebenden König. Denn als ſein holdes Gemahl erſah, daß er nicht zurückkehrte, ward ſie gar unruhig, ließ acht Wagen mit Geld beladen, nahm viele Horniſten und hundert Mann Soldaten zur Bedeckung mit ſich und machte ſich auf die Reiſe zu ihrem Schwiegervater. Nach dreien Tagen gelangten ſie in den dichten Wald, verirrten ſich und kamen in das ſchöne Wirthshaus. Da ward die Königin mit ihrem Gefolge von den verkleideten Räubern gar herrlich aufgenommen und bewirthet. Allein die Diener des Königs, welche hatten müſſen unter die Räuberbande treten, ſagten ihr heimlich, daß ſie in einer Räuberhöhle ſei und warnten die Königin, daß ſie ſich ja nicht zum Spiele niederſetzen ſollte. Am Abend kam der Räuberhauptmann, der in die alte Wirthin verkleidet war, und ſagte: es wäre ein koſtbares Bankett zugerichtet und ſeien viel reiche junge Herren unter ſeinen Gäſten, die gelüſtete es, mit der Königin Karten zu ſpielen. „Mich aber,“ ſprach da die Königin, „gelüſtet es zuerſt mit den Herren einen Tanz aufzuführen und ſollen alle die Herren, die hier im Hauſe ſind und alle die Jungfrauen, die in der Küche kochen und braten, hereinkommen und mit meinen Soldaten nach der Muſik, welche meine Horniſten machen werden, tanzen.“ Den Soldaten war zuvor Beſcheid geſagt und als die Räuber meinten, es würde zum Tanz geblaſen, blieſen die Horniſten ein ander Signal und die Soldaten ergriffen die dargebotene Hand der Räuber und tödteten ſie alle bis auf die frühern Diener des Königs und die alte Wirthin, die ſich noch zu rechter Zeit verſteckt hatte. Am andern Morgen befahl die Königin das Haus nach ihr zu durchſuchen und weil ſie das gehört hatte, ſo kam ſie freiwillig die Treppe heruntergegangen, übergab der Königin alle Schlüſſel des Hauſes und bat, daß ſie doch einer alten Frau ſchonen möchte. Da ſprach die Königin: „So wahr Du ein alt Weib biſt, ſollſt Du auch leben!“ ergriff die Schlüſſel zu all den Schätzen, welche dem König und andern Reiſenden im Spiel abgenommen waren, und hieß die Alte an einen Baum aufhängen, denn ſie hatte ſchon gehört, daß die alte Wirthin der Räuberhauptmann und keine alte Frau wäre.

Danach zog die Königin weiter, kam zu dem Einſiedler und ſah des Königs Ring an ſeinem Finger. Von ihm erfuhr ſie, daß ihr Gemahl nicht todt, ſondern in ſchlechter Kleidung zu ſeinen Eltern gereiſt ſei. Vor Freuden über dieſe Nachricht und aus Dankbarkeit übergab die Königin dem Einſiedler die Schlüſſel des Räuberhauſes, hieß ihn von den dort aufgehäuften Schätzen nehmen ſo viel er möchte und das Übrige an die Armen vertheilen.

Als die Königin in das Dorf kam, darin ihr Schwiegervater wohnte, ließ ſie alle ihre Soldaten gegen gute Bezahlung bei den Bauern einquartieren, ſie ſelbſt aber nahm ihre Wohnung auf dem Edelhofe. Da mußte der König auf Geheiß ſeines Vaters des Mittags bei Tiſche aufwarten, durfte aber ſelbſt nicht miteſſen. Die Königin erkannte ihren Gemahl wohl, gab ihm aber einen Wink, daß er nicht thun ſollte als ob ſie ſeine Gemahlin ſei. Auf den Abend wurde der König wieder auf den Schweinskoben geſteckt, allein die Königin war mitleidig, ſchob den Riegel hinweg, ließ ihn heraus und legte ihm ſeine Königskleidung an, die ſie aus dem Räuberhauſe mitgebracht hatte, öffnete die Thür mit vielem Geräuſch und ließ ihre Horniſten, die auch mit in dieſem Bauernhauſe waren, blaſen, als ob ſich etwas gar Freudiges ereignet hätte. Da ſprang der Edelmann mit ſeinen Dienern vom Lager auf und alle rieben ſich verſchlafen die Augen, aber die Königin ſprach: „Freuet

Euch mit mir! denn mitten in der Nacht iſt mein Herr und Gemahl mir nachgekommen!" Der Edelmann und ſeine Diener ſchauten ganz geblendet auf den jungen König, den ſie nicht erkannten, und machten ohne Unterlaß tiefe Bücklinge vor ihm, dachten auch den ganzen folgenden Morgen nicht daran, den andern aus dem Schweinskoben herauszulaſſen. Als es bald Mittag war und ſie ihn bald herauslaſſen wollten, daß er bei Tiſche aufwarten könnte, ſeufzte der König tief. Da fragte ſein Vater, ob denn Könige auch zu ſeufzen Urſache hätten? und der König ſagte: „O ja:" und zum Beweis erzählte er, daß er einen Vater habe, der ihn immer auf den Schweinskoben geſperrt und geſchlagen, und daß er jetzt auch glaubte, er ſäße noch darauf und ihm an dieſem Tage nicht einmal ſein ärmliches Futter dahin gebracht hätte. Da weinte der alte Edelmann laut mit allen ſeinen Dienern, denn er erkannte ſeinen Sohn. Der König aber verzieh ſeinem Vater und als der Edelmann ſprach: „Laß mich mit Dir ziehen, mein Sohn, daß ich all Deine Herrlichkeit mit genieße," erlaubte der junge König es gern. Allein die Königin ſprach: „Nicht anders kann das geſchehen, als wenn Ihr Euch einer Strafe dafür unterwerft, daß Ihr meinen Herrn und Gemahl in den Schweinsſtall geworfen habt." Der König wollte freilich nicht dulden, daß ſein Vater die Strafe leiden ſollte, aber der Edelmann ſprach: „Ich ziehe nicht anders mit Euch, es ſei denn, daß ich zuerſt die Strafe leiden muß."

Darauf vertheilte der junge König die Schätze, welche auf die acht Wagen geladen waren, in dem Dorfe und dann nahmen ſie den Edelmann mit ſich und zogen zurück nach dem Königsſchloſſe. Dort beſtimmte die Königin, daß der Edelmann ſechs Wochen lang die Puter futtern muſte, was dem jüngſten Verwalter zukommt, weshalb auch die, welche die Wirthſchaft erlernen, die Puterjungen genannt werden. An dieſer Strafe aber ließ die Königin ſich genügen, bewirthete und verpflegte auch den alten Edelmann in dieſer Zeit ſchon auf's Schönſte und Beſte, und als die Strafzeit vorüber war, lebten ſie Alle mit einander in Herrlichkeit und in Freuden bis an's Ende.

37. Räuber mahlen.

Ein Müller hatte einen gottloſen Mühlknappen, dem er die Mühle nicht gern anvertraute, wenn er des Sonntags mit ſeiner Familie zur Kirche ging, denn er heiligte den Sonntag nicht und pflegte immer gegen das Gebot der Obrigkeit und ſeines Meiſters am Feiertage zu mahlen. Einſt ließ der Müller den Knappen aber doch wieder an einem Sonntage unter der Kirche allein und ging mit den Seinen durch das thauige Feld zur Kirche; da kamen viele Räuber an und krochen in's Mühlrad, denn die Mühle ſtand ſtill und ſie vermeinten, daß ſie dort am Sonntag ſich verborgen halten, dann aber unverſehens in die Mühle gelangen und zur Nachtzeit den Müller berauben könnten. Da ward aber die Sonntagsruhe dem Mühlknappen bald zu ſtill, darum ſchlug er die Mühle los. Alsbald fiel aus jeder Speiche des Mühlrades ein Räuber in's Waſſer, dadurch entſtand ein ſolches Geplätſcher, daß die Leute in der nahen Stadt den Müller bei der Obrigkeit verklagten, weil ſeine Mühle am Sonntag ginge. Die Obrigkeit merkte ſogleich, daß wieder der gottloſe Mühlknappe daran ſchuld war, eilte hinaus und fragte ihn barſch, was er am Sonntag zu mahlen hätte? Da ſagte der Mühlknappe: „Ratten!“ und wollte die Obrigkeit höhnen; aber als die an's Mühlrad kam und eine ganze Räuberbande todt im Waſſer fand, wurde er nicht geſtraft, weil er den Sonntag entweiht hatte, und auch der fromme Müller freute ſich ſehr, als er mit Weib und Kind aus der Kirche heimkehrte und dankte Gott, daß ſein Hab und Gut ſo wunderbarlich aus der Hand der Räuber gerettet war.

38. Der Maurerlehrling.

Es war einmal ein Maurer, der baute des Königs Schatzkammer und verſchmierte den einen Stein nicht mit Kalk. Als nun die Schatzkammer mit den Schätzen des Königs angefüllt war, ging er Nachts immer hin, ſtellte ſeinen Lehrjungen als Wache zum Aufpaſſen hin, hob den Stein aus, holte ſich Schätze aus der Schatzkammer und ſetzte ihn dann wieder ein. Da der König merkte, wie ſein Schatz ſich verminderte und auch den loſen Stein in der Mauer fand, ließ er Fallen und Schlingen vor die Stelle legen, wo der Stein los war, um den Dieb zu fangen.

In der nächſten Nacht kam der Maurer wieder und ſtellte ſeinen Lehrjungen zur Sicherheit als Wache aus. Sobald er aber in's Loch kroch, hatte er ſich in der Schlinge gefangen. Damit er nicht erkannt und nicht Weib und Kind für ihn beſtraft würde und die Schätze ausliefern müßte, befahl er ſeinem Lehrling ein Meſſer zu holen und ihm damit den Kopf abzuſchneiden. Das führte der Lehrling geſchickt aus und warf den Kopf in den Fluß.

Am andern Morgen kam der König mit ſeinen Räthen, fand aber nichts als den Rumpf vom Körper des Diebes. Da riethen ihm ſeine Räthe, dieſen Rumpf auf eine Kuhhaut zu legen und ſo durch die Stadt zu ſchleifen; das Haus aber, worin dann ein Geſchrei entſtände, ſei das Haus des Diebes. So geſchah es auch. Als aber der Rumpf vor des Maurers Hauſe vorbeigeſchleift wurde, erkannten ihn ſeine Frau und ſeine Kinder ſogleich und huben vor Schreck an laut zu ſchreien. Raſch hackte ſich der Lehrjunge mit dem Beil in den Fuß, und als die Soldaten zuſprangen und die Familie des Maurers ergreifen wollten, zeigte er ihnen das Blut, das an ſeinem Fuße niederlief und ſagte aus, daß die Frau und die Kinder darüber geſchrien hätten. Darauf zogen die Soldaten ab, führten den Rumpf des Räubers weiter durch die Stadt, aber das Haus des Räubers und die geraubten Schätze wurden nicht gefunden.

Danach beſchloß der König mit ſeinen Räthen, den Rumpf des Maurers am Galgen befeſtigen zu laſſen, neben den Galgen aber wurden ſechs Mann Wache geſtellt, um zu ſehen, ob Niemand ſich nahte und verſuchte den Rumpf zu ſtehlen. Als der Lehrling das erfuhr, verkleidete er ſich in ein altes Weib, kaufte ſechs Schäfermäntel und ſechs Schäferſtäbe und ſechs Flaſchen Weins, die er mit Schlaftrunk vermiſchte. Das lud er auf einen alten Karren, vor den ein alter Schimmel geſpannt war, und fuhr es in die Nähe des Galgens. Weil er dort die Schäferſtäbe und die Schäferröcke auspackte und ſagte, daß er das den Schäfern auf dem Felde zu verkaufen gewohnt ſei, ſo mißtrauten die Soldaten ihm nicht und kauften ihm allen ſeinen Wein ab. Kaum hatten ſie ihn getrunken, da verſanken ſie alle in einen tiefen Schlaf. Sogleich löſte der Lehrjunge den Rumpf ſeines Meiſters vom Galgen ab und warf ihn auch in den Fluß. Danach entkleidete er die ſechs Soldaten, legte ihnen die Schäfermäntel an, nahm ihnen ihre Waffen und gab ihnen an deren ſtatt die Schäferſtäbe in die Hand. Die fünf Soldatenkleidungen hing er am Galgen auf und ſtellte die Waffen darunter. Nur das Kleid des Einen Soldaten legte er ſelbſt ſtatt ſeines Weiberrockes an, den er unter dem Galgen liegen ließ, ließ auch den Karren dort ſtehen und ritt in der Soldatenkleidung und mit der Soldatenwaffe davon.

Als der König mit ſeinen Räthen die ſechs Soldaten in Schäferröcken fand, mußten ſie gewaltig lachen und weil ſie die Weiberkleidung ſahen und die ganze Liſt entdeckten, ſprach der König alſo zur Wache: „Die Strafe ſoll Euch geſchenkt ſein, wenn Jhr den Schalk erkennet, der das gethan, ſofern er morgen zu meinem Königsſchloſſe geritten kommt.“

Da ſprachen einige von den Soldaten: „Jetzt ſind wir unſerer Strafe ledig, denn er wird ſich hüten auf das Schloß zu kommen.“ Andere aber ſagten: „Und wenn er auch käme — ſollten wir ihn denn nicht trotz all ſeiner Liſt erkennen? Habt Ihr denn nicht geſehen, daß er blaue Augenbrauen hatte, daran er vor allen andern Menſchen kenntlich iſt?“

Der König aber ließ bekannt machen: „Wenn Der, welcher den Räuber vom Galgen geraubt und die andern Schelmenſtreiche verübt habe, ſich ihm ſelbſt anzeige, ſo ſolle ihm Alles geſchenkt ſein und zum Lohn für ſeine Geſchicklichkeit ſolle er die Prinzeſſin zur Frau haben.“ Am andern Morgen ſtanden die Soldaten vor dem Schloſſe auf Wache und war ihnen noch der Befehl ertheilt, daß ſie den Schelm, ſobald ſie ihn fänden, ergreifen und gar nicht mit dem König reden laſſen, ſondern bevor er ſein Bekenntniß abgelegt hätte, an den Galgen hängen ſollten.

Weil aber der Lehrling die Soldaten des Königs ſcheute, ſo färbte er ſich an dieſem Morgen ſeine blauen Augenbrauen grün und ritt getroſt auf ſeinem alten Schimmel und in Soldatenkleidung nach dem Königsſchloſſe. Als die Soldaten ſeine grünen Augenbrauen ſahen, ſprachen ſie zu einander: „Er iſt es nicht!“ und mußten danach die Strafe leiden.

Der Lehrling aber legte vor dem König ein freimüthiges Bekenntniß ab und erhielt die Prinzeſſin zur Frau.

39. Das Mondenlicht.

In der Landſchaft Schnorrwitz ſind die Leute zu ſpät gekommen, als der liebe Gott die Sonne, den Mond und die Sterne vertheilte. Sie dachten: das Beſte käme zuletzt, allein ſie hatten ſich geirrt, denn ſie bekamen keinen Mondenſchein. Einſtmals zogen aus dieſer Landſchaft vier Handwerksburſchen aus und verwunderten ſich gar ſehr, als ſie in ein Land kamen, wo ſie, nachdem die Tageshelle vorüber war, an einem hohen Eichbaume ein Licht erblickten, welches ſo hell ſchien, daß die Leute dabei auf dem Felde arbeiteten. Sie traten zu einem Bauer, der pflügte, und ſprachen: „Lieber Bauer, ſage uns, was iſt doch das für ein Licht, das dort brennt?“

Der Bauer antwortete: „Das iſt der Mond, den hat unſer Bürgermeiſter für drei Thaler gekauft und auf die große Eiche gebunden. Alle Woche müſſen wir ihm einen Thaler geben, damit er dies Licht nur ordentlich putzt und ſorgt, daß es recht hell brennt.“

Da ſprachen die Handwerksburſchen zu einander: „Haben wir nicht auch eine große Eiche in Schnorrwitz, darauf der Mond feſtgebunden werden kann? So laßt uns von da Wagen und Pferde holen und den Mond ſtehlen und in unſre Landſchaft fahren, auf daß wir daſelbſt das ſchöne Geld damit verdienen.“ Alſo thaten ſie auch, holten Wagen und Pferde, ſtiegen auf den Berg, darauf die Eiche ſtand, bohrten ein Loch in den Mond und ließen ihn an einem Seil herunter. Danach fuhren ſie ihn gen Schnorrwitz, indem ſie ihn unterwegs auf dem Wagen zugedeckt hatten, befeſtigten ihn dort auf der hohen Eiche und die Landſchaft Schnorrwitz wurde ſehr blühend, weil die Leute dort nun Tag und Nacht arbeiten konnten; die vier aber erhielten in jeder Woche für den Mondenſchein ihr gewiſſes Geld ausgezahlt.

Das dauerte ſo lange, bis der erſte Handwerksburſche ſtarb. Da aber mußte der Bauermeiſter eine Scheere nehmen, auf die Eiche ſteigen und ein Viertel vom Monde herunterſchneiden. So hatte es der Sterbende verordnet und das Mondenviertel mußte ihm in's Grab gegeben werden. In Schnorrwitz aber hatten ſie ſeit dieſer Zeit abnehmenden Mond. Eine Zeit danach ſtarb der zweite Handwerksburſche, der ließ ſich das zweite Viertel mit in's Grab geben, und darauf der dritte das dritte Viertel und endlich der vierte das vierte Viertel.

Da war es in Schnorrwitz wieder dunkel bei der Nacht, unter der Erde aber war es hell vom Mondenlicht, und alle die Todten erwachten und klagten, daß ſie ſo lange nichts hätten ſehen können, und war große Freude bei allen Todten und gingen wieder zu Tanz und Spiel bei Mondenſchein und gingen in die Wirthshäuſer vor wie nach, tranken ſich voll, gingen mit Knitteln auf einander los und vollführten einen Lärm, wie auf Erden noch nicht geweſen war.

Als ſie im Himmel das hörten, meinte Petrus, das wäre der Feind, der den himmliſchen Heerſchaaren das Konigreich abtreiben wollte, ließ Lärm blaſen und die ganze Himmelsmacht kam zuſammen mit Gewehr und Waffen und ſtanden feſt wie die Mauern. Als der Feind nicht kam, ſetzte Petrus ſich auf ſein Pferd und ritt zum Himmelsthor hinaus; die ganzen Todten ließ er wieder in die Gefangenſchaft in ihre Gräber bringen, den Mond aber nahm er ihnen fort und hing ihn oben am Himmel auf.

40. Die Länder Knötchenbach, Kuhreibtſich, Katzenklapperich und Lammfälltſich.

In meiner Jugend faßte ich den Entſchluß, die Welt zu beſehen. Ich beſtieg alſo ein Luftſchiff und entdeckte am dritten Tage die Landſchaft Knötchenbach. Da gab es eine große Menge Fiſche, die gingen dort frei auf dem Felde ſpazieren. Auch ein großer Wallfiſch war darunter, der ging aber nicht zu Fuß, ſondern kam zu Pferde daher geritten. Er redete mich ganz freundlich an und fragte, was ich für ein Landsmann ſei, wurde aber dann zornig und drohte mich zu verſchlingen, wenn ich nicht binnen vierundzwanzig Stunden das Land Knötchenbach verließe. Da ſprach ich: „ich werde handeln nach Ihrem Befehl, Herr Wallfiſch!“ denn ich ſage Euch, ein Wallfiſch zu Waſſer iſt ein gefährliches Thier, aber einer zu Lande iſt noch viel größer. Als ich ſeinen Befehl zu befolgen bereit war, wollte er mir noch einen goldenen Ring ſchenken. Ich konnte ihn aber leider nicht tragen, denn er enthielt fünfzig Fuß im Durchmeſſer und war dreitauſend Pfund ſchwer.

Nun lebe wohl, Herr Fiſch! Ich ſetze mich wieder in mein Luftſchiff und fahre davon. Nach drei Tagen entdeckte ich die Landſchaft Kuhreibtſich, da war allerlei

Vieh und darunter ein Ochſe, der trug eine goldene Kette, die war mit Karfunkelſtein ausgelegt. Da habe ich geſehen, daß die Ochſen auch Eier legen und Neſter bauen, denn dieſer Ochſe hatte ein Neſt auf einer Eiche, wenn man dieſe umgehen wollte, ſo gebrauchte man drei volle Stunden, und da könnt Ihr Euch denken, wie hoch ſie ungefähr geweſen iſt. Auf dieſe Eiche mußte der Ochſe dreimal des Tages herauf und herunter; er baute des Jahres dreimal und legte jedesmal ſeine zwanzig Eier. Über dem Lande Kuhreibtſich aber war eine Fliege, wenn die ihre Fittiche auseinander that, ſo überſchattete ſie eine Fläche von hunderttauſend Morgen und die ganze Landſchaft bekam von ihr den Schatten, deſſen ſie wegen der großen Sonnenhitze gar ſehr bedurfte.

Auch viele Ziegen und Bocke waren in dem Lande, die hielten ordentlich Kindtaufe und Hochzeit. Da war nun auch gerade eine Hochzeit und da ging die Frau am Arme ihres Herrn Gemahls auf die Hochzeit. Vorher aber looſten die Thiere, welches von ihnen auf die Hochzeit in die Küche geſchlachtet werden ſolle, und das Loos fiel auf die Kröte. Da kam der Herr Bär an, das war der Schlächter unter den Thieren, brummte ein wenig und ſtach die Kröte mit dem Spieß hinter's Ohr. Dann wurde ſie theils gekocht, theils gebraten und ſodann gegeſſen. Ich bekam auch ein Stück Fleiſch davon und es blieb ſo viel Fleiſch übrig, daß noch ein ganzes Dorf davon hätte geſättigt werden konnen, denn es war eine Kröte vom Mittelſchlag, wie da zu Lande die Kröten ſind. Sie war ſechshundert Fuß lang und achtzig Fuß dick. In dem Lande Kuhreibtſich hat man auch viele Bäume, welche Affenkerne tragen; ſteckt man die in die

Erde, ſo wachſen nach vierundzwanzig Stunden Affen daraus.

Dankend verließ ich die Landſchaft Kuhreibtſich, ſetzte mich in mein Luftſchiff und reiſte wieder drei Tage lang. Da kam ich nach Katzenklapperich, da war gerade Flohmarkt. Da war ein Floh dabei, den ich noch nie geſehen hatte, aber groß wundern that ich mich gerade nicht darüber. Er hatte zwei Hörner, die waren dreißig Fuß lang, und Beine, die waren zwölf Ellen lang, und zwei Fangzähne, auf jeder Seite einen, die waren zehn Ellen lang, und einen Rachen, wo man eine Viertelquadratmeile hineinſchieben konnte. Er trug einen Küraß, der war tauſend Pfund ſchwer und beaufſichtigte die andern Flöhe auf dem Markte. Dabei führte er ein Commando, daß der Erdboden dröhnte.

Von Kuhreibtſich gelangte ich in dreien Tagen auf meinem Luftſchiffe nach Lammſälltſich, und als ich mich dort recht umſah, da zeigte es ſich, daß ich im Paradeisgarten war, wo die Welt am Ende war. Da ſagte der alte Adam: „Wer hat Dich doch hierher geführt? Du biſt ja meiner Großmutter Sohn und wäreſt nimmermehr durch's Weltmeer gekommen, wenn meine Frau Eva Dir nicht die Stiefel dazu gemacht hätte."

Nach einigen Tagen Aufenthalt verließ ich das Paradeis ſchon wieder und ging vom Ende der Welt aus noch drei Tagereiſen weiter bis in das Land, wo der Teufel mit ſeiner Großmutter wohnt. Die lagen beide mit einander in Streit wegen des Mondes, denn der Teufel wollte das halbe Mondenlicht haben und hatte ſich ſchon mehrmals beim Raſiren in den Hals geſchnitten. Seine Großmutter aber ſprach, ſo lange ſie noch am

Leben ſei, gäbe ſie ihm nichts davon heraus. Er ſagte mir, daß er nur darauf warte, bis er ſich einmal den Hals ganz abgeſchnitten habe, und daß er, ſobald das geſchehen ſei, ſeine Großmutter und den Mond ſelber ſogleich verklagen würde. Auch verſprach er mir viel Geld, wenn ich den Mond anhalten wollte, ihm beim Raſiren zu leuchten. Da ſchlug ich nach dem Monde und ſchlug ihm ſogleich ein Bein ab, darum hinkt und ſpringt er noch jetzt ſo auf Einem Bein. Darauf habe ich ihn auch in's Geſicht gehauen, das könnt Ihr auch noch ſehen, denn er trägt noch ein Tuch um den Kopf, und manchen Abend kommt er gar nur mit ſeinem halben Geſicht heraus. Als dies geſchehen war, haben ſich alle Sterne gegen mich erhoben, und ich mußte eiligſt mit meinen Siebenmeilenſtiefeln die Flucht ergreifen. Wenn ich aber einmal wieder die Vetternſtraße reiſe über Knötchenbach, Kuhreibtſich und Katzenklapperich, dann wird wieder was zu erzählen ſein.

41. Der Bettelmann, der Tod und der Teufel.

Was ein rechter Bettelmann iſt, ſo einer dem der Schnee und der Oſtwind noch im hohen Alter das Geſicht ſo roth färbt wie Feuer, von dem heißt es mit Recht:

Der Bettelmann
Bindet Tod und Teufel an.

Ein ſolcher war einmal in's Holz gegangen, und weil ihm ſein Reiſigbündel zu ſchwer wurde, ſprach er mehr als einmal: käme doch nur der Tod zu mir armem alten Manne! Siehe, da kam alsbald der Tod an und ſprach: „Alter, was iſt Dein Begehren?“ Da erſchrak der Bettelmann vor dem Tode, faßte ſich aber ſchnell und antwortete: „Daß Du mir möchteſt ein wenig mein Bündel tragen.“ „Nein,“ ſprach der Tod, „ſo haben wir nicht gewettet; das haſt Du nicht gemeint, und weil Du mich begehrteſt, ſo begehre ich Dich auch.“ Damit faßte er ihn an einen Arm und führte ihn fort.

Dem Alten graute es ſo ſehr vor dem Tode, daß er wünſchte, es möchte ihn lieber der Teufel holen, und kaum hatte er den Teufel angerufen, da war der auch da und ſprach: „Was begehrſt Du?“ Weil aber der Arme noch dem Tode zu entgehen gehofft hatte, ſo trug er noch immer das Reiſigbündel auf der Schulter, das er unter Schweiß und Seufzen zuſammengeleſen hatte, und als er ſich nach dem Anblicke des Teufels ein wenig gefaßt hatte, ſprach er auch zu dem: „Ich wünſchte, daß Du mir mein Reiſigbündel tragen helfen möchteſt.“ „Nein,“ ſprach der Teufel mit ruhiger Stimme, „das war nicht Dein Begehren,“ faßte den Bettelmann an den andern Arm und Tod und Teufel führten ihn gemeinſchaftlich nach der Hölle zu.

Nach einer Weile warf der Alte ſein Holzbündel ab und ſagte: er ſchäme ſich mit dem Teufel zu gehen, weil der ſo ſchwarz und rußig ſei, und bat um die Erlaubniß, einen Bader aus der Stadt herbeizuholen, der ihn barbieren ſolle. Er meinte aber, daß der dem Teufel den Hals abſchneiden ſolle. Allein der Teufel ſprach: „Ich bin kein Freund von Barbieren, denn ſie vertreiben Geiſter, auch ſind ſie ja doch mit ihren Scheermeſſern nur Lumpenſammler.“ Da mußte der Alte ſtill ſchweigen.

Als er aber nach einiger Zeit von Ferne einen Bauer mit einem langen leeren Holzwagen daherkommen ſah, an dem viele Ketten hingen und der ſich von weitem gleich andern Holzwagen wie eine große Spinne anſah, ſtellte er ſich krank, und wie der Wagen heran kam, ſprach der Teufel: „Bauer, Du mußt ſogleich umwenden und uns dieſen Bettelmann nach meinem Hauſe fahren.“ Das that der Bauer auch und ſie warfen den Alten auf den Wagen.

Der Tod ging vor dem Holzwagen her und der Teufel dahinter; der Bauer aber peitſchte alsbald ſeine Pferde an und da ſetzten ſich die beiden auch in Trab, das wurde ihnen herzlich ſauer, und bald rief der Teufel: „Herr Kutſcher, Halt! Wir kommen ja nicht mit! Siehſt Du denn nicht, daß mein Bauch zum Laufen zu dick iſt, und daß der Gevatter Tod, das Dürrgebein, vor Hunger nicht fort kann?“

Der Bauer that anfangs, als hörte er das Rufen nicht und ließ den Dicken und den Dünnen noch eine Weile dahinſpringen, wobei ihre Sätze gar gefährlich anzuſehen waren und der Koth weit und breit um ſie her ſprützte. Dann aber hielt er ſtill und der Alte auf dem Wagen ſprach: „Wir wollen Euch an die Wagenketten binden, damit Ihr mitkommen könnt.“ Das waren die beiden zufrieden und nachdem ſie an den Wagen gebunden waren, fing der Bauer an zu jagen, ſo ſchnell die Pferde nur laufen wollten. Alsbald begann der Tod zu ſtolpern und kam unter die Räder; ſogleich ſprang der Teufel hinzu, um ihm zu Hülfe zu kommen. Dabei gerieth er mit dem Kopfe in die Speichen eines Rades und wurde nun immer mit herumgeſchlagen wie ein Windmühlenflügel. Als er ſo im Rade ſteckte, rief er in einem fort: „Herr Kutſcher, Halt! Herr Kutſcher, Halt! Meinem Kameraden mag es ergehen wie es will! Laß mich nur los, ich will Dich auch dafür in gutem Andenken behalten!“ Doch der Bauer kehrte ſich nicht an ſein Geſchrei und hieb noch ſtärker auf die Roſſe denn zuvor.

So jagte der Wagen durch eine Stadt hindurch und Du kannſt Dir denken, wie die Leute jubelten, als ſie dieſe Fuhre erblickten. Von da aus fuhr der Wagen auf einen hohen Berg, wo Jahr aus Jahr ein Schnee und Eis liegen und wo dem Teufel, der an das Höllenfeuer gewöhnt war, vor Froſt die Zähne klapperten und dem dürren Tod vor Hunger der Magen ſchnurrte. Da oben auf dem Berge aber wurden die eiſernen Ketten im Boden befeſtigt, und wenn die noch nicht durchgefault ſind, ſo liegen Tod und Teufel noch daran.

42. Der Jäger und die drei Brüder.

Einſt war eine bitterböſe Zeit auf dem Harze, die Gruben waren wegen des Waſſermangels unbrauchbar und viele Bergleute brodlos. Deshalb ſtiegen drei Brüder von den Bergen herunter, um mit Muſikmachen, was ſie nebenbei erlernt hatten, etwas zu verdienen. Sie kamen aber in ein Dorf, da wollte ſie Niemand hören, denn im offnen Lande war die Noth auch nicht gering. Trübſelig zogen ſie dem nächſten Dorfe zu, da erging's ihnen nicht beſſer. Traurig gingen ſie danach in den

Wald, da zu übernachten, lagerten ſich um ein Feuer und ſättigten ſich von dem geringen Vorrathe, den ſie noch bei ſich trugen. Da trat plötzlich ein grüner Jäger zu ihnen, forſchte, woher ſie wären und erfuhr, daß ſie ſich vom Muſiciren nähren wollten. „Das wird Euch ſchwerlich etwas helfen,“ ſagte er zu ihnen, „aber ich will Euch einen andern Vorſchlag machen. Verſchreibt mir Eure Seelen, ſo ſollt ihr auf Lebenszeit des Geldes genug haben.“ Die Brüder berietben ſich wohl mit einander, beſchloſſen aber den gefährlichen Handel nicht einzugehen, denn die ewige Seligkeit war ihnen lieber als alles Gut der Welt.

Am andern Tage erging's ihnen wie am Tage vorher. Ohne etwas verdient zu haben, begaben ſie ſich am Abende wieder in einen Wald, da erſchien ihnen der Jäger wieder und wiederholte ſeinen Vorſchlag. Die Brüder berietben ſich wieder mit einander, wieſen ihn jedoch abermals ab.

Am dritten Tage erging es nicht anders. Matt vor Hunger, Anſtrengung und Sorge begaben ſich die Brüder wieder in einen Wald und lagerten ſich um ein Feuer. Der Verſucher trat wieder zu ihnen und wurde auch diesmal mit ſeinem Vorſchlage abgewieſen. „Nun,“ ſprach er, „ich ſehe wohl, Ihr ſeid ſtandhafte Männer. Auch bedarf ich Eurer Seelen nicht, darum will ich Euch einen andern Vorſchlag machen. Hier habe ich eine Jagdtaſche. Wer hineingreift, zieht jedesmal einen feinen Gulden heraus. Dieſe Taſche ſollt Ihr haben, unter einer Bedingung. Wenn Ihr mit andern Leuten ſprecht, ſo kann der Älteſte von euch nichts weiter hervorbringen als: Wir Brüder alle drei; der zweite: Wohl um das

Geld; der dritte: Und das war recht. Unter einander könnt Ihr reden was Ihr mögt. Geht Ihr's ein?" „Ja," ſagten die Brüder, „iſt's auch gewiß, daß unſere Seele keinen Schaden nimmt?" Der Jäger ſicherte es ihnen feſt zu und ſie gingen den Handel ein. Er übergab ihnen die Taſche und verſchwand im Gebüſch.

Am andern Morgen waren die drei Brüder ſehr hungrig, beſchloſſen alſo mit der Taſche einen Verſuch zu machen. Sie traten in einen anſehnlichen Gaſthof ein und der erſte ſagte, wie er nicht anders konnte: Wir Brüder alle drei; der zweite that einen Griff in die Taſche und zog einen feinen Gulden heraus und ſagte zu dem Wirthe: Wohl um das Geld; der dritte ſprach: Und das war recht. Ei, das ſind ja närriſche Käuze, dachte der Wirth, errieth aber ihren Willen und ſtellte ein leckeres Mahl vor ſie hin.

Danach fragte der Wirth, ob ſie auch Wein trinken möchten. Gleich ging's: „Wir Brüder alle drei — Wohl um das Geld — Und das war recht." Und alſobald ſtand der Wein vor ihnen auf dem Tiſch.

Am Abend forſchte der Wirth, ob ſie bei ihm übernachten möchten.

„Wir Brüder alle drei — Wohl um das Geld — Und das war recht."

Da brachte ſie der Wirth mit einander auf ihre Schlafkammer, hatte ſich aber ſchon wegen der Worte, welche die drei Brüder immerfort im Munde führten und weil er wohl gemerkt, daß ſie nichts anderes reden konnten, einen frevelhaften Plan ausgeſponnen, ſich zu bereichern und die drei Brüder zu verderben.

In der Schlafkammer der drei Brüder war eine Thür, die führte in ein Nebenzimmer, und in der Thür war ein Fenſterchen, davor hing in dem andern Zimmer ein Vorhang, aber ſo, daß man doch ſehen konnte, was im Nebenzimmer geſchah. In dem Nebenzimmer ſchlief in dieſer Nacht ein reicher Kaufmann. Um Mitternacht vernahmen die Brüder ein leiſes Geräuſch an der Hauptthüre des Nebenzimmers und durch das Fenſterchen fiel ein Lichtſtrahl in ihr Schlafgemach. Leiſe erhoben ſich dieſe von ihrem Lager und ſahen, wie die Wirthin mit einer Lampe vor dem Bette des Kaufmanns ſtand und daneben der Wirth und ſein Sohn, die hatten ihm eine Schlinge um den Hals geworfen und der Kaufmann war eben ſchon erdroſſelt. Danach leerten ſie die Geldkatze des Todten aus, ſchleppten ihn aus dem Zimmer und verſcharrten ihn im Garten.

Die drei Brüder beriethen untereinander, was ſie thun ſollten, und da ſie nicht vermochten, dem Richter die Frevelthat des Wirthes zu offenbaren, ſo beſchloſſen ſie, in dem Wirthshauſe zu bleiben und zu ſehen, wie's kommen würde, denn ſie vermeinten, daß ein ſo großer Frevel nicht ungeſtraft bleiben werde und daß der Verdacht des Mordes auf ſie fallen möchte, wenn ſie danach ſogleich abreiſten.

Es dauerte auch gar nicht lange, da kam Nachjagd nach dem Kaufmann in dem Wirthshauſe an, worin er verſchwunden war, und ſeine Leiche wurde an einer Stelle im Garten, wo die Erde locker war, aufgegraben. Sogleich trat der Wirth zu dem Richter und ſprach: „Ich habe da drei Gäſte, die ſind mir verdächtig, gewiß haben ſie den Kaufmann ermordet, denn ſie ſchlafen neben ſeinem Zimmer, haben Geld wie Heu und ſind doch eitel arme Bettelmuſikanten vom Harz.“ So wie der Richter ſolches hörte, ließ er die drei Brüder in Banden werfen und vor ſich führen.

„Ihr ſeid des Mordes angeklagt,“ ſprach er. „Was ſagt Ihr dazu? Beantwortet mir alle meine Fragen nach der Reihe. Habt Ihr die That vollbracht?“

„Wir Brüder alle drei,“ ſagte der Älteſte.

„So bekennt Ihr Euch ſchuldig,“ ſprach der Richter, „daß Ihr die Unthat vollführt? Und warum machtet Ihr Euch einer ſo großen Miſſethat ſchuldig, die vor Gott und den Menſchen nicht ungerochen bleiben kann?“

„Wohl um das Geld,“ ſagte der zweite Bruder.

„Wehe! wehe!“ rief der Richter. „Und bereut Ihr Eure Schuld?“

„Und das war recht,“ ſagte der dritte.

„O,“ rief der Richter, „daß Dich Gottes Sonne noch beſcheint nach ſolcher teufliſchen Rede!“

Die drei Brüder vermochten ihm aber nichts anderes zu antworten. Er fragte noch einmal, die Antwort lautete nicht anders. „O unerhörter Frevel!“ rief er aus. „Und dieſer jüngſte Miſſethäter bekennet es noch für Recht, daß ſie um ſchnödes Geld einen Menſchen getödtet haben!“ Da wurden ſie alle drei zum Tode verurtheilt.

In der Nacht vor der Hinrichtung trat plötzlich der grüne Jäger in den Kerker zu den drei Brüdern und hieß ſie nur ohne Sorgen ſein, denn es werde noch Alles gut werden.

Am Nachmittage darauf ward ihnen das Urtheil auf dem Marktplatze noch einmal vorgeleſen und gefragt, ob ſie die That vollbracht und warum, und ob ſie ihr Verbrechen bereuten.

Sie antworteten aber noch immer: „Wir Brüder alle drei — Wohl um das Geld — Und das war recht.“

Sie wurden vom Marktplatze nach dem Richtplatze gebracht und drei Prieſter wetteiferten mit einander, ſie zur Buße zu bewegen; doch ſie blieben bei ihrer Rede. Weil aber die Menge hörte, wie der Jüngſte immerfort überlaut rief: „Und das war recht,“ ſo wurde ſie gar zornig und hätte die drei Brüder lieber unterwegs ſchon zerriſſen. Da wurde dieſen im Herzen doch gar bange, als ſie aber oben auf dem Schaffot ſtanden, ſprengte plötzlich die Heerſtraße entlang ein Reiter auf einem Schimmel nach dem Galgen zu. Die drei Brüder erkannten ſogleich, daß es der grüne Jäger war, der aber verkündete allen, die zugegen waren, daß die drei Brüder unſchuldig wären und daß der Wirth mit den Seinen den Mord begangen.

Die Wirthsleute waren unter den Zuſchauern und liefen ſchnell nach Haus, als ſie ſolche Rede hörten. Daheim ſchnitt ſich der Wirth die Kehle ab, die Frau erhenkte ſich und der Sohn ſtürzte ſich in die Senſe.

Die drei Brüder aber hatten bei der Taſche ihr Leben lang des Geldes genug und auch die völlige menſchliche Sprache war ihnen wieder gegeben.

43. Die Sonne bringt es an den Tag.

Ein Jude holte auf ſeinen Reiſen einſt bei ſchönem Sonnenſchein einen Boten ein, der vor ihm her den Berg heraufſtieg und ſchwer mit Geld beladen war. Er fragte ihn, was er trüge, der aber antwortete: „Was haſt Du danach zu fragen?“ „Nur nicht ſo grob!“ rief der Jude. Dabei verſetzte er ihm von hinten einen Schlag auf den Kopf mit ſeinem Stocke und der Bote fiel todt zur Erde. Der Jude nahm das Geld und ging fort. „Möcht' es doch die Sonne verrathen!“ rief ihm der Bote ſterbend nach. Das iſt ſeltſam, ſprach der Jude, wie könnte mich die Sonne verrathen? So ging er heim. „Woher das viele Geld?“ fragte ſeine Frau daheim. „Der Handel hat geſchlaunt!“ antwortete der Jude.

Nun war der Jude ein reicher Herr und Niemand wußte, woher ſein Reichthum ſtammte. Nach vielen Jahren lag er eines Morgens lange im Bett und die Sonne beſchien ſein Lager, und war ihm dabei ſo recht wohl und er dachte, wie gut es ihm doch erginge, ſeit er den Boten ermordet. Und wie er die Sonnenſtrahlen betrachtete, die ſein Bett beſchienen, da lachte er. Das ſah die Frau, die in der Küche war, durch ein Fenſter, das in die Küche ging, kam herein und ſprach: „Männchen, was lachſt Du?“ Es half nichts, er mußte bekennen, warum er gelacht hatte. „Wie thöricht war dieſer Bote!“ rief er aus. „Die Sonne, die Sonne bringt es nicht an den Tag!“

Wiederum vergingen Jahre, da geſchah es, daß an einem hellen Sommertage der Jude ſich mit ſeiner Frau erzürnte und ihr einen leichten Schlag gab. „Mörder! Mörder!“ rief die Frau ſogleich aus. „Meinſt Du, Du willſt Deine Frau erſchlagen wie den Boten, den Du gemordet haſt?“ Da erſchrak der Jude heftig, denn ſie waren nicht allein, und rief: „Frau! Frau! was haſt Du geredet, was haſt Du gethan? Nun bringt es die Sonne, die Sonne bringt es an den Tag!“ Und ſo geſchah es auch, denn die Leute waren ſogleich zum Gericht geeilt und hatten dem Richter ſolche Rede verkündigt. So erhielt der Mörder ſeinen Lohn und des Boten letzter Wunſch ward erfüllet, ja, die Sonne, die Sonne bracht' es an den Tag.

44. Der böſe Arzt.

Es war einmal ein böſer Arzt, der ſollte einen braven Mann von einer Krankheit heilen und hätte es auch gekonnt, aber er that es nicht und nahm Alles hin, was in dem Hauſe des kranken Mannes war und zuletzt hatte der nichts mehr als eine Kuh. Da hörte eines Tages die Magd des Arztes, daß er daheim zu ſeiner Frau ſagte, wie der kranke Mann noch eine Kuh hätte, die wolle er nun auch noch hinnehmen für Kurkoſten und wäre ihm doch leicht zu helfen, denn er hätte ein Haar im Magen, davon wäre er krank, und wenn er einen Rettig äße, ſo würde er von Stund' an geſund. Die Magd aber war mitleidigen Herzens, lief ſchnell auf den Markt, kaufte dem kranken Manne einen Rettig und brachte ihm den zu eſſen. Von Stund' an ward er geſund, ſtand

ſtand auf und trieb ſeine Kuh zur Weide, die brüllte ſo laut und munter, als wollte ſie Gott für die Geneſung des kranken Mannes danken und klagen über den böſen, böſen Arzt. Die Magd aber ging nicht wieder zu dem böſen Arzte, ſondern blieb bei dem armen Manne und heirathete ihn, und die Kuh hat ſie genährt mit ſüßer Milch und gab ihnen alle Jahr ein ſchönes Kalb und ſie lebten glücklich und zufrieden.

45. Die geizige Schwiegertochter.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, bei denen hatte jeden Sonntag Mittag der alte Vater des Mannes ſeinen Tiſch. Eines Sonntags, wie der alte Mann im Leibröckchen, wie er zu thun pflegte, zu ſeinen Kindern ging, dachte er: „Diesmal haben ſie ein Schwein geſchlachtet, da wird es doch einmal etwas Gutes geben“ und freute ſich unterwegs von Herzen auf den Schweinebraten. Als er aber auf den Hof kam, ſaß ſein Sohn mit der Frau ſchon zu Tiſche und die Frau ſprach: „Der Schweinebraten iſt für den alten Mann zu gut.“ Sie ſetzte alſo den Schweinebraten unter den Tiſch und ſagte zu dem alten Manne: „Wir haben heute nichts als kalte Küche“ und gab ihm kalte Küche. Als nun der alte Mann die kalte Speiſe gegeſſen hatte, nahm er ſeinen Hut und keiner ſagte, daß er noch bleiben ſolle, und ſo wie er fort war, nahm ſie den Schweinebraten wieder unter dem Tiſche hervor und wollte mit ihrem Manne fortfahren zu eſſen. Da ſaß aber eine Kröte auf dem Schweinebraten, die ſprang ihr in's Geſicht und kein Arzt konnte ſie vertreiben und ſie blieb auf dem Geſicht der Frau ſitzen bis an ihren Tod. Und das hat eine Mutter ihren Söhnen erzählt, die wünſchen, daß es jeder böſen Schwiegertochter ſo ergehen möchte, die einem alten Vater keinen warmen Biſſen gönnt.

46. Wer todt iſt, läßt ſein Gucken.

Es war einmal ein böſer Mann, der hatte eine dumme Frau, welche ihn durch ihre Thorheit und ihre Launen oft noch mehr erboſte. Einſt wollte ſie ſehen, ob ſie auch von dem böſen Manne einen ordentlichen Sarg bekäme, wenn ſie einmal ſtürbe, darum ſtellte ſie ſich todt und wartete, was geſchähe. Der böſe Mann, der Alles wohl merkte, ging ſogleich auf den Hühnerſtall und warf dort ein paar beſchmutzte Brettchen herab, als wollte er davon den Sarg zimmern. Da die Frau das hörte, ſtreckte ſie den Kopf von ihrer Spreu, darauf ſie ausgeſtreckt lag, durch's Kammerfenſter und war gar verwundert. Der böſe Mann aber warf ihr ſogleich ſeinen Hammer vor den Kopf und rief: „Wer todt iſt, läßt ſein Gucken!“ Davon ſtarb die Frau wirklich, der böſe Mann aber ließ ihr nun einen gar prächtigen Sarg machen, daß alle Leute hinterher ſchauten und ſtaunten, als ſie begraben wurde.

47. Das Hündlein Angſt.

Es war ein Ritter, der freite um eine Nonne aus dem Kloſter. Da ſchrieb ihm einſt ſeine Braut, daß der Vorſteher des Kloſters verreiſt ſei und er ritt aus, ſie zu beſuchen. Als ſie von einander ſchieden, ſchenkte ihm die Kloſterfrau ihr Schooshündchen, ſagte ihm aber nicht, wie es hieße. Das Hündlein lief mit dem Ritter und ſah ihn immer ſo trübſelig an, der aber konnte es nicht bei Namen rufen und ſandte am andern Tage ſeinen Diener nach dem Kloſter, damit er die Kloſterfrau frage, wie es hieße. Weil aber der Ritter wußte, daß der Vorſteher des Kloſters dabei ſein würde, wenn ſein Diener mit ſeiner Braut ſpräche, ſo hieß er ihn ſagen:

Ein Gruß von dem,
Sie weiß von wem;
Wie heißt denn das — !
Sie weiß wohl was.

Und ſo beſtellte es auch der Diener; der Vorſteher des Kloſters aber war dabei und da antwortete die Kloſterfrau:

So grüß nun den,
Du weißt wohl wen;
So wie Dir iſt,
So iſt auch mir;
So heißt auch das —,
Du weißt wohl was.

Alſo beſtellt' es auch der Diener dem Ritter und der fragte: „Wie war Dir denn?“

„O Herr, mir war angſt, weil der Vorſteher des Kloſters dabei ſtand und aufmerkſam zuhörte.“

Wie aber der Diener das Wort „angſt" geſagt hatte, ſprang das Hündchen an den Beiden in die Höhe, denn es hat „Angſt" geheißen.

Da ſeufzte der Ritter tief und ſprach: „Meinem Liebchen iſt auch angſt, wie es mir ſagen läßt." Das Hündlein Angſt aber wich nicht von ſeiner Seite.

48. Der Hund Lilla.

Es war ein Mädchen noch ſo jung und ward doch ſchon des Todes ſchuldig. Das jammerte die Richter und ſie ſprachen: wenn ſie ihnen ein Räthſel aufgäbe, das ſie nicht erriethen, ſo ſollte ſie frei ſein, wenn ſie es aber errathen könnten, ſo müſſe ſie ſterben. Da ging das Mädchen heim, ſchlachtete ihren Hund Lilla, machte ſich aus der Haut ein Paar Schuhe, darauf trat ſie am andern Tage gar kecklich vor die Richter und ſprach zu ihnen:

Auf Lilla geh' ich,
Auf Lilla ſteh' ich,
Auf Lilla bau' ich meine Zuverſicht.
Nun rathet, Ihr Herren, was das wohl iſt.

Das Räthſel konnten die Richter nicht rathen, darum war der Dirne ihr junges Leben geſchenkt und ſie tanzte vor Freuden auf Lilla vor den Augen der Richter.

49. Die kluge Hirtentochter.

Eines Ziegenhirten Tochter grub auf dem Felde und fand dabei einen goldenen Mörſer. Ihr Vater wollte ihn, wie ſich's gehörte, an den König abliefern, allein die Tochter wollte ihn daran hindern und ſprach: „Wenn der König den Mörſer hat, wird er ſagen, wo der goldene Mörſer ſei, müſſe auch der goldene Stampfer ſein.“ Dennoch ging der Ziegenhirt zum König und trug ihm den Mörſer hin. Der aber ſprach ſogleich, wie das Mädchen voraus geſagt hatte, wo der Mörſer wäre, müßte auch der Stampfer ſein, und verlangte ihn drohend vom Ziegenhirten. Da rief dieſer aus: „O, daß ich nicht meiner Tochter gefolgt bin, die mir das vorausgeſagt hat!“ „Iſt Deine Tochter ſo klug,“ ſagte der König, „ſo ſollſt Du ohne Strafe wegen des Stößers davonkommen, wenn ſie zu mir kommt nicht reitend, nicht fahrend und nicht gehend, nicht bekleidet und nicht nackt, nicht bei Tage und nicht bei Nacht.“

Als die Tochter des Ziegenhirten das hörte, hüllte ſie ſich in Borke, da war ſie nicht nackend und nicht bekleidet; dann ſpannte ſie einen Ziegenbock vor einen zweirädrigen Karren, trat mit einem Fuße auf den Wagen, mit dem andern auf den Schwanz des Ziegenbockes, da iſt ſie nicht gefahren, nicht geritten und nicht gegangen. So hielt ſie am andern Morgen bei Anbruch des Tages, als der Bediente des Königs eben das Thor öffnete, vor dem Schloſſe, und das war nicht bei Tage und nicht bei Nacht.

Da der König ſie erblickte, freute er ſich gar ſehr über ihre Klugheit, ließ ſie königlich kleiden und machte ſie zu ſeiner Gemahlin, ſtellte ihr aber die Bedingung, daß ſie ſich niemals in die Regierungsſachen miſchen und daß ſie ſogleich wieder nach Hauſe zurückkehren ſolle, wenn ſie es dennoch thäte.

Lange Zeit hatten ſie glücklich mit einander gelebt, da begab es ſich eines Tages, daß mehrere Bauernwagen auf dem Hofe hielten, davon der eine mit Pferden und der andere mit Rindvieh beſpannt war. Mit den Pferden aber war ein Fohlen auf den Hof gelaufen, das ſprang unter den Wagen, der mit Rindvieh beſpannt war, und ſogleich band der Bauer, der dieſen Wagen auf den Hof gefahren hatte, es an ſeinem Wagen feſt und ſagte, daß es zu ſeinem Geſpann gehöre. Darüber entſtand ein Streit und der König ſprach das Fohlen dem Bauer mit dem Rindviehgeſpann zu. Der andere ging zur Königin und klagte ihr, was geſchehen war; ſie aber ſagte: „Steige morgen auf jenen hohen Berg, nimm ein Netz, zieh es über die Steine hin, die dort liegen, und thu als ob Du fiſchteſt.“ Der Bauer that wie ihm geheißen war, die Königin aber ging am andern Tage am Fuße des Berges mit dem König ſpazieren. Er bemerkte den Bauer und verwunderte ſich, daß er dort oben auf dem Berge und nicht drunten im Thale am Fluſſe fiſchte. Allein die Königin ſprach: „Warum ſollen dort keine Fiſche ſein? Haſt Du, mein König und Herr, doch erſt geſtern einem Bauer, der mit einem Rindviehgeſpann auf unſern Hof fuhr, das Fohlen zugeſprochen und es dem Bauer genommen, der die Pferde vor dem Wagen hatte.“

„Du haſt Recht,“ antwortete der König, „ich habe falſch geurtheilt und will meine Diener ausſenden, daß der Bauer ſein Fohlen wieder erhält. Weil Du Dich aber in meine Angelegenheiten gemiſcht haſt, ſo wollen wir noch mit einander eine Mahlzeit halten und dann ſollſt Du heimkehren zu Deinem Vater, dem Ziegenhirten.“

Während der Mahlzeit bat die kluge Frau den König, daß er ihr geſtatten möge, ſich das Beſte aus dem Schloſſe mit nach Hauſe zu nehmen. Das gewährte ihr der König, dann aber reichte ſie ihm ſeinen Becher und miſchte einen Schlaftrunk in ſeinen Wein. Als der König auf ſeinem Sitze eingeſchlafen war, befahl ſie dem Kutſcher, die Pferde an den Wagen zu ſchirren und den König mußten vier ſtarke Männer in den Wagen tragen. Dann mußten zwei von ihnen hinten auf ſpringen und „Kutſcher fahr zu!“ rief die kluge Frau, die ſich neben den ſchlafenden König geſetzt hatte. Vor des Ziegenhirten Hauſe hielt der Wagen ſtill, die ſtarken Männer ſprangen ab und trugen den ſchlafenden König mit Hülfe des Ziegenhirten in deſſen Hütte. Als der König dort erwachte und an den Wänden das Spinngewebe erblickte, ſchlug er vor Verwunderung die Hände zuſammen, die Tochter des Ziegenhirten aber ſagte ihm, daß er jetzt in ihres Vaters Hütte ſei und daß ſie ihn als das Beſte in ſeinem Schloſſe mitgenommen habe. Das freute den König nun doch, da er aber nicht in der Wohnung des Ziegenhirten bleiben mochte und ſeine kluge Frau ſagte, daß er nicht fortdürfe, ſo nahm er ſie ſelbſt wieder mit auf's Schloß und ſie lebten in Glückſeligkeit und Einigkeit bis an's Ende.

50. Die Maſſachte.

Es war einmal ein Mann, der reiſte zur Meſſe, da ſagte ſeine Frau, er ſolle ihr eine Maſſachte mitbringen, wußte aber ſelbſt nicht, was das war, meinte nur, das müßte etwas außerordentlich Schönes und Koſtbares ſein. Der Mann antwortete, wenn er eine finden könne, wolle er ſie mitbringen. Er ging nun wohl auf der ganzen Meſſe herum, fand aber keine Maſſachte. Auf der Heimreiſe begegnete er dem Fellſchlächter oder Schinder, der hatte eine Kuhhaut auf der Schinderkarre und zu ihm ſagte er: die Kuhhaut fiele ja faſt von der Karre herab, wie es denn auch der Fall war, denn ſie ſchleppte ſchon ganz auf der Erde.

„Das mag ſachte," ſagte der Schinder, der nicht auf die Haut geachtet hatte. Er meinte damit: das mag wohl ſein, und wollte ſie wieder ordentlich hinlegen. Da antwortete der Mann, der das unrecht verſtanden hatte: „So iſt's ein Maſſachte? Laßt mir die." Es wurde alſo ein Handel geſchloſſen über die abgezogene Kuhhaut und der Mann erhielt ſie für dreißig Thaler. Er wickelte ſie zuſammen und ging damit nach Haus. Die Frau kam ihm ſchon vor dem Hauſe entgegen und ſagte, ob er ihr denn wohl eine Maſſachte mitgebracht habe. Das bejate er und gab ihr die Kuhhaut.

Weil die Frau ſo hoffärtig war und ſich vorgenommen hatte, nicht ohne Maſſachte zur Kirche zu gehen, ſo war ſie ſchon lange nicht in der Kirche geweſen und wußte nun gar nicht mehr, wie es dort herging. Den nächſten Sonntag aber hing ſie ihre Kuhhaut um und die Hörner ſtanden ihr am Geſichte empor. So ging ſie zur Kirche. Der Gottesdienſt hatte bereits angefangen und die Leute ſtanden eben, weil der Pfarrer vor dem Altar war, zu beiden Seiten auf. Da meinte die Frau, ſie ſtänden vor ihr auf und ſagte: ſie möchten nur ſitzen bleiben, ſie ſei ſelbſt lange genug eine geringe Frau geweſen und ihr Mann hätte ihr die Maſſachte erſt von der Meſſe mitgebracht. Dabei ſah ſie ſich ſtolz und hochmüthig nach beiden Seiten um, wie ſie durch die Reihen ging, und ſetzte ſich auf ihren Platz. Die Leute in der Kirche aber wunderten ſich höchlich über die Frau, und wenn ſie ſeit der Zeit eine recht hochmüthige Frau über die Straße gehen ſahen, ſo hieß es: „Die hat eine Maſſachte um.“

51. Piep, piep.

Es war einmal ein König, der hatte einen Ziehbrunnen, der war gerade vor ſeiner Schlafkammer, und wenn in den Morgenſtunden die Knechte und Diener kamen, Waſſer zu ſchöpfen, ſo piepte die Pumpe immer ſo ſchön — piep, piep! — und der König ſchlief ſo ſüß, wenn er's im Schlafe vernahm. Eines Tages aber ſprachen die Diener zu einander: „Gewiß ſtört die Pumpe unſern Herrn im Schlaf, wenn ſie piept — piep, piep! — wir wollen ſie ausbeſſern, daß ſie nicht mehr piepen kann.“ Das thaten ſie auch und da piepte die Pumpe nicht mehr.

Als nun die Zeit kam am andern Morgen, wo die Knechte die Pferde des Königs tränkten, lauſchte der ſchon aus dem Schlaf in ſeinem Bett, ob die Pumpe nicht bald ginge: piep, piep, denn das Piepen war ihm lieber als wenn einer drei ſchöne neue Lieder vor ſeinem Kammerfenſter geſungen hätte. Aber die Pumpe piepte nicht mehr und ſeit der Zeit konnte der König nicht mehr ordentlich ſchlafen und ward krank und elend. Wohl kamen die kleinen Waldvögelein jeden Morgen herbei und ſangen vor des Königs Fenſter ihre ſchönſten Lieder — piep, piep — aber was half's? der König wollte die Pumpe piepen hören und ſie piepte nicht mehr, ob auch ſeine Diener ſie wieder in den alten Stand ſetzen wollten, darum ward er kränker und kränker.

Als es nun zuletzt zu ſterben ging, kamen viel Könige herbei, den kranken König noch einmal zu ſehen, und auch des Königs Schwiegerſohn, der König von Mohrenland, kam, und weil die Diener wußten, daß er ein gar kluger und weiſer Herr war, ſo liefen ſie ihm ſchon entgegen und weinten und riefen: „O Herr, unſer König ſtirbt, denn unſre Pumpe piept nicht mehr — piep, piep! O Herr, die Finken und andere Vögel können doch auch piepen, aber unſer König will's nicht hören, er lauſcht nur, daß das Holz am Brunnen piept — piep, piep!“

Der König von Mohrenland unterſuchte die Pumpe, aber es half nichts, ſie wollte nicht mehr piepen, und wenn auch ſtatt hundert Roſſen nun alle die tauſend Roſſe aus dem Brunnen getränkt wurden, welche der König von Mohrenland und die andern Könige mit ſich führten und die Pumpe ſich viel munterer bewegte denn zuvor.

„Ei! ei!“ ſprach der König von Mohrenland, „was iſt da zu thun, daß der Brunnen wieder piept —

piep, piep?" Er ſann eine Weile nach und dann ließ er ein eignes Piepwerk von Gold erbauen und als Knauf oben auf den Brunnen ſetzen.

Am andern Morgen lag der kranke König im Bett und als die Knechte kamen für die vielen Roſſe das Waſſer zu ſchöpfen und er hörte, wie das Waſſer von den Seiten des Eimers wieder in den Brunnen niederplätſcherte, da ſeufzte er und ſprach: „Ach, wenn doch nur die Pumpe noch piepte piep, piep!" Aber horch, da piepte das Piepwerk auf dem Brunnen — piep, piep! — da kam der Sandmann und ſtreute dem König Schlaf in die Augen — piep, piep! — und als er aufwachte, war er ſo geſund, wie wenn er als ein Fiſch in dem kühlen Brunnen herumgeſchwommen wäre. Der Brunnen aber ging nun jeden Morgen wieder piep, piep! und das Märchen iſt aus, ihr Kinder ſchlaft ein, piep, piep!

32. Der Altgeſell und der Schneiderlehrling.

Ein junger Burſche hatte die Schneiderprofeſſion erlernt und Luſt in die Fremde zu gehen. Da gaben ihn ſeine Eltern einem Altgeſellen mit auf die Wanderſchaft. Als ſie eine Strecke weit gegangen waren, kamen ſie an einen ſteilen Berg. Das Bergſteigen wurde dem Burſchen gar ſauer und er fragte: „Altgeſell, iſt denn die Welt auch wohl zu Ende, wenn wir oben auf dem Berge ſind?" Der Altgeſell, der ſchon viel umhergezogen war, ſchwieg ſtill bis ſie oben waren, und da wies er ihm, wie die Welt ſo weit ſei, wie Berg an Berg und Thal an Thal ſich reihte und Ein Strom ſich in den andern ergoß. Und wenn der Burſche meinte, an einer Stelle der Welt Ende zu ſehen, ſo wies ihm der Altgeſell wieder einen Schlupfwinkel, wo es noch weiter ging und die Ströme hindurchrannen in neue Gegenden und neue Thäler ſich bildeten. Dabei ward der Altgeſell ſo freudig, weil die Welt ſo groß und weit iſt, der Burſche aber ſprach: „Altgeſell, wenn's ſo iſt wie Du ſagſt, ſo iſt mir die Welt viel zu weit und ich kehre wieder um.“ Da wollte ihn der Altgeſell zwar überreden, daß er weiter mitzöge und erzählte ihm, wie jede Stadt ihr eigen Wahrzeichen hätte und wie die Wahrzeichen der Städte ſo ſchön ſeien. Allein der Burſche kehrte doch wieder um und zog nach Haus. Dort aber ſchämte er ſich vor den andern jungen Leuten im Dorf und verſteckte ſich lange Zeit in einer Kammer. Eines Tages gingen ſeine Eltern aus und ließen ihn allein. Da ſah er, wie ſeine Jugendgeſpielen kamen, auf ſeines Vaters Zwetſchenbäume ſtiegen und ſie abaßen. Es ſtanden aber wohl zwanzig Zwetſchenbäume da und kamen immer mehr junge Leute und der Burſche auf ſeiner Kammer hätte berſten mögen, daß er ſie nicht verjagen konnte. Endlich rief er aus: „Wenn ich nur nicht in der Fremde wäre, ſo ſollte Euch das übel bekommen!“ Da lachten ſeine Kameraden, ſprangen von den Bäumen herab und liefen davon, aber die Zwetſchenbäume waren leer.

53. Der beſchämte Bäckermeiſter.

Ein Bäcker backte zweierlei Achterbrode, große und kleine, und den Leuten, welche ſtets von ihm kauften, gab er die großen, den andern aber die kleinen. Eines Tages kam die Obrigkeit zu ihm und wollte ſein Weißgut wiegen; da gab er die großen Brode zum Wiegen hin und die Obrigkeit fand Alles in der Ordnung. Der Bäcker hatte aber einen redenden Vogel im Käfig hängen, der ſprach zur Obrigkeit, es ſeien noch andere Achterbrode im kleinen Schranke, die ſollten auch gewogen werden. Da fand die Obrigkeit auch die kleinen Achterbrode, wog ſie und befand ſie zu leicht, der Bäcker aber mußte fünf Thaler Strafe zahlen, wurde zornig, ergriff den Käfig des Vogels und warf ihn vor's Haus in den Koth.

Als nun am Abend die Schweine heimkehrten, die ſich den ganzen Tag über im Moraſt gewälzt hatten, rief der Vogel aus dem Koth ihnen zu: „O, wie ſchmutzig ſeid Ihr Schweine! Saget mir, habt Ihr etwa auch die Wahrheit geredet und den Betrug unſres Herrn verkündigt, daß er Euch in den Koth geworfen und beſchmutzt hat?“

Als der Bäckermeiſter das hörte, ſchämte er ſich, nahm den Käfig des Vogels auf und hing ihn wieder an ſeine Stelle, that auch nicht wieder ſolch Unrecht als zuvor.

54. Es iſt ſchon gut.

Ein Bauer hatte eine Kuh und eine Ziege; es wurde ihm aber die Fütterung zu ſchwach und er ſagte zu ſeiner Frau: „Wir wollen die Kuh verkaufen, ich bringe ſie auf den Markt.“ Er nahm alſo die Kuh und zog mit ihr ab. Bald aber kamen drei Studenten, die ſprachen: „Bauer, wo willſt Du mit der Ziege hin?“ Ach, ſagte er, ob ſie denn nicht geſcheit wären, ſeine Ziege ſei ja zu Hauſe, er hätte die Kuh am Stricke. Ei, ſagten die Studenten, da hätte er ſich vergriffen und die Ziege genommen. Damit gingen ſie fort, machten einen kleinen Umweg, kamen dann wieder und ſagten: „Bauer, wo willſt Du mit der verdammten Ziege hin?“

Ach, ſagte er wieder, ob ſie denn nicht geſcheit wären, es wären ihm da ſchon drei Studenten begegnet, die hätten auch ſo geſprochen; es wäre aber keine Ziege, es wäre ſeine Kuh.

„Lieber Mann,“ ſagten die Studenten, „da hat Er ſich vergriffen und die Ziege genommen; wenn Er ein andermal ſeine Kuh verkaufen will, ſo ſeh' er beſſer zu.“

Jetzt gingen die drei Studenten durch ein Holz, machten einen Umweg und begegneten dem Bauer zum drittenmal.

„Bauer,“ ſagten ſie, „wo willſt Du mit der Ziege hin?“

Nun, ſagte der Bauer, es ſeien ihm nun ſchon zweimal Studenten begegnet, die hätten auch ſo geſprochen; es wäre ja aber ſeine Kuh, — er müßte ſich denn vergriffen und die Ziege für die Kuh genommen haben.

Ei, ſagten ſie, das ſähe er doch wohl, daß es eine Ziege wäre, gewiß ſtände die Kuh daheim im Stalle; ob er denn die Ziege nicht verkaufen wolle?

Ei nun, ſagte er, wenn er ſich vergriffen und die Ziege genommen hätte, ſo wollte er ſie auch verkaufen. Was ſie denn dafür geben wollten?

Sie wollten ihm fünf Thaler geben, ſagten ſie. Das gefiel dem Bauer ganz wohl und der Handel ward geſchloſſen. Die Studenten gaben ihm fünf Thaler, nahmen die Kuh und zogen ab.

Der Bauer ging heim und ſagte zu ſeiner Frau: „Da hab' ich die verdammte Ziege verkauft.“ Ach, ſagte die Frau, die Ziege ſtände ja im Stalle, er hätte die Kuh geführt. Ei, ſagte er, ob ſie denn nicht bei Verſtande ſei? Dreimal ſeien drei Studenten bei ihm geweſen und hätten gefragt, wo er mit der Ziege hinwolle. Die Frau aber führte ihn in den Stall zu der Ziege und nun ſagte er: „Dann ſind das immer die nämlichen Studenten geweſen, ich werde ihnen aber auch ſchon wieder eine Naſe drehen.“

Nun machte der Bauer ſeinen Plan und ein guter Freund mußte ihm auf ſein Grundſtück hundert und funfzig Thaler leihen. Dann ſetzte er einen runden Hut auf und ging fort in die Stadt, kehrte in dem Wirthshauſe ein, wo die meiſten Studenten ſich aufhielten und gab dem Wirth funfzig Thaler, ging nach dem andern Wirthshauſe, händigte auch dort dem Wirth funfzig Thaler ein und ebenſo im dritten Wirthshauſe. Dafür machte er mit den Wirthen aus, daß ſie an Speiſen und Getränken ſo viel auftragen ſollten, als er verlangte, und daß ſie antworten ſollten: „Es iſt ſchon gut,“ wenn er nach der Zeche frage.

Am andern Tage ſetzte der Bauer ſich in's erſte Wirthshaus und ließ ſich Eſſen und Trinken bringen, daß die Haide wackelte, wie man zu ſagen pflegt. Bald kamen auch die drei Studenten aus dem Collegienhauſe gegenüber, kannten aber den Bauer in ſeinem Sonntagsſtaate und in dem Hütchen nicht wieder. Der nöthigte ſie zum Eſſen und Trinken und der Wirth trug immerfort auf. Endlich fragte der Bauer nach der Schuldigkeit und griff dabei ſo ein bischen an ſein Hütchen. Da ſagte der Wirth: „Es iſt ſchon gut.“ Die drei Studenten ſahen einander an, der Bauer aber ſtand auf, als wär' es ganz in der Ordnung, daß ihm der Wirth dieſe Antwort gegeben hätte und ging ſeiner Wege.

Am andern Morgen ſah man den Bauer ſchon wieder in ſeiner Sonntagskleidung durch's Dorf nach der Stadt zugehen, wie eben erſt der Tag graute. Der Thorwärter hatte das Thor noch nicht lange aufgeſchloſſen und ſah noch ganz verſchlafen aus, als er dort einzog. Er ging heute in's zweite Wirthshaus, da war er ſchon früh auf ſeinem Poſten, und als es gegen Mittag war, ließ er ſich wieder auftragen vom Schönſten und Beſten. Es dauerte nicht lange, ſo kamen die drei Studenten; der Bauer lud ſie wieder ein mit ihm zu ſpeiſen und zu trinken und bewirthete ſie noch viel ſchöner als am erſten Tage in dem Collegienwirthshauſe. Wie's an's bezahlen ging, griff der Bauer an ſein Hütchen und fragte nach der Zeche. Der Wirth ſagte wieder: „Es iſt ſchon gut,“ und damit ſtand er auf und ging ſeiner Wege.

Die Studenten aber beredeten ſich ſpäter ordentlich und ſprachen: „Das muß ein Wünſchhütchen ſein, was der Bauer trägt, denn ſo wie er daran dreht, iſt die Zeche bezahlt. Wir müſſen ſehen, daß wir's ihm abkaufen. Denn wenn wir Alles, was wir eſſen und trinken, das ganze Jahr hindurch bezahlen ſollen, ſo reicht unſer Geld lange nicht aus, jetzt aber haben wir noch Mutterpfennige, da können wir das Hütchen wohl bezahlen.“

Der Bauer aber war am andern Tage wieder mit dem Haushahn heraus und auf dem Wege nach der Stadt. Er ging wieder in ein anderes Wirthshaus und auch da traf er des Mittags die Studenten. Das Eſſen und Trinken in dem zweiten Wirthshauſe war noch nichts geweſen gegen das Leben in dem dritten. Als ſie aber gegeſſen und getrunken hatten, fragte der Bauer wieder: „Was iſt die Zeche?“ und drehte dabei an ſeinem Hute. Da ſprach der Wirth: „Es iſt ſchon gut.“

Nun, ſagten die Studenten, ob denn der Hut nicht zu verkaufen ſei? Der Bauer aber antwortete: Nein, der ſei ihm lieber, als viel Geld. Wenn er im Wirthshauſe noch ſo viel äße und tränke, ſo ſei doch Alles immer gleich bezahlt, und ſobald er an das Hütchen griffe, ſei keine Rechnung, und das ſei viel werth. Sie hätten es ja ſelbſt erfahren, was das Hütchen Alles bezahlen könne, Wildſchweinsbraten, Gänſebraten, Schellfiſch und alle Weine, die es nur gäbe.

Durch dieſe Rede ſind aber die Studenten noch viel begieriger nach dem Wünſchhütchen geworden und ſie boten ihm jetzt als erſtes Angebot fünfhundert Thaler dafür.

„Ei, wie wird mir das Hütchen für fünfhundert Thaler feil ſein?“ erwiederte der Bauer. Die Studenten boten ihm endlich achthundert Thaler. Als der Bauer dies Gebot hörte, antwortete er: „Nun, ſo mag es darum ſein,“ gab es hin, ſteckte ſeine achthundert Thaler ein, ging heim und ſagte zu ſeiner Frau: „Erſt haben mir die Studenten die Kuh abgekauft als Ziege und nun haben ſie auch noch mein altes Hütchen dazu genommen für achthundert Thaler.“ Der Bauer war mit den Handelsgeſchäften, die er ſeit acht Tagen gemacht hatte, ganz zufrieden, aber die Studenten?

Sie nahmen das Hütchen und gingen in das Wirthshaus, wo ſie zum erſtenmal den Bauer getroffen hatten. Der Wirth mußte zu eſſen und zu trinken bringen und ſie ließen es ſich alle drei gar wohl ſein im Wein und andern Herrlichkeiten. Der älteſte Student hatte das Hütchen aufgeſetzt und als ſie gegeſſen und getrunken hatten, fragte er ſo recht verwegen: „Herr Wirth, was iſt die Zeche?“ Da kam der Wirth mit der Kreide und rechnete und rechnete, und ſie mußten Alles bezahlen.

Am andern Tage ſetzte der zweite Student das Hütchen auf, denn ſie meinten, der Älteſte wiſſe keinen rechten Beſcheid, verſtehe mit dem Hütchen nicht umzugehen und könne es nicht ordentlich drehen. So gingen ſie in das Wirthshaus, wo ſie am zweiten Tage mit dem Bauer geweſen. Als aber der zweite Student nun fragte: „Herr Wirth, was iſt die Zeche?“ da kam auch der herbei mit der Kreide und machte ihnen die Rechnung.

Der jüngſte Student behauptete ſteif und feſt, die andern Beiden wüßten das Hütchen nur nicht zu drehen.

Er ſetzte alſo am dritten Tage das Hütchen auf und ſie gingen in's dritte Wirthshaus. Als ſie gegeſſen und getrunken hatten, drehte er das Hütchen auf ſeinem Kopfe beinahe in Stücken und dabei fragte er nach der Zeche. Aber da kam er bei dem Wirth ſchön an! der machte die Zeche nach der Schwierigkeit und ſchenkte ihnen nicht einen Heller.

Damit war die Geſchichte aus, — die Studenten hoffen aber trotzdem noch immer einmal an ein Hütchen zu kommen, das die Wirthsrechnungen für ſie bezahlen kann.

55. Hans-ſtich-den-Bock.

Es geht doch nirgends wunderlicher zu als in der Welt. So waren denn auch einmal drei arme Reiſende, ein Fleiſchergeſell und ein Schneidergeſell, zu denen hatte ſich noch ein Jude geſellt. Wie denen das Geld ausging, da machten ſie eine große Zeche bei einem Wirth, und in der Nacht ſtanden ſie in ihrer Kammer auf, ſtiegen zum Fenſter heraus und gingen in den Stall des Wirthes, ausgenommen den Juden, der hielt an der Stallthür Wache. Da wetzte der Fleiſcher ſein Meſſer, der Schneider hielt den Bock feſt und der Fleiſcher ſchlachtete ihn, zertheilte das Fleiſch ordentlich und dann ſtopften ſie das Fell mit Stroh aus und der Schneider nähte es wieder zuſammen. So ſtellten ſie den Bock vor die Raufe und ſteckten ihm Heu in's Maul, daß er ausſah wie ein ordentlicher Bock, der ſich's wohl ſein läßt an einem Bund Heu. Am andern Morgen ging der Schneider in den Stall und meckerte ordentlich wie ein lebendiger Bock und ging dann wieder hinaus. Nach einer Weile kam der Wirth, der den Bock hatte meckern hören, und ſah in den Stall. Wie er aber ſah, daß er noch einen Zopf Heu im Maul hatte, meinte er, bei dem ſei das Füttern noch nicht wieder nöthig und ging gleich wieder in die Wirthsſtube. Nun ging's an's Bezahlen und da ſagte der Jude: ſie hätten Bocksfleiſch in ihren Ränzeln, wenn er ihnen noch drei Thaler darauf herausgeben wolle, ſo könne er's für die Zeche annehmen. Das that denn der Wirth auch und bat zuletzt, daß doch die drei Reiſenden ihre Namen mit Kreide an die Stubenthür ſchreiben möchten. Da ſchrieb der Schneider den Namen an: Hans-halt-den-Bock. Der Fleiſcher: Hans-ſtich-den-Bock. Und der Jude: Bezahl-den-Wirth-mit-ſeinem-Gut. Dann gingen die drei Reiſenden ihres Wegs. Als aber der Wirth nach einer Stunde den Betrug merkte, da verfolgte er ſie und fragte überall nach dem Hans-halt-den-Bock, Hans-ſtich-den-Bock und dem Bezahl-den-Wirth-mit-ſeinem-Gut, und dabei rief er: das ſeien die böſeſten Kerle auf Gottes Erdboden. Die Leute aber lachten, wie ſie hörten, daß der Bezahl-den-Wirth-mit-ſeinem-Gut die Wirthsrechnung mit Bocksfleiſch bezahlt hatte, und keiner konnte ihm ſagen, wo der Hans-halt-den-Bock, der Hans-ſtich-den-Bock und der Bezahl-den-Wirth-mit-ſeinem-Gut eingekehrt ſei und ſo war der Wirth ſeinen Bock los.

36. Die geſottenen Eier.

Es war ein Mann, der ging über Land, hatte wenig Geld bei ſich und als er auf dem Heimwege noch einmal im Wirthshauſe einkehrte und fünf geſottene Eier aß, mußte er die Zeche ſchuldig bleiben. Nach fünf Jahren kam er wieder in das nämliche Wirthshaus und wollte jetzt auch ſeine alte Schuld bezahlen. Da rechnete die Wirthin und rechnete, machte ihm eine Zeche von fünfzig Thalern und ſagte: ſo viel hätte ſie jetzt an Hühnern und Eiern verdient, wenn die fünf Eier, die er damals gegeſſen hätte, von der Glucke ordentlich ausgebrütet und Hühner geworden wären, die wieder Eier gelegt hätten und dieſe Eier wären wieder ausgebrütet und ſo immer weiter. Als der Mann das hörte, weigerte er ſich zu bezahlen und ging fort. Die Frau aber ging am andern Tage zum Richter, zu deſſen Untergebenen auch der Mann gehörte, und trug ihre Rechnung vor. Der Richter befand ſie ganz richtig, ſchickte den Gerichtsdiener zu dem Manne und beſtellte ihn auf den nächſten Tag um zehn Uhr Morgens vor Gericht, ihm anzukündigen, daß er die fünfzig Thaler bezahlen ſolle.

Der Mann machte ſich alſo früh auf, um zu rechter Zeit vor Gericht zu erſcheinen. Unterwegs traf er einen Bauer bei ſeiner Feldarbeit, und als der ihn ſo traurig daherkommen ſah, hielt er inne und fragte, was er für einen Gang vorhabe. Er erzählte ihm Alles, der Bauer aber ſprach: „Leget Euch dort unter jene Eiche am Feldrain, ich will mich bei dem Richter für Euch ausgeben und Eure Sache wohl in Ordnung bringen. Aber zuerſt muß ich hier meinen Acker fertig beſtellen, ſo lange mag der Richter warten.“

Der Mann legte ſich unter die Eiche und überließ dem Bauer ſeine Sache, ſah aber mit großer Unruhe, daß der ſich gar nicht eilte. Schon war es zwölf Uhr vorbei, als er zum Richter ging und dieſer wollte eben zu Tiſche gehn, da er anlangte, deshalb fuhr er ihn hart an und fragte, weshalb er nicht früher gekommen wäre. „Ei,“ ſagte der Bauer, „ich bin ein Bauersmann wie Ihr ſeht, und einem Bauer wird das Leben jetzt ſauer gemacht. Ich mußte heut' Erbſen ſäen, ſtand gar früh auf und gedachte zu rechter Zeit mit dem Säen fertig zu ſein, ſo daß ich um zehn Uhr vor Gericht erſcheinen könnte. Aber jetzt iſt Alles ſo weitläufig und die Erbſen wollten vor dem Säen erſt gekocht ſein.“

„Gekocht,“ fragte der Richter, „und dann noch geſät? Wie ſoll ich das verſtehen?“

„Ja,“ ſagte der Bauer, „das iſt jetzt die neuſte Mode, ſeit die Wirthinnen ſich von geſottenen Eiern einen ganzen Hühnerhof bezahlen laſſen. Früher freilich gab nur ein rohes Ei ein junges Huhn und damals brauchte man auch die Erbſen nicht zu kochen, wenn man ſie ſäen wollte. Aber Alles ſchreitet jetzt fort und macht große Anſprüche, darum wollen die Erbſen nicht aufgehen, wenn ſie nicht erſt gekocht ſind.“

Da lachte der Richter, beſtimmte, daß nur wenige Pfennige für die geſottenen Eier bezahlt werden ſollten und ging zu Tiſche.

57. Ich diente dem Bauer wohl ein Jahr.

Ich diente dem Bauer wohl ein Jahr,
Da gab er mir ein Huhn;
Da fragten mich alle Leute,
Wie ich mein Huhn wollte heißen.
„Kükelhahn heißt mein Huhn.“

Ich diente dem Bauer wohl zwei Jahr,
Da gab er mir eine Gans;
Da fragten mich alle Leute,
Wie ich meine Gans wollte heißen.
„Langhals heißt meine Gans,
Kükelhahn heißt mein Huhn.“

Ich diente dem Bauer wohl drei Jahr,
Da gab er mir ein Schaaf;
Da fragten mich alle Leute,
Wie ich mein Schaaf wollte heißen.
„Trippeltrappel heißt mein Schaaf,
Langhals heißt meine Gans,
Kükelhahn heißt mein Huhn.“

Ich diente dem Bauer wohl vier Jahr,
Da gab er mir ein Schwein;
Da fragten mich alle Leute,
Wie ich mein Schwein wollte heißen.
„Jägerlein heißt mein Schwein,
Trippeltrappel heißt mein Schaaf,
Langhals heißt meine Gans,
Kükelhahn heißt mein Huhn.“

Ich diente dem Bauer wohl fünf Jahr,
Da gab er mir eine Kuh;

Da fragten mich alle Leute,
Wie ich meine Kuh wollte heißen.
„Kuhruh heißt meine Kuh,
Jägerlein heißt mein Schwein,
Trippeltrappel heißt mein Schaaf,
Langhals heißt meine Gans,
Kükelhahn heißt mein Huhn.“
Ich diente dem Bauer wohl ſechs Jahr,
Da gab er mir ein Pferd;
Da fragten mich alle Leute,
Wie ich mein Pferd wollte heißen.
„Hinundher heißt mein Pferd,
Kuhruh heißt meine Kuh,
Jägerlein heißt mein Schwein,
Trippeltrappel heißt mein Schaaf,
Langhals heißt meine Gans,
Kükelhahn heißt mein Huhn.“
Ich diente dem Bauer wohl ſieben Jahr,
Da gab er mir ein Weib;
Da fragten mich alle Leute,
Wie ich mein Weib wollte heißen.
„Zeitvertreib heißt mein Weib,
Hinundher heißt mein Pferd,
Kuhruh heißt meine Kuh,
Jägerlein heißt mein Schwein,
Trippeltrappel heißt mein Schaaf,
Langhals heißt meine Gans,
Kükelhahn heißt mein Huhn.“
Ich diente dem Bauer wohl acht Jahr,
Da gab er mir ein Kind;

Da fragten mich alle Leute,
Wie ich mein Kind wollte heißen.
„Schütteling heißt mein Kind,
Zeitvertreib heißt mein Weib,
Hinundher heißt mein Pferd,
Kuhruh heißt meine Kuh,
Jägerlein heißt mein Schwein,
Trippeltrappel heißt mein Schaaf,
Langhals heißt meine Gans,
Kükelhahn heißt mein Huhn.“
Ich diente dem Bauer wohl neun Jahr,
Da gab er mir einen Knecht;
Da fragten mich alle Leute,
Wie ich meinen Knecht wollte heißen.
„Haberecht heißt mein Knecht,
Schütteling heißt mein Kind,
Zeitvertreib heißt mein Weib,
Hinundher heißt mein Pferd,
Kuhruh heißt meine Kuh,
Jägerlein heißt mein Schwein,
Trippeltrappel heißt mein Schaaf,
Langhals heißt meine Gans,
Kükelhahn heißt mein Huhn.“
Ich diente dem Bauer wohl zehn Jahr,
Da gab er mir eine Magd;
Da fragten mich alle Leute,
Wie ich meine Magd wollte heißen.
„Unverzagt heißt meine Magd,
Haberecht heißt mein Knecht,
Schütteling heißt mein Kind,
Zeitvertreib heißt mein Weib,

Hinundher heißt mein Pferd,
Ruhruh heißt meine Kuh,
Jägerlein heißt mein Schwein,
Trippeltrappel heißt mein Schaaf,
Langhals heißt meine Gans,
Kükelhahn heißt mein Huhn.“

---

58. Der Nußbaum.

An einem Fluſſe ſtand ein Nußbaum und ließ einen Zweig in's Waſſer hängen. Da glaubten die Leute im Dorfe, das ſei der Schnabel des Nußbaums, und der Nußbaum wolle trinken; ſie banden alſo einen Strick an den Baum und ein Mann ſetzte ſich darauf, um den Zweig ordentlich in's Waſſer niederzudrücken, damit der Baum trinken könnte. Allein dabei riß der Strick, den die andern Leute unten an dem Zweige befeſtigt hatten, der Zweig aber fuhr zurück und ſchlug dem Manne den Kopf ab. Da fiel der Kopf in's Waſſer, die Leute aber ſahen es nicht und erblickten den Mann ohne Kopf auf dem Baume. Alſo dachten ſie, er hätte keinen Kopf gehabt, gingen zu ſeiner Frau und fragten die, ob denn ihr Mann einen Kopf gehabt hätte. Dieſe antwortete: Jawohl, vor ein paar Wochen hätte er noch einen Kopf gehabt, ſeitdem hätte ſie nicht darauf geachtet; dort hänge aber der Hut ihres Mannes an der Wand und ſie möchten einmal zuſehen, ob er darin vielleicht ſteckte. Darin ſteckte der Kopf aber nicht und da waren alle der Meinung, daß der Mann keinen Kopf gehabt hätte.

59. Der Brief auf dem Eichbaum.

Es war einmal ein Förſter, der litt große Noth mit Weib und Kind, und ſo manchen Tag ſchien die liebe Sonne ihm in's Haus hinein und war doch kein Stücklein Brod darin. Darum ſchrieb er einen Brief an unſern Herrgott und ſetzte hinein, dem Herrn Förſter erginge es gar übel; er könne mit ſeiner Einnahme nicht auskommen. Darauf kletterte er mit dem Briefe auf eine Eiche und legte ihn dort oben auf dem Gipfel des Baumes nieder. Er meinte aber, wenn unſer Herrgott den Brief oben auf dem Eichbaum fände, ſo würde er glauben, den hätten die Holzhauer geſchrieben, weil ſie der Förſter erbarme, und würde ihm eine Unterſtützung zukommen laſſen.

Nun ging aber am andern Morgen der Edelmann im Walde auf die Jagd. Als der unter die Eiche kam, ſo wehte ihm gerade der Morgenwind den Brief des Förſters von der Krone des Baumes her vor die Füße. Da glaubte er nicht anders, als daß dies ein Brief ſei, den unſer Herrgott an ihn geſchrieben hätte. Da er nun darin las wie ſchlecht es ſeinem Förſter erging, meinte er, es ſei Gottes Wille, daß er ihm helfen ſolle, füllte alſo mit ſeiner Frau ein Säckchen voll Waizenmehl und trug das in der Nacht vor des Förſters Thür. Darauf füllten ſie noch ein kleineres Säckchen voll mit Geld und das trug er auch noch hin und ſetzte es daneben. Als der Förſter am andern Morgen auf die Jagd gehen wollte, fand er das Säckchen mit Geld und auch das Säckchen voll ſchönen Waizenmehls. Da backte ſeine Frau den ſchönſten Kuchen und ſie dankten

Gott, weil er ihm in der Nacht die beiden Säckchen vor die Thür geſetzt und den Förſter erhört hätte.

---

60. Den Wind vergeſſen.

Einſt war ein Mann, der war nimmer zufrieden, weder mit ſeinem Schickſal, noch mit den Menſchen, noch ſelbſt mit dem lieben Gott. Bald tadelte er dieſe, bald jene Einrichtung ſeiner Weltregierung, vor Allem aber das Wetter, das ihm heute zu warm, morgen zu kühl war; der Regen dauerte ihm heute zu lange, morgen ging er zu raſch vorüber; heute ſchien die Sonne ihm zu feucht, morgen zu trocken. Kurz, er hatte am Wetter beſtändig etwas auszuſetzen und einſt in den heiligen zwölf Nächten ſagte er: „Könnte ich ſelbſt nur das Wetter machen, wie ich wollte, ſo ſollten die Saaten bald anders ſtehen.“ Und ſiehe da, als er das geſagt hatte, trat ein Mann zu ihm, der war mit einem hellen Schein umgeben und ſprach: „Dein Wunſch, das Wetter zu machen, ſei Dir gewährt. Von heute an ſoll Deinen Feldern nur die Witterung zu Theil werden, die Du wünſcheſt und für die beſte hältſt.“ Damit verſchwand die Erſcheinung.

Der Tadler war jetzt hocherfreut, daß ſein Wunſch erhört war. Und da es noch nicht geſchneit hatte, ſo wünſchte er ſeinen Feldern zuerſt eine tüchtige Schneedecke. Und ſiehe, als er auf's Feld kam, ſchneite es luſtig auf ſeine Äcker herab. Den Schnee ließ er bis zum erſten März liegen, beſtellte hierauf trockene

Witterung, dann abwechſelnd Sonnenſchein und warmen Regen, mitunter auch Gewitter und dachte Alles weiſe und gut eingerichtet zu haben. Seine Saaten zeichneten ſich auch vor allen übrigen des Feldes aus, wuchſen und blühten, daß es eine Luſt war und der Mann ging daher gar ſtolz umher und that als wäre er der liebe Gott. Da aber die Zeit der Ernte kam, fuhr er wohl große Wagen voll auf ſeinen Hof, aber nichts als Stroh und kein Körnlein Frucht: denn der überkluge Mann hatte den Wind vergeſſen.

61. Den Segen vergeſſen.

Eine Frau, die fleißig zur Kirche ging, wollte wiſſen, wie viel Mal ſie in Einem Jahre im Gotteshauſe geweſen ſei. Weil ſie nicht ſchreiben konnte, ſo bezeichnete ſie jeden Kirchenbeſuch dadurch, daß ſie einen Pfennig in ein Sparbüchslein ſteckte und ſolches in ihren Koffer verſchloß. Da nun das Jahr um war und ſie vermeinte, das Büchslein voller Pfennige zu finden, öffnete ſie es und ſah nur drei Pfennige darin liegen. Es waren die Sonntage, da ſie zum heiligen Nachtmahl geweſen war und deshalb den Segen abgewartet hatte. An allen übrigen Sonn- und Feſttagen war ſie gleich nach der Predigt, alſo ohne den Segen, aus der Kirche gegangen.

62. Joſef, wandere aus!

Eine Wittwe hatte einen einzigen Sohn, deſſen Vater ſchon zehn Jahre todt war, da kam ein Freier und heirathete ſie. Der Stiefvater war ein rauher Mann, deshalb behandelte er ſeinen Stiefſohn gar übel, und bald galt auch das Sprichwort: Wo ein Stiefvater iſt, da wird auch eine Stiefmutter. Denn als ihr noch ein Sohn geboren wurde, wandte ſich ihr Herz ganz zu ihrem Neugebornen und wurde hart und kalt gegen den älteren Sohn. Der aber ging jeden Morgen hinaus auf einen grünen Platz und ſprach Gott um Hülfe an. Als er ſich auch eines Morgens ſo verlaſſen fühlte, betete er dort: „Mein Gott, mein Gott, warum haſt Du mich verlaſſen, doch nicht wie ich will, ſondern wie Du, mein Vater.“ Im ſelben Augenblick ertönte eine Stimme, die rief: „Joſef, wandere aus!“ Da ging der Knabe zu ſeiner Mutter und bat ſie um einen Reiſepfennig, den weigerte ſie ihm und mit einem Biſſen Brod, den ihm gute Leute gaben, ging er in die Fremde.

Er war noch nicht weit gegangen, da ſtand ein Hund da und bellte vor Hunger immer fort. Dem gab der Knabe das Brod und nun lief der Hund immer mit ihm und wich und wankte nicht von ſeiner Seite. Einſt zogen ſie an einer Räuberhöhle vorbei, da ſtürzten zwölf Räuber heraus, meinten, der arme Knabe trüge Reiſegeld bei ſich und wollten ihn berauben. Aber der Hund zerriß alle zwölf Räuber und darauf drangen ſie in die Höhle ein, fanden auch darin eine Glocke, vieles Gold und Silber, Altardecken mit koſtbaren Treſſen und andere werthvolle Dinge, welche die Räuber in der vergangenen Nacht aus einem nahen Kloſter geraubt hatten, und außerdem noch vieles Geld. Da er nun leicht erkannte, woher dieſe Dinge genommen waren, überlieferte er Alles wieder dem Kloſter und die erfreuten Kloſterleute ſchenkten ihm all das gefundene Geld.

Er wanderte mit ſeinem Hunde weiter und einſt kamen ſie an einem großen Loche vorbei, da ſprang der Hund hinein und fuhr unter eine Bande von fünfzig Falſchmünzern, die dort bei einander hockten und falſch Geld machten. Der Hund biß alle fünfzig Falſchmünzer nieder und als Joſef das viele falſche Geld der Obrigkeit überlieferte, beſchenkte auch ſie ihn reichlich dafür.

Mit dem vielen Gelde, das er nun erworben hatte, lebte er bereits ſehr glücklich; da gelangte er einſt mit ſeinem Hunde auch noch an eine Drachenhöhle, worin drei zwölfköpfige Drachen ſaßen. Der Hund biß die ſechsunddreißig Drachenköpfe ab und ließ es ſich mit ſeinem Herrn in der Drachenhöhle behagen. Sie fanden eingn Keller, davor war eine dicke eiſerne Thür, und ſobald dieſe geöffnet war, rief eine zarte Stimme: „Da kommt mein Erlöſer!“ Es war aber dies eine Prinzeſſin und der Jüngling ging mit ihr zu ihrem Vater, der ihm das Königreich übergab und ſogleich die Hochzeit zurichtete, auch zugleich das Wappen des Landes verändern und einen Hund und ſechsunddreißig Drachenköpfe hineinſetzen ließ. Als das geſchehen war, begann der Hund ſogleich zu reden, ermahnte den jungen König zur guten Regierung und lief davon.

Nach einiger Zeit kam die Klage vor den jungen König, daß ein kleiner Knabe ſeine Mutter, deren einziges Söhnchen er ſei und die eine arme Wittwe wäre, ganz blutig geſchlagen habe und deshalb gefeſſelt in den Königshof geführt ſei. Sogleich hieß er das Kind in den Kerker werfen und es jammerte dieſe That ihn gar ſehr, machte ſich daher auf und ließ ſich zu der Frau weiſen, ſie zu tröſten. Da gelangte er auch an den grünen Platz, wo er einſt gebetet und wo die Stimme vom Himmel gerufen hatte: „Joſef, wandere aus!“ und auf dem Platze ſah er eine blutig geſchlagene Frau liegen und beten. Es war aber ſeine Mutter, deren zweiter Mann auch wieder geſtorben war, und ſie betete ſtill für ſich, daß Gott ihr vergeben möge, was ſie an ihrem älteſten Sohn gethan, denn ſie meinte, daß Gott ſie durch die Miſſethat des jüngſten Söhnchens, das ſie in Allem auf den Händen getragen hatte, habe ſtrafen wollen. „Seid Ihr die Frau, die von ihrem einzigen Söhnchen blutig geſchlagen iſt?“ rief er ſie an, denn ſie war ſo ſehr mit Blut bedeckt, daß er ſeine Mutter nicht ſogleich erkannte. „Ach nein, nein!“ rief ſie da aus, „mein einziger Sohn war es nicht, der mich ſchlug — aber gegen den [illegible] verlor ich die Liebe bei der Geburt dieſes Söhnchens, das jetzt ſeine Mutter gemißhandelt hat, dafür ſtrafte mich Gott.“ Da erkannte ſie der junge König und fragte: „So denkt Ihr noch an Euren erſtgeborenen Sohn?“ Da ſagte die Frau: „Ich betete eben, daß Gott mir meine Sünde an ihm vergeben und ihn mir wieder ſchenken möchte.“ Da war der junge König hoch erfreut, fiel ſeiner Mutter um den Hals, küßte ſie und gab ſich ihr zu erkennen. Da ließ der junge König auch das Söhnchen aus dem Kerker holen, verwies ihm ſein Unrecht, wandte das Geld, das ihm noch übrig war von den Geſchenken, die er erhalten hatte,

hatte, weil ſein Hund die Räuber und die Falſchmünzer zerriſſen, dazu an, eine ſchöne Kirche zu bauen und ließ ſeinen kleinen Bruder ſorgfältig erziehen, daß er gebeſſert würde.

63. Barrabas.

Es war einſt ein Bettler, der bekam viele Kinder, und wählte immer dreißig Gevattern zur Taufe, auf daß ſie ihn beſchenkten, und von dem Gelde lebte er dann eine Zeit lang mit ſeiner Frau herrlich und in Freuden. Zuletzt aber brachte ſeine Frau noch einen Sohn zur Welt, und weil ſchon alle Leute in der Hütte des Bettlers Gevatter geſtanden hatten, ſo wußte er für dies Kind keinen Pathen mehr als ſeine armen Verwandten, die ihm nichts ſchenken konnten. Als nun der Knabe in der Kirche getauft wurde, trat daheim der Teufel zu dem Bettler, ihn zu verſuchen, und erinnerte ihn, wie er früher ſo luſtig Kindtaufe gehalten und noch lange Zeit von den Geſchenken der dreißig Taufzeugen gelebt hatte, und da verſchrieb er dem Teufel den Knaben und bekam von ihm mehr Geld, als er ſonſt an einer Kindtaufe gehabt hatte. Er hielt nun mit ſeiner Frau und ſeinen ältern Kindern noch die allerluſtbarſte Kindtaufe.

Es kam aber die Zeit heran, da der Knabe zwanzig Jahr alt war und dem Teufel übergeben werden mußte. Da verſammelten ſich der Pfarrer, der Lehrer und der Superintendent in der Kirche, ſchloſſen einen Kreis und nahmen den Knaben mitten hinein, ſchlugen auch einen Geſang auf und legten das aufgeſchlagene Geſangbuch dem Jungen auf den Kopf. Sogleich erſchien der Teufel und forderte den Jungen, da ſagte der Superintendent: Nur wenn er jetzt die Macht hätte, ihn aus dem Kreiſe herauszunehmen, ſolle er ihn haben. Dieſe Macht hatte der Teufel nicht und ſagte, der Junge ſolle nach der Hölle kommen und die Verſchreibung zurückholen. Da verſchwand der Teufel; der Knabe aber machte ſich auf, und kam auf einen großen ſchönen Weg, der wurde immer breiter und breiter und führte zuletzt in die Hölle. Da ſeufzten Unglückliche, denen Pech im Halſe brannte, und ein Bett ſtand da, das brannte lichterloh, und der Teufel gab ihm die Verſchreibung zurück, erzählte auch, daß in dieſes Bett der Räuber Barrabas ſollte, welcher ſchon neunundneunzig Menſchen todtgeſchlagen hätte, wenn er aber den hundertſten todtſchlüge, ſo würde er ſofort in die Hölle kommen, wo er in dem brennenden Bett ſchlafen ſolle. Dann ging der Junge mit der empfangenen Beſcheinigung wieder fort und es begegnete ihm ein Rieſe, der trug einen Stab in der Hand und fragte, wo er herkäme, und der Knabe ſagte: „Aus der Hölle!“ und erzählte von dem Bette des Räuber Barrabas. Da ſteckte der Rieſe den Stab in die Erde und ſprach: „Dieſer Barrabas bin ich, mein Sohn! neunundneunzig habe ich ſchon getödtet, und Du, hätteſt Du mir nicht ſolches berichtet, wärſt der hundertſte geweſen.“

Da gab der Rieſe dem Jüngling alles Geld, was er geraubt hatte, und der war ſofort ein reicher Herr und zog mit einer großen Dienerſchaar in der Welt umher und that wohl von dem Gelde des Rieſen allen Kranken und Elenden.

Eines Tages kam er wieder in die Nähe der Stelle, wo er dem Rieſen Barrabas begegnet war, da ſah er einen ſchönen Apfelbaum mit rothen Äpfeln ſtehen, die lachten ihn an, und er hieß ſeiner Diener Einem ihm einen Apfel von dem Baume brechen. Als aber der Diener nach dem Apfel greifen wollte, hoben ſich die Zweige in die Höhe und ſprachen:

Du haſt mir die Frucht nicht gegeben,
Kannſt ſie mir auch nicht nehmen.

Da aber der Jüngling ſelbſt hinkam zu dem Apfelbaum, neigten ſich die Zweige und ſprachen:

Du haſt uns die Frucht gegeben,
Kannſt ſie uns auch nehmen.

Es war aber dies derſelbige Stab, den der Rieſe Barrabas in die Erde geſteckt hatte. Weil der Rieſe Barrabas Buße that, hatte der Stab begonnen zu blühen und Früchte zu tragen und da hatte der Rieſe gerufen: So viel rothe Äpfel auf dieſem Baume ſeien, ſo viel blutrothe Mordthaten hätte er auf ſeinem Gewiſſen, und da hatte Gott ihn in ſeinen Himmel aufgenommen und wenn die Engel die Gnade und Langmuth Gottes loben, ſo übertönt der Geſang des Rieſen Barrabas die Geſänge aller der himmliſchen Heerſchaaren.

Der Jüngling aber brach die Äpfel alle vom Baume und ſie wurden in ſeinen Händen alle zu Gold und wurden ein Segen und eine Erquickung für alle Armen und Kranken.

64. Von dem Hirſch, dem Fiſch und dem Schwan, die auf Gottes Wort horchen ſollten.

Unſer Herr Jeſus wollte einmal ſehen, ob ſchon wieder eine Sündfluth nöthig wäre, darum begab er ſich mit Petrus auf Reiſen. Sie kamen in ein Dorf und baten die reichen Bauern um Speiſe, aber die ſagten: Wenn ſie dreſchen helfen wollten, ſo ſollten ſie zu eſſen haben, anders nicht. Das ſchrieb ſich der Herr Chriſtus in ſein Tagebuch und ſchickte das nächſte Jahr den Bauern Mißwachs dafür und die reichen Bauern hatten jetzt für ſich ſelbſt nichts zu dreſchen. Als aber Jeſus und Petrus von den Bauern abgewieſen waren, kamen ſie an eine niedere Schindelhütte im Walde, darin ſaß ein alter Holzhauer und aß mit ſeinem Sohne das Mittagsbrod. Bei dem baten ſie nur um einen Trunk Waſſer, aber der Holzhauer gab ihnen von ſeiner magern Brodſuppe hin, behielt ſie auch über Nacht und verpflegte unſern Herrn Jeſus ſammt Petro auf's Schönſte und Beſte. Weil aber der Herr Jeſus prüfen wollte, ob dieſe Gutmüthigkeit beharrlich ſei, ſo blieben ſie volle acht Tage bei dem Holzhauer und jeden Mittag wartete der unſerm Heiland und Petro auf's Beſte mit der Brodſuppe auf, woran ſie ſich recht labten.

Als die acht Tage um waren, ſagte Jeſus dem Holzhauer Lebewohl und nahm deſſen Knaben mit ſich. Unterwegs fragte Jeſus und Petrus den Jungen, ob er noch nichts von Gott gehört habe. Da ſagte er: „Nein;“ denn der arme Holzhauer hatte es über ſeiner vielen Arbeit vergeſſen, ſeinem Sohne von Gott zu ſagen. Darauf ſagte Jeſus: Dann müſſe er ſieben

Jahre als Hirſch mit goldenen Hörnern dienen. Nach ſieben Jahren ſolle er auf der Stelle, wo ſie wären, ſich wieder einſtellen und ſagen, ob er noch immer nichts von Gottes Wort gehört habe. Wie nun Jeſus das ausgeſprochen hatte, lief der Knabe als Hirſch mit goldenen Hörnern davon in den tiefen ſtillen Wald hinein und horchte auf Gottes Wort, aber er hörte es nicht. Als die ſieben Jahre um waren, erſchien Jeſus und Petrus wieder auf der Stelle im Walde und riefen den Hirſch mit goldenen Hörnern, der auch ſogleich erſchien. Da ihn nun Jeſus fragte, ob er im Walde noch nichts von Gottes Wort gehört habe, ſagte der Hirſch mit goldenen Hörnern: „Nein,“ und Jeſus beſtimmte über ihn, daß er ſieben Jahre im Waſſer als Fiſch mit goldenen Schuppen auf Gottes Wort horchen müßte. Und ſo wie Jeſus das ausgeſprochen hatte, ſchwamm der Hirſch mit goldenen Hörnern als Fiſch mit goldenen Schuppen im Waſſer und horchte auf Gottes Wort. Die ſieben Jahre waren auch bald wieder um und Jeſus erſchien nach Verlauf derſelben abermals und fragte den Fiſch mit goldenen Schuppen, ob er auch in der Tiefe des Waſſers nichts von Gottes Wort gehört habe, worauf der Fiſch wieder „Nein“ ſagte. Da verwandelte Jeſus den Fiſch mit goldenen Schuppen in einen Schwan mit goldenen Flügeln, und nun mußte der Fiſch mit goldenen Schuppen als Vogel in der Höhe auf Gottes Wort hören, aber beinah ſieben Jahre vergingen auch, ehe der Schwan mit goldenen Federn etwas von Gottes Wort hörte. Am letzten Tage, welcher an dem ſiebenten Jahre fehlte, flog der Schwan mit goldenen Federn auf ein Dach und ſetzte ſich auf einen Schornſtein und hörte da, wie ein altes Mütterchen ihrem Sohne, welcher in die Welt gehen wollte, die Worte mit auf den Weg gab: „Fürchte Gott und halte ſeine Gebote.“ Als nun Jeſus mit Petro wieder auf die Stelle kam, riefen ſie den Schwan mit goldenen Federn. Sogleich erſchien der Schwan und ſagte freudig ehe ihn Jeſus fragte: „Ja, ja ich habe Gottes Wort gelernt, es heißet: Fürchte Gott und halte ſeine Gebote.“ Da wurde der Schwan wieder in einen Menſchen verwandelt, war glücklich und was er im Sinne hatte, gelang ihm; behielt auch die Macht, ſich, wie er nur mochte, in einen Hirſch, einen Fiſch und einen Schwan zu verwandeln.

Jeſus aber ſchickte ihn zum Thore hinaus und ſagte ihm, er ſolle den Schinder um eine Kuhhaut anſprechen, der würde ſie ihm ſogleich geben, davon ſolle er ſich eine prächtige Splitterjungen-Hoſe (das iſt eine Hoſe, wie ein Knabe ſie trägt, der Holz ſplittern muß) machen laſſen. Dies that das Glückskind und Alles traf ein, wie Jeſus geſagt hatte. Das Fell gab eine hübſche Hoſe. Als dieſe fertig [illegible] zum König und ſagte, er ſolle Splitterjunge werden, und der König würde ihn gern aufnehmen. Er ging zum König und bot ſeine Dienſte als Splitterjunge an, der König nahm ihn gerne auf. Einige Zeit nachher ſtarb der Kutſcher und weil der Splitterjunge ſich gut gehalten hatte, ſo machte ihn der König zu ſeinem Leibkutſcher.

Späterhin brach Krieg aus und der Kutſcher mußte ſeinen Herrn in den Krieg fahren. Unterwegs fiel dem König ein, daß er ſein Schwert vergeſſen habe und er rief aus: daß derjenige, welcher ſein Schwert in einer Viertelſtunde holen könnte, ſeine Tochter zur Gemahlin haben ſolle. Da gedachte der Kutſcher, daß er ſich in einen Schwan mit goldenen Federn verwandeln könnte, nahm Urlaub und ging eine Strecke weit hin und flog da als Schwan mit goldenen Federn auf. Als er vor dem Fenſter der Prinzeſſin war, machte die es geſchwind auf und ließ den hübſchen Vogel ein. Der Vogel aber verwandelte ſich in einen Menſchen und ſagte zu der Prinzeſſin: Wer des Königs Schwert bringe, der ſolle ſie heirathen; erzählte auch, wie er vom Herrn Chriſtus die Macht habe, ſich zu verwandeln. Dann erhielt der Kutſcher das Schwert und verwandelte ſich in einen Hirſch mit goldenen Hörnern und die Prinzeſſin brach einen kleinen Aſt aus den goldenen Hörnern, den ſie zum Andenken aufhob; dann verwandelte er ſich in einen Fiſch mit goldenen Schuppen und die Prinzeſſin nahm eine Schuppe von ihm zum Andenken; danach verwandelte ſich der Fiſch in einen Schwan mit goldenen Flügeln und da zog ihm die Prinzeſſin eine goldene Flügelfeder aus. Als Schwan mit goldenen Federn flog der Kutſcher wieder davon. Da er aber vor das Haus kam, worin der König war, verwandelte er ſich wieder in einen Menſchen und wartete, bis einer von den Leuten des Königs käme. Es währte nicht lange, ſo kam ein Miniſter, riß ihm das Schwert aus der Hand und hieb ihm den Kopf ab und warf ihn in eine Miſtpfütze. Vor dem Könige aber that ſich der Miniſter groß und gab vor, er hätte das Schwert in der Viertelſtunde herbeigeholt. Der König lobte den Miniſter und als der Krieg zu Ende war, veranſtaltete er die Hochzeit. Aber die Prinzeſſin ſagte, daß derjenige, der ſich nicht in einen Hirſch mit goldenen Hörnern, in einen Fiſch mit goldenen Schuppen und einen

Schwan mit goldenen Flügeln verwandeln könne, nicht ihr Verlobter ſei, und einen andern wolle ſie nun und nimmermehr freien. Von allen dieſen Künſten, die der Kutſcher gekonnt hatte, wußte der Miniſter nichts. Weil aber die Prinzeſſin ſich dem Gelübde des Königs widerſetzte und ihr Vater meinte, ihr Verlangen ſei ganz unbillig und ihr Vorgeben von ihrem Verlobten mit goldenen Gaben ſei erlogen, ſo ſollte ſie verwandelt werden und es wurden zu dem Zwecke drei Scheiterhaufen aufgeſtellt. Da ſie vor dem erſten gefragt wurde, ob ſie den Miniſter nicht wolle, ſagte ſie: Nein; dann wurde ſie weiter gefahren und beim zweiten Scheiterhaufen auch gefragt, aber ſie antwortete wieder „Nein.“

Zu derſelbigen Zeit kam Jeſus an der Miſtpfütze vorbei und rief: „Menſch mit goldenen Gaben wache auf!“ Und der todte Kutſcher ſtand vor Jeſus. Da erzählte ihm Jeſus das Unglück ſeiner Braut und befahl ihm ſich als Schwan mit goldenen Federn zu verwandeln und ſeine Braut zu erlöſen. Da flog der Schwan mit goldenen Federn dahin und nach kurzer Zeit bei dem dritten Scheiterhauſen. Vor demſelben ſtand ſchon ſeine Braut und er verwandelte ſich vor aller Augen in einen Hirſch mit goldenem Geweih, in einen Fiſch mit goldenen Schuppen und in einen Schwan mit goldenen Federn und dann in einen Kutſcher. Er erzählte auch den Betrug des Miniſters, da wurde der auf dem dritten Scheiterhaufen verbrannt. Der Jüngling aber heirathete die Prinzeſſin, erbte ſpäter das Königreich und regierte viele Jahre lang nach dem Rechte.

Anhang.

A. Über den ethiſchen Gehalt der Märchen, mit beſonderer Rückſicht auf die vorliegende Sammlung.*)

Eine Abhandlung für Freunde der Jugend.

Wie alle Menſchen gern glücklich ſein möchten, ſo ſpiegelt auch das Märchen vor Allem das Streben nach Glückſeligkeit und Vollkommenheit, und es gewährt ſie dem Menſchen in der naiven Weiſe, die dem Märchen eigen iſt, in weit unbeſchränkterem Maße, als dies jemals einer Kunſtdichtung, z. B. einem Roman, in den Sinn kommen kann, und faſt ſtets durch raſchen Glückswechſel. „Des Gluckes Rat muß umme gan,“ ſagt der junge

---

*) Von dem, was ich in meinen „Kinder- und Volksmärchen,“ Vorwort S. IX, zur Literatur des deutſchen Volksmärchens angab, nehmen die Grimm'ſchen Vorreden und der Aufſatz in den Grenzboten auch auf die ethiſche Seite des Märchens Bezug. Herder's Betrachtungen über Märchen und Romane ꝛc. (zur ſchönen Literatur und Kunſt, 17. Theil, S. 89—123) müſſen unvergeſſen ſein und betrachten das Märchen natürlich eher vom ethiſchen und poetiſchen als vom mythologiſchen Geſichtspuncte. Mein eigner Aufſatz: „Über das Märchen und die Sage und ihre Benutzung in einigen deutſchen Dichtungen, insbeſondere Gottfried Auguſt Bürgers“ in der Allgemeinen Monatſchrift von 1854, Juliheft, gehört, ſoweit er ſich mit dem Märchen beſchäftigt, ganz und gar hieher.

Mann zum alten Mann in einem wunderſchönen alten Gedichte, und das ſcheint auch der Grundſatz des Märchens. Bei dieſem märchenhaften Glückswechſel gewinnt der Gute ſtets, und nur der Böſe verliert.

Die auf dieſem ganzen Gebiete herrſchende Naivität erlaubt jedoch nicht, daß in einem einzelnen Märchen die ſittliche Weltanſchauung in allen einzelnen Zügen, wie dies in einer vollendeten Kunſtdichtung der Fall ſein kann, vollſtändig zur Erſcheinung kommt. Das Märchen faßt z. B. einen einzelnen Fehler, wie den Geiz, in's Auge und verfolgt ihn mit allen nur erdenkbaren Mitteln. Dabei iſt ihm dann Alles erlaubt, denn es kommt ihm für jetzt nur auf dieſe Einzelnheit an. Werden Mord und Todtſchlag begangen, um einen Fehler, der viel geringer iſt als ſie, zu ſtrafen und bei der Wurzel auszurotten, ſo iſt dies wegen des burlesken Charakters, den das Ganze gewinnt, hier eben ſo unverfänglich als im Puppenſpiel.

Rühmenswerth und des höchſten Lobes würdig iſt jene Keuſchheit des Volksmärchens, welches (wie es denn den ganzen Umfang des menſchlichen Lebens kennt und deshalb für den kindlichen Geiſt außerordentlich bildend iſt) auch alle Geheimniſſe, alles Böſe, alles menſchliche Gebrechen weiß, aber das Schlimmſte ſchamhaft verhüllt und alle die Abgründe nicht mit Blumen, aber mit Moos und Laub bedeckt, in denen die moderne Phantaſie mit Wolluſt herumwühlen würde und die denn auch, wie wir bei den Orientalen und Italienern ſehen, faſt durch jede novelliſtiſche Verarbeitung des Märchens, ſchamlos entblößt ſind.

Unter den Märchen dieſer Sammlung, wiewohl ſie ſonſt nicht nach ihrem Werthe geordnet ſind, ſteht doch gewiß mit Recht voran unter Nr. 1: Dank iſt der Welt Lohn. Eins der ſchönſten Märchen, die überhaupt vorhanden ſind: denn ein idealer Gedanke, der dem gewöhnlichen Leben gegenüber ſogar als paradox erſcheint, wird wahrhaft großartig und auf eine nicht gemeine Weiſe ſiegreich durchgeführt. Aber nur der wahrhaft Reine, der ſich ganz dem Idealen hingibt, machte die Erfahrung, welche die Überſchrift ausſpricht. Der Fuchs im folgenden Märchen, der den gleichen Satz aufſtellt, macht, als er ſich durch einen klugen Einfall Dank verdient hat und dies nun mit der ganzen Lüſternheit ſeiner Fuchsnatur ausbeuten will, doch die Erfahrung (Nr. 2): Undank iſt der Welt Lohn.

Der bunte Bauer (Nr. 15), Böſe werden (Nr. 16) und Das Ohrläppchen (Nr. 17) weiß Geſchichten von armen und ganz verachteten Bauern zu erzählen, die, von den Schlägen des Schickſals mehr aufgerüttelt und aufgeſtachelt als daniedergeſchlagen, mit gutem, wenn auch mitunter unfreiwilligem Humor noch den Stolz des reichen Nachbars und Vetters beſtrafen, der hochmüthig auf ſie herabſieht, womit dann auch wohl ein Wechſel des Geſchickes verbunden iſt.

Allerliebſt iſt in dem eben erwähnten Märchen: Böſe werden (Nr. 16) der Gedanke, daß eine Wette gemacht wird, in der derjenige verliert, der zuerſt auf den andern böſe wird und daß der Eine Theil, der aus Geiz die ärgſten Mißhandlungen des andern ruhig ertragen hat, ſich dann ganz treuherzig für böſe und beſiegt erklärt, als ihm die Frau todtgeſchoſſen wird.

In dem Märchen Nr. 18: Von den ungetreuen Wirthstöchtern und von der Prinzeſſin mit goldenen Haaren, wird, aller Berechnung zum Trotz, das höchſte Glück nicht dem zu Theil, der es liſtig erworben zu haben meint, ſondern dieſer wird wieder darum betrogen durch die Schuldloſen und Reinen, welche den Raub, den ſie begehen, nicht ahnen.

Unter den dann folgenden Märchen zeigt Nr. 22: Der gute und der böſe Geiſt, wie ſchwer es dem Menſchen iſt, das Glück zu ertragen, ſelbſt wenn er das Unglück ertrug; es iſt dies gleichfalls ein ſchon bekanntes und beliebtes Märchenthema, welches aber diesmal nicht wie ſonſt ſcherzhaft, ſondern ernſt und gemeſſen durchgeführt wird.

Mit dem Stücke Nr. 30: Sim-ſim-ſeliger Berg beginnt eine Reihe von Räubermärchen. Wenn man dieſelben mit neuern Räuber- und andern Criminalgeſchichten vergleicht, ſo kann man ſich nicht genug wundern, wie fein und ſinnig die in den Märchen waltende Phantaſie unſerer Altvordern dieſen ſpröden Stoff zu behandeln und wie mannigfach ſie ihn zu variiren verſtand, ohne unäſthetiſch zu werden. Grundzug iſt dabei, daß die Räuber nie durch phyſiſche Übermacht, ſondern durch Geiſtesgegenwart, überlegenen Verſtand und Liſt bewältigt werden, was oft zum Schluſſe noch zu einer hübſchen wahrhaft plaſtiſchen Gruppe führt, beſonders in Nr. 32: Der Reiter in Seiden, wo ein Mädchen die Räuber überliſtet hat und das auch ſchon durch die zierlich-geheimnißvolle Erſcheinung des Räubers ſehr hübſch wird; nicht minder in Nr. 34: Der Scharfrichter und die Handwerksburſchen, wo zu der Liſt freilich noch hinzukommt, daß die maleriſche Gruppe der Räuber feſtgebannt wird. In Nr. 31: Die gebleichte Hand, iſt die Verbindung des bekannten Märchenzuges, daß eine Königstochter, die nicht lachen kann, zum Lachen gebracht werden ſoll, mit einem Räubermärchen, ſo wie der mehr zum „Gruſeln“ als zum Lachen auffordernde Spaß, wodurch dies dem Räuber gelingt, von groſſer Kühnheit und auch von unläugbarer Wirkung. Das Märchen Nr. 35: Der Fleiſcherknecht, führt ein kleines, ſehr gut ausgeführtes Fechterſpiel an unſern Augen vorüber. In Nr. 37: Räuber mahlen, vernichtet die Natur (durch das Waſſer) ſelbſt die Räuber; der gottloſe Mühlknappe und daß das Ganze während der Kirche geſchieht, wo die Mühle ſtill ſtehen ſollte, ſteigert noch den Eindruck, der fromme heimkehrende Müller tritt verſöhnend zwiſchen das Grauſen. Das Märchen Nr. 33: Die Räuberbraut, feſſelt durch ſeinen träumeriſchen Anſtrich. Wie es öfter in

Märchen vorkommt, ſo ſagt auch die Räuberbraut nicht nur: „Es war ja nur ein Traum,“ ſondern was ſie erlebt hatte, ward auch wirklich wie ein Traum an uns vorübergeführt. Beſonders ſchön iſt dabei das gewaltſame Ende der hohen Dame, deſſen näherer Zuſammenhang mit Recht nicht aufgehellt wird, während für die Dame ſelbſt durch die traurige Mahlzeit, ſo wie durch die dabei ſtattfindende Unterredung, doch unſer Mitleid auf eine nicht gemeine Weiſe erregt wird. In Nr. 36: Der Edelmannsſohn, bildet das Räuberhaus und was darin vorgeht, nur eine Epiſode. Bei der Bewältigung der Räuber kommt wiederum Frauenliſt und die maleriſche Gruppe in's Spiel; da hier eine Königin die Siegerin iſt, ſo wird nur Alles viel prächtiger und glänzender ausgeführt als ſonſt. Im Übrigen iſt das Grundthema, das auch ſonſt dem Märchen lieb iſt, der leichtſinnige Sohn, der, als ihn ſein Vater aufgegeben hat, in die Welt zieht, dann vom Glücke hoch erhoben zurückkehrt und nun noch im Vaterhauſe, umgekehrt wie der mit offenen Armen empfangene verlorne Sohn der Bibel, durch Verkennung und weil Niemand ihm ſeinen fürſtlichen Rang glauben kann, durch gemeine Arbeit, Schläge und Einſperren den früheren Leichtſinn büßt, um dann gleichſam gereinigt und voller Hoheit dazuſtehen. Von den bisherigen unterſcheidet ſich das Märchen Nr. 38: Der Maurerlehrling, dadurch, daß der Räuber hier nicht förmlich beſiegt wird. Wenn auch nicht der Räuber ſelbſt, ſo iſt doch ſein Helfershelfer der Held, und gewinnt, indem er uns durch die Anhänglichkeit an ſeinen Meiſter und deſſen Familie der etwaigen moraliſchen Bedenken überhebt, durch ſcharf berechnenden Verſtand und gutmüthigen Humor die Königstochter.

Unter den ſpäteren Märchen mag dem im Weſentlichen ſchon durch andere Aufzeichnungen bekannten Nr. 43: Die Sonne bringt es an den Tag, „die uralte Idee von der göttlichen Natur der Sonne, die Alles durchſchaut und die Menſchen erſpäht, wie es im Indiſchen heißt“ zu Grunde liegen.

In Nr. 48: Der Hund Lilla, rettet ein Mädchen ſich dadurch, daß es den Richtern ein Räthſel vorlegt, welches ſie nicht errathen können. Über ihr Vergeben erfahren wir wohlweislich nichts; ihr naives Benehmen vor Gericht und ihr herzliches Vertrauen auf den treuen Hund, der ihr ſo ſeltſam dienen muß, verſöhnt uns unter allen Umſtänden mit ihr. Nr. 49: Die kluge Bauerntochter, verherrlicht den Mutterwitz, deſſen der Höchſte und Mächtigſte am wenigſten entbehren ſolle. Wie unſere Altvordern ihn beſonders vor Gericht hochhielten, zeigt auch weiter unten die geſottenen Eier; aus: die kluge Hirtentochter, und: der Hund Lilla, weht uns die ganze ſinnliche Naturfriſche des alten Rechts an. Die kluge Bauerntochter enthält aber noch einen Nebengedanken, ſie zeigt das wahrhaft Weibliche in dem ſogenannten Mutterwitz auf, verherrlicht alſo den weiblichen Verſtand und will demſelben auf eine eben ſo feine als ſchalkhafte Weiſe ſeinen Einfluß auch außerhalb der ihm zunächſt geſteckten Grenzen ſichern.

Einige Märchen von religiöſem Inhalt machen den Beſchluß. Beſonders ſchön iſt darunter Nr. 63: Barrabas. Das Märchen Nr. 64: Von dem Hirſch, dem Fiſch und dem Schwan, die auf Gottes Wort horchen ſollten, beklagt in ſehr ſinniger Art, daß Gottes Gebote in der Welt zu wenig geachtet würden, ja, das von ſeltner Naturfriſche angewebte Märchen ſtellt ſie als vergeſſen dar und läßt ſie vor unſern Augen im Schooße der Natur wieder geboren werden, um ihre beglückende Wirkung zu üben auf die Unſchuldigen und Reinen, welche für ſie empfänglich ſind.

Dieſe Bemerkungen, welche nachdenkenden Freunden der Jugend wohl angeben werden, was ſie in ihrer Weiſe weiter auszuführen haben, und in denen manche der ſchönſten Märchen der vorliegenden Sammlung gar noch nicht berührt ſind, ließen ſich leicht noch vermehren, doch wozu, da ſie ja doch immer nur an einzelnen Beiſpielen den ethiſchen Gehalt des deutſchen Volksmärchens, ſeinen Reichthum an Belehrung und Lebensweisheit zeigen könnten? Für Eltern, Lehrer und Erzieher, welche nach dem Wunſche des Herausgebers dieſe Erläuterungen ihren Unterredungen mit der Jugend zu Grunde legen möchten, ſei noch bemerkt, daß dieſelben für die Stufe von mindeſtens 12 Jahren gehören, nicht aber für das frühere Lebensalter, welches ſich zu dem Märchen noch völlig naiv verhält.

B. Literariſche und mythologiſche Anmerkungen zu den Märchen der vorliegenden Sammlung.

Die **Heimath** der hier vorliegenden Märchen, unter welche ſolche, die den Märchen in meinen „Kinder- und Volksmärchen" (Leipzig, Avenarius und Mendelsſohn 1853) entſprechen, nicht aufgenommen ſind, iſt die weite Strecke zwiſchen Hamburg und dem Kyffhäuſer, jedoch vorzugsweiſe ſind ſie wieder geſammelt auf dem weſtlichen Harze. Viele der Märchenſtoffe ſind mir aufgeſchrieben mitgetheilt vom Lehrer Th. Steuder in Lonau und von W. Bernack aus Oſterode a. H., auch zwei von Bever, dem „Rothenburger Einſiedler" in Kelbra; die Quellenangabe über Nr. 42. f. in der betreffenden Anmerkung. Den betreffenden Herren ſpreche ich meinen aufrichtigen Dank aus. — Nur ein Märchen dagegen wurde nach gedruckter Quelle gearbeitet: das Märchen „Piep, piep", nach einem Gedicht von Robert Prutz (der es in der Jugend zu Stettin hörte) in deſſen deutſchem Muſeum von 1853, Nr. 18.

Von dem, was ich mir zur Literaturvergleichung für die einzelnen hier folgenden Märchen anmerkte, theile ich nur das Wichtigſte in den Anmerkungen mit. Wenigſtens im Allgemeinen muß angegeben werden, daß ſehr häufig, aber immer auf möglichſt kritiſche Weiſe, Varianten von einer und derſelben Erzählung benutzt ſind, namentlich aber, daß zwei Stücke je aus zwei nicht urſprünglich zuſammengehörigen Märchen zuſammengeſetzt wurden, nämlich Nr. 6.: Die Zwergmännchen (das zweite begann hier da, wo der Junge durch den Wald geht und den Zwergen Geld gibt), und Nr. 15.: Der bunte Bauer (nach zwei, in gewiſſer Hinſicht freilich doch nahe verwandten Erzählungen vom Hick, deſſen Inhalt ich ſchon im Voraus in den „Harzſagen" S. 273. beleuchtet habe, und vom bunten Bauer). — Ein alphabetiſches Sachregiſter für den wiſſenſchaftlichen Gebrauch beizugeben, würde einer Sammlung von Kindermärchen nicht gut anſtehen. Da indeſſen die Recenſion der „Harzſagen" in J. W. Wolf's Zeitſchrift für Mythologie und Sittenkunde II., S. 119 u. 120., in jenen weſentlich oberharziſchen Sagen das Sachregiſter vermißt, ſo bin ich nicht abgeneigt, der noch fehlenden Sammlung der Sagen des Unterharzes ein gemeinſames Regiſter über alle meine bis dahin erſchienenen mythologiſchen Sammlungen, welches alſo auch die vorliegende Märchenſammlung umfaſſen ſoll, beizugeben.

Nr. 1. Dank iſt der Welt Lohn. Weniger ſchön und vollſtändig, jedoch am Meiſten noch entſprechend iſt im Pentameron des Baſile IV., 2., die zwei Brüder (im Auszuge in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, III., S. 336 u. 337). In Gerle's Volksmärchen der Böhmen findet ſich ein K. u. H.-M., III., S. 429 u. 430 im Auszuge mitgetheiltes: „St. Walburgis Nachttraum oder die drei Geſellen;" von ihnen hat Einer große Schätze erbeutet und wird deshalb

von

von den andern im Schlaf geblendet und beraubt. Dieſer hört dann in der „Walburgisnacht," was ſich Hexen berichten, wird dadurch von Neuem glücklich und zeigt ſich barmherzig gegen die beiden Andern. — Vergl. auch in Zingerle's Märchen aus Tyrol Nr. 20, die zwei Jäger.

Nr. 2. Undank iſt der Welt Lohn. Dies Märchen iſt wenig abweichend auch in Ungarn bekannt. Vergl. den Auszug aus v. Gaal's Märchen der Magyaren, 1822, A. u. H.-M., III., S. 434. — Zu dem bald darauf folgenden ſchönen Märchen: die Goldtochter und die Hörnertochter vergl. die Erörterung in dem oben angeführten Aufſatze der Allgem. Monatsſchrift S. 533 u. 534.

Nr. 5. Die Goldtochter und die Hörnertochter. Vergl. die vorläufige Erörterung dieſes Märchens in dem oben angeführten Aufſatze der Allgem. Monatsſch., und zwar dort S. 534 u. 535. In mythologiſcher Hinſicht iſt nachzutragen, daß ſchon die Kette, mit der die Erſcheinung kommt, ſie als Schwanenjungfrau ausweiſt und dem suanerinc gleichkommt. Vergl. W. Grimm, Heldenſage S. 388.

Nr. 8. Von der Stadt Sedelfia und dem Vogel Fabian. Über Ausſetzung der Kinder ſ. J. Grimm, Rechtsalterthümer S. 455 — 460.

Nr. 18. Von den ungetreuen Wirthstöchtern und von der Prinzeſſin mit goldenen Haaren. „In Blut und Herzen ruht die höhere Macht [zunächſt eines Drachen], deshalb iſt Reigin lüſtern danach, und Sigurd, indem er davon genießt, empfängt geheime Kenntniſſe, namentlich das Verſtändniß der Vogelſprache." Nach der Vilk. Sage verſteht Siegfried, was zwei Vögel ſagen, nachdem er Brühe vom Fleiſch eines Drachen genoſſen hat. Wilhelm Grimm, deutſche Heldenſage, 1829, S. 390 u. 75. Schon durch den Genuß des Vogelherzens würde ſich in unſerm Märchen das Verſtändniß der Sprache der Schwalben und auch wohl der Raben erklären. — Nach der Völſungaſaga ſchnitt Sigurd dem Wurme das Herz aus, Reigin aber trank Faſnirs Blut und bat Sigurd ihm das Herz zu braten. Dieſer briet es. Als der Saft heraustroff, tippte er mit dem Finger daran, um zu koſten, ob es gar wäre. Sobald aber das Herzblut des Wurmes auf ſeine Zunge kam, verſtand er die Sprache der Vögel; einer derſelben verhieß ihm Weisheit, wenn er ſelbſt das Herz äße; der andere ſagte, Reigin ſuche ihn zu hintergeben u. ſ. w. — Nach dem Volksbuche vom gehörnten Sigfrid nimmt dieſer die Tochter des Königs von Sicilien zum Weibe.

Nr. 26. Der Zauber-Wettkampf. 1695 ſagte ein munterer und mit einem aufgeweckten Verſtand begabter Junge von 17 Jahren in dem Kloſter Wolmirſtedt freiwillig gegen andere ſeines gleichen aus und wiederholte nachher gerichtlich, daß er pacta mit dem Teufel gemacht, ſammt ſeinem geweſenen Herrn, einem Arzt, ſich reſpective in einen Vogel und Eſel verwandelt, und ſolcher Geſtalt vielen Menſchen Schaden gethan. (Ernſthafte, aber doch Muntere und Vernünftige Thomaſiſche Gedanken und Erinnerungen über allerhand auserleſene Juriſtiſche Händel. 1. Theil. 2. Aufl. Halle im Magdeburgiſchen 1723. S. 205.)

Nr. 29. Johannes der Bär. Ich hätte gewünſcht, von den verſchiedenen Erzählungen dieſer Geſchichte, die mir bekannt geworden ſind, die mythologiſch-wichtigſte, wenn auch nicht an ſich gerade intereſſanteſte, rein im Text geben und daneben alle Varianten ſelbſtändig mittheilen zu können. Da ein ſolches Verfahren aber ein kleines Buch für ſich verlangt hätte, ſo mögen folgende Andeutungen genügen. Der Held wurde bald Johannes der Bär, bald Martis Bär (in einer der wichtigſten Erzählungen, welche mit der von Johannes der Bär hier zu Grunde gelegt iſt) genannt, in den unbedeutendern Varianten führte er gar keinen beſtimmten Namen. Johannes der Bär war der Sohn eines

Schmieds, der im Vaterhauſe ſogleich mit Anfertigung des „Spazierſtockes“ beginnt. Martis Bär, der mit der Bärenmilch genährt wird, wie im Text, dann die Schule beſucht und den Ackerbau betreibt, greift erſt zum Schmiedehandwerk, weil ihm bis dahin Alles unter den Händen zerbricht. Das Begegnen mit den Starken kommt in beiden Hauptberichten vor, die Züge ſind daher hier aus beiden genommen; in dem, worin der Held Johannes heißt, heißt auch jeder der Starken Johannes, was an die zwölf Johannes von Königsberg erinnert, welche den Teufel nöthigen wollten, ihnen Schätze zu überliefern, weil er ihnen ihres Namens wegen nichts anhaben könnte. Die Rieſen ſagten daher eigentlich nicht, daß ſie nicht ſo ſtark ſeien als Johannes der Bär, ſondern (im andern Hauptbericht) als Martis Bär. Zu Johannes der Bär kommt ein Männchen, deſſen Blutſpuren nachher zu der Höhle führen. Daß den Prinzeſſinnen Sterne, Mond und Sonne leuchten, iſt mit dem daraus Folgenden aus einem untergeordneten Bericht entnommen. Johannes der Bär ſchmiedet nachher im Königsſchloſſe wirklich, Martis Bär nur zum Schein. Daß er dort mit dem „Spazierſtocke“ ſchmiedet, ſagte der Erzähler nicht. — Folgender Bericht möge hier Platz finden, welcher den übrigen ferner ſtand und deshalb im Texte nicht benutzt werden konnte.

Ein Ritter kommt mit drei Gefährten in den Wald und lebt dort mit ihnen in einer Höhle; die drei Gefährten werden von den Zwergen in Todesſchlaf gezaubert, darauf keilt der erſte Ritter liſtig die Zwerge, indem er ſie auffordert, ihm bei einer Waldarbeit zu helfen, an den Bäumen bei den Händen feſt. Danach geloben ſie ihm ein Schwert und Salbe, mit der er ſich ſchmieren müſſe, um das Schwert regieren zu können; ferner einen Ring, wenn er daran drehe, ſo wären ſie bei ihm, und einen Hut, wenn er dieſen aufſetze, ſo könne ihn Niemand ſehen; auch machen ſie ſeine drei Gefährten wieder lebendig und führen ihn in eine andere Höhle, wo er mit ſeinem Schwert drei Prinzeſſinnen von drei ſiebenköpfigen Drachen erlöſen ſoll. Er beſchmiert ſich mit ſeiner Salbe, tödtet alle drei Drachen und bekommt von jeder Prinzeſſin noch einen Ring mit ihrem Namen. Seine Gefährten winden zuerſt die drei Prinzeſſinnen aus der Höhle und dann füllt er, als ſie ihn ſelbſt herauswinden wollen, von den Zwergen gewarnt, einen Kaſten mit Steinen; als dieſer halb herausgezogen iſt, laſſen ſie ihn wieder fallen und eilen mit den Prinzeſſinnen davon. Jetzt dreht er am Zwergringe, den er am Daumen hat, und die Zwerge winden ihn heraus. Aus dem Wirthshauſe in der Königſtadt ſchickt er der älteſten Prinzeſſin, die er zuerſt erlöſt hat, den Ring mit ihrem Namen, worauf dieſe ihrem Vater bekennt, daß ſie mit ihren Schweſtern nicht durch die Gefährten des Ritters, welche ſich für ihre Erretter ausgegeben haben, erlöſt ſei. Der König läßt nun den Mann ſuchen, der die Ringe der andern beiden Prinzeſſinnen hat, und des Ritters falſche Kameraden ſprechen ſich ſelbſt das Urtheil, wonach z. B. des einen Kopf in einen Mühlſtein geſteckt und er ſo vom Berge in einen Teich gerollt wird. — Der große Werth aller dieſer Überlieferungen und Varianten, von denen unten noch mehrere, gleichfalls unter den vielen dem Texte zu Grunde gelegten noch nicht benutzten, mitgetheilt werden ſollen, liegt auf der Hand. Wie der Held unſres Märchens, ſo iſt auch Siegfried in der Heldenſage wegen ſeines Übermuths und ſeiner Überkraft weder zu Haus, noch bei dem Schmied Mimer zu gebrauchen. Wie unſer Held ſpäter in einer Köhlerhütte wohnt, ſo zündet Siegfried, von ſeinem Meiſter in den Wald geſchickt, bevor der Drache kommt, einen Kohlenmeiler an. (Vergl. dazu auch meine Kinder- und Volksmärchen, S. 25.) Die Salbe (das Drachenfett) erhält unſer Held in der eben mitgetheilten Variante von den Zwergen. Ferner nöthigt er ſie in derſelben Variante, ihm das Schwert (den Spazierſtock) und den Hut, die Tarnkappe, zu geben. Am Hofe der

Burgunder zeigt dann Siegfried ſeine Körperſtärke, indem er mit einem Bären ringt. Auch die nach einem unſrer Berichte von den Zwergen dem Helden ſpäter geleiſtete Hülfe und daß er auch ſtatt der Kugeln Ringe erhält, ſind Züge, die an Siegfried erinnern. Vergl. auch die Anmerk. im 3. Bande der Grimm'ſchen Märchen zu „dat Erdmänneken“, wo S. 170. bereits ein Zuſammenhang ſolcher Zwerggeſchichten mit der Erlöſung der Griembild vom Drachenſtein erkannt wird. — Nach der Wilkinaſaga war Sigurd, als er neun Winter alt war, ſchon ſo groß und ſtark, daß niemand ſeines gleichen ſah, zugleich aber ſo wild und unbändig, daß er Mimers Geſellen ſchlug und ſtieß und ſie bei ihm kaum aushalten konnten. Nach einem Streit mit dem ſtärkſten Geſellen, der ihm verwieſen wurde, ſollte er vor dem Meiſter ſchmieden. Er ſchmiedete aber ſo, daß der Stein des Amboſes zerſprang, dieſer ganz in den Kloß verſank, das Eiſen umherflog, die Zange zerbrach und der Schlägel weit vom Schafte niederfiel. Deshalb wurde er zum Schmiedehandwerke nicht tauglich gefunden. — Im Sigfridsliede will Sigfrid Niemand unterthänig ſein, verläßt ſeinen Vater, tritt bei einem Schmied in Dienſt, ſchlägt das Eiſen entzwei, den Ambos in die Erde und mißhandelt Meiſter und Knechte.

Folgende Variante wurde mir in Thale am Fuße der Roßtrappe erzählt, was bemerkenswerth iſt, da die Roßtrappſage zahlreiche Anknüpfungen an die Sage von Dietrich von Bern zeigt und an ihrem Fuße ſogar das Dorf Bärensdorf gklegen haben ſoll, worüber das Nähere in meinen unterharziſchen Sagen. Drei Prinzeſſinnen gehen gegen den Willen ihres Vaters in den Wald und werden von drei Rieſen geſtohlen. Sie ſitzen in einer Grube und von einem Gemeinen und zwei Officieren, welche ſie erlöſen ſollen (hier geht alſo das Märchen in das von den deſertirten Soldaten über, das wir in „der Edelmannsſohn“ geben), wird der Gemeine an Tüchern in die Grube gelaſſen. Die Prinzeſſinnen werden vor ihm herausgezogen; die drei Officiere eilen mit ihnen dem König zu und laſſen ihn darin; er findet aber zuletzt die Kronen der Prinzeſſinnen noch in der Grube (Übergang in die Sage von der Roßtrappe) und dann auch, wie in einer der andern Faſſungen, ein Horn. Als er in dieſes bläſt, erſcheint ein Mönch und bahnt, zur Hülfe aufgefordert, immer den ſchönſten Weg vor ihm her. Nachher ſollen die Officiere, ehe ſie ſich mit den Prinzeſſinnen verheirathen können, erſt drei Kronen liefern. Der Gemeine verſpricht, unerkannt, ſie ihnen zu ſchmieden, ſchiebt aber die urſprünglichen Kronen unter. Dann ſtößt er noch in's Horn und der Mönch liefert ihm ein Heer, dem der König ein anderes Heer entgegenſtellt. Zuletzt verſöhnen ſich beide ſo, daß der Gemeine eine der Königstöchter bekommt; die Officiere werden getödtet. — Ein Gänſehirt aus dem Thale und der Roßtrappe ſehr nahen Elbingerode erzählte das Märchen auf folgende Art. Drei Königstöchter wurden von den Rieſen geſtohlen und ſeine Diener, darunter der Hans-fürchte-dich-nicht, zogen aus, ſie wieder zu ſuchen. Sie kamen in eine Hütte im Walde, darin ſagte ihnen eine Einſiedlerin, daß ſie im ſelben Walde einen Zwerg treffen würden, der ſie weiter zeigen würde. Auf einem grünen Platze trafen ſie den Zwerg, der ſagte ihnen, daß ſie in einen Schacht hinein „in die Unterwelt“ ſteigen müßten. Sie kämen zuerſt in die furchtbare Hitze, dann in die furchtbare Kälte, beides veranlaßt dann wirklich zwei Diener, ſich wieder aus dem Schacht heraufwinden zu laſſen; nur Hans gelangt glücklich in die „Unterwelt.“ Er kommt gerade auf eine Chauſſee zu ſtehen, dieſe führt nach einem Schloſſe, worin die eine Prinzeſſin ſich befindet. Sie labt ihn, verſteckt ihn, der Rieſe aber wittert den Menſchen und will ihn zerdrücken „wie warm Blut.“ Hans ſpringt von ſelbſt hervor, der Rieſe will ihn mit ſeinem eiſernen Stabe „durchſchießen,“ der fährt forbei und tief in die Erde, Hans haut den Rieſen dabei durch

Geſchicklichkeit den Kopf ab und erhält zum Lohn eine goldene Krone mit dem Namen des Rieſen, und mit Band, wie es „auf dieſer Welt gar nicht zu finden iſt.“ Darauf führt ihn die Straße an das Schloß mit der zweiten Prinzeſſin, da will ihn der Rieſe „wie eine warme Semmel“ zerdrücken und wirft nach ihm mit einer noch ſchwerern Stange; Hans tödtet ihn und erhält Krone und Band, ganz wie zuvor. Bei dem dritten Rieſen, dem älteſten und mächtigſten, iſt gleichfalls Alles wie bei dem erſten. Er will Hans zerdrücken „wie eine Mücke,“ heiſt mit einem aus dem Volksbuche bekanntem Namen der Rieſe Wolf-Grambär (von welchem in Elbingerode auch erzählt wird, daß er ſich mit dem Zwergkönig Schwaldus befehde, wobei Schwaldus ihm immer plötzlich durch ſeine Nebelkappe verſchwunden ſei), gibt Hans Anweiſung, ihn, nachdem er ihn ſchon verwundet, plötzlich zu heilen, indem er ihn mit Salbe aus einem daſtehenden Krüglein beſchmiert, wirft aber, kaum geheilt, doch wieder mit der Stange nach ihm, und wird nun doch getödtet. Auf den auch hier beim Herauswinden beabſichtigten Verrath der übrigen Diener wird Hans durch das graue Männchen aufmerkſam gemacht, welches ihn ſpäter auf andere Weiſe aus der Unterwelt wieder heraufſchickt. Er verdingt ſich bei dem ärmſten Goldſchmied. Ehe die Prinzeſſinnen die falſchen Diener heirathen, verlangen ſie von ihnen ſolche Kronen, wie ſie in der Unterwelt gehabt haben. Alle Goldarbeiter erklären, daß dieſen Anſprüchen in der Oberwelt nicht genügt werden könne, nur der Geſell des ärmſten verſpricht ſie in drei Nächten zu machen und ſchiebt dann jedesmal die in der Unterwelt empfangene Rieſenkrone unter. Darauf findet die feſtliche Verlöbniß ſtatt, der Geſell iſt als Zuſchauer zugegen und muß mit ſpeiſen. Dabei verlangen die Prinzeſſinnen eine nach der andern noch nach dem Band an ihren Kronen. Der Geſell zieht es aus der Taſche und die übrigen Diener werden mit vier Kühen zerriſſen. Die ungewöhnliche Verbreitung dieſer Märchen am Ober- und Unterharz iſt wohl zu beachten, ſie gibt denſelben zugleich den Werth von Lokalſagen und es laſſen ſich Schlüſſe für die Lokalmythologie daraus ziehen. — Nach vielen Zügen liegt auch der Zuſammenhang mit Mythen vom Thor auf der Hand. Die Eiſenſtange oder der „Spazierſtock“ iſt zunächſt Thors Hammer und kehrt wie dieſer von ſelbſt in die Hand zurück, ein Zug, welchen auch Ernſt Meier in einem ſchwäbiſchen Volksmärchen hat. Die gewaltige Eßluſt des Helden und die Naturthätigkeit der Rieſen, ſo wie daß der Held dieſen ſeine größere Stärke zeigt, ſind Züge, die auf Thor und die zu ihm in eigenthümlichem Verhältniß ſtehenden Rieſen ein intereſſantes Licht werfen. — Den Zuſammenhang unſeres Märchens mit Sagen von dem durch Finn Magnuſen bereits zu Thor in Beziehung geſetzten heiligen Chriſtoph zeigt ein Blick auf meine Kinder- und Volksmärchen, S. XIX u. XX. — Ein ſchwacher Abglanz unſeres Märchens ſteht nach einem gedruckten Bericht aus der Oberlauſitz in Bechſtein's Märchenbuch (die Nonne, der Bergmann und der Schmied). Ungleich mehr entſpricht ſchon ein ziemlich ausführliches Märchen bei Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holſtein und Lauenburg, S. 437 u. f., Hans mit de yſerne Stange.

Nr. 30. Sim-ſim-ſeliger Berg. Die „Geſchichte des Aly Baba und der vierzig Räuber“ in 1001 Nacht enthält angedeutet das Märchen vom Berg Seſam (hier Sim-ſim-ſeliger Berg, ſonſt auch Simeliberg, und Berg Simſon) und dann auch noch die von dem kühnen Mädchen, das die Räuber allein tödtet, die das Haus bedrohen (vergl. unſer folgendes Märchen: Die gebleichte Hand, und in den „Harzſagen“ S. 108 und 109: Das Mädchen auf der Wegsmühle, wo das Märchen im Weſentlichen zur Ortsſage geworden iſt, wie auch in Öſtreich), endlich noch eine Andeutung von dem Gaſtmahl ohne Salz, wel-

welches in Ernſt Meier's ſchwäbiſchen Märchen ſich findet.

Nr. 32. Der Reiter in Seiden. Dürfte Bruchſtück eines Volksliedes ſein.

Nr. 38. Der Maurerlehrling. In der Ausgabe von 1592 von Gödelmann's Zauberern, Hexen vnd Vnholden heißt es I. S. 45: „Es hatten etliche Münche im Cloſter N. einen Schatz auß der Kirche verlohrn, als ſie aber den Dieb nirgendts erforſchen vnd erkündigen können, rathfragten ſie einen Wahrſager, der gab Antwort, daß derſelbigt Kirchenräuber ſey ſeiner Gattung ein Schwartzkünſtler, es erſcheine wol ſein Cörper, Strumpf, den Kopf aber möge er nicht ſehen können. Alſo ſchertzte ein Teuffel mit dem andern.“ — Der Zug vom Kopfabſchneiden kommt ſchon bei Herodot vor.

Nr. 39. Das Mondenlicht. Vergl. den oben angeführten Aufſatz in der Allgemeinen Monatsſchrift, S. 534 u. 535.

Nr. 42. Der Jäger und die drei Brüder. Mitgetheilt von Georg Schulze, Pfarrer in Altenau, dem bekannten Sprachforſcher des Oberharzes. Dieſer hat den grünen Jäger (für den man auch vergl. meine Kinder- und Volksmärchen, Vorwort S. XXXIV, und Wolf's Zeitſchrift, II. Band, S. 64, wo er einen grünen Hut hat) ſchon mit dem wilden Jäger zuſammengeſtellt und auf Wuotan gedeutet, wobei er ſich wohl nicht mit Unrecht (ſ. meine Kinder- und Volksmärchen Nr. 28, auch daſelbſt Vorwort S. XXXV) auf die verſchenkte Taſche zu ſtützen ſcheint. Wie, wenn das Schaffot urſprünglich ein Galgen wäre, da in der etwas verwandten Harzſage „Wer ſoll de Teifel net vorren“ (Harzſagen S. 80—84) der Galgen den Mittelpunkt des Ganzen bildet. Durch einen bekannten Mythus ſteht Odhinn gerade zum Galgen in Beziehung und auch was Harzſagen S. 304 u. 305 aus einem mir erzählten, ſeiner Unvollſtändigkeit wegen in die vorliegende Sammlung nun nicht aufgenommenen Märchen angeführt iſt in der Anmerkung zu der beachtenswerthen Sage der nordhäuſer Gegend: „Der Galgen auf dem Kohnſtein“, iſt hier zu vergleichen. Meine Vermuthung, daß vorliegendes Märchen und ähnliche Überlieferungen mit dieſem nordiſchen Mythus zuſammenhängen, dürfte dadurch zur Gewißheit erhoben werden, daß der grüne Jäger auf dem Schimmel, wenn auch nicht nach dem Galgen, der Odhinn's Roß heißt, doch nach dem Schaffot zugeritten kommt, was bedeutſamer erſcheint als die Art, wie der Teufel in dem entſprechenden Märchen bei den Brüdern Grimm (Nr. 112) auf der Richtſtätte erſcheint. Nach Schulze's Bericht erhielten die Brüder einfach auf der Richtſtätte ihre Sprache wieder, um ſelbſt den Wirth beſchuldigen zu können. Die Heimath des Märchens iſt aber der ſagenreiche Brocken, und nach den Berichten, die ich hier mündlich davon hörte, wurde das Reiten des Jägers nach dem Schaffot auf dem Schimmel eingefügt. Hier wird berichtet, daß drei Handwerksburſchen, ein Schmied, ein Schneider und ein Leinweber von Braunlage nach Schierke gegangen wären und daß der Jäger ihnen im Walde zwiſchen Braunlage und Elend mit einer Doppelbüchſe begegnet ſei. Der Mord habe ſich dann in einem jetzt ſehr ſtattlich ausſehenden Gaſthofe zu Elend begeben, der gegenwärtig im Beſitze der Spormann'ſchen Familie und gleich dieſer Familie auch anderweitig in die Harzſage verwebt iſt. In die „Gegend von Schierke und Elend“ hat bekanntlich Göthe die Hexenſcenen des Fauſt verlegt.

Nr. 48. Der Hund Lilla. Vergl. den mehrerwähnten Aufſatz und zwar a. a. O.

Nr. 52. Der Altgeſell und der Schneiderlehrling. Dieſer Schwank iſt abweichend auch in einem hübſchen, aber ziemlich neu ſcheinenden Liede erzählt, das ſich in der im Vorwort meiner etwa gleichzeitig mit dieſer Märchenſammlung erſcheinenden Sammlung weltlicher und geiſtlicher Volkslieder bibliographiſch näher bezeichneten, in meinem Beſitz befindlichen Bande fliegender Blätter, unter Nr. 128 findet und aus 7 Strophen beſteht. Die drei erſten lauten:

„Ein Schneiderlein das reiſen ſoll,
Weint laut und jammert ſehr:
Ach Mutter, lebet ewig wohl!
Ich ſeh Euch nimmermehr!
Die Mutter weint entſetzlich:
Das laß ich nicht geſchehn!
Du ſollſt mir nicht ſo plötzlich
Aus Deiner Heimath gehn.
Meckmeckmeck dibeldumdei,
Der Schneider iſt noch funkelneu.

Ach Mutter, ich muß fort von hier!
Iſt das nicht jämmerlich?
Mein Söhnchen, ich weiß Rath dafür!
Verbergen will ich Dich.
In meinem Taubenſchlage
Verberg ich Dich, mein Kind,
Bis Deine Wandertage
Geſund vorüber ſind.
Meckmeckmeck dibeldumdei,
Der Schneider iſt noch funkelneu.

Mein guter Schneider merkt ſich dies
Und that als ging er fort,
Nahm täglich Abſchied und verließ
Sich auf der Mutter Wort.
Des Abends nach dem Glockenſchlag
Stellt er ſich wieder ein,
Und ritt auf einem Geiſenbock
Zum Taubenſchlag hinein.
Meckmeckmeck dibeldumdei,
Der Schneider iſt noch funkelneu.“
u. ſ. w.

Nr. 53. Der beſchämte Bäckermeiſter. Klingt an eine orientaliſche Erzählung, in 1001 Nacht, an.

Nr. 63. Barrabas. Folgende ſchöne Variante wurde mir noch ſo eben am Fuße des Brockens bekannt. Ein Frachtfuhrmann bricht ein Rad, ein ſchwarzes Männchen hilft ihm. Dafür ſoll er ihm ſeinen Sohn, als der

14 Jahr alt iſt, auf die nämliche Stelle bringen. Der Knabe ſucht Hülfe bei Prieſtern, die ſchicken ihn zu Biſchöfen, die Biſchöfe zum Pabſt, der Pabſt ſendet ihn zu einem Einſiedler, dem täglich drei Engel beiſtehen, der — noch 70 Meilen weiter zu ſeinem Bruder, einem Räuber, und meint in der Stille, der Räuber werde ihn tödten, ehe er dem ſchwarzen Männchen, dem Teufel, verfalle. Als der Knabe indeſſen den Räuber von ſeinem frommen Bruder grüßte, der ihn noch niemals hatte grüßen laſſen, beſchloß derſelbe gerührt ihm zu helfen. Er beſchied den Satan vor ſich und dieſer war gezwungen, den Knaben mit ſich zu nehmen, um ihm die Handſchrift zurückzugeben, die ihm ſein Vater ausgeſtellt hatte. Dabei ſah er einen neuen Topf einmauern und erfuhr, daß der Räuber darin gekocht werden ſolle. Der aber hatte ſich unterdeſſen zu Gott bekehrt. Der Knabe muß ihm Hände und Füße binden und ihn dann mit ſeinem eignen Schwerte in Kochſtücken hauen. Nachdem dies alles in drei Tagen geſchehen, iſt gerade die Zeit da, wo der Knabe dem ſchwarzen Männchen verfallen geweſen wäre. In dieſen drei Tagen aber war der Einſiedler von ſeinen drei Engeln verlaſſen und als ſie wieder erſcheinen, erfährt er, daß ſie unterdeſſen ſeines Bruders Seele in Abrahams Schoos getragen haben. Erzürnt, daß ſein ſündiger Bruder noch eher in den Himmel gekommen iſt, als er, wird er ein Räuber und — ſo ſchloß mein Erzähler, der Sattler Kolbaum in Haſſerode — der Satan hatte doch einen Braten. — Profeſſor Meier gab das Märchen in ſeiner Sammlung unter Nr. 16 in noch anderer Faſſung. So wie wir es im Texte lieferten, ſtellen ſich Beziehungen zu Donar und den Rieſen als ſein weſentlicher Gehalt heraus. Vorzüglich merkwürdig iſt, daß hier der Stab, der, wie öfter in Sagen geſchieht, in die Erde geſteckt ſogleich Früchte trägt, ein Rieſenſtab iſt.

Halle, Druck der Waiſenhaus-Buchdruckerei.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Friedrich Ludwig Jahn's Leben.

Nebſt Mittheilungen

aus ſeinem literariſchen Nachlaſſe.

Von

Dr. Heinrich Pröhle.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
(W. Beſſer's Verlagshandlung.)
1855.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Der Verfaſſer behält ſich das Recht einer Ueberſetzung ins Engliſche vor.

Dem Regierungsrath

August Wilhelm Stiehler

und

dem Notar

Henrich Theilkuhl

zu Wernigerode

in Liebe und Freundſchaft
hochachtungsvoll gewidmet.

Inhalt.

Vorwort.

Friedrich Ludwig Jahn's Leben.

Seite
1. Jahn's Jugend (1778—1795) 3
2. Univerſitätsjahre in Halle (1796—1800) 8
3. Jahn's Schrift über die Beförderung des Patriotiſmus (1800) . 12
4. Jahn's „Bereicherung des hochdeutſchen Sprachſchatzes“ (1806) . 18
5. Das Jahr 1806 21
6. Das Jahr 1809 27
7. Ende 1809—1812 31
8. Jahn's deutſches Volksthum (zuerſt 1810) 41
9. Begründung des Turnens (1809 oder 1810—1813) 52
10. Geheime Verbindung gegen Napoleon (ſeit 1810) 63
11. Die Erhebung von 1813 66
12. Jahn als politiſcher Schriftſteller im Jahre 1813 69
13. Die Lützow'ſche Freiſchar 72
14. Das Treffen bei Mölln (4. September 1813) 99
15. Das Gefecht bei der Görde (16. September 1813) 103
16. Die Lützower in Bremen 115
17. Jahn bei der frankfurter Generalkommiſſion (1814) 120
18. Jahn's „Runenblätter“ (1814) 125
19. Die Jahre 1814 und 1815 126
20. Jahn in Paris 1815 131
21. Deutſche Denkmale und Denktage 136
22. Helene Kolloff, Jahn's erſte Gattin von 1814—1823 140
23. Jahn als deutſcher Sprachforſcher und Hauptſtifter der deutſchen Geſellſchaft 143
24. Das Turnbuch (1816) 147
25. Jahn's berliner Vorleſungen von 1817 151
26. Unterhaltungen und Vorleſungen im Jahre 1818 159
27. Weitere Mittheilungen aus den Jahren 1817—1819 161
28. Jahn in Unterſuchung: Berlin, Spandau, Küſtrin 1819—1820 . 171
29. Jahn auf der Feſtung Kolberg bis zum freiſprechenden Erkenntniß von Frankfurt an der Oder, 1820—1825; ſeine Ueberſiedelung nach Thüringen 1825 181

Seite
30. Doktor Lortet zu Lyon und die franzöſiſche Ueberſetzung des deutſchen Volksthums (1825) 198
31. Jahn's „neue Runenblätter“ (1828) 201
32. Jahn's „Merke zum deutſchen Volksthum“ (1833) 202
33. Die Denkniſſe eines Deutſchen (1836) 203
34. Jahn's Leben bis zum Jahre 1841 203
35. Jahn's Plan zu einer Schrift über die Lützower (ſeit 1841) . . 217
36. Beziehungen zum ſpäteren Turnen, beſonders von 1842—1848 . 225
37. Jahn's Haus und die öffentlichen Sammlungen für ihn . . . 229
38. Jahn ſeit 1842 243
39. Jahn's Vorſchlag zum Feſte der letzten Hexenverbrennung auf dem Brocken 254
40. Das Jubiläum der Schule zu Salzwedel 1844 259
41. Jahn in der deutſchen Reichsverſammlung 1848 und 1849 . . 262
42. Jahn's Charakter 280

Aus Jahn's literariſchem Nachlaſſe.

1. Aufſatz Jahn's über die Nothwendigkeit eines beſonderen Unterrichts für die aus dem Felde zur Wiſſenſchaft zurückgekehrten Freiwilligen, und die miniſterielle Beantwortung deſſelben 295
2. Jahn vom Turnen (Zum neuen Jahre 1844) 301
3. Die letzte öffentliche Sammlung für Jahn betreffend.
    A. Dankwort an die Erhalter ſeines Hauſes von Friedrich Ludwig Jahn 309
    B. Rundſchreiben an die Einſammler und Einſender der Ehrenbeiträge für F. L. Jahn. Von Dr. Ludwig v. Mühlenfels und Heinrich Lebedan 313
4. Beſelerbuch. Stammbuch für Beſeler. (Proſpekt von Jahn) . . 319

Der „deutſche Bund“ gegen Napoleon und die Jahn'ſche Unterſuchung. Ein amtlicher Bericht E. T. W. Hofmann's vom 15. Februar 1820 als Dezernent im Jahn'ſchen Prozeſſe 321

Vorwort.

Der Plan, ſein Leben ſelbſt zu beſchreiben, war Friedrich Ludwig Jahn in der ſpäteren Zeit ſehr nahe gerückt, beſonders ſeit der ehrwürdige Ernſt Moritz Arndt, der faſt ſtets mit ihm zuſammen genannt wurde, mit ſeinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ hervorgetreten war. Raſch war die erſte Auflage derſelben vergriffen und die öffentlichen Blätter widmeten dem leicht hingeworfenen Buche ausführliche Abhandlungen. Die Verwunderung darüber, was ein ſo gutgeſinnter und verdienter Mann vor dem Regierungsantritte unſeres Königs hatte leiden müſſen, war unbeſchreiblich. Die Geſinnung Jahn's, in deſſen Auftreten und Aeußerungen wir freilich weit entfernt ſind alle Einzelheiten zu beſchönigen, war gewiß nicht weniger löblich als die Arndt's, ſein Schickſal aber viel ſchlimmer geweſen. Doch ihm fehlte die Leichtigkeit und der Fluß in der Darſtellung, welche Arndt eigen war. Die völlige Muße, deren ſich Jahn zu einem ſolchen Werke erfreute, gab aber um ſo beſtimmter zu der Meinung Anlaß, daß er doch, ein Götz von Berlichingen, in ſeiner Einſamkeit ſeine Erinnerungen aufſchriebe und uns damit überraſchen wolle. Nach ſeinem Tode, hieß es, werde ſich die Selbſtbiographie ſchon finden als ein Kapital für ſeine zärtlich von ihm geliebte Tochter.

Freunde, welche den alten Herrn durchſchauten, mahnten. Er brachte es jedoch nach ſeiner nachdenklichen Weiſe nie weiter, als zu einigen allgemeinen Betrachtungen über Selbſtbiographie, die für ſein Vorwort beſtimmt zu ſein geweſen ſcheinen und die nun wir nach Beendigung der vorliegenden Arbeit nicht ohne Wehmuth hier einreihen können:

„Jede eigenhändige Lebensbeſchreibung iſt ein Rückblick auf vergangene Zeit und was in ihr erlebt, erſtrebt und erlitten. Darin unterſcheidet ſie ſich von einem Lebenslauf, der nur die äußeren Verhältniſſe im Umriß zeichnet, und von einer Lebensgeſchichte, die weit ausholt, ins Einzelne geht und in der Breite zuletzt den Fluß verliert.

Eine ſolche Aufzeichnung darf nicht zu früh angefangen und nicht zu ſpät vollendet werden. Es iſt mit ihr, wie mit dem letzten Willen. Dem kann allenfalls noch eine Nachſchrift rechtsgültig angehängt werden; aber das Leben läſſet ſich nicht wieder umleben, es muß bis dahin vollendet ſein, wo der Schreiber die Feder aus der Hand legt. Das alte Sprichwort hat Recht: „„Jeder iſt ſeines Glückes Schmied."" Aber das einzige unwandelbare Glück bleibt das Bewußtſein. Es iſt Himmel und Hölle."

„Wer ſein eigen Leben zu beſchreiben wagt, ſoll denken, er ſei geſtorben und habe in dieſer Zeitlichkeit nichts mehr zu ſuchen. Das wird ihm die Unbefangenheit erhalten, die gerade zu ſolcher Selbſtſchau Noth thut.

Den meiſten Leſern iſt es nur um Erlebniſſe zu thun. Und ſind ſie waglich und abenteuerlich, ſo iſt ihr Genuß befriedigt. Weniger anziehend wird ihnen eine einfache Entwicklungsgeſchichte ſein, wo ſich Alles natürlich begiebt.

Man mag es meinem Geſicht leicht anſehen, daß mich noch etwas anderes bedrückt als Alter und Zeit; aber aus dem Buche ſoll es keiner herausleſen. Auch habe ich ſo manche Hoffnung begraben müſſen, als mein Leben noch grünte. Jetzt im Verwelken kann jede fallende Blume nur den Ausgang und Uebergang erleichtern."

Ein Anderer ſcheint Jahn einſt aufgefordert zu haben, ihm das Material an die Hand zu geben, um ſeiner in einer Darſtellung des Jahres 1813 freundlich und eingehender zu gedenken Jahn antwortete:

„Es iſt gewiß ein recht glücklicher Gedanke von Dir, Denkniſſe vom Jahre 1813 zu ſammeln, einen Köcher voll geiſtiger Pfeile. Nur darf ich keinen Schaft dazu ſchnitzeln und eine Spitze daran heften.

Das kurze Neinwort muß ich begründen, weil nicht Jeder das Angemeſſene und Ziemliche darin finden möchte, vielleicht Du ſelbſt nicht.

Ich bin kein Mus-pil-heimer, der mit Helwaffen kämpft; ſondern ein Freund der Aſen, der die Wehr in der Nähe zeucht. Ich will mich darum nicht in die Denkniſſe von 1813 einſchmuggeln.“

Der Freund der Aſen blieb jedoch aus auf dem deutſchen Büchermarkte, und wir ſannen allmälig darauf, dem Mangel einer authentiſchen Mittheilung über ſein merkwürdiges Leben vorzubeugen. Ferdinand Bäßler, damals Diakonus zu Freiburg, jetzt Oberprediger in Magdeburg, ein guter Schriftſteller in Proſa und in Verſen und Jahn durch ſeine Bearbeitungen der deutſchen Heldenſage empfohlen, dachte daran, an ihm zum Eckermann zu werden. Indeſſen es kam nicht zum Nachſchreiben der Jahn'ſchen Erzählungen und ebenſowenig wurde mein Plan ausgeführt, einmal auf etwas längere Zeit nach Freiburg zu gehen und mit ihm Alles, was in ſeinem Leben erheblich war, feſtzuſtellen und vor ſeinen eigenen Augen niederzuſchreiben. Als ich ihn das letztemal 1851 von Leipzig aus in Freiburg beſuchte, fand ich ihn ſo voll von dem Gedanken an die eigene Ausführung der Arbeit, daß ich mich nicht entſchließen konnte, ihm für die Zukunft einen ſolchen Vorſchlag zu machen und mein Mißtrauen merken zu laſſen. Ich reiſte ab mit der Beſtellung, Avenarius und Mendelsſohn für die von Arndt eingeleitete „Germania“ einen Aufſatz über die Lützower anzukündigen, den er als einen Theil ſeiner Erinnerungen ſchreiben wollte, ſeinen Namen vorläufig unter die Mitarbeiter jenes Unternehmens ſtellen zu laſſen und einen Auftrag wegen einer ſeltenen Art von Roſen für ſein Gärtchen in Leipzig auszurichten. Jahn's Name wurde unter die Mitarbeiter der „Germania“ geſetzt, die Beſorgung für ſein Gärtchen wurde nicht verſäumt, aber der Aufſatz wurde niemals fertig und Jahn ſah ich nicht wieder.

Einer Biographie von fremder Hand, wie ich ſie jetzt hier liefere, hatte Jahn indeſſen doch mannigfach vorgearbeitet. Da er in ſpäterer Zeit kaum noch etwas für den Druck lieferte, ſo war er ſchon mit ſich zufrieden, wenn er nur zum Briefſchreiben kam, feilte an Briefen, ſchrieb ſie manchmal erſt ins Unreine oder behielt die ſchönſten Stellen in Abſchrift zurück und brachte ſie ſpäter noch einmal an, — Manches, was er in Abſchrift behielt, ſollte auch wol zum Anhalt für die ſpätere Selbſtbiographie dienen. Was Jahn erzählte, wurde von den zahlreichen Hörern denn auch gern im treuen Andenken bewahrt und drängte ſich auf unſere Umfrage mit wohlaufbewahrten Briefen von Jahn, indem es zu dem Manne zurückzukehren ſchien, von dem es ausgegangen, ſchließlich doch noch in Jahn's Leben hinein. So iſt Jahn's Leben, wie es hier vorliegt, zwar gleichſam durch meine Seele hindurchgefloſſen und hat in dieſer Darſtellung die Richtung erhalten, welche ich für die angemeſſene erachtet. Indeſſen vielfach habe ich doch nur Verſchiedenes geeinigt und für das, was mir zugefloſſen iſt, ein Strombett gegraben. Das Dankenswerthe und Würdige zuſammenzuraffen ſcheint mir auch bei einer ſolchen Arbeit eine beſſere Aufgabe für den deutſchen Schriftſteller als die in der Vereinzelung verkümmerte Thätigkeit. Wer ein ſolches Buch ſchreiben will, thut gewiß wohl, erſt manchen Deutſchen vorher um Rath und Beiſtand anzugehen, denn auf dieſe Weiſe darf man ohne Unbeſcheidenheit hoffen, auch hierin niedergelegt zu haben: ein Stück von deutſchem Geiſte. Die mir am freundlichſten halfen, Profeſſor Bucher in Köslin und ſein Sohn, der Kandidat Bucher, mit dem ich ſelbſt eine Studentenreiſe zu Jahn machte, ſowie der Prediger Müller in Langenhagen, der Appellationsgerichtsrath Ulrich in Königsberg, Herr v. Holzendorf-Vietmannsdorf, Direktor Fickert in Breslau und Bäßler wiſſen wie ich's meine. Von Andern, die ſich noch wegen Jahn's Biographie bemühten, will ich nur dankend hier nennen Profeſſor Simſon in Königsberg, Hofrath Gervinus in Heidelberg, E. M. Arndt in Bonn, Turnlehrer Ravenſtein in Frankfurt am Main, Premierlieutenant Stawitzky in Koblenz, Dr. Puhlmann in Potsdam, Privatgelehrter Reclam in Leipzig, Dr. Wilhelm Hemſen in Tübingen, Hauptprediger Dr. Alt in Hamburg und beſonders noch Dr. Karl Andree und Varnhagen von Enſe.

Der Geh. Legationsrath Varnhagen von Enſe in Berlin war mit Jahn recht wohl bekannt, wie auch ſeine gedruckten Schriften bezeugen. Von ſeinem Erſcheinen in Wien beim Kongreß, in Paris 1815 und in Berlin 1817 hat er in ſeinen Denkwürdigkeiten auf eine Weiſe geſprochen, mit der Jahn ſehr zufrieden war; auch hat ſich Varnhagen zur Zeit ſeiner Verhaftung ſeiner angenommen. Dieſer geiſtvolle Biograph vieler der Beſten ſieht ohne für ſeine Schwächen blind zu ſein in Jahn einen Mann von eigenthümlicher Geiſtesart und ſeltener Kraft, deſſen reiner und heißer Vaterlandsliebe mit ſchwarzem Undank gelohnt und deſſen Wirken und Leiden in ehrenvollem Andenken zu erhalten ſei.

Sehr verpflichtet fühle ich mich auch dem Herausgeber des „Altdeutſchen Namenbuches“, Herrn Dr. Ernſt Förſtemann, Bibliothekar der hieſigen gräflichen Bibliothek. Auch dieſer Bibliothek ſelbſt ſei mir vergönnt hier freundlich zu gedenken. Einſt waren in ihren ſchönen Räumen duftige Orangenbäume aufgeſtellt, die jetzt vor dem Schloſſe zu Potsdam ſtehen, und damals drehte, nicht allzulange vor der Schlacht bei Jena, hier Preußens unvergeßliche Königin Louiſe ſich im feſtlichen Reigen; jetzt ſieht dort ſo mancher ſtumme Zeuge der nachfolgenden ſchweren Zeiten an den Wänden umher und ich konnte dort für dieſes Buch manche Studien machen. Im Ganzen aber haben unter den Büchern die von Jahn ſelbſt herausgegebenen Schriften bei weitem die reichſte Ausbeute geliefert. Manches iſt wörtlich in meine Darſtellung gefloſſen, ohne daß es förmlich citirt wäre. Ich ſelbſt will mich gewiß nicht mit fremden Federn ſchmücken, aber es lag mir daran, daß das Leben meines Freundes nur recht ſchmuck würde.

Dem Gehalte von Jahn's Leben und Wirken bin ich ſehr gewiſſenhaft nachgegangen. Muß doch an einem roſtigen Schilde erſt lange geputzt werden, ehe er wieder blank wird. Es ſprechen aber für Jahn einfache Thatſachen. Wie klein möchte wol die Zahl der Deutſchen ſein, denen man nachrühmen kann, daß ſie ein volles halbes Jahrhundert unausgeſetzt für die Vermehrung des Patriotismus gewirkt haben, deren wir ſo ſehr bedürfen! Auch ſpricht für ihn der „Moniteur", der ihn beſchuldigt haben ſoll, daß er vorzüglich zum Kriege gegen Frankreich mitgewirkt habe.

Hier ſtehe noch das Urteil, das Herr Miniſter Eichhorn über Jahn fällt als das Zeugniß eines damals ſelbſt für die Befreiung des Vaterlandes ſehr ſtrebſamen Mannes, der mit Jahn, wie aus einer Stelle in Stein's jener großen Zeit ganz würdigen, hochſinnigen Lebensbeſchreibung von Pertz bekannt geworden, verkehrte und den die durch ſpätere Zeiten ungetrübte Erinnerung, die er Jahn aufbewahrt hat, ſelbſt ehrt:

„F. L. Jahn hab' ich in der Zeit, als er zuerſt mit ſeinem Freunde Frieſen die berliner Jugend auf dem Turnplatze verſammelte, öfters geſehen und ſeinen Bemühungen, vaterländiſche Geſinnung in derſelben zu erwecken und dadurch ſelbſt auf Aeltere anregend einzuwirken, warme Theilnahme gewidmet. Seine Thätigkeit ſchien mir recht in dasjenige einzugreifen, was die damalige Zeit forderte. Beim Beginn der Freiheitskriege verließ er Berlin.

Was er ſeitdem gethan oder angeſtrebt hat, wie ſich ſeine Perſönlichkeit weiter entfaltet und dargeſtellt, davon weiß ich nichts aus eigenem unmittelbaren Verkehr mit ihm, ſondern nur aus Mittheilungen und Urteilen anderer über ihn. Ich finde mich nicht in der Lage, dieſe zum Abſchluß eines eigenen ſichern Urteils über ihn zuſammenzuſtellen. So verſchieden dieſe Mittheilungen auch waren, ſo hab' ich doch nie aufgehört, des erſten Auftretens des Mannes, wie ich Zeuge davon geweſen bin und des davon empfangenen Eindrucks ſtets eingedenk zu ſein."

Die patriotiſche Wirkſamkeit, welche Männer, wie der doch ſonſt ſo populäre Jahn gegen Frankreich entfalteten, erhielt ſich ſchwerer in der Erinnerung als die der rechten Soldaten. Ein Juſtus Gruner, erwachſen in Juſtus Möſer's Nähe, iſt ſogar dem allgemeinen Andenken faſt ganz entſchwunden. Dieſer Mann verwaltete die Polizei von Berlin nur nebenbei, gewiſſermaßen zum Schein und zwar ganz vortrefflich, Napoleon aber that er empfindlichen Schaden. Mehrfach berührte ſich Jahn's Thätigkeit mit der ſeinen.

Wenn nachmals die Frage aufgeworfen werden konnte, ob in den Freiheitskriegen Begeiſterung wirkſam geweſen ſei, ſo war es kaum zu verwundern, wenn man gerade die Träger der Begeiſterung bald in die traurigſten Mißverhältniſſe gerathen ſah. Was die Literatur anlangt, mit deren Stellung unſer Buch es weſentlich mit zu thun hat, ſo war ſie kaum im Felde ſelbſt die rechte; es traf ſich ſogar einmal, daß ein Mann, der auf die öffentliche Meinung den erhebendſten Einfluß übte, von einem ſehr tief ſtehenden Literaten, der ſich eine nicht unbedeutende Stellung erſchwindelt, abhängig ward. Karl Heun, bekannt unter dem Namen H. Clauren, preuß. geh. Hofrath, war hauptſächlich von Hardenberg in ſeiner Laufbahn gefördert, durch den Männer ganz anderen Schlages es zu nichts bringen konnten. Er machte den Feldzug von 1813 im ſchreibenden Hauptauartiere mit und ärgerte durch ſein kleinliches Weſen ſelbſt Leute der damaligen Volkserhebung, die zu den mäßigſten gehörten, wenn ſie das Mißgeſchick hatten, ihm in die Hände arbeiten zu müſſen. Immer war er dann in wichtigen Geſchäften bis 1820, wo er ſogar die Redaktion der preußiſchen Staatszeitung erhielt. Noch vor dem Kriege von 1815 hatte er ſeine Mimili geſchrieben, ein Buch, in dem ſchlüpfrige Scenen mit der Verherrlichung der Erhebung Preußens wechſeln und in dem ein Ritter des eiſernen Kreuzes, das wol von Niemand ärger gehöhnt wurde als von ihm, mit der Hand einer ſchlüpfrigen Schweizerin belohnt wird, wobei dem Leſer ſo angſt und bang wird, als müßten jeden Augenblick die Alpen zuſammenbrechen und das ganze kleine engherzige Weſen, für welches dieſes Buch charakteriſtiſch iſt und das ſich ſchamlos zwiſchen das Erhabenſte drängte, zerſchmettern. Dennoch aber — und dies iſt eben das Schlimmſte — liegt etwas von der Zeitſtimmung in dem berüchtigten Buche, wie ſie wenigſtens in manchen Kreiſen war: man hatte Ehre, man hatte Ruhm gewonnen, man ſah ſich am Ziel der Wünſche, hatte aber das Beſte vergeſſen, ſich die ſittliche Lehre aus dem Durchlebten zu nehmen. Wie ſchön, o wie ſchön, daß noch Mahner da waren, welche würdiger und größer das Andenken der herrlichen Zeit zu wahren ſuchten!

Als ſolche Mahner ſich zuerſt verkannt ſahen, da tröſtete ſich unter andern Jahn, indem er nicht den blos Schlaffen, ſondern nur den offenkundigen Verräthern feindlich geſinnt ſchrieb:

„Wenn die Stürme der Leidenſchaften ausgetobt, die kleinlichen Verhältniſſe, die jetzt noch ſo vieler Blick umnebeln, vergeſſen und eine ſchönere Zeit aus dem Bunterlei des jetzigen Treibens, ein neues kräftiges Leben in dem ganzen deutſchen Vaterlande erwacht ſein wird, dann iſt die Stunde gekommen, wo man ein ſtrenges Gericht halten wird über die, die in dem großen Kampfe um Selbſtändigkeit und freiere Entwickelung des Volks lebens in Kirche und Staat ſich niederträchtig und feig, oder ſchwankend und unſicher gezeigt haben und die, welche aufrichtig der Sache des Vaterlandes zugethan den großen Kampf mit erkämpfen halfen.“

Das vorliegende Buch iſt hauptſächlich beſtimmt, ein Bild von der Geiſtesarbeit, welche mit unſern Freiheitskriegen und deren Vorbereitung Hand in Hand ging, aufzurollen. Es gehört daher hauptſächlich der Kulturgeſchichte an. Aus dieſem Geſichtspunkte ſind die Hunderte von meiſtens bisher unbekannten kleinen Zügen aufzufaſſen, die es bietet. Einiges Erheblichere, was die Geſchichte ſelbſt unmittelbarer berührt, konnte hier in Voraus nicht völlig kritiſirt werden, und namentlich hat manches aus Jahn's Munde die Anerkennung oder Berichtigung durch das Zuſammentreffen mit ſpäteren Mittheilungen oder durch Abweichung von ihnen noch zu erwarten, iſt auch ſelbſt der Form nach nur in dieſem Sinne hingeſtellt worden. Was aber in dieſem Buche wirkliche Geſchichte iſt, ſteht zum Theil aktenmäßig in demſelben da. Auf Aktenmäßiges iſt nämlich hier auch bei den ſehr ausgewählten Mittheilungen aus Jahn's Nachlaſſe faſt ausſchließlich Rückſicht genommen. Es ſchien das Wichtigſte; intereſſante journaliſtiſche Arbeiten von Jahn dagegen und dergl. könnten, wenn das Intereſſe des Publikums ſich ſo weit unſerm Freunde wieder zuwendet, ſpäter noch folgen.

Dieſes Buch iſt aber nicht nur ein Beitrag zur Kulturgeſchichte, es ſoll zugleich ein Tendenzbuch ſein. Iſt es mir nicht ganz mißlungen (und es bedarf nur weniger Ueberredungsgabe, wo Thatſachen ſprechen), ſo muß Jahn's treues Leben als das rechte Volksthum daſtehen, wie es denn dieſes auch viel mehr als ſeine Schriften geweſen iſt. Es müſſen goldene Lehren von ſelbſt hervorgehen aus den von mir aufgerollten Bildern für Regierung, Volk und ganz beſonders auch für die Literatur. Dem Schriftſteller muß Jahn's Leben zurufen, was es mir ſelbſt zurief, während ich es in dies Buch faßte: „Was nützt all Dein Schreiben, wenn Du nicht Licht und Wärme ausſtrömſt, Deine in Atome zerfallenden Brüder einigſt und zuſammenraffſt, nicht die Bruſt der Jugend hebſt, den Muth des Kriegers und die Hoffnungen der Patrioten belebſt, wenn Du nicht hilfſt an einem deutſchen Volksthum bauen, welches ſich dieſem Manne, als er ſein deutſches Volksthum ſchrieb, erſt in der Verzerrung darſtellte, das aber aus den jungen Reiſern, die es an der Katzbach und bei Leipzig, auch bei Mölln und an der Görde und anderswo getrieben hat, ſo Gott will noch Jahrtauſende lang fröhlich wachſen und grünen wird.“ Die Behörden mahnt es, das Gemeine fern zu halten und reinen Erhebungen der Geiſter zu vertrauen. Im Volke aber muß das Bild des Mannes, der auch in Kolberg nicht untreu wurde, werden angeſichts jener, je ernſter die Zeiten werden, nur immer ſtrahlender und herrlicher vor unſern Blicken erſcheinenden Kriegstage, für jene ſtille Gemeinde freier Seelen, die neue Schmach niemals wieder aufkommen läßt und für König und Vaterland jeden Augenblick Gut und Blut in die Schanzen zu ſchlagen bereit iſt. Predigen muß es den Wahlſpruch jeder großen Zeit, wo jeder Gute auf Augenblicke ſeine ſichtbare Heimat zu verlieren ſcheint, um eine höhere Heimat allein in des Vaterlandes Ehre wiederzufinden:

„Macht und Güter gehören der Erde!
Er iſt ein Fremdling und wandert aus,
Und wohnt im unvergänglichen Haus.“

Wernigerode am Harz, 3. Auguſt 1855.

Friedrich Ludwig Jahn's Leben.

1. Jahn's Jugend (1778—1795).

„Erköre mir kein ander Land
Zum Vaterland,
Stünd mir auch frei die große Wahl."
Klopſtock.

Den Namen unſres Turnvaters, Jahn, hat zur Zeit des Heinrich Julius von Braunſchweig die luſtige Perſon im Schauſpiel geführt. Jetzt ſteht er bei uns durch mehr als Einen, der ihn führt, in der gelehrten Welt in Achtung. Als indeſſen noch lange vor dem Tode Friedrich Ludwig Jahn's ein Namensvetter, der ihm nicht genehm war, ſchlechtweg als „Jahn" aufgeführt wurde, ſpaßte der Alte, „der Jahn" wie er ſich auch wol nannte, ſelbſt in einer öffentlichen Verwahrung über die Verbreitung des Namens und ſeine Bedeutung in verſchiedenen Zuſammenſetzungen, ohne die Widerhaken dieſer Scherze zu fürchten.

Friedrich Ludwig Jahn's Väter, ſchon vor dem 30jährigen Kriege der Religion wegen aus Böhmen vertrieben, fanden auf dem rechten Elbufer, in Altpreußen, ein zweites Vaterland.

In den Häuſern unſerer Landprediger wird ein beſchauliches Leben geführt und früh und leicht wendet ſich trotz der Abgeſchiedenheit dort ſelbſt der Blick der Jugend dem Leben zu. Carl Müller, deſſen von Varnhagen von Enſe gezeichneter Lebensweg ſich mit dem eines Jahn berührte, und der ſelbſt ſeiner auffallend rüſtigen körperlichen Erſcheinung und daran ſich knüpfender Händel mit den Vaterlandsfeinden wegen mit ihm verglichen werden könnte, war der Sohn eines Landpredigers. Ebenſo Jahn. —

Wenn man die Landkarte von Deutſchland ausbreitet, die Elbe und die Mündung ihres größeren Nebenfluſſes, der Spreehavel aufſucht, dann am rechten Elbufer hinabgeht, ſo gelangt man in die Vormark, „im gemeinen Leben“, wie Jahn ſagt, Prignitz genannt. Folgt man dann dem Laufe des Elbſtromes, bis wo ſich zur Linken die hannoverſche Grenze zeigt, ſo liegt ihr gegenüber das preußiſche Dorf Lanz, bei Lenzen, mit ſtarkem Hopfenbau.

Friedrich Ludwig Jahn ward dort am 11. Auguſt 1778 geboren, und man hat nicht ohne Grund auf den merkwürdigen Umſtand hingewieſen, wie gerade in einer ſolchen Gegend Deutſchlands, die ſo wenig Reize bot, die Sehnſucht nach dem großen deutſchen Vaterlande zuerſt erwachte. Er ſcheint auch dieſe Betrachtung ſelbſt angeſtellt zu haben, und indem er in einem jener Briefe, die er mit behaglicher Breite ſchrieb und dann in Abſchrift unter ſeinen Papieren zurückbehielt, Aehnliches andeutet, erzählt er ſeinem Pathen Franz Ludwig: „Ich war in drei Ländern (Preußen, Hannover und Mecklenburg) zu Hauſe und hatte keinen anderen Begriff von deutſchen Staaten, als lägen ſie alle in Einer, in Deutſchlands Reichsflur. Lange Jahre nachher, als ich in Kolberg einen unfreiwilligen Aufenthalt hatte, las ich in der „„Augs. Allg. Zeitung““ einen Bericht der Bundestags-Kommiſſion: daß ich die höchſt gefährliche Lehre von der Einheit Deutſchlands aufgebracht. Wie ich mich da gefreut, daß ich gewürdigt worden, dafür zu leiden — das zu beſchreiben vermag ich nicht.“

In Lanz nun ſaß der alte Jahn, der Vater des Turners, welcher 1811 ſtarb, als Prediger unter neunundzwanzig Anſpännern. Sie waren alle freie Leute, und hatten zum Theil Acker wie ein kleines Rittergut. Die Dorfmark war ungeheuer groß und hatte die Abwechſelung jeder Ackerart; den fetteſten Kleiboden der Marſch enthielt ſie, und der ärgſte deutſche Flugſand blies Hügel zuſammen um das Dorf, in dem unſer Turnmeiſter ſeine Jugend verlebte, und verwehte ſie wieder. In dem Amtsſprengel ſeines Vaters hatte ehedem ein Vorwerk gelegen, das durch Aushauen eines Eichwaldes gegen den Weſtwind ſchutzlos geworden war, deshalb war die Lagerſtätte verſandet. Sie hieß das Lipiſch, was der Knabe, damals nicht kühner als in den ſpäteren Wortforſchungen, von Libyen herleitete. Strom und Land, der Wechſel, den die Natur doch um ſein Dorf her bot, regten die Phantaſie mächtig an; trat einſt doch ſogar die Elbe aus ihren Ufern, ſandte ihre Fluten bis vor Lanz, und benachbarte Dörfer ſchwammen im Waſſer. Auch die in ihrer Art mannigfaltige Weiſe, wie die Bewohner ſeines Geburtsortes ſich nährten, regte ihn an. Die reichen Bauern ließen ihren Hopfen oft Jahre lang liegen und verfuhren ihn dann ſelbſt nach Lübeck, Roſtock und Wismar. Von Wismar fuhren die ärmeren oft Fracht ins Hannoverſche, und mit einem ſolchen Fuhrmann machte der Turnvater ſeine erſte Reiſe in die Welt. Die Tagelöhner des Ortes waren zum Theil Schiffsknechte auf Elbfahrzeugen, einige waren ſogar mit nach Grönland geweſen. Noch trieben alte Soldaten Handwerke im Dorfe, wovon der eine zu Karl's XII. Zeit gegen Stralſund geſtritten, andere den ſiebenjährigen Krieg als Reiter und Fußſoldaten durchgemacht hatten — und die Gefährten des alten Fritz, Huſaren von Ziethen, Reiter von Seydlitz, Soldaten von Schwerin waren des alten Jahn Geſpielen, denn mit Knaben ließ ihn ſein Vater nicht verkehren.

Von den Reitern, die ins Dorf zur Graſung kamen, lernte er reiten, von einem Grönlandsfahrer ſchwimmen, laufen und ſpringen nach Beobachtung der Thiere. Das Klettern (ſo erzählt er ſeinem Pathen) ſah ich den Affen ab, die ſich der mecklenburger Herzog vor ſeinem Schloſſe in Ludwigsluſt hielt. So hatte er die Elemente des Turnens ſchon früh beiſammen, denn auch für die ſpäteren Turnfahrten und „Dauergänge“ fanden ſich Lehrer: die Paſcher ſeines Heimatsortes. Mit ihnen ging er nach Mecklenburg, wenn dort was los war, und übertraf ſeine Lehrer bald in Kenntniß der Wege und Stege. „Meine Sinne“, ſo erzählte er, „wurden ſo ſcharf und ſo fein, wie die eines Wilden von Nordamerika. Erſt in der Gefangenſchaft iſt mein Geruch abgeſtumpft worden. Da mußte ich ſchnupfen lernen, und als die Brechruhr wüthete, rauchen.“ Schießen lernte er von mecklenburgiſchen Wildſchützen, obgleich er ſpäter, dem Jagdrechte feind, nie auf die Jagd ging. Das Meer und Seeſchiffe ſah er zuerſt in Wismar, das damals noch ſchwediſch war und wohin er einem Lehnſchulzen ſeinen Hopfen verfahren half.

Geſchichts-Unterricht empfing er in der Abenddämmerung und muß noch ſehr klein geweſen ſein, als er ſeinen Anfang nahm; denn ſein Vater hatte ihn auf dem Schoße, wenn er von Alexander und Hannibal und „den Hohen und Guten des Alterthums“ erzählte. In ſeinem achten Jahre, als Friedrich II. ſtarb, disputirte er ſchon Friedrich's Gegner nieder, wozu er oft Gelegenheit hatte, wenn er mit Mecklenburgern und Hannoveranern zuſammentraf. Im neunten Jahre war er ſchon ein eifriger Zeitungsleſer, und als er durch die Blattern blind war, las ihm ſein Vater die neueſten Nachrichten über den Türkenkrieg aus den Blättern vor, die ein Kandidat faſt eine Meile weit über Feld herbrachte. Friedrich's II. nachgelaſſene hiſtoriſche Werke gehörten zu ſeiner früheſten Lektüre. Aus dem patriarchaliſchen Geſchichts-Unterricht zu Lanz mag Jahn's Geſchichtsauffaſſung das Eigenthümliche, ich möchte ſagen Prophetiſche und Bibliſche ſich angeeignet haben. In früher Jugend auch pflanzte ſein Vater in ſein Herz ein untilgbares Gefühl von Recht und Unrecht; er nennt es die

Quelle ſeines nachherigen innern Wohls und äußern Wehs.

Eine ſolche Jugend war merkwürdig, aber es fehlte ihr viel: die rechte Kindlichkeit. Daß es Märchen in der Welt gab, wußte Jahn damals nicht. Darum klagte er ſpäter: eine Rangen- und Bengelzeit ſei kein Glück, wenige Menſchen ſehnten ſich jetzt in ihre frühſten Tage zurück, weil uns die rechte Kindlichkeit fehle.

Jahn's Vater, der Großes von dem außerordentlichen Knaben erwartete, brachte ihn bereits mit mannigfachen Kenntniſſen ausgeſtattet, auf die Schule zu Salzwedel. Wir wiſſen nicht, ob es hier oder erſt ſpäter auf der Schule in Berlin war, wo einſt als Aufſatzthema den Schülern die Wahl einer geſchichtlichen Perſon aufgegeben wurde, „die ſie geweſen ſein möchten", und die Motivirung der Wahl. Natürlich ſeien (ſo erzählte Jahn mündlich) Sokrates, Miltiades, Friedrich der Große u. ſ. w. da erſchienen. Er, Jahn, habe ſtatt deſſen ausgeführt, wie er eine ſolche Wahl weder treffen wolle noch könne, weil darin ein moraliſcher Selbſtmord liegen würde. Der Lehrer, ganz verwundert, habe „gar nicht begreifen können, was der Jahn eigentlich wolle". Seine deutſche Geſinnung zeigte er auf der Schule zu Salzwedel bei einem Streite der Hannoveraner und Preußen von Prima und Secunda. Er ſetzte ſich als Zuſchauer auf den obern Lehrſtuhl und verglich ſich gegen den Rektor mit dem Zeus, der Helenen und Troern zuſah.

Als Jahn ſpäter auf dringende Einladung bei einem Schul-Jubiläum Salzwedel wieder beſuchte, erzählte er in den Schulklaſſen, wie er, als Geiſt verkleidet, jeden Abend aus dem Hauſe ſeines Wirthes, der ihn nicht fortlaſſen wollte, geſchlichen ſei, und wie er einſt die ganze Jugend der Stadt, die ihm auf einem Platze auflauerte, mit Kuhfladen in die Flucht getrieben. Dabei hatte er aber doch ſchon Intereſſe an der Literatur und war bereits ein Anhänger Göthe's gegen Schiller, mit welchem er erſt als Student ſich ausſöhnte. Unter täglichen Fauſtkämpfen gegen ſeine Mitſchüler hielt er in Salzwedel drei Jahre aus, bei Gedike in Berlin dann aber nur ein halbes Jahr, gerieth ſchon damals in Berlin in ſchlimme pekuniäre Verwickelungen, erhielt beim Examen die ſchimpflichſte Cenſur, verließ am 17. April 1795 Berlin und ging auf Gerathewohl in die weite Welt. Man erzählt ſich, er habe den Hut ins Waſſer geworfen, der dann gefunden ſei, ſo daß ſein Vater geglaubt habe: ſein Sohn ſei todt. Der unglückliche Schüler habe aber unterdeſſen — Deutſchland bereiſt, um ſich zu überzeugen, wie es ausſähe.

2. Univerſitätsjahre in Halle (1796—1800).

„Die Hochſchulenjahre bleiben des angehenden Gelehrten Wanderzeit. Da ſoll er ſich weder einpferchen, noch verunken. Er muß erwachſen in der Oeffentlichkeit Luft und Licht. Er muß ſeinen Umgang freiſühbrig wählen dürfen, darf nicht in einen beſtimmten Geſellſchaftskreis gebannt ſein, wo er ſich dann ſo einlebt, wie ein Stammgaſt einer Kneipe, daß ihm lange nachher nirgends wohl iſt, und er von vorne wieder zu leben anfangen muß, um ſich mühſam in der wirklichen Welt zurecht zu finden, bevor er eine wahre Wirkſamkeit gewinnen kann.“

Worte auf einem Blatte von Jahn's Hand.

Nach ſeinem Auszuge aus Berlin verſchwindet uns Jahn ein volles Jahr aus dem Geſicht. Er hat dies echte Irrjahr ſeines Lebens ſelbſt verzeichnet, aber nicht aufgehellt.

Oſtern 1796 ſehen wir ihn mit dem Zeugniß der Reiſe die Univerſität Halle beziehen. Seine Neigung würde ihn dem Studium der Jurisprudenz zugeführt haben, da einige ſeiner Vettern tüchtige Bauern-Advokaten waren und Recht und Gerechtigkeit, beſonders eine Art von öffentlichem Gericht, das in ſeinem Dorfe ſtattfand, ihn ſchon früh beſchäftigt zu haben ſcheint. „Jeder

Rechtsſtreit" — ſagt er in dem Briefe an ſeinen Pathen, dem übrigens noch ein ausführlicherer, welchen er ſchon 1806 über ſeine Jugend aus Jena an Guſtav Adolf Selchow richtete, ſich anreiht — „iſt ſeinem Weſen nach öffentlich. Zwei zanken ſich, der Dritte hört's, jetzt gehen ſie zum Vierten, Schiedsmann oder Richter, gleichviel. Aber wie der Apoſtel ſagt: Gott hat die Menſchen aufrichtig gemacht, doch ſie ſuchen viel Künſte." Solche Künſte hätte Jahn als Advocat zu ſeiner Zeit wol auch geſucht als „Nothwehr", um Böſes mit Böſem zu vergelten, wie er ſie als Demagoge gegen die Bureaukratie geſucht hat. Aber ſein Vater verbot ihm ſeiner beſchränkten Mittel wegen die Rechte und nöthigte ihn, Theologie zu ſtudiren. Vielleicht hoffte er auch einen bedeutenden Kanzelredner in ihm, und wie leicht hätte er das werden können bei ſo großartiger Beredſamkeit! War doch ſelbſt ſein Zeitgenoſſe Dräſeke, eine vielfach verwandte Natur, urſprünglich als Kanzelredner von derſelben Richtung getragen und gehoben, aber freilich nicht wühleriſch der Politik bis auf den Grund gedrungen, ſondern nur etwa, wie es einem Obern der Freimaurer geziemt, mit ihr in Verbindung. Jahn ließ die Theologie ſogleich links, hat aber doch gepredigt, ſei es nun in der erſten oder der ſpätern Studentenzeit, oder in den Jahren, die er danach in der Heimat verlebte, wie denn auch ſelbſt das „deutſche Volksthum" noch einige Spuren von den einem angehenden Theologen zukommenden Beſchäftigungen zeigt. In Freiburg äußerte er noch die Abſicht, ſeine Predigten als „Laienpredigten" drucken zu laſſen, hätte ſie indeſſen wol erſt aus dem Gedächtniſſe von Neuem entwerfen müſſen.

Forſter, Krauſe, Sprengel, Eberhard waren ſeine vorzüglichſten Lehrer und Gönner. Er war in Halle bei Friedrich Auguſt Wolf im Seminar und dieſer pflegte ſeinen „Sprachinſtinkt" zu rühmen. Jahn ertheilte als Student in Halle Unterricht am Waiſenhauſe.

Jahn war, wie ungefähr die Hälfte von denen, die in Deutſchland ſpäterhin im Leben hervortreten, was man nennt ein bekannter Student. Unter den Studenten ging es damals wild her. Jahn kannte die deutſchen Univerſitäten ſchon durch Familien-Traditionen. In den dreißiger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts hatte ſein Großvater zu Jena ſtudirt: damals trugen noch alle Studenten Degen; im Stammbuche des alten Herrn war der Marktplatz zu Jena abgebildet; in der Mitte ſtand ein großer dichter Kreis und darin ſtritten zwei Duellanten ohne Sekundanten. Von der Ferne her aber kam eilends gelaufen ein Mann, einem Gerichtsfrohn ähnlich, aus deſſen Munde der Ruf ging: Pax! pax! sub poena relegationis! — An die Stelle der früheren Ordens-Verbindungen waren jetzt Kränzchen, die ſich Landsmannſchaften nannten, obgleich ſie es nicht eigentlich waren, getreten: Weſtfalen, Märker, Pommern, Schleſier, Magdeburger, Halberſtädter und Anhalter. Dieſe hatten ein „Cartel“ mit einander, das ſie zur Aufrechthaltung „des Kränzchen-Comment, nicht des echten Burſchenbrauches“ anwandten. Das Cartel gab Vorſchriften für Forderungen, Duelle u. ſ. w. Iſt er groß? Iſt er ſtark? Hat er Geld? ſo hieß es, wenn ein „Fuchs“ nach Halle kam. Die Senioren waren ſtattlich und gut gewachſen, und die Uniform, welche ſie trugen, ſtand ihnen gut; Verſtand und Kenntniſſe waren bei ihnen verachtet, „ganz anders wie früherhin in Jena, wo der beſte Schläger nichts als Burſche galt, wenn er nicht auch Kenntniſſe beſaß und ſich zu erwerben bemühte.“ Jahn ſoll, wie erzählt wird, dieſem ganzen Leben, wenn auch nicht gerade als Mitglied einer Landsmannſchaft, nicht fremd geblieben ſein; am 6. März 1798 erklärte er aber den Kränzchen den Krieg.

Jahn äußerte in ſpäterer Zeit, er habe ſeinen Widerwillen gegen Duelle als Student oft an den Tag gelegt. Bei Gelegenheit eines projektirten Geſammtzweikampfs durch Vertreter zwiſchen zwei Univerſitäten habe er vorgeſchlagen, ſtatt deſſen in corpore mit Büchſe und Schläger in die Vorberge des Harzes zu ziehen und einen kleinen Krieg in aller Form zu führen. Ueber andere als Studentenduelle, deren Gehalt wir unſererſeits auf ſich beruhen laſſen, dürfte Jahn mit Recht anders gedacht haben. Er war eine viel zu ritterliche Seele, um nicht für manche zartere Fälle und etwas abnorme Lebensſtellungen, nicht blos für den Offizierſtand, den Zweikampf als höchſt heilſam erkennen und zugeſtehen zu müſſen. Während ſeiner Fuchszeit, ſo erzählte Jahn gleichfalls mündlich, habe ein berühmter Raufbold die Univerſität tyranniſirt, Vorübergehende fleißig in die Rinne geſtoßen u. dgl., beſonders gegen furchtſame, dem Duell abgeneigte Studenten Terrorismus geübt. Bei einem Falle der Art habe Jahn, noch ganz grün, ihn in ſeiner „Stammkneipe“ aufgeſucht, ihn gröblich und in der herausforderndſten Weiſe inſultirt und ſich dann entfernt. Hierauf ſei nichts erfolgt. Der Berſerker, von ſeinen Freunden befragt, warum er ſolche Schmach ruhig ertrage, habe geantwortet: „Der Jahn muß doch etwas haben, worauf er trotzt; ich will meinen alten Ruhm nicht gegen ſeinen jungen wagen.“ Jahn muß ein tapferer Student geweſen ſein, mindeſtens im Fauſtkampfe. Herr Kammerrath Dahl zu Wernigerode, ſein Commilito, ſah ihn einſt gegen ſechs Studenten allein ſich wacker vertheidigen. Wegen ſeines Auftretens gegen die Verbindungen war er in Verruf gethan.

Jahn hat ſich wol jedenfalls noch vor der Zeit, wo er ſelbſt durch Verbindungen gegen Napoleon wirkte, ernſthaft mit dem Weſen der geheimen Verbindungen beſchäftigt, deſſen Schauer ihn reizten. Es war im zweiten Jahrdrei ſeiner Univerſitätszeit, faſt ein Jahrzehnd vor dem Tilſiter Frieden, als er bei Halle in der Höhle einſiedelte. Er ſann darauf, die Menſchen auf den rechten Weg zu bringen und wollte ungeſtört über das Eine nachdenken, was Deutſchland noth thäte. Sein Hauptbuch war damals „Dia-Na-Sore“, das Hr. von Meyern herausgegeben hatte.

Darin ſagt der Hauptheld: „Ich habe mein Vaterland verloren und nun bin ich ein Freund aller Völker, die noch für das übrige kämpfen.“ Es war ein bedeutſames und überraſchendes Zuſammentreffen, daß der Verfaſſer dieſes Buches ſpäter, als man für Deutſchland kämpfte, Jahn's Vorgeſetzter wurde.

3. Jahn's Schrift über die Beförderung des Patriotismus (1800).

„Der größte Staat iſt ſchwach, der ungezählte Heere,
Doch keine Patrioten hat.“ Uz.

Die erſte von Jahn gedruckte Schrift — ein heller Trompetenſtoß, ein Hahnenkräh am Morgen — war nicht die „Bereicherung des hochdeutſchen Sprachſchatzes“, ſondern die 1800 bei J. C. Hendel in Halle erſchienene, drei Bogen ſtarke Arbeit: „Ueber die Beförderung des Patriotismus im deutſchen Reiche. Allen Preußen gewidmet von D. C. C. Höpffner.“ An Höpffner nämlich ſoll er 1799 ſeine Autorſchaft für 10 Thaler verkauft haben. So trat dieſer eigenthümliche, dieſer eckige Geiſt zuerſt unter einer Maske, die er ſelbſt für dies Buch nie gelüftet hat, vor ſein Volk hin, — aber er war doch da, ſo wie die Stunde des neuen Jahrhunderts geſchlagen hatte. Vorerſt war es freilich nur ſein Schatten, den er vor ſich her warf, ein Fremder, immerhin ſelbſt ein deutſcher Patriot, nahm ſeine drommetenartigen Worte in den Mund, er ſelbſt blieb noch im Dunkel, vergraben in den Sorgen, im Irren und Ringen einer deutſchen Jugend.

Von ſolchem Ringen iſt das Büchlein aber eine köſtliche Frucht, — ein Werk voll Hohheit und Majeſtät, faſt allen ſpäteren Schriften Jahn's vorzuziehen, ſobald man an den Schriftſteller Jahn einen reinliterariſchen Maßſtab anlegen will. Von der Geſchmackloſigkeit und Koketterie ſeiner ſpäteren Schreibart findet ſich noch keine Andeutung, die ganze Schrift iſt im großen und einfachen Stil gehalten, die Begeiſterung ergießt ſich in einem ſchönen, klaren Strom und macht noch keine Bocksſprünge, um hier ein aufgehängtes deutſches Bärenfell und dort eine aufgeſteckte Jakobinermütze am Wege zu erhaſchen.

Jahn war damals noch ausſchließlich ein preußiſcher Patriot aus der Schule des großen Friedrich. Sein Enthuſiasmus wirkt diesmal ſo wohlthuend, weil er noch nichts Abſtraktes hat. Die Vorſchläge, die er ſpäter in dem immer noch ſehr preußiſchen „Volksthum“ ſchon mehr für ganz Deutſchland macht, faßt er hier im Voraus für das noch als ſiegreich geltende Preußen zuſammen. Kühne Seitenblicke werden geworfen, ſie ſtreifen auf Frankreich hin. Schon finden wir in dieſer Jugendarbeit die kühnen Gedanken über die Roſſe des Sonnenwagens, die Jahn ſpäter Angeſichts dieſer Roſſe ſelbſt bei dem berühmteſten Auftritte ſeines Lebens in Paris wiederholte!

Jahn war damals ſichtlich ſchon viel gereiſt, er hatte viel beobachtet. Man höre ſeine idealiſirenden Beobachtungen über die Preußen:

„Den Vaterlandsſtolz äußert der ungebildete Landmann in den deutſchen Staaten des preußiſchen Reichs ſtets gegen die Nachbaren. Auf den Jahrmärkten der Grenzſtädte beginnt gewöhnlich ein Kampf, wenn nicht die Vorzüge der Preußen bald anerkannt werden. Ein Streit iſt hier nur das Vorſpiel eines neuen. Faſt immer gewinnen die Preußen, und ſind ſie auch die kleinere Zahl, ſo dulden ſie dennoch nicht ungeſtraft die Schmähungen ihrer Gegner. Oft habe ich bei dergleichen Vorfällen gehört: Ein Preuße bezwingt drei Sachſen, Hannoveraner, Mecklenburger oder Schweden. So ſind die Landleute im Hohenſteinſchen, Halberſtädtiſchen, Magdeburgiſchen, Weſtfalen, allen Marken und in Pommern. Daher iſt ſelbſt in den entfernteſten Gegenden von

Oberdeutſchland dieſer Stolz und Muth zum Sprichwort geworden. Der iſt ſtolz wie ein Preuße; der trägt den preußiſchen Hut, ſind gewöhnliche Redensarten. Weil auch der Preuße außerhalb des Vaterlandes ſeinen Nationalcharakter nicht verläugnet, ſeine Landsleute, die Thaten ſeiner Vorfahren oft mit täuſchenden Farben malt und fremden Völkerſchaften es täglich zuruft: ich bin ein Preuße, ſo hat der große Ruf des preußiſchen Namens ſich durch ganz Europa verbreitet. Dies geht ſoweit, daß in fremden Staaten ein Reiſender, der vorher kaum bemerkt wurde, als ein Wunderthier begafft wird, ſobald kund wird: der Fremde iſt ein Preuße!

„Wer mehrere Länder von Deutſchland geſehen hat, und betritt nach einer Reiſe wieder den preußiſchen Boden, es ſei in Weſtfalen, Nieder- oder Oberſachſen, der wird die preußiſchen Dörfer und Städte gleich an ihren Bewohnern erkennen. Männlicher, kriegeriſcher Gang, feſter, muthvoller Blick, fröhliches Grüßen zeichnen den Preußen aus. In manchen andern Ländern ſchleichen gleich ſtummen Schatten die Menſchen umher, denn der Knechtſchaft eiſernes Joch hat ihren Nacken gebeugt und die Geißel des Peinigers ſchwirrt in ihr ängſtliches Ohr. Vielen Tauſenden muß das Unterſcheidende des preußiſchen Landmanns aufgefallen ſein und der Muth der preußiſchen Bauern doch viele andere Völker übertreffen; denn reiſende Handwerker, Soldaten, die wieder an einem andern Orte Dienſte nehmen wollen, erlauben ſich dasjenige nicht in preußiſchen Dörfern, was ſie ohne Scheu in Städten des Auslandes wagen. Ja ſie ſind offenherzig genug zu bekennen, daß ſie es mit den Preußen nicht aufnehmen wollen.

„Eben ſo berühmt ſind die Preußen in Hinſicht ihrer Klugheit. Sie werden von ihren Nachbaren und andern Fremden gefürchtet. Die Redensarten: der Preuße iſt zu hell; den Preußen überſieht keiner; über die preußiſchen Pfiffe geht nichts, hört man bei jeder Gelegenheit an allen Orten des Auslandes. Da nun einmal die

Preußen ihre Ueberlegenheit und Vorzüge fühlen; da ſie von Fremden als Menſchen höherer Art angeſtaunt werden, ſo wurzelt der Vaterlandsſtolz ſtets tiefer in die Herzen hinein, und es bedarf nur eines Aufrufs ihres geliebten Königs, um den verborgenen Funken zur lodernden Flamme anzufachen.

„Auch die ſpielenden Knaben ſind von dieſem Vaterlandsgeiſte ſchon beſeelt. Sie ſpielen mehr Krieg als irgendwo, und von einem Kameraden, der flieht, oder ſich nicht recht brav hält, ſagen ſie: der iſt kein Preuße. Mit außerordentlicher Lebhaftigkeit nehmen ſie an allem Theil und jubeln dann noch, wenn anderswo Männer ſchon zittern. Dieſen Muth bewunderten ſogar die Franzoſen, als ſie vor der Niederlage bei Roßbach einige Gegenden der Mark überſchwemmten. Sie waren in Oſterburg von Rekruten überfallen worden. Aus Beſorgniß, es möchte in andern Städten der Altmark gleiches Schickſal ſie treffen, ließen ſie von Zelle zahlreiches Geſchütz nach Salzwedel fahren, und beim Einzuge ritten die Knaben ſingend auf den Kanonen, ſpannten die Pferde ab, um ſich auf ihnen umher zu tummeln. Die Knaben werden ſtets das, was die Väter einſt waren.

„So pochen noch jetzt die Drömmlinger auf ihre tapfern, ihrem Fürſten ſo treu ergebenen Väter, die im vorigen Jahrhunderte die Waffen ergriffen, und auf ihre ſelbſtverfertigte Fahne ſetzten:

Wir ſind Bauern von geringem Gut,
Dienen aber unſerm Kurfürſten mit Gut und Blut.

Noch jetzt rühmt ſich das Dorf Dannefeld, damals eine Atlasfahne von der Kurfürſtin, der Gemahlin Friedrich Wilhelm's des Großen, zum Lohn ihrer Treue empfangen zu haben. Mit eigner Hand ſoll die treffliche Landesmutter jene Inſchrift hinein geſtickt haben.

„Mit der Fackel der Geſchichte in der Hand darf man kühn behaupten, daß ſtets die Märker ſo waren, daß hernach die Preußen ſo wurden, ſo noch ſind. Ohne die Fürſten aus dem

Hauſe Zollern wäre die Mark Brandenburg nur ein Markgrafthum des deutſchen Reichs geblieben. Ohne die wackern Brandenburger wären die Grafen von Zollern nie mehr als Kurfürſten geworden. So aber ſproßte aus Zollerns Saamen, auf dem Boden der Mark Brandenburg ein herrlicher Baum hervor, der den Ungewittern und Stürmen der Zeit trotzt. Es erhob ſich der preußiſche Adler, und bedeckt mit ſeinen Fittigen glückliche Staaten und mächtige Völker."

Unſerm Studioſus ſind die deutſchen Sprachſtudien noch fremd, die ſpäter von den Beſtrebungen des Mannes unzertrennlich ſind, aber mehr andern, die ſich durch ihn zu planmäßigeren Forſchungen angeregt ſahen, nützen mochten als ihm ſelbſt, der dann die Sprache verſchiedener Jahrhunderte, die Schriftſprache und Mundarten ohne tieferes Verſtändniß durcheinanderwarf. Von den Wiſſenſchaften hat ihn die Geſchichte beſonders beſchäftigt. Im Studium der Geſchichte eben ſieht er das beſte Mittel zur Beförderung des Patriotismus; ohne die Kenntniß der vaterländiſchen Geſchichte, ſagt er, ſei der Bürger ein Spielball in der Hand eines ſchlauen Betrügers, ohne von den Patrioten gehört zu haben könne er ihnen nicht nacheifern. Jahn verlangt für Preußen, daß die Schulen ſich mehr als bisher mit der brandenburgiſchen Geſchichte beſchäftigen, — eine der vielen von Jahn aufgeſtellten Forderungen, die im Zeitlaufe bereits verwirklicht ſind. Damals mußte er noch geradezu klagen, daß in Preußen die vaterländiſche Geſchichte von der Jugend geflohen werde wie tödtliches Gift. Der größte Theil der Schulmänner wiſſe zwar genau, wie viele große Trauerſpieldichter die Griechen gezählt, wie viele Reden Cicero an das römiſche Volk gehalten. Nur nach der Geſchichte ihres Vaterlandes müſſe man nicht fragen und nicht nach den Thaten des Volkes, in deſſen Dienſte ſie leben. Fremde Leſarten ſeien die Götzen der Rektoren und Schulmonarchen, die Altäre der Muſe der vaterländiſchen Geſchichte aber ſeien umgeſtürzt.

Nichts wird in dieſer Schrift verſäumt, die Preußen zur Liebe und zur Dankbarkeit gegen ihre Helden anzuſpornen. So zu ſagen mit den Fingern weiſt Jahn auf die alten gedienten Soldaten aus dem ſiebenjährigen Kriege hin, die noch unter ſeinen Zeitgenoſſen leben. Magdeburg, Perleberg und Kyritz werden wegen patriotiſcher Feſte gerühmt. Ein Denkſtein auf dem Schlachtfelde bei Roßbach wird abgebildet; der Jahn ſo werthe Gedanke, für alle großen vaterländiſchen Beſtrebungen Denkmale und Feſttage zu ſetzen, begegnet uns in Bezug auf Preußen ſchon hier und wird mit der Unruhe und dem ganzen Ungeſtüm einer für alles Große und Schöne begeiſterten Seele vorgetragen. Mehrere Gegenden, ſagt Jahn, zählt unſer Vaterland, die eines Denkmals würdig wären: die Schlachtfelder von Fehrbellin, Mollwitz, Strigau, Leuthen, Zorndorf, Minden und Crefeld. Ein Hölzchen nahe bei Kunersdorf, ſchlug er ſpäter im Volksthum vor, ſolle „Kleiſt's Frühlingshain“ heißen. Den 15. Februar, als den Tag, wo durch den Hubertsburger Frieden der ſiebenjährige Krieg beendigt wurde, will er in der Schrift über den Patriotismus zum allgemeinen preußiſchen Volksfeſte machen, ebenſo den 18. Februar, wo Preußen die Königskrone erlangte. Am 18. Februar, ſagt Jahn, können die Preußen nicht genug Gottes Güte bewundern, an keinem Tage können ſie Gott beſſer danken, daß er die Zollern ihnen ſchenkte, daß ein buntes Gemiſch von Ländern zu einem Reiche vereint ward: er iſt würdig für viele Millionen ein Tag der Freude und Wonne zu ſein, und ein ewiger Feſttag des Vaterlandes zu bleiben.

Die Namen Friedrich Wilhelm, Friedrich, Schwerin, Keith, Winterfeld, Seidlitz, Ziethen, Haiden ſollen ſtatt der katholiſchen Heiligen in den Kalender. Wo aber überhaupt die Weltgeſchichte hochherzige Patrioten erzeugte und wo das Herz der Völker einmal von Vaterlandsliebe höher gehoben wurde als ſonſt, läßt Jahn in dieſer Schrift mit Liebe ſeinen Blick auf ihnen verweilen. Rührend iſt es, wie der Deutſche, dem Paris ſchon drohend vor Augen ſtand, die karthagiſchen Patrioten, die Philäne und Hannibal rühmt und die Karthager, welche die Mauern der Stadt mit ſchwarzem Zeug behangen hätten, wenn der Staat ein Unglück erlitten.

4. Jahn's „Bereicherung des hochdeutſchen Sprachſchatzes“ (1806).

„Mutterſprache, Mutterlaut,
Wie ſo wonneſam, ſo traut!“

Seine Ferien benutzte Jahn ſtets, das deutſche Vaterland zu durchſtreifen. Nachdem er vier Jahre in Halle verweilt, beſuchte er noch Greifswalde, um die nordiſchen Sprachen zu ſtudiren. Der Bibliothekar Thomas Thorild, derſelbe, den Herder im Teſtament zum Ordner ſeines philoſophiſchen Nachlaſſes einſetzte, öffnete ihm die Bibliothek und den Schatz ſeiner Erfahrungen. Auch genoß er den täglichen Umgang von Arndt und andern Männern, „die fremde Länder geſehen hatten.“

Als Jahn's zweite Schrift, jedoch als die erſte welche ſeinen Namen trug, erſchien 1806 bei Adam Friedrich Böhme in Leipzig die „Bereicherung des hochdeutſchen Sprachſchatzes, verſucht im Gebiete der Sinnverwandtſchaft, ein Nachtrag zu Adelung's und eine Nachleſe zu Eberhard's Wörterbuch.“ Jahn hatte dieſe Schrift als Hauslehrer geſchrieben, dann aber auch im November und Dezember 1805 Sprachſtudien zu Göttingen getrieben, wohin er in dieſem Jahre ging, um dort, wie er erzählt hat, ſeinen „Jungfernvortrag“ zu halten über deutſches Volksthum, das ihn alſo ſchon damals beſchäftigte, und dadurch die „Schule des ſogenannten hiſtoriſchen Rechts“ zu ſtürzen. In der Bereicherung gab er das Auffallendſte, was ihm bis dahin auf dem

Gebiete der deutſchen Sprachforſchung aufgeſtoßen war. Er bringt Synonymen bei, theils aus dem Dialekt, theils aus dem gewöhnlichen Leben, ſelbſt aus der Burſchenſprache. Unter anderm werden die Synonymen: Knotenſtock, Knittel, Prügel und Ziegenhainer abgehandelt. Die letzteren beſonders zu rühmen hat Jahn dabei nicht vergeſſen. In gänzlicher Abgeſchiedenheit vom gelehrten Verkehr hatte er dies Büchlein niedergeſchrieben. Seines Lehrers Eberhard Werke hatte er mit Freude begrüßt, gegen Adelung, den er gleich dieſem ergänzt, liegt er bereits ſcharf zu Felde. Den Eberhard hatte ihm Einer zu ſeiner burſchikoſen Arbeit geſchenkt, den Adelung ein anderer dazu nur geliehen. Den biedern und braven deutſchen Männern Martens zu Torgelow in Mecklenburg und Strecker auf der Sophienthaler Glashütte bei Torgelow iſt die kleine Schrift voll Empfindungen innigen Dankes und treuer Verehrung gewidmet.

Was uns jetzt an derſelben beſonders auffallen muß, iſt daß darin jede Ahnung von einer hiſtoriſchen Grammatik fehlt. Alle älteren Sprachdenkmäler ſcheinen unſerm Sprachforſcher noch gänzlich unbekannt zu ſein, aber nicht allein die ältere deutſche Sprache, ſondern auch die Zuſtände der Vorzeit ſind ihm fremd und daraus entſpringen ganz naive Bemerkungen. Wie ſchon der Titel ſeines Buches zeigt, ſo erhebt Jahn ſich über den Standpunkt eines Adelung und Eberhard nicht weſentlich. Er bekämpft ſogar wol gelegentlich das Richtige, wo es bei einer Einzelheit außerhalb der Kreiſe der Eberhard und Adelung einmal ſchon geahnt wurde. Das Bedeutendſte an der Schrift iſt wieder Jahn's richtiger praktiſcher Blick, der ihn ſeltener, als man ſeiner phantaſtiſchen Perſönlichkeit nach glauben ſollte, etwas vorſchlagen ließ, das nicht ſpäter verwirklicht wäre. Er wünſchte in dieſer Schrift eine Geſellſchaft für deutſche Sprachforſchung, deren Hauptgründer er ſpäter ſelbſt in Berlin wurde. Er wünſchte eine eigene Zeitſchrift für dieſe Forſchungen — und wir haben deren mehr als eine.

Von der Aufnahme dieſes kühnen Jugendwerkes machte Friedrich Ludwig Jahn ſeine ganze fernere Schriftſtellerei abhängig. Und wirklich ſagte der Recenſent in den damaligen Gelehrten Anzeigen aufmunternd genug, daß ihn ſeit langer Zeit der erſte Verſuch eines jungen Gelehrten nicht ſo angenehm überraſcht habe als dieſer. Er ſei erſtaunt darüber, daß Herr Jahn unter ſo ungünſtigen Umſtänden und mit ſo wenig Hülfsmitteln ſo viel habe leiſten können. Noch mehr aber freue ihn der richtige Sinn, womit der Verfaſſer in das Innerſte unſerer Sprache eingedrungen ſei, die Beſcheidenheit, womit er ſeine eigenthümlichen Gedanken vortrage und die ehrerbietige Zuverſicht, womit er ſeinen großen Vorgängern begegne. Der Recenſent halte ſich aus beſondern Urſachen verpflichtet, Herrn Jahn das öffentliche Zeugniß zu geben, daß, wenn es in ſeiner Macht ſtände, er dem hoffnungsvollen jungen Manne „mit dem größten Vergnügen" eine Lage verſchaffen würde, wo derſelbe ſeinem Lieblingsſtudio nachhängen und das wiederherſtellen oder ergänzen könnte, was die berühmteſten Sprachforſcher verdreht und unvollſtändig gelaſſen hätten.

Es iſt leicht zu erkennen, was dieſen Recenſenten vorzugsweiſe an dem Schriftchen gefeſſelt hatte und was an ihr auf einen Gelehrten aus der klaſſiſchen Schule, der ſich ſelbſt Herz und Auge offen erhalten hatte, zum mindeſten den Reiz der Neuheit üben mußte: wir meinen eben die Luſt friſch aus dem gemeinen Leben zu ſchöpfen, ſtatt aus den Schätzen der Bibliotheken; wie es damals einem Göttinger Docenten erſcheinen mochte das burſchikoſe oder, wie wir jetzt ſagen würden, das volksthümliche Element dieſer gelehrten Arbeit, auf welches auch unſer Intereſſe an ihr ſich beſchränkt.

Selbſt auf Jahn's Wunſch, an der Univerſität Göttingen feſten Fuß zu faſſen, ſcheint der Recenſent anzuſpielen, ſei es, daß die Gelehrten Anzeigen ſchon das gänzliche Mißlingen dieſes Planes beklagen, oder ihm noch zur Ausführung behülflich ſein wollen.

Aber was konnte das Jahn noch nützen an dem Tage, als die Anzeigen den jungen Mann mit ihrem Wohlwollen beehrten, am 23. Oktober 1806? Waren nicht die Schlachten bei Jena und Auerſtädt jetzt geſchlagen, Prinz Louis todt und die Feſtungen übergeben? Nach Norden und Oſten zogen Stein und Blücher, dahin zog die Weltgeſchichte, dahin zog auch Jahn als ein armer Asmus omnia sua secum portans. Er war leichter an Gepäck als die meiſten andern, aber die Noth des Vaterlandes trug keiner ſchwerer und keiner beſeufzte ſie tiefer als er. Damals zuerſt paßte auf ſo manchen Braven, der mehr oder weniger ſein Vaterland verlor und gleichſam heimatlos wurde, der inhaltvolle Spruch, den einſt der gedankenvolle Stein auf ein Blatt ſchrieb:

„Macht und Güter gehört der Erde.
Er iſt ein Fremdling und wandert aus
Und wohnt im unvergänglichen Haus.“

Und ſo wurde Jahn noch vor Ende des Jahres, ein unruhiger Zeuge jenes Geiſtes der Erhebung, der ſchon vor der Schlacht bei Jena in den Beſſeren lebte, in den Strudel der politiſchen Begebenheiten gezogen und begann ſeine patriotiſchen Irrfahrten, oft mit leerem Beutel. Für dieſe ſeine patriotiſchen Irrfahrten während des Krieges, und was ſonſt weiter dahin gehört, hat er ſich ſchon 1810 auf das Zeugniß des Grafen Grote bezogen, der ſelbſt ſpeziellere Nachweiſe darüber zu geben bereit ſein werde, ſo daß er ſchon ziemlich früh auch offizielle Aufträge gehabt zu haben ſcheint.

5. Das Jahr 1806.

„Was uns bleibt, wenn alle Säulen brechen?“

Seit 1796 beſuchte Jahn ſehr oft die Stadt Jena. Er verlebte dort den Nachwinter, Frühling und Sommer nach der Schlacht, aber auch ſchon den Frühling und Sommer vor der

Schlacht. In einem zu Nordhauſen um die Zeit der Schlacht bei Jena genommenen Paſſe ließ er ſich aufführen als „privatiſirender Gelehrter aus Göttingen, auf einer literariſchen Rundreiſe durch Sachſen begriffen“, während er in Wahrheit als ein rechter Sturmvogel der von Grund aus aufgewühlten Zeit das Land von Thüringen und dem Harz bis zur däniſchen Grenze durchſtreifte; zunächſt nach dem Harze nämlich ging er im Herbſt 1806 von Göttingen oder Jena aus und blieb bei einem Freunde in Goslar. Der Vater deſſelben war mit einem hochgebietenden Staatsmanne vertraut und erhielt von ihm eines Tages, als man eben bei Tiſche ſaß, die Nachricht, daß der Krieg unvermeidlich ſei. Da machte ſich Jahn auf und davon, ihn zog es in die Nähe des preußiſchen Heeres, was ſich in Thüringen zuſammenzog. Eine franzöſiſche Grammatik und ein Halstuch mußten die Reiſekoſten bezahlen. Ihn führten drei fürchterliche Sturm- und Regentage über Harzburg, wo ein Menſchen- und ein Thierarzt ſich über den wahrſcheinlichen Ausgang des Kampfes der Heere prügelten, und über Braunlage nach Nordhauſen. Als er ſo den Harz überſtiegen und Nordhauſen erreicht hatte, war das Wetter endlich wieder klar.

In Frankenhauſen hörte er vom Schlachtberge (aus Thomas Münzer's Bauernkriege bekannt) Kanonenſchüſſe in der Ferne, die Fürſtin von Rudolſtadt kam geflüchtet, ihre Dienerſchaft erzählte vom Unfall bei Salfeld und des Prinzen Louis Tod.

„Zu dem (ſagt Jahn in einer uns vorliegenden handſchriftlichen Aufzeichnung über die ganze Irrfahrt) hatte ich hingewollt. Er war frei von Ahnenſtolz, ſchätzte Verdienſt, wo er es fand, bei Großen eine ſeltene Tugend. Sein Secretair war mein Univerſitätsfreund.

„Nun wollte ich zum Hauptquartier, dort erfahren, wo einige Regimenter ſtänden, da ich nur unter den Regiments-Quartiermeiſtern drei vertraute Freunde zählte, von denen der eine mir ausdrücklich Vorſchuß zu meiner akademiſchen Laufbahn verſprochen hatte.

„Mein unſchuldiges Nachfragen machte mich verdächtig. Ich ward als Spion verhaftet, kam nach einigen Verhören los — und ging auf Jena zu. Es war gerade am Schlachttag. Ich ſah die letzten Kämpfe des linken Flügels, die gänzliche Niederlage, und nahm den geradeſten Weg nach Magdeburg über Artern. Hier kam ich mit Flüchtigen von mehr als zwanzig Regimentern in der Nacht an.

„Mehrere Verſuche, hier die Fliehenden zu ſammeln und zu ermuthigen, mißlangen. Es waren dort ungefähr 3000, ein Drittel ganz-, ein anderes halb-, das letzte unbewehrt. Von Artern ſind drei Meilen bis Querfurth; von dort bis Halle auch drei Meilen. Dieſen Weg wollte ich die Flüchtigen führen — kein Offizier war bei ihnen. Als dies die Menge nicht wollte, ſuchte ich die Entſchloſſenſten zu bereden, die Brücke über die Unſtruth in Brand zu ſtecken, um ſo den Franzoſen den Weg auf Querfurth, Eisleben u. ſ. w. zu verſperren. Dies war den Bürgern nicht ſehr gelegen, und da ſie den wahren Grund nicht beibringen durften, ſo ſuchten ſie mich verdächtig zu machen, als ſolle dies zum Nachtheil der Deutſchen geſchehen, damit der Reſt den Feinden in die Hände fiele.

„Natürlich war das längere Bleiben Unſinn. Ich machte den 15. alſo die Flucht über Sangerhauſen nach Mansfeld mit. Und da es mir auch hier wieder fehl ſchlug, Geſellſchaft nach Halle zu bekommen, ſo ging ich am 16. allein hin. Ich wollte eben am anderen Morgen zum Herzog von Würtemberg, als Generalmarſch geſchlagen ward und die Franzoſen ſich hinter Paſſendorf zeigten.

„Es war das erſte Armee Korps von ungefähr 40,000 Mann, angeführt von Bernadotte und dem Kaiſer ſelbſt. Dagegen hatte der Herzog von Würtemberg beinahe 20,000 Mann, und hätte

100,000 aufreiben können, ſelbſt wenn Hannibal und Cäſar ſie angeführt hätten. Freilich hätten die auch wol Halle nicht von der Seite angegriffen, wo es nur allein feſt iſt — von Paſſendorf her. — Ich ſtand auf der hohen Brücke, nachher bei der faulen Kneipe, bei der Egge. Es ſind Leute genug neben mir todt geſchoſſen worden, eine Kugel fand ich nachher in der Rocktaſche. So viel weiß ich nunmehr, daß ich bei ſolchen Gelegenheiten nicht die Beſonnenheit verliere.“

Mündlich erzählte Jahn ſpäter: als er ſich auf dem Platze befunden, wo die Preußen Anſtalt machten, die Saalbrücke zu vertheidigen und den Uebergang der Feinde abzuwehren, habe er einen von den Preußen unbenutzten Punkt wahrgenommen, von welchem aus, nach ſeinem Dafürhalten, ein Paar der vorhandenen Geſchütze mit weſentlichem Vortheile für den vorliegenden Zweck hätten wirkſam werden können; der nachmalige „erſte deutſche Freiwillige“, der Mitſtifter und Werber der Lützower, erlaubte ſich, zu dem dort befehligenden Stabsoffizier heranzutreten und ihm dieſes bemerklich zu machen. Dieſe ſo ungewöhnliche Dreiſtigkeit erwiderte der Offizier durch die Frage: „Sie haben hier wol viel zu befehlen?“ — „Zu befehlen gar nichts“, antwortete Jahn; „wol aber zu rathen. Rathen darf ein Jeder, der ein Vaterland zu verlieren hat.“

Doch wir fahren in der Mittheilung des Jahn'ſchen Manuſkriptes fort:

„Halle ward nach der Einnahme geſperrt. Den 19. wanderte ich aus, und auf weitem Umwege über Hettſtedt, Aſchersleben, Egeln war ich am 20. in Magdeburg. Aber da hatte Alles den Kopf verloren, ich ging längs der Elbe nieder über Wolmirſtädt, Rogätz, Kobbelow, Scheeren, Tangermünde, Arneburg. Bei allen dieſen Fährörtern war es eine niederträchtige Qual der armen verwaiſeten Krieger, über die Elbe zu kommen. In Magdeburg gab es freilich Pontons, auf der Elbe Fahrzeuge, an der Elbe Bauholz, aber daß ſich davon Schiffbrücken machen laſſen, ſchien keiner zu wiſſen.

„Ich ſah nun, der Krieg an der Elbe ſei zu Ende. Alles gab Stettin für den Sammelplatz des zerſtreuten Heeres aus. Dahin wollte ich natürlich nun auch. — — — Die Schurkerei bei Prenzlow und die Verrätherei von Stettin hinderte meinen Plan, auf Umwegen kam ich nach vielfacher Lebensgefahr nach Anklam, um Zeuge von der dortigen Einnahme zu ſein. Bei dem Reſte des Bilaiſchen Korps bivouakirte ich am 30. in Schwediſch-Pommern, ließ mich am 31. nach Uſedom überſetzen und kam bis Swinemünde. Da war an kein Ueberkommen nach Kolberg, Danzig u. ſ. w. zu denken. Die Schiffer wollten nur ganze Schiffe vermiethen, und auch die nur für jüdiſchen Gewinnſt. So wanderte ich hoffnungslos alle ſchwediſchpommerſchen Seeſtädte durch, längs der Küſte von Mecklenburg nach Lübeck, und war Zeuge der ſchrecklichſten Auftritte. Tiedge's Gedichte nahm ich vom Schlachtfelde mit. Umgeſtürzte Wagen und Geſchütz und allerlei Waffen umher, todte und ſterbende Menſchen und Pferde. Die Preußen haben in Lübeck geſtritten wie Numantiner, aber Schurkerei eines Offiziers am Burgthor — und überhaupt die Unvorſichtigkeit der Anführer machten Alles zu Schanden. Gleich nach dem Einmarſche in Lübeck fragte der General Zweifel den General-Lieutenant Blücher: *Wann ehe befehlen Sie, daß morgen die Parade aufziehen ſoll?*

„Die erſte Nacht habe ich unter Todten mich verborgen, die zweite ſchlich ich mich aufs däniſche Gebiet und erlebte Dinge, die mir eine Vorſtellung von Attila gaben. Vor Lübeck lag das dreifache Heer der Franzoſen, an 80,000 Mann. Die dunkle Nacht war wie vom Vollmond durch die fürchterlichen Feuer erleuchtet. Dörfer, Gartenhäuſer, Speicher brannten. Mahagoni- und Ebenholz-Möbel gaben das Holz zu den Wachtfeuern. Die Holzſtöße von finniſchen Fichten verſchmähten die Sieger.

Dazu ein Lärmen, das meilenweit erſcholl, ein Schießen in der Trunkenheit, ein Zerſtören, ein Uebermuth. Rockelsdorf, Hakkenburg, Eckherſt, Mori, lauter däniſche Dörfer, wurden in der Nacht geplündert. Die wenigen Dänen konnten es nicht hindern. Hunderte mit Fackeln in der Hand, von Offizieren angeführt, unter Begleitung von Muſik, übten die ſchaamloſeſten Gräuel im friedlichen Lande. Aber auch Mancher bekam „„drei Stich und neun Loch““, den Tod zum Lohn, die holſteiniſchen Dragoner hieben Manchen nieder, die Schützen erlegten viele Räuber, am 9. November waren ſchon über 500 Böſewichter auf däniſchem Gebiete ertappt und ins Hauptquartier lebendig eingeliefert.“

Wenn dieſe Angaben Jahn's für den Hiſtoriker von großem Intereſſe ſind, ſo ſteht er durch ſein Verhalten in jenen Tagen, wie ſeltſam es iſt, auch von vornherein unter den Trägern des Geiſtes in jener Zeit als eine hervorragende Erſcheinung da. Eine ziemliche Anzahl geiſtreicher und zum Theil nachmals vor vielen andern patriotiſche Männer waren damals in den Zauberkreis des Eroberers gebannt, ſo daß wir ſie während oder unmittelbar nach der Schlacht bei Jena dort, ſowie in Naumburg und Halle zu beobachten vermögen. Laſſen wir dabei, wie billig, Hegel gänzlich unbeachtet, der während der Schlacht bei Jena ruhig an der Phänomenologie des Geiſtes ſchrieb, ſo ſehen wir ſelbſt einen Schleiermacher und Steffens nicht frei von jenem Anflug von Frivolität, die, tief in der menſchlichen Natur liegend, den Menſchen zum Verderben ſeines Geſchlechtes bei großen Schwankungen der Geſchichte zu ergreifen pflegt. Selbſt ein Luden feierte Bacchanalien. Wie weit über dieſen Ausſchweifungen des Geiſtes, welche den wollüſtigen Empfindungen gleichen, die den zum Tode Verurtheilten noch in ſeiner Sterbeſtunde beſudeln, ſteht die Treue eines Jahn, dem angeſichts der ſo eben von ihm beſchriebenen Irrfahrt Niemand wird ins Geſicht lachen dürfen, wenn er erzählt, daß er, während derſelben, erſt kürzlich neunundzwanzig Jahre alt geworden, in der Nacht vom 14. zum 15. Oktober zu Artern plötzlich graue Haare bekommen habe, nachdem er am Abend vorher die flüchtige preußiſche Kriegskaſſe hatte nach Magdeburg vorbeifahren ſehen.

6. Das Jahr 1809.

„Nun, wir wandeln künftig einen beſſern Pfad,
Helfen unſerm Vaterland mit Rath und That,
Und wenn's Jeder wünſcht ſo ernſt wie wir allein,
Wird es bald von Schand' und Schmach erlöſet ſein."
Vörösmarty.

1809 wünſchte ſich mancher gute Preuße lieber mit friſchen Wunden an der Donau verſcharrt zu liegen, als daheim zu leben. Jahn lebte in der Heimat wie der Prophet in der Wüſte, der jeden Augenblick bereit iſt, als begeiſterter Seher hervorzutreten. Er privatiſirte nach dem Tilſiter Frieden hauptſächlich im Elternhauſe zu Lanz und bei einem „Freunde der Wiſſenſchaften und des Vaterlandes." In ſeinem Umgange ſuchte er die Patrioten. Vielleicht waren ſie es, die ihn in den Stand ſetzten, ſo amtlos zu ſein und doch nur dem Vaterlande anzugehören. Mit einem patriotiſchen mecklenburgiſchen Edelmanne, von Barner, aus dem Hauſe Bülow, einem würdigen Manne, war Jahn bekannt. Durch einen wohlgeſinnten und für die Freiheit nicht unthätigen Kaufmann in Altona beſorgte er Briefe an deſſen Sohn, der in Spanien gegen die Unterdrückung kämpfte und den Jahn ſpäter in Wiesbaden als preußiſchen Rittmeiſter kennen lernte. Mit dem alten Herrn, in deſſen Rock der Herzog von Weimar nach Hohenlohe's „Ulmung" bei Prenzlau ſich gerettet hatte, ſaß er auf ſeinem Schloſſe im alten Ahnenſaale, wo ein alter Held der Familie aus den Türkenkriegen hing und nur das lodernde Feuer im

„Kämmich“ ihnen Geſellſchaft leiſtete. Auch 1811, als Davouſt bei Roſtock auf der Lauer lag, war er einmal auf dem Schloſſe dieſes Edelmannes.

Jahn's Gruß war damals: Glück auf! Wandern, auch mit ſchwerem Herzen, ſeine Luſt. Seine Wanderungen zeigen, wie jeder Beſſere damals gleichſam ſich vogelfrei fühlte und nur ſeinem Ideal lebte, denn nach dem ſchon angeführten herrlichen Spruche:

„Macht und Güter gehört der Erde.
Er iſt ein Fremdling, er wandert aus,
Und ſucht ein unvergängliches Haus.“

Zur Zeit der kühnen Unternehmung Schill's will Jahn auf einer „Geſchäftsreiſe“ geweſen ſein, die beinahe einen vollen Monat hinweggenommen und auf der er über 80 Meilen zurückgelegt habe. Ende April fuhr er über Hamburg und Hannover nach Kaſſel. Am 6. Mai kam dort die Nachricht an, Schill ſei aus Berlin gezogen und in's Königreich Weſtfalen eingerückt. 10,000 Franken wurden auf ſeinen Kopf geſetzt, aber ſpäter ſtand unter der Bekanntmachung unter Anderm:

„Mit Geld wiegt man Schill's Kopf nicht auf,
Drum laſſet ab von dieſem Kauf.
Zehntauſend Franken ſind zu wenig,
Denn Schill bleibt aller Herzen König!“

Jahn fand auf ſeiner Weiterreiſe über den Harz, Goslar, Halle, Deſſau nach Berlin eine allgemeine Aufregung im Volke. Die Poſt ſollte ihn (es war um Pfingſten) ſo ſchnell als möglich der Gegend zuführen, wo Schill mit ſeiner kühnen Schaar war. Seinen Eltern machte er auf der Reiſe einen Nachtbeſuch, wechſelte bei ihnen nur die Wäſche, ließ ſich von ſeiner Mutter Eierkuchen zur Wegekoſt backen, ſchlief eine Stunde, trank Kaffee, hing ſeinen Ranzen um und reiſte, vielleicht in Geſellſchaft von andern, die er Schill zuführen wollte, nach Dömitz. Hier erfuhr er, wie Schill völlig umſtellt ſei. Er urteilt von ihm, daß er zu den

Menſchen gehöre, die nur wie der Schlehdorn in Sturm und Ungewitter ihre Blüthen treiben.

Jahn's Reiſen fiel nicht auf, weil er überall Freunde hatte. Er wußte ſich damals beſonders auch die Herzen der Kinder aufzuſchließen. Mehrmals ſcheint er, ohne Aufſehen zu erregen, in den Standlagern der Franzoſen geweſen zu ſein. Die Triebfeder ſeines ganzen damaligen Treibens war Haß gegen Napoleon und, wie er ſelbſt nicht verhehlt, Luſt an Abenteuern. Sein Hauptabenteuer aber war — die Rettung eines vornehmen Engländers, der wichtige Papiere zu überbringen hatte, in einer Gegend, wo, in Perleberg, nachher ein anderer bedeutender Landsmann deſſelben, Lord Bathurſt, ſpurlos verſchwand. Der Reiſende führte Briefe an den engliſchen Befehlshaber der brittiſchen See- und Landmacht in Deutſchland und an den Prinzregenten von England. Ein patriotiſcher Poſtmeiſter kam auf den Gedanken, Jahn ſeine Führung anzuvertrauen und der Engländer war über den Boten ſehr erſtaunt, welcher ihn nur dann begleiten wollte, wenn die Papiere ihm ausgehändigt würden, und dies dadurch motivirte, daß er ſagte: „Wenn man Sie beim Wickel kriegt, mach' ich mich davon und beſorge die Schreiben." Jahn ließ nur den Engländer ins Poſtbuch ſchreiben und eilte mit dem Rufe: „Glück auf! nieder mit ihm!" (er nannte damals nie Napoleon's Namen) zur Thür hinaus und eine Strecke weit dem Wagen vorauf. Dann an einem Tannenwäldchen ſtand Jahn, die Mütze in der Hand, näherte ſich mit bittenden Gebährden und äußerte laut den Wunſch, ob er nicht ein Stücklein Weges mitfahren dürfte. Darauf ſtieg er raſch auf und ſetzte ſich neben den Poſtknecht. Er begann vom Bocke mit dem Engländer, der nicht reden durfte, anregende Geſpräche über deutſches Land, zeigte wie nahe die franzöſiſche Grenze war, trällerte dazwiſchen ein Spottlied auf den falſchen Waldemar, den Länderdieb, daß Fremder und Poſtknecht lachten. Er erzählte wie Friedrich Wilhelm I. ſeinen Beſitz klug vergrößert hatte, ſprach vom alten Deſſauer, und lenkte endlich ſelbſt ſeitwärts ab. Selbſt der Poſtknecht, mit dem Jahn „ſaſſiſch" ſprach, mußte ſeine Vertrautheit mit der Gegend bewundern.

Als ſie einmal einkehrten war Jahn in der Wirthsſtube wohlbekannt, die Kinder gaben ihm Patſchhändchen. Da der Engländer das Meſſer zum Schinkenſchneiden zu ſtumpf fand, zog der Begleiter plötzlich ein langes Meſſer hervor, das ihm als Waffe dienen konnte, und überreichte es. Wo man übernachtete, brachte Jahn den Fremden zu Bett, ſo daß er ſich am wenigſten verrathen konnte. Er ging dann mehrere Dörfer weit, ſtillte die Hunde auf einem Edelhofe, indem er ſie bei Namen rief und verlangte, ſelbſt dampfend wie ein Schlittenpferd, vom Gutsherrn als Polizei-Chef einen Paß. Den Paß präſentirte er dem überraſchten Britten zum Frühſtück. Dann ging's durch eine Renſe hindurch auf einen Wieſendamm, vorbei an Weiden und Holzungen. Während man nach einem Storch ſah, veränderte Jahn der ſelbſt fuhr die Richtung des Weges. In dem nächſten Nachtquartier — wachte die treue Seele bei dem Britten, ohne daß er ihn ſeine Beſorgniß hatte merken laſſen. Beim Weiterfahren redete er die Handwerksburſchen zur Beluſtigung der Reiſenden mit ihren Grüßen an. Am Abend ließ er den Wagen umwerfen, damit er unbemerkt beim Schmied und nicht auf dem Gaſthofe die Nacht ſtand. Während der Nacht aber machte ſich Jahn allein fort und übergab die Meldemarken des Reiſenden, der ſchon verloren geglaubt und aufgegeben war, ließ dieſen abholen, beſuchte einen Geſandten (vielleicht den mecklenburgiſchen), ſagte ihm, daß er Aufträge habe, auf einer Bücherverſteigerung zu kaufen, fand ihn ſelbſt als Patrioten und ſeinen Staat patriotiſch, geſtand ihm allmälig, daß er dem Reiſenden, der von Oeſtreich gekommen, durchgeholfen, wohnte bei ihm und gab ihm die Briefe in Verwahrung.

Jahn lernte in der „Stromſtadt", welche das Reiſeziel war, unter Andern Niebuhr kennen. Den Fremden ſah er zu beſſern Zeiten wieder, nach der Schlacht bei Belle Alliance, wo der Engländer Jahn's Anweſenheit in Paris durch die Zeitungen erfuhr und ihn dort aufſuchte.

7. Ende 1809—1812.

> „Was ſollen wir auf dieſer Welt
> Mit unſrer Lieb und Treue?
> Das Alte wird hintangeſtellt,
> Was ſoll uns denn das Neue?
> O einſam ſteht und tiefbetrübt,
> Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt."
>
> Novalis.

1809 wanderte Jahn mit dem Manuſkript ſeines deutſchen Volksthums in Berlin an, um den Einzug des Königs und der Königin Louiſe (am 23. Dezember) dort zu ſehen, durch welchen die Hoffnungen der Patrioten ſich ſchon wieder belebten, und blieb dann dort. Vergegenwärtigen wir uns jetzt, wo dieſer merkwürdige Mann wieder in Berlin angekommen iſt, den Bildungsgang, den er mit ſeiner Zeit bisher zu durchlaufen gehabt hat. Auch auf ihn hatten die erſten Eindrücke der franzöſiſchen Revolution gewirkt, wie Göthe in Hermann und Dorothea ſie mit unleugbarer Wahrheit beſchreibt. Danton hatte ſeinen Geiſt gewaltig gepackt. Dennoch war er noch immer einer der erſten, die ſich auflehnten gegen den großen, den furchtbaren Verſuch, der mit jenen Zeiten gemacht worden war, nämlich eine für ſie völlig abſtrakte Idee, unbekümmert um Nationalität und Geſchichte gewaltſam in die Wirklichkeit einzuführen. Die Weltgeſchichte kennt, wie man mit Recht geſagt hat, keine zweite Epoche, wo dieſer Verſuch mit ſo rieſigen Kräften und ſo viel ſcheinbarem Erfolge gemacht worden. Es waren zunächſt die Ideen Rouſſeau's geweſen, welche die Gährung der Revolution vorbereitet hatten; aber auch durch die alten Griechen und Römer waren noch Vielen die Köpfe in Verwirrung geſetzt. Von Napoleon ſelbſt weiß man, daß er ſich eine zeitlang in wunderlicher Konfuſion den Sansculotten Brutus genannt hatte; auch in ſpäterer Zeit konnte er es nicht laſſen, den Talma zu hofmeiſtern, ſo oft er ihn den Nero geben ſah, wie er denn überhaupt die Alten und ſeine Beziehung zu ihnen niemals vergeſſen hat. Dieſer lebhafte Geiſt, deſſen vielſeitige Intereſſen man immer wird bewundern können, wie ſehr man ihn auch verabſcheuen muß, ſchrieb im November 1806 aus der Scheune zu Oſterode in Preußen an ſeinen Miniſter des Innern: „Wir haben Kirchen, wir haben nicht einen Tempel, ähnlich dem Parthenon zum Beiſpiel, man muß etwas derartiges in Paris haben.“ Er hieß einen Tempel des Ruhms im griechiſchen Bauſtil aufführen, in dem man nur auf Marmorſtufen ſtehen ſollte. Jährlich am 2. Dezember ſollte ein Feſt zu Ehren kriegeriſcher Tugenden gefeiert werden, antiken Charakters wie das Denkmal. Thiers freilich, indem er dieſe Thatſachen erwähnt, meint, nur Frankreich habe damals die Künſte Griechenlands geliebt. Allein das iſt eine jener Oberflächlichkeiten, die dieſem Exminiſter, wenn er die Feder des Hiſtorikers ergreift, nur allzu oft begegnen. Auch hatte ſich dieſe Verwirrung der Geiſter, der bei alledem etwas Wahres und Bleibendes für alle Zeiten zu Grunde lag, durchaus nicht auf Frankreich allein beſchränkt: ganz Europa theilte ſie und erleichterte eben dadurch Napoleon ſeine Siege und Eroberungen. Als Napoleon bei jener berühmten Fürſtenſchau zu Erfurt aus der Fenſterniſche trat, in der er mit Goethe und Wieland geſtanden hatte, waren alle Drei ſo ganz einig!

Natürlich konnte dieſe Einſeitigkeit nicht lange währen; nur weniger Jahre bedurfte es, und ſiehe da, die noch eben ſo ſiegreiche, ſo allmächtige Richtung auf das Klaſſiſche, das Abſtrakte und Fremde ſchlug plötzlich durch eine ganz natürliche Vermittelung in ihr Gegentheil um. In dieſer Zeit war es, daß Jahn in die Oeffentlichkeit eintrat. Noch auf den Knien des Vaters hatte er ſich erzählen laſſen von den „Hohen und Guten des Alterthums“ und ſein empfängliches Gemüth hatte die Erzählungen mit Begierde aufgenommen. Doch hielt die Begeiſterung nicht lange an; die Wirklichkeit war zu mächtig, zu fürchterlich, als daß die Träume in der Knabenſeele Stand halten konnten. „Auf der Gelehrtenſchule“, ſo berichtet uns Jahn auf einem Blättchen in ſeinem Nachlaß, „las ich den Homer, Plutarch und Tacitus, als man gegen die franzöſiſche Republik ins Feld zog. Bedächtige Leute ſchüttelten das Haupt; Altkrieger tadelten den Marſch; Vorausdenker mißbilligten die Aufreizung der weſtlichen Nachbarn. Es kam, wie es gekommen und kommen mußte. Während meines letzten Schuljahres erlag Kosciußko bei Maciejowice. Eben hatte ich die Hochſchule von Halle bezogen, wie der kleine Feldwebel als Heermeiſter Schlag auf Schlag Schlachten ſchlug. Seine Rieſenkraft, Gewalt und Kriegsgottesherrlichkeit — wer mochte ſie leugnen? Seine ſittliche Güte ſtand in Zweifel. Hart im Siege, mit Hohn gegen die Ueberwundenen, fuhr er mit Sturmeseile durch die Länder. Er war anders als die edeln Helden des Alterthums. Selbſt ſeine Verehelichung war mit den Begriffen wahrer Ehre nicht zu reimen. Wer über die Wahl der Mittel niemals verlegen, ſich über Sitte und Sittlichkeit hinwegſetzt, leiſtet nicht Gewähr für ehrliche Abſicht. So folgte ich ſeinem Siegesfluge mit mißtrauendem Auge.“

Und ſo wie Jahn mochte damals noch mancher Napoleon mit den „Hohen und Guten“ des Alterthums vergleichen und ſeine Wagſchale zu leicht befinden. Kaum aber daß dieſe Einſicht einmal Wurzel gefaßt hatte, folgte ihr auch der muntere Kriegsſchall deutſcher Jagdhörner auf dem Fuße. Was Jahn betrifft, ſo ſchrieb er damals zunächſt ſein „Deutſches Volksthum“ auf; es ging verloren, er ſchrieb es noch einmal auf; endlich ward es gedruckt und zündete. Das für den Augenblick Nöthige war gefunden, der Gedanke des deutſchen Alterthums tauchte empor aus den Schatten der Vergeſſenheit und ſtellte ſich mit urſprünglich naturgemäßer Kraft jenen klaſſiſchen Abſtraktionen gegenüber, unter deren Joch die Nationen ſo lange, ſo gewaltſam gelitten.

Bei allen hervorragenden Geiſtern bildete ſich in dieſer geſunkenen Zeit die Vorſtellung von der Nothwendigkeit einer Nationalerziehung zur Hebung der Volksſittlichkeit und Volkskraft. Fürſtliche Perſonen und Staatsmänner faßten ſie auf und die Peſtalozziſche Methode diente dabei allgemein zum nächſten Anhalt. Stein hatte ſie ſchon 1804 ſtudirt und kam im März 1810 in einer Denkſchrift auf die Leitung der Erziehung zu ſprechen. Sehr merkwürdig iſt auch das Auftreten mancher Pädagogen um dieſe Zeit, welche den empfangenen Anregungen nach verſchiedenen Seiten hin Bahn und Richtung gaben. Jahn, Harniſch, Frieſen u. A. waren ſolche politiſirende Pädagogen. Nicht der Urſprung des Turnens allein, auch die erſte preußiſche Blindenanſtalt fällt in dieſe Jahre. Am 13. Oktober 1806 erhielt **Zeune**, den Jahn einſt bei einem Turnfeſte hart anließ, weil er, der bedeutende Geograph, gewiſſermaßen Ritter's Vorgänger, erſt lange umhergeſucht hatte, ehe er den Turnplatz auf der Haſenhaide fand, (er iſt geb. am 12. Mai 1778 zu Wittenberg, geſt. am 14. Nov. 1853 in Berlin), zu deren Errichtung in Berlin die nöthigen Geldmittel. Der Eindruck, den dann unmittelbar darauf die Schlacht bei Jena auf ihn machte, führte ihn zunächſt faſt ausſchließlich der Politik zu. Er empfand tief die Demüthigungen ſeines neuen, preußiſchen Vaterlandes, am meiſten aber ſchmerzten ihn die Verleumdungen, die ein damaliges Schandblatt, der „Telegraph", über die Königin Luiſe verbreitete. Zeune richtete deshalb auf ſeine eigene Hand direkt an Napoleon eine Vorſtellung, worauf dann die Schmähungen gegen die Königin in dieſem

Blatte unterblieben. Ende 1808 verheiratete ſich Zeune. Wie mit Alex. v. Humboldt und Fichte, ſo verkehrte er damals auch mit Joh. v. Müller und geleitete dieſen mit Fichte bis Zehlendorf, als dieſer voll der ſchönſten Hoffnungen ſeine Stellung als Studiendirektor im neuerrichteten Königreich Weſtfalen antrat. Indeß arbeitete Zeune damals ſchon im ſtillen Verein mit mehreren Männern, wie der Magdeburger Frieſen, Jahn u. A. an dem Plane einer Volkserhebung. Hiermit hingen ſeine altdeutſchen Studien zuſammen, die er neben den geographiſchen betrieb. Der große von Jahn und Frieſen angelegte Turnplatz, der in Königsberg zuſammengetretene Tugendbund, beſonders auch der von Jahn und Frieſen als Leiter einer ſpäteren Freiſchar in Berlin geſtiftete deutſche Bund beſchäftigten ihn lebhaft. Im Winter 1812—1813 waren Zeune's Vorleſungen über die Nibelungen, welche Jahn's zahlreiche Turnerſchar hörte, von politiſcher Bedeutung. Die aufgeregteſten Gemüther in Berlin, als ſie beim Beginn des Jahres 1813 die ängſtliche Unruhe der Franzoſen gewahrten, dachten anfänglich an eine ſpezifiſch berliniſche Erhebung gegen dieſelben, an ein Vernageln der in den Straßen aufgefahrenen Kanonen, und die Blindenanſtalt am Georgenkirchhof war der Ort, wo die großen Nägel zu dieſem Zwecke zuſammengebracht wurden. Doch machten die Ereigniſſe ſolche Wagniſſe überflüſſig. Zeune feuerte perſönlich dann die ihm bekannten waffenfähigen Jünglinge zur Theilnahme am Befreiungskriege an und machte wenige Tage vor der Leipziger Schlacht eine Reiſe nach Zörbig und Aken zu dem Blücherſchen Heere.

Auch mit der Leitung der Literatur beſchäftigte ſich jene Stein'ſche Denkſchrift vom März 1810. Die Beſſern wandten ſich den Wiſſenſchaften zu, denn ſich ſelbſt zu beſſern und zu veredeln und ſeinen Geſichtskreis zu erweitern iſt das Einzige, was der Einzelne zur Bekämpfung ſchwerer Geſchicke in ſeiner vollen Gewalt hat, bevor nicht die Maſſen mit fortgeriſſen ſind für das Gute. Der Patriot von Grolmann abenteuerte zunächſt nach dem Frieden von Tilſit und ſtudirte dann unter falſchem Namen in Jena bei Luden Geſchichte. Die Begründung der Univerſität Berlin in dieſen Zeiten iſt mit Recht das höchſte Beiſpiel einer thätigen Anerkennung für die Wiſſenſchaft und für die Idee genannt, welches jemals ein Staat gegeben hat.

Während Napoleon ſich wegen des Kongreſſes in Erfurt befand, waren Männer der Wiſſenſchaft, Schleiermacher und Steffens mit Lützow, Reimer u. A. in Erfurt zuſammen. Und in Napoleon's nächſter Nähe lauerten ſchon die Rachegeiſter: als er das Schlachtfeld von Auerſtädt beſah, rettete ihn, wie Steffens erzählt, einzig und allein der Umſtand daß Kaiſer Alexander ihm zur Seite ritt.

Viele politiſche Lieder, darunter manche von hohem dichteriſchem Werthe, waren im Volke verbreitet. Sie gingen von Mund zu Mund, ſicherer als durch die Poſt und wirkten, wie Jahn ſagt, in Abſchriften durch das Geheimnißvolle, was ihren Urſprung umſchleierte, ſtärker als es ſelbſt die Oeffentlichkeit der Preſſe vermocht hätte.

Jahn's ganzes Denken bezog ſich auf ſeine Zeit. „Nicht wahr", fragte er einſt auf der Elbe die Fährleute, „thalwärts liegt Magdeburg und von Hamburg kommt die Elbe her?" Die Schiffer ſpöttelten, daß es umgekehrt wäre. „Alſo hat das der Franzoſe beim Alten gelaſſen!" ſprach Jahn nachdenkend und Nachdenken weckend.

Gegen Oſtern 1811, wo Jahn in der Erziehungsanſtalt des Dr. Plamann beſchäftigt war, lernte ihn Bucher kennen. Es war die Rede davon, daß von Seiten Frankreichs damals der Druck und die Anmaßungen gegen Deutſchland und namentlich gegen Preußen immer härter wurden. Jahn ſprach die Anſicht aus, es ſei zu wünſchen, daß dieſes alles ſich noch ſteigern möge, denn um ſo gewiſſer und ſchneller werde dann die Sache zu einem entſcheidenden Ausbruche kommen.

Vor Napoleon's Zug nach Rußland ſoll Jahn deſſen Namen mehrmals in Galgenholz geſchnitten haben.

Der Einfluß auf die Jugend war ihm hauptſächlich zuzuſchreiben. Die bekannte Geſchichte von den Ohrfeigen erzählt Wolfgang Menzel in der deutſchen Geſchichte auf folgende Art. Wenn Jahn mit ſeinen Knaben von Berlin auszog, pflegte er die Neulinge unter dem Brandenburger Thore zu fragen: „Woran denkſt Du jetzt?" Wußte der Knabe nichts zu antworten, ſo gab er ihm eine Ohrfeige und ſagte: „Daran ſollſt Du denken, wie Wir die vier ſchönen Pferdeſtatuen, die einſt auf dieſem Thore ſtanden und von den Franzoſen nach Paris geſchleppt worden ſind, von dort wieder holen ſollen."

Als Juſtus Gruner für ſeine bisherige Thätigkeit verloren war, nannte (wie Pertz in Stein's Leben erzählt hat) ein Patriot Jahn „als Gewährsmann, doch nicht als Geſchäftsführer", alſo als den der gleichſam die moraliſche Verantwortlichkeit für die Beſtrebungen übernehmen ſolle, deren Fortführung zu begünſtigen Stein beſchworen wurde.

Jahn behauptete, es habe um's Jahr 1812 in Berlin eine Adelskette beſtanden, deren Zweck geweſen, mit allen Mitteln, nöthigenfalls durch Entthronung des Königs, die Fremdherrſchaft zu brechen. Zum Beweis erzählte er, er ſei wiederholt aufgefordert worden einer Verſammlung patriotiſcher Männer außerhalb Berlins beizuwohnen. Da die Seite, von der die Aufforderung kam, ihm nicht gefiel, ſo habe er ſich geweigert, endlich aber nachgegeben. Zu ſeiner Sicherheit habe er ſechs Freunden, darunter Frieſen, aufgetragen, dem Wagen, in dem er Abends ſpät an einem Tage im Februar 1812 abgeholt werden ſollte, heimlich zu Pferde zu folgen. Der Wagen, feſt verſchloſſen, ſei erſt vielfach in Berlin umher, dann zum Thore hinausgefahren und habe auch dann die Richtung mehrmals geändert. Die Fahrt habe die Nacht und den andern Tag bis vier Uhr Nachmittags gedauert, dann ſei er auf einem Schloſſe angekommen. Er ſei nun in einen Speiſeſaal geführt, wo für etwa zwanzig Perſonen ſervirt geweſen. Ein ſchneller Blick zu den Fenſtern hinaus habe ihn vermuthen laſſen, daß er an der ſächſiſchen Grenze, nicht ſehr weit von Wittenberg, auf einem Gute des Grafen von Arnim ſei, der ſich unter den im Saale anweſenden Perſonen befunden, doch ohne daß er oder ein anderer als Wirth erſchienen wäre. Außer Arnim habe er viele andere Beamte getroffen, z. B. den Kommandanten von Berlin Chazot von Florencourt, doch auch Unbekannte. Die Gerichte ſeien alle zugleich aufgetragen und dann der Saal von innen verſchloſſen. Nun habe ein ſehr lebhaftes Geſpräch über Politik begonnen und Arnim und Florencourt hätten einen Plan zur Erhebung des Volkes entwickelt. Florencourt habe behauptet, ſobald er mit der Berliner Garniſon ausrücke, würde das ganze Heer ihm zufallen, Arnim: über hundert Edelleute würden an der Spitze ihrer Bauern erſcheinen. Der Perſon des Königs müſſe ſich Florencourt verſichern. Weigere ſich der König, der Sache ſeinen Namen zu leihen, ſo müſſe man eine Regentſchaft ernennen u. ſ. w. Jetzt habe man ſich an Jahn gewandt, deſſen unbedingte Theilnahme man vorausgeſetzt, und habe ihn gefragt, über wie viel Mann Berliner er gebieten könne. Er aber habe geantwortet, mit einer Sache, die wahrſcheinlich zu einem Attentat auf die Perſon des Königs und zum Umſturz der Staatsverfaſſung führe, habe er nichts zu thun. Dann habe er Beiden geſagt, daß ſie auch zu unpopulär für ein ſolches Unternehmen ſeien, und darüber ſei gewaltiger Tumult entſtanden, (was wol hauptſächlich aus Jahn's übertriebener Vorſicht zu erklären ſein dürfte, der ähnliche Scenen und zwar ohne Noth ſelbſt in Frankfurt als Abgeordneter hervorgerufen haben ſoll). Es ſei ſo weit gekommen, daß er, der ſehr gut bewaffnet geweſen, mit dem Rücken an der Wand ſtehend, in jeder Hand ein Doppelpiſtol vor ſich gehalten habe. Indeſſen habe man ſich noch einmal geſetzt und die Unterhaltung wieder aufgenommen. Er habe nun ſeine Anſicht entwickelt, daß erſt eine Regeneration des ganzen Volkes von oben herab und von unten herauf erfolgen müſſe, über welche noch viele Jahre vergehen könnten. Hierauf habe es Widerſpruch gegeben, doch alles in Freundſchaft. Zum Schluß habe man ſeine Verwunderung ausgeſprochen, daß Jahn gewagt habe ſich auf etwas einzulaſſen, was möglicher Weiſe eine Falle für ihn habe ſein können. Um zu zeigen, daß er auf ſeine Sicherheit wol bedacht geweſen, habe er ein Piſtol zum Fenſter hinaus abgeſchoſſen, worauf ſeine Reiter ſogleich in den Hof geſprengt ſeien. Uns lag es ob, dieſe Erzählung Jahn's, die Herr Gymnaſial-Director Fickert zu Breslau wol zehnmal, und zwar unverändert, aus ſeinem Munde hörte und deshalb für „ſicher nicht ganz erdichtet“ hält, der weitern Kritik anheimzugeben. Sie trägt in der That ganz das Gepräge eines Vorfalls aus Jahn's Leben.

In der Zeit zwiſchen dem Tilſiter Frieden und dem Untergange des franzöſiſchen Heeres in Rußland, als halb Europa geknechtet und beſonders der preußiſche Staat von dem übermüthigen Zwingherrn auf das Härteſte gemißhandelt wurde, beſchäftigten ſich bekanntlich ſehr viele Deutſche mit den manigfaltigſten Entwürfen, durch welche Rettung herbeigeführt werden ſollte. In dieſer Zeit war es auch, daß gegen Jahn ein ihm befreundeter Mann, dem es zwar keinesweges an dem beſten Willen, wol aber oft an der ruhigen Ueberlegung fehlte, ganz ernſtlich den Gedanken ausſprach: er wolle ſich nach Inner-Afrika zu den dort hauſenden wilden, menſchenfreſſenden Völkern (den Jaggas, Gallas, Shangallas) begeben und ſie zu einem großen Kriegszug bewegen; ſie ſollten von der Nordküſte Afrika's aus zuvörderſt nach Spanien überſetzen, ſofort über Frankreich herfallen und das Reich des verhaßten Zwingherrn vertilgen. — „Dabei haſt Du“, war Jahn's Antwort, „nur zwei Hauptſachen wol zu beachten:

erſtlich, daß ſie nicht Dich ſelbſt auffreſſen; zweitens, daß Du,. wenn Du nicht etwa das Menſchenfreſſen überhaupt ihnen abgewöhnen kannſt oder willſt, es ihnen als einen Glaubensſatz einprägſt, kein anderes Menſchenfleiſch als nur Franzoſenfleiſch zu freſſen.“

Gegen Fickert erzählte Jahn auch: als man zu der Ueberzeugung gekommen, daß es in Berlin unmöglich ſein werde, den König zu einem offnen Bruche mit Napoleon zu bewegen, ſei abſichtlich das Gerücht verbreitet worden, dieſer ſei in Berlin nicht ſicher. Er, Jahn, habe dies mit einigen Freunden ausgeführt. Man habe ſich wie zufällig an öffentlichen Orten getroffen, ſich abſeits geſetzt und ein franzöſiſches Geſpräch angefangen, erſt leiſe, dann in ſcheinbarem Affekt lauter, und ſich dabei ängſtlich umgeſchaut, ob man auch nicht beachtet werde. In wenigen Stunden habe ſich das Gerücht verbreitet, die Franzoſen wollten den König fortführen. Nach 24 Stunden aber ſei der König nicht mehr in Berlin geweſen. Er reiſte jedoch von Potsdam ab; Pertz im Leben Stein's erwähnt, daß er insgeheim von der Abſicht der Franzoſen unterrichtet geweſen ſei. Vielleicht wurde dieſe Abſicht auch in den Jahn'ſchen Kreiſen vermuthet oder errathen, und dieſer Kunſtgriff iſt ohne Zweifel von Jahn wirklich ausgeführt, während die epochemachende Abreiſe des Königs doch durch eine Jahn unbekannt gebliebene glaubhaftere Benachrichtigung herbeigeführt ſein kann.

Durch den kläglichen Rückzug der Franzoſen aus Rußland wurde dieſer veranlaßt zu einem kleinen Gedicht, deſſen eine Strophe alſo lautete:

Trommel ohne Trommelſtock,
Küraſſier im Weiberrock,
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat ſie der Herr geſchlagen.

8. Jahn's deutſches Volksthum. (Zuerſt 1810.)

„Wir wollen halten und dauern,
Feſt uns halten, und feſt der ſchönen Güter Beſitzthum.
Denn der Menſch, der zur ſchwankenden Zeit auch ſchwankend geſinnt iſt,
Der vermehret das Uebel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer feſt auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt ſich.
Nicht dem Deutſchen geziemt es die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies iſt unſer! ſo laß uns ſagen und ſo es behaupten.“

Goethe.

An jener Wiedergeburt, wie wir ſie gezeichnet haben, nahm als ein gewaltiger Hebel auch Fichte theil. Man hat ſeine und Schleiermacher's Beſtrebungen für Bekämpfung der franzöſiſchen Revolution verglichen mit dem Beginn der Reformation. Fichten nöthigte die Schlacht bei Jena die Bearbeitung der Wiſſenſchaftslehre abzubrechen und 1813 las er über die Thatſachen des Bewußtſeins. So war er alſo von Anfang der großen Zeit bis zu ihrem Ende auf dem Platze. Im Winter 1807—1808 aber hielt er ſeine Reden an die deutſche Nation; 1808 erſchienen ſie im Druck. In ſeinen Zuhörern ſah er bildlich die ganze Nation, wie Jahn nachmals in ſeinen Turnſchülern, im deutſchen Bunde, in der Freiſchar. Der Sauerteig mit dem dieſe Pädagogen ſäuern wollten, bedeutete ihnen das Brod ſelbſt, und das Salz die Speiſe, die damit geſalzen werden ſollte. Schon Fichte handelt die Nationalerziehung ab, und geht dabei auch auf Peſtalozzi zurück. Wie Jahn ſich vorzugsweiſe an die Jugend wendet, ſo der Philoſoph Fichte in dem großartigen Schluſſe vorzugsweiſe an die Greiſe, die Weiſen, die noch von andern Zeiten wüßten und ein Einſehen hätten; die eigentlichen Männer der Gegenwart, die von Grund aus Verderbten bittet er, nur der Wiedergeburt nicht hinderlich zu ſein, von ihnen erwartet er nichts.

Zwei Jahre ſpäter als Fichte's Reden an die deutſche Nation erſchien Jahn's Volksthum im Druck und man iſt ziemlich allgemein der Anſicht, daß es durch dieſe Reden Fichte's angeregt ſei. Damit ſtimmt wenig Jahn's eigene Angabe über ſein Buch. Vor der Schlacht bei Jena hatte Jahn ſeiner Angabe nach geſchrieben: „Denkbuch für Deutſche" und „Volksthum." Beide Bücher gingen nach der Schlacht verloren, wie denn fortwährend die Zeitſtürme ſeine Bücher und Papiere in der Luft verwehten und noch zuletzt ein Hausbrand die Arbeiten zu ſeiner Geſchichte des dreißigjährigen Krieges verzehrte. Die Schlacht bei Jena koſtete ihn überhaupt alle ſeine Bücher bis auf drei. Wie nun der Schiffbrüchige, ſagt er, auf dem Rettungseiland an einem neuen Fahrzeuge zimmert, ſo habe er wieder bei dem Volksthum angefangen. Nach hundertmeiligen Irrfahrten, in welche die Zeitereigniſſe dieſen patriotiſchen Mann geſtürzt hatten, und bei denen er, wie er ſagt, überall zu ſpät gekommen war, ſchrieb er's 1807 und 1808 von Neuem auf. Er nennt es in dieſer Geſtalt nur einen Auszug ſeiner Welt. Die Vorrede, worin er als ein Mann ſchreibt, der ſchon eine bedeutende Entwicklung durchlaufen hat, (er kannte zehn hohe Schulen, hatte gelebt unter fünf Königen, vielen Fürſten und Herren, noch unter dem letzten deutſchen Kaiſer und „in lauter lang beſtandenen Staaten") iſt datirt aus Lanz an der Warte, wo ihm ſein Vaterhaus ſtand, vom 14. October 1808.

Bei alledem laſſen ſich nähere Beziehungen zwiſchen Fichte's Reden und Jahn's Volksthum nicht in Abrede ſtellen. Jedenfalls wurden die Reden wol Jahn vor dem gänzlichen Abſchluſſe der neuen Aufzeichnung des Volksthums bekannt. Nur fragt es ſich, ob nicht der erſte Entwurf beſſer war als die abermalige Abfaſſung und ob nicht gerade das Fehlerhafte des Buches, das Aufſchütten einer Menge von Aphorismen zu einem Syſtem durch Fichte's philoſophiſchere Auffaſſung veranlaßt iſt. Fichte ſelbſt hatte ſolche Fehler vermieden, ſeine Reden ſind oft faſt graziös in der Form, immer perlen ſie wie ein guter Wein. Zu einem höher geſpannten Patriotismus brauchte Jahn nicht erſt durch Fichte angeregt zu werden; das hat uns ſein Leben zum mindeſten ſeit 1806, ja ſeine 1800 erſchienene Schrift bewieſen. In dieſer war ihm der preußiſche Staat, was ihm ſpäter das deutſche Volksthum war; Fichte hatte in den Reden erörtert, was ein Volk ſei, und dies mag Jahn in ſeiner Schrift auf die abſtraktere Bildung des Begriffes: *Volksthum* geleitet haben. Die Wörter *Volksthum* und *volksthümlich* wurden mit dieſem Buche, gleichſam als ein Zeichen der ſich ihrer ſelbſt bewußt werdenden Nationalität, zum erſtenmale gebraucht, (weshalb man auch ſchon dadurch auf Jahn und ſein Buch ſehr aufmerkſam wurde, daß man die einfachen Worte: *Deutſches Volksthum*, 1810 im Leipziger Meßkatalog las) wenn man auch, wie Jahn ſpäter in ſeinen berliner Vorleſungen ſagte, lange ſchon in jedem Volke ein „unnennbares Etwas" gefunden und gewahrt hatte, das „ſelbſt aus der Umwälzungen Wuth und Noth nachwirkend und nachhaltig hervortrat, neuwurzelnd im Guten, neuwuchernd im Böſen." Dieſe Wörter gingen in Tageblätter, Zeitſchriften, Bücher, in öffentliche Staatsreden und Urkunden über und wurden die Loſung der Zeit. Der Freiherr von Aretin, der, wie Jahn gleichfalls nachher in ſeinen Vorleſungen ſagte, „tief im Sündenpfuhl der Wälſchſucht ſchlemmte, im Nebel der Weltbürgerlichkeit zierbengelte und ſich als Herold des Zwingherrn aufblähte", ſchrie in ſeiner oberdeutſchen gelehrten Zeitung Zeter und Wehe und ſprach mit Bezug auf Jahn einſt von Predigern der Deutſchheit, von Miſſethätern und Hochverräthern, die den Boden des — rheiniſchen Bundes beſudelten.

Jahn's Volksthum wollte kein Buchhändler nehmen. Man rieth ihm, ſich einen dummen Verleger zu ſuchen, denn ein kluger werde es nicht drucken. Indeſſen erſchien es zu Oſtern 1810 in Lübeck, ward jedoch in Berlin unter Jahn's Aufſicht gedruckt. Die Gedankenſtriche im Buche deuten auf geſtrichene Stellen; auf den Cenſor hat er ſpäter, als dieſer 1818 auf dem Bundestage zu Frankfurt ſaß, gleichſam mit den Fingern hingedeutet. Er ließ das Buch aber nachher noch zweimal, 1813 und 1817, in Leipzig bei Wilhelm Rein unverändert abdrucken. Als es zum erſtenmal erſchien, hatten Staatsmänner es bereits ihrer Aufmerkſamkeit gewürdigt. Auch fand es in der Jenaer Literaturzeitung, den Heidelberger Jahrbüchern und dem damaligen Berliner Freimüthigen ehrenvolle Erwähnung.

Jahn's Volksthum, dies Buch von hiſtoriſcher Bedeutung, würde ſein ſchwächſtes Werk ſein, wenn es erlaubt wäre, einen blos literariſchen Maßſtab an daſſelbe anzulegen. Es enthält 1) viel gute, aber unverbundene, weſentlich pädagogiſche Beobachtungen und Betrachtungen. 2) Die Politik der Zeit, phantaſtiſch, und in der Form eines Syſtems in der ſie hier, wie ſchon erwähnt, geboten wird, doppelt ungenießbar. Die hochpathetiſche Darſtellung wird, wie nachher mit etwas mehr Grund im Turnbuch, tumultuariſch durch bibliographiſche Notizen unterbrochen, nach welchen das Ganze an die Hefte und Diktate akademiſcher Lehrer erinnert. Auch Wortforſchungen ziehen ſich von jetzt an ſchon ebenſo unordentlich als unbefriedigend durch Jahn's politiſche Schriften hindurch.

Die Tendenz des Buches ſucht zwei Extreme in ſich zu vereinen, die nicht allein im Weſen eines Jahn, ſondern in dem der ganzen Zeit lagen. Wir erſchrecken jetzt bei dieſem Volksthum über die Sucht alle und jede Einrichtungen abzuzirkeln und zu centraliſiren, alles machen zu wollen, was nur organiſch werden kann. Die einfachſten Grundſätze ſollten von Neuem feſtgeſtellt, über das, was jedem Staatsbürger ſein eigenes Gewiſſen ſagen muß, ſollte erſt wieder Licht verbreitet werden. Und dies war noch gerade die poſitive, die beſſere Seite dieſer Beſtrebungen. — Die Kühnheit aber, ein ganz neues, centraliſirtes Staatsgebäude aufführen zu wollen, war bei alledem ſo revolutionär, als Robespierre und Dante nur ſein konnten, und laſſen uns wieder den Mann erkennen, der als Zeitgenoß und Schüler der franzöſiſchen Revolution aufgewachſen iſt. —

Deutſchlands Einheit ſoll ſelbſt mit Feuer und Schwert durchgeführt werden, — das iſt die Tendenz von Jahn's Volksthum. An der Elbe, meint Jahn, ſollte als Mittelpunkt für Deutſchland die Stadt Teutona liegen, wie er auch noch ein Preußenheim der Mitte ſeines Lieblingsſtromes zugedacht hat. Oeſtreich ſoll ein donauiſches ſein. Der Kampf zwiſchen Oeſtreich und Preußen ſoll nur ein Balgen und Raufen zwiſchen Jugendgeſpielen geweſen ſein, felſenfeſt — ſagt Jahn — beſteht dann zwiſchen ihnen die Männerfreundſchaft auf der frühgefühlten gegenſeitigen Kraft. Gegen Landsmannſchaftſucht, die nur den achte, der von Jugend auf mit ihr dieſelbe Art Schinken, Pumpernickel und Mohnſtriezel verzehrt habe, und gegen „Volkleinerei“ wird heftig geeifert. Jahn zürnt auf die Kleinſtädter, die, wie er ſagt, nichts Tieferes kennen als die Viehſchwemme und den Ziehbrunnen, nichts Höheres ahnen als den Wetterhahn auf dem Glockenthurm. Deutſchlands Grenzen müſſen Scheiden ſein, ſonſt iſt es der ewige Wahlplatz, das ewige Blutfeld aller Weltkriege, das Rüſt- und Zeug-, Werbe- und Drillhaus der Welteroberer, ihr Speicher und ihre Kriegseſſe, Weltambos und Welthammer für jeden Rieſengriff einer Geißel Gottes.

Unſere alten deutſchen Fürſtenſtämme grünen ſeit einem Jahrtauſend, ſie ſollen daher in Ehren gehalten werden, doch könne man, meint Jahn, auch die „Königseiche Theuts“ wählen. Der Geſchlechtsadel bleibt, denn dieſe Geſchlechter haben oft die Staaten gründen helfen. Die Reichstage ſollen aus Ständen beſtehen. Wer ſich mit einer nicht eingebürgerten Ausländerin verheiratet (wogegen ſchon Nehemia aufgetreten ſei), ein Hageſtolz bleibt ob er gleich eine Familie ernähren kann, oder wer unverwundet ſeine Fahne verläßt, verliert das Bürgerrecht. Bei der Landwehr wird an Leonidas, Zriny und Winkelried erinnert, beim Landſturm wird geſagt: der im 3. Kapitel der Richter erwähnte Ehud ſei ſchon ein wahrer Mann des Landſturms geweſen. Alle „Tonangeber“, Vornehmen, Reichen, Gelehrten und Künſtler ſollen an Reichstagen und bei Hoffeſten in die Hofſtadt ziehen.

Das deutſche Gemeinweſen ſtellt Jahn in ſeinem Kern und ſeinen Anfängen hoch; in die mit verächtlichem Naſenrümpfen herabgewürdigte Schule des deutſchen Rechts, ſagt er, könne ein Montesquieu und Machiavell mit Nutzen gehen. Die Regierungsart aber, wie ſie damals war, verfolgte er mit allem möglichen Spott und das L. S. unter den Verordnungen erklärte er mit „Laß ſchleichen.“ Er ſelbſt ſchlägt folgende Gerichtsverfaſſung vor: das hohe Reichsgericht, Landesgerichte, Markgerichte und Kreisgerichte. Gegen die Zölle muß der vielgewanderte Seume, den Staatsmännern ſchwerlich eine Autorität, in die Schranken treten, Jahn ſelbſt verlangt vereinfachte Erhebung aller Steuern und Abgaben. Er läßt im Volksthum nichts unbeachtet, was ſeiner patriotiſchen Phantaſie entſpricht. Wo noch beſondere Trachten vorkommen, werden ſie mit Wohlgefallen bemerkt. Obgleich jeder Tanz nach Mitternacht aufhören muß, ſo iſt doch der Staat ſeiner Anſicht nach keine Bußanſtalt und die Freude ſoll ſich nicht verbergen. Für den Geſang, ſagt Jahn, ſtehe die deutſche Sprache der italieniſchen nicht ſo ſehr nach als man gewöhnlich glaube, ein welſcher Tonkünſtler habe es ſelbſt zu Wieland geſagt, und die alten Barden hätten mit dieſer Sprache Wunder gethan.

Am Feſte des Verdienſtes wird der Verdienſtadel ernannt.

Jeder Menſch hat dabei eine Stimme, die neuen Verdienſtmänner werden endlich in das goldene Buch eingeſchrieben.

Ein Volksfeſt ſoll auf folgende Art gefeiert werden. Mit Sonnenuntergang wird es am Abend vorher eingeläutet, ſpäterhin werden auf Anhöhen, Hügeln und Bergen Feuer angezündet. Vor Tagesanbruch werden Gemeindehäuſer und Thore geziert. Von allen Thürmen wehen Fahnen, ſolange das Feſt dauert. Am erſten Tage verſammelt ſich jedes Kirchſpiel zum Anhören der Predigt, hernach übt ſich die Jugend in Wettſpielen. Der zweite Tag gehört der Landwehr. Am dritten Tage findet in den Kreisſtädten Markt, Preisvertheilung, Wahl der ſtändiſchen Vertreter und Berathſchlagung über Wahlfähigkeit ſtatt. Alle Armen werden in öffentlichen Trink- und Eßbuden verpflegt. Alle Bälle finden nur an dieſen Tagen ſtatt.

Auch Tanz und Schauſpiel kommen bei dieſen Feſten zu ihrem Rechte. Bei dem letztern dürfen nur Jungfrauen von ausgezeichneter Schönheit (gleichſam die Huris in Jahn's patriotiſchem Elyſium) auftreten. Die Oper wird begünſtigt, weil bei ihr mehrere Künſte zugleich in's Spiel kommen. Tannhäuſer und Lohengrin ſind ohne Zweifel Opern, wie ſie der alte Jahn wünſchen würde. Puppenſpieler will Vater Jahn nicht dulden, wol aber den Hanswurſt.

In der Kunſt überhaupt iſt Jahn für die Vereinigung des Nutzens mit dem Schönen und z. B. für die Verſchönerung der Gegenden. Von der Nacktheit der bildenden Kunſt urteilt er, daß ſie in Deutſchland nur in Hallen angebracht ſei. Venus und Bacchus, wo der Deutſche ſie nackt zur Schau geſtellt finde, bemale er mit Röthel und Kohle.

Jeder Gelehrte ſoll ein Handwerk verſtehen: Chriſtus ſei ein Zimmermann geweſen. Für die Geſchichtsforſchung werden Vorſchläge gemacht, die wiederum jetzt ausgeführt ſind. Der

Geſchichtſchreiber iſt nach Jahn's diesmal ſehr treffender Anſicht nichts ohne Vaterland, Volksthum und Mutterſprache.

Jahn's Volksthum iſt nicht für die Trennung der Kirche vom Staat, ſondern will die Kirche dem Staate eingeordnet wiſſen. Das Volksthum iſt nicht irreligiös und nicht unchriſtlich. Der Glaube an die Hölle, ſagt Jahn, bleibt menſchlicher als der an Sibirien, Botanybay und Cayenne. Unſere evangeliſch-lutheriſche Kirche krankt mehr am äußern Sein als am innern Weſen. Das achtzehnte Jahrhundert habe ſich viel vermeſſen. „Hier rufe ich den größten proteſtantiſchen König an, Friedrich Wilhelm III., als Wiederherſteller und Beſſerer."

Die Beſtimmungen des Volksthums über die Kirchen gehen ganz in's Einzelne ein. Auch hier, wie überhaupt in Jahn's Volksthum, finden wir viele polizeiliche Vorſchriften. Die Kirchen ſollen nicht auf Friedhöfen ſtehen. Eine „Stinkgerechtigkeit", wie Jahn den Vorzug nennt in Kirchen begraben zu werden, ſoll Niemand eingeräumt werden: es ſei genug, wenn große Herren im Leben ihren Ruf ſtinkicht machen könnten. Keine Taufengel ſollen in den Kirchen ſein, ſondern Taufſteine. Mancherlei Bekanntmachungen ſollen nicht mehr von der Kanzel gehört werden: das Duellmandat intereſſire die chriſtliche Gemeine nicht und die Ankunft des Schweineſchneiders gehöre nicht auf den Predigerſtuhl. Die Liturgie ſoll einſtimmig ſein. Im Tode ſind alle Menſchen gleich, keiner darf im Tode anders begraben werden als der andere. Für den „blos hiergeweſenen" gehören ſich kurze Standreden, aber keine Leichenpredigten. Die Mannigfaltigkeit der Geſangbücher ſoll ſchwinden, es ſoll hierin centraliſirt werden. Die Geiſtlichen würde Jahn im weißen Gewande am liebſten ſehen. Das Volksthum iſt für eine gute Stellung der Geiſtlichen und winkt dabei wieder Friedrich Wilhelm III. Die Geiſtlichen ſollen nur Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Prediger heißen; alle anderen Namen für ſie ſeien lächerlich: ein Superintendent ſei eigentlich ein

„Drüberwegſeher“ und „Generalſuper.“ habe ein Küſter in Holſtein gar für „Generalſüper“ geleſen. Alle Feldprediger ſollen die Denkmünze eines gewiſſen verdienten Feldpredigers Segebarth ſtets bei ſich tragen.

Volkserziehung ſei nothwendig: bis jetzt ſei die Erziehung nur zu oft eine Verziehung. Rabenſteine und Zuchthäuſer klagen den gewiſſenloſen Erzieher an. Unter einer guten Erziehung verſteht Jahn zugleich eine ſtrenge Erziehung, nicht eine ſolche, die den Kindern die Ruhe des Hauſes abkaufe, wie ſchwache Handelsvölker den Seeräubern die freie Fahrt. Gar keine Erziehung ſei beſſer als eine ſchlechte, doch ſei es ein Glück für die Menſchheit, daß ein Menſch viele Stürme an Leib, Geiſt und Herz überſtehen könne.

Die Bildungsanſtalten ſollen zunächſt Gemeinde- und Kirchſpielſchulen ſein: ein Staat, der mit guten Dorfſchulmeiſtern verſehen iſt, braucht im Frieden weniger Soldaten, Zuchtmeiſter und Richter. Kreisſchulen ſollen, unſern jetzt verſuchten Ackerbauſchulen ähnlich, Naturwiſſenſchaften nebſt ihrer Anwendung lehren. Markſchulen ſollen an die Stelle der gelehrten Schulen treten; ſie ſollen auch von Handwerkern und von Kaufleuten beſucht werden, damit dieſer letztere, jetzt in geſellſchaftlicher Hinſicht ausgeartete Stand wieder gehoben werde. Die Hochſchulen ſollen von Grund aus neu werden, für Hörer und Lehrer. Ein junger Gelehrter, der ſich jetzt nicht unter die Profeſſoren einheirate, werde dort verfolgt, er müſſe frieren, hungern und durſten ehe er eine ſeinen Kenntniſſen angemeſſene Lehrerſtellung erlange. Die eingeheirateten Profeſſoren aber langweilten die Studenten mit trivialen Heftwitzen. Deutſchland müſſe eine Reichsuniverſität haben und von ihr möge gelten, was Guſtav III. in Upſala ausgerufen habe: „In dieſen Mauern kann man nie zu frei ſein!“ An den Hochſchulen ſollen reiſende Schulräthe ihren Sitz haben, die das ganze Schulweſen beaufſichtigen: ein Amt, wobei Jahn vielleicht an ſich ſelbſt dachte. Privatſchulen ſollen nicht geduldet, die Frauen ſorgfältig unterrichtet, weibliche Penſionsanſtalten aber ganz aufgehoben werden.

Unter dem, was Jahn über die Gegenſtände des Unterrichts in den verſchiedenen Schulen ſagt, iſt neben vielem Seltſamen wieder Vieles, was jetzt ausgeführt und bewährt iſt. Dahin gehört das Leſen der muſtergültigen deutſchen Schriften. Körperliche Uebungen werden empfohlen, die Vorſchriften im Einzelnen werden aber noch nicht gegeben und die Freunde ſolcher Uebungen noch auf Gutsmuths verwieſen. Das Leſen ſoll eine „Freudigung" ſein. Ueberhaupt aber verlangt Jahn ein volksthümliches Bücherweſen: alle großen wichtigen Weltbücher, ſagt er, ſind volksfaßlich. Die Perſonen-Namen ſollen deutſch ſein, nicht von Heiligen und Märtyrern genommen werden, und auch ſchon ein deutſches „Namentaſchenbuch" ſchlägt Jahn vor. Die Wahl der Namen in den altdeutſchen Liedern wird gerühmt, Bücher, die noch geſchrieben werden ſollen, werden vorgeſchlagen, namentlich Heldengedichte! Gleim, Kleiſt, Ramler, die Karſchin ſollen der Vergeſſenheit entriſſen werden.

Die Kenntniß der öffentlichen Angelegenheiten ſoll eine Staats- und Volkszeitung verbreiten, herausgegeben von der Geſellſchaft der Künſte und Wiſſenſchaften. Die an den Univerſitäten anſäſſigen Schulräthe ſollen auch die Leihbibliotheken beaufſichtigen, denn, ſagt Jahn, „es giebt Bücher genug, die von Henkershand ſammt ihren Verfaſſern verbrannt zu werden verdienten." Wer denkt dabei nicht an die ſpätern Bücherverbrennungen auf der Wartburg?

Daß die Familie im Volksthum eine vorzügliche Stelle findet, wer könnte daran zweifeln? Nur von den „wackeren Hausvätern und Hausmüttern" werden ja die Staaten erhalten. Die gefeierten Recken, ſagt Jahn, waren Gatten und Väter, von der Vereinigung der Geſchlechter geht Häuslichkeit und Volksglück aus.

Im Liebesgenuß wird Mäßigung empfohlen. Heilig iſt die Ehe, jeder ehebrecheriſche Staatsdiener ſollte abgeſetzt werden, — zur Ehre der Menſchheit macht ſich Jahn ſogar zu dem Beweiſe anheiſchig, daß „nur ſelten außerhalb der Ehe Kinder der Liebe fallen.“ Eheſcheidungen ſollen nicht zu leicht ſein, ſonſt bleibt der Staat kein deutſcher, kein chriſtlicher und kein menſchlicher. Und wieder ein frommer Wunſch, der ſeitdem erfüllt iſt: nämlich es ſoll keine Mamſellen mehr geben, ſondern nur Fräulein.

Von der zarteſten Empfindung und tröſtlich für manches Herz ſind einige allgemeine Bemerkungen des Volksthums über die Liebe. Von der Süßigkeit der erſten Liebe, ſagt Jahn, deſſen Jugenderfahrungen in allen Stücken bitter geweſen zu ſein ſcheinen, werde viel gefabelt: nur ſchade, daß ihr Gegenſtand ſo oft ein hartherziger Kieſelſtein ſei. Was erſte Liebe genannt werde, lebe fort in der zweiten, in jeder nachfolgenden, werde in jeder ſpätern neugeboren. Das Bild der deutſchen Hausfrau, wie Jahn es entwirft, möge hier folgen:

„Nur die tüchtige Hausfrau wird eine wackere Gattin werden, des Mannes vertrauteſte Freundin, und die immer neugeliebte Geheimnißbewahrerin ſeiner Freuden und Leiden. Sie wird ihm abnehmen die Sorgen bei kleineren abmüdenden innern Unannehmlichkeiten. Ihm kann alsdann nur das Außenleben zuſetzen, im Innern ſeines Hauſes wird er dafür jederzeit neue Beruhigung finden. Sein Haus wird Einfachheit ſchmücken, Reinlichkeit zieren und Ordnung bereichern. Die Brave wird hier die Allſeele ſein, jedes Geſchäftes Triebfeder. Mit beſcheidener Umſicht wird ſie das Kunſtwerk im Gang erhalten; doch wird man keine Künſtlichkeit gewahr werden, ſelbſt die ſchaffende Kunſt der Meiſterin nicht erſchauen. Sie wird nicht viel Redens von ſich machen; ihr wird nicht Weihrauchsopfer der Bewunderung den ſchlichten deutſchen Frauenſinn benebeln; ſie wird ſich nicht zur Geſellſchaftsvorſitzerin hinausdrängen; nicht als oberſte Balltummlerin ſchwärmen; Anbetungsgeſchmeiß kann nicht den Boden vor ihren Knieen beſudeln: aber ihr Lohn wird unausſprechlich groß ſein; nirgends glücklicher als bei ihr wird ſich ihr treuer Gemal fühlen. Solche Gattinnen werden das höchſte irdiſche Glück genießen — Menſchenmütter zu ſein; jede Unweiblichkeit kann nicht weiter als zur thieriſchen Mutterſchaft kommen. Ihnen wird ſich die Liebe erneuen, verjüngen, vermehren: ſie werden leben, weil ſie lieben. In ihren Armen wird der Mann alles Leid vergeſſen, an ihrem Buſen ſelbſt dem Tode zulächeln: denn ſie werden dem Manne den Wonnebecher des Lebens reichen, Liebe wird er trinken, und Thatluſt in der Liebe und in der Thatluſt Unſterblichkeit."

Den verdienten Deutſchen, wenn er geſtorben iſt, erwartet ein „Ehrenruhheim", ein Ehrenbegräbniß in Eichenhainen unter ſanftgewölbten Raſenhügeln. Luther muß, beiläufig, noch ein Denkmal in Wittenberg haben: er hat es jetzt.

9. Begründung des Turnens. (1809 oder 1810—1813.)

„Als der Turnmeiſter, der alte Jahn
Für des Volks urheilige Rechte
Vortrat zu der Freiheit Rennlaufbahn,
Da folgt' ihm ein wehrlich Geſchlechte.
Hei, wie ſchwungen ſich die Jungen friſch, froh,
fromm, frei!
Hei, wie ſungen da die Jungen: juchhei!"

Die Abſicht, eine Lehrſtelle an der neuen berliner Univerſität zu erhalten, ſchlug Jahn fehl; doch fand er eine Stelle als Erzieher und Lehrer in der Plamann'ſchen (Peſtalozzi'ſchen) Anſtalt. Schon war ihm auch vom Staate, vielleicht nicht ohne politiſche Rückſichten, eine Oberlehrerſtelle durch Wilhelm von Humboldt am Kollegium Fridericianum zu Königsberg zugeſagt und ſogar ſchon die Freipoſt dahin bewilligt, als ein mündliches Examen unter Schleiermacher's Vorſitze, dem er ſich nur pro forma hatte unterwerfen ſollen, durch ſeinen unerwarteten Ausgang dazwiſchen trat. Wie ſpäter, als der Dichter Hofmann den ſonſt günſtigen Bericht in ſeiner Unterſuchung abfaßte, die eigentliche Romantik den politiſchen Romantiker mit wohlwollender Ironie behandelte, ſo munterte am 14. April 1810 Humboldt in Folge des Schleiermacher'ſchen Examens den Verfaſſer des deutſchen Volksthums, den nachmaligen Turnvater, der die Schüler nicht zum Stillſitzen bewegen konnte, auf, ſich binnen einem Jahre „noch der Bildung und Schärfung des philoſophiſchen Sinnes, des Studiums der alten Sprachen, einer licht- und ordnungsvollen Methode des Unterrichts, und der Geſchicklichkeit, zahlreiche Klaſſen von Schülern theils durch die Art des Unterrichts ſelbſt, theils durch perſönliche Autorität in Ruhe und Ordnung zu erhalten", zu befleißigen.

Jetzt ging's hinaus in die freie Natur mit einer Knabenſchar, wo Volksthum galt ſtatt Philoſophie, Bewegung ſtatt Ruhe und Purzelbäume ſtatt Stillſitzen. Dort wurde nach den erſten Verſuchen von 1809 das Jahn'ſche Turnen in demſelben Jahre 1810 neubegründet. Seine Vorgänger waren im weſentlichen Vieth und Gutsmuths geweſen.

Jahn hatte dabei die Zuſtimmung derſelben Männer gewonnen, die in ſeine pädagogiſche Befähigung ſo ſtarke Zweifel ſetzten. Das Turnen war auch in ſeinen damaligen Anfängen nichts weniger als ein pädagogiſches, es war ein rein politiſches Inſtitut. Wie werth mußten dieſe körperlichen Uebungen bald den Beſſern werden in einer Zeit, wo, ſchon 1807, ſelbſt eine öffentliche Anfrage über die Veredelung des Menſchengeſchlechts erſchienen war deren Urheber ſogar die Fortpflanzung geleitet zu ſehen wünſchte!

Man ſieht deutlich, die Turner an ihrem Reck und ihrem Barren wurden damals bereits als im Dienſt des Vaterlandes ſtehend betrachtet. Der Gedanke ſolcher politiſchen Uebungen aber, bei denen im Grunde die Seele der erſchlafften Zeitgenoſſen eben ſo turnte und ſich ſtählte wie der Leib, war groß und gewaltig, und wer wünſcht, daß ſeinem Vaterlande nie in der Stunde der Noth die rechten Männer fehlen, darf das Jahn'ſche Turnen ja nicht herabſetzen, weil es ſpäter erſt wieder brauchbar wurde, als es in eine Gymnaſtik umgewandelt war, die von dem Jahn'ſchen Turnen nicht viel mehr hat, als den vom Turnvater „aus altdeutſcher Wurzel gezogenen" Namen. Der Gelehrte, der zur Erholung zu den Handeln greift, die auf ſeinem Schreibtiſche liegen, oder der auf dem Turnſaale die ſanitätiſche Anweiſung erhält, das Halstuch lockerer zu binden, denkt dabei, auch wenn er ein noch ſo guter Patriot iſt, nicht an das deutſche Vaterland; aber die Turner in bloßem Halſe dachten daran, wenn ſie auf der Haſenhaide die Bruſt herausſtellen mußten. Neubelebung des deutſchen Volkslebens war gleichfalls eine ausgeſprochene Abſicht des Jahn'ſchen Turnens, die ſich auf dieſe Weiſe allerdings nicht erreichen ließ. Der Eindruck von Jahn's Beſtrebungen, denen er beſonders auch die Gunſt der Mütter zu ſichern wußte, war aber ein außerordentlicher; ſogar eine Tieck'ſche Novelle muß davon Zeugniß geben, und Jahn ſelbſt konnte ſich ſpäter nicht enthalten, in einer Eingabe an den König zu erwähnen, daß darin der Ausdruck: „Ein wunderſamer Jahn", vorkomme.

Folgende merkwürdige Worte über den Urſprung des Turnens ſchrieb Jahn auf ein uns vorliegendes Blatt:

„Bald nach Friedrich's des Großen Tode kam eine Zeit, wo Deutſchland an ſich und der Welt erſt irr wurde, und ſich dann der Verzweiflung übergab.

Weil man das Alte anfangs nicht beſſern wollte, nachher nicht mehr konnte, ſtürzte der Bau zuſammen. Und da glaubten denn viele: es müſſe Alles und Jedes ausgekehrt und umgekehrt werden. Dieſe Auskehrer (Radikale) und Umkehrer (Revolutionäre) nahmen ihr Muſter zu neuen Staatsgebilden aus der Fremde und Ferne. Sie wollten Alles neu machen, ohne irgend eine Zuthat vom Alten neu machen, ja, die neueſte Geſchichte ſelbſt machen.

In dieſer Zeit der Entzweiung und Entrüſtung begann das Turnen bei Preußens Hauptſtadt. Das war keine Umkehr, das war eine Heimkehr zum erkannten verborgenen Heiligthum des innerſten deutſchen Weſens.

Daher ſein Beifall, ſeine Ausbreitung, ſeine günſtige Aufnahme, wo nicht künſtliche Hemmniſſe durch mißverſtehende Macht vorgeſchoben wurden.

Weil das Turnen ſich rein aus der Deutſchheit bildete, ſich an die Innerlichkeit des Volksthums hielt, und nicht Fremdes und Feindliches aufdrang, ergriff es die Kinder und Knaben, und die begriffen als Jünglinge und Männer, welcher Hort in dem Turnen verborgen war, und welcher ſinnige Ernſt im ſcheinlichen Spiele.

Des Turnens Anfang begann noch unter der Fremdherrſchaft. Wecken und wachhalten — das gab keinen Anſtoß. Sich erhalten und die Umſtände und Gelegenheit abwarten war nichts Aeußerliches. Und die jugendlichen Gemüther ahnten verſchwiegen, was ſie zu erſtreben berufen waren.

Das Wohlbewegen gab ein Wohlbehagen, und aus der Selbſtthätigkeit, die ſich Selbſtändigkeit errang, entfaltete ſich der Anmuth ſchönſte Blüte.

Das entdeckte gar bald die Junkerſchaft. Ein Hochgeſtellter im Kriegsweſen, ein Deſſauer, kein Schweriner, wie man ſonſt die Männer des Schlendergangs und Fortſchrittes unterſchied, ſagte zum Erwecker der Turnkunſt: „„Sie haben Wunder gethan, aber Unrecht bleibt's doch. Die verteufelten Jungen treten auf, beſſer als die Kadetten. Was ſoll aus der Welt werden, wenn dergleichen ritterliche Exercitien nicht mehr ein Eigenthum der höheren Stände bleiben? Da kann man ja künftig keinen Vornehmen mehr von der Krapule unterſcheiden."" Und der Befragte gab ihm zur Antwort: „„Wenn vornehm etwas anderes bedeuten ſoll, als ſich vornehmen in Sitten und Tugenden es den andern zuvorzuthun, ſo iſt es ein Mißlaut in der Sprache."" —

Unter den Zuſchauern der Turnübungen, deren Schranken beſonders 1812 von der ſtaunenden Menge wie ein geweihter Ort umlagert wurden, fanden ſich einſt, noch vor dem Kriege, zwei Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes ein, und in ihrem Gefolge der Geheimrath A. Nachdem die Uebungen beendigt waren, traten dieſe Gäſte ſelbſt in die Schranken ein: die ältere Prinzeſſin, Marianne, Gemalin des Prinzen Wilhelm, knüpfte ein Geſpräch mit Jahn an und äußerte ihre Freude über das geſunde, blühende Ausſehen der um ſie her ſtehenden jungen Turnerſchar. Jahn erklärte, das ſei eben eine von den heilſamen Wirkungen des Turnens. Da die Prinzeſſin geſtand, ſie habe nicht vorausgeſetzt, daß auch in dieſer Beziehung das Turnen wohlthätig wirke, ſo erwiderte Jahn: „Gewiß! Und wenn erſt das Turnen allgemein eingeführt ſein wird, ſo wird man künftig ſolche nichtswürdige Geſichter gar nicht mehr zu ſehen bekommen, wie ich eines habe, und wie da Hr. A. eines hat." Das Geſicht des Hrn. A. war ſehr von Blattern zerriſſen.

Der Vorwurf, daß Jahn dem Turnen einen zu künſtlichen Charakter verliehen und die einfachen Uebungen vernachläſſigt habe, beruht auf gänzlicher Unkenntniß der Sachlage, die ſich gerade umgekehrt verhält. Ein alter Turner von der Haſenhaide hat mich nämlich verſichert, daß das Jahn'ſche Turnen anfangs faſt nur in dem Räuber- und Wandererſpielen beſtanden habe. Mein Gewährsmann, ein preußiſcher Offizier, ſagte noch, daß Jahn dabei wol unabläſſig gleichſam das Vorſpiel eines künftigen Krieges vor Augen gehabt haben möchte. So hatte Jahn ſelbſt ſchon angedeutet (und nach ſeinem Tode haben andere es beſtimmt ausgeſprochen), daß die künſtlicheren Uebungen auf dem Turnplatze allmälig entſtanden und meiſt von ſeinen Schülern erfunden, ja ſelbſt durch ſie benannt ſind. Ein ſolcher Sinner auf dem Turnplatze war ja Frieſen.

Als Jahn ſpäter auf die Feſtung Kolberg „abgeliefert" wurde, hatte dieſer Patriot in kurzer Zeit in der Umgegend jeden Weg, jeden Fußſteig, jeden Bach, jeden Graben, jede Hügelreihe, jedes Gehölz, jeden Baum, jede Höhe, jedes Thal, jede Schanze, jede merkwürdige Stelle aus den Belagerungen des ſiebenjährigen Krieges, ſowie aus der letzten Belagerung ausgekundet. Das alles durchwanderte er mit den Knaben, machte anſtellig, lehrte die eigene Kraft gebrauchen, Schwierigkeiten und Gefahren überwinden, feſſelte durch Spiel in Wald und Feld, erzählte von den Großthaten der Väter, und als er in den letzten Jahren einen Garten gemiethet hatte, ſtanden bald in demſelben Springel, Barren und Reck, die Anfänge des Turnens. Denn nicht anders hatte dieſes auch ſeinen Anfang in Berlin genommen, nur da bald im größeren Maßſtabe, mit einer größeren Knabenſchar und mit größeren Mitteln, damals aber bald mit entſchiedener Abſicht, die deutſche Jugend wehrhaftig zu machen gegen franzöſiſche Unterdrückung.

In ſchöner Frühlingszeit des Jahres 1810 gingen zu Berlin an den ſchulfreien Nachmittagen der Mittwochen und Sonnabende erſt einige Schüler mit Jahn in Feld und Wald, dann immer mehr und mehr. Die Zahl wuchs, und es wurden Jugendſpiele und einfache Uebungen vorgenommen. So ging es fort bis zu den Hundstagen, wo eine Unzahl von Knaben zuſammenkam, die ſich aber nachher bald wieder verlief. Doch ſonderte ſich ein Kern, aus, der auch im Winter als Stamm zuſammenhielt, und mit dem dann im Frühjahr 1811 der erſte Turnplatz in der Haſenhaide eröffnet wurde. Jetzt wurden im Freien, öffentlich und vor Jedermanns Augen, von Knaben und Jünglingen mancherlei Leibesübungen unter dem Namen **Turnkunſt** in Geſellſchaft getrieben. Damals kamen die Benennungen Turnkunſt, turnen, Turner, Turnplatz und ähnliche miteinander auf. Die Sache machte Aufſehen; ſelbſt franzöſiſche Tageblätter gedachten ihrer. Im Winter wurde ſie in den nöthigen Zuſammenhang mit früheren verwandten Beſtrebungen gebracht: man machte ſeine literariſchen Studien über die Turnkunſt. Die größern und herangereiftern Turner zeigten ſich ſchon von der Idee des Turnens ergriffen, ſie übten ſich daher tüchtig und konnten im nächſten Sommer als Vorturner auftreten. Ernſt Eiſelen, Jahn's ſpäterer Gehülfe auf dem Turnplatze und bei der Herausgabe des Turnbuches, der nachher den Samen des Turnens in Berlin unter den ſchlimmſten Umſtänden keimfähig erhielt, war unter ihnen.

Im Sommer 1812 wurden zugleich mit dem Turnplatz die Turnübungen erweitert. Sie geſtalteten ſich von Turntag zu Turntag mannigfaltiger und wurden geſellig mit jugendlichem Wetteifer ausgebildet. Schon 1816 war nicht mehr genau auszumitteln, wer dies und wer das zuerſt entdeckt, erfunden, erſonnen, verſucht, erprobt und vorgemacht hatte.

Auguſt Thaer, der jüngſte Bruder von drei Turnern dieſes bekannten Namens für die Vervollkommung von Land und Leuten ſtrebſamer Männer, brachte damals am Reck bereits ſechszig Aufſchwünge von einerlei Art zu Stande; ſie waren aber bei dem Erſcheinen des Turnbuches bereits auf 132 geſtiegen. Als Thaer während des Krieges einen im Felde erkrankten Bruder pflegte, raffte ihn 1814 die nämliche Seuche hin, von der ſein Bruder genas. So ſtarb er im engſten Kreiſe für das leibliche

Wohl der Menſchheit, das er als Sinner auf dem Turnplatz zu verbreiten geſucht hatte.

Nach Beendigung des Sommerturnens von 1812 bildete ſich zur wiſſenſchaftlichen Erforſchung und kunſtgerechten Begründung des Turnweſens aus denen, die ſich am geſchickteſten erwieſen und die gebildetſten waren, eine Art „Turnkünſtlerverein“. Dieſer Verein beſtand und ſann auf's Wehe der Franzoſen durch Kräftigung der Deutſchen jenen ganzen Winter hindurch, in dem die Franzoſen auf der Flucht aus Rußland erfroren.

In den Zuſammenkünften des Vereins verwaltete das Ordneramt auf Jahn's Wunſch und Willen Friedrich Frieſen aus Magdeburg, der damals an der Lehr- und Erziehungsanſtalt des Dr. Plamann beſchäftigt war. Er hatte ſich beſonders auf Bauweſen, Naturkunde, ſchöne Künſte und Erziehungslehre gelegt, war bei Fichte ein fleißiger Zuhörer geweſen, und bei Hagen in der altdeutſchen Sprache. Vor allem aber wußte er, was dem Vaterlande Noth that, ſagt Jahn. Er hat ihm die ſchöne Charakteriſtik gewidmet, das Meiſterſtück Jahn'ſcher Beredſamkeit und Gedrungenheit, die über dem Arndt'ſchen Liede: „Es thront am Elbeſtrande“ wol in alle Liederbücher unſerer patriotiſchen Jugend übergegangen iſt. Weder um Frieſen's noch um Jahn's willen darf ſie hier fehlen: „Frieſen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendſchöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unſchuld und Weisheit, beredt wie ein Seher, eine Sigfriedsgeſtalt von großen Gaben und Gnaden, den Jung und Alt gleich lieb hatte; ein Meiſter des Schwerts auf Hieb und Stoß, kurz, raſch, feſt, fein, gewaltig und nicht zu ermüden wenn ſeine Hand erſt das Eiſen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutſcher Strom zu breit und zu reißend; ein reiſiger Reuter in allen Sätteln gerecht; ein Sinner in der Turnkunſt, die ihm viel verdankt. Ihm war nicht beſchieden in's freie Vaterland heimzukehren, an dem ſeine Seele hielt. Von wälſcher Tücke fiel er bei düſterer Winternacht durch Meuchelſchuß in den Ardennen. Ihn hätte auch im Kampf keines Sterblichen Klinge gefället. Keinem zu Liebe und keinem zu Leide: aber wie Scharnhorſt unter den Alten, iſt Frieſen von der Jugend der größeſte aller Gebliebenen.“ (Frieſen ſtarb in einem von Nationalgarden aus der bekannten von Napoleon befohlenen levée en masse herbeigeführten Kampfe der Lützower durch einen blödſinnigen Schäfer bei einem Rückzugsgefecht in den Ardennen.) Auch zwei Meiſter im Schwingen, die ſich damals kunſtgerecht ausbildeten und ſelbſt zu den erfinderiſchen Köpfen auf dem Turnplatze gehörten, Piſchon und Zencker, ſind nachher am 13. September 1813 bei der Görde gefallen. Theure Opfer brachte die Turnanſtalt in den drei Kriegsjahren. Sie ruhen, ſagt Jahn, auf den Wahlplätzen von den Thoren Berlins bis zur feindlichen Hauptſtadt.

Beim Aufruf des Königs vom 3. Februar 1813 zogen alle wehrhaften Turner in's Feld, — die Sache ſtand augenblicklich wie verwaiſt, ſo erzählt er im Turnbuch, doch ſollen, was faſt noch charakteriſtiſcher, einige Zurückgebliebenen infamirt ſein. Nach langem Zureden gelang es Jahn, in Breslau einen ſeiner älteſten Schüler, Ernſt Eiſelen, zu gewinnen, daß er während des Krieges an ſeiner Statt das Turnweſen fortführen wollte. Jahn begleitete Eiſelen ſelbſt von Breslau nach Berlin, zur Zeit als ſich das preußiſche Heer in Marſch ſetzte und die Hauptſtadt ſchon von den Franzoſen geräumt war. Er ſtellte ihn den erſten Behörden und Schulvorſtehern vor, die ihm alle Unterſtützung verſprachen und auch nachher Zutrauen bewieſen haben. Eiſelen ſtand darauf in den Sommern von 1813 und 1814 und in dem dazwiſchen liegenden Winter der Turnanſtalt vor und förderte mit der noch nicht wehrhaften Jugend das Turnweſen weiter.

Die Disziplin auf dem Turnplatze war in Wahrheit ſpartaniſch. Für die Hungrigen ſoll Salz und Brod als einzige Speiſe dageſtanden haben. Friſches Quellwaſſer holten die Turner ſich ſelbſt.

Jemand, der dort rauchte, wurde auf einige Zeit ausgeſchloſſen, jemand, der ein Glas Schnaps trank, ward nachher nie wieder dort geſehen. Die Disziplin war ſelbſt als die Zahl die höchſte Höhe erreicht hatte muſterhaft. Wenn zwei ſich zankten, ſo mußten ſie „wurzeln“, d. h. Jahn gab jedem eine ſchwanke Wurzel in die Hand und mit dieſer mußten ſie ſich in ihren leinenen Hoſen duelliren. Um nicht feige zu erſcheinen, hieben ſie aus Leibeskräften aufeinander los und waren durch das Gelächter ihrer Kameraden hart geſtraft. Einen kleinen Turner, der von einer Brücke in den Schafgraben ſah und ſich dabei vor dem Waſſer fürchtete, ergriff Jahn mit Einer Hand, hielt ihn lange über's Waſſer und ermahnte ihn dabei aller Furcht im Leben zu entſagen.

Bei den Turnſpielen fielen alle Sitzſpiele weg. Selbſt Spiele woran ſich der kleinſte Gewinn knüpfte, wie ſolche mit Marmelſteinen, wurden mit moraliſcher Strenge verworfen. „Turnſpiel geht um Sieg.“ Gegen die erſonnenen Kinderſpiele, „gegen die wahnbefangenen Schriftleute, die albern ſchreiben für's Volk und läppiſch für Kinder“, wird im Turnbuch mit ſchöner Wärme geeifert. Selbſt außer der Turnzeit ſoll der Turner keine Marmel u. dgl. haben. „Mit ſolchen Nichtswürdigkeiten“, ſagt Jahn, fängt man an und mit ſeinem oder anderer Leute Vermögen hört man auf.“

Der Tanz ſoll, nach Jahn's Anſicht, eine Zierde ſein für die hohen Feſte des Volkes und des Hauſes. Zum Tanzen braucht in einer ohnehin verweichlichten Zeit nicht erſt gemahnt zu werden. Daß beide Geſchlechter ſchon in den Kinderjahren zuſammen tanzen lernen, iſt nach Jahn's Anſicht gar nicht zu dulden, obgleich in unſern Tagen vergnügungs- und kulturſüchtige Schulmeiſter es für muckeriſch halten, den kleinſten Kindern das Tanzen nach Geſchlechtern zu verbieten.

Schon die Benennungen des Turnens zeigen ſeine Friſche. Da hat man Kibitzläufe, Affenſprünge, Froſchſprünge, Bratenwender, halbe und ganze Diebesſprünge u. ſ. w. Mehrere Benennungen gewiſſer Uebungen beim Turnen wurden aus Fiſcharts Gargantua entnommen. Andere aus der Zimmermannsſprache, der Bergmannsſprache, der Seemannsſprache.

Ueber Turnfahrten reihen wir folgende Aufzeichnung aus Jahn's Nachlaſſe hier an:

„Turnfahrten ſind mit dem Turnen gleichzeitig aufgekommen, erſt als Erweckungs- und Beförderungsmittel, und dann als des allſeitigen Turnens Blüte und Frucht. Ja, ſie ſind endlich die wahre Lebensprobe geworden, wo die Schule ſich im Leben berührt und der Probehaltigkeit Probe.

Als das Turnen begann, laſtete nicht mehr auf den Wanderungen ein Makel. Moritz, Seume, E. M. Arndt u. a. hatten das Eis gebrochen. Die Reiſen der Salzmannſchen Zöglinge waren ein guter Anfang. Die geſtrengen Schulherren ſahen die Möglichkeit, wie junge Leute mit Ordnung zum Vortheil der Geſundheit, ohne Nachtheil des Lernens, in Geſellſchaft zum Reiſen angeleitet werden konnten. — — — Das Turnen machte die Turnfahrten zur Ehrenſache, gerade zu einer Zeit, als die Wanderungen der Handwerker abnahmen, beſchränkt und zuletzt für überflüſſig erklärt wurden. Sie geſtalteten ſich nicht blos als Mittel, ſie waren ſich ſelbſt Zweck. Daher hatten ſie von allen Arten und Weiſen des Wanderns etwas und wurden doch etwas anderes, ein Einigendes, wo ſonſt auseinanderfloß, ein Geſammtes, wo ſonſt die Sonderheit hervortrat. Das Daſein wurde reges Weſen, das bloße Hinſitzen, Hinbrüten, Hinſtolzen, Hindämmern, Hinleben errang lebendige Wirklichkeit im verſchönerten Leben.“

10. Geheime Verbindung gegen Napoleon (ſeit 1810).

„Deutſchland erwache!“
„„Sage die Rache!““
„Muthig und blutig!“
„„Wage, beginne,
Schlage, gewinne!““

Im April 1808 entſtand der Tugendbund oder der ſittlich-wiſſenſchaftliche Verein, über den uns, wie wir ihn ſeit 1850 durch Johannes Vogt kennen, nun ein Urteil geſtattet iſt, der jedoch hier nur inſoweit in Frage kommt, als es gilt ſein Verhältniß zu Jahn's deutſchem Bunde aufzufaſſen. Die Grundelemente der Wiedergeburt, wie ſie ſchon oben gezeichnet ſind, trug der Tugendbund in ſich. Er fand, daß ſo tief wir auch geſunken waren, noch Treue, echte deutſche Treue vorhanden ſei und gründete darauf ſeine Hoffnungen. Erziehung, Veredelung der zum Theil nichtswürdig gewordenen Literatur, das waren Dinge, für die es in einer umgekehrten und verkehrten Welt wol einer eigenen Verbindung bedürfen konnte. Die Politik ſchien der Tugendbund kaum anſtreifen zu wollen. 1809, wo Jahn die erſten Turnverſuche machte, nahm der Tugendbund „gymnaſiaſtiſche“ Uebungen in ſeine Syſteme auf und kam damit der Praxis faſt noch am nächſten. Schon in Folge der am 10. Januar 1810 in Königsberg eingetroffenen Kabinetsordre löſte der Tugendbund ſich auf — in tiefſter Treue und unter Thränen.

In Berlin hatte ſich für den Tugendbund 1808 nur wenig oder gar keine Theilnahme gefunden. Indeſſen ſchon im Herbſt des Jahres, wo dieſer aufgelöſt worden, war hier der deutſche Verein in's Leben getreten. Dem Tugendbunde war er gerade um ebenſoviel überlegen, als er der Politik näher ſtand, und als ſeine Mitglieder die Verantwortlichkeit für ihr Thun nicht gleich denen des Tugendbundes dem Staate zuſchieben wollten, welchem dadurch neben großen Verlegenheiten nur noch kleine bereitet werden konnten. Die ganze Zeit verlangte, krank wie ſie war, vielerlei Aerzte, unter dieſen durfte unſer York nicht fehlen, aber ein Mann wie Jahn war auch ein York in gewiſſem Sinne und durch glücklichere äußere Verhältniſſe, welche den Geringern oft vor dem Hervorragenden bevorzugen, auch nur bis auf einen gewiſſen Punkt.

Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrſchaft war der Zweck des deutſchen Bundes, der aber im Einzelnen ſehr verſchieden angegeben wird. Herr v. Köln behauptete ſpäter, daß der deutſche Verein alle Fürſten, mit Ausnahme des Königs von Preußen, habe vernichten und dieſem die Alleinherrſchaft als Wahlkaiſer über ganz Deutſchland übertragen wollen. Ganz anders lauteten die Angaben eines Mannes, der mit Frieſen, Jahn, Zeune, Otto, Preuß und dem Denunzianten des Bundes, Jancke, den Bund geſtiftet hatte und als ſeinen Zweck angab, Zutrauen im deutſchen Unterthan gegen ſeinen Fürſten zu erwecken, die Uebung der Waffen allgemeiner zu machen, eine beſſere Volkserziehung zu bewirken und deutſche Wiſſenſchaften und Künſte zu befördern, um ſo den Nationalſinn zu erhöhen. Wie Jahn durch das Turnen auf eine Erneuerung der Körperkraft der Nation wirken wollte, ſo wollte er offenbar dem ganz entſprechend auf ihre geiſtige Wiedergeburt wirken durch den deutſchen Verein. So mochte der Verein ebenſowol Anknüpfungspunkte bieten für die, denen es um die Politik zu thun war, wie auch für jene harmloſeren pädagogiſchen Beſtrebungen, die indeſſen mit der ſittlichen Erhebung der Nation innig verwachſen waren. Um die Regierung nicht zu kompromittiren, ſollte der Bund, wie geſagt, ein geheimer ſein. Indeſſen wurde ſchon 1812 im Herbſt bei einem Beamten, der Mitglied war, das Archiv „des ſogenannten deutſchen Bundes oder Ordens“ in Beſchlag genommen und die Sicherheits-Behörden hatten ein wachſames Auge auf ihn. Ein weiteres Verfahren gegen einzelne Bundes-Mitglieder unterblieb damals nur in Folge eines vom geheimen Staatsrath v. Bülow unmittelbar an den König eingeſandten Berichtes. Nur gegen diejenigen Bundes-Mitglieder, welche von dem vormaligen Staatsrath Gruner als Agenten benutzt ſein möchten, wollte Bülow durch ſeine Eingabe ein Einſchreiten nicht hindern. Damit ſteht anſcheinend im Widerſpruch, daß Jahn nicht allein damals nicht verfolgt wurde, ſondern ſchon unterm 28. September mit einem ſchmeichelhaften Schreiben von Hardenberg 20 Stück Friedrichs-d'or zugeſandt erhalten hatte, weil ſich bei der Nachforſchung durch die neue Organiſation des Departements der geſammten Sicherheitspolizei gefunden, daß er auf Gruner's Antrag ſeine Reiſe zum Beſten des Staates nach Mecklenburg unternommen und daß ihm dafür nichts als die baaren Reiſe-Auslagen erſetzt war.

Der Bund beſtand damals ungeſtört fort. Als es aber 1813 zu Felde ging, wahrſcheinlich am 13. Februar, da ſprach auf Frieſen's Zimmer „Jahn ſelbſt" zu den Andern:

„Nun lebt wohl! Es iſt jetzt Alles aus. Thue Jeder jetzt ſeine Schuldigkeit. Unſer Gelübde iſt abgethan."

Freilich ſagten nachher die Denunzianten, unter den Lützowern ſeien noch einige Verſammlungen des deutſchen Ordens gehalten, ja, er ſei erſt 1814 im Mai zu Oudenarde aufgelöſt worden oder ſei noch vorhanden. — Zu den Lützowern gehörten Frieſen und Jahn; Jahn ſelbſt nannte ſich einſt in ſeiner Eingabe an den König „Mitſtifter und Werber der Lützower", ſein Freund Wolf Feuerſtein nannte ihn in einem Briefe den „erſten deutſchen Freiwilligen."

11. Die Erhebung von 1813.

„Erhebe dich, Jugend; der Tiger dräut!
Bewaffne dich, Landſturm; jetzt kommt deine Zeit!
Erwache, du Volk, das geſchlafen!“
Theodor Körner.

„In Gemäßheit einer unterm 18. Februar aus Breslau erlaſſenen königlichen Verordnung (ſo meldete ein öffentliches Blatt am 14. März 1813) wird außer den bereits kompleten Jägerdetachements auch noch ein beſonderes Freikorps durch die Majore von Lützow, von Sarnowsky und von Petersdorf errichtet. Dieſes Korps erhält die Erlaubniß, für ſich, außer der Linie zu operiren; es ſoll vorzüglich aus Ausländern beſtehen und wird ſchwarze Montur erhalten. Der als Verfaſſer des Buches ‚Deutſches Volksthum‘ bekannte Dr. Jahn iſt der Schöpfer und die Seele dieſes Korps. Von allen Seiten ſtrömen die gebildetſten Leute zu demſelben. Der Prinz Carolath tritt als Gemeiner ein; Kammergerichts- und Juſtizräthe führen eigene Truppen an.“

Wie mächtig verſetzen uns dieſe einfachen Worte noch jetzt in jene große Zeit! Auf dem Rathhauſe zu Berlin war das Gedränge am 23. Februar ſo groß, wie bei der Theuerung vor einem Bäckerladen; mit neun Beiwagen voll Freiwilligen fuhr die Poſt ab, während doch ohne Zweifel die meiſten der angehenden Kämpfer ihren Marſch zu Fuß antraten. Schon am 22. März ſollten ſich aus Berlin allein 11,000 Freiwillige gemeldet haben, darunter Männer von Amt und Stand, ſelbſt Familienväter. Hinter dem Ofen blieben nach dem Worte des Dichters nur die Buben, und die küßte kein deutſches Mädchen mehr!

Und dabei war es kein bloßer Rauſch, der die Herzen erfaßt hatte. Man wußte wol, was man verließ; ſelbſt Theodor Körner gedachte im Felde noch des Theaters, der Triller und Laufer, des Champagners auf brechenden Tafeln, ſogar des Septleva und der Spadille, mit der am Spieltiſch die Königin geſtochen wurde. Aber immerhin und trotz der Gefahren und Entbehrungen, denen man entgegenging: die „bange Völkernacht“, welche die Schlacht bei Jena erzeugt hatte, war doch herum, und

. . . . hinter uns im Grau'n der Nächte
Liegt die Schande, liegt die Schmach!

Darum trat nun auch Jeder, der Größte wie der Kleinſte, der Höchſte wie der Geringſte, ruhig auf den Poſten, an den ihn das Schickſal rief; darum zog man die Schauer der Regennacht, der Trompeten rauhen Klang, die Glut des Tages, die pfeifende Kugel, die ſauſende Lanze, den ſel'gen Soldatentod allen Genüſſen eines ſchmachvollen Friedens o wie weit vor!

Ein Lützower, Theodor Körner, ſaß unter einer deutſchen Eiche und beſang ſie, weil ſie noch grünte und ſäuſelte. Ja wahrlich, die bange Völkernacht war herum, man hatte wieder ein Vaterland, man freute ſich ſeiner trotz der Schmach, die es noch bedeckt hielt und brannte vor Begierde, es wieder zu Ehren zu bringen! Alles ſollte ſich erfüllen, wie es bei den Vätern geweſen war, ſobald nur erſt der Krieg ſeine blutigen Würfel rollte; wieder lebendig geworden war in Tirol der alte Heerbann, und auch die Alrunen fehlten nicht, die deutſchen Frauen, welche in den Kampf drangen, die Ihren anfeuerten, die Feinde ſchreckten: —

Wie merkten wir's nur nicht lange ſchon
Am glatten Kinn, am feinern Ton?
Doch unter den männlichen Thaten,
Wer könnte das Weib errathen?

Aber es hat ſie getroffen ein Schuß!
Jetzt ſagt ſie's ſelber, weil ſie muß.
Wundarzt, geh bei Leibe
Nicht unſanft um mit dem Weibe! u. ſ. w.

Dieſe Prohaska, welche Rückert ſo ſchön beſungen, war ein Lützow'ſcher Jäger, und auch andere Mädchen folgten dem Zuge des Muths in dieſer Freiſchar, wetteifernd mit den Männern, ſelbſt das Tirailliren gegen den Feind wie ein heiteres Spiel betreibend. So ſah Weichſel (geſtorben am 4. Februar 1854 als Juſtizkommiſſar in Magdeburg), deſſen handſchriftlichen Aufzeichnungen über die Lützower wir vorzugsweiſe folgen, z. B. die kleine zarte Johanna Lüring, deren Geſchlecht damals noch Niemand kannte, mit ihrer kleinen Büchſe von einem Vorpoſten bei Jülich mit wahrer Fröhlichkeit gegen die ausfallenden Franzoſen tirailliren. Anderswo trug eine Dienſtmagd den Vertheidigern des Vaterlandes Kugeln herbei, unbekümmert um die feindlichen Schüſſe, die von allen Seiten einſchlugen. Es war eben eine Volkserhebung; darum nahm auch Jeder theil daran, der zum Volke gehörte, Mann oder Weib, Kind oder Greis, und zwar ohne äußerliche Nöthigung, aus eigenem Herzensdrang, indem er ſein Glück und ſeine Ehre fand in den Laſten, welche die ſchwere Zeit ihm auferlegte.

Vor allem aber und am meiſten galt dies von dem freiwilligen Jäger; wenn er ſeine Büchſe von der Wand nahm, ſo war es ihm wirklich, als ginge er nicht in ein Spiel um Leben und Tod, nein ſo freudigen und ſo unbefangenen Muthes that er es, als ob es ſich nur um einen fröhlichen Jagdzug handelte. Auch iſt in Wirklichkeit der Name der „wilden Jagd“ für die Streifzüge der Lützower ſo ins Volk gedrungen, daß noch jetzt mancher ehrliche Landmann ſich hoch und theuer verſchwört, eine wilde Jagd hätten wir in Deutſchland allerdings gehabt, aber keinen wilden Hackelberg, ſondern einzig und allein Lützow's „wilde verwegene Jagd“.

12. Jahn als politiſcher Schriftſteller im Jahre 1813.

„Denn hoch und herrlich wird vor allen
Erſtehen deutſches Volk und Land.
Ich höre Klopſtock's Stimme ſchallen,
Ich ſeh der Deutſchen Banner wallen,
Und in der Welle Gottes Hand.“
Schmidt von Lübeck.

Im Jahre 1813, aus dem Feldlager heraus, trat Jahn als politiſcher Schriftſteller auf, und ſo weit er (zufrieden, wie er ſagt, wenn nur einzelne Pfeiler aus dem Zeitenſtrome hervorragen) ſeine damaligen Arbeiten ſpäter in einem Abſchnitte der neuen Runenblätter geſammelt hat, ſtand er damals auf dem Höhepunkte ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit. Wenn ſein „Volksthum“ trübe Elemente enthielt als Ausgeburten der Zeit und der Gelehrſamkeit, ſo zeigen dieſe Arbeiten, die ſich wirklich an das Volk, an das Heer wenden, wie nur der kraſſeſte Undank zu der Behauptung führen konnte, daß Jahn's Wirkſamkeit auf die Bewegung überhaupt eine nachtheilige geweſen ſei.

Muſterhaft ſind dieſe Arbeiten zu nennen in jeder Beziehung, abſonderlich auch im Stil, weil er ſich darin, zumal bei den offiziellen Arbeiten, Feſſeln auflegen mußte, die ihm nicht erlaubten ſich in ſeiner oft bedenklichen Weiſe zu ergehen. Zudem gereicht es dieſen Arbeiten ſehr zum Vortheil, daß Jahn, deſſen ſchwache Seite die an die vorhandenen Verhältniſſe anknüpfende Publiziſtik war, ſich hier rein rhetoriſch halten durfte. So ſind denn dieſe kleinen Arbeiten insbeſondere unverwelkliche Muſterſtücke deutſcher Beredſamkeit.

Noch bevor der Aufruf des Königs erſchollen war und ehe noch patriotiſche Stimmen laut werden durften, trat in der Unterrichtsſtunde des Prof. Gieſebrecht am grauen Kloſter in Berlin, an dem auch Jahn beſchäftigt war, ein Schüler auf und ſprach ſtatt einer erwarteten Redeübung, wie Maßmann aufbewahrt hat, einen Aufruf zum Kampfe für's Vaterland, der anhub: „Deutſche Männer, friſch auf! Waffen und Wehr zur Hand.“ Er rührte von Jahn her. Gieſebrecht ſtaunte, verſtummte, hörte ſtill zu Ende und ſagte dann tief ergriffen nur noch: „Kinder, wir wollen beten und für heute ſchließen.“ Dieſer Aufruf wurde auch gedruckt.

Jahn ruft ſein Volk auf zu einer allgemeinen Treibjagd, einem allgemeinen Rachekrieg. Ungerichtet und ungeſtraft, ſagt er, bleibe ferner kein Bubenſtück. Keine Schandthat ſoll nunmehr verſchwiegen bleiben, verſchweigen iſt nunmehr Verbrechen. Die Gründe, die er für den allgemeinen Rachekrieg anführt, ſind mächtig und greifen jedem an's Herz. Unſere Betten, ſagt Jahn, waren ihre Zelte, unſere Wagen liehen den Raubherren die Flügel, mit denen ſie Deutſchland von einem Ende zum andern durchraſeten. Wir bewachten ſie zu Waſſer und zu Land, in Feld und Wald, in Loh und Tann. Sie ſchwelgten, was wir darbten. Ihre Siege mußten wir mit Feſten und Gelagen feiern, auf Schutthaufen und Trümmern unſrer Wohnungen und auf dem Grabe des Vaterlandes. Unter lauter glücklichen Vorzeichen beginnen wir den Rettungskrieg. Unſere Sieger waren noch vor wenigen Jahren feldflüchtige Horden, — immer haben unſre Altvordern ſie mit Schmach in ihre Grenzen zurückgeſchlagen. Namen wie Hochſtädt und Roßbach dröhnen wie Donnerwort und Weiſſagung. Jetzt — ſind wir in's Tiefſte hinabgeſunken, ſie auf's Höchſte emporgeſtiegen. Darum müſſen ſie hinunter und wir hinauf: die ewige Weltordnung duldet keinen Stillſtand. Verbrechen iſt ihnen unſer heiliger Krieg. Aber unſer Sieg liegt nur in unſerm Willen, denn nichts als Sünde und Wahn haben unſre Unterdrücker vor uns voraus. Menſchen ſind ſie wie wir: ſie können nicht fliegen, nicht vom Winde leben, müſſen ſchlafen, Athem holen, nicht angeboren ſind ihnen

Kleidung und Waffen; ſie ſchwitzen in der Hitze, erſtarren vor Froſt, verkümmern vor Hunger, verſchmachten vor Durſt, vergehen ohne Schlaf, erkranken an Seuchen, ertrinken im Waſſer, verbrennen im Feuer, erſticken ohne Luft, verbluten an Wunden und zu alledem haben ſie noch die Hölle im Herzen.

Eine zweite kleine Arbeit dieſer Art wurde auf Veranlaſſung von Blücher und Scharnhorſt von Jahn zu Breslau geſchrieben, erſt amtlich verbreitet und dann auch in der „Haude- und Spenerſchen Zeitung“ vom 1. April 1813 abgedruckt. Landsleute, Verwandte, Freunde und Brüder! ſo läßt Jahn hier das preußiſche Kriegsheer die Deutſchen jenſeits der Elbe, in den damals weſtfäliſchen Landen, anreden. Wir kommen — das iſt der kurze Inhalt auch dieſer Anſprache — zurück aus dem Elende und der Knechtſchaft zu den Trümmern unſers ehrwürdigen Vaterhauſes, um es mit Euch vereint ſchöner und dauerhafter wieder aufzubauen. Wir waren unglücklich, Ihr — in falſcher Luſt gewiegt, denn Eure alten Erinnerungen ſollten ja ausgelöſcht werden. Indeſſen aber — öffnet die Augen und ſeht: die Handelsſtraßen ſind Steppen, die Ströme Waſſerwüſten, die Meſſen Kram und Trödel; das Meer iſt geſperrt, die Schiffe verfaulen in den Häfen, auf den Staden wächſt Gras. Meineid wird Staatsdienſt, Hochverrath wird Dienſtpflicht. Alles in Allem — Ihr ſeid ohne uns, wir ſind ohne Euch verloren; es iſt uns nicht allein um uns, es iſt uns auch um Euch zu thun. Darum ſeid einig mit Euch, ſeid einig mit uns, — empört Euch!

Dieſe Arbeiten aus dem Jahre 1813 wurden damals ſehr häufig gedruckt und flogen in wiederholten Auflagen als fliegende Blätter den Heeren voran. Sie haben ihren unbeſtreitbaren geſchichtlichen Werth und man findet ſie häufig in Sammlungen über die Ereigniſſe jener Zeit. Napoleon ließ ſeinen „Moniteur“ gegen Jahn in die Poſaune ſtoßen, und ſein damaliger Geheimſchreiber redet in einem ſpätern Werke über das Jahr 1813 von der Wirkung dieſer Aufrufe und dem Schaden, den ſie ſeinem Kaiſer angerichtet. Auch berief man ſich ſpäter auf dieſe Arbeiten mit zur Widerlegung der unſeligen Schmalz'ſchen Brochure, welche ableugnen wollte, daß die Begeiſterung im Jahre 1813 thätig geweſen ſei. Eine gerechtere Geſchichtsbetrachtung wird dagegen dieſe fliegende Blätter nicht vergeſſen und Jahn's Proſa aus dem Jahre 1813 den Liedern Theodor Körner's zur Seite ſtellen.

13. Die Lützow'ſche Freiſchar.

„Die leichten Truppen ſind des Heeres Augen und Ohren und Fühlhörner, oftmals auch deſſen Hände. Sind ſie zahlreich, ſo umgiebt das Heer ein dem Feinde undurchdringlicher Dunſtkreis, in dem ſich die Krieger um ſo freier bewegen können, weil die Menge bei ungefährdeter Sicherheit ſich der nothwendigen Ruhe und Erholung überlaſſen darf, wenn ſie lagert. Auf dem Marſche iſt die Maſſe dann nicht ſo geengt, hat freien Spielraum und iſt nicht zur Langſamkeit verdammt oder zur krampfhaften Erſtarrung der Truppen.

„Liegen ſie gehörig dem Feinde in den Eiſen, ſo darf er nicht vorwitzig auf ein Wag's gehen. Er kann nicht Fallen ſtellen und Hinterhalte legen. Die gewöhnlichen Täuſchungen reichen nicht aus, ſie werden bald entdeckt und vereitelt. Große Unternehmungen werden ſo ſicherer vorbereitet und beim Beginn eingeleitet, die ſonſt nicht ausführbar ſein würden.

„Am Mangel von leichten Truppen iſt manche Unternehmung geſcheitert, und manches Heer iſt dadurch der Vernichtung entgegengezogen, weil ihm die weſentlichen Sinnwerkzeuge abgingen.

„Leichte Truppen während eines langen Friedens zu bilden hält ſchwer. Wo ein Staat, zumal in ſeinen Grenzbewohnern oder unter Gebirgsleuten“ — —

Worte auf einem Blatte von Jahn's Hand.

Als der Krieg von 1813 bevorſtand, wurde Jahn's Freunden bekannt, daß er eine „ſchwarze Freiſchar" ſammle. Bald darauf kam die beſtimmtere Kunde, daß dieſe Schar einen Beſtandtheil des Lützow'ſchen Freikorps bilde.

Als Jahn nun 1841 die „Meldungen" ſeiner Lützower einforderte, ſchrieb er auch Folgendes an ſie: „Was die Zeit ſchon jetzt zu ſagen erlaubt, ſoll geſagt werden. Aber ſowie jeder Kamerad ſeines Freundes vertrauliche Mittheilung in ſich verſchließt, muß auch jeder Ehrenmann die Geheimniſſe des Vaterlandes heilig halten." Die Antworten, welche er erhielt, nehmen auf dieſe Worte nirgends Bezug. Da indeſſen viele Lützower dem Tugendbunde angehört haben ſollen und jedenfalls viele, darunter Jahn ſelbſt, dem Deutſchen Bunde angehört hatten, ſo ſcheint nach jener Stelle des Jahn'ſchen Aufrufs zu Mittheilungen über die Lützower der Deutſche Bund unter den Lützowern allerdings noch fortbeſtanden zu haben; ſelbſt mit Jahn's mündlicher Aeußerung gegen mich, daß die Burſchenſchaft unter den Lützowern entſtanden ſei, möchte die Stelle wol übereinſtimmen.

Doch brauchen wir keinesweges ſo weit zu gehen, da ohnehin der ſoldatiſche Charakter der Freiſchar der eines Bundes war der ſich mit Gut und Blut gegen den Feind zur Rache verſchworen hatte. Auch hat ja Theodor Körner ausdrücklich einige Bundeslieder gedichtet; ſeine ganze Poeſie war gleichſam aus der Seele eines ſolchen engern ſoldatiſchen Rachebündniſſes heraus ins Volk geſungen. Als einen ſolchen Rachebund ſcheint auch Varnhagen von Enſe die ſchwarze Schar aufzufaſſen, wenn er ſagt: „Der Ausdruck „ſchwarze Erde", welcher hin und wieder bei dieſer Schar vorkam, erinnerte mit abſichtlicher Bedeutung an die rothe Erde der Feme, und wies auf einen ausgebreiteten Wirkungskreis hin." Mußte doch die Freiſchar, um z. B. im Königreich Weſtfalen ſich nur halten zu können, ohnehin gar viele heimliche Verbindungen mit den Landesbewohnern haben. Wenn man ihr übrigens zum Vorwurfe macht, daß ſie hier und da zu ſchwer gehauſt, namentlich in der Altmark vor dem Waffenſtillſtande, ſo iſt dabei nicht außer Acht zu laſſen, daß dieſe ſich damals in den Händen der Weſtfalen und Franzoſen befand und ein ſchärferes Auftreten daſelbſt nothwendig war, das ja auch dem Vaterlande ſelbſt wieder zugute kam. Schön war in dieſer Beziehung die Antwort, die Jahn irgendwo gab als einſt die Lützower ſich der Hammelherde eines Dorfes bemächtigt hatten und darüber bei ihm Beſchwerde geführt worden war. Er ſagte nämlich: was kümmern mich Eure Hammel, wenn nur die gute Sache gewinnt!

Jahn hatte den vorzüglichſten Einfluß auf den Theil des Heeres, dem man, um ſeiner ganz verſichert ſein zu können, blos zuzurufen brauchte:

Heran, heran zu Sieg oder Tod!
Jugend! das Vaterland iſt in Noth.

auf die Freiwilligen und Studenten, die enfanterie, wie Napoleon ſie in ſeinem Unmuthe mit bitterm Hohne nannte. Das Statthalteramt zwiſchen Elbe und Oder erkannte in einer öffentlichen Kundmachung an: daß der gute Geiſt, der die jungen Freiwilligen belebe, Jahn vorzüglich zu verdanken ſei, wie ihm denn auch nach der Einnahme von Paris ein Jahrgeld ausgeſetzt wurde, nach einem Schreiben Hardenberg's: wegen ſeiner bleibenden, in der Stunde der Gefahr um das Vaterland erworbenen Verdienſte.

Die Studenten machten Jahn anfangs viel zu ſchaffen, weil ſie ſich fortwährend duelliren wollten. Auch äußerte er ſpäterhin, daß diejenigen jungen Leute, welche von der wiſſenſchaftlichen Laufbahn aus die Waffen ergriffen hatten, beim Auskundſchaften der Oertlichkeiten, bei Berichterſtattung über Berge, Thäler, Gewäſſer, Waldungen, über die Lage der Dörfer u. dgl., in der Regel ſich ſehr unbeholfen zeigten, und daß er zu ſolchen Geſchäften viel lieber irgend einen bei ſeinem Bataillon dienenden Handwerksburſchen ausgeſucht habe.

Im Mecklenburgiſchen verlor einſt ein Student, der unter den Lützowern ſtand, ſeine Büchſe. Da gab ihm Jahn eine erbeutete däniſche Büchſe von ungewöhnlicher Schwere mit den Worten: „Wenn Du die verlierſt, das wirſt Du wol merken.“

Als ein unzufriedener Theil der Lützower eine Deputation nach Breslau von Zobten (dem Sammelplatze der Lützower) ſchickte, antwortete Jahn derſelben und erreichte durch ſein eigenthümliches der Jugend immer imponirendes Weſen ganz, was er hatte erreichen wollen.

In Breslau, wo auch Karl Müller die Lützower errichten half, war Jahn thätig als Werber zunächſt der Lützower; es war dieſe Werbezeit, die ſeine zweite Bücherſammlung mit fortnahm. „Unter Deiner Führung — ſo heißt es in einer nach den frankfurter Septembervorfällen vom augsburger Turnrath an Jahn gerichteten Adreſſe — erſchien die akademiſche Jugend Schleſiens im Felde und half an der Katzbach, bei Groß-Görſchen und andern Wahlplätzen die Unterdrücker ſchlagen. Große Zeit! Werth von den Fürſten anerkannt und beſſer benutzt werden zu ſein!“

Ein eigenthümliches Leben war damals in Breslau. Im „Scepter“ bewegten ſich, wie Eiſelen erzählt, die Majore von Lützow und von Petersdorf, der Hauptmann von Helmenſtreit, Lange, Jahn, Frieſen und eine Menge anderer, älterer und jüngerer Perſonen durcheinander. Auch Scharnhorſt ſcheint dort mit Jahn perſönlich bekannt geweſen zu ſein.

Auch der ſpäter noch öfter zu erwähnende Maſius lernte Jahn in Breslau kennen, wohin Maſius aus dem Anhaltſchen der Ruf des Königs vom 3. Februar 1813 gezogen hatte. Während Jahn bei der Infanterie der Lützower ſtand, befand ſich Maſius bei der Kavallerie.

Auf dem Werderſchen Gymnaſium zu Berlin hieß es einſt plötzlich 1813: Jahn wäre als Lützower da und ſtände unten. Unaufhaltſam ſtürzte Alles die Treppen hinab, und den Rektor

Spillecke ſah man, wie Maßmann erzählt, mit der hellſten Kriegerfreudigkeit im Blicke, dicht an Jahn gedrängt.

Auf der Reiſe von Breslau über Berlin zum Heere ſagte Jahn den nicht wehrbaren Turnern als Abſchiedswort: „Der höchſte Muth bleibt allemal ſich über augenblickliches Mißlingen der beſten Sache zu ermuthigen und zu erheben. Deutſchland wird einig und frei werden; ſelbſt wenn es auch diesmal noch nicht glückt, ſo wird es dereinſt gelingen, wenn Ihr Männer ſeid. Und wenn auch dann noch nicht, ſo vertraut einer ſpätern Zeit, wie wir jetzt Euch.“ Hieraus wie aus der oben erwähnten Aeußerung Jahn's, die er in der abenteuerlichen Zuſammenkunft mit Arnim und Chazot von Florencourt gethan haben will, geht hervor, daß er wol kaum an eine ſo raſche Befreiung Deutſchlands glaubte als ſie nachher wirklich ſtattgefunden hat. Um ſo durchdachter und planmäßiger erſcheinen ſeine pädagogiſchen Unternehmungen, wenn er meinte, daß das Geſchlecht, welches er von Jena her hatte fliehen ſehen, erſt in der Knechtſchaft dahinſterben müſſe, bevor der Freiheitsmorgen tagen werde.

Oft erzählte Jahn von einem Dr. Schlottmann, einer myſtiſchen Perſon, welche ſich im Hauptquartier der Verbündeten aufhielt, kam und verſchwand. Dieſer Mann, der noch einen ſtattlichen Zopf trug, ſei ein verkappter Jakobiner geweſen und habe revolutionäre Tendenzen verfolgt. Den Zopf nannte er ſeinen Blitzableiter, der ihn gegen jeden Verdacht revolutionärer Geſinnung ſchütze. Von ihm wollte Jahn manches gelernt haben.

In Halle hat Jahn auch unter Anderm den Buchanan ſtudirt, wie er bei Gelegenheit eines Geſprächs über politiſche Prinzipien ſagte. Damals äußerte er auch: „Ihr müßt nicht glauben, daß wir 1813 alle etwa romantiſche Politiker geweſen ſeien. Fouqué freilich!“

Einmal, erzählte Jahn, habe er eine kleine ruſſiſche Abtheilung unter ſeinem Befehle gehabt, darunter Tataren und Mongolen (oder vielleicht Baſchkiren), erſtere Muhamedaner, letztere Lamaiten. Abſichtlich habe er einen von der erſten Art am Freitage auf die Wache beordern und nach einer Viertelſtunde mit einer Entſchuldigung, „er, der Hauptmann habe nicht gewußt u. ſ. w.“ ablöſen laſſen. Ebenſo am Donnerſtage, dem heiligen Tage der Lamaiten, mit einem von der andern Art, vielleicht auch am Sonnabend etwa mit einem ruſſiſchen Juden oder dgl. Die Leute hätten gegen den Unteroffizier ihre Verwunderung ausgeſprochen, woher der Hauptmann ihre Feſttage kenne. „O, mein Hauptmann hat alle Religionen!“ habe der Unteroffizier barſch erwidert. Jahn erzählte auch, wie er beim Ausbruche des Krieges beauftragt worden ſei, einer Anzahl Freiwilliger den Eid abzunehmen, was ihn in große Verlegenheit geſetzt habe, da es ebenfalls Leute von allerlei Bekenntniß geweſen und fügte hinzu, er habe ſie endlich „beim allwaltenden Gotte“ ſchwören laſſen.

Wie ſo manchen Helden der franzöſiſchen Revolution, denen wir Jahn mannigfach vergleichen müſſen, ſo ſoll es auch ihm am perſönlichen Muthe gefehlt haben, wenigſtens ſoll er in den Kampfſcenen zu oft vermißt ſein. Wir überlaſſen das Urteil darüber dem Leſer; um ihn jedoch in den Stand zu ſetzen ſich ein ſolches zu bilden, ſtellen wir hier Alles zuſammen, was in ſeinen Papieren ſelbſt ſich über ſeine perſönliche Betheiligung am Kriege vorfindet.

Jahn war Lieutenant, wurde aber ſeiner ſchwer in das Maß eines Titels zu faſſenden, eigenthümlichen und gewiß nie ihre Grenzen innehaltenden Thätigkeit wegen Hauptmann genannt, (in dem Sinne von Hauptperſon, wie ihm ſein alter Waffengefährte, der Pfarrer Heinrichs zu Friedland, am 8. November 1841 ſcherzend ſchrieb) ja, ſelbſt vom Miniſterium für einen ſolchen gehalten, gerade wie Deutſchland (und ſelbſt ein Brief vom Kronprinzen) ihm ſpäter wegen ſeiner ſchwer nach Werth und Umfang abzumeſſenden Wirkſamkeit auf die Jugend den Profeſſor-Titel beilegte, obgleich ihm eine Anſtellung bei Begründung der berliner Univerſität abgeſchlagen war, obgleich ſeine ſpäteren berliner Vorleſungen mit der Univerſität nichts zu thun hatten, obgleich er ſelbſt den Profeſſor-Titel ſeinen „Spitznamen" nannte, und obgleich er es in akademiſchen Graden nicht weiter als zum Doktor brachte. Wie weit nun eben bei einer ſo eigenthümlichen Thätigkeit im Kriege Jahn's perſönliche Tapferkeit reichte, das können wir gegen Profeſſor Eiſelen ſchwer unterſuchen, der ſie in ſeiner Schrift über die Lützower, ohne aber Jahn's Einfluß auf die Befreiungskriege zu beſtreiten, nur gering angeſchlagen hat. Nach dem Wortlaut einiger Aktenſtücke könnten wir Eiſelen allerdings beſtreiten; nur konnte es denen, die ihm dieſe Zeugniſſe ausſtellten, keineswegs darauf ankommen, einen Beitrag zu Jahn's Charakteriſtik zu liefern, ſondern einfach ihm ſeine große Wirkſamkeit zu beſcheinigen.

Am 7. Mai gab ihm General Scharnhorſt, der ſeine Leute zu wählen verſtand, den Befehl über einen Theil des Lützow'ſchen Korps mit dem Auftrage, ſich in den Spreewald zu begeben und dort den falſchen Lärmen eines ſich dort aufhaltenden großen Korps zu verbreiten: v. Hüſer, ein verwundeter Adjutant des Fürſten Blücher, zog mit dieſem Korps und war Zeuge, wie Jahn ſich ſeines Auftrages auf eine zweckmäßige Art entledigte. — „Kennen Sie mich nicht? Kennen Sie mich nicht an meiner Stimme?" rief er plötzlich in der Nacht vom 14. auf den 15. September freudig erregt vor einem Hauſe in Dannenberg, einer kleinen Stadt im Hannoverſchen, nachdem er den alten Weinrich, den Vater eines ſeiner Freunde, mit einer Koſakenpike heftig ans Kammerfenſter klopfend, aus dem Schlafe geweckt hatte; er war als „Hauptmann" mit 160 Mann eingezogen, die mit mehreren Tauſend alliirten Truppen in derſelben Nacht bei Dömitz, wo eine Schiffbrücke geſchlagen war, über die Elbe geſetzt waren.

Vorher ſchon hatte er am 4. September bei Zahrensdorf zwiſchen Mölln und Gadebuſch eine Affaire gehabt. „An dieſem Tage — ſchrieb er an den Doktor Krüger in Friedland — „bin ich mit meinen Leuten, mit dem Glück und mit mir ſelbſt in Rath und That zufrieden geweſen.“ Er ſelbſt hatte an dieſem Tage, da das Schießgewehr ihm nicht behagte, außer dem Säbel noch Lanze und Axt und ſogar den „blinkenden Dolch“ geführt, den er ſpäter beſchuldigt wurde in einem Zuſatze zu Blomberg's Schwertfegerlied verherrlicht zu haben.

Unter Anderm mit Bezug auf den Kampf bei Mölln gab ihm 1818 der damalige Generalmajor Pfuel (ſo viel wir wiſſen der ſpätere Miniſter) folgendes ſehr beſtimmt lautende Zeugniß: „Im Feldzuge 1813, wo das Lützow'ſche Korps der Avantgarde des Wallmoden'ſchen Armeekorps unter General v. Tettenborn zugetheilt war, habe ich den beim Lützow'ſchen Korps als Lieutenant ſtehenden Profeſſor Ludwig Friedrich Jahn überall als einen thätigen und vor dem Feinde entſchloſſenen Offizier kennen gelernt, und namentlich hat ſich derſelbe in den Gefechten bei Gudow und vor Mölln am 4. September, wo er das dritte Bataillon Lützow kommandirte, ſowie bei der Görde, durch Tapferkeit und Umſicht unter meinen Augen ausgezeichnet; ſolches bezeuge ich mit Vergnügen.“ Unterm 15. Oktober 1814 hatte ihm Lützow aus dem damaligen Kant.-Quartier Cleve angezeigt, daß laut eines Schreibens des Generals Kleiſt von Nollendorf der Kaiſer von Rußland ihm „wegen der im Laufe dieſes Feldzuges bewieſenen Tapferkeit“ den St. Wladimir-Orden vierter Klaſſe verliehen habe. — — —

Bei der Bildung, deren die Mitglieder der Schar ſich erfreuten, war der Geiſt und das Leben in derſelben natürlich ein höchſt eigenthümliches. Mit den gewöhnlichſten Arbeiten, der Abwartung der Pferde und dem Kochen, wechſelten wiſſenſchaftliche Geſpräche, ja förmliche gelehrte Unterhaltungen. Man ahnte eine Blüte der deutſchen Wiſſenſchaften für die Zukunft, wie ſie wol durch die Anſtrengung einzelner Männer erreicht, aber da, wo ſie am meiſten national war, durchaus vom deutſchen Volke noch nicht nach Verdienſt belohnt iſt. Von den Künſten ſingt Körner, daß ſie, „verſchüchtert durch den blut'gen Ruhm und durch der Schlachten Glück", ins Heiligthum der Seele ſcheu zurückgeflohen ſeien, und daß, wenn auch die Thäler jetzt verwaiſt wären, wo ſonſt ihre Tempel geweſen, doch jeder reine Geiſt ihr ewiger Altar bleibe. Solch reiner Geiſter waren viele unter den Lützowern. Zuerſt bei ihnen ſcheint jener mehr kunſtmäßige als volksthümliche Geſang gepflegt zu ſein, der dann, bei allen Freiwilligen eine ſo große Rolle ſpielend, für die Erhebung der Befreiungskriege höchſt charakteriſtiſch iſt und deſſen noch jetzt nicht ganz verklungener Nachhall uns Jüngere ſpäter bei den Klängen ſo mancher im Familienkreiſe gehörten Guitarre jene große Zeit nachträglich mit durchleben ließ. Insbeſondere war es Jahn, der die Wichtigkeit des Geſanges in dieſer Beziehung erkannte. Sein Aufſatz „Lebenslauf der Wiedergeburt", der in den neuen Runenblättern ſteht, iſt zuerſt in einer Vorrede zu deutſchen Wehrliedern Oſtern 1813 in der Hofbuchdruckerei von Decker zu Berlin erſchienen; er preiſt darin, ein ahnungsvoller Seher, ſchon die Zeit, wo Sänger, Bildner, Künſtler, Erzieher, Schreiber alle mit kämpfen. Körner und Schenkendorf ſtand er ſehr nahe, manches Lied mag er angeregt und manches verbreitet, einzelnes wol ſelbſt gemacht haben. Seine Waffengefährten ſagen ſchlechtweg: durch Lieder habe Jahn damals viel auf das „junge Deutſchland" gewirkt. 1846 ſchrieb er in einem Briefe: „Das dritte Bataillon Lützow, das ich errichtet und geführt — das jetzige Füſilier-Bataillon vom 25. Linien-Infanterie-Regiment — hatte zuerſt von allen Truppen ein Sängerchor. Zelter hatte für mich Arndt's „„Was iſt des Deutſchen Vaterland"" geſetzt. Es wäre wol zu wünſchen, daß im Liederbuche neben der jetzt üblichen Reichhardt'ſchen Melodie auch die ältere von Zelter beibehalten werde. Schon der Geſchichte wegen und weil das Lied ſo in den Kriegsjahren geſungen." Im Felde brachte Jahn auch zuerſt die nach ſeiner Angabe ſeit dem dreißigjährigen Kriege vergeſſenen deutſchen Farben wieder auf. —

Laut nach germaniſcher Weiſe grüßten die Lützower die anbrechende Schlacht; als es 1815 wieder zu Felde ging, hatte gewiß jedes freiwillige Jägerdetachement einen Gymnaſiaſten oder Studenten bei ſich, der Leier und Schwert gemeinſam führen wollte, und deſſen Lieder ſchon beim Einexerziren gedruckt wurden. Bei den Halberſtädtern war es wenigſtens ſo, und damals nahm jene Dichtkunſt ihren Anfang, die noch jetzt in den Freiwilligenfeſten lebt. War Theodor Körner gleichſam die Seele der Lützower, ſo braucht man nur ſeine Gedichte wieder zu leſen, um ſich zu überzeugen, daß die wandernde Freiſchar ihrerſeits eine Pflegerin der Dichtkunſt war, ſo gut als jemals das freie Griechenland und Rom es geweſen ſind. — Die politiſchen Erwartungen von der Zukunft bildeten nicht den geringſten Theil des Geſprächs. Niemand dachte dabei an ſich ſelbſt, Jeder nur an ſein Vaterland; man hat Grund, den Lützowern dies zu glauben, da ſie es ſpäter, wie mir ſcheint, an Rang und Würden im Staate im Allgemeinen keineswegs ſo weit gebracht haben, als man hätte erwarten ſollen, zumal bei der großen Intelligenz, die unter ihnen herrſchte und die ſich auch ſpäter noch in der bedeutenden Anzahl der aus ihnen hervorgegangenen Schriftſteller zeigte. Darauf iſt aber auch — zur Ehre der deutſchen Literatur ſei es angemerkt — jeder Lützower ſtolz.

Wo ſo viele jüngere Männer, voll edeln Muthes, mit hohen und wohlberechtigten Anſprüchen, frei und ungebunden beiſammenlebten, da mußte ſich in ihrem Verkehr auch nothwendig ein lebhaftes Ehrgefühl geltend machen, deſſen Ausbrüche der kameradſchaftliche Geiſt nicht immer hindern konnte. Subordination im

Dienſte ward zwar ſtreng beobachtet, aber auch von den Obern nichts geduldet, was die Ehre verletzte und nicht zum Dienſte erforderlich war. Schimpfen ward nicht ertragen. Selbſt dem alten Fiſcher, den wir bald werden näher kennen lernen, begegnete es, daß die „Fußlatſcher“, die er eben mit dieſem Namen ſchimpfte, mit einem Tempo die Büchſen anzogen und ihm durch ihre Haltung zeigten, daß ſie weder das weitere Schimpfen noch das „Scharfhauen“, womit er ſie bedrohte, ruhig dulden würden. Ein Oberjäger ſeiner Leibſchwadron, Namens H., ein ſtiller, gebildeter junger Mann, den er auch einſt mit Scharfhauen oder „Hauen in Kochſtücken“ bedrohte, zog ganz ruhig das Piſtol und hielt es ihm geſpannt entgegen. Fiſcher ſteckte den geſchwungenen Säbel ein und trug dem Oberjäger niemals nach, was geſchehen war.

Dies Ehrgefühl der Freiſchar bewirkte auch, daß ſie ſelbſt bei dem beiſpielloſen Mangel, den ſie ertragen mußte, ſich ſo rein erhielt wie wol wenige andere Korps. Vom Oktober 1813 bis zur Beendigung des Krieges kamen namentlich bei der Kavallerie kaum ein paar Fälle vor, wo wirklich unmoraliſche Handlungen zu beſtrafen geweſen wären. In verſchiedenen Fällen aber trat ein Detachement zuſammen, hielt über eines ſeiner Glieder Gericht und ſchloß daſſelbe aus. Lützow, wenn ihm ein ſolcher Beſchluß angezeigt wurde, mißbilligte die Entfernung nie, ohne ſeinerſeits ſelbſt den Richterſpruch zu prüfen; kein Wunder auch darum, daß der Geiſt der Freiſchar ſich ſo ſtolz und frei entwickelt hat.

Varnhagen von Enſe hat bereits bemerkt, daß die Freiſchar ſeit der Zeit, wo ſie blos noch militäriſch verwendet wurde, bei aller Tapferkeit doch den aus Landvolk beſtehenden Feldregimentern nicht gleichkam, indem, außer der Tapferkeit, hauptſächlich die körperliche Ausdauer und die Marſchfertigkeit die Brauchbarkeit des Kriegers entſcheiden, die Lützower aber zu jeder Anſtrengung und Entbehrung mehr willig geweſen ſeien als fähig. Das ſchloß indeſſen nicht aus, daß unter ihnen ſelbſt der leiſeſte Verdacht der Feigheit hinreichend war, um den Stab über Jemand zu brechen, und daß ein ehrloſes Benehmen vor dem Feinde wol nirgends ſchlimmer gebüßt worden wäre als unter ihnen. Wurde doch, wie auch Eiſelen anführt, ein Offizier der Fußjäger von ſeinen Kameraden im Gefecht ſelbſt kaſſirt und ſeiner Offizierzeichen beraubt, weil er ſich nicht ſo benahm, wie ſie erwartet hatten. Am 4. September 1813 ſahen zwei Lützower, reitende Jäger, ſich plötzlich bei Sterley den Weg durch einen Haufen däniſcher Infanterie verrannt; weil ſie weder ſeitwärts noch rückwärts ausweichen konnten, ſprengten ſie mit einem Hurrah darauf los. Dies veranlaßte, daß die Dänen zum großen Erſtaunen der beiden Lützower das Gewehr ſtreckten; ſie gaben ſich den beiden Schwarzen gefangen, entſprangen ihnen aber freilich hinterher größtentheils wieder. Bei demſelben Gefechte nahm ein Jäger zwei däniſche Dragoner gefangen, nachdem er zuvor ſelbſt ihr Gefangener geweſen war.

Bei ſoviel Tapferkeit hatten die Lützower urſprünglich zu der äußern kriegeriſchen Anerkennung des Verdienſtes, durch Orden u. ſ. w., eine eigene Stellung, umſomehr da der mehr brüderliche als im gewöhnlichen militäriſchen Sinne kameradſchaftliche Geiſt, der unter ihnen herrſchte, die Auszeichnung des Einen vor dem Andern, wie es ſcheint, in edlem Wetteifer lebhaft zurückwies. Der Name Lützower galt ihnen damals mehr als ſelbſt das Eiſerne Kreuz, um das ſie doch ſpäter, wie Jahn's ſpäteres Leben zeigt, ſich ſehr eifrig bewarben. Als am Tage nach dem zweiten Gefecht bei der Görde Abends der ruſſiſche General Tettenborn einem Oberjäger aus dem Detachement, in welchem Weichſel ſich befand, mit Kantſchuſchlägen drohte, weil derſelbe beim Tränken der Pferde auf Ordnung zu halten hatte und nicht leiden wollte, daß Tettenborn's Reitknecht die Ordnung ſtörte, da mochte es dieſem Detachement freilich eine hohe Genugthuung ſein, als die Führer vierzehn von dieſem tapfern Detachement zum Eiſernen Kreuze vorſchlagen wollten. Indeſſen erklärte das Detachement, entweder müſſe Jeder das Eiſerne Kreuz erhalten oder gar Keiner. Später bereuten ſie dieſe Antwort freilich, weil ſie ja wie ſie meinten eine Standarte hätten anſchaffen und die vierzehn Eiſernen Kreuze daran hängen können; auf dieſe Weiſe hätte doch das Detachement einer Zierde nicht entbehrt, deren Mangel an ihm allmälig lebhaft auffiel.

Wie wir Jahn dem Gerücht nach urſprünglich mit dem Werben einer ganz eignen, ſeiner Richtung vollkommen entſprechenden „ſchwarzen Freiſchar“ beſchäftigt ſahen, wie der alte Fiſcher in Schleſien geplänkelt hatte, ſo nahmen die Lützower überhaupt manchen Mann in ſich auf, der in der vorangegangenen traurigen Zeit als Patriot ſchon ſeine eigene Geſchichte hatte. So Kurski, wie er damals hieß, der natürliche Sohn eines unabhängigen Fürſten. Dieſer beſaß eine feine äußere Bildung, ſprach und ſchrieb mehrere Sprachen, war mit den Wiſſenſchaften und den Waffen vertraut und machte leidliche deutſche Gedichte. Er war Schreiber bei einem Landrathe und dabei nicht ohne Einfluß geweſen, und begann im Jahre 1811 eine Freiſchar zu werben, deren Glieder im Winter 1811—1812 in ihrer Kriegskleidung ſogar auf Bälle gingen. Große wußten darum und drückten ein Auge zu. Schon war der Tag beſtimmt, wo Kurski losbrechen wollte in das rheinbündneriſche Deutſchland, doch wurde der Plan verhindert. Kurski kam 1812 auf eine ſchleſiſche Feſtung. 1813 ward er entlaſſen und den Lützowern überwieſen, nur ſollte ihn Lützow nicht zum Offizier vorſchlagen. Endlich erlangte er, den der brave ruſſiſche General von Woronzow begünſtigte, einen ehrenvollen preußiſchen Abſchied.

Unter den Offizieren der Freiſchar hat Sperſchil die Aufmerkſamkeit beſonders auf den Lieutenant Reiche oder, wie er nach den Papieren der Lützower heißt: von Reiche, hingelenkt.

Und in der That geben ſeine muntern Unternehmungen ein lebhaftes Bild von der Thätigkeit der verſchiedenen einzelnen Streifparteien vom Lützow'ſchen Korps, die auf dem linken Elbufer zerſtreut waren. Mit 30 Pferden verſuchte Reiche hier nach dem 16. Mai ſein Glück. Am 19. Mai zog er nach Salzwedel, wo er ſich die Freude machte, die Ausführung einiger franzöſiſchen Befehle zu hindern, nahm am 21. in Neuhaldensleben eine franzöſiſche Kaſſe weg, ſtellte dann mit zwei andern Offizieren 400 vom Feinde ausgehobenen Pferden nach, wovon man indeſſen durch einen unglücklichen Zufall nur acht erwiſchen konnte, und ritt mit denſelben Offizieren bis nahe vor die Thore von Magdeburg; weil man darauf nur eine ſtarke Infanterie-Abtheilung gegen ſie ſendete, ſo wurde der wichtige Schluß gezogen, daß in der Feſtung gänzlicher Mangel an Kavallerie herrſchen müſſe. Dann ging Reiche mit ſeinem eigenen Trupp nach Neuhaldensleben zurück, und that von dieſem hierfür günſtig gelegenen Orte Alles, um die Verbindung zwiſchen Magdeburg und Frankreich zu ſtören; nicht Kuriere allein fing er auf, ſondern auch Lieferungen von Schanzpfählen und Blei, und wüthete gegen zwei große Mehltransporte. Als es dann wieder hieß, in Magdeburg ſei Kavallerie angekommen, ging er am 26. von Neuem dreiſt auf dieſe Feſtung los, heftete in der Nähe des Thores eine Bekanntmachung des vergeblichen Sieges der Verbündeten bei Bautzen an, wartete ab, was darauf geſchah, und überzeugte ſich ſo von der Grundloſigkeit des Gerüchts. Darauf hauſte er wieder höchſt glücklich von Neuhaldensleben aus und ſah nur leider ſein Unternehmen gegen 70 Gendarmen ſcheitern, die im Kloſter Hadmersleben ſtanden und durch die Verrätherei des weſtfäliſchen, ſehr franzöſiſch geſinnten, übrigens um ſeine Stadt mannigfach verdienten Maire von Oſchersleben (nicht von Aſchersleben, wie es bei Sporſchil heißt) von dem beabſichtigten Ueberfalle benachrichtigt, ſich in dem wohlverwahrten Kloſter feſtſetzten. Damit war die Zeit dieſes kühnen Offiziers verſtrichen: denn alle dieſe Neckereien gegen den Feind hatte er nur nebenbei unternommen, ſeine Hauptaufgabe war geweſen, den vielen Streifparteien des Freikorps von einem Unternehmen nach der obern Saale Nachricht zu geben und ihnen den Sammelplatz bekannt zu machen.

Noch charakteriſtiſcher für das Freikorps iſt eben dieſer gleichfalls von Sporſchil ausführlich beſchriebene Streifzug nach Baireuth mit dem unglücklichen Ende des verrätheriſchen Ueberfalls bei Kitzen. Lützow war aus Thüringen kräftige Hülfe zugeſagt, wenn er anders dort zu erſcheinen vermöchte. So brach er denn ſelbſt, nachdem am 28. Mai die Streifparteien vereinigt waren, am 29. mit nur 400 Reitern von Stendal auf zu dem verwegenen Zuge durch weite vom Feinde beſetzte Landſtriche. Seine 400 Reiter ſtanden dabei unter dem Schutze der patriotiſchen Geſinnung der Bewohner dieſer vom Feinde geknechteten Länder. Doch war auch Lützow's Weiſe auf dem Zuge höchſt angemeſſen: kühn, raſch und dabei vorſichtig; was das Maß der Kräfte von 400 Reitern überſtieg, das ließ er links liegen; goldene Berge hätten ihn nicht aufgehalten, wenn ſie eine ſpätere Niederlage vorbereitet hätten. Sobald die Reiterei ein Lager im Freien bezog, wurden ſowol oberhalb als unterhalb deſſelben auf der nächſten Hauptſtraße Verhacke angelegt. Machte man Gefangene, ſo ließ man die Offiziere ſchwören im gegenwärtigen Feldzuge nicht mehr gegen die Verbündeten zu dienen. Die Gemeinen wurden entwaffnet und durften ziehen, wohin ſie wollten, damit man ſich mit ihrem Transport nicht beſchweren konnte. Am 1. Juni entſendete Lützow die Lieutenants Körner und Reiche von Allſtädt aus nach Wendelſtein, wo ſie die Pferde des dortigen ſächſiſchen Geſtüts wegnahmen. Eines Nachmittags ritt Lützow ſelbſt mit einigen Huſaren an der Spitze voraus in das Städtchen Roda hinein, traf auf dem Markte eine 400 Mann ſtarke Abtheilung Rheinbundstruppen, ritt furchtlos auf ſie zu und befahl ihnen das Gewehr zu ſtrecken.

Und ſiehe da, alle 480 vollzogen den Befehl mechaniſch mit den ordnungsmäßigen Griffen wie auf dem Exerzierplatze! Aus einem Theil dieſer gefangenen Rheinbundstruppen errichtete er eine kleine Truppe Fußvolk, die er jetzt, wo er ſich dem Gebirge näherte, wol gebrauchen konnte. Auf die eilige Meldung der ausgeſandten Patrouillen, daß der Feind mit überlegener Macht in der Nähe ſei, brach Lützow nach Süden zu auf und täuſchte den Feind ſehr liſtig über dieſe Richtung. Er marſchirte nämlich auf dem gewöhnlichen Wege bis zur Brücke über das Flüßchen bei Roda, hier aber ging er im ſeichten Bette des Baches ſtromaufwärts. Nun hatte der Feind wol den Marſch nach der Brücke, des tiefen Thals wegen aber nicht den Marſch im Bette des Flüßchens erblickt, deshalb verfolgte er in falſcher Richtung. So brach das Dunkel herein, Lützow ſah rechts und links die Wachtfeuer des Feindes, ſetzte ſeinen Marſch aber ruhig fort und erreichte am 4. Juni mit Tagesanbruch Neuſtadt zwiſchen Saalfeld und Gera. Hier endlich ward geruht; Mann und Roß waren matt, ſie hatten in ſechs Tagen 34 deutſche Meilen zurückgelegt.

Wie man eben den Marſch fortſetzte, kam der Waffenſtillſtand, der in allem den Statusquo gelten ließ, wie er am 7. Juni Mittags 12 Uhr war. Dieſer Waffenſtillſtand ward von den Verbündeten bekanntlich zu ſtillen Rüſtungen benutzt; auf Seiten der Lützower aber brach er kühne Unternehmungen.

Ein Hauptartikel des Waffenſtillſtands lautete dahin, daß am 12. Juni alle Truppen der Verbündeten am rechten Elbufer ſein ſollten. Nun traf erſt am 11. Juni Rittmeiſter Obermann vor Hof ein. Die Thore waren kurz vorher geſchloſſen; die Avantgarde, welche er führte, mußte ſich daher begnügen, um die Stadt zu gehen, wobei ſie mehrere Gefangene machte und ſich dann nach dem erſten Dorfe, Regnitzloſa, zurückzog. Hier war Lützow; in der Nacht kam zu ihm ein Parlamentär von Hof den abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand zu melden. Lützow war über denſelben ſehr betroffen; erſt am andern Morgen fand die Nachricht vollen Glauben. Unter dieſen Umſtänden hätte Lützow eine vollkommene Komödie geſpielt, wenn er wirklich ſchon am 6. Juni von dem Waffenſtillſtand Kenntniß gehabt; auch iſt es nicht unmöglich, daß man bei Abſchluß des Waffenſtillſtands die Verhältniſſe der Streifkorps und ihre Entfernung nicht gehörig erwogen, wiewol es denn doch allerdings kaum glaublich iſt, daß Lützow wirklich zuerſt nur einen Tag früher, als er hätte über die Elbe ſein ſollen, die Nachricht aus der feindlichen Stadt erhalten habe. Auf der anderen Seite iſt aber wieder kaum anzunehmen, daß Lützow, wenn er ſich einer abſichtlichen Verletzung der Beſtimmungen des Waffenſtillſtands ſchuldig gewußt, gerade dieſen Weg eingeſchlagen hätte, um über die Elbe zu gelangen. Denn er hätte auf Umwegen daſſelbe erreichen können, wenn er ſich auf dem Wege, auf welchem er gekommen, wieder zurück durchgewunden hätte, auch hätte er ſich nach Böhmen ziehen können. Indeſſen wie dem ſei: er brach nun auf, um dem Waffenſtillſtand nachzukommen, und keine der angemeſſenen Vorſichtsmaßregeln wurde verſäumt.

Wir übergehen die zahlreichen Einzelheiten, welche uns über den verrätheriſchen Ueberfall auf die Lützower während ihres Rückzugs bei Kitzen handſchriftlich vorliegen. Lützow hat ſich dabei nicht, wie es ganz mit Unrecht in mehreren Werken heißt, mit den Koſacken und Ulanen über die Elbe gerettet, ſondern unerkannt vom Pferde geriſſen war er zu Fuß in der Dunkelheit entkommen und hatte ſich auf dem Pferde des Jägers Gebhardt, eines früheren Apothekers, in die Gegend von Artern geflüchtet mit fünf Lützowern, worunter der Lieutenant Julius Reiche. Rittmeiſter von Heiden, Lieutenant von Löſchbrandt und andere Schwarze, darunter Moſius, langten am 19. Juni früh 4 Uhr als Gefangene auf dem Roßplatze zu Leipzig an. Auf der Pleißenburg, wo einſt Luther disputirte, mochten dann mit dieſen noch viele andere Lützower ſitzen; Maſius, einer der Verwegenſten, begab ſich von da, als Küſter verkleidet, in die katholiſche Kirche, von dort zum Leinwandhändler Friderici und gelangte endlich zu ſeinem Pflegevater, dem Amtsrath Breymann in Roſchwitz, einem guten Patrioten, bei welchem alsbald ein in einem Stiefel verſteckter Brief des verſchollenen Lützow anlangte. Auf der Domäne Breymann's war, wiewol in dem nur eine halbe Stunde entfernten Bernburg franzöſiſche Truppen aller Waffengattungen ſich befanden, ein reges Leben für des Vaterlandes Wohl; auch der kampfluſtige Weſtfale Grobecker, von dem mir gleichfalls eine Aufzeichnung vorliegt, befand ſich bei ihm; er ſuchte über die Elbe zu kommen und mußte förmlich für den ehrlichen Amtsrath rekognosziren. Lützow wünſchte in jenem Briefe über die Saale und Elbe befördert zu ſein, ſetzte auch geradezu voraus, daß ſich der gewandte Maſius (von ſeiner leipziger Gefangenſchaft wußte er nichts) bei ſeiner Ortskenntniß nach Roſchwitz gerettet und verlangte von ihm dieſen Dienſt. Schon in der nächſten Nacht holte daher Maſius Lützow und die andern von Mittelhauſen ab, und führte ihn und die verſprengten Parteigänger, die mit ihm waren, bei Kloſter Mansfeld, Laimbach, Burg Oehrner u. ſ. w. vorbei. Denn nach dem Ueberfalle bei Kitzen hatte ſich Lützow nach dem Harze zugewendet, in deſſen ſchönſten Sagen zum Theil noch jetzt als Volkslieblinge die kühnen Parteigänger des dreißigjährigen Kriegs, die „Harzſchützen" leben, obgleich ſie in Wahrheit mehr Räuber als Krieger waren. Als es in Roſchwitz vollkommen dunkel war, ließ der Amtsrath ſeine vier braunen Engländer anſpannen, Lützow mit ſeinen Begleitern, auch mit Maſius, ſaß im zugemachten Wagen und ſo ging es nach 11 Uhr der Elbe zu, auf deren jenſeitigem Ufer die Herzen aller Patrioten waren. Der treue Amtsrath Breymann beſtieg ſeinen beſten Renner und rekognoszirte rechts, Grobecker ritt links vom Wagen. Die fünf Lützower waren ſchon zu Bründel, wo wiederum ein vielgetreuer Oberamtmann ſaß. Nachdem man glücklich über die Elbe war, kehrte man im Fährkruge ein. Dann ritt Lützow auf Grobecker's Pferde weiter und die andern gingen zu Fuß nach Leitzkau. Jetzt kehrte auch Maſius nach Roſchwitz zurück, warb hier 29 Mann und brachte auch dieſe, bei Acken, glücklich über die Elbe. Als ſie ſich auf 40 Mann vermehrt hatten, führte er ſie nach Berlin. Später ging er mit einem Paſſe bei Burg und Acken wieder über die Elbe, um, wie er in ſeinem Manuſkripte ſagt, „während des Waffenſtillſtands noch Gutes zu ſtiften und die fünf in Bründel gelaſſenen Pferde dem Korps wieder zuzuführen", die er mit Sattel und Schabracken glücklich wiederfand. Leider können wir dieſe Fahrten der Lützower hier nicht bis ins Einzelne verfolgen und bemerken daher nur noch, daß derſelbe Maſius nachher nochmals über die Elbe ging, bei welcher Gelegenheit wir erfahren, daß erprobte Kundſchafter nicht allein mit einem Signalwort ausgerüſtet wurden, ſondern auch mit einer geheimen Karte, auf deren Vorzeigung ſie mit Geld, Mannſchaften, Pferden und Wagen ſogleich verſehen werden ſollten. Maſius war viel beim Stabe, reiſte überhaupt viel und leiſtete nicht wenig vor und unter dem Waffenſtillſtande. Nachdem man vor die Feſtung Jülich gekommen, wurde er als Ordonnanz-Offizier dem General von Woronzow beigegeben und kam dann erſt nach der Einnahme von Paris in die Gegend von Oudenarde zum Korps. Dieſer Brave lebt noch, ein thätiger preußiſcher Beamter, als Steuer-Rendant in Zeitz, und Jahn pflegte während ſeiner ſpätern Lebenszeit einen nachbarlichen Briefverkehr mit ihm. —

Während des Waffenſtillſtands wurde Jahn, wie Eiſelen erzählt, einſt von einem Freunde beſucht und zwar in der Nähe des Schloſſes Schönhauſen. Er ſoll zwei Offiziere Wache haltend vor ſeinem Zimmer gefunden haben, die ihm zuriefen: Jahn wolle ungeſtört ſein. Ein paar Marketenderinnen, die über die Elbe gekommen waren, ſoll Jahn haben wollen als Verführerinnen ſeiner Soldaten Gaſſen laufen laſſen.

Seit dem Waffenſtillſtande verlor die Freiſchar ihre Selbſtändigkeit; ſie wurde der Nordarmee, die unter den Befehlen des Kronprinzen von Schweden ſtand, einverleibt, und ſpezieller dem ruſſiſchen General von Tettenborn zugetheilt, welcher nun meiſt preußiſche Truppen erhielt. Die Lützower waren hiermit ſehr unzufrieden; unter dem 21. Oktober entſandten ſie eine Denkſchrift in das Hauptquartier des Kronprinzen, worin dieſem dargethan werden ſollte, wie die Freiſchar ganz ihrer wahren und urſprünglichen Beſtimmung entgegen unter die Führung des Koſackengenerals von Tettenborn gerathen ſei; zugleich ward bemerklich gemacht, daß es hohe Zeit ſei, ſie von Tettenborn abzurufen und vorgehen zu laſſen in die noch unter franzöſiſchem Joche befindlichen Länder jenſeit der Elbe und Weſer. Dabei wurde Jahn's gedacht und ſeines Einfluſſes auf die Begeiſterung der deutſchen Jugend; auch ſein Antheil an der Stiftung der Freiſchar ward gezeigt; freimüthig ward der Geiſt des Korps geſchildert und Art und Richtung dargethan, in der es einzig ſeine volle Wirkſamkeit entfalten könnte. Im Hauptquartier erhielt Jahn durch General von Löwenhielm und Vermittelung von Auguſt Wilhelm von Schlegel die Verheißung, daß das Korps ſofort entlaſſen werden und aufbrechen ſolle. Schon hatte Jahn den Major von Lützow durch Stafette davon benachrichtigt; doch hatte es nun der Kronprinz ſelbſt anders beſchloſſen.

In der That ließ ſich kaum eine wunderlichere Verbindung denken, als diejenige der begeiſterten Lützower mit den Koſacken, dieſen Naturmenſchen, für welche wahrer, bewußter Muth viel zu hoch war und die ſich am meiſten durch ihre ſcharfen Sinne, einſchließlich ihrer katzenartigen Raſchheit, auszeichneten. Wie die Ohren der Pferde in der Dunkelheit, ſo waren die Hälſe der

Koſacken ſichere Merkmale; oft wurden ſie länger und länger und nachdem ihre Köpfe einige Zeit vorgeſtreckt geweſen waren, hatten ſie Alles auf das genaueſte entdeckt in weiter Ferne. Zuverläſſig waren ſie nicht; auf ihre Tapferkeit konnten die Lützower wenig rechnen. Bei Sterley, wo zwanzig Jäger eine ungleich größere Anzahl däniſcher Dragoner aus dem Schloſſe verjagten, hielten ſie nicht Stich. Auch eigentliche Wachſamkeit ſchrieb man ihnen nicht zu und hatte ſie darum am liebſten gar nicht in der Vorpoſtenchaine. Bei dem zweiten Gefecht bei der Görde (am 16. September 1813) hielten vor dem Walde, etwa 20 Schritt von einander entfernt, einige Koſacken. Als die erſten Kanonenſchüſſe mit auf ſie gerichtet wurden, bekreuzten ſie ſich und damit ritten ſie davon.

War nun die Freiſchar, wie in der Denkſchrift ſelbſt auseinandergeſetzt wird, ſeit dem Waffenſtillſtande nicht am rechten Platze, ſo mag ihre Abhängigkeit noch ferner bewirkt haben, daß ſelbſt das, was ſie that, wenig nach ſeinem wahren Werthe gewürdigt wurde. Das Korps hatte aber nach Weichſel's Angabe die gefährlichſten Stellen und die äußerſten Vorpoſten inne; zunächſt ſtand es nicht ſelten der ganzen Heeresmacht von Davouſt gegenüber. Ja durch ſeinen überall bewährten Muth und ſeine unermüdlichen, ſtete Ungewißheit hervorrufenden Kreuz- und Querzüge hat es vielleicht vorzugsweiſe veranlaßt, daß Davouſt gegen ſeinen ſonſtigen Charakter und trotz ſeiner ungeheuern Ueberlegenheit jene Unentſchloſſenheit und Unthätigkeit zeigte, die ſonſt faſt unerklärbar geweſen wäre und derentwegen ihn Rückert in ſeinen „Kriegeriſchen Spott- und Ehrenliedern“ ſo köſtlich verhöhnte.

Ein Ehrenmann in der umfaſſendſten Bedeutung des Worts führte die Freiſchar. Lützow, welcher ſich ſchon früher im Schillſchen Freikorps ausgezeichnet hatte, wurde faſt in jedem Gefechte verwundet; wenn er ging, ſo war er durch ſeine viele Wunden halb Invalide; ſtieg er zu Pferde, ſo bedurfte er ihrethalben einiger

Hülfe — aber ſaß er einmal im Sattel, ſo war er das Muſter eines Huſarenoffiziers, ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Es haben wol wenige ſo biedere Herzen auf der Welt geſchlagen als das des Majors von Lützow; ſeiner Liebe zu ſeiner Schar glich in ſoldatiſchen Verhältniſſen nichts als die Liebe ſeiner Jäger zu ihm; noch jetzt verweigert kein echter Lützower ihm den Tribut der Liebe und Achtung. Nie handelte er dem raſchem Aufflug ſeiner Schar entgegen, wenn er ihr auch nicht immer raſch und unternehmend genug im Entſchluſſe war. Da die Schar von Allem verlaſſen und rein auf ſich ſelbſt beſchränkt war, und der Mangel an Geldmitteln und Waffen ſich ſehr fühlbar machte, ſo war ſeine Stellung eine höchſt ſchwierige und es iſt ſehr die Frage, ob ein anderer unter den höhern preußiſchen Offizieren ſie hätte beſſer ausfüllen können. Lützow ſtarb 1834 als General in Berlin, hochgeachtet in der ganzen preußiſchen Armee, als ein unternehmender, tapferer und vielverſuchter Offizier.

Zwei Rittmeiſter aus der Freiſchar waren echte deutſche Originale und zugleich war jeder von ihnen, wie man ſagt, ein alter deutſcher Degenknopf — wir meinen den Rittmeiſter von Petersdorf, der nicht mit dem Major von Petersdorf zu verwechſeln iſt, und den Rittmeiſter Fiſcher. An ſeiner Haltung zu Pferde ſah man es dem Rittmeiſter von Petersdorf noch an, daß er früher Infanterie-Offizier geweſen war; doch imponirte darum nicht weniger das martialiſche Ausſehen, welches ihm ſein langer ſchwärzlicher Bart gab. Furcht war ihm, wie Jedermann wußte, eine gänzlich unbekannte Sache; ſein Ehrgefühl war ſehr hochgeſpannt. Sein hervorſtechendſter Charakterzug in ſeiner Stellung war jedoch die Feindſchaft, welche er gegen den Gamaſchendienſt hegte und in der er ſogar manchem ſeiner Lützower zu weit zu gehen ſchien. Als das Regiment in der Nähe von Peronne vor dem General von Bülow Revue hatte, zog er abſichtlich eine alte ſchwarze Interimsjacke und mit Leder beſetzte Hoſen an, die hinten in der

Naht weit aufgeriſſen waren. Dieſer ehrenwerthen aber ſcharfkantigen Perſönlichkeit war Alles zuwider, was nicht unmittelbar mit Haut und Haaren gegen den Feind verwendet werden konnte und ſollte.

Eine bedeutendere, zugleich noch kräftigere Perſönlichkeit war der Rittmeiſter Fiſcher, gewiß eine der merkwürdigſten Perſönlichkeiten der ganzen preußiſchen Armee. Er hatte ſchon im ſiebenjährigen Kriege Friedrich dem Großen gedient, aber als Trompeter. Damals hieb er einſt einen höhern Offizier aus den Feinden heraus und wurde dafür zum Wachtmeiſter gemacht. Weil er bürgerlich war, ſo blieb er Wachtmeiſter; in dem unglücklichen Kriege von 1806 aber wurde der Werth des Alten denn doch ſo weit erkannt, daß man ihn zum Offizier beförderte. Als ſolcher ſetzte er, nachdem ganz Schleſien von den Franzoſen eingenommen war, mit etwa dreißig Mann bis zum Frieden von Tilſit den Krieg in Schleſien auf eigene Hand fort. Weil Schleſien ſein Geburtsland, ſo war er dort überall zu Hauſe; ſobald irgend eine Abtheilung, der er ſich gewachſen fühlte, von den Franzoſen irgendwo hingeſchickt wurde, war immer der alte Fiſcher, der mit ſeinem langen ſchwarzen Barte und breiten Schwerte zum Sprichwort geworden, bei der Hand, ihr den Transport abzujagen. Als er zu den Lützowern kam, zählte er ſchon mehr als 70 Jahre, beſaß aber noch eine ungeſchwächte, faſt beiſpielloſe Körperkraft. In ſeinem langen ſchwarzen Barte waren kaum einige weiße Haare, ſeine Augen glichen denen eines Falken; die ganze Geſichtsbildung hatte etwas türkiſches. Dazu kam ſeine mehr als mittlere Größe, die ſehr breite Bruſt mit den breiten Schultern, ſo daß man ſich nicht leicht das Bild eines kräftigern Kriegers zu Pferde denken konnte als den alten Fiſcher, wenn er mit ſeinem breiten Schwerte in der Hand vor dem Regimente auf- und niederjagte und mit ſeiner Donnerſtimme kommandirte. Er kommandirte zunächſt die 5. Schwadron, welche er ſelbſt erſt geſchaffen hatte, dann aber vom Anfange des Waffenſtillſtandes an das ganze Kavallerieregiment. Oft kam er im Waffenſtillſtande des Morgens um 3 oder 4 Uhr in die Dörfer geſprengt, wo die Kavallerie in der Nähe von Havelberg lag und ließ Alarm blaſen, ja als alter Trompeter blies er wol zuweilen ſelbſt Alarm, und wehe Dem, der dann nicht in ſieben Minuten aus dem Heuſchober aufgeſprungen war, ſein Pferd geſattelt hatte und auf dem Alarmplatze hielt. Wild, und in ſeinen Aeußerungen mitunter roh und ausfallend, wußte er deſſenungeachtet ſich gegen Obere ſowie gegen Damen fein und gewandt zu benehmen. Wahrhaft überraſcht wurden die Seinen in dieſer Beziehung, als ſie gegen Ende des Waffenſtillſtands mit ihm auf der Domäne Königshorſt einquartirt waren und Beſorgniß hegten, daß er in dem feinen Zirkel des dortigen Beamten ſeiner gewöhnlichen groben Art folgen werde. Doch weit gefehlt: Fiſcher's Haltung war ſehr anſtändig, ſein Benehmen höchſt liebenswürdig.

Hätte der alte Fiſcher ganz ſelbſtändig handeln können, ſo würde er im höchſten Grade unternehmend geweſen ſein und der Freiſchar viel Gelegenheit verſchafft haben, ſich Ruhm zu erwerben. Er beſaß einen militäriſchen Blick wie Wenige. Gedanken und Ausführung waren bei ihm wie aus der Piſtole geſchoſſen; dabei war er unermüdet und im höchſten Grade vorſichtig. Seine Geiſtesgegenwart beweiſen viele Beiſpiele. In der Nähe von Mölln war er mit dem Detachement weiter als die übrige Kavallerie vorgegangen. Während es etwas tiefer marſchirte, war er ſeitwärts mehr der Höhe zu geritten. Plötzlich brüllte er, auf der Hochebene hin- und herjagend, mit ſeiner weithin ſchallenden Stimme, indem er bald Regimenter, bald Eskadrons hier- und dorthin kommandirte. Dann ſich plötzlich nähernd, rief er dem Detachement leiſer zu, es ſolle ſich in Flanqueurlinien weit auseinanderziehen. Dann ſprengte er wieder in die Höhe und ertheilte bald hier- bald dorthin Kommandos, bis das Detachement ſich genug auseinandergezogen hatte. Da kommandirte er plötzlich: Flanqueurs vor. Als das Detachement in dieſer Weiſe auf die Höhe marſchirte, bemerkte es ein däniſches Dragonerregiment vor ſich, das nicht übel Luſt gehabt hatte, ſich mit ſeinen friſchen kräftigen Roſſen auf die ſchwer ermüdeten Pferde der Lützower zu ſtürzen; durch Fiſcher's Liſt aber ließ es ſich täuſchen und zog ſich ohne Angriff zurück.

Solche Beweiſe von Geiſtesgegenwart gab Fiſcher öfter. War er auch in mancher andern Beziehung nicht tadelfrei, ſo galt doch darüber nur Eine Stimme, daß er ſowol zum Organiſiren als auch zum Anführen eines Kavallerieregiments ganz vorzüglich geeignet war. Im höchſten Grade unglücklich machte es ihn, als er einſt ſein breites Schwert zerſchlagen hatte; ſelbſt die ſehr ſchweren engliſchen Huſarenſäbel, behauptete er, wären für ihn noch viel zu leicht; er wiſſe, wenn er ſie führe, nicht, daß er etwas in der Hand habe. Als man daher nach dem Rhein marſchirte und nicht weit von Solingen vorbeikam, ritt er dorthin wegen der berühmten ſolinger Klingen. Auf ſeine Nachfragen nach einem ſo breiten Schwerte antwortete man ihm jedoch, dergleichen würden in Solingen nicht gemacht. Er aber beſtand mit Hitze darauf, man ſolle und müſſe ihm ein ſolches Schwert ſchaffen. Endlich ſchlug ihm Jemand ein altes Schwert vor, auf welchem ſich Galgen und Rad eingegraben befand. Ueberglücklich nahm er daſſelbe in Beſitz und ließ es ſeit dieſer Zeit nicht wieder von der Seite.

Wenn Fiſcher nicht ſtets auf alle Weiſe für die Bedürfniſſe des Regiments geſorgt hätte, ſo hätte es um dieſes oft übel geſtanden. Er war in dieſer Hinſicht ein liſtenreicher Odyſſeus. Das zeigt folgende ſeltſame Geſchichte, die natürlich nach dem Kriegsfuße gemeſſen und beurteilt ſein will. Von einem allerdings wichtigen, aber entfernten Poſten berief er Weichſel einſt ab, weil er ſich doch dort nicht würde halten können. Als indeſſen Weichſel dieſem Befehle Folge leiſtend Fiſcher die Vorſichtsmaßregeln erzählte, die er auf jenem Poſten angeſtellt, ſo überzeugte der alte Herr ſich mit großer Schnelligkeit von dem, was Weichſel ihm vortrug: worauf demſelben alsbald mitgetheilt ward, daß er ſich nach zwei Stunden mit einem andern Kommando wieder auf jenen Poſten zu begeben habe. Nach zwei Stunden meldete ſich Weichſel wieder bei Fiſcher und erhielt zu ſeinem großen Erſtaunen ein neues Kommando von etwa zwanzig, aus dem ganzen Regiment ausgeſuchten kranken Pferden, wofür der alte Fiſcher die guten Pferde zurückbehielt. „Freundchen, Freundchen", ſagte er, „Sie werden es ſchon machen, dieſe Pferde müſſen vertauſcht werden, es hilft nichts, thun Sie es daher auf dem Marſche bis zu Ihrem Poſten." So mußte Weichſel zuſehen, wer ihm unterwegs ſeine guten Pferde wieder gab für die ſchlechten, und machte ſich mit dieſen, welche ſeine Jäger theilweiſe kaum im Schritt vorwärts bringen konnten, wieder auf die Reiſe zu ſeinem ohnehin kaum haltbaren Poſten!

Um noch einige kleine Züge von dieſem Haudegen anzuführen, ſo zeigte Fiſcher's Rohheit ſich zuweilen auch bei Gelegenheiten, wo ſie uns wirklich verletzt. Unerbittlich rief der alte Trompeter nach Theodor Körner's Tode: „Es iſt ſchon recht — ich wollte, ihr wäret Alle geblieben, hol' der Teufel eure Bravour, ich will lieber die feigſten Hundsfötter kommandiren als Menſchen, die nicht auf Appellblaſen hören." Wie er denn aber jeder edeln Empfindung fähig war, ſo änderte er gegen das Detachement, worin Weichſel ſich befand, ſein Benehmen plötzlich nach dem zweiten Gefecht bei der Görde. „Meine Herren — ſo redete er das Detachement nach dieſem Treffen an — ich bin bisher zuweilen gegen Sie grob geweſen, aber ich werde es nicht wieder ſein" und fuhr dann in vertraulicherm Tone fort: „Ihr ſeid Männer, vor denen ich Hochachtung haben muß, vor Euch muß man die Mütze abziehen, ich möchte Euch die Hände küſſen." That der alte Eiſenfreſſer dies auch nicht wirklich, ſo hätſchelte er die alſo Angeredeten doch von nun an förmlich, und ſtrich ſich dabei jedesmal recht wohlgefällig den Bart. Zunächſt ritt er ſelbſt mit zum Fouragiren aus; als es den andern Tag zu dämmern begann, brachte er Futter für die Pferde; ſpäter ließ er zu einem Bivouac in der Nähe der Görde einen Ochſen ſchlachten und bat das Detachement zu Gaſt.

Wir haben ſoeben bereits eine kurze Rede vom alten Fiſcher gehört; die wunderlichſte und wol auch die längſte Rede hat er in Bremen gehalten. Nachdem nämlich der bremer Bürger Johannes Röſing, deſſen Namen in jüngſter Zeit vielfach von den öffentlichen Blättern genannt ward, unter die Lützower getreten war, ließen ſich viele andere junge Leute aus Bremen bewegen, daſſelbe zu thun, obſchon ſich gerade damals auch eine eigene bremer Legion bildete, in der ſie leicht hätten Offiziere werden können. Nachdem nun vor Bremen die Kriegsartikel vorgeleſen waren, wurden die Pferde der Lützower auf dem bremer Domplatze gekoppelt und Alle, die noch nicht den Eid der Treue geleiſtet hatten, traten in der Domkirche zuſammen. Es gab ein wahrhaft martialiſches Bild, als nach einer herrlichen Rede des Dompredigers unſere beiden Freunde, Petersdorf und Fiſcher, mit den langen ſchwarzen Bärten gegeneinander traten und die Säbel kreuzten. Auf dieſe legten ſämmtliche Schwörende ihre Klingen und ſprachen Weichſel die Eidesworte nach. Das war nun bis dahin ſehr feierlich geweſen; jetzt aber konnte der alte Fiſcher es nicht mehr aushalten, es drängte ihn, ebenfalls eine Rede zu halten und ſeine Ermahnungen hinzuzufügen. Sehr pathetiſch begann er: „Meine Herren! Sie haben jetzt den Eid der Treue geleiſtet; Sie kennen Ihre Pflichten." Als er aber dann die Hoffnung ausgeſprochen, daß die neuen Glieder des Korps ſtets als Männer von Ehre handeln würden, da war er dieſes Tons ſatt und ſagte zu den jungen Leuten, ſie ſollten ihn niederhauen wie einen tollen Hund, wenn ſie ihn, den alten Fiſcher, jemals auf der Retirade erblickten.

Natürlich verſicherte er auch, im umgekehrten Falle ganz das Nämliche mit ihnen thun zu wollen, er drohte in heiligem Eifer: „Ich haue dann ſcharf;“ ja es fehlte nicht viel, ſo wäre zum großen Schrecken der zahlreich verſammelten ſchönen Welt von Bremen auch ein ſeinen Lützowern wohlbekannter Nachſatz, der die Folge des Scharfhauens nach einer gewiſſen Richtung hin nur zu anſchaulich machte, in der Domkirche vollſtändig zum Vorſchein gekommen.

14. Das Treffen bei Mölln (4. September 1813).

Schlacht, du brichſt an!
. . . .
Brüder, heran!
Theodor Körner.

Indem wir darangehen, einige der hervorragendſten Unternehmungen und Gefechte der Freiſchar zu ſchildern, befinden wir uns zunächſt in der Lage, über das Gefecht bei Mölln einen damals verfaßten Bericht von Jahn mittheilen zu können, der ein ſehr anſchauliches Bild dieſes Kampfes gewährt. Der Jahn'ſche Bericht über das Treffen bei Mölln lautet:

„Das dritte Bataillon des königl. preußiſchen Freikorps ſtand beim Ausbruche der Feindſeligkeiten im Feldlager zu Büchen an der Stecknitz. Am 17. Auguſt hörten wir von der Seite von Lauenburg Kleingewehrfeuer und Kanonenſchüſſe. Dies war die erſte Nachricht von der Aufkündigung des Waffenſtillſtandes, eine andere amtliche iſt uns nicht geworden. Den 17. und 18. behaupteten unſere Waffengefährten vom erſten und zweiten Bataillon die Schanzen von Lauenburg mit vielem Glück. Am 19ten gingen die Schanzen durch Ueberfall und Sturm verloren. Das dritte Bataillon mußte nun eiligſt nach Greſſe aufbrechen, um den Rückzug der andern zu ſichern. Von dieſem Augenblicke an hat das dritte Bataillon immer die Vorhut oder Nachhut unter dem Generalmajor von Tettenborn gehabt, nachdem er ſich zurückzog oder wieder vorwärtsbewegte. Faſt alle unſere Bewegungen waren Streif- und Schleichzüge, Nachtfahrten aus einem Verſteck in das andere. Wir zogen mit den Koſacken als Koſacken zu Fuß, querfeldein, durch Dick und Dünn, und mußten dann oft auf waſſerloſen Haiden und Oeden bei Tag und Nacht lagern. Die Verpflegung war nicht die beſte, da die Behörden des Landes aus ſchändlicher Feigheit nicht unſere Freunde zu ſein wagten. Die ſchwerſten Züge haben wir hungrig und durſtig gemacht; am 4. September waren wir ohne Fleiſch und Brot, ohne Branntwein und Waſſer. Der Muth der Leute war dennoch beiſpiellos, wie alles Zutrauen zu ihrem Führer. Selbſt unbeſchuhet folgten ſie dieſem überall auf den beſchwerlichſten Wegen. Am 4. September brach das Bataillon in aller Frühe von Wittenburg auf, ging über Waſchow, Schalmühle, Zarrentin nach Gudow, wohin die Tiroler, Koſacken und Schwarzen Reiter den Feind lebhaft verfolgten.

„Gegen Mittag begann ein zweites Gefecht; die Reiterei war durch Gudow geſprengt und hielt auf den Höhen und Brachfeldern, wo die Straßen von Gudow nach dem Waſſerkrug und nach Drüſen gehen. Sie deckte die linke Flanke und Artillerie. Die fünfte Kompagnie des dritten Bataillons fing an über Sophienthal den Feind in ſeiner linken Flanke zu umgehen. Neben ihr rückte das Detachement von Reiche. In dieſem Augenblicke erhielten die vier Schützenkompagnien des dritten Bataillons, welche bis jetzt im Centrum bei Gudow geſtanden hatten, den Befehl, eiligſt auf dem geraden Wege nach Mölln vorzurücken. Sie thaten dies mit einer ſolchen Geſchwindigkeit, daß ſie noch die letzten franzöſiſchen Tirailleure abſchnitten, von denen einige von den Tirolern, die halb links von der Kolonne tiraillirten, mit Kolben erſchlagen wurden. Die Schüſſe, welche die feindliche Artillerie auf die Kolonne that, gingen alle darüber weg und hielten den Zug auch keinen Augenblick auf. Der Feind zog eiligſt ſeine Kanonen zurück, da wir unter ihnen waren. Seine Tirailleure verließen alle günſtigen Schonungen und Gehege ohne Widerſtand und rannten eiligſt bei Drüſen vorbei, über den tiefen littauer Bach in den Drüſen, einen Buchenwald vor Mölln.

„Auch den ſchmalen Paß zwiſchen zwei Seen am littauer Bach gaben ſie ohne Widerſtand auf. Unſere Tirailleure drangen über den Bach und durch die tiefen Hohlwege des Drüſenwaldes bis an das offene Feld von Mölln, wo ſie ſehr ſchnell in dem Waldrande hinter Buchen und Unterholz eine Tirailleurlinie entwickelten.

„Die Tiroler ſtanden auf dem linken Flügel und bildeten einen Haken gegen das Feld, welches ſich zur Stecknitz verflacht. Neben ihnen ſtand die fünfte Kompagnie des dritten Bataillons, dann das Detachement von Reiche, untermiſcht mit 60 Schützen von Reiche, die Bayonnetflinten führten.

„Die rechte Flanke in den Schluchten am See nahmen die Tirailleure der dritten Kompagnie. Inzwiſchen hatte der Feind bei Mölln friſche Truppen geſammelt. Am Schützenhauſe vor Mölln hatte er einige Batterien, welche das ganze Blachfeld beſtreichen konnten. Vor ihnen ſtanden in gehörigen Zwiſchenräumen außer der Schußweite unſerer Tirailleure drei Bataillone in geſchloſſenen Kolonnen. Vor den Kolonnen hatten ſie einige Stück Geſchütz. Ein viertes Bataillon tiraillirte neben dem durchſchnittenen Waldſaume hart am See. Von dieſer Seite wollten ſie beſtändig in den verlorenen Drüſenwald eindringen, und hier war der Kampf am heftigſten. Die Tirailleure der dritten Kompagnie, welche der Lieutenant von Lüttwitz führt, hatten einen harten Stand. Der Oberjäger Kühne und der Jäger Pittmann blieben, als ſie eben ihre letzten Patronen verſchoſſen hatten.

„Der Lieutenant Fritze rückte mit einer Haubitze vor, mit der er den feindlichen Soutien, welcher eben an einem Amberg ſich um eine Schlucht zog, nach großem beigebrachten Verluſte in den Waldſaum hinuntertrieb.

„Die Haubitze wurde nun wieder zurückgezogen und dafür eine Kanone vorgebracht. Dieſe zu decken, rückte die erſte Kompagnie in den Wald, geführt vom Lieutenant Palm; ihr Rückhalt war die zweite Kompagnie.

„Eine feindliche Kolonne, die in dieſem Augenblick auf die Tirailleure unſers rechten Flügels im Sturmſchritt vordrang, wurde durch das Bataillenfeuer der erſten Kompagnie zum Weichen gebracht. Gleich darauf mußte ſich die erſte Kompagnie mehr rechts ziehen und die zweite Kompagnie rückte in ihre Stellung. Dieſe Kompagnie, vom Lieutenant Pirner geführt, aus lauter neuen Leuten beſtehend, die erſt im Augenblick des Zugs nach Mecklenburg Gewehre erhalten hatten, verlor gleich einige Mann durch das Zerplatzen der Granaten, die der Feind unaufhörlich auf gut Glück in den Wald warf. Als die Kanone zurückgezogen war und der Feind im Sturmſchritt vordrang, außerdem auf der Straße nach dem Waſſerkruge von Schwilau uns zu umgehen drohte, zogen ſich die Tirailleure langſam zurück. Eine Kompagnie deckte immer umgehig die andere, ſo daß ſie alle nacheinander mehremale zum Feuern kamen und den feindlichen Kolonnen großen Schaden beibrachten. So gingen nacheinander in der beſten Ordnung die Kompagnien durch die waldigen Schluchten des Drüſen und den engen Paß des littauer Baches zurück wo ſie ſich gleich im Augenblick wieder aufſtellten. Der Feind wagte nicht nachzurücken, und einige in den Wald gethane Schüſſe unſerer Artillerie waren hinreichend, daß wir ruhig auf dem Wahlplatze zwiſchen Gudow und Drüſen übernachten konnten. Vom dritten Bataillon blieben in dieſem mehrſtündigen Gefechte acht Jäger und ein Oberjäger. (Im Aktenſtücke ſelbſt ſind die Namen, auch die der Vermißten und Verwundeten aufgeführt.) Am andern Tage, den 5. September, ſuchte der Feind von Mölln aus auf den Straßen von Grambeck und nach dem Waſſerkrug unſere linke Flanke zu umgehen. Seine augenſcheinliche Stärke war zwei Schwadronen Dänen, acht Kanonen und vier Bataillone. Sein Vorhaben wurde jedoch zeitig entdeckt und durch Muth und Schnelligkeit vereitelt. Die fünfte Kompagnie des dritten Bataillons, die Tiroler und Reich'ſchen Jäger neckten ihn mit einem Tirailleurfeuer, während die vier Schützenkompagnien im Sturmſchritt Gudow beſetzten und ſich in der Art aufſtellten, daß ſie die linke Flanke deckten, die rechte des Feindes bedrohten, und die Straßen nach Zarrentin und Büchen behaupteten.

„Der Feind trat nach einem fünfſtündigen Gefecht ſeinen Rückzug nach Mölln an und hat ſich bis heute ruhig in ſeinen feſten Stellungen auf dem rechten Stecknitzufer gehalten.

Feldlager bei Zarensdorf, 9. September 1813.

Friedrich Ludwig Jahn,
Führer des dritten Bataillons im königl. preußiſchen Freikorps.“

15. Das Gefecht bei der Görde (16. September 1813.)

„Wer iſt der Geſell ſo fein und jung?
Doch führt er das Eiſen mit gutem Schwung.
Wer ſteckt unter der Maske?
Eine Jungfrau, heißt Prohaska.“
Friedrich Rückert.

Ueber das Gefecht bei der Görde am 16. September 1813 lagen Jahn zwei Berichte von fremder Hand vor, von denen der des Dr. F. Heydrich in Barmen, der zwar im täglichen Anzeiger für Berg und Mark von 1844, No. 23. ſchon gedruckt iſt, aber dort nur wenigen zugänglich ſein dürfte, als derjenige der am meiſten eine allgemeine Ueberſicht gewährt, hier wörtlich Platz finden möge. Er lautet:

„Gegen Mittag des 15. September 1813 erhielt ein Theil unſeres Korps, das Lützow'ſche, im Lager bei Zarrentin, im Mecklenburgſchen, vom General Wallmoden, unter deſſen Oberbefehl wir ſtanden, die Ordre, abzukochen und uns marſchfertig zu halten.

Groß war der Jubel bei den Truppentheilen, die dieſer Befehl traf, indem wir ſchon längere Zeit hier im Lager gelegen, um die Truppen des Marſchalls Davouſt an der Stecknitz zu beobachten, bereits Mangel an Lebensmitteln hatten und faſt täglich von den däniſchen Huſaren allarmirt wurden und dieſe öde Gegend, voller Sümpfe und Haiden, uns wenig Abwechſelung bot.

Auch hatte ſich das Korps ſchon längſt darnach geſehnt, den Franzoſen, die uns durch ihre Uebermacht bis jetzt faſt beſtändig in Schach gehalten, unſere Reiterei ſchändlicher Weiſe im Waffenſtillſtande bei Leipzig in die Pfanne gehauen, unſern Körner und durch den nächtlichen Ueberfall in Lauenburg viele andere Jäger getödtet und gefangen genommen hatten, eine ordentliche Schlappe anzuhängen und unſere Scharten wieder auszuwetzen. Und bald ſollte unſer Wunſch auch glänzend erfüllt werden.

Gegen 2 Uhr Nachmittags marſchirten wir, ohne zu wiſſen wohin, ſtill aus unſerm Lager ab, damit der Feind unſer Vorhaben nicht errathe und gegen unſere wenigen zurückgelaſſenen Truppen eine Diverſion unternehme. Während des Marſches vereinigten wir uns mit den übrigen Truppen des Wallmodiſchen Korps, nämlich der ruſſiſch-deutſchen, engliſch-deutſchen und hanſeatiſchen Legion und den Tettenborn'ſchen Koſacken und gingen, unter Geſang Körner'ſcher Schlachtlieder, des Abends bei Dannenberg auf einer Schiffbrücke über die Elbe.

Nicht weit hinter dieſem kleinen Städtchen, welches wir ſchon kannten, indem wir im Monat Mai nach einem Streifzuge über die Görde hinaus hier gelagert hatten und deſſen brave Bewohner jedem Lützower wegen ihrer Gaſtfreundſchaft und deutſchen Geſinnung ſtets im Andenken bleiben werden, ſchlugen wir abermals unſer Nachtlager auf freiem Felde, mitten unter den Koſacken auf, durften aber wegen der Nähe des Feindes und um unſere Ankunft nicht zu verrathen, keine Lagerfeuer machen, ſondern mußten ſtill, ohne Geſang die lange kühle Nacht auf feuchter Erde zubringen, und hatten kaum Brod und Waſſer, um unſern Hunger und Durſt zu ſtillen, da außer von der Marketenderin ſonſt nichts zu bekommen und unſere Kaſſen längſt geleert waren.

Endlich brach der für manchen ſo verhängnißvolle Tag, der 16. September an, und wir erhielten einige Lebensmittel und die Erlaubniß, Feuer anzumachen; die Koſacken, unſere guten Freunde, die uns immer Bruder nannten, verließen uns, um den Feind aufzuſuchen und von allen Seiten zu umgehen, und wir fühlten, daß ſie uns wieder mit einer Armee ſchwarzgeſattelter . . . . . verſehen und für Zeitvertreib in müßigen Stunden geſorgt hatten, worüber wir aber eben nicht ſehr erfreut waren. Gegen Mittag brachen wir auf und das ganze Korps zog ſich hinter einer Anhöhe vor dem görder Walde dicht zuſammen, um von hier aus ſeinen erſten Angriff auf den Feind zu beginnen, welcher den Wald mit ſeinen Vorpoſten beſetzt hielt.

Der General von Wallmoden, mit einem kurzen Mantel von Bärenfellen über ſeinen Schultern, hielt zu Pferde, von ſeinem Generalſtabe umgeben, auf einer kleinen Anhöhe und ſeine Adjutanten und Koſacken ſprengten nach allen Richtungen hin und wieder zurück.

Bald hieß es wie gewöhnlich: „„Freiwillige Jäger, voran!“ “

— und in langer ausgedehnter Linie drangen dieſelben die Anhöhe hinauf und dann in vollem Lauf und mit Hurrah auf den vor uns liegenden Wald ein, aus welchem der Feind ſie mit Kugeln begrüßte. Da aber war kein Einhalten und im Nu hatten ſie den Wald erreicht und ich hatte Noth, auf meinem ſteifen Gelben durch das hohe Haidekraut zu kommen, um den Verwundeten beiſtehen zu können. Glücklicherweiſe traf ich einen breiten Fahrweg, welcher durch den Wald führte, und ich konnte jetzt bequem und ohne Hinderniſſe den Jägern folgen, die unter beſtändigem Büchſenfeuer die Vorpoſten des Feindes verfolgten, welche ſich auf ihr Hauptkorps zurückzogen.

Endlich trafen wir auf das uns ſchon von früher bekannte Jagdſchloß „„die Görde““, ein großes, ſchönes Gebäude, mit Theater und ſonſtigen Beluſtigungsanſtalten für die hohen Herrſchaften verſehen, mitten im Walde gelegen, welches aber jetzt, wie es ſchien, von ſeinen Bewohnern aus Furcht verlaſſen worden war, und als wir auch dieſes hinter uns hatten und uns mehr dem Ende des Waldes näherten, fingen die jenſeits ſtehenden Feinde an, den Wald mit Kanonen zu beſchießen, ſo daß die Kugeln links und rechts in die hohen ſtolzen Eichen und Buchen einſchlugen, uns aber, ſo viel ich weiß, keinen Schaden zugefügt haben, indem wir zu raſch vorrückten und eine zu dünne ausgedehnte Linie formirten.

Wie der Wald zu Ende war, kamen wir wieder auf eine Haidefläche und ſahen in der Entfernung von einer halben Stunde die Franzoſen in Kolonne auf einer Anhöhe ſtehen, um unſern Angriff abzuweiſen. Der die Jäger anführende Offizier ließ jetzt mehrmals zum Sammeln und Halt blaſen, indem unſer Hauptkorps noch weit zurück war und nicht ſo ſchnell durch den Wald hatte folgen können, und die Schützen allein, ohne Unterſtützung, den 10,000 Mann ſtarken Feind unmöglich aus ſeiner vortheilhaften Stellung vertreiben konnten, worauf es auch hier nicht abgeſehen war; allein die einmal in der Hitze der Verfolgung begriffenen Jäger hörten nicht auf die Signale ihres Anführers, ſondern trieben die Vorpoſten des Feindes unter beſtändigen Büchſenſchüſſen immer vor ſich her durch das hohe Haidekraut und warfen ſich endlich, als ſie die Anhöhe bald erreicht, und ſahen, daß ſie keine Unterſtützung hinter ſich hatten, in einen längs der Anhöhe verlaufenden und mit Strauchwerk beſetzten Hohlweg und beſchoſſen von hier aus fortwährend den Feind, welcher das Feuer ſehr lebhaft erwiderte, aber zum Glück keine Reiterei bei ſich hatte und auch von unſern Koſacken ſchon umſchwärmt wurde.

Unterdeſſen kamen aber allmälig unſere Truppen aus dem Walde heraus und entwickelten ſich auf der Haide, längs dem Saume des Waldes wie eine Muſterkarte aus roth, grün, blau und ſchwarzen Farben zuſammengeſetzt, im Glanze der durchbrechenden Sonne, was einen herrlichen Anblick gewährte, beſonders wegen der großen Maſſe herrlich berittener und equipirter Reiterei und Geſchütze, welche ſich größtentheils nach dem rechten Flügel hinzogen, um von hier aus den Feind in die linke Flanke und den Rücken zu nehmen, indem die vortheilhafteſte Stellung der Franzoſen einen Angriff mit blanker Waffe von dieſer Seite wo die Anhöhe ſich ebenete, ſehr begünſtigte. Während nun jeder Truppentheil ſeine Stellung zum Angriff einnahm und die Schlachtlinie in halbmondförmiger Richtung hergeſtellt wurde, hatte unſere Artillerie ſchon ein kräftiges Feuer entwickelt, welches der Feind zwar lebhaft, aber nicht in demſelben Grade erwiderte, bis unſere Linie ſich vorwärts bewegte, das Kleingewehrfeuer ſeinen Anfang nahm und das Gefecht allgemein wurde.

Bald hatte unſer Fußvolk die Anhöhe erreicht und vereint mit den im Hohlweg befindlichen Jägern wurde nun im Sturmſchritt, unter furchtbarem Hurrahgeſchrei die Anhöhe erſtiegen und die Geſchütze des Feindes, welche auf kegelförmigen Hervorragungen der Anhöhe ſtanden, gewonnen, wobei natürlich mancher brave, hoffnungsvolle Jüngling getödtet oder verwundet wurde; und als nun gleichzeitig auch die Reiterei über die Kolonne des Feindes, welche durch unſer furchtbares Brandraketen- und Kartätſchenfeuer in Schrecken und Verwirrung gerathen war, im Rücken der Flanke herſtürzte und alles darnieder machte, wurde der Feind in kurzer Zeit faſt gänzlich aufgerieben und ein vollſtändiger Sieg errungen, indem von 10,000 Mann nur 300, worunter der General Pecheux ſelbſt, zu Gefangenen gemacht wurden, die übrigen aber todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde lagen, da an eine Flucht hier nicht zu denken geweſen, weil die Koſacken alles ringsum beſetzt hatten und alſo jeder Ausweg geſperrt war.

Die Freude und der Jubel über den errungenen Sieg war groß, jedoch miſchte ſich auch mancher Tropfen Wermuth darein, als wir die Verluſte von unſerer Seite dabei vernahmen. Denn manchem von uns war der Freund getödtet oder verwundet worden. Beſonders hatte unſer Jägerkorps bei der Erſtürmung der Anhöhe und Eroberung der Geſchütze gelitten. Vorzüglich ausgezeichnet hatten ſich die Oberjäger v. Bärenhorſt und Heydrich, aber dabei den Tod fürs Vaterland gefunden, gleich vielen andern, deren Name mir entfallen iſt. Major v. Lützow und das Heldenmädchen Prohaska waren unter den Schwerverwundeten.

Als die Letztere, noch unentdeckt wegen ihres Geſchlechts, nach beendigtem Gefecht auf dem Schlachtfelde verbunden werden ſollte, indem eine Kugel ihr den Oberſchenkel zerſchmettert hatte, wollte ſie dieſes nicht zugeben, ſondern verlangte erſt den Feldwebel ihrer Abtheilung zu ſprechen, und als dieſer herbeikam, ergab es ſich, daß unter dem Waffenſchmuck, allen verborgen, ein Frauenzimmer mit Namen Prohaska, den Sieg mit hatte erringen helfen, was allgemeines Erſtaunen und Bewunderung wegen ihres Heldenmuthes und Ausdauer in Ertragung der Beſchwerden des Krieges aber auch Mitleid und Bedauern erregte, indem ihre Verwundung höchſt gefährlicher Art war und der Tod zu erwarten ſtand.

Sie wurde ſogleich zurück nach dem Schloſſe getragen und dort in einem Zimmer allein verbunden und alsdann ſogleich nach Danneberg, wo das Hauptlazareth war, geſchafft. Am dritten Tage nach dem Gefecht kam ich nach Danneberg, ſuchte ſie auf und fand ſie in einem Bürgerhauſe in weiblicher Kleidung, aber in den letzten Zügen liegend und hätte ſie nicht wieder erkannt, ſo ſehr hatte die Veränderung der Kleidung und ihr Zuſtand ſie entſtellt. Sie ſtarb den andern Tag an den Folgen des Brandes und ihr entſeelter Körper iſt mit großer Feierlichkeit und in Begleitung der ganzen Bürgerſchaft und der Jungfrauen des Städtchens auf dem daſigen Kirchhof beerdigt und ihr ein Denkmal in der Kirche geſetzt worden. Dieſes zur Nachricht für Jeden, der in die Gegend und in dieſes Städtchen kommt und ſich dafür intereſſirt.“

Ein zweiter, Jahn zu ſeiner beabſichtigten Arbeit über die Lützower handſchriftlich von dem verſtorbenen Juſtizkommiſſarius Weichſel zugeſandter Bericht über das Treffen trägt nicht allein der überaus thätigen Einwirkung der Lützowſchen Infanterie zu wenig Rechnung, ſondern geht auch überhaupt zu ſehr von dem beſchränkten Geſichtspunkte des Reiterdetachements, dem Weichſel angehörte, aus. Als ein nicht unwichtiger Beitrag zur Vervollſtändigung aber des Materials möge er hier gleichfalls ſtehen.

Bei dem zweiten Gefecht bei der Görde (ſo ungefähr berichtet Weichſel), am 16. September 1813, mußten die Lützower anfangs eine zeitlang müſſig zuſchauen. Lützow erwartete Ordre zum Vorrücken, der alte Fiſcher aber meinte: „Darauf können wir lange warten!“ und trabte im Zickzack, als Lützow keine Einwendungen mehr machte, mit ſeinem Detachement aus dem Buſche. Kaum hatte man indeſſen den halben Weg bis zur Batterie, welche man angreifen wollte, zurückgelegt, als Lützow plötzlich nachgeſprengt kam. Wol im Auge manches Lützowers glänzte darüber eine Freudenthräne. Lützow ſetzte ſich an die Spitze des Detachements. „Ruhig, ruhig“, rief er mitunter dem rechten Flügel zu, der etwas voreilte. Als man ſich auf Kartätſchenſchußweite der Batterie und der zu ihrer Deckung dienenden Kavallerie genähert hatte, ritten Lützow und Fiſcher plötzlich langſamer, und als der Feind nun feuern wollte, ſprengten Beide mit ihren Soldaten in eine wahrgenommene Vertiefung. Alsbald kreiſchten die Kartätſchen über ihren Köpfen weg, nur einem Trompeter, der ſeinen Tod drei Tage vorausgeſagt hatte, und einem Pferde koſteten ſie das Leben. Die feindliche Kavallerie wartete den Angriff nicht ab, die Batterie war ſo gut als genommen — da ſchwenkte plötzlich Lützow ohne ein Wort zu reden rechts ab und die beiden erſten Züge, weil ſie glaubten folgen zu müſſen, ihm nach. Allein Lützow, der ſo heldenmüthig den Seinen nachgeſprengt gekommen war, zog ſich nur ſtillſchweigend zurück, weil er durch eine Gewehrkugel ſchwer verwundet war, was Niemand ahnte. Doch der Zuruf des alten Fiſcher: „Minorittendonnerwetter, wo wollen die beiden Züge hin?“ klärte das Mißverſtändniß auf, ohne daß der Feind die augenblickliche Verwirrung benutzte. Hinter den Lützowſchen Reitern waren aber auch jetzt ſchon ihre Fußjäger. Als ſie ihre ſchwarzen Kameraden attakiren ſahen, kamen ſie ihnen im vollen Laufe nachgerannt, um bei der Eroberung des Geſchützes mitzuhelfen. Mit dem freudigen Ausrufe: Unſere Schwarzen, unſere Schwarzen! hatten ſie den Wettlauf begonnen und waren, noch ehe das Detachement völlig geordnet war, vor ihm vorbei auf das Geſchütz geſtürzt. Das Detachement mußte jetzt die inzwiſchen vorgerückten hanſeatiſchen Kanonen decken und ſprengte in ihrer Nähe in eine Vertiefung. Vom Feinde wurde es indeß mit Haubitzgranaten beſchoſſen; eine derſelben, welche dicht vor dem rechten Flügel des Detachement zur Erde ſchlug, wurde beſonders für die Roſſe verhängnißvoll. Nach dem Gefecht waren überhaupt ſämmtliche Schimmel, die faſt die Hälfte im Detachement gebildet hatten, mit Ausnahme zweier geblieben; dem trefflichen Schimmel des Lieutenant Bückling riß jene Granate den linken Vorderfuß ab und um der Qual des edeln Thiers ein Ende zu machen, ſetzte er ihm ein Piſtol hinter das Ohr und tödtete es ſelbſt. Ein in ſeiner Ausführung höchſt belebtes, anziehendes und maleriſches Bild aus dem Kriegsleben haben wir jetzt vom Tage dieſes Treffens vor der Phantaſie unſerer Leſer aufzurollen. Als unſere Lützower nämlich noch im weſentlichen die bezeichnete Stellung einnahmen, war ein Huſarenregiment zum Vorſchein gekommen und die Lützower ſahen es zweimal auf eine Maſſe franzöſiſcher Infanterie anſprengen. Sobald es indeſſen eine Salve bekommen, machte es jedesmal kehrt und ſprengte zurück. Dies empörte die Lützower, und da ſie den Haufen Infanterie ohnehin für viel geringer hielten als er wirklich war, ſo erſuchten ſie ihren Rittmeiſter Petersdorf, er ſolle ſie drauf führen, da ſie nicht wie jenes Regiment Kehrt machen würden. Petersdorf, als erfahrener, vielfach erprobter Krieger, machte Einwendungen, weil er die Stärke des Haufens beurtheilen konnte; indeſſen der alte Fiſcher, wenn er von Attakiren hörte gleich bei der Hand, raffte an Lützow'ſcher Kavallerie aus der Nähe zuſammen, was er konnte, und wagte mit 200 Reitern einen Ausfall auf jenen wie es ſchien etwa 12 Mann hoch aufmarſchirten Infanteriehaufen. Ohne den allergeringſten Erfolg hieb auf dieſen das kleine Fiſcher'ſche Häuflein ein: die vorderſten Glieder kehrten ihnen die Rücken mit Torniſter und Tſakos zu und hielten ihnen die nach hinten zugekehrten Bayonnete vor; die hintern Glieder ſtanden feſt und feuerten. Einhauen und, weil dies ohne Erfolg war, ab- und zurückſprengen war das Werk weniger Augenblicke. Das Häuflein des alten Fiſcher ſammelte ſich jedoch in geringer Entfernung vom Feinde wieder und ſtürzte ſich von neuem auf ihn mit dem feſten Vorſatze, hineinzudringen, möge es koſten was es wolle. Doch würde auch dieſer zweite Verſuch vergeblich geweſen ſein, wenn nicht, durch das Beiſpiel der Lützower angefeuert, ohne daß ſie es ahnten jenes Huſarenregiment zur Wahrung ſeiner Ehre nun in dem nämlichen Augenblicke den Feind von der Flanke und im Rücken angegriffen hätte. Durch dieſen gemeinſamen Angriff wurde der Haufe geſprengt und das entſchied den Sieg. Eine zweite, kleinere Maſſe zog ſich carreartig zurück. Als man auch auf dieſe im Trabe den Angriff begann, kam plötzlich die Raketenbatterie angejagt. Es wurde nämlich hier zuerſt in dieſem Kriege von den Congreve'ſchen Brandraketen Gebrauch gemacht. Varnhagen von Enſe hat den Schrecken geſchildert, den ſie als etwas Neues und Unerhörtes in den Franzoſen erregen mußten, mit dem unauslöſchlichen Feuer, das ſauſend durch die Lüfte fuhr und mit weiten Sprüngen Alles verbrannte, was in ſeinen Bereich kam, bis zuletzt eine zerſpringende Granate noch zerſchmetterte, was jenes verſchont hatte; die Flüchtlinge klagten nachher in den Orten, wo ſie durchkamen, mit Entſetzen über die Anwendung dieſer hölliſchen Erfindung. — Als nun jene Raketenbatterie angeſtürmt kam, ward den Verfolgenden Halt zugerufen und ſie ſahen zu, wie die Congreve'ſchen Raketen auf jene zweite Infanteriemaſſe abgefeuert wurden. Die meiſten fuhren im Zickzack vor ihrem Ziele vorbei. Ein paar aber brachten eine fürchterliche Wirkung hervor; durch ſie ward der Feind geſprengt und dann wurde der größte Theil mit Leichtigkeit gefangen genommen; ein kleiner Theil, der wolmeiſt ohne Waffen und Gepäck war, lief, was er laufen konnte, einem Walde zu. Da es zu dämmern begann, ſo machten unſere Lützower auf einer kleinen Anhöhe Halt, ſchlugen ihren Bivouac auf und dachten den Vorgängen des Tags nach. Das Detachement in welchem Weichſel ſich befand, zählte am Morgen deſſelben 68 Mann; davon waren augenblicklich nur 18 beiſammen, faſt Alle mit mehr oder weniger durchlöcherten Uniformſtücken. Als man am nächſten Tage auf dem Wege nach dem Jagdſchloſſe der Görde marſchirte, wo der alte Fiſcher auf wahrhaft homeriſche

Weiſe den Wirt machte und den Ochſen ſchlachten ließ, ſah man das Schlachtfeld noch mit Leichen und Ueberreſten aller Art bedeckt. Die Leichen waren zum Theil ſchon der Kleidung, die todten Pferde der Schwänze und Mähnen beraubt. Zwiſchen ihnen hinkten einige lahmgeſchoſſene Pferde umher und graſten. —

Am Morgen nach dem Treffen, ſo erzählt Prof. J. F. G. Eiſelen in ſeinem Büchlein über die Lützower, ſei Jahn plötzlich erſchienen; er ſei am Tage vorher zu Pferde im Gefolge von Wallmoden geſehen und habe die Nacht in dem im Walde liegenden Schloſſe zugebracht; ſeine Abſicht ſei geweſen, ſich mit den Offizieren zu beſprechen, um einen Bericht über die Theilnahme des Korps am Treffen abzufaſſen. Man habe dies damals vielfach ein unziemliches Vordrängen genannt und es habe vielen Lützowern nicht einleuchten wollen, daß ein bloßer Zuſchauer ihrer Anſtrengungen, der es nicht einmal über ſich vermocht habe unter ihnen zu kampiren, nun als Beurteiler ihrer Thaten aufträte. Es würde ihm, meinten ſie, beſſer angeſtanden haben, ſich an ſeine Kriegsgenoſſen von der Infanterie anzuſchließen, als in der Rolle eines Galopins zu erſcheinen.

Auf einem Blättchen in ſeinem Nachlaſſe hat Jahn ſelbſt die Antwort für Herrn Prof. Eiſelen notirt. Sie lautet:

„Hier iſt die Entſtellung ſehr weit getrieben. Jahn war als Begleiter von Lützow über die Elbe gekommen, ohne dem entſendeten Bataillon angeſchloſſen zu ſein. Dennoch begleitete er daſſelbe auf dem Nachtmarſch von Dömitz bis Dannenberg in der Nacht vom 14. auf den 15. September. Auch den 15ten war er von Zeit zu Zeit bei ſeinen Kameraden, die auf einem Kirchhofe oder Gottesacker vor Dannenberg lagerten und trug möglichſt Sorge für ſie. Als ſie am 15ten Abends Marſchbefehl erhielten, mit der Weiſung der Lützow'ſchen Reiterei zu folgen, begleitete er ſie wiederum bis auf ihren Halt. Am andern Morgen in aller Frühe erkundete er die Gegend und verſchaffte zuerſt genaue Kenntniß von der Stellung der Franzoſen. Beim Treffen bei der Görde war er bald hier, bald dort. Als er erfuhr, daß Staal verwundet, ſuchte er das Lützow'ſche Fußvolk auf und traf es auf dem Steinker Hügel. Von hier aus half er die Franzoſen mit verfolgen. Als ſpät Abends zum Sammeln geblaſen wurde, ging er mit den Lützowern über das Schlachtfeld in den Wald zurück. Die Befehlshaber und der verwundete Lützow waren im Forſthauſe und vor demſelben nahm Jahn ſeinen Platz. Ihm war die Aufſicht über die Sicherheit und Ungeſtörtheit des Hauptquartiers übertragen, nebſt dem Befehl über das Lützow'ſche Fußvolk, der ihm auch zukam, da er der älteſte Offizier war. — Als ſolcher war er nicht nur berechtigt, ſondern ſogar verpflichtet den Bericht abzufaſſen, den er auch aus Liebe zu ſeinen Kameraden und aus Eifer für die Ehre des Korps übernahm. Um das genau und gründlich auszuführen, ließ er in Dalenburg alle Freiwilligen, die Offizier- und Oberjägerdienſte gethan hatten, zuſammenkommen, verglich und prüfte ihre Ausſagen und ſuchte ſo die Wahrheit zu ermitteln. Seine Darſtellung las er ihnen alsdann vor. Sie ſchloß: „„Alles von Augenzeugen erkundet, durch Vergleichung der Ausſagen feſtgeſtellt und der Wahrheit gemäß niedergeſchrieben.““

Der Bericht ward in den Berliner Zeitungen abgedruckt und machte einen vorzüglichen Eindruck.

16. Die Lützower in Bremen.

„Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft gold'ne Zeit,
Steht ein ganzer Himmel offen,
Blüht der Freiheit Seligkeit.
Deutſche Kunſt und deutſche Lieder,
Frauenhuld und Liebesglück,
Alles Große kommt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück.
Aber noch gilt es ein gräßliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu ſchlagen.“
Theodor Körner.

Wir begleiten die Lützower jetzt auf dem Streifzuge nach Bremen, den ſie mit Tettenborn unternahmen und von deſſen glücklichem Erfolge gerade die Sieger auf dem Schlachtfelde von Leipzig die Kunde erhielten. Wir folgen dabei der von Weichſel Jahn übergebenen Aufzeichnung. Es waren 440 Lützow'ſche Reiter und 336 Lützow'ſche Fußgänger, welche mit vier hanſeatiſchen Geſchützen, mit den Reich'ſchen Jägern und 6—800 Koſacken ſich über den röthlich glänzenden, tiefgrundigen Boden der herbſtlichen lüneburger Haide mit einer ſolchen Raſchheit bewegten, daß die Franzoſen bei ihrer Ankunft noch nicht einmal eine Ahnung von ihrem Anmarſch hatten. Wenn auch in Bezug auf die Einnahme von Bremen die uns vorliegenden Papiere Tettenborn wieder nicht hold ſind, ſo greifen ſie doch ſeinen Zug ſelbſt nicht an und man muß Varnhagen von Enſe leſen, um ſich an der meiſterhaften Ausführung dieſes Zugs zu erfreuen. Streifende Koſacken umkreiſten ihn weit und ſchnitten jede Nachricht ab, die man dem Feinde hätte geben können, und da dieſer an die weiten Streifereien der Koſacken ſchon gewöhnt war, glaubte er es nur mit ihnen zu thun zu haben, während ſie ihm gerade die Truppen verbargen, die ſich hinter ihnen wie eine dunkle Wolke fortbewegten. Einen geängſteten Beamten, der ſich zu den Franzoſen durchſchleichen wollte und ihnen die Nachricht von dem Zuge mitgebracht haben würde, erſpähte Tettenborn's Feldherrnauge ſelbſt. Und ſo war es denn für ſo viel Geſchick und ſolche Raſchheit nur ein kleiner wohlverdienter Triumph, als ſich einſt an einem Orte, den vor ihm die Franzoſen verlaſſen hatten, ein athemloſer Poſtknecht, der ſchlechtweg zu dem General verlangte, zu ihm drängte und Briefe an einen franzöſiſchen General in ſeine Hände niederlegte, weil er nicht ahnen konnte, daß jetzt — sic eunt fata hominum! — ſtatt des franzöſiſchen Generals in der Geſchwindigkeit ein ruſſiſcher angekommen ſei!

Am 13. Oktober 1813 zog man vor Bremen durch einen Buſch. Da kam ein reiſender Kaufmann daher, der die Stadt vor Tagesanbruch verlaſſen hatte und ſagte, daß man ohne Umſtände in dieſelbe hineinſprengen könne, weil die Franzoſen bei Tage ſogar die Thore offen ließen. Das ließ man ſich nicht zweimal ſagen. Tettenborn ſchickte ſeine Koſacken ab, dieſe jagten auch wirklich zu den Thoren von Bremen hinein, kamen aber auch ebenſo ſchnell wieder heraus und ſchrien: Franzuski! Franzuski! Denn die Franzoſen verſammelten ſich am Thor und wollten ſchießen oder hatten es bereits gethan. Nun wurden unſere Lützower hineingeſchickt, nahmen auch wirklich die Vorſtadt, mußten aber vor den inzwiſchen aufgepflanzten ſpaniſchen Reitern, den nun feſtgeſchloſſenen Thoren der eigentlichen Stadt und den hinter den Paliſſaden hervorfeuernden Franzoſen das weitere Vordringen aufgeben; ſie ſprengten in die Vorſtadt zurück. Tettenborn wollte nun die Stadt in Brand ſchießen, ließ auch wirklich ein Haus und eine Mühle mit Haubitzgranaten anzünden. Von den Fußjägern verlangte er, daß ſie frank und frei dieſſeits des Grabens gegen die franzöſiſchen Soldaten tirailliren mußten, die ſicher hinter den am Walle angebrachten Paliſſaden lagen und noch dazu meiſt Schweizer waren, welche ſelten fehl ſchoſſen. So verging denn der erſte Tag fruchtlos über der verrauchenden

Wuth des Feldherrn. Am andern Tage aber thaten die Fußjäger, was ihre Offiziere ſchon am erſten Tage gewollt hatten: ſie beſetzten die Häuſer der Vorſtadt, hoben Ziegel auf den Dächern aus und hielten ihre wilde Jagd auf die Franzoſen für diesmal aus den Fenſtern und Dächern. Bei dieſer Gelegenheit wurde der Kommandant von den Jägern erſchoſſen, deren Aufmerkſamkeit er, nach der Angabe Weichſel's (Varnhagen betrachtet es als einen bloßen Zufall, daß er getödtet wurde), auf ſich gezogen hatte, wiewol er Civilkleidung getragen haben ſoll, um unerkannt rekognosziren zu können. Tettenborn unterhandelte nun, kam indeſſen, wie bekannt, nur durch den Tod des tüchtigen Kommandanten zum Ziele. Eben ſollte am nächſten Morgen die Kavallerie an einer entdeckten Furt durch den Graben auf die Stadt losreiten — eben ſchleppten Schiffer Kähne für die Infanterie an den Reitern vorbei und der alte Fiſcher glaubte, der paſſende Augenblick ſei gekommen, um eine Rede zu halten; er forderte ſeine Lützower auf, die Koſacken vom Plündern zurückzuhalten, wenn Bremen im Sturm genommen ſein werde, denn daß die Lützower ihrerſeits nicht ſelbſt eine deutſche Stadt ausplündern würden, ſetzte er natürlich voraus. Auch dieſe Rede war noch gehalten und eben ſollte Marſch kommandirt werden — da öffnete ſich das Thor, ein Parlamentär mit einem Trompeter erſchien und übergab die Stadt, welche die Franzoſen ſchleunigſt räumten.

Nicht lange darauf zogen die Lützower in Bremen ein, marſchirten in der Nähe des Walles auf und wurden dort von vielen Bremern aufs herzlichſte begrüßt. Sie erhielten indeſſen Quartier in der Vorſtadt, als die Luft völlig rein war, und Tettenborn blieb mit ſeinen Koſacken in Bremen allein. Er räumte die Kaſſen, die Tabaksregie und Vorräthe aller Art. Den Lützowern wurde ſpäterhin erzählt, daß in Bremen für ſie eine Sammlung veranſtaltet ſei, zu der ſelbſt Dienſtboten ihre Sparpfennige und Schaumünzen hergegeben hätten; doch haben ſie hiervon nie etwas zu Geſicht bekommen. Eine anſtändige Dame erhielt eine Katzenmuſik; den Lützowern erzählte man ſpäter, daß der General in Bezug auf ſie Wünſche gehegt habe, denen ſie nicht habe entſprechen können. Als Bremen nachher noch einmal aufgegeben wurde, war die zunächſt gegen Tettenborn gerichtete Stimmung unter den Lützowern wahrhaft bedenklich. Die Gründe für Tettenborn's Handlungsweiſe treten durch Varnhagen's Darſtellung klar hervor; man wollte namentlich Davouſt wieder näher ſein. Daß die damals in Bezug auf dieſen gehegte Beſorgniß gegründet war, haben die Ereigniſſe wenigſtens nicht ausdrücklich bewieſen.

Indeſſen beſetzten die Franzoſen nun zwar Bremen noch einmal, zügelten aber wohlweislich ihre Rache gegen die bremer Patrioten; — bei Verden war längere Zeit ein Lützow'ſches Bivouac, in dem jeder Soldat die Vorgänge in Bremen ſcharf mit den Augen verfolgt haben mag, ein Bivouac, aus dem man wild nach der Gegend der herrlichen Stadt hinſtarrte und in dem die Lützower die Stirnen wieder ſo finſter und kraus zogen, als ſie es nach einem Körner'ſchen Gedicht beim Rückzug der vereinigten Heere über die Elbe gethan hatten. Als man ſich dann wiederum Bremen näherte, zogen ſich die Franzoſen zurück, ohne einen Angriff abzuwarten; die Bremer aber ließen jetzt ihrem Patriotismus ganz freien Lauf. An einer glänzenden Mittagstafel, welche ſie einer großen Anzahl von Lützowern veranſtalteten, bildeten die Bremer mit den Schwarzen, die ſeit dem Ablauf des Waffenſtillſtands kaum einmal im Quartier gelegen hatten, eine bunte Reihe. Noch mehr aber gereichte den Bremern ein Ball zur Ehre, den ſie den nur noch an das Leben im Bivouac gewöhnten Lützowern gaben, und bei dem die ſchöne Welt die hochherzigen, aber in ihrem Ausſehen ganz verwilderten Geſellen auf jede Weiſe auszeichnete. Der begeiſterte Patriotismus machte Alles gleich, was ungleich ſchien, und nachdem die nun allmälig von oben bis unten hin mit Kalbleder beſetzten Hoſen tüchtig geſchwärzt waren, ſchickten ſie ſich ganz gut zu den prächtigen Ballkleidern der Damen. Die ſchwarzen Röcke aber, mit denen man ſich Monate lang im Bivouac umhergewälzt hatte, brauchten nur tüchtig ausgebürſtet zu werden und nahmen ſich, weil das Tuch ſein war, ganz gut aus; auch heben die Kartouchebeſchläge und Achſelſchuppen, als ſie blank geputzt waren, die ganze Uniform. Und ſo wurde in einer hochherzigen Stadt nahe am Meere hochherzigen Jünglingen ein Feſt gefeiert, das gewiß die Geiſter Schill's, Theoder Körner's und auch des vielgetreuen Tirolers Andreas Hofer umſchwebten und deſſen Andenken den Patrioten jetzt entſchädigen möge für einige hundert Friedenslinden, die nicht angegangen ſind, und für einige tauſend Oktoberfeuer, die nicht mehr brennen wollen; ein Feſt, wie es nur in jener Zeit gefeiert werden konnte, wo die Bildung praktiſch werden wollte, das kahle Weltbürgerthum aus dem Felde geſchlagen war und nur die Gefühle eines Narren nicht in der Liebe zum Vaterlande aufgingen; ein Feſt — und das war für den Augenblick die Hauptſache — bei dem hoffentlich des Gedankens Bläſſe, die ſonſt auch wol unſern Lützowern angekränkelt war, von den ſchönen Bremerinnen nicht über der gebräunten Hautfarbe vermißt ward, der ſie hatte weichen müſſen und über deren tiefes Dunkel dieſe Jünglinge damals ſelbſt erſchraken, wenn ſie ſich vor einem Hausgeräthe wiederſahen, das in ihren Bivouacs gefehlt hatte.

17. Jahn bei der frankfurter General-Kommiſſion (1814).

> „Ich kann mich weiter nichts rühmen, als ſeit einem Vierteljahrhundert im Dienſte des Vaterlandes geweſen zu ſein; jetzt faſt ein Greis von Geſtalt, werde ich im Alter dem Geiſte nach ein Jüngling ſein."
>
> Jahn 1814.

Im Jahre 1814, nachdem eine Feld- und Lagerkrankheit überſtanden war, ward Jahn, damals 36 Jahre alt, zur General-Kommiſſion der deutſchen Bewaffnungs-Angelegenheiten verſetzt, die in Frankfurt am Main unter Rühle von Lilienſtern errichtet war und welcher preußiſche und öſterreichiſche Bewaffnungsbeamte unmittelbar unter Schwarzenberg und Blücher vorſtanden. Auf der Reiſe nach Frankfurt machte er in Braunſchweig ſeinen Ruhetag, vorzüglich um den alten Campe und die Seinigen kennen zu lernen. Dem ehrwürdigen alten Herrn hatte er von Zeit zu Zeit ſeine ſchriftſtelleriſchen Erſtlinge zugeſchickt. Er ward ſehr freundſchaftlich aufgenommen und erinnerte ſich noch ſpät gern einer behäbigen Scene aus dieſem patriotiſchen Hauſe und der „lebenden Bilder", die er dort vor ſich ſah. Campe's Lotte nämlich fand er als eine wohlerhaltene Frau mit einem Säugling an der Bruſt, und als Jahn ſie eben begrüßt hatte, trat ein Jüngling im Waffenrocke der braunſchweiger Freiwilligen herein, den ſie Jahn mit den Worten vorſtellte: „Mein älteſter Sohn." Es war Herr Eduard Vieweg.

Wie überall, ſo hielt Jahn's Thätigkeit ſich auch bei der Kommiſſion nicht im gewöhnlichen Geleiſe. Es begab ſich wol, daß er als Sendner von ſeinem Oberſt die Beglaubigung erhielt, er reiſe in Angelegenheiten der oberſten Hauptverwaltung für die deutſchen Bewaffnungs-Angelegenheiten nach beſondern von ihm gegebenen Aufträgen und Verhaltungsbefehlen, während er in

Wahrheit ohne alle beſondere Vorſchrift reiſte. So ſollte er einſt blos Kundſchaften einziehen warum — wie der Fürſt und der Feldmarſchall in ihren Rückſchreiben zu moniren pflegten — die den Verbündeten beigetretenen Staaten ihre vertragsmäßigen Rüſtungen nicht vollendeten. Er brachte heraus, daß Abſicht zu Grunde liege, daß man von den Freiwilligen die koſtbarſte Einkleidung verlange (worüber er nachmals Schneiderrechnungen beilegte) u. ſ. w. Dann ging er noch über den Rhein, ſuchte die Spuren der geſchleiſten Feſtungswerke auf und faßte des Abends ſeinen Bericht ab, mit dem man ſehr zufrieden war.

Damals war es, wo Jahn noch mehr als er ſonſt wol zu thun pflegte (man denke an die unter dem brandenburger Thore ausgetheilten Ohrfeigen) auf der Leute Meinung achtete und ſchärfer als je die kühlen Denkungsarten des vornehmen oder geringen Pöbels verfolgte. Einige Siege Napoleon's hoben bereits wieder den Muth der Franzöſiſchgeſinnten und in einem Wirtshauſe, wo Jahn auf dieſer Reiſe einkehrte, wollten die frühern rheinbündner Offiziere „krähen wie Hähne auf ihrem Hofe." Beſonders ein Badener und ein anweſender Würzburger that ſich dabei hervor. Dieſer vertrat den Standpunkt der bloßen *ſoldatiſchen* Tapferkeit. Jahn dagegen erklärte, daß Tapferkeit nur im Dienſte des Vaterlandes Lorbern erwerben könne und daß der Kampf für einen bloßen Eroberer, ſelbſt mit dem Tode beſiegelt, noch unrühmlich ſei. Endlich ſagte er das Gedicht „*die Tode*" von Gottfried Auguſt Bürger, der in mancher Beziehung ſein Lieblingsdichter geweſen zu ſein ſcheint, her. Es rühmt zuerſt den Tod für Tugend und Freiheit, ſtellt den Tod fürs Vaterland am höchſten und erinnert an die hundert Sparter. Dann lobt es den Tod für Weib und Kind und für die Liebe. Während des Vortrages wurde es immer ſtiller und ſtiller. Jahn ſprach endlich die Schlußworte:

„Sich für Tyrannen gar hinab zur Hölle balgen,
Das iſt ein Tod, der nur der Hölle wohlgefällt.
Wo ſolch ein Held erliegt, da werde Rad und Galgen
Für Straßenräuber und für Mörder aufgeſtellt.“

Dann ſtand er raſch auf und ſprach mit feſter Stimme: „Ich heiße Jahn, ſtehe in preußiſchen Dienſten, bleibe noch zwei Stunden hier und führe drei Waffen: die Zunge, die Feder und das Schwert.“ Der öſtreichiſche Platzkommandant, der anweſend war, bat ihn zu bleiben, unterſagte für künftig die rheinbündneriſchen Reden und trank mit ihm aufs Wohl unſrer Verbündeten. Jahn drückte ihm die Hand, ohne ſich wieder niederzuſetzen; ein anweſender Profeſſor, der ebenfalls dieſe Reden ruhig verſchluckt hatte, meldete ſich nun gleichfalls und freute ſich, den Verfaſſer des deutſchen Volksthums kennen zu lernen. Um dieſen ſcharten ſich dann freudig die Gutgeſinnten, die Franzoſenfreunde räumten den Saal.

An Abenteuern fehlte es auf Jahn's Reiſen nie. Einſt — es war drei Monate nach dem Rheinübergange der deutſchen Heere, Mainz war berennt und eng eingeſchloſſen — ſaß er im großen Saale des Gaſthauſes zu Wiesbaden (Mattiach nennt er andeutungsweiſe den Ort in den Denkniſſen, ohne Zweifel weil Wiesbaden bei Tacitus Mattiacum heißt, bei Strabo Ματτιακόν). Er war dort mit einem öſtreichiſchen Oberſtwachtmeiſter von Frankfurt eingetroffen und hatte beim oberſten Befehlshaber Hühnerbein (bekannt als ein Mann von ſprühendem Witze) eine auszeichnende Aufnahme gefunden. Er war damals von Kopf bis zu Fuße ganz ſchwarz gekleidet, mit einem beſcheidenen rothen Kragen an Vorſtoß und Aufſchlag. Der Rock ging hinten zu, war vorn übergeſchlagen, reichte nur ein paar Zoll bis übers Knie und hatte gelbe Knöpfe. Die Kleidung glich einem Waffenrocke aus der frühern deutſchen Zeit. Jahn trug eine ſchwarzüberzogene Kappe ohne Schmuck und Zier, doch deutete die Feinheit und Güte des Zeuges auf nicht ganz Gemeines. Abzeichen kriegeriſchen Ranges waren nicht an ihm zu finden, nicht einmal eine Wehrquaſte, und ſo begab es ſich wol, daß er mit ſeinem langen, breiten und ſtarken Bart für einen ruſſiſchen Popen gehalten wurde. So alſo ſaß er an der Wirtstafel zu Wiesbaden, wo die Franzöſiſchgeſinnten auf der einen, die Patrioten auf der andern Seite Platz nahmen. Unter jenen war eine Dame, die mit ihrem Nachbar, einem jungen Kriegsmann und früheren Rheinbündner, ſpaniſch ſprach. Jahn war dem Reden jeder fremden Sprache in Deutſchland feind, zeigte auch jetzt ſeinen Unwillen darüber, ließ ſich indeſſen doch in ein leichteres Geſpräch ein und erklärte plötzlich, nachdem er die ſehr koquette Dame, die ihn ſchon entwaffnet zu haben glaubte, ſehr ſtark mit den Augen fixirt hatte: dieſe Dame ſei keine echte Spanierin, wie er ganz gewiß ſagen könne, da er ſelbſt einmal in mehrere Spanierinnen verliebt geweſen ſei. Die ganze rheinbündneriſche Geſellſchaft war begierig, deren Namen zu erfahren und Jahn ſprach feierlich:

„Zuerſt Donna Ximena, die Gemalin des Cid el Campeador und vor allen Donna Maria Pacheco, die Gemalin des Don Juan de Padilla, des Feldhauptmanns der Gemeinden im Jahr 1520, und dann die heldenmüthigen Frauen und Jungfrauen von Saragoſſa.“

Nach einer Weile, als der Eindruck dieſer Wort verwiſcht war und das ſpaniſche und franzöſiſche Geplapper von neuem begann, ſprach der Schwarze ſcheinbar abſichtslos zu dem jungen Kriegsmann: „Erlauben Sie mir gütigſt zwei Fragen: Wo haben Sie Ihr Spaniſch gelernt? und wie kommt die Spanierin nach Deutſchland?“ „In Spanien ſelbſt, lautete die Antwort, unter den Zuzugstruppen des Kaiſers. Und die Frau hier iſt die Gattin unſers Befehlshabers, der in Spanien unſer Zuzugsführer war.“ Mit einem grimmigen Blicke erwiderte der Schwarze: „Recht habe ich gehabt, daß die Frau hier am Tiſche keine echte Spanierin iſt, denn ſonſt hätte ſie ſich nicht an Unterdrücker ihres

Vaterlandes gehangen.“ Sogleich ſtanden alle ehemaligen Rheinbündner auf und verließen ſtillſchweigend mit der Spanierin den Saal. Auch ein Preuße, der zur Dienſtleiſtung bei dem Stabe des General Hühnerbein ſtand, verſchwand bald darauf, ging noch an dieſem Abend zum General und erzählte ihm den ganzen Verfall. „Das hat der Apoſtel mit dem Barte recht gemacht, ſagte dieſer, ich will ſie kriegen, ſie ſollen an mich denken.“ Am andern Tage erließ er einen Tagesbefehl, deſſen Inhalt war: Der Befehlshaber der dieſſeitigen Truppen habe es längſt mißfällig bemerkt, daß die Herren, welche das Unglück gehabt, während der Fremdherrſchaft wider die Unabhängigkeit freiheitliebender Völker kämpfen zu müſſen, ſich nicht entblödeten in den Sprachen der überzogenen Länder mit ihren Burſchen, Pferden, Hunden und Zuhälterinnen zu reden. Er verbitte ſich dies ein für allemal und verbiete es bei ſchwerer Rüge und harter Ahndung, da es nicht allein unſchicklich ſei, ſondern auch zu Zwiſt und Streit Veranlaſſung gäbe. Denjenigen Herren, die ſeinen Befehl überträten, werde er Gelegenheit geben, noch mehr fremde Sprachen zu lernen als ſie bereits gelernt hätten.

Die Spanierin konnte ſeitdem in keiner Geſellſchaft zu Wiesbaden mehr erſcheinen, weil ſich bei dieſer Gelegenheit ergeben hatte, daß ſie mit dem Manne, dem zu Liebe ſie ihr Vaterland verlaſſen, nicht einmal getraut war. Vor dem Schwarzen aber, der ſie weggebiſſen hatte, erhoben ſich dankend alle Frauen und Jungfrauen von ihren Sitzen, als er am folgenden Abend in den Erholungsſaal trat.

18. Jahn's „Runenblätter" (1814).

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine
Süßes Engelsbild."
M. v. Schenckendorf.

Die kleine Schrift „Runenblätter" ſchrieb Jahn 1813 während der Geneſung von einer Feld- und Lagerkrankheit zu Lüneburg.* Sie erſchien anfangs 1814 bei Eichenberg zu Frankfurt a. M. Wirklich geben dieſen Runenblättern die günſtigen Verhältniſſe der damaligen deutſchen Politik, welche ſelbſt den Strom Jahn'ſcher Begeiſterung in ihren Schoos wie in ein ruhiges Flußbett aufnehmen konnte, einen eigenen Werth, eine Sicherheit und eine gewiſſe publiziſtiſche, wo nicht gar diplomatiſche Bedeutung, die ſtreng genommen ſeinen phantaſtiſchen Schriften ſonſt fehlte. In der That erfreute ſich die Schrift damals des Beifalls der hohen und höchſten Behörden. Jahn ſelbſt theilte ſie Hardenberg und anderen preußiſchen Staatsmännern mit, als ſich die verbündeten Fürſten noch in Paris befanden.

Man wird daher nicht ohne Verwunderung unten leſen, wie von allen Jahn'ſchen Schriften gerade dieſe der ſpätere Decernent in der Jahn'ſchen Unterſuchung, Hoffmann, einer genaueren Prüfung zu unterwerfen und deren Unverfänglichkeit darzuthun ohne Zweifel aus guten Gründen ſich veranlaßt fühlte.

Die Tendenz des Buches iſt Deutſchlands Einheit, ſchon ungleich beſtimmter gefaßt als im Volksthum. Deutſchland, Europa's Mittelland, ſei nie ſo eins geweſen, als ſeine Freunde zu allen Zeiten gewünſcht hätten. Hermann ſei durch die Sonderfürſten gefallen, als er die „Walte" Germaniens erſtrebt habe, und nur die Barden hätten ſeinen Opfertod in Liedern verherrlicht. In der Einheit ſieht Jahn allein die Gewähr für eine kräftige und geſetzliche Regierung. Er denkt ohne Zweifel an ein beſtimmtes Oberhaupt, das die „Walte", wie er es nennt, in Händen haben und die „Schalte", die Willkür brechen ſoll, welche das Staatsweſen zu einer immer wieder aufgefriſchten Blutbühne mache.

---

19. Die Jahre 1814 und 1815.

„Wem ſoll der erſte Dank erſchallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns Allen
In Flammen aufgegangen war.
Der unſrer Feinde Macht zerblitzet,
Der unſre Kraft uns ſchön erneut,
Und auf den Sternen waltend ſitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wem ſoll der zweite Wunſch ertönen?
Des Vaterlandes Herrlichkeit!
Verderben Allen, die es höhnen!
Heil wer ihm Leib und Seele weiht.
Es geht durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeſchwächt!"
E. M. Arndt.

Seit dem 1. Auguſt 1814 war Jahn wieder in Berlin. Ende Auguſt bekam er ſeinen Abſchied, verheiratete ſich am 30ſten und wohnte ſeit dem 8. September in der Kochſtraße Nr. 20., einige Häuſer von der Realſchulbuchhandlung. Der Staat gab ihm eine Art Ehrengehalt als ein Wartegeld. Alle ſeine Träume ſchienen ſich im preußiſchen Staate verwirklichen zu wollen. Hatte doch Prinz Karl am Hofe ſogar einen Sprachbund geſtiftet, der die Ausländerei bekämpfte. Der General-Lotterie-Direktor Bornemann, bekannt durch ſeine altmärkiſchen Gedichte, hatte ein „Lehrbuch der von Fr. L. Jahn unter dem Namen Turnkunſt wiedererweckten Gymnaſtik“ herausgegeben.

Boyen, Jahn's vieljähriger Gönner, und Blücher beſuchten den Turnplatz. Blücher liebte es, Reden an die Turner zu halten, er hat es in Hamburg einmal gethan, den Turnern auf der Haſenhaide aber rieth er, nur bis zum 24ſten Lebensjahre ſo fortzufahren, und dafür verſprach ihnen der alte Haudegen ein geſundes und fröhliches Alter und die ſchönſten, beſten Weiber. Blücher (der das Volksthum das deutſcheſte Wehrbuch nannte, das ihm noch vorgekommen ſei, indem er es als guter Soldat blos nach der Wirkung und nach dem Zeitgeiſt beurteilte, dem es entſprach, nicht nach der Form) und Jahn zeigten ſich verbindlich gegeneinander. Jahn verſtand es, dem alten Herrn auf eine ihm wohlthuende und nicht ganz gemeine Weiſe zu ſchmeicheln, indem er ihn zu necken ſchien. Hier mögen zwei Scherze Jahn's erwähnt werden, von deren einem wir ausdrücklich wiſſen, daß er Blücher bekannt wurde. Im Gegenſatze zum Marſchall Vorwärts pflegte Jahn einen andern Feldmarſchall, der im Rufe eines heftigen Gegners der durch Stein und Hardenberg angebahnten innern Entwickelung des preußiſchen Staates ſtand, mit der Benennung „Marſchall Rückwärts“ zu bezeichnen. Bei M.........'s Begräbniß, ſo erzählte Jahn ſpäter, mußten Blücher und Kalkreuth als Feldmarſchälle dicht hinter dem Sarge gehen. Jahn nun habe Blüchern die Aeußerung in den Mund gelegt und ſie verbreitet: er könne in 14 Tagen keine Karte anrühren, weil er hinter einem alten Weibe habe hergehen müſſen. Dieſer Spaß ſei auch in hohen Kreiſen zur Sprache gekommen, und Blücher habe ſich beklagt, daß Jahn, dem er ſonſt ganz gut ſei, ihm ſo etwas unterſchiebe. Jahn ſchien übrigens zu glauben, daß er

Blücher's Anſichten im Ganzen nicht unrichtig ausgedrückt und ihm im Grunde eine Freude gemacht habe.

Sobald der Staat von ausländiſcher Herrſchaft befreit war, wurde des Turnens freundlich gedacht. Miniſter v. Schuckmann, der Finanzminiſter Graf von Bülow und der Staatskanzler Fürſt v. Hardenberg förderten es.

Den Spätſommer und Vorwinter 1814 wurde ſehr ernſtlich an der Verbeſſerung des Turnplatzes gearbeitet. Noch im Herbſt 1814 bekam er einen 60 Fuß hohen Kletterthurm, den die Turner nicht allein erſteigen, ſondern von deſſen Spitze aus ſie auch wie die Vögel in der Luft ihr Auge über das Land ſchweifen laſſen und für die Fernſicht üben ſollten.

Im Winter, als die Freiwilligen heimgekehrt und manche Turner zurückgekommen waren, wurden die geſellſchaftlichen Unterhaltungen über die Turnkunſt erneuert. Die ganze Sommerübung wurde durchdacht und durchſprochen und ſo in Reden und Gegenreden die Sache klar gemacht.

Bei Napoleon's Ausbruch und Wiederkunft gingen alle wehrhaften Turner abermals freiwillig zu Felde und nur zwei, welche ſchon die Feldzüge von 1813 und 1814 mitgemacht hatten, blieben wegen Nachwehen zurück. Mit friſcher Kraft gingen wieder die Jüngern, die daheimblieben, ans Werk. Im Frühjahr und Sommer 1815 erhielt der Turnplatz wieder weſentliche Verbeſſerungen und Erweiterungen.

Nachdem das franzöſiſche Joch zerbrochen war, wandten ſich begreiflicherweiſe die Gedanken ſehr vieler Deutſchen der Frage zu, welche ſtaatliche Geſtaltung dem wieder frei gewordenen Deutſchland zu geben ſei. Vorherrſchend zeigte ſich der Gedanke einer Wiederherſtellung des allgemeinen deutſchen Reichs, wobei freilich über die Ausführung im einzelnen die Vorſchläge und Forderungen vielfältig von einander abwichen. Manche ſetzten unter Anderm voraus, es müßten die kurfürſtlichen Würden wieder in

Wirkſamkeit treten; und dabei erſchien es Vielen als eine Sache von nicht geringer Wichtigkeit, für diejenigen Kurwürden, welche erſt kurz vor der Auflöſung des alten deutſchen Reiches waren geſtiftet worden (Würtemberg, Baden, Heſſen-Kaſſel) paſſende Erzämter (wie ſie z. B. durch die Benennungen Erzmarſchall, Erztruchſeß, Erzkämmerer bezeichnet geweſen waren) ausfindig zu machen, was aber nicht geringe Schwierigkeiten darbot. Für Baden hatte damals Jahn vorgeſchlagen: „des heiligen Römiſchen Reiches Erzſchröpfer und Bader.“ —

In Berlin äußerte einſt Jahn (1814 oder 1815), wenn er etwas dazu thun könne und wenn es zu Stande gekommen ſein werde, daß Deutſchland Ein Staat ſei, ſo wolle er ſich gern lebendig rädern laſſen.

Nächſt Deutſchland hegte er auch lebhafte Wünſche zu Gunſten einer ſtaatlichen Einheit Italiens, zu deren Verwirklichung ihm Napoleon Bonaparte (obgleich damals auf die Inſel Elba beſchränkt) innerlich berufen erſchienen ſein ſoll. Es beſchäftigte ihn nach der abenteuerlichen Kühnheit, deren Jahn's Politik wol fähig war, ziemlich ernſtlich der Gedanke: Bonaparte werde nächſtens noch einmal auf dem Schauplatze der großen Weltbegebenheiten erſcheinen; es werde zu einem nochmaligen großen Kriege zwiſchen Preußen und Frankreich kommen; Bonaparte werde eine Rolle ſpielen als Befreier Italiens von ausländiſcher Herrſchaft; er werde als Bundesgenoſſe Preußens gegen Frankreich auftreten; das Ergebniß des Krieges werde ſein, daß man Preußen an der Spitze des engvereinigten Deutſchlands und Bonaparte als König des vereinigten Italiens ſähe; endlich — ſo ſchloß er halb im Ernſt, halb im Scherz — werde die Ernennung Bonaparte's zum Ritter des eiſernen Kreuzes den feierlichen Beſchluß machen in der Austheilung dieſes Ordens.

Als vom wiener Kongreß ſchlechte Nachrichten nach Berlin gekommen ſeien und man fürchtete, daß Preußen hinſichtlich ſeines

Ländergebiets nicht gehörig bedacht werden würde, (ſo erzählte Jahn einſt in Kolberg) habe er viele hundert Zettel ſchreiben laſſen und zur Nachtzeit in den Straßen Berlins eigenhändig ausgeſtreut. Die Preußen ſeien darin aufgefordert ſich zu wehren. Das — ſo erzählte Jahn — habe geholfen und Hardenberg ſei zu energiſcherem Auftreten angewieſen. Hardenberg ſoll es jedoch ſelbſt geweſen ſein, der ihn im Jahre 1815 während des Kongreſſes nach Wien beſchieden.

Jahn nährte damals mit Görres und Arndt die Gährung, und die publiziſtiſche Thätigkeit dieſer drei Männer während des „Wiener Hochraths“ erwähnen ſelbſt die namhafteſten univerſalhiſtoriſchen Werke. Wie Jahn überhaupt um jene Zeit die Sache der Preſſe führte, zeigt auch folgender kleine Artikel, den er ohne ſeinen Namen in Bucher's Tagesblatt der Geſchichte vom 23. Mai 1815 einrückte, in dem aber, wie noch mehr bei vielen mündlichen Angaben Jahn's die Zuverläſſigkeit aller Einzelnheiten nicht verbürgt werden kann:

„Bonaparte hat nun auch in Frankreich zum augenſcheinlichen Beweis ſeiner vorgegaukelten Preßfreiheit alle deutſchen Zeitungen verboten. Nur die „„Allgemeine Zeitung““, die immer ſeine Gunſt hatte, iſt auch jetzt wieder in Gnaden, und darf in Frankreich geleſen werden.

Von politiſchen deutſchen Zeitſchriften darf nur „„Allemannia““ (die in München bei Lindauer in zwangloſen Heften erſcheint) über die Grenze kommen.

Der „„Rheiniſche Merkur““ iſt als ſtarkwirkendes Franzoſengift in Verruf, und Bonaparte ſucht ihn wie eine Peſt abzuhalten. Bonaparte hat den Entſchluß gefaßt, allen deutſchen Schriftſtellern, die wider ihn zum Volke reden, ein Stück Geld zu bieten, um doch wenigſtens ſtill zu ſchweigen, wenn ſie ihm auch nicht Weihrauch ſtreuen wollen. Dem Herausgeber des „„Rheiniſchen Merkur““ (Görres) hat er zur vorläufigen Abfindung zweimal hunderttauſend (200,000) Franken zugedacht. Nur hat kein Söldling es wagen wollen, dieſen Auftrag auszurichten und das Schweigegeld zu überbringen."

In den Jahn'ſchen Unterſuchungsakten iſt ein Brief des Hrn. v. Vorbſtädt benutzt, worin dieſer vom 18. März 1815 aus Wien an den Fürſten Wittgenſtein ſchreibt, daß es gerathen ſei, Jahn das eiſerne Kreuz zu ertheilen, worauf er erſt die Anwartſchaft hatte, „damit er in dem bevorſtehenden Feldzuge mit eben dem Eifer wirke als in dem vorigen Feldzuge." Da dies nicht geſchah, ſo ſieht man deutlich, wie früh zu ſeiner Verſtimmung der Grund gelegt wurde, der er ſich jedoch niemals völlig hingab. — Der nämliche Herr v. Vorbſtädt entwarf auch damals mit Erlaubniß des Fürſten Hardenberg die Konſtitution eines abermaligen deutſchen Bundes.

Jahn, Müller, Lange, Görres, Kaſtner, Wieland waren die thätigſten Beförderer dieſes Bundes.

20. Jahn in Paris 1815.

„Viktoria! mit uns iſt Gott,
Der ſtolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht iſt unſer Gott,
Er liegt, Viktoria!"
Gleim.

An dem Feldzuge des Jahres 1815 nahm Jahn perſönlich nicht Theil: er blieb ruhig in Berlin, nur daß er in der zweiten Hälfte des Sommers einſt auf Veranſtaltung des Fürſten v. Hardenberg als Kourier nach Paris geſchickt wurde, wo er dann einige Wochen verweilte. Wir erwähnen hier auch nachträglich noch einer Anekdote aus der Zeit eines angeblichen frühern Jahnſchen Aufenthaltes in Paris, den wir nicht beſtreiten wollen, von dem wir aber anderweitig und namentlich durch ihn ſelbſt gar nicht unterrichtet ſind. Seit Napoleon's Regierungsantritte, wo alle republikaniſchen Abzeichen in Paris verſchwanden, war eine einzige Erinnerung an die neunziger Jahre geblieben, eine über einem Thore hoch auf einer Eiſenſtange ſchwebende Jakobinermütze. Campe erwähnt dieſes Faktums im Anfange dieſes Jahrhunderts. Dieſe Stange nun ſoll, als die Fürſten 1814 eben durch dieſes Thor ihren Einzug hielten, Jahn im feierlichen Moment erklettert und die Mütze heruntergeholt haben. Ein prächtiger Stoff für einen Allegoriſten und eine „nachdenkliche“ Geſchichte, gleichviel ob Wahrheit oder wie ſo manches, was von Jahn erzählt wird — Sage.

Jahn, den einſt der „Moniteur“ geächtet hatte, mußte in Paris Aufſehen erregen. Auch ſcheint es, daß die Franzoſen (und der Artikel des „Moniteur“ aus Frankfurt vom 26. Oktober 1813, den wir unten mittheilen, hatte ihnen auch dazu einen Wink gegeben) ihn noch als ein lebendiges Stück jener großen Umwälzung betrachteten, welche die Welt ergriffen und in der ihr nothwendig zugehörenden Gegenrevolution ihren Lauf damals vollendet hatte. Die Franzoſen konnten in Jahn manches reiner entwickelt ſehen, als in den Helden ihrer Umkehr, in ihrer Reinheit traten ihnen die Gedanken derſelben hier noch einmal entgegen, während Jahn an den Franzoſen das Wandelbare, das ſich ſelbſt auf Glauben und Politik erſtrecke, unangenehm auffiel.

Jahn machte in Paris Wellington einen Beſuch und erzählte ſpäter, Wellington habe ihn mit Auszeichnung empfangen, er aber habe ihm geſagt: „Nicht ſo viel Komplimente! denn ich ſelbſt komme nicht, um Ihnen Komplimente, ſondern Vorwürfe zu machen. Dank ſei es Ihnen und Ihren Bourbonen: unſer Freiheitskrieg iſt nichts als ein Krieg zur Wiederherſtellung der alten Knechtſchaft in Frankreich. Ich wollte Ihnen nur ſagen, daß wir nicht deshalb zu den Waffen gegriffen haben. Adieu!“

Eine Scene, die er machte und bei der die Franzoſen ſich gewiſſermaſſen an Robespierre und Danton erinnern konnten, hat er ſelbſt in den Denkniſſen erwähnt. Die von Venedig entführten Pferde, welche an den Siegeswagen geſchirrt waren, ſollten herabgenommen werden. Jahn durfte dabei, verſteht ſich, nicht fehlen. Er ſagte, daß er das Gelübde gethan, wenn er mit den Siegern nach Paris käme, den Siegesbogen zu beſteigen. Beim Hinunterlaſſen der Pferde waren oben Irländer beſchäftigt. Jahn beſchenkte ſie mit Fünffrankenſtücken und redete einige Worte in ihrer Mutterſprache zu ihnen, die einzigen, die er wußte und die ungefähr bedeuteten: „Es lebe Irland!“ Er hatte ſie von den rebelliſchen Irländern erlernt, die zur Zeit der bande noire an Preußen geſchenkt und unter die Soldaten geſteckt waren. Von dieſen hatte auch das Kleiſt'ſche Regiment in Halle ſeinen Theil erhalten und Jahn hatte als Student mit dieſen Leuten Bekanntſchaft gemacht. Gutwillig ließ ſich darauf der iriſche Feldwerker den Poſſekel aus der Hand nehmen, Jahn trat mit demſelben an die Seite der Ruhmesgöttin und begann:

„Du haſt den Mund immer ſehr voll genommen, wir haben ihn Dir aber in Deutſchland geklopft und geſtopft.“

Nun holte er aus und führte zuerſt einen gewaltigen Schlag auf die Poſaune und dann auf den Mund der Bildſäule. Beim erſten Schlage rief er:

„Leipzig!“

beim zweiten

„Waterloo!“

Beides ſprachen die Irländer einſtimmig nach.

Nun trat Jahn an die Siegesgöttin und ſprach:

„Längſt haben wir Dich in Deutſchland flügellahm geſchlagen, aber Du ſollſt auch hier Deine Fittiche ſinken laſſen.“

Er holte wiederum aus und hieb mit aller Kraft zweimal auf die Flügelgelenke und rief:

„Leipzig — Waterloo!“

Wieder ſprachen es die Irländer treulich nach.

Nun entkleidete Jahn den Wagen ſeiner Zier, riß die Vordern herunter, nahm das große vergoldete Rad, ſteckte es bei und brach von der Deichſel den Adler. Nach dieſer Arbeit beſtieg er den Wagen, ſetzte ſich hinein, „beſchaute ſich die Sündenſtadt“, erhob ſich und begann, wie er erzählt, eine Anrede an ſeine Freunde. Er ſagte, daß die Roſſe, die man jetzt ausſpanne, einſt den Sonnentempel zu Korinth geziert hätten, dann von Mummius nach Rom, durch Genſerich von Rom nach Karthago, durch Beliſar nach Byzanz, von Dandalo nach Venedig geführt ſeien. Dort habe ſie der Korſe geſehen und nicht durch Krieg gewonnen, ſondern geraubt zu ruhmloſem Andenken. Jetzt würden ſie wieder heimgeſandt nach ihrem Geburtslande, um, wenn Griechenland einſt das türkiſche Joch vom Nacken reiße, deſſen neue Hauptſtadt zu zieren. Seit ſie von der Urſtelle gerückt worden. hätten ſie den Sonnenkoller bekommen, hätten gerannt und gebiſſen um die Erde, bis ſie ihre Heimat wieder erreichten. Ein weiſer Mann zöge ſie nimmer in ſeinen Marſtall. Doch die Eroberer ſeien ein entartet Geſchlecht. Groß geworden durch das Staunen der Zwerge, glanzvoll durch das Blinzeln der Blendlinge, verwegen durch den Willen der Rathloſen und Trägen förderten ſie das Werk der Zerſtörung. Hätten ſie den Kreislauf vollendet, ſo werfe die Weltgeſchichte ihre verbrauchte Geißel in den Abgrund der Vergeſſenheit. Noch habe ſich jeder Erdumraſer feſtgerannt und den Kopf zerſtoßen, noch ſeien die Sonnenroſſe mit jedem Rieſen durchgegangen. Nur das Rechte habe Dauer und ein rechtes Volk in ſeinem Volksthum einen nie verſenkbaren Hort.

Nach dieſer Anrede an die umſtehenden Freunde ſchwang ſich Jahn vom Wagen, raffte den Adler in ſeinen Rock wie in einen Schurz, trug ihn hinunter, legte ihn auf einen der Rüſtwagen und ſchärfte der öſtreichiſchen Wache ein dieſes Denkzeichen ſorgfältig zu verwahren. Oeffentlichen Blättern zufolge kam der Adler nachher in eine der Hauptſtädte Ungarns.

Der ganze Verfall aber ward von Freund und Feind als Abenteuer beſprochen. Am erſten Abende ſuchte Jemand aus dem Gefolge des Kaiſers Alexander Jahn an ſeinem gewöhnlichen Erholungsorte auf und verlangte die Rede für den Kaiſer von Rußland.

Auf der Rückreiſe nach Preußen ſchrieb Jahn in das Stammbuch der Wartburg die inhaltſchweren und gewichtigen Worte:

„Der Baum fällt nicht auf Einen Hieb, das Waſſer ſteigt nicht mit Einem Hub. Den Deutſchen kann nur durch Deutſche geholfen werden; wälſche und wendiſche Helfer bringen uns immer tiefer ins Verderben. Neuerdings iſt die ganze Welt zuſammengetrommelt worden, vom Ural und Kaukaſus bis zu Herkules Säulen, um die Franzoſen zu zwingen. Nun hat Gott den Deutſchen den Sieg gegeben; aber alle Mitgeher und Miteſſer wollen Deutſchland bevormunden. Deutſchland braucht einen Krieg auf eigne Hand und auf eigne Fauſt, um ſich in ſeinem Vermögen zu fühlen; es braucht eine Fehde mit dem Franzoſenthum, um ſich in ganzer Fülle ſeiner Volksthümlichkeit zu entfalten. Dieſe Zeit wird nicht ausbleiben; denn ehe nicht ein Land die Wehen kriegt, kann kein Volk geboren werden. Deutſchland über Wälſchland! Deutſchland ohne Wendiſchland!

Der wär' ein Narr, der ſchiffen wollt',
Obſchon das Schiff wär' voller Gold,
Sollt' aber gehn zu Stücken:

Alſo deutſch Herz und wälſches Maul,
Ein ſtarkes Roß, ein lahmer Gaul
Zuſammen ſich nicht ſchicken.

Friedrich Ludwig Jahn, auf der Rückkehr von Paris nach Berlin, den 24. Oktober 1815.“

21. Deutſche Denkmale und Denktage.

„Wenn heut' ein Geiſt herniederſtiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein ſolcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld:
Der ſänge wol auf deutſcher Erde
Ein ſcharfes Lied, wie Schwertesſtreich;
Nicht ſo, wie ich es künden werde,
Nein! Himmelskräftig, Donnergleich.

Man ſprach einmal von Feſtgeläute,
Man ſprach von einem Feuermeer.
Doch was das große Feſt bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgendwer?
Wol müſſen Geiſter niederſteigen,
Von heil'gem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß ihr darein die Finger legt.“
Ludwig Uhland zum 18. Oktober 1816.

Nach den Freiheitskriegen ſchien Jahn, zumal in der ſpätern Einſamkeit, nur noch für die Erinnerung dazuſein und wir ſehen dann in ſeinem Leben, wie ein ſinniger, lieblich ernſter Betrachtung zugewandter Geiſt hier jedes unſcheinbare Plätzchen um ſich her mit Denkmalen einer großen Vergangenheit belebt. Er hat ſich mehrmals ausführlicher über die deutſchen Denktage ausgeſprochen und abgeſehen von den Freiheitskriegen auch den Vorſchlag des zu Wulferſtedt bei Oſchersleben verſtorbenen Predigers Kuntze, auf alle wüſten Dorfſtellen Denkmale zu ſetzen, empfohlen.

Jahn haben wir es auch zu danken, daß in den Herzen unſrer akademiſchen Jugend jene großen Erinnerungen aus den

Freiheitskriegen eine bleibende Stätte fanden, wie das ſoeben erſchienene magdeburger „Commersbuch für den deutſchen Studenten“ durch eine eigene patriotiſche Abtheilung „Vaterlands-, Helden-, Freiheitslieder“ mit dem Motto „Dulce et decorum est pro patria mori“ auf eine höchſt löbliche Art von Neuem beweiſt. So hat auch das ſogenannte leipziger Commersbuch (herausgegeben von Schauenburg?) außer Turnliedern eine eigene Abtheilung „Vaterlands- und Bundeslieder, Kriegs- und Heldenlieder nebſt Feſtgeſängen für Siegestage“, und bezieht ſich dabei unabläſſig auf Jahn. Zu ſeines Freundes Schenkendorf 1814 entſtandenem Liede „Laßt uns die deutſchen Ströme ſingen“ dichtete dieſer zwei Strophen hinzu. Die eine lautet:

„Der Weichſel Münden ſind uns theuer;
Sie halten Wach am Landesſchild;
Und ſtürmt die Steppe ungeheuer,
Sie raſt ſich an drei Feſten mild.
Hier haben Oſt und Weſt gerungen,
Der Alle warf, brach nicht hindurch;
Und Graudenz Jungfrau unbezwungen
Schirmt ſtark wie ſonſt Marienburg.“

Die andere:

„Bei allen die zum Meere eilen
In raſtlos kühnem Küſtenlauf
Kann der Geſang nicht lange weilen;
Verkämpfer, führt den Reigen auf:
Die Warnow hat den Held gewieget,
Der brach des Zwingherrn Wütherei;
Als Land und See zur Sperr geſchmieget,
Da ſtrömte die Perſante frei.“

Am 18. Oktober 1814 zündete Jahn mit den Turnern auf dem Rollberge bei der Haſenhaide das erſte Oktoberfeuer an.

Zu Wien 1814 ſagte er einem Diplomaten („wie ſich die Kerls nennen“, ſetzte er hinzu, als er's nachher in einem Vortrage gelegentlich erzählte): vor Allem müßte Leipzig eine Bundesſtadt ſein, damit die Feier der Schlacht verherrlicht werde; die

Sage erzähle, die frankfurter Meſſe ſei entſtanden aus dem Gedächtniſſe der Hermannſchlacht. — Der Diplomat nannte das proportionirten äſthetiſchen Patriotismus.

„Möchte ſich, — ſagte Jahn in jenen Vorträgen auch — doch eine Geſellſchaft deutſcher Vaterlandsfreunde zuſammenthun, ein Grundſtück kaufen bei Leipzig, ſo groß wie der berliner Exerzierplatz, ein Wartehaus anlegen, und jede Stadt, jedes Dorf ein Mal von ſeinem Boden hinfahren, und jeder Deutſche einen Stein hinwerfen. Laßt hundert Jahre vergehen und ihr ſollt ſehen, die Trube iſt gefüllt, der Malhügel gewachſen. Mögen dann fromme Enkel einen Dom darauf bauen und Hallen für die Meiſterwerke der Kunſt und Wiſſenſchaft! Mögen dann des Vaterlandes begeiſterte Söhne am 18ten hintreten und kundthun, was ihnen der Gott im Jahre gegeben!“

„Gedenkt an dieſen Tag — ruft Jahn in den neuen Runenblättern (1826) wiederum beim 18. Oktober mit den Worten des Moſes ſeinem Volke zu — an dem ihr aus Aegypten aus dem Dienſthauſe gegangen ſeid, daß der Herr Euch mit mächtiger Hand von hinnen hat ausgeführt.“

Die leipziger Schlacht feiert das ganze Volk. Die Treffen und Strauße von Lützen, Bautzen, von der Katzbach, Groß-Beeren, von Kulm, von Dennewitz und Wartenburg ſind da erſt rein ausgeſchlagen. Da iſt die Denkzeit unſerer neuen beſſeren Zeit, es iſt der Sonntag mit neuem Lebenslicht, der Montag der erhellten Zukunft, der Dienſtag hergeſtellter Deutſchheit, der Wodanstag des glücklich begonnenen Volkskrieges, der Donnerſtag des Völkergerichts, der Freitag des neuen Lebens und Liebens, der Samſtag aller künftigen hohen Feſte, der heilige Abend der beſſern Zeit; die Weihnachten, wo die heiligen drei Könige kommen, die Oſtern der neuen Auferſtehung, die Pfingſten der Wiederbegeiſterung, der Michelstag, wo der Erzengel den Teufel bändigt, der Tag aller Helden, aller Seligen und aller Heiligen.

Zur Feier des 31. März nehme man Tannen, zum 16. Juni die Birke, zum 18. Oktober ſchließe der Eichenkranz. Um an die Einnahme von Paris zu erinnern ſollen Schlüſſel gebacken werden!

Außer den drei allgemeinen deutſchen Ortfeſten ſoll jeder deutſche Ort billig alljährlich noch als Ortfeſt den Tag feiern, wo ihn der Franzoſe, der Erbfeind, verlaſſen hat. Alle befreiten Feſtungen, alle wiedergewonnenen Städte ſollen dann ihren Ehrentag halten. Kirchweihen, Erntefeſte u. dgl. müſſen auf die Ortfeſte verlegt werden. Für Städte, wie Kolberg, welche keinen Franzoſen als Sieger in ihren Mauern ſahen, wird das ganze Jahr zu einem einzigen Ehrentage. Die Kampftage von Groß-Görſchen, Luckau, Heinau, Groß-Beeren, an der Katzbach, Hagelsberg bei Belzig, Kulm, Dennewitz, Wartenburg, Möckern, Freiburg an der Unſtrut, an der Görde, Aken an der Elbe ſollen Ort- und Gaufeſte ſein.

Gottesdienſt, Turnübungen der Jüngern, Scheiben- und Vogelſchießen mit ausgeſetzten Preiſen für die Landwehr und die Schützen, und ein Jahrmarkt ſind die paſſendſten Geleiter eines Orts- und Gaufeſtes. Jedes Volksfeſt muß durch Geſang erhoben, durch eine Rede bekräftigt und durch *Berichte über die denkwürdige Zeit* beglaubigt werden. Jeder Denktag muß ſeine eignen kirchlichen und weltlichen Feſtlieder, Dank und Denklieder haben. Der Geſang iſt des Gelages guter Geſell. Freiheit, Aufklärung, Vernunft u. dgl. können nicht Gegenſtände von Volksfeſten ſein. Ein Denkmal der Preßfreiheit ſoll aber auf Palm's Richtplatz zu Braunau am Inn geſtellt werden. So ſchön nun dieſe Vorſchläge ſind und ſo ſehr wir zum Theil ihre Ausführung gewünſcht hätten, wird man ſie doch nur als nothwendige Gegenſätze zu dem Feſtkalender der franzöſiſchen Revolution anzuſehen haben. Und ſo erſcheint auch hier Jahn ganz als der Geiſt der Contre-Revolution, der die Revolution ſelbſt im Herzen trägt, aber ihr mit feſter Hand ihre Grenze ſtecken will. Er erkennt für dieſen Fall den heilloſen Kälberdienſt in jeder einem abſtrakten Gedanken gewidmeten Feier, wenn er auch ſelbſt eine halbe Ausnahme von der Regel vorſchlägt.

22. Helene Kolloff, Jahn's erſte Gattin von 1814 bis 1823.

„Fraun Preußens, nehmt für Eure Opfergaben
Das Opfer an des Lieds, das ich Euch bringe;
Ihr, die Ihr gabt vom Finger Eure Ringe,
Sowie Ihr gabt vom Buſen Eure Knaben.“
Friedrich Rückert.

Nichts Anziehenderes könnte es geben, als von der Hand eines ſinnigen Hiſtorikers alle die Frauenbilder aufgerollt zu ſehen, die, ohne den häuslichen Kreis zu überſchreiten, doch die Erhebung des deutſchen Volks an der Seite ihrer Trauten im Innerſten mit durchlebten, zum Theil nur als Vorahnung. Auch Jahn's Braut und nachmalige erſte Gattin, Helene Kolloff, war eine ſolche deutſche Frau, ein guter Engel in böſer Zeit. Was Helene Jahn zubrachte, ward zur Einrichtung des Turnplatzes verwendet. Sie gebar Jahn am 13. Auguſt 1815 zu Berlin einen Sohn, und der Prediger Hermes an der St. Gertraudenkirche mußte ihn Arnold Siegfried taufen. Paſſow, der Jahn 1817 auf einer großen Reiſe, die er von Breslau aus machte, näher kennen lernte, fand ſeine Erſcheinung im Familienkreiſe zwiſchen Mutter, Frau und Kind ganz beſonders anziehend: ſeine Mutter, ſchrieb er an Bucher, iſt eine rechte Kernfrau, ſeine Frau wie Götzens Eliſabeth, eine meiner liebſten Erinnerungen. Von Berlin folgte ſie Jahn nach Kolberg. Sie gebrauchte dort 1823 das Seebad und verſicherte Frau Bucher, als Bucher's bei Jahn's von Köslin aus einen Beſuch machten, der um ihretwillen einen lieblichen Eindruck bei ihnen zurückließ, daß ſie ſich danach ſo leicht wie ein Vogel in der Luft fühlte. Helene ſoll zu Anfang Oktobers, da das Wetter ſchön war, noch einigemale gebadet haben und man glaubte in Kolberg allgemein, daß des Turnvaters erſte Gattin an zu ſpätem und zu leidenſchaftlichem Seebade geſtorben ſei. Schon drei Jahre waren in Kolberg dahingeſchwunden, eben erſt war ihr Geburtstag auf das Freudigſte gefeiert worden, es war dieſer Tag einer der Hauptfeſttage im Hauſe. Da wurde ſie ganz unerwartet von einem ſchweren Bruſtleiden ergriffen und nach drei Tagen machte der Bruſtkrampf ihrem Leben ein Ende. Jahn war auf das tiefſte erſchüttert. Als ſie ihre Seele ausgehaucht hatte, griff er nach dem Worte Gottes — er hatte ſonſt nie äußere Zeichen ſeines Glaubens gegeben — und las eine Stelle vor, ſich mit ſeinem Schmerze auf die chriſtliche Hoffnung ſtellend. Den folgenden ganzen Tag wanderte er einſam in der Umgegend Kolbergs umher und erſt am ſpäten Abend kehrte er äußerlich gefaßter in ſeine Wohnung zurück. Aber nicht in Kolberg, der Feſtung, ſollte Helene ruhen. In der zuverſichtlichen Hoffnung, daß er bald ſeiner Thätigkeit in Berlin zurückgegeben werden müſſe, ſprach Jahn den Wunſch aus, ſeine Gattin in Berlin neben ihren ihr vorangegangenen zwei Kindern auf dem Halliſchen Kirchhofe beigeſetzt zu wiſſen, was auch in Ausführung gebracht worden iſt. Ein junger Mann, Namens Herz, geleitete die Leiche nach Berlin und alte Freunde haben ſie dort beſtattet. So ruht des Turnvaters Gattin da, wohin die einzig ſchöne Zeit ſeines Wirkens fällt, er ſelbſt aber ſollte nachmals dahin nicht zurückkehren: — Berlin!

Arnold Siegfried, Helenens Sohn, wuchs in Kolberg heran, hatte ſchwerlich eine rechte Jugend, und wiewol ihm ſogar eine Zeitlang eine Art von Hauslehrer gehalten wurde, blieb er wie der Sohn ſo manches andern großen Pädagogen nur ein ganz kleines Licht. Er, der unter Tabak und Studenten aufgewachſen war, ſchien ſeiner Bildung nach dem Handwerkerſtande anzugehören. Jahn's und Helenen's Sohn ſollte ſich in unſerer Armee von der Picke auf emperdienen, hielt aber nicht darin aus. Zum Beginn eines Geſchäfts kam es ihm gelegen, daß ihm der König 1842 ſein mütterliches Erbe auszahlen ließ, das der berliner Turnplatz gekoſtet hatte. Sein Vater, der ſich ſelbſt zu hintergehen ſuchte, indem er an ihm noch einen guten Kleinbürger gezogen zu haben meinte, der aber leider nicht erzogen, ſondern mit ſeiner Entbehrungsfähigkeit nur geboren werden kann, richtete dabei folgendes Dankſchreiben an den König:

„Ew. Königl. Majeſtät bringe ich jetzt meinen ſchriftlichen Dank für das Gnadengeſchenk, was Sie huldreichſt meinem Sohn verliehen, in ſeinem und meinem Namen. Ich hoffe, daß er dieſer hohen Huld ſtets würdig leben wird, und da er 27 Jahre alt iſt, von kräftiger Leibesbeſchaffenheit und feſtem Sinn, auch fünf Jahre im ſtehenden Heere beim Geſchütz gedient hat, drei Jahre zu Fuß in Erfurt und zwei Jahre zu Pferde in Mühlberg, ſo kann er, wenns gilt in der Landwehr oder im Landſturm ſeinen ſchuldigen Dank zahlen. Auch beſitzt er ſo viel Schule und Kenntniß der vaterländiſchen Geſchichte, daß er unter den Landleuten auch im Frieden wacker ſtehen kann. Ihm hat ſich früh das Thor des Lebens geöffnet, deſſen Pforte ſich dem Vater bald geſchloſſen, der nun als Greis faſt nur fromme Wünſche und ſtille Gebete für Ew. Königl. Majeſtät ſegensvolle Regierung zu ſtammeln weiß."

Arnold Siegfried Jahn kannte ich als Weinbergsbeſitzer zu Freiburg und Schiffseigner auf der Unſtrut und ſah ihn zum letztenmale, als ich 1848 um Pfingſten von der Wartburg kam, in der Schenke unter der Schönburg an der Saale, wo er ſich ſehr unzufrieden über die mäßige Haltung ſeines Vaters im Parlament ausſprach. Seitdem kam er ganz herunter.

Im Juli 1852 traf er mit Briefen von ſeinem Vater in

Braunſchweig ein, wo ihm Eduard Vieweg zu ſeinem Fortkommen nach Amerika, über Bremen nach New-York, behülflich war. Vater Jahn bat in ſeinem Briefe an Vieweg, den Zeitungseigenthümer, „aus patriotiſchen Gründen“, daß ſein einziger Sohn, ſein und Helenen's Kind nicht als Auswanderer bekannt werde. Er ſelbſt, der Alte, hatte nach dem breslauer Erkenntniß fort und vor Kamptz fliehen gewollt, und war doch geblieben. 1833 hatte er in ſeinen Auswandererbriefen die Auswanderung nächſt den Selbſtmord geſtellt; thüringiſche Auswanderer hatten ihm die Fenſter eingeworfen!

Arnold Siegfried Jahn ging mit ſchwachen Mitteln und wenig Hoffnung nach Amerika. Er hat auch von da gar nichts hören laſſen.

23. Jahn als deutſcher Sprachforſcher und Hauptſtifter der deutſchen Geſellſchaft.

> „Die Sprachgelahrtheit hat die Pflicht, das wieder gut zu machen, was ſie verſchuldet, ſonſt ſteht ſie als offenbarer Feind und heimlicher Meuchler. Wie die Aufname des römiſchen Rechts und deſſen alberne Anwendung auf deutſche Zuſtände einen Bauernkrieg veranlaßte, ſo muß gegen die Sprachgelahrtheit, wenn ſie ſich nicht beſſert, eine Drohnenjagd zuſammengeblaſen werden.“
>
> Jahn, Stammbuchblatt von 1843 für Hrn. Dr. Ernſt Förſtemann.

Zu Ende des Jahres 1814 fand ſich Jahn an einem Abende jeder Woche mit mehreren Andern zuſammen, um die Einleitungen zu treffen zur Stiftung der *Berliniſchen Geſellſchaft für deutſche Sprache*, welche mit dem Anfang des Jahres 1815 wirklich ins Leben trat. Die übrigen Theilnehmer an dieſen Zuſammenkünften waren: Dr. K. Ch. F. Krauſe (Verfaſſer vieler, theils philoſophiſchen, theils anderer Schriften, geſtorben 1832); Bucher, Auguſt Zeune, Theodor Heinſius, Profeſſor am Gymnaſium zum Grauen Kloſter, endlich der hochbejahrte Chriſtian Heinrich Wolke. Auch ein Landprediger aus der Umgegend, Namens Heinze, nahm an einigen dieſer vorberathenden Verſammlungen thätigen Antheil. Als die Geſellſchaft in einer bedeutenderen Anzahl von Mitgliedern zuſammengetreten war und ſich geſtaltet hatte, wurde jeden Mittwoch Abend von 6—8 Uhr Verſammlung gehalten, wovon Jahn während der Sommermonate durch den Turnplatz in der Regel fern gehalten wurde. Doch war er ein belebendes Element der Geſellſchaft, auch bei den gewöhnlich an die Verhandlungen ſich anſchließenden Abendmahlzeiten.

Es dürfte an dieſer Stelle am Orte ſein, Jahn's Leiſtungen als deutſcher Sprachgelehrter kurz zu überblicken, zumal in ihrem Verhältniß zur deutſchen Sprachforſchung überhaupt.

Faſt noch merkwürdiger als das Auftreten der Pädagogen in der Zeit der Wiedergeburt Deutſchlands iſt das ſtillere, aber doch nachhaltigere und noch jetzt in voller Wirkſamkeit begriffene Auftreten der Germaniſten. Der Urſprung von Jakob Grimm's Grammatik ſelbſt fällt in dieſe Zeit. In der „Tröſteinſamkeit oder Zeitung für Einſiedler“, (welch herrlicher Titel für ein Blatt, das damals die Liebe der Guten gewann!) ſoll er zuerſt hervorgetreten ſein. Der Märchenfreund Wilhelm Grimm und der Liederfreund Brentano fanden ſich eine Zeit lang in Halle zuſammen, wo Büſching ſchon früher geweſen war. Nach 1806 wurde von Vielen, auch von Jahn, nach Märchen, Sagen und Volksliedern geforſcht. Dieſe ganze, auch dichteriſch thätige Richtung erſchien damals wie ein Schwanengeſang des deutſchen Volks, während ſie ein Hahnenkräh war, der den neuen Morgen verkündete. Am thätigſten in ihr war damals von der Hagen. Die Sammlungen waren meiſt in den Händen der Belletriſten und wurden ſelbſt von Wilhelm Grimm auf dieſe gefällige Art angegriffen. Jahn hätte ſich ohne ſeine Sonderbarkeiten im Stil hier leicht anſchließen können. Er war indeſſen, wie ſchon früher angedeutet wurde, ſtets im Unklaren über das Verhältniß der heutigen Schriftſprache zu der ältern Sprache und zu den Dialekten; ſo ahmte er in ſeiner Schreibart das nach, was er nur hätte wiſſenſchaftlich ergründen ſollen, und lähmte durch dieſen Irrthum ſeine ganze literariſche Wirkung. Indeſſen bleibt ihm, und faſt ihm allein, das Verdienſt, auch dieſe Studien ſogleich praktiſch aufgefaßt und angewandt zu haben — gegen Frankreich hin. Denn in dieſem Gegenſatze erſchöpften ſich alle ſeine Beſtrebungen und wenn wir nicht durch die ſeitdem zu Tage gekommene poſitive und wahrhaft konſervative Seite dieſer ſelben Beſtrebungen uns zur Ungerechtigkeit gegen ihn verleiten laſſen wollen, dürfen wir auch in dieſem Stücke keinen andern als den politiſchen Maßſtab an ihn anlegen. Das Negative der deutſchthümelnden Beſtrebungen aber ſcheint ſchon Tieck gefühlt zu haben, denn er will, daß ſie ſich erſt mit dem rechten Inhalt erfüllen. Wenn wir nur mehr ſammeln und lernen, läßt er treffend in der Einleitung zum Phantaſus ſeinen Ernſt ſagen, ſo kann der Nachtheil einer ſich bald erſchöpfenden Thorheit ſo groß nicht werden. Ueberall war es eben nichts als die Idee, welche Jahn ins Volksbewußtſein warf, zur Ausführung war er nicht der Mann. So konnten freilich die Lützower zu ihrer Zeit den Feind nicht beſiegen, aber der Geiſt der Lützower that es, der im geſammten Heere lebte, „die Erhebung“, wie wir es ſo ſchön nennen, that es; ſo hatten auch die Landsmannſchaften, gegen welche Jahn als Student ſchon Front gemacht hatte, noch viel von echtem altem Volksleben in ſich, aber ſo entartet und verkommen, daß das Bewußtſein eines deutſchen Mannes, das auch ſpäter noch in der

Burſchenſchaft lebte, ihnen nur feindlich entgegentreten konnte. Und ſo war auch im deutſchen Volke noch mehr Deutſchheit vorhanden, als der Tugendbund ahnte, da er den Volksgeſang zu heben wünſchte und als Jahn vielleicht nur verſtehen konnte. Weil man ſich deſſen aber lange geſchämt hatte und deshalb endlich auch äußerlich zum Knecht des Fremden geworden war, mußte auch hier der Geiſt, das lebendige Einheitsbewußtſein, erſt reinigend und läuternd dazwiſchentreten.

Jahn hatte, wie er ſelbſt ſpäter zur unfreiwilligen Beſtätigung ſeiner negativen Richtung einſt ſehr charakteriſtiſch, zunächſt mit Bezug auf ſeine Wortbildungen angab, in der That fortwährend fremde Muſter vor Augen. Er wollte nur nichts übertragen, jedoch Sinn durch Sinn, Eigenheit durch Eigenheit, ein Urthum wie er ſich ausdrückt durch das andere wiedergeben. Seine Politik war eben ſo künſtlich und ſo wenig urſprünglich als ſeine Sprache. Nur als ein deutſches China erſcheint uns jetzt das von Jahn aufgeführte Gebäude der deutſchen Politik. Es iſt nur die voreilige Karrikatur von dem Deutſchland, deſſen Wiederherſtellung weniger als deſſen Erhaltung voll Jugendfülle in ſeinem nationalen Kern den reineren volksthümlichen Beſtrebungen der deutſchen Wiſſenſchaft wie ein heilig gehaltenes Ideal jetzt vor Augen ſteht. Rührend wird Jahn's abſtrakter Verſuch, in der Sprache wie in der Politik die nationalen Wurzeln zu ergreifen, immer bleiben, einer liebloſen Beurteilung wird er von keinem Vaterlandsfreunde unterliegen, der Jahn im Volksthum klagen hört, die Gelehrten und Künſtler ſeien in ihrer Abgeſchiedenheit aus der Welt zu weit hinaus, und die Geſchäftsmänner im Weltgewühl wieder zu tief ins Weltgewirr hinein.

Jahn iſt den germaniſtiſchen Studien ſein Leben lang nicht ungetreu geworden, verſäumte es jedoch, ſich auf einem kleineren Gebiete derſelben anzuſiedeln und legte alles gleich zu weitſchichtigen Syſtemen an, denen er kein Verhältniß zu den hier maßgebenden

Grimm'ſchen Forſchungen zu geben wußte. Während des freiburger Aufenthaltes gingen dieſe Studien bei ihm ſo ſehr ins Maßloſe, daß ſie die geſammte germaniſche Welt ſyſtematiſch umfaſſen wollten. Sein Syſtem aber beſtand im Grunde wieder nur aus wenigen Einzelnheiten, die nicht einmal richtig waren und die er in einem Manuſkript ſeines Nachlaſſes unter dem Namen „Mittelgard" zuſammenfaßte. Mittelgard ſollte nämlich der Name dieſer geſammten germaniſchen Welt werden. Er ſchlug ihn auch in einem deshalb geſchriebenen lateiniſchen Briefe an den ſchwediſchen Geſchichtsforſcher Geijer vor, in dem er „möglichſt gleich lateiniſch zu denken geſucht, wer kann aber Alles?" Ein jüngerer Freund übernahm die Durchſicht dieſes für Jahn höchſt charakteriſtiſchen Schreibens. Jahn erbat ſich eine ſchwediſche Antwort, da er dieſe Sprache verſtehe. Auch hieß es:

„L. de Mühlenfels, Doctor et mihi familiaris, legioni nigrae, quae a Lützovio nomen duxit, meorum quondam adscriptus, postea mihi carceris socius et, custodia elapsus, per triennium professor Londinensis, nunc causa prospere absoluta a consiliis iudicii provincialis supremi, quod est Numburgi ad Salam, oppido Saxonum Borussico, linguam Suedicam callet.

Dabam Friburgi ad Unstrut, fluvium Thuringorum, in domo mea, quam vidit Haffzelius, tribunus Suedorum militaris, quum in eo esset, ut peteret Lutetiam Parisiorum et Mediolanum."

24. Das Turnbuch (1816).

„Friſch, frei, fröhlich, fromm."

Im Herbſt und Vorwinter 1815 wurde das Turnweſen noch einmal ein Gegenſtand geſellſchaftlicher Unterſuchung. Nachdem die Sache in einem Turnrathe reiflich erwogen und geprüft war nachdem Meinungen verglichen, Erfahrungen vernommen und Urteile berichtigt worden, begann man aus allen frühern und ſpätern Ausarbeitungen ein Ganzes zu machen, was dann zuletzt durch Jahn's Feder ging. So entſtand Jahn's Turnbuch als die eigentliche Quinteſſenz des Turnens, wie es ſich zur Zeit der Freiheitskriege gebildet hatte. Meiſter, Geſellen, Lehrlinge und Handlanger haben, wie Jahn ſagt, treu und redlich daran gearbeitet und „mit Blick und Schick" das ihrige beigetragen. Auszüge daraus wurden für jeden abgeſchrieben, der ſich mit Anfragen deshalb nach Berlin wandte, bis über den Rhein und die Weichſel ward von Berlin aus ein lebhafter Briefwechſel über das Turnen unterhalten. Die Schüler des berliner Turnplatzes waren durch alle Stände verbreitet, ſie wollten aber die Verbindung aus der unvergeßlichen Zeit der Erhebung nicht aufgeben und begehrten Nachricht. Erzieher und Schullehrer wünſchten Auskunft über die neue Erſcheinung auf dem Gebiete der Pädagogik. Halbwiſſer zeigten ſich bereits auf demſelben und man fürchtete, daß ſich Buchmacherei und Erwerbſucht der Sache bemächtigen werde. Da erſchien das Turnbuch 1816 mit zwei Kupferplatten unter dem Titel: „Die deutſche Turnkunſt zur Errichtung der Turnplätze dargeſtellt von Friedrich Ludwig Jahn und Ernſt Eiſelen", wie gleichfalls auf dem Titel angegeben wird: auf Koſten der Herausgeber. In mancher Beziehung, wie alle ſpätern Schriften von Jahn, nur eine Fortſetzung des Volksthums, zeichnet es ſich durch den beſtimmten praktiſchen Zweck und die ſpeziellen Angaben für den Turnplatz vor demſelben aus.

Indem Jahn die Turnkunſt darſtellte, bot ſich ihm die willkommenſte Gelegenheit, der Sache, die ihm als eine ſehr alte, nur für den Augenblick vergeſſene galt, den Aufputz eines buntſcheckigen altfränkiſchen Sprachgewandes umzuhängen, ſo daß die kleine Turngemeinde zugleich als eine neue Sprachgemeinde erſchien und als der Punkt, von welchem die Durchführung der ſprachlichen Reform ihren Ausgang nehmen ſollte. Bei Gelegenheit dieſer Terminologie der Turnkunſt machte Jahn einige geiſtreiche Bemerkungen, deren Wahrheit kaum bezweifelt werden kann, zu deren richtiger Anwendung ſeine Sprachkenntniſſe jedoch nicht umfaſſend genug waren. Begrabene Wurzeln, die noch grün ſind und im vollen Wachsthum neue Stämme, Aeſte und Zweige treiben können, ſagt er, bringen Segen und Gedeihen. Die Schoſſen und Sproſſen alter Herzwurzeln verkünden einen neuen Frühling nach langer Winterſtarre. Die Sprachgemeinde lebt auf uraltem Gauerbe und darf ihr Traugut nicht verſchulden, nicht verböſern, nicht verbilden, nicht aufgeben und verſchleudern. Sie muß, was ſie zu treuen Händen empfangen, als eiſern überliefern und urkräftig und nachhaltig hinterlaſſen. In einem weit und breit durch Gauen, Marken und Lande wohnenden Volk muß es natürlich eine Menge höchſtnöthiger Begriffe geben, treffliche Bezeichnungen, gehaltene Schilderungen und ſprechende Gemälde, die doch niemals in Büchern vorzukommen Gelegenheit hatten. Aus dieſen mehrt ſich dann allezeit, wenn Noth am Wort iſt, die Schriftſprache.

Wie einſt die olympiſchen Spiele als die höchſte Blüte des griechiſchen Lebens erſchienen waren, ſo belebte Jahn auch die Grenzen der Turnerei mit den Schatten eines erträumten geiſterhaften Volkslebens.

Faſt alle Volksfeſte, ſagt Jahn, ſind durch Vernachläſſigung des Turnens eingegangen oder verkommen. Ueberreichliches Eſſen und Trinken ſoll nun den Mangel der Feſtlichkeit erſetzen, aber der Menſch feiert kein Feſt auf dem Maſtkoben. „Nicht Quaas und Fraß — Leben und Weben müſſen bei jedem Volksfeſte verwalten.“

Turnjahre, gleichſam wie Kirchenjahre, ſollten von einem 18. Oktober zum andern gehen und der 31. März, 18. Juni und 18. Oktober waren bereits zu großen Turntagen gewonnen.

Daraus, hoffte man, würden ſich größere Feſte entwickeln. Wenn die geſammte Jugend erſt „eingeturnt“ wäre, ſollten die Turnfertigſten aus dem kleinern Ort in den größern wandern, von dort am folgenden großen Turntage die Preiserringer zur Gauſtadt, und ſo an jedem folgenden Feſte immer weiter zur Mark- und Landesſtadt, bis ſich endlich die ganzen Turner des ganzen Volks am großen Hauptfeſte in der Hauptſtadt träfen. Gleichſam die Schutzheiligen der Turner waren aus Deutſchlands größten Männern und aus der Zahl ſeiner erhabenſten Herrſcher auserleſen: Karl der Große, der gern und leicht über den Rhein geſchwommen, Heinrich der Vogler, der als Jüngling über den Rhein geſchwommen ſei und Maximilian I.

Turnplätze ſollen hoch liegen, denn auf der Höhe iſt die Luft rein. Sind keine Bäume darauf, ſo ſollen ſie gepflanzt werden. Mit Hecken oder Baumgängen ſollen ſie umgeben ſein. Eiche, Linde und Ahern ſind die beſten Turnbäume. Auch außer dem Turnplatze wird noch ein anmuthiges Turnfeld verlangt, wo Blache und Wirre, d. i. unebenes Feld, mit einander abwechſeln, wo Hain, Gebüſch, Geſtände, Dickicht und offene Räume anzutreffen, Laubholz und „Tangelholz“. Auf dem Tie, wie der Verſammlungsplatz der Turner heißt, iſt Alles angenehm und geſellig, da wird gegeſſen und getrunken, wenn auch nur ſchwarzes Brod und Waſſer. Alles iſt ſo eingerichtet, daß der Turnplatz als die deutſche Walhalla betrachtet werden kann.

Jedoch der Turner ſoll ſich der Turnkunſt auch werth zeigen. Keiner ſoll den Adel des Leibes und der Seele mehr wahren als er. Friſch, frei, fröhlich und fromm, das ſoll ſein Reichthum ſein. Wer beharrlich wider das Deutſchthum handelt, wird vom Turnplatze gewieſen.

Graue ungebleichte Leinewand iſt des Turners Tracht. Davon trägt er Hoſe und Jacke. Die leinene Hoſe des Turners darf nicht ſo hoch gehen, „daß er das Herz in den Hoſen hat.“

Der deutſche Rock, der hinten zu iſt, vertritt auf Turnfahrten zugleich die Stelle des Mantels.

Um das Amt eines Turnvaters oder Turnwarts iſt's ein eigen Ding. Wie bald ſieht ſich ein ſolcher von allen ſeinen Schülern übertroffen! Um ihn her nichts als die ewige Jugend, — da darf wol ſein Haar grau, aber niemals ſein Herz kalt werden. Jahn redet über dieſen Beruf in einer Weiſe, welche zeigt, wie er dieſe Stellung mit dem tiefſten Gemüthe durchdrungen hatte. Der Turnlehrer ſoll ein gebildeter Mann ſein, ſoll Zeit und Welt kennen und das Urbild, wonach zu ſtreben iſt. Er ſoll ſich prüfen, ob er dem wichtigen Amte auch gewachſen iſt. Ihm bleiben der Jugend Gedanken und Gefühle, ihre Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften, die Morgenträume des jungen Lebens keine Geheimniſſe. Keiner ſteht der Jugend näher wie er. Die künftigen Säulen des Staats und die Leuchten der Kirche, die Zierden des Vaterlandes ſind ſeiner Obhut anvertraut. Nur kindliche und volksthümliche Naturen ſollen auf dem Turnplatze leiten, denn das Turnen iſt ein heiliges Werk und Weſen.

25. Jahn's berliner Vorleſungen von 1817.

„Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht wie du;
Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug,
Zu ſehen, wie ſchön dein Fehler iſt!
Einfältiger Sitte biſt du und weiſe,
Biſt ernſtes tieferes Geiſtes.“

Klopſtock.

Jahn, der ſich im Kriege die Gunſt Gneiſenau's und Scharnhorſt's erworben hatte, deſſen Turnen, nachdem er es fünf Jahre auf eigene Rechnung unterhalten und das Vermögen ſeiner erſten

Frau Helene Kolloff dabei geopfert, noch während des wiener Kongreſſes die erſte Unterſtützung aus Staatsmitteln erhielt, ſehen wir gleichwol kurz nachdem die Verhältniſſe nach außen geordnet waren, nach dem Gange, den die Ereigniſſe nahmen, nun in dem Staate ſelbſt, dem er angehört, wie einen alten Lützower wieder im lebhaften Kampfe. Das hereinbrechende Jahr 1817 fand ihn hoch auf der Zinne der Partei. Aus dieſer Zeit rührt vielleicht auch ein Blatt in ſeinem Nachlaſſe her, das er „Panorama der Politik" überſchrieben hat. Darin theilt er ſcherzend und ſchimpfend, wie's gerade fällt, die Politik und die Politiker unter Anderem ein in „Vorgemachshaſen, Miniſterränke, Philiſterſchwänke, Kabalenſchmiede, Verſchleuderer der Staatsgüter, Hieronymusvögel, Kautſchudilettanten, Steigemänner, Grüne Junker, Schürzenkrebſe, Kuppelpelze, Sie-Männlein, Wettergänſe, Windmüller" u. ſ. w. Aehnlich ſind manche Stellen ſeiner am 17. Januar 1817 begonnenen und im damals Gropius'ſchen Saale gehaltenen berliner Privat-Vorleſungen, bei denen er ſein deutſches Volksthum zu Grunde legte und deren Manuſkript ich vor mir habe. Er warf nicht allein den Diplomaten vor, „daß ſie alles, was mit dem Schwerte errungen worden, mit der Feder wieder verloren hätten"; nannte nicht allein Hunde, H . . . ., Schauſpieler, Operntänzer, Kühe, Pferde u. ſ. w. die „neun Muſen der Staatsmänner"; er erklärte nicht allein die Embleme am Monument des großen Kurfürſten, welche die beſiegten Völker andeuten ſollten, dadurch, als wollten ſie ſagen: „Kuſch Volk, en Futter für Pulver!" ſondern er nannte auch die Amtsblätter: „Angſtblätter", und äußerte dabei, daß die Deklarationen der Geſetze blos deshalb ſo häufig erfolgten, damit die Pränumeranten der Geſetz-Sammlung doch etwas für ihr Geld erhielten. Die Vorleſung, worin dieſe Bemerkungen vorkamen, hatte ſchon eine Verhandlung mit dem Staatskanzler Fürſten Hardenberg, den er nachweisbar wenigſtens bis Ende des Jahres als ſeinen Gönner betrachtete, zur Folge. In ſeiner Vorleſung am 7. März ſagte er: „Wer ſeinen Kindern die franzöſiſche Sprache lehren läßt, iſt ein Irrender; wer darin beharrt, ſündigt gegen den heiligen Geiſt; wenn er aber ſeinen Töchtern Franzöſiſch lehren läßt, ſo iſt das eben ſo gut, als wenn er ihnen die H...... lehren läßt.“ Einer der Zuhörer, ein Hauptmann Decker, befand ſich in dieſem Falle und fragte bei dem Miniſter an: ob ein deutſcher Hausvater, der als Staatsbürger ſich durch ſtrenge Erfüllung ſeiner Pflichten des Schutzes der Geſetze werth mache, durch eben dieſe Geſetze gegen öffentliche Ausfälle dieſer Art geſchützt werden könne; oder ob ein ſolcher die Sache als eine Perſönlichkeit behandeln dürfe, oder endlich ob er ſie als einen tollen Hundsbiß zu betrachten habe. Unterm 23. März wurde Jahn durch Hardenberg von Glinicke aus aufgefordert, ſich über dieſe ihm zur Laſt gelegten „höchſt unſchicklichen Aeußerungen“ und zugleich über die ihm mitüberſandte Decker'ſche Eingabe zu erklären. Nach dreimaliger Mahnung erſt (was er gegen Hardenberg dadurch entſchuldigte, daß er dem Hauptmann Decker habe Zeit laſſen wollen, ſich abzukühlen und wieder zur Vernunft zu kommen) erklärte Jahn, daß er den Hauptmann Decker bis zu ſeiner Eingabe nicht einmal dem Namen nach gekannt, auch keineswegs gewußt, daß ſeine Töchter Franzöſiſch lernten; wenn aber der Hauptmann Decker mit der zweiten Anfrage an den Miniſter, ob er jene Aeußerung als eine Perſönlichkeit betrachten dürfe, darauf hinaus wolle, alte Sitten zu erneuern, und über den Werth und die Würde der deutſchen und franzöſiſchen Sprache einen Gottesgerichtskampf begehre, ſo werde er, Jahn, mit fröhlichem Herzen und ruhigem Gewiſſen zur Wehr greifen; wenn der Hauptmann Decker — fügte er hinzu — nach ſeiner dritten „Wagfrage“ es vorziehen ſollte, die Jahn'ſche Aeußerung als einen tollen Hundsbiß zu betrachten, ſo hätte er auch dagegen gar nichts einzuwenden, falls er nur daren die Franzoſenſchen bekommen wolle. Verwandt mit jenen

Aeußerungen über den Unterricht im Franzöſiſchen war Jahn's Plan zur Anlegung einer „Hamme" oder Wildniß als Grenzſcheide zwiſchen Deutſchland und Frankreich. Jahn, der Zeuge von dem durch den Uebermuth der Franzoſen erzeugten Kampfe der beiden Nationen geweſen war, hätte dieſem Volke wol am liebſten einen Maulkorb angelegt oder ein Brett vor den Kopf gebunden; aber da dies nicht anging, wollte er wenigſtens einen Baum „zwiſchen beide Völker legen, wie er bei unverträglichen Pferden geſehen." In Altdeutſchland, ſagt er, ſei ein Stamm und Ort um ſo berühmter geweſen, je größer und undurchdringlicher der Wald ſein Gebiet ummarkt habe, und die Dithmarſen hätten ſich mit einer nur kurzen Hamme lange gegen die Dänen gehalten. Peter der Große habe auch für Rußland eine Hamme anlegen wollen, ſei aber darüber hinweggeſtorben. Eine Wildniß anzulegen und dadurch Länder abzuſperren und zu ſchützen, ſei gar nicht ſchwer. Könne man durch Kunſtfleiß der Natur nachhelfen und die Erde verſchönern, ſo laſſe ſich auch ebenſo gut eine undurchdringliche Menſchenwüſte anlegen. Warum nicht zum Wohle des Vaterlandes Marſchen vermoraſten, Auen einſumpfen, Höhen verſurten, Niederungen verbuchen und gewäſſerte Thäler durch Wall und Mauern zu Seen ſtauen? Statt aller Thiergärten im Kleinen würde dann ein großer Erdſtrich eine Verſammlung des geſammten Thierreiches abgeben. Erſt müßte man grasfreſſende Thiere hineintreiben und verwildern laſſen; dann Roth- und Schwarzwild, Elennthiere und Auerochſen und zuletzt Raubthiere aller Art. Im Bezirk dieſer Hamme dürfte kein Gebäude, nur Trümmer bleiben. Sei die Wildniß wenigſtens einen Grad breit und gegen das Vaterland hin noch mit einer Doppelreihe von Verwallungen und Dornhecken eingezäunt, ſo könne man ſich gegen Ueberfälle geſichert fühlen. Auch würden hungrige Wölfe, Bären und dgl. ſchon auflauern u. ſ. w.

Wenn es nun auch mit dieſen patriotiſchen Phantaſien nicht auf eine wirkliche Hamme, ſondern nur auf eine vollſtändige geiſtige Scheidung abgeſehen ſein konnte, ſo ſchimmert doch in anderen derben Stellen der Witz in einer Weiſe durch, daß man ſich des Gedankens nicht enthalten kann, Jahn ſei ſchon damals in Widerſpruch mit dem Zeitbewußtſein und ein „altes Männchen" geweſen, das zufrieden war, wenn man ſeine Einfälle, anſtatt ſie wirklich einer Erwägung zu unterwerfen, belachte, was ſpäter jedenfalls bei der Art und Weiſe der Fall war, wie er ſeine Meinung über manche Zeitfragen ausſprach. Dadurch verlor denn ſeine Stimme gar ſehr an Gewicht, und ſo ſank er ſpäter mitunter mit ſeinem Witz zum bloßen Schildknappen von Parteimännern herab, denen er ſelbſt weit überlegen war.

Doch wir müſſen auf den Geſammt-Inhalt dieſer Vorleſungen noch raſch einen Blick werfen, in denen ſich das deutſche National-Gefühl auf der ſchwindelndſten Höhe befand, die es nach den Befreiungskriegen erreicht hat, und in denen Jahn für die damaligen Verhältniſſe allein einen ähnlichen Eindruck erreicht zu haben ſcheint, wie ſpäter durch vereinte Kraft der Vereinigte Landtag. Das Wort — und wir dürfen auch ſagen: der Begriff — Volksthum war nach den Siegen über die Franzoſen nun auch die ſtolze Loſung weiterer Kreiſe geworden. Hier alſo hatte Jahn angeknüpft und den Vorleſungen ſein Buch „Deutſches Volksthum" zu Grunde gelegt. Daß er ſich dabei gar ſehr ereifern mußte, begreift auch ein Stockblinder, wenn man ihn klagen hört, daß es noch Leute gäbe, welche es für lächerlich hielten, von einem deutſchen Vaterlande zu reden, denn zwar gäbe es dem Namen nach deutſche Staaten, aber ſie ſeien nur durch ein alltägliches, leichtbrüchiges Uebereinkommen befreundet, ohne welche die Zufälligkeit der gemeinſamen Sprache ſie nichts angehen würde. „Nicht der äußere umgelegte Staatsband" — ſagte Jahn — „macht das Volk. Es läſſet ſich nicht wie Häringe in Tonnen pökeln, nicht wie Schafe einpferchen, nicht wie Schweine auf den Reben bringen — nicht in Völkerzwinger einherden wie Xerxes' Krieger in die Maßherde der Zehntauſende. Zwar iſt wol zu Rheinbunds Zeiten ein Königreich Weſtfalen in die Welt geſchneiet, aber nach der leipziger Schlacht mit Stank und Dampf verſchwunden. Hat es denn damals auch gleich ein weſtfäliſch Volk gegeben? oder nur Unterjochte, die bei Todtſchießen-Strafe dem Afterkönig huldigen mußten? Weſtfalen war ein feiner Zeiſig, ein Staat ſo gut wie viele andere. Es hatte Herrſcher und Hof, Hoffähige und Hoftage; Land und Leute; Staatsrath, Staatsräthe, Staatskalender; eine Verfaſſung auf dem Papier und beſonders im Eingangsworte zu Verordnungen; dazu berufene Scheinvertreter, mit Sitz und Stimme, die nur die letztere nicht laut laſſen werden durften, ſo wenig wie der Theil, auf dem ſie ſaßen; ein ſchöngeſchmücktes und gedrilltes Heer, reich mit Orden behangen, Ehrenzeichen und der Staatsfarbe; Geſandte und gewährleiſtende Mächte. Es hatte Standeserhöhte: gefürſtete, gegrafte, gefreiherrte, geadelte Anhänger; Juden als Ritter und Staatsbürger; Recht, Rechtspflege, Staatsverwaltung, Steuern und Abgaben; ein Großlügenblatt, einen Guckkaſten von Geſetzen; Poſten, Päſſe, Polizei, Landreiter, Mauth, Zoll, Papiergeld und gehörige Schulden, war ſogar nach Zeiſerling's Leichenrede ein Geſchenk, das Deutſchland noch um dreihundert Jahre zu früh kam." Allein das alles habe doch noch kein Volk gemacht, und ſelbſt der eingefleiſchteſte „Hieronymus-Vogel" habe noch nicht gewagt, das Gegentheil zu behaupten; das Volksthum müſſe ſtets die Umfriedung und die Grundlage des guten Staates ſein. Dies der Grundgedanke dieſer Vorleſungen, der in vielen Einzelnheiten, z. B. daß Reiſen ins Ausland möglichſt verpönt ſein ſollten, durchgeführt wurde.

Jahn hatte einundzwanzig politiſche Vorleſungen angekündigt, und da er auf die Bitte eines ihm näher ſtehenden Beamten, ſie freiwillig vor der Zeit zu ſchließen, antwortete, daß er dies nur auf ein ausdrückliches Verbot ihm werde, da ſogar Wetten darauf gemacht ſeien, daß Jahn ſeine Vorleſungen nicht zu Ende führen würde, ſo führte er ſie auch glücklich zu Ende und ſchloß am Gründonnerstage bei einem von Zuhörern überfüllten Saale. Er ſagte, daß er als Kind für das Vaterland gebetet, als Knabe geglüht, als Jüngling mit Segnungen und Ahnungen geſchwärmt habe. In der ſchlimmſten Zeit ſei ſein Zorn wider die Wälſchſucht und „den raſenden Frevel der Meindeutſchen" entbrannt. Noch wuchere überall Ausländerei, und die Zeitgenoſſen ſeien wie die Juden in der Wüſte, welche ſich nach Aegypten zurückſehnten, da man doch ſchon von den nahen Bergen das Land der Verheißung ſchauen könne und die heiligen Gräber der Altvordern. Er aber habe ein heilig Gelübde gethan, zeitlebens zu eifern für kindliche Einfalt, frommen Glauben, ehrwürdige Sitte, löblichen Brauch, anſtändige Tracht, heilige Mutterſprache, alte deutſche Zucht, für freies Wort und Werk, öffentliches Leben, Rede und Redlichkeit, Ehrlichkeit und Wehrlichkeit, für Recht und Wahrheit, Verfaſſung und Reich. Dann endigte er mit den Worten: „Für König und Vaterland werde ich keinen Gedanken zu kühn halten, keine Vorarbeit zu weit angelegt, keine Anſtrengung zu beſchwerlich, keine That zu mühevoll, keine That zu gewagt und kein Opfer zu groß. Bei dieſen Geſinnungen werde ich mein Leben lang verharren, und wie der Rath der Vorſehung beſchloſſen, ob im gewöhnlichen Ableben, oder im offenen Kampfe der Landwehr, oder gar durch gewaltſamen Tod — dafür auch dereinſt zu ſterben wiſſen. Gott ſegne den König, erhalte Zollerns Haus, ſchirme das Vaterland, mehre die Deutſchheit, läutere unſer Volksthum von Wälſchthum und Ausländerei, mache Preußen zum leuchtenden Vorbild des deutſchen Bundes, binde den Bund zum neuen Reich und verleihe gnädig und bald — das Eine, was noth thut, eine weiſe Verfaſſung." An demſelben Tage brachte man ihm, „dem allverehrten Volksfreunde", ein Lebehoch und eine Abendmuſik, welche mit dem Liede: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott“ begann. Es war Jahn's Meinung, daß Chriſtenthum und Deutſchheit die Loſung der neuen Zeit ſein müßten, es beſchäftigten ihn auch Träumereien von einem Urchriſtenthum, und alles dies traf wol nicht ganz zufällig mit dem großen Reformations-Feſte zuſammen.

Wie hoch Jahn damals von den Zeitgenoſſen geſtellt wurde, beweiſen die ihm im Spätherbſt binnen vier Tagen von zwei Univerſitäten, Jena und Kiel, als Geſchenk ertheilten Doktor-Diplome, zwei nicht ganz unerhebliche Aktenſtücke zur Geſchichte des Jahres 1817. Denn in dem Karl Auguſt nach der gewöhnlichen Sitte als Rektor und Luden als philoſophiſchen Dekan an der Spitze tragenden jenenſer Diplom heißt es, daß er, der ſelbſt unter den ſchlimmſten Verhältniſſen nicht am Vaterlande verzweifelt ſei, mit erſtaunlichem Fleiße durch Rede, Schrift und Vorbild dahin gewirkt habe, die Geiſter der beſten Jünglinge anzuſpornen, das Vaterland zu befreien, zu rächen und mit dem alten Ruhm zu ſchmücken, und daß er auf jede Weiſe dahin geſtrebt habe und noch ſtrebe, „ut meliorem liceat nobis exspectare diem.“ Im kieler aber heißt es von ihm, daß er durch die von ihm erfundene „ars tornaria“ die deutſche Kraft und Tapferkeit erneuert habe, daß das gerettete Vaterland ihn mit vielen Ehrennamen feiern ſolle, ihn, den die Feinde des Vaterlandes fürchten müſſen, ihn, der ſich um das Vaterland, das er einzig und über Alles liebe, als er es von den Furien der Fremdherrſchaft geknechtet und erniedrigt geſehen, durch kluge Rede, ernſtes Mahnen, tapferes Fechten verdient gemacht und ewigen Ruhm davongetragen habe; einen Mann von geſetztem Weſen, von alten ehrenfeſten Sitten, an tiefer und klangvoller Beredſamkeit Niemandem mehr zu vergleichen als Luther, einen Retter der deutſchen Zunge — „in paucis summum et validissimum.“

26. Unterhaltungen und Vorleſungen im Jahre 1818.

„Deutſchland, Deutſchland über Alles,
Ueber Alles in der Welt.“
Hoffmann von Fallersleben.

Vom 20. Januar 1818 an hielt Jahn Unterhaltungen und Vorleſungen über das deutſche Volksthum, jedoch nur in ſeiner Wohnung. Vielleicht waren ihm öffentliche Vorleſungen nicht wieder geſtattet. Es liegen uns Notizen aus dieſen Vorleſungen vor, die einer ſeiner Schüler ſich gemacht hat und die zum Theil ſchon früher an verſchiedenen Stellen dieſer Biographie benutzt wurden. Nur einzelnes beſonders Intereſſante wollen wir daher hier noch aus dieſen vertrautern Aeußerungen herausheben, und wir beginnen mit Jahn's Bemerkungen über Friedrich den Großen.

Zu dieſem, ſagte er, habe Winterfeld geäußert: „Sie müſſen Kaiſer von Deutſchland werden“, und ſtände mit Recht auf dem Wilhelmsplatze. Seine ſonſtigen Anſichten über Friedrich zeigen jedoch, daß Jahn bei ihm das Gefährliche der einſeitigen Verſtandesrichtung des achtzehnten Jahrhunderts, der er ſelbſt im Weſentlichen noch angehörte, wol fühlte.

„Seine Scharen — ſagte er — waren fromm; wie hätte er ſonſt ſo geſiegt? Friedrich that ſich etwas darauf zu Gute, ein Freigeiſt zu heißen. Der liederliche Heinrich von Bülow geſtand noch: „„dem Könige habe nichts zur deutſchen Krone gefehlt als Frömmigkeit. Im Bibelſtile und plattdeutſch zog man über ihn her, im Auslande ward er vergöttert. Die Türken meinten, der werde den Thron umſtürzen, um ſelbſt Sultan zu werden.““

Daß Friedrich als Feind der deutſchen Literatur von Jahn ohne Nachſicht beurteilt wird, verſteht ſich von ſelbſt. Wenn man ſagt, was hätte Friedrich denn an deutſchen Schriften leſen ſollen, ſo erwidert Jahn: es habe an Luther's Werk und unſrer

Väter Mahnung nicht gefehlt, auch ſei Werther zehn Jahre vor Friedrich's Tode zu leſen geweſen.

Aus dem Schatze der Erfahrungen, die Jahn als deutſcher Wanderer und Abenteurer geſammelt hatte, ertheilte er unverholne Rathſchläge. Wer in eine große Stadt kommt, ſoll jedenfalls des Sonntags da bleiben. Da bekommt man die Töchter des Landes zu ſehen und ſieht, welcher Prediger den Leuten der Liebſte iſt. Auch die Kraftmänner kommen an ſolchen Tagen zum Vorſchein, die man doch nicht in der Reſſource ſieht. Ins Theater ſoll man nur — in kleinen Städten gehen, wo herumziehende Truppen ſind. Dieſer letztere Rath möchte wol jetzt wenig Zuſtimmung verdienen; vielleicht waren die herumziehenden Truppen zu jener Zeit noch volksthümlicher als jetzt. Auf die Höhe der Kunſt vermochte ſich Jahn überhaupt nie zu ſtellen und machte ſie ſtets zur Dienerin für patriotiſche Zwecke. Es wäre aber ſeines Patriotismus am würdigſten geweſen, ſich einfach an die fruchtbaren Vorſtellungen von einem deutſchen Nationaltheater anzuſchließen, denen unſre größten Geiſter gehuldigt hatten und die mit unſern großen Theatern ſchon einen ſchönen Boden unter den Füßen haben.

Auch auf die Tracht kam Jahn wieder zu ſprechen und ſagte: In der Volkstracht ſoll man ſich wenigſtens begraben laſſen. Er erzählte auch, daß er einſt Vorträgen über die Volkstracht beiwohnte, die Dr. Meyerhof aus Bremen in Berlin hielt. Meyerhof ſchlug eine Tracht vor, wo jedes Glied für ſich entblößt werden konnte. Die Antwort auf die Frage, wie lange wol das Aufknöpfen und Haken dauere, blieb er Jahn ſchuldig.

Auch den Grundſatz ſtellte Jahn auf: jeder junge Mann hat die Pflicht, Schnürleiber zu zerbrechen, wo er ihrer habhaft werden kann. So ſoll auch ſchon am Wartburgfeſte ein Schnürleib verbrannt und dazu ironiſch geſungen ſein:

„Es hat der Kraftuhlan
Sich einen Schnürleib angethan,
Damit das Herz dem braven Mann
Nicht in die Hoſen fallen kann.“

Die uns vorliegenden Aufzeichnungen aus dieſen Unterhaltungen und Vorleſungen ſchließen mit der Schilderung der Hermannſchlacht.

27. Weitere Mittheilungen aus den Jahren 1817 bis 1819.

„Tiefſinnige und bedeutende Menſchen mochten in dem derben Weſen (Jahn's) das gährende Chaos, aus welchem ſich eine Regeneration des Volkes wol entwickeln konnte, erkennen. So lange ſolche Menſchen einzeln ſtehen, mögen ſie als moraliſche Renommiſten ihre Umgebung beherrſchen, als Hausväter ihre Familie tyranniſiren, als Pietiſten in der Gemeinde das Geſetz predigen: aber eine wirkliche, ja tiefere Bedeutung erhält dieſe Lebensform, wenn ſie national wird und durch beſtimmte Verhältniſſe der Zeit die Maſſe hinreißt. Sie hört dann auf, ein blos karikaturartiges Extrem zu ſein und zeigt eine Oscillation des Volkslebens an, voll Bedeutung und Tiefe. Jahn war in dieſer Rückſicht ein ſelbſt dem kaltblütigen Beobachter merkwürdiger Mann. Schon vor dem Kriege hatte er gewußt, in Berlin und früher ſchon in Halle Jünglinge zu gewinnen, immer mehr jüngere heranwachſende Knaben ſchloſſen ſich ihm an; die Eltern wurden nicht blos beruhigt, wenn die Kinder ihm anhingen, ſie wurden ſelbſt für das hoffnungsvolle, von allen tändelnden Verſuchen pädagogiſcher Künſte befreite, friſche Kinderleben gewonnen. Wie heiter erſchien es ihnen, wenn ſie an die eigenen Kinderjahre zurückdachten, die ſie in der engen Stube von matten mo-

> ratiſchen Kinderſchriften umgeben, die Bilderbücher durchblätternd, zugebracht hatten. Wer darf leugnen, daß dieſe Lebensäußerung, wie ſie zuerſt in Berlin hervortrat, und mir freilich nur aus der Ferne bekannt ward, ein kühnes Element der Zeit war, welches das Volk durchdrang und im Kriege den Sieg errang? Wer wagt es, wenn wir jetzt ruhig die damalige Zeit überſchauen, Jahn ſein entſchiedenes Verdienſt abzuſprechen? Es war ein Moment des Volkslebens, welches nothwendig hervortreten mußte, um den einengenden Formalismus der Schule, des Heeres, der Regierungsmaſchine in den innerſten Tiefen zu erſchüttern. So wurde das Turnen, wie es ſich im Innern in immer größerem Umfange nach dem Kriege ausbildete, ohne allen Zweifel ſelbſt von den bedächtigſten Männern betrachtet. Jahn hatte etwas Wahres, Urſprüngliches in ſeiner Art; die innere Unendlichkeit der entſchieden ergriffenen einſeitigen Richtung verlieh ihm, und durch ihn der Maſſe, nicht blos den Jünglingen und Knaben, die ſich ihm anſchloſſen, auch den Familienvätern, die ſo viel von ihm hofften, eine wie es ſchien übernatürliche Gewalt; und die Vorrede zur Turnkunſt wurde auch von geiſtreichen Männern als eine höchſt gelungene, ja meiſterhafte Darſtellung bewundert. Ich lernte Jahn perſönlich kennen. Er intereſſirte mich, ich will es nicht leugnen; aber eben die Macht, die er ausübte, war mir grauenhaft. Es lag in der Art der damaligen Zeit, und in einer äußerlich unbefangenen, ſich hingebenden und mittheilenden Natur, daß wir ſchnell vertraut wurden. Ein Mann, der eine ſolche Macht ausübte, war mir ſchon als ein ſolcher, als ein mächtig geſchichtlicher Naturgegenſtand, anziehend und wichtig."
>
> Steffens, „Was ich erlebte."

In das Jahr 1817 drängten ſich alle die hohen Gefühle nochmals zuſammen, die durch die Freiheitskriege erregt waren und nun ihr Bett ſuchten, aber zugleich die Ufer weit überfluteten. Die Reformationsfeier, der auch Karl Müller ein carmen saeculare widmete, ſchien jede Leidenſchaft nur ſtürmiſcher herauszufordern, während ſie vielmehr dazu hätte mahnen ſollen, ſich die wahren und vernünftigen Grundlagen des deutſchen Volksthums im Gegenſatz zu den abſtrakten klar zu machen und ſich auf manche ſittliche Grundſätze zu beſinnen, deren Vergeſſen vielleicht nur von Seiten einzelner das ganze Volk ſchwer hat büßen müſſen. Es waren recht eigentlich die Jahn'ſchen Ideen, die das Jahr 1817 beherrſchten, es war das ungelöſchte Wildfeuer vom Jahre 1813, das damals noch ſengte und das ſich ſelbſt zu läutern verſäumt hatte. Dies Wildfeuer flammte, ein Feuer das den Hort des verſunkenen Volksthums anzeigte, auf den Turnplätzen, die vom Staate jetzt begünſtigt wurden, deren Verhältniſſe aber unbegreiflicher Weiſe, vielleicht nur um Jahn nicht durch ein bedeutenderes Amt und durch einen Rathstitel ehren zu müſſen, noch nicht geordnet waren.

Damals ſandte die berliniſche Turngeſellſchaft einen Becher durch Abgeordnete an Ernſt Moritz Arndt. Des Bechers Umſchrift lautete: „Dem deutſchen Lehrer, Schreiber, Sprecher und Sänger — Ernſt Moritz Arndt die berliniſche Turngeſellſchaft 1817.“ In einem Kranz von Sieggrün ſtand aus Flemming:

Zwei Dinge ſind groß,
Die Feder und das Schwert,
Der Harniſch und das Buch,
Eins muß das andre ſchützen.

Ein Gewinde von Eichenlaub umſchloß:

Das Wort, das unſern Bund geſchürzt,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt,
Und Zwingherrntrug uns nimmer kürzt,
Das ſei gehalten und geglaubt.

Dieſer Becher wurde Arndt mit folgender Anſprache oder Zuſchrift übergeben:

„Die berliniſche Turngeſellſchaft ſendet uns: Vorturner, Ammänner und Abgeordnete, um Ihnen innigen Dank abzuſtatten für alles Deutſche, was Sie durch Schriften und Lieder bei uns geſtiftet haben.

Mit der deutſchen Turnkunſt erwächſt zugleich die ſittliche

Wehrſchaft, und wir vom verſchiedenſten Alter und Stand von allen Orten und Enden Deutſchlands ſind doch von Einem Gefühle durchdrungen. Wir kommen als Boten der jungen Gemeinde, ſo ſich ſchon am Lebensmorgen dem Vaterlande weihte. Wir ſtehen als Anwalte der Turner, ſo durch alle Gauen verbreitet friſch, frei, fröhlich und fromm im Herzen das neue Deutſchland aufbauen.

Wir bringen eine kindlich gemeinte Ehrengabe mit herzlichem Glückwunſch im ſtillen Gebete.

Die Umſchrift iſt der Segen des Vaterlandes, den wir im Namen des neuen Volkes ausſprechen, was ſeinen Ahnen nachſtrebt.

Das Sieggrün ſchmücke unverwelklich Ihre volksthümlichen Werke. Und wenn in deutſcher Runde der Becher zum Feierklange gefüllt wird, ſo möge was hier die Eiche umlaubt allemal als Trinkſpruch lauten.“

So ſtolz wie die Worte zu dieſem Becher war auch der Geiſt und das Leben auf dem berliner Turnplatze von 1817 bis 1819. Die Turnzeit war eine Feſtzeit für die Knaben und Jünglinge. Sobald Jahn in weiter Ferne erblickt wurde, jubelte Groß und Klein. Mit dem Augenblicke, wo er auf dem Platze ankam, begannen die Spiele, deren er ſtets neue anzugeben wußte und zu denen die Haſenhaide treffliche Gelegenheit bot. Jahn's Anreden, die ſtets gern an die Geſchichte erinnerten, wirkten bei beſonderen Gelegenheiten auf die Turner wie Donner und Blitz. Faſt wurde er vergöttert. „Wir ſahen“, ſchreibt uns ein alter Turner, „einen deutſchen Mann vor uns, welcher Gott gleich — aus nichts als ſeiner eignen Kraft — den ſchönſten Turnplatz nicht nur geſchaffen, ſondern auch mit dem heiligen Feuer der Vaterlandsliebe erleuchtet hatte. Ihn über die Verdienſte Luther's und über die Größe deſſelben ſprechen zu hören, war das Großartigſte, was ich in dieſer Art erlebt habe. Man bedurfte zur Erholung nach der Berufsarbeit in der ganzen Welt nichts weiter als den Turnplatz, deſſen Einrichtung eine Kenntniß vaterländiſcher Sitten und Einrichtungen zur nothwendigen Folge hatte, wie ſie ſonſt nicht zu erlangen iſt.“ Der Turnplatz war für ſeine Jünger das deutſche Vaterland, von welchem Arndt fragte, was es ſei. Und ſo ſchien ſich, wenn auch nur vorbildlich, auf dem Turnplatze wieder einer von Jahn's Jugendträumen im Volksthum zu erfüllen. Reiſen, jedoch nur ſolche nach dem Sprichwort: „Bleibe im Lande und nähre Dich redlich“, — vaterländiſche Wanderungen hatte er dort ſehr empfohlen. Dem Gebildeten ſollten ſie polizeilich erleichtert werden, die Bürgermeiſter ſollten gereiſte Leute ſein, und ſtreng ſollte man auf die Wanderjahre der Handwerker halten. Selbſt der Wallfahrten war hierbei nicht ganz unfreundlich gedacht, das ganze Volk einer großen ſich liebenden Familie verglichen, die ſich zu ihren Geſchäften ſondert, dann aber zum Wechſelgenuß wieder ſammelt, und deren Auseinandergehen am Morgen doch nur ein Wiederzuſammenkommen am Abend iſt. Eine ſolche deutſche Familie bildeten nun die wanderluſtigen Turner.

Jahn's Ruf zog ſie aus allen Ecken auf den berliner Turnplatz. Wer in Noth war, dem wurde geholfen. Die Turnplätze waren damals die Wahrzeichen für die reiſende Jugend. Dort kamen die Handwerker unter gebildete Geſinnungsgenoſſen und glaubten ſich körperlich und geiſtig bei ihnen beſſer aufgehoben als in der Herberge.

An Sonn und Feſttagen wurden kleine Turnfahrten nach Groß-Beeren und nach den Pichelsbergen, auch in die Brüche nach der Spree gemacht. Hier mußte jeder Theilnehmer eine Springſtange haben. Wer nicht ganz über die vollen Gräben hinüberſetzte, ſondern hineinplumpſte, wurde ausgelacht. Nebenbei wurde damals das Schwimmen von Jahn ſehr begünſtigt. Durch ſeine Vermittelung fand jeder unbemittelte Turner umſonſt Zutritt in den Pfuel's Schwimmanſtalt.

Bei der Einrichtung fremder Turnplätze wurde Jahn wol oft um Rath gefragt, zeigte ſich indeſſen dabei in ſeinen Vorſchlägen nicht immer glücklich. So wollte er Bucher damals in Neuſtettin, der gegen Ende des Jahres 1817 dort bei einer Schulfeierlichkeit einen Vortrag über das Weſen und den Werth des Turnens gehalten und durch die Wahl des Gegenſtandes manchen Anſtoß erregt, aber nachmals ausdrücklich darüber die Zufriedenheit des Konſiſtoriums der Provinz Pommern erlangte, als Lehrer für den dortigen Turnplatz einen Gymnaſiaſten zuweiſen, der zugleich dort das Gymnaſium beſuchen und gegen den das Gymnaſium zwar nicht unbillige, aber konfuſe Bedingungen eingehen ſollte.

Mit den Gymnaſiaſten, deren einer ſpäter auch durch ſeine Thorheit die unmittelbare Veranlaſſung von Jahn's Verhaftung ward, hatte er überhaupt mehr als billig zu ſchaffen. Wolfgang Menzel redet in ſeiner deutſchen Geſchichte davon, wie auch ſie um die Zeit des Wartburgfeſtes von Jahn eine derbe Sprache und eine für dieſes Alter wenig paſſende Luſt zum Raiſonniren annahmen, wie altklug ſie wurden und dabei auf den Turnplätzen die 1813 gedichteten „kannibaliſchen“ Lieder auf Napoleon ſangen, was wir ihnen noch am erſten verzeihen.

Charakteriſtiſch für das Jahr 1817 iſt eine Turnfahrt Jahn's durch Pommern und Rügen, auf der wir ihn im Sommer 1817 mit mehreren Turnern finden. Uebertriebene Scheu vor ſeinen Beſtrebungen verbreitete das Gerücht, daß er hin und wieder auf derſelben höchſt unziemliche Reden gehalten habe. In den Straßen der Städte fiel, wie der Regierungs-Chef-Präſident Parchelbel aus Stralſund nach Berlin berichtete, „Jahn's und ſeiner Begleiter ſchmutziges Aeußeres und original gemeine Kleidung, ſowie Singen unangemeſſener Lieder“ allgemein auf. Als das verfänglichſte der geſungenen Lieder wurde angegeben „„Ich hab' mein Sach' auf Nichts geſtellt“, zum ſichtlichen Ergötzen T. A. Hofmann's als Referenten in der ſpäteren Jahn'ſchen Unterſuchung. Bekanntlich iſt dies Liedchen von Göthe.

Eine Art Lichtpunkt auf dieſer Turnfahrt ſcheint ein Schauturnen geweſen zu ſein, das Jahn am 3. Auguſt, dem Geburtstage Friedrich Wilhelm's III., zu Puttbus veranſtaltete und wobei ſein Betragen und das ſeiner Begleiter ſogar dem Fürſten Malte zu Puttbus „angemeſſen“ erſchien, wie ihm dieſer ſpäter zu ſeiner Selbſtvertheidigung, wie es ſcheint eigenhändig, auf Verlangen beſcheinigte.

Steffens aus Breslau war 1817 in Berlin in der Haſenhaide Zeuge der Begeiſterung der Jünglinge und Kinder. Er fand in dieſem Schauſpiele etwas Anziehendes, zugleich aber trat ihm auf den Turnplätzen etwas Fremdes entgegen, ein kühner Geiſt, den er beſtehen zu müſſen glaubte. Er hörte Jahn's Reden vor einem großen Publikum, fand für Jahn's Beſtrebungen bei den vortrefflichſten und tiefſinnigſten Männern eine Duldung, wo nicht Billigung die ihn in Erſtaunen ſetzte, und glaubte zu bemerken, wie hier ein unbeſtimmter Patriotismus ſogar einen religiöſen Charakter annähme. Einige Verſuche, dem Turnen entgegenzuwirken, waren höchſt unglücklich geweſen: man hatte auf die körperlichen Gefahren aufmerkſam gemacht. Dahingegen unterſtützten nicht mehr nur einzelne Männer das Turnen. Der „lärmende Kampf der Jünglinge und Knaben, der polternde Jahn an der Spitze“, war ſchon national geworden.

Von oben fand man einen Angriff auf das Turnen höchſt bedenklich. Als Steffens ihn unternommen hatte, kam auf geheimnißvolle Weiſe ein Brief des Staatskanzlers in ſeine Hände, worin er aufgefordert wurde zu ihm nach Berlin zu kommen, aber die Urſache der Reiſe zu verdecken. Es fand ſich, daß der Staatskanzler nichts Geringeres als Denunziationen von ihm erwarte. „Ihro Durchlaucht, rief Steffens aus, irren ſich völlig. Ich habe von den Anſichten der Turnplätze geſchrieben, von ihren Abſichten weiß ich nichts. Es iſt ein Streit zwiſchen mir und meinen beſten Freunden, die ich ſchätze und liebe, es ſind die treueſten Bürger, die beſten Unterthanen, die trefflichſten Menſchen, eben deswegen ſchien es mir um ſo nöthiger, ſie zu bekämpfen; ich that es mit blutendem Herzen.“ Die Audienz dauerte zwei Stunden.

Schleiermacher fand Steffens ſehr unzufrieden über ſeine Schrift: „Steffens, ſagte er, Du weißt nicht, was Du gethan haſt.“ Steffens beſuchte andere Freunde, beſuchte ſeine Verwandten: ſie waren über ſeinen Anblick erſchrocken. Abends bei Reimer ſtürzte der ganze Hauſe der Aufgeregten auf ihn los. Sie ſchrien ihm entgegen als die von ihm Verrathenen. Es waren die Häupter der Turnplätze, diejenigen, von denen die Bewegung nicht allein in Berlin, ſondern in ganz Deutſchland ausging und die ſich um ſo mehr fühlen mußten, je größere Hoffnungen man auf eine Umgeſtaltung der Erziehung und des Unterrichts geſetzt hatte. Steffens war heftig erſchüttert und brach in einen Thränenſtrom aus. Endlich lief er aus der aufgeregten Verſammlung, aber ein junger Menſch, der ſpäter wahnſinnig geworden iſt, eilte ihm nach und rief: „Ich fluche Dir, denn Du haſt das Heiligſte verrathen!“ Während ſeines Aufenthaltes in Berlin wurde Steffens dann noch nach Glienicke zum Staatskanzler eingeladen. Die Rede kam auch dort wieder auf die Turner. Steffens ſagte unter Anderm: „Erklären Ihro Durchlaucht, daß man wol eingeſehen hat, wie wichtig für die Erziehung der Bürger die Turnplätze geworden ſind, daß ſolche Inſtitute aber erſt durch eine wechſelſeitige Verſtändigung der Staatsbehörden und der verdienſtvollen Leiter der Turnplätze ihre tiefſte Bedeutung erhalten. Bilden Sie fürs Erſte hier eine Abtheilung der Regierung, die mit der Ordnung dieſes Geſchäfts beauftragt wird, wählen Sie ohne Bedenken ſolche Räthe, die den Turnlehrern angenehm ſind. Der Formalismus des Geſchäftsganzes iſt im Preußiſchen ſo entſchieden ausgebildet, daß ein jeder, ſelbſt der unbeſonnene Beamte, ſchon hinlänglich durch ihn gefeſſelt wird. Fangen Sie den wilden Jahn ein, nennen Sie ihn Regierungsrath, und machen Sie ihn zum Mitglied einer ſolchen Regierungsabtheilung. Ich darf den Vorſchlag völlig uneigennützig nennen, denn wird er angenommen und ausgeführt, ſo verliert keiner mehr als ich; werden die den Turnern angenehmen Beamten ernannt und Jahn in ihre Mitte verſetzt, dann wird ein höhnendes Jubelgeſchrei ſich eben gegen mich erheben: ich, wird man rufen, habe ſie verdächtigen wollen, ſo wenig ſei meine ſchlechte Abſicht gelungen, daß jetzt eben die Turnplätze die verdiente Schätzung erlangt haben. Jahn aber, wenn die Beamten gut gewählt ſind, wenn das Netz des Formalismus über ihn geworfen iſt, wird erſt ſich in ſeiner neuen Stellung glücklich fühlen und zuletzt zahm werden." Der Staatskanzler — lächelte. Später wurde der „Freimüthige" mit „Runenſteinen" neueröffnet, die nach Steffens geworfen wurden. Steffens will wiſſen, daß dieſer Aufſatz von mehreren verfaßt ſei, ſetzt aber voraus, daß Jahn unter dieſen geweſen.

In ihrem Zeitungs-Berichte vom Monat Auguſt 1818 machte die Regierung zu Liegnitz den Turnplätzen von Breslau und Liegnitz harte Vorwürfe. Dieſe wurden dann durch eine Kabinets-Ordre geſchloſſen, was im März 1819 nachträglich zugleich auf den ganzen preußiſchen Staat ausgedehnt wurde, aber nach dem Rundſchreiben des Miniſteriums des öffentlichen Unterrichts, welches Jahn früher aufgefordert, das Turnen in Preußen zur höchſten Vollkommenheit zu bringen, nur auf einige Zeit, um es während deſſen dem geſammten preußiſchen Unterrichtsweſen anzupaſſen und anzuſchließen.

Was die Studenten anlangt, deren Richtung im Ganzen von Jahn abhängig war, ſo beſtand in Halle (als engere Verbindung, der ſich eine weitere „Burſchenſchaft" anſchloß) die „Teutonia", zählte etwa 80 Mitglieder, wurde am ſchwarzen und weißen Bande erkannt und peitſchte am 28. Februar 1817, früh 10 Uhr, einen armen Studirenden aus, der ſein Daſein durch den Verkauf eines Nachdrucks deutſcher Klaſſiker, der Etui-Bibliothek, zu friſten ſuchte. Es bildeten ſich dagegen die ſogenannten Sulfuriſten, d. h. die Schwefelbande, welchen Namen die kleinen wilden Männer der Bernadotte'ſchen Avantgarde hatten, die 1806 durch Halle die Preußen verfolgten. Sie ſollen ſogar den König Friedrich Wilhelm III. gegen die Teutonen zu Hülfe gerufen haben. An ihrer Spitze ſtand der Student Karl Immermann. Die Sulfuriſten wandten ſich an Jahn und trugen ihm, vielleicht noch anderen, eine Art Richteramt an in einem Schreiben, welches Jahn mir noch in Freiburg gezeigt hat. Auf das Richteramt ließ er ſich nicht ein und Immermann hat ihn noch in ſeinen Memorabilien angegriffen.

In Jena war 1818 etwa die Hälfte der Studenten für die Jahn'ſchen Ideen; man turnte und hielt Schießübungen, um ſich wehrbar zu machen. Es gab dort — ſagt Karl Bernhard König in ſeiner von Varnhagen mit Recht belobten Selbſtbiographie — wie überall auch hier drei Parteien: zuerſt die von den Gegnern ſogenannten Altdeutſchen oder Ueberſpannten. Ihnen gegenüber ſtand eine kleine Zahl Burſchen von altem Schrot und Korn, die es, jenen zum Trotz, mit der Sittlichkeit nicht zu genau nahmen, und in der Mitte befanden ſich diejenigen, denen es deutlich war, daß der Jüngling erſt zum Manne reifen, ſeine Kenntniſſe erweitern und ſich Erfahrungen ſammeln müſſe, bevor er in öffentlichen Angelegenheiten eine Stimme habe. „Was mich betrifft, ſo war es zunächſt Widerwille gegen die buchſtäbliche Annahme der Jahn'ſchen Turngeſetze, welcher mich von der erſten Klaſſe entfernte. Gegen die Uebung ſelbſt hatte ich nichts, als aber jene Geſetze vorgeleſen wurden, ſo bemerkte ich offen, es ſcheine mir ſonderbar, daß hier von Beſtimmungen die Rede ſei, deren allgemeine Gültigkeit mir nicht einleuchtend war. Der Turnwart rief ſogleich zur Abſtimmung und von ſiebenzig ſtand nur Einer auf meiner Seite.“

28. Jahn in Unterſuchung: Berlin, Spandau, Küſtrin 1819 bis 1820.

„swer je kumber erleit,
den erbarmt des mannes arbeit
michel harter dan den man
der nie deheine nôt gewan.“
Hartmann von Aue.

Gegen den Geiſt von 1817 erhob ſich überhaupt bald eine ziemlich ſtarke Reaktion. Wie wir es auch in neueſter Zeit geſehen haben, ging ſie offenbar von einem Theile des Volkes ſelbſt aus. Wer die Scholle bebaute oder weſſen Exiſtenz in die kleinen bürgerlichen Verhältniſſe ſeiner Stadt eingepfercht war, dem war z. B. die „ars tornaria“ vollends überflüſſig. Danach bildete man ſich ſeine Anſichten über die Sache. So gingen Jahn fehlerhaft geſchriebene, ebenſo ängſtliche als bittere Briefe zu, die ihn als Verführer der Jugend darſtellen, ihn auffordern, ſelbſt gegen den deutſchen Rock zu Felde zu ziehen, ſeinen „Ziegenbart“ abzuſchneiden, die Hoffnung ausſprechen, ihn nun bald in ſicherem Gewahrſam zu wiſſen und zum Theil ihm ſelbſt eine wüſte Jugend vorwerfen. Niedergedrückt, wie er war, richtete er am 5. Dezember ein Schreiben an Hardenberg, worin er ihn bittet, daß er — „aber noch vor der Rheinreiſe“ — einen prüfenden Blick auf ſeine Lage werfen möge. Er werde zurückgeſetzt, und darin ſehe die Menge eine Mißbilligung ſeiner vaterländiſchen Geſinnungen. Das bringe auch dem Staate keinen Vortheil und ſchade dieſem ſelbſt vor dem Auslande. Dieſer könne dies nur ändern, wenn er ihn auf irgend eine Weiſe neben dem Turnen noch einer anderen öffentlichen Werkthätigkeit würdige, und ſo bitte er um eine Anſtellung als Lektor für die deutſche Sprache an der berliner Univerſität mit einem angemeſſenen Gehalt. „Seume“ — ſo ſchließt er ſeine Eingabe — „hatte den Grundſatz, der Staat müſſe Männer für Aemter ſuchen. Er iſt dabei amtlos verſchieden. Seinem Beiſpiele habe ich nicht folgen wollen und habe um etwas angehalten, weil ich es für Pflicht hielt.“

„Vor der Unterſuchung — ſo hat Jahn erzählt — hatten Hardenberg und Altenſtein den Gedanken, mich mit einer Abfindung von einem Staatsgut auszuſtatten, falls ich Berlin räumen und das Turnen aufgeben wolle. Mich reut es nicht, dieſer Verſuchung widerſtanden zu haben.“ Es iſt ſehr glaublich, daß ein ſolcher Einfall bei Hardenberg ebenſo gut einmal flüchtig auftauchen konnte, als wie wir bereits geſehen nicht allzulange vor ſeiner Verhaftung ſeine Ernennung zum Regierungsrath zur Sprache kam.

Bekanntlich zog Hardenberg zwar ſehr gern Talente an ſich, war indeſſen doch zu unwahr und zu undeutſch, mindeſtens zu leichtfertig ihnen immer zu rechter Zeit die für ſie geeigneten Stellungen zu verſchaffen. Viele die er glücklich machte, ſeine Kreaturen, waren die elendeſten Menſchen. Jahn ſtand auf der äußerſten Grenze dieſes Zauberkreiſes, da er als Turnvater, öffentlicher Redner und Schriftſteller ihm gegenüber eine gewiſſe Selbſtändigkeit behaupten mußte. Indeſſen ſcheint er ſtets nur ſeines Winkes gewärtig und blieb ihm auch nach Hardenberg's Tode ſo ergeben, daß er an deſſen Andenken, wie er ſagte, ſo wenig ein Stäubchen dulden wollte, wie an ſeinem Sonntagsrocke. Dennoch ward er Hardenberg's Treuloſigkeit als Opfer geſchlachtet, während der Freiherr von Stein, dem er, nicht zu ſeinem moraliſchen Vortheil, fern blieb, ihn zwar, als Eichhorn ihn verſtellen wollte, nicht ſehen mochte, aber — gerade umgekehrt wie Hardenberg —

doch angemeſſen beförderte. Freilich als gleich nach erfolgter Verhaftung ihres Mannes Jahn's Gattin von unbekannter Hand 200 Thaler überſandt erhielt, glaubte dieſe allen Umſtänden nach ſchließen zu müſſen, daß dies Geld nur von Hardenberg kommen könne.

Das Schwanken der damaligen Regierungsprinzipien war ein höchſt troſtloſes. Sehr richtig ſagt Droyſen, daß Hardenberg ſchon bei ſeiner frühern Wirkſamkeit, je mehr er die liberalen Ideen verlaſſen zu müſſen glaubte, in ein Experimentiren gerieth, das mehr und mehr zu büreaukratiſchen Formen führen mußte, aber doch ohne die ſtark bewegten populären Elemente zu beherrſchen und zu lenken.

Die Schrift von Schmalz „Berichtigung einer Stelle in Bredow's Chronik“ (über geheime Verbindungen) war in ihrem Weſen gegen Niemand anders als Hardenberg ſelbſt mit gerichtet. W. v. Humboldt, Gneiſenau und Stein riethen zu ſcharfem Auftreten, wodurch er, wie ſein Biograph Kloſe ſagt, ſich nicht allein mit Jahn, Arndt, Gruner, ſondern auch mit Grolmann und Blücher einigermaßen hätte ausſöhnen können. Für die damals Verfolgten konnte es keine beſſere Genugthuung geben, als daß in dem 1851 erſchienenen Leben des Staatskanzlers ſelbſt die ganze Verächtlichkeit und Lügenhaftigkeit der Denunziation eines Janke u. ſ. w. deutlich gezeigt wurde.

Mit Bezug auf ſolche Denunziationen hatte Jahn an den Staatskanzler geſchrieben: „Jetzt kommen aber Leute, die bei der Noth des Vaterlandes ſtill ſaßen, ſich drückten und duckten, auch wol gar ihr Scherflein zu ſeiner Bedrängniß beitrugen, — und wollen mir nun nachtragen, was ich an den Feinden des Vaterlandes verſchuldet.“ Politiſche Wetterhähne zu verfolgen, hatte ſich Jahn ſchon längſt zur Aufgabe gemacht; Ludwig Theobul Koſegarten (über deſſen Familie er ſogar Nachforſchungen angeſtellt und von deſſen Vater oder Großvater er ſpäter erzählte, daß er ſich täglich wie ein Schwein gemäſtet habe und dann mit vollem Bauche in einem mit einem Abtritte verſehenen Wagen in der Stadt ſpaziren gefahren ſei) hatte er vorgeworfen, daß er an den Marſchall Soult die „liebkoſende“ Rede gehalten: „Ich ſtehe vor einem Helden, würdig die größeſte Krone zu tragen, ich ſehe die Augen des Cäſar und die Stirn von Alexander dem Großen“; daß er beim kieler Frieden gleich däniſch pommerſche Loblieder angefertigt und ſie nachher in preußiſche umgeſtimmt, daß er 1813 die deutſche Jugend zum Kampf wider Napoleon ermuntert, ſich aber den Rückzug freigelaſſen und bei der Rückkehr Napoleon's von Elba ſeine Feindſeligkeiten gegen das Vaterland mit hochgeſchwollenem Kamme ſogleich wieder eröffnet habe. — Denunzianten der damaligen Demagogen verglich er in einer Notiz in ſeinem Nachlaſſe den Arzneikrämern, welche aus einem Topfe ſiebenerlei Fett verkauften: Wolfsfett, Schlangenfett, Hundefett, Bärenfett u. ſ. w., es ſei aber alles nur — Schmalz; was der eine löge, das würde von dem anderen beſchworen. Nicht minder ſchlimm als Schmalz kommt Hr. von Köln, der Herausgeber der freimüthigen Blätter, in Jahn's Notizen fort; denn es heißt von ihm daß er ausgerüſtet ſei mit einem unglücklichen Scharfſinn, mit einer unglücklichen Sehkraft, immer ſchwarz zu ſehen, mit einer Naſe, überall Verworfenheit und Büberei zu wittern, daß er neugierig ſei wie ein Thorſchreiber, geſchwätzig wie ein Waſchweib und mundvoll wie eine Fiſchhändlerin. —

Das Empörende an den damaligen Denunziationen war, daß ſie ſtets genöthigt waren in den Freiheitskriegen ihre Fäden anzuknüpfen, gleichwol aber über dieſe ſelbſt hinaus nichts beweiſen konnten. Was nur erſt der Anlauf ſein ſollte, dabei blieb es, und nur was das Höchſte und Heiligſte ſein ſollte, die Volkserhebung vom Jahre 1813, war zuletzt immer geſchmäht. Einſt ſagte Jahn in Freiburg einem jüngern Freunde: ſeit der erlittenen Verfolgung ſei er ein Menſchenhaſſer geworden. Als er in deſſen

Zügen Unglauben las, fügte er hinzu: „Glaube mir's, als mir die Ketten angelegt wurden, da ſchwor ich alles Wirken für die Menſchheit ab.“

Der Jahn'ſche Prozeß, der weſentlich den deutſchen Bund, deſſen Früchte der Staat ſchon genoſſen hatte, betraf, und gegen den, wie man mit Recht bemerkt hat, nur Napoleon hätte unterſuchen laſſen ſollen, wenn er bei Leipzig geſiegt hätte, iſt in der Art, wie er geführt wurde, eine der größten menſchlichen Verirrungen. —

Unter den Papieren des Gymnaſiaſten Lieber, mit welchem Jahn damals verkehrte und der ihn nach den Akten geradezu dem Heilande der Welt gleichſtellte, fand ſich ein eigenes Büchlein vor mit dem Titel „Goldkörnlein aus Vater Jahn's Munde“, worin er Jahn's vertraute Aeußerungen verzeichnete. Unter dieſen Goldkörnlein aus dem „Munde Vater Jahn's“ (ſo hieß er alſo ſchon damals!) finden ſich allerdings wunderliche Dinge. Denn abgeſehen von Betrachtungen der Art, daß „noch keine Verfaſſung ohne Blut geworden“ ſei, und daß er ſelbſt entweder zu Huß' und Luther's Zeiten gelebt haben müſſe, oder fünfzig Jahre zu früh gekommen ſei, da er jetzt mit ſeinen Freunden allein ſtehe, bemerkte er auch einſt: „Der Menſch kann dreiſt nach der höchſten Höhe blicken, er wird nicht ſchwindeln“, und ein ander Mal: „Mit Dräuen greift kein Feldherr an. Hätte ich das Schwert, ich wollte mit Chriſtus drunter fahren. An jedem Baum bis Charlottenburg muß einer hangen und in der Stadt auch noch. Ich wollte mir Luſt machen.“ Das Schlimmſte aber war, daß unter dieſen Goldkörnlein ſich auch eines fand, worin Lieber berichtete, daß, nachdem einſt Jahn ihm ſein Herz bedeutſam und weit geöffnet und er darauf gefragt: wäre es nun wol Unrecht, Kamptz zu tödten? Jahn geantwortet habe: „Wort gegen Wort, Feder gegen Feder, Hand gegen Hand. Nehmen ſie mich feſt, wohlan!“ Dieſe Aufzeichnungen gaben, als Lieber's Papiere in Beſchlag genommen waren, den unmittelbaren Anlaß zu Jahn's Verhaftung. Ausgeblieben indeſſen wäre ſie auch ohne dies wol ſchwerlich, da man ihm ſogar ſchon vorgeworfen, daß er die Jugend heimlich gegen Eltern, Lehrer und Vaterland aufhetze.

In der Nacht vom 13. zum 14. Juli 1819 wurde Jahn auf Befehl des Fürſten Hardenberg verhaftet; am 14. Juli wurde er nach Spandau, ſpäter nach Küſtrin „abgeliefert." In Küſtrin war es, wo er eine Zeitlang Ketten trug. Gerade damals war es der Fall, daß ſeine Familie von Krankheit heimgeſucht wurde und daß zwei ſeiner Kinder kurz nacheinander ſtarben. Einige tröſtende Briefe, die er unter dieſen Umſtänden aus dem Kerker an ſeine Frau ſchrieb, kamen durch den Abdruck in öffentlichen Blättern zu allgemeiner Kunde, wahrſcheinlich im „Oppoſitionsblatt oder Weimarſche Zeitung", die ſeit 1817 erſchien, nach einigen Jahren aber unterdrückt wurde.

Bei den Unterſuchungen zeigte es ſich, daß man wenigſtens in Bezug auf Jahn nichts Gewiſſes über die demagogiſchen Umtriebe anzugeben wußte; man änderte daher, als es zur gerichtlichen Vernehmung kam, die früheren Ausſagen, welche man meiſt Janke nachgeſprochen hatte, der 1815 eine Broſchüre ſchrieb unter dem Titel: „Ueber der neueſten deutſchen Freiheitsprediger Konſtitutionsgeſchrei und ihre Läſterungen deutſcher Fürſten", weſentlich ab.

Nachdem Jahn bereits einige Monate zu Spandau und Küſtrin geſeſſen und ſo wenig die durch die angeordnete Miniſterial-Unterſuchungs-Kommiſſion erfolgte Unterſuchung ſeiner Papiere, als ſonſtige angeſtellte Recherchen auf Feſtſtellung des Thatbeſtandes, daß Jahn noch einer geheimen Verbindung angehöre, geführt hatten, wurde Janke vom Fürſten Staatskanzler nach Berlin beſchieden und nach verſchiedenen Unterredungen vom Staatskanzler um einen Aufſatz erſucht. Dieſer Aufſatz und die daran ſich knüpfenden Vernehmungen erwieſen ſich aber als ſo haltlos, daß

Jahn's Vertheidiger, der Juſtiz Kommiſſar Schulz in ſeiner aus Berlin vom 2. Mai 1820 datirten Vertheidigung ſich für berechtigt hielt eine Unterſuchung gegen Janke als falſchen Denunzianten zu beantragen für den Fall, daß ſie der künftige Richter nicht ſchon ex officio verfüge.

Allmälig trat eine etwas mildere Behandlung für Jahn ein. Man fing wol an ſich zu überzeugen, daß man ihn für gefährlicher gehalten habe als er war. Zu der Zeit, wo man zur Verhaftung geſchritten war, ſchien die Vorausſetzung verbreitet geweſen zu ſein, daß man, ſobald nur dieſer erſte Schritt geſchehen wäre, thatſächliche Begründungen des gegen Jahn gehegten Verdachtes gewiß in die Hände bekommen würde. Als eine angebliche Begründung ſolcher Art wurden gleich anfangs *zwei Dolche* genannt, die ſich in ſeiner Wohnung gefunden hätten und die Jahn auf ſeinen Courierreiſen geführt zu haben erklärte.

Unterm 15. Februar 1820 reichte der Kammergerichtsrath E. T. A. Hofmann das von uns unten vollſtändig mitgetheilte amtliche Gutachten über die Jahn'ſche Unterſuchung ein. Ganz das Gegentheil der ſpäteren Selbſtvertheidigung iſt ſie mit ruhiger, ſtiller, oft ſinniger Ueberlegung geſchrieben. Der Dichter des Kater Murr zeigt ſich uns auch hier als einen Mann, welcher der Zeitbewegung im Grunde fern ſteht; deſto mehr ſprechen aber darin einzelne durchbrechende ſubjektive Aeußerungen zum Herzen, welche zeigen, daß doch auch dieſer Mann ſich in der Zeit der Noth nicht ganz und gar im Reiche ſeiner Phantaſie hatte abſchließen können. „Welcher preußiſche Unterthan" — ſagt er zur Vertheidigung des früheren deutſchen Bundes, deren es bedurfte, da über denſelben nie die Amneſtie ausgeſprochen worden — „der in die verhängnißvolle unglückliche Periode des Jahres 1806 und der darauf folgenden Jahre verflochten, hat es nicht erfahren, wie nicht allein der Drang der Zeit, der ſo wie das Ganze auch den Einzelnen traf, ſeine bürgerliche Exiſtenz zu vernichten drohte, und oftmals wirklich vernichtete, ſondern auch das bittere Gefühl des ſchmachvollen Verderbens, das über das Vaterland gekommen, jeden, der nicht in dumpfe Betäubung verſunken, oder deſſen Bruſt nicht Gefühlen der Art verſchloſſen, auf ganz ungewöhnliche Weiſe aufregen mußte!“ Solche ungewöhnliche Aufregungen ſind freilich ſo großen Ereigniſſen gegenüber auch in der Seele eines Romantikers doch nichts als ſpießbürgerliche Empfindungen, ſehr verſchieden von den Regungen in der Seele eines Blücher, Gneiſenau, Scharnhorſt, Lützow, Körner, Frieſen. Vielleicht aber war ein ſo harmloſer Referent gerade für eine Sache gemacht, in der oft noch das ſtrahlendſte Verdienſt um das Vaterland, das angeſichts welthiſtoriſcher Ereigniſſe erworben war, vom Scheine des Verbrechens gereinigt werden mußte. Höchſt komiſch wirkt es jetzt auf uns, wenn wir den gutmüthigen Hofmann Jahn’s Wirken gegen Napoleon faſt mit demſelben milden Liberalismus und derſelben moraliſchen Nachſicht beurteilen ſehen, mit welcher er die ſpäteren, zum Theil gefährlichen Aeußerungen gegen Lieber, namentlich über die von dieſem beabſichtigte Ermordung von Kamptz behandelte und die Jahn’ſche Behauptung, er habe bei der „höchſten Höhe“, nach welcher der Menſch dreiſt blicken dürfe, an die — Kletterſtange auf dem Turnplatze gedacht, ſtillſchweigend gelten laſſen zu wollen ſcheint. Ein energiſcher Charakter würde hier ſcharf geſchieden haben zwiſchen Gut und Böſe, das Gefährliche weniger vertuſcht, das wahre Verdienſt aber nicht blos anerkannt, ſondern viel höher erhoben haben, als hier geſchieht.

Hofmann’s Antrag war darauf gerichtet, Jahn ſofort aus der Unterſuchungshaft zu entlaſſen, da ihn in keinem Falle eine Strafe treffen könne, die ſeine Unterſuchungshaft rechtlich begründe. Man erlangte dies zwar nicht von den eigentlichen Leitern der demagogiſchen Unterſuchungen, doch glaubte wol nicht leicht Jemand an eine ſo lange Haft Jahn’s, wie ſie durch die Unterſuchung wirklich ſtattfand, ſondern wollte ſchon für ſein weiteres Fortkommen ſorgen und ſuchte ihm einträgliche literariſche Arbeiten zuzuwenden. Friedrich Buchholz, der frühere Bewunderer und Lobpreiſer des Kaiſers Napoleon, war jetzt durch die Zeitumſtände den Todfeinden deſſelben genähert, wie er ſich denn namentlich mit Karl Müller befreundet hatte. Ihm ward der Antrag der ruſſiſchen Regierung, zur Geſchichte Peter's des Großen deutſche Hülfsmittel zu ſammeln. Dies ſollte der damals bedrängte Jahn übernehmen und in einem Briefe an Buchholz aus Berlin (wonach er alſo von den Feſtungen wieder nach Berlin zur Haft gebracht zu ſein ſcheint) vom 12. Juni 1820 erklärte er ſich bereit, zu dieſem Zwecke nach Erfurt zu ziehen, da ſeine gegenwärtige geſchäftsfreie und völlig amtloſe Lage ihm hinlängliche Zeit zu einer wiſſenſchaftlichen Arbeit von Umfang und Dauer geſtatte. „Die Jugendgeſchichte eines großen Mannes“ — ſchrieb Jahn — „iſt immer anziehend, und die Erforſchung der Entwickelungsgeſchichte des weitherrſchenden Volkes verdient wol den regen Eifer eines unabhängigen Gelehrten. Da ich jetzt nur mit Vorarbeiten zu meiner künftigen Geſchichtſchreibung des dreißigjährigen Krieges meine Zeit kürze, ſo hoffe ich mit Muße und Muſe das Verlangen der ruſſiſchen Regierung zu erfüllen.“ Ob dieſer ganze Plan nur an Jahn's Abführung nach Kolberg ſcheiterte, die, nachdem die Akten geſchloſſen waren und dem Oberlandesgericht zu Breslau zum Spruch vorlagen, noch im Sommer 1820 erfolgte, oder an andern Gründen, iſt uns unbekannt.

Aus dem Gange der Unterſuchung können wir einige kleine Einzelnheiten mittheilen. Es war Jahn die Frage vorgelegt worden: ob er nicht dahin gearbeitet habe, Deutſchland in Einen Staat zu vereinigen? und welche Form oder Verfaſſung er dieſem Staate habe zutheilen wollen? Seine Antwort hierauf war ungefähr in folgende Worte gefaßt: „Ich bin allerdings der

Meinung, daß eine Zuſammenfaſſung Deutſchlands in Einen Staat für ſein Wohl erſprießlicher ſein würde als ſeine heutige Zerſplitterung; denn ich denke, daß ein deutſcher Kaiſer mehr zu bewirken im Stande ſein würde als ein bloßer Bundestagspräſident. Ich habe mir aber nie den Kopf darüber zerbrechen, welcher unter den verſchiedenen deutſchen Staaten an die Spitze des Ganzen zu ſtellen wäre: ob das etwa unter ihnen insgeſammt Reih' um gehen ſollte, wie in manchen kleinen Städten die Befugniß des Bierbrauens unter ſämmtlichen Bürgern; oder ob dieſe Stellung einem beſtimmten unter ihnen für immer zuzutheilen wäre. Ich würde auch ſehr in Verlegenheit geweſen ſein, wenn ich zum Behufe dieſes letztern Vorſchlages irgend einen Staat hätte empfehlen ſollen; denn unter den ſämmtlichen 39 Staaten des deutſchen Bundes kenne ich keinen einzigen, der im Stande wäre ſich ſelbſt zu regieren, viel weniger einen, der im Stande wäre die übrigen 38 zugleich mit zu regieren."

Jahn pflegte in der Hitze des Geſprächs oft ſehr ſchroffe oder kecke Aeußerungen zu thun die er ſelbſt würde verworfen haben, ſobald es darauf angekommen wäre, ſeine Ueberzeugungen, die Ergebniſſe ruhiger Prüfung, in geordnetem Zuſammenhange darzulegen. In Beziehung darauf, daß man gerade aus ſolchen hingeworfenen Aeußerungen vielen Stoff zur Anklage gegen ihn herauszuſpinnen bemüht geweſen war, berief er ſich zu irgend einer Zeit auf einen Ausſpruch des Kaiſers Tiberius, „der doch nicht eben im Geruche demagogiſcher Umtriebe ſtehe."

29. Jahn auf der Feſtung Kolberg bis zum freiſprechenden Erkenntniß von Frankfurt an der Oder, 1820 bis 1825; ſeine Ueberſiedelung nach Thüringen 1825.

> „Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
> Wer nie die kummervollen Nächte
> Auf ſeinem Lager weinend ſaß,
> Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!“
> Göthe.

Es war, wie geſagt, im Jahre 1820 — für Kolberg ein denkwürdiges Jahr. Der König Friedrich Wilhelm **III.** hatte im Mai deſſelben dieſe Stadt, welche ſich im Jahre 1807 ſo heldenmüthig und treu erwieſen hatte, in welcher der wackere Bürger Joachim Nettelbeck noch am Leben war, zum erſten- und letztenmale mit ſeinem königlichen Beſuche beehrt (Jahn wußte ſich etwas damit, daß die königl. Kabinetsordre über ſeine Abführung nach Kolberg und ſeinen Aufenthalt daſelbſt als Feſtungsgefangenen unter Aufſicht in Kolberg ſelbſt unterzeichnet worden war) — da erblickte man in den Straßen Kolbergs einen Mann von ſonderbarem und ungewöhnlichem Aeußeren. Er trug einen ſchwarzen oder grauen kurzen Rock, hinten an den Schößen ungetheilt, mit kurzem ſtehenden Kragen, mit einer einzigen Reihe von Knöpfen, bis oben hin zugeknöpft; Beinkleider von derſelben Farbe, wie der Rock; hatte weder Halstuch noch Binde um, ſondern ging bloßen Halſes, wie Knaben, mit einem weißen Hemdkragen über den Rock. Sein Gang war feſt und kräftig; ſein Anſehen ernſt und ſtreng. Eine hohe, ſchon etwas gerunzelte Stirn ging aus in eine bis zum Hinterhaupte ſich erſtreckende kahle Platte; aber das hintere und Seitenhaar des Kopfes, ſchon ein wenig in Grau übergehend, hing in langen Locken über die Schultern. Der Blick war durchdringend, aber nicht abſchreckend; ein Bart war nicht nur oberhalb der Oberlippe oder an beiden Backen, ſondern hing weit auf die Bruſt herab. Der begleitende Wärter deutete auf einen Feſtungsgefangenen. Wer konnte das ſein? — Ein Jude konnte es nicht ſein; denn die Geſichtsbildung war durchaus nicht orientaliſch. Zur Feſtung ſandte man ſonſt nur Verbrecher oder Offiziere, welche Zweikämpfe gehabt hatten. Die äußere Erſcheinung bekundete weder das Eine noch das Andere. Was wußte man in der treuen, königlichgeſinnten Stadt damals von Demagogen, überhaupt von politiſch unzufriedenen und unruhigen Köpfen! Kotzebue's Tod hatte man wol aus den Zeitungen erfahren; aber man hatte bei ſeinem Pachter Feldkümmel gelacht und nimmer daran gedacht, daß dieſer Mann für irgend Jemanden der Gegenſtand politiſchen Haſſes bis zur Ermordung ſein konnte.

Die Sache klärte ſich bald auf; man erfuhr, das ſei der Profeſſor der Turnkunſt Herr Dr. Jahn aus Berlin; er ſei ein Demagog, d. h. ein Mann, welcher die ſtudirende Jugend zur Unzufriedenheit gegen die Regierung aufreize.

Indeſſen die Sache klärte ſich auch bald ab. Dem unter Aufſicht geſtellten Manne folgte bald die Familie nach Kolberg, eine ſehr liebenswürdige Frau, Mecklenburgerin von Geburt, und der einzige Knabe im Alter von 5—6 Jahren. Sie bezogen zuſammen eine eigene Wohnung, die äußeren Zeichen der Aufſicht verſchwanden immer mehr, die Behörden hatten wol von ihm das Wort als eines Ehrenmannes, ihnen durch Ueberſchreitung der geſetzlichen Vorſchriften keine Ungelegenheit bereiten zu wollen, es entſtand Verkehr mit angeſehenen und gebildeten Männern, es bildete ſich Familienverkehr, namentlich mit der Familie des verſtorbenen Kaufmanns Ludwig Hentſch, deſſen älteſte Tochter Jahn ſpäterhin als zweite Frau ehelichte, es kamen Bekannte und Fremde von außerhalb, welche das Jahn'ſche Haus beſuchten, kurz, die Familie erfreute ſich jeglicher Achtung, allen Zutrauens und wurde für einen großen Kreis der Mittelpunkt eines geiſtreichen und geſelligen Verkehrs. Ein halbe Meile in der Runde der durch die Erinnerungen der jüngſten Vergangenheit geweihten Stadt durfte der gefangene Profeſſor der ars tornaria ſich frei ohne irgend eine militäriſche oder polizeiliche Begleitung bewegen; ja, es war ihm unverwehrt, eine beträchtliche Strecke weit aufs Meer hinauszufahren, und immer kehrte er wieder zu Frau und Kind und zu den Kolbergern zurück, um den Richterſpruch zu erwarten, der ſeine Unſchuld an den Tag bringen mußte. „Ich halte ihn für einen gerechten Mann", ſagte ſein Hauswirt, ein achtbarer Bürger und Handwerker, über ihn zu Bucher, als er ſich einſt mit einer Beſtellung von Jahn bei dieſem in Köslin einfand.

Den Männern gegenüber war Jahn's Rede derb, ſpruchformartig; es mußte klappen oder reimen. Der Inhalt ſeiner Geſpräche war keineswegs blos er ſelbſt oder ſeine eigenen politiſchen Anſchauungen und Beſtrebungen; derſelbe bewegte ſich vielmehr auf dem Gebiete der Tagesneuigkeiten oder der Zeitungspolitik oder allgemeiner, wiſſenſchaftlicher Fragen, wie es in den Kreiſen gebildeter Männer gewöhnlich iſt. Seine eigene Politik war gewiß auch nicht ſowol ein Poſitives als ein Negatives — das politiſche Zentrum wurzelte bei ihm im Haß gegen Wälſch- oder Franzoſenthum, der Quelle alles von ihm erlebten Volkselends. Ueberall gab er die tiefſte Verehrung gegen den König kund; höchſtens brach, wenn er im trauteſten Kreiſe war, ein verhaltener Argwohn gegen die Behörden hervor, von welchen er ſich ſelbſt beargwohnt glaubte.

Als daher die Franzoſen unter dem Herzog von Angoulême den Zug gegen Spanien unternahmen, um Ferdinand VII. zu reſtituiren, ſtudirte er auf das eifrigſte Geographie und Geſchichte Spaniens und wünſchte den Franzoſen alles nur mögliche Unglück, gerade ſo, wie er im Jahre 1830 nach Berlin ſchrieb: Gegen die dreifarbige Affenſchande müſſe ſich ganz Europa von Liſſabon bis Moskau erheben.

Im Frauenkreiſe war er ſinnig und zuvorkommend, trug oder las gern vor, oft Gedichte, lehrte das Schachſpiel und in den Abendgeſellſchaften des Hauſes war es gewöhnlich dieſes Spiel, welches an mehreren Brettern zu Vieren und zu Zweien alle anweſenden Gäſte, den weiblichen Theil mit eingeſchloſſen, beſchäftigte. Er ſelbſt ging am liebſten von einem Spiel zum andern und half ſchwierige Stellungen in Erwägung nehmen.

An wiſſenſchaftlichen Arbeiten hatte er die rechte Luſt verloren. Der Argwohn war es, welcher ihn drückte und zerknickte, wie er denn nie wieder geworden iſt, was er geweſen war. „Verſchlaf' die Zeit, verlern' das Denken" ſollte ſein neuer Lebensſpruch ſein. Es war eigenthümlich, wie ein Mann ſeiner Art das zeittödtendſte Vergnügen Tag aus Tag ein in der Beſchäftigung mit Tauben finden konnte. Er wurde in Kolberg ein ſogenannter Taubenfaktor im vollſtändigſten Sinne des Wortes; ſeine Taubenflucht wurde bald die größte und ſchönſte am Orte und in der Kunſt, ſeine Tauben nach Größe, Zeichnung und Fluggeſchicklichkeit mit echt deutſchen Namen zu taufen, übertraf ihn Niemand.

An wiſſenſchaftlichen Arbeiten bereitete er auch hier wieder die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges vor. Er hatte Vieles dazu geſammelt; es war ihm gelungen, viele wichtige handſchriftliche Urkunden aus der Zeit des Krieges ſelbſt ſich zu verſchaffen; vieles hatte er ſchon vorgearbeitet, vieles einzelne bereits zuſammengeſtellt, was er theilweiſe Bucher bei einem ſeiner Beſuche in Kolberg vorgelegt hat; und daß er das Ganze mit ſehr eigenthümlichem Geiſte auffaſſen und verarbeiten werde, ließ ſich von ihm nicht anders erwarten.

Jahn wohnte ſich in Kolberg ſo ein, daß er 1822 ſich lebhaft mit Quellenſtudien für pommerſche Geſchichte beſchäftigte, die aber vielleicht doch nur ſeiner Geſchichte des dreißigjährigen Krieges als Hülfsarbeiten dienen ſollten.

Gleichzeitig mit eben dieſer großen Arbeit beſchäftigte er ſich auch angelegentlich mit dem alten Griechenland, wie er aus Kolberg nach Köslin ſchrieb „um nicht in trockener Geſchichtsforſchung zu verknöchern.“ Wir knüpfen hieran ſogleich einige ſeiner theils ſchriftlich theils mündlich gethanen Aeußerungen in Betreff griechiſcher Sprache und Literatur. Was die Geläufigkeit im Leſen der griechiſchen Klaſſiker anlangt, ſo geſtand er im Allgemeinen zu, daß er ſeit vielen Jahren davon ſehr abgekommen ſei; „dem Homer jedoch bin ich immer treu geblieben.“ Und daß er ſelbſt mit der neugriechiſchen Sprache in eine etwas nähere Bekanntſchaft getreten war, äußerte er auf ſeine Weiſe in einem mündlichen Geſpräch ungefähr in folgenden Worten: „Ich habe mich überzeugt, daß das Neugriechiſche, welches die heutigen Griechen reden, den Wortformen nach von der Sprache im Xenophon, Plato oder Thukydides nicht ſtärker — oder nicht einmal ſo ſtark — abweicht als die Sprache der berliner Eckenſteher und Dienſtmädchen von der Sprache Leſſing's oder Göthe's.“

Der Philoſoph Ruge, und Jahn ſaßen zuſammen in Kolberg und Jahn war dem jüngeren Manne gefällig. Als dieſer dann ſpäter durch eine Heirat in Halle ein Gewaltiger geworden war, zeigte ihm Jahn vermittelſt Beſtellungen, die er reiſenden Studenten in Gegenwart namhafter Perſonen an ihn auftrug, wie auch ein altes Männchen auf einem längſt überwundenen Standpunkte ſich noch ſehr unangenehm machen konnte.

Für das Schulweſen zeigte Jahn wenig oder gar keine Theilnahme. Der erſte Unterricht ſeines einzigen Sohnes war in den Händen eines zwölfjährigen Knaben während einer, höchſtens zwei Stunden des Tages und mit vielen Unterbrechungen, da der Knabe ſchwächlich zu ſein ſchien. Höchſtens geißelte er mit ſcharfem Witz, wenn ihm ungehörige Zumuthungen der Lehrer an ihre Schüler zu Ohren kamen. So hatte ihm ein Knabe mitgetheilt, daß er in Form eines Briefes einen deutſchen Aufſatz anzufertigen habe, Empfindungen beim Aufgange der Sonne ausſprechend. Jahn erbot ſich, ihm dabei zu helfen und brachte folgendes köſtliche Briefchen zu Stande, welches der Knabe auch wirklich auf Treu und Glauben dem Lehrer einhändigte:

„Mein lieber Freund! Du forderſt, Dir meine Empfindungen auszuſprechen, welche ich beim Aufgange der Sonne gehabt habe. Offen geſtanden, ich habe bis jetzt noch keine gehabt. Mir iſt dabei zu Muthe geweſen, wie wenn die jungen Damen im Frühjahr zum erſtenmale ins Freie hinauskommen, im Klee herumſpringen und ausrufen: Ach, wie gut hat es doch das junge Vieh! Einen zierbenglichen Juden habe ich übrigens einmal ausrufen hören: Unabgenutzt behält ſie Glanz und Schein, das muß was eps reares von Vergüldung ſein. Dein treuer Freund.“

Aber wie hätte Jahn leben können ohne die Jugend, oder die Jugend ohne Jahn? Schon die Taubenzucht brachte ihn mit derſelben in Verbindung. In dem Maße aber, als er ſich frei in der Umgegend Kolbergs bewegen durfte, hatte er auf ſeinen Spaziergängen zuerſt eine geringere, ſpäter eine größere Anzahl Knaben zu ſeinen Begleitern. Dabei ſahen ſie ihn ſtets ſehr nachdenklich die Höhenzüge beobachten, um zu ergründen, wie weit früher wol die Oſtſee vorgedrungen ſei. Das Meer ſchien ihn überhaupt gar ſehr zu beſchäftigen. Als Bucher's im Sommer 1823 in Kolberg waren, führte er die ganze Geſellſchaft nach dem Hafen. Die Amme, welche noch nie das Meer geſehen, rief: „Ach! das viele Waſſer!“ — und ſetzte nach einer kleinen Pauſe die Frage hinzu: „Kann man das wol ablaſſen?“ — „Ach ja,“ erwiderte Jahn, „man weiß nur nicht, wo man es hinlaſſen ſoll.“

Einſt vereinigten ſich drei ſeiner jungen Freunde; einer ſpielte Guitarre, zwei andere, darunter ein jetziger Superintendent, der ſich ſeiner mit der jugendlichſten Anhänglichkeit erinnert, ſangen, und ſo brachten ſie ihm am Morgen ſeines Geburtstages ein kleines Ständchen. Jahn war ſehr gerührt. Doch ſagte er: das könne ihnen und ihm ſchaden; man werde es ſo auslegen, als würbe er wieder junge Leute an. Und wirklich kam es ſo: wenigſtens verhörte Janke in Köslin den einen der Sänger. —

Im November 1821 wurde Bucher von Neu-Stettin mehr in Jahn's Nähe, nach Köslin verſetzt, und beide traten nun wieder in einen ziemlich lebhaften, zunächſt brieflichen Verkehr. Die an Jahn und von ihm kommenden Briefe wurden jederzeit von den Behörden durchgeſehen und „vorgekoſtet", wie er es nannte. In ſeinen eigenen Briefen benutzte Jahn dieſen Umſtand bisweilen zu allerlei Scherzen, von denen er vorausſetzte, daß ſie jenen amtlichen Leſern mißfällig ſein würden. So namentlich als ſein Hauswirt ihn um Empfehlungen erſuchte für ſeinen Bruder, der in ſeinem Geſchäft (als Kupferſchmied) irgendwo ein Unterkommen ſuchte. Jahn ſtellte dieſem ein günſtiges Zeugniß aus, in welchem unter Anderm vorkam: „Der N. N. iſt von guter Leibes-Konſtitution, aber gar nicht konſtitutionel geſinnt; er hat in ſeinem Leben nicht geturnt; er weiß auch kein Wort davon, daß Kotzebue durch Tinte gelebt hat und durch Sand geſtorben iſt." So ſchrieb Jahn auch, als ihm, dem Gefangenen von Kolberg, die Ehrenaufgabe zugefallen war, der Zierde dieſer Stadt, dem Bürger Joachim Nettelbeck, einen Nekrolog zu widmen, der ganz in ſeiner eigenthümlichen Art abgefaßt war, bei Ueberſendung dieſes Aufſatzes an die Redaktion des „Hamburger Korreſpondenten" am 31. Januar 1824: „Hier ſind jetzt fünf Staatsgefangene von Graudenz angekommen, ſämmtlich in die Hedemann'ſche Geſchichte verwickelt — und verurteilt: einer auf Zeitlebens, zwei auf fünfzehn, zwei auf zehn Jahre. Da hat man doch wol wirkliche Umtrieber, die nicht geturnt und auch nicht meine Vorträge beſucht haben."

Ueber die Verzögerung des breslauer Richterſpruches war Jahn ſehr ungehalten. An Bucher ſchrieb er in der Ungewißheit über ſeine Zukunft: „Ich kann nicht durch den Gerichtsnebel hindurchſehen", an diejenigen aber, denen er die Verzögerung ſchuld gab, ließ er von Zeit zu Zeit Mahnbriefe ergehen. Darauf erhielt er ſeinerſeits einſt eine Ermahnung, ſich zu gedulden, begleitet mit einer Rüge des Tones, in welchem ſeine Eingabe abgefaßt geweſen ſei. Es verging eine längere Zeit, ehe Jahn wieder ſchrieb, dann leitete er ein neues Mahnſchreiben wie er erzählte, mit der Bemerkung ein: er habe nicht blos mehrere Briefſteller zu Rathe gezogen, ſondern auch die Rhetorik des ehemaligen breslauiſchen Profeſſors Fülleborn; da er aber nirgends eine Anweiſung oder ein Muſter habe auffinden können, wie man an einen ſaumſeligen Richter zu ſchreiben habe, ſo bleibe ihm nichts weiter übrig, als nach ſeinem eigenen Ermeſſen zu verfahren. Man erzählt ſich auch, Jahn habe irgend einmal auf eine Eingabe an das Miniſterium ein Reſkript mit der Zurechtweiſung wegen Mangels des pflichtſchuldigen Devotionsſtriches erhalten. Darauf habe er umgehend auf einem beſondern, im Uebrigen unbeſchriebenen Bogen den vermißten Strich eingereicht. Jahn erklärte dies ſelbſt für erfunden, geſtand jedoch zu, daß dieſer Mythus für ihn ſelbſt charakteriſtiſch ſei.

Im Vorwort der 1823 in Glarus bei Cosmus Freuler erſchienenen „Vertheidigungsſchrift für den Doktor der Philoſophie Friedrich Ludwig Jahn", die der berliner Anwalt Schulz zu dem Urteile erſter Inſtanz eingereicht hatte, hieß es:

„Rufſt Du zuweilen in Deinem Mißmuth aus: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! ſo ermanne Dich frommen Sinnes und ſprich: Auch dies iſt nicht vonnöthen, wenn unſer aller Blut und Ungemach nur einſt dem heiligen Vaterlande frommt, dem künftigen Geſchlechte zum ermuthigenden Beiſpiel wird." Die ganze nur zwei Druckbogen ſtarke Vertheidigung ſcheint aber nur ein ſchwacher Nachhall des Hofmann'ſchen Referats, noch dazu ohne deſſen allgemeineren Werth als Aktenſtück für die Geſchichte der Befreiung Deutſchlands von der Fremdherrſchaft.

Wie bekannt war das erſte Urteil, welches im Jahre 1824 erſchien, kein freiſprechendes, Jahn wurde zu zweijähriger Feſtungsſtrafe verurteilt. In Folge ſeiner Appellation wurde die Sache an das Oberlandesgericht zu Frankfurt a. O. verwieſen. So ſehr die nicht erwartete Verurteilung Jahn auch überraſcht hatte, ſo ſehr dieſelbe den Schmerz über den Verluſt ſeiner Gattin milderte, weil ſie die Schmach wol noch ſchwerer getragen hätte — ſo ſehr ſpornte ihn dieſelbe aus der bisherigen Trägheit zu erneuter Thätigkeit an. Er ergriff mit Entſchiedenheit den Gedanken ſeiner Selbſtvertheidigung; nur die rechtliche Seite und die Geſetzesanwendung ward ihm gegeben durch die Mitwirkung eines ſehr tüchtigen Rechtskundigen, des ehemaligen Kriegsrathes, damaligen Stadtſyndikus Haeniſch zu Kolberg.

Die Selbſtvertheidigung wurde begleitet von einer „Urkundenſammlung“. Sie liegt mir vor und enthält neben gnädigen Schreiben fürſtlicher Perſonen auch einen Plan des alten berliner Turnplatzes. Außer den Zeugniſſen hochgeſtellter Herren, welche Jahn zu der Selbſtvertheidigung ausgeſtellt wurden, fehlte es nicht an Zeugniſſen untergeordneter Perſönlichkeiten, welche ſich bemühten, ſein Wohlverhalten zu erweiſen, und unter Anderem legte ein früherer Zuhörer Jahn's, der Inſtrumentenmacher Kiſting zu Berlin, in die Hände von Jahn's Mutter ein zu den Akten gekommenes Zeugniß darüber nieder, daß ihr Sohn ſich in ſeinen Vorleſungen niemals „unanſtändig“ geäußert, und daß er auch ſonſt niemals Bürger „unruhig und ſchwierig“ gemacht habe; dieſes letztere werde ihm jetzt vorgeworfen, allein — wird naiv hinzugeſetzt — der Inſtrumentenmacher wiſſe gar nicht, wie es jetzt in Berlin nur Jemand anfangen ſolle.

„Meine „„eigene Selbſtvertheidigung““ (ſo ſchrieb Jahn an Bucher aus „Colberg, 10. Juli 1824“) hoffe ich in dieſem Monat zu beenden. Den 16ten vorigen Monats bin ich vorläufig vier Jahre hier, und nächſten Margarethen-Tag

(13. Julius) ſind es ſchon fünf Jahre, wo ich auf Befehl des Fürſten Staatskanzlers, nachdem Kamptz einen unmittelbaren Vortrag deshalb gehalten, zur Feſtung abgeführt wurde.

Neulich kriegte ich eine Naſe vom Miniſterium des öffentlichen Unterrichts. Ich ſchrieb unterm 22. Mai und bat um Mittheilung der Abſchrift von einem Aufſatz, den ich im Jahre 1814 bei gedachtem Miniſterium eingereicht — weil ich bei der Beſchlagnahme meiner Papiere um meine eigene Abſchrift gekommen, die demungeachtet aber nicht zu den Verhandlungen gelangt ſei, vermuthlich, weil „„eine gewiſſe Geheime-Ober-Regierungs-Würklichkeit ſich daraus ein Privatarchiv anlegen wollte."" Die Abſchrift erhielt ich übrigens.

Auch in Pommern wird jetzt Briefjagd gehalten, und ſo iſt namentlich beim Rektor zu Körlin Heimſuchung geweſen. Der polziner Rektor Thümmel iſt eingezogen, aber bald losgelaſſen worden, weil man ihn mit ſeinem ſchon verſtorbenen Bruder verwechſelt."

An Profeſſor Bucher in Köslin ſchrieb Jahn auch aus Kolberg, 26. November 1824:

„Von meiner ſechzig Bogen langen „„Selbſtvertheidigung"" mit dem Titelſpruch: Pſalm 129, 2; und dem Vorſpruch aus Zeller's Epiſteln: DI., die ich am 9. October in der Reinſchrift beendet, und ſogleich beim hieſigen Garniſon-Gericht eingereicht habe — — ſollte Ihnen Schmeling (der Sohn eines kolberger Feldwebels) erzählen und mittheilen. Weil aber auf das Gedächtniß unſrer meiſten, zu früh verſchriebenen, jungen Leute ſelten Verlaß iſt, ſo will ich bei dieſer guten Gelegenheit etwas wiederholen. Ich ſchicke Ihnen den Schluß meiner „Selbſtvertheidigung" in meiner eigenen Kladde, wonach die Reinſchrift gefertigt werden. Leſen Sie dieſelbe gefälligſt durch, und übermachen mir dies Mitgetheilte dann wieder durch die nämliche

Gelegenheit. Ich habe nichts dagegen, wenn Sie ſich eine Abſchrift davon beſorgen laſſen. Und damit ſolche Arbeit ſchneller fleckt, trennen Sie nur das Heft auseinander; ich will es mir ſchon wieder heften. Sie haben ja einen Sonnabend, da können drei Hände wol ein ganz ander Werk abſchreiben. — Aber Ihre Meinung darüber müſſen Sie mir nicht verhehlen und vorenthalten.

Wie ſich nun mein Rechtshandel weiter entwickeln wird, weiß ich nicht zu wahrſchauen. Das hieſige Garniſons-Gericht hat gleich am 9. Oktober meine „„Selbſtvertheidigung““ mit der Poſt nach Berlin an die Königliche Immediat-Unterſuchungs-Kommiſſion (von Trützſchler, Kammergerichts-Vicepräſident; von Sydow, Kammergerichts-Rath; Kuhlmeier, Kammergerichts-Rath; von Gerlach, Kammergerichts-Rath) abgeſandt. Von dieſer Kommiſſion gelangt die Selbſtvertheidigung an die Miniſterial-Kommiſſion, wo Kircheiſen, Schuckmann, v. Bülow (ſonſt Oberpräſident zu Magdeburg, Janke's Beſchützer), v. Kamptz, Fürſt v. Wittgenſtein, Albrecht die Sache möglichſt lange hinhalten werden, bis ſie endlich ſämmtliche Verhandlungen an das Ober-Landes-Gericht zu Frankfurt einſenden müſſen, weil des Königs Majeſtät durch Allerhöchſte Kabinets-Ordre beſtimmt haben, daß das Ober-Landes-Gericht zu Frankfurt a. d. O. über alle Umtriebshändel in zweiter Inſtanz erkennen ſoll, und zwar nicht der bloße Kriminal-Senat allein, ſondern das ganze Gericht zuſammen.

Nun Sie ſo viel wiſſen — erfahren Sie vielleicht künftig eher etwas vom Verlauf wie ich, da zwiſchen zwei Ober-Landes-Gerichten, deren Sprengel aneinandergrenzen, häufiger Verkehr ſtattfindet. Leben Sie wohl. Herzlichen Gruß an die Ihrigen.“

Und an ebendenſelben aus Kolberg, 2. Januar 1825:

„In der feſten Vorausſetzung, Ihnen einen Gefallen damit zu thun, wenn ich Sie um eine Gefälligkeit anſpreche, ſchicke ich Ihnen nun das Ganze der Schrift, deren Schluß Ihren

Beifall erlangt hat. Leider kann ich Ihnen für dies Mal nur vierzehn Tage zum Leſen erübrigen. Dann ſind Sie ſo gut, und ſchicken die Handſchrift mit der Mappe und in der Wachsleinwand vernäht:

An den Kaufmann und Stadtrath
Herrn Keibel
zu
Berlin.
(Stralauerſtraße 52.)

Sie brauchen nur einen ledigen Brief dabei zu geben und dürfen ihn nicht frei machen. Keibel iſt mein Freund, ein Mann, der gewiß an hunderttauſend Thaler beſitzt und deſſen Siederei von ſchwarzer Seife eins der einträglichſten Gewerbe betreibt. Er war mit zu Felde, wo er ſich das eiſerne Kreuz verdiente, und gab ſonſt als noch die leipziger Rettungsſchlacht öffentlich bei Siegesfeuern gefeiert werden durfte, das freie Holz zur Flammenſäule.

Der Brief an Keibel iſt für Sie mitgeſchrieben. Verſehen Sie ihn gütigſt mit einem Umſchlag und ſchicken ihn dann gleich mit der erſten Reitpoſt frei nach Berlin. Er ſoll abſichtlich früher kommen, und bei dem Päckchen ſoll kein weiterer Nachweis ſein. Die Schrift, denke ich, ſoll Ihnen Freude machen. Sie iſt zwar keine Rechtsgelehrten-Arbeit, doch iſt ſie geſchichtlich, und ich hätte ſie nicht zu Stande gebracht, wäre ich nicht durch ſtrenge Forſchungen an Gründlichkeit gewöhnt. Und von Seite 123 bis 141 möchte wieder ein Rechtsgelehrter, der nicht zugleich als Geſchichtsforſcher arbeitet, ungeſchrieben laſſen.

Von 89 bis 117 iſt gewiß jedem Gelehrten merkwürdig, der das Deutſche Volksthum mit dabei zur Hand hat. Dann giebt ihm Seite 99 bis 104 ein Beiſpiel von der Durchſicht, die aber wahrſcheinlich erſt nach meinem Tode erſcheinen wird.

Doch vielleicht kehre ich wieder zu meinem Plane früheren

Zeit zurück und ordne ein Volksthum ganz rein, zwar mit geſchichtlichen Belegen, aber ohne eine beſtimmte Abſicht auf irgend ein beſtimmtes Volk — etwa in der Art:

Rechte.

„Es iſt ſchlimm, wenn Einer, der recht thut und was Rechtes verſteht, noch die Rechte kennen ſoll, die das Recht unſicher und ungewiß machen. Der rechtliche Rechtsunerfahrene iſt allemal rechtlos, wenn ihn keine Gerichtsordnung ſichert. Auf eine Freiheit, Vermögen, Ehre und Leben ſchirmende Gerichtsordnung kommt es an. Sonſt mag übrigens nach Moſes, Solon, Juſtinian, Napoleon, A. Landrecht oder nach Jakob wo biſt Du, entſchieden werden.“

Die ?! — aktenmäßige Darſtellung über die Burſchenſchaft iſt von Hrn v. Jakob zu Halle, der über 15 Jahre in Rußland zurückgewildert und ganz verruſſet zurückgekommen.

Wenn Sie ſchreiben ſollten an mich, ſo geben Sie dem Brief gefälligſt den Umſchlag: An den Amtmann Freyſchmidt zu Kolberg.“

1825 ſchrieb Jahn aus Kolberg an Bucher:

„Meine Sache ſteht gut. Nächſtens erwarte ich mein völlig freiſprechendes Erkenntniß. Da habe ich denn gewagt, mich geſtern mit meiner Braut, Emilie Hentſch, des J. C. Hentſch Brudertochter, zum erſtenmale aufbieten zu laſſen, welche die beſte Freundin meiner verſtorbenen Gattin war und ſeit deren Tode bis jetzt meinem Hausweſen vorgeſtanden hat, auch meiner Mutter ſchon vor 4½ Jahren lieb geworden.

Mein Sohn bedarf einer Mutter, meine Mutter ſehnt ſich nach einer Tochter und ich, der ich in der Welt einſiedlern muß, bin wol verpflichtet, ein Band zu knüpfen, was ſich um die Menſchheit ſchlingt.“

Im März 1825 ſchrieb er ihm:

„Die Univerſitäten tauſchen jetzt die Diſſertationen, die Gymnaſien ſollten es auch ſo mit den Programmen machen [geſchieht jetzt]. Hier ſchicke ich Ihnen eins zur Probe, das einigen Werth für die Gelehrtengeſchichte hat. Wollen Sie es Ihrer Gymnaſiums-Bibliothek einverleiben, ſo will ich die früheren Stücke auch beſorgen.

Herz iſt plötzlich am 20. März erkrankt und am 21ten geſtorben, gerade wie er ſich den ſchönſten Hoffnungen hingab, nicht nur bürgerlich verſorgt, ſondern auch häuslich glücklich zu werden.

Am 15ten dieſes hat das Ober-Landes-Gericht zu Frankfurt an der Oder mich völlig freigeſprochen, mit dem Zuſatz, daß wegen des Erduldeten mir eine Entſchädigung zuzubilligen ſei. Die Nachricht iſt sub rosa zu mir gelangt.“

Und dann aus Kolberg, 25. Mai 1825:

„Von Ihrer gütigen Theilnahme feſt überzeugt, da ſolche in der ſchlimmſten Zeit Probe gehalten, theile ich Ihnen eine Nachricht mit, ſo wie ſie mir zugekommen. Vorläufig bleibe ich hier, ohne in meinen geſellſchaftlichen Verhältniſſen etwas zu ändern, und ich werde mich von aller öffentlichen Geſellſchaft gänzlich entfernt halten, auch meinen Umgang nicht erweitern.

Mein Streben geht wo anders hin, in die Nähe öffentlicher Bücherſammlungen und die Nachbarſchaft der Stapelplätze des Buchhandels. In Deutſchland hat mich unter den Strömen immer der Rhein und von den Flüſſen Thüringens Saale angezogen. Zum Wohlſein gebrauche ich eine ſchöne Gegend. Auch die Nieder-Unſtrut, zumal unfern der Sachſenburg. Dort ſind auch Schulen wie Rosleben und Donndorf. Zwar gebraucht ſie mein Arnold in den erſten vier Jahren nicht. Haben Sie Freunde in: Weißenfels, Freiburg, Bitterfeld, Eilenburg u. ſ. w. in den bannfreien Städten? Wittenberg, Torgau, Merſeburg, Zeitz, Naumburg, Halle, Aſchersleben darf ich ja nicht betreten. Um Empfehlungen würde ich dann bitten. Doch hoffe ich Sie vorher noch in Zanow zu ſprechen, oder an einem anderen Ort.“

Und dann:

„In jener Gegend iſt mir Land und Stadt gleich. Die Bibliothek von Wernigerode kenne ich nicht, und Delius [ein rühmlichſt bekannter Alterthumsforſcher, Regierungsdirektor und Archivar] ſcheint mir eine recht undichteriſche Büchermotte, wie ſeine nachgeadelungerte Darſtellung von der Edda.

Auf einige Zeit möchte ich mich auch wol ins Eichsfeld begeben, um Göttingen's Bibliothek nahe zu ſein. Aber auch dort fallen als Wohnorte aus: Mühlhauſen, Nordhauſen und Heiligenſtadt. Von Langenſalza bin in Zweifel. Dingelſtädt iſt frei, aber ein erzpapiſtiſch Neſt.

Reiſe ich von hier, ſo laſſe ich mir einen Paß nach Krähwinkel geben, welches berühmte Dorf im preuß. Sachſen im Strich von Laucha nach Eckartsberga liegt.

Man muß etwas von der Vernunft erwarten, mehr von der öffentlichen Meinung und Alles von der Zeit. Ankämpfen werde ich gegen die Maßregel, aber ſelbſt nur in pugna stataria; meine Freunde mögen es velitarie thun.“

Dieſem oder einem andern Briefe an Bucher aus jener Zeit war von Jahn in Abſchrift die folgende Verfügung des Miniſters v. Schuckmann an die Kommandantur zu Kolberg, welche ſeine perſönlichen Verhältniſſe ſo regelte, wie ſie bis zum Regierungsantritte Friedrich Wilhelm IV. blieben, beigeſchloſſen:

„Nachdem des Königs Majeſtät mittelſt Allerhöchſter Kabinetsordre vom 3ten d. M. in Beziehung auf den dort ſich aufhaltenden Doktor Jahn zu beſtimmen geruht hat:

> daß demſelben in Zukunft der Aufenthalt weder in Berlin und in einem Umkreiſe von zehn Meilen; noch in einer Univerſitäts- und Gymnaſial-Stadt erlaubt werde, und derſelbe da, wo er ſeinen Wohnſitz wählt, unter polizeilicher Aufſicht bleibe, ihm dagegen, ſo lange er dieſe Bedingungen hinſichtlich ſeines Aufenthalts pünktlich

erfüllt und ſo lange ſein Betragen tadellos bleibt, die Penſion von Eintauſend Thalern, die er jetzt bezieht, belaſſen werden ſolle;

ſo erſuche ich die Königliche hochlöbliche Kommandantur ergebenſt, dies dem Dr. Jahn zu Protokoll eröffnen und ihn zugleich zur pünktlichen Folgeleiſtung, ſowie zur Angabe des von ihm gewählten künftigen Aufenthalts auffordern zu laſſen, die darüber aufgenommene Verhandlung mir aber gefälligſt mitzutheilen.

Berlin, den 4. Mai 1825.

Der Miniſter des Innern und der Polizei
(gez.) v. Schuckmann."

Jahn verließ nun Kolberg und wohnte zuerſt in Freiburg, wohin ihm auch noch 1825 ſeine hochbetagte ehrwürdige Mutter, eine echt chriſtliche Predigerwitwe, welche bis dahin in Berlin gelebt hatte, folgte. Er ſchrieb an Bucher aus Freiburg an der Unſtrut am Jahrestage der leipziger Schlacht 1825:

„Mancherlei Blätter haben die Wahl meines neuen Wohnſitzes als Neuigkeit gemeldet und ſo iſt vielleicht auch zu Ihnen die Kunde gekommen. Thüringen hat mich immer ſehr angezogen, als ich dort lebte und es von Jena, Göttingen und Halle durchkreuzte. Mir und den Meinigen gefällt es hier recht wohl und wie ich zu keiner Zeit in keinem Gau über die Leute Beſchwerden zu führen hatte, ſo habe ich auch Zuvorkommen und Annäherung überall wiedergefunden. Jetzt bin ich im Stande, meiner Mutter den Ausgang der Lebenswallfahrt zu erleichtern, und ſie wohnt ſchon ein Vierteljahr bei uns. Der Perſantiſchen Luft durft ich ſie nicht ausſetzen. Neues weiß ich aus dieſer Gegend nicht, als daß auf Veranlaſſung E. hohen Miniſteriums in dieſem Sommer zu Schulpforte gymnaſtiſche Uebungen eingerichtet ſind, ſo die Schüler aber mit einem ſonſt bräuchlichen kürzeren Worte bezeichnen.

In Naumburg ſchleicht auch die Frömmelei, wo ſogar ein

Oberlandesgerichts-Rath, der ſonſt ein wackerer Mann war, den Betheiliger macht.

Clemens Brentano des berliniſchen Hallerklubs Stifter iſt von Rom zurückgekrebſt und treibt in den Rheingegenden mit päbſtlichem Ablaß bei Weibern und Mägdchen ſeine ſcheinheilige Büberei.

Wie ſogar die Franzoſen des aus Weimar gebürtigen Ernſt Zinſerling, der jetzt in Warſchau profeſſiert, Gegenſchrift und Anſchwärzebuch wider Niebuhr, Heeren u. ſ. w. verabſcheuen, werden Sie vielleicht genauer wie ich wiſſen.

In Pforte ſind die Expectanzen aufgehoben. Ungefähr ein Drittel der Schüler mögen Altpreußen ſein. Von den jüngern Lehrern ſind: Prof. Koberſtein aus Pommern, Prof. Neu aus Spandau, Wilibrand aus Mecklenburg, Schulz aus der Mark, Steinhart (deß Vater unter dem Namen Selbiger ſchrieb) aus der Altmark.

Paſſow, der Wörterbuchabfaſſer, iſt noch immer friſch. Es iſt eine Freude, wenn Männer ſich durch Folgerechtheit in Lehre und Leben eine feſte Burg bauen. Sein Freund, mein alter Bekannter Harniſch, ſonſt in Breslau, jetzt Director des Schullehrer-Seminariums in Weißenfels, ſcheint jetzt bis über die Ohren fromm zu ſein. Doch lieſet er Zeitungen und bearbeitet Reiſebeſchreibungen. Er ſieht jetzt ſo eingehutzelt aus, daß einem ehrlichen Kerl das Herz weh thut, wenn er ihn unter dieſer frommen Verpuppung wanken ſieht.“ — — —

„Sie haben hier an der Unſtrut und Saale vermuthlich noch alte Bekannte.

Schreiben Sie an Paſſow, ſo mögen Sie ihm melden, daß Harniſch mich himmelhoch beſchwor, um Alles in der Welt nur nicht in Weißenfels zu bleiben.

Zu Oſtern wird etwas von mir erſcheinen, was ich Ihnen zuſenden werde. Es iſt fertig bis auf den Titel, der dem Werke den Richtkranz aufſetzen ſoll.“

30. Doktor Cortet zu Lyon und die franzöſiſche Ueberſetzung des deutſchen Volksthums (1825).

„Denn wer leugnet es wol, daß hoch ſich das
Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Bruſt mit reineren Pulſen ge-
ſchlagen,
Als ſich der erſte Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menſchen, das
allen gemein ſei,
Von der begeiſternden Freiheit und von der löb-
lichen Gleichheit!
Damals hoffte jeder ſich ſelbſt zu leben; es
ſchien ſich
Aufzulöſen das Band, das viele Länder umſtrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der
Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen dringenden
Tagen
Nach der Hauptſtadt der Welt, die es ſchon ſo
lange geweſen,
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen
verdiente?
Waren nicht jener Männer, der erſten Verkünder
der Botſchaft,
Namen den höchſten gleich, die unter die Sterne
geſetzt ſind?
Wuchs nicht jeglichem Menſchen der Muth und
der Geiſt und die Sprache?“

Göthe.

Die in einem früheren Abſchnitte dieſes Buches bezeichnete eigenthümliche Stellung Jahn's zu Frankreich, das Intereſſe, das man in Frankreich nothwendig an ihm nehmen mußte, bewirkte 1825, alſo in dem Jahre, wo er Kolberg verließ, ſogar, daß in Lyon, welche Stadt ſich auch ſonſt durch eine von Paris unabhängige ernſtere Haltung wol hervorgethan hat, eine Ueberſetzung des Volksthums erſcheinen konnte, das dem Ueberſetzer ein Philhellene gebracht hatte. („Des recherches sur la Nationalité, l'Esprit des peuples allemands, et les Institutions qui seraient en harmonie avec leurs moeurs et leur caractère. Par Fr. L. Jahn, trad. de l'allemand, avec notes; par P. Lortet, docteur en médecine. Lyon, Paris 1825.) Bei Gelegenheit dieſer Ueberſetzung des Dr. Lortet las ein anderer Doktor der Medizin zu Lyon, Hr. Gilibert, der Akademie der „Lettre sur l'Allemagne“, die auch als Druckbogen vor uns liegt. Herr Gilibert glaubte bei Leſung des Volksthums die Stimme Hermann's und Luther's zu vernehmen und Jahn iſt ihm le sage de l'Allemagne, der den Irrthum, daß nach dem Sturze der Frankenherrſchaft ſeine Ideen verwirklicht werden würden, gleich andern Propheten inzwiſchen (auf der Feſtung) ſchwer hat büßen müſſen. Jedoch ſcheint der wohlwollende franzöſiſche Arzt nicht abgeneigt, Jahn's deutſches Volksthum neben das philoſophiſche Syſtem eines Rouſſeau zu ſtellen und der geſammten Menſchheit die Verwirklichung der Gedanken unſeres deutſchen Landsmannes zu übertragen, deren hiſtoriſche Berechtigung für die Zeit unſerer Kämpfe mit Frankreich durch nichts ſchlagender dargethan werden konnte als dadurch, daß das Buch noch ſpät in Frankreich ſelbſt Siege über die Geiſter erfocht. Das Weſen der Contre-Revolution, der in ſich ſelbſt zurückkehrenden Umkehr, liegt hier wie ein gelöſtes Räthſel vor uns.

Der Ueberſetzer des Volksthums kam ein Jahr darauf nach Deutſchland, verweilte in der Univerſitätsſtadt Jena in Geſellſchaft von Oken, Fries und Göttling und zog von da den vielbetretenen deutſchen Studentenweg durch die thüringiſchen Bergſchluchten nach Freiburg zu. Jahn war nicht zu Hauſe, kam aber noch um Mitternacht auf ſein Zimmer, blieb drei bis vier Stunden bei ihm und führte ihn am andern Tage in der Umgegend umher. Von dem Briefe, den Jahn 1840 wegen Thiers an Lortet richtete, wird noch die Rede ſein. Bei der zweiten Sammlung für Jahn ſammelte Lortet für ihn bei einigen in Paris wohnenden Deutſchen. 1844 beſuchte er ihn wieder auf der Rückkehr von einer Reiſe nach Berlin und in den Harz, die er in Begleitung ſeines älteſten Sohnes gemacht hatte, welcher wie unſer Feldmarſchall Leberecht heißt. Vater und Sohn langten zu Fuß bei dem Greiſe an, welcher eben einen Weg wiederherſtellte, der vom Regen eingeſunken war. „Viens dans ta maison!“ redete Jahn den Fremdling an, der einer ſeiner Wohlthäter geworden war. „Il faut au moins que tu dormes une nuit sous ton toit.“ Vater und Sohn blieben zwei Tage, dann gab ihnen Jahn eine Strecke weit das Geleit.

Als der Deutſche und der Franzoſe von einander Abſchied nahmen, wußten ſie nicht, daß man damals auf einem Krater ſtand, deſſen Ausbruch den einen als Volksvertreter nach Paris und den andern nach Frankfurt rufen würde. Doktor Lortet machte ſich auch wirklich als Mitglied der Conſtituante auf den Weg nach Paris, wo er in den denkwürdigen Jahren von 1812 bis 1817, gewiß ein nachdenklicherer Augenzeuge großer Weltbegebenheiten als die meiſten ſeiner Landsleute, ſeine Studien gemacht und von wo er 1824 nach einem vierzehntägigen Aufenthalte ſich nach Deutſchland gerettet hatte, wurde glücklicher Weiſe unterwegs krank, lag drei Monate in Dijon, nahm nach ſeiner Wiederherſtellung ſeinen Abſchied und reiſte ſtatt nach Paris über Darmſtadt, wo die Verwandten ſeiner Frau wohnen, — nach Frankfurt zum alten Jahn. Dort ſaß die treue Seele einſt mit Jahn und einem Hundert anderer Deputirten zu Tiſche, da wandte ſich Jahn zu ſeinen Nachbarn und ſagte: „Sie ſagen, ich ſei ein Franzoſenfreſſer. Sehen Sie, dieſer Freund iſt ein Franzoſe und ich habe ihn noch nicht gefreſſen!“

Der Ueberſetzer des deutſchen Volksthums war noch immer nicht in Paris. J'ai 20 fois fait le projet d'y visiter quelques amis (ſo ſchreibt er an Jahn's Biographen), mais chaque fois que je me mets en route, je me dirige du coté de quelque montagne. Plutôt au Brocken qu'à Paris!“

31. Jahn's „neue Runenblätter“ (1828).

„Wähnteſt Du etwa,
Ich ſollte das Leben haſſen,
In Wüſten fliehen,
Weil nicht alle
Blütenträume reiften?“
Göthe.

Im Jahre 1828 gab Jahn in der Wild'ſchen Buchhandlung zu Naumburg „Neue Runenblätter“ heraus. Sie ſind etwas umfangreicher als die erſten und führen wie dieſe hauptſächlich einzelne Abſchnitte des Volksthums weiter aus, wie denn Jahn auch in die neuen Runenblätter vieles aus den berliner Vorleſungen aufnahm. Die Art des Vortrages iſt wie im Volksthum. Jahn ſchlägt, wie er ſagt, keine Brücken zwiſchen den Gedanken und bricht keine ab.

„Mannigfaltigkeit und Einheit ſind, ſagt er, die Bedingniſſe der Landeswohlfahrt zum menſchlichen Volksleben. Das Land muß ein Spiegel der Erde ſein, eine ſchöne Landſchaft im Großen und eine Welt im Kleinen. Wer erſt einen Paß zur Reiſe ins Ausland mit vieler Schwierigkeit löſen muß, um doch einmal in ſeinem Leben einen Berg zu beſteigen, wird nicht ſehr hoch kommen. Blind, taub und ſinnlos iſt, wer nur vom Hörenſagen kennt: der Auen grünen Teppich, der Matten Blumenſchmelz, des Waldes Laubgewölbe, der Quellen Sprudel, der Aehren blau Gewoge und güldenes Nicken, der Klippen ſchauerliche Klüfte, der Berge Rundſicht und der Wonnethale Siedelei, der Ströme Fluten und den ſteten Wechſel des Meeres in ſeiner ewig dauernden Unermeßlichkeit.“

Manche Bemerkungen, die Jahn diesmal über Deutſchland macht, namentlich die Beiträge zur Geſchichte von Deutſchlands Grenzen, über Land und Meer, beſonders aber die Schilderung der Küſtenbewohner hat ihren ſelbſtändigen, beſonders ethnographiſchen Werth. Was er über große Stärke ſagt, intereſſirt namentlich aus dem Munde dieſes alten Agitators; er ſtellt ſie in Bezug auf Deutſchlands Wehrkraft ſehr hoch, denn ſie haben Menſchenzahl, Wiſſenſchaft und Geld.

32. Jahn's „Merke zum deutſchen Volksthum"
(1833).

„Nicht nächtlich war das Beginnen!
Es iſt vom himmliſchen Lichte entflammt,
Und, eine Sonne, dereinſt es flammt,
Wenn der Prüfung Nächte verrinnen."

In Hildburghauſen erſchien 1833 von Jahn die Schrift „Merke zum deutſchen Volksthum". Gewidmet iſt ſie uns, den Nachkommen der Leute von 1813 und 1815, und datirt aus Kölleda vom Jahrestage des preußiſchen Aufrufs, 1833.

Dieſe Schrift ſollte zeigen, daß ihr Verfaſſer wol älter, aber kälter nicht geworden war. Unheil, Unglück, Schmach, Schande, Elend, Fluch, Verderben, Tod wünſcht er über Jedermann im Volke herab, der vom Auslande das Heil erwartet. Die Vorrede iſt voll ſtarker Polemik gegen das junge Deutſchland. Wiewol dieſe Schrift eine der umfangreichſten von Jahn iſt, bedarf es doch nicht deren ausführlicher Beſprechung, da in ſie hauptſächlich Jahn's berliner Vorleſungen vom Jahre 1817 aufgenommen ſind.

33. Die Denkniſſe eines Deutſchen (1835).

„Nicht ohn' einiges Gottes Geleit, nicht ohne die Obhut
Einer verborgenen Macht ſind ja der Begeiſterung Söhne."
Neubeck.

Im Jahre 1835 erſchienen bei Konrad Glaſer in Schleuſingen „Denkniſſe eines Deutſchen oder Fahrten des Alten im Bart, herausgegeben von Karl Schöppach." Das Büchlein führt uns einige der intereſſanteſten und abenteuerlichſten Erlebniſſe Jahn's vor aus der Zeit von der Niederlage des franzöſiſchen Kaiſers bei Aspern bis zu ſeiner zweiten Entthronung. Es iſt angeblich nach ſeinen Erzählungen niedergeſchrieben, ohne Zweifel aber ganz ſo, wie es im Druck erſchien, von ihm diktirt. Seine Wortforſchungen im Anhange und die unverhüllten Eigenthümlichkeiten ſeines Stils nehmen ſich bei der romanhaften Darſtellung des Buches wunderlich genug aus. Die Schrift kann zwar hier eine beſondere Analyſe nicht finden, weil ſie oben von uns für Jahn's Lebensbeſchreibung ſchon aufs Fleißigſte benutzt wurde, iſt indeſſen als eine trotz mancher Ecken im Ganzen doch angenehme und leichte Lektüre allen denen zu empfehlen, die ſich den Genuß verſchaffen wollen den Jahn'ſchen Genius, dieſe Wunderblume im Doppelſinne des Wortes, ſelbſt zu belauſchen, ohne ſich an der Hand der Geſchichte und Kulturgeſchichte mit den herrlichen Aktenſtücken in den neuen Runenblättern oder mit den verfehlteren ſyſtematiſchen Werken Jahn's bekannt zu machen.

34. Jahn's Leben bis zum Jahre 1841.

„Laß das Ringen nach der Ehre!
Lieber all' dein heißes Streben
In den eignen Buſen kehre,
Und Du lebſt ein ſchön'res Leben.

Ich will nicht länger thöricht haſchen
Nach trüber Fluten hellem Schaum;
Hab aus den Augen mir gewaſchen
Mit Thränen ſcharf den letzten Traum."

Jahn ſuchte ſeit ſeiner Feſtungszeit, geduldig wie ein treuer, von ſeinem Herrn zur Ruhe verwieſener Hund, ſelbſt die Einſamkeit der kleinen thüringiſchen Städte, die er, ſelbſt als er durfte, nicht wieder verließ, nur ſelten und vorſichtig ſich noch aus ſeinem Bau hervorwagend, über den er freilich ſpäter ſein vierfaches F (friſch, frei, froh, fromm) ſetzte. Daß ſo wenig ſeine abſtrakten wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen als ſeine politiſchen einen großen Werth hätten, davon hatte der Alte wol nicht minder eine beſtimmte Ahnung. Hat doch, ſeit der Dichter des Kater Murr als ſein Vertheidiger ſich wie in eine Geheimſprache in ſeine „aus altdeutſcher Wurzel gezogene" Sprache hineingearbeitet und richtig herausgebracht, daß er unter der „Waltloſigkeit", die er bekämpfte, die Anarchie verſtanden, ſich wol ſchwerlich wieder Jemand dieſe Mühe gegeben. Er hatte aus der deutſchen Sprache früher Karthaunen gegoſſen, die er Napoleon an den Kopf ſchleuderte, darum verſtummte er jetzt, da dies nicht mehr nöthig war, mehr und mehr; ſeine Rede, ſein Thun und ſeine ganze Erſcheinung mußte jetzt der Zeit gegenüber in ganz falſchen Verhältniſſen erſcheinen. Ueberall ausgewieſen zu werden, hätte Jahn nicht ertragen, darum träumte er lieber blos vom deutſchen Vaterland — „das ganze Deutſchland ſoll es ſein", ſagt Arndt, — bewirtete die Reichsboten, die ſich in altdeutſchem Rock und Hemdskragen von ſelbſt zuweilen bei ihm einfanden, mit Landwein und ſah ſein theures Bild in den paar grünen thüringiſchen Bergpfaden, die ihm unverwehrt waren. Und die Thüringer kannten ihn, wie er leibte und lebte, ſie nahmen keinen Anſtoß an ſeinem deutſchen Rock und ſeiner deutſchen Rede, und wenn ihn einmal ein Waldbauer für den ewigen Juden hielt, ſo gerieth er darüber keineswegs außer ſich. Um das Jahr 1835 ſoll er noch ſehr häufig nach Jena auf den Turnplatz gekommen ſein; er übernachtete ſtets die erſte Nacht in Kamburg, von wo die Studenten ihn abholen mußten. Er ſoll ſogar einſt die bekannten jenenſer Pariſer um das hölzerne Pferd hergepflanzt haben, damit jeder Burſch bei Lebensgefahr um ſo weiter ſpringen mußte, was ihm viel Verdruß zuzog, weil ein alter Burſch die kühnen Springer, welche über die Pariſer wegſetzten, ohne ſich zu weigern, für „dumme Jungen“ erklärte. Aus früherer Zeit ſchon erzählte man ſich in Jena noch eine boshafte Bemerkung Göthe's, der Jahn mit einem Knaben verglichen haben ſollte, welcher ſich, um noch einmal Lärm zu machen, auf eine Ochſenblaſe ſetze. Auf dem Burgkeller beſtimmte er die Lieder ſelbſt, die geſungen werden ſollten, und vergaß dabei nie Arndt's ſchönes Lied zu Frieſen's Gedächtniß:

Es thront am Elbeſtrande
Die ſtolze Magdeburg.

Jahn bezog eine Penſion von 1000 Thalern, die wir als das Anerkenntniß ſeiner während der Freiheitskriege erworbenen Verdienſte zu betrachten haben. Ohne die Penſion würde es dem Staate ſchwerlich in den Sinn gekommen ſein, ihn in der Wahl ſeines Aufenthaltes noch ferner zu beſchränken und gewiß iſt, daß ihm die Annahme der Penſion verdacht wurde. Er hat auch wirklich in Freiburg und Kölleda nur das kolberger Traumleben fortgeſetzt und nur, wie er es nennt, ein „Briefleben“ geführt. Nun ſchien Jahn freilich durch einzelne Sonderbarkeiten zum Einſiedler wie geboren, aber der Pulsſchlag ſeines Volkes ging durch ſein Herz und die Beſchränkungen ſeines Verkehrs empfand er auf das Lebhafteſte, ja ſie drückten ihn vielfach herunter. Jahn war misliebig, und die Folgen zeigten ſich, wo man es kaum hätte vermuthen ſollen. So hörte z. B. ſein Verkehr mit den größeren Buchhandlungen auf und er ſah ſich auf kleinere ſächſiſche und thüringiſche Buchhändler hingewieſen. Ebenſo ſtellte ſich ein Verkehr mit den kleinen Oppoſitionsblättchen heraus, bei dem eine

Stellung in der Literatur nicht beſtehen konnte. Niemand kümmerte ſich um Jahn, und Zeitungsartikel, die zuweilen über ihn durch die Blätter lieſen, waren wol meiſtens von ihm ſelbſt eingegeben. Bedeutendere Schriftſteller, zum mindeſten das ſogenannte junge Deutſchland, höhnten ihn als Franzoſenfreſſer. Um Cenſurſchwierigkeiten und dergleichen zu umgehen ſoll eine Zeit lang ein ſogenannter Hauslehrer die Verantwortlichkeit für das Meiſte was er ſchrieb übernommen haben. Seine Stellung zum deutſchen Volke war unwahr und durchaus nicht die rechte, ſein Ruf mußte langſam zu Grunde gehen.

Glückte es im Leben alten „Wirkens- und Leidensgenoſſen“, einen guten Wirkungskreis zugleich mit geſicherter Stellung zu erlangen, ſo gedachten ſie wol an den alten Herrn in Thüringen und benachrichtigten ihn davon. Niemand konnte ſie dann herzlicher und neidloſer beglückwünſchen als er. „Geſicherte ehrenvolle Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft (ſchrieb er einem ſolchen, der gewiß noch jetzt als Appellationsgerichtsrath gern zu Jahn's Füßen ſäße, am 18. Januar 1839) iſt eine feſte Burg, die nur von innern Feinden verrathen werden kann.“

Im Jahre 1829 lud Jahn Eduard Burckhardt nach Merſeburg ein. Er ſelbſt fand ſich dort an einem beſtimmten Tage in Begleitung ſeines Schwagers, der ſich zum Militär ſtellen wollte, ein. Jahn blieb einige Tage in Merſeburg und im Gaſthofe fanden ſich einige merſeburger Gymnaſiaſten ein, hauptſächlich der jetzige Dr. Heiner in Leipzig, der Jahn von Freiburg her kennen mochte, wo er her iſt. Bald darauf wurde Jahn, weil er noch immer mit der Jugend verkehre, von Freiburg nach dem unfreundlichen thüringiſchen Städtchen Kölleda verwieſen. Mitten im Winter mußte er ſein liebes Freiburg verlaſſen. Bald darauf kam er mit Genehmigung des Landraths von Kölleda nach Leipzig und diktirte Burckhardt eine Beſchwerde darüber in die Feder, die er den verſammelten ſächſiſchen Provinziallandſtänden einreichte.

Kurze Zeit darauf war Burckhardt gerade in Kölleda bei ihm, als der Landtagsmarſchall erſchien, um ihm gelinde Vorwürfe über ſeine ſteten Zänkereien mit den Behörden zu machen. Jahn antwortete lebhaft und der Landtagsmarſchall ging unbefriedigt von ihm. Nach Burckhardt's Aufzeichnung in der „Didaskalia“ hätte er ſogar nachher jener Eingabe an den Landtag wegen einen mehrmonatlichen Feſtungsarreſt in Erfurt überſtehen müſſen.

Bei all dieſen Anfechtungen war Jahn in ſeinen neupreußiſchen Wohnſitzen Freiburg und Kölleda ſelbſt im Kleinſten auf Preußens Ehre bedacht. Ein ehrlicher altſächſiſcher Subaltern-Beamter zu Kölleda war durch einen „ſchlechten Altpreußen“ um ſeine Stelle gekommen. Da ſollte auf Umwegen durch Trendelenburg möglichſt viel für ihn erreicht werden. Die Gerichte hätten ihn freigeſprochen, Maria Stock könne den Mann mündlich ſchildern und für die öffentliche Meinung ſei es nothwendig, „daß der alte fünfundvierzigjährige Diener ein gutes Jahrgehalt bekommt.“ — Hier gedenken wir beiläufig folgender hübſchen Aeußerung. Hardenberg hatte Jahn einſt gefragt, wie es wol komme, daß die neu annectirten Landestheile ſich ſo ſchwer in unſere Regierung finden. Excellenz, ſagte Jahn, die preußiſche Regierung iſt wie eine flanellene Unterjacke, die man auf bloßem Leibe trägt. Die ſie noch nicht gewohnt ſind, fühlen ſich durch ſie genirt; die ſie immer getragen haben, mögen ſie nie wieder ablegen.

1830 berichteten die Zeitungen: Jahn iſt mit der franzöſiſchen Revolution unzufrieden (die preußiſche Staatszeitung berief ſich deshalb auf ihn) und will einen Krieg gegen Frankreich. Die große Hundswoche nannte der alte Turner die Julitage. In einer eignen Schrift („Bitt' ums Wort eine kleine halbe Stunde mit Arndt und Jahn“, Strasburg 1831) entwickelt ein alter Demagoge, der ſich Herold unterſchreibt: das könne der alte Kämpe nicht geſagt haben, der in Deutſchland einſt „der Freiheit Rennlaufbahn“ eröffnet. Wären Franzoſen ſeine Schüler geweſen, ſo hätte er keine neun Jahre im Gefängniß geſeſſen. — Ueber die damals unruhigen Polen hatte ſchon Bucher in Berlin aus Jahn's Munde die Bemerkung gehört: ihre Sprache zeichne ſich dadurch aus, daß der Hund eines Edelmanns anders deklinirt werde als der Hund eines Bauern, und ihre bildende Kunſt dadurch, daß ſelbſt Chriſtus mit einem Weichſelzopf dargeſtellt werde.

1839, am 7. April, ſchrieb Jahn, nun ſeit Jahren wieder in Freiburg, an einen jetzt verſtorbenen Freund nach Leipzig: „Eigentlich kann es wol keinen Mann geben, der glauben ſollte: Alles ohne Ausnahme müſſe von oben zu unten, von unten nach oben umgekehrt werden. Die Herrn von Bleibe und Rückwärts ſind freilich ſich ſelber am klarſten. Sie wollen ein Schlechtes, was ſich auf ihre eigene ſchlechte Gegenſeitigkeit gründet. Die Freunde der fortſchreitenden Entwickelung ſind durch tauſend Plane in ihrem Wirken durchkreuzt, da jeder ſeinen Pfad für den Richtweg zum Ziele hält. Doch brauchen wir jetzt nicht mehr vor unſern weſtlichen Nachbarn die Flagge zu ſtreichen, die ſich durch ihren ſtraff angezogenen Regierungszügel um den Nachwuchs echter Staatswalter gebracht haben. Der Mangel ſtädtiſcher und ländlicher Gemeindeordnungen, die man ſeit dem Wohlfahrtsausſchuß nicht hat aufkommen laſſen, rächt ſich jetzt, und die ſtarre Alles beherrſchende Verwaltung verſchlingt nun die Kinder der Laune. Für Deutſchland iſt ein bischen Unruhe in Frankreich niemals ein Unglück. Das hält wach und lebendig. Und darum war die zweite Wiederherſtellung der älteren Bourbonen für Deutſchland eine Weißagung eines Rückfalls, wie ich auch 1815 unverholen zu Gneiſenau ausſprach: „„Nun wird lange aus uns nichts.““

An der Einweihung des lützener Guſtav-Adolf-Denkmals nahm Jahn Theil und der Jubel war groß, als der halbverbannte Mann ſich dort öffentlich zeigte. Wie ſehr ihn die Studenten auch feierten, fand doch eine Anſtoß erregende Demonſtration nicht ſtatt, weil Jahn und der geiſtliche Feſtredner, als die bedeutendſten Männer des Tages, ſich treu verbündet hatten und brüderlich in allen Enthuſiasmus und alle Huldigungen theilten. Es war der Biſchof Dräſeke aus Magdeburg, durch deſſen Predigten 1817 die Zugluft des Zeitgeiſtes gezogen war, der durch ſeine hinreißende in kurzen, leicht weithin hörbaren Sätzen gehaltene Rede damals ſeinen letzten großen Triumph feierte und an der Seite des Turnvaters die letzten Früchte ſeiner in Bremen erworbenen Popularität erntete. Nicht leicht möchte man zwei ſo ſpezifiſch geiſtreiche Männer, deren Leben in einer ununterbrochenen erhabenen Begeiſterung ſich erſchöpfte und die auch darin ſich glichen, daß ſie beide ſo ſehr die Gabe der Rede hatten und auf Volksgunſt ſo großen Werth legten, öffentlich nebeneinander geſehen haben.

Aus Jahn's Papieren iſt leider über ſeine Anweſenheit bei dieſer Feier nur wenig zu erſehen. Es beſchränkt ſich darauf, daß er „aus dem Stegreif eine Lanze mit Großmann dem Aeltern" brach, und auf einige Aeußerungen in einem ſpäteren am 16. Julmonds 1846 geſchriebenen Briefe, mit dem er die Einladung einer Turngemeinde beantwortet zu haben ſcheint und der alſo lautet:

„Heute vor 104 Jahren ward der Held geboren, deſſen Wahlſpruch Vorwärts war, was man den Deutſchen nicht genug zurufen kann. Eure Einladung werde ich nicht verſchmähen, weil ich glaube, bei Euch zwangloſer zu herbergen, als in der Nähe des Römer, wo ich vielleicht meine gewohnte Lebensweiſe aufgeben ſollte. Da werdet Ihr mich vielleicht länger behalten können und ſo bald nicht loswerden. Am Feſtorte will ich nicht länger weilen, als das Feſt währt. Die Erregung eines Feſtes bringt leicht eine Ueberreizung und der zurückbleibende Gaſt gleicht dann einem verſpäteten Marktgänger und Meßfremden.

Wenn ich recht vernommen, ſo iſt das Turnfeſt am Ende des Erntemonats. Das wäre mir lieb. Ich möchte die allgemeine Verſammlung der Guſtav-Adolf-Stiftung zu Darmſtadt nicht verſäumen. Für dieſe Sache bin ich lebhaft, bin Mitglied von zwei Vereinen und zweimal Abgeordneter zum Hauptverein des preußiſchen Sachſen geweſen. Für dieſe Sache würke ich nach meinem Vermögen, ſeit Einweihung des lützener Denkmals, wo ich das Feſt-mitfeierte.

Ich habe dort manche Bekanntſchaften gemacht, ſo noch als Freundſchaften fortdauern, namentlich mit Heuſinger (aus Römhild), der die ſchwere Fahne der leipziger Hochſchule trug und jetzt Turnlehrer in Dresden iſt, einer der geachtetſten Turnmänner im Königreich Sachſen, der auch die Uebungen beim waldenburger Turnfeſte als Ordner leitete. Eine Geſchichte muß ich Euch doch vom lützener Feſte erzählen. Der damalige ſtellvertretende Landrath, Graf v. Keller, jetzt preußiſcher Direktor der thüringiſchen Eiſenbahn, warnte die halliſchen Studioſen vor mir."

Einmal in dieſer ganzen Periode rührte ſich Jahn ſtark, nämlich um das eiſerne Kreuz zu erlangen, das er hatte erben ſollen und mit dem er übergangen war. „Schleunigſt“ bat er, ihm daſſelbe zukommen zu laſſen. Die Papiere über dieſen Gegenſtand bilden einen mächtigen Aktenſtoß. Er vertuſchte dieſe Angelegenheit und drohte nur einmal, ſie könne „auskommen“. Man mußte ihm zuletzt eröffnen, daß der König ſelbſt erklärt habe: „Ich halte den Premier-Lieutenant Jahn des eiſernen Kreuzes noch nicht für würdig“, worauf er mit Schmerz und Ergebung verſtummte, um ſpäter wieder anzufragen und noch nicht für würdig befunden zu werden. Inzwiſchen machte er die Feſte der Freiwilligen mit, deren Aufkommen ihn wol zu ſeinen Sturmpetitionen ermuthigt hatte. 1841 ſchrieb Jemand an Jahn aus Stettin, daß die dortigen Freiwilligen jedesmal Körner's Schwert in ihrer Mitte hätten, und ein anderer Theilnehmer, ein hochgeſtellter Beamter, hatte ſchon früher gemeldet, daß man ſich auf dieſen Feſten wenigſtens das

Seinige — denken könne. Jahn wünſchte, daß „jüngere, kräftige Nachfeierer“, nicht blos alte Krieger zugezogen würden, damit ſie ein Bild würden „jener großen Zeit, wo alle Lebensalter vereint waren, die Roſen der Jugend, des Mannes grünende Kraft und der Schnee des Winters“, und er erinnerte daran, daß zu Berlin früher eine Geſellſchaft unter dem Namen „Der ſiebenjährige Krieg“ beſtanden habe, in der zuletzt nur noch das hinfällige Alter zuſammengekommen ſei.

Es war ein feierlicher Moment, den ſpäter ganz Deutſchland durch die Zeitungen mitlebte, als bei dem Feſtmahl in dem Städtchen Freiburg am Geburtstage des neuen Königs von Preußen Friedrich Ludwig Jahn ſich erhob und nach dem Trinkſpruch auf den König nochmals alſo ſprach: „Glückauf! Es ſoll jetzt dem Vaterlande gelten, nicht als Gegenſatz, nur als verſtärkender Ausdruck. — Im Spruche: „„König und Vaterland““ den einſt unſere Landwehr geführt und noch führt, iſt ſicherlich keine Trennung gemeint, nur die vollkommenſte Einheit. — Der König iſt unſers Volkes lebende und webende Fahne, zu der wir in Friede und Freude halten, in Noth und Gefahr, in Kampf und Sieg; aber am Vaterlande hat er auch ſeinen Theil und nicht den geringſten. Mit Innigkeit weihen wir dieſen Augenblick dem Vaterlande, was größer iſt als die Scholle, wo wir geboren; höher als die Stätte, wo wir wohnen; weiter als der Raum unſerer irdiſchen Ruhe — ſo lieb und ſo werth und ſo heilig uns auch dieſe Verhältniſſe ſein dürfen. Vaterland umfaßt das höhere und höchſte alles irdiſchen Lebens und Strebens. In ihm vereinen ſich: die Erinnerung einer großen Vergangenheit, der Genuß freudiger Gegenwart, die Hoffnung ſchöner Entwicklung und der Glaube an deren unvergängliche Dauer. — König und Vaterland hoch!“ —

Wenige Tage ſpäter, am 18. Oktober, ſprach Jahn begeiſterte Worte am Siegesfeuer zu Freiburg:

„Wir alle hier am Feuer Verſammelte, von verſchiedenem Alter, Stand und Geſchlecht, aus mancherlei Gauen unſeres herrlichen Vaterlandes, hegen doch jetzt nur Ein Gefühl, ſind von gleicher Geſinnung beſeelt, gedenken des vergangenen Tages und lauſchen der kommenden Nacht. — Unſer Feuer iſt angezündet als Sinnbild des Geweſenen und des ſich vielleicht bald wieder Ereignenden, als ein Denkfeuer vaterländiſcher Großthaten, als ein Wachtfeuer für die dunkle Zukunft, als ein Leuchtfeuer für unſere getreuen Freunde und Nachbarn, daß wir auf dem Poſten ſtehen, uns nicht in gefährlichen Schlummer wiegen und verſchlafen meuchlings abthun laſſen. Dieſe Flamme, von geringen Stoffen genährt, wie ſie jeder zur Hand hat, ohne künſtliche und köſtliche Bereitſchaft, nicht von Einem geliefert, von Mehrern zuſammengeſteuert, glänze als Morgenſtrahl von Gemeinwillen und Einmuth. — Unvermuthet, urplötzlich, dem Dunkel entlodert, gelte ſie als Wahrzeichen der Begeiſterung, ſo 1813 das Vaterland gerettet und auch wiederum ſchirmen wird, wenn die Weltgewitter erblitzen.“

Unterm 30. Oktober 1840 richtete Jahn folgende Eingabe aus Freiburg an den Unterrichtsminiſter:

„Am 13. Julius 1819 bin ich um meine Freiheit gekommen, und ungeachtet des mich freiſprechenden und auch rechtskräftig gewordenen Erkenntniſſes vom Oberlandesgericht zu Frankfurt an der Oder unterm 25. März 1825 beengen mich noch immer gewiſſe Beſchränkungen.

Sie haben ihren Grund in einer Allerhöchſten Kabinetsordre des hochſeligen Königs. Geſehen und geleſen habe ich ſie nicht, aber gehört und gefühlt.

Nach der Mittheilung des Miniſter v. Schuckmann an den Kommandanten zu Kolberg lautet ſie ungefähr ſo:

> „„daß dem Jahn weder der Aufenthalt in Berlin noch zehn Meilen um Berlin, auch in keiner Univerſitätsſtadt und Gymnaſialſtadt geſtattet werden ſolle.““

Hierüber iſt eine Verhandlung aufgenommen, die ſich noch abſchriftlich beim Garniſongericht zu Kolberg finden muß.

Damals verwaltete die bürgerliche Polizei zu Kolberg der Stadtſyndikus Regierungsrath Häniſch, während der Belagerung von Kolberg Garniſon-Auditeur, gleich groß als gelehrter und als ausübender Rechtsgelehrter.

Der, um ſicher und gewiß zu gehen, fragte beim Miniſterium der Polizei an: ob ich einen Paß zu einer Reiſe über Gymnaſialſtädte bekommen könnte, und erhielt von Sr. Excellenz dem Herrn v. Kamptz die hochamtliche Erklärung „„wie Aufenthalt nur von bleibendem Wohnſitz zu verſtehen ſei.““

Ganz entgegengeſetzt mit dem Sprachgebrauch und geſetzlichen Beſtimmungen nahm aber der Miniſter v. Schuckmann das unſchuldige Wort „„Aufenthalt““, wollte es von jeder Art des Verweilens verſtehen und verbannte mich willkürlich nach Kölleda, wo ich ſieben Jahre verleben mußte. Da erſt gelang es mir wieder, die Erlaubniß zum Wiederhinziehen nach Freiburg zu erlangen. Späterhin haben des hochſeligen Königs Majeſtät mir „„wegen des Umzuges““ zweihundert Thaler bewilligt.

Vorher ließ mich aber noch der Miniſter v. Schuckmann zu einer fiskaliſchen Unterſuchung ziehen wegen meiner Beſchwerde beim Provinzial-Landtag, „„daß er mich von Freiburg noch Kölleda weggemaßregelt.““ Das Oberlandesgericht zu Naumburg gab mir völlig recht in der Sache, nur unrecht in den Ausdrücken, weil ich nicht die Kunſt verſtanden, mich über Beſchwerden zu beſchweren, ohne dem Beſchwerer beſchwerlich zu werden.

Wie ich aber noch das erſte Mal in Freiburg wohnte, mußte ich auf Gebot mir unbekannter Behörden die Ehrenkränkung erleiden, daß namentlich in Schulpforte, Naumburg und Halle die Schüler vor mir gewarnt wurden.

In Pforte, was deutſchen und europäiſchen Ruf auch in den großen Kriegszügen genoſſen, ſoll das ſehr leutſelig geſchehen ſein, glimpflich in Naumburg, plump und pöbelhaft in Halle durch Druck. Ob es ſpäterhin wiederholt worden, weiß ich nicht, ob die Verwarnung ſtändig geworden, etwa wie die Ketzerverfluchung, weiß ich eben ſo wenig.

Grund genug iſt aber für mich vorhanden, um Aufhebung aller dieſer Beſchränkungen nachzuſuchen und bitte daher Ein hohes Miniſterium, ſich um Abhülfe bei des Königs Majeſtät zu verwenden.

Schon bin ich unterm 23. Auguſt beim Miniſterium der Polizei deshalb eingekommen und habe, weil ich ohne allen Beſcheid geblieben, mein Geſuch heute wiederholt, wobei ich nicht die Meldung vergeſſen, daß ich auch die Verwendung Eines hohen Miniſteriums des öffentlichen Unterrichts in Anſpruch zu nehmen mich für verpflichtet hielte.“

Er erhielt dann folgende Regierungs-Verfügung:

„Es gereicht mir zum Vergnügen, Ew. Wohlgeboren auf Ihre Eingabe vom 23. Auguſt d. J. davon in Kenntniß zu ſetzen, daß des Königs Majeſtät auf meinen Antrag geruht haben, die durch die Allerhöchſte Kabinetsordre vom 3. Mai 1825 gegen Sie angeordnete Polizei-Aufſicht und Beſchränkung in der Wahl Ihres Aufenthaltes unterm 23. d. M. wieder aufzuheben, und daß demgemäß heute das Erforderliche an die Regierung zu Merſeburg verfügt wird.

Berlin, am 31. Oktober 1840.

Der Miniſter des Innern und der Polizei.

„v. Rochow.“

Folgende Betrachtung über dieſen Erlaß möge hier Platz finden:

„Hier trifft der Ausſpruch von Tacitus ein, des größeſten Kenners verdorbener Zuſtände: „„Gerüchten muß man Zeit laſſen, wo ſie was Altes werden, denn friſchem Haß ſind Unſchuld und Tugend ſelten gewachſen.““ Jahn (geb. den 11. Auguſt 1778) hat nun vier Zeitalter erlebt, den allmäligen Untergang des frühern

Weſens bis zur jenaer Schlacht, die Ueberziehung und Fremdherrſchaft, den Befreiungskampf, dann eine lange Nacht — und jetzt eine fröhliche Abendſonne. — Was wird er nun thun? Als Doppelgänger wird er wol in Preußens Hauptſtadt nicht ſpuken wollen. Er hat ſich ja ſelber einen buchlichen (literariſchen) Eckenſteher genannt. In den „„Merken zu ſeinem Volksthum““ S. X hat er geſagt: es fehle ihm an Raum zu einem Werke von großem Anlauf. Das wird jetzt erſt verſtändlich. Denn er ſelber hat über ſeine lange Leidensgeſchichte nichts öffentlich verlauten laſſen; ſie möchte leicht ein intereſſanteres Buch als Grävel abgeben. Seine Beſitzung an der Unſtrut, die ihm über Alles theuer geworden, auf einem Platze, der ihm ſchon in den Studentenjahren lieb geworden, und worauf er ſein jetziges Haus mal in einem merkwürdigen Traume 1818 geſehen, wird er höchſt wahrſcheinlich nie wieder verlaſſen. Er wohnt dort, nach ſeiner Meinung „„wie die Schwalbe unter dem Adlerhorſte.““ Gewiß wird er nun mit der letzten Kraft an die Vollendung des deutſchen Volksthums der Ausgabe letzter Hand denken und an ſein angekündigtes „„Mittelgard, oder Forſchungen über den allgemeinen Zuſammenhang der geſammten germaniſchen Welt in der vorchriſtlichen Zeit.““

Von der Saale wurde berichtet:

„Jahn iſt inzwiſchen alt und ein Greis geworden und dürfte wol ſchwerlich ſein Stillleben im ſchönen Unſtrutthale und die reizende Lage ſeines Hauſes mit einem geräuſchvollen Aufenthalt zu vertauſchen geneigt ſein, zumal da der ſchreckliche Brand am 4. Auguſt 1838 ihm Bücher und Handſchriften vernichtet hat, und er nun, wie ein Weiſer des Alterthums, von dem Honigſchatz ſeiner Erfahrung zehrt, wobei ihm ſein noch immer gewaltiges Gedächtniß eine mächtige Unterſtützung gewährt. Doch ſteht ihm nun das Vaterland frei und offen, und er iſt wenigſtens von dieſer Seite bei ſeinen Forſchungen ꝛc. nicht gehindert. — Abermals ein erfreuliches Zeichen der Zeit, wie beargwohntes Verdienſt und verkannte Vaterlandsliebe von einem großherzigen Könige gegen alle Mißdeutungen ſicher geſtellt werden."

Ein andermal hieß es:

„Jahn wird bei ſeinem vorgerückten Alter, wenn auch ungeſchwächten Leibes- und Geiſteskraft, die königliche Huld wenig nützen können, auch ohne beſondere Veranlaſſung ſich nie zu einer Ortsveränderung entſchließen, da er von jeder Wirkſamkeit abgeſchieden, ſich an ſeine eigenthümliche Schöpfung, Haus und Garten auf dem ſchönſten Uferberge der Unſtrut um ſo feſter angeklammert hat. Doch ruht darin ein großer Troſt für alles vaterländiſche Streben" u. ſ. w.

Bald darauf erfolgte dieſes Schreiben:

„Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc. haben dem Premier-Lieutenant a. D. Dr. Friedrich Ludwig Jahn, vormals im von lützow'ſchen Freikorps, jetzigem fünfundzwanzigſten Infanterie-Regiment, das eiſerne Kreuz zweiter Klaſſe verliehen, und ertheilen demſelben über den rechtmäßigen Beſitz dieſer Auszeichnung das gegenwärtige Beglaubigungsſchreiben mit Unſerer eigenen Unterſchrift und beigedrücktem Königlichen Inſiegel.

Charlottenburg, den 7. Dezember 1840.

(L. S.) Friedrich Wilhelm."

Als im Jahre 1840 Thiers wegen des Rheines Preußen bedrohte, ſchrieb Lortet eine Flugſchrift unter dem Titel: „Le Rhin et la Syrie" zu Gunſten des Friedens. Jahn antwortete ihm durch das „Schreiben an einen Freund in Frankreich", das in der Beilage zur „Leipziger Allgemeinen Zeitung" vom 14. Dezember 1840 erſchien.

35. Jahn's Plan zu einer Schrift über die Lützower (ſeit 1841).

„Es haben wohl gerungen die Helden dieſer Friſt."

Wir haben zwei Streitſchriften von Jahn aus der ſpäteren Zeit, beide gegen frühere Freunde gerichtet, weil wir ihnen nur eine untergeordnete Bedeutung zugeſtehen, übergangen. Im Jahre 1841 aber erſchien von ihm folgender Aufruf „An die Lützower", mit dem der nicht ausgeführte ſehr eigenthümliche Gedanke einer Schrift anhob, die bei der hiſtoriſchen Wichtigkeit des Gegenſtandes nicht übergangen werden kann und mit Bezug auf welche Alles Vorliegende ſorgfältig zuſammengeſtellt zu werden verdient:

„Biedere und brave Kameraden.

„„Niemand kann länger Frieden haben, als ſein Nachbar will."" Mit dieſem deutſchen Sprichworte, was den Segen alten Schrotes und Kornes in ſich trägt, beginnt Guſtav Adolf ſeine gedruckte Kundmachung, warum er mit ſeinem Kriegsheere nach Deutſchland übergeſetzt.

Euch kann ich mein Lebens- und Liebeszeichen nicht anders geben und muß rufen: Zur Wehr, der Feind iſt da! Zwar kein Feind, mit dem im Kampfe zu meſſen ſich lohnt, denn er iſt in Allem, was Kriegsweſen betrifft, unwiſſend, in ſeinen Urteilen vorſchnell und vorlaut und gegen ſeine Waffengefährten ungerecht und gewiſſenlos.

Damit iſt gemeint: „„Geſchichte des Lützow'ſchen Freikorps von J. F. G. Eiſelen. Halle, Eduard Anton. 1841."" (X. und 190 S.) Eigentlich iſt dieſe Schrift, die mir erſt jetzt vor Augen und zu Händen gekommen, unbedeutend und keiner Entgegnung werth. Sie giebt weder eine äußere noch innere Geſchichte; weil der Verfaſſer indeſſen (Vorwort, Seite V) praſſelt, er habe die Skizze dieſer Arbeit ſchon im Jahre 1826 in der philomathiſchen

Geſellſchaft zu Breslau vorgeleſen und einige Offiziere, welche von ſeinen Freunden zu dieſer Verleſung eingeladen waren, hätten in ihn gedrungen, ſeinen Aufſatz dem Drucke zu übergeben; ſo darf dies nicht ohne Rüge bleiben.

Freilich muß der fragliche Aufſatz ganz anders von Geſtalt und Gehalt geweſen ſein, wie das in Rede ſtehende Dreizehnbogenbüchlein. Wären dort ſolche Böcke geſchoſſen, ſo hätte jeder Portepée-Fähnrich gemerkt, daß der Profeſſor der Staatswiſſenſchaft vom wahren Kriege keinen Begriff habe.

Doch, da er ſich nun in höhnender Nacktheit, bar und bloß, als Schießmann hingeſtellt; ſo ſollen ihm Geſchoſſe zufliegen aus den Werken hochberühmter Meiſter der Kriegskunſt, ſelbſt aus den Schriften Friedrich's des Großen.

Uebermüthig iſt Eiſelen's Hochfahrt, ſich als Kläger, Zeuge, Richter und ganzes Schwurgericht im eigenen Selbſt zu beſtellen, aber weit größer iſt die verſteckte Abſichtlichkeit, dem Ganzen und dem Einzelnen und gegenſeitig eins anzuhängen. Darum hat er es auch nicht für nöthig geachtet gehörig zu unterſcheiden, wo er als vermeintlicher Augen- und Ohrenzeuge berichtet, wo er ſich als Thatgenoſſe vorkommt, oder was er ferne vom Schauplatz, lange nachher, erſt von Andern vernommen. So ſind denn augenblickliche Beiwachtswitze, ſpäter für Schwatzſäle geſtutzt, fünfundzwanzig Jahre nach Umbildung der lützower Schar dem Drucke übergeben.

Daß Eiſelen Lützow's Grab mit Diſteln und Dornen beſteckt und über deſſen Führerwerth mißurtelt, ohne dazu Fug und Schick in ſeiner Schrift zu bekunden, bleibt Anmaßung ſonder Gleichen. Daß er aber gar ſich vermißt, in der Seele des Sängers von Leier und Schwert ſelbſtmörderiſchen Abſinn zu wahnwitzeln, befleckt den Neunklugen als Mann, als Krieger, als Deutſchen, als Menſchen.

Sollten Lützower Eiſelen's Geluppe geleſen haben und einzelne

Behauptungen widerlegen wollen, ſo bin ich gern zur An- und Aufnahme willig und bereit. Aber jede ſolche Entgegnung bitte ich mir bald aus, kurz und bündig gefaßt, wie die Meldung eines Wehrmanns. Es verſteht ſich, daß jeder, der als Zeuge auftritt, ſich mit Vor- und Zunamen unterſchreibt, mit Angabe ſeiner damaligen und gegenwärtigen Verhältniſſe.

Was er über mich ins Blaue hinein geredet, überlaſſe ich dem Todtengerichte der Nachwelt. Nur wo Thatſächliches entſtellt worden, darf ich nicht ſchweigen.

Was die Zeit ſchon jetzt zu ſagen erlaubt, ſoll geſagt werden. Aber ſo wie jeder Kamerad ſeines Freundes vertrauliche Mittheilung in ſich verſchließt, muß auch jeder Ehrenmann die Geheimniſſe des Vaterlandes heilig halten.

Meine Schrift wird nächſtens bei Robert Frieſe in Leipzig erſcheinen.

Die geehrten Herren Herausgeber öffentlicher Blätter werden erſucht, meinen Gruß an die Lützower aufzunehmen.

Freiburg, den 4. September 1841.

Friedrich Ludwig Jahn

Dr. der Philoſophie, Königl. preuß. Premier-Lieutenant a. D., vormals Führer des 3ten Bataillons v. Lützow, Inhaber des eiſernen Kreuzes zweiter Klaſſe, des St. Wladimir-Ordens vierter Klaſſe Ritter."

Später ſchrieb Jahn an Boyen unter Beifügung des eben abgedruckten „Grußes":

„Veranlaſſung dieſes meines Bittſchreibens giebt die angebliche Geſchichte des lützow'ſchen Freikorps. Verfaſſer iſt Profeſſor der Staatswiſſenſchaften zu Halle, Bruder des Turnlehrers zu Berlin. Wie ſehr er auch auf Wahrheit pocht, um ſo mehr müht er ſich ab, eine ganze große Zeit zu entſtellen, ſie dann als Zerrbild zu zeichnen, als wollte die Welt zum zweitenmale rückläufig werden. So ſchmäht und verhöhnt er alte Waffengefährten, mit denen ſein Bruder in freundſchaftlichen Verhältniſſen geſtanden; ſo mißhandelt er Männer, denen ſein Bruder noch jetzt große Verbindlichkeiten ſchuldet. Doch geht er noch ärger mit den Todten um, die ſich nicht wehren können. Darum habe ich, als Mitſtifter und Werber der Lützower, mich für verpflichtet gehalten, eine Gelegenheit zu geben, daß ein treueres Bild jene Zeit vergegenwärtigen könne. Das bezweckt mein Gruß: „„An die Lützower““, den ich ganz gehorſamſt in einem Druckblatte beilege.

Schon hat er ſo viel gewirkt, daß ich bereits von manchen wackern Kriegsgefährten Mittheilungen bekommen, die nicht unwichtige Aufſchlüſſe gewähren. Doch möchte ich gern meine Erinnerungsſchrift „„Die Lützower““ mit dienſtlichen Berichten belegen, die über:

den Reiterzug aus der Altmark ins Voigtland;
den Ueberfall bei Kitzen — unweit Groß-Görſchen;
den Zug nach Leipzig, Junius 1813;
die Gefechte bei Lauenburg an der Elbe (17. 18. Junius 1813);
das Gefecht am 26. Auguſt, wo Körner fiel;
die Gefechte bei Gudow und Mölln am 4. und 5. Sept.;
das Treffen bei der Görde am 16. September

erſtattet ſind. Auch die darauf erfolgten Antworten und Verfügungen der hohen und höchſten Behörden wären mir wünſchenswerth. So entſinne ich mich nach dem Treffen bei dem Laubwald Görde geleſen zu haben: „„Auch wollen Se. Majeſtät auf das Gedächtniß der gefallenen Leonore Prohaska bedacht ſein.““

Beſäßen die aus dem vormaligen lützow'ſchen Freikorps ganz oder theilweiſe errichteten Truppentheile, als

das 25. Linien-Infanterie-Regiment;
das 6. Ulanen-Regiment;
das 9. Huſaren-Regiment;
die 2. Kompagnie der 6. Artillerie-Brigade;

noch das Verzeichniß und wollten ſolche mir das ganze National abſchreiben laſſen und zuſenden, ſo wäre ich dafür ſehr dankbar.

Nun weiß ich aber freilich nicht: ob in Preußen dergleichen geſetzlich erlaubt iſt, und wenn das auch wol der Fall ſein dürfte, von dem Herkommen und dem Brauch gutgeheißen wird. Unſere Urkundenbewahrer überſchritten häufig das Maß der Geheimhaltung. Der Geſchichtsforſcher Fr. v. R. hat mir geklagt: Ihm wären im Vaterlande über die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges die Quellen verſperrt geblieben, da ihm ſolche in London und Paris unbedenklich eröffnet worden. Andere ſchämen ſich ihrer Fehler nicht, wir ſind ſelbſt mit unſeren Thaten zimpferlich beſcheiden. Kriegsbehörden ſind aber allemal am Peinlichſten und halten Alles lieber unter Riegel und Schlöſſer, weil ſie die Grenze zwiſchen weſentlicher Zurückhaltung und erlaubter Oeffentlichkeit nicht zu ziehen wagen. Sagte doch der Kommandant v. Bülow in Küſtrin zu mir, als ich dort Gefangener war: „„Schiller meint in Wallenſtein's Lager, was nicht verboten, iſt erlaubt; bei mir heißt es aber: was nicht geboten, iſt verboten.““ So habe ich alſo Einem hohen Kriegsminiſterium meine Wünſche in gehorſamſter Bitte vertrauensvoll dargeſtellt und hoffe gewogentliche Gewährung.“

Boyen ertheilte, weil Jahn eine Streitſchrift beabſichtigte, eine abſchlägliche Antwort.

Jahn's Buch ſollte im Wiederabdruck zuerſt den obigen „Gruß: An die Lützower“, dann folgende unbeendete „Meldung“ an ſie enthalten:

„Oft habe ich mich in ſtiller Betrachtung gefragt, wenn jüngere Leute dieſe Zeitlichkeit verließen, die meinem Herzen ſo werth waren: warum mußt du auf der Welt weilen und haſt doch der Freuden ſo wenig, der Leiden ſo viele genoſſen, biſt doch ſo häufig verkannt, verläſtert und verfolgt worden, haſt doch ſo lange Wache gehalten, daß deinem Auge wol die ewige Ruhe zu gönnen wäre. Gingen mir Männer von erprobter Treue und Freundſchaft voraus, ohne Erſatzmänner zurückzulaſſen, ſo beſchlich mich ein Gefühl, als walle ich, der einzig Lebende, unter den Gebliebenen auf einer Walſtatt. Aber dann erhub ſich des Geiſtes Kraft, und ich fühlte die Pflicht, der Heimgegangenen Leben mit einzuleben. Bin ich doch gewürdiget worden, eine große verkannte Zeit, die zwiſchen Untergang und Aufgang des Vaterlandes als Zwielicht dämmert, vertheidigen zu dürfen.

So muß ich auch jetzt unſer Banner ergreifen und hoch halten, was der Aberwitz in den Koth zu treten ſucht.

Vieles wiſſen Viele beſſer als ich, Manches weiß ich ebenſo gut, Einiges aber nur allein. Doch hat es mich nie gedrängt und gerückt, und was ich über ein Menſchenalter bei mir behalten, hätte ich wol noch länger verſchließen können. Ich hatte nicht ſchwer daran zu tragen und die Grabesdecke hätte mich darum nicht belaſtet. Jetzt trete ich indeſſen als Zeuge auf für die Beſtrebungen der Edelſten in unſerm Volke, und das Reden wird Nothwehr und das Schreiben Ritterdienſt.

Mein Gruß an Euch, den ich Euch zuerſt durch die „„„Leipziger Allg. Zeitung“““ zugerufen, hat als Wehrruf aus vielen deutſchen Blättern Deutſchland durchhallt, und Ihr erblickt nun unter der Ueberſchrift „„„Zeugniſſe“““ manche Waffengefährten, die Ihr ſonſt nur als Männer von Leder gekannt, als Herrn der Feder. Als Mitſtifter und Werber der Lützower habe ich mich für verpflichtet gehalten, eine Gelegenheit zu geben, daß ein treueres Bild jene Zeit vergegenwärtigen könne. Ihr ſeht, daß es nicht auf Schnellmalerei angelegt iſt. Doch hat ſich eine wackere Wehrmannſchaft geſchart, ſo wol Aftergeſchichtlern die Pfuſcherei legen wird. Die Geſchichte ſelbſt, will ſie ſich anders würdig bleiben, darf nur treu, ſchmucklos und offen erzählen, unbekümmert um des Neidhart's Lauern. Hier aber, im traulichen Geſpräch, läßt ſich der Blindſchleichen Schlupf beſſer beleuchten.

Der Verunglimpfer hat ſich gar ſicher gewähnt; weil die Todten nicht reden. Um ſo mehr aber hat ſein höhnender Tanz auf den Gräbern die noch Lebenden entrüſtet, und die Stimme des Volkes wider ihn empört. Seine Schrift wäre als Ladenhüter verkrebſt, hätte ſie nicht müſſen vor ein Standrecht gezogen werden. Und das hat ſie durch die böſe Abſicht verwürkt.

In Alt-Griechenland gab es einſt einen unnützen Burſchen, von der Art, die man bei uns heut zu Tage Bummler und Sonnenbrüder nennt. Der wollte gern berühmt werden, ſich einen Namen machen und ſein Gedächtniß ſtiften. Wie das nun anfangen, da Muth und Geiſt ihn im Stich ließen? Er wußte das doch auszudifteln. Nun galt damals der Dianentempel zu Epheſus für eins der ſieben Bauwunder. In einer Nacht ſetzte der Ruhmnarr auf das Rieſenwerk der Kunſt den rothen Hahn. Aber die Griechen thaten ihn in Acht und Bann, verfluchten ſein Gedächtniß und jeden, der ſeinen Namen ausſpräche. So warnt ſein Frevel aus dem Aſchenhaufen jeden Namenſüchtigen, der ſein Herz in der Leidenſchaft Brunſt verkohlt.

Das Aeußere von Begebenheiten, die würkliche Thatſache, das eigentliche Begebniß offenbart ſich aller Augen. Damit iſt aber der Krittel nicht zufrieden, er möchte in das Allerheiligſte der Geiſter und Herzen ſchleichen und die Weltordnung in ihrer geheimen Werkſtatt belauſchen. Weil er aber einen verkehrten Weg eingeſchlagen, den Zweifel als Führer erkoren und durch künſtlichen Nebel und Dampf Sinn und Urteilskraft bethört; ſo dämmert er zwiſchen Schlaf, Wachen und Traum, und hält Erſcheinungen, die ihn nun ſeltſam umgaukeln, für Wahrheit. Das ſchreibt er dann dünkelberauſcht nieder und nennt es Geſchichte.

Dabei faßt ihn die Sucht, Neues, Niegehörtes zu erzählen und dies mit Läuſchchen zu durchmengen, die durch die nothwendige Entſtellung vielfacher Ueberlieferung endlich hausbackene Lügen geworden. Was ſonſt gebührlich als Klatſcherei abgefertigt wird, ſpreizt ſich jetzt als Geſchichte auf.

Der Verfaſſer der angeblichen „„Geſchichte des lützowiſchen Freikorps““ hat wahrſcheinlich mich bei meinem vorgerückten Alter für gedächtnißſchwach gehalten, und gemeint, der Brand meiner Bücher und Handſchriften gäbe ihm Sicherheit, aus dem Verſteck einen Wehrloſen zu beſchießen. Und da hat er wie beim Kriege unter der Erde ſeine Zuflucht zu Stinkkugeln genommen.

Seine Anſchuldigungen gegen mich, die auf Entſtellungen beruhen, will ich hier mit einemmale abthum. Sie ſind ſo, daß ſie zu einer andern Zeit und unter andern Verhältniſſen einer Herausforderung auf Leben und Tod glichen. Nun heißt es aber: „„Wort gegen Wort, und Feder gegen Feder““ — (hier bricht die „Meldung“ ab).

Nach dieſer „Meldung“ ſollten folgen: die eigentliche „Geſchichte“ der Lützower, dann: Zeugniſſe, und endlich: der Lützower Stammbuch. Als Motto hatte Jahn die ganze Strophe aus dem ſchönen Liede „Erneuter Schwur von wegen des heiligen deutſchen Reiches“, welches Max v. Schenckendorf im Juni 1814 an ihn gerichtet, im Nibelungenversmaße aufgeſchrieben, von der wir nur die erſte Zeile geglaubt haben zum Gedächtniß ſeines Planes über dieſen Abſchnitt ſeiner Lebensbeſchreibung aufnehmen zu müſſen. Der Schluß der unbeendeten „Meldung“ an die Lützower ſollte lauten:

„So lebt denn wohl auf tapferes Wiederſehen, ſei es hier unten vor Malperthaus oder oben vor Muspelheim. Und nun aus voller Bruſt: Vorwärts! Marſch!“

36. Beziehungen zum ſpäteren Turnen, beſonders von 1842 bis 1848.

„In meiner abendzeit ich bin
und trage doch jungen leuten
zur junglichen morgenschein.“
Reinmar von Zweter.

Dieſe Worte hat Jahn ſelbſt ſich in ſeinen letzten Lebensjahren gleichſam zum Wahlſpruch genommen, und wie er ſie nicht allein ſeinen Unterſuchungen über „Mittelgart“ als Motto vorſetzen wollte, ſo ſehen wir auch in kleinen Städten noch während ſeiner ſpäteren Lebenszeit eine Zahl jugendlicher Verehrer, ſehr verſchieden, von den früheren Demagogen, ſich um ihn ſcharen, denen er — am liebſten zur Winterszeit und hinter dem warmen Ofen — den „junglichen Morgenſchein“, ſeine begeiſterten Reden vom Vaterlande und von Deutſchlands Einheit vortrug. Namentlich ſcharten ſich ſo die Turner um ihn, und ſo manchen Glückwunſch, den er wie einen Hirtenbrief an ſie abſandte, ſo manche Rede zeigt mit dem lauten und treuherzigen Zuruf: „Gut Heil! gut Heil! gut Heil!“ wie er als Greis noch der Jugend den „junglichen Morgenſchein“ vortrug.

Durch die Kabinetsordre unſeres Königs vom 6. Juni 1842 ſollten die Turnübungen als ein nothwendiger Beſtandtheil der männlichen Erziehung in Anwendung gebracht werden und in der Zirkularverfügung des geiſtlichen Miniſteriums vom 7. Februar 1844 wurden die Vorſchriften angegeben, wonach bei dieſen Uebungen verfahren werden ſollte. So konnte denn der Turnvater wol mit gutem Rechte bei flüchtigen Beſuchen einſt auf einem Turnplatze ſprechen:

„Lieben Freunde! Willkommen und Abſchied begegnen ſich in dieſem Augenblicke. Es iſt die Schuld der Zeit, wenn ich ſie anders richtig erkannt habe. Bis jetzt iſt das Turnen ein zartes

Gewächſe, was Nachfröſte noch nicht ertragen kann. Es verſpricht einſt ein Dauerbaum zu werden, eine Volkseiche. Ich komme mir vor unter Euch, wie der Großvater unter den Enkeln.

Sollte das Turnen noch einmal einen Unfall erleiden, ſo vertraut der Nachwelt, wie ich ihr jederzeit vertraut habe."

Den Turnern von Naumburg überreichte er bei feſtlicher Gelegenheit eine Fahne und hielt eine Rede, die er ſpäter ſinnig auf ein mit dem Bild einer Roſe geziertes Blatt geſchrieben hat. Sie lautet:

„In dieſer verſammelten Menge ſcheint der Abglanz eines ganzen Volkes. Beide Geſchlechter ſind hier. Man ſchauet die Roſen der Jugend, die Fülle der Lebenskraft und den Schnee des Greiſenalters.

Voran ſteht die werdende Gemeinde, ſo kindlich das Höchſte erfaßt und am frühen Lebensmorgen ein echtes Jugendleben beginnen will.

Aus der freudigen Gegenwart ſchweift der Blick in eine ſchönere Zukunft, und die noch lebendige Vergangenheit wirft über Erſtrebniß und Erlebniß eines Menſchenalters ihren Rieſenſchatten.

Dazwiſchen tönt aus alter Wartburgsharfe der Schwanenſang:

In meiner Abendzeit ich bin, und trage doch jungen Leuten gar jünglichen Morgenſchein.

Turner von Naumburg, empfangt mit Wohlwollen, was alte nie geroſtete Liebe Euch darbringt — dieſe Fahne. Sie feſte die Erinnerung des heutigen Tages, vereine Euch zu einer Gemeinde und bleibe ein Zeichen des Einsſein mit geſammter Turnerſchaft. Sie geleite in jeglichem Lenze Euren Auszug, im Herbſte den Heimzug und künftige Fahrten zum Wett-Turnen. Sie ſchmücke Eure Feſte und fehle bei keiner Feier.

Das eben enthüllte und entrollte Banner führt im Schilde das Wappen der Stadt, der Ihr dieſen Turnplatz verdankt. Jeder Biedere verehrt die Wiege des Daſeins und hochachtet die Urſtätte ſeiner Bildung. Zuraunt es Euch den Wahlſpruch des Turnens, iſt umgeben von den Landesfarben und trägt Eichelzweig und Eicheln. Dabei ſollt ihr gedenken: „„Größer als die Stadt iſt der Staat, und die deutſchen Staaten wohnen im Hauſe des Geſammtvaterlandes.““

Mit dieſer Fahne übernehmt Ihr eine große Verpflichtung. Sie reiht Euch an eine würdige Vergangenheit, weiſet Euch Eure Stelle in der Gegenwart, weiht Euch zu Vertretern eines edeln Jungthums, zu Gewährleiſtern der Zukunft. Die Vorfahren rechneten einſt auf das jüngere Geſchlecht. Alt geworden rechnet das nunmehr auf Euch. Wir Alle geben Euch einſt Raum. Des Ruhmes Ehrenbahn ſteht Euch frei und offen.

Bei jeder Gabe muß ein Wunſch ſein. Euch beglücke nach der Kindheit unſchuldiger Nacht ein froher Lebensmorgen, dann ein heller lichter Tag und einſt im Alter ein ſtiller ſanfter Abend!“

Nach Heilbronn ſchrieb Jahn aus Freiburg an der Unſtrut den 28. Julius 1846:

„Den zu Heilbronn verſammelten Turnern ſchicke ich, durch den Turnlehrer Lehmann von Dresden, meinen herzlichen Gruß. Und da ich nicht zu Euch reden kann, ſo ſchreibe ich. Iſt doch ein Brief eigentlich geſchriebenes Sprechen, ſollte es wenigſtens ſein.

An meiner Gegenwart verliert Ihr weiter nichts, als ein lebendiges Zeugniß, wie ein Achtundſechziger noch leibhaft und lebhaft iſt, und mit Geiſt und Herzen im Verein. Meine Rede ſelbſt möchte leicht lauten wie eines erwachten Siebenſchläfers verſchollene Töne. Die noch lebende Vergangenheit würde über Erlebniß und Erſtrebniß eines Menſchenalters ihre Rieſenſchatten werfen.

Euch Allen wünſche ich auf unſchuldige Nacht der Kindheit fröhlichen Morgen der Jugend, dann der Männlichkeit heitern Tag und ſtillen ſanften Abend des Greiſen.

Bei jeder Gabe muß ein Spruch ſein; hier der meine:

„„Wahrhaft und wehrhaft im Wandel,
Ehrlich und wehrlich im Handel,
Rein und ringfertig im Rath,
Tugendhaft, tüchtig zur That,
Keuſch und kühn in der Kunſt,
Unbekümmert um Gunſt.““

Hoch lebe das deutſche Jungthum! Ein Jungthum, ein echtes deutſches Jungthum wollte ich durch die deutſche Turnkunſt erringen. Ich nannte die Turnkunſt deutſch, weil ich ſie an Gemein- und Gemeinde-Leben knüpfte und aus der Mutterſprache meinen Lebensquell tränkte. Mit Herz und Hand: Friedrich Ludwig Jahn, geboren den 11. Auguſt 1778.“

Und an den Turnverein zu Borna aus Freiburg, den 1. Januar 1847:

„Glück zum neuen Jahre dem Turnverein zu Borna, ſowie allen richtigen Turngemeinden und Turnern und dem lieben Geſammtvaterlande.

Uns Allen wünſche ich: bei feſtem Beharren an Licht und Recht der Leutſeligkeit Turnkraft; daß die Nichtturner ſich von uns angezogen, nicht abgeſtoßen fühlen, daß jeder Turner ein Leutheld ſei, doch keiner ein Herrenheld und Heuchler werde.

Dem Vaterlande wünſche ich: ſteten Fortgang auf des Fortſchrittes Ehrenbahn, ſegenreiche Ernte ohne Mißwachs und Mißverſtändniß, Abnahme der Seuche des Aberwitzes und Aberglaubens, friedliche Löſung verwirrter Zeiträthſel, Einigkeit der Staaten, Eintracht zwiſchen Häuptern und Gliedern, ſichere Grenzmarken und Achtung gebietende Stellung wider landgierige Zugreifer — vor Allem aber das Eine — was Noth thut!“

Ein ſchon früher in meinem Jahrbuch für Poeſie und Proſa erſchienenes Gedicht ließ Jahn bei ſeiner Anweſenheit in Gotha am 28. Juni 1849 wieder abdrucken mit der Ueberſchrift: „An die Turner in Gotha.“ Es lautet:

„Wem umſonſt des Geiſtes Funke glüht,
Klage, wenn des Lebens Mai verblüht,
Weine laut, wenn ſeine Locke bleicht,
Und der Lebensgeiſt die Fackel neigt;
Nimmer ſieht auf ſeinem Raſenhügel
Eine Zähre ſtiller Dankbarkeit;
Gleich der Furche in des Meeres Spiegel
Schwindet er dahin im Strom der Zeit.

Aber habt Ihr Saaten ausgeſtreut
In die Furchen der Vergänglichkeit;
Flogt Ihr auf der Jugend Roſenbahn
Raſtlos ſchon zu fernem Ziel hinan;
Habt Ihr Sieggrün-Kränze Euch gewunden: —
Lächelt ruhig in den Strom der Zeit;
Jede Eurer flücht'gen Lebensſtunden
Iſt Euch Bürge für die Ewigkeit."

Auf ſeine eigene Hand hat Jahn von Freiburg aus bis zur Frankfurter Periode und länger durch perſönlichen und ſchriftlichen Verkehr über die Turnplätze eine Art Oberaufſicht geführt. Alles Unziemliche wies er auf ihnen zurecht, tadelte wie wir ſahen die Rohheit, fertigte die ab, die ohne verheiratet oder Geburtshelfer zu ſein, auf eine burſchikoſe Art das Mädchenturnen empfahlen, und trat für das „Fromm" im Turnerwahlſpruch in die Schranken.

37. Jahn's Haus und die öffentlichen Sammlungen für ihn.

„Von der Elbe bis an den Rhein,
Von Weichſel bis an das Ungarland,
Da mögen wol die Beſten ſein,
Die ich in der Weite hab erkannt."

Jahn hatte eine faſt unwiderſtehliche Art, mit Geltendmachung all ſeiner perſönlichen Verdienſte und Beziehungen etwas zu erbitten oder, da er gewöhnlich dabei ſehr ſtolz auftrat, zu fordern. Wir haben Gelegenheit gehabt, dies ſelbſt in Briefen an Privatperſonen wahrzunehmen, die man, wenn ſie eine andere Abſicht verfolgten, bewundern könnte wegen der klugen und an ſich auch würdig gehaltenen Benutzung aller Verhältniſſe. Man konnte Jahn nicht leicht etwas abſchlagen. Soll nun das Fehlerhafte dieſes Charakterzuges nicht verheimlicht werden, ſo gab doch im Verkehr mit Einzelnen ſowol als mit der Geſammtheit ſeine höchſt liebenswürdige faſt zärtliche Weiſe, ſich vielen verbindlich zu zeigen dafür Erſatz. Junge Leute, die ihm ſeine kleinen Aufträge beſorgten, deren er immer gar manche hatte bis zu den auf Bibliotheken zu machenden Auszügen und Abſchriften, verpflegte er in ſeinem Hauſe ſchon wie ſeine Wohlthäter. Wer ſich in ernſtere Angelegenheiten eingeweiht ſah, hatte bei ihm, wie dies bei ſo manchen Menſchen der Fall, von Laune und Eigenſinn durchaus nichts zu fürchten, und wer als wohlmeinend und treu, vielleicht gar zuletzt als dieſkret erfunden wurde, wo andere, die Jahn ſtets milde beurtheilte, es nicht geweſen waren, der wurde in jeder Geſellſchaft, und wäre er auch der jüngſte und unbedeutendſte darin geweſen, mit der auffallendſten Zuvorkommenheit behandelt.

Schon als Jahn ſich in Unterſuchung befand, war in Berlin, jedoch wol nur in engeren Kreiſen, einmal für ſeine Gattin Helene geb. Kolloff geſammelt.

Als Jahn wieder in Freiburg wohnte, brannte, während er einen Beſuch in ſeinem früheren Wohnorte Kölleda machte, 1838 das Haus ab, in dem er zur Miethe wohnte. Um ihn für ſeinen Verluſt an Büchern und Handſchriften zu entſchädigen, wurde eine öffentliche Sammlung in Deutſchland veranſtaltet.

Ueber den Brand und den Anfang der Sammlung giebt ein Brief an Ulrich vom 18. Januar 1839 Auskunft, der um ſo mehr hier ziemlich vollſtändig mitzutheilen iſt, als er auch ſonſt über einige Verhältniſſe Jahn's Aufſchluß giebt und unter anderm einige Angaben über die Lieber'ſche Familie enthält, welche ihm verwandt geworden war und von der einſt ein Mitglied ſeine Unterſuchung veranlaßt hatte:

„Ich ſpuke noch immer in den Köpfen der Herren von Bleibe und von Rückwärts — noch verwichenes Jahr erging die Bitte als Gebot, nicht zum 25jährigen Jubelfeſt der Freiwilligen nach Halle zu reiſen. Es war mir nicht eingefallen.

Mein einziger Sohn hat drei Jahre beim Geſchütz zu Fuß in Erfurt und zwei Jahre beim reit. Geſchütz zu Mühlberg an der Elbe gedient, und iſt jetzt abgegangen, um ſich am Fuße der Hainleite der Landwirtſchaft zu widmen. Man hat ihm ein vortheilhaftes Führungs-Zeugniß gegeben — aber ſonſt zu nichts kommen laſſen. Vier Jahre iſt er Bombardier geweſen und hat nur Kanonierſold bezogen. Auch bei ihm hat die jetzige Friedens-Drillkunſt ſo gut angeſchlagen, ihm den Dienſt zu verleiden.

Von meiner jetzigen Frau, einer gebornen Hentſch aus Kolberg, habe ich eine Tochter, die Emma Linthilde Sieglinde heißt, künftiges Jahr eingeſegnet wird, und mir bald ans Kinn reicht. —

Seit ſechs Jahren habe ich meine Schwiegermutter, eine geborne Lieber, bei mir. Deren Großvater und der Vater des Lieber in der Breitenſtraße waren Brüder.

Adolph iſt nach langjährigem Irrſinn geſtorben. Die beiden alten Lieber's ſind in Züllichau verſchieden. Karſten iſt dort Superintendent, Julius Rektor des Gymnaſiums und Eduard Seidenwirker und Seidenhändler. Das habe ich nur aus ſeltenen Briefen an meine Schwiegermutter erfahren. — Albert Bauer iſt ſeit einigen Jahren Diakonus zu Belzig, und nicht weit von ihm zu Wittbriezen der Schnappsbekämpfer Liebetrut Prediger. Von Franz Lieber weiß ich nur, daß er aus dem freien Neu-England nach dem amerikaniſchen Süden zu den Sklavenhaltern gezogen, wo doch über kurz oder lang die Weißen vertilgt werden. Weißt Du mehr, anders oder beſſer, ſo theile es mir mit. —

In der Nacht vom 4. zum 5. Auguſt verwichenen Jahres [1838] bin ich durch eine ſchreckliche Feuersbrunſt um meine ſämmtliche fahrende Habe gekommen: Hausgeräth, Kleider, Wäſche, Betten, Bücher, Handſchriften. Von den Verlegern meiner Schriften habe ich mir dieſelben wieder betteln müſſen; doch habe ich noch nicht: Denkniſſe u. ſ. w. Schleuſingen bei Glaſer, und die alten und neuen Runenblätter.“

— — — „Der Aufruf in der Leipz. Allg. (Brockhäuſer) Zeitung: „„An Jahn's Freunde!““ iſt ohne Folgen verhallt. Das darf man nicht laut werden laſſen, es würde Machiavelli's Behauptung widerlegen, daß ein Volk dankbarer ſei, als ein Alleinherrſcher. Machiavelli verſtand vielleicht unter Volk nur ſtädtiſche ſtätiſche Gemeinweſen.“

— — — „In Neupzig bei Köthen, aber im Deſſauiſchen, wohnte mein Freund Lippold als Prediger, ein alter B—ſchafter und Schnellwanderer. Ob er noch lebt? Wo ſteckt Wangenheim? Von Schleſiern weiß ich gar nichts. Von Mecklenburgern auch nicht. Ueberhaupt ſcheint die Welt für mich ausgeſtorben zu ſein, und ich ſchreite wie Eckart vor dem wüthenden Heere als Warner.“

Die damalige Sammlung für Jahn muß jedoch ſpäter, wenn die Angabe in dieſem Briefe genau iſt, noch ganz anders in Schwung gekommen ſein. Indeſſen verſäumte er, der eben doch noch mit einem wirklichen wiſſenſchaftlichen Werke, einer Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, beſchäftigt war, den Verluſt nach Kräften zu erſetzen. Sein gutes Gedächtniß ſollte ihm die Stelle der Bücher vertreten; auf ein ſolches kann man ſich zwar jetzt für Geld ſehen laſſen vor dem großen Haufen, in der gelehrten Welt aber reicht es nicht aus.

Damit ſoll nicht geleugnet werden, daß Jahn's Gedächtniß gewaltige Vorräthe von allerlei Kenntniſſen barg. Stellen aus alten Chroniken, Epen und Liedern des Mittelalters und auch der ſpäteren Zeit ſtanden ihm in Menge zu Gebote. Er recitirte ſie gern und that dies in einem ſcharf ſkandirenden Accente mit pathetiſchem Ausdruck. An Beobachtungen und Erfahrungen aus deutſchem Land und Volk, Sitten und Gebräuchen da und dort, mythologiſchen Reſten im Volksglauben, ſeinen Charakteriſtiken der einzelnen Volksſtämme u. ſ. w. trug er einen beneidenswerthen Schatz in ſich, wovon er, wenn er einmal einen darauf eingehenden Hörer fand, mit verſchwenderiſcher Fülle mittheilte. Mit öffentlichen Bibliotheken, deren keine in nächſter Nähe von Freiburg war, ſtand Jahn ſpäter in gar keiner Verbindung mehr, ſei es, daß er ohne beſtimmte wiſſenſchaftliche Zwecke Mühe und Koſten ſcheute, oder daß er zu langſam ſtudirte, um die Bedingungen für die Zuſendung der Bücher einhalten zu können. Der wolfenbüttler Bibliothek aber war er beſonders gewogen. Er wollte ſie zu einer allgemein deutſchen machen, wovon nachher auch in Frankfurt die Rede war, wie denn auch der jetzt in Ruheſtand verſetzte wolfenbüttler Bibliothekar Schönemann in ſeinen 1849 erſchienenen „Hundert Merkwürdigkeiten der Bibliothek zu Wolfenbüttel" noch über die wolfenbüttler Bibliothek als eine deutſche ſpricht. —

Ueber den Ertrag dieſer Sammlung iſt nichts Näheres bekannt geworden. Jahn baute davon ſein Haus, und zwar nach einem eigenthümlichen Plane, ſo daß es nächſt dem Volksthum wol für das auffallendſte Denkmal ſeines Geiſtes gelten kann. Es iſt zu bedauern, daß es nach ſeinem Tode in fremde Hände überging. Jetzt ſteht es bereits zum zweitenmale zum Verkauf.

Jahn hing mit treuer Liebe bis an ſein Lebensende an dieſem Hauſe. „Meine Handſchrift — ſo ſchrieb er am Schluſſe eines Briefes vom 2. April 1844 — wird ſchlecht gerathen ſein, das gute Wetter hat mich zur Arbeit in mein Gärtchen verlockt, auch habe ich dort einen kleinen Nachbau, wo ich Bauherr, Meiſter und Handlanger ſpiele. So ſuche ich in Zurückgezogenheit auszuleben und warte der Blumen, bis ein höherer Beruf erfolgt.“

Jahn's Haus liegt an einem Abhange des Schloßbergs, deſſen Fuß bis in die Stadt Freiburg hineinreicht und mit zwei Reihen von Häuſern beſetzt iſt, durch welche eine allmälig ſich erhebende Straße führt. Da wo der Berg plötzlich ſchroff emporſteigt, auf einem wüſten Platze baute der alte Turner mit ausgeſuchter Keckheit ſeine ſteinerne Wohnung hin. Von der Stadt aus geſehen erſcheint ſie nur als das letzte Haus der Straße, kommt man aber vom jenſeitigen Ufer der Unſtrut her, ſo ſieht man ſie, ſchon von weitem herſchimmernd, ſich ganz unabhängig von dieſer dem Auge darſtellen; denn ſie liegt nicht allein einige Schritte höher als die übrigen Gebäude dieſer äußerſten Straße der Stadt, ſondern iſt auch etwas aus der Reihe derſelben herausgerückt, ſo daß ſie ſich mehr den ſteilen, mächtigen Ufern nähert, in denen ſich die Unſtrut fortbewegt. Dies gibt dem ſchlichten Hauſe ein gar prächtiges Anſehen und bewirkt, daß es weit in das Unſtrutthal hinabſchaut, auf welches den weniger vorgerückten Gebäuden die Ausſicht durch den Schloßberg verſperrt iſt. Und der alte Jahn war immer noch beſchäftigt, die Lage ſeiner Wohnung zu verbeſſern. Bald trug er hier ein Stück des Schloßberges ab, bald dort. Auch hielt er darauf, ſeine beſonderen Wege und Zugänge für ſeine Wohnung zu haben; er hatte ſich daher mit Berg und Thal auf ſeine eigene Fauſt in Verbindung geſetzt, und ſchon konnte man bei ihm ein- und ausgehen, ohne die Stadt zu berühren, ja ohne von ſeinen Stadtnachbarn nur geſehen zu werden. Je nachdem man lieber in der Höhe oder in der Tiefe wanderte, konnte man aus der Gartenthür entweder auf einen ſchmalen Fußweg, der ſich dem Rande des Schloßberges entlangzog, oder auf einen Pfad von ſtufenweiſe gelegten Steinen gelangen, welcher raſch den ſteilen Abhang hinunter, über das ländliche Gehöft einer klappernden Mühle, durch das Thal läuft. Die ſtädtiſche Straße hingegen endigt vor dem Jahn'ſchen Hauſe plötzlich in einem hochgelegenen, von den Winden gefegten, nach allen Seiten hin freien Platz.

Der Garten liegt neben dem Hauſe und ſenkt ſich wie ein Weinberg nach den Ufern der Unſtrut hinab, und zwar faſt in Geſtalt eines Halbkreiſes, ſo daß man Alles, was in ihm vorgeht, von den entgegengeſetzten Bergen überblicken kann. Wer hier den alten Jahn beſchäftigt ſah, (beſchäftigt war er immer, im Winter ſogar mit Schneekehren) der nahm gewiß einen Eindruck von Freiburg mit hinweg. Wenn man von Ferne die Umriſſe ſeiner Rieſengeſtalt erblickte, welche über den Ufern des dunkeln, reißenden Stromes thätig war, ſo ſchien er ganz zu dieſer Umgebung zu gehören und glich einer ruhig wirkenden Naturkraft. Nach der Ueberlieferung hat ſich in der Blütezeit der Burſchenſchaften ein reiſender Student, der ihn hier ſo erblickte, vor Freude und Begeiſterung in die Unſtrut geſtürzt, um an das jenſeitige Ufer zu ihm hinüberzuſchwimmen, aber dabei im Strome, deſſen Wogen eiskalt ſind und ſogar im Sommer nur mit Gefahr zum Baden gebraucht werden können, ſeinen Tod gefunden.

Treten wir nun endlich in das Haus ſelbſt, mit dem bekannten Turnermotto „friſch, frei, fröhlich, fromm“ über der Hausthür. Ein helles, kühles, luftiges Gebäude. Es wird der Länge nach von einer Halle durchzogen, in welche ſämmtliche Zimmer öffnen. Eine Treppe führt hinauf in einen freundlichen Saal, den der Beſitzer erſt ſpäter noch erbaute, weniger, wie es ſchien, zu einem beſtimmten Zwecke, als um in ſeinem Hauſe einen freien Platz von größerem Umfange zu gewinnen, den die Sonnenſtrahlen durch eine Reihe von Fenſtern erfüllen. Gern führte er den Gaſt um die Mittagsſtunde hier herauf und hielt ihm dann während des Auf- und Abgehens geſprächsweiſe eine große politiſche Rede, die ebenſo gut vor Hunderten verſammelter Zuhörer hätte gehalten werden können.

Jahn's Familie beſtand außer ſeiner Gattin und ſeiner Tochter aus dem Sohne, der, zuvor lange Soldat, einen Weinberg bebaute und Kleinſchifffahrt auf der Unſtrut betrieb, einem Schwager, der das Tiſchlerhandwerk gelernt und auch Soldat geweſen war, und aus einigen zu Verwandtſchaft gehörigen ſteinalten Mütterchen. Dieſe ausgedehnte Familie gab ein eigenthümliches Bild, wenn ſie ſich bei Tiſche oder am Kamin um den Hausvater verſammelte, wo ſie Jahr aus Jahr ein aus der Tiefe das dumpfe Brauſen der Wogen vernahm und das Heulen des Windes, der neben dem Hauſe vorbei über Berg und Thal hinſtreicht. Die Männer ſahen mir immer aus wie Geſtalten aus einem Bivouac vom Jahre 1813. Jahn trug den altdeutſchen Rock noch aus Gewohnheit als alter Lützower; das männliche Perſonal ſeiner Familie, der Tiſchler und der Schiffsherr, begnügte ſich, um ſich vom freiburger Bürgerthum zu unterſcheiden, mit einer zwar ſehr einfachen, aber doch modernen ſtudentiſchen Kleidung, und ſtatt des Jahn'ſchen Prophetenbartes mit dem militäriſchen Schnurrbart. —

Die übeln Nachwehen des wohlgemuthen Hausbaues zeigten ſich bald nach deſſen Ausführung. Am 28. November 1840 ſchrieb Jahn an einen preußiſchen Miniſter:

„Ew. Excellenz ſtatte ich meinen innigſten Dank ab für ihre glückliche Vermittelung. Die Königl. Kabinetsordre vom 23. Okt. öffnet mir wieder mein Vaterland, wo ich eigentlich mein Selbſtgefangener war. Künftig darf ich gegen unſere Feinde eher ein Wort reden und brauche nicht zu fürchten, in doppelten Verruf als Heuchler und Schmeichler zu gerathen. Uebrigens können Ew. Excellenz überzeugt ſein, daß ich die hohe Vergünſtigung nicht mißbrauchen werde, um mich an Orten zur Schau zu ſtellen und unnöthiges Aufſehen zu erregen.

Wenn ich Alles vorhergewußt, ſo hätte ich mir nicht die Laſt eines Hauſes aufgeladen, worunter ich jetzt faſt erdrückt werde.

An ſich iſt es eine unbedeutende Sache, nur für mich doch zu viel. Mit einem Worte: Ich habe mich verbaut! Und wenn mich auch meine Baumeiſter durchaus nicht betrogen haben, ſo bin ich doch der gewöhnlichen Täuſchung im Anſatz geringerer Anſchläge unterlegen, und habe die Sache erſt im rechten Lichte erſchauen können, als ich nicht mehr rückwärts konnte und vorwärts mußte.

Ich weiß mir, um aus dieſer Verlegenheit zu kommen, keinen andern Rath, als daß mir von Staatswegen ein Vorſchuß von 1000 Thalern bewilligt würde, ſo daß alljährlich vom 1. Januar 1842 an 100 Thaler abgezogen würden.

Nach menſchlichem Anſehn und nach der Meinung der Aerzte habe ich wol noch zehn Jahre zu leben. Erreiche ich dies Alter, ſo iſt der Staat gedeckt. Sterbe ich wider Verhoffen früher, ſo gewinnt der Staat ja mein Jahrgeld.

Es werden ja manchmal Unternehmern Vorſchüſſe bewilligt, die nicht ſicherer ſind als ich. Erforderlichen Falls könnte ja meine Beſitzung dem Fiskus verpfändet werden.

Verzeihen mir Ew. Excellenz, wenn mein Vorſchlag ungehörig und albern erſcheint. Wer ſich wie ich als Maulwurf in die Grüfte unſeres Alterthums begraben, blinzelt beim Sonnenlichte der Gegenwart. Auch bin ich in den 21 Jahren ſo aus der Welt gekommen, daß ich mir wie ein erwachter Siebenſchläfer erſcheine" u. ſ. w.

Am 12. Oktober 1842 ſchrieb Jahn folgenden Brief an eine hochgeſtellte Perſon in Berlin, den wir als ſchön geſchrieben und für ihn charakteriſtiſch mittheilen, ohne darin eine Aeußerung, die durch die ſpätere öffentliche Sammlung als tadelnswerth erſcheint, zu unterdrücken:

„Nach dem großen Brande, wo ich Bücher und Handſchriften und ſämmtliche Habe verlor, ohne nur etwas verſichert zu haben, mußte ich mit den Meinigen in mehreren Häuſern zerſtreut wohnen. Eine wohnliche Miethe war nicht zu bekommen. Anderswo ſich niederzulaſſen hätte viel Umſtände gemacht. Dazu war die Einwilligung mehrerer Behörden erſt einzuholen, auch fehlten die Mittel zum Umzug, und dann war er auch mit einer 70jährigen Schwiegermutter und einer 80jährigen Muhme nicht räthlich.

Nothgedrungen entſchloß ich mich zur Erwerbung eines Grundſtückes und zum Bau eines eigenen Hauſes. Die Gegend von Freiburg, die bald Dresden, bald Andernach ähnelt, hatte immer viel Reiz für mich gehabt, und war mir als Grabſtätte zeitlichen Glückes noch lieber.

Durchzogen von einem zauberiſchen Faden der älteren, mittleren, neueren und neueſten Geſchichte kann die Mündung der goldenen Aue niemals in Vergeſſenheit ſinken, wenn ſelbſt die Sage verſtummte, ſo das ehrwürdige Landgrafenſchloß mit Sinngrün bekränzt hat. Aus meinem Fenſter erblicke ich die Fluchtſtraße der von Leipzig Entronnenen, mit den Stätten der Nothbrücken, und aus meiner Hausthüre den Wald, der den Anmarſch von York deckte, als er mit ſchwacher Mannſchaft die Fliehenden in eine Heereszeile drängte. So wird meine Beſitzung immer Werth behalten, der ſich noch mehren muß, wenn erſt eine Eiſenbahn Thüringen wegſamer macht. Dennoch möchte ſich auch hier das Sprichwort bewähren: „„Thoren bauen Häuſer, Kluge bewohnen ſie.““

Wol habe ich die Mühſeligkeit geahnet als ich den Bau begann, aber ich konnte vogelfreies Zuſteln nicht länger ertragen, auch mußte ich Beſchäftigung ſuchen und mein Werkzeug war vernichtet. Ich machte mich anſäßig, um nicht mit Heimatloſen und Beſitzloſen vermengt zu werden. Mein eigener Heerd ſollte für meine Geſinnung Geiſel ſein und für meine Grundſätze Bürgſchaft leiſten. Ich wählte die neupreußiſche Landſchaft, ſo noch immer ihren Schlaberndorf erwartet. Dadurch bewies ich der

Menge Vertrauen zur jetzigen Ordnung und Glauben an die Feſtigkeit des gegenwärtigen Beſitzſtandes, weil nach dem Volksglauben kein Storch niſtet, wo Unheil und Umkehr bevorſteht. Zwar iſt die alte Gewohnheit im Erlöſchen, aber die wahre Zuneigung muß erſt gezeugt und geboren werden. Und dazu gehören Vorſteher an den Bildungsanſtalten für Lehrer, ſo die Inſchrift des Landwehrkreuzes im Herzen tragen, und beherzigen, daß der Buchſtabe tödtet, der Geiſt aber lebendig macht. Um ſo mehr habe ich in der Wahl meines Wohnſitzes vaterländiſchen Beruf gefunden, und in der Geltung als „„Stockpreuße““ ruhmvollen Lohn. Ich habe ihn ehrlich, aber ehrenvoll verdient. Denn nie habe ich auf die früheren Herrſcher geſchmäht; was ſie begannen, nicht lieblos gerügt; was ſie unterlaſſen, nicht hart bekrittelt. Nach meinem Glauben, daß Vergangenes der Nothwendigkeit verfallen, wie die Zukunft der Freiheit gehört, und die Zukunft ebenſogut unter dem Walten der Vorſehung ſteht, als das Zugelaſſene des Geſchehenen — habe ich das Aufkommen des Hauſes Zollern betrachtet und ſein beinahe halbtauſendjähriges Steigen. Das begreifen auch die Thüringer, wie ihre Landſchaft, die Inhaberin der Päſſe und Thore, ſonſt nur der franzenvolle Saum eines Staates, jetzt erſt wieder ſeine naturgemäße Bedeutung erlangt, wo ſie den Oſten und Weſten des größten deutſchredenden Reiches vermittelt.

Und ſo hat mich mein Gewiſſen bei Kummer und Sorgen getröſtet, daß ich auch in meiner Zurückgezogenheit immer des Vaterlandes freiwilliger Anwalt geblieben. Ich hoffe aber auch noch Beſſeres und Größeres zu leiſten, wenn mir die Ausführung einer wiſſenſchaftlichen Reiſe durch Deutſchland zur Erforſchung unſeres Alterthums gelingt. Das iſt Ehrenſache für mich, weil ich mich zur Herausgabe eines ſolchen Werkes zu vorſchnell verpflichtet. Nun bin ich aber ein höriger Mann meiner Schulden, Leibeigener meiner Gläubiger, die mich drücken und drängen. Es ſind darunter viele Kleine und Geringe, ſo das ihrige nöthig gebrauchen. Da möchte ich lieber Einem ſchulden, als Vielen, beſſer einem Großen, als einer Menge, der es an unmündigen Reden nicht fehlt. Wiederum möchte ich nicht gern, daß meine Gläubiger von Gerichtswegen aufgerufen würden, zur Feſtſtellung der geſetzlichen Abzüge. Das würde unnöthigen Lärm machen.

Mein einziges Beſtreben geht dahin, auf eine anſtändige Art auszuleben, ohne der werdenden Zeit läſtig zu werden. Freunde wollten ſich meiner öffentlich annehmen. Das habe ich verbeten und verboten.

Es widert mich an ein Schriftſteller von Handwerk zu ſein und ein täglicher Ausrufer in öffentlichen Blättern. Glaube ich eines zeitgemäßen Wortes mächtig zu ſein, ſo rede und ſchreibe ich, wie in dem gedruckten Brief, der an den ausübenden Arzt Dr. Lortet zu Lyon, den franzöſiſchen Ueberſetzer meiner Schriften gerichtet, in der leipziger „„Deutſchen Allgemeinen Zeitung““ erſchienen iſt.“

Zu Anfang des Jahres 1843 machte der göttinger Hauptverein zu Leipzig bekannt: es wäre ein Ueberſchuß von über 2000 Thalern von dem für die Sieben geſammelten Gelde vorhanden, man frage, was damit gemacht werden ſolle. Jahn wünſchte dies Geld zu leihen, erreichte indeſſen ſeinen Zweck hier ſo wenig, als durch die vorher mitgetheilten Briefe. Seine Turner aber halfen ihm, die Jugend, die „enfanterie“ rettete ihn.

So kam ſpäter eine neue Sammlung für Jahn in Gang, die er durch namhafte ältere Freunde ſehr ſchlau eingefädelt hatte und rege erhielt. Jahn war damals der Mann des Tages, er führte eine ausgebreitete Korreſpondenz, die er gemüthlich benutzte, um gar manche alte Beziehung wieder aufzufriſchen, wie er denn z. B. an Ulrich nach Königsberg ſchrieb: „Iſt der Brigadier der Gensdarmerie zu Königsberg, v. Schmehling, der breslauer Turnfreund? Verfaſſer von: Turnen und Landwehr? Dieſer Schmehling war mit einer Mecklenburgerin, meiner Baſe, einer gebornen Jahn, verheiratet, die unſer Geſchlechtswappen recht gut kennt, womit ich dieſen Brief zuſiegle“ u. ſ. w.

Am 21. Januar 1844 erſchien folgendes Gedicht von einem 15jährigen Turner, W. B., in der frankfurter „Didaskalia“, das damals nach der Melodie „Denkſt Du daran, mein tapfrer Lagienka?“ geſungen ſein mag:

Kennt Ihr ihn noch, den greiſen Freiheitskrieger,
Der, wie ein Nordlandsrecke, hoch und ſtark,
Das Banner vortrug, da der fränk'ſche Sieger
In Feſſeln ſchlug des Vaterlandes Mark?
Er trug das Banner vor der deutſchen Jugend,
Da ſie ſich frei und kühn auf's neu erhob,
Er trug das Banner vor der Kraft und Tugend,
Jahn ſprach und focht — des Korſen Macht zerſtob!

Kennt Ihr ihn noch, ihn, der zu allen Zeiten
Nur Deutſchlands Recht und Deutſchlands Wohl bedacht,
Der Euch, fürs Vaterland einſt ſtark zu ſtreiten,
Auf ſeinem Turnplatz hart und treu gemacht?
Begeiſtert hat er einſt ſein Schwert geſchwungen
Im heil'gen Krieg, voran der deutſchen Schar,
Begeiſtert iſt ins Volk ſein Wort gedrungen,
Jahn ſprach und focht — neu ſchwang ſich Deutſchlands Aar.

Ihr kennt ihn nicht mehr! nur der hohle Flitter
Der Gegenwart mag Deutſchlands Aug' erfreu'n;
Es weiß nichts mehr von jenem Ungewitter,
Das ſiegreich Jahn beſchwor mit mächt'gem Dräu'n;
Dem Blitzen ferner Waffen lauſcht es trunken,
Es ſendet Schiffe weit zu China's Port:
Sein eignes Wohl und Wehe liegt verſunken
Und ſchlummert dumpf — ein Nibelungenhort.

Ob in dem ſchweren Kampfe mit dem Leben
Ein großes Herz auch unterliegt und bricht,
Dem kleine Hülfe Rettung ſonſt gegeben,
Verzweifelnd bricht — Deutſchland, das hörſt du nicht!

Kein Mund vermag die Ruheſtatt zu ſagen,
Kein Auge weint, wo ſeine Hülle ruht:
Mag ſpät ein Denkmal mächtig kündend ragen,
Erkaltet iſt das Herz, das einſt voll Glut.

Dort in des ſchönen Sachſenlandes Gauen,
Wo ſich die Unſtrut Bahn durch Felſen bricht,
Dort ſchaut er weit hinaus in blüh'nde Auen,
Der greiſe Aar auf ſeinem Horſt von Licht;
Dort ſchaut er weit hinaus auf ſeine Hügel,
Auf grüne Fluren, auf den Silberſtrom,
Dort ſaugt er noch, erlahmte gleich ſein Flügel,
Die Freiheitsluft am hohen Himmelsdom.

O deutſche Jugend, willſt Du Deinen Meiſter
Im Staub der Erde ſchmachvoll untergeh'n,
Den Herrſcher ihn im lichten Reich der Geiſter,
Willſt Du erdrückt von Gram ihn ſterben ſeh'n?
O gieb ihm wieder ſeine Bergeslüfte,
Gieb ihm den Blick ins reine Aetherblau,
Gieb ihm zurück des Lenzes Opferdüfte:
Sie gelten mehr, als einſt ein ehr'ner Bau!

Von dem Erfolge der Sammlung theilen wir in der zweiten Abtheilung unſres Buches die wichtigſten Aktenſtücke mit und ſo ſei hier nur bemerkt, daß ungleich mehr als Jahn gewünſcht erreicht wurde.

Dieſer wurde wegen der Sammlung von einem bekannten Schriftſteller, der in Naumburg lebte und Jahn früher näher geſtanden haben ſoll, angegriffen. Wirklich iſt in der Art, wie Jahn ſelbſt bei der Sache hinter den Kouliſſen ſtand, während er ſogar behauptete: er wiſſe nicht, wie die Blätter dahinter gekommen ſeien, daß er in Geldverlegenheit ſei, viel Tadelnswerthes. Indeſſen die Sammlung ſelbſt an und für ſich war nichts weniger als tadelnswerth, und man wird das damalige Urteil mit gutem Gewiſſen gerade dahin umkehren dürfen: daß, abgeſehen von den unbedingt vortrefflichen Sammlungen, welche wirklichen Vertretern der Wiſſenſchaft, wie den Göttingern und H. Hoffmann zu Gute kamen, die übrigen Sammlungen, eingegeben meiſt vom bloßen

Oppoſitionsgeiſte gegen die Regierung, der begierig nach jedem Strohhälmchen griff, ſämmtlich Männern zufielen, mit denen jemals ſympathiſirt zu haben unſer Volk in ſpäterer Verwirrung ſchon hat büßen müſſen, daß dagegen für die Jahn erzeigten Wohlthaten der Segen des Greiſes, der die lützow'ſche Freiſchar mitbegründet hatte und der in den von ihm neubegründeten körperlichen Uebungen fortlebt, dauernd auf ihm ruhen wird.

---

38. Jahn ſeit 1812.

„„Ein Morgen ſoll noch kommen,““ ſang der verewigte Dichter. Wohl jedem, der den Morgen geahnt hat!

Meine Stimme mag leicht lauten, wie des erblindeten Harfners Klang.

Als Kind habe ich mich zu den Alten gehalten, als Greis zu der Jugend. So iſt meiner Jahre Zahl groß geworden, wenn auch nicht über der Sterblichen Maß, und das Alter, was in Abgeſtorbenheit dem Grabe zuwelkt, hat mich nicht beſchlichen.

Mit den Alten habe ich vonjeher gelebt, den lebenden und den redenden Todten. Ich habe aber eine andere Zeit geahnet, und mich als Wirkensgenoß derſelben betrachtet. Denn an ein tauſendjähriges Reich habe ich nie geglaubt, was Schlaraffenlands Geiſtliche entdeckt."

Jahn.

Jahn, deſſen eigene Reime wenigſtens immer einen ſcharf ausgeprägten Charakter trugen (ſie entſprachen ſeiner Art, beim Leſen ſcharf zu ſkandiren), behielt die politiſche Poeſie ſein Leben lang im Auge. Einſt ſchrieb er im Namen des freiburger Geſangvereins, für den er ſich ſehr intereſſirte, an Arndt:

„Wir haben heute das Stiftungsfeſt unſers Geſangvereins gefeiert, und einfach und ſchlicht, mit Geſang, Mahl, Rede und Tanz. „„Was iſt des Deutſchen Vaterland?““ durfte nicht fehlen. Und wenn wir dieſes dem hochgefeierten Sänger des Liedes melden, ſo iſt es Stimme aus dem Volke. Wir ſind keine künſtliche Künſtler, dem Gewerbe nach Handwerker und größtentheils Wehrmänner. Faſt alle ſind wir auf vaterländiſcher Wanderſchaft geweſen, in verſchiedenen Gauen. Was wir nicht in der Schule gelernt haben, haben wir erwandert und wollen es mit Gottes Hülfe im Leben bewähren.

Wir glauben nicht an ein tauſendjähriges Reich des Schlaraffenlebens, das ohne Zuthun, ohne Mühe und Arbeit, wie ein Pilz hervorſchießt.

Wir vertrauen aber der Nachwelt, wie die uns vertraut hat.“

Auch brachte Jahn, der im Heere den Geſang gepflegt hatte, bei einem Geſangfeſte folgenden Trinkſpruch aus:

„Der wahre Volksdichter ſchafft aus dem ſtillen Innerſten des Gemüthes, dem ſtummen Selbſtbewußtſein des Volkes verleiht er Sprache. Mit einem Leib bekleiden Worte das Lied. Aber erſt der Geſang haucht ihm die unſterbliche Seele ein.

Des Dichters Begeiſterung weckt die Mitbegeiſterung und beide halten die Nachbegeiſterung wach. Der Geſang iſt der Odem des Lebens und der Liebe. So wird das Volkslied geboren. Auf den Fittigen des Geſanges wird es getragen und auf den Sturmſchwingen der Zeit.

Bisweilen verſtummt es wie das Getön der Sänger des Haines und Waldes, ſo in ihr Winterland ziehen, und wieder erlenzt es im Frühling, wenn die Wanderer zum Sommerland heimkehren. In böſen Zeitläuften ſingt es auch einen Schwanenſang.

Mit dem Volksliede hebt der Dichter des Volkes Sturmfahne, Sänger ſcharen ſich um das Banner; die Menge wächſt zum Heer, das ſich Bahn bricht. Des Dichters Wort wird Loſung und Feldgeſchrei. Dadurch erkennt ſich das Volk, unterſcheidet ſich als Geſammtheit von Fremden und Feinden; ermuthiget ſich als Gemeinde bei Luſt und Laſt, in Noth und Gefahr und ſchirmt ſelbſt im Frieden ſein Recht.

Der Dichter bleibt Schöpfer, der Sänger Erhalter. Wie in den Nibelungen Volker zugleich Fiedler und Fähnrich iſt, ſo jederzeit der wahre Volksdichter. Er hütet und wacht und verleiht Beruhigung, bringt der volklichen Geſelligkeit Zierde und Schmuck und Einigung in das zerfließende Leben. Mögen darum Dichter immer das Wahre ſingen und die Sänger dieſe heilige Wehr ſegnen. Der vaterländiſche Einklang unter Dichtern und Sängern und Einſtimmigkeit unter den ſämmtlichen Geſangvereinen Deutſchlands Hoch!“

Beſonders ums Jahr 1842 und länger beſchäftigte ihn lebhaft die politiſche Poeſie, aus welcher damals Hermann Marggraff, einer der wenigen jüngern Schriftſteller, mit denen er in jenem Jahre bekannt war, eine Anthologie herausgab, die er mit Rath und That unterſtützte.

Ueber die politiſche Poeſie jener Jahre ſelbſt ſtellte er folgende allgemeinere Betrachtung an, die freilich ſo gehalten iſt, daß ſie nur Herwegh trifft:

„Der jüngſte Dichter-Bundſchuh krankt zunächſt an der Unwiſſenheit. Es fehlt ihm Wiſſenſchaft und Geſchichte, und wo die mangeln, kann keine ſtaatiſche Wärme ſein. Ihn hat nicht die Zeit gezeitiget, er iſt nothreif. Die Sänger der Pſalmen und des Homer kannten den Umkreis ihrer Welt und was ſich darin regt. Darum bleiben ihre Dichtungen ein echter Ring um die Heimat, eine wahre Heimskringla. Der neuere Bundſchuh gleicht den römiſchen Hühnertaſtern, die Papirius auf die Samniten voranſchickte, weil ſie ſich in der Deutung der Zukunft widerſprachen.

Ich neide Niemanden um Wohnen in Zürich und Raufwinkel, wo „„Gottes Wort vom Lande““ die Verfaſſung umpauken kann. Wahres Freithum geht mit dem Geſetz — Hand in Hand.“

Mit Herwegh's Gebahren war Jahn ſehr unzufrieden, beſonders mit der Veröffentlichung ſeines Briefes an den König. Er erfand ſogar für vorſchnelle Veröffentlichungen einen eigenen Ausdruck und empfahl den Turnern: ſie möchten mit ſeinen Briefen nicht *herweghen*. „Frau Hulda — ſchrieb er damals, 1842 — hat diesmal ihr gutes altes Recht behauptet und iſt in den Zwölften von Berlin bis Dresden gewaltig in die Rocken der Runkunkeln gefahren, ſo das Gewebe der neuen Zeit zu erſpinnen vermeinten. Eine arge Selbſttäuſchung. Kaum eine Art von Aufzug hätten ſie fertig gekriegt, aber der Einſchlag hätte gänzlich gemangelt. Das wird keine weitere Folgen haben, als den Schreibersleuten Anſtand beizubringen und Schick und Ziem zu lehren. Herwegh's Brief iſt doch zu nichtsſagend, aufthueriſch, ledern und aus dem Plumpſack gepraſſelt.“

Noch ein Brief, den mir Jahn am 17. November 1844 nach Halle ſchrieb, zeigt ihn mit dem politiſchen Liede beſchäftigt. Eine Stelle aus dieſem Briefe, der übrigens ſehr hübſch beweiſt, wie bei ihm die häuslichen und rein gemüthlichen Sorgen jeden Augenblick mit höhern Intereſſen wechſelten, möge hier ſtehen:

„Im naumburger Guſtav-Adolf-Verein iſt am 6. November von mir „„*Guſtav Adolf's letzter Traum*““ erzählt, und gleich am 7ten an die ſächſ. Vaterlands-Blätter nach Leipzig geſandt worden. Bis jetzt habe ich ihn noch nicht gedruckt geſehen.

Am 13ten war ich Abends in der Unterhaltung der naumburger Liedertafel, wurde zum Vortrag gepreßt, da Florencourt ausgeblieben, und ſprach über die Geſchichte unſeres ſogenannten politiſchen Liedes aus dem Stegreif. Man ſchien damit ſehr zufrieden. Ich hatte geſagt: „„Vorbereitet bin ich nicht, man hat mich zum Vortrag gepreßt, ich muß aus dem Aermel ſchütteln.““

Als ich aufgehört, bat ſich der alte Geheimrath Lepſius, des Reiſenden Vater, einen von meinen Aermeln aus. „„Das Winelied (winiliod) geht auf wirkliche Zuſtände, geweſene und noch vorhandene. Die Zukunft läſſet ſich nicht erſingen; unter dürren Bäumen ſchlägt keine Nachtigall, nur im belaubten Hain und Hag.““

Ueber Deine Ueberſetzungsplane — bitte ich nachzuleſen: 287 88 „„Merke zum Deutſchen Volksthum. Schleuſingen bei Glaſer, 1833.““ Mündlich darüber mehr, denn Du wirſt doch wol zu Weihnachten kommen“ u. ſ. w.

Mein Bekanntwerden mit Jahn fiel in das Ende meiner Schulzeit, in die Hundstagsferien des Jahres 1843, wo ich, damals „Schriftwart“ des merſeburger Turnplatzes, ihn in Freiburg beſuchte. Unſer Verkehr ſetzte ſich dann beſonders lebhaft und vertraut fort während meiner beiden erſten Univerſitätsjahre, die ich von Michaelis 1843 bis Michaelis 1845 in Halle an der Saale zubrachte, aber auch noch während meiner berliner Univerſitätszeit und dann während ich als Schriftſteller beſonders in Berlin und Leipzig lebte; er hörte jedoch auf mit dem Jahre 1851, ſeit mich das Sammeln der Ueberlieferungen des Harzes ſelbſt zum Einſiedler machte und den Schienenwegen entfremdete.

Die Zeiten wo Jahn mit ſeinen Gäſten allein zu ſein und ihnen ſein Herz aufzuſchließen pflegte, waren beſonders die erſten Stunden des Morgens. Er holte ſie zeitig aus den Federn. Er ließ es ſich nicht nehmen, ſeine Beſuche, beſonders die jüngeren, ſelbſt unterzubringen, ohne die Hausfrau ihrethalben ſehr zu beläſtigen. Ein kleines Nebengebäude, deſſen Erdgeſchoß als Waſchhaus diente, und das oben ein niedriges, aber freundliches Zimmer enthielt, zu welchem der Hausvater den Schlüſſel in der Taſche hatte, bot hierzu die erwünſchte Gelegenheit. Er liebte es, diejenigen, welche er zum erſtenmale bei ſich beherbergte, etwas zu ängſtigen und zu necken, indem er ihnen, auf dieſes Seitengebäude zeigend, eine Art Heuſchober als Nachtquartier verſprach, auf dem ſie einen geſunden deutſchen Schlaf würden halten können. Mit welcher Ueberraſchung betraten nicht zwei meiner Bekannten, der jetzt verſtorbene Journaliſt Friedrich Saß und mein damaliger halliſcher Univerſitätsgenoß Karl Julius Schröer, jetzt Profeſſor in Preßburg, der Verfaſſer einer deutſchen Literaturgeſchichte und Mitherausgeber des Taſchenbuchs „Donauhafen“, dieſes Schlafkabinet! Auf einer durch heftigen Regen verdorbenen Pfingſtreiſe waren wir Abends in Freiburg angekommen und wurden noch ſpät aus dem Wirtshauſe abgeholt, um bei Jahn, oder, wie ſein Schwager Tiſchler ſagte, bei „dem Jahn“ zu übernachten. Als wir bei ihm anlangten, hielt der Jahn auf dem Hausflur Pantoffeln und Filzſchuhe für uns bereit, hieß uns dieſe ſtatt der Stiefeln anziehen, um ſeiner Frau die Stube nicht zu beſchmutzen, ließ uns die durchnäßten Röcke ablegen, indem er dem Poeten einen alten Schlafrock, dem Journaliſten eine wollene Jacke und mir einen bequemen altdeutſchen Rock dafür gab, in welchem letzteren er bei der Einweihung des Guſtav-Adolf-Denkmals in Lützen neben dem Talare des Biſchofs Dräſeke einhergeſchritten war. So führte er uns vor ſeine Familie. Dieſe leichte Art, ſo ſehr wir auch im Grunde dabei gewannen, verbunden mit dem Umſtande, daß wir ſämmtlich mit „Du“ angeredet wurden, war keinesweges geeignet bei meinen Begleitern die Verſtellung zu zerſtören, mit der nicht ſie allein zum „Turnvater Jahn“ kamen, und man machte ſich in der That auf ein ſehr germaniſches Nachtlager gefaßt. Statt deſſen aber fanden wir, als wir uns zur Ruhe begeben wollten, jenes trauliche Stübchen im Nebengebäude geheizt, und der alte Jahn bemühte ſich, unſere naſſen Kleider am Ofen zu trocknen, während wir uns lachend und plaudernd auf ein breites geräumiges Lager ſtreckten, welches, weil das Zimmer nicht drei Bettſtellen faſſen konnte, auf dem Boden hergerichtet war.

Hier war es auch, wo ich einmal mit einem Jenenſer übernachtete, den ich in Freiburg antraf und der unter dem Namen des Eichelfreſſers bekannt war. Er entging um ſo weniger dem Schickſale, für die Vorſtellungen, welche er mit nach Freiburg brachte, etwas beſtraft zu werden, da er ſelbſt als ein gelehriger Schüler der Deutſchthümelei, deren Zeit ſchon damals längſt vorüber war, auftrat und in dieſer Hinſicht von ſeinem Wirte allerlei Anweiſungen und Handgriffe zu erwarten ſchien. Er ſchrieb ſich in das Fremdenbuch des Hauſes mit dem Zuſatze: „vulgo der Eichelfreſſer, oder: der kleine Jahn“, worauf der große Jahn, der ihm im Grunde herzlich gut war, mit gutmüthiger Selbſtironie ſagte: „Nun, ich werde Euch wol einmal einen Sack voll Eicheln nach Jena ſchicken müſſen.“ Als der Große uns Morgens ſehr früh weckte und der Kleine ſogleich mit einem ungeheuren Satze aus dem Bette ſprang, ſich vor das Waſchbecken hinſtellte und gegen ſeine deutſche Bruſt mit mächtiger Anſtrengung dicke Waſſerſtrahlen ſchleuderte, ſagte der Meiſter, nachdem er ihn eine Zeit lang ſchweigend betrachtet hatte, endlich lächelnd: „Schon gut! ſchon gut!“ und dabei winkte er komiſch genug mit der Hand, wie ein Offizier, der einer Schildwache es erläßt, vor ihm zu präſentiren. Es war übrigens ſchon der Mühe werth, wenn er Morgens, Hals und Nacken mit einem baumwollenen Umſchlagetuch ſeiner Frau umwunden, um ſich vor der Frühkälte zu ſchützen, mit einer Laterne kam und rief: „Steh auf!“, ihm ſo raſch zu folgen wie der Eichelfreſſer that. Die klaren Wintermorgen des Jahres 1844, welche ich von ſeiner Studirſtube aus über Berg und Thal aufgehen ſah, ſind mir unvergeßlich.

Am 1. Oktober 1842 beſuchte auch Herr Ernſt Förſtemann als halliſcher Student beim Beginn einer größern Reiſe den alten Jahn. Selbſt ein Danziger, kam er zu ihm mit einem Siebenbürger und einem Hanneveraner. Die Gegenwart des letzteren mochte Jahn zu der Bemerkung veranlaſſen, daß er die lüneburger Haide ſiebenmal durchgangen habe. Auch für den

Siebenbürger wußte er etwas Beſonderes. Jahn hatte nämlich in jener Zeit wollen einmal einen Pfahl ausreißen, der Pfahl hatte ihn vor den Kopf geſchlagen, daß Blut ausgelaufen war, und ſchon ſah man nichts mehr als eine kleine Schmarre. „Alſo, trug er dem Siebenbürger auf, wenn Du wieder nach Siebenbürgen kommſt, ſag: Der alte Jahn iſt 64 Jahre alt, hat aber noch gute Säfte.“ Aus Herwegh's Gedichten las Jahn vor. „Ich ſehe wol, äußerte er, daß ich in die jetzige Welt nicht mehr paſſe.“ Bier, meinte er, müſſe man nur an Sonn- und Feſttagen trinken. Der ganzen von der Reiſe ermüdeten Geſellſchaft gab er auf, einen hohen Berg zu erklettern und dann nochmals zu ihm zu kommen, während welcher Zwiſchenzeit jedoch der Siebenbürger ſich ruhig ins Wirtshaus hinſetzte.

Sonſt hatte der alte Jahn in ſeiner derben, freimüthigen Weiſe die Gewohnheit, die Fremden, welche bei ihm vorſprachen, nachdem er ſich eine Weile mit ihnen unterhalten hatte, dadurch unverholen zum Aufbruche zu mahnen, daß er aufſtand und ihnen von ſeinen Fenſtern aus über Berg und Thal den Weg zeigte, den ſie einzuſchlagen hatten. Nicht leicht war ihm Jemand ſo vornehm, daß er Bedenken getragen hätte, ihn auf dieſe Weiſe zu entlaſſen.

Jahn beſaß zumal für Namen und Perſonen ein erſtaunliches Gedächtniß; Menſchen, die er zwanzig Jahre früher flüchtig geſehen hatte, erkannte er mitunter ſofort wieder.

Die Beziehungen, welche ſich zwiſchen ſeinen Landsleuten mit dem nachdenklichen alten Herrn herausſtellten, beſchränkten ſich jedoch nicht auf die ältere Bekanntſchaft mit ihnen. Nein, von den jüngeren hatte er überraſchend häufig Väter und Großväter, wo nicht Vettern und Baſen gekannt. So beſuchten Jahn, der ſchon im Januar 1839 in einer Weiſe nach ſeinen Freunden umherfragte, welche zeigt, wie mancher ihm damals verſchollen ſein mußte, einſt Vater und Sohn; da wars ihm, als brächten ſie einen Zweig von des Bruders und Oheims Grabe; wehmuthsvoll gedachte er ſeiner, des göttinger Freundes, der in Spanien gegen die Fremdherrſchaft gefallen, als in Deutſchland das Banner des Befreiungskampfes noch nicht wehte. Immer aber ſorgte er, daß es bei dem Burlesken aus ſeinem Munde doch an einer ſinnigen und nachhaltigen Hindeutung nicht fehlte.

Eigenthümlich war es, wie ſich ihm in dieſer Zeit noch fortwährend wildfremde Menſchen leiblich näherten, zutraulich empfangen wurden und wie er das Verhältniß zu ihnen pflegte, ſogar ein Fremdenbuch hielt, in das ſich die Beſucher einſchreiben ſollten. Selbſt brieflich drängten ſich immer neue Menſchen an ihn heran. So oft unſere Zeitungen einmal wieder von ihm redeten, ſchrieb ihm ein Dutzend herzlieber Menſchen aus den verſchiedenſten Winkeln Deutſchlands, die ſich freuten, bei dieſer Gelegenheit endlich ſeinen Wohnort erfahren zu haben, weil ſie noch immer an den alten deutſchen Kaiſer glaubten und Jahn deshalb ihr Herz ausſchütten mußten.

Stammbücher glaubte man mit dem Vater Jahn am Beſten zu eröffnen und zu ſolchem Zwecke ſcheint er, dem das Beſchreiben von Stammbuchblättern bei ſeiner Art ſpruchartig zu reden beſonders glückte, am 20. des Hornungs 1846 folgendes geſchrieben zu haben:

„Glück auf! Es mag in Deutſchland Niemand gern der Erſte ſein, Keiner will anfangen. Und doch thäte es oft gerade nirgend mehr Noth. Wo aber um den Vortritt geziert wird, kann es auch nicht flecken. Wol ſind Beſcheidenheit und Höflichkeit ſchmuckvolle Zeichen der Selbſtverleugnung, aber ganz am unrechten Orte, wenn es gilt. Dann bringen ſie um Zeit und Gelegenheit, wo der Augenblick entſcheidet. Bevor wir ſolche Unart, den Erbgrind der Haarhauben und Zöpfe nicht ablegen, können wir nicht zum Rechten kommen. Erſt dann, wenn wir nicht mehr nach alter Gewohnheit auf des Herkommens Pfaden ſchlendern, finden wir des Wettſtrebens Bahn und den Zugang zur neuen Irminſäule. Dies meine Rune zu den Nachfolgern, die wenn auch hier Hinterleute, gewiß nicht die Letzten im Stammbuch unſerer Geſchichte bleiben.“

Im Jahre 1844 beſuchte Jahn der Freiherr von Holtzendorf-Vietmannsdorf, der ſich damals zu Köſen aufhielt. Nachdem er ihn bei einem erſten Beſuche verfehlt zu haben ſcheint, erhielt er von ihm am 1. September 1844 folgendes Schreiben, deſſen ausdrucksvolle Kürze gewiß dazu diente, die Spannung auf die Bekanntſchaft mit dem Briefſteller noch zu vermehren:

„Ihr Name hatte bei mir ſchon guten Klang, und ich wußte längſt, daß Sie nicht zu denen gehören, die in dem Hohngedicht auf Herwegh von H. Heine „„Uckermärkiſche Granden““ genannt werden.

Meine Reiſe bleibt zwar, wie meine Frau Ihnen geſagt; dennoch wünſchte ich Sie heute Nachmittag auf Stark's Weinberg (wo nur Sonntags und Mittwochen Geſellſchaft iſt) zu treffen. Schlag drei bin ich dort. Durch Ueberbringer bitte ich um ein Ja oder Nein! Friedrich Ludwig Jahn.“

Herr v. Holtzendorf, der abwechſelnd auf ſeinem Gute Vietmannsdorf in der Mark und in Berlin zu leben gewohnt iſt, bemühte ſich dann auch, Jahn zu einem Beſuche in Berlin zu veranlaſſen. Jahn ſchlug dieſen Beſuch rund ab. Aus der Antwort wollen wir mit Weglaſſung aller Perſönlichkeiten nur folgende Stellen mittheilen:

„Noch immer halte ich es wider meine Ehre, Preußens Hauptſtadt zu betreten. Zwar verlange ich durchaus nicht, daß die Polizei mich dort einführt, wo ſie mich einſt weggemaßregelt. Aber freiwillig rühre ich auch nicht Hand noch Fuß.“ —

„Geſetzt ich käme nach Berlin. Wie ſollte ich mich ſtellen? mich gar nicht um die Entwickelung der Turnkunſt kümmern? ſo thun, als hätten Jahn und Turnkunſt niemals zuſammengehört?“ — — —

„So könnte ich alſo nur meines Freundes, getreuen Freundes Lübeck Anſtalt — Blumenſtraße No. 3. — beſuchen, und ihm vielleicht dadurch Schaden bringen, was Gott verhüten wolle.“ —

„Jetzt muß ich etwanigen Einreden begegnen. „„„Aber Jahn: Du haſt an die zum Turnfeſt in Heilbronn verſammelten Turner geſchrieben? biſt zu Waldenburg [Auguſt 1846] auf einem Turnfeſt geweſen? haſt den Turnplatz zu Naumburg einweihen helfen?“““ — Alles wahr, aber die Heilbronner hatten mich eingeladen, und wohin ich nicht kommen kann, ſage ich wenigſtens ab, das will die gemeinſte Höflichkeit; an der Spitze der Waldenburger ſtand ein Univerſitätsfreund, den ich in vierzig Jahren nicht geſehen, der Leibarzt des Fürſten, Burgemeiſter und Stadtverordnete waren damit einverſtanden, in Naumburg haben mich früher Magiſtrat und Stadtverordnete aufgefordert, das beginnende Turnen mit Rath und That fördern zu helfen; in Borna bin ich Ehrenmitglied des Turnvereins wie auch anderswo. In Berlin bin ich ein Einkömmling geweſen, den die Polizei nachher auf den Schub geſetzt; gelte vielleicht noch als Aufdringling, der die lieben weißbierigen Nantes vor und im Jahre 1813 zu philiſterwidrigen Dingen verleitet.

Nach Berlin ziehen mich nur Gräber, das meiner ſeligen Frau und zweier Kinder, auf dem Kirchhofe vor dem halliſchen Thore. Aber wo ſoll ich das finden? Zwar habe ich die Stelle — bis zum jüngſten Tage gekauft, aber damals waren die Richter noch nicht willkürlich entlaßbar wie die Laufjungen, durften auch nicht nach ſubjektiven Gründen urteilen, wie ſie jetzt urteln dürfen, vielleicht gar vorſchriftlich erkennen müſſen. — Wer weiß, was jetzt für eine Affenbude auf meiner Grabſtelle ſteht. Mir gleichgültig. Ich habe längſt den Meinigen verboten — meine Gebeine dorthin zu ſchaffen. Denn Berlin als Stadt hat um mich und meine Beſtrebungen nichts anders verdient — als Verachtung. Und die wird dieſem großen aufgeputzten Rokkoko nicht ausbleiben, ſo lange die Geſchichte Todtengericht hält.“

„Wir ſehen uns in N. [Naumburg] und in jedem andern Orte, als in Berlin.“

Auf eine Einladung des berliner Freiwilligen-Vereins antwortete Jahn, daß er, da bei ihnen noch nicht Noth am Mann und ihre Reihen noch voll ſeien, in ſeinem Wachthauſe bleiben wolle, bis „höherer Dienſt“ ihn nach Walhalla abrufe. „Wer wie ich“, ſetzte er hinzu, „den Noah nicht als Erfinder und den Bacchus nicht als Gott ehrt, auch keinen Bierbauch anerkennt, gleicht bei einem Gelage leicht einem Zerrbild. Hier an meinem Platze, der über tauſend-tauſend Weinſtöcke zählt, komme ich als Waſſertrinker durch.“ —

Schleswig-Holſtein hatte an Jahn beim Ausbruch der Streitigkeiten mit Dänemark einen treuen Freund. Schon verbreitete er wieder politiſche Lieder, beſonders „Piep, Däne Piep.“ Auch entwarf er ein Schreiben an „der Univerſität Kiel Vertreter auf dem berühmteſten Landtage von Holſtein“, worin es heißt:

„Mein Schreiben iſt Pflicht. Beim Jahrhundertsfeſte der Kirchenreinigung 1817 hat mich die Univerſität Kiel unter die Ehrenmänner aufgenommen, ſo ſie damals mit der philoſophiſchen Doktorwürde ausgezeichnet hat. Der Ausſpruch: „„multis nominibus suspiciendum, Germaniae hostibus et iniquis timendum““ bewährte ſich als Weiſſagung.

Bald darauf traten trübe Zeiten ein. Wilde Schauer nach einander ſchienen alles vernichten zu wollen, was früher erſtrebt war und Kiel geehrt hatte. Da war Schweigen mein Dank und Verſtummen meine Hochachtung. Ich lernte und übte die ſchwere Kunſt, mich um die Zeit anſtändiger Weiſe zu betrügen.

Dabei bin ich älter, aber nicht kälter geworden. Und das iſt das Einzige, was ich von mir zu rühmen weiß.

Und denke ich wie der Bannerträger von Harald Schönhaar: „„Immer habe ich gefürchtet beim langen Frieden auf meinem Lager zu ſterben, doch mag es nun wol zu einem andern Ende gerathen.““

Am 18. Februar 1846 feierte der Guſtav-Adolf-Verein zu Freiburg ein Lutherfeſt und zwar der großen Volksmenge wegen in der Kirche. Jahn als Vorſtandsmitglied ſchloß ſich dabei an die Geiſtlichkeit an, worunter unſer Bäßler war, der ſchon vorher dem großen Reformationsfeſte zu Merſeburg ein ſeltenes literariſches Denkmal geſtiftet hatte. Der alte Jahn, der „nulli magis quam Luthero comparandus“, hielt daher eine Lutherrede in der Kirche und hat mit Wohlgefallen angemerkt, daß dieſe Veranſtaltung keine Rüge nach ſich gezogen habe. Im Uebrigen hielt Jahn ſich bei ſeiner Wirkſamkeit für den Guſtav-Adolf-Verein nicht ſtreng genug an den praktiſchen Zweck.

Weniger lebhaft, jedoch für den Verfaſſer eines Buches über deutſches Volksthum noch immer viel zu lebhaft war Jahn's Antheil an den Beſtrebungen der Lichtfreunde in der Provinz Sachſen und ihren Verſammlungen zu Naumburg.

Ueberhaupt aber betheiligte ſich Jahn an den reſultatloſen Verſammlungen und Vereinen jener Zeit nur zu gern. Schon im bloßen Zuſammenkommen ſah er ein vaterländiſches Element und den alten Turner erfreute ſchon die bloße Bewegung. Daß er ſich auf dieſe Art zuweilen in die Zeit der früheren „Umtriebe“ zurückverſetzt fühlte, beweiſt eine Fehde, die er mit dem Poſtamt zu Kaſſel ausfocht. Dieſes erſuchte ihn im Jahre 1847 nach Gewohnheit der Poſt-Anſtalten auf einem frankirten Briefe um die Angabe des Abſenders, weil einige Pfennige Porto zu wenig darauf erhoben waren; da witterte er Hinterliſt, glaubte, daß die Polizei dahinter ſtecke, um ſeinen Korreſpondenten auf die Spur zu kommen und erklärte: nun und nimmermehr werde er als ehrlicher Mann dieſen Wunſch erfüllen. Auf Schleichwegen wollte er — unter der Loſung „Geheim, unheimlich“, vielleicht mit gänzlicher Umgehung der verdächtigen Poſten, einen Artikel darüber durch Freunde an ein Blatt zur Veröffentlichung bringen und traute der Sache nicht eher, als bis die Kaſſeler ihm einen Paragraphen ihrer Verfaſſung verlegten, in dem die Sache ausdrücklich vorbedacht war und vor dem der alte Jahn dann gerührt die Segel ſtrich. Er hätte auch in der Beziehung, daß keine Treibjagden nach Demagogen mehr veranſtaltet wurden, in ſeinem Alter mit Recht ſagen können: „Ich verſtehe die Welt nicht mehr!“

39. Jahn's Vorſchlag zum Feſte der letzten Hexenverbrennung auf dem Brocken.

„Johann,
Spann an,
Die Katze voran,
Zum Blocksberg hinan!“
Kinderreim.

Es war im Herbſt 1845 als ich mit Karl Julius Schröder zur Fortſetzung unſerer Univerſitätsſtudien nach Berlin ging. Wir nahmen ſogleich eine gemeinſchaftliche Wohnung in der Dorotheenſtraße und traten bald darauf einen Augenblick bei Stehely ein, wo wir Friedrich Saß, der uns Pfingſten zu Jahn begleitet hatte, als thätigen Zeitungsmann auf und unter Zeitungen ſitzend und Bleiſtift und Schreibtafel in der Hand haltend fanden, wie ein Maſtſchiff, das eben unter Segel gehen will. Gemeinſame

Erinnerungen, beſonders auch an den alten Jahn führten uns ſeitdem öfter zuſammen.

Einſt als ich im darauf folgenden Winter mit Schröer gegen Abend nach Hauſe kam, fragte uns unſer Hauswirt, ein alter verſtändiger Berliner mit hellen Augen, ſehr ernſthaft, ob in Freiburg an der Unſtrut eine Univerſität ſei, und ob es noch Einſiedler in der Welt gäbe. Es habe ein Einſiedler vom Kyffhäuſer nach uns gefragt und angegeben, daß er uns Grüße bringe von einem Profeſſor in Freiburg an der Unſtrut. Der Mann ſitze im nächſten Schinkenkeller. Er wurde ſogleich herbeigeholt. Es war der mir wohlbekannte Einſiedler, Gaſtwirt und Naturdichter Beyer von der Rothenburg auf dem Rücken des Kyffhäuſers oder dem Aſenberge, wie Jahn ſagt. Nach Art der Wirte hatte er ſeine Weltfahrt im Winterſchnee und Regen unternommen und dabei Jahn zu Freiburg wie einen Kaiſer im Kyffhäuſer beſucht. Wir ſahen dieſen Thüringer als einen zwar willkommenen Gaſt, aber wie den Zeugen aus einer uns fremd gewordenen Welt, wie ein rechtes Stück aus dem Kyffhäuſer in unſer berliner Chambre-garni-Leben hineinpurzeln. Berlin, wo er eigentlich nur das Bild der Rothenburg auf Taſſen beſtellen wollte, gefiel ihm nicht ſonderlich, und als er eines Abends ſpät aus dem Ballet heimkehrte, trat er in ſeinem langen Barte noch in unſere Kammer und ſchrie Zeter über Berlin auf eine Weiſe, wie es der Kaiſer Rothbart, wenn er dahin gekommen wäre, ſelbſt nicht beſſer gekonnt hätte. Lange vor Tagesanbruch verließ der Einſiedler vom Aſenberge dann unſere Wohnung und das ganze ſündhafte Berlin und uns blieb nichts übrig als ihm nach dem Bahnhofe nachzueilen, wo er mehrere Stunden auf den Abgang des erſten Zuges warten mußte.

Unter den mancherlei Dingen, die der Einſiedler in unſerm Kreiſe vom alten Jahn berichtet hatte, war das ſpaßhafteſte die Mittheilung von einem Feſte auf dem Brocken, das Jahn zum Andenken an die letzte Hexenverbrennung und als ein Feſt des geſunden Menſchenverſtandes, das damals vielen Anklang hätte finden müſſen, auf dem Brocken veranſtalten wollte. Von dieſem originellen Plane, zu deſſen Ausführung die jahn'ſche Phantaſie ſich gewiß noch in manchen burlesken Erfindungen gefallen hätte, kam durch Spaß eine Nachricht in die Zeitungen. Nachdem ſie durch alle Blätter gelaufen war, erfolgte eine Berichtigung von Jahn, die uns jedes Zeitungsblatt zutrug, obgleich ſie damals im Grunde nur für uns drei ganz verſtändlich war. Sie erſchien zuerſt im „Halliſchen Kourier“ und beginnt:

„Durch die deutſchen Zeitblätter fliegt die Kunde von einer Feier auf dem Brocken zum Gedächtniß der letzten Hexenverbrennung. Der „„Halliſche Kourier““ hat das Näherrecht und die Näherpflicht, über die letzte Hexenverbrennung in Deutſchland Aufſchlüſſe zu geben. Thomaſius und Semler haben in Halle gelehrt und von hier aus Hexen, Beſeſſene, Teufelsbündner und den Teufel ſelbſt — vertrieben. Alle Unholden finden ſich nur dort, wo ſie geglaubt werden, ſonſt nirgend. Damit iſt unſer Sprichwort einverſtanden, wenn es warnt: „„den Teufel nicht an die Wand zu malen.““ Maler geben ſich nicht mehr mit dem Gott ſei bei uns! ab; die Pinſel liegen hin und wieder nur noch auf veroimten Lehrſtühlen.

Aber an den Nachwehen der Hexenverfolgung leiden wir noch jetzt. Durch Pabſt Innocenz VIII. Hexenbulle vom Jahre 1484 iſt das ſaubere Förſchelverfahren (Inquiſitions-Prozeß) aufgekommen, ſchaltet noch im peinlichen Recht und will der Vernunft und Gerechtigkeit nicht weichen.

So müſſen wir wenigſtens das Jahrhundertfeſt der letzten Hexenverbrennung in Deutſchland feierlich begehen, und am geeigneteſten auf dem Brocken.

Es fällt aber nicht in das laufende Jahr, kommt erſt drei Jahre ſpäter, und der Einſiedler von der Rothenburg auf dem

Aſenberge hat die Mittheilung falſch verſtanden. Auch gut! Da haben wir Zeit zum Ueberlegen. Kommt Zeit, kommt Rath und mit ihm That.

Das Jahr 1849 [?] bringt uns mit dem 21. Junius den letzten Hexentag.“

Folgendes iſt der Schluß dieſer Erklärung:

„Die arme Marie Renate, ſelbſt eine Nonne, war beſchuldigt fünf Nonnen und einer Laienſchweſter, jeder mehre Teufel in den Leib gezaubert zu haben. Das iſt das Sprichwort: „„Von des Kloſters Heimlichkeit““, was Agricola, der 750 Sprichwörter erklären wollte, aber nur 749 erklärte, wohlweislich ausließ.

Freiburg an der Unſtrut, den 7. Februar 1846.

F. L. Jahn.“

40. Das Jubiläum der Schule zu Salzwedel 1844.

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied ſo laut.“

Rückert.

Im Herbſt 1844 machte Jahn als alter Alumnus eine Reiſe zum Schuljubiläum nach Salzwedel, was ungefähr gleich weit von Braunſchweig, Lüneburg und Magdeburg entfernt liegt und viel Alterthümliches bewahrt, ſogar noch Glasmalerei in Wohnhäuſern. In einer Stadt, durch die ſein Weg ihn führte, waren Abends ſo viele Menſchen auf den Beinen, daß ſeine Tochter, welche ihn begleitete, wie er ſcherzend ſchrieb, meinte, die Leute ſeien hier mondſüchtig. Er beſuchte auch Hrn. Philipp Nathuſius, damals noch in Althaldensleben. In Salzwedel, wo damals Danneil, ein um die deutſche Alterthumsforſchung wohlverdienter Mann, noch ſein Rektoramt verwalten konnte, wurde ſein Auftreten für Alte und Junge die Haupterinnerung des Feſtes und es ward in einem Facſimile von Jahn's Handſchrift dieſes Stammbuchblatt von ihm vertheilt:

„Es iſt ein gar eigen Ding um eine Handſchrift, die gleich einem Gewächs mit Blume und Blatt in ein Seltenheitsbuch gelegt werden ſoll. Auch der Mundfertigſte in Rede und Gegenrede ſchreibt doch nicht allemal gleich gut und gleich ſchnell aus dem Stegreif. Solcher Aufforderung zu genügen iſt ſchwer. Ein barſches Nein würde beleidigen, ein zimperliches Ja lächerlich machen. Wie alſo der Nothwahl entgehen? Die Feder fliegen laſſen, und was der Augenblick bringt im Nu niederſchreiben. Zunächſt iſt ja nur die leibhafte Schrift gemeint, und es wäre Anmaßung von der einen Seite, Vergötzung von der andern, darin die Seele auf einem Tippbogen zu finden."

Urſprünglich ſcheint er folgende für ſeine Stellung zu Erziehung und Unterricht charakteriſtiſchen Worte für das Facſimile beſtimmt zu haben:

„Dann haben Lehrer das Beſte geleiſtet, wenn ihre Schüler ſich nicht erſt abquälen dürfen, das Eingepfropfte zu verlernen um ſelbſt was als Männer zu leiſten.

Mit dieſen Worten ſtattet der Schule zu Salzwedel aus treuer Erinnerung nach funfzig Jahren ſeinen Dank ab

Friedrich Ludwig Jahn."

Mit beſonderer Lebhaftigkeit ſah Jahn der Ankunft eines andern, ihm ganz entgegengeſetzten Zöglings der Schule zu Salzwedel entgegen. Der Geheimrath K., ein Lebemann und guter Geſellſchafter, war, ſich um jeden Preis Einfluß zu verſchaffen, ein berüchtigter Demagogenriecher geworden. Er verlor jedoch ſeinen Einfluß ſogleich unter Friedrich Wilhelm IV., wurde anſtößiger Familienverhältniſſe halber ſogar aus Berlin verſetzt, ſpielte ſeit 1848 den Liberalen und erſchoß ſich 1854 auf der Roßtrappe. In Salzwedel ſtellte er ſich damals nicht dem alten Jahn gegenüber, obgleich die Altmark ihm verpflichtet war. „Thor! Thor! was haſt Du nun erreicht?“ ſo wollte dieſer, beglückt durch die Liebe und Achtung der Feſtgenoſſen, ihn damals fragen. Er hätte ihm auch wol die Knaben auf dem Turnplatze gezeigt; zu ihnen zog's ihn, während die Andern noch bei Tiſche ſaßen, er war nicht zu halten und mußte zu ſeinen „lieben Jungen.“

Auf dieſem Turnplatze hielt er auch eine Rede und ſchloß wieder mit einem Hoch auf unſern König:

„Nach einer Abweſenheit von funfzig Jahren befinde ich mich wieder in Salzwedel, der Urſtadt des 7 brandenburgiſch-preußiſchen Staates, und der Urſtätte meiner Bildung. Wenigen Menſchen wird es ſo gut, die Sehnungen und Ahnungen ihrer Jugend verwürklicht zu ſehen. Mir iſt im Greiſenalter dies Glück zu Theil geworden.

Das Turnen, aus kleiner Quelle entſprungen, wallt jetzt als freudiger Strom durch Deutſchlands Gauen. Es wird künftig eine verbindende See werden, ein gewaltiges Meer, was ſchirmend die heilige Grenzmark des Vaterlandes umwogt.

Wir weihen: Lob, Dank und Preis! dem Einen, der im Gewoge ſeines Volkes ſich heimiſch fühlt, Scherz und Fröhlichkeit liebt und heitere Feſte, ſich erfreut am Reigen der Jugend, am Mahle der Männer, am Gelage der Greiſe, Kunſt, Gewerbe und Wiſſenſchaft fördert — vor Allem aber das Reibefeuer des Geiſtes zu wecken und zu werthen weiß.

Unſer König und Herr Friedrich Wilhelm IV. Hoch!“

41. Jahn in der deutſchen Reichsverſammlung 1848 und 1849.

„Wenn alle untreu werden, ſo bleiben wir doch treu!
Daß immer noch auf Erden, für euch ein Fähnlein ſei!
Gefährten meiner Jugend, ihr Bilder beſſ'rer Zeit,
Die uns zu Männertugend und Liebestod geweiht.

Wollt nimmer von uns weichen, uns immer nahe ſein,
Treu wie die deutſchen Eichen, wie Mond und Sonnenſchein!
Einſt wird es wieder helle in aller Brüder Sinn;
Sie kehren zu der Quelle in Lieb und Reue hin."

Es iſt ſchon erwähnt, daß Max von Schenkendorf dies Lied, „Erneuter Schwur von wegen des heiligen deutſchen Reichs" an Jahn richtete. „Von allen Männern, die vorausgegangen (ſchrieb einſt aus Frankfurt an ſeinen Schwiegerſohn Quehl dieſer alte Siebenſchläfer, der einer Dame, der Frau Barteldes aus Linden vor Hannover den Umſchwung, als er ſie von Freiburg nach Naumburg geleitete, richtig ein Jahr vorausgeſagt hatte) möchte ich den Sänger des Liedes: „„Wenn alle untreu werden"" jetzt erwecken. Es iſt auch kein angenehm Gefühl, als Einzelner, wenn auch als Sieger, auf der Wahlſtatt zu weilen." Zwar traf er hier den alten, ehrwürdigen Ernſt Moritz Arndt, der nach Jahn's in der Nationalverſammlung am 19. Mai 1848 ausgeſprochenen Wunſche nun zu ſeinem Vaterlandsliede einen Zuſatz dichten ſollte; der „den redlichen, treuen Jahn" ſchon in ſeinen Jünglingsjahren gekannt, „ſpäter ſein tüchtiges Turnweſen geehrt, dem er nicht in Deutſchland allein wieder eine Bahn gebrochen"; Arndt, der ihn mehrmals öffentlich vertheidigt, aber in innigen Verhältniſſen nicht mit ihm geſtanden, noch je an denſelben Orten und in denſelben Kreiſen länger mit ihm zuſammen gelebt und gewirkt, wie dies dann jetzt auch in Frankfurt nicht der Fall war. „Wenn wir — ſchreibt mir Arndt — auch in der Geſinnung meiſt zuſammentrafen, ſo waren unſre religiöſen, politiſchen und auch deutſchen Anſichten doch ſehr verſchieden, und wunderliche Eigenheiten und ſcharfe Ecken, die er hatte, machten das Leben mit ihm nicht leicht und ſicher.“ Uhland war da, aber der Sänger der alten deutſchen Herrlichkeit wollte vom Kaiſer nichts wiſſen, verlangte nach einem Präſidenten wenn wir nicht irren, und war, der Beſten einer, doch nur ein blaſirter ſüddeutſcher Politikus geworden. Jahn's friſch fröhliches Preußenherz klagte öffentlich darüber. Er fühlte ſich verwaiſt. Ja, es fehlte Max von Schenkendorf mit Einem Arm, es fehlte auch Theodor Körner, deſſen Geiſt im Säuſeln des Windes bei Wöbbelin die Saiten der Leier ſchlägt, es fehlte auch Frieſen, „an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unſchuld und Weisheit, beredt wie ein Seher, eine Siegfriedsgeſtalt von hohen großen Gaben und Gnaden, den Alt und Jung gleich lieb hatte“, und der in den Ardennen gefallen war.

Wol ſchienen ihm mitunter die Geiſter der durchlebten großen Zeit zu nahen. Schickte doch an ihn den „hohen deutſchen Mann“, den „beſonders hochverehrten Herrn Vater Jahn“, „ein Veteran, der ſtets mit Begeiſterung für das liebe Vaterland geſtritten und namentlich am 16. September bei der Göhrde, wobei er viel gelitten“, wegen Mangels an barem Gelde ſeine ganzen Schmuckſachen, beſtehend in zwei Ringen und einer Vorſtecknadel, fünf Thaler an Werth, auch einen Thaler aus der Sparbüchſe eines kleinen deutſchen Johann, als Beitrag zur deutſchen Kriegsflotte des „heiligen mächtigen Vaterlandes.“ Es war an einem Sonnabend ſpät, als Jahn das Alles mit unleſerlichem Poſtzeichen bekam. Am Montag übergab er es in der Paulskirche nebſt einer Anzeige. Als nun Gagern die eingegangenen Beiträge für die deutſche Kriegsflotte anzeigte und ſchloß:

„Von einem alten Krieger aus dem Jahre 1813, zwei Ringe und eine Vorſtecknadel, ſein ganzer Schmuck“,

da durchzitterte ein Ach des Erſtaunens und der Bewunderung die Kirche. Und als er nun fortfuhr „und ein preußiſcher Thaler aus der Sparbüchſe eines deutſchen Johann“, da ward große Bewegung, und weſſen Augen nicht thränten, deß Herz war doch bewegt. Jahn forderte dieſen Altkrieger in öffentlichen Blättern auf ſich zu nennen und dieſer antwortete, daß er es für Sünde halten würde, den Wünſchen eines ſo ehrbaren Mannes wie der Herr Vater Jahn nicht nachzukommen. Er wohne im Kreis Heinsberg an der herzogl. limburgiſchen Grenze als preußiſcher Zolleinnehmer erſter Klaſſe und als Poſterpediteur, ſei auch Hauptmann der dortigen kernhaften Bürgerwehr und heiße Heinrich Schuft. Zu Neuendorf bei Koblenz am Rhein von einer durch die franzöſiſche Invaſion total ruinirten, echt deutſchen Familie geboren, war er 1809 von jenen Fremden in Kriegsdienſt geſchleppt, gerieth 1812 in ſpaniſche Gefangenſchaft und wurde nach England transportirt. Dort angekommen wurde er ſofort dem 3ten Huſaren-Regimente der engliſch-deutſchen Legion einverleibt und focht „die drei letzten Feldzüge, ſo auch an der Görde 1813“ zu ſeiner größten Freude mit ſeinen deutſchen Brüdern gegen unſern Erbfeind.

Jahn's Stimmung in dem neuen Zuſtande der Dinge zeigen zwei kleine, bei irgendwelchen Gelegenheiten gehaltene Reden uns noch ungetrübt. Die eine begann:

„Gut Heil!

Deutſche Männer, deutſche Frauen, deutſche Jünglinge, Knaben, Mägdchen und Kinder!

Wir begrüßen uns einander als Freunde gemeinſamen Rechts, geſetzlicher Freiheit und wohlgeſicherten Friedens, als Kinder eines einigen Vaterlandes.

All' andre Namen ſind uns Schall,
Arm, vornehm, niedrig, reich.“

Die andere:

„Gut Heil!

Deutſche Männer! Freunde gemeinſamen Rechts, geſetzlicher Freiheit und ſichern Friedens!

Wir alle ſind berufen, am Aufbau des neuen deutſchen Reiches zu wirken und eine Verfaſſung begründen zu helfen, ſo mit einem unzerſtörbaren Reifen das geſammte Deutſchland umſchließt. Ein Bruderherz ſchlägt wieder im zahlreichſten Volke der Erde, erfüllt von Einheit und Freiheit.

Unſere Geſchichte iſt alt, läuft mit der Zeitrechnung und ragt noch über ſie hinaus. Zweitauſend Jahre zählen wir, unſere Nachbaren umher müſſen ſich mit der Hälfte begnügen.“

Gleich am erſten Morgen, wo Jahn im Parlamente ſaß, bemerkte er von ſeinem Sitze aus unter den Fremden hinter der Tribune den Hauptpaſtor Dr. Alt aus Hamburg, deſſen erſte Frau eine Bekannte ſeiner zweiten geweſen war, der ihn als Dreißiger auf Durchreiſen während ſeines erſten freiburger Aufenthaltes beſucht, ſeine Gaſtlichkeit genoſſen und in Familienbeziehungen zu ihm geſtanden hatte. „Was willſt denn Du hier?“ redete er ihn an, indem er näher kam. Ich will ſehen, ob Ihr Dummheiten macht, ſagte Alt. Jahn antwortete mit einem feinen Lächeln und mit höchſt freundlichem Händedruck, führte auch Alt während der zehn Tage, die er in Frankfurt verweilte, in alle Ecken und Winkel der Stadt.

Jahn war in Frankfurt eingetroffen am 7. April 1848 mit ſeiner nicht während der ganzen Zeit dort verweilenden Frau. Er ſtieg zunächſt bei A. Ravenſtein, Vorſteher der öffentlichen Turnanſtalt, ab. Man ſah ihn bald raſch die Straßen durcheilen und zuletzt dort Kinder ihm die Hand geben. Er wurde viel in Weinhäuſern geſehen und beſuchte mit fremden Studenten die Umgegend. Noch am Tage der Ankunft verſammelte er die turnende Schuljugend Frankfurts auf dem ſchönen Turnplatze. Knaben und Jünglinge ſtanden in weitem Kreiſe da und harrten ſeiner. In ungebeugter

Kraft trat er in ihre Mitte und ſprach mit jugendlichem Feuer Worte des Dankes für den freundlichen Empfang, Worte der Ermahnung für das Leben und Worte der Hoffnung für das deutſche Vaterland. Es war dies wol Jahn's letzte Rede auf offenem Plan eines deutſchen Turnplatzes. Ein Primaner des Gymnaſiums, Georg Schott, hielt eine wohlgeſetzte Gegenrede. Ein dreimaliges Hoch auf den Alten, das Ravenſtein ausbrachte, ſchloß die Feier. Weniger wohl mochte es Jahn in einer Verſammlung der Turngemeinde ſein, welcher er an demſelben Abend beiwohnte, denn hier fand er bereits eine tiefe, durch die politiſchen Ereigniſſe herbeigeführte Spaltung, vor welcher das eigentliche turneriſche Leben ſehr in den Hintergrund trat.

Die Turner, beſonders die Hanauer, waren durch die Zeitereigniſſe mit zu den Helden des Tages geworden. Jahn, unmittelbar nach der Märzrevolution über ſeine augenblickliche politiſche Stellung noch etwas im Unklaren, trat hier bald wieder als der getreue Eckart auf, fand aber keineswegs die Pietät, die er als das Mindeſte erwarten durfte. Der „Turngemeinde, falls ſie noch nicht roth iſt, zu Limburg an der Lahn" ſchrieb er am 21. Juli 1848 unter Anderm folgende wehmüthig-ſchmerzlichen Worte:

„Meine Zeit iſt geweſen, und das verlöſchende Licht meines Lebens mag ſtill verglimmen. Ich dringe mich nicht auf und habe mich nie aufgedrungen, ja gehe ſelbſt jeder unſchuldigen Volksfreude ſeit Jahren aus dem Wege, um nicht in den Verdacht zu kommen: „„Ich wollte was gelten und bedeuten!""

Hätte der Vorort Hanau über die rothe Allmende noch ein bischen Vernunft gerettet; ſo müßte er einſehen, wie dumm und ſchlecht er gehandelt. Er ſendet mir einen Brief, ladet mich ein an den Vorberathungen theilzunehmen, nennt mich „„Vater"" und läſſet durch den rothen Bamberger in Frage ſtellen: Ob auch ein Vater zu den Kindern das Recht zu reden habe?

Ein Pferd hätte das merken müſſen, wie das ein abgemachtes Spiel war.

Aber die Warnung war ein richtiges Vergißmeinnicht! Sie that aber nicht Noth. Wer ſo wenig zudringlich iſt, wie ich, wer ſo wenig Anſprüche macht, dem braucht man keine Höflichkeiten zu erweiſen, ſolche die blos im Herkömmlichen gegründet ſind.

Ich nehme in dieſen Zeiten Abſchied von Euch. Nehmt an, ich ſei geſtorben. Unſere Briefe haben ſich begegnet. Ihr habt auf mein Schreiben nicht geantwortet. Es war Euch alſo nicht recht. Ich kann aber nicht anders werden. Ich bin zur Veränderung zu alt und zu feſt. Ein Rother werde ich nicht. Meine Geſinnung gebe ich nicht auf — aber um Niemandem hinderlich zu ſein allen Verkehr mit den Turngemeinden. Die gebe ich verloren. Es wird aber aus den Kindern ein ander Geſchlecht erblühen, was nicht den Ränken des Auslandes fröhnen wird, was Deutſchlands Ehre heilig halten wird, und nicht erſt nachplappern wird, wie das Ausland ihm vorſchwatzt."

Nach dieſer Zeit und ſelbſt nach den frankfurter Septembervorfällen bereiſte ein gewiſſer M. die Turngemeinden als „Jahn's Jünger", ſprach für das alte jahn'ſche Turnen gegen die „Struveturner", wie Jahn ſie nannte, und erinnerte überall an den Turnvater. Er empfing von (vielleicht nur durch?) Jahn nachweisbar wenigſtens einmal Geld. Ob er politiſch-konſervative Zwecke verfolgte, oder, wie daraus hervorzugehen ſcheint, daß er neue Turngemeinden ſtiftete, nur turneriſche, wiſſen wir nicht zu ſagen. Er war auch in Berlin, wo er den Hügel aufſuchen mußte, der zu Frieſen's Begräbniß hatte dienen ſollen.

Der Geſpenſterhoffmann hatte wol nicht ſo unrecht gehabt, wenn er in ſeinem Gutachten über den jahn'ſchen Prozeß ſagte: ſeine Aeußerungen über die Anarchie möchten leicht das ſtärkſte ſein, was über dieſe geſchrieben. Man höre jetzt, wie Jahn ſich an die Führer der Pöbelherrſchaft wendet:

„Verſchworne des Laſters, Verſchworne des Verbrechens, jeder Tugend bar und bloß, aller Sitte und Sittlichkeit Feind, Verletzer jeglichen Anſtandes. Eure Stärke beſteht in Frechheit und Unverſchämtheit, Eure Macht in der Garde der Katzenjungen und Steckenſchwinger von der Pfingſtweide.

Ihr Männer von Nichts, in Nichts und zu Nichts, eigene Selbſtvernichter, von den Lobläuſen Eurer Brüderlumpen angefreſſen, an der Lobläuſeſucht krank — wandelnde Kothgeſtelle, von Moder und Leichendunſt umduftet, wahre Saugeſpicke, die das jämmerliche Scheindaſein dadurch nur friſten, daß ſie ſich von Anderer Lebensblut nähren.“

„Es ſchmeichelt jedem Strebenden (bemerkte Jahn einmal) ſich als Mitſchöpfer des neuen Deutſchlands, als Welterneuerer zu denken, wenn auch dieſe Umwandlung erſt durch einen Weltuntergang zu ermöglichen wäre.

Das iſt eine Seligmacherei der allerſchlimmſten Art. Um „„den Himmel auf der Erde zu erobern““ wie die ſtehende Redensart der Wiegler und Wühler iſt, ſoll erſt die ganze Hölle losgelaſſen werden. Eine Sündflut ſoll kommen, die alles im Wogenſturze begräbt, alles was Jahrtauſende geſchafft mit einemmale hinwegnimmt. Aber die Arche iſt nicht gezimmert, ſo die Auserwählten aufnimmt, kein Noah gefunden, der ſie ſteuern könnte, und keine Taube vorhanden, die das Oelblatt des geſellſchaftlichen Friedens bringt. Blos die Raben und Geier ſind da, die Sturmvögel der Zeit, die dem Raube und Aaſe nachfliegen, die Leichenfelder wittern und die Wahlſtatt des deutſchen Vaterlandes.“

Die frankfurter Septemberangriffe ſollen bekanntlich auf Jahn mit gemünzt geweſen ſein. Sein perſönlicher Muth ſoll ſich dabei durchaus nicht bewährt haben. Je mehr dies zu be klagen wäre, um ſo merkwürdiger iſt in pſychologiſcher Hinſicht der Aufſchwung, den in ſeinem Verſteck ſeine Seele während des Aufruhrs genommen zu haben ſcheint, da er damals, was leicht glaublich, ſeine kühne Schwanenrede empfangen haben will, dieſe Rede, die niemals mündlich gehalten wurde und doch ein Meiſterſtück der Beredſamkeit; voll des „junglichſten Morgenſcheins“ und der tiefſten Weisheit des Greiſenalters; voll von ewigen Wahrheiten über jede Straßenherrſchaft, und doch zugleich von perſönlichen Bemerkungen, über die man lächeln muß.

Folgende Worte, die Jahn auf ein Blatt ſchrieb, enthalten in der Kürze den ganzen weſentlichen Inhalt derſelben, vielleicht ihren erſten Entwurf vom 18. September:

„Deutſchlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, war das Morgenroth meiner Jugend, der Sonnenſchein der Manneskraft und iſt jetzt der Abendſtern, der mich zur ewigen Ruhe geleitet. Für dieſen Hochgedanken habe ich gelebt und geſtrebt, geſtritten und gelitten. Anerkannt haben das ſelbſt die mainzer Unterſuchungsbehörde und der Bundestag. Beide haben mir nachgerühmt, „„daß ich die höchſt gefährliche Lehre von der Einheit Deutſchlands zuerſt aufgebracht.““ Das ſoll meine Grabſchrift ſein, wenn meinen Gebeinen noch in Deutſchland ein Plätzchen vergönnt wird. An der Einheit Deutſchlands habe ich feſtgehalten, *wie an einer unglücklichen Liebe.*

Und jetzt ſoll ſie ſchon im Herbſte frühzeitig erſterben, da der jüngſte Lenz ſie freudig hervorgelockt. Und weshalb? Wegen Worte und Redensarten! Wegen des linkiſchen Benehmens gewiſſer Leute. O über das gelehrte Deutſchland! Noch hat es in den zweihundert Jahren nach dem weſtfäliſchen Frieden nicht gelernt, einen neuen dreißigjährigen Krieg zu vermeiden. Noch will es wieder Schlachtfeld, Schlachtbank und Schlachtopfer für Europa werden. Da wäre es beſſer geweſen, wir hätten die Paulskirche niemals betreten, wenn wir uns nicht verſtändigen können.

„„Es hat's der Deutſchen Klügeln zum blut'gen Kampfe gebracht,
Und wird auch Alles kommen, wie ich mir's habe gedacht!“ “

Ueber die Entſtehung der Schwanenrede berichtete er am 10. Oktober: „Die Schwanenrede ſchrieb ich am 18. September, während des Aufruhrs, als der Kampf unentſchieden braunte, noch ehe das Geſchütz von Darmſtadt im berittenen Sturme heran flog. So iſt der Name des Schriftchens Bluttaufe. Unſere vorchriſtliche Seherin hat es getroffen:

Ein andrer Hahn gellt
In der Erde unten,
Ein blutrother Hahn
In der Hölle Sälen.

. . . . . Die Rothen bauen keine Volkshalle, wenn's hoch kommt, zertrümmern ſie dieſe zur Pöbelhölle. Nein! was irdiſch, iſt ſtaubgeboren, und kann ſich nicht vor Schmutz bergen, der ihm aufliegt. Doch ſoll der Rhein unſer Sinnbild bleiben, der in den Bodenſee fließt und mit neuer Kraft als geläuterter Strom hervorſpringt. Ich leide mehr als Ihr. Doch weiß ich mich frei von Tadel und Schuld und vertraue der Zukunft, die ſich vor meinem Geiſte bei der Zeitläufte Düſterniß zum hellen lichten Tage entſchleiert.“

„Mögen (ſchrieb Jahn auf ein Blättchen) die Wühler, die Rädleinsführer des Bundſchuh, die Zimmermänner der Volksgalgen, den Schwan immerhin einen Raben nennen. Das Zeichen iſt gut und bringt Segen. Der Rabe fliegt ſchnell, hoch und weit, ſieht auch ſcharf, wittert den Mord von ferne — ihn wird der Geier nicht holen.“

An unſern wackeren Karl Andree, damals Redakteur der „Deutſchen Reichszeitung“ in Braunſchweig, ſchickte Jahn am 21. Oktober 1848 die Schwanenrede mit einem Briefe, worin es unter Anderm heißt:

„Du hatteſt ſonſt ein treffliches Gedächtniß, und warſt in meinen Schriften wohlbeſchlagen. Da iſt es beinahe eine Schuldigkeit, daß ich Dir auch dieſes Schriftchen übermache, mag es nun als Fehdeſchrift gelten oder als Faden vom Mädchenſommer. Was unter Malpertaus, Reineke und Höllengarten verſchleiert, iſt buchſtäblich wahr. Und, daß ich damit nicht hinter dem Berge gehalten, beweiſet „„Adams an meine Wähler““, der bei Anführung der Stelle mittheilt, wie ich in einer zahlreichen Zuſammenkunft von Abgeordneten das Erfahrene und Errathene — nicht Verrathene, wie man den Heckerlingen und Struveturnern weiß machen möchte — laut und öffentlich vorgetragen. Es erregte Staunen, allenfalls Bedenklichkeiten, und hatte einigen Einfluß auf Malm—s. Da kam Lychnowski auf mich zu und ſagte: „„Ich bewundere Ihren moraliſchen Muth““. Und daſſelbe wiederholte mit ähnlichen noch ſtärkeren Ausdrücken ein Mann, der in Braunſchweig die Schuljahre verlebt hat, dort Napoleons Aufmerkſamkeit erlangte, weshalb er zu weiterer Ausbildung nach Paris kam, bald im Heere eingeſtellt wurde und bei Bautzen das Ehrenlegionskreuz erhielt.

Siehſt Du! ich hätte mehr ſagen können, und bin hoffentlich nicht in den Ton der beliebten Plumpredner gefallen. Ich ſchrieb die Schwanenrede als der Kampf tobte. Daher der Name. So hat es die Bluttaufe erlangt und hat gehörige Pathen.

Zunächſt ſchrieb ich es nieder für Frau und Kinder; dann für die Wahlmänner meines Bezirks. Ich habe außer Freiburg, Laucha, Lauchſtädt, Schkeuditz, Merſeburg — Lützen (Mücheln, Gr. Görſchen) Keuſchberg, Roßbach zu vertreten.

Um viel vertheilen zu können habe ich die Schwanenrede auf meine Koſten drucken laſſen. Du erhältſt vom erſten Tauſend.

Und nun zum Schluſſe. Kommt geſtern ein mir befreundeter Tuchſtänder (Proletarier), bringt mir das offenbacher

Wochenblatt mit dem [entlehnten] Votum von Dr. Karl Andree. Wie mir das gefallen, beweiſen dieſe Zeilen. Und nun lebe wohl. Ich habe mich eingeſchrieben wider §. 2 zu reden, komme vielleicht nicht dazu, und morgen gehe ich auf die Kirchweih zu nicht rothen Bauern.

Friedrich Ludwig Jahn,

der der Alte bleiben wird, und dem keine Macht der Erde, ſelbſt nicht der Allerſouveränſte Selbſtherrſchende Pöbel die eigene Meinung verdummen ſoll.“

Die in den meiſten deutſchen Blättern ganz oder auszugsweiſe wiedergegebene Schwanenrede (jedenfalls keine üble Antwort auf die Erfindung ſeiner Gegner, daß Jahn, um ſich unkenntlich zu machen, am 18. September ſeinen Bart abgeſchnitten) machte einen vortrefflichen Eindruck. Die alten Turner von der Haſenhaide weinten über die Entartung der Struveturner. Aus Strehlen bat ihn einer davon, den man ſelbſt hatte nach Frankfurt ſchicken wollen, unter'm 2. Oktober 1848 doch ja nicht aus der Nationalverſammlung auszuſcheiden: nur er und Arndt könne der Linken noch begreiflich machen, was unter Deutſchlands Einheit zu verſtehen ſei.

Jahn hatte, ſeit die Turner ſich gegen ihn erhoben, die Art gedankenloſer Popularität verloren, die ihm bis dahin eigen geweſen war. Er hat dies nicht verſchmerzt und iſt ein gebrochener Mann geblieben bis an ſein Ende. Indeſſen für den Augenblick war ihm der allgemeine Unwillen der Guten über die Anfeindungen, die er erlitten, ein Sporn, der beſonders ſeine Wirkſamkeit außerhalb des Parlaments belebte. Seiner Tochter ſchrieb er am 28. Oktober 1848: „Liebe Emilie! Meine Zeit wird furchtbar in Anſpruch genommen, aber meine Kräfte verjüngen ſich. Nur Ende 1812 und Anfang 1813 hat darin für mich ſeines Gleichen. Napoleon war arg, aber die Rothen ſind ärger. An meinem Fuß und meiner Schulter fühle ich garnichts mehr.“

Und dann an eben dieſelbe: „Gegen den rothen Teufel mit Lügen und Trügen war Kamptz noch ein guter Erzengel.“

Ein andermal ſchrieb er folgendes auf:

„Vor Jahrhunderten hat man das deutſche Volk im ſtaatlichen Leben mit einem Betrunkenen, mit einem ſtarrkrämpfigen Bummler verglichen, der, wenn er auch von der gehörigen Seite zu Pferde gebracht wird, doch nicht von der Stelle kommt, ſondern dem Teufel links in die Klauen fällt.

Frankfurt am Main, den 4. November 1848, als der Vogt des Unglaubens, des Unheils und Uebels ſich im Flegelthum überbot.“

Die preußiſchen November-Ereigniſſe fanden an Jahn einen eifrigen Widerſacher, und er ſchrieb am 18. November, Sonnabends ſpät, in einem Briefe: „Abgehetzt wie ein Jagdthier, nur wenige Worte! Ich bin geſund und habe noch Muth, und noch mehr wie viele Andere, die dem Pöbel ſchmeicheln. Es iſt geſtern Nacht noch vertrauliche Berathung geweſen: Ich kam erſt nach ein Uhr nach Hauſe. Baſſermann iſt von Berlin zurück. Die Verſammlung macht Bedingungen, als wären ſie alle Tollhäusler“ u. ſ. w.

Schon vorher, am 24. Oktober 1848 ſchrieb er:

„Wir haben zehn Klubb.

Ich gehöre zu keinem, weil ich es für Sünde halte, wider Ueberzeugung zu ſtimmen, wenn der Klubb für eine Meinung nach Stimmenmehrheit entſchieden hat. Das iſt Betrug an der Wahrheit, Verleugnung des Gewiſſens, und Meineid gegen das Volk.

Dies Ungeziefer eines langen Friedens, dies Ungezücht eines durch und durch verderbten Zuſtandes will auf Unglauben, Unſitte und Unſittlichkeit ein neues Staatsweſen gründen.

Wenn aber dem Menſchen erſt Gott, Gewiſſen und Glaube an den ſelbſteigenen Fortſchritt geraubt worden, wenn Frechhans ſich ſelbſt nur für ein ſelbſtbewegliches Kothgeſtelle hält, wo das Gehirn Gedanken abſondert, wie die Leber Galle, und die Nieren

Harn, ſo kann er nichts leiſten, wol zerſtören, aber nicht bauen. So bleibt er bei Wiſſen und Witz nur ein Bettelvogt.“

Jahn's damalige Stellung wäre übrigens ſchwerlich ſo zerfahren geworden, hätte er ſich von Anfang an feſt als Mitglied einer beſtimmten Partei betrachtet, wie er erſt ſpäter während der Kaiſerwahlen ſich entſchieden der preußiſchen Partei zugeſellte. Indeſſen goß er ſchon am 30. Dezember 1848 über die öſtreichiſche Partei die bitterſte Lauge aus, indem er über G. ſchrieb, der eine „Wühlerreiſe“ gemacht habe:

„Ueberall hat er ſich gerühmt, er habe den Reichstag in der Taſche, und den habsburgiſchen Kaiſer laſſe er nach Herzensluſt herausſpringen. Seine Aufſätze ſeien unwiderleglich.

Zu ſeinem Unglück ſchnitt der Schwätzer im Badiſchen auf, wo die Leute durch Hecker, Struve, Herwegh und andere Schnellläufer lügenfeſt geworden.

Die Ultramontanen haben hier einige Schreibergeſellen, die das hier Gekochte dann in M. und anderswo ausköken. Ihre Dummheit iſt noch größer als ihre Schlechtigkeit. Weiter wiſſen ſie nichts, als den alten Unſinn von Nord und Süd. Und da iſt ihnen alles ſüdlich, wo ſie bethörungsfähige Menſchen zu treffen hoffen“ u. ſ. w.

Als Redner vor einer ſo hoch gebildeten Verſammlung ging dem alten Herrn jede feinere Wirkung ab. Wir möchten glauben, daß er dies ſelbſt ſchmerzlich gefühlt und daß er das im Sinne hatte, als er an einen nahen Verwandten am 3. April 1849 die tiefempfundenen Worte ſchrieb: „Das iſt der bittere Nachſchmack des Hoffens und Harrens, das iſt das Nachweh jener ſchrecklichen kaiſerloſen Bundestagszeit, wo ich die ſchwere Kunſt üben mußte, mich anſtändig um die Zeit zu betrügen. Da ſind meine Thränen verſteinert, beide Zähren der Freude und Trauer. Da bin ich ein Mann geworden, ſcheinlich von Eiſen, die Sehnen von Stahl, und das Herz ein Demant. So gut ich es meine mit dem Volk und der Menſchheit, ich kann es nicht ſo herausbringen. Meine Gedanken ſind offen und klar, gehen gerade heraus in Worten und ſelten fein und zart, mehr wie Befehlwörter des Krieges oder wie Zurufe an eine kämpfende Schar. Und wenn man in der wankenden wogenden Menge ſteht, gewöhnt man ſich ſo leicht an den Zuſtand eines Einſiedlers und Einzelkämpfers, und bleiben auch Sinn und Herz geborgen, die Aeußerung der Gefühle, die Mittheilſamkeit der Empfindungen geht verloren.“

Beſonders gut aufgenommen wurde im Februar 1849 Jahn's Rede über das Wahlgeſetz, worin er freilich einmal wieder höchſt demokratiſche Grundſätze zu Tage brachte und ſich für allgemeines Wahlrecht ausſprach. Jahn erhielt zuerſt das Wort, begann mit der ihm eigenthümlichen Drolligkeit und erregte die Heiterkeit des Hauſes ſchon durch ſeinen Eingang, in dem er die Verhandlung als Geiſtesturnier hinſtellte. Mit der luſtigſten Laune führte er die Beantwortung der Frage aus: Was heißt ein ſelbſtändiger Mann? Jahn hatte noch nie mit ſo großer Wärme und mit dieſem in derben Scherzen überſprudelnden Gefühl geredet. Den größten Jubel erregte eine Anſpielung auf eine bekannte Aeußerung Beckerath's bei dem vereinigten Landtage. Unter lautem Beifall trat er ab, und die nach ihm redeten, hatten eine ſchwere Aufgabe. Selbſt der preußiſche Staatsanzeiger belobte ihn wegen der Erheiterung, die er dem Hauſe gewährt hatte, er ſchien der Abgott der Journaliſten geworden zu ſein, wenn auch ſogar eine Zeitung in Böhmen dahintergekommen war, daß der Vater Jahn nichts mehr ſei als ein „Rococokomiker mit ernſtem Anſtrich.“ — Jahn war in Frankfurt wegen ſeiner drolligen Einfälle und ſeiner auffallenden Erſcheinung einer der dankbarſten Stoffe für Karikaturen. Bald ſtellte man ihn wie einen Maulwurf dar, der mit einer kurzen Pfeife im Munde Deutſchland auf eigene Fauſt mit Schanzen (die berühmte Hamme von

1817, aber jetzt nicht gegen Weſten, wiewol er ſie auch dahin gern aufgeworfen hätte) verſah, bald war die ehrwürdige Geſtalt des Turnvaters gar zum Eſel gemißbraucht.

Als Probe der von Jahn gehaltenen Parlamentsreden, welche nach ſeinem Tode die amtliche hannoverſche Zeitung einer ſehr ausführlichen Betrachtung unterworfen hat, möge die folgende hier vollſtändig ſtehen nach den ſtenographiſchen Berichten vom 15. Januar 1849:

„Verehrte Verſammlung!

Unſer großer Dichter Jean Paul hat einmal geſagt: „„Der Menſch kann überall geboren werden““; das wird Niemand von der Verſammlung bezweifeln, aber ich ſetze hinzu: „„Nicht überall gleich gut.““ (Auf der Linken Unruhe und Ruf: „„Wiederholen!““ — Der Redner wiederholt den Satz.) Ich bin im Norden geboren, in der Mark Brandenburg, in einem Winkel zwiſchen Mecklenburg und Hannover, habe als Knabe in drei ſogenannter Herren Länder gelebt, als Jüngling habe ich nie einen andern Begriff gehabt, als von der Einheit Deutſchlands, habe in mehreren andern deutſchen Ländern gelebt. Ich habe mich auf den Hochſchulen, das werden mir meine alten Kameraden bezeugen, jeder Zeit von den ſogenannten pro patria Paukereien fern gehalten. (Heiterkeit.) In dieſem Geiſte habe ich nachher die Turnerei hervorgerufen und die Burſchenſchaft, wovon ich zuerſt 1798 geſprochen und 1811 die Ordnung und Einrichtung einer allgemeinen Burſchenſchaft in Deutſchland umhergeſendet, bis ſie 1815 in Jena ins Leben getreten iſt. Ehrenmitglied von der Burſchenſchaft bin ich nie geweſen, ich habe mich davon fern gehalten, um jüngere Herren nicht in ihrem Treiben zu beſchränken als ein Leiter, oder um eine Oberleitung über ſie zu haben, und ſo kann ich von mir ſagen am Anfang meiner Rede, womit ich meine Vertheidigungsſchrift in der demagogiſchen Unterſuchungsſache geſchloſſen habe, „„als Kind habe ich für das Vaterland in frommer Erhebung gebetet, als Knabe geglüht, als Jüngling geſchwärmt, als Mann geredet, geſchrieben, geſtritten und gelitten.““ So halte ich das jetzt für die größte Genugthuung meines langen Lebens und Strebens, daß ich endlich einmal in öffentlicher Verſammlung als Vertreter des deutſchen Volkes reden kann für die Einheit und Freiheit Deutſchlands. (Lebhafter Beifall). Der ſelige hohe Bundestag hat mir nachgerühmt zur Zeit der mainzer Unterſuchungs-Kommiſſion, daß ich die höchſt gefährliche Lehre von der Einheit Deutſchlands aufgebracht habe; man hat mir das vorgehalten, und wenn das wahr iſt, und wenn es unter das Volk gekommen iſt, ſo habe ich lange nicht genug gelitten. Man hat mich gefragt, was ich gelehrt habe über den deutſchen Kaiſer, und da habe ich geſagt: „„Darüber habe ich mir den Kopf nicht zerbrochen, aber ich bin konſervativ.““ Was, Sie konſervativ? fragte der Unterſuchungsrichter, und ich ſagte: „„wir haben tauſend Jahre einen Kaiſer gehabt und da denke ich, daß wir nach tauſend Jahren wieder einen Kaiſer bekommen, darüber aber habe ich mir den Kopf nicht zerbrochen, welche Regierung an die Spitze kommen ſoll, denn bis jetzt habe ich noch keine Regierung in Deutſchland gekannt, die ſich regieren konnte nach meiner Ueberzeugung, viel weniger noch die andern dazu.““ Da haben ſie mich gehen laſſen; ſo wird man mir nicht übel nehmen, wenn ich, der ich immer die Einheit an die Spitze meines Lebens geſtellt und dafür geredet habe, es ſo zuſammenfaſſen will, was in dem Minoritätserachten §. 1 a ſteht: ich kann mir kein Volk anders denken ohne Einheit und keine Freiheit ohne Einheit, die Freiheit kann nur von der Einheit geſchützt werden, die Einheit iſt die Mutter der Freiheit und die Tochter der Einheit iſt die Freiheit, — wer alſo die Tochter haben will, der halte es mit der Mutter (Große Heiterkeit und Beifall), und wie wollen wir bei dem Andrängen der Völker beſtehen, die alle ſich zuſammen ſcharen und ſich alle ſtärken, wenn wir nicht ein ſtarkes einheitliches Volk werden? Wir ſind hierher geſchickt, um den neuen Bau des neuen Deutſchlands zu begründen; wie das alte Deutſchland, wie das Sonſtdeutſchland war, wiſſen wir alle, wir alle haben darin gelebt, das war ein Staatenſtaat, in unendlichen Verfaſſungen und Verwaltungen veräſtet und verzweigt, das war ein Sonderweſen, ein Sonderding, wie Schachteln in einander geſchachtelt, wo man nicht wußte, wo die Einheit war. Das ſoll nicht wiederkehren, wir wollen etwas anderes, wir wollen etwas neues, tüchtiges, kräftiges, dauerndes; das muß zu Wege gebracht werden, das kann nur durch eine tüchtige Einheit, durch eine Grundlage, die die Freiheit ſichert: und ſo wünſche ich denn, ſo wie ein Kutſcher auf dem Bock iſt, ein Lootſe am Steuer, ein Lenker auf dem Feuerwagen der Eiſenbahn, ein Koch am Heerd und ein Arzt am Krankenbette, einen erblichen Kaiſer für Deutſchland!“ (Lebhafter Beifall im Centrum und auf der Rechten. — Ruf nach Vertagung.)

Als unſer König im Jahre 1849 zum deutſchen Kaiſer gewählt war, und die Deputation deshalb nach Berlin ging, da dürfte es an der Zeit geweſen ſein, einen Mann ihr beizugeſellen, deſſen Hauptwirkungsplatz Berlin geweſen war, und dem Berlin, wie wir vielfach zu bemerken Gelegenheit hatten, ein wehmüthiges Andenken, wie einem verſchollenen nahen Verwandten bewahrt hat, einen Mann, der ſo ſtark mit der Revolution gebrochen hatte und ſchon vonaltersher ſo an dem Hauſe der Hohenzollern hing, wie wol nur wenige Glieder der Deputation dies von ſich rühmen konnten. Dennoch würden wir damals, als wir dieſer Kaiſerdeputation mit entgegengingen, vergebens nach unſerem Freunde ausgeſchaut haben. Vielleicht hatte die Verſammlung nur nicht gewagt, Jahn mitzuſchicken, der unterwegs überall wie ein Knappe des Kaiſers Rothbart angeſtaunt ſein würde. Gewiß iſt aber, daß er die Ideen von Jahn und Max von Schenkendorf waren, die ſich jetzt verwirklichen zu wollen ſchienen. Der alte Jahn ſchrieb damals, wenigſtens mit mehr Bewußtſein als mancher eben ſo romantiſche Volksvertreter, der ſich von ihm blos dadurch unterſchied, daß er nicht in dem deutſchen Rock der lützow'ſchen Uniform ſteckte, am 2. April 1849 nach Hauſe, er wohne zu Frankfurt in der Heiligen Gaſſe, weil er zu den Heiligen gehöre, wenn auch zu den wunderlichen. In demſelben nach Freiburg geſandten Briefe ermahnte er ſeine Getreuen, ſich bei der Rückkehr der Deputation durch Thüringen auf dem naumburger Bahnhofe mannſtark einzufinden, um „die rothen Katzenſpielleute“ zu zähmen. Dieſe „tollgewordenen Märzbummler“ ſeien bei Tage, wo man ihnen in's Auge ſehe, feige. Er deutete an, daß er der Deputation auf ihrer Rückreiſe möglichſt viele Ehrenbezeugungen bereitet zu ſehen wünſche. „Das würde, ſetzte er hinzu, beſonders auf das Ausland wirken, und den innerlichen Feinden einen Maulſtopfer reichen. Die knirſchen jetzt, rennen wie vor den Kopf geſchlagen, und leiden alle Plagen des böſen Gewiſſens. Hier hat die Entſcheidung der erblichen Kaiſerwahl gewaltig gewirkt. Meßfremde, ſchweizer Kaufleute ſogar, haben mir geſagt: hätten ſie das gewußt, ſie hätten dreimal ſo viele Waare hergeſchafft, und würden ſie loswerden.“ —

Am 24. März 1849 ſchrieb Jahn in ein Stammbuch: „Vor einigen Jahren fand ein gelehrter Reiſender [Waitz] in der Dombücherei zu Merſeburg ein altdeutſches, vorchriſtliches Zauberlied hinter einer pergamentenen Handſchrift des Rabanus de Missa. Zwar vergilbt, aber unabgenutzt iſt die geiſtliche Schrift, aber abgebüßt das Zauberlied. Das erzählt, wie Wodan urplötzlich einen Beinbruch geheilt, daß ſich Blutverrenktes, Gliedverrenktes, Beinverrenktes wie geleimt an einander gefügt. Sind wir in der Paulskirche doch arme Tröpfe, und ſo viel wir auch von der Bühne hin und her, für und wider reden, wir finden nimmer den Spruch, um die Bruchtheile zu beſprechen, daß ſie ſich aneinanderfügen.

Einer der Glücklichen, die zwar Deutſchlands Irrweſen mit verantworten müſſen, doch Gott ſei Dank nicht verſchulden.“

---

12. Jahn's Charakter.

„Ich bin ein Fels geworden, den der Ephen umgrünt.“
Jahn, handſchriftlich auf einem Blättchen.

Es haftet etwas Tragiſches an Jahn's Geſtalt, an dieſem ſeltnen Manne mit ſeltnen Fehlern. Er war angelegt zu einem ſtolzen Charakter, aber zur Eitelkeit verkümmert. Er war zu einer großen Lebenswirkung beſtimmt, und doch iſt vielleicht der klare reelle Gehalt ſeines geſchichtlichen Daſeins weniger in Thaten und Werken als in der Anregung zu ſuchen, die von ihm ausging. Aphoriſtiſch wie ſein Weſen iſt auch der Verlauf ſeines Lebens geweſen, ein Fragment, ein abgebrochenes Daſein, abgebrochen in der Reife des Mannesalters, vielleicht (man denke an den Aufſchwung, den das Turnen genommen hatte) eben in dem Moment, wo ſeine Gedanken und Strebungen im Begriff ſtanden, für das Leben der Nation von großer praktiſcher Bedeutung zu werden. Aus der Wirkſamkeit auf die Mitwelt zurückgeſtellt, fand ſich die ihn beſeelende Idee nur noch an ſeine eigene Perſon gewieſen; er machte aus ſich, wozu alle deutſchen Männer zu machen einſt ſein Traum geweſen. So ward ſeine perſönliche Erſcheinung zur Darſtellung ſeiner Idee und daran beweiſt ſich die merkwürdige Thatſache, daß Jahn ſchon bei ſeinen Lebzeiten gleichſam zu einer mythiſchen Figur ward, welche das Volk mit Bewunderung und einer gewiſſen Ehrfürchtigkeit in der Erinnerung behielt. Das frappant Charakteriſtiſche ſeiner leiblichen Geſtalt und das eigenthümliche Schickſal eines innerhalb der vaterländiſchen Grenzen Verbannten gaben ihm für die Volksanſchauung eine Bedeutung, welche weit über die Zeit ſeines Wirkens in der Oeffentlichkeit hinausreichte, oder vielmehr da erſt begann, wo jene aufhörte.

Die Beſtimmtheit ſeines Wortes in Sprache und Schrift, die Gewandtheit ſeiner Bewegungen, ſowie die Energie ſeiner Körperhaltung zierten den Greis und ließen wohl erkennen, welche Harmonie ſeiner leiblichen Beſchaffenheit mit der ſeines innern Seins vorhanden geweſen ſein muß.

Seine Feinde haben Jahn wol den ewigen Tertianer genannt. Wir dagegen, ſeine Freunde, fanden immer, daß er auch im guten Sinne etwas von ewiger Jugend hatte. Auf der Hochzeit von Jahn's Tochter mit dem Lehrer Quehl brachte der damalige Diakonus Bäßler zu Freiburg, der beſonders als glücklicher ſchon vielfach in Anthologien übergegangener Legendendichter bekannt geworden iſt, auf den alten Herrn folgenden hübſchen Trinkſpruch aus:

Es gab in alten Zeiten — Gelehrten iſt's bekannt —
Ein Götterbild der Heiden: Janus war das benannt.
Wie ſolches war geſtaltet, das kann ich euch wol ſagen:
Es thät auf ſeinen Schultern ein zwiefach Antlitz tragen.

Das eine von Milch und Blute, ein Jünglingsangeſicht,
Ein goldiges Gelocke lag um den Scheitel dicht;
Das and're voll edler Falten mit grauem Bart und Haar
Stellt' eines Greiſen Antlitz in hoher Würde dar.

Die alten Götter ſchieden; der Janus auch verſchwand,
Zog aus dem ſchönen Süden wol in ein nordiſch Land;
An unſerem Unſtrutſtrande mußt' er ſich niederlan:
Das iſt der wohlbekannte, der alte Vater Jahn.

Seht ihn nur an, ihr Freunde, ob's nicht der Janus ſei,
Wie ihn die Vorzeit ehrte, das iſt er meiner Treu!

Ihr ſeht zwar nur den Greiſen, mit grauem Haar und Bart;
Das Jugendantlitz hat er im Buſen ſtill verwahrt.

Er ſteht, ein frohes Wunder, im heitern Kreiſe da;
Wird aller Muth zu Plunder, Er ruft: Victoria!
Der nur ein Greis an Jahren, ein Jüngling ſtets an Muth,
Dem ewig jungen Janus dies goldene Traubenblut!

Dieſer feine Trinkſpruch machte dem Alten im Barte viel Freude. Als er merkte, daß er auf ihn gemünzt ſei, ſtand er von ſeinem Sitze auf und zeigte mit vielem Behagen ſeine jünglingskräftige Greiſengeſtalt den Gäſten, als wolle er ſich ihnen zur Vergleichung präſentiren.

An Jahn's ewig beweglichem, queckſilbernem Weſen bemerkte man gleich beim erſten Zuſammentreffen etwas drolliges, das gegen ſeinen langen ehrwürdigen weißen Bart und ſeine ganze rieſige Erſcheinung ſehr abſtach.

Ein paar große blaue Augen gaben dem Geſicht einen guten und klugen Ausdruck. Die hohe Stirn, der kahle Scheitel wurden, auch im Freien, nur durch ein ſchwarzes Käppchen bedeckt. Der weiße Hemdkragen ſchloß die Bruſt und bedeckte den Kragen eines, mit einer Reihe Knöpfe beſetzten ſchwarzen, ziemlich kurzen Rockes, in der Art wie Jahn und ſeine Turner einen ſolchen einmal in die Mode gebracht hatten. Er ſagte wol, ſtolz auf ſeine äußere Erſcheinung, der Rock Guſtav Waſa's, der auf der Bibliothek zu Lübek hänge, ſitze ihm wie angegoſſen.

Jahn hatte auf die Jugend ſtets einen ſolchen Eindruck gemacht, daß jeder Jüngling, der ihn beſuchte, ſeinen Freunden genau berichtete, wie er ihn gefunden. Oft aber kamen auch ältere Männer zu ihm nach Freiburg, die zur Zeit ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit ſeine Schriften geleſen. Wenn ſie nun ſeine Erſcheinung mit dem Bilde verglichen, das ſie ſich in ihrer Jugend, zur Zeit ſeines Haupteinfluſſes von ihm gemacht, ſo fand ſich in der Regel, daß beide recht wol mit einander ſtimmten.

Die Bilder, welche man von Jahn hatte bis zum Jahre

1846, waren theils nach flüchtigen Zeichnungen und ſchnellen Auffaſſungen, oder wie der Verſuch des verſtorbenen Turnlehrers Dieter am halliſchen Waiſenhauſe nach dem in den erſten zwanziger Jahren zu Kolberg gefertigten Oelgemälde von Heine, einem verſtorbenen berliner Turner aus Braunſchweig. Später ſaß Jahn Engelbach aus Heſſen, der Wolfgang Menzel und Hans Ferdinand Maßmann auf Stein ſprechend getroffen, und deſſen Bild von Jahn zu Ende des Jahres 1846 erſchien; auch einem Bildhauer ſaß er, und es war die Abſicht, daß zu Neujahr 1847 ſein Kopf in Gußeiſen zu haben ſein ſollte.

Jahn war nach einem langen Junggeſellenleben zweimal vor vielen Andern glücklich verheirathet. Nichts glich dem Behagen, mit dem er ſeiner zweiten, noch lebenden Gattin als Greis ſelbſt ergeben war, wie denn in der Treue, mit der er in ſeine Familie, zuletzt ein echtes freiburger Bürgerhaus, aufging, wieder eins ſeiner ſittlichen Ideale von dem Leben der Deutſchen zunächſt an ihm ſelbſt zur Wirklichkeit geworden war.

Eine lebhafte Anhänglichkeit an das weibliche Geſchlecht war Jahn vonjeher eigen geweſen, und ſeine ſtarke Sinnlichkeit mag ſich erſt in der Ehe gereinigt haben. Selbſt dann kam ſie im vertrauten Geſpräch wol mitunter noch zum Vorſchein. So als Steffens die Ferien in Berlin zubrachte, im Jahre 1817. Einſt ging er mit Jahn an einer Straßenecke vorbei, da blieb dieſer vor einem Kupfer der dresdner Madonna ſtehen. Betrachte dieſe Figur, ſagte er, iſt ſie nicht mit einer durchaus verwerflichen Sinnlichkeit entworfen? Dann machte er Steffens auf einige und eben die ſchönſten Formen der Geſtalt aufmerkſam und dieſer ſchrak vor der ſinnlichen Rohheit ſeiner Anſchauung zurück.

Eines Ausbruches derber Sinnlichkeit kann auch ich mich in einer Aeußerung von Jahn erinnern. Er erzählte mir, daß er einſt in Geſchäften in das Haus eines angeſehenen Mannes gekommen und eben eine ſtattliche Treppe hinaufgegangen ſei, als er zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß der Hausherr nicht zu Hauſe ſei. Es habe ſich nämlich die Thür des Wohnzimmers geöffnet und die blühende Hausfrau habe einen jungen Offizier hinausgeleitet, demſelben ſogar Worte nachgerufen, von denen wir nur den Inhalt, den Wunſch durch ihn bald Mutter eines Knaben zu werden, wiedergeben wollen. Ihm, Jahn, ſei es gelungen, ſich unbemerkt wieder die Treppe hinabzuſchleichen und ebenſo aus dem Hauſe zu entkommen. Die Dame aber habe er an demſelben Abende in einer Geſellſchaft geſehen und ſie mit einem Blicke betrachtet, in den er die Aeußerung des göthe'ſchen Mephiſto habe legen wollen: „Und was Ihr wünſcht, das wüßt' ich wol zu ſchaffen.“ Er wußte ſich etwas darauf, daß die Dame nachher zu einer Freundin, die es Jahn wiederſagte, geäußert habe: einen ſo frechen Blick, wie der Vater Jahn, habe ihr noch nie ein Mann zugeworfen. —

Mit jungen Mädchen verkehrte der alte Jahn ſehr gern, ſorgte dafür, daß mitunter ein Tänzchen zu Stande kam und daß ihn beſuchende Studenten, beſonders zu Groß-Jena, Spiele im Freien leiteten, was jedoch den jungen Bürgerstöchtern zuweilen übel bekam, indem namentlich die Jenenſer dieſe Spiele, gegen Jahns Abſicht, mehr als Turnübungen auffaßten und ihnen mit dem Plumpſack gewaltig den Rücken bläuten. Durch den Mund junger Mädchen gab Jahn gern zartgehaltene gute Lehren, ihnen ſelbſt aber, wo er es für angebracht hielt, wol etwas derbere Erinnerungen. So bekam Agnes S., deren Anbeter ein Fleiſcher geweſen zu ſein ſcheint, zum Geburtstage eine Schachtel mit einer Wurſt und einem Hahn und dazu folgendes Gedicht vom Vater Jahn:

Zu Deinem ſchönſten Wiegenfeſt
Empfange hier das Allerbeſt',
Was in der ganzen Tänzerwelt
Dir doch am Meiſten wohlgefällt.

Ein Sinnbild ſtellet ſich Dir dar,
Du wirſt es deuten auf ein Haar;
Gewiß das Sprichwort kenneſt Du:
„Wie der Mann, ſo die Wurſt dazu.“

Die Bratwurſt und der Kegelbahn,
Sie zeigen Dir das Wappen an,
Was der führt, der es ernſtlich meint,
Dich mehr noch liebt, als es erſcheint.

Du biſt ein Tauſendwochen-Kind,
Sei nicht zu ſpröd', die Zeit verrinnt;
Drum halte bald den Hochzeitſchmaus
Und ziehe ein zum Ehrenhaus.

Auf weibliche Treue, wenn allgemeiner geredet wurde, ließ Jahn nichts kommen. Einem, der an einer öffentlichen Tafel, wahrſcheinlich in dem Badeorte Lauchſtädt, die Behauptung ausſprach: wer an weibliche Tugend glaube, ſei ein Narr, ſetzte Jahn in trockenem Tone die Frage entgegen: „So? Nun mit wem hat es denn Ihre Frau Mutter gehalten?“ Jener erſchien entrüſtet; Jahn aber verwies ihn zur Ruhe mit den Worten: „Nach Ihrem eigenen Ausſpruche ſind Sie entweder ein Baſtard oder ein Narr.“

Eine verehrte Frau, die zur Zeit des Parlaments in Frankfurt war, äußerte, daß der alte Herr dort namentlich in Geſellſchaft von Damen habe um jeden Preis originell ſein wollen. Sein Benehmen erſchien dabei wieder in falſchen Dimenſionen: er konnte es ja, wie wir ihn klagen hörten, nach der ſchrecklichen, der kaiſerloſen Zeit nicht mehr ſo herausbringen, wie er wünſchte. So ſchien der Art eines „alten Gecken“ zu gleichen, was die von innerer Wärme angehauchte Art eines ritterlichen Greiſes war, der nicht allein als muſterhafter Ehemann daſteht, ſondern auch die Frauen ſeines Volkes auf alle Weiſe zu ehren jeder Zeit bemüht war.

Einſt verſchaffte Jahn, wahrſcheinlich in Naumburg, den Frauen Zutritt zu einer Verſammlung des Guſtav-Adolf-Vereins.

Ueber dieſe Verſammlung ſcheint er ſelbſt einen Bericht abgefaßt zu haben, wenigſtens ſchrieb er zur Beantwortung einer Berichtigung unter anderm folgendes nieder:

„Unter den Leuten, die für den Druck ſchreiben, giebt es eine Nachart vom Polonius im Hamlet, die bei jedem Geſpräch, und bei jeder Beſprechung den Wiederhall züngeln. Dafür ſind ſie Helden in der Nachtmütze, am Schreibtiſche und in fernhin geſandten Briefen. Da ſpielen ſie die ganze Austheilung des Reinike Fuchs, und übernehmen die Rollen von: Wenden, Schleiſen, Ohnegrund, Wendemantel und Loſefund.

Von ſolchem Vielſpiel liefert der Guſtav-Adolf-Bote [in dem die Entgegnung urſprünglich erſchienen war] den Beweis. Da müſſen die Leſer auf den Gedanken kommen: Ich hätte mir etwas Ungehöriges, Ungebührliches, Verletzendes erlaubt. Die Zuhörerinnen wiſſen, wie das Ding zuſammenhängt, andere nicht. Gelangweilt mögen ſich die Frauen ſchon haben. Indeſſen das ſind ſie gewohnt.

Und iſt ja die heutige ſogenannte höhere Bildung des weiblichen Geſchlechtes größtentheils darauf gerichtet „„Langeweile mit Anſtand und dem Schein des Vergnügtſeins zu ertragen.““

Wohl aber habe ich mit innigſter Ueberzeugung des weiblichen Geſchlechtes Recht vertheidigt: „„bei öffentlichen Berathungen gegenwärtig zu ſein““, eben weil ich glaube, die Männer würden bei Anweſenheit der Frauen ſich weniger ſchwach, rückſichtsvoll, haſenſchreckiſch und willenlos gebaren. War doch der berühmteſte Pflaſterritter in guter alter Zeit ein ganz anderer, wenn ſein Johann ihm zuflüſterte, daß die Fenſter voll holder Geſtalten wären. Das weibliche Geſchlecht hat den Vorzug, daß keine derſelben je das werden kann, was Mann gegen Mann: „„Altweib““ geſchmäht wird.

Das könnt ihr glauben, ihr Aerzte, die ihr die mancherlei

Krankheiten des geſellſchaftlichen Zuſtandes zu heilen ſucht. Ohne Mithülfe des andern Geſchlechtes wird nichts Geſcheites daraus. Flicken könnt ihr und noch eine Weile den Todtengräber narren, — weiter nichts.

Haben unſere Ahnfrauen durch Zuſchauen und Zuruf wankenden Heeren den Sieg verſchafft; ſo können wol heut zu Tage die Zuhörerinnen leidenſchaftsloſe Berathungen, raſchen Entſchluß und kräftige Ausführung bewirken.“

Verſtändiger und ſinniger ſchrieb er nachmals zu Frankfurt in das Stammbuch einer Dame:

„ . . . . Ein unausgeſprochener Gegenſtand bleibt des anderen Geſchlechtes Stellung und Stand zum ſtaatiſchen Leben. Mit Recht gehört dieſer Stoff zur Tagesordnung unſerer zerſtörenden, gährenden und ſchöpfungspflichtigen Zeit. Und da wird ſich zuerſt die Frage hervordrängen: Wie laſſen ſich Werth und Würde der Frauen in des Volkes freierer Geſtaltung behaupten? Sehr leicht! Das weibliche Geſchlecht wolle nur nicht ſtärker ſein, als es kann, und nicht ſchwächer, als es ſein darf.

Unſeren Ahnherrinnen wird von den ſchreibenden Feinden nachgerühmt: ſie hätten durch Zuruf weichende Treffen geſtellet und ſinkende Banner zum Siege aufgerichtet. Das iſt Muſter, Vorbild und Beiſpiel für jede Deutſche.

Jetzt droht der Verjüngskrieg, von dem die vorchriſtliche Seherin geweiſſaget: „„Ein andrer Hahn gellt, in der Erde Teufen, ein blutrother Hahn, in der Hölle Sälen.““ Und er gellt: „„Eigenthum iſt Raub, Beſitz Diebſtahl, Vererbung Verbrechen, Ehe Laſter, Hausweſen Schande; es muß Alles und Jedes gemein ſein.““ Solchen Nixenſang ſoll das weibliche Ohr überhören, und überhört es ihn, ſo iſt der Zauber verklungen.

Dem wüthenden Heere und ſeinem Wirbelſturme im hölliſchen Reigen gegenüber iſt das weibliche Geſchlecht die einzige erhaltende Macht, aber gewaltig und überlegen. Jede, die richtig ihre Beſtimmung erkennt, iſt hochbegabt, gefeit und mit Tarnkraft angethan.

Der Geck und der Wicht und der blutige Irrwiſch, ſo Unmenſchliches, Unmännliches und Unvolkliches im Argſinne meucheln, werden davor zu Schanden. Darum redet die Sprache vom ſchönen Geſchlecht, womit ſie nicht das ziere Schönthun meint, wol aber das ſchönere Thun mit vollem Recht adelt.“

Ein andermal ſchrieb er bei ähnlicher Gelegenheit:

„Sein Haus iſt des Mannes Burg, kein bloßer Bau von Holz, Erde und Stein, ſondern des Menſchen geiſtige und ſittliche Veſte.

Sie bewehrt und bewahrt die Gattin, als Gleiche zu Gleichem, das Weib mit der lieblichen Anziehungskraft, die Frau durch Werth und Würde, womit ſie waltet, die Gemalin durch Anerkenntniß in der engeren und weiteren Gemeinde als Erhalterin des Volkes — und doch nur Eine und Dieſelbe.“

Jahn's Lebensweiſe war höchſt einfach, die ſeiner Familie desgleichen, und abgeſehen davon, daß er wol kein guter Rechner war, können ſeine Geldverlegenheiten nur durch die bereitwillige dauernde Aufnahme erzeugt ſein, welche entferntere Anverwandte bei ihm fanden, und durch die Gaſtlichkeit, die von dem jahnſchen Hauſe nie getrennt gedacht werden konnte. Zur Zeit wo Jahn noch an den Univerſitäten einen näheren Antheil nahm, mag ſie ſehr ausgedehnt geweſen ſein; ſpäter beſchränkte ſie ſich auf einen engeren Kreis.

Zu Freiburg in ſeinem Hauſe mußte ihm an Sonntag-Abenden erſt ſehr wohl werden, ehe er nach einem einzigen Glas Grog verlangte, und ſelbſt wenn ich ihn an Balltagen mit ſeiner Familie auf den Rathskeller begleitete, trank er nicht mehr. Auswärts trank Jahn, ſelbſt wenn er ſich die Kehle trocken geſprochen hatte und bei den feſtlichſten Gelegenheiten nicht mehr als etwa drei

Gläſer Wein. Dennoch ſoll ſich einſt das Gerücht verbreitet haben, der Herr Vater Jahn habe ſich (wahrſcheinlich in Kölleda, wo er ſich ſchrecklich gelangweilt zu haben ſcheint und mit einem originellen Wirte viel verkehrt haben ſoll) aus Verzweiflung dem Suff ergeben.

Vergnügungen kannte Jahn kaum, außer daß er jeden Montag ſeine Frau und Tochter auf ein benachbartes Dorf, nach dem ſchon erwähnten Groß-Jena, in eine anſtändige Bauerſchenke führte, wo er einer kleinen von ihm geſtifteten Kaffeegeſellſchaft präſidirte, nachdem er ſich unterwegs ſehr ernſthaft mit den Hirten auf dem Felde (denn er war mit allen Hirten zwei Stunden in die Runde bekannt) unterhalten hatte. Zuweilen ſchob er auch Kegel auf einem hohen Berge bei Freiburg, wo man eine prächtige Ausſicht, viel Zugluft, aber, ſo viel ich bemerkte, keine Speiſen und Getränke zur Hand hatte. Mit dieſer einfachen Lebensweiſe prunkte er indeſſen in ſeinem Alter um ſo weniger, als er ſie vielleicht erſt aus Geſundheitsrückſichten für ſich eingeführt hatte. Er erzählte mir mit großer Heiterkeit, wie der pſeudonyme Geſundheitsapoſtel Ernſt Mahner, der ſoeben ſelbſt eine entehrende Gefängnißſtrafe benutzte, um wieder von ſich reden zu laſſen, ihm einen Beſuch machte und es darauf anlegte, daß Jahn ihm eine Flaſche freiburger Landwein vorſetzen ſollte, welche ihm dieſer indeſſen, wohlmeinender als andere, die ihn mit großen ſchwerverdaulichen Würſten beſchenkten, aus Geſundheitsrückſichten vorenthielt.

Während derjenige, welcher länger bei Jahn verweilte, mit Verwunderung an ihm die Mäßigkeit eines Weiſen bemerkte, trat er wol dem flüchtigen Beſucher mit brennender Cigarre und mit der Schnupftabaksdoſe entgegen. Tabakrauchen und Tabakſchnupfen waren Dinge, gegen welche Jahn ſich anfangs mit dem ſtärkſten Haſſe ausgeſprochen hatte. Auf dem Opernplatze zu Berlin ſtanden einſt im Geſpräche beiſammen Jahn, der Legis-Kommiſſar der Univerſität Geh. Secretair Lange und der Kriegsrath M., welcher letztere aber mit Jahn noch nicht näher bekannt war. M. zog ſeine Tabaksdoſe aus der Taſche und bot ſie auch den beiden Anderen dar; Jahn aber lehnte ab mit den Worten: „Ich mache meine Naſe nicht zum Sch—hauſe.“ Als indeſſen Bucher, dem Lange dies erzählt hatte, ſpäter mit ſeinen kösliner Freunden und mit Jahn auf einer Bank am kolberger Strande vor der Meeresfläche ſaß und der Direktor Müller ſeine Doſe aus der Taſche zog, um eine Priſe zu nehmen, da ſagte Jahn: „Ich bitte mir auch eine aus.“ Bucher konnte ſein Erſtaunen nicht bergen. „Wie?“ ſagte er, „Sie ſchnupfen Tabak? Es konnte ja ehemals keinen ärgern Feind des Tabakſchnupfens geben als Sie!“ — „Was muß man in Pommern nicht lernen!“ war Jahn's Antwort. — Für diejenigen, welche Pommern nicht aus eigener Erfahrung kennen, wird die Bemerkung nicht überflüſſig ſein, daß dort in Folge des feuchten, nebelreichen Klimas, der höchſt veränderlichen Witterung und der häufigen rauhen Winde flußartige Uebel aller Art, Zahnſchmerzen, Augenleiden ſehr gewöhnlich und unter der Bevölkerung ſehr verbreitet ſind, ſo daß ſelbſt die Aerzte oft das Tabakſchnupfen für ein nicht verwerfliches Gegenmittel erkennen. Jahn ſoll auch keineswegs der Einzige geweſen ſei, der dort, trotz entſchiedener früherer Abneigung, zum Tabakſchnupfen ſich bequemt hat.

Jahn's Behagen in ſeiner eignen Häuslichkeit zeigt eine Einladung an einen Freund, worin es heißt: „Was Du bei mir findeſt? Zuerſt frohe Geſichter von meinen Hausgenoſſen, nachher bei mir Rechenſchaft von dem, was ich in den Jahren unſeres Beieinanderlebens gethan, gedacht habe — gelernt habe; und alles wo möglich wieder urkundlich belegt.“

Eine zur Vielgeſchäftigkeit angelegte Natur, in den Lebensverhältniſſen ſeiner drei letzten Jahrzehnde ohne Grundlage einer poſitiven Aufgabe für ſeine Thätigkeit, machte Jahn ſich gern allerlei zu ſchaffen und miſchte ſeine Hände und Intereſſen in die Par tikularitäten des Kleinlebens von Freiburg. Zuweilen erſchien er wie ein zahmgewordener Löwe, der der numidiſchen Wälder und ſein ſelbſt vergeſſen und ſich zum Zeitvertreib mit Fleiſcherhunden und kleinen Bellern herumbalgt. In dieſer Beziehung that es ihm gewiß Eintrag, daß er in ſeinem ſo geiſtesfriſchen Alter keinen Studien mehr oblag. Jahn war überhaupt kein wiſſenſchaftlicher Greis, wie ihn denn überhaupt ſeine nach außen gerichtete gewiſſermaßen praktiſche Unruhe vielleicht zu jeder Zeit verhindert haben würde, in irgend einem Fache zu ſyſtematiſcher Gelehrſamkeit zu gelangen.

Von ſeinem Gedächtniſſe iſt ſchon die Rede geweſen. Indeſſen hat er ſelbſt geklagt, daß er nicht wiſſe, was er wiſſe. Dies bewundernswerthe Gedächtniß wollte angeregt und ausgefragt ſein; ſeine Hauptſtärke beſtand im Augenblicklichen und traf dann „blickweis“ wie ein Blitz.

Mit ungewöhnlicher Schnelligkeit faßte Jahn einen Gedanken, führte ihn aber nur ſelten ebenſo ſchnell aus und brachte alles Zugehörige in druckfertige Form. Immer ſteckte er voll von literariſchen Plänen, hunderterlei ſchüttelte er vor ſeinen Freunden aus dem Aermel. Er dachte mit reißender Schnelligkeit und ſchrieb in der Regel deſto langſamer. Wenn er jüngern Beſuchern, wie er es gern that, diktiren wollte, ſo lief er ihnen wie ein verlegenes Mädchen jeden Augenblick davon zu einer Verrichtung in Haus und Garten. Er war einmal nicht für die Studirſtube. Ein Briefchen konnte einen halben Tag lang auf dem Tiſche angefangen daliegen, ehe eine Oktavſeite heruntergeſchrieben war, wie majeſtätiſch er ſich auch ſchon bei Sonnenaufgang zum Schreiben zurechtgeſetzt hatte. An Arndt empfahl er zuweilen rheinreiſende Jünglinge, aber ſie kamen nur mit einem Blättchen und ſeiner Namensunterſchrift.

Immer, obgleich Jahn ein „Briefleben“ führen mußte, war er wenig für briefliche Unterhaltung, konnte aber in fortgeſetzten Geſprächen nie verarmen.

Jahn war ein redſeliger Greis und froh, wenn er nur geduldige Zuhörer fand, ſo intereſſant ſeine Geſchichten auch waren. Er liebte noch im Alter, nur nicht mehr nach der frankfurter Periode, kleine Reiſen, nach Schulpforte, nach Naumburg, und war geſellig genug, um bei den Freunden, ſo leicht er auch zurückkehren konnte, in der Regel den Abend und die Nacht zu verweilen. Wenn er Prof. Fickert, ſo lange dieſer in Schulpforte war, dort beſuchte und über Nacht blieb, ſaßen ſie oft mit andern Freunden bis gegen Morgen. Hatte Fickert ihn endlich in ſeine Schlafkammer gebracht, ſo fing er auch dort wieder neue Geſchichten an und quälte damit ſeine Schlafkameraden bis zur Verzweiflung.

Jahn iſt der getreue Eckart der Deutſchen geblieben bis an's Ende. Den Louis Napoleon hatte er in der That gleich weg. Er beobachtete ihn ſcharf und — griff zum Tacitus. „Als der Neffe und Affe des Helena-Verendeten (ſo ſchrieb er brieflich) nicht bei der Auſterlitzſonne, ſondern beim Nachtfeuerſchein und der Diebesleuchte nach der Kaiſerkrone geſtört hatte, da überſetzte ich die beiden erſten Kapitel von Tacitus Jahrbüchern in doppelter Weiſe — rechtdeutſch und modern. Von beiden hier eine Probe. Bei gelegener Zeit das Ganze.“

Und endlich ging der alte Jahn (er ſtarb, alt 74 Jahre, 2 Monate und 4 Tage, am 15. Oktober 1852 Abends in ſeinem Hauſe zu Freiburg an der Unſtrut) wie die „Nationalzeitung“ in ihren Aufſätzen über ihn ſo ſchön geſagt hat nach Walhalla ein, unmittelbar hinter dem eiſernen Herzog aus England und dem Spanier Caſtannos.

„Fort, fort, mein Geiſt zum Jubiliren!
Umgürte dich zum Triumphiren!
Auf, auf, es kommt, das Ruhejahr!“

Aus Jahn's literariſchem Nachlaſſe.

1. Aufſatz Jahn's

über

die Nothwendigkeit eines beſonderen Unterrichts für die aus dem Felde zur Wiſſenſchaft zurückgekehrten Freiwilligen[*]

und

die miniſterielle Beantwortung deſſelben.

A.

Unter den Freiwilligen, ſo bei dem erſten Aufrufe Sr. Majeſtät des Königs von den Wiſſenſchaften zu den Waffen aus der Schule ins Feld eilten, ſind viele, welche nunmehr mit neuem Eifer ſich wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen widmen wollen. Bei dieſen hat die Zeit des Krieges nur einen Aufſchub und Stillſtand gemacht, aber ſonſt in ihrem früheren Lebensplane nichts geändert. Alle dieſe Freiwilligen wünſchen jetzt mit dem mindeſten Aufwande von Zeit dennoch das Meiſte und gründlich zu erlernen. Darum begehren ſie jetzt noch nicht auf Univerſitäten, ſelbſt dann nicht, wenn auch dort vorſchriftsmäßig ſogenannte Fundamentalien geleſen würden. Jene Freiwilligen aber wieder in ihre alten Schulverhältniſſe zurückkehren zu laſſen, mögte weder in wiſſenſchaftlicher, noch in ſittlicher und bürgerlicher Hinſicht rathſam ſein.

---

[*] Später ſagte Jahn in ſeiner Selbſtvertheidigung: „Konnte ſie [die Jugend] mit dem Wehrmannsrocke auch den freien Geiſt ausziehen? Und die Gefühle und die Gedanken des Feldlagers und die Sitten einer heiligen Schar in die Polterkammer der [illegible] werfen?“

1. In wiſſenſchaftlicher Hinſicht.

Die von der Schule ins Feld gezogenen Freiwilligen ſind in der Kenntniß der alten Sprachen und manchen anderen Wiſſenſchaften ſtehen geblieben, wenn nicht zurückgekommen. Nur wenige haben den Homer und Tacitus mitgenommen, und auch dieſe haben in dem raſtloſen Kriegsleben nur ſelten Zeit gefunden an dieſe Begleiter zu denken. Sprichwörtlich zu reden, ſo haben ſie alle mehr oder minder *ausgeſchwitzt*, und müſſen nun vieles wieder nachholen und das Verſäumte ſchleunig erlernen.

Um aber zu wiſſen, was, wo und wie es fehlt, wird der Lehrer ganz von vorne anfangen müſſen und alles gründlich durchnehmen, damit er nicht auf der Oberflächlichkeit weiter baut. Hierdurch würde aber auf den Schulen eine Stockung eintreten und die dort gebliebenen Schüler ſich mit einemmale in ihren Fortſchritten gehemmt ſehen. Die zurückgekehrten Freiwilligen ſind in der Zeit anderthalb Jahr älter geworden, größer, ſtärker und ausgewachſener. Außerdem haben ſie andere Lebenserfahrung gemacht und an Beharrlichkeit und Ausdauer gewonnen. Die jüngeren Schüler, ſo ihnen gegenwärtig an Kenntniſſen gleichkommen, werden nicht lange mit ſolchen lebensreiferen Jünglingen gleichen Schritt halten können. Das ſchnellere Fortſchreiten, das lebendigere Auffaſſen, das innigere Aneignen der Lehrgegenſtände würde daher eine häufigere Verſetzung aus einer Ordnung in die andere nöthig machen, als eine wohlgeordnete Schulverfaſſung gewähren kann. Auch muß jede noch ſo gute gelehrte Schule durch die zahlreiche Wiederkehr der Freiwilligen in ihrem Weſen geſtört werden, und ſich in der Nothwahl befinden, entweder die Freiwilligen zu verſäumen und hinzuhalten, oder ihren andern Anbefohlenen einen zu raſchen und daher die ſtufenmäßige Entwickelung überſpringenden Unterricht zu geben.

2. In ſittlicher Hinſicht.

Die Freiwilligen haben ein raſches Leben geführt und die letzten Knabenjahre und das ganze Jünglingsalter ſchnell durchgemacht. Sie ſind mit Leuten aus allen Ständen und aus allen Lebensaltern in Geſellſchaft gekommen, und haben mit allerhand Menſchen in kameradſchaftlichen Verhältniſſen geſtanden, mehr als für die Jugend nothwendig und nützlich iſt. Aus Noth, Nachahmung und Langerweile haben ſie ſich an Dinge gewöhnt, ſo ihnen nun zum Bedürfniß und zur andern Natur geworden ſind, die ſich aber mit der Aufrechthaltung der Schulzucht nicht vertragen. Die Zeit iſt beſonders mit den jungen Freiwilligen vorausgeeilt; den Jahren nach Jünglinge ſind ſie Männer an Erfahrung und in der Erkenntniß des Guten und Böſen. Aber ſie ſind dennoch nicht Männer in der Haltung und Lebensweiſe. Ein Wiſſen ohne Weisheit nutzt nicht für die Erhaltung der Kindlichkeit jüngerer Genoſſen, und kann im tagtäglichen Beiſammenſein für das Lernen und Leben nur nachtheilig und ſtörend auf die jugendlichen Gemüther wirken. Erzählungen von Abenteuern und Kriegsbegebenheiten, von Fahrten und Streichen ſind nicht zu vermeiden, und da bei den jüngern Mitſchülern der gewaltige Gegendruck fehlt und der Hort der Kriegesbegeiſterung, auch nicht der Tod hinter dem Genuß lauſcht, endlich ſie keine ſolche Kriegszeit durchgekämpft haben, ſo ſind ihnen dieſe Dinge nicht zur gewöhnlichen Unterhaltung dienlich und nöthig und verſetzt ſie in eine heilloſe Aufklärerei, wodurch ſie vor der Zeit ausleben.

3. In bürgerlicher Hinſicht.

Die Freiwilligen ſind als Jünglinge ins Feld gezogen und dort als Männer behandelt worden, manche ſogar als Herren und Ritter. In der Verſetzung unter Knaben würden ſie eine Zurückſetzung finden. Die Kriegsverhältniſſe haben ihnen ein anderes Verfahren und Benehmen in allen Lebensverhältniſſen gegeben, als dasjenige iſt, was die Schule von ihren Mitgliedern fordert und fordern muß. Als Wehrmänner und Vaterlandsvertheidiger haben ſie Begriffe einer kriegeriſchen Ehre, ſo in keiner Schule angenommen werden können. Solche, die nun wirklich beſtallte Offiziere geweſen ſind, werden ſich immer berechtigt und ſogar verpflichtet glauben, auf jenen angenommenen Gebrauch zu halten, und die andern werden natürlich der Meinung ſein, es ihren Waffengefährten nachthun zu müſſen.

Die Ehrenzeichen, das eiſerne Kreuz, das Feldband und die Denkmünze machen die geweſenen Krieger allgemein kenntlich. Das frühere allgemeine Streben wird ſie überall leicht in geſellige Mittheilung bringen. Und da doch immer zwiſchen den alten Waffengefährten ohnedies einiger Umgang fortdauert, ſich auch alle Freiwillige nur als Entlaſſene betrachten können, ſo kann es an gegenſeitigen Nachfragen und Erkundigungen über die bürgerliche Berufsthätigkeit nicht fehlen. Alle dieſe Geſpräche könnten aber ſehr leicht den Schulen oder den Wiſſenſchaften nachtheilig werden oder gar beiden zugleich.

Der Unterricht ſelbſt.

Wie verſchiedenartig die Schüler auch in mancher Hinſicht ſein mögen, ſo wird man doch recht gut mit *zwei Ordnungen* ausreichen, indem die meiſten Freiwilligen aus den obern Klaſſen der Gymnaſien abgegangen, und diejenigen, welche aus Tertia oder gar aus niedrigern Klaſſen ſich zum Kriegsdienſt geſtellt haben, nunmehr wol zu alt geworden ſind, um an das Studiren zu denken.

Die erſte Klaſſe wird füglich in einem Jahre völlig vorbereitet werden können, ſo daß für das zweite Jahr, womit der ganze Unterricht beendet ſein müßte, nur noch eine Klaſſe nöthig wäre. Die alten Sprachen, Mathematik, deutſche Sprache und Geſchichte wären die einzigen Gegenſtände des Unterrichts. Täglich vier Stunden ſind hinreichend, da dem häuslichen Fleiße viel überlaſſen werden muß und kann, und die Lehrer darüber nur die Leitung übernehmen. Man würde alſo wöchentlich 24 Stunden haben. Hiervon wären zu widmen:

der lateiniſchen Sprache	8	Stunden
- griechiſchen -	6	-
- Mathematik	6	-
- deutſchen Sprache und Geſchichte	4	-

Die geſchichtlichen und deutſchen Stunden könnten vielleicht beide Klaſſen gemeinſchaftlich haben, da die Schüler in dieſen Gegenſtänden von ziemlich gleichen Fähigkeiten ſein möchten. Demzufolge würden alſo in beiden Klaſſen wöchentlich gegeben 44 Stunden. Uebrigens iſt aber auch dieſe Stundenzahl nur im erſten Jahre nöthig, im zweiten wird man nur eine Klaſſe, mithin nur 24 Stunden haben.

Außer dieſen beſtimmten Stunden mögte es zweckmäßig ſein den angehenden Theologen in einer Nebenklaſſe Unterricht im Hebräiſchen zu ertheilen.

Der Unterricht wird am füglichſten und beſten von den vorzüglichſten Lehrern der verſchiedenen Gymnaſien gegeben werden können. Dieſelben werden ihre Privatſtunden, die bei den meiſten ein Nebengehalt ausmachen, gern hierfür aufgeben. Vielleicht eignete ſich auch von den Lehrern der Univerſität einer oder der andere dazu. Ueber das Honorar würden ſie ſich ohne Zweifel um ſo eher billig finden laſſen, da ſie dieſe ihre Bemühungen zum Theil als ein Opfer anſehen werden, das ſie noch jetzt von ihrer Seite der großen Sache des Vaterlandes bringen. Lehrer und Schüler zu ehren und den Unterricht zu heben, mögte es endlich zweckmäßig ſein, wenn ein Mitglied des Departements für den Kultus und öffentlichen Unterricht die Leitung des Ganzen übernähme. Berlin, den 13. Auguſt 1814.

(gez.) Friedrich Ludwig Jahn.

II.

Das unterzeichnete Miniſterium hat aus der Eingabe des Herrn Hauptmann Jahn vom 13ten d. Mts. und dem beigelegten Aufſatze den lebhaften Antheil erſehen, welchen derſelbe an der Bildung der vaterländiſchen Jugend nimmt. Die Anſichten, von welchen der Aufſatz ausgeht, ſind ſehr richtig. Der darauf gegründete Vorſchlag, eine eigne temporäre Schule für die aus dem Felde auf die Gymnaſien zurückkehrenden Freiwilligen zu errichten, würde, wenn er nur in einem kleinern Bezirke ausgeführt werden ſollte, ebenfalls ſehr zweckmäßig ſein. Da aber für die Freiwilligen aus der ganzen Monarchie geſorgt werden müßte, ſo würde, ehe die dazu nöthigen Koſten ausgewirkt, die Pläne genau entworfen, die Anſtalten getroffen, die Freiwilligen ſelbſt in die Hauptſtädte zuſammenberufen werden könnten, ohne Zweifel ſo viel Zeit verfließen, daß die jungen Leute entweder nur noch länger unnöthig aufgehalten würden, wenn ſie darauf warten ſollten, oder ſich inzwiſchen die Sache auf andere Art von ſelbſt geordnet haben würde. Es iſt auch bereits unterm 6. Juni c. an die Geiſtlichen und Schul-Deputationen der Provinzial-Regierungen und an die Direktoren der hieſigen Gymnaſien deshalb verfügt, und ihnen in Anſehung der Disziplin, für welche ſich beſondere Vorſchriften nicht geben laſſen, zur Pflicht gemacht geworden, darauf zu halten, daß die zu den Gymnaſien zurückkehrenden Freiwilligen, ſo wie der gegenwärtige Standpunkt ihrer Charakterbildung es erfordert behandelt, etwa angenommenen übeln Gewohnheiten geſteuert, zu große Kraftäußerungen verhütet, ſoldatiſche Sitten nicht in die Lehr-Anſtalten übertragen werden und überhaupt die gute Ordnung nicht leide. In Anſehung der wiſſenſchaftlichen Bildung dieſer jungen Leute, welche, was ſie vielleicht am Materiale des Wiſſens verloren, an eigenthümlicher Geiſteskraft in größerm Maße gewonnen haben können, werden die gedachten Behörden Sorge tragen, daß jeder nach dem wiſſenſchaftlichen Standpunkte, auf dem der Jüngling bei ſeiner Rückkehr in das Gymnaſium ſich befindet, wieder in Zuſammenhang mit dem Ganzen gebracht werde. Ob dies durch eigene repetitoriſche Kurſe, oder durch die einſtweilige Einführung Einzelner in niedrigere Klaſſen, als worin ſie bei ihrem Abgange geſeſſen oder durch Wiederholungen mit zurückgebliebenen unterdeſſen vorgerückten Schülern, oder durch Privatfleiß am beſten zu bewirken ſei, iſt dem Ermeſſen der Behörden überlaſſen worden, da nicht einmal bei jeder Anſtalt für alle Subjekte eine und dieſelbe Maßregel gewählt, geſchweige denn für alle Gymnaſien das nämliche angeordnet werden zu können ſcheint. — Dieſe Anordnungen ſind nach reiflicher Erwägung für am wenigſten umſtändlich und für vollkommen genügend gehalten worden, welches letztere auch jetzt die Erfahrung ſchon zu beweiſen anfängt.

Berlin, den 19. Auguſt 1814.

Miniſterium des Innern, Abtheilung für den Kultus und
öffentlichen Unterricht.
(gez.) von Schuckmann.

An
den Herrn Hauptmann Jahn hierſelbſt.

2. Jahn vom Turnen.

(Zum neuen Jahre 1844.[*])

Auf willkommenen Gruß gehört freundlicher Dank. So verſetze ich mich in Eure Geſellſchaft, von der ich wiſſentlich nur

---

[*] Aus einem ſehr umfangreichen Schreiben an die frankfurter Turner zuſammengeordnet. Das in der Biographie im 27. Kapitel über die Angriffe und Maßregeln gegen das Turnen Mitgetheilte ſoll ſich mit dieſen direkten Mittheilungen von Jahn darüber ergänzen.

Einen kenne, der hier bei mir geweſen. Ein Brief iſt geſchriebenes Sprechen. So nehmt meine Zeilen, und haltet es nicht für ungut, wenn ich mich gehen laſſe.

Mich ſchreibert gar ſelten, und es geht mir damit, wie dem alten Deſſauer mit dem Beten: es muß was Rechtes ſein. Nun ich aber einmal unter Euch bin, will ich dem Geiſt folgen und dem Triebe des Herzens.

Wer hochbetagt ein Altersgrün behauptet, mag ſich leicht als Geſtorbener und Auferſtandener betrachten. An einem ſolchen wird die Sage wahr, daß die Verwünſchten zu Zeiten aus ihren Ruhebergen hervorgehen. Mit Recht ſagt Klumpp (Das Turnen ein deutſch-nationales Entwickelungsmoment. Stuttgart bei Cotta. 1842. Seite 21): „wie das Turnen bereits eine Geſchichte habe, weil es durch die bewegte Schule von mehr als einem Vierteljahrhundert hindurchgegangen, und nun auf einer Höhe angekommen, auf welcher es ſich nach verſchiedenen Strömungen und Läuterungen endlich feſt geſtalten und glied- und triebkräftig in die Erziehung, und ſomit in das ganze deutſche Volksleben einfügen zu wollen ſcheint.“ Sinngetreu iſt das mitgetheilt, doch nicht wörtlich, ich kann nun einmal nicht wälſchen.

Oft fragen mich Beſucher, die aus der Mittelgardiſchen Welt (Merke zum d. Volksthum. Schleuſingen b. Glaſer. 242) zu mir kommen, wo ich meinen Turnplatz habe. Zur Antwort kann ich ſie nur auf den Warthügel meines Gärtleins führen, die Arme ausbreiten und ausrufen: Dort überall!

Seit 25 Jahren habe ich die ſchwere und harte Kunſt üben müſſen, mich ſelbſt um die Zeit zu betrügen, ohne zu vergeſſen, wie es an der Zeit iſt. Eben ſo lange war nichts thun dürfen mein Loos, doch habe ich Willen, Muth und Kraft geborgen, und Glauben, Hoffnung und Liebe gerettet.

Dies Opfer habe ich der Pflicht gebracht. Die Macht konnte es wol verlangen, doch nicht erzwingen. Ich war es dem bewegten Leben ſchuldig, jener Vergangenheit, die nahe hinter uns liegt, meinen Zeit- und That-Genoſſen. Ich bin es der Zukunft ſchuldig, um dem werdenden Geſchlechte nicht läſtig zu werden. Dieſen verlornen Poſten werde ich ritterlich behaupten, ohne Klage noch Groll.

Wäre ich dem Ruf des umſternten Adler nach Cambridge in Maſſachuſetts gefolgt, ſo möchten die Herrn von Sonſt, Bleibe und Rückwärts ſiegprahlend gemährt haben: Nun iſt er fort! bei Zeiten hat er ſich gedrückt, eben als wir den Umtrieber endlich faſſen konnten! So durften die Jahre zwiſchen Jena und Leipzig nicht geſchmäht werden.

> „Nicht nächtlich war das Beginnen!
> Es war vom himmliſchen Lichte entflammt,
> Und eine Sonne dereinſt es flammt,
> Wenn der Prüfung Nächte verrinnen."

(Alex. v. Blomberg, † 20. Febr. 1813, vor Berlin, begraben dort auf dem Georgenkirchhof mit einem Denkſtein.)

Aber die Prüfung ward ſeit der Vernichtungsſchlacht von Schönebund (18. Juni 1815) empfindlicher, länger und langweiliger. Es mußte Stand gehalten werden, um der reinen Sache des Turnens nichts zu vergeben. Darum bin ich geblieben als nöthiger Zeuge und Anwalt, wenn es die Gelegenheit ſo brächte. Und es hat ſich auch ſo gefügt, daß ſich manchmal Freunden zum Schutz, Feinden zum Trutz ein Wehrwort ſagen ließ. Mehr, wie wol irgend Einer, habe ich auf das Zeughaus meines Gedächtniſſes vertraut. Was bliebe mir ohne das? Die frühern Beläge ſind abhänden gekommen, die geretteten ſpäter verbrannt. So vermag ich doch noch eine ganze Lügenſchriftſtellerei zu widerlegen.

Auch gebe ich ohne Menſchenfurcht der Wahrheit die Ehre, wenn ich gleich das verlaute Verlauten in den Zeitblättern nicht für Erfreuliches halten kann. Hier gebe ich eine Probe aus einer Zuſchrift, mit der man aber nicht herweghen ſoll. Sie iſt vom 30. März 1842.

„Seit drei und zwanzig Jahren, wo das Miniſterium Altenſtein in einem Rundſchreiben an die Oberpräſidenten den großen Gedanken ausſprach, „„das Turnen der geſammten Volkserziehung anzuſchließen““, habe ich auf die Würklichmachung gehofft, wie das Kind auf den heiligen Chriſt. Darum habe ich vom Turnen mich freigehalten und fern, um nicht durch Dazwiſchenkunſt jene wohlthätige Entwickelung zu ſtören. Auch den Schein habe ich vermieden von jeglicher Einmiſchung, und darum „„die deutſche Turnkunſt““ unaufgelegt gelaſſen, obſchon ſie längſt vergriffen iſt.

Ebenſowenig habe ich mich in den Streit gemiſcht, den der Medizinalrath Lorinſer vor mehreren Jahren als echter Freund des Vaterlandes anregte. Zählt man die Gründe, ſo hat Lorinſer Recht behalten. Wägt man die Stimmen und läſſet die offenbaren Gegner aller vaterländiſchen Erziehung nicht als Zeugen gelten, ſo bleibt Lorinſer unwiderlegbar. Eine vaterländiſche Erziehung thut noth, die heutige Jugend iſt nur ein Dreizehntel vom Jahre 1813.“

Während meines ſechsjährigen ziemlichen Rechtshandels habe ich die Erhebung der Deutſchen vertheidiget und das Turnen, ſo gut es bei der Schriftvehme und dem Förſchelverfahren ohne Oeffentlichkeit möglich war.

— — — — — — — — — — — — —

Wie ſchutzlos und rechtsverlaſſen ohne Oeffentlichkeit der Angeklagte verkümmert, beweiſet daß ich es niemals durchſetzen konnte, die Berichte, ſo der Miniſter von Altenſtein im Jahre 1818 über die 84 — vierundachtzig — öffentlichen Turnplätze Preußens eingefordert, zu den Unterſuchungs-Verhandlungen zu bringen.

— — — — — — — — — — — — —

Mit der Turnſperre in Preußen iſt es übrigens ſo zugegangen. Jede der 25 preußiſchen Regierungen muß alle Monat einen Zeitungsbericht unmittelbar an den König einreichen. Das benutzte im Monat Auguſt 1818 die Regierung zu Liegnitz, und es wird ſtark vermuthet auf Antrieb des Adolf Menzel — —.

Den breslauer Stadtgelehrten und Schul Profeſſoren der vier Gymnaſien war die Verlegung der Hochſchule von Frankfurt a. d. O. ein Dorn im Auge. Sie ſanken im Anſehn. Die Rüſtzeit von 1813 rüttelte ſehr am althergebrachten Gewohnheitsleben. Nach dem Befreiungskriege kam auch dort die Burſchenſchaft auf. Das Streben war unverkennbar, daß die Vereinigung der Studirenden auch zur Einigung mit den Nichtſtudirenden führen müſſe. Dazu ward der Turnplatz die Brücke; denn Männer aus allen Ständen ſchloſſen ſich als Turnfreunde der Sache an. Das Wartburgsfeſt glich einer Kriegserklärung gegen die rückwärts Strebenden. Bei Gelegenheit des Wartburgsfeſtes hatte Hans Ferdinand Maßmann aus Berlin, jetzt wieder dorthin aus München auf zwei Jahre entliehen, ſogenannte „unſaubere Bücher“ verbrannt, war deshalb von Kamptz verklagt und von der Hochſchule Jena mit kurzer und gelinder Haft beſtraft worden. Bald darauf bekam Maßmann einen Ruf als Turnlehrer nach Breslau, wo der Seminardirektor Harniſch Turnvorſteher war. Maßmann beſtand dort ſeine Prüfung als Lehrer einer höhern Schule. Im Jahre 1818 entſtand wegen des Turnens ein ärgerlicher Streit auf dem Eliſabeth Gymnaſium. Drei Turner, worunter Wolfgang Menzel, der ſogenannte Franzoſenfreſſer, und Hermes, der verderbene Zeitungsſchreiber, mußten ſchuldlos die Schule verlaſſen. Wolfgang Menzel beſchrieb den ganzen Verlauf, und in Abſchriften lief der Aufſatz umher, bis ihn Adolf Menzel in der Streitſchrift: „Die Undeutſchheit der neueren Deutſchheit“ abdrucken ließ. Aus der Zeit, wo W. Menzel die Schule verlaſſen mußte, ſtammt ſein Turnlied (ſiehe Methſeſſels Liederbuch. Erſte Auflage): „Eine gute Sache vertreten wir, und wollen ſie aufrecht halten.“ Harniſch ließ ein fliegendes Blatt drucken und vertheilen, was anfängt: „Die Vögel fliegen“ und unter dieſem Namen auch bei den ältern Turnern bekannt iſt. Es iſt in traulichem volksfaßlichem Ton, ſanft und milde gehalten, voll frommen vaterländiſchen Sinnes. Die Anreden: „ſage Deinem Vater,“ „ſage Deiner Mutter,“*) hat der liegnitzer Zeitungsbericht wörtlich ſo aufgemutzt: „Die Kinder werden belehrt, wie ſie ihren Mund gegen ihre Aeltern brauchen ſollen.“

Im Sommer 1818 habe ich eine Turnfahrt mit berliner Turnern durch Schleſien gemacht. Dabei waren von nachher bekannt gewordenen Namen: Liebetrut (ein großer Mäßigkeitsmann, Pfarrer zu Wittbriezen, zwiſchen Wittenberg und Potsdam) und Franz Lieber, ſpäter in Griechenland und England, jetzt ſchon lange in Nordamerika, Ueberſetzer von Brockhaus' Converſations-Lexikon. Wir wanderten durch die Lauſitz, über Bunzlau und Hirſchberg, wo ſich Turner anſchloſſen, nach Warmbrunn, wo wir Liegnitzer und die Breslauer mit Maßmann trafen. So zogen wir an ſechszig durchs Rieſengebirge und kamen Sonntag vor Königs Geburtstag nach Breslau, von wo wir über die Turnplätze von Liegnitz, Züllichau und Frankfurt a. d. O. heimkehrten. Ueberall habe ich das Turnleben genau und ſcharf beobachtet, nirgends das gefunden, was die Turnfeinde wollten erwittert haben. Es hätte ſich Alles gut entfaltet und geſtaltet, hätte man der Zeit — Zeit gelaſſen.

In Breslau war der Zwiſt arg, Brüder und Schwäger wider einander, und Eheleute wegen des Turnens' uneins. Doch die Frauen und Fräulein offenbarten, wo ſie nur durften, turneriſche Geſinnung. Die Streitſchriften für's Turnen von Paſſow, Kaysler, Harniſch, Karl von Raumer, jetzt in Erlangen, und von v. Schmehling, Verfaſſer der unübertroffenen Schrift:

---

*) Vergl. das Heimann'ſche Aktenſtück.

Turnen und Landwehr, 1819, jetzt Oberſt zu Königsberg, muckten die Turnfeinde gewaltig. Der wiſſenſchaftliche Sieg blieb den Turnern. Da ſchlug ſich die Gewalt ins Mittel, und nahm in Schutz „die Feuerkälber" wie die ſchreibenden Turnfeinde genannt wurden. In Breslau namentlich iſt auf jedem Thurm ein Lärmzeug, was gedreht, bei einer Feuersbrunſt wie ein Kalb blökt. Ohne alle Unterſuchung fand der liegnitzer Meuchelbericht Glauben. (Vergl. Merke zum deutſchen Volksthum. Schleuſingen bei Glaſer. Seite 304.) Eine Kabinets-Ordre erging und befahl das augenblickliche Schließen der Turnplätze zu Breslau und Liegnitz, und die Entfernung Maßmanns aus dem Lehrſtande. Während der aachner Tagfahrt mußte ich immer die Turnſchriften an einen Rath im Miniſterium drucknaß ſenden. Die Sache ſtand gut. Der allgemeine Turnplan lag dem Könige zur Unterzeichnung vor. Da vergriff ſich Sand an Kotzebue, die Sache war aus, die Turnſperre trat ein. Das Turnweſen einſiedlerte in Sälen und Gärten.

Noch ruhten nicht die Federn, und ſie flüchteten ſich vor der Schriftſchau in die kleineren Blätter.

Erwähnt muß werden der Allgemeine Anzeiger der Deutſchen, Nr. 108. April 22. Jahr 1819. Er enthält: „Betrachtungen über das einſtweilige Verſchließen des berliner Turnplatzes," die von einem Staatsmanne herrühren ſollen und treffende Wahrheiten für alle Zeiten wie leichte Pfeile verſchießen. Und damit auch das Turnen in Preußen nicht klanglos zu Grabe gehe, erſchien: „Der 18. des Weinmonds 1818 zu Fraunholm (Marienwerder) von Heimhold (Schröer, Lützewer, Regierungs- und Schulrath). Berlin bei Nauck. 1819."

Das Gedicht von Schröer beſchreibt im Dichtmaß von Voßens Luiſe und Göthens Hermann und Dorothee ein Turnfeſt, ſingbare Lieder ertönen dazwiſchen, und die Rede am Feuer iſt feurig und würklich gehalten.

Jn den letzten Zwanzigern erſchien eine Schrift: „Deutſches Leben in weiland Burſchenſchaften und Turngemeinden. Magdeburg bei Heinrichshofen.“ Sie iſt von Robert Weſſelhöfft, jetzt in Neu-Orleans, einem Schlaukopf, der mit Ruge im Jünglingsbunde war. Darin ſteht — und es verhält ſich auch ſo —: ich hätte ihm mal geklagt, wie meine Turnvorſteherſchaft ein ſchwerer Dienſt ſei, und daß ich Obſtand halten müſſe.

Dennoch habe ich für alle einzelne Verirrungen meiner und anderer Turner büßen müſſen. Jedes Aufwallen iſt mir in den Schuh geſchoben, und mit mir der Sache. Jeder vorſchnelle Spruch, jede vorwitzige Rede galt als meine Aufgabe. Jedes Lied, was auch nicht vor meine Ohren gekommen, ſcholl den Anklägern und Turnfeinden als Wiederhall meiner Bruſt.

Die Turnkunſt will zarter gehalten ſein, weiſer benutzt und umſichtiger gepflegt, als jede andere Anſtalt. Sie iſt die Lebensader unſers Volkes. Sie nur wird ein Jungthum gewähren, und ein Mannthum, und der Verarmung des Geiſtes, der Auszehrung des Gemüthes ein Heilmittel bereiten. Jn ihr liegt ein Einigungsmittel, was die Unterſchiede von Glauben, Landſchaft und Stand hinwegräumt, und ein deutſches Gemeinleben vorlebt.

Doch muß man Alles dies wiſſen und fühlen, nur nicht ſingen und ſagen. Die Menge läſſet ſich von den Turngegnern, den echten Volksfeinden, gängeln. Und die haben die Sache wol gefaßt und lauern nur, wo ſie unſere Ungeſchicklichkeit packen dürfen. Vor Jahren, als noch auf der Haſenhaide öffentlich geturnt wurde, verrieth es mir ein ehrlicher Vornehmer. „„Schön iſt's anzuſehen, und Sie haben Wunder geleiſtet; aber recht iſt's nicht, daß Sie das Turnen unter das Volk gebracht haben. Woran ſoll man denn künftig einen vornehmen Mann erkennen, wenn jeder Gemeine ſolchen Anſtand hat und auftritt, als wäre er auch von Geburt?““ Raſch fiel ich ein: „Daran, daß die Geborenen zugleich Gewordene ſind, ihren Vorfahren nachtrachten, ſo die Erſten und Vorderſten waren, nicht vom Ruhme der Ahnen zehrten!“

Einſt gab ich den Turnern den Wahlſpruch: Friſch, frei, fröhlich, fromm! Jetzt ſteht er über der Vorhalle meines Hauſes. Da wollen oft Beſucher nähere Erklärung, die ich dann ſo gebe:

Mögen alle Turner dieſe vier Worte im treuen Gedächtniß bewahren, und im thätigen Leben beweiſen, *friſch* nach dem Rechten und Erreichbaren ſtreben, das Gute thun, das Beſſere bedenken, und das Beſte wählen; *frei* ſich halten von der Leidenſchaft Drang, von des Vorurteils Druck, und des Daſeins Aengſten; *fröhlich* die Gaben des Lebens genießen, nicht in Trauer vergehen über das Unvermeidliche, nicht in Schmerz erſtarren, wenn die Schuldigkeit gethan iſt, und den höchſten Muth faſſen, ſich über das Mißlingen der beſten Sache zu erheben; *fromm* die Pflichten erfüllen, leutſelig und volklich, und zuletzt die letzte, den Heimgang.

Dafür werden ſie geſegnet ſein mit Geſundheit des Leibes und der Seele, mit Zufriedenheit ſo alle Reichthümer aufwiegt, mit erquickendem Schlummer nach des Tages Laſt, und bei des Lebens Müde durch ſanftes Entſchlafen

Der Turngemeinde zu Frankfurt am Main Gruß und Hand von

Friedrich Ludwig Jahn.

3. Die letzte öffentliche Sammlung für Jahn betreffend.

A. Dankwort an die Erhalter ſeines Hauſes von Friedrich Ludwig Jahn.

Bei meiner ſchweren Hand, einem alten Uebel, weshalb mir ſchon als Schüler die meiſten ſchriftlichen Arbeiten erlaſſen wurden, dürfte die Geſtalt meines Dankſchreibens*) Verzeihung und Nachſicht finden.

Ich ſchreibe zwar leſerlich, aber langſam, und darum ungern. Es ſteckt am Beſten, wenn ich einen deutſchkundigen Schnellſchreiber finde, der nach meinem Einſagen ſchreiben kann. So ſind die „Denkniſſe eines Deutſchen, Schleuſingen bei Glaſer“ entſtanden, ein Büchlein, deſſen Verfaſſer ich allerdings bin, obſchon ich es nicht geſchrieben, nur geſprochen, oder vielmehr erzählt habe.

Zu gleicher Zeit, an jeden Anreger, Sammler und Sender ſchreiben — ging über meine Kräfte. Sollte ich nun mein eigener Abſchreiber werden? oder mein eigener Gedankendieb? Jedes Dankwort anders faſſen, damit jedes ein beſonderes Denkwort werde? Da hätte vielleicht das eine hellern Klang gehabt als das andere, und immer ſchwächer und leiſer bis zum Ermatten wären die ſpätern verlautet!

Wie die Liebe gleich geweſen, ſo ſoll auch das Lob ſein. Und darum wiederhole ich, was ich unterm 27. Januar 1844 an den Turnrath in Königsberg**) geſchrieben und ſchreibe ſomit es noch Einmal an Euch Alle:

---

*) Jahn verſandte es gedruckt. Wenn S. 233 der Biographie geſagt iſt, daß Jahn's Haus nach deſſen Tode ſchon zum zweitenmale zum Verkauf ſtehe, ſo können wir jetzt hinzufügen, daß der erſte Käufer, Hr. v. Glümer aus Berlin, der in den Staatsdienſt zurücktritt, dem er ſeit dem Jahre 1848 fern war, im Juni 1855 Jahn's Haus an einen Mann verkauft hat, der in Folge der preußiſchen Novemberunruhen auf die Feſtung gekommen war und der, um ſich eine neue Exiſtenz zu gründen, die Keller von Jahn's Hauſe für den Weinhandel und die Saalräume für die Cigarrenfabrikation benutzen wird. So ſcheint dies Haus mit ſeinen Bewohnern beſtimmt, immer ein Stück der Zeitgeſchichte zu ſpiegeln.

**) Dort betrieb die Sammlung für Jahn, wie auch im unten folgenden „Rundſchreiben“ angegeben iſt, hauptſächlich Hr. Appellationsgerichtsrath Friedrich Karl Ulrich, welcher Jahn zum letztenmale im April 1842 in ſeiner Wohnung zu Freiburg ſah, wo er ihn ſeinem Knaben zeigen wollte. Ueber

„So habe ich mich alſo nicht geirrt, als ich vor vierunddreißig Jahren — im Deutſchen Volksthum, Urausgabe S. 270, leipziger S. 211 — die Zukunft der Deutſchen ahnete: „„Das Volk wird zu einer großen, innigverbundenen Familie zuſammenwachſen, die auch das kleinſte Mitglied nicht ſinken läſſet.““

Zugleich iſt es Löſung der Frage, ſo ſchon vor Luther einſt ein Staatsweiſer geſtellt: Ob Dankbarkeit eher beim Einzelnen anzutreffen oder bei der Geſammtheit. Zwar hat er ſie gleich ſelbſt nach den Erfahrungen der Geſchichte beantwortet, aber man hat ihm und ihr lange nicht glauben wollen. Künftig wird wenigſtens bei uns von ſolchen Zweifeln nicht ferner mehr die Rede ſein. Und das iſt eine Entdeckung, deren Folgen der Geſellſchaftlichkeit nur Gewinn bringen.

Hier iſt ein Ereigniß, was als Muſter und Vorbild dunkle Fernen erleuchtet, hier iſt Gemeinſinn, deſſen Liebeskraft in der Nachwelt ſangwürdige Thaten erzeugen wird.

Beim Wehrſtande herrſcht der Glaube, daß jeder Mann an dem Schafte der Fahne, ſo er folgt, auch ſeinen eigenen beſonderen Nagel habe. So darf ich wol die Hoffnung nähren, daß jeder Turner, der mein Haus erblickt, und über der Halle, am Giebel die Anſchrift:

Ulrich's Schriftchen „Der Turnverein zu Königsberg“ (1844) liegt folgender Anfang einer kurzen Anzeige von Jahn handſchriftlich vor uns:

„So heißt ein Schriftchen vom Tribunalsrath Ulrich, was zu Königsberg in Druck und Verlag bei Dalkowsky erſchienen iſt, und auf 47 Seiten mehr Lehrreiches und Nützliches enthält, als mancher dicke Tröſter.

Man kann daraus lernen, wie ein Turnverein zu ſtiften iſt, und was er zu leiſten hat und auszuführen vermag.

Die Neunklugen dürfen hier nicht „„mit unpraktiſcher Unausführbarkeit““ angeſtochen kommen, weil die bare Würklichkeit den beſten Mundſtopfer reicht.“

„„Friſch, Frei, Fröhlich, Fromm““ lieſet, dabei denken und fühlen wird, wie er auch ſeinen Stein daran habe.

Wenn im Geſchäftsleben es für vortheilhafter gilt — Einem ſchuldig ſein, als Mehren, ſo bleibt es wiederum ein beſeligendes Gefühl, möglichſt Vielen dankbar zu ſein, und eigentlich Allen, weil die freiwilligen Vertreter Kopf und Herz der Menge geliehen haben.

Thätige Hülfe ſcheint dem Geholfenen ein Vorleben der Ewigkeit. Er genießt im Voraus, was ſonſt nur den Gebeinen der Sterblichen zu Theil wird, wenn ſie längſt den Leichengeruch verlaſſen.

Mit Hand und Herz.“

Manch liebes Wort habe ich empfangen, was das Liebeswerk krönt. Aus den Zuſchriften redet das Anerkenntniß früherer Beſtrebungen, und die That ſelbſt glänzt mit einem Silberblick in die Zukunft. Mit ſolchen Blüten durfte ich keinen Nachſommer des Alters erwarten, wo das Leben noch einmal friſch lenzt. In ein Stammbuch des Hauſes ſoll alles Betreffende geſammelt und niedergelegt werden, als Beweis der Tarnkraft, ſo ſich nicht ermeſſen, erwägen und errechnen läßt.

Nun habe ich als letzte Pflicht noch das wiedergewonnene und geſicherte Haus mit einem Richtſpruch zu weihen.

Mögen alle Beſchirmer, Bewohner und Beſucher was das Haus im Schilde führt, im treuen Herzen bewahren und im thätigen Leben beweiſen,

friſch nach dem Rechten und Erreichbaren ſtreben, das Gute thun, das Beſſere bedenken und das Beſte wählen;

frei ſich halten von der Leidenſchaft Drang, von des Vorurteils Druck und des Daſeins Aengſten;

fröhlich die Gaben des Lebens genießen, nicht in Trauer vergehen über das Unvermeidliche, nicht in Schmerz erſtarren, wenn die Schuldigkeit gethan, und den höchſten Muth faſſen, ſich ſelbſt über das Mißlingen der beſten Sache zu erheben und ermannen;

fromm die Pflichten des Menſchen, Bürgers und Deutſchen erfüllen und zuletzt die letzte, den Heimgang.

Denn dafür werden ſie geſegnet ſein mit Geſundheit des Leibes und der Seele, mit Zufriedenheit, ſo irdiſche Schätze aufwiegt, mit erquickendem Schlummer nach des Tages Laſt, und bei des Lebens Müde durch ſanftes Entſchlafen.

Das Haus bleibe bewahrt vor der Windsbraut Sturm und der Erde Beben, vor des Feindes Gewalt und des Meuchlers Tücke, vor des Feuers Brunſt; doch möge die Flamme auf ſeinem gaſtlichen Heerde niemals erlöſchen.

Es bleibe gekränzt mit häuslichen und volklichen Feſten; werde dem Biedermann heimiſch, unheimlich dem Neidhart.

Und ſo mag es bei den Wehen der kreiſenden Zeit, ſo ein Dauervolk gebären will, als Hort und Leuchte beſtehen!

Freiburg a. U., den 11. Auguſt 1844, am 67ten Jahrestage.

Friedrich Ludwig Jahn.

B. Rundſchreiben an die Einſammler und Einſender der Ehrenbeiträge für F. L. Jahn.

In Folge des von dem Herrn Oberlandesgerichtsrath Karl von Wangenheim auf Neu-Kobitz bei Dramburg*) und des Herrn Ludwig Schallehn in Blumberg bei Stargard an Jahn's

---

*) Derſelbe iſt jetzt vor Jahr und Tag verſtorben. Wangenheim ſoll ſchon während ſeiner in die Zeit der Freiheitskriege fallenden Schuljahre mit Jahn bekannt und befreundet geweſen ſein. Die Bekanntſchaft ſetzte ſich dann wol fort während der Univerſitätszeit Wangenheim's, der zu den Stiftern der berliner Burſchenſchaft (2. Juni 1818) gehörte.

Freunde gerichteten Aufrufs ſind zur Erhaltung des Hauſes Jahn's die nachſtehenden sub A. verzeichneten Geldbeträge eingegangen und zwar die sub A. I. an Jahn ſelbſt, die sub A. II. unmittelbar an die Unterzeichneten.

Dieſe Gelder ſind ihrer Beſtimmung gemäß verausgabt und wird deren Verwendung sub B. nachgewieſen.

A. Einnahme.

		Thlr.	Sgr.	Pf.
	I. Bei Jahn ſelbſt:			
1.	Von Bitterfeld, durch Herrn **Ködel** . . .	1	13	—
2.	„ Breslau, durch Herrn Ober-Bürgermeiſter **Pinder**	161	—	—
3.	„ Detmold, durch den Herausgeber der vaterländiſchen Blätter Herrn **Petri**	35	—	—
4.	„ Königsberg in Preußen, der dortige Turnrath durch den Herrn Tribunalsrath **Ulrich**	350	—	—
5.	„ Mainz, durch den Turnmeiſter Hrn. Eduard **Müller**	23	—	—
6.	„ Meiningen, durch Herrn **Becker** zu Gotha	20	—	—
7.	„ Neu-Strelitz, durch Hrn. Bibliothekar **Gentzen**	50	—	—
8.	„ Nürnberg, durch den Rektor der Handelsgewerbſchule Hrn. **Mönnich**	61	—	—
9.	„ Pforzheim, die Turngemeinde durch den Vorſtand Herrn **Keller**, und weitere Beſorgung des Herrn **Hänel** zu Manheim	64	12	—
10.	„ Poſen, der Verein der Freiwilligen durch Herrn Juſtizrath **Hünke** . .	88	—	—

	Thlr.	Sgr.	Pf.
11. Von Stuttgart, Tübingen, Kelv, Gemünd, geſammelt durch den Turnwart Hrn. Lelong zu Stuttgart	124	—	—
12. „ würtembergiſchen kleineren Turnplätzen der Provinzial-Gymnaſien, Seminarien und lateiniſchen Landſchulen durch Herrn Profeſſor Klump	171	—	—

II. Unmittelbar an die Unterzeichneten:

	Thlr.	Sgr.	Pf.
13. Von Herrn Ober-Bürgermeiſter Pinder zu Breslau	17	—	—
14. Betrag der Kollekten der Haude und Spenerſchen Zeitung, 3 Sendungen a. 122 Thlr. b. 10 Thlr. c. 21 Thlr.	153	—	—
Die Gelder ad a und b ſind zum größten Theil, mit Ausnahme von 11 Thlr. aus Straßburg, Zittau und Berlin, durch Herrn Ernſt Emil Hoffmann in Darmſtadt; die Gelder ad c durch Herrn Direktor Hollander in Birkenruh (Vierland) geſammelt.			
15. Von Bremen durch Herrn H. Leupold Wechſel über	460	16	—
16. „ Stettin durch die Herren C. Briet, Vorſteher der Turn- und Fechtanſtalt und Altvater, Redakteur der Börſenblätter, in drei Sendungen	98	1	—

	Thlr.	Sgr.	Pf.
17. Von Lübeck, durch Hrn. Heinrich Nölting	84	—	—
18. „ der Turngemeinde zu Linden vor Hannover, durch Herrn Guſtav Preuß	34	—	—
19. „ 32 Turnern und Turnfreunden zu Leipzig, durch Herrn G. Mayer .	35	—	—
20. „ Frankfurt a. M. durch Hrn. Turnlehrer Ravenſtein a. 531 Thlr. 12 Sgr. oder 929 Fl. 56 Xr. b. 73 Thlr. 27 Sgr. oder 129 Fl. 20 Xr.	605	9	—

Von dieſen „Ehrengaben verſchiedener Turngeſellſchaften und Freunde der Turnkunſt“ ſind geſammelt:

a. 200 Fl. zu Hanau, 338 Fl. 57 Xr. zu Frankfurt, 25 Fl. zu Offenbach, 151 Fl. zu Mainz, 150 Fl. zu St. Gallen, 38 Fl. 45 Xr. zu Reutlingen, 45 Xr. zu Kaſſel, 14 Fl. 14 Xr. zu Heilbronn, 4 Fl. zu Neuenſtadt bei Heilbronn;

b. 5 Fl. 30 Xr. zu Frankfurt, 55 Fl. 15 Xr. zu München, 1 Fl. 45 Xr. zu Kaſſel, 21 Fl. 46 Xr. zu Mainz, 22 Fl. 22 Xr. zu St. Gallen, 20 Fl. zu Anspach, 2 Fl. 42 Xr. zu Uſingen.

	Thlr.	Sgr.	Pf.
21. Von Heidelberg, durch Herrn Buchhändler Winter sen. Wechſel über . .	85	22	6
22. Von Kreuznach, durch Herrn Hetzler, Kaſſirer der Turngemeinde	20	—	—

	Thlr.	Sgr.	Pf.
23. Durch Herrn A. v. Stephani, von Turnern ſeiner Anſtalt zu Wien*) .	13	20	—
24. Von den Turnern in Blankenburg am Harz, durch Herrn Dr. W. Hufeland in Bremen	14	—	—
25. Beiſteuer einiger Deutſchen in Lyon, veranlaßt und eingeſandt durch Hrn. Dr. Lortet, reſp. Herrn Engel in Berlin	41	—	—
26. Von Halberſtadt, durch Herrn Oberlandesgerichtrath Weißenborn . .	34	20	—
27. Sammlung der Sächſiſchen Vaterlandsblätter, durch Herrn P. Günther a. 250 Thlr. b. 100 Thlr.	350	—	—
28. Sammlung der Voſſiſchen Zeitungsexpedition zu Berlin: a. 668 Thlr. 27 Sgr. b. 12 Thlr. 3 Sgr.	681	—	—
29. Von Magdeburg, durch Herrn Schulrath Dr. Grubitz	57	20	—
30. Aus der Schweiz, über Frankfurt a. M. .	22	25	6
Summa der Einnahme	3956	9	—

---

*) Anfangs 1844 war in Oeſtreich von Turnübungen noch wenig die Rede. Um in Wien damit überhaupt nur einen Anfang zu machen, mußte Hr. Ant. v. Stephani dem Turnen dort „einen Theil des alten ſimpeln norddeutſchen Kleides" ausziehen. Während er in Wien noch Erwerbſteuer zahlen mußte, hatte jedoch in Prag ſein Bruder von den böhmiſchen Landſtänden eine jährliche Beſoldung von 400 Thlrn. und von einem angeſehenen Kavalier einen Turnſaal nebſt daran ſtoßendem Garten zur unentgeldlichen Benutzung überwieſen erhalten. Anfangs 1844 rief auch zu Teſchen in Schleſien einer von Anton v. Stephani's Schülern eine kleine Turnanſtalt ins Leben.

B. Ausgabe.

	Thlr.	Sgr.	Pf.
1. Realforderung der Witwe Thüre zu Magdeburg, von 1500 Thlr. in Gold, nebſt Zinſen und Koſten . .	1723	5	—
2. Auf die Anfangs Mai 1844 noch in 500 Thlr. beſtehende Realforderung der Seehandlung zu Berlin	200	—	—
3. Für Baumaterialien, Zimmer-, Maurer- und Glaſerarbeit	1268	11	8
4. Gerichtskoſten und Mandatariengebühren .	29	19	6
5. Andere perſönliche Schulden, reſp. weitern Ausbau des Hauſes	647	19	—
6. Portoverläge und Wechſelunkoſten	15	1	6
Summa der Ausgabe	3883	26	8

A. Summe der Einnahme: 3956 Thlr. 9 Sgr. — Pf.
B. Summe der Ausgabe: 3883 Thlr. 26 Sgr. 8 Pf.

Reſt: 72 Thlr. 12 Sgr. 4 Pf.,
welcher, nach Abzug der Druck- und Verſendungskoſten dieſes Rundſchreibens und des Dankwortes, an Jahn ausgeantwortet werden ſoll.

Anmerkung.

Vor obigem Aufrufe ſind ſchon an Jahn eingegangen:

1. Von Karlsruhe durch zwei ungenannte Gymnaſiaſten	8 Thlr.
2. Von Freiberg, durch ungenannte Freunde	11 Thlr.

3.	Von einer Anzahl Studirender in Jena	durch den Lehrer Herrn Künſtler in Naumburg	49 Thlr.
4.	Von Naumburg a. S.		12 Thlr.
			89 Thlr.

Naumburg, den 8. Auguſt 1844.

Dr. Ludwig v. Mühlenfels, Ober-Landesgerichts-Rath.*)

Heinrich Lobedan, Ober-Landesgerichts-Aſſeſſor.**)

4. Beſeler-Buch.

Stammbuch für Beſeler***)

ſoll eine Schrift heißen, die mindeſtens einige zwanzig Bogen enthält, und wobei man vier Aufſätze auf einen Bogen rechnet.

Wer dazu einen Aufſatz ſteuert, verzichtet auf jeden Ehrenſold, ſowie auch der Herausgeber.

Dieſe Aufforderung ergeht an alle deutſche Biedermänner, die, wenn ſie auch ſonſt nicht zum ſtehenden Schreiberheere gehören, doch für das Vaterland mit Rede und Schrift in die Landwehr zu treten geneigt ſind.

Als Gelegenheitsſchrift wird ſie ſich auf Deutſchland beſchränken.

---

*) Jetzt Appellationsgerichtsrath in Greifswalde. Vgl. auch S. 147.

**) Ein naher Verwandter des Herrn v. Wangenheim. Jetzt verſtorben.

***) Dieſer von Jahn herrührende fragmentariſche Plan eines Buches, deſſen Ertrag ohne Zweifel Beſeler zu gute kommen ſollte, ſcheint niemals veröffentlicht zu ſein, viel weniger iſt das Buch erſchienen.

Deutſche Art und Sitte, deutſcher Sinn und Geiſt. —

Der geſchichtliche Strom mag hier von der älteſten Quelle bis auf unſere Tage fließen.

Auch die Sage mag geſchwätzig werden, falls ſie nur dem Munde des Volkes nachzeuget und kein Machwerk iſt.

Der deutſche Bund gegen Napoleon

und

die Jahn'ſche Unterſuchung.

Ein amtlicher Bericht E. T. W. Hofmann's vom 15. Februar 1820 als Dezernenten im Jahn'ſchen Prozeſſe.

Der Doktor der Philoſophie Friedrich Ludwig Jahn, 40 Jahre alt, evangeliſcher Religion, verheirathet, Vater zweier Kinder, wurde in der Nacht vom 13. bis zum 14. Juli v. J. auf Befehl Sr. Durchlaucht des Fürſten Staats-Kanzlers von Hardenberg verhaftet und am 14. Juli auf die Feſtung Spandow abgeliefert, weil ſich vorzüglich aus den in Beſchlag genommenen Papieren des Gymnaſiaſten Lieber ſowie des Studenten Kretſchmar ein dringender Verdacht ergeben, daß er an den beſtehenden ſogenannten demagogiſchen Umtrieben ausgezeichneten Antheil genommen, und zwar hauptſächlich durch Verbreitung von der Ruhe und Sicherheit des Staats und ſeiner Bürger gefährlichen Grundſätzen und Geſinnungen.

Am wichtigſten hiebei erſchien die dem Jahn zur Laſt gelegte Billigung des einer beſtimmten Perſon (dem Wirklichen Geheimen Ober-Regierungs-Rath von Kamptz) angedrohten Meuchelmords.

Auf dies alles waren auch die polizeilichen Vernehmungen des Verhafteten, die zu Spandow am 15. Juli v. J., dann aber zu Küſtrin, wo er von Spandow hingeſchafft worden, am 26. Juli und 14. September v. J. erfolgten, gerichtet.

Später und zwar am 5. Oktober v. J. überſandten die Herren Staatsminiſter von Kircheiſen und von Schuckmann der Immediat-Unterſuchungs-Kommiſſion, die ſich durch den Zutritt von Juſtizbeamten der Allerhöchſten Kabinets-Ordre Sr. Majeſtät des Königs vom 16. September pr. gemäß ſchon als förmlicher Gerichtshof geſtaltet hatte, einen von dem Regierungsrath Janke Sr. Durchlaucht dem Herrn Fürſten Staats-Kanzler von Hardenberg erſtatteten Bericht, welcher die ganz beſtimmte Anzeige enthielt:

> daß der ꝛc. Jahn dem ſogenannten deutſchen Bunde angehöre, der die hochverrätheriſche Tendenz habe, alle bisherigen Verfaſſungen der deutſchen Staaten umzuſtürzen, und ganz Deutſchland in eine große Republik zu vereinigen.

Der ꝛc. Janke hatte dieſe Anzeige des ſchwerſten Verbrechens ausdrücklich auf ſeinen Amtseid genommen, er war ſelbſt in früherer Zeit Mitglied jenes Bundes geweſen, konnte oder mußte alſo wol Kenntniß von ſeiner eigentlichen Tendenz haben, und ebenſo wie er auch ſelbſt in der Denunziation anführte, als Eingeweihter das Fortwirken des Bundes beſſer als Uneingeweihte erkennen.

Wäre es daher auch früher ſehr zweifelhaft geweſen, inwiefern rückſichts der früheren Anſchuldigungen des ꝛc. Jahn der Thatbeſtand für ſoweit ermittelt, ja inwiefern die ihm angeſchuldigten Vergehen für ſo hochverpönt zu achten, daß dadurch ſeine Verhaftung als geſetzlich motivirt erſchienen wäre, ſo konnte es doch nun bei jener Denunziation des Janke als eines vereideten Beamten kein Bedenken haben, den ꝛc. Jahn in der Haft zu laſſen und ſofort die Kriminal-Unterſuchung wider ihn zu eröffnen.

Er wurde zu dieſem Behuf von der Feſtung Küſtrin hierher transportirt, und die Unterſuchung iſt ſoweit gediehen, daß ſich vollkommen überſehen läßt:

> inwiefern die zu erwartende Beſtrafung des Beſchuldigten die fernere Verhaftung deſſelben rechtlich begründet oder nicht.

Der Verhaftete ſowol als ſeine Ehegattin, beide haben wiederholentlich um ſeine Entlaſſung gebeten, und umſomehr muß m. E., wie es auch jetzt ſchon an und für ſich ſelbſt ohne jenen beſonderen Antrag die Pflicht des Kriminalrichters erfordern würde, ſchon jetzt, nachdem, wie angeführt worden, die Lage der Sache ſoweit entwickelt worden iſt, daß darüber entſchieden werden kann, wirklich ein Beſchluß über jenen Antrag gefaßt werden. Dies ſetzt aber die genaueſte Erörterung aller Umſtände, die das Maß der Schuld, welche auf dem Verhafteten ruht, mithin auch die Strafe, die er zu erwarten haben dürfte, beſtimmen, voraus und dieſe Erörterung iſt der Gegenſtand des jetzigen Vortrags. Alle Vergehen, deren ſich der Verhaftete ſchuldig gemacht, ſollen der Reihe nach durchgegangen und es wird bei jedem derſelben zugleich bemerkt werden, worauf die fernere Unterſuchung noch etwa zu richten.

Das Hauptverbrechen beſteht:

> in der Stiftung und fortdauernden Theilnahme an einem geheimen und hochverrätheriſchen Bündniß, der deutſche Bund genannt.

Es hat damit folgende Bewandniß:

Schon im Herbſt des Jahres 1812 kam der ſtattfindende Verein mehrerer Individuen in einem geheimen Orden oder Bunde, der deutſche genannt, bei der höheren Sicherheits-Polizei zur Sprache und es erfolgte die Beſchlagnahme der Papiere eines Bundesmitgliedes, des Geh. Secretair Starck, indeſſen kein weiteres kriminelles Verfahren, wahrſcheinlich wol deshalb, da der Geh. Staatsrath von Bülow in ſeinem deshalb an Se. Majeſtät den König erſtatteten Bericht vom 25. Oktober 1812 ſelbſt ſagte:

> wie er nicht glaube, daß es vor der Hand erforderlich

> ſein würde, gegen ein Mitglied des Ordens, wenn daſſelbe nicht zu den thätigen Agenten des Staatsrath Gruner gehöre, ſtrenge Maßregeln zu nehmen, und er überzeuge ſich, daß die Fortſetzung einer ſorgfältigen Beobachtung, woran er es nicht fehlen laſſen werde, hinreichend ſein würde, um den ſogenannten deutſchen Bund oder Orden durchaus unſchädlich zu machen.

Bei dem ꝛc. Starck hatte ſich ein Verzeichniß ſämmtlicher Glieder des Bundes, ſowie ein in Chiffern geſchriebenes Tagebuch deſſelben vorgefunden. Schon dadurch würde die wirkliche Exiſtenz des vermutheten geheimen Vereins auf ſehr glaubhafte Weiſe dargethan worden ſein.

Ueberdem beruht es aber auch jetzt auf dem freimüthigen Geſtändniß des Jahn ſowie auf der Ausſage ſämmtlicher als Glieder des Bundes bezeichneter Perſonen (nur wenige der vernommenen Perſonen weichen in der Zeitbeſtimmung ab, wann der Bund geſtiftet ſein ſoll):

> daß im Herbſt 1810 in Berlin ein geheimer Verein zu Stande kam, der der deutſche Bund genannt wurde und deſſen Mitglieder ſich durch den Ausdruck: Eidgenoſſen bezeichneten;

und ebenſo:

> daß Jahn ſowol als die erwähnten Individuen wirklich ſich in jenem Bunde befanden.

Völlig, ohne allen Zweifel ſteht es daher feſt:

> I. daß der ſogenannte deutſche Bund als ein geheimer Verein wirklich in der angegebenen Zeit geſtiftet wurde und fortexiſtirte.

Bemerkt wird hierbei beiläufig, daß nach der Denunziation des R. R. Janke, ſowie der mehrſten vernommenen Mitglieder des Bundes der ꝛc. Jahn, ſowie der Lehrer Frieſen, der im Jahre 1813 mit zu Felde zog und vor dem Feinde blieb, Stifter des Bundes waren.

Es kommt ferner

II. darauf an zu erörtern,

was über die angebliche hochverrätheriſche Tendenz des deutſchen Bundes ermittelt worden.

Der ꝛc. Jahn ſelbſt ſagt über den Zweck des Vereins folgendes:

„Die Geſellſchaft entſtand, wie ich ſchon bemerkt habe, im Jahre 1810 und hatte keinen andern Zweck als die vaterländiſche Geſinnung lebendig zu erhalten. Der herrſchende Grundſatz in derſelben war durchaus nur für und mit dem Staat, niemals aber ohne ihn zu wirken. Ueberhaupt hatte man gar keinen beſtimmten politiſchen Zweck, man verfolgte keinen feſten Plan, ſondern Alles beruhte mehr in einem Reden ins Blaue hinein, und in gegenſeitigen Ausſprechen von Gefühlen und Geſinnungen. Es war kein Grund vorhanden, den Zweck der Geſellſchaft zu verheimlichen, außer daß wegen des Einfluſſes Napoleon's in der damaligen Zeit die Geſellſchaft ſich allerdings einigermaßen zurückziehen mußte; dies geſchah auch hauptſächlich darum, um Napoleon keine Gelegenheit zu geben, gegen die Regierung hier unangenehme Maßregeln zu ergreifen ꝛc. Außer der allgemeinen Ermuthigung, die unſere Geſellſchaft bezweckte, lag es auch allerdings in ihrer Abſicht in Beziehung auf den bevorſtehenden Kampf im Jahre 1811, wo Maßregeln der Regierung ſchon einen Krieg mit Frankreich muthmaßen laſſen konnten, daß diejenigen Mitglieder, deren Leibesbeſchaffenheit es zuließ, ſich im Schießen und Fechten übten. Die Geſellſchaft hat deſſenungeachtet nie vorgehabt, durch gewaltſame Maßregeln, wie durch einen Aufſtand oder ein dem Schill'ſchen ähnliches Unternehmen ſich den Franzoſen zu widerſetzen ꝛc. In unſerer Verbindung iſt man nie auf ſtaatswidrige Maßregeln bedacht geweſen, ſondern hat blos unſchuldige und fromme Wünſche geäußert. Niemals hat man die Umkehrung irgend eines Staats, am wenigſten des preußiſchen vorgehabt, ebenſowenig iſt jemals in der Verbindung ein Entwurf gemacht worden gegen irgend einen Fürſten von Deutſchland. Ich habe auch dergleichen niemals von einem Mitglied der Verbindung nur ausſprechen hören, ja ich habe auch von ſonſt niemand dergleichen Pläne vernommen. Wer behauptet, daß in dem Bunde dergleichen Zwecke ſtattgefunden hätten, iſt ein offenbarer Lügner und abgefeimter Betrüger, welcher auf eine boshafte und meuchelmörderiſche Weiſe Zwietracht im Staat anzurichten ſucht“ ꝛc.

Stellt nun der ꝛc. Jahn die von dem ꝛc. Janke behauptete hochverrätheriſche Tendenz des deutſchen Bundes gänzlich in Abrede, ſo iſt es nöthig, in das Detail der Anklage, wie ſie Janke aufgeſtellt, näher einzugehen, und mit Heraushebung der einzelnen Momente darzuthun:

> inwiefern anderweitige Ausmittelungen damit in Verbindung ſtehn und dieſelbe unterſtützen, ſowie, welcher Werth darauf an und vor ſich ſelbſt zu legen iſt.

Schon am 14. Auguſt 1815 wandte ſich der ꝛc. Janke (damals Hofrath) an des Königs Majeſtät unmittelbar mit einem Vorſtellen, deſſen Beilage die beſtimmte Anzeige geheimer ſtaatsgefährlicher Bündniſſe enthielt.

Nachdem Janke von dem Tugend- und charlottenburger Verein geſprochen, deren verſteckte hochverrätheriſche Tendenz erörtert, die Mitglieder mehrentheils genannt und vorzüglich erwähnt hat, daß der letztgenannte Bund ſich erſt dann zerſtreut, als im Jahre 1812 die von jedem Beſſern längſt erſehnte Allianz mit Frankreich zu Stande gekommen, läßt er ſich in Hinſicht des in Rede ſtehenden deutſchen Bundes in folgender Art aus:

„Ihr (der Mitglieder) Zweck war, im Stillen eine Macht gegen Frankreich zu gründen. Mit der Zeit bildete ſich unter ihnen die Idee der Begründung einer Republik aus, in welcher Freiheit und Gleichheit herrſchen und wahre Rechtswohlfahrt befördert werden ſollte. Menſchen aus allen Ständen und Verhältniſſen wurden aufgenommen. Jeder gehörte nach der Aufnahme der jungen Republik als freier Bürger an, Eidgenoſſen genannt. Ein großer Rath beſorgte die Regierungsgeſchäfte der Republik, ein kleiner aber vertrat die Rechte der einzelnen Gemeinden, aus deren Vorſtehern er zuſammengeſetzt war. Sie hatten ihre Anwalte, Schatzmeiſter, Sittenrichter. Die Gemeinden verſammelten ſich zur Berathung und Regulirung der künftigen Verfaſſung unter ihren Vorſtehern. Das ganze deutſche Volk ſollte mit der Zeit umfaßt werden, dann würde von ſelbſt die Republik als ein friſcher Phönix entſtehn, oder einem Schmetterlinge gleich die Puppenhülle monarchiſcher Verfaſſung brechen. Man ging umher überall Proſelyten zu machen. Ein Glimpfbuch enthielt die Namen der Aufnahme würdigen, ein Schimpfbuch die Namen undeutſcher, ihren Zwecken entgegenarbeitender Männer. Die Vehme, über irgend jemand ausgeſprochen, flog durch den ganzen Bund, wie es auch noch jetzt bei dem großen von Arndt gepredigten deutſchen Bund der Fall iſt. Jahn ſchrieb unter Leitung und Aufſicht ſeines großen Lehrers Frieſen, eines ausgezeichneten Kopfs, die Bundes-Verfaſſung nieder. In den Gemeinden wurde wöchentlich die vorgerückte Arbeit geprüft und angenommen oder verworfen. So kam ihr ſogenanntes Buch zu Stande, vielfältig im kleinſten Format abgeſchrieben“ ꝛc.

In der Denunziation des ꝛc. Janke, die die jetzige Unterſuchung herbeigeführt, giebt er den Zweck des Bundes in folgender Art wörtlich an:

„Es beſtand im Jahre 1812 eine geheime politiſche Verbindung in Berlin unter dem Namen des deutſchen Bundes, deren Tendenz zwar auch gegen die damaligen Unterdrücker des Vaterlandes gerichtet war, aber hauptſächlich dahin ging: ganz Deutſchland zu einem einzigen republikaniſchen Staate mit repräſentantiſcher Verfaſſung zu vereinigen.

Hiermit war nothwendig auch die Entſetzung ſämmtlicher

Regenten der verſchiedenen deutſchen Staaten, die oft noch ſchlechter gemacht wurden als ſie waren, verbunden, weil ſie an der Unterjochung Schuld wären. Der Zeitpunkt dieſer innern Vereinigung der deutſchen Volksſtämme untereinander und miteinander ſollte auch zugleich der Augenblick der Abwälzung des franzöſiſchen Jochs ſein. Es war Grundſatz, jede Gelegenheit zur Abwälzung des fremden feindlichen Jochs zwar freudig zu ergreifen, und dies haben alle Bundesglieder im Jahre 1813 herrlich bewieſen, (manche ſind den Heldentod geſtorben), aber keineswegs es hierbei blos bewenden zu laſſen, ſondern weiter zu gehen, und aufs kräftigſte an der Zuſtandebringung der großen deutſchen Republik zu arbeiten" ꝛc.

„Befreiung des deutſchen Volks von ſeiner langen Schmach, Einigung aller ſeiner Gauen zu einem großen Ganzen in freier Verfaſſung, Zertrümmerung aller beſtehenden monarchiſchen Verfaſſungen von Deutſchland, dies wurde im Allgemeinen als Zweck des deutſchen Bundes angegeben; auch Preußen ſollte davon nicht ausgeſchloſſen ſein. Jeder Eidgenoſſe ſollte in ſich die Ueberzeugung befeſtigen, daß er mit dem Staate, worin er lebte, nur ſofern verbunden ſei, als es zu ſeiner vorzüglichen Pflicht gehöre, die in der Konſtitution enthaltenen Grundſätze empfänglichen Gemüthern mitzutheilen und ſie für den neuen Staat zu gewinnen. Wenn dereinſt aller Orten im deutſchen Vaterlande freie Eidgenoſſenſchaften feſt gegründet wären, ſo ſtürzten dann von ſelbſt alle beſtehenden monarchiſchen Verfaſſungen in ſich ſelbſt zuſammen, die Hülle bräche und der junge deutſche Freiſtaat träte als Schmetterling hervor."

Bei der gerichtlichen Vernehmung des ꝛc. Janke, die am 25. Oktober erfolgte, genehmigte zwar derſelbe den Inhalt ſeines Berichts, fügte aber manche Modifikation hinzu, die er dann ſpäter wieder abänderte.

Dieſe Abweichungen und Widerſprüche ſollen weiter unten bei der Beurteilung der Glaubwürdigkeit der Jankeſchen Angaben überhaupt näher erörtert werden. Jene Angaben ſollen nun unterſtützt werden

a. durch den Inhalt der Berichte, die der Geheime Staatsrath v. Bülow Sr. Majeſtät dem Könige über die Tendenz des deutſchen Bundes erſtattet hat.

In dieſem Berichte heißt es in Beziehung auf den deutſchen Bund: der lächerliche und kaum glaubliche Zweck dieſer Verbindung war der, zur Ueberwältigung der Uebermacht Frankreichs eine deutſche Republik zu ſtiften und theils durch Bearbeitung erwachſener Menſchen, theils durch die Erziehung und Bildung einer kraftvollen Jugend nützliche Bürger dieſer Republik zu ſchaffen.

Aus dem Reſkripte der Herren Staatsminiſter von Kircheiſen und von Schuckmann vom 31. Oktober v. J., mittelſt deſſen jene Berichte des ꝛc. von Bülow der Kommiſſion mitgetheilt wurden, ergab ſich indeſſen, daß dieſelbe von dem Regierungsrath Janke, der damals als Expedient bei dem ꝛc. von Bülow arbeitete, wenigſtens zum Theil konzipirt waren, und dies veranlaßte die Kommiſſion, den von Bülow um Mittheilung der Quellen, woraus jene Nachricht über die hochverrätheriſche Tendenz des Bundes geſchöpft, zu erſuchen, damit eine weitere Nachforſchung deshalb verfügt werden könne. Der ꝛc. von Bülow erwiderte in dem an die Kommiſſion gerichteten Schreiben vom 20. November 1819, daß zwar Janke bei ihm gearbeitet, jedoch unter gehöriger Aufſicht, daß jener Bericht aber von ihm (dem ꝛc. von Bülow) ſelbſt niedergeſchrieben worden.

„Allerdings“, heißt es in dem Schreiben wörtlich ferner, „erhielt ich durch den Janke, welcher Mitglied, wenn ich nicht irre, des ſogenannten Bundesvereins, und gewiß des deutſchen Bundes geweſen war, über die Verhältniſſe dieſer und anderer politiſcher Verbindungen in der Zeit von 1807 bis 1812 manche

Mittheilungen, das waren aber ſchlechterdings nicht die alleinigen Quellen, welche ich benutze, um mir pflichtgemäß die nöthige Kenntniß von geſetzwidrigen und gefährlichen Umtrieben zu verſchaffen. Der Inhalt meiner an des Königs Majeſtät erſtatteten Berichte gründet ſich vielmehr hauptſächlich auf die von den ſubordinirten Polizeibehörden fortlaufend eingehenden Berichte, auf die ſchriftlichen und mündlichen Mittheilungen glaubwürdiger Individuen, die mit dem Janke in keiner Verbindung ſtanden, auf den Inhalt des kleinen Archivs des ſogenannten deutſchen Bundes, welches ich in der Wohnung des Geheimen Sekretairs Starck in Beſchlag nehmen ließ und der Papiere, die bei verſchiedenen Bundesmitgliedern, die als Agenten des damaligen Staatsraths Gruner arretirt wurden, ſich vorfanden, und endlich auf die Beobachtungen und Wahrnehmungen, welche ich ſelbſt zu machen die Gelegenheit hatte."

Dies ſei alles, fügt der ꝛc. v. Bülow hinzu, was er der U.-K. über den in Rede ſtehenden Gegenſtand mittheilen könne.

Fehlt es nun rückſichts der andern Quellen, aus denen jene Notiz über die hochverrätheriſche Tendenz des deutſchen Bundes geſchöpft iſt, durchaus an jeder beſtimmten Angabe, auf die eine weitere Nachforſchung gebaut werden könnte, iſt kein einziges glaubwürdiges Individuum namentlich genannt, ſo daß ſeine Vernehmung folgen könnte, ſind endlich Wahrnehmungen und Beobachtungen nicht geeignet, darauf die weitere Feſtſtellung des Thatbeſtandes in kriminalrechtlicher Hinſicht zu begründen, ſo bleibt außer der Angabe des ꝛc. Janke nur noch der Inhalt des Starck'ſchen Archivs übrig, der jener Notiz zum Grunde gelegen haben ſoll.

Dies kann aber nur hinſichts der wirklichen Exiſtenz des Bundes der Fall geweſen ſein, da über die hochverrätheriſche Tendenz deſſelben in den bei dem ꝛc. Starck im Jahre 1812 in Beſchlag genommenen Papieren auch nicht ein einziges Wort vorkommt.

In dem in Chiffern geſchriebenen Tagebuch des deutſchen Bundes iſt nämlich nur von der Aufnahme der Eidgenoſſen, Wahl der Beamten, Stiftung von Filialvereinen u. ſ. w. die Rede, ohne daß über den Zweck des Bundes und noch weniger über zur Berathung oder gar ſchon zur Ausführung gekommene, jener hochverrätheriſchen Tendenz entſprechende Maßregeln auch nur das mindeſte darin enthalten ſein ſollte.

Enthalten nun die Starck'ſchen Papiere auch nichts, woraus die mehrerwähnte Notiz geſchöpft ſein ſollte, ſo bleibt die Jankeſche Mittheilung als die einzig aktenmäßige feſtſtehende Quelle übrig, und es folgt hieraus von ſelbſt, daß durch die Berichte des ꝛc. v. Bülow die Jankeſche Denunziation nicht im mindeſten unterſtützt werden kann.

Ebenſo erhielt der Kriegsrath v. Coelln nach ſeiner Ausſage im Protokoll vom 31. Auguſt 1819 im Jahre 1815, bald darauf, als die Schmalziſche Schrift über die geheimen deutſchen Verbindungen erſchienen, von dem Geheimen Staatsrath v. Bülow einen eigenhändig geſchriebenen Plan zu einem Werke, das ebenfalls die geheimen deutſchen Verbindungen nach verſchiedenen Perioden darſtellen ſollte.

Auch in dieſem Plan iſt der Zweck des deutſchen Bundes dahin angegeben worden, ganz Deutſchland in eine Republik umzuſchaffen.

Da aber, wie eben erwähnt worden, der ꝛc. v. Bülow durchaus keine andere Quellen ſo beſtimmt angegeben, daß die weitere Erforſchung der Wahrheit jener Angabe ſollte erfolgen können, ſo bleiben auch hier die Mittheilungen des Janke als das einzige ſtehen, was aktenmäßig als der Urſprung jener Notiz angenommen werden kann.

Ferner hatte

b. der Kriegsrath v. Coelln ſich mehrmals über die gefährliche Tendenz des deutſchen Bundes ausgeſprochen und vorzüglich im dritten Heft der „neueſten Ereigniſſe in ihren Folgen für die Menſchheit“ pag. 93 heißt es:

> „Schon ſeit dem Jahre 1808 hatte ſich aber ein deutſcher Bund gebildet, der aus mehreren Zweigen und Abarten hervorgehend ſeine Entſtehung dem Univerſitäts-Orden der ſchwarzen Brüder und Unitiſten, den Reden Fichte's an die Deutſchen, dem in Königsberg 1807 entſtandenen wiſſenſchaftlichen Verein (vulgo Tugendbund) verdankt, und im Jahre 1813 in eine große Partei zuſammenwuchs, die nach einem großen Ziele ſtrebt: Deutſchlands Freiheit, Frankreichs Zurückweiſung in ſeine natürliche Grenzen.“

Ferner heißt es pag. 105:

Darin (in den im Jahre 1812 in Beſchlag genommenen Papieren des deutſchen Bundes) iſt zu leſen:

> daß eine Republik für Deutſchland die beſte Regierungsform ſei. Man müſſe nur dahin kommen, die Nation dafür zu bilden, von unten herauf mehrere kleine Gemeinden von Bundesgliedern bilden und damit nach oben hinaufſteigen, wodurch dann die Revolution ſich von ſelbſt mache.

Hatte nun Coelln ſich in der Hamburger Zeitung (Nr. 206 de A. 1815) für den Verfaſſer jenes Werkes, ſowie ſeine Bereitwilligkeit erklärt, der kompetenten Behörde darzuthun, was von deutſchen geheimen politiſchen Verbindungen darin ſtehe, ſo erſchien ſeine Vernehmung um ſo wichtiger und nöthiger.

Bei ſeiner polizeilichen Vernehmung, die am 31. Auguſt 1819 erfolgte, ſagte er über den deutſchen Bund:

„Dieſe Verbindung, von deren Tendenz ich damals (1811) durch meine Verhältniſſe zu **Gruner** und **Jahn** genau unterrichtet war, verband mit dem Zwecke der Befreiung Deutſchlands von den Franzoſen nach deſſen Einigung auch Vernichtung aller deutſchen Fürſten, mit Ausnahme des Königs von Preußen, der zum Kaiſer von Deutſchland ernannt werden ſollte, in Gefolge einer liberalen Verfaſſung, worin es keine ſtehenden Heere, keinen Adel, keine Acciſe, keine Privilegien geben ſollte."

Ferner erwähnt der v. **Coelln** auch ſchon in dieſer Vernehmung, daß im Jahre 1815 der Hofrath **Janke** ihn in ſeinem Zimmer aufgeſucht, ſeine Bekanntſchaft gemacht, ihn von ſeiner Mitwirkung zur Entdeckung des von **Gruner** im Jahre 1812 geleiteten und noch fortbeſtehenden geheimen Bundes unterrichtet und dabei erzählt habe, daß der Zweck der **Jahn**'ſchen Verbindung, deſſen Mitglied **Janke** ſelbſt geweſen, dahin gehe:

> die Jugend Deutſchlands in kleine Gemeinden zu theilen, jeder einen Vorſteher, der ſie bearbeiten müſſe, zu geben, um ein republikaniſches Deutſchland mit einem Wahlkaiſer dadurch von ſelbſt entſtehen zu laſſen, wenn die Jugend heranwüchſe. **Jahn** habe ein eigenes ſogenanntes Conſtitutionsbuch gehabt, worin dieſer Plan ausführlich abgehandelt worden, ingleichen ein ſogenanntes Glimpf- und Schimpfbuch, jenes für die Gut-, dieſes für die Schlechtgeſinnten.

Bei der gerichtlichen Vernehmung, die am 7. Dezember v. J. erfolgte, beſtätigte der v. **Coelln** ſeine früheren Ausſagen, fügte aber noch insbeſondere hinzu, daß er von mehreren Perſonen, mit denen er in freundſchaftlichen Verhältniſſen gelebt (**Jahn**, **Goſchizki**, **Helmſtadt**) und die Mitglieder des deutſchen Bundes geweſen, die Idee als wünſchenswerth ausſprechen gehört, daß **Deutſchland in ein Reich unter einem mächtigen Für-**

ſten, und zwar unter dem Könige von Preußen vereinigt werden ſollte (welche Anſicht er ſelbſt gehabt), ohne daß ihm die Exiſtenz einer Verbindung unter den gedachten Perſonen poſitiv bekannt geworden, welche er blos anderer Umſtände halber gemuthmaßt und ohne daß er aus den Reden jener Perſonen mit völliger Gewißheit hätte ſchließen können, daß die Realiſirung der oben angeführten Anſichten der Zweck des etwa unter ihnen beſtehenden Bundes, als ſolcher, geweſen ſein ſollte. Dieſe Gewißheit habe er erſt dann erhalten, als der Herr Fürſt Staats-Kanzler im Jahre 1812 zu Breslau die Mittheilung gemacht, daß aus den zu Berlin in Beſchlag genommenen Papieren des deutſchen Bundes ſich die ſtaatsgefährliche Tendenz deſſelben ergeben, die dahin gegangen, Deutſchland zu republikaniſiren. Völlig beſtätigt ſei aber ſeine Vermuthung worden, als ꝛc. Janke ihm die in dem polizeilichen Verhör erwähnte Mittheilung gemacht.

Auf beſonderes Vorhalten ſagte der ꝛc. Coelln über die oben erwähnte verfaßte Schrift:

„Ich ſpreche an den beiden gedachten Stellen meiner Schrift allerdings von dem ſogenannten deutſchen Bunde. Die Aeußerungen über denſelben in dieſen Stellen gründen ſich auf die ſchon erwähnte Mittheilung des ꝛc. Janke.“

Auf Vorhalten, daß die Aeußerung in dem Hamburger Korreſpondenten ſo beſtimmt ſei, daß der Schluß daraus zu ziehen, daß er zur Kenntniß der Zwecke des deutſchen Bundes aus eigener Wiſſenſchaft gelangt ſei, erklärte der v. Coelln: Dies iſt nicht der Fall, meine Wiſſenſchaft gründete ſich, wie ich ſchon angegeben, auf die Aeußerungen des Janke und Mittheilungen des v. Bülow; dieſe waren aber ſo beſtimmt, daß ich mich befugt glaubte, eine Erklärung, wie geſchehen, in der Hamburger Zeitung abzugeben, bemerke dabei auch, daß in ſeinem ſchriftlichen Aufſatz ausdrücklich erwähnt, daß er ſich im Beſitz der Papiere des deutſchen Bundes befinde.

Es iſt ſchon ad a geſagt worden,

> daß, da in den in Beſchlag genommenen Papieren des deutſchen Bundes, die der Kommiſſion mitgetheilt worden, ſich nicht das mindeſte vorfindet, was auch nur auf die von dem ꝛc. Janke denunzirte ſtaatsgefährliche Tendenz des deutſchen Bundes ſchließen ließe, die Mittheilungen des ꝛc. Janke als die einzige Quelle erſcheinen, aus denen der ꝛc. v. Bülow ſeine Notizen über den hochverrätheriſchen Zweck des Bundes ſchöpfte.

Hatte nun ꝛc. Coelln ſeine beſtimmte Nachrichten über den deutſchen Bund lediglich von dem St.-R. v. Bülow und dem ꝛc. Janke erhalten und darauf die öffentliche Erklärung gebaut, daß er das, was er über den deutſchen Bund geſchrieben, der kompetenten Behörde darthun wolle und erſcheint nach dem oben angeführten der Janke wieder als derjenige, der den ꝛc. v. Bülow von den näheren Verhältniſſen und Zwecken des Bundes unterrichtete, ſo ſpringt es in die Augen:

> daß auch hier alle Kenntniß von den ſtaatsgefährlichen Zwecken des Bundes lediglich von dem Denunzianten herrühre.

Ferner ſchrieb

c. der Geheime Rath Schmalz bekanntlich jene Broſchüre über geheime ſtaatsgefährliche Verbindungen, die die gehäſſigſten Reibungen veranlaßte, denen durch die Verordnung vom 6. Januar 1816 ein Ende gemacht wurde. Es war vorauszuſetzen, daß ihm eine ganz beſondere genaue Kenntniß der inneren Verhältniſſe und Zwecke geheimer Verbindungen beiwohnen müſſe, und auch er wurde daher vernommen, um wo möglich Stoff zur weiteren Nachforſchung und Aufklärung des eigentlichen Zuſammenhanges der Sache rückſichts des deutſchen Bundes zu erhalten.

Bei ſeiner gerichtlichen Vernehmung, die am 26. Dezember v. J. erfolgte, erklärte jedoch der ꝛc. Schmalz:

> Von dieſem (dem deutſchen) Bunde und insbeſondere von der Theilnahme des Jahn an ſelbigem oder andern geheimen Verbindungen ſei ihm ſpeziell nichts bekannt, überhaupt gründe ſich ſeine Wiſſenſchaft über die Exiſtenz von dergleichen Verbindungen nicht auf eigene Wiſſenſchaft, ſondern auf Mittheilung anderer.

In dem ſchriftlichen Aufſatze, den er dem Inquirenten noch beſonders überreichte, ſich zu deſſen Inhalt ausdrücklich bekennend, fügte er noch hinzu:

> daß er den Verdacht, daß ꝛc. Jahn Theilnehmer eines geheimen Bundes ſei, blos aus der von ihm (dem Jahn) ſelbſt verfaßten Schrift: Runen, und aus dem, was er darin über Waltſchöpfung geſagt, geſchöpft habe.

Endlich ſind

d. verſchiedene Schreiben und Berichte des Kriegsraths (jetzt als Lehrer bei dem Taubſtummen-Inſtitut angeſtellt) Borbſtaedt, die er dem Herrn Fürſten v. Wittgenſtein, ſowie dem Herrn Fürſten Staatskanzler v. Hardenberg rückſichts gefährlicher Verbindungen erſtattet hat, zu den Akten gekommen, und eben deshalb wurde auch die nähere gerichtliche Vernehmung des von Borbſtaedt verfügt. Bei dieſer Vernehmung, die am 15. Dezember v. J. erfolgte, ließ er ſich dahin aus, daß er aus eigener Wiſſenſchaft keine Kenntniß von dem hier ſonſt beſtandenen oder noch beſtehenden deutſchen Bunde habe. Zwar hätte er ſchon früher und zwar ſeit dem Jahre 1806 mehrere geheime Verbindungen in Preußen und Deutſchland vermuthet; dieſe Vermuthung, die ihm allererſt im Jahre 1813 gekommen, beruhe indeſſen lediglich auf den Aeußerungen einzelner Perſonen, ſowie auch auf dem, was er in manchen Schriften gefunden. Erſt zu Anfang dieſes

Jahres habe er von dem ſonſt beſtandenen deutſchen Bunde dadurch Kenntniß erhalten, daß ihm der Direktor **Grashoff** erzählt, wie ſonſt ein ſolcher Bund exiſtirt, der den Zweck gehabt, durch Entgegenwirken gegen die Franzoſen Preußen und Deutſchland zu befreien, im Jahre 1812 oder 1813 aber ſchon aufgehört habe. Insbeſondere wurde dem **Vorbſtaedt**

1) ein dem Herrn Fürſten Staatskanzler v. **Hardenberg** erſtatteter Bericht (Dijon, den 26. März 1814) vorgelegt, in welchem es heißt, daß die Papiere des Lieutenant **Dorow**, den er als einen ausgezeichneten, hellen, genialen Kopf ſchildert, beweiſen würden, ſowie er, **Vorbſtaedt**, es auch aus **Dorow's** Aeußerung entnommen, daß eine der franzöſiſchen ähnliche Revolution in Deutſchland vorbereitet würde. — **Vorbſtaedt** bittet ferner ungeachtet dieſer Anzeige nichts gegen den **Dorow** und gegen die Gleichgeſinnten, von denen er die Namen **Müller**, **Lange**, **Harniſch**, **Schenckendorf**, **Jahn** als die einflußreichſten nennt, zu verfügen, ſondern vielmehr ihm zu erlauben, förmlich der Verbindung beizutreten und Einfluß zu ſuchen, damit er dann über ihre innere Einrichtung, ihre Ausbreitung und ihre Wirkſamkeit vollſtändige Nachricht ertheilen könne.

Der ꝛc. **Vorbſtaedt** erklärte ſich über dieſe Angabe dahin, daß er aus den Aeußerungen der genannten Männer über die Nothwendigkeit der Vereinigung Deutſchlands unter einem oder zwei Kaiſern, ſowie über das ſchlechte Benehmen der kleinen deutſchen Fürſten auf ihre gleiche Geſinnung mit dem **Dorow** geſchloſſen; eine wirkliche Verbindung jener Männer mit dem **Dorow** habe er in dem Bericht gar nicht behauptet, wiewol er dieſelbe vermuthet, und daher ſich vorbehalten, dieſelbe näher zu erforſchen. Als ſpezielle Aeußerung des **Jahn**, woraus er jene Schlüſſe gezogen, hat **Vorbſtaedt** in dem dem Herrn Fürſten Staatskanzler im November 1815 erſtatteten Bericht folgende Worte als von ihm ſelbſt gehört angeführt:

> Ich haſſe und verabſcheue jede Revolution, aber die Kleinfürſten, der baierſche —, der badiſche —, der würtembergiſche — ꝛc. müſſen fort, ſonſt geht Deutſchland unter und eine Revolution iſt unvermeidlich, denn das Volk will, Deutſchland muß eins ſein, und aus Preußen muß Deutſchland werden ꝛc.

„Ich habe“, fügt *Vorbſtaedt* hinzu, „bei *Jahn's* mir bekannter Paradoxenſucht und Leidenſchaftlichkeit weder auf das eine, noch auf das andere großen Werth gelegt“ ꝛc. Ferner heißt es:

2) in einem an den Fürſten Staatskanzler gerichteten Schreiben d. d. Wien, den 23. April 1815: Männer, welche in Deutſchland und den Rheingegenden einheimiſch ſind, verſichern, daß dort, durch den Druck der Regierungen immer von neuem aufgeregt, der Wunſch einer republikaniſchen Verfaſſung ſeit den Jahren der erſten Revolution nie geſchlummert hat. Ich weiß, daß *Müller*, *Jahn*, *Lange*, *Görres* und alle Mitglieder des Tugendvereins ihn noch immer im Herzen tragen und daß ſie nur darum der preußiſchen Regierung ergeben ſind, weil ſie in Ew. Durchlaucht das Ideal der höchſten Humanität und den reinſten kraftvollen Willen für das deutſche Volk verehren.

Auch dieſe Notiz will der *Vorbſtaedt* nur aus Aeußerungen der genannten Perſonen entnommen haben, ohne einzelne Data darüber angeben zu können. Ueberdem habe der Fürſt *Staatskanzler* nur ſeine Anſichten, Vermuthungen und Ueberzeugungen von dem damaligen politiſchen Treiben zu hören verlangt, um dem Nachtheil, der aus etwaigen Plänen jener Menſchen entſtehen könnte, entgegenzuarbeiten.

Ebenſo verhält es ſich

3) mit dem ſchon ad 1 erwähnten Bericht des *Vorbſtaedt* vom November 1815, der auch nur als vertrauliche Mittheilung

gelten und zu dem er keine näheren Data angeben oder durch Thatſachen beſtätigen kann.

Daſſelbe gilt

4) von dem dem Fürſten Staatskanzler erſtatteten Bericht d. d. Neuwied, vom 1. Januar 1816, in welchem er den Behauptungen des **Schmalz** in ſeiner Broſchüre über geheime Verbindungen beitritt und die Exiſtenz einer Propaganda, deren Meinungen und Zwecke denen der Illuminaten gleichen, ausſpricht, ohne eine einzige Thatſache dafür anführen zu können, vielmehr ſoll alles nur auf innerer Ueberzeugung beruhen.

Ferner heißt es

5) in einem Auszuge aus dem Tagebuche des **Vorbſtaedt**, angeblich im November 1815 geſchrieben:

N. N. hat mir erzählt, „**Jahn** habe von **Schenckendorf** gehört, ich hätte meinen Poſten ſchlecht verwaltet und dem **Könige von Würtemberg** die Mitgliedsliſte des **deutſchen Bundes** vorgelegt. Mir wäre nicht zu trauen, da man **Schenckendorf** unbedenklich trauen dürfe. **Müller** dieſes mitgetheilt. Was er mir über **Jahn**, den **Tugendbund** mitgetheilt, dem Fürſten angezeigt.“

Vorbſtaedt will dieſen Auszug nicht näher erläutern können und glaubt nur, daß unter dem deutſchen Bunde derjenige gemeint ſei, von dem jetzt die Rede. Jener Auszug wirft daher ein zweideutiges Licht auf die Mittheilungen des **Vorbſtaedt**, weil ſich daraus entnehmen läßt, daß ſeine Notizen auf Zwiſchenträgereien beruhten, weshalb es ihm denn auch überall an beſtimmten Datis für ſeine Behauptungen fehlen mußte.

Ebendaſſelbe gilt

6) von dem dem Herrn Fürſten Staatskanzler erſtatteten Bericht d. d. Berlin 1818, in welchem die Exiſtenz von drei Parteien aufgeſtellt wird, deren erſte politiſch iſt, in Berlin ihren Mittelpunkt hat und ohne eigentliche Verbindung die Einheit von

Deutſchland will und durch das Turnweſen und durch die deutſchen Geſellſchaften ihrer Exiſtenz eine dem Illuminatismus verwandte Form gegeben hat. Die zweite Partei will Vereinigung aller chriſtlichen Religionen in der katholiſchen Kirche, wird von römiſchen Jeſuiten geleitet und geht von Wien aus. Die dritte Partei will Vereinigung der Chriſtenheit in einer dem Urchriſtenthum angemeſſenen Form, ſteht mit der Bibelgeſellſchaft in Verbindung und ſtellt ihre Hoffnung auf Rußland. Auf alle Parteien wirken die Machinationen, die das Geld der Bonapartiſten in Bewegung ſetzt.

Der Vorbſtaedt gab bei ſeiner Vernehmung dies nur für Anſichten aus, für die er keine beſtimmte Thatſachen anzuführen weiß. Das Ganze erſcheint daher nur als eine auf ſubjektiven Wahrnehmungen, Ueberzeugungen und Kombinationen gebaute Hypotheſe, die der ꝛc. Vorbſtaedt als eine wirklich exiſtirende und von ihm bis auf den tiefſten Grund durchſchaute und erforſchte Thatſache auftiſcht. Daß ſeine Behauptungen für den Kriminalrichter hiernach völlig werthlos ſind, bedarf kaum erwähnt zu werden. Noch iſt zu bemerken, daß in den den deutſchen Bund betreffenden Akten ein Aufſatz enthalten iſt, der die Aufſchrift führt „der deutſche Bund“, und welcher den Plan eines Bundes enthält, deſſen einzige Tendenz die Verherrlichung Preußens iſt, ſo daß die allgemeine Stimmung für Preußen beſeelt werden ſoll, und als deſſen thätigſte Beförderer Jahn, Butte, Müller, Lange, Görres, Käſtner, Wieland genannt werden.

Der Vorbſtaedt erklärte, daß dies der Entwurf der Verfaſſung eines Bundes ſei, den er mit Erlaubniß des Herrn Fürſten Staatskanzlers habe ſtiften wollen und deſſen in dem Schreiben an den Herrn Fürſten v. Wittgenſtein d. d. Wien, 18. März 1815 erwähnt ſei.

In dieſem Schreiben heißt es:

Kann und ſoll der deutſche Bund einen entſcheidenden Nutzen gewähren, ſo iſt es jetzt der Augenblick, ihn zu gebrauchen. Zwar iſt er noch mehr Idee als Wirklichkeit, doch zählt er hunderte von Mitgliedern längs den Rheinufern von Baſel bis in die Niederlande, und wenn er auch nichts mehr vermag, ſo kann er doch dazu benutzt werden, zuverläſſige Nachrichten einzuziehen und den Eifer für die deutſche Sache bei den Rheinländern zu erhalten, und da wo er erkaltet iſt, wieder zu beleben ꝛc. Von ꝛc. Jahn kommt in dieſem Briefe nur vor, daß es gerathen ſei, ihm das eiſerne Kreuz zu ertheilen, damit er in dem bevorſtehenden Kriege mit eben dem Eifer wirke, als in dem vorigen Feldzuge.

Jener Entwurf ſteht alſo mit dem hier in Rede ſtehenden deutſchen Bunde ebenſowenig in Beziehung, als wie hier beiläufig erwähnt wird, der angebliche deutſche Bund, deſſen Ordensſtatut der beiden erſten Grade in dem Politiſchen Journal (Jahrgang 1814, achtes Stück) abgedruckt wird.

Aus allem was über die Borbſtaedt'ſchen Mittheilungen ausführlich erwähnt worden, ergiebt es ſich nun auch von ſelbſt, daß auch dadurch die Auflage des Janke hinſichts des hochverrätheriſchen Zwecks des beſtandenen deutſchen Bundes, der hier in Berlin im Herbſt 1810 entſtand, nicht im mindeſten unterſtützt wird. Von dieſem Bunde war ꝛc. Borbſtaedt, wie er ſelbſt zugiebt, gar nicht unterrichtet, weshalb er auch in Beziehung auf den Jahn in dem Bericht vom 23. April 1815 nur vom Tugendbunde ſpricht, dem Jahn angehört haben ſoll, welches der Angabe des Janke geradezu entgegen iſt, der den deutſchen Bund gegen den Tugendbund in Oppoſition ſtellt.

Es ſind hier noch zwei Thatſachen zu erwähnen, welche der Janke in ſeiner Denunziation angeführt hat, um die hochverrätheriſche Tendenz des deutſchen Bundes darzuthun. Er behauptet nämlich:

1) daß bei ſeiner Aufnahme in den Bund der N. N. Lange

die von ihm angegebene Tendenz in einer Rede geradezu ausgeſprochen habe.

Dieſe Behauptung iſt aber durchaus ununterſtützt geblieben, keiner der vernommenen Mitglieder des Bundes, deren Ausſage weiter unten erörtert werden wird, will davon etwas wiſſen, und der Profeſſor **Zeune**, ebenfalls ein Mitſtifter und Glied des in Rede ſtehenden Bundes, der bei der Aufnahme des **Janke** zugegen war, ſagt ausdrücklich:

> die Rede (bei der Aufnahme des **Janke**) hielt, wie mir erinnerlich iſt, der Lehrer **Frieſen**, doch will ich auf Vorhalten auch nicht beſtreiten, daß ſie der jetzige R.-R. **Lange** mag gehalten haben; ſo viel kann ich aber mit Gewißheit ſagen, daß in der dort gehaltenen Rede jene Zwecke nicht ausgeſprochen ſind.

2) ſoll der Stiftungstag der 14. Oktober geweſen und deshalb als ſolcher feierlich begangen worden ſein, weil an dieſem Tage (1806) mit der Vernichtung des preußiſchen Heeres auch die letzte Stütze des monarchiſchen Regiments in Deutſchland vernichtet worden ſei, und der der allgemeinen Wohlfahrt hinderliche Adel ſich da zum letztenmale in ſeiner Erbärmlichkeit gezeigt habe.

Auch für dieſe Angabe hat der Denunziant weiter keinen Beweis führen können und ſämmtliche vernommene Glieder des Bundes haben derſelben widerſprochen.

In dem Tagebuche des Bundes iſt übrigens nicht der 14. Oktober, ſondern der 14. **November** als Stiftungstag angegeben worden.

Insbeſondere ſagt der R.-R. **Lange** darüber: Mir iſt dieſer Grund für die Feier des Stiftungstages nie zu Ohren gekommen und muß ich um ſo mehr zweifeln, daß er jemals von einem ausgeſprochen worden, da in dem Bunde ſich mehrere Mitglieder befanden, welche gerade durch die Schlacht bei **Jena** ihre ganze

Exiſtenz verloren hatten, und mit dieſem unglücklichen Tage faſt allen Mitgliedern ihre ſchönſten Lebenshoffnungen untergegangen waren.

Ebenſo ſagt ꝛc. Jenne:

Von einer ſolchen Feier weiß ich nichts, ich habe derſelben nicht beigewohnt, habe auch nicht gehört, daß ſie ſtattgefunden hätte. Ja, ich habe auch nicht einmal gehört, daß eine ſolche Anſicht wie die angegebene über den 14. Oktober 1806 in dem Bunde geherrſcht habe. Man betrachtete dieſen Tag, wie ich mich erinnere als einen dies pestis, der jedoch gerade durch ſein Unglück zu einer neuen Erhebung unſeres Vaterlandes Anlaß geben könnte.

Dieſe Anſicht ſtimmt, wie ſpäter gezeigt werden ſoll, mit dem von den Bündnern angegebenen Zweck genau überein. Auch rückſichts der ſpeziellen Thatſachen, woraus auf die ſtaatsgefährliche Tendenz des deutſchen Bundes geſchloſſen werden könnte, ſteht die Jankeſche Anklage iſolirt da, ſowie überhaupt aus dem bis jetzt Geſagten ſich das Reſultat ergiebt:

> daß die Beſchuldigung des ꝛc. Janke rückſichts des hochverrätheriſchen Zweckes, den der deutſche Bund gehabt haben ſoll, durch keine einzige ermittelte Thatſache unterſtützt worden iſt, ſondern völlig iſolirt daſteht.

Er iſt indeſſen ſelbſt Mitglied des Bundes geweſen, konnte daher von den eigentlichen geheimſten Zwecken deſſelben unterrichtet ſein, müßte ſie, inſofern ſie wirklich hochverrätheriſch waren, ohne alle Rückſicht auf Stand und Verhältniſſe der Perſonen, die dadurch genannt wurden und auf die Todesſtrafe, die ſie treffen konnte, augenblicklich der Obrigkeit anzeigen, da er ſich ſchon ſelbſt ſtrafbar machte, und hat ſeine Anklage auf ſeinen geleiſteten Amtseid genommen. Näher iſt daher zu erörtern, welcher Werth auf ſeine Anklage an und für ſich ſelbſt zu legen iſt. So ſehr der R.-R. Janke dagegen proteſtirt hat als Angeber zu erſcheinen, ſo ſehr er verſichert, den Bericht über die Verhältniſſe des deutſchen Bundes nur auf Befehl des Herrn Fürſten **Staatskanzlers** erſtattet zu haben, ſo kann er doch nicht anders als dem Angeber gleich betrachtet werden, und würde er ſich im entgegengeſetzten Fall nach den allegirten Beſtimmungen des Kriminalrechts einer ſchwereren Strafe ſchuldig gemacht haben. Durch den freimüthig nach erhaltener Aufforderung erſtatteten Bericht würde er ſich nur in die Kategorie eines Verbrechers, der ſeine That vor der Ueberführung eingeſtanden, ſtellen, und würde ihn auch nicht der Umſtand, daß unterm 20. Oktober 1798 dem Angeber geheimer Bündniſſe vor Entdeckung derſelben Strafloſigkeit zugeſagt wurde, geſchützt haben, da hier von Hochverrath die Rede. Schon die Mittheilungen, die er dem Geh. Staatsrath v. **Bülow** machte, würden als der ihm zunächſt vorgeſetzten Behörde geleiſtete Anzeigen zu betrachten ſein; wandte er ſich aber dann an Se. Majeſtät den König unmittelbar mit der ganz beſtimmten Anzeige des verrätheriſchen Bundes und geruhten Se. Majeſtät auch damals nichts weiter rückſichts des einzuleitenden Verfahrens zu verordnen, ſo liegt es doch ganz in der Natur der Sache, daß in der Zeit, als geheime ſtaatsgefährliche Verbindungen wieder zur Sprache kamen, der Herr Fürſt Staatskanzler einen Bericht über den deutſchen Bund von dem **Janke** erforderte, dies nur im Gefolge jener früheren Mittheilungen und der des Königs Majeſtät eingereichten Anzeige geſchah.

Inwiefern ꝛc. **Janke** zu lange mit der Anzeige des Hochverraths, die nach den Worten des Geſetzes **bald möglichſt** erfolgen ſoll, gezögert, würde, verhielte ſich die Sache wirklich ſeiner Anklage gemäß, deshalb von keinem Einfluß ſein, da er als Theilnehmer des hochverrätheriſchen Bundes beſtraft werden müßte, und dieſe Strafe nur wegen ſeines vor der Ueberführung abgelegten Geſtändniſſes gemildert werden dürfte. (Simple Todesſtrafe ohne Verſchärfung).

(A. L.-R. Th. 2. Tit. 20. §. 59, 93.)

Nach §. 42 des Kriminalrechts würde er aber, da er aus eigener Bewegung vor der Ausführung des Verbrechens (durch Austritt aus dem Bunde) abgeſtanden ſein und auch durch die Entdeckung der Mitſchuldigen und ihres Vorhabens die Ausführung deſſelben hintertrieben haben will, auf Begnadigung Anſpruch machen können. Bei dieſer Ausführung wird bemerkt, daß nach der Denunziation des Janke die hochverrätheriſchen Zwecke des deutſchen Bundes ſchon auf mancherlei Weiſe ins Leben getreten ſind, mithin der §. 92 l. c. unbedenklich angewändt werden müßte, der jeden Conat des Hochverraths mit der ordentlichen Strafe belegt, indem es darin heißt:

§. 92. Ein Unternehmen, welches auf eine gewaltſame Umwälzung der Verfaſſung des Staats oder gegen das Leben oder die Freiheit ſeines Oberhauptes abzielt, iſt Hochverrath.

§. 93. Wer ſich deſſen ſchuldig macht, ſoll nach Verhältniß ſeiner Bosheit und des angerichteten Schadens mit der härteſten und ſchreckhafteſten Leibes- und Lebensſtrafe hingerichtet werden.

Erſcheint nun der ꝛc. Janke als Angeber und iſt er auch gleich Mitſchuldiger, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß bei Beurteilung der innern Glaubwürdigkeit ſeiner weiter durch keine feſtſtehende Thatſachen unterſtützten Anzeige die Grundſätze ſtattfinden müſſen, welche die Kriminal-Ordnung rückſichts der Angeber und der Zeugen aufſtellt, deren größere oder geringere Glaubwürdigkeit von ihren Seelenkräften, von dem Verhältniſſe, in welchem ſie mit dem Angeſchuldigten ſtehen, von der Vollſtändigkeit, Beſtimmtheit und innern Wahrſcheinlichkeit der Ausſage ſelbſt, und endlich von dem Intereſſe überhaupt, welches ſie bei dem Ausgange der Sache haben.

(Krim.-O. §. 112. 113. 359.)

Was nun in dieſer Hinſicht die Denunziation des Janke betrifft, ſo hält er fürs erſte ſich ſelbſt nicht für ganz glaubwürdig. Er ſagt darüber wörtlich:

> Ich halte es für meine Pflicht zu bemerken, daß ich durch das Ausſcheiden aus dem deutſchen Bunde, wie ich es in meinem Berichte beſchrieben habe, in ein geſpanntes Verhältniß mit dem Profeſſor Jahn und deſſen Anhängern gerathen bin. Zwar habe ich nichts gegen denſelben, indeſſen ſehen ſie mich als ihren Feind an, obwol ich nicht blos ihre mannigfachen Verdienſte anerkenne, ſondern auch hin und wieder, wo ſich die Gelegenheit dargeboten hat, namentlich dem Jahn nicht unerhebliche Gefälligkeiten erwieſen habe; deſſenungeachtet glaube ich nicht, daß mein Zeugniß gegen ſie als vollgültig angenommen werden kann.

Schon dieſe Erklärung, die nur auf einem bloßen lebhaften Selbſtgefühl beruhen kann, würde die Glaubwürdigkeit der Jankeſchen Ausſage merklich ſchwächen, überdem hat er ſich aber in ſeiner Angabe die auffallendſten Widerſprüche erlaubt, ſich über dieſelbe nicht allein ungenügend, ſondern auch auf eine ſolche Weiſe erklärt, die auf ſeinen Charakter, auf ſeine ganze Art zu denken und zu handeln ein ſehr zweideutiges Licht wirft, wozu noch ſein von dem Inquirenten zum Protokoll bemerktes Betragen bei der Konfrontation verſchiedener ſeiner Angabe geradezu widerſprechender Perſonen kommt, welches ebenfalls ſehr zweideutig erſcheint. Es wird zweckmäßig ſein, dieſes alles näher zu erörtern, wenn es nach umſtändlicher Erwähnung alles deſſen, was die vernommenen Mitglieder des Bundes ausgeſagt haben, darauf ankommt, darzuthun, auf welche Weiſe ſich das Uebergewicht der Wahrſcheinlichkeit der ſich widerſprechenden Angaben neigt. Sämmtliche über den beſtandenen deutſchen Bund vernommene Perſonen haben nämlich durchaus in Abrede geſtellt:

daß ihre Verbindung auch nur auf die entfernteſte Weiſe

> einen ſtaatsgefährlichen oder hochverrätheriſchen Zweck gehabt haben ſolle,

und die Tendenz des Bundes als

> auf Ermuthigung in den Drangſalen der Zeit, Erhaltung des deutſchen Seins und Kräftigung, dem Feinde des Vaterlandes (den Franzoſen) Widerſtand zu leiſten,

gerichtet, einſtimmig, wenn auch nicht in denſelben Worten, doch mit gleichem Sinn derſelben angegeben.

Der Geh. Secretair **Starcke** ſagt über die Entſtehung und den Zweck des Bundes wörtlich folgendes:

> Mehrere Zuhörer des damaligen Profeſſor **Fichte**, welcher in ſeinen Vorleſungen einen kräftigeren Sinn unter den Deutſchen zu erregen ſich bemühte, kamen auf den Gedanken zuerſt in ſich, ſonach aber auch in andern den Glauben zu erwecken und zu ſtärken, daß beſonders durch eine ſtrengere moraliſche Ausbildung der einzelnen, aller äußeren Hinderniſſe unerachtet, dennoch wol eine günſtigere Lage für Deutſchland bewirkt werden könnte und daß es ſomit Unrecht ſei, ſich dem eben gedachten Unmuth unthätig hinzugeben. Mehrere Männer, welche dieſe Anſicht hatten, beſprachen ſich darüber in ihren freundſchaftlichen Zuſammenkünften, die anfangs nur klein waren, ſehr häufig; ſie drangen gegenſeitig darauf Lug und Trug in jeder Beziehung in ihrem Benehmen zu vermeiden, ihre vaterländiſche Geſinnung in Rückſicht auf den damals Deutſchland ſo ſehr bedrückenden Feind in ſich aufrechtzuerhalten und auf die Art einer beſſern Zukunft vorzuarbeiten. Es ſchloſſen ſich den auf dieſe Art urſprünglich vereinten Männern in kurzer Zeit bald mehrere an, es konnte daher auch nicht fehlen, daß zur Erhaltung der Ordnung ein großes Uebereinkommen oder wenn man will, auch Geſetze zu Stande kamen.

Als Stifter des Bundes nennt der Starcke außer ſich ſelbſt den Profeſſor Zeune, Otto, Preuß, Harniſch, Frieſen, Jahn. Jene Geſetze und Anordnungen der Verbindung waren in ein Buch, genannt Bundesbuch, zuſammengefaßt. Dies Buch ſoll nach der Angabe des ꝛc. Starcke im Jahre 1812 mit den übrigen bei ihm befindlichen Bundespapieren in Beſchlag genommen worden ſein.

Dies iſt aber nicht der Fall. Wenigſtens iſt in dem Bericht des Geh. Staatsrath v. Bülow an des Königs Majeſtät über die erfolgte Beſchlagnahme der Papiere des deutſchen Bundes jenes Buch nicht erwähnt worden, welches gewiß geſchehen wäre, wenn es ſich als das wichtigſte Dokument wirklich vorgefunden hätte. Es hat auch ein Exemplar dieſes Buches bis jetzt durchaus nicht ausgemittelt werden können, da die Anzeige des Regierungs-Journaliſten v. Heiligenſtaedt, daß das Buch, von dem er übrigens verſichert, daß darin durchaus keine hochverrätheriſchen Ideen ausgeſprochen worden wären, in einen eiſernen Kaſten geſteckt im düſtern Keller vor dem halliſchen Thore vergraben ſein könne, bei näherer Nachfrage auf einer ſo loſen daher entnommenen Vermuthung beruhte, weil Jahn geäußert, wie es wünſchenswerth ſei, daß ein ſolcher Kaſten exiſtire, worin man im Nothfall wichtigere Papiere legen und damit vergraben könne; den düſtern Keller, ſagt der v. Heiligenſtaedt, habe er aber deshalb für den Ort gehalten, wo die Vergrabung geſchehen ſei, weil dort die erſte Bundesverſammlung gehalten und der Ort dadurch etwas feierliches, bedeutungsvolles für den Bund erhalten.

Nach der Ausſage der Tochter des verſtorbenen Schuhmachermeiſters Kenke, bei dem der ꝛc. Starcke im Jahre 1812 wohnte und wo die Beſchlagnahme der Papiere erfolgte, gab ihr ihr Vater bei dieſer Gelegenheit eine Mappe mit dem Bedeuten, daß der ꝛc. Starcke ihm dieſe Mappe gegeben und für den Lehrer

Frieſen beſtimmt habe, zu dem ſie dieſelbe hintragen ſolle, welches ſie denn auch gethan.

Will auch der Starcke nichts davon wiſſen, ſo iſt es doch möglich, daß darin das Bundesbuch befindlich geweſen. Später nach ſeiner erfolgten Vernehmung produzirte der Starcke eine alte zufällig wieder aufgefundene Schreibtafel, in welcher er nach ſeiner Angabe den Zweck des Bundes vollſtändig ſo niedergeſchrieben, wie er in dem Bundesbuche ſtand und ebenſo abgekürzte Notaten über die Pflichten der Bundesglieder aus dem Bundesbuche entnommen hatte, beides um davon bei der, wegen ſchlechter Aufführung eines Mitgliedes beſchloſſenen Auflöſung des zu Stargardt in Pommern beſtehenden Bundes Gebrauch zu machen.

Der Inquirent hat die in der Schreibtafel enthaltenen Notaten in das Protokoll vom 14. Dezember v. J. dahin eingerückt:

„Des deutſchen □ Zweck iſt Erhaltung des deutſchen Volks in ſeiner Urſprünglichkeit und Selbſtändigkeit, Neubelebung der Deutſchheit und aller ſchlummernden Kräfte, Bewahrung unſeres Volksthums, Schutz und Schirm wider heimliche Verderbung von innen, wider offenbare Knechtſchaft von außen und alle Kunſtgriffe, Liſten und Bethörungen der Ein- und Umſchmelzung, Hinwirken zur endlichen Einheit unſeres zerplitterten, getheilten und getrennten Volks.

Jeder Eidgenoſſe muß ein geborner Deutſcher ſein — frei ſein von Verbrechen, rein von Laſtern und ſich eifrig bemühen Schwächen zu verbeſſern, Mängel zu erſehen und Fehler abzulegen.

Pflichten. Fleckenloſe Reinheit im Leben, Sorge für guten Namen, Erwerben allgemeiner Achtung durch folgerechte Denkart und Handelsweiſe, ſich zum Kämpfer weihen für Wahrheit, Recht und Vaterland. — Wider alle und jede Ausländerei reden, lehren und handeln — das Volksgefühl beleben, die Willenloſigkeit benehmen und alle Hirngeſpinnſte von Volksohnmacht und Feindes Uebermacht — überhaupt deutſch werden und bleiben.“ —

Ebenſo ſagt der Direktor **Grashoff**: dieſer Bund entſtand hier in Berlin nach dem tilſiter Frieden im Jahre 1810, bei der damaligen Unterdrückung Deutſchlands durch die Franzoſen, und ſeit dem für Preußen ſo nachtheiligen Frieden war es in mir herrſchender Gedanke, durch Worte und Aufmunterung meiner Bekannten dem Franzoſenthum entgegenzuwirken und auf die Art zur Aufrechthaltung des Muthes, der in ſo vielen zu ſchwinden anfing, beizutragen, damit bei einer günſtigen Veränderung der Umſtände die ſo Ermuthigten zum Beſten Deutſchlands und Preußens zur rechten Zeit mitwirken möchten. Dieſe Geſinnung zu beleben traten ich und mehrere zuſammen. — Wir hatten keinen andern Zweck und wollten auch nichts anders als angegebenermaßen gegen die Franzoſen wirken, wie ich denn behaupten kann, daß beſtimmte Mittel, wie man gegen ſie thätig ſein könnte, in unſerer Verbindung nicht verabredet worden ſind.

Ferner ſagt der Profeſſor bei der hieſigen Univerſität und Hauptmann bei der Artillerie **Turte** über den Zweck des Bundes:

„Ich trat im Jahre 1812 in Gemäßheit der Aufforderung eines meiner Schüler Namens **Frieſen** in dieſe Verbindung (den deutſchen Bund). Der Zweck deſſelben war kein anderer als junge Männer theils durch Ermahnung, theils auch durch Uebung in den Waffen zu einem Kriege gegen die Franzoſen, die damals unſer Vaterland unterdrückten, vorzubereiten. Man ſetzte ſich dabei ausdrücklich vor, alle Ausländerei in der Denkungsart und in dem äußeren Benehmen zu verbannen, und einen Haß gegen die genannten Unterdrücker Deutſchlands zu erwecken und zu nähren, kurz man bemühte ſich in jeder Hinſicht, ein biederes deutſches Betragen zu zeigen ꝛc. Ich ſchätze mich glücklich, daran Theil genommen zu haben, und kann behaupten, daß die edelſten Männer Mitglieder des Bundes waren. So kann ich denn auch mit Wahrheit verſichern, daß ſo oft ich in der Geſellſchaft zugegen geweſen bin, ich niemals auch nur ein Wort darin vernommen habe, was den Pflichten gegen den König, Religion und Vaterland entgegengelaufen wäre.

Außer dem, was ich angeführt habe, gehörte es zu dem Zwecke des Bundes in der damaligen Zeit, im Jahre 1812, Nachrichten über die Stellungen und Märſche und Stärke der feindlichen Armeen zu ſammeln, welche ſodann höheren Orts mitgetheilt und benutzt wurden. Wie nützlich überdem die Beſtrebungen der Verbindung geweſen waren, zeigte ſich im Februar 1813, wo bei dem ausbrechenden Kriege gegen Frankreich alle Mitglieder des Bundes mit Ausnahme weniger Schulleute unter die Waffen traten, und auf die Art das Verſprechen löſten, was wir uns vorher mit Hand und Mund gegeben hatten.

Ferner giebt der Kapitän Müller den Zweck des Bundes im Allgemeinen mit folgenden Worten an:

„ ꝛc. Ich trat gern in eine Verbindung, welche den Zweck hatte, auf eine thätige Art gegen die Franzoſen zu wirken ꝛc. Die Thätigkeit des Vereins beſtand darin, daß man Gleichgeſinnte kennen zu lernen ſuchte, im Umgang mit andern die gegen die Franzoſen gerichteten Geſinnungen auszubreiten ſich bemühte, und außerdem ſich durch Leibes-Uebungen zu einem Widerſtande gegen die Franzoſen vorzubereiten ſtrebte.“

Ebenſo gab der Profeſſor Zeune bei ſeiner früheren polizeilichen Vernehmung, die er ſpäter gerichtlich anerkannt hat, den Zweck des deutſchen Bundes dahin an:

„Die Verbindung, deren Stifter ich mit Jahn und Frieſen war, entſtand im Spätherbſt des Jahres 1810 und hatte die Vertreibung des äußeren Feindes, der Franzoſen, zum Zweck, wozu wir durch die That mitwirken zu wollen uns bereit erklärten. Um den deutſchen Sinn, der damals in den Zeiten der größten Unterjochung zu verſchwinden ſchien, aufrechtzuerhalten, ſuchten wir unſere Zahl möglichſt zu verſtärken und Gleichgeſinnte zu werben. Wir glaubten jenen Zweck durch Lehren der Jugend und Beiſpiel, ſowie durch Beförderung der gymnaſtiſchen Uebungen der Jüngeren zu erreichen“ ꝛc.

Ferner ſagt der Obriſt-Lieutenant und Chef des Generalſtabes Graf v. d. Groeben zu Breslau über die Art und Weiſe, wie er Mitglied des Bundes und mit deſſen Zwecken bekannt gemacht worden, Folgendes:

„Im Frühjahr 1811 machte mich ein junger Offizier mit dem damaligen Lehrer Frieſen bekannt, den ich ſogleich auf den erſten Blick liebgewonnen und den die allgemeine Stimme bis zu ſeinem Tode als einen ſehr ausgezeichneten Jüngling unſeres Vaterlandes nennt. Nachdem wir uns bald gegenſeitig über die Noth der damaligen Zeit ausgeſprochen, fragte mich Frieſen: Ob ich über das, was er mir jetzt mittheilen würde, ſchweigen würde? Ich gab darauf mein Wort. Hierauf machte er mir bekannt, daß er ſich mit einigen andern verbunden habe, unter allen Bedingungen, ſelbſt in dem Fall, wenn Preußen das unglückliche Schickſal von Spanien erleben ſollte, mit Liebe und Treue an König und Vaterland feſtzuhalten und Leib und Leben daran zu ſetzen, das Joch der Franzoſen abzuſchütteln; daß ſie aber bis zu jenem Zeitpunkt unſerer Selbſterhebung alles anwenden wollten, um das Vertrauen an die wohlbekannten im Stillen getroffenen weiſen Maßregeln der Regierung, welches ſeit den unglücklichen Jahren 1806 und 1807 allerdings ſehr geſunken wäre, durch beſonnene aufmunternde Reden wieder zu beleben, die nicht geübten gebildeten Stände aber in den Waffen zu üben; daß ſie aber deshalb über dieſes Vornehmen und ihren Zuſammentritt ein unbedingtes Stillſchweigen beobachten müßten, weil die Schritte jedes braven Mannes von franzöſiſchen Spionen beobachtet würden ꝛc.

Gegen dieſen mir vorgelegten Zweck und die einfachen unſchuldigen Mittel konnte ich nicht das allergeringſte einwenden, ja, ich freute mich ſogar, das wiederzufinden, was ich ſelbſt gefühlt und in mir beſchloſſen hatte. Ich erwiderte hierauf ungefähr dem Inhalt nach Folgendes: daß ich dieſem Zweck und Männern, die ihm wahrhaft lebten, gewiß auf Leben und Tod verbunden ſein würde, beſonders wenn die Noth erſt herbeigekommen, daher ſie ſicher auf mich zählen könnten.

In allen den Geſprächen, die in meiner Gegenwart in geſchloſſener Geſellſchaft geführt wurden, ſind nicht allein nie verrätheriſche, ſondern nur gute Geſinnungen geäußert worden.“

Ferner ſagt der Profeſſor [?] *Harniſch* über die Stiftung und den Zweck des Bundes:

Ob eine wirkliche feierliche Stiftung des deutſchen Bundes ſtattgefunden, iſt mir nicht bekannt; vielmehr bin ich im Jahr 1811 mit mehreren Perſonen, die das allgemeine Intereſſe für Deutſchland und gegen die franzöſiſche Republik beſonders einnahm, bekannt worden, unter welchen ich namentlich meine damaligen Kollegen an der *Plamann'ſchen* Anſtalt, *Frieſen* und *Jahn*, anführen kann und die in ihren häufigen Geſprächen mit mir und andern darin übereinkamen, daß die Zeitumſtände es erforderten, daß jeder, der es mit ſeinem Vaterlande gut meine, ſich an den andern anſchließen müſſe, um eine beſſere Zeit herbeizuführen. Nachdem der ꝛc. *Harniſch* erwähnt, daß namentlich die Drangſale der Zeit, die Lehren eines Fichte, ja ſelbſt die Veranſtaltungen des Staats wegen Verbeſſerung des Erziehungsweſens und mannigfacher Umgeſtaltung der Geſetzgebung, den Verein von ſelbſt herbeigeführt, ſagte er über den eigentlichen Zweck dieſes Vereins: der Zweck des Bundes war inſofern politiſch, als er darauf gerichtet war, dem Beſtreben der deutſchen Regierungen zu Hülfe zu kommen, das drückende Joch der Franzoſen abzuwerfen. Die Wege waren mancherlei, die hauptſächlichſten kann ich aber dahin angeben, daß der Bund ſich beſtrebte:

1) Zutrauen im deutſchen Unterthan gegen ſeinen Fürſten zu erwecken;

2) eine beſſere Volkserziehung zu bewirken;
3) die Uebung in den Waffen allgemein zu machen;
4) deutſche Wiſſenſchaften und Künſte zu befördern, um ſo den Nationalſinn zu erhöhen.

Ferner giebt der R.-R. Schroer den Zweck des deutſchen Bundes, dem er im Jahre 1811 bei ſeinem damaligen Aufenthalt in Berlin, durch Frieſen dazu bewogen, beitrat, dahin an:

„Der Zweck des Bundes war, die Vertreibung der Franzoſen aus Deutſchland zu befördern und als Mittel zu dieſem Zweck waren, ſo viel ich mich daran erinnere, folgende feſtgeſtellt:

1) Nährung des Haſſes gegen die Franzoſen und der Liebe zum Vaterlande im Herzen der Mitbürger.
2) Beförderung jeder Kraft, von welcher ſich erwarten ließ, daß ſie kräftig zum Nutzen des Vaterlandes würde angewendet werden können, namentlich auch Stärkung der Körperkraft bei Deutſchlands Jünglingen.
3) Verbreitung des Bundes durch Anwerben tüchtiger Mitglieder und der Bundesgrundſätze unter den Mitbürgern.
4) Eintritt der Mitglieder in den Reihen der Vaterlandsvertheidiger, wenn einer der deutſchen Fürſten den Kampf wider Frankreich beginnen ſollte.
5) Heimliches Sammeln von Kriegsbedürfniſſen.

Ich habe, fährt er fort, wie ich mich deſſen heute noch freue, mit allen mir zu Gebote geſtandenen Kräften, für den eben angegebenen Zweck des Bundes zu wirken mich bemüht, und bin, als endlich im Jahre 1813 der erſehnte Zeitpunkt eintrat, wo Preußen den Krieg gegen Frankreich erklärte, unerachtet ich damals 47 Jahre alt war, in das lützow'ſche Freikorps als Gemeiner eingetreten“ ꝛc.

Auch der Regimentsarzt Feuerſtein in Köln gab bei ſeiner damals ſelbſt erfolgten Vernehmung den Zweck des Bundes als lediglich gegen die Franzoſen gerichtet an, und zwar in der Art:

> daß jeder in die Idee eingriffe, den Feinden des Vaterlandes ſchädlich zu werden und daß zu einem günſtigen Zeitpunkte Preußen und demnächſt Deutſchland in Maſſe gegen Frankreich aufſtände, und zwar ſollte dieſer Zweck unter Leitung deutſcher Fürſten erreicht werden.

Ebenſo giebt der Regierungs-Journaliſt v. **Heiligenſtaedt** den Zweck des Bundes dahin an:

> daß derſelbe auf Befreiung von fremdem Joche und lediglich wider die Franzoſen und ihre Anhänger gerichtet geweſen.

Daß der Bund auf Veranlaſſung des ruſſiſchen und engliſchen Kabinets vorgehabt haben ſolle, indem die Franzoſen einen Feldzug gegen Rußland unternehmen und dort unterliegen würden, in ihrem Rücken und zu ihrer völligen Vernichtung einen allgemeinen Aufſtand zu organiſiren, weiß der Deponent nur aus einer Mittheilung, die ihm der Staatsrath v. **Gruner** im Jahre 1812 in einem kleinen böhmiſchen Bade machte. **Gruner** war nach der Depoſition mehrerer Glieder des Bundes kein Mitglied, (er ſteht auch nicht auf der **Starcke**'ſchen Liſte) ſuchte aber denſelben zu ſeinen Zwecken zu benutzen und brauchte Mitglieder deſſelben als Agenten. Endlich bezog ſich der Regierungsrath **Lange** zu **Koblenz** bei ſeiner dort erfolgten Vernehmung lediglich auf das, was er früher und zwar im Jahre 1812 über den deutſchen Bund geſagt hatte.

Der ꝛc. **Lange** wurde damals als ein geheimer Agent des Staatsraths v. **Gruner** auf Befehl der öſtreichiſchen Regierung im Oeſtreichiſchen verhaftet, demnächſt an die preußiſche Behörde ausgeliefert und hierher transportirt und polizeilich vernommen. Bei dieſer Vernehmung leugnete er jede Theilnahme an einem geheimen Bunde, reichte aber dann dem Staatsrath **Le Coq** einen vom 8. Dezember 1812 datirten Aufſatz ein, worin er ſich als Mitglied des deutſchen Bundes bekannte und deſſen Tendenz, deſſen Zwecke ſehr ausführlich auseinanderſetzte.

Dieſe Auseinanderſetzung ſtimmt mit dem, was vorzüglich **Starcke**, **Harniſch**, **Schroer**, **Turte**, **Grashoff** über den Zweck des Bundes, deſſen Haupttendenz damit begann, eine ächt deutſche vaterländiſche, jeder Ausländerei widerſtrebende Geſinnung zu verbreiten, den geſunkenen Muth zu beleben und ſo eine moraliſche Kraft und die Fähigkeit zu erwecken, zum Dienſt des Vaterlandes mit Gut und Blut bereit zu ſein und wenn der Zeitpunkt eintritt, handeln zu können und zu dürfen, ſagen, auf das genaueſte überein.

Sämmtliche vernommene Perſonen widerſprechen, wie ſchon oben beiläufig erwähnt wurde, demnächſt auf das beſtimmteſte der Denunziation des ꝛc. **Janke**, daß der Bund einen hochverrätheriſchen und zwar in specie den Zweck gehabt haben ſollte, Deutſchland mittelſt des Umſturzes aller bisherigen darin beſtehenden Verfaſſungen in einer Republik zu vereinigen.

So ſagt insbeſondere **Grashoff**:

Dergleichen Pläne lagen durchaus nicht in dem Zweck des Bundes, man hat dergleichen nie in meiner Gegenwart ausgeſprochen, auch habe ich bei der mir bekannten Geſinnung der Mitglieder allen Grund anzunehmen, daß auch ſonſt, wenn dergleichen Ideen geſprächsweiſe erwähnt worden wären, auch in meiner Abweſenheit über dergleichen Dinge in den Zuſammenkünften nicht verhandelt worden iſt. Ich würde nicht einen Augenblick länger im Bunde geblieben ſein, wenn dergleichen zu meiner Kenntniß gekommen wäre, und würde erforderlichen Falls bereit ſein die Richtigkeit dieſer meiner beſtimmten Verſicherung eidlich zu erhärten.

Ferner ꝛc. **Turte**:

Ich will es bei Allem was heilig iſt betheuern und könnte wol zehn Eide darauf ſchwören, daß dergleichen hochverrätheriſche Abſichten niemals in dem Zweck des Bundes gelegen haben ꝛc. Ich habe niemals auch nur geſprächsweiſe die in der obigen Beſchuldigung enthaltenen Ideen in unſern Zuſammenkünften ausſprechen hören, mit mehreren der Mitglieder war ich auch genau bekannt und habe deshalb durchaus keinen Anlaß zur Vermuthung, daß etwa in meiner Abweſenheit ähnliche Ideen vorgebracht wären, vielmehr bürgt mir der moraliſche Charakter einzelner Mitglieder, z. B. des Superintendenten **Meyer** zu **Fehrbellin**, für das Gegentheil.

Ferner ꝛc. **Lange** (nachdem er die Beſchuldigung verneint): und bemerke ich dabei, daß ſowol alle übrigen Mitglieder der Verbindung mit denen ich jemals über politiſche Gegenſtände geſprochen zu haben mich erinnere, als insbeſondere der Doktor **Jahn** mündlich ſowol als ſchriftlich in ſeinem deutſchen Volksthum

> ſich ſtets mit großer Entſchiedenheit gegen dergleichen chimäriſche Projekte erklärt haben.

Ferner **Harniſch** (nachdem er auch die Beſchuldigung verneint): ich erinnere mich noch deutlich, daß mehrere, unter andern auch **Jahn** und **Frieſen**, ſich dahin äußerten, daß der deutſche Unterthan wegen der Gemüthlichkeit ſeines Charakters ſich durchaus nicht für eine kalte republikaniſche Verfaſſung eigne.

Es verſichern ferner ſämmtliche vernommene Glieder des Bundes auf das beſtimmteſte, daß es niemals der Zweck des Bundes und ihnen niemals in den Sinn gekommen ſei, auch rückſichts der Franzoſen den Maßregeln der Regierung vorgreifen und etwa Unternehmungen der Schill'ſchen ähnlich veranlaſſen zu wollen, und namentlich wäre dies auch im Jahre 1812 als Preußen ſich mit Frankreich alliirte nicht der Fall geweſen, da man wol eingeſehen, daß nur der Drang der Umſtände dieſe Allianz herbeigeführt und wol überzeugt geweſen, daß die Regierung den nahen Zeitpunkt erkennen und benutzen werde, die nöthigen und zweckmäßigen Maßregeln zu treffen und für dieſe dann mit voller Kraft zu wirken; dahin ſei die Tendenz des Bundes gegangen, und auch wirklich bei dem Ausbruche des Krieges wider Frankreich erfüllt worden, da die mehrſten Glieder des Bundes in Reih und Glied getreten.

Der Regierungsrath Schroer führt insbeſondere an, daß er als Gemeiner in das Lützow'ſche Freikorps getreten, unerachtet er damals 47 Jahre alt geweſen. Um darzuthun, daß es niemals des Bundes Sache geweſen ſei, Unternehmungen gegen den Willen der Regierung zu unterſtützen, wird eines gewiſſen v. Kurski*) erwähnt, der im Junius 1811 den abenteuerlichen Plan hatte, den Franzoſen Stettin zu entreißen, und den der Bund von dieſem Vorhaben durch den von Heiligenſtaedt und von Wurmb abzubringen ſuchte, und war auch der damalige Obriſt v. Gneiſenau davon unterrichtet.

Ferner hatte der ꝛc. Janke in der Sr. Majeſtät dem Könige eingereichten Anklage behauptet, das Lützow'ſche Freikorps ſei ein Werk des Bundes geweſen, inſofern dieſes Korps aber wie jedes andere freiwillige, das im Kriege errichtet, mit den Operationen der Armee gewirkt, ſo iſt gar nicht abzuſehen, daß, hätte der Bund wirklich das Korps errichtet, dies irgend eine ſtaatsverrätheriſche Tendenz des Bundes an den Tag legen ſolle. Janke hat indeſſen jene Behauptung bei ſeiner ſpäteren Vernehmung auch dahin motivirt, daß er nur damit habe ſagen wollen,

> daß die meiſten oder ſehr viele der zum Bunde gehörigen Mitglieder in dieſe Schar eintraten.

Eben dies haben aber die Mitglieder des Bundes und zwar m. E. mit vollem Recht als einen Beweis ihres wahrhaften lebenskräftigen Patriotismus angeführt. Die Unternehmungen des Staatsraths Gruner, der auf den Impuls der ruſſiſchen Regierung allerlei feindliche Maßregeln gegen die Franzoſen in Deutſchland (organiſirte Räuberbanden zum Auffangen franzöſiſcher Kouriere) anordnen wollte, können nicht auf Rechnung des Bundes geſetzt werden, weil Gruner zwar nach der Ausſage der vernommenen Mitglieder des Bundes mit demſelben in Verbindung trat und ihn zu ſeinen Zwecken zu benutzen ſuchte, jene Maßregeln aber nicht von dem Bunde, als in ihm berathen und beſchloſſen, ausgingen.

---

*) Vgl. S. 84.

Hierher gehört noch ferner endlich

> die dem deutſchen Bunde zur Laſt gelegte Beförderung des Turnweſens und der Burſchenſchaft.

Was das Turnen betrifft, ſo hat der Denunziant Janke ſelbſt bei ſeiner Konfrontation geſagt, daß er nichts davon wiſſe, daß über das Turnen im Bunde verhandelt worden und dieſe Hinwirkung auf die Jugend von ihm eigentlich ausgegangen ſei. Nach der Auslaſſung des Jahn, welcher die Ausſagen des Starcke, Grashoff, Turte, Lange und Harniſch beiſtimmen, ſtand die Turnerei mit dem deutſchen Bunde weiter in keiner Verbindung, als daß Jahn Turnlehrer war. Sagt nun Schroer: der Bund habe ſich allerdings für das Turnen intereſſirt, ſo iſt das den oben aufgeſtellten Zwecken des Bundes, zu denen vorzüglich auch

> körperliche Erkräftigung der Jugend, um ſich zum Kampf für das Vaterland geſchickt zu machen,

gehörte, ganz gemäß, daraus noch nicht auf eine Vorbereitung zum Umſturz der bisherigen Verfaſſungen von Deutſchland zu ſchließen, und es ſteht dieſe Ausſage mit den übrigen Ausſagen deshalb in keinem Widerſpruch, da das bloße lebhafte Intereſſe für eine Sache noch nicht auf die Schöpfung derſelben hinweiſt. Inwiefern die Turnerei ſpäter eine wenigſtens in ſtaatspolitiſcher Hinſicht nicht zu duldende Richtung genommen, ſoll weiter unten gezeigt werden.

Ebendaſſelbe gilt von den Burſchenſchaften, die in ihrer urſprünglichen Tendenz lobenswerth und auf die Moralität der Studenten wohlthätig einwirkend zu nennen.

Es geht aus dem Tagebuch des Bundes hervor, daß darüber verhandelt worden, denn es heißt darin:

„8ten (Febr.) Verhandlung über die Burſchenſchaft (nicht

Schrift wie es in der falſchen Dechiffrirung heißt) bearbeitet von dem Eidgenoſſen **Jahn**, vom Eidgenoſſen **Frieſen** vorgelegt dem Profeſſor **Fichte** als dermaligem Rektor.“

Hiermit ſtimmen auch die Ausſagen des **Starcke**, **Grashoff**, **Turte**, **Zeune** überein. Es hat nämlich eine Berathung über die Nützlichkeit einer zu errichtenden Burſchenſchaft ſtattgefunden, ohne daß deshalb eine wirkliche Verbindung mit der berliner oder einer andern Univerſität zu Stande gekommen iſt. Auch die Errichtung einer ſolchen Burſchenſchaft, deren Zweck nach dem beigebrachten, damals zur Berathung gekommenen Entwurf in der That dahin ging, das Studentenleben moraliſch zu verbeſſern und den deutſchen Sinn zu beleben, mußte in der Tendenz des deutſchen Bundes liegen, ohne daß deshalb auch nur im mindeſten von ſtaatsgefährlicher Abſicht die Rede ſein kann.

Dies iſt der weſentliche Inhalt der weiteren Ermittelungen über die Tendenz und den Zweck des in Rede ſtehenden Bundes.

Was nun

III. deſſen innere Organiſation betrifft, ſo ſteht es durch das aufgefundene Tagebuch ſowol als durch die einſtimmige Ausſage ſämmtlicher Mitglieder feſt, daß es Vorſteher unter dem Namen Ordner und andere Beamte des Bundes gab, deſſen Glieder ſich Eidgenoſſen nannten und geheime Erkennungszeichen verabredet hatten. Nach der Auslaſſung des v. **Heiligenſtaedt** in dem unter der Aufſchrift:

> Reminiscenzen, flüchtig niedergeſchrieben, ungeſchmückt, wahr und freimüthig

zu den Akten gebrachten Aufſatz, den er gerichtlich genehmigt hat, ſollen ſich die Glieder des Bundes an gewiſſen Wortformeln erkannt haben, wie z. B. in folgendem Geſpräch. Der erſte fängt an:

A. Deutſchland erwache!
(der zweite) B. Sage die Rache,

A. Muthig und blutig.

B. Wage, beginne — Schlage, gewinne.

Der Bund wurde ferner nach der übereinſtimmenden Ausſage der vernommenen Mitglieder deſſelben geheim gehalten, und zwar der franzöſiſchen Spionerei halber. Es iſt notoriſch, daß zur Zeit des Bundes dieſe Spionerei ſtattfand, und bei der Tendenz des Bundes mußten allerdings die Glieder des Bundes bei der damaligen Uebermacht der franzöſiſchen Regierung im Fall der Entdeckung das Schlimmſte, Aergſte befürchten.

Dagegen führen mehrere an, daß von der Exiſtenz des Bundes die preußiſche Regierung auf mehrfache Weiſe in Kenntniß geſetzt worden ſei. Wie dies geſchehen ſein ſoll, wird weiter unten bei der Beurtheilung:

> inwiefern eine ſtrafbare Verheimlichung des eingegangenen Bündniſſes vorhanden, näher erörtert werden.

In der Sr. Majeſtät dem Könige eingereichten Anklage hatte ferner der Janke angeführt:

> daß er, nachdem er einem verſteckten fürchterlichen Bruder mancherlei Fragen beantwortet, einen derben Eid habe ſchwören müſſen.

In dem ſpäteren dem Herrn Fürſten Staatskanzler erſtatteten Bericht heißt es: daß in einem düſtern Zimmer ihn unbekannte Hände an einen Stuhl in der Mitte zum Niederlaſſen geführt, daß dann der Bundesredner (R.-R. Lange) ſeine (des Janke) Lebensbeſchreibung vorgeleſen, er dann mit dem hochverrätheriſchen Zweck des Bundes bekannt gemacht, und daß dann der Treubruch wider den Bund in einem Eide durch Tod und Vernichtung des treuloſen Individui verpönt worden.

(Von den Fragen des verſteckten fürchterlichen Bruders kommt hier nichts vor.)

Bei der gerichtlichen Vernehmung wurde dem Janke die Eidesformel vorgehalten, die als von den Gliedern eines deutſchen

Bundes (es iſt ſchon oben erwähnt, daß dieſer angebliche deutſche Bund durchaus von dem hier in Rede ſtehenden verſchieden iſt) geleiſtet, in dem Politiſchen Journal (achtes Stück, Jahrgang 1814) abgedruckt ſteht und an deren Schluß es heißt:

> ꝛc. ich ſchwöre zu Gott dem Allwiſſenden die ſtrengſte Verſchwiegenheit über alles, was mir in Hinſicht des Bundes anvertraut werden ſollte und unterwerfe mich willig der gerechten Todesſtrafe, falls ich dieſen freiwilligen Eid übertrete. Gott der Gerechte höre meinen Schwur und ſei den Treuen gnädig.

Janke erklärte hierauf:

> dies iſt nicht der von mir geleiſtete Eid; der mir vorgelegte Aufſatz enthält überhaupt, wenn der von mir oben beſchriebene Bund damit gemeint ſein ſollte, keine richtige Darſtellung deſſelben. Obwol ich mir den Inhalt des von mir geleiſteten Eides, wie ſchon bemerkt, nicht genau erinnere, ſo würde doch der Schluß der mir hier vorgelegten Eidesformel mir gewiß erinnerlich machen, ob ich nach ſelbiger geſchworen hätte, nun aber weiß ich gewiß, daß ich mich bei dem Schwur keiner Todesſtrafe unterworfen habe, wie es die gedruckte Eidesformel enthält.

Auch dieſe Erklärung nahm der ꝛc. Janke bei der Konfrontation mit dem Starcke zurück, indem er wieder behauptete,

> daß der Schwörende ſich im Fall des Treubruchs der Todesſtrafe unterworfen und daß dabei der Name Gottes angerufen und des Verluſtes der Seligkeit dabei gedacht ſei.

Starcke blieb dagegen bei ſeiner früheren Behauptung ſtehen, nach welcher bei der Aufnahme in den Bund kein förmlicher Eid, ſondern nur eine feierliche Angelobung der Treue mittelſt Handſchlags ſtattfand. Die Formel dieſer Angelobung, die ꝛc. Starcke ſich nach mit einem Freunde genommener Rückſprache ins Gedächtniß zurückgerufen haben wollte, gab er dahin an:

> Bei allem was mir heilig geweſen, noch iſt und immer ſein wird, bei dem Glücke meines Lebens, ja bei der Ruhe meines Gewiſſens gelobe und verſpreche ich nach freier und reifer Ueberlegung in vollem Bewußtſein meiner ſelbſt, frei und ungezwungen den Grundſätzen des Bundes gemäß zu leben und zu handeln, und dem Zwecke des Bundes als meinem höchſten Ziele nachzuſtreben. Dieſe Zuſage will ich halten, ſo wahr ich ein Mann und ein Deutſcher bin, Anſpruch an Ehre und Glück mache und an Sittlichkeit glaube. Schande treffe mich, wenn ich davon abweiche.

Sämmtliche vernommene Mitglieder des Bundes (mit Ausnahme des Feuerſtein) ſtimmen dem Starcke darin vollkommen bei, daß durchaus kein förmlicher Eid, am wenigſten mit der von dem Janke behaupteten Klauſel rückſichts der Todesſtrafe im Fall des Treubruchs bei der Aufnahme, ſondern nur eine Angelobung der Treue mittelſt Handſchlags ſtattgefunden. Behauptet der ꝛc. Feuerſtein allein, daß wirklich ein Eid geſchworen worden, ſo kommt es ſehr darauf an, wie ſeine Erklärung ausgefallen, wenn man ihm die Bedingniſſe eines förmlichen Eides vorgehalten hätte.

Auch der v. Heiligenſtaedt behauptete anfänglich, daß ein wirklicher Eid geſchworen worden, deſſen Schlußworte geweſen wären:

> Wenn ich meinen Pflichten nicht genüge und gegen den Bund handle, ſo treffe mich Fluch, Schande und Verderben.

Als ihm aber von der Kommiſſion die Bedingniſſe eines Eides (Anrufung Gottes zur Verſicherung der Wahrheit) vorgehalten wurden, erklärte er, daß weder er noch, ſo viel er wiſſe, andere

Mitglieder einen ſolchen Eid geleiſtet, dagegen habe allerdings eine feierliche Angelobung ungefähr in der Art wie Starcke und er ſelbſt angegeben, ſtattgefunden. Von feierlichen Aufnahmen, finſtern Zimmern, verſteckten fürchterlichen Brüdern wiſſen die vernommenen Mitglieder nicht das Mindeſte.

Ferner leidet es nach dem Inhalt des mehr erwähnten Tagebuchs des Bundes, ſowie nach der Ausſage der Mitglieder keinen Zweifel,

> daß der Bund ſich ſo viel als möglich auszubreiten ſuchte und deshalb mehrere Filial-Vereine an andern Orten durch dahin abgeſandte Mitglieder geſtiftet wurden,

wie dies namentlich in Köslin, Garnſee, Königsberg in der Neumark der Fall war. Steht es nach dem bisher Geſagten nun auch nicht im mindeſten feſt, daß die Mitglieder des Bundes einen förmlichen Eid leiſteten, ſo kann es doch nach allem dem, was über die innere Organiſation der Verbindung, ſollte ſich dieſelbe auch nicht gleich bei einer feierlich geſchehenen Stiftung ausgeſprochen, ſondern erſt nach und nach ſo ausgebildet haben, geſagt worden, nicht im mindeſten einem Bedenken unterworfen ſein,

> daß die in Rede ſtehende Verbindung ein förmlicher geheimer, in den Geſetzen verbotener Bund zu nennen.

Ferner

IV. hat der Janke behauptet, daß der Bund in ſeiner ſtaatsgefährlichen Tendenz noch fortdauere. Schon in der Sr. Majeſtät dem Könige im Jahre 1815 eingereichten Anklage ſtellte der Janke ein mit den grellſten Farben entworfenes Bild, um dem Fortwirken des deutſchen Bundes, der dahin trachtete, durch Bearbeitung des Volks und Schmähungen der Monarchen, ſowie anderer gehäſſiger Mittel eine Veränderung der Dinge herbeizuführen, auf. Der Ton in dem dieſe Anklage abgefaßt, iſt auffallend leidenſchaftlich und heftig. Es wird darin, nachdem von dem großen Verdienſt des durch Stein von ſeiner Felſenburg befreiten Gruner, den Rheiniſchen Merkur ins Leben gerufen zu haben, von den Treuen, die ſich wieder um ihn, den würdigen verſammelt u. ſ. w. geſprochen, ſowie ſie ein ſittliches Streben zeigt, die mannigfachen Beleidigungen der Allerhöchſten Perſon des Königs durch die Bündner anzudeuten.

In der ſpätern Anklage ſagt nun Janke:

„Ebenſo gewiß iſt es, daß die Eidgenoſſen vorzüglich die freiſinnigſten und unſinnigſten Ideen über politiſche Verhältniſſe in dem ungeheuern Umfange verbreitet haben, wie die aufmerkſame Beobachtung der Gegenwart uns bekundet. Ich als vormaliger Geweihter des Bundes bin im Stande mehr zu ſehen, als andere, die nicht das innere Treiben des Bundes kennen. Geſichter ſind mir Barometer der politiſchen Verwandtſchaft, weil mein Name als vermeintlicher Verräther des Bundes, was ich nicht geweſen bin, außer in Beziehung auf Gruner und deſſen ſtaatsgefährliches Wirken, überall unter den Eidgenoſſen gebrandmarkt iſt. Seit dem Jahre 1815 bin ich zwar ex nexu gekommen, indeſſen haben mir politiſche Blätter und Flugſchriften, die ich bis jetzt geleſen, mehr als jedem andern die ſchreckliche Wahrheit gepredigt, daß die Republik vorgeſchritten und die Empörung gehörig vorbereitet worden.

Die Verbrennung meiner kleinen Schrift bei dem Wartburgsfeſt ſagte mir, daß mein Name den Bündnern noch unvergeſſen ſei. Ich fand keine Veranlaſſung zu ſprechen, da ich nicht aufgefordert ward, dem Staat noch einmal zu enthüllen, wie weit die Verwirrung gehen könne. Ueberdem ſah ich unter meinen Vorgeſetzten in Berlin mehrere Männer, von denen ich wußte, daß ſie früher dem revolutionairen Zeitgeiſt gehuldigt hatten.“

Bei ſeiner gerichtlichen Vernehmung erklärte der Janke auf die Frage:

> Ob ihm noch ſpäterhin beſtimmte Thatſachen, in welchen er eine Realiſirung der Bundeszwecke zu erkennen geglaubt, bekannt geworden?

„Das iſt nicht der Fall, ich habe die im Bericht enthaltene Bemerkung lediglich auf den Inhalt der mir bekannt gewordenen politiſchen Zeitungen und Flugſchriften gegründet und finde mich gänzlich außer Stande, andere Data, aus denen ſich die gedachte Realiſirung ſchließen ließe, an die Hand zu geben.“

Auf die Frage:

> Welche unter ſeinen Vorgeſetzten in Berlin er im Sinne habe, von welchen er in ſeinem Bericht äußere, daß ſie früher dem revolutionairen Zeitgeiſt gehuldigt hätten?

erwiderte **Janke**:

„Ich bitte mir die Beantwortung dieſer Frage zu erlaſſen, da meine hier gedachte Bemerkung lediglich auf meiner Anſicht beruht und derſelben durchaus keine Facta zum Grunde liegen und dieſe Männer auch nicht mit dem deutſchen Bunde, über welchen ich hier vernommen werden ſoll, in Verbindung ſtehen.“

Die Behauptung des **Janke**, daß der Bund noch zur Zeit thätig fortwirke, ſchien durch eine Aeußerung unterſtützt zu werden, die in dem ſchon früher erwähnten Aufſatz des v. **Heiligenſtaedt** „Reminiscenzen ꝛc.“ enthalten.

Es heißt nämlich darin:

„So vermuthe ich auch, daß einige der Bundesglieder, nachdem der Bund am erſten Pfingſttage, den 29. Mai 1814, in **Oudenarde** ſich freiwillig aufgelöſt hatte, wiederum zuſammengetreten ſind. Eine ſolche Fortſetzung des Bundes in einigen auserleſenen Mitgliedern ſprach damals nicht undeutlich **Palm** aus“ ꝛc.

Bei ſeiner gerichtlichen Vernehmung erklärte ſich aber der v. **Heiligenſtaedt** näher dahin:

„Wenn ich in meinen Reminiscenzen von einer Fortſetzung des Bundes in einigen auserleſenen Mitgliedern auch nach der gedachten Auflöſung zu Oudenarde, wovon der Palm damals nicht undeutlich geſprochen habe, Erwähnung thue, ſo beruht dies blos in einer Vermuthung von mir, welche ſich darauf gegründet, daß der Palm ſowol mit der Aufhebung des Bundes als auch mit den Geſinnungen mehrerer Mitglieder, welche ihm nicht thätig genug ſchienen, unzufrieden war, daß aber die Verbindung in der That fortgeſetzt worden, habe ich nicht erfahren und kann auch keine Thatſachen dafür angeben.“

Auch rückſichts der ſpätern Fortdauer und des wirklichen jetzigen Beſtehens des deutſchen Bundes iſt die Denunziation des Janke ohne alle weitere Unterſtützung geblieben, und alles von ihm Angeführte, ſelbſt das grelle Bild vom Fortſchreiten und nahen Ausbruch einer Empörung, die der deutſche Bund ſeinem urſprünglichen Zwecke gemäß herbeizuführen im Begriff, wie es in der Sr. Majeſtät dem Könige eingereichten Denunziation enthalten, beruht auf individuellen Wahrnehmungen und Ueberzeugungen, und kann ſich dem Kriminalrichter nur als eine unhaltbare ſchwankende Hypotheſe, mithin völlig werthlos darſtellen.

Sämmtliche Mitglieder des Bundes, welche vernommen worden, ſetzen einſtimmig die geſchehene Auflöſung des Bundes in das Jahr 1813 bei dem Ausbruch des Krieges, mit dem Beifügen, daß nun eine weitere Verbindung unnöthig geworden, da die Zwecke deſſelben in das Leben getreten.

Die Beſchlagnahme der Bundespapiere im Jahre 1812 hatte dagegen keine Störung gemacht.

Insbeſondere ſagt der Hauptmann Turte:

Der Bund wurde im Februar 1813, als wir von hier zum Kriege ausrückten, aufgelöſt. Ich erinnere mich noch genau und könnte allenfalls beſchwören, daß in den letzten Tagen vor der Abreiſe, ich glaube am 11. Februar, in Frieſen's Zimmer Jahn ſelbſt ſagte:

Nun lebt wohl, es iſt jetzt alles aus, thue jeder jetzt ſeine Schuldigkeit, unſer Gelübde iſt abgethan.

Nur der v. Heiligenſtaedt behauptet, daß noch während des Krieges Zuſammenkünfte der im Lützow'ſchen Korps befindlichen Bundesglieder ſtattgefunden haben ſollen, indeſſen hat ſich auch nach ſeiner Ausſage der Bund, wiewol ſpäter und zwar im Mai 1814, zu Oudenarde aufgelöſt, und auch nach ſeiner Ausſage dauert er keineswegs bis jetzt fort; daß außer dem ꝛc. Feuerſtein aber noch jemand von den vernommenen Gliedern des Bundes den Verſammlungen beigewohnt haben ſollte, hat auch v. Heiligenſtaedt nicht behaupten können (wie er bei der Konfrontation mit dem Starcke ausdrücklich bemerkt hat). Ein Widerſpruch mit den Ausſagen der übrigen Glieder des Bundes iſt daher auch hier nicht vorhanden, da es wol unmöglich iſt, daß unerachtet der früheren Auflöſung des Bundes doch diejenigen Mitglieder, die ſich im Lützow'ſchen Korps befanden, noch Zuſammenkünfte gehalten haben können. Inwiefern dieſe Zuſammenkünfte wirklich noch in der Tendenz des Bundes ſtattfanden, ſcheint um ſo mehr problematiſch, als v. Heiligenſtaedt ſelbſt ſagt:

> daß die Verſammlungen ohne beſondere Förmlichkeiten gehalten wären und die genannten Perſonen deshalb nur als Bundesmitglieder zuſammengekommen, weil jede andere nicht zum Bunde gehörige Perſon abſichtlich davon ausgeſchloſſen geblieben ſei.

Behauptet nun v. Heiligenſtaedt ſelbſt nicht, daß in dieſen Zuſammenkünften beſondere Berathungen oder ſonſtige dem Bunde entſprechende Verhandlungen vorgekommen, ſo konnte jenes Ausſchließen nicht zum Bunde gehöriger Perſonen auch wol nur auf beſondere durch den Bund herbeigeführte freundſchaftliche Verhältniſſe ſchließen laſſen.

Es mußte hierüber noch eine weitere Aufklärung erfolgen, wenn es m. E., da auch v. Heiligenſtaedt die Auflöſung des

Bundes, wiewol in ſpäterer Zeit als die andern behauptet, den mindeſten Einfluß auf die Sache haben könnte. Nicht unbemerkt darf auch bleiben, daß der v. Heiligenſtaedt hinſichts der Offenheit und Beſtimmtheit ſeiner Ausſage den andern Gliedern des Bundes nachzuſtehen ſcheint, da er, vorzüglich in dem vorgedachten Aufſatz: Reminiscenzen ꝛc. manches hinwarf, welches als Thatſache wichtiger erſchien und nachher wie die Janke'ſchen Behauptungen auf ſubjektiven Wahrnehmungen und Vermuthungen beruhte.

Des eiſernen Kaſtens z. B., in dem das Bundesbuch liegen ſollte, iſt ſchon oben erwähnt worden. Ebenſo behauptet der v. Heiligenſtaedt, daß die erſte Verſammlung des Bundes vor dem halliſchen Thor in dem ſogenannten düſtern Keller gehalten worden ſei, und mußte bei der Konfrontation mit dem Starcke zugeben,

> daß die erſte Verſammlung wol auf ſeiner (des v. Heiligenſtaedt) Stube gehalten und dann die Bundesglieder, nachdem ſie in der Haſenhaide geweſen, in den düſtern Keller gegangen ſein könnten.

Dieſes Einkehren in den Keller hatte nämlich Starcke als ganz etwas Zufälliges, von dem Bunde Unabhängiges angegeben. Alles dies genügt zu zeigen, daß die Abweichungen in den Ausſagen des v. Heiligenſtaedt unweſentlich ſind und auf die Glaubwürdigkeit der übrigen Glieder des Bundes keinen nachtheiligen Einfluß haben können.

Nachdem nun alles erörtert worden, was ſich über den Zweck, die innere Organiſation und die Auflöſung des deutſchen Bundes aus den Ausſagen der vernommenen Glieder deſſelben ergiebt, kommt es darauf an zu beurteilen:

> welcher Werth im Gegenſatz der Janke'ſchen Anklage darauf zu legen iſt und welche Reſultate der Kriminalrichter nach dem bisherigen Verfahren jetzt als feſtſtehend und ſein weiteres Verfahren bedingend annehmen kann.

Es ſpringt in die Augen, daß ſchon die völlige Uebereinſtimmung rückſichts der weſentlichſten zur Sprache gekommenen Umſtände, wie ſie in den Ausſagen der verſchiedenen Glieder des Bundes, die meiſtens weit von einander wohnen (Berlin, Koblenz, Magdeburg, Marienwerder, Breslau) ſtattfindet, für die Wahrheit des Ausgeſagten ſpricht. Ueberdem iſt aber wol zu bemerken:

1) daß die als Glieder des Bundes vernommenen Perſonen meiſtens allgemein geachtete höhere Staatsdiener von dem unbeſcholtenſten, ja (wie z. B. der Graf von der Groeben) ausgezeichnetſten Rufe ſind, denen man ein ſo ſchweres Verbrechen, wie es Janke entdeckt haben will, auch nicht auf die entfernteſte Weiſe zutrauen kann.

2) Daß eben deshalb auch die Ausſagen jener Perſonen das Gepräge der Offenheit, Freimüthigkeit, ja des Beſtrebens über alles, worüber ſie befragt, die vollſtändigſte Auskunft zu geben (wie z. B. die Ausſage des Turte, des von der Groeben, des Starcke, des ꝛc. Grashoff) an ſich tragen.

Um ſo mehr hat nun der Kriminalrichter rechtlichen Anlaß, den moraliſchen Werth des Angebers rückſichts ſeiner Individualität ſowie die innere Wahrſcheinlichkeit ſeiner Anklage auf das genaueſte und ſorgſamſte zu prüfen, müßte es auch nicht ſchon deshalb geſchehen, weil die Anklage das härteſte mit der ſchrecklichſten Todesſtrafe verpönte Verbrechen betrifft.

Schon oben wurden im Vorbeigehen manche Momente erwähnt, die der Glaubwürdigkeit des Janke im Wege ſtehen; hier muß nun die nähere Erörterung deshalb erfolgen. Fürs erſte

1) erſcheint der Denunziant Janke ſchon an und für ſich in zweideutigem Licht, ſelbſt wenn man die über den hochverrätheriſchen Bund und ſeinen Eintritt darin angegebenen Umſtände für wahr annimmt.

Er wird in einen geheimen Bund aufgenommen, die hochverrätheriſchen Zwecke deſſelben werden ihm klar und offen mittelſt einer Anrede bekannt gemacht, und dennoch ſchwört er dieſem Bunde Treue und unterwirft ſich der Todesſtrafe im Fall des Treubruchs, unerachtet es ihm freiſtand, ſofort ſich dem Bunde zu entziehen. Er ſchwieg, bis Gruner's Unternehmungen ihn veranlaßten, dem ꝛc. v. Bülow rückſichts des Bundes Mittheilungen zu machen. Es leuchtet ein, daß einem Menſchen, der alſo handelt, der, ſollte er auch einer augenblicklichen Verirrung unterlegen haben, iſt er von wahrem Eifer beſeelt dem todeswürdigen Verbrechen zu begegnen, nicht mit offner ehrlicher Anzeige hervortritt, ächte wahre Reinheit der Geſinnungen kaum zugetraut werden kann.

Einen merkwürdigen Beitrag zur Charakteriſtik des ꝛc. **Janke** im Allgemeinen liefert auch die Ausſage des Lehrers **Lauß**, die freilich zur Zeit unbeſchworen geblieben iſt und daher nur hiſtoriſch angeführt wird.

Nach dieſer Ausſage beſuchte der Lauß in dem Zeitraum vom Spätjahre 1811 bis 1813 (näher konnte der Lauß die Zeit nicht beſtimmen) den **Janke** auf mehrmals geſchehene Einladung in dem **Radziwill**'ſchen Palais, wo er (Janke) damals wohnte. **Janke** fragte, ob er (Lauß) nicht einem geheimen Bund beitreten wollte, der den Zweck habe, das Vaterland von den Feinden zu befreien. Lauß verſicherte, daß er ſchon an und für ſich ſelbſt einem ſolchen Bunde angehöre und er deshalb keiner beſondern Aufnahme bedürfe.

Janke verſicherte aber, daß man von der Befangenheit Sr. Majeſtät des Königs und deſſen Beſchränktheit wol erwarten könne, daß er müßig ſein und zur Befreiung ſeines Landes nichts thun werde, und daß wenn Se. Majeſtät der König ſich von dieſer Seite zeigen würde, derſelbe abgeſetzt werden und ein tüchtigerer an ſeine Stelle kommen müßte. Als ſolchen nannte der Janke den Herzog von Holſtein-Oldenburg ꝛc.

Es würden bei dieſer Aeußerung nur zwei Fälle denkbar ſein, entweder war es dem Janke Ernſt, den Lautz in hochverrätheriſche Pläne einzuweihen und zur Mitwirkung zu verleiten, und dann erſchien er als ſtrafwürdiger Verbrecher, oder er wollte nur die innere Geſinnung des Lautz prüfen und dies würde ihn als gehäſſigen Spion charakteriſiren.

Sonderbar genug erſcheint es auch, daß nach der Ausſage des Starcke der Janke im Jahre 1811 durchaus nach Dresden oder Erfurt reiſen und den Kaiſer Napoleon todtſchießen wollte. Wiederholt wird hier nur noch, was ſchon oben erwähnt wurde:

> daß ꝛc. Janke ſich ſelbſt rückſichts ſeiner den deutſchen Bund betreffenden Ausſagen deshalb nicht für glaubwürdig hält, weil er mit Jahn und den Gliedern des Bundes in geſpannte Verhältniſſe gerathen iſt.

Was ferner

2) die innere Wahrſcheinlichkeit der Anklage im Allgemeinen betrifft, ſo iſt es wol anzunehmen, daß dieſelbe ſich ſtatt wahrſcheinlich, im Gegentheil ganz unwahrſcheinlich darſtellt.

Wenige Männer, zum Theil ſchon aus den Jünglingsjahren, von unbeſcholtenem Ruf ſollen zuſammengetreten ſein, um gleichzeitig mit der Vertreibung des Feindes alle in Deutſchland beſtehenden Verfaſſungen umzuſtürzen und die deutſchen Staaten in eine große Republik zu vereinen.

Dieſe Idee konnte unmöglich in den Köpfen verſtändiger Männer (Frieſen z. B., Hauptſtifter des Bundes, wird überall als ein heller verſtändiger ganz vorzüglich geiſtesbegabter Menſch geſchildert) entſtehen, ſondern nur in verbranntem Gehirn brüten; mit Recht erwiderte daher der Graf von der Groeben auf die Frage über jenen vorgeblichen Zweck des Bundes:

„Von dergleichen Wahnſinn habe ich nie etwas gehört", und auch der Geh. Staatsrath v. Bülow nennt in ſeinem des Königs Majeſtät erſtatteten Bericht über den deutſchen Bund jene Idee: „lächerlich und kaum glaublich!" wodurch dieſelbe in der That ſehr richtig bezeichnet wird.

Zu dieſer innern Unwahrſcheinlichkeit tritt aber weiter hinzu:

3) daß der Janke ſich in ſeinen verſchiedenen Eingaben und Vernehmungen mancherlei Widerſprüche erlaubt, und ſich darüber nicht allein nicht gerechtfertigt, ſondern auf eine Weiſe erklärt hat, die wiederum ihn rückſichts ſeines moraliſchen Charakters in ein ſehr zweideutiges Licht ſtellt.

Schon früher wurde erwähnt, daß die Sr. Majeſtät dem Könige am 19. Auguſt 1815 von dem Janke eingereichte Anklage in einem auffallend leidenſchaftlichen Ton abgefaßt und das hochverrätheriſche Treiben der Bündner mit ſolchen grellen Farben geſchildert iſt, daß man die Flamme des allgemeinen Aufſtandes, der verderblichſten Empörung ſchon ſieht, die überall ausgebrochen. Viel ruhiger und bedachtſamer iſt der dem Herrn Fürſten Staatskanzler v. Hardenberg von Janke erſtattete Bericht abgefaßt, indeſſen wird der Zweck des fortbeſtehenden deutſchen Bundes dahin geradezu angegeben:

> mit der Zertrümmerung aller monarchiſchen Verfaſſungen Deutſchland zu einem großen Ganzen in freier Verfaſſung zu vereinen.

Dabei bemerkt er auch ausdrücklich:

> daß auch Preußen von jener Zertrümmerung nicht ausgeſchloſſen ſei, daß auch Preußens Monarchie untergehen und der Republik weichen ſollte.

Janke ſchien nicht vermuthet zu haben, daß auf Grund dieſes Berichts eine weitere gerichtliche Vernehmung erfolgen würde, denn er erklärte:

> daß es ihm lieber geweſen ſei, wenn man ihn mit einer wei-

teren Vernehmung verſchont hätte, ſowie ferner, daß da er nichts ſchriftliches über den Gegenſtand ſeiner Vernehmung beſitze, es natürlich ſei, daß eine große Menge von Umſtänden, die auf den ehemaligen deutſchen Bund Bezug hatten, ihm nicht gegenwärtig wären. Ueberdem habe dieſe Verbindung im Jahre 1812 ſtattgefunden, es könne daher leicht ſein, daß ihn ſein Gedächtniß in mancher Hinſicht täuſche, ſo daß Umſtände ihm jetzt als richtig erſchienen, die es vielleicht nicht ſind. Ich dehne, fährt Janke fort, dieſe Bemerkung auch auf meinen eben gedachten Bericht aus, verſichere jedoch, daß ich wiſſentlich in demſelben nichts Unrichtiges angegeben habe.

Seine frühere Erklärung über den Zweck des Bundes, nach welcher derſelbe auch gegen die preußiſche Monarchie, gegen des Königs Majeſtät gerichtet ſein ſollte, änderte er dahin:

> daß gegen den König von Preußen der Bund keine feindſelige Abſicht gehabt, im Gegentheil mehrere Glieder des Bundes mit großem Eifer an der Perſon des Königs gehangen hätten ꝛc.;
>
> daß die übrigen kleinen Staaten und auch der preußiſche Staat als ſolcher zwar hätten untergehen ſollen, jedoch ſei dem Könige von Preußen als einem republikaniſchen oder konſtitutionellen Könige eine Präferenz eingeräumt worden ꝛc.

Sie (die Bündner) waren, ſagte nun der ꝛc. Janke, den kleinen deutſchen Fürſten durchaus entgegen, dem Könige von Preußen aber ſollte, wie dies ganz beſtimmt ausgeſprochen wurde, bei der neuen Einrichtung eine ganz vorzügliche Berückſichtigung zu Theil werden.

Ferner führt Janke an, daß durch die im Jahre 1812 erfolgte Unterſuchung die Sache wegen des deutſchen Bundes als ganz abgemacht angeſehen werden müſſe, da mehrere Mitglieder deſſelben im Civil und Militair vortheilhaft angeſtellt worden wären. Ueberhaupt iſt in dieſer ſpäteren Ausſage des Janke zum gerichtlichen Protokoll das Beſtreben ſichtlich, die Sache weniger ſchwarz darzuſtellen und Entſchuldigungsgründe für die Bündner zu ſuppeditiren.

Bei der Konfrontation mit dem ꝛc. Starcke ging aber der Janke wieder auf ſeine erſte Behauptung zurück, daß der Zweck des Bundes:

> Befreiung des deutſchen Volks von ſeiner langen Schmach, Einigung aller ſeiner Gauen in ein großes Ganzes in freier Verfaſſung, Zertrümmerung aller beſtehenden monarchiſchen Verfaſſungen in Deutſchland, wovon auch Preußen nicht ausgeſchloſſen werden,

geweſen ſei.

Bei der Konfrontation mit dem Jahn behauptet der Janke denn auch wieder ausdrücklich:

> daß von unſerm Könige und unſerm Vaterlande oder von deren Vertheilen im Bunde niemals die Rede geweſen ſei,

welches mit der erſt erwähnten Ausſage im erſten Vernehmungs-Protokoll geradezu im Widerſpruch ſteht.

Ebenſo wie rückſichts des Zwecks der Bündner hat auch rückſichts anderer Nebenumſtände der ꝛc. Janke in ſeinen Angaben variirt.

Nach ſeiner früheren Behauptung war er allererſt im März 1812 in den Bund aufgenommen worden, da er aber dann nicht ſchon am 14. Oktober 1811 als Glied des Bundes dieſen Tag feſtlich feiern können, nahm er dieſe Angabe zurück und bat, den im Starckeſchen Tagebuch verzeichneten Tag ſeiner Aufnahme für den richtigen anzunehmen.

Dies iſt aber der 13. Oktober 1811.

Ferner behauptete Janke: es habe im Bunde ein Glimpf- und Schimpfbuch gegeben und im letzteren ſeien alle Gegner des

Bundes rückſichts der Geſinnung eingetragen, gleichſam geächtet worden, und doch mußte er im gerichtlichen Protokolle vom 15. September v. J. geſtehen:

Daß er dieſe Glimpf- und Schimpfbücher niemals geſehen; aus eigner unmittelbarer Erfahrung konnte er daher niemals von der wirklichen Exiſtenz dieſer Bücher unterrichtet ſein.

Ferner ſagte **Janke** in ſeiner Sr. Majeſtät dem Könige eingereichten Anklage:

> Er habe bei der Aufnahme in den Bund einen derben Eid ſchwören müſſen.

„In dem dem Fürſten Staatskanzler erſtatteten Bericht wird dieſe Angabe näher dahin beſtimmt:

> daß er (Janke) ſich im Eide der Todesſtrafe im Fall des Treubruchs unterwerfen müſſen.

Bei der erwähnten Vernehmung ſagte **Janke** nun wieder, daß kein Eid im eigentlichſten Verſtande, da der Schwörende bei Verluſt der ewigen Seligkeit den Namen Gottes anruft, abgeleiſtet worden, ſodann aber, daß jener Eid die Unterwerfung des Schwörenden im Fall des Treubruchs unter die Todesſtrafe nicht enthalten hätte.

Zwar ſchwebe **ihm** vor, als ſei dergleichen in der Eidesformel vorgekommen, indeſſen könne er es durchaus nicht mit Gewißheit behaupten.

Bei der Konfrontation mit dem ꝛc. **Starcke**, dem ꝛc. **Grashoff**, dem ꝛc. **Turte** und dem ꝛc. **Jahn** behauptete der **Janke** wieder:

> daß ein wirklicher Eid abgeleiſtet worden, in welchem der Schwörende den Namen Gottes angerufen und ſich im Fall des Treubruchs der Todesſtrafe unterworfen habe.

Zur Entſchuldigung dieſes ganz auffallenden Schwankens und Wechſelns der verſchiedenen Behauptungen führt **Janke** wörtlich an:

> Theils war ich vorgeſtern wegen mehrerer mir zugekommener Nachrichten beſorgt gemacht, meine hieſigen Ausſagen könnten mir erheblichen Schaden bringen, ſo daß ich dadurch zu einer übertriebenen Vorſicht bei Ablegung derſelben bewogen wurde. Da mir geſtern aber höhern Orts beſtimmte Verſicherungen, daß ich den vorgedachten Schaden nicht zu befürchten hätte, gemacht worden ſind, ſo habe ich heute ohne allen Rückhalt der Wahrheit gemäß auch in Beziehung auf den Bundeseid die Ausſagen angegeben.

Dieſe Erklärung ſtellt den Charakter des ꝛc. Janke als Angeber in ein nachtheiliges Licht. Alſo nur die Furcht, daß ſeine Perſon dadurch gefährdet werden könne, vermochte ihn bei der Anklage des ſchwerſten Verbrechens, eine Vorſicht, die in dieſem Falle nicht wol übertrieben ſein kann, anzuwenden und nur die Verſicherung, daß er ganz frei ausgehen würde, bewog ihn, zu ſeinen aggravirenden Behauptungen zurückzukehren!

Es drängt ſich hier von ſelbſt die Bemerkung auf, daß, wie ſchon oben erwähnt wurde, Janke höchſt wahrſcheinlich nichts weniger glaubte, als zum näheren Nachweis ſeiner Behauptungen, die mehrere im Staat angeſehene Männer als des Todes würdigen Verbrechens ſchuldig darſtellen, aufgefordert zu werden, vielmehr ganz ex nexu zu kommen, ſich, nachdem er das Feuer angeſchürt, in den dunklen Hintergrund zu ziehen gedachte.

So wird die ſichtliche Aengſtlichkeit bei ſeiner erſten gerichtlichen Vernehmung, ſowie die erlangte mehrere Feſtigkeit, als er unter dem Schutz der höheren Staatsbehörden unantaſtbar zu ſtehen glaubte, ganz erklärlich.

Und doch hat ihn wol jenes Selbſtgefühl rückſichts des geſpannten Verhältniſſes mit den Gliedern des Bundes und auch der Verdächtigkeit ſeines Schwankens vor dem Richter lebhaft ergriffen und ſich in ſeinem Benehmen ausgeſprochen. Außer dem

Inquirenten war auch noch der K.-G.-Präſident v. **Trützſchler** bei der Konfrontation des **Janke** mit dem **Starcke**, **Grashoff**, **Turte**, **Jahn** zugegen und von beiden iſt mit Zuziehung des K.-G.-Ref. v. **Biebahn** in Gemäßheit des §. 281 der Kr.-Ordnung ausdrücklich zum Protokolle erklärt:

1) Daß die oben genannten Perſonen, mit denen **Janke** konfrontirt wurde, mit Ruhe und größtentheils unbefangen die **Janke**ſchen Beſchuldigungen anhörten und widerlegten, daß aber

2) der ꝛc. **Janke** allerdings nicht diejenige Haltung zeigte, welche ſelbſt bei den ſchweren Beſchuldigungen, wie die vorliegenden, derjenige, welcher weiter nichts als die Wahrheit nach beſter Ueberzeugung ausſagt, zu behaupten im Stande iſt; im Gegentheil zeigte er, wenn er auch die Vorhaltungen ſo beſtimmt wie ſie niedergeſchrieben worden, aufſtellte, doch dabei in ſeinem Benehmen, namentlich in ſeinen Mienen und Gebehrden eine gewiſſe Unruhe und Verlegenheit.

Der offene redliche Mann, dem es in reiner vorwurfsfreier Geſinnung nur darum zu thun iſt, das verderbliche todeswürdige Verbrechen zu enthüllen und den Verbrecher zur gerechten verdienten Strafe zu ziehen, wird furchtlos ohne Rückſicht, ob ſein eignes Ich dadurch gefährdet werden könne oder nicht, mit der Anklage hervorſchreiten und dabei den Weg einſchlagen, den die Geſetze gebieten, damit ſofort die geſetzmäßige Unterſuchung und Beſtrafung erfolgen kann.

Führt er beſtimmte Thatſachen als wirklich und offenbar ins Leben getreten dem Richter an, ſo wird er dabei gewiß nicht ſubjektive innere Ueberzeugungen, eben ſolche Wahrnehmungen und Schlüſſe von einem aufs andere gelten laſſen; aber dieſes vielmehr als Vermuthungen aufſtellen, deren Werth dem Urteile des Richters überlaſſen bleibt.

Das Gegentheil davon liegt nach allem dem, was eben erörtert worden, in der Handlungsweiſe des Janke und kann man auch bis jetzt nicht annehmen,

daß wirklich böſe Abſicht dem Angeklagten zu ſchaden bei ihm vorhanden ſein ſollte, ſo iſt es doch wenigſtens unverantwortlicher Leichtſinn zu nennen, bei des Königs Majeſtät Allerhöchſter Perſon im Staat geachtete Männer auf den Tod anzuklagen und das als wirkliche Thatſache anzuführen, was blos aus ſchwankenden Vermuthungen und Schlüſſen entnommen.

Hierbei iſt noch zu bemerken, daß die angeblich aus Pamphlets und Flugſchriften hergenommene Vermuthung, daß der deutſche Bund noch in jetziger Zeit fortbeſtehe, um ſo wahrer erſcheint, als es ſehr möglich iſt, daß einzelne ehemalige Mitglieder jenes Bundes revolutionaire Grundſätze verbreiten könnten, ohne daß der Bund als ſolcher fort exiſtirt. Es unterliegt keinem Bedenken, daß ein geheimer Bund für Schriften jener Art und die Verbreitung derſelben, ſollten ſie auch vom Bündner verfaßt und verbreitet ſein, nur dann verantwortlich und ſtrafbar iſt:

wenn Abfaſſung oder Verbreitung
im Bunde als Bundesſache berathen, genehmigt, dann aber ausgeführt wurde.

Ganz beſonders gehäſſig erſcheint in dem von dem Janke dem Fürſten Staatskanzler erſtatteten Bericht die Stelle in der es heißt:

> daß er unter ſeinen Vorgeſetzten in Berlin mehrere Männer geſehen, von denen er gewußt, daß ſie früher dem revolutionairen Zeitgeiſte gehuldigt,

vorzüglich deshalb, weil er bei ſeiner ſpäteren gerichtlichen Vernehmung dieſe Männer nicht nennen wollte und verſicherte, daß dies mit der Anklage wegen des deutſchen Bundes in keiner Beziehung ſtehe.

Der ꝛc. Janke müßte ſich ſelbſt geſtehen, daß ſolche Aeußerungen ganz dazu geeignet ſind, den Samen des Mißtrauens auszuſtreuen und verderbliche Spannungen herbeizuführen, daher aber ganz in die Kategorie boshafter Verläumdungen, aus einem Verſteck gegen unbewaffnete Gegner geführte Streiche, gehören.

Aus allem dem, was über den Charakter des Janke, über das Unwahrſcheinliche, Schwankende ſeiner Behauptungen, über ſeine Widerſprüche, über ſein Benehmen überhaupt geſagt worden, ergiebt ſich als Reſultat von ſelbſt:

> daß ſeiner Denunziation, unerachtet er ſie auf ſeinen Amtseid genommen, durchaus nicht der Glaube beizumeſſen iſt, den ein glaubwürdiger Zeuge verdient.

Kann man nun auch keineswegs behaupten, daß durch die einſtimmigen Ausſagen der vernommenen Bundesglieder die Anklage des Angebers vollkommen widerlegt worden, da ſie als Mitangeklagte erſcheinen, ſo wurde doch vorher ſchon nach geſetzlichen Prinzipien ihre höhere Glaubwürdigkeit gewürdigt.

Indem ich mich nochmals auf das dort Geſagte beziehe, füge ich nur noch hinzu:

> daß wie es ſich aus dem bisher Geſagten hinlänglich ergiebt ſelbſt der Denunziant nicht im Stande geweſen iſt, auch nur eine einzige Thatſache anzuführen, die wenigſtens die Vermuthung ſollte begründen können, daß durch ſie der hochverrätheriſche Zweck des Bundes wirklich ins Leben getreten, vielmehr ſteht die Handelsweiſe des Bundes mit dem von den Gliedern deſſelben angegebenen Zweck in dem klarſten Zuſammenhange.

Die Behauptung des Starcke, daß das, was der Inquirent aus ſeiner (des Starcke) Schreibtafel über den Zweck des Bundes extrahirt hat, wirklich ein von ihm gemachter Auszug aus dem Bundesbuche ſei, gewinnt dadurch an hoher Wahrſcheinlichkeit, weil darin der Stil des ꝛc. Jahn ganz unverkennbar herrſcht.

Heißt es nun darin unter anderm, daß der Bund bezwecke:

> Hinwirken zur endlichen Einheit unſers zerſplitterten und getrennten Volkes,

ſo konnte allerdings der Argwohn eine revolutionaire Tendenz darin finden, und nicht allein die Einigung des deutſchen Volks in gleicher deutſcher Geſinnung, ſondern in ein Reich muthmaßen. Erwägt man indeſſen, daß jener Bund in einer Zeit entſtand, in der ein mächtiger ſiegreicher Feind recht eigentlich darauf ausging, alle Bande, die den Deutſchen an den Deutſchen knüpfen, gewaltſam zu zerreißen, indem Deutſche wider Deutſche kämpften, in welcher die immer mehr überhandnehmende Ausländerei alle Vaterlandsliebe, allen Sinn für Deutſchheit zu zerſtören drohte, ſo erklärt ſich wol jene Einigung, die eben von dem Beleben und Erhalten des deutſchen Sinnes ausgehen ſollte, wol auch ſehr natürlich auf die Weiſe, wie die Glieder des Bundes es einſtimmig bei ihren Vernehmungen thaten.

Jenes Hinwirken konnte aber wol nicht anders geſchehen als durch mögliches Ausbreiten gleicher vaterländiſcher Geſinnung, welches durch Errichtung mehrerer Vereine von gleicher Tendenz u. ſ. w. geſchah. Daß die löblichen Abſichten oft Mißgriffe veranlaſſen, ja daß exaltirte Perſonen jene Grundſätze falſch verſtehen und zu nicht zu duldenden Handlungen verleitet werden können, leuchtet ein. Es ſoll weiter unten mehr darüber geſagt werden.

Es ſteht hiernach als Reſultat feſt:

Daß die an und für ſich ſelbſt unwahrſcheinliche Anklage des ꝛc. Janke wegen hochverrätheriſcher Zwecke des deutſchen Bundes, ſowie wegen deſſen Fortdauer durchaus von jedem näheren Beweismittel entblößt geblieben, ja daß nicht einmal Thatſachen aufgeſtellt und nachgewieſen ſind, die eine dringende Vermuthung für jene Tendenz und Fortdauer des Bundes begründen könnten, daß vielmehr von Perſonen, die als Mitangeklagte zwar nicht für glaubwürdige Zeugen geachtet werden können, die aber wegen der Uebereinſtimmung, der Freiheit, Offenheit, des Zuſammenhangs ihrer Ausſagen, ſowie auch zum Theil wegen ihres perſönlichen Charakters und ihrer Verhältniſſe im Staat Rückſicht verdienen und denen man mit vollem Recht zutrauen kann, daß ſie mit der Wahrheit nicht zurückhielten, das Gegentheil von dem was der Angeber behauptet hat, ausgeſagt werden.

Sollte daher blos

die Stiftung eines hochverrätheriſchen geheimen Bündniſſes oder die fortgeſetzte Theilnahme daran der Gegenſtand eines wider den Jahn abzufaſſenden Urtels ſein, ſo würde es keinem Bedenken unterliegen, daß er in demſelben von der ihm gemachten Anſchuldigung wegen Mangel des Beweiſes

gänzlich freigeſprochen werden müßte.

Es fragt ſich indeſſen,

inwiefern nicht ſchon die Stiftung eines geheimen Bundes oder die Theilnahme daran, ſollte derſelbe auch keine ſtaatsgefährlichen Zwecke gehabt haben, in Gemäßheit des Kriminal-Rechts §. 184—85, vorzüglich aber des Edikts vom 20. Oktober 1798 und der Verordnung vom 6. Januar 1816 ſtrafbar erſcheint und gerügt werden muß.

Richtig iſt es nun allerdings, daß rückſichts des ſogenannten deutſchen Bundes nirgends eine Amneſtie, eine Begnadigung ausdrücklich ausgeſprochen iſt und daß dieſelbe aus dem Umſtande,

daß nach der im Jahre 1812 erfolgten Beſchlagnahme der Bundespapiere kein weiteres Verfahren erfolgte, daß mehrere bekannt gewordene Mitglieder des Bundes im Staate angeſtellt wurden, daß endlich des Königs Majeſtät auf die Allerhöchſtderſelben von dem Janke eingereichte Anklage nichts weiter zu verfügen geruhten (wenigſtens konſtirt es nicht), keineswegs gefolgert werden kann, dieſe Folgerung kann und muß aber m. E. aus der Verordnung vom 6. Januar 1816 geſchehen. Welcher preußiſche Unterthan, der in die verhängnißvolle, unglückliche Periode des Jahres 1806 und der darauf folgenden Jahre verflochten, hat es nicht erfahren, wie nicht allein der Drang der Zeit, der ſowie das Ganze auch den Einzelnen traf, ſeine bürgerliche Exiſtenz zu vernichten drohte und oftmals wirklich vernichtete, ſondern auch das bittere Gefühl des ſchmachvollen Verderbens das über das Vaterland gekommen, jeden, der nicht in dumpfe Betäubung verſunken oder deſſen Bruſt nicht Gefühlen der Art verſchloſſen, auf ganz ungewöhnliche Weiſe aufregen mußte!

Natürlich erſcheint es, daß, wie es auch die zuerſt zuſammengetretenen Mitglieder des Bundes behaupten, diejenigen, welche von gleicher Geſinnung beſeelt des Vaterlandes Unglück tiefer empfindend nach Ermuthigung, Erkräftigung ſtrebten, um nicht dem Druck zu erliegen, ſich zuſammenfanden und daß mit der Hoffnung auf eine beſſere Zeit auch der Gedanke für dieſe Zeit auf dieſe oder jene Weiſe thätig wirken zu können, ſich bis zum unwiderſtehlichen Drange, bis zur wirklichen Thätigkeit ſteigern mußte.

Daß mitten unter den Feinden, belauſcht von Spionen jeder Art, ſich dieſe Thätigkeit ſoviel wie möglich ins Dunkle hüllen mußte, liegt in der Natur der Sache ſelbſt, und ſo bildeten ſich jene wider den Feind des Vaterlandes gerichteten geheimen Verbindungen, die zwar vor dem Geſetz nicht beſtehen, aber, ſtand die löbliche Abſicht zum Beſten des Vaterlandes zu wirken feſt, niemals als nach der Strenge des Geſetzes zu ahndende Verbrechen erſcheinen und beſtraft werden könnten. Richtig iſt es indeſſen, daß ſelbſt bei der löblichen Abſicht jene Bündniſſe, ſtanden ſie nicht unter deſſen Kontrolle, eben durch den überſpannten Eifer der Bündner für das Gute bei übler Wahl der Mittel den Staat gefährden konnten und eben darum, am wenigſten aber nach hergeſtellter Ruhe, da die eingetretenen ungewöhnlichen Verhältniſſe aufgehört und alſo nicht mehr das Ungewöhnliche der Zeit das wider das Geſetz, wiewol in guter Abſicht Unternommene entſchuldigte, fernerhin nicht geduldet werden durften.

Aus dieſen Prinzipien ging, als ein ſehr gehäſſiger Streit über die angeblichen geheimen Verbindungen entſtanden, als Männer von Ehre und Anſehen in Flugſchriften kompromittirt wurden, die weiſe Verordnung vom 6. Januar 1816 hervor.

Es heißt in dem Eingang derſelben wörtlich:

> Wir ꝛc. haben den Parteigeiſt mit gerechtem Mißfallen bemerkt, welcher ſich bei dem Streit der Meinungen über die Exiſtenz geheimer Verbindungen in unſeren Staaten äußert. Als das Vaterland durch Unglücksfälle hart betroffen in großer Gefahr war, haben Wir ſelbſt den ſittlich wiſſenſchaftlichen Verein genehmigt, welcher unter dem Namen des Tugendbundes bekannt iſt, weil wir ihn als ein Beförderungsmittel des Patriotismus und derjenigen Eigenſchaften anſahen, welche die Gemüther in Unglück erheben und ihnen Muth geben konnten, es zu überwinden. Wir fanden aber bald in den uns zur Beſtätigung vorgelegten Entwürfen der Verfaſſungsurkunde jenes Vereins, ſowie in der damaligen politiſchen Lage des Staats Gründe, ihn aufzuheben und den Druck aller Diskuſſionen über denſelben zu unterſagen. Seitdem haben dieſelbigen Grundſätze und Geſinnungen, welche die erſte Stiftung deſſelben veranlaßten, nicht blos eine Anzahl der vorigen Mitglieder deſſelben, ſondern die Mehrheit unſers Volkes beſeelt, woraus unter der Hülfe des Höchſten die Rettung des Vaterlandes und die großen und ſchönen Thaten hervorgegangen ſind, durch welche ſie bewürkt wurden, und jetzt, wo der Frieden überall hergeſtellt iſt und jeden Staatsbürger nur ein Geiſt beleben, jeder nur einen Zweck haben muß,

durch einträchtiges pflichtmäßiges Beſtreben den ſich ſo herrlich bewährten Nationalſinn zu bewahren und den Geſetzen gemäß zu leben, damit die Wohlthat des Friedens geſichert bleibe und der Wohlſtand aller, welcher unſer unverrücktes Ziel iſt, bis zur möglichſten Vollkommenheit gebracht werde; jetzt können geheime Verbindungen nur ſchädlich und dieſem Ziele entgegenwirken.

Wir bringen demnach ꝛc.

(Es werden nun die Vorſchriften des Kriminal-Rechts §. 184, 185, ſowie das ſchon erſt erwähnte Edikt wegen geheimer Verbindungen vom 20. Oktober 1798 in Erinnerung gebracht.)

M. E. geht aus den allegirten Worten der Verordnung ſehr klar hervor:

1) daß der löbliche Zweck und die wohlthätigen Wirkungen bisher beſtandener geheimer Bündniſſe zwar anerkannt und dieſelben daher außer der Kategorie ſtrafbarer Handlungen geſtellt werden, daß aber von der Zeit der Verordnung, da jene Zwecke erreicht ſind und jeder geheime Bund, ſollte auch ſein Zweck an und für ſich ſelbſt löblich ſein, doch gegen die Ordnung des Staats anſtoßen würde, Verbindungen der Art als ſtrafbare Vergehen angeſehen und nach dem Grade ihrer Gefährlichkeit gerügt und beſtraft werden ſollen.

2) Daß des Tugendbundes keineswegs als des einzigen, auf den jene Verordnung nun bezogen werden ſoll, vielmehr nur beiſpielsweiſe erwähnt worden iſt.

Ich bin daher der Meinung:

Daß jener Verordnung halber die Stiftung des deutſchen Bundes oder die Theilnahme daran, dagegen die Behauptung des Angeklagten Jahn und der übrigen Mitglieder, daß der Bund eben jene Tendenz hatte, die die Verordnung ausſpricht, und daß er ſich im Jahre 1813

> auflöſte, auch nicht einmal eine dringende Vermuthung des Gegentheils ſtreitet, nicht noch jetzt als ein Verbrechen gerügt und beſtraft werden kann.

Entgegengeſetzten Falls müßte gegen alle Glieder des Bundes, die durch die vorgefundene Liſte bekannt geworden und die noch am Leben ſind, ſofort die Unterſuchung eröffnet werden.

Selbſt aber in dem Fall, wenn

> die bloße Stiftung des deutſchen Bundes und die Theilnahme daran

noch jetzt der Gegenſtand einer Unterſuchung und eines Straferkenntniſſes ſein könnte, würde m. E. nicht die Strenge des Edikts vom 20. Oktober 1798 eintreten können. In dieſem Fall ſind die Verbindungen ausdrücklich bezeichnet und charakteriſirt, die als verbotene angeſehen und deren Stifter mit zehnjähriger, die Theilnehmer aber mit ſechsjähriger Feſtung oder ebenſo langem Zuchthaus beſtraft werden ſollen (§. 5).

Es ſind nämlich nach dem §. 2 ſolche

1) deren Zweck, Haupt- oder Nebengeſchäft darin beſteht, über gewünſchte oder zu bewirkende Veränderungen in der Verfaſſung oder in der Verwaltung des Staats oder über die Mittel, wie ſolche Veränderungen bewirkt werden könnten, oder über die zu dieſem Zwecke zu ergreifenden Maßregeln, Berathſchlagungen, in welcher Abſicht es ſei, anzuſtellen.

2) Worin unbekannten Obern, es ſei eidlich, an Eides Statt, durch Handſchlag, mündlich, ſchriftlich oder wie es ſei, Gehorſam verſprochen wird.

3) Worin bekannten Obern auf irgend eine dieſer Arten ein ſo unbedingter Gehorſam angelobt wird, daß man dabei nicht ausdrücklich alles dasjenige ausnimmt, was ſich auf den Staat, auf deſſen Verfaſſung und Verwaltung oder auf den vom Staat beſtimmten Religionszuſtand bezieht, oder was für die guten Sitten nachtheilige Folgen haben könnte.

4) Welche Verſchwiegenheit in Anſehung der den Mitgliedern zu offenbarenden Geheimniſſe fordern oder ſich angeloben laſſen.

5) Welche eine geheim gehaltene Abſicht haben oder vorgeben, oder zur Erreichung einer namhaft gemachten Abſicht ſich geheim gehaltener Mittel oder verborgener, myſtiſcher, hieroglyphiſcher Formen bedienen.

Aus allem dem, was über die Organiſation des deutſchen Bundes von den Gliedern deſſelben geſagt worden iſt (und für das Gegentheil herrſcht, wie mehrmals erwähnt worden, nicht einmal eine dringende Vermuthung) war von der Aenderung der Staatsverfaſſung nicht die Rede, ebenſo wenig gab es unbekannte Obere, noch bekannte, denen ein unbedingter Gehorſam geſchworen werden mußte, die Bekräftigung betraf nur die gemeinſchaftlich angenommenen Prinzipien über Geſinnung und die Handlungsweiſe. Es fragt ſich daher nur, inwiefern der Umſtand, daß der Bund geheim gehalten wurde, ihn in die Kategorie der oben aufgeſtellten Bündniſſe bringen kann.

Mehrere Mitglieder behaupten, daß der Bund den oberen preuß. Staatsbehörden wirklich bekannt geworden, mithin nicht geheim geblieben ſei. Insbeſondere ſagt der Doktor Harniſch, daß nach einer ihm von ſeinem verſtorbenen Freunde Frieſen gemachten Mittheilung des Königs Majeſtät durch den General Grafen v. Gneiſenau oder durch den verſtorbenen General v. Scharnhorſt von der Exiſtenz des deutſchen Bundes in Kenntniß geſetzt worden wären.

Dem ſei nun wie ihm wolle, ſo geht es aus der Natur der Sache hervor, daß der von dem Bunde beabſichtigte gute Zweck geheim gehalten werden mußte, da ſonſt unter den damaligen Umſtänden deſſen Erreichung unmöglich war.

Zu dem Thatbeſtande eines jeden Verbrechens gehört die böſe Abſicht (dolus), die wirklich durch das Begehen der verbotenen Handlung intendirte Rechtsverletzung, da ſonſt im Fall dieſe ohne die Abſicht des Thäters erfolgte, nur von einem aus Fahrläſſigkeit begangenen Vergehen die Rede ſein kann. Im vorliegenden Fall mußte daher die Geheimhaltung des Bundes in der wirklich böſen Abſicht einer Rechtsverletzung geſchehen, wenn ſelbſt in dem Fall, daß der Staat oder ein Individuum dadurch, daß der Bund im Geheimen wiewol für einen löblichen Zweck wirkte gefährdet worden, ein wirkliches Verbrechen anzunehmen ſein ſollte. Daß aber nur dies in dem Edikt vom 20. Oktober 1798 ſo hart verpönt werden konnte und daß, iſt nur von Fahrläſſigkeit die Rede, die Grundſätze des Kriminal-Rechts §. 184, 185 eintreten müſſen, die die unterlaſſene Anzeige einer geheimen Verbindung, die auf den Staat ſelbſt und deſſen Sicherheit Einfluß haben können, mit nachdrücklicher Geld- oder Leibesſtrafe verpönen können, iſt wol keinem Zweifel unterworfen. Die gute Abſicht kann endlich zwar keineswegs die verbotene Handlung ſtraflos machen, jedoch hat dieſelbe, wie es ſchon aus den allgemeinen kriminalrechtlichen Grundſätzen folgt, auf die Zurechnung merklichen Einfluß. Wie z. B. das Kriminal-Recht eine aus vermeintlicher guter Abſicht erfolgte Tödtung nur gleich einem fahrläſſigen Todſchlag mit einmonatlicher bis zweijähriger Freiheitsſtrafe belegt. (Kriminal-Recht §. 833, 788.)

Selbſt wenn alſo die Verordnung vom 6. Januar 1816 nicht jede Strafe rückſichts des deutſchen Bundes ausſchließen ſollte, ſo würde der Jahn doch ſchon nach dem, was über die Tendenz und Oraganiſation dieſes Bundes als durch Zugeſtändniß feſtſtehend anzunehmen und da das Gegentheil ohne den mindeſten Nachweis geblieben iſt, durch den erlittenen Arreſt hinlänglich beſtraft ſein.

Nach dieſer Ausführung giebt daher dies dem ꝛc. Jahn angeſchuldigte Vergehen m. E.

keinen Grund, ihn länger in Haft zu laſſen.

B. Mit dem zweiten dem ꝛc. Jahn angeſchuldigten Vergehen, nämlich der angeblichen Aufforderung zu einem Morde, hat es folgende Bewandniß.

Bei der Beſchlagnahme der Papiere des ſtaatsgefährlichen Betragens verdächtig gewordenen Franz Lieber fand ſich ein kleines Büchelchen vor, überſchrieben: Goldſprüchlein aus Vater Jahn's Munde, mit dem Motto aus Jahn's letzter Vorleſung:

> Siegfried hatte eine verwundbare Stelle, ich — habe keine, wenn es das Vaterland gilt.

In dieſem Büchlein, worin Lieber Ausſprüche des ꝛc. Jahn geſammelt, war folgende Stelle enthalten:

> Nachdem er (Jahn) einſt ſein Herz bedeutſam und weit mir geöffnet, fragte ich: „wäre es nun jetzt wol Unrecht — — — v. Kamptz zu tödten", da ſagte er: ja, Wort gegen Wort, Feder gegen Feder, Hand gegen Hand. Nehmen ſie mich feſt, wohlan!

Bei ſeiner über dieſe Stelle erfolgten polizeilichen Vernehmung ſagte Lieber:

> Welche beſondere Veranlaſſung ich zu dieſer Frage hatte und welches Geſpräch wörtlich mit dem Jahn jener Frage voranging, das weiß ich nicht mehr. Im Allgemeinen kann ich nur ſo viel darüber ſagen, daß es bei dem Turnen das Streben war, dem allgemeinen Beſten alles aufzuopfern und für ſich ſelbſt nicht zu leben.

Er erwiderte auf meine Fragen:

> Allerdings, denn nur mit gleichen Waffen muß man in die Schranken treten. Es iſt ſehr möglich, daß er die von mir niedergeſchriebenen Worte:
>
> > ja, Wort gegen Wort, Feder gegen Feder, Hand gegen Hand
>
> geſprochen hat. „Nehmen Sie mich feſt, wohlan!" hat er nicht geſagt.

Auf die Vorhaltung, warum er denn die Worte als von Jahn geſprochen niedergeſchrieben, erwiderte er:

Weil ich dachte, das hätte er wol noch eigentlich hinzufügen müſſen ꝛc. Ich las damals viel in der Bibel, mir ſchwebte ein Märtyrerthum vor und ſo glaubte ich, daß auch wol Jahn für die gute Sache, d. h. ein kräftiges Jugendleben zu verbreiten, zum Märtyrer und feſtgenommen werden würde.

Der ꝛc. Jahn führte bei ſeiner polizeilichen Vernehmung über jene Aeußerung an, daß Lieber nach einer Verwundung am Ohr ein langwieriges Ohrenübel behalten und noch an Hart- und Halbhörigkeit leide, weshalb es denn möglich ſei, daß er in ſeinen augenblicklichen und zufälligen Geſprächen mit ihm manches ganz und gar mißverſtanden habe. Uebrigens habe er nie behauptet, daß ein einzelner das Recht haben könne, den andern zu tödten, am wenigſten aber von der Tödtung des v. Kamptz geſprochen ꝛc.

Auf dieſe Vernehmung bezog er ſich bei dem gerichtlichen Verhör am 20. Januar d. J. und fügte rückſichts der ihm angeſchuldigten Aeußerung noch insbeſondere wörtlich hinzu:

Ueber die Aeußerung ſelbſt muß ich anführen, wie ich mich weder der von Lieber niedergeſchriebenen Frage noch der angeblich von mir ertheilten Antwort erinnern kann, und wenn ich auch nicht leugnen will, daß ich die mir untergelegten Worte auf eine ſolche Frage geſagt haben kann, ſo muß dies doch nothwendig in einem andern Zuſammenhange geſchehen ſein und es müſſen in der angeblichen Antwort bedeutende Mittelſätze fehlen, indem mir nicht eingefallen iſt,

> die Ermordung des Herrn v. Kamptz oder irgend eine ähnliche Selbſtrache zu wünſchen oder zu billigen; endlich aber behaupte ich auch, daß ſelbſt wenn die Worte von mir ſo geſprochen wären wie Lieber ſie niedergeſchrieben, dennoch keine Billigung, geſchweige eine Auf-

forderung zu einer ſolchen Frevelthat darin enthalten iſt. Die Schlußworte jener Antwort müſſen nämlich meines Erachtens, wenn man ſie natürlich erklärt, ſo gedeutet werden, daß ich damit hätte ſagen wollen: wenn man mich feſthielte, ſo müßte ich mich darin ergeben, weil ich gerechte Sache hätte und man mir nichts anhaben könnte ꝛc.

Zur Beurteilung, inwiefern Jahn, äußerte er ſich auf die von dem Lieber behauptete Weiſe wirklich, ſich eines Verbrechens ſchuldig machte, das ſeine Haft rechtfertigt, genügt es zu unterſuchen, ob und wie er dann beſtraft werden müßte.

Erwiderte der Jahn auf die Frage des Lieber: wärs nun wol Unrecht, den v. Kamptz zu tödten? wirklich:

> Allerdings nicht, denn nur mit gleichen Waffen muß man in die Schranken treten

ſo billigte er dadurch ein ſchweres Verbrechen und zeigte ſich dadurch als einen im höchſten Grade unmoraliſchen Menſchen. Ein beſtimmter Rath und Anleitung und noch weniger ein beſtimmter Auftrag das Verbrechen zu begehen fehlt aber in jenen Worten, und nur in dieſem Fall könnte ihn, da nichts geſchehen iſt, eine außerordentliche Strafe treffen. Zu bemerken iſt aber, daß dieſe angebliche Antwort des Jahn deshalb nicht recht zu der Frage paßt, weil nach der Ausſage des Lieber ſeine Frage durch den Umſtand veranlaßt wurde, daß der ꝛc. v. Kamptz gerade die Schrift über die Wartburgfeier herausgegeben hatte. Erkundigte ſich daher der ꝛc. Lieber, ob ꝛc. Kamptz deshalb wol auf den Tod angegriffen werden könnte, ſo war dies nicht ein Angriff mit gleichen Waffen wie ihn der ꝛc. Jahn billigte.

Die weitere in den Goldſprüchlein enthaltene Aeußerung erhält erſt durch die Worte:

> Nehmen ſie mich feſt, wohlan!

Bedeutung. Denn iſt auch die Art, wie der ꝛc. Jahn dieſe Worte verſtanden haben will, nicht geradezu widerſinnig, ſo erſcheint doch die Erklärungsweiſe höchſt gezwungen und ꝛc. Lieber konnte geradezu eine Aufforderung darin finden, den ꝛc. v. Kamptz im Fall ſeiner (des Jahn) Arretirung niederzumachen.

Gerade dieſe Worte hat aber der Lieber als von Jahn nicht ausgeſprochen, ſondern von ihm ſelbſt hinzugefügt erklärt, die anderen Worte: Ja, Wort gegen Wort ꝛc. ſtellen das Prinzip auf:

daß man thätlichen Angriff thätlich erwidern müſſe. War nun auch von einem tödtlichen Angriff des ꝛc. v. Kamptz auf den ꝛc. Jahn oder Lieber nicht die Rede und die Billigung des Mordes nur von dem Fall eines ſolchen Angriffs zu verſtehen, ſo blieb doch die Aeußerung des Jahn, geſchah ſie wirklich, deshalb wenigſtens im höchſten Grade unvorſichtig, weil Jahn wiſſen mußte, daß er einen überſpannten Menſchen vor ſich hatte, dem noch dazu die Sand'ſche Unthat offenbar als ein Märtyrerthum im Kopfe ſpukte, wie er (Jahn) es ſelbſt aus jener Frage ſchließen mußte; und der daher, da er auf die Worte des Jahn wie auf ein Evangelium baute, ſei es auch nur durch ein Mißverſtändniß, ſehr leicht zu einer That des Wahnſinns geleitet werden konnte. Daß aber den Jahn deshalb keine ſo harte Kriminalſtrafe treffen kann, daß dadurch ſeine Haft motivirt werden könnte, verſteht ſich von ſelbſt. Ich beziehe mich rückſichts der an Wahnſinn grenzenden Ueberſpannung des Lieber auf ſeine in dem in der Sache wider ihn erſtatteten Voto enthaltene Charakteriſtik. Zu bemerken iſt aber auch hier, daß fehlen die Worte: Nun wohlan! die angebliche Antwort des ꝛc. Jahn wieder nicht recht auf die Frage paßt, weil der ꝛc. Kamptzſchen Schrift über die Wartburgfeier halber nur der Fall der „Feder gegen Feder", aber nicht der „Hand gegen Hand" vorhanden war.

Das Unzuſammenhängende in Frage und angeblicher Antwort geht aber ganz natürlich aus der Art und Weiſe hervor, wie der Lieber nach ſeiner eigenen Erklärung zu jenen Aeußerungen des Jahn gekommen und dieſe aufgeſchrieben haben will. Er ſagt darüber wörtlich Folgendes: ꝛc. Es hat ſeine Richtigkeit, daß ich auf dem linken Ohr harthörig bin, ich habe in dem Feldzug 1815 einen Schuß in die Bruſt und durch den Hals bekommen, woher ſich dieſes Uebel ſchreibt ꝛc. Ich war in meinem 17. Jahr ins Feld gegangen und hatte während der Kriege die Welt in manchen Beziehungen kennen gelernt; dadurch und durch außerordentliche Schickſale, ſo daß ich drei Tage hülflos auf dem Schlachtfelde und nachher Monate lang im Lazareth gelegen, war meine Phantaſie auf das Aeußerſte erregt, und als ich nach Berlin zurückkehrte, lernte ich auf dem Turnplatze viele junge Leute kennen, durch deren Umgang meine ganze Aufmerkſamkeit auf mein inneres Leben und meine Sittlichkeit rege wurde. Dies übertrug ſich wieder auf das Turnen, weil dies die Veranlaſſung gegeben hatte, jene Bekanntſchaften zu machen und weil ich überhaupt durch das Turnen die Gemeinſchaft mit ihnen unterhielt. Weil nun Jahn der Erfinder der Turnkunſt iſt und ſein ganzes Weſen beſonders auf mich wirkte, ſo hielt ich ihn nicht blos für einen außerordentlichen Mann, ſondern für ein in Fleiſch und Blut erſchienenes Ideal und alles was er ſprach gleichſam für Orakelſprüche. Deshalb entſtand bei mir der Gedanke, ſeine Ausſprüche aufzuzeichnen, und da dieſe Reden größtentheils auf der Straße geführt wurden, ſo iſt es natürlich, daß ich eines Theils den Zuſammenhang derſelben nicht immer genau im Gedächtniß behalten konnte, andern Theils abſichtlich nur dasjenige, was mich beſonders anſprach, außer dem Zuſammenhang niedergeſchrieben habe. Ja es iſt wol häufig geſchehen, daß ich das, was mir gerade paſſend ſchien, zuſammenſtellte, wenn es auch keineswegs in dieſer Verbindung geſprochen worden. Ueberdies habe ich dergleichen Aufzeichnungen oft Monate lang ſpäter, als die Veranlaſſung des Geſprächs war, niedergeſchrieben und kann ich daher keineswegs behaupten, daß Jahn dieſe Aeußerung gemacht oder ſie in dem niedergeſchriebenen Zuſammenhange ausgeſprochen hat ꝛc.

Jahn bemerkte bei der Konfrontation, die zwiſchen ihm und dem Lieber geſchah, nochmals, daß in zufälligen Geſprächen ſich oft Querfragen und Antworten aus dem Stegreif entwickelt haben könnten, die niemals als reiflich Ueberlegtes, als ausgeſprochene Grundſätze gelten könnten, und ſetzte noch hinzu:

Daß wenn er geglaubt, daß im Geſpräch gefallene Worte als Goldſprüchlein aufbewahrt werden ſollten, er jedes Wort auf die Goldwage gelegt haben würde.

In Bezug auf die Worte:

Nehmen ſie mich feſt, wohlan!

fügte er noch hinzu, daß ſie wie er ſich nun beſtimmt erinnere, zu einem ganz anderen Geſpräch gehört hätten. Es ſei nämlich die Rede davon geweſen, daß er, da man ihn für den Urheber und Anſtifter verſchiedener Vorfälle bei der Wartburgfeier gehalten, feſtgenommen werden würde und darauf habe er im Bewußtſein der durch die Vernehmung mehrerer Studenten ermittelten Unſchuld mit jenen Worten geantwortet.

Lieber konnte ſich eines ſolchen Geſprächs über die Wartburgfeier nicht erinnern, wiederholte aber, daß es gewiß ſei, daß Jahn jene Worte nicht in dem Zuſammenhange, wie er ſie niedergeſchrieben, geſprochen, ſowie er gar nicht mit Beſtimmtheit wiſſe, ob Jahn überhaupt dieſe Worte geſagt. —

Schon oben wurde indeſſen angeführt, daß Jahn's angebliche Antwort nur erſt durch die letzten Worte: Nehmen ſie mich feſt! eine deutlich ausgeſprochene ſtrafbare Tendenz enthält, indem man darin nicht nur die Billigung, ſondern auch die Aufforderung zu einem Morde bei dem Eintritt eines beſtimmten Falles finden könnte. Hat aber Lieber vor Gericht ausdrücklich erklärt, daß der ꝛc. Jahn keineswegs jene Worte in dem niedergeſchriebenen Zuſammenhange geſprochen, ſo fehlt es hinſichts eines dem Jahn zur Laſt fallenden Vergehens gänzlich an irgend einem Thatbeſtande, und es ergiebt ſich überdem daraus, was ꝛc. Lieber über die Art ſagt, wie er die ſogenannten Goldſprüchlein zuſammentrug, ſehr deutlich:

daß darauf, inſofern ſie wider den Jahn zeugen ſollen, ſehr wenig Gewicht gelegt werden darf. Auch hier findet ſich daher nichts, was die längere Haft des Jahn rechtlich begründen könnte.

Ein fernerer Anklagepunkt beſteht

C. in der dem Jahn zur Laſt gelegten Verbreitung ſtaatsgefährlicher Grundſätze und Geſinnungen und zwar

1) mittelſt öffentlich gehaltener Reden, Vorträge und Aeußerungen an öffentlichen Oertern.

Es kommt hier zur Sprache:

a) Aus einem Briefe des ꝛc. Kretſchmer an den Dr. Jung ergab ſich, daß der Jahn zu Breslau in einer öffentlichen Rede hauptſächlich ſeinen Grimm gegen den knechtenden ausländiſchen Zwingherrn ausgeſprochen und dabei geäußert haben ſolle, daß wenn es ſich im Innern nicht bald zum Beſſern kehre, gegen die einwärtigen Zwingherren dieſelben Mittel gebraucht werden müßten, die er früher gegen die auswärtigen empfohlen.

Der ꝛc. Jahn ſtellte bei ſeiner im Wege des Polizei-Verfahrens erfolgten Vernehmung ganz in Abrede, daß er ſich auf jene Weiſe geäußert haben ſolle, und Kretſchmer nahm ſpäter jene Behauptung wenigſtens inſofern zurück:

daß Jahn keineswegs geſagt, daß man, werde es nicht beſſer, dieſelben Mittel gegen die inländiſchen Zwingherren richten müſſe, die man ſonſt gegen die ausländiſchen gebraucht, vielmehr ohne irgend an Mittel zu denken nur geäußert, er wolle ein Volksthum wie früher gegen das Ausland, ſo einſt wenn es nicht beſſer werde gegen das Inland richten.

Hierdurch bekommt freilich die dem ꝛc. **Jahn** zur Laſt gelegte Aeußerung eine ganz andere Geſtalt, da das Volksthum vorzüglich auf die Erhaltung ächt deutſcher Geſinnung gerichtet iſt.

Es würde indeſſen noch eine weitere Vernehmung des ꝛc. **Kretſchmer**, ſowie eine etwanige Konfrontation mit dem **Jahn** nöthig ſein, wenn nicht durch die geſchehene weitläufige Beweisaufnahme es als ermittelt anzunehmen wäre:

> daß jene Aeußerung in ihrer ſtrafbaren Tendenz in der **Jahn**'ſchen Rede nicht vorgekommen.

Sämmtliche vernommene Zeugen, die bei der Rede zugegen waren, nämlich:

die Profeſſoren **Fried. Schulte**,
Haeniſch,
die Studenten **Lieber**,
Storch,
Froehlich,
die Profeſſoren **v. Coelln**,
Saſſow,
die Doktoren **Karpler**,
Schneider,
die Profeſſoren **Schaub**,
Bartels,
David Scholte,
v. Baumer,
die Studenten **Rochow II.**,
Beitzmann,
Haune,
Papow

verſichern einſtimmig, daß ſie jene Aeußerung von **Jahn** keineswegs gehört hätten, und mehrere verſichern mit Beſtimmtheit, daß auch eine ſolche Aeußerung nicht vorgekommen ſein könnte, da dieſelbe ihnen als beſonders auffallend und, da ſie ſich dem Redner ganz nahe befunden unmöglich entgangen ſein würde.

Der Umſtand, daß in den von dem K. R. v. Coelln redigirten freimüthigen Blättern (I. Band Nr. 40, 1819) eine von ꝛc. Pauli verfaßte Beurteilung der Caroveſchen Schrift über die Ermordung Kotzebue's ſich befand in der es hieß: „die es loben, daß ein Turnwart in einer Rede vor der breslauer Turnjugend ſprach: nachdem wir den äußern Zwingherrn gebändigt, ſei es nothwendig, die Volkskraft auch gegen die inneren Zwingherren zu kehren", gab die Veranlaſſung, den ꝛc. Pauli über die Quelle ſeiner Nachricht zu vernehmen. Derſelbe erklärte jedoch bei ſeiner Vernehmung:

Er habe von jener Aeußerung des Jahn (den er unter dem Turnwart verſtanden) in einer Geſellſchaft des ꝛc. v. Coelln erzählen gehört, der hinzugefügt, daß dieſe Nachricht ſich in den wider den Jahn hier verhandelten Akten befinden ſolle, weshalb er denn an der Richtigkeit dieſer Nachricht nicht im mindeſten gezweifelt.

Auch dieſe Vernehmung hatte daher kein anderes Reſultat abgegeben als die übrigen und es iſt ein weiteres Verfahren wider den Jahn nicht baſirt.

Was ferner

b) die von dem ꝛc. Jahn über Volksthum und Volksthümlichkeit öffentlich gehaltenen Vorleſungen anbetrifft, ſo hat der Dezernent die zu den Akten gekommenen Konzepte derſelben Wort für Wort durchgeleſen und ſich überzeugt, daß nichts darin enthalten iſt, was geradezu Mißvergnügen gegen die beſtehenden Staatsverfaſſungen erregen, oder gar die Gemüther zu revolutionairer Tendenz aufregen ſollte, vielmehr erklärt ſich Jahn ſehr beſtimmt und heftig gegen alle Staats-Umwälzungen. So z. B. ſagt er einmal wörtlich:

Der Wahn, nach Willkür in der Welt als Hexenmeiſter etwas zurecht zu zaubern, ſpukt in jedem zornig herriſchen Gemüth. Pfaffentrug, Jeſuiten, Jakobiner, Zwingherren, halb und ganz unbekannte Obern, Hellinge und Finſterlinge, Geſetzſteller und Verfaſſungsſcheue qualmen alle aus dieſem hölliſchen Giftpfuhl. Ein Volk kann ſich nur zeitgemäß erneuen und langſam entwickeln, aber nicht wie die alten Weiber im Märlein zur Mühle laufen, um ſich jung mahlen zu laſſen. Ein Volk ſoll kein Blatt in ſeiner Geſchichte ausſtreichen und ſein Leben knicken. Viel weniger ſoll es gar gegen ſeine eigenen Eingeweide wüthen und ſich ſein Lebensblut abzapfen, um ſich anderes hinein zu quirlen. Drunter und drüber werfen iſt kein bauen und Selbſtmord keine Uebung der Sittlichkeit. Gewaltſame Umwandlungen, die unſere Sprache wol nicht mit Unrecht Umwälzungen nennt, ſind wie Ausbrüche eines Feuerberges. Ohne Schonung, ohne Erbarmen wird die Prachtflur verheert, und die heilige Friedenswohnung der Unſchuld ſtirbt in Aſche. Durch Umwälzungen in der Staatenwelt iſt ſelten Gutes geſchehen, und das wenige Gute bleibt nur ein Beiläufer neben einem Heere von Gräueln. Wo ihr Glutſtrom flutete, mußten ganze Geſchlechter in die Vernichtung, mit Völkerblut ward der Boden des kreiſenden Staates befruchtet, und aus dem Moder der Opferbeine entſproßte ſpät dann eine neue Welt. Wer aber darum ſich zu einer Rotte verſchwören, damit Aufſtand, Aufruhr und Empörung anzetteln und ſo einen beſſern Zuſtand durch Sünden und Blutſchuld hervorbringen will — den muß man wie einen Unſinnigen bemitleiden und, äußert ſich ſein Wahn in Wuth, ſogleich als einen Raſenden an Ketten ſchließen.

Mehrere Stellen in dieſen Vorleſungen des Jahn ſprechen denſelben Gedanke naus, der auch mit der Idee des Volksthums überhaupt:

> daß die Verbeſſerung des bürgerlichen Zuſtandes durch Ausbildung des Volks als ſolches, nämlich durch Erweckung des deutſchen Selbſtgefühls, des moraliſchen kräftigen Sinnes, durch Entfernung aller Ausländerei ꝛc. bezweckt, welches alles durch eine gewaltſame Revolution auf keine Weiſe bewirkt werden kann,

völlig übereinſtimmt.

Man kann ſich der Bemerkung nicht erwehren, daß dieſe Idee ſchon in dem Zweck des deutſchen Bundes, wie er von den Mitgliedern angegeben worden, lag, wiewol damals im engeren Sinn und bedingt durch das Zeitverhältniß, das noch ein anderes näher liegendes Ziel auſſteckte, nämlich die Befreiung von dem fremden Joch.

Ganz ohne allen Grund würde man aber etwa deshalb, weil Jahn jene Hauptideen von der Belebung des deutſchen Sinns noch ſpäter verfolgte, auf eine Fortdauer des deutſchen Bundes ſchließen wollen. Neben jenen guten Gedanken, neben logiſch geordneten Stellen, die ganze Seiten einnehmen, erſtaunt man aber nicht wenig, auf die paradoxeſten Sätze, auf die abenteuerlichſten Ideen und dann auf bittere gegen geachtete Perſonen gerichtete Ausfälle zu ſtoßen, ohne zu begreifen, wie ſie auf einmal hineinkommen. So vergleicht Jahn z. B. unter der Aufſchrift Wohnlichkeit ein Wohnland mit einem Wohnhauſe und ſagt:

> Es wird aber daraus kein Haus, wenn man auch immer einen Saal in Schilda, ein Wohnzimmer in Pollwitz, eine Schlafkammer in Damau, eine Küche in Teterow, einen Keller in Rummelsburg und eine Werkſtätte in Schöppenſtädt beſäße. Das wird kaum ein gutwilliger Narr

glauben. Doch haben es wenige argliſtige Erbſchleicher ſo vorgeſpiegelt ꝛc.

So ſchlägt Jahn ferner vor: um das Land an einer ſchwachen Seite gegen das Eindringen des Feindes zu wahren, eine künſtliche Wüſte anzulegen, und zwar ſollen zu dem Wohl des Vaterlandes Marſchen vermoraſten, Auen einſumpfen, Höhen verſurten, Niederungen verbruchen, gewäſſerte Thäler durch Wall und Mauern zu Seen ſtauen. In dieſe Wüſte ſollen dann Roth- und Schwarzwild, Elennthiere, Auerochſen und zuletzt Raubthiere aller Art hineingeſetzt werden. Aus alten Klöſtern entſtehen dann Eulenſchläge, Adlerhorſte aus ausgebrannten Thurmzinnen, durch Feuersbrünſte iſt zu Hyänenbauen vorgearbeitet, unterirdiſch aufgebaute Irrgebäude dienen gleich Schneckenbergen zu Werken für Giftſchlangen. Die mit einer Doppelreihe von Verwallungen und Dornhecken eingezäunte Wüſte iſt wenigſtens einen Grad breiter, kein Leichtfuß kann ſie ohne Raſt durchhüpfen. Hungrige Wölfe, Bären und dergleichen paſſen Einſchleichern, Kundſchaftern und Landſtreichern auf den Dienſt; beginnen die reißenden Thiere ſich einander ſelbſt zu verſpeiſen, ſo werden ſie mit Drehern und Seglern von Schafen, Franzoſenkühen, unbrauchbaren Pferden u. ſ. w. gefüttert und der beſtändige Kampf, den die in der Wüſte wohnenden Leute mit ihnen zu führen genöthigt, iſt die beſte Vorſchule zur Landwehr.

So ſpricht Jahn ferner einmal über Irrthümer und vergleicht das, was der wirkliche Geh. Legations-Rath Ancillon in einer Schrift über Souveränetät geſagt hat, mit dem ungewaſchenen Zeuge, das ein zur Sprache gelangter Stiefelknecht vorbringen würde.

Se. Durchlaucht der Herr Fürſt Staatskanzler v. Hardenberg haben dem Jahn ſchon mehrmals über in ſeinen Vorleſungen ausgeſprochene Aeußerungen, die allen Anſtand auf das gröbſte verletzen, wohlverdiente Verweiſe gegeben.

So hatte er z. B. geſagt:

Hunde, Huren, Operntänzer, Schauſpieler, Kühe, Pferde, das ſind die Muſen unſerer Staatsmänner. Ferner die Amtsblätter Angſtblätter genannt und dabei geäußert:

Daß die Deklarationen der Geſetze blos deshalb ſo häufig erfolgten, damit die Pränumeranten der Geſetzſammlung doch etwas für ihr Geld erhielten.

Die angeführten Beiſpiele reichen m. E. hin, die Tendenz und die Art und Weiſe der von dem Jahn gehaltenen Vorleſungen ins Licht zu ſtellen und zu zeigen:

daß dieſelben in kriminalrechtlicher Hinſicht durchaus keinen Grund geben, den Jahn zur Unterſuchung und zur Strafe zu ziehen.

Keinem Bedenken kann es aber unterworfen ſein, daß in ſtaatspolizeilicher Hinſicht, wie es auch ſchon geſchehen iſt, ihm die Art ſeines Vortrages verwieſen, ja, nimmt er auf dieſe Weiſe keine Rückſicht, der öffentliche Vortrag ganz unterſagt werden muß, da die Verletzung des Anſtandes, der ſchonungsloſe Angriff einzelner Individuen in öffentlich gehaltenen Reden als ein öffentlich getriebener Unfug anzuſehen iſt, der nicht geduldet werden darf. Der Dezernent hat übrigens außerdem der wunderlichen Paradoxen des Jahn, die natürlicher Weiſe gar keiner Rüge unterworfen ſein könnten, nur deshalb gedacht, weil ſie zur Charakteriſtik des Jahn im Allgemeinen dienen.

c. Es ſollte der Jahn auf einer Reiſe, die er vor zwei Jahren in Begleitung mehrerer Turner durch Pommern und Rügen gemacht, verſchiedentlich höchſt unziemliche, die Erregung der Unzufriedenheit mit der Adminiſtration bezweckende öffentliche Reden gehalten und ſich überhaupt auf eine unangemeſſene Weiſe benommen haben.

Dies veranlaßte das hieſige Polizeiminiſterium, darüber von dem Regierungs-Chef-Präſidenten v. Parchelbel Bericht zu fordern. In dieſem Bericht d. d. Stralſund, 12. Auguſt 1819 heißt es nun, daß Jahn's und ſeiner Begleiter ſchmutziges Aeußere und originell gemeine Kleidung, ſowie Singen unangemeſſener Lieder, z. B. Ich hab' meine Sach' auf nichts geſtellt, (warum der v. Parchelbel dieſes naive Götheſche Lied für beſonders unangemeſſen hält, iſt nicht wohl abzuſehen), in den Straßen der Städte allgemein aufgefallen. Rechtliche Leute ſeien der wandernden Bande aus dem Wege gegangen ꝛc. Von verfänglichen Reden gegen die Adminiſtration des Staats oder dieſer Provinz wolle indeſſen niemand etwas gehört haben. Bei dem Zuſammentreffen Jahn's mit dem ruſſiſchen Profeſſor Hasper im Fiſcherdorfe Sapenets ſeien beide darüber, daß Hasper ſowie die übrigen Dorfbewohner den Jahn wegen ſeines langen Barts und ſeiner ſchmutzigen Kleidung für einen Ruſſen gehalten und ruſſiſch angeredet haben, in Streit gerathen und bei dieſem Streit habe Jahn ſich die Aeußerung erlaubt: Ihr Kaiſer iſt ein —! Der Jahn beſtritt bei ſeiner polizeilichen Vernehmung, daß ihm dergleichen Worte auszuſprechen in den Sinn gekommen ſein ſollten. Von den darüber vernommenen Zeugen bekundet der Förſter Böbeker, der bei dem Vorfall zugegen geweſen, jene Aeußerung Jahn's. Regina Hasper, die ebenfalls zugegen, hat nur ohne der einzelnen Ausdrücke zu gedenken, im Allgemeinen bekundet, daß der Jahn bei Gelegenheit des Streits mit dem ꝛc. Hasper gegen den Kaiſer von Rußland die unglimpflichſten Scheltworte ausgeſtoßen.

Es ſcheint, als wenn bei dem früheren polizeilichen Verfahren jene gegen den Kaiſer von Rußland ausgeſtoßene Injurie als ein Majeſtäts Verbrechen angenommen worden.

Nach den Grundſätzen des gemeinen Rechts iſt Majeſtät die Würde, welche der höchſten Gewalt im Staate zuſteht, ein Vergehen gegen die Majeſtät daher jede Verletzung der aus dem Beſitze der höchſten Gewalt entſtehenden Würde.

Hiernach verſteht es ſich von ſelbſt, daß zum Thatbeſtande dieſes Verbrechens gehört:

> daß die Beleidigung wider den Landesherrn, wider die höchſte Gewalt im Staate, in welchem man ſich befindet, gerichtet ſein muß.

Mit dieſem Grundſatz des gemeinen Rechts ſtimmt auch das preußiſche Kriminal-Recht völlig überein, welches das Verbrechen der beleidigten Majeſtät dahin definirt:

> Wer das Oberhaupt im Staat in ſeiner Würde perſönlich beleidigt, ohne daß dabei eine hoch- oder landesverrätheriſche Abſicht erhellte, der begeht das Verbrechen der beleidigten Majeſtät.
>
> (A. L.-R. Th. II. Tit. 20. §. 196.)

Machte daher der Jahn auch wirklich jene ehrenrührige Schmähung gegen den Kaiſer von Rußland, ſo machte er ſich im geſetzlichen Sinn keineswegs eines mit zwei- bis vierjähriger Freiheitsſtrafe verpönten Majeſtäts-Verbrechens ſchuldig und es könnten vielmehr, da die preuß. Kriminal-Geſetze über die Beſtrafung der gegen fremde Monarchen ausgeſtoßenen Schmähungen nichts beſonderes verordnen, nur, wenn auf beſondere Rüge und Antrag noch eine Unterſuchung und Beſtrafung wider den Jahn eintreten müßte, die Grundſätze von ſchweren von einer Perſon geringeren Standes wider eine höheren verübten Verbalinjurien eintreten.

Das Edikt d. d. Berlin, den 18. Oktober 1819, welches im Gefolge der auf dem Bundestage rückſichts der Cenſur gefaßten Beſchlüſſe emanirte, beſtimmt nur

> daß auch der über fremde Monarchen ausgeſprochene freche Tadel, die Erregung von Mißvergnügen gegen dieſelben in Schriften und Pamphlets mit ſechsmonatlicher bis zweijähriger Freiheitsſtrafe geahndet werden ſollte.

Dieſes Geſetz verordnet daher nur, daß der §. 151 des Kriminal-Rechts, der nur von dem einheimiſchen Staat ſpricht, auch auf die Bundesſtaaten angewandt werden ſoll, und von gegen fremde Monarchen ausgeſtoßenen Injurien, die wider das Oberhaupt des Staats gerichtet den Thatbeſtand des Majeſtäts-Verbrechens begründen, iſt darin nicht die Rede.

Daß aber jener unehrbietige Tadel und wirkliche Injurien in verſchiedene Kategorien gehören, da dieſe die Abſicht perſönlicher Ehrenkränkung vorausſetzen, die bei jenen nicht vorhanden ſein darf, folgt ſchon aus der Theorie und iſt auch in dem Kriminal-Recht §. 151 und 199 deutlich ausgeſprochen.

Auch hier würde alſo keinesfalls eine Strafe zu erwarten ſein, die die längere Haft des Jahn rechtfertigen könnte.

d. Ferner wird dem ꝛc. Jahn zur Laſt gelegt, daß er gefährliche Grundſätze durch das Turnweſen verbreitet habe und zwar in der Art, daß dies durch den Turnern in Wort und Lehre beigebrachte, der Ruhe des Staats gefährliche Geſinnungen geſchehen.

Es iſt zuförderſt zu antworten:

daß es gänzlich an ermittelten Thatſachen fehlt, die darauf beſtimmt hindeuten ſollten, daß ꝛc. Jahn die Turnübungen ausdrücklich dazu benutzte, den Schülern gefährliche Grundſätze beizubringen oder ſie gar zum Ankämpfen wider die beſtehende Verfaſſung und für eine eingebildete Freiheit aufzuregen.

Inwiefern aber doch das Turnweſen nachtheilig einwirken konnte, wird eine kurze Darſtellung des Entſtehens und Fortgangs der Turnerei zeigen, die ſich nach dem was darüber in den Akten enthalten in wenige Worte zuſammendrängen läßt.

Am Turnen an und für ſich iſt nichts neu als der Name, denn die Sache ſtimmt ganz mit den gymnaſtiſchen Uebungen überein, die zu Schnepfenthal, Deſſau und an anderen Erziehungs-Anſtalten üblich waren und keine andere Tendenz hatten, als die körperliche Erkräftigung im Allgemeinen. Dieſe Tendenz mußte aber in dem Zeitpunkt eine beſondere Bedeutſamkeit erhalten, als der unerträgliche Druck des fremden Feindes die Ideen einer allgemeinen Volksbewaffnung aufkeimen ließ, die dann auch wirklich vom Staat verbreitet und, als der günſtige Augenblick eintrat, ausgeführt wurde. Deshalb wurde auch das Turnen von dem deutſchen Bunde, ging es auch nicht geradezu von demſelben aus, doch als ein richtiges wirkſames Mittel zur Erlangung des vorgeſteckten Ziels anerkannt und Jahn, von dem allein das Turnen ausging, ſuchte daſſelbe auf alle nur mögliche Weiſe auszubreiten und zu befördern, fuhr auch damit fort, nachdem der Feind vertrieben, da er in dem Turnen den erſten Grund zu der von ihm gepredigten deutſchen Volksthümlichkeit zu legen glaubte. Er ſpricht ſich darüber in einem Briefe an den Lehrer Zernial d. d. Berlin, den 7. November 1815 aus, wo es heißt:

> Die Seele des Turnweſens iſt das Volksleben, und dieſes gedeiht nur in Oeffentlichkeit, Luft und Licht.

Es lag in der Natur der Sache, daß man ſchon damals, als das Turnen begann, den Knaben und Jünglingen nicht verſchwieg, daß ihre Uebungen vorzüglich den Zweck hätten ſich körperlich zum Kampf gegen den Feind des Vaterlandes zu erkräftigen, daß man ſie mit glühendem Enthuſiasmus für das Vaterland zu beſeelen, mit Haß gegen den Feind zu erfüllen ſuchte. Erſteres daß nämlich die Turnübungen dazu dienen ſollten, in den Turnern Kräftigerer des Vaterlandes zu erſchaffen, wurde auch fortwährend den Turnern mitgetheilt.

Es heißt in dem unter dem Titel: die Turnübungen gedruckten und verbreiteten Blatte:*)

> „Damit nun alle Knaben ihren Leib wohl bewahren und ihn ausbilden zur Geſundheit, Fröhlichkeit und Tapferkeit, ſo ſind die Turnübungen angeordnet ꝛc.

---

*) Vielleicht von Harniſch. Vergl. S. 386.

Hier ſoll der deutſche Knabe feſten Muth gewinnen, damit er im Kriege und Frieden ſich nicht feigherzig benehme, wenn's das Wohl des Vaterlandes gilt ꝛc.

Sage (deutſcher Knabe) in Liebe deinen Aeltern, daß ſie ihre Habe und ihr Gut, ihre Freiheit und ihre Ehre verlieren würden in ihrem Alter, wenn ſie nicht darauf bedacht wären, daß die Jugend lerne das Vaterland vertheidigen! Sage ihnen, daß ſie ſich in ihrem Alter würden bücken müſſen vor einem fremden Herrſcher und vor einem anderen Volke, wenn ſie das Schwert und die Kraft der Jugend entzögen. Sage deinem Vater, daß eine Zeit kommen würde, wo dem Jünglinge Kraft heilſamer und nützlicher ſei, als viel Weisheit und viel Geld! Sage deiner Mutter, daß ſie dich nicht beſſer in ihrem Schoße beſchirmen könne, als der allwaltende Gott den beſchirmt, der frommen Sinnes ſich dem Vaterlande weiht ꝛc. Sage deiner Schweſter, daß du dich wollteſt wehrhaft und ſtark machen, um ſie dereinſt als Witwe zu beſchirmen und zu beſchützen“ ꝛc.

Wer kann in dieſem allem irgend eine gefährliche Tendenz, wer wird es nicht im Gegentheil im höchſten Grade löblich finden, wenn die aufwachſenden Jünglinge ſich früh für den Dienſt des Vaterlandes tüchtig machen, um bewährt gefunden zu werden, wenn's gilt?

Auf der anderen Seite iſt aber auch nicht zu leugnen, daß die Organiſation des Turnweſens, mehr als andere gewöhnliche Erziehungs-Anſtalten unabhängig und wie Zweige eines Stammes durch den ganzen Staat fortſprießend, gar leicht neuen ſchädlichen Kaſtengeiſt erwecken und dabei in Knaben den Dünkel erregen könnte, ſich von Haus aus auf einen höheren Standpunkt geſtellt zu ſehen, und daher ſich in keine gewöhnliche Ordnung der Dinge fügen zu wollen. Um dieſer falſchen Tendenz entgegenzuarbeiten oder vielmehr um dieſelbe gar nicht aufkommen zu laſſen, mußte ein Mann an der Spitze ſtehen, der mit der reinſten Geſinnung völlige Ruhe, die Leidenſchaftsloſigkeit des wahren Weiſen verband. Dieſe letzteren Eigenſchaften fehlen dem ꝛc. Jahn ganz und gar. Er iſt, wie es aus allem, was er begann klar hervorgeht, heftig, leidenſchaftlich, wider ſeine Gegner erbittert und was das ſchlimmſte ſcheint, mit ſich ſelbſt, mit ſeinen Anſichten und Meinungen nicht im Klaren, wie dies ſeine Vorleſungen und Schriften darthun. Dabei haſcht er nach Paradoxen, nach blendenden Witzwörtern und bemüht ſich, ſeinem Ausdruck eine alterthümliche Energie zu geben, die, oft beinahe Stil der Bibel, ihre Wirkung auf die Jugend um ſo weniger verfehlen kann, als auch durch eine gewiſſe Frömmelei ſich unſere jetzige Zeit charakteriſirt. Kommt noch hinzu, daß dem Jahn eine große Rauhheit, Biederbheit (Burſchikoſität) in ſeinem Aeußern, in ſeinem ganzen Betragen eigen, die den Knaben und Jünglingen nur gar zu ſehr gefällt, ſo konnte es nicht fehlen, daß er die Liebe, ja die enthuſiaſtiſche Verehrung ſeiner Turner in eben dem Grade gewinnen, als der Anſtalt ſelbſt ſchädlich werden mußte. Jahn verſammelte eine neugeſchaffene Generation ankommender Kraftmenſchen um ſich her, die ſowol Kleidung als Betragen auszeichneten und mit denen er eine wandernde Propaganda des Turnens, Züge unternahm, auf denen ſie überall allgemeine Aufmerkſamkeit erregten. Wenn ſie laute Geſänge anſtimmend durch die Straßen zogen, ſich auf Märkten in den Straßen lagerten, überall von der Menge angegafft, ſo mußten ſie ſich in der That bald für ein auserleſenes Völklein achten, das höheres in ſich tragend an gewöhnliche Sitte und Ordnung nicht gebunden ſein konnte.

Natürlich entſtanden über das Turnen und deſſen eigentliche Tendenz literariſche Fehden. Unrecht war es aber, daß Jahn ſeine Turner in der Art von dieſen Streitigkeiten Notiz nehmen ließ, daß er ſie mit ſeinen Gegnern bekannt machte und zur Verhöhung derſelben aufforderte. (Aus den Lieberſchen Akten ergiebt ſich z. B. daß Jahn ſeine Turner, wenn ſie ſich verlaufen hatten, mit dem Namen „Wadzek“ wie mit einem Scheltwort zuſammenrief. Auch ſoll der Profeſſor Wadzek von den Turnern mit dem Ekelnamen Quadzek benannt, und nach einer Figur mit einer dicken Halsbinde, die ihn als Turnfeind vorſtellte, mit dem Gehr geworfen werden ſein.*)

Alles dieſes war ganz geeignet, jenen Parteigeiſt, den ſchon die Organiſation des Turnweſens wie ſie an und für ſich ſelbſt geſchah, herbeiführen mußte, zu nähren und zu ſtärken und dabei den Knaben einen ſeltſamen Dünkel über ihr hohes Streben beizubringen.

So geſchah es denn auch, daß bei den Eliſabethaner-Schülern in Breslau die Turner förmlich gegen ihren Rektor Etzler aufſtanden, als dieſer ſich gegen das Turnen erklärte, und verſicherten, lieber das Leben laſſen zu wollen als das Turnen. Dieſer Knaben-Unfug konnte aber wol nie von wirklicher Bedeutſamkeit ſein. Immer ſteigend und ſteigend wurde die Tendenz des Turnens (wenigſtens in der Idee) gefährlicher, als einige unruhige Köpfe im ſüdlichen Deutſchland vom Fanatismus für eine vermeintliche Freiheit, die nur durch den Umſturz der jetzigen Verfaſſung und durch die Einigung Deutſchlands in einen volksthümlichen Staat erlangt werden könne, ergriffen, in dem Turnweſen den Kern jener Umwälzung, und in den Turnern die wackeren Kämpfer für jene Freiheit fanden.

In mehreren aufgefundenen Briefen der ſogenannten Schwarzen und Unbedingten iſt die Idee klarer ausgeſprochen und eben deshalb kommt auch ſo oft der Name Jahn vor, den ſie als Stifter und Beförderer einer Anſtalt, die ſie für die Pflanzſchule ihrer wahnſinnigen Hoffnungen hielten, auf das höchſte verehren mußten.

---

*) Jedoch bezeugte ſpäter der Maler, der dieſe Figur angefertigt hatte, Jahn zu deſſen Selbſtvertheidigung, daß bei dieſem Bilde an Wadzek gar nicht gedacht war.

Ein auffallendes Beiſpiel, wie jetzt das eigentliche Weſen der Turnerei ausgeſprochen wurde, giebt das unter den Papieren des Gymnaſiaſten **Lieber** aufgefundene Lied von **Karl Follen**: Turners Glaubensbekenntniß überſchrieben.

In dieſem Liede kommen die Strophen vor:

ꝛc. Der Volksmacht Wiege, der Sarg der Tyranney,
Wird gezimmert aus dem Baume der Turnerey.

Ferner

Ein Turner iſt der ꝛc.
Der Freiheit nicht ohne Gleichheit kennt.

Und dann heißt es in der Schlußſtrophe:

Wohlauf ihr Chriſten, ihr Deutſchen, wohlan
Du ehrliche wehrliche Jugend!
Noch kämpft mit der Freiheit Despotenwahn,
Noch recht't mit dem Teufel die Jugend.
Stahl, fahr aus dem Roſt! aus dem Schlauche der Moſt!
Durch den Dunſt läuft der Oſt! und ein Magnus dem Froſt.

Dieſe ausgeſprochene Tendenz des Turnweſens konnte m. E. wol allerlei argen Unfug veranlaſſen, ohne daß blos deshalb eine förmliche Revolutionirung Deutſchlands oder auch nur irgend ein bedrohlicher Aufſtand gegen die Regierung zu befürchten. Das Treiben einiger exaltirter Knaben und Jünglinge würde dieſe Furcht ſchwerlich rechtfertigen, ſie müßten denn anderer geheimer mächtigerer Kraft zum Werkzeuge dienen, und daß dies der Fall ſein ſollte, iſt, will man auch die Möglichkeit davon einräumen, bis jetzt ganz hypothetiſch geblieben.

Aus dem, was über den Urſprung und den Fortgang des Turnweſens geſagt worden, leuchtet ein, wie durchaus nicht anzunehmen und gar nicht zu vermuthen iſt, daß die tiefere Idee bei der erſten Organiſation die Bearbeitung der Jugend für die künftige Ausführung hochverrätheriſcher Pläne geweſen ſei, und ebenſo wenig ſteht es im mindeſten auf irgend eine Weiſe feſt, daß der **Jahn** ſpäter dem Turnweſen jene Tendenz gegeben haben ſolle. Es iſt ferner keine Spur vorhanden, daß der **Jahn** ſich mit jenen Fanatikern rückſichts des Turnens in der von ihnen ausgeſprochenen Tendenz in Verbindung ſetzte; imputirt kann ihm es daher nicht im mindeſten werden, wenn einzelne vom revolutionairen Geiſt beſeelte Individuen die Turnerei ihren phantaſtiſchen Ideen und Plänen angemeſſen fanden, ihn, den Jahn, als Stifter und Beförderer dieſer Anſtalt höchlich verehrten und die Anſicht, die ſie von der Sache hatten, ausſprachen.

Konnte daher auch das Turnweſen in der Geſtalt, wie es beſtand, in ſtaatspolizeilicher Rückſicht nicht geduldet werden, ſo fehlt es doch rückſichts deſſelben an dem Thatbeſtande irgend eines Vergehens, das weitere Unterſuchung, viel weniger die Haft wider den Jahn rechtlich begründen ſollte.

Nächſt dem Turnweſen ſoll auch der Jahn den erſten Impuls zur Errichtung von Burſchenſchaften auf den Univerſitäten gegeben haben. Er wurde in dem Schreiben des königl. Polizeiminiſterii vom 16. Auguſt v. J. als erſter Proponent deſſelben angegeben. Unter ſeinen Papieren fand ſich der heidelberger Burſchenbrauch, den er von einem Studenten, deſſen Namen ihm entfallen, auf Verlangen erhalten haben wollte, da er im Sinn gehabt, alles was auf die Geſchichte der Univerſitäten ſich bezieht, zu ſammeln. Es iſt (wie ſchon oben angeführt worden) nach dem Tagebuche des deutſchen Bundes und nach der Ausſage mehrerer vernommener Glieder deſſelben gar keinem Zweifel unterworfen, daß Jahn und Frieſen mit dem damaligen Profeſſor Fichte der zu errichtenden Burſchenſchaft halber in Berathungen traten. Der Zweck des deutſchen Bundes ging auch dahin:

> Die Jugend zu erkräftigen, zu ermuthigen, zum Kampf im richtigen Zeitpunkt tüchtig zu machen und vorzüglich auch eine ächt deutſche gleiche Geſinnung mit dauernder Eintracht zu erwecken;

ſo erſchien die Errichtung von Burſchenſchaften als ein dienliches Mittel jenen Zweck zu erreichen.

Dem aufgeſtellten Zweck entſprechen nun allerdings die in der zu den Akten gekommenen Burſchenſchafts-Ordnung aufgeſtellten Grundſätze. Es heißt z. B. darin:

Jeder Burſche muß mit der Einſicht die Kraft paaren:

1) etwas tüchtiges lernen;
2) ſich deutſch ausbilden für Volk und Vaterland leiblich und geiſtig;
3) ſich in Waffen üben mit Blank- und Schießgewehr

nachdem vorher angeführt worden:

> Daß ein Burſche nie gegen die Volksthümlichkeit verſtoßen und niemals vergeſſen müſſe, daß die heiligſte Pflicht des deutſchen Jünglings und Gelehrten ſei, ein deutſcher Mann zu werden und dereinſt im bürgerlichen Leben für Volk und Vaterland kräftig zu wirken.

Der Profeſſor **Fichte** hatte an dieſem Entwurf einer Burſchenſchafts-Ordnung viel auszuſetzen, und es konſtirt nirgends, daß nach jenem Entwurf ſpäter eine Burſchenſchafts-Ordnung von dem deutſchen Bunde berathen, ausgearbeitet und eingeführt ſein ſollte.

Unter die Studenten verbreitet iſt indeſſen jener Entwurf wol worden und ſein Einfluß auf die ſpäter wirklich gewordene Burſchenſchaft unverkennbar.

In dem Voto **Ulrich** iſt aber hinlänglich ausgeführt worden, daß die Errichtung der Burſchenſchaft oder die Theilnahme daran zwar an und für ſich ſelbſt für kein nach dem Kriminal-Geſetz zu beſtrafendes Verbrechen zu achten, daß aber ein ſolcher Verein, in dem der löblichſte Zweck ſowie er ausgeſprochen, ſehr leicht eine falſche, ja bedrohliche Tendenz nehmen kann, vorzüglich aber die beabſichtigte Vereinigung aller Burſchenſchaften auf Deutſchlands Univerſitäten in eine einzige allgemeine, die offenbar einen mit den Staatsverhältniſſen unverträglichen Statum in Statu bilden würde, in ſtaatspolizeilicher Hinſicht nicht geduldet werden durfte. Es bedarf daher keiner Ausführung, daß der Jahn wegen damaliger Theilnahme an der Errichtung einer Burſchenſchaft nicht ſtrafbar erſcheint.

Bei dieſer Gelegenheit können zweckmäßig die angeblich gefährlichen bedrohlichen Aeußerungen erwähnt werden, die der Jahn ſich gegen den Lieber erlaubt haben ſoll, der nicht allein von jener überſpannten Idee über die vermeintliche deutſche Freiheit, die durch das Turnweſen verbreitet werden ſoll, ergriffen iſt, ſondern auch den Jahn dermaßen fanatiſch verehrt, daß er ihn geradehin dem Heilande der Welt gleichſtellt. Schon früher wurde des kleinen Büchelchens erwähnt, das ſich unter Lieber's Papieren vorfand und den Titel führt:

Goldſprüchlein aus Vater Jahn's Munde.

Aus dieſem ſind nun folgende Aeußerungen, die von Lieber als von Jahn ausgeſprochen niedergeſchrieben worden, als gefährlich oder wenigſtens zweideutig herausgehoben und dem Jahn zur beſondern Erklärung vorgehalten worden:

a. Kein Volk hat Verfaſſung auf trocknem Wege erlangt, auch nicht auf dem naſſen der Dinte.

b. Das Turnen wird erſt ſeine volle Bedeutung bei einer ſtändiſchen Verfaſſung haben.

c. Ich (Jahn) ſtehe auch nicht in der Zeit, wo ich hingehöre, ich gehöre eigentlich in die Zeit von Luther und Huß, wir alle ſind entweder zu früh oder zu ſpät geboren. So gehörte ich auch eigentlich zu denjenigen, welche 50 Jahre ſpäter geboren ſein mußten, denn ich mit wenigen Freunden ſtehe allein, ganz allein; unſere Sache iſt einzeln ſo tüchtig zu werden und ſo viele anzuziehen, als möglich.

d. Mir kommts darauf an freie Leute zu bilden.

e. Der Menſch kann dreiſt nach der höchſten Höhe blicken, er wird nie ſchwindelich werden.

Ferner ſtand in Lieber's Tagebuch als von Jahn ausgeſprochene Aeußerung:

> Ja, ſagte Jahn, mit Dräuen greift kein Feldherr an. Hätte ich das Schwert, ich wollte mit Chriſtus darunter fahren. An jedem Baum bis Charlottenburg muß einer hängen und in der Stadt auch noch. Ich wollte mir Luft machen.

Bei ſeiner gerichtlichen Vernehmung am 21. Januar d. J. bezog ſich der Jahn auf die darüber erfolgte frühere polizeiliche Vernehmung d. d. Küſtrin, den 14. September v. J. und genehmigte ſeine dort niedergeſchriebene Ausſage.

In dieſem Protokoll nun führt der Jahn zuförderſt den ſchon früher erwähnten Umſtand an, daß Lieber im Gefolge einer durch eine Verwundung veranlaßten Ohrenkrankheit an einer Hart- und Halbhörigkeit leidet, die rückſichts der als wirklich vernommenen angegebenen Aeußerungen manches Mißverſtändniß herbeiführen kann, ſowie überhaupt aus weitläufigeren Geſprächen einzelne herausgeriſſene Stellen leicht einen anderen entſtellten Sinn zu geben vermögen.

Die Aeußerung, daß er nicht in ſeinem Zeitalter ſtehen ſolle, muß, wie Jahn behauptet, auf einem nicht zu enträthſelnden Mißverſtande beruhen; die Aeußerung wegen der in der charlottenburger Allee aufzuhängenden Perſonen ſtellt er gänzlich in Abrede.

Uebrigens will er ferner nur ausgeſprochen haben, daß eine Verfaſſung nicht mit Dinte geſchrieben, ſondern erlebt werden, daß das Turnen bei einer ſtändiſchen Verfaſſung Staatsſache ſein müſſe, daß es ihm darum zu thun ſei, vorurteilsfreie Leute zu bilden. Die Aeußerung, daß der Menſch ohne Schwindel nach dem Höchſten blicken könne, bezieht er aber auf den Kletterthurm des Turnplatzes, bei deſſen Beſteigung man zur Vermeidung des Schwindels nach oben ſchauen müſſe.

Sollte nun auch Jahn überall ſich auf die von dem Lieber behauptete Art geäußert haben, ſo iſt darin nichts zu finden, was geradezu gegen den Staat und deſſen Verfaſſung gerichtet ſein oder Mißvergnügen dagegen erwecken ſollte. Höchſtens könnte man darin den Ausdruck innerer, mit manchem in der Zeit liegenden Verhältniß unzufriedener Geſinnung finden.

Dann iſt aber auch nicht zu leugnen, daß jemand, der bemüht iſt aus den Geſprächen eines von ihm hoch oder abgöttiſch verehrten Mannes alles bemerkenswerthe in abgeriſſenen Phraſen zu Buche zu bringen, gewiß das wählen wird, was als mit ſeiner Geſinnung übereinſtimmend vorzüglich auf ihn eingewirkt hat, ja daß er oft über dem Einzelnen, das ihn beſonders anſprach, den Zuſammenhang des Ganzen vergeſſen wird. Selbſt in den geſellſchaftlichen Geſprächen des ruhigſten Mannes, der nicht daran denkt, daß jemand das, was ihm der Moment eingiebt, als hochbedeutend niederſchreibt, wird manches vorkommen, das vielleicht, beſonders aus dem Zuſammenhange geriſſen, zweideutig ſcheint, vorzüglich wird dies aber der Fall ſein mit den Geſprächen eines Mannes, der ſo wie Jahn nach Paradoxen ſtrebt und wirklich überall bedeutend ſein will.

Mit dieſer Bemerkung ſtimmt nun auch das völlig überein, was Lieber ſelbſt über die Art ſagt, wie er die ſogenannten Goldſprüchlein zuſammengetragen hat. Außerdem, daß wie ſchon früher erwähnt wurde, eben nach jenem Zuſammentragen einzelner Aeußerungen aus verſchiedener Zeit und aus verſchiedenen zufälligen Geſprächen ſchon auf Lieber's Goldſprüchlein-Buch im Allgemeinen keineswegs ein Gewicht zu legen iſt, das auch nur die dringende Vermuthung der Wahrheit, daß Jahn ſich wirklich auf die Weiſe geäußert begründen könnte, ſo würde in jedem Fall doch auch jenes Skriptum des Lieber nur als die außergerichtliche

Ausſage eines Zeugen könne, welche völlig werthlos wird, ſobald der Zeuge im gerichtlichen Verhör derſelben widerſpricht. Dies iſt aber mit dem Lieber der Fall, wenn er es in dem gerichtlichen Verhör vom 16. September d. J. für problematiſch erklärt, daß Jahn geäußert haben ſolle, er ſtehe nicht in der rechten Zeit, da er (Jahn) gegentheils in einem Aufſatz geäußert, ihm gefiele keine Zeit als die jetzige, und wenn er es ferner ganz zurücknimmt, was er als von Jahn über die in der charlottenburger Allee zu hängenden Leute geäußert niederſchrieb; die Worte: Mit Dräuen greift kein Feldherr an ꝛc. ſollen ſich auf ein Geſpräch über eine Stelle im Buch der Richter beziehen.

Es bedarf keiner weiteren Ausführung, daß auch hier weder Strafe noch fernere Haft motivirt iſt.

Ganz derſelbe Fall iſt es mit der Aeußerung Jahn's, die auf einer in den Ulrichſchen Papieren aufgefundenen Notiz beruht:

> daß der Menſch ſtimmrecht, wirkrecht, walterecht, leberecht ſein ſollte.

Stimmrecht iſt nach der Erklärung Jahn's der Menſch, der die Fertigkeit erlangt hat, ſeine Begriffe klar auszubilden und nöthigenfalls auszuſprechen, wirkrecht der, der begriffen hat wonach im wirklichen Leben zur Ehre Gottes und zum Wohl des Nächſten zu ſtreben iſt, walterecht der, der fähig iſt, ſein Amt zu verwalten, leberecht der, der nach vernünftigen Grundſätzen zu leben weiß.

Ferner iſt:

> rückſichts der dem Jahn zur Laſt gelegten Verbreitung gefährlicher Grundſätze eine von demſelben unter dem Titel: Runenblätter verfaßte und im Jahre 1814 herausgegebene Schrift zur Sprache gekommen. Dieſe Schrift, die größtentheils in einem ganz beſonderen, mit nach altem Muſter von dem Autor ſelbſt gemachten Wörtern ausgeſtatteten Stil geſchrieben iſt, in den man ſich förmlich einſtudiren muß um das mindeſte zu verſtehen und

von dem Jahn ſelbſt ſagt, daß er ihn zu dem Buche erſt gebildet, hat allerdings die Tendenz darzuthun,

daß ganz Deutſchland eins ſein müſſe.

Daß dieſe Einheit aber durch eine allgemeine Revolution mittelſt gewaltſamen Umſturzes ſämmtlicher in Deutſchland beſtehenden Verfaſſungen herbeigeführt werden ſolle und noch weniger eine direkte Aufforderung dazu wird nicht darin ausgeſprochen. Jene Einheit Deutſchlands wird auch keineswegs von einer Vereinigung ſämmtlicher Staaten in einen einzigen großen volksthümlichen Staat (Republik) verſtanden; dieſelbe ſoll vielmehr durch die Einigung ſämmtlicher beſtehenbleibender Staaten zu einer Staatengemeinde mittelſt einer Reichsverfaſſung hervorgebracht werden. Nur die Kleinſtaaten ſollen aufhören.

So heißt es:

Kleinſtaaten können ſich im Frieden nicht regen, im Kriege nicht retten. In der Mitte von entgegenſtrebenden Reichen kommen ſie ſelten zu Luft und Licht. Als Zwiſchenliegern wird ihnen die Rolle eines Gleißners und Achſelträgers aufgenöthigt ꝛc. Bündniſſe ſind vorübergehende Erſcheinungen; bleiben Erzeugniſſe wankelmüthiger Staatsklugheit und geben eine Nennmacht mit Zahlentäuſcherei und erborgtem Kraftſchimmer ꝛc.

Statt ſolcher Bündniſſe und Gewährleiſtungen muß die deutſche Staatenwelt eine nach Innen und Außen geſchloſſene Staatengemeinde bilden. Oberland (Schweiz), Niederland, Dänemark, Nordreich (Preußen) und Oeſtreich ſind die Strahlen dieſes Sterns. An paradoxen Stellen, an ſolchen Wendungen, die offenbar mit Anwendung eines Abraham a Sancta Claraſchen Wortwitzes nur auf frappante Wirkung berechnet ſind, fehlt es auch dieſer Schrift nicht. So heißt es z. B.:

Erbärmlichkeit iſt das Grab alles Großen und Guten. Rhein, Reinſtein, Berlin und Berlinchen, Wien und Winzig, Leipzig und Lauſig.

Jahn läugnet mit dieſer Schrift einen beſonderen Zweck gehabt zu haben, ſondern legt ihr nur den Werth eines bloßen Gedankenſpiels bei, das die damalige Zeit hervorbrachte.

Was aber über die Tendenz dieſer Schrift geſagt worden, reicht m. E. vollkommen hin darzuthun,

> daß jene Broſchüre keineswegs im Sinne des Geſetzes eine aufrühriſche Schrift zu nennen, deren Verfaſſer zur Strafe gezogen werden muß.
>
> (A. L. R. Th. II. Tit. 20. §. 151 u. f.)

Dagegen hat dieſelbe wirklich das Anſehen einer philoſophiſchen (wiewol eben nicht logiſch geordneten) Spekulation, die ſchon ihres Stils halber wol niemals geeignet ſein konnte, auf das Volk zu wirken.

Es darf auch nicht vergeſſen werden, daß die in Rede ſtehende Schrift zu einer Zeit herauskam, als die künftige Verfaſſung von Deutſchland eben ein Gegenſtand der allgemeinen Erwartung war und die verderblichen unheilbringenden Bündniſſe kleiner deutſcher Staaten jene Einheit Deutſchlands in der That wünſchenswerth erſcheinen ließen.

Richtig iſt es allerdings, daß auch die Runenblätter gewiß in neuerer Zeit jenen für eine vermeintliche Freiheit durch Einigung Deutſchlands in einen volksthümlichen Staat erhitzten Köpfen als ein Werk erſchienen ſein mögen, das zur Grundlage des weiteren Fortbauens ihrer Ideen dienen konnte, ſowie das Buch überhaupt gewiß auf viele, die irgend eine Aenderung der deutſchen Verfaſſung mit Ungeduld erwarteten, beſonders gewirkt hat.

Merkwürdig iſt es wol, daß der Direktor Snell zu Wetzlar in einem Briefe, deſſen Inhalt meiſtentheils die allegoriſche Darſtellung des krankhaften Zuſtandes von Deutſchland als der eines kranken Menſchen iſt, dieſelben Worte des Hippokrates anführt, womit die Runenblätter ſchließen, nämlich:

> Was Arzenei nicht heilet, heilet das Eiſen, was Eiſen nicht heilet, heilet das Feuer!

In den Runenblättern wird indeſſen geſagt, daß das Volk dies Mittel wider den Krebs, wider die Waltloſigkeit billige: unter Waltloſigkeit verſteht aber Jahn den Zuſtand der Anarchie.

Ferner iſt nicht zu läugnen, daß man in den Runenblättern wiewol ganz im rohen die Idee finden könnte, die jedoch in anderer Richtung und Tendenz von dem Verfaſſer der deutſchen Konſtitution, welche aus dem Bunde der Schwarzen und Unbedingten hervorging, ausgeſponnen wurde; indeſſen verſteht es ſich von ſelbſt, daß wenn auch (wie es noch ſehr dahin ſteht) die Runenblätter den Anlaß gaben, anderes mit wirklich ſtrafbarer Tendenz auszuarbeiten, dies auf keine Weiſe dem Verfaſſer der Runenblätter imputirt werden könnte.

Auch die Herausgabe der Runenblätter involvirt durchaus kein ſtrafwürdiges Vergehen.

Man hat ferner bei der Beſchlagnahme der Jahn'ſchen Papiere verſchiedene von fremder Hand geſchriebene Lieder vorgefunden, die, wie z. B. das Lied:

1) An Friedrich Wilhelm III.,
2) Von Acht und Tracht,
3) Im Herbſt 1818

anſtößige Stellen rückſichts Sr. Majeſtät Allerhöchſten Perſon und der jetzigen Staatsverhältniſſe, enthalten. Schon bei ſeiner in Küſtrin erfolgten Vernehmung äußerte ꝛc. Jahn, daß ihm dieſe Lieder ganz unbekannt wären, da er ſie zum erſtenmale ſehe, daß er daran zweifle, daß man ſie bei ihm vorgefunden und daß, ſei dies wirklich der Fall geweſen, er vermuthen müſſe, daß, da ihm junge Studirende oft von ihnen verfaßte Gedichte zu ſeiner Beurteilung hingebracht und manchmal in ſeiner Abweſenheit ſeiner Frau übergeben hätten, auch wol ein ſolcher Studirender ihm jene Lieder gebracht haben und ihm in irgend einen Tiſchkaſten, die beſtändig offen geweſen, gelegt haben könne. Nie habe er für ſeine Perſon ſich mit ſolchen Verſen abgegeben.

Bei dieſer Auslaſſung blieb Jahn in ſeiner gerichtlichen Vernehmung am 21. Januar d. J. lediglich ſtehen und fügte noch hinzu, daß er durchaus nicht wiſſen könne, ob ſich die in Rede ſtehenden Lieder wirklich bei ihm befunden, da die Polizei bei der Beſchlagnahme ſeiner Papiere ſehr willkürlich verfahren und er gar nicht dabei geweſen. Der bloße Beſitz anſtößiger Lieder, die der Beſitzer nicht einmal gefertigt hat und die zufällig bei ihm aufgefunden werden, kann niemals als ſtrafbar erſcheinen, vielmehr würde erſt alsdann ein ſtrafbares Vergehen eintreten, wenn der Beſitzer ſolche Schriften, die eine ſtrafbare Tendenz haben, abſichtlich verbreitet.

Daß Jahn dies gethan haben ſollte, dafür iſt kein Verdachtsgrund vorhanden und für ſeine Angabe, daß ſie ohne ſein Wiſſen zu ſeinen Papieren gekommen ſein könnten, ſpricht wenigſtens einigermaßen der Umſtand, daß nach der Ausſage des Polizei-Inſpektors Eckardt viele dergleichen auf Oktavblätter geſchriebene Lieder ſich wirklich in dem offenen Kaſten des Schreibtiſches vorfanden. Die Verfaſſer der Lieder will Jahn nicht angeben können. Dem Jahn iſt zur Laſt gelegt worden, daß er zu dem ſogenannten Schwertfegerliede von ꝛc. Blomberg die Verſe hinzugefügt habe:

Zum Schluß dann folg'
Die beſte der Wehren,
Nicht ſoll man entbehren,
Den blinkenden Dolch.
Der Dolch iſt dem Manne
Ein treuer Hort,
Ein Löſer aus ſchimpflichem Henkertod,
Der ewigen Treue Siegel und Wache,
Ein Schreck des Verräthers an heiliger Sache!

Dieſe Verſe hatten wol nur deshalb einige Bedeutung, weil ſie gewiſſermaßen den Gebrauch des Dolches anzurathen ſchienen und weil die letzten Worte auf die Sandſche That hindeuten konnten.

Der ꝛc. Jahn hat gänzlich geläugnet, dieſe Strophen gedichtet zu haben, und da, hätte er ſie gedichtet, ihn unmöglich blos deshalb eine Strafe treffen könnte, ſo erſcheint eine fernere Unterſuchung als überflüſſig.

Man hat ferner bei dem Jahn achtundachtzig Exemplare der Flugſchrift: Freies Wort trotz Hetzern und Fehmlern, vorgefunden.

Dieſe Schrift, welche zu den Akten gekommen, enthält aber nicht das Mindeſte, welches geradehin als aufrühreriſch ſtrafbar erſcheinen könnte, vielmehr iſt darin blos die Verbrennung verſchiedener Werke bei der Wartburgsfeier gegen einen geſchehenen Angriff vertheidigt.

Hätte Jahn daher auch wirklich jene Schrift verbreitet, wogegen aber auch die Vermuthung eben deshalb ſtreitet, weil eine ſolche große Anzahl Exemplare ſich vorfand, ſo handelte er deshalb doch keineswegs ſtrafbar und eine fernere Unterſuchung deshalb iſt nicht rechtlich motivirt.

C. Mit dem letzten Gegenſtand der Unterſuchung wider den Jahn hat es endlich folgende Bewandniß.

Daß der Jahn nach der Zeit des deutſchen Bundes wirklich noch zu einem anderen geheimen Bunde gehören ſolle, davon findet ſich keine Spur, die verfolgt werden könnte. Dagegen ſchien aus einigen ſeiner Papiere hervorzugehen, daß er früher geheimen Verbindungen angehörte.

1) In einer Rede, welche die Einführung zweier neuer Bündner zum Gegenſtand hat, von fremder Hand.

2) In einer Rede mit der Ueberſchrift: fromme Wünſche, worin von einer Konſtitution (wahrſcheinlich für den Bund) geſprochen wird, von Jahn's Hand.

3) In einer Rede mit dem Motto: wenn unſer Auge Trennung weint ꝛc., von fremder ſonſt nicht vorkommender Hand.

4) In einem Aufſatz unter dem Titel: freundſchaftliche Briefe, nebſt Vorrede von Jahn's Hand.

Auch hat endlich

5) ein Aufſatz unter der Aufſchrift: „Geheimthumsſchau“ Beziehung auf geheime Bündniſſe.

Irgend eine gefährliche Tendenz der geheimen Bündniſſe, auf die ſich die Aufſätze von 1—4 beziehen, läßt ſich ebenſowenig als eine Beziehung derſelben auf Staatsverhältniſſe daraus entnehmen, vielmehr ſcheinen ſie nur auf akademiſche Verhältniſſe hinzudeuten. Zur näheren Aufklärung der Sache wurde auch die Vernehmung des ꝛc. Jahn darüber verfügt.

Rückſichts der drei erſten Aufſätze behauptete der Jahn nun, daß ſie ſich allerdings auf geheime Bündniſſe, jedoch keineswegs auf politiſche ſondern nur auf akademiſche bezögen.

Er habe nämlich in früherer Zeit ſich bemüht, den akademiſchen Verbindungen auf den letzten Grund zu kommen und zu dem Ende ſich jene Aufſätze von Freunden verſchafft.

Die beiden letzten Aufſätze giebt der Jahn für den erſten rohen Entwurf eines philoſophiſchen Romans über geheime Verbindungen aus, den er ſehr früh gemacht und nachher habe liegen laſſen.

Zu bemerken iſt, daß der ſogenannte Aufſatz (es iſt eigentlich keiner) Geheimthumsſchau ꝛc. wirklich nur die Dispoſition zu einem auszuarbeitenden Werke ſcheint.

Da kein weiterer Bezug jener Aufſätze mit irgend einem beſtandenen oder noch beſtehenden ſtaatsgefährlichen Bunde erſichtlich, da es an allen Datis fehlt, weitere Nachforſchungen über die eigentliche Tendenz jener Papiere anzuſtellen, die überdies, da kein gegründeter Verdacht ihres Eingreifens in die geheimen Verbindungen, die zur Sprache gekommen ſind, vorhanden, unerheblich ſein würden, ſo iſt hier die Unterſuchung durch die Vernehmung des Jahn erſchöpft.

Aus allem dem, was bisher ausgeführt worden geht hervor:

daß den Jahn in keinem Falle eine Strafe treffen kann, die ſeine Haft während der Unterſuchung rechtlich begründen könnte,

(Krim. O. §. 208, 210—211.)

Auch iſt eine Kautionsleiſtung m. E. nicht einmal motivirt.

Ich bin daher der Meinung:

daß der ꝛc. Jahn ſeines Arreſtes zu entlaſſen, der deshalb gefaßte Beſchluß vor der Ausführung aber Sr. Excellenz dem Hrn. J.-M. v. Kircheiſen anzuzeigen ſein würde.*)

Berlin, den 15. Februar 1820.

Hofmann.

---

*) Wir theilen hier noch folgenden aus Frankfurt datirten Artikel des „Moniteur“ vom 26. Oktober 1813 über die wirklichen oder angeblichen Verbindungen jener Jahre mit:

„Les sociétés secretes que plusieurs souverains ont voulu détruire en Allemagne continuent d'exister et sont plus actives que jamais. Semblables à l'hydre de Lerne, lorsqu'on coupe une tête une autre reparoit. Il y a quelque temps, le gouvernement Prussien prit des mesures pour supprimer la société dite tugendverein. Au moment de sa dissolution, il s'en forma trois autres qui devoient être dirigées par des membres du tugendverein, mais sous des noms différents. Le docteur Jahn se mit à la tête des chevaliers noirs, qui ont donné depuis naissance à la légion noire commandée par Lutzow. Le baron Nostitz décoré par la feue reine de Prusse d'une chaine d'argent, créa l'ordre de la réunion de Louise. Lang institua les concordistes, imita les associations de ce nom qui s'étoient établies il y a quelque temps dans les universités. Ces trois chefs se sont engagés à suivre en tous points les errements du tugendVerein et ont choisi les états où ils doivent exercer leur influence. Jahn s'est reservé les possessions prussiennes; Lang le nord et Nostiz le midi de l'Allemagne; ce dernier s'est associé une actrice de Prague, Madame Brede.“

„Le but que ces sociétés secretes affectent en ce moment, est la création de moyens de résistance contre la France: mais ce but n'est pas le véritable, ou du moins n'est que secondaire. On doit se rappeler qu'elles ont été instituées à une époque où la guerre n'éxistoit pas. Ce qu'elles veulent c'est le renversement de l'ordre social actuellement établi.

Elles se flattent de lui en substituer un autre qui seroit le régime de la plus parfaite égalité."

„Le dessein réel des sociétés secretes parle dans tout ce qui émane d'elles. Elles parlent de la souveraineté du peuple comme l'ont fait les révolutionnairs français. Lorsque le tugendverein était encore existant, ses membres annonçaient que la guerre ne devoit pas être faite au nom des gouvernements qui n'étaient que des instruments. Ces diverses sociétés se vantent d'avoir contraint le roi de Prusse et l'empereur d'Autriche à rompre la paix; ce qu'ils n'étoient point portés d'eux-mêmes à faire. Dans une assemblée de la réunion Louise qui s'est tenue l'un des derniers jours de Septembre on a lû 3 écrits pleins d'exaspération."

„De tous les chefs de la réunion Nostitz est le plus ardent et le plus dangereux. Il a pensé que des intrigues souterraines auroient des résultats autrement effectifs que l'armement d'un corps franc. Ses émissaires ne cessent de parcourir l'Allemagne; il s'est attaché deux secretaires du ministre Stein **Muller** et **Martiensen**. Ce dernier est l'auteur de plusieurs écrits incendiaires."

Druck für Duncker & Weidling in Berlin.
F. Weidling.

Mit der Bitte um Aufnahme in die Aachener Zeitung.

Der Altkrieger aus dem Jahre 1813, der bei einer Zuschrift, und Zusendung für die Deutsche Flotte seinen Namen verschwiegen, wird freundlichst ersucht, sich einem alten Kameraden zu nennen.

Frankfurt a/m den 16ten October 1848.

Friedrich Ludwig Jahn
Abgeordneter des 16ten Wahlbezirks
im Preußischen Sachsen.

Weltliche und geiſtliche

Volkslieder und Volksſchauſpiele.

Weltliche und geiſtliche

Volkslieder und Volksſchauſpiele.

Mit einer Muſikbeilage.

Herausgegeben

von

Heinrich Pröhle.

> Motto: „Nur, lieber Freund, das Stückchen! jenen alten
> Altvatersang! Wir hörten's geſtern Nacht.“
>
> Herder nach Shakespeare.

Aſchersleben,
Oskar Fokke.
1855.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Herrn

Geheimen Regierungsrath und Oberbibliothekar

G. H. Pertz in Berlin

gewidmet.

Inhaltsverzeichniss

nach den Ueberſchriften.

Seite
Vorwort XIX

Balladen.

Nr. 1. Des Markgraſen Töchterlein . . 3
„ 2. Chriſtinchen 4
„ 3. Die Nonne 6
„ 4. Die Heimkehr 8
„ 5. Der Reiter und das Königestöchterlein 10
„ 6. Der verwundet ſchöne Knabe . . 12
„ 7. Jung jung Zimmergeſell . . 13
„ 8. Der Schäfer 14
„ 9. Der Teufel und die Müllerstochter . 15
„ 10. Des Goldſchmieds Töchterlein . . 16
„ 11. Die Kindesmörderin . . . 17
„ 12. Des Bauern Töchterlein . . 18
„ 13. Der Reiter und ſeine Dame . . 19
„ 14. Fräulein Kunigund . . . 22
„ 15. Der Fähndrich 23
„ 16. Die drei Soldaten . . . 25
„ 17. Die Hinrichtung zu Straßburg . 27
„ 18. Treue Liebe 29

Liebeslieder.

Seite
No. 19. Die ſchöne Köhlerin 33
„ 20. Dein eigen 34
„ 21. Der Meyen 35
„ 22. Wunderbare Aufgaben. A. B. . 63
„ 23. Der wohlgeſinnte Liebhaber . . 40
„ 24. Siebenmal. A. B. . . . 41
„ 25. Schlafengehn 42
„ 26. Heimlichkeit 43
„ 27. Wilhelminchen 44
„ 28. Im Walde. A. B. . . . 45
„ 29. Jungfern und Junggeſellichen . 47
„ 30. Der Ungetreue 48
„ 31. Ehre verloren 49
„ 32. Das Mädchen und der Sagebaum . 51
„ 33. Bäumlein ſteigen. A. B. . . 52
„ 34. Der Baum im Odenwald. . . 54
„ 35. Trübſinn 55
„ 36. Die Roſen 56
„ 37. Die Freudeloſe 57
„ 38. Ade 58
„ 39. Die junge Frau 58
„ 40. Der leichtfertige Liebhaber . . 59
„ 41. Bürſchchen und Mädchen. A. B. . 60
„ 42. Herb 63
„ 43. Jungfrauenehre 64
„ 44. Der treue Sachſe 65
„ 45. Lebe wohl 66
„ 46. Des Vielgetreuen Abſchied . . 67
„ 47. Schätzchen 68
„ 48. Tauſendſchätzchen 69

Jägerlieder.

Seite
No. 49. Der Jäger und ſeine Jägerin . 73
„ 50. Der Jäger mit dem grünen Hut . 75
„ 51. Das beſte Wildbrät 76
„ 52. Die Brommelbeer' 76
„ 53. Das Mädchen im Tannenholz A. B. 78
„ 54. Der Jäger und die reine junge Jungfer A. B. 81
„ 55. Der Jäger von Churpfalz . . 83
„ 56. Der Wilddieb 84
„ 57. Jägers Trauer 86
„ 58. Häslein. A. B. 87

Hirten- und Alpenlieder.

No. 59. Emmethaler Lied 91
„ 60. Ledig in Ehren 93
„ 61. Alpenleben. A. B. 94
„ 62. Die Schwaigerin 96
„ 63. Der Steyriſche Ländler 98
„ 64. Tirolerbub 99
„ 65. Der Platz im Walde 101
„ 66. Der Lauterbacher. A. B. . . . 102
„ 67. G'ſätzle 105
„ 68. Der Vexirjodler 107
„ 69. Das faule Grethel 107

Lieder auf verſchiedene Stände und Städte.

No. 70. Der geiſtliche Ackersmann . . . 113
„ 71. Lob des Bergbau's 114
„ 72. Das Bergmannslied. A. B. . . . 115

Seite
No. 73. Der Schuhmacher 117
„ 74. Der Schornſteinfeger . . . 119
„ 75. Ueberlegung. A B. . . . 119
„ 76. Hänschen im Schornſtein. A—C. 122
„ 77. Die alte und die neue Mode . . 125
„ 78. Der reiſende Handwerksburſche . 130
„ 79. Leipzig 131

Volkslieder verſchiedenen Inhalts.

No. 80. Der ſtolze Reiter 139
„ 81. Der Mord zu Haßlach . . . 139
„ 82. Der falſche Reiter 142
„ 83. Der betrogene Ehemann . . . 143
„ 84. Der kleine Mann 147
„ 85 Der Kirmsbauer. A B . . 149
„ 86. Das Wirthshaus an der Lahn . 154
„ 87 Ver-ri-ra-rauſchet . . . 155
„ 88. Die Spinnerin 157
„ 89 Das Aepfelmädchen 158
„ 90 Ehachachachachanderei . . . 159
„ 91 Kukukerlukukukukuk . . . 161
„ 92. Lawe Lieſebette 162
„ 93. Lau, ſchau mal an . . . 164
„ 94. Die gute Mahlzeit . . . 165
„ 95 Spielchen 168
„ 96. Å bischen zickers 170

Hiſtoriſche Lieder und Soldatenlieder.

No. 97. Der Landsknechtorden . . . 175
„ 98. Ein halberſtädtiſcher Reim aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges (1640) 178

Seite
No. 99. Vater unſer der kölniſchen Bauern (vom Jahre 1704) . . . 178
= 100. Kaiſer Karls VI Tod (1740) . 181
= 101. Die Prager Schlacht . . . 183
= 102. Die Räuber vor Stralſund . . 184
= 103. Der Ausmarſch nach Amerika (1776) 185
= 104. Des Soldaten Klagelied . . 188
= 105. Die Clubiſten 189
= 106. Na=pi=pa=poleon . . . 191
= 107. Napoleon und Kaiſer Alexander . 192
= 108. Lied der tapfern Koſacken . . 194
= 109. Lied der ſchwarzen Huſaren . . 196
= 110. Lieder preußiſcher Soldaten. A. B. 198
= 111. Hei Nümmt Rietut . . . 200
= 112. Das ganz neue Militairmarſchlied 201
= 113. Die luſtigen Hannoveraner . . 203
= 114. Straßburg 204
= 115. Der Deſerteur 205

Geiſtliche Volkslieder.

No. 116. Das geiſtliche Vogelgeſang . . 209
= 117. Wächterruf 219
= 118. Die Mutter Gottes von Einſiedeln (im Canton Schwyz) . . . 223
= 119. Die Braut von Großwardein . 225
= 120. Von der heiligen Katharina . . 230
= 121. Von der heiligen Barbara . . 232
= 122. Johann von Nepomuk. A. B. . 235
= 123. Von der himmliſchen Freuden . 238

Zwei geiſtliche Komödien.

No. 124. Das Schwertfechterſpiel . . 245
= 125. Das heilige Dreikönigsſpiel . . 252

Seite
Anmerkungen 265

Drei Melodien von Volksliedern.

Drei Soldaten (No. 16) 322
Bäumlein ſteigen (No. 33) 323
Trübſinn (No. 35) 324

* * *

Inhaltsverzeichniss

nach den Liederanfängen.

Seite.

Ach Haſe, lieber Haſe 47
Adieu, mein Schatz, denn ich muß fort . . . 60
Alexander der Große, der große große Held . 194
Als Churmainz iſt übergegangen 189
Als der Mann zum Stalle kam 143
Als wir jüngſt in Regensburg waren . . . 22
Auf, Brüder, auf: zur Schlacht, zur Schlacht, Hurrah! 196
Auf dem Berge lebt man frei 94
Auf dieſer Welt hab' ich keine Freud . . . 57
Auf einer grünen Haide 155

Breslau in Schleſien iſt recht gut 130

Daß 's im Wald finſter iſt, dui 'da 63
Der Bergmann iſt eine edle Zier 144
Der erſte König wohl an dem Rhein . . . 4
Der Jäger in dem grünen Wald 73
Der König und der Kaiſer führen einen Streit 230
Der Meyen, der Meyen 35

Seite
Der Wächter von dem Thoren blies 64
Des Abends, wenn ich früh aufſteh . . . 161
Des Abends, wenn ich ſchlafen geh 42
Dirnerl, merk Dir den Baum, wo ma z'ſamm könna ſein 107
Doachter willſt Du'n Mann hem? 121
Dort loß i mein Kühel am liebſte freſſe . . 104
Drei Lilien, drei Lilien die pflanzt ich auf ein Grab 139

Eines Anwalds Sohn aus Corſika 200
Ein Jäger von Churpfalz 83
Es fuhr ein Bauer in's Holz 149
Es ging ein Knabe ſpazieren 27
Es ging ein Jäger aus jagen
Wohl in das tannene Holz 78
Es ging ein Jäger aus jagen
Wollte jagen auf der königlichen Haid. . 82
Es ging ſich ein Jäger aus jagen
Drei Stündelein vor dem Tagen . . . 81
Es ging ein Mädchen in die Stadt . . . 158
Es ging ein Mädchen und holte Wein . . . 16
Es hatt' ein Bauer ein Töchterlein 18
Es reiſt' ein Sachſer in's fremde Land . . . 65
Es ritt ein Reiter wohl durch den Hain . . 10
Es ritten drei Regimenter wohl über den Rhein 23
Es ritten drei Reiter zu Biere 142
Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus . . 58
Es ſchlief ein Reiter bei ſeiner Dam' . . . 19
Es ſteht ein Baum im Odenwald 54
Es ſteht ein Wirthshaus an der Lahn . . . 154
Es ſtund eine Linde im tiefen Thal 29

Seite.
Es war ein Jäger wohlgemuth 86
Es war ein junger Knab' 139
Es war einmal ein Mädchen 44
Es wohnt ein Markgraf an dem Rhein . . 3
Es wollt' ein Mädchen früh aufſtehn
  Und wollte Waſſer holen 36
Es wollt' ein Mädchen Waſſer holen . . . 38
Es wollt ein Mädchen ſehr früh aufſtehn
  Und in den grünen, grünen Wald ſpazieren
   gehn. 12
Es wollt' ſich ein Mädchen früh aufſtehn
  Drei Viertelſtunde vor Tag 76
Es wollt' ein Mädchen zu Tanze gehn . . . 54
Es wurden drei Soldaten gefangen und geführt 25
Es zog ein Schäfer wohl über den Berg . . 45

Friſch auf, ihr Brüder, wir müſſen in das Feld 19[illegible] 5
Friſch auf, ihr Preußen, wir müſſen in das Feld 199

Geſtern Abend in der ſtillen Ruh
  Hört' ich einer Amſel in dem Walde zu . 45
Geſtern Abend in der ſtillen Ruh
  Hört' ich ein Geräuſch im Walde zu . . 46
Geſtern Abend ging ich aus 88
Gott genad' dem edlen Kayſer alſo frommen . 175

Hab' ich nit a ſchönes Hütle auf? 164
Hänschen ſaß im Schornſtein 124
Hänsken ſatt in Schottſteen 123
Hans ſitt in Scheſteen 122
Hört ihr nicht den Jäger blaſen? 50

Seite.
Ich armer Has' im weiten Feld 87
Ich hab' was Neues vernommen 181
Ich ging mal über Berg und Thal 44
Ich ging wohl auf mein Kämmerlein . . . 44
Ich ging ſpazieren wohl durch den Hain . . 59
Ich kann nicht ſitzen, ich kann nicht ſtehen . . 50
Ich nehme meine Büchſe 84
Ich ſetzte mich nieder 56
Ich ſah ein Schifflein ſchwimmen 201
Ich ſtand auf hohem Berge 6
Ich ſuch' mein Nahrungsweid' 236
Ich verrauſche und verbrauſe 47
Ich weiß ein ſchönes Haus 168
Ich wollt' ein Bäumlein ſteigen 25
Ich wollte wünſchen, es wäre Nacht . . . 43
Ihr Herren und Frauen, laßt euch ſagen . . 219
Ihr luſtigen Hannoveraner, ſeid Ihr Alle beiſammen 203
Im Walde alleine allhier auf dieſer Welt . . 184
In Böhmerland bei Prag 183
In Lauterbach hab' ich mein'n Strumpf verlor'n 102
In Ungerland, in Großwardein 225
Iſt Alles dunkel, iſt Alles trübe 55
Jetzt hat mir mein Vater vierzig Gulden gegeben 34
Jetzt kauf i mir fünf Leitern 105
Johann von Nepomuk 235
Juchhe! Tirolersbub, traſlateriti 99
Jungfer Lieschen lag oben im Bettchen allein . 117

Lauter ſchöne Leut ſein wir 41
Leipzig, edle Lindenſtadt 131

Seite.
Mädchen, willſt Du freien? 119
Morgen muß ich fort von hier 66
Morgens früh bei kühlen Tagen 76
Morgens wenn ich früh aufſteh 119
Muß i denn, muß i denn zum Städtel hinaus,
Städtel hinaus, Städtel hinaus 67

Napoleon ſprach zum Kaiſer Alexander . . 192
Nichts ſchöneres thut mich erfreuen 8
Nun, Adieu, mein Tauſendſchätzchen 69

Ob ich gleich ein Schäfer bin 256
Obriſt Kracht 178
O heilige Barbara, Du edle Braut 238
O Kloſterleben, Du Einſamkeit 188
O Straßburg, o Straßburg 204

Schätzchen lief zum Berg hinauf 68
Sorgen und Trauern 93
Spinn, ſpinn min leve Dochter 157

Taback, Taback, Du edles Kraut 115

Und als ich achtzehn Jahr alt war 159
Und wen's a mol ſchön Abend werd 98

Über die Wieſe bin ich gangen. 170

Vor wenigen Jahren als ich Jungfer noch war. 58

Wacht auf, wacht auf 116
War einſt ein jung, jung Zimmergeſell . . . 13

Seite.
Wann i in der Früh aufſteh, ai, ei, ei, a. . . 96
War mal ein kleiner Mann 147
Was dunkelt in dem Walde 49
Was kann ſchöner ſein 94
Was wollen wir ſingen und heben an? . . 143
Wenn ich des Morgens früh aufſteh,
Und in den Wald ſpazieren geh . . . 80
Wenn nu de Pott en Lock hat 162
Wer eſſen will, der geen zu Tiſch 165
Wer ſo ein faules Grethel hat 107
Wer will mit nach Amerika, nach Amerika? .
Wie geht es jetzt auf dieſer Welt? 125
Wie hell leucht't der Mond? 223
Wir genießen die himmliſchen Freuden . . . 238
Wohlan, die Zeit iſt kommen 48
Wohlauf, ihr klein Waldvögelein 209

Zieht der Ruſſe in den Krieg 194
Zwiſchen Berg und tiefem, tiefem Thal . . . 34
Zu Straßburg auf der Schanz' 205

Vorwort.

Als die Quelle der nachfolgenden Sammlung ſind 1. und hauptſächlich zu betrachten der Volksmund, und zwar iſt ſie in ſofern ſie dieſem entnommen wurde eine vorzugsweiſe harziſche; 2. fliegende Blätter und da dieſe aus ganz Deutſchland mir vorliegen, ſo iſt ſie eine Sammlung deutſcher Volkslieder*). Neben dieſen beiden Grundquellen kommt 3. die gelegentliche Aufnahme einiger wenigen Lieder aus, dem Buchhandel angehörigen, meiſt auf den Geſang berechneten Schriften, wo ſie vielen Freunden des Volksliedes nicht handlich ſtehen, nicht in Betracht.

---

*) Ausſchließlich dem Volksmunde entnommen wurden nicht unter 62 Nummern dieſer Sammlung, ausſchließlich aus fliegenden Blättern ausgewählt 34. In vielen Fällen wurden aber mündliche (oder ſchriftliche) Mittheilung und fliegende Blätter zugleich benutzt.

Aus dem Volksmunde habe ich ſelbſt viel und in ziemlichem Umkreiſe geſammelt, aus Nähe und Ferne vieles ſchriftlich von Gönnern und Freunden erhalten. F. Jacobſen, gegenwärtig Geſchäftsführer der „Allgemeinen Monatſchrift für Wiſſenſchaft und Literatur“ in Braunſchweig, lieferte plattdeutſche Beiträge aus dem vieltheuren Schleswig-Holſtein, an deſſen Geſchichte ſein Name geknüpft iſt. Andres floß mir ebenfalls aus Schleswig-Holſtein zu. Mein Freund Dr. Garthe, jetzt praktiſcher Arzt in Monheim am Rhein, ſchickte die ſchönſten der Volkslieder, die er während eines bewegten Jugendlebens gelernt hatte und uns dann in Halle mit ſeinem herrlichen Baſſe vorſang. Otto Seemann, jetzt Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium in Cöln, erinnerte ſich, namentlich als wir beim Wiederſehen nach langer Zeit meine Sammlungen mit einander durchblätterten, auch an dieſes und jenes, das wir damals mit einander geſungen hatten und ſchrieb es auf. Das meiſte lieferte der Lehrer Theodor Stender vom hannöverſchen Harze. Er ſammelte es meines Wiſſens mit Hülfe eines Freundes in ſeinem Wohnorte Lonau und in dem benachbarten Städtchen Herzberg, der

Wiege des hannöverſchen und engliſchen Königshauſes*). Lohrengel, der gleich Stender mir auch ſchon beim Sammeln der Harzſagen half, ſchickte aus Altenau auf dem hannöverſchen Harze und ſpeciell auf dem Oberharze**). Dies und meine eigenen Sammlungen in dem oberharziſchen Bergdorfe Lerbach***) bewirkte, da Lerbach, Altenau, Lonau und Herzberg nur 2—5 Stunden auseinanderliegen und da an dieſen Orten wohl durchſchnittlich dieſelben Lieder bekannt ſind, beſonders daß ich in den Beſitz reichlicher Texte von denſelben Liedern kam. Wie in Schleſien einſt für Heinrich Hoffmann's Sammlung die Seminariſten Volkslieder aufſchrieben, ſo regten in Halberſtadt auch unſer Elis, und der Seminarlehrer K. Th. Kriebitzſch, Herausgeber des „Leſebuchs für Seminarien“ (1851) und andrer Schriften, die Seminariſten zum Sammeln von

---

*) Die Sagen dieſes merkwürdigen Städtchens findet man in H. Pröhle, Harzſagen, Leipzig 1854, S. 181—186; eine Beſchreibung von Herzberg in H. Pröhle, Michaelisreiſe, deutſches Muſeum von 1853.

**) Die Sagen von Altenau ſ. Harzſagen S. 117 bis 124.

***) Die Sagen von Lerbach ſ. Harzſagen S. 148—159. Vergl. auch die Angaben in H. Pröhle, Kinder- und Volksmärchen, Leipzig 1853 Vorwort S. XVIII.

Liedern für mich an. Für meine Sammlung von Kinderreimen, die ich ſelbſtändig mit den Kinderſpielen herauszugeben beabſichtige, ſcheint dies ſehr erſprießlich zu werden, doch iſt es auch ſchon für die Volkslieder nicht ohne allen Erfolg geweſen, wie die Anmerkungen ausweiſen. Für die Anmerkungen, insbeſondere für diejenigen zu den hiſtoriſchen Liedern, verdanke ich eine Auskunft meinem Freunde dem Bibliothekſecretair Dr. W. Höck in Wolfenbüttel und dem Profeſſor Zober in Stralſund.

Mit der mündlichen Ueberlieferung der Volkslieder geht die durch fliegende Blätter in der Art Hand in Hand, daß die fliegenden Blätter, ſo weit ſie eben für unſern Zweck brauchbar ſind, ſelbſt aus dem Volksmunde ſchöpfen; dieſer entlehnt dann ohne Zweifel wieder aus fliegenden Blättern, eignet ſich aber dabei wohl ſeltner die echten Volkslieder an, als die eigens für die Leierkaſten fabricirten ſchofeln Lieder, die dem Volke ja viel ſchöner vorkommen als die von ſeinen Vätern ererbten, weil ſie moderner ſind. „Drei ſchöne neue Lieder“ iſt der liebſte Titel dieſer fliegenden Blätter. Gelegentlich führen ſelbſt vier Lieder dieſe Geſammtüberſchrift (ganz im Sinne der Göthe'ſchen Bemerkung:

Und wenn zu dreien der vierte wär,
So wär ein heil'ger Dreikönig mehr)

obgleich noch dazu die Ueberſchriften der einzelnen Lieder dieſe meiſt nur zählen: „Das erſte", „das zweite", „das dritte", „das vierte". Alle benutzten fliegenden Blätter ſind in Octav, nur von den nicht hierhergehörigen Räuber- und Mordgeſchichten iſt ausnahmsweiſe wohl einmal eine, mit einem breiten Holzſchnitt, in Folio gedruckt, um die Beſtürzung zu vergrößern. Die Lieder ſind meiſt wie Proſa gedruckt, öfters aber iſt der Druck auch nach den Verszeilen abgetheilt. Die in unſrer Sammlung bei allen Liedernummern durchgeführte Numerirung der Strophen findet ſich in den fliegenden Blättern nicht regelmäßig. In den neuern und neuſten fliegenden Blättern ſind die alten Lieder noch zu finden, aber ſparſam und es charakteriſirt die tiefe Geſunkenheit der neueren fliegenden Blätter, namentlich im Vergleich mit dem Werth der noch im Volksmunde ſich erhaltenden Lieder, daß von den Balladen dieſer Sammlung keine mir in fliegenden Blättern zu Geſicht kam, alle dagegen ſich noch im Volksmunde fanden. Ich habe die neuern fliegenden Blätter, neben vielen ältern fliegenden Blättern aus ganz Deutſchland, redlich benutzt und mir auch einen Einblick in dies ganze Getriebe und Belehrung über dieſen verkommenen Literaturzweig zu verſchaffen geſucht. Von den Liedern, die ſeit den letzten ſechs Jahren von Frankfurt an der Oder an, in Berlin und Magdeburg, bis zur Altmark und dem Harz, ſo wie in einem Theile von Hannover und bis nach Nordalbingien hin geſungen ſind, möchte mir wohl das Meiſte in einem oder dem andern Druck zu Geſicht gekommen ſein. Die fliegenden Blätter waren früher im Grunde die Verlagsartikel derer, die ſie auf dem Leierkaſten verkauften. Je ſparſamer das alte, echte Volkslied in ihnen wurde, um ſo mehr ſcheint ſich das Bedürfniß herausgeſtellt zu haben, dieſe Blätter ohne Ort und Jahr einer Controle zu unterwerfen. Dies konnte nur dadurch geſchehen, daß man kein Exemplar verkaufen ließ, welches nicht einen Polizeiſtempel trug und eine ſolche Controle wurde wirklich in Preußen durchgeführt. Die Arbeit, welche einzelnen Behörden dadurch erwuchs, war ungeheuer. Um die fliegenden Blätter von Trowitzſch und Sohn ſtempeln zu können, ſollen in Berlin beſondere Veranſtaltungen getroffen ſein. Für den Polizeiſtempel ſorgte der Buchdrucker und dadurch ſcheinen die fliegenden Blätter zuerſt mehr in deſſen Hände gekommen zu ſein. Bald fing man an zu ſtereotypiren. Jetzt fällt der Polizeiſtempel fort; da indeſſen nach dem Preßgeſetz Drucker und Druckort genannt werden muß, ſo werden die fliegenden Blätter mehr und mehr förmliche Verlagsartikel der Buchdrucker und die Verkäufer von fliegenden Blättern mehr in Bezug auf dieſe zu Colporteuren. Ohne Zweifel findet dadurch nun auch eine größere Concentration des Drucks auf wenige Firmen ſtatt. Unter dieſen Umſtänden wäre es nicht ganz unmöglich, ſich einen Einfluß auf dieſe Literatur zu verſchaffen und auf ihre Hebung hinzuwirken. Jedenfalls mögen die Vaterlandsfreunde nicht überſehen, welche Rüſtkammern ihnen in dieſen Druckereien mit dem organiſirten Handel durch Invaliden u. ſ. w. offen ſtehen und wie wichtig der Einfluß gutgeſinnter und patriotiſcher Männer auf denſelben in Stunden der Gefahr werden könnte.*)

Unter den Sängern am Leyerkaſten verſchwinden jetzt zwar die Invaliden, aber nicht die Einarme und die ſonſt vom Schickſal gezeichneten Perſonen. Wie ſchwer es dem alten und echten Gut hier gemacht wird, ſich noch einigermaßen zu erhalten, kann man ſich leicht denken, wenn man weiß, daß dieſen Leuten eine Art Literaten zur Hand geht, deren einer z. B. in einer mir ſonſt ganz unbekannten Buchdruckerei in *** ſeinen Sitz haben ſoll. In der Regel aber gehn ihnen die Buchdrucker ſelber mit Rath zur Hand und ich kenne einen ſolchen, der noch Mordgeſchichten dazu auf große viereckige Tafeln malte. „Wenn ich -- ſo erzählte

---

*) Meine Sammlung fliegender Blätter in Octav, (andre bleiben vorläufig außer Betracht), die keineswegs alle für die hier vorliegende gedruckte Sammlung benutzten fliegenden Blätter enthält und namentlich durch Geſchenke unſeres verehrten Regierungs- und Polizeiraths Stiebler zu Wernigerode auf eine dankenswerthe Weiſe vermehrt wurde, enthält bis jetzt etwa 160-

---

fliegende Blätter und, durchlaufend von mir paginirt, nahe an 1000 Seiten. Dieſe enthalten 10, faſt ohne Ausnahme geſchichtliche, Proſaſtücke und 5—600 verſchiedene Lieder und Gedichte, von denen jedoch viele in häufigen Abdrücken wiederkehren. Stücke in verſchiedenen Dialekten kommen 22 vor, ſind aber natürlich ſehr incorrect. Die Sammlung, die ohnehin vielleicht unter den hiſtoriſchen Liedern einiges ſonſt nicht vorhandene Material für die Geſchichte aufbewahrt, hat zunächſt ein culturhiſtoriſches Intereſſe. Die in meine hier vorliegende Sammlung nicht aufgenommenen Lieder der fliegenden Blätter habe ich dort ſchriftlich mit literariſchen Anmerkungen verſehen. Eine bibliographiſche Ueberſicht über die Sammlung von fliegenden Blättern, ſo weit ſie bisher gediehen iſt, möchte hier am Platze ſein. Sie enthält hiſtoriſche Dichtungen aus der Zeit vor der franzöſiſchen Invaſion und der Freiheitskriege: 5. Hiſtoriſche Dichtungen aus der eben bezeichneten Zeit ſelbſt, einſchließlich einiger geſchriebenen Volkslieder aus jener Zeit, die ich dem Schulzen Thiele in Röſchenrode verdanke: 34. Auf Napoleon's ſpätere Lebenszeit und Tod: 4. Auf das Jahr 1830: 3. Allgemeine Lieder auf das Jahr der lebhafte und witzige Mann — eine Mordgeſchichte fertig gemalt hatte, ſo bewirthete ich den erſten Orgeldreher, der zu mir kam, auf's Beſte, dann aber öffnete ich zwei bis drei Thüren und durch dieſe hindurch ſah er mein neueſtes Gemälde in magiſcher Beleuchtung. Ein Schrei des höchſten Entzückens entfuhr ſeinen Lippen: Herr, ſagte er, um dieſes Bild werden wir

---

1848: 4. Auf die Hinrichtung Robert Blum's: 1. Auf die ungariſche Revolution: 1. Auf Schleswig-Holſtein: 8. Auf den badiſchen Feldzug und die letzte Mobilmachung unſerer Landwehr: 4. Lieder, die ſich auf beſtimmte Stände beziehen, hat die Sammlung: 18. Religiöſe Dichtungen: 2. Mir unbekannte Dichter ſind 3 mal unter Gedichten genannt: F. Oppermann, Carl Herrmann Friegs (dieſe beiden ſind Soldaten), Dr. Reiterſcheid. Außerdem finden ſich Lieder in der Sammlung, die meines Wiſſens folgenden angehören: Schubart, Gleim, Claudius, Bürger, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, Göthe, Hebel, Fouqué, Julius Moſen, B. Thierſch, Straß und Chemnitz (die gemeinſamen Verfaſſer des Liedes „Schleswig-Holſtein Meerumſchlungen"), Holtei, Herloßſohn. Seitenſtücke wurden bemerkt zu Gedichten von Bürger, Claudius, Arndt, Oettinger Einmal findet ſich der Titel „Vier neue Geſundheitslieder" für Lieder, die keineswegs als Trinklieder oder Toaſte erſcheinen. Den Titel „Drei ſchöne neue Lieder" haben 16 Lieder. Der oben erwähnte Fall, daß vier Lieder: drei neue Lieder betitelt ſind, kommt zweimal vor. Die Bezeichnung „Gedruckt in dieſem Jahr" haben einig — ich bezahle zwölf Thaler. Alsdann bemerkte ich ihm, daß die Tafel nur verkauft würde, wenn er mehrere Ries bedrucktes Papier dazu nähme. Was haben Sie, fragte ich, für ein Lied auf Ihrer Drehorgel? Den Baron, antwortete er zum Exempel. Nun machte ich in der Nacht auf die Mordgeſchichte ein Lied nach der Melodie: Verzeihen Sie mein Herr

---

6 fliegende Blätter. Der für etwas recht Altes ſprüchwörtliche Titel „Drei ſchöne neue Lieder, gedruckt in dieſem Jahr, Anno 1701“, iſt mir nicht ſelbſt zu Geſicht gekommen, aber ſo oder ähnlich gewiß oft genug angewandt, da das Jahr 1701 noch bis jetzt ſprüchwörtlich iſt, z. B. in der Redensart „Anno 1, als der große Wind blies.“ Fliegende Blätter mit förmlichen Titelſeiten finden ſich: 28. Mit Holzſchnitten oder ſonſtigen Vignetten: 20, darunter colorirt: 1. Aus einem Viertelbogen beſtehen: 105. Aus einem halben Bogen: 52. Aus einem ganzen Bogen: 1. Paginirt ſind: 2. Namen und Wohnort des Druckers geben vollſtändig an: 42 fliegende Blätter. Auf dieſe Weiſe erſcheinen als in der Sammlung vertreten: Dietlein in Halle (Dietlein sen., Bacharan & Dietlein, u. ſ. w., im Ganzen mit 8 fliegenden Blättern.); J. J. Spiegel in Hannover (mit 4), Frunta'ſche Buchdruckerei, L. Fliß in Magdeburg (mit 4), Döring in Calbe [an der Saale] (mit 4), Trowitzſch & Sohn in Frankfurt [an der Oder] und Berlin, Oberwaſſerſtraße Nr. 10. (mit 3), Zürnbigl'ſche Buchdruckerei in Berlin (mit 2), G. P. Winterſtein in Schönebeck (mit 2), Schnurre & Lin-

Baron, ohne mich an die Wahrheit zu binden, es wurde gedruckt und im Lande geſungen. Einſt kam einer meiner Kunden zu mir und klagte, daß man ihm ein Bild in *** weggenommen, weil zu viel Blut daran geweſen ſei. Sogleich malte ich eine Mordgeſchichte ganz ohne Blut: nämlich einen Mann, der ſeine Frau nach der Niederkunft mit einer großen Nadel erſtach, wonach ſich die Wunde

---

demann in der Neuſtadt-Magdeburg (mit 2), J. E. Schmidt in Berlin und Warſchau, J. W. Herling in Merſeburg, Julius Jungheim in Schwedt, Friedrich in Erfurt, J. J. Rohr in Vegeſack, Chr. Robolsky in Salzwedel, Colbatzky'ſche Buchdruckerei in Burg, Dieterici in Halle, W. Rode in Mühlhauſen, F. Wegener in Stendal, Gruſe in Nordhauſen, H. Schäfer in Stollberg (je mit 1). J. Kahlbrocks Wittwe in Hamburg, bei der fliegende Blätter erſcheinen, nennt ihren Namen und die Stelle, wo ihre Druckerei ſteht, aber nicht die Stadt, wo ſie ſich befindet. 3 fliegende Blätter aus Magdeburg und aus Bremen tragen den Namen des Druckortes ohne den des Druckers. Delitzſch zeichnet zuweilen: „in daſiger Druckerei“. — Druckereien, welche viel fliegende Blätter verlegen, pflegen Verlagsnummern auf die verſchiedenen fliegenden Blätter zu drucken, was ihren Handel damit erleichtert; fliegende Blätter, welche ohne weitere Angaben blos eine Verlagsnummer enthalten, finden ſich 14, fliegende Blätter, welche zwar nicht Drucker und Druckort nennen, deren Urſprung aber aus den Polizeiſtempeln von Köln, Nordhauſen, Delitzſch u. ſ. w. kenntlich iſt, finden ſich 17.

wieder ſchloß, und das Kind mit dem Nutſchlappen erſtickte. Später malte ich, wie eine Mutter, während eben ihr untreuer Gatte auf einem Schiffe nach Amerika abſegelte, ſich und ihre Kinder in ein großes Laken wickelte und in die See rollte. Auch das war eine Mordgeſchichte ohne Blut und ich kam dadurch weit und breit in Ruf.“ So weit unſer Buchdrucker. Die Gemälde von Mordgeſchichten werden gewöhnlich zuerſt in Proſa erläutert, dann folgt die Geſchichte noch einmal in einem Liede. Beginnt die erſte „Ein Zeitungsblatt meldet uns aus Dresden eine neue Schaudergeſchichte von menſchlicher Verworfenheit und Grauſamkeit, die an's Grenzenloſe geht. Durch Reiſende wird uns dieſe Geſchichte umſtändlicher erzählt, wie hier folgt —,“ ſo beginnt die letzte:

Hört' und erſtaunt, was ich bericht'!
Es iſt die ſchreckliche Geſchicht.
Die ſich zu Dresden in Sachſenland
Hat zugetragen wie bekannt u. ſ. w.

Wo die Darſtellung von Mordthaten aufkommt, wird das echte Volkslied ganz verdrängt. Nie findet man die gereimte Beſchreibung einer Mordgeſchichte mit einem echten Volksliede zuſammengedruckt.

Neuerdings in Süddeutſchland gedruckte fliegende Blätter ſind mir weniger bekannt, jedoch iſt anzunehmen, daß das Uebel dort nicht geringer iſt, als bei uns. Einen freundlichen Gegenſatz gegen die ſonſtige Zerriſſenheit der neueſten Volkspoeſie bilden aber die Lieder, welche die tyroler Sänger mit nach Mittel- und Norddeutſchland bringen. Ihr Jodeln und ihre Tracht ſind hier ſehr beliebt, weshalb auch viele falſche Tyroler umziehen und ſogar den Doppeladler am Gürtel tragen. Der Sänger Kilian, aus Tyrol, der mit ſeinen Töchtern ſich beſonders von Dresden bis Braunſchweig eingebürgert zu haben ſcheint, läßt von Zeit zu Zeit die Lieder, die er ſingt, als fliegende Blätter drucken. Es ſind theils Lieder, die er, wie er ſagt, ſelbſt gemacht hat, theils andere neue Lieder aus Tyrol, theils auch einige wenige wirkliche süddeutſche Volkslieder, welcher letzteren wegen ſeine fliegenden Blätter eigermaßen für unſere Sammlung benutzt werden konnten.

Es iſt übrigens noch nicht lange her, daß mehr oder weniger echte Volkslieder von einzeln herumziehenden Perſonen aus Norddeutſchland nicht blos zur Drehorgel, ſondern auch zur Cither und ſogar zum Triangel geſungen wurden. So hörte ein preußiſcher Landrath einſt in ſeinem Kreiſe einen Mann zur Cither ein Lied ſingen, in dem Napoleon klagte:

> Dem Kaiſer Franz hab' ich getraut,
> Auf ihn hätt ich ein Haus gebaut;
> Jedoch er hat ſich excuſiret
> Und mir (sic!) gewaltig angeſchmieret.

Einige Zeit darauf äußerte er zufällig gegen einen ſeiner Untergebenen den Wunſch, das Lied noch einmal vollſtändig zur Cither ſingen zu hören. Dieſer berührte dies unglücklicherweiſe an einem Orte auf der Grenze, wo die Gendarmerie dreier Regierungen ihre Zuſammenkünfte hielt, wurde dabei aber mißverſtanden und in Folge deſſen ward in einem angrenzenden Staat auf den Sänger von Napoleon's Klagelied gefahndet. Der Sänger mit der Cither wurde daher plötzlich, tief aus jenem Lande her, über die preußiſche Grenze geſchafft und ſammt ſeiner Cither zur Verfügung des ſtaunenden Landrathes geſtellt.

Die Lieder der Sammlung habe ich in verſchiedene Abſchnitte eingetheilt. Wenn ſchon die Ueberſchriften dieſer Abſchnitte zeigen, daß dieſe Eintheilung keine ſtreng logiſche iſt, ſo hoffe ich doch, daß ſie nicht allein eine bequeme Ueberſicht gewährt, ſondern daß im Ganzen dasjenige, was zuſammen gehört, auch zuſammen ſteht. Ich habe den Verſuch gemacht, die verſchiedenen

Abſchnitte der Lieder nach dem größeren oder geringeren Grade ihrer Volksthümlichkeit und damit von ſelbſt auch im Allgemeinen einigermaaßen nach ihrem muthmaßlichen Alter zu ordnen. Das alterthümlichſte, echte Volkslied trägt einen allgemein-menſchlichen, nicht einen durch Ständiſches und ſonſtiges Individuelles beſchränkten Charakter. Dieſer erhebt ſich bis zum Erhabenen in den Balladen. Deren habe ich beſonders viele und ſchöne durch Stender erhalten, alſo von einer, ernſten Waldarbeiten obliegenden Bevölkerung, die ſich von der Bevölkerung andrer Walddörfer gewiſſermaaßen abſcheidet und ihrer ſtrengen Sittlichkeit wegen ſogar Gegenſtand der Volksſatyre benachbarter Dörfer wird.*) Faſt nicht minder alterthümlich iſt das Liebeslied. Nach dem, was uns eingeſandt wurde, ſcheint es in Altenau, alſo im Harze bei der munteren Bergmannsbevölkerung, vorzuherrſchen. Auch die Jägerlieder tragen noch den allgemein menſchlichen Charakter, nicht eigentlich den entgegengeſetzten eines beſtimmten Standes, und gewiß ſind ſie nur deshalb in Norddeutſchland unter dem Volke ſo außerordentlich verbreitet, weil unter dem Bilde der Jagd immer wieder, wie ſchon ſo ſchön und meiſterhaft in dem erſten dieſer Lieder, die Liebe dargeſtellt wird,

---

*) S. Harzſagen S. 192. — Die Bevölkerung von Herzberg mag, wenigſtens im Vergleich zu den 7 Bergſtädten Altenau u. ſ. w., einen dem Lonauer nicht ganz unähnlichen Charakter tragen.

„Um deiner aufzuſpüren,
Ging ich in dieſen grünen Wald.“

heißt es darin, und damit iſt der Sinn der meiſten dieſer Jägerlieder, worunter ſich die ſchönſten Liebeslieder finden, ausgeſprochen. Schon Herder ſcheint nach einem Jägerliede, das er kannte und das ihn lebhaft beſchäftigte*) (es iſt daſſelbe, das wir als Motto über den betreffenden Abſchnitt ſetzten) das Allegoriſche dieſer Lieder gefühlt zu haben. — Jagd und Viehzucht ſind die urſprünglichſten Beſchäftigungen der Menſchen. So tragen denn auch die Hirtenlieder den allgemein-menſchlichen Charakter: ihren Hauptinhalt bildet eine reine Liebe und die freilich nicht allegoriſch zu verwendende Beſchäftigung des Hirten iſt wenigſtens, wie die des Jägers, eine urſprüngliche und deshalb rein poetiſche, deren Hervortreten nicht ſtörend wirken kann. Die Mittheilung von Liedern aus Süddeutſchland und von den Alpen, wo ich mich auf einer Fußwanderung zuerſt lebhaft vom Volksleben angezogen fühlte, gereicht mir ſehr zur Freude.

---

*) Stimmen der Völker in Liedern, Herders ſämmtl. Werke, zur ſchönen Literatur und Kunſt. 7. Theil. 1828, S. 33 und 34.

In den bezeichneten vier Abſchnitten nun findet man im Allgemeinen die alterthümlichſten Lieder. Der Abſchnitt „Volkslieder verſchiedenen Inhalts“ (er enthält auch noch viele erzählende Lieder, da in dem erſten Abſchnitt nur Balladen vom reinſten Waſſer ſtehen ſollten) ſchließt ſich nach ſeinem Hauptinhalte hier noch an und würde, wenn dann nicht die Ueberſchrift zu ſehr befremden und gar zu unlogiſch ſcheinen würde, vor den „Liedern auf verſchiedene Stände und Städte“ ſtehen, wo bei einigen Liedern ein culturhiſtoriſches Intereſſe vorherrſcht. Auch die Soldatenlieder ſind alterthümlicher als die „auf verſchiedne Stände und Städte“, aber wer möchte die Soldatenlieder von den hiſtoriſchen getrennt wiſſen, zumal da ein beſtimmtes Lied geradezu die Brücke zwiſchen beiden bildet?

Unter den hiſtoriſchen Liedern ſtehn auch zwei aus dem zweiten Bande der hiſtoriſchen Volkslieder des Freiherrn von Soltau, wozu ſich das Material in Soltau's handſchriftlichem Nachlaſſe vorgefunden hat, auf Grund deſſen ich ſeiner Zeit Soltau's ausfürlichen Nekrolog (ſ. Vogts

Nekrolog, 24 Jahrgang, I., S. 447 — 453.) veröffentlicht habe und aus dem ich von dieſen beiden Liedern Abſchrift nahm. Unbedenklich habe ich unter die hiſtoriſchen Lieder auch eine Anzahl von Liedern aus den Freiheitskriegen aufgenommen. Mögen dieſe Lieder ſo jung ſein als ſie wollen: für den Hiſtoriker haben ſie das größte Intereſſe und werden ſpäter einmal ſehr geſchätzt ſein. Was ich davon aufgenommen habe, iſt Alles, was mir gleich Anfangs davon vorlag, aber eine große Anzahl mir jetzt noch vorliegender, dahin gehöriger Lieder blieb unbenutzt, ob ſie ſich vielleicht zu einer eigenen kleinen Sammlung neuer hiſtoriſcher Lieder vermehren. Es iſt wohl keine Frage, daß dieſe Lieder zu ihrer Zeit ungleich mehr im Heere geſungen wurden als die Körner's.*) Mit Bezug auf die, aus den Befreiungskriegen hier aufgenommenen Lieder hoffe ich, daß die Sammlung, wie ſie mit patriotiſchem Sinne durchgeführt wurde, auch patriotiſche Leſer finden wird.**)

---

*) Vergl. in meinem Aufſatz „die Lützower“ im deutſchen Muſeum von 1854 Abſchnitt 7 „Theodor Körner“, a. a. O. Nr. 32., beſonders ebenda S. 213

**) Ein hiſtoriſches Gedicht: „Eine alte Hiſtori oder Gedicht von einem Fürſten und Herrn, Herrn Hertzogen zu Braunſchweig vnd Lüneburgk, Heinrich der Löwe geheiſſen. In Geſangsweiſe gerichtet Im Jahr 1585“, von 104 achtzeiligen Strophen, mit dem

Wie an die eben bezeichneten Lieder zwar nicht die Forderung geſtellt iſt, daß ſie in der Art der früheren Lieder der Sammlung volksthümlich ſein müſſen, um in dieſelbe aufgenommen zu werden, wie ſie aber dennoch noch von der Kunſtdichtung, der politiſchen Poeſie der Freiheitskriege ſich unterſcheiden, ſo iſt bei den geiſtlichen Volksdichtungen nicht gerade der ſtrengſte Maßſtab der Volksthümlichkeit angelegt, ſondern es genügte das geiſtliche Volkslied nur vom Kirchenliede zu unterſcheiden, das, ſeinem Tone nach oft nur leicht von ihm getrennt, ſich durch den beſtimmten Zweck von ihm ſondert, auch einen eigenen Zweig unſerer Literatur bildet, während das geiſtliche Volkslied wie ein Waldbruder, der freilich ſchon dem Wunderhorn ein lieber Gaſt iſt, im Freien lebt. Die meiſten der größtentheils ſehr ſchönen geiſtlichen Lieder dieſes Abſchnittes, ſo wie einige Lieder, die in meiner Sammlung paſſender an andern Stellen eingereiht werden

---

Anfang: Man ſaget von ſtarken Helden“, und dem Schluß: „In ſeine gewaltige Hand“, verſchieden von dem durch Maßmann veröffentlichten verwandten Liede auf Heinrich den Löwen, liegt mir in meiner Abſchrift vor, ſoll indeſſen bei andrer Gelegenheit, vielleicht in einer Monographie über die Sage von Heinrich dem Löwen, veröffentlicht werden.

konnten, verdanke ich der nicht gewöhnlichen Güte des Gutsbeſitzers **Philipp Nathuſius** zu Neinſtedt am Harz, welcher ſich überhaupt mit dem geiſtlichen Liede auf eine erfolgreiche Weiſe beſchäftigt hat und zur Bewahrung des Alten und Echten in unſerm halberſtädtiſchen Geſangbuche eine in jeder Beziehung würdige Denkſchrift mit höchſt verſtändigen Vorſchlägen als Manuſeript drucken ließ. Er erlaubte mir die betreffenden Lieder aus einer umfangreichen Sammlung fliegender Blätter, meiſt aus dem vorigen Jahrhundert, und meiſt oder ausſchließlich katholiſche Volkslieder enthaltend, in deren Beſitz er gekommen iſt, auszuwählen. Ich nahm bei der geſtatteten Auswahl beſonders auf Legenden Rückſicht. —

Die Ueberſchriften der meiſten Nummern vorliegender Sammlung rühren von mir her.

Sowohl Lieder, die in anderen Faſſungen ſchon in frühern Sammlungen von Volksliedern ſtehen, als ſolche, bei denen dies nicht der Fall iſt, wurden aufgenommen. Lieder von größerem poetiſchen Werthe habe ich meiner Sammlung gern von Neuem einverleibt, wenn auch ihre Abweichungen von dem Texte, mit dem ſie in frühern Sammlungen ſtehen, nur gering waren. Dagegen mattere oder anſtößigere Lieder ſind weggelaſſen, wenn ſie auch nur ein einziges Mal bereits in einer andern Sammlung ſtehen.

Lag mir ſelbſt ein Lied durch mündliche oder ſchriftliche Mittheilung und aus fliegenden Blättern in verſchiedenen Faſſungen vor, ſo habe ich dieſe Varianten zur Herſtellung eines möglichſt guten Textes benutzt. Ein Grundſatz, der zwar die Richtigkeit meines Urtheils nicht verbürgt, aber zum wenigſten durch ſeine Schärfe jede Willkühr abſchneidet, war dabei, daß in den Text, wie ich ihn gebe, keine Sylbe aufgenommen wurde, die nicht in meinen Vorlagen ſtand. Aufführung von Varianten nach den bezeichneten Vorlagen habe ich nur ausnahmsweiſe für nöthig gehalten. Hat doch Ludwig Uhland ſelbſt in ſeiner Sammlung alter Lieder ſich auf die Aufführung der Varianten nicht eingelaſſen. Unter der Bezeichnung A, B, C findet man, im Allgemeinen nach dem Vorgange wohl aller andern Sammlungen, die den verſchiedenen wichtigeren Texten eines und deſſelben Liedes ſogar öfters verſchiedene Nummern zu geben pflegen, und insbeſondere nach dem Vorgange Uhlands in der Regel ſelbſtändig nebeneinander beſtehende Texte derſelben Lieder, wenn ſie mir vorlagen, zuſammengeſtellt, zuweilen aber auch ganz verſchiedene Lieder, die nur durch den Stoff einander näher berühren. Zwei ältere Lieder, darunter eins, das Wilhelm Grimm mitgetheilt hat, ſind aus J. W. Wolf's Zeitſchrift für deutſche Mythologie und Sittenkunde aufgenommen, weil auch ſie dort nicht allen Freunden des Volksliedes ſo handlich ſteh'n, als in einer Liederſammlung. Sie indeſſen in der Schreibung etwas abzuglätten und ſo den übrigen Liedern meiner Sammlung, die entweder dem Volksmunde oder jüngeren Drucken entnommen ſind, äußerlich mehr zu nähern, glaubte ich mir bei dieſen beiden Liedern gerade deshalb erlauben zu dürfen, weil ſie unſre gelehrten Leſer auch in Freund Wolf's Zeitſchrift leicht nachſchlagen können.

Die unzähligen Wiederholungen, die beim Leſen oft ganz gedankenlos erſcheinen, da ſie ſich nur auf den Geſang beziehen, habe ich nicht aufgenommen, wohl aber diejenigen, die auch beim Leſen characteriſtiſch und poetiſch wirkſam ſind und namentlich diejenigen, mit denen leiſe Veränderungen der ſchon vorgekommenen Wörter verbunden ſind. Selbſt Jodler u. dergl. ſind gewiſſenhaft angedeutet. In den Anmerkungen findet man zu jedem Lied die genaue Angabe, woher es entnommen iſt. Etwa bei zwei Liedern wird ſie fehlen. Dieſe waren mir ſchriftlich von oben nicht genannten Perſonen mitgetheilt und ich bin im Zweifel, ob nicht nach fliegenden Blättern. Die fliegenden Blätter war ich beſtrebt, immer möglichſt genau zu bezeichnen. Zuweilen aber mußte doch die bloße Angabe „Fliegendes Blatt“ genügen.

Wie die Literaturvergleichung in den Anmerkungen zu meinen Harzſagen, ſo macht auch die Literaturvergleichung zu dieſer Liederſammlung auf Vollſtändigkeit keinen Anſpruch. Man wird ſogar, vielleicht mit Ausnahme des Wunderhorns, in den von mir verglichenen Sammlungen noch einzelne Lieder finden, auf welche noch in den Anmerkungen der vorliegenden Sammlung hätte verwieſen werden können. Steht dieſe nun an Reichhaltigkeit der literarhiſtoriſchen Notizen über die betreffenden Volkslieder ſelbſt jedenfalls der Sammlung ſchleſiſcher Volkslieder von Heinrich Hoffmann, der am wiſſenſchaftlichſten gehaltenen Liederſammlung nach dem Volksmunde, nach, ſo bin ich bemüht geweſen, durch die Anknüpfung anderer nahe liegender kleiner literarhiſtoriſchen Mittheilungen, z. B. über geiſtliche Dramen, ſowie durch ſorgfältige und ausführliche Erörterungen deſſen, was für Mythologie und Rechtsalterthümer, auch für Geſchichte aus den Liedern zu gewinnen iſt, für die Unzulänglichkeit der Nachweiſungen über die Volkslieder ſelbſt die Nachſicht gelehrter Leſer zu erwerben.

Zu den wenigen aus dem „ſingenden Deutſchland“ aufgenommenen Liedern findet man die Melodien in jenem Werke. Die drei Melodien zu Volksliedern dieſer Sammlung aber glaubte ich dem Publikum nicht vorenthalten zu dürfen. Ich gebe ſie wie ſie mir von Lohrengel aus Altenau zu von ihm mitgetheilten Texten überſandt ſind, jedoch in der Reihenfolge, wie die 3 Lieder an verſchiedenen Stellen in die Sammlung aufgenommen ſind. Wo ich mich erinnerte, daß ich zu beſtimmten Liedern die betreffenden Melodien gehört, ja daß ich dieſe vielleicht ſelbſt mitgeſungen hatte, habe ich wenigſtens in den Anmerkungen zu den betreffenden Liedern ſie in der Kürze ſo gut als möglich zu charakteriſiren geſucht.

Dieſe und viele andere Weiſen von Volksliedern werden in meinen Ohren klingen, ſo lange ich lebe. Wer als Knabe ſchon Mädchen und Burſchen langſam an Sommerabenden in langen Reihen Arm in Arm durch die Hauptſtraßen niederdeutſcher Dörfer ziehen ſah, dem haben ſich dieſe Weiſen tief eingeprägt. Unvergeßlich aber werden mir zumal die getragenen Weiſen ſein, die den Gaſthof zum „Glück auf!“ zu Lerbach, in welchem ich über ein Jahr wohnte und durch den alle meine bisherigen Sammlungen ſehr gefördert ſind, umtönten, wenn ich an Winterabenden auf der engen ſchneebedeckten Straße zwiſchen den hohen ſteilen Bergen heimkehrte und die Lichter aus dem breiten Hauſe mir entgegenſtrahlten. Möge der alte Wirth Ludwig Kratſch als Köhlermeiſter darin noch lange ſeine Penſion verzehren, der König von Hannover zahlt ſie einem würdigen Manne. Möchten ſeine Enkel, meine Pathvettern, ihm einſt nur gleichen, möchten ſie wie er einſt auf alte ehrenfeſte Sitten, auf den Geſang der alten Lieder halten, und der traulichen Cither das alte Plätzchen gönnen an der Wand: dann wird der „Vetter Juchheidom“ bei ihnen wohnen bis in die ſpäteſten Tage und ihr Haus wird mit Recht ſeinen Namen führen „Glück auf!“ Was ich aber dem Ortsvorſteher Schubert auf ſeinen freundlichen Neujahrswunſch und auf die Anfrage erwidert habe, ob das laute Lebehoch, das mir auf einer Lerbacher Hochzeit ausgebracht ſei, nicht über den Brocken zu mir herüber geſchallt wäre, das wiederhole ich hier: das unglaublich feine und zarte Verſtändniß, welches ſich oft unvermerkt beim Volke ſelbſt für unſre Beſtrebungen erſchließt, iſt der ſchönſte Lohn, den wir finden können, denn er trägt die Bürgſchaft in ſich, daß ſie ihre Wirkungen da äußern werden, wo wir es kaum zu hoffen wagten, als wir uns an's Werk machten.

Wernigerode, am 18. Oktober 1854.

Heinrich Pröhle.

Balladen.

„Sie ſchrieben damals tauſend dreihundert und in die zwanzig;
Den Königsthron damals der venedigziſche Caroly hatte.“

Ilosvai im Toldi.

No. 1. Des Markgrafen Töchterlein.

1.
Es wohnt' ein Markgraf an dem Rhein,
Der hatte wohl drei Töchterlein.

2.
Die eine freit nach Afrika,
Die andere freit nicht weit davon.

3.
Die dritte klopft vor Schweſters Thür
Und klopfte da ſo leiſam für.

4.
„Wer klopft denn da an meiner Thür
So leiſam für?“

5.
„„Es iſt ein hübſch jung Mägdelein,
Die wollte gern eine Dienſtmagd ſein!““

6.
„Ach nein, ach nein, das thu ich nicht,
Sie verführt mir mein jung Männelein.“

7.
„„Ach rein, ach nein, das thu ich nicht,
Das iſt doch meine Tugend nicht.““

8.
Auf ein Jahr
Vermiethet ſie ſich ſieben Jahr'.

9.
Und als die ſieben Jahr' um waren,
Da fing das Mädchen an krank zu werden,
Ja krank zu werden, zum Tode

10.
„Ach, Mädchen, eh Du ſterbeſt,
Sag Du mir Deine Eltern her."

11.
„„Mein Vater iſt Markgraf an dem Rhein,
Meine Mutter iſt Königstöchterlein.""

12.
„Ach nein, ach nein, das glaub' ich nicht,
Daß Du meine jüngſte Schweſter biſt."

13.
„„Und wenn Sie es mir nicht glauben wollen,
So ſehn Sie in mein klein Käſtchen zu,
Da werden Sie es ſchon finden.""

14.
Sie ſah in ihr klein Käſtchen zu,
Da fand ſie, wie ſie ſagte.

15.
Die Thränen liefen ihr die Wangen nieder:
„O, hättſt Du es nicht eher können ſagen,
Seide und Sammt hättſt Du ſollen tragen!"

16.
„„In Seide und Sammt mag ich nicht gehn,
Das Linnen thut mir beſſer ſtehn.""

No. 2. Chriſtinchen.

1.
Der erſte König wohl an dem Rhein,
Der wollte meine Schweſter Chriſtinchen frei'n.

„Meine Schweſter Chriſtinchen kriegſt Du ja nicht!
Sie iſt ja von Adel, das biſt Du ja nicht.“ —

2.

„„Iſt ſie von Adel noch ſo hoch geſchor'n,
Trägt ſie doch verborgen einen kleinen jungen Sohn.““ —
„Wie kann ſie denn tragen verborgen einen Sohn?
Sie iſt ja in ihren Seiten ſo ſchmal!“

3.

Chriſtinchen kriegte wohl Boten über Boten,
Sie möchte doch zu ihrem Herrn Bruder 'mal kommen.
„Nach meinem Herrn Bruder geh ich nicht eh'r,
Bis er mir ſchickt einen güldenen Wagen.“

4.

Da ſchickt er ihr einen güldenen Wagen,
Dazu drei Rößlein mit Golde beſchlag'n.
Er hat ſie geſchnüret wohl auf und zu
Bis die Milch iſt gefloſſen bis auf die Schuh'.

5.

Er hat getanzt mit ihr drei Tag' und Nächte lang
Bis ihr das Blut zu den Schuhen 'raus ſprang.
„Ach Bruder, herzliebſter Bruder mein
„Verſchone mir doch das kleine Kindelein!“

6.

„„Soll ich verſchonen das kleine Kindelein,
Möcht' ich wohl wiſſen, wer Vater ſollt' ſein!““
„Das iſt ja der König von Engeland!“
„„Ach Schweſter, warum haſt Du's nicht eher bekannt?““

7.

Kaum hatte er das Wort ausgeſagt,
Der König zu der Thüre 'rein trat.
„Ach Schwager, herzliebſter Schwager mein,
Wo haſt Du gelaſſen die Herzliebſte mein?“

8.
„„Die Herzliebſte hab' ich zu Tode geſchlagen;
Willſt Du ſie mir helfen zu Grabe tragen?““ —
„Haſt Du meine Herzliebſte zu Tode geſchlagen,
So muß ich Dich, Schelmen, des Landes verjagen!“ —

9.
Chriſtinchen kriegte von Silber ein'n Sarg;
Ihr Bruder kriegte von Eichen ein Rad;
Chriſtinchen klingten die Glöcklein was,
Ihrem Bruder ſchrieen die Raben was.

No. 3. Die Nonne.

1.
Ich ſtand auf hohem Berge
Und ſchaut' in's tiefe Thal;
Sah ich ein Schifflein ſchwimmen,
Worin drei Grafen ſaß'n.

2.
Der jüngſte von den Grafen,
Der in dem Schiffe ſaß,
Reicht' mir einmal zu trinken,
Kühl'n Wein aus einem Glas.

3.
Was zog er von ſeinem Finger?
Einen Ring von feinem Gold;
„Sieh an, Du Hübſche, Du Feine,
„Dies ſoll Dein Denkmal ſein!“

4.
Was ſoll ich mit dem Ringlein thun?
Ich bin ein junges Blut;

Ich bin ein armes Mädchen,
Hab' weder Geld noch Gut! —

5.

„Biſt Du ein armes Mädchen,
Haſt weder Geld noch Gut,
So denk' an unſ're Liebe,
Die zwiſchen uns Beiden ruht.“

6.

Ich weiß von keiner Liebe nicht,
Denk' auch an keinen Mann:
In's Kloſter will ich ziehen,
Will werden eine Nonn'.

7.

„Und, wenn Du in das Kloſter ziehſt,
Hol' ich Dich wieder heraus;
Keine Nonne ſollſt Du werden,
Sollſt werden meine Frau!“

8.

— Der Herr wohl zu dem Diener ſprach:
„Sattl' mir und Dir ein Pferd,
Wir wollen nach dem Kloſter reiten,
Denn es iſt reitenswerth!“

9.

Und als er vor das Kloſter kam,
Wohl vor das Nonnenhaus,
Da fragt' er nach der Jüngſten,
Die letzt gekommen wär'.

10.

„„Es iſt ja Keine zuletzt gekommen,
Es iſt auch Keine da!““
„So thu ich das Kloſter anſtecken,
Daß Alle müſſen heraus!“ —

11.
Kaum hat er das Wort ausgeſagt,
So kam ſie ſchon daher,
Ihre Haare waren abgeſchoren,
Zur Nonne war ſie bereit't.

12.
Was trug ſie unter ihrer Schürze?
Ein Meſſer, ſcharf und ſpitz,
Sie ſtach ihn damit in's Herze,
Daß's rothe Blut gegen ſie ſpritzt!

No. 4. Die Heimkehr.

1.
Nichts Schöneres thut mich erfreuen,
Als wenn ſich der Sommer anfängt,
Da blühen die Roſen im Garten,
Ja, ja, im Garten,
Soldaten marſchiren in's Feld.

2.
„Ach, Schätzchen, was hab' ich erfahren,
Daß Du willſt ſcheiden von mir,
Und willſt in ein fremdes Land reiſen,
Ja, ja, reiſen,
Willſt da eine Andre frein!“

3.
Und als er in fremde Länder kam,
Da dacht' er ſchon wieder nach Haus,
„So will ich doch wieder umkehren,
Ja, ja, kehren,
Und treulich erfüllen mein Wort.“

4.

Und als er wieder nach Hauſe kam
Feinsliebchen ſtand in der Thür.
„Gott grüß Dich, Du hübſche, Du feine,
Ja, ja, Du feine,
Von Herzen gefällſt Du mir!“

5.

„„Wie kann ich Dir denn gefallen?
Ich habe ja längſt einen Mann!
Mein Mann der iſt ſo hübſch und feine,
Ja, ja, ſo feine,
Der mich auch ernähren kann!““

6.

Was zog er aus ſeiner Taſchen?
Ein Meſſer ſo ſcharf und ſo ſpitz,
Und ſtach ſein Feinsliebchen in's Herze,
Ja, ja, in's Herze,
Daß das rothe Blut gegen ihn ſpritzt.

7.

Er zog das Meſſer wohl wieder heraus,
Von Blut war es ſo roth.
„„O großer Gott vom Himmel,
Ja, ja, vom Himmel,
Wie bitter iſt mir der Tod!““

8.

„Nun iſt Feinsliebchen geſtorben,
Wo begräbt man ſie nun hin?
In meines Vaters Luſtgarten,
Ja, ja, Luſtgarten,
Wo Roſen und Blümchen blühn.

9.

Und wenn zwei Burſche ein Mädchen lieben,
Das thut ja ſelten nur gut.

Wir Beide wir haben erfahren,
Ja, ja, erfahren,
Was falſche Liebe thut.“

10.
Ihr Jungfern und Junggeſellen,
Nehmt alle ein Beiſpiel daran!
Und liebe doch keiner zwei Herzen,
Ja, ja, Herzen,
Sonſt gehts euch wie dieſer gethan!

No. 5. Der Reiter und das Königestochterlein.

1.
Es ritt ein Reiter wohl durch den Hain,
Er wollte die Königestochterlein frei'n,
Der konnte ſo ſchöne wohl ſingen,
Singen,
Daß Berge und Thäler derklingen.

2.
Das hörte die Königestochterlein
Auf ihres Vaters Schloßkämmerlein.
Sie ſchmückt' ihre Haare mit Seide,
Seide,
Mit dem Reiter wollt' ſie ausreiten.

3.
Sie zog wohl an den rothen Rock
Und ſetzte ſich auf den Reiter ſein Roß.
Feinsliebchen wir müſſen noch reiten,
Reiten,
Vierhundert und dreißig Meilen.

4.
Als kaum ſie eine Meile geritten war,
Da war ihr Rößlein ſchon müd' und matt;
Feinsliebchen, hier wollen wir hüten,
Hüten,
Das Rößlein iſt gar zu müde!

5.
Er breitete ſeinen Mantelſack aus,
Wohl in das Laub und grüne Gras;
Feinsliebchen, hier ſollſt du mich lauſen,
Lauſen,
Mein goldnes Haar zerbrauſen.

6.
So manchen Scheitel ſie lauſen that,
So manche Thräne ſie fallen ließ.
Er ſchaute ſie unter die Augen,
Augen,
Feinsliebchen Du biſt ja ſo traurig!

7.
Warum ſollt' ich nicht traurig ſein?
Bin ich doch des König's Töchterlein.
Ach, hätt' ich Vaters Rath gefolget,
Folget,
Eine Kaiſerin wär' ich geworden!

8.
Als kaum ſie das Wort hatte halb ausgeſagt,
Ihr Haupt im grünen Raſen lag.
Feinsliebchen, hier ſollſt du verfaulen,
Faulen,
Ein Reiter ſoll über dich trauern.

9.
Und als drei Tage nach ihrem Tod,
Da gingen die Trommeln und Pfeifen los,

Die Trommeln die gingen ſo rührend,
Rührend,
Die Engländer mußten marſchiren.

10.

Und als drei Tage nach ihrem Tod,
Da wuchſen drei Lilien auf ihrem Grab;
An der einen da ſtand geſchrieben,
Schrieben,
Im Himmel wär' ſie erſt geblieben.

No. 6. Der verwundet ſchöne Knabe.

1.

Es wollt' ein Mädchen ſehr früh aufſtehn,
Und in den grünen, grünen Wald ſpazieren gehn,
Sehr früh aufſtehn.

2.

Und als ſie nun in den grünen Wald 'nein kam,
Fand ſie einen verwundet ſchönen Knab'n,
Verwundet ſchönen Knab'n.

3.

Der Knabe, ach, Knabe war von Blute ſo roth,
Und als man ihn verband, war er ſchon todt,
War er ſchon todt

4.

„Wo krieg ich nun zwölf Träger her,
Die mir mein Feinsliebelein zu der Grabe tra'n?
Zu der Grabe tra'n?

5.

Wie lang, ach, lange ſoll ich traurig drüber ſein
Ueber mein Feinsliebelein?
Soll ich traurig drüber ſein?“

6.

Bis alle ſtillen Waſſer zuſammen ſein,
Bis daß alle ſtillen Waſſer zuſammen ſein.
Zuſammen ſein.

7.

„Ach, alle ſtillen Waſſer laufen ja nicht ſchnell.
Ei ſo nimmt ja mein Trauern nimmermehr kein End.
Nimmermehr kein End.“

No. 7. Jung, jung Zimmergeſell.

1.

War einſt ein jung jung Zimmergeſell,
Ein jung jung Zimmergeſell,
Der ſollte bau'n dem Grafen ein Schloß
Von Gold und Marmelſtein.

2.

Und als das Schloß nun fertig war,
Da legt' er ſich hin und ſchlief.
Da trat zu ihm des Grafen ſein Weib,
Und ſprach zu ihm ganz leiſ':

3.

„Steh auf, ſteh auf, jung Zimmergeſell,
Steh auf, es iſt jetzt Zeit,
Wenn du willſt ſchlafen an meiner Seit,
An meinem ſchlohweißen Leib.“

4.

Und als ſie nun beiſammen waren
Und thaten einander erfreun,
Da führte der Teufel das Kammerweib her,
Zum Schlüſſelloch kuckt ſie hinein.

5.
„Herr Graf, Herr Graf, o kommt und ſeht
Die Schand' an eurem Weib:
Es ſchläft ein jung jung Zimmergeſell
An ihrem ſchlohweißen Leib!“

6.
„„Und ſchläft ein jung jung Zimmergeſell
An ihrem ſchlohweißen Leib:
Einen Galgen ſoll er ſich ſelber baun
Aus Gold und Marmelſtein!““

7.
Und als der Galgen fertig war,
Da hing man ihn zur Stell';
Da iſt er denn geſtorben
Als wie ein Zimmergeſell.

No. 8. Der Schäfer.

1.
Es war einmal ein Mädchen,
Das hatten zwei Knaben ſo lieb;
Der eine war ein Schepper (Schäfer),
Der andre war dem Amtmann ſein Jung.

2.
Sie thät die Mutter fragen,
Wen ſie wohl nehmen ſollt':
Laß du den Schepper laufen,
Und nimm du den Amtmann ſeinen Jung.

3.
Der Schepper der thät weinen,
Als er Abſchied von ihr nahm:

„De Düwel ſchall di halen
Up dinen Hochtietsdag."

4.
Der Teufel kam geritten
Auf ein ſchneeweißem Pferd,
Tanzt dreimal in die Runde
Und fuhr mit ihr zum Fenſter hinaus.

No. 9. Der Teufel und die Müllerstochter.

1.
Es zog ein Schäfer wohl über den Berg,
Hört er ein kleines Knäblein ſchrei'n.

2.
„Ich hör' Dich wohl, ich ſeh' Dich nicht!"
Ich bin in ein'n hohlen Baum verſteckt. —

3.
„Wer hat Dich denn da 'neingeſteckt?"
Das hat ja meine Mutter gethan!

4.
„Wer ſoll denn Deine Mutter ſein?"
Die jüngſte Müllers-Töchterlein.

5.
Zwei hat ſie in das Waſſer gelegt
Und mich in ein'n hohlen Baum verſteckt. —

6.
— Er nahm den Knaben wohl auf den Arm,
Und trug ihn nach dem Hochzeitshaus.

7.
„Gott grüß euch alle, Hochzeitsgäſt'!
Hier bring ich ein klein Knäbelein."

8.
„Wer ſoll nun Deine Mutter ſein?“
Die Braut ſoll meine Mutter ſein!
9.
„Wie kann ich denn Deine Mutter ſein?
— Ich trag' ein grünes Kränzelein?!“
10.
Wohl unter dem grünen Kränzelein
Haſt Du getragen drei Knäbelein.
11.
Zwei haſt Du in das Waſſer gelegt
Und mich in ein'n hohlen Baum verſteckt. —
12.
„Ei! ſo wollt' ich, daß der Satan käm'
Und mir den grünen Kranz abnähm'!“
13.
Kaum hatte ſie das Wort geſagt,
Der Satan zu dem Fenſter 'rein kam
Und ihr den grünen Kranz abnahm. —

No. 10. Des Goldſchmieds Töchterlein.

1.
Es ging ein Mädchen und holte Wein
Bei Tag, bei Nacht, bei Mondenſchein.
2.
Und, als ſie in das Holz 'nein kam
Da kam ein Mann, hatte Kleider an.
3.
Ach Mädchen, ſchreck' Dich nicht ſo ſehr;
Ich bin der Herr von Teufelsbeer.
4.
„Sind ſie der Herr von Teufelsbeer,
So machen Sie mit mir, was Sie wollen.“

5.
Er faßte das Mädchen wohl bei der Hand
Und führte ſie nach dem Goldſchmiedsmann.

6.
„Gut'n Tag, gut'n Tag, Herr Goldſchmied mein!
Beſchlagen Sie mir mein Pferdelein!

7.
Beſchlagen Sie mir's mit Silber und Gold,
Denn ich muß reiten durch's weite Holz.“ —

8.
Der erſte Nagel, den er ſchlug:
Das Pferdchen ſchwitzte Menſchenblut.

9.
Der zweite Nagel, den er ſchlug,
Das Pferdchen kriegt' ein'n Menſchenfuß.

10.
Der dritte Nagel, den er ſchlug:
„Hör' auf, mein Vater, ich hab' genug!“

11.
„„Was mag denn das für'n Pferd wohl ſein?““
„Ich bin des Goldſchmieds Töchterlein.“

12.
„„Biſt Du des Goldſchmieds Töchterlein,
So bleib bei mir, Du gehörſt ja mein!““

13.
Er warf ſeinen Hammer in den grünen Klee:
„„Ich hab' geſchmiedet, ſchmied' nimmermehr!““

No. 11. Die Kindesmörderin.

1.
Ach Haſe, lieber Haſe,
Was haſt Du denn gemacht?

Du haſt ja die ſchöne Lina
In's Unglück gebracht!

2.

Der Richter kam geritten,
Hatt' ein Schwert in ſeiner Hand;
Er führt ja die ſchöne Lina
An den Richtplatz hinan.

3.

„Ach Richter, lieber Richter,
Komm und richte nur geſchwind!
Denn ich will ja gerne ſterben,
Daß ich komme bei mein Kind.

4.

Ihr Jungfern höret zu
Was ich euch ſagen will:
Trauet ja keinen falſchen Mannsleut',
Wie ich getrauet hab'."

No. 12. Des Bauern Töchterlein.

1.

Es hatt' ein Bauer ein Töchterlein,
Die wollt' ſo gerne dienen;
Sie ſchafft ſich Rock und Mantel an,
Paar Schuh mit ſchmalen Riemen.

2.

Und als ſie Rock und Mantel hatt',
Paar Schuh mit ſchmalen Riemen,
Da reiſ't ſie nach Stadt Braunſchweig zu,
Bei reichen Herrn zu dienen.

3.
Und als ſie nach Stadt Braunſchweig kam
Wohl auf die Herren-Straße,
Da kehrt ſie in ein Wirthshaus ein,
Wo drei Verliebte ſaßen.

4.
Der Erſte hieß willkommen ſie,
Der Zweite bat ſie trinken;
Der Dritte trat ſie auf den Fuß,
Ließ ſie den Kelch gleich ſinken.

5.
Frau Wirthin hol' ſie Würfel 'rein,
Wir woll'n um's Mädchen ſpielen;
Und wer die meiſten Augen trifft,
Der ſoll das Mädchen lieben.

6.
Der Jüngſte war geſchwind dabei,
Er traf die meiſten Augen.
„Komm her, mein Schatz, mein Engelskind!
Wir woll'n uns laſſen trauen!

7.
Und wenn wir dann getrauet ſind,
Dann ſchlafen wir beiſammen
In einem ſchönen Federbett,
In einer dunkeln Kammer."

No. 13. Der Reiter und ſeine Dame.

1.
Es ſchlief ein Reiter bei ſeiner Dam'
Ein ganzes Jahr beiſammen;

Und als das Jahr vorüber war,
Da fing ſie an zu weinen.

2.

Wein' nicht, wein' nicht, mein Töchterlein,
Ich will Dir Deine Ehre bezahlen;
Ich will Dir geben den Reitersknecht,
Dazu dreitauſend Thaler. —

3.

Den Reitersknecht, den will ich nicht,
Ich will den Herren ſelber;
Und krieg ich den Herren ſelber nicht,
Dann geh' ich nach meiner Frau Mutter.

4.

Ach Mutter, herzliebſte Mutter mein,
Schaffe mir eine dunkle Kammer,
Darin ich kann weinen Tag und Nacht,
Bis in die kühle Erde.

5.

Und als es kam zur Mitternacht,
Da träumt's dem Herren ſelber,
Es wäre in derſelbigen Nacht
Sein feines Liebchen geſtorben.

6.

Steh auf, ſteh auf, Du Reitersknecht!
Sattle mir und Dir zwei Pferde!
Wir wollen reiten Tag und Nacht,
Wo ich mein Feinsliebchen finde!

7.

Und als ſie kamen auf halben Weg
Hörten ſie die Glöcklein läuten.
Ach Gott im hohen Himmelein
Was mag doch dies bedeuten? —

8.

Und als ſie kamen wohl vor das Thor,
Sah'n ſie die Trägelein tragen.
Setzt ab, ſetzt ab den Leichenam,
Was tragt ihr auf der Bahre? —

9.

Sie ſetzten ab den Leichenam,
Er griff ihr an die Hände:
Biſt Du vorher mein Schatz geweſen,
Jetzt hat die Lieb' ein Ende.

10.

Setzt ab, ſetzt ab den Leichenam!
Er griff ihr an die Füße:
Biſt Du vorher mein Schatz geweſen,
Jetzt [illegible] Du nun ſo ſüße.

11.

Nun will ich mir laſſen ein Gräbchen haun
In Felſen und in Mauern;
Darin wollen wir uns Beide legen,
Darin wir Beide verfaulen.

12.

Er zog wohl 'raus ſein blankes Schwert
Und ſtach ſich durch das Herze:
Haſt Du müſſen leiden den bittern Tod,
Jetzt will ich leiden Schmerzen.

No. 14. Fräulein Kunigund.

1.

Als wir jüngſt in Regensburg waren,
Sind wir über den Strudel gefahren;
Sind noch viele Horden
Uebergefahren worden.
Schwäbiſche, bairiſche Dirndel juchhe!
Muß der Schiffsmann führen!

2.

Und von ihrem Ahnenſchloſſe
Kam auf hohem, ſtolzem Roſſe
Auch das Fräulein Kunigund,
Wollt' mit fahren über Strudels Grund.

3.

„Schiffsmann, lieber Schiffsmann mein,
Sollt's denn wohl gefährlich ſein,
Schiffsmann, ſag mir's ehrlich,
Iſt's denn wohl gefährlich?"

4.

„Wer das Kränzlein thät bewahren,
Darf mit über den Strudel fahren;
Wer es hat verloren,
Iſt dem Tod erkoren."

5.

Als ſie in die Mitt' gekommen,
Kam das Nixlein angeſchwommen,
Zog das Fräulein Kunigund
Mit ſich in des Strudels Grund.

6.

Und ein Mägdlein von zwölf Jahren
Iſt mit über den Strudel gefahren;
Weil ſie noch nit lieben kunnt,
Fuhr ſie ſicher über Strudels Grund.

No. 15. Der Fähndrich.

1.

Es ritten drei Regimenter wohl über den Rhein,
Ein Regiment zu Pferde,
Ein Regiment zu Fuß
Und auch ein Regiment von Jägern.

2.

Bei einer Frau Wirthin, da kehrten ſie ein,
Da kehrten ſie ein,
Da kehrten ſie ein,
Ein ſchwarzbraunes Mädelein ſchlief ganz allein.

3.

Und als das wackere Mädelein vom Schlafe erwacht,
Vom Schlaf erwacht,
Vom Schlaf erwacht,
Da fing ſie an zu weinen.

4.

„Ach, ſchönſtes Mademeiſellchen, was weinen Sie ſo?"
Ein preußiſcher Offizier
Aus Ihrer Compagnie
Hat mir meine Ehre genommen. —

5.

Der Hauptmann, das war ein ſehr artiger Mann,
Er ließ die Trommel rühren,

Er ließ ſie ausmarſchiren,
Den Feldmarſch ließ er ſchlagen.

6.
Er ließ ſie ausmarſchiren zu Zweien und zu Drei'n,
Zu Zweien und zu Drei'n,
Zu Zweien und zu Drei'n,
Damit man ſehen könnte, wer er ſei.

7.
„Ach ſchönſtes Mademoiſellchen, kennen Sie ihn wohl?“
Dort reit't er in der Mitte,
Dort reit't er in der Mitte,
Der da die Fahne thut ſchwenken! —

8.
Der Hauptmann, das war ein ſehr zorniger Mann,
Zwei Linden ließ er bauen,
Den Galgen ließ er bauen,
Woran der Fähndrich ward gehangen.

9.
„…Kameraden, was ich euch ſagen will:
Wenn Jemand nach mir frägt,
Wenn Jemand nach mir frägt,
So ſaget, ich wäre erſchoſſen!“‟

10.
Drei Tage darauf, kam den Fähndrich ſeine Frau,
„Ach Gott, wo iſt mein Mann?
Ach Gott, wo iſt mein Mann?
Wo iſt er denn geblieben?!“

11.
Da draußen vor dem Thore, da draußen vor der Stadt,
Da draußen vor der Stadt,
Da draußen vor der Stadt,
Haben ihn zwei Spanier erſchoſſen

12.
So geht es in der Welt, wenn man verheirath't iſt,
Wenn man verheirath't iſt,
Wenn man verheirath't iſt,
Keine Andre darf man lieben! —

No. 16. Die drei Soldaten.

1.
Es wurden drei Soldaten gefangen und geführt
Zu Straßburg wohl über den Rhein.
Sie wurden wohl alle geführet,
Keine Trommel wurd' dabei gerühret
Bis in Straßburg hinein.

2.
Was begegnet ihnen auf der Brücke?
Ein ſchwarzbraun Mädelein:
Schwarzbraun Mädelein, jung von Jahren,
Willſt Du unſer junges Leben ſparen,
So thu eine Bitte für uns.

3.
Das Mädchen wandte ſich um und um,
Mit Weinen ging ſie davon.
Sie ging wohl ſeufzend und weinend
Zu Straßburg wohl über die Steine
Bis zu des Commedanten Haus.

4.
Commedant, herzliebſter Commedante mein!
Gott grüß Sie tauſendmal!
Woll'n Sie meiner Ehr' gedenken,

Den drei'n Soldaten das Leben ſchenken,
So geb'n Sie mir den jüngſten zu der Frau.

5.
Ach nein, ach nein, das kann ja nicht ſein,
Das kann und darf ja nicht ſein.
Die Soldaten, die müſſen ſterben,
Den Himmel müſſen ſie ererben,
Dazu die ew'ge Seligkeit.

6.
Das Mädelein wandte ſich um und um,
Mit Weinen ging ſie davon,
Sie ging wohl ſeufzend und weinend
Zu Straßburg über die Steine,
Bis vor des Vaters Haus.

7.
Was zog ſie aus ihrem Kaſten?
Ein ſchneeweiß Hemdelein.
Sieh da! Du Hübſcher, Du Feiner,
Du herzallerliebſter Meiner,
Hierinnen leid'ſt Du Deinen Tod.
8.
Was zog er von ſeinem Finger?
Ein goldnes Ringelein.
Sieh da! Du Hübſche, Du Feine,
Du herzallerliebſte Meine,
Hier haſt Du die Treue von mir.

9.
Was ſoll ich mit dem Ringelein thun?
Ich bin ein junges Blut. —
Den leg' in Deinen Kaſten,
Laß ihn liegen, laß ihn ruhen, laß ihn raſten
Bis an den jüngſten Tag.

10.
Und wenn ich dann vor Kiſten und Kaſten komm'
Und ſchau das Ringelein an,
Das Herze möchte mir ja brechen,
In's Herze möcht' ich mich ja ſtechen,
O weh! mein Schatz iſt todt!

No. 17. Die Hinrichtung zu Straßburg.

1.
Es ging ein Knabe ſpazieren,
Spazieren wohl in den Wald;
Da begegnet ihm das wunderſchöne Mädchen,
Von achtzehn Jahren alt,
Von einer ſehr ſchönen Geſtalt.

2.
Er faßte ſie wohl um die Seite,
Wo ſie am ſchmälſten war,
Und legte ſie vor ſich nieder
In's Laub und grüne Gras.
Ach, Knabe, was hilft Dir denn das?

3.
Zu Straßburg, wohl in dem Wirthshaus,
Allwo er trank und aß,
Da kam das wunderſchöne Mädchen hin
Und ließ ihn ſetzen feſt,
In Straßburg, in Arreſt.

4.
Und als er nun gefangen ſaß
Wohl in dem Straßburger Thor,

Da kam ſeine herzliebſte Frau Mutter:
„Ach Sohn, herzliebſter Sohn,
Was haſt Du denn gethan?“

5.

Was ich gethan habe,
Das muß ich frei geſtehn;
Ich habe ja das wunderſchöne Mädchen
Geliebet gar zu ſehr,
Gebracht um ſeine Ehr'.

6.

Sind denn die Briefe ſchon gekommen,
Daß ich ſchon ſterben muß,
So bereitet mir doch keinen Wagen,
Ich will lieber geh'n zu Fuß,
Weil ich doch ſterben muß!

7.

Ihr ſchönſten Straßburger Herren,
Eine Bitte gewähret mir doch!
Schenken Sie mir doch den Kirchhof;
Dazu ein ſanftes Kiſſen,
Worauf gut ruhen iſt.

8.

„Den Kirchhof ſollſt Du haben
Eine Meile von der Stadt;
Dein Leib kömmt an den Galgen,
Dein Kopf kömmt auf das Rad,
Weil Du's verdienet haſt!“

No. 18. Treue Liebe.

1.

Es ſtund eine Linde in tiefem Thal,
War unten breit und oben ſchmal;
Darunter zwei Verliebte ſaßen,
Mit Freud' ihr Leid vergaßen.

2.

„Ach Kind wir müſſen von einander,
Ich muß noch ſieben Jahr wandern.“
„„Mußt Du noch ſieben Jahr wandern,
Heirath' ich keinen Andern.““

3.

Sie ging wohl in den Garten,
Feinsliebchen zu erwarten,
Aus dem Garten in das Tannenholz;
Da kam ein Reiter geritten ſtolz.

4.

„Gott grüße Dich Hübſche, Du Feine,
Was mach'ſt Du hier alleine?
Iſt Dir Dein Vater oder Mutter gram,
Oder haſt Du heimlich einen Mann?“

5.

„„Mein Vater und Mutter ſind mir nicht gram,
Und hab auch heimlich keinen Mann;
Ich habe was verloren,
Ich wollt', ich wär' nicht geboren.

6.

Heut' ſind es drei Wochen und ſieben Jahr,
Daß mein Feinsliebchen gewandert war.““
„Geſtern bin ich geritten durch eine Stadt,
Da Dein Feinsliebchen Hochzeit hat.

7.

Was thuſt Du ihm denn wünſchen,
Daß er ſeine Treu' nicht gehalten hat?“
„„Ich wünſch' ihm all' das Beſte,
Wie viel der Baum trägt Aeſte;

8.

Ich wünſch' ihm auch eine fein' gute Zeit,
So viel der Sand am Meer geſtreut;
Ich wünſch' ihm auch eine fein' gute Nacht,
Wie ſchlecht er auch hat an mich gedacht.““

9.

Was zog er von ſeinem Finger?
Von rothem Gold einen Ring.
Er warf das Ringelein auf ihren Schooß,
Sie weinte, daß das Ringlein floß.

10.

Was zog er aus ſeiner Taſchen?
Ein Tuch war ſchneeweiß gewaſchen.
„Trockne ab, trockne ab Dein Aeugelein,
Du ſollſt fürwahr mein eigen ſein.

11.

Ich that Dich nur verſuchen,
Ob Du thäſt ſchwören oder fluchen;
Hätt'ſt Du einen Schwur oder Fluch gethan,
Von ſtundan wär' ich geritten fort.“

Liebeslieder.

„Komm, lieber Junge, was wir geſtern Nacht —
Merk' es, Ceſario, 's iſt alt und plan,
Die Spinn- und Knittermädchen an der Luft,
Die Stubenmädchen, wenn ihr Garn ſie weben,
So ſingen ſie's; 's iſt honigſüß, es dahlt
So mit der Unſchuldsliebe, wie man vormals
Noch liebte — Auf dich, ſing!“
Herder nach Shakeſpeare.

„Sun, la dir bevolhen sin,
swa du guotes wibes vingerlin
mugest erwerben u. ir gruoz,
daz nim.“
Wolfram von Eſchenbach im Parcival.

No. 19. Die ſchöne Köhlerin.

1.
Jetzt hat mir mein Vater vierzig Gulden gegeben,
Ich ſollte mir kaufen ein Weib.
O ſchöne Köhlerin,
O ſchöne Köhlerin,
Du ſollſt mein Engelein ſein, juchhei!
Du ſollſt mein Engelein ſein.

2.
Hanſel, ſpanne meine ſechs Schimmel an,
Köhlerin, bring 'raus meinen Hut!
Wir müſſen weiter fahren,
Wir müſſen weiter fahren,
Denn das Hierbleiben das thut uns kein gut, juchhei!
Denn das Hierbleiben das thut uns kein gut.

3.
Hannchen, was ſagen denn deine Leut,
Daß dich das Lieben ſo freut?
„Meine Leut ſagen allezeit:
Lieben geht weit und breit!
Lieben geht ſtark durch die ganze Welt;
Schätzel, komm reich mir die Hand."

4.

Es ſitzt ein ſchöner Vogel im Tannenwald,
Thut nichts als ſingen und ſchrei'n.
Was mag's für ein Vogel ſein,
Der ſo ſchön ſingt und ſchreit?
Das muß eine Nachtigall ſein, juchhei!
Das muß eine Nachtigall ſein.

5.

Hörſt du den Vogel, er pfeift ſo ſchön,
Thut nichts als ſingen und ſchrein.
Das iſt keine Nachtigall,
Sitzt in kein'n Tannenwald,
Sitzt in ein'n Haſelnußſtrauch, juchhei!
Sitzt in ein'n Haſelnußſtrauch.

6.

Hanſel, ſpanne meine ſechs Schimmel aus!
Gieb ihn'n zu freſſen auf's neu!
Kein Hafer freſſen ſie nicht,
Kein Waſſer ſaufen ſie nicht!
Lauter kühl Wein muß ſein, juchhei!
Lauter kühl Wein muß ſein.

No. 20. Dein eigen.

1.

Zwiſchen Berg und tiefem, tiefem Thal
Saßen einmal zwei Haſen.
Fraßen ab das grüne Gras
Bis auf den Raſen.

2.
Iſt denn gar kein Gras nicht mehr
Hier auf dieſer Erden?
Aber, herztauſendſchönſter Schatz,
Du mußt mein noch werden.

3.
„Dein eigen das bin ich ſchon
Und will's auch bleiben;
Aber nur herztauſendſchönſter Schatz,
Aber nur in Freuden."

No. 21. Der Meyen.

1.
Der Meyen, der Meyen
Der bringt uns Blümlein viel.
Ich trag ein freies Gemüthe:
Gott weiß wol wem ich 's will,
Gott weiß wol wem ich 's will.

2.
Ich will 's ei'm freien Geſellen,
Derſelb der wirbt um mich:
Er trägt ein ſeidin Hemmat an,
Darein ſo preiſt er ſich.
Darein ſo preiſt er ſich.*)

3.
Er meint, es ſäng ein Nachtigal,
Da war 's ein Jungfrau fein.

---

*) Darein hüllt er ſich.

Und kann ſie ihm nicht werden,
Trauret das Herze ſein,
Trauret das Herze ſein.

No. 22. Wunderbare Aufgaben.

A.

1.

Es wollt' ein Mädchen früh aufſtehn
Und wollte Waſſer holen,
Hopſaſſa, Fiderallala!
Und wollte Waſſer holen!

2.

Da kam ein Herr geritten ſtolz
Auf einem ſtolzen Pferde,
Hopſaſſa, Fiderallala!
Auf einem ſtolzen Pferde.

3.

Gut'n Tag, gut'n Tag, wackres Mägdelein!
Wir Beide ſchlafen zuſammen!
Hopſaſſa, Fiderallala!
Wir Beide ſchlafen zuſammen!

4.

Ach nein, ach nein, das thu ich nicht,
Ich muß meine Mutter erſt fragen,
Hopſaſſa, Fiderallala!
Ich muß meine Mutter erſt fragen.

5.

Und dann ſo thu ich's doch noch nicht,
Schenke Du mir erſt drei Roſen,

Hopſaſſa, Fiderallala!
Schenke Du mir erſt drei Roſen.

6.

Die eine grün, die andre gelb,
Die dritte als die Violen,
Hopſaſſa, Fiderallala!
Die dritte als die Violen.

7

Der Reiter ritt über Berg und Thal,
Aber fand der Roſen keine,
Hopſaſſa, Fiderallala!
Er fand der Roſen kein..

8.

Da kam er an ein Malerhaus:
„Frau Malerin, ſein Sie darinnen?
Hopſaſſa, Fiderallala!
Frau Malerin, ſein Sie darinnen?

9

Frau Malerin, Frau Malerin,
Schenken Sie mir doch drei Roſen,
Hopſaſſa, Fiderallala!
Schenken Sie mir doch drei Roſen.

10.

Die eine grün, die andre gelb,
Die dritte als die Violen,
Hopſaſſa, Fiderallala!
Die dritte als die Violen.“

11.

Und als das Mädchen die Roſen ſah,
Da fing ſie an zu weinen,
Hopſaſſa, Fiderallala!
Da fing ſie an zu weinen.

12.
„„Ach hätt' ich doch kein Wort geſagt
Und hätt' nur ſtill geſchwiegen!
Hopſaſa, Fiderallala!
Und hätt' nur ſtill geſchwiegen!“ “

13.
„Komm her, komm her, wackres Mädelein,
Wir Beide gehn zu Bette!
Hopſaſa, Fiderallala!
Wir Beide gehn zu Bette!“

14.
Und als es kam um Mitternacht,
Da fing ſie an zu weinen,
Hopſaſa, Fiderallala!
Da fing ſie an zu weinen:

15.
„Nun hab' ich mein' Ehr, nun hab' ich mein Ehr'
Bei einem Reiter gelaſſen,
Hopſaſa, Fiderallala!
Bei einem Reiter gelaſſen.“

B.

1.
Es wollt' ein Mädchen Waſſer holen
Aus einem kühlen Brunnen;
Es hatt' ein ſchneeweiß Hemdchen an,
Dadurch ſcheint ihr die Sonne.

2.
Sie guckte hin, ſie guckte her,
Sie dacht', ſie wär alleine;
Da kam ein ſtolzer Reiter her
Und grüßt das Mädchen feine.

3.
„Willſt Du die Nacht meine Beiſchläferin ſein,
So komm mit mir alleine.“

4.
„„Dein Beiſchläferin die bin ich nicht,
Bis Du mir giebſt drei Roſen,
Die mitten im Winter gewachſen ſein
Und blühn auf grünen Zweigen.““

5.
Er ging wohl vor den Maler ſein Haus:
„Herr Maler, ſein Sie darinne?

6.
Sein Sie darinne, ſo kommen Sie heraus
Und malen Sie mir drei Roſen:
Die erſte weiß, die andre gelb,
Die dritte wie Violen.“

7.
„„Ich hab' ein Wort aus Scherz geredt
Und hab's nicht ſo gemeinet.““

8.
„Haſt Du ein Wort aus Scherz geredt
Und haſt's nicht ſo gemeinet,
So ſollſt Du mir drei Söhne zeugen
Und eine Jungfer bleiben.“

9.
„„Soll ich Dir denn drei Söhne zeugen
Und eine Jungfer bleiben,
So ſollſt Du mir drei Wiegen machen
Und keinen Spahn abſchneiden.““

10.
„Soll ich Dir denn drei Wiegen machen
Und keinen Spahn abſchneiden,
So ſollſt Du mir die Sterne zählen,
Die an dem Himmel ſcheinen.“

11.
„„Soll ich Dir denn die Sterne zählen,
Die an dem Himmel ſcheinen,
So ſollſt Du mir 'ne Leiter machen,
Die an den Himmel reichet.""

12.
„Du Mädchen biſt mir gar zu klug,
Ich muß Dich fahren laſſen."

No. 23. Der wohlgeſinnte Liebhaber.

1.
Ich kann nicht ſitzen, ich kann nicht ſtehn,
Ich muß nach meinem Feinsliebchen gehn;
Nach mein Feinsliebchen muß ich gehn,
Und ſollt' ich vor dem Fenſter ſtehn. —

2.
Wer iſt da draußen und klopfet an,
Der mich ſo leiſe aufwecken kann?
Es iſt der Herzallerliebſte Dein,
Steh auf mein Kind und laß ihn 'rein.

3.
Ich ſteh nicht auf, laſſe Dich nicht 'rein,
Bis Vater und Mutter zu Bette ſein.
Stell' Dich ein wenig an die Wand;
Mein Vater und Mutter die ſchlafen bald.

4.
Ich kann fürwahr nicht länger ſtehn,
Ich ſeh' die Morgenröth' aufgehn;
Die Morgenröthe, zwei helle Stern';
Bei meinem Feinsliebchen da ſchlaf ich gern.

5.
Sie ſtand gleich auf und ließ ihn 'rein,
Sie hieß ihn auch willkommen ſein. —
Mit ihren ſchwarzbraun'n Aeugelein
Da fing ſie an zu weinen. —

6.
Wein' nicht, wein' nicht, mein Töchterlein,
Du ſollſt fürwahr mein eigen ſein.
Mein eigen ſollſt Du werden,
Kein' Andre auf dieſer Erden.

No. 24. Siebenmal.

A.

1.
Ich ging mal über Berg und Thal,
Es fällt mir kein Weg zu ſchmal.
Nach meinem Schätzchen muß ich gehn
Alle Woche ſiebenmal.

2.
Bei der Nacht ſchieß ich einen Lorbeerbaum.
Fällſt du oder fällſt du nicht?
Nach meinem Schätzchen muß ich gehn
Alle Woche ſiebenmal.

B.

1.
Lauter ſchöne Leut' ſein wir,
Lauter ſchöne Leut'.
Wenn wir keine ſchönen Leute wären,

Könnten wir kein Geld verzehren;
Lauter ſchöne Leut' ſein wir,
Lauter ſchöne Leut'.

2.

Bei der Nacht ſchieß ich einen Lorbeerbaum,
Fällt er oder fällt er nicht?
Fällt er nicht, ſo bleibt er ſtehn,
Nach meinem Mädel muß ich gehn,
Nach meinem Mädel muß ich gehn,
Alle Woche ſechsmal.

3.

Fünfmal iſt nicht viel,
Sechsmal iſt das rechte Ziel,
Siebenmal müſſen es ſein,
Schätzchen Du biſt mein.

No. 25. Schlafengehn.

1.

Des Abends wenn ich ſchlafen geh',
So geht mein Schatz mit mir;
Mit einem kleinen Riegelein
Verriegle ich meine Thür. —

2.

Schatz, riegle nicht zu feſte zu,
Du biſt mein Augentroſt;
Ich will heute bei Dir ſchlafen gehn,
Will ſchlafen auf Deinem Schooß.

3.

Willſt Du heute Abend bei mir ſchlafen gehn,
Wohl ſchlafen auf meinem Schooß,
So mußt Du draußen in den Garten gehn,
Wohl unter den Feigenbaum.

4.

Unter dieſem grünen Bäumelein
Schlaf ich und Du dieſe Nacht,
In mein Feinsliebchen ſein Armen
Die lange liebe Nacht

5.

Die Blätter von dem Bäumelein
Die fielen ja auf mich;
Daß mich mein Schatz verlaſſen hat,
Das kränket mich ja nicht.

6.

Daß mich mein Schatz verlaſſen hat,
Das iſt ja ſo und ſo;
Dann lieb' ich wieder einen Andern,
Wird mancher überfroh.

No. 26. Heimlichkeit.

1.

Ich wollte wünſchen, es wäre Nacht,
Und mein Bettchen wär' gemacht,
Wollt' ich zu meinem Schätzchen gehn,
Draußen vor dem Fenſter ſtehn,
Bis es erwacht.

2.

„Wer iſt denn dafür,
Der da klopft an die Thür?“

Schönſter Schatz ich bin hier,
Komm' aus Liebe zu Dir.
Mach' auf die Thür.

3.
„Die Thür iſt ſchon zu;
Schläft Alles in Ruh.
Denn Du weißt, daß bei der Nacht
Hier kein' Thür wird aufgemacht;
Komm morgen früh."

4.
Morgen früh hab' ich keine Zeit,
Dann ſe ſehn mich alle Leut.
Hätteſt Du mir bei der Nacht
Einmal die Thür aufgemacht,
Hätteſt mich erfreut.

No. 27. Wilhelminchen.

1.
Ich ging wohl auf mein Kämmerlein,
Und dacht' ich wär' alleine;
Da kam mein Schatz allerliebſte
Wohl zu der Thür herein.

2.
„Ich grüße Dich Wilhelminchen,
Was thuſt Du hier allein?
Ich ſeh's an Deinen Aeugelein,
Du trägſt viel Herzeleide."

3.
„„Das Herzleid, das ich trage,
Das trag ich Schatz, um Dich;

Weil Du eine Andere liebeſt
Und wendeſt Dich von mir.""

4.
„Daß ich mich von Dir wende,
Das haben meine Eltern Schuld;
Ich ſoll eine Reichere nehmen,
Die hat viel Geld und Gut.

5.
Was frag' ich nach der Reichen,
Was frag' ich nach dem Geld?
Ich ſuch' mir meines Gleichen,
Einen Schatz, der mir gefällt."

6.
„„Geh Du nur hin, Du Böſewicht,
Zu Waſſer und zu Land.""
„Jetzt reicht mir mein Wilhelminchen
Zum letzten Mal die Hand."

No. 28. Im Walde.

A.

1. Geſtern Abend in der ſtillen Ruh
Hört' ich einer Amſel in dem Walde zu;
Da ich nun ſo ſaß,
Meinen Schlaf vergaß,
Kam mein Schatz und ſprach: ich liebe Dich!
Komm und küſſe mich!

2.

So viel Laub und Aeſt' an dieſer Linden ſind,
So viel mal hat mich mein Schatz geküßt.
Aber ich muß geſtehn,
Daß es kann geſchehn,
Daß die Amſel ſoll bei Ja und Nein
Mein Zeuge ſein.

3.

Ach, Du Heuchler, ſprach ſie unerſchreckt,
Wer hat Dir mein'n Aufenthalt entdeckt?
Dieſer grüne Wald
Iſt mein Aufenthalt,
Wo ich ſtets allein in meinem Sinn
Ganz alleine bin.

B.

1.

Geſtern Abend in der ſtillen Ruh
Hört' ich ein Geräuſch im Walde zu.
Und ſie ſang ſo ſchön
In den Kampf zu gehn,
Denn die freie Freiheit nur alleine,
Nur allein ſoll mein Vergnügen ſein.

2.

Geh Du Heuchler, Schmeichler, von mir weg,
Denn Du haſt das Beſte von mir weg.
Ich bin bös mit Dir,
Weil Du nicht ſprichſt mit mir,
Denn die freie Freiheit nur alleine,
Nur allein ſoll mein Vergnügen ſein.

3.
Darauf ſetzten wir uns Beide nieder
Bei Fridericia in das grüne Gras.
Und was da geſchehn,
Das hat kein Menſch geſehn.
Denn die freie Freiheit nur alleine,
Nur allein ſoll mein Vergnügen ſein.

4.
So viel Laub am Baume, Roſen am Hügel,
So viel tauſendmal hat mich mein Schatz geküßt.
Ich muß es frei geſtehn,
Es hat's kein Menſch geſehn,
Denn die freie Freiheit nur alleine,
Nur allein ſoll mein Vergnügen ſein.

No. 29. Jungfern und Junggeſellichen.

1.
Ich verrauſche und verbrauſe
Alle meine jungen Jahre.
Was ſcheer' ich mich darum?
Ich bin ja noch ſo jung.
Denn wer weiß, wo mein Glück noch blühet
In der weiten Welt herum.

2.
Denn es iſt ja ſo ſtockfinſter,
Denn es ſcheint ja kein Sternichen.
Ach, Hannchen, mein Kind,
Sei doch einmal geſchwind!
Komm und reich mir Dein Laternichen,
Daß ich ſehn kann wo ich bin.

3.
„Ich bin ja ſo geſchwinde,
Wie ein Vogel kann ſein."
Ach Bruder, ſchenk' ein
Ein volles Glas Wein,
Das den Jungfern und Junggeſellichen
Ihre Geſundheit ſoll ſein.

No. 30. Der Ungetreue.

1.
Wohlan, die Zeit iſt kommen,
Mein Pferd das muß geſattelt ſein;
Ich hab' mir vorgenommen,
Es muß geritten ſein.
Geh' Du nur hin, ich hab' mein Theil,
Ich führe Dich auf's Narrenſeil;
Ohne Dich kann ich ſchon leben,
Ohne Dich kann ich ſchon ſein.

2.
Du meinſt, Du ſeiſt die Schönſte,
Wohl in der ganzen Welt,
Und auch die Angenehmſte,
Iſt aber weit gefehlt.
Geh' Du nur hin ꝛc.

3.
Du meinſt, ich ſoll Dich nehmen,
Hab's aber nicht im Sinn;
Ich muß mich Deiner ſchämen,
Wenn ich bei Andern bin.
Geh' Du nur hin ꝛc.

4.
In meines Vaters Garten,
Da wächſt eine ſchöne Blum', Blum', Blum';
Ein Jahr will ich noch warten,
Ein Jahr geht bald herum.
Geh Du nur hin ꝛc.

5.
Ich ſetz' mich auf mein Pferdchen,
Und trink' ein Gläschen kühlen Wein,
Und ſchwör' es meinem Mädchen,
Auf ewig treu zu ſein.
Geh' Du nur hin, ꝛc.

6.
In meinen jungen Jahren,
Da will ich allezeit luſtig ſein;
Meinen Kreuzer will ich ſparen,
Verſoffen muß er ſein.
Geh' Du nur hin, ich hab' mein Theil,
Ich führe Dich auf's Narrenſeil.
Ohne Dich kann ich ſchon leben,
Ohne Dich kann ich ſchon ſein.

No. 31. Ehre verloren.

1.
Was dunkelt in dem Walde?
Laſſet uns nach Hauſe gehn.
Wir woll'n das Korn abſchneiden,
Wo wir was ſtehen ſehn.

2.
Ich hör' die Sichel rauſchen,
Wohl rauſchen durch das Korn,
Hör' mein Feinsliebchen klagen,
Sie hätt' ihre Ehr' verlor'n.

3.
Hat ſie ihre Ehr' verloren,
So gehört ſie doch noch mein.
Alſo woll'n wir mit einander
Hier binden ein Kränzelein.

4.
Ein Kränzelein von Roſen,
Ein Kränzelein von Klee;
Bei Braunſchweig auf der Brücke
Da liegt ein tiefer Schnee.

5.
Der Schnee der iſt geſchmolzen,
Das Waſſer läuft dahin.
Kömmſt du mir aus den Augen,
Aber nicht aus meinem Sinn.

6.
In meines Großvaters Garten,
Da ſtehn zwei Bäumelein.
Das Eine trägt Muskaten,
Das Andere Braunäugelein.

7.
Muskaten, die ſein ſüße,
Braunäugelein die ſein ſchön.
Adje Herztauſendſchätzchen!
Wann werden wir uns wiederſehn?

No. 32. Das Mädchen und der Sagebaum.

1.

Es wollt' ein Mädchen zu Tanze gehn
Schön ausgezieret.
Was fand ſie an dem Wege ſtehn?
Einen Sagebaum, der war grüne.

2.

„Sagebaum, lieber Sagebaum mein,
Wovon biſt Du ſo grüne?“
Mich hat ein junger Thau benetzt,
Davon bin ich ſo grüne!

3.

Gott grüß Dich, Mädchen hübſch und fein,
Wovon biſt Du ſo ſchöne?
„Ich eſſe Semmel und trinke Wein,
Davon bin ich ſo ſchöne!“

4.

Ein Mädchen, das auf Ehre hält,
Muß fein zu Hauſe bleiben,
Und muß ſich früh zu Bette legen
Mit ihrem zarten Leibe!

5.

„Habe Dank, habe Dank, lieber Sagebaum mein,
Für Deine gute Lehre;
Ich wollt' zu meinem Schätzchen gehn,
Jetzt will ich wieder umkehren!“

6.

Bei Deinem Schätzchen iſt gut ſein,
Du haſt bei ihm geſchlafen;
Du haſt Dein Ehrenkränzelein
In ſeinem Schooß gelaſſen.

7.

„Halt ein, halt ein, lieber Sagebaum mein!
Ich thu Dich nicht anſchauen.
Ich habe noch fünf Brüder mein,
Die können Dich umhauen!“

8.

Hau'n ſie mich ſchon im Winter um,
Den Sommer grün' ich wieder;
Verliert ein Mädchen einmal die Ehr',
Kriegt ſie ſie niemals wieder.

No. 33. Bäumlein ſteigen. *

A.

1.

Ich wollt' ein Bäumlein ſteigen,
Das nicht zu ſteigen war;
Da brachen alle Aeſtichen
Und ich ſiel auf die Erd'.

2.

Ach wenn doch das mein Schätzchen wüßt',
Daß ich gefallen wär'!
Er thät ſo manchen weiten Schritt,
Bis daß er bei mir wär'.

3.

Die Blätter von dem Bäumelein
Die fielen all' auf mich.
Daß mich mein Schatz verlaſſen hat,
Das kränket mich ja nicht.

3.
Daß mich mein Schatz verlaſſen hat,
Das iſt noch ſo und ſo.
Er wird bald wieder kommen,
Von Herzen bin ich froh.

4.
Und kömmt er dann nicht wieder,
So bleibt er weg von mir;
Heirath' ich einen Andern,
Was frag' ich denn nach Dir?

5.
Es iſt kein Apfel ſo roſenroth,
Es ſteckt ein Wurm darin.
Es iſt kein Bürſchchen auf der Welt,
Es führt einen falſchen Sinn.

6.
Ein falſcher Sinn, ein froher Muth
Verführt das junge Blut.
Ich hab's gehört von Alten,
Die Lieb' thut ſelten gut.

B.

1.
Ich wollt' ein Bäumchen ſteigen,
Das nicht zu ſteigen was.
Da brachen alle Aeſtichen,
Und ich fiel in das Gras.

2.
Ach wenn doch das mein Schätzchen wüßt',
Daß ich gefallen wär'!
Er thät ſo manchen weiten Schritt,
Bis daß er bei mir wär'.

3.

Und kömmt er dann nicht wieder,
So bleibt er weg von mir;
So lieb' ich einen Andern,
Was frag ich denn nach ihm?

4.

O Schäfer, nimm Du Deinen Stab,
Marſchire damit ab.
Und ich will meine Jungfernſchaft
Mitnehmen in das Grab.

No. 34. Der Baum im Odenwald.

1.

Es ſteht ein Baum im Odenwald,
Der hat viel' grüne Aeſt';
Da bin ich wohl viel tauſendmal
Mit meinem Schatz geweſt.

2.

Ein Vogel ſitzet auf dem Baum,
Der pfeift gar wunderſchön;
Ich und mein Treulieb horchen ſtill,
Wenn wir vorübergehn.

3.

Der Vogel ſitzt in ſeiner Ruh'
Wohl auf dem höchſten Zweig;
Und ſchauen wir dem Vogel zu,
So pfeift er allſogleich.

4.

Der Vogel ſitzt in ſeinem Neſt
Wohl auf dem grünen Baum;

Ach Schätzerl, bin ich bei Dir g'weſt,
Oder iſt es nur ein Traum?

5.

Und als ich wieder kam zu ihr,
Verdorret war der Baum;
Ein andrer Liebſter ſtand bei ihr,
Ach Gott, es war ein Traum!

6.

Der Baum der ſteht im Odenwald
Und ich bin in der Schweiz;
Da weht der Wind ſo kalt, ſo kalt,
Das Herze mir zerreißt.

No. 35. Trübſinn.

1.

Iſt Alles dunkel, iſt Alles trübe,
Dieweil mein Schatz einen Andern liebt.
Denn ich hab' gedacht, er liebet mich,
Ach nein! ach nein! ach nein! ach nein!
Ach nein! ach nein! er haſſet mich.

2.

Was hilft mir denn ein ſchöner Garten,
Wenn Andre d'rin ſpazieren gehn,
Und pflücken mir die Blümlein ab,
Woran ich meine, woran ich meine,
Woran ich meine Freude hab'!

3.

Was hilft mir denn ein hübſches Mädchen,
Wenn Andre mit ſpazieren gehn,

Und küſſen ihr die Schönheit ab.
Woran ich meine, woran ich meine,
Woran ich meine Freude hab'!

4.
Kirſch und Kümmel hab' ich getrunken,
So viel, daß ich kaum ſtehen kann.
Und wenn ich keinen Freund mehr finde,
So legt man mich, ſo legt man mich,
So legt man mich in's kühle Grab.

5.
Dort auf jenem Raſenhügel
Baut man mir ein einſam Haus.
Dann kommen alle luſt'gen Brüder
Und tragen mich, und tragen mich,
Und tragen mich zum Thor hinaus.

No. 36. Die Roſen.

1.
Ich ſetzte mich nieder
In's grüne, grüne Gras;
Sieh! da lauert' ich auf meinen
Herztauſenden Schatz.

2.
Ich lauerte ſo lange,
Bis mich es verdroß;
Da fielen drei Roſen
Auf meinen kühlen Schooß

3.
Die Roſen die waren
Von Blut ſo roth:

Schätzchen ſchläfeſt Du, oder wacheſt Du,
Oder biſt Du ſchon todt?

4.
Ich ſchlafe ja nicht,
Ich ſchlummre ja nur,
Dieſen Abgrund muß ich nieder,
Und muß ſcheiden von dieſer Welt.

No. 37. Die Freudeloſe.

1.
Auf dieſer Welt hab' ich keine Freud',
Ich hab' einen Schatz und der iſt weit,
Er iſt ſo weit im fremden Land,
Daß ich ihn gar nicht ſehen kann.

2.
Ich ging wohl über Berg und Thal,
Da ſang die ſchöne Nachtigall,
Sie ſang ſo hübſch, ſie ſang ſo fein,
Sie ſang für mein Feinsliebelein.

3.
Ach Goldſchmied, lieber Goldſchmied mein,
Schmied' er meinem Schatz ein Ringelein!
Schmied' er ihn an die linke Hand,
Wir Beide zieh'n nach Schwabenland.

4.
In Schwabenland, da bleib' ich nicht,
Die langen Kleider trag' ich nicht,
Denn lange Kleider und ſpitze Schuh,
Die kommen keiner Armen zu.

No. 38. Ade.

1.
Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus.
Feinsliebchen das ſchaute zum Fenſter,
Jettchen, Jettchen, Fenſter 'raus.
Feinsliebchen laß Du's Dein Gucken ſein,
Ich kann ja dieſen Abend nicht bei Dir,
Jettchen, Jettchen, bei Dir ſein.

2.
Kannſt Du's dieſen Abend nicht bei mir ſein,
So ſchicke mir Dein rothes Mündelein,
Jettchen, Jettchen, Mündelein.
Ein Mündchen zu ſchicken, ja das iſt ſchwer,
Zwei Herzen die ſcheiden ſich nimmer,
Jettchen, Jettchen, nimmermehr.

3.
Und wer ſie ſcheidet, das iſt der Tod,
Er ſcheidet das Kind wohl aus der,
Jettchen, Jettchen, aus der Wieg' —
Daß Vater und Mutter müſſen ſchweigen,
Jettchen, Jettchen, ſchweigen ſtill.

No. 39. Die junge Frau.

1.
Vor wenigen Jahren, als ich Jungfer noch war,
Da ging ich zu Tanze mit gepudertem Haar.
Was hab' ich mir verdienet bei dem Tanzen für einen Lohn?
Ich muß tragen einen Mantel, dazu einen Sohn.

2.
Warum hat mich meine Mutter in den Eheſtand geſetzt?
Sie ſollt' mich haben lieber in das Waſſer geſtürzt.
Dann wär' ich geſtorben als ein unſchuldiges Blut,
Und hätte nicht erfahren was das Lieben ja thut.

No. 40. Der leichtfertige Liebhaber.

1.
Ich ging ſpazieren wohl durch den Hain,
Da hört' ich die Vöglein ſingen.
Sie ſingen ſo hübſch, ſie ſingen ſo fein,
Die lieben Vöglein in dem Hain.
Wie gerne hör' ich ſie ſingen!

2.
Sie ſingen, ſie ſingen! Frau Nachtigall!
Sie ſingen! ſchwarzbraunes Feinsliebchen!
„Kömmſt Du bei der Nacht, wenn's finſter iſt,
Wenn Niemand auf der Straße mehr iſt,
So will ich Dich ſchön 'rein laſſen!“ —

3.
Der Tag verging, der Abend kam an,
Der Knabe ging ſehr ſpazieren;
Er klopft ſo leiſe mit ſeinem Ring:
„„Steh auf mein Schatz, mein Engel, mein Kind,
Ich habe ſchon lange geſtanden!““ —

4.
„So lange geſtanden haſt Du noch nicht,
Ich habe noch nicht geſchlafen!“ —
„„Ich bin geweſen bei Bier und Wein,
Bei einem zarten Jüngferlein;
Bald hätt' ich Dich, Schätzchen vergeſſen!““ —

5.

Daran gedenket, ihr Jungfern all',
Traut keinem Junggeſellen;
Sie verſprechen euch Viel und halten kein Theil;
Sie führen euch nur am Narrenſeil;
So machen's die Schelme ja alle!

No. 41. Bürſchchen und Mädchen.

A.

1.

Adieu, mein Schatz! denn ich muß fort!
Denn ich muß reiſen,
Von Dir abſcheiden
In's fremde Land. —

2.

„Schatz, ſcheide nicht ſo weit von mir!
Im Roſengarten
Will ich Dein erwarten
Spät oder früh!"

3.

Brauchſt nicht zu warten, bin Dir viel zu ſchlecht!
Heirath' ein'n Reichen,
Wie Deines Gleichen;
Thuſt eben Recht!

4.

„Was frag ich denn nach Geld und Gut?
An hübſchen Bürſchchen
Iſt mir gelegen,
Das glaube nur!"

5.

Wer's glauben thut, der iſt nicht hier!
Iſt weggeritten,
Kömmt morgen wieder
Spät oder früh!

6.

— Wer hat denn dieſes Lied erdacht?
Es haben's geſungen
Drei Bürſchchen aus Ungern
Zur guten Nacht.

7.

In Ungarland, da iſt gut ſein,
Da trinken die Bürſchchen
Mit ihren Mädchen
Champagnerwein.

8.

Champagnerwein und der iſt gut!
Erfriſcht den Bürſchchen,
Wie auch den Mädchen
Ihr junges Blut.

B.

1.

Adieu, mein Schatz! denn ich muß fort!
Denn ich muß reiſen,
Von Dir abſcheiden
In's fremde Land.

2.

„Schatz, ſcheide nicht ſo weit von mir!
Im Roſengarten,
Will ich Dein erwarten;
Im grünen Klee, im weißen Schnee.“

3.
Mein zu erwarten brauchſt Du ja nicht,
Geh' nach den Reichen!
Frei' Deines Gleichen,
Iſt mir eben recht!

4.
„Ich heirathe nicht nach Geld und nicht nach Gut,
Eine treue Seele
Thu' ich mir wählen!“ —
Wer's glauben thut!

5.
Wer's glauben thut, und der iſt ja nicht hier,
Er iſt beim König,
Er iſt beim Kaiſer,
Er iſt Soldat.

6.
Soldatenleben und das heißt Luſtigſein,
D'rum trinken Soldaten,
Mit ihren Kameraden
Ein gut' Glas Wein.

7.
Ein gut' Glas Wein und das ſchmeckt ſüß!
Wenn andr' Leut' ſchlafen,
So muß ich wachen
Und Schildwach' ſtehn. —

8.
„Schildwache ſtehen brauchſt Du ja nicht!
Wenn die Leut' thun fragen,
So thuſt Du ſagen:
Schatz ich bin Dein,
Und Du biſt mein!“

No. 12. Herb.

1.

Daß's im Wald finſter iſt, dui da!
Das macht das Laub, dui dui da!
Daß mich kein Madel mag, dui da!
Das macht mich harb.
Doch möcht' mich ein Madel,
Der ſchenkt' ich g'nu,
Der gäb' ich tauſend Gulden
Und ein Paar Schuh.

2.

Daß's im Wald finſter iſt, dui da!
Das macht der Baum, dui dui da!
Daß mein G'ſicht ein' Schönheit iſt, dui da!
Das glaub' ich kaum
Das mein G'ſicht garſtig iſt,
Das ſag' i nit,
Aber wenn's ein wenig ſchöner wär',
Schaden thät's nit

3.

Daß's im Wald finſter iſt, dui da!
Ich kann nix dafür, dui dui da!
Ach, Lieſerl, Du mein Schatz, dui da!
Wärſt Du doch hier!
Doch, wer weiß, wo Du biſt,
In Paris od'r Ruppin.
Ach, mein Schatz! wenn ich's wüßt',
Lief' ich gleich zu Dir hin.

No. 43. Jungfrauenehre.

1.

Der Wächter von dem Thoren blies,
Er blies mit heller Stimme.
„Wer noch bei ſeinem Schätzchen ſchläft,
Der ſteh' nun auf, es iſt ſchon Zeit:
Der Tag ſcheint vor dem Walde,
Ja, Walde.“

2.

Das Mädchen in dem Hemd aufſprang,
Den Tag wollt' ſie anſchauen:
„Bleib liegen, bleib liegen, feiner Knab'!
Es iſt fürwahr noch lang' nicht Tag!
Der Wächter hat uns betrogen,
Ja, betrogen.“

3.

Und Morgens als der Tag anbrach,
Friſch Waſſer wollt' ſie holen,
Da begegnete ihr derſelbe, ſelbe Knab'
Wohl der bei ihr geſchlafen hat,
Bot ihr ein'n guten Morgen,
Ja, Morgen.

4.

„„Guten Morgen, mein allerſchönſter Schatz,
Haſt Du denn gut geſchlafen?““
„Ich habe geſchlafen in Feinsliebchen ſeinem Arm,
Ich habe geſchlafen, daß Gott ſich erbarm;
Meine Ehre hab' ich verſchlafen,
Ja, verſchlafen.“

5.

„„Daß Du Deine Ehre verſchlafen haſt,
Das laß Dich nicht gereuen,

Dafür bin ich derſelbe, ſelbe Knab',
Der ſo viel Geld und Güter hat,
Kann Dir's Deine Ehre bezahlen,
Ja zahlen.“ “

6.

„Ob Du's mir meine Ehre bezahlſt oder nicht,
Es koſtet Dir Dein Leben!
Es koſtet Dir Dein junges, junges Blut,
Dazu Dein ganzes Hab' und Gut,
Meine Ehre zu bezahlen,
Ja zahlen.“

No. 44. Der treue Sachſe.

1.

Es reiſt' ein Sachſer in's fremde Land,
Unterdeſſen ward ſein Schätzchen krank.

2.

Krank bin, krank her bis in den Tod:
Und ſtirbt mein Schatz, gräm' ich mich todt!

3.

Dann kauf' ich mir ein ſchwarzes Kleid,
Ja wegen meiner Traurigkeit.

4.

Er trug ſein Kleid ſechs ſieben Jahr,
Bis daß es ganz zerriſſen war.

5.

Zerriſſen bin, zerriſſen her,
Ich hab' ja keinen Schatz nicht mehr.

No. 45. Lebewohl.

1.

Morgen muß ich fort von hier
Und muß Abſchied nehmen;
O Du meines Herzens Zier!
Scheiden das bringt Grämen.
Hab' Dich doch ſo treu geliebt,
Ueber alle Maßen!
Und ſoll Dich verlaſſen, und ſoll Dich verlaſſen?

2.

Wenn zwei gute Freunde ſind,
Die einander kennen —
Sonn' und Mond bewegen ſich,
Ehe ſie ſich trennen.
Doch viel größer iſt der Schmerz,
Wenn ein treues, liebes Herz
In die Fremde ziehet, in die Fremde ziehet!

3.

Küſſet Dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
Denke, daß es Seufzer ſei'n,
Die ich zu Dir ſende.
Tauſend ſchick' ich zu Dir aus,
Die da wehen um Dein Haus,
Weil ich Dein gedenke, weil ich Dein gedenke!

No. 46. Des Vielgetreuen Abſchied.

1.

Muß i denn, muß i denn zum Städtel hinaus, Städtel hinaus, Städtel hinaus,
Und Du, mein Schatz bleibſt hier. -
Wann i komm, wann i komm, wann i wiederum komm, wiederum komm,
Kehr i ein, mein Schatz, bei Dir.
Kann i gleich nit allweil bei Dir ſein,
Hab i doch mein Freud an Dir.
Wann i komm, wann i komm, wann i wiederum komm, wiederum komm,
Kehr i ein, mein Schatz, bei Dir.

2.

Wie Du weinſt, wie Du weinſt, daß i wandern muß, wandern muß,
Als wär' die Lieb jetzt vorbei;
Sind auch drauß, ſind auch drauß der Mädlein viel, Mädlein viel,
Lieber Schatz, i bleib Dir treu.
Denkſt Du wenn i 'ne andere ſeh, nun ſei meine Lieb vorbei?
Sind auch drauß, ſind auch drauß der Mädlein viel, Mädlein viel,
Lieber Schatz, i bleib Dir treu.

3.

Ueber's Jahr, über's Jahr, wann man's Traubel ſchneid't, Traubel ſchneid't,
Stell i dann mich wiedrum ein;
Bin i dann, bin i dann Dein Schätzel noch, Schätzel noch,
So ſoll die Hochzeit ſein.

Ueber's Jahr, da iſt mein Zeit vorbei, da gehör i
mein und Dein;
Bin i dann, bin i dann Dein Schätzel noch, Schätzel noch,
So ſoll die Hochzeit ſein.

4.

Lebe wohl, lebe wohl, mein lieber Schatz, lieber Schatz,
I muß jetzt fort von hier;
Gieb mir den letzten Abſchiedskuß,
Ew'ge Treue ſchwör ich Dir.
Adieu, adieu, mein lieber Schatz, in Schleswig muß
i ſein.
Im Garten wächſt ein Blümelein, Blümelein,
Es heißt: Vergiß nicht mein.

No. 47. Schätzchen.

1.

Schätzchen lief zum Berg hinauf
Mit bitterlichem Weinen.
„Ach Schatz, ach Schatz, wo willſt Du hin?
Könnteſt bei mir bleiben.

2.

Was ſoll ich denn nun bei Dir thun?
Was ſoll ich bei Dir machen?
Du haſt ja eine Andre lieb,
Und deß muß ich ja lachen.

3.

Haſt Du gleich eine Andre lieb,
So lieb' ich Dich von Herzen.

Das hat ja Deine Schönheit gemacht
Und die hat mich zur Liebe gebracht.

4.
Es gibt ja Mannsleut' in der Welt,
Die ſind noch falſcher als das Geld
In ihrem Herzen.
Und wer nun auf die Liebe baut
Und auch den falſchen Burſchen traut,
Der iſt betrogen.

5.
Und auf die Liebe bau' ich nicht,
Und falſchen Burſchen trau' ich nicht.

No. 48. Tauſendſchätzchen.

1.
Nun, adieu, mein Tauſendſchätzchen,
Lebe wohl, mein Engelskind!
Jetzt reiſ' ich aus dieſem Städtchen
Und muß ſchöpfen friſchen Wind.

2.
Jetzt geb' ich mein'm Pferd die Sporen,
Zu dem Thor reit' ich hinaus;
Schatz, Du bleibſt mir unverloren,
Bis ich wieder komm' nach Haus.

3.
Wenn ich wieder nach Hauſe komme,
So will ich heirathen Dich;
Heirathest Du aber einen Andern,
So will ich verklagen Dich.

4.

Rosmarin und Feigenblätter
Geb' ich Dir beim Abſchiedskuß;
Die ſoll'n ſein ein Angedenken,
Weil ich von Dir ſcheiden muß.

5.

Steh'n zwei Sternlein an dem Himmel,
Glänzen heller als der Mond;
Der eine ſcheint über mein Feinsliebchen,
Der and're über Berg und Thal.

6.

Setzen ſich zwei Turteltauben
Dort auf jenen Dornenaſt;
Wo ſich zwei Verliebte ſcheiden,
Da verwelket Laub und Gras.

7.

Zwar ich bin noch jung von Jahren;
Das Marſchiren mir gefällt,
Etwas Neues zu erfahren,
Wie es zugeht in der Welt.

8.

Spielet auf, ihr Muſikanten,
Rühret euer Saitenſpiel,
Mein'm Feinsliebchen zu Gefallen,
Weil ich von ihr ſcheiden will! —

Jägerlieder.

„Wo aus? wo ein? du wildes Thier!
Allewеil bei der Nacht!
Ich bin ein Jäger und fang' dich ſchier" u. ſ. w.
„Biſt du ein Jäger, du fängſt mich nicht, u. ſ. w.
Allewеil bei der Nacht!
Mein' hohe Sprüng, die weißt Du nicht" u. ſ. w.
„Dein' hohe Sprüng, die weiß ich wohl,
Weiß wohl, wie ich ſie Dir ſtellen ſoll."

Herder, Stimmen der Völker.

No. 19. Der Jäger und ſeine Jägerin.

1.
Der Jäger in dem grünen Wald
Muß ſuchen ſeinen Aufenthalt.
Er ging im Wald wohl hin und her,
Er ging im Wald wohl hin und her,
Ob auch nichts, ob auch nichts,
Ob auch nichts anzutreffen wär'.

2.
Mein Hündelein iſt ſtets bei mir
In dieſem grünen Laubgeſtrauß.
Mein Hündchen wacht, mein Herz das lacht,
Mein Hündchen wacht, mein Herz das lacht,
Meine Augen, meine Augen,
Meine Augen leuchten hin und her.

3.
Es ruft mir eine Stimme zu,
Ich weiß nicht, wo es iſt, ja iſt.
Wie kommſt Du in den Wald hinein,
Wie kommſt Du in den Wald hinein,
Du ſtrahlenaugig Mägdelein,
Wie kommſt Du in das Laubgeſtrauß?

4.

„Um Deiner aufzuſpüren
Ging ich in dieſen grünen Wald.
Ich ging im Wald wohl hin und her,
Meine Augen leuchten hin und her,
Ob auch nicht, ob auch nicht
Ein Jäger anzutreffen wär'.

5.

Nun hab' ich Dich getroffen an
In dieſem grünen Tannenwald.
Drum, Jäger, mach's nach unſerm Wohl,
Und lad' die Büchſe nicht zu voll,
Dann kannſt Du, dann kannſt Du,
Dann kannſt Du ſchießen daß es knallt."

6.

Du ſollſt mir nicht mehr wandeln
In dieſem grünen Laubgeſtrauß.
Bleib Du bei mir als Jägerin,
Bleib Du bei mir als Jägerin,
Ach ſtrahlenaugig Mägdelein,
Sei meine Jägerin!

7.

Ich küßte ſie ganz zärtlich
Und nahm ſie bei mir in mein Haus.
Wie kömmſt Du in den Wald hinein?
Wie kömmſt Du in den Wald hinein?
„Um Deiner aufzuſpüren,
Und ich muß kehren bei Dir ein."

No. 50. Der Jäger mit dem grünen Hut.

1.

Hört ihr nicht den Jäger blaſen,
Der in dieſem Wald thut jagen,
Den Jäger mit dem grünen Hut,
Der mich allezeit lieben thut?

2.

Lieben, lieben, das iſt gut,
Wer es recht verſtehen thut;
Wer es aber nicht recht kann,
Fang' das Lieben von vorne an.

3.

Wir haben ſo öfters beiſammen geſeſſen
Und ſind uns einander ſo treu geweſen;
Ich könnte es mir aber nicht bilden ein,
Daß Dein Herz ſo falſch könnte ſein.

4.

Arm bin ich, das weiß ich, das muß ich bekennen;
Drum braucht mich auch Keiner reich zu nennen;
Denn wär' ich ſchön, reich und hätte viel Geld,
So liebte mich auch die ganze Welt.

5.

Du brauchſt Dich gar nicht ſo hoch zu wiegen,
Dieweil Du biſt ſo hoch geſtiegen;
Denn was Du biſt, das bin auch ich,
Du bleibſt für Dich und ich für mich.

No. 1. Das beſte Wildbrät.

1.

Morgens früh bei kühlen Tagen,
Wo das Gras am Grünſten ſteht,
Muß ein jeder Jäger wiſſen,
Wo das beſte Wildbrät ſteht.

2.

Hirſch und Haſen muß man ſchießen,
Eh' ſie laufen aus dem Wald;
Hübſche junge Mädchen muß man lieben,
Eher, eh' ſie werden alt.

3.

Setzt euch nieder auf den Raſen,
Setzt euch nieder auf den Schooß;
Ruhet eure matten Glieder,
Eh' und eh' ſie werden alt.

4.

Nun adje! jetzt muß ich reiſen,
Nun adje! jetzt muß ich fort;
Ich muß reiſen fremde Straßen
Und muß ſagen: Schätzchen, leb wohl!

No. 52. Die Brommelbeer'.

1.

Es wollt' ſich ein Mädchen früh aufſtehn,
Dreiviertel Stunde vor Tag,
Wollt' in den Wald ſpazieren gehn,
Ach ja, ja, ſpazieren gehn,
Wohl in'n grünen Wald 'nein.

2.

Und als ſie in den grünen Wald kam,
Der Jäger, der wurde es gewahr.
Wacker Mädchen, geh aus dem Walde,
Ach ja, ja, Walde,
Dein Vater und der iſt da.

3.

Und wenn mein Vater auch ſelber da wär',
So geh ich nicht außer dem Wald;
So will ich erſt pflücken Brommelbeer',
Ach ja, ja, Brommelbeer',
Ein ganzes Körbelein voll.

4.

Ein Körbelein voll gebrauchſt Du nicht,
Eine Hand voll haſt Du genug.
Da flog der ſchöne wackre Jäger,
Ach ja, ja, Jäger,
Dem Mägdlein auf den Schooß.

5.

Es dauerte kaum ein halbes Jahr,
Die Brombeer'n waren grün.
Es dauerte kaum dreiviertel Jahr,
Ach ja, ja, Jahre,
Hatte ſie einen kleinen jungen Sohn.

6.

Es dauerte kaum drei Viertel Jahr,
Da wurde die Brommelbeer' groß.
Da kriegte das feine wacker Mädchen,
Ach ja, ja, Mädchen,
Ein Knäblein auf ihren Schooß.

7.
Das Mädchen ſchaute das Kindlein an:
O weh, was hab' ich gethan!
Sind das denn meine Brommelbeeren,
Ach ja, ja, Brommelbeeren,
Die ich gepflücket hab'?

8.
Wer ein ſo feines wacker Mädchen will haben,
Der ſchick' ſie nicht in 'n Wald;
Der ſchick' ſie nicht in den grünen Wald,
Ach ja, ja, grünen Wald,
Verführet wird ſie bald.

9.
Wer ein ſo feines wacker Mädchen will haben,
Der halt' es bei Zeiten zu Haus;
Und ſchick' ſie nicht in die Brommelbeeren,
Ach ja, ja, Brommelbeeren,
Ein Knäblein bringt ſie zu Haus.

No. 53. Das Mädchen im Tannenholz.

A.

1.
Es ging ein Jäger aus jagen
Wohl in das tannene Holz.
Was begegnet ihm auf dem Wege?
Eine Jungfer und die war ſtolz.

2.
„Wohin, Du hübſches Mädchen?
Wohin ſteht Dir Dein Sinn?“

„„Ich will zu meinem Vater
Wohl in das tannene Holz!““

3.
„Willſt Du zu Deinem Vater
Wohl in das tannene Holz,
Deine Ehre ſollſt Du hier laſſen
Bei einem Jäger ſtolz.“

4.
„„Sollte ich meine Ehre hier laſſen
Bei einem Jäger ſtolz,
Viel lieber wollt' ich meiden
Das Silber und rothe Gold.““

5.
Was zog er von ſeinem Finger?
Ein goldnes Ringelein.
„Sieh an, Du Hübſche, Du Feine,
Dies ſoll Dein Denkmal ſein!“

6.
„„Was ſoll ich mit dem Ringelein,
So Du mein nicht werden kannſt?““
„Den leg' in Deinen Kaſten,
Wohl in das Tannenholz.“

7.
„„Der Kaſten iſt zugeſchloſſen,
Der Schlüſſel iſt auch verlegt;
Man kann ihn auch nicht finden
Und wenn man Sorgen trägt.““

B.

1.

Wenn ich des Morgens früh aufſteh'
Und in den Wald ſpazieren geh',
Wenn die Lerche ſingt und der Kukuk ſchreit,
Iſt die allerſchönſte Zeit.

2.

Was begegnet mir auf dem Wege?
Eine Jungfrau, die war ſtolz.
Wohin, Du hübſches Mädchen,
Wohin ſteht Dir Dein Sinn?

3.

„Ich will zu meinem Vater
Wohl in das Tannenholz.“
Deine Ehre mußt Du laſſen
Bei einem Jäger ſtolz.

4.

„Sollt' ich meine Ehre laſſen
Bei einem Jäger ſtolz,
Viel lieber wollt' ich meiden
Das Silber und rothe Gold.“

5.

Ich geh' nicht aus dem Städtchen,
Ich geh' nicht aus der Stadt,
Bis daß ich ſeh' ein Mädchen,
Das mich geliebet hat.

6.

Nun geh' ich aus dem Städtchen,
Nun geh' ich aus der Stadt;
Ich hab' geſehn ein Mädchen,
Das mich geliebet hat.

No 51. Der Jäger und die reine junge Jungfer.

A.

1.
Es ging ſich ein Jäger ausjagen
Drei Stündelein vor dem Tagen,
Wollte ſchießen ein Hirſch oder Reh,
  Reh — Eh,
Wollte ſchießen ein Hirſch oder Reh.

2.
Was begegnet ihm auf grüner Haide?
Eine Jungfer im ſchneeweißen Kleide,
Die wollte er nehmen zu der Eh',
  Eh — Eh',
Die wollte er nehmen zu der Eh'.

3.
Er faßte ſie wohl um die Mitte,
Führte ſie zu ſeiner Schlafhütte
Und ſchliefen in guter Ruh,
  Ruh — uh,
Und ſchliefen in guter Ruh.

4.
Steh nur auf, ſteh nur auf, lieber Jäger mein,
Du haſt es verſchlafen, das hat mich erfreut;
Eine reine junge Jungfer bin ich noch,
  Noch — och,
Eine reine junge Jungfer bin ich noch.

5.
Das thäte den Jäger wohl verdrießen;
Er möchte ſie ſogleich zerſchießen.

Weil ſie ſo frei reden thät.
  Thät — ät.
Weil ſie ſo frei reden thät.

6.

Sie thäte den Jäger wohl bitten,
Er möchte ſie doch nicht zerſchießen,
Daß ſie ſo frei reden thät.
  Thät — ät.
Daß ſie ſo frei reden thät

7.

Sie thäte den Jäger wohl fragen,
Ob ſie ein grün Kränzchen dürfte tragen.
„Eine Haube, die eine Jägersfrau trägt.
  Trägt — ägt.
Eine Haube, die eine Jägersfrau trägt.“

B.

1.

Es ging ein Jäger aus jagen,
Wollte jagen auf der königlichen Haid',
Was begegnet ihm auf dem Wege?
Ein Mädchen im ſchneeweißen Kleid.

2.

Sie ſetzten ſich beide zuſammen
Ein, zwei, ein drittehalb Stund',
Bis daß der helle Morgen
Am Himmel daher ſtund.

3.

Steh' nur auf, ſteh' nur auf, junger Jäger,
Steh' nur auf, es iſt nun Zeit,
Deine Hirſchlein ſind gelaufen
Weit aus der königlichen Haid'.

4.
Laß ſie laufen, laß ſie gehen, denn ſie laufen
Ja den Bauern in das Gras,
Denn ſie müſſen's ja bezahlen,
Bezahlen mit ihrer Haut.

5.
Steh' nur auf, ſteh' nur auf, hübſches Mädchen,
Steh' nur auf, es iſt nun Zeit.
Deine Ehr' haſt Du verſchlafen
Bei dem Jäger auf der königlichen Haid'.

6.
Hab' ich meine Ehr' verſchlafen
Bei dem Jäger auf der königlichen Haid',
So bedaure ich nur alleine
Mein ſchön' ſchneeweißes Kleid.

7.
Das ſchneeweiße Kleid nicht alleine,
Sondern auch mein ſilberweiß' Haar,
Welches auch das Allerſchönſte
An mir als Jungfer war.

No. 55. Der Jäger von Churpfalz.

1.
Ein Jäger von Churpfalz,
Der reitet durch den grünen Wald;
Er ſchießt das Wildbrät her
Gleich wie es ihm gefällt.
Ju ja ju, ju ja ju, ja luſtig wollen wir leben
Allhier auf grüner Haid'.

2.

Knapp, ſattle mir mein Pferd
Und leg' mir auf den Mantelſack,
So reit' ich hin und her
Als Jäger von Churpfalz.
Ju ja ju, ju ja ju, ja luſtig wollen wir leben
Allhier auf grüner Haid'.

3.

Dem Jäger ſeine Luſt
Die war den Herren wohl bewußt, bewußt, bewußt.
Zwiſchen die Bein'
Auf einmal hinein,
Da muß das Thier geſchoſſen ſein.
Ju ja ju, ju ja ju, ja luſtig wollen wir leben,
So wir zuſammen ſein.

4.

Jetzt reit' ich nicht mehr heim,
Bis daß der Kukuk kukuk ſchreit.
Der Kukuk ſchreit die ganze Nacht,
Ich hab' mich zu mei'm Schatz gemacht.
Bis daß der Kukuk kukuk ſchreit,
Ju ja ju, ju ja ju, ja luſtig wollen wir leben,
So wir zuſammen ſein.

No. 56. Der Wilddieb.

1.

Ich nehme meine Büchſe
Und gehe in den Wald.

Und ſchieße mir ein Hirſchlein,
Sei es jung oder ſei es alt.

2.

Das Hirſchlein war geſchoſſen,
Hat die Füßlein ausgeſtreckt;
Da kommen zwei, drei, vier Jäger,
Haben mich in dem Wald erſchreckt.

3.

Ei was thuſt Du, ei was machſt Du
Junger Jäger denn allhier?
Deine wunderſchöne Büchſe
Die behalten wir ja hier.

4.

Meine wunderſchöne Büchſe,
Die behaltet ihr ja nicht.
Denn vor zwei, drei, vier Jäger
Da fürchte ich mich ja nicht.

5.

Und nun nehm' ich meine Feder,
Steck' ſie oben an meinen Hut,
Und den Jäger will ich ſehen,
Der ſie mir abnehmen thut.

6.

Ei ſo thu ich's, ei ſo mach' ich's,
Wie's mein Vater hat gemacht,
Denn nach zwei, drei, vier Jäger
Hat er gar nichts gefragt.

No. 57. Jägers Trauer.

1.
Es war ein Jäger wohlgemuth,
Der trug zwei Federn auf ſeinem Hut.

2.
Die eine war weiß, die andere war roth;
Ich glaubte gar, mein Schatz wär' todt.

3.
Und als er in den Wald 'nein kam,
Hört' er die Glocke läuten ſchon.

4.
Die Glocke hat einen Todtenklang;
Ich glaubte gar mein Schatz wär' krank.

5.
Und als er an den Kirchhof kam,
Sah er die Gräber graben ſchon.

6.
Guten Tag, guten Tag, ihr Gräber mein,
Für wen grabt ihr das Grab ſo fein?

7.
Das Grab, das graben wir ſo fein,
Es iſt geſtorben ein Jüngferlein.

8.
Und wie er in den Hof 'nein kam,
Sah er die Mutter weinen ſchon.

9.
Guten Tag, guten Tag, Frau Mutter mein:
Wo iſt denn euer Jüngferlein?

10.
Die Jungfer mein hat's gut gemacht,
Sie hat ſich ſchon zu Gott gemacht.

11.
Ach wenn ich doch geſtorben wär',
Daß ich bei meiner Liebſten wär'!

No. 58. Häslein.

A.

1.
Ich armer Haſ' im weiten Feld,
Wie wird mir ſo grauſamlich nachgeſtellt!
So wohl bei Tag als bei der Nacht,
Da thut man mir nachjagen;
Man jaget mir nach dem Leben mein,
Ach ſein ich nicht ein armes Haſulein!

2.
Was fang ich armer Teufel an,
Ich habe ja Niemand Leides gethan!
Das Gras, was in dem Walde,
Das iſt die Nahrung mein!
Ich halte mich auf in dem Revier,
Und ſaufe das Waſſer für mein Pläſir!

3.
Erwiſcht mich der Jäger bei meinem Schopf,
So hängt er mich an ſeinen Sabelsknopf!
Da thut er mit mir prangen,
Ich armer Haſ' muß hangen!
Da bamml' ich ſo hin, da bamml' ich ſo her,
Als wenn ich ein Dieb am Galgen wär'.

4.
Die großen Herrn und ihre Gäſt',
Die heben mich auf bis zu allerletzt!

Bei allen Tractamenten,
Da thun ſie mich umwenden:
Auf mich trinken ſie den rheiniſchen Wein!
Ach ſein ich nicht ein armes Häsulein!

B.

1.

Geſtern Abend ging ich aus,
Saß ein Häslein in dem Strauch,
Guckt mit ſeinen Aeuglein aus.
„Wenn Dein Windſpiel mich ertappt,
Haſt Du Jäger mich erſchnappt!
Wenn ich an mein Schickſal denk',
Ich mich recht von Herzen kränk'!“

Hirten- und Alpenlieder.

„De Hummel ſummt
De Kuh die brummelt
De [illegible] Wat
Vor [illegible]—

W. Lampe in Georg Schulze's Harzgedichten.

No. 59. Emmethaler Lied.

1.

Was kann ſchöner ſein,
Was kann edler ſein,
Als der liebe Küherſtamme?
Wenn zur Frühlingszeit
Sich die Freud' erneut,
Sind ſie fröhlich allzuſamme.
Wenn ſie hör'n die Vögel ſingen,
Thut ein'n 's Herz im Leib aufſpringen,
Daß die Zeit rückt an
Und die Freude dann
Laub und Gras thut bringen.

2.

Wenn der Maien kommt,
Hört man wie es brummt,
Luſtig über alle Maaßen;
Tringeln*) von Metall
Hört man überall
Klingeln auf der Berge Straßen.
Luſtigers kann man nichts hören,
Wenn ſie ſchön thun harmoniren;
Jedermann hat dann
Seine Freud' daran;
Fenſter öffnet man und Thüren.

---

*) Kuhglocken oder Schellen

3.

Hier im Schweizerland
Iſt der Küherſtand
Für preiswürdig zu erachten,
Wenn man Berg und Thal
Darin überall
Recht aufmerkſam thut betrachten.
Wie zög man das Land zu Ehren,
Wo kein Pflug ſich recht kann kehren?
Aber durch das Veich
Können Arm und Reich
Sich darinnen gut ernähren.

4.

Ja der Küherſtand
Nützlich iſt im Land
Denen Bauern, denen Herren.
Frag den Küher d'rum,
Wie 'ne große Summ'
Er dem Herren muß einkehren,
Für das Futter und die Weiden;
Manchem thut es ſchier erleiden,
Weil er nicht im Stand,
Z' ziehen aus dem Land,
Zu bezahlen für die Weiden.

5.

Doch demungeacht't
Iſt der Küher Pracht
Nicht zu hemmen, noch zu zwingen;
Denn die Küherleut'
Luſtig ſind allzeit,
Stets ſie hornen, jauchzen, ſingen,
Wenn der Bau'r muß d'Senſe wetzen.

D'Küher ſich im Schatten ſetzen;
In dem grünen Gras
Iſt es ihnen baß
Als ſtets an der Sonne z'ſchwitzen.

6.

Selbſt die Einſamkeit
In der Sommerzeit
Macht dem Küher viel Vergnügen.
Er thut ohne Kleid
Auf der grünen Weid'
Hin auf weiche Kräuter liegen,
Sich im Schatten niederſetzen,
Hören wie die Vögel ſchwätzen,
Daß es laut erſchallt
In dem grünen Wald;
Was kann einen mehr ergötzen?

No. 60. Ledig in Ehren.

1.

Sorgen und Trauern
Schicket ſich allezeit
Numme für Bauern,
Und gar nicht für mich.
Ich melk' meine Kühli
Und ſinge a Ghily,
Mach' auch mein' Käsli
Und freue mich darby.

2.

Sorgen und Trauern
Iſt gar ein ungleich Paar.

All' dieſe Beide
Sie ſtellen ſich dar:
Das eint iſt mein Leben,
Das andre meine Laſt,
Das eint iſt mir angenehm,
Das andre verhaßt.

3.

Ledig in Ehren
Iſt mir das allerbeſt;
Da hat man nit z'fürchten
Der Weibern ihr' Liſt.
Da darf man nit ſorgen
Für Weib und für Kind;
Die Frau mich nit plaget
Und ſchreit mir kein Kind.

4.

Sollt' ich noch trauern,
Weil ich noch ledig bin?
Ich trinke viel lieber
Ein Gläschen mit Wein.
Ich laſſe das Lieben
Und Scherzen nur ſein;
Es quält die Gedanken
Und machet nur Pein.

No. 61. Alpenleben.

A.

1.

Auf de Berge lebt man frei, lebt man frei, lebt man frei,
Denn auf d'Nacht geht man in's Gai, auf d'Nacht
geht man in's Gai;

Hab' i 's Stutzerl au dabei, au dabei, au dabei,
Brauch i nix als Pulv'r und Blei,
Denn's Weiberl liebt mi treu.

2.

Denn auf's Joch ſteigt Jung und Alt, Jung und
Alt, Jung und Alt,
Ob es warm ſei oder kalt, ob es warm ſei oder kalt.
Und dort drüben übern Wald, über'n Wald, über'n
Wald,
Wo ſo laut das Echo ſchallt,
Schieß' i mein Gamſerl halt.

3.

Und das Krebſerln is mei Freud', is mei Freud', is
mei Freud',
Denn i krebſerl wie net g'ſcheit, i krebſerl wie net
g'ſcheit;
Komm i ham und bring a Beut, bring a Beut, bring
a Beut;
Schrei'n die Kinder ſchon von weit:
Was bringſt Du, Vater, heut?

4.

Einen Spielhahn bring' i Dir, bring' i Dir, bring'
i Dir,
Haſen aber hab' i vier, ja Haſen hab' i vier;
Und jetzt kommt erſt vor die Thür, vor die Thür, vor
die Thür,
Und a Gamſerl hab' i Dir,
D'rum bring' ein Schnapſerl mir!

B.

1.

Auf dem Berge lebt man frei,
Schießt mit Pulver, Büchſ' und Blei, mit Pulver,
Büchſ' und Blei;
Bin ich nicht ein hübſcher Bu, Schweizerbu,
Schwenk' ich nicht ſo gut mein Hut,
Wie ein Tyrolerbu?

2.

Droben auf dem Berge ſteht ein Haus,
Steht ein ſchönes Haus, hübſches Haus, feines Haus;
Schauen ſchöne Mädchen 'raus,
Sie ſchauen zum Fenſter 'raus.

3.

Komm' ich einſtens zu meinem Weib,
Schreien die Kinder groß und klein:
Vater, was gibt's Neues?
Geh ich einmal in den Wald, in den grünen Wald,
Schieße Hirſche alſobald.

4.

An dem Berge ſteht ein Buſch,
Steht ein Buſch, ſteht ein Buſch;
Und da geht es ruſch, ruſch, ruſch
In dem dicken Buſch.

No. 62. Die Schwaigerin.

1.

Wann i in der Früh' aufſteh, ai ei ei a,
Und zu meiner Schwaig'rin geh, ai ei ei a,

Und da nimm i glei mei Sichel,
Und da graſ' i mit mei Michel,
Und da graſ' ma in dem Kleee, ai ei ei a,
Hudla! Hudla! Hudla!

2.

Schwaigrin, Du biſt meine Freud', ai ei ei a,
Wann i's Vieh auf d'Alma treib, ai ei ei a.
Und oſt thun ma's Kuhla malcha,
Und da krieg ma gute Kalma,
Treib'n mir's abi zu dem Stier, ai ei ei a.
Hudla! Hudla! Hudla!

3.

Wann der Halda blaſt in's Horn, ai ei ei a.
Treib'n ma's Kuhla von dem Born, ai ei ei a,
Thun ma's Kuhla a bi ſtreicha,
Und die Mille zamma ſeicha,
Aſt'n treib'n mir's hin zum Bach, ai ei ei a.
Hudla! Hudla! Hudla!

4.

Schwaigrin, bring Du den Sechta her, ai ei ei a,
'S Kuhla giebt uns Mille mehr, ai ei ei a.
Kann ma's Kuhla nimma malcha,
Oſt'n krieg'n ma gute Kalma,
'S Kuhla giebt uns Mille mehr, ai ei ei a.
Hudla! Hudla! Hudla!

5.

Michla komm Du zu mir herra, ai ei ei a,
Das Lieben wird mir zu ſchwera, ai ei ei a,
Denn Du biſt mein guter Michla,
Komm und graſe mit mei Sichla,
Michla komm Du zu mir herra, ai ei ei a,
Hudla! Hudla! Hudla!

No. 63. Der Steyriſche Ländler.

1.
Und won's a mol ſchön Abend werd,
Und auf der Olm ſchon grün,
Da geht der Bua mit ſeinen Mad'ln hin,
Die Senn'rin mit den Küh'n.

2.
Die Bäum' die wer'n von Laub ſchon grün,
Die Wieſen von dem Gras,
So oft i an mein Senn'rin denk',
Do g'follt mir ollweil wos.

3.
Und gelt Du ſchwarz Augiti,
Und gelt für Di tauget i,
Und gelt für die war i recht,
Ja wenn i di holt möcht'!

4.
Die Senn'rin heißt Lenerl,
'S a ſakariſches Madl,
Hat Blümlein in de Aeugelein,
Und Steyriſche Wad'l.

5.
Weil Alles jetzt ſchö eba is,
Steig i auf d'Olm hinauf;
Da ſuch i zuerſt mei Dirnerl,
Und dann den Gamsbock auf.

6.
Und wie i ſo zum Hütterl kam,
Da klopf' i a Biſſerl an;

Da hat ſie mir mit Freuden glei
Das Hüttenthürl aufthe.

7.

Grüß' Di Gott, mein Franzl,
Ja Franzl, mei Bua,
Sei no heut recht fleißi,
Wenns D'gehſt dem Gamsberg zu.

8.

Und wie i halt am Gamsberg ſteig,
So krieg i glei a Schneid;
I ſchieß halt da a Gamſerl,
Das hat mi ſekriſch g'freut.

9.

Und's Gamſerl häng' i a mei Büchſ'l
Und ſchlepp's der Hütten zu;
Da ruft halt glei die Sennerin:
„Haſt g'ſchoſſen was, mei Bua?"

10

Ja, ſag' i, weil's Di ſo freut,
Drum wag' i ſo mei Leb'n,
Und dafür hat ſie mir glei
An friſchen Schmatz geb'n.

No. 64. Tirolersbub.

1.

Juche! Tirolers Bub, trallateriti,
Haſt Du denn gar keine Ruh? trallateriti;
Die Lieb haſt verſprochen,

Mir haſt' ſie aber gebrochen,
Ich bleib' eine Sennerin, tralla,
Juche! Tirolers Bub, tralla.

2.

Dändel red' nicht zu viel, tralla,
Halt's Maul und ſchweig nur ſtill, tralla,
Und darfſt ja nicht trutzen,
Es wird Dir nichts nutzen,
Es giebt noch viele andere Madel, tralla,
Juche! Tirolers Bub, tralla.

3.

Ich will's mein Vater ſagen, tralla,
Ich will's mein' Eltern klagen, tralla,
Und Du haſt mich belogen,
Mein Herz haſt Du betrogen,
Du haſt geſagt, Du würd'ſt mein Mann, tralla,
Juche! Tirolers Bub, tralla.

4.

Ich mach' mir gar nichts draus, tralla,
Ich gehe in's Kamerlers 'naus, tralla,
Und da wird mein Herz lacha,
Stetzel wird kracha,
Jagen das iſt meine Freud', tralla,
Juche! Tirolers Bub, tralla

5.

Du biſt mein Schatzla, tralla,
Kreigſt ſo viel Schmatzla, tralla,
Du Königin von den Buba,
A Meſſer zum Lebna,
Ich wollt' ja nichts ſagen, tralla,
Juche! Tirolers Bub, tralla.

6.

Ich tauſch' mit der Königin nicht, tralla.
Ich ſagt's frei in's Geſicht, tralla.
Auf der Welt iſt gut laba,
Es thut gute Madel gaba,
Gamſel und Hirſchlein, tralla.
Juche! Tirolers Bub, tralla.

7.

Sennerin iſt kreuz wohlauf, tralla
Hat kein Geld und kein Haus, tralla.
Der erſte thut's pfeifen,
Der andere thut's kreiſchen,
Schätzel, das iſt meine Freud', tralla.
Juche! Tirolers Bub, tralla.

No. 65. Der Platz im Walde.

(Bairiſch.)

Dert loß i mein Kübel am liebſte freſſe,
Weni oft bei mein Bübel auf d'Nacht bin g'ſeſſe.
Bin i oft mit mein Schätzel in'n Wojd 'naus gange,
Und d'Vöga han g'ſunge nach mein Verlange.
Wenn i jez oft alloin in'n Wojd auſi geh,
So thuet's mir im Herzel tief drinne ſo weh!
Dert loß i mein Kübel am liebſte freſſe,
Weni oft bei mein Bübel auf d'Nacht bin g'ſeſſe.

No. 66. Der Lauterbacher

A.

1.

In Lauterbach hab' ich mein'n Strumpf verlor'n;
Ohne Strumpf geh' ich nicht heim.
Nach Lauterbach geh' ich wieder zurück,
Da wird wohl mein Strumpfel noch ſein.
Tria, tria, tria!

2.

Bin mein Lebtag niemals traurig geweſt,
War immer ein luſtiger Jung;
Hab' immer die Mädchen gerne geſehn,
Und fleißig getanzt und geſprung'n.
Tria, tria, tria!

3.

O Mädchen, was that Dir der Bauersbub,
Sag mir, was hat er gethan?
Der Spitzbub führt mich in den Garten hinein
Und drückt mich an den Zwetſchenbaum an.
Tria, tria, tria!

4.

Aber ich geh Morgens zum Branntewein,
Und Nachmittag geh' ich zu Bier;
Des Abends geh' ich zum Schätzel mein,
Das iſt mir das ſchönſte Plaiſir.
Tria, tria, tria!

5.

Am Sonntag, wenn ich in die Kirche geh',
Mein beſtes Gewand zieh' ich an;

Doch wenn ich mein Schätzel in's Angeſicht ſeh',
Da ſchau ich keinen Glatzkopf mehr an.
Tria, tria, tria!

6.

Und wenn mir der Bauer die Tochter nicht giebt,
So bin ich ihm gar nicht mehr hold;
Und wenn er mir keck auch den Riegel verſchiebt,
So ſpiele ich mit ihm Kobold.
Tria, tria, tria!

7.

In Lauterbach hab' ich meinen Schuh vertanzt,
Ohne Schuh' geh' ich nicht nach Haus.
Beim Schuhmacher ſteig' ich zum Fenſter hinein
Und hole mir einen heraus.
Tria, tria, tria!

8.

Du Mädel, was hat Dir der Schuſter gethan,
Sprich, Mädel, was hat er gethan?
Er zog mir einen weichen Lederſchuh an,
Das iſt ein gar luſtiger Mann.
Tria, tria, tria!

9.

Mein Vater mich ſchickt in die Scheuer hinaus,
Drauf ſchnitt' ich einen Bündel voll Klee;
Da kam ein gefälliger Jägerburſch heran
Und hob mir den Bündel in die Höh'.
Tria, tria, tria!

10.

Ich glaube, das hat mir wohl Schaden gethan,
Es iſt mir ſo übel und weh.
Ich habe die Sache mir gleich wohl gedacht,
Noch fühl ich den Bündel mit Klee.
Tria, tria, tria!

11.

Dem Jägersmann bin ich von Herzen gut,
Oft trag' ich den Stutzen ihm nach;
Dafür er auch immer ſo ſchön mit mir thut,
Worüber von Herzen ich lach'.
Tria, tria, tria!

B.

1.

In Lauterbach han i mein Strumpf verloara,
Ohna Strumpf gang i nit hoam;
Gang i halt wieder nach Lauterbach,
Kaf mir an Strumpf zum meim oan.

2.

Bin mainer Lebtag nit traurig g'wößt
Allweil a luſtiger Bua;
Han mein Lebtag ſchöana Mädla g'habt;
Kleane und große grad gnua.

3.

Mädl, was hot dir der Bauer-Bua,
Mädl, was hot er Dir thon?
„Führt mi der Spitzbua in Garta 'naus,
Zeigt mi am Zwetſchagabuam na.“

4.

I und mei Röſel, wir hauſent guat,
Wir verhauſen ſchier alles im Bett,
Mädl und Buaba, die ham wir grad gnua,
Wenn i nur was darzu hätt.

5.

Letzthin da ging ich auf Salzburg nain,
Ging ich ganz ſtill über de Bruck:

Da ſeh ich von weiten en Madl ſteh.
Die hat ſich vor meiner gleich duckt.

6.

'S Madl, das hätt mir nit übel g'falln,
'S Madl wär ſauber und ſchön;
Wann i wiſſen thätt, daß ſie kein Fex net wär,
Thätt i mit ihr ſchlaffen geh.

7.

He, ſagt's, biſt nett Du en Wiener Bua,
He, ſagt's, wo kommſt Du denn he?
Sie ſetzt mir vor Freuden en Häfferl zu,
Macht mir en'n ſchwarzen Kaffee.

8.

Madl, wo haſt denn Dei Liegerſtatt,
Madl, wo haſt Du denn Dei Bett?
Ueber zwei Stiegen mußt aufegeh'n,
Drauß auf der Gaß lieg i nett.

No. 67. G'ſätzle.

A.

Jetzt kauf i mir fünf Leitern,
Bind's an einander auf,
Und wann's mich nimmermehr g'freut,
Steig i eben hinauf.
Huididäh u. ſ. w.

B.

Bin kein Unterländer,
Bin kein Oberländer,

Bin ein lebfriſcher Bue;
Wo's mi freut, kehr' i zue.

6.

Drei 'rüber, drei 'nüber,
Drei Federn auf'm Huet;
Sind unſer drei Brüder,
Thut keiner kein guet

7.

Sind unſer drei Brüder,
Und i bin der kleinſt,
Hat e jeder ein Mädle,
Und i han die ſchönſt.

8.

E ſchön's Häusle, e ſchön's Häusle,
E ſchön's, e ſchön's Bett,
Und e ſchön's, e ſchön's Bürſchle,
Suſt heirath i net.

9.

Wenn i nunz ein Haus han
Han i doch e ſchöne Ma'n,
Dreib ihn 'rum und dreib ihn 'num,
Schau ihn alleweil an.

10.

Mein Schatz, der heißt Peter,
Iſt e luſtiger Bue,
Und i bin ſein Schätzle,
Bin au luſti gnue.

No. 68. Der Bezirjodler.

1.
Dirnal, wait' Dir den Baum, wo ma z'ſamm könna ſein,
Und daß Dich's nit reut, wennſt an mir haſt a Freud.

2.
Und i waß nit, wias kommt, daß d' Liab' ſo heaß brennt,
Und daß oa Bua den andern ſein Dirnerl wegnemmt.

3.
Wenn Leut ſo viel reden von mir und von Dir,
Und die grad ſo viel wiſſen, ſan ſchlechter wie wir.

4.
Drei Ruben, drei Raben, drei Federn auf'n Huat,
Wir ſind unſer drei Geſchwiſter, und koans thut a guat.

5.
Was nutzt mir a rother Apfel, wenn er noch ſo roth iſt;
Was nutzt mir a ſchön's Dirnerl, wenn s an Andern gut iſt.

No. 69. Das faule Grethel.

1.
Wer ſo ein faules Grethel hat
Kann der wohl fröhlich ſein?
Das ſchläft ja alle Morgen,
Morgen,
Bis daß die helle Sonne ſcheint.

2.
Der Vater aus dem Walde kam;
Das Gretel das ſchlief noch.
„Schlaf Du für tauſend Teufel,
Teufel,
Unſre Kuh ſteht noch im Stall,
Und der Hirt iſt ſchon im Wald.“

3.
Das Gretel aus dem Bette ſprang,
Den Rock nahm's in die Hand,
Sie that das Kühlein melken,
Melken,
Mit der ungewaſch'nen Hand,
Iſt das nicht eine Schand?

4.
Als ſie die Kuh gemelken hat,
Da goß ſie Waſſer zu,
Sie thät's dem Vater zeigen,
Zeigen,
„So viel Milch giebt unſre Kuh,
Ei das macht die lange Ruh.“

5.
Und als ſie ausgeſiedet hat,
Heb ſie ein Reiſel auf,
Sie that das Kühlein jagen,
Jagen,
Bis in den grünen Wald,
Wo ſie den Hirten fand.

6.
„Ach Hirt, ach Hirt, ach lieber Hirt,
Was hab' ich Euch gethan,
Daß ich muß alle Morgen,
Morgen,
Treiben mein Kühlein nach?“

7.

„„Gieb Du mir Deine Buttermilch,
Wie andere Weiber thun,
So will ich alle Morgen,
Morgen,
Blaſen vor Deiner Thür:
Faules Gretel, komm herfür.““

8.

„Ich will Dir geben die Buttermilch,
Die ſüße auch dazu,
Wenn Du willſt alle Morgen,
Morgen,
Pfeifen vor meiner Thür:
Faules Gretel, komm herfür!“

Lieder auf verſchiedene Stände und Städte.

„Der Säemann mahnt nicht bloß an das Evangelium und den Sämann, der das ewige Wort ausſät, das in gutem Grunde hundertfältig Frucht trägt, Frucht, die zum ewigen Leben die Seelen rettet; der Säemann iſt ein Gehilfe Gottes, und neben ihm wandelt Gott.“

Albert Bitzius.

„De Schoſter's ſünd ullaten frehli!
De Schoſter's ſünd unwaten ſeli!“

Klaus Groth im Quickborn.

„Mein Leipzig lob' ich mir!“

Göthe.

No. 70. Der geiſtliche Ackersmann.

Was wollen wir ſingen und heben an?
Von einem himmliſchen Ackersmann.
Das Frühjahr folget, der Sommer herzu.
Ein jeglicher Bauer muß haben ein'n Pflug,
Ein Rößchen dazu.
Gott Vater vom Himmel ſchafft ſelber herzu.
Er ackert das Land von unten herauf,
Er ſät ſich gut' Korn und Weizen darauf,
Wohl auf das Land.
Wie ſegnet Gott Vater ſeine Hand!
Die Vögel die ſchwenken ſich in der Luft herum,
Sie freuen ſich auf den Bauern ſeine Frucht.
Und wenn der Sommer kommt herzu,
Werden alle Creaturen vom Bauern ernährt.
Der arme Bauer muß Alles ernähren,
Wohl Wittwen, wohl Waiſen, wohl König und Kaiſer.
Iſt Alles ſchon recht,
Geſchwiſter und Brüder ſind alle ſeine Knecht'.
Und wenn der arme Bauer nicht wär',
Ständ manchem Herrn ſein Kaſten ſo leer,
Bekümmernißſchwer;
Könnt' mancher Herr kein großer Herr ſein.

Wollt ihr wiſſen wer das Lied hat gemacht?
Das hat ſich dem Bauer ſein Sohn gemacht.
Gott Vater vom Himmel hat's auch gemacht.
Wollt ihr wiſſen wer der himmliſche Ackersmann iſt?
Das iſt der liebe Herr Jeſu Chriſt.
Der für uns am Kreuze geſtorben iſt.

No. 71. Lob des Bergbaues.

1.

Der Bergmann iſt eine edle Zier
Allhier auf weit und breit;
Er bringt das Silber und Gold herfür,
Wie es auch geſchrieben ſteht.
Man kann es ihm auch beweiſen,
Er gewinnt es mit Schlägel und Eiſen.

2.

Man kann mit ihm ſprechen
Auf allen vier Zechen.
Wenn anders kein Bergmann nicht wär', juchhe!
Es könnte kein Schneider kein Kleid nicht machen.
Wenn anders kein Bergmann nicht wär', juchhe, juchhe!
Wenn anders kein Bergmann nicht wär'!

3.

Er könnte nicht nähen und gar nicht beſtehn,
Wenn anders kein Bergmann nicht wär',
Die Scheere und das Bügeleiſen,
Das muß dem Schneider den rechten Weg weiſen, juchhe!
Wenn anders kein Bergmann nicht wär'!

1.

Es könnte kein Zimmermann kein Haus nicht bauen,
Wenn anders kein Bergmann nicht wär';
Die Richtſchnur thät es nicht machen,
Das Winkeleiſen das muß es ausweiſen,
Kommt alles vom Bergmann her, juchhe!
Kommt alles vom Bergmann her.

2.

Es könnte kein Jäger kein Wildprät nicht ſchießen,
Wenn anders kein Bergmann nicht wär', juchhe, juchhe!
Er könnte nicht ſchießen Fuchs, Haſen,
Er müßte ſie laufen laſſen,
Er könnte nicht ſchießen, keine Kugeln nicht gießen,
Wenn anders kein Bergmann nicht wär', juchhe!
Kömmt alles vom Bergmann her.

3.

Es könnte kein Potentate kein Krieg nicht führen,
Wenn anders kein Bergmann nicht wär', juchhe!
Er könnte nicht prahlen mit blankem Geld,
Er hätte keine Soldaten in ſeinem Feld;
Er könnte nicht prahlen mit blanken Ducaten,
Wenn anders kein Bergmann nicht wär', juchhe!
Kömmt alles vom Bergmann her.

No. 72. Das Bergmannslied.

A.

1.

Taback, Taback! Du edles Kraut,
Denn wer Dich gepflanzet hat, Valdera,

Denn wer Dich gepflanzet hat,
Hat wohlgebaut, hat wohlgebaut.

2.

Glück auf! Glück auf! der Steiger kömmt,
Denn er hat ſein Grubenlicht, Valdera,
Denn er hat ſein Grubenlicht
Schon angezünd't, ſchon angezünd't.

3.

Hat er's angezünd't, ſo giebt's den Schein,
Ei ja, dann ſo fahren wir, Valdera,
Ei ja, dann ſo fahren wir
In's Bergwerk ein, in's Bergwerk ein.

4.

Bergleut' und die ſein hübſch und fein,
Denn ſie bauen ja das Silber und das Gold, Valdera,
Denn ſie bauen ja das Silber und das Gold
Aus Felſenſtein, aus Felſenſtein.

5.

Der Eine baut das Silber, der And're baut das Gold,
Nur dem ſchwarzbraunen Mädelein, Valdera,
Nur dem ſchwarzbraunen Mädelein
Dem ſein ſie hold, dem ſein ſie hold.

B.

1.

Wacht auf, wacht auf!
Der Steiger kommt!
Er hat ſein Grubenlicht
Schon angezünd't.

2.

Schon angezünd't;
Sie giebt ein'n Schein;

Und damit fahren wir
In's Bergwerk hinein.

3.
In's Bergwerk hinein,
Wo die Bergleut' ſein;
Und da graben ſie das Silber und Gold
Aus Felſenſtein.

4.
Der Eine gräbt das Silber,
Der Andere das Gold;
Und dem ſchwarzbraun Mägdelein,
Dem ſein ſie hold.

5.
Ade, ade,
Du ſüße Braut!
Komm reiche mir die Hand jetzt auf's Neu',
Und bleib mir treu!

6.
Ade, ade,
Du ſüße Braut!
Und komme ich nicht wieder aus dem Schacht,
Dann gute Nacht!

No. 73. Der Schuhmacher.

1.
Jungfer Lieschen lag oben im Bettchen allein,
Die Kammer ſtand offen, ich ſchlich mich herein;
Ich trat vor ihr Bettchen und küßte ſie ſein ſacht,
Bis daß das Jungfer Lieschen vom Schlafe erwacht.

2.

„Wer küßt mich, wer drückt mich, oder wie geſchieht mir,
Oder hab' ich vergeſſen zu verſchließen die Thür?
Biſt Du es mein Engel, ſo melde Dich bald,
Sonſt ruf' ich meine Mutter, Du thuſt mir Gewalt.“

3.

„„Still ſtille, mein Engel! ſchlaft Alles im Haus,
Dein Vater und Mutter ſind geweſen zum Schmaus;
Sie ſind ja ſo betrunken von dem rothen kühlen Wein.““ —
„Was ſtehſt Du vor dem Bettchen? ſteig zu mir herein!“

4.

„„Das war ja mein Verlangen, Jungfer Lieschen, rücke zu!
Ich will Dir verehren ein neues Paar Schuh;
Sie ſind ja ſchon beſtochen, hätt' ich d'ran gedacht,
Ich hätt' ſie geſtern Abend ſchon fertig gemacht.““

5.

„Hier haſt Du mein Füßchen, d'rauf nimm mir das Maaß,
Auf daß mir mein Füßchen recht werde zu paß.
Mach' ſie hinten fein enge und vorne fein ſpitz,
Auf daß mir im Sommer mein Füßchen nicht ſchwitz.“

6.

„„Daß Du mich willſt meiſtern, das leid' ich ja nicht,
Mein Handwerk zu treiben verſtehſt Du ja nicht.
Jungfer Hannekatharine ſie liebet ich noch;
Ich hab' ſie geſtern Abend zu Hauſe gebracht.““

No. 74. Der Schornſteinfeger.

1.
Morgens wenn ich früh aufſteh'
Und den Schornſtein fegen geh',
Klopf ich leiſe an die Thür:
Schöne Jungfrau komm herfür!

2.
„He, he, he, wer klopfet an,
Der mich leis aufwecken kann?"
Ich ſteh hier in aller Still',
Der den Schornſtein fegen will.

3.
„Wart' ein Biſſel, junger Geſell',
Daß ich bringe den Schlüſſel,
Und euch ſperr' die Hausthür auf,
Daß ihr kommt zu mir herauf."

4.
Jungfrau, ich noch eins begehr':
Bringt mir Licht und Beſen her,
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Daß er geht zum Schornſtein ein.

5.
„Junger Geſelle höret an,
Was ich euch will ſagen an:
Sei der Schornſtein groß oder klein,
Seht ſelbſt wie ihr kommt herein."

No. 75. Ueberlegung.

A.

1.
Mädchen willſt Du freien,
So ſchicke Dich dazu!

So nimm Dir einen Schuſter:
Der macht Dir knappe Schuh.

2.
Doch die Schuſterweiber
Müſſen Leder ſchneiden;
Lieber will ich einen Paſtor nehmen,
Dann trag' ich Sammt und Seiden.

3.
Doch die Paſtorweiber
Dürfen ſich nicht putzen;
Lieber will ich einen Amtmann nehmen,
Fahr' ich in der Kutſchen.

4.
Doch die Amtmannsweiber
Müſſen Butter waſchen;
Lieber will ich einen Fuhrmann nehmen,
Trag' ich Geld in der Taſchen.

5.
Doch die Fuhrmannsweiber
Müſſen Wagen ſchmieren;
Lieber will ich einen Soldaten nehmen,
Kann ich brav marſchiren.

6.
Doch die Soldatenweiber
Müſſen Brod weit holen;
Lieber will ich einen Bäcker nehmen
Hab' ich Brod im Ofen.

7.
Doch die Bäckerweiber
Müſſen Butter ſchmelzen;
Lieber will ich einen Schlachter nehmen,
Iſt mir Wurſt nicht ſelten.

8.

Doch die Schlachterweiber
Müſſen Blut auffangen;
Lieber will ich einen Gaſtwirth nehmen,
Klappere ich mit den Kannen.

9.

Doch die Gaſtwirthweiber
Müſſen Bier auffüllen;
Lieber will ich ein Mädchen bleiben,
Hab' ich meinen Willen.

B.

1.

Deachter wullt Du 'n Mann hem?
„Ja, Moder, ja!"
Wullt Du denn en Schooſter hem?
„Ne, Moder, ne!
So nennt ſe mie de Schooſterin
Un de Achterſlickerin.
Ne, Moder, ne!"

2.

Deachter, wullt Du 'n Mann hem?
„Ja, Moder, ja!"
Wullt Du denn en Schnieder hem?
„Ne, Moder, ne!
Se nennt ſe mie de Schniederin
Un de Lappenſteblerin.
Ne, Moder, ne!"

3.

Deachter wullt Du 'n Mann hem?
„Ja, Moder, ja!"
Wullt Du denn en Becker hem?
„Ne, Moder, ne!

So nennt ſe mi de Beckerin,
Un de Stuttenſegerin
Ne, Moder, ne!"

4.

Doachter, wullt Du'n Mann hem?
„Ja, Moder, ja!"
Wullt Du denn en Bruuer hem?
„Ne, Moder, ne!
So nennt ſe mie de Bruuerin
Un de Brannwienſüpperin.
Ne, Moder, ne!"

5.

Doachter, wullt Du'n Mann hem?
„Ja, Moder, ja!"
Wullt Du denn en Schinner*) hem?
„Ja, Moder, ja!
So nennt ſe mi Fru Schinnerin
Un de Dablerklingerin!
Ja, Moder, ja!"

No. 76. Hänschen im Schornſtein.

A.

1.

Hans ſitt in Schoſteen
Un ſlicket ſiene Schoh;
Da kem en wacker Mädel
Un ſeeg recht ſlietig too.

---

*) Schinder, Abdecker.

2.

„Hans, wiſt Du frieen,
So frie Du mit mi;
Ik hef en blanken Daler,
Den will ik gewen Di.“

3.

„„Hans nimm ſe nich, Hans nimm ſe nich,
Se hät en ſcheewen Foot;
Hans nimm ſe man, Hans nimm ſe man,
De ward wel wedder goot.““

4.

„Un nimmſte mi denn morgen nich,
Denn nehm' ik morgen Janſen,
De kann op de Fiedel ſpeelen,
Da kann ik na danzen.“

5.

Danze, danze, velſche Bruut,
De Schlachter giſt ſien Dochter ut;
Mit de Lewer, mit de Lung,
Mit dat Hartſchlag, mit de Tung.

B.

1.

Hänsken ſatt im Schottſteen,
Flickte ſiene Schoh,
Do kam ſe'n wacker Mäken her,
Dat kiek ſau niepe*) too.

---

*) Aufmerkſam und mit klugen Augen.

2.

Hänsken, muſt Du friggen,
So frigge man up mie,
Ik hebb' nen blanken Daler,
Den will ik giben Die.

3.

Hans, nimm et nich, Hans, nimm et nich,
Et het en leigen*) Foot!
„Schmeer Salben up, ſchmeer Salben up,
Denn werd et wier got!“

6.

1.

Hänschen ſaß im Schornſtein
Und flickte ſeine Schuh;
Da kam ein wackeres Mädchen her,
Das ſah ſo niere zu.

2.

Mädchen willſt Du freien,
So frei Du einen Schäfer.
Einen Schäfer mag ich nicht,
Finger-fleutchen**) kann ich nicht.
Mit Manier, mit Manier
Einen ſchönen Cavalier.

---

*) Schlimmen.

**) Auf dem Finger pfeifen.

No. 77. Die alte und die neue Mode.

1.

Wie geht es jetzt auf dieſer Welt,
Wie iſt die Sach' jetzt vorgeſtellt,
Auf die neue Mode?
Wunderlich iſt's anzuſehen,
Alles muß den Krebsgang gehen,
Auf die neue Mode.

2.

Die Falſchheit führt man im Sinn,
Und der Nächſten-Lieb' iſt hin,
Auf die neue Mode.
Keiner traut dem Andern nicht,
Schmeichelt ihm zwar in's Geſicht,
Auf die neue Mode.

3.

Der jetzt recht betrügen kann,
Der iſt jetzt der beſte Mann,
Auf die neue Mode.
Der ein reines Herze hat,
Der kommt jetzt um viel zu ſpat,
Auf die neue Mode.

4.

Das Kirchengehn iſt jetzt vorbei,
Was braucht man jetzt die Gleißnerei,
Auf die neue Mode.
Das Beten iſt eine harte Buß';
Früh g'nug, wenn man ſterben muß,
Auf die neue Mode.

5.

Wenn ich einmal in's Alter komm',
Aber jetzt bin ich noch jung;
Auf die neue Mode.
Tanzen, Küſſen, Liebchen nur,
Das zeigt jetzt uns die Natur;
Auf die neue Mode.

6.

Wenn der Mann iſt nicht zu Haus,
Schaut die Frau zum Fenſter 'naus,
Auf die neue Mode.
Schaut ſich um ein'n Chapeau um,
Nabelt ſich mit ihm herum,
Auf die neue Mode.

7.

Alle Mädchen groß und klein,
Werden wohl nicht anders ſein,
Auf die neue Mode.
Wenn man's nur genau betracht't,
Die Hoffahrt in der Kleidertracht,
Auf die neue Mode.

8.

Schöne Spitz und ſeidene Band,
Lang Röck' und nackte Hand,
Auf die neue Mode.
Wenn die Brüſte ſind zu klein,
Stopft ſie ein Centner Lumpen drein;
Auf die neue Mode.

9.

Iſt es nicht ein wahrer Graus,
Wenn der Schneider kömmt in's Haus,
Auf die neue Mode?

Da ſpricht man ihm den Kopf ſo voll,
Wie er die Kleider machen ſoll,
Auf die neue Mode.

10.

Hoſen bis an die Achſeln 'nauf,
Zwanzig Dutzend Knöpf' darauf,
Auf die neue Mode.
Ein dicker Knopf muß auch noch ſein,
Man bindet Maul und Naſen d'rein,
Auf die neue Mode.

11.

Die Uhrkett' hänget man heraus,
Wann d' Uhr verſetzt im Judenhaus,
Auf die neue Mode.
Er nimmt geſchwind ein' Prieſ' Taback,
Und hat kein Kreuzer Geld im Sack,
Auf die neue Mode.

12.

Dort lauft einer wie der Blitz,
Schuh mit ellenlangem Spitz,
Auf die neue Mode.
Er trägt ein'n Hut als wie ein Haus,
Und ſchaut als wie ein Teufel aus,
Auf die neue Mode.

13.

Und ein ſtolzer Modeknecht
Hungert, daß er ſterben möcht',
Auf die neue Mode.
Er hängt ein langes Schabo 'raus,
Auf jeder Falte ſitzt ein' Laus,
Auf die neue Mode.

14.
Bei dem Wirthe iſt's ein' Pein;
Es kann auch gar nichts ſicher ſein,
Auf die neue Mode.
Sie machen dem Biere angſt und bang,
Schlagen es mit der Waſſerſtang',
Auf die neue Mode.

15.
Luſtig iſt der Bäcker=Stand,
Sonderbar in dieſem Land,
Auf die neue Mode.
Sie machen ja das Brod ſo klein,
Daß ſie müſſen des Teufels ſein,
Auf die neue Mode.

16.
Wenn Du in die Mühl' willſt fahren,
Spann Dein Pferd wohl in den Karren,
Auf die neue Mode.
Stiehlt der Müller das beſte Mehl,
Schwört er doch bei ſeiner Seel',
Auf die neue Mode.

17.
Und die Metzger insgemein
Schlachten Ochſen, Rind und Schwein,
Auf die neue Mode.
Sie ſchlachten's, wenn's ſchon bald verreckt,
Wenn das Geſunde nicht mehr fleckt,
Auf die neue Mode.

13.
Die Weber ſind auch ſolche G'ſellen,
Sie ſind gewohnt das Garn zu ſtehlen,
Auf die neue Mode.

Sie leſ'n das beſte Garn heraus,
Und werfen die Kugel nach der Maus,
Auf die neue Mode.

19.

Bauern, die ſich oft vollſaufen,
Daß ſie möchten überlaufen,
Auf die neue Mode,
Und wann ſie ſich geſoffen voll,
Schlagens einander d' Rücken voll,
Auf die neue Mode.

20.

Zimmerleut' ſind im Sommer ſtolz,
Bauen Häuſer aus dem Holz,
Auf die neue Mode.
Im Winter aber aus Hungersnoth
Iſt ihnen nicht zu hart das Brod,
Auf die neue Mode.

21.

Eines ſing' ich noch zum Trutz,
Die Schuſter ſind ja gar nichts nutz,
Auf die neue Mode.
Sie machen jetzt die Schuh' ſo ſchlecht,
Und ſchmieren's mit dem Schuſterpech,
Auf die neue Mode.

22.

Dann kommt der Tod in aller Eil',
Macht Mode aus mit ſeinem Pfeil,
Auf die neue Mode.
Dann iſt die neue Mode aus,
Weil der Tod iſt kommen in's Haus,
Auf die alte Mode.

No. 78. Der reiſende Handwerksburſche.

1.

Breslau in Schleſien iſt recht gut.
Dort hab' ich lang' geruht.
Drei Jahre dort in Arbeit ſtand,
Aber immer mit dem Hut.

2.

In Wien, der großen Kaiſerſtadt,
Dort ſchmeckt der Wein ſehr gut;
Dort für uns nichts zu holen war,
Aber immer mit dem Hut.

3.

Das Ungarn hab' ich auch geſehn,
Dort ſchmeckt der Wein ſehr gut;
In Ofen, Peſth und Peterwardein
Stand immer feſt mein Hut.

4.

Die Schweiz, das ſchöne alte Land,
Wo früher floß viel Blut,
Hab' Baſel, Bern und Zürch geſehn,
Aber immer mit dem Hut.

5.

In Heſſen, Baiern und Schwabenland,
Da hatt' es keine Noth;
Da fand ich meines Gleichen viel,
Aber Keiner trug ein'n Hut.

6.

Hannover, Bremen und Lübeck,
Die machen es wiederum gut.

Da trägt ein jeder Handwerksmann,
Ein Jeder ſeinen Hut.

7.

Und wenn ich mir ein Weibchen nehm',
Dann kleid't es mir auch gut;
Ich führe ſie zu Tanz und Spiel,
Aber immer mit dem Hut,
Ja, immer mit dem Hut.

No 79. Leipzig.

1.

Leipzig, edle Lindenſtadt,
Solch Vergnügen
Wie du giebſt, wird man ja wohl,
Ja, ja, ja, wird man ja wohl,
Nirgend kriegen.

2.

In dir kann ja Jedermann
Fröhlich leben;
Außer dir wird ebenfalls
Ja, ja, ja, wird ebenfalls
Luſt gegeben.

3.

Was man nur verlangt und will,
Kann man haben;
Man kann ſich beim Thee, Caffee,
Ja, ja, ja, beim Thee, Caffee
Trefflich laben.

4.
Mehr Vergnügen, ſo du haſt,
Nicht zu nennen;
Denn wer nur in dir geweſt,
Ja, ja, ja, in dir geweſt,
Wird's bekennen.

5.
Will man aber ſich in dir
Nicht ergötzen,
Kann man ſich auch außer dir,
Ja, ja, ja, außer dir
Luſtig ſchätzen.

6.
Stötritz gibt nebſt gutem Bier
Lange Pfeifen;
Da kann man die Traurigkeit,
Ja, ja, ja, die Traurigkeit
Recht erſäufen.

7.
Eutritſch iſt im gleichen Werth,
Wohl zu lieben,
Wo man nur den Ochſen kann,
Ja, ja, ja, den Ochſen kann,
Tapfer ſchieben.

8.
Und ſäuft man bis in die Nacht
Um die Wette,
Kriegt man, wenn man nicht mehr kann,
Ja, ja, ja, nicht mehr kann,
Ein gut Bette.

9.
Gohlitz liegt nicht weit davon
In Gebüſchen.

Da kann man im Roſenthal,
Ja, ja, ja, im Roſenthal,
Jungfern fiſchen.

10.

Schönfeld iſt auch ſehr berühmt
Mit der Stangen;
Wer davon was haben will,
Ja, ja, ja, was haben will,
Muß ſich's langen.

11.

Gut Bier und gut Eſſen gibt
Stellerhauſen,
Daß man da in lauter Luſt,
Ja, ja, ja, in lauter Luſt,
Wohl kann ſchmauſen.

12.

Man kann den Poetengang
Hin ſpazieren,
Und ein Mädchen bei der Hand,
Ja, ja, ja, bei der Hand,
Dabei führen.

13.

Wer ſich im Kohlgarten will
Delektiren,
Kann mit gar geringer Müh',
Ja, ja, ja, geringer Müh',
Hin ſpazieren.

14.

Wahren, Möckern, Connewitz
Und dergleichen,

Kann man, wer den Wald paſſirt,
Ja, ja, ja, den Wald paſſirt,
Bald erreichen.

15.

Wem das Merſeburger Bier
Nun beliebet,
Kriegt's, wenn er nach Lindenau,
Ja, ja, ja, nach Lindenau,
Sich begiebet.

16.

Es iſt noch ein neuer Ort,
Uebeleſſen,
Allwo Mancher hat das Ihr,
Ja, ja, ja, hat das Ihr,
Oft vergeſſen.

17.

Ja, der edle Dummhut kann
Sich gut laben,
Daß man's wie im Paradies,
Ja, ja, ja, im Paradies,
Da kann haben.

18.

Dukſtein reicht uns Plagwitz dar,
Der thut necken;
Da ſtößt man ſich, wenn man will,
Ja, ja, ja, wenn man will,
Wie die Böcke.

19.

Welche Stadt, mein Leipzig nun
Hat dergleichen?

Keine, alle müſſen dir,
Ja, ja, ja, müſſen dir
Billig weichen.

20.

D'rum ſo bleibt es ausgemacht,
Dein Vergnügen
Und dein Ruhm wird nimmermehr,
Ja, ja, ja, nimmermehr
Unterliegen.

Volkslieder verſchiedenen Inhalts.

„Das iſt Freude, das iſt Leben,
Wenn's von allen Zweigen ſchallt."
Ludwig Uhland.

No. 80. Der ſtolze Reiter.

1.
Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt ich auf ein Grab,
Da kam ein ſtolzer Reiter und brach die Lilien ab.
Mit Juvallerallera, mit Juvallerallera, mit Juvallerallerallerallera;
Da kam ein ſtolzer Reiter und brach die Lilien ab.

2.
Ach Reitersmann, ach Reitersmann, laß doch die Lilien ſtehn;
Die gebrauchen wir ja ſelber, wenn wir zur Kirche gehn.
Mit Juvallerallera, mit Juvallerallera, mit Juvallerallerallerallera,
Die gebrauchen wir ja ſelber, wenn wir zur Kirche gehn.

No. 81. Der Mord zu Haßlach.

1.
Es war ein junger Knab',
Seines Alters achtzehn Jahr,
Im Haßlacher Thal.
Des Abends ging er bald
Zu Haßlach durch den Wald.

2.

Sein Kamerad ging auch mit.
Denkt an kein Böſes nicht.
Da ſprach der Böſewicht bald:
Sterben mußt' heut' in dem Wald,
Wohl in dem Wald.

3.

Ach lieber Kamerad,
Was hab' ich Dir gethan?
Gedenk' an Gott! O felſenhartes Herz,
Was leid' ich jetzt für Schmerz,
Für großen Schmerz!

4.

O lieber Bruder mein,
Kann's dann nicht anderſt ſein?
Gewähr' meine Bitt', gedenk' an Berg und Thal,
Wo wir ſeynd g'loffen all',
Durch Berg und Thal.

5.

Da hilft kein Bitten nicht.
Er gab ihm gleich drei Stich
Wohl in den Hals. „Ich gib Dir kein Pardon,
Ich bin verblendet ſchon
Wohl in das Geld.“

6.

Jetzund erſt auf d'letzt
Hat er ſein Hund noch g'hetzt
Auf dieſen Freund, auf dieſen guten Freund;
So bös hat er's gemeint,
Hat er's gemeint.

7.

Jetzt wird er gefangen bald
Zu Haslach in dem Wald.

Wohl in dem Wald,
Und in Arreſt geführt,
Mit Eiſen geſchloſſen wird.

8.

Man führt ihn für das G'richt,
Er wollt's beſtehen nicht,
Beſtehen nicht; man nimmt ihn recht zur Hand,
Bis daß er all's beſtand,
Er all's beſtand.

9.

Das Urtheil wird gefällt,
Er hab' den Tod verſchuld't,
Wohl durch das Schwerdt; man ſpricht ihm ſelbs ab;
Der Richter bricht den Stab;
Bei Gott ſei Gnad'.

10.

Ihr Jugend insgemein,
Nehmt ein Exempel ein;
Spiegelt euch daran, ich hab' dieſes niemal gedacht;
Das Spielen hat mich dahin gebracht;
Nehmt euch in acht.

11.

Nun adieu, o Vater mein,
Meine Freund' auch insgemein,
Betet auch für mich, ich bin ſchon bereit,
Daß Gott mir verzeih',
Was ich gethan.

No. 82 Der falſche Reiter.

1.
Es ritten drei Reiter zu Biere,
Sie tranken der Gläſer wohl viele,
Sie aßen, ſie tranken die liebe lange Nacht,
Bis daß die Frau Wirthin die Zeche hat gemacht.

2.
Es war da einer unter,
Der nichts verſchweigen kunnte.
„Es hat mir geſtern Abend ein Mägdlein zugeruft:
Ich ſollte bei ihr ſchlafen in einem Federbett.

3.
Und wenn ich bei ihr ſchliefe,
Ein Kindlein hinterließe
Und ritte immer fort,
Und ließ das ſchöne wack're Mädchen in Schimpf und Schand' und Spott?“

4.
Die Uhr die ſchlug ſchon Elfe,
Der Reiter der kam um Zwölfe,
Er klopft ſo leiſe an mit ſeinem goldenen Ring,
„Schatz, ſchläfeſt Du oder wacheſt Du, mein allerſchönſtes Kind?“

5.
„„Ich ſchlafe nicht, ich wache,
Kein Reiter thu' ich's aufmachen,
Geh' Du nur immer hin, wo Du geweſen haſt,
Und binde Deinen Gaul an einen grünen Aſt.“ “

6.
„Wo ſoll ich denn hinreiten?
Es ſchlafen ja alle Leute,
Und alle Bürgerkind;
In Regen und im Schnee, da geht ein kühler Wind.“

7.

„„Dort auf grüner Haide,
Liegt eine große Miſtbreite,
Da leg' Du Dich hinein,
So wirſt Du morgen früh friſch aufgemuntert ſein.““

8.

Da ſprachen den Herrn ſeine Knechte:
Unſerem Herrn geſchieht ſchon ganz rechte,
Er hätte können laſſen das Schwatzen ſein,
So braucht' er nicht zu ſchlafen die ganze Nacht allein.

No. 83. Der betrogene Ehemann.

1.

Als der Mann zum Stalle kam,
Ei, ei, was fand er da?
Huſarenpferde ſtehen da
Bei eins, zwei, drei.
„Frau!“ — „„Was denn mein lieber Mann?““
„Wo kommen denn die Pferde her?“
Ich weiß ja gar nicht wie.“
„„Nun ſchaut einmal die Dummheit an,
Wo ſind denn Pferde hier?
Milchkühe ſind es! die Mutter ſchickt ſie mir!““
„Milchkühe mit Sätteln d'rauf?
O Wind, o Wind, o Wind!
Bin ein betrogner Ehemann,
Wie viele Männer ſind!“

2.

Als der Mann an's Haus kam,
Ei, ei, was fand er da?

Pferdedecken hängen da
Bei eins, zwei, drei.
„Frau!“ — „„Was denn mein lieber Mann?““
„Wo kommen denn die Decken her?
Ich weiß ja gar nicht wie.“
„„Nun ſchaut einmal die Dummheit an!
Wo ſind denn Decken hier?
Milchtücher ſind es,
Die Mutter ſchickt ſie mir!““
„Milchtücher mit Kanten d'ran?
O Wind, o Wind, o Wind!
Bin ein betrogner Ehemann,
Wie viele Männer ſind.“

3.

Und als der Mann auf die Diele kam,
Ei, ei, was fand er da?
Huſarenſtiefel ſtehen da,
Bei eins, zwei, drei.
„Frau!“ — „„Was denn mein lieber Mann?““
„Wo kommen denn die Stiefel her?
Ich weiß ja gar nicht wie!“
„„Nun ſchaut einmal die Dummheit an!
Wo ſind denn Stiefel hier?
Butterfäſſer ſind es!
Die Mutter ſchickt ſie mir!““
„Butterfäſſer mit Sporen d'ran?
O Wind, o Wind, o Wind!
Bin ein betrogner Ehemann,
Wie viele Männer ſind!“

4.

Und als der Mann zum Saal kam,
Ei, ei, was fand er da?
Huſarenſäbel hängen da

Bei ein, zwei, drei.
„Frau!“ — „„Was denn, mein lieber Mann?““
„Wo kommen dieſe Säbel her?
Ich weiß ja gar nicht wie!“
„„Nun ſchaut einmal die Dummheit an!
Wo ſind denn Säbel hier?
Lerchenſpieße ſind es!
Die Mutter ſchickt ſie mir!““
„Lerchenſpieße mit Haukörben?
O Wind, o Wind, o Wind!
Bin ein betrogner Ehemann,
Wie viele Männer ſind!“

5.

Und als der Mann in die Stube kam,
Ei, ei, was fand er da?
Huſarentzako's hängen da
Bei ein, zwei, drei.
„Frau!“ — „„Was denn, mein lieber Mann?““
„Wo kommen denn die Tzako's her?
Ich weiß ja gar nicht wie!“
„„Nun ſchaut einmal die Dummheit an!
Wo ſind denn Tzako's hier?
Milchtöpfe ſind es,
Die Mutter ſchickt ſie mir!““
„Milchtöpfe und Federn d'rauf?
O Wind, o Wind, o Wind!
Bin ein betrogner Ehemann,
Wie viele Männer ſind!“

6.

Und als der Mann zu Tiſche kam,
Ei, ei, was fand er da?
Huſarenjacken liegen da,
Bei ein, zwei, drei.
„Frau!“ — „„Was denn mein lieber Mann?““

„Wo kommen dieſe Wämſer her?
Ich weiß ja gar nicht wie!“
„„Nun ſchaut einmal die Dummheit an!
Wo ſind denn Wämſer hier?
Tiſchtücher ſind es.
Die Mutter ſchickt ſie mir.““
„Tiſchtücher mit Aufſchlägen?
O Wind, o Wind, o Wind!
Bin ein betrogner Ehemann,
Wie viele Männer ſind!“

7.

Und als der Mann auf die Kammer kam,
Ei, ei, was fand er da?
Huſarenhoſen hängen da
Bei ein, zwei, drei.
„Frau!“ — „„Was denn mein lieber Mann?““
„Wo kommen denn die Hoſen her?
Ich weiß ja gar nicht wie!“
„„Nun ſchaut einmal die Dummheit an!
Wo ſind denn Hoſen hier?
Käſebeutel ſind es.
Die Mutter ſchickt ſie mir?““
„Käſebeutel mit Leder beſetzt?
O Wind, o Wind, o Wind!
Bin ein betrogner Ehemann,
Wie viele Männer ſind!“

8.

Und als der Bauer vor's Bette kam,
Ei, ei, was fand er da?
Huſaren die da d'rinnen lagen
Bei ein, zwei, drei.
„Frau!“ — „„Was denn mein lieber Mann?““
„Wo kommen die Huſaren her?
Ich weiß ja gar nicht wie!“

„„Nun ſchaut einmal die Dummheit an!
Wo ſind Huſaren hier?
Milchmädchen ſind es,
Die Mutter ſchickt ſie mir!““
„Milchmädchen mit Schnauzbärten?
O Wind, o Wind, o Wind!
Bin ein betrogner Ehemann,
Wie viele Männer ſind!“

No. 84. Der kleine Mann.

1.
War 'mal ein kleiner Mann,
Hebuſa,
Der hatt' ein großes Weib,
Falderidera.

2.
Fru well de Danze gahn,
Hebuſa!
Mann well ok mee gahn,
Falderidera.

3.
Mann, moſt de Huſe blieben,
Hebuſa,
Drei Löppe Garn moſt Du ſpinnen,
Falderidera.

4.
Wie dei Frau wehr kamm,
Hebuſa:
„Mann, wo haſt Du dien Garn?
Falderidera.“

5.
„„Zwa (zwei) Löppe hewt verſopen.
Hebuſa!
Ein Löpp' dä hängt da noch.
Falderidera.““

6.
„Mann, watt heſt Du getten?
Hebuſa.“
„„Schmant von achtein Pötten.
Falderidera.““

7.
Kreig dä Fru 'n Wockenſtock.
Hebuſa.
Schlaug den Mann owern Kopp.
Falderidera.

8.
Mann ſprung taun Fenſter rut.
Hebuſa.
Sprung den int Nawer-Hus.
Falderidera.

9.
„Nawer, mine Fru hett mekke ſchlan!
Hebuſa.“
„„Hett min Wief eke dan.
Falderidera.““

10.
„Wie willt nan Amtſchriewer gahn!
Hebuſa.“
„„Sei füllt int Hunneloch krupen!
Falderidera.““

11.
„Awwer, wer ſall üſch wat koken?
Hebuſa!“

„„Keken, dat will wie daubn!
Falderidera.““

12.

„Awwer wer ſall bi üſch ſchlapen?
Hebuſa!“
„„Wüllt der man bi laten!
Falderidera!““

No. 85. Der Kirmesbauer.

A.

(Der Kirmesbauer ſitzt in der Mitte, und der Tanz in der Runde um ihn hebt an.)

1.

Es fuhr ein Bauer in's Holz:
Es fuhr ein Bauer in's Kirmesholz.
Sa, ſa, Kirmesholz!
Es fuhr ein Bauer in's Holz.

2.

Was macht er in dem Holz?
Was macht er in dem Kirmesholz?
Sa, ſa, Kirmesholz!
Was macht er in dem Holz?

3.

Er holt ſich eine Klafter Scheit:
Er holt ſich eine Klafter Kirmesſcheit.
Sa, ſa, Kirmesſcheit!
Er holt ſich eine Klafter Scheit.

4.

Man gibt dem Bauer die Ehr';
Man gibt dem Bauer die Kirmesehr'.
Sa, ſa, Kirmesehr'!
Man gibt dem Bauer die Ehr'.

(Jeder der Tanzenden ehrt den Kirmesbauer während dieſer Strophe.)

5.

Man kneipt den Bauer in's Kinn;
Man kneipt den Bauer in's Kirmeskinn.
Sa, ſa, Kirmeskinn!
Man kneipt den Bauer in's Kinn.

(Jeder der Tanzenden kneipt den Kirmesbauer während dieſer Strophe am Kinn.)

6.

Man gibt dem Bauer einen Stich;
Man gibt dem Bauer einen Kirmesſtich.
Sa, ſa, Kirmesſtich!
Man gibt dem Bauer einen Stich.

(Es wird geſtochen.)

7.

Man gibt dem Bauer einen Stoß;
Man gibt dem Bauer einen Kirmesſtoß.
Sa, ſa, Kirmesſtoß!
Man gibt dem Bauer einen Stoß.

(Es wird geſtoßen.)

8.

Man gibt dem Bauer einen Kuß;
Man gibt dem Bauer einen Kirmeskuß.
Sa, ſa, Kirmeskuß!
Man gibt dem Bauer einen Kuß.

(Es wird geküßt.)

9.

Der Bauer nimmt ſich ein Weib;
Der Bauer nimmt ſich ein Kirmesweib.
Sa, ſa, Kirmesweib!
Der Bauer nimmt ſich ein Weib.

(Der Bauer nimmt ſich ein Mädchen im Kreiſe und ſetzt es auf ſeinen Schooß.)

10.

Das Weib nimmt ſich ein Kind;
Das Weib nimmt ſich ein Kirmeskind.
Sa, ſa, Kirmeskind!
Das Weib nimmt ſich ein Kind.

(Während dieſer Strophe nimmt das Mädchen einen jungen Burſchen auf den Schooß; nun ſitzen ſie zu drei.)

11.

Das Kind nimmt ſich eine Magd;
Das Kind nimmt ſich eine Kirmesmagd.
Sa, ſa, Kirmesmagd!
Das Kind nimmt ſich eine Magd.

(Der Burſche hat noch ein junges Mädchen aus dem Kreiſe geholt; nun ſitzen ſie zu vier.)

12.

Die Magd nimmt ſich einen Knecht;
Die Magd nimmt ſich einen Kirmesknecht.
Sa, ſa, Kirmesknecht!
Die Magd nimmt ſich einen Knecht.

(Das Mädchen hat noch einen Burſchen geholt, es ſitzen nun fünf auf dem Stuhle.)

13.

Der Bauer ſchied von dem Weib;

(Das Scheiden geſchieht mit einem Kuſſe. Der Geſchiedene ſpringt in den Kreis der Tanzenden und die übrigen vier bleiben ſitzen, bis ſie allmälig abgelöſt werden.)

Der Bauer ſchied von dem Kirmesweib.
Sa, ſa, Kirmesweib!
Der Bauer ſchied von dem Weib.

14.
Das Weib ſchied von dem Kind;
Das Weib ſchied von dem Kirmeskind.
Sa, ſa, Kirmeskind!
Das Weib ſchied von dem Kind!

15.
Das Kind ſchied von der Magd;
Das Kind ſchied von der Kirmesmagd.
Sa, ſa, Kirmesmagd!
Das Kind ſchied von der Magd.

16.
Die Magd ſchied von dem Knecht;
Die Magd ſchied von dem Kirmesknecht.
Sa, ſa, Kirmesknecht!
Die Magd ſchied von dem Knecht.

(Der Knecht bleibt gewöhnlich Kirmesbauer und das Ganze hebt von Neuem an.)

B.

1.
Es fuhr ein Bauer in's Holz;
Es fuhr ein Bauer in's Karbisholz,
Karbis, Karbis, Karbisholz,
Es fuhr ein Bauer in's Holz.

2.
Ach Bauer haſt Du Geld,
Ach Bauer haſt Du Karbisgeld,
Karbis, Karbis, Karbisgeld,
Ach Bauer haſt Du Geld?

3.
So nimm Du Dir ein Weib;
So nimm Du Dir ein Karbisweib,

Karbis, Karbis, Karbisweib,
So nimm Du Dir ein Weib.

4.

So kniee zu der Erd';
So kniee zu der Karbiserd',
Karbis, Karbis, Karbiserd',
So kniee zu der Erd'.

5.

So ſchlage Du Dein Weib;
So ſchlage Du Dein Karbisweib,
Karbis, Karbis, Karbisweib,
So ſchlage Du Dein Weib.

6.

So küſſe Du Dein Weib,
So küſſe Du Dein Karbisweib,
Karbis, Karbis, Karbisweib,
So küſſe Du Dein Weib.

7.

Steh auf von der Erd';
Steh auf von der Karbiserd',
Karbis, Karbis Karbiserd',
Steh auf von der Erd'.

8.

Geh 'raus aus dem Kranz;
Geh 'raus aus dem Karbiskranz,
Karbis, Karbis, Karbiskranz,
Geh 'raus aus dem Kranz.

No. 86. Das Wirthshaus an der Lahn.

1.

Es ſteht ein Wirthshaus an der Lahn,
Da kehren alle Fuhrleut' an.
Frau Wirthin trinkt vom Beſten,
Und ſaures Bier und Franzbranntwein,
Den ſetzt ſie vor den Gäſten.

2.

Frau Wirthin hat ein großes Haus,
Da gehn die Fuhrleut' ein und aus:
Frau Wirthin ſitzt am Ofen,
Die Gäſte um den Tiſch herum,
Das Bier will keiner loben.

3.

Frau Wirthin hat auch einen Mann,
Der ſpannt die Fuhrleut' ſelber an;
Er geht wohl in die Sonnen,
Er geht die Straße auf und ab,
Es will kein Fuhrmann kommen.

4.

Frau Wirthin, die hat einen Knecht,
Und was er thut, das iſt ihr recht;
Er thut ſie kareſſiren.
Des Morgens, wenn er früh aufſteht,
Kann er kein Glied mehr rühren.

5.

Frau Wirthin hat auch eine Magd,
Die ſitzt im Garten und pflückt Salat;
Sie ſitzt wohl in dem Garten,

Bis daß das Glöcklein zwölfe ſchlägt,
Dann kommen die Soldaten.

6.

Und als das Glöcklein zwölfe ſchlug,
Da hatte ſie noch nicht genug;
Da fing ſie an zu weinen,
Mit ei! ei! ei! und Ach Herrje!
Nun hab' ich wieder keinen.

7.

Wer hat dies ſchöne Lied erdacht?
Zwei Solidaten auf der Wacht,
Ein Trommler und ein Pfeifer;
Und wer das Lied nicht ſingen kann,
Der fang' es an zu pfeifen!

(Die Melodie wird hierauf gepfiffen.)

No. 87. Ver-ri-ra-rauſchet.

1.

Auf einer grünen Haide,
Da ſteht ein ſchönes Haus,
Es gehet alle Abend und niemals Morgen
Einen hübſchen Soldat heraus.

2.

Ach Mutter, herzliebſte Mutter,
Was für einen Rath giebt ſie mir?
Es gehet alle Abend und niemals Morgen
Einen hübſchen Soldat heraus.

3.

Ach Tochter, herzliebſte Tochter,
Meinen Rath den geb' ich Dir;
Laſſe Du den Soldat ſie la laufen,
Und bleib drei Jahr bei mir.

4.

Ach Mutter, herzliebſte Mutter,
Euren Rath iſt mir ja nicht gut;
Der Soldat iſt mir lieber,
Als euer Hab' und Gut.

5.

Iſt Dir der Soldat lieber
Als all mein Hab' und Gut,
Dann packe Deine Kleider zuſie. ſa, ſammen,
Und marſchiere mit dem Soldat fort.

6.

Ach Mutter, herzliebſte Mutter,
Meine Kleider die ſein ja nicht viel;
Gieb ſie hundert und tie. ta, Thaler,
Denn ſo kauf' ich mir was ich will.

7.

Ach Tochter, herzliebſte Tochter,
Meine Thaler die ſein ja nicht viel,
Denn die hat Dein Vater ver ri, ra, rauſchet,
In Karten und Würfel verſpielt.

8.

Hat denn mein Vater ver ri, ra, rauſchet,
In Karten und Würfel verſpielt,
So ſei es Gott geklie. kla, klaget,
Daß ich ein Mädchen bin.

9.

Ach wär' ich als Knabe geboren
In das Herz, in das weite Feld,
Denn ſo laß ich mir die Trummel ſchlie, ſchla,
ſchlagen,
Und das vor mein eigen Geld.

No. 88. Die Spinnerin.

1.

Spinn, ſpinn min leve Dochter,
Ik gev Di en Mütz.
„Dank, Dank, min leve Moder,
De is mi wol nütz.
Kann wohrlich nich ſpinnen,
Min Finger de ſwillen
Un dohn mi ſo weh.“

2.

Spinn, ſpinn min leve Dochter,
Ick gev Di'n paar Schoo.
„Dank, Dank, min leve Moder,
'n paar Snallen da too.
Kann wohrlich nich ſpinnen,
Min Fingern de ſwillen
Un dohn mi ſo weh!“

3.

Spinn, ſpinn min leve Dochter,
Ik gev Di en Rock!

„Dank, Dank, min leve Moder,
Man jo nich ta fert!
Kann wohrlich nich ſpinnen,
Min Fingern de ſwillen
Un dohn mi ſo weh.“

4.

Spinn, ſpinn min leve Dochter,
Ik gev Di en Mann.
„Dank, Dank min lewe Moder,
De ſteit mi wol an.
Kann wohrlich wol ſpinnen,
Min Fingern nich ſwillen
Un dohn ok nich weh!“

No. 89. Das Apfelmädchen.

1.

Es ging ein Mädchen in die Stadt,
Die Aepfel zu verkaufen hat.
Es ging ein Mädchen in die Stadt,
Die Aepfel zu verkaufen hat.
Larulala, larulala, larula, rula, rula, rulala.
Larulala, larulala, larula, rula, rulala.

2.

Sie ging die Straßen auf und ab:
Wer kauft mir meine Aepfel ab?

3.

Ein junger Herr gegangen kam,
Der ihr die Aepfel bald abnahm.

4.

„Doch liebes Kind, ſag an und ſprich,
Die Aepfel ſind ja ſäuerlich.“

5.

Ach nein, mein Herr, Sie irren ſich,
Mit ſauern Aepfeln handl' ich nicht.

6.

D'rum Mädchen, nehmt euch wohl in Acht,
Daß man euch nicht zum Tambour macht.

7.

Denn habt ihr erſt die Trommel an,
So kriegt ihr wahrlich keinen Mann.

No. 90. Chachachachachachanderei.

1.

Und als ich achtzehn Jahr alt war,
Da nahm ich mir ein Weib;
Das war ein bitterböſes,
Ein bitterböſes Weib.
Chachachachachanderei,
Chachachanderei,
Ein bitterböſes Weib.

2.

Ich ging wol in die Kirche
Und bat den Herrn Paſter:
Er möchte mir doch helfen
Aus aller meiner Noth.

3.

Und als ich aus der Kirche kam,
Da lag mein Weib ſchon krank;
Ich ſollt' ein wenig eſſen,
Von Herzen ſagt' ich Dank.

4.

Und als mein Weib geſtorben war,
Da legt man ſie auf Stroh.
Als daß ich ſollte weinen,
War ich von Herzen froh.

5.

Ihr Träger tragt ſie ſachte,
Daß ſie nicht wieder aufwacht,
Denn ſie hat mich geärgert
Bei Tag und bei der Nacht.
Ghachachachachanderei,
Ghachachachanderei,
Bei Tag und bei der Nacht.

No. 91. Kukukerlukukukukuk.

1.

Des Abends, wenn ich früh aufſteh',
  Kukuk,
Des Abends, wenn ich früh aufſteh',
Des Morgens, wenn ich ſchlafen geh',
  Kukukerlukukukuk;

2.

So nehm' ich den Ofen und hitze das Feu'r,
  Kukuk;
So nehm' ich den Ofen und hitze das Feu'r,
Und ſchlage die Suppe wohl über die Eier,
  Kukukerlukukukuk.

3.

Da nehm' ich die Stube und kehre den Beſen,
  Kukuk,
Da nehm' ich die Stube und kehre den Beſen,
Und thue die Fenſter zum Drecke 'naus fegen,
  Kukukerlukukukuk.

4.

So nehm' ich den Stiefel und ſchmiere das Speck,
  Kukuk;
So nehm' ich den Stiefel und ſchmiere das Speck;
Heirathet mein Schätzchen, ſo hab' ich den Dreck;
  Kukukerlukukukuk.

5.

Jetzt ſind mir meine Stiefel geſchwollen,
  Kukuk;

Jetzt ſind mir meine Stiefel geſchwollen,
Daß ſie nicht in die Beine 'nein wollen;
Kukukerlukukukukuk.

6.

Die ganze Welt hat ſich umgedreht,
Kukuk;
Die ganze Welt hat ſich umgedreht,
Drum ſingen wir auch das Lied verkehrt.
Kukukerlukukukukuk.

No. 92. Lawe Lieſebette.

1.

Wenn nu de Pott ein Lock hat,
Lawer (lieber) Heinrich! lawer Heinrich?
„Stoppe tau, lawe Lieſebette!
Lawe Lieſebette! ſtoppe tau!“

2.

Womit ſoll eck denn tauſtoppen,
Lawer Heinrich, lawer Heinrich?
„Mit Stroh, lawe Lieſebette!
Lawe Lieſebette! mit Stroh.“

3.

Wenn nu dat Stroh tau lang is,
Lawer Heinrich, lawer Heinrich?
„Hack et kort, lawe Lieſebette!
Lawe Lieſebette! hack et kort.“

4.

Womit ſall ek denn fort backen,
Lawer Heinrich, lawer Heinrich?
„Mit en Beil, lawe Lieſebette!
Lawe Lieſebette, mit en Beil.“

5.

Wenn nu dat Beil tau ſtump is,
Lawer Heinrich, lawer Heinrich?
„Mak et ſcharp, lawe Lieſebette!
Lawe Lieſebette! mak et ſcharp.“

6.

Womit ſall ick denn ſcharp macken,
Lawer Heinrich, lawer Heinrich?
„Mit en Stein, lawe Lieſebette!
Lawe Lieſebette! mit en Stein.“

7.

Wenn nu de Stein tau drech (trocken) is,
Lawer Heinrich, lawer Heinrich?
„Mak en nat (naß), lawe Lieſebette!
Lawe Lieſebette! mak en nat.“

8.

Womit ſall ick denn natt maken,
Lawer Heinrich, lawer Heinrich?
„Mit Water, lawe Lieſebette!
Lawe Lieſebette! mit Water.“

9.

Womit ſall ick denn Water halen,
Lawer Heinrich! lawer Heinrich!

„Mit en Pott, lawe Lieſebette!
Lawe Lieſebette! mit en Pott.“

10.

Wenn nu de Pott en Lock hat,
Lawer Heinrich, lawer Heinrich?
„Stoppe tau, lawe Lieſebette!
Lawe Lieſebette! ſtoppe tau.“

U. ſ. w.

No. 93. Lau, ſchau mal an.

1.

Hab ich nit a ſchönes Hütle auf
Und ſo ſchöne Federn drauf?
Hab ich nit a ſchönes Hütle auf?
Lau, ſchau mal an.

2.

Hab ich nit a ſchönes Jäckle an
Und ſo ſchöne Knöpfle dran?

3.

Hab ich nit a ſchönes Weſtle an
Und ſo ſchöne Täſchle dran?

4.

Hab ich nit a paar ſchöne Hösle an
Und ſo ſchöne Täſchle dran?

5.

Hab ich nit a paar ſchöne Strümpfle an
Und ſo ſchöne Zwickle dran?

6.

Hab ich nit a paar ſchöne Schükle an
Und ſo ſchöne Schnällre dran?
Hab ich nit a paar ſchöne Schükle an?
Lau, ſchau mal an.

No. 91. Die gute Mahlzeit.

1.

Wer eſſen wil, der geen zum Tiſch,
Derſelb ſoll einher gan.
Wir haben Wilpret und gut Viſch,
Der Koch wil richten an.
Von erſten ein Suppen von Mandelreiß,
Danach ein Eſſen Grundel.*)
Gut Hecht drej, rot Vorhen**) drej.
Wer hungrig ſej,
Mach ſich herbej,
Halt Vleiß auf unſer neun.

2.

Zwen eingemacht El ſein feiſt und vol,
Die komen uns hernach.

---

*) Gründlinge, Schmerlen.

**) Forellen.

Sie ſein gemacht und ſchmecken wol,
Die laſt uns einher gan.
Sie ſein gekocht mit gantzem Vleis,
Wol gewurtzt und nit verſaltzen.
Was hab wir mer, nu tragt uns her,
Drei Haſelhuner ſein uns nit ferr,
Halt Vleiß auf unſer neun.

3.

Mit ſaurem Senf drej Schüſſelein,
Die laſt uns einher geen,
Und ſchickt uns nach dem beſten Wein
Zu einem geſtoſſen Kren.*)
Die Haſelhuner ſteen auf dem Tiſch,
Und das ſie nicht erkalten,
Nu richt uns an auf diſen Plan,
Ein gut Vaßhan, und kaum darvon,
Halt Vleiß auf unſer neun.

4.

Nun ſeit frolich ir lieben Geſt,
Ich wil's euch erpieten wol:
Ein Eſſen Krebs kombt auch hernach,
Der ein ſprach: ich bin vol,
Es iſt nit als des Eſſen ſchuld,
Es kumbt von groſſen Truncken,
Der Wein iſt gut, ſeit wolgemut,
Reiſt nit umb Gut als mancher thut,
Halt Vleiß auf unſer neun.

---

*) Merrettig.

5.

Was hab wir mer? ſprechen die Geſt.
Wirt, wo biſtu komen hin?
„Ich hab nit mer, dunkt mich das Beſt
In allem meinen Sin;
Ich hab nit mer dan das Gratias,
Das wil ich euch herbringen:
Gut Romanir und Malmaſir,
Ir wert mir auch Gelt geben ſchier,
Halt Bleiß auf unſer neun.

6.

Wo iſt der Wirt wol jn dem Hauß?
Nun heiſt jn einher gan.
Er nem die Kreiden jn die Hand,
Und ſchreib die Orten an.
Lej mir mein Stiffel, lej mir mein Sporn,
Von hinnen wol wir reiten.
Lej mir mein Stiffel, lej mir mein Sporn,
Ich reit dohin on allen Zorn,
Halt Bleiß auf unſer neun.

7.

Knecht, ſattel mir mein grabes Pferdt,
Von hinnen wol wir ſchier.
Der Wirt iſt aller Eren werdt,
Er bracht uns Malmaſir.
Er bracht uns auch den Welſchen Wein,
Den wol wir jm bezalen.
Er gibt uns auch des beſten Wein.
Es geb der Man ein Guldein.
Halt Bleiß auf unſer neun.

8.

Wol auf wir wollen von dann,
Wir wollen von hinnen ſchir.
Wir wollen jn das Niderlandt,
Do iſt gut Malmaſir.
Es hat vil der Freulein ſein,
Zu den wol wir reiten.
Es hat auch vil der Freulein,
Wirt gib uns Sandt Johans Wein.
Alde ich far dohin.

9.

Der uns diß Lidlein ſang,
Von Neuen geſungen hat,
Das hat gethan ein Lantzknecht
Zu Bernn jn der Stat.
Er ſingt uns das und noch vil mer,
Got behut allen reinen Frauen jr Er,
Alde ich far dohin.

No. 95. Spielchen.

1.

Ich weiß ein ſchönes Haus
Bei Hamburg an der Straße ſtehn.
Da geht man ein und aus.
Da geht man ein und aus.
Da wird geſpielt zum Zeitvertreib
Solo, Solo, Solo;

Und wenn der liebe Sonntag kömmt,
Sind alle Spieler froh.

2.

Noch fehlt der vierte Mann.
Herbei wer Luſt zu ſpielen hat,
Der ſetze ſich heran.
Der ſetze ſich heran.
Gebt Karten 'rum, und ſetzt den Stamm
Geſchwind, geſchwind, geſchwind,
Und ſpielt aufrichtig ohne falſch;
Sonſt iſt die Luſt dahin.

3.

Zum erſtenmal ich paſſ';
Ich hab' kein Spiel in meiner Hand.
Herr Bruder, haſt Du was?
Herr Bruder, haſt Du was?
Der Eine fragt, der Andre ſagt:
Werft hin, werft hin, werft hin;
Fünf Matador hab' ich allhier,
Das iſt nach meinem Sinn.

4.

Wie glücklich ſpiel' ich heut'!
Die Wenzel ſind ſchon wieder da
Zu meiner größten Freud',
Zu meiner größten Freud';
Nun rührt euch und gebt Trümpfe zu;
Force partout, partout;
Und ob mir gleich die Spitze fehlt,
So mach' ich doch das Tout.

5.
Ihr Jungfern gebet Acht,
Geſährlich iſt das Solo Spiel,
Spielt ihr's nicht mit Bedacht,
Spielt ihr's nicht mit Bedacht.
Drum müßt ihr nicht alleine gehn.
Hört zu, hört zu, hört zu;
Sonſt kommen fünf Matador heraus
Und man macht euch das Tout.

No. 96. Ä bischen zickers.

1.
Ueber die Wieſe bin ich gangen,
Meine Füßel ſind naß.
Das geſchah bloß wegen Deiner,
Herztauſender Schatz

2.
„Gehſt ofte in Wald,
Haſt allemal keine Büchſ';
Und Du biſt nun ſo'n Jäger,
Wenn Du's Weibsbild nur ſiehſt.

3.
Geh weg mit Deinem Büchſel,
Laß andre Leut' her;
Du kannſt nicht grad' ſchießen,
Schießt allemal die Quer'.“

4.
In dem Grund iſt ein Nebel,
In der Höh' iſt ein Wind.

Und die Liebſchaft iſt aus,
Und warum ſo geſchwind?

5.

Ä bischen zickers und ä bischen zackers,
Und ä bischen hochſtädtiſch muß mer ſein.
A bischen Kronthaler muß mer ſehn laſſen,
Aber geben muß mer kein'n.

6.

Ich weiß ein hübſch Mädel,
Wenn's nicht ſo weit wär';
Sie hat ein ſchön Häuſel,
Wenn's angebaut wär'.

7.

Mein Schatz iſt aus Ungarn,
Und ich aus Tyrol;
Mein Schatzla hat's Büchſel
Und ich das Piſtel.

8.

Die Nürnberger Glocke
Hat einen ſchönen Klang,
Und ſtirbt mir mein Schätzchen,
Leb' ich auch nicht lang.

Hiſtoriſche Lieder und Soldatenlieder.

„Der Fürſt lachet und ſaget her,
Daß Krieg ein ſolcher Handel wär',
Da man ſammlet viel Leuth und Pferd
Mit Harniſch, Bogen, Spieß und Schwerdt
Daß der Feind auch dergleichen thät,
Zögen gegn andr auff einer Stätt.
Was mehr? fragt er. Der Fürſt antwortt
Da hebt ſich denn ein grauſam Mord;
Etlich tauſend werden erſchlagen,
Etlich muß man halb todt hintragen.
Was denn? ſagt der Narr. Was iſt 's End?
Der Fürſt lacht und antwort behend:
Endlich verträget man die Sach.“

Georg Rollenhagen im Froſchmäusler.

„Gott, ich erkenne Dich!
So im herbſtlichen Rauſchen der Blätter,
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich Dich!
Vater, Du ſegne mich!“

Theodor Körner.

No 97. Der Landsknecht-Orden.

1.

Gott genad dem edlen Kayſer alſo frommen,
Maximiliano bei dem iſt aufkommen,
Ein Orden, zeucht durch alle Land,
Mit Pfeiffen und mit Trummen,
Landsknecht' ſind ſie genannt.

2.

Faſten und beten laſſen ſie wol bleiben,
Sie meinen, Pfaffen und Münch' ſollen's treiben,
Sie haben darvon ihre Stift,
Daß mancher fromme Landsknecht
Im Gartügel umſchifft.

3.

In Wammes und halben Hoſen muß er umſpringen,
Schnee, Regen, Wind, acht ers alles geringe;
Er muß hart liegen für gute Speiß.
Mancher der welt gerne ſchwitzen,
Wem ja möcht' werden heiß.

4.

Alſo muß er ſich in dem Land umkehren,
Bis er hört Krieg und Feindſchaft der Herren;
Darnach iſt ja kein Land zu welt.
Darein läufft er mit Ehren,
Bis er hört guten Beſcheid.

5.
Erſtlich muß er ein hüpſche Frauen haben,
Darzu ein Hund und ein jungen Knaben;
Wenn die Frauw erfreuet den Mann,
Der Bub' und Hund ſoll ſpüren,
Was in dem Haus thut ſtahn.

6.
Alſo war Brauch und Gewonheit bei den Alten,
Alſo ſoll ſich ein jeder Kriegsmann halten,
Denn Würffel und Karten, ihr Geſchrei,
Wo man hat guten Weine,
Da ſollen ſie ſitzen bey.

7.
Da ſollen ſie von Stürmen und Schlachten ſagen,
Als ſie müſſen warten Nacht und Tage.
Darumb ſo thut ja Lernens noth,
Wie man mit langen Spießen
Proceſſiones hat.

8.
Wenn ſie denn ihr Capitel wöllen halten,
Viel Spieße und Hellepарten ſieht man walten,
Zum Fähnlein in die Ordnung ſtahn.
Denn thut der Hauptmann ſagen:
Die Feind' wöllen wir greiffen an.

9.
Darnach hört man Geſchütz groß und kleine,
Her, her, ſprechen die Brüder allgemeine.
So facht ſich an das Ritterſpiel.
Mit Spießen und Helleparten
Sicht man der Fechter viel.

10.
Lerman, Lerman, hört man die Trummen ſprechen,
Darbey ſetzen ſie ihre alte Rechte;
Ein grüne Heyd' iſt ir Richterbuch,

Darin ſchreibt man die Urtel,
Bis im rinnt's Blut in die Schuch.
11.
In dem Orden findt man gar ſeltzſame Knaben,
Sie laufen die Stätt' auf, und ſpringen über die Graben,
Deß muß man jetzund haben Acht,
Wo der Orden regieret,
Da werden leere Hofſtätt' gemacht.
12.
Wie kunndens denn ein härter Orden tragen?
Sie haben kein Ruh' bis ſie ein Herren haben,
Da leidens Elend und große Noth,
Bis ſie ein Herrn finden,
Darbei bleibt mancher todt.
13.
Darnach hebt ſich erſt die Klage der treuen Frauen,
Ein jede thut ſich nach ihrem Mann umſchauen;
Welcher der ihr iſt blieben todt,
Vor Schand' darf ſie nicht lachen,
Bis ſie ein andern hat.
14.
Darnach helfen ſie einander das Requiem ſingen,
Spricht ein junger Mann, ich wil's euch bringen,
So hat die alte Lieb' ein end;
In der Confeſſion
Wird ein neues Regiment.
15.
Alſo habt ihr jetzt von mir vernommen,
Wie dieſer Orden erſt iſt auffkommen,
Und wie ſie haben ein Regiment,
Daß mancher auf grüner Heyde
Sein geſundes Leben end.

Nr. 98. Ein halberſtädtiſcher Reim aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges (1640.)

Obriſt Kracht
Nahm den Halberſtädtern ihre Macht;
Karl Ruth
Machte ſie caput;
Aber Heiſter
Iſt Aller Meiſter.

No. 99. Vater unſer der Cölniſchen Bauern (vom Jahr 1704.)

Wo nur der Franzmann kehret ein
So grüßt er uns mit falſchem Schein:
Vater!
Man höret bald zur ſelben Friſt:
Mein Vater, was Du haſt, das iſt
unſer.
Dagegen ſpricht der arme Bau'r:
Der Teufel hole Dich Du Lau'r
der Du biſt.
Gewiß es wird noch treffen Dich,
Der Herr iſt über Dich und mich
im Himmel.
Ich glaube, daß man keinen find,
Der unter dieſem loſen Geſind
geheiliget werde.
Ach Gott, das iſt des Teufels Thier,
Durch welches wird geläſtert hier
Dein Name.

Sie thun uns großen Ueberlaſt,
Und ſagen: Alles, was Du haſt
zukomme uns.
Ach Gott, wenn's ſtünd in ihrer Macht
Zu plündern wären ſie bedacht
Dein Reich.
Wenn Du ſie ſchlügſt mit Todesqual,
Wir wollten ſagen allzumal
Dein Wille geſchehe.
Wenn wir los wären dieſer Pein,
Wir armen Bauern wollten ſein
wie im Himmel.
Es wird dies Volk von uns ernährt
Und iſt doch nichts im Himmel werth,
alſo auch auf Erden.
Sie nehmen unſer Gut und Hab
Und ſchneiden uns vom Maule ab
unſer täglich Brod.
Daß man ſie all' in einer Nacht
Todtſchlagen möcht' mit ganzer Macht,
gib uns heute.
Das Alles haben wir verſchuld't,
Doch nimm uns wieder auf in Huld
und vergib uns.
Ach, ach, der hochbetrübten Zeit!
Sie machen größer weit und breit
unſre Schuld.
Solch' Volk hat man geſehen nie;
Bei unſern Weibern liegen ſie
als auch wir.
Und was ſie nur anfangen hier,
Das Alles müſſen ihnen wir
vergeben.

Dies macht uns große Ungeduld;
Wir müſſen zahlen ihre Schuld
unſern Schuldig'ern.
Kein Mann ſein Pferd mehr brauchen kann,
Es heißet: Bau'r, ſpann eilend an
und führe uns.
Sie praſſen ſtets bei vollem Schmaus
Und laſſen uns in unſerm Haus
nicht.
Das kränket, wenn man denket d'ran
Und bringt den armen Bauersmann
in Verſuchung.
Ach Gott, laß ſie bei uns nicht lang,
Die Schelmen thun uns angſt und bang,
ſondern erlöſe uns.
Erhalt' uns arme Leut' geſund,
Befreie uns zu aller Stund'
von allem Uebel.
Vom Himmel treff' ſie Donner und Blitz,
Auf Erden der Carthaunen Hitz',
denn Dein iſt das Reich.
Zu tödten dieſe böſen Leut'
Verleih' uns Stärk' und jederzeit
die Kraft.
Laß ihnen ſein zu ihrem Lohn
Der Höllen Schuld, des Teufels Hohn
die Herrlichkeit.
Die ſie verdient zu ihrer Qual
Die gottloſen Schelmen allzumal
in Ewigkeit.
Nun kommt ihr Bauern überall
Und ſprecht mit mir in großem Schall:
Amen.

No. 100. Kaiſer Karls VI. Tod (1740.)

1.

Ich hab' was Neues vernommen,
Merkt auf ihr Chriſtenleüth,
Was nun mehr außkommen
In dem Hauß-Oeſterreich.
Alles ſolt traurig ſein,
Der Todt iſt geſchlichen ein,
Kayſer Carolus iſt geſtorben,
Es kan nit anderſt ſeyn.

2.

Jetzt iſt ein Todt geſchehen,
Der freülich nit gar gut;
Ich ſorg' es werd ſtreit geben
Und koſten gar vil Blut.
Ihr Chriſten glaubt's fürwahr,
Wir ſtehen in Gefahr;
Wir werden noch vil ſehen
Biß das zukünfftig Jahr.

3.

Sein Famile kundt regiren
Noch viel und lange Jahr,
Die Cron und Scepter führen;
Jetzt iſt es auf einmal gar.
Ich ſag'e mit einem Wort:
Das iſt ein Straff von Gott.
Niemand will ſich bekehren,
Man lebt in Sünden fort.

4.

Dieweil die Lieb des Nächſten
Verſchwunden gantz und gar,

Darumb will Gott an uns rechnen
Die groſſe Laſterſchaar.
Das iſt das gröſt Gebott,
Wir ſolten lieben Gott,
Den Nächſten wie uns ſelbſten,
Wer halt die göttliche Wort.

5.

Die Geſatz thut man erfüllen
Juſt in dem Widerſpill;
Die Armen thut man ſtillen,
Man braucht der Mühe nit vil.
Es wart auf ihn die Ruth,
Er ſey bös oder gut.
Jetzt war es auch kein Wunder,
Warum Gott ſtrafen thut.

6.

Das kann man auch probieren
Bey Hof, und auch das Recht.
Das Recht thut man verlieren,
Wann man kein Gelt nit hat.
Wann einer ſchon hat recht,
So wird's ihm geſprochen weck.
Er iſt nit bey Vermögen,
Ihm geht's jetzt alſo ſchlecht.

7.

Ich hätt noch viel zu ſagen,
Wann's nur die Zeit ließ zu.
Die Armen thut man plagen;
Man ſchint ſchier auff das Blut;
Den armen Menſchenſchweiß
Braucht man zu einer Luſtbarkeit,
Zum Spielen, Tantzen und Springen,
Oft gar zu einer Unkeuſchheit.

Jetzt wollen wir die Strafen
Annehmen mit Geduld.
Was Gott mit uns will ſchaffen,
Wir haben's wohl verſchuldt.
Nur das bitt' ich, Gott,
Straf uns nicht ewig dort:
Wir wollen Dich recht lieben
Und halten Dein Gebot.

No. 101. Die Prager Schlacht.

1.

In Böhmerland bei Prag
Da hat der König von Preußen
Getanzet mit der Königin
Von Ungarn und von Böhmerland
Gar luſtig wohl auf dem Plan.

2.

Sie tanzeten ſo vortrefflich herum,
Daß ihnen das Gehirn im Kopf ward dumm.
Ein ſolcher Tanz koſtet Muth.
Doch wenn ich's wiederum recht bedenk',
So thut es mich von Herzen kränk'n:
Meine Cameraden liegen in dem Blut.
Da heißt es nicht: Bruder, komm herein!
Hier iſt gutes Bier, hier iſt guter Wein,
Nein, da koſtet es Fleiſch und Blut.

3.

Poß tauſend! ei! ei! ei!
Eins hätt' ich bald vergeſſen.

Die Herren Sachſen waren auch mit dabei;
Sie machten ja ſolche große Schritt',
Daß der Zehnte nicht konnte halten das Glied.
Da war der Tag vorbei.

No. 102. Die Räuber vor Stralſund.

1.

„Im Walde alleine allhier auf dieſer Welt
Das Jagen vor allen am beſten mir gefällt;
Und ſein wir ermüdet, dann geben wir zur Ruh',
Im Schatten der Bäume die decken uns zu,
Und alſo dann ſchlafen wir,
Stellen uns nichts Trauriges für,
Und leben vergnügt,
Fein ruhig und ſtill.

2.

Friſch auf Cameraden, ſeid munter und ſchnell!
Heute wollen wir bei der Wirthin fein luſtig leben,
Heute wollen wir ſchmauſen ein Hirſchlein oder Reh,
Juchheißa, mein Stübchen kommt gleich in die Höh'!
So lang als uns das Glück noch blüht,
Treiben wir den Feind zurück,
Und leben vergnügt
Bei Wein und bei Bier.

3.

Friſch auf, Kameraden, was müſſen wir jetzt ſehen?
Eine Menge Soldaten, die auf uns losgehn,

Eine Menge Soldaten mit Pallas und Gewehr,
Und wenn wir uns nicht wehren, ſo haben wir keine Ehr'.
Schlaget eure Flinten an,
Treff' ein jeder ſeinen Mann,
So werden wir zeigen an,
Was noch der Däne kann."

4.

Man führt ſie gebunden nach Stralſund hinein,
Allwo die Belohnung des Laſters ſoll ſein;
Da iſt ſchon bereitet der Galgen und das Rad;
Das wär' für die Uebelthäter die größeſte Gnad'.
„Dieweil ich allzeit ſterben muß und das Laſter meiden ſoll,
Leb Schweſter, leb Bruder, lebt alle recht wohl."

No. 103. Der Ausmarſch nach Amerika. (1776.)

1.

Wer will mit nach Amerika, nach Amerika?
Die Hannoveraner ſind ſchon da;
Die Heſſen werben mit Gewalt,
Die Braunſchweiger kommen auch alsbald.
Wer will mit nach Amerika?

2.

Gehet mit nach Amerika!
Da wird ſein genug allda!
Es wird ſein Silber, Gold und Geld,
Was man ſuchet in der Welt

Iſt jetzt in Amerika.
Alles was man ſuchet da,
Das iſt in Amerika.

3.

Der Graf Riedeſel commandirt,
Dieſes Ober nach England führt.
Auch iſt da das Regiment,
Das ſich die Dragoner nennt. —
Geht mit fort nach Engeland,
Denn es iſt uns wohlbekannt,
Daß es iſt ein ſchönes Land.

4.

Seht die tapfern Braunſchweiger an,
Denn ſie ſtehen ihren Mann.
Sie gehen freimüthig in das Feld,
Aeſtimiren gar kein Geld;
Brauchen ihre Geſchicklichkeit,
Sind bereit jetzt zu dem Streit,
Suchen nichts als Ehr' zur Beut'.

5.

Seht die tapfern Fuſilier,
Auch die braven Grenadier.
Iſt ſchon da das Regiment
Von Prinz Friedrich auch ernennt;
Des Herrn Obriſtlieutenant Berners
Wird ſich tapfer thun hervor,
Vergnügt marſchiren aus dem Thor.

6.

Auch lebe unſers Herzogs Wohl,
Und ſein ganzer Blumenflor.
Sie prangen prächtig in dem Feld!

Stehn als ein tapfrer Kriegesheld,
Wagen ihren Heldenmuth
Für den letzten Tropfen Blut,
Der uns allen kommt zu gut.

7.

Nun Adieu, mein Braunſchweig hier!
Hier iſt geweſen gut Wein und Bier.
Nun aber gehn wir weiter fort
An einen ſchönen beſſern Ort,
Wo viel werden verſammlet ſein,
Da gehören wir auch mit ein.
Kommt, laßt uns luſtig ſein!

8.

Kommt ihr nun nach Engeland,
Da ſein wir recht gut bekannt.
Sollt ihr ſehen, was es gibt,
Braten, auch gebackene Fiſch;
Auch ſoll ſein der beſte Wein,
Für euch ſchon bereitet ſein,
Trinkt und laßt uns luſtig ſein.

9.

Seid willkommen, liebſten Freund,
Denn es iſt recht gut gemeint.
Sagt nur, was ihr haben wollt,
Es ſei Silber oder Gold
Brave Mädchen ſollt ihr ſehn,
Die ſollen euch zu Dienſten ſtehn.

No. 104. Des Soldaten Klagelied.

1.

O Kloſterleben, du Einſamkeit,
Dein ruhig und ſtilles Leben,
Ich hab' mich drein ergeben,
Zu führen ein ſtilles Leben.
O Himmel, was hab' ich gethan?
Die Lieb' iſt Schuld daran.

2.

Des Morgens, wenn ich früh aufſteh',
Schau ich den Himmel wohl an.
Da ſeh' ich die Lerchen flankiren;
Wir Preußen, wir müſſen marſchiren.
O Himmel, was hab' ich gethan?
Die Lieb' iſt Schuld daran.

3.

Des Mittags, wenn ich zu Tiſche geh',
Da find' ich mein Tiſchchen allein;
Da eſſ' ich das Brod und trinke den Wein,
Ach könnt' ich bei meinem Schätzchen doch ſein!
O Himmel, was hab' ich gethan?
Die Lieb' iſt Schuld daran.

4.

Des Abends, wenn ich zu Bette geh',
Da find' ich mein Bettchen allein;
Da lieg' ich und kann nicht erwarmen,
Ach hätt' ich mein Schätzchen in Armen!
O Himmel, was hab' ich gethan?
Die Lieb' iſt Schuld daran.

No. 105. Die Clubiſten.

1.

Als Churmainz iſt übergegangen,
Das haben die tapfern Preußen gethan.
Das iſt wahr und iſt gewiß,
Daß kein Franzos mehr drinnen iſt.
Franzoſen ließ man losmarſchieren,
Clubiſten in das Zuchthaus führen;
Einem jeden Eiſen an das Bein,
Weil ſie Landesverräther ſein.

2.

Cüſtinen war ſein letztes Wort,
Weil er mußte reiſen fort,
Ruft er: Vivat Nation!
Iſt denn vor mir kein Pardon?
Kein Pardon iſt mehr zu hoffen,
Das Unglück hat mich getroffen,
Darum ruft er: weh und ach!
Ihr Clubiſten, folgt mir nach!

3.

Ihr Clubiſten, ſeht euch um!
Schauet nach Cüſtine herum;
Dieſen müßt ihr rufen an;
Ob er Euch nicht helfen kann?
Seine Hülf' iſt nun verſchwunden,
Er iſt längſtens feſtgebunden
Im Gefängniß zu Paris.
Und nun todt, das iſt gewiß.

4.

Ihr Clubiſten tretet vor!
Wer hub euch ſo hoch empor?
Jetzt müßt ihr mit Schimpf und Schand
Aus dem ganzen Mainzerland;
Rothe Kappen müßt ihr führen,
Strohkränz' eure Weiber zieren,
Nun den Beſen in die Hand
Aller Welt zu Spott und Schand'.

5.

Cüſtine, der Clubiſten Vater,
War ihr Freund und ihr Curater;
Hat den Freiheitsbaum erdacht,
Und ein Lied dazu gemacht.
Dieſes Lied wurd' oft geſungen;
Auch getanzet und geſprungen;
Da war Freude über Freud'!
Auf die Freude folgt. Leid.

6.

Ihr Clubiſten, freut euch wieder,
Singet eure neuen Lieder:
Vivat, vivat! rufet aus,
Cüſtine iſt ſchon lang' voraus.
Er hat jetzt in Viertelſtunden
Gleich den Weg zur Höllen gefunden
Und vor euch Quartier gemacht;
Selbſt der Teufel hat gelacht.

7.

Ihr Franzoſen allzugleich,
Packt euch aus dem röm'ſchen Reich!

Rühmet nicht von euren Thaten;
Ihr ſeid Räuber, nicht Soldaten,
Raubt und ſtehlt in Freundes Land,
Iſt der ganzen Welt bekannt.

No. 106. Na-pi-pa-poleon.

1.

Alexander, der große, der große große Held,
Er ſchlug den Napoleon auf offenem Feld;
Bei Moskau war die große große Schlacht,
Napoleon verlor ſeine Heeresmacht.
Hurrah, hurrah, hurrah!
Die Koſacken die ſind da!
Sie tragen lange Bärte, wie der Teufel ſind ſie da.

2.

„Ach daß ſich Gott im Himmel Himmel erbarm'!
Wie bin ich doch auf einmal ſo arm, ſo arm!
Ich hab' meine ganze Kriegskaſſ' verloren,
Dazu ſind mir hunderttauſend Pferde verfroren!“

3.

Und als er nun gekommen bis nach bis nach Dreſen,*)
Da fragten ſie ihn: wo biſt du denn geweſen?
„Ich wagte mich zu tief nach Rußland hinein,
Das ſoll mir doch eine Warnung ſein!“

---

*) Dresden.

4.

Und als er nun gekommen bis nach bis nach Mainz,
Es war in der Nacht um halber halber Eins,
Die Illumination war auch nicht ſehr hell,
Man hielt ihn für den Fürſten von Neufchatel.

5.

Und als er nun gekommen bis nach bis nach Paris,
Da beſah der Senat ſein' geſchwollnen Füß'.
„J. Na-pi-pa-poleon, wie ſiehſt du mir denn aus,
Wie biſt du denn gekommen aus Rußland heraus?“

6.

Da fuhr er in aller Geſchwindig-Schwindigkeit
Auf das Rathhaus und ſtemmte die Arme in die Seit'.
Und als ihn nun die Rathsherren ausgelacht,
Da ſchrie er aus aller Leibesmacht:
Hurrah, hurrah, hurrah!
Die Koſacken die ſind da,
Sie tragen lange Bärte, wie der Teufel ſind ſie da.

No. *107. Napoleon und Kaiſer Alexander.

1.

Napoleon ſprach zum Kaiſer Alexander,
Da ſie in Erfurt waren bei einander:
Laßt uns ſchließen einen Bund.
Napoleon hat kein Wort gehalten;
Er wollte über Rußland walten,
Und verderben ſein ganzes Land.

2.

Er ließ ſeine Armee marſchiren,
Und that ſie nach Rußland führen,
Viele hunderttauſend Mann;
Und ſogar die Conſcribirten
Ließ er auch dahin marſchiren,
Von Lübeck, Bremen und Hamburg.

3.

Sie avancirten mit Courage,
Mit Kanonen und Fourage,
Ja ſogar nach Moskau hin;
Er legt' ſeine Leut' in Haus und Scheuer,
Da machten die Ruſſen ein großes Feuer,
Dadurch iſt Moskau abgebrannt.

4.

Nun dacht' Napoleon nicht an's Avanciren,
Sondern nur an's Retiriren
Wieder zurück nach Polen hin;
Auch da war gar nichts zu leben,
Er konnt' keinem Soldat was geben,
Und dazu die große Kält'.

5.

Da lief Alles durch einander,
Einer lief ſo wie der andre,
Selbſt ſogar Napoleon.
Da erfroren ſie die Glieder,
Warfen alle Waffen nieder,
Und verloren Muth und Kraft.

6.

Selbſt Napoleon hat Froſt gelitten,
Er retirirt auf einem Schlitten,
Und ſo kommt er nach Paris.

Seine Armee iſt ganz verloren,
Weil ſie ja ſind all' erfroren
Oder gefangen in Rußland.

7.

Als die Preußen das vernahmen,
Daß die Ruſſen näher kamen,
Schlugen ſie ſich auch dazu;
Und ſogar die drei Hanſeſtädte,
Die ſo vieles haben gelitten,
Fingen auch an zu erbittern.

8.

Den Douanen war angſt und bange,
Denn die Hamburger ſuchten ſchon lange
Sich zu machen los und frei.
Sie ſchlugen ſie wohl an die Ohren,
Daß ſie ließen aus den Thoren,
Und niemand wußte was er ſei.

9.

Da haben die Hamburger illuminiret,
Und die jungen Leute exerciret,
Und ſtanden all' den Ruſſen bei.
Jetzt freuen wir uns mit einander,
Es lebe der Kaiſer Alexander
Und der König von Engeland!

No. 108. Lied der tapfern Koſacken.

1.

Zieht der Ruſſe in den Krieg,
Winkt ihm Ehre, winkt ihm Sieg.
Haut, haut, haut ſie nieder,
Klingklang, trinket wieder!

2.
Jeder Feind und jedes Heer
Findet wackre Gegenwehr.
Haut, haut, haut ſie nieder,
Klingklang, trinket wieder!

3.
Treu dem Czaar und ſeinem Gott,
Stürzt der Ruſſe in den Tod.
Haut, haut, haut ſie nieder,
Klingklang, trinket wieder!

4.
In dem Feuer, in der Schlacht
Steht der Ruſſe Tag und Nacht.
Haut, haut, haut ſie nieder,
Klingklang, trinket wieder!

5.
Gebt uns Brandtwein, gebt uns Brod,
Heut betrunken, morgen todt.
Haut, haut, haut ſie nieder,
Klingklang, trinket wieder!

2.
Seht den leeren Becher an,
Wie ein Ruſſe ſaufen kann.
Haut, haut, haut ſie nieder,
Klingklang, trinket wieder!

2.
Sind die Franzoſen über'n Rhein,
So wird Deutſchland glücklich ſein.
Haut, haut, haut ſie nieder,
Klingklang, trinket wieder!

No. 109. Lied der ſchwarzen Huſaren.

1.
Auf, Brüder, auf! zur Schlacht, zur Schlacht, Hurrah!
Im deutſchen Herzen Rach' erwacht, Hurrah!
Wir ziehn das Schwerdt
Für freien Herd,
Daß deutſcher Name ſei geehrt,
Hurrah, Hurrah, Hurrah!

2.
Wir ſprechen Tod und Hölle Hohn, Hurrah!
Dem Teufel mit der Doppelkron', Hurrah!
Der alle Welt
In Ketten hält,
Daß Menſchenwürd' in Staub zerfällt,
Hurrah, Hurrah, Hurrah!

3.
Wir ziehn daher wie Wetterſtrahl, Hurrah!
Was kümmert uns der Feinde Zahl? Hurrah!
Der Muth im Krieg
Gebiert den Sieg,
Hinein! und unſer iſt der Sieg,
Hurrah, Hurrah, Hurrah!

4.
Wir züchtigen den Uebermuth, Hurrah!
Der fremden Herrſcher Tigerbrut, Hurrah!
Das Laſter weicht,
Der Fremdling fleucht,
Vor unſerm Blick der Fremdling fleucht,
Hurrah, Hurrah, Hurrah!

5.
Wir einen Muth mit Mild' und Pflicht, Hurrah!
Dem Schonung, der gezwungen ficht, Hurrah!
Despoten Trutz,

Der Unſchuld Schutz,
Dem Eigenthum der Bürger Schutz,
Hurrah, Hurrah, Hurrah!
6.
Der Deutſchen Muth, er ſei der Kranz, Hurrah!
Erkämpft in Wilhelm neuen Glanz, Hurrah!
Er kämpft und ſchlägt
Den Kampf für Recht,
Mit Wilhelm nur iſt Gott und Recht,
Hurrah, Hurrah, Hurrah!
7.
Wenn er uns führt, ſo ſingen wir, Hurrah!
Wir halten's mit ihm für und für, Hurrah!
Er theilet Brod,
Gefahr und Noth
Mit uns, geht mit uns in den Tod,
Hurrah, Hurrah, Hurrah!
8.
Auf! Söhne Deutſchland's, in die Reih', Hurrah!
Kämpft mit uns gegen Tyrannei, Hurrah!
Eh' das Panier
Der Raubbegier
Euch ruft, zu kämpfen nur dafür,
Hurrah, Hurrah, Hurrah!
9.
Auf! folgt der Freiheit heil'gem Trieb, Hurrah!
Den in die Bruſt Natur euch ſchrieb, Hurrah!
Den Thatendrang
Im Waffenklang
Lohnt euch der Nachwelt Lobgeſang,
Hurrah, Hurrah, Hurrah!

No. 110. Lieder preußiſcher Soldaten.

A.

1.

Friſch auf, ihr Preußen, wir müſſen in das Feld,
Weil uns der König gibt das Brod und auch Geld;
Wir müſſen marſchiren zum Franzmann hinaus,
Weil ſie wollen beſtreiten das preußiſche Haus.
Juchheiraſaſſa, die Preußen ſind da,
Und die Preußen ſind luſtig, ſie rufen Hurrah!

2.

Vivat! es lebe Friedrich Wilhelm hoch!
Er liebt uns als Kinder, das gefällt uns ſehr wohl;
D'rum woll'n wir marſchiren bei Tag und bei Nacht,
Und ſchlagen die Franzoſen mit aller Macht.
Juchheiraſaſſa, die Preußen ſind da,
Und die Preußen ſind luſtig, ſie rufen Hurrah!

3.

O Himmel, noch eine Bitt' uns gewähr'!
Schick uns nur viel Tauſend Franzoſen daher;
Wir wollen ſie legen ſo ſanft in die Ruh,
Mit Pulver, Blei und Kanonen dazu.
Juchheiraſaſſa, die Preußen ſind da,
Und die Preußen ſind luſtig, ſie rufen Hurrah!

4.

Mit ihren Kanonen und großem Geſchütz,
Da ſchießen die Preußen, daß es dampft und blitzt;
Mit ihren Stutzel und Seitengewehr,
Da treten die Scharfſchützen gar ſtattlich daher.
Juchheiraſaſſa, die Preußen ſind da,
Und die Preußen ſind luſtig, ſie rufen Hurrah!

B.

Mel.: Friſch auf Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!

1.

Friſch auf, ihr Brüder! wir müſſen in das Feld,
Die Franzoſen ſind noch zu bekämpfen;
Der Ruſſe iſt ein tapferer Held,
Er wird ihren Muth gewiß dämpfen.
D'rum ruf' ein jeder brave Mann:
Es leben die Ruſſen, ſie leben lang!

2.

Auch lebe Friedrich Wilhelm hoch!
Er läßt ſich nicht lange necken,
Er wird die Franzoſen ſchon jagen hinaus,
Die noch in Deutſchland ſtecken.
Sie ſind ja voller Angſt und Pein,
Und wären gern ſchon über den Rhein.

3.

Ihr hungrigen Franzoſen lauft ihr nur hin,
Ohne Waffen und ohne' Klinge;
Jedermann habt ihr wollen das Brod abſchneiden,
Jetzt müßt ihr ſelber Hunger leiden,
Kein rechtſchaffner Mann thut euch nicht kennen,
In der Hölle werdet ihr noch brennen.

4.

Napoleon, der große Held,
Er wollt' haben die ganze Welt;
Das Glück iſt jetzt zurückgegangen,
Unglück hat bei ihm angefangen,
Weil er wollt' ſein der Herr der Welt;
In Moskau ward er ſehr geprellt.

No. 111. Hei Nümmt Rietut.

Mel.: Ich bin der Doctor Eiſenbart.

1.

Eines Anwalds Sohn aus Corſika
Ward König in Weſtphalia;
Sechs Jahre währt die Herrlichkeit;
Das war nur eine kurze Zeit.

2.

In Braunſchweig ward ein Schloß erbaut,
Woran man ſeinen Namen ſchaut;
Ein Bauer lieſt's und ſagt, recht gut —
Dat het ganz klar: „Hei Nümmt Rietut!“

3.

Es konnte auch nicht anders ſein,
Denn Alles war nur Tand und Schein;
Dies zeigt uns die Hiſtoria,
Wie es einſt war in Corſika.

4.

Ein Freiherr von Weſtphalia
Ward König auch in Corſika,
Von Neuhoff wurde er genannt,
Wie aller Welt ſchon längſt bekannt.

5.

Es währte dieſe Herrlichkeit
Fürwahr nur eine kurze Zeit;
Denn ach! nach manchem harten Strauß
Nahm dort der König bald reißaus.

6.

Er irrt' in manchem Land umher,
Und bettelt' Brod die Kreuz und Quer;
Starb arm in Großbritannia,
Wovon man ſpielt Comödia.

7.
Das Schickſal dieſes Theodor,
Steht unſerm Helden auch bevor;
Bald ſpielt man die Comödia:
Hieronymus aus Corſika.

No. 112. Das ganz neue Militair-Marſchlied.

1.
Ich ſah ein Schifflein ſchwimmen,
Capitain und Lieutenant.
Was war darin geladen?
Ein Regiment Soldaten.
Capitain und Lieutenant,
Fähndrich, Sergeant,
Nimm das Mädel, nimm das Mädel,
Nimm das Mädel bei der Hand.
Soldaten, Kameraden,
Soldaten, Kameraden.

2.
Was ſollen die Soldaten eſſen,
Capitain und Lieutenant?
Gebratene Fiſch und Kreſſen,
Das ſollen die Soldaten eſſen.
Capitain und Lieutenant,
Fähndrich, Sergeant,
Nimm das Mädel, nimm das Mädel,
Nimm das Mädel bei der Hand.
Soldaten, Kameraden,
Soldaten, Kameraden.

3.

Was ſollen die Soldaten trinken,
Capitain und Lieutenant?
Von dem beſten Wein im Keller,
Den ſollen die Soldaten trinken,
Capitain und Lieutenant,
Fähndrich, Sergeant,
Nimm das Mädel, nimm das Mädel,
Nimm das Mädel bei der Hand,
Soldaten, Kameraden,
Soldaten, Kameraden.

4.

Wo ſollen die Soldaten tanzen,
Capitain und Lieutenant?
Bei Harburg auf der Schanzen,
Da ſollen die Soldaten tanzen,
Capitain und Lieutenant,
Fähndrich, Sergeant,
Nimm das Mädel, nimm das Mädel,
Nimm das Mädel bei der Hand,
Soldaten, Kameraden,
Soldaten, Kameraden.

5.

Wo ſollen die Soldaten ſchlafen,
Capitain und Lieutenant?
Bei ihrem Gewehr und Waffen,
Da ſollen die Soldaten ſchlafen,
Capitain und Lieutenant,
Fähndrich, Sergeant,
Nimm das Mädel, nimm das Mädel,
Nimm das Mädel bei der Hand,
Soldaten, Kameraden,
Soldaten, Kameraden.

6.

Wie kommen die Soldaten in den Himmel,
Capitain und Lieutenant?
Mit ihrem Gewehr und Waffen,
Da können ſie den Marſch abmachen.
Capitain und Lieutenant,
Fähndrich, Sergeant,
Nimm das Mädel, nimm das Mädel,
Nimm das Mädel bei der Hand.
Soldaten, Kameraden,
Soldaten, Kameraden.

No. 113. Die luſtigen Hannoveraner.

1.

Ihr luſtigen Hannoveraner, ſeid ihr Alle beiſammen?
Ei ſo laſſet uns fahren mit Roß und mit Wagen
Nach unſerm Quartier, luſt'ge Jäger ſein wir.

2.

Wir eſſen das Gemüſe, dazu auch das Fleiſch.
Gut Quartier müſſen wir haben, bei Fürſten und Grafen,
Guten Wein und gutes Bier, luſt'ge Jäger ſein wir.

3.

Ei, ſo hat ſich das Trömmlein ſchon zweimal gerühret!
Was der Feind nur wider uns hat! heraus aus der Stadt!
Da heißt es: Marſchir! Luſt'ge Jäger ſein wir!

4.
Und als wir kamen für das Thor rings um die Stadt. das Gardecorps,
Da ſahn wir von Weiten unſern König ſchon reiten;
Er ritt mit ſeinen Grenadier, luſt'ge Jäger ſein wir!
5.
Unſer König hat uns bedacht, hat uns Wein mitgebracht;
Muſikanten zum Spielen, wir ſchießen aus Vergnügen,
Aus Luſt und Plaiſir, luſt'ge Jäger ſein wir!
6.
Nun ſeht 'mal, wie liebreich unſer Fähnrich thut ſchwenken!
Große Bomben müſſen heut' viele Häuſer zerreißen!
Es kommt Keiner davon, luſt'ge Jäger ſein wir!
7.
Die Trommel und die Kanon', die geben einen lauten Ton:
Auf Gott wollen wir bauen, auf's Weinfaß hinſchauen,
All' Tag und all' Stund', Luſt'ge Jäger bleibt geſund!

No. 111. Straßburg.

1.
O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderſchöne Stadt,
Darinnen liegt begraben
So mannicher Soldat.
2.
So mancher und ſchöner
Auch tapferer Soldat,
Der Vater und lieb' Mutter
Böslich verlaſſen hat.

3.
Verlaſſen, verlaſſen,
Es kann nicht anders ſein.
Zu Straßburg, ja zu Straßburg,
Soldaten müſſen ſein.

4.
Die Mutter, die Mutter,
Sie ging vor's Hauptmanns Haus:
„Ach Hauptmann, lieber Hauptmann,
Gebt mir den Sohn heraus!“

5.
Und wenn ihr mir gebet
Selbſt noch ſo vieles Geld,
Muß doch euer Sohn jetzt ſterben
In weiter breiter Welt.

6.
In weiter, in breiter,
Allvorwärts auf den Feind,
Wenn gleich ſein ſchwarzbraunes Mädchen
So bitter um ihn weint.

7.
Sie weinet, ſie greinet,
Sie klaget alſo ſehr:
„Ade, mein herzliebs Schätzchen,
Ich ſeh' Dich nimmermehr!“

No. 115. Der Deſerteur.

1.
Zu Straßburg auf der Schanz',
Da ging mein Trauern an;

Da wollt' ich den Franzoſen deſertiren,
Und wollt' es bei ein'm andern probiren;
Das geht nicht an.

2.

Eine halbe Stunde in der Nacht
Haben ſie mich gefangen gebracht.
Sie führten mich vor des Hauptmanns Haus.
Ach Gott, wie wird es kommen heraus!
Mit mir iſt's aus.

3.

Früh morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment.
Ich ſollte bitten um Pardon,
Und bekomme doch meinen Lohn.
Das weiß ich ſchon.

4.

Ihr Brüder allzumal,
Heut' ſeht ihr mich zum allerletztenmal.
Unſer Corporal, der brave Mann,
Iſt meiner Treue ſchuld daran,
Den klag' ich an.

5.

Ihr Brüder alle Drei,
Was ich euch bitte, erſchießt mich gleich.
Verſchont mein junges Leben nicht,
Schießt zu, daß das Blut 'raus ſpritzt,
Das bitt' ich euch.

Geiſtliche Volkslieder.

„Ez ist hiute der karfritag,
Des al diu werlt sich freun mach
Und da bi mit angest siufzech sin.
Wa wart je hoher triwe scin,
Denne di got durch uns begiench,
Den man durch uns anz criuze hiench?
Herre, phlegt ihr toufes,
So jamer juch des choufes.
Er hat sin werdecliches lebn
Mit tode fur unser scult gegebn,
Durch daz der mensche was verlorn,
Durch schulde hin zer helle erchorn.
Ob ir niht ein heiden sit,
So denchet, herre, an dise Zit.
Ritet furbaz uf unser Spor.
Ju en sizzet niht ze verre vor.
Ein heilech man der git ju rat,
Wandel fur iwer missetat.
Welt ir im riwe kunden,
Er sceidet juch von sunden.“

Wolfram von Eſchenbach im Parcival.

No. 116. Das geiſtliche Vogelgeſang.

1.

Wohlauf ihr klein' Waldvögelein,
All's was in Lüften ſchwebt.
Stimmt an, lobt Gott den Herren mein,
Singt all', die Stimm' erhebt.
Dann Gott hat euch erſchaffen
Zu ſeinem Lob und Ehr;
G'ſang, Federn, Schnabel, Waffen
Kommt alles von ihm her.

2. Der Adler.

Der aller Vögel König iſt
Macht billig den Anfang.
Komm, Adler, komm herfür, wo biſt?
Stimm an den Vogelg'ſang!
Der Vorzug Dir gebühret,
Kein Vogel iſt Dir gleich;
D'rum Dich im Wappen führet
Das heilig römiſch Reich.

3. Die Amſel.

Die Amſel dicht am Morgen
In ihrem grünen Haus,
Ihr Herr thut für ſie ſorgen,
Er wart't ihr fleißig auf:

Er läßt ihr allzeit bringen
Ihr Trank und friſche Speis;
Sie darf nichts thun als ſingen
Zu Gottes Ehr und Preis.

4. Die Bachſtelz.

Die Bachſtelz thut oft ſchnappen
Und fangt der Mücken viel;
Es hört nicht auf zu ſchnappen
Ihr langer Pfannenſtiel.
Den Schweif thut's allzeit ſchwingen,
Sie läßt ihn nie in Ruh;
Wann andre Vögel ſingen,
Gibt ſie den Takt dazu.

5. Der Canarienvogel.

Das lieb' Canarienvögelein
Kommt her aus fremdem Land.
Es ſingt gar ſchön, zart, hell und rein,
Wie Allen iſt bekannt.
Es thut ſich häufig mehren,
Der Jungen bringt es viel.
Gar leichtlich kann's ernähren,
Der es nur haben will.

6. Die Dahl.

Die Dahl wird zahm und heimiſch g'macht,
Und läßt von wilder Art,
Fliegt aus und ein, kommt heim zu Nacht,
Zu dem, der ihr aufwart't.
Und ſoll der Menſch nicht faſſen
Die edle Creatur,
Daß er die Sünd' muß laſſen,
Die wider ſein Natur?

7. Der Emmerling.

Der Emmerling bis z' Abend ſpat
Singt übel, übel hin.
Er ſagt: ſo lang 's Feld Aehren hat
Ich auch ein Schnitter bin.
Im Feld thut er ſich nähren,
Bleibt Tag und Nacht darauf.
Was Gott ihm thut beſcheren,
Das klaubt er fleißig auf.

8. Die Eul

Die Eul in ihrer Höle ſteckt,
Und ſchreyet hu, hu, hu.
Der Gugguck manchen ſehr erſchröckt
Mit ſeinem gu, gu, gu.
Die Vögel Beide haſſen,
Genießen keine Ruh'.
Wann ſie ſich blicken laſſen,
So fliegen alle zu.

9. Der Fink.

Fröhlich der Fink im Frühling ſingt:
Sa, ſa, ſa, ſa, huy Dieb.
Im ganzen Wald ſein' Stimm' erklingt,
Wann's Wetter nicht iſt trüb.
Die Dieb will er verjagen,
Die er rund auſſer ſchilt.
Dem Spatzen thut er ſagen,
Daß er viel Waitzen ſtihlt.

10. Der Gümpel.

Ein Vogel, Dir gar wohl bekannt,
Iſt ſchön, doch nicht viel kann;

Er kommt aus Deinem Vaterland
Und iſt Dein beſter G'ſpan.
Du thuſt ihn täglich nähren,
Bei Dir hat er geniſt.
Sein Nam', wann ihn willſt hören,
Heißt: Gümpel, der Du biſt.

11. Die Grasmuck.

Die Grasmuck über d'maßen ziert
Das ſchöne Vogelg'ſang;
Wann d'Nachtigall ihr Stimm' verliert,
Singt ſie hinaus noch lang.
Sie hupft allzeit herunter,
Sie ſpringt und wird nie müd;
Sie ſingt den ganzen Sommer
Ihr ſchön holdſelig Lied.

12. Der Hahn und die Henne.

Die Henn' gar fröhlich ga, ga, gagt,
Und macht ein groß Geſchrey,
Die Bäurinn weiß wohl was ſie ſagt,
Sie nimmt ihr ab das Ay.
Der Hahn thut früh aufwecken
Den Knecht und faule Magd;
Sie thun ſich erſt recht ſtrecken
Und ſchlafen bis es tagt.

13. Der Krametsvögel.

Wann Krametsvögel ſtreichen,
So fangt man's Haufenweis;
Man gibt ſie nur den Reichen,
Seyn nie der Armen Speis.
Der Arm' muß ſich ernähren
Mit Waſſer, Käß und Brod;

Das Blatt wird ſich umkehren
Im Himmel nach dem Tod.

14. Die Lerch.

Das Lerchlein in den Lüften ſchwebt
Und ſingt den Himmel an;
Vom grünen Feld es ſich erhebt
Und tröſt't den Ackersmann.
Gar hoch thut es ſich ſchwingen,
Daß man's kaum ſehen mag,
Im Circul 'rum thut's ſingen,
Lobt Gott den ganzen Tag.

15. Die Maiß.

Die Maiß hängt an dem Tannenaſt,
Als ob es ſich verberg;
Es ſinget allzeit ohne Raſt
Sein alten Zitterberg.
Man thut ihm lieblich locken,
Bis auf den Kloben ſpringt,
Hupſt umher unerſchrocken,
Bis daß man's gar umbringt

16. Die Nachtigall.

O Nachtigall, Dein edler Schall
Bringt uns ſehr große Freud',
Dein Stimm' durchſtreicht all' Berg und Thal
Zur ſchönen Sommerszeit.
Wann Du anfängſt zu zücken,
All' Vögel ſchweigen ſtill,
Und läßt ſich keiner blicken,
Daß er noch ſingen will.

17. Der Pfau.

Der Pfau prangt mit der Mannen,
Wann er ſein Schweif ausbreit:
Die Füß, ſchwarz wie die Pfannen,
Sein Hochmuth ihm erleid't.
Die Hoffart, aufgeblaſen,
Ihr Thorheit nicht recht ſieht,
Bis ſie beißt in den Raſen
Und kommt für's ſtreng Gericht.

18. Der Rab.

Der Rab thut täglich ſingen
Sein groben Rachenbaß;
Heut' will's ihm nicht gelingen,
D'rum ſingt er cras, cras, cras.
Wer ſchiebt ſein Sach' auf morgen,
Will's nicht verrichten heut',
Muß ſich allzeit beſorgen,
Es wird ihm fehlen weit.

19. Ein Röthele, oder Rothſchwänzel.

Das Röthele gar früh aufſteht
Und thut gar bald zur Sach',
Singt an die liebe Morgenröth'
Hoch oben auf dem Dach,
Und Du willſt nicht erwachen,
Du großer fauler Knopf?
Schau beſſer auf Dein Sachen,
Sonſt wirſt ein armer Tropf.

20. Der Spatz.

Der Spatz ſitzt auf der Rinnen,
Ruft ſeiner Diebesband':

„Es iſt nichts zu gewinnen,
Wir ziehen auſſer Land,
Wir laſſen uns nicht ſchröcken
Den wilden Böhmerwald;
Er kann uns wohl bedecken
Im Winter wann es kalt.“

21. Die Schwalbe.

Die g'ſchwätzig Schwalb macht alle toll,
Er plodert hin und her;
Früh hat er Kiſt und Kaſten voll,
Spat iſt es le le leer.
Zu Morgens, da die Sonn' aufgeht,
Fangt ſie zu ſchwätzen an;
Zu Abend, wann ſie untergeht,
Noch nicht aufhören kann.

22. Der Staar.

Der Staar ſchwätzt, ſchnadert, pfeift und ſingt,
Der iſt der alles kann
In ſeinen Kopf er alles bringt
Und nimmet alles an.
Er thut auf alles loſen,
Er merket auf mit Fleiß,
Waſcht oft die ſchwarze Hoſen,
Doch werden ſie nicht weiß.

23. Der Stieglitz.

Merk auf, wie lockt ſo niedlich nit
Der ſchöne Stiegelitz?
Beißt Diſtel auf und ſticht ſich nit,
Er hat ein große Witz.
Gar wohl iſt er gezieret,

Schön gelb und roth bekleidt;
Sein Stimm' er nie verlieret.
Singt frölich allezeit.

24. Der Sittich (Papagei).

Sittich ſchön auserleſen,
Der Federn haſt du viel.
Wo biſt ſo lang geweſen?
Warum ſchweigſt du ſo ſtill?
Die Kinder mich jetzt haſſen,
Den'n ich zuvor war lieb;
Sie ſchreien auf der Gaſſen
Und ſagen: Zuckerdieb!

25. Die Turteltaube.

Die Turteltaub' ohn' allen Troſt
Will nicht mehr fröhlich ſein;
Wenn ihren G'ſell der Habicht ſtoßt,
Traurt ſie und bleibt allein.
Wenn dir der bitter Tod dein Weib
Nimmt gähling hin mit G'walt,
Mit Trauren deine Zeit vertreib,
Vergiß es nicht ſo bald.

26. Der Urhan (Auerhahn).

Der Urhan ſeiner Henne lockt,
Wann er im Falzen iſt;
Als wie ein Stupor er da hockt,
Merkt nicht des Waldmanns Liſt.
Viel tauſend werden g'fangen,
Verlieren Leib und Seel';
Am Weibernetz ſie hangen,
Es zieht's hinab zur Höll'.

27. Die Wachtel.

Die Wachtel lauft, wann's ſchlagen hört,
Und meynt es ſey ihr G'ſpan.
Der Waldmann ſie ſo lang bethört,
Bis daß er's fangen kann.
Merk auf, auch ſo thut fangen
Der leidig Feind gar viel,
Bis ſie im Netz behangen
Pfeif was ein jeder will.

28. Der Wiedehopf.

Der Wiedhopf iſt gar wohl geziert,
Und hat doch gar kein' Stimm'.
Sein' Kron' er allzeit mit ſich führt,
Iſt doch nichts hinter ihm.
Wie mancher prangt in Kleider,
Als ob er wär' ein Graf;
Sein Vater iſt ein Schneider,
Sein Bruder hüt't die Schaf'.

29. Das Zeißlein.

Komm her du ſchönes Zeißelein
Mit deinem kre, kre, kreen,
Sing, ſpring auf deinem Reiſelein,
Und mach' dem Lied ein End'.
Lob deinen Gott und Herren,
Thu fröhlich ſingen ihm,
Den d'Vögel all' verehren
Mit ihrem G'ſang und Stimm'.

30.

Wohin geht dieſes Dichten,
Du edles Federſpiel,

Als daß wir uns auch richten
Nach unſerm End und Ziel?
Wie mag der Menſch viel ſorgen,
Ihm ſelber machen bang?
Vielleicht heut' oder morgen
Hört er's letzt Vogelg'ſang.

31.

Sagt an, ihr lieben Vögelein,
Wo iſt, der euch erhält?
Wo fliegt ihr hin, wo kehrt ihr ein,
Wann Schnee im Winter fällt?
Wo nehmt ihr eure Nahrung,
So viel ihr all begehrt?
Es bringt ja die Erfahrung,
Daß Gott euch all' ernährt.

32.

Ihr habt kein Haus, kein Heller Geld,
Nichts das die Taſchen füllt;
Der Tannenbaum iſt euer Zelt,
Trotz dem, der euch was ſtihlt.
Eur Pflug iſt luſtig ſingen
Stets lobend Gott den Herrn;
Das Herz möcht' euch zerſpringen
Bis zu dem Abendſtern.

33.

Wer iſt eur Koch und Keller,
Daß ihr ſo wohlgemuth?
Ihr trinkt kein Muskateller
Und habt doch freudigs Blut.
Nichts haben, nichts begehren

Iſt eure Melodey;
Ihr habt ein guten Herren,
Der hält euch all Koſt frey.

34.

Ein jeder ſeh, wo er zuländt,
Das Leben währt nicht lang';
Dann gar geſchwind hat all's ein End',
Gleichwie das Vogelg'ſang.
Der ruft den Storch zu ſeiner Zeit,
Die Lerch', die Nachtigall,
Der führt uns alle in die Freud'
Aus dieſem Jammerthal.

35.

Dort ſingt die rechte Nachtigall,
Das rechte Vogelg'ſang;
Den ganzen weiten Himmelsſaal
Durchſtreicht ihr Freudenklang.
Mit Freud' dort ewig ſingen
Die Engel auf neun Chör;
Vor Freud' thut ewig ſpringen
Das ganze himmliſch' Heer.

No. 117. Wächterruf.

1.

Ihr Herren und Frauen, laßt euch ſagen,
Der Hammer und der hat achte geſchlagen;
Schon acht, ſchon acht es hat ſchon geſchlagen,

Von Feuer, von Feuer der Wächter thut ſagen;
Man ſoll ſich bewahren,
So iſt man von G'fahren
Allzeit befreyt.

2.

Schon acht, auf acht, es möchte zu theu'r;
Cupido und Venus die machen das Feu'r!
Behüet Dich vor'm Mädel;
Das Glück ſteht beim Rädel.
Gib acht
Auf d'Nacht.

3.

Hat neun geſchlagen,
Schon neun, ſchon neun es hat ſchon geſchlagen;
Jungfräulein ſein, züchtig thu nein dazu ſagen;
Zu Nachts thu die Gaſſen
Als Deinen Feind haſſen;
Sag nein,
Ach nein.

4.

Schon neun hat's geſchlagen.
„Nach Haus muß ich gehen.“
Wann einer Dich anredt, bleib nit ſtill ſtehen.
Will er Dich antappen,
Gib ihm ein Maulſchlappen,
Und lauf
Brav drauf.

5.

Hat zehn geſchlagen;
Schon zehn, ſchon zehn, der Wächter thut ſprechen:
Jungfrauen, euch hütet, thut's Kränzlein nicht brechen.

Daß euch nicht die zehn
Austreiben die Zäher.
's iſt nicht z'früh
Zur Ruh.

6.

Der Nacht iſt nicht z'trauen;
Merkt's wohl, ihr Jungfrauen,
Daß ihr dem Raubvogel nicht kommt in die Klauen.
Braucht geiſtliche Waffen,
Alsdann thut einſchlafen;
Schlaft ſanft,
Schlaft ſüß!

7.

Hat elf geſchlagen.
Von elf heim eyle, nichts iſt auf der Gaſſen;
Viel haben das Leben dort müſſen verlaſſen,
So's Unglück hat troffen,
Sind ſpöttlich heimg'loffen.
Drum eh
Heim geh.

8.

Du weiſt ja, wann's Spiel thut gefährlich ausſehen,
Iſt beſſer, man thut ſich um elf ſchon legen.
Geh, leg Dich bald ſchlafen;
Man möcht' Dich matſch machen.
Wär' doppelte Straf';
Drum ſchlaf.

9.

Hat zwölf geſchlagen.
Schon zwölf es hat geſchlagen.
Es iſt Mitternacht; ich hab's hören ſagen,

Das Mittel ſey's ſchönſte
Und auch das Schlimmſte:
Erwerben bey Zeit,
Was g'ſcheid.

10.

Hat eins geſchlagen!
Nun wird jetzt der Wächter das Rufen bald enden.
Jetzt kannſt Dich noch einmal im Bett rum wenden,
Ein Schläflein noch machen,
Alsdann bald aufwachen,
Und merken dabei
Die Zwei.

11.

Hat zwei geſchlagen.
Das erſte von zwei den Lorberkranz b'halte,
Das ander mit Anſtrich dein G'ſicht nicht verſtalte.
Dann die Hoffart macht fallen.
Das merke vor allen;
Die Demuth allein
Macht fein.

12.

Hat drei geſchlagen.
Schon drei, ſei [illegible]
Doch mußt wohl aufſchauen,
Es iſt nicht eim jeden Maulmacher zu trauen;
Kan Complimente ſchneiden,
Die Treu' kann's nicht leyden,
Sein kurz und gut.

No. 118. Die Mutter Gottes von Einſiedeln (im Kanton Schwyz).

1.

Wie hell leucht't der Mond!
Wie ſchön glänzt die Sonn'!
Ihr Schönheit Mariä doch gleichen nicht kann.
Dann ſie nur allein
Ganz würdig und rein
Dem göttlichen Prinzen Ein' Mutter kann ſein.

2.

Einſiedliſche Zell,
Ein Gnaden-Capell,
's thut dorten herglänzen Maria gar ſchön;
Mit Wunder zumahl
Ja gar ohne Zahl
Thut alles austheilen Maria zumal.

3.

Einſiedlen iſt g'ſtellt,
Wem es nur gefällt,
Ein Weg zu dem Himmel, daß niemand nicht fehlt
Wer nur ruffet an
Und beſſert ſich dann,
Maria die Mutter ein jeden nimmt an.

4.

Jetzt reiſ' ich bald fort,
Einſiedliſches Ort,
O Mutter der Gnaden! Steh mir bey im Todt!
Ich ſetze dahin
All zeitlichen G'winn,
Dich wieder zu ſuchen, dahin ſteht mein Sinn.

5.

Ich befehle mich dann,
Maria, nimm an
Mein' ſündige Seele mir gnädig verſchon'.
Befehl nur Dein Kind,
Mein ganzes Haus-Gſind,
Nimm es an als Deine, o Du Mutter mild!

6.

Einſiedlen ein Ort,
Wo Gott thut alldort
Die Gnaden austheilen dem Sünder zum Troſt.
Maria insgemein
Die Sünder ladt ein.
Wer ſich thut bereuen, ein Kind Gottes kann ſein.

7.

Jetzt ſcheid' ich von hier,
Maria! von Dir.
Dein mütterlichen Seegen den ſchenke mit mir.
Maria ganz rein,
Schick mir die Liebspein,
Daß ich Dich beſuche auf's Jahr wieder heim.

8.

Einſiedlen ein Haus,
Das theilt Gnaden aus,
Drum reiſ' ich mit Schmerzen von hier nachen Haus.
Vale Gnaden-Orth!
Jetzt reiſe ich fort.
Gott bewahr' die Maria-Einſiedliſche Port.

No. 119. Die Braut von Großwardein.

Mel.: Nun laſſet uns den Leib begraben.

1.

In Ungerland, in Groß-Wardein,
Soll neulich was geſchehen ſein,
Das will ich jetzo zeigen an,
Merkt auf mit Fleiß ihr Frau und Mann.

2.

Der Commendant ſelbiger Stadt
Ein Töchterlein gezeuget hat;
Thereſia ihr Nam' thät ſein,
Gottesfürchtig, züchtig, keuſch und rein.

3.

Sie war von ihrer Jugend an
Der Andacht alſo zugethan,
Mit Beten, Singen allezeit
Lobt ſie die heil'ge Dreieinigkeit.

4.

So bald ſie kame zu Verſtand,
Ihr keuſches Herz vor Liebe brannt';
Auf Jeſum war ihr Thun gericht,
Zu ſeiner Braut ſie ſich verpflicht.

5.

Sie war ſo ſchön von Leibsgeſtalt,
Ihres Gleichen fand man nicht ſo bald;
Ein Cavalier, jung, reich und ſchön,
Hat ihm die Jungfrau auserſehn.

6.

Er hielt an um das Töchterlein.
Der Vater gab den Willen d'rein;
Die Mutter zu der Tochter ſpricht:
Mein Kind, ach weigre Dich doch nicht!

7.

Die Tochter fing zu weinen an:
Ich hab' ſchon einen Bräutigam,
Dem hab' ich mich verſprochen ganz,
Zu tragen meinen Jungfern-Kranz.

8.

Der Vater ſprach: „Es kann nicht ſein,
Mein Kind, das bilde Dir nicht ein.
Wo willſt Du bleiben mit der Zeit?
Sehr alt ſind wir ſchon alle beid'.

9.

Vor meinem End' ich wiſſen wollt',
Wo Du auch einmal bleiben ſollt;
Darum mein Kind, ich rathe Dir,
Nimm Dir zur Eh' den Cavalier.

10.

Der Cavalier auch wieder kam,
Man ſtellte bald die Hochzeit an,
Es war alles dazu bereit,
Die Braut war voller Traurigkeit.

11.

Sie ging in ihrem Garten früh,
Sie fiel darnieder auf die Knie,
Rufte von ganzem Herzen an
Jeſum, den liebſten Bräutigam.

12.

Da kam ein ſchöner Jüngling dar,
Sein Angeſicht war hell und klar,
Sein Kleid mit Gold ganz ausgeſtickt,
Die Jungfrau erſt vor ihm erſchrickt.

13.

Er grüßt die Jungfrau wunderſchön,
Die Jungfrau thät vor ihme ſtehn,
Schamhaftig ſchlägt die Augen nieder,
Empfing gar ſchön den Jüngling wieder.

14.

Die Jungfrau Jeſum bald erkannt,
Ihr keuſches Herz vor Liebe brannt';
Vergaß vor Freud' all' Traurigkeit,
Gedacht' nicht mehr an ihr' Hochzeit.

15.

Der Jüngling an zu reden fing,
Verehrt ihr einen güldnen Ring:
Schaut da, mein' Braut, zum Liebespfand
Tragt dieſen Ring an Eurer Hand.

16.

Die Jungfrau da ſchön' Roſen brach,
„Mein Bräutigam," zu Jeſu ſprach,
„Hiemit ſei Dir von mir verehrt,
Ewig mein Herz ſonſt kein'n begehrt.

17.

Da gingen die verliebten Zwei,
Brachen da Roſen mancherlei;
Jeſus ſpricht da zu ſeiner Braut:
Kommt, meinen Garten auch beſchaut.

18.

Er nahm die Jungfrau bei der Hand,
Führt' ſie aus ihrem Vaterland
In ſeines Vaters Garten ſchön,
Darinnen viel der Blümlein ſtehn.

19.

Die Jungfrau da mit Freud' und Luſt
Köſtliche Früchte ſie gekoſt,
Kein Menſch ihm nicht einbilden kann,
Was da für edle Früchte ſtahn.

20.

Sie hörte Muſik und Geſang,
Die Zeit und Weil' ward ihr nicht lang;
Die ſilbern weißen Bächelein
Die fließen da ganz klar und rein.

21.

Der Jüngling ſprach zu ſeiner Braut:
Mein Garten habt Ihr nun beſchaut;
Ich will euch geben das Geleit
In euer Land, es iſt nun Zeit.

22.

Die Jungfrau ſchied mit Traurigkeit,
Kam vor die Stadt in kurzer Zeit;
Die Wächter hielten ſie bald an.
Sie ſprach: Laßt mich zum Vater gahn.

23.

Wer iſt der Vater? man ſie fragt.
Der Commendant, ſie frei ausſagt.
Da denn der eine Wächter ſpricht:
Der Commendant hat kein Kind nicht.

24.

An ihrer Kleidung man erkannt',
Daß ſie auch ſei von hohem Stand.
Ein Wächter ſie geführet hat
Wohl für die Herren von der Stadt.

25.

Die Jungfrau ſagt und blieb dabei,
Der Commendant ihr Vater ſei.
Und ſei nur erſt vor zweien Stund
Zur Stadt ausgangen da jetzund.

26.

Die Herren nahm es Wunder ſehr,
Man fragt', wo ſie geweſen wär'?
Jhr's Vaters Nam', Stamm und Geſchlecht
Das mußte ſie erklären recht.

27.

Man ſuchte auf die alte Schrift,
Unter andern man dies antrifft,
Daß ſich ein Braut verloren hat
Zu Groß-Wardein in dieſer Stadt.

28.

Der Jahrezahl man bald nachſchlägt,
Hundert und zwanzig Jahr austrägt,
Die Jungfrau war ſchön und klar,
Als wenn ſie wäre fünfzehn Jahr.

29.

Dabei die Herren wol erkannt,
Daß ſolch's ein Werk von Gottes Hand.
Man trug der Jungfrau für ein' Speiſ',
Jm Augenblick ward ſie ſchneeweiß.

30.
Nichts Leibliches ich mehr begehr'.
Sie bat, bringt mir den Prieſter her,
Daß ich empfang' vor meinem End'
Den wahren Leib im Sakrament.

31.
Sobald nun dieſes war geſchehn,
Viel Chriſten-Menſchen es geſehn,
Wurd' ihr ohn' großes Weh und Schmerz
Gebrochen ab ihr reines Herz.

32.
Und iſt entſchlafen ſanft und ſtill.
Merk auf, mein Chriſt, weil's auch Dein Will',
Wenn Du einmal willſt ſelig ſein,
So lebe züchtig, keuſch und rein.

33.
So wird Gott nach dieſem Leben
Gewißlich auch den Himmel geben,
Nach ausgeſtand'nem Kreuz und Leid
Die ew'ge Freud' und Seligkeit.

No. 120. Von der heiligen Katharina.

1.
Der König und der Kayſer führen einen Streit,
Sie ſtreiten um Sanct Katharina, um ihre Keuſch- und Reinigkeit.

Der Kayſer ſprach: Sanct Katharina ſolſt ſeyn mein ehliches Weib,
Ich wil Dir alles vermachen gleich als einer Frau.

2.

Kayſer ach nein! ſprach Sanct Katharina, das kann und mag nicht ſeyn,
Ich hab' ja Jeſum Chriſtum, mein Bräutigam, viel zu lieb.
Der Kayſer laßt ſie werfen wohl in einen tiefen Thurn,
Darin ſoll ſie verbleiben bis an den dritten Tag.

3.

Der Kayſer ſprach: Sanct Katharina, wie haſt Du Dich erwehrt,
Daß Dich Krotten und Schlangen ja nicht verzehrt?
Ach nein! ſprach Sanct Katharina, die Thiere thun mir nichts,
Ich hab' ja Jeſum Chriſtum, mein Bräutigam, viel zu lieb.

4.

Was ließ der Kayſer machen? ein hoh gebognes Rad,
Darauf ſoll Sanct Katharina ihr heiliges Haupt abſchlag.
Als nun Sanct Katharina das hohe Rad anſah,
Da bat ſie ihren lieben Herrn Jeſum Chriſt um einen Donnerſchlag.

5.

Es kam ein großes Gewitter, ein ungeſtümer Wind,
Es ſchlug viel tauſend nieder, ja manches Mutterkind.

Das befehlt die heilige Katharina vor ihrem letzten End',
Daß kein Menſch ſoll ſterben ohne das heilige Sakrament.

No. 121. Von der heiligen Barbara.

1.

O heilige Barbara, Du edle Braut,
Mein arme Seele Dir vertraut,
Ach hilf, daß ich vor meinem End'
Empfang das heilige Sakrament.

2.

Sanct Barbara ein Jungfrau zart
Von Heydenſtamm gebohren ward,
Und weil ſie wollt' ein' Chriſtin ſeyn,
So mußt' ſie leiden große Pein.

3.

Ihr Vater ware ein Tyrann,
Und redet ſie ganz höflich an,
Er ſprach: Ach liebſte Tochter mein,
Warum willſt Du ein' Chriſtin ſein?

4.

Sie ſprach: Ach liebſter Vater mein,
So wahr ich bin ein' Jungfrau rein,
Gebohren von dem Heydenſtamm,
Iſt Chriſtus ja mein Bräutigam.

5.

Ihr Vater, faſt im gröſten Zorn,
Ließ ſie werfen in einen Thurn;
Er ſprach: glaubſt Du an den Chriſtengott,
So muſt Du leiden Pein und Tod.

6.

Sanct Barbara war ſehr betrübt;
Sie Chriſto doch beſtändig blieb;
Sie ruft: O liebſter Herr und Gott,
O hilf mir doch aus ſolcher Noth!

7.

Sanct Barbara ward ſo geplagt,
Von ihrem Vater oft gefragt,
Ob ſie noch wollt' ein Chriſtin ſeyn,
Und leiden ſolche Qual und Pein.

8.

Sie ſprach: O liebſter Vater mein,
Es kann nunmehr nicht anders ſeyn.
Ob's mir ſchon koſtet große Pein,
Bleib' ich an Leib und Seel' doch rein.

9.

Alsdann nach dieſer Lebenszeit
Leb' ich dort in der Ewigkeit
Bey Chriſto meinem Bräutigam,
Der in Trübſalen helfen kann.

10.

Ein Tyrann ware ſchon gerüſt,
Der Sanct Barbara ihre Brüſt'
Mußte abſchneiden mit Gewalt,
Die Jungfrau zart in Ohnmacht fallt.

11.

Betracht, o frommes Chriſtenherz,
Was das dann ware für ein Schmerz,
Den ſo die edle Jungfrau zart
Um Chriſti willen gelitten hat.

12.

Sanct Barbara ward mit dem Schwerdt,
Weil's Vater Maximus begehrt,
Von dem Tyrannen hingericht.
Sie kam vor Gottes Angeſicht.

13.

Sanct Barbara lebt in der Freud'
Bei Gott in alle Ewigkeit,
Und hilft uns in der letzten Noth
Durch ihre Fürbitte jetzt bey Gott.

14.

Sanct Barbara ruf ich jetzt an,
Weil ſie bey Gott uns helfen kann,
Daß wir bey unſerm letzten End
Empfangen das heilig Sakrament.

15.

Sanct Barbara die Jungfrau rein
Die ſoll mein Schatz im Himmel ſeyn;
Mit ihr will ich in höchſter Freud'
Gott loben in alle Ewigkeit.

No. 122. Johann von Nepomuk.

A.

1.

Johann von Nepomuk,
Ein' Zier der Prager Bruck,
Der Du haſt müſſen
Dein Leben ſchließen
Im Moldaufluß.

2.

Dein Nam' iſt wohl bekannt
Im ganzen Böhmer Land,
Daß Du jederzeit
Der Verſchwiegenheit
Ein Meiſter ſeyſt.

3.

Der König wollt' es haben,
Du ſollſt ihm alles ſagen
Und ihm alles vertragen,
Was ſie gebeicht.

4.

Aber da ſchwiegſt Du ſtill,
Dein Mund nichts reden will;
Wie Du warſt gebohren,
Haſt Du Dich verſchworen
Ein Stumm zu ſein.

5.

Du biſt ein Roſenroth,
Lieblich allzeit bey Gott.

Wann die Augen brechen,
Mein Mund nichts kann ſprechen,
So ſteh mir bey.

6.

Amen es werde wahr,
Daß mein' Zung' immerdar
Ohne End' kann ſagen:
Wo liegt Johann begraben?
Zu Prag bey Sanct Veit.

B.

1.

Ich ſuch mein' Nahrungsweid'
Allhier auf grüner Heid'.
Nach Prag will ich hingehen,
Ob ich ihn möchte ſehen,
Oder kunt treffen an
Johann den Schäfersmann.

3.

Ihr Schäflein, kommet all'
Zu dieſem Gnadenſaal
Der Schäfer will uns ſpeiſen,
Uns ſeine Gnad' erweiſen,
Uns tränken allzugleich
Aus ſeinem Gnadenteich.

3.

Er trägt ein Schäferſtab,
Den er in Händen hat.

Jeſus thut er ihn nennen,
Den thun wir all' bekennen,
Weil wir all Schäflein ſeyn.
Johann den Schäfer mein.

4.

Er iſt ein guter Hirt,
Kein Schäflein er verliert,
Er thut wohl Achtung geben,
Hat geben gar ſein Leben
Zu Prag im Moldaufluß,
Sein Weib im Himmel ſucht.

5.

Kein Schäfer auf der Welt,
Der mir am liebſten g'fält,
Johann thut er ſich nennen,
Dem Wolf ſein' Macht zertrennen;
Wo er ſieht St. Johann,
Kein Schäflein ſchaden kann.

6.

Es bleibet ſchon dabey,
Ich bleib' dem Schäfer treu;
So lang' ich werde leben,
Will ich mich ihm ergeben,
In Schand' und Spott auf Erd'
Ich niemals fallen werd'.

7.

O heiliger Johann,
Himmliſcher Schäfersmann!
Wann ich lieg' in dem Sterben
Laß mich da nicht verderben;

Den Höllenwolf treib ab,
Daß er nicht ſchaden mag.

No. 123. Von der himmliſchen Freuden.

1.

Wir genieſſen die himmliſche Freuden,
Drum kann es uns alles verleiden;
Kein weltliches Getümmel
Hört man nicht im Himmel,
Lebt alles in ſanfteſter Ruh.

2.

Wir führen ein engliſches Leben,
Seynd dennoch luſtig daneben;
Wir hüpfen und ſpringen,
Wir tanzen und ſingen,
Gott Vater uns ſelbſten ſchaut zu.

3.

Sankt Johannes das Lämmlein auslaſſet,
Der Metzger Herodes aufpaſſet.
Sie führen ein hübſches,
Ein feines, ein ſchönes
Unſchuldiges Lämmlein zum Tod.

4.

Sankt Lukas den Ochſen thut ſchlachten,
Ohn einzig Bedenken thut trachten
Im himmliſchen Keller;

Der Wein koſt kein Heller;
Die Engel ſelbſt backen das Brod.

5.

Von Kräuter und allerhand Sachen,
Die wachſen in unſerem Garten,
Von zarten Biſolen
Und was wir nur wollen
Ganz Schüſſel voll ſeynd uns bereit.

6.

Willſt Aepfel, willſt Birn, willſt Trauben
Zum Eſſen, wir alles erlauben;
Von Feigen, Limoni,
Pomeranzen, Zitronen,
Die Engel ſelbſt tragen es herein.

7.

Will einer die Jagd uns anbinden,
Den Jägersmann wollen wir finden,
Euſtachius zu ſagen
Begibt ſich auf's Jagen;
Wir ſchießen auf himmliſcher Haid.

8.

Von Rehbock und Haſen,
Faſanen, im Schießen
Wir keines verſchonen,
Die ſchönſten erwählen,
Und was wir nur wollen —
In Rudel ſelbſt fliegen's vorbei.

9.

Will etwa ein Faſttag ankommen,
Die Fiſcher mit Netzen herkommen.

Da laufet St Peter
Mit Netzen und Käter
In himmliſchen Kalter hinein.

10.

Willſt Hechten, willſt Karpfen,
Forellen, vom Stockfiſch
Und Hering darneben?
St. Lorenz hat müſſen
Sein Leben einbüßen;
Sankt Martha die Köchin ſoll ſein.

11.

Will einer den Krieg uns ankünden,
Den General wollen wir finden;
Sankt Michael der Held,
Der waget ſich in's Feld;
Die Heiligen geben's ihm ein.

12.

Die Engel werfen Granaten,
Der Erbfeind kann uns nicht ſchaden.
Georgius der Ritter,
Der ſtreitet, ſo bieth er
Den hölliſchen Feinden den Trutz.

13.

Kein' Krankheit bei uns graſſiret,
Der himmliſche Doctor kuriret;
Kein Medicus auf Erden
Geſunden kann werden,
Den himmliſchen Aerzten zum Trutz.

Sankt Cäcilia mit ihren Verwandten,
Die vortrefflichſten Muſikanten;
Viel tauſend Jungfrauen
Zu tanzen ſich trauen:
St. Urſula ſelbſt die lachet dazu.

15.

Sankt Peter der Stadthalter eben
Der kommt mit Schlüſſel darneben,
Sperrt auf uns die Pforten
Mit ſanften Worten;
Wir bleiben in himmliſcher Freud'.

Zwei geiſtliche Komödien.

„Für uns und unſre Vorſtellung,
Mit unterthänger Huldigung,
Erſuchen wir Genehmigung.“

Der Prolog im Hamlet.

„Die heilgen drei Könige aus Mohrenland,
Die Sonne hat ſie ſo ſchwarz gebraunt.“

Vergl. „Der Pfarrer von Grünrode.“
Roman von H. Pröhle. Viertes Capitel.

No. 124. Das Schwertfechterſpiel.

Der erſte König, der König von Engeland, (tritt mit dem hölzernen Schwerte in der Hand herein; er trägt gleich den übrigen Königen einen Hut von Pappe, der mit Goldpapier überzogen iſt; ferner Epauletten, die mit Goldpapier verziert ſind, und ſpricht:)

Ein ſchön' guten Abend, eine glückſelige Stund',
Wünſch ich Euch Allen aus Herzensgrund.
Ich bin deshalben kommen herein,
Eine kleine Komödie zu machen groß und klein,
Wie ſie ſein*). —
Alle**). Hans!

Hans, der Bediente (tritt im weißen Kittel als Bauer gekleidet herein).

Pot Stip, Pot Stab, Pot Fledermaus.
Wo komm ich 'rein in dieſes Haus?
Wär ich nicht bald hereingekommen,
So wäre mir der Bart abgefroren.

---

*) Für die Großen und Kleinen im Hauſe ohne Unterſchied.

**) Alles!

(Hans wendet ſich zum König von Engeland und fährt fort:)

Was befiehlt mein gnädigſter König?

König von Engeland.

Laß einmal den König von Sachſen hereinkommen.

Hans (geht vor die Thür und kommt noch einmal herein).

Wie het hei[*])? Hab' es ſchon wieder vergeſſen.

König von Engeland (ſchimpft den Hans).

Alter Freßlork! alter Sauflork! — König von Sachſen ſoll hereinkommen.

Hans (ruft zur Thür hinaus).

König von Sachſen ſoll hereinkommen!

(König von Sachſen tritt herein und ſtellt ſich neben den König von Engeland. Sie begrüßen ſich.)

König von Engeland.

Guten Tag, Herr König.

König von Sachſen.

Schön Dank, Herr König!

König von Engeland.

Wo kommen Sie her, wo wollen Sie hin?
Wiſſen Sie nicht, daß ich der König von Engeland bin?

---

[*]) Wie heißt er?

König von Sachſen.

Ich bin der König von Sachſen,
Wo die ſchönen Mädchen auf den Bäumen wachſen.
Hätt' ich das eher bedacht,
Hätt' ich meinen Kameraden auch eine mitgebracht. —
Hans, laß einmal den König von Polen hereinkommen!

Hans (kehrt an der Thür wieder um).

Wie bet bei?

König von Sachſen.

König von Polen ſoll hereinkommen!

Hans (ruft zur Thür hinaus).

König von Polen ſoll hereinkommen!

(König von Polen kommt herein und tritt neben den zweiten König.)

König von Polen (grüßt den zweiten König.)

Guten Tag, Herr König!

König von Sachſen.

Schön Dank, Herr König!
Wo kommen Sie her, wo wollen Sie hin?
Wiſſen Sie nicht, daß ich der König von Sachſen bin?

König von Polen.

Ich bin der König von Polen,
Mein Nam hat ſich erholen*),
Mein Königreich hat ſich weit erſtreckt.

---

*) Erhalten.

Ich hab' mir einen neuen Glauben erweckt. —
Hans, laß einmal den König von Dänemark hereinkommen!

Hans (kehrt an der Thür um).

Wie het hei?

König von Polen.

König von Dänemark ſoll hereinkommen.

Hans (kehrt noch einmal um).

Hab' ich's doch ſchon wieder hintergeſchluckt.

König von Polen.

Ole Schluckterk, ole Frätlerk! — der König von Dänemark ſoll hereinkommen!

Hans (ruft hinaus).

König von Dänemark ſoll hereinkommen.

König von Dänemark.

(Kommt herein und tritt neben den dritten König.)

Guten Tag, Herr König!

König von Polen.

Schön Dank, Herr König!
Wo kommen Sie her, wo wollen Sie hin?
Wiſſen Sie nicht, daß ich der König aus Polen bin?

König von Dänemark.

Ich bin der König aus Dänemark,
Mein Name iſt ſehr wohlbekannt,
Ich bin gereiſet hin und her,
Wollte wünſchen, daß ich an meinem rechten Ort wieder wär. —
Hans, laß einmal den König von Mohrenland hereinkommen.

Hans (kehrt an der Thür wieder um).

Wie het hei?

König von Dänemark.

König von Mohrenland ſoll hereinkommen.

Hans.

Häwwet doch all wedder hinderſchlucket*).

König von Dänemark.

Ole Schluckl ork! ole Frätlork! — der König von Mohrenland ſoll hereinkommen!

Hans (ruft hinaus).

König von Mohrenland ſoll hereinkommen!

König von Mohrenland (hat ſich das Geſicht mit Kohlen geſchwärzt, kommt herein und tritt neben den vierten König).

Guten Tag, Herr König!

König von Dänemark.

Schön Dank, Herr König!
Wo kommen Sie her, wo wollen Sie hin?
Wiſſen Sie nicht, daß ich der König aus Dänemark bin?

König von Mohrenland.

Ich bin der König aus Mohrenland,
Die Sonne hat mich ſo ſchwarz gebrannt.
Wär ich gekommen über die See,
So wär ich ſo weiß als wie der Schnee.

---

*) Hab es doch ſchon wieder hintergeſchluckt.

So haben Sie mich in's Mohrenland gebracht,
Wo die Sonne ſcheint Tag und Nacht.
Da hat ſie mich ſo ſchwarz gebrannt,
Daß mich faſt kein Menſch mehr kannt. —
Hans, laß einmal den Schnortiſon hereinkommen.

Hans.

Schnortiſon ſoll hereinkommen.

Schnortiſon (führt die Kaſſe der Schwertfechter, hat eine Büchſe, iſt gleich Hans als Bauer gekleidet und kommt herein getolpert).

Ich wünſche euch elfundzwanzig gute Morgen,
Dreißig Mandel Bratwürſte!
Geld her! Geld her!
(Tritt abſeits in eine Ecke).

König von Engeland (zu Hans).

Laß einmal den Schnortiſon zu mir kommen!

Hans.

Schnortiſon ſoll zum Herrn kommen!

Schnortiſon.

Der Herr kann zu mir kommen!

Hans (geht zum König von Engeland).

Der Herr ſoll zum Diener kommen!

König von Engeland (zu Hans).

Frag einmal den groben Lümmel, ob ich ihm eine Kutſche ſchicken ſoll?

Hans (zu Schnortiſon).

Ob der Herr Dir eine Kutſche ſchicken ſoll?

Schnortiſon.

So will ich nur mitgeben.

König von Engeland (zu Schnortiſon).

Wo haſt Du's Geld gelaſſen?

Schnortiſon.

Ich hab's verſoffen, ich hab's verſpielt,
Ich hab's den verfluchten ..... in Nacken geſchmiſſen.

König von Engeland (zu Hans).

Ich geb' ihn unter Deine Gewalt, hau ihm den Kopf ab

(Die Könige, mit Ausnahme des Königs von Engeland, halten ihre Schwerter über's Kreuz).

Schnortiſon (fragt, auf die Schwerter deutend):

Drauf ſchreiten*),
Oder drauf reiten?

Die Könige (antworten dem Schnortiſon).

Draufſchreiten.

Schnortiſon.

Ich komme hier draufgeſchritten,
Hätt ich ein Pferd, ſo käm ich drauf geritten.
Weil ich nicht kann reiten,
So muß ich nun drauf ſchreiten.

(Stellt ſich auf die gekreuzten Schwerter).

---

*) Drauftreten.

König von Engeland.

Hans, hier haſt Du mein Schwert!
Hans, hau ihm den Kopf ab!

Hans (wetzt das hölzerne Schwert auf der Erde, **weiſt** es dem Könige von Engeland und fragt: ob es ſcharf genug ſei; dann hält er dem Schnortiſon das Schwert unter die Naſe und ſagt zu ihm):

Rookſt Du nich Schwienbraten?*)

(Hierauf ſchlägt Hans zu und dem Schnortiſon den Hut vom Kopfe.)

Schnortiſon (fällt rücküber und iſt todt; dann ſpringt er wieder auf, ergreift Hans bei der Hand und ſagt:)

Haſt Du mir das Leben genommen?
Bin ich nun wieder lebendig geworden!
So wollen wir auch eins tanzen!

(Könige, Hans und Schnortiſon faſſen ſich an und tanzen zum Schluß den Rundtanz.)

No. 125. Das heilige Dreikönigsſpiel.

Herodes Diener (tritt herein).

Einen ſchönen guten Abend, eine glückſelige Stund'
Wünſch' ich Euch Allen aus Herzensgrund!
Ich bin derowegen kommen herein,
Eine kleine Komödie zu agiren ſein

---

*) Riechſt Du nicht Schweinebraten?

Von dem lieben Kindelein.
Drum, meine Herrn, ſeid ſtill und gebt auf die Sachen
wohl Acht.
Joſef und Maria werden den Anfang machen.

(Joſef und Maria treten herein. Joſef eine kleine Wiege unter dem Arm, Maria das Kind auf dem Arm. Sie legt es in die Wiege und Joſef fängt in der Ecke an zu wiegen.)

Joſef.

Ein Kindelein ſo löppelich*)
Iſt uns geboren heute,
Von einer Jungfrau ſäuberlich
Zum Troſt uns armen Leuten.
Wär' uns das Kindlein nicht gebor'n,
So wären wir zumal verloren.
So muß ich in mein'n alten Tagen
Das Kindlein in der Wiege tragen.
Ich will ſie (Maria) aber laſſen ſtahn,
Und will zu einer andern gahn.

Stimme des Engels (zur Thür herein).

Liebſter, liebſter Joſef mein,
Sollſt nicht verlaſſen Maria Dein.
Maria iſt die Liebſte Dein,
Soll auch ewig bei Dir ſein.

Maria.

Mein Geiſt freut ſich deſſen.

---

*) Löblich.

(Zu Joſef.)

Liebſter, liebſter Joſef mein,
Wo wird dieſe Nacht unſere Herberg ſein?

Joſef.

Da oben auf dem Berge da gaht ein Mann*),
Den wollen wir um Herberg ſprechen an.

Herodes Diener.

Ei was, um Herberg ſprechen an!
Ihr ſeid ſo viele, Frau, Kind und Mann.
Darum ſeh' ich Euch für ſolche Leute an,
Daß Ihr nicht viel Geld zu bezahlen habt.

Maria.

Ach thut's doch um Barmherzigkeit,
Gott wird's belohnen in Ewigkeit.

Herodes Diener.

Kein Raum im Saal
Iſt überall.
Wollt Ihr Euch behelfen in meinem Stall,
So könnt Ihr dorthin gehen ein
Mit Joſef und Eurem Kindelein.

Maria (zum Joſef)

Joſef, liebſter Joſef mein,
Im Stalle wird kalt ſchlafen ſein.

Joſef.

Und kann es denn nicht anders ſein,
So müſſen wir ſich**) geduldig ergeben d'rein.

---

*) Herodes Diener.

**) Uns.

Und müſſen damit nehmen vorlieb
Und darüber nicht werden betrübt.

Erſter Bauer (als Hirt, den Schäferhaken in der Hand).

Br, br, wie hevw' ik mik erſchroken!
O is denn noch ſo en klener Bur, Bur?
Mien Leben werd mik mal recht ſur, ſur.
Brauer Nikel kannſt ok mal rinderkommen!

Nickel (der zweite Bauer, als Hirt).

Gun Dag, Bur.

Erſter Bauer.

Schön Dank, Brau'r.

Zweiter Bauer (zum erſten).

O Bruder Nickel, ſo'n Groſſprahler, wie Du biſt, hab' ich noch nie gehört. — Als ich mich ein bischen umſah, ſah ich den Spitzbuben*) in meinem Garten liegen.

Erſter Bauer (zu den andern Leuten in der Stube).

Davon ſollt Ihr mir Zeuge ſein**).

Zweiter Bauer.

Davon woll'n wir ſtille ſchweigen,
Und wollen unſere Pfeifen herkriegen
Und pfeifen eins um die Wette.
Sing Du und ich will pfeifen.

(Beide Bauern lagern ſich auf der Erde; einer ſingt, der andre pfeipſt auf dem „Schwertel"***).

---

*) Den erſten Bauer.

**) Daß der zweite Bauer den Spitzbube geſcholten hat.

***) Schalmei.

Erſter Bauer (ſingt).

Ob ich gleich ein Schäfer bin,
Hab' ich doch ein'n frohen Sinn.
Ja, ich führ' ein ſolches Leben,
Das mit lauter Luſt umgeben;
Wechsle meinen Hirtenſtab
Nicht um Kron' und Scepter ab.

Frühe wenn die Sonn' aufgeht
Und der Thau im Graſe ſteht,
Treib' ich mit beliebtem Schalle
Meine Schäflein aus dem Stalle
Auf der grünen Wieſe hin,
Ob ich gleich alleine bin.

In den Wieſen, in dem Klee
Such' ich meine Galathee,
Bis ich kann an Waſſerflüſſen
Ihre braunen Wangen küſſen;
Alsdann ſetz' ich mich zur Ruh,
Nehm' die Pfeif und blaſ' dazu.

Wird mir denn die Zeit ſo lang,
Sing ich meinen Waldgeſang,
Lehne mich am Schäferſtecken,
Oder kriech' in eine Hecken,
Und ergreif' die Feldſchalmei,
Dieſe macht mich ſorgenfrei.

Wenn ich durſt- und hungrig bin,
Geh' ich zu der Quelle hin,
Wo ſich meine Schäflein waſchen,
Hol' aus meiner Schäfertaſchen
Butter, Brod und Käſ' herfür.
Ei, wie ſüße ſchmeckt es mir!

Mein' Hund, das getreue Thier,
Hab' ich allezeit bei mir.
Wenn ich ſicher lieg' und ſchlafe,
So bewacht er mir die Schafe,
Und verhüllt mir manches Leid,
Bei der ſpäten Abendzeit.

Wird es Nacht, ſo treib' ich ein,
Ei, was kann wohl Schöner's ſein,
Als wenn ich mit meinem Willen
Kann den Durſt mit Molken ſtillen!
D'rum ſo bleibt es recht dabei:
Luſtig iſt die Schäferei.

(Der erſte Bauer iſt eingeſchlafen.)

Zweiter Bauer.

Nu is e ineſchlaven.

Engel (mit einem Stern von Goldpapier und ein brennendes Wachslicht in der Hand, macht die Thür auf, bleibt in der Thür ſtehen und ſingt:)

Vom Himmel hoch, da komm ich her,
Ich bring' Euch gute, neue Mähr,
Die neue Mähr, die ich Euch bring,
Davon ich ſingen und ſagen will.

(Rede des Engels:)

Ihr Hirten, Ihr Hirten ſtehet auf! Ich verkündige Euch große Freude, welche Euch und Eurem Volk widerfahren wird. Es iſt Euch heut ein Menſch geboren, derſelbige in der Stadt David, der in Windeln und Krippen eingelegt, der alle Welten hält und trägt.

Erſter Bauer.

Wie beww' ik mik erſchreken!
Mek bewwern miene Knoken!

(Zum zweiten, der auch eingeſchlafen iſt.)
Braur Nickel, ſta up.
Hörſt nich des Herrn Engel?

Zweiter Bauer (zum erſten).
O, lat mik ſchlapen, Du growwer Bengel!

Erſter Bauer.
O Brauer Nickel, gif her den Staken!

Zweiter Bauer.
Den Staken, den Schaperhaken?
(Giebt den Staken hin.)
Ik bewwe mik ok erſchroken,
Dat mik bäwwern dä Knoken.

Erſter Bauer.
O Bruder, was war das für ein Mann,
Der ſagt vom Kindelein,
Welches heute ſoll geboren ſein?

Zweiter Bauer.
Vom Kindelein het hei ſecht?
Wo werden wir's alſo finden?
Da eben auf dem Berg, da gabt en Mann,
Den wollen wir darum ſprechen an.

Beide Hirten.
Wir wollen ihn alle beide anſprechen.

Herodes Diener.
Was wollt Ihr?

Die Hirten.
Das Kindelein.

Herodes Diener.

Dort gehet hinein,
Dann werdet Ihr finden das Kindelein.

Maria.

Joſef, liebſter Joſef mein,
Wer ſteht wohl vor der Thür?
Wollen wir ſie aber laſſen herein?
Es können die drei Weiſen ſein.

Herodes König (kommt herein).

Einen ſchön'n guten Abend insgeſammt!
Herodes König werd' ich genannt.
Ich kann nicht unterlaſſen zu ſagen an,
Daß ein Judenkönig ſollte geboren ſein. —
Biſt Du das, mein getreuſter Diener?

Herodes Diener.

Was befiehlt Ihre Königliche Majeſtät?

Herodes König.

Geh Du einmal hin nach mein Begehr,
Und hol mir die drei Weiſen her.

Herodes Diener (zu den drei Weiſen, die vor der Thür ſtehen).

Ihr drei Weiſen ſeid gebeten,
Wollt Ihr ein wenig zu mir treten?
Wollt Ihr aber mit mir reiſen,
So will ich Euch den rechten Weg weiſen.

Die drei Weiſen (kommen herein und ſingen).

Singet und ſeid froh!
In der Krippen Lohne,
In der Mutter Schooß.

Der erſte von den drei weiſen Königen ſpricht.

Ich bin der König Melcher,
Und keiner weiß, welcher.
Wir ſind von Weitem gekommen,
Haben mit Freude vernommen,
Daß ein Judenkönig ſoll geboren ſein.

Zweiter König.

Ich bin der König aus Polen,
Mein Name iſt mir verhehlen,
Mein Name iſt mir ganz unbekannt,
D'rum bin ich gekommen aus dem fremden Land.

Dritter König.

Ich bin der König aus Mohrenland,
Die Sonn' hat mich ſo ſchwarz gebrannt;
Wär' ich gekommen über die See,
So wär' ich ſo weiß als wie der Schnee.
Aber ſo haben ſie mich in's Mohrenland gebracht,
Wo die Sonne ſcheint Tag und Nacht;
Da hat ſie mich ſo ſchwarz gebrannt,
Daß mich faſt kein Menſch mehr kannt'.

Herodes König.

Ein Judenkönig ſei geboren, —
Alſo denn wär' ich ganz verloren.

(Zu den drei Weiſen.)

Hört an, ihr drei Weiſen, was ich Euch thu' ſagen,
Geht nach Mariaſtadt und thut nach Joſef und Maria fragen,
Und forſchet nach dem Kindelein,
Und wenn Ihr es gefunden habt, kommt und ſagt mir's, daß ich auch theilhaft werde, das Kindelein zu verehren.

Die drei Weiſen (gehn ab, bis in die Ecke des Zimmers und rufen).

Holla! Holla! wohnt hier Maria?

Eine Stimme.

Iſt dieſes Euch denn nicht bekannt:
Maria iſt ausgezogen, wir wiſſen nicht, in welches Land.

(Die Weiſen gehn ab und erſcheinen nicht wieder.)

Herodes König.

Die drei Weiſen haben mir was vorgelogen;
Sie kommen nicht wieder, ſie haben mich betrogen.
Biſt Du da, mein getreuſter Diener?

Herodes Diener.

Was befiehlt Ihre Königliche Majeſtät?

Herodes König (giebt ihm ein Schwert).

Nimm Du dies Schwert in Deine Hand
Und zieh damit durch's jüdiſche Land.
Und tödte mir die Knäbelein,
Die dreizehnjährig und darunter ſein.
Ich werde kundforſchen und fragen,
Ob Du Dein Fleiſch und Blut wirſt wagen.
Wirſt Du nun ſolches nicht thun,
So werd' ich Dich bringen in Spott und Hohn.
Dieſes Schwert ſoll ſein Dein Lohn.

(Der Diener geht mit dem Schwerte ab. Während das Gewinſel der getödteten Kinder nachgeahmt wird, ſammelt einer der Bauern das Geld ein.)

Joſef (übergiebt einem der Hirten das Jeſuskind).

Alter, Alter, lieber Alter,
Dieſes Kind iſt Dein Verwalter*),
Nehm Er's aber mit Bedacht,
Nehm Er's aber wohl in Acht.

Der andre Hirt.

Leuf, Kinneken, eck häbbe Dik ook noch wat midde bracht.
Ik hebbe'n olen Schapkäſe in meinen Ränzel,
Dei is von meiner olen dicken ſchwarten Kauh;
Den ſchlucke mal hinder, dat Du warſt oolt und grau.

Der erſte Hirt.

Bruder Nickel, wenn die faulen Schuljungen ſollen zur Schule gehn,
So bleiben ſie erſt ein, zwei Stunden auf der Schurrbahn ſtehn,
Und ſchurren hin, ſchurren her,
Die kreuz und die quer.

Der zweite Hirt.

O Bruder, ſo geht's auch mit den Mädchen!
Wenn die faulen Schulmädchen ſollen zur Schule gehn,
So bleiben ſie erſt eine Stund' vor dem Spiegel ſtehn;
Sie beſpiegeln ſich hinten, ſie beſpiegeln ſich vorn;
Da ſteht das lange Schnutenhorn**).

---

*) Dir in Verwaltung gegeben?
**) Schnauzenhorn: die Naſe.

Und wennn ſie kommen in Kirchenſtand,
So ſtecken ſie den Schnabel an die Wand*);
Und wenn die Kirche nun iſt aus,
So laufen ſie alle nach Haus,
Nehmen einen Topf voll Erbſen und freſſen den rein aus.

Der erſte Hirt (zum zweiten).

Bruder Nickel, laß uns noch eins tanzen!
Es iſt auch Zeit daß wir zu Tiſche kommen!

(Die beiden Bauern und Herodes Diener, der noch zugegen iſt, faſſen ſich an und tanzen.)

---

*) Weil ſie nichts gelernt haben

Anmerkungen.

Balladen.

Nr. 1. Des Markgrafen Töchterlein.

Mitgetheilt von Friedrich Saß in dem von mir für 1847 herausgegebenen „Jahrbuch für Poeſie und Proſa.“ S. 28 u. 29, wo das Lied einer Holſteinerin in den Mund gelegt wird. Die Strophen ſind von mir nach Vergleich mit Hoffmann, ſchleſiſche Volkslieder, Nr. 11, zweizeilig abgetheilt. Vergl. auch Wunderhorn I, S. 94 und 95. IV, 320—322, 322—324. Simrocks Volkslieder Nr. 19. v. Erlach's Sammlung I, 400. Eine gute Bemerkung über das Lied macht Koberſtein im 1. Heft der Weim. Jahrb. S. 88.

Nr. 2. Chriſtinchen.

Schriftlich von Th. Stender. Das merkwürdige Lied iſt auch ſchon anderswoher bekannt.

Nr. 3. Die Nonne.

Schriftlich von Th. Stender. Sehr abweichend im Wunderhorn I, S. 79—81. (Jch citire vom 1. Theil des Wunderhorns die Ausgabe von 1845, vom 2. und 3. die von 1846. Der 4. Theil wurde 1854 von Ludwig Erk herausgegeben.)

Nr. 4. Die Heimkehr.

Hergeſtellt 1) nach dem erſten von „[Vier] Schöne neue Lieder. Neu gedruckt. 1 „(mit dem Cenſurſiegel der Polizeibehörde in Delitzſch): 2) nach der ſchriftlichen Mittheilung von W. Lohrengel in Altenau, 3) noch etwas verbeſſert nach einer von Stender mitgetheilten Faſſung. Die Wiederholung „Ja, ja im Garten“ u. ſ. w., jedesmal zwiſchen der letzten und vorletzten Zeile iſt aus dem Fl. Bl. Nach der Altenauer Faſſung wird hinter der letzten Zeile wiederholt, z. B. in der zweiten Strophe: „Ja ſtein“ u. ſ. w. Vergl. übrigens das unvollſtändigere Lied „Falſche Liebe“ im Wunderhorn I, S. 328 u. 329.

Nr. 5. Der Reuter und das Königestöchterlein.

Mündlich aus Lerbach, ergänzt nach der ſchriftlichen Mittheilung von Stender. Nach letzterer wollen die Beiden in Strophe 3 nur dreihundert und dreißig Meilen reiten. Statt der 9. Strophe unſres Textes kommt bei Stender gleich die 10. unſeres Textes, die 10. Strophe bei Stender lautet dagegen weniger bedeutſam als unſre 9. und im Weſentlichen übereinſtimmend mit dem Wunderhorn (I. S. 39—41):

Und als es kam um die vierte Woch',
Erhoben ſich Pfeifen und Trommeln noch,
Erhoben ſich Pfeifen und Trommeln;
Ein ander Weib hat er genommen!

— Vergl. Nicolai's feinen kleinen Almanach II. S. 10, wonach das Lied auch bei Erlach II, S. 120, Simrock Nr. 8, wo das Lied „Stolz Siegburg“ überſchrieben iſt und S. 596 ein Zuſammenhang mit dem Grafen Henricus furiosus, der in Siegburg ſeinen Sitz hatte, gemuthmaßt wird. Vergl. auch das Lied „Ulinger“, das ſich bei Uhland unter Nr. 74 in 6 Faſſungen findet. Unſerm Liede ſtehn alle ziemlich fern, beſonders die 3., ausnahmsweiſe (durch Anna von Droſte-Hülshoff im Münſterlande) dem Volksmunde entnommene Faſſung. Die 4. aus den Niederlanden bildet den Uebergang zu dem Märchen: „Der Reiter in Seiden" (ſ. H. Pröhle, Märchen für die Jugend. Halle. Verlag des Waiſenhauſes, 1854, Nr. 32). — Zu Strophe 10 unſres Liedes vergl. im 1. Heft der Weimar'ſchen Jahrbücher: „Ueber die in Sage und Dichtung gangbare Vorſtellung von dem Fortleben abgeſchiedener Seelen in der Pflanzenwelt. Von A. Koberſtein."

Nr. 6. Der verwundet ſchöne Knabe.

Mündlich aus Thale am Fuße der Roßtrappe. Die gedruckten Texte des Liedes habe ich bereits aufgeführt und beſprochen in der Allg. Monatſchrift, 1854, Juliheft, S. 531, wozu auch noch auf den dritten Theil des Wunderhorns, S. 258 zu verweiſen iſt. Die Melodie, die ich in Thale hörte, war treuherzig-klagend und tief ergreifend.

Nr. 7. Jung jung Zimmergeſell.

Schriftlich mitgetheilt von Garthe. Auf Univerſitäten viel geſungen. Vergl. bei Uhland Nr. 98, „der hübſche Schreiber." Nicolai's Almanach von 1777. Nr. 1. Simrock 102—104. Hoffmann Nr. 21, wo auch auf ein ähnliches Lied, das ſchon 1544 gedruckt ward, in deſſen Horae belgicae verwieſen wird. Verſchiedene niedere Stände, namentlich Handwerker, rühmen ſich dieſes hohen Abenteuers und in der Regel wird der Geſell, nicht, wie in unſerm moraliſchen Schluß, gehängt, ſondern freigegeben und reich beſchenkt. Die Melodie iſt langſam und feierlich, gleichſam die Hoheit der Dame darſtellend, maleriſch in jeder Beziehung.

Nr. 8. Der Schäfer.

Eins der Lieder, die wir in Halle zu ſingen pflegten und mir von meinem Freund Otto Seemann in Köln aufgezeichnet. Nach ſeiner Angabe iſt es urſprünglich ein Mecklenburgiſches Volkslied; von dem plattdeutſchen Dialekt, der in dem von uns geſungenenen Text in den meiſten Zeilen noch durchbrach, ſind, ſo wie ich das Lied nun gebe, nur einige Andeutungen, eben als Andeutungen ſtehen geblieben. Die Melodie iſt eigenthümlich — klagend und gleichſam drohend. In der 1. Strophe wird bei dem Worte Schepper das Wort pe unzähligemale wiederholt, eben ſo in der 2. Strophe, wiewohl dort das Wort an einer andern Stelle ſteht; ebenſo oft wird dann in der 3. Strophe bei halen das ha-, und in der 4. bei Runde das Ru wiederholt. — Das Erſcheinen des Teufels am Hochzeitstage (vergleiche auch das folgende Lied) kommt, durch eine ethiſche Wendung motivirt, in verſchiedenen Sagen vor, ſcheint aber auch als Mythus ſeine ſelbſtändige Bedeutung zu haben. Beſonders auffallend iſt, daß, nach gefälliger Mittheilung von Chriſtian Niemeyer, wenn in der Gegend hinter dem Huy, an der Grenze des Halberſtädtiſchen und Braunſchweigiſchen, eine Braut nach einem andern Orte hin heirathet, der Brautführer ſie auf der Grenze fragt, ob ſie wohl auch ſeinen Namen wiſſe, damit ſie nachher nicht ſagen könne, der Teufel habe ſie geführt. Auf die Frau Holle kommen bei Hochzeiten auch Bezüge vor: ein großer, ſehr auffallender Spinnrocken darf in Lerbach auf dem Oberharz bei den

Brautgeſchenken nicht fehlen; in der eben bezeichneten Gegend fährt nach Chriſtian Niemeyer's „Hochzeitsgebräuchen der Landleute zwiſchen dem Huy- und Elmwalde" (in der „Emma" von 1819, 3. Band, S. 158—171) die Braut auf dem Brautwagen, ſitzend auf dem Spinnſtuhl, einen ungemein kunſtvollen Spinnrocken mit Flachs behangen, vor ſich. Wenn uns dies weiterhin auf die Frigg führt, ſo wird der Teufel im vorliegenden Liede auch das ſchneeweiße Pferd (in einer andern umlaufenden Faſſung des Liedes kommt der Teufel geritten auf einem „pechſchwarzen Pferde") als Wodan kenntlich, wie denn auch der Schimmelreiter in Lerbach früher auf Hochzeiten auftrat. Vergl. auch unten die Anmerkung zu den Weihnachtsſpielen. Nach jenem Niemeyer'ſchen Aufſatze ſchenkt die Braut auch bei der Verlobung ein Bräutigamshemd; bei der Trauung legt die Braut, wie auch in Hornhauſen und vielleicht im ganzen Halberſtädtiſchen geſchieht, ein Tuch als ſogen. „Opfer" für den Prediger nieder; auf einer Fahrt nach dem andern Orte tragen die Fuhrleute die Hemden und Tücher, welche ſie zum Geſchenk erhalten haben, angeſteckt auf dem Rücken. Dieſe Tücher und Gewänder bei Hochzeiten erinnern an die jedenfalls mit Frigg zuſammenhängende Nerthus, in Betreff deren ſchon aus dem was Harzſagen, Vorwort S. XXXI mitgetheilt wurde (vergl. auch Allgem. Monatsſchr. 1851, Juliheft S. 530) hervorging, daß ſie eine Göttin der Geburten, alſo auch der Ehen, und des Todes zu gleicher Zeit war. Vielleicht ſind dafür auch die von Niemeyer a. a. O. erwähnten „Brautcaſſen, vom alten Geſange casta virgo" herbeizuziehen. Dies ſind zwei Ellen hohe Stäbe, mit Kniſtergold und Bändern umwunden, oberwärts mit einem Kranz und einem brennenden Licht geſchmückt; unterwärts iſt ein weißes Tuch daran befeſtigt. Dieſe Stäbe werden in den Familien von den Eltern auf Kinder und Kindeskinder vererbt und ſollen Töchtern und Söhnen melden, daß Väter und Mütter in Ehren, mit Band und Kranz, zur Trau gegangen ſind. Bei Begräbniſſen von Jungfern oder Junggeſellen werden dergleichen Stäbe mit ſchwarzem Band umwunden und mit ausgelöſchten Lichtern vor dem Sarge hergetragen, und dann in der Kirche zum Andenken aufgeſtellt.

Nr. 9. Der Teufel und die Müllerstochter.

Schriftlich von Th. Stender. Vergl. die vorige Anmerkung.

Nr. 10. Des Goldſchmids Töchterlein.

Schriftlich von Th. Stender.

Nr. 11. Die Kindesmörderin.

Schriftlich von Th. Stender.

Nr. 12. Des Bauern Töchterlein.

Schriftlich von Stender. In einer andern Sammlung ſchon von einer Soldatentochter.

Nr. 13. Der Reuter und ſeine Dame.

Schriftlich von Th. Stender.

Nr. 14. Fräulein Kunigund.

Schriftlich von Garthe. Höchſt naive und maleriſche, gleichſam das Erſtaunen über die ungeheuerlichen Wirkungen der Liebe ausdrückende Melodie.

Nr. 15. Der Fähndrich.

Schriftlich von Th. Stender.

Nr. 16. Die drei Soldaten.

Schriftlich von W. Lobrengel aus Altenau. Vergl. unter Anderm Wunderhorn I, S. 51—53. IV, 143—145. Erlach I, 167. Simrock Nr. 59. Auch Uhland Nr. 199.

Nr. 17. Die Hinrichtung zu Straßburg.

Schriftlich von Th. Stender. Vergl Wunderhorn II, S. 189—191.

Nr. 18. Treue Liebe.

Hergeſtellt nach den Mittheilungen von Stender, und von Lobrengel in Altenau. Auch in Thale am Fuße der Roßtrappe iſt das Lied bekannt. Vergl. Uhland, Volkslieder Nr. 116 nach dem ſchon 1562 angefangenen handſchr. Liederbuche. Simrock Nr. 84. Wunderhorn I, 70—72. Ebenda IV, 3—5. Erlach IV, 5 und 6, 255—257. Der Liederanfang iſt durch Erlach als ſchon bei Fiſchart vorkommend nachgewieſen.

Liebeslieder.

Nr 19. Die ſchöne Köhlerin.

Fl. Bl.: „Drei [ſoll: vier heißen ſchöne neue Lieder. Galbe a. d. S. 1847. Druck u. Verlag v. Joh. Fried. Döring.“ Str .1 merkwürdig wegen des darin berührten Weiberkaufs; „bei uns erhielt ſich bis in das ſpäte Mittelalter die Redensart ein Weib kaufen“ (Jacob Grimm. Rechtsalterth. S. 427). Vergleiche jedoch ferner in den Rechtsalterthümern Seite 601. Vergleiche auch die Anm. zu „der Kirmesbauer.“ Das Lied iſt auch ſehr verderbt gedruckt in einem mir ſo eben noch zugebenden Fl. Bl. „Fünf ganz neue Lieder. Frankfurth und Berlin bei Trewitſch und Sohn.“ (Mit der Verlagsnummer 5.) Aus der ſchönen Köhlerin iſt dort „en ſchönes Kellnerin“ geworden. Einige Strophen aus dieſem Druck, die ſich in unſerm Texte mit Recht nicht finden, mögen hier ſtehen.

Strophe 6.

Hänſel, was denkſt Dir? s'iſt Zeit, juchhe!
Führ' mir die Pferd' auf die Weid'!
Führ' ſie auf die grüne Wies,
Wo das ſchöne Mädel ſitzt.
Küß' ſie zwei, dreimal für mich, juchhe!
Sie hat mich lieber als Dich.

Strophe 7.

Dirnel, was fangſt Du jetzt an?
Haſt ein klein Kind und kein'n Mann.
Ei, was frag' ich danach?
Singe ich die ganze Nacht:
Heie Popeie, mein Bub', Juchhe!
's gibt mir kein Menſch nichts dazu.

Nr. 20. Dein eigen.

Mündlich aus Thale am Fuße der Roßtrappe im Unterharz.

Nr. 21. Der Meyen.

Dies Lied hat Hans Sachs in dem Faſtnachtsſpiel der Neidhart mit dem Feihel (Veilchen) vom 7. Februar 1562 aufbewahrt, wo die Herzogin es vorſingt, die Andern nach. Danach theilte es Wilhelm Grimm mit in J. W. Wolf's Zeitſchrift, 1. Band, 4. Heft, S. 383 und 384. Nach Wilhelm Grimm nehmen wir es hier auf, indem wir die Schreibung aus dem 16. Jahrhundert bis auf einige Andeutungen abglätten. — Zu

Strophe 2, Zeile 3 und 4 vergl. die Worte Walthers „guot man ist guoter siten wert" (Jacob Grimm, Rechtsalterthümer. S. 184.)

Nr. 22. Wunderbare Aufgaben. A. B.

Hergeſtellt nach 3 Berichten, von denen der eine, B weſentlich zu Grunde liegende mündlich in Lerbach, die andern beiden ſchriftlich von Stender mitgetheilt waren. Von letztern beiden Berichten hatte der eine aus beiden Faſſungen etwas eingeſogen und wurde daher kritiſch ſowohl zur Ergänzung von A als von B benutzt. Vergl. meine Bemerkung in der Allgem. M. Z. 1854, Auguſtheft S. 543 Uhland I, Nr. 4 und 113. Wunderhorn I, 331–332, II, 431–433. Erlach I, 441. Hoffmann Nr. 112. Simrock Nr. 43. U. ſ. w.

Nr. 23. Der wohlgeſinnte Liebhaber.

Nach den ſchriftlichen Mittheilungen von Stender, und von Lohrengel. Vergl. Simrock Nr. 181. Das Lied ſteht auch in Firmenich's Völkerſtimmen, wo es auf einen ähnlichen Gebrauch wie die Kiltgänge in der Schweiz bezogen wird.

Nr. 24. Siebenmal. A. B.

A mündlich aus Altenbrak im Bodethale. B münd- von einem ehemaligen Handwerksburſchen.

Nr. 25. Schlafengehn.

Schriftlich von Stender.

Nr. 26. Heimlichkeit.

Schriftlich von Stender.

Nr. 27. Wilhelminchen.

Schriftlich von Stender.

Nr. 28. Im Walde. A. B.

A, nach mündlicher Mittheilung aus Thale am Fuße der Roßtrappe, gibt die ältere Faſſung des Liedes. B iſt eine Umwandlung, die durch den neuſten Krieg mit Dänemark, der überhaupt das Volkslied lebhaft beſchäftigte (wovon die Proben, da die Lieder im Ganzen zu wenig volksthümlich ſind, hier nicht hergehören) veranlaßt wurde. Wie mir Guſtav Adolf Leibrock in Blankenburg ſagte, ſo kam das Lied unter B, das alſo auch auf dem Unterharze bekannt war, 1848 von Berlin aus nach dem Harze. Ich gebe es hier, wie es nach einer mir unvergeßlichen Melodie als „Freiheitslied“ auf dem Oberharze geſungen wurde. Es liegt mir aber auch als fliegendes Blatt vor (das 3. von: Vier ganz neue Lieder, Schnellpreſſendruck (!) von H. Neubürger in Deſſau, ohne Jahr). Hier hat es 9 Strophen, von denen die letzten 5 zur Ergänzung des im Texte gegebenen Liedes hier im Proſadruck ſtehen mögen: „5. Und bei Friedericia im Walde, Hört' ich ein ſehr lautes Geräuſch, Darauf muß mein Schatz von mir, Er ſprach, bleib' Du nur hier, Denn das Vaterland, Vaterland allein Soll mein Gedanke ſein. 6. Aber ach die Zeit der Wonneſtunden, Flüchtig, flüchtig ſchwand ſie hin, Und thränenſchwer blickt mein Auge noch hin, Nach Friedericia hin, Denn für das Vaterland, Vaterland allein Muß er in den Kampf hinein. 7. Doch durch die milden Zephirlüfte Hör' ich des Kanonendonners Schall, Jetzt droht die Gefahr Oder Tod wohl gar, Denn für das Vaterland, Vaterland allein Strömt ſein Blut im hellen Sonnenſchein. 8. Durch der Dänen Liſt und Ränk' und Tücke Fällt ſo mancher brave junge Mann, Sagt ade der Welt. Stirbt den

Tod für's Vaterland, Vaterland allein, Schläft er ſanft und ruhig ein. 9. Doch der treuen Liebe Sehnen, Hoffen und der feſte Glaub' er kehrt zurück, Dann frohlockt mein Herz, Und entflieht der Schmerz, Denn das Vaterland, Vaterland allein Soll mein Gedanke ſein."

Nr. 29. **Jungfern und Junggeſellichen.** Dies mir ſonſt ganz unbekannte Lied von eigenthümlicher Stimmung gebe ich nach der unter ſich wenig abweichenden Lerbacher und der ſchriftlich von W. Lohrengel aus Altenau mitgetheilten Faſſung.

Nr. 30. **Der Ungetreue.**

„Acht neue Lieder." [Bezeichnet mit der Verlagsnummer 52.] Dort iſt das vorliegende Lied das 6.

Nr. 31. **Ehre verloren.**

Vergl. „Erinnerung beim Wein", Wunderhorn III, 143, wo bei der öfter vorkommenden Stelle von der Brücke Straßburg ſtatt Braunſchweig genannt wird. Vergl. „Laß' rauſchen, Lieb', laß' rauſchen," Wunderhorn II, 50 u. 51, und auch Erlach I, 176.

Nr. 32. **Das Mädchen und der Sagebaum** (sabina, juniperus sabina?)

Schriftlich von Stender. Vergl. Wunderhorn IV, 351, und „Haſel" bei Uhland I, S. 66 und 67. S. die folgende Anmerkung.

Nr. 33. **Bäumlein ſteigen.** A. B.

A nach der Mittheilung von Lohrengel aus Altenau. B nach Mittheilung von Th. Stender in Lonau. — Aus Baumzweigen wurde geweiſſagt, beſonders auch aus Weide, Linde und Haſel. S. Wilhelm Grimm, über deutſche Runen, S. 296–320. — In einer von H. Hoffmann aus einer Papierlandſchaft des 15. Jahrh. gemachten Mittheilung (altd. Bl. I, 216) heißt es:

wer in dem trawm steiget
hoch auff die pawm, dem neiget
von liebe ein liebe potschafft
mit viel frewden reicher krafft.

Die Beziehungen der Zweige und der Bäume auf die Liebe ſind mannigfaltig. Bald (ſ. unſer Volkslied: „Treue Liebe“, Strophe 7) wünſcht ein treues Mädchen dem Geliebten ſo viel Glück, als der Baum trägt Aeſte. Bald wird die Keuſchheit des Mädchens dem hüllenden Laube verglichen, die Gefallenen ſtehen entblättert da: vergl. das vorige Lied, Strophe 8, und Uhland Nr. 17, A, S. 54, wo es heißt:

„Und wenn de linde er loef vorlüſt,
ſo behölt ſe men de eſte,
daran ſo gedenkt, gi megdelin junk,
Und holdet ju tom beſten!“

Bei Firmenich II, 803, heißt es in der Mundart des Waldviertels:

Mei Herzal is treu,
Do wochſt a greans Zwei' (Zweig),
Brock da'so, ſteck da's ein,
Oba treu muaßt ma ſein.

Im ſchottiſchen Liede bei Percy (bei Herder, Stimmen der Völker, zur ſchönen Lit., 8. Theil, 1828, S. 23) heißt es:

Ich lehnt' mich an ein'n Eichenſtamm
Und glaubt', ein treuer Baum es ſei.
Der Stamm gab nach, der Aſt der brach;
So mein Treulieb iſt ohne Treu?

Der Aberglaube: wenn es viel Nüſſe gibt, gibt es viel uneheliche Kinder, (ſ. meine Sammlung meiſt harziſcher „Gebräuche und Aberglauben“ in Prutz' deutſchem Muſeum von 1852) wird nicht rein als verſtändiger Erfahrungsſatz, wie ich früher meinte, zu faſſen ſein. — Die Bemerkungen von F. Wöſte über die Haſel in Wolf's Zeitſchrift, II. Band, S. 96, ſind nachzuleſen. — Die Römer ſtreuten Nüſſe bei einer unſern Polterabenden entſprechenden Gelegenheit. Man ſehe die 5. Strophe unſeres Volksliedes von der ſchönen Köhlerin. Beziehung der Haſelnüſſe auf die Liebe zeigt auch vielleicht Zieka und Schottky S. 189. Ueber Haſelſtaude und Sevenbaum (Sagebaum) vergl. J. V. Zingerle in Wolf's Zeitſchrift I, 3. Heft, S. 327. Beziehung der Weide auf die Liebe ſcheint dem Liede der Ophelia bei Shakſpeare zu Grunde zu liegen; eine ſolche findet auch bei den Wenden ſtatt, wie aus G. Ziehens Wendiſchen Weiden, Vorwort S. IX und X hervorgeht. In einem bekannten deutſchen Volksliede ſitzt der Liebesvogel Kukuk (er entſpricht unter den Bäumen eigentlich mehr der Haſel, denn wie dieſe deutet er theils auf die Liebe überhaupt, theils auf unerlaubte Liebe insbeſondere) auf einer hohlen Weide und er iſt es, der herabfällt. Bei Simrock, Volkslieder, 1851, heißt es:

Er brach ihr ab einen Zweig vom Baum,
Und machte das Mädel zu einem Weib im Traum.

Hier ſcheint — und das wäre dann der Kern der Sache — auf einen ſymboliſchen Gebrauch bei Schließung der Ehe hingedeutet, zu werden. Bereits wiſſen wir, daß Zweige und Aeſte ſymboliſch bei Uebergabe von Beſitzungen gebraucht wurden; ſ. J. Grimm, Rechtsalterth., S. 130—132. Auch die in der obigen Anmerk. zu der Ballade „der Schäfer" erwähnten ſog. Brautcaſſen (Stäbe, die mit der Keuſchheit der Jungfrauen zuſammenhängen und von dem Geſange casta virgo benannt ſein ſollen) ſowie die Weisſagung durch Aeſte am Andreas- und Weihnachtsabend iſt hier herbeizuziehen. Im Uebrigen iſt für die Beziehung der Bäume auf die Liebe, beſonders in Bezug auf Traumdeutung auch an das folgende Lied zu erinnern:

Nr. 34. Der Baum im Odenwald.

Sehr bekannt; hier nach ſchriftlichen Mittheilungen von Garthe und Seemann. Vergl. die vorige Anm. Ferner Wunderhorn III, S. 112 und Simrock S. 266. L. Erk, Liederhort, S. 204. Melodie: langſam und feierlich, prächtig und klagend.

Nr. 35. Trübſinn.

Schriftlich von W. Lohrengel aus Altenau.

Nr. 36. Die Roſen.

Schriftlich vou W. Lohrengel aus Altenau. Vergl. übrigens Wunderhorn III, 22 „Schlummer unter Dornroſen", wo das Lied weniger bedeutſam und träumeriſch iſt als bei uns; auch werden die Roſen nur in der Ueberſchrift Dornroſen genannt. Wenn man ſich bei den Roſen erinnert, daß in der an mehrern Orten vorkommenden Sage von den Domherrn die Roſen Tod bedeuten, ſo iſt die in dieſe Ueberſchrift gelegte Hindeutung auf Dornröschen ohne Zweifel richtig. Die Roſen ſind hier der Schlafdorn, ſ. W. Grimm, Heldenſage, S. 383 und 384. W.

Grimm bezieht auf ihn in ſeinen Runen auch die auf eine Rune gedichteten Worte.

Nr. 37. Die Freudeloſe.
Nach ſchriftl. Mitth. von Lohrengel in Altenau und von Stender. Bei letzterm heißt es in der 3. Strophe: „Schmieden Sie ihn ſehr hübſch, ſchmieden Sie ihn ſehr fein, Schmieden Sie ihn für mein Feinsliebelein“. Für „liebe Hand“ heißt es dort „rechte Hand.“ — Vergl. Wunderhorn III, 80—81, Bildchen, und ebenda 81—82, Liebeswünſche. Hoffmann Nr 136 (wo Schleſien ſtatt Schwabenland). Simrock Nr. 81.

Nr. 38. Ade.
Schriftlich von Th Stender. Ganz abweichend „drei Reiter am Thor“ Wunderhorn, I, S. 343. Aehnlicher dem Abdruck im Wunderhorn als unſerm Liede im Text, jedoch unvollſtändig iſt das Lied als „das vierte“ (sic) von „drey vortrefflich (!) ſchöne Lieder.“

Nr. 39. Die junge Frau.
Schriftlich von Th. Stender.

Nr. 40. Der leichtfertige Liebhaber.
Schriftlich von Stender.

Nr. 41. Bürſchchen und Mädchen. A. B.
Beide Faſſungen ſchriftlich von Stender. Unvollſtändig mir auch mitgetheilt von Guſtav Adolf Leibrock, dem das Lied von dem Harzführer Hinze jun. in Elbingerode auf dem Wege nach dem Brocken in der Nacht vom 5. zum 6. Auguſt 1854 vorgeſungen wurde.

Nr. 42. Herb.
Das 3. von „Vier neue Lieder,“ die bezeichnet ſind mit der Verlagsnummer 50. Die erſten vier Zeilen

der 1. Strophe kommen auch unter den Tanzweiſen im Wunderhorn, III, 120, vor. Daß das Lied im Weſentlichen volksthümlich iſt, kann daher nicht bezweifelt werden. Indeſſen wäre es doch nicht aufgenommen, wenn mir nicht ein andres Fl. Bl. (Vier ſehr ſchöne neue Lieder, gedruckt in dieſem Jahr) zu ſpät zu Geſicht gekommen wäre, wo nicht allein das bekannte: „In Berlin, ſagt er,“ ſondern auch unſer vorliegendes Lied (?) und „kommt a Vogerl geflogen,“ ſowie noch ein vierter Geſang ſammt und ſonders mit „Aus der Oper: die Wiener in Berlin“ bezeichnet werden.

Nr. 43. Jungfrauenehre.

Schriftlich von Theodor Stender. Die zweite Strophe habe ich des fehlenden Zuſammenhangs wegen aus dem Wunderhorn I. S. 374. (das Wiederſehn am Brunnen) aufgenommen, wonach dann auch der Anfang der folgenden Strophe, welcher bei uns urſprünglich hieß:

Es wollt' ein Mädchen früh aufſtehn
Und wollte Waſſer holen

ebendaher genommen werden mußte. Der Schluß des Liedes heißt dort:

Meine Ehr' und die bezahlſt Du mir nicht,
Du biſt ein loſer Schelme.
Wenn Feuer und Stroh beiſammen leit
Und wenn auch Schnee dazwiſchen ſchneit,
Thut es doch endlich brennen,
Ja brennen.

Vergl auch die 2. Leſeart im Wunderhorn I, S. 349 und 350, „das Wiederſehen unter der Linde.“ Der Anfang des Liedes auch bei uns enthält eine Erinnerung an die bekannten Tagelieder der mittelalterlichen Burgwächter und in ſofern iſt es bemerkenswerth, daß der Schluß jener 2. Lesart im Wunderhorn dem Schluß unſres Liedes „Es waren mal drei Geſellen" ähnlich iſt, auf deſſen mittelalterlichen Charakter die betreffende Anm. gleichfalls hinweiſt.

Nr. 44. Der treue Sachſe.
Schriftlich von Stender.

Nr. 45. Lebewohl.
Drei neue Lieder. Druck: Frynta'ſche Buchdruckerei (L. Fliß) in Magdeburg. Vergl. Wunderhorn III, S. 32 und 33, wo zwiſchen unſrer 3. und 4. noch eine andre Strophe.

Nr. 46. Des Vielgetreuen Abſchied.
Sehr bekannt. Hier nach 4 fl. Bl. 1) Vier ſchöne neue Lieder. (O Hannickel, o Hannickel. Muß i denn, muß i denn. Die ſchöne, ſchöne Frühlingszeit, Fürwahr wie ſie das Herz erfreut. 4. Was ſind wir hier auf Erden nur?) 2) Vier Lieder. Druck von Schnurre & Lindemann, Neuſtadt-Magdeburg. (Darunter das 3. auf Robert Blum: „O du verrathnes Deutſchland.") 3) Fünf ſchöne neue Lieder. Druck: Frynta'ſche Buchdruckerei, (L. Fliß) in Magdeburg. Nr. 2 iſt der „Abſchied eines Landwehrmannes von ſeiner Geliebten," unterſchrieben F. Oppermann. Nr. 5: „Die Belagerung von Raſtatt. Preußiſches Soldatenlied von Carl Herrmann Friegs.") 4) Fünf ſchöne neue Lieder. (Das betreffende Lied iſt hier überſchrieben „Soldatenabſchied," gleichwohl fehlt die 4. Strophe von jüngerem Datum., Nr. 1 iſt ein „Freiheitslied" aus dem Jahre 1848: Luſtig iſt das deutſche Leben; Nr. 4 „deutſches Volkslied" feiert die Bildung

des Miniſteriums Schwerin.) Man ſieht, wie die neuſte Zeit das tiefgemüthliche Lied vom Recrutenabſchied mit Liebe hegte. Die Melodie iſt lebendig, treuherzig und zuthulich. Ein 3. Druck des Liedes liegt mir ſchließlich noch vor in „vier ganz neue Lieder. Druck und Selbſtverlag der Colbatzky'ſchen Buchdruckerei in Burg.“

Nr. 57. Schätzchen

Schriftlich von Stender.

Nr. 58. Tauſendſchätzchen.

Schriftlich von Stender.

Jägerlieder.

Nr. 59. Der Jäger und ſeine Jägerin. Vorgeſtellt nach 1) Vier neue Lieder, das zweite: Der Jäger in dem Walde; 2) Fünf neue Lieder (wo Ort und Jahr ſtehen könnte, ſteht ſtatt deſſen, „No. 3“). Unſer Lied iſt hier das erſte und zwiſchen der 2. und 3. Strophe, wie das Lied bei uns im Texte ſteht, findet ſich die Strophe „Ich lade die Flinte mit Pulver und Blei, Mein Hündchen wacht, Die Büchſe kracht. So ſchieße ich das Hirſchlein, Dann muß es mein ſein.“ 3) nach mündl. Mittheilung aus Lerbach und 4) nach der Mittheilung in Berthold Auerbachs „Neuem Leben.“ Jedenfalls lernte er das Lied während ſeines Aufenthalts in Harzeburg kennen. Die bedeutſame Art, wie er es in ſeinem ſüddeutſchen Romane verwebte, zeigt daß er den Werth dieſes getragenen norddeutſchen Liedes wohl erkannte. Ich hörte es ſchon als Kind in Roklum unzählige male und habe mich überzeugt, daß es in unſerer Gegend faſt Jedermann bekannt iſt. In Sammlungen habe ich es dagegen nur einmal getroffen und zwar aus Schleſien bei Hoffmann, Nr. 181. Wie in den beiden oben angeführten fl. Bl.; ſo heißt es auch in einer von Hoffmann in der Note mitgetheilten Variante „Stralauer“ (!) für ſtrahlaugig (ſ. in unſerm Text Strophe 3 und 6), auch in der Note bei Hoffmann „Laubekraus“ und „Laubenkranz“ für: Laubgeſtrauß (ſ. unſere Strophe 3 und 6, wofür aber „Laubgeſtrauch“ in dem 2. der angeführten fl. Bl.) Ein 3. mir vorliegendes fl. Bl. „Sechs neue Lieder,“ wo unſer Lied das 3., hat die bei dem oben (unter 2) angeführten Drucke mitgetheilte Strophe, ferner einmal ſogar „Landgeſträuch“, das andremal freilich „Laubgeſträuch“, außerdem auch „Stralauer“ für „ſtrahläugig.“ — Die hohen und zierlichen kaum verſtandenen Ausdrücke des durch eine zugleich heitere und würdevolle Ausführung empfohlenen Liedes machen uns begierig über Urſprung und Alter deſſelben etwas zu wiſſen. Dürfte man die Verhältniſſe einfach nehmen, wie ſie in dem Liede liegen, ſo wäre der Dichter ein, vielleicht vornehmer und für ſeine Zeit gebildeter Jäger, der der rückſichtsloſen Hingebung eines braven Mädchens nicht mit Leichtſinn, ſondern mit treuherziger Biederkeit entgegen kommt (ſ. Strophe 6; bei Auerbach heißt es: Allein ſollſt Du nicht wandeln hier In dieſem grünen Waldrevier): ein Thema, wodurch das Lied freilich dem Volke ſchon allein ſehr lieb werden mußte. Auch die Melodie hat etwas Getragenes und ſpricht den Charakter des ganzen Liedes ſehr gut aus.

Nr. 50. Der Jäger mit dem grünen Hut.

Schriftlich von Th. Stender.

Nr. 51. Das beſte Wildbrät.

Hergeſtellt nach mündlicher Mittheilung aus Thale am Fuße der Roßtrappe und nach den Aufzeichnungen von W. Lohrengel in Altenau und Th. Stender, welche alle drei unter einander nur wenig abweichen.

Nr. 52. **Die Brommelbeer.** Hergeſtellt nach mündlicher Mittheilung aus Lerbach und nach ſchriftlicher von Stender. Strophe 1—4 ausſchließlich nach der Lerbacher Faſſung. Dieſe iſt friſcher und im Ganzen anſpielungsreicher, die von Stender mitgetheilte verſtändiger und künſtleriſcher. Nach ihr begegnet dem Mädchen im Walde zuerſt Förſters Knecht:

Strophe 2.
„Wackres Mädchen, packe Dich aus dem Wald!
Dies iſt meinem Herren ſein Recht!“
Und als ſie wieder zurücke kam,
Begegnet ihr **Förſters Sohn.**

Strophe 3.
Wackres Mädchen, ſetze Dich nieder
Und pflücke Dein Körblein voll!
Ich will Dir helfen pflücken
Vom Morgen bis zum Abend.

Strophe 4.
Was ſoll ich mit dem Körblein voll?
Eine Hand voll iſt genug u. ſ. w.

Vergl. Wunderhorn II. 206—207. Hoffmann No. 179 und 180. Simrock No. 195.

No. 53. **Das Mädchen im Tannenholz.** A. B. A. weit werthvoller als die Faſſung B, nach den ſchriftlichen Mittheilungen von Lohrengel in Altenau und von Stender. B mündlich aus Lerbach. Mit dem wunderlichen Schluß von B ſ. das bis Strophe 4 ſo ſchöne Lied auch bei Hoffmann, No. 178. Der anziehende Gedanke von A, Strophe 7, kehrt in mannigfachen Modulationen in der Dichtung wieder. Zur Erläuterung der ſinnloſen Stelle in Hartmanns Iwein 5545—5547 hat Lachmann bereits manches hieher gehörige in der Ausgabe des Iwein von 1843 S. 328 und 329 zuſammengeſtellt. Daß es im Parzival nach Lachmanns eigner Ausgabe, S. 47 heißt:

die minne ist slôz unde bant
mins herzen unt des fröude

iſt dort übergangen, mag aber hier zur vollſtändigern Ueberſicht über das Bild vom Herzensſchloß und Herzensſchlüſſel auch noch angeführt werden, ebenſo daß im harziſchen Märchen die Königin den alten Gemahl, der zur Zeit der neuen Hochzeit von der Reiſe heimkehrt, dem neuen Freier vorzieht, weil der letztere auf ihre Frage, ob der alte Schlüſſel beſſer ſei oder der neue, antwortet: der alte. — Vergl. für „Das Mädchen im Tannenholz“ auch L. Erk, deutſcher Liederhort, 4. Lieferung, S. 187 und 188. — Ein ſehr fehlerhafter Druck kommt mir noch zu Geſicht in „Acht neue Lieder [mit No. 54 bezeichnet]“ wo unſer Lied das 1. iſt. Auch dort findet ſich als Schlußſtrophe der oben beſprochene Schluß von B. Die ebenvorletzte Strophe heißt in dieſem Druck: „Der Kaſten iſt verſchloſſen, Der Schlüſſel iſt verlorn. Ich hab' in meinem Herzen Ein'n andern auserkohrn“ (vergl. die Schlußſtrophe von unſrer Faſſung A) und eine vorletzte: „Haſt Du in Deinem Herzen Ein'n andern auserkohrn, So mag ſich Gott erbarmen. Da bin ich ganz verlorn.“

No. 54. Der Jäger und die reine junge Jungfer. A. B.

A mündlich aus Lerbach. Bei Uhland No. 104 aus dem niederd. Liederb., deſſen Urſprung er im Eingange des 17. Jahrh. vermuthet. Dort, aber ohne das wiederholte Reh, Eh, Ruh u. ſ. w. bis zur 6ten Strophe unſerm Liede ſehr ähnlich. Dann folgen dort ſtatt unſrer Schlußſtrophe noch acht andere. Vergl. außerdem H. Hoffmann, welcher das Lied ſehr alt nennt und holländiſch und vlämiſch nachweiſt, ſchleſ. Volksl. No. 176 und 177. Nicolai's Almanach von 1777 No. 11. Erlach's Sammlung. Des Knaben Wunderhorn. Simrock No. 99. U. ſ. w. — B ſchriftlich von Lehrengel in Altenau.

No. 55. Der Jäger von Churpfalz.

Fl. Bl. Die 2. Strophe berichtigt nach einer unvollſtändigern Faſſung, die vom Semin. Fickert in Halberſtadt mitgetheilt wurde. — Vergl. Simrock No. 261.

No. 56. Der Wilddieb.

Aus Lerbach. War mir ebendaher auch mit dem Anfang: „Ich ſtecke drei Federn auf meinen Hut,“ von W. Lehrengel aus Altenau aber faſt ebenſo wie es im Text ſteht, mitgetheilt.

No. 57. Jägers Trauer.

Aus Lerbach.

No. 58. Häslein. A. B.

A. Mitgetheilt von D. Garthe, der es in der Gegend von Heidelberg lernte. Ganz unbedeutend verbeſſert nach dem dritten von „Fünf ſchöne neue Lieder,“ wo als viertes darauf das Göthe'ſche Lied vom Rattenfänger von Hameln folgt. B mündlich aus Lerbach; in der letzten Zeile ſetzte ich, damit der Gedanke Jedem verſtändlich werde, „Ich“ für „Und.“ — Viele ähnliche Klagelieder der Haſen enthält die 4. Lieferung von Erk's Liederhort. Vergl. auch Wunderhorn IV, 193 u. 194.

Hirten- und Alpenlieder.

No. 59. Emmethaler Lied.

Kavier's deutſche Liedertafel. 1826, 2. Theil, S. 323 u. 324. Das geiſtliche Lied, das in Johannes Falks Erzählung: „Der kleine Poppendorfer oder Recept wider den geiſtlichen Hochmuth" (aus deſſen Volksſpiegel zur Lehr und zur Beſſerung abgedruckt in meinem Hausbüchlein für das Volk und ſeine Freunde. 1852, S. 230—233) dem kleinen Poppendorfer vorgeſungen wird:

Was kann ſchöner ſein,
Was kann edler ſein,
Als von Hirten abzuſtammen

iſt ohne Zweifel nach dem vorliegenden weltlichen gearbeitet.

No. 60. Ledig in Ehren.

Kavier's deutſche Liedertafel, 2. Theil, S. 324.

No 61. Alpenleben. A. B.

A aus „Das ſingende Deutſchland. Album von 284 der ausgewählteſten Lieder und Romanzen mit Begleitung des Pianoforte. 6. Aufl. Leipzig 1853," dort No. 279. B iſt das erſte von „Fünf neue Lieder" o. O. u. J., wovon das erſte: „Wer kein Geld im Beutel hat." Der Faſſung B am ähnlichſten liegt mir das Lied auch als das zweite in einem fliegenden Blatte vor: „Vier neue Lieder." Der Anfang lautet hier: Strophe 1: „Auf den Bergen lebt man frei, Schießt mit Pulver, Büchſ' und Blei. Lateti, lateti, lateti." Strophe 2: „Ueberall bin ich bekannt, wär' es nur mein Vaterland“ u. ſ. w. Hier iſt alſo die Strophenabtheilung eine andere als die durch die Melodie im „ſingenden Deutſchland“ vorgezeichnete.

No. 62. Die Schwaigerin.

Fl. Bl.

No. 63. Der Steyriſche Ländler.

Mit dieſer Ueberſchrift von Kilian als fliegendes Blatt ohne Ort und Jahr in Druck gegeben. Berthold Auerbach kennt das Lied ganz abweichend und in einer derben Faſſung. Er ſagt in der Dorfgeſchichte „Die Frau Profeſſorin“ (Schwarzwälder Dorfgeſchichten, neue Folge, 1849, S. 148 und 149) Folgendes: „Nun ſang Reinhard das Lied:

Und wann's emol ſchön Abend wird,
Und auf der Alm ſchön grüen,
Die Böckle mit de Geisle führt,
Die Sendrin mit de Küen;
Die Wälder werden grün von Laub,
Die Wieſen grün von Gras,
Und wenn i an mein' Sendrin denk',
No g'freut mi halt der G'ſpaß.

Der Collaborator kannte das Lied und begleitete es im Grundbaß. Lorle oben machte aber bei den kommenden Verſen das Fenſterchen zu und legte ſich ſtill zu Bette. Gegen das Ende des äußerſt naiven Stelldicheins, welches im Liede beſungen wurde, konnten ſchon faſt alle Burſchen mitſingen. Der eilfte und letzte Vers wurde unter hellem Lachen noch einmal wiederholt:

Der Bue der ſeit, heut kann's nit ſein,
Heut hab i goar koan Freud,

Wann i das nächſtmal wieder kumm.
Heut hab i goar koan Schneid.
Er thut en friſche Juchzer drauf,
Das hallt im ganzen Wald;
Die Sendrin hat ihm nachi g'weint,
So lang ſie hört den Schall.

„„Und das Lied hat eine Sennerin gemacht!““ ſchrie der Collaborator im vollen Entzücken. „Ihrem Herzliebſten zur guten Nacht, gut Nacht.“ ſchloß Reinhard und ging in das Haus. Die Burſchen ſangen das neue Lied noch weit hinein durch das Dorf und lachten unbändig.“

No. 61. Tirolersbub.

Neue Lieder. 1) Juhe Tirolersbub. 2) Splitter und Balken. Meſſer ſchenken (Strophe 5) kommt auch in Märchen vor, z. B. in einer mir neuerdings aus Nordhauſen bekannt gewordenen Variante zu dem Märchen von den zwei Brüdern in meinen Kinder- und Volksmärchen S. 20—24. Nach dieſer Variante adoptirt ein Mann ein Kind und erzieht es, alles auf die Bitte eines grauen Männchens, das es ihm am Kreuzwege übergiebt, als er zur Hochzeit einkaufen will. Das Männchen weiſſagt auch, daß ſein *eigner* Sohn durch das Kind einſt gerettet werden würde. Als die beiden Kinder 20 Jahre alt ſind, erhalten ſie zwei weiße Pferde, zwei Hunde, gute Rüſtung und Schwerter und ziehn in die Welt. Am Kreuzwege iſt das Männchen, weiht ihre Waffen durch Zauberſprüche, nimmt ein Meſſer, ſtößt es in den Baum und ſagt: ſo lange einer von beiden das Meſſer blank ſähe, gebe es dem andern gut. Dies iſt für die Heldenſage von der größten Bedeutung. Vergl.

auch über Meſſer (es bezeichnet Uebergabe liegender Güter) Rechtsalterthümer S. 170 u. 171, in anderer Beziehung ebenda S. 204 u. 936. Ueber Meſſerchen Schenken findet man bereits Einiges in den Anm. zu Eduard Mörike's Stuttgarter Hutzelmännchen.

No. 65. Der Platz im Walde. (Bairiſch.)

Das ſingende Deutſchland. No. 81.

No. 66. Der Lauterbacher. A B

Berthold Auerbach benannte nach dieſem Liede eine ſeiner Novellen, führte indeſſen nur ein paar Zeilen in derſelben an. Ich gebe hier A aus: „Vier ganz neue Lieder [mit einem Holzſchnitt und mit der No. 122]. Frankfurt a. d. O. und Berlin, Oberwaſſerſtraße No. 10, bei Trowitzſch u. Sohn," dort das dritte. B aus „Drei ſchöne neue Lieder," wo es das dritte iſt. Auch ein andrer Druck des Lauterbachers iſt mir durch die Hände gegangen. Unſre Faſſung A zeigt ſchon, wie das Lied ein bequemes Behältniß iſt für allerlei Ausgelaſſenheit, und in dieſer Art hörte ich den Lauterbacher auch, wenn mir recht iſt noch viel länger, in einer Bergmannsſtube zu Clausthal mehr jauchzen als ſingen.

No. 67. Gſätzle. A—G.

Mitgetheilt von Berthold Auerbach in der Dorfgeſch.: Die Frau Profeſſorin.

No. 68. Der Vexirjodler.

Mit dieſer Ueberſchrift als fliegendes Blatt in Druck gegeben von der Tyroler Sängerfamilie Kilian.

No. 69. Das faule Gretel.

Nach der ſchriftl. Mitth. v. W. Lehrengel in Altenau und nach einem fl. Bl.

Lieder auf verſchiedene Stände und Städte.

No. 70. Der geiſtliche Ackersmann.

Mir ſchriftlich mitgetheilt. Auch unter den geiſtlichen fl. Bl. im Beſitz von Ph. Nathuſius vorhanden und überhaupt ſehr bekannt.

No. 71. Lob des Bergbaues.

Mir auf dem Oberharz bekannt geworden, aber ſehr verbreitet. Hr. Grubendirector Kirchner, jetzt zu Eſchersleben, hörte es in Weſtphalen abweichend, wo ein alter Bergmann unter Anderm ſang, daß ohne den Bergmann keine Frau ihren Leib zieren könne. Ueberhaupt ſucht im Volksliede jeder Stand zu zeigen, wie Alles von ihm ausgeht, ſo z. B. die Leinweber. Vergl. auch das folgende Lied.

No. 72. Das Bergmannslied. A. B.

A ſchriftlich mitgetheilt von W. Lehrengel in Altenau, die im Ganzen weniger volksmäßige Faſſung B entnommen aus „Thüringen und der Harz," wo Duval das Lied gelegentlich veröffentlichte. Ich hörte es auch vor Jahren auf der Dölauer Haide bei Halle von Bergleuten ſingen. Vergl. in Simrocks Volksliedern No. 272. Zu A vergl. das in jeder Hinſicht corrupte „Tabackslied," Wunderhorn III, S. 208. (Beſſer ſteht das Lied ebenda IV, S. 86.) Es hebt an: „Wach auf! Wach auf! der Steuermann kommt!"

und im Regiſter zum vierten Bande des Wunderhorns wird zweimal (!) erklärt „Steuermann: Bergmann, Steiger.“ Daran iſt jedoch gar kein Gedanke, ſondern nur „Steier“ ſagt der Oberharzer für „Steiger.“ für „Steier“ wurde „Steuer“ verſtanden und daraus erſt „Steuermann“ gemacht! — Vergl. Hoffmann, No 227, wo ſich die erſte Strophe von A als Anfang eines Burſchenliedes findet, und No. 267.

No. 73. Der Schuhmacher.

Schriftlich von Th. Stender.

No. 74. Der Schornſteinfeger.

Mir vom Oberharze her bekannt geweſen.

No. 75. Ueberlegung. A. B.

A, mir vom Oberharze bekannt geweſen. B aus Schleswig-Holſtein, durch Hrn. F. Jacobſen in Braunſchweig.

No. 76. Hänschen im Schornſtein. A—C.

A aus dem öſtlichen Holſtein. Gleichfalls aus Schleswig-Holſtein und wenig abweichend liegt mir das Lied unvollſtändiger vor durch Güte von F. Jacobſen, jetzt in Braunſchweig. B aus Weſtphalen von Otto Seemann. Meine Mutter ſang das weitverbreitete Lied gern, wie ſie es in Wieda auf dem Unterharze gelernt haben mochte, und danach ſagte Hans:

„Mädchen, wenn Du freien willſt,
So warte noch ein Jahr;
Wenn die Bäume Kirſchen tragen
Nehm' ich Dich fürwahr.“

Vom Oberharze beſitze ich das Lied der unter B mitgetheilten weſtphäliſchen Faſſung ſehr ähnlich; das Mädchen ſagt dort zum Schluß des Liedchens:

Nein, nein, ich kann's nicht,
Ich hab' einen wehen Fuß.

C ſchriftlich von einem halberſtädtiſchen Seminariſten; zeigt den Uebergang in das vorige, „Ueberlegung" überſchriebene Volkslied (vergl. davon beſonders B), ſcheint aber äußerſt lückenhaft. Conrad Schwenck hat eine wunderliche mythologiſche Deutung des Liedes verſucht. S. Hocker, deutſcher Volksglaube in Sang und Sage (1853) Vorwort S. VIII und IX. Zu dem in einer Note unter dem Texte ſchon hochdeutſch bezeichneten Wort nipe vergl. auch Müllenhoffs Wörterbuch zur 3. Aufl. von Klaus Groth's Quickborn, S. 308.

No. 77. Die alte und die neue Mode.

Dieſes Lied, von dem wir uns noch erinnern können, wie es aufkam, möge ausnahmsweiſe *trotz ſeiner Neuheit* als ein nicht zu verachtender kleiner culturgeſchichtlicher Beitrag in dieſer Sammlung, und zwar wegen Strophe 9—21 in dieſem Abſchnitte, Aufnahme finden.

No. 78. Der reiſende Handwerksburſche.

Mündlich. Der wunderliche Refrain von dem Hut ſcheint erſt durch den Berliner Hutaufbehaltungsverein — „immer mit dem Hut" — in das wohl ältere Lied, deſſen gediegenere Poeſie in Strophe 6 namentlich noch durchbricht, gekommen zu ſein durch eine Art neuer Bearbeitung

Nr. 79. Leipzig.

Die Lindenſtadt (Strophe 1) heißt das ſchöne Leipzig oft. Man hat dies, wenn ich nicht irre, mit der ſlaviſchen Linde (slovenska lipa) in Verbindung gebracht. Zu Strophe 10 ziehen wir Jahn und Eiſelen's deutſche Turnkunſt, 1. Auflage. 1816, S. 274 an, wo es heißt: „Maſtklettern noch ſehr im Gange, auch in Schönfeld bei Leipzig." In Strophe 18 habe ich „Dukſtein" für „Tubſtein" geſetzt. Der Dukſtein wird in Königslutter (vergl. über dieſen Ort H. Pröhle, Harzſagen S. 27) gebraut und erhält ſeinen Namen von dem ſehr merkwürdigen dort vorhandenen Dukſtein, über den das zu dieſem Bier erforderliche Waſſer fließt und von dem es ſeine Eigenheiten erhält. Der Dukſtein hat aber jetzt keineswegs die in Str. 18 beſchriebenen Eigenſchaften, iſt im Gegentheil ein beſonders bei den Damen weit berühmtes mildes Getränk, das im Sommer zur Kühlung mit Zucker genoſſen wird, und gehört jetzt meines Wiſſens nicht zu den Getränken der Leipziger. Dagegen wird die urſprünglich von dem Goslarſchen Flüßchen Goſe benannte Goſe (ſ. H. Pröhle: Aus dem Harze, 1851, S. 27 und 28), die jetzt in Leipzig ſehr beliebt iſt, in dem Liede noch nicht genannt.

Volkslieder verſchiedenen Inhalts.

Nr. 80. Der ſtolze Reiter.

Dieſe [illegible] Strophen wurden von uns Schülern in Halberſtadt viel geſungen. Vergl. den Schluß des Jägerliedes „Die ſchwarzbraune Hexe" im Wunderhorn I. 36 und 37, und bei Erlach II., 530 und 531.

Nr. 81. Der Mord zu Gußlach.

Das erſte von: „Zwei ſchöne neue Lieder," fliegendes Blatt o. O. und J. im Beſitz von Philipp Nathuſius (Nr. 101). Abweichend im Wunderhorn I, S. 315—317.

Nr. 82. Der falſche Reiter.

Theils aus Lerbach, theils nach einer ſchriftlichen Mittheilung derjenigen Faſſung, in welcher das Lied vor Jahren auf norddeutſchen Univerſitäten ſehr bekannt geweſen ſein ſoll. Vergl. Wunderhorn I, 33—38. Ebenda IV, 289—291. Erlach IV, S. 13. Bei Uhland (Nr. 107, Roſenbaum), und bei Karl Simrock (Nr. 57), will ſich der Schwatzhafte vor dem Fenſter entſchuldigen:

Nächten war ich trunken,
Da redt ich nach Gedunken.

Dieſe Stelle findet ſich ſchon in den 1535 erſchienenen weltlichen Geſängen, deren Hoffmann gedenkt. Er theilte das Lied unter Nr. 113 aus Schleſien mit unter mehreren Lesarten und weiſt es auch bei den Niederländern und Wenden nach. — Verſchwiegenheit war im Mittelalter mehr noch als jetzt bei Liebesverhältniſſen erforderlich. Vergl. San Marte's Wolfram von Eſchenbach; Leo's Lehrbuch der Geſch. des Mitt. I, (1830) S. 351—353. Vergl. auch zum vorliegenden Liede unſre Anm. zu dem Liede: „Jungfrauenehre." Die letzten beiden Zeilen der 5. Strophe unſres Liedes, wie es im Text hergeſtellt iſt, lauteten in der Lerbacher Mittheilung:

Reit Du nur wieder hin, Du falſcher ſtolzer Sinn,
Und wo Du biſt geweſen, da reit auch wieder hin.

Nr. 83. Der betrogene Ehemann.

Sehr vollſtändig hergeſtellt unter Zugrundelegung einer Lerbacher Mittheilung nach dieſer und einem fl. Bl., Frankfurt a. d. O. bei Trowitzſch und Sohn, ohne Jahr, (mit einem Paar ſich auf einem Aſt ſchnäbelnder Vögel auf der Titelſeite) ſechs Lieder enthaltend, wovon das unſre das 2. iſt. Es hebt dort an: „Ich ging in meinen Stall.“ — Das Lied ſteht bereits in deutſchen Sammlungen, es iſt aber dabei auch dargethan, daß es wahrſcheinlich ſchottiſchen Urſprungs iſt.

Nr. 84. Der kleine Mann.

Schriftlich von Stender. Ein ähnliches Lied ſchon in einer gedruckten Sammlung. In Halle ſangen wir ſtatt „Hebuſa!“ „He, juchhe!“ Sehr muntere Melodie.

Nr. 85. Der Kirmesbauer. A. B.

A. Aus: Deutſche Liedertafel von Chr. G. Kayſer. 1826. 1. Theil. S. 121—123. B. Schriftlich von einem Halberſtädter Seminariſten. Der Faſſung B ähnlich hörte ich das Lied unzählige male von den Schulkindern in Hornhauſen, auch mit Oskar Schade in Wolfenbüttel unweit der Bibliothek. Dabei zeigte es ſich, daß Strophe 2 der Faſſung B, wiewohl der Inhalt dieſer Strophe in A ganz fehlt, der Kern des Ganzen iſt: vergl. dazu die Anm. des Liedes: „Die ſchöne Köhlerin.“ Vielleicht verdankt das ſcherzhafte Kirmesbauerſpiel einem dem Mailehen ähnlichen heiteren Gebrauch ſeinen Urſprung.

Nr. 86. Das Wirthshaus an der Lahn.

Schriftlich von Dr. Garthe.

Nr. 87. Der-ri-ta-rauſchet.

Fl. Bl. — Vergl. bei Hoffmann Nr. 235 und J. V. Zingerle in Wolfs Zeitſchrift I, S. 226—229.

Nr. 88. Die Spinnerin.

Aus Schleswig-Holſtein, durch F. Jacobſen.

Nr. 89. Das Apfelmädchen.

Das Lied wurde ſo in Halle vor etwa zehn Jahren von den Studenten geſungen, durch dieſe kam es, wie mir Avenarius ſagte, im Jahre 1848 ſogar unter die Leipziger Communalgarde. Wahrſcheinlich ſo wie es in Leipzig geſungen wurde findet ſich das Lied im ſingenden Deutſchland (Nr. 107). Danach wurde die 4. Strophe aufgenommen. Die Lücke zwiſchen der 5. und 6. Strophe, die dem Liede vielleicht eigenthümlich ſein wird, findet ſich dort ebenſo.

Nr. 90. Chachachachachanderei.

Mündlich aus Lerbach.

Nr. 91. Kukukerlukukukukuk.

Mündlich aus Lerbach.

Nr. 92. Lawe Lieſebette.

Schriftlich von dem Halberſtädter Seminariſten Fickert.

Nr. 93. Lau, ſchau mal an.

Drei ganz neue Lieder. Druck von Chr. Nobelsky in Salzwedel. Dort das erſte, aber als Wechſelgeſang oder Wechſelgeſpräch, indem der Gatte nach jeder neuen Aeußerung erſt gedemüthigt wird. Dies ſcheint ein Zuſatz herumziehender Sänger behufs einer Art von dramatiſcher Darſtellung, wie ſie jetzt bei ihnen beliebt ſind, und wurde daher ausgeſchieden. — Bekannt iſt das Lied: „Hans, Hans, Hans hat ſchön Jäckle an" ꝛc.

Nr. 94. Die gute Mahlzeit.

Ein fliegendes Druck-Blatt in Folio vom Ende des 15. Jahrh. enthielt zwei Gedichte, die in Wolfs Zeitſchrift, 1. Band, S. 167 und 168 von Neuem veröffentlicht wurden. Das zweite Gedicht iſt ein geiſtliches „EIN MANS LOB“ ꝛc. Das erſte iſt das von uns in den Text aufgenommene und in Bezug auf die Schreibung abgeglättete Lied. In Wolfs Zeitſchrift wird noch angegeben, daß dazu ein Holzſchnitt gehört, welcher vier Perſonen an einer Tafel ſitzend darſtellt.

Nr. 95. Spielchen.

Das zweite von „Vier ſchöne neue Lieder. Gedruckt in dieſem Jahr.“ wovon das vierte ein hebelſches Gedicht (Jetzt ſchwingen wir den Hut).

Nr. 96. Å Bischen zickers.

„Drei neue Lieder,“ gezeichnet mit der Verlagsnummer 19, welche aber 4 Lieder enthalten. Dort das Dritte. Das Lied wurde dem Herausgeber zu ſpät bekannt, um noch in einer andern Abtheilung des Buches ſeinen Platz finden zu können.

Hiſtoriſche Lieder und Soldatenlieder.

Nr. 97. Der Landsknecht-Orden.

Hier nach Soltau's handſchriftl. Nachlaſſe mitgetheilt, ohne Beibehaltung der urkundlichen Schreibung. — Vergl. Wunderhorn IV, S. 16—19, wo namentlich ein andrer Schluß, in dem Görg Graff als Verf. genannt wird.

98. Ein halberſtädtiſcher Reim aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Aus einer Halberſt. Chronik aufgenommen und durch den Zuſammenhang erörtert in der 1852 erſchienenen Geſch. d. St. Aſchersleben während des 30-jährigen Krieges, S. 116, von Hrn. Schrader. Dort wird auch S. 23 und 24 der Schandlieder gegen den Herzog Chriſtian von Braunſchweig gedacht, die auf allen Gaſſen geſungen wurden (1623). Eins von ihnen, „Biſt Du nicht der Chriſtian von Braunſchweig?“ hörte Hr. Schrader noch um's Jahr 1818 in dem Dorfe Heudeber, nördlich vom Harz, ſingen, und bezeichnet die Melodie durch: 5555 | 8531 | **65**.

Nr. 99. Vater unſer der Kölner Bauern. (1705.)

Vorgefunden in Jahns Nachlaß. Abweichend bei Soltau, gedruckt in deſſen hiſtor. Volksl., Vorwort S. LXXVI und LXXVII aus einer handſchr. braunſch. Chronik des 17. Jahrh.; ein Vater Unſer des Herzogs Ulrich aus dem 16. Jahrh. bei Soltau S. 241—242; ein heydelbergiſches und Rebellenvaterunſer aus dem 17. Jahrh. ebenda S. 460—462.

Nr. 100. Kaiſer Karls VI. Tod. (1740).

Fliegendes Blatt unter den geiſtl. fl. Bl. im Beſitz von Philipp Nathuſius: „Zwei ſchöne neue geiſtliche Lieder, das Erſte: Von dem jetzigen verſtorbenen Kaiſer Caroli. Das Andere: Etwas für Alle, ſchau wie es Dir gefalle, das iſt: Ein bewährtes Univerſal- und allgemeines Mittel wider alle Ungedult und widrige Zuſtänt, Genannt: Machs anderſt wanns kanſt. Ans Licht gebracht zu dieſer Friſt, Wo um und um viel zu leyden iſt. Im Thon: Eines friſchen Trompeter-Stücklein, nicht ſo kurzweilig zu ſingen, als nützlich zu gebrauchen. Gut und Böſes, Leben und Tod, Armuth und Reichthum kommt von Gott her, Alles kommt von Gott. Bregenz [in Tyrol], gedruckt an der Kirchgaſſen bei Nicolaus Schüßlers ſeelige Wittib.“ Daß der „jetzige verſtorbne Kaiſer Caroli“ Karl VI. iſt, der am 20. October 1740 ſtarb, ergibt ſich in geſchichtlicher Hinſicht aus Strophe 2, da wirklich noch im Todesjahre Karls VI der *ſiebenjährige Krieg* begann; aus Strophe 3, da trotz der pragmatiſchen Sanction von 1713 doch bei dem Uebergeben der Regierung an Maria Thereſia das Haus Oeſterreich damals nicht ſehr feſt zu ſtehn ſchien, und aus Strophe 5 und 7, da um jene Zeit ohne Zweifel, ſchon wegen Oeſtreichs politiſcher Lage, die Abgaben ſehr bedeutend waren. Die öſtreichiſche Monarchie hatte ſich beſonders in dem Kriege, den ſie 1737—1739 im Bündniß mit Rußland gegen die Türken führte, als im „Zuſtande eines langſamen Verfalls“ begriffen erwieſen; das vorliegende Gedicht zeigt die damalige tiefgedrückte öffentliche Meinung in Oeſterreich.

Nr. 101. Die Prager Schlacht.

Hier ſo mitgetheilt, wie es in E. M. Arndts Erinnerungen aus dem äußern Leben, 1840, S. 43 ſteht. Die von Herrn von Soltau daraus genommene Abſchrift fand ſich in ſeinem Nachlaſſe vor und er hatte dazu angemerkt: „Das Lied ſcheint hier verdorben und iſt vermuthlich unvollſtändig; ſcheint der Reimordnung nach urſprünglich in 6zeilige Strophen zu zerfallen; vergl. V. 1—6 des mittelſten Satzes.“

Nr. 102. Die Räuber vor Stralſund.

Fliegendes Blatt. Dieſe Ueberſchrift fehlte dem Liede auf demſelben und da die Dänen in Strophe 3 irreleiteten und auf einen *politiſchen* Verfall ſchließen ließen, hat das Lied viel Kopfbrechen verurſacht. Prof. Zober in Stralſund hatte aber auf meine Nachfrage nach einer ſolchen politiſchen Begebenheit in der Geſchichte von Stralſund die Güte, ſich folgendermaßen brieflich über den Inhalt dieſes hiſtoriſchen Liedes zu äußern: „Ich halte das Lied für ein Räuberlied, etwa aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts wie ich aus der Orthographie ſchließe [die freilich nur das Alter des vorliegenden Druckes, in dem das Lied dem Herausgeber vorliegt, nicht des Liedes ſelbſt, wiewohl daſſelbe gewiß auch nicht älter iſt, mit Sicherheit nachweiſen könnte]; es kann aber auch aus der Zeit zwiſchen 1770 und 1780 ſein. Die Bande, natürlich auch Wilddiebe, beſtand wahrſcheinlich aus däniſchem Geſindel, oder hatte einen Dänen zum Anführer. Sie wurden von Soldaten verfolgt, daher (Strophe 3) die Aufforderung zu tapferer Vertheidigung. Die Bande muß auf ihrem Zuge (durch Mecklenburg wahrſcheinlich) in Stralſunds Nähe gekommen ſein, das bekanntlich bis 1815 die Hauptſtadt von Schwediſch-Pommern war. Die 4. Strophe in ihrer größern Hälfte ſind Worte des erzählenden Dichters; die letzten zwei Zeilen ſind wieder Worte eines der hingerichteten Räuber. Wenn man alle alten Stralſunder Zeitungen durchleſen könnte, ſo würde ſich vielleicht ein Beweis finden für meine Behauptung.“ Wie die Ueberſchrift, ſo ſind auch die das Verſtändniß erleichternden Anführungszeichen natürlich erſt nach dieſer Erläuterung hinzugefügt.

Nr. 104. Der Ausmarſch nach Amerika.

Fliegendes Blatt Das Lied ſtammt — nach ſeinem Inhalte zu urtheilen — aus der Zeit, in welcher England mit deutſchen Hilfsvölkern ſeine amerikaniſchen Colonien niederhalten wollte. Im Anfang des Jahres 1776 ſchloß der engliſche Bevollmächtigte, Oberſt William Faucit mit der Braunſchweigiſchen Regierung einen Vertrag ab, nach dem der Herzog von Braunſchweig dem Könige von England ein Corps Infanterie von 3964 Mann und ein Corps leichter unberittener Dragoner von 336 Mann zur Dispoſition in Europa wie in Amerika ſtellen ſollte. Dieſe Truppen gingen unter Führung des Generals von Riedeſel noch in demſelben Jahre nach Amerika. Jenes Lied fällt in die Werbezeit und ſcheint von den ſchon geworbenen Soldaten geſungen zu ſein. Mit Heſſen-Caſſel ſchloß England in jener Zeit einen gleichen Vertrag ab. — Die Generalin Riedeſel begleitete ihren Gemahl nach Amerika. Die Briefe, welche ſie aus Amerika während ihres dortigen Aufenthalts von 1776—1783 nach Deutſchland ſchrieb, ſind gedruckt: „Die Berufsreiſe nach Amerika. Briefe der Generalin von Riedeſel auf dieſer Reiſe und während ihres dortigen Aufenthaltes in den Jahren 1776—1783. Berlin 1800.“ 8.

Nr. 104. Des Soldaten Klagelied.
Das ſechſte von „Sechs ſchöne Lieder. Halle, in der Dietlein'ſchen Buchdruckerei zu haben. [Nr. 26.“ [Mit einem preußiſchen Polizeiſtempel.]

Nr. 105. Die Clubiſten.
Mir abſchriftlich nach einem fliegenden Blatte mitgetheilt. Ein anderes Lied „die Preußen vor Mainz“ ſteht bei Soltau S. 567 und 568. Eine „Herausforderung der Preußen an den franzöſiſchen Bürgergeneral in Maynz“ vom December 1792, in den Halberſt. Neuen gemeinn. Bl. von 1792 4. Jahrg. 2 Band, S. 138—140. Aus der Gegend von Frankfurt wurde auch verbreitet: „An die Franken in Deutſchland, von einem freyen deutſchen Biedermann H. T. St****. Deutſchland 1793.“ Nachgedruckt zunächſt

in Magdeburg, dann in Halberſtadt auch in den Neuen Gemeinn. Bl. 2. Jahrg 1792. 2. Band. S 197—208. Es hat nicht weniger als 63 Strophen und ohne Zweifel einen gebildeten Verfaſſer, der Bürgers Ton nachahmt. Die vorletzte Strophe ſtellt eine uns nicht bekannt gewordene Fortſetzung in Ausſicht. Ein „Siegeslied, als Maynz überwunden war, den 22. Juli 1793.“ in Gleims Art, ſteht in den Neuen Gemeinn. Bl. 3 Jahrgang 1793 1. Band. S. 221—225. — Für das Hiſtoriſche zu unſerm Gedicht ſ. Leo's Geſch. der franz. Rev. (1842) S. 267, 268, 295, 296, 297. Am 21. October 1792 hatte Cuſtine, vom Elſaß her vordringend, durch eine ſchmähliche Capitulation des Generals von Gymnich Mainz erhalten. In und um Mainz hielten ſich die Franzoſen den Winter über etwa 15,000 Mann ſtark. In derſelben Zeit, wo die Armeen der Republik aus Belgien herausgeworfen wurden, begann die Bedrängung ihrer Truppen bei Mainz. Die Stadt wurde von den Preußen belagert. Am 22. Juli 1793 capitulirte Doyré, der Commandant von Mainz. „Die franzöſiſche Beſatzung erhielt freien Abzug. Ueber die Behandlung der gegen ihren Fürſten empörten mainziſchen Jacobiner ward nichts beſtimmt, als daß man die Augen zudrücken würde in Beziehung auf die, welche in den Reihen der Beſatzung mit abzögen. Am 24. ward der Ort wieder von deutſchen Truppen beſetzt und das Volk ſelbſt arretirte mehrere der Mainzer Clubiſten.“ — die ſchönen Worte unſeres Liedes:

Ihr Clubiſten tretet vor!
Wer hub euch ſo hoch empor?

zeigen uns dieſe Volksjuſtiz in einer gewiſſen Erhabenheit. Cuſtine wurde guillotinirt, weil er angeblich Mainz verrätheriſcher Weiſe übergeben habe.

Nr. 106. Na-pi-pa-poleon.

Otto Seemann ſchrieb das Lied ſo auf, wie wir es in Halle (nach einer ſehr muthwilligen Melodie) ſangen. Ein ähnliches, aber bei weitem nicht ſo friſches Lied bei Soltau, 100 deutſche hiſtoriſche Volkslieder. 1836.

Nr. 107. Napoleon und Kaiſer Alexander.

Fl. Bl. mit der Ueberſchrift: „Neue Volkslieder,“ dort das erſte. Ueber die in Str. 1 erwähnte Zuſammenkunft in Erfurt findet man jetzt merkwürdige und bis in's Kleinſte eingehende, gleichſam auch die geheimſten und flüchtigſten Gedanken der Beiden feſthaltende Aufſchlüſſe in Thiers' Geſch. des Conſulats und Kaiſerreichs.

Nr. 108. Lied der tapfern Koſacken.

Mit dieſer Ueberſchrift das 5. Lied in dem eben unter der vorigen Anm. angeführten Fl. Bl.

Nr. 109. Lied der ſchwarzen Huſaren.

Ebenda das 2. Lied.

Nr. 110. Lieder preußiſcher Soldaten. A. B.

A iſt ebenda das 4., B ebenda das 3. Lied. A liegt mir nachträglich noch mit 7 Strophen ſtatt 4 vor in: „Fünf ſchöne neue Arien. 1814.“ Der Refrain von A kommt auch bei Soltau in dem Liede S. 594 und 595 vor. Arndt benutzte ihn für ſein bekanntes Gedicht auf Blücher. Zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges ſang man:

Victoria, Victoria,
König von Preußen iſt ſchon da

Nr. 111. Hei Nümmt Rietut.

Ebenda das 6. Lied. Theodor von Neuhaus (Str. 3—7) wurde auch in Otto Müllers Roman „Bürger" auf eine ſeltſame Weiſe zu dieſem in Beziehung gebracht. Varnhagen von Enſe ſchrieb ſeine Biographie.

Nr. 112. Das ganz neue Militair-Marſchlied.

Hier nach einem Fl. Bl. „drei neue Lieder;" wovon das erſte ſchon die Ueberſchrift hat wie hier. Das Lied ſteht wenig abweichend bei Erlach, II, 457—459, wo es auch bei Büſching und von der Hagen nachgewieſen wird, und wo auch intereſſante Notizen darüber ſich finden, unter denen wir hier nur hervorheben, daß es im Weſentlichen ſchon in der Revolution der holländiſchen Patrioten vom Jahre 1787 bekannt war, ſo wie daß es 1813—1815 beſonders bei der engliſch-deutſchen Legion viel geſungen wurde. Vergl. auch Simrock Nr. 288.

Nr. 113. Die luſtigen Hannoveraner.

Mündlich. Hat eine ſehr anziehende und gar nicht gewöhnliche Melodie. Wird von den Goslar'ſchen Jägern viel geſungen. Vergl. das Heſſiſche Soldatenlied „Ihr luſtigen Soldaten, ſeid ihr alle beiſammen?" bei Simrock Nr. 303. Iſt mir von Guſtav Adolf Leibrock aus Blankenburg auch als braunſchweigiſches Soldatenlied mitgetheilt: „Ihr luſtigen Braunſchweiger ſeid Ihr alle beiſammen?"

Nr. 114. Straßburg.

Ich hörte das allbekannte Lied in dieſer Faſſung als Kind zu Roklum im Halberſtädtiſchen. Statt „alſo ſehr" in Strophe 7 lies „gar zu ſehr." Vergl. Hoffmann Nr. 231. Wunderhorn IV, S. 83 u. 84. Sehr klagende Melodie.

Nr. 145. Der Deſerteur.

Sehr bekannt. Hier nach „Drei neue Lieder,“ (worauf aber vier Lieder), bezeichnet mit Nr. 49. Dort das erſte. Im Wunderhorn I, S. 152 ſcheint die 4. Strophe des Liedes willkührlich geändert.

Geiſtliche Volkslieder.

Nr. 146. Das geiſtliche Vogelgeſang.

Unter den fliegenden Blättern im Beſitz des Herrn Philipp Nathuſius, und dort betitelt: „Das geiſtliche Vogelgeſang oder Betrachtung der Allmacht des weiſeſten Schöpfers in Hervorbringung unterſchiedlicher Vögel in Reimen gebracht und mit Sittenlehren begleitet. In ſelbſt eigen beliebiger Melodie zu ſingen. Gedruckt in Vogelsberg. 1792.“ Varianten dazu bereits im Wunderhorn III, Seite 357—367 und mit der Angabe: „Im Thon: Wie der geiſtlich Dannenbaum“ ebenda IV, 277—289. Dieſer Druck iſt aus dem 17. Jahrhundert, aber kaum alterthümlicher als der unſre aus dem 18. Eine ſonderbare, dort ſtehende Strophe auf den Storch fehlt bei uns. Ferner ſteht von unſerm Liede eine Variante im 3. Bande des Wunderhorns. Im geiſtlichen Liede: „Der heiligſten Dreifaltigkeit“ (unter den fliegenden Blättern im Beſitz des Herrn Philipp Nathuſius das 3. von „Vier ſchöne neue Geiſtliche Lieder, Gedruckt in Neuburg im Jahr 1772“ handelt die 3. Strophe ſehr hübſch von den kleinen Waldvögelein. Manches von dem, was über die einzelnen Vögel geſagt wird ſpielt offenbar auf volksthümliche Worte an, wodurch der Geſang der einzelnen Vögel nachgeahmt wird. Vieles derartige enthält meine bald in Druck erſcheinende Erzählung „die Finkler vom Oberharz.“ Doch erinnert nur das, was im geiſtlichen Vogelgeſang von der Schwalbe geſagt wird, ſpeciell an das dort mitgetheilte Schwalbenlied. Kürzer iſt das Schwalbenlied ſchon mitgetheilt in Kuhn und Schwarz, Norddeutſche Sagen, S. 453. Dies diene zur Ergänzung deſſen, was Reinhold Köhler unter der Ueberſchrift „Schwalbenſprache“ in Wolfs Zeitſchrift, II. Band, S. 114—116 und ein Ungenannter ebenda I, S. 239 ſchon zuſammengeſtellt hat. — In dem Capitel des Froſchmäuslers: „Daß auch die Bienen und andre Thiere ihren König haben“ heißt es:

Solchen Auſzug nimmt der König für,
Wenn die Holderblüth' kreucht herfür,
Und im Dorff ruft der Widewohl:
Pfingſten iſt da, Bau'r dei'n Bier hohl.

Pfingſtbiere werden noch im Halberſtädtiſchen gefeiert; über widewal, witewal (Goldamſel, Pfingſtvogel) ſ. Ziemann, mhd. Wörterbuch, S. 659. — Die Vogelſtimmen in menſchliche Worte zu faſſen iſt einmal ſehr prätentiös von Frankreich aus verſucht worden. — S. auch „Wat man warrn kann, wenn man blot de Vageln richti verſtan deit. En Märken“ in Klaus Groth, Quickborn, 3. Aufl. S. 9—12. — Ein Jude, Namens Levy aus Kurheſſen verſteht (angeblich 72) Thierſtimmen, am beſten von Vögeln, täuſchend nachzuahmen. Er lernte dies von einem Juden aus Amſterdam und lebt von ſeiner Kunſt, indem er auf norddeutſchen Volksfeſten umherreiſt.

No. 117. Wächterruf.

Fliegendes Blatt im Beſitz von Philipp Nathuſius (No. 87): „Vier ſchöne geiſtliche Lieder. Das erſte:

Still o Erden, ſtill o Himmel, Euer Gott liegt in der Ruh. Das andere: O du Morgen, o du Morgen, die Welt auf dich närriſch hofft. Das dritte: Ihr Herren und Frauen laßt euch ſagen. Das vierte: Um achte betrachte, daß jetzund das Leyden. Gedruckt in dieſem Jahr.“

No. 118. Die Mutter Gottes von Einſiedeln.

Dies ſchöne Wallfahrtslied entnehmen wir den geiſtlichen fliegenden Blättern im Beſitz des Hrn. Philipp Nathuſius in Neinſtedt (No. 46): „Vier ſchöne Geiſtliche Neue Lieder. Das Erſte: Wie hell leucht der Mond ꝛc. Das Andere: Wer ſolt betrübet ſeyn, der liebt Maria rein, ꝛc. Das Dritte: Sieh an, o Mutter mein, ſieh an, o Jungfrau rein, ꝛc. Das Vierte: O Noth! O Pein! O Schmertzen! O liebſter Jeſu mein! ꝛc. Jedes in ſeiner eignen Melodey zu ſingen. Gedruckt in dieſem Jahr.“ Die reiche Benedictinerabtei von Einſiedeln im Canton Schwyz wird wegen ihres wunderthätigen Marienbildes, beſonders den 14. September († Erhöhung) häufig beſucht und 1817 waren an dieſem Tage 20,000 Wallfahrer dort beiſammen. — Das Loblied auf Maria: „Die ſchönſte aus allen“ (fliegendes Blatt im Beſitze von Ph. Nathuſius, No. 101) iſt im gleichen Versmaße wie das hier mitgetheilte Loblied auf die Mutter Gottes von Einſiedeln, und enthält auch ſchöne Stellen, kommt indeſſen dem Wallfahrtslied „Zu Maria im grünen Thal“ (Ach Freuden über Freuden, in: Drei ſchöne geiſtl. Lieder. O. O. u. J. Ebenda No. 50) an Werth nicht gleich.

No. 119. Die Braut von Großwardein.

Hier nach einem fl. Bl. mit dem Titel „Eine ſonderbare und merkwürdige Wundergeſchichte, ſo ſich in Groß-Wardein begeben u. ſ. w. Nebſt einem angehängten geiſtlichen Liede: Liebſter Herr Jeſu, wo bleibſt Du ſo lange? u. ſ. w. Im Text: Mein ſchönſter und beſter Freund unter den Leuten," in etwas berichtigt nach einem fl. Bl. o. O. u. J. von gleicher Ueberſchrift, das nur dieſe Geſchichte enthält und die Melodie angiebt, wie ſie über unſerem Texte ſteht. — Das Lied, wie es bei uns vorliegt, findet ſich auch, nur im Ausdruck abweichend, als fliegendes Blatt im Beſitz von Ph. Nathuſius, No. 85, zuſammengedruckt mit: Grüßt ſeyſt Du Maria. Und ebenda unter No. 64: Ein ſchönes Lied von der Braut Chriſti. Unſer Text wurde auch verbeſſert nach dem Abdruck des Liedes in J. A. C. Göze's nützlichem Allerlei, 3. Band, S. 303—309. — Vergl. Wunderhorn I, S. 73—78; auch das ſchwungvollere Lied „Des Sultans Töchterlein und der Meiſter der Blumen," ebenda S. 15—18. Am Sinnlichſten, doch ſehr rührend, iſt die verwandte Geſchichte von Jeſus dem Blümelmacher, der zuletzt in einem Nonnenkloſter verſchwindet, ſ. Uhlands Volkslieder No. 331.

No. 120. Von der heiligen Katharina.

Aus den geiſtlichen fliegenden Blättern im Beſitz von Philipp Nathuſius, No. 73: „Sieben ſchöne geiſtliche Lieder. Das Erſte: Ein ſchönes Lied vom ewigen Jud" u. ſ. w. Ohne Ort und Jahr. Dort das 6. Lied. Nathuſius hat zu dieſem ſchönen Liede ſchon handſchriftlich folgende Hinweiſungen angemerkt: „Geiſtl. Volksl. pag. 197; Erk, d. Volksl. mit Melod. vgl. Simrock p. 150." Vergl. auch W. v. Plönnies, Volksgeſang im Odenwald, in Wolfs Zeitſchrift I, S. 94, wo das Lied auch in den Verszeilen anders abgetheilt iſt als bei uns.

No. 121. Von der heiligen Barbara.

Aus der Sammlung fliegender Blätter, geiſtl. Volkslieder enthaltend, im Beſitz von Philipp Nathuſius. Die Legende iſt darin nicht weniger als viermal, ſtets ohne Ort und Jahr, gedruckt. Ich gebe den mir am urſprünglichſten ſcheinenden Text des fliegenden Blattes: „Vier neue geiſtliche Lieder. Das Erſte: Sey gelobt und hoch geprieſen, heiligſte ꝛc. Das Zweyte: O Sünder, mach dich auf ꝛc. Das Dritte: Gelobt ſey Jeſus Chriſtus, in alle ꝛc. Das Vierte: O heilige Barbara," das in der Nathuſiusſchen Sammlung mit No. 40 bezeichnet iſt. No. 28 und 29 der Nathuſius'ſchen fliegenden Blätter ſind nur andere Auflagen deſſelben fliegenden Blattes, aber in No. 28 hat die Sprache der betreffenden Legende Härten und Verſtöße gegen das Versmaß, die, da ſie in No. 40 zum Theil fehlen, wahrſcheinlich erſt durch einen ſchlechten Druck hineingekommen ſind; in No. 29 ſcheint dann eine unglückliche neuerungsſüchtige Hand Härten hinausbringen zu wollen. Der vierte Druck der Legende findet ſich in dem fliegenden Blatte No. 72: „Drey geiſtliche Lieder. Das Erſte: Reinſte Jungfrau, o betrachte ꝛc. Das Zweyte: Die Schönſte aus allen ꝛc. Das Dritte: O heilige Barbara ꝛc." und ſteht dem in No. 28 an Werth ungefähr gleich.

No. 122. Johann von Nepomuk. A. B.

Aus „Sieben ſchöne geiſtliche Lieder. Das Erſte: Freu dich, beglücktes Hirtenleben, es ꝛc. Das Zweyte: Johann von Nepomuk. Das dritte: Ich ſuch mein Nahrungsweid. Das Vierte: Gibt viel Waſſer zwar auf Erden. Das Fünfte: Sanct Johann Nepomuce, meines ꝛc. Das Sechſte: O Sanct Johann ꝛc. Das Siebente: Unſchuld zum Streit, ziehe die Waffen ꝛc. Gedruckt 1789." Alle 7 Lieder, wovon noch das 4., hier nicht mitgetheilte recht gut iſt, beziehen ſich auf den heiligen Nepomuk. Das fliegende Blatt befindet ſich (unter No. 82) im Beſitz von Philipp Nathuſius, welcher zu dem 1. der in der vorliegenden Sammlung mitgetheilten Nepomuklieder bereits eine Hinweiſung auf Hoffmann von Fallersleben No. 292 angemerkt hat. Kühne's Europa berichtete neuerdings einiges über die Sage vom heiligen Nepomuk, wonach dieſer jetzt mit Johannes Huß (!) im Gedächtniß des böhmiſchen Volks halb verſchmolzen wäre und die Sage von dem Schutzheiligen der Verſchwiegenheit ſich außerdem frivol entwickelt hätte. Das 2. der von uns mitgetheilten Nepomuklieder iſt zwar ein etwas mattes Wallfahrtslied, indeſſen beſonders wegen des in der 7. Strophe vorkommenden Ausdrucks: Höllenwolf bemerkenswerth, der durch das Bild, in dem Johann als Schäfer erſcheint, ſein mythologiſches Intereſſe nicht einbüßt.

No. 123. Von der himmliſchen Freuden. Aus den fliegenden Blättern im Beſitz von Philipp Nathuſius, No. 49, Drey ſchöne neue Geiſtliche Lieder. Das Erſte: Der ſchmerzhafte Kreuzweg. Das Zweyte. Mariam zu lieben iſt allzeit mein Sinn. Das Dritte. Wir genieſſen die himmliſche Freuden. Augsburg, bey Franz Xaver Endres ſel. Erben." Ohne Jahr. Steht, als „bairiſches Volkslied" bezeichnet aus Nicolai's kleinem feinem Almanach II,

S. 88, im Wunderhorn I, S. 365 und 366. Dort fehlen die bei uns ſtehenden Strophen 7, 8, 11, 12, 13. Nathuſius merkte nachfolgende Hinweiſungen an: „Erk. Volksl.; vergl. auch Kretſchmar I, No. 157, II, No. 347.“ — Michael (Str. 11) war nach Daniel 10, 13 Anführer einer Engel-Kohorte und Schutzengel. Ferner vertheidigt er das jüdiſche Volk gegen den Satan, ſtreitet mit dieſem um den Leichnam des Moſe und ſtreitet mit ihm Offenb. Joh. 12, Kap. 7 unter dem Bilde der Schlange (vergl. Wichmann's neue bibl. Handconcordanz, Ausgabe von 1806, II, S. 200.)

Zwei geiſtliche Komödien.

No. 124 und 125.

Bekanntlich iſt die katholiſche Kirche gegen geiſtliche Komödien, in denen wir die erſten Anfänge des Drama's zu achten haben, ſehr tolerant, oder war es wenigſtens bis vor Kurzem. Daß ſich indeſſen dieſe Darſtellungen in einer ausſchließlich proteſtantiſchen Gegend, auf dem Oberharze, erhalten konnten, bleibt immer merkwürdig. Ich höre, daß ſie erſt ſeit einigen Jahren verboten ſind und daß namentlich „das heilige Dreikönigsſpiel“ verfolgt wird. Hatten doch meine Erzähler es mir lange verheimlicht, und verſtanden ſich endlich ſchwer dazu, es mir mitzutheilen, aus Furcht, dadurch in unangenehme Händel verwickelt zu werden! Und doch iſt zur Verfolgung dieſes erbaulichen Stückes nicht der geringſte Grund vorhanden. — Das „geiſtliche Schau- und Singſpiel von den zehn Jungfrauen, aufgeführt zu Eiſenach am 24. April

1322, deſſen Erfolg ein tief tragiſcher war, da Inhalt und Darſtellung den Landesherrn Friedrich den Freudigen, Landgrafen zu Thüringen, Markgrafen zu Meißen ſo mächtig erſchütterten, daß er in Schwermuth verfiel“ gibt Bechſtein heraus.

Einige Zuſammenſtellungen über ältere Darſtellungen der Geburt Chriſti gab Nathanael Fiſcher in ſeinem Aufſatz „vom Urſprung der Weihnachtsgeſchenke“ in den Halberſt. gemeinn. Bl. von 1786, 3. Quartal, 113—128. Aus M. Carol Seyffarts, Kaiſerl. gekrönten Poeten poetiſchem Glückstopf (Jena 1671) werden Auszüge gegeben. In der 1. Scene tritt ein Engel auf und verkündigt die Ankunft des Heil. Chriſts, erwähnt auch „Ruprecht anitzo ſelbſt draußen ſitzt.“ In der 2. Scene kommt der heil. Chriſt, Petrus, Andreas, Thomas und drei Engel. Chriſtus ſpricht in Alexandrinern, Petrus und hernach Andreas verklagen die Kinder und wollen ſie dem Ruprecht geben. Ruprecht läßt ſich draußen hören und ſpricht:

Ich, der ich Thomas bin, kann faſt es gar nicht gläuben,
Daß es die Jugend ſollt' ſo übermüthig treiben u. ſ. w.

Ein Examen rettet die Kinder und jeder Engel ſagt einen Vers, z. B. der zweite:

Seht, ihr Kinder, wie geſchmücket
Mich der liebe heil'ge Chriſt.
Schaut wie ſchöne funkelt, blicket
Alles umb mich jeder Friſt.
Seid doch fromm und ohn' Getümmel,
Daß ihr auch einſt kommt in Himmel.

Und endlich gehen allerſeits mit einer ſchönen Muſik, wie ſie kommen, wieder ab. — Ebenſo wird über M. David Trommer's Kurtze Chriſt-Comödie in ſeiner Nickeriſchen Poeſie, Dresden 1670 berichtet. Im Eingangsliedchen bezeugt Chriſtus, daß er den Kindern zu Liebe von ſeinem Thron gekommen ſei, aber ſein unverdroßner Knecht Rupert habe Klage wider ſie gebracht, die dieſer auch in Gegenwart der Kinder wiederholt. Er klagt unter Anderm über der Kinder

Feine warme Semmel kauffen,
Hinter ſein der Schule gehen,
Und mit Lügen aus ſich drehen,

wie auch der erſte und der andre Hirt (Bruder Nickel, Nicolaus?) in unſerm heil. Dreikönigsſpiel ſchließlich das Verhältniß der Kinder zur Schule bekritteln. Rupert will die Kinder ſchon in den Sack ſtecken, da tritt ihm Michael in den Weg, und Petrus ſagt, daß Kinder nicht immer in den Schranken leben könnten:

Herr, das wirſt Du (Chriſtus) ſelbſten wiſſen, (!!)
Und jetzt dran gedenken müſſen.

Auch Niklas legt Fürbitte ein, und endlich ſpringt Rupert auf Chriſti Geheiß nach dem draußen ſtehenden Wagen und holt Aepfel, Nüſſe u. ſ. w. herbei. Gabriel, der auch im Zuge iſt, hält noch eine Nachrede und es folgt das Abſchiedsliedchen:

Zeuch hin, Du werther heil'ger Chriſt,
Wo Du in Deinem Reiche biſt;
Zeuch hin, da tauſend Engelein
Umb Deinen heil'gen Zepter ſein u. ſ. w.

Fiſcher bemerkt „mit inniger Betrübniß,“ daß ſelbſt in Halberſtadt Knecht Ruprecht und Niclas noch zuweilen (1786) ſein Weſen treiben ſolle, vermuthet, daß vielleicht das Chor- und Currendeſingen, das allerdings an der Weihnachtszeit am Meiſten haftet (das ſog. Neujahrſingen wird auf den niederſächſiſchen Dörfern erſt jetzt abgeſchafft) aus ſolchen Umzügen entſtanden ſei und auch daß die Ausdrücke: zum heiligen Chriſt beſcheren, den heiligen Chriſt beſcheren, daher rühren, weil, wie wir in Trommer's Chriſtkomödie ſehen, in ſolchen Darſtellungen zuletzt Chriſtus ſelbſt beſchert. „Die Idee von dieſen mitzubringenden Geſchenken — ſagt Fiſcher — entſtand auch vielleicht aus der Erzählung von den Morgenländiſchen Weiſen und ihren Geſchenken; und eben daher auch vielleicht die Idee von den Knechten, die Chriſtum begleiten. Wenigſtens ſagt ein altes Märchen, daß einer von dieſen Dreien aus Mohrenland geweſen ſei, und ebenſo wird er auf vielen alten Bildern gemalt." Jedenfalls kann es keine Frage ſein, daß dieſe Weihnachtsumzüge, ſo weit ſie auf volksthümlichem Grunde beruhen, noch mit dem alten Umzuge der Götter zuſammenhängen. Das beweiſt uns namentlich der Wagen, der durch die Verbindung mit den Knechten ſehr bedeutſam wird, und der keine Erfindung der nickeriſchen Poeſie iſt: zu Roklum im Halberſtädtiſchen legten wir Kinder Steine auf die Landſtraße, damit der Weihnachtsmann mit ſeinem Wagen umwürfe und ſeine Schätze dortlaſſen müſſe. — In K. v. Zittwitz' Chronik der Stadt Aſchersleben (1835) wird S. 108 zu dem Jahre 1557 angemerkt: „Unter die damaligen beſondern kirchlichen Gebräuche und Gewohnheiten, welche von früherer Zeit ihren Urſprung hatten, gehörte auch die Aufführung religiöſer Komödien, welche beſonders Charfreitags und zur Oſterzeit aufgeführt wurden.

Es beſaß vermuthlich jede namhafte Kirche hierzu ihre Kleiderſammlungen u. ſ w. Man war derſelben nicht bloß an den chriſtlichen Hauptfeſten, ſondern auch bei feierlichen Hochzeiten benöthigt. Der Cantor figurirte nämlich dabei auf Verlangen die Brautmeſſe, d. h. er führte dabei ein auf die Hochzeit bezügliches Drama auf, und erhielt dafür, außer der Brautſuppe, die er mit ſeinen Schulgeſellen theilen mußte, noch ein Geſchenk in baarem Gelde. Figurirte er aber nicht, ſo erhielt er auch nur die Suppe. Im Jahre 1539 ſchrieb deßhalb ein Aſchersleber Bürger an die Bürgerſchaft zu Wernigerode folgenden Brief: Meine freundlichen gefliſſenen Dienſte zuvor! Ehrſame und Weiſe beſondere gute Freunde! Ich ſehe aus Ew W. Schreiben, daß Eure Bürgerkinder künftige Oſtern was zu agieren fürhaben, wozu ſie einiges Geräthe benöthigt ſind, mit Bitte, was davon bei uns vorhanden zu leihen. Nun habe ich mich zwar darnach erkundigt; allein es iſt faſt verloren gegangen; ſonderlich der Anzug des Todes und des Lucifers. Ich überſende Ew. W. jetzt nur 2 Masken, 1 Krone, 2 Zepter, 2 Paar Flügel, 1 Teufelsſtange. Zum Ornat des himmliſchen Vaters haben wir eine Chorkappe aus der Kirche genommen, ſammt einen Zahn und grauen Bart, welches jedoch ebenfalls nicht vorhanden iſt. Sollte noch etwas zu bekommen ſein, was den Eurigen dazu dienlich, ſoll es willig geſchickt werden. Und bin ich übrigens Ew. W. zu dienen ganz will und gefliſſen. Datum Mittwochen nach Mariä Verkündigung 1539. Marcus Müller, Bürger zu Aſchersleben. [Im Jahre 1537 war Marcus Müller regierender Bürgermeiſter.]“ Die im Obigen erwähnte Brautmeſſe war auf dem Harze noch im vorigen Jahrhundert gebräuchlich, ſcheint jedoch damals keine dramatiſche Aufführung mehr geweſen zu ſein. Vergl. Heinrich Pröhle „Der Pfarrer von Grünrode. Ein Lebensbild. Leipzig, Avenarius u. Mendelsſohn 1852.“ 1. Theil. S. 14. In der Moritzſtiftskirche zu Halberſtadt wurde von Choriſten im achtzehnten Jahrhundert die heilige Paſſion aufgeführt. Perſonen waren Evangeliſten, Apoſtel, der Verräther Judas u. ſ. w. Als der letzte Ausläufer dieſer geiſtlichen dramatiſchen Darſtellungen im Halberſtädtiſchen kann die Darſtellung der Trinität am Sonntage nach Pfingſten in einer Dorfkirche durch drei Cantoren betrachtet werden. Sie beſtand im achtzehnten Jahrhundert in der Abſingung des Liedes: Ich gläube an einen Gott allein. Jede der drei Perſonen ſang eine beſtimmte Stelle und bei den Worten: „Ich glaube, daß erhalten werd, Ein allgemeine Kirch auf Erd“ reichten ſie ſich die Hände. (Vergl. Pfarrer von Grünrode, zweiter Theil, 18. Kapitel. Halberſtädt. Intellig. Bl. 1854. No. 90, Beilage.) Bei den oben erwähnten Darſtellungen auf Hochzeiten trat ohne Zweifel auch Lucifer oder der Teufel auf. Es iſt daher intereſſant, daß er ſich nach vielen Liedern und Sagen wirklich auf Hochzeiten zeigt. Vergl. die Anmerk. zu der Ballade „Der Schäfer.“ L. A. Frankl theilt in Gutzkows Unterhaltungen am häuslichen Heerde, 1854, Nr. 24, ein kurzes Stück „Dorota“ mit, das er in Kremſier von Kindern aufführen ſah und aus dem Slaviſchen überſetzte. Die Perſonen ſind: Ein König, ferner Theophil, Dorota, zwei Henker, ein Engel, der Teufel. Alle treten zugleich auf. Dorota ſoll auf Befehl des Königs enthauptet werden, die Henker halten bereits die

Schwerter gekreuzt über ihrem Haupte. Ein Engel kommt, ſingt ein Lied und verhindert die Hinrichtung. Dann ſingt auch Theophil ein Lied. Der Teufel raſſelt während des ganzen Spiels mit Ketten und ſpielt Würfel. Zuletzt ruft er aus: „Der Würfel fiel funfzehn!“ und nimmt den König. Urſprünglich holte er wohl den Theophilus. Das Ganze ſcheint ohnehin ſehr unvollſtändig. — Unſer Schwertfechterſpiel und unſer heiliges Dreikönigsſpiel hängen nahe zuſammen, wiewohl jedes vollkommen ſelbſtändig iſt. Das Schwertfechterſpiel, welches wohl nur aus Mißverſtändniß auch eben ſo oft das Schwertfegerſpiel heißt, enthält ohne Zweifel die älteſten Züge: der Kern des Ganzen, in wiſſenſchaftlicher Hinſicht, iſt offenbar der Schwerttanz, der nach Grimm auch in Heſſen bekannt iſt. Beide von echtem Volkshumor durchdrungene Spiele erhielt ich durch einen Bergmann aus Clausthal. Es ſcheint, daß nur die erhabenen Stellen in hochdeutſcher Mundart oder wenigſtens in dem oberdeutſchen Dialekt der harziſchen Bergleute geſprochen werden, die Reden der Bauern oder Hirten aber in plattdeutſcher Sprache. Allein da die bergmänniſche Bevölkerung eben das Platt nicht zu ſprechen verſteht, ich ſelbſt aber nur das Platt aus dem Halberſtädtiſchen, nicht aus der Gegend des Weſtharzes in meiner Gewalt habe, ſo mußte ich, um nicht einen ſprachlichen Miſchmaſch zu geben, auch die Bauernreden hochdeutſch aufſchreiben und nur an einigen charakteriſtiſchen Stellen, wo das Platt mir weſentlich ſchien, habe ich es gleichſam andeutungsweiſe beibehalten. Intereſſant iſt, wie neuere Könige mehr oder weniger die Könige aus Mohrenland verdrängt haben. Der König von England ſteht über den andern, wobei man an das Verhältniß Hannovers zu England und daran, daß wir das Stück aus dem Hannöverſchen mittheilen, denken muß. Vergl. zu dem Dreikönigsſpiel den kurzen „Aufzug der heiligen Dreikönige an den neuen Jahrstagen,“ den Erlach wie es ſcheint aus Docens Miscellaneen und den Weimariſchen „Curioſitäten,“ von 1814 zuſammenſtellt und der nach ſeiner Angabe in Thüringen und anderswo etwa um 1780 oder 1790 polizeilich unterdrückt wäre. Die Worte „Ein Kindelein ſo löppelich,“ mit denen Joſef im heil. Dreikönigsſpiel beginnt, bis zu „So wären wir zumal verlorn“ ſind der Anfang eines geiſtlichen Liedes, das ich S. 181 u. 182 des Buchs „Zum ſüßen Jeſus-Gedächtniß“ (Hamburg 1688), wo es 4 Strophen hat, finde. Im „Geiſtlichen Liederſchatz“ ſteht das Lied „Ein Kindelein ſo löbelich“ ein wenig moderner als im ſüßen Jeſusgedächtniß und dort wird auch dazu bemerkt: „Nach dem lateiniſchen: Dies est laetitiae. Vers 1 [alſo auch die Joſef in den Mund gelegten Worte] länger als 100 Jahre vor Luther bekannt; die andern Verſe ſpätern Urſprungs.“ — Das Lied „Ob ich gleich ein Schäfer bin“ iſt von mir verglichen mit dem Texte, den es in dem handſchriftlichen „Arienbuch pro Madem. Chriſtiana Sophia Albrechtin in Leipzig 1754“ hat, ſo wie in dem großentheils dieſelben Lieder enthaltenden, gleichfalls handſchriftlichen „Arienbuch vor Johann Andreas Freytag. Wernigerod 1756. Als beſonderes Lied ſteht es auch bei Hoffmann No. 266, wo man die Anm. mit den eben angegebenen Jahreszahlen vergleiche. In dem zweiten dieſer Arienbücher findet ſich auch ein dem Charakter nach verwandtes „Schäffer Lied“ von 6 Strophen, wovon die 1. beginnt „Morgens wenn ich früh aufſteh“ und die 6. ſchließt: „Kommt das Scheiden und die Nacht zu bald.“

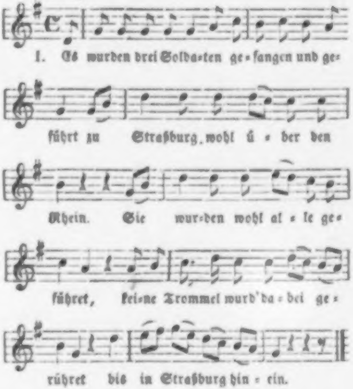
Auf die Vergleichung mit Gervinus Geſchichte der deutſchen Dichtung, 4. Aufl., wo Alles leicht aufzufinden iſt, wird ſowohl zu dem eben Zuſammengeſtellten, als auch wegen des dort über das hiſtoriſche Volkslied und das Volkslied im allgemeinen Geſagten im Ganzen verwieſen.

Wie auf dem Oberharze, ſo finden auch unweit Preßburg in Ungarn zu Weihnachten von den Deutſchen dramatiſche Darſtellungen ſtatt, über welche ich beim Abſchluſſe des Druckes vorliegender Sammlung noch intereſſante Mittheilungen von Profeſſor Karl Julius Schröer (dem Herausgeber der Geſchichte der deutſchen Literatur, Peſth bei Heckenaſt) erhalte. Er nennt die Stücke „Das Dreikönigſpiel oder König Herodes“ und „Das Paradeisſpiel und Chriſti Geburt.“ Dieſe Stücke, die ſich durch ihre Vollſtändigkeit auszeichnen, hat Schröer in höchſt löblicher Weiſe mit den zugehörigen Gebräuchen geſammelt und zum Abdruck in einer meiner Sammlungen beſtimmt. Einen werthvollen Bericht über die Stücke gab er bereits in den Bl. f. Kunſt und Literatur, Beilage zur Wiener Ztg. 1854. No. 3.

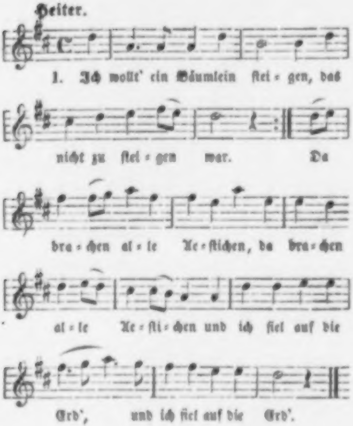
Drei Melodien von Volksliedern.

Die drei Soldaten. (No. 16.)

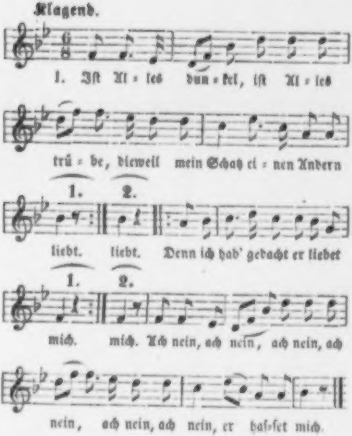
Bewegt.


1. Es wurden drei Solda-ten ge-fangen und ge-
führt zu Straßburg, wohl ü-ber den
Rhein. Sie wur-den wohl al-le ge-
führet, kei-ne Trommel wurd' da-bei ge-
rühret bis in Straßburg hin-ein.

Bäumlein ſteigen. (No. 33)


Heiter.
1. Ich wollt' ein Bäumlein ſtei = gen, das
nicht zu ſtei = gen war. Da
bra = chen al = le Ae = ſtichen, da bra = chen
al = le Ae = ſti = chen und ich fiel auf die
Erd', und ich fiel auf die Erd'.

Trübſinn. (No. 35.)


Klagend.
1. Iſt Al = les dun = kel, iſt Al = les
trü = be, dieweil mein Schatz ei = nen Andern
1. 2.
liebt. liebt. Denn ich hab' gedacht er liebet
1. 2.
mich. mich. Ach nein, ach nein, ach nein, ach
nein, ach nein, ach nein, er haſ=ſet mich.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Unterharziſche Sagen.

Unterharziſche Sagen.

Mit

Anmerkungen und Abhandlungen

herausgegeben

von

Dr. Heinrich Pröhle.

Aſchersleben,
Verlag von Oſkar Fokke.

1856.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sr. Erlaucht

dem

Herrn Grafen Botho zu Stolberg-Wernigerode

unterthänigſt gewidmet.

„Die volkssage will aber mit keuscher hand gelesen und gebrochen sein. wer sie hart angreift, dem wird sie die blätter krümmen und ihren eigensten duft vorenthalten. in ihr steckt ein solcher fund reicher entfaltung und blüte, dass er auch unvollständig mitgetheilt in seinem natürlichen schmuck genugthut, aber durch fremden zusatz gestört und beeinträchtigt wäre. wer diesen wagen wollte, müste, um keine blösse zu geben, in die unschuld der ganzen volkspoesie eingeweiht sein, wie der ein wort zu ersinnen ausgienge, in alle sprachgeheimnisse. aus elben elfen machen heisst unserer sprache gewalt thun; an farbe und gehalt der mythen selbst ist sich noch schonungsloser vergriffen worden. man meinte die volkssage zu überbieten, und ist immer hinter ihr geblieben; nicht einmal soll da, wo sie lückenhaft vortritt, eine ergänzung vorgenommen werden, die ihr wie alten trümmern neue tünche ansteht, und mit ein paar strichen schon ihren reiz verwischt. ihre manigfaltigkeit in der einstimmung überrascht, an unerwarteter stelle spriessen verschönernde nebenzüge, doch nicht auf jedem boden geht sie üppig hervor und erzeigt sich streckenweise mager oder spröde; zumal belebt ist sie da, wo reime und formeln in ihr auftauchen. ergibigste ausbeute scheinen die samlungen zu gewähren, die mitten in einer sagenreichen landschaft sich erhebend aus ihr nach allen seiten sorgfältig schöpfen, ohne weit die grenze zu überschreiten; so hatten Otmars Harzsagen ein günstiges feld vor sich, das wol in gleich eingehaltner schranke nochmals durchzogen zu werden verdiente."

Jacob Grimm am 28. April 1844.

Inhalt.

Vorwort XVIII

Sagen von Thale und der Roßtrappe.

1 — 2. Hünen und Rieſen im Bodegebirge . . . 1
3 — 5. Die Sage von der Roßtrappe 2
6 — 7. Das Bärensdorf 3
8. Fahle Hölle 3
9 — 10. Der ſtille Sumpf und der Warnſtedtſche Teich 4
11—12. Die Siebenſpringe 4
13—18. Der Mönchenſtein vom Kloſter Wendhauſen 5
19. Die Linde am Bodekeſſel und der Zwerg . 6
20. Pfingſtopfer an der obern Mühle bei Thale . . 6
21—23. Nickelmänner und Waſſermänner in der Bode . 7
24—26. Die Zwerge im untern Bodethale . . . 7
27. Die Mahleiche 8

Sagen von Alten-Brak, von der Schönburg und von Treſeburg.

28—31. Die Nahrungsgeiſter von Alten-Brak . . . 9
32. Der Brunnen auf der Schönburg . . . 10
33. Kegelſpiel auf der Schönburg 11
34. Oſterfeuer auf der Schönburg . . . 11
35—37. Der Haſenteich bei Alten-Brak . . . 11
38. Die Spukeiche 12

Sagen vom Rübeland und der Baumannshöhle.

39. Der Ziegenbock auf der Weiſtenkirche . . . 13
40. Die Hundekirche 13
41. Der ſchwarze Mann zwiſchen der Rapbode und der alten Burg 13
42. Die Jungfer auf der alten Burg bei Rübeland . 14
43—44. Hüttenkobolde 14
45—46. Geiſter in der Baumannshöhle 14

Sagen von Quedlinburg.

47. Der Vogelheerd bei Quedlinburg 17
48. Henrich der Vogler und die Stadt Quedlinburg . 17
49. Das Ritterfeld 18
50. Vom Kirchenraube 19
51. Sanct Anna und die Mutter Gottes . . . 20
52. Von der Nicolai-Kirche 20
53. Von dem Marienkloſter auf dem Berge Sion (Monſionberge, Münzenberge) 22
54—59. Das wilde Waſſer auf dem Münzenberge . . 22
60. Albrecht von Regenſtein und die Stadt Quedlinburg 24
61. Pater Harm 25

Sagen von Blankenburg und der Umgegend.

62—63. Die Teufelsmauern 26
64—67. Die weiße Frau und der Brunnen vom Blankenburger Schloſſe 27
68. Weg von der Quelle auf dem Blankenburger Schloſſe nach dem Münzenberge 28
69. Das Dorf Börnecke 29
70. Spuk bei Hüttenrode 29
71. Die Quargeshöhle von Helſungen . . . 29

Sagen von Michaelſtein, Heimburg und Benzingerode.

72. Evergodesrode, Volkmarſtein und Michaelſtein . 30
73—74. Der Name Michaelſtein 33
75. Michaels Bild 33
76. Der heilige Michael und die Lörke . . . 33
77—82. Der Mönchenmühlenteich 33
83—87. Das Teufelsbad 34
88. Der Jungfernpaul beim Teufelsbade . . . 35
89. Zwerge in den Kreuzgängen 35
90. Der Abt im Kloſterkeller 35
91. Der Papenteich 35

92. Der Hirſch auf dem Probſtberge und am Kloſtergrunde 36
93. Die Lauſevögel 36
94. Die Mädchenwieſe 36
95. Feuer ohne Kohlen 36
96. Die Heimburg brennt ab 1288 . . . 36
97. Geld auf der Heimburg 37
98. Der Keller auf der Heimburg 37
99. Kegeln auf der Heimburg . . . 37
100. Jungfer auf der Heimburg . . . 37
101—104. Die Hünerſteine 37
105. Untreue Baumbreite 38
106. Rieſen 39
107. Quarge 39
108. Der Ublius 39
109. Bene cincta rota 39

Sagen vom Regenſtein.

110. Verbindung zwiſchen Michaelſtein und Regenſtein 40
111. Wagen auf dem Regenſteine 40
112. Der Name Regenſtein 41
113. Steine auf dem Regenſteine 41
114. Schmieden auf dem Regenſteine 41
115. Ziegen auf dem Regenſteine 41
116. Die Ahnfrau auf dem Regenſteine . . . 41

Sagen von Oſterwieck und der Umgegend.

117. Die geſtohlene Gans 42
118. Die Jungfrau und das Feuer unter dem Altar der Stephanikirche 43
119. Der Kobold 43
120. Der Weltbund bei Stötterlingenburg und Lüttchenrode 44
121. Smidbuſch bei Oſterwieck 45
122. Die Kirchbergszwerge bei Oſterwieck . . . 46
123. Der Eſeltreiber und die zwölf Eſel in der Trift zwiſchen Wallwie und dem Kirchberge . 46
124. Das beherzte Mädchen 47
125. Gottsleben 47

Sagen von der Harburg, von Wernigerode, Nöſchenrode und Haſſerode.

126—128. Der Kreuzberg 49
129—144. Sagen von der Harburg 51
145. Die Glockenblumen oder Pfingſtroſen auf den Zwölfmorgen 56

146. Der Mönchsbrunnen 56
147–148. Papen-Annecke 59
149–150. Die Zwerge von der Heidemühle . . . 60
151–152. Zwerge im Thiergarten 60
153. Die Zwerghöhle am Voigtſtiegberge . . 61
154. Zwerglöcher und Zwergklippe am Salzberge . 61
155. Zwerge vom Teichdamm 61
156. Der Kutzkropf 62
157. Venediger im Bärenloche 62
158. Das Pferd von Röſchenrode . . . 62
159–161. Die Fluthrenne 63
162. Urſprung der Stadt Wernigerode und des Rathhauſes 63
163. Die weiße Frau vor dem Weſternthore . . 64
164. Der ſpukende Schimmel vom Wernigeröder Rathhauſe 64
165. Reiter verſchwindet im Teich . . . 64
166. Sage vom alten Wernigeröder Waiſenhauſe . 65
167–168. Feuersbrunſt 66
169. Der ſchwarze Mann mit der Ruthe . . 67
170. Das Wallfiſchgerippe am Schloſſe . . 68
171. Der Bärenſtein vor der Neuſtädter Schenke . 68
172. Der Ziegenbocksreiter, das Johannisthor und die Johanniskirche 68
173. Das Hickemännchen. (In Wernigeröder Mundart.) 69
174. Nächtliches Orgelſpiel in der Kirche zu Haſſerode 70
175. Hohe Warte 71
176–177. Der rothe Rock 71
178. Der Teufel holt einen armen Sünder vom Galgen 71
179–180. Paſtor Reechard. (Zum Theil in Wernig. Mundart) 73
181. Gebannte Frau 74
182. Der Ganter (Gänſerich) 75
183. Geiſterhafte Kinder 75
184. Die Steinkuhlen 76

Sagen von der Mönchenlagerſtätte, von der Himmelpforte, von Drübeck, Altenrode und Darlingerode.

185. Mönchenlagerſtätte und Waſchwäſſerchen . . 78
186–189. Die Frau am Waſchwäſſerchen . . . 79
190. Die Franzoſen im Schweng 81
191. Hexenruhepunkt 81
192. Hirſch an der Mönchenlagerſtätte . . . 81
193. Das entführte Köhlerpferd 81
194. Der verhängnißvolle Hahnenkräh . . . 81
195–196. Der Biſchof 82
197. Unterirdiſche Gänge 83
198–200. Der Weinkeller von der Himmelpforte . . 83
201–204. Der Schweinehirt von Drübeck . . . 86
205. Der alte Kolbaum 88

206. Der Enke von Drübeck 88
207. Der goldne Mönch von der Himmelpforte . . 88
208. Die goldne Röhre 89
209. Geld mit der ſchwangern Frau verſetzt . . 89
210. Der eingerodete Hahn 90
211. Licht und Hund bei der Himmelpforte . . 90
212. Der Mönch mit dem feurigen Kreuze . . 90
213. Die alte Johannisnacht 90
214. Die ſilberne Glocke 90
215. Der Brunnen bei der Himmelpforte . . 91
216. Schlangen bei der Himmelpforte . . . 91
217. Das Feſt am Himmelfahrtstage. (In Wernigeröder Mundart) 91
18—219. Das Oehrenfeld 93
220. Die Hebamme von Drübeck 93
221. Die Thürme von Drübeck 94
222. Die Sau vom Kloſter Drübeck 94
23—224. Die Prinzeſſin mit dem Schweinerüſſel . . 94
225. Der Mönch in der Bartholomäi-Kirche . . 95
226. Wie die Mönche zu Drübeck bauten . . 95
227. Der Nachtwächter vor der Lieſeberg-gaſſe . . 95
228. Die Zwerge am Butterberge 96
229. Geld-Brennen 96
230. Das ſchwarze Pferd im Nonnenbache . . 97
231. Die Tän'ſche 98
232. Der Hund beim Bern 98
233. Saubrunnen 98
234. Der große Fürſt 98

Sagen von Veckenſtedt, Waſſerleben Silſtedt und Reddeber.

235. Von der Linde auf dem Stukenberganger zwiſchen Charlottenluſt und Veckenſtedt 99
236. Hans-Chriſtel 100
237. Die Gans auf der Ilſe 100
238. Die Frau an Möwes' Linde 101
239. Kutſche im blauen Sumpfe 101
240. Kutſche im großen Teiche 101
241. Pferd im großen Teiche 101
2—245. Kinder aus dem Waſſer 102
246. Jäger Eiſenbein 102
7—251. Verſchiedene Zwergſagen 103
252. Tückeboten 103
253. Nickelmänner 104
254. Bericht vom heiligen Blute zu Waſſerleben . . 104
255. Eine weiße Jungfer wirft mit Schuhen und Steinen 105

Sagen von Ilſenburg.

256–286. Prinzeſſin Ilſe 106
287. Der Ziegenbocksreiter vom Schloßberge . . 111
288–289. Glocken im Kammerberge 111
290. Das Mitchauerloch 112
291–295. Zwerge, Mönche, greiſe Männchen . . . 112
296. Der Kobold in Ilſenburg 113
297–298. Ilſenburger Erdgeiſter 113
299. Der Teufel und die Speckſeite . . . 113

Sagen von Stapelburg und dem Scharfenſteine.

300. Der Trompeten-Hai 114
301. Der Teufel als Ochſe 115
302. Zwerge im Burgberge 115
303. Der Reiter 115
304. Sieben Könige, eine Jungfer und goldne Pantoffeln im Scharfenſteine 115
305. Die Goldſtapel 116
306. Die Schlange auf dem Scharfenſteine . . 116
307. Der Erdgeiſt oder die Otterſchlange . . 116
308. Die Küche mit drei Thüren 116
309. Das Haus im Schimmerwald . . . 116

Brockenſagen.

310–314. Die Mainacht 117
315. Der Hexenaltar 121
316. Die Hippel- oder Tanzwieſe 121
317. Dekolum 122
318. Wein in den Brunnen auf dem Brocken . . 122
319. Der ſilberne Krug 122
320. Die Höhle am Brocken 123
321. Der Braunſchweiger 123
322. Der Schneidemüller und der Venediger . . 123
323–324. Köhler und Venediger 125
325. Ringeling 126
326. Der Wehrwolf am Brocken 126
327. Johannisblume 126
328–330. Morgenbrodsthal 127
331. Die Kirchenſtelle auf dem Brocken . . . 128
332. Wölfe am Brocken 128
333. Vom Andreasberge unter der Waldſchmiede . 128
334. Kahlkopf 130

335—339. Katzenſagen. (Zum Theil in Wernigeröder Mundart) 130
340—341. Die Hohneklippen 133
342—344. Die Dreikäſe 134
345—346. Wunſchſumpf 134
347. Die Brautklippe 135
348. Das Brockengeſpenſt 136

Sagen von Schierke und Elend.

349. Der Schloſſer am Brocken 137
350—351. Schierke und die Venediger 138
352. Der Erdgeiſt im Mönchenloche 139
353. Der große Mann 139
354. Der Schmiedebrunnen 139
355. Feuer in der Andreasnacht 140
356. Der Kindtaufsvater von Schierke 140
357. Der Pferdekuik und der Kaiſerſumpf 140
358. Der Wehrſumpf 140
359. Elend 140
360—363. Die Jungfrau von der Elendsburg 141

Sagen von Elbingerode und der Umgegend.

364. Die braunſchweig-hannöverſche Grenze zwiſchen Elbingerode und Hüttenrode 143
365. Muſik am Pferdekopfe 144
366. Der Galgenberg bei Elbingerode 144
367—368. Das Elbingeröder Zwergloch. (Zum Theil in der Mundart von Elbingerode) 145
369. Zwerge von Königshof 146
370. Die weiße Jungfrau auf der Suſannenburg 146
371. Papenberg 146
372. Prophezeiung 147

Sagen von Sorge und Vogtsfelde.

373. Wiechmannshauſen und der Schatz zu Vogtsfeld. (In der Mundart von Vogtsfeld) 148
374. Kinder im Wehrſumpfe 149
375—378. Die Hüttenmännchen (oder: das Hüttenmännchen zu Vogtsfeld und Sorge 149
379. Der Erdgeiſt in Sorge 150
380. Der Stein mit dem Kreuz am Toſtborn 150
381. Die Hütten auf dem Harze 151

Sagen von Braunlage.

382. Der Wormsberg bei Braunlage . . . 152
383—388. Der Kappelſleck 153
389—390. Achtermannshöhe 154
391—392. Die weiße Jungfer und das Gewölbe vom Königskruge 154
393—394. Huckepolte 155
395. Gänſedreck im Born am Haſelkopfe . . 155
396. Graue Männchen in Braunlage . . . 155
397. Des Räubers Höhle 155

Sagen der Grafſchaft Stolberg.

398—400. Der Auerberg 156
401—412. Eruna, Auerine, die weiße Jungfer . . 157
413—415. Hunniskirche. Hunrot 160
416—419. Bielſtein und Hainfeld 161
420—422. Georgine (Eruna), der Erdgeiſt oder die Jungfrau vom ſilbernen Nagel 162
423. Geiſterkirche zu Stolberg 163
424. Heidecke 163
425. Das graue Männchen 164
426. Die Uſtrunger Butterhexen 164
427—428. Entſtehen der Räders-See 165
429—435. Die Hebamme und die Kinder in der Räder-See 166
436. Rodishayn und die Taterin 167
437. Der tanzende Geiſt 168
438. Die Hebamme im Neuſtädter Teiche . . . 168
439. Kinder aus dem Röhrenteiche 168
440. Der alte Stolberg 168
441. Antoniuskopf 168
442. Der Gaukler zu Stolberg 169
443. Der Puterhahn in der alten Münze . . 169
444. Der Wagen im Bach 169
445—446. Der Ziegenbock 169
447. Der Slowak im Zwilsberg 170
448. Die Venetianer 170
449. Das Kuxloch 170
450. Die goldene Schlange 170
451. Der Bär von Breitenſtein 170
452. Der Geiſt in der Heimkehle 171
453—454. Zwerge 171
455. Der Teufelsſchacht bei Strasberg . . . 171
456. Der Schatz unter der Linde 172
457—458. Frauenruh 173

Abhandlungen und Zuſammenſtellungen.

A. Eine Pfingſtbetrachtung 174
B. Ueber die Zwerge in Familienſagen 182
C. Ueber einige Märchen und Sagen vom Hirſch . . . 187
D. Stellen am Harze, welche von Venedigern beſucht ſein ſollen 199
E. Der wilde Jäger und die Frau Holle 205
F. Frù Fréen. Frù Frien. Frù Fretchen 208

Anmerkungen.

Zu den Sagen von Thale und der Roßtrappe 212
Zu den Sagen von Alten-Brak, von der Schönburg und von Treſeburg 215
Zu den Sagen vom Rübeland und der Baumannshöhle . . 215
Zu den Sagen von Quedlinburg 216
Zu den Sagen von Blankenburg und der Umgegend . . . 217
Zu den Sagen von Michaelſtein, Heimburg und Benzingerode 217
Zu den Sagen vom Regenſtein 218
Zu den Sagen von Oſterwieck und der Umgegend . . . 221
Zu den Sagen von der Harburg, von Wernigerode, Röſchenrode und Haſſerode 221
Zu den Sagen von der Mönchenlagerſtätte, von der Himmelpforte, von Drübeck, Altenrode und Darlingerode . . 225
Zu den Sagen von Beckenſtedt, Waſſerleben, Silſtedt und Reddeber 226
Zu den Sagen von Ilſenburg 227
Zu den Sagen von Stapelburg und dem Scharfenſteine 228
Zu den Brockenſagen 228
Zu den Sagen von Schierke und Elend 232
Zu den Sagen von Braunlage 233
Zu den Sagen von Stolberg 233
Zu Abhandlung A. 235

Vorwort.

Seit einer Reihe von Jahren ſammle ich an den Ueberlieferungen des Harzes und habe dieſelben niedergelegt in folgenden Schriften:

1) **Aus dem Harze.** Leipzig, Mendelsſohn, 1851. 8. 120 und VIII S.

2) **Kinder- und Volksmärchen.** Ebenda 1853. 8. 254 und LII S. (Mit mythologiſchen Bemerkungen).

3) **Harzſagen.** Geſammelt auf dem Oberharze und in der übrigen Gegend von Harzeburg und Goslar bis zur Grafſchaft Hohenſtein und bis Nordhauſen. Ebenda 1854. 8. 306 und XXXVIII S. (Mit Anmerkungen und mit mannigfachen Erörterungen im Vorwort).

4) **Märchen für die Jugend.** Mit einer Abhandlung für Lehrer und Erzieher. Halle, Buchhandlung des Waiſenhauſes. 1854. 8. 236 und XVI S. (Auch mit mythologiſchen Anmerkungen).

5) **Weltliche und geiſtliche Volkslieder und Volksſchauſpiele.** Mit einer Muſikbeilage. Aſchersleben, Focke. 1855. 8. 324. (Mit ausführlichen Anmerkungen).

6) **Harzbilder.** Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1855. 8. 119 S.

Das zuletzt unter Nr. 6 genannte Büchlein enthält im Weſentlichen die Gebräuche des Oberharzes, zwar ohne mythologiſche Erläuterungen, jedoch in reiner, für den wiſſenſchaftlichen Gebrauch beſtimmter Auffaſſung.

Auch Nr. 3, die „Harzſagen“ beſchäftigen ſich vorzugsweiſe mit dem Oberharze, und wie im Format, ſo ſchließen ſich auch dem abgehandelten Gebiete nach die „Unterharziſchen Sagen“ ſtreng an die „Harzſagen“ an. Die vorliegenden unterharziſchen Sagen behandeln die Gegend von der Roßtrappe an (deren allbekannte Sagen man eigentlich erſt nach dem Zuſammenhange, in welchem wir ſie nun vorführen, beurtheilen kann), über den Brocken hin (deſſen Sagen hier zum erſten Mal planmäßig geſammelt ſind), bis zur Grafſchaft Stolberg, von deren eben ſo ſchönen als alterthümlichen und reichlichen Sagen (ich verweiſe zur Begründung dieſes Urtheils auf Nr. 401—405, 421, 427, 458) ich mich mit Ausnahme von Nr. 452, welche von mir ſelbſt einer gedruckten Quelle entlehnt iſt, niemals nur eine Andeutung geleſen zu haben erinnere. Ein drittes ſelbſtändiges Buch ſoll die Sagen des öſtlichen Harzes, vom Brocken bis zur Grafſchaft Mansfeld enthalten. Auch die Kyffhäuſerſagen, von mir neu geſammelt, ſollen ihm einverleibt werden, da Bechſtein nur die gedruckten Quellen erſchöpft, die mündliche Ueberlieferung aber allzugering bedacht hat. Meine auch für den öſtlichen Harz und den Kyffhäuſerberg längſt angelegten Sammlungen an den verſchiedenen Orten ſo weit zu vervollſtändigen, daß auch für dieſen ein Abſchluß möglich war, hinderte mich in dem verfloſſenen Sommer ſo Manches, zum Glück war's nichts Böſes, ich will aber hier nur den weit früher als urſprünglich beſtimmt war unter meinen Augen in Wernigerode begonnenen Druck der unterharziſchen Sagen ſelbſt nennen, welcher allein ſchon größere Ausflüge durchaus nicht geſtattete, ſowie den bedeutenden Umfang, den die durch den Brocken und Ilſenburg ſo höchſt wichtigen Sagen der Grafſchaft Wernigerode in dieſem Buche (S. 49 bis 140, 182, 188—193, 206, 208—211) erhielten, welchen zunächſt immer noch gründlicher nachzuforſchen nicht allein am Angenehmſten, ſondern auch am Allergerathenſten ſchien *).

Wie in jeder der oben unter Nr. 2—6 aufgeführten Schriften, ſo habe ich auch heute ſchon wieder die Ehre, eine diesmal ganz beſonders zahlreiche Reihe von Gönnern dankbar namhaft zu machen, welche mich in der Arbeit gefördert haben: die Oberlehrer Kallenbach und Keßlin, der Lehrer Sievert vom Lyceum zu Wernigerode, Secretair Großhennig, Dr. Friedrich, Reg.-Rath Stiehler, ſämmtlich zu Wernigerode; H. Krauſe zu Stade und Paſtor Göroldt zu Aderſtedt; ſowie meine lieben Freunde den Gymnaſiallehrer Guſtav Forcke aus Wernigerode, den Kaufmann Guſtav Adolf Leibrock, der einen muſterhaften Fleiß auf die Geſchichte ſeiner Vaterſtadt Blankenburg verwendet und Stübeners Werk weit hinter ſich laſſen wird, und Dr. Guſtav Schöne, der jetzt als Mitarbeiter der Pertz'ſchen Monumente von Halle nach Berlin geht.

Ueber die Einrichtung des vorliegenden Buches brauche ich mich nicht auszuſprechen. Sie iſt weſentlich die der „Harzſagen,“ welche ich im Vorwort jenes Buches zu

---

*) Die Sagen der Stadt Wernigerode ſelbſt ſind zwar für die Alterthumskunde nicht ſo wichtig, als die der Stadt Stolberg, jedoch in poetiſcher Hinſicht zum Theil ganz vortrefflich. Ich verweiſe auf Nr. 166, 167, 168, 176.

begründen ſuchte. Sie hat Billigung erfahren*) und gegen unſern guten J. W. Wolf**), der jede Sage gleich haſtig nach dem mythologiſchen Gegenſtande, nie nach dem Orte, ſchematiſirt haben wollte, brauche ich ſie nicht mehr zu vertheidigen. Ich kann ihm auch das ihm öffentlich verſprochene Geſammtregiſter über alle meine bisherigen Sammlungen ſchuldig bleiben: denn ſeine vielgetreue Seele iſt zu unſern Vätern eingegangen. — O, wie ſollte ihm die deutſche Erde nicht leicht ſein?

Die eigentliche Localliteratur habe ich wieder eben ſo gern als in den „Harzſagen,“ hauptſächlich für die Anmerkungen, herbeigezogen***). Die neuere ſogenannte Harzliteratur dagegen, welche für die Sommerfremden beſtimmt iſt, habe ich abſichtlich unbenutzt gelaſſen, weil ſie von Jahr zu Jahr abgeſchmackter und lächerlicher wird. Dahin gehört auch die Literatur der bisherigen unterharziſchen Sagen mit Ausſchluß von Otmars Volksſagen****), deren Aufführung in den Harzſagen begonnen iſt, welche fortzuſetzen ſich aber kaum der Mühe lohnen würde.

---

*) Siehe literar. Centralblatt von 1854, Nr. 18.

**) Siehe die Anzeige der „Harzſagen“ in ſeiner Zeitſchrift II, 2, S. 119 und 120.

***) S. 216, am Schluſſe der Anm. über die Baumannshöhle iſt Geiger ein Druckfehler und dafür zu leſen Görges. Es iſt der bekannte Poſtſecretair gemeint, der ſich im Lande Braunſchweig dilletantiſch um die antiquariſchen Local-Forſchungen bekümmert hat, die im Ganzen dort ſehr darniederzuliegen und jetzt auch an der Wolfenbüttler Bibliothek durchaus keinen Anhalt mehr zu haben ſcheinen.

****) Dieſelben ſind ſchon charakteriſirt Harzſagen, Vorwort S. XVII — XX. Eine Abhandlung über den Verfaſſer ſelbſt ſoll bald erſcheinen, als weiterer Vorläufer einer Arbeit über Gleim und ſeine Freunde, in Betreff deren ich mich ſchon 1849 oder früher wegen der dem Domgymnaſium zu Halberſtadt in Verwahrung gegebenen Gleimſchen Papiere an meinen verehrten Lehrer, den Director Theodor Schmid gewendet, auch am geſtrigen Tage, während der Wahl eines Abgeordneten für die 2. Kammer nochmals die gütige Zuſicherung erhalten habe, daß ſie mir zur Bearbeitung anvertraut werden ſollen.

Mit Bedauern bemerke ich, daß die Vergleichung der vorliegenden Sagen mit denjenigen in Sammlungen aus andern deutſchen Gebieten wiederum Manches zu wünſchen übrig läßt. Allerdings iſt für die ältere deutſche Sagenliteratur auch darauf gerechnet, daß der Leſer, wenn er die diesmal von mir herbeigezogenen Stellen, z. B. in Jacob Grimms Mythologie und in den Harzſagen nachſchlägt, durch die Citate die er dort abermals vorfindet, ſchon wieder viel weiter umſchauen kann.

Das Material für die Forſchung ſo reichlich als möglich zu geben war auch diesmal mein erſtes Beſtreben. Ich habe die Bauſteine aber diesmal ſchon ungleich mehr behauen als in den Harzſagen.

Zunächſt muß hier verwieſen werden auf die im Formate der unterharziſchen Sagen gedruckte, meinem theuren Lehrer Jacob Grimm gewidmete Abhandlung:

„De Bructeri nominibus et de fabulis, quae ad eum montem pertinent. Wernigerodae, sumptibus et typis Bernhardi Angerstein. MDCCCLV.“ 8. 48 p.

Sie ſchließt ſich auf das Engſte an die Abhandlungen des vorliegenden Buches an.

Von dieſen wird namentlich Abhandlung C, welche da wir dies Vorwort abfaſſen ſchon fertig gedruckt iſt die Unterſuchungen über den Hirſch um ein Beträchtliches weiter führen. Wie über den Hirſch im ſtolbergiſchen Wappen, ſo habe ich auch über die Säule in demſelben geſprochen, und könnte ich meine bisherige Anſicht auf folgende Weiſe zuſammenfaſſen:

„Wenn die Säule nicht gar zu ſpät in das ſtolbergiſche Wappen aufgenommen wurde, ſo geſchah es gewiß in einer Art und Weiſe, welche an die ſächſiſche Säule erinnerte. Und zwar war dieſe letztere hauptſächlich aus den Kämpfen gegen die Thüringer noch im Gedächtniß. Hier knüpfte daher die gelehrte Sage von Otto de Columna an und erklärte für römiſch, was man aus dem deutſchen Alterthume nicht mehr verſtand. Wie wenig ſonſtige Willkür dabei war, zeigt die bekannte Inſchrift:

Stolberg ward fundirt
A. C. 590
Wider die Thüringer aufgeführt.“

Allein nicht nur ſetzt dieſe Inſchrift den Urſprung der Stadt Stolberg im Vergleich mit dem ſonſtigen erſten Vorkommen dieſes Namens ſo früh, daß man an ihre Zuverläſſigkeit durchaus nicht glauben kann, ſondern auch an die äußere Zuſammengehörigkeit der Säule mit dem Hirſche iſt nicht mehr zu denken*). Erſt im Anfang des 17. Jahrh. iſt nach gütiger Mittheilung Sr. Erlaucht des Herrn Grafen Botho anfänglich auf Münzen, die Säule in das ſtolbergiſche Wappen gekommen, durch Beziehungen zu den Grafen von Henneberg, die ſie angeblich *auch von den Columna's führten*, welche letzteren, die Columna's, fabelhaft bleiben. Es wäre nun noch möglich, die *hennebergiſche* Säule von der *heidniſchen* Säule herzuleiten, doch darüber können wir bei völliger Unbekanntſchaft mit der hennebergiſchen Geſchichte nichts beweiſen. Wir laſſen alſo die Unterſuchung über die Säule vorläufig fallen, bitten nach den eben gegebenen Nachträgen das Nöthige auf S. 197 und 198 zu berichtigen, dagegen das intereſſante Zuſammentreffen ſchon jetzt zu beachten (S. 194 und 195), daß uns die Fabel von den Columna's gleich der Stelle Witekinds auf Schidungen hinweiſt. Wir können nur den Wunſch hinzufügen, daß es Sr. **Erlaucht dem Herrn Grafen** Botho, dem gediegenen **Kenner** der ſtolbergiſchen Geſchichte, gefallen möge, ſeine genealogiſche Arbeit über ſeine Vorfahren bald zu veröffentlichen, welche ohne Zweifel ein monumentales Werk werden wird, das nach vielen Richtungen hin anderweiten Forſchungen dienen würde. — Unſere Unterſuchungen über den Hirſch thut die auffallende Jugend der Säule im ſtolbergiſchen Wappen natürlich keinen Eintrag. —

---

*) Die von Prof. Günther Förſtermann erwähnte und einigermaßen begünſtigte Anſicht, der wir nicht beiſtimmen zu können glauben (ſ. S. 196), beruht auf einem einfachen Irrthume.

Schließlich bitte ich um freundliches Entgegenkommen und um ſchriftliche Zuſendungen für die Sagen des öſtlichen Harzes, vom Selkethale bis zur Grafſchaft Mansfeld, einſchließlich von Queſtenberg, der Rothenburg, dem Kyffhäuſer und Sangerhauſen.

Wernigerode, um Michaelis 1855.

Heinrich Pröhle.

Sagen von Thale und der Roßtrappe.

Hünen und Rieſen im Bodegebirge.

1

Schon vor den Zwergen, ſagt man in Thale, gingen die **Hünen** im Bodegebirge, zogen auf die Jägd und aßen viel Fleiſch. Einſt führten ſie einen Krieg gegen Oeſtreich, nahmen das Lager in Abweſenheit der Oeſtreicher, fanden dort viel Wein und tranken ſich davon voll, wurden aber von den rückkehrenden Oeſtreichern berauſcht gefunden und getödtet. Endlich tödteten alle noch übrigen Hünen ihre Kinder und ſich ſelbſt.

2.

Nach den Zwergen, ſagt man umgekehrt in Quedlinburg, fanden ſich Rieſen an, oder auch die Zwerge wurden von den Rieſen vertrieben. Die Rieſen trugen Eiſenſtäbe, ſagt man in Thale.

Die Sage von der Roßtrappe.

3.

Behrens in der Hercynia curiosa berichtet als Volksſage aus dem Bodethale, »wie vor Alters ein König auff den da herum gelegenen alten Schlöſſern gewohnet, der eine ſehr ſchöne Tochter gehabt, welche einesmahls ein Verliebter durch Hülffe der ſchwarzen Kunſt auff einem Pferde entführen wollen, wobey es ſich zugetragen, daß das Pferd mit einem Fuße auf den Felſen geſprungen, und mit dem Huff-Eiſen dieſes Wahr-Zeichen eingeſchlagen habe.« Behrens erzählt die Sage auch folgendermaßen: »Sonſt iſt in dieſem Fluſſe [der Bode] unter dem Roß-Trapp ein tieffes und faſt unergründliches Loch vorhanden, welches von denen Einwohnern der Creful genennet wird, und erzehlet von demſelben der gemeine Mann: wie vormahls eines Hünen-Königes Tochter eine Wette angeſtellet habe, mit ihrem Pferde an gedachtem Orte dreymahl von einem Felſen zum andern zu ſpringen, welches ſie zweymahl glücklich verrichtet hätte, zum drittenmahl aber ſey das Roß rückwerts übergeſchlagen, und mit ihr in den Creful geſtürtzet, worinnen ſie ſich auch noch befinde, maſſen ſolche einesmahls von einem Taucher, einigen zu Gefallen, um ein Trinckgeld ſo weit auſſer Waſſer gebracht worden, daß man etwas von der Crone ſehen können; als aber derſelbe ſolches zum drittenmahl thun ſollen, hätte er anfänglich nicht daran gewolt, endlich aber daſſelbe gewaget, und dabey vermeldet: daß, wenn aus dem Waſſer ein Blut-Strahle auffſtiege, er alsdenn von der Jungfer umgebracht seyn würde, und die Zuſchauer geſchwinde davon eilen möchten, ſonſt ſie ebenfalls in Lebensgefahr kämen, welches alles denn vor beſagter maſſen erfolget ſey.«

4.

Mündlich wird jetzt die Sage vom Roßtrappfelſen auf vielerlei Art erzählt. Man berichtet, eine Prinzeſſin ſei von 7 Brüdern verfolgt und habe ein verwünſchtes Pferd geritten, das ſie über den Abgrund geführt und ſeinen Huf in den Felſen eingeſchlagen habe. Die Prinzeſſin ſelbſt ſitze aber jetzt im Bodekeſſel, der keinen Grund hat, weil er verwünſcht iſt.

Die Krone habe ſie während des Sprunges zu Roß verloren und ſie ſei in den Kronenſumpf, Chreſol oder »Cranal« gefallen. Dort habe eine Waſſernixe ſie geſucht, aber nicht gefunden und ſei nicht wieder zum Vorſchein gekommen. Nach einigen Erzählungen liegt in dieſem Sumpfe ein Bär und ein Löwe, auch ein Drache ſoll ſich dort befinden. In einer gedruckten Quelle, in Krieger's »Bodethälern,« wird geſagt, daß eine große Waſſernixe die Krone bewacht, und wer ſie haben will, muß mit ihr kämpfen. Neben dem Kronenſumpfe liegt das Muckſool.

5.

Es wird auch erzählt, der älteſte, größte und dickſte von den Brüdern ſei der große Chriſtoph, der ſitze jetzt verſteinert im großen Probſtſtuhle unter der Roßtrappe, wo er einen großen Hund bei ſich ſitzen habe. Andre ſagen, der große Chriſtoph ſitze mit den 7 Brüdern über dem Kronenſumpfe.

Das Bärensdorf.

6.

Bei Thale iſt das Bärensdorf mit vielen Schätzen untergegangen. An der Stelle, wo es ſtand, befinden ſich mehr Güter in als über der Erde.

7.

Auf dem Kirchberge im Bärensdorf hat eine Kirche geſtanden. In dieſem Orte gab es Löwen und Bären, welche die kleinen Kinder aus der »Puſſe« (Wiege) holten. Zuletzt wurden die Bären in's Feuer geworfen.

8. Fahle Hölle.

Im Umkreiſe des ehemaligen Dorfes Bärensdorf liegt am Eingange des linken Bodeufers die »fahle Hölle.«

Der ſtille Sumpf und der Warnſtedt'ſche Teich.

9.

Unter der Teufelsbrücke liegt ein ſtiller Sumpf. Von dieſem ſagt man den Kindern, daß darin eine warme Stube ſei, worin ſie vor der Geburt von der Kindermutter beaufſichtigt würden. In einem ſtillen Sumpfe im Bodethale hat auch der Teufel gelärmt, als ein Forſtbeamter auf das Floßholz trat, das gerade darüber lag.

10.

Andre ſagen in Thale, die Kinder würden aus dem Warnſtedt'ſchen Teiche gezogen und kämen von den »Ütſchen« (Kröſchen), welche eben ſo ſchrieen wie ſie.

Die Siebenſprünge.

11.

Unweit Thale, da wo jetzt die Fabrik ſteht, liegen die ſogenannten Siebenſprünge. Dicht neben denſelben ſollen ſich heidniſche Grabſtätten finden.

12.

Einſt verlangten ſieben Prinzen nach den Schätzen der Prinzeſſin, deren Roß ſeinen Huf in den Roßtrappfelſen eingrub. Sie wurden aber bei ihrem gefährlichen Unternehmen von ſieben Rieſen getödtet. Als ſie begraben waren, kamen ſieben Prinzeſſinnen, ihre Geliebten, daher, warfen ſich auf ihre Gräber und weinten ſich zu Tode, da wo jetzt die Siebenſprünge ſind, denn dieſe entſtanden gleichſam von ihren Thränen. Auch ſieben Birnbäume pflanzten die Prinzeſſinnen auf die Stelle.

Der Mönchenſtein vom Kloſter Wendhauſen.

13.

Julius Bernhard von Rohr ſagt in ſeinem 1736 erſchienenen Vor- oder Unterharze bei dem Dorfe Thale: »In denen ehemaligen Zeiten ſoll ein Jungfrauen-Cloſter, welches Winethahuſen geheißen, und in die Halberſtädtiſche Diöces gehört, hier geweſen ſein. Ob man zwar vorgiebt, daß ſelbiges als das erſte in hieſiger Gegend zu Ehren der heiligen Puſinnä geſtiftet und von Kayſer Ottonis des Erſten Tochter Mathildis aufgerichtet worden, ſo bleibt doch die Hiſtorie dieſer Stiftung ſehr ungewiß. Im zehnten Seculo ſoll dieſes Cloſter auf Befehl Kayſers Ottonis nebſt allen ſeinen ihm zugehörigen Stücken dem neuen Quedlinburger Canoniſſin-Stifft mit einverleibt ſeyn.« Herr v. Rohr gedenkt auch des Steins auf dem jetzigen v. Buſche'ſchen Gute, der noch von dem ehemaligen Kloſter herrühren ſolle.

14.

Wir haben von dieſem Steine Folgendes mündlich erfahren. Von ihm hängt das Heil des Gutes ab, beſonders wegen der Viehzucht. Als man ihn einſt vom ehemaligen Kloſterhofe entfernen wollte, konnten ihn acht Pferde nicht bis an den Mühlgraben ziehen. Als er aber doch fort war, ſtarb alles Vieh. Ueberhaupt hatte man während ſeiner Abweſenheit keine Ruhe auf dem Amte. Da man beſchloß, den Stein wieder auf's Amt zu holen, konnte ihn ein einziges Pferd in Galopp dahin bringen. Seitdem iſt er im Taubenpfeiler eingemauert.

15.

Wenn ein Stück Vieh über den Stein ging, war es am andern Morgen todt.

16.

Einſt wuſch ein Mädchen vom Amte ſein Zeug und klopfte es auf dem Stein. Da ward ihr hinten der Rock aufgehoben und zur Strafe wurde ſie von unſichtbarer Hand hinten geklopft. Auch vor's Bett kam der Spuk dem Mädchen und ſchlug es.'

17.

Der Mönchenſtein hat ſeinen Namen von einem Mönch, der ſich immer mit einer **Bärenhaut** auskleidete und der **nahe am Brunnen** auf dem Amthofe auch abgebildet ſtehen ſoll. Dagegen zeigt ſich auf dem andern Gute im Thale eine **weiße Frau**.

18.

Am **Donnerſtag** und **Freitag** war der Spuk im Kloſter am Aergſten, beſonders im Fohlenſtalle. Einſt war ein Hund verſchwunden, der flog nachher aus dem Kloſterthurme heraus.

---

19. Die Linde am Bodekeſſel und der Zwerg.

Der Linde am Bodekeſſel gegenüber wohnt, wie auch in Kriegers »Bodethälern« erwähnt wird, in einer Felsſchlucht ein Zwerg, der in der Nacht heilende Blumen und Kräuter oder Wurzeln bündelweiſe hinlegt, wenn Jemand ihn zwölf Stunde vorher um Hülfe anfleht.

---

20. Pfingſtopfer an der obern Mühle bei Thale.

Zu Pfingſten ertrinkt jedesmal ein Kind an der obern Mühle bei Thale, wenn nicht ein **Huhn**, ein **Hund** oder eine **Katze** hineingeworfen wird.

Nickelmänner und Waſſermänner in der Bode.

21.

In Quedlinburg warnt man die Kinder vor dem Nickelmann in dem Arm der Bode, der als Mühlgraben durch die Stadt fließt, damit ſie nicht an's Waſſer gehen. Auch ſagt man, der Nickelmann fordere jährlich ein Opfer.

22.

Bei Thale ſieht man die Nixen, wie ſie ſich die Haare auskämmen auf den Weidenbäumen, und *Waſſermänner* ſchütteln dort die Fiſchreuſen aus.

23.

Zwiſchen Hordorf und Krottorf (Kreis Oſchersleben) in der Bode wohnen Nickelmänner. Bei hellem Sonnenſchein ſehen die Fiſcher ſie auf den Weiden am Ufer ſitzen und ſich ſonnen. Einſt kam ein Nickelmann zu einem Fiſcher in Krottorf und gab ſich bei ihm in Dienſt. Als Lohn verlangte er nichts als täglich zwei Pfund Fleiſch zu eſſen, ſagte auch, daß er Streit habe mit ſeinem Bruder und von dem Fleiſche ſtark werden wolle, ihn zu überwinden. Da er nun meinte, ſtark genug zu ſein, kehrte er ins Waſſer zurück und dabei ſagte er dem Fiſcher: Wenn das Waſſer grün würde, ſo ſolle er fliehen, denn dann hätte ſein Bruder geſiegt; wenn es aber bräunlich würde, ſo hätte er ſelbſt geſiegt. — Der Fiſcher hatte die Netze immer voll gehabt, ſo lange der Nickelmann bei ihm gedient.

Die Zwerge im unteren Bodethale.

24.

Im Thaliſchen Kirchenberge, der neben Bärensdorf liegt und auf dem ſich ein runder Hügel befindet, hauſte der Zwergkönig *Ewaldus*. Man ſagt auch, daß ſich auf dem Kirchenberge ein »Mönch« zeige.

25.

Die Zwerge hielten ſich bei Thale in den Höhlen auf. Man erzählt von ihnen die auch aus andern Orten bekannten Geſchichten vom Abfreſſen der Erbſenfelder und Verleihen des Geſchirres. Wer Geſchirr leihen wollte, brauchte blos hinzugehen und zu rufen, ſo ſtand es auf ſeinem Tiſche. Beſonders oft holten die Zwerge auch den eingeſäuerten Brodteig fort.

26.

In der Zwergkuhle bei Quedlinburg wohnten Zwerge. Von ihnen liehen die Leute, die auf dem Münzenberge wohnten, Geſchirr zu Kindtaufen. Hinter einen Mann Namens Gödecke rief einſt, als er nach Hauſe ging, eine Stimme her: »Gödecke! Gödecke! ſech mal vor Fredecken, ſien Kind wolle ſtarben!« Als Gödecke nach Haus kam, ſagte er zu ſeiner Frau: »Frue, allewiele is mik en artigen Spaß paſſirt. Röpt einer hinder mik dorch: »»Gödecke, Gödecke, ſech mal vor Fredecken, ſien Kind wolle ſtarben!«« Da ertönte eine Stimme: »Verfluchter Gödecke, warum häwire je kein Soolt in Surdeich edan!« Dies war die Stimme des Zwergs Fredecke, der ſeinem Kinde von Gödecke's Brode gegeben hatte. Als die Leute kein Salz in den Sauerteig thaten, wurden die Zwerge krank.

27. Die Mahleiche.

Am Lindenberge bei Thale war eine Mahleiche. Ein Ritter entführte ein Mädchen und wurde von den Verfolgern erſtochen. Die Entführte pflanzte dieſe Eiche auf ſeine Grabſtätte. Sie zeichnete ſich durch ihre Stärke vor allen Bäumen aus, wurde aber roher Weiſe bei der Gemeinetheilung abgehackt.

Sagen von Alten-Brak,
von der Schönburg und von
Treſeburg.

Die Nahrungsgeiſter von Alten-Brak.

28.

In den Bergwerken und Hütten in der Nähe des Brockens zeigen ſich die Nahrungsgeiſter. Dies ſind Zwerge und wo ſie erſcheinen, hat der Berg- und Hüttemann viel Glück und reichliches Eiſen, auch helfen ſie dem Hüttemann ſchmieden.

29.

Die Hütte von Alten-Brak ſtand früher auf der Rieſenswieſe, wurde aber von den Zwergen dort zerſtört und an einer andern Stelle wieder aufgebaut. In die alte Hütte kamen die Zwerge, aßen und tranken und wärmten ſich am Hüttenofen. Die Hammerſchmiede aber beſchabernackten ſie, warfen mit glühendem Kram hinter ihnen durch und ſchmiſſen einem Zwerge ein Bein ab. Am andern Abende trug dieſer Zwerg das Bein auf ſeiner Schulter und ſagte: dies wäre das alte Brak (brache, wüſte Stelle) und ſollte es auch bleiben. Seitdem ging Alles verkehrt und jetzt ſind Schlangen auf den Brinken.

30.

Andere erzählen folgendermaßen: Weil die Zwerge ſo viel Glück brachten, wollten die Hüttenleute dem Zwergkönige eine beſondere Freude machen und ſetzten ihm ein paar Stiefel hin. Die nahm er und kam nicht wieder. (So wurde auch zu Alten-Brak erzählt, daß zu Ilſenburg die Zwerge immer Eiſen in die Schmiede gebracht hätten. Auch ſagten ihnen die Schmiede des Abends, was ſie fertig machen ſollten, und am Morgen war es gethan, denn die Zwerge ſchmiedeten raſtlos des Nachts. Zuletzt bekamen ſie ein paar Stiefeln und dann erſchienen ſie nicht wieder. Man ſagt auch, wenn jemand entlaſſen werden ſoll: Der bekommt bald ein paar Schuh.)

31.

Die Zwerge von Alten-Brak zogen ſich zurück in das Lange'ſche Gebirge an der Lupbode und tauſchten dem Lange'ſchen Amtmann ein Kind um.

32. Der Brunnen auf der Schönburg.

Bei der Ludwigs-Hütte (Alten-Brak) liegt die Schönburg, auf dieſer befindet ſich ein Brunnen und darin ein Keſſel mit Schätzen. Wer Nachts zwiſchen 11 und 12 hinkommt, kann ihn heben. Wenn man aber bei der Hebung des Keſſels ſpricht, ſo verſinkt er wieder.

33. Kegelſpiel auf der Schönburg.

Auch eine Kegelbahn mit goldnen Kegeln iſt auf der Schönburg geweſen. Einſt war ein Köhlerpferd verſchwunden und der Köhlerjunge ſollte es ſuchen. Dabei kam er auf die Schönburg und ſah die Geſellſchaft auf der Kegelbahn. Sie forderte ihn auf, die Kegel aufzuſtellen und verſprach ihm, daß ſein Pferd wieder da ſein ſolle, wenn er es thäte. Außerdem aber gab ſie ihm zur Belohnung den Kegelkönig. Den warf er in den Buſch, als er aber nachher davon erzählte, ward er aufgefordert, ihn zu holen. Er fand ihn auch und der Kegelkönig war von Gold, wiewohl er doch früher nicht dies Ausſehen gehabt hatte. Jetzt wurde auf der Schönburg auch nach den andern Kegeln geſucht, doch waren ſie nicht mehr vorhanden.

34. Oſterfeuer auf der Schönburg.

Das Oſterfeuer von Alten-Brak wurde früher auf der Schönburg gehalten. Man verbrannte dabei Buchenhecke (Buchenreiſig). Einſt tanzte man um's Feuer, da ſah man auch Geiſter um das nämliche Feuer tanzen, welche ſogar die Menſchen mit Steinen warfen. Seitdem ward das Oſterfeuer auf einer andern Stelle gehalten. — Auch Oſterwaſſer wird im Alten-Brak eifrig geholt und man ſagt, es halte ſiebenerlei Krankheiten ab.

Der Haſenteich bei Alten-Brak.

35.

Am Haſenteiche bei Alten-Brak hat auch ein Schloß geſtanden. Dort bellt ein Hund und ein Reiter ſprengt von da nach der Schönburg.

36.

Am Haſenteiche ließen ſich ſieben Jungfern ſehen, und von ihnen trug eine ein Bund Schlüſſel. Dieſe zu fragen, was ihr Begehr wäre, ging man in der Johannisnacht aus und fand ſie weiß gekleidet.

37.

Zu Alten-Brak ſagt man, daß die kleinen Kinder im Haſenteiche ſitzen.

---

38. Die Spükeiche.

An der Spükeiche erſchien ein Mann und eine Frau beſonders dem Bäcker von der Treſeburg.

Sagen vom Rübeland und der Baumannshöhle.

39. Der Ziegenbock auf der Woiſtenkirche.

Auf der Woiſtenkirche, über den kleinen Stein bei Rübeland weg, zeigt ſich ein Ziegenbock und verfolgt die Leute.

40. Die Hundekirche.

Ueber Rübeland bei der alten Burg liegt über der tiefen Sitte (dem tiefen Bruche) die Hundekirche, von der ein Mann in Rübeland ſagte, daß ſie eine heidniſche Kirche geweſen ſei. Dort leitete ein ſchwarzer Mann die Menſchen irre.

41. Der ſchwarze Mann zwiſchen der Rapbode und der alten Burg.

Von der Rapbode im Moorthale bis zur alten Burg ſpukt der ſchwarze Mann und zeigt ſich unter andern den Hirten. Dort ſind einſt zwei Tabuletkrämer von zwei Soldaten erſchlagen.

42. Die Jungfer auf der alten Burg bei Rübeland.

Mittags zwiſchen 11 und 12 Uhr zeigt ſich auf der alten Burg bei Rübeland eine weiße Jungfer. Zuweilen winkt ſie. Auch ſieht man es auf der alten Burg brennen, weil dort ein Schatz ſteht.

Hüttenkobolde.

43.

Im Rübeland nennt man die Nahrungsgeiſter gewöhnlich Hüttenkobolde und ſagt, daß dieſe Feuerklumpen geweſen ſeien. Wenn der Nahrungsgeiſt des Nachts in der Hütte arbeitete, ſo kam Beſtellung. Auch ließ ſich ein weißes Kaninchen ſehen, wenn Beſtellung kam.

44.

Die Hüttenkobolde arbeiteten in den Feierſtunden der Hüttenleute. Sie hatten dicke Köpfe. Einſt ließ man einem Hüttenkobolde aus Dankbarkeit einen grauen Rock machen, und gab ihm ein paar Schuhe. Da ſagte er: jetzt müſſe er fort, die Schuhe wären ſein Laufpaß.

Geiſter in der Baumannshöhle.

45.

Von der Baumannshöhle erzählt G. H. Behrens in der Hercynia curiosa, „daß ein gewiſſer feiner Mann, welcher nicht gar weit von der Höle gewohnet, und dieſelbe denen curiöſen Reiſenden auff ihr Verlangen gezeiget, ſich einesmahls habe gefallen laſſen, gantz alleine ohne einige Gefährten mit brennenden Lichtern, wie gebräuchlich, in die Höle zu ſteigen, um darinnen eines und das andere noch weiter zu erkundigen, nachdem demſelben aber die Lichter in währender Durchſuchung der Höle eines nach dem andern verloſchen, und er zu ſeinem

Unglück das mitgehabte Feuerzeug nicht finden können, habe er ſich vergebens bemühet, die Ausfahrt wieder anzutreffen, derowegen er darinnen drey gantze Tage und Nacht ohne Speiſe und Tranck zugebracht, im Finſtern herum getappet, und ſo lange in der Irre gewandert, biß ihm endlich ein Engel in Geſtalt eines brennenden Lichtes oder Feuers erſchienen, und denſelben aus der Höle geführet; als er nun alſo wunderlich errettet worden, und unverhofft wieder aus derſelben an das Tageslicht kommen, habe er ſolches erzehlet, aber nur drey Tage darauff noch gelebet, und ſey hernach geſtorben. Ebener maſſen berichtet Eckſtormius, wie in denen Eiſen-Hütten bey dem Rübelande ein armer gemeiner und ſeinen ſeligen Eltern bekannter Mann ſich auffgehalten, welcher einesmahls, als die Höle noch offen geſtanden, und mit keiner verſchloſſenen Thür verwahret geweſen, ſich unterſtanden, gantz alleine vor ſich in die Höle zu kriechen, habe ſich aber aus denen Klüfften nicht wieder finden können, weilen er kein brennendes Licht mit ſich genommen, derohalben er acht Tage lang mit Herumwandern daſelbſt zubringen müſſen, biß er endlich durch Gottes ſonderbahre Hülffe hinwieder an des Tages Licht gelanget, und nach dem noch eine Zeit lang gelebet; in dieſen acht Tagen aber habe er vor groſſer Furcht und Schrecken gantz Eis-graue Haare bekommen; weilen derſelbe durch viele Geſpenſter, wie er erzehlet, auff mancherley Art geplaget worden, denn es hätten etliche derſelben ihn angegriffen, eines Diebſtahls beſchuldiget, und deswegen auffzuhengen befohlen; wenn er nun dieſer loß geweſen, ſey er von andern eines Todeſchlages bezüchtigt, und daher zum Schwerdt verdammet worden; noch andere hätten ihn auff eine andere Weiſe gequälet und gepeiniget, auff welche Art es kein Wunder geweſen, daß der Mann nicht aus Angſt verzweiffelt wäre; wie denn auch ebenfalls es keine unmügliche Sache iſt, daß er dieſerwegen grau geworden.«

46.

Behrens berichtet auch folgendes: »Sonſt erzehlet der gemeine Mann auſſer demjenigen, was allbereit von mir iſt angeführet worden, noch unterſchiedene Dinge von der Baumannshöle, welche mit der Wahrheit nicht gar wohl überein zu kommen, und deswegen ziemlich fabelhafft zu ſeyn ſcheinen, doch iſt hierunter meines Erachtens dasjenige nicht zu rechnen, was offt gedachter Eckſtormius in ſeiner Epiſtel auch unter andern anführet: wie nemlich öffters Leuthe durch Wunderſeltſame Träume gleichſam bezaubert werden, als wenn Schätze in dieſer Höle verborgen wären, derowegen ſie hinein gekrochen, um ſelbige zu ſuchen und zu heben; nachdem nun dieſelben unverrichteter Sache wieder heraus kommen, ſey von ihnen erzehlet worden, wie ſie zwar groſſe eiſerne Schatz-Käſten darinnen angetroffen, hätten aber nicht darzu gelangen können, weilen darauff ſehr groſſe ſchwartze Hunde gelegen geweſen, welche dieſelben verwahret gehabt.«

Sagen von Quedlinburg.

47. Der Vogelheerd bei Quedlinburg.

D. Friedrich Ernſt Kettner ſagt in der Kirchen- und Reformationsgeſchichte von Quedlinburg[1] »In dieſem Hartzgau oder Gegend hatte Kaiſer Heinrich ſein Jagd-Hauß, da er ſich an dem Vogelfang vergnüget, und allhier ſeinen bequehmen Auffenthalt geſuchet, wie Ihm dann auch die Kaiſerl. Crone auf dem Finken-Heerd angetragen werden.«

48. Henrich der Vogler und die Stadt Quedlinburg.

Kaiſer Henrich der Vogler hat endlich die Hunnen geſchlagen und gedämpfet, welches unter allen ſeinen Thaten das Vornehmſte geweſen, und hat darauf die Stadt Quedlinburg zu erbauen, auch das neue Stifft darinnen zum Stande zu bringen ſich fleißig laſſen angelegen ſeyn. Daſelbſt hatte ſchon der dritte Biſchoff zu Halberſtadt Haimo ums Jahr 481 das Kloſter S. Wiperti an der Bode erbauet, und mit Benedictinern aus dem Kloſter Hirſchfeld beſetzt, wiewol hernach die Abtißin Beatrix II. Prämonſtratenſer in daſſelbe ſoll eingeführet haben; in dieſem Kloſter hat Biſchoff Haimo ſeinen guten Freund Rabanum, Abten von Fulda, da er aus ſeinem

Kloſter verjaget worden, ſo lange beherberget und erhalten, bis ihn der König Ludovicus zum Ertz-Biſchoffen von Maintz gemacht. Nach dieſer Zeit, ungefehr A. 928 hat Kaiſer Henrich das Stifft und die Stadt zu bauen angefangen, welche er aber nicht ausführen können, da er A. 936 zu Memmleben an der Unſtrut geſtorben, und allhie zu Quedlinburg in S. Petri oder Servatii Kirche begraben worden, und ſchreibt der Mönch Sigebertus, daß der Berg, worauf er begraben worden, hernach von allen Seiten feurige Flammen von ſich gegeben, darum auch ſeine Wittwe Mathildis nach ſeinem Tode nicht nur viel arme Leute ſpeiſen, ſondern auch den Vögeln unter dem Himmel täglich ihr Futter geben laſſen, vermeynend, ihm dadurch deſto leichter die Vergebung ſeiner Sünde zu wege zu bringen; ſie verſamlete auch dreyßig Tage nach dem Leichenbegängniſſe in die Stadt Quedlinburg eine Anzahl geiſtlicher Frauen, und verſchaffte ihnen Unterhalt, und verſchrieb ſolches auf ihre eigene Güter mit Bewilligung ihrer Söhne, wie ſie auch A. 943 geſtorben, iſt ſie allhie neben ihrem Ehe-Herren vor dem Altar S. Servatii begraben worden. Was aber die Stadt betrifft, ſo iſt dieſelbe eine Kaiſerliche Frey-Stadt und beſſer als andre Städte in Sachſen privilegiret geweſen, daß die Fremden ihre Waaren frey herein bringen und verkauffen oder durchführen dürffen, ohne Geleite, Zins und Zoll davon zu geben, und waren die Bürger auch anderswo auf gleiche Weiſe befreyet, zwiſchen den Flüſſen Elbe und Rhein, ſo weit das Römiſche Reich gehet. Solche Freyheit hat die Stadt lange behalten, beyde zu Waſſer und zu Lande, und haben die Kaiſer gemeiniglich, ſowol ihre Synodos mit ihren Biſchöffen und Prälaten, als Reichs-Tage mit den weltlichen Fürſten und Herren, daſelbſt gehabt.

49. Das Ritterfeld.

Anno 1182 hat man in Sachſen und Thüringen, wie auch um den Hartz, bey Quedlinburg und Ditfurt, die Raben und Kräen einen gantzen Tag mit einander ſtreiten geſehen, ſo daß ihrer viele verwundet, ja gar todt auf die Erde gefallen, davon ſoll das Ritterfeld allhie ſeinen Nahmen bekommen haben, man hat auch nach Spangenbergio A. 1191 Raben und andre Vögel mit glühenden Kohlen in den Schnäbeln fliegen geſehen, womit ſie Häuſer und Scheuren angezündet.

50. Vom Kirchenraube.

Nachdem auch der Halberſtädtiſche Biſchoff alle Jahr nach alter Gewohnheit den Palmtag zu Quedlinburg hielte, und nach verleſener Paſſion und gethaner Predigt alle die in Bann that, welche dem Stiffte Quedlinburg, oder deſſen zugewandten Klöſtern und Kirchen Schaden, oder Hinderung und Abbruch an ihren Freyheiten und Gütern thäten, begab es ſich einsmahls, daß, da Biſchoff Conradus vor dem Altare ſaß, und mit dem Lichte verſchoß, die Glocken auch dabey nach Gewohnheit geläutet wurden, ein gewiſſer Ritter darüber lachte, und ſich vernehmen ließ, ſolche Alfantzerey würde keinem ſchaden, wie er aber aus der Kirche gegangen, iſt er gleich vom Teuffel beſeſſen worden, daß er in den Hartz gelauffen, und niemand gewußt, wo er geblieben. Dies fand ich in einer alten auf Pergamen geſchriebenen Chronick, darinnen viel Geſchichte der Kaiſer, Könige und Fürſten, wie auch der Päbſte und Biſchöffe, ſonderlich in dieſen Landen, verzeichnet waren. Ferner ſtund auch in dieſer Chronicke, daß im damahligen Kriege zwiſchen den Kaiſern Philippo und Ottone, als Ertz-Biſchoff Ludolph und andre Fürſten das Halberſtädtiſche Land und Stifft Quedlinburg in Abweſenheit Biſchoff Conradi wider die Feinde beſchützet, und dem Landgrafen von Thüringen die Raubſchlöſſer Lauenburg und Stecklenberg wieder abgenommen und ſie zerbrochen, damahls auf dem Stecklenberge von wegen des Landgrafen ein Edelmann geweſen, der vom Stiffte Quedlinburg etliche Hufen Landes und Holtzungen um einen jährlichen Zins gehabt, als er aber in dieſem Krieges-Lerm erſchlagen worden, habe ſein Sohn ſich daſſelbe vor ſein Erbgut zueignen und der Kirche nichts davon geben wollen, vermeinend, der Landgraf ſollte ihn wol dabey ſchützen, habe ſich auch an keine Vermahnung der Abtißinn und des Biſchoffs gekehret, und da er endlich von dieſem am Palmſonntage in den Bann gethan worden, habe er deſſen geſpottet und geſagt, das Eſſen und Trincken würde ihm eben ſo gut darauf ſchmecken als vorhin, wie er aber gleich hernach beym Tiſche den erſten Trunck gethan, ſey er plötzlich geſtorben, und als ein Verfluchter in eine wüſte Kirche begraben worden, ſein Weib und Kinder wären auch bald darauf an der Peſt geſtorben und hätten ihr Gut andern laſſen müſſen.

51. Sanct Anna und die Mutter Gottes.

Anno 1249 hat ſich zu Quedlinburg ein greulicher Sturmwind mit Blitz, Donner und Hagel erhoben, und mit einem ſchweren Regen, dabey Steine eines Fingers lang gefallen, die viel Menſchen getödtet und die Dächer und Häuſer ſehr beſchädiget, alſo, daß die Leute zu Quedlinburg ſich des gäntzlichen Untergangs beſorget. Dies Unwetter kam vom Brocken her und währete vom Morgen an bis um ein Uhr Nachmittags. Da ſind der Rath und Gemeine zuſammen gekommen, haben Gott und ſeiner H. Mutter ein Gelübde gethan, dieſen Tag St. Annen jährlich mit groſſer Andacht zu begehen, und an demſelben eine Proceſſion der Mutter Gottes zu Ehren auf dem Monſion-Berg anzuſtellen, eine Meſſe zu halten und gemeine Allmoſen zu thun. Solcher groſſen Hagelſteine ſind ſonderlich viele auf den Juden-Kirchhoff, itzo Weingarten genannt, gefunden, und iſt davon eine ganze Heerde Vieh jenſeits des Grabens erſchlagen worden, ſie waren grau und ſtuncken wie Schwefel.

52. Von der Nicolai-Kirche.

Kettner ſagt in der Kirchen- und Reformationsgeſchichte von Quedlinburg: »Es ſeynd ſonſt viel Nicolai, und heiſſet Nicolaus nach dem Griechiſchen ſo viel, als ein Ueberwinder. Den Nahmen Nicolaus führte 1) ein Diaconus der Kirchen zu Jeruſalem, aus Antiochien. 2) Nicolaus ein Ketzer, davon die Nicolaiten herkommen. 3) Nicolaus I. II. III. IV. V. welche die päbſtliche Würde verwaltet haben; aber allen dieſen iſt dieſe Kirche nicht gewidmet, ſondern der

H. Nicolaus war zu Patara in Aſia gebohren, und hernach Biſchoff zu Myra in Lycien, lebete im Anfang des IV. Seculi, wurde in wehrender Verfolgung des Licinii gefangen und ins Elend verjaget. Nachdem aber Licinius geſtorben und ihn Conſtantinus aus dem Gefängniß erlöſet, beſuchte er ſein Biſchthum zu Myra und zerſtörete alle Götzen-Tempel. Er ſoll auf dem Concilio zu Nicäa geweſen ſeyn und dem Ario widerſtanden haben. Er ſtarb 343. Er ſoll einem armen Manne, der drei Töchter gehabt hat, am Nicolai-Tag etliche Beutel Geld eingeworffen haben, damit er ſie ausſteuren könnte. Er war ſehr gutthätig, und wendete alle ſein Vermögen an die Armen, und pfleget man umb deſſentwillen am Nicolai-Tag denen Kindern Gaben einzuwerffen. Die Moſcowiter halten ihn vor den Himmels-Pförtner, vor den Patron ihres Landes, ja vor den Regierer der gantzen Welt. Die Münche in Moſcau, derer ſehr viel ſind, leben insgemein nach den Regulen Baſilii und des H. Nicolai. Er iſt ein Waſſer- und Fiſcher-Gott bei den Papiſten und Moſcowitern, der denen, ſo aus Lycia in Aegypten ſchiffen, ein Nothhelffer geweſen iſt; ſie behaupten auch, daß er von Italien nach Archangel auf einem Mühlſtein geſchwommen ſey, und wer daran zweiffelt, ſetzt ſein Leben gewiß bey den Moſcowitern in Gefahr. Weil nun die Neuſtadt an dem Bode-Waſſer lieget, und die Bode die Alt- und Neuſtadt theilet, weil auch an dem Orth, allwo die Kirche ſtehet, Teiche geweſen ſind, und die Kirche auf ellerne Pfäle geſetzet iſt, ſo kan es wohl ſeyn, daß man umb deſſentwillen die Kirche dem Waſſer-Heiligen Nicolao gewidmet, damit nicht die Ergieſſung der Bode der Neuſtadt ſchade. Es iſt das Fundament auf einen höltzernen Grund geleget worden, weil ein Fiſchteich daſelbſt geweſen. Ob aber 2 reiche Schäfer die 2 Thürme haben bauen laſſen, weil ſie einen Schatz in einer wüſten Kirchen gefunden haben, davon hab ich keinen Beweiß geſehen. Anno 1201 ſoll ſie zu bauen angefangen ſeyn, unter der Abtißen Agnes von Meiſſen, durch Hülffe und Collecten von den Bürgern.“

53. Von dem Marienkloſter auf dem Berge Sion (Mon-sionberge, Münzenberge.)

In Kettners 1710 erſchienener Kirchen- und Reformations-Hiſtorie von Quedlinburg heißt es: »Dieſes adeliche Nonnenkloſter iſt in dem X. Seculo von Mechtilde II., Ottonis I. Tochter mit Hülffe Kaiſers Ottonis II. als ihres Bruders zu bauen angefangen worden. Zu Zeiten Ottonis III. ward es continuiret, welcher Anno 985 ſeine güldene Krone darzu gegeben, Anno 1017 den 27. Febr. iſt es in Gegenwart Kaiſer Heinrich III. und der Abtißin Adelheid II. auch des V. Ertz-Biſchoffs Gerens zu Magdeburg eingeweihet worden. Es muſte die Abbatißin auf dem Berge Sion dem Stiffte gehorſam ſeyn, und von der Fürſtlichen Abtißin mit ihrem Kloſter dependiren, die unterſte Capitularin auf dem Schloſſe wurde je zuweilen zur Abbatißin gemachet. Es ward in die Ehre S. Marien und des Apoſtels S. Andreä geweihet, und hatte viel Altäre, als unſer lieben Frauen, S. Georgii, Nicolai, Stephani, Mariä Magdalenä, Johannis, Annä, Catharinen, das Siegel des Kloſters iſt noch vorhanden, ſie lebeten eine Zeit lang nach den Regeln S. Benedicti. Zu Zeiten der Reformation Anno 1541 unter der Abtißin Annä Regierung ward ſolches Kloſter wegen Krieges-Schulden und anderer Urſachen eingezogen, es war dieſem Kloſter viel entwendet worden, die Kloſter-Jungfrauen hatten es verlaſſen, biß auf eine, welche ſich im weltlichen Habit gekleidet, wie die Beantwortung der Gravaminum Hertzog Moritzens bezeugt.«

Das wilde Waſſer auf dem Münzenberge.

54.

In Winnigstadii Chron. Quedl. heißt es: »A. 1333 iſt die andere Glocke in der Neuſtadt gegoſſen worden; im ſelben Jahre ſoll auch der Brunnen auf dem Monſionberge ſich ergoſſen haben, und vom Berge bis in der Stadt Graben gelauffen ſeyn, als wolte er die gantze Stadt erſäuffen, als aber ein gemein Gebet geſchehen und eine ewige Spende gelobet worden, iſt es noch ohne Schaden abgegangen.«

55.

Mündlich wird berichtet, das wilde Waſſer des jetzt aus Furcht allmälig von den Bewohnern des Münzenberges ganz verſchütteten Brunnens ſei mit einem Brautbette geſtopft. Andere ſagen, es ſeien zwei ganz ſchneeweiße Pferde von dem dem Münzenberge gegenüberliegenden Schloſſe in das Waſſer geworfen. Noch andere ſagen, die Prinzeſſin, die auf dem Schloſſe gewohnt, habe ihr Deckbett und ihr Schimmelreitpferd in den Born geworfen und das Waſſer damit geſtillt.

56.

Nach dem Born ging eine Nonne mit Schlüſſeln und zurück. Auf dem Platze, der ſich auf dem Münzenberge befindet, traf ſie ſich mit einem Pater und zwei andern Nonnen.

57.

Es ſoll auch Kinder in den Born auf dem Münzenberge gezogen haben. Hiſtoriſch ſcheint es, daß ſich über dem Born eine Mühle oder vielleicht nur ein Brunnengehäuſe befunden habe, worin zwei Ziegenböcke gegangen ſeien.

58.

Das Gelübde vom Jahre 1333, der Bußtag, ſoll noch vor 40 Jahren in der alten Weiſe abgehalten und zugleich ein Hut mit Geld unter die verſammelten Armen geworfen ſein. Dabei ſoll aber mancher Unfug geſchehen und dieſe Spende endlich auf Neujahr verlegt ſein.

59.

An der Steinbrückermühle am Markte und am gegenüberliegenden Hauſe ſteht auf dem Dache ein Männchen zur Erinnerung an die Überſchwemmung. So hoch hat das Waſſer geſtanden.

60. Albrecht von Regenſtein und die Stadt Quedlinburg.

Anno 1336 erhub ſich ein Widerwille zwiſchen der Alten-Stadt und Grafen Albrecht von Regenſtein, welcher, ungeachtet der vorigen Verſprechungen, zu weit in die Gräntzen und Gerechtigkeiten der Bürger griff, das der Rath nicht leiden wolte, darüber es zum Kriege kam. Der Graf lag im Kloſter S. Wiperti, auf der Alten-Burg und zu Gerſtorff, und ließ viel Bürger gefangen nehmen, die fielen aber aus, und ſcharmützelten mit ihm, daß er kaum davon kam, und muſten die Befehlshaber des Kloſters die Gefangenen wieder heraus geben. Der Graf verſtärckte ſich und belagerte die Alte-Stadt, hatte ſein Lager in der Neu-Stadt und Kloſter, dagegen bauten die Bürger die zwey Thürme, einen auf der Klinge, den andern hinter dem Marſtall, und thaten dem Feinde mit Geſchütze groſſen Schaden, trieben ihn aus der Neu-Stadt und jugen ihn nach Gerſtorff, da geſchah wieder ein ſtarck Scharmützel, und als ſich der Graf nach dem Kloſter S. Wiperti begeben wolte, kamen ihm die andern Bürger aus der Stadt zuvor, und führten ihn gefangen in die Stadt, ſetzten ihn aufs Rathhauß in einen Kaſten und muſte ein Jahr da ſitzen, darnach muſte er auf Erkäntniß der Hanſe-Städte die Stadtmauer und ſieben Thürme nach dem Weſtendorff bauen laſſen, und einen ſchrifftlichen verſiegelten Revers von ſich ſtellen, daß er und alle ſeine Nachkommen der Stadt nie wieder zu nahe kommen wolten, und muſten alle Grafen darin willigen, wolte er anders aus dem Kaſten kommen, denn es war ihm das Urtheil vom Kaiſer ſchon gefället, daß er, als der wider den Land-Frieden gehandelt, ſolte enthauptet werden, das Tuch, darauf er gerichtet werden ſolte, ward hernach den armen Leuten gegeben. Da er erſt gefangen worden, zogen die Bürger im grimmigen Zorn hinaus und verſtörten das Kloſter mit der Kirche, auch die Gärten, Bäume und Weinberge, das geſchah am S. Magdalenen-Abend, zerbrachen auch hernach und riſſen die zwey Thürme S. Wiperti ein, und ward der Schade auf viel tauſend Marck gerechnet. Weil aber die Münche daran keine Urſache gegeben, als die dem Grafen nicht wehren können, ſo hat Hertzog Otto von Braunſchweig mit andren Fürſten die Bürger dazu gezwungen, daß ſie den Chor und Creutzgang wieder bauen müſſen.«

61. Pater Harm.

Im Gymnaſialgebäude zu Quedlinburg, wenn wir nicht irren einem früheren Auguſtinerkloſter, ſpukt Pater Harm und bewacht die in den weiten Kellern vergrabenen Schätze

Sagen von Blankenburg und der Umgegend.

Die Teufelsmauern.

62.

Conring ſtellt die auch in Leuckfeld's Blanckenburgiſchen Antiquitäten erwähnte Meinung auf, »es ſey inſonderheit unſere vorhabende Blankenburgiſche Hartz-Gegend noch vor der Sündfluth von einigen großen Rieſen aus den Nachkommen der Cainiten bewohnet geweſen, indem man von ihren ungeheuren Knochen und Cörpern, welche durch die Sündfluth in die groſſen Hartz-Gebirge, und ſonderlich in die Baumans-Höhle, ſo ſich in der Blanckenburgiſchen Graffſchafft befindet, mit Gewalt getrieben worden, noch einige über Bleibſaal gefunden, und noch finde, ſo kein geringes Zeugniß von ſolchen hier gewohnten Einwohnern geben könten. Zu dem wären die noch in der Blanckenburgiſchen Graffſchafft verhandene, und in einer ſo gewaltigen Gröſſe und Länge aus entſetzlichen Felſen und Stein-Klippen auffgerichtete Mauren und Pyramiden Merckmale genug, daß ſolche vormahls nicht von kleinen Menſchen, und derer damahls noch unbekandten Hebe-Kunſt auffgeführet worden, ſondern ſie müſten die eingewohnten Rieſen zu ihren Urhebern gehabt haben, welche ſolche zu Beweiſung ihrer Macht und Siege oder Opffer-Stellen verfertiget, die hernach von denen folgenden Einwohnern um deswillen, als ob ſie von dem Teuffel erbauet, mit den Nahmen der Teuffels-Mauern beleget worden.«

63.

Über die **Teufelsmauern** ſagt **von Rohr**, »das gemeine Bauer-Volck, oder vielmehr die Einfältigen unter ihnen, aus hieſiger Gegend, haben ſich von dem Urſprunge dieſer ſo genandten Teufels-Mauern folgendes einfältige Gedichte ausgeſonnen, welches ſie einander erzehlen. Sie ſagen: der böſe Geiſt hätte ſich einſtens unterſtanden, die Erd-Kugel, oder die gantze Welt, wie ſie es nennen, mit Gott zu theilen, ſo, daß dem groſſen Gott die eine Helffte zu ſeiner Beherrſchung übrig bleiben, die andere Helffte aber ihm überlaſſen ſeyn ſolle. Er hätte dahero in hieſigen Landen den Anfang machen wollen zu theilen, und dieſe Mauer, die ſich hernach durch die Welt hätte erſtrecken ſollen, angelegt. Gott hätte ſeinem Spiel und ſeiner Boßheit eine Zeitlang zugeſehen, endlich aber hätte er ſelbige, da ſie ſonſt über die maſſen hoch geweſen, ruinirt, und ihm ſeinen Bau nicht weiter verſtattet. Daher wären noch dieſe Stücke Mauren davon übrig geblieben.«

Die weiße Frau und der Brunnen vom Blankenburger Schloſſe.

64.

Auf dem Schloſſe zu Blankenburg zeigt ſich eine weiße Frau mit Schlüſſeln, mit denen ſie oft zur Nachtzeit raſſelt. Sie ſoll beſonders zur Winterszeit bei Schneewetter, ferner zur Kriegszeit (ſie kündigte Krieg an) und bei Unglücksfällen in der Familie erſchienen und im Leſezimmer des Schloſſes mit einem Hündchen abgebildet ſein. Dies Hündchen, ein kleines weißes Spitzhündchen, ſah man auch mit ihr gehen.

65.

Bei einer Hochzeit, die bei Schneewetter im Schloſſe abgehalten wurde, vernahm man das Geraſſel von Wagen, und doch war nachher Niemand zu ſehen. Dieſen Lärmen hatte die weiße Frau verurſacht.

66.

Die Schlüſſeljungfer verſchwand ſtets bei dem **Brunnen** auf dem Schloſſe.

67.

Im Brunnen auf dem Schloſſe befindet ſich ein Kaſten mit Schätzen, der noch nicht gehoben werden konnte.

68. Weg von der Quelle auf dem Blankenburger Schloſſe nach dem Münzenberge.

Brückmann ſagt in der epistola itineraria de signis urbium mnemonicis (Wolfenbüttel 1735) folgendes: »Blanckenburgi, ad fauces Sylvae Hercyniae, fons quidam in arce Ducum Brunsuicens., montana praealta, loci signi mnemonici, habetur. Hic perennis puteus jugis aquae, tempore, quo Comites Blanckenb. dominatum hic loci tenuerunt, ante aliquot secula per rupes durissimas in profundum caesus, hoc peculiare prae reliquis fontibus habet, quod a terrae superficie usque ad profundum aquae scala vel cochlidium ducat. Sunt, qui hanc proferunt traditionem, ex hoc loco viam esse per subterraneum quendam cuniculum (in praesenti vero non amplius permeabilem, sed quibusdam in spatiis prolapsum et ruinosum) usque ad montem Sionis, vulgo Müntzenberg dictum, qui Quedlinburgi, duobus Blanckenburgo milliaribus dissiti, videndus. An traditio sit veriloquium? nec scire, nec dicere possumus.«

69. Das Dorf Börneke

leitet ſeinen Urſprung und Namen von einem kleinen Borne her, nahe beym Pfarrhofe, der das Börneken hieß. Ein Einſiedler, ſagt die Tradition, welcher bey dieſem Börneken, wo damals Wald war, ſeine Wohnung aufſchlug, wurde wegen vermeynter Wunderkuren berühmt und bekam ſtarken Zulauf. Verſchiedene baueten ſich bey ihm an, welchen mehrere folgten, die nach und nach das Holzrevier ausrotteten, wovon der Hoppelnberg ein Überreſt iſt. So entſtand das Dorf Börneke.

70. Spuk bei Hüttenrode.

Bei Hüttenrode iſt es »mit den Schaafen nicht richtig.«

71. Die Quargeshöhle von Helſungen.

In Helſungen unter'm Heidelberge befindet ſich ein Keller, in dem ſich zwölf Zwerge aufhalten. Einſt ſetzte man eine Ente hinein, die kam auf dem Blankenburger Schloſſe wieder zum Vorſchein.

Sagen von Michaelſtein, Heimburg und Benzingerode.

72. Evergodesrode, Volkmarſtein und Michaelſtein.

Einige hundert Jahre vor der Anlegung des Stiftes Michaelſtein ſoll über demſelben in dem rauhen großen Harz-Walde auf einer ziemlich hohen Klippen, unter welchen ein ſchöner heller Brunnen herfür quillet, ein frommer Einſiedler oder ſogenannter Clausner, derer damahls ſich viele in denen rauhen Gebirgen aufhielten, und ein ſtrenges Leben in Faſten und Beten führeten, gelebet, und daſelbſten eine kleine Wohn- und Bet-Clauſe vor ſich erbauet, auch mit Namen Volckmar geheißen haben. Weiln er nun nach damaliger Zeit-Beſchaffenheit an ſolchem Orte gar einen ernſten und ſtillen Wandel geführet, habe er dadurch verurſachet, daß man nicht allein ihn den heiligen Volckmar benennet, ſondern, ſeiner Heiligkeit ſich theilhafftig zu machen, haben ſich auch unterſchiedene ſtille Brüder zu ihm begeben, und gleiche Lebensart mit ihm angetreten, daß ſie nach ihrer damahligen Erkenntniß fleißig in ihren ſelbſtgemachten Cluſen und Hölen gebetet, und mit weniger Speiſe, ſo ihnen entweder von gutherzigen Leuten zugeſchicket worden, oder ſie ſich ſelbſten in der Wildniß bereitet, ſich vergnüget, darbey aber auch einige ſonſt gelernte Handarbeit zu ihrer beſſeren Erhaltung getrieben, und fürnemlich in einer nahe bey ihrer Wohnung eröffneten Marmor-Gruben die ſchönſten Marmelſteine gebrochen, und an andere überlaſſen haben. Welcher Steinbruch nachmals eingegangen, daß man wenige Merckmale anitzo davon finden kan Hierdurch haben dieſe Brüder und Einſiedler mit ihrem ſogenannten H. Volckmar ſowol Gelegenheit als Mittel bekommen, zu Erweckung ihrer mehrern Andacht eine neue Capelle oder kleine Kirche an gedachten Ort bey der Cluß dieſes ihres Vorgängers, ſo man noch S. Volckmarſtein in dem Hartze nennet, aufzuführen, in welcher ſie inſonderheit, weiln ſie einige Reliquien von der Jungfer Marien und deren Begräbniß in Beſitz zu haben vermeinten, zu Ehren dieſer Mutter Gottes ihr ein Begräbniß oder Grabmahl, ſo das Grab Marie nachgehends genennet, und in ſolchen die angegebenen Reliquien geleget worden, aufgerichtet, und mit vieler ſchöner Arbeit verſehen haben, und ſoll dieſes geſchehen ſeyn zur Zeit Kayſer Heinrich des Voglers, und ſeines Sohnes Kayſer Ottonis des Groſſen, dahero des Erſtern Gemahlin, die Kayſerin Mechtildis, ſo zur geiſtlichen Stiftung und Schenkung ſehr geneigt, auch damals das herrliche Stift in Quedlinburg, ſo nur etwa zwey Meilen unter der Michelſteiniſchen Gegend lieget, aufrichtete, zu ſolcher im Hartz erbaueten Kirchen beſagtem Volckmar und ſeinen Brüdern ihr ohnweit davon gelegenes Gut zu Keyferungsrode, ſo nachmals von dem gemeinen Manne Kipperode genennet worden, nebſt andern Stücken geſchenket, welche ſämmtlich hierauf Kayſer Otto I. im Jahr 956 dem damals angelegten Stifte incorporiret hat. Man ſetzet auch ferner hierzu, daß nach dem Abſterben des S. Volckmari durch die obgedachten Reliquien bey dem gemeldeten Grabe der Jungfrau Marien ſich unterſchiedene Wunder, inſonderheit durch Curirung vieler Kranckheiten, haben ſpüren laſſen, womit die anweſenden Einſiedler und Clerici viel Geldes gelöſet, und ſelbige alſo dieſen Ort über zweyhundert Jahr bewohnet. Als aber in denen folgenden Kriegeszeiten durch die Räuber und Buſchklepper der Hartzwald ſehr unſicher gemacht, und folglich auch dieſe wenige geiſtliche Brüder auf dem S. Volckmarſteine dadurch höchſt verunruhiget, ſie aber zum Theil auch müde wurden, in ſo entlegenem Walde auf hohen rauhen und unfruchtbaren Klippen länger zu wohnen, als wurde zu Anfang des zwölften Seculi Graf Burchard zu Blanckenburg be wogen, ſein zwiſchen Blanckenburg und Heimburg vor dem Hartz-Walde gelegenes Gut, **Evergodesrode** damals genannt, vorgedachten Hartz-Einſiedlern von S. Volckmar nicht allein zur ſichern Wohnung einzuräumen, ſondern ihnen auch daſelbſt eine Kirche zu ihrem Gottesdienſt aufzubauen, welche hernach von dem Biſchof zu Halberſtadt, gleichwie die erſte zu S. Volckmar, in die Ehre des Ertz-Engels Michaelis eingeweihet, und der gantze Ort und vorgenanntes Gut Evergodesrode, **Michaelſtein** oder Michelſtein genennet worden. Beſagter Graf Burchard von Blanckenburg begab ſich auch hierauf gäntzlich ſeiner Regierung, und ward ein Converſus bey dieſen Brüdern in der Michelſteiniſchen Kirchen, ſchenkte aber an ſolche noch zuvor den gantzen Stoffenburg bey der lütchen Lauenburg, beredete auch die damals lebende Abtißin in Quedlinburg, Namens Beatrix 2., daß ſie unterſchiedene obberührte, zu ihrem Stift gehör'ge Güter an die Kirche zu Michelſtein übergab, damit die angelangten Volckmariſchen Brüder davon deſto austräglicher und beſſer leben können. Beſagte Abtißin erlangte aber auch damit bey dem damaligen Pabſte Innocentio II. daß ſie An. 1139 nächſt andern mehrern Stücken die Confirmation über dieſe Michelſteiniſchen Güter erhielt, wobei aber zu behalten, daß damals dieſes Michelſtein noch nicht zu einem ordentlichen Cloſter-Stifte vor einige Regulier-Mönche angeleget war, ſondern es lebten nur einige wenige Irregulier-Geiſtliche und Einſiedler, ſo von S. Volckmar gekommen, bey der neugebaueten Michaelis-Kirchen, welche ihre Wohnungen in denen daſelbſt befindlichen Häuſern des geweſenen Gräflichen Gutes Evergodesrode genommen, und den Kirchendienſt dabey verrichteten; jedoch iſt bald darauf diß Michaelſtein oder Michelſtein zu einem Cloſter vor Ciſterienſer-Mönche aus dem alten Camper-Stifte, ſo von Aulesburg durch die Stifter anhero berufen, angeleget worden.

Der Name Michaelſtein.

73.

Mündlich wird erzählt, daß der erſte Abt im Volkmarskeller Michael geheißen habe. Als es ihm dort nicht mehr gefallen, habe er einen Stein aufgehuckt, ihn bis Michaelſtein getragen und dort ſich angebaut.

74.

Andere erzählen: Als die Mönche nicht mehr im Volkmarskeller wohnen wollten, banden ſie einem Manne Namens Michael einen Stein um, und da, wo er nicht mehr fortkonnte, bauten ſie ſich wieder an.

75. Michaels Bild.

Des heiligen Michaels Bild ſteht auf der Dachecke des Kloſters und iſt einſt heruntergefallen. Da wurden die Ochſen im Stalle unruhig.

76. Der heilige Michael und die Lörke.

Im Herbſte ſchickt der heilige Michael Lörke und andres Ungeziefer.

Der Mönchenmühlenteich.

77.

Im Mönchenmühlenteiche bei Kloſter Michaelſtein ſitzt eine Frau. Sie geht daran umher in weißem Kleide mit einem Bund Schlüſſel, und zwar am Kruggarten vorbei bis nach der »Geldmünze« im Kloſter.

78.

Nicht allein die Kinder in Blankenburg, ſondern auch die in Heimburg werden aus dem Mönchenmühlenteiche bei Kloſter Michaelſtein gezogen.

79.

Am Mönchenmühlenteiche lag einſt ein Kind und war dann gleich verſchwunden.

80.

Im Mönchenmühlenteiche ſitzt ein Nickelmann.

81.

Der Mönchenmühlenteich muß wenigſtens alle ſieben Jahr ein Menſchenopfer haben, das darin ertrinkt.

82.

Aus dem Mönchenmühlenteiche ſind die Steine zum Kloſter Michaelſtein genommen.

Das Teufelsbad.

83.

Das Teufelsbad bei Kloſter Michaelſtein hat keinen Grund.

84.

Im Teufelsbade pflegte eine weiße Jungfer zu verſchwinden.

85.

Im Teufelsbade kam ein Schächtelchen geſchwommen, darin war ein Kind, es war aber ſogleich wieder verſchwunden.

86.

Beim Teufelsbade ſaß ein kleines Mädchen von zehn Jahren und weinte, war aber dann nicht mehr zu finden.

87.

Beim Teufelsbade zeigen ſich zwiſchen 11 und 12 Uhr Leichenzüge.

88. Der Jungfernpaul beim Teufelsbade.

Beim Teufelsbade befindet ſich der Jungfernpaul. Dort zeigte ſich eine Jungfer.

89. Zwerge in den Kreuzgängen.

In den Kreuzgängen von Kloſter Michaelſtein wohnten Zwerge.

90. Der Abt im Kloſterkeller.

Im Kloſterkeller zu Michaelſtein ſpukt ein Abt. Als Jemand Wein herausholen wollte, drehte er ihm den Hals um.

91. Der Papenteich.

In den Papendiek iſt ein Paſtor mit der Kutſche hineingefahren. Ein Holzhacker nahm dort einen Fiſch weg, der verlangte, daß ihm ſein eines Auge, das er verloren hatte, wieder hergebracht würde.

92. Der Hirſch auf dem Probſtberge und am Kloſtergrunde.

Auf dem Probſtberge unweit Michaelſtein ging ein Hirſch mit goldenem Halsband, hinterließ aber keine Spur, der Hirſch war weiß, eine Jungfer von Michaelſtein gehörte dazu. Auch am Kloſtergrunde bei Michaelſtein ging ein weißer Hirſch.

93. Die Lauſehügel.

Zwiſchen Michaelſtein und Blankenburg, unweit der Mönchenmühle, liegen die »Luſehüchel« (Lauſehügel). Ein Rieſe ging da einſt vorüber, den drückten Steine im Schuh. Da ſchüttelte er ſie aus und ſagte: »Die alten Lauſehügel!« Daher die Lauſehügel und ihr Name.

94. Die Mädchenwieſe.

Über dem Teufelsbade befindet ſich die Mädchenwieſe. Dort tödtete ein Bräutigam ſeine Braut und ſie zeigt ſich nun um die betreffende Zeit.

95. Feuer ohne Kohlen.

Unweit Michaelſtein ſtand ein großer Mann an einem Feuer. Kohlen waren nicht zu finden.

96. Die Heimburg brennt ab 1288.

De Borch vor dem Harte genomet Heymberch wart entſengt van dem wilden Büre, in dem Pingſtavende in dem Donreweder, unde brende reyn aff, de Grave de darup was vorſchreckede ſick, dat he daran ſterff, do vell de Herſchop an de Graven to Reghenſteyn. Ein Donreweder kam 1289 up S. Peter unde Pauwels Dage, unde warede twe Dage unde twe Nachte, dat de Lüde vorſchreckt worden, dat ſe menden, de jungſte Dach wolde komen, wente dat Kayſerhus to Goſſeler brende aff van dem Blixſen, unde de Stad Hamberch brende halff uth in de Lenge, unde brenden mer Stidde unde Dorppe.

---

97. Geld auf der Heimburg.

Auf der alten Heimburg ſteht Geld, beſonders im Brunnen.

---

98. Der Keller auf der Heimburg.

Im Keller auf der Heimburg hauſen Geiſter und ein Venediger iſt darin verſchwunden. Es brennt darin Geld.

---

99. Kegeln auf der Heimburg.

Auf der Heimburg (einige ſagen im Keller) wird gekegelt. Die Kegel ſind von Silber, die Kugeln von Golde, oder umgekehrt.

---

100. Jungfer auf der Heimburg.

Auf der Heimburg zeigt ſich eine Jungfer.

Die Hünenſteine.

101.

Stübner erzählt in ſeinen Blankenburgiſchen Denkwürdigkeiten: »Zwiſchen Benzingerode und Heimburg ſind drey im Triangel ſtehende ſogenannte Hunnenſteine merkwürdig. Sie ſind von ungleicher Größe. Der höchſte dieſer Steine ſteht im Benzingeröder Felde und hat 12 Fuß Höhe, 4½ Fuß Breite; der mittlere im Göddenhuſiſchen Felde auf der Mitternachtsſeite des Hellbeeks, zwei Büchſenſchüſſe weit vom vorigen, iſt 10 Fuß hoch, 5½ Fuß breit; der niedrigſte im Heimburgiſchen Altfelde, einen Büchſenſchuß weit von letzterm, hat 9 Fuß Höhe, 5 Fuß Breite. Man hält dieſe für Denkmale daſelbſt im Kriege gebliebener heidniſcher Helden.

102.

Andre erzählen mündlich: drei Hünen auf der alten Burg Heimburg hätten um die Wette geworfen und eine Prinzeſſin ſei der Preis der Wette geweſen. Der jüngſte aber habe am Weiteſten getroffen. 80 Pferde bringen ſeinen Stein nicht fort. Es iſt dies wohl der Stein am Wege zwiſchen Heimburg und Silſtedt, der ein ſo gar eigenthümliches Ausſehen hat, daß er wie ein bemooſter Weidenbaum daſteht und Jedem auffällt.

103.

Es wird auch erzählt: drei Schweſtern hätten durch den Steinwurf um einen Pflüger gewettet und die jüngſte habe gewonnen.

104.

Noch Andre erzählen: die drei Hünenſteine ſeien vom Regenſteine aus geworfen worden.

---

105. Untreue Baumbreite.

Zwiſchen Halberſtadt und Heimburg liegt die untreue Baumbreite, neben dem Oſterholze. Dort begegnete einem Reiter ein lahmer Bettelmann und wies in einen Baum, wo ſeine Krücken hingen, ſagte auch, daß ein Übermüthiger ſie dort aufgehangen hätte. Der Reiter ſtieg ab und kletterte hinauf, ſie herunter zu holen. Der Bettelmann aber, der ſich nur lahm geſtellt hatte, ſchwang ſich auf das Pferd und jagte davon.

106. Rieſen.

Wenn die Benzingeröder ihren Herrendienſt nach Heimburg thaten, ſetzten die Rieſen ſich hin, zogen die Hoſen ab und die Bauern fuhren im Kothe der Rieſen nachher feſt. Sie wohnten auf der Altenburg in Höhlen, ſetzten ſich dann auf die Burg und ſahen den Leuten, die feſtgefahren hatten, zu.

107. Quarge

waren auch auf der Altenburg Heimburg, waren aber von den Rieſen getrennt. Auch im nahen Derenburg ſind »Quargeslöcher.«

108. Der Uhlius.

In Benzingerode flog ein Hund mit gluhem Schwanz durch die Luft. Dieſer ſoll zum wilden Jäger gehört haben, aber auch der Uhlius (der Teufel) geweſen ſein und den Leuten etwas zugetragen haben. In einem Hauſe zu Benzingerode hielt der Uhlius ſich auf.

109. Bene cincta rota.

So ſoll ein alter Biſchof zum Schmid von Benzingerode geſagt haben, als dieſer ihm auf der Durchreiſe ein Rad am Wagen beſchlagen hatte, und daher ſoll, einer gelehrten Sage zufolge, das Dorf Benzingerode den Namen haben. Auch ſoll die Schmiede zu Benzingerode zu einer Abgabe von Nägeln an die dortige Pfarre verpflichtet geweſen ſein.

Sagen vom Regenſtein.

110. Verbindung zwiſchen Michaelſtein und Regenſtein.

Eine groſze Leuchte kommt vom Mönchenmühlenteiche bei Michaelſtein, geht nach dem Regenſteine und fährt in den Staufenberg. Mit der Leuchte kommt eine brauſende Kutſche.

111. Wagen auf dem Regenſteine.

Auf dem Regenſteine iſt ein geſpenſtiſcher Wagen mit 8 Pferden umhergefahren und wieder verſchwunden.

112. Der Name Regenſtein.

Anno 479 toch de Königk Melverikus to Doringk myt Macht over den Hart, unde wolde de Saſſen vordryven wedder uth dem Orde des Landes, vor dem Harte, dar nu Reghenſteyn unde Warnigerode licht, unde de Saſſen kemen öme underwegen in de Möte by dem Torppe Wedekenſtidde, dar ſloghen ſe de Doringk, dat der vele dot bleven, by vyff duſent, de Königk to Doringk nam de Flucht, unde vele ſiner Lüde. Na düſſen Stride gingen de Saſſen to Rade, na deme dat yt vor dem Harte wat noch woyſte was, unde geven eynem eddelen Manne, de was ſtrytbar, unde wanede in dem Torppe to Beddekenſtidde, de heyt Hateboldus, eyne Stidde vor dem Harte to buwende, wur öne dat bet bevelle; ſo rechte he ſick na örem Bode, unde reyth vor dem Harte here, unde ſand eynen groten Steynen-Berch, unde ſprack, düſſe Steyn iß gereghent, darupp ſchall myne Woning weſen, unde buwede upp den Steyn eyne Borch, unde wart geheten de Grave to Reghenſteyne, unde buwede Blankenborch unde Heymborch.

113. Steine auf dem Regenſteine.

Auf dem Regenſteine iſt ein Loch vorhanden, welches mit allerhand kleinen Steinen, die nicht auf dem Berge, ſondern nur in der Ebene gefunden werden, angefüllet iſt, und wollen die Führer vor gewiß berichten: daß ſolche Steine von denen böſen Geiſtern hieher gebracht würden, denn wenn man dieſelben heraus nähme und hinweg trage, ſo kämen doch alſobald wieder andere hinein, ja auch oftmals diejenigen, welche man heraus genommen hätte. Es werden auch von ihnen viele Abentheuer erzehlet, ſo ſich bei dieſem Loche ſollen zugetragen haben mit denjenigen, welche ſich erkühnet, freventlicher Weiſe etwas darbei vorzunehmen.

114. Schmieden auf dem Regenſteine.

Die Geiſter auf dem Regenſteine ſchmiedeten wie eine Falſchmünzerbande.

115. Ziegen auf dem Regenſteine.

Auf dem Regenſteine ſtellen die Geiſter den dort etwa befindlichen Ziegen nach.

116. Die Ahnfrau auf dem Regenſteine

ſchwebte im Brunnen und bei dem Brunnen, denn ſie hatte Flügel.

Sagen von Oſterwieck und der Umgegend.

117. Die geſtohlene Gans.

Vor langer Zeit iſt in Oſterwieck einer Frau eine Gans geſtohlen, als Dieb derſelben hatte ſie eine andere Frau in Verdacht. Sie verklagte daher dieſelbe und ließ ſie beeiden. Beide Frauen ſtarben bald darauf. Da hört denn einſt ein »Chorännenknabe« (Currendenknabe) während der Nacht ein Läuten in der St. Nikolaikirche. Er ſpringt in voller Angſt aus dem Bette, zieht ſich an und geht nach der Kirche, welche er offen und hell erleuchtet findet. Der Knabe begibt ſich auf ſeinen Platz, ſieht viele Andächtige, erkennt aber Niemand, verſteht auch nicht, was ſie ſingen. Nach Beendigung des Geſanges kommt ein Paſtor hinter dem Altar weg und begibt ſich davor, wird aber auch nicht von ihm erkannt. Das ſcheint ihm wunderlich, doch ſoll er nicht lange im Unklaren bleiben. Es ſtehen nämlich zwei Weiber auf und gehen vor den Altar. Der Knabe erkennt ſie als jene beiden Frauen. Der Paſtor verhört dieſe und es ergibt ſich daraus die Unſchuld der für ſchuldig gehaltenen Frau. Zugleich wird offenbar, daß der Dieb noch am Leben, jetzt aber ſchwer krank ſei. Nach dieſem kommt eine Frau auf den Knaben zu, die derſelbe als die vor einigen Jahren verſtorbene Schweſter ſeiner Mutter erkennt. Sie gibt ihm durch einen Wink zu verſtehen, daß er ſich aus der Kirche entfernen möge. Der Knabe thut's, die Kirchthür wird mit aller Gewalt hinter ihm zugeſchlagen. Da er draußen iſt, ſchlägts, er zählt 12. Zu Hauſe angekommen, fragt ihn ſeine Mutter, wo er geweſen ſei. Morgen früh, antwortet er, will ich's euch erzählen. Am Morgen theilt es ihr alles mit. Die Mutter meldet's der Obrigkeit und die in der Kirche als Gänſedieb bezeichnete kranke Frau geſteht, durch den Pfarrherrn tief ins Gewiſſen gegriffen, ihr Vergehen.

118. Die Jungfrau und das Feuer unter dem Altar der Stephanikirche.

Vor etwa 300 Jahren, ſo erzählt die Chronik, iſt ein großer Theil der Stadt ein Raub der Flammen geworden und die Sage fügt hinzu, daß wahrſcheinlich kein Haus und keine Kirche verſchont geblieben ſeien, wenn nicht eine Jungfrau das Feuer beſprochen hätte. Dieſe Jungfrau ſoll unter dem Altar der St. Stephanikirche ein Feuer unterhalten und dadurch das Aufkommen eines Feuers innerhalb der Stadt verhüten. Wirklich iſt auch ſeit vielen, vielen Jahren kein Haus abgebrannt und viele Oſterwiecker ſind deswegen ſo ſorglos, daß ſie ihre Habe nur gering oder gar nicht verſichert haben.

119. Der Kobold.

Viele Bewohner von Oſterwieck haben noch zwei alte Jungfern, welche Schweſtern waren, gekannt, von denen es allgemein geheißen hat, daß ſie in der Stube unter dem Ofen einen Kobold gehabt hätten, der ihnen auf ihr Verlangen den Teufel zum Schornſtein hereincitirt habe, durch den ihnen dann ihre Wünſche befriedigt wurden. Die Jungfern waren nicht unbemittelt, hielten den ganzen Tag Thüren und Laden verſchloſſen, geſtatteten Niemanden den Eingang in ihr Haus und wenn Jemand etwas von ihnen wünſchte und verlangte, ſo antwortete eine von ihnen: Jck will'n erſt mal fragen. Neugierige Buben haben wohl mitunter durch die Ritzen der Fenſterladen geblickt und dann unter dem Ofen ein groſsköpfiges ungeſchlachtetes Weſen mit feurigglühenden Augen geſehen.

120. Der Welthund bei Stötterlingenburg und Lüttchenrode.

Eine halbe Stunde weſtlich von Oſterwieck liegt das Dorf Lüttchenrode um das ehemalige auf einem Berge gelegene Nonnenkloſter Stötterlingenburg herum. Nicht weit vom Kloſter, am nördlichen Abhange des Berges, lag eine Oberförſterei; das Haus davon ſteht noch und zeugt von nicht geringem Wohlſtande ſeiner Bewohner. Von einem dieſer Oberförſter erzählt man: er habe einen Jäger gehabt, der eines Tages einen armen Mann, der im Forſte ſich ein Bündel Holz geſucht, mit ſeinem Hunde gehetzt, und als derſelbe ſich noch vertheidigen wollte, ihn mit dem Hirſchfänger durchbohrt. Bald darauf wird er krank und wird im Fieber das Bild ſeiner unmenſchlichen That nicht vor Augen los, und ehe er noch einen Geiſtlichen zur Vorbereitung auf den Tod bekommt, verſcheidet er. Seit dieſem Tage nun geht ein gewaltig großer Hund, Augenzeugen (und dies ſind die ernſteſten Verſicherungen der meiſten Bewohner von Lüttchenrode) vergleichen ſeine Größe mit der eines Kalbes oder Eſels. Auch ſoll der Welthund, ſo genannt wie man ſagt weil er ſich ſchon an vielen Orten hat ſehen laſſen, mit einem Eſel große Aehnlichkeit haben. Grau auf dem Rücken, weißlich unterm Bauche, mit großen feurigen gequollenen Augen begegnet er, vorzugsweiſe des Winters, nach eingetretener Dunkelheit, meiſtens aber zwiſchen 10 und 11 Uhr Nachts, den Menſchen. Sein Ausgangspunkt iſt im Giebel des beſagten Förſterhauſes. Unter einem Kaſtanienbaume entſteigt er der Erde, wo der Jäger, dem als Mörder der Friedhof nicht gegönnt wurde, beigeſcharrt ſein ſoll, und ſpringt jedesmal an einer beſtimmten Stelle über den Zaun, kommt aber einen andern Weg zurück. Er thut Niemandem etwas zu Leide, aber alle Hunde, wenn ſie ihn auch nicht ſehen, geben durch Pfeifen oder Verkriechen ihre Angſt zu erkennen. Im Kloſter Heinigen ſoll ſich der in den Welthund verwandelte Jäger auch oft ſehen laſſen, was wohl davon herrühren mag, daß die dortigen Wälder mit unter demſelben Oberförſter geſtanden haben.

121. Smidbuſch bei Oſterwieck.

So ziemlich auf dem halben Wege von der Stadt Oſterwieck nach dem Kirchberge, einem Theile des Fallſteins, läßt man rechts eine Grund liegen, welche jetzt mit Weiden bewachſen iſt. Hier ſoll früher ein Kloſter geſtanden haben, von dem aber jetzt nur noch Ueberreſte in der Erde aufzufinden ſind. Es ward das Wallwier-Kloſter genannt. Unfern deſſelben in nordöſtlicher Richtung ſtand ein Schatz, den ſich ſchon ſo Mancher wünſchte, aber die Hebung als ein zu großes Wageſtück anſah. 12 Mann faſſen endlich den Entſchluß, ſich daran zu machen und laſſen, um ihren Zweck nicht zu verfehlen, einen Jeſuiten von Hildesheim kommen. Unter anbefohlenem Stillſchweigen wird die Arbeit begonnen und die 12 Männer ſind bald ſo glücklich, den in einer Braupfanne liegenden Schatz auf die Hebebäume zu bringen. Da kam ein Mann vom Holze herunter, den Niemand kannte, er hat ſie gegrüßt, Niemand ihm aber gedankt. Darnach hat der Jeſuit ſich zu ihm gewendet und mit ihm geſprochen. Der Fremde hat aber geſagt, daß ſie den Schatz durchaus nicht heben könnten, weil derſelbe einem Vogel mit Namen Pelikan vermacht ſei, den eine in Aſien lebende Prinzeſſin beſitze, von der ſie ihn nicht würden erhalten können. Doch ſei die Hebung des Schatzes möglich, wenn er ihm einen der Arbeiter überliefern wolle. Der Jeſuit fragte, welchen er denn wohl wolle? Da hat ſich der Fremde den mit der rothen Mütze auserwählt, dieſer aber hat leiſe vor ſich hingeſprochen: »Dick fall de Hund wat —«. Worauf ihn jener ergriff und ihn $^3/_4$ Stunden weit mit ſich in der Luft forttrug und ihn dann in eine Dornhecke warf, die deshalb noch heute Smidbuſch heißt. Der Verunglückte ſoll der Urgroßvater eines vor einigen Jahren zu Oſterwieck verſtorbenen Bäckers geweſen ſein und der Mann, welcher dies erzählte, will in ſeinen jüngeren Jahren den Ring geſehen haben, der beim Niederſinken der Braupfanne auf den Hebebäumen iſt hängen geblieben.

122. Die Kirchbergszwerge bei Oſterwieck.

Im Kirchberge bei Oſterwieck haben ſich vor alten Zeiten Zwerge aufgehalten, welche gar freundlich gegen die Oſterwiecker geſinnt waren. Sie haben dieſelben bei Kindtaufen, Hochzeiten und ſonſtigen Ehrengelagen mit ſchönen Speiſen allerlei Art verſehen. Die Oſterwiecker pflegten, wenn ſie ſolche Feſte vor hatten, ihre Wünſche auf einen Zettel zu ſchreiben und dieſen vermittelſt eines Stockes in ein beſtimmtes Loch des Berges zu ſtecken. Bald darnach fanden ſie dann vor der Oeffnung die erbetenen Speiſen auf ſilbernem Geſchirre, das ſie nach dem Gebrauche wieder da hinſtellen mußten, wo ſie es gefunden hatten. Da hütet denn einſt ein Schäfer in der Nähe die Schafe, findet die von den Zwergen hingeſetzten Speiſen, verzehrt ſie und verunreinigt das Geſchirre mit eigenem Kothe. Das aber hat die Zwerge ſo ſehr verdroſſen, daß ſie von der Zeit ab allen freundſchaftlichen Verkehr mit den Oſterwieckern abgebrochen und ihn noch jetzt nicht wieder angeknüpft haben.

123. Der Eſeltreiber und die zwölf Eſel in der Trift zwiſchen Wallwie und dem Kirchberge.

Meiner Frauen Großvater, ſo erzählte ein alter Oſterwiecker, hat Wegener geheißen, der iſt ein Dachdecker geweſen und hat einen Geſellen gehabt mit Namen Siegelmann. Dieſer iſt oftmals des Mittags 12 Uhr weggegangen und dann erſt um 2 Uhr wieder zur Arbeit gekommen. Da hat ſein Meiſter denn oft geſcholten und gefragt, wo er immer ſo lange bleibe. Er aber hat geantwortet, er ginge nach Wallwie, denn da haben die Tatern zu ihm geſagt: er ſollte noch ein paar Mal kommen, dann wollten ſie ihm den »rechten Grund« ſagen. Da kommt er den einen Mittag erſt um 3 Uhr wieder heim; ſein Meiſter aber iſt ſehr aufgebracht und meint, daß er es mit ihm nicht mehr abhalten könne. Nun, Meiſter, erwiedert er, iſt es das letzte Mal. Morgen gehe ich nach Beckenſtedt, da ſoll ich 12 Tragſäcke und Eſel kaufen, dann ſoll ich die Nacht hinkommen nach

Wallwie und ſoll die 12 Eſel mit Geld beladen. Das hat er denn auch gethan und iſt nach Wallwie getrieben, aber noch heute nicht wiedergekommen und Niemand weiß, wo er mit ſeinen Eſeln geblieben iſt. Doch haben einige geſagt, daß er von Wallwie in der Trift heruntertreibt hin nach dem Kirchberge. Die Schweſter des Erzählers ſelbſt will ihn des Nachts beim Erbſenbinden auf dem Wege dahin mit den zwölf Eſeln geſehen haben.

124. Das beherzte Mädchen.

In einer Spinnſtube zu Oſterwieck war die Jugend zuſammen und es kam die Rede darauf, daß derjenige, der von der alten Kirche daſelbſt einen Spohn ſchnitte, eine Belohnung haben ſolle. Ein Mädchen geht hin und findet vor der Thür einen geſattelten Schimmel. Um den Altar ſaßen zwölf Mann und zählten Geld. Es ſetzte ſich auf und jagte davon. Die Räuber verfolgten ſie und kaum konnte der Thorwirth noch das Thor vor ihnen zuſchlagen. Zu dem Schimmel fand ſich Niemand und das Geld dafür gehörte dem Mädchen.

125. Gottslohn.

In Appenrode bei Oſterwieck war eine Frau, die war ſehr geizig. Sie hatte ein Mädchen, das war mildherzig, that den Frauen von dem Vermögen der Frau viel zu Gute und gab es ihnen durch's Goſſenloch. Dafür bekam ſie auch von den Armen alle die Gottslohne, die der Frau gehört hätten. Darum ſaß die Frau drei Tage nach ihrem Tode auf ihrem Altmutterſtuhle hinter dem Ofen, auf dem ihr Sitz immer geweſen war, ging in die Speiſekammer, in den Keller, bei's Vieh und lärmte ſehr mit dem Geſchirr. Ihr Sohn beſtellte endlich ein paar Jeſuiten, die mußten ſie nach ihrem Begehr fragen. Da ſagte ſie, ſie wolle nichts weiter als die Gottslohne, welche die Dienſtmagd für das bekommen hätte, was ſie durch's Goſſenloch gegeben hätte. Das Mädchen wurde befragt und antwortete: die ſolle ſie in Gottes Namen alle hinnehmen. Die Frau ſagte: darauf ſolle ſie die Hand geben. Das erlaubten die Jeſuiten nicht, ſie mußte den Beſenſtiel hinhalten und wie ſie ihn hinhielt, zerknitterte er in tauſend Stücken. Die Frau ſagte: ſie könne jetzt zu Gnaden kommen, wenn ihr Sohn ein Schwein ſchlachte, von drei Scheffel Weizenmehl Kuchen backe, von drei Scheffel Brodmehl Brod, und wenn dies Alles unter die Armen vertheilt würde. Das geſchah und hernach wurde ſie in das Kiebitzbruch in der Kutſche mit vier Pferden gefahren und ließ ſich nicht wieder ſehen.

Sagen von der Harburg, von Wernigerode, Nöſchenrode und Haſſerode.

Der Kreuzberg.

126.

Auf dem Nöſchenröder Kirchhofe wohnte wie gewöhnlich ein ganz armer Mann, den rief es drei Nächte hinter einander: »Komm, geh mit mir! Komm, geh mit mir!« Es führte ihn auf den Kreuzberg, da ſollte er einen Kaſten mit Geld heben. Die Frau des Mannes aber war erwacht als er aufſtand und ihm nachgefolgt, denn ſie glaubte, er wolle aus ſtehlen gehen. Sie rief deshalb ängſtlich: »Du willſt wohl aus ſtehlen gehen?« Da that es einen Kling und der Kaſten war verſchwunden.

127.

Am Kreuzberge bei Wernigerode waren Zwerge. Sie liehen Geſchirr zu Hochzeiten und bekamen dafür Speiſen ohne Salz und Kümmel. Ein Knecht verrichtete ſeine Nothdurft vor dem Loche, der brach dann beim Pflügen das Bein.

128.

Die Zwerge vom Kreuzberge ſchoben einſt den Menſchen eins ihrer Kinder unter. Da nahmen die Menſchen eine halbe Eierſchaale, Waſſer darin zu kochen, und das Zwergkind ſagte: Mutter, wat wutte da maken? Die Mutter ſagte: »Dik Thee inne kooken.« Da ſagte das Kind:

»Nan bin ik doch ſau oolt
Wie de Schimmelwoolt,
Dreimal e backet un dreimal e koolt,
Un håwwe noch nich e ſein in der Eierſchaale Water koken.«

Damit war das falſche Kind fort und das rechte wieder da. Es war gebracht von einem Zwerge, der ſagte dem Knaben: er ſollte auf den Sonntag allein vor das Zwergloch kommen und rufen. Er erzählte aber, daß die Zwerge äßen von Silber und Gold. Zeug hatte er von den Zwergen bekommen, wenn das zerriß, ſtrich ein Zwerg mit der Hand darüber und es war heil; hatte er ein Loch im Kopf, ſo ward von den Zwergen mit bloßer Hand darüber geſtrichen und es war heil; er hatte das eine Bein meiſt in der einen Hand gehabt, auf dem andern hatte er gehuckt. Er hatte geſeſſen auf einer Hutſche, zum Schlafen kroch er in eine Mütze, dann trugen ſie ihn wohin und er ſchlief beſſer wie im Bette. Er wäre dann fortgeweſen, wüßte nicht wohin. — Den Sonntag brachten die Seinen ihn aus dem Thore. Vor dem Loche rief er einen Namen und der Gerufene ſtand da und machte ihm Vorwürfe, weil er geſchwatzt habe. Doch ſagte er: wenn er ſich gewaſchen habe, ſolle er vor den Tritt gehen, dann ſolle Geld daliegen, dafür ſolle er verſchwiegen ſein. Zum Anfange bekam er 100 Thaler, 10 Thaler ſollte er ſeiner Mutter geben, das Übrige verborgen an beſtimmte Leute. Er ſolle ſich aber ja des Morgens vorher erſt jedesmal waſchen. Es zeigte ſich, daß er drei Tage fortgeweſen, vor dem Loche war es aber nicht dunkel geworden. Seinen Eltern gab er einen Theil des Geldes. Am andern Morgen lagen da für ihn 4 Gr., für die Mutter 4, für den Vater 8, alſo gerade das Tagelohn. So ging es einige male, bei den Eltern aber erwachte die Neugier. Die Frau ſtand einſt auf und ſah den Jungen das Geld wegnehmen, bekam aber dann ſogleich einen Naſenſtüber, und dabei rief es: ſo neugierig (»nie-tie'g«) wie du ſind alle Frauensleute! Ihre Naſe ſchwoll an, der Doctor wollte den Urſprung der Krankheit wiſſen. Sie aber ſchwieg, verlor die Naſe und verfluchte den, der das Gold gebracht haben ſollte. Der Knabe wurde zum Sonntag um 11 wieder nach dem Kreuzberge beſtellt. Dort gab die Erſcheinung ihm einen Topf, da ſollte er hineinſtippen und ſeiner Mutter die Naſe wiſchen, dann würde ſie gut werden, ebenſo aber würde es helfen, wenn ſonſt Jemand krank oder verwundet wäre. Und ſo geſchah es auch. Der Junge aber wurde zuletzt Ritter von der Harburg, die Quarge von der Harburg mußten fort und zogen bei Nacht und Nebel ab. Die zwei älteſten mußten alles aus dem Loche ihm zu Füßen legen, auch alle Nebelkappen. Die Zwerge wurden gefragt: wohin ſie wollten? Nach Goslar in den Rammelsberg zum Kaiſer Otto, antworteten ſie. Der Ritter ſetzte danach eine Nebelkappe auf und in dieſer wünſchte er, daß ſein Schloß auf dem Berge gegenüber ſtände, da ſtand's da und guckte plötzlich gegen die Harburg, auf der ſein Schloß bisher geſtanden hatte. Der Ritter aber nannte ſich den rothen Ritter, und nach der rothen Farbe, nach der er ſelbſt ſich nannte, hieß er auch das neue Schloß Warnige-rode. Und weil ſein Schloß fortgerückt war, nannte er's: Warnigerode-Rochefort.

Sagen von der Harburg.

(Zum Theil in Wernigeröder Mundart.)

129.

Die Sage von der Harburg, wie ſie am bekannteſten geworden iſt, theilen wir zunächſt in einem Gedichte, das der Handſchuhmacher Braun, der Sohn des alten Burgwarts auf der Harburg, in Wernigeröder Mundart uns übergeben hat und das jedenfalls ein mundartliches Intereſſe hat, mit:

Vor veelen langen leiben Jahr'
Op diſſen Barg en Schloß 'mal war;
Dat was gewiß reche feſte buet,
Noch jetzt kuckt enne Muere rut;
Dei ſieht doch werklich ut wie niet,
Als wärr' ſe buet in jetz'ger Tiet.

Wohnt ſoll'n hemm'n in diſſen Schloß
En Graf mit Frue un Kindern bloß;
En paar Bedienten an der Tahl,
Dat war et ganze Perſonal.
An Wohnungen daht et eben Noth,
Dei Platz da oben war nich grot.

Da 'mal et Abends vor't Schloſſes Dohr
Schlaug de Gräfin ehren Manne vor:
Wie, op dat woll nich ginge aan,
Dat 't Schloß wu anderſch könne ſchtaen;
Se meinte da, wu jetz'ger Tiet
Man unſe Schloß noch ſchtaen ſieht.

Un all dei Wünſche, dei ſe harr,
Dei bracht' ſe da den Grafen vor;
Hei hör' ſe an, drop ſchprak hei denn:
Dei Wünſche hei ook ſiene nenn'.
Doch woll'n ſe ſeck dat öwerſchlaen
Un lieber man erſcht ſchlapen gaen.

Un wie ſe denn ſau oppeſchtaen
Von ehren Sitz, da kam heran
Ein graues Männ'ken, un dat ſäh:
Hei härr' den Wunſch ſau in der Näh
Midd' annehört, dat wärr' nich gut,
Dat ſei woll'n ut den Schloſſe rut.

Sau wärr'n de Minſchen op de Welt,
Nie wärren ſe tefreden ſchtellt!
Drop war hei weg, verſchteinert ſaer:
Dei beiden ſeck enander aan.
Se gingen fort, int Schloß h'rin,
Dat Wort kam nich ut ehren Sinn.

Drop war noch in deiſelben Nacht
Dat Schloß op jennen Barg ebracht.
Dei Geiſt ſäh tweimal: Rutſche fort!
Drop ſchtund 't Morgens an den Ort,
Wu jetzt man unſe Schloß noch ſieht.
Dat is de Sage ut older Tiet.

130.

Ein Graf von Wernigerode wohnte auf der Harburg. Er wünſchte ſein Schloß einſt auf die Stelle, wo es jetzt ſteht. Seine Frau ſagte, er möchte in's unterirdiſche Gewölbe gehn und mit den Geiſtern reden. Das that er auch und zuerſt kam der erſte der Geiſter und ſagte, wie er ſie ſo beunruhigen könne? Er ſagte nun, daß er ſein Schloß auf jenen Platz wünſche. Als er ſchlief, ſprach eine Stimme: »Huſch, huſch, Rochefort!« Am andern Morgen ſtand das Schloß auf dem Platze gegenüber, von wo es noch jetzt in die Lande ſchaut.

131.

Ein Köhler an der Achtermannshöhe bei Braunlage ſagte: das Wernigeröder Schloß ſei ein »Hutſcheſchloß.« Man ſagt auch mit Bezug auf die Verſetzung der Harburg: Was früher die Leute wünſchten, haben ſie bekommen. Andre ſagen ſo: Die Harburg war ein verwünſchtes Schloß und iſt durch einen Wunſch verſetzt.

132.

Auf der Harburg ſieht man zuweilen noch jetzt ein Schloß.

133.

Auf der Harburg zeigte ſich Mittags von 11 bis 12 eine weiße Jungfer mit Schlüſſeln und winkte. Sie verſchwand in einer Art Keller auf der Harburg, wo auch ein Brunnen geweſen ſein ſoll, der jetzt verſchüttet ſein ſoll.

134.

Andere ſagen: Am meiſten zeigte ſich die weiße Jungfer auf dem Kreuzwege auf den Zwölfmorgen.

135.

Man ſagt auch: Zwei Nonnen zeigten ſich auf der Harburg.

136.

Einem Mäher, der unter der Harburg mähte, winkte die weiße Jungfer dahin und wollte erlöſt ſein.

137.

N......, D....... und B.. gingen vor langen Jahren auf die Harburg, Maiblumen zu ſuchen, die dort noch jetzt im Mai viel geſucht werden, weil die Sonne dort recht heiß hinſcheint. Sie fanden aber einen Buſch, woran drei Eiszacken hingen. Jeder nahm einen, nur N..... aber brachte ihn in einer buxenen (wildledernen) Hoſe glücklich nach Hauſe. Er legte den Eiszacken in die Hitze, aber er ſchmolz nicht. Dann ging er mit ſeinem Vater wieder nach dem Buſche auf der Harburg. Unter dem Buſche fingen ſie an zu roden und bald wurde ein Keſſel »blank« (los, ſichtbar). Da ſahen ſie die Jungfer von der Harburg neben ſich ſtehen und liefen erſchreckt davon. Der alte N..... beredete ſich aber jetzt mit dem alten D......, und dem alten B.., daß dieſe mitgingen. B.. und D....... nahmen auch ein Beil mit, um ſich noch ein Stück Holz abzuhacken, und ſo wenigſtens ſich den Weg bezahlt zu machen, wenn ſie an dem Buſche kein Glück hätten. Diesmal ſtand aber die Jungfer mit einer brennenden Wachskerze am Buſche und daneben ein Jäger mit zwei großen Hunden. Da fing N..... an zu fluchen und in demſelben Augenblicke flog er vom Berge herunter. Die andern Beiden liefen von der Harburg herunter und zur Großmeimen-Treppe, einem Wege der Harburg gerade gegenüber, hinan. Als ſie nun dort hackten, war der Jäger wieder da. Nun liefen ſie wieder nach der Harburg, da war er auch. Da liefen ſie nach Haus. Den andern Abend rodeten ſie wieder alle drei auf der Harburg. Nach einer Weile kam der Keſſel wieder zum Vorſchein, da ſtand aber auch die Jungfer und der Jäger ſchon wieder da. Um die drei her wurde es gluh, da fuhr N..... mehrmals mit der Schaufel hinein, ſtreute damit das Geld umher und rief erfreut: »Donnerwetter! Nun werden wir reich genug werden!« Da ging's kling, der Keſſel war verſchwunden, ſie flogen den Berg herab und liefen nach Haus. Am andern

Morgen ging N..... hin, das Geld, das er mit der Schaufel weggeſtreut hatte, zu ſuchen. Er fand aber B.. ſchon dort und ſie laſen große Schätze von Goldſtücken auf. B.. hielt ſein Geld nicht zuſammen und »verdominirte« es, N.... aber hielt gut Haus und die Wernigeröder ſagten: »N..... hat ſien Geld von Düvel von der Harborg ehalt.«

138.

Auf der Harburg ſteht ein Schatz, der von Zwergen bewacht wird. Dieſe wurden getödtet, weil ſie den Schatz nicht hergeben wollten.

139.

Auf den Bäumen der Harburg ſaßen zwei Zwerge und ſangen.

140.

In den Zwölfmorgen unter der Harburg ſtand eine Eiche, die erſt im Frühjahre 1855 abgehackt wurde. Um dieſe tanzten drei Zwerge herum.

141.

Um die Harburg herum gingen wirkliche Mönche mit Kreuzen auf dem Rücken, als müßten ſie dieſelbe bewachen. Sie gingen auch nach dem »Mönchsbrunnen« und »hatten dort ihr Vergnügen.«

142.

Auf der Harburg war früher ein viereckten Loch von vier Fuß Tiefe. Ein Junge ſprang in das Loch, da klingelte es.

143.

Einſt ſchlief eine Frau beim Grasholen auf der Harburg dreimal ein, als ſie zum drittenmale erwachte, war ihr Gras dort ganz gelb, der Berg hatte ſich aufgethan und es waren mehrere Tonnen mit Gold zu ſehen im Berge. Sie lief ſogleich nach Wernigerode, als ſie aber mit Andern zurückkehrte, war ihr Gras wieder grün und die Tonnen waren verſchwunden.

144.

Ein Köhler ging in einen Keller auf der Harburg, da lagen Fäſſer. Er lief erſt nach ſeiner Mutter, ihr es anzuſagen; als ſie aber nachher wieder hinkamen, war nichts mehr zu ſehen.

145. Die Glockenblumen oder Pfingſtroſen auf den Zwölfmorgen.

Auf den Zwölfmorgen wachſen gelbe Glockenblumen, auch Pfingſtroſen genannt. Man ſagt, ſie ſeien ſonſt nirgends zu finden und ſtänden auf den Zwölfmorgen als ein altes Vermächtniß und zum Andenken daran, daß dort zu der Zeit, als noch auf der Harburg ein Schloß geſtanden, ein Luſtgarten geweſen ſei.

146. Der Mönchsbrunnen.

Als das Kloſter Himmelpforte bei Wernigerode zerſtört war und die Mönche flüchtig wurden, nahm vorher der Mönch Waldamus die heiligen Geräthe und viele andere Koſtbarkeiten aus dem Kloſter und floh damit, nicht wie die andern Mönche dem Brocken zu, wo dieſe auf der Mönchen-Lagerſtätte zuerſt Halt machten und ſich von dort nach einigen Tagen vereinzelt trennten, ſondern er nahm ſeinen Weg über Haſſerode durch's Papenthal nach dem Markquardtsberge. Ganz erſchöpft und entkräftet legte er ſich hier zwiſchen zwei mit Moos überwachſenen Klippen nieder und ſchlief ein. Beim Erwachen fand er ſich in einer geräumigen Höhle, auf deren Eingange er eingeſchlafen und wo er verſunken war. Dieſe Höhle war aber der Aufenthaltsort einer alten Hexe, die unter dem Namen Großmeime bekannt war. Hier verbarg er ſeine Schätze in einer Felſenſpalte und legte einen großen Stein darauf. Endlich wagte er ſich, um mit Beeren ſeinen Hunger zu ſtillen, aus der Höhle und verdeckte den Ausgang ſorgfältig mit Moos. Nicht weit von der Höhle, nach Wernigerode zu, traf er eine holde Jungfrau, ebenfalls mit Beerenſammeln beſchäftigt. Auf ſein Befragen: Wer biſt du, und wie heißt du? antwortete das holde Mädchen: Ich bin die Tochter des Pfarrers zu U. L. Frauen in Wernigerode, und man nennt mich Papen-Annecke. O, du unglückſeliges Kind, entgegnete der Mönch, dann biſt du zu allem Guten unfähig und die Hölle iſt dein Loos. Annecke erwiederte: »Verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammet; ich hoffe, aus Gnaden ſelig zu werden. Was aber das Gutesthun betrifft, ſo hoffe ich mit Gottes Beiſtand ſelbſt den Feinden wohlthun zu können.« So wäreſt du wohl gar im Stande, mir Gutes zu erweiſen? fragte weiter der Mönch. Wohlan, ſo bringe mir täglich auf den kleinen Berg, der hier vor uns liegt, drei Eier, etwas Mehl und ein wenig Butter, davon ich mir ein Mahl bereiten und meinen Hunger ſtillen kann, ſage aber Niemandem etwas davon; wenn du dies thuſt, ſo werde ich dich nicht mehr für eine verlorne und verdammte Ketzerin halten. Jeden Tag nun brachte Annecke dieſe verlangten Lebensmittel und legte ſie oben auf dem Kopfe des kleinen Berges in einem irdenen Teller nieder. Der Mönch holte ſie dann zwiſchen 11 und 12 Uhr Nachts ab, legte aber allemal ein Goldſtück auf die Stelle. So vergingen mehrere Monate und Niemand hatte von dieſer Geſchichte etwas erfahren, bis es endlich Anneckens Bräutigam auffiel, daß ſie täglich ſo allein, ſelbſt bei ſchlechtem Wetter ſpazieren ging. Er drang hart in ſie, und ſie ſollte geſtehen, wohin und zu welchem Zwecke ſie heimlich und allein ihren Spaziergang mache. Endlich geſtand ſie und erzählte alles, was ſie von dem Mönch wußte, bat aber den Bräutigam, dem Pater nichts Leides zu thun. Den Abend ging der Bräutigam heimlich nach dem kleinen Berge. Als die Glocke auf dem Burgthurme 11 ſchlug, kam der Mönch an; da er nichts fand und eben deshalb wieder fortgehen wollte, rief ihm Anneckens Bräutigam entgegen: Räuber und Verführer werden todt und lebendig hier auf dieſer Welt keine Ruhe finden! — Und die Unbarmherzigen werden wachſen, aber nicht gedeihen! erwiederte der Mönch und entfernte ſich. In ſeine Höhle zurückgekehrt ſah er zum erſtenmale die

Bewohnerin derſelben: eine grauenhafte Frauengeſtalt mit großen feurigen Augen; die Naſe — ein großer langer Rabenſchnabel; die Füße — Katzenkrallen; die Ohren lang und mit Federn, wie die Göſſeln (jungen Gänſe) haben, bewachſen. Wie kannſt du es wagen, meine Behauſung zu betreten? dafür ſollſt du ſchwer büßen! krächzte ſie ihm entgegen. Habt Erbarmen, Mütterchen, mit einem Flüchtling, mit einem hungrigen Bettler, dem die letzte Hoffnung genommen iſt, bat der furchtſame Mönch. Es ſei dir gewährt, ſagte die Alte, wenn du hier unten im Thale den Armen ihr Brot nimmſt und die Reichen verwünſcheſt und verfluchſt, wozu ich dir die Kraft geben werde. Der Mönch verſprachs und ging nun alle Morgen zur Gleie, welche dicht an der Höhle vorbei zog, zum Zwölfmorgenthal hinunter, ſetzte ſich im Sommer um 4 Uhr, im Winter um 6 Morgens an einen kleinen Brunnen, der mitten im Thale lag, wo er wußte, daß die armen Leute, welche ins Holz gingen, zu ihrem Stück eitel Brot einen Trunk Waſſer thaten. Statt aber den armen Leuten ihr Brot gewaltſam wegzunehmen, bat er ſie um die Hälfte. Wer nun gern und willig mit ihm theilte, dem gab er einen Edelſtein oder ein Stück Gold dafür. Als dies unter den armen Leuten bekannt wurde, kamen alle Morgen ſo viel durch das Thal, daß er das Brot nicht forttragen und nicht verzehren konnte. Er beſchloß daher, nur Dienſtags und Freitags am Brunnen ſich ſehen zu laſſen. Bald nachher kamen an den übrigen Tagen keine Holzgänger mehr durch das Thal; Dienſtags und Freitags aber deſto mehr. Hiervon hatten auch Papen-Annecke und ihr Mann gehört und nahmen ſich vor, gleich am nächſten Dienſtag hinzugehen und jeder ein ganzes Brot mitzunehmen und für Gold und Edelſteine an den grauen Mönch zu verkaufen. Sie hatten ſchon eine geraume Zeit am Brunnen gewartet, als der Mönch zur Gleie herunter und in ihre Nähe kam. Als ſie ihm aber das Brot zum Verkauf anboten, verwünſchte und verfluchte ſie der Mönch und ſagte: Die Unbarmherzigen und Geizigen werden wohl wachſen, aber nicht gedeihen und verzauberte ſie Beide; ihn verwandelte er in einen Eichenbuſch und ſie in einen wilden Roſenſtock, welche noch beide verkümmert in der Nähe des Brunnens jetzt ſtehen. Der Mönch hat ſich ſeitdem nicht wieder ſehen laſſen. Die alte Hexe ſoll ihn, weil er ihren Befehl nur halb ausgerichtet, in eine Schlange verzaubert haben. Auch die Höhle iſt nicht mehr zu finden, und das Mütterchen, die Großmeime, iſt verſchwunden. Aber der Ort, wo der Mönch die holde Jungfrau zuerſt ſah, heißt noch heut zu Tage »Papenannecke,« der Berg, wo ſie die Eier, das Mehl und die Butter hinlegte, »Eierkuchenkopf; und die Gleie, wo hinunter der Mönch zum Brunnen ging, »Großmeimentreppe.« Der Brunnen mitten im Zwölfmorgenthal, wo der Mönch ſo vielen armen Leuten Gutes that, wurde nach ihm »Mönchsbrunnen« genannt und heißt heute noch ſo. Auch wurden von der Zeit an nur die beiden Tage, Dienſtag und Freitag, zum Holzleſen beſtimmt und ſind auch bis jetzt als freie Holztage geblieben.

Papen-Annecke.

147.

Bei Papenannecke zeigt ſich eine Jungfer und geht über den Organiſtenkopf bis nach dem Leichenſteig auf dem Raſſelberge. Sie war die Tochter des Grafen auf der Harburg, liebte einen Jäger und wurde von ihm am Organiſtenkopfe erſchoſſen, wo ſie als Wilddieb verkleidet, damit Niemand ſie erkennen ſollte, auf ihn wartete. Zuvor hatte er einen ſehr großen Hirſch geſchoſſen. Im Sterben aber wünſchte ſie ſich, daß ſie immer dieſen Weg gehen müßte.

148.

Einſt ging ein Jäger nach Papenannecke des Abends auf den Anſtand unter eine Eiche, um einen Hirſch zu ſchießen. Da kam eine weißgekleidete Frau auf ihn zu, er rief ſie an, aber ſie antwortete nicht. Da that er, als wolle er nach ihr ſchießen und ſie verſchwand. Aber ſchon nach einer Viertelſtunde war ſie wieder da. Sie verſchwand wie das erſtemal, als ſie aber zum drittenmale kam und Alles ſich wie zuvor begab, winkte ſie ihm, daß er mit ihr gehn ſolle und führte ihn nach dem Eierkuchenkopfe. Dort zeigte ſie ihm ein grünes Raſenplätzchen und bedeutete ihn, daß da etwas vergraben läge. Am andern Tage grub hier der Jäger einen Topf mit Geld aus und ſo hatte er einen guten Anſtand gehabt.

Die Zwerge von der Heidemühle.

149.

In der Heidemühle hatten die Zwerge ihren Hauptaufenthalt. Des Grafen von der Harburg Sohn hatte einſt Hochzeit, da wurde unter einem Vorwande (denn gebraucht hätte man's nicht) von den Knappen das Silbergeſchirr der Zwerge geholt. Trultram war Befehlshaber der Zwerge. Pruttam oder Prutzam, ein Knappe, ſchickte nachher in dem Geſchirr ſtatt etwas Speiſe von der Hochzeit, Unrath hin. Dadurch entſpann ſich eine Fehde und eines Abends gingen die Knappen in die Heidemühle, den Zwergen aufzulauern. Um 11 Uhr Abends kamen alle Zwerge, auch Trultram kam, ein kleiner dicker Kerl. Sie hatten ein Loch mit einer Fallthür von der Mühle aus, wodurch ſie ſich retten konnten. Die Zwerge verſchwanden ſo in der Klappthür, Trultram aber behielten die Knappen in der Stube. Auch ließen ſie das Waſſer in die Höhle, wie es ſtieg, kamen die Zwerge hervor. In drei Wagen mußten die gefangenen Zwerge mit Trultram einſteigen und wurden nach der Harburg in den Kerker gefahren.

150.

Auf der Wieſe: »Zwölfmorgen« waren der Sage nach drei Teiche. Darin hatten die Ritter, die in dieſer Gegend lebten, viele Fiſche. Einſt proceſſirte einer der Ritter und ſollte 600 Thaler bezahlen, die borgte er von den Zwergen, welche beſonders auf der Heidemühle wohnten. Dieſe maßten ſich nun an, die Fiſche in jenen Teichen zu fangen. Einſt als ſie wieder dabei waren, ließen die Knappen das Waſſer ab und da ward ein Zwerg mit abgeſchlagener Nebelkappe gefangen.

Zwerge im Thiergarten.

151.

Im Wernigeröder Thiergarten, vor der Förſterei, ſind zwei Löcher, worin (nach einigen zwei) Zwerge wohnen.

Dieſe zogen Kinder in ihr Zwergloch, nahmen ihnen die menſchliche Speiſe, wenn ſie ſolche bei ſich trugen, gaben ihnen aber andere Geſchenke dafür, lehrten ſie Sprüche, wie ſie denn ſehr klug waren, und entließen ſie nach einigen Stunden wieder.

152.

Andere erzählen: Vom Kloſter Michaelſtein her kamen Zwerge, gingen über Benzingerode weg, oben bei den Siebenbörnen (einer Wieſe, die vor dreißig Jahren noch Wald war) vorbei, den Kirchſtieg, (der bis zu einer Bergſpitze hinanführt), dann durch den Thiergarten, wo noch die Zwerglöcher ſind, die ihnen dienten auf ihren unterirdiſchen Gängen, auf denen ſie auch Grubenlichter trugen. So kamen ſie oben in Röſchenrode nach der Theobaldikirche. Hier hielten ſie Gottesdienſt.

153. Die Zwerghöhle am Voigtſtiegberge.

Am Voigtſtiegberge befindet ſich eine Zwergshöhle. Dort liehen die Leute Geſchirr und wenn ſie es nachher nicht wiederbrachten, ſo war es plötzlich von ſelbſt aus ihren Häuſern verſchwunden.

154. Zwerglöcher und Zwergklippe am Salzberge.

Unter dem Salzberge ſind Zwerglöcher, die ſind mit Waſſer gefüllt. Da holten die Zwerge Alles hinein, auch Kinder. Auch iſt dort die Zwergklippe.

155. Zwerge vom Teichdamm.

In Wernigerode iſt der ſogenannte Teichdamm. Da war ein wirklicher Teich und darin eine Nickelhöhle. Die Zwerge ſtahlen ſich ihren Lebensunterhalt, ſtahlen auch Frauen und hielten ſie gefangen. Sie hatten eine Ruthe, ſchlugen ſie damit auf's Waſſer, dann ging's auseinander und that ſich hernach wieder zu. Ein geſtohlnes Mädchen bekam bei einem Nickel, der ſie nicht ausgehn ließ und Alles ſelbſt holte, ſechs Kinder, jedesmal wurde bei ihrer Niederkunft eine Hebamme mit verbundenen Augen geholt. Beim ſechsten Kinde wollte das Mädchen nach den 6 Wochen ſich einſegnen laſſen. Sie ging in den Kirchſtuhl ihrer Familie, da ſah ſie aber ganz grau aus. — Die Zwerge hatten Höhlen von Silber und Gold.

156. Der Kuhlkropf.

Eine Frau von der dritten Mühle über Röſchenrode wollte ſich einſegnen laſſen. Als ſie über die große Brücke ging mit dem Kinde im Laken, wie es damals Sitte war, rief eine Stimme aus dem Waſſer: Kuhlkropf, wo willſt du hin? Das Kind antwortete:

Ich will nach der Lieben-Frauen
Und mich laſſen weihen,
Daß ich mag gedeihen.

Sie warf darauf das Kind in's Waſſer und nun war nichts zu ſehen, es war verſchwunden. Als ſie nach Haus kam, lag ihr wirkliches Kind in der Wiege.

157. Venediger im Bärenloche.

Im Bärenloche an der Elbingeröder Chauſſee zeigten ſich Venediger.

158. Das Pferd von Röſchenrode.

Vom Fuße der Harburg bis zum Burgthore von Wernigerode erſtreckt ſich das Dorf Röſchenrode. In der Straße von Röſchenrode ſprengt zur Nachtzeit ein Pferd herab, man weiß nicht von wo es ausgeht, aber es verſchwindet am Burgthore von Wernigerode.

Das Pferd, das in der Fluthrenne geht, bäumt ſich an Häuſern hoch in die Höhe.

Die Fluthrenne.

159.

In der Fluthrenne her kommt ein Hund, geht den Schloßberg hinan und in Röſchenrode herauf.

160.

An der Fluthrenne unten in Röſchenrode ſpannt ſich Nachts eine Kutſche mit vier ſchwarzen Pferden an und verſchwindet bei der »kleinen Kirche« (Theobaldikirche) am obern Ende des Dorfes.

161.

Andere ſagen: In Röſchenrode herunter, die Fluthrenne entlang, ging ein Hirſch.

162. Urſprung der Stadt Wernigerode und des Rathhauſes.

Zwei Schweſtern, ſo wird erzählt, erbauten Wernigerode, zuerſt das Weſternthor und die Weſternſtraße. Über dem Weſternthore erbauten ſie auch den Thurm, darin wohnten ſie, denn ſie hatten eine große Furcht, daß der Feind käme, der damals noch mit Flitzbogen ſchoß und dem Thurme nichts anhaben konnte. Sie ſchauten aber von ihrem Thurme weit in's Land und was ſie bedurften, ward an einer Winde, woran ein Kaſten war, heraufgezogen, denn ſie hatten unten eine Frau ſtehn, die für ſie einkaufen mußte. Damals waren die Preiſe ganz gering, für vier Groſchen kaufte man einen Scheffel Roggen und das Arbeitslohn betrug nur zwei Pfennige. Beide Schweſtern ſind auf dem Weſternthorthurme geſtorben und dort verfault, das Seil aber, das mitten im Thurme herunterging, war noch lange zu ſehen. Nachher war ein Kuhhirt auf dem Felde und rodete mit ſeinem Stocke eine ganze Braupfanne voll Geld heraus. Der erbaute das Rathhaus. Er ſoll auch oben am Rathhauſe mit Hund und Horn abgebildet ſein

163. Die weiße Frau vor dem Weſternthore.

Eine Frau in der weißen Mantel zeigte ſich vor dem Weſternthore und reckte ſich im weißen ſchleppenden Laken am Weidenbaume auf.

---

164. Der ſpukende Schimmel vom Wernigeröder Rathhauſe.

Einſtmals ließ der Bürgermeiſter in Wernigerode einem Fuhrmann ein Pferd abpfänden, gleich darnach kam die Unrechtmäßigkeit der Pfändung an den Tag. Der Bürgermeiſter aber ließ das Pferd anſtatt es zurückzugeben nun ſogleich todtſchlagen. Der Fuhrmann machte kurzen Prozeß mit dem Bürgermeiſter und ſagte: ich wünſche, daß mein Pferd Ihnen auf ewig den Beſuch abſtattet. Hiernach ſtand einſtmals ein Mann auf Poſten vor der (alten) Poſt des Nachts von 12 — 2 Uhr. Auf einmal iſt ein Schimmelpferd ohne Kopf von dem Rathshof herausgekommen, iſt über den Markt weggegangen, in der Heidegaſſe nieder und neben dem ſogenannten Klarenloche in dem Heidemühlengraben heruntergegangen und unter der Stadtmauer durch bis auf den Kirchhof, von da denſelben Weg wieder zurück und der Poſten hat es hin und zurück verfolgt. Auf dem Rückwege iſt es zwei Menſchen begegnet, vor denen hat ſich das Schimmelpferd hochgebäumt, als wollte es die beiden Menſchen niederhacken; dieſe haben ſich aber ſo erſchrocken, daß ſie zur Erde geſunken ſind, dann ſind ſie zu Hauſe gegangen und am andern Morgen haben beide Menſchen dicke Köpfe gehabt und einer davon iſt kurz darauf geſtorben. Das Schimmelpferd hat mancher Menſch am ſogenannten Waſſer- oder Mühlenkulke watſcheln ſehen, darum heißt es immer noch: auf dem Mühlenkulke ſpukt das Pferd ohne Kopf.

---

165. Reiter verſchwindet im Teich.

Einſtmals gingen mehrere Leute nach dem Hoſtberge, (welcher links am Wege von Wernigerode nach Benzingerode liegt und gewöhnlich der Kalkberg heißt), um ſich Kräuter zu holen. Als ſie ſich Kräuter genug geſucht hatten, ſagten ſie untereinander: »laat uns mal in den Torme rop gahn, wei wilt mal ſein, wie dat da oben utſieht.« Sie gingen hin nach dem Thurme; als ſie ein paar Stufen hinaufgegangen waren, kam Jemand auf dem Pferde zur Treppe heruntergeritten, jedoch wurden ſie gewahr, daß der Reiter keinen Kopf hatte, das Pferd bäumte ſich, als wollte es die Leute niederhacken. »Ach du leiber Gott, dei Keerl hat ja keinen Kopp! Lopet, lopet!« Damit liefen ſie fort; auf einmal guckten ſie ſich um und ſahen, daß der Reiter ohne Kopf hinter ihnen durchgeſprengt kam. Sie liefen was ſie nur konnten, der Reiter jagte ebenfalls, aber er holte ſie nicht ein. Sie gelangten bis an das Wolfsholz, da wandte ſich der Reiter, und ritt am Wolfsholze nieder bis vor den Wolfsholzteich; die Leute ſahen dem Reiter ohne Kopf nach, vor dem Teiche bäumte ſich das Pferd und ſprang mit dem Reiter in den Teich hinein.

166. Sage vom alten Wernigeröder Waiſenhauſe.

Eine vornehme Dame zu Wernigerode hatte zwei uneheliche Kinder. Dieſe ſetzte ſie aus und die Stadt Wernigerode nahm die Kinder in das Waiſenhaus, welches dann abbrannte und an deſſen Stelle jetzt das Haus des Kaufmanns Ludwig Meyer ſteht. Zu der Zeit aber war eine große Theuerung, den Waiſenkindern wurde das Brod ſehr knapp zugereicht. Da erhielten die beiden Kinder einſt gemeinſam ein Brod und darum ſchlugen ſie ſich einander todt. Die Mutter hatte die Kinder immer beobachtet, aber, um ſich nicht zu verrathen, trotz ihres Reichthums nicht gewagt, ihnen beizuſpringen. Als ſie den Mord erfuhr, grämte ſie ſich zu Tode, und ſoll noch immer in dem alten Waiſenhauſe, das früher ein altes Kloſter geweſen ſein ſoll, geſpukt haben. Auch das Blut der beiden Knaben ſoll in dem alten Waiſenhauſe immer noch zu ſehen geweſen ſein.

Feuersbrunſt.

167.

Es war einſt ein junger Burſche in Wernigerode, der wohnte auf der Heide, derſelbe hatte eine Braut, die diente auf der Burgſtraße. Eines Abends ging er hin zu ſeiner Braut nach der Burgſtraße, er hatte ſich bis 11 Uhr bei ihr aufgehalten als er von ihr wegging, und kam unten auf die Burgſtraße vor das H' ſche Haus, da fegte eine weiße Geſtalt vor der Hausthür mit einem Beſen. Weil das ihm auffallend war, ſo fragte er: »was ſoll denn das bedeuten, daß hier bei Nachtzeit noch die Thür gefegt wird? man kann doch keinen Staub ſehen.« Darauf antwortete die weiße Geſtalt: »ich bin ein Geiſt, und ſo rein wie ich die Straße dieſe Nacht fege, ſo rein wird über's Jahr die Straße von Häuſern ſein; denn es wird eine große Feuersbrunſt ausbrechen, da werden die ganzen Häuſer auf dieſer Straße abbrennen,« was denn auch wirklich geſchehen iſt. Doch ſoll der alte Graf (Chriſtian Ernſt) das Feuer beſprochen haben, daß daſſelbe hat können nicht ordentlich auswüthen. So ſind denn noch einige Häuſer auf der Burgſtraße ſtehen geblieben, aber das Feuer hat ordentlich laut gebrüllt, und hinter den alten Graf iſt die Flamme immer ſo raſch durchgeſchlagen, wie er auf ſeinem Pferde zur Straße herauf gallopirt hat.

168.

Andere erzählen von dieſer Feuersbrunſt ſo: Ein Karrenführer zankte ſich mit dem Branntweinbrenner Findeiſen, gegen deſſen ehemaliges Haus man ſchaut, wenn man gerade die Burgſtraße herunterſieht und von dem er immer das Korn holen mußte. Er warf aus Rache hinten in Findeiſens Scheune Feuer und als Findeiſen auf den Feuerruf kam, die Thür öffnete und ihm das Feuer entgegenſchlug, ſagte er: »Lat dat verfluchte Füer brennen!« Da kam der Graf Chriſtian Ernſt, der das Feuer beſprechen konnte, ritt immer darum herum und das Feuer leckte immer nach ihm und ließ nicht nach. Da ſagte er, wiewohl Findeiſens Fluch Niemand gehört hatte: »Lieben Leutchen laßt, das Feuer muß brennen, es iſt verflucht!« So brannte es bis an das Haus auf der Burgſtraße, welches jetzt dem Bäcker Remme gehört, und nach dem Markte zu bis an Kaufmann Hertzers Haus. Als wieder Alles aufgebaut war nach dieſem großen Feuer, lag der Mordbrenner auf den Tod krank, er war ganz ſchwarz und Niemand wollte mehr zu ihm. Da verlangte er nach dem Paſtor. Der kam und ſagte: »Nun, was iſt Er denn für ein grober Sünder?« Er antwortete: »Ich bin ja der Mordbrenner, der Wernigerode hat angeſteckt.« Da ſprach der Paſtor: »So laß ſeine Seele fahren, wohin ſie will!« und ging fort. Nach dem fünften Tage ſtarb der Paſtor vor Schrecken, der Mordbrenner aber war gleich geſtorben und ſeine Leiche wurde auf einer Kuhhaut, die über den Schinderkarren gelegt war, nach dem Galgenberge gefahren.

169. Der ſchwarze Mann mit der Ruthe.

Der alte B. aus Wernigerode hatte öfters gehört, daß in der Kälbergaſſe Geld brennen ſolle; er beſchloß daher, des Nachts hinzugehen. In der erſten Pfingſtnacht machte er ſich auf und ging hin. Als er in der Kälbergaſſe angekommen war, ſtand eine ſchwarze Mannsgeſtalt vor ihm; er erſchrack ſich, doch war er ſehr beherzt und frug: Alter, was ſucht Ihr noch hier bei Nachtzeit? Die Geſtalt antwortete nicht; er frug noch einmal: Alter, was ſucht Ihr hier noch bei Nachtzeit? die Geſtalt antwortete wieder nicht. Darauf frug er zum drittenmale: Alter, was ſucht Ihr hier bei Nachtzeit? und es entſtand ſogleich ein Windſturm, als wenn es alles umſchmeißen wollte. Es dauerte auch gar nicht lange, da brannte ein helles Feuer aus der Erde heraus und ein ſchwarzer Kerl ſtand neben dem Feuer. B. vernahm gleich, daß das die ſchwarze Geſtalt war, die er angeredet hatte, verlor ſeinen Muth und frug nicht wieder. Er nahm aber ſeinen Halstuch, warf ihn auf das Feuer und ging zu Hauſe. Als er vor das Weſternthor kam, ſtand die ſchwarze Geſtalt auf der Thorbrücke und hatte eine Ruthe in der Hand, womit ſie ihm drohete. Zu Hauſe angekommen, legte er ſich ſchlafen; am andern Morgen war er ſehr krank und hat ſo lange gelegen, bis er geſtorben iſt.

170. Das Wallfiſchgerippe am Schloſſe.

Bei einer großen Waſſerfluth zeigte ſich ein Wallfiſch unweit des Schloſſes von Wernigerode. Die Schiffsleute berichteten dem Grafen von Wernigerode, daß der Wallfiſch ſein Schloß ſammt ihm ſelbſt verſchlingen werde; zur Vertilgung dieſes Ungeheuers möchten ſeine Leute ein ſtarkes Seil mit einem Widerhaken aus dem Schloßfenſter laſſen, und ein großes Stück Fleiſch an den Haken hängen, ſo würde der Wallfiſch das Fleiſch mit dem Haken verſchlingen; alsdann ſollten ſie das Seil hinaufziehen und den Wallfiſch an dem Mauerwerke verhungern laſſen, danach würde das Waſſer verſchwinden und zum Wahrzeichen würde die Wallfiſchrippe auf ewig an dem Wernigeröder Schloſſe zu finden ſein.

171. Der Bärenſtein vor der Neuſtädter Schenke.

In der Neuſtadt Wernigerode vor der Schenke liegt der Bärenſtein und die Neuſtädter werden Bärenſtecher genannt. Sie tödteten einen Bären, der einem Bärenzieher entlaufen geweſen ſein ſoll. Der Bär wurde vor der Neuſtädter Schenke eingerodet, darüber ward der Stein gelegt.

172. Der Ziegenbocksreiter, das Johannisthor und die Johanniskirche.

In der Johanniskirche in der Neuſtadt zeigt ſich ein Ziegenbocksreiter, winkt den Kindern des Abends aus der Kirchthür, erſchien einem Glockenläuter und einem Arbeiter. Gegen Weihnachten kam er in's Johannisthor geritten.

173. Das Hickemännchen.

(In Wernigeröder Mundart.)

Dei ohle J'ſche ob der Johannesſtrate [in der Neuſtadt, die Frau lebte vor 50 Jahren] war e mal nan Felle, ob einmal war en Spittakel ob der Strate, datt war ferchterlich, wei dachten, et war Fieer. Wei leipen ruut ob de Strate un wollen ſein, watt da los war, da reipen de Liehe: koomet her, der ohlen J'ſchen ehre Hickemennecken is hier in der Gote. Wei leipen hen, da hucke hei [das Hickemännchen] immer in der Gote runder, datt war en Larm un en Spittakel wie alle niſcht Gues [wie nichts Gutes], Alles ſchmeit mit Steinen ob datt Dier, wecke ſchlauen mit Knippels drob, un quaken daat et bienahe wie ſaune Itſche [Froſch], aber ſau helle als wenn ſaun kleines Kind quiecket: Näack, Näack, ſau höret ſeck ackerat tau, un et war nich grötter wie ſaun Karniencken, aber et war ackerat wie ſaune Itſche geformt, blos dei Kopp war dicker un runne Ohn harret, un hucke immer, als wenn man de Beine tauſammen helt. Wei drebbent in Water in der Nieſtadt runn un ook wedder in Water ropp, wie datt Dier aber vor de Jehannesſtrate kam, da hucke eht wedder in de Jehannesſtrate rinn. Da kam de ohle J'ſche un harre enne Dracht Krut oppe, da ſchmeit ſe ehre Dracht vor de Dehr un ſprung tau, un fate ehren Hickemennecken un ſäe: ach mien armes Dierecken, wat hett denn dei verfluchten Minſchen mit decke maket? dei meßte der Deibel dervor halen. Un jeder reip: »No ohle Drache, nu hebbige juhen Diebel wedder,« aber ſei brauch'n erſt in't Huus, un naacher hale'ſe ehre Dracht mit den Kruhe ook'erin un da ſchlot ſe tau eer Huus, davon wußte jeder Minſche, datt de ohle J'ſche einen Hickemennecken harre; wei nennen ſe nich anders wie de oole Gröhl'ſche,*) weil ſei bie jedes Woort immer gröhlen [ſchreien] daat.

---

*) Dies war ein Wortſpiel mit ihrem *wirklichen* Namen.

174. Nächtliches Orgelſpiel in der Kirche zu Haſſerode.

Vor Jahren hat die Gemeinde zu Haſſerode eine Orgel aus einer katholiſchen Kirche gekauft und es ſollen die, welche die Orgel gekauft haben, etwas Unrechtes mit der Orgel mit nach Haſſerode genommen haben. Einſtmals kommen mehrere junge Mädchen aus der Spinnſtube, des Abends um 11 Uhr, vor der Haſſeröder Kirche vorbei, da hören ſie, daß die Orgel recht ſchön geſpielt wird. Sie ſetzen ihre Spinnewocken nieder und fangen an zu tanzen. Ein Doktor aus Wernigerode, der einen Patienten oben in Haſſerode gehabt hat, kommt auch dazu, wie die jungen Mädchen nach dem Orgelſpiele tanzen, derſelbe verbietet ſie und jagt ſie nach Haus; den dritten Abend, gegen 12 Uhr, kommt der Doktor wieder oben von Haſſerode und vor der Kirche trifft er die Mädchen wieder, daß ſie nach dem ſchönen Orgelſpiele tanzen. Darauf frägt er die Mädchen, was das Orgeln zu bedeuten hätte. Die Mädchen ſagten: »wir wiſſen es nicht, Herr Doktor, die Orgel wird alle Abend geſpielt.« Darauf hat der Doktor es bei dem Conſiſtorium angezeigt und die Herren Geiſtlichen haben ſich von dem Orgelſpiele überzeugt und haben es richtig befunden. Darauf ſind mehrere Prediger und mehrere Gerichtsherren mit einem Förſter aus Wernigerode nach der Kirche zu Haſſerode des Abends um 11 Uhr gegangen und es hat keiner von den ganzen Herren etwas auf der Orgel geſehen, obgleich die Orgel geſpielt worden iſt, nur der Förſter ſoll Jemanden geſehen haben. Darauf ſoll der Förſter gefragt haben, was das Orgelſpielen zu bedeuten hätte, und es ſoll ſich aufgeklärt haben, daß aus der katholiſchen Kirche, wo die Orgel her ſei, etwas Unrechtes mit der Orgel mitgenommen ſei, und bevor die Orgel und alles, was dazu gehöre, nicht wieder in die katholiſche Kirche gebracht wäre, würde auch das Orgelſpielen bei Nachtzeit kein Ende nehmen. Nun hat die Gemeinde zu Haſſerode die Orgel und alles, was aus der katholiſchen Kirche geweſen iſt, wieder hingeſchafft und haben ſich eine andere Orgel angeſchafft, und das Orgeln bei Nachtzeit hat ein Ende genommen.

175. Hohe Warte.

Auf der hohen Warte über Hasserode erſtachen ſich, der Sage nach, zwei Grafen, die Brüder waren.

Der rothe Rock.

176.

Die ſchöne Magdalene, die am Markte zu Wernigerode wohnte, hatte einen Schäfer zum Bräutigam. Sie ließ ſich einen rothen Rock machen, der ſaß nicht, da wurde ſie toll und lockte ein Kind und wollte ihm Äpfel geben. Das erſte Kind wollte nicht kommen, das zweite kam in's Haus, da legte ſie's auf einen Klotz und hackte ihm ſieben Wunden und zeigte ſich ſelbſt als Mörderin an. Sie wurde auf dem Galgenberge gerichtet. Danach hütete ihr Liebhaber mit einem andern Schäfer am Galgenberge, dieſer neckte ihren Bräutigam mit ihr, da kam ſie, tanzte immer um ihn herum und er fand bald ſeinen Tod, der Bräutigam aber blieb am Leben.

177.

Andere erzählen dieſe Sage von Drübeck folgendermaßen: Ein Mädchen in Drübeck wollte zur Kirche gehn und zog einen neuen rothen Rock an, da hatte es immer lauter Schweppen und der Teufel ſtand hinter ihm und lachte. Da wurde es ganz wüthend und holte ein Kind herein, das mit zwei Semmeln im Schürzchen aus der Schenke kam Das hackte es in lauter Stücken und der Teufel rief immer: »hau zu!« Männer, die Soolweiden holten, ſahen es am Galgen und hörten es Zotenlieder ſingen.

178. Der Teufel holt einen armen Sünder vom Galgen.

Vor Jahren wohnte ein Mann in Wernigerode, der war ſehr reich, aber dabei ein rechter Geizhals, der trachtete ſtets noch nach Vermehrung ſeiner Reichthümer, wenn auch auf unrechtmäßige Weiſe. Einſtmals beſchloß er, alle ſeine ausgeliehenen Kapitalien zu kündigen. Er hatte einem Bauern in Beckenſtedt mehrere hundert Thaler geliehen, demſelben kündigte er das Kapital zuerſt. Am Abend vor dem Zahlungstermine kam der Schuldner dem Geizhals ins Haus und bat ihn, daß er ihm doch 20 Thaler wieder mitgeben möchte, da er ſie noch nothwendig gebrauchte. Das ließ ſich der Geizhals gefallen, beſchloß aber, gleich hinter ſeinem Schuldner durchzugehen und ihn auf dem Wege zu ermorden. So lief er raſch aus ſeinem Hauſe heraus und am Galgenberge holte er den Bauer wieder ein. Er ſagte zu ihm: mir iſt es leid, daß ich von dir das andre Geld genommen habe, du haſt ſolches größer nöthig, ſo nimm es wieder zu dir. Der Bauer glaubte wirklich, daß es ſein Ernſt ſei und nahm das Geld wieder. Als er es beiſtecken wollte, ſchlug der Geizhals ihn mit einem Schlage todt, nahm ihm das ganze Geld ab und ging damit nach Hauſe. Die Nacht über konnte der Geizhals nicht ſchlafen und ſchlug ſich mit Sorgen, wo er doch das Geld vergraben halten könne. Es wurde über den verübten Mord viel geſprochen und der Mörder trug ſich mit Gedanken, ob trotz ſeines Reichthums wohl nicht der Verdacht noch auf ihn fallen würde. Eines Tages ging er aus und gelangte an den ſogenannten Weinberg, der an der Kakemieke entlang führt; da kam er bei einen Mann, der ihm ganz verdächtig vorkam, mit dieſem gab er ſich in's Geſpräch vom Teufel. Darauf erklärte der Mann ihm, daß es ganz gut ſei, wenn der, welcher unrecht gehandelt hätte, ſich ſogleich dem Teufel ergäbe. Ja, ſagte der Mörder, ich möchte mich wohl ſelbſt verbindlich mit dem Teufel machen, obgleich ich Reichthum genug habe. »Wenn du viele Reichthümer haſt, um ſo eher mußt du dich dem Teufel ergeben, antwortete der Andre; glaubſt du wohl, daß ich der Teufel bin? ich weiß auch recht gut, daß du den Bauer todtgeſchlagen haſt, und es wird auch nicht lange dauern, ſo werden ſie dich an den Galgen hängen.« Darauf machte der Mörder mit dem Teufel das Verbündniß, daß ihn der Teufel vom Galgen befreien ſolle. Gleich die kommende Nacht ging der Mörder mit dem Teufel nach dem Galgenberge, und vergruben das Geld und machten über das Geld zum Zeichen ein Hufeiſen in die Erde, was heutiges Tages noch an dem Galgenberge vor Wernigerode zu ſehen iſt; es ſoll dies Hufeiſen in der Johannis-Nacht brennen.*) Acht Tage nach dem Geld-Vergraben wurde der Mörder verhaftet und auf den Johannistag wurde er auf den Galgen gebracht; kaum hatten ſie ihn hinaufgeführt, ſo gedachte er an des Teufels Verſprechen; in demſelben Augenblicke kam der feurige Teufel durch die Luft geflogen und ſetzte dem Mörder eine Nebelkappe auf, und ſo war der Teufel mit dem Mörder vor allen Menſchen verſchwunden.

Paſtor Reckhart.

(Zum Theil in Wernigeröder Mundart.)

179.

Wenn der Nachfolger des verſtorbenen Paſtors Reckhart an der Neuſtädter Kirche vor den Altar kam, ſo war Reckhart ſchon da; kam er auf die Kanzel, ſo war er auch dort ſchon. Da wurde eines Abends dem Thorwart am Johannisthore geſagt, er ſolle in der Nacht das Thor offen laſſen, denn es würde eine Kutſche durchkommen, die ſollte er auch nicht anhalten. Um zwölf kam eine Kutſche mit zwei Pferden, die ſchäumten ſo, daß ſie von Schaum ausſahen wie zwei Schimmel. Darin ſaßen zwei Mönche im Ornat und Reckhart in der Mitte. So wurde er gefahren bis hinter die Charlottenluſt und dort in eine Warte bei Schmatzfeld gebannt. Er ſitzt in der Warte mit rothen Augen und verführt die Reiſenden auf dem Wege.

180.

Der alte W. kam an einem Spätherbſttage von Oſterwieck und wollte nach Wernigerode gehen, um ſich grüne Waare zu kaufen; es entſtand an demſelben Tage noch ein heftiges Schneegeſtöber, ſo daß ſich der Alte in Schmatzfeld bis zum Abend verweilen mußte. Wie das Wedelwetter nicht aufhörte, fand derſelbe ſich genöthigt, fort nach Wernigerode zu gehen; der Alte, dem der Weg ſo bekannt war, glaubte feſt, daß er ſich auf dem Wege gar nicht verlieren könne, deshalb ging er fort. Aber was ihm unweit des ſogenannten neuen Thurmes begegnete, wo plötzlich Jemand ſeinen Namen rief, erzählte er ſelbſt folgendermaßen: »Eck horchte, da reip et wedder: W.! da reip ek: hier bin ek! is denn da noch wer, dei midde na Warnigerohe will? ek ging tau bis annen Thorm, da ſat einer oppen kriete-witten Schimmel-Pähre un harre enne Lichte oppen Pähre, da dachte ek: nu ſall et ſchon gahn, nu dei Herre ne Lichte hat. Da reip ek: wahre doch en bettgen, ek will midde; hei reit aber ſachte fohrt, un in den Augenblick höhre et op de ſchnieen, un ek kahm bie den Rieter bie, dei Lichte, dei hei harre, dei ſchiene ſau helle, dat man alles genaue ſeihn konne. Ek kuckte aber nich nahn Wäe, ne blohs na den Kährel, denn ſienen Kopp harre hei vorr-feck oppen Pähre liggen un ſien Schimmel-Pährd harre ook keinen Kopp, un dat Pährd pruſte immer tau. Wie ek dat ſah, dat hei ſienen Kopp oppen Pähre liggen harre, un dat't Pährd ook keinen Kopp harre, da war ek hölliſch gruhlich, un dachte: wenn du man erſt na de Stadt biſt! wie ek nu dachte: du moſt doch bale bien Waterlöbbiſchen Dieck kohmen, da pruſte dei ohle Schimmel wedder, un da war et ob einmahl ſau düſter, un mien Rieter mit ſammt ſienen Schimmel war weg, un da ſag ek en Licht un dachte: nu is et gut, dat du vor'n Dohre biſt, mek kam dat aber doch curgos vor, weil ek keine Brigge ſah, da ging ek henn na den Lichte un kloppe an un fraug, wu ek hier werre; da mahke enne Frue dat Fenſter ob un ſähe: hier ſin Ji vor Beckenſtidde; dei Kährel mit den Schimmel dat wert wol Paſter Reckhart ſien, den hätt'ſe da in niehen Thoren rin ebannt.«

---

*) Am Galgenberge bildet ein Strich friſcheren Grünes ein Hufeiſen.

181. Gebannte Frau.

In ziemlicher Entfernung von Wernigerode wird erzählt: Bei Wernigerode iſt eine Warte, dahinein iſt eine Müllerin aus Haſſelfelde gebannt, die nach ihrem Tode immer mit den Schweinen gefreſſen hat. Sie wohnte in Haſſelfelde neben dem Rathskeller und hatte den Armen die ſaure Milch verſagt.

182. Der Ganter (Gänſerich).

Einſtmals wollten zwei Männer von Silſtedt Fiſche aus dem Wolfsholzteiche bei Nachtzeit ſtehlen; ſie zogen ein Netz in dem Teiche durch, da auf einmal ſchlug das Waſſer große Wellen, ohne daß der Wind ſich bewegt hätte. Die Männer guckten ſich um und ſahen einen großen weißen Ganter von dem Holze herkommen, der breitete die Flügel auseinander, und das Waſſer ſchlug noch größere Wellen. »Laat uns lopen, ſagte der eine, dat is hier nich richtig.« Sie liefen eine Strecke von dem Teiche weg und wollten ſehen, was der Ganter wohl machen würde. Im Nu verſchwand der Ganter; da ſagte der eine zu dem andern: »laat uns hengan, dat wei unſe Netz erſt wedder krie't, denn dei Ganter is kein richtiger Ganter, dat is en Geiſt.« »»Ja frielich is dat en Geiſt eweſt! ſaunen groten Ganter giftet nich.«« Darauf gingen ſie hin zu ihrem Fiſchnetze und zogen es heraus, und weil es ſo ſchwer war, ſagte der eine: »dat oole Netz is jo ſau ſchwar, da möttölliſche (viele, große) Fiſche drinn ſien.« Sie ſchütteten ihr Netz aus und es lag ein großer, ſchwarzer Kerl darin. Vor Schrecken guckten ſie nach nichts weiter hin, nahmen ihr Fiſchnetz und liefen eine Strecke fort; dann ſchauten ſie nochmals nach dem Kerl, da ſahen ſie, daß er ſich in's Waſſer wälzte. Danach gingen die beiden Leute ohne Fiſche nach Hauſe und ſagten: »um dat Jammer-Speukeding hebben wei doch nu keine Fiſche kreggen!«

183. Geiſterhafte Kinder.

Vor Zeiten ging der Gendarm S. in Wernigerode des Nachts ſeinem Berufe nach und wollte die Nachtpatrouillen controliren; da kam er, zwiſchen 11 und 12 Uhr, zur Kochſtraße herunter, es war heller Mondſchein; auf einmal ging's: quatſch, und es fiel ein Kind vor ihm nieder, welches ihn freundlich anlachte. Er blickte herauf und: quatſch! kam noch eins aus der Luke geflogen; quatſch! da lag noch eins. Alsbald faßte er das erſte Kind und wollte es mitnehmen, das Kind wurde immer größer und ſchwerer, zuletzt war es ein großer Kerl und er mußte ihn niederlegen; er ſah ſich um, und es waren aus den andern beiden auch zwei große Kerls geworden. S. ging nach Hauſe und legte ſich in's Bett, und iſt danach krank geworden.

184. Die Steinkuhlen.

Ein Fuhrmann aus Wernigerode Namens M. war mit ſeinem Geſpann nach dem Regenſtein gefahren, um ſich Sand zu holen; ſpät kam er zurück, es war ungefähr 9 Uhr, als er vor die Steinkuhlen kam, die unweit Wernigerode liegen; doch waren ſeine beiden Pferde ſo matt, daß ſie beinahe den Wagen auf gradem Wege nicht mehr ziehen konnten. Er dachte immer: wenn du nur erſt zu den Steinkuhlen hinauf biſt! Als er nun zu den Steinkuhlen herauffuhr, da wollte er helfen den Wagen ſchieben. Es wollte aber doch nicht gehen, er drehte ſich um und dachte: wenn doch nur Einer käme, der dir mit 'raufhelfen möchte! Auf einmal kam ein großer hagerer Mann aus den Steinkuhlen hervor, da erſchrack er ſehr, weil er ſchon öfters gehört hatte, daß es bei den Steinkuhlen ſpuke. Der Mann ging hinter ſeinen Wagen, und auf einmal ſchob es denſelben zu den Steinkuhlen herauf, daß ſeine Pferde kaum vor dem Wagen ausſchreiten konnten; er ſah ſich aber gar nicht um und dachte bei ſich ſelbſt: wenn doch das bis nach Wernigerode ſo fortginge! Es dauerte aber blos bis auf den Berg, da hatte das Schieben ein Ende, und ſeine Pferde konnten wieder nicht mehr fort, wie unter'm Berge. Darauf ging er wieder hinten nach ſeinem Wagen, weil er glaubte, daß der hagere Mann nicht mehr da ſein könne. Er blickte hinter'm Wagen zur Seite und wurde gewahr, daß ein kleines Licht auf dem Ufer lichterloh herausbrannte. Darauf band er ſeinen Halstuch ab und warf ihn nach dem Lichte, und es kam ihm vor, als wenn Jemand nach dem Halstuch faßte, jedoch wurde er weiter nichts gewahr als eine Menſchenhand. Seine Pferde konnten den Wagen nicht mehr fortziehen, weil ſie zu abgemattet waren, darauf ſpannte er ſeine Pferde ab und zog damit nach Hauſe. Am andern Morgen ging er frühzeitig hin nach ſeinem Wagen, ohne Pferde, und wollte ſehen, was das Licht zu bedeuten gehabt hätte; ſein Tuch lag auf dem Rande und das Licht war verloſchen. Er nahm ſeine Hacke, die er an ſeinem Wagen hatte, und fing an zu roden; auf einmal zeigte ſich ein eiſerner Topf, der oben mit Erde bedeckt war, die Erde machte er herunter und es war der Topf mit Gelde gefüllt. Hiernach nahm er ſeinen Topf und rodete ihn in ſeinen Sand auf dem Wagen, ging nach Hauſe, holte ſeine Pferde und fuhr den Wagen mit dem Gelde nach Hauſe. Danach hat der Fuhrmann ſich gute Pferde angeſchafft und alles großartig betrieben; die Wernigeröder aber haben geſagt: »wie mag das zugehen, daß der alte M. jetzt alles ſo großartig betreiben kann?«

Sagen von der Mönchenlagerſtätte, von der Himmelpforte, von Drübeck, Altenrode und Darlingerode.

185. Mönchenlagerſtätte und Waſchwäſſerchen.

Nicht weit von der ſteinernen Renne und dem Bielſtein iſt die Mönchenlagerſtätte, wo die Mönche lagerten, als ſie von der Himmelpforte flohen. Dort ſteht eine große Buche (es ſoll eine große Grenzbuche ſein) zum Andenken an Mönche, und in der Nähe iſt ein Brunnen oder ein Wäſſerchen, das Waſchwäſſerchen. Unter jener Buche (oder auf dem Platze der Buche gegenüber) liegt der oberſte Mönch in einem goldnen Sarge.

Den Mönch nennen Andere einen Zwerg und ſagen, daß Zwerge ihr Gold und Silber auf jene Buche getragen hätten und von einem der Wernigeröder Thore bis nach der Buche gegangen ſeien. Auch Zwerglöcher ſind an der Mönchenlagerſtätte.

Die Frau am Waſchwäſſerchen.

186.

Bei dem Waſchwaſſer wäſcht eine Sechswöchnerin. Sie ſoll eine Kindesmörderin ſein und Kinderzeug von Blut rein waſchen wollen.

187.

Einſtmals ging der alte E. von Wernigerode nach dem langen Bruche, um ſich Feuerholz zu holen; er hatte ſich eine Partie Holz gehauen, das trug er an das ſogenannte Waſchwäſſerchen, dort legte er es ab; darauf wollte er noch etwas ſuchen und blickte umher. Auf einmal rief Jemand: Auje! Auje! er ging auf das Rufen los und alsbald wurde er eine Frau gewahr, die that, als wenn ſie Hemden oder Leinwand wuſch. Der alte E. erſchrack ſo ſehr, daß er ſein Beil aus der Hand fallen ließ, und die Frau verſchwand vor ſeinen Augen. Plötzlich entſtand ein ſo heftiger Windſturm, als wenn alle Bäume umfallen ſollten; der alte E. wollte gleich zugehen, aber er ſuchte hin, er ſuchte her und konnte ſein Holz, was er abgelegt hatte, nicht wieder finden. Endlich kam er an ein grünes Plätzchen, wo die Hexen ihre Ruheſtätte hatten, wenn ſie vom Brocken am 1. Mai zurückkehren. Halt, dachte E., jetzt kannſt du nicht irre gehen, nun biſt du an dem ſogenannten grandigen Wege, er ging vorwärts, kam wieder an das Waſchwäſſerchen und erblickte die Frau zum zweitenmale. Da erſchrack er noch mehr, er hörte auch das Klatſchen, als wenn Jemand Zeug wäſcht, und war durch dieſen Schrecken ſo betäubt, daß er gar nicht wußte, wo er war. Jedoch beſann E. ſich wieder und ging an dem langen Bruche hinauf, bis er auf den richtigen Weg kam, der nach Wernigerode führt. E. ging gleich über das ſogenannte Rüſtenbleek, über den Ochſenpaul bis nach dem Kreuzwege, wovon man jetzt noch ſagt: auf dieſem Wege haben ſich ſonſt die Hexen verſammelt, wenn ſie in der Nacht vom 30. April zum 1. Mai nach dem Brocken gereiſt ſind, um den dort liegenden Schnee wegzutanzen. Gott ſei Dank, daß ich den Kreuzweg erreicht habe, ſagte E., nun wird mir doch nichts mehr widerfahren! Es war aber dunkel geworden. Auf einmal hörte er, daß Jemand hinter ihm durchkam; er wartete ſo lange, bis der herannahte. Guten Abend! ſagte der, »Schön Dank! ſagte E., wollen wir mit einander?« Das können wir. »Gottsblitz, das iſt ja der alte Bollwerker H.« Ja freilich, Bruder. Aber, Bruder E., du haſt dich lange aufgehalten. Da erzählte E., daß er zweimal die Frau beim Waſchwäſſerchen geſehen hätte. »Weißt du was, Bruder, rief H., höre nur auf zu erzählen, ich habe genug, denn ich habe die Frau auch einmal geſehen, und auch ſo natürlich, wie ſie im Waſchwäſſerchen Windeln wuſch, dadurch habe ich mich verloren und bin auf den langen Bruch gegangen, haſt du denn mich da nicht bollwerken gehört?« Nein, ſagte E. E. und H. gingen mit einander nach Hauſe. Den andern Morgen iſt E. und H. krank geworden und beide haben dicke Köpfe durch den Spuk bekommen, und die Sage iſt geblieben: »der Spuk hat den alten E. und den Bollwerker*) beim Waſchwäſſerchen fortgejagt.

188.

An dem Wäſſerchen in der Nähe der Buche ſaß eine Frau, wollte einen Mann Namens G..... verführen und machte ihm große Verſprechungen. G..... wollte erſt mit ſeiner Frau reden, ob ſie's ihm erlaubte. Am andern Tage fand er die Frau wieder an der Stelle im Walde, ſie ſagte aber: nun wäre es nichts mehr, er hätte dieſe Nacht bei ſeiner Frau geſchlafen. Doch gab ſie ihm zum Andenken zwei Lehmkugeln, die nachher Geld geweſen ſind. (Andre nennen die Frau beim Waſchwaſſer eine »Italienerin« und ſagen, daß die Frau jenes Mannes, eines Holzhauers, Zwillinge bekommen habe, weil er in der Nacht nach dem Tage, wo er mit der Italienerin verkehrt, bei ihr geſchlafen habe.)

189.

Noch Andre ſagen: Die Frau in jenem Waſſer wäſcht ſich und ſo haben die »Harzkratzer,« (welche heimlich das Harz von den Tannen abkratzen) ſie geſehen, zuweilen mit einem langen Meſſer. Als ſie deshalb davon liefen und zu jener Buche kamen, lag dort ein ſchwarzer Hund.

---

*) Bollwerker wird er genannt, weil er fortwährend lärmt und unruhig, „bollwerkig" iſt.

190. Die Franzoſen im Schweng.

Auch im Schweng, wo es ſo im Berge hinaufgeht, vor der Mönchenlagerſtätte kam ein großer Hund daher, dahinter kamen drei »Franzoſen,« welche einem der Harzkratzer einen werthvollen Stein gaben.

191. Hexenruhepunkt.

Auf der Mönchenlagerſtätte und bei dem Waſchwaſſer ruhen die Hexen beim Zuge nach dem Brocken.

192. Hirſch an der Mönchenlagerſtätte.

An der Mönchenlagerſtätte lauerte ein Jäger mit mehrern Arbeitern einem Hirſche auf. Da kam ein Zwerg, kniete nieder und betete und ſie liefen alle davon.

193. Das entführte Köhlerpferd.

In der Nähe der Buche an der Mönchenlagerſtätte iſt eine Felſengruppe, welche die Teufelsburg heißen ſoll. Dahin hat der Teufel einſt ein Köhlerpferd geführt.

194. Der verhängnißvolle Hahnenkräh.

Im Bauernkriege konnten die Bauern das Kloſter Himmelpforte nicht finden. Da verrieth es in der Morgenfrühe ein Hahnenkräh.

Der Biſchof.

195.

Die Mönche von der Himmelpforte flüchteten, wie ſchon erwähnt, bei der Zerſtörung des Kloſters nach der Mönchenlagerſtätte. Der Biſchof (Abt) konnte nicht marſchiren und ſtarb da. Die Mönche begruben ihn in einem goldnen Sarg, darum herum legten ſie einen zinnernen, dann einen hölzernen. So oft man die Särge ausgraben wollte, kamen die Mönche und vertrieben diejenigen, die es wollten.

196.

Bei der Mönchenlagerſtätte war ein Hirt, der in ſeinem Herzen noch katholiſch war, und betete noch einen Roſenkranz her. Da kam der Biſchof mit einer goldnen Krone und ganz mit Diamanten geſchmückt. »Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!« ſagte er. In Ewigkeit, Amen, antwortete der Hirt. Der Biſchof ließ ſich von ihm das Verſprechen der Verſchwiegenheit geben, und trug ihm auf, in der Himmelpforte nach einer Schieferplatte zu ſuchen. Er ſolle Stiegen herunter gehn, mehrere Eingänge vorbei, bis er an's Ende des Ganges käme. Da würde er einen Schlüſſel über der Thür hängen ſehn, die Thür ſolle er aufmachen, dann würde er einen Tiſch in der Mitte ſtehen ſehn, darauf ein Buch mit Goldſchnitt, dabei Juwelen, Gold und Silber. Der Hirt mit ſeinem Sohne geht hin, ſie ſehn Laternen, als ſie in das Zimmer kommen iſt da ein prächtiger Glanz. »Vater, laß uns die gluhen Dinger nehmen!« ſagte der Junge. Sie nahmen Juwelen und die Tafel, gingen hinaus und gleich war Alles wieder überwachſen mit Gras. Am andern Tage brachten ſie dem Biſchof die Tafel. Der Biſchof ſagte: »du haſt Juwelen genommen, [er hatte ſollen nur Gold nehmen] und du wirſt mich doch verrathen, dich wird dein Kind verrathen: vergrabt lieber die Juwelen!« Der Biſchof ſang nun an der Tafel eine Litanei; 100 Pfaffen ſtanden um ihn her, der Biſchof gab ihnen das Abendmahl und beſprengte ſie mit Weihwaſſer. Die Mönche legten ihn in ſeinem Schmucke wieder in's Grab und deckten den Sargdeckel wieder drüber. Alles war verſchwunden. Der Hirt durfte aber ſein Mittagslager dort nicht wieder halten. Er kaufte ſich noch ein paar Kühe. Der Biſchof hatte ihm auch geſagt: von allem Vieh würde ſeins das fetteſte ſein. Er erregte aber durch ſeinen Wohlſtand Verdacht und wurde als Hirt abgedankt. Es kam ein Hirt aus Wernigerode an ſeine Stelle, da iſt viel Vieh verreckt, andres ward krank. Das hat der Biſchof gemacht. Der andre wird wieder Hirt und das Vieh befindet ſich im beſten Zuſtande. Er hat zuletzt 20 Kühe und kommt deshalb in Unterſuchung, die Diamanten werden dabei gefunden. Er geſteht alles auf der Tortur. Als der Schulze erfuhr, woher er ſeine Reichthümer hatte, ging er auch an die Stelle, gelangte auch richtig hinein, dann aber ſchlug ſie hinter ihm zu.

197. Unterirdiſche Gänge.

Von der Himmelpforte bis zum Rektorhofe in Wernigerode ſoll ein unterirdiſcher Gang gehen. Auch wird geſagt: Unter der Nöſchenröder Kirche geht ein Gang, darauf gingen die Zwerge bis nach der Himmelpforte.

Der Weinkeller von der Himmelpforte.

198.

Ein Förſter auf Öhrenfeld wollte ſeine ſilberne Hochzeit feiern und hatte ſich zu dieſem Behufe hinreichend mit Wein verſorgt; da aber mehr Gäſte kamen als er erwartet hatte, ſo wurde ſein Wein ſchon ſehr früh alle, deshalb ſchickte er ſein Dienſtmädchen noch Nachts 11 Uhr nach ſeinem Weinlieferanten Sp..... in Wernigerode, gab ihr das Rechnungsbüchelchen und hieß ihr ſo viel Wein von der letztentnommenen Sorte mitbringen, als ſie in ihrem Korbe tragen könnte. Das Mädchen, des Weges nicht ſehr kundig, fragte: wo gehe ich denn hin? der Förſter aber antwortete halb im Ärger, halb im Zorn: geh in die Himmelpforte! Das Mädchen nahm das für Ernſt, hockte ihre Kiepe auf und trollte ab in die Nacht hinein nach der Himmelpforte. In der Nähe derſelben angekommen ſah ſie von fern ein Licht brennen; ſie ging darauf zu und fand eine alterthümlich gekleidete Frau, die eine Laterne in der Hand hatte und an der Seite ein Schlüſſelbund, vor der offnen Kellerthür ſtehn. Sie meinte, es ſei die Ehefrau Sp...... und brachte ihr Anliegen vor, ihrem Herrn von dem letzterhaltenen Weine ſo viel Flaſchen zu ſchicken als ſie tragen könne. Die Frau antwortete kein Wort, ſchloß die Kellerthür auf, ging voran und winkte dem Mädchen zu folgen. Sie ſtiegen viel Stiegen hinab, durchſchritten ein langes Kellergewölbe, und die vermeintliche Frau Sp..... blieb endlich vor einem alten verſchimmelten Faſſe ſtehn. Sie zapfte einige Flaſchen Wein ab und packte ihr dieſe in den Korb und half dieſen dem Mädchen auf den Rücken; das Mädchen gab darauf das Büchelchen ab und bat die Frau, die Flaſchen einzuſchreiben. Dieſe ſchob das Buch unwillig zurück und ſchüttelte verneinend den Kopf; das Mädchen dachte: auch gut, folgte über die Stiegen hinauf, ſagte gute Nacht, erhielt aber keinen Dank und ging nach Hauſe. Der Förſter, der ſie ſobald nicht wieder zurückerwartet hatte, fragte ſie verwundert: wo haſt du denn den Wein geholt, daß du ſo bald wieder hier biſt? die Magd antwortete: wie Ihr mir befohlen habt, in der Himmelpforte! Der Förſter glaubte, das Mädchen wolle foppen, fragte noch einige male, erhielt aber immer dieſelbe Antwort; er meinte deshalb, das Mädchen habe auf dem Wege von dem Weine gekoſtet und ſich etwas berauſcht, und da er überdies von den Gäſten in der Stube verlangt wurde, ließ er die Sache für dieſen Abend ruhn. Am andern Morgen nahm er die Magd ins Gebet, dieſe beharrte bei ihrer Ausſage und erzählte den ganzen Hergang der Sache, wie es ſich mit ihr zugetragen hatte; der Förſter wußte nicht, was er davon denken ſollte, um ſo mehr, da der Wein viel köſtlicher geſchmeckt hatte, als er je welchen getrunken zu haben ſich erinnerte. Er ſchickte alſo einen Boten nach Wernigerode an den Weinhändler Sp..... und ließ fragen: ob vorige Nacht ſeine Magd dort keinen Wein geholt habe. Als der Bote mit der Nachricht zurückkam, daß Niemand dort geweſen, kam ihm die Sache nicht heimlich vor; er ſchickte deshalb nach Paſtor und Schulmeiſter, nahm einige Bauern und Jägerburſchen mit, und ſo zog der ganze Haufe unter Anführung des Mädchens nach der Himmelpforte. Dort angelangt fand man zwar noch die Ruinen eines im Bauernkriege zerſtörten Kloſters, aber weder von der Kellerthür noch der ſeltſam gekleideten Frau eine Spur. Seit jener Zeit wurde die Himmelpforte und beſonders die Kloſterruinen, die ſchon lange Gegenſtand eines geheimen Grauens der umwohnenden Bauern waren, noch mehr verrufen; jedem klopfte das Herz hörbar in der Bruſt, wenn er an den Mauern vorüber ging, jeder erwartete, daß die Kellerthür ſich öffnen und die ſeltſame Frau hervortreten ſollte.

199.

In Drübeck war eine Hochzeit, da wurde der Wein zuletzt all und das Mädchen ſollte mehr holen. Sie fragte: wo? und aus Scherz ſagte man ihr: aus der Himmelpforte. Als ſie da hinkam, war da ein Keller mit Fäſſern und auch ein großer Mann, der füllte ſchweigend ihr Faß. Der Wein mundete der Hochzeitsgeſellſchaft köſtlich und als er all war, wurde das Mädchen noch einmal nach der Himmelpforte geſchickt. Da fand es aber den Keller nicht wieder.

200.

Eines Dingemeiers Tochter brachte Bier zu ihrem Vater, die Arbeitsleute tranken es aus und hatten noch Durſt. Darum ſchickten ſie die Kleine nach der Himmelpforte, Waſſer zu holen. Sie pflückte aber erſt Erdbeeren, da kam ein klein Männchen und fragte, wer ihr die Erlaubniß dazu gegeben hätte. Da ſagte ſie, weshalb ſie gekommen, und er führte ſie in die Himmelpforte. Dort erhält ſie zwei Flaſchen. Die Arbeiter wurden davon ganz berauſcht und verfielen in Schlaf. Als dieſes Dingemeiers Frau ſpäter niederkam, ſollte das Mädchen aus der Schenke in Drübeck ihrer Mutter eine Erquickung holen, die aber ging jetzt nach der Himmelpforte und brachte auch wirklich der Wöchnerin von daher Wein.

Der Schweinehirt von Drübeck.

201.

Ein Schweinehirt von Drübeck, der H...... hieß, träumte dreimal, er ſolle das Silbergeſchirr von der Himmelpforte wegholen. Seine Eltern verlachten ihn, der Pfarrer redete ihm zu, daß er hinginge, aber im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Als er hinkam, ſah er von Weitem ein Licht brennen. Da er näher kam, ſah er auf der einen Seite einen großen ſchwarzen Ziegenbock und ein großer langer Kerl lag auf dem Ziegenbocke und ſah über ihn weg. Auf der andern Seite ſtand ein großer Hirſch. Vor dem Manne, der auf dem Ziegenbocke lag, wollte er zurück Der aber winkte ihm und fragte, was er wolle, ritt auf ſeinem Ziegenbocke neben ihm her und ſie folgten dem Lichte nach, das immer vor ihnen her hüpfte. Das Licht ſtand endlich ſtill, der Ziegenbocksreiter wies und er hatte auf den erſten Griff eine Hacke; dann wies er wieder, und der Schweinehirt hatte eine Schaufel. Da waren auf einmal vier Lichter und der Ziegenbocksreiter wies, er ſollte roden. Als er rodete, ſtand plötzlich ein Chor von lauter kleinen Muſikanten da und machte die ſchönſte Muſik. Aus der Erde heraus aber kamen an derſelben Stelle, wo er gerodet hatte, zwei Nonnen, davon hatte jede einen Präſentirteller, darauf war Gebacknes und Getränke. Sie ſetzten es den Muſikanten vor, die nahmen auch davon, aber keiner aß oder trank davon. Da verſchwand die eine, die andre aber bemerkte ihn in dem nämlichen Augenblicke und überreichte ihm zwei Schüſſeln und auf jeder Schüſſel ſtand eine Kanne. Der auf dem Ziegenbocke ſagte: »Du ißt mik aber un drinkſt nich eher, bis dat ik dik dat ſegge.« Darauf zogen ſie weiter, das Licht aber hüpfte immer vor dem Ziegenbocksreiter und vor ihm her und ehe der Schweinehirt ſich's verſah, waren ſie an einer Kegelbahn, die mit dem Kloſter Himmelpforte verwünſcht war. Da war die ganze Nobleſſe aus dem alten Kloſter Himmelpforte und wollte kegeln, fragten auch den Schweinehirten, ob er ihnen nicht etwas Kegel aufſtellen könne. Er ſagte, wenn er's bezahlt bekäme, ja. Da kamen die Nonnen wieder und brachten den Kegelgäſten Speiſe und Trank. Auch die Muſik ſchallte noch immerfort. Die Kegel waren glüh und die Kugeln auch. Plötzlich that es unter dem Kegeln einen furchtbaren Krach. Da war alles verſchwunden, der Schweinehirt ſchlief, am andern Morgen aber lagen Kugeln und Kegel bei ihm und waren Gold. Die Kegelbahn war verſchwunden. Als der Schweinehirt mit ſeinen Geſchenken nach Drübeck kam, war es noch nicht Tag. Was er mitgebracht hatte, wurde dem Grafen von Stolberg in Wernigerode übergeben (ſo ſchloß der Erzähler) und dieſer ſorgte für den Hirten.

202.

Andere erzählen ſo: Der Schweinehirt und der Kuhhirt vom Drübeck'ſchen Amte (dem ehemaligen Kloſter) ſtiegen bei Mondſchein Nachts über's Thor, was der damalige Amtmann ſtreng verboten hatte. Sie gingen nach der Himmelpforte. Dort mußte der Kuhhirt ſich abſeits ſetzen, der Schweinehirt aber nahm den Höllenzwang und fing an daraus zu leſen. Da kam ein großer Kerl und guckte ihm über die Schulter in's Buch. Danach kam ein zweiter unter dem Leſen, der guckte ihm über die linke Schulter. Er las weiter, da kam der dritte und guckte ihm über den Kopf. Da hörte er auf zu leſen und fragte: »is düſe Nacht wat de hebben?« Ne, ſagen ſie, nur Silberſervice ſtände auf dem Teichdamm. Sie gehn in derſelben Reihenfolge, wie ſie gekommen ſind, wieder ab. Die Beiden gehn auf den mittelſten Teichdamm und finden da einen Koffer mit Bechern von Espen-, Ohren- (Ahorn-) und anderm Holze; ſie ſchneiden etwas davon ab und werfen es weg; der Kuhhirt nimmt aber doch zum Andenken einen Kelch, der Schweinehirt einen Becher mit. Der Amtmann will ſie nachher hauen, weil ſie übergeſtiegen ſind, ſie müſſen ſich entſchuldigen und geben ihm alles hin; er ſtellt's über die Thür, nachher iſt der Kelch Silber, der Becher Gold.

203.

Nach andern Erzählungen nimmt der Schweinehirt von Drübeck, welcher geträumt hat, er ſolle nach der Himmelpforte kommen, auf Anweiſung einer Jungfer einen Napf und ſtellt ihn auf's Kannenbrett. Dies iſt am andern Morgen Gold geweſen und an den Amtmann verkauft.

204.

Nach Ilſenburger Erzählungen geht ein Hirt, nachdem er zuerſt allein dageweſen, nachher mit ſeinem Herrn in die Himmelpforte. Der Herr wollte die Schätze allein haben und tödtete ihn in der Höhle. Seitdem hat dieſe ſich geſchloſſen.

205. Der alte Kolbaum,

ein Hirt, deſſen Sohn Vieles und auch dies zu erzählen wuſte, fand einſt die Himmelpforte offen, ging hinein und ſah viele Fäſſer darin ſtehen. Er trank ſich voll und ließ ſo ſeinen Stock ſtehen; darum fand er die Himmelpforte am andern Tage wieder offen und machte es eben ſo. Da rief eine Stimme: »Vergiß das Beſte nicht!« Da ſah er ſeinen Stock in der Ecke ſtehen und nahm ihn mit. Am andern Tage war die Himmelpforte zu.

206. Der Enke von Drübeck.

Auf dem Kloſter in Drübeck war ein Enke, es wuſte Niemand, woher er ſei. Dieſer ging mit dem Schäfer nach der Himmelpforte. Dort fanden ſie eine Lade, darin war nichts als hölzernes Zeug, davon nahm der Enke und es mag wohl Silber und Gold geworden ſein, denn der Enke begegnete dem Schäfer ſpäter auf einem ſchönen Pferde reitend.

207. Der goldne Mönch von der Himmelpforte.

Der alte H.... aus Altenrode hatte oftmals gehört: wenn man in der Johannisnacht mit zwei ſchwarzen Ziegenlämmern nach der Himmelpforte ginge, eine Wickeruthe mitnähme, und die ungefähr zehn Schritte vor das alte Mauerwerk lege, ſo würde die Wickeruthe hinſpringen, wo die alten Mönche ihr Geld vergraben hätten. Zuerſt würde ein Licht hervorkommen und ein goldglänzender Mönch würde neben dem Lichte ſtehen. Dann müſſe man zwei ſchwarze Ziegenlämmer dicht vor den goldnen Mönch treiben, dann würde dieſer verſchwinden und eine Nonne würde kommen, die würde genau zeigen, wo das vergrabene Geld ſtände. Der alte H.... ging alſo in der Johannisnacht mit zwei ſchwarzen Ziegenlämmern nach der Himmelpforte. Die Wickeruthe legte er vor dem alten Mauerwerke nieder, ſie hüpfte aber gleich fort und auf einmal kam ein Licht aus der Erde und ein goldglänzender Mönch ſtand bei dem Lichte. Sogleich ließ H.... ſeine Lämmer vor den Mönch hinlaufen, darauf verſchwand dieſer. In demſelben Augenblicke erſchien eine weiße Nonne, die bedeutete ihn, er ſolle ein Tuch nehmen und auf das Licht werfen, und dann ſich niederlegen. Er nahm ein Tuch, warf es auf das Licht und legte ſich nieder. Als er aufwachte, waren ſeine Lämmer und das Licht verſchwunden. Er hob ſein Tuch auf und es ſteckte ein Topf mit Silbergeld darunter, jedoch war das Geld viereckig.

208. Die goldne Röhre.

Bei der Himmelpforte iſt der Weinberg. Als eine Frau dort vorüberging, kam eine goldne Röhre aus dem Berge. Sie wollte danach greifen, da entſtand ein ordentliches Erdbeben.

209. Geld mit der ſchwangern Frau verſetzt.

In der Himmelpforte war Geld »mit der ſchwangern Frau verſetzt.« Als einſt eine Frau in der Geburt ſtarb, deren Mann ſehr reich war, hieß es, dieſe Frau wäre »verſetzt« (geopfert) für das Geld in der Himmelpforte und ihr Blut zeige ſich noch in dem Hauſe.

210. Der eingerodete Hahn.

Ein Mann rodete einen Hahn auf der Himmelpforte ein und bewirkte dadurch auch wirklich, daß er faſt in den Beſitz eines Keſſels voll Geld gekommen wäre. Doch wurde er noch verſtört und der Keſſel ſank mit einem Klange wieder in die Erde.

211. Licht und Hund bei der Himmelpforte.

H… aus Haſſerode ging in's Holz nach der Himmelpforte zu, und als er an den zweiten Teich kam, ſah er ein Licht brennen. Bei dem Lichte ſtand ein großer ſchwarzer Hund und ein Koffer, der war offen und darin hölzernes Geſchirr. Ihm graute aber ſo vor dem Hunde, daß er davon lief.

212. Der Mönch mit dem feurigen Kreuze.

Unweit der Himmelpforte iſt ein Teich, darüber hat ein graues Männchen geſtanden mit einem feurigen Kreuze auf dem Rücken, der rief: »Komm hieher! Komm hieher!«

213. Die alte Johannisnacht.

In der alten Johannisnacht (11te oder 12te Nacht nach Johannis, nach dem alten Julianiſchen Kalender, ſo erläuterte der Erzähler), öffnet ſich die Himmelpforte.

214. Die ſilberne Glocke.

In der Himmelpforte rodete ein Hirt eine ſilberne Glocke aus.

215. Der Brunnen bei der Himmelpforte.

Es iſt auch ein Brunnen bei der Himmelpforte, da machte ein Hirt ſich Waſſerkalteſchaale, da ſtand ein ſchönes Schloß da und er durfte nehmen was er mochte. »Er hieß **Nicolaus Horn** und gründete von dem was er mitnahm Nicolai-Kirche und Hoſpital.«

216. Schlangen auf der Himmelpforte.

Auf der Himmelpforte ſaßen viele Schlangen und gingen dort immer am Weinberge in die Höhe.

217. Das Feſt am Himmelfahrtstage.

(In Wernigeröder Mundart.)

Auf der Himmelpforte wird am **Himmelfahrtstage** ein Feſt gefeiert, welches aber erſt ſeit 20 Jahren in Gebrauch ſein ſoll. Der Naturdichter **Braun** übergab mir folgende Beſchreibung deſſelben:

Et is doch woll bie jeder Stadt
En Dort, wu man Vergnügen hatt;
Sau is't bie uns um Himmelfahrt,
En prächtig Feſt na ſiener Art.
Na'r Himmelporte geiht et rut,
Dat hett, wenn't Wäder ook is gut.
En Kloſter ſtund vor older Ziet
Ob diſſen Platz, wu man noch ſieht
De Mu'ren von, ook ſind'r weſt
Beir Dieke um ditt Mönn'kenneſt.
Doch ſind et nu tweihundert Jahr,
Da hier einmal en Kloſter war;
De Schweden harr'nt damals verſtört,
Von da an hatt et oppehört.
Dat Kloſter heit de Himmelport',
Sau hett noch hiet'gen Dag's de Dort;
Wu ſeck de Mönn'ke flüchtet hätt,

Hett jetzt noch Mönn'ken-Lagerſtätt'.
Jetzt ſind'er ſchöne Wieſchen da,
Man is ſau recht den Holte nah,
Da kann man denn ob diſſen Dag
De Minſchen ſein, da't wogt un ragt.
Dat Äten nimmt ſeck Jeder mit,
Sau is et einmal hier de Sitt',
Un is't tau frei [früh] woll oppetehrt,
Werd in de Bauen innekehrt;
Da gieft et guden Schnaps un Beier,
Mitunder ook gekookte Eier,
Ook Fleiſch un Worſcht, wat einer will
Werd denn' ebrocht in gröttter Il'.
Ook an Muſieke fehlt et nich,
Dat is ein'n manchmal ärgerlich,
Man is op keiner Stidde frie,
De Orgelkerls ſind gliek dabie,
Un dudelt ein'n de Ohren vull,
Als wenn man dow hier weren ſall.
Da low' eck meck den bunten Kranz,
Wu Jungfern, Burſchen makt'n Danz
Un ſchlaat dabie en Dridden aw,
Dabie kriegt mancher denn en Baw
Ob ſienen Rüggen, dat hei rennt
Um Kreis herum, als wenn't brennt.
Doch wie't bie ſaunen Feſte geiht,
Werd dat Gebläute manchmal heit;
Denn is dat Köppken man erſcht warm,
Sau ſind ſe wie en Immenſchwarm
Teſamm'n, doch dat dur't nich lank,
Sau is ook wedder Fröe dömank.
Un kumm't de Abend nu heran,
Tritt Jeder ſienen Hu'sweg an;
Dat junke Völkchen hat noch Tiet
Un denkt, et is jo doch noch hiet'.
Doch wat ſelw' hier noch lange ſchtahn,
Wei willt nu erſcht te Danze gahn.
Flink geiht't den Kellerbarg herun
Nah'r Schenke hen, da geiht't ſchon un.

Das Oehrenfeld.

218.

Auf dem Öhrenfelde bei Altenrode und Darlingerode geht »die weiße Frau.«

219.

Andere ſagen: Beim Öhrenfelde zeigt ſich jede Mitternacht eine Prinzeſſin. Wer ſie als Prinzeſſin erlöſt, bekommt ihre Schätze, die ſie im Holze hinter der Thonmühle ſtecken hat.

220. Die Hebamme von Drübeck.

Beim Öhrenfelde iſt der Rohnteich. Daran lachte ein hübſcher Mann mit langen Haaren die noch junge Hebamme von Drübeck an. Er war nackt, das blonde Haar hing bis über die Schultern. Mit einer Ruthe ſchlug er auf's Waſſer, da that es ſich auf und er zog ſie hinein. Sie kam in ein Gewölbe, darin war ein Zimmer und Saal, und dort befanden ſich zwei große ſchöne Männer, zwei Kinder und eine hochſchwangere Frau. Die Hebamme leiſtete ihre Dienſte, ſie ſollte da bleiben, wollte aber nicht und man ſagte ihr: es würde ſie gereuen. Bei Mondſchein ging ſie heraus; als ſie gefragt wurde, was ſie bekäme, ſagte ſie: nichts, und nahm nur vom Kehrdreck. Sie wollte den Kehrdreck ausſchütten, er klang und iſt gediegenes Gold geweſen. Oben war die Hebamme dann trübſinnig wegen der zwei ſchönen Männer, die ſie geſehen, und es ſchien, ſie bekäme die Auszehrung. Einſt ging ſie an den Teich, Blumen zu pflücken, ſchlief dabei ein und lag, als ſie erwachte, in einem ſchönen Zimmer und Bett, die zwei jungen Menſchen ſaßen vor ihr. Sie ſollte glücklich ſein, wurde ihr geſagt, wenn ſie nie wieder nach Drübeck hin wollte. Sie ſchüttelte mit dem Kopfe. Man führte ſie auf einem Gange in einen ſchönen Garten, danach ward ſie aus dem Teich gebracht. Den Wald, den ſie grünend geſehn hat, findet ſie abgehauen. Ein kleiner Junge in Drübeck und alle ſchlagen bei ihrem Anblicke in die Hände.

Wohnt hier nicht die Hebamme R...? fragt ſie. Eine uralte Frau weiß, wie lange dieſe fort iſt, und es zeigt ſich, daß ſie 2 Jahr todt geweſen iſt. Sie ſinkt zuſammen und iſt ein Klümpchen Aſche.

221. Die Thürme von Drübeck.

Drei Thürme von Drübeck blicken über's Land hin; wer das mit Eichenbohlen ausgeſchlagene Loch findet, von wo ſie ein Kleeblatt bilden, findet Golderde.

222. Die Sau vom Kloſter Drübeck.

Aus der einen Pforte der Kirche im ehemaligen Kloſter Drübeck zwiſchen Ilſenburg und Wernigerode kommt oft eine Sau mit Ferkeln heraus und geht zu einer andern Pforte wieder herein.

Die Prinzeſſin mit dem Schweinerüſſel.

223.

Die Prinzeſſin des Kaiſers von Öſtreich (Andre ſagen: eine Prinzeſſin aus Italien) zog aus und ſagte: ſie wollte ſo lange wandern, bis ſie ein Waſſer fände, das ein Kreuz bilde, da wolle ſie ein Nonnenhaus bauen. Als ſie an einen ſolchen Ort kam, baute ſie das Kloſter Drie-Beek. Sie hatte aber einen Schweinerüſſel und ließ ſich ſilberne Tröge machen, daraus hat ſie gegeſſen. Das Kloſter wurde im dreißigjährigen Kriege verwüſtet. Als ſie ſtarb, gab ſie den Drübeckern den großen Forſt.

224.

Andre erzählen ſo: Zur Zeit, wo die Prinzeſſin mit dem Schweinerüſſel geboren wurde, wurden alle Mißgeburten getödtet. Wegen ihrer Reichthümer aber ließen ſie die Prinzeſſin am Leben und machten ihr einen ſilbernen Trog. Aus dem ſilbernen Troge von Drübeck ſoll neuerdings in Halberſtadt eine Glocke für den dortigen Dom gegoſſen ſein. An der Kloſterkirche zu Drübeck iſt die Jungfrau mit dem Schweinerüſſel in Stein ausgehauen.

225. Der Mönch in der Bartholomäi-Kirche.

In der Gemeine- (Bartholomäi-) Kirche zu Drübeck wird noch jede Sonntag Nacht um 4 Uhr Morgens eine Mönchsleiche umhergetragen. Dies war der oberſte Mönch, der gleich unter der Prinzeſſin ſtand.

226. Wie die Mönche zu Drübeck bauten.

Die Mönche von Drübeck nahmen die Drübecker an, um große unterirdiſche Gänge zu bauen, die unter Anderm bis nach dem Marienhofe bei Ilſenburg gingen, wo noch ſilberne Näpfe und Teller, die von dieſen Mönchen herrührten, gefunden ſind. Die Drübecker bekamen während des Bauens von den Mönchen viel Geld, als aber die Gänge fertig waren, tödteten die Mönche dieſe Leute und nahmen das Geld, das ſie ihnen während des Bauens ausgezahlt hatten, wieder hin.

227. Der Nachtwächter vor der Lieſebergsgaſſe.

In Drübeck war ein Schweinehirt, der war zugleich Nachtwächter. Vor der Lieſebergsgaſſe blies er, da hielt Jemand das Horn zu. Es war eine Frau und ſie ſagte: »Du haſt hier 20 Jahre geblaſen, nun ſollſt Du es nicht mehr. Heute iſt es 20 Jahr auch, daß ich hier ermordet bin. Das that der Amtmann, der beſchwängerte mich, ſtürzte das Kind in den Brunnen und grub mich unter den großen Birnbaum; vor den letzten 3 Schlägen ſagte ich ihm: beim vierten Kinde ſeiner Frau ſollte ſeine Mordthat an den Tag kommen. Das iſt jetzt. Geh zum Pfarrer, laß ſie unter dem Birnbaum meine Knochen ausgraben. Nimm Dir eine andre Stelle zum Tuten.« Paſtor und Amtmann waren Halbbrüder. Der Pfarrer will's dem Nachtwächter ausreden, als der zu ihm kommt, der aber läßt ſich nicht abbringen. Die ausgerodeten Knochen ſind ſchloßweiß wie Schnee. Wie der Amtmann einen davon in die Hand nimmt, iſt der ganz roth von Blut. Der Amtmann ſagt zuletzt: »Luiſe, Luiſe!« da ſind die Knochen weiß. Er iſt auf dem Galgenberge vor Wernigerode gerichtet.

228. Die Zwerge am Butterberge.

Zu Drübeck gehört ein Brink, der der Butterberg genannt wird und am Wahrberge liegt. Dieſer Brink, der Butterberg, war das Haus der Zwerge. Von hier aus gingen ſie in Nebelkappen Nachts in die Häuſer zu Drübeck und ſtahlen. Bei Tage verſteckten ſie ſich auch wohl in den Erbſenfeldern.

229. Geld-Brennen.

Vor mehren Jahren wohnte ein Mann Namens H .... zu »Drüebeck,« der ſaß eines Mittags in ſeiner Stube am Fenſter und ſchaute in ſeinem Garten umher, ob nicht Jemand hineinginge, um Obſt zu ſtehlen, auf einmal wurde er ein brennendes Licht im Garten gewahr. Weil er ſchon oft gehört hatte, daß in ſeinem Garten Geld brenne, ſo fiel es ihm gleich bei, daß man einen Tuch darauf werfen müſſe. Er lief gleich hin, wo das Licht brannte, warf einen Tuch darauf und es verloſch; danach holte er Hacke und Schippe uud fing an zu graben; in einem Augenblick kam er auf ein Gefäß, vor Freuden blickte er zur Seite und er wurde gewahr, daß ein großer ſchwarzer Pudelhund daneben lag. Vor Schrecken lief er in ſein Haus und hat augenblicklich die raſende Krankheit bekommen, und nach ſechs Wochen iſt er geſtorben.

230. Das ſchwarze Pferd im Nonnenbache.

Ein junger Burſche von 26 Jahren, von Darlingerode, war nach ſeiner Braut nach »Drüebeck« geweſen und hatte ſich bis 11 Uhr bei derſelben aufgehalten. Er hatte oft gehört, daß im Nonnenbache bei »Drüebeck« ein ſchwarzes Pferd ohne Kopf ginge. Als er eine kleine Strecke an dem Nonnenbache hinauf war, kam das Pferd ohne Kopf in dem Bache herauf und ging dicht neben ihm vorbei; er ging dem Pferde nach und oben an Darlingerode »rehmte« (bäumte) es ſich dreimal in die Höhe und es bekam ſogleich einen Kopf; ein Ritter der ganz verharniſcht war, trat an das Pferd heran, küßte es und ſetzte ſich darauf; das Pferd ſammt dem Reiter war ein Feuerklumpen und flog nach dem Öhrenfelde in der Luft hindurch. Zu derſelbigen Stunde hat ein Mann bei dem Jägerhauſe beim Öhrenfelde geſtanden und geſehen, daß der feurige Ritter mit dem feurigen Pferde in den Schornſtein zu Öhrenfelde herein geritten iſt. Dieſer Burſche kommt zu Hauſe und erzählt das ſeinen Eltern, die ihm ſogleich ſagen, daß das Pferd und der Reiter von einem Ritter von Wernigerode verwünſcht wäre, er hätte Gott danken, daß er mit ſeinem Leben davon gekommen, und lieber das Pferd fragen ſollen, was ſein Begehr ſei, dann wäre er vielleicht glücklich geweſen. Acht Tage nachher wollte er wieder nach »Drüebeck« gehen, es war ungefähr 8 Uhr Abends; als er an den Nonnenbach kam, begegnete ihm ein grauer Hund, der ſo groß war, wie ein halbjähriges Rind; der Hund ſperrte ſeine Schnauze auf, als wenn er ihn beißen wollte, darauf fiel es ihm ſogleich bei, was ſeine Eltern zu ihm geſagt hatten, er ſagte zu dem Hund: was iſt dein Begehr? Der Hund antwortete ihm: »ich bin der alte Abt aus dem Kloſter zu Drüebeck, und weil ich den armen Leuten viel Unrechtes gethan habe, ſo kann ich nicht eher zu Gnaden kommen, bis erſt Jemand hingeht zu einem Ritter [den er nannte] und dem ſagt: er ſollte den armen Leuten das wiedergeben, was ihnen der alte Abt aus dem Drüebecker Kloſter gegeben hätte. Bevor das nicht geſchieht, kann ich nicht zu Gnaden kommen.« Der junge Burſche hat dies dem Ritter gemeldet, aber der Ritter hat nichts wieder herausgegeben und deshalb ſoll immer das Pferd ohne Kopf und der Hund bei »Drüebeck« noch ſpuken gehen.

231. Die Tän'ſche.

In zwei Häuſern zu Darlingerode zeigte ſich die Tän'ſche, die ſo genannt wurde wegen der langen gelben Zähne, die ihr aus dem Munde ſahen. Einſt wollte ſie ein ungetauftes Kind in dieſem Hauſe aus dem Bette der Wöchnerin nehmen. Es war dies der Geiſt der alten G., die ſich von Holzholen aus dem Walde genährt hatte.

232. Der Hund beim Born.

Hinter einem Born in Darlingerode zeigt ſich ein großer Hund und ſpringt den Leuten auf den Rücken.

233. Saubrunnen.

Bei der Pleßburg iſt ein Brunnen, der Saubrunnen. Männer gaben ihn mit Eimern aus, aßen und tranken dann und dies hing mit Goldgewinn zuſammen, wie in Ilſenburg erzählt wird.

234. Der große Fürſt.

Im Drübeck'ſchen Holze liegt der felſige Klapperberg, der hinten mit Tannen bewachſen und vorn kahl iſt. Wer da Nachts um 12 Uhr hingeht, bekommt einen großen Fürſten zu ſehen.

Sagen von Veckenſtedt, Waſſerleben, Silſtedt und Reddeber.

---

235. Von der Linde auf dem Stukenbergsanger zwiſchen Charlottenluſt und Veckenſtedt.

Vor langen Jahren ſtanden zwei feindliche Heere auf dem Stukenbergsanger ſich einander gegenüber. Eines Tages lieferten beide Heere daſelbſt eine Schlacht, die zwar bei gegenſeitiger Tapferkeit blutig war, aber ohne entſcheidendes Ergebniß blieb. Am Abende dieſes Tages, nach beendigter Schlacht, verſammelte der Feldherr des weſtlich ſtehenden Heeres ſeine Anführer um ſich, um Kriegsrath zu halten, und nach geſchehener Berathung ſteckte er ſein Schwerdt in die Erde und ſprach zu ſeinem Volke: »So wahr ich jetzt mein Schwerdt in die Erde ſtecke und daraus ein Baum werden wird, der grünt und blühet, ſo wahr will ich morgen meinen Feind ſchlagen!« Am andern Morgen früh ſtand an der Stelle, wohin der Feldherr ſein Schwerdt geſteckt hatte, eine grüne Linde, welche aus dem Schwerdte entſtanden war und welche jetzt noch an derſelben Stelle ſteht.

Durch dieſes Wunder wurde das ganze Heer zum Kampfe ermuthigt und war ſich des Sieges im Voraus bewußt. Es wurde alſo früh das öſtlich ſtehende Heer angegriffen und bei der Teichmühle eine lange blutige Schlacht geſchlagen (im langen Schlage), deren Ergebniß war, daß das öſtliche Heer gänzlich geſchlagen wurde. Da ward (und zwar in der Gegend, wo jetzt das Dorf Reddeber ſteht) der Ruf gehört: Redde ſek, wer ſek redden kann! (Es rette ſich, wer ſich retten kann!) wovon Reddeber den Namen erhalten hat.

Das Weſtheer verfolgte die geſchlagene Armee bis an den Ort, wo jetzt das Dorf Minsleben liegt. Hier blieben nur die wenigſten (minimi) noch am Leben, von welchem Umſtande dieſer Ort ſeinen Namen erhalten haben ſoll. Erſt als der Reſt des geſchlagenen Heeres die Gegend von Silſtedt erreicht hatte, ſtand der Sieger von der Verfolgung ab und die geſchlagenen Truppen konnten ſtill ſtehen. Von dieſem **Stillſtehen oder Stillſtand, ſtille Stidde**, ſoll Silſtedt ſeinen Namen führen.

236. Hans-Chriſtel.

In Beckenſtedt ſagte ein Kartenſpieler: »Mich ſoll der Teufel holen!« Sogleich kam einer hinein, das war der Hans-Chriſtel. Da ſchickte der Wirth nach Vienenburg und ließ den Halbmeiſter kommen. Der kam und redete den Hans-Chriſtel an: »Was thuſt du hier? geh hin, wo du hergekommen biſt.« Da verſchwand er, nahm aber ein Fenſter mit.

237. Die Gans auf der Ilſe.

In Beckenſtedt unten auf der Ilſe ſaß Nachts eine Gans auf dem Waſſer. Als man ſie in ein Haus holen wollte, wurde ſie zu einer Leiche. Die wurde mit Geſang von zehn Trägern nach dem Kirchhofe getragen. Auch wird erzählt: die Leiche wäre über einen Steig getragen und aus ihr wären drei Katzen geworden, die hätten an einem Stacket gehangen. Wenn dieſe hätten losgemacht werden ſollen, hätten ſie ſich ſelbſt losgemacht und gleich an einer andern Stelle gehangen.

238. Die Frau an Möwes' Linde.

In Beckenſtedt an Möwes' Linde zeigte ſich eine Frau, die S......, mit langen Zähnen und reckte ſich an den Häuſern in die Höhe, ſo daß ſie in die Kammerfenſter gucken konnte.

239. Kutſche im blauen Sumpfe.

In Waſſerleben im blauen Sumpfe verſchwindet eine Kutſche mit Pferden.

240. Kutſche im großen Teiche.

Bei Beckenſtedt liegt der Clushof. Dort iſt ein Keller, darin bullert es, wenn man dort pflügt. Daher kam eine Kutſche mit zwei Schimmeln und einem Kutſcher ohne Kopf, fuhr in den Erbſen herunter, die gerade blüheten, als müßte Alles in Grund und Boden gefahren ſein, und doch war nachher keine Spur zu ſehen. Nachher fuhr der Kutſcher in den großen Teich.

241. Pferd im großen Teiche.

In Reddeber war ein Fleiſcher, der hatte in Minsleben eingeſalzen und reiſte bei einer recht ſmarten (naß-kalten) Witterung nach Haus. Da kam ein Pferd, ſchmiegte ſich ordentlich vor ihm nieder und er ſetzte ſich auf, denn er hatte ſich ſchon nach einer guten Gelegenheit heimzukommen geſehnt. Das Pferd aber führte ihn über die Thurmſpitze von Beckenſtedt und ſetzte ihn nur darum vor dem großen Teiche ab, weil er an zu beten fing. Sonſt hätte es ihn mit hineingenommen.

Kinder aus dem Waſſer.

242.

Gleich beim großen Teiche iſt der Kaſſenborn. Man ſagt in Beckenſtedt den Kindern, daß ſie aus dem Kaſſenborn oder großen Teiche gezogen würden.

243.

In Silſtedt wurden die Kinder aus dem jetzt ausgetrockneten Jungfernteiche gezogen.

244.

Die Kinder in Silſtedt werden auch aus der Holtemme genommen.

245.

Früher ſagte man in Silſtedt auch: aus dem Jungfernteiche würden die Mädchen, aus dem Bointeiche die Knaben geholt.

246. Jäger Eiſenbein.

Im Bruche bei Beckenſtedt zeigt ſich Jäger Eiſenbein auf einem Schweißfuchs im weißen Florrocke mit dem Kopf unter'm Arm.

Verſchiedene Zwergſagen.

247.

Auf dem Knickberge zwiſchen Beckenſtedt und Waſſerleben waren bis 1777 (wo überhaupt die drei 7 die Zwerge vertrieben) Quarge oder Pater und verliehen von ihrem Vorrath an Silber- und Thongeſchirr. Wenn die armen Leute (wie auch in Lüttchenrode) riefen: »Backet mek en kleinen Kauken midde!« ſo reichten ſie einen kleinen Waſſerkuchen hin. Auch holten die Zwerge herein, was ihnen vor ihre Löcher geſetzt wurde. Die Löcher ſind jetzt nicht mehr zu ſehen. Eine alte Frau, die von den Quargen erzählte, ſagte: »damals war noch eine gute Zeit!« Sie waren ſehr fleißig und machten beſonders den Leuten den Flachs auf's Schönſte und Beſte zurecht. Die Zwerge hatten auch eine eigne Sprache, welche die Menſchen nicht verſtanden, ſie verſtanden aber die Menſchen. Die Zwerge waren zwar ſehr gefällig, wenn ſie aber Kinder vertauſcht hatten und die Leute trugen die ausgetauſchten Kinder wieder hin, ſo bekamen ſie ihre Kinder nicht wieder. Ein Schäfer trieb mit dem geliehenen Geſchirr Schabernack, da zogen die Zwerge nach Afrika.

248.

Eine Frau hatte ein Kind, das war groß und klug, ſprach aber nicht. Einſt ſchlug ſie Eier entzwei und warf den Dotter an die Erde und die Schale in den Napf. Da ſagte das Kind mit grober Stimme: »Mutter, warum thuſt du das?« Sogleich nahm die Frau den Knüppel und prügelte das Kind vom Hofe, denn es war als Zwergkind erkannt.

249.

In Silſtedt hatten die Leute auf der Scheune Quarge, die würfelten das Korn und holten es in unſichtbaren Nebelkappen fort. Einſt warf ein Mann aber mit der Schaufel, da fiel einem Zwerge die Nebelkappe ab und er war in des Mannes Gewalt.

250.

Dicht bei Beckenſtedt liegt die Schützenkuhle. Dort wohnten Zwerge.

251.

Hinter der Horſt bei Silſtedt ſind Quargeslöcher. Dort geht ein Gang an, der endet im Wernigerödiſchen Thiergarten.

---

252. Tückeboten

ſind Irrlichter, ſagt man in Silſtedt. In Ilſenburg nennt man ſie »Dickepoten.« Wenn Jemand flucht, ſo gehn ſie fort.

253. Nickelmänner.

In der Holtemme bei Silſtedt ſitzen Nickelmänner. Sie ziehen die Kinder, die bei's Waſſer gehen, hinein. Wenn Jemand betrunken iſt, ſo ſagt man in Silſtedt: »der iſt ein Nickelmann.«

---

254. Bericht vom heiligen Blute zu Waſſerleben.

Es haben im Dorffe Waſſerleben zwey Schweſtern gewohnt, die eine reich, die andre arm, die arme hieß Armgart, ſelbige fragte ihre Schweſter, wie es doch kommen möchte, daß, ob ſie ſich es ſchon ſauer werden lieſſe, ſie dennoch immer ſehr arm bliebe, ſie aber hingegen reich würde, und doch nicht halb ſo ſehr arbeitete; worauf die reiche geantwortet und geſagt, ſie hätte unſern Herrn Gott im Kaſten. Wie nun dieſe Armgart am H. Oſtertage zum Sacrament gegangen und die Hoſtie in ein rein Tüchlein ausgeſpeyet mit ſich nach Hauſe genommen, und in ſelbigem Tüchlein in ein klein Schränklein gethan und in einen großen Kaſten verſchloſſen, hernachmals aber zu einer Zeit darnach ſehen wollen, hat ſie die Hoſtie mit dem Tüchlein ganz blutig befunden und ſich dafür entſetzet, es aber ihrem Manne gezeiget, der ſich denn noch mehr darüber erſchreckt, es auch ſofort dem Pfarrherrn geklagt, welcher ſich nicht wenig mit Schrecken darüber verwundert und vorher benahmten Biſchofe Friederico hinterbracht; worauf derſelbe mit aller ſeiner Geiſtlichkeit in einer groſſen Proceſſion nach Waſſerleben gekommen, Gott zu Lob und Ehren allerhand geiſtliche Lobgeſänge, unter andern auch ſonderlich dieſes geſungen: Chriſte, du biſt mild und gut, hilff uns durch dein heilig Blut, durch deine heilige fünff Wunden, daß wir im rechten Glauben ſtets werden erfunden. Kyrie, Eleiſon. Und wie die erſten zu Waſſerleben einkamen, waren die letzten noch zu Halberſtadt im Thum. Als nun der Biſchof Friedrich das wunderbarliche Sacrament mit dem blutigen Tüchlein in aller Ehrerbietung und mit gebogenen Knieen empfing, legte er es in einen ſilbernen vergüldeten Kelch und wollte ſolches mit der Proceſſion nach Halberſtadt in den Thum tragen, wie er aber zu Heudeber (al. Hausler) in die Kirche kommt, daſelbſt man etliche Lobgeſänge geſungen, und den Kelch vom

Altar wieder aufnehmen und nach Halberſtadt tragen wollte hat das heilige Blut im Kelche angefangen zu quellen, als wollte es gar übergehen, worüber der Biſchof und ſeine Clerisey ſammt dem Volcke ſehr erſchrocken, und vermahnte ſie alle mit Thränen, Gott um ſeine Gnade zu bitten, und daß er ihnen hierin ſeinen Willen offenbaren wollte, wie ſie ſich in dieſem groſſen Mirackel und Wunderwercke verhalten ſollten, damit ſie ſelbigem recht nachkommen möchten. Da nun ſolches geſchehen, ſprach der weiſe Meiſter Johannes Semeca Thum-Probſt zu dem Biſchof: Lieber Vater, es dünckt mich billig zu ſeyn, daß dies Wunderblut an dieſer Stätte bleibe, da Gott alſo ſeine Wunder gezeiget und erwieſen hat zu ſeinem ewigen Gedächtniß. Lieſſen es alſo dar, und ward hernach ſolche große Walfart und Zulauff des Volckes aus allen Landen, daß daſelbſt geopffert wurden ſechs Himten Pfennige, wovon der Biſchof das Jungfrauen-Kloſter zu Waſſerleben zu bauen angefangen, welches nach deſſen Tode von Biſchof Ludolpho gröſſer gemacht, und vollends ausgebauet worden. Es mißfiel aber Johanni Semecae dieſer Concurs des gemeinen Volckes allezeit, und hätte ihn gerne geſtillet, darum mußte noch ein Prieſter die blutige Hoſtie ſumiren, den Kelch aber ließ er im angefangenen neuen Thum zu Halberſtadt in einen Pfeiler vermauren und ſprach: es iſt der Leichnam und das Blut Chriſti uns zu einem andren Gebrauch verordnet und eingeſetzt. Das blutige Tuch aber blieb zu Heudeber und Waſſerleben vor Heiligthum, doch kriegten die Braunſchweigiſchen Herren auf dem Grubenhagen etwas davon, welches ſie nach Eimbeck in S. Alexanders-Münſter brachten, und allda in groſſen Ehren hielten, in einer ſonderlichen Capelle.

255. Eine weiße Jungfer wirft mit Schuhen und Steinen.

In Silſtedt ſoll es aus dem Hauſe des Koſſathen B. mit alten Schuhen und mit Steinen geworfen haben und ein großer Auflauf dadurch entſtanden ſein. Eine weiße Jungfer ſoll die Urheberin des Spuks und das Haus mehrere Tage unbewohnt geweſen ſein.

Sagen von Ilſenburg.

Prinzeſſin Ilſe.

256.

Im Ilſenſtein war früher das Mitjanſchloß. Davon geht noch die weiße Jungfer am Ilſenſtein und der Ilſenſtein hat eine eiſerne Thür.

257.

Die Jungfer im Ilſenſtein zeigt ſich alle 100 Jahre in ihrer wahren Geſtalt. Zu andrer Zeit zeigt ſie ſich als Schlange und wer ſie ſo küßt, erlöſt ſie und bekommt den ganzen Ilſenſtein.

258.

Vom Ilſenſtein nach dem Ilſenburger Kloſter, und dann nach Drübeck geht ein Gang.

259.

In der Ilſe befand ſich ein Stein wie ein Tiſch, darin war eine Rundung (ein rundes Loch), worin immer ein kleiner Waſſerſumpf ſtand. Jetzt iſt der Stein zerſchoſſen. Vor ihm wuſch ſich immer die Prinzeſſin mit Sonnenaufgang.

260.

Im Ilſenſteine ſitzt eine Jungfer, er ſelbſt iſt ein Schloß und da iſt ein Gang, wo ſie hineingegangen und wo ſie herausgekommen iſt.

261.

An der Ilſe iſt ein Schloßbrunnen, eine Quelle wie Silber, worin die Prinzeſſin ſich aufgehalten hat.

262.

Einen Köhler, dem die Pferde — ſchwarze mit Bleſſen waren's — fort waren, traf die Jungfer und führte ihn in ein Gemach, wo Pferdemiſt lag und wo die Furcht vor einem großen Hunde ihn hinderte, ihr weiter zu folgen. Zum Erſatz für die Pferde gab ſie ihm Pferdemiſt in den Sack und einen Blumenſtrauß in die Hand. Wenn er über die dritte Brücke wäre, ſollte er in ſeinen Sack ſehen und an ſeinen Blumenſtrauß riechen. Er roch aber ſchon auf der zweiten Brücke an ſeinen Strauß und da dachte er erſt wieder an ſeinen Sack. Er ſah hinein und weil noch Pferdemiſt darin war, ſchüttelte er ihn aus.

263.

Ein Mann ſollte einen recht ſchönen Kranz und ein Bouquet machen und es an einem beſtimmten Maitage um 1 Uhr Nachts der Ilſenſteinsjungfer bringen, ſich recht rein halten und ihr etwas aufwarten. Dafür gab ſie ihm einen Sack voll Geld im Voraus, den nahm er und that nicht was ihm aufgegeben war. Da heulte die Ilſenſteinsjungfer, denn nun konnte er ſie nicht erlöſen und ſie mußte eine Schlange bleiben. Nach Andern hätte der Köhlermeiſter k......... ein »Packet« (Bouquet), das im Ilſenſteine auf einem Stuhle gelegen, mit hinausgenommen. Andre ſagen auch: der große Hund im Ilſenſteine habe einen Roſenſtrauß vor ſich liegen.

264.

Die Jungfer im Ilſenſteine hat leiſe geſungen; Einige ſagen: ſie ſang alle ſieben Jahr.

265.

Einige erzählen: der Pferdemiſt, den der Köhler empfangen, ſei glühend geworden und deshalb habe der Köhler ihn hingeworfen.

266.

Es wird auch ſo erzählt, daß die Köhlerpferde ſich wiedergefunden hätten, und zwar an der Ilſe.

267.

Ein Pferdehirt war immer mit der Jungfer zuſammen und erzählte ſich etwas mit ihr.

268.

Die Ilſenſteinsjungfer führte den Köhler in viele Zimmer. Als das Geſchenk im Waſſer klang, that ſie einen Kreiſch und ſagte: nun müßte ſie wieder eine Eichel pflanzen; wenn dann daraus eine Eiche gewachſen und daraus eine Wiege gehauen wäre, ſo könne der ſie wieder erlöſen, der darin geruht hätte.

269.

Andre erzählen ſo: Die Ilſenſteinsjungfer ſaß auf einem Steine und wuſch ſich. Einem Köhler, der ſie ſo traf, ſagte ſie, daß er ſie retten könne. Er ſolle ſich aber nicht umgucken, ehe er nicht über die zweite Brücke wäre. Er aber guckte ſich ſchon um, als er über die erſte Brücke war. Da lag da (an der Brücke) ein Haufen Pferdedreck. Davon ſteckte er etwas Weniges bei und wie er nach Haus kam, war es lauter Geld. Weil er ſich aber ſchon bei der zweiten Brücke umgeguckt hatte, war die Jungfer nur halb erlöſt und war oben ein Menſch und unten ein Fiſch.

270.

Es wird auch erzählt: In den Ilſenſtein ging ein Mann mit der Jungfer hinein, kam aber nicht wieder heraus.

271.

Alle 7 Jahr, Morgens um 10 Uhr (ſagen Einige) wäſcht ſich die Jungfer. Eines Morgens vor Sonnenaufgang rief ſie Jemand. Es waren 7 Jahr um. Pferdemiſt fand er in ihrer Höhle aufgehäuft, es war aber Geld. In der Mitte lag ein feuerſpeiender Hund, der ſprang vor Wuth an die Thüre. Sie füllte dem Fremden die Kiepe mit Pferdemiſt. Es klingelte, als er's ausſchüttelte.

272.

Vor dem Ilſenſteine zeigt ſich auch ein Ziegenbock.

273.

Die Ilſenſteinsjungfer erſchien den Mädchen in den Kronsbeeren.

274.

Im Ilſenſteine, ſagen Einige, ſteckt ein Keſſel mit Geld; ein Hund iſt dort mit der goldnen Kette.

275.

Am Ilſenſteine lag ein Sack mit »Goldſtapeln«, daneben lag eine Pfeife. Als furchtſame Leute dort fortliefen, kamen Felſen hinter ihnen durch.

276.

Die Ilſenſteinsjungfer hatte junge Puter hinter ſich. Einigen erſchien ſie ſelbſt mit einem *Puterſchnabel*. Einigen grau, Andern ganz weiß gekleidet *mit zwei Schneebällen auf den flachen Händen*. Man hat ſie auch unter der Eiche vor dem Ilſenſteine *ſpinnen* ſehen.

277.

Morgens um 2 Uhr wäſcht ſie ſich nach einigen Erzählungen und nach dieſen zeigte ſie ſich 1852. Die Klippe öffnet ſich ſtets nur auf eine Stunde. Wer nach Verlauf derſelben nicht heraus iſt, bleibt darin.

278.

Vom Stumpfrücken wurden früher zu Oſtern (wo man ſich in Ilſenburg auch naß gießt) Eier heruntergerollt. An ihm ging die Jungfer.

279.

Ein Lux hinderte einſt einen Mann, aus dem Ilſenſteine wieder herauszugehen.

280.

Die Jungfer hat einſt Jemand in die Thür des Ilſenſteins geführt; ein Stein iſt ihr Waſchbecken. Bald iſt ſie blau, bald weiß, bald roth gekleidet. Im Ilſenſteine iſt ein Zimmer geweſen und eine Tafel, daran 11 bärtige Männer ſaßen. Viel Betten waren da, die Prinzeſſin hat ihr Bett allein. Auch ein Pferdeſtall war da und alles ritterlich bereit.

281.

Der Ilſenſtein, ſagen Einige, iſt mit einer lebendigen Seele verſetzt, der Zauber wird mit dem Höllenzwang gehoben. Einſt ſollte dort Jemand verſetzt »oder geopfert« werden, da ſagte eine Stimme: welchen ſie denn haben ſolle? Nun nannten ſie einen. Da ſagte die Stimme: wenn alle feſt wären wie der, ſo bekäme ſie nicht einen einzigen. Da that ſich der Stein wieder zu.

282.

Vor 700 Jahren arbeiteten Leute vor der Ilſenſteinsklippe, da polterte es als wenn die Kanonen gegangen wären. Die Ilſenſteinsjungfer hatte eine Glocke, davon hörten ſie alle Glockenſchläge.

283.

Eine Frau iſt zu Pferde auf der Flucht vom Ilſenſteine nach dem Weſterberge geſprungen.

284.

Ein Paar Bären ſah der Köhler im Ilſenſteine liegen.

285.

Der Alte (Teufel) iſt auch auf dem Ilſenſteine und nimmt dort Seelen hin.

286.

Um Pfingſten ſitzt die Jungfer an der Ilſe.

---

287. Der Ziegenbocksreiter vom Schloßberge.

Am Schloßberge bei Ilſenburg ritt ein ungerechter Gerichtsherr bei hellem lichten Tage auf einem Ziegenbocke.

Glocken im Kammerberge.

288.

Als die Mönche noch im Ilſenburger Kloſter waren, nahmen ſie eine Glocke mit in den Kammerberg, ſie iſt nicht herauszukriegen.

289.

Andre erzählen: Im Kammerberge, wo gleich hinter der Kirche (wohl hinter der auf dem Schloſſe) viele Hügel ſich befinden, hat eine Sau Glocken ausgewühlt.

---

290. Das Mitchauerloch

befindet ſich zehn Minuten hinter dem Ilſenſteine und iſt benannt nach dem Köhler Mitchau. In dieſem Loche ſaßen Kater und kratzten einem Jäger die Augen aus.

Zwerge, Mönche, greiſe Männchen.

291.

Im »Wienbarge« (Weinberge oder Weidenberge?) nach dem Eckerkruge zu waren Zwerge.

292.

Die Zwerge von Ilſenburg waren einſt unſichtbar im Backhauſe bei einer Hochzeit. Da rief plötzlich eine Stimme einer Zwergin, ſo daß auch die Menſchen es hörten, zu: »Hannemarie kumm, dien Kind is doote!« Da ſchlugen die Leute in der Luft herum, ſchlugen ſo der Hannemarie ihren unſichtbar machenden Zwerghut ab und ſtellten ihn in der Nebenkammer auf den Backofen, er war aber ſogleich wieder fort.

293.

In Ilſenburg iſt der weitverbreitete Zwergſpruch ſo bekannt:

Sau bin ik doch ſau oolt
Wie de Böhmerwoolt,
Dreimal ehacket un dreimal ekoolt (gekohlt).

294.

Jetzt ſagt man: Die Mönche im Kloſter zu Ilſenburg waren »Quarge;« ſie hatten viel Gold in den Gängen, wohnten in der Kirche und ſtachen einſt ſich einander todt, wovon das Blut im jetzigen Stuhle der Frau Erbgräfin noch zu ſehen iſt. Sie hatten kleine Pferde und wurden für Huſaren gehalten.

295.

Die Zwerge oder Mönche werden auch greiſe Männchen genannt, denn ſie waren »grauſam alt.«

296. Der Kobold in Ilſenburg.

Schmied M .... in Ilſenburg hatte einen Kobold, der machte ihm Alles. Er wollte ihn einſt wegbringen, da wurde für ihn ein Kleid wie für ein Sechswochenkind gemacht, ein kleiner Hut u. ſ. w. Die Kleidung wird neben den Ambos gelegt. Wie der Kobold als Sechswochenkind hereinkam, ſagte er: »Behalten Sie den Kobold, er thut Ihnen keinen Schaden an Ihrer Seelen Seligkeit!« Es ward ein Nagel auf den Ambos gelegt, der Kobold haute ihn mitten durch, legte die beiden Hälften über's Kreuz, ſchlug zweimal darauf und es war ein Kreuz. Das Zeug nahm er unter'n Arm und ſie hörten ihn eine Stunde lang weinen. Das Kreuz iſt über 1000 Thaler werth, wer's vor die Bruſt hängt, dem kann keine Kugel etwas thun.

Ilſenburger Erdgeiſter.

297.

Die Ilſenburger Erdgeiſter ließen alle Hütten in Feuer aufgehn. Es waren der Hütten in dieſer Gegend ſieben: auf dem Schülerhüttenkruge, in Wagenführ's Mühle, bei Appenrode, im neuen Felde, vor dem Bauerberge u. ſ. w.

298.

Die Leute wollten zuletzt den Erdgeiſtern nicht mehr gehorchen. Sie kamen früher des Nachts und ordneten an. Sie waren ſo groß wie Kinder und wie *mit Moos bewachſen*, aber ſehr vernünftig und rechtlich, zuletzt flohen ſie vor den falſchen Menſchen. Die Erdgeiſter waren Zwerge.

299. Der Teufel und die Speckſeite.

Einem Manne in Ilſenburg brachte der Teufel des Nachts eine Speckſeite, weil er ſeine Noth geklagt hatte, daß er kein Zubrod habe.

Sagen von Stapelburg und dem Scharfenſteine.

300. Der Trompeten-Hai.

Im Jahre 1819 im Winter gehen mehrere Einwohner von Stapelburg, einem Dorfe in der Grafſchaft Wernigerode, des Nachts in das ½ Stunde von dem Orte gelegene Holz, um ſich auf Handſchlitten Winterholz zu holen; ſie kommen da an eine Stelle, der Trompeten-Hai genannt, als ſie beim Abhauen des Holzes ſind, entſteht auf einmal ein ſo furchtbarer Sturm um ſie herum, als wenn er alle Bäume entwurzeln wollte, wogegen ſich in kurzer Entfernung kein Zweig am Baume rührt. Es wird auch auf der abſeits gelegenen Heerſtraße recht helle und ſie hören Wagen fahren, ähnlich wie mit Bauholz beladen; wie ſie nun aber nichts ſehen, überläuft ſie ein kalter Schauder, ſie laſſen alles Holz ſtehn und liegen und fahren mit ihren Schlitten wieder ledig nach Hauſe. Der Perſon nun, die dieſes erzählte und deren Bruder mit dageweſen iſt, war als junges Mädchen von 9 Jahren auf derſelben Stelle im Holze etwas Ähnliches begegnet. Sie geht mit ihrem Vater des Nachts durch dieſes Holz, um ihren Bruder, der am Brücknersſtiege nahe am Brocken kohlte, zu beſuchen; als ſie eben an dieſe Stelle kommen und der Vater ſchon eine kleine Strecke vorauf gegangen war, ſteht das

Mädchen wie feſtgebannt, ſieht vor ſich eine große Grube, worin es ſo helle iſt als ſchiene die Sonne hinein, während es um ſie ſtockfinſtre Nacht iſt. Die Tochter fängt an zu weinen', ruft ihren Vater und ſpricht: Vater, hier kome eck nich herröwer, da is en grotes Lock, da fall' eck erinder; ſie weint immer lauter, ihr Vater kommt zurück, faßt ſeine Tochter an und führt ſie den Fußſteig fort. Das Mädchen, welches jetzt bereits eine Frau von 43 Jahren iſt, behauptet es feſt, daß es ſo geweſen wie ſie erzählt hat, auch dem Vater iſt es ein Räthſel geweſen, da er nichts geſehen hat.

301. Der Teufel als Ochſe.

Zu Stapelburg laſen junge Burſchen im Höllenzwange, da erſchien der Teufel als Ochſe. Sie konnten nun wohl vor-, aber nicht wieder rückwärts leſen und geriethen dadurch in große Verlegenheit. Endlich kam Jemand, der den Höllenzwang rückwärts leſen konnte, da mußte der Teufel wieder abziehen.

302. Zwerge im Burgberge.

Zwerge zeigten ſich viel im Burgberge von Stapelburg.

303. Der Reiter.

Ein Ritter ritt auf dem Burgberge zu Stapelburg verkehrt auf dem Roſſe.

304. Sieben Könige, eine Jungfer und goldne Pantoffeln im Scharfenſteine.

Der Scharfenſtein war früher eine Stadt, und ein Schloß, da ſind ſieben Könige geweſen, die ſind nachher in den Scharfenſtein »gewünſcht.« Es ſtehn dort goldne Pantoffeln und eine Jungfer ſchläft dort bis ihr Erlöſer kommt.

305. Die Goldſtapel.

Auf dem Scharfenſteine am Brocken fand Jemand Goldſtapel, hat aber nachher die Stelle nicht wiedergefunden.

306. Die Schlange auf dem Scharfenſteine.

Auf dem Scharfenſteine zeigte ſich eine Schlange. Sie hatte Moos auf dem Rücken und riß Tannen um.

307. Der Erdgeiſt oder die Otterſchlange.

Andre ſagen: auf dem Scharfenſteine zeige ſich der Erdgeiſt und die Otterſchlange.

308. Die Küche mit drei Thüren.

Im Scharfenſteine ſoll ſich eine Küche und davor ſollen ſich drei Thüren befinden, von dieſen kann die mittelſte durch die Springwurzel geöffnet werden. Mit ſolchen Wurzeln bauen die Waſſerhühnchen, auch Eisvögel genannt, und die Grünſpechte ihre Neſter.

309. Das Haus im Schimmerwald.

T… aus der Neuſtadt in Wernigerode ſah mit den Seinen ein Haus mit Licht im Schimmerwald, darin war auch Muſik und war doch bei Tage kein Haus da. Darin waren Katzen und ſpielten auch, und war auch die Katze ihres Nachbarn da. Sie ſagten's dem Nachbar und die Katze kam nachher nicht wieder, wiewohl ſie ſonſt dieſe Erſcheinung im Schimmerwalde noch öfter ſahen.

Brockenſagen.

Die Mainacht.

310.

In der Wolpersnacht (Walpurgisnacht) ſtellen die jungen Burſchen den Mädchen Beſen vor die Thür und necken ſie dann am Morgen mit dem Hexenritt. Man reitet aber auch auf Bäumen und Buttertrampeln (Butterfäſſern) in der Mainacht nach dem Brocken. Die Hexen tanzen in der Walpurgisnacht den Schnee auf dem Brocken weg. Sie reiten dahin auf Ziegenböcken und abgenutzten Thieren, auch auf Pferden. Deshalb heißt es heutiges Tages noch am 1. Mai in Wernigerode: »Wenn ich Dir meinen Fuchs oder meinen Schwarzen nicht geborgt hätte, ſo lägeſt Du noch am Renneckenberge oder an der Pleßburg« (beides am Brocken.) Oder man ruft die Leute an: »Höre, wann willſt Du mir mein Geld bezahlen?« Wird darauf gefragt: Was für Geld? ſo heißt es: »Weißt Du nicht mehr, daß Du noch oben (auf dem Brocken) lägeſt, wenn ich nicht Deine Zeche für Dich bezahlt hätte?« Von den Weißdornen, woran das ſogenannte Molderbrod wächſt, ſpringen in der Wolpernacht die Spitzen ab. Hieran iſt, wie man in Schierke am Brocken glaubt, der Brockenbeſuch in der Mainacht ſchuld.

311.

Ein preußiſcher Soldat aus Wernigerode kam nach Flandern. Im Quartier wurde er gefragt, wo er her ſei. Er ſagte: ich bin am Blocksberge zu Hauſe. Da ſagte Jemand: Nun, im Drübeck'ſchen iſt ein Pfeiler, daran ſteht mein und meines Bruders Namen. Wir hüteten als Jungen die Schaafe und unterhielten uns oft, wie viel Hexen es in unſerm Orte wohl geben möchte. Am 12. Mai, von welchem Tage an die Hirten am Harz in's Gebirge treiben und nicht mehr auf den Wieſen hüten dürfen, und der der Walpurgistag am Harz iſt, machten wir einen Kreis von Drachenſchwanz oder Schlangenkraut, auch Hörnkenkraut genannt, um uns her. Um 11 aber kamen die Hexen auf Beſen, Heugabeln u. ſ. w. an, zuletzt aber fuhr unſre Nachbarin auf einem Fuder Heu ohne Pferde daher. Nawerſche, nehmt uns midde! riefen wir. »Ja, Jungens ſett üch op!« rief ſie. Das thaten wir, nahmen aber den Kranz mit auf das Fuder und ſteckten ihn um uns her. »Jungens, ſagt ſie, nu ſett üch wiſſe (feſt)!« und da geht's davon, als wie ein Vogel fliegen thut. Als wir wieder zur Beſinnung kamen, waren wir auf einem hohen Berge, da waren große Feuer, viele Gäſte auf Gabeln und Ziegenböcken, und wurde getanzt und war allda die ſchönſte Muſik. Einer, der der Satan war, hatte zwei große Hörner auf dem Kopfe, ordnete die Tänze an und danach ſpielte er ſelbſt mit. Die Alte war abgeſtiegen, wir Jungen aber zogen auf dem Heuwagen unſre Schallmay heraus und ſpielten auch mit. Nun kam der mit den Hörnern zu uns und ſprach: Jungens, ihr könnt ja prächtig ſpielen, ich will euch ein beſſeres Inſtrument leihen. Da warf er uns eine andre Schallmay in den Kreis, die ging nun aber ganz prächtig, da huckten die alten Hexen wie die Stube hoch und freuten ſich ordentlich. Als wir nun ſo eine halbe Stunde geſpielt hatten, winkte er und wir mußten Halt machen. Da knieten alle vor dem Hexenaltar, dann nahm der mit den Hörnern aus dem Hexenbrunnen Waſſer, goß auch zwei Eimer in das Hexenwaſchbecken, daraus mußten ſie ſich alle waſchen und wurden auch von ihm damit beſprengt. Dann ging der Tanz wieder an und um 12 war Alles verſchwunden, wir Jungen aber ſaßen in ihrem Kranz von Kraut auf der platten Erde. Da kam der Anführer und fragte, was wir für unſer Spielen haben wollten, wir aber baten nur um die Schallmaye. »Die ſollt ihr behalten,« ſagte er. Am andern Morgen aber ſahen wir, daß es eine alte Katze war, das Mundſtück war der Schwanz, den hatten wir kurz und klein gekaut. Jetzt gingen wir herunter und kamen erſt nach Drübeck, wo wir unſre Namen an die Säule ſchrieben. Meinen Bruder tödtete die Hexe, weil er in unſer Dorf zurückkehrte, ich aber hütete mich vor ihr und ging hierher. Die Säule hat mit den Namen im Kruge zu Drübeck geſtanden, bis dort ein großer Bau vorgenommen wurde.

312.

Ein junger Burſche ſetzte ſich auf den Kreuzweg, um in der Mainacht die Hexen auf den Brocken ziehen zu ſehen. Er machte ſich aber einen Kranz um Kopf und Leib und hatte ſich über und über mit braunem Duſt und Faldrian (Baldrian) umwunden. Die Hexen kamen auf Enten und Gänſen, ſchurrten in Mollen (Mulden), ritten auf Ofengabeln und Miſtgrepen, und zuletzt kam die letzte und oberſte Hexe, die ſagte:

Härreſt Du nich braunen Dauſt un Faldrian,
Sau woll ik üwel mit dik de Klange gahn.

313.

Am Wolpersabend, wie die Walpurgisnacht auch im Magdeburgiſchen heißt, blieb ein Bräutigam ſo lange bei ſeiner Braut, daß ſie ihm geſtehn mußte, ſie hätte nun nicht mehr Zeit, weil ſie nach dem Brocken fahren müßte. So will ich auch mit, ſprach der Bräutigam. Da gingen ſie mit einander auf den Hof und dort ſtand ſchon ein Puterhahn und wartete auf das Mädchen, das ſetzte ſich recht feſt auf und der Bräutigam ſetzte ſich hinter ſie. Nicht lange dauerte es, ſo waren ſie auf dem Brocken und waren ſo viel Menſchen da, daß der Bräutigam ſich ſchier darüber verwunderte, wollte aber mit der Sache nichts weiter zu thun haben und weil er auch todtmüde geworden war von dem Ritt, ſo wies ihm ſeine Braut ein ſchönes Gardinenbett, darin ſollte er ſich niederlegen und ſchlafen. Alſo that er auch, als er aber am andern Morgen erwachte, lag er auf der bloßen Erde in einem alten Pferdegerippe, das war das Gardinenbett geweſen. So wird in Eichenbarleben bei Magdeburg erzählt.

314.

Es iſt einmal ein Bräutigam geweſen, der hat eine Braut gehabt. Die Braut aber und ihre Mutter waren beide Hexen. Als nun der Tag kam, an welchem die Hexen nach dem Brocken wandern, gingen die beiden Hexen auf den Heuboden, nahmen ein kleines Glas und tranken daraus, da waren ſie auf einmal verſchwunden. Der Bräutigam, welcher ihnen nachgegangen war, dachte: ſollſt auch einmal aus dem Glaſe trinken. Er nahm alſo das Glas vor den Mund und nippte davon, da war er mit einem Male auf dem Brocken und ſah, wie ſeine Braut und deren Mutter mitten unter den Hexen waren, welche um den Teufel tanzten, der in der Mitte ſtand. Nachdem Alles vorbei war, befahl der Teufel, daß jede ihr Glas nehme und trinke. Das thaten die Hexen und darauf flogen ſie nach allen vier Winden. Der Bräutigam ſtand nun allein auf dem Brocken und fror, denn es war kalt. Ein Glas hatte er nicht mitgenommen und mußte deshalb den Rückweg zu Fuße antreten. Nach einer langen und beſchwerlichen Reiſe kam er endlich wieder bei ſeiner Braut an, aber die war ſehr böſe und auch die Mutter zankte viel mit dem Bräutigam darüber, daß er aus dem Glaſe getrunken hatte. Mutter und Tochter kamen endlich überein, den Bräutigam in einen Eſel zu verwünſchen, welches denn auch geſchah. Der arme Bräutigam war nun alſo ein Eſel geworden und ging betrübt von einem Hauſe zum andern und ſchrie ſein Jia! Jia! Da erbarmte ſich ein Mann über den Eſel, nahm ihn in ſeinen Stall und legte ihm Heu vor; aber der Eſel wollte es nicht freſſen, da wurde er mit Schlägen aus dem Stalle getrieben. Nach langem Umherirren kam er einmal wieder vor das Haus ſeiner Braut, der Hexe, und ſchrie recht kläglich. Die Braut ſah ihren vormaligen Bräutigam, wie er mit geſenktem Kopfe und herabhängenden Ohren vor der Thüre ſtand. Da bereute ſie, was ſie gethan hatte und ſprach zum

Eſel: wenn ein Kind getauft wird, ſo ſtelle dich vor die Kirchthür und laß dir das Taufwaſſer über den Rücken gießen, dann wirſt du wieder verwandelt werden. Der Eſel folgte dem Rathe ſeiner Braut. Am nächſten Sonntage wurde ein Kind getauft, da ſtellte ſich der Eſel vor die Kirchthür. Als die Taufhandlung vorbei war, wollte der Küſter das Taufwaſſer wegſchütten, aber der Eſel ſtand ihm im Wege. Geh, alter Eſel, ſprach der Küſter, aber der Eſel ging nicht, da wurde der Küſter ärgerlich, und goß ihm das Waſſer über den Rücken. Nun war der Eſel erlöſt, ging zu ſeiner Braut und heirathete dieſelbe und lebte recht glücklich mit ihr.

315. Der Hexenaltar.

Beim Hexenaltar, worauf ſich auch das Hexenwaſchbecken befindet, ſieht man am 1. Mai Beſen, Katzen und Hunde und den Tanz der Erwachſenen mit Fackeln. Unter dem Hexenaltare ſoll ſich ein unterirdiſcher Gang befinden; eine Art Licht, Kobolz genannt, kommt zuweilen darunter hervor.

316. Die Hippel- oder Tanzwieſe.

Auf die Hippel- oder Tanzwieſe am Beerberge bei Haſſerode, welche jetzt Wald iſt, gingen am 12. Mai, wo die Hexen nach dem Brocken ziehen und über die Hippelwieſe kommen, Vormittags die Hammerſchmiede von den Hütten. Einſt wollen Leute an dieſem Tage ganz früh hingehn, es iſt aber ſchon Muſik da. Es ſind aber nur Katzen da, dieſe ſpielen, ſaufen, zechen, freſſen daſelbſt, darunter Steigers und Faktors Katzen, auch die Katzen der Leute ſelbſt. Die Leute ſagten's nachher alle ihrem Steiger. Die Katzen kommen, wie das geſprochen wird, in die Hütte und wollen die ſechs Menſchen (denn ſo viel waren's) zerreißen, die Hüttenleute aber ſchlagen mit glühenden Stangen darauf.

317. Oekolum.

Im Juli brennt zuweilen an einer Stelle auf dem Brocken ein Licht, genannt Ökolum. Wenn es brennt, ſo iſt Krieg.

318. Wein in den Brunnen auf dem Brocken.

Nach den »Jahrbüchern des Brockens von 1753 bis 1790« (Magdeburg 1791) ſchrieb 1762 J. Thom. Bergmann, Silberjuwelier aus Andreasberg, dort in dieſelben ein:

Wer den Brocken hat beſtiegen,
Der kann ſagen, daß es ſeyn lauter Lügen,
Daß man könnte ſehen den Rhein,
Und aus den Brunnen quillen thäte Wein.

319. Der ſilberne Krug.

Bergmann Frick aus Zellerfeld ſuchte mit ſeinen Töchtern am Brocken Kronsbeeren, wurde aber dort von der Nacht ereilt, zündete ein Feuer an und legte ſich daran mit den Mädchen nieder. Dieſe ſchliefen feſt, der Bergmann aber wachte, da ſah er eine Laterne daherkommen, die rief er an und es traten drei Männer zu dem Feuer, die leiſteten ihm während der Nacht Geſellſchaft. Am andern Morgen geboten ſie ihm, ſelbſt ſeinen Töchtern nicht zu ſagen, daß ſie bei ihm geweſen wären und das hat der Bergmann auch treulich gehalten. An dem Tage, wo der Bergmann geſtorben iſt, kommt ein Mann in ſeine Wohnung, bedauert ſeinen Tod und fragt die Töchter aus, ob ihr Vater nichts von den drei Männern geſagt hat, welche in der Nacht am Brocken bei ihm geweſen ſind. Da er ſieht, daß ſelbſt die Töchter nichts davon wiſſen, ſagt er: ſo möchten ſie den Lohn hinnehmen, der ihrem Vater beſtimmt geweſen, ſtellt einen ſilbernen Krug hin, ſagt auch, der einen Schweſter ſolle der ſilberne Krug gehören und der andern, was darin ſei, und geht fort. In dem Kruge aber ſind nichts als feine Gulden geweſen und mögen dieſe Männer wohl Venetianer geweſen ſein.

320. Die Höhle am Brocken.

Drei Silberhüttenleute, wovon zwei aus Zellerfeld und einer aus Grund geweſen iſt, ſuchten an der Südſeite des Brockens Beeren. Da ſanken ſie plötzlich an einer Stelle, wo eine Horde gelegen hat, die durchgefault geweſen iſt, ein und ſtanden in einer Höhle, in der ſind drei Tonnen geweſen, die waren mit Eiſen beſchlagen. Die Zellerfelder wollten eine der Tonnen zerſchlagen, um zu ſehen was darin ſei, der Mann aus Grund aber ſagte: wenn ſie das thäten, ſo könnt' es ihnen ſchlimm ergehen. Nachher aber haben ſie die Stelle nicht wieder finden können.

321. Der Braunſchweiger.

Ein Andreasberger traf am Johannistage am kleinen Brocken einen Mann aus Braunſchweig, der ihn aufforderte, auf nächſten Johannistag wieder dort zu ſein. Er verſäumte aber dies über dem Andreasberger Schützenhofe. Da ritt der Mann auf einem Schimmel auf dem Schützenhofe ein, war aber alsbald wieder verſchwunden. Der Mann machte ſich nun nach Braunſchweig auf, nahm ein paar Schellenzüge (Schellengeläute) für den Winter mit, um ſie ihm zu ſchenken und eine Gegengabe zu erlangen. Der beſtürmte ihn mit Vorwürfen, weil er nicht am Brocken erſchienen ſei, hatte auch viel ſchönere Schellenzüge als die Andreasberger waren, die doch auf dem ganzen Harze berühmt ſind, denn er konnte ja viel beſſere Zuthaten aus dem Loche am Brocken holen, kaufte ihm jedoch aus Barmherzigkeit zuletzt einen der Schellenzüge ab. So erzählte ein Köhlermeiſter unter der Achtermannshöhe vom Meiler herunter, während er ihn mit der Schaufel dicht klopfte.

322. Der Schneidemüller und die Venediger.

Zwei Venediger kamen in Harzburg an ein kleines am Holze liegendes Häuschen und baten um ein Nachtlager. Der Mann erlaubte ihnen zu bleiben, gab ihnen Abendbrod und führte ſie am andern Morgen nach dem Brocken. Dort deckte der Eine an einer Stelle den Raſen auf, der Andre pflückte von gelben Blumen alle Knöpfe ab. Der Erſte brachte naſſen Grand aus der Höhle, der Andre hatte Feuer angemacht, den Grand und die gelben Knöpfe thaten ſie in einen Tiegel und ſie ſchmolzen Luffen (den groben Guß auf den hohen Öfen, der nachher erſt in's Feine gearbeitet wird) daven. Der Mann bat ſie auch um ein paar Stück, ſie aber ſagten, für dies Jahr wäre es zu ſpät, auf's Jahr würden ſie ihn wieder abholen, dann ſolle er's ihnen ſagen, ehe ſie in die Grube ſtiegen. Darauf brachte er ſie wieder nach Harzburg und ſie blieben die Nacht wieder in ſeiner Wohnung. Abends war in ſeiner Stube mehrere Geſellſchaft, darunter auch ein Säge- oder Schneidemüller, der oben im Hauſe wohnte. Es wurden mehrere Geſchichten und »Märeken« von Geſpenſtern erzählt, der Sägemüller aber ſagte: er fürchte ſich vor gar nichts. Da ſagte der eine Venediger: er ſolle mit ihm auf ſein eignes Wohnzimmer gehn, wie er wiſſe, ſei dort eine Fenſterſcheibe entzwei, da würde etwas hereinkommen, wo er ſich ſo gut davor fürchte wie jeder andre Mann. Sie gingen beide hinauf, der Venediger ſetzte ihm einen Stuhl mitten in die Stube und er ſelbſt ſetzte ſich vor den Tiſch. Der Sägemüller ſollte ſich nicht rühren, nicht ſprechen und nur auf die Fenſterſcheibe achten. Der Venediger fing nun an zu leſen und bald kam eine Art Schlangenkopf zu der Fenſterſcheibe herein, wurde immer länger und ging gerade auf den Schneidemüller los. Der Venediger las ſo lange, bis der Schlangenkopf ungefähr noch einen halben Fuß vom Geſichte des Schneidemüllers entfernt war. Da wollte der Schneidemüller faſt in Ohnmacht fallen, der Venediger aber las die Schlange wieder zurück. Als ſie ganz fort war, fragte er wieder: ob er nun noch ſagte, daß er keine Furcht hätte. Der Schneidemüller ſprach, daß er in ſeinem Leben nicht wieder ſo reden wolle und der Venediger ſagte: er ſolle es am Wenigſten thun, wenn er in Geſellſchaft fremder Menſchen wäre, denn er wüßte manchmal nicht, was der eine oder der andre könne.

Köhler und Venediger.

323.

Ein Köhler kohlte oben am Brocken, da kam Jemand und bat um Nachtquartier, that ſich auch an deſſen Scheibenſuppe (Brodſuppe) ordentlich etwas zu Gute. Danach ſagte er: Nachts um 11 wollten ſie auf eine Wieſe gehn, wenn er ihn dann zuerſt anrede, ſo ſolle er ſtehn bleiben, wenn er ihn aber wieder anrede, ſolle er mitgehn. Vorher ſchritt der Fremde dreimal um des Köhlers Meiler, damit das Feuer nicht ausging. Der Fremde zog im Walde ein Buch aus der Taſche und rührte ihn an. Er las im Buche und auf einmal wurde es Tag. Sie waren aber auf einer großen Wieſe, da ſtanden lauter Johannisblumen. Da ſollte er pflücken, pflückte aber nur einen kleinen Strauß, der Fremde pflückte ſich eine ordentliche »Waſe.« Danach ſagte der Fremde in der Köthe: es würden dem Köhler in dieſem Jahre noch 3 Pferde caput gehen, er ſolle doch ja das Sträußchen, (das er unter die Bank geworfen hatte) aufheben. Wenn die Pferde caput gingen, ſolle er nach der Stadt gehen, ſich einen ehernen Topf kaufen und dafür geben, was die Pöttcherfrau dafür fordere. Darauf ſolle er ſich $^3/_4$ Maaß Braunbier kaufen, es in den Topf geben, das Sträußchen zerſchneiden und den Topf in die gluhen Kohlen, die in der Köhlerhütte waren, roden, und 48 Stunden ſtehn laſſen. Dann ſolle er ſich ein Loch roden und den Topf 8 Tage in die Erde [illegible]. Wenn er ihn dann aufmache, ſo würde er ſein Glück ſchon ſehen. Wirklich ging dem Köhler nach 6 Wochen ein Pferd caput, und nach 14 Tagen wieder zwei. Er that aber Alles, wie der Fremde geſagt hatte. Als er den Topf aufmachte, war ſo viel Gold darin, als er Braunbier hineingegeben hatte. So konnte er ſich ſeine Pferde wieder kaufen, und jetzt iſt er ein Ackermann. Die Stelle, wo die Blumen ſtanden, war aber an einem dreieckten Pfahl zwiſchen der Brockenſpitze und dem Borkenkruge. — Nach andern Erzählungen werden die Blumen erſt unter's Dach geſteckt, ehe ſie gekocht und zu Gold werden, und der Köhler kauft ſich zuletzt ein Haus in Hohe-Geiß.

324.

Andre erzählen: Ein Köhler brachte ſeine Pferde an eine Stelle vor dem Brocken unweit des Scharfenſteins, da war immer das Schloß an der Kette aufgegangen. Daraus ſchloß er, daß dort die Springwurzel wuchs und er erhielt ſie.

325. Ringeling.

Es iſt einmal ein Köhler am Brocken geweſen, der hat Ringeling geheißen. Bei dem hat Nachts in der Köthe immer ein ſchwarzes Männchen ſeinen Beſuch abgeſtattet. Es ſind aber immer mehr ſolcher Männchen gekommen und zuletzt ſind es zwölf geweſen. Da muß der Köhler immer rücken, bis daß er auf die Großknechtsbank gekommen iſt. Da redet der Köhler die Geiſter an und ſpricht: »Ihr zwölf ſchwarzen Geiſter und Jeſus war der Meiſter.«

326. Der Wehrwolf am Brocken.

In einer Waldung nahe dem Brocken kohlten zwei Köhler. Der eine war ein Wehrwolf, d. h. er konnte ſich von einem Menſchen in einen Wolf verwandeln, und fraß als Wolf das Pferd des andern Köhlers auf. Nun findet der Köhler, dem das Pferd gehört hat, die Haare von ſeinem Pferde. Da ſagt er ihm auf den Kopf zu, daß er ſein Pferd aufgefreſſen habe, und dieſer ſchnallt ſeinen Wolfsriemen um und läuft als Wolf davon.

327. Johannisblume.

Sie wird Menſchen und Vieh eingegeben und blüht Nachts zwiſchen 11 und 12. Venediger haben den Samen davon in Schuhen und machen ſich dadurch unſichtbar. Ein Köhlerknabe hatte ſolche Körner, da war er unſichtbar, ſie ſahen ihn nicht, wiewohl ſie ihn hörten. Da ging der Junge in ein ander Land und nahm allen Kaufleuten das Geld aus dem Laden.

Morgenbrodsthal.

328.

Unweit des Papenberges iſt das Morgenbrodsthal. Dort ſoll ein Mönch in einen Stein eingehauen ſein, man kann ihn aber nicht mehr finden.

329.

Im Morgenbrodsthale haben die Venediger gegeſſen, aus dem Morgenbrodswaſſer getrunken.

330.

Im Morgenbrodsthale am Brocken iſt eine Quelle, davor hat ein fremder Mann geſtanden und hat ein Sieb unter das Waſſer gehalten und da ſind lauter Perlen darin geweſen, die hat er in einen Holſter, das iſt in einen Ranzen gethan, und als der Holſter voll geweſen iſt, hat er ſich die Hände gewaſchen und geſprochen:

Im Morgenbrodsthale da waſch' ich mich,
Und in Venedigen da drög' ich mich.*)

Das Alles hat ein Mann geſehen und gehört, der dort um den Brocken herum zu Hauſe geweſen iſt. Wie nun der fremde Mann auf einmal verſchwindet, ſo geht der hin, lieſ't die Perlen auf, die er verſchüttet hat und liegen laſſen, und dann ſagt er auch:

Im Morgenbrodsthale da waſch' ich mich,
Und in Venedigen da drög' ich mich.

Sobald er das geſprochen hat, iſt er auch in einer ganz fremden Stadt geweſen, darüber iſt er ſehr erſchrocken und hat ſich nicht zurecht finden können. Nach einer Weile begegnet ihm auf der Straße ein Mann, der fragte ihn, wie er daher käme; da erzählte er ihm Alles und der Mann ſprach, es wäre ſein Glück, daß er ihm die Wahrheit ſage; ob er ihn denn nicht erkenne? er ſei ja der fremde Mann, den er im Morgenbrodsthale belauſcht habe. Da nimmt er ihn mit nach Hauſe und bringt ihn zu Bette und das Bett iſt ſo koſtbar geweſen, daß Knöpfe von Gold und Silber daran geweſen ſind, das hat der Mann Alles aus dem Morgenbrodsthale gezogen. Als nun der Härzer am andern Morgen aufſteht, bekommt er Waſchwaſſer und muß ſich die Hände waſchen, und dabei muß er ſagen:

---

*) Trockne ich mich.

In Venedigen da waſch' ich mich,
Im Morgenbrodsthale da drög' ich mich.

Da iſt er auch gleich wieder im Morgenbrodsthale geweſen. Als er aber wieder an den Ort gekommen iſt, wo er gewohnt hat, da hat es ſich gezeigt, daß er viele viele Jahre fort geweſen iſt, und hat doch geglaubt, es ſei nur eine einzige Nacht dazwiſchen geweſen.

331. Die Kirchenſtelle auf dem Brocken.

Auf dem Brocken iſt eine Kirchenſtelle, die kann Niemand finden. Dort iſt Geld vergraben.

332. Wölfe am Brocken.

Am Brocken waren früher Wölfe. Es wird in Schierke erzählt, daß man damals Löcher gemacht und ein Schaaf darauf gebunden habe, um ſie darin zu fangen.

333. Vom Andreasberge unter der Waldſchmiede.

An einem heißen Sommertage fuhr ein Mann aus Haſſerode mit einer Schiebekarre nach dem Andreasberge, um ſich zu ſeinem Bedarf Holz zu holen. Kaum hatte er ſich einen Baum niedergehauen, ſo trat eine weiße Geſtalt vor ihn und er erſchrack ſo ſehr, daß er ſein Beil aus der Hand fallen ließ. Die weiße Geſtalt war wie eine Nonne. »Erſchrecke dich nicht — redete ſie ihn an — du kannſt von mir viel Neues erfahren, und was für dich ſehr nützlich iſt, wenn du thuſt, was ich dir ſagen werde.« Ich will dir Alles thun, was du mir ſagen wirſt, antwortete er. Die Nonne ſagte:

komm und gehe mit mir. Er folgte der Nonne, ſie gingen beide bis auf den ſogenannten Brücknerſtieg, der etwa eine halbe Stunde vom Andreasberge liegt. Beide gingen an eine Klippe, worüber ein alter Baum lag; ſie ſagte: rücke den Baum zur Seite, da liegt ein Kind, das nimm mit dir, was dann weiter geſchieht, wirſt du bald erfahren. Da hob er das Kind auf und nahm es mit nach ſeiner Schiebkarre, die er auf dem Andreasberge hatte ſtehn laſſen. Kaum war er da angekommen und hatte das Kind auf weiches Moos niedergelegt, da kam ein kleines graues Männchen, der ſprach: du Erdwurm, ich ſage dir, gehe mit und thue, was ich dir ſage. Sie gingen beide mit einander fort und kamen in ein Thal, was das Schliekſthal genannt wird. Da war ein kleines Loch, da ging das Männchen hinein und winkte ihm, er ſollte mit herein kommen; er ging mit hinein, es war ganz helle in dieſem Gemach und es war wie eine Stube. Als er um ſich blickte, ſahe er dieſelbe Nonne, die ihn auf dem Brücknerſtiege nach dem alten Baume geführt hatte; als ſie den Mann anſah, fing ſie an zu lachen, ſchwieg aber ganz ſtill. Das Männchen ſagte: nimm dieſen Stein mit zu Hauſe und verkaufe denſelben, merke dir dieſe Stelle und ſuche weiter nach den Steinen. Wenn du nach deiner Schiebkarre kommſt, dann wird ein großer ſchwarzer Ziegenbock vor dem Kinde liegen; greif aber zuerſt nach dem Ziegenbocke und binde denſelben an deine Schiebkarre, ſo wird das Kind verſchwinden; erſchrecke dich aber ja nicht und ſprich kein Wort. Dann fahre zu Hauſe, der Ziegenbock wird auch ſobald verſchwinden, du darfſt aber kein Wort ſagen, ehe du nicht zu Hauſe kommſt. Wenn du gar kein Wort ſprichſt, dann ſind wir beide erlöſt; ſprichſt du ein Wort, ſo muß die Nonne ewig wandeln; ſprichſt du zwei Worte, ſo müſſen wir beide ewig wandeln. Kaum war der Mann fortgefahren, da verſchwand der Ziegenbock wie das Kind; auf einmal kam ein Haſe auf drei Beinen; Halt! rief er. Da fiel es ihm ein, was ihm der Mönch geſagt hatte; er ſchwieg, bis er zu Hauſe kam. Hiervon ſoll es herrühren, daß die Nonne noch vom Andreasberge bis auf den Brücknerſtieg wandelt. Durch dieſen Mann ſoll nach kurzer Zeit ein Bergwerk im Schliekſthale erfunden und ſoll da 136 Jahre Berg-Betrieb geweſen ſein. Die Stelle, wo die Kunſt geſtanden hat, iſt noch bis heutigen Tag zu ſehen, ſowie die wandelnde Nonne auf dem Andreasberge und Brücknerſtiege.

334. Kahlkopf.

Rath S. war ein ungerechter Richter, wie einige behaupten, und zeigte ſich in dem Luſthauſe, das ſich in ſeinem Garten im Mühlthale befand, nach ſeinem Tode. Da ſollte er verwieſen werden, und wiewohl er dem erſten, der ihn verweiſen ſollte, ſagte: er könne ihn nicht verweiſen, weil er einmal drei Weizenähren auf dem Felde abgepflückt habe, ſo wurde er doch in's Anneckenbruch verwieſen. Dort erſchien er Frauen beim Kronsbeerpflücken und wollte ſie nicht an die Kronsbeeren laſſen, die ſo ſchön roth waren, wie die Quitſchen oder die Kirſchen. Die Kinder riefen immer nach dem Tode des Rath S. »Kahlkopf, komm heraus!« vor dem Luſthauſe.

Katzenſagen.

335.

(In Wernigeröder Mundart.)

Hört mahl tau, Liehe, eck will gieg (euch) mahl wat vortellen, wie et meck mahle gahn hat, wat eine wahre Geſchichte is. Vor mehren Jahren harre eck ook niſcht te daunen (zu thun), da dachte eck, du ſaſte mahl nahn Wulbesklippen nahn Himbeeren gahn, eck ſtund gieg (ich ſtand euch) um Twelbe des Nachts ob, un wat harre gieg dat Ding te daunen? Geld harre eck ook nich, da ſteig eck över de Muhre,*) wie eck ob der Muhre ſat, da ſag et uth, als wenn ob jenziet (jenſeits) ein grother Körel ging, eck vorföhrte meck aber hölliſch, eck ſteig aber doch runder. Wie eck ob den Graben kam, da ſag eck keinen un höre keinen, da ging eck fohrt, eck war aber hölliſch angſt: wie eck vorn in Schweng kam, da war vor meck eine gefährlige grote ſchwarte Katte, Katts! ſähe eck, wat deiſt denn du hier ſchon freimorgens? aber wat meinige denn? diſſe Katte bleif gieg ſtahn, un kucke meck grot aan. Eck ging hen nahn Wulbesklippen, un plicke meck mienen Emmer vull Himbeeren, un da bund eck mienen Emmer tau, un bund gieg da en Strick umme, un da huckte eck mienen Emmer ob mienen Puckel, un ging na Hus, da wollet aber ſchon dieſter weren; wie eck na der Menneckenlagerſtidde kam, da rauete eck erſt emal, da kam gieg ſaun groter ſchwarter Körel wedder; Donderwäder, dagte eck, kummet denn da ſchon wedder ſaun Spauck her? da war eck aber hölliſch angeſt, doch dachte eck, du geiſt dinnen Behuf nahe, deck kann keiner wat dauen; wie eck gieg aber ob den Schwengskobb kam, da kucke eck meck ſaun betgen taur Siete, da war dei ſchwarte Kerel weg. Wie eck aber ſau midden in Schweng kam, da kucke eck meck ſau umme, da kam gieg wedder dei grote ſchwarte Katte gelopen un reip: S....., ware (warte) mahl, du ſaſt meck obhucken. Wat harre dat Ding gieg te daunen? eck gaf meck oppen Loop (auf den Lauf), et dure aber gar nich lange, buff ginket, da ſat meck diſſe Katte oppen Puckel, un eck moſte ſchlepen wie ſaun Eſſel; eck fong gieg an te bäen: Chriſti Blut Gerechtigkett, ſo ſei mein Schmuck und Ehrenkleid. Dat hulp aber alles nich, miene Katte bleif immer ſitten; eck dachte: du lieber Gott, wu wert et deck noch gahen? wie dat Bähen nich hulp, da fong eck an te flauken, da ſegge eck: Katte, deck ſchleit dat Donnerwäder doot, wenn eck deck noch lange ſchlepen mot. Buff ginket, da ſprung miene Katte meck vom Puckele runder un leip gieg in Kauborn rinder, un da war gieg en Wintſturm, dat war Gott im Himmel taun Erbarmen; da ging eck na Hus, un hebbe niſcht wedder ehört noch eſein. Zieh (ſieh) ſau hat et meck egahn, weil (als) eck bin nahn Himbeeren weſt; ſegget Liehe, wat dat te bediehen hat; drum ſegge eck hiete noch, dat et oppen Schwenge ſpeiken deit; ſau vehl will eck gieg aber ſeggen, dit is gieg keine natirlige Katte weſt, denn ſei war gieg ſau grot wie ſaun Kalf von en Verteljahre, dat kenn gie meck wahrhaftig gleben.

---

*) Um nicht dem Thorwärter das Aufſchließen bezahlen zu müſſen.

336.

Ueber den Wolfsklippen am Annekenſägemühlenbruche zeigte ſich ein Männchen von außergewöhnlicher Kraft. Wenn es den Fuhrleuten helfen wollte, ſo brauchten ſie das Holz nur anzurühren und es ging von ſelbſt auf den Wagen, und wenn die Pferde den Wagen nicht ziehn konnten, ſo ſpannte es ſie aus und zog ihn mit der bloßen Hand. Das hatte es auch einſt gethan, da bat es zum Lohn die Fuhrleute, daß ſie im Weſternthore vor Wernigerode nur in des Thorwärters Wohnung rufen ſollten: »Kätzchen ſoll na Kätzchen komen na'n Annekenbrauk.« Das thaten ſie auch, da ſprang eine Katze vom Tiſche auf, worauf ſie ſaß, ging gleich durch's Fenſter und der alte S., der damals Thorwärter war, hat ſie nicht wieder geſehen.

337.

Am Hohnebruch tanzten einſt ſehr viele Katzen. Es lud da wer auf, da rief eine Stimme: »Sag mal zu deiner Katze: Wenn ſe nich keime tau düſſen Danz, ſollt er koſten ören Hals.« Er beſtellte es und hat die Katze, die ſogar bei ihm geſchlafen hat, nie wieder geſehen.

Sonſt lautet die Beſtellung auch: »Mietzken ſoll na Hänsken komen na'n Annekenbrauke!«

338.

Andre erzählen ſo: Auf dem Schierke war der Knappe in der Mühle immer den Morgen todt. Zuletzt wollte Niemand mehr dort Knappe werden, da meldete ſich noch ein alter Knappe in den Fünfzigen, Peter Herm. Um 11 kommt, als er in der Mühle ſitzt, eine Katze und ſetzt ſich bei's Feuer. Er ſagt: »Komm her, Kätzchen und wärme dich!« Da kommt die zweite von der Decke und die erſte ſagt zur zweiten: »Komm her, Kätzchen, und wärme dich, ſpricht Peter Herm zu mir.« Da kommen zwölf Katzen, ſetzen ſich dicht an's Feuer und haben den Mühlknappen immer im Auge. Er haut zu und haut der erſten Katze eine Pfote ab. Da ſpringen ſie alle fort. Er ſteckt die Pfote in die Taſche. Dies iſt die Meiſterin aus der Mühle und ſie iſt nachher krank, ihr fehlt die eine Hand. Sie wird verbrannt an den **Schnörkelklippen**, die knorkeln immer zu. Vor der Hinrichtung ſagte ſie: »Heute wird ein warmer Tag!« Sie ſchlug in die Hände und lachte, das Feuer that ihr anfangs nichts.

Die Klippe, ſagte ſie, ſoll meine Wohnung ſein. Sie hat leinen Gewand, dazu eine ſchwarze Mütze auf, die muß ihr erſt abgeriſſen werden ehe ſie brennt, da fliegt der Satan als ſchwarzer Vogel fort, da verbrennt ſie erſt. An der Schnörkelklippe ſoll ſie ausgehauen ſein und auch geſagt haben: die Klippe ſoll meine Wohnung ſein.

339.

Auf der Hohne tanzen die Katzen zu Walpurgis.

Die Hohneklippen.

340.

Drei Fräulein beſuchten die Hohneklippen am Brocken und verirrten ſich im Gebürge. Über den Hohneklippen, die über dem Kaiſerswerth liegen, trat ein Männchen zu ihnen und führte ſie umher. Plötzlich verſchwand es. Da kam eine Zigeunerin und ſagte: wenn die eine einen Jäger heirathen wolle, ſo würde ſie ſie zurückgeleiten. Das wollte ſie nicht, da verwünſchte die Alte ſie, daß ſie drei Jungfern ſein und bleiben, aber in Klippen verwandelt werden ſollten. Das geſchah. Ein Jäger, der hier einſt auf den Anſtand wollte, hörte ein Winſeln. Er ging ihm nach und fand eine halbverweſte weiße Jungfer. Auf ſeine Frage erzählte ſie ihm das Geſchick der drei Jungfern, führte ihn an die Hauptklippe, hieß ihn hinaufſteigen und herunterſchießen, dadurch wären ſie erlöſt. Das that er, brach aber beim Herunterklettern von der Klippe den Hals. Es wurde ihm auf der Klippe ein Leichentext gemacht; auch wird die Klippe an jedem Johannistage von unbekannter Hand bekränzt gefunden, was aber eine ſich um den Felſen ſchlingende und gerade um dieſe Zeit blühende Blume ſein ſoll, und heißt die Kapellenklippe. Eine andre von den Dreijungfernklippen heißt die Bärenklippe. Manche nennen ſie auch, ihrem Ausſehen nach: die drei Käſe.

341.

In eine Tanne an der Bärenklippe, die zu den Hohenklippen gehört, iſt ein Paſtor gebannt geweſen.

Die Dreikäſe.

342.

Auf die Dreikäſe am Brocken hat der Teufel ein Pferd gebannt.

343.

Einſt wurde dort der Satan citirt und erhielt (als Opfer) ein Köhlerpferd.

344.

Einſt machte der Teufel mit Jemand eine Wette, indem dem Satan verſprochen wurde, daß ein fettes Pferd ihm gehören ſolle, wenn er es auf die Dreikäſe brächte, bevor der Eigenthümer deſſelben drei Mal um die Dreikäſe liefe.

Wunſchſumpf.

345.

Bei den Dreikäſeklippen am Brocken, nicht weit von der Jungfernklippe, iſt der Wunſchſee, Wunſchſumpf oder Wunſchbrunnen. Eines Mädchen von 18 Jahren Bruder wollte dort angeln, konnte aber keinen Grund finden. Am andern Tage nahm er ein Netz mit. Es ward im Waſſer ganz ſchwer, war aber nichts wie Kieſelſteine und Grand darin. Er warf es wieder aus und hatte ein Gerippe darin. Eine Stimme rief: Bei Sonnenuntergang wenn er zurückkomme, ſolle er noch einmal einwerfen. Er that es, und hatte einen großen verdeckten Keſſel mit einem Deckel im Netz. Sie ziehen ihn heraus und öffnen den Deckel, der Rauch daraus zieht ſich um den See, da ſteht ein großer Mönch vor ihm, der nachher in einen Felſen hineinging. Der verlieh ihm, daß er Fiſche fangen ſollte in allen Farben, dieſe ſollte er in Elbingerode mit ſeiner Schweſter an einen reichen Mann verkaufen. Wirklich gab dann der reiche Mann für drei von den Fiſchen eine Hand voll Goldſtücke. So ging's drei Tage lang. Der Mann iſt der Satan geweſen und will nicht, daß in dem See noch Jemand fiſcht.

346.

Ein Holzhauer kommt an dem Wunſchſumpfe vorbei und ſieht ein ſchönes Haus, daran hängt eine Schnur mit Klingel daran; er klingelt, Niemand macht auf, er drückt auf den Drücker und kann nun ſelbſt hinein gehen; im dritten Zimmer ſitzt ein Mann, halb Menſch halb Stein, auf einem Stein in golddurchwirkter Kleidung. „Er iſt zur rechten Zeit hier hereingekommen," redet er ihn an. „Hat er denn nichts winſeln gehört? Ich war ein mächtiger Herr, meine Frau war eine Zauberin und hatte einen Köhler zum Liebhaber, ich habe den Köhler erſtochen. Sie haut mir nun alle Nacht 37 Streiche." — Es wird auch erzählt: in den Wunſchſee ſei ein Köhler aus der Gegend hinter Clausthal verwieſen.

---

347. Die Brautklippe.

So heißt ein Felſen vor dem Hohnekopfe und den Hohneklippen. Er wird vom Volke alle Jahre am 1. Mai, wenn die Hexen den Brocken bekränzen, (andere ſagen, wohl richtiger: Kurz nach Johanni), mit Blumen beſtreut und bekränzt. Es wird dabei geſungen und dies ſoll ſich aufs Heirathen beziehen. Bekränzt wird der Stein hauptſächlich von den „Beerengängerinnen", welche am Brocken Beeren pflücken, und bei dieſen herrſcht der Glaube, daß, wenn ſie zum erſten Male im Sommer an dieſem Steine vorübergehen und denſelben mit Blumen ſchmücken, ſie das ganze Jahr Glück im Auffinden der Beeren haben werden. Rieſen verbanden ſich dort und der Fuß der Rieſenjungfrau drückte ſich in den Felſen ein. Man ſagt auch: es ſei bei dem Brautſteine Geld mit der ſchwarzen Katze verſetzt.

348. Das Brockengeſpenſt.

Alle Jahre zu einer gewiſſen Zeit läßt ſich das Brockengeſpenſt, eine Rieſengeſtalt, ſehen. Es vertreibt die Leute vom Brocken und iſt eine Frau.

Sagen von Schierke und Elend.

349. Der Schloſſer am Brocken.

Es iſt einmal ein Schloſſer geweſen, der iſt ausgewandert, und kömmt auf ſeiner Reiſe am Brocken vorbei. Hier begegnen ihm zwei Venetianer, die ſind immer vor ihm hergegangen, und ſind zuletzt vor ſeinen Augen verſchwunden. Man hat ſie Dreiviertel Stunden lang geſucht, aber nicht wieder finden können. Am andern Tage aber begegnen ſie dem Schloſſer wieder und ſagen für ſich hin: „O lieben Harzer, daß ihr dieſe Steine nicht beſſer benutzt, ihr werft häufig mit einem Steine nach einer Kuh, der mehr werth iſt, wie die Kuh ſelbſt!“ Auch fragten ſie ihn ob er mit wolle. Er ſagte: wohin? Da antworteten die Beiden: nach Venetien. O! ſagte der Schloſſer, da tragen mich meine Beine nicht mehr hin. Da wollen wir ſchon was für thun, antworteten die Venetier; gehe du nur mit. Der Schloſſer läßt ſich beſchwatzen, und die Venetier ſchicken ihn: er ſoll Schnaps holen. Wie er nun mit Schnaps ankommt, da wird der ausgetrunken und ſie fangen an einzuſchlafen. Wie ſie aber aufgewacht ſind, ſind ſie ſtatt im Harzgebirge in Venedig geweſen.

Nach langen Jahren iſt ihm aber der Aufenthalt in Venedig zuwider geweſen, und er hat ſich entſchloſſen, wieder nach dem Harze zu wandern. Wie er nun nach einem mehrjährigen Marſche in Schierke wieder angelangt iſt, geht er in ein Wirthshaus unter eine honette Geſellſchaft. Auf einmal ſteht er auf und ſagt: Meine Herren, wenn ich keine Mittel finde, ſo bin ich ſchon in einer Viertelſtunde todt, und frägt ſogleich den Wirth: ob er kein Faß im Hauſe hätte, welches luftdicht verſchloſſen wäre; da ſagt der: doch, er hätte eins; daſſelbe muß er ſogleich hergeben und der Schloſſer ſchlägt ſofort den Boden aus dem Faſſe und kriecht hinein, läßt aber den Deckel wieder luftdicht aufmachen. Nicht lange hierauf kömmt eine Kugel angepfiffen und rollt auf dem Faſſe hin und her, bis ſie ſich matt gelaufen hat. Da ſpringt der Schloſſer wieder auf, nimmt die Kugel, ladet ſie in des Wirths Gewehr und ſchießt ſie wieder nach Venetien, und ſagt hierbei: „Du ſollſt mich nicht tödten, du ſollſt mich nicht tödten, du biſt ſchon ſelbſt in einer Viertelſtunde todt!“ So wird von Schierke bis nach dem Oberharze erzählt.

Schierke und die Venediger.

350.

Weil das Schierke am Brocken liegt und die Venediger dort viel verkehren, ſo ſtehn ſie, die ohnehin unwiſſend ſind, zu dem Schierke in beſonderer Beziehung und können nach dem Schierke ſchießen, beſonders wenn Jemand etwas ausſchwatzt; davon ſoll die Mordſchlacke, eine kleine halbe Stunde vom Schierke, benannt ſein.

351.

Einſt kamen Venediger nach Schierke in die Hütte. Eben lag eine Kuppe im Feuer, da tröpfelte etwas darauf und davon zerbröckelte ſie unter dem Feuer. Nun verfolgten ſie die Venediger, als ſie aber zurückkamen war das, was da zerbröckelt umhergeflogen war, nichts als Gold.

352. Der Erdgeiſt im Mönchenloche.

Es mähten zwei in Schierke, da kam Abends Jemand und fragte, ob ſie ihn nicht nach dem Mönchenloche bringen könnten. Sie gingen mit bis zu dem Mönchenloche, welches immer voll Waſſer ſteht. Dort ſagte er, er wolle den Erdgeiſt kommen laſſen, las in einem Buche und es kam Jemand, mit dem er ſich unterredete. Der Erdgeiſt bezeichnete ihm einen Gang, wo das Erz ſtehen ſollte. Der Fremde ſchlief bei ihm in Schierke auf der Bank, gab ihm am andern Morgen einen Zettel, den ſollte er alle vier Wochen weiter legen, aus einer der vier Ecken in die andere. Er ſolle es aber nicht verſäumen. Es ſtand darauf „Alles in Allem.“ Er verſäumte es aber über die Zeit, da war ſein Zettel verſchwunden. Nach einer andern Erzählung ging nur ein Schierikaner, Namens D. mit nach dem Mönchenloche und als der Fremde zu leſen begann, „da war es als kämen die Klippen und die Bäume herunter.“

353. Der große Mann.

Auf der Hütte in Schierke zeigte ſich in der Ecke ſtehend oft ein großer Mann. Wenn ein Stück Eiſen Nachts abgehackt war und es fiel in dieſe Ecke, ſo ließen die Leute aus Furcht es dort liegen.

Ein Hüttenmann in Schierke ging während der Arbeit in Schierke über's Waſſer, da ſtand der große Mann aus der Hütte und warf ihn in den Sumpf.

354. Der Schmiedebrunnen.

Ein Hüttenmann in Schierke holte Waſſer aus dem Schmiedebrunnen. Da ſtand ein Geſpenſt und er goß das Waſſer wieder aus. Als er wieder nach der Schmiede kam war das Waſſer, das ſich noch in dem Kruge befand, Gold geworden.

355. Feuer in der Andreasnacht.

In einem Garten auf dem Schierke ſieht man in der Andreasnacht ein Feuer brennen.

356. Der Kindtaufsvater von Schierke.

Ein Kindtaufsvater will einkaufen und ladet unterwegs den armen Sünder vom Galgen, der erſcheint und ladet ihn wieder ein. Als er hin kommt, ſteht ein Tiſch gedeckt unterm Galgen, und der arme Sünder ermahnt ihn am Galgen jedesmal ein Vaterunſer zu beten.

357. Der Pferdekulk und der Kaiſerſumpf.

Aus dem Pferdekulk zu Schierke, wo die Pferde durchgeritten wurden, werden die kleinen Kinder, auch die Kälber herausgezogen. Eben ſo aus dem Kaiſerſumpf, welcher ſeinen Namen von der Kaiſerwieſe hat, die einem verſtorbenen Manne Namens Kaiſer gehörte.

358. Der Wehrſumpf.

Die Kinder werden in Elend aus dem Wehrſumpfe in der Bode geholt.

359. Elend.

Die Gegend von Schierke und Elend am Brocken ſoll einſt viel von Räubern gelitten haben. Wo jetzt Elend ſteht, ſoll früher nur eine Sägemühle geweſen ſein; da iſt der Sägemüller einſt von Räubern überfallen und zwiſchen das

Räderwerk geworfen. Wie nun die Räder angefangen haben ihn zu zermalmen, hat er ausgerufen: „o Elend, o Jammer!“ und daher hat die Stelle den Namen Elend erhalten.

Die Jungfrau von der Elendsburg.

360.

Im Elendsthale iſt eine große Klippe, darin wohnt eine Jungfer, die zeigt ſich zwiſchen 11–12 mit einem ſilbernen Schlüſſel, wer daran rührte, bekam eine Ohrfeige. Einem Hüttenmann ſchenkte ſie Knöpfe, er ſchüttete ſie auf dem Schierke ins Waſſer, da klimperte es und war Gold. Bei der Höhle oder dem Keller, worin ſie wohnt, iſt Waſſer, in ihrem Keller Gold. Sie winkt und will erlöſt ſein.

361.

Wem die Jungfer von Elend ihren ſilbernen Schlüſſel hin hielt, der ſollte ihn mit einem Stocke hinnehmen. Das that ein Köhler, da öffneten ſich durch den Schlüſſel drei Thüren, dann kam er in eine Höhle, da ſtanden geſattelte Roſſe, dahinter lag Pferdemiſt. Er mußte ſich davon mitnehmen, als er aber über eine Brücke ging, ſchüttelte er ihn ins Waſſer, da klingelte er und war Gold. Nach andern hieß der Köhler „Hanmichel“ und die Jungfer legte ſich zu ihm auf die Bank.

362.

Der verſtorbene Spormann in Elend träumte, er ſolle nach der Elendsburg oder der Elendsklippe kommen, ging hin und holte einen Eimer voll Gold heraus. Davon, ſo erzählt man ſich, iſt das ſtattliche Gaſthaus „zur deutſchen Eiche“ erbaut. Es ſteht aber noch ein Eimer voll Gold in der Elendsburg.

363.

Ein anderer Spormann träumte, er ſolle einen Koffer voll Gold aus der Elendsburg holen. Als er hin kam, lag eine blutige Pferdelende da. Er fluchte, denn er meinte, ſein Traum hätte ihn betrogen; ſogleich war die Pferdelende verſchwunden und von dem Golde der Elendsburg bekam er nichts.

Sagen von Elbingerode und der Umgegend.

364. Die braunſchweig-hannöverſche Grenze zwiſchen Elbingerode und Hüttenrode.

Unweit des Rübelandes iſt im Schwefelthale die braunſchweigiſche und hannöverſche Grenze, die zugleich die Grenze der Ortſchaften Hüttenrode und Elbingerode iſt. Auf der Grenze iſt eine Quelle, die früher eine zu Braunſchweig gehörige Papiermühle trieb. Ein Schweinhirt hütete die Schweine im Schwefelthale beim Rübelande, dabei wühlte eine Sau die oberſte Seite einer Glocke bloß, die in der Erde verborgen war. Der Schweinhirt machte Anzeige von der Glocke, und da dieſe gerade auf der Grenze von Elbingerode und Hüttenrode lag, ſo kamen Elbingeröder und Hüttenröder darüber in Streit. Sie machten aus, wer am nächſten Morgen zuerſt an Ort und Stelle wäre, ſolle die Glocke haben. Die Hüttenröder machten ſich gegen die getroffene Abrede ſchon vor Mitternacht auf. Als ſie die Glocke geladen hatten, hörten ſie die Elbingeröder von Ferne kommen. Schnell jagten ſie davon und verloren unterwegs den Lenz von der Axe, da ſteckte ein Hüttenröder ſchnell den Finger vor und das Rad ſchlug ihm den Finger ab. Darum heißen die Hüttenröder jetzt noch „Stummelfinger“ oder „Stumpeldumen“ und „Klockendeif“. Sie behaupten aber, daß die Elbingeröder zu ſpät nach Mitternacht ausgefahren wären und darum heißen die Elbingeröder „Langeſchläfer.“

Zum Wahrzeichen dieſer Begebenheit iſt an der Stelle, wo die Glocke ausgewühlt wurde, die Quelle entſprungen. Es iſt ſchon verſucht, ihr unter der Erde nachzugehen, aber man kann nicht finden, woher ſie kömmt und doch iſt ſie ſo ſtark, daß ſie die Papiermühle trieb, die ungefähr 1849 abgebrannt iſt.

365. Muſik am Pferdekopfe.

Vom Pferdekopfe zwiſchen Schierke und Elbingerode her kommt alle Jahr eine herrliche Muſik und geht bis an den Teich am Mangelholz. Dies ſoll aus dem 30jährigen Kriege herrühren. Dort ſollen vor dem Pferdekopfe auch alte Waffen gefunden worden ſein.

366. Der Galgenberg bei Elbingerode.

Am Galgenberge ſteht Geld. Vier Männer beſchloſſen beim Soloſpiel es zu holen. Sie gingen hin und fingen an zu roden. Da kam zuerſt Einer mit den Krücken, dann Einer mit der Molle und fragte, ob er den auf den Krücken wohl noch einholen könne. Darauf kommt Einer in einer Kutſche mit zwei Ziegenböcken und fragt, ob er den mit der Molle wohl einholen könne. Da ſagte einer der Männer: „Ins drei Teufelsnamen über alles Gefrage!“ und Alles war fort. Auf derſelben Stelle ereignete ſich die Geſchichte vom Glockendiebſtahl.

Das Elbingeröder Zwergloch.

367.

(In der Mundart von Elbingerode).

Hier ungene in Dale liet ne Klippe um da is et Quargeslock inne. Under den Locke liet ne Möhle, un da inne hat ſollen ne Hochtiet ſein. Alſau häbben ſe nu kein Geſchirre da eben, wat da nu tau gehört tau dä Hochtiet. (Häbben Se denn Apptiet en Schnäppsken de drinken?*) Dat häbben dä Männke ſchon ewußt, un wie ſe nu obſtat, da ſteit dat Geſcherre da tau der Hochtiet. Wie dä Hochtiet vorbie is, da werden dei Lüte dat öwerdriſſig, weil dei Männke da de vele Wirthſchaft emackt häbben, un beklaen ſick gegen en taugereiſeten Herren, wu dat woll wäre, wu ſe dei Twerge wol los wörren. Da fänget dieſer Herr an un ſecht: dei könnten ſe los wörren, wenn ſe nu herkömen un backten Brod wedder, denn ſollen ſe ne Hand voll Kemmel nehmen un ſollten den mank den Surdeig ſmieten, un wenn ſe kemen de Twerge un edten von den Broe, von nu an wörret taun Enne. Sein ſe**), un da ſind ſe nich wedder ekommen.

368.

Die Zwerge von Elbingerode ſtellten beſonders den Wöchnerinnen und den Kindern nach. Zwiſchen den beiden Mühlen bei Elbingerode ſoll früher ein Stein mit drei Kreuzen geſtanden haben, zum Zeichen, daß dort die Zwerge der Kindermutter ein Kind abgenommen. Die Kindermutter wollte einſt ein Kind zur Taufe bringen, da hatte ſie ein Zwergeskind. Ein alter Vater der Erzählerin hatte den 7jährigen Krieg mit durchgemacht, der gab den Rath: ſie ſollte es ſchlagen, ſo bekomme ſie ihr Kind wieder. Der bekannte Zwergſpruch lautete in Elbingerode:

---

*) So unterbrach ſich hier — es war am Morgen des erſten heiligen Oſtertages 1855 — der Erzähler, ein armer Elbingeröder Waldarbeiter, indem er glaubte, den Sammler der Harzſagen bewirthen zu müſſen.

**) Sehen Sie.

So bin ich doch ſo oolt,
Wie der Schimmelwoolt,
Dreimal gehackt und dreimal gekohlt.

Von den Kindtaufen holten die Zwerge Alles fort, wie ſie denn auch Eheleute und Verlobte neckten. Eine Sechswöchnerin ging um Michaelis in ihren Garten, der voll von Haſelnüſſen war, am Berge unweit des Zwergloches. Da hörte ſie ein Geräuſch und eine Stimme ſprach:

Härrſt du nich bie'k den brunen Duſt um Baldrian,
Eck woll' met diek de Klange gan,
Et hinderſte Enne ſoll vorne ſtahn.

Als die Zwerge auf einer Hochzeit in Elbingerode einſt unſichtbar Alles aufgegeſſen hatten, kam am andern Tage zu der jungen Frau ein Zwerg und bettelte um die Ueberbleibſel von der Hochzeit, hatte aber nur ſeinen Spaß mit ihr. Der Zwergkönig Echwaldus hielt ſich in einer Mühle bei Elbingerode auf.

369. Zwerge von Königshof.

In dem hannöverſchen Orte Königshof bei Elbingerode waren Zwerge und Zwerglöcher.

370. Die weiße Jungfrau auf der Suſannenburg.

Auf der Suſannenburg war eine weiße Jungfer, die zog jede Woche Linien und hing Wäſche auf.

371. Papenberg.

Bei Elbingerode, nach dem Königshofe zu, iſt der Papenberg. Dort ſteht ein Kranz auf der Wieſe, wo eine

Kirche geſtanden haben ſoll. Auch dort zeigt ſich eine Jungfrau und zog Linien zum Wäſcheaufhängen.

372. Prophezeiung.

Zum Nachtwächter in Elbingerode ſoll während des Tutens drei Nächte hindurch ein Mönch gekommen ſein und ihm geſagt haben, er ſolle Folgendes bekannt machen: Im Jahre 1850 würde ein Blutbad werden, und 1851 ſolle ein ſo reiches Jahr ſein, daß die Kinder auf der Straße mit harten Thalern trulen würden.

Sagen von Sorge und Vogtsfelde.

373. Wiechmannshauſen und der Schatz zu Vogtsfeld.

(In der Mundart von Vogtsfeld.)

Hier under unſen Huſe ſoll en Kelder ſien. Da hat denn dei Jude Wiechmannshuſen heimlich Geld emakt un in den Kelder ſtahn laten. Nu håt e noch en Collegen hat, dei håt Itzig eheeten. Wie nu dei Lüde derhinder kommen ſind, da is dei Itzig heimlich foort emakt un dei Wiechmannshuſen håt den Kelder mit den Gelle tauſmieten laten un dat Geld ook mit, dat ſe dat nich håt ſollt finnen. Un bis hütiges Dages ſeen (ſagen) ſe, dat Geld ſteckt noch in den Kelder. Da mag dei Itzig nu na der Facterie in Sorge gan ſien un ſick da långere Tiet hebben opeholen, un håt da mal en betten de gut elewet un Wien edrunken un mag da naacher eplatzt ſien. Dei Blautfleck is jetzt noch de ſein. Et ſpeuket da nu ok dervon, un denn huelen de Hunne. Düſſer Wiechmannshuſen dei is naacher ook eſtorben. Den hebben ſe wieder niſt konnt aafhebben, weil ſe doch dat Geld hebben nich konnt finnen. Na, nu is doch einmal dei Sage weſt, dat da dat Geld ſtecke, da hebben ſek mehrere Lüde beſamme maakt un hebben wollt den Schatz heben. Dat håt nu moſt de Nacht um twölwe ſien un denn hebben ſe nich dorft derbie ſpråken. Wo dei Schatz e legen håt, da mag immer en blaues Füreken ebrennt hebben. Wie dei Lüde nu hebben aanefängt de graben, da mag nu dei Ibig un Wiechmannshuſen, dei Geſpenſter ekommen ſien. Nu häbben dei beiden Geſpenſter häbben nu 'n Galgen ebut. Nu häbben dei Lüde ſchon en Keſſel vull Geld ehat un häbben den nu wollt heben. Nu fängt dat eine Geſpenſte aan un ſächt: der mit den roden Kragen, der kimmt dererſt an den Galgen. Da ſächt e: »I ſo ſoſte doch den dauſenden Jammer krien,« un da geit et: kling! un da is alles verſwunnen, dat Geld un dei Geſpenſter un Alles.

---

374. Kinder im Wehrſumpfe.

Die Kinder ſitzen in Vogtsfeld im Wehrſumpfe in der Bode beim Waſſermann.

Die Hüttenmännchen (oder: das Hüttenmännchen) zu Vogtsfeld und Sorge.

375.

Die Hüttenmännchen von der Neuhütte zwiſchen Sorge und Vogtsfeld ſaßen auf der Eiſenwage und im Waſſer am Hammerſtock, wenn die Frauen einfüllen wollten. Eine Frau zu Vogtsfeld wollte Klinze (Klümpe, die auch Düwekens heißen) aufſetzen, da hüpfte das Hüttenmännchen auf der Ziege umher. Da ließ die Frau vor Schreck den Teich fallen. Man freute ſich übrigens, wenn man es ſah. In Sorge ſagt man: es hatte einen grauen, in Vogtsfeld: es hatte einen grünen Rock, ein Schurzfell und ein Geſicht wie ein harter Thaler, Abends ſah das aus wie Feuer. Das Hüttenmännchen wandelte an den Bergen umher. Am Weihnachtsheiligenabend, wo es ſich beſonders bemerkbar machte, ging es in der Schmiede wie zehn Gebläſe (Blaſebälge.) Ein alter Mann konnte von 12 — 1 dort in dieſer Nacht währenddem nicht vom Flecke kommen. An einem Sonntag Abend hüpfet das Hüttenmännchen von einer Hammerwelle zur andern.

376.

Ein wirklicher Hüttenmann nahm vor Jahrhunderten den Spett (die eiſerne centnerſchwere Stange, womit das Eiſen aus dem Feuer gebrochen wird) und ſchlug nach dem Geiſt, dem Hüttenmännchen. Dieſen ſteckte es in's Feuer und man fand nur noch ſeine Beine, die daraus hervorguckten.

377

Das Hüttenmännchen ſaß auch einſt im Kohlenmaße und ſagte zu dem Kohlenmeſſer: »Es kuckt!« Der Kohlenmeſſer glaubte nicht, daß Jemand da wäre. Da ſagte er: »Es kuckt net!« Da antwortete es wieder: »Es kuckt!« Der Kohlenmeſſer ſagte: »Stich ihm ein Auge aus!« Da ſtach es ihm ein Auge aus.

378.

Das Hüttenmännchen erſchien Sechswöchnerinnen. Man ſagte den Kindern: Das Hüttenmännchen kommt und holt dich.

379. Der Erdgeiſt in Sorge.

In Sorge zeigte ſich der Erdgeiſt oder das Hüttenmännchen, und dann war Nahrung genug da. Nachher ließen die Leute ihm aus Dankbarkeit rothe Kleidung machen, da weinte der Erdgeiſt und mußte fort und die Nahrung wurde ſchwächer.

380. Der Stein mit dem Kreuz am Toſtborn.

Wenn man nach Silsheim geht, iſt da ein Quadratſtein, worauf ein Kreuz gehauen, auf dem Wege, gerade am Toſtborn. Auf dem Steine ſaß der Teufel mit einem Sacke voll Geld. Andere ſagen, da ſei das Kind einer fremden Jüdin begraben.

381. Die Hütten auf dem Harze.

Auch in Sorge ſagt man, daß eine große Anzahl von Hütten auf dem Harze in Einer Nacht abgebrannt ſeien. Einige ſagen, der Teufel, andere Kaiſer Ottos Miniſter hätten das Feuer angelegt.

Sagen von Braunlage.

382. Der Wormsberg bei Braunlage.

An der öſtlichen Seite des Wormsberges, der etwa $^{3}/_{4}$ St. von Braunlage nach dem Brocken zu liegt und nächſt dem Brocken der höchſte Gipfel dort iſt, geht eine Treppe von hingelegten Ackerſteinen hinauf. Auf der Spitze des Berges findet man jetzt zuerſt das Signal von der neueſten Harzvermeſſung, daran vorbei führt jener ſteinerne Weg zu einem Steinhaufen. Dieſe Steine ſollen jeder 2—3 Fuß groß und ſo hoch wie eine Stube übereinandergeſchichtet ſein. Es wurde mir erzählt, daß dort ein heidniſcher Tempel geſtanden habe, zu dem jener Steinweg den Berg hinangeführt habe.

Der Kappelfleck.

383.

Zwiſchen Wieda und Braunlage iſt der Kappelfleck (Capellenfleck). Da iſt früher ein geſpenſtiſcher Markt gehalten. Ein Fuhrmann fuhr dort durch, da hielten die Geiſter Markt. Er kaufte dort einen Zaum, als er nach Hauſe kam, hatte er den Zaum nicht mehr, aber das Geld, das er dafür gegeben hatte, ſteckte wieder in ſeiner Ficke.

384.

Ein Köhlerjunge kam auf den Markt am Kappelflecke, dem war geſagt, wenn einmal wo Markt ſei, ſolle er ſich einen neuen Zaum kaufen. Nun fühlte er, daß ſeine Taſchen voll Geld waren und kaufte zwei Zäume. Am Tage aber waren es Lumpen.

385.

Einem alten Kantor huckte auf dem Kappelflecke ein Geiſt auf.

386.

Ein Köhlerpferd trat dort mit dem Hufeiſen einen Koffer los, das Geld holte der Köhler nachher.

387.

Auf dem Kappelflecke iſt ein Born. Ein Köhlerjunge ſollte die Pferde ſuchen. Als er bei den Born kam, ſchwamm darauf eine große Glocke, die war ihm beſcheert. Sie kam, daß er ſie greifen konnte und er trug ſie nach der Köthe. Sein Meiſter verlangte aber, er ſollte ſie wieder hintragen, das geſchah auch, da that ſie einen Kling, daß der Junge taub wurde. Nachher iſt ſie nicht wieder zum Vorſchein gekommen.

388.

Einſt ſollte die Glocke auch ausgegraben werden, da kamen Mäuſe, die waren vor eine Molle geſpannt, und immer mehr. Die hintern fragten immer, ob die andern ſchon lange durch wären, die Leute antworteten endlich: nein. Da fiel die Glocke wieder hinein.

Achtermannshöhe.

389.

Auf die Achtermannshöhe ſollte der Böſe über Nacht ein Schloß bauen, dafür war ihm eines Mannes Seele verſchrieben, die Steine wurden mit 100 Mäuſen zuſammengefahren. Dem Hahn ſtopfte der Teufel den Hals zu, damit er nicht krähen und den Tag verkünden könnte. Die Frau des Mannes aber, dem er das Schloß bauen ſollte, erſchreckte den Hahn, indem ſie auf ihre Schürze ſchlug; da vermochte er doch zu krähen. Der Teufel brachte eben den Trittſtein, der liegt nun noch da und iſt ein breiter Stein; er befindet ſich ¼ St. von der Achtermannshöhe. Das ganze Schloß auf Achtermannshöhe wurde alſo nicht fertig und die Seele des Mannes, der ſich ihm verſchrieben hatte, wenn er es zu Stande brächte, war gerettet.

390

Es wird auch erzählt: die Steine auf der Achtermannshöhe brachte ein großer Mann mit Eſeln dahin; oder auch: die Achtermannshöhe entſtand durch die Sündfluth.

Die weiße Jungfer und das Gewölbe vom Königskruge.

391.

Die weiße Jungfer am neuen Schloſſe, dicht beim Königskruge, eine Stunde von Braunlage, winkt Jemand. Dort ſind eiſerne Thüren, die unterirdiſche Schätze bewahren mögen.

392.

Am neuen Schloſſe ſteht ein zinnerner Sarg voll Geld im Gewölbe. Eine Leiche (Sarg) mit 8 Trägern geht am Königskruge. Damit hängt auch die Jungfer zuſammen, die am neuen Schloſſe geht.

Huckepolte.

393.

Die Irrlichte heißen in Braunlage Huckepolte und ſind den Erdgeiſtern verwandt.

394.

Ein Erdgeiſt huckte an der »Ledderhecke« und auf dem Schmiedeberge. Ein Erdgeiſt rief einen Köhler.

395. Gänſedreck im Born am Haſelkopfe.

Am Haſelkopfe iſt ein Born, der Haſelköpfer Brunnen. Dahin mag wol ein Silbergang gehen. In dem Born ſoll Gänſedreck ſein, dies ſoll bedeuten, daß Silber dort wäre.

396 Graue Männchen in Braunlage.

In Braunlage waren früher graue Männchen (Zwerge.)

397. Des Räubers Höhle.

In einer Höhle in der Gegend von Braunlage war ein Räuber Germis (?). Auch von ihm wird erzählt, daß er Pferde gehabt habe, denen er die Hufeiſen verkehrt anſchlug.

Sagen der Grafſchaft Stolberg.

Der Auerberg.

398.

Im Auerberge ſoll ein güldner Altar ſein.

399.

Am Auerberge gruben die Venetianer Zinnober und »unterhöhlten dadurch den früheren Thurm, der viel höher war als der jetzige.«

400.

Jäger Ofenloch traf die Venetianer auf dem Auerberge und wurde von ihnen nach Venedig verſetzt. Zuletzt erhielt er von ihnen eine gebratne Gans auf den Weg und mußte ſich in einen Trog legen, da war er gleich wieder auf dem Auerberge. Mit den Seinen zerlegte er die Gans zum Abendeſſen und ſie fanden darin ſtatt Borſtäpfeln Ringe, Gold und Edelſteine. Er hat aber das Loch, wo die Venetianer gegraben haben, nie wieder geſehen. Es iſt die Stelle, wo jetzt der Thurm ſteht.

Eruna, Auerine, die weiße Jungfer

401.

Eine Viertelſtunde von Stolberg liegt der Kloſterkopf, wo früher ein Kloſter geſtanden hat. Auf der Stelle, wo es war, ſteht eine Eiche. Von dieſer Stelle ſoll die weiße Jungfrau ausgehn. Ein Mann fand dort Nachts um 12 friſchen Pferdemiſt, der ſich in Gold verwandelt haben würde, wenn er etwas darüber geworfen hätte. Die Jungfer geht durch die Wälder bis zu dem Holzkopf, der der Taubentritt heißt. Ein Knabe von ſieben Jahren ſoll ſie einſt erlöſen und bekommt dann zwölf Tonnen Goldes dafür, die am Kloſterkopf verborgen ſind. Sie ſieht groß und hager aus, hat große gelbe lange Zähne und große lange Finger. An der Seite hat ſie ein großes Bund Schlüſſel hangen. Sie zeigt ſich auch beſonders im Stolberger Engelgäßchen.

402.

Vor zehn Jahren verbreitete ſich das Gerücht, ſie ſei einer Jungfrau, Sophie Reinz, welche mit einer Frau Holz las, erſchienen. Sophie Reinz ſoll in der Bildergalerie des Stolberger Schloſſes ſodann eine Dame der Familie als diejenige bezeichnet haben, welche ihr erſchienen ſei. Gewiß iſt es, daß ſie bald darauf ſtarb. Wie hinter dem Mädchen, ſo rief ſie auf dem Kloſterkopfe auch hinter einer alten Frau her.

403.

Unter dem Kloſterkopfe fließt ein kleines Waſſer. Nahe am Waſſer iſt eine kleine Erhöhung, darauf ſteht ein Kreuz von rothem Sandſtein, etwa zwei Fuß hoch. Unter dem Kreuz geht ein Gang herein, den die Mönche angelegt hatten und der nach dem Kloſter führte. In dieſen Gang wurden oft auf wunderbare Weiſe Jungfrauen hineingezogen, die dann niemals wieder ans Tageslicht gekommen ſind. Zum Andenken an das Verſchwinden der letzten Jungfrau ſoll das Kreuz geſetzt ſein.

404.

Andere erzählen: **Auruna** (die auch **Eruna** heißt) war eine Kloſterjungfer, hatte aber ihre **Jagd** am Auersberge und ihre **Hirſche**. Sie ging nach dem güldener Altar, einem Felſen, wo ſchon mancher Demant geholt iſt. Sie trägt ein Bündel Schlüſſel. Der Liebhaber der Auruna iſt mit 8 Trägern in einem zinnernen Sarge über die Sargwieſe unweit des Chauſſeehauſes gebracht. Nicht weit von der Sargwieſe iſt der Sägemühlenteich. Auruna verwünſchte die Sägemühle und ſie iſt untergegangen. Sie geht über's Hainfeld nach dem Kirchberge.

405.

Es wird auch erzählt: Auf dem **Auerberge**, der jetzigen Joſefshöhe, war ſchon früher ein alter Thurm, da kam eine Gräfin von Stolberg mit einer Tochter in Wochen. Weil dieſe nicht auf dem Schloſſe geboren war, gehörte ſie nach einem Geſetze nicht zur gräflichen Familie. Sie erhielt den Namen **Aurine**, wurde in's Kloſter geſchickt und Äbtiſſin im Kloſter **Gröningen** auf dem Kloſterkopfe vor der Stolbergiſchen Straße: Kaltes Thal. Aurine war aber ſtreng und habſüchtig, entzog Vieles der Armuth und vergrub 12 Tonnen Goldes. Eines Abends wurden mehrere Mädchen geraubt, namentlich die Tochter eines Bäckers, ferner eine Braut aus dem Apel'ſchen Geſchlechte. Es klopfte Abends am Polterabende an's Haus, ſie ging hinaus und kam nie wieder, wie eine Frau aus dem Apel'ſchen Geſchlechte, deren Mann in ihrer Gegenwart die Sage von der Aurine erzählte, ſelbſt beſtätigen wollte. Es iſt das Haus, auf deſſen Stelle jetzt die Mädchenſchule ſteht. Das dritte Mädchen wohnte in der Stubengaſſe (am Waſſer). Niemand wußte, wo dieſe Mädchen waren. Da fügte es ſich, daß an einem ſchönen Sommerabende ein Handwerksburſche von Breitenſtein nach Stolberg zu wanderte. Da ſah er eine Leiche vom Kloſter Gröningen her tragen, hörte auch das Geläut der Kloſterglocken. Andächtig zog er ſeinen Hut vom Kopfe und ging der Leiche nach bis dahin wo ſie eingeſetzt wurde. Auffallend war ihm, daß zwar zwölf Mönche die Leiche trugen, ſie aber nicht auf dem Kloſter begruben, ſondern weit davon auf dem Fahrwege. Später wurde nachgegraben und es war die zuerſt geſtohlene Bäckerstochter mit einem kleinen Kinde, beide waren aber lebendig begraben. Da wurde das Kloſter zerſtört und die Aurine verflucht. Sie iſt die weiße Jungfer.

406.

Ein weißes Spitzhündchen zupfte einen Holzhauer, Valentin Striegnitz, dreimal nach dem Forſtort Kümmelsrolle über dem ſogenannten Knüppelberge zu, und führte ihn, da er endlich folgte, auf das Kloſterköpfchen. Auf dem Kloſterköpfchen ſtand ſtatt des Hündchens die weiße Jungfer und ſprach: »Valentin, erlöſe mich!« Wies ihn auch an, mit einer Hacke 12 Tonnen Goldes loszubauen, ehe dieſe nicht losgebauen und in drei Theile getheilt wären, könne ſie bei Gott nicht zu Gnaden kommen. Das eine Theil ſolle er haben, das zweite Theil die Armen, das dritte Theil das Waiſenhaus. Striegnitz ſollte jetzt die Hacke holen, ging aber nicht wieder hin. Da kam die Jungfer alle Nacht zu ihm vor's Bett mehrere Jahre hindurch, bis er ſtarb. Man hatte endlich die Thür verändert, um der Jungfer den Eingang zu verſperren.

407.

Die weiße Jungfer ſegnete die alte Frau Golditzen ein, die unweit des Kloſters ihren Mann erwartete.

408.

Weihnachten 1852 rief die weiße Jungfer mit furchtbarer Stimme in der Luft: »Hülfe! Hülfe! erlöſe mich!«

409.

Im kalten Thale, wo die Jungfer geht, ſang der Nachtwächter immer: »Ihr böſen Geiſter, packet euch,« deshalb drehten ſie ihm zuletzt den Hals um.

410.

Es wird auch erzählt: Die weiße Jungfer geht alle 7 Jahre nach den verborgenen Schätzen auf dem Kloſterköpfchen.

411.

Andere ſagen: Die Jungfer zeigt ſich auch beſonders um Johanni in der Graſezeit. Sie hat ſich verwünſcht, zeigt ſich alle 7 Jahre.

412.

Am Andreastage kann das Geld der Jungfrau auf der Orgeswieſe (Organiſtenwieſe) gehoben werden.

Hunniskirche. Hunrot.

413

Bei **Robishain** liegt die Hunniskirche.

414.

Auf dem Hunrot wohnten Hunen oder Rieſen. Als ſie vertrieben wurden, ward der Erdboden roth von Blut. Darum heißt es Hunroth.

415.

Die Hundeskirche liegt auf dem Nußhain. Die Hunnen hatten dort einen Götzentempel, wird erzählt. Später wohnte auf dem Hunroth der Rieſenkönig Hun, genannt Rolandi, der noch am Rathhauſe zu Nordhauſen abgebildet iſt. Dieſer Rolandi in Nordhauſen hatte vier Söhne. Alle waren ſtarke Männer, davon ſteht einer in Mühlhauſen, einer in Neuſtadt unter'm Hohnſtein u. ſ. w.

Vielſtein und Hainfeld.

416.

Zwiſchen Redishain und dem Hainfelde bei Stolberg iſt ein Vielſtein. Es zeigen ſich dort Bär und Hund. Zum Schäfer Hartung vom Hainfelde kam ein Hund und fuhr unter die Schaafe. Einem andern Schäfer ging's ebenſo. Kein Schäfer darf jetzt in die Nähe des Vielſteins kommen. »Gott hat dort ein Zeichen gemacht wegen der Abgötterei, die dort getrieben iſt.«

417.

Ueber dem Hainfelde liegt der Kirchberg, da ſoll die Kirche von Kleinſchmiedehauſen und Hainchen geweſen ſein.

418.

Ein Mann hatte Früchte nach Nordhauſen gefahren und kam mit dem leeren Wagen zurück. Ein kleines graues Männchen nahm die Pferde beim Zügel und führte ſie wohin ſie ſollten. Es verſchwand und ſo fanden ſie das Hainfeld.

419.

Auf dem Hainfelde liegt ein Schatz, den wollten einſt zwölf Männer heben. Sie kamen auch wirklich auf eine Braupfanne voll Geld und ſteckten ſchon die Hebebäume in die Rinken. Da ließ der Teufel zuerſt einen Haſen mit drei Beinen vorlaufen. Dann kam ein Wagen auf drei Rädern, beſpannt mit vier Ziegenböcken, und auf dem Bocke ſaß ein Mann ohne Kopf. Eine Ecke drauf, da kommt Steppen oder der Satan ſelber mit einem Pferdefuß und einem Menſchenfuß, einer waſſergrünen Hoſe und einem ſcharlachrothen Kleide; ſeine Augen blitzten wie Feuer. »Ja, ſagte er, das iſt gut, daß Ihr es habt. Ich muß aber Entſchädigung dafür haben. Wenn ich den mit der rothen Weſte (einen Ilefelder) haben ſoll, ſo will ich Euch den Schatz nicht mehr vorenthalten.« Da ſagte der Ilefelder: »Ich will Dir was .....« Da lachte der Böſe höhniſch und der Keſſel verſank, die Hebebäume flogen in die Luft. So wird in Stolberg erzählt.

Georgine (Eruna), der Erdgeiſt oder die Jungfrau vom ſilbernen Nagel.

420.

Am Markte, im Kaufmann Kerſt'ſchen Hauſe, wohnte ein Steiger, der ſuchte Silber, konnte aber nichts finden. Da erſchien ihm zuletzt eine weiße Jungfer und fragte, was er da ſuchte. Er ſagte es. Sie ſprach, wenn er ſie erlöſen und ihr nicht verhalten wolle, daß ſie ein Geiſt geweſen ſei, ſo wollte ſie ihn heirathen. Er willigte ein. Sie hielt einen ſilbernen Nagel in der Hand und ſagte, wo ſie den ſilbernen Nagel einſchlüge, ſolle er auch einſchlagen. Sie ſchlug den Nagel ein unter dem Auerberge und der Schacht heißt noch: »der ſilberne Nagel,« ein Wegweiſer weiſt dahin am Wege nach dem Auerberge (Joſefshöhe.) Einſt verunwilligte ſich der Steiger mit ſeiner Frau und ſagte: »O du erbärmlicher Erdenkloß! Dich hab' ich erſt erlöſt!« Seitdem gerieth der ſilberne Nagel in Verfall.

421

Andere erzählen: Die Jungfrau vom ſilbernen Nagel hieß Georgine. Ihr Nagel war 6—7 Zoll lang, die Silberader 7—8 Fuß ſtark. Sie ſtürzte ſich zuletzt in den Schacht und man fand ſeitdem keine Erze mehr. Oft ſahen die Bergleute den Berg- oder Erdgeiſt, welcher dieſe Georgine war, aber nur wie einen Schein, dann war ſie wieder verſchwunden Als Fremde einſt auf ihre Koſten das Bergwerk wieder aufnehmen wollten, hörten ſtolbergiſche Arbeiter eine wundervolle Muſik in der Teufe. Sie gingen der Muſik nach und fanden zwei tanzende Perſonen, die weiß gekleidet waren, und noch eine Mannsperſon. Da ſie ſie aber genau anſehen wollen, verſchwinden ſie in einer Ecke, wo die ſtarke Erzader wiedergefunden war. Dies wurde einem Stolberger Officianten gemeldet, der ſprach: »O, ihr Thoren, was wollt ihr Fremden dieſe Erze laſſen? Laßt ſie ſtehen für Stolberg. Sie mußten dieſen Gang wieder verſchütten, nun finden ſie aber keine Erze wieder. Die Bergleute behaupten, daß die Erze von dem Berggeiſte insgeheim erhalten würden.

422.

Der ſilberne Nagel gibt ſeine Schätze nicht eher wieder her, als bis ein Roſenſtock von 7 Ellen und ein weißer Sperling auf dem Schloſſe zu finden iſt.

423. Geiſterkirche zu Stolberg.

In Stolberg wird die Chriſtmette zu Weihnachten am Chriſtmorgen um halb ſechs Uhr ſehr feierlich gehalten. Eine alte Frau ſtand des Nachts um 12 auf und meinte ſchon die Zeit verſchlafen zu haben, um zur Chriſtmette zu gehen. Sie machte ſich alſo mitten in der Nacht auf, ſah auch ſchon die Kirche erleuchtet, die unter dem Schloſſe am Berge liegt. Die Thür ſtand offen, ſie ging hinein und ſetzte ſich in ihren Stuhl. Nach einer Weile drehte ſie ſich um, da ſah ſie mehrere Bekannte als Geiſter um ſich ſitzen, die vor Kurzem geſtorben waren. Daran bemerkte ſie erſt, daß ſie unter lauter Geiſtern ſaß und eilte aus der Kirche. Indem ſie aus der Thür ging, wurde die Thür hinter ihr zugeſchlagen. Die Thür faßte ein großes Stück von ihrem Mantel, der wurde ſogleich durchgeriſſen und das Stück vom Mantel wurde am andern Morgen auf dem Altar gefunden.

424. Heidecke.

Die Frau eines Webers, der Heidecke hieß, war krank in Stolberg und er machte ſich noch Abends nach zehn Uhr auf zu einem berühmten Doctor in Urbach. Zehn Minuten von Stolberg, auf der Schützenwieſe, welche an den Antoniuskopf ſtößt, ſah er ein Feuer, daran wollte er ſeine Pfeife anſtecken, denn er meinte, daß es von Waldarbeitern angezündet wäre. Er legte ſich alſo eine Kohle auf die Pfeife, aber ſie erloſch und die Pfeife brannte nicht an. So hob er eine andre auf, aber ſie erloſch wieder. Da bemerkte er, daß es ein Goldſtück geworden war, ſteckte das Stück bei und nahm noch mehrere zu ſich. Als er nun fort wollte, war er von Geiſtern gehemmt und konnte nicht fort, hörte auch eine Stimme rufen: er ſolle mit dem Gelde der Armen, des Waiſenhauſes und der Kirche gedenken. Darauf ging er ſeiner Wege, und die Frau wurde geheilt. Er ſelbſt lebte aber nur noch einige Jahre und erfüllte in dieſer Zeit das Gebot der Geiſter. Der Kirche übergab er einen ſilbernen Kelch und eine ſilberne Kanne, die beim Abendmahle gebraucht werden und woran der Name Heidecke ſtehen ſoll.

425. Das graue Männchen

zeigt ſich in den Straßen und in den Wäldern von Stolberg.

426. Die Uftrunger Butterhexen.

Eine Frau in dem zwei Stunden von Stolberg entfernten Dorfe Uftrungen nahm aus einer Doſe mehrere Priſen und warf ſie in das Butterfaß, dann hatte ſie jedesmal reichlich Butter. Das ſah eine andre, nahm ihr etwas aus der Doſe und auch ſie hatte ſogleich reichlich Butter. Als ſie aber ihre Butter nach Stolberg zum Verkauf tragen wollte und im Walde an den Berg kam, der der Kreuzſtieg heißt und ein halbes Stündchen von Uftrungen entfernt iſt, (es ſteht auf dem Kreuzſtiege ein ſchönes Förſterhaus), da trat ihr aus der dichten Waldung plötzlich ein Mann entgegen, welches der Teufel geweſen ſein mag. Er fragte, was ſie zu verkaufen hätte. Butter, antwortete ſie. Nein, antwortete er, ſie hätte keine Butter, ſondern Kuhdreck zu verkaufen, griff ihr in den Korb, und warf die Butter an die Erde, welche auch wirklich Kuhdreck war. Seitdem heißen die Uftrunger Butterfrauen in Stolberg bis auf dieſen Tag nur Uftrunger Butterhexen.

Entſtehen der Räders-See

427.

Eine und eine halbe Stunde von Stolberg, eine halbe Stunde von dem Dorfe Stempeda, oder wie es dort gewöhnlich genannt wird Stempe, ſoll vor Zeiten ein Hüttenwerk geſtanden haben, jetzt ſteht daſelbſt ein groſſer Teich, genannt die Räders-See. Ihr Waſſer iſt grün, die Fiſche darin ſind ganz mit Moos bewachſen. Von dem Entſtehn der See wird Folgendes erzählt: Ein Werkführer in dem Hüttenwerke legte breite Silberplatten zurück und verbarg ſie unter die Dielen, ſo daß er ſie ordentlich einlegte. Das that er nur, um das Silber wieder für den Grafen emporzuholen, wenn keins mehr vorhanden wäre. Aber die Magd bemerkte es und verrieth es. Wenn damals ein Bergmann nur Weniges geſtohlen hatte, mußte er ſterben, und darum wurde der Werkführer in Stolberg auf dem Markte vor dem jetzigen John'ſchen Gaſthofe gerichtet. Dabei nahm er eine Semmel in die Hand und ſagte: ſo rein und unſchuldig als die Semmel wäre auch er, und ſo gewiß er unſchuldig gerichtet würde, ſo gewiß würde das Hüttenwerk in dem Augenblicke untergehen, wo ſein Kopf vom Rumpfe flöge, und nicht eher wieder zum Vorſchein kommen, als bis drei Grafen geboren wären, von denen jeder der beiden erſten gewiſſe körperliche Eigenheiten hätte, und der dritte eine Haſelruthe fände, die in Einem Schoſſe ſieben Fuß hoch geſchoſſen wäre. Alsdann müßte eine Wanne Goldes angewandt werden, ehe das Hüttenwerk wieder in Gang käme. In dem Augenblicke, wo des Werkführers Kopf fiel, ſoll in der Hütte ein Mann, (welches die Erſcheinung des Werkführers war) geſtanden und das Triebrad mit Einer Hand eingehalten haben. Danach ging das ganze Werk unter Waſſer, wie es noch jetzt zu ſehen iſt, und ſoll von dem verſunkenen Räderwerke die Räder-See heißen. Ein Hallore und noch ein anderer Mann ſollen hinein getaucht und auf ein Gebäude geſtoßen ſein, der Hallore auch einen Ring von einem Eimer mit emporgebracht haben, aber ſelbſt für tauſend Thaler wollte keiner zum Zweitenmale hinein, denn ſie waren unten von Geiſtern gepeinigt. Der Hallore brachte eine Kachel mit herauf. Was die Ruthe anlangt, ſo ſoll ſie im alten Stolberg von Graf Joſef gefunden, eine Hagedornruthe ſein und in der Rüſtkammer ſtehen. Er brauchte nur damit auf das Waſſer zu ſchlagen und Alles hätte in alter Pracht wieder da geſtanden.

428.

Der Schäfer von Stempeda erzählte, der Werkführer habe einen hohlen Zahn gehabt, den habe er jeden Tag mit Gold gefüllt und mit dem ſo angeſammelten Golde habe er dem Hüttenherrn ein Geſchenk machen wollen. Ehe er indeſſen das Gold dem Hüttenherrn übergeben konnte ward entdeckt, was er that, und er ſelbſt gerichtet.

Die Hebamme und die Kinder in der Räder-See.

429.

In Rodishain, welches früher ein Kloſter geweſen ſein ſoll, war eine Hebamme, bei der klopfte es Abends nach zehn Uhr. Da ſtand eine Kutſche mit vier Schimmeln vor der Thür, ſie mußte ſich in die Kutſche ſetzen und die vier Schimmel fuhren in die Räder-See, wie auf einer Straße. Unten in der Räder-See fand ſie mehrere Familien (Hütten- oder Bergleute, die das Geſchäft der frühern Bergleute unterirdiſch fortſetzten), auch eine Wöchnerin. Es ward ein Knabe geboren. Die Hebamme mußte ſich drei Tage aufhalten, wurde reich beſchenkt und ward ihr verſprochen, ſo lange Rodishain ſtände, ſollte dort keine Feuersbrunſt ſein.

430.

Andere erzählen Folgendes: »Die Hebamme hat der Geiſt vom Paſtors gelangt, die in Wochen waren.« Die Tochter von der Hebamme fand das Tuch ihrer Mutter an der Räder-See. Als Paſtors Taufe hatten, haben auch die im Waſſer getauft. Die Gevattern des Paſtors und des Geiſtes tanzten auf der Wieſe beim Förſterhauſe. Sie hatten nur einen kleinen buckligen Mann, der ſich dazu erboten hatte, zum Muſikmachen, es war aber, als wären es ein halb Mandel Muſikanten geweſen. Der bucklige Muſikant ſagte: er müßte doppeltes Lohn kriegen. Da ſagten die Geiſter: dann ſollte er zwei Buckel haben. Da hatte er zwei Buckel. — Die Geiſter wünſchten den Rodishaynern, daß kein Feuer aufkommen ſolle.

431.

Auch ſonſt wird erzählt, daß ein Zwerg oder Berggeiſt Rodishayn gewünſcht habe, daß dort kein Feuer entſtehen ſolle. Der Wunſch ſoll auch ſo gelautet haben, daß Rodishayn eher durch Feuer als durch Waſſer untergehn ſolle. Man ſagt auch, daß in Rodishayn keine Feuerſpritze gehalten würde.

432.

Nach Andern ſagte ein Weib: ſo gewiß wie ein Schloß in der Räder-See unterginge, ſo gewiß käme in Rodishayn kein Feuer auf.

433.

Aus der Räder-See werden Kinder geholt.

434.

Ein geſpenſtiſcher kleiner Junge ſaß vor der See.

435.

Räder-See iſt grundlos.

436. Rodishayn und die Taterin.

Eine Taterin erwartete ihre Niederkunft, es wollte ſie aber Niemand aufnehmen, nur die Rodishayner. Da wünſchte ſie, daß in Rodishayn niemals Feuer aufkäme.

437. Der tanzende Geiſt.

Alle 7 Jahre tanzt Einer bei dem Kreuze zwiſchen Stempe und Rodishayn mit dem dreieckten Hute.

438. Die Hebamme im Neuſtädter Teiche.

Im Reichenwinkel in der Neuſtadt in Stolberg wurde eine Hebamme gerufen und vor den Neuſtädter Teich geführt. Das Waſſer ſchied ſich vor ihr, ſie mußte einer Wöchnerin beiſtehn und erhielt ein Knäuel Garn, davon konnte ſie ihr ganzes Leben lang Strümpfe ſtricken.

439. Kinder aus dem Röhrenteiche.

Die Kinder werden in Stolberg aus dem Röhrenteiche oberhalb des Schloſſes geholt.

440. Der alte Stolberg.

Auf dem alten Stolberg, einem Höhenzuge zwiſchen Stolberg und Nordhauſen, ſteht die Grasburg. Eine Glocke iſt auf dem alten Stolberg untergegangen. Eine Sau bezeichnete die Stelle, wo dies geſchehen war.

441. Antoniuskopf.

Ein Waldkopf bei Stolberg heißt der Antoniuskopf. Mancher iſt dort irregeführt.

442. Der Gaukler zu Stolberg.

In der Herrſchaft Stolberg hat man einen Gaukler erzürnt und ſeine ſchwarze Kunſt verlacht. Da baute und zauberte er einen luſtigen und ſchönen Lilienſtock auf den Tiſch, rüſtete ſein Pferd, führte es an die Pforte und ſprach: »Laßt mich und meine Kunſt zufrieden, oder ich haue dieſem Lilienſtock den Kopf ab.« Da ſie ihn nun noch mehr plagten, zog er ſeinen Dolch, hieb damit eine Lilie vom Zweige ab und fuhr davon. Nach einer Stunde fand man einen geköpften Mann im Stalle, der war todt und blieb todt.

443. Der Puterhahn in der alten Münze.

In der alten Münze zu Stolberg zeigte ſich ein Puterhahn.

444. Der Wagen im Bach.

In der Stubengaſſe fuhr ein Wagen Nachts und verſchwand in dem Bach.

Der Ziegenbock.

445.

Auf dem Knüppelberge zupfte vor etwa 42 Jahren ein ſchwarzer Ziegenbock zwei Kinder an den Kleidern und wollte, ſie ſollten einen Topf mit Unrath von kleinen Kindern nehmen. Beide Kinder verſiechten und ſtarben früh in Folge des Schreckens.

446.

Der Teufel, ſagt man in Stolberg, reitet auf einem Ziegenbock.

447. Der Slowak im Zwilsberg.

Nach dem Zwilsberg hinter dem Stolberger Schloſſe ging früher immer ein Slowak (Venediger). Einſt bat ihn Jemand, ihn mitzunehmen, da ſagte er: er ginge jetzt drei Jahre im Dienſt eines Herrn, dem er alle Schätze bringen müſſe. Später wolle er ihn mitnehmen, wenn er die Schätze für ſich ſelbſt hole. Dieſer ſah ihn dann nachher auch in den Berg hineingehen, aber iſt ſpäter nicht wieder gekommen.

448. Die Venetianer

ſagten in der Grafſchaft Stolberg: der Stein, den man aus der Bach, der Luda, hinter der Kuh herwürfe, wäre oft mehr werth, als die Kuh ſelbſt.

449. Das Kuxloch.

Im Steinberge bei Buchholz liegt das Kuxholz. Darin ſind Gänge und Venediger gingen hinein. Unten im Kuxloche iſt Waſſer, wer darüber geht, findet jenſeits Gold und Silber. Im Kuxloche iſt ein großer Stein, der dreht ſich wenn man vorbei geht, und läßt den, der darin iſt, nicht wieder heraus.

450. Die goldene Schlange.

Einem Mädchen aus Petersdorf erſchien die goldene Schlange.

451. Der Bär von Breitenſtein.

Ein Bär entführte eine Frau aus Breitenſtein aus den Nüſſen, hielt mit ihr drei Jahre Haus und verſorgte ſie mit Wildbrät und Wurzeln. In ſeiner Abweſenheit wälzte ſie einſt das Verwahrniß vor dem Loche ab und kam ganz verwildert nach Breitenſtein zurück.

452. Der Geiſt in der Heimkehle.

Unter der Stadt Stolberg liegt eine Mühle, wo ein Müller wohnte, der mehr konnte als Andere. Als er begraben wurde, ſah er zum Fenſter heraus ſeinem eigenen Leichenzuge nach. Er wurde deshalb angeklagt und ſollte verwieſen werden, machte aber dem Pater Vorhalte. Der entkräftete ſeine Beſchuldigungen und ſagte z. B.: mit den Stecknadeln, die er einmal wo habe hingenommen, habe er ein Altargedeck feſtgeſteckt. Er wurde in die Heimkehle, welche 1 ½ Stunde von Stolberg, rechts vom Dorfe Rottleberode, am alten Stolberge liegt, gebannt.

Zwerge.

453.

Rings um Stolberg wohnten im Walde die Zwerge. Sie zogen zu ganzen Schaaren über der Stadt weg in der Luft mit einer wundervollen Muſik.

454.

In den Taterlöchern zwiſchen Petersdorf und Rüdigesdorf wohnten Zwerge.

455. Der Teufelsſchacht bei Strasberg.

Eine Viertelſtunde von Strasberg liegt der Teufelsſchacht, wo Eiſen gegraben iſt. Da arbeitete ein Strasberger Bergmann, dem Niemand gleich arbeiten konnte und ſo beſchwerte er ſich, daß alle ſeine Kameraden faul wären. Jeden Lohntag (alle 4 Wochen) bekam er einen anderen Kameraden. Endlich aber wollte keiner mehr mit ihm arbeiten. Da meldete ſich ein fremder Bergmann und ſprach um Arbeit an. Er bekam ſie, doch wurde ihm geſagt, er müſſe mit einem Manne arbeiten, mit dem noch Niemand habe arbeiten können. Er antwortete: wenn ihm der könne gleich arbeiten, er könne jedermann gleich arbeiten. Am Morgen ſagte er, er arbeite für 3 Mann. Der Fremde fing an zu fahren und hing den Karren an. Kaum hatte er eine Stunde gefahren, da war der ganze Vorrath, der ſchon ſeit einigen Monaten gelegen hatte, fort. Geh weg und laſſe mich losbrechen, du kannſt nicht genug loskriegen, ſagte er zu dem Andern. Der Strasberger mußte den Karren anhängen, war aber nicht im Stande, ſo viel fortzuſchaffen, als der Andere los bekam. So ging's einen ganzen Monat hindurch. Am Lohntage bekamen ſie zuſammen 400 Thlr. und 1 Pfennig. Sie ſchoben den Pfennig hin und her, der Strasberger warf ihn zuletzt in den Schacht, da fuhr der Fremde dem Pfennige nach. Dies war der Teufel, oft mußten die Bergleute unter ihm durchgehen, wenn er die Beine auseinander geſpreizt hatte. Jetzt will dieſen Schacht kein Bergmann mehr befahren, obgleich der Schacht ſehr reichhaltig iſt.

456. Der Schatz unter der Linde.

Zwiſchen Strasberg und der Joſefshöhe liegt eine alte und ſehr breite Linde, welche inwendig ganz hohl iſt. Eine Erſcheinung führte einſt mehrere Männer unter die Linde und bedeutete ſie, daß ſie daneben an der Stelle, wo jetzt eine Grube iſt, einen Schatz heben, aber dabei ja nicht reden ſollten. Die Männer fingen an zu graben, ſtießen auch auf den Schatz und hatten ihn faſt an's Tageslicht gebracht. Da erſchienen ihnen auf einmal viele Geiſter, ſagten, daß ſie ein Opfer haben müßten und beriethen, welchen von den Männern ſie nehmen wollten, einer aber ſagte immer: den Rothlatz! den Rothlatz! Da rief der Mann, der den rothen Latz an hatte: „ich will nicht' ich mag nicht' nehmt euch einen andern!" Sogleich war der ganze Schatz verſchwunden und die Erſcheinung ward nicht erlöſt. Von jener Zeit rührt noch die Grube unter der Linde her und ſie ſoll alles Mark und Holz aus dem Stamm in ſich geſogen haben, ſo daß nichts als die Borke und die Zweige mehr von ihr daſteht.

Frauenruh.

457.

Als das Schloß Hohenſtein zerſtört wurde, erhielten die Frauen freien Abzug und die Erlaubniß, mitzunehmen, was ſie auf dem Rücken forttragen konnten. Da trug die Gräfin vom Hohenſtein den Grafen fort, welcher ſonſt hätte ſterben müſſen, ruhte mit ihm auf der *Frauenruh* und trug ihn dann weiter bis Nordhauſen. Er ſoll nachher der Stammvater des jetzigen ſtolbergiſchen und roslaiſchen Grafenhauſes geworden ſein.

458.

Unweit des Hohenſteins iſt die Frauenruh. Dort ſah die alte Deichmann aus Ilfeld die Frau Holle *in einem weißen Gewande über die Wieſe fliegen.*

Abhandlungen und Zuſammenſtellungen.

A. Eine Pfingſtbetrachtung *).

Was waren doch das vor zehn bis fünfzehn Jahren noch für andere Pfingſten als heute! Das Wetter war in der Woche vorher und zu Pfingſten ſelbſt nicht immer ſo ſchön als diesmal, im Gegentheil, es war manchmal herzlich ſchlecht, aber wie munter ſprangen nicht unſ're „Peiaſſe" in dem Dreck umher, die ſich auf den „Pfingſtbieren" einfanden! was ſchadete es, wenn auch die Laubhütten, die man in den Dörfern aufgeſchlagen hatte, einmal von Regen tropften? Die Geſichter darin ſahen deshalb nicht minder vergnügt aus. Und wurde das Bier in der bekränzten Kanne, aus der man den Gäſten den Willkommen zutrank, worin Adalbert Kuhn die Erinnerung an alte Trankopfer ſehen will, dadurch ſchlechter, weil es hineinregnete?

Heute lacht die Pfingſtſonne ſo herrlich, aber es iſt ſtiller geworden zu Pfingſten und der laute Jubel iſt mehr

---

*) Dieſe Abhandlung wurde Pfingſten 1853 geſchrieben und erſchien in Nr. 114 und 115 des Magdeburger Correſpondenten von jenem Jahre. Da das Publikum in der Regel ſo manche Frage über das Weſen der Sage an die Sammler hat, ſo laſſe ich ſie hier wieder abdrucken, wobei man nicht verkennen wird, daß ein anderer Leſer wenigſtens einen anderen Zweck vor Augen hat, als die übrigen Abhandlungen und Anmerkungen dieſes Buches.

und mehr verſtummt. Man kann das alte Leben wohl noch finden, aber es will geſucht ſein. So wollen auch wir es heute ſuchen, indem wir uns heute am Pfingſtfeſte nicht ſowohl in einzelnen Schilderungen, als in allgemeineren Betrachtungen in den Geiſt des Volkslebens verſenken, dem jetzt die literariſche Welt mit ſeinen Sagen, Märchen und Gebräuchen um ſo mehr Aufmerkſamkeit ſchenkt, je mehr das Volk ſelbſt ſich dieſen Dingen entwöhnt.

„Wer kann es leugnen — ſagte J. W. Wolf im Vorwort ſeiner heſſiſchen Sagen (Göttingen, Dietrich) — daß die Grimmſchen Märchen, wie die andern Sammlungen dieſer Art bis jetzt ſchon von einem unberechenbaren Einfluß auf die Erziehung von Tauſenden waren, welche ohne ſie mit jenen modiſchen verſchrobenen Fabrikaten eines ganzen Heeres ſogenannter Jugendſchriftſteller für's Leben verſchroben worden wären? Fragen wir die neuen Sammler von Volksüberlieferungen wer ihnen die Liebe und Freude an dieſen Ueberlieferungen ins Herz gepflanzt, ſie werden alle auf den Grund hinweiſen. Aber mit dieſer Liebe und Freude iſt noch eine andere verbunden, die an deutſchem Weſen, die am Vaterländiſchen, und das iſt ein größerer Gewinn als der wiſſenſchaftliche, den wir aus dieſen Traditionen ziehen. Sie haben die Erkenntniß des Tiefen und Sinnigen, was in unſerm Volke lebt, ſie luden Arm und Reich und Jung und Alt und Groß und Klein an eine und dieſelbe Tafel, zu einer und derſelben Koſt, ſie halfen den alten, faſt erſtorbenen Gemeinſinn wieder mehr wecken, ſie waren ein Mittelpunkt, um den ſich die Höchſten und Niedrigſten einten, und das werden ſie mit jedem Tage mehr. Um ſie, die Wundererfüllten, geſchaart, lernte man das nüchterne Vernünfteln vergeſſen, wer ihren Geiſt in ſich aufgenommen, den können die raffinirten Romane der neufranzöſiſchen Schule nicht mehr befriedigen, denn arm und widerlich müſſen dieſe Ausgeburten einer befleckten Phantaſie und verdorbener Herzen erſcheinen, ſobald und wo unſer Märchen die reinen bunten Schwingen ſeiner friſchen duftigen Phantaſie entfaltet, und im leichten Flug Sterne und Sonnen unter unſern Füßen erſcheinen läßt, wenn die ſinnige Sage ihre Aureolen um die Werke der Natur und der längſt zum Staub zurückgekehrten Menſchenhand ſpinnt, oder wenn der Schwank ſeinen kräftigen Tanz tritt und jubelnd die alte Feſtfreude des Volkes an unſern Augen vorüberzieht.“

Es iſt weſentlich ein dreifaches Intereſſe, das wir an den alten Ueberlieferungen nehmen: zunächſt ein rein literarhiſtoriſches, zweitens ein ethiſches und drittens ein mythologiſches.

Die alten Ueberlieferungen beſtehen genauer bezeichnet in Sagen, Märchen, Liedern und Gebräuchen. Unter dieſen haben die Sammlungen der Gebräuche ſo eben erſt begonnen. Eine Literaturgeſchichte der Sagen könnte und ſollte längſt vorhanden ſein und fehlt wohl nur wegen der ungeheuren Ausdehnung, welche ſie gewinnen würde. Da das Verſtändniß jeder Sage an und für ſich ſtets ihrer mythologiſchen Deutung vorausgehen ſollte, ſo wäre ein ſolches Werk ein dringendes Bedürfniß und würde manchen wiſſenſchaftlichen Fehlgriff verhüten. Eine umfaſſende Geſchichte des Märchens beſitzen wir von Wilhelm Grimm. Sie reicht jedoch nur bis zum Jahre 1822 und was ſeitdem an Märchen veröffentlicht wurde, überwiegt nach Grimms eigener Erklärung das frühere an Gehalt bei Weitem.*) Für das Volkslied fehlt es bekanntlich nicht an mancherlei literarhiſtoriſchen Arbeiten.

Was den ethiſchen Gehalt der alten Ueberlieferungen betrifft, ſo tritt dieſer am Meiſten bei den Sitten und Gebräuchen hervor, aber auch bei den Sagen und Märchen. Unter den Sagen eines jeden Ortes findet man eine oder mehrere, in denen der Betrug beſtraft wird, beſonders wenn er von Reicheren gegen Aermere verübt iſt, z. B. von einer Gaſtwirthin, welche den Armen die Milch mit Waſſer verdünnt verkauft. Nächſtdem wird auch in ſehr vielen Fällen überhaupt der Uebermuth des Wohlſtandes beſtraft, zumal wenn er zu einer Geringachtung der Gottesgaben, namentlich des „lieben Brodes“ führt. Wo ſolche Sagen nicht an einem Orte heimiſch waren, kann man bemerken, daß das Volk ſie noch in neuerer Zeit dorthin verlegt, und an beſtimmte Punkte, z. B. Teiche, Erdfälle u. ſ. w. geknüpft hat. Gegen gröbere

---

*) Bechſteins „Mythe, Sage, Märe und Fabel“ (Leipzig bei T. O. Weigel 1854 und 1855) iſt ein überflüſſiges Buch, dem keinerlei Werth zugeſtanden werden kann.

Vergehen proteſtirt die Sage nicht ſo häufig: Verbrecher leben nicht in jedem Dörfchen, aber gegen die alltäglichen Sünden muß überall proteſtirt werden. Das Märchen ſcheint auf den erſten Blick weniger zu moraliſiren als die Sage, allein man braucht nur näher hinzuſehen, um zu bemerken, daß faſt jedes Märchen einen beſtimmten Fehler ſcharf aufs Korn nimmt und aufs Unerbittlichſte, mit allen nur denkbaren Mitteln bei der Wurzel auszurotten ſucht. Um ein kleines Vergehen zu ſtrafen iſt im Märchen Alles erlaubt, ſelbſt Mord und Todtſchlag, — es kommt ihm eben nur auf jene Einzelnheit an.

Unter den Gebräuchen muß man unterſcheiden zwiſchen denen, die insgeheim ausgeübt werden und denen, die das Licht nicht ſcheuen und gleichſam öffentliche Handlungen ſind. Alles was zu den „Sitten“ und Gebräuchen im letzteren Sinne gehört, ſollte unter den Schutz der öffentlichen Meinung geſtellt ſein, und namentlich ſollten die Gebildeten ſich nicht es zur Aufgabe machen, es da, wo es ſich noch findet, auch wenn ſie es nicht verſtehen, zu zerſtören. Viele dieſer Sitten enthalten in der That ein gutes Theil der öffentlichen Sittlichkeit, wie das Volk ſie von ſeinen Vorfahren ererbte. Dies gilt zum Beiſpiel zum guten Theil von den kirchlichen Sitten, deren Sammlung von meinem Vater H. A. Pröhle begonnen wurde. Aber auch diejenigen, welche dem Volke ſeine übrigen Sitten entzogen haben, trugen ohne es zu wiſſen und zu wollen dazu bei, daß dem Volksleben der feſte Grund und Boden unter den Füßen hinweg genommen wurde, kaum zu gedenken der Poeſie, deren es dadurch entkleidet wird. Zu den Tänzen wurden früher Lieder von hohem Alter geſungen, und es iſt noch nicht lange her, daß dieſe durch Bierfiedler auf den Dörfern verdrängt ſind. Die alten Volkslieder ſind edel und großartig, wenn auch zuweilen derb; die ſpäteren, die jetzt vorzugsweiſe in den Spinnſtuben geſungen werden und die der Sammler wegen des Mangels an Poeſie, der ſie kennzeichnet, ſelten berückſichtigt, ſind in Bezug auf ihren ſittlichen Inhalt oft bedenklich. Wenn auch unverfänglich, doch in poetiſcher Hinſicht wo möglich noch nichtsſagender ſind die Texte der Lieder, welche jetzt aus unſern Liedertafeln, Singvereinen u. ſ. w. ins Volk eindringen. Man kann die Verdienſte dieſer Geſellſchaften wohl anerkennen, und doch vor ihren ſüßlichen Liedern von ſich ſchnäbelnden Tauben, vor ihren in Muſik geſetzten Speiſezetteln u. ſ. w. einen hölliſchen Abſcheu empfinden. Einſichtige Lehrer, welche ſolche Vereine leiten, ſollten ſtatt dieſer übergemüthlichen Lieder dem jungen Geſchlecht lieber eine Auswahl aus ſeinen alten Weiſen wieder ſingen lehren.

Zu den Gebräuchen gehören die Spiele, beſonders die der Kinder. Auch dieſe hat man jetzt zu ſammeln und aufzuzeichnen begonnen. Wer ſich von dem Werth unſerer Ueberlieferungen überzeugen will, der braucht nur die Spiele, welche er an irgend einem Orte vorfindet, mit denen zu vergleichen, welche z. B. von müſſigen Köpfen für die Fröbelſchen Kindergärten erfunden ſind. Wie einfach und doch wie mannichfaltig unter einander ſind dieſe echten Kinderſpiele, während es an Wahnwitz grenzt, wenn in jenen Fröbel'ſchen Spielen die Kinder z. B. das Gewitter nachäffen müſſen. Dergleichen arge Verirrungen kommen in den volksthümlichen Kinderſpielen nicht vor: ein von mir aufgefundenes Kinderſpiel, dem offenbar ein alter Mythus vom Donar, dem Donnergott, zum Grunde liegt, natürlich ohne daß der Name des Heidengottes darin genannt wird, weiß nichts von ſolchem blödſinnigen Frevel und iſt, wie heidniſch es auch von Haus aus iſt, doch vollkommen für die Kinderwelt geeignet.

Wie bereits oben geſagt wurde, ſo gibt es auch bedenkliche Gebräuche, die ſich der Oeffentlichkeit entziehen. Hieher gehört faſt das geſammte Gebiet des Aberglaubens, wie er theils in beſtimmten Handlungen, z. B. in der ſogenannten Sympathie, den Beſprechungen u. ſ. w ſich zeigt. Der Aberglaube, wo er ſich im Volke noch findet, beſteht zum großen Theil aus Bruchſtücken der heidniſchen Religion unſerer Vorfahren, die wir zum guten Theil uns erſt wieder aus ihm durch allerlei Schlüſſe conſtruiren müſſen. Er darf daher, wo es ſich nicht eben praktiſch um ſeine Bekämpfuug handelt, nnr noch als ein Beſtandtheil der Wiſſenſchaft betrachtet und mit dem Auge des Hiſtorikers angeſehen werden. In dieſem Sinne kann man ihn bei denjenigen Ständen allerdings begreifen, wo man ihn im Zuſammenhange mit einer Reihe anderer Vorſtellungen und namentlich mit jenen Ueberlieferungen aus einer älteren Zeit antrifft, von denen bereits eben die Rede geweſen iſt. Aber ein ſchnurrig Ding iſt es um den Aberglauben unſerer gebildeten Stände, der ſich an Einzelnheiten anklammert, die aus jenem Zuſammenhange herausgeriſſen ſind, z. B. daß ein Traum vom Zahnausfallen einen Todesfall in der Familie bedeutet. Ja, ſelbſt unſer Tiſchrücken und die berühmte Klopfgeiſterei, welches Alles wir hier nicht unterſuchen können: was kann es denn anders ſein, als der Aberglaube, der des Urgroßvaters Sorgenſtuhl hinausgeworfen hat und, um wieder Mode zu werden, ſich mit ſeiner Geſellſchaft am Mahagonitiſche zurechtſetzt. Es iſt die Geſchichte vom Mephiſtopheles im Fauſt, der den Pferdefuß abgelegt hat und als Cavalier erſcheint, damit er ſich nur wieder ſehen laſſen kann.

Ueber den mythologiſchen Werth der deutſchen Sagen, Märchen und Gebräuche können wir nur kurze Andeutungen geben. Als unſere Vorfahren zum Chriſtenthum übertraten, ſetzten ſie zum Theil die Verehrung ihrer heidniſchen Götter noch lange insgeheim fort; die Heidenapoſtel knüpften ihre Lehre auch wohl ſelbſt an heidniſche Vorſtellungen und Gebräuche an, bauten Kirchen auf heidniſchen Opferſtätten (Bonifacius ließ aus der bekannten, von ihm gefällten Eiche eine Kanzel machen) u. ſ. w. Theils insgeheim als Aberglaube, theils auch mit dem Willen der katholiſchen Kirche wurden namentlich auf die Heiligen und die Mutter Maria zahlreiche heidniſche Vorſtellungen übertragen. So weit ſie ein Beſtandtheil der Religion ſelbſt geworden waren, ſtreifte die proteſtantiſche Kirche bei ihrer Begründung ſie nachher von ſelbſt ab durch ihr einfaches und ſicheres Zurückgehen auf die Bibel. In den Marien-Cultus greifen z. B. nachweisbar da ſtets heidniſche Vorſtellungen ein, wo derſelbe mit Quellen in Verbindung tritt, wie z. B. in dem Namen und den dazu gehörigen Sagen des ehemaligen Kloſters Marienborn im Magdeburgiſchen. Weit verbreitet iſt auch noch jetzt die Vorſtellung von einem Opfer, das die Saale, Elbe, Bode und Holtemme auf den Johannistag verlangen, in Halberſtadt herrſchte oder herrſcht ſogar die ſchöne Sitte, den Johannisbrunnen auf dieſen Tag zu bekränzen. Alles dies greift viel weiter (zu Johanni öffnen ſich auch die alten Burgen und geben ihre verzauberten Schätze preis), als wir es in einem kurzen Aufſatze verfolgen können.

Wie trocken nun dem ferner Stehenden, gleich jeder anderen ſpecielleren Wiſſenſchaft, z. B. der Münz- und Wappenkunde, auch die deutſche Mythologie mitunter erſcheinen mag, ſo wiſſen uns doch die Sammler der alten Ueberlieferungen, auf denen ſie hauptſächlich aufgebaut iſt, gar manches Drollige über die Erfahrungen zu erzählen, die ſie dabei im Volke machten. Es kommt wohl vor, daß ein Schäfer vor Verwunderung einen hohen Satz in die Luft thut, wenn ein Univerſitätsprofeſſor von Göttingen, Kiel oder Tübingen ſich ganz ernſthaft bei ihm nach einer Jungfrau erkundigt, die ſich auf der nächſten alten Burgruine als Jungfrau mit Schlüſſeln (weiße Frau) zeigt. „Herrle, glauben denn das Herrle ſolche alten Schnurrpfeifereien noch?“ rief ein ſolcher einſt dem Profeſſor Meier zu. Auch mir ſagte einſt ein Knabe, den ich am Fuße des Hohenſteins bei Neuſtadt nach einer ſolchen Jungfer fragte: Sie können dreiſt auf die Burg gehen und brauchen ſich nicht zu fürchten. Jede Belehrung, daß das und das nicht glaubhaft ſei, muß geduldig angehört werden, da der Sammler zu allererſt den Bildungsſtandpunkt, auf dem die betreffende Perſon ſteht, erforſchen muß. Gewöhnlich findet es ſich dann doch noch, daß ihre Aufklärung ein kleines „Aber“ hat und daß ſie wenigſtens an diejenigen Sagen glaubt, die ſie von älteren Verwandten gehört hat. Alles andere wird für Lug und Trug erklärt und vielleicht nur das geglaubt, was den Großeltern „ſelbſt“ geſchehen ſein ſoll. So kommt es dann freilich, daß viele unſerer älteſten, ſchönſten und werthvollſten Sagen, die ſchon wegen ihres poetiſchen Gehaltes verdienten, fort und fort Gemeingut des Volkes zu bleiben, vergeſſen und dagegen die bloßen Spuk- oder Geſpenſtergeſchichten erhalten werden. Doch werden viele ältere Sagen auch nur wieder erneuert und, weil man ſie für hiſtoriſch hält, ſtets von Zeit zu Zeit, ohne daß das Volk es merkt, in neuere Zeiten verlegt und an Perſonen geknüpft, die dem lebenden Geſchlechte näher ſtehen. Namentlich werden von witzigen Perſonen, die durch ihren volksthümlichen Humor populär werden, zuerſt Anekdoten und Schwänke (theils ſolche, die ſie ſelbſt ausführten, theils fälſchlich ihnen zugeſchriebene) erzählt, nach ihrem Tode aber werden ihrer Popularität wegen Bann- und Zaubergeſchichten und zuletzt ganz alte Mythen aller Art auf ſie übertragen. Aehnlich iſt es bereits mit dem alten Deſſauer und mit Friedrich dem Großen ergangen und auch ſonſt habe ich vielfach Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie es der Humor iſt, der die älteren Sagen umgeſtaltet und erneuert und an den ſie ſich bei der Erneuerung anheften.

Oft trifft man noch Menſchen im Volke an, die für die Sammlungen alter Ueberlieferungen eine unerſchöpfliche Fundgrube ſind. Während diejenigen, welche nichts wiſſen als einige unbedeutende Geſpenſtergeſchichten, auf die ſie insgeheim meiſt großen Werth legen, ſich oft lange zureden laſſen, bis ſie ihr Herz aufſchließen, betrachten jene, welche Vieles und wahrhaft Gutes wiſſen, es oft als ein Glück, das ihnen widerfährt, wenn ſie durch ihre Mitwirkung dieſe Dinge erhalten helfen ſollen, freuen ſich beim Erzählen ihres guten Gedächtniſſes und haben für den poetiſchen Gehalt der Sagen und Märchen ein tiefes Gefühl. So erzählte ein alter achtzigjähriger Gerichtsbote zu J. im Harz einem jungen Manne, der mich beim Sammeln unterſtützte, mit wahrer Freude eine Reihe der werthvollſten Sagen und bat ihn zuletzt dringend, ihn am Abende zu beſuchen, damit er noch weiter fortfahren könne. Er begann auch am Abend ſogleich mit großem Eifer weiter zu erzählen, wurde aber dabei von ſeiner Frau und ſeinem Sohne unterbrochen; ſie ſchalten ihn wegen ſeines Aberglaubens, hießen ihn ſtillſchweigen und machten es ihm durch Lärmen geradezu unmöglich, weiter zu reden. Was war der Grund dieſer auffallenden Erſcheinung? Der Alte erzählte unter Anderem von einem geſpenſtiſchen Schimmelreiter, der dort für den Geiſt eines verſtorbenen Amtmanns gehalten wurde und im Felde umherritt und die Früchte beſchützte*). Dieſer Schimmelreiter hatte einſt, wie wir ſpäter erfuhren, das böſe Gewiſſen geſpielt und ein unwürdiges Mitglied der Familie des Alten aus einem fremden Kartoffelfelde, in dem es hatte ſtehlen wollen, unverrichteter Sache hinweggejagt. Hinc illae lacrymae! Das war das Vergehen des Schimmelreiters, darum ſollte er der ewigen Vergeſſenheit anheim gegeben werden! Das Geſindel hatte ihm die Kartoffeln noch nicht vergeben, um die es von ihm betrogen war; es ſchäumte vor Wuth, weil der Alte mit einem gewiſſen Reſpect von ihm erzählte und nahm dabei die Miene der Aufklärung an, während es ſich vielleicht noch heutiges Tages blos aus Furcht nicht wieder in das Bereich des Schimmelreiters getraut, um Feldfrüchte zu ſtehlen! .... Wir geben dieſe Erinnerung an die Erfahrungen, welche in unſerer Gegend ſelbſt beim Sammeln gemacht wurden, als einen Nachtrag zu dem, was wir oben über den ethiſchen Gehalt der Sagen bemerkten. Leicht könnten wir dieſe Betrachtungen über die alten Ueberlieferungen noch fortſetzen, brechen indeſſen hier ab in der Hoffnung, daß vielleicht ſchon dies Wenige einen oder den andern unſerer Leſer, beſonders ſolche, die dem Volke näher ſtehen, veranlaßt, der Sache ſelbſt weiter nachzudenken.

---

*) Der Schimmelreiter kommt in vielen Gegenden Deutſchlands in Gebräuchen oder als Geſpenſt vor und iſt eine Erinnerung an Wodan, unter deſſen Obhut auch die Ernte ſtand.

B. Ueber die Zwerge in Familienſagen.

Der Vorberg, den man beim Beſteigen der Harburg bei Wernigerode von Küſter's Kamp aus überſchreitet und welcher, ein Plateau bildend, „Rutſche fort“ heißt, ſoll dieſen Namen daher haben, daß der Teufel, entrüſtet über die Aufrichtung eines Kreuzes auf dem Kreuzberge, welcher nördlich von der Harburg liegt, in der Abſicht, dieſes Kreuz und die Kapelle zu St. Theobald zu zerſtören, die Burg, welche dem Berge den Namen der Harburg gegeben, von dieſem fort geſchoben und über das Plateau „Rutſche fort“ auf den gegenüber liegenden Schloßberg transportirt habe; doch erreichte er ſeinen Zweck nicht. Kreuz und Kapelle blieben verſchont, der Transport der Harburg aber auf den Schloßberg veranlaßte, daß von dem Grünſtein-Dyk, welcher im Thiergarten hinter dem Eingange in dieſen vom Schloß- und Theobaldskirchhof ſich erhebt, eine bedeutende Partie da herausgeriſſen wurde, wo jetzt in demſelben ein Steinbruch liegt.

Wir geben dieſe uns nachträglich mitgetheilte Sage zur Ergänzung der Sagen von der Harburg, wie ſie gedruckt ſind S. 50–53 unter Nr. 128—131 und 134; S. 55 Nr. 138–140; S. 60 Nr 149.

Zunächſt iſt zu bemerken, daß hier die Fortrückung des Schloſſes von der Harburg nicht einem Zwerge, ſondern dem Teufel zugeſchrieben wird. Wie jedoch der Teufel auch nach den von uns im Texte mitgetheilten Sagen auf der Harburg zu Hauſe iſt, zeigt beſonders Nr. 137, S. 55.

Der Name Rutſchefort iſt entſtanden aus Rochefort*), welches eine Zeit lang als Beſitzung zu Wernigerode gehörte. Jedoch iſt der Name Rutſchefort ſchon ſo lange vorhanden, daß er als eine bloße Entſtellung nicht zu betrachten iſt. Vielmehr weil die Sage vom Fortrutſchen des Schloſſes längſt bekannt war, mag Rochefort in Rutſchefort übergegangen ſein. Intereſſant iſt es, daß hiernach nun wirklich ein unbedeutendes Plätzchen an der Harburg den Namen Rutſchefort erhalten hat.

Die Sage, wonach Zwerge das Wernigeröder Schloß erweitert und nach dem gegenüber liegenden Berge, auf dem es noch jetzt ſteht, verſetzt haben, wird ſich vielleicht urſprünglich mehr auf das innere Wachsthum des Geſchlechtes, dem Wernigerode gehörte, als auf ſeine Wohnung bezogen haben. Iſt auch dieſe Sage vielleicht nicht ſo entſtellt, als ich früher glaubte, indem ja die Zwerge auch gleich den Kobolden gewiß Haus- und Herdgeiſter ſind, ſich alſo auch mit den äußeren Wohnungen edler Geſchlechter, nicht blos mit deren innerm Wachsthum, beſchäftigen mögen, ſo iſt doch ſicherlich auf den Verkehr der Zwerge mit der Burgfrau, den die Sage nur vorübergehend erwähnt, das Hauptgewicht zu legen. Von der Sage der Harburg abgeſehen, erſcheinen Zwerge in manchen neuern Familienſagen, aber eben ſo ſchon in der deutſchen Heldenſage als Perſonification der menſchlichen Zeugung.

Nach dem Anhange des „Heldenbuchs“ wußte der Zwergkönig Elberich, theils weil er nahe bei Kaiſer Otnit's Vater und ſeiner Mutter, des Königs von Reußen Schweſter, geſeſſen war, theils aus den Geſtirnen, daß die Königin von ihrem Manne kein Kind empfangen würde. Es war ihm aber gar leid, daß ſie ohne Leibeserben ſterben ſollten: denn er fürchtete, nach ihrem Tode böswillige Nachbarn zu bekommen, vor welchen die Zwerge, wie ſchon Wilhelm Grimm bemerkt hat, überall große Scheu tragen. Unſichtbar, mit einem Ringe, den er vorher an den Finger geſteckt hat und für dieſen Augenblick mit übernatürlicher Stärke ausgerüſtet, geht er in die Kammer der Königin uud überwältigt ſie gegen ihren Willen. Dann ſagte er ihr, wer er ſei und warum er es gethan („durch des beſten Willen"), und ſchenkte ihr den Ring. So ward Kaiſer Otnit geboren. König Eligas von Reußen ward über ſeine Schweſter einſt gar zornig von Elberich's wegen: allein „do das Elberich befand, do brachte er ſy mit ſynen Liſten wider zu ſamen, das ſy Freund wurden", was vielleicht urſprünglich von einem Streit der Königin mit ihrem Gemahl berichtet ſein mag, wenn gleich andererſeits deſſen ſtillſchweigende Zuſtimmung zu Elberich's Handlung auch bedeutſam iſt. Nach dem Tode ſeines Vaters, des Königs Otnit, nahm Kaiſer Otnit „eines heidniſchen Königs Tochter, zu Rachaol geſeſſen", mit Gewalt, taufte ſie und nahm ſie zu ſeinem ehelichen Weibe. Aber der Heidenkönig, um ſich zu rächen, ſandte einen Rieſen und ſein Weib mit zwei böſen Würmern in Kaiſer Otnit's Land. Den letzten dieſer Würmer tödtete nachher erſt Dietrich von Bern.

---

*) Spener, Historia insignium S. 767 ſagt: „Ita notatur comitatus Rupifortius, seu Rochefort, nostris Rutſchefort in Ardenna.“ Ebenda wird S. 769—771 ein von Karl V. ertheiltes Diplom abgedruckt, worin für Rochefort Rutſchenfort geſagt wird.

Wie Geburt und Tod, nach meinem Dafürhalten, in deutſcher Mythologie und Sage in der Regel gemeinſam repräſentirt ſind, ſo bezieht ſich der Zwergring hier auf die Geburt. Aber der Ring des Zwerges Andvare (ſ. Wilhelm Grimm, „Die deutſche Heldenſage", S. 385) bringt Jedem Tod, der ihn beſitzt. Mit Recht knüpft daher unſere heutige Sage an den Zwergring, wie an den Nibelungenhort, das ganze Verhängniß (einer Familie).

Ueberhaupt aber werden wir nicht irren, wenn wir in dem Ringe, an den das Wohl einzelner Adelsfamilien geknüpft iſt, und den Ahnfrauen dieſer Häuſer zum Lohn dafür empfangen haben ſollen, daß ſie Zwerginnen bei der Niederkunft beigeſtanden hatten, den Ring der deutſchen Heldenſage ſehen.

Am bekannteſten iſt dieſe Familienſage von der Familie Alvensleben; von ihr findet ſie ſich bereits in den „Deutſchen Sagen" der Brüder Grimm.

Nachdem in S. W. Wehlbrück's 1819 erſchienenen

„Nachrichten von dem Geſchlechte Alvensleben und deſſen Gütern“ die Literatur der Sage aufgeführt iſt, heißt es weiter: „In Zeiten der Kriegsgefahr hat die ſichere Aufbewahrung des Ringes den alten Herren von Alvensleben manche Sorge gemacht. Einſt ward er in einem Altar der Kirche zu Siepe unweit Calbe vermauert, ein anderes Mal wurde er nach Lübeck in ſichere Verwahrung gegeben und eine Zeit lang war er dem Kloſter Neuendorf anvertraut. Gewöhnlich bewahrte ihn in älteren Zeiten die Schloßkapelle zu Calbe, gegenwärtig befindet er ſich auf dem Hauſe Erxleben ſchwarzer Seite. Einen ähnlichen, gleichfalls aus den Händen einer dankbaren Bewohnerin der Unterwelt unter ganz gleichen Umſtänden empfangenen Ring beſaß und bewahrte ebenſo ſorgfältig die in ihren männlichen Gliedern im Jahre 1767 ausgeſtorbene mecklenburgiſche Familie von Regendank.“

Da ſich der Zwergring hiernach in dem Dorfe Erxleben zu befinden ſcheint, ſo möge folgende Sage hier Platz finden. Im Rieſen, einem Walde zwiſchen Erxleben und Bartensleben, iſt ein gar anmuthiger Spring mit herrlichem Waſſer; dort erſchienen zwei Frauen auf dem Waſſerſpiegel, ſchaueten den ganzen Tag über aus der Quelle hervor und blickten dumpf brütend vor ſich hin. Dieſe Sage ſetzte mein Erzähler zu einem Herrn von Alvensleben in Erxleben in eine wunderliche Beziehung, indem er, die Sage erklärend, behauptete: Derſelbe habe zwei Frauen ſich als Geſpenſter auskleiden und Tag für Tag auf den Waſſerſpiegel ſetzen laſſen, um die Vorübergehenden und beſonders die Hirten von dem ſchönen Platze an der Quelle zu vertreiben. Ich vermuthe, daß die Sage urſprünglich eine tiefer liegende Beziehung auf die Familie Alvensleben hat.

Im neunten Abſchnitte meines Schriftchens „Aus dem Harze“ erzähle ich die Sage von der durch Zwerge verlangten Hülfe in Geburtswehen von der Familie Aſſeburg (Falkenſtein). Dort empfängt die Burgfrau zum Lohne drei Kugeln von Gold und drei Becher von Glas. Wird hierbei der Leſer ſich an Uhland's Gedicht, „Das Glück von Edenhall“, erinnern, ſo iſt es eigen, daß einer der Becher zerbrochen ſein ſoll, als um die Mitte des 17. Jahrhunderts zwei Junker auf das Wohl ihrer Mutter an deren Geburtstage ihn geleert hatten, die noch an demſelben Tage in ihrem Wagen ſitzend von einem ausgetretenen Fluſſe verſchlungen wurden, alſo im Waſſer ſtarben, wo den Zwergen nahverwandte Geiſter wohnen, nach einer Harzſage die Zwerge ſelbſt. Nach den „Deutſchen Sagen“ der Brüder Grimm mußte eine Frau von Hahn der Frau eines Waſſernixes unter dem Waſſer beiſtehen.

Folgendes ſei noch bemerkt. Nämlich erſtlich, daß die Edelfrauen durch den Ring gewiſſermaßen als Schwanenjungfrauen (Valkyrien) gezeichnet werden; Wilhelm Grimm zeigte bereits in der „Deutſchen Heldenſage“, wie man ſich durch einen Ring in Thiergeſtalt verwandelte; auch die ſogenannten Wolfsgürtel, welche Wehrwölfe umſchnallen, gehören wohl hierher. Einen ſolchen Ring nun nennt Notker suanerinc, „weil die Verwandlung in einen Schwan wohl die edelſte und häufigſte war“, bemerkt Wilhelm Grimm. Die Kette, woran in einer bekannten Sage der Schwan den Kahn zieht, auf dem der Schwanenritter kommt, der nach der Erzeugung eines der erſten rheiniſchen Geſchlechter auf geheimnißvolle Weiſe wieder verſchwindet, iſt von Wilhelm Grimm ſchon dem Schwanenringe gleichgeſtellt, und ein mir erzähltes Kindermärchen von der Goldtochter und der Hörnentochter (Märchen für die Jugend, Halle 1854, Nr. 5) ſcheint dies zu beſtätigen. Oft müſſen auch die Ketten von verwünſchten Jungfrauen abgeriſſen werden, bevor ſie erlöſt ſind. — Zweitens ſei bei Elberich noch an das Albdrücken erinnert, das ſeinen Namen bekanntlich von den Elben hat. Merkwürdig iſt in dieſer Beziehung die lebhafte Beſchreibung von dem Beſuche des Albs bei einer ältlichen Dame vornehmen Standes, welche mir in einem ältern Buche vorgekommen iſt *).

---

*) Dafür, wie Zwerge überhaupt Gedeihen wirken, auch bei Feldfrüchten, vgl. Müller u. Schambach, Nieder-Sächſ. Sagen, S. 366. In anderer Hinſicht vergl. noch für das Weſen der Zwerge „die Sprachvergleichung und die Urgeſchichte der indogermaniſchen Völker“ von A. Kuhn, in deſſen Zeitſchrift IV, 2, S. 109, auch S. 113.

C. Ueber einige Märchen und Sagen vom Hirſch.

In den Zweigen der Eſche Yggdraſil, deren eine Wurzel zu der Unterwelt geht, laufen vier Hirſche und benagen ihre Knospen. Auch nagt der Hirſch Eikthyrnir an den Aeſten des Baumes Lâradhr, der in Valhöll ſteht.

Nach mannigfachen deutſchen Sagen verlockt ein Hirſch in die Unterwelt, die bald ein Gott, bald eine Göttin beherrſcht. Vergl. K. Simrock, Handbuch der deutſchen Mythologie I, S. 374. Auch W. Müller, N. S. S. S. 379.

In der Wölſunga 34 erzählt Gudrun einen Traum, worin Sigurd durch einen goldenen Hirſch angedeutet wird. Vergl. Wilhelm Grimm, Heldenſage S. 394.

Sehr bekannt iſt ſeit Kurzem das Märchen vom goldenen Hirſch, das unter Nr. 54 in Prof. Meier's Märchen aus Schwaben (vergl. auch meine Kinder- und Volksmärchen Nr. 65, der Ziehhirſch) mitgetheilt und auf den nordiſchen Freir, den deutſchen Fro, und ſeine Werbung um Gerda (in der Meier nur eine andere Form der mütterlichen Erde überhaupt, „der Nerthus bei Tacitus, die ſchon ihrem Namen nach mit Freirs Vater, Niördr, identiſch iſt“ ſieht) bezieht, eine Auffaſſung der etwas Richtiges zu Grunde zu liegen ſcheint, wenn ſchon wir den Vergleich des Mythus mit dem Märchen nicht bis auf Einzelnheiten, die doch zunächſt nur als Schmuckſachen betrachtet werden können, ausgedehnt haben würden.

Ich halte zu dieſem Märchen, worin ein Hirſch von Golde hergeſtellt und dadurch die Prinzeſſin verführt wird, zunächſt St. Oswaldes Leben, wo dieſer einen Hirſch von zwölf Goldſchmieden mit Gold bedecken läßt, mit deren Hülfe er auch die ſchöne Pamige entführt. Dieſer Hirſch wird aber auch unmittelbar aus dem Paradieſe geſandt. (Siehe Simrock a. a. O. S 53 und 55).

Der goldene Hirſch kommt aus einer Quelle und hängt mit einem Felſen zuſammen Vergl auch meine Märchen für die Jugend Nr. 36, wo ſieben Hirſche auf goldenen Ringen um die Hörner aus einer Klippe aus- und eingehen, die der Eingang zu einem verwünſchten Schloſſe iſt. Einer der Hirſche iſt eine verwünſchte Prinzeſſin und heirathet einen von ſieben deſertirten Soldaten, die ihnen in die Klippe nachgegangen ſind. Eine merkwürdige Variante dieſes Märchens iſt mir neuerdings in Jlſenburg erzählt. Danach liegt das Schloß, wo hinein ein goldener „Hirſchbock“ die ſieben Soldaten verführt, geradezu am Brocken. In dem Schloſſe hört man nur ein Geräuſch, und Speiſen werden hineingeſetzt; für die, welche an Flucht denken, werden dieſe Mittags zu Stein. Sie ſollen ſieben Jahr bleiben und in den Gärten keine Blume abpflücken. Die Prinzeſſinnen, welche ſie erlöſen ſollen, erſcheinen ihnen als ſieben Schlangen. Schon ſind ſie halb Menſchen, „wie Haiderauch“, da mißglückt Alles durch Untreue und die Erlöſung des „Hirſchbocks“ und der Schlangen glückt erſt ſpäter ſieben Muſikanten.

Ein anderes Märchen vom goldenen Hirſch in der niederdeutſchen Mundart von Jlſenburg iſt von mir mitgetheilt in: „Die deutſchen Mundarten. Eine Monatſchrift für Dichtung, Forſchung und Kritik. Herausgegeben von Dr. G. Karl Frommann, Vorſtande des Archivs und der Bibliothek beim germaniſchen Muſeum.“ Nürnberg, 1855. 2. Jahrgang. März und April. S. 173—176. Danach verlockt ein Zauberer in Geſtalt eines goldenen Hirſches einen Grafenſohn auf der Jagd und nöthigt ihn mit nach ſeinem Zauberſchloſſe zu kommen. Bemerkenswerth iſt, daß die Brockengegend die Heimath dieſes Märchens iſt. In derſelben wird auch folgendes erzählt, was geradezu zur Erläuterung des eben erzählten Jlſenburger Märchens dienen kann:

Venediger verwandeln ſich in einen Hirſch mit goldnem Geweih. Einſt ſchoß ihn jemand, da lagen nur zwei Hörner da und ſtatt des Hirſches ſtanden zwei Venetianer da (es war am Scharfenſtein am Brocken). Dort fließt ein röthliches Waſſer, das ſich in die Ecker ergießt.

Bei den drei Jungfern, welches drei Steine ſind, die am Brocken, in der Gegend des Jacobsbruches zwiſchen der Hohne und der Pleßburg liegen, und dort am Brücknerſtieg (vergl. S. 129) geht ein goldner Hirſch. Vor den Verfolgern iſt er auf wunderbare Weiſe verſchwunden.

Nach einer andern Erzählung verfolgen umgekehrt wie im Jlſenburger Märchen die Venediger den goldenen Hirſch.

Von der Kapellenklippe weg, wo früher ein Einſiedler gehauſt haben ſoll, von der Landmannsklippe her (von wo die Bauern im Lande Holz hauen), geht ein goldener Hirſch nach dem Brücknerſtieg, geht bis an den gebohrten Stein, der zerſprengt iſt, und verſchwindet. Der Hirſch iſt ein Zwölfer, ſein Geweih blitzt wie klares Gold. Die Venediger haben dem goldenen Hirſch nachgeſetzt, um ihn zu fangen, und thun es noch. (Nach Andern dürfen ſie die ganze Gegend nicht mehr bereiſen). Wie genau der Brockenhirſch mit Goldgewinn und verzauberten Schätzen zuſammenhängt, zeigt folgende Sage. Ein Mann Namens H. in Haſſerode führte drei Fremde nach dem Brocken. Als ſie oben waren, ging er auf den für die Fremden erbauten Thurm, ſich umzuſchauen und ſah, daß die drei nach einem gewiſſen Flecke gingen, dort den Raſen aufdeckten und Päckchen herausbrachten. Er fand nachher richtig den Fleck und zeichnete ihn ſich. Von da holte er mehrere Bergleute aus der Altenau auf dem Oberharze. Sie ſtiegen in die Grube, wo die Fahrten ſechs bis acht Fuß hoch herausſahen. Alles war zugeſchloſſen und ſie ſahen, daß ſie nichts bezwecken konnten. Der eine Bergmann ſagte: ſie wollten das Brockenbuch noch einmal durchleſen, und während dem zeigte ſich ein Hirſch. Der eine Bergmann ſagte: der ſollte bald liegen, wenn er ſeine Büchſe hier hätte. Der andere aber ſagte: er ſolle nur den Hirſch gehen laſſen, hier im Buche fände es ſich, daß die Grube mit einem Hirſche verſetzt wäre.

Harzſagen S. 129—131 wird die Sage von einem aus Venedig mitgebrachten Hirſch in zwei Faſſungen vom Oberharze mitgetheilt; in der zugehörigen Anm. S. 268 bis 270 wird ſie dann zunächſt noch von dem hannöverſchen Harzorte Scharzfeld nachgewieſen und dann vorläufig ſchon in einer Faſſung aus Meisdorf im Selkethale (Unterharz) mitgetheilt.

Die Sage vom Förſter und den Venedigern wird auch, der Meisdorfer Faſſung am Aehnlichſten, vom Silberborn im Käſtenthal bei Thale erzählt. Indeſſen nirgends am nördlicheren Harze iſt ſie auch ſo verbreitet als am Brocken.

Zunächſt lehnt ſich auch insbeſondere dieſe Sage an den in dieſer Abhandlung ſchon erwähnten Brücknerſtieg. Dort, wo die kleine Holtemme entſpringt, ſoll eine Horde mit grünen Tannen belegt ſein, wie öfter an Stellen, wo Venediger verkehren. Da trifft ein Jäger einen Zigeuner, der läßt Waſſer in ein Sieb laufen, ſie trinken dann, der Jäger ſchläft ein und liegt auf dem Markte in Venedig. Dort iſt das Rathhausdach von Gold und Silber, ebenſo ſind die Dächer ringsum von Golde; ein kleiner Mann kommt, er muß mit ihm ins Haus gehen, bleibt ein paar Jahr bei ihm, trinkt wieder, geht auf den Markt und liegt endlich wieder auf der Stelle am Brücknerſtieg.

Intereſſant iſt das Vorhandenſein eines Borns*), des Jägerbrunnens, an den jene Sage ſich anlehnt. Eine halbe Stunde vor der Pleßburg, von der ſteinernen Renne aus, liegt der Jägerkopf, und am Jägerkopfe ein anmuthiges Thal, darin der Jägerbrunnen (Dreiviertelſtunde vom Brücknerſtieg). Neben ihm iſt ein Jäger mit ſeinem Hunde in einen Felſen ausgehauen. Dieſer Jäger war nach Venedig verſetzt worden und die Jäger hatten ihm ein goldenes Halsband für ſeinen Hund machen laſſen. Aus der Quelle ſprudeln kleine gelbe Kugeln. Dorthin beſtellten Venediger auch einen Hirten in der Johannisnacht. Ein Mann ſaß immer zwiſchen den Kühen, war dann wieder einmal fort und ſagte endlich: Ihr Harzer ſeid zu dumm! Der Stein iſt hier mehr werth, als die Kuh. Er gab ihm einen Stein, der war Gold, die nachher dort aufgeleſenen Steine aber nicht.

Beim Jägerkopf und am Jägerborn unweit des Molkenhauſes am Brocken traf ein Köhlerjunge Venediger. Sie wollten etwas aus dem Waſſer ziehen. Sie gaben ihm zu eſſen und zu trinken. Er ſchlief ein und als er erwachte, war er in einem prächtigen Schloſſe. Dort fand er die Venediger in anderer Kleidung wieder. Sie beſchenkten ihn reichlich mit Gold, dann entſchlief er und wurde wieder in ſeine Heimath verſetzt.

In Elbingerode nennt man den goldenen Hirſch Kronen- oder Brockenhirſch, und ſagt: Nicht jeder ſah ihn. Der reitende Förſter von Elend ſchoß ihn todt. Der Hirſch kam vor die Köthe der Köhler und hing mit den „Siebenkünſtlern“ (Venedigern) zuſammen.

---

*) In Schierke ſagt man: Der Jäger lag in Venedig vor einem Waſſertrog.

In allen dieſen Faſſungen der Sage iſt unverkennbar von Bergentrübung und von einer Fahrt in die Unterwelt die Rede. Beſonders bemerkenswerth iſt, daß vor jeder dieſer Entrückungen durch Venediger gegeſſen und getrunken wird; wer mit Geiſtern Speiſen genießt entſagt dadurch dem gewöhnlichen Leben, worüber man in den N. S. S. S. 373 — 389 vergl. W. Müller's Abhandlung „Zur Symbolik der deutſchen Volksſage". Oft werden Schlangen verzehrt, welche auf die Unterwelt Bezug haben und Schätze bewachen*). Der Name Morgenbrodsthal**) und Morgenbrodſtein am Brocken mag mit dieſen Venedigerſagen auch nahe zuſammenhängen. Nach einer Sage trinkt der Jäger mit den Venedigern am Morgenbrodſteine. Den Markt von Venedig findet er mit lauter Goldſtücken und harten Thalern ausgelegt. Er braucht ſich blos zurück zu wünſchen nach dem Morgenbrodſteine, und verkauft den erhaltenen goldenen Hirſch für „mehrere hundert Thaler."

In manchen Faſſungen der Sage wird der Hirſch auf das Schloß Wernigerode geliefert. In Schierke wird folgendes erzählt:

Unter dem Brocken, ſüdlich vom Königesbach, kam ein Jäger zu Venedigern, aß und trank mit ihnen und ward nach Venedig verſetzt. In Venedig mußte er in einen Spiegel gucken, da ſah er ſich und ſeinen Hund noch am Königesbach. Danach wird wieder gegeſſen und getrunken, und er iſt am Königesbach. Der Hirſch, den er ſich hat ausſuchen müſſen, liegt neben ihm, und dieſer iſt nach dem Schloſſe geliefert.

Es wird ferner erzählt von einem Jäger in Ilſenburg, der mehrmals einen fremden Mann verjagt habe bei einer beſtimmten Verrichtung wie in der Faſſung in den „Harzſagen"). Er iſt dann auf die gewöhnliche Weiſe im Schlafe, gleich als würde er getragen***), nach Venedig gekommen und hat da einen kleinen ſilbernen Hirſch erhalten. Daher rührt der Hirſch im Stolberger Wappen.

---

*) Vergl. Harzſagen S. 242 und 243. Die Geſchichte von den Venedigern, die Schlangen verzehren, wird in Braunlage vom Brocken erzählt.

**) Sagen vom Morgenbrodsthal ſ. oben S. 127 — 128, Nr. 328 — 330.

***) Ganz wie die Helden, z. B. Heinrich der Löwe, entrückt werden.

Eine weitere Erzählung lautet: Der goldne Hirſch ſteht beim Grafen in Wernigerode; der Jäger war am Scharfenſtein, von dem ſchon in dieſer Abhandlung die Rede war (vergl. auch die Sagen vom Scharfenſtein S. 115 und 116, Nr. 304—308) gegangen, ſah in Venedig Vögel und das ganze „Gedierze“ (Gethier) in Gold. Der goldne Hirſch ſtand nachher neben ihm.

Der goldne und der ſchwarze Hirſch gehen in der Sage ganz in einander über, wie folgende Sage zeigt, die zugleich zur Beurtheilung der Ilſenburger Sagen von Werth iſt. Den Ritter von Ilſenburg beſuchte einſt ein anderer Ritter, der ihm einen ſchwarzen Hirſch von unvergleichlicher Schönheit mitbrachte. Davon erfuhr der Ritter zu Wernigerode und ſuchte den Hirſch auf jede Weiſe an ſich zu bringen. Endlich ſtellte er ſogar eine Jagd im Walde an, die Schützen wurden aufgeſtellt und der Ritter von Wernigerode ſtellte ſich unten an's Stollenthal. Bald darauf kam ein ſchwarzer Hirſch aus der Dickung hervor, zog ſich aber ſogleich wieder zurück. Da trat eine Zigeunerin vor ihn und ſprach: „Edler Herr, wenn Sie den ſchwarzen Hirſch lebendig haben wollen, ſo kommen Sie morgen mit zwei Leuten, dann werde ich ihn Ihnen übergeben.“ Der Ritter ſtellte ſich mit zweien ſeiner Bedienten den folgenden Tag ein, die Zigeunerin war ſchon da. Der Ritter von Wernigerode bekam den ſchwarzen Hirſch, aber da rief eine Stimme: „Nun ſo nehmt ihn denn hin in des Teufels Namen!“ Auch war der Ritter wirklich dem Teufel verfallen und wurde von ihm auf dem Schloſſe geholt. In dieſer argen Entſtellung haben wir bereits eine deutliche Erinnerung an den mythiſchen Urſprung des Hirſches im Stolberger Wappen.

Mit der eben mitgetheilten merkwürdigen Sage iſt folgende zu vergleichen: Als das Kloſter in Himmelspforte noch ſtand, hatte der Abt einen ausgeſtopften Hirſch, dem er ein goldnes Gehörn hatte aufſetzen laſſen. Er ließ ausſprengen, an der Pleßburg ginge ein goldner Hirſch. Ein Mann Namens N.......... mußte ihn ziehen — man denke an den Ziehhirſch des Märchens — mit einem Ruck hin und her. Es hieß, der Abt habe ihn im Bann und der Hirſch zeigte ſich nur bei Kloſterjagden. Einſt kam ein Herr von Magdeburg, da zeigte ſich der Hirſch zuerſt beim Ohrenfelde. Dann trug R.......... den Hirſch durch's Dickicht und der Magdeburger ſchoß R.......... todt. Nachts ſchlief der Mann im Kloſter, da kam erſt ein Todtenſchädel, dann kamen drei Geiſter mit Fackeln. Er ſchoß die Piſtole ab, die Kugel fiel aber zu Boden, ohne zu treffen. Danach war er in einem Saal, wo zwölf Geiſter waren, darunter war der Abt. Er mußte ſchwören, binnen drei Jahren nicht zu ſagen, was er geſehen. Nach drei Jahren kamen drei Geiſtliche zu ihm nach Magdeburg, händigten ihm einen Beutel mit Gold ein und ſagten: Drei Tage möchte er noch ſchweigen, dann könne er alles verrathen. So that er es auch. -- Der Hirſch, der umhergezogen wird, braucht nicht nothwendig die ſchwankartige Abſchwächung der Erinnerung an die Erſcheinung des göttlichen Hirſches ſelbſt zu ſein, ſondern könnte vielleicht ſelbſt die Erinnerung an die Umführung eines auf einen Cultus bezüglichen Bildes ſein.

Wenn wir bisher von den Hirſchſagen der Grafſchaft Wernigerode redeten, ſo theilen wir jetzt die der Grafſchaft Stolberg ſelbſt mit.

Michael Neander (1525—1595) ſagt:

Mons dat Stolbergae muros, insignia cervus
Alter, jura comes, nomen et aera chalybs*).

(Läncher, das Wappen des Grafenhauſes zu Stolberg. 1836, S. 11).

Vom **Auersberge** bei Stolberg wird die gewöhnliche Sage erzählt. Der Jäger ißt und trinkt mit einem **Kroaten** oder **Slowaken**, wie man dort die Venediger auch nennt**), liegt dann zu Venedig in einem Rennſtein und muß ſich wieder hineinlegen, um auf den Auersberg zurück zu kommen.

Am Auerberge gehn ſchwarze und weiße Hirſche. Einſt wird ein Hirſch einen Grafen auf den Auerberg führen, dort ſoll er ihn ſchießen und wird dann die Schätze des Auerbergs heben. Ueberhaupt iſt in Bezug auf Stolberg ſelbſt faſt immer vom ſchwarzen Hirſche, wie er ſich im ſtolbergiſchen Wappen wirklich findet, die Rede*).

---

*) Der Stahl.

**) Vergl. Harzſagen, Vorwort S. XXIX.

Säule und Hirſch im Wappen ſind durch eine gelehrte Sage, die uns um ſo wichtiger wäre, wenn ſie die Zuſammengehörigkeit von Beiden bewieſe, von Otto de columna hergeleitet worden. Man findet dieſelbe nach ältern Quellen bei Spener a. a. O. S. 768. Wir führen die Sage hier ſo an, wie Zeitfuchs ſie hat in den ſtolbergiſchen Hiſtorien (1717):

„Laurentius Peckenſtein ſetzet in ſeinem Theatro Sax das 564. Jahr, mit der Gelegenheit, daß zu den Zeiten Iustini Minoris Otto de columna, aus einer adligen römiſchen Familia, die von der Säulen genannt, ſich unter deſſen Kriegsvolk, ſo wider die Thüringer und deren rebelliſchen König Hermenfridum, beſſer Erinfridus genannt, ausgeführt, vor einen Obriſten brauchen laſſen, und alſo thätlichen verhalten, daß durch ſeine ſonderbare Mannheit nicht allein der Thüringer König gedemüthigt, und unter der Römer Gewalt hinwieder bezwungen, beſondern auch zum Schutz der Sachſen vom Kaiſer als ein Statthalter der Gegend am Harze hinterlaſſen. Dieſer habe zur Zeit, als der Kaiſer in Thüringen und auf'm Hauſe Scheidingen (an der Unſtrut, welches das älteſte in den Hiſtorien, ſich aufgehalten, an dem Ort, da hernach das Schloß Stolberg hingebaut, einen ſchwarzen Hirſch anſehnlicher Würde und Größe angetroffen, ſolchen durch beſondere Liſt lebendig gefangen und dem Kaiſer zugeſchickt, ſich auch damit ſo wohl verdient, daß ihm und ſeinem Nachkommen der ganze Strich und Ort Landes, darauf der Hirſch gefangen, auf etliche Meil Weges breit und lang, verehret, und er mit einem ſchwarzen Hirſch im Wappen zu führen begnadiget, auch zum Grafen und römiſchen Iudice der Gegend eingeſetzt und beſtätiget worden. Müßte alſo ſchon dazumal gebräuchlich geweſen ſein, die Wappen an gewiſſe Familien zu binden. Sollen aber, ſo viel man aus Spangenbergen und einem alten raren Mſto.

---

*) In der Grafſchaft Wernigerode findet man den goldnen und den weißen Hirſch als Namen für Wirthshäuſer, beides iſt mit dem ſchwarzen Hirſch ganz gleich bedeutend.

hat, die Landesherren zu Stolberg unter die ſächſiſchen Richter gezählet, und nach P. Albini's Bericht ſächſiſchen Urſprungs ſein, ſo ſind ſie älter als Otto de columna, und haben die Ehre, daß ſie unter den 12 Edlen Vierfürſten des ſächſiſchen Reichs ſtehen, aus welchen zur Kriegszeit Herzöge und Könige erwählt worden." Mit dieſer Nachricht ſtimmt nun ganz vorzüglich die Myth. S. 100 ausgehobene Stelle Witechinds von Corvei, wonach die Sachſen nach ihrem Siege über die Thüringer um 530 an der Burg Schidungen „ad orientalem portam ponunt aquilam, aramque victoriae construentes, secundum errorem paternum, sacra sua propria veneratione venerati sunt, nomine Martem, effigie columnarum imitantes Herculem" u. ſ. w. —

Wir wenden uns jetzt wieder zu der mündlich auf uns gekommenen Ueberlieferung. Es wird erzählt:

An der unterſten Eiche bei der Pulvermühle, auf der Herrenwieſe, nach Rottleberode zu, dicht an der Dywa ſoll der Hirſch geſchoſſen ſein durch Otto von der Säule, erſten Kammerdiener Kaiſer Friedrich's. Als er zu Barbaroſſa zurückkam, ſprach der: „Nun ziehe hin und baue Dich an, wo drei Gewäſſer (Luda, Wilda und noch ein anderes Waſſer) zuſammenfließen. Die Stadt hieß zuerſt Stuhlberg, dann Stollenberg.

Ferner: Den ſchwarzen Hirſch fing ein Stolberger zur Zeit Kaiſer Friedrich's am „alten Stolberg", welchen Namen noch jetzt eine ſtattliche Bergwand bei Rottleberode führt.

Ferner: Graf Bothe fing den Hirſch im Zwilsberge, führte ihn dem Kaiſer vor und ward der erſte Graf zu Stolberg.

Ferner: Im „alten Stolberg" bei Rottleberode ſagte ein Geiſt: man ſollte Stolberg dahin bauen, wo es jetzt ſteht, und wo der ſchwarze Hirſch ſtände, ſollte man den Markt hin bauen. Daher das Wappen.

Ferner: Ein weißer Hirſch blieb auf dem jetzigen Stolberger Markte ſtehen. Der Hirſch ſagte: Hier auf dem Markte ſollten ſie Stolberg bauen. Ein Jahr darauf wurde „im 7jährigen Kriege" Stolberg eingeſchoſſen und auf der jetzigen Stelle wieder erbaut.

Der ſchwarze Hirſch (erzählen Andre, immer in Stolberg ſelbſt), zeigt ſich bei Stolberg am Hainfeldsberg, iſt ein Abſtamm von Rolandi und Hun, nämlich eine verwünſchte Tochter von Hun. Sie vergrub ein ſchweres Vermögen dieſſeit dem Hainfelde zwiſchen Stolberg und dem Hainfelde. Hier greifen die oben mitgetheilten Sagen von Eruns ein. Man findet dort eine Telle (d. i. eine Senkung im Erdboden. Bei dieſer Telle zeigt ſich die Rieſenjungfrau als Hirſch, Bär und auch als Menſch. Viele ſind dort geſteinigt und iſt ihnen die Mütze genommen.

Nun ſagt zwar Läncher S. 20–22 Folgendes: „Das Stolberg'ſche Wappen iſt ehemals nicht ein ſchwarzer Hirſch, ſondern eine umgekehrte Hand, bisweilen auch ein getheilter Schild. Hieraus ſchon ergibt ſich, daß die Erzählung von dem ſchwarzen Hirſche, welchen Otto de Colonna auf dem alten Stahlberge gefangen und dem damals zu Scheidungen geweſenen byzantiniſchen Kaiſer Juſtin II. 566—578, als ein rares Wildbrät verehrt habe, worauf ihm dieſer die Würde eines Grafen zu Stolberg und zum Wappen einen ſchwarzen Hirſch in goldenem Felde ertheilet, ein Märchen iſt. Das Bild ſtammt im Gegentheil aus viel ſpäterer Zeit, kommt jedoch ſchon vor 1347 in Urkunden vor." Indeſſen verbürgen ohne Zweifel alle dieſe Sagen dem Stolbergiſchen Hirſch ſeinen heidniſchen Urſprung, auch wenn er erſt in einer verhältnißmäßig etwas ſpäten Zeit in das Wappen aufgenommen iſt, was dann wohl eben auf Grund der vorhandenen Sagen geſchehen ſein würde, wie ja auch auf Grund der Sagen das Bild der weißen Dame von Stolberg gemalt iſt, das jetzt im Ahnenſaale hängt.

Der würdige Prof. Günther Förſtemann führt in ſeinen kleinen Schriften, Nordhauſen 1855, Heft 1 an, daß auch die fränkiſchen Stalberge einen Hirſch mit ausgereckter Zunge im Wappen haben und nimmt dies als Verſtärkung der Wahrſcheinlichkeit dafür an, daß die harziſchen Stolberge aus der Maingegend ſtammen. Dies wird, wie geſagt, nach unſren Sagen höchſt unwahrſcheinlich, denn es iſt zu vermuthen, daß dieſe, vielleicht in einer weit älteren Form, die Aufnahme des Hirſches in das ſtolbergiſche Wappen veranlaßt haben, wenn gleich es auch möglich bliebe, daß die in Stolberg vorhandenen heidniſchen Hirſchſagen ſich nur um den etwa fremd hergekommenen Wappenhirſch geſammelt hätten.

Was die eigentliche mythologiſche Ausbeute dieſer Unterſuchung betrifft, ſo ſtellt ſich die mit dem Hirſch in Verbindung ſtehende Jungfrau von Stolberg, auch die in eine Zigeunerin entſtellte, mit dem Hirſch in Verbindung ſtehende Frau von Ilſenburg, wo ſich ein Marienhof befindet, durch den Hirſch ungefähr zur Genovefa, über welche wir auf Zachers Artikel in Erſch' und Grubers Encyclopädie, 1. Sect., herausgegeben von M. H. E. Meier, 58. Theil, S. 219 bis 223 verweiſen, worin es unter Anderm heißt: „Leo (der Genovefa aus dem Keltiſchen, durch Frau der Höhle*) erklärt) und Müllenhoff ſehen in der Genovefengeſchichte Bruchſtücke jener weit verbreiteten Sage, welche, bei mehren deutſchen Völkerſtämmen wiederkehrend, bei Angelſachſen, Franken, Langobarden, Schwaben an die Namen der Stammherren, Sceaf, Offa, Schwanritter, Siegfried, Welf ſich anknüpft, und über dieſe hinaus weiſt auf den gemeinſamen göttlichen Ahnherrn, auf Wuotan, aus deſſen Verbindung mit einer Walkyrie jene Stammesherren entſproſſen gedacht würden. Wir werden ihnen zuſtimmen, ja wir werden auf Grund einiger charakteriſtiſcher Züge, die ſich merkwürdiger Weiſe in und mit der Legende erhalten haben, noch einen Schritt weiter gehen und in Genovefa nicht blos eine Walkyrie vermuthen dürfen, ſondern die Herrin der Walkyrien ſelbſt, die große Göttin der Zwölften, Frouwa." Hiermit iſt im Allgemeinen auch die Göttin beſtimmt, auf welche der Hirſch im ſtolbergſchen Wappen weiſt, wenn gleich die ſtolbergſchen Sagen vom Hirſch und von der Jungfrau uns zur nähern Beſtimmung dieſer Göttin ſelbſt noch manches Licht geben dürften.

Ueber die Säule im ſtolbergſchen Wappen kann auch meine Abhandlung de nominibus montis Bructeri et de fabulis quae ad eum montem pertinent (Wernigerodae 1855) p. 36 et 37 verglichen werden. Was wir ſo eben S. 194 u. 195 beigebracht haben, zeigt deutlich, daß die Wappenſäule die ſächſiſche Irmenſäule iſt. Intereſſant iſt bei dem nahen Zuſammenhange von Irmen- und Rolandſäulen No. 415 die Sage von Rolandi. Ob aber der nahe Zuſammenhang zwiſchen Säule und Hirſch im Wappen ein bloß äußerlicher iſt, oder möglicher Weiſe tiefer liegen könnte, darüber hier Unterſuchungen anzuſtellen, würde uns, ſo wichtig es wäre, weit über die Grenzen, welche dieſe Abhandlung ſich geſteckt hat, hinausführen. Jedenfalls ſteht die „Rieſenjungfrau" auch zur Säule in Beziehung, das zeigt S. 196 oben.

---

*) Alſo eine Hel. Der ſchwarze ſtolbergiſche Hirſch wird natürlich ganz beſonders auf die Unterwelt weiſen.

Nachſchrift. Herr J. Zacher hat die Güte gehabt, mir brieflich mitzutheilen, wie eine von ihm neuerdings noch angeſtellte etymologiſche Unterſuchung über den Hirſch dahin geführt hat, daß das Hirſchgeſchlecht, einſchließlich des Elennthieres, dem Vanencultus zugehört. Er wird Mehreres zur Vanenmythologie beibringen und kann den Beweis liefern, daß die taciteiſche Iſis einen echt deutſchen Namen hat. — Das Beſte über den deutſchen Hirſch überhaupt ſteht bis jetzt in Simrocks Bertha die Spinnerin. — Bei Kuhn und Schwartz S. 187 ſteht folgende Sage: „Weißer Hirſch verweiſt die Bergleute. Am Herzberge bei Goslar hat man einmal einen Schacht anlegen wollen, weil man vermuthet, daß dort noch viel Erze verborgen ſeien; da iſt plötzlich ein weißer Hirſch erſchienen und hat zu aller Staunen vernehmlich geſprochen, ſie ſollten abſtehen von ihrem Bemühen, denn ſo lange noch das Erz im Rammelsberg unerſchöpft ſei, ſo lange würde ihr Unternehmen fruchtlos ſein; und darauf iſt er plötzlich, wie er gekommen, wieder verſchwunden." Dieſe Sage zeigt wieder entſchiedenen Zuſammenhang des Hirſches mit Erzgewinn. Herzberg iſt Hirſchberg und dieſer Ort, die Wiege des engliſch-hannöverſchen Königshauſes, ſoll nach Harzſagen S. 181 einem Hirſch ſeinen Urſprung verdanken. In: Die Chorographie der Grafſchaft Wernigerode, enthaltend Reden und Gedichte, welche bei dem 50jährigen Regierungsjubiläum des Grafen Chriſtian Ernſt 1760 den 11. December im Lyceum gehalten wurden, findet ſich ein Geſpräch von der Blaſonirung des gräflichen Wappens, welches jedoch, obgleich jedenfalls unter Anleitung des bekannten Rectors Schütze verfaßt, für dieſe Abhandlung keine Ausbeute gibt.

D. Stellen am Harze, welche von Venedigern beſucht ſein ſollen.

Schon in den Harzſagen, S. 49, 128, 223, auch daſelbſt Vorwort S. XXIX – XXXI, ferner in der vorliegenden Sammlung unter No. 157, No. 323, No. 327, No. 328 — 330 und beſonders in der vorhergehenden Abhandlung iſt von den Venedigern und von dem Glauben, daß an beſtimmten Stellen des Harzes Gold ꝛc. zu holen ſei, die Rede geweſen. Es ſcheint uns zweckmäßig, den Leſer in den Stand zu ſetzen, dieſe Stellen möglichſt zu überſchauen. Wir folgen dabei einem in unſerm Beſitz befindlichen Büchlein in lang Duodez-Format mit ausgeriſſenem Titel *), worin ſich S. 87 bis 137 folgendes findet: „DOCUMENTA oder Alte Urkunden und Nachrichtungen, wo hin und wieder im Römiſchen Reiche Gold- und Silber-Ertze, Gold-Körner, Wäſchwerck, Seiffenwerck ꝛc. zu finden ſeyn ſollen. Von einem der Orten wohlkundigen und erfahrnen Metallurgo im Anfang vorigen Seculi aufgezeichnet, und nach ſeinem Tode alſo hinterlaſſen, jetzo aber allen Liebhabern der Metallurgie und des Löbl. Bergk-Baues zu Liebe und Dienſte, ſo gut als ſie empfangen, und aus der undeutlichen Schrifft herausbringen können, zum öffentlichen Druck befördert durch J. A. L. G. J. S. H.“

In dieſem Büchlein ſtehen S. 118—136 die betreffenden Mittheilungen über den Harz. Jedoch da S. 127—134 aus unſerm Exemplare ausgeriſſen ſind, ſo ſehen wir uns genöthigt, auch einige Ergänzungen nach einer gleichfalls in unſern Händen befindlichen Abſchrift wahrſcheinlich eines Theils des Manuſcripts, dem auch jener Abdruck folgt, vorzunehmen. Auf dieſe Art lautet der Bericht: »Nun hette von Böhmen, Schleſien und Heſſen unterſchiedliche Nachrichtungen, wo Silber, Amethiſten, Saphir, Smaragde, Topaſen ꝛc. zu finden, weil es aber weit entlegen, an theils Orten auch ſehr gefährlich, ſolches zu bekommen, als habe ſelbige vor dießmal beiſeite geſetzet und ausgeſchloſſen; ſollte aber einer oder der andere ſolches zu wiſſen verlangen, kann er ſich bei mir, dem Autore dieſes Büchleins nur melden, alsdenn ſoll ihm mit ſchrifftlicher Nachricht an die Hand gegangen werden. Inzwiſchen

---

*) Nach der typographiſchen Einrichtung wohl aus dem Ende des 17., vielleicht auch aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts.

aber iſt vor's dritte der weltberühmte und von Gott mit allerhand Ertz und Metall geſegnete Hartz, und die alldort herumliegende Städte und Oerter hiebei zu fügen, vor nöthig zu achten, denn durch dieſe Wiſſenſchafft und Nachricht wohl noch mancher ehrlicher dürfftiger Mann zu einem Stück Brod und guten Mitteln kommen dürffte, daferne er ſich keinen Fleiß dauren läſſet. Setze demnach zum Anfang deſſelben die Stadt Elbingeroda, ſo am Hartz lieget, da frage nach einem Berg, der Morgenland heiſſet, und gehe im tieffen Grund das Waſſer hinaufwärts, ſo findeſt du zwei Steinklippen, an derer einem iſt ein Mönch gehauen,*) daſelbſt iſt ein Stollen, da iſt gediegen Goldertz inne, ein Pfund gilt gerne 112 Gülden, davon einſten ein Italiener Noth und Zehrung wegen 1 Pfd. zu Nürnberg um 106 Gülden verkaufft. Der Stollen iſt mit Hürden bedeckt und vermacht, darum mußt du mit Fleiß ſuchen und aufräumen, ſo du ihn finden wilſt.

Darnach gehe weiter am Waſſer hinaufwärts, ſo findeſt du abermahls zwei Steinklippen und zwei Mönche daran gehauen, deren einer weiſet dir mit dem Finger einen Platz an, da du gediegene Goldkörner finden wirſt. Noch beſſer hinaufwärts iſt ein geſtümpelter Baum, dabei iſt ein Steinhauffen, den räume hinweg, ſo wirſt du einen Stein mit einem Ring finden, den hebe auf und ſuche, du wirſt einen Fürſten-Schatz daſelbſt finden.

Hinter der Hartzburg in dem langen Thale ſtehen drei Tannen bei dem Wege, darunter iſt ein Loch, in welchem eine Goldwäſche iſt, die ſehr gut und reich iſt.

Wernigeroda. Wenn man von Wernigeroda den Bährenberg gehet, ſo kommt man vor zwei Sägemühlen, daſelbſt ſtehet eine Buche, die iſt abgeſtümmelt, lehne dich mit dem Rücken daran, und ſiehe gegen Abend, ſo wirſt du vier oder fünf Schritte von dem Baume ein Loch finden, darinnen ſchwartz Kohlenertz, welches Gold und Silber hält, enthalten iſt. Es ſoll auch ein gelber Leimen darinnen ſein, der Gold halten mag. Desgl. gehe von Wernigeroda nach dem groſſen Brocken, nach dem Kloſterberge, nach Triebenack [Drübeck] und halte dich auf die rechte Hand des Brockens gegen das Thal, ſo wirſt du einen Baum finden, an welchem dieſe Zeichen B. 7. eingeſchnitten ſtehen, drei Schritt davon findeſt du das Guth mit

---

*) Vergleiche Harzſagen S. 71.

Bohlen bedeckt, ſiehet aus wie Weitzen-Kleyen und iſt Gold und Silber.

Brockenberg. Gehe hinter den Brocken auf die alte Straſſe nach dem Morgenbrodsthale zu, in demſelben Thale gehe hin, bis du wieder an zwei andere Thäler kommeſt, deren eines zur Rechten, das andere zur Linken lieget, bleibe du aber im mittelſten ſo lange, bis du an einen groſſen Stein kommeſt. Zu demſelben gehe und ſiehe dich um, ſo wirſt du daran eingehaüen finden einen Mönch, der eine Keilhaue auf dem Rücken hat, derſelben Spitzen nach gehe den Berg hinauf, ſo wirſt du eine Saalweide und nahe dabei ein Loch finden, mit Wellen oder Reiſſig und Raſen beleget, die hebe auf und ſuche darinnen, ſo findeſt du Körner, die ſich pletzen oder ſchlagen laſſen und ſehr gut ſind, die andern aber taugen nichts. An eben ſelbigem Orte findet man auch einen Mönch am Waſſer in Stein gehauen, gehe an dem Waſſer hinan und ſiehe dich um, ſo wirſt du einen Ahornbaum, der einer Kertzen gleich iſt, finden, drei aus einem Stamm. Daſelbſt ſind in einem Wieſenplatz drei Löcher, die ſo ausſehen, als hätten ſie die Schweine gewühlet, darinnen findet man Körner, die ſich breit ſchlagen laſſen. Das Pfund ſoll 20 Gülden koſten.

Vom Kahlen-Königsberge, wenn du nach dem Bährenberge gehen willſt, an der Mittagsſeite nahe an dem Bährenberge iſt eine Grube, da halte du dich links, ſo wirſt du eine Buche finden, die iſt ſo dick, daß man ſie mit zwei Armen umgreifen kann, darinnen ſind Zeichen wie Sternenkelche, da gehen ihrer viele zu und haben ihre Nahrung davon. Zum erſten iſt eine Anſicht, das weiſet mit der Naſe darauf, in der Krümme hat ſie 23 Wurzeln, eine nach dem Abend, die andre nach Morgen. Zwiſchen den Wurzeln iſt die beſte Urkunde, da findeſt du gediegen Gold, die Grube iſt mit Dornen zugedeckt. Bei dem Königsberge rechts gegen Mittag iſt ein Moraſt, da iſt Zeug inne, das wie Lerchendreck ausſiehet und iſt eine Horde darüber geleget, daß man es nicht merket, das Pfund hält 6 Loth, man muß ſich aber vom Königsberge herabmachen, wenn die Sonne am höchſten ſtehet.

Bei dem neuen Schloß ſtehet ein Mahlſtein, an welchem das Regen- und Hohenſteiniſche Wappen gehauen iſt. Zwiſchen dieſem Mahlſteine und dem Schloſſe liegt ein unterhohlter Hügel, darin iſt himmelblaues Erz, das gut Silber hält.

Ellrich. Wenn du von Ellrich auf die alte Eiſenhütte geheſt, da liegt unter der Glashütte eine Brücke, darüber kommſt du in den Harz; gehe allda fort, ſo wirſt du ein alt Mauerwerck, das verwachſen iſt, finden. Davon halte dich zur linken Hand etwa zwei Acker breit, ſo wirſt du zu einer Steinklippen kommen, an derſelben gehe hin und ſo fortan, bis du für neun der Steinklippen hin biſt, dann lehne dich an die letztere und ſiehe zur linken Hand, ſo wirſt du etwa drei Acker breit davon wieder eine Steinklippen ſehen, da gehe hinein, ſo wirſt du eine Fichten finden, die mit Reiſig zugedeckt iſt, darunter iſt ein Loch, in welchem gediegen Gold zu finden iſt.

Von Ellrich aus gehe man nach dem kleinen Brocken, ehe man aber dahin kommt, muß man durch ein Thal, das Suppenthal genannt, da wird man finden ein Bruſtbild an einem Stein gehauen, einem Mönch gleich, der weiſet mit zwei Fingern, und wo er hinweiſet, da lehne dich mit dem Rücken daran, ſo ſieheſt du einen Stamm, daran ſtehet ein Schlüſſel, lehne dich mit dem Rücken an den Stamm, ſo wirſt du zwei Saalweidenbüſche ſehn, daſelbſt ſchlage ein und ſuche, ſo wirſt du gediegene Silberkörner finden, ſo ſich ſchlagen laſſen. — Gehe ferner von dem Bruſtbilde gleich aufwärts nach der ſchwarzen Schluft, halte dich nach der linken Hand und habe gut Acht, ſo findeſt du ein Brünnlein, das läſſet zwei Ströme von ſich, ſchöpfe es aus, und du findeſt gediegene Körner, man muß ſie aber durch ein Sieb waſchen, ihre Größe ſind wie Erbſen. Von dannen gehe wieder aufwärts in der ſchwarzen Schluft hinauf, du kommſt dann zu drei Eichen, dazwiſchen ſind Löcher wie von Schweinen gewühlt, darinnen iſt Waſſer, das mußt du ausgießen, und du findeſt gediegene Silberkörner. Nicht weit von dieſen Eichen findeſt du einen Platz und in demſelben iſt ein Loch mit einer Hort bedeckt, welche wieder mit Moos und Laub bedeckt iſt, das nimm ab und öffne das Loch, ſo findeſt du einen Silbergang und daneben einen Schlägel und Setzeiſen; da kannſt du abſchlagen ſoviel du willſt, haſt du genug, ſo lege das Zeug wieder hinein wie du es gefunden, du mußt aber ohne Betrug damit handeln, ſonſt haſt du kein Glück damit. — Gehe aus der ſchwarzen Schluft über den kleinen Brocken, ſo kommſt du an einen breiten Sumpf, der iſt ganz wäſſerig, da findeſt du auch gediegene Goldkörner, du mußt ſie aber mit einem Siebe von dem Schlamme reinigen.

Von der Neuſtadt aus ohnweit der Hartzeburg [vergl. oben] nach dem Schieferberge kommt man erſtlich an ein Waſſer, das die Kalbe heißt, davon gehe über die Ecker ein wenig unter das alte Mauerwerk, dann ferner über das weiße Waſſer und gleich aufwärts nach dem Schieferberge, daſelbſt findeſt du ſchwarze Körner, die auswendig aber ſchön weiß und gediegen Silber und Gold ſind, es iſt da groß Gut vorhanden.

Von der Neuſtadt nach dem Nebelthale, welches bald auf voriges folgt, iſt die Nürnberger Goldgrube, welche ſie lange Jahre im Gebrauch gehabt, und ſoll 1 Pfund Ertz 100 Thlr. gelten. Ein wenig von ſelbigem Orte zur Rechten aufwärts iſt ein guter Silbergang, bei dieſen beiden Oertchen fließt ein Wäſſerlein, das heißt das kalte Waſſer und iſt nicht groß; zur linken Hand der beiden Gänge iſt der Silbergang oben am Berge und der Goldgang unten am Thale.

An dem Haſelbache ſteht auch ein Ertz, der Taubenkopff genannt, deſſen Pfund 1 Thlr. gelten ſoll, iſt nahe bei der Hartzeburg gelegen. Nicht weit davon iſt auch ein Ertz, der ſchwartze Talck genannt, ſo auch gut Silber hält, ſtehet nicht weit vom neuen Schloſſe.

Bei Braunlage iſt ein Brunnen, darin iſt gut Ertz. Man muß ihn aber ausgießen, ſo man es haben will. Gehe von demſelben Ort etwa einen Musketen-Schuß weit vom Wege ab zur rechten Hand, ſo wirſt du eine alte Kohlſtätte antreffen, daſelbſt ſchlage ein, ſo findeſt du ein Eiſen, das koſtbare Eiſen genannt, das hält Gold in allen Proben und iſt leicht zu gewinnen."

Noch liegt uns in der oben bezeichneten Abſchrift, wir wiſſen nicht woher entnommen, Folgendes vor, was ſich auf das Weingartenloch (vergl. Harzſagen S. 203—207, und die Anm. S. 296—298) beziehen mag: „Wende dich gleich anfangs zur linken Hand, ſo wirſt du eine Fünfe oder V finden, da ſteige in die Tiefe und gehe 12 Schritte fort, alsdann krieche zur rechten Hand hinein, ſo wirſt du hinunterfahren in die Tiefe und wirſt daſelbſt einen Stein antreffen, daran zwei Finger ſtehen; es iſt auch ein Wäſſerlein daſelbſt, da krieche auf dem Wäſſerlein fort, kannſt du aber nicht fort kommen, ſo ſteige den Stein hinauf und gehe gleich auf die linke Hand, da wirſt du in einen ſchmalen Gang kommen, gehe fort, und du wirſt graue Felſen antreffen, oben an denſelben wird eine 5 ſtehen, daſelbſt wirſt du gleich ein Loch vor dir ſehen, da ſteig hinab und wenn du hinein biſt, ſo krieche gleich zur linken Hand auf dem Bauche hinein über ein paar Häuſer lang, gefällt dir der Gang nicht und ſtoßen die Mauern zuſammen, ſo lehne dich mit dem Rücken daran und die 5 wird aufwärts weiſen; dann gehe gleich fort und du wirſt noch in einen ſchmalen Gang kommen und wird gleich am Ende daſelbſt ein Loch hinein gehen mit Steinen verworfen, da räume auf und wenn du ſolches gethan haſt, ſo krieche hinein von ohngefähr 3 Klaftern, da ſteht ein Bergmann, der mit der Bicke unter ſich weiſt, gehe dann fort ungefähr 5 Klafter, da begegnen dir 2 Bergmänner mit Grubenlichtern; fahre vorbei, ſie weiſen dich an die Seite, und gehe weiter fort und du wirſt in einen weißen Felſen kommen, worin ein rundes Loch ſein wird, da mußt du durch und kommſt dann wieder in die Weite; gehe darinnen fort und du wirſt dort an der Ecke einen Mönch ſtehen ſehen, eine Bicke in der Hand habend und nach einem Waſſer zeigend, und wenn du hinüberkommſt nach dem Waſſer ohngefähr ein gut Klafter breit, da werden Hölzer darinnen liegen; gehe hinüber, es wird zur linken Hand ein ſchwarzer Felſen ſtehn, der gemeiniglich — [hier hat die Abſchrift eine Lücke] ..... machſt du daran was los, ſo wird es hell glänzen, machſt du es mit dem Lichte ſchwarz, ſo wird es einen Schall von ſich geben: ich freſſe dich! Kehre dich aber nicht daran, ſondern gehe wieder auf die linke Hand und kratze ein wenig mit der Bicke, ſo wird ein Stein los fallen und ein eckiges Loch durchgehen, da mußt du durch und wenn du durch kommſt, ſo wird dort ein Mönch ſtehen, mit der Bicke unter ſich weiſend auf ein Erz, das Pfund für 30 Thlr.; wenn dir aber das nicht gut genug iſt, ſo gehe hinunter, ſchreite fort und du wirſt in eine Weite kommen, wo es wird ſo helle ſein als am Tage, da wirſt du einen güldenen Altar erblicken und die Felſen gediegenes Gold ſein; nimm nach deinem Gefallen und vergiß die Armen nicht.

E. Der wilde Jäger und die Frau Holle.

Die Sagen vom wilden Jäger aus dem Sagengebiete, welches dieſes Buch umfaßt, wie die von der Frau Holle u. ſ. w. ziehen wir vor ſo viel als thunlich in eigenen Abſchnitten zuſammenzuſtellen, anſtatt ſie nach der ſonſt von uns gewählten Folge nach den Orten mitzutheilen.

Bei der großen Wichtigkeit der Sagen aus der Grafſchaft Stolberg iſt es intereſſant, daß dort auch der wilde Jäger ganz beſonders zu Hauſe iſt.

In Petersdorf in der Grafſchaft Stolberg erzählt man: Chriſtus kam mit dem Kreuze vor eines Juden Thür, dort zu raſten. Der aber ließ ihn dort nicht ruhen, da ſprach Chriſtus, der ſeiner Kreuzigung entgegen ging: „Ich will ruhen und Du ſollſt wandern!“ Von der Zeit an ziehen umher der ewige Jude, der ewige Fuhrmann und der ewige Jäger. Der ewige Fuhrmann zeigt ſich in der preußiſchen Grafſchaft unweit Hochſtädt und ruft: „Har! Har!“ wie Fuhrleute thun. Gaſtliche Aufnahme der Götter bei ihrem Umzuge über die Erde wurde von dieſen belohnt, ungaſtliche beſtraft. Dieſer Gedanke hat ſich demnach vielleicht auch an Chriſti Kreuzesgang angeheftet. Zugleich zeigt die vorliegende Sage, wie nicht allein die Sagen vom ewigen Jäger vielleicht, ſondern auch vom ewigen Juden und ewigen Fuhrmann zuſammenhängen mit Mythen vom Wandern und Fahren der Götter über die Erde.

Der wilde Jäger erſcheint in Stolberg mit zwei Hunden, reitend auf einem kleinen Pferde ohne Kopf. Durch das Grumſchlacht (?Grubenſchlacken?), ein großes Hüttenwerk, iſt er hindurch geritten und man hat die Fußtapfen ſeines kleinen Pferdes nachher geſehen.

Auch im Walde, welcher der Jenteich heißt und wo ſich in katholiſchen Zeiten ein Fiſchteich befand, hauſte er. Er erſchien dort einer Frau.

Ein halbes Stündchen von Stolberg, links an der Allee nach dem Eichenforſt, über dem Hunnenrodt (welches angeblich Hunnenrode bedeuten ſoll), liegt Hätſchels Wieſe. An einem bei dieſer Wieſe entſpringenden Wäſſerchen zeigte ſich ein braunes Pferd und ein Reiter ohne Kopf, welches der wilde Jäger geweſen ſein ſoll. An mehreren Stellen des Wäſſerchens haben ſich auch kleine Kinder gezeigt. Man ſah zwei mit einander nackend tanzen. Auf dem Hunnrodt (vergl. auch S. 160) ſind zwei große Flecken, darin ſoll eine Rieſenjungfrau und ein Rieſe begraben ſein. Vor mehreren Jahren wurde dort gegraben, aber nichts gefunden.

Der wilde Jäger kam in der Grafſchaft Stolberg von Rodishagen her und zog wie ein Hund über den herrſchaftlichen Teich nach Rottleberode zu, über's Feld.

Andere ſagen: Der wilde Jäger kommt von der Aue her und zieht über Rodishagen fort nach dem Eichenforſt, jetzt einem bekannten Vergnügungsorte.

Der wilde Jäger hat 6 Hündchen (andere ſagen 8—12 Teckelhündchen) bei ſich, die haben Schellchen an. Mit ihnen zeigt er ſich z. B. am Bäckersberge. Er iſt grün gekleidet und trägt den Kopf unter'm Arm

Köhler bei Wida, was bei Braunlage (vergl. S. 152-155) und Lauterberg (vergl. Harzſagen S. 197 bis 199, 295) liegt, hatten ein Reh und ſprachen, ob's wohl einen wilden Jäger gebe. Da trat ein Jäger herein und entſtand vor der Köthe ein furchtbares Hundegebell und Jagen. Plötzlich wird die Köthe aufgeriſſen, und zwanzig bis dreißig Jäger ſtehen da. „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn," ſprachen die Köhler. Ich bin Hackelberg, zweifelt nicht an mir, ſagte Einer der Jäger, ihr ſollt alle Wochen ein Reh haben. Ich komme nur alle 50 Jahr. Der Köhlermeiſter gibt ſeine Hand, Hackelbergs Finger drücken ſich ein. Im Nu iſt Hackelberg umringt vom Jagdgefolge und geht gleich wieder in die Luft.

Ueber die Himmelpforte in der Grafſchaft Wernigerode (vergl. S. 81—92) kam der wilde Jäger nach Beckenſtedt zu und warf auf einer Wieſe die Pferdelende herunter.

Die Geſchichte von der Pferdelende und dem wilden Jäger ſoll auch vor Drübeck geſchehen ſein.

Vom Oberharze iſt dieſe Sage bereits mitgetheilt Harzſagen S. 125 und nochmals S. 125; vergl. daſelbſt S. 12 und S. 268. Schwartz hat ſie auf Blitz und Donner bezogen (vergl. W. Müller's Abhandlung „zur Sage von dem wilden Jäger", N. S. S. S. 420).

Im Bodethale hörte ich Folgendes vom wilden Jäger:

Er erſcheint im Sommer, Mittags zwiſchen 11—12, und ruft Ohät; die Holzhacker halten dann in der Arbeit an.

Der wilde Jäger (ſagt man zu Altenbrak im Bodethale), zeigte ſich am Meiſten im kleinen Mühlthale bei Altenbrak und zwar Aſchermittwoch.

Auf dem Rübelande im Bodethale jagte der wilde Jäger auch. Er trieb Frauen aus dem Holze (vergl. Harzſagen S. 124) und warf Lenden herunter.

Verſchiedene Sagen zeigen Zuſammenhang des wilden Jägers mit dem Waſſer (vergl. auch oben die Sage von Hätſchels Wieſe). Im Waſſer zu Elbingerode jagt er alle 7 Jahr (wo er dann auch nach der Suſenburg kommt), mit dem Kopf unter dem Arm, herauf und herunter. Sein Hund klafft.

Auch wird in Elbingerode erzählt: Der wilde Jäger zieht durch die Luft und verſchwindet mit Hundegeklaff im Teichloche. Man ſagt, daß die Kinder aus dieſem Teichloche gezogen würden. Er patſcht auch von der Mühle aus in Elbingerode.

Der wilde Jäger trank aus dem Jägerborn am Brücknerſtieg. (Dies, wie auch daß am alten Stolberg, vergl. die Abhandlung über den Hirſch, der wilde Jäger zieht, zeigt den Zuſammenhang der Sagen vom Hirſch aus Venedig mit dem wilden Jäger). Die dies erzählen, ſetzen hinzu: Der wilde Jäger fliegt in der Luft und hat einen Hund bei ſich, der bellt immer.

Einſt fragte der wilde Jäger irgendwo im Vorüberziehen: „Habt Ihr keinen Wagen mit 9 Mühlſteinen geſehen?“

Auf dem Berge um Goslar geht Nachts ein feuriger Mann und zeigt ſich auch aus den Gebüſchen. Der Ausſage der Leute nach bezöge ſich dies auf den wilden Jäger.

Der wilde Jäger träumte auch: ein Steinadler würde ihn nachher verzehren. Er wurde auch wirklich in den „Steinadler“ zu Wülperode gebracht.

In Wülperode, in einem Zimmer des alten Amtes, liegt jede Nacht der Hund des wilden Jägers und ſchüttelt ſich.

Als Nachtrag zu der Sage vom Hackelberg, welche Harzſagen S. 10—12 mitgetheilt und S. 245—248 beſprochen iſt, ſtehe hier noch folgende Sage aus der Gegend des Hackels, welche Caspar Abel hat in ſeiner „Sammlung etlicher noch nicht gedruckten alten Chroniken“ (1732) S. 86:

„Eyn Grave to Eghelen de reyt jagen an den Hart na Wiltwarcke, unde reyth uth in des Düvels Namen, unde ſprack, he wolde Wild vanghen, dat ſcholde ome noch GOt effte de Duvel weren, do he an den Hart kam, do bejegende öme eyn ſwart wilt Swin, darvor vorſerde ſick ſin Perd, dat ſe allbeyde ſtortten, unde bleven allbeyde dot, he unde ſin Pert.“

Wir kommen zur Frau Holle, mit Bezug auf welche es ſchon von Wichtigkeit iſt, zu wiſſen, wo ſie überhaupt vorkommt.

Zu Buchholz in der Grafſchaft Stolberg ſagt man: „Frau Wulle kommt.“ Auch in Rodishayn in der Grafſchaft Stolberg iſt Frau Wulle bekannt. Eben ſo in Sorge. In Stolberg ſagt man: Die Wulle.

In Elbingerode ſagt man: Fru Rolle. Fru Holle kommt in Elend zu Neujahr.

Siehe auch in meinem Schriftchen: „Harzbilder. Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1855“ den 23. Abſchnitt: „Frau Holle; die Kinderbrunnen; der wilde Jäger; Stepke“ (S. 76—78), wo ſich bereits weitere Nachweiſungen finden.

Fru Wulle, ſagt man irgendwo, kommt in einer beſtimmten Zeit, wo man aufhören muß zu ſpinnen.

Sagen von Kinderbrunnen ſtehen in den vorliegenden unterharziſchen Sagen unter Nr. 9, 10, 78, 242—245, 357, 358, 374. Vergl. auch J. W. Wolf, heſſiſche Sagen, S. 133, 210 und 211.

F. Frû Frêen, Frû Frien, Frû Frêtchen.

Bei Kuhn und Schwarz, Nordd. Sagen, Märchen und Gebräuche, werden in dem Gebrauch Nr. 180 S. 114, (vergl. auch die zugehörige Anmerk. S. 518) die Namen Frêen, Frien, Frêke genannt.

Mir wurde zunächſt (in Ilſenburg) folgender Reim mitgetheilt:

Frû Frien
wolle gêren frien
un konne keinen krien,
da feng se an de schrien.

Auch ward in Ilſenburg erzählt:

Fru Frien wollte immer freien in Hölzern, verbarg ſich Nachts vor Regen und Schnee in Höhlen; ſie ging gleich über Berg und Thal, war nicht ſchön und konnte Niemand bekommen, ſie reiſte die ganze Welt nach einem Freier aus. Hatte ſie jemand, dann war er wieder fort und ſie ſchrie furchtbar. Beſonders zeigt ſie ſich bei Bäumlers Klippe vor Ilſenburg. Sie ging vor Sonnenaufgang aus, tödtete einen Köhlerjungen, geht über Meineberg und Weſterberg. Sie ſpukt bis heute und zeigt ſich des Abends zur Zeit der Uhlenflucht.

Andere erzählen ohne einen Namen zu nennen, unter der Bäumlers Klippe her komme eine Frau im weißen Hemde und in einer weißen Mütze und verſchwinde in Kalbogens Garten.

Ein Mann aus Ilſenburg ging Morgens im März ins Holz, früher als er gewußt hatte, daß es an der Zeit ſei. Da begegnete ihm eine Frau in einer Haube und langen weißem Gewande. Er fragte, wohin ſie wolle, und ſie ſagte: „Von hier nach der Haidewisburg,“ welche bei Goslar liegen ſoll.

Anfang Juli 1855 wurde die Frû Frien wieder von einem Burſchen geſehen.

In Langeln ſagt man Faßlabend: Jungens ſpinnt jue Dieße af, Süß kummet de Frûe Frêe Un kackt in de Heee.

Einen ſehr verwirrten Bericht hörte ich zu Weckenſtedt, wo man auch Frû Frêtchen ſagt, von Kindern und von einer ſteinalten Frau Bei der großen Wichtigkeit des Gegenſtandes hebe ich dasjenige daraus, was noch den meiſten Sinn gibt, hervor:

Frû Frêen iſt im Himmel geweſen und wurde von den

Leuten um Rath gefragt. Sie hielt ſich unter den Weiden bei Weckenſtedt auf. Sie machte Muſik, tanzte viel und fiel zuletzt ins Waſſer.

Auch Märchen von Frû Frêen ſind vorhanden. Ich theile zunächſt eine Variante aus Ilſenburg zu dem Märchen: Horle, Horle-Wip (Märchen für die Jugend, Nr. 20) mit:

Ein armes Mädchen wollte ſich vermiethen, ging deshalb näher und kam endlich auf ein königliches Schloß. Dort wurde ſie gefragt, was ſie denn könne. Sie ſagt, ſie könne Gold und Silber ſpinnen. Sie fragten: was ſie zum Silber ſpinnen haben wolle, und ſie ſagte Roggenſtroh. Sie hatte es aber nur aus Angſt geſagt und konnte es nicht. Da klopfte es an die Thür und die Frû Frêe mit den groten Dume kam herein. Sie weinte und ſagte, daß ſie ihr Verſprechen nicht erfüllen könne. Die Frû Frêe fragte: ob ſie was zu leben hätte, und da aß ſie Alles auf was da war, denn ſie konnte ſehr eſſen. Danach ging es immer hurr, hurr, hurr, und ſie ſpann Alles auf. In der nächſten Nacht wollte ſie wieder kommen. Das Mädchen ſollte alles Eſſen aufheben und nun wollte ſie das Gold ſpinnen. Auf dem Schloſſe war große Freude. In der Nacht klopft es wieder und Frû Frêen kommt. Nun nimmt ſie das Waizenſtroh und ſpinnt das Gold. Sie ziehn ſie ordentlich an und der Prinz heirathet ſie. In der erſten Nacht aber nach ihrer Niederkunft kommt die Frû Frêen und ſie muß das Kind hergeben. Deshalb wollte die Schwiegermutter den König aufhetzen, aber vergebens. Nachher bekam ſie wieder einen Sohn. Da ſagte die Frû Frêen, das Kind ſollte ſie behalten, und wenn ſie rathen könne, wie ſie hieße, ſo ſollten ſie ihr erſtes Kind auch wieder haben. Damals ſtellte aber der König eine Jagd an und es fügte ſich, daß er auch vor die Höhle kam, worin die Frû Frêen war. Da ging die Frû Frêen in der Höhle immer hin und her und ſprach:

Hüte will ik bruen,
Morgen will ik backen,
Owwermorgen will ik en kleinen Königsſohnen haben,
Weil de junge Frue nicht weit,
Dat ik Pumpernelle heiß.

Pumpernelle war nämlich ihr Vorname, Frû Frêen ihr Zuname. Der König erzählte dies zu Hauſe und als die Königin rathen mußte, ſagte ſie zuletzt den Namen Pumpernelle. Danach ſagte ſie auch, daß ſie nun bald ſterben müßte. Der König ſolle hinaus und das Kind holen, das Kind aber ſolle alle ihr Gold von ihr haben. Das Gold aber hatte ſie in einem großen Kaſten, und das Kind mußte mit goldnem Spielzeug ſpielen. Ihr Sarg ſtand auch ſchon da und der König mußte ihr Begräbniß beſorgen.

Auch wird Folgendes erzählt: Es war eine Frau, die wurde Frû Frêen genannt, und wohnte allein im Walde. Sie war eine Hexe und hatte eine Pflegetochter. Die Alte näherte ſich mit Spinnen und ſpann am Tage 15 Löppe mit ihrem dicken Daume, und ſagte immer:

Hurre, hurre, hurr,
All wedder 'n Lob vull.

Ihre Tochter ſollte dies auch lernen. Sie ſchickte ſie in's Holz, daß ſie ſich eine „Wäſeke“ (Waſe) holte und verſprach ihr einen rothen Apfel, wenn ſie heimkehrte. Den gab ſie ihr auch. Nun ſagte ſie: „Meine Tochter, komm, nun will ich Dir das Spinnen lehren“ Da ſetzten ſie ſich beide hin und das Kleine mußte immer ſagen:

Hurre, hurre, hurr,
All wedder 'n Lob vull.

Die Alte hatte aber auch immer die Hand mit an dem Wocken, darum war es auch wirklich ſo, und war zu gleicher Zeit gehaspelt und geſponnen, und waren goldne Löppe. Das Mädchen wuchs nun und wurde groß, und es fand ſich auch ein Freier dazu, der war ein Köhler, der ging zu der Alten in das kleine Haus im Walde. Die Junge bewog auch die Alte, daß ſie ihre Einwilligung zu der Heirath gab, doch ſagte ſie: „ſo wie Du nicht ſpinnſt, ſo habt Ihr kein Brod, denn Dein Mann wird faul werden und zuletzt nichts mehr thun wollen.“ Sie ſollte aber ihrem Manne nicht ſagen, wie ſie es machte. So hatten ſie Hochzeit, lebten ganz glücklich und verdienten viel. Auch bekamen ſie zuweilen Beſuch von der Alten. Einſt erfuhr der Mann von der Sache, da beſchuldigte er ſeine Frau der Hexerei und wollte ſie fortjagen, doch geſchah dies nicht, und er hat nur von der Zeit an ſelbſt gearbeitet.

Anmerkungen.

Zu den Sagen von Thale und der Roßtrappe.

(S. 1—8).

Hünen und Rieſen im Bodegebirge. Nr. 1. 2. Bei den Rieſen des Bodegebirges muß auch an den Namen **Lupbode** erinnert werden, jedoch wollen wir uns jedes Urtheils dabei enthalten und nur auf das verweiſen, was Jacob Grimm, deutſche Mythologie, 3. Aufl. S. 492 und 493, wo zu dem Namen Lupberg unſere Lupbode nachzutragen wäre, wohl keineswegs mit der Abſicht etwas abzuſchließen beigebracht hat. Vielleicht iſt die Lupbode nach der Art ihres Lauſes (ungeſchlacht rinnende, oder große Bode) genannt, wie man eine warme und kalte Bode hat.

Die Sage von der Roßtrappe. Nr. 3. 4. Vergl. Nr. 1 und 2 „Hünen und Rieſen im Bodegebirge“. Ferner Nr. 5 und 6 das Bärensdorf, und Märchen für die Jugend Nr. 29, beſonders die zugehörige Anm. S. 226 bis 232. Alles dies betrachte man im Zuſammenhange mit der deutſchen Heldenſage, auf die Beziehung der Roßtrappſage zu ihr deutet ſchon Jacob Grimm's Myth. S. 888 und 889 hin. Wer muß nicht bei dem Bärensdorfe an jene Aeußerung der **Quedlinburger** Chronik denken: „cantabant olim rustici Theodoricum illum de Berne?“ Auch Folgendes iſt hier nicht außer Acht zu laſſen. Krieger (die Bodethäler im Unterharz von Johann Friedrich Krieger, Geheimen Hofrathe. Halberſtadt, bei Helm 1819) ſagt S. 62 vom Hexentanzplatze der Roßtrappe gegenüber: „Nach manchen Sagen und Chroniſten, welche die Flucht der Heldin einer würdigern weiblichen Neigung der Liebe beimeſſen, *tanzte* dieſelbe hier in triumphirender Stimmung, *als ſei es ihr Hochzeitstag*, und daher entſtand der Name des Tanzplatzes.“ — Vergl. auch Kuhn und Schwarz, Norddeutſche Sagen, Märchen und Gebräuche, 1848 S. 169 und 170: „Die Roßtrappe“ und die Anmerkung dazu S. 490. Der große Chriſtoph (ſ. Nr. 5) iſt ſchon von Finn Magnuſen zu Thor in Beziehung geſetzt.

Das Bärensdorf. Nr. 6. 7. Vergl. die Anm. zu Nr. 3 und 4. „Der von Bären“ ſoll der Vater der Prinzeſſin genannt werden, deren Fuß ſich in den Roßtrappfelſen eindrückte. Bei Kuhn, märk. S. Nr. 205 ſteht eine Sage von Bärenskirchhof bei Grimnitz, woran ſich die Sage vom Tode des wilden Jägers (Hackelberg) knüpft. Aus Stübener, Denkwürdigkeiten des Fürſtenthums Blankenburg (1788) S. 5 erſehen wir, was unſerer Benutzung des Namens für die Mythologie keinen Eintrag thut, daß das Bernſtorf (ſo ſchreibt er) hiſtoriſch iſt; es ſei, ſagt er, nach einem *Bernd* genannt.

Fahle Hölle. Nr. 8. In Krieger's Bodethälern, S. 81 heißt es: „Wie mehrere Harzörter, beſonders im Blankenburg'ſchen, durch ihre Namen: Sonnenburg, Sonnenbreite, Sonnenfeld, Sonnenſtein, Sonnenwald u. ſ. f. auf die ehemalige Anbetung der Sonne daſelbſt hindeuten, ſo iſt es auch mit dem Sonnenberge unweit der Blechhütte der Fall, in deſſen Nähe ſich auch ein Valhalla, in der Volksſprache Valehölle genannt, befindet. Gleich dem Valhalla unterm *Bielſtein* bei Blankenburg eröffnet ſich auch dieſes an einem anmuthigen freundlichen Orte u. ſ. w. Vielfältige Spuren von Menſchenbegräbniſſen finden ſich hier.“ Die Echtheit des Namens Valhalla bei Blankenburg wird durch die Nähe des Bielſteins nicht verbürgt. Bielſtein und Beilſtein wird jetzt von Grimm, Wörterb. 1376 (beil) als Jagdwort („jagdplätze auf welchen das wild zu stand gebracht und erlegt wurde“) erklärt. Dies als Nachtrag zu dem was Harzſagen S. 302—303 über Biel geſagt iſt. Vergl. auch Stübener I, S. 198—200. Auch die Berghöhe, auf welcher das Schloß (Amthaus) Catlenburg liegt, heißt Bielſtein. Vergl. auch Nr. 416 der vorliegenden Sammlung.

Die Siebenſpringe. Nr. 11. 12. (So und nicht Siebenſprünge iſt zu leſen). Krieger ſagt S. 86, daß neben den Siebenſpringen 14 heidniſche Grabhügel emporſtiegen, von welchen man (1819) „bereits 4 geöffnet und aus denſelben ſechs ſchöne Urnen und andere, gewöhnlich mit vergrabene Geräthſchaften der tauſendjährigen Ruhe geraubt hat."

Der Mönchenſtein vom Kloſter Wendhauſen. Nr. 13—18. Vergl. auch Kuhn und Schwarz S. 171, „Kloſter Wendhauſen." Von dem Spuk im Kloſter Wenthuſen redet auch Krieger S. 84—86: „Mönche und Nonnen beſonders, ſagt er, tummeln ſich hier in nächtlicher Weile gar dreiſt umher." Was er von dem Stein bemerkt, zeigt deutlich, daß derſelbe auf die Viehzucht Bezug hat. Vergl. zu 5.

Die Linde am Bodekeſſel und der Zwerg. Nr. 19. Bei Caspar von der Röhn tritt ein Zwerg auf, der den wunden Helferich durch eine Wurzel heilt. S. W. Grimm, Heldenſage S. 216.

Nickelmänner und Waſſermänner in der Bode. Nr. 21—23. Vergl. Kuhn und Schwarz 172 bis 175: „Der Nickelmann." Nr. 23. Die Sage von der Saale: „Nixe kämpften mit einander," E. Sommer, Sagen aus Sachſen und Thüringen, S. 7. Der Name Waſſermann auch in Franken und Steiermark, ſ. A. Fries in J. Wolfs Zeitſchrift für Myth. I, S. 29, und J. G. Seidl ebenda II, S. 25 f.

Die Zwerge im unteren Bodethale. Nr. 24. Für den Zwergkönig Ewaldus vergl. den Namen des Zwergkönigs Schwaldus, der in Elbingerode, alſo im *oberen* Bodethale, bekannt iſt (Märchen für die Jugend, S. 231, auch Harzſagen S. 208). Nr. 26. Merkwürdiger Weiſe verkehren in Bräunrode die Zwerge gerade mit einem Manne Namens **Gödecke**.

Zu den Sagen von Alten-Brak, von der Schönburg und von Treſeburg.

(S. 9–12).

Zunächſt ein Nachtrag:

Die Schönburg bei der Ludwigshütte, die zu Altenbrak gehört und nach Wendefurt zu liegt, ſoll früher ein Kloſter geweſen ſein. Von da geht eine Nonne aus, dann durch die Daxlöcher (einen Hartenwald, d. i. Eichenwald) zwiſchen der Hoppelnberger Gemeine und dem Grubenhai (welches Tannenwälder ſind), dann durch mehrere Thäler, durch die Haſſel, ein Waſſer, wovon Haſſelfelde den Namen hat, dann im Wildenhahn, welches Wieſen ſind, herauf, und dann nach der Draburg, welche Daſeburg geſchrieben wird. Sie erſcheint beſonders Mähern, und wer ihr folgt, kann ſie erlöſen. Auf der Draburg ſoll eine Braupfanne voll Geld geſtanden haben und nach Elbingerode geholt ſein.

Kegelſpiel auf der Schönburg. Nr. 33. Vergl. „Das Kegelſpiel unter'm Hohenſtein," Harzſagen S. 229.

Oſterfeuer auf der Schönburg. Nr. 34. Ueber Oſtern und die Oſterfeuer vergl. Harzbilder S. 61–65.

Die Spük-Eiche. Nr. 38. So heißt ein Baum in der Gegend von Treſeburg. Es ſpukte unter ihm, als ein Mann mit Mähl darunter ruhte.

Zu den Sagen vom Rübeland und der Baumannshöhle.

(S. 13–16).

Der ſchwarze Mann zwiſchen der Rapbode und der alten Burg. Nr. 41. Das Thal heißt: Mordthal, nicht Moorthal.

Hüttenkobolde. Nr. 43. 44. Vergl. Nr. 28–31, 297, 298, 375–379.

Geiſter in der Baumannshöhle. Nr. 45. 46.

Wie berüchtigt die Baumannshöhle am Ende des 17. Jahrhunderts war, zeigt S. 400 vom 1. Theil des theatrum poerarum, wo eine Hexe unter Anderm von „ihrem Vetter, dem alten Hanſen aus der Baumannshöhle“ einen Spruch gelernt haben will. — In ſeinen „Streifzügen durch die Literatur des Harzes“, im trefflichen Programm der höhern Bürgerſchule zu Aſchersleben von 1854 hat der Oberlehrer Guſtav Heyſe S. 6–8 mit wohlthuender Gründlichkeit gezeigt, wie es nur ein grober literariſcher Irrthum von lächerlichem Urſprunge iſt, daß die Höhle ihren Namen von einem Bergmann Namens Baumann haben ſoll, der ſie im Jahre 1670 zuerſt durchkrochen; 1591 hatte Heinrich Eckſtorm ſchon eine epistola de specu Bumanni, vulgo Bumannsholl geſchrieben, wonach ſie 1591 ſchon ſeit Menſchengedenken berühmt war. — Der Buman (Buttemann, Buttmann) wird Myth. 475 als Name für einen Hausgeiſt aufgeführt. Eine Sage von der Baumannshöhle ſteht noch im 1. Bande von Geiger's Geſchichten.

Zu den Sagen von Quedlinburg.

(S. 17–25).

Der Vogelheerd bei Quedlinburg. Nr. 47. Ueber Heinrichs I. Vogelheerde und Königswahl ſollte dieſem Buche die ſchon früher von mir angekündigte Abhandlung, welche die Waitz'ſchen Unterſuchungen weiter führen wird, beigegeben werden, deren Abfaſſung jedoch, aus Mangel an Zeit, leider für jetzt nicht mehr möglich war.

Henrich der Vogler und die Stadt Quedlinburg. Nr. 48. Aus Abel a. a. O. S. 481–483. Wie Quedlinburgs Name von dem Hunde Quedel (um dies beiläufig hier zu den Harzſagen S. 21 und 22 zu der nach Quedlinburg übergreifenden Goslar'ſchen Sage zu bemerken), ſo wird der von Helmſtedt von einem Hunde des Ludgerus, Helim, hergeleitet. S. Büſching's wöchentliche Nachrichten II, 192.

Das Ritterfeld. Nr. 49. Aus Abel a. a. O. S. 493.

Vom Kirchenraube. Nr. 50. Aus Abel a. a. O. S. 494–496.

Sanct Anna und die Mutter Gottes. Nr. 51. Aus Abel a. a. O. S. 498–499.

Das wilde Waſſer auf dem Münzenberge. Nr. 56. Vom Münzenberge führte ein unterirdiſcher Gang nach dem Münchenhofe; pflichtvergeſſene Nonnen benutzten ihn zu Zuſammenkünften mit den Mönchen. Sie ſpuken noch beim Münchenhofe an den Weiden und dieſe *Weiden* heißen deshalb *die drei Nonnen.*

Albrecht vom Regenſtein und die Stadt Quedlinburg. Nr. 60. Vergl. meinen Aufſatz über den Regenſtein im deutſchen Muſeum von 1855. Aus Abel a. a. O. S. 501 und 502.

Zu den Sagen von Blankenburg und der Umgegend.

(S. 26–29).

Die Teufelsmauern. Nr. 62. 63. Vergl. Kuhn und Schwarz S. 170: „Die Teufelsmauer.“ Ein Felſen in der Teufelsmauer heißt der Großvater. (Vergl. dazu Myth. S. 153). Er könnte vielleicht nur nach ſeinem äußeren Anſehen benannt ſein, das etwas Bequemes hat. Jedoch ſind die Spuren von Donar im Allgemeinen auf dem Gebiete, welches dieſes Buch umfaßt, ziemlich reichlich, weniger tritt er in den „Harzſagen“ hervor.

Das Dorf Börneke. Nr. 69. Aus Stübener I, S. 420.

Zu den Sagen von Michaelſtein, Heimburg und Benzingerode.

(S. 30–39).

Zunächſt ein Nachtrag:

Aus dem Jagdhauſe der Heimburger Forſt entführte der Teufel eine Prinzeſſin.

Evergodesrode, Volkmarſtein und Michaëlſtein. Nr. 72. Aus Leuckfeld antiquitates S. 18—23. Die Sage von Volkmar und Michaelſtein hat auch Winnigſtädt bei Abel S. 491.

Michaels Bild. Nr. 75. Vergl. Kuhn und Schwarz, S. 171, »die Bildſäule des heil. Michael.«

Das Teufelsbad. Nr. 87. Zuſatz: Wer die Leichenzüge ſieht, erlebt den andern Morgen nicht.

Die Lauſehügel. Nr. 93. Die Erläuterung des Namens ergiebt ſich aus Harzſagen, Vorwort S. XXXIII und XXXIV. Vergl. de nominibus montis Bructeri p. 46. Vielleicht iſt hier auch der Name Lieſebergsgaſſe aus Nr. 227 des vorliegenden Buches herbeizuziehen. Ein »Leiſeberg« liegt unweit des rechten Ufers der Unſtrut, worüber der Weg von Freiburg nach Naumburg geht.

Die Heimburg brennt ab 1288. Nr. 96. Aus Abel a. a. O. S. 175. Nach Stübener I, S. 195 iſt Heimburg in Urkunden Hainburg und Hainenburg geſchrieben; dies wird auf den Hain, der noch jetzt Oſterholz heißt und der ſich ſo weit erſtreckt habe, daß die Heimburg urſprünglich **in** ihm gelegen, bezogen. Im Oſterholze iſt die **Liſekenhöhle!** An der Oſterwieſe ſoll ein Dorf **Göddenhuſen** gelegen haben. Hier ſchließt ſich an, was in den Anm. der Harzſagen, S. 284, ſchon über den Oſterſtein beigebracht iſt.

Bene cincta rota. Nr. 109. Die Nägel, 1½ Schock, wurden zu **Oſtern** an die Pfarre gegeben. Vergl. auch de nominibus montis Bructeri, p. 46.

Zu den Sagen vom Regenſtein.

(S. 40 u. 41.)

Der Name Regenſtein. Nr. 112. Aus Abel a. a. O. S. 41. — Herr Oberlehrer **Keßlin** zu Wernigerode hat in einer Vorleſung, die er im wiſſenſchaftlichen Vereine zu Wernigerode über den Regenſtein hielt, über den Namen Folgendes zuſammengeſtellt: »Was den Namen des Felſens betrifft, ſo bemerkt **Stübner** in ſeinen Denkwürdigkeiten des Fürſtenthums Blankenburg Folgendes darüber: Er bekam den Namen Reinſtein entweder vom Mangel der Bekleidung, weil er ſchon von Alters ein nackender, reiner Felſen war, oder von ſeiner Lage, nach welcher er theils ein Rainſtein d. i. Grenzſtein der Felder der in der Nähe gelegenen Dörfer, theils ein Felſen auf einem Rain d. i. auf einem langen und ſchmalen mit Gras bewachſenen Strich Landes zwiſchen den Aeckern war. Regenſtein wurde er nur nach der von der oberdeutſchen abweichenden, niederdeutſchen Mundart genannt.

Dieſe Anſicht Stübner's ſcheint aber keineswegs die richtige zu ſein. Die Schreibart Regenſtein findet ſich ſchon 1173 in einer Urkunde Kaiſer Friedrichs I., in welcher Conradus comes de Regenstein als Zeuge genannt wird, auch anderweitig im 12ten Jahrhundert. Desgleichen wird Henricus comes de Regenstein in einer Urkunde vom Jahre 1512 genannt, welche von Leukfeld in ſeinen Antiquitates Blankenburgenses pag. 80 angeführt wird. Im Jahre 1197 ſchreibt der Graf Conrad ſelbſt: Ego Conradus comes de Regenstein. Dieſe Benennung iſt auch in den ſpätern Urkunden bei weitem die gewöhnlichere. Es iſt alſo kein Grund vorhanden, die Form Reinſtein für die urſprüngliche und einzig richtige zu erklären, wiewohl dieſe Zuſammenziehung der Benennung Regenſtein üblich und zuläſſig iſt und in neuerer Zeit häufig gebraucht wird.«

Meine eigene Anſicht über den Namen Regenſtein habe ich ſchon früher in der deutſchen Reichszeitung, 1854, No. 41 ausgeſprochen. Der Artikel iſt folgender: »Der Name des Regenſteins, dieſer in einen Sandſteinfelſen bei Blankenburg gehauenen ehemaligen Ritterburg, hat zu manchen Vermuthungen Anlaß gegeben, da für Regenſtein auch der Name Reinſtein vorkommt. Der Regenſtein iſt weder ein Stein, auf dem es immer regnet, noch ein rein ausſehender Stein: deshalb ſuchte man den Namen von Reihe abzuleiten. Man ging alſo davon aus, daß mehre Steine hier in derſelben Reihe lägen, wobei man vielleicht an die Teufelsmauer dachte, und daß der Regenſtein, der hauptſächlichſte davon, deshalb vorzugsweiſe der Reinſtein genannt ſei. So will man auch in Harzburg den Namen des Elfenſteins unweit des neuen herzoglichen Luſtſchloſſes nicht von den Elfen herleiten, ſondern davon, daß der Elfenſtein der hauptſächlichſte von elf in einer Reihe liegenden Felſen ſei. Wenn dem wirklich ſo wäre, ſo wäre der Elfenſtein zwar einer von den elf Steinen, aber darum noch kein Elfſtein.

Mehr hat die Ableitung des Regenſteins von Reihenſtein für ſich. Aus Reihe konnte allerdings Rege werden, wie Jeder weiß, der den plattdeutſchen Dialekt kennt, und wie ſich außerdem noch durch Analogien aus andern Dialekten, welche die hiſtoriſche Grammatik ergiebt, nachweiſen ließe.

Allein auffallend bliebe es immer, warum dann bei der nun einmal ſchwankenden Schreibung neben Reinſtein der Name Reihenſtein — ſo viel wir wiſſen, gar nicht, und wenn überhaupt, doch gewiß nur ſelten, vorkommt. Ich erkläre deshalb den Namen Regenſtein auf folgende Weiſe, durch die ich ſeinen Namen zugleich mit ſeiner großen Vergangenheit in Einklang ſetze.

Im Althochdeutſchen heißt ragin, auch ragan, regin Berathſchlagung, Rath. Man findet dies bereits in Grimms Grammatik angeführt, und Otto Abel hat ſchon weiter entwickelt, wie aus ragin, regin, dann rein geworden, wie davon herkommt Reginhard oder Reinhard, abgekürzt Reineke, der im Rathe ſtarke, ein Name, welchen der Fuchs führt, dann Reginald oder Reinald, der Rathwaltende, dann auch Reginmar oder Reinmar, und wie manche andere Namen daraus entſtanden ſind.

Der Reinſtein oder Regenſtein iſt alſo ein Raginſtein, ein Stein, auf dem Rath gehalten wurde, ein alter Verſammlungsſtein.

Dieſe Verſammlungen auf dem Regenſteine waren in der älteſten Zeit jedenfalls religiöſer Art, ſie brauchen aber darum nicht bloß zu Opfern gehalten zu ſein, ſondern können namentlich auch Gerichtsverſammlungen geweſen ſein.

Daß der Regenſtein ein heidniſcher Gerichtsort geweſen ſein mag, dafür ſpricht eine ſchon bekannte Sage, wonach man dort noch oft das Hämmern vieler Schmiede vernimmt. Dieſe Sage deutet auf Donar (Thor, den Gott des Donners, der Schmiede und des Gerichts, welcher auf dem Regenſteine verehrt ſein wird.

Der Regenſtein wurde von einem der älteſten Grafengeſchlechter des Harzes bewohnt, und die Grafen ſtanden überall dem Gerichte vor. Weit erſtreckte ſich das Gebiet der Grafen von Regenſtein, und vom nahen Blankenburg wenigſtens wiſſen wir, wie es einem weiten Gerichtsſprengel vorſtand.

Zu dem Worte moete ſ. das Bremer Wörterbuch; J. Grimm, deutſche Gramm., 1. Thl., 3. Aufl., S. 243; auch Benecke's ausführliche Anm. zu Z. 5331 des Iwein (2. Ausg. von Benecke und Lachmann) und Benecke's Wörterbuch zu Iwein unter ich muote.

Steine auf dem Regenſteine. Nr. 113. Aus Behrens Hercynia curiosa, S. 162. Nach anderer Quelle, jedoch wenig abweichend, auch bei Grimm, deutſche Sagen, I., Nr. 109.

Zu den Sagen von Oſterwieck und der Umgegend.

(S. 42—48).

Der Kobold. Nr. 119. Vergl. Nr. 296.

Der Welthund bei Stötterlingenburg und Lüttchenrode. Nr 120. Eine Sage von ihm aus Engelboſtel und Hecklingen ſ. bei Kuhn und Schwarz S. 255.

Das beherzte Mädchen. Nr. 124. Vergl. Harzſagen S. 141—143.

Gottslohn. Nr. 125. Vergl. Müller und Schambach S. 227 und 228.

Zu den Sagen von der Harburg, von Wernigerode, Nöſchenrode und Haſſerode.

(S. 49—77.)

Zunächſt ein Nachtrag:

Der Graf hatte erfahren, daß in der Stadt Wernigerode ein ſehr geſchickter Mann Namens D... .... wohne, den ließ er zu ſich kommen und trug ihm vor, ob er nicht ein laufendes Waſſer ihm auf ſein Schloß führen könnte. Jener erklärte: Wollt Ihr mir die Verbrecher, die Ihr in Eurem Gefängniſſe habt, losgeben, ſo will ich meine Kunſt zeigen. Der Wunſch ſoll Euch gewährt ſein, war die Antwort. Darauf machte D.... ... ein Verbündniß mit dem Satan, dem er ſeine Seele verſprach, und fing mit ſeinen beiden Gefangenen die Waſſerleitung an abzugraben. Sie hatten die Leitung aber noch nicht ganz fertig, da ließ D........ dem Satan merken, daß er ihn betrügen wollte und dieſer zerſtörte den Bau ſelbſt. Das hatte D........ nur gewollt. Durch dieſe erſte Zurichtung hatte D........ ſich ſo viel Kenntniß erworben, daß er eine neue Leitung machte und das Waſſer glücklich oben auf das Schloß brachte. Dafür ſtellte der Graf D........ es frei, er könnte für ſeine Mühe ſich entweder die ſogenannte Charlottenluſt, oder die Heidemühle, die zu jenen Zeiten eine Zwangsmühle geweſen iſt, nehmen; D........ nahm die Mühle. Weil nun der Satan keine Tücke an dem D........ ausüben konnte, ſo ſtellte er das Waſſer ſtatt in der alten Stadt in der Neuſtadt herunter, dadurch verlor die Mühle ſo viel Waſſer, daß er nicht fortwährend mahlen konnte, und der Mahlzwang iſt von der Mühle genommen, weil er den Leuten ihr Getreide nicht immer mahlen konnte.

Ein zweiter Nachtrag:

Auf Tiſchler Ulrichs Wieſe ſteht ein Schatz, der ganz Wernigerode zweimal wieder auferbauen kann.

Der Kreuzberg. Nr. 128. Sagen von der Harburg. Nr. 129—131. Der Berg, worauf die Harburg geſtanden, hieß ſonſt Hartenberg, wie dieſer Name in ältern Urkunden vorkommt, namentlich in einer des St. Sylveſterſtiftes. Hart iſt Wald und in vielen Ortsnamen am Harz, der ja ebenfalls ſeinen Namen davon hat.

Die Sage von Rutſchefort iſt, wie ſchon S. 183 angedeutet iſt, in dieſer Form ſpätern Urſprungs und zwar aus der Zeit, wo aus der Königſteinſchen Erbſchaft Rochefort an das Stolbergſche Haus kam und in den Gräflichen Titel mit aufgenommen wurde.

Die Königſteinſche Erbſchaft fiel dem Hauſe Stolberg 1535 zu und zwar hiervon nur die Rochefortſche Herrſchaft, worüber ein langer Prozeß mit dem Hauſe Löwenſtein geführt wurde, der erſt im Jahre 1755 endigte. Rochefort liegt im Luxemburgiſchen.

Nr. 129 — 131. Vergl. unſere Abhandlung über die Zwerge in Familienſagen und Kuhn und Schwarz S. 175 und 176. Der Kreuzberg (vergl. auch S. 182) ſoll ein Calvarienberg geweſen ſein.

Nr. 128. Auch in Wallnußtöpfen wird Bier gebraut. Als das Zwergkind darüber an zu reden fängt, ſagen die Leute: „So biſt Du ſo klug und ſo alt!“ und prügeln es. Uebrigens vergl. Nr. 248, 293 und 368. Harzſagen S. 209. W. Müller und Schambach S. 133. J. Thaler „können auch in Tyrol Spuren von germaniſchem Heidenthume vorkommen?“ in Wolfs Zeitſchrift I, S. 290.

Die Glockenblumen oder Pfingſtroſen auf den Zwölfmorgen. Nr. 145. Die ſogenannte Zwölfmorgenblume iſt Trollius Europaeus Linné XIII, Kl. VI. Ordnung Kugelranunkel, ſie findet ſich auf dem ganzen Oberharze.

Die Zwerge von der Heidemühle. Nr. 149. Der Zwergname Trultram erinnert merkwürdig an den Zwergkönig Trutram (vergl. Harzſagen S. 259–260). Trolltram wird im ſchwediſchen Liede von Torkar der Teufel genannt, von welchem der Hammer geraubt wurde (Mythologie S. 223).

Venediger im Bärenloche. Nr. 157. Vergl. die Abhandlung vom Hirſch zu den Venedigerſagen. Im 15. Capitel des Froſchmäusler tritt ein Alchymiſt aus Venedig auf, welcher gekommen iſt, „Weil er vom alten Münch vernommen.“ Und ebenda heißt es im 16. Capitel:

„Die Stadt Venedig wird dergleich
Von ſolchen Künſten trefflich reich.
Da auch der Münch die Kunſt geſtohlen“ u. ſ. w.

Das Pferd von Nöſchenrode. Nr. 158. Vergl. Nr. 159–161, 164. Kuhn und Schwarz S. 176 und die Anm. S. 491.

Reiter verſchwindet im Teich. Nr. 165. Der eigentliche Name des Berges iſt Hörſtberg. In Niederſachſen bedeutet Horſt (plattd. Hoſt) ein einzelnes im Felde liegendes Gehölz.

Sage vom alten Wernigeröder Waiſenhauſe. Nr. 166. Der Kaufmann Ludwig Meyer wird der Bäcker Meyer ſein ſollen auf der breiten Straße nahe am Markte, denn hier hat das frühere Waiſenhaus geſtanden.

Feuersbrunſt. Nr. 167. 168. Die erſte Wernigeröder Feuersbrunſt, ſo weit unſre Geſchichte reicht, war 1455 geweſen, im Sterbejahre des Grafen Botho, des erſten

Wernigerödiſchen Stolbergers. 1528, den 6. Auguſt, war die zweite unter Graf Botho dem Glückſeligen. Darauf folgte die von 1751, um die es ſich handelt. Die vierte große war 1847 am Sonntage Palmarum. S. Bericht über das der Stadt Wernigerode im Jahre 1847 widerfahrene Brandunglück und die ihr dabei zugewandte Hülfe, erſtattet von dem Unterſtützungsvereine. (Die Geſchichte der frühern Feuersbrünſte iſt daſelbſt vom Paſtor Friedrich und Oberlehrer Kallenbach verfaßt).

Unſere Sage meint, wie ſchon bemerkt, die dritte große Feuersbrunſt vom 30. Juni 1751. Sie ging auf der breiten Straße nur bis an das Haus, welches jetzt von dem Kaufmann Fiſcher bewohnt wird, und nicht bis an das Hertzer'ſche Haus. An Fiſchers Hauſe iſt ein Denkſtein eingemauert mit folgender Inſchrift:

Feralis incendii media in urbe die XXX. Junii circa meridiem anno MDCCLI infeliciter oborti plusque trecenta aedificiaconsumentis, terminum hic esse jussit propitius praepotensque Deus, cui grates laudesque sunt exsolvendae per saecula omnia.

Das Volk glaubte, daß Graf Chriſtian Ernſt das Feuer beſprechen könne.

Der Bärenſtein vor der Neuſtädter Schenke. Nr. 171. Die Neuſtädter heißen auch Hirſchfänger. Nach Kuhn, Märk. S. Nr. 228 werden auch die Einwohner der Stadt Mohrin häufig, wenn ſie in anderen Orten der umliegenden Gegend erſcheinen, Bärenſtäker genannt. Dies wird durch einen von Kuhn mitgetheilten Schwank, wonach die Mohriner gar keinen wirklichen Bären gejagt hätten, begründet. Der Neuſtädter Stein und die Wiederkehr der Sage ſelbſt an verſchiedenen Orten zeigt ihren echt mythiſchen Grund.

Der Ziegenbocksreiter, das Johannisthor und die Johanniskirche. Nr. 172. Auf dem Claushofe zeigt ſich auch eine Ziege.

Das Hickemännchen. Nr. 173. (In Wernigeröder Mundart). Vergl. „Das Hickeding“, Harzſagen S. 145 und 146 und die zugehörige Anm. S. 272—276.

Nächtliches Orgelſpiel in der Kirche zu Haſſerode. Nr. 174. Dieſe Sage und Nr. 196 zeigt eine ſchwärmeriſche Rückerinnerung an eine frühere, gleichſam verloren gegangene Religion, welche man bei unſerm norddeutſchen Volke nicht ſuchen ſollte.

Paſtor Reccard. Nr. 179—180. (Zum Theil in Wernigeröder Mundart). So und nicht Reckhart, wie im Texte ſteht, iſt zu ſchreiben. Joh. Phil. Reccard aus Wildungen im Waldeck'ſchen war 1733 Prediger zu Stapelburg, 1733 bis 1735 zu Waſſerleben, 1735—1755 Diakonus und 1755 bis 1772 an der Johanniskirche zu Wernigerode, über welche S. 68 Nr. 172 zu vergleichen iſt.

Unterirdiſche Gänge. Nr 197. Der Name **Rektorhof** möchte irre führen, da der Rektor jetzt ein anderes Haus bewohnt. Der Hof heißt der „Rüdigerſche Hof“. Der Name Rektorhof iſt dadurch entſtanden, weil früher es einmal die Rektoratswohnung geweſen iſt.

Der Brunnen bei der Himmelpforte. Nr. 215. Man ſieht wie hier Sage und Geſchichte ſich miſcht. Es iſt Heinrich Horn damit gemeint, der das Salvatoris-Hoſpital im Jahre 1554 für 12 Arme ſtiftete. (Das Nikolin-Hoſpital iſt viel älter, ſowie auch die Nikolin-Kirche.

Zu den Sagen von der Mönchenlagerſtätte, von der Himmelpforte, von Drübeck, Altenrode und Darlingerode.

(S. 78—98).

An Drübeck, **Darlingerode** und Altenrode knüpfte ſich ein merkwürdiger Gebrauch des Umreitens der Grenze. Die Acten eines darüber geführten mächtigen Proceſſes ſind mir gütigſt anvertraut worden und ich beabſichtige bald in einer Zeitſchrift eine ausführliche Schilderung des höchſt wichtigen Gebrauches zu liefern.

Die Prinzeſſin mit dem Schweinerüſſel. Nr. 223. 224. Dies und Nr. 222 enthält die Quinteſſenz der Sagen des alten Kloſters Drübeck am Fuße des Brockens, um welches, wie um Kloſter Himmelpforte ſich die mythiſchen Vorſtellungen, welche luftig und genial den Brocken umflattern, in dem Niederſchlage einer Reihe von bäuriſchen und plumpen Sagen concentrirte. Im Ganzen lege ich auf Alles was in dieſem Abſchnitte von S. 78—105 ſteht ſehr großes Gewicht, und bedauere, ſie und die Ilſenburger Sagen hier nicht ſogleich ausführlicher beſprechen zu können. Das Schwein kennzeichnet die Prinzeſſin von Drübeck als Freyja, was auch mit den Unterſuchungen über die Walpurgisnacht übereinſtimmt. Unter den Hirten von Drübeck wird am Liebſten der Schweinhirt genannt, vergl. S. 86.

Der alte Kolbaum. Nr. 205. S. Märchen für die Jugend S. 236.

Die Zwerge am Butterberge. Nr. 228. Im Butterberge ſteckt auch Silbergeſchirr.

Zu den Sagen von Beckenſtedt, Waſſerleben, Silſtedt und Reddeber.

(S. 99—105).

Zunächſt ein Nachtrag:

Beim Jungfernteiche zwiſchen Wernigerode und Silſtedt ſoll ein weißer Hund ſich zu Zeiten ſehen laſſen, welcher die Leute irre führt; ein Mann kömmt des Weges da herauf und ruht ſich ein wenig an dem Teiche aus; nicht lange, da kömmt ein weißer Hund auf ihn zu, er will ihn mit ſeinem Stocke fortjagen, der Hund geht nicht vom Flecke; auf einmal war er verſchwunden. Der Mann will ſeinen Weg nach Wernigerode antreten, läuft aber vergebens im Felde herum und kann den Weg nicht finden, ſo daß er nach mehren Stunden Umherirrens wieder nach Silſtedt zurückkömmt.

Noch möge eine Anekdote, welche die Sagenbildung zur Erklärung von Namen betrifft, hier Platz finden. Ein vor 20 Jahren errichtetes Gebäude in Waſſerleben heißt jetzt allgemein, ſogar in Actenſtücken, der Kater-Kumpen. Dieſer Name entſtand daher, daß Jemand von dem Gebäud ſagte: »Düt is ſaune ole Kattekumbe« (Katakombe), wonach dann das Wort Katakombe in Katte-Kumbe und zuletzt gar in Kater-Kumpen verderbt wurde. Man erzählt aber, als das Gebäude fertig geweſen, ſei ein Kater daher geſprungen, dem habe man zugerufen: „Kater kumm!“ und daher habe das Gebäude den Namen empfangen

Von der Linde auf dem Stukenbergsanger zwiſchen Charlottenluſt und Beckenſtädt. Nr. 235. Im Acker des ehemaligen St. Viti-Holzes wurde nach gefälliger Mittheilung des Dr. Friedrich vor acht Jahren eine Framea von Erz gefunden. Das Vitsholz lag nahe der noch jetzt eine alte Weihſage grün erhaltenden Linde, die ſchon in mittelalterlichen Grenzbeſtimmungen die „alte Linde“ heißt. — Schon früher wurde hier eine kleine Streitaxt aus Feuerſtein gefunden, die durch Reg.-Rath Stiehler in Beſitz Sr. Erlaucht des Grafen Botho gekommen iſt.

Bericht vom heiligen Blute zu Waſſerleben. Nr. 254. Aus Abel a. a. O. S. 328—330.

Zu den Sagen von Ilſenburg.

(S. 106—113).

Prinzeſſin Ilſe. S. 256—286. Für die Ueberſchrift iſt, wiewohl das Volk jetzt Ilſenſteinsjungfer ſagt, dieſer Name gewählt, da mir mitgetheilt iſt, daß der Name Prinzeſſin Ilſe nicht etwa nur von der neuern Poeſie der Jungfer beigelegt, ſondern noch vor nicht langer Zeit ganz gebräuchlich geweſen iſt. So gebrauchen denn auch Kuhn und Schwarz die nämliche Ueberſchrift bei Mittheilung der betreffenden von ihnen geſammelten Sagen (S. 176—179, vergl. die zugehörigen Anm.)

Der Schutzpatron des Ilſenburger Kloſters war anfangs der heilige Petrus. — Vergl. unſere Abhandl. vom Hirſch. — Die Sage vom Ilſenſtein wird jetzt von Tage zu Tage mehr verderbt, da ein ſchauderhafter Roman über denſelben vorhanden iſt, welchen ich durchgeleſen habe, um deſto leichter etwa daher ſtammende Fälſchungen aus der Sage ausſcheiden zu können. Noch übler hat es auf die Sage eingewirkt, daß in dem kleinen Ilſenburg ein Liebhabertheater vorhanden iſt, in welchem zuweilen ein nach dieſem Roman verfaßtes ſogenanntes vieraktiges Sagenſpiel: „Die Prinzeſſin Ilſe vom Ilſenſtein“ aufgeführt wird. Perſonen dieſes lächerlichen Erzeugniſſes, in Folge deſſen mir Jemand ſagte, die Ilſenſteinsjungfer heißt: Theater, ſind: Prinzeſſin Ilſe vom Ilſenſtein; Schürer, genannt Tizmann, Köhler im Ilſethale; Beate, ſeine Tochter; — Bulko Ammerbach, Förſter im Eckerthale; Albert, ſein Sohn, Jäger; Daniel Markwart, Hüttenmeiſter auf dem Hohofen; Brigitte, deſſen Tochter; Chriſtoph Flach, Hohöfner; der Ur-Alte oder erſter Venetianer; mehre Venetianer, Geiſter und Geiſterſtimmen. Ort der Handlung im erſten Akt: die Köhlerhütte Tizmann's; im zweiten Akt: die Himmelspforte (Schabgraben); im dritten Akte: der Hohofen und im vierten das Ilſethal mit dem Ilſenſteine im Hintergrunde; dazu Muſik des Hüttenmuſikkorps.

Zwerge, Mönche, graue Männchen. Nr. 294. Vergl. Kuhn und Schwarz, S. 180.

Zu den Sagen von Stapelburg und dem Scharfenſteine.

(S. 114—116.)

Die Schlange auf dem Scharfenſteine. Nr. 306. Auf der hier ſehr nahen Harzburg zeigt ſich Harzſagen S. 5 und 6 der Baſilisk.

Das Haus im Schimmerwald. Nr. 309. Eine Geſchichte aus dem Schimmerwalde (vom Eckernkrug) ſteht Harzſagen S. 12 und 13.

Zu den Brockenſagen.

S. 117—136.

Die Mainacht. Nr. 310—314. Der Hexenaltar. Nr. 315. Ueber die Sagen von der Walpurgisnacht muß auf die mehr erwähnte Abhandlung de nominibus montis Bructeri verwieſen werden. Vergl auch über Hexenglauben ,und Hexenfahrten Simrock S. 494—497. Müller und Schambach S. 177—179: „Die Walpurgisnacht.“ Myth. S. 552. Dr. A. Fries, Sagen aus Unterfranken, in Wolfs Zeitſchrift I, S 299. W. Crecelius, Auszug aus heſſiſchen Hexenproceſſen in Wolfs Zeitſchrift II, S. 72. F. Wöſte ebenda S 84. Das in der Abhandl. de nominibus montis Bructeri erörterte ergänzen wir hier vorläufig nur durch einige abgeriſſene Notizen. Der 1 Mai war dem Philippus, Jacobus und der Walpurgis heilig. Die Nächte vom Montag zum Dienſtag und vom Freitag zum Samſtag ſind beſonders Hexennächte. (Prätorius Blocksberg S. 499. Die „Kräuterfrauen“ (Kräuterſammlerinnen ?) in der Gegend des Brockens ſcheinen bis Sondershauſen hin als Zauberinnen und Hexen gegolten zu haben nach dem 1. Bande des Theatrum poenarum von 1693, S. 400. — Es wird erzählt und ſteht auch gedruckt, daß am Brocken am 1. Mai von den mit Gewalt zum Chriſtenthum bekehrten Sachſen noch lange Abgötterei getrieben ſei; als man dieſen aufgelauert habe, hätten ſie ſich in Teufelsmasken verkleidet, um die Wächter zu ſchrecken und ungeſtört zu opfern. So ſei der Glaube an die Hexenfahrt nach dem Brocken entſtanden. (Vergl. auch Myth. 1007 und 1008). Dieſe Erklärung von dem Entſtehen des Hexenglaubens erſchien Göthe ſo anziehend, daß er ihr in „die erſte Walpurgisnacht“ ſogar eine dichteriſche Behandlung zu Theil werden ließ. — Kuhn, Märk. S. Nr. 234, handelt von dem Teufelsſteine von Mohrin, auf dem der Teufel jedesmal in der Walpurgisnacht zum Blocksberge geritten iſt. Vergl. ebenda S. 375. Eine verſunkene Kirche tönt in der Nacht auf den 1. Mai aus der Tiefe herauf; Müller und Schambach S. 16. — Von der Reußenſtube zu Netzſchkau aus ſchrieb Karl Müller (deſſen Leben und kleine Schriften, von C. A. Varnhagen von Enſe, 1847, S. 114 und 115, am 1. Mai 1803: „Geſtern Abend ſitze ich alſo hier ganz allein bei meinen Büchern und einer Taſſe leidigen Thees, als auf einmal der Kammerdiener hereintritt und mir ſagt, ich möchte eilen, wenn ich die Hexen von dem andern Flügel des Schloſſes auf allen Anhöhen wolle tanzen ſehen. — — — Ich ziehe alſo mit in die öſtlichen Zimmer, und — wirklich ein überraſchender Anblick! — die ganze Kette der Berge war, ſo weit das Auge trug, *mit ſchwebenden Reihen von tanzenden Fackelträgern* beſetzt. Hoch ſprüheten die Funken in die Luft empor; laut tönte ein ſchallendes Halloh! in die Thäler herab. Immer ausgedehnter wurde der Feuerkreis, von dem wir das Centrum zu ſein ſchienen; immer eine Ortſchaft nach der andern deplorirte und ſchloß ſich an, bis endlich der Horizont von allen Seiten nichts als Feuerwogen zeigte. — — — Iphofen machte ſich trotz der Finſterniß auf den Weg und, nachdem er mehrere Feldgraben übel und böſe ergründet hatte, was fand er? eine unzählige Menge von Kindern, Knaben und Mädchen komiſch vermummt, mit brennenden Beſen, die ſie jubelnd ſchwenkten. Das ganze Jahr lang *ſammeln ſie die Beſen dazu* in abgelegenen Winkeln zu mehrern Dutzenden" u. ſ. w. Die Beſen (vergl. über den Beſenritt auch Myth. 1037 und 1038) werden im Allgemeinen eigentlich vielleicht knoſpende Reiſer geweſen ſein, ſie ſind Maien (Birken). — Der Hexenbeſen kommt auch in Schweden vor ſ. Horſt, Dämonomagie II, S. 207. — Ein Mann band neuerdings ein Hirſchgeweih auf und ſtellte ſo in der Mainacht den Teufel dar. — Walter Scott verlegt im Alterthümler die Geſchichte von Martin Waldeck nach der Umgegend des Brockens.

Nr. 311. Dieſelben Dienſte wie hier das Drachenſchwanz u. ſ. w. genannte Kraut leiſtet bei Sommer S. 58 der Gundermannskranz.

Köhler und Venediger. Nr. 323. 324. **Johannisblume** Nr. 327. Vergl. „Die Springwurzel," Harzſagen S. 99 und 100. — „Nur in der einzigen Johannisnacht, in der Stunde zwiſchen elf und zwölf Uhr, blüht das Kraut Reneſarre — Rainfarren — und wer dieſe Blüthe bei ſich trägt, der wird dadurch den übrigen Menſchen unſichtbar." Kuhn, märk. S. Nr. 191. Vergl. ebenda S. 330. Vergl. auch über Farn Myth. S. 1161. J. W. Zingerle in Wolfs Zeitſchrift I, S. 330.

Der Wehrwolf am Brocken. Nr. 326. Vergl. Harzſagen S. 146 und 147. Kuhn, Märkiſche Sagen S. 375.

Wölfe am Brocken. Nr. 332. Vergl. die Sage von der Wolfswarte auf dem Bruchberge Harzſagen S. 127 und S. 268.

Vom Andreasberge unter der Waldſchmiede. Nr. 333. Ueber Andreas in Ortsnamen ſ. Harzſagen S. 270 bei Gelegenheit der oberharziſchen Bergſtadt St. Andreasberg.

Katzenſagen. Nr. 335—339. (Zum Theil in Wernigeröder Mundart). Vergl. Harzſagen S. 101 u. 102. Zu 338 vergl. Harzſagen S. 306, wo jedoch in die Anführung eines bekannten Büchertitels ein lächerlicher Druckfehler ſteht: der Roman von Brentano handelt nicht von Wehmüttern, ſondern heißt: „Die mehreren Wehmüller.“ Ferner vergl. Sommer a. a. O. S. 57 und 58. Kuhn und Schwarz S. 202. Schambach und Müller S. 180. Zu Nr. 338 ſei folgendes angemerkt.

Prätorius' Blocksberg, S. 330, berichtet nach Hildebrands Theurgie: „Da einsmals ein Knecht, Johann von Bremen, am Gemörde der Pferde gewartet und in einer Hütten ein wenig Feuers gehabt, kam eine Katze zu ihm, zu der ſprach er: „Kätzlein komme her zu mir und wärme Dich.“ Da kamen eilends ein Haufen Katzen zuſammen, und die erſte that den Vortanz und die andern folgten und ſangen unter dem Tanzen:

„Katzenthier,
Komm her zu mir,
Sprach der gute Johann von Bremen zu mir
Und wärme Dich.

Er war erſtlich erſchrocken, da er aus einer Katzengeſtalt Menſchenſtimmen hörte; als er aber einen Muth gefaſſet, hat er mit ſeiner Geiſel umb ſich gehauen und ſie zerſtöret.“

Wunſchſumpf. Nr. 345. 346. Ueber wunſch ſ. Myth. 126–132, 390 und 391, und Harzſagen S. 260. Simrock S. 200.

Die Brautklippe. Nr. 347. Eine ähnliche Bewandtniß hat es vielleicht mit dem Brautſtein auf der Kolberner Haide, unfern dem Städtchen Lüchow. Von ihm wird bei Harrys, Volksſagen Niederſachſens, I, S. 60 und 61 eine Sage erzählt, wonach die ihn umgebende rothe Haide Brauttreue heißt, was aber mit dem Inhalte der Sage nicht recht ſtimmt. Wie in unſerer vorliegenden Sage der

Fuß einer Jungfrau in die Brautklippe, drückte ſich in die Jungfernklippe bei E. Sommer, Sagen aus Sachſen und Thüringen S. 18 der Fuß eines Burgfräuleins.

Das Brockengeſpenſt. Nr. 348. Brockengeſpenſt nennt man jetzt gewöhnlich eine berühmte Luftſpiegelung am Brocken, von der man glauben möchte, daß ſie die im Texte gegebene Sage veranlaßt haben möchte.

Zu den Sagen von Schierke und Elend.

(S. 137—142).

Der Schloſſer am Brocken. Nr. 349. Vergl. die Herzberger Sage in den Harzſagen S. 185.

Die Jungfrau von der Elendsburg. Nr. 362. 363. S. Märchen für die Jugend S. 234. Ich führe, ohne den etwaigen Zuſammenhang mit dieſer Sage ermeſſen zu können, hier folgendes aus Wächter, Statiſtik der im Königreich Hannover vorhandenen heidniſchen Denkmäler an (S. 178 vom Amt Elbingerode):

„Heidniſch möchte hier vielleicht nur die ſogenannte Elendshöhle im Elendsthale bei dem Eiſenhüttenwerk daſelbſt genannt werden können. Sie iſt niſchenförmig in einen Bergvorſprung hineingehauen, aber ſo niedrig und eng, daß ein Menſch darin liegen, aber aufrecht ſchwerlich darin ſtehen kann. Lagerſtellen fehlen gänzlich. Sagen über ſie ſind nicht vorhanden, man glaubt: ein Einſiedler habe ſich darin aufgehalten.“ Der Name kehrt im Amte Bederkeſa wieder, wo ein mächtiger Granitblock bei Groß Hein den Namen Elendsſtein führt. „Die Sage will, daß die Lamſtedter, eiferſüchtig auf den Bau eines hohen Kirchthurmes der Ringſtedter, ihn fortgeſchleppt hätten, um damit den Kirchthurm zu zertrümmern. Aber an ſeiner jetzigen Lagerſtätte angelangt, ſei der Stein elend, d. h. zu ſchwer geworden, und habe nicht weiter gebracht werden können. Deswegen heiße er Elendſtein.“ (Wächter S. 76). In der Nähe liegt ein Hünengrab: Danſenſtein.

Zu den Sagen von Braunlage.

(S. 152—155).

Der Kappelfleck. Nr. 383. 384. Vergl. Kuhn, Märk. S. Nr. 78: „Der Markt auf dem Kirchhofe zu Lehnin.“

Achtermannshöhe. Nr. 389. Vergl. Kuhn, Märk. S. Nr. 196: „Der Teufelsdamm im Paarſtein.“ Müller und Schambach S. 152—154.

Huckepolte. Nr. 393. 394. Vergl. in Nr. 252 die Namen Tückeboten (Kuhn und Schwarz S. 183 haben den Namen Tückbolde) und Dickepoten. Hucken heißt ſpringen.

Zu den Sagen von Stolberg.

(S. 156—173).

Eruna, Aerine, die weiße Jungfer. Nr. 401 bis 412. Zuſammenſetzungen mit run f. in Förſtemanns altdeutſchem Namenbuche, 1. Band, Perſonennamen, 7. Lief. 1062. Sie hängt, jedoch offenbar nach der Sage, durchaus nicht als eine hiſtoriſche Perſon, in weißem leinenen Gewande auch auf Schloß Stolberg. 406. „Wenn ich meinen Bruder Valentin mitnehmen ſoll, ſo will ich mitgehen“ ſagt Harzſagen S. 4 Jemand zu der Jungfrau von Harzburg.

Hunniskirche, Hunrot. Nr. 414. Vergl. Kuhn und Schwarz, S. 229: „Die Rolandsſäulen. Mündlich aus Nordhauſen.“

Georgine (Eruna), der Erdgeiſt oder die Jungfer vom ſilbernen Nagel. Nr. 420—422. Vergl. Nr. 401—412. Daß Eruna hier als „Erdgeiſt“ auftritt iſt höchſt eigenthümlich und bemerkenswerth. Der Name Georgine iſt Mißverſtändniß, zu dem der alterthümliche Klang des weiblichen Namens Anlaß gibt. Brachte man mir doch ſogar eine angebliche Lebensgeſchichte der Jungfrau; es war die der Gräfin Aurora von Königsmark, von Cramer.

Geiſterkirche zu Stolberg. Nr. 423. Vergl. Nr. 117. Harzſagen S. 77—79. Zur Geiſteskirche iſt auch ſchon zu vergl. Thietmar, in den Geſchichtſchreibern der deutſchen Vorzeit III. S. 13 und 7.

Die Hebamme und die Kinder in der Räderſee. Nr. 429. Vergl. z. B.: „Die Kindbetterin im Gohlitzſee.“ Kuhn, Märk. S. Nr. 81.

Antoniuskopf. Nr. 441. Für den Namen Antonius vergl. Harzſagen S. 241.

Der Gaukler zu Stolberg. Nr. 442. Aus Goetia vel Theurgia. 239. Wenn der Gaukler gerade einem Lilienſtocke den Kopf abhaut, ſo iſt zu vergl. in meinen geiſtlichen und weltl. Volksliedern (Aſchersleben, Focke 1855) Nr. 5, Strophe 10, und die in der zugehörigen Anm. angeführte Abhandlung von Koberſtein.

Die goldene Schlange. Nr. 450. Ich theile hier noch einiges andere von Schlangen mit. Wenn man dem Schlangenkönige die Kroye abſchneidet, wächſt ſie des Nachts wieder an. — In Darlingerode wird erzählt:

Leute, die ſchon etwas mehr waren, hatten eine Tochter, die hatte viel „Vorſchläge,“ ſollte aber nichts annehmen. Sie ging in's Holz und holte Gras, dabei ſchlief ſie ein und eine Otterſchlange kroch ihr in den Hals. Da wurde ihr ſo miſerabel, ſie konnte nicht eſſen und nicht trinken, und ihre Eltern glaubten, ſie wollte in Wochen. Da wollten die Eltern ſie erhängen, ihr Vater ging mit ihr ſpazieren und ſteckte vorher einen kleinen Strick in die Taſche. Sie will ſich ein Bischen ausruhen und ſchläft ein, er läßt ſie ſchlafen und macht unterdeſſen die Zurüſtungen, um ſie zu erhängen. Da kommt aus ihrem Munde eine Schlange und ſechs Junge. Da fängt der Vater die Jungen und danach weckt er ſeine Tochter, geht mit ihr nach Hauſe und erzählt ſeiner Frau, daß ſie nicht ſchwanger wäre, ſondern Schlangen im Leibe gehabt hätte. Nachher erzählten ſie's der Tochter, da ekelte und graute ſie ſich ſo ſehr, daß ſie nach einigen Tagen ſtarb. —

Es war eine arme Frau, die ging mit dem Kinde im Korbe Heidelbeeren ſuchen und ließ es im Korbe ſtehen. Nach einiger Zeit ging ſie hin ihm die Bruſt zu geben, das Kind ſchlief dabei ein und ließ von der Bruſt ab und die Mutter ſchlief auch ein. Da kam eine große, große Otterſchlange und *ſog an ihrer Bruſt*. Leute, die dazu kamen, mußten ihr ihr Kind abnehmen, ſie aber rapte die Schlange in die Schürze und ging damit nach Haus, denn die Schlange ließ von ihrer Bruſt nicht ab. So ging ſie mit der Schlange zum *Schlangenfänger*, der ſagte: wenn ſie geſchwind ſein wolle, ſo wolle er ihr helfen. Wenn er auf der Pflockpfeife pfiffe, ſo kämen die Schlangen zuſammen und ſie ſpränge dazwiſchen. Aber dann müßte ſie raſch zur Thüre hinaus ſein. Als er zum erſten Male pfiff, blieb die Schlange ruhig ſitzen, da pfiff er noch einmal, da that ſie einen Sprung und ſprang zwiſchen die andern Schlangen. Kaum war die Frau zur Thür hinaus, da ſprang die Schlange ihr nach und mit einem furchtbaren Satze gegen die geſchloſſene Thüre. Die Frau aber ſtarb doch bald darauf vor Schrecken und Ekel.

Frauenruh. Nr. 457. 458. Vergl. „Die Frauenruhe," Kuhn und Schwarz, S. 230. Die Sagen vom Hohenſtein (bei Neuſtadt) ſtehen übrigens ſchon Harzſagen S. 228 und 229.

Zu Abhandlung A.

(S. 174—182).

S. 174 lies in den drei letzten Zeilen: „wobei man nicht verkennen wird, daß ſie andere Leſer, wenigſtens einen andern Zweck vor Augen hat, als die übrigen Abhandlungen und Anmerkungen dieſes Buches."

S. 175, Z. 23 v. o. lies „*auf die Grimm*," ſtatt „*auf den Grund*."

Druck von B. Angerſtein in Wernigerode.

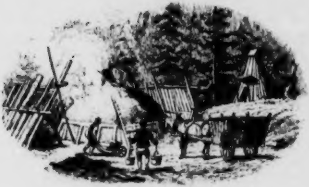
17

Aus dem Harze.

Aus dem Harze.

Von

Heinrich Pröhle.



Köhler im Ilſethal.

Zweite, verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Leipzig,
Hermann Mendelsſohn.
1857.

Seiner Majeſtät

dem Könige

Friedrich Wilhelm dem Vierten,

meinem allergnädigſten Könige und Herrn,

allerunterthänigſt gewidmet.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Im September 1845 ging ich als Student von Wippra aus zu Fuße über Sangerhauſen nach dem Kyffhäuſer und der Rothenburg. Dieſem Ausfluge verdankt der Abſchnitt des Schriftchens vom Kyffhäuſer und der Rothenburg ſeinen Urſprung. Die übrigen Reiſeſkizzen entſtanden in den Jahren 1849 und 1850. Der Abſchnitt „Die Sagen des Harzes“ wurde vor dem Erſcheinen des Schriftchens im Jahre 1851 ausgearbeitet. Abgeſehen von einigen wenigen Sagen, die mir damals ſchon durch mündliche Mittheilung bekannt geworden waren, gibt er einen gedrängten Ueberblick über die bis zum Erſcheinen meiner „Harzſagen“ bekannten Sagen dieſes Gebirges. Weil in dem Schriftchen jeder Ueberblick über Land und Leute fehlte, ſo wurde kurz nach deſſen Ausgabe in einer Zeitſchrift die Abhandlung „der Harz und ſeine Bewohner“ veröffentlicht. Nach Art des Abſchnittes über die Sagen gab er theils charakteriſtiſche eigene Erinnerungen, theils und ganz beſonders faßte er das Merkwürdigſte aus neueren Schriften über den Harz überſichtlich zuſammen.

Noch im Jahre 1851 begann ich die planmäßige Sammlung der Harzſagen nach dem Volksmunde, deren Ergebniß bis jetzt in zwei Bänden vorliegt. Lieder, Märchen und Gebräuche wurden aus gleicher Quelle geſchöpft. Seitdem lebte ich meiſt auf dem Harze, anfangs ganz mit dem Volke. Immer mehr wurde mir dabei offenbar, daß an der Erneuerung oder Erhaltung des religiöſen Sinnes und des kirchlichen Geiſtes die Zukunft unſeres Volkes hängt. Dieſe gibt die einzige Bürgſchaft für die Heiligung ſeiner Sitten und auf ſeiner Sittlichkeit beruht ſein ganzes äußeres Wohlergehen. —

Michaelis 1856 ging ich nach Berlin. Ich unterrichte daſelbſt gegenwärtig an dem Friedrichs-Werder'ſchen Gymnaſium und an der Louiſenſtädtiſchen Realſchule. Inzwiſchen wünſchte der Herr Verleger von meiner erſten Harzſchrift eine neue Ausgabe zu machen. Ich lege ſie hiermit der Leſewelt vor. Statt des letzten, nach der franzöſiſchen Correſpondenz des Freiherrn Achatz Ferdinand von Aſſeburg-Falkenſtein gearbeiteten Abſchnittes der erſten Auflage, welcher nicht in dies Büchlein gehört, wird hier die daſſelbe abrundende ausführlichere Abhandlung „der Harz und ſeine Bewohner" als Einleitung gedruckt. Sie ging ſeit jener Veröffentlichung in einer Zeitſchrift auch in ein bekanntes geographiſches Werk über. In den Reiſeſkizzen und in dem Capitel „Die Sagen des Harzes" iſt getilgt, was vor meiner jetzigen näheren Kenntniß der verſchiedenen behandelten Stoffe nicht beſtehen konnte. Umgearbeitet jedoch konnte keiner dieſer Abſchnitte werden, nicht allein weil es an Zeit fehlte, ſondern auch weil dadurch die Form des Büchleins zerſtört und ſein Charakter gänzlich verändert worden wäre.

Durch die freundlichere Ausſtattung und das charakteriſtiſche Titelbild dürfte die Schrift ſich jetzt noch mehr in der Gunſt des Publikums befeſtigen. Das Bild verdanken wir der Güte des Herrn Crola in Ilſenburg, welcher viele treffliche Harzlandſchaften gemalt hat. Das Originalgemälde „Köhler im Ilſethal" befindet ſich hier, und zwar im Beſitze der gräflichen Familie.

Schloß Wernigerode,
zu Anfang der Sommerferien 1857.

Dr. Heinrich Pröhle.

Inhalt.

Seite

Der Harz und ſeine Bewohner . . . 1

Der Kyffhäuſer, die Rothenburg und Stollberg . . . 31

Goslar. . . . 50

Das Okerthal und die Harzburg . . . 63

Der Brocken und das Rübeland . . . 74

Die Roßtrappe und das Bodethal . . . 82

Suderode und der Stufenberg . . . 90

Lauenburg, Georgshöhe und Ziegenkopf . . . 93

Die Victorshöhe . . . 97

Die Sagen des Harzes . . . 100

Der Harz und ſeine Bewohner.

Von dem großen Eiſenbahnnetze, das allmälig über unſer Vaterland ausgeſpannt wird, führen nicht weniger als drei Zweigbahnen zu dem Harze hin, die ihm Wandersleute aus Sachſen, Preußen, Braunſchweig, und ganz beſonders zahlreich den reichen Handelsherrn vom Meere zuführen, der ſich im Waldesgrün erholen will. Es ſind dies die Cöthen-Bernburger, die Oſchersleben-Halberſtädter und die Wolfenbüttel-Harzburger Bahn. Die letztgenannte, welche zuerſt angelegt wurde, hat eine nicht unbedeutende Steigung, ward daher früher eine Strecke weit von Pferden bergan gezogen, lief abwärts von ſelbſt ohne Dampf- und Pferdekraft und ſtößt dicht an den Fuß des Gebirges. Sie verdankt ihr Entſtehen dem Bedürfniß, die Schätze des Harzes, namentlich das Bauholz, dem offenen Lande zugänglich zu machen. Im Harze ſelbſt ſind die alten Kaiſerſtraßen und hohen Straßen, die hoch eben auf dem Scheitel des Gebirges hinliefen und die Handelswege bildeten, aus dem Verkehr gekommen. Neue vortreffliche Heerſtraßen ſind an ihre Stelle getreten, beſonders im Lande Anhalt-Bernburg, das faſt ganz im Harze ſelbſt liegt; aber auch in Preußen, deſſen Verkehrswege nicht über den Harz führen, ſondern mit den Eiſenbahnen an ſeinem Fuße zuſammenfallen.

Der Harz erhebt ſich inſelartig aus der Ebene. Man kann ihn ſeinem Ausſehn nach einem Baume vergleichen, von dem der Brocken die Krone, der Oberharz den Stamm und alles Uebrige die weithin geſtreckten Wurzeln bildet. Obgleich an ſeinem nördlichen ſchroffern Abhange die berühmteſten Punkte liegen, iſt doch der Geſammtanblick von Süden her ſchöner. Er erſcheint hier anmuthiger und abgerundeter und die Höhen, von dunklen Forſten bekränzt, erheben ſich wellenförmig und allmälig bis zum Brockengipfel. Sein Umfang iſt ſchwer zu beſtimmen. Welche Ausdehnung der Hercyniſche*) Wald bei den alten Geſchichtſchreibern hat, iſt bekannt. Hiſtoriſch iſt es ſodann, daß der alte Harzgau ungefähr bis zum Elm reichte, ſo daß die jetzige Magdeburg-Braunſchweiger Eiſenbahn eine Strecke weit mitten durch ihn hinläuft. Am Meiſten will der Geognoſt den Umfang des Harzes beſchränken, indem er ihn nach dem Aufhören einer beſtimmten ſpecifiſch Harziſchen Gebirgsformation begrenzt, an einer Stelle, wo das Gebirge ſelbſt nicht eigentlich aufhört. Doch folgen wir dem Sprachgebrauch, der das ganze Gebirge von Mannsfeld bis Oſterode, von Ballenſtedt, Wernigerode und Goslar bis Nordhauſen und Roßla den Harz nennt. Seine Grundfläche beträgt 36 Quadratmeilen; auf dieſen zählt er 100,000 Einw., ſo daß er bereits übervölkert genannt werden muß. Fünf Sechſtel des Harzes nimmt das ſogenannte Uebergangsgebirge, Thonſchiefer und Grauwacke (letzteres iſt ſein merkwürdigſtes Foſſil) ein. Man theilt ihn ein in den Ober- Unter- und Vorharz. Der Vorharz umfaßt die hügeligen und waldigen Ausläufer weſtwärts mit den Städten Goslar, Gittelde, Seeſen, Oſterode und Herzberg. Der Unterharz beſteht aus den fünf Provinzen: Blankenburg Anhalt-Harzgerode, Stolberg-Stolberg, Stolberg-Wernigerode, und dem Braunſchweigiſchen Amt Walkenried. In 60 Dörfern und 7 Städten zählt er mehr als 30,000 Einw. Er wird gebildet von Ganggebirge und Flötzgebirge. Auf dem metallreichen Oberharz tritt der Granit zu Tage. Der Oberharz beſteht aus den ſieben Bergſtädten Clausthal,

---

*) Noch jetzt heißt eine kleine Waldſtrecke bei dem Bernburgiſchen Orte Gunthersberge die Hercyne.

Zellerfeld, Andreasberg, Altenau, Lautenthal, Wildemann und Grund, zählt 30,000 Einw. und bildet mit dem Brocken den nordweſtlichen Theil des Harzes. In gewöhnlicher Rede, doch ungenau, theilt man das ganze Gebirge nach ſeinen beiden Stromgebieten meiſt nur in den Ober- und Unterharz, ſo daß der weſtliche Theil, deſſen Flüſſe zum Weſergebiet gehören, der Oberharz, und der öſtliche, der ſeine Flüſſe der Elbe zuſendet, der Unterharz genannt wird.

Der Harz kann ſtreng genommen weder als eine einzige fortlaufende Bergkette, noch als ein einziges Hochland betrachtet werden, ſondern beſteht ſeiner Bildung nach aus verſchiedenen Bergplateaux oder Gruppen. In mineralogiſcher Hinſicht ſind außer dem Oberharz, dem wir ſpäter beſondere Beachtung widmen werden, am Wichtigſten die bekannten Höhlen im Bodethal, die Baumanns- und Bielshöhle. Die Flüſſe des Harzes, ſowol die, welche ſich der Elbe, als die ſich der Weſer zuwenden, entſpringen faſt alle auf dem Brocken, in der Nähe der Wolken, oft ganz dicht beieinander. Von den Thälern, welche ſich ſpäter bilden, hängt der Anfang des Holtemmethals, die ſogenannte ſteinerne Rinne, noch am Unmittelbarſten mit dem Brocken ſelbſt zuſammen, und verdient in mancher Hinſicht vor allen andern den Vorzug.

Die Quellen am Brocken zerfallen in Moor- und Steinquellen; zu den erſteren gehören die Hexenbrunnen; nur die letztern liefern trinkbares Waſſer. Die Brockenquellen nehmen merklich ab mit dem Abholzen der Wälder und ſchwellen wieder an, wenn neue Forſten heranwachſen, ſo wie ſie auch nach den Jahreszeiten anſchwellen und verſchwinden. Das eigentliche „Waſſermagazin des Harzes“ iſt das am weſtlichen Fuße des Brockens ſich ausdehnende Brockenfeld. Mit einer umfangreichen, ſchwammigen Moosdecke bekleidet, ſaugt es Schnee, Regen und Nebel ein, und ſtrömt die eingeſogene Feuchtigkeit in vielen Quellen nach allen Weltgegenden hin wieder von ſich. Auf dem Brocken ſelbſt liegt der Schnee bis in den Mai und Juni hinein, und das alte Schneemark wird nur von Wind und Regen, nicht von der Wärme, die hier zu allen Jahreszeiten fehlt, verzehrt. Das Klima des Harzes ſoll im Ganzen dem von Schweden und Norwegen gleichen. Namentlich der Oberharz hat wenig Frühling, viel Nebel und Regen, und kaum ſechs Wochen Sommer. Seine ſchönſte Jahreszeit iſt der Winter, wo die Felſen von Eiszapfen ſtarren und langdauernde prächtige Schlittenbahnen das ganze Gebirge beleben. Man zieht ſogar mit Handſchlitten auf den Brocken, um abwärts bis Ilſenburg zu fahren.

Die Harzflüſſe ſind eben ſo kryſtallhell als waſſerarm, und daher ſehr reich an Krebſen und Fiſchen, beſonders auch an Forellen. Wernigerode führt ſogar eine Forelle im Wappen. Wo die Thäler weit werden, wie das Wipperthal bei Wippra, werden auf Wieſen und Angern große Leinwandbreiten an den Flüſſen ausgeſpannt, um mit dem klaren Bergwaſſer zu bleichen. Wohlhabende Leute aus dem Flachlande oder, wie man hier ſchlechtweg ſagt, aus dem Lande, verdingen deshalb ihr Leinen hieher; der rauhe Harz ſelbſt kennt den Flachsbau mit ſeinem blauen, wogenden Blüthenmeere nicht.

Wenig Obſt und Korn, worunter man auf dem Harze beſcheiden nur den Roggen verſteht, noch weniger Weizen gedeiht in dieſem Klima; deſto mehr ſtehen Blumen, Wald und Wieſen in Flor. Pflanzenſammler, zum Theil nicht ungebildete Leute, verdorbene Oekonomen und dergl. durchziehen, ihr Bündel mit officinellen Kräutern auf dem Rücken, das ganze Gebirge und haben in den Städten am Fuße deſſelben die Niederlage für ihr Geſchäft und ihren Handel, der ſie jedoch jetzt nur noch dürftig ernährt. Auch der Botaniker, der mit ſeiner grünen langen Kapſel nicht leicht an einem Wirthshauſe vorbeigeht, iſt keine ſeltene Erſcheinung, und er findet unter Anderem die Waldanemone, die Steinnelke und verſchiedene Ranunkeln. Der Ertrag an Beeren iſt ſo überreich, daß er als ein theilweiſer Erſatz für den Mangel an Korn betrachtet werden kann; am Häufigſten ſind die rothe Kronsbeere (Preißelbeere) und die blaue Heilebeere (Heidelbeere). Beide werden von den Harzträgerinnen in's offene Land hinabgetragen, die rothe Kronsbeere zum Einmachen für die Honoratioren und Gaſtwirthe, die blaue Heidelbeere, als Leckerbiſſen zum Roheſſen, auf die großen Bauernhöfe, wo man Hede oder gar ein wenig Flachs dafür eintauſcht. Auch an Haſelnüſſen iſt kein Mangel, und die Zeit der Nußleſe iſt für Alt und Jung hier ein ähnliches Feſt, wie in mildern Gegenden die Weinleſe. Die Baumarten wechſeln im Unterharz ſehr häufig, und man kommt zuweilen in den Wäldern auf hochgelegene lichtere Plätze, wo die verſchiedenartigſten Bäume, alle groß und ſchön gewachſen, nahe bei einander ſtehen, was einen ſehr prächtigen Anblick gewährt. Da findet man neben einander die Hainbuche, den Ahorn, die Eſche, Ulme, Birke, und jedenfalls fehlt auch die Rothbuche nicht, welche bei all dieſem Baumreichthum am Unterharz vorherrſcht. An den mildeſten Punkten ſtehen Linden, wilde Kaſtanien und Eſpen. Am Oberharz findet man nicht die breiten, ſtämmigen Bäume des Unterharzes; hier herrſcht die Fichte vor, die überhaupt durch die bis jetzt ganz vom Bergbau abhängige Forſtwirthſchaft des Harzes am Meiſten begünſtigt wird, ſo daß man an allen Wegen die „friſchgrüne Tannenſaat“ auf wohlabgemeſſenen Feldern aufſchießen ſieht. Sie leidet aber auffallend von Wind und Wetter, und liegt nach jedem Sturm zu Tauſenden entwurzelt da. Auch die ſchlanke Birke ſteigt eine Strecke weit den Oberharz hinan, ſie iſt zugleich der Weinſtock des Harzes, denn aus ihrem Safte wird im Frühling ein hier ſehr beliebter Champagner, das Birkenwaſſer, bereitet. Noch höher ſteigt die Quitſcher, deren rothe Vogelbeeren dem Oberharzer bei ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, dem Vogelfange, dienen, und mit denen er mitten in der Armuth der Natur die Thür ſeines Hauſes verziert, wenn Hochzeiten und Kindtaufen bei ihm in die Herbſtzeit fallen, wo dann auch der Tannenzweig als Zierde dienen muß. In der Umgebung des Brockens tragen die Bäume nach der Windſeite hin eine ſchützende Moosdecke; farbloſes Moos tritt auf dem Oberharze auch an die Stelle des blumigen Wieſenteppichs. — Aber nicht allein dem Hüttenweſen dienen die Waldungen. Wir hörten bereits, daß die Stämme beſonders durch die Harzburger Eiſenbahn als Bauholz ins offene Land gelangen, wo ſie nicht ſelten von Harzzimmerleuten bis zum Richten der Häuſer bearbeitet werden. Auch wird Holz in hoch gelegenen

Ortſchaften, wie in Melmerſwende, Friedrichsbrunn und Benneckenſtein, zu grünen Weidenkörben geflochten und zu Mollen (Mulden), Klammern, Löffeln, Kellen und „Tagſtöcken" (Gebſtöcken) verarbeitet. Die meiſten dieſer Fabrikate werden von den Fabrikanten ſelbſt, deren Heimathsörter in der Regel wegen des Holzdiebſtahls, zu dem ſich gewöhnlich noch andere Untugenden, z. B. früher das Contrebandiren, geſellten, ins offene Land hinunter getragen und geſchoben. Uralte Briefe ziehen dieſe Handelsleute hier hervor von Anverwandten der Landbewohner im Gebirge, und nehmen Grüße an ſie wieder mit zurück, denn der Poſtverkehr nach den entlegenern Harzörtern war wenigſtens früher ſehr vernachläſſigt. — Der Holzverbrauch auf dem Heerde der Harzer wird, ohne Holzdiebſtahl, noch jetzt zum Theil von den dürren Bäumen und Zacken beſtritten, da die Forſtwirthſchaft ſich nur um den grünen und lebendigen Baum kümmert. Man heizt überall faſt das ganze Jahr hindurch die Stuben, und nennt es Staatmachen, auch wol „Stolberger Staat", wenn dann vor Hitze die Fenſter in den ſonnigen Stunden aufgeſperrt werden. Der „Wieſenwachs" des Unterharzes iſt ſo reich, daß manche kleinere Wirthſchaft, trotz einer verhältnißmäßig bedeutenden Viehzucht, noch davon in die ebenere Umgebung des Gebirges hinab verkauft. Das Gras wird dann verkauft ehe es geſchnitten iſt, dann aber noch von den Knechten der Verkäufer geſchnitten, und von den Töchtern und Mägden getrocknet, worin manche Predigerfamilien einen ganz beſondern Ruf haben, und alsdann wird das Heu von den Wagen des Käufers abgeholt gegen eine Summe, welche die Haupteinnahme manches Pfarrers an baarem Gelde für das ganze Jahr bildet. Mit dem Gemüſebau ſieht es am Schlimmſten aus, da nicht einmal jeder Schullehrer und Landprediger ſeinen Garten hat. Dafür haben einzelne Städte und Dörfer am Fuße des Gebirges ungeheure Gärtnereien; ſo am nördlichen Abhange Quedlinburg und Weſterhauſen. Dieſe Gemüſe führen theils die ſchon genannten Harzträgerinnen, in langer Reihe ſchaarenweiſe auf den geebneten Straßen hinter einander her gehend, dem Gebirge zu, theils die betriebſamen Bauern von Weſterhauſen, Zippellen- oder Mauren- (Mohrrüben-) Könige genannt, die wie Handelsjuden mit Gemüſe hauſiren gehen. Der Obſtbau iſt nur am Gebirgsrande bedeutend, wo ſich beſonders viele Kirſchen, auch Wallnüſſe finden, und fehlt auf dem Oberharze. Das Korn für den Bedarf des Harzes und namentlich des Oberharzes wird von ſogenannten Eſeltreibern im offenen Lande angekauft, die man in Caravanen ihre Straße, das unwegſame Okerthal, hinauf treiben ſieht. Im Vorharz iſt übrigens die Südſeite von Oſterode reich an fruchtbaren Feldern, und man hat es die Brodkammer der Bergſtädte genannt; auf dem Unterharze heißt es der Merkwürdigkeit wegen von Harzgerode auf einer aus dort gewonnenem Silber geprägten Münze: „Das Herzgeröder Feld trägt Korn und Geld.“

Im Thierreiche ſind natürlich die Vögel am zahlreichſten vertreten, und der Spottvogel, der Zaunkönig, der Bergfinke, das Goldhähnchen, die Meiſe, der Zeiſig, der Staar, das Rothkehlchen, der Falke und die Droſſeln, welche Heinrich I. den Harz ſo lieb machten, daß noch heute mancher Platz ſeinetwegen der Finkenherd, der Kaiſerſteig, oder gar der Heinrichswinkel heißt, ſind noch jetzt ſehr laut in dieſen Waldungen. Am Unterharz iſt auch die Holztaube ſehr häufig. Oefter als jetzt fanden ſich in frühern Jahren Eisvogel, Seidenſchwanz, Adler, Mandelkrähe und Haſelhuhn. Sumpf- und Schwimmvögel, welche den alten Deutſchen Kaiſern die Gegenden der Unſtrut um Memleben lieb machten, ſind bei dem Waſſermangel des Harzes nur ſelten. Große Nachteulen necken ganze Dörfer, indem ſie die Klagelaute der menſchlichen Stimme täuſchend nachahmen und die Bewohner in die Berge locken, um den Inhabern einer einſamen Hütte beizuſtehen. Der Buchfinke, der Dompfaff, die

Amſel, die man auf Leimruthen fängt, ſo wie die in Hecken gezogenen Canarienvögel werden in niedrigen Holzbauern von den Oberharzern verſchickt, und dem Reiſenden, der im Herbſt den Harz durchzieht, zeigen die auf den Tiſchen in den einſamen Waldſchenken aufgehäuften Sprenkel oder Dohnen mit Roßhaaren, daß hier bald ein ſchmackhafterer Braten als der, den man ihm verſetzt, ein ganz alltägliches Gericht ſein wird. — Die kriechende und hüpfende Bevölkerung des Harzes iſt nicht unbedeutend. Kleine Schlangen, Eidexen und Blindſchleichen ſieht man häufig. Auch ſitzt am Vorharz der grüne Wetterprophet, der Laubfroſch, den man gern in Glaskruken in die Stube nimmt, um ſein Auf- und Abſteigen auf der hölzernen Leiter zu beobachten, und beſonders zur Zeit der Heuernte manche wirthſchaftliche Anordnungen darnach zu treffen.

Die Jagd liefert noch manchen Eber und Hirſch (aus den Thiergärten ſchauen prächtige Dammhirſche hervor), aber beſonders eine Unmaſſe von Rehen. Bei Blankenburg, Wernigerode und Ballenſtedt finden ſich große Wildgärten, welche zum Theil Chauſſeen einſchließen, und ſonſt vor den Fuhrleuten und Reitern im Anhaltiſchen von tauſend zu tauſend Schritt geöffnet und hinter ihnen geſchloſſen wurden. Im Preußiſchen Gebirgsantheil iſt der Wilddieb

Gangloff, der vor etwa einem Menſchenalter mit ſeinen Söhnen den Jägern viel zu ſchaffen machte, eine populäre Figur geworden, und man ſieht ſogar ſein Bild in manchen Häuſern.

Wilde Katzen und Waldkater, deren einer einem der beliebteſten Punkte im Bodethale den Namen gab, verbürgen noch hin und wieder die Wildheit der Harzgegend. Dagegen fehlt es — um zu den Hausthieren überzugehen — auf dem Oberharze an Hühnern und Gänſen. Eben ſo fehlt dort die Schafzucht, während die ſogenannten „Harzhammel“ vom Vor- und Unterharz bei den Schlachtern ſehr beliebt ſind. Schweine und Ziegen ſind überhaupt nicht zahlreich, doch finden ſich von dieſen in einigen Städten, beſonders in Clausthal, auffallend große Herden. Vorherrſchend iſt die Rindviehzucht, und ſelbſt aus den ebneren Gegenden werden in die Rinderhäuſer, Viehringe und Molkenhäuſer auf den Bergen des Harzes die Kühe während des Sommers in Koſt gegeben. Haftet auch nicht die Poeſie der Sennhütten an dieſen Viehringen, ſo macht doch das melodiſche Herdengeläut auf jeden Reiſenden einen unauslöſchlichen Eindruck. Die Rindviehzucht des Harzes ſollte übrigens noch bedeutender ſein als ſie wirklich iſt, denn die Verbreitung der würzigen „Harzbutter“ und der kleinen ſogenannten Harz- oder Handkäſe ſteht zu ihrem Rufe in gar keinem Verhältniß, weshalb die Regierungen, um bei ſo ausgezeichneten Futterkräutern die Rindviehzucht in jeder Hinſicht noch weiter ausgedehnt und vervollkommnet zu ſehen, regelmäßige Thierſchauen veranſtaltet und auf das beſte Stück Rindvieh einen Preis ausgeſetzt haben. Die Kuh iſt das nützlichſte Thier im Harz, wie das Kameel in der Wüſte. Sie gibt nicht allein Milch und Fleiſch, ſie bebaut auch in einem großen Theile des Unterharzes das Feld, geht zum Verzweifeln langſam, aber ſicher vor Pflug und Feldwagen her, und unſre Großmütter können ſich noch beſinnen, als ehrbare Frauen mit ihnen auf Beſuch kutſchirt zu ſein. Das Pferd dient hauptſächlich nur dem Fracht- und Hüttenweſen, und der Eſel als Laſtthier für Handel und Wandel auf den rauhen Pfaden zum Oberharz.

An dem Harze hat unſer vieltheures Preußiſches Regentenhaus, hat Hannover, Braunſchweig und Anhalt Antheil. Die erlauchten, gottesfürchtigen und ehrenfeſten Grafen von Stolberg haben noch jetzt zu Wernigerode und zu Stolberg ihre gräfliche Kammer, ihre Regierung und ihr Conſiſtorium. Ihre Ahnherren gehörten zu den Vierherren und den Landgrafen der alten Sachſen, und kommen ſchon bei Einhard als Kampfgefährten Wittekinds gegen die Sorben und Wenden vor. Die übrigen Harzgrafen waren Blankenburg, Arnſtein, Wipper, Hohenſtein und Lutterberg. Wie das Chriſtenthum in den Harz gekommen, iſt ſo gut als unbekannt, jedenfalls mag das Maifeſt der alten Sachſen noch lange nach Carl dem Großen gefeiert ſein. Noch im vierzehnten Jahrhundert heißt ein ausnahmsweiſe von Wenden bewohntes Dorf auf dem Kamm des Gebirges „das heidniſche Stiege".*) Mächtiger als die religiöſe Widerſtandskraft, welche die Sachſen ihren Eroberern und dem Römiſch-Deutſchen Kaiſerthume entgegenzuſetzen vermochten, war ihre eigentlich nationale Widerſtandskraft, welche in dem noch jetzt im Ammenliede fortlebenden Biſchof Buko von Halberſtadt, Heinrich IV. und im Herzog Heinrich dem Löwen, an den ſich faſt überall noch ſagenhafte und hiſtoriſche Erinnerungen knüpfen, Friedrich dem Rothbart entgegentrat. — Viele Burgen geriethen ſchon während der Kreuzzüge in Verfall; auch ſtößt man wol einmal mitten im Felde auf mäßiger Anhöhe auf Wälle und Gräben einer angeblich während der Kreuzzüge begonnenen, aber unvollendet gebliebenen Ritterburg, die noch immer „das neue Schloß" heißt.*) Im dreißigjährigen Kriege haben die „Harzſchützen" ſich Ruhm erworben im Kampfe gegen Tilly, aber dann ſpäter ſich auch nach Art der Landsknechte in Räuberbanden verwandelt und viel Unheil geſtiftet. Einzelne Harzburgen thaten im ſiebenjährigen Kriege noch ihre letzten ſchwachen Dienſte, und zur Zeit der Fremdherrſchaft wurde noch für die Einnahme einer dieſer alten Ruinen in Paris eins der bekannten Siegesfeſte angeordnet. Für die ſpätere Zeit iſt von den Harzburgen hiſtoriſch am Merkwürdigſten Schloß Herzberg, die Reſidenz von Grubenhagen, wo Anfangs, wie am Standorte ſo vieler Städte und Schlöſſer, ſich nur ein Jagdhaus befand. Nachdem die ſieben Söhne des Herzogs von Celle in der Abſicht, die Macht und Größe ihres Hauſes zu begründen, das Loos geworfen hatten, wer von ihnen der alleinige Erbe ihres Vaters ſein ſolle, während die übrigen ſchlichte Privatmänner ſein wollten, wurden dem vom Looſe begünſtigten Prinzen in Herzberg, wo er reſidirte, vier Söhne geboren, von denen zwei in England und Hannover die Zügel der Regierung ergriffen, wo ihre Nachkommen nach manchen Schickſalen ihres Geſchlechts noch jetzt auf den Thronen ſitzen.

---

*) Seine Einwohner unterſcheiden ſich noch jetzt von den übrigen Harzern.

---

*) Herr Prof. Huber wanderte im Herbſte 1856 am „neuen Schloſſe", welches in der Gegend von Wippra und Harzgerode liegt, vorbei. Es erregte ſeine Aufmerkſamkeit und er glaubte eher ein Lager darin zu finden. Der Name „neues Schloß" wurde jedoch ihm gleichfalls genannt, wie auch ich ihn oft als Kind hörte. Eine Erwähnung der Stelle in Chroniken vermochten wir nicht aufzufinden.

In Betreff der Induſtrie hat man auf dem Harze die betrübende Wahrnehmung machen wollen, daß die öffentlichen Staatsunternehmungen, welche die meiſten Menſchen ernähren, im Sinken begriffen ſind, während allerdings die größern Unternehmungen einzelner Privatleute blühen. Die „Thal'ſchen Axen" des Hrn. Bennighauß auf der „Blechhütte" bei Thale ſind weitberühmt bei den Fuhrleuten. Auch mit den Gewerben ganzer Städte und Ortſchaften will es nicht mehr fort; und unter den Hunderten von Nagelſchmieden, welche die Dörfer Hohegeiß und Benneckenſtein in Folge des Eiſenreichthums des Harzes aufzuweiſen haben, wird Niemand zum Reichthum gelangen. Nicht einmal in Quedlinburg und Nordhauſen, welche beide zu den Marktſtädten des Harzes gehören, erwirbt der Bürgerſtand noch große Schätze, denn die in dieſen Ackerſtädten mit Feldbau und Kornhandel verbundene Production von Kornbranntwein, den der Harzer ſehr liebt, kann nicht mehr Schritt halten mit dem Brennen des Kartoffelſpiritus auf den großen Gütern der Niederſächſiſchen Ebene. Es ſtellt ſich nachgerade ein zu auffallender Unterſchied heraus zwiſchen den Preiſen des ſoliden, abgelagerten, weinartigen Kornſchnapſes und des bläulichen Fuſels, die alten Kornbranntweinblaſen in Quedlinburg, deren faſt jedes Haus auf den ſchmalen und langen Höfen eine beſitzt, die Quellen des alten Wohlſtandes dieſer Stadt, gehen allmälig ganz ein. Nordhauſen und Goslar waren ehemals reichsunmittelbar und bedeutende Handelsſtädte. Nur noch die Sage oder Geſchichte kennt den Wohlſtand und die Ueppigkeit von Haſſelfelde, einer der offenen, mauerloſen Städte im Harze ſelbſt.

An den Bergbau*), als die Hauptbeſchäftigung wenigſtens des Oberharzes, knüpfen ſich trübe Betrachlungen über die Zukunft der Bevölkerung, die unter Anderm in Brederlow's Werke über dies Gebirge ausgeſprochen ſind. Er iſt keine unerſchöpfliche Nahrungsquelle wie der Akerbau, ſondern Gold und Silber gehn im Schooße der Erde eben ſo gut unter den Händen der Menſchen zu Ende, als hier oben „im roſigen Licht“; als ein guter Wirth kann der Bergmann mit einiger Genauigkeit ſeine unterirdiſchen Schätze berechnen, er weiß ungefähr, wann ſie ihm ausgehen müſſen, — und was dann? — Vor der Hand aber ſchreitet noch der „wilde Mann“, eine ſagenhafte Geſtalt des Harzes, die man auch als Titelbild auf der Zeitſchrift „der Harzbote“ erblickte, mit dem Tannenzweige umgürtet und die entwurzelte Tanne in der Fauſt, durch dies Gebirge und weiſt auf verborgene Erze. — Sehr reich an den verſchiedenſten Erzarten iſt beſonders der Rammelsberg bei Goslar im Unterharz, ſo daß man in ihm Gold, Silber, Kupfer, Schwefel, Zink, Vitriol, Oker und Arſenik beiſammen findet. Das Erz iſt dort mit Hornſtein und Spathtrümmer durchwachſen, ſo daß es nur zunächſt mit Feuer gewonnen werden kann. Für den Bergbau des Unterharzes beſteht noch der ſogenannte Communionharz, d. h. Hannover und Braunſchweig haben am Ertrag des Rammelsberges gemeinſchaftlich Antheil. Eine der älteſten Münzen, welche aus dem Silber des Rammelsberges geſchlagen iſt, wurde nach dem Schutzpatron von Goslar, Mathias, benannt, weshalb noch jetzt in Niederſachſen ein Vierpfennigſtück Mathier, und ein Zoll zwiſchen Halberſtadt und Wolfenbüttel der Mathierzoll heißt. Mit dem Silber des Rammelsberges wurden von einem Deutſchen Kaiſer ſchon die Bisthümer Magdeburg, Meißen, Naumburg und Brandenburg geſtiftet.

---

*) Nach einer Durchſchnittsrechnung aus den Jahren 1832—42 liefert der geſammte Harz, die Mannsfeldiſchen Bergwerke ungerechnet, jährlich 55,600 Mark Silber, 117,500 Ctr. (à 100 Pfd.) Blei und Glätte, 4,500 Ctr. Kupfer und 10 Mark Gold. Hiervon kommen auf Clausthal und Zellerfeld im Oberharz: 40,000 Mark Silber, 100,000 Ctr. Blei und Glätte; auf Andreasberg im Oberharz: 10,000 Mark Silber und 1,000 Ctr. Blei und Glätte, auf den Rammelsberg im Unterharz: 1,000 Mark Silber, 12,000 Ctr. Blei und Glätte, 4,000 Ctr. Kupfer und 10 Mark Gold; auf Harzgerode im Anhalt-Bernburgiſchen Antheil des Unterharzes: 1,600 Mark Silber und 4,500 Ctr. Blei und Glätte. An Kupfer kommen auf Clausthal, Zellerfeld, Andreasberg und Harzgerode zuſammen genommen nur 500 Ctr. Sehr reich iſt der Harz an Eiſen. Die Geſammtproduction an Roheiſen beträgt jährl. 160,000 bis 170,000 Ctr., wovon ungefähr 90,000 Ctr. auf die Hannöverſchen Eiſenhütten kommen.

Der Bergbau des Oberharzes, deſſen Bewohner jetzt faſt nur aus Bergleuten, Köhlern, Holzſchlägern und Fuhrknechten beſtehen, iſt jünger als der zu Goslar. Er ſcheint ſich Anfangs wenig gelohnt zu haben, denn er wurde bald nach ſeiner Begründung vernachläſſigt, und erſt Herzog Julius von Wolfenbüttel ſuchte den „alten Mann“, wie man die verlaſſenen Erzgänge nennt, wieder auf. Er befreite die Bergleute von Steuern, und hoffte nur bei Landesnoth aus dem guten Willen der Oberharzer eine Zubuße für ſeinen Schatz. Seitdem regierte auf dem Oberharze der „Harzkönig“, der Berghauptmann, nach eigenen Geſetzen und einer eigenen Verfaſſung, Bergfreiheit genannt, die indeſſen als ein Privilegium größtentheils, auch im Betreff der Steuerfreiheit des Oberharzes dem Hannoverſchen Staatsgrundgeſetze erlegen iſt. 1788 hatte Hannover den „Communionharz“ für den

Oberharz beſeitigt und Wolfenbüttel (Braunſchweig) hauptſächlich mit Wald für den Rücktritt vom Mitbeſitz der dortigen Bergwerke entſchädigt. (Die Production des *ganzen* Hannöveriſchen Bergbaues im Silberbergwerks-Haushalte betrug im Jahre 1836: 16,907 Mark Silber, 8,869,388 Pfund Glätte und Blei und 66,180 Pfund Kupfer.) — Eine Zeit lang hatten auch die reichen Magdeburger Gewerke (Actienaire) Antheil am Bergbau des Oberharzes, und ſie wandten ums Jahr 1529 große Summen für ihn auf. Allein die Straßenräubereien des dreißigjährigen Krieges und ſogar Wolkenbrüche und Peſt, vielleicht auch der Fall von Magdeburg ſelbſt, führten eine völlige Zerrüttung und Umwälzung der ganzen Bergverhältniſſe herbei.

In neuerer Zeit hat der Bergbau des Oberharzes hauptſächlich mit dem Waſſermangel zu kämpfen gehabt, der auch die übrigen Gewerbe und ſelbſt die Viehzucht im Harze nicht zu der Blüthe gelangen läßt, zu der ſie in der Nähe der zahlloſen ſegensreichen Alpenquellen gelangt. Um demſelben für den Oberharz abzuhelfen, ſind mit gutem Erfolg die ungeheuerſten Anſtrengungen gemacht. 62 Sammelteiche arbeiten ihm allein im Gebiete der Schweſterſtädte Clausthal und Zellerfeld entgegen. Ja, bis zum Brocken hin hat ſich das ſuchende Auge des

Bergmanns gewandt, der den öſtlichen Eckſtein des Oberharzes bildet, und an ſeiner Weſtſeite jenes ſchwammige, naſſe Brockenfeld beſchützt, das ſich an ſeinen Fuß ſchmiegt. Ein merkwürdiger Bergrücken, der Bruchberg, beginnt jenſeits des Brockenfeldes, geht, durch kein Thal unterbrochen, vier Stunden lang ſüdlich hinab, krümmt dann die untere Spitze weſtlich nach Oſterode zu, und theilt ſo den Oberharz in zwei faſt gleiche Theile. Bis hieher iſt er ohne Bergbau, doch kaum hat ſich eine Bergſchlucht zwiſchen den Bruchberg und den Rehberg eingeſenkt, ſo nehmen auch die reichen Andreasberger Silbergruben ihren Anfang. Da es eben dieſen im Sommer oft an Waſſer fehlte, ſo begann man in der Nähe des Forſthauſes Oderbrück am Brockenfelde, wo aus vielen kleinen Quelläſten ſich die Oder bildet, eine Waſſerleitung für den Andreasberger Bergbau zu bauen, die ſeit 1722 vollendet und noch jetzt ganz im Gebrauch iſt. Quer durch die Enge des Thales — ſo berichtet Blumenhagen — legte man einen gewaltigen Damm, eine Baſtion von 60 Fuß Höhe, von einem Durchmeſſer, der von 70 bis 50 Fuß nach oben abläuft und 325 Fuß in die Länge ſtreicht. Eiſerne Klammern mußten die ungeheuren Granitblöcke unter einander verbinden, aus welchen der Damm beſteht, und mit zerfallenem Granitſande wurden die Lücken ausgefüllt. Hinter dieſem unzerſtörbaren Walle ward ein Teich geſchaffen, 5,000 Fuß lang, 500 breit und 60 tief, und die Waſſer des Brockenfeldes füllten ihn bereitwillig. Durch einen Graben, der an der öſtlichen Seite des Rehberges mehrere Stunden lang hinabgeleitet worden, bekommen die Andreasberger Bergwerke das nöthige Waſſer in geregelter Weiſe, und im Teiche ſelbſt iſt oberhalb eine Niederung ſeines Randes vorhanden, die, ſobald das Baſſin überfüllt iſt, die wilde Fluth ausläßt und der in der Nähe fließenden Oder zuführt. Auch der 3767 Lachter lange Rehberger Graben iſt durch Holzbau und Granitmaſſen geſchützt. Er endet in einem 100 Lachter langen Canal, welcher durch den Röhrenberg geht; nachdem ſein Waſſer über die Andreasberger Kunſträder hinweggerollt iſt, füllt es unterhalb dieſer Bergſtadt die ſogenannte Sperrlutter, die der Oder ihr Waſſer, nachdem es ſeine Dienſte geleiſtet hat, wieder zurückbringt. — Seit 1734 ſammelt der Sperberhaier Damm das Waſſer des Gerlachsbaches vom Bruchberge für die Clausthaler Bergabhänge. Das merkwürdigſte Waſſerwerk des Oberharziſchen Bergbaues aber iſt die tiefe Waſſerſtrecke, ein unterirdiſcher Canal bei Clausthal, der 1360 Fuß unter dem Markte dieſer Stadt zur Schifffahrt benutzt wird, hauptſächlich um Erde auf Kähnen von einem Schacht zum andern zu ſchaffen. Durch eine Waſſerſäulenmaſchine, welche in einem 1177 Fuß tiefen, ſenkrechten Schachte der Grube Silberſegen errichtet iſt, werden die geſammelten Waſſer aus der tiefen Waſſerſtrecke auf den 360 Fuß höhern „tiefen Georgſtollen“ gehoben, auf dem ſie abfließen, ſo daß die Waſſerſäulenmaſchine mit jedem Satze 70 Kubikfuß Grundwaſſer hebt; der „tiefe Georgſtollen“ erſtreckt ſich zur Ableitung der in den tiefern Gruben ſich ſammelnden Grundwaſſer drei Stunden weit im Gebirge aufwärts und beſteht ſeit 1799. — Der Bau der bezeichneten drei oder vier bergmänniſchen Waſſerwerke zuſammen genommen erforderte die Summe von 182,112 Thalern und einen Zeitraum von 52 Jahren.

Dieſe Waſſerwerke, ſo weit ſie überhaupt auf der Oberfläche der Erde ſichtbar ſind, geben dem Oberharz ſchon einen eigenthümlichen Charakter. Man denke ſich dazu den hellen Wiederhall der Axt des Holzhauers, die einförmig und laut durch die Einſamkeit der Wälder hinklappernden Kohlenkarren, von denen jeder mit einem Rieſenpferde beſpannt iſt, auf dem ein Fuhrmann mit breitkrämpigem Hute ſitzt, deſſen Geſicht noch ſchwärzer iſt, als das ſchwarze Holzgeflecht ſeines Karrens; er verſteht auf's Kunſtvollſte mit ſeiner Peitſche förmliche Symphonien zu klatſchen, um an den engen Hohlwegen ſich den ihm entgegenkommenden Collegen ſchon von Weitem anzumelden; und endlich unweit des dampfenden Meilers*) nach Altgermaniſcher Sitte am rinnenden Quell die mit grünem Raſen belegte Erdköthe. Zwiſchen beiden geht der kundige Köhler hin und her, der die kohlende Gluth in dem mit Erde belegten Meiler durch Zuglöcher nach Belieben hin und her lenkt, indem er ſie kunſtgerecht von der Spitze aus nach allen Seiten den Weg nach unten bis auf die breite Baſis hinabführt. Grüßend mit dem fröhlichen „Glück auf!“, geſchmückt mit dem feſtlich glänzenden Hinterleder, der Gürtelſchnalle und dem „Gewürzbeutel“, den er ſelbſt an ſeinem Hochzeitstage nicht ablegt, ſchreitet am Sonntage der Bergmann vorüber, deſſen Haar mit den Jahren wol zuweilen in den Kupferbergwerken grün geworden iſt, wie das des Neptun; ſeine Geſtalt iſt ſchlank und ſchmächtig, ſie hat Nichts vom bäueriſchen Behagen, im Geſicht wohnt die Bläſſe des Arbeiters, dabei ſieht man aber doch dem Körper die Muskelkraft an, die ihm eigen iſt. Folgen wir einem ſolchen Wandersmann in ſeine Wohnung, ſo dringt uns in derſelben eine wahre Backofenhitze entgegen; übrigens iſt ſie gewöhnlich ſchmuck und reinlich, mit vielen niedrigen Fenſtern und heiterm Lichte; die Fenſter ſind mit Blumen geſchmückt und mit kleinen Käfigen beſetzt, in denen Canarienvögel zwitſchern und gelehrige Vögel aller Art ihre Melodien herſtammeln. Von der Thür des Wirthshauſes her ruft uns wol ſchon von Weitem ein Kulkrabe aus dem Käfig im ſcharfen Harziſchen Dialekt ſein: hiehar, Kevatter! hiehar, Kevatter! entgegen.

---

*) Neuerdings kommen die ſogenannten concentrirten Köhlereien auf, wobei zu bemerken iſt, daß ein Meiler im Harz wol dreimal kleiner iſt als in Tirol.

In Bezug auf den Dialekt iſt der Oberharz als eine, wenn gleich keineswegs von ſeiner Umgebung ſtreng abgeſchloſſene Sprachinſel zu betrachten, die lebhaft an Franken erinnert. Von dort her nämlich wurden einſt die erſten Bergleute hieher berufen, deren Nachkommen noch jetzt hier in die Gruben fahren. Aus einem der von meinem Freunde Georg Schulze zuſammengeſtellten Oberharziſchen Gedichte hebe ich folgende kurze Dialektprobe hervor:

Mutter, käft mer Hus un Kittel,
Brängt mer ah ä Leder mit!
Mutter, ſchafft mer Rath un Mittel,
Daß es wos zu prunken gitt.
Mutter, ich gieh of de Freit!
Teifel hul mich! es iſt Zeit.

Wie anſchaulich und gemüthlich die Sprache des Volkes hier oben iſt, geht daraus hervor, daß eine kahle Bergfläche bei Wildemann nur den maleriſchen Namen „Schweinebraten“ führt. Die Küſſe heißen dort „Schnubtels.“ Im Mannsfeldiſchen, wo Giebelhauſen Gedichte im Dialekt verfaßte, heißt ein Kuß ein „Meilichen“; dort ſind überhaupt die Verkleinerungswörter zu Hauſe, ſogar in ſolchen Wörtern wie „vulldchens“ (vollends), „Huttchen Pfäffchen“ (fehlgeſchlagen). Täte (im Niederdeutſchen Teite) heißt im Mannsfeldiſchen der Vater, kaſchpernath (desperat) ärgerlich; Riewe die Rübe, Manke die Krankheit, Muuſch das Moos, und Geſchweinſtes das Schweinefleiſch, was an das Oeſtreichiſche „Schweinernes“ erinnert. Was die Sprache des Unterharzes im Allgemeinen betrifft, ſo hört aus ihr auch der, der ſeine Geſchichte nicht kennt, bald heraus, daß auf der Nordſeite die Bevölkerung Sächſiſch, auf der Südſeite, beſonders im Stolberg-Stolbergiſchen, Thüringiſch iſt. Wirklich ſchieden ſich im achten Jahrhundert die Sachſen und die Thüringer auf dem Scheitel des Gebirges. Nach dem Froſchmäusler wäre es in der Nähe des Falkenſteins geweſen, wo die Sachſen, ihrer Stammſage zufolge, auf den Bäumen gewachſen ſind, was neuerdings ein galanter Reim nur auf die „ſchönen Mädchen“ im Königreich Sachſen bezieht. Im Vorharz wird nur das Niederſächſiſche Platt geſprochen, wie das Hochdeutſche im Königreich Sachſen in ziehender, ſingender Weiſe, aber nicht in rievenden, ſondern in vollen und ſogar dumpfen Lauten. Nach der politiſchen Eintheilung kann man die Bewohner des Anhaltiſchen und Preußiſchen Gebiets als die cultivirteſten, die des Braunſchweigiſchen, welche mit ihrer Niederſächſiſchen Tracht als echte Bauern erſcheinen, und überhaupt mehr den Charakter der Bewohner der großen Norddeutſchen Ebene tragen, als die altväteriſchſten bezeichnen, während man von der Hannöveriſchen Bevölkerung, namentlich mit Rückſicht auf den Oberharz, ſagen kann, daß ſie allein den Charakter einer echten Gebirgsbevölkerung trägt. Man darf dabei freilich nicht an jodelnde Aelpler und Sennerinnen denken, denn der Harz iſt das am Meiſten proteſtantiſche Gebirge in ganz Deutſchland, und die Bergleute bilden hier auch inſofern den Kern der Bevölkerung, als ſie ihren Landsmann, den Bergmannsſohn aus dem Mannsfelder Seekreis, der die fünfundneunzig Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg ſchlug, recht eigentlich als ihren Schutzpatron betrachten. Bei der corporativen Verfaſſung, in der ſich ihr Leben bewegt, erbt ſich ihr Stolz auf den Doctor Luther von Geſchlecht zu Geſchlecht fort, ganz beſonders natürlich an der Oſtgrenze des Harzes, bei den Bergwerken in Eisleben und Mannsfeld; überall aber kommen in den Gebeten, welche am Morgen vor dem Einfahren in den Schacht den Bergleuten von den Vorbetern vorgeleſen werden, zahlreiche, wo nicht tägliche Erinnerungen an ihn vor, und ohnehin erinnert die Regelmäßigkeit, mit der früher auf dem Oberharz die Pochjungen täglich zweimal katechiſirt wurden, lebhaft an die Strenge, mit der der alte Luther ſein Söhnlein täglich zur Schule trug, und es unbarmherzig prügelte, wenn es nichts lernte. So weit nördlich aber, als in den Berthälern des Harzes ſich Braunkohlenflötze ablagerten, denen Mannsfeldiſche Bergleute nachgehen, wie um Oſchersleben, ja, bis in die Marken hinein, ſitzen ſie auch an gewiſſen Tagen früh bei ihren Grubenlichtern in den Zechenhäuſern zuſammen, feiern ſeinen Geburts- und Sterbetag und ſingen Loblieder auf ihn, z. B. „Held aus unſerm Stamm

An volksthümlichen Sitten und Gebräuchen iſt der Harz noch immer reich. Man geht in den Winterabenden in beſtimmte Häuſer „Spellen", verzehrt noch die Martinsgans und trinkt tüchtig dazu, hauptſächlich jetzt wol dem Doctor Martin Luther zu Ehren; am Oſtermorgen früh vor Tag waſchen ſich die Dirnen an den klaren Bergflüſſen das Geſicht mit „Oſterwaſſer", und ſchöpfen es in Krüge, weil es das ganze Jahr hindurch zu vielen Dingen gut iſt. Am Abende des Tages lodert noch, mit dem Oſterwaſſer verwandt, das heidniſche Oſterfeuer auf den Bergen empor. In der Frühe der Pfingſtmorgen ſteigt man auf die Berge und ſingt geiſtliche und weltliche Lieder. Auch ſonſt aber hört der Reiſende, der durch eins der ſtillen Thäler, in denen der Thüringiſche Charakter vorherrſcht, wie z. B. das holde Wipperthal, ſchreitet, an milden Abenden oft den angenehmſten Geſang von hellen und kräftigen Männerſtimmen, und ſieht, wenn er aufſchaut, den wackern cantor loci, eine große behäbige Thüringiſche Figur, auf der Spitze eines rundlichen, kahlen Berges gerade über dem Kirchthurme der zu ſeinen Füßen liegenden Ortſchaft ſtehen und ſeinen Sängerchor dirigiren, den er, beiläufig geſagt, in den Mußeſtunden auch mit dem beſten Erfolg im Trompeten und Geigen unterrichtet.

Der Kyffhäuſer, die Rothenburg und Stollberg.

Kennſt Du, freundlicher Leſer, den Gaſthof zum Kaiſer Friedrich in

Tilleda

am Fuße des Kyffhäuſers? Ein kleines, niedriges, unanſehnliches Haus, an dem der enge ſchmutzige Pfad, der zum Rothbart hinaufführt, hart vorbeigeht. Dort trat ich an einem Herbſttage um die Mittagsſtunde ein.

Ich öffnete die erſte Thür, rechts in der Hausflur, und blickte eben in eine wüſte, von Tabakswolken geſchwängerte Fuhrmannskneipe hinein, als mich ein altes Mütterchen am Aermel zupfte und mich auf eine Nebenthür zuſchob. Ehe ſie dieſelbe aufmachte, fragte ſie, die Hand ſchon auf den Drücker haltend, was ſie mir bereiten ſolle, und verſchwand in der Küche, während die Thür langſam vor mir aufging und ich in ein trauliches Herrenſtübchen hineinſah. Ungeſäumt trat ich ein. Das Stübchen war mehr lang als hoch und breit, mit dunkelgrüner Farbe angeſtrichen, an den Wänden hingen zwei Gewehre mit blanken gezogenen Hähnen. Durch das Fenſter, in welchem einige mächtige Blumentöpfe mit hohem Geranium ſtanden, hatte man die Ausſicht auf den Hof, eine wahre Wohlthat auf dem Lande! Nur auf den Höfen iſt dort Ordnung, Reinlichkeit, Arbeitſamkeit und Heiterkeit bei Menſchen und Thieren; auf den Straßen ſieht man zu häufig Schmutz, Gemeinheit, Todtenſtille und Langeweile.

Als der jüngſte Gaſt nahm ich dicht am Eingange neben dem warmen Ofen in einem Winkel Platz. Auf einem Stuhle neben dem leeren Sopha ſaß ein Mann von feinen blaſſen Geſichtszügen; ein kleiner Schnurrbart zierte die Oberlippe. Der Fremde, der, wie ich ſpäter erfahren ſollte, ein Maler aus Dresden war, blickte melancholiſch dem Rauche nach, den er aus ſeiner Cigarre emporblies, und hatte die langen Füße weit von ſich geſtreckt. Vor ihm auf dem Tiſche lag ein bequemer wollener Reiſeſack.

Im Hintergrunde des Zimmers, an einem alten verſchloſſenen Secretär, ſtanden drei bis vier ältliche Männer von kräftiger Geſtalt, denen man es wohl anſah, daß ſie in dieſer Gebirgsgegend als Honoratioren zu Hauſe waren, leiſe mit einander ein Geſpräch führend, vielleicht über irgend einen Hirſch oder ein Reh im Walde; alle bekleidet mit grünen Jagdröcken, kurzen Hoſen und hohen Stiefeln, welche letztern eben in der Nähe des Knies an der Wade gar prächtig glitzerten und glänzten; den untern Theil, welcher beſtimmt war, die Mutter Erde zu berühren und bei einem frühzeitigen Gange durch das friſche Wieſenthal den feuchten Thau des Morgens einzuſaugen, hatte der geſunde Menſchenverſtand der Thüringiſchen Stiefelputzer mit der engliſchen Glanzwichſe verſchont und mit einem kräftig duftenden Deutſchen Fette geſalbt.

Einer von dieſen Männern trug einen Hirſchfänger an der Seite und mochte alſo ein angeſtellter Jäger, etwa ein Oberförſter ſein. Die übrigen Drei, wiewol ihm ſonſt gleich gekleidet, waren wol nur Freunde des edlen Waidwerks, welche die Erlaubniß hatten, Abends auf den Anſtand zu gehen, wenn ſie nur am andern Morgen den Preis für das Wild nach einer mäßigen Taxe auf das Forſtamt ſchickten. Unter dieſen Dreien war auch der Wirth, der Anfangs nicht auf mich achtete, nach einiger Zeit aber zu mir trat und mich nach meinem Begehren fragte. Als ich ihm ſagte, daß ich ſchon draußen beſtellt, trat er wieder zu ſeinen Genoſſen an den Secretär und berückſichtigte mich nicht weiter. Bald wurde der Wirth mit ſeinen Freunden zur Tafel gerufen, die im Familienzimmer gedeckt war. Ich rückte nun behaglich mit dem Fremden zuſammen, jeder nahm eine Ecke des Sophas in Beſchlag, und bald begann jenes Geplauder, das unter gebildeten Menſchen, die ſich zufällig in einer abgelegenen Dorfſchenke treffen und ſich freuen im Laufe des Geſprächs Berührungspunkte zu finden, ſo natürlich iſt, und hier mit dem Beſchluß endigte, die Reiſe gemeinſchaftlich fortzuſetzen.

Nach Tiſche griffen wir zu unſern Wanderſtäben. Als wir durch den Hausflur gingen, traten aus der Fuhrmannsſtube, von der mich das Mütterchen zurückgezogen, drei Handwerksburſche hervor. Der älteſte und kräftigſte von ihnen, ein langer auf einem Beine hinkender Kerl mit derbem Faunengeſicht, den die andern den Weſtfälinger nannten, hielt uns in dieſem Augenblicke die Mütze entgegen und bettelte uns an. Nachdem wir gegeben, zogen die Drei ſehr vergnügt vor uns her den Berg hinan. Sie wollten auch zum Barbaroſſa.

Als wir eben bei dem Thurme ankamen, darin der Kaiſer ſitzet, kletterte der lahme Weſtfälinger wie eine Katze in einer Spalte deſſelben (er iſt mitten auseinander geborſten) empor. Seine Krücke lag unten am Boden und ſeine beiden Reiſegefährten, ein paar dicke runde Burſche, ſtanden dabei und lachten, während er eben ein ſehr pathetiſches Lied anſtimmte.

Von der Kaiſerburg führt ein ſchöner Waldweg auf dem Rücken des Kyffhäuſers nach der

Rothenburg.

Am Fuße der Ruine ſtand eine Hütte, welche der unter dem Namen des Rothenburger Einſiedlers in der Gegend und unter den Reiſenden wohlbekannte Gaſtwirth Beyer bewohnte; ſie war ganz aus Stein gebaut und unter ungeheuren Felſen verſteckt. Wir fanden die Hütte verſchloſſen. Neben ihr ſtand eine von hohen Bäumen umſchloſſene Bretterbank und hinter dieſer eine prächtig gewölbte Mooslaube, in der wir uns niederſetzten.

Bald kamen die Handwerksburſche, die wir auf dem Kyffhäuſer verlaſſen hatten und die uns in einiger Entfernung gefolgt waren, aus den Ruinen der Rothenburg heraus, und zogen gar ehrerbietig grüßend an uns vorüber, der Lahme voran. Wir ſahen ihnen nach und freuten uns über die armen Kerle, die ſo weit von der bequemen ebenen Landſtraße abgewichen waren, um vielleicht mit hungrigem Magen die Burgen ihres Vaterlandes auf knorrigen Waldwegen aufzuſuchen.

Solange wir auf der Rothenburg waren, hatte der

Hund des Einſiedlers in einiger Entfernung von uns ſich hingeſtellt und, uns ſcharf in's Auge faſſend, unaufhörlich gebellt, um ſeinem Herrn, welcher ziemlich weit von ſeiner Wohnung trockenes Brennholz ſammelte, die Anweſenheit fremder Perſonen zu verkündigen. Da ihm aber die drei ehrlichen Burſche, welche jetzt vorübergingen, ſehr verdächtig vorkommen mochten, ſo ſchlug er auf einmal weit kräftiger an als zuvor, und bald ging ſein Kläffen in ein anhaltendes fürchterliches Geheul über.

Der Einſiedler, der ſchon beim erſten Bellen ſeines Hundes aufgebrochen war, verdoppelte, als er dieſes Geheul hörte, im Walde ſeine Sprünge und ſtand auf einmal, die Säge und das Holz noch unter den Armen haltend, auf dem grünen Wieſenplatz vor der Ruine, — ein kleiner dicker unterſetzter Mann im grauen Schlafrocke, mit langem Haar und langem Bart.

Die Handwerksburſche fragten ihn um den Weg nach Kelbra; er wies ſie eilig zurecht, indem er ihnen rieth, von dem planirten Wege, auf dem ſie ſich augenblicklich befanden, und der in Schlangenwindungen um die ganze Burg herumläuft, in einiger Zeit abzugehen und einen ſchmalen Pfad einzuſchlagen, der ſteil von dem Rücken des Berges über Wurzeln und Baumſtämme in's Thal hinabführt. Während die Drei im Gebüſch verſchwanden, warf der Einſiedler ſeine Bürde von ſich, reichte uns die Hand und holte auf Verlangen eine Flaſche Bier aus ſeiner Klauſe. Nachdem er ſie auf den Tiſch geſetzt hatte, ſtellte er ſich neben uns und betrachtete mit neugierigen Blicken ſeine neuen Gäſte. Plötzlich nannte er mich bei Namen (ich war ſchon früher auf der Rothenburg geweſen) und lud mich ein, mehrere Tage bei ihm zu bleiben, eine Einladung, die um ſo lieber angenommen wurde, als der Himmel auf längere Zeit mit Regen zu drohen ſchien.

Schon fielen einige ſchwere Tropfen und die Nacht brach mächtig herein, als die Handwerksburſche wieder an der nämlichen Stelle auf dem runden Raſenplatze erſchienen, wo der Einſiedler ſie vor einer halben Stunde zurechtgewieſen hatte. Die armen Kerle waren auf dem bequemen Spazierpfade um die ganze Burg herumgegangen und hatten den Seitenweg nicht gefunden, der in's Thal hinabführt. Der Lahme mit ſeiner Krücke hinkte noch immer voran, ſchien noch immer vergnügt und ſchwenkte den Hut in der Luft, als er uns auf dem alten Platze ſitzen ſah. Der Hund des Einſiedlers heulte jetzt noch mehr als zuvor, ſein Herr ſtieß einen Fluch aus, rannte ihnen nach und begleitete ſie eine gute Strecke, bis an die Stelle, wo der Seitenweg abgeht. — Dieſer war in der That ſchwer zu finden, wie ich am andern Morgen ſelbſt ſah. In den vorſpringenden Baumwurzeln über die er hinablief, hatte der Fuß des Menſchen ſeine Spuren nie tief eindrücken können, nur reinlicher und freier von herabgefallenen Blättern ſah dieſer Pfad aus, als es ſonſt im Walde ausſieht — etwa wie wenn der Wind hier aufgeräumt hätte.

Später, als es ſchon völlig Nacht geworden war, wies der Einſiedler auch meinen Reiſegefährten zurecht. Mit dieſem ſollte ich jedoch auf der Reiſe noch einmal zuſammentreffen; denn als ich, über und über beſtäubt, den Wanderſtab in der Hand haltend, an einem Sonntag Mittag auf dem kleinen runden Markte zu

Stolberg

ankam, und mich rings umſah, um unter den umliegenden Gaſthöfen den traulichſten herauszufinden, kam plötzlich aus dem Fenſter über mir ein feines blaſſes Geſicht und eine Hand zum Vorſchein, die mir zuwinkte — es war der Reiſende, den ich im Kaiſer Friedrich getroffen hatte. Nach Tiſche ſchlenderten wir zuſammen durch die Straßen des Städtchens. Indem wir vom Markte aus die Hauptſtraße einſchlugen, mußten wir förmlich eine ſteile Anhöhe heraufſteigen, um aus dem Thore zu kommen. Dort angelangt ſahen wir auf der entgegengeſetzten

Seite einen Berg, der ſich faſt ſchroff zu einer bedeutenden Höhe emporhebt, deſſen Gipfel aber ſo herrlich gewölbt iſt wie die Decke eines Tempels. Dieſen Gipfel krönt ein dunkeler Eichenforſt, bis dahin aber, wo dieſer anfing, war ein prächtiger grüner Wieſenteppich über das Ganze gebreitet. Der Fuß des Berges reicht ſo nahe an die Häuſer der Stadt heran, daß der Maler Morgens von ſeinem Kammerfenſter aus kaum den zehnten Theil ſeiner Höhe erblickte und faſt geglaubt hatte, ihn mit Händen greifen zu können. Ueberhaupt hätte man nach Allem, was man hier ſah, wie ein Kind die Hände ausſtrecken mögen, das Städtchen lachte uns an, als wäre es mitten in dem durch gewaltige Eichenforſten eingefriedeten Thale von Nurnberger Spielzeug aufgebaut geweſen, — ſo klein und niedlich war Alles und doch ſo ehrwürdig dabei. Ueberall drängte ſich das Holz hervor, und das war Alles, obgleich es manches Jahrhundert alt ſein mochte, friſch angeſtrichen, roth, gelb und grün, und an allen Ecken mit Schnörkeln verziert. Der Maler begleitete mich bis zur

Joſefshöhe

und erquickte unterwegs das Herz des jüngern Reiſegefährten, mit dem er auf den Trümmern der Barbaroſſaburg geſtanden hatte, durch die wahrhaft männliche Weltanſchauung, die er im Geſpräche über Leben und Kunſt vor ihm entfaltete. Von der Romantik und der Genialität des gewöhnlichen Künſtlerlebens ſcheint er nicht viel zu halten, deſto mehr aber iſt ihm, der bei ſeiner Frescomalerei im Thronſaale zu Dresden einen ſo glücklichen Griff in die Geſchichte Heinrich's I., des Städteerbauers, that*), ein tüchtiger deutſcher Bürgerſinn aufgegangen. — Auf Joſefshöhe ſchlug ich ſeitwärts einen Pfad in den Wald ein und verließ ihn, der am Abend nach Stolberg zurückkehren wollte, mitten unter der vornehmen, ſonntäglich geputzten Welt, die in zahlreichen Carroſſen auf dem weiten Wege, den wir beſcheiden zu Fuße zurückgelegt hatten, an uns vorübergebrauſt war.

Doch wir kehren nach der Rothenburg zurück.

Während der Einſiedler meinen bisherigen Begleiter im Walde zurechtwies, ging ich in ſeine Hütte und rückte an den Ofen, in dem das Feuer lichterloh brannte. Nach geraumer Zeit kam mein Wirth wieder und rief, vergnügt ſich die Hände reibend: „Ein Profeſſor! ein Profeſſor! den muß ich ſchnell in mein Fremdenbuch eintragen. Die ſind dies Jahr ſehr rar geweſen. Hab' ihn gefragt beim

---

*) „Heinrich I. läßt den neunten Mann in die Stadt ziehen und einen Theil der Ernte dort aufbewahren.“

Abſchied nach Namen, Stand und Wohnort: alſo Profeſſor Bendemann aus Dresden.“

Trockenes Holz leſen iſt eine herrliche Beſchäftigung. Nie habe ich mich im Walde ſo heimiſch gefühlt, als da ich dies mit dem Einſiedler am andern Morgen that. Da hilft es nichts, lieber Leſer, man muß mitten in den Wald hinein; denn am Wege kann kein trockener Aſt, kein trockener Zweig aufkommen, ohne daß ihn gleich der arme Bauersmann, der zufällig vorübergeht, abbricht und mit nach Hauſe nimmt, wie wir eine Blume am Wege abbrechen. Alſo — abſeits muß man gehen, wo es am ſtillſten iſt im Walde, wenn man Holz leſen will, und dort muß man ſo recht tief in jeden Baum hineinſchauen, von unten hinauf bis zur Krone, und jeden Zweig genau betrachten. Das iſt eine Luſt, da lernt man erſt den Wald verſtehen.

Hatten wir nun einen Theil des Tages mit dieſer einfachen Beſchäftigung zugebracht, ſo gehörte der Reſt einem fröhlichen Zechgelage. Denn in dem Keller des alten Schloſſes hat der Einſiedler für die Reiſenden ein Faß kühlen Weines ſtehen, und er läßt es ſich nicht nehmen, zuweilen auch ſein Glas davon zu trinken. Beſonters wenn er im Walde filzige Gäſte hat, ſo ſetzt er ſich in ihre Nähe unter einen Baum wie ein lachender boshafter Faun, und fängt an zu kneipen nach Herzensluſt.

Am andern Tage regnete es von früh bis in die ſpäte Nacht. Es kam kein Fremder, dagegen klopften nun die Leute, welche hier und dort im Walde und Gebirge einſam beſchäftigt waren, oft an unſere Hütte; lauter unzufriedene, verdrießliche Geſichter. Einige reichten ſtumm eine kleine Münze und eine Flaſche durch das Fenſter. „Das wärmt den Leib“, ſagten ſie altklug, als der Einſiedler dieſe ihnen mit Schnaps gefüllt hinaus gab, und verſchwanden im Gebüſch. Andere traten herein, hielten die Hände über das Feuer, und gingen dann ebenſo misvergnügt, als ſie gekommen waren, wieder zur Thür hinaus. Alle dieſe verdrießlichen Waldmenſchen ſchienen in der Einſiedelei, wo ich ſie bei gutem Wetter nie erblickte, zu Hauſe zu ſein.

Gegen Mittag kam ein hoher hagerer Mann, eine wahre Samielsgeſtalt, herauf, ein abgeſetzter Schwarzburgiſcher Förſter mit ſeinem Jagdhunde. Den Arm des Mannes hatte der Schlagfluß gerührt; ſein langes, von ſchwarzen Haaren überhangenes Geſicht war gewaltig finſter, und verzog ſich nur zuweilen zu einem freundlichen Grinſen. Er hatte ſeinem Neffen, einem kleinen rothbäckigen Jägerburſchen von einer nahen Schwarzburgiſchen Förſterei, beim Einſiedler ein Rendezvous beſtimmt, vermuthlich nur aus langer Weile, weil es ihn bei dem trefflichen Jagdwetter, bei dem andere Menſchen nach dem Sprüchwort keinen Hund vom Ofen jagen, zu Hauſe nicht ruhen ließ. Als der Junge nun endlich kam und ein Kaninchen, dem das Blut noch zwiſchen den weißen Zähnen hervorrieſelte, aus der Jagdtaſche zog, ließ ſich's der Alte nicht nehmen, und beſtellte ein Glas Bier nach dem andern, das er ſeinem Neffen zubrachte und allein bezahlte.

„Das junge Volk hat jetzt gar kein' Courag' mehr, weder zum Trinken noch zu ſonſt was!“ ſprach der Alte zu ſeiner Schweſter Sohn. „Ein Jäger muß ein weit Gewiſſen ha'n! darin war's zu meiner Zeit doch beſſer. Hi, wenn man ſo friſch hineingreifen konnte in ein eben geſchoſſenes Wild (das laſſ' ich mir nun einmal nicht ausreden, daß Lung' und Leber und Herz dem Jäger gehören!) und dann gleich warm in die Pfanne, daß es ziſcht! — wie das ſchmeckt! — aber das Malheur iſt, daß man jetzt den Leuten auf die Finger ſieht.“

Der abgeſetzte Förſter ſteckte grinſend Daumen und Zeigefinger in's Maul und leckte das Blut ab, das von der Betaſtung des Kaninchens daran haſten geblieben war.

Der Rothbackige, dem die Philoſophie der Zeit und das berüchtigte allgemeine Jagdrecht ſchon etwas in den Gliedern zu liegen ſchien, hatte bis jetzt freundlich aber würdevoll, ohne ſich etwas vergeben zu wollen, zu den Worten ſeines Oheims gelächelt. Als er ſah, daß dieſer ſich an dem Kaninchen die Hand beſudelt hatte, ſchob er es wieder in die Taſche. Dann ſetzte er ſich und ſprach, indem er mich von der Seite anſah: „Es iſt aber wirklich gar noch nicht ausgemacht, wem das Wild eigentlich gehört.“

„Wer wird ſich darum kümmern?“ rief der alte Sünder, welcher allen neuern Ideen zu fern ſtand, um die von ſeinem freigeiſtigen Neffen aufgeworfene Frage richtig zu verſtehen. Von früheſter Jugend an hatte man ihn mit Krammetsvögeln und Rebhühnern, die er abliefern ſollte, in die Küche des Edelhofs geſchickt. Nur auf Leber und Lunge von Hirſchen und Reben erſtreckte ſich ſeiner Meinung nach das Jagdrecht nicht, und daß man von drei Haſen nicht einen heimlich zurückbehalten dürfe, wollte er dem Pfarrer niemals glauben. Nachdem man ihn abgeſetzt, gewährten ihm die Geſchichten von Wilddieben und armen Bauern, welche im Kohl ihr Häschen mit der Schlinge fangen und die Jagdberechtigten oft genug zu hintergehen wiſſen, für ſein Schickſal eine Art von Genugthuung.

Er war übrigens ein ſchweigſamer, düſterer Mann; nur wenn von Hunden die Rede war ging ihm ſo recht das Herz auf und der Mund verzog ſich zu einem freundlichen Grinſen. So ein Hund fragt ja nicht, ob man noch in Amt und Brod iſt, und geht mit dem abgeſetzten Förſter ebenſo gern durch den grünen Wald als früher, da noch die Bäume unter ſeinem Oberbefehl ſtanden, und die Hirſche und Rehe noch vor ſeiner Flinte Reſpect hatten, die jetzt in der Kammer daheim am Nagel hängt. Der Förſter wußte mit bewegter Stimme gar viele Geſchichten von treuen Hunden zu erzählen. Am treueſten war der Hund eines ehemaligen Studenten geweſen, der ſchon zum dritten Male nach Jena ging, um das Doctor-Examen zu machen, und in ſeiner Heimat eine reiche Braut zu heirathen, die ihn von ganzer Seele liebte. Immer vertrank er in Jena mit einigen alten Bekannten das Geld für den „Doctor", und da er nicht zum dritten Male ohne Titel heimkehren wollte, erhängte er ſich zuletzt an einer einſamen Stelle im Walde. Was nun der Hund gethan hat, um ſeinem Herrn noch zu einem ſtandesmäßigen Begräbniß zu verhelfen (es fand auf einem lichten ſchattigen „Paukplatze" in der herrlichen Schlucht bei Zwätzen ſtatt), an dem außer der Braut auch ſämmtliche Jenenſer Burſchenſchaften und Landsmannſchaften Theil nahmen, das grenzt an's Wunderbare.

Als der Einſiedler mit beredten Worten die Gefahr ſchilderte, in der ſeine zu Kelbra lebende Familie geſchwebt habe, weil ſein Spitz von einem tollen Hunde gebiſſen worden, und hinzufügte, daß er zum Glück den Spitz noch zu rechter Zeit habe todtſchießen laſſen, da ſchüttelte der alte Waidmann nachdenklich das Haupt, etwa wie Du das Haupt ſchütteln würdeſt, lieber Leſer, über die Vorurtheile der Menſchen, wenn Du hörteſt, daß man in unſerm Vaterlande noch immer die Juden verbrenne, weil man noch immer glaube, daß ſie die Brunnen vergiften.

Die armen Thiere! ſagte er, und wollte Anfangs zu verſtehen geben, daß er gar nicht an die Tollheit der Hunde glaube; dann aber behauptete er nur noch, daß er die Anſteckung der Menſchen durch ſie nicht für möglich halte. Rührend war die Geſchichte von einem Jäger, der von ſeinem guten toll gewordenen Hunde gebiſſen wurde und ſich bis zu der Zeit, wo auch die Tollheit bei ihm zum Vorſchein kommen ſollte, an die Kette legen ließ. Die Waſſerſcheu, ſagte er, habe ſich bei dem Jäger nicht eingeſtellt; nur ſei der Mann ſein Lebtage ſchwermüthig geblieben, das müſſe er zugeben; auch habe er von Anfang an einen geſcheiten Arzt zu Rathe gezogen, wie das jeder vernünftige Menſch in ſeiner Lage thun werde.

Der alte Schwarzburgiſche Förſter hatte ſich ſo warm geſprochen in unſerer Geſellſchaft, daß der Abſchied von der Rothenburg ihm ordentlich ſchwer wurde. „Ich muß heute nur einmal meinen Namen in's Fremdenbuch eintragen", ſagte er, „weil geſtern mein Geburtstag geweſen." Als Datum bemerkte er nicht den 16. September dazu, wie er mit Rückſicht auf den Kalender hätte thun müſſen, ſondern den 15.

Den Reſt des Tages verbrachte ich wieder allein mit dem Einſiedler. Als ich mich einmal von meinem Sitze umdrehte, bemerkte ich, daß dieſer an einer Stelle, wo bereits einige ſchwere Tropfen in die Hütte durch das Dach hineinfielen, mit ſtoiſchem Gleichmuth die Punſchterrine unterſetzte, um den Fußboden vor Näſſe zu bewahren. — —

Gegen Mittag des folgenden Tages erhellte ſich der Himmel und ich brach auf. Bald ſtand ich wieder auf den Ruinen des Kyffhäuſers.

„Wollen Sie den Kaiſer Friedrich ſehen für einen Silbergroſchen?" fragte damals dort mit kreiſchender

Stimme ein Knabe, ein wahrer Waldteufel, die Fremden. Vom Rothbart weiß man hier und in den umliegenden Dörfern nichts, und ſowie der Gaſthof in Tilleda zum Kaiſer Friedrich getauft iſt, ſo hört man überall nur von dieſem reden. Jene Märchenträumerei, welche in dem Namen Rothbart liegt, iſt dem gemeinen Manne völlig fremd, und der Begriff des Wortes ihm gar nicht geläufig. Darum ſpricht er lieber vom Kaiſer Friedrich, da weiß man doch was man hat, und ſieht wenigſtens Scepter und Reichsapfel noch vor ſich aufſteigen. Was kommt auch auf das Wort an? Der Name Rothbart iſt nur für Diejenigen, welche ſo hohe Häupter von Angeſicht kennen, und Meiſter Bendemann, dem ſie ſich im Thronſaale zu Dresden alle leibhaftig der Reihe nach vorſtellen mußten, konnte mir freilich leicht eine vortreffliche Vorleſung über die Bärte der deutſchen Kaiſer halten, als wir wenige Tage früher zuſammen auf dem Kyffhäuſer ſtanden.

Wenn Du an dieſem Orte dem Führer folgſt, der Dir den Kaiſer Friedrich zeigen will, ſo geleitet er Dich lange durch das Gebüſch. Plötzlich erheben ſich vor Dir die gewaltigen Wölbungen, welche das Erfurter Thor bilden, das weithin über die Berge nach dem Süden ausſchaut. Dieſes Thor, oder vielmehr eine beſcheidene mit

Moos ausgelegte Glasthür, welche in demſelben angebracht iſt, öffnete der kleine Waldteufel vor mir, und ich trat in ein gemüthliches Stübchen, welches ein biederer Thüringer, der auf der Kaiſerburg eine Wirthſchaft anlegte, nach ſeinem Geſchmacke eingerichtet hat. In dieſem Stübchen zeigt man denn auch, rechts an der Thür in einer Mauerniſche unweit des Ofens, das Bild des Kaiſers für einen Silbergroſchen.

Goslar.

Der Städteerbauer ſoll um eins ſeiner Jagdſchlöſſer Wall und Graben gezogen und ſo

Goslar

gegründet haben. Die Stadt Goslar war mit der deutſchen Kaiſerkrone innig verſchwiſtert. In der Ferne verordnete der ſterbende Kaiſer Heinrich III., daß ſein Herz in den Dom zu Goslar gebracht werde. „O! Goslar, du biſt togedan dem billigen römiſchen Riche ſunder Wan!“ Dieſes Zeugniß gibt die Umſchrift eines auf dem Rathhauſe hängenden Kronleuchters der Stadt, die einſt, als ein Kaiſer ſie verpfändet hatte, ſofort deſſen Schuld bezahlte, um reichsunmittelbar zu bleiben. Der Kronleuchter ſtellt einen thronenden Kaiſer dar, der von Hirſchgeweihen umgeben iſt, was man hier im Harz, und vor Allem in der grünen Bergſtadt Goslar, beſonders angemeſſen finden muß. Ueberhaupt aber verleihen die vielen Kaiſerbilder, mit denen Goslar in Folge ſeiner mittelalterlichen Anhänglichkeit an das Reich geſegnet iſt, der vereinſamten Stadt einen ganz eigenthümlichen Glanz. Nächſt den Jägern und Bergleuten ſind (durch ihre Bilder) die Deutſchen Kaiſer am zahlreichſten in Goslar vertreten. Ein altes Gildenhaus der Gewandſchneider zeigt deren in Zwiſchenräumen an den Fenſtern allein acht. Sogar von einer kleinen Kapelle an der Südſeite des Rathhauſes, welche als Holzſtall benutzt wird, ſagen die von einem Rathsdiener in Goslar verfaßten „Erinnerungen an Goslar", daß ſie mit Figuren in Lebensgröße, „beſonders mit Kaiſerbildern" geſchmückt ſei.

Nicht minder zeugt es von der alten Pracht und Herrlichkeit, deren Abglanz noch jetzt über Goslar ſchwebt, daß von drei berühmten, kunſtvollen Trinkkannen, die der Harz beſitzt, eine ſich in ſeinen altersgrauen Mauern befindet. Es iſt die Bergkanne, an der die Verrichtungen des Bergbaus abgebildet ſind. Goslar hat nämlich auf dem benachbarten

Rammelsberge

bedeutende Bergwerke.

Ramme, ein kaiſerlicher Jäger, ſo erzählt die Sage, hatte einſt auf dem Berge ſein Roß an eine Tanne gebunden. Als Ramme zurückkehrte, hatte es einen Goldbarren aus der Erde geſcharrt und der Jäger wurde ſo der Entdecker des nach ihm genannten reichen Bergwerkes. Dem mythenbildenden Volksgeiſte wäre hier freilich leicht auf die Spur zu kommen, da er auch Ramme's Gattin den Namen des kleinen Fluſſes von Goslar beilegt. Dieſer, der ſein klares und helles Waſſer ſelbſt in den an andern Orten ſo ſchmutzigen Goſſen der etwas am Bergabhange gelegenen Stadt herabrinnen läßt, heißt die Goſe und hat nicht allein der Stadt, ſondern auch dem alten berühmten Getränke von Goslar den Namen gegeben, ſodaß in dieſer kleinen Stadt fürwahr auf eine anmuthige Weiſe Natur, Cultur und Menſchen miteinander verſchlungen ſind. An der St.-Petri- und Paulikirche, welche mindeſtens ſchon im Jahre 1108 ſtand, zeigt man eine männliche und eine weibliche Figur, von denen man ſagt, daß ſie den kaiſerlichen Jäger Ramme, den ſein Roß zum Schutzgeiſte des Bergwerkes machte, und ſeine Gemahlin Goſa vorſtellen, die ſich ſchon im Namen als Schutzpatronin der Stadt, des Fluſſes und des ſcharfen Dünnbiers ankündigt, das in ſeiner Blütezeit durch ganz Deutſchland verſendet und ſelbſt von Dichtern gefeiert wurde. Welche Zaubermacht dieſes Getränk ubte, erſehen wir daraus, daß in den Kämpfen der Sachſen gegen Heinrich IV ein Theil der in der Harzburg belagerten Kaiſerlichen ſofort einen kurzen Waffenſtillſtand benutzte, um in Goslar ſich an köſtlicher Goſe gütlich zu thun, was zu einer blutigen Metzelei führte, da ſie in Goslar ſich des Schimpfens auf die Sachſen, denen die Bewohner der Kaiſerſtadt doch ſelbſt angehörten, nicht enthalten konnten. Nach langem Verfall hat die Bereitung der Goſe in Goslar ſelbſt wieder einen Aufſchwung genommen, und Kenner ſind beſonders im Lobe Deſſen, was als „Beſſekrug" dort ausgeſchenkt wird, ſehr beredt. Eine große Anzahl der älteſten und durch ihre Bauart merkwürdigſten Häuſer von Goslar verräth durch die ihnen zugehörigen ungeheuern, kühlen und wohlgewölbten Keller, daß vor Zeiten in ihnen gebraut wurde. Jetzt bereitet man die Goſe unter dieſem Namen auch an andern Orten. So in Döllnitz bei Merſeburg, von wo ſich überhaupt eine trübes Dünnbier bereitende und trinkende Bevölkerung über Zerbau bis nach Ziegenhain, Lichtenhain und Jena hin erſtreckt. Was aber Goslar anbetrifft, ſo iſt der alten Bergſtadt auch als Bereiterin des Trankes, der unſern Vorfahren ſo köſtlich dünkte, eine der koſtbaren mit [illegible] wol zu nennen.

Daß auch in Goslar ſich durch allerlei wunderliche

Dinge die Nähe des Brockens ankündigt, brauche ich Dem, der des nördlichen Harzabhanges kundig iſt, nicht erſt zu ſagen. An den vorragenden Balken, die das zweite Stock eines alten Hauſes tragen, welches das

Bruſttuch

genannt wird, und wahrſcheinlich auch ein Brauhaus war, iſt der Hexenzug nach dem Brocken abgebildet. Allerdings führt in der Mainacht die Braunſchweigiſchen Hexen ihr Weg über Goslar. So ſehen wir denn hier Hexen auf Böcken, Trampelthieren und Beſen dem Brocken zureiten. Daneben ſehen wir auch ſchon Scenen abgebildet, wie ſie auf dem Brocken ſelbſt vorkommen. Auch zahlreiche Ritter ſehen wir in dem Spuk. Eins dieſer Bilder gilt als Wahrzeichen dieſes Hauſes. Daß im Allgemeinen das Völkchen hier die Nähe des Teufels wol ſpürt, beweiſt das

Marktbecken

in der Mitte des Marktes zu Goslar. Jeder, der in Goslar den Teufel rufen will, braucht nur an dies Becken zu klopfen, und wie ein flinker Kellner wird er ſogleich zu ſeinen Dienſten ſtehen. Nach andern Nachrichten wurde das Marktbecken früher dazu benutzt, die Bergleute aus den Tiefen des Rammelsberges herzubeſtellen, wenn die Stadt in Gefahren ihrer bedurfte. Denn wie das Becken das köſtlichſte Waſſer, das es aus verſchiedenen Oeffnungen auf dem Markte zu Goslar hervorſprudeln läßt, durch zwei Quellen aus dem Rammelsberge erhält, ſo ſollte auch ſein heller Klang in den Tiefen des Rammelsberges zu hören ſein. Jedenfalls deutet es auf die Ahnung einer übermenſchlichen Kraft, einer zauberiſchen Gewalt, welche in die liebliche Goſeſtadt die mit ihren grünen Tannen in ſie hineinblickenden, erzreichen Berge tragen, und welche die Phantaſie dem Gebirgsbewohner aller Orten zu Gebote ſtellen mag, um ihm ein immer mühſeliges Daſein zu erleichtern. Der Teufel mit ſeiner an die Bedenken der göttlichen Vorſehung und Weisheit nicht gebundenen Allmacht ſteht ihr bereitwillig zu Dienſten.

Nachdem der Leſer durch das Bisherige einigermaßen ſchon mit Goslar bekannt geworden ſein wird, lade ich ihn zuletzt zu einem Spaziergange ein. Wir gehen aus von dem Gaſthauſe zur

Kaiſersworth,

zu dem das ſchon erwähnte Gildenhaus der Gewandſchneider eingerichtet iſt. In dem großen Saale dieſes Hauſes hielt die Gilde ihre Berathungen. Den übrigen Theil nahmen Corridore und Buden ein, die von einem beſoldeten Bürger zu beſtimmter Zeit geöffnet und geſchloſſen wurden, und in dem die Kaufleute ihr Lager von Flandriſchem Tuche und Leinwand hatten. Indem wir nun zu der Gegend hingehen, wo ehemals das Kaiſerſchloß geſtanden hat, rinnt uns mit leiſem Murmeln die

Goſe

entgegen, wie ſie ſchon zu Heinrich's IV. Zeiten hier rann.

Ganz dem Charakter Goslars angemeſſen war ein Bergmannszug, welchem ich begegnete. Mit der kleinen grünſammetnen Käpſelmütze bedeckt, mit dem glänzenden Bergmannsleder und den weiten, ſchwarzen Jacken bekleidet, ſo zogen zehn bis zwölf Bergleute hinter einem Sarge her, worin ein Kind zu liegen ſchien, durch die ſtille Stadt. Je zwei und zwei nebeneinander gingen die Männer, welche in den Tiefen des Rammelsberges Gold und Silber graben, im ernſten Geſpräche einher, und erwiderten hier und da einen Gruß, der ihnen von einem der niedern Fenſter aus zugenickt wurde.

Wir ſind jetzt auf einen nach der Stadt zu ſehr merklich ſich ſenkenden Raſenplatz gelangt. Auf den weiten grünen Platz blickt von Norden her der alte Rammelsberg über eine regelrecht gebaute Kaſerne herüber. Oeſtlich ſteht noch jetzt der als Kornmagazin benutzte unſcheinbare Ueberreſt von einem Nebengebäude des Kaiſerhauſes, vor dem einſt der Reichsvogt Gericht hielt. Südlich aber, am nächſten der Stadt, ſteht von dem großen Dome noch eine kleine Kapelle, welche viele ſeltſame, merkwürdige Dinge einſchließt, darunter den ſogenannten Krodoaltar. Der Götze Krodo ſoll abgebildet worden ſein, wie er, ein barfüßiger Greis, einen Eimer mit Waſſer und Blumen in der einen, ein Rad aber in der andern Hand hielt. Ihm, dem Gotte der Jahreszeiten, ſollen Menſchen und Früchte geopfert worden ſein, und neben Harzburg zeigt man noch die Krodohalle, wo er verehrt worden ſein ſoll. Von der Harzburg aus, ſagt man, kam der Krodoaltar nach Goslar, nachdem ſchon Karl der Große, der Beſieger des Sächſiſchen Heidenthums, ihn hatte von chriſtlichen Prieſtern weihen laſſen. Man will an ihm die vollſtändige Zurüſtung bemerken, um Menſchenopfer zu braten und zugleich um dem Gotte der Jahreszeiten ſeine Blumen an den Altar zu ſtecken. Doch alles Dieſes ſtimmt mit den neuſten Forſchungen nicht überein.

Thorwaldſen, der einſt die Kapelle beſuchte, erklärte die Köpfe der beiden Miſſethäter, der Leidensgefährten Chriſti, welche hier an zwei großen, an die Wand gelehnten Kreuzen hängen, für ſehr bedeutend, und hielt von beiden den des verſtockten Sünders für den werthvollſten. Er trägt einen langen rothen Bart. Der andere, mit Wangen wie Milch und Blut, hat ein Büßerhemd an. Beide lagen lange in einem Nonnenkloſter, wo beſonders der Bart des Unbußfertigen ſehr gelitten hat, indem die Nonnen an ihm ihre Kämme zu reinigen pflegten.

Zwei Tafeln, welche Vorſchriften für die Geſänge der Domherren in lateiniſcher Sprache enthalten, erinnerten uns daran, wie ſtolz und majeſtätiſch einſt der Geſang dieſer vornehmen Herren durch die Hallen des alten Domes hingezogen ſein mag. Wie an den meiſten Orten, z. B. in Merſeburg, ſo ſorgten ſie auch in Goslar dafür, daß im Dome die Reformation weit ſpäter eingeführt wurde als in den übrigen Kirchen der Stadt. Auch der Gott dieſer Domherren war eine feſte Burg und auf ihrem hohen Dome verſchanzten ſie ſich lange gegen den Geiſt der Zeit. Hatte doch Kaiſer Friedrich I., laut einer lateiniſchen Inſchrift an den koſtbaren gemalten Fenſtern der Domkapelle dieſe Kirche mit beſondern Vorzügen und Freiheiten begabt, welche den Domherren die Sorgen um ihre Kirchenſchätze erleichtern ſollten. Freilich konnten ſie doch im Mittelalter nicht alle Gefahren von ihr abwenden und als Wittekind von Wolfenbüttel vor der Stadt einer Proceſſion auflauerte, um zwei werthvolle ſilberne Särge zu erhaſchen, wußte man dieſe nicht anders zu retten als dadurch, daß man ſie in den Stadtgraben warf. — Aus der Domſchule zu Goslar gingen Biſchöfe und Erzbiſchöfe hervor.

Als ich bereits hinausgetreten war auf den grünen Raſenplatz, wo einſt der weite Dom geſtanden hatte, fiel eben ein prächtiger Sonnenblick auf die gemalte Fenſterſcheibe des geringen Ueberreſtes der kleinen Kapelle, und hell glänzte auch die Inſchrift: „Kaiſer Friedrich I. begabte dieſe Kirche mit Vorzügen und Freiheiten 1188." Möge der Segen ſolcher Privilegien nicht ganz wirkungslos ſein an dem jetzigen Goslar! Daß über dem Orte und namentlich über der kleinen Kapelle noch jetzt die Weihe der Geſchichte liegt, welche ſelbſt noch auf das Volk ihre Zaubergewalt ausübt, erſah ich aus den Reden des Rathsbuchbindermeiſters van Gelder, der mir die Kapelle aufſchloß. Es ging daraus hervor, daß, ſowie hier und da eine Inſchrift erloſchen war, gleich die Sage herbeieilte und die umſtehenden Figuren auf ihre (zuweilen etwas gedankenloſe) Weiſe auszudeuten ſuchte. Wie alle hiſtoriſch merkwürdigen Städte, ſo hatte übrigens auch Goslar ſeine Periode ſeichter Aufklärung, wo der Materialismus des Bürgerthums mit dem Geiſte des Mittelalters dadurch gründlich brach, daß er die größten Schätze, welche Geſchichte und Kunſt auf ihn vererbt hatten, auf die gedankenloſeſte Weiſe verſchleuderte, aus den bedeutendſten alten Papieren Krämerdüten drehte und koſtbare Bauwerke auf den Abbruch verkaufte. So wurden in Goslar unter Anderem zwölf kunſtvoll gearbeitete Apoſtel, welche der Dom beſaß, verſchleudert. Wie die Stoßvögel waren ſogleich einige Engländer, die ſich gerade im Harzgebirge umhertrieben, dahinter her; der Eine kaufte hier, der Andere kaufte dort zu Goslar bei einem Klempner einen Apoſtel auf um einen Spottpreis und ſchickte ihn ſchnell nach England hinüber.

Ebenfalls dem Geiſte der bürgerlichen Aufklärung gemäß iſt es, daß man ſich bemüht, die baulichen Ueberreſte des Mittelalters ſoviel als möglich in einen bewohnbaren Zuſtand umzuſchaffen. Dabei mag freilich doch noch viel Romantik unterlaufen.

Aus Halberſtadt kam ein Mann von vornehmer Familie, Namens Denker, der in den Ausbau eines alten Thurmes am

Roſenthore,

von wo man eine herrliche Ausſicht über die Gegend genießt, ſein ganzes, nicht unbeträchtliches Vermögen ſteckte. Die Wirthſchaft wollte jedoch dort eben nicht gedeihen. Der Erbe dieſes Mannes machte eine reiche Heirath und ſteckte ebenfalls ſein ganzes Vermögen in

Denker's Thurm. Die Früchte ſo vieler von ihren Beſitzern faſt weggeworfenen Capitalien genießt dort oben endlich ein Poſtillon, dem man

Denker's Thurm

für einen Spottpreis überließ. Auch ein auf dem Walle gelegener Zwinger, genannt

der dicke Zwinger,

in deſſen zwei ein halb Fuß dicken Mauern ſonſt manche „faule Grete“ lag zur Vertheidigung der Stadt, iſt in ein Wirthshaus umgewandelt.

Reizend iſt der Weg zu dem alten Zwinger, den kein Feind bezwingen konnte, über deſſen einundzwanzig und ein halb Fuß dicke Mauern aber doch endlich die Zeit hinausgegangen iſt. Nicht allein die Höhe des Walles, über den man auf breitem Wege dahinſchreitet, auch der breite Raſengrund des Stadtgrabens iſt herrlich bewaldet, und zwiſchen alle dem Grün blickt die alte Stadt hervor, von wo Schalmei und Waldhorn (es liegen Hannöverſche Jäger dort in Garniſon) zu mir herſchallten. Die Töne verhallten leiſe in den umliegenden Bergen. — Es war gerade Johannistag und die Kinder von Goslar feierten heute ein Feſt. Alle hundert Schritt hatten ſie mit Eierſchalen und Goldpapier gezierte Tannenzweige in den Weg geſteckt. Kam nun hier ein Erwachſener vorbei, ſo wurde er mit einem Bande um eine Gabe „geſchnürt". Auf einem Rundgange um die Stadt fragte ich auch nach dem

Schützenhofe,

der in der tannenduftigen „Bergidylle" mit den Worten erwähnt wird:

> Seit die alte Muhme todt iſt,
> Können wir auch nicht mehr gehn
> Nach dem Schützenhof zu Goslar;
> Dorten iſt es gar zu ſchön.

Man wies mich aber nicht an Haus und Hof, ſondern auf eine vor dem Roſenthore ſich weithin ausdehnende Wieſe. Wenn die Schützen hier ihr alljährlich wiederkehrendes Feſtſchießen halten, ſo nennen ſie das Schützenhof, ſo gut als man von einem Kaiſer oder Könige ſagt: er habe da oder dort ſein Hoflager aufgeſchlagen, ohne dabei viel an Haus und Hof zu denken. Es zeigt ſich auch darin noch etwas von der alten Kaiſerherrlichkeit, deren Abglanz noch über Goslar ſchwebt. Hier um den Oberharz herum hat man übrigens keine Vogelſchießen, wie theils in benachbarten Harzſtädten, theils auf dem angrenzenden flachen Lande. Man ſchießt nach den Bildern vom Hirſch oder wilden Schwein, da mit dieſen Thieren das Dickicht der Harzwälder noch vielfach geſegnet iſt.

* * *

Das Okerthal und die Harzburg.

Wenn Dir, lieber Leſer, indem Du die nachfolgenden Seiten dieſer Schrift lieſt, daraus nicht ein friſcher Harzduft entgegenquillt, ſo liegt die Schuld an mir und nicht an den grünen Tannenwäldern, zwiſchen denen ich von Goslar bis Harzburg dahingeſchritten bin.

Auf der kurzen Strecke von Goslar bis

Oker

freilich ſchreitet man noch nicht im Waldgebirge. Hier geſellten ſich mehrere Landleute zu mir, die in der Stadt geweſen waren. Einer davon, ein ältlicher aber vollkommen rüſtiger Mann, verrieth, als einer ſeiner Nachbarn das Geſpräch auf die Feldzüge gegen Dänemark und Ungarn brachte, eine bis in's Detail gehende Ortskenntniß von ganz Deutſchland. Ich ſah den Bauer verwundert an und erfuhr, daß er zur Zeit, als es noch keine Eiſenbahn gab, und die Chauſſeen in unſerm Vaterlande ſehr ſelten waren, als Frachtfuhrmann im ganzen Lande umhergekommen war. Seine Anſichten und Meinungen über das Leben der Menſchen in den verſchiedenen Gegenden zu erfahren, gelang mir nicht. Auf nichts hatte er geachtet als auf die Namen der Städte, ſelbſt der kleinſten, von den Dörfern kannte er kein einziges bei Namen. Auch ihre Entfernungen voneinander hatte er ſich gemerkt, und was ihn eigentlich intereſſirte, war nichts als der Weg. „Nach Dänemark fahr' ich da — nach Ungarland da“ rief er aus, und dabei winkte er mit beiden Händen über die vor uns liegenden Harzberge hinaus und nickte dem Reiſenden, wie zum Zeichen eines Einverſtändniſſes zutraulich zu. Ich wollte von ihm etwas über Nürnberg hören, da ich dieſe Stadt ſehr liebe und da er dahin am häufigſten gefahren war. Er lächelte ſchlau und ſagte: „O, Nürnberg iſt ſo und ſoviel Meilen von hier.“ Die Reiſe dahin beſchrieb er in folgender Weiſe: „Da fahre ich von hier nach der Stadt (er nannte die nächſte kleine Stadt auf dem Wege nach Nürnberg) — iſt ſo und ſoviel Meilen — von da nach der Stadt — iſt wieder ſo und ſoviel Meilen u. ſ. w., bis er an die letzte Stadt kam — von da nach Nürnberg — ſo und ſoviel Meilen — summa summarum von Goslar nach Nürnberg ſo und ſoviel Meilen. Kurz, der Mann war in ſeinem blauen Kittel ein lebendiger Meilenzeiger.

Der alte Fuhrmann gehörte übrigens zu den Unbeſriedigten in dieſer Zeit, er behauptete, aller Verkehr nähme ab, das hätten ihm ſelbſt die alten Handelsherren in Braunſchweig geſagt, mit denen er in frühern Jahren zu thun gehabt habe. Er klagte ſehr, daß es ihm und ſeines Gleichen an Verdienſt fehle, und daß die Ställe in den Wirthshäuſern ſo leer ſtänden. „Das machen die Eiſenbahnen,“ ſagte ich. Er ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte: „Nein, die Monarchen ſind ſchuld!“ Ich blickte ihn wieder verwundert an. Er fuhr fort: „Die Monarchen bauten Chauſſeen und die Chauſſeen richteten die Fuhrleute zu Grunde.“ Das klang freilich ſeltſam; aber mein Begleiter ſetzte mir auseinander, wie der Frachtlohn auf den fünften Theil herunterſank, als die Chauſſeen allgemeiner wurden, während die Anſprüche ſich verdoppelten, die man an den Fuhrmann machte. „Das waren noch Zeiten — rief der Alte aus — wo man das Bischen Chauſſee noch ſuchen mußte, wie die Stecknadel, wenn man's grade der Jahreszeit wegen nicht entbehren konnte. Sollten wir doch einſt mit zwei Wagen nach Nürnberg fahren — grundlos war der Weg überall — ſo fuhr mein Bruder mit dem einen Wagen über Göttingen (hier deutete er mit der Handbewegung eines Fuhrmanns, der mit der Peitſche klatſcht, nach Weſten über die Berge) und ich mit dem andern über Halle (hier deutete er auf dieſelbe Weiſe mit der Hand nach der entgegengeſetzten Richtung hin) und in Eiſenach trafen wir dann wieder zuſammen. Das waren noch Zeiten! Da hörte noch Schick und Nachdenken dazu, ein Fuhrmann zu ſein."

Wir gingen während dieſes Geſprächs auf einer Chauſſee hin. „Dies war der Weg ſonſt, das iſt er jetzt," ſagte mein Begleiter melancholiſch, indem er die Hände nach beiden Seiten der Straße ausſtreckte, wo noch ein ganzer breiter Anger die Spuren der Wagengleiſe und Hohlwege zeigte. — Als die Chauſſee nach Oker zu eine Wendung machte, trennte er ſich von mir, um einen „Richtweg" nach ſeiner Wohnung zu einzuſchlagen. Wie ich den alten Mann im blauen Kittel in dem Kornfelde verſchwinden ſah, durch das ſein Fußſteig ihn führte, dachte ich noch über die ſeltſamen Eröffnungen nach, die ich von ihm erhalten. Daß es wirklich ſchon, ſeit die Chauſſeen häufiger wurden, mit den Fuhrleuten in Deutſchland aus geweſen, iſt kaum zu glauben. Wohl möglich aber, daß hier auf dem Harze, wo alles Fahren ſonſt mit Lebensgefahr verknüpft war, ein altes verwegenes Fuhrmannsgeſchlecht zu Hauſe war, das ſpäter auf den geebneten Straßen einer andern Generation Platz machen mußte. So hat an jeder Culturſtufe, nicht allein im geiſtigen, ſondern auch im gewerblichen Leben, ein Geſchlecht von Menſchen ſein Neſt gebaut, das mit ihr ſteht und das auch mit ihr fällt, wenn die Zeit über dieſe Stufe hinaus iſt. Selbſt an dem reinen Irrthum, wo er im politiſchen und bürgerlichen Leben zu Tage kommt, baut ſo der Menſch ſein Neſt.

Das Okerthal, in welchem ich nun hinaufging, iſt wie ſchon erwähnt hauptſächlich die Straße, auf der das Korn aus der am nördlichen Abhange des Harzes beginnenden, von kleinen Hügeln anmuthig abgetheilten Ebene zu den erzreichen Theilen des Harzes gelangt. Von Clausthal und Zellerfeld herunter werden Scharen von Laſteſeln getrieben bis nach Hornburg, dort verlaſſen ſie das Okerthal und kehren ſpäter mit gefüllten Kornſäcken belaſtet dahin zurück, um den Bergleuten an der Oker das Brodkorn zu bringen.

Die

Studentenklippe

und weiter hinauf die

Ahrensberger Klippe

ſind die ſchönſten Punkte des Okerthales, welches man gern mit dem Bodethale vergleicht, dem es aber, was die Großartigkeit der Felſengruppen anbelangt, ebenſo ſehr nachſteht, als es ſich durch das friſche, ſaftige Grün der Tannenwaldungen, mit denen es überall bewachſen iſt, vor ihm auszeichnet. — Auf dem von fremden Damen und Herren viel betretenen Wege vom Dorfe Oker bis nach der Studentenklippe, ſo erzählte mir ein Bergmann, gehen beſonders auffallend viele goldene und ſilberne Schmuckſachen verloren. Von den ehrlichen Bewohnern des Gebirges werden ſie dann eine Zeit lang zurückgelegt, auch wohl außerhalb der Berge von den Behörden ausgeboten, aber meiſt vergebens. So ſaß vor kurzem vor einem Waldhauſe an einer Quelle ein alter ärmlich ausſehender Jude mit ſeinem Bündel, um ſich auszuruhen, und als die Bewohner des Hauſes dorthin kamen, um Waſſer zu ſchöpfen, fanden ſie eine Rolle mit Geldſtücken, wo der Jude geſeſſen hatte. Der Jude aber kam nicht wieder. Noch einige andere Fälle, wo die koſtbarſten Ringe und Armſpangen verloren gingen, erinnerten wirklich an das Treiben der Zwerge, welche im verzauberten Gebirge zu Gunſten der armen Bergbewohner mit Geld und Silber wirthſchafteten wie mit dürrem Holz.

Um zu erfahren, wie es im Gebirge mit dem Köhlerglauben ſtehe, wandte ich mich unweit des Ahrensberger Forſthauſes an einen etwa ſechszehnjährigen Knaben, der neben einer Köhlerhütte ſtand, vor welcher drei dazu gehörige Pferde graſten. Auf die Frage: ob es hier Geiſter und Zwerge gäbe? blickte mich der Knabe mit ſeinem nüchternen Geſichte faſt etwas geringſchätzend an, und antwortete ganz trocken: „Vor vielen, vielen Jahren waren ſolche kleine Leute da.“ „Was thaten ſie denn?“ forſchte ich weiter. „Sie unterhöhlten den Wald und hämmerten Geld.“ Der erſte Theil dieſer bündigen Antwort enthält eine freilich ſehr hausbackene Auffaſſung von dem Treiben unterirdiſcher Geiſter, der zweite iſt einem gold- und ſilberreichen Gebirge ganz angemeſſen.

Während ich, nachdem ich das Okerthal verlaſſen, einen Berg hinaufſtieg, kam ein Förſter, ſein Pfeifchen ſchmauchend, mit ſeinem Weibe ganz behaglich in einem Einſpänner den furchtbar ſteilen, an den Seiten bewachſenen Hohlweg herab gefahren, vermuthlich um heute, am Sonntag Nachmittag, einem Nachbar im Gebirge einen Beſuch abzuſtatten. Bald kam ich wieder in ein Thal, wo von den mit jungen Tannenpflanzungen verſehenen Bergabhängen her das herrlichſte Herdengeläute mir entgegenſchallte. Die Kuhhirten tragen hier in der Gegend Aexte an der Seite, weil ſich oft ein Stück Vieh in den Zweigen verwickelt, ſodaß dieſe auseinander gehauen werden müſſen. So ſchritt, von Zeit zu Zeit ſtehen bleibend und ſich auf ſeinen Hirtenſtab lehnend, ein Hirt auf der einen Seite des Berges raſch zwiſchen den Tannen ein vor der wohlgenährten braunen Herde einher, welche immerfort läutend ihm folgte, was in der Beleuchtung der hellen Sonntagnachmittagsſonne ein prächtiges Bild gab.

Am andern Morgen ſtieg ich vom

Ahrensberger Forſthauſe

aus, das zugleich als Wirthshaus dient, durch ſchöne Waldungen nach dem Dorfe

Harzburg

hinab und von hier aus wurde der

Burgberg

mit ſeiner Ruine aufgeſucht. Heinrich IV. erbaute hier die Harzburg neu, auf einer Stelle, wo die Sage ſchon früher von dem Städteerbauer Heinrich I. eine Burg gegen die Hunnen erbauen läßt. Heinrich IV. hatte hier während der Streitigkeiten mit den Sachſen ſeinen Sitz. Sachſen, ſprach er, von der Zinne ſeiner thurmreichen Burg in's Land herabblickend, iſt ein ſehr ſchönes Land, die Sachſen aber ſind verworfene Knechte. Hier wurde er auch von dieſen ſeinen Feinden belagert und nahm eines Tages von hier die Flucht. Die Sage bezeichnet noch jetzt unter altem Gebüſch und Gemäuer den Weg, den der fliehende Kaiſer genommen haben ſoll; ſie läßt ihn am Schloßbrunnen vorbeikommen und dort die Krone hineinwerfen, um ſie ſo zu ſichern. Bis auf die neueſte Zeit kamen Schatzgräber, um ſie in dem nun verſchütteten Brunnen zu ſuchen. Die Sage verfolgt ſodann den ganzen Weg, welchen der Kaiſer bei Tag und Nacht über den Harz genommen, und nennt ihn den Kaiſerweg. Die Harzburg mußte endlich den Sachſen vertragsmäßig preisgegeben werden, die ſich mit wildem Jubelgeſchrei auf die Feſte warfen und ſie zerſtörten. Der Barbaroſſa baute ſie wieder auf. 1370 kam ſie in den Beſitz Otto's des Quaden. Als dieſer einſt von einem Raubzuge nach der Altmark heimkehrte, wurde er unterwegs am Martiniabend von dem Ritter Hans von Schwicheldt ſo vortrefflich mit der Martinsgans bewirthet, daß er dieſem am andern Morgen beim Abſchied die Harzburg verehrte. Die Schwicheldt hauſten nun ſo auf der Harzburg, daß die Feſte 1422 von neuem geſchleift wurde. Nochmals baut ſich hier ein Raubritter an. Seine Burg kommt in den Beſitz der Herzoge von Braunſchweig, zerfällt und wird endlich abgebrochen. 1667 wird ein kleines Forſthaus auf dem Burgberge gebaut, aber auch dieſes Häuschen zerfällt im 18. Jahrhundert, weil kein rechtſchaffener Förſter dort oben auf dem Burgberge wohnen will. Zwiſchen der Zeit, wo die alten Ritterburgen noch wirklich bewohnt waren, und zwiſchen der, wo ſie von Reiſenden zahlreich beſucht wurden, liegt überall eine Zeit mitten inne, in der man die Ruinen floh, weil man die Geiſter der Vergangenheit fürchtete, in der aber zweideutiges Geſindel und geſpenſtiſche Frauen ſich ganz vertraulich bei den Burggeiſtern angeſiedelt hatten. Dort, wo einſt die aus der ganzen Gegend geraubten Herden zuſammengetrieben wurden, ſahen die Bauern der anliegenden Ortſchaften zwiſchen altem Gemäuer und grünem Buſchwerk den Rauch emporſteigen von dem aus hingelegten Bauſteinen nachläſſig errichteten Kochheerde, wo die hinter den Zäunen des Dorfes geſtohlenen Hühner, auch wol ein Haſe aus dem Forſt und dergleichen gekocht wurde. In dem verfallenen Förſterhäuschen wohnte damals die Burgmieke mit ihrem Bruder, dem Burghansjürgen, von deren zwölf Katzen man ſich noch jetzt in der Umgegend erzählt. Oftmals ſah man in dem Dorfe am Burgberge zur Nachtzeit die Fenſterreihen des alten Forſthauſes feſtlich erleuchtet, und es verbreiteten ſich ſeltſame, aber nicht das Gebiet des Wunders berührende Gerüchte. Darum vertrieb man Burgmieken und Burghansjürgen von dem Burgberge und brach das Förſterhäuschen ganz ab. Um dieſelbe Zeit mag eine bei Blankenburg auf dem Regenſtein einſam wohnende Familie mehrere Wanderer erſchlagen und in den Burgbrunnen geworfen haben. Auf dem Falkenſteine in dem Selkethale wohnte auch ein altes Mütterchen, das indeſſen harmloſerer Natur geweſen zu ſein ſcheint: denn es kamen in jedem Monate die Honoratioren aus der Umgegend zu ihr mit Weibern und Töchtern gefahren, um in dem geräumigen Ritterſaale der wohlerhaltenen und damals erſt kürzlich von dem altadeligen Geſchlechte der Aſſeburg verlaſſenen Burg zu tanzen und dann im Vollmondſcheine in ihren Kutſchen zu ihren Dörfern durch's Gebirge zurückzukehren. — Jetzt iſt auf den Ruinen der Harzburg eine ſtattliche Wirthſchaft eingerichtet.

Der Brocken und das Rübeland.

Die Bewohner des nordweſtlichen Harzes haben in ſich viel Norddeutſche Kraft, ſind dabei aber, wie der Braunſchweiger und Hannoveraner überhaupt und weiterhin der Weſtfale und der Frieſe, ziemlich nüchternen Geiſtes. Schon im ſüdlichen Theile des Harzes, doch oben auf dem Gebirge in der Nähe der Victorshöhe, hört der fette, mit derber Bauernkraft geſättigte plattdeutſche Dialekt, welcher etwas an's Engliſche erinnert, auf, und von nun an klingt ſchon die Thüringiſche Gemüthlichkeit durch, die Sprache wird zum Singen (auch der in Thüringen ſo allgemeine Hang des Volkes zur Muſik und die Kirchenmuſiken beginnen ſchon dort oben), und von da, wo auch der Kyffhäuſer mit dem ſchlummernden Kaiſer Rothbart ganz nahe iſt, ergießt ſich nun der Urſtrom der Deutſchen Gemüthlichkeit nach Oſten, wo ſie im Königreich Sachſen in Süßlichkeit und Höflichkeit, und nach

Enden, wo ſie in reine Naivetät auslauft. Im Weſentlichen bildet die Höhe des Gebirges hier die Grenzſcheide für die Norddeutſche Bauerntracht, auf welche, nach dem Thüringiſchen zu, namentlich bei den Männern, zunächſt ein ganz charakterloſer, den franzöſiſchen Moden nachhinkender Zuſchnitt folgt, bis in Baiern dieſe indifferenten Stücke Tuch verſchwinden und eine neue Volkstracht beginnt.

Das Leben und Treiben der Menſchen, die ſich am **Brocken** eingeniſtet haben, macht auf den Reiſenden durch ſeine große Einfachheit immer einen eigenthümlichen Eindruck. Beim Hinabſteigen auf der Südſeite des Brockens wurde ich wiederholt von kleinen Buben, die ihren Vätern das Mittagseſſen in irdenen Töpfen zu den Holzſchlägen trugen, mit einem kleinen Spruch angeredet, der, ſich auf das Herkommen berufend, die in der Gegend von Schierke übliche Bettelei ebenſo naiv als verſtändig alſo motivirt:

Es iſt allhier —
Die Brockenmanier —
Sie werden's uns nicht verdenken —
Ein kleines Trinkgeld ſchenken.

Das wenigſtens war allemal die Grundidee des hin und wieder etwas veränderten Brockenverſes. Das Dorf

Schierke (mit dem benachbarten Dorfe Elend aus dem „Fauſt" bekannt) hat wirklich etwas Unheimliches, theils durch ſeine blos aus Tannenbrettern zuſammengeſetzten Häuſer, welche dieſen Brockenbewohnern ſchwerlich vor Sturm und Regen immer vollkommenen Schutz bieten können, theils durch ſeine häßlichen, hexenartigen Frauen, welche durch ihre Kropfbildungen eine traurige Berühmtheit erlangt haben und den Beweis liefern, daß die Perle der Schöpfung nicht gleich gut in der Nähe der Wolken, wie in blumigen Wieſenthälern gedeiht.

Daß der Menſch, um ſich hier zu nähren, ſich mancherlei ungewöhnliche Erwerbsquellen eröffnen muß, verſteht ſich von ſelbſt. Man ſammelt ganze Tragkörbe voll Beeren, welche von den Frauen mehrere Tagereiſen weit in's offene Land hineingetragen werden. Aehnliches geſchieht in der ganzen Umgebung des Brockens. So zieht man in Andreasberg (auf dem Oberharz) und ſelbſt in Ilſenburg, welches eine ſehr bedeutende Eiſengießerei hat, Kanarienvögel in Vogelhecken. Von Ilſenburg aus hatte ich den Brocken beſtiegen, und ich traf dort bei dem Poſtexpedienten einen Ziegeldecker aus Berlin, der während ſeine Geſellen dort ſelbſt wie die Vögel geſchäftig auf den Dächern herumkletterten, hier im Gebirge auf einen Nebenverdienſt ausging und die junge Brut der

Canarienvögel ſchon für den nächſten Herbſt, wo ſie flügge wird, zuſammenkaufte. Das ſei ein Leben geweſen in Ilſenburg, ſo erzählte mir der Poſtexpedient, wenn der Vorgänger des Dachdeckers gekommen ſei, um ſeinen Handel abzuſchließen! In allen Häuſern ſeien die Achtgroſchenſtücke für Canarienvögel umhergeflogen. Das habe eine Zeit gedauert, dann ſei der Mann nicht wiedergekommen und müſſe wol bei ſeinem Handel zu Grunde gegangen ſein. Da habe ſich denn nun im vergangenen Jahre der Dachdecker eingefunden. Dieſer brachte die gelbe Ilſenburger Brut nicht allein nach Berlin, ſondern er führte ſie ſogar aus der ſtillen Harzgegend, wo einſt Heinrich der Vogelſteller ſo viele Finkenheerde hatte, nach London, in den Mittelpunkt des Welthandels. Dort machte er freilich nicht die beſten Geſchäfte mit ihnen. Da er indeſſen, von da aus in's Heſſiſche reiſend, Dompfaffen ankaufte, welche in der Welt ſehr viel Erfolg hatten, ſo war ſein Vogelhandel nun in ſo weit aufgeblüht, daß er ſich auch dieſes Jahr wieder in Ilſenburg einſtellen konnte, um mit der gelben Harzbrut einen neuen Verſuch zu wagen.

Der Wellenſchlag des vermehrten Verkehrs in den Ebenen und Thälern berührt ſelbſt, dort leiſe nachwirkend, die Höhen der Gebirge, und je mehr Chauſſeen und

Eiſenbahnen unten entſtehen, um ſo lebendiger wird es oben, um ſo geſchäftiger ſind dort Maurer und Zimmerleute, auf einſamen Berggipfeln ſtattliche Häuſer zur Empfangnahme von Fremden zu bauen. Eines der älteſten Wirthshäuſer auf den Höhen des Harzes iſt das

Brockenhaus,

welches den Grafen von Wernigerode gehört.

Bei hellem Wetter ſieht man vom Brocken aus die Höhen von Brandenburg, den Ettersberg, den Inſelsberg, die Wartburg, das Rhöngebirge, die Wilhelmshöhe und die Porta Weſtphalica. An heitern, klaren Morgen glänzt wie ein Silberſtreifen fern in der großen Ebene am Fuße des Harzes die Elbe, und man ſieht, wenn die Schiffe ſich auf ihr bewegen und der Wind in die Segel bläſt, es wie mit weißen Tüchern aus der Ferne winken. Auch kann man dann höchſt intereſſante Lufterſcheinungen wahrnehmen. Daß nicht alle Reiſenden wie ich hier oben in Nebel gehüllt waren, erſah ich aus dem Fremdenbuche, worin dem Brocken von einigen Reiſenden die ſchmeichelhafteſten Anreden zu Theil werden, z. B. „verehrungswürdiger Brocken“. Einer ſingt hier aus ſtiller befriedigter Seele:

Im grünenden Gefilde
Sah ich des Berges Höh'n.

Es bot des Schöpfers Milde
Den Brocken klar zu ſehn.

Im ſchönen Sonnenglanze
Und heitern Sinnes Glück
Kehr' ich von dieſem Gipfel
Des Brockens froh zurück.

Ich ſelbſt ſchrieb bei meinem damaligen Beſuche Folgendes in das Brockenbuch:

Fern in Ungarns weiten Haiden
Und in kühler Alpenluft
Sehnt' ich mich zum Vater Brocken
Und nach friſchem Harzesduft.

An der ſchönen blauen Donau
Hieher nach dem Finkenheerd
Vieler trauten Deutſchen Kaiſer,
Deutſchem Reich ſo lieb und werth.

Blühe fort, o Harz, ein grüner
Finkenheerd in Gottes Hand;
Auf den Bergen, in den Thälern
Grüne, Deutſches Vaterland.

Was mir zu ſehen möglich war, als der Nebel ſich ein wenig aufhellte, beſchränkte ſich faſt nur auf die

Felſen, welche durch den Hexentanz in der Mainacht merkwürdig ſind: namentlich

die Teufelskanzel, den Hexenaltar, das Hexenwaſchbecken

und dergleichen.

Ueber das Hannöverſche

Elbingerode

gelangte ich nach dem

Rübeland,

wo ich

die Baumanns- und die Bielshöhle

beſuchte, in's Braunſchweigiſche. Hier, in dem vom Brocken nach Oſten der Elbe zufließenden klaren Gewäſſer der Bode fangt man, wie in der weſtlich vom Brocken nach der Weſer abgehenden Ilſe, ſo lange ſie in den felſigen Harzthälern rinnen, die köſtlichſten Forellen.

Die Stadt

Blankenburg

mit ihrem Schloſſe liegt hier in der Nähe. Unter Ludwig Rudolf beſonders ſah von dieſem Schloſſe der alte grüne Harz auf einen glänzenden Carneval herab, der an ſeinem Fuße gefeiert wurde, mit Vogel- und Scheibenſchießen, Komödien, Jagden, Feuerwerken, feinen Schäferſpielen und adeligen Bauernhochzeiten, wobei jedes Mal ein Bauernpaar wirklich getraut und wobei von den Hofleuten platt geſprochen wurde. Ein Hang zu Abenteuern ſcheint den ältern Bewohnern des Blankenburger Schloſſes eigen geweſen zu ſein. Die Prinzeſſin Charlotte Sophie verheirathete ſich mit Alexius, einem Sohne der Kaiſerin Katharina II., floh aber heimlich, während man ſie in Rußland zu beerdigen glaubte, durch die Veranſtaltung ihrer Freundin Aurora von Königsmark nach Louiſiana, heirathete dort einen Chevalier d'Aubert und ſtarb 1770 in Brüſſel.

Ich wollte an demſelben Tage vom Brocken aus nach der herrlichen Roßtrappe gelangen und erreichte dies, indem ich auf dem Rübeland einen kundigen Führer annahm, welcher auch im Dunkel den Weg durch's Gebirge zu finden wußte. So ſchritten wir im Walde dahin; zuweilen nur gelangten wir auf einen rings von ſchönem Forſt eingeſchloſſenen Wieſenplatz, der durch den Fußweg gewöhnlich in zwei Vierecke zerlegt wurde. Wenn dann mein Führer, ein blutjunger Burſch, plötzlich laut ſchreiend ſeine Stimme erhob, ſah man ganze Herden von weidenden Rehen aufſpringen und nach allen Seiten hin dem Walde zueilen, was in der tiefen Abenddämmerung einen prächtigen Anblick gewährte.

Die Roßtrappe und das Bodethal.

Im folgenden Jahre kehrte ich zu längerm Aufenthalte in das

Bodethal

am Fuße der Roßtrappe, wohin mich an jenem Abende ſpät noch mein Führer geleitete, zurück. Nach dem düſtern Charakter des felſigen Bodethals ſollte man meinen, daß es der beſondere Lieblingsaufenthalt des Teufels ſein müſſe; allein er zieht ſich weiter hinauf in's Gebirge nach den höchſten Punkten, wo das Gemurmel der Flüſſe und Bäche verſtummt und wo in der Nähe ein gutes Theil der Erde überſehen werden kann. Nur die Hexen haben ſich bis zu den mächtigen Granitblöcken hinab verirrt, welche hier im jähen Abſturz den nördlichen Abhang des

Gebirges bilden. Hier heißt eine Stelle, wo ſeit 1850 nun auch ein Wirthshaus ſteht wie auf der Roßtrappe, der

Hexentanzplatz.

Nicht weit davon ſoll eine Burg geſtanden haben, welche allerdings, vom flachen Lande aus geſehen, hier einen ſo unvergleichbar majeſtätiſchen Anblick gewährt haben müßte, daß ſchon der Gedanke, hierher eine Burg zu verlegen, wenn er auch nur vom mythenbildenden Volksgeiſte gefaßt worden, überaus herrlich und poetiſch iſt. Da aber nach dem Platze, welchen man als Burgplatz bezeichnet, wol niemals ein gewappneter Ritter zu Pferde emporgeklommen, und da dort niemals mit Ausſicht auf den Fund einer Quelle ein Brunnen in die Tiefe gegraben ſein kann, ſo ſcheint die abgegrenzte Stelle eine heidniſche Opferſtätte geweſen zu ſein, wodurch auch jetzt hier die Nähe der Hexen und des Hexentanzplatzes erklärt wäre.

Vom Bodethale aus geſehen, erſcheint übrigens, zumal im Glanze der Abendſonne, der Felſen des Tanzplatzes ſelbſt wie ein prächtiges Schloß. Etwas weiter nördlich hat man dieſe ſchroff emporſteigenden Granitfelſen die Orgel genannt, und ferner ſogar in der Bildung, welche ihre Spitze annimmt, nicht mit Unrecht eine Reihe von

Falken wahrgenommen, die hier am nördlichen Harzabhange ſitzen und in's offene Land hineinſtarren. Auch den Namen des **Bodethors** hat man dieſen Granitmaſſen gegeben, und in der That ſind ſie aus weiter Ferne wie ein gaſtlich offenſtehender Thorflügel an dieſem großartigen Felſenpalaſt der Natur anzuſchauen.

Durch das offenſtehende Thor mit mir in dieſes Thal einzutreten, ſind die Leſer freundlich eingeladen. Doch müſſen ſie mir ſogleich bei unſerm Eintritt in das Thal nach dem dem Tanzplatze gegenüberliegenden Felſen folgen, der, obgleich der überhaupt noch nicht allzu lange zugängliche Tanzplatz mindeſtens eine gleich romantiſche Ausſicht bietet, dennoch wegen des Wahrzeichens der **Roßtrappe,** die ſich in dem Felſen befindet und durch die Sage, welche ſich daran knüpft, den Fuß der Reiſenden zuerſt auf das Bodethal hingelenkt und ſo gleichſam ſeinen Ruf zuerſt begründet hat.

Im Bodethale iſt wegen der vielen Krümmungen, welche daſſelbe macht, der Blick überall ſehr begrenzt. Schaut man von der Roßtrappe aus das Thal hinauf, ſo kann man den Lauf des in ſeinem felſigen Bette dahertoſenden Fluſſes nur eine kurze Strecke weit, bis zum ſogenannten Bodekeſſel, ſtromaufwärts mit dem Auge verfolgen. Noch weiter hinauf erſcheinen die fortwährend ſich hin und her windenden Felſenmaſſen, welche das Flußthal bilden, ſo, als wären hier mächtige Felsſchluchten terraſſenförmig übereinander gethürmt, in denen der Fluß ſelbſt dem Auge verborgen liegt. Hinter all dieſen Steinſchluchten, deren man nach den Krümmungen dieſes Thals ziemlich viele zählen kann, bildet endlich der Kamm des Harzgebirges in gar erhabener Weiſe den Horizont, um den ſich Abends ein weißes Silbergewölk herlagert.

Unbeſchreiblich herrlich iſt der Anblick des dunkeln Roßtrappefelſens, mag man ihn nun von oben herab, vom Thale aus oder vom jenſeitigen hohen Ufer anſchauen. Bei den Einheimiſchen, welche gleich den Fremden nur auf kunſtvoll gewundenem Wege dahin gelangen, geht die Sage, Tiroler hätten ihn einſt erklommen, und das iſt charakteriſtiſch, denn in dieſem Norddeutſchen Gebirge bleiben die Menſchen hinter der Natur zurück, wenn nicht überhaupt ein Gleiches von allen lebenden Weſen hier geſagt werden muß. Auch kein eingeborenes Wild vermag an dieſen Felſen emporzuklimmen.

Während wir oben auf der Roßtrappe ſtanden, haben wir fortwährend in dieſer ſchwindelnden Höhe die

Bode, die unten nur wie ein ſchmaler Silberfaden zieht, mit einer Kraft dahinrauſchen hören, welche wir uns nur erklären können, wenn wir in's Thal ſelbſt hinabſteigen und die Tauſende von loſen, bemooſten Granitblöcken ſehen, die ihr überall im Wege liegen und zum Theil mitten aus dem Fluſſe über die Waſſerfläche hinwegſchauen. Wie groß aber die Kraft dieſes Gebirgsfluſſes, ſo gering iſt ſein Umfang. Vollere und reichere Waſſerſtrömungen würden überhaupt dem Harz gar ſehr zur Zierde gereichen; man vermißt auf jedem Schritt und Tritt die kühlen ſprudelnden Bergquellen Tirols, und wenn man die Roßtrappe mit der Baſtei verglichen hat, ſo weckt auch dieſer Vergleich, obgleich die Roßtrappe an und für ſich viel ſchöner iſt, als jener Punkt im Sächſiſchen Hochlande, das freilich ganz unberechtigte Verlangen, einen ſtolzen Strom wie die Elbe in den majeſtätiſchen Felſenufern des Bodethals daherwogen zu ſehen. Dafür aber ſteht der Bodefluß an Glanz und Reinheit der feinſten und ſauberſten Alpenquelle nicht nach, und zeichnet ſich durch ſeinen Reichthum an den edelſten und ſchmackhafteſten Fiſchen aus. Außer der ſchon erwähnten Forelle iſt die Schmerle hier zu Hauſe, und ſie wird in den zahlreichen Reſtaurationen am Eingange des Bodethales zu hohen Preiſen auf die

Tafel der Reiſenden geſetzt, während der einheimiſche Gutſchmecker ihnen zu Liebe Stunden weit, bis

Treſeburg

und **Altenbraak** das Thal hinaufſteigt, um dort den völlig reinen, ächten Fiſchgeſchmack zu genießen, der nur hoch oben im Thale, wo das Quellwaſſer noch ganz klar und unvermiſcht iſt, und zwar für ein Spottgeld gefunden wird.

Je weiter man in's Thal hinaufſteigt, um ſo fiſch-, wild- und auch um ſo beerenreicher wird es. Nur in der wildromantiſchen Gegend der

Heuſcheune,

einer Felſenhöhle in den hohen Ufern der Bode, ſcheint die Vegetation zu ſtocken, und ich fand hier nur eine Art Taxus, Sauerampfer und Schierling. In dem Dorfe

Altenbraak

findet man, wie in vielen hochgelegenen Gebirgsorten, Cretins.

Doch ich verdiene wol Tadel, daß ich den Leſer im wildeſten Geklüft des Bodethals umherführe, während am Eingange deſſelben ſogar ein ländliches Badeleben ſeine Reize entfaltet. Im Jahre 1850 war die

Zahl der Kurgäſte des **Hubertusbades** freilich nur gering, und ihr Leben und Treiben ſehr ſtill. Oft, wenn ich es müde war, an trüben Nachmittagen in den Wäldern, die ſich dem Gebirg entlang ziehen, den Kuckuk im Regen aus dem Grün ſchreien zu hören, und mich in den Kurſaal des kleinen Hubertusbrunnens flüchtete, der im Thal mit ſeinen Hirſchgeweihen über der Thür ſo freundlich winkte, gab es dort keine andere Unterhaltung, als während die Kurgäſte in dem friſchgeweißten langen und einſtöckigen Logirhauſe, jeder in ſeiner Zelle ſaßen, im Saale die trefflichen alten Jagdbilder von kräftigſtem Stich zu betrachten, welche der Badeeigenthümer, ein alter Förſter, hier zum Ergötzen ſeiner Gäſte aufhängte, und den zahlloſen Jagdhunden zuzuſchauen, die ſich bei ſtärker werdendem Regen vor der Thür der Geſindeſtube verſammelten, um hier ſich gelegentlich einzudrängen und Schutz zu finden.

Dagegen konnte man bei gutem Wetter gewiß ſein, Nachmittags auf dem einige tauſend Schritte vom Hubertusbrunnen thalaufwärts gelegenen **Waldkater** eine leidliche Geſellſchaft beiſammen zu finden. Auch konnte hier nöthigenfalls in der Einſamkeit ein Album, in welchem die durchreiſenden Maler auf den Wunſch des Wirthes zum Theil ſehr ſorgfältig ausgeführte Zeichnungen niederlegen, eine gar nicht alltägliche Unterhaltung gewähren. Alle Deutſchen Malerſchulen ſind hier vertreten.

Suderode und der Stufenberg.

Ungleich mehr beſucht als der Hubertusbrunnen bei Thale war das eine gute Stunde weit von da nach Oſten zu gelegene

Beringerbad in Suderode.

Es empfiehlt ſich durch zahlreiche und ebene, am nördlichen Abhange des Gebirges ſich hinziehende Waldſpaziergänge und durch milde Luft, während der Aufenthalt im Bodethal immer beſchwerlich, ja für Reconvalescenten gefährlich bleibt. So iſt es denn trotz der weniger romantiſchen Lage von Suderode allmälig in der Umgegend des Harzes Sitte geworden, dort einen Theil des Sommers zu verleben. Ein älterer Freund des Verfaſſers, welcher weder baden, noch von Suderode Ausflüge in die Umgegend machen wollte, ſaß dort einige Wochen lang auf der hölzernen Bank im Pflaumengarten ſeines

Hauswirths, bereitete ſich Zauberwaſſer aus dem Waſſer eines an ſeinem Garten vorbeifließenden Baches, das er für ſehr zuträglich hielt, und reiſte dann, neu geſtärkt an Leib und Seele wie er behauptete, zu ſchweren Berufsgeſchäften wieder heim.

Mehrere der ſchönſten und beſuchteſten Punkte des Harzes ſind vom Beringerbade und vom Hubertusbrunnen gleich weit entfernt und nur die größere Nähe des überaus reizend bei Gernrode gelegenen

Stufenberges

hat Suderode voraus. Bei dem nur eine Viertelſtunde von Suderode entfernten Anhalt-Bernburgiſchen Städtchen

Gernrode,

welches die älteſte Kirche von ganz Deutſchland in ſeiner Mitte hat, windet ſich eine vortreffliche Heerſtraße am nördlichen Abhange des Harzes hinan, und es ſcheint, wenn man vom Stufenberge aus, welcher durch einen beſondern, an dieſem Abhange hervorſpringenden Bergkegel gebildet wird, den lebhaften Verkehr auf dieſer Hauptſtraße des geſammten Unterharzes betrachtet, als öffne hier gemächlich das Gebirge ſeinen Schoos, um den Wohlſtand, den Segen der Ebene, die ſich an ſeinem Fuße ausdehnt, in ſich aufzunehmen.

Zwei noch immer gewerbreiche und blühende Städte:

Quedlinburg

und **Halberſtadt** ſtrecken gerade dem Stufenberg gegenüberliegend ihre zahlreichen Thürme aus dieſer fruchtbaren Ebene in die Luft, und das wohlhabende Bürgerthum, das namentlich in Quedlinburg ſo gut gedeiht, hat daher auch das Gaſthaus auf dem Stufenberge mit ſeinem Balcon und ſeinen heitern Pavillons zur Seite des Hauſes zu ſeinem Lieblingsſitze am Harze gemacht. Da ich ein ſolches Bürgerthum ſehr liebe, ſo brachte ich hier gewöhnlich die Sonntage zu, wo die zuweilen ſeltſamen Geſtalten dieſer Biedermänner beſonders zahlreich einrückten und ganz beſonders luſtig mit ihrem Gelde klimperten. Abends ſah ich dann auch mit Vergnügen die mit grünen Zweigen bekränzten Erntewagen, dicht gefüllt mit Leuten aus dem niedrigern Bürgerſtande, mit Bäckern und Fleiſchern und deren Schönen, ſingend auf der großen Heerſtraße vom Gebirge in die große Ebene zurückfahren.

Lauenburg, Georgshöhe und Ziegenkopf.

Auch von der

Lauenburg,

von welcher Tiedge*) ſingt:

> Seht ihr die alte Lauenburg
> Hoch auf dem Harze ſchimmern?
> Durch Wildniß geht der Weg hindurch
> Zu ihren wilden Trümmern —

bietet ſich, wenn wir vom Stufenberg auf den Weg über Suderode nach Thale zurückgehen, eine reizende Fernſicht in's offene Land dem Auge dar. Kaum hundert Schritte weiter abwärts am Abhange des Gebirges liegt die

Stecklenburg,

und dieſe beiden Ruinen, deren jede noch eine hohe von verſchwundener Kraft zeugende Säule in die Luft ſtreckt, boten ſo nahe nebeneinander (in ſcherzhafter Stimmung hat man die beiden Unzertrennlichen Giſele und Beiſele getauft), zumal wenn ich im Mondſchein unter ihnen vorüberging, einen wahrhaft zauberiſchen Anblick auf ihrer waldigen Höhe, welche ſo ſteil und noch jetzt ſo unwegſam iſt wie zu Tiedge's Zeiten, obgleich ſeitdem ein alter Invalide aus den Freiheitskriegen mit ſeiner Familie durch die Wildniß auf die Lauenburg den Weg fand und dort als Gaſtwirth ein kleines Vermögen erwarb.

---

*) Dieſer lebte längere Zeit in Neinſtedt zwiſchen Quedlinburg und Thale und war dort Hauslehrer auf dem Gute, in deſſen Gebäude Philipp Nathuſius das Neinſtedter Rettungshaus anlegte.

Die Reihe der Bergvorſprünge, welche vom nördlichen Harzabhange die Fernſicht in die lachende Ebene geſtatten, ſchließt weſtlich, wenn man nicht etwa die Harzburg hier mitzählen will, mit dem

Ziegenkopfe bei Blankenburg.

Seit einer Reihe von Jahren erſt wurde man auf dieſen kahlen Berg aufmerkſam, wo man jetzt in einem leichtgebauten, zierlichen Häuschen eine reizende Landſchaft vor Augen ſieht, welche Das vor den übrigen Fernſichten voraus hat, daß der Blick ſich nicht ganz in's Maßloſe verliert, ſondern in nächſter Nähe mit Wohlgefallen auf der freundlichen, dicht unter dem Ziegenkopf wie in einer Schlucht gelegenen Bergſtadt verweilt, und nördlicher nochmals an dem

Großvater,

einem beſonders merkwürdigen Stück der Teufelsmauer, und dem

Regenſtein,

einem früher viel beſuchten und jetzt über dem Ziegenkopf faſt vergeſſenen Bergſchloſſe, das bereits in der Ebene liegt, Ruhepunkte findet, ehe er in's Unendliche ſchweift. Daß die Ausſicht nicht allein von Süden her durch die Höhe des Gebirges, ſondern auch nach Oſten zu durch eine ſanfte Berglehne, auf der ſich das herzogliche Schloß gar anmuthig erhebt, begränzt wird, gibt ihr vollends einen ganz eigenthümlichen Charakter. Man ſieht die Landſchaft am liebſten in der Beleuchtung eines milden Sommerabends, wo es dann ohnehin am angenehmſten iſt, die leider bisher unbewaldete und, wie man ſagt, nach Art des Brockens ſelbſt für die Waldcultur überhaupt zu unfruchtbare, wenngleich nicht allzu beträchtliche Höhe zu erſteigen.

Nicht mehr auf einem bloßen Gebirgsvorſprunge, und dem Scheitel des Harzes bedeutend näher als die bisher genannten Fernſichten liegt die

Georgshöhe,

eine halbe Stunde von Thale entfernt. Obgleich auch hier die Ausſicht in's Land offen ſteht, war mir doch immer am liebſten der Blick auf den prächtigen, nach allen Seiten um mich her liegenden Forſt, der ſeine Wipfel faſt bis zu dem niedern Thurme emporſtreckt, welchen Menſchenhände zur Umſchau hierher geſtellt. Die Hecken von Tannengebüſch, welche von allen Seiten die Hütte des Wirths, eines ehrlichen Holzhauers, umgeben, ſowie die ebenfalls aus jungen Tannen gezogenen Lauben, die einzigen, aber freundlichen, mit der Umgebung des Forſtes jedenfalls nicht in Widerſpruch ſtehenden Anlagen, welche man hier unternommen hat, rufen das Gefühl einer völligen Waldeinſamkeit hervor. Ein Gedichtchen, das ich hier an einem ſchönen hellen Abend in das Fremdenbuch einſchrieb, lautet:

O, wie grün und helle
Iſt doch dieſe Stelle!
Wanderer, entſchlage
Dich der Sorg' und ſage:
Möchteſt Du nicht bleiben hier
In dem grünen Waldrevier,
Hier als Vöglein oben
Gott den Herrn zu loben?

Die Victorshöhe.

Es war bereits im Spätherbſt, als ein Freund aus Göttingen mich nochmals zu einem Ausflug über den Harz abholte. Damals berührten wir auch

Alexisbad.

Von Alexisbad gelangt man in kurzer Zeit nach der

Victorshöhe,

welche hoch oben auf dem Kamme des Gebirges liegt und daher nach allen Seiten hin über die oft mehrere Meilen breiten Forſten hinweg den Blick in's offene Land, nämlich nördlich in die Magdeburger und Halberſtädter Gegend, ſüdlich auf die Goldene Aue geſtattet. Sehenswerth bleibt für Den, der bis hierher das Gebirg emporklimmt, auch die

Teufelsmühle,

da man in der That im erſten Augenblicke darüber in Zweifel iſt, ob die Natur oder die Hand eines Baumeiſters dieſe Felsblöcke ſo künſtlich wie leichte Bauſteine zuſammengefügt und übereinandergeſchichtet hat. Dieſelben Zweifel müſſen ſchon bei der Teufelsmauer entſtehen, welche mit dieſem Teufelsbauwerke auch Das gemein hat, daß ihre Hauptpartien in einiger Entfernung durchaus wie die Ruinen eines alten Schloſſes ausſehen, eine Geſtalt, die demnach alle architektoniſchen Schöpfungen des mittelalterlichen Geiſtes, der ſtets verneint, anzunehmen ſcheinen. So ſchön und ſinnig iſt die dichteriſche Naturanſchauung des Volkes ſelbſt da, wo es ſich um den Pferdefuß handelt, und auch dadurch bewährt ſich dieſe Anſchauung in ihrer ahnungsvollen Wahrhaftigkeit, daß man bei näherer Anſicht all dieſer Felsblöcke ſie weder als unmittelbar von der Natur in dieſer Lage geſchaffen, noch als von Menſchenhänden aufgerichtet betrachten, ſondern dieſen Verſuch Babyloniſcher Thürme ſich in der That nur durch eine feindliche Kraft in der Mitte der Natur, durch große Umwälzungen in ihrem Schooße erklären kann.

Als ich bei jenem Herbſtausfluge nochmals an einem nebeligen Sonntagsmorgen auf der Teufelsmühle ſtand, ſchmückte ein Zwitſchenſtrauch mit ſeinen rothen Vogelbeeren dieſe merkwürdigen Granitblöcke. Ein Vogel flog von den herbſtlichen Beeren auf: — war es vielleicht die Volksſage, die ſich hier, in den Thälern von unſern Landsleuten vergeſſen, in den kalten Nebeln am ſpukhaften Geſtein zwiſchen rothen Beeren verborgen hatte?

Die Sagen des Harzes.

Am bekannteſten und am meiſten beliebt bei den Harzreiſenden ſind die Hünenſagen, welche die ungeheure Gebirgsnatur mit Geſtalten bevölkern, die der Großartigkeit der Natur des Harzgebirges angemeſſen ſind. Die Hünen waren nach der Erinnerung des Volksbewußtſeins im Lande lange bevor die Raubritter kamen. Der

Hoppelnberg

oder Sargberg bei Halberſtadt wird ſeiner Geſtalt wegen als Hünenſarg bezeichnet, was jedoch einer modernen Ausdeutung ähnlicher ſieht, als einer wirklichen Sage. Auch das Geklüſt des

Selkethales

füllt mit ihren gewaltigen Sprüngen die Hünenſage aus, die hier wie im Bodethale in mannigfacher Geſtaltung auftritt und in ihrer anſprechendſten Form ſich der Sage von Burg Niedeck im Elſaß nähert, die Chamiſſo in dem Gedichte „Das Rieſenſpielzeug“ erzählt.

Die Teufelsſage im Allgemeinen liegt wegen der Leichtigkeit, ſie überall allegoriſch zu faſſen, unſerm Bewußtſein unendlich viel näher als die Hünenſage. So lange das Böſe nicht ausſtirbt in der Welt, muß auch der Teufel lebendig bleiben, zumal er zu jeder Verkleidung bereit iſt. Der „Aumüllerſchen“ in der Goldenen Aue erſchien er bald als ein gnädiger Herr Baron, bald als Amtsſchreiber, bald als Rathsherr, zuweilen auch in der Geſtalt eines gewöhnlichen Mühlknappen. Sie kannte ihn damals noch nicht genau; da ſie aber ſpäter als Hexe vor Gericht ſtand, erinnerte ſie ſich ſeiner in allen dieſen Verkleidungen ganz deutlich. Noch vor kaum zwei Menſchenaltern, ſo hören wir, kutſchirte er, als Kutſcher auf dem Bocke ſitzend, mit einem Edelmann, den er im Wagen hatte, in der Gegend von Oſchersleben in einen Berg hinein, welcher ſich vor ihm öffnete und vor dem man noch jetzt den

Edelmannsgrund

zeigt.

Ein Stück waldurſprüngliches Heidenthum ragt der Teufel des

Blocksberges

noch in die chriſtliche Welt hinein. Der alte Wodan, der früher allein die deutſchen Wälder beherrſchte, wurde allmälig in den einſeitigen Gegenſatz hineingedrängt, den der Pferdefuß in der chriſtlich-germaniſchen Welt vertritt. Vergegenwärtigt man ſich die Kämpfe Karl's des Großen mit den Sachſen, bedenkt man, mit wie furchtbarer Gewalt hier das Chriſtenthum eingeführt wurde, ſo begreift man, warum gerade hier das alte Heidenthum dem Chriſtenthume gegenüber ſo trotzig ſtehen blieb.

In den verworrenen Phantaſien vom Hexenzuge und der Walpurgisnacht haben wir die letzten Erinnerungen des Volksgeiſtes an das mit allen ſeinen wilden Eigenthümlichkeiten, ſeinem Wodansdienſt und ſeinen freien politiſchen Inſtitutionen von Karl dem Großen zerſtörte Sächſiſche Leben vor uns.

Wenn ſchon vor den Siegen Karl's des Großen in der Gegend des

Elmwaldes

der Heidenapoſtel Ludgerus, begleitet von einem großen Hunde, zu den Sachſen eingewandert war, wenn er ihnen die Bäume des Waldes und die Berge vor ihren Augen als Schöpfungen ſeines Gottes bezeichnete, wenn dann nächtlich hin und wieder einzelne rieſige

Sachſengeſtalten durch die Waldungen zu ihm ſchritten, um mit ihm zu beten: ſo hat ſich nach der Unterwerfung des Landes die Sache ſo gewendet, daß nun auch heimliche Wodansanhänger in die Nähe des Brockens zu heidniſchen Prieſtern ſchlichen. Dies mag ſehr lange gedauert haben, und auf dem Blocksberge ſind vielleicht noch heidniſche Feſte gefeiert worden, als das chriſtliche Bewußtſein unter den Sachſen ſich ſchon allſeitig genug ausgebildet hatte, um ſich gegen die Ueberreſte des Heidenthums ſogar ironiſch verhalten zu können. So läßt denn die Sage in der Walpurgisnacht die Hexen den Hauptantheil haben, die auf Beſen und Ofengabeln vom Heerde aus geradeswegs durch den Schornſtein und dann durch die Luft nach dem Brocken zogen.

Daß hier in den erzreichen Harzbergen die Heiden ihre Religion am längſten und noch dann verſchanzt hatten, als in der angrenzenden Hügelebene das Chriſtenthum ſchon mit Erfolg die Wälder zu lichten, die Sümpfe auszutrocknen und den ſittenmildernden Ackerbau zu begünſtigen angefangen hatte, ſcheint nicht zweifelhaft. So iſt denn hier das Reich des Teufels gegen die übrige Welt vollſtändig abgegrenzt. Eine Strecke weit läuft in der Gegend von Blankenburg parallel mit dem nördlichen Harzgebirge die

Teufelsmauer

und ſcheidet die Gebirgsgegend von der Ebene, das Reich und die Herrſchaft des Böſen, wie die Sage erklärt, vom Gebiete des Guten. In dem Bereiche des Böſen konnte kaum eine Mühle gebaut werden, ohne daß der Teufel zu dem Müller trat und verſprach, ſie beſonders ſtattlich aufzuführen, wenn er ihm ſeine Seele verſchriebe, — in der Nähe der Victorshöhe liegen ja die Trümmer einer ſolchen Mühle noch umher, die der Teufel wieder zerſtörte, weil er ſich am Ende, durch den Innungsmeiſter der Müller, der den Bau zu begutachten hatte, doch um die Seele des Müllers geprellt ſah. Als der Dom zu Halberſtadt gebaut wurde, half der Teufel zur Nachtzeit eifrig daran bauen, weil er ihn zu einer neuen Schenke angelegt glaubte, erſchrak aber dann plötzlich über die ehrwürdigen Kirchenhallen und Wölbungen und warf danach, weit über die Teufelsmauer hinaus, vom Harze her ein gewaltiges Felsſtück, den

Lügenſtein,

der etwa hundert Schritte vor dem Dome niederfiel und noch jetzt auf dem Domplatze in Halberſtadt liegt. Auch hier mag ehedem an der Stelle, wo der Dom ſteht, ein heidniſcher Opferaltar geſtanden haben und das Heidenthum hat ſich ſchließlich nach einem Vertrage der Bauleute mit dem Teufel in ein neben dem Dom ſtehendes Weinhaus, den Domkeller, zurückgezogen. — Am Abende vor Walpurgis an die Ställe mit Kreide drei Kreuze zu malen, damit die Hexen im Vorüberziehen dem Vieh keinen Schaden anthun konnten, ſcheint bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts am nördlichen Abhange des Harzes bis nach der Altmark ein ganz allgemeiner Brauch geweſen zu ſein und geſchieht ſicherlich heute noch hier und da. Wie in der nähern Umgebung des Brockens ſelbſt die Baukunſt vom Hexenzuge Zeugniß gibt, haben wir in Goslar geſehen.

Der Teufel, das böſe Princip im Chriſtenthume, iſt aber in der Brockengegend nicht nur urſprünglich mit dem Begriffe des heidniſchen Götzendienſtes verſchmolzen, ſondern auch dort, wie das Marktbecken zu Goslar beweiſt, zu einem ſpukhaften Localgeiſte geworden, ähnlich wie Rübezahl für das Rieſengebirge. Seine ganze Thätigkeit, als die des Böſen, unterſcheidet ſich von der Rübezahl's — man weiß nicht ob zum Vortheil oder zum Nachtheil der Gebirgsbewohner — dadurch, daß ſie ſtets ſich ſelbſt vernichtet und erfolglos iſt. Wie viel großartiger und tiefer aber der Inhalt dieſes Brockengeiſtes iſt, der die Idee des Heidenthums und das vom Chriſtenthume aufgeſtellte Princip des Böſen als dienſtbarer Geiſt armer Gebirgsbewohner mit ſich herumträgt, wie jener Rübezahl, braucht kaum bemerkt zu werden. Merkwürdig iſt es aber, daß in den eigentlichen Bergmannsſtädten des Oberharzes, wie aus dem hülfsbedürftigen Bewußtſein armer Bergbewohner, ſich auch im Harz noch ein eigener Berggeiſt, Bergmönch genannt, herausgebildet hat. Er leitet die unterirdiſchen Quellen und tritt zuweilen wie ein Bergknappe mit Grubenkittel, Hinterleder und rundem Schachthut auf.

In den mannigfaltigſten Verkleidungen erſcheint der Teufel ſelbſt in der Nähe der

Teufelsbäder bei Oſterode und bei Kloſter Michaelſtein

unweit Blankenburg. In der Nähe des Oſteroder Teufelsbades, eines Erdfalles von trübem Waſſer und von unergründlicher Tiefe, wie die Einwohner behaupten, der, umgeben von Erlen und Tannen, zwiſchen ſteilen Bergwänden daliegt, erſcheint er als wüthender Eber oder erhebt als Rohrdommel im Thale ein widerwärtiges Geſchrei. Als Eber lockte er einen Räuber und Wilddieb Namens Germar, nach dem eine Höhle benannt iſt, lange in wildem Jagen hinter ſich her mit ſeinen Hunden in das Teufelsbad, das dem Räuber als eine grüne Fläche erſchien. Kurz zuvor hatte der Teufel den Verbrecher, der einen würdigen Geiſtlichen ermordet und ihm ſeinen Roſenkranz geraubt hatte (weshalb ihm der Teufel nicht unmittelbar etwas anhaben konnte), mit den Worten verlaſſen: „Bald ſeh'n wir uns wieder." — Die Herden umkreiſt er als Wehrwolf und treibt die Schafe in's Moor. Auch als Köhler von hoher kräftiger Geſtalt, das Geſicht von Ruß geſchwärzt und mit einem mächtigen Knotenſtock in der Hand, iſt er dort Verbrechern erſchienen. Und ſelbſt als Köhlerfrau iſt er aufgetreten.

Einen eigenthümlichen Charakter trägt eine Sage, die ſich an das Teufelsbad knüpft, das unweit des Kloſters Michaelſtein an ſchauriger Waldſtelle im Tannengebüſch ein Gießbach bildet. In dieſer merkwürdigen Teufelsſage, beſtraft der Teufel eine junge Gräfin von Blankenburg, welche alle Grafen und Fürſten, die um ihre Hand warben, ſchnöde zurückwies. Am Rande einer ſteilen Felswand, unweit des Teufelsbades, fand ſie ihn ſchlafend liegen als einen ſchönen Jüngling, da ſie ſich wider den Willen ihres Vaters von dem Jagdzuge in eifriger Verfolgung eines ſtolzen Edelhirſches entfernt hatte. Sie weckte den Schläfer am Abgrunde, um ihn zu retten, und entbrannte in Liebe zu ihm, obgleich er nur ein ſchlichter Rittersmann war. Das Hochzeitsfeſt ward angeſetzt, aber der ſchöne Jüngling führte ſie in's Teufelsbad als in ſein kühles Haus ein.

Mit den Teufelsſagen in der engſten Verbindung ſteht die Sage von Hackelberg, dem in ganz Deutſchland wohlbekannten wilden Jäger vom Harze. Denn wie ſogar der Kaiſer Rothbart (auf deſſen Sagenkreis wir hier keine weitere Rückſicht nehmen können) wol nicht mit Unrecht auf Wodan zurückgeführt worden iſt, ſo lebt der zum Teufel gewordene Gott unſerer Vorfahren auch als wilder Jäger fort.

Nach dieſer Seite hin müſſen zwei chriſtliche Ritter aus dem Geſchlechte der Hackelberg dem alten Deutſchen Heidenthum zu Trägern dienen. Der ältere, Bohemund von Hackelberg, war ganz der wilde und grauſame Jäger, wie dieſer auch in dem Bürger'ſchen Gedicht geſchildert wird. Er muß nun wegen ſeiner großen und mannigfaltigen Frevel zur Nachtzeit hinter ſeiner eigenen Ruhe herjagen, die in Geſtalt eines Edelhirſches vor dem von Hunden und Knappen begleiteten Ritter herflieht.

Mit dieſer mythiſchen Perſon verwechſelt die Sage den Hans von Hackelberg, einen Braunſchweigiſchen Jägermeiſter, leidenſchaftlichen Waidmann und ehrenwerthen Ritter, der bei der Harzburg von einem Eber verwundet wurde, und in Folge deſſen auf der Reiſe nach Wolfenbüttel ſeinen Tod fand. Im Garten beim

Klöpperkruge

liegt er begraben. Auf ſeinem Leichenſteine iſt er dort abgebildet, wie er in Begleitung zweier Hunde auf einem Eſel reitet. Sein Helm wird im Klöpperkruge aufbewahrt; andere Stücke ſeiner Rüſtung finden ſich zu Deersheim bei Oſterwieck. Dieſer Hans von Hackelberg trägt eine gewiſſe Gutmüthigkeit in den boshaften Charakter des wilden Jägers hinein. Wir ſehen ihn daher wol zur Nachtzeit plötzlich als Jägersmann zu Roß an einem Meiler anhalten und um einen friſchen Trunk bitten. Ein Köhler, dem dies einſt geſchah, lud ihn bei ſeinem Kinde zu Gevatter, worauf ihm der wilde Jäger am Tage der Kindtaufe einen Hirſch ſandte, welcher in wildem Lauf aus dem Walde hervorſtürzte, ſich ſelbſt an einem ſpitzigen Haken vor der Köhlerhütte aufſpießte und bei der Zertheilung zwei Goldſtücke unter der Zunge hatte. Vielleicht aber trägt überhaupt die Sage vom wilden Jäger einen zwieſpältigen Charakter, je nachdem ſie den alten oder den jungen Hackelberg im Auge hat. Während jener ſeiner Frevel wegen zur ſpukhaften Fortdauer verdammt wird, mag auf dieſen die kühnere Wendung der Sage zu deuten ſein, wonach der Ritter in der Sterbeſtunde die Wahl hat zwiſchen der Fortdauer im Jenſeits und der irdiſchen Fortdauer des Jagdlebens. Bei dieſer kühnern Wendung der Sage treten dann auch die allegoriſchen Geſtalten des „linken“ und des „rechten“ Ritters auf, von denen der rechte ermahnt, in's Fegefeuer zu gehen, der linke, ſich unſterblicher Jagdluſt auf Erden zu erfreuen. Auch Bürger, der ſonſt nicht dieſer Wendung gefolgt iſt, benutzt dieſe herrlichen allegoriſchen Geſtalten, indem er ſie als Warner und Verführer vor einer neuen Frevelthat ſeines wilden Jägers auf der Jagd erſcheinen läßt.

Das geſpenſtiſche Gefolge des wilden Jägers hängt mit dem Teufelsſpuk auf dem Brocken nahe zuſammen und ſeine Ritter und Knappen ſtellten ſich pünktlich, gleich ihm ſelbſt, in der Walpurgisnacht bei den Hexen ein. Stets zieht vor ſeinem nächtlichen Jagdzuge her eine geſpenſtiſche Thüringiſche Nonne, die Tut-Urſel. Sie war die Tochter eines Schwarzburgiſchen Oberjägermeiſters und von einem Junker von Klettenberg verführt, den ſie auch im Kloſter nicht vergaß. Von den Nonnen ſonderte ſie ſich hier gänzlich ab, und blies fortwährend in ihrer zelle Jagdmelodien auf dem Waldhorn. Als ihr die Aebtiſſin das Waldhorn nahm, ahmte ſie es ſo täuſchend auf der Hand nach, daß den übrigen Nonnen graute. Auch ſtarb ſie ohne Beichte und letzte Oelung und ihr Geiſt erſchreckte noch nach dem Tode die frommen Schweſtern, welche zur Nachtzeit in der Kirche die Hora ſangen, durch waldhornähnliches Grunzen. Einem weiſen Prior, der eigens dazu von der Aebtiſſin in das Nonnenkloſter verſchrieben wurde, gelang es durch anhaltendes Beten und Faſten, ihren Geiſt in einen Uhu zu bannen, und dieſen aus Thüringen nach dem Harz zu Hackelberg's Jagdzügen zu verſetzen.

Zu der geſpenſtiſchen Bevölkerung des Harzes gehörten auch die Zwerge. Von dieſen kleinen Leuten wäre viel Schönes zu erzählen. Sie hauſten faſt überall bei Harkerode, in der Grafſchaft Hohenſtein, bei Elbingerode, am nördlichen Gebirgsabhange bei Thale und überhaupt zwiſchen den Städten Quedlinburg und Blankenburg, wie bei Dardesheim zwiſchen Halberſtadt und Braunſchweig und bei Seehauſen im Magdeburgiſchen. Mit den Menſchen ſtanden ſie im beſten Vernehmen, und liehen zu ihren Hochzeiten und Kindtaufen von ihnen allerlei Geſchirr. Nach andern Nachrichten haben die Menſchen von ihnen bei Hochzeiten und Kindtaufen kupferne und meſſingene

Geräthe entlehnt, welche ſie dann den kleinen Leuten wieder an ihren Berg ſtellten, nicht ohne ſie mit etwas Speiſe anzufüllen, denn die Zwerge waren naſchhaft und, in ihre unſichtbar machenden Nebelkappen gehüllt, zehrten ſie zur Nachtzeit manches Erbſenfeld leer. Auch an kleinen Diebsgelüſten fehlte es bei ihnen nicht, und ſie kamen endlich bei den Landbewohnern, wie es ſcheint, in ebenſo ſchlimmen Ruf, als bei den Städtebewohnern im Mittelalter die Juden. Wo etwas Schlimmes ſich ereignete, waren die kleinen Leute daran ſchuld. Da hielten ſie endlich ihren Auszug aus dem Harz, wie einſt die Kinder Israel aus Aegypten. Sie nahmen ihren Zug nach Morgen und hatten ſich ausbedungen, daß Niemand ſie beim Abzuge beobachten dürfe. Aber mehrere neugierige Menſchen ſtellten ſich unter eine Brücke, über welche ſie ziehen mußten und da wollte das Trippeln der kleinen Leute gar kein Ende nehmen. Auch wurde ein Sackel auf dem Kirchhofe zu Thale, in den jeder Zwerg einen Theil des am Harz erworbenen Vermögens werfen mußte, ſpäter ganz mit kleinen Münzen angefüllt gefunden.

Wenn die Zwergſagen ſich wol überall an die ſogenannten Zwerglöcher knüpfen, welche ſich gewöhnlich an Bergabhängen finden, ſo fehlt es auch nicht an Steinen, Bäumen, Flüſſen und Brunnen, die der Sage zum Inhalte dienen. Von den Flüſſen iſt am ſagenreichſten die Ilſe. Dieſer liebliche Harzfluß iſt eine Königstochter, in die ſich einſt ein fremder Königsſohn verliebte. Er gab um ihretwillen einem Edelfräulein, der rothlockigen Trude, den Abſchied, indem er ſagte: „Art laſſe nicht von Art; der Adler paare ſich nur mit einem Adlerweibchen; wenn er auch ſeinem Vater entlaufen ſei, ſo bleibe er darum doch ein Königsſohn und habe jetzt eine würdigere Geliebte gefunden.“ Von Trudens Mutter, einer Hexe, werden Königsſohn und Königstochter dann in den Ilſenſtein verwünſcht. Die ſchöne Prinzeſſin Ilſe aber tritt noch zuweilen nach einer milden Nacht zur Zeit des Morgenroths aus dem Ilſenſtein hervor, angethan mit ſtrahlenden Kryſtallen, die im Ilſenſteine wachſen und die ſie auch auf ihrer Wanderung vom Brocken herab ſo prächtig um ſich her zu werfen ſcheint. Noch blendender malt die Sage die reizende Nymphe, wenn ſie dieſelbe ihre reichen Gewänder ablegen und bis zum erſten Morgenſtrahle die holden Glieder im Fluſſe baden läßt. Wirklich iſt die Ilſe, beſonders wegen ihrer vielen reizenden und maleriſchen Waſſerfälle ein ſo geiſterhaft belebter Fluß, daß zumal wer ſie gleich armen Köhlern in Mondſcheinnächten ſieht, ſich gewiß nicht wundert, ſie ſo vom Volksgeiſte bevorzugt zu ſehen. Wild wie ihr Anblick iſt auch Ilſe's Benehmen gegen die Menſchen. Gar manche Familie dankt ihr ihren Wohlſtand. Einem Köhler nahm ſie ſeinen Brodſack ab und füllte ihn mit Eicheln und Tannenzapfen. Als der Köhler ſpäter neugierig den Brodſack öffnete, warf er dieſe in den Fluß; aber ſie klangen wie Geld, als ſie die Kieſel des Baches berührten, und der Reſt der Tannenzapfen und Eicheln, den er noch im Sacke hatte und glücklich zu ſeiner Frau heimbrachte, machte ihn noch reich genug.

Unter den Brunnenſagen iſt die ſchönſte die vom Untreubrunnen. Eine Grafentochter verließ das Schloß ihrer Ahnen, um einem ſchlichten Jäger zu folgen. Am Untreubrunnen aber wurde ſpäter der Jäger von ihr in den Armen der Waldfrau gefunden. Bei dem Schmerzensſchrei der unglücklichen Grafentochter entfloh ihm hohnlachend die Waldfrau auf Nimmerwiederſehen und, hierüber verzweifelnd, ſtieß ſich der Jäger ſein Schwert in die Bruſt. Aber nicht nur in der Liebe, ſondern auch in Kampf und Schlacht der Männer hat ſich der Brunnen ſpäter als Untreubrunnen gezeigt. Denn als einſt der Feind in's Land kam, und die wackern Harzſchützen wie ſpäter die Tiroler die Höhe des Gebirges in eine mächtige Feſte verwandelten, gelang es dem Feinde, einen der Ihrigen zu gewinnen und anzuſtiften, daß er den Brunnen vergiftete. Da lagen nun in der Frühe des andern Morgens die wackern Harzſchützen um den Untreubrunnen her, wie eine lange Reihe von Waldvögeln am nebligen Herbſtmorgen vor den rothen Beeren im Dohnenſtiege des Jägers dahängen. — Friedrich der Große gründete ſpäter hier das im Harz wohlbekannte Dörfchen

Friedrichsbrunn,

aber noch jetzt ſoll das Volk die Stätte den Untreuborn nennen.

Auf den meiſten Ritterburgen finden ſich ohne Zweifel ſchon wegen ihrer Tiefe ſchaurige und geſpenſtiſche Brunnen. In den Brunnen der alten Anhaltsburg bei Mägdeſprung ließ ein reicher Geizhals ſeinen kleinen Bruder Heinrich hinab, um die verborgenen Schätze heraufzuholen. Den aber tödteten die Brunnengeiſter und er zog ihn als Leiche wieder herauf, wurde toll, hörte ſeitdem überall die Stimme ſeines kleinen Bruders und ſah fortwährend das blutige Geſicht, mit dem er ihn aus dem Brunnen heraufgezogen hatte.

Die Sagen, welche ſich an Bäume knüpfen, ſcheinen bei allen Nationen und Stämmen beſonders zart und gefühlvoll zu ſein*). Die Harzſage kennt einen Ritter Hans den Träumer, welcher mit Karl dem Großen in's Land kam. Nachdem der Kaiſer die Sachſen ſich unterworfen, erbaute er ein feſtes Schloß an der Bode und ſchenkte große Ländereien an ſeine Knappen. Auch Hans der Träumer erhielt damals große Waldungen zuertheilt, und begann gleich den Andern die Wälder zu lichten und zu fällen, zumal in der Nähe ſeines Hauſes. Dort ſtanden endlich nur noch drei Bäume, und an dieſe wollte er am andern Morgen ſelbſt die Axt ſetzen. Aber in der Frühe dieſes Morgens ſah er unter den drei Bäumen drei Jungfrauen ſitzen mit blondem Haar und leichten grünen Gewändern. Sie klagten über den Tod ihrer Schweſtern, und verſchwanden beim erſten Morgenſtrahle mit den zerrinnenden Thautropfen. Hans der Träumer aber ſchonte nun der drei Bäume, und die Jungfrauen machten, daß ſeine Felder gediehen und Wohlſtand und Reichthum bei ſeinem Geſchlechte wohnten, ſodaß in der Milde dieſer drei Jungfrauen die altſächſiſche Waldurſprünglichkeit gleichſam ihre Verſöhnung feierte mit dem fruchtbaren Wachsthum des Chriſtenthums.

---

*) Vergl. mein Buch: „Aus dem Kaiſerſtaat" (Wien, 1849), S. 69.

Andere Sagen knüpfen ſich an beſtimmte noch jetzt fortlebende Adelsgeſchlechter. So wird der edlen Gans von Putlitz in einer Mannsfelder Sage gedacht. Die Herren von

Wernigerode

bewohnten früher der Sage nach ein enges, ungünſtig gelegenes Schloß, die Harburg. Aber ihre Hausmacht wuchs allmälig über daſſelbe hinaus und kaum vermochte die Harburg mehr die Menge der Knappen zu faſſen, welche ſich um ſie geſchart hatten. Den Stammhalter des Geſchlechts beſchäftigte bereits der Gedanke, an günſtigerer Stelle ein größeres und herrlicheres Schloß aufzubauen. Da vernahm er zur Nachtzeit ein eifriges Arbeiten im Mauerwerk und im Gebälk — es waren die ſeinem Geſchlecht von Alters her befreundeten Berggeiſter, welche das alte enge Schloß zu dem ſtattlichen Gebäude ausweiteten, das es jetzt iſt, und es auf den hohen breiten Bergrücken hinſetzten, wo noch gegenwärtig die Thürme des Wernigeroder Schloſſes in die Luft ragen. — Beſonders reich mit Sagen iſt das Aſſeburger Geſchlecht bedacht. Der

Falkenſtein,

dieſe merkwürdige Ritterburg, welche die Familie Falkenſtein noch jetzt wohlerhalten beſitzt, mag durch die eigenthümliche Erſcheinung, in der ſie über Berg und Thal hinſchaut, die Phantaſie des Volkes beſonders angeregt haben. Ein Graf von Falkenſtein ſendet ſchon in grauen Zeiten ſeinen Falken nach dem Arnſtein, um die Tochter eines Raubritters zu retten, die dieſer dort auf Anrathen ihrer Stiefmutter in den Thurm geſperrt hat. — Sehr zart iſt die Sage von der

Tidianshöhle.

Einſt nämlich fand ein junger Hirt eine Blume mit blauer Blüte, die er brach und an ſeinen Hut ſteckte. So betrat er die Tidianshöhle, die ihm oft vor Sonne und Regen Schutz gewährt hatte. Da ſtrahlte und glänzte die ganze Höhle, und mit Sande, der wie Gold ſchimmerte, war der Boden bedeckt. Eine Stimme hieß ihn von dem Sande ſeinen Lederranzen füllen und wiederkommen, ſo oft er möge. Dreimal noch beſuchte er die Tidianshöhle mit der blauen Blume am Hut, dann beſchloß er, weil er ſich reich genug glaubte, von dem koſtbaren Goldſande nichts mehr zu nehmen. Der Grundherr aber entlockte ihm das Geheimniß der Grotte und ließ ganze Säcke anfüllen mit dem koſtbaren Gold-

Lande. Aus Furcht, daß der Hirt heimlich noch davon nehmen möge, blendete er ihn mit Hülfe zweier Knechte. Aber als er nach dieſer Frevelthat wieder in die Höhle trat, war dort Glanz und Zauber verſchwunden. Beim Tode des Schäfers zerfiel auch die blaue Blume. Eine andere Sage bezieht ſich lediglich auf die Fortdauer des Aſſeburgiſchen Geſchlechts. Helene von der Aſſeburg wurde einſt in kalter Winternacht von einem Zwerge an das Lager ſeines Weibes geführt, um ihr in Kindesnöthen beizuſtehen. Sie empfing zum Danke drei Kugeln von Gold und drei Becher von Glas. Die Kugeln kommen ſpäter der Sage abhanden, die Trinkgeſchirre ſind ihr aber gar koſtbar, und ſie knüpft daran das Fortbeſtehen dieſer Familie. Faſt das Nämliche wird erzählt von einer Frau von Alvensleben. Auch das Gemälde einer Edelfrau zeigt man auf dem Falkenſtein, welche, ſo oft ihrer Familie ein Todesfall bevorſteht, aus ihrem Rahmen hervortritt, und mit geſpenſtigen Schritten die alte Burg durchwandelt. — In der freilich verſchieden erzählten Geſchichte welche ſich an das Bild des weißen Roſſes zu Magdeburg knüpft, tritt eine Mathilde oder Sophie von Aſſeburg auf*).

---

*) Vergl.: „Chronik von Hornhauſen. Von H. A. Pröhle, Paſtor daſelbſt.“ Oſchersleben, 1850. S. 121—127.

Mit gutem Humor ausgeſtattet iſt die Sage vom

Teufelsloch

im Dom zu Goslar. Dort ſaß an einem Tage, wo die geiſtlichen Herren miteinander arg im Streit lagen, der Teufel, und als die Chorherren anſtimmten: „Hunc diem gloriosum fecisti“ ſang er dazwiſchen: „Hunc diem **bellicosum ego** feci.“

Wie der Teufel mit dem Halberſtädter Dome in Verbindung ſteht, haben wir ſchon oben geſehen. Dieſer Dom und das ganze Halberſtädter Biſthum, deſſen Mittelpunkt er bildet, iſt beſonders reich an geiſtlichen Sagen. Sogar ein ſchlichtes Plattdeutſches Volksräthſel kleidet ſich ſchalkhaft in das Gewand einer Domſage und lautet:

De Halwerſtadt in Daume,
Da ſitt 'ne gäle Blaume,
Un wer dä Blaume häwwen well,
Dä mott 'en ganzen Daum terbräken*).

Noch jetzt denkt man ſtaunend zurück an die Zeit der fröhlichen Biſchöfe und Domherren beim Anblicke des ungeheuren Weinfaſſes auf den Spiegelsbergen, das in Folge der Wette zweier Biſchöfe über die Treue eines

---

*) Das Ei.

Dieners, die ſich wohl bewährte, gebaut ſein ſoll. Das Wiegenlied vom Biſchof Buko, deſſen Namen ſich auf dem Lande in Mukauh verwandelt hat, iſt noch in Aller Munde und die Sage, welche auch in Winnigſtedt's „Halberſtädtiſcher Chronik“ aufgezeichnet iſt, erklärt es uns dahin, „daß dieſer Biſchof Burghardus Buko, wie er ſonſt ein gar frommer, leutſeliger Mann geweſen iſt, alſo auch ein ſonderbarer Liebhaber der Jugend und Kinder war, daß er denſelben oftmals bald Eines und Anderes ſchenkte und Gaben verehrte, deswegen auch die Kinder ihm dermaßen an- und nachgingen, daß ihrer viele und bei großen Haufen aufwarteten, wenn er aus oder zur Kirche ging oder ſonſten vereiſete; und wenn ſie dann ſahen den Biſchof Buko kommen, ward ein groß Zulaufen von kleinen und halberwachſenen Menſchen und allenthalben ein Freudengeſchrei von den Kindern durch die ganze Stadt gehört, Biſchof Buko kömmet! Biſchof Buko kömmet! und wenn er dann in dem Hof war, warf er Geld, Obſt und dergleichen unter die Kinder und theilte ſonſt auch oft viele Gaben und Geſchenke, ſonderlich aber ofte rothe Schuhe mit Ringen unter ſie aus, alſo daß auch ein ſonderliches Sprüchwort entſtanden, welches noch heutiges Tages den kleinen Kinderlein dieſes Ortes fürgeſungen wird.“

Einige ſchwerer wiegende geſchichtliche Sagen vom Bisthum Halberſtadt mögen folgen. Als Heinrich der Löwe Halberſtadt zerſtört hatte und nach Braunſchweig zurückkehrte, folgte ihm eine große Rauchwolke nach, von der brennenden Stadt bis auf den Berg, wo jetzt die Kirche zu Reklum ſteht. Hier rief er der Wolke zu: Reek um! (Rauch kehr' um!) und nannte ſo die Stelle, wo er zur Sühne eine Kirche erbaute.

Im Jahre 1311 erhielt Graf Heinrich von Regenſtein nach einer geheimen Bulle des Papſtes den Befehl, alle Tempelherren in ſeinem Gerichtsbezirk zu vertilgen. Zwölf derſelben, auf die Burg Schlanſtedt zu gemeinſchaftlichem Rittermahle geladen, ihr Verhängniß nicht ahnend, erſchienen in ihrer prachtvollen Ornatskleidung und Rüſtung. Der alte Graf Heinrich hatte ſeine Ritter, Knappen und Diener vor dem Eſſen mit dem geheimen Befehle bekannt gemacht und ſie zur Aufmerkſamkeit auf irgend eine ſich nach dem Mahle darbietende Gelegenheit ermuntert, auch die Tafel im Zimmer ſo geordnet, daß zwiſchen jedem Paar ſeiner Ritter ein Tempelherr ſaß. Graf Heinrich hatte zur Seite ſeine einzige Tochter Mechthildis, zur andern Seite den Ritter Bruno von Guſtedt, Johann Schenk, Ludolf genannt der Reiche, Jordan von Reindorf u. A. Als das Mahl unter Erzählungen ritterlicher Abenteuer fröhlich vollendet, die Humpen ſchon einmal geleert und wieder gefüllt waren, und es lauter ward beim Trinken, gab der alte Graf ſeiner Tochter einen Wink, ſich zu entfernen; ſie, unbekannt mit der Männer Rath und Vorhaben, ging, gegen Alle ſich freundlich verbeugend, hinweg. Da äußerte ſich über der ſittſamen Mechthildis beſcheidenes Hinausgehen ein üppiger Tempelherr unziemlich in Worten und Mienen. Sogleich erhob ſich Bruno von Gunſtedt, dem Unbeſcheidenen zur Seite, und mit ihm alle Ritter, Knappen und Knechte, und hieben ſie alle zwölfe nieder auf des Kaiſers Majeſtät und des heiligen Papſtes Gebot, ſodaß das ganze Zimmer ſchwamm von rauchendem Blute wie ein Teich am herbſtlichen Morgen. So erzählen Gurtlerus, Schurzfleiſch und Stephan Kunze. Das Zimmer aber im Amte Schlanſtedt heißt noch jetzt die *rothe Tempelherrenſtube*.

Sagen von mehr religiöſem Charakter finden ſich unter den Sagen im Gebirge ſelbſt ſelten. Doch hat ſich ganz in die Nähe des heidniſchen Brockenſpuks eine verirrt, ſo vom milden Glanze des Chriſtenthums umfloſſen, wie man keine andere im ganzen Harze findet. Sie knüpft ſich an das

Magdbette,

eine kleine Höhlung in einem Felſen. In dieſe Höhlung flüchtete ſich einſt ein Mädchen, das von einem Ritter verfolgt wurde. Vor dem Ritter her aber ging nun ein Lichtſchimmer und geleitete ihn an das Magdbett. Da lag die Jungfrau todt wie in einer Blende als verklärte Heilige.

An der Kirchthür zu Ellrich ſind vier Hufeiſen angenagelt von dem Pferde eines Ritters, welcher trunken während des Gottesdienſtes in die Kirche ritt und ſein Roß gerade auf den Altar zulenkte. Ein Blitz vernichtete ihn und ſein Roß, als dies eben den Fuß auf die erſte Stufe des Altars ſetzte.

Auf dem Schlachtfelde am

Welfesholze

richteten die Sachſen zum Andenken des erfochtenen Sieges eine Säule auf, an welcher ein geharniſchter Mann abgebildet war, der in der Rechten einen Streitkolben mit eiſernen Zacken und in der Linken den Sächſiſchen Wappenſchild mit dem weißen ſpringenden Hengſte hielt. Das ſollte angeblich ein „Gedutta" (Gedeute, Sinnbild) des erfochtenen Sieges ſein. Die Sage machte den Sächſiſchen Mann mit dem Streitkolben zu einem Heiligen, den ſie den St.-Jedutte nannte. Das Sachſenheer ſollte gerufen haben: Steh uns bei, heiliger

Jedutte! und ſogar ein Weidenzweig wurde vorgewieſen, der tüchtig mitgerufen hatte: St.-Jedutte, hilf!

Ungleich reicher an kirchlichen Sagen als das Gebirg iſt verhältnißmäßig der nördlichere, ebenere Theil des ehemaligen Harzkreiſes, wo auch in dieſer Beziehung die Nähe des Halberſtädter Doms gewirkt zu haben ſcheint. In

Halberſtadt

ſelbſt, wo auch ein roſtiges Ritterſchwert an der Liebfrauenkirche von Zeit zu Zeit noch blutet, ließ ein ſteinerner Johanniskopf im Johanniskloſter von Zeit zu Zeit Blutstropfen fallen und ſelbſt als er in proteſtantiſchen Zeiten beim Abbruch des Kloſters über einem der Stadtthore eingemauert wurde, höhlten noch die herabfallenden Blutstropfen das Straßenpflaſter aus. — Merkwürdig iſt die große feierliche Proceſſion, welche einſt durch den Halberſtädter Biſchof von **Waſſerleben** nach Halberſtadt veranſtaltet wurde. Dort empfing eine arme Frau von ihrer reichen Schweſter auf die Frage, wie ſie denn ſo reich geworden ſei, die trotzig ausweichende Antwort: „Ich habe unſern Herrgott im Kaſten“ und nahm nun beim Abendmahl die Hoſtie unvermerkt wieder aus dem Munde, um ſie in ein Tüchlein gehüllt in ein kleines Schränklein zu verſchließen. Später fand ſie das Tüchlein ganz blutig, und als die Sache ruchbar wurde, beſchloß man „das wunderbarliche Sacrament mit dem blutigen Tüchlein“ in feſtlichem Aufzuge nach Halberſtadt in den Dom zu holen. Als man aber unterwegs zu Heudeber in die Kirche trat, um etliche Lieder zu ſingen, konnte man das Sacrament nicht mehr von dem dortigen Altar, auf den man es einſtweilen geſetzt, herunternehmen. Nach anderer Nachricht ſoll die Hoſtie in Heudeber wieder angefangen haben, zu bluten. Aus dieſem Umſtande ſchloß man, daß die vom Biſchof von Halberſtadt angeordnete Opferſpende nicht Halberſtadt, ſondern Waſſerleben zukomme. Die Menge des eingekommenen Geldes ſoll drei Scheffel Pfennige betragen haben und die Anzahl der Wallfahrenden ſo groß geweſen ſein, daß, als die Letzten vom Zuge noch in Waſſerleben waren, die Erſten ſchon in den Halberſtädter Dom einzogen. So wurde Heudeber ein Wallfahrtsort; von den dortigen Opferpfennigen erbaute man das Kloſter zu Waſſerleben.

Einige Aehnlichkeit hiermit hat die Legende von der ſilbernen Oblatenſchachtel, welche eine Dieb im Felde vergrub. Die Roſſe eines Pflügers, der an dieſe Stelle kam, ſanken plötzlich in die Kniee und der Peitſchenſtock, den er neben die knienden Roſſe ſteckte, grünte und blühte, als ſpäter die Geiſtlichkeit anlangte, die der Bauer ſofort herbeirief. Der dürre Stock wuchs zu einer ſchönen und merkwürdigen Linde heran, die noch jetzt auf einer kleinen Feldhöhe unweit der Stadt Schwanebeck ſteht. Auch hier aber erbaute man im Felde eine Kapelle, zu unſerm Herrgott genannt, welche lange Zeit ein berühmter Wallfahrtsort war —

Wollten wir hier das Gebiet des alten Hartingaus überſchreiten und uns nordoſtwärts zu dem Sagenkreiſe des Magdeburger Doms und der nixenreichen Elbe wenden, ſo würden wir dort beſonders reichhaltige und tiefſinnige Volkserinnerungen an den dreißigjährigen Krieg antreffen, die ſich bis an das Gebiet der launigen und muntern Altmarkſage hinziehen. Wir lenken jedoch den Blick des Leſers ſtatt deſſen ſchließlich nochmals auf das Gebirge ſelbſt zurück, um ihn mit dem Treiben der Schatzgräber bekannt zu machen.

Wenn der Volksglaube Leben und Daſein eines adeligen Geſchlechts mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit verfolgt, ſo iſt dagegen nicht leicht die Herrlichkeit eines Rittergeſchlechts erloſchen, ohne daß auf der Stelle, wo es geblüht, noch ein Widerſchein ſeines Glanzes zurückgeblieben wäre. Vergrabene Schätze, wo nicht gar Kronen, ſind bis auf die neueſte Zeit auf allen verfallenen Ritterburgen geſucht. Von der

Lauenburg

zeichnete ich ſchon im Jahre 1840 Folgendes auf nach dem Munde eines alten Mütterchens aus Friedrichsbrunn:

„Es liegen droben auf der Lauenburg gar viele verzauberte Schätze. Und das iſt nun ſchon viele Jahre her, da iſt ein Mann in Steckelnberg geweſen, der hat Velten geheißen, ein rechter Vagabund, und hat nimmer gut thun wollen. Der iſt hinauf gegangen mit Andern und hat den Schatz heben wollen. Da ha'n ſie gegraben und ſind auf eine eiſerne Thüre gekommen. Da ha'n ſie gerufen: Es ſolle aufthun. Da hat's geſprochen: Es wolle ein Opfer ha'n. Da ha'n ſie gefragt: ob's den Velten wolle? da hat's geſagt: Mit dem Velten hätt's nichts gemein. Und iſt ihm der Velten zu ſchlecht geweſen, darum hat die Thüre ſich nicht geöffnet."

„Es iſt aber dabei ein Mann geweſen, der iſt beinahe hundert Jahr alt geworden, und hat knapp mehr gehn gekonnt. Da ſind einmal Venediger gekommen und ha'n ihn mitgenommen, daß er ihnen hat die Stelle zeigen ſollen, wo dies Alles ſich hat zugetragen. Und wie ſie nun eben geweſen ſind, da ha'n die Venediger mit dem Stabe einen Kreis beſchrieben, und auf einer Pfeife gepfiffen. Da ſind alle Schlangen aus dem Walde zuſammengezogen, und hat jede den Kopf dicht an den Kreis gelegt, aber keine hinein. Nun iſt der Schlangenkönig gekommen mit der Krone, der hat ſeinen Kopf hineingelegt in den Kreis, den ha'n ſie gegriffen und gegeſſen. Da hat ſich vor ihnen der Berg aufgethan und ſie ha'n viel Geld herausgebracht."

„Von ſolchen Schlangenkönigen gibt es mancherlei Geſchichten," fuhr das Mütterchen fort. „Da ſind vor mehreren Jahren Mädchen von Steckelnberg hier gegangen, und iſt ihnen der Schlangenkönig über den Weg gelaufen mit der goldenen Krone. Da hat das eine Mädchen hinterdrein gewollt, ihn zu fangen*). Die andern ha'n ſie aber zurückgehalten. Da hat das Mädchen geſprochen: Was haltet ihr mich denn, da läuft ja mein Glücke! aber der Schlangenkönig iſt ſchon fort geweſen."

Aber nicht nur auf alten Burgen liegen Schätze vergraben, ſondern das Geld wächſt auch wild in den rauheſten und abgelegenſten Thälern des Harzes. Beſonders reichlich in der Umgebung des Brockens, in dem wilden Holtemmethale mit ſeinem majeſtätiſchen Waſſerfall, der

---

*) Gewöhnlich breitet man hier ein weißes Tuch vor dem Schlangenkönige aus, auf dem er dann ſeine Krone ablegt.

ſteinernen Rinne,

die kein Brockenreiſender unbeſucht laſſen ſollte, im Morgenbrodthal und im Düſterthal, wo ſich die Schatzgräber beſonders zu Johannis einfinden. An den heimlichſten Plätzen dieſer Thäler ſollen Zeichen an Bäumen und Felſen ſtehen, auf welche ſich in alten Schatzbüchern Hinweiſungen finden. Den ehrlichen Deutſchen aber iſt es ſelten geglückt, hier Gold zu finden, deſto öfter den Fremden, Italienern, Venedigern und Hechelkrämern. Weiter ſüdwärts, in der Nähe des Kyffhäuſers, erzählten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einem Halleſchen Studenden Namens Engelmann, der ſeine Fahrt als Goldſucher in den Harz wahrheitsgetreu beſchrieb, mehrere Gaſtwirthe viel Seltſames von wandernden Italienern, deren man jetzt in der Gegend keine mehr ſieht und die große Bündel von Hecheln und Mäuſefallen in die Unſtrut warfen und ſtatt deren ſich mit ſchweren Säcken von Erde auf den Rückweg machten. Selbſt ein Chemiker in Halle hatte ihn verſichert, von einem jener geheimnißvollen Wanderer, der ihm aber bei einer andern Gelegenheit als ein reicher Mann erſchienen ſei, gehört zu haben: „Die Deutſchen ſeien noch ſehr zurück, da ſie nach Oſtindien reiſeten, um dorther Schätze zu holen, die ihnen doch in ihrem Vaterlande ſo nahe lägen.“ Auch ſagt man mit Bezug auf die Geheimniſſe des Kyffhäuſers und des Brockens: „Gar Mancher wirft dort nach einer Kuh mit einem Stein, der mehr werth iſt als die Kuh ſelbſt.“ Die Harzverzauberung zieht ſich ſelbſt bis in die Nähe von Göttingen hin. Ein Hannöverſcher Edelmann blieb auf dem Rückwege von Neapel einſt bewundernd vor einer beſonders prachtvollen Villa ſtehen. Während er nun das herrliche Bauwerk betrachtete, öffnete ſich ein Fenſter, ein ſtattlicher Herr blickte heraus, faßte unſern Reiſenden ſcharf in's Auge und rief ihn beim Namen, wobei er ihn zugleich zu ſich einlud. Das Innere der Villa ward dem Aeußern vollkommen entſprechend gefunden. Der Beſitzer bewirthete den Gaſt auf's köſtlichſte. Beim Nachtiſch eröffnete er dem Staunenden, daß alle dieſe Herrlichkeiten aus des Gaſtes Gute bei Göttingen herrührten. Der Edelmann bat um nähere Erklärung, und der Italiener erzählte nun: „Ich und meine Söhne haben eine Zeitlang unter der Maske von Hechelfabrikanten Deutſchland viele Male beſucht. Aus einer Grube in der Nähe Ihres Landgutes haben wir den Sand genommen, der uns das Geld geliefert hat, aus welchem alles Schöne, was Sie hier ſehen, entſprungen iſt." — Weiter aber wollte der Italiener, ſo artig er übrigens war, ſich durchaus nicht erklären. Bei der Rückkehr auf ſein Landgut lud der Hannöverſche Edelmann nun ſofort den Profeſſor Büttner aus Göttingen zu ſich ein, der endlich, nach vielen vergeblichen Verſuchen durch chemiſche Bereitung aus einem Beutelchen voll Sand, jedoch nur einmal, ein Klümpchen Goldes gewann, das er bei ſeiner Ueberſiedelung nach Jena an das dortige Naturaliencabinet verſchenkte.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Kriegsdichter

des

siebenjährigen Krieges

und

der Freiheitskriege.

Ein Vortrag

von

Dr. Heinrich Pröhle.

Leipzig,
Verlag von Guſtav Mayer.
1857.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Herrn

Profeſſor V. A. Huber

zu Wernigerode

hochachtungsvoll gewidmet.

1. Vortrag in Berlin am 7. März.

Der raſche Aufſchwung der deutſchen Literatur unter Friedrich dem Zweiten iſt für den ſinnigeren Beobachter eine der anziehendſten Erſcheinungen. Eine Anzahl vaterländiſcher Talente in ſeinem Staate ſelbſt wird von dem Könige nicht beachtet, empfängt aber durch ſeine Thaten die großartigſten Anregungen. Alle dieſe Dichter fühlen ſich dem Könige unendlich nahe; denn von derjenigen Art der Bildung, welche ihm eigen iſt, ſind auch ſie ausgegangen. Er ſelbſt iſt Dichter. Ganz die Ideen der von ihm geiſtig repräſentirten Zeit ſind es, denen er auf ſeinem Throne getreuer dient als ſie alle, weil er dort in einer gewiſſen Abſonderung vom Volke die gefahrvolle Seite derſelben weniger bemerkt als ſie. — War ihr König von franzöſiſchen Günſtlingen umgeben und bedurfte er der Rathgeber überhaupt wenig, ſo konnte doch Nichts dieſe begabten Männer hindern, ſeine treuſten Soldaten oder ſeine zufriedenſten Bürger zu werden*). Und weil ſie ſich mit den Grundſätzen des Staates in ſo wunderbarer Uebereinſtimmung wußten,

---

*) Zu den hier bezeichneten literariſchen Kreiſen gehörte jedoch weſentlich auch Gleims Freund, der Königl. erſte Hofprediger **August Friedrich Wilhelm Sack**, der den Enthuſiasmus für Friedrich in angemeſſener Weiſe und Sprache, aber unverändert, auf die Kanzel brachte. Sein Enkel **C. H. Sack**, gegenwärtig Königl. Ober-Conſiſtorialrath zu Magdeburg, gab zum hundertjährigen Gedächtniß der auf dem Titel genannten Schlachten neu heraus: „Drei Dankpredigten über die von dem großen Könige Friedrich II. im Jahre 1757 erfochtenen Siege bei Prag, bei Roßbach und bei Leuthen, in demſelben Jahre im Dom zu Berlin gehalten. Berlin, W. Hertz. 1857.“

ſo konnte hier noch auf dem kleinſten Punkte der Grund ihrer geiſtigen Befriedigung und ſelbſt ihres irdiſchen Wohlergehens gelegt werden. Wie ſeine Augen, ſo waren auch die ihren auf eine gewiſſe abſtracte Oeffentlichkeit gerichtet. Eine beglückte Häuslichkeit kam an dieſe Männer weniger als ödes Alter. Aber mußten ſie ſich nicht auch darüber mit ihrem Könige getröſten?

Der getreueſte von allen Königs-Sängern war vielleicht Ramler. Friedrich ſcheint ihn noch weniger als Gleim beachtet zu haben, obgleich er zu Berlin ein ſehr charakteriſtiſches Amt bekleidete. Friedrich glaubte die Officiere für den Kriegsdienſt tüchtiger zu machen, wenn ſie mit der Philoſophie bekannt würden, und Ramler mußte den Cadetten Logik vortragen. Schon Friedrichs Thronbeſteigung hatte er als Schüler in einer Ode gefeiert. Friedrich's Größe ſteht ihm darin ſchon lebhaft vor Augen. Seine ſpäteren Gedichte kann man zum Theil nicht ohne Rührung leſen. Ein Granatapfel, der in Berlin zur Reife gelangte, wurde von Ramler gleichſam als ein Symbol der geiſtigen Schöpfungen Friedrichs begrüßt:

> Hier blühſt du? hier, in dieſer kalten Zone?
> Hier öffneſt du die purpurrothe Bruſt?
> Siegprangeſt hier in deiner goldnen Krone,
> Du Liebling Proſerpinens, die mit Luſt
> Und ohne Reue deine Körner aß
> Und allen Nektar ferner und den Olymp vergaß?

Am 24. Januar 1762 bittet er, der Kranke, den Arzt in einer Ode um die Erlaubniß, eine Flaſche Hochheimer zum Geburtstage Friedrichs entſiegeln zu dürfen, weil deſſen Feindin Kleopatra gefallen ſei. Er meint den Tod der Kaiſerin Eliſabeth, durch welchen einer der ſchwärmeriſchſten von allen Verehrern Friedrichs für kurze Zeit auf den ruſſiſchen Kaiſerthron gelangte.

Aber wohl eben ſo vielfach als durch Oden wurde Friedrich in volksthümlichen Liedern gefeiert. Man kann ſogar in dieſer Beziehung an den Geſängen zu Ehren Friedrichs einen zeitgemäßen Fortſchritt unmittelbar aufweiſen. Dabei wird man ſich nicht wundern, ihn gerade an die Perſon dieſes Monarchen geknüpft und in einer Zeit auftreten zu ſehen, wo überhaupt durch das

Zuſammentreffen einer faſt ſchon überreifen fremden Cultur mit den Reſten eines wahrhaft naiven Volks-Elementes ſich die deutſche Literatur mit Rieſenſchritten ihrem Höhepunkte näherte. Friedrich ſelbſt trug unbewußt dieſes vaterländiſche, naive Element in ſich. Wenn er auch die Sprache der deutſchen Gelehrten und Dichter nicht correct ſchrieb, ſo hatte er doch die Volksſprache ſo ſehr in ſeiner Gewalt, daß er ſogar bei guter Laune charakteriſtiſche Aeußerungen ausführlich im Dialekte wiedergab. Sein Verkehr mit ſeinen Soldaten war von der eigenthümlichſten Art. Durch dies volksthümliche Element, welches in dem franzöſiſch-ſchreibenden deutſchen Fürſten verborgen lag, erhielt ſeine Geſtalt nicht allzuſpät etwas Typiſches. Anfangs erzählte man Anekdoten von ihm, jetzt haben ſich, wie kaum an irgend einen andern Neueren, ſchon wirkliche Sagen an ihn angeſetzt. Seine Neigung, ſich ſelbſt von den geringfügigſten Dingen zum Beſten des öffentlichen Wohles zu unterrichten, wurde zu Schwänken und Märchen ausgebeutet. Seine ausgezeichneten Gaben führten auf dieſem Gebiete dazu, daß er zum Zauberer gemacht wurde. Ja, die aufkläreriſche Richtung ſeiner Regierung ſelbſt gab unmittelbar zu einem Aberglauben Veranlaſſung: denn ziemlich verbreitet iſt im Volke die Meinung, der alte Fritz habe die Zwerge und andere ſpukhafte Erſcheinungen vertrieben.

Klopſtock hatte ſchon vor dem ſiebenjährigen Kriege ein Gedicht verfaßt, in dem der Name Friedrich vorkommt und welches merkwürdiger Weiſe als Nachahmung des berühmten Volks- und Kriegsliedes von der chevy-chase bezeichnet wurde. Man ſieht aus dieſer Ankündigung, woher Klopſtock ſeine Anregung empfangen hatte. Seine Ode hat jenem Volksliede nur das Metrum entlehnt. Von ihm kam dieſes Metrum dann auf den preußiſchen Grenadier, welcher die von Klopſtock unterſchlagenen Reime wieder hinzufügte. Von Gleim aber kam daſſelbe Metrum an Stägemann. Dieſer wandte es häufig an und ſo findet zwiſchen dem alten Liede von der chevy-chase und der Lyrik der Freiheitskriege ein ununterbrochener Zuſammenhang Statt. So war Klopſtock's Muſe ſchon auf dem beſten Wege geweſen Friedrich den Zweiten zum poetiſchen Schutzpatron zu machen; allein die patriotiſche

Verſtimmung gegen Friedrich, die ſich Klopſtocks bemächtigte, leitete ihn, auch von Hermann abgeſehen, wieder auf andere Fährten. Er war einen Augenblick geneigt, Karl den Großen zu ſeinem ſtereotypen Helden zu erwählen, der ihm als deutſcher Literaturfreund erſchien. Er glaubte die ſtrahlenden Buckeln an den ſeiner Meinung nach als ein ſtattlicher Band irgendwo verborgenen alten Liedern, die Karl der Große aufſchreiben ließ, zu erblicken. Er läugnete ſpäter in jenem Gedichte bei dem Namen Friedrich an den König von Preußen gedacht zu haben. Er corrigirte auch Friedrich heraus und Heinrich I. hinein in jenes Gedicht, welches zunächſt Gleim ſo bedeutſame Anregungen gab.

Gleim nämlich müſſen wir unbedingt für den preußiſchen Grenadier halten, obgleich wir nicht verſchweigen wollen, daß wegen des erheblichen Abſtandes ſeiner übrigen Gedichte von dieſen Liedern in dem Kreiſe, welcher ihn zuletzt umgab, wohl der Gedanke aufgetaucht iſt: Gleim ſei nicht der Sänger der Lieder eines preußiſchen Grenadiers, ſondern dieſer ſei ein wirklicher Kriegsheld geweſen. Er ſei im ſiebenjährigen Kriege geblieben, und nun erſt ſei Gleim allmählig mit ſeiner Autorſchaft hervorgetreten. Allein man überſieht dabei zunächſt, außer dem bedeutenden Talent, welches doch in Gleim's unverwüſtlicher Reimluſt unverkennbar iſt, auch den Umſtand, daß Gleim, der im zweiten ſchleſiſchen Kriege Friedrichs Kriegsführung aus eigener Anſchauung kennen gelernt hatte, auch auf andern Gebieten der Dichtkunſt, namentlich auf dem der Romanze, eben ſo gut wie mit ſeinen Kriegsliedern neue Bahnen gebrochen hat; man überſieht, daß Gleims Geſammtnatur, ſein nach allen Seiten offener Sinn ſich am Paſſendſten einmal in dieſen Liedern zuſammenfaſſen konnte, und daß die Soldatenlieder, welche Gleim noch ſpäter ſchrieb, zwar unendlich matter, aber in derſelben Reflexions-Manier wie die echten Grenadierlieder gehalten ſind. Zudem hatte ja aber Gleim's Anonymität einen ſehr beſtimmten Nutzen für ihn. Er lebte in einer entfernten Stadt, die im Verlaufe des wechſelvollen Krieges zwei Monate vor der Schlacht bei Roßbach wirklich einmal einem Feinde in die Hände fiel, der dem verkappten Grenadier ohnehin ſchon durch die Verwüſtung eines Gärtchens wehe that und für den Augenblick dem offenkundigen Kriegsdichter gewiß ſein ganzes eben ſo beſcheidenes als mühſam begründetes Lebensglück vernichtet hätte.

Jedoch der Hauptbeweis, daß Gleim nicht der Dichter dieſer Lieder ſei, ſoll in dem Briefwechſel zwiſchen Leſſing und Gleim zu finden ſein. Die genaue Prüfung und Auslegung aller hierher gehörigen Stellen, unter denen mehrere freilich gar ſeltſam klingen, beweiſt das Gegentheil. Im Juni 1757 hatte Leſſing eins der Grenadierlieder von unbekannter Hand zugeſchickt erhalten, gewiß auf eine Veranſtaltung Gleim's. Im ſcherzenden Tone ſetzte Leſſing Gleim davon in Kenntniß, als glaube er das Unmögliche, daß wirklich ein gemeiner Soldat dieſe Lieder gemacht habe. Leſſing hatte ohne Zweifel Gleims Autorſchaft errathen und ſah ein, daß eine ſolche Wirkung, wie der Dichter ſie beabſichtigte, nur durch vollſtändige Täuſchung des Publikums erreicht werden konnte. Die ganze Correſpondenz iſt daher ſpielend gehalten. Von dem Grenadier wird nur in der dritten Perſon geſprochen. Aber Gleim vertritt in Allem den Autor, ſo wie nur der Dichter ſelbſt es konnte. Leſſing beſorgt die Geſchäfte des Autors. Was aber den Tod des Grenadiers betrifft, ſo ſpielt Gleim mit dieſem vorzugsweiſe, ſo daß man unmöglich an ihn glauben kann. Er bereitete Leſſing ſchon am 8. Auguſt 1757 darauf vor. Mehr als ein Jahr danach fragt Leſſing erſt: „Aber ſo iſt er nun wirklich todt, unſer Grenadier?“ Gleim jedoch ſchob ſeinen Tod nachher noch faſt um ein volles Jahr hinaus. „Er iſt todt, Ihro Hoheit, er iſt bei Kunersdorf geblieben,“ ſagte er nämlich in Blankenburg zum Markgrafen von Bayreuth, der ihm ſcherzhafte Grüße an den Grenadier auftrug.

Dieſe letztere bedeutungsvolle Aeußerung Gleims führt mich auf Ewald von Kleiſt, an deſſen ihm tief verſchwiſterten Genius und deſſen Ende Gleim damit ohne Zweifel erinnern wollte. Das Verhältniß dieſer beiden Geiſter wurde durch Ewald von Kleiſt's Tod die nachhaltigſte unter den vielfachen ähnlichen Beziehungen zur Zeit der literariſchen Freundſchaften. Ihre Freundſchaft flocht ſich durch die hauptſächlichſten Productionen der beiden Dichter, ſo daß Gleim gleichſam in Kleiſt's und Kleiſt in Gleim's Seele dichtete. So dichtete denn Gleim an ſeiner Hyltemme zu Halberſtadt Kriegslieder und der ſtreitbare Kleiſt ſang den Frühling, welcher aus den idylliſchen Verhältniſſen ſeines Gleim leichter hätte hervorgehen können. Den Embryo ſeines Frühlings findet man in folgender Stelle eines Briefes von Kleiſt an Gleim: „Im Schlafe gehe ich wirklich mit Ihnen um. Wir ſpaziren zuſammen am Ufer des Meeres, hören ſein Murmeln und ſehen, wie es die blauen Wellen in ſich ſchluckt. Bald befinden wir uns auf anmuthigen Wieſen, worin Bäche fließen wie Silber in Smaragden. Zefyr ſchwingt die Flügel und weht uns Lilienduft entgegen. Sie zeigen mir, wie Regentropfen in der Sonne an goldenen Narciſſen ſchimmern. Augenblicklich ſind wir in einem rauſchenden Geſträuche. Wir hören die hüpfenden Geſänge der bunten Stieglitze. Der Kukuk ruft uns ſeinen Namen entgegen."

Noch weniger wären Gleim's Kriegslieder ohne Kleiſt's Feldzug entſtanden. Die Erzählung über ihren Urſprung in Gleim's Biographie von ſeinem Neffen Körte trägt vollkommen den Stempel der Wahrheit. Kleiſt, der mit in den Krieg zog, und mit dem Gleim 1758 vier glückliche Tage in „Bärenburg" lebte, um deren willen er allein ſchon, wie er ſagt, geboren ſein möchte, ſchrieb ihm Briefe. Gleim hatte die beſten Nachrichten über den Krieg, und wollte von Anfang an eine Geſchichte deſſelben ſchreiben. Er war aber dieſer Aufgabe offenbar nicht gewachſen, da ſelbſt ſeine mir bekannten proſaiſchen Schulaufſätze in ihrer Art gar kein Lob verdienen, und wollte nun wenigſtens noch Friedrichs Homer ſein. Im October 1756 ſang er die Eröffnung des Krieges unter der Maske des preußiſchen Grenadiers, die er ſeitdem beibehielt. Seine eigene Vorſtellung bei dieſer Fiction mag darauf hinausgelaufen ſein, daß der Sänger als gemeiner Soldat unter ſeinem Kleiſt diene. — Seinen Kleiſt hatte Gleim kennen gelernt, als er in Folge eines Duells auf dem Todtenbette zu liegen ſchien. Durch eine ſeltſame Schickung rettete Gleim ihm das Leben. Von Stund' an aber riß er ihn immer freudiger los vom Erdenſtaube. Jetzt war Kleiſts Leben den Muſen gewonnen, bis er tief beglückt trotz der furchtbarſten irdiſchen Schmerzen in jenen reineren Höhen und in eine freiere Luft ſeine Seele als Opfer für ſein Vaterland aushauchte. Schon zu Leipzig im Mai 1757 ſagte er in ſeinem Gedichte an die Preußiſche Armee:

„Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn!
Ich ſeh' dich, ſtolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr oder Tod im raſenden Getümmel."

Lauter und lauter wurden Kleiſt's Todesgedanken; ja, er ſcherzte ſogar im Voraus über ſeinen Heldentod. Leſſing war in Verzweiflung bei Kleiſt's Tode, und aus ſeinem Munde ſchon müſſen wir einer Anklage begegnen, welcher ſpäter ſelbſt Theodor Körner nicht entging. „Er hatte, ſchrieb Leſſing an Gleim, ſchon drei, vier Wunden. Warum ging er nicht? Es haben ſich Generale mit wenigern und kleinern Wunden unſchimpflich bei Seite gemacht. Er hat ſterben wollen." Nicht leicht wird Jemand überhören, daß die bittere Beſchuldigung des klagenden Leſſing zum erhabenſten Lobgedichte auf den todten Freund wird und ſchwerlich gegen Leſſing's Abſicht. Denn Niemand wird dem Helden gebieten, daß er den Kampfplatz verlaſſen ſoll, ſobald ſeine Wunden eine beſtimmte Maaße erlangt haben. In dieſem Sinne kann man von Kleiſt und in ähnlichem Sinne von Körner ſagen: Ja, ſie *ſuchten* den Tod fürs Vaterland, denn ſie gingen ihm nie auch nur einen Finger breit aus dem Wege. Sie ſuchten ihn, denn in ihren Gedichten finden ſich im Voraus die ergreifendſten Andeutungen deſſelben, und doch waren ſie keine Seher, ſondern nur brave Krieger, welche nichts vorauszuſehen vermochten, als daß ſie in einem vielleicht geſteigerten Grade ihre Schuldigkeit thun würden. Ueberhaupt aber iſt es mislich, an einem koſtbaren Geſchenke zu mäkeln, das dem Vaterlande nur von ſeinen freiſten und reichbegabteſten Söhnen dargebracht werden kann.

Wie die ausgezeichnetſten Dichter um die Zeit des ſiebenjährigen Krieges alle öffentlichen Vorgänge auf ſich wirken ließen, zeigt der Umſtand, daß zehn Jahre nach dem Hubertusburger Frieden gelegentlich eine meiſterhafte Strophe unſerer berühmteſten Ballade ſogar die Stimmung Friedrich's und Maria Thereſia's vor dem Frieden von Hubertusburg ziemlich genau angab. Schillers Räuber, welche 1780 vollendet wurden, verdanken offenbar ihr Entſtehen größtentheils einer mittelmäßigen kleinen Erzählung, die Schubart mit der Ueberſchrift „zur Geſchichte des menſchlichen Herzens" 1775 in das Schwäbiſche Magazin ſetzte. Aus verſchiedenen Umſtänden iſt zu ſchließen, daß ihr ein Märchenſtoff zu Grunde liegt. Wie aber Schubart ſie drucken ließ, ſo zieht der Sohn des Edelmanns ſtatt in die böhmiſchen Wälder in den ſiebenjährigen Krieg. Schon 1763 verfaßte Leſſing ſeine Minna von Barnhelm, in der jenes Merken auf die öffentlichen Verhältniſſe beſonders hervortritt. Pecuniäre Verwickelungen, und Verſtimmungen des Königs, nicht ganz unähnlich denen, worunter der brave Tellheim leidet, waren während des Krieges bei den hervorragendſten Soldaten vorgekommen. Außerordentlich derb werden die fremden Abenteurer zu Berlin in dem Franzoſen Riccaut verſpottet. Friedrichs Geſtalt ſelbſt meint man in dem ganzen Stücke fortwährend im Hintergrunde zu erblicken, ſo nahe noch und doch ſchon ſeinem Volke für ewig entrückt. Gleim ſchrieb ſeine Grenadierlieder, wie er gegen Leſſing erwähnt in der Vorausſetzung, daß der König ſelbſt ſie niemals leſen werde. — Wie beklagenswerth auch Friedrichs franzöſiſche Bildung in andrer Hinſicht war, ſo war doch ſie es auch hauptſächlich, welche ſeine Geſtalt ſo früh ſchon mit dem poetiſchen Firniß umgab, ohne welchen Minna von Barnhelm ſchwerlich ſchon im Jahre des Hubertusburger Friedens hätte ins Leben treten können, und ohne welche die Wirkung des ſiebenjährigen Krieges ſich kaum ſo ſchnell — beinahe möchte man ſagen treibhausartig — hätte in allen Gattungen der deutſchen Literatur äußern können.

Mit der Wirkung, die Friedrich durch die beiden ſchleſiſchen und durch den ſiebenjährigen Krieg auf die deutſche Literatur ausübte, ſchließt nun aber freilich ſein Einfluß auf dieſe weſentlich ab. Um in Friedenszeiten auf ſie noch einen *raſchen* Einfluß üben zu können, hätte es allerdings ſolcher Hebel bedurft, die er bei ſeiner franzöſiſchen Bildung nicht in Anwendung bringen konnte. Nur darauf muß hingewieſen werden, daß Friedrichs Abneigung gegen die deutſche Literatur keineswegs aus einem Mangel an Patriotismus hervorging. Zu der Zeit, wo ſeine Bildung ihre beſtimmte Richtung erhielt, wäre er gewiß auch ihrem Einfluſſe zugänglich geweſen. Hätte die deutſche Poeſie ihm anfänglich nur einigermaßen fertige Bildungs-Elemente entgegengetragen, ſo würde er ſie eben ſo wenig verſchmäht haben als er die deutſche Philoſophie verſchmähte. „Sie brachten mir den Pietſch, ſagte Friedrich einſt mit Rückſicht auf einen jetzt gänzlich verſchollenen Dichter; den habe ich weggeworfen.“ Als ihm vollendetere deutſche Dichtungen vor Augen kamen, hatte er ſich längſt abgeſchloſſen und zum Unglück war die durchſichtige und gefällige Form, auf der ſein poetiſches Ideal beruhte, der gerade Gegenſatz deſſen, was er in einem Götz von Berlichingen wiederfand. Er beſchäftigte ſich jetzt ernſthaft mit der Frage, was zur Hebung der deutſchen Sprache und Literatur geſchehen könne*). Hiermit hing eine Einmiſchung in das Schulweſen zuſammen, welche zunächſt dem damaligen Joachimsthalſchen Gymnaſium mancherlei Unruhe bereitete. Friedrich wollte den deutſchen Unterricht nicht als Bildungselement, als Mittel ausbeuten, ſondern die deutſche Sprache und Literatur war ihm Zweck. Als Mittel zu ihrer Hebung wollte er auf ſeine Art die claſſiſche Literatur der Griechen und Römer benutzen. Und hier ſehen wir ihn wieder in wunderbarer Einſtimmung mit den größten Geiſtern ſeines Vaterlandes, welche für ſich ſelbſt den nämlichen Bildungsgang wählten**). Inzwiſchen hatte jetzt Friedrichs Abgeſchloſſenheit vielleicht eine der Hauptveranlaſſungen gegeben zu der ſubjectiven, allem öffentlichem Leben abgewandten und der Geſchichte mehr oder weniger entfremdeten Richtung unſerer claſſiſchen Literatur-Periode. Nicht Berlin, ſondern Weimar war der vorzüglichſte deutſche Muſenſitz geworden. Das Leben, welches Karl Auguſt dort anfangs mit Goethe führte, bildet einen piquanten Gegenſatz zu dem Leben Friedrich's in Sans-ſouci. Beide waren nach Berlin gekommen, und Goethe ſcheint ſich hier ſo ſehr auf unſicherem Boden gefühlt zu haben, daß er kein Wort geſprochen haben will, was nicht hätte gedruckt werden können. Nachmals ging er Allen mit einem billigen Urtheil über Friedrichs Stellung zur deutſchen Literatur voran.

---

*) Vergl. J. W. Löbell, die Entwickelung der deutſchen Poeſie, I. Seite 324 — 346.

**) Vergl. „der deutſche Unterricht in Prima“ von L. Gieſebrecht in Stettin, in Mützells Zeitſchrift, 1856, S. 113 — 121.

An dem Heldenmuthe, welchen das preußiſche Heer unter dem großen Kurfürſten und Friedrich II. bewieſen hatte, pflegten nachmals unſere Dichter die Tapferkeit ihrer Zeitgenoſſen zu meſſen. So ſingt Stägemann:

> Das iſt Muth der alten Zeiten,
> Muth bei Fehrbellin und Leuthen.

Und Rückert in ſeinen geharniſchten Sonetten:

> Wer weckt mich heut und will mir Rach' erſtreiten?
> Ich ſehe Helden, daß mich's will gemahnen,
> Als ſäh' ich meine alten Ziethen reiten.

Nach dem ſiebenjährigen Kriege und dem Tode Friedrich des Großen beſteht das Kriegslied während des höheren Greiſenalters des preußiſchen Grenadiers in der Art fort, daß es in dem Grade wie das Heer ſelbſt ſchwächer und matter wird, bis es vor und während des Aufſchwunges vom Jahre 1813 wieder in jugendlicher Schöne daſteht. Als der Herzog von Braunſchweig von ſeinem unglücklichen Feldzuge gegen Frankreich zurückkehrte, füllten die Gedichte hierauf aus wenigen Ortſchaften in der Gegend des Harzes allein einen anſehnlichen Band.

Die Lieder während dieſes Feldzuges, die zum Theil wirklich aus dem Heer kamen, ſind beſchreibend, ſo zwar, daß an der Stelle der rollenden Schlachtendonner Friedrichs nun die Regenſchauer beſchrieben werden, welche die Thatkraft der Preußen lähmten. Statt Triumphgeſchreis vernehmen wir militairiſche Entſchuldigungen, denn geſungen muß ſein, und ſollten eben ſtatt der Siege Rückmärſche gefeiert werden.

1792 wollte die literariſche Geſellſchaft zu Halberſtadt dem ça ira und aux armes deutſche Lieder entgegenſetzen, um die Verirrungen der Franzoſen wieder auszugleichen. Inſonderheit ſchien das mit der literariſchen Geſellſchaft ſo eng verwachſene halberſtädtiſche Regiment dazu berufen, die Franzoſen durch Lieder anzugreifen, durch Lieder die empörten Gemüther zu beſänftigen und aus dem Taumel der Leidenſchaften und den Gräueln der Anarchie zur geſunden Vernunft und zur Ordnung zurückzuführen. Als ſie ſo ſich ſelbſt an die Stelle des Schwertes ſetzen wollte, erreichte die Kriegspoeſie den tiefſten Grad ihrer Geſunkenheit.

Zu ſeinem Glücke erlebte der preußiſche Grenadier es nicht, daß die Stadt, in der er ſeine Lieder geſungen hatte, dem Königreiche Weſtphalen einverleibt wurde. Er erlebte nicht den Abzug des Domdechanten von Halberſtadt und den Verfall eines geiſtlichen Stiftes, das unter Haymo, unter dem im Kinderliede fortlebenden Buko und unter dem fürſtlichen Dichter Heinrich Julius geblüht hatte. Unter Friedrich dem Großen, dem Feinde der deutſchen Literatur war dieſer ehrwürdige Dom mit ſeinen Pfründen ſtillſchweigend zum großen Theil den gutgeſinnten Dichtern und Gelehrten als Beute überlaſſen worden und den Domherren, in deren Kreiſen die Karſchin mit Roſen bekränzt erſchien. Mit Wehmuth bemerkte Clamer Schmidt, der letzte Mohikaner des Gleimſchen Dichterkreiſes, wie jetzt im Dom der „uralte tauſendjährige" Gottesdienſt verſtummte, der die aufgeklärte Regierung des alten Fritz glücklich überdauert hatte. Nun ſchwieg auch der ſilberne Mund des kleinen Adam, einer Glocke, die zum Chorgottesdienſt geläutet war. Ja — o vanitas vanitatum! ruft Clamer Schmidt aus, indem er dies ſeinem Sohne meldet — die große Glocke Mittags 11 Uhr und Abends 8 Uhr wurde nicht mehr angeſchlagen. Aber wenn auch nicht den Chorgottesdienſt, ſo brachte die ſpätere Zeit doch dem Wohnorte des preußiſchen Grenadiers das majeſtätiſche Geläute und einen ſpäten Wiederſchein der Poeſie des Grenadiers zurück. Es verdient bemerkt zu werden, daß der durch die dortige literariſche Geſellſchaft auf mannigfache Weiſe fortgepflanzte Gleim'ſche Patriotismus noch in neuerer Zeit dort ein Lied erzeugte, das vorzugsweiſe den Namen des Preußenliedes erhalten hat. Bernhard Thierſch dichtete dort ſein vielgeſungenes Lied.

Ihrem Inhalte nach kann man im Allgemeinen die Lieder des Grenadiers als verpuppte epiſche Gedichte, die aus den Zeiten der Freiheitskriege aber, zu welchen wir jeßt übergehen, als rein lyriſche bezeichnen. Der Fortſchritt von jenen zu dieſen beruht nun darauf, daß hier eben die Gattung reiner und einfacher zum Vorſchein kommt. Die patriotiſchen Beſtrebungen führen in den Freiheitskriegen eine bewundernswerthe Reinheit und Tiefe der Empfindung herbei, welche die damalige lyriſche Dichtkunſt zu einem ihrer erhabenſten Höhepunkte in der Entwickelung der deutſchen Dichtkunſt emporhob. Zur Zeit dieſer welthiſtoriſchen Ereigniſſe konnten ſelbſt bloße Gelegenheitsgedichte von der tiefſten Poeſie durchdrungen ſein. Jeßt, wo man zu den ernſteſten Betrachtungen einen allgemeinen Grund hatte, konnte auch die Schiller'ſche Reflexionspoeſie nach verſchiedenen Richtungen hin mit glücklicher Virtuoſität entwickelt werden.

Sollten wir den Ton der Kriegsgedichte des ſiebenjährigen Krieges mit Einem Worte charakteriſiren, ſo müßten wir ihn Klopſtockiſch nennen. Dahingegen herrſcht in der ganzen Poeſie, welche ſich Napoleon gegenüberſtellt, der Schillerſche Ton vor. So iſt es denn kein Wunder, wenn ein Gedicht von Karl Müchler auf Napoleon Schiller ſelbſt zugeſchrieben werden konnte.

Auf's Tiefſte, und tiefer wohl noch als Theodor Körner, mit deſſen Liedern er zum Theil die Stoffe gemein hatte, erfaßte in ſeinen politiſchen Liedern ſchon Heinrich von Kleiſt den Schillerſchen Ton. Er iſt frei von jeder Phraſe, was für einen von Schiller angeregten Dichter gewiß ein ſeltenes Lob iſt. Die Worte, welche er vorbringt, ſind immer vom ſchwerſten Gewichte. Bei Friedrich Wilhelms III. Einzuge in Berlin rief er ihm zu:

> Und mußt' auch ſelbſt noch auf der Hauptſtadt Thurmen
> Der Kampf ſich fur das heil'ge Recht erneun:
> Sie ſind gebaut, o Herr, wie hell ſie blinken,
> Für beßre Guter in den Staub zu ſinken.

Heinrich von Kleiſt verarbeitete den vollwuchtigen Inhalt, welchen die Zeit ihm darbot, nicht blos in Liedern. Vielmehr kommt er hier hauptſächlich als Dramatiker in Betracht. Sein Drama „die Hermannſchlacht“ zeigte die ganze Schmach der Rheinbundstage im Spiegel älterer deutſcher Geſchichte und konnte anfänglich nicht gedruckt werden. Dieſes ganze Drama gleicht einem angezündeten Holzſtoße, der von außen mit grünem Raſen verdeckt iſt und langſam in ſich verkohlen muß. Wo immer man den Raſen abhebt, ſchlägt die Lohe heraus. Die feierliche Zerſtückelung der entehrten Jungfrau, der Zug, daß ein römiſcher Legat Thusnelda's Locke der Kaiſerin nach Rom ſchickt, Hermann aber ſie ihr zurückliefert, das Auftreten der Alraune ſind bedeutſame, tiefgefühlte Züge.

Am populärſten iſt Heinrich von Kleiſt's Erzählung „Michael Kohlhaas“ geworden, von der nur der Anfang ſchon vor der Schlacht bei Jena geſchrieben wurde. Die novelliſtiſche Form tritt hier ganz zurück und die Phantaſie des Dichters gibt in gänzlicher Ungebundenheit nichts als die ſehr freie Ausführung eines hiſtoriſchen Thema's. Jedoch werden wir ſchwerlich irren, wenn wir glauben, daß er auch bei der Ausführung dieſes Stoffes von ſeinem Patriotismus geleitet wurde, und daß die anſcheinende Willkühr, mit der die Situationen verändert und geſteigert werden, dazu dient, ein ideales Bild der von ſeiner Zeit auf verſchiedene Weiſe geforderten Selbſthülfe möglichſt vollſtändig zur Anſchauung zu bringen. Michael Kohlhaas, ein Roßkamm, geht von den einfachſten Privatverhältniſſen aus, wird jedoch eben durch dieſe zur Empörung fortgetrieben, und geräth in eine geſetzwidrige Stellung, welche der eines Hofer, Dörnberg und Schill nicht unähnlich iſt, mag ſie nun wann immer ausgeführt ſein. Anfangs befehdet Kohlhaas nur einen benachbarten Edelmann, der ſich unter einem falſchen Vorwande widerrechtlich in den Beſitz eines oder mehrerer Roſſe bringt, als Kohlhaas ſein Gebiet paſſiren muß. Allein dieſe Selbſthülfe führt ihn auch mit ſeiner geſetzlichen Obrigkeit in gefahrvollen Widerſpruch. In den gleichen Widerſpruch mußten ja auch jene Freiſchaarenführer mit ihren angeſtammten Fürſten gerathen. Wie Kohlhaas, ſo gingen auch Hofer und Schill unter. Jener Roßkamm thut jedoch vorher noch einen Schritt, der ihn zwar bei dem Hereinbrechen neuer Verwickelungen nicht rettet, in dem wir aber gleichfalls wieder eine ſymboliſche Handlung ſehen können. Kohlhaas, der vogelfrei iſt und den Luther öffentlich von ſeinem Wege abgemahnt hat, ſchleicht ſich nach Wittenberg hinein, tritt plötzlich auf die Studirſtube des ihm fluchenden Reformators und nöthigt ihm eine gewiſſe Anerkennung ſeiner Ausnahmeſtellung ab, nicht ohne daß dieſer große Gewiſſensrath die gewaltigſte Anmahnung zur Rückkehr in einen ſeiner würdigen geſetzlichen Zuſtand an den zerknirſchten Roßkamm ergehen ließe. Wer ſähe nicht, mag dem Dichter ſelbſt dies nun zum Bewußtſein gekommen ſein oder nicht, wie in dieſer meiſterhaften Situation gleichſam das ganze in ſeinem Gewiſſen arg beſchwerte, der allgemeinen Empörung gegen den Uſurpator noch entgegengehende Zeitalter des Dichters in ſeinem Ringen durch Nacht zum Licht ſich an die Geſtalt des Gotteskämpfers herandrängte, zur Sühne und zur Buße und womöglich um ein Wort des Troſtes und der Hoffnung zu vernehmen?

Zu den Kriegsdichtern, auf deren Ton Schiller eingewirkt hatte, gehört auch Stägemann. Ein wahrer Dichter in der ſchlimmſten Zeit, der nicht vom Strome blos ſich fortreißen ließ, ſondern manches Wort voll ernſter Würde ſprach, als noch die Geiſter rings um ihn her in tiefem Schlafe lagen. Den Fürſten des Rheinbundes rief er 1808 die majeſtätiſchen Worte zu:

Seid ernſt bewillkommt, Fürſten! Das Prachtroß trägt
Schaumſprühend noch die Wappen des Heldenſtamms,
Die Helden nicht.

Und ſchon 1807 redete er das ruſſiſche Heer an:

Ihr ſchlaft, und donnernd ſchäumt der erwachte Krieg
Aus erznen Adern erzne Gluthen auf?
Es hallt an Danzigs Thürmen wieder,
Hallet die Küſte bis zum Ladoga.

1809 dichtete er Kriegslieder für Schill und ſeine Waffengefährten. Und in demſelben Jahre zu Königsberg will er, wie er ſagt, an die Königin kein Lied zu ihrem Geburtstage richten, um nicht den Klang der Schlachten fordernden Tuba in den Jubel zu miſchen.

Noch in demſelben Jahre klagte die ſehnſuchtsvolle Muſe des frommen Max von Schenkendorf Schills Tod und 1810 den Tod der Königin:

Roſe, ſchöne Königsroſe,
Hat auch Dich der Sturm getroffen?

Seine Wirkſamkeit begann jedoch hauptſächlich erſt 1813, wo er in ſeiner ritterlichen Weiſe ſprach:

Ich zieh in's Feld mit freien Bauern
Und ehrenwerther Bürgerzunft.

Im Januar 1814 ſchrieb er ein Lied für die badiſche Landwehr, worin es heißt:

Münſterthurm, wir ſehn dich ragen!
Sehn Dich, blauer Vogeſus!
Was wir längſt im Herzen tragen
Kündet bald euch deutſcher Gruß;

Bald verſcheucht von Euch die Sklaven
Schwertesblitz und Gottesblitz,
Erde, wo die Kaiſer ſchlafen,
Renſe's hoher Königsſitz.

In dieſen Worten haben wir zugleich ſchon eine leiſe Andeutung desjenigen Elements in Schenkendorfs Dichtungen vor uns, welches, indem ſein Blick ſich nach der deutſchen Vergangenheit zurückwandte, nach den Freiheitskriegen eine ſchwärmeriſche Jugend in ihm mehr als in jedem andern Dichter ihre Wünſche und Hoffnungen wieder finden ließ.

Körners Lieder dagegen erſcheinen uns ſeines frühen Todes wegen als die Stimmen eines reinen Engels aus jener heiligen Zeit, wo noch alles Wollen in dem einen großen Gedanken der Vaterlandsliebe gebunden war; in ihnen, ſo erſcheint es, ſind keine Irrungen, in ihnen iſt nichts als Tugend, in ihnen ſind keine Träume, in ihnen iſt nichts als Wahrheit, kindliche Wahrheit;

ihnen muß daher jeder andere Dichter jener Zeiten ehrerbietig weichen.

Als Theodor Körner von Wien, wo er damals gelebt hatte, in den Krieg zog, ſtand die Miſſion, die er nachher erfüllte, ihm ſchon treulich vor Augen. Er bat beim Abſchiede die heitern Wiener, man ſolle ihn und den ernſten Drang ſeiner Seele nicht miskennen. Andreas Hofer's Tod war ſchon von ihm beſungen. Nicht minder Erzherzog Karl; was auch die Tage zerſchmetterten, die Namen Karl und Aspern ſollen in das Herz eingegraben ſein, ſie ſollen donnern im Geſange, ſind ein Sonnenhauch in düſtern Nebeljahren, und in Karl und Aspern hat Deutſchland noch Einen Tag und Einen Mann. Seines Herzens ganzen Jubel ruft Körner den Manen der gefallenen Helden von Aspern „in den Frühling ihrer Welten“ nach. Mit Zuverſicht blickt er auf den Brand von Moskau: „der Phönix Rußlands wirft ſich in die Flammen“. In ſeinem Gedicht bei der Muſik des Prinzen Ludwig Ferdinand ſagt er das Beſte, was über dieſen wilden Geiſt geſagt werden kann, deſſen Nacht endlich in Morgenroth verſchmolz:

Und dein Sehnen klagte nicht vergebens,
Einmal ward's in deiner Seele Tag,
Als dein Herz am kühnſten Ziel des Strebens
Kalt und blutend auf der Wahlſtatt lag.

— — —

Deinen Grabſtein kann die Zeit zermalmen,
Doch die Lorbeern werden dort zu Palmen.

Ein andermal geſellt ſich die milde Königin Luiſe dieſer wilden Geſtalt zu.

Luiſe, ſchwebe ſegnend um den Gatten;
Geiſt unſers Ferdinand voran dem Zug!
Und all ihr deutſchen freien Heldenſchatten,
Mit uns, mit uns, und unſrer Fahne Flug!

Der todten Königin ſoll beim Beginn des Kampfes das Volk zurufen: „Deutſche Frau erwache!“ und wie dann wirklich die preußiſchen Fahnen zu Felde ziehen, ſoll ſie als Heilige wieder freundlich auf das Land niederſchauen und das Flehen ihrer Kinder vernehmen:

Luiſe ſei der Schutzgeiſt deutſcher Sache,
Luiſe ſei das Loſungswort der Rache!

Theodor Körner wollte mit ſeinem Liede nur das Schilf ſein, das im Kriegsſturme mitrauſche. Und doch hatte er die Aufgabe deutſcher Literatur in jener ernſten Zeit ſo inhaltſchwer erfaßt, daß er ſagte:

Es ruft die heil'ge Sprache unſrer Ahnen:
Ihr Sänger, vor! und ſchützt das deutſche Wort!

Der Aufruf, mit dem er ſich an das Volk ſelbſt wendet, iſt großartig gedacht und ausgeführt: die Mädchen ſollen nicht weinen, die Frauen nicht klagen, weil ihnen die kühne Wolluſt des Kampfes fehlt und der Herr die Schwerter nicht für ſie geſtählt, wenn ſie ſehen, wie die jugendlichen Männer ihre Leiber entzückt in die Schaaren ihrer Räuber hinwerfen; ſie können ja dafür froh mit reiner Hand zum Altar Gottes treten, der ihnen in ihren herzlichen Gebeten den ſchönen, reinen Sieg der Frömmigkeit und zarte Sorgſamkeit für die Wunden der Helden gab. Und mit welcher Inbrunſt erneuet er nun in Gedanken die Zeiten alter deutſcher Treue, wo Bürger in freudig ernſter Todesweihe ihre Staaten feſtgebaut! Die gewaltige Stimme des Vaterlands ſelbſt hören wir aus ſeinem Liede nach den verſtummten Göttern rufen, ſehen in ihm des Vaterlands Hoffen auf des großen Gottes Rache. Eine große Hochzeit, ſagt er ein andermal, wird nun auf deutſchem Boden gehalten, die Ehre iſt der Hochzeitsgaſt, das Vaterland die Braut, und ſeine liebſten Söhne führt er in die bräutliche Kammer, unter den grünen Raſen, ein.

Rührend und ergreifend iſt die Lützower Politik, die in einem Liede nach der Melodie: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" vorgetragen wird. Die deutſchen Staaten ſind Brüder und Brüdern ziemt Einigkeit, mag auch die Lüge noch ihren falſchen Tempel bauen, mögen goldene Schurken beben und ſich vor Kraft und Tugend fürchten und vor Feigheit ſchwindelnd vor dem erwachten Volke ſtehen; mögen ſelbſt deutſche Fürſten es verdammen, daß das einige Deutſchland einer Welt Geſetze vorſchreiben könnte: Gott wird den Wütherich doch erſchlagen und das deutſche Land befreien. Seine Spur erkennt der Sänger im Ungewitter der Schlachten wie im herbſtlichen Rauſchen der Blätter — und dieſer Gott wird den Thron des Tyrannen zermalmen, des Vaterlands Feſſeln ſchmelzen und auf deutſcher Helden Moos die glühenden Palmen pflanzen.

Das Lied aber, das Körner kurz vor ſeinem Tode niedergeſchrieben hatte, das „Schwertlied“, iſt die Krone unter ſeinen Dichtungen. Wie hell und kindlich-einfach iſt der Gedanke und wie klaſſiſch iſt er für diesmal durchgeführt, daß das Schwert des Kriegers Braut iſt und daß er in der Schlacht mit ihr ſeine Vermählung feiert. Dieſer Gedanke und ſomit das Lied ſelbſt ſpricht die ganze Tiefe des damaligen Soldatenthums aus, wie es namentlich unter den Lützowern ausgeprägt war mit ſeiner durch die Ideen eines großen Heldenopfers, in welchem man ſich dem Vaterlande vermählen wollte, einer ſinnlichen, unmittelbaren Liebe beinahe nicht unähnlichen Vaterlandsliebe. Dabei hat das Ganze etwas Geiſterhaftes, als ſähen wir im hellen Mondenglanz die den ſchlichten Gedanken in größter Mannigfaltigkeit vorführenden Scenen vor unſern Augen vorüberſchweben. Heldenmuth ſpricht aus jedem Worte, und wo noch ein deutſches Schwert blinkt, wird des „Schwertliedes“ nicht vergeſſen werden.

Wenn wir jetzt Körners Lieder als die Geiſterſtimme eines der Gefallenen betrachten, ſo finden wir, daß ein Heldenſtolz darin wohnt, und daß Anſprüche an das Vaterland darin ausgeſprochen werden, denen unſer Volk — man denke an unſere armen Invaliden mit dem Leierkaſten — nur in geringem Grade entſprochen hat. In ſeinem Gedichte auf das Schlachtfeld von Aſpern fordert er die Nation mit hinreißender Beredſamkeit zur Dankbarkeit gegen die Gebliebenen auf; zum Beweiſe dafür, daß die Gefallenen nicht für Unwürdige geblutet, ſollen die Sänger ihre Lieder anſtimmen und Pyramiden ſich thürmen. Und wenn das Alles geſchehen, dann —:

> Stolzes Volk! Denkſt du mit Marmorhaufen
> Deines Dankes Schuldbrief abzukaufen? —
> Deine Kuppeln ehren nur Dich ſelbſt.

Körner würde auch als Ueberlebender ſtolze Anſprüche an ſein Vaterland gemacht haben, denn er ſagt:

Sieh' umher bei fremden Nationen,
Wie ſie dort ein muthig Werk belohnen,
Wie der Marmor in den Tempeln glänzt!
Jeder Sieg aus dunkler Wiſſensſphäre
Drängt ſich in das Pantheon der Ehre,
Und der kühne Künſtler ſteht bekränzt. —

Eine andere als die Körnerſche Reflexionspoeſie würde unter ſeinen Kameraden nicht die gleiche Wirkung haben hervorbringen können. Geſungen wurden ſeine Lieder zum Theil nach der Melodie von Burſchenliedern, wobei wir uns jetzt freilich nicht enthalten können zu wünſchen, daß Körner die alten Volksweiſen gekannt und als Melodien zu Grunde gelegt hätte.

Theodor Körner bietet uns als politiſcher Dichter wohl mitunter Erſatz dafür, daß er den eigentlich vom Kriegsliede unzertrennlichen Volkston nicht kennt; er bietet Erſatz in der Stelle von eigenthümlicher Schönheit:

Gottlob, der neue Tag bricht an!
Seht Euch nochmal die Sonne an.
Wohl viele, die jetzt rüſtig ſteh'n,
Seh'n ſie nicht wieder untergeh'n!

Aber gerade dieſer Mangel iſt es meiner Meinung nach, der es jetzt ſo Manchem ſchwer macht, gegen Körner als Dichter noch gerecht zu ſein — jetzt, wo faſt jeder bedeutendere Lyriker ſich am Volksliede geübt hat und vaterländiſche Töne anzuſchlagen weiß, die weit über den Gedankenkreis einer gebildeten Coterie hinaus an jedes menſchlichfühlende Herz greifen. Mit vollem Rechte verlangen wir jetzt von jedem Dichter, nicht daß er mit ſeinem Worte bis zum Volke durchdringt, welches ſich vielmehr ſelbſt ſeine geſunde eigene Koſt zu ſchaffen im Stande iſt, wohl aber, daß er die Herzen ſeines gebildeten Publikums vor der kaſtenmäßigen Einſeitigkeit des Denkens und vor einer gefährlichen Abgeſchloſſenheit gegen die friſchen Strömungen des gemeinſamen Volkslebens läuternd bewahre. Störend ſind jetzt auch in Körners Gedichten die fortwährenden jugendlichen Reflexionen über Leier und Schwert und freilich wirkt in dieſer Beziehung ein Wolfram von Eſchenbach wohlthuender, wenn er in rührender Naivetät mit geſchloſſenem Viſier auf dem bekannten Bilde vor uns ſteht, als hätte er ſelbſt nicht die geringſte Ahnung davon, welch wunderliches Ding es iſt um die Verbindung eines der hellſten, gewaltigſten und umfaſſendſten Geiſter aller Zeiten mit dem neben ihm ſtehenden, von ſeiner Rüſtung gleichfalls ganz verhüllten Schlachtroſſe; als hätte er nicht die geringſte Ahnung davon, daß dies Reiten in den Wäldern nach Abenteuern einmal aufhören und daß ſogar — man denke — der treue Wächter, dem er gleich vielen andern Dichtern ſeiner Zeit aus der Burg von der Seite der Geliebten ſeine Minnelieder zuſang, nicht immer für heimliche Liebe Wache haltend in ſeinem Korbe oder gar auf dem Burgthore ſitzen würde. Aber alles dies darf uns doch nicht zur Ungerechtigkeit gegen einen Dichter verführen, welcher nicht allein in einer der unſern noch ſo nahe ſtehenden Zeit den größten Einfluß übte, den ein Dichter überhaupt ausüben kann, ſondern auch literariſch noch in neuerer Zeit ſo manche Anregungen hervorzurufen im Stande war. So hat Körner mit dem Gedichte „Durch!“ Georg Herwegh für eine ganze Reihe ſeiner Poeſien Ton und Haltung gegeben.

Ich füge hier noch Einiges hinzu über Körners letzten Ritt, den er in einer fortwährenden dichteriſchen Begeiſterung ausgeführt zu haben ſcheint. Am 25. Auguſt 1813 wurden plötzlich hundert der zuverläßigſten Lützower Reiter und Pferde ausgewählt, an deren Spitze ſich Lützow ſelbſt und der alte Fiſcher ſtellten. Dies und die Begleitung von hundert Koſaken deutete ſchon auf ein beſonders wichtiges Unternehmen und regte die Phantaſie der hundert Lützower mächtig an. Der Dichter Theodor Körner war unter ihnen, und da er ſich damals als Lieutenant in Lützow's nächſter Umgebung befand, ſo ritt er hochbegeiſtert mehrmals an einige ſeiner Freunde heran, erklärte, man würde eine „himmliſche Suite“ haben, die für den Ueberfall bei Kitzen Genugthuung geben würde, und reizte dadurch die Neugier der Reiter noch mehr. Auch Lieutenant Frieſen, der edle Jüngling, der „in allen Sätteln gerecht“, dem „kein deutſcher Strom zu breit“ war, und der nachher in den Ardennen fiel, zog mit ihnen.

Der 23. Auguſt war ein ſchöner Tag, an dem noch überdies manche drollige Scene den Marſch erheiterte. Ein blutjunger, faſt noch knabenhafter Bauernburſche, auf einem hübſchen Pferde ſeitwärts vom Zuge reitend, führte gegen unſere Lützower kecke Reden und ſagte in ſeiner Bauerntracht, er ſei eben ſo gut Soldat als ſie, er wolle doch ſehen, wer etwas dawider habe. Vater Lützow, wie man ihn wohl nannte, drückte ſelbſt ſeine Verwunderung über den Burſchen aus, da dieſer ſogar gegen ihn ſeine Keckheit nicht zügelte: bis der alte Fiſcher Lützow endlich mit der Frage unterbrach, ob er denn ſein eigenes Pferd nicht kenne. Und es war richtig ſo: der Bauerburſche ſaß auf einem Lützow'ſchen Pferde. Er war, wie man nun erſt erfuhr, ein verkleideter Jäger, welcher, um dem Feinde auch dadurch Abbruch zu thun und dem Corps auf jede Weiſe zu nützen, ſich ſogar als Kundſchafter verwenden ließ und im feſten Lager der Feinde bei Schwerin genaue und ſachgemäße Erkundigungen über die Stellung derſelben eingezogen hatte. Er war mit einem zweiten, gleichfalls als Bauerjunge verkleideten Jäger bereits einmal dort geweſen, und ſogar den Weg auf der Landſtraße hatten ſie damals gut angewandt: denn einer von Beiden hatte ſich dabei mit der Zudringlichkeit eines reiſenden Bauerjungen an mehrere Franzoſen angeſchloſſen, ihnen im richtigen Augenblicke plötzlich die Gewehre genommen und ſie gefangen eingebracht. Eben jetzt ſollten die Beiden nun wieder nach Schwerin hinein; bis ſie noch Einiges erkundet hätten, ſollten die Lützower und die Koſaken ſich hauptſächlich nur in einem Verſteck halten, aus dem ſie dann nach eingegangener Nachricht losbrechen ſollten. Am Abende dieſes erſten Tages aber kamen ſie ſpät auf einem Rittergute an; unſere Reiter labten ſich an Butterbrod und Braten, die ihnen in großen Schüſſeln auf dem Hofe bei ihren Pferden präſentirt wurden, die Pferde am Hafer, der ihnen in Futterſäcken reichlich geboten ward. Noch graute nicht einmal der Tag, als man aufbrach; bald darauf kam man in das Gehölz unweit Roſenhagen und Gadebuſch, in deſſen Nähe das Gefecht vorfiel. Der Lützower, dem wir dieſe handſchriftliche Mittheilung verdanken, ritt mit neunzehn Andern zuerſt ein. Später ging er in Geſchäften zu einem Wachtmeiſter der fünften

Eskadron auf der andern Seite des Buſches, und bei dieſer Gelegenheit war es, wo er, natürlich ohne damals ſonderlich darauf zu achten, Theodor Körner im Vordergrunde des Buſches erblickte und neben ihm die Brieftaſche liegen ſah, in welcher er das „Schwertlied“ niedergeſchrieben hatte. Bald darauf fand Körner ſeinen Tod.

Nicht allein als ein Sühnopfer für das geſammte Vaterland fiel Körner, gleich den Scharnhorſt, Schill, nein, auch als ein Sühnopfer insbeſondere für jene kleine künſtleriſch gebildete Minderzahl, der er ſelbſt im Felde ein wehmüthiges Andenken bewahrte, für jene geiſtreichen Kreiſe, denen ſeine Familie ſo nahe ſtand und die erſt in der Bewunderung für den Heldenmuth dieſes Jünglings ihren guten Genius wiederfanden.

Ein Dichter, der ſo in das Leben eingegriffen hatte wie dieſer, und geſtorben war wie er, mußte nach ſeinem Tode ſelbſt zu einem Lieblingsgegenſtande des Geſanges werden. Nicht blos Stägemann beſang ihn. Die eigene Schweſter, an kindlich edlem Sinne nur dem Bruder vergleichbar, malte ſein Bild und begleitete es mit einem Liede. Sie fühlte ihren Tod herannahen und wollte neben dem Bruder ruhen, weil ſie, wie ſie ſagte, keinen Bräutigam habe und die Eiſenbraut an ſeiner Seite nicht auf ſie eiferſüchtig ſein werde. Tiedge ſang: „Wo habt ihr meinen Jüngling hinbegraben?“ Noch neuerdings ward Körner der Held eines dramatiſchen Gedichtes. Darin verliebt ſich jenes bekannte Heldenmädchen in ihn, und ſchleicht ihm in der Lützower Verkleidung überall nach, bis zuletzt eine feindliche Kugel ihrem Leben und ihrer verborgenen Liebe ein Ende macht. Erhebend und erfriſchend iſt Rückert's Gedicht: „Körners Geiſt“. — Möge denn ſeiner gedacht werden, ſo lange noch „des Windes Kräuſeln“ das Laub der deutſchen Eiche bewegt!*)

---

*) Das hier über Theodor Körner Geſagte wurde in dem Vortrage nicht geleſen.

Ich enthalte mich der Beſprechung ſo manches andern braven Dichters jener Zeiten, unter welchen Fouqué glücklich einen leichten anſprechenden Volkston getroffen hat. Zumal diejenigen übergehe ich, welche wir noch mit Stolz unſere Zeitgenoſſen nennen: einen Rückert, Arndt und Uhland. Faſt ſo männlich und nachdrücklich wie dieſe drei dichtete von den jetzt Verſtorbenen auch Carl Immermann ſeine „Vaterlandslieder“. Ueber die Schlacht bei Leipzig jubelte er:

„Wir haben geſchlagen die Völkerſchlacht;
Der Morgen bricht vor, zu Ende die Nacht.
Laßt los mich, muß überall ſagen es an,
O Himmel wie leuchtet die Siegesbahn.

Und vor Paris rief er aus:

Schlachttrompete, blaſe, blaſe,
Sei der letzte Kampf entſchieden.
Todesengel raſe, raſe,
Bald ſchlaft, Brüder, ihr in Frieden.

Wenn Immermann's Kriegslieder aber faſt gar nicht bekannt geworden ſind, ſo hatte dies vielleicht dieſelbe Urſache, welche ſein Talent überhaupt ſchwer zur Anerkennung gelangen ließ. Er war dem Ideal nicht immer treu und ſo ſchlägt er auch in ſeinen Vaterlandsliedern mit der trotz ſeiner von Haus aus tüchtigen Natur leider auch ihm eigenen Selbſt-Ironie der großen Zeit, welcher ſie angehören, in's Geſicht. Wer möchte ſie jetzt wohl noch zur Hand nehmen, da die Poeſie nur die Aufgabe haben kann, das hehre Bild jener Tage vor uns aufzubauen, nicht es zu zerſtören?

Würfe man aber geradezu die Frage auf: worauf gründet ſich nun der Zauber, der juſt auf den Namen Körner, Schenkendorf und Stägemann ruht (auf dem Namen Stägemann allerdings nur in beſtimmten Kreiſen), ſo erkennt man bei einiger Aufmerkſamkeit leicht, daß gerade ſie die Erzieher ihres Volkes waren und wie ſie ihrem Weſen nach es ſein konnten. Zunächſt verlangte eine theilweiſe mit dem zarteſten religiöſen Sinne begabte, durchgängig aber dem Idealismus zugewandte Zeit, daß ihre wirkſamſten Kriegsdichter ihr eine ſchon damals vollkommen und ſchön entwickelte Perſönlichkeit und eine religiöſe Grundſtimmung entgegentrugen. So iſt Theodor Körner nicht erſt durch ſeinen Opfertod zum Ideal erhoben worden: er war es ſchon im Leben durch eine Gunſt der Verhältniſſe, wie ſie vielleicht niemals wiederkehrt. Seine Stellung zu einem Vater, der von den höchſten und reifſten Früchten der damaligen Bildung für den Sohn Gewinn ziehen konnte, und zu der gleich hoch gebildeten Schweſter war von der vorzüglichſten Art. Die Mutter, eine Frau von weiſem Herzen, ſtand dieſen beiden ſchwerlich nach und ein Verhältniß anderer Art rundete Alles bereits wohlthuend ab. Von Max von Schenkendorf kann man ſagen, daß bei ihm die tiefe Sehnſucht ſeiner Zeit am Meiſten individuell geworden iſt. Denn die nämliche Sehnſucht nach höherer Vollendung war es, die ihn einſtmals die Freiheit am Sternenzelte ſuchen und die ihn einſtmals bei dem Gedanken an die Geliebte ſich ſelbſt zurufen ließ:

Dort nur wirſt du ganz geneſen,
Wo der Sehnſucht nichts mehr fehlt,
Wo das ſchweſterliche Weſen
Deinem Weſen ſich vermählt.

Stägemanns Namen dagegen wird kaum ohne Eliſabeth's Namen genannt, an welche er die ſtolze Aufforderung richten konnte:

Eliſabeth, auf wappne den Sohn! Du haſt
Dem Vaterland ihn freudig geboren.

So ausgeprägte und ſo feſſelnde Charaktere nun mußten zugleich in dem engen Rahmen dieſer Kriegslieder vollſtändig zur Erſcheinung kommen. Körner, Schenkendorf und Stägemann glichen jenen wundervollen Geigenſpielern, welche einer einzigen Saite die verſchiedenſten Töne zu entlocken verſtehen. Die Kriegsdichter, deren literariſcher Charakter noch in erotiſchen Gedichten oder auch in publiciſtiſchen Abhandlungen ſeine Ergänzung ſucht, traten auch deshalb mehr in den Hintergrund.

Die Zeiten Friedrichs und des preußiſchen Grenadiers waren vorüber. Es war eine Zeit gekommen, wo keine Abſtractionen herrſchten, ſondern Religion und Leben, Ideal und Wirklichkeit ſich in einer unvergleichlichen, unſre Sehnſucht nach jenen Tagen immer von Neuem erregenden Harmonie zuſammenſchloſſen*). Die Kriegsmuſe, welche in der Königin Luiſe eine verklärte Freundin ſah, trug ein volles Herz im Buſen. Sie brachte nicht ſowohl die Kraft, als die Zartheit, die Innigkeit und den Reichthum der modernen Empfindung in einem bis dahin unerhörten Maaße zur Anerkennung; denn auch eine Melodie, ein Takt klang durch dieſe Lieder hindurch, welcher Alle mit ſich fort riß. Man kann wohl ſagen, daß ein gewiſſes weibliches Element in dieſen Lieblingsliedern der Nation ſich findet. Darum bildeten ſie auch eine ſchöne Vermittelung zwiſchen dem Feldlager und der Familie und man ſieht, daß edle Frauen und die begeiſterte Jugend hier die Palme verſchenken.

Vielleicht ſchätzte dieſe Sängerpalme im Allgemeinen der Naturdichter Hiller zu hoch, als er Gleim zurief:

Und ſo biſt du ſo gut ein Held,
Der Preußens Friedrich ehrt,
So gut wie Kleiſt und Winterfeldt
Des Pantheons auch werth.

Aber gewiß iſt, daß auch in Zukunft jede Heldenthat ſich ihren Sänger ſchaffen und daß die deutſche Muſe niemals im Ernſte mit Gleim ſprechen wird: „Er iſt todt, Hoheit, er iſt bei Kunersdorf geblieben!“

---

*) Ein ſchönes Ehrendenkmal iſt den Freiheitskriegen und von ihren Dichtern Max von Schenkendorf gelegentlich geſetzt in dem ſo eben erſchienenen Vortrage: „Die Bildung des Willens. Zur Geſchichte der deutſchen Pädagogik. Von L. Wieſe. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1857.“

2. Zuſatz bei der Wiederholung in Frankfurt an der Oder am 6. April.

Hochgeehrte Verſammlung!

Die Krankheit des Herrn Profeſſor * in Berlin hat bewirkt, daß Sie an dem heutigen Abende nur dieſe Vorleſung über die Kriegsdichter gehört haben. Dem Auftrage, ihn gerade durch dieſe zu vertreten, konnte ich nur in der Hoffnung Folge zu leiſten wagen, daß Zeit und Ort ihr vielleicht eine nachſichtige Aufnahme bereiten würden. Die Zeit, denn es iſt ſeit dem erſten großen Schlachtenjahre des ſiebenjährigen Krieges gerade ein Jahrhundert verfloſſen. Und der Ort: denn hier hauchte Ewald von Kleiſt ſeine Seele aus und hier ſteht ſein ſchlichtes Denkmal neben der ſtillen Kirche.

Schon der ſchöne Frühlingstag könnte uns heute an ihn erinnern. Aber er gehört ja ſelbſt auch unſern Kriegsdichtern an. Sein Heldentod konnte mancher Umſtände halber zu ſeiner Zeit eine noch größere Wirkung auf die Literatur üben als Körners Tod. So laſſen Sie mich denn nochmals auf eine ſchon früher erörterte Frage zurückkommen, um Ihnen einen vielleicht noch ungedruckten und vielleicht von einem aus den Freiheitskriegen bekannten Manne herrührenden Spruch mitzutheilen, der dieſelbe auf das Treffendſte löſt. Er lautet mit Hinzufügung eines in dem Manuſcripte ausgelaſſenen Wortes:

Ein froher Sang iſt (Geldes)werth,
Ein tapfer Lied wiegt auf ein Schwert.
Nur ſei der Sänger auch ein Mann,
Der wie einſt Körner bleiben kann.

In gewiſſer Hinſicht hätte ſtatt Körners hier auch Ewald von Kleiſt genannt werden können, von welchem Gleim ſingt:

ewig glänzt
So wie die Sonne, wenn wie eine Braut
Aus ihrer Kammer ſie hervorgeht, uns
Sein Leben und ſein Tod!

Tiefſinnig wird er an ſeinem Grabmale ein Weiſer genannt, weil er für Friedrich geſtorben ſei. Und wie ſollte es nicht weiſe geweſen ſein, das Bild der *vollendeten Treue* aufzuſtellen, welches er ſo erhaben aufgeſtellt hat, daß wir in unſern Friedenstagen es nur von Ferne mit Ehrfurcht betrachten können!

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Die

Fremdherrſchaft.

Mittheilungen

aus der

Geſchichte des ehemaligen Königreichs Weſtphalen.

Vorgeleſen

am 13. Februar 1858

im Verein für wiſſenſchaftliche Vorträge zu Berlin

von

Dr. Heinrich Pröhle.

Leipzig.
Verlag von Guſtav Mayer.
1858.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Dem Verf. dieſer kleinen Arbeit lagen zwei ſchwer vereinbare Aufgaben ob. Er wollte einerſeits *im Weſentlichen* nur neues Material, wie es gerade nur ihm zur Hand ſein konnte und den Kern beinahe aller ſeiner Schriften bildet, geben. Andrerſeits ſollte er vor einem aus Zuhörern und Zuhörerinnen beſtehenden Kreiſe reden und es war nicht zu verkennen, daß ſich für dieſen leichter aus allgemeineren hiſtoriſchen Werken, denn aus allerlei anderweitigen eine gleichmäßig ausgeführte Arbeit faſt ausſchließenden Notizen das Paſſende herſtellen ließ. Da ich nun erfahre, daß gleichwohl die Zuhörerinnen nicht unzufrieden mit mir geweſen ſind, ſo erlaube ich mir auch bei dem Abdrucke des Vortrages die gefälligere Ueberſchrift beizubehalten, welche ihm der berühmte Geſchichtſchreiber der Hohenſtaufen, Hr. Geh. Rath Friedrich von Raumer, als Leiter der Vorleſungen in der Singakademie im Voraus gegeben hatte und ihn nicht anſtatt „Mittheilungen“ aus der Geſchichte des Königreichs Weſtphalen „Beiträge“ zur Geſchichte deſſelben zu benennen. Auf der anderen Seite habe ich es diesmal als einen „Act der Selbſtzucht“ betrachtet, mancherlei Materialien, die von mir aus dem nur auf eine kleine Stunde berechneten Vortrage geſtrichen wurden, auch für den Abdruck keineswegs wieder einzuſchieben. Je ſchwieriger bei der Fülle des Stoffes die Auswahl war, um ſo lieber laſſe ich es auch nachträglich auf den bloßen Verſuch ankommen, ob doch vielleicht gerade mit dieſen Griffen das Richtige angeſchlagen und das Wirkſamere feſtgehalten iſt.

Der hieſigen „Zeit", der Spenerſchen Zeitung und dem Oldenbergſchen Blatte danke ich für ihre Kenntnißnahme von dem gehaltenen Vortrage. Eine andere Zeitung ſagt, daß ich zu beweiſen geſucht, wie die Bewohner der Preußiſchen Landestheile unter Hieronymus für Preußen ihre Unterthanentreue bewahrt hätten. Diejenigen Züge, welche dafür ſprechen, ſind aber nur mit großer Vorſicht von mir aufgenommen worden. Die Arbeit iſt zwar mit Discretion in Bezug auf Perſonen und Ortſchaften abgefaßt. Jedoch ſoll meiner Anſicht nach eine Schrift wie dieſe zugleich eine Wage ſein, welche das Gute und Böſe genau gegeneinander abwägt. In der Provinz Sachſen kennt ja jedes Kind den ſchönen Spruch: Gerechtigkeit ſei mein Schmuck und Ehrenkleid. Warum ſollte der Schriftſteller ſich dieſer Lehre entſchlagen? In dieſer Beziehung ſcheint mir die ſonſt verdienſtvolle Heſſiſche Schrift von Lynker bei ihrer völligen Ruhe und Leidenſchaftsloſigkeit die Wahrheit nicht immer zu finden, nach welcher ſie ſucht. Was die „Zeit" bei Gelegenheit meines Vortrages ſagte, ohne daß ich es auf dieſen ſelbſt zu beziehen wage: „Für Kenntniß und Belebung des wahrhaft politiſchen und zugleich patriotiſchen Sinnes ſind Verträge ſolcher Art gewiß fruchtbringend", Das möchte ich von dieſem Schriftchen wenigſtens von dem Augenblicke an ſagen können, wo es ſeine Wanderung auch in das ehemalige Königreich Weſtphalen antritt, eine wie löbliche patriotiſche Geſinnung auch jetzt in jenen Gegenden herrſcht. Ich wünſche ihm dort eine recht große Verbreitung.

Berlin, den 21. Februar 1858.

Heinrich Pröhle.

Hochgeehrte Verſammlung!

In Dem, was ich Ihnen aus der Geſchichte des Königreichs Weſtphalen mittheilen werde, beſchränke ich mich möglichſt auf den preußiſchen Antheil an dieſem Königreiche. Je trauriger aber mitunter die Bilder ſein werden, welche ich Ihnen heute in einer der letzten Stunden einer großen und ſchönen Feſtwoche vorführen muß, um ſo freudiger nur laſſen Sie uns der Gegenwart gedenken, die uns gerade vor einer Woche in endloſem Jubel über die Reiſe eines erhabenen jungen Paares ungefähr dieſelben Gegenden zeigte, in denen wir klagend die unvergeßliche Königin Louiſe und den hochſeligen König Friedrich Wilhelm III. erblicken werden.

Tiefe Stille hatte in der großen niederſächſiſchen Ebene geherrſcht während der erſten Hälfte des Octobers 1806. Jetzt blühten diesſeits und jenſeits des Harzgebirges bereits die Spätblumen. Eine Familie aus Mühlhauſen in Thüringen war noch ausgezogen, ein ländliches Feſt zu feiern. Da kam ihr in einem Moraſte mühſam ein Wagen entgegen gefahren. Der Fuhrmann rief: „Auf der Stelle ausgebogen! Ich bringe die Königin!“ Die Königin Louiſe von Preußen grüßte und bedeckte ihr thränenvolles Geſicht. Die Königin weint! rief der Hausvater beſtürzt. Es ſoll am Schlachttage von Jena und Auerſtedt ſelbſt geweſen ſein.

Vielleicht ſtellte die edle Königin hier zuerſt die Betrachtungen an, welche ſie etwas ſpäter in einem Briefe an ihren Vater niederſchrieb:

> „Ganz unverkennbar iſt Alles, was geſchehen iſt und geſchieht,
> „nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben ſoll,
> „ſondern nur die Bahnung des Weges zu einem beſſeren Ziele
> „hin. Dieſes Ziel ſcheint aber in weiter Entfernung zu liegen,
> „wir werden es wahrſcheinlich nicht erreichen und darüber hin-
> „ſterben. Wie Gott will; Alles, wie er will. Aber ich finde
> „Troſt, Kraft und Muth und Heiterkeit in dieſer Hoffnung, die
> „tief in meiner Seele liegt. Iſt doch Alles in der Welt nur
> „Uebergang! Wir müſſen durch. Sorgen wir nur dafür, daß
> „wir mit jedem Tage reifer und beſſer werden.“

Nicht lange darauf ſah man auch den König ſein Antlitz verhüllen. Es war in Magdeburg auf offener Straße. Nur von einem Adjutanten begleitet ſchritt er auf den breiten Steinen daher. Die Menge rief bei ſeinem Anblicke ein lautes Vivat. Er zog ſein Taſchentuch hervor, bedeckte ſein Antlitz und ging verhüllt einige Schritte weiter auf ſeinem Wege. Der König weinte wie die Königin, und er hatte Grund dazu. Schon hatte er auf ſeiner Flucht die tiefſte Geſunkenheit ſeiner Unterthanen beklagen müſſen: an einem Orte waren ihm die Pferde verweigert worden, ſo daß er leicht dem Feinde hätte in die Hände fallen können. Und in Magdeburg ſelbſt, wie ſtürzten ſie ſich bald nach ſeiner Abreiſe in die Knechtſchaft! Die Uebergabe der Feſtung ſoll mit ſolcher Treue gegen die Franzoſen erfolgt ſein, daß die abziehenden Preußiſchen Soldaten von dem daliegenden Commißbrode weggewehrt wurden und hungrig abziehen mußten, damit es den Franzoſen vollſtändig überliefert werden konnte.

Doch laſſen Sie uns zunächſt einen Blick werfen auf das Terrain der ungeheuren Flucht. Auf der öſtlichen Seite, in mehr gerader Richtung nach der großen Elbfeſtung war ſie durch die wunderbare Kunſt des Feindes faſt ganz abgeſchnitten. Schon die fliehende Königin beſchrieb einen weiten Bogen nach Weſten; der König und das aufgelöſte Heer meiſt einen kürzeren. Auch hier bot das Terrain mancherlei Schwierigkeiten dar, mehr den verfolgenden als den fliehenden Soldaten. Hier legte ſich vorzüglich das Harz-Gebirge in den Weg, welches nach Möglichkeit umgangen wurde. Bald rauſchten im dürren Laube ſeiner Wälder den Flüchtlingen nachſetzende Hufe franzöſiſcher Roſſe. Der weitere Erguß des fliehenden Heeres nach Norden zu über die Stoppelfelder hin und das welke Kraut der Kartoffeln kündigte dem ernſten Norddeutſchen zuerſt den Untergang der alten Zeit an. In dieſe große Ebene kamen die Flüchtlinge theils mit, theils ohne Waffen. Alles lief nun wild durch einander. Neue, niedrigere Bergzüge oder auch nur Waldungen auf der mäßig ſich emporhebenden Ebene lockten durch Einſamkeit mehr die Flüchtlinge von der Heerſtraße ab als daß ſie ſich dem fliehenden Heere entgegenſtemmten. Auf den öden grünen Triftwegen über den Huy ſuchte ſich Mancher zu retten. Jenſeits dieſes Berges liegt in einer troſtloſen Schlucht die Rienburg, ein Rittergut. In ſeiner Nähe kam es zum Scharmützel, und der Gutsherr ließ die Todten begraben, ohne Unterſchied der Partei. Wenige Stunden nach dem Scharmützel, am Nachmittage konnte in der nahen Stadtkirche zu Schwanebeck noch über die Sonntags-Epiſtel gepredigt werden: „Schicket Euch in die Zeit, denn es iſt böſe Zeit." — Hinter der Rienburg beginnt der fünf Meilen lange Oſchersleber Bruch, durch welchen jetzt eine Strecke weit die Magdeburg-Braunſchweiger Eiſenbahn hinläuft. Nur drei Dämme führen über den von Moraſt-Gräben durchzogenen Bruch hin, und die Furcht; daß die Franzoſen den nahen Neuwegersleber Damm beſetzen würden, hatte das Scharmützel bei der Rienburg veranlaßt.

Auch den König führte ſein Weg über die Rienburg und über den Neuwegersleber Damm. — Das preußiſche Neuwegersleben iſt jetzt die nächſte, nach einem Uebereinkommen der Braunſchweigiſchen Eiſenbahnverwaltung angehörende Eiſenbahn-Station jenſeit Oſchersleben und man fliegt von dort in kurzer Zeit zu Preußens Hauptſtadt. Es iſt das heerdenreiche Vorwerk des Kloſters Hamersleben, welches nahe dem Bruche ſeine ſchlanken Thürme erhebt, und der Landhufen nicht weniger gehabt haben ſoll, als Tage im Jahre ſind. An dieſem Orte wurde der König wohl empfangen. Der Adminiſtrator Meyer fuhr ihn auf ſicheren Umwegen von Hamersleben aus um das Brandsleber Holz herum die weite Strecke bis nach Magdeburg hinein.

Der ſiegreiche Feind rückte überall raſch nach. Die berühmten Kirchen von Halberſtadt verwandelte er in Magazine. In der Liebfrauen-Kirche ſchichtete er ſein Brod auf und in der Domkirche lagerte er ſeinen Branntwein. Staunend ſtand der Pöbel vor den Tigerdecken der franzöſiſchen Offizier-Pferde.

Ueber die Gegend ergoß ſich jetzt die berühmte franzöſiſche Löffelgarde oder Kittel-Bande. Dieſe Soldaten hatten ſchon die Bauerngehöfte im fetten Halberſtädtiſchen durchzogen. Ueber der Montirung trugen ſie bereits Bauernkittel von allen Farben. Man ſtelle ſich einen ſolchen Kriegsmann vor, der aus den Schlitzen des rothen wollenen Rockes einer niederſächſiſchen Bauerfrau die Hände hervorſteckt. An der Feldmütze trägt er den Löffel für die vorgeſchriebene Bouillon; raubprunkend mit aufgeſpießten Gänſen und Hühnern an den Bajonneten ſchreitet er einher. In dieſer weibiſchen Tracht ſetzten die Kittelmänner als echte Furien dem fliehenden Heere nach. Mit einer impoſanten Janitſcharen-Muſik zog die Löffelgarde am 20. October durch Schwanebeck und brachte Wehklagen diesſeits und jenſeits des Bruchgrabens, wohin ſie ihre Glieder ſandte. In manchen Dörfern ſo weit ſchon vom Schlachtfelde wurde noch förmlich geplündert. In einem andern holte man Geld unter dem Mühlrade hervor und kaufte die Gemeinde los.

In dem Frieden von Tilſit verlor Preußen alle Länder zwiſchen Rhein und Elbe. Die von Preußen abgetretenen Gebiete nebſt Kurheſſen, Braunſchweig und dem ſüdlichen Theil Hannovers vereinigte Napoleon zu dem neuen Königreiche Weſtphalen mit der Hauptſtadt Caſſel und ſetzte daſelbſt ſeinen Bruder Hieronymus als König ein. Dieſer übernahm die Verpflichtung, dem Kaiſer die Hälfte des Ertrages der Kammergüter abzugeben, als Theilnehmer am Rheinbund ein Contingent zu ferneren franzöſiſchen Kriegen zu ſtellen und in dem unglücklichen Magdeburg eine Beſatzung von 12,500 Mann zu erhalten.

Beim Antritte ſeiner Regierung verſammelte Hieronymus die Abgeordneten aller einzelnen Länder ſeines Reiches in Caſſel um ſich, und nahm von ihnen am 1. Januar 1808 die feierliche Huldigung an. Man konnte nach der bisherigen geſchichtlichen Entwickelung der Huldigungs-Feierlichkeiten in Preußen nicht glauben, daß hierauf noch eine Huldigung in den einzelnen Landestheilen folgen würde. Obgleich nun aber Friedrich Wilhelm III. nur auf dieſe Weiſe gehuldigt war, ſo gab doch Hieronymus in einem Decret vom 11. Februar 1808 vor, durch den Wunſch ſeiner Unterthanen veranlaßt zu ſein, noch außerdem auch jene ältere Huldigung in den einzelnen Städten und Gemeinden anzuordnen. Dies geſchah für den 6. März 1808. Nicht Jeder, der damals in dem neuen Königreiche lebte, trug an jenem Tage die feinen lackirten weſtphäliſchen National-Kokarden, welche man zu dieſer Zeit anpries. In Helmſtedt erſchienen die weſtphäliſchen National-Farben an dem mit dunkelblauem und weißem Tuche überzogenen Vorbaue vor dem Rathhauſe, von welchem die Regierungs-Commiſſarien den Huldigungseid abnehmen wollten, noch durch viele Dintenkleckſe verſchönert. Die Studenten hatten am Abende vorher ihre Dintenſtecher daran ausgegoſſen. Auf ein donnerndes silentium von der Höhe der Rednerbühne antwortete ein mehrſtimmiges: quod non! Die Studenten behaupteten den Platz und führten den Landesvater auf zu Ehren des in der Verbannung lebenden trefflichen Herzogs von Braunſchweig-Oels und anderer deutſcher Fürſten. Dieſer Geiſt erhielt ſich unter Helmſtedt's Jugend. Im breiten hochſtämmigen Elmwalde, wo einſt der Sachſenapoſtel Ludgerus mit ſeinem Hunde eingezogen war, wurde noch im Jahre 1808 durch den früheren preußiſchen Offizier Tempsky, Beſitzer des einſam gelegenen Amalienbades, eine Verſchwörung gegen die Fremdherrſchaft vorbereitet, die allerdings noch vor ihrem Ausbruche unterdrückt ward.

Nicht minder widerwärtig als die Huldigung waren ſpäter die Reiſen des Königs Hieronymus. Ueberall nahmen die ehrwürdigſten Gebäude, die höchſten und älteſten Schlöſſer ihn auf. Mitgebrachte franzöſiſche Köche kochten für den weſtphäliſchen Hof und mißliebige Grafen-Frauen waren auf ihren eigenen Stammſchlöſſern nicht tafelfähig. »Saeculi nova spes et gloria fessi,« ſo lautete eine Inſchrift bei der Reiſe durch die Diſtricte Halberſtadt und Blankenburg. In Halberſtadt zog der neue König ſogar durch einen Triumphbogen, an dem die aufgehende Sonne angebracht war. Ein anderes Relief an dieſem Triumphbogen ſtellte die Zeit auf einer von einer Schlange umwundenen Kugel ſitzend dar. Daneben lag ein Füllhorn, im Hintergrunde ſtand eine Ruine und zur Seite waren die Grazien angebracht mit abgewandtem Geſichte. In Heſſen, einem braunſchweigiſchen Flecken, erwartete den König Hieronymus eine Ehrengarde von 24 vornehmen Oekonomen. Vielleicht als Aſpiranten auf verſchleuderte Staatsgüter trugen ſie türkblaue Uniform mit Silber-Stickerei, wie ihre Pferde türkblaue Decken mit ſilbernen Treſſen.

Hatten nun König und Königreich wirklich ihre Freunde? Hatte wohl gar die neue Regierung ihre Verdienſte? Ein oder der andere kurzſichtige Braunſchweiger oder Heſſe wurde allerdings durch die Einverleibung ſeiner Heimath in ein größeres Staatsganzes mit Vergnügen erfüllt. Centraliſationsideen traten hervor und in Gedanken wurde Alles für ein noch beliebig zu erweiterndes napoleoniſch-deutſches Reich zugeſchnitten.

Wie der Hof zu Caſſel, ſo waren die Verwaltungs-Beamten im ganzen Lande treue Anhänger des neuen Zuſtandes. Das Heer der Civil-Beamten eiferte an allen Orten nach Kräften dem Hofe nach. Unheimlich war's wenn ſie Nachts zu Magdeburg um den Punſchnapf ſaßen und in einen Gaſſenhauer einſtimmten mit dem wohl zehnmal wiederholten Refrain:

„Folget dem tapfern Bonaparte nach, Bonaparte nach,
Der für uns hat gewonnen die Schlacht.“

Gradezu übermüthig mußten diejenigen Beamten werden, welche, wie die Domainen- und Berg-Beamten, die Geldquellen übermäßig ausbeuteten und dabei doch ſelbſt von der in's Land geſchneiten Regierung faſt gar nicht controlirt werden konnten. So wurden die Bergwerke des Ober-Harzes gegen alles Recht und Geſetz angeſtrengt und zugleich ſah man die Bergbeamten ſich den größten Ausſchweifungen ergeben.

Es konnte freilich nicht fehlen, daß manche tüchtige junge Kraft erſt bei der Organiſation des Königreichs ihren Platz erhielt. Die alten Regierungen hatten bei ihren Anſtellungen in den verſchiedenen Fächern zu wenig ſtaatsmänniſche Geſichtspunkte walten laſſen. Die hauptſächlichſten Beamten des Königreichs Weſtphalen ſind noch unvergeſſen in ihrer Art. Ueberall entſchied der Bureau-Chef über die wichtigſten Angelegenheiten nach Willkühr. Der Ortsmaire oder vielmehr ſein Secretair, der Schulmeiſter, war allmächtig. Dem Maire wurde 1809 der Municipal-Rath nach Art unſerer Stadtverordneten beigeſellt. Weil er aber ſelten mit ſeiner Stimme durchdrang, ſo nannte ihn der Volkswitz, welcher auch den Weſtphäliſchen Adler den Weſtphäliſchen Kukuk taufte, den unnützen Prahlrath. Der Canton-Maire hatte eine ähnliche Mittelſtellung wie die Amtleute in der Provinz Weſtphalen zwiſchen Bürgermeiſter und Landrath. Die Polizei war beſonders in Caſſel einer Bevölkerung, die damals mit Behagen ihren Rothwein trank, ganz würdig. Das Poſtweſen kam aus beſonderen Gründen in Verfall. Es wurde bei ſeiner Franzöſirung auf eine Weiſe verdorben, daß es kaum noch zu gebrauchen war und daß die deutſche Handelswelt ſeine Benutzung wirklich vermied. Die Juſtiz erſchien meiſtens als unabhängig, durfte aber niemals mitſprechen, wo Angelegenheiten der Regierung im Spiele waren. Die Beſteuerung der Grundſtücke mußte von dem in der Conſtitution beſtimmten achten auf den fünften Theil des Ertrags geſetzt werden. Bald aber kommen unter dem Namen der Zulags-Centimes noch ganz ungemeſſene Auflagen hinzu. Das ſonderbare Continental-Syſtem ſollte auch Deutſchland von England trennen, während zum Glück als Schlußſtein unſerer Freiheitskriege der ſinnreiche Name Belle-Alliance daſteht, der für uns Preußen ſeine ſchöne Bedeutung bereits bewährt hat.

Am meiſten charakteriſtiſch für die weſtphäliſche Regierung iſt die Verſchleuderung von Kirchen- und Staatsgütern. Nicht einmal das Eigenthum der Schulen war außer Gefahr. Die Preiſe wußte man künſtlich ſo herabzudrücken, daß die Summe oft ſchon aus einer einzigen Abholzung gezogen werden konnte; gelang es nun noch, mit weſtphäliſchen Staats-Papieren zu zahlen, welche ohnehin nachmals werthlos wurden, ſo waren dieſe Kloſtergüter in der That mehr als geſchenkt.

Zu den Güterkäufern gehörte der Jude Jacobſon, eine intereſſante Perſönlichkeit an Jérôme's Hofe. Er war Hofagent zu Caſſel, Banquier, Ritter der weſtphäliſchen Krone und Präſident bei einer damals eingeſetzten jüdiſchen Conſiſtorial-Behörde. Jacobſon war von Haus aus ein edler Menſch. Aber ſeine einſeitige Verſtandes-Schwärmerei für das Gute bei geringem Bildungsgrade auf hohem Poſten führte manche Gefahren für ihn ſelbſt und für das Land herbei. Einſt wußte ein Gauner ſich in ſein Vertrauen einzuſchleichen. Er log ihm vor, daß er alle großen Gelehrten in eine Geſellſchaft vereinigen und durch ſie der Welt ein bisher ganz ungeahntes Licht anzünden wolle. Er gebrauche dazu nur dreierlei: erſtens Geld, zweitens Geld und drittens wieder Geld. Der Conſiſtorial-Präſident Jacobſen gab es aus eignen Mitteln in größter Fülle. Ihm war zu Muthe, als lebe er in der dichteſten Finſterniß und er erwartete jeden Augenblick, daß der Gauner die Lampen anzünden werde. In ſeiner Ungeduld entdeckte er ſich einem Freunde, und dieſer zeigte ihm, daß er getäuſcht war, weil er von wiſſenſchaftlichen Forſchungen und Wirkungen nicht die entfernteſte Vorſtellung hatte. Jedoch vermochte keine Beſchämung ihn in ſeinem Beſtreben für Menſchenwohl und Aufklärung irre zu machen.

Noch jetzt wird ſein Name und ſein Andenken durch Geſänge gefeiert in einem jüdiſchen Alumnate zu Seeſen am Vorharz. Er gründete auch dieſes durch eigne Mittel. Mit dem Erziehungs-Inſtitute verband er einen Tempel, den er zugleich der ganzen iſraelitiſchen Gemeinde zu Seeſen widmete. Orgel und Geſang ertönten darin nach chriſtlicher Weiſe, und der Inhalt der Geſänge zeigte den jüdiſchen Conſiſtorial-Präſidenten als den eklektiſchen Stifter einer ganz neuen Religion. Dieſer Tempel wurde der Jakobs-Tempel genannt, vielleicht mit leiſer Anſpielung auf den Namen Jakobſon. Mit der Jakobſonſchule zu Seeſen iſt das Samſon'ſche Inſtitut zu Wolfenbüttel nahe verwandt.

Das jüdiſche Conſiſtorium hatte Jakobſon ſelbſt geſtiftet. Junge freidenkende Israeliten ſaßen als Conſiſtorial-Räthe darin, wie denn auch Perſonen vom Trödel zur Verwaltung herangezogen wurden. Zur Erhaltung ſeines Conſiſtoriums mußten arme Judenfamilien ihre Betten verkaufen. Hie und da wurde der jüdiſche Lehrer abgeſchafft, um nur die Auflagen der Central-Behörde wieder einzubringen. Eine Schmähſchrift auf den Weſtphäliſchen Hof beſchuldigte den Präſidenten, daß er ſich von dem Finanzminiſter gebrauchen laſſe und ſich nur durch Erpreſſungen von ſeinen jüdiſchen Mitbürgern emporgeſchwungen habe. Der aufgeklärte Despotismus des jüdiſchen Conſiſtoriums brachte die Juden zur Verzweiflung. Die Geſänge und der Jahrtauſendalte Gottesdienſt der Juden mußte in den Synagogen des ganzen Königreichs Jacobſons äſthetiſcher Bildung angepaßt werden. Hie und da ſetzten die Rabbiner ihre Gebete im Hauſe fort und gaben ſie für Studien aus. Das humane Conſiſtorium aber verhängte gleichwohl empfindliche Geldſtrafe.

Jacobſen war in Halberſtadt geboren und erzogen, zunächſt wurde er Kammer-Agent zu Braunſchweig. Unter den Perſonen des Caſſelſchen Hofes hing er wohl am Unmittelbarſten mit der Braunſchweiger, Halberſtädter und Magdeburger Gegend zuſammen. In jener fruchtbaren Ebene, durch welche ſich die Brocken-Flüſſe nach Elbe und Weſer hin zertheilen, war er daheim wie der Vogel im Hanfſamen. Hier alſo kaufte der jüdiſche Conſiſtorial-Präſident die länderreichen Klöſter auf und nahm alle Heiligenbilder in den erkauften Klöſtern für die Taxe an. Hier fuhr er umher wie ein kleiner Fürſt; hier beſchützte der Banquier in ihrer zum Theil harten Bedrängniß Adlige und proteſtantiſche wie katholiſche Geiſtlichkeit. Er ſelbſt hatte ein geiſtliches Air und trug ſich wie ein vornehmer katholiſcher Geiſtlicher. Als er im Jungfrauen-Kloſter zu Hadmersleben, welches er gekauft hatte, die neunzigjährige Nonne Urſula beſuchte, um ſie über ihre Lage zu tröſten, hielt er es für angemeſſen, ſich noch überdies für einen hohen katholiſchen Geiſtlichen auszugeben. Sie empfing den vermeinten Oberen ſogleich mit der Verwünſchung Jacobſons, welchen ſie beſchuldigte, ihren Heiland gekreuzigt zu haben, und es gelang ihm nicht, ſie eines Beſſern zu belehren.

Angriffen, wie ſie gegen die orthodoxen Juden und gegen das Eigenthum der katholiſchen Kirche gerichtet wurden, entgingen aus naheliegenden Gründen unſere evangeliſchen Glaubensgenoſſen. — Von den Geiſtlichen im ehemals Preußiſchen Antheile des Königreichs wurde die Forderung der Treue gegen Hieronymus auf die Worte Friedrich Wilhelms gegründet: „Seid Eurem neuen Könige, was Ihr mir geweſen ſeid.“ An Jérôme's Geburtstage erzählte man von dem biederen Abſchiede Friedrich Wilhelm's. Beſonders wurden in einzelnen entfernten Dörfern, die zum Theil keinen andern Franzoſen zu ſehen bekamen als die von gedankenloſen Gutsbeſitzern herbeigezogene sauvegarde alle alten Erinnerungen bewahrt, und gewiſſermaßen ward ſogar der Geburtstag Friedrich Wilhelm's gefeiert. An ſolchen Orten blieb der Zuſammenhang mit dem Königreiche Weſtphalen immer ſehr locker.

Vergegenwärtigen wir uns an einem Einzelgeſchick das dunkle Fatum, welches in jenen Kriegstagen über mancher weſtphäliſchen Volksgeſtalt ſchwebte.

Der Invalide Rauchheld aus Neuhaldensleben ſang, ein lebendiger Zeuge des Wunderbaren, was die Zeitgenoſſen erduldet hatten, noch vor zehn Jahren ſeine bunten Erlebniſſe auf Märkten und Straßen des ehemaligen Königreichs Weſtphalen von der Saale bis zur Bode ab. Sein erſtes Abenteuer war die Flucht von Jena bis Lübeck geweſen. In einem Wechſel, der zur Zeit des dreißigjährigen Krieges nicht hätte bunter ſein können, erblicken wir ihn nun bald auf Seiten der Preußen, bald auf Seiten der Franzoſen; bald ſehen wir ihn unter den Schill'ſchen Huſaren reiten, bald mit weſtphäliſchen Truppen nach der Heldenſtadt Saragoſſa ziehen. Von den Flintenkugeln, Säbelhieben und Dolchſtichen der heißblutigen Spanier zerfetzt, von den Franzoſen wieder zuſammengeflickt, wurde er nach Rußland geſandt:

„Nach Rußland mußt' ich reiten,
Ich ſah dort Moskau's Brand,
Sah vielen dort bereiten
Ihr Grab im eiſ'gen Land."

Er ſelbſt aber entkam glücklich über die Berezina, ging unter Tſchernicheffs Koſaken und kämpfte dann noch als Lützower und als preußiſcher Ulan bis zur Schlacht bei Belle-Alliance. Als ſolche Rauchhelden, deren Geſchick in tiefes Dunkel gehüllt blieb, obgleich es an die bedeutendſten Schlachten geknüpft iſt, mochten Viele aus den Preußiſchen Landestheilen des Königreichs Weſtphalen umherſchwanken. Wenn man indeſſen dieſen volksthümlichen Charakteren auf den Grund ſieht, ſo lieſt man doch auf demſelben zuletzt einen Namen eingegraben, mit deſſen Schickſalen das ihrige immer Hand in Hand ging. Es iſt nicht der Mann „im grauen Oberrock, im kleinen Hut", ſondern Er von dem es heißt: „Der König rief und Alle, Alle kamen!"

Tiefbetrübend freilich war es, daß ſo lange Zeit die fremde Herrſchaft ertragen werden konnte. Doch fehlte es auch nicht an gewaltſamen Empörungen. Noch lag ein treues Homberg in Heſſen, wo Dörnberg's Aufruhr ſich entſpann. Selbſt Frauen waren thätig. Die anmuthige Karoline Baumbach ſtickte in ihr rothweißes Heſſen-Banner: „Sieg oder Tod im Kampfe für das Vaterland". Der Ruf verhallt in dem dumpfen Lande nicht ohne daß ein Dörnberg auf der Stelle ihn nachgerufen hat. Philipp Ehrenfeld trug die Fahne in's Feld. Die edle ſchwer verfolgte

Fahnenſtickerin erlebte noch die Rückkehr ihres Kurfürſten, aber nur um bald darauf ſich durch die Pflege verwundeter Preußen eine Krankheit zuzuziehen, an welcher ſie ſtarb.

Jérôme's Verhalten bei dem Dörnberg'ſchen Aufſtande wird ſehr gerühmt. Jedoch iſt nur ſo viel gewiß, daß er dabei ſeine Gemahlin an Beherztheit übertraf. Nachdem Verrath ihn gerettet, hatte er bei dieſer Gelegenheit es leicht, mit Geiſtesgegenwart die ihm übertragene Regentenrolle erträglich zu ſpielen, aus welcher er bei der Ankunft der Koſaken ſo kläglich herausfiel. Auch ſeine Milde bei der Beſtrafung des Aufſtandes iſt gelobt worden. Und doch hat man auch hierzu nur einigen Scheingrund durch den Vergleich mit ſeines Bruders himmelſchreienden Blutgerichten über die Schill'ſchen Soldaten. Aber ſelbſt dieſes Lob ſchwindet noch bei näherer Betrachtung. Die Glieder dieſes heſſiſchen Aufſtandes waren zu ſehr mit den Familien, welche den Hieronymus umgaben, verwachſen, als daß nicht hier hätten manche Milderungen eintreten müſſen. Von den zahlreichen Todesurtheilen in der Dörnberg'ſchen Sache, in welche zu ſeiner theilweiſen Ehrenrettung der heſſiſche Adel ſehr verflochten war, ſind allerdings nur zwei wirklich vollzogen worden. Wie zum Erſatz aber wurden von den bürgerlichen Marburger Inſurgenten doppelt ſo viele erſchoſſen. Unter dieſen war der Profeſſor Sternberg, ein früherer Goslar'ſcher Arzt; ihn hörte man bei der Hinrichtung noch jammern bis die Kugel eines mitleidigen Jägers ſeinem Leben ein Ende machte. Dagegen ſtarb ein alter Oberſt mit der Tabakspfeife in der Hand unter dem Rufe: „Es lebe der Kurfürſt!" Ohne Denkſtein liegen dieſe ſechs heſſiſchen Patrioten-Gräber auf der weiten Fläche des Forſtes zu Caſſel. Ein heſſiſcher Schriftſteller wünſchte unlängſt ſie der Viehweide entriſſen zu ſehen. Wahrlich, ein billiger Wunſch!

Zumal aber von außen kamen in das Land der Knechtſchaft plötzlich die Freiſchaaren hereingeſprengt, wie Boten aus einer beſſeren Welt. Sie vermochten auf kurze Zeit die Phyſiognomie der weſtphäliſchen Ortſchaften ganz zu verändern. Die franzöſiſchen Truppen waren meiſt nach Oeſterreich gezogen. Am 6. Mai 1809 näherte ſich dem Städtchen Hadmersleben, jetzt der erſten Eiſenbahnſtation dieſſeits Oſchersleben, ein Trupp Reuter. Hinter ihnen her fuhren einige Wagen. Die Leute auf den Wagen riefen immerfort: „Es lebe der König von Preußen!“ Die Reuter waren ſechs Schill'ſche Huſaren mit einem Offizier. Sie kamen von Halberſtadt und brachten einige Neuangeworbene dorther. Auch eine Regiments-Muſik hatten ſie erbeutet. So fehlte alſo nichts zu einem improviſirten Volksfeſte. Die guten Hadmersleber ließen den Major Schill und, wie ſie ſagten, ſeine Armee leben und feierten ihr Volksfeſt drei Stunden lang in der Poſt, einem Gaſthauſe. An der Poſt war während dieſer Zeit der preußiſche Adler wieder aufgeſtellt. Sogar der Superintendent erſchien, ſtellte ſich dem Offizier vor und fragte, ob das ihm vorgeſchriebene franzöſiſche Siegesfeſt wegen der Schlacht bei Regensburg (April 1809) in Hadmersleben gefeiert werden ſollte. „Kein Deutſchgeſinnter, antwortete der Offizier trocken, wird ſolche Feſte feiern. Ich wüßte wohl eine andere Predigt (er deutete auf den Schill'ſchen Aufruf), die werde ich aber ſelbſt halten.“ Dieſe Antwort genugte dem geiſtlichen Oberhirten nicht. Er wartete bis die Huſaren weggeritten waren, dann nahm er plötzlich eine andere Miene an. Das Volk wurde ermahnt nach Hauſe zu gehen, der preußiſche Adler mußte wieder dem weſtphäliſchen weichen.

Das Volksgewiſſen war im Jahre 1809 vielfach erſtaunlich geſchärft. Leicht fand es heraus, daß die Reuteroffiziere mitunter beſſer predigten als die Superintendenten; daß die Schill'ſche Predigt zu Dodendorf tugendhafter war, als die Siegespredigten für Regensburg. Der kühne Schill endlich bezahlte bei

Stralſund mit dem Leben ſeine letzte und ſchönſte Predigt über ſeinen Wahlſpruch: „beſſer ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.“ Und jetzt zeigte es ſich recht, was er ſeinen Landsleuten geweſen war. Nicht ſelten geſchieht es, daß das Volk eine wahrhaft ideale Figur mit Gewalt feſthält, weil es keine Lücke in der moraliſchen Ordnung der Geſchichte geſtatten will. So mochte man auch an Schill's Tod nicht glauben. Um das Volk zu überzeugen, daß Schill wirklich todt ſei, zeigte ein verſtändiger Holländer Schill's Kopf in Spiritus herum. Und dennoch war Schill nicht todt! Sein Geiſt lebte. Das bewies alsbald der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunſchweig.

Der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunſchweig hatte keinen Verzicht auf ſein dem Königreiche Weſtphalen einverleibtes Herzogthum geleiſtet. Er nahm dadurch von vorn herein eine kühne und gefährliche Stellung ein. Gerade ihn unter den Braunſchweigern nennt unſer Volk mit dem vollſten Herzogs-Titel den Braunſchweig-Oels. Im Magdeburgiſchen verwandelte man 1809 den Namen Schill unwillkührlich in Schild. So hat ſich auch gerade an das Wörtchen Oels die Vorſtellung von einem koſtbaren Wundenöl und von einer unbeſchreiblichen Vaterlandstreue gehängt. Den edlen Braunſchweig nennt Arndt den Herzog. Anfangs hielt ihn nach einer wilden Jugend ein ſüßes Familienleben zurück. Da ſtarb ihm ſeine heißgeliebte Gemahlin. Nun ſchrieb er nach Braunſchweig am 29. Mai 1808 die inhaltſchweren Worte: „Unglück und harte Prüfungen ſind gewiß oft in der Welt nöthig, um uns zu einer beſſeren Zukunft vorzubereiten, ſo wie hier auf der Erde kälter und überlegter zu machen. Ob dieſes letztere mir ſo nöthig war, wage ich nicht zu beurtheilen.“ Und ſiehe! die Kälte des edlen Braunſchweig war Todesverachtung. Seine Ueberlegtheit nahm die Geſtalt eines ſtrategiſchen Meiſterzugs von der Böhmiſchen Grenze bis zur Nordſee an. Von der Saale her ritt der Herzog tiefer in das Königreich Weſtphalen hinein. In Halle, wo er einſt als Preußiſcher Offizier in Garniſon gelegen und nur zu oft dem Jugendmuthe ſeiner Heldenſeele hatte die Zügel ſchießen laſſen, hielt er ernſt auf dem Markte. Nur als er einem Bürger die Hand vom Pferde herab reichte, erheiterten ſich ſeine Züge ein wenig. Er ſchien dort Allen verloren. Am 29. Juli 1809 wurden ſeine Schwarzen auf dem Kleers bei Quedlinburg in der beſten und löblichſten Geſinnung bewirthet. Auf dieſer Wieſe hatten die Bürger dort ſo eben in großen Familienzelten ihr Vogelſchießen gefeiert. Darauf hielt der Herzog drei merkwürdige Bivouacs, vor Halberſtadt am Judenkirchhofe, vor Wolfenbüttel und Braunſchweig. Bei Halberſtadt und bei Ölper eine halbe Stunde von Braunſchweig ſchlug er ſich ſehr gut. Halberſtadt eroberte er. Welcher Wechſel in einer Stadt, die aus den Händen weſtphäliſcher Gendarmen für kurze Zeit in die Hände ſeiner Soldaten überging! In dem mit ſeinen Thorflügeln ſehr zerſchoſſenen Kühlingerthore wurden die Kanonenkugeln eingemauert mit der Beiſchrift: Gedenke des 29. Juli 1809.

Der edle Braunſchweig im Jahre 1809 gelangte mit ſeinen Soldaten bis vor die nächſte große Welfenſtadt. Einzelne herzogliche Ulanen und Huſaren ſprengten durch Wolfenbüttel. Ihr Anblick belebte unbeſchreiblich den Patriotismus. Wußte man doch, daß draußen vor dem Herzogsthore der Herzog lag. Der Herzog, der Niemanden des Eides für ſein Haus entbunden hatte! Zunächſt: was ſollte man dieſem Fürſten thun? Man nahm Brod und Lebensmittel in unbeſchreiblicher Fülle und trug ſie hinaus vor das Herzogsthor für ſeine Schwarzen, von deren Tſako hinter einem Roßſchweife der weiße Todtenkopf die Braunſchweiger anblickte. Und ſodann: wie fand man ihn? Er ſaß und kochte ſich ſelbſt die Mahlzeit in ſeinem Feldkeſſel. Er wollte zeigen, daß ein braver

Mann im Jahre 1809 nichts als Soldat ſein könne. Aber keinen Vorwurf ſprach er aus. Sein Ausſehen war ernſt, ja finſter; in ſeinen Reden wie in ſeinen Handlungen auf dem Erbe ſeiner Väter war er die Leutſeligkeit ſelbſt. Er, den man in überſprudelnder Jugendluſt gekannt hatte, trug den Todtenkopf vor ſeiner überhangenden Mütze mit rothem Streif. Auf ſeiner Bruſt ſah man nur einen kleinen Stern. Ein ſtarker brauner Knebelbart, und der Backenbart, welcher das Geſicht gleichmäßig bedeckte, bildete einen Contraſt gegen die ganz weißen Augenbrauen. „Ich denke, ich komme bald wieder", ſagte er einem Muſiklehrer. „Mein Söhnchen, wachſe nur ſchnell, damit Du mir helfen kannſt", ſprach er zu deſſen Knaben. Und dabei rührte er hingeſtreckt auf ſeinen Mantel immer fort in ſeinem Feldkeſſel. Ganz entſprechend war der Bivouac vor Braunſchweig. Es ſchien als hätte man den Herzog längſt erwartet. Genügte doch noch im Jahre 1813, als Czernicheff nach Caſſel vorgedrungen war, ein großes rothes Ordensband, welches dieſer trug, um die Caſſeler glauben zu machen, ihr Curprinz ſei herbeigeeilt, das fremde Joch zu zerbrechen.

Nach manchen Abenteuern ſchwamm der Herzog glücklich und ſicher an den rothen Strand der grünen Nordſeeinſel heran, welche durch die Zeitverhältniſſe in die wunderlichſte Lage gekommen war, und auf der man während der Continentalſperre einſt für ein Ei ein Pfund Kaffee hingab. Die Schwarzen wurden wild in der Welt umhergeſchleudert, ſeit die Fiſcherkähne von Helgoland ſie gewiegt und die Sirenen der Nordſee um dies ſchöne Eiland her ihnen ihr Lied geſungen hatten. Vergeßt uns nicht! riefen die Braunſchweiger in einem Liede ihnen nach.

Der edle Herzog von Braunſchweig-Oels mag mehr Soldat als Staatsmann geweſen ſein. Als er endlich zur Regierung gelangte, ſah man ihn ruhelos mit einem ganz kurzen Pfeifenſtummel im Munde auf dem Schloßhofe und in den Pferdeſtällen herum wirthſchaften und die Abwartung ſeiner Pferde beaufſichtigen. An einem einzigen Tage jagte er zu Pferde von Braunſchweig nach Wolfenbüttel, von Wolfenbüttel nach Blankenburg, von Blankenburg zurück nach Braunſchweig und nahm an jedem dieſer Orte die Revue ab. Zugleich aber zeugte die Zuſammenſetzung der höchſten Behörde von einer kaum begreiflichen Mäßigung und, wir dürfen nicht daran zweifeln, von großer Weisheit. Dennoch war ihm eine längere friedliche Regierung nicht beſchieden. Eine geheimnißvolle Kugel tödtete ihn am 16. Juni 1815 in der Schlacht bei Quatrebras. Entſetzen ergriff die Braunſchweiger bei der Todesnachricht. Theilnahme und Kummer waren bei den Unterthanen ſo groß, daß an ſeinem Begräbnißtage buchſtäblich kein Strohlager in Braunſchweig mehr zu finden war. Vier Tage danach aber verbreitete ſich das Gerücht, der Held commandire unabläſſig in der Domkirche. Acht bis neun Tage, ſo wird erzählt, hielt das Commando an und Niemand getraute ſich mehr an der Domkirche vorbeizugehen.

Als der Herbſt die breiten bis zu den höchſten Gipfeln hinauf beſchnittenen Alleeen von Schönbrunn entlaubte, ſanken mit dem Frieden von Wien oder Schönbrunn (14. Oct. 1809) auch die letzten Hoffnungen des Jahres zu Boden. Aber noch, noch konnte das Deutſche Volksgew[illegible] nicht ruhen. In den Tyroler Alpen redete es noch und ſcheuchte die Gemſen auf durch manchen Büchſenſchuß. „Bete, ſei ſtandhaft", ſprach Andreas Hofer nachmals zu ſeiner Frau, als die Franzoſen ihm den Bart ausrauften. „Leide mit Geduld, dann kannſt Du etwas von Deinen Sünden abbüßen."

„Nachdem der unglückliche Friede abgeſchloſſen war", erzählt Wilhelm Grimm, „ſchien Alles verloren und die Gewalt das feſte Land von Europa auf eine Weiſe zu umſtricken, daß man glauben mußte, es dürfe ohne ihren Willen fortan kein Glied mehr fre bewegen. Allein mitten in ſolchem Zuſtande völliger Hoffnungsloſigkeit, der, gewöhnlicher Anſicht nach, keinen Zweig mehr darbietet, nach dem der Herabſtürzende greifen kann, erſteht in dem menſchlichen Herzen das Vertrauen auf Gottes Beiſtand; das Aeußerſte, das eingetreten iſt, ſcheint zugleich der Anfang einer beſſeren Zeit, und man fühlt ſich von der Sorge befreit, nachzuſinnen, auf welchem Wege die Hülfe kommen werde.“

Dieſe ſchönen Worte eines Gelehrten, der meiſtens im Königreiche Weſtphalen leben mußte, zeigen uns mit dem feinſten Verſtändniſſe, in welcher Art man dort dem Jahre 1813 entgegenging.

„Seltſam“, ſagt Wilhelm Grimm gleichfalls erſtaunlich tief und mit einem wahrhaft Göthe'ſchen Taſtſinne, „wie in ſolchen Augenblicken, wo die Spannung nachläßt und geiſtig die Luft umſchlägt, die Außenwelt daran Theil zu nehmen pflegt. Die Linien der Berge und Gegenden, ſelbſt die Formen der Gebäude zeigen ſich unſerem Blicke verändert, oder in einer fremdartigen Beleuchtung.“ Dieſe Worte halten mit auffallender Klarheit die Stimmung im Königreiche feſt. Schon die Oſterwoche des Jahres 1813 mahnte durchaus an politiſche Auferſtehung. Ja, jetzt war es Ernſt mit dem Sturze des Eroberers. Man denke ſich das Erſtaunen der braven Halberſtädtiſchen Bauern, da ſie als das rechte Gegenſtück der Löffelgarde einſt während dieſes Jahres Kalmücken und Baichkiren mit Armbrüſten und Pfeilen zu ihrer Befreiung herbeikommen ſahen! Faſt an keinem Orte fehlte es an kleinen improviſirten Volksfeſten bei der Ankunft der erſten Streiflinge. Die Ruſſen, die Ruſſen ſind da! hieß es in Hornhauſen beim Sonntags-Tanze. Als man zuſah, war es ein einziger Koſake und dieſer erwies ſich bei näherer Unterſuchung als ein wohlbekannter Burſch aus dem Dorfe ſelbſt. Er war von den Weſtphälingern zu den Ruſſen deſertirt, nahm die Ortskaſſe in Beſchlag und den Schulmeiſter gefangen. Dieſen, den die Tanzgeſellſchaft anfangs aufhängen wollte, führte er eine Strecke weit gebunden mit ſich. Die Kaſſe lieferte er richtig ab. Minder gefährlich war eine Scene zu Mühlhauſen. Dort flog einſt plötzlich ein fremder Huſar, Säbel und Piſtole in der Hand, über den Markt, empfing die geforderte Flaſche Wein und zwang die erbleichten franzöſiſchen Gendarmen, mit ihm auf die Geſundheit des Königs von Preußen zu trinken. Alsdann ſtob er wieder von dannen.

Schon im Mai 1813 machte Czernicheff, welcher unter dem Kronprinzen von Schweden zur Nordarmee gehörte, ſeinen Streifzug nach Halberſtadt. Am 30. Mai langte er auf ſeinem langbeinigen Pferde, das bei dem Trabe der klugen Koſakenpferde nur Schritt zu gehen brauchte, dort an. In der Kirche zu Hadmersleben wurde am Himmelfahrtstage ſo eben gepredigt über die Worte: „Wir haben hier keine bleibende Stätte, ſondern die zukünftige ſuchen wir.“ Da zeigte ſich ein Offizier der franzöſiſchen Gendarmen, die ſich auf dem Amte zu Hadmersleben feſtgeſetzt hatten und winkte dem Pfarrer zum Schluß. Der Offizier ließ ſich die Kirchenſchlüſſel geben, Kiſten mit Patronen wurden in die Kirche getragen, die Gendarmen verſchloſſen ſich darin. Czernicheff war in ſeine Bärenhaut gehüllt im Anzuge und wirklich langte alsbald der ruſſiſche Major Graf Diemar mit Lützower Jägern an. Die Dämmerung war eingetreten. Da ſtürzten die unteren ſechs Kirchenfenſter ein und aus allen Fenſtern erfolgte eine Gewehr-Salve. Danach ſtürzten auch die oberen Kirchenfenſter und eine zweite Salve erfolgte. Graf Diemar, Czernicheffs erſter Adjutant, erhielt diesmal einen Schuß auf die Schnalle der Degenkoppel, der ſeinen Tod herbeiführte. Kaum war das Detachement abgezogen, ſo taumelten die Gendarmen trunken, wie ſie waren, aus der Kirche, und ritten im Galop davon, wie jener

Predigt-Text ihnen vorher verkündigt hatte. Am Sonnabend während der Beichtrede ſteckte ein Koſak den Kopf in die verwüſtete Kirche. Am Sonntag Nachmittag wurden die Gendarmen durch Hadmersleben als Geſangene geführt. Die Koſaken hatten die ſilbernen Cordons von ihren Bärenmützen abgeriſſen und um ihre unſcheinbaren Mützen geſchlungen.

Den Zeitpunkt, wo Czernicheff mit ſeiner Reiterei auf dem linken Elbufer Bernburg beſetzt hielt und ſeine Streifparteien bis Bitterfeld, Delitzſch, Halle, Eisleben, Egeln, Wansleben ſtreifen ließ, hielt er für geeignet zum Ausfalle auf Caſſel. Er ſtob durch Mühlhauſen, um den König Hieronymus zu verjagen. Eiligſt nahm er in dieſer Stadt die ſtädtiſche Behörde gefangen und führte ſie in einer einzigen Chaiſe mit ſich fort. Viele Stunden lang hielten die Väter der Stadt wie in einem Thierwagen vor den Thoren auf freiem Felde, mit böſem Gewiſſen. Gerade die Behörden in Mühlhauſen wurden die Verräther des Zuges nach Caſſel.

In Caſſel fand man Hieronymus nicht. Aber welcher Contraſt! Koſaken vom Fuße des Ural, von den Ufern des Caspiſchen Sees in der wollüſtigen Stadt der Bäder von Milch, Fleiſchbruhe und Rothwein! Noch hatte Czernicheff ſeinen feierlichen Einzug nicht gehalten. Da erſcheint bereits bei ihm zum Erſtaunen der Caſſler ein Pope mit langen ſchwarzen Locken. Seine Sänger breiten ein weißes Tuch über einen Tiſch. Der Pope tritt vor den Tiſch, Czernicheff ihm zur Linken. Und bei feierlicher Stille beginnt das Amt unter dem Geſange muſikliebender Koſaken in der Hauptſtadt, wo Jacobſen mit einem augenblicklichen bibliſchen Anfluge in einer einberufenen Juden-Verſammlung verſprochen hatte, daß die Geſänge von Zion in lauten Tönen auf Weſtphalens Gebirgen verhallen ſollten.

Zwiſchen Czernicheffs Streifzug nach Halberſtadt und Caſſel fällt die Ueberrumpelung Braunſchweigs durch den preußiſchen Oberſtlieutenant von der Marwitz. Am 22. September 1813 überſchritt er die Elbe. Da zu Braunſchweig nach dem raſchen Durchzuge des Herzogs Friedrich Wilhelm im Jahre 1809 die Franzoſen noch einmal die Zügel der Regierung ergriffen hatten, ſo wagte jetzt Niemand dieſelben wieder an ſich zu reißen, und Braunſchweig war nach dem Abzuge des General-Lieutenants bis zum gänzlichen Zuſammenbrechen der napoleoniſchen Herrſchaft faſt ohne Regierung. Beſonders eifrige weſtphäliſche Beamte führte Marwitz mit ſich fort und brachte ſie jenſeit der Elbe in Sicherheit. Etwa 96 derſelben, ungefähr die Hälfte, wurden zuſammen im Schindler'ſchen Waiſenhauſe zu Berlin verhört, ſpäter nach Königsberg in der Neumark und dann nach Stargard in Sicherheit gebracht. Ihre Reiſe-Abenteuer bilden im Kleinen ein intereſſantes Gegenſtück zu den Schickſalen der franzöſiſchen Emigranten. Am 7. December 1813 Mittags wurde ihnen bekannt gemacht, daß ihrer Rückkehr in das ehemalige Königreich Weſtphalen nichts im Wege ſtehe.

In Hadmersleben war nach jenem Abzuge der Schill'ſchen Reuter der Preußiſche Adler noch auf vier Jahre verſteckt. „Abwarten" hatte das der Superintendent genannt. Nun wurde er am 14. November 1813 bei dem Siegesfeſte für die Schlacht bei Leipzig von einem alten Soldaten aus dem ſiebenjährigen Kriege einhergetragen. In Braunſchweig holte man ein bisher mit Flor umwickeltes Roß hervor. Die Volks-Poeſie ließ Napoleon auf ſeinem Rückzuge am Rheine ſtill ſtehen und höchſt ſonderbare Betrachtungen anſtellen:

„Das hätt' ich aber nicht geglaubt,
Daß mir das Deutſchland würd' geraubt.
Drum trau' ich kein'm Monarchen mehr,
Und wenn es Friedrich Wilhelm wär'.

Dem Kaiſer Franz hab' ich getraut,
Auf ihn hätt' ich ein Haus gebaut;
Er aber hat ſich excuſirt,
Und mich dazu recht angeſchmiert.“

Es iſt eine Caricatur vorhanden, die allenfalls ſchon aus dem Jahre 1812 herrühren könnte. Die Ueberſchrift iſt: „der unerſättliche Schwelger und Praſſer.“ Die Unterſchrift: „Man mache nie die Rechnung ohne den Wirth.“ Der Ort der Handlung im „Gaſthof zur Erdkugel.“ Napoleon ſitzt auf einem großen Faſſe, welches nicht die Inſchrift Rheinwein, ſondern Rheinbund trägt. Auf ein Gefäß mit der Inſchrift Frankreich hat er den Fuß geſetzt. An den Seiten ſtehen Fäſſer mit offenen Spundlöchern, die Angſtſchweiß, Thränen und Menſchenblut auf den Boden fließen laſſen. Noch uneröffnet ſind einige Fäſſer, welche die Namen fremder Erdtheile tragen. Ebenſo einige an den Wänden ſtehende Flaſchen mit den Namen von Staaten, z. B. England. Verſchiedene andere Flaſchen mit den Namen von Staaten liegen umgeſtürzt am Boden. Napoleon ſetzt ſo eben eine große Flaſche mit der Inſchrift „Rußland“ an. Er ſpricht: „das bringe ich nicht hinunter!“ „Nun bezahle auch!“ ſpricht ein Koſake, der mit einer bis auf den Boden reichenden „Rechnung für Herrn N.“ vor ihm ſteht.

Welchen Umſchwung der öffentlichen Meinung beweiſt eine Caricatur, die Napoleon darſtellt inmitten eines Concerts, eifrig bemüht dem Tone einer Querpfeife zu horchen, vielleicht um danach zu tanzen! Insbeſondere aber zeigten die verrufenen Schmähſchriften auf Hieronymus recht deutlich den Umſchlag der Luſt.

Suchen wir nun jetzt unſrer Zeit auf den Grund zu ſehen, indem wir aufrichtig ihre Schwächen prüfen, ſo glauben wir ſagen zu können, daß es eine Grenze gibt, über welche hinaus ſie zum Böſen nicht mehr fähig wäre, und daß die Fremdherrſchaft und ihr Erdulden jenſeit dieſer Grenze läge. Von dem preußiſchen Staate kann man ſagen, daß er ſich in dem denkwürdigen Jahre 1813 die Hohenzollern erworben und erobert hat, wie er bis dahin nur von ihnen erworben und erobert war. Aber auch außerhalb Preußens hat durch das Hervortreten des nationalen Gedankens das Verhältniß von Fürſt und Staat in Deutſchland dem Auslande gegenüber eine tiefe und reiche ſittliche Grundlage erhalten.

Die Ueberreſte der einſeitigen franzöſiſchen Bildung des 18. Jahrhunderts waren es zum Theil geweſen, die auf vaterländiſchem Boden das Königreich Weſtphalen getragen hatten. „Quelle honte! quelle honte!“ hatte man daher nicht ohne Grund den ehemals ſo ſiegreichen Herzog Karl Wilhelm Ferdinand ausrufen hören, als er todtwund von Auerſtedt zurückkam, wohin ihn ein Franzoſe und eine Franzöſin als ſeine Vertrauten begleitet hatten. Nach einem geiſtreichen Ausdrucke trug damals Jeder ſeinen Napoleon in ſich, und die Zeit von 1806 bis 1813 war es, wo Jeder den inwendigen Napoleon beſiegen mußte.

In dieſem Kampfe gegen den inwendigen Napoleon hatte ein gewiſſer alter Herr nur eine geringe Tapferkeit bewieſen. Ihm war es gelungen, in weſtphäliſcher Zeit ein Staatsgut an ſich zu bringen. Weil das Königreich Weſtphalen nun Preußiſcher Seits anerkannt geweſen war, ſo verblieb auch ihm dieſe Beute, wie ein kleines Königreich Weſtphalen mitten im Preußiſchen Staate. Anſtatt demüthig zu werden in ſeiner Lage, wurde er hochmüthig und aufgeblaſen. In einer zahlreichen Geſellſchaft vornehmer Oekonomen neckte er einſt einen jüngeren Mann, deſſen Familie ſeiner Meinung nach die Gelegenheit ſich auf gleiche Weiſe zu bereichern verſäumt hatte. Der aber erklärte ſehr ernſt, daß er Gott danke, weil ſeine Familie an dieſem Raube keinen Antheil habe. Der alte Herr konnte ſich hierein nicht finden. Er glaubte noch immer eine Geſellſchaft von Oekonomen vor ſich zu haben, wie ſie einſt, vierundzwanzig Mann hoch mit ihren Pferden in die nämliche türkblaue Uniform gekleidet, dem Hieronymus aufgewartet hatte. Er ergriff das Glas und brachte einen Trinkſpruch aus, „daß bald wieder recht viel Kirchen- und Staats-Gut geraubt und mobil gemacht werde“. Jedoch, — er hatte ſich in ſeiner Zeit geirrt. Einer der Oekonomen nach dem andern trat an das Fenſter und rief laut nach Pferd und Wagen. Bald befand der Alte mit dem inwendigen Napoleon ſich allein in dem verlaſſenen Zimmer.

Könnte ich Ihnen an dem Abende des 18. Octobers die Preußiſchen Lande jenſeits der Elbe zeigen, ſo würden Sie noch jetzt wie auf ein großes Sühnopfer in ein einziges Lichtmeer zu blicken glauben. Selbſt auf der Brockenſpitze pflegen ſich alsdann nahe an hundert Perſonen aus den gebildeten Ständen zu verſammeln. Sie zünden ihr Octoberfeuer an trotz Nebel, Sturm und Regengüſſen hoch über der befreiten Landſchaft. Laſſen Sie uns dieſen Feuern eine unvergängliche Dauer wünſchen. Indem ſie uns an den Bivouac der Todten-Köpfe vor Braunſchweig, indem ſie uns an Dörnberg und Schill erinnern können, verbürgen ſie uns zugleich diejenige Reinheit der politiſchen Geſinnung, ohne welche ein Volk nicht groß zu ſein vermag und nicht glücklich zu ſein verdient.

Verzeichniß der benutzten Quellen.

Mündliche Mittheilungen, handſchriftliche Aufzeichnungen, fliegende Blätter und Ähnliches.

Venturini's Chronik des 19. Jahrhunderts.

Caſſel'ſche Chronik vom 28. September 1813 bis zum 21. November deſſelben Jahres. Von Anton Niemeyer. Caſſel, 1814.

Geſchichte des Königreichs Weſtphalen von Dr. Friedrich Cramer. Erſter Theil. Magdeburg, 1814.

Juſti's Heſſiſches Gelehrtenlexikon. Marburg, 1831.

Memorabilien von Karl Immermann. Erſter Theil. Hamburg, 1840.

Rückblick eines evangeliſchen Pfarrers in der preußiſchen Provinz Sachſen auf mehr als funfzig Lebensjahre. (Von Weitze). Halberſtadt, 1841.

Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunſchweig-Lüneburg und Oels in Liedern der Deutſchen. Herausgegeben von Wilhelm Müller. Braunſchweig, 1843.

v. Bülow's Rückblick auf mein Leben. Helmſtedt, 1844.

Das Königreich Weſtphalen und ſeine Armee im Jahre 1813, ſo wie die Auflöſung deſſelben durch den kaiſerlich ruſſiſchen General Czernicheff. Von F. A. K. Specht. Caſſel, 1848.

Kriegsbilder aus der Heimath, hauptſächlich aus Halberſtadt, Magdeburg und der Umgegend. Zur Erinnerung an die denkwürdigen Jahre 1806—1815. Von Dr. F. G. Nagel. Halberſtadt, 1848.

Geſchichte der Inſurrectionen wider das weſtphäliſche Gouvernement. Von Karl Lynker. Caſſel, 1857, und verſchiedene andere Schriften.

Von demſelben Verfaſſer erſchienen in gleichem Verlag:

Gottfried Auguſt Bürger.

Sein
Leben und ſeine Dichtungen.

Von

Dr. Heinrich Pröhle.

Preis 18 Ngr.

Kriegsdichter
des
ſiebenjährigen Krieges
und
der Freiheitskriege.

Ein Vortrag

von

Dr. Heinrich Pröhle.

5 Ngr.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Herrn . Prof . Kuhn mit der
Bitte um geeignete Einreihung
und Registrierung dieser Sendung
als [illegible] im Botanischen
Centralblatt
hochachtungsvoll der Verf.

Gedichte

von

Heinrich Pröhle.

S. 11258

Leipzig,
Verlag von Guſtav Gräbner.
1859.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Universitäts-Bibliothek
München

[illegible]

Herrn Geheimen Rath

Friedrich von Raumer,

Profeſſor in Berlin,

gewidmet.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Vorwort.

Dieſe Gedichte ſind meiſt während der letztverfloſſnen zehn Jahre entſtanden. Da die Blumenleſen von Kletke, von Bechſtein und von meinem Lehrer Hiecke einige von meinen lyriſchen Gedichten des Wiederabdruckes gewürdigt, glaubte ich ſelbſt ſie nun ſammeln zu ſollen. „Die Auswanderer" namentlich ſind durch ſehr häufigen Abdruck in öffentlichen Blättern ziemlich bekannt geworden. Jedoch wurde von den in Muſenalmanachen und Zeitſchriften zerſtreut gedruckten lyriſchen Gedichten nicht die Hälfte in die vorliegende Sammlung aufgenommen. Aus den Beiträgen zum neuen Düſſeldorfer Künſtler-Album findet ſich nichts, aus den Beiträgen zu meinem eignen Jahrbuche für Poeſie und Proſa und dem neuerdings bei Reimer erſchienenen Muſenalmanach faſt nichts hier wieder. — Zu dem Gedichte „der Friedhof“ ſoll Herr Prof. Scheuren in Düſſeldorf ein größeres allegoriſches Bild begonnen haben. Die erzählenden Gedichte entſtanden meiſt erſt jetzt. Doch iſt „Kaiſerswoort“ auch ſchon der Jugend bekannt geworden, ſeit dies Gedicht zuerſt im Harzkalender erſchien. Im Ganzen war mein Beſtreben, daß die Sammlung einen möglichſt harmoniſchen Eindruck hervorrufen könne, welchen die epiſche Ruhe der erzählenden Gedichte gleichſam feſter begründen ſollte. In der Auswahl wurde eine gewiſſe Gemeinſamkeit des Aufgenommenen in's Auge gefaßt. Bei dem Hange zum Maleriſchen, welchen ich in vielen meiner Gedichte fand, ſollte in dieſer Sammlung wo möglich jedes wenigſtens einige Farben vorführen. Dann wurde die ſchon von Andern an dieſen Gedichten hervorgehobene Liebe zum Heimathlichen und Vaterländiſchen in ſeinen verſchiedenen Begrenzungen und Geſtaltungen als ihren Ton vielfach beſtimmend anerkannt und bei der Auswahl als eine hindurchziehende Melodie noch mehr hervorgehoben.

Von Allem, was ich dem Leſer als Schriftſteller bieten kann, darf ich nichts in dem Grade mein nennen wie den Inhalt dieſes Büchleins. Jedes Stück der Sammlung vergegenwärtigt mir jetzt eigenthümliche Stimmungen und Umgebungen. Ausgeſprochen ſind in den Gedichten ſelbſt Erinnerungen an Anſchauungen von Ungarn bis nach Helgoland. Denke ich aber an die Orte, wo die einzelnen Gedichte aufgezeichnet ſind, ſo reicht ihre Heimath von dem Amſelgrunde in der ſächſiſchen Schweiz bis an den Rhein. „Der Kaiſerbrunnen" wurde an einem heißen Nachmittage im ſchattigen Alexisbade in die Brieftafel eingeſchrieben. Ein Theil eines größeren Gedichtes entſtand während einer Reiſe in der letzten Oſternacht. Im Wartezimmer zu Oſchersleben ward er aufgezeichnet. Möge aber auch da, wo die Gedichte in dieſem Sinne ihre Heimath nicht haben, ein deutſches Herz in höherer Art ſie ihnen öffnen. Mit dieſem Wunſche entlaſſe ich die Sammlung derſelben in der freundlichen und dadurch für mich faſt zu beſchämenden Ausſtattung, welche der Herr Verleger ihr beſtimmte.

Berlin, den 1. Juni 1859.

Heinrich Pröhle.

Inhalt.

Erzählende Gedichte.

Seite
Die Oſterjungfrau 3
Kaiſerswoort 7
Der Kaiſerbrunnen 12
Der Stier von Goslar 14
Gruna 25
Die Schlacht bei der Staufenburg 32
Die Schlacht auf dem Rathsfelde am Kyffhäuſer 34
Weltuntergang 38
Die Walkyrien 43
Der todte Jüngling 46
Preußens Erhebung 49
Der Untergang der Hohenſtaufen 53
Die Einwanderung der Magyaren 57
Helgoland 63

Lyriſche Gedichte.

Das Feſt des Prometheus 80
An einen Genius des Todes 82
Lied 84
Vor dem Kopfe eines griechiſchen Pädagogen im Antikencabinet
zu Berlin 85
Der Friedhof 86
Das Meer 87
Ungarn 89
Die Auswanderer 91
Waldfräulein 96
Die Rudelsburg bei Naumburg 98
Nach einem Eichenforſt ſehnt ſich mein Herz 100
Sehnſucht nach dem Frühling 101
Volksfeſt im Bodethal 103
Georgshöhe 105
Auf dem Brocken 106
Der Dom zu Halberſtadt . . . . 10[illegible]
Das Poſthorn 111
Stolberg-Wernigerode 113
Das Wallnußblatt 115
Der Geliebten 118
Der Braut 121
Der Gattin 124
O Ruhrthal ſchön, o Ruhrſtrom lieb 126
O ſagt, was gleicht dem deutſchen Land? 129
An die Bonaparte's 131

Erzählende Gedichte.

Die Oſterjungfrau.

Ich habe früh geſehen
Am Bach im Sonnenlicht
Die Oſterjungfrau ſtehen.
Sie wuſch ihr hold Geſicht.

„So früh, und eine Roſe
Schon trägſt Du an der Bruſt?“
So ſagt' ich mit Gekoſe.
Die gab ſie mir mit Luſt.

Sie ſprach: „Nimm hin, Geſelle!
Es blühn am grünen Stiel
Bei meines Burgthurms Stelle
Der rothen Röſlein viel.

Tritt nun zum Heiligthume
Der Berge froh hinein!
Dir öffnet dieſe Blume
Die Wunder groß und klein.

Die gold'nen Eimer zeigen
Soll die Frau Holle dir,
Wenn ſie zu Berg muß ſteigen
Im grünen Waldrevier.

Sie weiſt dir in den Buchen
Ihr Bett von Winterſchnee,
Das ſie im Forſt muß ſuchen
Als wie ein Hirſch und Reh.

Bei heißer Mittagsſonne
Führt in den dickſten Tann
Dich ein zu Kühl' und Wonne
Das Harzes wilder Mann.

Dir klagt ein Zwerg die Sorgen;
Sein Glück iſt wie der Wind;
Jetzt backt er Brod, und morgen
Iſt er ein Edelkind.

Zu dem Kryſtallpalaſte
Vom Hübich nah' bei Grund
Wird dir vielwerthem Gaſte
Geöffnet alle Stund'.

Aus altem Burggemäuer
Da ſollen nach dir ſchaun
Viel zarte Jungfraun theuer
Und wunderſame Frau'n.

Vergiß nur nicht das Beſte
Bei all der Wunder Schein!
Die Roſe halte feſte,
Und ſtets gedenke mein!“

* * *

Kaiſerswoort.

Noch eine Flaſche gebt heraus,
Herr Wirth, und ſagt, wer ſchuf dies Haus?
Und ſagt, was war's, das dieſe Stadt
Einſt aus dem Nichts gerufen hat?

Noch trotzt die Mauer jedem Sturm,
Daraus erhebt ſich Thurm an Thurm.
Sagt an, wer ſchuf den ſtolzen Ort?
Das war das theure deutſche Wort.

Der Kaiſer Heinrich kam einmal
Beim Vogelfang in's Goſethal.
Zu ſeinem Diener ſprach er: „Traun!
Am Flüßchen will ich Hütten baun."

Der Diener rief: „Iſt das ein Wort?"
Herr Heinrich ſprach: Ein Kaiſerwort.
Bald hob ſich drauf ein ſtattlich Haus;
Mit hohen Giebeln ſchaut es aus.

Es iſt bekannt im deutſchen Land,
Die Kaiſerswoort wird es genannt.
Jetzt trinkt man drin vom fernen Rhein
Aus grünen Römern kühlen Wein.

Daneben reiht ſich Haus an Haus,
Die Reichsſtadt Goslar ward daraus.
Und Markt und Straßen, Wall und Thor,
Das rief des Kaiſers Wort hervor.

Drum, Goslar, warſt du zugethan
Dem röm'ſchen Reiche ſonder Wahn.
Am Rathhaus noch geſchrieben ſteht
Dies Lob für dich, was nie vergeht.

Und reichbelohnt ward deine Treu!
Dein Segen der war täglich neu,
Seit unter eines Hufes Schlag
Hervor das Gold des Berges brach.

Verſchwunden iſt die alte Zeit
Und all des Reiches Herrlichkeit,
Wie ein Zug Finken aufwärts fleugt,
Wenn vor dem Netz er wird verſcheucht.

Noch aber geht in dieſem Haus
Manch wackrer Bürger ein und aus,
Und ringsum ſteht die Stadt ſo traut,
Die Kaiſer Heinrich einſt gebaut.

Noch ſteht ein Mann auf goldnem Fuß,
Nickt mit dem Eiſenkopf den Gruß;
Von Silber iſt die rechte Hand;
Der Rammelsberg wird er genannt.

Dem Mann ſei dieſes Glas gebracht!
Er ſegne Goslar Tag und Nacht!
Auf Braunſchweig und Hannoverland
Von Silber halt' er ſeine Hand.

Wir denken auch der alten Zeit
Und all des Reiches Herrlichkeit,
Des Kaiſer Heinrichs auf das beſt';
Viel Städte baut' er ſchön und feſt.

Wie halten wir den Kaiſer werth!
War nicht der Bruch ſein Vogelheerd,
Wo er die Ungarnhorden fing,
Als wär' es nur ein kleines Ding?

Wir denken auch an's deutſche Wort,
Das einſt gebaut hat dieſen Ort.
Es ſteh' in Ehren weit und breit
Und bleibe redlich allezeit.

O Goslar, du warſt zugethan
Dem röm'ſchen Reiche ſonder Wahn.
O, wären wir mit Herz und Hand
So treu wie du dem deutſchen Land!

Der Kaiſerbrunnen.

Zu Harzburg in dem Bronne
Da ſteht ein Tiſch von Stein;
Man labt, entrückt der Sonne,
Sich dort am beſten Wein.

Was einſt die Kaiſer waren,
Die ſitzen an dem Tiſch
Gedrängt in großen Schaaren
Herum und trinken friſch.

Es geußt für alle Zecher
Die Brunnennixe fein
Wohl in den güldnen Becher
Den Trunk vom deutſchen Rhein.

Du ſiehſt die Nixe winken
Am heißen Sommertag,
Wenn ihre Krüge blinken
Und füllen ſich gemach.

Mit Sehnſucht magſt du ſchauen
Alsdann im Weinlaubkranz
Die ſchönſte aller Frauen
Bei hellem Sonnenglanz.

Du wünſchſt, wenn in der Sonne
Zu heiß dir fällt dein Loos,
Daß doch der Kaiſerbronne
Dich nähm' in ſeinen Schooß!

Der Stier von Goslar.

In eines Herzogs Marſtall — wer wüßte das nicht längſt? —
Da wieh'rt ſeit alten Zeiten wol mancher ſtolze Hengſt;
Da wandeln edle Knappen gar fröhlich ab und zu
Und ſtriegeln munt're Roſſe wol ohne Raſt und Ruh

Zu Goslar doch vor Jahren, gewappnet mit dem Schwert,
Half mäſten einen Ochſen gar mancher Ritter werth;
Man hörte aus dem Marſtall des Herzogs fern und nah
Gebrüll von einem Stiere. Nun hört, wie das geſchah.

Wie ſchnell war ſie entſchwunden, die gute alte Zeit!
Todt war manch' edler Kaiſer, das war den Bürgern leid.
Von Braunſchweig war's der Herzog — wie lief der Herzog Sturm
Vor Goslar mit den Rittern auf manchen ſtolzen Thurm!

Dem Thurm am Roſenthore dem wurde da ſo weh,
Der „dicke Zwinger" ſchwitzte am Walle mehr als je.
Den Einzug hielt der Herzog zuletzt mit Klang und Spiel,
An ſeinen Seiten hatt' er der luſt'gen Fiedler viel.

Da rief manch wackrer Bürger: „Was fiedelt ihr ſo laut?
Ihr könnt doch nicht erwecken die alten Kaiſer traut!"
Da rief manch' wackrer Bürger: „Was fiedelt ihr ſo frei?
Mit unſern alten Rechten nun iſt es doch vorbei!"

Da ſprang wol manche Saite; im Rammelsberg der Schacht
Der brach mit eins zuſammen und ſtürzte, daß es kracht.
Nun fiel ſein Geld an Braunſchweig, von dem gezehret hat
So mancher deutſche Kaiſer und ſeine freie Stadt.

Als nun bis nach dem Markte der Zug gekommen war,
Da hieß der Herzog ſchweigen die munt're Spielmannsſchaar;
Denn in der Rathsherrn Mitte da waren wol zu ſchau'n
Den Säugling auf dem Arme drei zücht'ge Bergmannsfrau'n.

Der Herzog hieß ſie reden; da ſprach das eine Weib:
„O Herr, ſchon viele Kinder der Welt gab unſer Leib;
Drum ſprechen wir fürs Ganze, drum bitten wir um Recht,
Herr, daß nicht rechtlos werde das kommende Geſchlecht!

Es ſchlingt von alten Rechten ſich noch ein altes Band
Um Stadt und Thor und Thürme und um das ganze Land;
Drum müſſen wir gedenken — o zürne nicht uns Drei'n! —
Wie es vordem geweſen und ſoll in Zukunft ſein.

Die alten Kaiſer gaben uns Freiheit mannigfach,
Das Wild in weiten Forſten, die Fiſche in dem Bach;
Einſt in der Zukunft Tagen — wer deckt für ſie den Tiſch,
Die auf dem Arm wir tragen, mit Wildbret und mit Fiſch?

Auf daß uns nicht verfluche das kommende Geſchlecht,
So laß uns, edler Herre, ein Tüttelchen von Recht!
Laß uns, o Herr, ein wenig von Wald und Wieſengrund,
Und höre Rath und Bitte aus ſchwachem Weibermund!

Laß füttern einen Ochſen, o Herr, ſo gut du kannſt,
Neun Mond' in deinem Stalle, und mäſt' ihm einen Wanſt!
Drauf häng' ihm eine Glocke um, einen Centner ſchwer;
Was er am Tag' umſchreitet, das iſt der Stadt Begehr."

Der Herzog ſprach mit Sinnen: „Das ſoll geſcheh'n, ihr Frau'n!
Denn was ihr Drei mir rathet, iſt klug und weiſe traun!
Laßt hören, wie die Glocke von Goslars Glück erſchallt
Von eines Stieres Nacken wol durch den grünen Wald!"

Sie fütterten ihn fleißig — du Kaiſerſtadt, o weh! —
Mit Frucht von Goslars Feldern, ſie brachten bunten Klee;
Viel tauſend Blümlein ſchlang er hinab, die friſcher Thau
Am Morgen noch benetzte vor Goslar auf der Au.

Jedoch ein edles Blümlein, das heißt das alte Recht,
Hat er nicht mit verſchlungen; der Stier war gut und echt.
Als nun die Zeit vergangen, erzitterte das Schloß
Bei dieſes Stiers Gebrülle, und bebte manches Roß.

Bei frühem Morgengrauen von Goslar da der Rath
Mit manchem werthen Ritter zu dieſem Ochſen trat.
Der konnte kaum ſich heben, doch ſtand er auf ganz ſacht,
Und mit dem Stier erhob ſich das alte Recht mit Macht.

Sie hingen eine Glocke, wol einen Centner ſchwer,
Am Markt um ſeinen Nacken, als ob's der Domthurm wär';
Die Frauen ſchlangen Kränze um ſeine braune Haut,
Und ſeine Hörner ſchmückte mit Quäſten eine Braut.

Der Stier der ſah ſo freundlich die luſt'gen Geiger an,
Als thät' er ihnen winken, ging freundlich drauf von dann';
Es ſchien den Stier zu grüßen manch zierlich altes Haus.
Der Stier ging ſchwer und brüllend zum Harzthor da hinaus.

Da ſprach manch werther Ritter zu Goslars weiſem Rath:
„Laßt ſehen, ob er findet der alten Freiheit Pfad!
Ob er auch mag erwerben die Länder, wie zuvorn,
Wo ihr gefällt die Eichen und einſt geerntet Korn?

Wird er auch nicht vergeſſen die Stelle, wo den Aal
Einſt eure Väter fingen dort in dem grünen Thal?
Laßt ſehen, ob er findet im Wald und grünen Klee
Die Schliche, wo ſie gingen vordem nach Hirſch und Reh.“

Der Stier mit großen Augen ſah in das Ockerthal,
Das lachte ihm entgegen im erſten Sonnenſtrahl;
Da hat viel tauſend Blumen ſein ſchwerer Tritt verſehrt,
Geknickt viel edle Halme, das war ihm unverwehrt.

Und wie da ſchritt der Ochſe das ſchöne Thal hinauf,
Da ſpielten ihm die Geiger von Goslar luſtig auf;
Sie fiedelten nicht anders, als ging' er in dem Kranz
Mit einer Magd von Goslar wol auf den „langen Tanz“.

Die Glock' an ſeinem Halſe, die war da auch nicht faul,
Sie flog dem edeln Stiere von Goslar um das Maul;
Das war ein helles Läuten, klang-kling-klang-gloria,
Viel tauſend Lerchen ſangen in Lüften fern und nah.

Der Stier ſchritt immer weiter das ſchöne Thal hinan,
Doch endlich ſtand er ſtille und ſah die Höhen an;
Des wilden Mannes Fichte die winkt' ins Thal hinein,
Als ſpräche er zum Stiere: hier oben iſt gut ſein!

Der Stier ſah ſteh'n die Forſten voll Schweinen, Reh und Hirſch,
Und klomm hinauf die Felſen, als ging' es auf die Pirſch.
Die Tannen an der Seite ſich neigten ihm zur Ehr';
Das Felſenufer krachte bei ſeinem Schritt gar ſehr.

Dem Krachen tönte Antwort hoch von des Harzes Höh'n:
Man hörte Donner rollen am Himmel hell und ſchön.
Der Donner ſchien zu ſprechen: „Willkommen, edler Stier,
Hoch oben auf dem Harze im grünen Jagdrevier!“

Des Harzes höchſten Gipfel den hat erreicht der Stier,
Auf des Gebirges Wunder ſah brüllend hin das Thier;
In ſchweren Zügen athmend der Berge reine Luft
Sog es mit weiten Nüſtern und grünen Tannenduft.

Wie grüßten es die Finken des Harzes da ſo hell!
Des Stieres Glocke tönte ſo laut an dieſer Stell'!
Von Goslars Rechten hallte ſie durch den Hain mit Luſt,
Als ob ein Lob- und Danklied ſie ſäng' aus tiefſter Bruſt.

Sie fütterten und tränkten auf ſeiner Siegesbahn
Jetzund den Stier von Goslar beim Wirth zum Auerhahn;
Den Stier pries mancher Ritter, manch Bürger wußt ihm Dank;
Sie leerten Krüge köſtlich mit Bier und Goſetrank.

Drauf ſchritt fürbaß der Ochſe auf des Gebirges Höh'
Im großen weiten Bogen bis unter Hahnenklee;
Dort auf dem „Ochſenwege“, da ſtürzte und da ſtarb,
Der edle Stier, der braune, der Goslar Heil erwarb.

Aufs Land ſah er hernieder, das blühend vor ihm lag,
Er ſchaute auf die Wälder noch da ſein Auge brach;
Viel blaue Teiche funkeln, mit Karpfen reich gefüllt,
Aus grünen Tannenwäldern; er ſieht ſie noch und brüllt.

O! daß er doch noch lebte der edle Stier zur Stund',
Und daß ſein Fuß noch träte den feſten Erdengrund!
Daß dieſer Stier gefallen bringt manchem Bürger Schmerz,
An ſeinem Grab das Fiedeln ſchnitt Manchem durch das Herz.

* * *

Eruna.

I.

O Stolberg, Hirſchenlager! Grüß' Gott! Wie gerne ſchau'
Ich dich im engen Thale, ſo nah' der Güld'nen Au!
Wie trägſt dein Haupt du ſtattlich! Dein Schloß, es ragt ſo frei,
Als wär's auf deinem Kopfe ein köſtlich Hirſchgeweih.—

Bei Stempeda wie Silber glänzt eine Felſenwand;
Man heißt's den alten Stolberg im ganzen Harzerland.
Es ſcholl ein lautes Hammern aus ihm wol ſieben Jahr';
Ein rechter Stolberg war es, ein Stahlberg ja fürwahr.

Die dort das Eiſen brachen, die hatten wenig Schlaf;
Die alten Sachſen waren's; Bergmeiſter war ein Graf.
Die Berg- und Hüttenmänner in Hütten und im Schacht
Sie thaten Erz nur fördern für eine große Schlacht.

Nicht wenig Waffen brauchſt du, haſt du gethan den Schwur,
Hinab am Fluß zu wüſten die güld'ne Unſtrutflur,
Und weit und immer weiter — Scheidung dem Boden gleich
Zu machen, bis als Leiche daliegt Thüringens Reich.

Von ſolchen Schwüren hallte der alte Stolberg nach
Aus aller Sachſen Munde bei Nacht als wie bei Tag.
Sie ließen Gold und Silber und nahmen nur das Erz,
Was mocht' am beſten treffen in der Thüringer Herz.

Schon lagen tauſend Hügel von Eiſen da im Thal
Und in den Schmieden glänzten die Waffen ſchon von Stahl:
Da trat wol zu den Knappen dort in der Felſenwand
Eruna, Stolbergs Jungfrau, der Erdgeiſt wohlbekannt.

Weisſagend ſprach zu ihnen Eruna da ſo laut:
„Euch ſoll ein Hirſch geleiten! Das neue Stolberg baut!
Wenn wo der Hirſch ſich lagert, das ſei des Städtleins Markt;
Zum Kampfe mit Thüringen jetzund ihr ſeid erſtarkt.“

Durch ſtolze Eichenforſten das Hirſchlein ſah man geh'n
Bis zu den Wieſenmatten ſo blumig anzuſeh'n.
Und auf den bunten Matten da bauten ſie die Stadt;
Es iſt das Hirſchenlager, wo ihren Markt ſie hat.

So nach Eruna's Weiſung ward Stolberg da fundirt
Und gegen die Thüringer gar weislich aufgeführt;
Sie bauten auf dem Berge darüber ſchlank und frei
Schloß Stolberg auch dem Grafen, als wär's das
Hirſchgeweih.

Wie alſo ward am Harze Stolberg fundiret ſein,
Iſt auch am Bergesrande erbaut der Sachſenſtein;
Die Franken und die Sachſen ſie tödteten zumal
Thüringens edle Söhne im ſchönen Unſtrutthal.

Was blickt von Scheidungs Pforte zur Morgenröthe da
Der Adler hin der Sachſen? Die Völkerſchlacht geſchah;
Ein Siegeszeichen haben die Sachſen da gemacht.
Thüringen fiel. Eruna ſtill lauſcht im Bergesſchacht.

Wie hebſt dein Haupt du, Stolberg! Dein Schloß,
es ragt ſo frei,
Als wär's auf deinem Kopfe ein köſtlich Hirſchgeweih.
Du trautes Hirſchenlager! O, Stolberg! Gerne ſchau'
Ich dich im engen Thale, ſo nah' der Güld'nen Au'.

II.

Einſt war der Feind gekommen nach Stolberg in das Land
Und hatt' es unterworfen mit mörderiſcher Hand;
Er gab auch manchem Bergmann von Stolberg ſchnöden Sold,
Daß er im alten Stolberg nach Silber grüb' und Gold.

Die Knappen in der Teufe vom alten Stolberg da
Vernahmen, ach wie herrlich, wol eine Muſica,
Daß ihre Herzen fühlten bald Freude und bald Leid;
Es wär vielleicht ein Sehnen hin nach der güld'nen Zeit.

Gelockt von Zaubertönen hieben ſie muthig zu;
Sie riſſen ab die Kleider zuletzt wol ſonder Ruh'.
Sie kamen immer näher der Teufe, immer ſchwoll
Noch lauter an das Klingen, Muſik ſo wundervoll.

Bis eine Silberader die Knappen legten blank,
Acht Fuß gerade mächtig und unermeßlich lang,
Und auf der Silberader, gar luſtig anzuſeh'n,
Ein Männlein und ein Fräulein die tanzten wunderſchön.

Sie führten an den Reigen im weißen Leingewand,
Nach alter guter Sitte gar ehrbar, Hand in Hand.
Doch hinter ihnen thaten gar manchen hohen Satz
Als wären's ihre Diener viel Zwerg' im rothen Latz.

Und Alles war bereitet gar ſeltſam ritterlich;
Die muntern Geiger führten gar wunderlichen Strich.
Die Zwerglein mit den Pauken, o, wie ſie ächzten da!
Bergmännlein man die großen Poſaunen blaſen ſah.

Die Männer ſtanden lauſchend da in dem Bergesſchacht,
Sie ſah'n und hörten ſtaunend des alten Stolbergs Pracht.
Auch trat wol in der Teufe zu ihnen jetzt der Geiſt,
Die Jungfrau hin von Stolberg, ſo man Eruna heißt.

So ſprach Eruna raunend: „Was wollt um ſchnöden Sold,
Ihr Thoren, Fremden laſſen dies Silber und dies Gold?
Hebt es nur auf für Stolberg!“ Da eilten ſchnell von dann'
Wol aus dem alten Stolberg erſchreckt ſie Mann für Mann.

Seitdem verſchwand Eruna. Der Bergmann nur allein
Mag ſie zuweilen ſchauen wie einen Nebelſchein;
Doch wenn die güld'nen Zeiten — fürwahr, 's iſt kein Gedicht —
Für Stolberg wiederkommen, erſcheint ſie wie ein Licht.

Jetzt aus dem alten Stolberg, da hört man wunderlich
Zuweilen nur ein Tönen, als wär's ein Geigenſtrich;
Doch ſind die güld'nen Zeiten dereinſt erſt wieder da,
Dann machen tauſend Zwerge die ſchönſte Muſica.

Die Schlacht bei der Staufenburg.

Den deutſchen Feldherrn trug
Ein Roß hoch über'n Harz,
An Mähnen, Kopf und Bug
Wie eine Kohle ſchwarz.

Es folgt durch Berg und Thal,
Als folgt' es einer Kräh'
Dem Roß vom General
Das Heer in Feindes Näh'.

Bei Staufenburg am Schloß
Stand jetzt die deutſche Schaar;
Doch der Franzoſentroß
War größer da fürwahr.

Der deutſche Feldherr ſprach:
„So ſicher als mein Pferd
Ein Rappe, wird bei Tag
Dem Feind noch Sieg gewährt.“

Gleich ward der Rappe weiß,
Der ſchwarz war wie die Nacht.
Da ward's dem Feinde heiß,
Bald lief er aus der Schlacht.

Drum, Deutſchland, zage nicht!
Aus eines Rappen Fell
Macht Gott dir Sonnenlicht
Und einen Leuchter hell.

* *

Die Schlacht auf dem Rathsfelde am Kyffhäuſer.

Es ging ein Mann auf's Rathsfeld zu,
Dem rann das Blut in ſeine Schuh.
Das macht, geſchlagen iſt die Schlacht,
Der Kaiſer Friedrich iſt erwacht.

Kaum fuhr der Kaiſer aus dem Traum,
Da hing den Schild er an den Baum.
Die Guten zitterten gar ſehr,
Die böſen Menſchen noch viel mehr.

Schon ſprengten muthig auf den Plan
Die Kaiſer alle lobeſan,
Die in der Vorzeit ſprachen Recht
Gewaltig für ein alt Geſchlecht.

Die Guten riefen laut: hurrah!
Die alten Kaiſer ſind ſchon da.
Den Böſen ſchlotterten die Knie;
Ihr Schlachtruf war: hie, Teufel, hie!

Den Heuchlern und der Otternbrut
Fiel auf dem Rathsfeld da der Muth.
Die Spötter waren ſehr in Noth,
Die Böſen blieben alle todt.

Im Blutſtrom liefen her und hin
Die Meuchelmörder bis an's Kinn;
Die Meineid ſchwuren allzumal
Verſchlang ein großer Feuerſtrahl.

Zu guter Letzt wie ſich's gebührt,
Nachdem die Tugend triumphirt,
Nachdem die Böſen traf ihr Lohn,
Erſchallte ein Poſaunenton.

Drauf ſah man in dem alten Glanz
Voll Herrlichkeit den Kaiſer ganz,
Und mit der ganzen Kaiſerzahl
Hielt er allda ein großes Mahl.

Auch ward ein Pallaſt aufgericht't,
Der glänzt, als wie das Sonnenlicht,
Da wohnen jetzt und allezeit
Die Kaiſer voller Herrlichkeit.

Bei ihnen gehen aus und ein
Die guten Menſchen groß und klein
Und mit den Kaiſern für und für
Sie trinken Wein und trinken Bier.

Sie eſſen Wildbret wohl und Fiſch.
Wer ſitzt denn oben an zu Tiſch?
Das muß der Kaiſer Friedrich ſein,
Trinkt alle Zeit vom beſten Wein.

Was hängt ihm vor der Bruſt da vorn?
Das iſt ſein ſchönes Silberhorn.
So oft er's an die Lippen ſetzt,
Sein heller Ton ſie all' ergetzt.

Und zu des Hornes munterm Schall
Die guten Leute ſingen all':
Halleluja, halleluja!
Die Kaiſer rufen laut: hurrah!

◆

Weltuntergang.

Schon kräht auf eines Baumes Stamm
Ein Purpurhahn mit goldnem Kamm;
Doch ſchwarzroth iſt der Hahn, der gellt
Im Abgrund unter dieſer Welt.

Aus Süden kommt ein großer Mohr,
Da laufen alle Kinder vor;
Er trägt ein Schwert, geſchärft zum Mord,
Und Feuer ſpeit er fort und fort.

Der Weltenbaum erzittert ſehr,
Die Eſche die zerſplittert ſehr.
Das macht, der Rieſe der iſt los,
Der Todesrieſe ſtark und groß.

Die Sonne bebt, es bebt der Mond;
Sie blieben lang genug verſchont.
Horch wie ein Wehruf jetzt erklingt;
Der Wolf iſt los, der ſie verſchlingt!

Es fährt ein Schiff aus Feuerland,
Das trägt ihn her mit Mord und Brand;
Es bringt den ganzen Höllenſchlund,
Laut heult ihm nach der Höllenhund.

Die Zwerge weinen am Geſtein,
Sie wiſſen nicht wo aus noch ein.
Manch Rieſenweib irrt hin und her,
Nicht lange ſteht der Himmel mehr.

Wie Bären richten bald ſich auf
Die Ströme im gewalt'gen Lauf,
Und Waſſerfluth und Feuerſtrahl
Wird bald verſchlingen Berg und Thal.

Wo ſind die ſtolzen Schranken dann,
Wo Helden kämpften Mann an Mann,
Wenn Apfelblüth' und Wieſengrün
Verzehrt ſind von des Feuers Sprühn?

Es fliegen Tauben aus zuletzt
Zum Zeichen, daß die Fluth ſich ſetzt;
Es grünt dann neu der Erdgrund auch
Und ihm entſprießt dann grüner Lauch.

Es ſammeln auf des Berges Höhn
Sich dann die Götter hold und ſchön,
Und reden von der alten Erd',
Und von Propheten wohlbewährt.

Sie weiſen an dem Himmelsplan
Der neuen Sonne ihre Bahn,
Die wandelt vor dem Sternenheer
In neuem Glanze ſtolz daher.

Die hehren Götter finden drauf
Die alten Runentafeln auf;
Sie finden auch zu Freud' und Spiel
Der Kugeln und der Würfel viel.

Sie fangen Ball dann auf dem Plan,
Wie in der Jugend ſie gethan,
Eh' aus dem Rieſenland herbei
Einſt kamen Rieſenjungfraun zwei.

Die Valkyrien.

Nun ſchmücken die Valkyren
Sich ſchon mit ſtolzer Pracht,
Die Heere bald zu führen
In eine große Schlacht.
Sie flechten rothe Roſen
Wohl in ihr Haar und Kleid,
Und zieren ſich mit Mooſen
Von einer ſtillen, grünen Haid'.

Ihr goldnes Haar ſie ſtrählen
Und ſchmücken ihren Leib,
Vom Kampf dabei erzählen
Sie um ein ſchönes Weib

Und rührend ihre Hände
Wol um ihr Haupt und Haar,
Von großer Schickſalswende
Sie reden ernſt und wunderbar.

Sie ſprechen von den Mannen,
Die erſt auf ödem Meer
Gewohnt und dann gewannen
Die Stadt mit Burg und Thor.
Sie ſprechen von den Starken,
Die manchen Sommertag
Geſchützt des Landes Marken
Und weinen Thränen ihnen nach.

Da ſie zu Roß dann reiten
Die Jungfraun wie der Wind,
Vergeſſen ſie der Zeiten,
Die nun entſchwunden ſind.

Die durch die Bruſt geſchoſſen,
Die laſſen ſie jetzt ruhn.
Hellauf, ihr Herrn auf Roſſen!
So rufen die Walkyren nun.

Im Geiſt ſchon ſehn ſie fallen
Wol manchen edlen Herrn,
Bei munterm Hörnerſchallen
Vergeh'n manch hellen Stern.
Wer legt, ſo ruft die eine,
Sich dort zum Todesſchlaf?
Die andre ſagt: ach weine!
Es iſt fürwahr ein edler Graf!

Von Pfeilgewölken dunkelt
Die Welt nun ringsumher,
Jedoch der Himmel funkelt
Von Blitzen bang und ſchwer.

Die Schlachtenjungfraun reiten
Geſchmückt durch all den Graus;
Sie weben Tod und breiten
Einſt auf der Welt den Frieden aus.

◆

Der todte Jüngling.

Weine nicht, daß ich ſo früh geſtorben!
Liebe Mutter, warum thuſt du das?
Sieh, ſchon ſind von deinen Thränen allen
Meine Sterbekleider ſchwer und naß.
Ach, voran dort ſchreiten auf der Straße
Todte Jünglinge im höchſten Glück!
O, daß ich den andern folgen könnte!
Auf dem Weg' hält mich dein Leid zurück.

Mutter, hörſt du nicht den lauten Jubel?
Siehſt du nicht der Knaben ſtolzen Schritt?
Meine Mutter, trockne deine Zähren,
Daß dein Erſtling ſchreit' in ihrer Mitt'!
Ach, wie ſollten ſie nicht jubiliren?
Werden früh die theuren Väter ſehn,
Die wir aus den alten Büchern kennen! —
Sterben in der Jugend iſt ſo ſchön!

Ach, wie ſollten ſie nicht fröhlich jauchzen?
Werden bald vor all den Helden ſtehn,
Wovon uns die alten Lieder melden!
Sterben in der Jugend iſt ſo ſchön!
Sitzen bald an einer ſchönen Tafel
Mit den Helden nun und trinken Wein;
O, von lauter'm Gold ſind ihre Krüge —
Und ermattet ſchleich' ich hinterdrein.

Bin ich langſam ihnen nachgekommen
Und du weinſt dann noch um deinen Sohn,
Wird vor mir auf jener Tafel ſtehen
Nur ein voller Thränenkrug von Thon.

Ach, wie nah ſind ſie den theuren Helden
Jetzt gekommen, und wie tönt ihr Schritt!
Horch, nun ſingen ſie die alten Lieder!
Hörſt du's, Mutter? Mutter, laß mich mit!

* * *

Preußens Erhebung.

Einſtmals lag der Feind an Deutſchlands Marken
Und es ſeufzte unter'm Joch des Starken,
Deſſen Heer bei Nacht im Schlaf ſich ſtreckt,
Bis ein Toſen jach es aufgeſchreckt.

Da erſchallt es laut: „Die Preußen kommen!
Habt den Waffenklang ihr fern vernommen?“
Selbſt der Feldherr fuhr vom Schlaf empor,
Heftig bebend wie ein ſchwankes Rohr.

Doch es hat der Corſe nur vernommen
Von den Schwänen, die herabgeſchwommen
In des Stromes Bett den Flügelſchlag;
Dieſer rief die ſtolzen Franken wach.

Und die Schwäne rauſchten immer dreiſter,
Denn es waren der Erhebung Geiſter,
Zeigten an die künft'ge Heldenthat,
Denn ſchon grünte ringsum ſchön die Saat.

Wie ſo leuchtend kommen hergezogen
Dort die Schwäne in des Stromes Wogen!
Ihnen frei den Weg der Ehre weiſt
Jener hehre Schwan, Luiſens Geiſt.

Heller leuchtet von den Schwänen keiner,
Ach, als Preußens Königin und reiner;
Lieben Freunde ſeht, das gab ihr Gott,
Welche einſt erlitten Hohn und Spott.

Hinter ihr nicht weit, ja, faſt zur Seite
Gibt ein muth'ger Schwan ihr das Geleite.
Freier ſchwamm noch nie ein Schwan durch's Land,
Als der Geiſt von Ludwig Ferdinand.

Dieſen als treuinniger Begleiter
Folgt der Geiſt von einem wilden Reiter.
Rauſchend ſpricht er: „Beſſer, ſo Gott will,
Klingen Preußens Schwerter.“ 's war der Schill.

Und nach ihnen all der Geiſter Schaaren
Kamen da als Schwäne ſtolz gefahren,
Die der Herr aufnahm zu ſeinen Höhn,
Nicht des Vaterlandes Schmach zu ſehn.

Seht, da zogen auch daher die Frommen,
Die der Herr bei Jena aufgenommen;
Mancher mit den Todeswunden kam,
Den getödtet hätte ſonſt die Schaam.

All die Schwäne ſchwammen immer ſchneller,
Und die Fluthen tönten hell und heller,
Schwert und Schildern gleich von blankem Erz,
Wenn im Tode bricht manch Menſchenherz.

Und noch jetzt mit hehren Siegeskränzen
Ziehn die Schwäne her um Preußens Grenzen.
Preußenſchwan, du rauſche mit Gewalt!
Schlag' die Woge mächtig, daß ſie ſchallt!

Du umkreiſe, Schwan von Preußens Ehre,
Deutſches Land, umkreiſe Deutſchlands Meere!
Seine Feinde lauern ſpät und früh:
Schwan von Preußen, ſchrecke, ſchrecke ſie!

◆

Der Untergang der Hohenſtaufen.

Herr Friedrich Barbaroſſa, von Kaiſern unerreicht!
Dem Hohenſtaufenſchickſal kein andres Schickſal gleicht;
Den Manfred ſeh' ich ſchreiten, auf ſeinem Helm den Aar,
Seh' nach der Schlacht ihn ſuchen den Tod und die Gefahr.

Nicht halfen da die Geiger, die höher einſt geehrt
Das Haus der Hohenſtaufen als manchen Ritter werth.
Und ſelbſt der „Fels der Roſen" wo Freunde ihn verſcharrt,
Er gab dem Feind ihn wieder ſo treulos und ſo hart.

Der Hohenſtaufen Mundſchenk Occurſius allein
Er ſchenkt' ihm vor dem Tode nochmals von echtem Wein;
Es ſchenkt' ihm voll und voller der Greis mit Jugendmuth,
Hat doch den Trank verſchüttet: das war ſein eignes Blut.

Noch goldnern Wein nur führte als Herr Occurſius
Der Küfer von Bologna, — den König Enzius.
Schon trug in einem Faſſe er ihn aus Kerkers Nacht,
Als ihn ſein Gold verrathen: der blonden Locken Pracht.

Bologna's Mauern wachten nun ſchärfer über ihn,
Um die einſt Kaiſer Friedrich ein Ringlein wollte ziehn,
Ein Ringlein edlen Silbers, wenn man ihn gäb' als Lohn,
Den König von Sardinien, ihn, ſeinen liebſten Sohn.

Sie legten nach dem Tode ein prächt'ges Scharlachkleid
Dem König an und gaben ein Scepter ihm zur Seit'.
O, kehrten Todte wieder, von Thränen heiß gebannt!
Dann ſchritt' er mit der Krone noch heute in ſein Land.

Schon zog mit den Gefährten der junge Konradin
Gleich wie zu einer Schlachtbank zum dunkeln Appenin.
Wie Rauch da ſollt' er ſchwinden. Sogar ſein Siegeslauf
Er hielt nicht zu Neapel die Hand des Henkers auf.

Da kam aus hohen Lüften ein Aar mit ſtolzem Muth
Und zog den rechten Flügel durch dieſes Jünglings Blut;
Danach im Wartburgs-Forſte einſt hielt er nächt'ge Ruh;
Dann flog den Bogenfenſtern er des Kyffhäuſers zu.

Wol ſchloß man eine Säule von rothem Porphyrſtein
Zu Konradins Gedächtniß in ein Capellchen ein,
Wol rief da von Neapel ein Glöcklein ernſt und hehr
Dem Geiſt der Hohenſtaufen, doch kehrt' er nimmermehr.

Doch ob die rothe Säule von Porphyr auch zerbrach,
Die Hohenſtaufen leben bei unſers Blutes Schlag.
Iſt auch zerſtört das Kirchlein: für ihren Todesſchmerz
Wird immer zur Capelle ein jedes deutſche Herz.

Die Einwanderung der Magyaren.

Von Sonnenaufgang kamen, aus Aſias Gefild,
Die feurigen Magyaren ſo kriegeriſch und wild,
Den Säbel in der Rechten, mit Hüten rund und breit;
Der weiſe König Almos gab ihnen das Geleit.

Auf des Gebirges Gipfel, den Stab nur in der Hand,
Da wies der weiſe König in's ſchöne Ungarland;
Und als der tapfre Arpad um Vaters Segen bat,
Hat er gehört von Almos dort dieſen klugen Rath.

„O Sohn, der Boten ſende jetzt eine kleine Zahl
Nach wohlerprobter Sitte hinab in's tiefe Thal,
Daß Erde ſie und Waſſer dir holen kühn herauf;
Das ſchließt dir Ungarns Triften als echtem Herrſcher auf.“

Und als die Boten kamen zur Ebne ſchön und reich,
Da ſtreckten ſie die Hände zum Boden alſogleich.
Mit langgewund'nen Hörnern doch ſetzten ſich zur Wehr
Zehn mächt'ge Ungarſtiere und brüllten dumpf und ſchwer.

Im tiefſten Innern bebte da jede Creatur,
Das Rößlein auf der Heide, der Menſch auf ſeiner Flur;
Die Vöglein in den Lüften erbebten nah und fern,
Da Erde ward genommen für den zukünft'gen Herrn.

Drauf neigten ſich die Boten zur vielgekrümmten Theiß,
Das Waſſer da zu ſchöpfen auf königlich Geheiß,
Obgleich mit krummen Hörnern und brüllend vor Verdruß
Sich ſchien zur Wehr zu ſetzen auch Theiß und Donaufluß.

Doch Arpad auf dem Berge empfing der Herrſchaft Pfand,
Das Waſſer in den Krügen, die Erde im Gewand,
Der weiſe Almos aber ſprach ſcheidend zu dem Sohn:
„Feſt ſteh' im Ungarlande nun der Magyaren Thron!

Die Sonne, deren Aufgang ihr ſaht in Aſia,
Wie glänzt ſie auf den Puszten von Ungarn fern und nah!
Sie bäckt euch Waizenbrode und keltert euren Wein:
Die Gottheit der Magyaren drum ſei die Sonn' allein!

Doch hört: es wohnt im Weſten ein Volk ſo wunderbar!
Ihr ſollt's daran erkennen: ſein Zeichen iſt ein Aar.
O ſtaunt: ihr Gott iſt höher als ſelbſt der Sonnengott,
Ihr Kaiſer ſchon iſt größer als aller Erdenſpott.

Weh' euch, wenn mit dem Scepter euch Kaiſer Heinrich ſchlägt!
Erquickt drum mit Melonen, die Ungarns Boden trägt,
Mit dunklem Traubenblute, das euer Gott gewährt,
Dies Volk und ſeinen Kaiſer, ſo oft er es begehrt. —

O rothe Ungarheide, die manche Schlacht verheißt!
Wie ſchaut dort bunte Reiter mein ahnungsvoller Geiſt:
Wie glänzt die Schnur am Dolman! Sie geben Türkenblut
Als Labetrunk zu ſchlürfen der Heidevögel Brut.

Seid tapfer, o Magyaren! und mehret eure Zahl!
Mich aber laßt nun ſteigen nach Oſten in das Thal.
Wenn weſtlich färbt die Heide zuerſt ein blut'ger Schein:
Dann laßt mich oſtwärts wandern zum Lichte ſtill und rein."

Durch Arpad nun geleitet in's Land zog ein die Schaar
Mit dunkeln Feueraugen und ſchwarzem Lockenhaar.
Von Cymbeln und von Geigen ſcholl eine Weiſe ſchwer,
Als über Ungarns Heiden zog das Magyarenheer.

Als eben auf die Puszte die Sonne brannte heiß,
Wie lockt' aus Rebenhügeln ſo freundlich da die Theiß!
Wo Tokay ward gegründet ſtand der Magyaren Tiſch
Mit dem Tokayerweine, mit Früchten, Wild und Fiſch.

Sie zogen muthig weiter zur Donau an den Stein,
Wo Arpad ſchwang den Degen und rief: „Dies Land iſt mein!"
Er ſchwang ihn nach vier Winden hin über Heid' und Au;
Da fiſchte der Magyare in Donau, Sau und Drau.

Da warfen die Scikoſen ſich auf das wilde Roß,
Das durch die Heideblumen hin wie ein Vogel ſchoß.
Da würzten Ungarhirten an Feuern fern und nah
Die fette Maſt der Eicheln mit rother Paprica.

Das Heiderößlein zittert; die Puszte ſelber dröhnt,
Wenn unter ſeinem Joche der Stier von Ungarn ſtöhnt.
Die Waizenfelder lachen. In Zauberweiſen klagt
Die Geige durch die Puszte bis neu der Morgen tagt.

Schon wechſeln Krieg und Frieden, Muſik und Waffenklang,
Da zieht der weiſe Almos allein noch mit Geſang.
Vom Waldgebirg hernieder war ohne Raſt und Ruh
Am Stabe er geſchritten nach Sonnenaufgang zu.

Er ſchreitet unverdroſſen im Sonnenblumenkranz,
Indeß in Ungarn wechſeln Gefecht und Hochzeitstanz.
Heil ihm, der zu dem Lichte die Heimathſtraße weiß!
Die Morgenſonne preiſend nach Oſten zieht der Greis.

Helgoland.

Eine Inſel liegt im Oceane,
Und ein Sehnen bleibt dir alle Zeit,
Haſt du je mit leichtem Fiſcherkahne
Nur berührt ihr rothes Felſenkleid.
Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Dort im Kirchlein hängt aus alten Zeiten
Von der Decke noch ein Schiff herab,
Das die Heiden einſt der Göttin weihten,
Welche längſt nun ſtieg in's Meer hinab.
Roth iſt die Wand.
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Um den Taufſtein harrten unverdroſſen
Lootſ' und Schiffermädchen dicht geſchaart.
Und des Kirchleins Thüre war verſchloſſen,
Bis es pochte laut, nach Landesart.
Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Und in der erſtaunten Schiffer Mitte
Trug den Täufling einer Rieſin Hand.
Fremd ihr Antlitz, doch nach Landesſitte
Roth ihr Kleid und gelb das lange Band.

Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Nach dem zweiten Pochen mit den Krügen
Nahten ſich wohl hundert Mägdelein,
Und zur Tauf', ein Lächeln in den Zügen,
Goſſen ſie das Waſſer in den Stein.
Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Und der Prieſter ſagte voll Gedanken:
„Holder Täufling, dieſer rothe Stein
Schließt noch ohne jedes Sturmesſchwanken
Alle deine Lebenswogen ein.“
Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

„Aber wie, wenn rauhe Winde ſtürmen?
Wenn die Waſſerhoſe ſich erhebt?
Anders werden ſich die Wogen thürmen,
Wenn im Wellentanz dein Schifflein ſchwebt.“
Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland. —

Doch der Schiffer kehrte immer wieder
Und der wilden Wogen Giſcht und Braus
Sank an ſeinem Schiffe machtlos nieder,
Wie man gießt die Waſſerkrüge aus.
Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Aber weh' ihm, wehe dem Verruchten,
Dem am Sonntag Morgen ſich die Braut
Auf der Heidenklippe, der verfluchten,
Nach der alten Sitte hat vertraut!

Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Sie, die erſt mit fliegendem Gewande
Auf der Klippe ſtand ſo hoch und hehr,
Stürzte endlich ſich, gedrückt von Schande,
Von dem Heidenfels in's wilde Meer.
Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Fraget nicht, ob ihrer er gedenke,
Die ſich ſtürzte von der Felſenwand.
„Zu dem grünen Waſſer“ heißt die Schenke,
Wo er Sonntags an der Säule ſtand.
Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Lacht das Herz doch ſelbſt dem Weiberhaſſer,
Wenn die Frau'n, mit Augen tief und weit,
Sich beim Tanz im Saal „zum grünen Waſſer“
Dreh'n mit gelbem Band im rothen Kleid.
Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Wie ſie in den bunten Farben wanken,
Wechſeln bei dem Schiffer Luſt und Weh:
Schien doch ſelbſt ſein Helgoland zu ſchwanken
Auf und ab mit ihnen in der See.
Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Aber ſieh! Da ſchreitet im Gedränge
Stolz ein Weib von rieſiger Geſtalt!
Wie das Band mit köſtlichem Gepränge,
Wie das rothe Kleid hernieder wallt!

Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Und den Schilfkranz auf dem Haupt als Krone,
Aller Helgoländer Königin,
Naht ſie ſich dem frechen Inſelſohne
Und bethört dem Schiffer Herz und Sinn.
Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Und es folgt der Schiffer ſonder Zagen
Aus dem Luſtgeſchrei ihr ganz allein.
Vor der Schenke harrt ein Zauberwagen
Ihrer ſtill im bleichen Mondenſchein.
Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Und ihr Wagen iſt beſpannt mit Kühen,
Welche an der Bernſteinſtange geh'n,
Und die an Korallenketten ziehen,
Daß ſich ſeine Bernſteinräder dreh'n.
Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Nach dem Meere zogen ihre Straßen
Nun die Kühe über Helgoland,
Als die Zwei im Zauberwagen ſaßen.
Weiß umgab ihn feſtliches Gewand.
Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Alſo hörte jetzt der Schiffer ſprechen:
„Jüngling, Deine Braut hat mich erregt,
Ihren Sturz vom Heidenfels zu rächen,
Ihr Verlangen hat das Meer bewegt. —

Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Von der Inſel, welche mein geweſen,
Wo ich ſelbſt zum Taufſtein dich gebracht,
Unter meinem Schiffe ſchon erleſen
Warſt du für des Meeresgrundes Pracht.
Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Hertha hieß ich in den alten Zeiten.
Kehrten ſie zurück für Helgoland!
Siebenmal ſo groß in alle Weiten
Glänzte es, da noch mein Altar ſtand.
Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Ach, da, wo vom heißen Sonnenſcheine
Ohne Schutz der Boden wird verzehrt,
— Kannſt du's glauben? — ſtanden heil'ge Haine,
Und im Schatten ward ich fromm verehrt.
Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Ach, da unter tauſendjähr'gen Eichen
Haben meine Kühe dumpf gebrüllt;
Stand der Wagen, meiner Gottheit Zeichen,
Mit den heil'gen Kleidern fromm verhüllt.
Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Und der Prieſter führte zur Verehrung
Bei den Sterblichen die Göttin ein,
Und der Felder Grün, der Saat Vermehrung
Bracht' ihr Wagen aus dem heil'gen Hain.

Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Bald verſchwunden waren Krieg und Klage,
Wo ihr Zugvieh graſte auf der Flur;
Feſte kehrten ein und frohe Tage
Immerfort auf ihres Wagens Spur.
Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

In der Nordſee, fern den Erdenſorgen,
Hab ich ſelbſt das größ're Helgoland
Mit den heil'gen Hainen ſtill geborgen,
Seit das Volk von mir ſich abgewandt.
Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Wie die rothen Felſenklippen leuchten
Rings im Mondenſchein zu dieſer Stund'!
Aber unten ſchimmern doch die feuchten
Siebenmal ſo roth im Meeresgrund.
Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Unten, wo in Tanz und ew'ger Freude
Sich die Helgoländerinnen dreh'n, —
Komm, dort unten winken Prachtgebäude,
Während hier nur Fiſcherhütten ſteh'n!
Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

Hörſt du ſchon den Chor der Nixe geigen,
Welcher nimmer ſelig werden kann?
Ach, der Helgoländerinnen Reigen,
Deine Braut, die Schönſte, führt ihn an!

Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.“

Wie der Hertha Knechte mit dem Wagen
Einſt verſanken an des Meeres Rand,
Ward der kühne Schiffer auch getragen
Tief hinab zum alten Helgoland.
Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland.

* * *

Lyriſche Gedichte.

Das Feſt des Prometheus.

Traurig wirft vom Götterſitz
  Zeus den Typhon in ſein Grab,
Traurig ihn mit ſeinem Blitz
  In den Tartarus hinab
Und verhüllt ſein Haupt ſo hehr
Ob dem Sieg, der allzuſchwer.

Ihn erfreut nicht jener Schein,
  Nicht des Opferrauchs Gewölk
Dort auf jenem Pinienhain,
  Nicht der Heerden laut Gebölk
Und der Farren laut Geſtöhn
An den Feuern hell und ſchön.

Der die Himmelsfackel ſtahl,
  Bringt ihm dort zu dieſer Friſt
Hekatomben ſonder Zahl,
  Weil der Menſch geſchaffen iſt!
Doch dem unverſöhnten Gott
Scheint ſein Opfer nichts als Spott.

Bald an rauher Felſenwand
  Büßt Prometheus ſeine Luſt,
Wo der Geier unverwandt
  Nagt an ſeiner ſtarken Bruſt.
Doch begeht der Feſte viel
Hellas ihm mit edlem Spiel. —

Kommt, ihr Griechen, weil die Nacht
  Nun mit ihrer Finſterniß
Unſre Herzen bange macht
  Und die Geiſter ungewiß:
Drum in athemloſem Lauf
Eure Fackeln bringt zu Hauf!

Daß der Menſchheit helles Licht
In dem höchſten Siegesglanz
Bald die alte Nacht durchbricht,
Eilt im Wettlauf und im Tanz
Zu Prometheus Feſtaltar
Mit den Fackeln hell und klar.

Geht auch deine Fackel aus,
Bruder, ſo gräbt man dich ein
Vor Prometheus lichtem Haus,
Und es geht mit hellem Schein
Ueber dich in altem Glanz
Hin des Lebens Fackeltanz. —

Herrlich tönt nun Freudenſchall!
Schaut, der Menſchheit Fackeln glühn
Wie der Sonne Feuerball,
Und der Siegerkranz, wie grün —
Seht ihn an — wie grün iſt der:
Gebt uns Fackeln, Fackeln her!

An einen Genius des Todes.

Schöner Jüngling mit dem Kranz,
Der du lenkſt das Weltgeſchick!
Der du deiner Fackel Glanz
Senkſt mit wehmuthsvollem Blick!
Der du ſetzeſt ihre Zeit
Aller Luſt und allem Leid!

Schöner Jüngling, ach, vor dir
Und vor deiner Fackel Schein
Beugt den Nacken tief der Stier,
Du verbrennſt ihm Mark und Bein,
Tilgeſt Schlachtroß, Knecht und Hund
Mit dem Herrn zur ſelben Stund'.

Dir entging Patroklus nicht.
Schöner Jüngling ernſt und ſtill,
Deiner Fackel trübes Licht
Tilgte Hektor und Achill.
Zum Gedächtniß warfſt du drauf
Ihnen Todtenhügel auf.

Du verbrennſt den Völkerſtamm,
Der noch geſtern grünumlaubt.
Du verbrennſt ſie allzuſamm,
Kindeswang' und Greiſenhaupt,
Tilgſt, noch warm von Liebesſcherz,
Männerarm und Weiberherz.

Schöner Jüngling, mache frei
Einſt auch mich von Erdenſchuld!
Aus der Sünde Tyrannei
Leite du mich mit Geduld,
Aus des Irrthums Nacht hinaus
In der Gottheit helles Haus.

* * *

Lied.

Ueber'n hohen, hohen Berg voll Schnee
Zieht die Straße, Straße lang und weit.
Ach wie bringt das Wandern, Wandern Leid,
Und wie thut das Scheiden, Scheiden weh.

Und der ſchöne breite, breite Weg
Schlingt ſich durch das tiefe, tiefe Thal.
Wie iſt Lieben, Lieben eine Qual,
Findet keinen ſtillen, ſtillen Steg.

* * *

Vor dem Kopfe eines griechiſchen Pädagogen im Antikencabinet zu Berlin.

Hier ſchlag' an deine Bruſt, o Wandrer! ſteh!
Du kennſt den Schmerz in den verzerrten Zügen!
Du ſahſt es, dies Jahrtauſend-alte Weh,
Noch jüngſt auf deines Lehrers Antlitz liegen!

Laß ruhn an dieſer kalten Stirn dein Herz.
Du mußt um dich und um die Menſchheit weinen!
Gedenk an Sünd' und Thorheit, und den Schmerz,
Ja, fühl' ihn hier, den Schmerz der Welt, den reinen!

Der Friedhof.

Es lagern an einander traut und dicht
Die Grabeswellen, nichts mag ſie bewegen.
Der Zeitenſtrom, ach, er berührt ſie nicht,
Die abgelauf'nen, die zur Ruh' ſich legen!

Still iſt's, wie nach Orkanen auf dem Meer!
Ein großer Schiffbruch auf den Lebenswegen!
Es ragt ein Kreuz aus jeder Woge her:
Ein Wrack, daran ein Todter kommt gezogen.

Das Meer.

Sieh dort das Schifflein kühn die Wogen theilen!
Wie es die träumeriſche See durchwallt!
Ich ſehe Menſchen durch die Fluthen eilen, —
Vielleicht daß ſie des Waſſers Beute bald.
Du falſche See, entführſt der Mutter Erde
Die Kinder du mit ſchmeichelnder Geberde?

Sie hat an ihren harten Mutterbrüſten
Die Menſchenkinder liebend aufgenährt;
Gleich einer falſchen Frau trägſt du Gelüſten,
Haſt ihren Kindern Herz und Sinn bethört.
Es ſingen deine Wellen, die Sirenen,
Ein ſüßes Wiegenlied dem Menſchenſehnen.

Und in die Tiefe zu den Seejungfrauen
Hernieder fällt des Jünglings lächelnd Bild.
Wie liebend ſie's im Wogenſpiegel ſchauen!
In ihrer Grotte küſſen ſie es mild,
Wo tief begraben ſind in feuchten Wellen
Verſunkne Städte, Burgen und Kapellen.

Die Sonne greift mit ihren lichten Strahlen,
Mit Rieſenfingern zitternd in das Meer;
Verſunk'ner Städte hohe Kathedralen
Hebt ſie empor, ein Läuten ſchallt daher.
Ja, ſelbſt die rothen Dächer ſiehſt du ſchimmern,
Wenn rings im Abendroth die Wogen flimmern.

Ungarn.

Auf Hortobagy's Heide weht der Wind,
Gar traurig zieht der Hirte und geſchwind.
Die dunkeln Wolken lagern ob Komorn;
In weiten Ebnen reift das ſchwere Korn.

Im Ungarland, da bin ich einſt gereiſt;
Sein Brod war weiß und hat mich oft geſpeiſt.
Wie hat des Landes Sonne ihn gebräunt,
Den herben Ungarwein, ihn, meinen Freund!

Es iſt fürwahr ein zauberiſches Land
Am Sau- und Drau- und an dem Donauſtrand;
Doch legt vom grünen Karpathus ſo weit
Sich auf die Heide her ein tiefes Leid.

Schauſt du die Puszte an im Sonnenglanz,
So meinſt du nur, daß ſie voll Segen ganz.
Doch rennen drauf, als ob verflucht ſie wär',
Die Schaf- und Roſſesheerden hin und her.

Ich ſah das hehre biſchöfliche Gran;
Mit lauter Trauer war es angethan.
Ich ſtand am Racos, grüßte Debreczin;
Ich denke dran, wenn ich recht traurig bin.

Dann ſcheint das Leben eine Puszte mir;
Der Scikos jagt, wild brüllt uns an der Stier,
Und nur die Donau wandert ohne Ruh
An Gran vorbei dem Sonnenaufgang zu.

Die Auswanderer.

Es geht ein Geiſt an allen Orten
Umher im deutſchen Vaterland;
An jedes Haus, an alle Pforten
Hört man ihn klopfen mit der Hand.
Wollt ihr ihn ſehn? Es iſt ein Bauer,
Ein mißvergnügter Ackersmann;
Fürwahr, das Leben ward ihm ſauer!
Jetzt will er fort. — Er ſpricht euch an:
„Wer kommt mit?“

Auf ſeinem Haupt die Pudelmütze!
Um ſeinen Leib der Zwillichrock!
Im Vaterland die letzte Stütze
Iſt ihm der mächt'ge Knotenſtock.
Hier über'n Wald rümpft er die Naſe,
Dort über Wieſen, Feld und Rain;
Er tadelt oft den Thau am Graſe,
Und Regen oft und Sonnenſchein.
„Wer kommt mit?"

— Der Jäger ſitzt bei ſeinem Weibe
Im einſam ſtillen Förſterhaus,
Blickt durch die runde Fenſterſcheibe
Verdrießlich in den Wald hinaus.
Weit flieht der braune „Waidmannsſegen",
Denn immer lichter wird der Hain;
Die Axt ſchallt in gemeſſnen Schlägen,
Da tönt von draußen es herein:
„Wer kommt mit?"

Der Meßner ſelbſt in der Kapelle,
Er faltet ſtill das Meßgewand

Und legt das Glöcklein, ſilberhelle,
Nachdenklich auf des Altars Rand.
Weit, weit hin wandern die Gedanken
Vom Gotteshauſe über's Meer,
Denn durch die grünen Epheuranken
Zum Altar tönt es leiſe her:
„Wer kommt mit?"

So geht der Geiſt an allen Orten
Umher im deutſchen Vaterland;
An jedes Haus, an alle Pforten
Hört man ihn klopfen mit der Hand;
Der Bauerngeiſt, der nicht die Scheuern
Mit goldnem Korne füllen kann, —
Er zahlte lange ſeine Steuern,
Jetzt will er fort, er ſpricht euch an:
„Wer kommt mit?"

Zur fernen Nordſee, wo die Wogen
Ernſt rauſchen Deutſchlands Abſchiedsgruß,
So kamen ſie vorbeigezogen
Dicht an des Harzgebirges Fuß;

Im langen Zug als Führer ſchreiten
Den Bauer ſah ich mit dem Stab,
Und wie er ging — nach allen Seiten
Fragt' er die Reihen auf und ab:
„Wer kommt mit?"

Ich ſah ihn ſchreiten mit den Andern!
Ein Reiſen war's mit Weib und Kind:
Fürwahr, das wird ein ernſtes Wandern,
Wenn in die Segel bläſt der Wind! —
Kennt nur der Dichter noch das ſtille,
Das Wandern durch das Waldrevier,
Dann durch des Kornfelds Aehrenfülle,
Das Reiſen bis vor Liebchens Thür?
„Wer kommt mit?"

So kehrt' ich heim zu meiner Zelle.
Doch als nun kamen Nacht und Traum,
Da träumt' ich ſelber von der Welle,
Die küßt des Freiheitslandes Saum.

Und leiſe durch die grünen Reben
Zur Dichterzell' im Mondenſchein
Sah ich ein Bauernhaupt ſich heben;
Zu mir auch tönt es da herein:
„Wer kommt mit?“

* * *

Waldfräulein.

An einer freien Stelle
Im tiefen Eichenwald,
Wie glänzte da ſo helle
Des Waldfräuleins Geſtalt!

Und wie die andern Eichen,
Alſo erſchien ſie ganz;
Doch that ihr jede weichen
An Herrlichkeit und Glanz.

Ihr Leib war ſtolz und prächtig,
Sie trug ein grünes Kleid;
Die Krone ſtark und mächtig,
Der Thau ihr Krongeſchmeid.

So ſtand ſie da, o Wonne,
Mit Augen hell und klar
In Thau und Morgenſonne
Und ſtrählt' ihr goldnes Haar.

Und über alle Gipfel
Der Wälder ſah ſie weit
Und ſchüttelt' ihre Wipfel,
Die Fee Waldeinſamkeit.

* * *

Die Rudelsburg bei Naumburg.

(Mel.: An der Saale kühlem Strande.)

Ueber'n Harz hin zog ein Vogel
Nach Thüringens Waldrevier;
Und er weckt' in meinem Herzen
Auf vergeßnen Heimwehs Schmerzen,
Schöne Rudelsburg, nach dir!

Wer ſitzt dort vor meinem Kruge?
Wirft den Deckel jetzt zurück,
Lieſt daran ſtill meinen Namen
In dem ausgeſchnittnen Rahmen,
Trinkt ....? ich wünſch ihm Freud' und Glück!

Gott beſchere dieſem Wandrer
Immer ſolchen Labetrank!
Wo er geht auf Gottes Erden,
Einen freundlichen Gefährten,
Geb' ihm Liebe und Geſang!

◆

Nach einem Eichenhorſt ſehnt ſich mein Herz.

Nach einem Eichenhorſt ſehnt ſich mein Herz.
Du, holdes Menſchenantlitz, thuſt mir weh;
Wo tief im Grunde geht ein ſtilles Reh,
Da oft ſchon fühlt' ich ſchwinden meinen Schmerz.

Ja, ich bin krank. Macht mich ein Arzt geſund,
So müßtet, gute Burſche, ihr es ſein,
Ihr zwei Geſellen, Sonn- und Mondenſchein,
Ihr zwei auch, Waldgebirg und kühler Grund!

Sehnſucht nach dem Frühling.

Laß die Berge wieder blauen,
Daß uns Wanderluſt erfaßt,
Wenn wir ſie von Ferne ſchauen,
Süßer Lenz, du Himmelsgaſt!

Ach, nichts labt im Erdenthale
So die arme Menſchenbruſt,
Als beim erſten Maienſtrahle
Junge Frühlingswanderluſt!

Stilles Reiſen, ſel'ges Wandern
Durch den tiefen, tiefen Grund,
Von der einen Stadt zur andern,
Wie macht ihr das Herz geſund!

Laß die Berge wieder blauen,
Daß uns Wanderluſt erfaßt,
Wenn wir ſie von Ferne ſchauen,
Süßer Lenz, du Himmelsgaſt!

Volksfeſt im Bodethal.

Pfeif' und Trommel hör' ich gern
An der Bode hellem Strand;
Seh' das braune Mägdlein gern
Springen mit dem bunten Band.

O du rothes Pfeifelein,
Wie ſo hell, ſo hell du klingſt!
O du braunes Mägdelein,
Wie ſo hoch, ſo hoch du ſpringſt!

Ei, wo klagt ein Pfeifelein,
Pfeiflein hell und Pfeiflein roth
All den Trug der Mägdelein
Und der treuen Knaben Noth?

* * *

Georgshöhe.

O, wie grün und helle
Iſt doch dieſe Stelle!
Wanderer, entſchlage
Dich der Sorg' und ſage:
Möchteſt du nicht bleiben hier
In dem grünen Waldrevier,
Hier als Vöglein oben
Gott den Herrn zu loben?

* * *

Auf dem Brocken.

Fern in Ungarns weiten Heiden
Und in kühler Alpenluft
Sehnt' ich mich zum Vater Brocken
Und nach friſchem Harzesduft.

An der ſchönen blauen Donau
Hieher nach dem Finkenherd
Vieler trauten deutſchen Kaiſer,
Deutſchem Reich ſo lieb und werth.

Blühe fort, o Harz, ein grüner
Finkenherd in Gottes Hand;
Auf den Bergen, in den Thälern
Grüne, deutſches Vaterland.

* * *

Der Dom zu Halberſtadt.

Wie tönt ſo hehr und labend
Der Glocken Läuten ſpät
Vom Dom an jedem Abend
Mit ſtolzer Majeſtät!

Dann fliegen auf die Dohlen
Rund um den Zackenkranz
Der Baukunſt gar verſtohlen
Im nächt'gen Geiſtertanz.

Wir ſehn dabei ſich heben
Aus grauem Alterthum
Und um die Thürme ſchweben
Geſtalten voller Ruhm.

Es windet Karl der Große
Mit Scepter und mit Kron'
Aus grauer Vorzeit Schooße
Sich bei der Glocken Ton.

Das Roß von Niederſachſen
Mit Herzog Wittekind
Rennt, aus der Erd' erwachſen,
Im Brachfeld wie der Wind.

Ich höre Haymo ſingen!
Der Domherrn hohem Chor
In rothen Schuh'n mit Ringen
Singt Biſchof Buko vor.

Wie tönt ſo hehr und labend
Der Glocken Läuten ſpät
Vom Dom an jedem Abend
Mit ſtolzer Majeſtät!

Das Poſthorn.

Kein beßrer Klang iſt auf der Welt
Als eines Poſthorns Klingen,
Wenn es am Morgen über Feld
Und Wald kann luſtig dringen.
Sagt an, wißt ihr im Wagen drin,
Herr Hofrath und Frau Hofräthin,
Was dieſer Klang bedeute?

Er lobet Gott, weil der ſo hell
Und weit gemacht die Erde,
Daß für dich, wackerer Geſell,
Sie nicht zu enge werde;
Weil er ein mächt'ges Vorwärts ſchuf
Aus Roſſesbug und Roſſeshuf,
Deß thut das Horn ſich freuen.

Mir ſcheint fürwahr, es hat auch Grund
Das Horn, ihn zu beloben,
Wenn ich bedenk' zu dieſer Stund',
Was der gethan dort oben,
Der alles weislich hat bedacht,
Hat Wald und See und Au' gemacht,
Gebirg und Thal daneben.

Kein beßrer Klang iſt auf der Welt
Als eines Poſthorns Klingen,
Wenn es am Morgen über Feld
Und Wald kann luſtig dringen.
Was iſt Concert und Opera?
Es macht die beſte Muſica
Ein Burſch im gelben Kragen.

* * *

Stolberg-Wernigerode.

Wie majeſtätiſch auf des Harzes Höhen
Ragt grünumlaubt der hohe Eichenbaum!
O ſchaut ihn an, ſeht Stolbergs Säule ſtehen!
Daß ſie Jahrtauſend-alt, euch dünkt's ein Traum.
Schaut hin und ſeht den Hirſch von Stolberg gehen
Auf ſchlanken Läufen an der Wälder Saum.
Weiß-roth dort regt inmitten grüner Wipfel
Sich Stolbergs Fähnlein auf der Harburg Gipfel.

Und nicht, verſteckt im Schatten dort der Büſche,
Nicht dort allein iſt's, wo dies Fähnlein wallt;
Nicht dort allein in luſt'ger Bergesfriſche,
Nicht nur an dem Gemäuer alt und kalt;
O nein, viel Tauſend Herzen ſind die Niſche,
Wo dieſes Banner weht ſo mannigfalt.
Ja, ringsum wehet es in Luſt und Schmerzen
Noch weiß und roth bei uns in allen Herzen.

So weht dies Fähnlein in den Dörfern allen,
Es weht vom Brocken in das Land hinein,
So weit als Stolbergs Eiſenhämmer ſchallen,
Und Stolbergs Meiler hauchen blauen Schein;
Und wo durch unſer Feld die Schnitter wallen,
Weiß rothes Fähnlein, ſie gedenken dein!
Von Stolbergs Hirſch erzählen noch mit Sinnen
Viel goldne Märchen ſich die Spinnerinnen.

* * *

Das Wallnußblatt.

Dort hinter meinem Gärtchen klein
Hebt ſich gewaltig Berg und Hain.
Darinnen horſtet jetzt fürwahr
Ein Grafenſtamm ſchon tauſend Jahr.

Heiß iſt der Tag, der Himmel blau,
Ich ſteh' im Bohnenbeet und ſchau',
Wie Schloß und Wald, umſchwebt von Duft,
Aufſteigen in die warme Luft.

Ich höre fröhliches Geſumm
Am Berg im Forſte um und um,
Denn meine Bienen tragen ein
Den Honig aus dem Grafenhain.

Kaſtanien- und Wallnußbaum,
Ich ſeh' euch an, als wär's ein Traum.
Da wirft mir zu vom Grafenhorſt
Ein großes Wallnußblatt der Forſt.

O Blatt, wie prächtig du dich färbſt!
Das thut der Maler ſchon, der Herbſt!
Er hat auf dir abconterfeit
Für mich die ganze alte Zeit.

O Wallnußblatt ſo ſchön und groß,
Noch läßt dich meine Hand nicht los.
Ich ſehe Ritter und Turnier,
Und Mann und Roß gemalt auf dir.

Ich ſeh' die Ritter nicht allein,
Seh' auch die edlen Jungfräulein.
Ich ſeh Capellen in dem Wald
Mit bunten Scheiben mannigfalt.

Ich ſeh' die Falken, ſeh' den Aar,
Wie heute iſt der Tag ſo klar;
Die Eremiten ſeh ich ſtehn;
Die Sonntagsglöcklein hör' ich gehn.

O Herbſt, du prächt'ger Maler du,
Einſt wenn wir alle ſind zur Ruh',
Wenn längſt wir ſind der Freuden ſatt,
Malſt du uns auch auf's Wallnußblatt.

Dann, wünſchten wir aus Herzensgrund,
Wär' unſer Bild ſo ſchön und bunt,
Auf daß es auch am Herbſtestag
Den Enkel einſt erfreuen mag!

* * *

Der Geliebten.

Schön're Augen viel als meins
Blicken auf zu holden Frauen,
Aber lieber möchte keins
Zu der Vielgeliebten ſchauen,
Als dies braune Aug', du Milde,
Hing an deinem holden Bilde.

Kind, dies braune Auge hat
Viel geſchaut auf dieſer Erden,
Sah an Berg und Thal ſich ſatt,
Freute ſich an muntern Heerden.
Auch auf deinem holden Bilde
Ruhte oft mein Aug', o Milde.

Manchen Frühling hell und klar
Sah es kommen und vergehen,
Oftmals ſah dies Augenpaar
Auf den Grund tiefdunklen Seeen,
Doch am liebſten, o du Milde,
Hing es doch an deinem Bilde.

Ach, des Blüthenbaumes Pracht
Schaut' es oft in ſtiller Wonne,
Sah die hehre Sternennacht
Und frohlockend Mond und Sonne.
Doch viel lieber noch, du Milde,
Schaute es nach deinem Bilde.

O, wie gerne in der Höh'
Sah es Lerch' und Amſel fliegen!
O, wie gerne Hirſch und Reh
An dem Rand des Waldes liegen!
Aber lieber doch, du Milde,
Schaute es nach deinem Bilde.

Bei den Büchern alter Zeit
Hat es manche Nacht geſeſſen,
Bei der Väter Herrlichkeit
Alles um ſich her vergeſſen;
Aber deine holde Miene
Nie vergaß es, Caroline.

Was war für Braunäugelein
Stolzer Frauen holder Reigen?
Ach, es ſah nur dich allein,
Holde, war ſie ganz dein eigen,
Daß es ſchaute nur, du Milde,
Allezeit nach deinem Bilde.

O du roſenrother Mund,
O ihr Apfelblüthenwangen,
Ach, wie gern durch's Erdenrund
Wär' es doch mit euch gegangen,
Hinge immerfort, o Milde,
Nur an deinem holden Bilde!

* * *

Der Braut.

Erwache, Lina! durch die Scheiben
Blickt freundlich der Novembertag,
Erinn'rungsvoll, der raſcher treiben
Soll deines Herzens treuen Schlag.
Schon weht die Esche mit den Zweigen
In deinem Gärtchen ſo vertraut;
Der Brocken und des Wildes Reigen
Sehn nach den Fenſter ſchon der Braut.

Sie waren ſtumme Zeugen — ſiehe!
Sechs Monde ſind ſeitdem dahin —
Wie in des Maitags duft'ger Frühe
Du kameſt mit verſchämtem Sinn.
Raſch war die Liebe da entglommen!
Doch ach, wie zögernd kam dein Fuß!
Nun iſt's dein Stolz, daß du gekommen!
Dein Ruhm, es iſt der erſte Kuß.

Schon manche Stunde hat geſchlagen,
O Mädchen, über unſerm Bund;
Im Herzen haſt du mich getragen
Nun ſchon ein halbes Jahresrund.
Was kann ich thun als dankend hangen
Heut' wieder an der treuen Bruſt,
Mit trauter Hand mein Glück umfangen
Und meines Lebens ganze Luſt? —

Der Wandrer auf des Harzes Höhen,
Nichts ahnt er als im Tannenwald,
Der ihn umgibt, des Windes Wehen
Und als ſein Rauſchen ernſt und kalt.

Univ. Bibl.
München

Doch plötzlich aus dem Tannenhaine
Glänzt hell aus Augen groß und klug
Entgegen ihm mit mildem Scheine
Tief aus der Schlucht ein Marmorbruch.

So, Lina, biſt du mir geworden,
Als achtlos zog ich meinen Pfad
Und wanderte durch Deutſchlands Norden
Mit armen Köhlern früh und ſpat. —
Laß aus dem tiefen Schacht uns brechen
Den hehren Marmor hier im Tann,
Und unſre Küſſe mögen ſprechen,
Was doch kein Lied verrathen kann.

Der Gattin.

Schmücke dich, o ſüße Luſt,
Hoffnungsvoll mit grünem Tuche!
Schlag' es um die treue Bruſt!
Komm mit mir zu Tann' und Buche!
Reifer Sommerfreuden warten
Laß uns heut' in Forſt und Garten.

War's nicht auch im Sommerglanz,
Als dein Trauter dich errungen,
Als durch Locken dir und Kranz
Zitternd ſeine Hand gedrungen,
Wie zur Frühlingszeit ein Wetter
Stürmen mag durch junge Blätter.

Und das Haupt, das er begehrt,
Mußte endlich ihm ſich wenden;
Der Pokal ward ihm gewährt,
Den er hielt mit beiden Händen.
Deiner Lippen Nektarſchaale
Setzt' er an zum frohen Mahle.

Doch die Blumen, die geknickt
Sind von ſeinen rauhen Händen
Soll dir, Reine hochbeglückt,
Dieſes Jahr von neuem ſpenden.
Dieſer Kranz — er fleht auf's Neue
Dich um Liebe und um Treue.

Immertellen und Jasmin,
Roſen, Tulpen und Narziſſen,
Kaiſerkronen, Rosmarin
Soll dein ſtolzes Haar nicht miſſen.
Immergrün und blauer Flieder
Wall' aus Deinen Locken nieder.

Röthliche Camelia,
Der Hortenſia ſchwere Dolden
Winden ſich von fern und nah
Jetzt in deine Flechten golden.
Was im Sommer blüht und Lenze
Schlingt der Jugend ſich in Kränze.

Wie der Schwalben raſcher Zug
Unſre Jugendtag' entwiſchen;
Unſrer Jahre raſcher Flug
Schwindet wie das Wild in Büſchen.
Laß uns drum mit Blumen kränzen,
Weil noch Freud' und Jugend glänzen.

Wie die Weih' im Himmelsblau
An den heißen Sommertagen,
Ueber unſres Lebens Au'
Wird Vergänglichkeit getragen.
Laß uns küſſen, eh' der Nelken
Und der Roſen Kränze welken!

O Ruhrthal ſchön, o Ruhrſtrom lieb.

O Ruhrthal ſchön, o Ruhrſtrom lieb,
Ich ſcheide jetzt von dir.
Von Styrum's Apfelblüthe gib
Den Zweig zum Abſchied mir.

O Ruhr, die aus Weſtphalens Forſt
Den Jagdhund erſt getränkt!
O Ruhr, auf die vom Uferhorſt
Sich Rheinlands Habicht ſenkt!

Das wilde Pferd aus Duisburg's Buſch,
Dem ſchlanken Hirſch verwandt,
Noch unlängſt kam's mit raſchem Huſch
Nach deiner Fluth gerannt.

O, wie bei Saaren glänzt dein Aug'!
Der rothen Weiden Glanz,
Und Kettwig's feuchten Brombeerſtrauch,
Du ſchlingſt ſie dir zum Kranz.

O Ruhrthal ſchön, o Ruhrſtrom lieb,
Ich ſcheide jetzt von dir.
Von Styrum's Apfelblüthe gib
Den Zweig zum Abſchied mir.

O ſagt, was gleicht dem deutſchen Land?

O ſagt, was gleicht dem deutſchen Land?
Die Reb' an ſeines Berges Rand,
Die Weizenähre auf dem Feld
Prangt wie der ſchönſte Siegesheld.

In unſrer Tannenwälder Schooß
Hebt ſich der Hirſch von feuchtem Moos;
Als wie ein ſchöner Morgenſtern,
So glänzt im Dickicht ſein Gehörn.

Der Eber wühlt am Eichenſtamm;
Auf unſern Auen graſt das Lamm.
Die Vögel ſingen ſelbſt im Moor
Und pfeifen hell aus Schilf und Rohr.

Und hinter Moor und Feld und Au',
Da wohnt die holde deutſche Frau —
Ihr Antlitz gleicht dem Frühlingstag —
Die alle Zeit Gott ſegnen mag.

* * *

An die Bonaparte's.

(Gedanken an einem Tiſche in einem Bergwerke des Harzes, vor welchem König Hieronymus geſeſſen).

So ward Euch hier der Tiſch gedeckt,
Wo Gott ſein Silber ausgeſtreckt;
Hier tranket Ihr den rothen Wein
Bei ſeines Goldes Glanz und Schein!

Weil Ihr Europa's Eide brecht,
Das Weltall machen wollt zum Knecht,
So wird er Eures Stuhles Pracht
Einſt ſtürzen in den tiefſten Schacht.

Als Ihr in Rußlands Eis den Tiſch
Euch einſt gedeckt mit Brod und Fiſch,
Da goß er aus mit ſtarker Hand
Den rothen Wein in Moskau's Brand.

Ihr habt am Nil zu Eurem Raub
Gemacht der Pyramiden Staub,
Daß ſelbſt zum Streit ſich geiſterhaft
Seſoſtris' Wagen aufgerafft.

Und einen Tiſch einſt decktet Ihr
Für Euer Volk bei Abukir.
Da ſtürzte Frankreichs rothen Wein
Der Herr in's Mittelmeer hinein.

Die Themſe, deren ſtolzes Neſt
Die Nordſee, kehrt ſich einſt nach Weſt.
Wie tauſend Böller geht ſie hehr
Als Eure Feindin dann in's Meer!

Und Preußens Stahlhelm, hoch und frei,
Wird eilen gegen Euch herbei,
Und wird wie einer Kerze Schein
Auf unſerm Haupte ſtrahlen rein.

Dann trinkt vom Bache auf dem Weg
Mein deutſches Volk und unter'm Steg,
Bis Gott ihm eine große Schlacht
In aller Herrlichkeit gemacht.

Der Herr aus Zion alſogleich
Dann ſchickt das Scepter für ſein Reich,
Und Deutſchland in der Feinde Schaar
Wird herrſchen dann von Jahr zu Jahr.

In heil'gem Schmuck und höchſter Zier
Dann opfern Deutſchlands Kinder hier,
Die ihm gebar die deutſche Frau
Wie aus dem Morgenroth den Thau.

◆

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Philipp Melanchthon.

Rede,

zu

Melanchthons dreihundertjähriger Todtenfeier

am 19. April 1860

in der Louiſenſtädtiſchen Realſchule zu Berlin,

gehalten von

Dr. Heinrich Pröhle.

Berlin.
Verlag von Vogel & Comp.
(Ritterſtraße Nr. 24.)

Sr. Hochwohlgeboren

Herrn Stadtſchulrath Schulze

in Berlin

dankbar und hochachtungsvoll

gewidmet.

Vorwort.

In der letzten Conferenz, welche die Louiſenſtädtiſche Realſchule im vergangenen Halbjahre zu halten hatte, wurde ich aufgefordert, die Feſtrede zum 19. April zu übernehmen. Mit der Ueberzeugung, daß mancher Würdigere an meiner Stelle würde ſtehen können, verſprach ich dieſen Wunſch zu erfüllen. Der Gegenſtand zog mich ſehr an und ſchien auch noch einige Zeit nach dem Melanchthonsfeſte ein regeres Intereſſe in Anſpruch nehmen zu können. Während daher einige in letzter Zeit von mir an anderer Stelle gehaltene Vorträge, welche faſt nur Neues enthielten, theils trotz einer wohlwollenden öffentlichen Aufforderung zur Veröffentlichung noch nicht in Druck gegeben, theils gar nicht aufgeſchrieben wurden: ſo wurden die Vormittage der Oſterferien in unſerer Heimath zur druckfertigen Ausarbeitung der Rede über Melanchthon gern benutzt, wiewohl gerade ſie nichts Neues enthalten, ſondern nur eine Zuſammenſtellung des Wiſſenswertheſten über Melanchthon für das größere gebildete Publicum ſein ſoll. Sie wurde bei der heutigen Feſtfeier, um welche außer Hrn. Director Grohnert zwei Collegen, Hr. Oberlehrer Philipp und Hr. Prediger Meſeberg ſich ſehr verdient machten, gehalten. Manchen Reden eilt ſie wohl im Drucke voraus und bietet ohnehin wohl mehr Material als ſie. Wegen der Schnelligkeit des Abdruckes wird aber der Leſer ſicherlich um manche Nachſicht zu bitten ſein.

Möge dies Schriftchen etwas dazu beitragen, daß ſinnige Gemüther in unſerer Zeit die Kirchenverbeſſerung des ſechszehnten Jahrhunderts noch mehr verſtehen und kennen und Melanchthon noch mehr lieben lernen!

Berlin, den 19. April 1860.

Gleich einer Säule, welche ein ernſtes Gebäude trägt, iſt an den Eingang des Sommerhalbjahres für den Unterricht in unſeren Schulen das dreihundertjährige Erinnerungsfeſt an **Philipp Melanchthon's** Tod geſtellt. Bis tief nach Oeſterreich hinein, ſelbſt am Fuße des Dachſteins, in Steiermark *) ſchlagen heute fromme Herzen für den Reformator.

In Wittenberg, wo er in ſeinem jetzt unweit einer preußiſchen Kaſerne ſtehenden Hauſe mit dem Geſichte nach Norden gekehrt ſeine ernſten Werke ſchrieb, wird heute auf dem Markte der Grundſtein zu ſeinem Denkmale gelegt. **Melanchthon's** Lebensbild, wie ich es hier zu entwerfen habe, iſt ein Bild des angeſpannteſten Fleißes in der Jugend und ein Bild treuer Pflichterfüllung im Lehrerberufe bis zum Greiſenalter.

---

*) Zum Melanchthonsfeſte erſchien folgende Schrift, welche mit wohlthuender Wärme und nicht ganz ohne das Beſtreben, in Wort und Bild etwas Neues beizugeben, abgefaßt iſt: „Philipp Melanchthon nach ſeinem Leben und Wirken. Zur Feier der 300jährigen Wiederkehr ſeines Todestages herausgegeben von Bernhard Czerwenka, evangeliſchem Pfarrer zu Ramſau in Steiermark. Erlangen, Blaeſing. 1860.“ Außerdem ſei auch ſchon hier eine unſerer Quellen genannt, die mit Leichtigkeit orientirende Feſtſchrift: „Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutſchlands von Dr. Heppe, Marburg. 1860.“

Philipp Melanchthon, Sohn eines angeſehenen Waffenſchmieds, wurde am 16. Februar 1497 zu Bretten geboren. Noch in Wittenberg finden wir an ihm innerhalb des Hauſes manche werthgehaltene Gewohnheiten ſüddeutſcher Lebensart und Geſelligkeit. Zwei Jahre lang beſuchte er eine benachbarte gelehrte Schule. Im October 1509 zog er, nicht viel über 12 Jahre alt, in die Univerſitätsſtadt Heidelberg ein. Hier wurde nichts vorgetragen als eine geſchwätzige Dialektik und ein wenig Phyſik. Wahrſcheinlich ſchon hier entwarf er die erſten Grundzüge ſeiner griechiſchen Grammatik. Faſt noch ein Knabe ſchrieb er ſie für Knaben. Als er in Heidelberg ſich um die Magiſterwürde bewarb, wurde ſie ihm wegen ſeiner Jugend und wegen ſeines noch ganz kindiſchen Ausſehens verweigert. Wenn man dasjenige, was hiermit zuſammenhing, eine Störung nennen könnte, ſo wäre dies die einzige Störung während ſeiner Studienjahre, ja, faſt während ſeiner ganzen ſehr einfachen Lebenszeit. — In ſeiner Jugend wie in ſeinem ganzen Leben finden wir keineswegs die großartigen Kämpfe eines Luther, ſondern eine viel regelmäßigere und ſtetigere Entwickelung. Mit Recht hat man geſagt, daß Melanchthon ohne dieſen Charakterzug nicht das für die Wiſſenſchaft hätte leiſten können, was wir an ſeinen Werken bewundern; daß er ohne ihn nicht ſo deutlich in ſeinen Erörterungen, nicht ſo conſequent fortſchreitend in ſeinen Beweisführungen, nicht ſo unparteiiſch in der Beurtheilung fraglicher Gegenſtände hätte ſein können, wie wir es in ſeinen Schriften vor Augen ſehen. Seine ſchöne und ſprungloſe Enwickelung befähigte ihn ganz beſonders ſich ſelbſt dem Lehramte zu widmen. Noch jetzt erfüllt es uns bei einem immer in allen Stücken gleich muſterhaften Schüler mit Freude und Behagen, wenn wir wiſſen, daß er nach einem ſinnvollen Ausdrucke „bei der Schule bleiben“ will ſein Leben lang. Ueber den Heidelberger Vorfall ſagte Melanchthon nachmals mit muſterhafter Mäßigung: „Es iſt zuweilen ſehr gut, wenn jungen Leuten nicht alle Wünſche befriedigt werden. Das habe ich zu Heidelberg erfahren. Statt daß mich die Verweigerung der Magiſterwürde niedergeſchlagen hätte, wurde ich nur deſto mehr zum Fleiße ermuntert.“ 1512 ging er nach der Univerſität Tübingen. Sie war berühmt wegen ihrer guten Latinität. Als geiſtiger und leiblicher Verwandter Reuchlin's ſchloß ſich Melanchthon an Bebel und Braſſicanus an, durch welche in Tübingen die *politiores literae* gepflegt wurden. Bald erhielt er den Magiſtertitel und wurde Lehrer in Grammatik und Rhetorik. Zugleich war er aber in Tübingen für die Theologie ein Studirender. Der auch in Tübingen ausbrechende Streit über Nominalismus und Realismus wurde durch Melanchthon's Entſcheidung beigelegt. Er entſchied ſich für den damals vorherrſchenden Nominalismus, nach welchem die Gattungsbegriffe z. B. Baum, Menſch in Wahrheit keine Realität hätten, ſondern bloße Namen und leere Verſtandesabſtractionen ſeien. Melanchthon ſagte, daß er ſechs Jahre lang in der Schule pſeudoariſtoteliſcher Philoſophen faſt zu Grunde gegangen ſei. Sokrates habe geſagt, er wiſſe nur, daß er nichts wiſſe. Jene aber wüßten einzig nur dies nicht, daß ſie nichts wiſſen. Das Beſſere ſei zurückgeſetzt, das Griechiſche vergeſſen, Unnützes gelehrt, die Claſſiker wären ganz beſeitigt geweſen. Dem einundzwanzigjährigen Jünglinge war es vergönnt, für den empfangenen ſchlechten Unterricht ſich auf die edelſte Weiſe zu rächen, als er in ſeiner Antrittsrede zu Wittenberg anführte, was auf dieſer Uniſität nach der neuen Studienweiſe geboten werde. Friedrich der Weiſe hatte ſich 1518 wegen eines Lehrers im Griechiſchen an Reuchlin gewandt. Dieſer empfahl Melanchthon und ſchrieb über ihn: „Ich weiß unter den Deutſchen keinen, der über ihn ſei, ausgenommen Herrn Erasmus Roterdamus, der iſt ein Holländer.“ An den Jüngling ſelbſt ſchrieb Reuchlin: „Gehe aus Deinem Vaterhauſe und von Deiner Freundſchaft und aus Deines Vaters Hauſe in ein Land, das ich Dir zeigen will. Und ich will Dich zum großen Volk machen und will Dich ſegnen und Dir einen großen Namen machen und ſollſt ein Segen ſein. Mein Geiſt weiſſagt mir dies, und ich hoffe, ſo werde es Dir geſchehen, mein Philippus, mein Zögling und mein Troſt.“

Mir liegt es jetzt ob, Melanchthon als Pädagogen zu ſchildern. *) Seinen Eifer für das Schulweſen zeigt die ſchöne Aeußerung: „Die Jugend in den Staaten vernachläſſigen, heißt nichts Anderes als den Frühling aus dem Jahre hinwegnehmen.“ Melanchthon pflanzte den Schulbaum des Unterrichts, die Linde auf dem Schulhofe Deutſchlands neu. Er bildete Lehrer aus und vergab gewiſſermaſſen die höheren Schulſtellen in Deutſchland. So wurde er zu Rathe gezogen bei der wichtigen Begründung des Gymnaſii in Nürnberg, damals dem deutſchen Florenz, dem Auge von Deutſchland. Melanchthon beſaß gewiß in ſeiner allgemeinen Bildung einen Schatz für das Lehramt. Er ſchlug aber die Rector-

---

*) Vergl. Carl von Raumers Geſchichte der Pädagogik I. Bd. 1843. Geſchichte der Erziehung von Fr. H. Chr. Schwarz II. Bd. 1829 und beſonders die feine Monographie des Diakonus Dr. Ludwig Koch zu Ohrdruff „Philipp Melanchthon's schola privata. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1859.“

ſtelle zu Nürnberg unter Anderem mit dem beſcheidenen Vorwande aus, daß er nicht rhetoriſch ausgebildet ſei und die Jugend nicht rhetoriſch ausbilden könne. Sein Styl ſei knapp, ſaftlos, trocken und nüchtern. Die Redeweiſe eines Lehrers für das höhere Schulfach müſſe aber blühend und reich ſein. So ſandte er an die Nürnberger Schule den Helius Eobanus Heſſus von entſchiedener humaniſtiſcher Richtung. Praktiſch zog Melanchthon in mehrfacher Hinſicht keine ſcharfe Grenze zwiſchen Univerſitäts- und Schulunterricht. In den Vorleſungen ſuchte er öfters durch Fragen, welche er Einzelnen ſtellte, der Einförmigkeit des Vortrages aufzuhelfen. Vollkommen ſtimmen wir dem Urtheile Luthers bei, daß Melanchthon in allen ſeinen Gaben faſt über das menſchliche Maß ſei. Es umfaßten ſeine Kenntniſſe ſelbſt die verſchiedenſten Fachſtudien. Uebrigens las er, auch des Hebräiſchen wohl kundig, Exegeſe und Dogmatik. Er interpretirte zahlreiche griechiſche und lateiniſche Claſſiker. Er hielt Vorleſungen über Ethik, Dialektik und Phyſik. Anfangs verſammelten ſich alle nur einigermaßen gebildeten Bewohner von Wittenberg in ſeinem Hörſaale. Profeſſoren aller Facultäten ſaßen mitten unter ihren Schülern. Luther hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu. Alles behandelte Melanchthon gründlich und zu gleicher Zeit mit der an ſeinen Lehrbüchern gerühmten ungewöhnlichen Klarheit. In manchen Vorleſungen ſtieg die Zahl ſeiner Zuhörer bis auf 2000. Darunter befanden ſich Franzoſen, Engländer, Polen, Ungarn, Dänen, Italiener und Griechen. Er empfahl auch das Studium der alten Geſchichtſchreiber und mit beſonderer Rückſicht auf Paläſtina die Beſchäftigung mit Landkarten. Seinen vielſeitigen Vorleſungen entſprach eine gleich ausgebreitete ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. Außer ſeinen philoſophiſchen Schrif ten und außer der griechiſchen Grammatik verfaßte er auch eine lateiniſche Grammatik. Sie erſchien zwar 1520 gegen ſeinen Willen, herrſchte aber doch in den Schulen während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ihr folgte in der Totalanlage die Grammatica Marchica, und an deren Methode wieder ſchloß ſich 1825 ſo nahe als möglich **Otto Schulz** in ſeiner ausführlichen lateiniſchen Grammatik an. **Melanchthon** ſchrieb auch Lehrbücher der Ethik, Dialektik und Phyſik. 1519 erſchienen die libri tres de rhetorica. Seine Declamationes ſind akademiſche Reden.

Melanchthons pädagogiſche Tüchtigkeit erhielt die rechte Weihe im Lichte des lauteren Chriſtenthums. Er ſagt: „Ueber dem Eingange vieler alter Kirchen ſteht der Spruch: Mein Haus iſt ein Bethaus in Stein eingehauen. Dieſe Aufſchrift ſollten auch die Schulgebäude führen, weil die Schulen ein Theil des öffentlichen Gottesdienſtes ſind und wir darin die Wahrheit lehren und lernen und Gebet damit verbinden müſſen.“ Mit ſeiner Stellung zur Kirche hing es zuſammen, daß ſeine Pädagogik außerdem feſt und ſicher im Schooße eines im Ganzen ſehr blühenden Familienlebens wurzelte, welchem durch die Reformation eine allgemeinere Berechtigung zugeeignet wurde. Zu Torgau tröſtete er einſt **Luther** über den Fortgang der Reformation mit den ſinnreichen Worten: „jetzt habe ich Die geſehen, die uns beſchützen, die auch wider alle Gewalt unüberwindlich ſein und bleiben werden: unſeres Pfarrherrn und der Caplane ihre Weiber und kleine Kindlein.“ Er hatte eine große Liebe für Kinder und man fand den praeceptor Germaniae, wie man Melanchthon genannt hat, wohl in ſeiner Kinderſtube, wo er mit der einen Hand die Wiege bewegte und in der andern ein Buch hielt. Als Theologen und Schulmann erfreute ihn der Spruch: „aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge haſt Du Dir Lob zubereitet.“

Die Mönche hatten bis zu jener Zeit die Jugend gefangen gehalten wie Vögel, die man in die Bauer ſetzt. Luther dagegen ſtellte den König Salomo als einen rechten königlichen Schulmeiſter dar, denn Salomo verbiete der Jugend nicht bei den Leuten zu ſein. Es ſei der Jugend gefährlich, alſo allein zu ſein, alſo von Leuten abgeſondert zu ſein. Luthers Wort trug dazu bei, daß die Kloſterſchulen immer leerer wurden und daß die Univerſität Wittenberg nach und nach faſt überfüllt war. Oft ſtreiften die jungen Leute ohne Lebensplan und Studienordnung umher und verwilderten in jeder Beziehung. Die meiſten von ihnen kamen aus dürftigen Kloſterſchulen oder von unwiſſenden Geiſtlichen. Philoſophaſtri nannte ſie Melanchthon wegen der flachen Philoſophie, welche in vielen Schulen gelehrt wurde. Von ſolchen Studioſen ſagte Melanchthon: „in errore bona juventutis pars est, ut putet satis esse multa audivisse.“ Dieſen jungen Leuten, welche den Vorleſungen nicht folgen konnten, wollte er praeceptores geben. Melanchthon ſchämte ſich nicht gleich andern Univerſitätslehrern sordidi muneris docendorum puerorum. Er betrachtete die Gründung eine Privatlehr- und Erziehungs-Anſtalt, in welche junge Leute aus der Fremde geſchickt werden könnten, als eine Pflicht. Konnte er ſich doch überhaupt am Ende des Lebens das Zeugniß geben: „Ich habe Dienſt gethan, ſo viel mir Gott Kräfte verliehen hat, für die wiſſenſchaftliche Ausbildung der jungen Leute in meinem Lehramte und habe in dieſem Schulſtube keinen glänzenden Namen geſucht.“ — Zur Begründung der schola privata trug auch die Theuerung in dem üppigen Wittenberg und die geringe Beſoldung Melanchthons etwas bei. Schenkten dieſem doch die Rheinländer ein Faß Wein, Myconius einen Topf Thüringer Käſe und Agricola ein Stück Tuch. Leider erwies ſich der äußere Vortheil der schola privata für Melanchthon nur gering. Die Einrichtung war folgende. Sobald die Knaben die casus und tempora zu ſagen verſtanden, wurde größtentheils lateiniſch unterichtet. Auch begann alsbald die Lectüre der Claſſiker. Alsdann wurden ſchriftliche Arbeiten verfaßt, zur Einrichtung der ſyntaktiſchen Regeln. Man nannte ſie exercitationes und imitationes.*) Melanchthon präludirte metriſchen Uebungen in lateiniſcher Sprache, die er ſehr hoch ſchätzte. Wer das beſte scriptum brachte, führte bei Tiſche den Verſitz, die *προεδρία* als rex poëticus in convivio. Dem Sieger in ſolchem muſikaliſchen Wettſtreite wurde ein Epheukranz mit einem von Melanchthon verfaßten carmen pro rege poëtico überreicht. Auch beſang Melanchthon ſeinen Primus, den Rex domus oder rex puerorum. Ohne Zweifel mit beſonderer Rückſicht auf gute Sitten ernannte er ihn ſelbſt gewöhnlich am Dreikönigstage zur Handhabung der Ordnung unter den Hausgenoſſen und zur Förderung des Fleißes. Schon ehe der Frühling kam, grüßte am Gregoriustage liebevoll die lateiniſche Leier des ehrwürdigen praeceptor Germaniae die Jugend mit ihren frommen und lieblichen Klängen:

Vos ad se pueri primis invitat ab annis,
Atque sua Christus voce venire jubet.

---

*) Intereſſante Vergleichungspunkte finden ſich in einem Programme der Louiſenſtädtiſchen Realſchule, welches unter dem Titel: „Gleim auf der Schule. Von Dr. Heinrich Pröhle. Berlin 1857“ auch beſonders in den Buchhandel kam.

Praemiaque ostendit vobis venientibus ampla,
Sic vos o pueri curat amatque Deus.
Vos igitur laeti properate occurere Christo,
Prima sit haec Christum noscere cura ducem.
Sed tamen ut Dominum possis agnoscere Christum,
Ingenuas artes discito parve puer.

Eigenthümlich belebt ſahen wir in den eben vorgeführten Bildern das Haus durch die Erziehung in einem früheren Jahrhundert. Vielfache Vortheile bot der Jugend eine patriarchaliſche Zeit, welche ſelbſt den erſten Gelehrten einen kindlichen Sinn bewahrte. Wie wir uns einen rechten Pädagogen gerne wohl auch einmal denken mögen, ſo ſahen wir Melanchthon eben mit den Kindern ſpielen. Er that dies jedoch auch noch in weſentlich anderer Weiſe. Die Aufführung alter klaſſiſcher Stücke war in Deutſchand außer Gebrauch gekommen. Dahingegen ſtellte man Myſterien dar, deren Inhalt dem alten und neuen Teſtament entnommen wurde. Dieſe volksthümlichen Stücke verachtete Melanchthon und gab die Dramen nicht allein der Römer, ſondern ſelbſt der Griechen ſeinen Privatſchüllern zur Aufführung. Man führte in den Urſprachen auf Tragödien von Euripides und Seneca, Komödien von Plautus und Terentius. Ueber dieſen, welchen er auch metriſch eintheilte und den er herausgab, hatte er ſchon in Tübingen geleſen. Es ſind uns 10 lateiniſche Prologe aufbewahrt, welche Melanchthon zu ſolchen Aufführungen geſchrieben hat. Die Prologe begrüßten das Publikum und machten auf die ethiſche Bedeutung des vorzutragenden Stückes aufmerkſam. Sie baten um geneigtes Gehör und billiges Urtheil über die Leiſtungen der jugendlichen Schauſpieler; da die Aufführungen Widerſpruch fanden, ſo trat der Melanchthon'ſche Prolog auch als Vertheidiger des Inhaltes der dramatiſchen Darſtellung auf.*)

Hatten Melanchthons Zöglinge in ſeinem Hauſe ihre Schulbildung ergänzt und verbeſſert, ſo gab er ihnen auch noch Anleitung zum Studium der Fachwiſſenſchaft, welcher ſie ſich widmen wollten.

Die schola privata ſoll ſpäteſtens 1530 für immer geſchloſſen ſein. Damals ging Melanchthon zum Reichstage nach Augsburg. Die negotia publica, wie er ſagt, häuften ſich von Tage zu Tage und ließen ihm zur Leitung der Anſtalt keine Zeit mehr übrig.

Um zu zeigen, was Melanchthon überhaupt als Lehrer der Univerſität Wittenberg war, muß ich hier eine merkwürdige Nachricht von ſeiner Thätigkeit einſchieben. Es wird nämlich erzählt, wie zu jener Zeit die Mehrzahl der Wittenberger Profeſſoren den Gebrauch gehabt habe, daß keiner eine Lection im Collegium hielt, es hätte ihm denn zuvor Philippus vorgeſchrieben und auf Papier disponirt materiam, welche er leſen ſollte. Auf ſolche Gutwilligkeit Philippi verließen ſich viele Magiſtri und Profeſſores, die ſonſt wohl hätten ſelbſt ihre Lection ſtudiren können. Denn es war, ſagt unſer Berichterſtatter, Philippo keine Arbeit verdrießlich und diente gern Jedermann.

Durch ſolchen Dienſteifer wurde Melanchthon ſogar in den theologiſchen Streit mit dem Pfarrer Cordatus aus Niemegk verwickelt, welchen er getreulich ausfocht. Und damit komme ich zur Charakteriſtik Melanchthons als Theologen.*)

---

*) Bei Koch S. 86 heißt es, daß das geiſtliche Miniſterium zu Berlin den Plautus und Terentius aus dem Lectionsplane geſtrichen gehabt habe. Es iſt jedoch ein allgemeines Verbot dieſer Lectüre nicht ergangen und aus beſonderen Gründen nur einmal unzweckmäßig gefunden, daß Schüler an einem Gymnaſium während der durch den Ausfall eines beſtimmten Unterrichtsgegenſtandes gewonnenen Zeit jene Schriftſteller laſen.

Melanchthon wurde unter dem Einfluſſe Luthers in Wittenberg faſt ganz zum Theologen, ohne daß er ſelbſt recht wiſſen mochte wie. Hat er ſich doch einſt ſogar einem Eſel verglichen, welcher die Myſterien trage. Er las, ſtudirte, inſtruirte und commentirte jetzt faſt ausſchließlich theologiſche Gegenſtände. Ariſtoteles galt ihm nun als Zänker und Schwätzer. Später aber kehrte er mehr zu ſeinen früheren Anſichten über die Philoſophie zurück und hielt ſie nicht mehr in jeder Weiſe für ſchädlich und verderblich. Sein Eifer für die Theologie wurde geſteigert durch die Leipziger Diſputation, wo Eck ihm zurief: „Schweige Philippus, bekümmere Dich um Deine Studien, mache mich nicht irre!“ Noch in demſelben Jahre wurde er baccalaureus in bibliis. Aber ſchon 1522 war der faſt ſtürmiſche Eifer Melanchthons für die Theologie wieder verſchwunden. Der Grund davon lag meiſt in der Verwirrung, welche über die neue Kirche in Lehre und Leben hereinbrach. Während Luthers Abweſenheit brachten die Zwickauer Schwärmer auch Wittenberg Gefahren, denen der milde Melanchthon nicht gewachſen war. Seine Stellung in Wittenberg wurde ſo übel, daß er an ſeinen Freund und Biographen Camerarius ſchrieb: „Ich habe hier keinen, der mir gleichgeſinnt wäre, ſondern es ſind, wie Plato ſagt:

---

*) Verſuch einer Charakteriſtik Melanchthons als Theologen und einer Entwickelung ſeines Lehrbegriffes von Friedrich Galle. Zweite wohlfeilere Ausgabe (Vorrede von 1840). Halle, Lippert & Schmidt. (483 S.)

Wolfsfreundſchaften voller Sorgen und Mühſeligkeit.“ Indeſſen wurde er 1526 endlich auf Luthers Verwendung als Profeſſor der Theologie öffentlich angeſtellt und beſoldet. Was nun ſeine Stellung zu den einzelnen Zweigen der Theologie anbetrifft, ſo hat er die erſte Dogmatik der proteſtantiſchen Kirche verfaßt. Er nannte ſie 1521 loci communes, 1535 loci communes theologici und 1550 loci praecipui theologii. Melanchthon verſagte als Dogmatiker dem menſchlichen Geiſte nicht jede Spur des göttlichen Lichtes. Er war aber überzeugt, daß die meiſten Dogmen der chriſtlichen Kirche, insbeſondere die eigentliche Heilslehre, weit über dem Urtheil der durch die Sünde verderbten Natur ſtehe. Seine Auffaſſung der bibliſchen Exegeſe hat Melanchthon ſelbſt in dem berühmten Ausſpruche niedergelegt: „Jeder gute Theologe und treue Ausleger der himmliſchen Lehre muß nothwendig zuerſt ein Grammatiker, danach ein Dialektiker, endlich ein Zeuge ſein.“

Sich eingehend mit der Kirchengeſchichte zu beſchäftigen, nöthigten Melanchthon die Verhandlungen mit der katholiſchen Kirche. Es gilt als ausgemacht, daß er in ſeinem reiferen Alter mit der Kirchengeſchichte in einer Weiſe bekannt war, wie nicht leicht einer ſeiner Zeitgenoſſen. Die glücklichſte Periode in Melanchthons Leben ſcheint die Zeit ſeiner völligen geiſtigen Einheit mit Luther zu ſein. Dieſer Zeit, ſowie ſeinem meiſterhaften Auftreten gegen die katholiſche Kirche auf dem Reichstage zu Augsburg 1530, bei den Religionsgeſprächen zu Worms 1540 und 1557, und zu Regensburg 1541 verdankt er die Popularität, welche wohl niemals einem ſtillen Forſcher in gleichem Maße wie ihm zu Theil geworden. Daß gleichwohl das Verhältniß des einen Reformators zum andern das des Prieſters zum Laien war, zeigt uns jene tiefe Niedergeſchlagenheit Melanchthons, in welcher Luther den Erkrankten vom Tode errettete. Er ließ ihm Eſſen bereiten und ſprach in vollem Ernſt: Hörſt Du? Philippe! kurzum Du mußt mir eſſen oder ich thue Dich in den Bann. Wie Luther und Melanchthon niemals über die Perſon Chriſti mit einander in Widerſpruch gekommen ſind, ſo ruhte ihr Verhältniß auch unter den bedenklichſten Umſtänden immer auf dem ſichern Grunde der Forſchung in der Schrift, deren Geſammtinhalt die Norm ihres Glaubens war.

Gelehrſamkeit, meinte man damals, ſei ein Segen, Unwiſſenheit ein Fluch der Kirche. Mit den fleißigen Studien wachſe die Beſcheidenheit und der Trieb zum Gebete. Mit Melanchthon hegte man die Ueberzeugung, daß nur gründliche claſſiſche Bildung die rechte Erkenntniß des Chriſtenthums vermittele, wahre Gelehrte mache und die Reformation unterſtütze und fördere.

Sagte doch Luther ſelbſt: „Ich ſchäme mich nicht meine Meinung zu verlaſſen, wenn dieſes Grammatiſten Sinn nicht damit übereinſtimmen will, welches ich oft gethan habe, und noch thue, wegen der göttlichen Gabe, welche Gott in dieſes zerbrechliche Gefäß mit reichem Segen gelegt hat.“

In der Regel ſchlug Luther die Bedenken der Vernunft ſchnell danieder. Melanchthon ſah genauer zu, ob ſie der Bibel gänzlich widerſprachen. Erſt, wenn eine ſorgfältige Prüfung des Gegenſtandes dies gezeigt hatte, entſchied er ſich mit Beſtimmtheit dagegen. Luther ſelbſt hatte nicht gewollt, daß man bei ſeinen Schriften ſtehen bliebe, ſondern wollte Alle zu der Quelle leiten. Ohnehin hatte Luther 1524 ſchön und muſterhaft geſchrieben: „Ich pflege mich zu verſtellen und es zu überſehen, wenn Einige von den Unſern in ihren Meinungen von uns abweichen." Zudem konnte Luther nie das Verdienſt eines Melanchthon vergeſſen. Er wußte nur zu gut, wie ſie ſich ergänzt hatten. Luther glaubte ſich dazu geboren, daß er mit den Rotten und und Teufeln kriegen und zu Felde liegen mußte. Darum ſeien ſeine Bücher viel ſtürmiſch und kriegeriſch. Aber Magiſter Philipp, ſagte er, fahre ſäuberlich ſtille daher, ſäe und begöſſe mit Luſt, nachdem ihm Gott habe gegeben ſeine Gaben reichlich.

Eine einſichtsvolle Geſchichtsforſchung aus dem Schooße des Lutherthums ſelbſt hat in neuerer Zeit an dem großen Churfürſten von Brandenburg entwickelt, wie das Lutherthum zwar auf dem Felde der Politik eine in ihrer Abgeſchloſſenheit und Beſchränktheit ſtarke und gewaltige Charakterentwickelung begünſtige, wie aber wenigſtens äußerlich die Theilnahme an der reformirten Kirche überhaupt den politiſchen Einfluß begünſtigt und nach dem Weſten hin Verbindungen aufgeſchloſſen habe, welche dem Lutherthum immer fremd geblieben ſein würden. Wirklich war das ſächſiſche Fürſtenhaus mit dem Lutherthum eng verwachſen und verlor ſeinen Einfluß auf die proteſtantiſche Kirche erſt dadurch, daß Brandenburg ſich der evangeliſchen Elemente in den Gegenden bemächtigte, wo der Proteſtantismus nur gebrochen aufgetreten und zwar nicht zum Siege gelangt, aber immer als ein bedeutendes Bildungselement vorhanden war. Jene churfürſtlich-ſächſiſche und Lutheriſch-Wittenbergiſche Einſeitigkeit in der Politik hat Melanchthon nicht getheilt. Nach dem Oſten hin freilich fügte er ſich der ganzen Strenge gegen den Türken, wie viel dieſer auch den Feinden der Reformation zu ſchaffen machte. 1528 erſchien ſein Unterricht der Viſitatoren an die Pfarrherrn im Churfürſtenthum Sachſen, welchen man die erſte, milde Bekenntnißſchrift der Evangeliſchen genannt hat. Darin handelt Art. 14 vom Türken. Die den Evangeliſchen gegen die Türken an und für ſich damals geläufige Nachſicht nannte Melanchthon eine aufrühreriſche Rede, welche nicht ſollte gelitten oder geſtattet werden. Man ſei ſchuldig, den Türken zu wehren. Sie begehrten die Länder zu verderben und nähmen Landrecht, Gottesdienſt und gute Ordnung weg. Deß ſeien die Ungarn wohl erfahren und gute Zeugen. Darum ſollten die Prediger die Leute vermahnen, Gott zu bitten, daß er uns vor ſolchen wüthenden Leuten behüte, und ſollten die Leute unterrichten, wie es ein rechter Gottesdienſt ſei, wider ſolche zu ſtreiten aus Befehl der Obrigkeit.

Weniger rückſichtsvoll für das deutſche Reich war Melanchthons Stellung zu dem Weſten. Melanchthons humaniſtiſch gefärbte Frömmigkeit bedurfte ja nicht in demſelben Maße wie Luthers religiöſer Eifer des churfürſtlichen Schutzes. Sie, unpolitiſcher von Haus aus, knüpfte unwiſſend die weiteren Verbindungen an, welche, mehr literariſch und ſcheinbar nur getragen von der lateiniſchen Gelehrtenſprache, leicht auch ſchon hätten eine politiſche Bedeutung erhalten können, wenn auch nach unſerer Anſicht ſchwerlich eine glückliche. Ich denke hierbei an Melanchthons Beziehung zu England und beſonders zu den reformatoriſchen Beſtrebungen Frankreichs, durch welche der praeceptor Germaniae mindeſtens auch zum Lehrer Frankreichs berufen ſchien. Die vom Könige von Frankreich an Melanchthon gerichtete Einladung nach dieſem Lande ſcheint einer der ſchlauſten und großartigſten Verſuche von Seiten Frankreichs geweſen zu ſein, aus der unglücklichen Zeriſſenheit unſeres Vaterlandes Nutzen zu ziehen. In dem Briefe des Königs an Melanchthon vom 28. Juni 1535 finden ſich ſchon dieſelben gleißneriſchen Phraſen, welche wir jetzt zu unſerer Schande von Paris aus über den Weltfrieden und über Deutſchlands Wohlergehen anhören. Die Sorbonne vereiteltete das Gute, welches Melanchthons nach Frankreich geſandtes Religionsbedenken von 1535 bei ſeiner Milde gegen die katholiſche Kirche hätte ſtiften können. Luther fürchtete vielleicht, daß man nur in engeren Grenzen die Reformation rein und lauter durchführen könne und daß aus weiterer Ferne mancherlei Schlamm in das Gefäß der neuen Kirche einfließen möchte. Der Churfürſt unterſagte Melanchthons Reiſe nach Frankreich. Schon die Rückſicht auf den Kaiſer mochte ihn zu dem Verbote beſtimmen. Die Gründe gegen die Reiſe, welche er eigenhändig niederſchrieb, laſſen ſich aber nicht anfechten: Viele chriſtliche Herzen würden ſich über Melanchthons Nachgeben ärgern und meinen, man ſei mit höchſter Schmach des evangeliſchen Weſens von der Augsburgiſchen Confeſſion und Apologie abgefallen. Auch ſei zu verwundern, daß Melanchthon den Franzoſen in der Sache des Evangelii traue, welche doch faſt niemals Treue und Glauben gehalten hätten.*)

Bei Melanchthons Abweichung von Luther hat man zu unterſcheiden zwiſchen Dem, wodurch er ſich, wie in dem franzöſiſchen Gutachten, zum Katholicismus, und zwiſchen Dem, wodurch er ſich zu den Reformirten hinneigt. Für das Häuflein der Lutheraner ſuchte er einen Anhalt. Melanchthon richtete ſein Augenmerk auf das Große und Ganze. Selbſt als Exeget faßte er die Hauptſachen ſo ins Auge, daß er wohl das Unweſentliche mit Stillſchweigen überging. In religiöſer Beziehung leitete ihn ein ſtarker Trieb zur Einigung. Dazu hatte er den löblichen Grundſatz, daß er Einwürfe gern beachtete, wie denn überhaupt bedeutende Gelehrte und Autoren oft ſich dadurch die Einſicht Vieler mit Erfolg zu Nutzen zu machen ſuchen, daß ſie Rathſchläge, ſelbſt ſolche, die faſt aus der Menge kommen, grundſätzlich berückſichtigen, wenn ſie nur irgend mit ihrer eigenen Auffaſſung zu vereinigen ſind. Ein ſolcher Grundſatz iſt nun allerdings in ſo weit bedenklich, als der Charakter geradezu ins Spiel kommt. Auf Melanchthon haben in höherer Art die Debatten des 16. Jahrhunderts neben ſeiner fortſchreitenden Forſchung in der Schrift und in den Kirchenvätern ſehr bedeutend eingewirkt. Leider hat er deshalb zu verſchiedenen Zeiten in mehreren Hauptſachen gerade entgegengeſetzte Meinungen aufgeſtellt. Mit ſeiner Augsburgiſchen Confeſſion, die er wie eine gewöhnliche Schrift behandelte, nahm er bei ſpäteren Ausgaben Aenderungen vor. Nicht einmal an der geringen Zahl der Sacramente hielt er feſt. Sein Schwanken auszuſprechen, ſchien ihm immer Pflicht. Doch wer möchte ihm nicht einen rechten Treffer von Anfang an zum Geleit gewünſcht haben?*) — Dennoch werden Viele mit mir ſich ſcheuen, dem Ausſpruche unſerer Tage beizuſtimmen, daß Melanchthon nur ein Talent und kein Charakter geweſen ſei. Für den Maßſtab, welchen dieſe Behauptung anlegen will, ſcheint mir unſer Reformator zu groß und die Bewegung der Dogmatik in ſeinem gelehrten und gläubigen Bewußtſein zu innerlich zu ſein. Für Melanchthons Zugeſtändniſſe an die katholiſche Kirche hat man daran erinnert, wie der Grund der Reformation nicht ſo ſehr in der Erkenntniß des mannigfachen Aberglaubens, welchen die Hierarchie hegte und pflegte, als vielmehr in der ſchmerzlichen Einſicht zu ſuchen iſt, daß man die Menſchheit von dem rechten Wege des Heiles beinahe ganz abgeleitet ſah. Wo Melanchthon keine offenbaren Abwege fand, ſcheute er eine Gemeinſchaft mit den Katholiken nicht. Am ſiegreichſten konnte er in dieſer Beziehung aus dem Streite mit Agricola hervorgehen, welcher einen Rückſchritt zum Papſtthume darin ſah, daß der bedächtige und jeder Einſeitigkeit abgeneigte Melanchthon neben der Glaubenspredigt auch die Geſetzespredigt empfahl. —

---

*) Melanchthons Ruf nach Frankreich und ſeine dahin geſchickten Religions Bedenken von G. Th. Strobel, Paſtor in Wöhrd. Nürnberg und Altdorf bei Monath & Kußler 1794.

---

*) Vergl. auch die ſchönen Worte in Meurer's Melanchthon. (Leipzig, Naumann 1860.) S. VII. VIII.

Melanchthon liebte die Ordnung und das Schmuckvolle bei dem Gottesdienſte und war auch außerhalb des Gottesdienſtes ein großer Freund deſſen, was man jetzt kirchliche Sitten nennt.*) In Erwägung ſeiner geſammten Stellung zur Kirche entſchloß ſich Melanchthon, bei Kaiſer Carls Augsburger Interim von 1548 als ſogenannter Adiaphoriſt auf den Mittelweg einzugehen, welchen der Churfürſt Moritz von Sachſen, nun Melanchthons Landesherr, für ſein Gebiet einſtweilen eingeſchlagen hatte. Allein an der Elbe erhob ſich ein gewaltiger Streit, indem die ſtreng lutheriſchen Theologen, beſonders Flacius, von Magdeburg aus die Wittenberger aufs heftigſte angegriffen. Weder Flacius noch Melanchthon hatte eine Ahnung von der einfachen Löſung des Streites durch Moritz von Sachſen ſelbſt. Anſtatt Magdeburg zu züchtigen, vereinigte er ſich mit den Feinden des Kaiſers und bereitete durch ſeinen Verrath an ihm unſerer Sache einen Sieg, welcher auf dem ſpecielleren theologiſchen Gebiete den Triumph des Flacius und eine bittere Niederlage für Melanchthon nach ſich zog. Schon im Jahre 1547 waren in Folge der Schlacht bei Mühlberg mit dem ſächſichen Hauſe die Veränderungen vorgegangen, über welche Melanchthon ſchrieb: „Wenn ich ſo viel Thränen vergießen könnte, als die Elbe Waſſer hat, dann würde ich doch den Schmerz nicht ausweinen können, den ich über die Niederlage unſeres Fürſten empfinde."

---

*) Vergl. für das Einzelne die Stelle bei Galle S. 77.

An der Saale ſammelten ſich die Ueberreſte der alten Elbherrſchaft wieder und gründeten die Univerſität Jena nicht ohne einige Rivalität mit Wittenberg. Melanchthon wollte nicht ſeinen Wohnſitz von Wittenberg nach Jena verlegen.*) Flacius wurde dorthin berufen und es begannen nicht ohne Einfluß der politiſchen Beziehungen der beiden Häuſer zu einander ſogenannte ſynergiſtiſche Streitigkeiten zwiſchen Jena einerſeits und Leipzig und Wittenberg andererſeits, bei welchen weſentlich die Anſichten, wenn auch nicht immer die Perſon Melanchthons, ins Spiel kamen.

Bei den ſogenannten ſynergiſtiſchen Streitigkeiten handelte es ſich bekanntlich um die Lehre von dem freien Willen, von der Gnade und der Prädeſtination. Melanchthon gelangte zum Synergismus von der abſoluten

---

*) Alles, was hiermit zuſammenhängt, iſt ſehr verſchieden beurtheilt in zwei zu dem dreihundertjährigen Todtenfeſte erſchienenen Schriften, nämlich bei Meurer S. 138 (mit Berufung auf L. Ranke und wohl nicht unrichtig) und in der gediegenen Schrift: „Die Schloßkirche zu Wittenberg. Mit 5 Holzſchnitten. Wittenberg, Zimmermann 1860," S. 17 von G. Stier, dem vielſeitigen Ueberſetzer der ungariſchen Märchen und Sagen.

Prädeſtinationslehre und vom Auguſtinismus. Er war früher überzeugt geweſen, daß das Geſetz etwas ebenſo Unmögliches verlange, wenn es gebiete Gott zu lieben, als wenn man Jemand befehlen wollte, über den Caucaſus zu fliegen. Damit der Menſch auf den Weg zur Seligkeit gelangen könne, müſſe in ihm vielmehr ein neuer Wille geſchaffen werden, und dieſe neue Schöpfung vollbringe der heilige Geiſt allein, wobei er ſich allerdings des Evangelii als Mittel bediene. Nach dem Jahre 1525 aber hat ſich Melanchthon zu ſeinem Syſteme einer abſoluten Nothwendigkeit nicht mehr öffentlich bekannt und ſich immer entſchiedener und ſtärker gegen den Fatalismus erklärt. Später bedachte er hauptſächlich, daß die Verheißung in der Bibel eine allgemeine ſei, wie er denn einen dahin zielenden Bibelſpruch noch auf dem Sterbebette lobend hervorhob. Drei Dinge müſſen ſich demnach zur Bekehrung des Menſchen vereinigen: das göttliche Wort, der heilige Geiſt und der menſchliche Wille. Die Prädeſtination beſteht nur darin, daß Gott von Ewigkeit feſt beſchloſſen hat, von dem Verhalten des Menſchen zur göttlichen Gnade ſeine Seligkeit oder Unſeligkeit abhängen zu laſſen.

Leider fehlt es an Zeit, Melanchthons Glaubensanſichten noch ferner im Einzelnen zu entwickeln. Nur kann ſeine Lehre von der Gegenwart Chriſti im Abendmahle nicht übergangen werden, durch welche er ſich zuletzt den Reformirten genähert hat. Urſprünglich ſchien es für Melanchthon mit der Lehre der Bibel von der Gottheit und Menſchheit in Chriſto zu ſtreiten, wenn man ihn bloß ſeiner Gottheit, nicht auch ſeiner Menſchheit nach bei dem Abendmahl ſein ließ, wie die Gegner Luthers thaten. Doch fand ſich bei Melanchthon nicht der Gedanke an eine eigentliche Allgegenwart Chriſti. Er meinte nur, weil Chriſtus ſeiner Gottheit nach überall ſei, müſſe er auch ſeiner menſchlichen Natur nach überall ſein *können*. Wiewohl nun 1529 bei dem vom Landgrafen von Heſſen aus weiſen politiſchen Gründen durchgeſetzten Colloquium zu Marburg Melanchthon mit Zwingli disputirte und wiewohl die Schweizer die Unmöglichkeit der Ubiquität zu beweiſen ſuchten, ſo blieb doch Melanchthon noch der Lehre Luthers getreu. Aus Auguſtins Meinung, daß die Sacramente *Zeichen* ſeien, wollten die Wittenberger nicht gefolgert wiſſen, daß der Leib Chriſti nicht im Abendmahl dargereicht werde. Nach dem Reichstage zu Augsburg 1530 mochte Melanchthon ein Bündniß der Lutheraner und Reformirten eben aus politiſchen Gründen als nothwendig erkennen. Auf Seiten der Reformirten näherte ſich ihm endlich Calvin. Dieſer wollte mit ſeiner Anſicht in die Mitte treten zwiſchen Luther und Zwingli. Es finde, ſo ſagte er, kein eingebildeter und bloß moraliſcher, ſondern ein voller Genuß des Leibes und Blutes Chriſti ſtatt, aber doch ſo, daß die Elemente nur ſichere Unterpfänder dafür ſeien und mit ihnen, nicht in und unter ihnen, die höhere Mittheilung geſchähe. Im Jahre 1557 weigerte ſich *Melanchthon* die Formel zu unterſchreiben: in S. Coena substantiale corpus Christi dari et verba institutionis proprie ut sonant intelligenda esse. Trotz jenes Flacianiſchen Wortes, die Thür ſolle knarren, der Hund ſolle bellen, bis der alte Stier erwache, gab der friedliebende Melanchthon nicht mehr nach. Die Melanchthoniſche Theologie verwahrte ſich gegen einen Abfall vom Lutherthume und freute ſich nur ihrer Gemeinſchaft mit dem ohnehin vermittelnden Calvinismus, wo ſie vorhanden war. Die Flacianiſche Theologie verſagte ihm jede Union. Mit Rückſicht auf Flacius ſchrieb Melanchthon ſchon 1555 im Jahre des Augsburger Religionsfriedens: „Sterbend werde ich hinantreten zur Schule des Sohnes Gottes und zur Kirche des Himmels und alſo flüchtig werde ich wohl mit Gottes Hülfe Aufnahme finden bei jenen, die beſſer ſind als Flacius, der es dahin zu treiben droht, daß ich aus ganz Deutſchland verjagt werde.“

Die rabiosi adversariorum morsus dauerten noch ein halbes Jahrhundert nach Melanchthons Tode fort. Aber die eben angeführten Worte über die traurigen Händel des Alters rufen uns ſelbſt noch mit wehmüthigen und gemiſchten Empfindungen an das Sterbebette des praeceptor Germaniae*). Den 30. März 1560 war er nach Leipzig gereiſt, um die churfürſtlichen Stipendiaten zu examiniren. Am 4. April verließ er Leipzig wieder und erkrankte ſchon auf der Rückreiſe. Doch unterbrach er ſeine Vorleſungen nicht. Am 10. April ging er in den Convent und las die Correctur von einer Leichenpredigt und von Gedichten auf Herzog Philipp von Pommern. Am 11. April hielt er trotz des Fiebers eine Vorleſung über das hoheprieſterliche Gebet des Erlöſers. Ebenſo hielt er den 12. April, am Charfreitage, ſchon um 6 Uhr früh eine ſeiner berühmten feſtlichen Vorleſungen, communicirte wahrſcheinlich in der Kirche**) und ſchrieb an ſeinem ſogenannten Oſterprogramm, welches er am 13. April beendigte und ſelbſt in die Druckerei trug. Am 14. April wollte er ſeine Oſtervorleſung halten. Aber man ließ den Studenten die Vorleſung abſagen, worüber Melanchthon ſehr ungehalten wurde. An der Vorleſung verhindert, fertigte er noch Briefe nach Pommern und

---

*) Strobel, Melanchthoniana, Altdorf 1771, wo S. 49—80 Alles von Melanchthons Krankheiten und Tod zuſammengeſtellt iſt.

**) Strobel a. a. O.

Preußen aus, auf welche die Boten warteten. Der fleißige Mann unterhielt überhaupt einen ausgebreiteten Briefwechſel, welcher nicht allein für die Zeitgenoſſen ſehr intereſſant war, weil er grundſätzlich immer erſt vor dem Abgange der Boten ſchrieb, um noch das Neuſte berichten zu können, ſondern auch nachmals eine vorzügliche Quelle für die Reformationsgeſchichte geworden iſt.*) Am Mitage des Oſterſonntages erfreuten Melanchthon noch die ihm vom Fürſten Joachim zu Anhalt verehrten Rebhühner mit rothem Rheinwein, Gänsfüßler genannt. Am Oſtermontage befand er ſich weit übler und beſprach mit Camerario Pauli Wort: ich habe Luſt abzuſcheiden. Mittwoch den 17. April ſagte er zu dem abreiſenden Freunde: Jesus Christus filius dei, sedens ad dextram patris et dans dona hominibus, conservet te et tuos et nos universos. Donnerſtag den 13. April empfing er Briefe von der Frankfurter Meſſe, in welchen ihn die Nachrichten von den harten und grauſamen Verfolgungen der Evangeliſchen in Frankreich aufs Tiefſte bekümmerten. Der 19. April, ſein Todestag, war der Freitag in der Oſterwoche. Noch an dieſem Tage ließ er ſich von ſeiner Schlafkammer in die untere Stube führen, wie er denn auch während ſeiner ganzen Krankheit ſechszehn Staffeln in ſein gewöhnliches Schlafzimmer geſtiegen war. Um 6 Uhr früh ließ er ſich noch von ſeinem Schwiegerſohne Peucer, der nachmals durch die kryptocalviniſtiſchen Händel ſo bekannt wurde, das Haar abſchneiden, welches ihm zu lang ſchien, legte drei reine leinene Hemden an, eines über das andere, was er in ſeinem Alter zu thun pflegte, und ſetzte eine neue Nachthaube auf. So ſchmückte ſich der freundliche Mann noch an ſeinem Todestage, gleichſam in der Hoffnung auf die Herrlichkeit jener academia aeterna und in dem Gedanken an die Gemeinſchaft mit Propheten, Apoſteln und allen Heiligen, welcher ſein ſüßeſter Troſt im Leben geweſen war. Noch einmal aber verſammelten ſich irdiſche gute Freunde aus Torgau und Wittenberg um ihn. Von acht Uhr Morgens an war er ſehr ſchwach. Zur Stärkung bereitete man ihm ſeine letzte Speiſe, eine Suppe von Hamburger Biere, welche er ſehr lobte, wiewohl er nur drei Löffel koſtete.

---

*) Ueber Melanchthons Briefe ſiehe Strebel, Melanchthoniana S. 81—97.

Eigenthümlich wurde nach 10 Uhr die Krankenſtube belebt. Eber, Froeſchel und ein Anderer wetteiferten im Vorleſen von Pſalmen und andern ſolchen Stellen aus der Bibel, welche Melanchthon ſtets viel Vergnügen gemacht hatten. Am Nachmittage konnten die Profeſſoren vor Betrübniß nicht leſen. Sie ſetzten die Vorleſungen aus und baten die Studirenden, die Zeit nur mit Gebet auszufüllen. Nun ſah man Schrecken und Beſtürzung auf den Geſichtern der Studioſen, von denen ſtets auch eine große Menge vor Melanchthons Hausthür war. Dieſen fragte Peucer, ob er etwas wollte. Nichts als den Himmel, antwortete ihm Melanchthon; daher ſeid mir mit Euern Fragen nicht weiter beſchwerlich. Nach drei Uhr bat er nochmals, ihn nicht in ſeiner Ruhe zu ſtören: er merke, daß ſein Ende bald kommen würde. Da fielen die Anweſenden auf die Kniee und baten, daß Gott ihm die Todesſchmerzen lindern und verkürzen wolle. Magiſter Fröſchel ſegnete ihn ein. Winsheimius ſchrie ihm noch den Spruch zu: „In Deine Hände befehl' ich meinen Geiſt," und fragte ihn, ob er ihn verſtände, was er mit einem deutlichen Ja bekräftigte, welches alle Umſtehenden, deren bei zwanzig waren, hören konnten. Sanft und unvermerkt ſtarb Melanchthon um dreiviertel auf ſieben Uhr, um welche Zeit er auch geboren war. Er wurde 63 Jahr und ebenſo viele Tage alt. Wenn wir das erquickende Thun und das in jeder Beziehung hülfreiche Daſein unſeres zweiten Reformators in einer verdummten Welt bis an ſein Ende nochmals überblicken, ſo kommt uns das ſchöne Wort des Pſalmiſten in den Sinn: „Wohl den Menſchen, die Dich für ihre Stärke halten und von Herzen Dir nachwandeln. Die durch das Jammerthal gehen und machen daſelbſt Brunnen. Und die Lehrer werden mit viel Segen geſchmückt. Sie erhalten einen Sieg nach dem andern, daß man ſehen muß, der rechte Gott ſei zu Zion.“

Druck von F. Heſſiſchlager in Berlin.

Erzählungen aus dem Harzgebirge.

Eine Volksſchrift

von

Heinrich Pröhle.

Berlin.
Verlag von A. Vogel & Comp.
1862.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Erſtes Buch.

Kaiſer Heinrichs Vogelherd und die Finkler vom Oberharze.

Seite
Erſtes Capitel. Kaiſer Heinrich 1
Zweites Capitel. Die Reiſe nach Holland 4
Drittes Capitel. Die Vögel 12
Viertes Capitel. Der Vogelherd 17
Fünftes Capitel. Der Amthof 23
Sechſtes Capitel. Die Moosleute 31
Siebentes Capitel. Ländliche Feſte 36
Achtes Capitel. Die Kirmes*) 44
Neuntes Capitel. Der Wilddieb 48
Zehntes Capitel. Das Oſterfeſt in der Heimath 60
Elftes Capitel. Der neue Vogelherd und das Märchen von der Vogelſprache 65
Zwölftes Capitel. Der Finkenraub 74
Dreizehntes Capitel. Der Hirſch im Dohnenſtieg . . . 80
Vierzehntes Capitel. Der Beſuch im Walde 90
Fünfzehntes Capitel. Die Hinrichtung 93
Sechzehntes Capitel. Wilhelm und Johanna 87

☛ *) Die Ueberſchrift dieſes Capitels iſt im Texte falſch angegeben. Man bittet, ſie ſo zu verbeſſern, wie ſie hier ſteht.

Zweites Buch.

Das Junggeſellenſchießen.

Seite
Erſtes Capitel. Die hohe Herrſchaft 1
Zweites Capitel. St. Julien 11
Drittes Capitel. Der Waldgang 15
Viertes Capitel. Querpfeife und Trommel 19
Fünftes Capitel. Calebs Weintrauben 32

Erzählungen aus dem Harzgebirge.

Eine Volksſchrift

von

Heinrich Pröhle.

Erſtes Buch:

Kaiſer Heinrich's Vogelherd

und die

Finkler vom Oberharze.

Berlin.
Verlag von A. Vogel & Comp.
1862.

Meinem verehrten Vorgeſetzten,

Herrn Director Grohnert

in Berlin,

hochachtungsvoll gewidmet.

An Herrn Director Grohnert.

Seit länger als zehn Jahren nehme ich an dem ſogenannten Volksſchriftenweſen in Deutſchland lebhaften Antheil und gab ſchon 1852 als Frucht der dahin gehörigen Studien mein „Hausbüchlein für das Volk und ſeine Freunde“ heraus. Zuvor näherte ich mich auch dem großen Schweizerdichter Jeremias Gotthelf, der nur Volksſchriftſteller ſein wollte, und ſtand mit ihm faſt bis zu ſeinem Ende in lebhaftem Gedankenaustauſche. Die Sammlung von Volksſagen*) und Volksliedern konnte mich jenen Beſtrebungen nicht entfremden, und nach Jeremias Gotthelf's Tode, als es auf dem Markte der deutſchen Volksſchriften-Litteratur ſo ſtill geworden war, gerade vor drei Jahren, hatte ich in Berlin, wo früher eigene Buchhandlungen ſich der Volksſchrift gewidmet hatten, die Ehre einer Unterredung über die Hebung des Volkes durch Lecture mit dem Herrn Cultusminiſter.

Für wie nützlich ich auch das Beſtreben halte, Volksſchriften durch Vereine zu verbreiten, ſo hat ſich mir der Wunſch, dieſe wieder belebt zu ſehen, doch noch keineswegs erfüllen können. So konnte ich nur mit meinen eigenen ſchwachen Kräften auf dem beſcheidenen Gebiete der Erzählungslitteratur für die Volksſchrift thätig ſein, indem ich 1859 meine kleine Kalendergeſchichte „Das Leben des alten Köhlermeiſters Hillebille“ beſonders abdrucken ließ. Wie ich in jener kleinen Schrift begonnen, ſo fahre ich in „Kaiſer Heinrichs Vogelherd und die Finkler vom Oberharze“ fort, eine Erzählung aus dem Harzgebirge zu veröffentlichen, die zwar nicht ausſchließlich, aber doch vollkommen für das **Volk** beſtimmt iſt. Geſchrieben wurde ſie vor zehn Jahren auf dem Oberharze ſelbſt; doch iſt ſie bisher nirgends gedruckt und durch fortwährende Vereinfachung des Inhaltes habe ich ſie in dieſer langen Zeit für ihren Zweck als Volksſchrift immer geeigneter zu machen geſucht, obgleich ich wünſche, daß ſie auch mit der zweiten Erzählung*) als Dorfgeſchichte vor jedem Unterhaltung ſuchenden Leſer und vor jedem Freunde des Harzgebirges Gnade finden möge.

---

*) Die Sage in „Kaiſer Heinrichs Vogelherd“ S. 2 iſt dem 1. Bande meiner „Harzſagen“ entnommen. Was außerdem von Volksüberlieferungen hie und da eingeflochten iſt, wurde von mir ſonſt noch nicht veröffentlicht.

Daß Sie, mein hochverehrter Herr Director, mir erlaubt haben, den Gefühlen des Dankes, welche ich gegen Sie hege, durch die Widmung der Erzählung „Kaiſer Heinrichs Vogelherd und die Finkler vom Oberharze“ einen Ausdruck zu geben, erfüllt mich mit um ſo größerer Freude, als Sie ſich durch die Leitung der mit der Luiſenſtädtiſchen Realſchule verbundenen Volksbibliothek ſeit einer langen Reihe von Jahren auch um das Volksſchriftenweſen große und anerkennenswerthe Verdienſte erworben haben.

Berlin, am erſten Advent 1861.

---

*) Die zweite Erzählung, das Junggeſellenſchießen, war ſchon vor Jahr und Tag ſo wiederabgedruckt, wie ſie nun das zweite Buch der Erzählungen aus dem Harzgebirge bildet und ſollte damals beſonders erſcheinen. Auf den Wunſch des Herrn Verlegers und da ſie nichts enthält, was ſie von der Benutzung als Volksſchrift ausſchließt, wird ſie indeſſen erſt mit der Erzählung von Kaiſer Heinrichs Vogelherd vereint ausgegeben.

Kaiſer Heinrich's Vogelherd

und die

Finkler vom Oberharze.

Erſtes Capitel.

Kaiſer Heinrich.

„Wir denken auch der alten Zeit
Und all des Reiches Herrlichkeit,
Des Kaiſer Heinrichs auf das Beſt'.
Viel Städte baut' er ſchön und feſt.

Wie halten wir den Kaiſer werth!
War nicht der Bruch ſein Vogelheerd,
Wo er die Ungarnhorden fing,
Als wär' es nur ein kleines Ding?"

Laſſet uns loben die berühmten Leute und unſere Väter nach einander! Viele herrliche Dinge hat Gott bei ihnen gethan von Anfang durch ſeine große Macht, Königreiche wohl regiert und große Thaten gethan. Sie haben weislich gerathen und geweiſſaget. Sie haben die Muſik gelernet und geiſtliche Lieder gedichtet. Sie ſind auch reich geweſen und haben große Güter gehabt und im Frieden regieret, weil ſie hier geweſen ſind. Alſo ſind ſie alle zu ihren Zeiten löblich geweſen und bei ihrem Leben gerühmt. Und ſie haben ehrliche Namen hinter ſich gelaſſen.

Mit dieſen ſchönen Worten fordert die Bibel zum Lobe der berühmten Männer Iſraels auf. Dabei rühmt ſie den Abraham, den hochberühmten Vater vieler Völker, welcher ſeines Gleichen nicht habe in der Ehre. Die Zeit würde zu kurz — ſagt die Bibel anderswo — wenn man ſollte erzählen von Gideon und Barak und Simſon und Jephtha und David und Samuel und den Propheten, welche haben Königreiche bezwungen, Gerechtigkeit gewirkt, die Verheißung erlangt, des Löwen Rachen verſtopfet, des Feuers Kraft ausgelöſchet, ſind des Schwerts Schärfe entronnen, ſind kräftig geworden aus der Schwachheit, ſind ſtark geworden im Streit, haben der Fremden Heer danieder gelegt.

Unter den Deutſchen haben ſich insbeſondere die tapferen Kaiſer mit Ruhm bedeckt. In ihrer Zahl aber glänzt vor vielen Andern der große Kaiſer Heinrich der Erſte, ein geiſtreicher, muthiger und frommer Mann, welcher von 919 bis 936 in Deutſchland regiert hat.

Dieſer hochberühmte Kaiſer hat in der Geſchichte nur den Beinamen des Finklers oder des Vogelſtellers erhalten.

Der Kaiſer Heinrich hat bei ſeinen Lebzeiten gar viele Finkenherde auf dem Harze gehabt, auch Holztaubenherde in den Thälern, deren noch immer neue aufgefunden werden. Auf dem Vogelherde bei Clausthal auf dem Oberharze aber, der noch jetzt zum Kaiſer Heinrich heißt, iſt ihm die Kaiſerkrone angetragen worden. Als die Reichsboten dahin kamen und ihm die Krone überbrachten, ſahen ſie die Hütte des Herrn Heinrich vor Wald nicht und mußten deswegen in's Horn ſtoßen, um ihn zu rufen. Da wurde ein Zug Finken verſcheucht, welcher ſchon im Netze war, das er eben hat zuziehen wollen. Darüber iſt er ſehr ungehalten geweſen und hat geſagt, die Krone werde ihm nicht ſo viel Freude bringen wie dieſer aufgeſcheuchte Zug Finken. Und wirklich hat dieſer glorreiche Kaiſer ein Leben voller Mühen gehabt, weil er gar viel mit den Slaven und Dänen kämpfen mußte. Inſonderheit aber den Ungarn ſoll er zwei Niederlagen allein in der Umgegend des Harzes, bei Merſeburg und in dem Oſchersleber Bruche, beigebracht haben.

Aber dieſer herrliche Kaiſer fand zu Memleben in der goldenen Aue ſeinen Tod und liegt auf dem Schloſſe zu Quedlinburg begraben. Und zudem —

Verſchwunden iſt die alte Zeit,
Dahin des Reiches Herrlichkeit,
Wie ein Zug Finken aufwärts fleugt,
Wenn vor dem Netz er wird verſcheucht.

Kaiſer Heinrichs Andenken aber blieb in Ehren bei jedem braven deutſchen Manne. Insbeſondere jedoch betrachten ihn die Vogelſteller auf dem Harze als ihren Schutzpatron. Ja, ſelbſt die Vogelhändler verehren ihn dort. Der Vogelherd zum Kaiſer Heinrich ſteht hoch in Ehren.

Als der jetzige Beſitzer deſſelben, der Bergmann und Vogelſteller Schier, auf jener Stelle die Hütte neu erbaute, fand ſich eine Schwelle von Kaiſer Heinrichs alter Hütte. Aus dieſem Holze wurde eine Zither verfertigt, welche auf allen Kindtaufen und Hochzeiten und bei allen Feſten in der ausgebreiteten Familie des alten Vogelſtellers geſpielt wird. Zucht und Ehrbarkeit aus alter Zeit ſcheinen ſo dort jede neue Freude zu begleiten.

Zweites Capitel.

Die Reiſe nach Holland.

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt ſo weit, o wie liegt ſo weit,
Was mein einſt war.

Was die Schwalbe ſang, was die Schwalbe ſang,
Die den Herbſt und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt?"

Rückert.

Vor einer Reihe von Jahren war auch ein ſolches Feſt in der Familie des Vogelſtellers gefeiert, als ſein Bruder, ein Vogelhändler, den Abſchiedsſchmaus vor ſeiner gewöhnlichen Reiſe nach Holland gab.

Am andern Morgen erſcholl aus dem Hauſe des damals noch jungen Vogelhändlers Schier zu Clausthal ein beſonders munteres Gezwitſcher. Auf der kleinen Hausflur flatterten in den Tannenzweigen, die in die großen an den Wänden ſich hinziehenden Verſchläge geſteckt waren, die „wilden" Vögel, wie der Vogelhändler die in Deutſchland einheimiſchen nennt, unruhig durcheinander, als wüßten ſie, daß ihnen jetzt bald die Reiſe in die weite Welt bevorſtände. Nur der „gelernte Dompfaffe" trug das rothe Bruſttuch, die Weſte, die ihm der Herr am Schöpfungstage angelegt hatte, den ſchwarzen Frack, der in den Schwanzfedern wie das Mäntelchen eines Prieſters ſpitz zulief, und die ſchwarze Prieſterkappe, die er auf den Kopf gedrückt hatte, ſo ehrwürdig als ob er ſchon mitten unter den ſtattlichen Holländerinnen daſäße, welche an den Seiten des Zimmers umher ihre Füße auf glimmende Kohlenbecken geſetzt hatten, und als ob er den holländiſchen Damen mit wahrhaft holländiſcher Seelenruhe alle die Weiſen vorſänge, welche der Vogelhändler ihm Tage lang vorgepfiffen und die er endlich nachahmte, weil in dem einſamen Bauer, in dem er ſich damals befand, ein Spiegel aufgeſtellt war, welcher ihn glauben machte, daß ſich in demſelben Käfig noch ein anderer Dompfaff befände, der ſich die Mühe gäbe, ihm alles dies vorzupfeifen. Noch viel lauter wurde das Geräuſch, wenn der Vogelhändler, der eben den gewöhnlichen Vogeltransport nach Holland beginnen wollte, haſtig in die Kammer ſchoß und in der Eile die Thür offen ſtehen ließ. Sogleich hörte man dann, wie ein Papagey in einem Athem einen Bedienten, eine Köchin und eine Stubenmagd beſchuldigte, daß ſie genaſcht hätten, was nach den Erfahrungen des Vogelhändlers den hohen Herrſchaften am meiſten Spaß machte, und wie er, dann plötzlich auf andere Gedanken gerathend, ſein: Vetter, komm' er doch herein! hinzufügte. Und dann die gelben Kanarienvögel, aufgenährt mit dem kräftigen Harzwaſſer, — wie luſtig hin- und herwiegend flogen ſie von einem Stab in der Decke an der Wand zum andern, wie jubilirten ſie in allen Tonarten! Während der Vogelſteller anfing, ſie in die hohen aus Stäben zuſammengeſetzten viereckigen Körbe zu ſtecken, was ſeine Mutter draußen zu gleicher Zeit mit den zahmen Vögeln that, wurden ſie wo möglich noch lauter, und wer hätte ſie ohne Rührung anhören können, wie ſie ſo im Chor muſicirten und hätte nicht berechnet, wie viele Stuben dieſe Muſici einzeln hätten mit ihrem Gezwitſcher erfüllen können.

Es war noch immer früh am Morgen, als die Geſellſchaft ſich auf den Weg machte. Die Träger der großen Vogelkörbe beſtanden aus dem jungen Vogelhändler ſelbſt, aus ſeiner Mutter, einer echten alten Harzfrau, die an nichts ſo ſehr als an das Tragen großer Laſten gewöhnt war, und aus ſeiner Schweſter Henriette. Dieſe war an einen Bergzimmermann verheirathet. Wegen der Armuth ihres Mannes mußte ſie ihren Bruder wie eine Magd auf der Reiſe nach Holland begleiten. Mit vielen Thränen nahm ſie Abſchied von ihrem Manne und von ihrem kleinen Knaben, welche beide im Hauſe des Vogelſtellers wohnten und verpflegt wurden. Als eben die Geſellſchaft das Haus des Vogelhändlers verließ, kam noch der Vogelhändler, um Abſchied zu nehmen. Er trug Bergmannskleidung, obgleich er mehr dem Vogelfang auf ſeinem Vogelherde als dem Bergbau obzuliegen pflegte.

Wie die Drei etwa nach einer Stunde, fortwährend bergan ſteigend, auf der höchſten Spitze des Gebirges angekommen waren, wurden die Finken mit ihrem Geſange beſonders lebhaft, als wollten ſie vom Harze feſtlich Abſchied nehmen. Der Vogelſteller bemerkte, daß ſie dabei bereits den holländiſchen Finkenſchlag anſtimmten; denn die Holländer lieben einen anderen Finkenſchlag als die Deutſchen, und jeder kluge Vogelhändler weiß, daß man mit dem „Reutervexier" (dies iſt der Name einer der in Deutſchland beliebteſten Arten der Finkenſchläge) bei ihnen keine Geſchäfte macht.

So wanderte die Geſellſchaft viele Meilen weit und überall, wo ſie ging und ſtand, erſcholl der Vogelgeſang eines ganzen Haines von einigen hundert Waldmorgen. — Nachdem ſie ſo einen Monat lang das Land durchzogen hatte, ſetzte ſie ſich in Bremen zu Schiffe und fuhr nach den Niederlanden.

An jedem größeren Orte, welchen die Geſellſchaft dort berührte, hatte der junge Vogelhändler, der früher ſchon mehrmals ſeinen damals noch lebenden Vater begleitet hatte, zahlreiche Bekannte und Geſchäftsfreunde. Schon einige Zeit waren ſie in den Niederlanden umhergezogen, als ſie nach dem Haag kamen, wo ſie länger verweilten. In einem Wirthshauſe, wo der junge Vogelhändler beſonders gut bekannt zu ſein ſchien, wurden ſie hier gar behaglich empfangen, und bald ſaßen die Frauen mit den Kohlenbecken unter den Füßen phlegmatiſch in der Gaſtſtube da mit den übrigen Frauen des Hauſes und ein Fink ſchmetterte unabläſſig in der Stube ſeinen Geſang auf die holländiſche Manier, ſo daß die Wirthin mit Wohlgefallen von dem Kohlentopfe zu ihren Füßen, aus dem nur zuweilen ein leichter bläulicher Dampf aufſtieg, zu ihm emporblickte. Der Wirth, der aus Osnabrück gebürtig war, wünſchte im Stillen eine Heirath zwiſchen ſeiner Tochter und dem Vogelhändler, doch war die noch rüſtige Wirthin ſelbſt bisher dagegen geweſen. Allmälig aber ſchien ſie mehr und mehr dem Plane ihres Mannes geneigt.

Als Alle ſich zur Weiterreiſe anſchickten, kam die Verlobung zu Stande. Die Hochzeit folgte ihr bald nach. Wie glühten nun, wenn die holländiſche und die deutſche Familie zuſammen ſaßen, im Haag die Kohlenfeuer, wie glänzten die Thonpfeifen und wie ſangen die Finken vom Oberharze, daß das Herz ſo ſtill und eigen bewegt ward!

Die Mutter des Vogelhändlers blieb nun bei dieſem zurück. Henriette traf das harte Loos, allein die noch übrigen Vögel verkaufen zu müſſen, um dann dem Vogelhändler das Geld nach dem Haag zu ſchicken. Sie beſtieg daher ein hamburgiſches Schiff, um nach Hamburg zu fahren. In der Einſamkeit, fern von allen Verwandten, erbebte ſie zum erſten Male ſo recht vor der Gewalt des Meeres. Auf der Fahrt war ihre ganze Seele voll von Bewunderung der Größe Gottes, der das Waſſer im Meere zuſammenhält wie in einem Schlauche und legt die Tiefe in das Verborgene, und der die Schiffe im Meere zerbricht durch den Oſtwind.

Als Henriette in Hamburg angelangt war, und die Vögel größten Theils verkauft hatte, fuhr ſie einſt zur Nachtzeit auf ihrer Kammer aus halbwachem unruhigen Schlaf empor. Da ſah ſie die hohe Geſtalt ihres Gatten, des Bergzimmermanns, in weißen Hemdsärmeln von einem Ende des Zimmers zum andern ſchreiten und hörte ordentlich, wie im Gehen ſein ſchweres Schurzfell rauſchte. Es war ihr als wollte das Rauſchen des Schurzfelles ihr ſeinen Tod ankündigen und da ſie ihm ſtets auf das Herzlichſte zugethan geweſen war, ſo begann Henriette ſogleich am andern Morgen Alles für die Reiſe in ihre Heimat zu ordnen und ſchon an dem folgenden Tage konnte ſie dieſe antreten. Anfangs reiſte ſie zur Poſt; als ihre kleine Kaſſe indeſſen mehr und mehr zuſammenſchmolz, mußte ſie den Weg zu Fuß fortſetzen.

Wie traut und ſchön kam ihr jetzt die Heimath vor, als ſie die höchſte Spitze des Gebirges erſtiegen hatte und bald darauf auf die Hochebene hinſchaute, auf der die Schweſterſtädte Clausthal und Zellerfeld liegen! Wahrlich, da hüpften vor ihren Augen die Berge wie die Lämmer und die Hügel wie die jungen Schafe. Wie oft hatte ſie früher auf derſelben Stelle, wo ſie jetzt ſaß, mit ihren Kameradinnen geruht, welche dann gleich ihr dunkle Holzbündel quer über dem Rücken trugen, auf denen das grüne Moos ſo eigen glänzte. Trotz der Unruhe aber, die ſie heute in ihrem Herzen fühlte, hatte ſie die vor ihr liegende Landſchaft doch noch nie ſo aufmerkſam als heute betrachtet. Wie prächtig ſpiegelten ſich um ſie her die dunkeln Tannenwälder in großen Teichen, welche ſich terraſſenförmig über einander erhoben, und deren Wellen ſo ruhig aus dem Tannengrün hervorglänzten! Während ſie am Wege ſaß, kamen in großen Zügen die Harzträgerinnen, welche von Goslar heimkehrten, ihr nach: zufällig kannte ſie keine von ihnen und konnte deshalb auch nicht hoffen, über das Befinden ihres Mannes von ihnen Auskunft zu erlangen. Als ſie ihnen in einiger Entfernung nachfolgte, trieb auch ein Eſeltreiber wie ſonſt eine ganze Heerde von magern Pferden, Eſeln und Maulthieren leer zurück. Langſam ritt er im blauen Kittel und mit der Pfeife im Munde hinter der Heerde drein auf der Heerſtraße, während die ledigen Thiere meiſt den Umweg um den unterſten Teich herum machten und um nicht zu ſpät zu kommen, ſich in einen leichten Trab ſetzten, vermittelſt deſſen ſie zur rechten Zeit wieder mit ihrem Herrn zuſammentrafen. Allmälig näherte ſich Henriette den beiden Städten und betrat die weiten Wieſen, welche ſie umgeben und die ihnen ein maleriſches Anſehen verleihen. Rings um ſich erblickte ſie nichts als Raſen und Gruben, um welche her der Erdboden mit dunklem Geſtein angefüllt war, und Wald.

So trat ſie nun in das alte Zellerfeld ein. In der breiten Straße, an deren Seiten die Häuſer weit zurückgeſchoben waren, ſtanden noch wie ſonſt Linden, Ahorn und Eichen umher, und der Wind flüſterte in ihren Zweigen, als ob ſie die Heimkehrende nur halb erkannten. Deſto freundlicher aber ſchaute hie und da aus einem Garten zwiſchen den Häuſern ein Vogelbeerbaum mit ſeinen rothen Beeren hervor. Das Rathhaus mit dem Rathskeller ſah ſo friſch aus wie ehedem, und es war Henriette als erinnerte ſie ſich von ihrem Auszuge her noch jedes einzelnen Blumentopfes, der davor ſtand. Auch der Marktplatz vor dem Rathhauſe grünte noch wie ſonſt. Das Schnitzwerk hatte ſich gar nicht verändert und war nur für ſie ein klein wenig ehrwürdiger geworden in der Zeit, da ſie es nicht geſehen. Henriette bog jetzt um die Ecke und langte am Zellbache an, den der Färber noch immer blau färbte.

Sobald ſie dann den Bach überſchritten hatte, war ſie bereits in ihrer Vaterſtadt Clausthal ſelbſt, welche ſich bis zu der großen holländiſchen Windmühle den Berg hinanzieht, um ſich nochmals an einem Berge hinabzuziehen und dann abermals eine Höhe zu erklimmen. Eins der erſten Häuſer hinter dem Bache iſt das, in dem der Vogelſteller wohnt. Mit athemloſer Haſt eilte ſie in die Stube des Bergzimmermanns. Der aber ſaß wohlgemuth aufgerichtet auf dem für ihn dort hingeſtellten Lager und begrüßte ſie freundlich und herzlich. Er hatte in einem Bergwerke einen gefährlichen Sturz gethan und mochte in der That in der Zeit, da Henriette durch jenes Phantaſiebild erſchreckt war, ſein Ende nahe geglaubt haben. Allein jetzt ſchien er außer Gefahr und vergaß die geringen körperlichen Schmerzen, die er noch fühlte, für den Augenblick vor Freuden über das Wiederſehen. Mit zärtlicher Mutterliebe drückte Henriette ihr Söhnlein wieder an's Herz. Auch der Vogelſteller kam mit Weib und Kind herbei und die Theilnahme und die mitleidigen Thränen der guten Leute waren die erſte Labe, welche Henriette wieder zu Theil wurde.

Leider verſchlimmerte ſich ſchon am andern Tage der Zuſtand des Bergzimmermanns wieder. Nach acht Tagen ſtarb er. Henriette, von Kummer und Sorgen verzehrt und von den Anſtrengungen der Reiſe zerrüttet, verfiel in eine Krankheit und ſtarb ſchon einen Tag nach ihm. Der Vogelſteller verſprach Beiden auf dem Sterbebette an ihrem Söhnlein Wilhelm Vaterſtelle zu vertreten.

Der Bergzimmerman wurde mit ſeiner Gattin zuſammen feierlich von den Bergleuten beerdigt. Am Begräbnißtage bewegten ſich durch die eine lange Straße der Stadt die beiden Särge, begleitet von Tauſenden von Männern in grünen Schachthüten und ſchwarzen Kitteln mit glänzendem Leder. Ein friedlicheres Stillleben iſt nicht zu denken, als dasjenige, welches die Stadt bot, da nachher alle dieſe Männer über den großen Marktplatz in die große hölzerne Kirche der Stadt zogen.

In der Kirche hielt der Pfarrer Armknecht die Gedächtnißrede auf das Ehepaar. Er legte derſelben zu Grunde die Worte Hiob 28, 1—11: „Es hat das Silber ſeine Gänge und das Gold ſeinen Ort, da man es ſchmelzet. Eiſen bringet man aus der Erde und aus den Steinen ſchmelzet man Erz. Es wird je des Finſtern etwa ein Ende und Jemand findet ja zuletzt den Schiefer tief verborgen. Es bricht ein ſolcher Bach hervor, daß, die darum wohnen, den Weg daſelbſt verlieren; und fällt wieder, und ſchießet dahin von den Leuten. Man bringet auch Feuer unten aus der Erde, da doch oben Speiſe aufwächſt. Man findet Saphir an etlichen Orten, und Erdenklöße, da Gold iſt. Den Steig kein Vogel erkannt hat und kein Geiersauge geſehen. Es haben die ſtolzen Kinder nicht darauf getreten, und iſt kein Löwe darauf gegangen. Auch legt man die Hand an die Felſen und gräbet die Berge um. Man reißet Bäche aus den Felſen; und Alles, was köſtlich iſt, ſiehet das Auge. Man wehret dem Strom des Waſſers und bringet, das verborgen darinnen iſt, an das Licht.“

Pfarrer Armknecht erinnerte zunächſt ſeine Zuhörer an das große Grab, welches, ein ſeltener Fall, die Särge der beiden Eheleute zuſammen aufgenommen habe. Er pries die Beiden deshalb glücklich nach allen Mühen. Sein Text diente ihm dazu, den Bergbau zu loben, und er wollte auch Andeutungen von der Kunſt die Bergwerke zu befeſtigen, alſo gleichſam von dem Bergzimmermannshandwerke, darin finden. Die Vögel und die Geiersaugen in ſeinem Texte veranlaßten ihn zu einigen Hindeutungen auf die Vogelſtellerfamilie des Bergzimmermanns und auf die letzte Reiſe ſeiner Gattin nach Holland. Dem Vogelſteller empfahl er ganz beſonders den kleinen Wilhelm. Joſef, ſagte er, ſei ein Zimmermann geweſen und Luthers Vater ein Bergmann. Ein ſchöner Stand ſei daher der Stand eines Bergzimmermanns, der Beides vereinige. Vor dem frommen und getreuen Knechte, dem Bergzimmermann, der ſich den Tod in ſeinem Berufe zugezogen habe, und vor ſeinem züchtigen Ehegemahl, habe ſich jetzt ſchon die Pforte des Himmels geöffnet. Glücklich ſeien die Zwei zu preiſen, weil ſie jetzt ſchon mit Joſef und

Maria und mit Martin Luthers Bergmannsſtamme die himmliſche Gaipelglocke läuten hörten, welche jeder gute Bergmann hören ſolle, wenn für ihn die irdiſche Gaipelglocke ausgeläutet habe, welche den Bergleuten in den Gruben ſtündlich die Flüchtigkeit eines mühſamen und gefährlichen Daſeins verkündige.

Drittes Capitel.

Die Vögel.

„Ach, zu des Geiſtes Flügeln wird ſo leicht
Kein körperlicher Flügel ſich geſellen.
Doch iſt es Jedem eingeboren,
Daß ſein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns im blauen Raum verloren
Ihr ſchmetternd Lied die Lerche ſingt;
Wenn über ſchroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet ſchwebt,
Und über Flächen, über Seen,
Der Kranich nach der Heimath ſtrebt.“

Goethe.

Ohne rechte Erinnerung an ſeine früh verſtorbenen Eltern lebte und webte der kleine Wilhelm ganz in der kleinen Welt, die ihn umgab und die ihm aus den Vogelbauern im Hauſe des Finklers entgegenſchmetterte. Der erſte Schmerz, den er empfand (denn bei dem Tode ſeiner Eltern hatte er nur unbewußt gleichſam Schmerz empfunden) war der über den Tod eines Rothkehlchens. Der Knabe war mit der Frau des Vogelſtellers und mit dem jüngſten ihrer zahlreichen Kinder, einem Mädchen, das noch einige Jahre jünger war als er, allein in der kleinen Wohnſtube des Vogelſtellers, der die Frühſtunden an ſeinem Vogelheerde zubrachte, und am Tage im Bergwerk arbeitete. Er ſtand neben dem kleinen Stabbauer, in dem das Rothkehlchen ſaß, das der Vogelſteller erſt am Tage vorher mit heim gebracht hatte. Da ſah er, wie es ganz behutſam und müde von den im Käfige angebrachten Stäben herunterſtieg, wie es ſich ſchüttelte und ſich aufblies, wie es dann die Füße von ſich ſtreckte und, die rothe Bruſt ihm zugekehrt, da lag und den kleinen Schnabel in einige Brotkrumen geſteckt hatte, die auf dem Boden des Käfiges hingeſtreut waren. Auch noch einige rothe trockne Vogelbeeren lagen auf dem Boden neben dem todten Vogel. Wie er ihn ſo betrachtete, ging ihm zum erſten Male das Verſtändniß des Todes auf und er fragte die Frau des Finklers, ob ſeine Eltern wirklich todt ſeien. Der Tod erſchien ihm ſo ſtill und freundlich und erſt als die Frau den todten Vogel hinaustrug und das kleine Bauer, auf deſſen Boden noch immer die rothen Beeren lagen, leer in die Stube zurückbrachte und wieder an die alte Stelle ins Fenſter ſetzte, wurde ihm ſo angſt. Und noch lange mußte er an das Rothkehlchen zurückdenken, das nur zwei Tage in dem Käfig geſeſſen und deſſen weder vorher noch nachher mit Worten gedacht war, und wenn der Knabe im Walde ging und hörte das fallende Laub rauſchen, dann war's ihm, als hörte er das Rothkehlchen mit mattem Fluge durch die Luft huſchen. Das Rothkehlchen ſah er vor den Augen ſeines Geiſtes, wenn er auf der Wieſe das geſchnittene dunkle Heu liegen ſah, über die Wieſe hinflattern; und er ſah es ganz deutlich neben einzelnen rothen Vogelbeeren auf dem Boden des Käfigs daliegen, ſo oft vom Tode überhaupt die Rede war.

So lebte das todte Rothkehlchen noch lange im Gedächtniß des Knaben fort. Was waren ihm dagegen alle die feiſten „Zwunſchen," welche in den Käfigen munter, als müßten ſie ſich in jeder Minute zehnmal die Köpfe einrennen, auf- und abſprangen! Und doch! hätte etwas das todte Rothkehlchen aus ſeinem Gedächtniß verdrängen können, ſo wären es die Wachholderzwunſchen geweſen, wie ſie im Rad ſich drehten, daß die künſtlichen Bergleute zu beiden Seiten des Käfigs ohne Unterlaß ihre Verbeugungen machen mußten, oder wie ſie fortwährend auf der nachgeahmten bergmänniſcher Steigkunſt von einer Stufe zur andern traten, während ganz gemächlich aus dem kleinen Schornſteine über dem Käfig der Schornſteinfeger herausguckte, der dort immerfort fegte, als ginge auf dem Herde des ſtattlichen Thierchens, daß in dem Käfig ſaß, die Flamme niemals aus, und als zöge der Rauch ohne Unterlaß aus dem Häuschen des Vogels zu den Wolken empor. Wer aber war wohl beneidenswerther in den Augen des Knaben als der Schornſteinfegerjunge, der den ganzen Tag auf dem Schornſteine über dem Häuschen der Wachholderzwunſche lag?

Zu den glücklichſten Augenblicken des kleinen Wilhelm gehörte es, wenn er und die etwas älteren Kinder des Vogelſtellers neben all den Käſigen der vielen wilden, erſt kürzlich gefangenen Vögel umherzogen und hier und da, wo es fehlte, einem Vogel noch einen grünen Tannenzweig zuſteckten. Die Vögel machten dann oft aus Dankbarkeit ſo ſchnurrige Verbeugungen, daß die Kinder laut lachten. Kein Lehrer auf der ganzen Welt iſt jemals von Schulkindern mit größerer Ehrfurcht betrachtet worden, als der alte Finkenlehrmeiſter, bei dem der Gimpel, der Hänfling und die Wachholderzwunſche in die Schule gingen. Die Bewunderung der Kinder für ihn war um ſo größer, als es ſchien, daß alle Vögel in der kleinen Stube bei ihrem Tagewerk auf ihn ſahen und daß er wiederum Alle beobachtete.

Das Jahr verging und der Frühling kam von Neuem heran. Droben in der Baumſpitze ſaß die Kippelzipſe und pfiff nach Herzensluſt, und auch die Schwarzdroſſel blieb in ihrem Pfeifen nicht hinter ihr zurück. In dieſem Frühling war es, als der Finkler den Knaben zuerſt mit in den Wald nahm, um mit ihm nach den Vogelneſtern zu ſehen. Das war ein luſtiges Klettern, als Beide um die Wette an den Bäumen in die Höhe ſtiegen, um ſie zu ſuchen, Beide in ihrem ſchönſten Sonntagsſtaat und der Vogelſteller ſogar mit der Pfeife im Munde. Als er herabſtieg, hatte er als Vogelſteller, indem er dem Knaben verbot die Hand an ein Vogelneſt zu legen, ein Finkenneſt im Hut und hielt während des Kletterns den Hut vorſichtig zur Seite. Auf das Neſt hinweiſend, erklärte der fromme Bergmann dem Knaben das Bibelwort: „Die Füchſe haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Neſter; aber des Menſchen Sohn hat nicht, da er ſein Haupt hinlege.“ Und er pries die Allmacht des Vaters, deſſen Hand die Völker finde wie ein Vogelneſt, daß er habe alle Lande zuſammen gerafft, wie man Eier aufrafft, die verlaſſen ſind, da Niemand eine Feder bewegt oder den Schnabel aufſperret, oder ziſchet. — Wie regte es ſich in dem kleinen Neſte, als der Knabe hineinſah, und wie ſperrten ihm die rothen kleinen Thierchen die nackten Hälſe und die weit geöffneten Schlünde entgegen! Eins von ihnen war auf der Reiſe vom Baume herunter bereits verſchieden, und es war ein feierlicher Augenblick, als der Knabe mit dem Finkler ihn im Mooſe begrub. „Schon mancher tapfere Offizier iſt ſo begraben wie du im Moos,“ ſprach der Finkler nachdenklich und ſinnig, als er ihn unter die Moosdecke des Baumes geſchoben hatte, in deſſen grünen Wipfeln das Thierchen geboren war. Und damit ſtopfte er die Moosdecke zu, die ſich als ein prächtiger Grabhügel für das kleine Weſen wie ein geldgelber Teppich im Kreiſe um den Baum her zog. Dann horchte er auf den alten Finken, der um den Baum her flatterte und mit ſeinem „pink, pink“ das Todtenlied für den jungen Vogel zu ſingen ſchien. Er lauſchte, welche von den neunerlei Finkengeſängen, die der Vogelſteller auf dem Oberharze unterſcheidet, der Alte ſang, und ſprach dann: „Er ſingt den groben Weida; ſo ſollen den ſeine Jungen bei uns auch lernen.“

Als die Beiden mit den jungen Vögeln aufbrachen, ſcholl der Geſang immer lauter um den Baum her, unter dem der kleine Vogel begraben lag.

Immer mehr Finken verſammelten ſich dort unter der Baumkrone und miſchten ihr Lied, das ſo munter klang, in das Todtenlied des alten Finken, der den „groben Weida“ ſang und zuletzt zwitſcherten alle ihr Lied um den Baum her. Da ſang der eine Fink ſein: zizazereit-vavaxie, und der Vogelſteller ſprach zum Knaben, indem er einen Augenblick ſtehen blieb: „Hörſt Du, wie ſie ihm zu Ehren jetzt auch den Reutervexier anſtimmen?“ Bald miſchte ſich auch der kleine Weida mit ſeinem: zizaza-Bitakel in den Chor. „Da ſingen ſie ihm auch den kleinen Weida,“ ſprach der Vogelſteller, abermals ſtehen bleibend. „Und da das Buſchgewirr,“ ſetzte er hinzu, als ſich ein anderer Fink mit ſeinem: zizazaza-Buſchgeſirra dazwiſchen vernehmen ließ. „Und da den: zizaza-deutſcher-Jakel; und den: zizaza-Quatſchakel, und da gar die Rullweide — hörſt du das: dem-dem-dem-weida? Und da ſingen ſie ihm zu Ehren noch den: zu-zu-zu-zwitzerjakel. Aber der Alte mit dem groben Weida übertönt ſie Alle und ſein zi-za-zak-weida ſchmettert durch alle die Finkengeſänge hindurch, die ſie ſeinem Sohne zu Ehren ſingen. Da kann man recht ſehen, was Elternliebe iſt.“

Unter mannigfachen ähnlichen Bemerkungen des Vogelſtellers langten die Beiden zu Hauſe an. Bald darauf ſuchte der Finkler noch einen alten ehrwürdigen Finken als Finkenlehrmeiſter hervor, der ſich auf den „groben Weida“ verſtand und die jungen Finken in Zucht und Ehren und in der Weiſe ſeiner Väter aufzog, und nicht müde wurde, den jungen Finken fein: zi-zi-za-zak-weida vorzuſingen.

Noch in demſelben Frühjahre geſchah es, daß an einem ſchönen Sonntag Nachmittage der Vogelſteller ſeine ganze Familie unter einen Baum im Walde führte, in deſſen Zweigen wieder ein Finke ganz beſonders luſtig auf ſeinem Neſte ſang. Er faßte hier ſein Weib an, auch die Kinder reichten ſich die Hand und tanzten Alle zu dem Geſang des Finken um den Baum herum, — nicht ohne daß ſich der Vogelſteller hierbei erinnerte, wie er einſt zu Faſtnacht bei einem ſeiner Nachbarn, einem reichen Fuhrherrn, zum Beſuch geweſen war und wie dieſer Abends zwei Pferde mit prächtigem Schellengeläute wie die Schneezeit es mit ſich brachte, in den Hausflur geführt und ſeine Gäſte aufgefordert hatte, nach der Muſik zu tanzen.

* * *

Viertes Capitel.

Der Vogelherd.

„Wohlauf ihr klein Waldvögelein,
All's was in Lüften ſchwebt!“
Geiſtlicher Vogelſang.

Im Herbſte deſſelben Jahres war es auch, als der Vogelſteller Wilhelm zuerſt mit auf den Vogelherd nahm. In aller Frühe ſchon weckte er den Knaben, nahm den Vogelkorb, ſtellte eine Menge kleiner Käfige mit Lockvögeln hinein, legte einige Vogelbeerbüſche oben darüber und trat, begleitet von Wilhelm und von einem kleinen weißen Hündchen, den Weg an. Draußen an den hölzernen Häuſern der Stadt, an denen ſie im Dunkeln mit der Leuchte vorbeikamen, glänzten die mit ſchwarzem, vom Nachtthau feuchten Wachstuch behangenen Finkenbauer und ſchimmerten mit ihren Ueberzügen, welche wie Seemannsmützen von Wachstuch ausſahen, durch die Morgendämmerung. Bald gelangten ſie ins Freie hinter den Häuſern, und nachdem ſie eine Strecke weit über die Wieſen hingegangen waren, kamen ſie in den Tannenwald. Wie ein Morgengebet ſagte da der Vogelſteller den Spruch her: „Ich will in der Wüſte geben Cedern, Myrten und Kiefern; ich will auf dem Gefilde geben Tannen, Buchen und Buchsbaum mit einander: auf daß man ſehe und erkenne, und merke und verſtehe zugleich, daß des Herrn Hand habe ſolches gethan, und der Heilige in Iſrael habe ſolches geſchaffen.“ Nun bogen ſie dort ein wenig vom Wege ab und bald kamen ſie an eine Stelle, von der es heißet: „Daſelbſt niſten die Vögel und die Reiher wohnen auf den Tannen." Das niedere Dach war ganz mit friſchem Tannengrün bedeckt und die ganze Hütte völlig grün, damit ſie den Vogel recht anheimelte. Wiewohl es noch immer dunkel war, ſo glänzte doch der Nachtthau, der ſich mit unzähligen ſchweren Tropfen in dem Grün gelagert hatte, ſchon von dem Dache her den Ankömmlingen entgegen, und man konnte ſich keinen friſcheren Anblick denken als den der Vogelhütte am herbſtlichen Morgen. Der ganze Vogelherd bis über das Haus hinaus war mit hohen Stangen umſtellt, welche der Vogelſteller niederließ, um an ihre Spitze Käfige mit Lockvögeln zu befeſtigen und ſie dann wieder zu erheben. Kaum ſchwebten die Vögel in der Luft an ihren Stangen, ſo lockten ſie auch bereits nach allen Seiten hin noch über die Wipfel der Tannen hinweg weit in den Wald hinaus. Auch die übrigen Lockvögel begannen in der Hütte ſogleich zu ſingen, ſobald ihre Käfige auf dem Boden nebeneinander aufgeſtellt waren. Der Vogelſteller ſteckte nun auf den Erhöhungen, die ſich wie Rabatten auf beiden Seiten des Vogelherdes neben den Gängen hinzogen, noch manche friſche Büſche und Dolden vom Vogelbeerbaum hin, die er mit ſich gebracht hatte, und ſah nach, ob die Vogelbeeren angefreſſen waren, die er ſchon am Tage zuvor auf dem Herde ausgeſtreut hatte und die am Herde zur Herbſtzeit ſtets für die Vögel bereit lagen, weil er den Grundſatz hatte, der Herd müſſe den Vögeln lieb werden wie ein freundlicher Luſtort im Walde. Die luſtigen Vögel, welchen das Leben am Vogelherde gefiel, waren ſeit vielen Jahren ſein beſter Fang, und man kann ſich daher denken, wie ſehr er darauf hielt, bei den reiſenden Vögeln ſein Gaſthaus im Walde in den beſten Ruf zu ſetzen, wie ſehr er dort auf Ordnung hielt, und wie er für gute Vogelbeeren und andere Speiſen ſorgte.

Der Vogelſteller befeſtigte nun die Garne zu beiden Seiten des länglichen Herdes, verſteckte einige Käfige mit großen Vögeln zwiſchen dem Buſchwerk auf beiden Rabatten, nahm die übrigen Vögel aus den Käfigen in der Vogelhütte heraus und band ſie bei den Schwänzen mit Bändern an den Pflöcken feſt, die zwiſchen den beiden Rabatten auf dem Vogelherde in den Boden geſcharrt waren. Nach allen dieſen Vorrichtungen aber begab er ſich mit dem Knaben, der ihm bei dieſem erſten Beſuche auf dem Vogelherde nur zugeſehen hatte, in die Vogelhütte zurück, wo ſchon der Rauch eines lodernden Feuers, welches die Jahreszeit bereits verlangte, langſam ſich durch das dichte naſſe Grün des dicken Daches hindurchzog, und wo die Beiden an den kleinen nach dem Vogelherde hin gerichteten Gucklöchern ihren Platz nahmen.

In dieſem Augenblicke fuhr auch jener kalte Schauer durch den Wald hin, der dem Anbruche des Tages vorhergeht. Ueber den Vogelherd zog der ſcharfe Zugwind, dem die hervorbrechende Sonne auf dem Fuße zu folgen pflegt, und bei deſſen Anhauch der Vogelſteller ſeine große wohlgeformte Naſe und die hohe ſchöne Stirn ein wenig vom Guckloche zurückzog, während die auf dem Herde angebundenen Vögel wie auf ein gegebenes Zeichen alle zu gleicher Zeit ihre ſchönſten Morgenlieder anſtimmten. Die Lockvögel an den Stangen, welche noch einmal verſtummt waren, nachdem ſie, auf ihrer erhabenen Höhe angelangt, einmal ihre Stimme verſucht hatten, ſtimmten jetzt aus Leibeskräften mit ein. Sie waren ſo laut, daß der Vogelſteller einen ſchönen Tag prophezeite, denn wenn der Vogel früh „voll Geiſt“ und „in Floribus“ iſt, ſo wird nach der Meinung des Vogelſtellers die Witterung gut.

Jetzt wurden auch die Vögel an den Seiten des Vogelherdes wach, die ſich am Abend vorher dort vergnügt und in den langen Reihen von Gaſtbetten übernachtet hatten, welche zur Seite im Walde aufgeſtellt und aus duftigen Tannennadeln bereitet waren. Ja ſogar in dem ſchweren Zweigdache der Vogelhütte rauſchte es, wie wenn ein dicker Herr ſich mächtige Federbetten vom Leibe würfe. Vor den Augen des Knaben ſchien die Welt zu tanzen, als er jetzt durch das Guckloch hinausſchaute und ſah, wie die Lockvögel raſtlos an ihren Pflöcken im Kreiſe herum rannten gleich kleinen bellenden Hunden an ihren Ketten, ſo daß auf dem kleinen ſcharf abgegrenzten Platze im Walde, der ohnehin ein zauberiſches Ausſehn hat, Alles kribbelte und wibbelte, während die erſten Strahlen der Morgenſonne auf die mit Vogelbeerbüſchen und mit allerlei lebhaftem Grün reich beſteckten Rabatten fiel.

In dem Augenblicke, wo der Gimpel um das Buſchwerk auf den Rabatten flatterte, um ein wenig von den Vogelbeeren zu naſchen, ſtimmte der alte Finkenlehrmeiſter, der ſich auch unter den Lockvögeln befand, einen lauten Geſang an. Nachdem die dicke Gimpelin den Anfang gemacht hatte, kamen auch noch mehrere kleinere Vögel aus dem Tannenwalde hergeflattert, welche ſich bisher geſcheut zu haben ſchienen, die koſtbare Anlage zu beſichtigen, wie wandernde Handwerksburſchen lange vor einem koſtbaren Park umherliegen ohne ſich hineinzutrauen, und dann geſchwind hinter einem vornehmen Herrn oder einer ſtattlichen Dame hineinſchlüpfen, ehe ſich die Thür wieder hinter ihnen ſchließt. Mit einem einzigen Ruck zog jetzt der Vogelſteller in ſeiner Hütte von beiden Seiten die Garne zu, und es war ein prächtiger Anblick, wie ſie über die Erhöhungen mit den hingeſteckten Vogelbeerbüſchen herflogen, und wie unter dem Netze zwiſchen all dem Laubgrün und den rothen Beeren die gefangenen Vögel flatterten.

Vorſichtig zeigte der Vogelſteller dem Knaben, wie man die Vögel aus dem Garne nimmt und ſchlug dieſes nach beiden Seiten des Herdes wieder zurück. Nachdem ſie wieder eine Zeit lang vor den Gucklöchern geharrt hatten, vernahmen die Lockvögel wiederum andere Vögel in den Lüften, die über die Tannenwaldung hergezogen kamen, und ſogleich ſchlugen ſie an wie wachſame Hunde. Noch mehrmals thaten die beiden einen glücklichen Fang. Nachdem alle Vogelbauer, deren viele leer in der Hütte ſtanden, gefüllt waren, nachdem auch der Vogelſteller dem Knaben gezeigt hatte, wie roth die Hähne der Weinvögel unter den Flügeln ſeien und wie ſie daran von den Weibchen unterſchieden würden, kehrten Beide zufrieden und glücklich heim. Im Hauſe des Vogelſtellers fraßen die gefangenen Vögel drei Wochen lang faſt ohne Unterlaß, bis ſie ausgefüttert waren, denn alle waren halb verhungert, was der Finkler ſich dadurch erklärte, daß der liebe Gott da draußen doch nicht insbeſondere nach jedem einzelnen Vogel ſehen könne. „Er iſt ja nicht bloß ein Vogelſteller,“ pflegte er zu ſagen, „er iſt Kuhhirt und Roßhirt Alles zugleich, und iſt ein Jäger über alle Jäger und ein Buchhalter über alle Buchhalter und iſt der rechte Forſtmeiſter und der einzig wahre Berghauptmann.“

Wilhelm zog von nun an in dieſem Herbſte an jedem neuen Morgen mit dem Finkler auf den Vogelherd. Bald lernte er aus der engen Spalte in der Wand der Hütte Alles überſehen vom Vogelherd mit ſeinem Buſchwerk und ſeinen rothen Beeren an bis zu den Gipfeln der zackigen Stangen hinauf, an denen in ſchwindelnder Höhe rings um den Herd her die Käfige mit den Lockvögeln hingen, und darüber hinaus bis hoch oben, wo in wolkenloſem Blau ein Raubvogel nur wie ein Pünktchen ſchwamm, und ſich mehr und mehr zu der Herde herabließ. Bald wurde Wilhelm dem Finkler bei ſeinen Beſchäftigungen auf dem Vogelherde unentbehrlich und er ward immer mehr aufgenommen in die Zunft der Finkler. Er theilte alle Freuden und Leiden ſeines Wohlthäters, und während die zahlreichen ältern Söhne deſſelben außer den Schulſtunden ihrer Beſchäftigung als „Pochknaben“ beim Bergbau nachgingen, wurde der verwaiſte Knabe ſelbſt der Vertraute ſeiner kleinen Sorgen, die durch ſeine zahlreiche Familie hervorgerufen wurden und niemals in ſeinem Herzen auch nur den Gedanken erzeugten, daß er ſich Wilhelms nicht ferner annehmen wolle.

„Wenn die Noth am größten iſt,“ ſo ſprach der Finkler einſt auf dem Vogelherde zu dem Knaben, nachdem er wiederum ſeine Sorgen vor ihm ausgeſchüttet hatte, „ſo iſt die Hülfe am nächſten. Wie erging es mir vor drei Jahren, als die große Trockniß herrſchte und auch der Vogelherd wie ausgeſtorben war von Vögeln? Als ich damals den Pfarrer im ſchwarzen Ornate vorbeigehen ſah nach dem Berge vor der Stadt, wo um Regen gebetet werden ſollte, merkte ich ſchon, daß es etwas geben würde. Auch ſingen in dem Augenblicke, wo der Pfarrer vorbeiging, ſchon die Vögel zu zülpen und zu ſchülpen an und die Finken inſonderheit ſtimmten, wie ſie beim Regenwetter zu thun pflegen, gleich den falſchen Geſang an, als ob gar keine große Rullweida und kein Reuter-Berier in der Welt wäre. Darum zog ich ſogleich nach dem Vogelherd, und kaum hatte ich die Lockvögel aufgeſteckt und mich in die Hütte geflüchtet, ſo kamen auch ſchon über den Tannen Wolken auf Wolken herangezogen, als müßten ſie Strafe zahlen, wenn ſie nicht auf die Minute zur beſtimmten Zeit über Clausthal wären. Und es brach auf einmal ſo viel Schnee und Waſſer über den Vogelherd herein, daß es nicht zu ſagen iſt, und der friſch gefallene Schnee brachte ſo viele Schildamſeln mit, daß es war, als gehörten ſie dazu wie der Kümmel zu den neuen Kartoffeln. Und das ſchmolz und zappelte immerfort von Schnee und Schildamſeln unter dem Netze und ich that einen ſo reichen Fang wie noch nie in meinem Leben. Auch die Stadt und alle Teiche umher und das ganze Bergwerk, das ohne Waſſer nicht betrieben werden kann, war geſegnet mit Waſſer über Waſſer, und als ich in die Stadt zurückkam, ſchien die Sonne auf die Dächer und der Schnee, der fußhoch darauf lag, floß, in dicken Strahlen wie Eiszapfen, an den Dächern herunter. Seitdem ich dies geſehen habe und wie der Pfarrer gleich auf dem Berge ſo naß geworden war von den heranziehenden Wolken, daß ſein Talar nachher acht Tage lang zum Trocknen aus der Bodenluke der Pfarre heraushing, verzage ich nicht mehr, und wenn es mir recht ſchlecht ergeht, ſo iſt mir's nur als müßt' ich nach dem Himmel ſehen, ob denn den Wolken, die den Regen in der Dürre bringen, noch nicht bange wird, daß ſie zu ſpät kommen, und ob ſie ſich noch nicht herandrängen wie die Schafe in die Schafhürden, oder wie die Schildamſeln an jenem Tage in das Netz auf dem Vogelherde. Und ſo hoffe ich auch diesmal und weiß, es wird mit meiner Noth nun bald ſich wenden.“

Fünftes Capitel.

Der Amthof.

„Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen.“
Schiller.

Auch die Noth, in welcher der Vogelſteller ſich eben jetzt befand, ſchien erſt auf's Höchſte ſteigen zu ſollen, ehe der Retter erſchien. Zwei „Wachholderzwunſchen“ fuhren unruhig in ihrem Käfige hin und her, und ſchienen durch ihr Gebahren unwillkürlich die Verzweiflung im Herzen des Vogelſtellers auszudrücken. Allein gerade die Käfige, welche im Fenſter der Hütte des Vogelſtellers ſtanden und oftmals ſchon durch die auf ihnen angebrachten charakteriſtiſchen Verzierungen die Aufmerkſamkeit von Reiſenden erregt hatten, ſollten einen merklichen Umſchwung in den Verhältniſſen des Vogelſtellers herbeiführen. Diesmal war es ein Amtmann aus der Ebene, die weſtlich am Fuße des Gebirges anhebt, welcher als ein leidenſchaftlicher Freund der gefiederten Sänger weit und breit bekannt war, und ſogleich ſeinen ſtattlichen Reiſewagen halten ließ, wie er im Vorbeifahren dieſe Käfige erblickte, um in die Bergmanns-Hütte einzutreten und wo möglich einen Kauf abzuſchließen. Der Kauf kam in der ausgedehnteſten Weiſe zu Stande und als der Amtmann ſeinen Weg fortſetzte, nahm er eine große Anzahl von Vögeln mit. Die beiden Wachholderzwunſchen ſaßen bei ihm im Wagen und ſahen darein, als hätten ſie niemals anders als in der Kutſche eine Reiſe angetreten; der Schornſteinfeger auf dem Dache des einen Vogelbauers aber ſah auf die Leute in der Straße herab, als wäre er ein vornehmer Mann.

Seit dieſer Zeit herrſchte ein reger und unausgeſetzter Verkehr zwiſchen dem Amtmann und dem Vogelſteller. Jener kam öfter und beſuchte ihn auf dem Vogelherd, ſandte den Knecht, dem auf dem Amte eigens die Wartung der Vögel übertragen war, um ganze Trachten lebender Vögel zu holen, und lud den Vogelſteller ſelbſt zum Beſuch ein.

Am Tage, wo der Amtmann im Hauſe des Vogelſtellers geweſen war, wurde bis zum Abende von ſeinem großen Amthofe und von der Ebene am Fuße des Gebirges, von Schafen und Kühen und Vögeln geſprochen. Am Abende aber betete der Vogelſteller im Schooße ſeiner Familie mit Davids Worten: „Was iſt der Menſch, daß du ſeiner gedenkſt, und des Menſchen Kind, daß du dich ſeiner annimmſt? Du wirſt ihn laſſen eine kleine Zeit von Gott verlaſſen ſein, aber mit Ehre und Schmuck wirſt du ihn krönen. Du wirſt ihn zum Herrn machen über deiner Hände Werk; Alles haſt du unter ſeine Füße gethan, Schafe und Ochſen zumal, dazu auch die wilden Thiere, die Vögel unter dem Himmel, und die Fiſche im Meere, und was im Meer gehet. Herr, unſer Herrſcher, wie herrlich iſt dein Name in allen Landen!“ —

Der Vogelſteller trat endlich einmal die Reiſe nach dem Dorfe des Amtmanns an. Wilhelm ſollte ihn begleiten und ſo ſtieg der Knabe zum erſten Male von den Bergen ins offene Land hernieder. Eine ganz neue Welt ging hier ihm auf, als die Hecken und Wieſen und die gelben Stoppeln der Felder ſich vor ihm ausbreiteten. Neugierig und ſtaunend betrachtete er, der bisher nur an die hölzernen Häuſer und ſchwarzen Schindeldächer des Oberharzes gewöhnt war, die wohlhabenden Dörfer, die ſo hell und freundlich unter den Obſtbäumen verſteckt lagen und durch deren hellglänzende Ziegeldächer bereits die Prophezeiung jenes alten Wahrſagers in Erfüllung gegangen war, welcher ſtaunend mit den Augen des Geiſtes wahrgenommen hatte, wie ſich erſt hier und da auf einem Dache ein rother Funke entzündete, und wie dann die Dörfer allmählig über und über roth wurden als ſtänden ſie im Feuer, das ſie doch nicht verzehrte. Er vergaß aber dies Alles bei den herrlichen Obſtbäumen, welche mit ihren goldgelben Früchten über die rothen

Ziegeldächer herabhängen. Weil er da auf den rauhen Bergen, wo er geboren war, faſt nur gebrochenes Obſt geſehen hatte, klatſchte er bei dieſem Anblick frohlockend in die Hände mit dem Ausruf: „Seht, o ſeht doch! da wachſen die Aepfel auf den Bäumen!“

Als ſie auf den Hof des Amtmanns kamen, ſcholl ihnen aus dem Munde eines Finken der „grobe Weida“ hell entgegen, und ſogleich ließen ſich wie bellende Hündchen, wenn nur einmal in der Nachbarſchaft ſich erſt eins von ihnen regt, zahlreiche Vogelſtimmen vernehmen. So erſchollen auch die acht Finkengeſänge bis auf den Reuter-Vexiergeſang, welcher dem Amtmann gerade ausgegangen war. Verwundert blieb der Vogelſteller ſtehen; er ſchien ſich ſelbſt zu fragen: „biſt du hier auf einem Amthofe oder auf deinem Vogelheerd?“ Aber er ſah ſtatt der grünen Büſche und rothen Beeren nur große grüne Hügel von Grummet hie und da vor ſich, wie er um ſich ſchaute, und ſelbſt die oſtindiſchen Raben, die auf den Pflügen umher ſaßen, belehrten ihn, daß er nicht daheim vor ſeinem Netze ſitze. Wie traulich heimelten ihn und den Knaben die kleinen Waldvögel mit den rothen Brüſten an, die in ihren Käfigen an der Wand des Amthauſes herumhingen, und deren jeder ſein grünes Tannenreis in Käfigen neben ſich ſtehen hatte, deren der Vogelknecht täglich einen ganzen Korb voll von den Tannenbäumen im Amtsgarten für ſie abbrechen mußte. Am munterſten waren die beiden Zwunſchen in ihrem Käfig. Auch der Schornſteinfegerjunge ſchaute jetzt ſo ſtolz von der Seite des Amthauſes hernieder, als wäre er nun erſt recht ein großer Herr geworden und trüge mehr Geld in der Taſche als der Amtmann ſelber.

Der Amtmann war unverheirathet und ſtand in der Gegend im Rufe eines Sonderlings. Die Knechte beſchuldigten ihn, daß er über ſeiner Liebhaberei die Wirthſchaft vernachläſſige, und daß er oft, wenn ein Gewitter oder ein Regenſchauer am Himmel ſtehe und ſchon der Donner ſich hören laſſe, nichts als die große Rullweida im Kopfe habe, und deshalb die nöthigen Anordnungen über das Wetter verſäume. Er ſelbſt behauptete freilich, daß er, wie ein rechter Vogelſteller, ſchon am Geſang der Vögel jeden heranziehenden Regen von Ferne wittere, und er that ſich, wenn er ſo, von ſeinen bunten Vögeln umhüpft über den Amthof ſchritt, etwas darauf zu Gute, daß ihm dieſe munteren Thierchen als Wetterpropheten dienen mußten.

Dem fröhlichen Wiehern ſeines Roſſes, als er auf den Hof ritt, antworteten unzählige Finkenſtimmen. Vor der ſteinernen Treppe, die zum Wohnhauſe hinaufführte, hielt der Amtmann an und ein Knecht ſprang herbei um ſein Reitpferd in den Stall zu bringen. Wilhelm konnte ſich nicht enthalten, ihm ſogleich dahin zu folgen. Sobald das Pferd den Huf über die Stallſchwelle hob, flatterten eine Menge gezähmter Rothkehlchen daraus hervor, welche in der Pferdekrippe geſeſſen hatten, ſo lange kein Pferd im Stalle war. Andere kleine Vögel blieben ruhig im Stalle und die Buntſpechte ſaßen ganz gemüthlich auf dem Halſe von ihres Gönners Reitpferd, während dieſes beim Haferfreſſen fortwährend den Kopf hin und her bewegte.

Unterdeſſen war der Vogelſteller hinter dem Amtmann her in das Haus gegangen und wurde von dieſem freundlich in die Geſindeſtube gewieſen, welche in vertrauter Nachbarſchaft mit der Küche lag und aus ihrem Duftkreiſe täglich die geſündeſten Braten- und Fleiſchdünſte erhielt, nicht zu gedenken der Leib und Seele erfriſchenden Dünſte von gebratenen Fiſchen und der labenden Eierkuchengerüche.

Nachdem der Amtmann ſie verlaſſen hatte, legten ſich unſere beiden Wandersleute nieder und als der Knabe einmal aus dem Schlafe aufwachte, hörte er, wie ſein Vetter, der ohne Zweifel von den vielen Vögeln träumte, die er an dieſem Tage auf dem Amthofe geſehen hatte, und ſich ſelbſt im Traume für einen Finken halten mochte, die Lippen zwitſchernd bewegte und ein leiſes: Weida, den Ausgang des berühmten Finkengeſanges, ſprach.

Der Amtmann erklärte am andern Morgen, daß er den Vogelſteller auf keinen Fall vor Mittag ziehen laſſen würde. Er ſelbſt unterhielt ihn während dieſer Zeit aufs Beſte und unter Anderm erzählte er dem Vogelſteller ſeine Lieblingsgeſchichte, eine Begebenheit aus ſeiner Jugend, die er folgendermaßen vortrug: „Wir waren auf dieſem Amthofe, wo ich geboren bin, der Brüder ſieben, und wenn auch jetzt bereits ſechs davon unter dem kühlen Raſen liegen, ſo ging es doch ſeiner Zeit nirgends auf der

Welt luſtiger zu als in der Stube, wo die ſieben Söhne des alten Amtmanns, meines Vaters, verſammelt waren. Ihr könnt Euch denken, was für Spaßvögel wir waren, wenn ich Euch ſage, daß unſere Mutter für die Strümpfe eines jeden eine andere Farbe wählen mußte. Ja fürwahr wir waren eine muntere Schaar, wenn wir ſo in rothen, blauen, weißen, grünen, ſchwarzen, grauen und gelben Strümpfen durchs Dorf zogen. Oft gingen wir ſo im nahen Walde auf den Vogelfang, und die Vogelkiepe, welche wir trugen, war immer viel zu klein für unſere Luſt. Einſt arbeiteten wir ſieben Brüder darum einen ganzen Winter lang an einer ungeheuren Vogelkiepe, ſtrichen ſie ſogar an und brachten die Leibfarbe eines jeden Bruders an den Stäben an. Endlich war ſie fertig, der Frühling kam, mein Bruder mit den rothen Strümpfen — er war der wildeſte von uns allen zuſammen — huckte ſie auf, wir anderen jubelten ihm nach, aber o weh, die Vogelkiepe war viel größer als die Thür, wir hatten ſie nur nach unſerer Luſt am Vogelfange gemeſſen und mußten ſie ruhig hier in der Stube laſſen, wo Ihr ſie noch jetzt zum Andenken an die ſieben muthwilligen Söhne des alten Amtmanns erblickt.“ —

Der Knabe benutzte die Zeit, um ſich jetzt auf dem Amthofe etwas näher umzuſehen. Er ging in den Viehſtällen umher und es war ihm, als ob auf dem belebten Amthofe das ganze Reich der Thiere vor ihm aufzöge. Beſonders vor den Hörnern des Stiers blieb er lange ſtehen und hörte ſtaunend die Erzählung des Hirten an, der ihn eben mit den Kühen austreiben wollte: wie einſt ein gewaltiger Stier auf dieſem Amthofe wüthend geworden, den früheren Hirten auf ſeine Kammer verfolgt und ihn dort mit den Hörnern niedergeſtoßen habe; wie dann ein Jude, da der Stier eine Zeit lang auf der Kammer des Hirten gewüthet und Niemand wußte, was zu beginnen ſei, des Weges gekommen und gerathen habe, das ganze Vieh vom Amte aus den Ställen auf den Hof zu laſſen; wie dann alle Thiere ſich dort verſammelt hätten und ſelbſt die Vögel herbeigeflattert wären; wie dann der Stier auf alle die Thiere hinabgeſchaut und dann zum Kammerfenſter hinaus mitten unter das übrige Vieh geſprungen, daß die Vögel ängſtlich aufgeflogen, als er zerſchmettert mitten auf dem Hofe dagelegen und in dumpfem Stöhnen ſeine Stierſeele ausgehaucht habe.

Da die Heerden ausgetrieben waren, ging der Knabe ins Dorf, um ſich dort noch weiter umzuſchauen. Verwundert blickte er auch an dem großen Erntewagen mit Hafergarben empor und ſah den großen unförmlichen grünen Grummetwagen nach, auf denen hoch oben die Dirnen ſaßen, die er auf dem Harze das Gras nur hatte auf dem Rücken heimtragen ſehen. Wie die Wagen durch die Straßen des Dorfes hinfuhren, drängten ſie mit ihrer breiten unförmlichen Ladung den Knaben faſt in die offen ſtehenden Hausthüren hinein, während ſie oben mit den breiten Kanten die Dächer und die Zacken der Obſtbäume ſtreiften und zum Andenken an den heurigen Herbſtſiegen überall etwas von ihrem Grün hängen ließen. Als er von dem Dorfe ein wenig ins Feld hinausging, erfüllte die Seele des Knaben das Fliegen der Tauben aus den reichen Bauernhöfen von dem roth und grün ausſehenden Dorfe her. Langſam und niedrig flogen die Feldflüchter, die Feldtauben, mit den weißen und blauen Fittigen hörbar die Luft ſchlagend, nach den leeren Kornfeldern zu. Die koſtbareren Tauben ſaßen girrend auf den rothen Dächern der Bauerhäuſer am Ende des Dorfes da.

In den Furchen der Kornfelder neben dem Dorfe liefen an dem heißen, gewitterſchwülen Tage unabläſſig Knaben mit Vogelklappern hin, deren Klappern wie große Spinnen ausſahen, und klapperten und ſchrieen unaufhörlich, um die Sperlinge und Tauben zu verjagen, die ſich bald hier bald da auf den Garben niederließen. Unabläſſig flog auch hoch oben in der ſchwülen Luft um das Dorf mit den großen reichen Bauerhöfen herum die Hühnerweihe, der rechte Vogel der großen Ebene, zu dem der Knabe ſtaunend emporblickte und faſt furchtſam, weil zwiſchen ihm und dem Raubvogel kein grünes Geſträuch war, ſondern nichts als der blaue Aether.

Vom nahen Felde aus ging der Knabe einem der großen Erntewagen nach, welche in das Dorf einfuhren und gelangte auf den ſtattlichſten Bauerhof, in deſſen Mitte in Form eines ſauber aus rothen Backſteinen aufgeführten Thurmes ein ſchöner Taubenſchlag angebracht war. Aus dem Taubenſchlage ſchauten, und auf den Stäben vor ihm ſaßen die größten, ſchönſten und zahmſten Tauben, welche ſich nur jemals vor der Phantaſie eines „Düwekers" oder Taubenfreundes geſchnäbelt haben. Und der große Müller, (ſo nannte man den Beſitzer des Bauerhofes) war ein Düweker, wie er niemals vor den Augen eines Tümmlers, einer ewig trommelnden Trommeltaube, einer Pfauentaube mit dem Pfauenſchwanz, einer Schwalbentaube und einer Möventaube ſtattlicher erſchienen war. Alle dieſe Taubenarten ſaßen auf den Stäben vor dem Taubenhauſe, oder ſchauten aus dem Taubenhauſe heraus. Vor ihnen auf der Leiter ſtand der große Müller ſelbſt im ſtattlichen Rock und fütterte ſie.

Während der „große Müller" noch auf ſeiner Leiter ſtand, fuhr noch ein zweiter Erntewagen, der mit Grummet geladen war, auf ſeinen Hof. Oben auf ſaß, wie ein Engel, in dem trockenen Heu ein Kind, die jüngſte Tochter der Bäuerin, deren etwas älteres Töchterlein im Garten umherſpielte. Erſt als der Wagen faſt abgeladen war, wurde die Kleine darauf ſichtbar, und ſprang von dem Wagen herunter. Die Bäuerin ſchien ſich, bis dies geſchah' nicht um ſie zu kümmern und warf nur zuweilen einen Blick voll zärtlicher Beſorgniß nach dem Heuwagen. Sie war unterdeß zu dem kleinen Wilhelm getreten, den ſie auf dem Hofe bemerkt hatte, und hatte begonnen ihn über ſeine Heimath und über die Verhältniſſe ſeiner Verwandten auszufragen. Da ſie hörte, daß er mit ſeinem Vetter gekommen wäre, welcher bei dem Amtmann zum Beſuch ſei, ſo ſagte ſie ihm, daß er in's Haus und in die Stube gehen ſolle.

Die Frau des „großen Müllers" war eine behäbige Bauersfrau, der man es anſah, daß ſie nächſt der Pfarrerin die Erſte im Dorfe war; denn der Amtmann, wie wir bereits erwähnten, war unverheirathet. Ihre kleine Tochter am Arme führend kam ſie kurze Zeit darauf dem Knaben in's Haus nach.

Die beiden Kinder befreundeten ſich bald mit einander und wurden gemeinſam von der Bäuerin beſchenkt.

Der Knabe war noch nicht lange auf den Amthof zurückgekehrt, als der Amtmann zu den Beiden trat, und da er den Vogelſteller gerüſtet ſah, ſogleich nach der Mittagsmahlzeit aufzubrechen, ihm neue Aufträge ertheilte. Dieſer verſprach ſie treulich auszurichten und ging mit dem Knaben nach Tiſche vom Amthofe herunter.

Unterwegs begegnete ihnen im Dorfe die kleine Johanna. Sie begleitete Beide noch eine kurze Strecke aus dem Dorfe hinaus. Ein Erntewagen ihres Vaters, der ihnen dann begegnete, nahm ſie wieder mit in's Dorf zurück, und Wilhelm ſetzte mit dem Vogelſteller allein ſeinen Weg fort. Oft blickte er im Weitergehen noch nach dem ſchönen Dorfe mit den rothen Ziegeldächern und den reichen Bauerhöfen zurück, über denen hoch oben in der Luft die Hühnerweihen ſchwebten.

Dann begannen die Beiden ihre kleinen Erlebniſſe mit einander nochmals zu durchſprechen, und des Knaben Mund floß über vom Lobe der herrlichen Tauben und der ſtolzen Hähne und der anderen Pracht, die er auf dem reichen Amthofe und im Dorf inmitten der nährenden Felder wahrgenommen hatte. Der Vogelſteller erzählte dabei dem Knaben nach ſeiner Weiſe gar manche Geſchichte, von denen wir nur die letzte von einem Hahn hier einreihen wollen:

„Einſt war in Clausthal ein Burſche, der ſollte wandern. Seine Eltern weinten, als er fortzog, er aber ging herab nach Buntenbock und übernachtete dort. Am andern Tage ging er auf den neuen Weg nach Lerbach und legte ſich unterwegs in's Holz, da flogen viele Raben, er aber ſchaute ihnen zu und ſie ſchrieen immerfort: Rab! Rab! drauf ging er nach Lerbach, übernachtete dort, den andern Tag ſchlief er in Oſterode und ging dann wieder herauf nach Clausthal. So war er im Ganzen drei Tage fortgeweſen. Seine Eltern fragten, ob er ſchon etwas gelernt hätte, er aber ſchrie zur Antwort, wie die Raben geſprochen hatten: Rab! Rab! Seine Eltern hörten das, ſtaunten und ſagten, ihr Sohn ſei weit in der Welt umhergekommen, er rede ſchon eine fremde Sprache und da war große Freude und der Burſche brauchte nicht mehr in die Fremde.“

Der Knabe lachte und heiteren Muthes kamen die beiden Wandersleute wieder im Hauſe des Vogelſtellers an.

Sechſtes Capitel.

Die Moosleute.

> „Wer hat das Wild ſo frei laſſen gehen, wer hat die Bande des Wildes aufgelöſt, dem ich das Feld zum Hauſe gegeben habe und die Wüſte zur Wohnung? Es verlachet das Getümmel der Stadt. Das Pochen des Treibers höret es nicht. Es ſchauet nach den Bergen, da ſeine Weide iſt, und ſuchet, da es grün iſt.“

Der Nachbar des Vogelſtellers war ein Bergmann Namens Wagner, der zu den ſogenannten Buſchſtellern oder Leimruthenſtellern gehört. Sieht auch der eigentliche Vogelſteller, der Herdſteller, auf dieſe Leimruthenſteller ſtets mit einem gewiſſen Stolze herab, ſo hielt er doch gute Kameradſchaft mit ihm, ja, er half ihm ſogar noch mitunter aus Noth und Kummer; denn wiewohl er ſelbſt bedürftig genug war, ſo flößte ihm doch die jetzige Lage ſeines ehemaligen Genoſſen der fröhlich verlebten Jugendzeit Mitleid ein. Von ſeinem Nachbar, der früh ſeine Gattin verloren und eine ganze Schaar wilder Knaben ſo gut es ging zu erziehen hatte, galt, wie er oft ſagte, der Spruch von den Vögeln, die am Morgen zu früh und zu luſtig ſingen und dann am Tage verkommen. Wem ſtand er nicht noch vor Augen, der Nachbar, wie er im ganzen Glanze ſeiner Jugend nach einer nahen Bergſtadt auf die Freit gegangen war! Freilich war ihm dort eines Tages ein Unfall begegnet, den man als ein böſes Vorzeichen für ſeine fernere Lebenszeit hätte anſehen können. Aber hatte er damals nicht kräftig genug proteſtirt, als ihn unterwegs ein Hammel in die Hand biß? hatte er nicht den Hirten zur Rede geſtellt und mit Entrüſtung ausgerufen: „Ich, ein Bergmann von Clausthal, hab' Schachthut auf und Hinterleder für, und ſoll mich von einem Hammel beißen laſſen?"

Und trotz Schachthut und Hinterleder hatte den ſtolzen Bergknappen gar oft im Leben der Hammel gebiſſen. Er war ein Herlzack geworden, wie man mit einem eben ſo ſinnreichen als ſcharfen Ausdruck ſolche verkommene Menſchen nennt, nach den Zacken an den Waldbäumen, die nicht gerade und eben, ſondern rauh gewachſen und ſtruppig ſind und mit ihrer ſchwarzen Borke, von der faſt unabläſſig Nebel, Regen und Schnee herabtropfen, zwiſchen den regelmäßigen Baumzweigen wie die Stiefkinder dahängen und den Bäumen das geſpenſtiſche Ausſehen verleihen.

Es iſt eine Sitte in dem Wohnorte des Leimruthenſtellers, daß an jedem Schützenhofe, wie man dort die Schützenfeſte nennt, zwei Knaben von ganz gleichem Alter und gleicher Größe in Moos und Tannenzweigen eingekleidet werden, um ſo dies Feſt durch ihre Gegenwart zu verſchönern; ſchon mehrere Jahre lang hatte der Herlzack in ſeinen Kindern das Laub zu dieſer Feſtlichkeit hergegeben und wer das Feſt beſuchte, konnte, wenn ein Unwetter über daſſelbe herein brach und nachher die Sonne ſich wieder hervorwagte, ſich die Sonne in Hunderten von Regentropfen ſpiegeln ſehen auf den Blättern, die die Kinder des Herlzack umgaben. Diesmal hatte der alte Herlzack nur ein einziges Reis, ſeinen Karl, das er auf den Schützenhof ſenden konnte, denn ſeine übrigen Söhne waren bereits zu groß geworden, auch ſchweiften ſie alle als Vagabonden in der Welt umher. Und ſo kam er zu ſeinem Nachbar, dem Vogelſteller, und bat ihn, daß er Wilhelm als Begleiter ſeines Sohnes auf den Schützenhof ſchicken und in Moos einkleiden möge. Die Kinder, welche die Erlaubniß erhielten, ſo aufzutreten, brachten ihren Verwandten am Ende des Schützenhofes ein kleines Capital von den milden Gaben der fröhlichen Theilnehmer dieſes Feſtes heim.

Der Herdſteller trug anfangs Bedenken, ſeinen Schweſterſohn an der Laubverkleidung Theil nehmen zu laſſen; indeſſen da Wilhelm ſelbſt bat, ihn mit ſeinem Geſpielen ziehen zu laſſen, ſo weigerte er ſich nicht länger und gab die Erlaubniß, daß Wilhelm und Karl die Moosleute, welche auf keinem Schützenfeſte fehlen dürfen, darſtellte.

In Moos eingehüllt zogen die beiden Kinder mit den Scheibenguckern in rothen Jacken und dem phantaſtiſch gekleideten „Platzmajor“ ſchon frühzeitig am Tage, wo der „Schützenhof“ begann, vor die Stadt auf die grünen Wieſen, wo er gehalten wurde. Am Ende einer langen Allee, an deren Anfang das Schützenhaus ſtand, lagen hier zwei kleine runde ſteinerne Häuschen. Faſt dicht dahinter ſtand auf der Wieſe ein rothangeſtrichener Schäferkarren und in einiger Entfernung umgrenzten mächtige Berge die Landſchaft. Neben der Allee, in der die Kugeln während des acht Tage dauernden Schützenfeſtes zwiſchen den leiſe rauſchenden Blättern über den grünen Raſenboden hindurchpfiffen, befand ſich ein rings von Buden umgebener Platz.

Das Feſt wurde eröffnet, indem der Schützenvogt die Fahne mächtig ſchwenkte und die Scheiben von den Scheibenguckern, welchen die ganze Schützengilde folgte, vom Schützenhauſe aus unter feierlicher Muſik an ihren Platz getragen wurden. Dieſer Aufzug wiederholte ſich an jedem Nachmittage, wenn das Schießen von Neuem ſeinen Anfang nahm. Und man hätte die Moosleute ſehen müſſen, wie ſie, in der einen Hand die Büchſe und in der andern Hand die entwurzelte junge Tanne, ſo kindlich vor den rothen Scheibenguckern hertanzten und in die heitere Landſchaft hineinſprangen! Selbſt ein Schlag mit der Pritſche des boshaften Platzmajors kümmerte die tanzenden Kinder wenig: bot er ihnen doch auch zugleich wieder Kirſchen aus ſeiner Mütze zum Eſſen an.

Wie aber nachmals der Vogelſteller überhaupt bereute, daß er ſeinen Neffen hatte an der Laubeinkleidung Theil nehmen laſſen, ſo ereignete ſich auch ſogleich am erſten Tage des Schützenhofes eine arge Störung des ganzen Feſtes. Gangloff, ein berüchtigter Wilddieb vom preußiſchen Harze, hatte ſich ſeit kurzer Zeit in das Hannoverſche geflüchtet. Man erzählte ſich, wie er in der Grafſchaft Mansfeld einen großen verbotenen Handel mit Wild betrieben und den Scharfrichter von Goslar auf einer Reiſe fürchterlich bedroht habe für den Fall, daß er nicht verſchweige, wie er auf einer Reiſe in einen langen unterirdiſchen Gang gekommen ſei, in welchem Gangloff mit der Schürze wie ein Metzger in einem Fleiſchſcharren zwiſchen lauter ausgeweideten und zerlegten Hirſchen, Rehen und wilden Schweinen hin und hergegangen ſei. Schon vor einer Woche war Gangloff in der benachbarten hannoverſchen Bergſtadt Altenau auf dem Schützenhofe erſchienen. Ein Bergmann hatte mit ſeinem Gewehr dreimal die Scheibe verfehlt und dann es unwillig bei Seite geworfen, weil er meinte, daß es einen Fehler habe. Da hatte ein Fremder es aufgenommen, der unbeachtet aus der waldbekränzten Höhe in's Thal hinabgeſtiegen war. Er bat um die Erlaubniß, mit dieſem Gewehre ſchießen zu dürfen, und ſchoß dreimal hinter einander damit in's Centrum der Scheibe. Dadurch hatte er Anſpruch auf den höchſten Gewinn und war Schützenkönig geworden. Der Scheibengucker hatte dies mit dem gewöhnlichen Freudenſprüngen angemeldet und die Muſik hatte ihre Siegesweiſen angeſtimmt. Allein während die Schützen ſich zankend fragten, wer dem Fremden die Erlaubniß zum Schießen gegeben habe, ſuchte dieſer ihnen zu entſchlüpfen und eilte der nahen Waldhöhe zu. Von dort rief er in's Thal hinab: „Euer Schützenkönig iſt Gangloff!" Damit war er im Walde verſchwunden. Aber der Pöbel unter der Bevölkerung des Bergſtädtchens war in ein lautes Jauchzen ausgebrochen. Die Muſiker, noch immer nicht von dem ſonderbaren Vorfalle ganz unterrichtet, hatten mit ihren Inſtrumenten in dieſe Huldigungen eingeſtimmt. Gangloff, auf deſſen Gefangennehmung preußiſcher Seits ein Preis geſetzt, war waghalſig genug, um ſich nach dieſem Vorfalle auch auf dem Schützenhofe in Clausthal zu zeigen. Er wurde erkannt und von den Bergleuten und Bergbeamten gefangen genommen. Man brachte ihn in eine Kammer auf dem Boden des Schützenhauſes. Man verſchloß die Thür der Kammer und Hunderte von Männern in ſchwarzer Bergmannskleidung und mit grünem Schachthut, unter denen ſich auch die Moosmänner hin und her bewegten, bewachten auf dem Hofe des Schützenhauſes ſeine Kammerfenſter und das ganze Schützenhaus, damit er nicht entſpringen ſollte. Dennoch fand man nach kurzer Zeit die Kammer leer. Gangloff war in den Schornſtein eingebrochen und hatte ſogar den Augenblick erſpäht, wo er unbemerkt aus ihm herausſteigen konnte. Indem er auf faſt unglaubliche Weiſe im Stande geweſen war, ab und zu ſelbſt die Volksmenge zu beobachten, war er an der Oſtſeite des grob ineinander gefügten Holzwerks des hölzernen Harzhauſes herunter geſtiegen. Als man ſeine Flucht bemerkte, fand man ſogar, daß er eine Schindel vom Dache mitgenommen hatte. Man ſah nun, daß der Wilddieb wieder mit dem feſten Vorſatze gekommen war, um auf eine oder die andere Weiſe mit den Bergleuten ſeinen Scherz zu treiben. Vielleicht hatte er, auf den in Preußen fortwährend die Büchſen der Jäger geſpannt waren, ſich nur zum Scherze von der fröhlichen Volksmenge in einem andern Staate gefangen nehmen laſſen, um ſie zum Beſten zu haben.

Dies ſeltſame Schützenfeſt hatte leider die Folge, daß Wilhelm mit dem Sohne des alten Herlgack vertrauter wurde, als dem alten Vogelſteller lieb war, und daß **Karl's Gedanken** ſich ganz mit Bildern von Wilddiebſtahl anfüllten, durch den er ſpäter elend zu Grunde ging.

Siebentes Capitel.

Ländliche Feſte.

„Die Turteltaub' ohn' allen Troſt
Will nicht mehr fröhlich ſein:
Wenn ihren G'ſell der Habicht ſtoßt,
Trau'rt ſie und bleibt allein."

Wilhelms Jahre floſſen ruhig dahin. Er wuchs heran, indem er ſich der bergmänniſchen Beſchäftigung widmete und zugleich unter Anleitung ſeines Oheims dem Vogelfange oblag. In dieſem Leben war wenig Wechſel und nur eine Reiſe brachte etwas Abwechſelung, die er alljährlich mit ſeinem Oheim nach dem reichen Bauerndorfe in der nahen Ebene machte, wo die Hühnerweihen in der ſchwülen Sommerluft den beiden Vogelſtellern nach der Beſchreibung, welche der Oheim daheim zu machen pflegte, um die Köpfe herumflogen. Wilhelm verſäumte nie den Bauernhof zu beſuchen und es ſchien, daß er auf ihm um ſo heimiſcher wurde, je mehr er heranwuchs. Wuchs doch Johanna, die jüngere Tochter des Bauern, mit ihm heran. Zuweilen, wenn Johanna ihr rundes Geſicht zu einem Lächeln verzog, und die Lachtaube ſo laut einſtimmte, dann ſchüttelte das ſchöne Mädchen die ſtolzen Schultern, daß die Taube aufflog und ſich in einen Winkel ſetzte, bis ſie unvermerkt wieder ihren Lieblingsplatz auf Johannens Schulter einnahm und Wilhelm wieder von ihrem Sitze aus groß anſchaute, als hätte ſie eine Seele, ja als wäre ſie die Seele des Mädchens ſelber. Durch den Tod von Johannens älterer Schweſter, der das ganze Bauernhaus in tiefe Trauer verſetzte, wurde dieſes Verhältniß auf lange Zeit unterbrochen, ſpann ſich aber ſpäter nur deſto lebhafter wieder an.

Einſtmals erhielt Wilhelm eine Einladung zu einer ländlichen Feſtlichkeit wieder in das Dorf zu kommen und in dem Bauerhauſe ſelbſt ſein Quartier zu nehmen. Es war der ſogenannte Hahnenſchlag, zu dem er eingeladen war, und er verſäumte nicht, ſich ſchon am Sonnabend vorher dazu einzufinden.

Am Sonntag Morgen ging Wilhelm mit der Familie des „großen Müllers“ zur Kirche. Der Pfarrer Roßhirt ein Freund ländlicher Sitten, verſchmähte es nicht, auf die Feſtlichkeit der jungen Mädchen und auf den Hahn im Topfe in ernſter Weiſe ſich zu beziehen. Er predigte über den Text: „So wachet nun; denn Ihr wiſſet nicht, wenn der Herr des Hauſes kommt, ob er kommt am Abend oder zu Mitternacht, oder um den Hahnenſchrei oder des Morgens; auf daß er nicht ſchnell komme und und finde Euch ſchlafend.“ Der Pfarrer wandte ſich daher in ſeiner Predigt beſonders an die jungen Mädchen. Bei aller Freude, ſagte er, und ſo auch heute bei dem Hahnenſchlage, ſollten ſie wachen und züchtig und ehrbar ſein, daß zu jeder Zeit der Seelenbräutigam zu ihnen treten und kein Hahnenſchrei ſie, wie einſt den Petrus, erſchrecken könne. Dann würden ſie auch den irdiſchen Bräutigam, den Herren ihres Hauſes auf Erden, zu jeder Zeit mit reinem Gewiſſen und mit freudigem Herzen erwarten können.“

Die Bauermädchen ſtanden am Sonntag Nachmittage nach der Kirche bereits im Kreiſe aufgeſtellt und viele von ihnen hatten bei dem Hahnenſchlag bereits vergeblich ihr Heil verſucht, als Johanna in ihre Mitte geführt wurde. Wilhelm hatte weder ſie noch ein anderes Mädchen ſchon ſo geſchmückt geſehen als dieſes Kind des reichen Bauernſtandes. Wie ſie von einer Freundin mit verbundenen Augen geführt wurde, ſo blitzte ſie ordentlich vor lauter Goldſtücken in ihrem Schmucke, wenn ſie ſich regte. Sie trug ein rothes Kleid mit Blumen, rothe Schuh und blendend weiße Strümpfe. Ihren Hals umhüllte ein herrliches Tuch mit breiten Kanten. Auf dem Kopfe trug ſie eine Mütze mit kleinen eingeſtickten Silber- und Goldflinkern, gerade auf der Mitte des Kopfes aber hatte die Mütze die prächtige Stahlblume, die rings von rothen, blauen und grünen Bändern umgeben war. Aus dieſen Bändern lachten die ſilbernen Goldflinkern hervor und lächelten die Stahlblume an wie Sterne, welche ſich um den Mond verſammelten. Johanne ſah prächtig aus in dieſem Aufzuge.

Nachdem ſie wie gewöhnlich im Kreiſe herumgeführt war und ihre Führerin ihre Hand losgelaſſen hatte, ſtand ſie einen Augenblick ſinnend da. Alle Zuſchauer betrachteten das reichgeſchmückte Bauermädchen, als wollten ſie jeden Schritt mit den Augen verſchlingen, den ſie zunächſt thun würde. Plötzlich ging ſie mit raſchen Schritten gerade auf die Richtung zu, in der Wilhelm ſtand. Langſam erhob ſie nun den Dreſchflegel, den ſie in der Hand hielt und würde Wilhelm einen derben Schlag über die Schulter verſetzt haben, wenn er nicht noch in dem letzten Augenblicke ſie beim Namen gerufen hätte. Alle lachten und unter dem Tuch, mit dem Johannens Augen verbunden waren, wurde auf ihren Wangen ein noch lebhafteres Roth als ſonſt bemerkbar.

Johanne wurde nun von Neuem im Kreiſe herumgeführt. Sie ſtand wieder einige Augenblicke nachdenklich da und ging dann diesmal gerade auf den Topf zu, in dem der Hahn ſaß, und der in die Erde geſtellt war. Raſch führte ſie dann, mit den Armen weit ausholend, einen Schlag, und ſogleich ſtand, zum großen Ergötzen aller Zuſchauer, der Hahn neben dem zerſchlagenen Topfe und krähte aus Leibeskräften. Er nahm gegen Johanne eine immer drohendere Miene an, ſprang nach dem von Geld und Silber flinkernden Mädchen empor, und während ihre Freundinnen ihr das Tuch von den Augen abnahmen, mußte Wilhelm herzuſpringen, um den erboſten Hahn von ihr hinwegzuſcheuchen.

Die Lachtaube, welche ihr wie gewöhnlich nachgeflogen war und ein lautes Gelächter angeſtimmt hatte, als der Hahn ſo plötzlich aus dem Boden hervorgeſprungen war, wurde bald ganz ſchweigſam und nachdenklich. Der „große Müller“ fand an dieſem Tage an dem ſchmucken Wilhelm ſo viel Gefallen, daß er Abends, als Wilhelm Johanne auf den Bauernhof zurückbrachte, ihn auf ſein

Taubenhaus führte, wo er ſich ein Dutzend der beſten und ſchönſten Tauben ausſuchen mußte, um ſie mit nach Hauſe zu nehmen. Johanne war behülflich ein Netz herbei zu bringen, in welches die Tauben geſteckt wurden. So machte ſich Wilhelm noch ſpät Abends auf die Reiſe, indem er die Tauben in einem Beutel auf dem Rücken trug. Der große Müller mit Johanne begleitete ihn durch den Baumgarten, und dann gingen ſie noch eine Strecke weit mit ihm auf einem Fußwege durch die bereits ziemlich hohen Kornfelder. Wo der Fußweg ſich mit dem Fahrwege vereinigte, nahmen ſie von ihm Abſchied. Die Lachtaube aber flog von Johannens Schulter ihm nach und ſaß auf ſeiner Schulter bis zu ſeiner Wohnung.

Da Wilhelm oft von Brieftauben hatte erzählen hören, ſo beſchloß er am andern Morgen, zu verſuchen, ob die Lachtaube nicht aus dem geöffneten Fenſter die Rückreiſe antreten wurde. Sie that es, und weil er etwas unvorſichtig geweſen war, folgten ihr in dieſem Augenblicke auch die andern Tauben nach, welche ihm geſchenkt worden waren.

So flogen die Tauben alle hinein in den anbrechenden Morgen, der mit ſeinen Nebeln wie ein ungeduldiges, dampfendes Roß vor den Häuſern der Menſchen ſtand, die noch verſchloſſen waren, bis endlich Männer mit Arbeitszeug aus ihnen hervortraten. Hoch in die Luft erhob ſich da, der Lachtaube nun voran, die Schwalbentaube, ihr nachfolgten der Tümmler und alle die andern Tauben in der Frühe des Morgens. Der ſchweren Lachtaube war es zuletzt gar nicht leicht ihnen zu folgen, doch erhob ſie ſich mit einiger Anſtrengung eben ſo hoch als die anderen. Einen Augenblick ſchwebten ſie hoch oben in der Luft über der Stadt, dann waren ſie dem Auge verſchwunden. Noch ſchlummerte Johanne, als an dieſem Morgen die Flügel der Tauben lebhaft gegen die Fenſter des Bauernhauſes ſchlugen. Als ſie davon erwachte, hatten ſich Wilhelms Tauben alle an den Fenſter zwiſchen dem Weinlaub feſtgeklammert. Die Lachtaube hatte ſich zuerſt vor einem Fenſter niedergelaſſen, und da die andern Tauben den Taubenſchlag verſchloſſen fanden, hatten ſie es ihr nachgemacht. Wie ſchwirrte und flatterte das hin und her; wie ſtrampelten die Schwalbentaube, die Möventaube und der Tümmler ungeduldig mit den Füßen!

Der Schützenhof wurde an dieſem Orte auf eigenthümliche Weiſe gefeiert. Schon am Abende vorher lieſen alte Frauen zahlreich im Dorfe umher und ſuchten für dieſes oder jenes Mädchen noch einen „Gegenpart.“ Es herrſchte die ſonderbare Sitte, daß die „Schützenhofsmädchen“ die Schützenhofsburſche, ſo lange der Schützenhof dauerte, tractiren mußten. Es erregte einiges Aufſehen in dem Dorfe, als Johanne mit Wilhelm von dem Hofe ihres Vaters kam. Johanne war heute faſt noch prachtvoller geſchmückt als damals, wo ſie mit verbundenen Augen vor Wilhelm ſtehen blieb. Während Johanne und Wilhelm bereits in der Hofthür ſtanden, war drüben im Hauſe der große Müller noch beſchäftigt, ſich für den Schützenhof zu putzen. Wie ein ſtattliches ſtolzes Roß, dem das Geſchirr angelegt wird, ſtand er vor ſeiner Frau und ließ ſich eine lange ſilberne Kette umhängen, welche er als „Beſtmann“ vom vorjährigen Schießen her tragen durfte. An der Kette war eine lange Reihe von Thalern und dreißig bis vierzig Becken befeſtigt, welche die Beſtmänner geſchenkt hatten. Sie war ſo ſchwer, daß die Bauerfrau ihrem Manne die Kette kaum noch umhängen konnte. Aber noch ſtattlicher als ſonſt, wenn auch nur langſam und behutſam den einen Fuß vor den andern ſetzend, ſchritt der reiche Bauer unter ſeiner Laſt daher. Es war ein ſtolzes Paar, der Vater mit der Tochter, die beide den Sieg davon getragen hatten bei den ländlichen Feſten des letzten Jahres, als ſie ſo miteinander über die Straße gingen, und der muntere Wilhelm an ihrer Seite erhöhte den Glanz dieſes Paares nicht wenig.

Mitten im Dorfe verſammelten ſich alle Schützenhofsleute und ſetzten ſich von hier aus in ſeidenen Kleidern wie lauter Bräute und Gevattersleute, indem ſie paarweis hinter der Muſik und hinter ihren Fahnen hergingen, unter der Anführung des „großen Müllers“ in Bewegung. Mit Fahnen und Trommeln zogen ſie in die Kirche ein, und hier, wo alle Schützenhofsleute auf der rechten Seite der Kirche Platz nahmen, die bloßen Zuſchauer aber auf der linken, wurde ſo lange getrommelt und gepfiffen bis alle ſich geſetzt hatten, was bei den Frauen in ihren ſeidenen Gewändern nicht wenig Zeit erforderte. Der Ortspfarrer Roßhirt ermahnte heute beſonders zur Mäßigkeit und warnte vor Streit und Schlägerei. Er knüpfte ſeine Rede an die Worte der Schrift: „Es iſt beſſer ein Gericht Kraut mit Liebe, denn ein gemäſteter Ochſe mit Haß.“ Nach der Rede des Pfarrers, unter der die Becken und die Thaler an der Kette des großen Müllers wiederholt laut erklangen, zog die ganze Geſellſchaft paarweis wieder zur Kirche hinaus.

Am Abende des Tages ſetzte Alles ſich zu Tiſche nieder, und die „Schützenhofsmädchen“ bereiteten Kalteſchale.

Es war als ob Johanna, die ſtolze ſchöne Jungfrau den Jüngling an der Tafel der Jugend bewirthe, wie ſie ſo ihr Mahl mit einander einnahmen. Ein ſo ſchönes und reiches Mädchen wie ſie war nicht im Dorfe geweſen, ſeit Johanne's ältere Schweſter vor vier Jahren geſtorben war. Dieſe war nicht minder ſchön und nicht weniger prachtvoll geſchmückt geweſen als jetzt Johanne, und ein reicher junger Amtmann, der oft zu dem Amtmann des Dorfes auf Beſuch kam und das Mädchen dabei im Dorfe kennen gelernt, hatte ſich zu dem Schützenfeſte eingefunden und tanzte unabläſſig mit ihr. Die Seele des „großen Müllers“ jauchzte damals laut auf, indem er daran dachte, daß ſeine Tochter einen Amtmann heirathen könnte und ſelbſt die Bäuerin malte ſich bereits das Glück und die Ehre, die ihrem Hauſe bevorſtand, mit den lebhafteſten Farben aus. Auch in der Seele des jungen Bauernmädchen ſchien nichts als Jubel zu ſein. Wie heute Johanne, ſo blitzte es, ſo oft es ſich regte. Wenige Tage darauf aber erkrankte ſie, wie die Leute behaupteten weil ſie ſich beim Tanzen Schaden gethan habe. Acht Tage nach dem Schützenfeſte wurde ſie bereits begraben. Der junge Amtmann folgte dem Sarge, darin ſie mit den rothen Schuhen lag, auf denen ſie zu Tanze gegangen war und mit dem prächtigen Kleide, an dem die Goldflinkern noch immer blitzten, ob auch das Mägdlein todt war. Von der Bäuerin erzählte man, daß ſie ſich vor Schmerz auf dem Fußboden gewälzt habe, während die Leiche ihrer Tochter fortgetragen ſei. Die Bahre, auf der ihr Sarg geſtanden, hatten die Träger über ihrem Grabhügel aufgeſtellt, denn nach dem ſchönen und ſtolzen Bauernmädchen ſollte Niemand mehr auf ihr hinausgetragen werden. Und da ſtand die Bahre noch jetzt mit dem daran gemalten Namen der Bauerntochter, und nur morſch war das Holz bereits geworden, aber noch lange kann ſie dort in Wind und Wetter, in Regen und Schneegeſtöber ſtehen zum Andenken der reichen „Tochter,“ wie die Töchter reicher Bauern vorzugsweiſe heißen, bevor ſie ganz zerbröckelt.

Pfarrer Meßhirt hatte an ihrem Sarge über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen, welches hinwelke wie Gras, geſprochen, indem er anküpfte an das Schriftwort: „Und der da reich iſt, rühme ſich ſeiner Niedrigkeit. Denn wie eine Blume des Graſes wird er vergehen. Die Sonne geht auf mit der Hitze, und das Gras verwelket, und die Blume fällt ab, und ſeine ſchöne Geſtalt verdirbt: alſo wird der Reiche in ſeiner Habe verwelken.“ Seine Rede hatte einen tiefen und heilſamen Eindruck auf die Hinterbliebenen gemacht. Seit dem ganzen traurigen Vorfalle hatte der Solz und die Hoffahrt des „großen Müllers“ ſich vermindert, und ſo durfte Wilhelm und Johanna ſich im Stillen Hoffnung machen, daß Johannens Eltern dem Wunſche ihres einzigen Kindes nicht zuwider ſein und zu Johannens Verheirathung mit Wilhelm einſt ihren Segen geben würden. Johannen's Gedanken richteten ſich wohl mitunter auf ihre todte Schweſter und Niemand vermogte ſie bei der Wiederkehr des feſtlichen Tages, der nach der Meinung der Leute die Urſache ihren frühen Todes war, zum Tanzen zu bewegen. Allein die Nähe Wilhelms verdrängte immer wieder die trübe Erinnerung, wenn ſie ſich ernſthafter bei ihr geltend machen wollte. Und da Wilhelm und Johanne nicht gleich den übrigen jungen Paaren ſich dem Tanze widmeten, ſo ſaßen ſie nach der Mahlzeit um ſo traulicher beiſammen.

Wenn der große Müller, der nur die Aufſicht über das Schießen zu führen ſchien, einmal um ſich ſchaute, oder das Glas zum Munde führte, ſo klangen die ſilbernen Ketten und Thaler, mit denen er als Beſtmann vom vergangenen Jahre behangen war. Als er mit Wilhelm und Johanne heimkehrte, klangen ſie beſonders laut, vielleicht weil er mit ſo ſtolzem Schritt dahin ging, nachdem er dieſen Ehrentag verlebt hatte. Erſt daheim in ſeiner Wohnung wurde der reiche Bauer von Wilhelm und der Bäuerin, wie ein muthiges Roß, dem man das Geſchirr abnimmt, wieder ſeiner koſtbaren Ketten und ſeiner ſtolzen Bürde entledigt.

Achtes Capitel.

Finkelthaus.

> „Denn wer will da ſein betrübt,
> Wenn der Bauer Kirmes gibt?"
> Finkelthaus.

Im Herbſt deſſelben Jahres wurde in dem Dorfe noch das Kirmesfeſt gefeiert, welches dort zum Erndtefeſte geworden iſt. Auch hierzu war Wilhelm wieder eingeladen. Diesmal kam ihm Johanna bereits an der Thür, welche aus dem Garten in's Feld führte, entgegen, und wie Vieles auch gerade zu dieſem Feſte zuzurichten war, ſo kümmerte ſie ſich doch diesmal in keiner Hinſicht um die Wirthſchaft und wich nicht von ihres Vaters und von Wilhelms Seite.

Am Morgen des Feſttages gingen ſie in dem Garten hinter dem Bauernhofe umher, wo in dem bereits herbſtlich gefärbten Kraut die Kämme von drei ſtolzen Hähnen hervorſchauten und dann, während an dem ſtolzen Halſe die prächtigen Federn wehten, wieder mit den am Boden pickenden Köpfen ganz unter den großen Kohlköpfen verſchwanden, bis ſie ſich wieder majeſtätiſch daraus hervorhoben und ſich bald auf die linke, bald auf die rechte Seite neigten, je nachdem eben das rechte oder das linke Bein am Boden ſcharrte. Die drei ſtolzen gefiederten Hähne lockten zahlreiche Hennen, die im Kohl ihr Futter ſuchten und ganz darin verſchwanden, während auf den Dächern des Hauſes und der Nebengebäude drei ſtolze Wetterhähne die Richtung des Herbſtwindes anzeigten, der bereits über das ſtattliche Bauernhaus dahinblies. Der Bauer betrachtete dabei mitunter ſeine Tochter. Er ſaß am Fenſter und las andächtig am Morgen des Erntefeſtes die Bibelworte, welche ihm wenigſtens durch ſeine Tochter vollkommen erfüllt waren: „Daß unſere Söhne aufwachſen in ihrer Jugend wie die Pflanzen und unſere Töchter wie die ausgehauenen Erker, gleichwie die Paläſte; und unſere Kammern voll ſeien, die herausgeben können einen Vorrath nach dem andren; daß unſere Ochſen viel erarbeiten; daß kein Schade, kein Verluſt, noch Klage auf unſeren Gaſſen ſei. Wohl dem Volk, dem es alſo gehet."

Die Bäuerin bot während der Mittagsmahlzeit unabläſſig Zwetſchen, Fleiſch und Hirſebrei an. Dazu mancherlei Eingemachtes mit „Gehl," wie die Bauern eine aus dem Gelben vom Ei zubereitete leckere Speiſe nennen. Eine eigene „Wäſche" oder Tante ſchien nur dazu da zu ſein, um die Kanne ſtets von Neuem mit Kirmesbier zu füllen, und eine andere „Wäſche" ſchien gar nur dazu da, um ſo viel kleine „Poſtäppel," wie man die kleinen Borsdorfer Aepfel nennt, aus der Kammer zu holen, als das Herz ſich nur wünſchen kann. Sie hatte ſogar bei Tiſche neben jeden Teller zwei ſolcher kleinen rothbäckigen Aepfel hingelegt. Die Bäuerin ſtand mehrmals vom Tiſche auf und eilte in die Küche, weil es ihr einfiel, daß ſie noch dieſer oder jener alten Frau im Dorfe eine Schüſſel voll Reisbrei zuſchicken könne, oder daß ſie auf jener Schüſſel, die den Mägden ſchon zum Austragen übergeben war, noch die feſtlichen Zwetſchen zum Staate aufzulegen vergeſſen hatte. Nachdem der Hirſebrei und der Reisbrei in der Stube verzehrt war, brachte eine dritte „Wäſche," „die Chriſtine-Wäſche" zwei gebratene Gänſe, in denen ſich gleichfalls borsdorfer Aepfel befanden, und eine vierte brachte Tauben mit Hagebutten, die in der Eierkuchenſchüſſel gebraten waren. Und jetzt kam noch eine fünfte „Wäſche," die bisher ihre Mahlzeit in der Küche verzehrt hatte, herein und brachte in einem Roggenſiebe ſechs Kuchen, von denen jeder Gaſt nach Belieben ſich abſchnitt. Nach dem Kucheneſſen begann der Kirmestanz, wozu eine beſondere Muſik in's Haus beſtellt war. Die „Wäſchen" nötsigten Johanne und Wilhelm mit einander das „Schloſſenſchauer" zu tanzen, bald aber tanzten ſie ſelbſt mit, worüber die Lachtaube, die ſich fortwährend in der Stube befand, in ein lautes Gelächter ausbrach. Dies ſtörte jedoch die „Wäſchen“ keineswegs im luſtigen Springen an der Seite der Vettern, und die „Chriſtinewäſche,“ die bisher für Nichts Sinn gezeigt hatte als für die Borsdorfer Aepfel, übertönte zuweilen die laute Muſik während des Tanzes mit dem Ausrufe: „Hei mot dulle gahn, ſüß kann ick da nich midde feert komen, hei mot dulle gahn!“ Und es ging wirklich toll her bei dieſen Tänzen, denn die jungen Bauern und die Knechte, welchen die Herren am Erndtefeſte ganz ihren Willen ließen, führten zuletzt Schafböcke und Ziegenböcke in die Stube herein und tanzten mit ihnen zur Muſik in der Stube herum. Ja, endlich führten die Knechte ſogar einen Ochſen herein, und während die Paare der Tänzer und Tänzerinnen ſich dicht an die Wand zurückzogen, drehten ſie ihn gleichfalls zur Muſik mehrmals an den Hörnern herum und ſprangen ſelbſt in luſtigen Sprüngen vor dem brüllenden ſchwerfälligen Thiere herum.

Die Lachtaube brach in ein unbändiges Gelächter aus über den Ochſentanz. Sie beruhigte ſich erſt wieder, als die Thiere ihren Tanz zum Erndtefeſt vollendet hatten und von den Knechten in die Ställe zurückgeführt wurden. Als aber dann zwei Knechte in rauher Pelzkleidung als Bären verkleidet herein kamen und mit einander den Bärentanz aufführten, welcher die Feſtlichkeit beſchloß, war ſie ſo erſtaunt und erſchrocken, daß ſie plötzlich verſtummte und nicht einen einzigen Laut mehr von ſich gab.

Wilhelm und Johanna waren, als die Luſt am wildeſten wurde, mit Johanna's Mutter hinausgetreten in den hellen Mondſcheinabend und alle drei gingen im Garten umher. Drinnen in der Stube hatte Niemand auf die drei Hinausgehenden geachtet. Sie ſuchten die Obſtbaumgänge auf, und erſt als ſie das Flüſtern der Blätter zu ihren Füßen vernahmen, ſprach Wilhelm:

„Merkſt Du wohl, Johanna, daß der Herbſtwind heute den Tag über auch Kirmes im Gezweig und Laubwerk gehalten hat?“

„Warum ſollte er nicht?“ antwortete Johanne. „Haben doch die Zwetſchen- und die Apfelbäume ſo herrliche Frucht getragen, daß ſie wohl vor Allem Erndtefeſt zu feiern Urſach haben.“

Die Mutter ermahnte endlich zur Rückkehr in das Haus. Die Chriſtinewäſche, welche während der Mahlzeit für die Borstorfer Aepfel Sorge getragen hatte, wies Wilhelm auf ſeine Kammer und plauderte dann noch eine Weile da unten mit der Bäuerin. Bald aber lag hier Alles in den Federn, und um das ſtattliche Bauernhaus her mit dem behaglichen Bauern und der behaglichen Bäuerin, mit Johann und dem Vogelſteller, mit den Knechten und Mägden und den vielen rothbäckigen borſtorfer Aepfeln, die unten im Keller mit einander auf dem Stroh ſchliefen, blies Sanct Michael, deſſen Tag ſo eben geweſen war, aus vollen Backen herum, und das Heulen dieſes herbſtlichen Sturmes miſchte ſich mit den Träumen des Bauern und der Bäuerin, Wilhelms und Johannes, der Knechte und Mägde und auch gewiß mit denen der rothbäckigen borſtorfer Aepfel drunten im Keller auf dem Stroh, wenn Borſtorfer Aepfel andere Träume haben.

Am andern Morgen kehrte Wilhelm nach Clausthal zurück. Noch in dieſem Herbſte trat er zum erſten Male die Reiſe an, um ſelbſt die auf dem Vogelheerde ſeines Oheims gefangenen Vögel zu verkaufen.

* * *

Neuntes Capitel.

Der Wilddieb.

„Aber abſeits wer iſt's?
In's Gebüſch verliert ſich ſein Pfad,
Hinter ihm ſchlagen die Sträuche zuſammen,
Das Gras ſteht wieder auf,
Die Oede verſchlingt ihn.“
Goethe's Harzreiſe im Winter.

Es war Herbſt, die Tage waren hell und kühl, da ſaßen auf dem Münzgebäude zu Clausthal und auf dem Schieferdache des „Zehnten“ zu Zellerfeld die Schwalben; ſie ſammelten ſich dort zur Reiſe in die Fremde und ſangen ihr Abſchiedslied:

Als ich wegzog, als ich wegzog,
Da hatt' ich Kiſten und Kaſten;
Als ich aber wiederkam,
Da war Alles verquickelt und verquackelt und verzehrt.
Als ich Fritz Fratz
In Amſterdam lag,
Da ging es Putz- die Putz;*)
Blitz, dacht ich Vögelchen,
An mein Endichen**);
Du Luderchen
Haſt mir mein Mählichen
Verſchmelirt, ſo können wir keine Klünze mehr kochen.
Da reiſ't ich nach Rubreibt-ſich,
Da kam ich nach Lammſälltſich,
Und nach Rab'-bat ſich,
Und da kräute der Hahn über Berg und Hügel kikeriki!
Die Schwalbe, die iſt verreiſ't und kommt nimmermehr wieder.

---

*) Ueber und drüber, wild her.
**) An mein unglückliches Schickſal, an meine früheren Vorräthe.

Damit erhoben die Schwalben ihre im herbſtlichen Sonnenlichte glänzenden Fittiche und flogen auf und davon. Galt ihr Wanderlied vielleicht auch den beiden jungen Vogelſtellern, Wilhelm und Karl (denn auch dieſer lag dem Geſchäfte ſeines Vaters, des alten Buſchſtellers ob), welche um dieſe Zeit, jedoch nach verſchiedenen Richtungen hin, ſich auf die Wanderſchaft begaben, um die gefangenen Singvögel zu verkaufen, und war es zugleich das Reiſelied, das ihnen die Vögel vorſangen?

Wir können nicht allein die Schwalben, ſondern auch die Vogelſteller auf dieſen Wanderungen nicht begleiten. Als der März des neuen Jahres herankam, hatte Wilhelm bis auf einige Harznachtigallen*), deren Werth man außerhalb des Gebirges nicht zu ſchätzen verſtand, und einem Finken ſeine Vögel verkauft und bei einem Müller in der norddeutſchen Ebene, in deſſen weißbeſtäubter Mühle die oberharziſchen Vogelſteller ſtets vorzuſprechen pflegten und dem er Grüße von ſeinem Oheim bringen ſollte, die freundlichſte Aufnahme gefunden. Er wurde eingeladen, dort das Ende des Winters abzuwarten, wofür der Müller ſich nichts als den Finken als Gaſtgeſchenk ausbat. Aber noch ſchien der Anfang des Frühlings fern, ja an einem Sonntag Morgen, als friſcher Schnee die ganze Nacht hindurch gefallen war, hatte ſogar jeder Zaunpfahl im Bereich der alten Mühle ſeinen hohen Hut auf und die Zaunpfähle, die in ihren weißen Schneehüten der Reihe nach daſtanden, ſahen aus wie eine Schaar alter Männer, welche mit einander zur Kirche gehen und unſerm Herrgott ein Loblied ſingen wollten. Die Harznachtigallen, welche in der alten Mühle hingen und in dem lockeren Schnee bereits den nahenden Frühling zu ahnen ſchienen, hoben jetzt plötzlich noch mitten in der ſchneebedeckten Landſchaft ihre ſchönſten Lieder zu pfeifen an, und bald hallte von ihnen jeder mit Mehlſtaub bedeckte Balken in der alten Mühle wieder, und in dieſer war plötzlich Frühling geworden. Bald hier, bald da wurde in der Mühle ein Schiebefenſter geöffnet und ein Haupt, weiß beſtäubt wie die Landſchaft da draußen, wurde daraus hervorgeſchoben, um zu ſehen, ob der Schnee der Verkündigung zum Trotz noch nicht weichen wollte. In Wilhelm aber, der ſeine Harznachtigallen beſſer kannte als die andern und wußte, wie oft ſie noch aus ſchneebedeckten Tannen hervorſangen, wenn ſie den Frühling nur erſt von Ferne witterten, erwachte bei dem Geſange der Harznachtigal in der fremden Mühle die Sehnſucht nach ſeiner rauhen Heimath. Wenige Tage darauf nahm er ſeine Harznachtigallen auf den Rücken und zog damit ſeiner Heimath zu, um ſie auf dem Heimwege noch zu verkaufen. Es war bereits in der Nähe des Harzes, wo Wilhelm eines Tages auf einen Hügel zuſchritt; auf demſelben ſtand ein einzelner Vogelbeerbaum, der ſeine rothen Beeren den Winter hindurch bewahrt hatte. Wilhelm beſchloß, wie er gleich andern Wandersleuten gern unter ſolchen einzeln ſtehenden Bäumen zu raſten pflegte, auch unter dieſem Vogelbeerbaume zu ruhen. Als er mit den noch übrigen Harznachtigallen unter den Vogelbeerbaum trat, der mit den zuſammengetrockneten, aber noch immer feuerrothen Beeren eigenthümlich gegen die ſchneebedeckte Landſchaft abſtach, hoben plötzlich die Harznachtigallen ſo wunderſchön über die noch an vielen Stellen vom Schnee glänzenden Felder hin ihr Frühlingslied zu ſingen an, daß Wilhems Herz vor Freuden im Innerſten erbebte. Die Harznachtigallen wurden immer lauter und lauter, da ſah er plötzlich noch einen Wandersmann daher kommen, der das traurige und gefährliche Lied ſang:

---

*) So nennt man, da es auf dem Oberharze keine Nachtigallen giebt, eine andere Art von Vögeln, die im Frühling ſehr laut zu pfeifen pflegt.

Ich verrauſche und verbrauſe
Meine ſchönen jungen Jahre;
Was ſcheer' ich mich drum,
Ich bin ja noch jung;
Denn wer weiß, wo mein Glück noch blühet,
In der weiten Welt herum.

Es iſt ja ſo ſtockfinſter,
Es ſcheint ja kein Sternchen.
Ach Hannchen, mein Kind,
Sei einmal geſchwind,
Komm und reich mir Dein Laternchen,
Daß ich ſehn kann, wo ich bin.

„Ich bin ja ſo geſchwind
Wie ein Vogel kann ſein.“
Herr Wirth! ſchenk er ein
Ein volles Glas Wein:
Allen Jungfern und Junggeſellchen
Ihre Geſundheit ſoll ſein.

Der Wandersmann kam näher und Wilhelm erkannte in ihm ſeinen Jugendgeſpielen Karl, der jetzt gleich ihm ſelbſt erſt von der Reiſe zurückkehrte. Die beiden Jugendfreunde beſchloſſen, ihre Reiſe gemeinſam zu beenden. Nachdem ſie die Nacht in einem Wirthshauſe zugebracht hatten, eröffnete Karl Wilhelm, daß er beim Beginn ſeiner Reiſe in der Nähe der Stadt Goslar, zu der ſie jetzt kamen, durch ſeinen Vogelhandel die Bekanntſchaft eines Halbmeiſters oder Scharfrichters gemacht habe, der an ſeiner Geſellſchaft Gefallen zu finden ſcheine und ein Freund der Geſelligkeit, aber, durch ſeinen Stand faſt ganz aus der Geſellſchaft der Menſchen ausgeſchieden, durch einen Beſuch der beiden Freunde ſehr erfreut ſein würde. Wilhelm fügte ſich trotz ſeines anfänglichen Widerwillens zuletzt darein, Karl bei dieſem Beſuche zu begleiten.

Der Herr Halbmeiſter war ein munterer Mann, deſſen Taſchen von Golde ſtarrten. Als die Freunde zu ihm auf den Hof traten, ſprangen aus einem großen, ſteinernen Hauſe, das er gebaut hatte, zwölf große ſchwarze Hunde hervor.

Der Herr Halbmeiſter nahm die beiden Reiſenden freundlich auf und bewirthete ſie auf's Beſte. Am Abende ſahen ſie, wie die zahmen Raben von einem der Knechte in ein ſteinernes Rabenhaus geſperrt wurden, das der Scharfrichter neben dem Palaſte für die zwölf ſchwarzen Hunde hatte erbauen laſſen. Die abgeriſſenen Reden der zwölf Raben erweckten am andern Morgen die beiden Wandersleute aus dem Slafe. Sie waren in aller Frühe wieder auf den Hof gelaſſen worden. Allein der Geſang der Harznachtigallen, die jetzt auch ſich zu regen begannen, übertönte die Raben alle, es war als müßten ſie nun mit ihrem Geſange den Schnee vom Dache losreißen, und als das Tageslicht die Nacht vollſtändig verſcheucht hatte, rauſchte das Schneewaſſer in Strömen vom Dache herab und riß ganze große Schneelawinen mit ſich, die donnernd auf dem Boden zerplatzten, aber auch dies Rauſchen übertönte das Lied der Harznachtigallen und das Geſchrei der Raben.

Der Herr Halbmeiſter lud am andern Morgen die beiden Vogelſteller ein, noch zu verweilen und verſprach ihnen, daß vielleicht noch andere Geſellſchaft ſich an dieſem Tage bei ihm zuſammenfinden würde. Ohne Verbindung mit den Bürgern der ehemaligen freien Reichsſtadt Goslar, ſchien er mit den meiſten Hauſirern, welche dieſe Gegend beſuchten, in Verkehr zu ſtehen, und ſie ließen ſich nicht allzuſehr nöthigen, ſeinem Weinkeller zuzuſprechen. War es das Wetter, oder war es eine Ahnung, was die dreißig Kolkraben auf dem gemiedenen Hofe der Halbmeiſterei den ganzen Tag über ohne Unterlaß rufen machte: „Vetter, ſo komm er doch herein!“ Genug, in der Dämmerung traten drei Hauſirer von ſehr eigenthümlichem Ausſehen auf den Hof, bei deren Anblick die zwölf ſchwarzen Hunde plötzlich alle zu gleicher Zeit aus ihrem ſteinernen Gebäude hervorſprangen. Der hervorragendſte unter den Hauſirern war ein rieſiger Oeſtreicher, der früher dem Kaiſer gedient hatte und jetzt mit Schleifſteinen im nördlichen Deutſchland umherzog. Er reiſte einträchtig mit einem Ungarn, der etwa zwanzig Jahr zählte und von nichts als dem wilden ungariſchen Rebellen Ragozy träumte. An beide hatte ſich noch ein kaum vierzehnjähriger Ungar angeſchloſſen, von kleiner runder Geſtalt, mit einem runden vergnügtem Geſicht, die ungariſche Mütze auf dem ungeheuer großen Kopfe. Der alte Kaiſerſoldat beugte ſich mit ſeinem rieſigen Körper weit über den Tiſch, an dem alle drei bald beim Frühſtück mit den Vogelſtellern und dem Halbmeiſter ſaßen, herüber und ahmte, als er etwas munter geworden war, mit der Hand den Tambour-Majorſtab nach, wobei ſeine Augen vor Entzücken ſtrahlten. Eljen Ragozy! rief der Jüngling aus Ungarn. Ich leb' den Kaiſer, rief der alte Kaiſerſoldat. Der Herr Halbmeiſter, der ſelbſt Soldat geweſen war, warf ihm einen aufmunternden Blick zu.

Nach einer Weile brachte der Jüngling aus Ungarn das Geſpräch auf die Aufmerkſamkeit, welche die Obrigkeit den Hauſirern zu beweiſen pflegt. Ein aufmerkſamer

Beobachter mußte durch ſeine Reden deutlich ſeine Furcht vor der Obrigkeit erkennen, die ihn auf jedem Schritt und Tritt begleitete, weil ſeine Papiere ſich nicht in Ordnung befanden.

Dem Halbmeiſter entging dieſe Verlegenheit nicht und wiewohl er gewohnt war, ein luſtiges Völkchen in ſeinem Hauſe zu ſehen, ſo konnte er ſich doch nicht enthalten, ein Wort von unnützem Geſindel fallen zu laſſen, welches zeigte, wie viel Einſicht in den Gang der göttlichen und menſchlichen Weltordnung er beſaß.

„Ordnung muß ſein,“ ſprach er, „denn wozu wären ſonſt Könige und Kaiſer in der Welt?“

Der Jüngling aus Ungarn wollte hier eine Bemerkung machen, allein der Scharfrichter ſchnitt ihm ſo haarſcharf das Wort vor dem Munde ab, als geſchähe es mit ſeinem ſcharfen Beile, das an der Wand hing, und fuhr fort:

„Ordnung muß ſein, ſag' ich, und Papiere muß der Menſch haben, denn wodurch kann er ſonſt beweiſen, daß er nicht hinter dem Zaune geboren und daß er kein Eiſendieb*) iſt? Zum Zeichen aber und zur Bekräftigung, daß der Menſch kein Eiſendieb und nicht hinter dem Zaune geboren iſt, ſetzen die Bürgermeiſter dem Menſchen das ſpringende Roß oder den Adler unter ſeine Papiere, und ſo lange er das ſpringende Roß oder den Adler in der Taſche trägt, ſteht es noch gut mit dem Menſchen; wenn er aber das verliert, ſo drehen ſich ſeine Eltern im Grabe herum und es iſt Gefahr für ihn vorhanden. Darum müſſen Könige und Kaiſer in der Welt ſein, denn wenn Könige und Kaiſer ſterben, wo bleiben dann die ſpringenden Roſſe und die Adler und wo bleibt die Ordnung?“

Wiewohl die Papiere des alten Kaiſerſoldaten ſich auch nicht immer in der beſten Ordnung befanden, ſo reckte er ſich doch weit über den Tiſch hinweg und ſeine Augen leuchteten vor Freude. Einen Augenblick blieb er ſo über dem Tiſche liegen, dann deutete er mit ſehr ernſtem Geſicht nach rückwärts auf das große Richtſchwert, das an der Wand hing, und ſprach zum Halbmeiſter:

---

*) Das ſtärkſte Schimpfwort auf dem Oberharze.

„Bruder, wenn kein Adler mehr in der Welt iſt, dann bleibt uns nichts mehr als das.“

„„Das bleibt dann noch eine Weile, um Ordnung in der Welt zu halten,““ ſprach der Scharfrichter, und der ſonſt ſo muntere Mann nahm, wie es ſchien in Gedanken verſunken, das ſcharfe Richtſchwert von der Wand und legte es vor die Geſellſchaft der Vogelſteller und Hauſirer hin auf den Tiſch.

Alle Gegenrede verſtummte und mehrere Minuten hindurch wurde das Richtſchwert aufmerkſam betrachtet. In dieſem Augenblicke fing plötzlich eine der Harznachtigallen, die ſich auch in der Stube befand und auf die der lichte Glanz vom Stahl des Beiles fiel, laut an zu ſingen. „Was bedeutet das?“ ſprach der Halbmeiſter leiſe zu ſich ſelbſt. „Eine Hinrichtung auf dem Harze vielleicht?“

Er wollte das Richtbeil eben wieder einpacken, vor welches Karl dicht hingetreten war, ganz im Anſchauen verloren. Unwillkürlich trat dieſer einen Schritt zurück, als in dieſem Augenblicke draußen die Kolkraben riefen: „Vetter, will er Fleiſch?“

„Mein Wahlſpruch iſt: thue Recht und ſcheue Niemand,“ ſprach der Halbmeiſter jetzt, indem er das Beil wieder an die Wand hing. Da pochte es an die verſchloſſene Pforte des Hofes. Man öffnete und bald ſtand ein Mann von wildem Ausſehen vor der Geſellſchaft, den ein raſches Leben verzehrt zu haben ſchien. Er ſchwieg und ſchien geſpannt, ob keiner der Anweſenden ihn kenne und beim Namen riefe. Die beiden Vogelſteller und der Scharfrichter wußten zwar, daß ſie ihn ſchon geſehen, fanden ihn aber ſo verändert, daß ſie ſich in keiner Weiſe auf das Nähere beſannen.

„Wer ſeid Ihr?“ ſprach endlich der Scharfrichter.

„„Das fürchtete ich von Euch zu hören, Scharfrichter. Wenn Ihr es nicht wißt, ſo gebt einem Manne, der im Walde verhungert iſt und zu Euch kommt, weil er Euch für menſchlich hält, einen ſtärkenden Trunk und einen Biſſen Brot.““

„Nicht eher, als bis Ihr verſichert habt, daß Ihr kein Dieb ſeid.“

„„Das kann ich verſichern: denn das Wild, welches ich erlegt habe, gehörte mir eben ſo gut, als den Edelleuten und den Jägern, welche mich deshalb verfolgen.““

„Ihr ſeid alſo ein Wilddieb, und wie alle Wilddiebe ſeid Ihr über Recht und Geſetz in einem ſchweren Irrthume befangen. Ein Nachtlager könnt Ihr nun ſchon nicht mehr bei mir erhalten und über Euch kann es in meinem Hauſe nicht heißen: Denn er decket mich in ſeiner Hütte zur böſen Zeit, er verbirget mich heimlich in ſeinem Zelt und erhöhet mich auf einem Felſen. Aber ehe Ihr in die Berge und Wälder hinaustreten müßt, will ich Euch mit Speiſe und Trank erquicken, wenn Ihr verſichern könnt, daß Ihr kein Mörder ſeid.“

„„Scharfrichter! Eben ſo wenig als ein Hirſch hat jemals ein Jäger in meiner Nähe ſein Leben ſicher gefühlt. Aber darum bin ich der König der Berge, weil die Jäger wiſſen, daß ich nie mein Ziel verfehle. Wenn ich meine Büchſe anlegte, ſo warfen ſie ihr Gewehr fort und — ich drückte nicht los.“

„O die Verräther!“

„„In den Gebüſchen tranken ſie wohl gar mit mir, aber in den Jägerhäuſern ſchrieben und ſchrieben ſie ganze Aktenſtöße voll gegen mich. Deshalb wurde vor Jahren ein Preis auf meinen Kopf geſetzt und deshalb floh ich vor Jahren über die Grenze. Endlich ſtellte ich mich ſelbſt, denn ich führte ein noch elenderes Leben in der Fremde als daheim, und zudem verzehrte mich die Sehnſucht nach meiner Heimath, der Grafſchaft Mansfeld. Darum ſtellte ich mich ſelbſt den Gerichten, büßte meine Strafe ab und ſetzte dann, als hätte ich jetzt ein Anrecht darauf erworben, das alte Wilddiebsleben fort.““

„Und nun iſt das Sündenmaß wieder voll! Ich erkenne Dich jetzt, Du biſt Gangloff.“

„„An einer heimlichen Stelle im Buchenwalde zerlegte ich eben ein Wild. Eine Büchſe hatte ich nicht in der Hand. Da rauſchte es in den Zweigen. Der Förſter ſelbſt ſtand da, zielte auf mich und rief mir zu, daß er losdrücken wolle, wenn ich mich nicht ergäbe. Ich blickte halb von meiner Arbeit auf und rief: ſieh um Dich! Hinter ſechs Buchen waren meine ſechs Söhne halb vorgetreten, welche mich bewachten und alle auf ihn zielten.

Da warf er zitternd das ſchöne Gewehr hinweg und ſchlich davon.""

„Der elende Feigling!"

„„Ich habe nichts geſehen, ſagte er im Weggehen. Nun aber begann zu Hauſe das Schreiben auf's Neue. Ich wurde als das Haupt einer gefährlichen Wilddiebsfamilie geſchildert —""

„Und Ihr ſeid's!"

„„Abermals iſt ein Preis auf meinen Kopf geſetzt und abermals floh ich auf das hannöverſche Gebiet.""

„In unſern Wäldern dürft Ihr nicht bleiben, und ſollte ich morgen Euch mit meinen Knechten dort verfolgen: denn daß Ihr heute freiwillig Eure Schritte zu mir lenktet, ſoll Euer Verderben nicht ſein."

„„Erinnert Ihr Euch wohl noch, wie Ihr unvorſichtig in dem unterirdiſchen Gange Schutz ſuchtet, in welchem mein Wild hing?""

„Ja freilich. Ich war zu einer Hinrichtung nach Sangerhauſen in's Preußiſche berufen, weil der Scharfrichter daſelbſt ein alter Mann mit zitternden Händen war."

„„Ich vertraute Euch und ließ Euch unangefochten weiter ziehen.""

„Ihr meintet es gut genug mit mir. Ihr wußtet von mir, wer ich ſei, und das Verſprechen, daß Niemand erfahren ſolle, was ich geſehen, hatte ich Euch verweigert. Nun hattet Ihr mich auf das Furchtbarſte bedroht, wenn ich plauderte. Mein erſter Gang in Sangerhauſen aber war auf's Forſtamt, wo ich Alles zu Protokoll gab, was ich geſehen hatte. Ihr wißt das und wißt auch, daß meine Beſchreibung Eurer Höhle viel zu Eurer erſten Verfolgung beigetragen hat. Dennoch nahmt Ihr keine Rache an mir, als Ihr bald darauf den nahen Altenauern und Clausthalern einen Poſſen ſpieltet. Zum Lohne für dieſe Nachſicht nehmt Speiſe und Trank, erquicket Euch, aber dann eilt, daß Ihr mein Haus verlaßt!"

Der Wilddieb aß und trank. Dann eilte er aus dem Hauſe in die Nacht hinaus, und die zwölf ſchwarzen Hunde erhoben ein fürchterliches Geheul.

Die Fremden hatten während der Unterredung des Scharfrichters mit dem Wilddiebe geſchwiegen. Der ältere Ungar indeſſen verließ jetzt den Hof der Scharfrichterei einige Augenblicke und eilte ihm nach.

„Eljen Ragoczy!“ rief er ihm zu. „Komm mit mir nach den ungariſchen Haiden, Du deutſcher Mann! Dort ſind Roſſe, Stiere, Schweine und Fiſche, und wenn wir beiſammen ſind, wollen wir keinen Mangel leiden und uns nicht fangen laſſen.“

Der Wilddieb ſchien ſeine Worte nicht zu faſſen. Er ging in den Wald nach der Gegend des Harzes zu, wo der Preis auf ſeinen Kopf ausgeſchrieben war.

Am andern Morgen in aller Frühe verließen die Fremden das Haus, und die Kolkraben ſchienen nur die Gedanken des gaſtlichen, aber von der Geſellſchaft ausgeſchloſſenen Halbmeiſters auszudrücken, indem ſie immerfort riefen: „Vetter, komm er doch herein!“

Die Vogelſteller und die Hauſirer begaben ſich nun in die nahe Stadt Goslar, wo ſie alsbald ſich in verſchiedenen Geſchäften in die Häuſer vertheilten. Jeder ſchlug ſeinen beſonderen Weg ein, damit nicht der Eine dem Andern hinderlich werde. Der Kaiſerſoldat bückte ſich, ſeinen Kaſten mit Schleifſteinen auf dem Rücken, gar tief in allen Hausthüren und kroch mit ſeiner rieſigen Geſtalt wie eine Katze in alle Häuſer. Der Jüngling aus Ungarland ſuchte den Leuten mehr Siegellack aufzuſchwatzen, als ſie Zeit ihres Lebens gebrauchen konnten. Der kleine dicke Knabe aus Ungarn, der im Hauſe des Halbmeiſters kein Wort Deutſch gewußt hatte, rief nun doch mit behaglichem Lächeln, indem er ſeine ungariſche Bauernmütze auf dem runden Kopfe ein wenig lüftete, fragend in alle Häuſer hinein: „Guten Morgen! Ratzifalli — Mauſifalli?“

Auch die beiden Vogelſteller hatten ſich getrennt. Wilhelm ſeinerſeits betrachtete die vielen Kaiſerbilder, die an den Häuſern dieſer Stadt in Holz geſchnitzt ſind und blieb endlich vor einem gekrönten Kaiſer ſtehen, der an einem kleinen Krämerladen ſtand. Kurz darauf trat aus einem benachbarten Hauſe ein Bürger von Goslar heraus und ſprach:

„Ihr ſeid ein Vogelſteller, wie ich ſehe, und wiſſet wohl nicht einmal, daß es das Bild Kaiſer Heinrichs des Vogelſtellers iſt, das Ihr dort betrachtet. Denn hier in

Goslar, wo viele Kaiſer reſidirt haben, wohnt noch jetzt, wie ſie ſagen, Kaiſer Heinrichs Geiſt und von hier aus zieht er in jedem Herbſte, wenn die Vogelbeere ſich röthet, nach dem Harze hinauf und hält ſeinen Einzug dort in den Wäldern."

Der junge Vogelſteller hatte das ſelbſt bereits gehört, und während er dies durch ein Kopfnicken zu erkennen gab, fuhr der Bürger von Goslar fort:

„Sie ſagen auch, daß die Vögel alle in den Wäldern getrauert hätten und wären verſtummt, als Kaiſer Heinrich geſtorben ſei. Und auf dem Wittwenſitze ſeiner frommen Gemahlin verſammelten ſie ſich zu großen Haufen und ſaßen traurig auf den Dächern umher, inſonderheit auf dem Dache der Kapelle, in welcher die Kaiſerin zu beten pflegte; damit wollten ſie anzeigen, daß ſie den Kaiſer Heinrich wie ihren Herrn betrauerten. Die fromme Kaiſerin aber verordnete darauf noch, als die Vögel ihren Wittwenſitz wieder verlaſſen hatten, daß ihre Diener täglich in die Buchenwaldungen gehen und, zumal zur Winterszeit, die Vögel des Himmels füttern mußten, gleichſam als wären ſie die treuen Dienſtleute des Kaiſers geweſen, welche ſie nach ſeinem Tode zu verſorgen hätte. Sie ſagen aber, daß durch die Straßen von Goslar oft noch der Doppeladler des deutſchen Reiches fliegt, und ſolches ſoll andeuten, daß viele Kaiſer in Goslar reſidirt haben, inſonderheit Kaiſer Heinrich der Vogelſteller, und daß dieſe Stadt eine freie Reichsſtadt geweſen iſt."

Hatte Wilhelm im platten Lande ſchon den beginnenden Frühling geſehen, ſo ſtieg er jetzt nochmals, wiewohl das Oſterfeſt vor der Thür war, zu einer winterlichen Landſchaft hinein. Auf dem Gebirge empfing ihn ein luſtiges Schneegeſtöber und die Winde wendeten ſich wie die Vögel fliegen, und wehten den Schnee wie Wolle durch einander, daß er ſich zu Haufe warf, als wenn ſich die Heuſchrecken nieder thun. Wilhelms Herz ſchlug hoch vor Freude, als er droben auf der Hochebene ſtand, auf der ſeine Vaterſtadt liegt, und zumal an der Stelle, wo er gegen eine Wand von Tannen hinblickte, welche zur Winterszeit im glänzenden Schnee nicht anders ausſehen als jene majeſtätiſchen Kerzen ausgeſehen haben mögen, die von einer Reihe ſchlanker Hochländer bei einem hochländiſchen Gaſtmahle mit den Händen gehalten wurden; und weſſen Herz würde dann nicht ergriffen und riefe mächtig: Glückauf! wenn er die majeſtätiſchen Tannen, die der Schnee von der Krone bis zur Wurzel bedeckt, ſo am Eingange des Oberharzes daſtehen ſieht, wie mächtige Leuchter, an denen von der Flamme, der mächtigen Schneekrone abwärts, glänzender Schnee wie ſchweres glänzendes Wachs bis zum Fuße herabläuft? In dieſer Gegend, nicht weit hinter dieſen mächtigen Kerzen an der Pforte des Gebirges lag ein einſames Forſthaus. Es war noch früh am Tage, als Wilhelm dort vorbeikam und verwundert blieb er ſtehen, denn es war ihm als hätte er noch nie ſo munter die Harznachtigallen aus dem zwei Fuß hoch liegenden Schnee pfeifen hören, wie hier um das Forſthaus herum. Der alte Förſter, der früher als gewöhnlich von ihrem Geſange aufgeweckt war, ſteckte den Kopf aus dem Fenſter hervor und rief ihm einen guten Morgen zu.

Bald langte Wilhelm dann in ſeiner Heimath an. Eine freudige Ueberraſchung aber ſtand ihm bevor. Er erfuhr daß Johanna (es war am Tage vor Oſtern) zum Beſuche bei Verwandten für das Oſterfeſt nach Clausthal gekommen war.

Es iſt in den Bergſtädten Sitte, daß der Abend des Sonnabends, an dem die Bergleute den Lohn ausgezahlt erhalten, ſtets durch ein feſtliches Familienmahl begangen wird. Daſſelbe wurde heute als am Abende vor Oſtern, zugleich aber zur Feier der Rückkehr Wilhelms und zu Ehren Johannens, welche mit ihren Clausthaler Verwandten dazu eingeladen wurde, mit beſonderer Feſtlichkeit im Hauſe des alten Vogelſtellers veranſtaltet.

Zehntes Capitel.

Das Oſterfeſt in der Heimath.

> „O du Heimathsflur, o du Heimathsflur,
> Laß zu deinem heil'gen Raum
> Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
> Entflieh'n im Traum."
>
> F. Rückert.

Um ſechs Uhr waren in der Wohnſtube des alten Vogelſtellers ſeine Söhne und Töchter, Schwiegerſöhne und Schwiegertöchter ſämmtlich zu dem wöchentlichen Abendſchmauſe verſammelt. Wie belebt war es in der kleinen Stube und wie wunderbar zauberiſch zog bei dieſem Anblick vor Wilhelms Augen nochmals ſeine ganze Lebenszeit vorüber, die er in dieſer Familie zugebracht hatte! Die Schwiegerſöhne des alten Herdſtellers ſaßen dicht gedrängt, wie ein ganzes Regiment Soldaten an dem Tiſche umher. Dahinter ſaßen auf Stühlen, die mit der Seite nach der Wand zugekehrt waren, die behaglichen Töchter. Es war ringsum ein Schmatzen der Säuglinge als ob dieſe ſchon vor der Mahlzeit der Alten ein fröhliches Gelage hielten. Neben der jüngſten der Töchter des Vogelſtellers ſtand ein kleiner Knabe, legte der Mutter den kleinen Ellbogen auf den Rücken und ſtützte den Kopf in die Hand. — Nachdem dieſe Vorfeier des Mahles vorüber war, legten die Frauen die Kleinen in den Schooß und die eigentliche Mahlzeit begann, ohne daß ſie alle an Einem Tiſche Platz genommen hätten. So dicht war die Stube mit Menſchen gefüllt, daß es ſchien als könne kein Apfel zur Erde fallen. Und doch hatten an den Seiten noch die großen und kleinen Waldvögel Platz, die der alte Vogelſteller auf ſeinem Herde als Lockvögel gebrauchte und die hier mit zuſammengebundenen Flügeln, damit ſie ſich nicht über den Boden erheben konnten, frei umher liefen. In einer langen Reihe, welche faſt ununterbrochen den ganzen Umkreis der Stube umfaßte, marſchirten ſie unabläſſig dicht an den Wänden der Stube umher, ſo daß es von Vögeln vor den Augen zu kribbeln und zu wibbeln ſchien. Nur die Buntdroſſel hielt ſich fortwährend in der Nähe des wärmenden Ofens auf und ſchien Freude zu haben an der behaglichen Heerdflamme des Menſchen; beſonders als die Frau des Vogelſtellers einige Stücken Holz im Ofen nachlegte und es alsbald darin zu kniſtern begann, machte ſie die freudigſten Sprünge, kletterte ſogar nicht ohne Gefahr an dem kniſternden Ofen in die Höhe und blieb endlich wie träumend im Wiederſchein der Flamme vor demſelben ſtehen, indem ſie ſich ſchüttelte, die Federn aufblies und nachdenklich den Kopf in die aufgeblaſenen Federn ſteckte. Der alte Vogelſteller ſchien ſie wegen dieſer Neigung zu ſeinem Herde mit beſonderm Wohlgefallen zu betrachten und drehte ſich zuweilen um, ihr einige vertrocknete Vogelbeeren zuzuwerfen, die er den Winter hindurch aufgeſpart hatte; ſie lagen hinter ihm im Fenſter und unterbrachen dann auch die Wanderungen der übrigen Vögel auf einige Augenblicke. Bald aber ſetzten ſich dieſe wieder in den gewohnten Gang und marſchirten ſo lange ununterbrochen fort, bis eine große eben in der Mauſer befindliche Kornwachtel, welche der Amtmann aus Johannen's Dorfe dem Vogelſteller zugeſchickt hatte und die einige Zoll über alle die kleinen Waldvögel hervorragte, ihren Vordermann, ein unſchuldiges Rothkehlchen, zu beißen anfing. Das erweckte unter den Waldvögeln ein unruhiges Geflatter, bis der alte Vogelſteller ſich erhob und den Frieden wieder herſtellte, indem er die Kornwachtel zur Ruhe verwies, wobei er einige verächtliche Worte über ihre Abſtammung aus einem Kornfelde fallen ließ, bei denen die ſämmtlichen Waldvögel die Köpfe in die Höhe hoben.

Die Mahlzeit an der Tafel des alten Vogelſtellers war nach der Ortsſitte am Sonnabend mit den verſchiedenartigſten Speiſen beſetzt, von deren jeder freilich nur eine geringe, von der Genügſamkeit der Tiſchgäſte zeugende Fülle vorhanden war. Da ſah man die ſcharf gebratene ſchwärzliche Rinderwurſt (ein Leckerbiſſen, der aus den fetteſten und ſchmackhafteſten Theilen der Rinder bereitet wird), Bratwurſt und vielerlei Salat, und wäre es ſtatt um die Oſterzeit im Herbſt geweſen, ſo hätte der alte Vogelſteller auch noch einige gebratene Vögel zerſchnitten, von denen er jedem der Gäſte mit ſeiner Gabel etwas in den Mund geſteckt hätte. Die Frauen reichten zuletzt geſchnittenen Schinken auf einem Teller umher.

Der Marſch der Vögel hatte während der ganzen Mahlzeit ununterbrochen fortgedauert. Die Wachtel wankte traurig unter den Waldvögeln daher, welche ſich jetzt aneinander drängten, um ihr nicht zu nahe zu kommen, gleichſam als wäre es ſchon ihrer Ehre zu nahe, noch mit ihr in Reih und Glied zu gehen, nachdem ſie den Verweis des Vogelſtellers erhalten hatte. Johanne und die jüngſte Tochter deſſelben zogen ſich nun zu den übrigen Frauen im Hintergrunde zurück. Die Schwiegerſöhne aber ſtemmten die Ellbogen auf den Tiſch, um mit kräftigen Männerſtimmen muntere Lieder zu ſingen. Faſt ganz übertönten ſie die Cither von Kaiſer Heinrichs Vogelheerd. Dieſe war, da jener Oheim Wilhelm's nicht aus dem Haag zurückkehrte, lange ungebraucht geweſen. Doch hatte nun Wilhelm ſie ſpielen gelernt.

Der alte Vogelſteller ſah der Luſt der jüngeren Leute eine Weile zu in ernſtem Sinnen. Dann war es, als würde er auch mit von ihr ergriffen, denn er hieß ſeiner Frau auch noch die Vögel herauszulaſſen, welche ſich in einem kleinen Verſchlage in der Kammer neben der Stube befanden. „Die Vögel ſollen uns ſingen zum Tanz!“ rief er aus. Alsbald kamen die ſämmtlichen Vögel, welche alle ſeinen muſikaliſchen Unterricht genoſſen hatten, von einem rothen Gimpel geführt, der beſonders ſchön zu pfeifen verſtand, in langer Reihe in die Stube marſchirt. Es war, als ob ſie wüßten, was ſie ſollten, denn ſie blieben unweit der Kammerthür ſtehen wie Muſikanten, die zum Tanz aufſpielen wollen, und hielten ſo auch den Marſch der übrigen Vögel auf. Der Gimpel fing zuerſt an zu pfeifen und die übrigen Kammermuſici fielen ſogleich in den Geſang ein. Auch die Cither von Kaiſer Heinrichs Vogelheerd war jetzt nicht ſtumm. Der alte Vogelſteller aber ergriff ſein Weib am Arm und begann mit ihr zu tanzen. Während dieſer Scene hatte die Buntdroſſel ſich mit dem ganzen Körper, auch mit dem Schwanze, in ein kleines Waſſerbecken geſetzt, das für die Vögel hinter dem Ofen ſtand, und das ſie ſich ganz beſonders wie ihr Haus zugeeignet hatte, und ſah verwundert den beiden Alten zu. Die Schwiegerſöhne und Töchter des alten Vogelſtellers begannen nun auch einzeln nach dem Geſange der Vögel zu tanzen. Nur Johanne war durchaus nicht zu bewegen, mit Wilhelm das Gleiche zu thun. Es ſchien, als könne ſie ſich nicht ſo weit in das Leben des munteren Bergvölkchens hineinfinden, um ſelbſt den Tanz nach dem Geſange der Vögel zu wagen. Aber gar heiter muthete doch dieſes bunte Treiben das ſtattliche Bauernmädchen an.

Am andern Tage begleitete Wilhelm Johanne mit Verwandten in die Kirche und wieder hinaus.

Es war dies der erſte Tag des Oſterfeſtes. Ringsum in den Tannenwäldern pfiffen dazu hunderte von Harznachtigallen, während Wilhelm nicht ohne Beſchwerde durch den hohen Schnee in den Straßen das Mädchen vom Lande führte. Doch fühlte er ſich glücklich, ihr ſo ſeine Heimath zeigen zu können. Bald ſtand er mit Johanne ſtill und ließ ſie auf jenes ſchrille Pfeifen horchen, das aus den nahen ſchneebedeckten Tannenwäldern kam, gleichſam als wären es nicht Vögel, die ſo pfiffen, ſondern muntere Geſellen, die ihren Kameraden drinnen in der Stadt ein Zeichen geben wollten. Dann hieß er ſie wieder die Apfelſchimmel vor dem Rennſchlitten betrachten, in dem der Berghauptmann heute zum Oſterfeſte in die Kirche fuhr und rühmte das Andreasberger Schellengeläut, das ſie trugen. Ja, er behauptete, daß der Berghauptmann jährlich tauſend Thaler bekäme, welche bloß für ein ſchönes Schellengeläut beſtimmt wären, denn dem Könige läge daran, daß die Ohren ſeiner treuen Harzer beim Schneegeſtöber recht durch dieſe Muſik erfreut würden. Auch erklärte er ihr, wie es der Stolz des Harzes ſei, daß der Berghauptmann hier alljährlich zu Oſtern im

Rennſchlitten zur Kirche fahre und daß ein Jahr, wo daſſelbe zu Pfingſten oder gar am Johannisfeſte geſchehe, bei allen Harzern in gutem Andenken bleibe.

Wilhelm und Johanne ſahen ſich im Laufe dieſes Jahres noch öfter im Dorfe, als ſie ſich im vorigen Jahre geſehen hatten und galten immer mehr in allen Ehren für ein Paar.

Elftes Capitel.

Der neue Vogelherd und das Märchen von der Vogelſprache.

„O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelſprachekund, Vogelſprachekund,
Wie Salomo!“

Rückert.

Wilhelms Stellung zu ſeinem Oheim ſollte leider in dieſer Zeit nicht auf die Dauer ſo herzlich bleiben, als ſie am Tage nach ſeiner Rückkehr uns erſchienen iſt. Mancherlei trug dazu bei, die beiden Verwandten einander mehr zu entfremden. Durch die ſich mehrenden Familien ſeiner Kinder und Schwiegerſöhne, deren einige der alte Vogelſteller in ſein Haus aufgenommen hatte, wurde dieſes zu eng und ſo mußte Wilhelm ſich bald nach ſeiner eigenen Wohnung umſehen. Wie oft er auch vor der Hand noch in das Haus ſeines Oheims kam, fanden ſich doch auch bei ihm ſelbſt bald Freunde ein, und namentlich verſtand Karl es, ſich bei ihm einzuniſten. Sehr bald zog Karl ganz in Wilhelm's Wohnung, worüber der alte Vogelſteller ſehr entrüſtet war, weil er wußte, daß Karl ſich vorher mit dem alten Herlzack entzweit und anſtatt zur Verſöhnung mit dieſem die Hand zu bieten, das Vaterhaus aus Trotz verlaſſen hatte.

Als der Herbſt herankam, ging in Erfüllung, was er längſt geahnt hatte: Wilhelm und Karl legten im Walde ihren eigenen Vogelherd an. Wußte auch Wilhelm's Oheim, daß ſein Neffe nur durch Karl ſich hierzu hatte verleiten laſſen, ſo konnte dies doch ſeinen Verdruß keineswegs beſeitigen, denn ſein Vogelherd war lange Zeit der einzige auf dem ganzen Oberharze geweſen und es war ſein Stolz, daß er es bis zu ſeinem Tode bleiben und daß Wilhelm ihn dann von ſeinen Kindern um ein Billiges erwerben und den Vogelfang dort in den hohen alten Tannen fortſetzen würde. Nun aber verlegten Wilhelm und Karl den neuen Herd nicht weit von dem alten in die junge Grüne, d. h. in eine jüngere Tannenpflanzung, welche erſt etwas mehr als die gewöhnliche Höhe eines ausgewachſenen Mannes erreicht hatte; ſein Leben lang hatte der alte Vogelſteller den Satz verfochten, daß Kaiſer Heinrich, der den erſten Vogelherd gehabt, dieſen abſichtlich mitten unter hohen alten Bäumen erbaut habe und daß es an der Weisheit des Kaiſers, des Schutzpatrons der Vogelſteller, zweifeln hieße, wenn Jemand den Vogelherd in die junge Grüne verlege. Wie oft hatte er Wilhelm dies auseinander geſetzt und er fühlte ſich dieſem entfremdet, weil er ſah, daß er gegen ein altes Geſetz der Vogelſteller gehandelt hatte, wenn er auch nur durch Karl dazu verleitet war. Zugleich aber behauptete er, daß der neue Vogelherd, ſo ſchlecht er angelegt ſei, ihm doch die Vögel vorwegnähme, weil er nicht weit von dem ſeinigen nach dem Brocken zu läge und weil die meiſten Vögel vom Brocken her kommen, wo ſie ſich in den vielen Geſträuchen im Herbſte am zahlreichſten zu ſammeln pflegen. Haben ſie ſich dort an den ungeheuern Vorräthen wilder Beeren gelabt, wovon nur der kleinſte Theil von Menſchenhänden geſammelt wird, das Meiſte aber nutzlos am Geſträuch verfault, ſo gießen ſich die fetten Thiere ſchaarenweiſe über die ganze Gegend und auch über den Oberharz aus, der mehr von Wandervögeln als von einheimiſchen beſucht wird.

Es war ein kühler Nebelmorgen in dieſem Herbſte. Die mit Wachstuch überzogenen Käfiche, worin die Finken ſaßen, hingen ſchwer von Nebel und Thau in den Häuſern und blitzten durch das Dunkel. Da zogen die Vogelſteller alle zum nahen Walde. Der alte Herdſteller, Wilhelm's Oheim, ſaß auch heute bald in ſeiner Bucht zwiſchen den hohen majeſtätiſchen Bäumen an Kaiſer Heinrichs Vogelherd und ſchmähte, wenn auch nicht aus böſem Herzen, auf die junge Grüne und den neuen Vogelherd darin. Fröhliches Lachen erſcholl aus der jungen Grüne bis zu'den hohen alten Bäumen herüber. Allerlei junges Volk mit manchen Geſchenken für Karl hatte ſich verſammelt auf deſſen Vogelherde. Dieſes unterhielt Karl durch allerlei Geſchichten, von denen wir die folgende: *das Märchen von der Vogelſprache* hier einſchalten.

„Ein reicher *Kaufmann* hatte einen einzigen Sohn, der ſollte Alles erlernen, was es auf der Welt nur gab, und als er alle Handwerke und alle Sprachen gelernt hatte, ließ ihn der Alte auch noch die Sprache der Vögel lernen, damit er in menſchlicher Sprache auslegen könnte, was dieſe für Lieder ſängen. Wie er nun wieder nach Haus kam und das Zeugniß mitbrachte, daß er die Sprache der Vögel verſtände, ſprach der alte Kaufmann zu ſeiner Frau: „„Es ſingt eine Nachtigal ſo ſchön in unſerm Garten; laß uns eine Abendgeſellſchaft bitten, und wenn dann die Nachtigal anfängt zu ſchlagen, wie ſie jeden Abend thut, dann ſoll unſer Sohn uns ſagen, was die Nachtigal für Lieder ſingt, und dann werden unſere Gäſte ſtaunen und werden uns bewundern, daß wir einen Sohn haben, der die Speache der Vögel verſteht.““

Es wurde alſo in dem Garten ein koſtbares Gaſtmahl angerichtet und auf den Abend verſammelten ſich die Gäſte. Als ſie bei Tafel ſaßen und ſich am ſchönſten Weine labten, fing die Nachtigal in einem Baume zu ſchlagen an, und der alte Kaufmann ſprach: „Jetzt ſage uns, mein Sohn, was die Nachtigal für Lieder ſingt, damit unſere Gäſte auch ſehen, daß Du brav etwas gelernt haſt und daß wir unſer Geld nicht unnütz für Dich ausgegeben haben.“

Als der Kaufmannsſohn das hörte, wurde er unwillig und ſprach: „„Nicht anders werde ich ſagen, was die Nachtigal für Lieder ſingt, als wenn zuerſt Alle, die hier verſammelt ſind, mir Hände und Füße küſſen.““ Da wurden alle Gäſte zornig über ſolches Begehren, der Kaufmann mit ſeiner Frau aber fragte: „„Biſt Du ſo undankbar, daß auch Dein Vater und Deine Mutter Dir Hände und Füße küſſen ſollen, ehe ſie hören, was ihr Herz begehrt?““ Der Kaufmannsſohn antwortete: „„Allerdings, denn es iſt nichts Geringes, die Sprache der

Vögel zu vernehmen und die Lieder der Nachtigal in der Sprache der Menſchen zu hören.““

Da ergrimmte der alte Kaufmann ſehr und legte mit ſeiner Frau zuerſt Hand an ſeinen Sohn, und alle Gäſte griffen mit an und ſie warfen ihn in den Strom, auf daß er in dem Waſſer ertränke. Allein der Kaufmannsſohn ſchwamm glücklich bis zu einem Schiffe und das Schiff nahm ihn mit in ein fernes Land. Weil er nun ſo viele Sprachen verſtand, ſo erhielt er dort eine Stelle in dem erſten Kaufladen. Da begab es ſich in jenem Lande, daß gegen dem Königshofe über ein hoher Baum ſtand und auf dem Baume eine Rabin in ihrem Neſt ſaß, die unabläſſig ſchrie: Krak, krak. Das hörte der König eine Zeit lang mit an und hatte ſeine Gedanken dabei, ſchoß auf einmal nach der Rabin und da er ſie nicht traf und das Geſchrei fortdauerte, ſo ließ er bekannt machen: „„Wer ihm ſagen könnte, was die Alte auf dem Baume ſchriee, der ſollte Vicekönig werden und ſeine Tochter zur Frau haben.““

Da wurde eine Tafel hingeſetzt nicht weit von dem Baume, darauf die Rabin ſaß, und kamen die Weiſen des Landes und ſetzten ſich um die Tafel herum, doch konnte keiner von ihnen errathen, was die Rabin ſchrie. Es ſaß aber auch der Kaufmannsſohn mit an der Tafel, und als die Weiſen mit ihrem Witz zu Schanden geworden waren, ſprach er alſo:

„„Jetzt höret zu, denn ich werde verkündigen, was die alte Rabin ſchreit. Drei Eier hat ſie gelegt und drei Junge hat ſie ausgebrütet, da iſt das Männchen fortgeflogen und hat zwei Junge mitgenommen. Jetzt hat ſie noch ein Junges in ihrem Neſte, aber täglich kommt das Männchen und will das dritte Junge auch noch holen. Darum ſchreit die Alte ſo. Nun muß der König das Urtheil ſprechen, wem das dritte Junge zugehört, und dies Urtheil wird gelten, und wenn es geſprochen iſt, ſo wird der alte Rabe ſtill ſein.““

Sogleich ſprach der König feierlich das Urtheil aus, daß das dritte Junge der Alten gehörte, und von der Zeit an, da es geſprochen war, kehrte das Männchen nicht wieder und die Alte hörte auf zu ſchreien. Da hielt der König ſein Wort, gab dem Kaufmannsſohn ſeine Tochter zur Frau und machte ihn zum Vicekönig. Er bekam ſeine Bekleidung als Vicekönig und nach der Hochzeit reiſte er mit der Prinzeſſin nach ſeiner Vaterſtadt. Als ſie nun dahin kamen, ſtiegen ſie im Gaſthofe ab, und er ließ ſich nicht merken, daß er des Kaufmanns Sohn war. Nach einigen Tagen aber ſchrieb er als Vicekönig ſeines fernen Landes ein großes Gaſtmahl aus, und ließ dazu ſeine Eltern und alle die Herren und Damen einladen, die bei dem Gaſtmahle im Garten zugegen geweſen, als er die Sprache der Nachtigal auslegen ſollte.

Als alle die Gäſte erſchienen, hatte er ſich gar koſtbar geſchmückt und empfing die ganze Geſellſchaft in einem großen ſchönen Tanzſaale. Seine beiden Eltern kamen zuletzt, er aber ließ ſich mit ihnen in's Geſpräch ein und ſagte endlich zu den beiden: „„Ich bin euer Sohn."" Da fiel die ganze Geſellſchaft zur Erde, und weil ſie ihn zuvor in's Waſſer geworfen hatten, ſo küßten ſie ihn Alle, auch ſein Vater und ſein Mutter, um Vergebung zu erlangen. Er aber verzieh ihnen, was ſie an ihm gethan, hieß ſie aufſtehen und eröffnete mit der Prinzeſſin den Tanz." — — —

Das Märchen fand in der „jungen Grüne" großen Beifall, da es gleichſam den Sieg der Jugend über das Alter ausſprach. Nur Wilhelm ſchüttelte einige Male dazu den Kopf.

Karls Vater war ſchon auf dem Hagen vor dem Tannenwalde ſtehen geblieben und hatte ſich dort einen recht buſchigen Dornenſtrauch, an dem der Herbſt noch etwas Grün zurückgelaſſen hatte, ausgehöhlt, dann aus einem kleinen Kaſten, den er unter dem Arm trug, kleine mit Leim beſtrichene Hollunderſtäbchen auf den ſchon am Tage vorher etwas beſchnittenen Dornenſtrauch geſetzt und ſich ſelbſt dann in geringerer Entfernung davon hinter eine Hecke, die ein Stück Feld begrenzte, geſtellt. Er ſah von hier aus fortwährend über die Hecke hinweg nach dem Dornbuſche, während kein Feuer ihm gaſtlich zur Seite loderte, wie in den Vogelhütten, und der Morgenwind ihm dort auf dem zugigen Platze ſcharf um die Naſe ſtrich. Aber ſein Geſicht leuchtete vor Freuden und ſo ſtand er fortwährend in der Stellung eines Lauſchenden da. Nur zuweilen ſah er ſich einmal auf dem leeren Stoppelfelde um, wahrſcheinlich um zu ſehen, ob Niemand in der Nähe ſei, zu dem er ſprechen könnte: Hört ihr meinen Fink? Ja wenn auch die Kinder des alten Herlzack ſich zum Theil zwecklos in der Welt umhertrieben und ihm noch niemals eine Freude bereitet hatten, ſo war doch ſein Fink ſein Stolz und ſeine Krone. Es war der beſte Fink ohne Zweifel auf dem ganzen Harze, ſeit der Finkenlehrmeiſter des alten Herdſtellers todt war. Kaum ſtand ein Käſig bei der Ankunft des Leimruthenſtellers vor ſeinem Dornenbuſche auf der Erde, ſo ließ ſein kunſtreicher Mund eine grobe Rollweida vernehmen, wie ſie ein Vogelſteller im himmliſchen Paradieſe ſich nicht ſchöner wünſchen kann. Der Finke war freilich auch ſein einziger Lockvogel, denn ein Leimruthenſteller hat nicht ſo viele und ſo große Lockvögel als ein Herdſteller. Dies machte ihm aber den Vogel um ſo theurer. Nur zuweilen tauchte ganz dunkel vor der Seele des alten Buſchſtellers ein Gedanke auf an ſeine ungetreuen Kinder. Allein auch dieſer dunkle Gedanke wurde ſtets wieder durch den Geſang des Finken verdrängt, und er fragte ſich wohl ſelbſt, wenn er ihm einmal ungewöhnlich lange nachgehangen hatte: was haſt du von deinen Kindern? Haben ſie dir jemals ein ſolches Lied vorgeſungen wie dein Finke? Keiner von ihnen hat das gethan! — Zuweilen wurde er auch in dieſem Gedanken unterbrochen durch einen Trupp Vögel, der ſich dem Buſche näherte, auf welchen er die Leimruthen geſteckt hatte. Sobald ein Vogel ſich auf ihnen niedergelaſſen hatte, ſchwenkte er ſeine Mütze in der Luft und lief und hürſte nach dem Dornbuſche. Oft hatte er ſich freilich darin getäuſcht, die Vögel hatten ſich ſeinem Dornbuſche mehrmals nur genähert, ohne ſich darauf niederzuſetzen, und er hatte ſeine Mütze vergeblich in der Luft geſchwenkt. Dann ſtand er wieder lange Zeit, ohne daß ſich ein Vogel näherte, und begann [illegible] zu klagen, daß die Vögel das Donnerwetter im Kopfe hätten, nur noch zu den Herdſtellern gingen und keine Zeit hätten, noch zu den Buſchſtellern zu kommen. Zuletzt brach er auf mit zwei neugefangenen Finken, deren Federn noch ganz mit Leim beſchmutzt waren. Als er den Käſich des blinden Lockfinken vom Boden aufnahm, verſtummte dieſer plötzlich. Er aber ging mit ihm zu der nahen Hütte des alten Herdſtellers. Dort pflegten ſich an jedem Morgen zahlreiche Buſchſteller zu verſammeln, denn es ſtellten deren viele im Zugwinde vor dem Walde umher und ſie wurden meiſt des Stehens hinter ihren Hecken früher müde als die Herdſteller des Sitzens vor ihrem Vogelherde am lodernden Feuer.

Wilhelms Oheim ſprach in dieſer Geſellſchaft ſtets Alles aus, was ihm in neuerer Zeit das Herz abdrückte, und wir ſetzen dieſe Klagen hieher, da ſie beſſer als alles Andere mit dem Seelenleben des älteren Herdſtellers bekannt machen werden.

„Meine Tage,“ ſo ſprach er, „ſind ſchneller geweſen denn ein Läufer. Sie ſind vergangen wie die ſtarken Schiffe, wie ein Adler flieget zur Speiſe.“

„Wenn ich ſo durch die Spalten meiner Vogelbucht auf den Vogelherd hinblicke und ſehe das Gewimmel der Lockvögel, die unter den rothen Beeren und den Tannenzweigen durch einander rennen, ſo kommen mir allerlei Gedanken über den Lauf der Welt und über die alte Zeit und über die neue, ſowohl was die Menſchheit anlangt als die Vögel und den Kaiſer Heinrich.“

„Wenn man früher in einen Wald kam, ſo konnte man vor dem Lärmen der Vögel ſein eigenes Wort nicht verſtehen, jetzt aber hört man jedes Blatt rauſchen. Damals ging beim Vogelſtellen Alles ſeinen ordentlichen Gang, mit dem Südwinde kamen die Vögel angeflogen, nur der Gimpel flog mit dem Oſtwinde, und es war zum Lachen, wenn er allein mit dem Oſtwinde angeſegelt kam. Jetzt aber fliegen die Vögel alle durcheinander, wenn ſie kommen, und Süd- und Oſtwind iſt ihnen gleich und iſt nicht mehr die alte Ordnung unter ihnen, und ſie nehmen auch nicht mehr den alten Zug. Denn ſo lange die alten Vögel lebten, haben ſie immer ſtreng darauf gehalten, daß der Zug über Clausthal ging; aber die alten Vögel ſind nun todt und die jungen haben ihren eigenen Kopf und wollen nicht wie die alten. Wenn die alten Vögel ihre Wanderung antraten, ſo gingen ſie immer auf der Grüne;*) aber die jungen Vögel gehen den neuen Chauſſeen nach, die mit Quitſchen bepflanzt ſind. Es geht bei den Vögeln wie bei den Menſchen. Die Kinder gehen ihren eigenen Gang und verſuchen ſelbſt, wie ſie durch die Welt kommen. Wenn aber ſo ein Vogel erſt ſeine eigene Richtung hat, ſo iſt es ſchlimm für den Vogelſteller, denn dann geſchieht es wohl, daß der Vogel immer morgenwärts zieht und der Vogelſteller ſitzt abendwärts in einem dicken Walde, ſieht gen Himmel und ſpricht: Herr, warum haſt Du mich verlaſſen? Aber es hilft ihm Nichts, und die Vögel ziehen immer morgenwärts, und es wird ihm immer bänger, wenn er gen Himmel ſieht, und er betet ſo inbrünſtig: Unſer täglich Brod gieb uns heute, aber keine Vögel kommen an als lebte der alte Gott nicht mehr. Allein der alte Gott lebt doch noch, und es iſt ſchon ſo viel geſchrieben werden und ſtudirt, und haben ihn wollen abſetzen; aber es geht doch Alles ſeinen Gang fort, und nur die Welt hat ſich einmal herumgedreht und ſteht nicht mehr in dem Säculo und Jahrhunderte wie früher und iſt fortgeſchritten. – Wenn aber die Welt wieder auf dem alten Punkte und Säculo ſteht, dann wird es wieder gut und dann werden auch die Vögel wieder ankommen wie früher."

---

*) Ueber dem Walde.

Hier unterbrach ſich der Alte, weil er bemerkte, daß auf den hohen Stäben um ſeinen Vogelherd her einige Vögel ſaßen, welche wohlgemuth auf den Herd niederſchauten, ohne in's Garn zu gehen. „Da ſitzen ſie wie die Affen!" rief er unwillig aus. Damit ging er hinaus aus der Vogelhütte, um beſſere Lockvögel aufzuſtecken, auch ſchritt er auf einem dicht verwachſenen Wege durch die Tannen, um an einer wohlbekannten Stelle im Gebüſch für die Lockvögel friſches Waſſer zu holen, damit ſie munterer würden. Als er zurück kam, ergriff ein Vogelausſtopfer, der als Schreiber beim Forſtamte angeſtellt war, das Wort, und vertröſtete den Alten auf das Heranwachſen der jungen Wälder, mit denen auch die Vögel wieder kommen würden. Allein der alte Vogelſteller achtete auf dieſe Bemerkung nicht und fuhr fort: „Die Welt wird jetzt ſo klug und die Vögel werden auch klug. Ja, ja, die Menſchen ſtudiren hoch, die Vögel aber auch. Sie merken ja doch zuletzt, daß ihnen nachgeſtellt wird ſchon ſeit Kaiſer Heinrichs Zeiten. Ja, die Vögel werden klug, und ſehen ein, daß der Vogelſteller ſie fangen will. — So ein alter Finke hatte nichts weiter im Kopfe als den Reutervexier und damit flog er in's Garn ſo ſchnell er nur konnte; jetzt haben die jungen Vögel ſchon etwas Anderes im Kopfe als den Reutervexier. Wenn aber die Welt wieder auf dem alten Säculo ſteht, dann werden auch die Finken wieder den Reutervexier im Kopfe haben und wird Alles wieder beim Alten ſein. — Aber der Unterſchied zwiſchen den alten Vögeln von ehemals und zwiſchen den jungen Vögeln iſt nicht größer als der Unterſchied zwiſchen den alten Vogelſtellern und den jungen. Denn wie machten es die alten Vogelſteller, wie man hier noch an Kaiſer Heinrichs Vogelherde ſieht? ſie verlegten ihre Vogelherde in die hohen Bäume, und da iſt es ernſthaft und ſtill, und hat mich oft ſchon ein Schauder gefaßt, wenn ich ſo allein in meiner Vogelhütte geſeſſen habe, und dicht um mich herum waren die hohen Baumſpitzen und der Himmel, und hoch oben in der Luft fliegen nichts als Raubvögel oder Raben, von denen ſie ſagen, daß es die Gedanken der Menſchen ſind. Die jungen Vogelſteller aber ſind lebensluſtig und verlegen ihre Vogelherde in die junge Grüne. Auch machen ſie viele Neuerungen und etliche ſtecken Ameiſen und Würmer auf den Vogelherd. Da kommen dann viele Vögel an, freſſen aber nur die Würmer weg und gehen dann fort. Denn der Vogel, dem die Vogelbeere nicht ſchmeckt, und der nicht auf die Quitſche geht, iſt auch nicht treu und ihm kann Niemand trauen, weil die Quitſche von Gott ſelbſt zum Vogelfang eingeſetzt und bei Kaiſer Heinrich ſelber in Gebrauch geweſen iſt. So aber geht es in allen Dingen: die jungen Leute haben allerlei Neuerungen; allein ich will immerfort beim Alten bleiben, mag die Jugend thun und denken was ſie will. In Summa: die Jugend hält Knöpfe von Kameelshaaren für die beſten, ich aber halte für die beſten blanke Knöpfe mit dem Bergmannszeichen und nehme die blanken Knöpfe mit mir in's Grab."

Zwölftes Capitel.

Der Finkenraub.

„Fröhlich der Fink im Frühling ſingt:
Sa, ſa, ſa, ſa, hup Dieb.
Im ganzen Wald ſein Stimm' erklingt,
Wann's Wetter nicht iſt trüb'.
Die Dieb' will er verjagen,
Die er rund außer ſchilt.
Dem Spatzen thut er ſagen,
Daß er viel Waizen ſtiehlt.“

Die Zeit des Vogelſtellens ging zu Ende und Karl dachte daran, auf's Neue in die weite Welt zu ziehen und diesmal die von ihm und Wilhelm gefangenen Vögel, denen ſie das Leben geſchenkt hatten, zu verkaufen, während Wilhelm zu Haus bleiben wollte. Allein leichtſinnig wie Karl war, ſtand er im Begriff, vor ſeiner Abreiſe zum Nutzen ſeines Geldbeutels noch einen Frevel auszuführen, wie er ihm bisher fern geblieben war.

Noch war es ganz dunkel am Morgen ſeiner Abreiſe, als er ſein Lager in Wilhelms Wohnung verließ und ſich in die Nähe des hölzernen Hauſes ſchlich, wo ſein Vater, der alte Buſchſteller, wohnte. Der prächtige Fink des Alten hing dort mit einem anderen Finken in ſeinem Käfiche über dem Fenſter und die Wachstuchdecke, mit der ſein Käfig überzogen war, ob auch mit großen glänzenden Nebeltropfen behangen, war kaum im nächtlichen Dunkel ſchon ſichtbar. Doch fand Karl's ſuchendes Auge auch im Dunkel ſogleich die Stelle, wo der Lockfink mit noch einem anderen Finken hing; indem er ſich mit dem Rücken an einen daſtehenden Holzſtoß lehnte, blickte er unverwandt nach jener Stelle an der Bretterwand empor und es ſchien, daß er mit großer Spannung etwas erwartete, was an jener Stelle geſchehen ſollte. Aber noch ehe einer der beiden Finken einen Laut von ſich gegeben hatte, wurde es ſo hell, daß er auf der Schwelle eines Hauſes drei Männer ſitzen ſah, die gleichfalls ihre Augen unverwandt nach derſelben Stelle gerichtet hatten. Er errieth ſogleich die Abſicht der drei Männer, welche, ſo viel er ſehen konnte, Bergleute aus einer entfernteren Bergſtadt waren. Der Ruf des Lockfinken, der dem alten Buſchſteller gehörte, war über den ganzen Oberharz verbreitet, und es war nicht das erſte Mal, daß aus der vier Stunden entfernten Bergſtadt St. Andreasberg, welche mit Clausthal um den höchſten Ruhm im Vogelſtellen wetteiferte, Männer in ſchwarzer Bergmannstracht in aller Frühe erſchienen, um den beſten Finken im Dunkel der Nacht zu rauben und nach Andreasberg zu führen. Galt es doch für eine Ehrenſache der beiden Städte, daß jede den beſten Finken beſitzen wollte, und ſo wurde ein Diebſtahl hier kaum für unerlaubt gehalten. Er konnte, wenn er geſchickt ausgeführt war, den Dieben noch zum Ruhm gereichen.

Die drei Männer, welche zwar von Karl geſehen wurden, aber ihn nicht wieder ſahen, blickten ſo unverwandt nach der Stelle empor, wo die beiden Käfiche hingen, als gälte es das ernſthafteſte Geſchäft von der Welt. Plötzlich gab einer der beiden Finken einen Laut von ſich und ſogleich ſtanden die drei Männer mit einem Male auf. Karl bog ſich etwas weiter hinter ſeinen Holzſtoß zurück und glaubte wahrzunehmen, wie ihre Ohren ſich förmlich ſpitzten und ihre Augen ſchärften. So ſtanden ſie einige Augenblicke da; als aber dann der Ton ſich wiederholte, ſetzten ſie ſich wieder auf der Schwelle jenes Hauſes nieder. Etwa eine Viertelſtunde ſpäter begann abermals einer der Finken ſich zu regen, doch war es diesmal ſchon ein förmlicher Geſang, den er anſtimmte. Sogleich fuhren die drei Männer wieder empor, ſpitzten von Neuem die Ohren und ſchärften die unabläſſig nach dem Käfiche der beiden Finken gerichteten Blicke.

„Er iſt es nicht, denn das war der Reuterverier, der da ſo eben ertönte und Er ſingt die große Rullweide.“ So ſprach der größte und ſchlankſte der drei Bergleute, und offenbar ſagte er damit nur den Gedanken laut, den alle drei zu gleicher Zeit gehabt hatten, denn es war in Andreasberg ſehr wohl bekannt, daß der berühmteſte Harz-Fink zu Clausthal die große Rullweida ſang. Indem die drei Männer ſich wieder auf die Schwelle des Hauſes hinſetzten, ſchienen die andern beiden gar nicht darauf zu achten, was der erſte ſprach. Dagegen erhob ſich alsbald ein Streit unter ihnen, welcher der beiden Finken ſo eben den Reuterverier geſungen habe und in welchem Käſich demnach der berühmte Finke, nach welchem die drei Männer ausgegangen waren, ſäße. Wie leiſe das Geſpräch über dieſen Gegenſtand auch geführt wurde, ſo errieth Karl doch vollkommen, um was es ſich handelte. Die drei Männer aber ſetzten die Berathung hierüber eifrig fort. Denn wie begierig ſie auch nach dem weit und breit berühmten Finken waren, ſo würden ſie es ſich doch ſelbſt zur Schande angerechnet haben, beide Käſige zu nehmen, und den Diebſtahl eines unberühmten Finken für unverzeihlich gehalten haben.

Während ſie ſo noch unſchlüſſig daſaßen, blies der Morgenwind mit ſeinem kühlen Schauer daher und in dieſem Augenblicke ertönte plötzlich von der Bretterwand des Hauſes her ein voller herrlicher Finkenſchlag. Die drei Männer fuhren jetzt von Neuem empor, und man hätte das Entzücken ſehen ſollen, das ſich auf ihren Geſichtern ausprägte. Der berühmte Finke ſang ſeine „große Rullweide“ nun lange Zeit hinter einander fort, und die drei Männer ſtanden unbeweglich da, ohne daß ſich ihre Freude daran im Geringſten gemindert hätte. Als der Lockfink jedoch in ſeinem Geſange einmal inne hielt, begann unter ihnen von Neuem der Streit, in welchem Käſiche er ſäße; — ein Umſtand, über den ſich auch Karl zuerſt hatte Gewißheit verſchaffen wollen. Ehe ſie noch in ihrer Meinung eins geworden waren, ließ ſich ein Geräuſch im Hauſe des alten Buſchſtellers vernehmen, welcher bereits das Lager verließ, um heute zum letzten Male in dieſem Jahre auf den Vogelfang auszuziehen. Bei dieſem Geräuſch verſchwanden die drei fremden Männer ſogleich und als der alte Buſchſteller aus dem Fenſter griff, um ſeinen Lockvogel hereinzunehmen und mit ihm auszuziehen, hatte auch Karl ſein Verſteck an dem Holzſtoße bereits verlaſſen.

Karl war in jener Nacht ebenfalls mit der Abſicht vor das Haus gekommen, ſeinen Vater des Finken zu berauben, um welchen er ihn ſchon mehrmals gebeten hatte. Allein als er ſah, welcher Anſchlag gegen den alten Buſchſteller geſchmiedet war, gab er ſeinen Plan auf und ſtand alsbald wieder auf deſſen Seite. Am andern Morgen ſtellte er ſich zwar noch früher als das erſte Mal hinter dem Holzſtoße ein, jedoch nur, um auf die Fremden, von denen er vermuthete, daß ſie in dieſer Nacht wiederkommen würden, ein wachſames Auge zu haben. Er hatte ſich in ſeiner Vermuthung nicht getäuſcht. Die drei Bergleute waren nach einem vierſtündigen Wege in jener Nacht zu Andreasberg wieder angelangt, hatten dort ihre Arbeit verrichtet und an dieſem Tage abermals die Wanderung über das Gebirge angetreten, um bei dem erſten Morgengrauen wieder auf der Schwelle des Hauſes zu ſitzen, daß der Wohnung des alten Buſchſtellers gegenüber lag.

Wieder blies, nachdem die drei Männer eine Zeit lang auf der Schwelle geſeſſen hatten, ein kühler Morgenwind daher, der ſie zuſammenſchaudern machte. In demſelben Augenblicke aber regte es ſich diesmal in einem der Käſiche und ſogleich ertönte die herrlichſte Rullweide, welche jemals von dem Ohre eines Kenners gehört war. Die drei Männer ließen den Lockfinken ruhig ſeinen Geſang vollenden; dann aber ſprangen ſie nach der Stelle zu, wo der Käſig hing und der längſte von ihnen war eben im Begriff, auf den Schultern der beiden andern empor zu klimmen und ihn herab zu nehmen. In dieſem Augenblicke aber trat auch Karl hinter dem Holzſtoße hervor und im Nu löſte ſich die Gruppe der drei Männer auf und war verſchwunden. Sie kehrten abermals in dieſer Nacht nach Andreasberg zurück.

Es war aber der Tag, an deſſen Morgen die drei Männer verſcheucht waren, ein Sonnabend, und ſchon an dieſem Tage ſind die Bergleute ſo glücklich, nur ſich ſelbſt anzugehören, ihren häuslichen Beſchäftigungen und ihren Liebhabereien nachgehen zu können. Dies benutzten die Drei, um ſich diesmal ſchon vor dem Anbruche der Dämmerung auf die Reiſe zu machen. So eben erſt war das Haus des alten Buſchſtellers geſchloſſen, als ſie bereits wieder vor demſelben anlangten. Sie ſetzten ſich diesmal nicht nieder, ſondern nahmen ſogleich den Finken von der Wand herab und eilten mit ihm davon.

Karl begab ſich am nächſten Morgen noch früher als an den beiden vorhergehenden Tagen auf die Lauer, weil er vermuthet hatte, daß ſie auch zum dritten Male wiederkommen würden, um ihren Vorſatz auszuführen. Er nahm diesmal Wilhelm mit ſich, dem er nicht vertraute, welchen Frevel er ſelbſt mit dem Finken ſeines Vaters zu vollführen beabſichtigt hatte, ſondern dem er nur ſagte, daß er einen beabſichtigten Finkendiebſtahl entdeckt und daß er den Dieben eine nachdrückliche Züchtigung zugedacht habe.

Auf den erſten Blick gewahrte Karl diesmal, daß der Lockvogel des alten Buſchſtellers verſchwunden war, und ſogleich begab er ſich zu Wilhelm, um ihn zu wecken und ihn aufzufordern, die Diebe mit ihm zu verfolgen. Kurz darauf befanden ſich beide bereits auf dem Wege nach Andreasberg. Allein die drei Männer hatten einen zu bedeutenden Vorſprung, und ſie hatten den Weg, den die beiden Jünglinge machten, Schritt vor Schritt ſchon fünf Stunden früher mit ihrem Raube zurückgelegt. Ohne es zu ahnen, gingen ſie oben auf der höchſten Spitze des Bruchberges an der Stelle vorbei, wo die drei Männer geruht hatten, um im Dunkel der Nacht, ſo daß ſie faſt die Looſe nicht zu erkennen vermochten, zu looſen, wem von den Dreien der Finke gehören ſollte.

Karl, der auch an dieſem Orte zu Hauſe war, glaubte am vorigen Abend den Einen der Drei erkannt zu haben und ging mit Wilhelm ſogleich vor ſein Haus. Es wehte ſoeben wieder der Morgenwind daher und der Finke, deſſen Käfich in der todten ſtillen Bergſtadt bereits vor dem verſchloſſenen hölzernen Hauſe hing, als hätte er von jeher da gehangen, ſang bereits ſeine ſchönſten Lieder, während ſonſt ſelbſt auf den Bergen ringsum noch eine Todtenſtille herrſchte und ſelbſt der neue Herr des Finken, dem er durch das Loos zugefallen war, ſich noch in ſüßen Träumen wiegte.

Auf Wilhelm's ſtarken Schultern kletterte Karl bis zu dem oberen Fenſter des niederen Hauſes empor, deſſen Eigenthümer noch mitten in der Nacht den eroberten Finken zum Hauſe hinaus gehängt hatte. Er nahm den Finken des alten Buſchſtellers wieder herab, und eben ſo ſtill, als ſie gekommen waren, verließen die beiden Jünglinge die Stadt.

Am Morgen dieſes Sonntages ſtand der alte Buſchſteller in Klausthal und ſeine Nachbarn etwas ſpäter auf als gewöhnlich. Der erſte Schnee „mülmte" langſam auf die Hausſchwellen und in die ſchon geöffneten Hausthüren hinein. Der Muſterfink, der glücklich von Andreasberg wieder heimgebracht war und ſogar zu Anfang des Winters nicht ganz mit ſeinem Geſange verſtummte, ſang jetzt vor dem Hauſe des Buſchſtellers ſein ſchönſtes Lied und ſchien ſo wenig, als ſein wahrer Eigenthümer etwas davon ahnte, noch an die Reiſe zu denken, die er in dieſer Nacht zurückgelegt hatte.

„Hüren Se'n mei Fink?"*) rief er einem Vorübergehenden zu, indem er das Fenſter öffnete und mit der Hand den Schnee vom Wachstuch wegwiſchte, der in der kurzen Zeit, ſeit welcher der Fink wieder an ſeiner Stelle hing, darauf gefallen war.

Karl trat jetzt, durch dieſes zufällige Zwiſchenſpiel gleichſam zum Mitleid mit ſeinem Vater erregt, ſeine Reiſe an ohne den Finken des alten Buſchſtellers, den er ſich anzueignen gedacht hatte, und kehrte in ſeine Heimath zurück, nachdem er die Vögel abgeſetzt hatte, welche von ihm und Wilhelm für den Verkauf aufgeſpart waren.

---

*) Hören Sie denn meinen Finken?

Dreizehntes Capitel.

Der Hirſch im Dohnenſtieg.

„Und ſchwer getroffen ſinkt er nieder;
Da rauſcht der Kraniche Gefieder.“
Schiller, Die Kraniche des Ibykus.

Es war eine Sonnabend-Nacht zu Anfang des nächſten Herbſtes. Auf der Weide des Dorfes gingen ſchwere Ackerpferde, und die wohlgenährten Thiere ſchienen weniger dort zu ſein, um zu graſen, als um ſich der ſchönen mondhellen und noch nicht zu kalten Herbſtnacht zu erfreuen. Auch die Roſſe des großen Müllers und des Amtmannes waren darunter und wie der Mond ſie beleuchtete, erſchienen ſie als die ſtattlichſten von allen; die Haare auf ihrem Kamme waren noch buſchiger als bei den anderen Roſſen und ihre Schwänze berührten faſt die Erde. Der Roßhirt ſchlief unter einer einſamen am Ende der Weide ſtehenden dicken Eiche. Hinter den Weidenbäumen aber, die den Hutplatz einfaßten, ſchaueten hohe Geſtalten von Männern hervor, welche die Pferde aufmerkſam betrachteten. Es war eine Anzahl von Vogelſtellern des Oberharzes, welche zur Herbſtzeit ihre Dohnenſtiege in den Stand zu ſetzen gedachten und in der Sonnabend-Nacht ſchaarenweiſe in's offene Land hinabgeſtiegen waren, um auf der Roßweide des großen Bauerndorfes die Pferdehaare zu ſtehlen, welche ſie dazu gebrauchten. Karl, der diesmal neben dem Vogelherde auch einen Dohnenſtieg anlegen wollte, war darunter, während Wilhelm die Aufforderung mit ihm zu gehen, unwillig zurückgewieſen hatte.

Als die ohne Ausnahme noch jungen Vogelſteller ſich nach allen Seiten hin vorſichtig umgeſehen hatten, ſtürzten ſie plötzlich wie auf ein gegebenes Zeichen hinter den Weiden hervor und auf die Roſſe los, unter denen jeder der Vogelſteller ſich bereits eins mit den Augen auserſehen hatte. Die Pferde des Amtmanns und des „großen Müllers“ wurden offenbar wegen ihrer Kraft und Schönheit am meiſten geplündert. Sie bäumten ſich hoch, wenn auch etwas ſchwerfällig, mit den Vorderfüßen auf, als die Vogelſteller ihnen in die dichten Haare griffen. Dann war es ein Ruck und die Pferde ſtürzten wild durch einander. Die Vogelſteller aber flohen mit ihrem Raube. Das Getümmel auf dem Hauptplatze dauerte noch eine Zeit lang fort und als der Hirt davon erwachte, ſah er ſoeben die Vogelſteller mit ihrem Raube davon eilen.

Auf einem Platze vor der Stadt, unweit des Waldes, ſteht eine Reihe von Vogelbeerbäumen. Auf jedem der Bäume aber ſaß am Sonntage, der auf jenen Sonnabend folgte, ein Vogelſteller mitten unter den rothen Beeren, brach die rothen Dolden ab und warf ſie auf den ſchon ein wenig bereiften Boden herunter, auf dem Knaben im hellen Herbſtſonnenſchein hin und her liefen und die Vogelbeerdolden, von denen ihnen oft mehrere zu gleicher Zeit auf Kopf und Schultern fielen, in die bereit ſtehenden Säcke laſen. Es war ein munteres Leben auf dem Platze, und die Knaben ſprangen ungleich fröhlicher bei dieſer Ernte hoch oben im Gebirg umher, als die Kinder auf einem Erntefelde im offenen Lande.

Als die Säcke gefüllt waren, ſtiegen die Vogelſteller von den Bäumen herab und gingen einzeln mit ihren Söhnen oder jüngeren Brüdern in den Wald, zum Theil auf großen Irrwegen, denn wo möglich ſuchte immer der eine den andern über die Stelle, wo er ſeinen Dohnenſtieg hatte, zu täuſchen. Die Knaben trugen die runden und dreieckigen Sprenkel, Schneiden und Triangel genannt, je nachdem ſie dreieckig oder rund ſind, neben ihnen her in den Wald, an denen die ſchwarzen Pferdehaare von den Roſſen auf der Weide des Dorfes glänzten.

Nicht lange darauf waren die Vogelſteller trotz der Umwege, welche ſie gemacht, in den regelmäßigen Gängen und auf den freien Plätzen angekommen, welche hie und da das Gebüſch bildet, gleichſam wie unterirdiſche Gänge und Höhlen.

Auf dieſen Plätzen ſetzten ſie die kleinen Säcke mit den Vogelbeeren nieder und ſtreiften ſie auf, ſo daß die feuerrothen Beeren ſichtbar wurden. Dann banden ſie blaue Schürzen vor und gingen damit von einem Buſche zum andern, als wären ſie daheim in einer Werkſtatt. Sie lichteten die Büſche, welche ſie ſich auserſahen zum Vogelfang, ein wenig, indem ſie einen Theil des Gezweiges abhackten, damit die Büſche heller würden und die ſchwarzen Roßhaare, vor Allem aber die Vogelbeeren, weit hin durch den Wald glänzen und locken könnten.

Die Vogelſteller gingen den ganzen Tag hindurch in ihren Gängen immer hin und her. Sie blieben vor jeder jungen Tanne ſtehen und ſchmückten ſie wie einen Ochſen zum Pfingſtfeſte. Ein Baum, der etwas freier ſtand als die übrigen, war von unten bis oben hin mit Schlingen und Vogelbeeren geſchmückt und leuchtete weit hin durch den Wald wie ein Weihnachtsbaum. Auch in den grünen Tannengängen, die man vom Mittelpunkte der Dohnenſtiege überſah, glänzte es durch die Tannennadeln hindurch wie von tauſend Lichtern. Der Abend war bereits nahe heran gekommen, als die Vogelſteller heimkehrten. Ehe ſie gingen, ſchütteten ſie noch alle Vogelbeeren, welche ihnen übrig geblieben waren, dicht über einander in einen großen rothen Haufen auf dem kleinen Platze aus, der ſtets den Mittelpunkt des Dohnenſtieges bildete. Um den rothen Haufen herum legten ſie Roßhaarſchlingen auf den Boden hin, ſo viele deren übrig geblieben waren. Dann wurden die hoch im Viereck aufgehäuften Vogelbeeren mit kleinen Tannenzweigen umſteckt. Sie ſahen nun aus wie ein rother Sarg, der nicht in die Erde verſenkt iſt, und nur von üppig wucherndem Grün bedeckt wird. Und in der That hatten die Vogelſteller hier mitten auf den Platz die Vogelbeeren als einen ſchimmernden Sarg aufgeſtellt nicht allein für die Marder, welche lüſtern in den Dohnenſtiegen hin und her laufen, ſondern auch für die Dummen unter den Vögeln, welche oft ſchaarenweiſe um dieſe rothen

Beerenhaufen umherliegen, indem ſie ſich mit den Hälſen in den herumgelegten Schlingen gefangen haben.

Am andern Morgen ſtand der Wald in ſeiner ſchönſten Pracht da und ſo ſchön mit den Beeren geſchmückt, daß das Wild, das neugierig in den Dohnenſtiegen auf- und abging, ſich von Herzen darüber freute. Vor allem gingen die Hirſche während der ganzen Zeit, wo die Dohnenſtiege von den Vogelſtellern im Stande erhalten wurden, gern in dieſen Gängen ſpazieren, blieben hier und da ſtehen, ſahen an den rothen Beeren hinab, die an den gewundenen Tannengängen hingen, fraßen auch wohl hie und da vor einer Schneide oder einem Triangel zum Aerger des Vogelſtellers die Vogelbeeren ab, ſchauten ſich dann abermals mit ihrem prächtigen Gehörn neugierig in dem Gange um, blickten mitleidig auf die Schildamſeln und andere Vögel herab, die ſich beim Verzehren dieſer rothen Beeren in den Schlingen gefangen hatten, und fraßen dann ruhig von dem andern Tannenbaume an den rothen Beeren weiter.

Auch die ſchöne Zeit war wieder gekommen, wo die Hirſchjagd in ihrer Blüthe ſteht, wo die Jäger ſo viel allein umherſchleichen und ein jeder vor dem andern, und wenn der auch ſein beſter Freund wäre, die tiefſten Geheimniſſe hat. Der Sohn (ſo wird behauptet) ſagt es oft nicht dem Vater, der Vater oft nicht dem Sohne, wo der Hirſch, den der eine von ihnen geſehen, zu finden iſt, ja, Vater und Sohn belügen einander wohl gar über die Stellen, wo er geht; denn der Vater ſchießt, wenn es ein rechter Hirſch iſt, ihn oft viel lieber ſelbſt, als daß er ihn von ſeinem Sohne ſchießen läßt.

Auch in dem Forſthauſe, an dem wir Wilhelm bei ſeiner Rückkehr nach Clausthal vorbeikommen ſahen, gab es ſeit einiger Zeit wegen eines Hirſches Geheimniſſe zwiſchen Vater und Sohn. Der alte Förſter hatte einen Hirſch gehen ſehen und wollte ſeinem Sohne die Stelle nicht verrathen, wo er ihn hätte treffen können. Franz, der Sohn des Förſters, hatte bereits Spuren des Hirſches aufgefunden, ohne ihn ſelbſt zu erblicken, und ihm war es nicht entgangen, daß ſein Vater ein Geheimniß vor ihm hatte, und oftmals hatte er ihn deßhalb fragend angeſehen. Allein immer hatte ſich dann der alte Jäger, wenn auch verlegen, zur Seite gewandt, um ſeinen Blicken auszuweichen. Am ſchwerſten war es ihm geworden, nicht mit ſeiner Frau von dem Hirſche zu reden; denn bis ihr Sohn herangewachſen und Jägerburſche geworden war, hatte die Frau Förſterin ſtets gewußt, wo ein Hirſch ging. Diesmal hatte er es ihr erſt geſagt, nachdem er dem edlen Thiere mehrere Tage lang vergeblich nachgegangen war. Eines Tages aber, als er Franz mit der Jagdtaſche und von einem Jagdhunde begleitet das Haus verlaſſen und über den Hof gehen ſah, beſchloß er allen Widerſtand in ſeinen Innern zu überwinden und ihm ein offenes Bekenntniß darüber abzulegen.

„Franz, mein Herzensjunge!“ rief der alte Förſter ſeinem Sohne nach, als dieſer, ſo eben die Hand an die Pforte des Hofes gelegt hatte um ſie aufzuziehen. Franz ſah ſich bei dieſen Worten ſeines Vaters um; der Vater wartete, bis er wieder zu ihm in die Stube kam. Dann eilte er unwillkürlich an die Thür, als wollte er dieſe verriegeln, kehrte indeſſen, ohne es wirklich gethan zu haben, wieder um und ſprach: „Franz! mein Herzensjunge! ich will Dir ſagen, wo der Hirſch im Walde ſich aufhält, dem Du nachgehſt.“ Hier wurden die Worte des Förſters noch leiſer. Endlich klopfte er ſeinem Sohne vergnügt auf die Wangen und der Sohn ging davon.

Der Ort, den der alte Jäger ſeinem Sohne bezeichnet hatte, war neben dem Dohnenſtiege, welchen Wilhelm und Karl in dieſem Herbſte in der Nähe ihres Vogelherdes angelegt hatten, um auf doppelte Weiſe der Beſchäftigung mit dem Vogelfang obliegen zu können.

Unter den beiden Genoſſen war Karl ſchon während des vergangenen Jahres in den Ruf gekommen, daß er auch den Wilddiebſtahl mit dem Vogelfang zu verbinden wiſſe. Niemand empfand hierüber mehr Verdruß als Wilhelms Oheim, der während ſeines ganzen Lebens ſich bemüht hatte, durch einen muſterhaften Wandel und durch vielfache Berufung auf Kaiſer Heinrich die Herdſtellerei von manchem Vorurtheile, das ihr anklebte, und beſonders auch von dem Rufe heimlicher Wilddieberei, zu befreien. Nicht umſonſt rief er ſeinem Neffen zu: „Errette Dich wie ein Vogel aus der Hand des Voglers.“

Auch Wilhelm hatte nicht allein jeden Antheil an

Karls Wilddiebſtählen von ſich werfen können, ſondern er hatte ſich in Folge der Ermahnungen ſeines Oheims bereits ganz von dem neuen Vogelherde losgeſagt und ſeinen Antheil an der Einrichtung für ein Billiges Karl verkauft.

Karl war der Hirſch, der unweit des Dohnenſtieges zu äſen pflegte, nicht entgangen. Er war ihm auch in der Frühe jenes Morgens nachgeſchritten; doch war das kluge Thier ſogleich wieder bei ſeiner erſten Annäherung davon geſprungen.

Karl war hierauf die wenigen Schritte zu dem Dohnenſtiege hingegangen, und während er noch an den raſch dahinfliehenden Hirſch dachte, bot ſich ihm hier ein Anblick der eigenthümlichſten Art dar. Ein nicht minder ſchöner Hirſch als jener, der ſoeben vor ihm geflohen war, ging majeſtätiſch in dem Dohnenſtiege hinab und kam gerade auf Karl zu, ohne die geringſte Scheu zu verrathen. Plötzlich aber blieb er ſtehen, augenſcheinlich nicht aus Furcht vor Karl, der ihm mit einer Büchſe entgegen kam, ſondern als ob es ihm nun beliebte, wieder umzukehren und ſeinen Spaziergang eben ſo majeſtätiſch, als er gekommen war, wieder zurückzumachen. Allein jetzt wurde dem prächtigen Thiere in dem engen Gange das Umwenden ſchwer, und wie es ſich doch bemühte, ſich zu wenden, klemmte es ſich ſo in das Buſchwerk hinein, daß es ſich darin verwickelte und in dem Dohnenſtiege gefangen war, wie einer der Vögel, die in den Schlingen daliegen. Karl ſah bald, daß er einen blinden Hirſch, der ſich in dem Dohnenſtiege verirrt, gefangen hätte. Er tödtete ihn, zerlegte ihn und trug das Fleiſch in die Hütte des nahen Vogelherdes.

Indem er noch ſo in der Hütte beſchäftigt war, ſang er dort folgendes Lied, das man am Harze in verdächtiger Geſellſchaft ſingen hört:

Ich nehme meine Büchſe
Und gehe in den Wald,
Und ſchieße mir ein Hirſchlein,
Sei es jung oder ſei es alt.

Das Hirſchlein war geſchoſſen,
Hat die Füßlein ausgeſtreckt:
Da kamen zwei, drei, vier Jäger,
Haben mich in dem Wald erſchreckt.

„Ei was thuſt Du, ei was macheſt Du,
Junger Jäger denn allhier?
Deine wunderſchöne Büchſe,
Die behalten wir ja hier.“

Meine wunderſchöne Büchſe,
Die behaltet ihr ja nicht;
Denn vor zwei, drei, vier Jägern,
Da fürchte ich mich ja nicht.

Und nun nehm' ich meine Feder,
Steck' ſie oben an mein'n Hut,
Und den Jäger will ich ſehen,
Der ſie mir abnehmen thut.

Ei ſo thu' ich's, ei ſo mach's ich's,
Wie's mein Vater hat gemacht;
Denn nach zwei, drei, vier Jägern
Hat er gar nichts gefragt.

Er hatte dies Lied noch nicht ausgeſungen, als Franz in der Nähe des Dohnenſtieges an die Stelle kam, wo er den Hirſch ſuchen wollte. Da er ihn nicht fand, ſo ſchlenderte er eine Strecke weit im Walde fort, bis er in den Dohnenſtieg gelangte, der vom Blute des Hirſches röther war, als von den aufgehängten Vogelbeeren. Er ging der Blutſpur nach, die ihn bis zu der nahen Hütte hinführte

Als Franz den zertheilten Hirſch in der Vogelhütte hangen ſah, wollte er Karl zu ſeinem Gefangenen machen und verlangte von ihm, daß er ihm zunächſt in die Förſterei folgen ſolle, wo er mit ſeinem Vater eine Abrede über ſein Verhalten zu nehmen gedachte. Karl folgte ihm bereitwillig dahin. Weil er aber bereits als Wilddieb bekannt war, ſo band ihm der alte Förſter in der Freude über den Fang ſeines Sohnes und zu deſſen eigener Sicherheit die Hände zuſammen, und hieß Franz ihn in die Stadt führen.

Während nun der alte Förſter ſich mit Behagen den Triumph ſeines Sohnes ausmalte, der mit geladener Büchſe neben dem Wilddiebe in die Stadt einziehen ſollte, ſchritten dieſe beiden noch durch den Wald dahin, und der Blick in eine traurige Zukunft umwölkte Karls Seele.

Franz dagegen ſchien gar fröhlich gleich ſeinem Vater, über den Fang, den er an der Stelle im Walde gethan hatte und den jener als den Lohn dafür betrachtete, daß er ſeinem Sohne nicht verheimlicht habe, in welcher Gegend der Hirſch ginge. Munter ſtimmte Franz ein Lied an, das alſo ſchließt:

Steh nur auf, ſteh nur auf junger Jäger,
Steh nur auf, es iſt nun Zeit;
Deine Hirſchlein ſind gelaufen
Weit aus der Königlichen Haid!

Der Herbſttag, der mit trüben Nebeln begonnen, hatte ſich aufgehellt und jene Klarheit und Milde angenommen, die man nur an einzelnen Tagen in dieſer Jahreszeit findet. So war denn auch der Geſang der Vögel heute ſo munter und laut, als er es nur jemals am lieblichſten Frühlingstage ſein kann, und auf allen Zweigen hüpften die gefiederten Sänger vor den Augen des gefeſſelten Vogelſtellers daher. Es war als hätten ſie ihn damals necken und verſpotten wollen, ſo frei ſtimmte jeder Vogel vor ihm in den Zweigen ſeinen dem Vogelſteller ſo wohlbekannten Geſang an. Das war ein endloſes Gewirr, ein Schmettern und Pfeifen; die „Krienitzer“*) riefen klitt, klitt, klitt, ſidel, ſidel, ſidel, kreie, kreie, krei, zicklie, zicklie, zicklie. Der Dompfaff rief: jo, jo, jo, gel, gol, gol; der Quäker: tätſchick, ſchick; der Zetſcher: zitſch, zitſch, zitſch, zitſch, bre; die Wacholderzwunſche: rrdemdem-ſiaſch; der Kernbeißer: zick, zk, zk, zk, zk; die Eiſerlinge pfiffen wie auf dem krummen Finger; die Diſtelfinken riefen: zillewit, zillewit, ſollit, ſollit, ſollit; die Ammerlinge riefen: „Bur, Bur, Bur beleck mir mein Schwanz;“ die Krammetsvögel riefen: qui, qui, ſchak, ſchak, ſchak; die Zippe pfiff: herlewip, horlewip, dakdewit Schuldieb, ſpittelgrob; die Schwarzdroſſel und der Seidenſchwanz riefen: rß, rß, rietax, tax, tax, tax, tax; die Schildamſel rief: rietax, tax, tax, tax; die Finkenmeiſe pink, pink, punk, tr, ziewit, ziewit, ziewit; der Zeiſig aber ſang: „Didel, didel, dätſch, das Rindfleiſch iſt zäh.“

Noch andere Lieder wurden da wie Spottlieder auf den gefangenen Vogelſteller aus dem Munde der Vögel vernommen. Alle aber übertönte eine Finke, der ſich lange vor dem Vogelſteller im Gebüſch hinzog und den Reutervexier nicht anders vor ihm herſchmetterte, als wenn er ein Vorreiter wäre, der Karls Ankunft dem Gefängnißwärter ſchon von Weitem verkündigen mußte.

---

*) Kreuzſchnäbel.

Franz und Karl waren zu gleicher Zeit mit einander zu Klausthal in die Schule gegangen und wiewohl man dies an Franzens bisherigem Benehmen kaum hätte merken können, ſo konnte er ſich doch jetzt nicht enthalten, zu Karl zu ſagen: die Vögel verſpotten Dich ja, als hätteſt Du nicht bloß einen blinden Hirſch gefangen und zerlegt, ſondern als wärſt Du gar der Vogelſteller, von dem erzählt wird, daß er einen ſchnellfüßigen Hirſch mit Hufeiſen in ſeiner Vogelhütte gefangen, den dann der Eſeltreiber als ſeinen Eſel zurückverlangt habe, als er ihn eben habe noch vor Tagesanbruch zerlegen wollen.

Karl gab hierauf keine Antwort. Sein Blick war auf einen Buntſpecht gerichtet, der in dieſem Augenblicke ſogar von ſeinem Zweige herabgekommen war und eine Strecke weit mit gleichen Füßen vor ihm herſprang. Er betrachtete das ſchöne Thierchen mehrere Sekunden lang. Ein inniges Wohlgefallen ſchien er an ihm zu finden und wünſchte doch zugleich, ihn für ſeinen Vorwitz zu ſtrafen. Plötzlich blieb er ſtehen, bat Franz, ihm nur auf einen Augenblick die Feſſeln von den Händen zu nehmen und zu erlauben, daß er mit ſeiner Büchſe einmal nach dem Buntſpecht ſchießen dürfe.

Franz lächelte über das ſeltſame Verlangen des Vogelſtellers und blickte auf den Buntſpecht, der ruhig auf ſeinem Zweige ſitzen blieb, als warte er der Dinge, die kommen ſollten. Da der Vogel nun nicht von ſeinem Platze wich, ſo wiederholte Karl ſeine Bitte.

Guthmüthig, wie er war, ließ Franz ſich von ſeinem Schulkameraden nur das Verſprechen geben, daß er ſich bereitwillig die Handfeſſeln wieder anlegen laſſen wolle, löſte ſie ihm dann von den Händen ab, nahm die geladene Büchſe von der Schulter, und reichte ſie ihm um ſo argloſer dar, als die Strafe, der Karl entgegen ging, doch nicht ſo hart war, daß er nicht geglaubt hätte, die Büchſe ſeinen Händen anvertrauen zu dürfen. Auch Karl hatte mit ſeiner Bitte ſchwerlich etwas Arges im Sinne gehabt. Als er aber ſeine Hände frei fühlte und mit ihnen die gefährliche Waffe hielt, um nach dem Buntſpechte zu zielen, erwachte plötzlich mit aller Macht in ihm die Liebe zur Unabhängigkeit und zum Umherſtreifen. Bevor er die Büchſe abdrückte, wandte er ſich raſch zur Seite, und in demſelben Augenblicke lag Franz in ſeinem Blute.

Der Buntſpecht hob ſich bei dem Knallen der Büchſe von ſeinem Zweige auf und flog davon.

Karl ergriff ſogleich die Flucht ins Dickicht, wohin ihm alle die Vögel mit ſchrillem Geſchrei voranflatterten. Der alte Förſter hatte den Unglücksſchuß vernommen und da das Gehör ihm anſagte, daß er von dem nach der Stadt führenden Wege herkam, machte er ſich ſogleich auf, verfolgte dieſen Pfad und fand ſeinen Sohn ſchon todt. Das Stelldichein mit dem Hirſche, zu dem er ihn an dieſem Morgen nicht ohne vorhergegangenen inneren Kampf hatte verhelfen wollen, war der Tod des Jägerburſchen geworden.

Vierzehntes Capitel.

Der Beſuch im Walde.

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verſtohlen
Des Mordes ſchwere That vollbracht!
Wir heften uns an ſeine Sohlen,
Das furchtbare Geſchlecht der Nacht.“

Schiller, „Die Kraniche des Ibykus.“

Der Amtmann hatte den angeblich von den Vogelſtellern verübten Frevel mit dem größten Unwillen vernommen. Im erſten Zorne darüber hatte er alle Fenſter ſeines großen Amtmannshauſes geöffnet und die Hunderte von Vögeln herausfliegen laſſen, die er noch immer darin hielt. Alsdann nahm er eine Peitſche von der Wand und ging auf den Hof, wo noch immer die größeren Vögel umherflatterten, wie damals als der alte Vogelſteller ihn noch beſuchte. Er hieb mit der Peitſche unter ſie, ſo daß auch ſie ſich ſchwerfällig in die Luft erhoben.

Schon verſammelten ſich die Bauern des Dorfes und ſahen ſtaunend dem Zuge der Vögel nach, die erſt auf allen Dächern rings umher flatterten und dann ſich ſo hoch als ſie vermochten in die Luft aufhoben.

Auch Johanne ſtand vor dem großen Bauernhofe ihres Vaters und es wurde ihr immer bänger und bänger ums Herz, als ſie die Vögel, kleine und große, immer höher und höher aufſchweben ſah und wahrnahm, wie die vielen ſchönen Tauben vom Taubenſchlage ihres Vaters gleichfalls ſich vor dem Bauernhofe aufhoben und ihnen zugeſellten. Sogar eine große Lachtaube, die noch immer dem Mädchen auf Schritt und Tritt zu folgen pflegte, hob ſich endlich, groß und ſchwer, in die Luft auf, und flog den übrigen Vögeln nach. Die Tauben kehrten noch an demſelben Abende auf den Bauernhof zurück. Der bunte Zug der Vögel des Amtmanns aber bewegte ſich wie ein Regiment Soldaten noch mehrere Tage lang in der Gegend umher durch die Luft hin, und man erzählt ſich noch jetzt von der ſeltſamen Brüderſchaft von großen und kleinen, inländiſchen und fremden Vögeln, die der Amtmann im Zorne hatte fliegen laſſen und denen vielleicht andere Schaaren von Vögeln vom Harze her entgegenkamen, welchen mehrere Gönner des Vogelſtellens in Klausthal die Freiheit geſchenkt hatten, um alle Verbindung mit der nun plötzlich ſo verhaßten Gilde der Vogelſteller abzubrechen.

Kurz vor Karl's Frevelthat und unmittelbar, nachdem ſich Wilhelm von Karl getrennt, hatte der alte Vogelſteller ſich aus Liebe zu ſeinem Neffen nach dem Dorfe als Freiwerber um Johanne auf den Weg gemacht. Trotz der Bitten Johanna's hatten deren Eltern ſich mehrere Wochen Bedenkzeit erbeten. Als nun die Nachricht von dem Morde ankam, hatten ſie eine abſchlägliche Antwort ertheilen wollen. Johanna's Thränen bewirkten jedoch, daß ihr Vater verſprach, mit ſeinem Freunde, dem Amtmann, zunächſt nach Clausthal zu reiſen und die genauſten Unterſuchungen über Wilhelms Antheil an Karls Wilddiebſtählen anzuſtellen. Nichts als dieſe genaue Nachforſchung war ihr verſprochen worden. Doch kam dieſe Reiſe nach kurzer Zeit wirklich zur Ausführung.

Karl war nach dem preußiſchen Harze geflohen und hatte Gangloff aufgeſucht, welcher nach ſeinem Beſuche auf der Scharfrichterei abermals ſich der Strafe geſtellt und dann ſein Wilddiebsleben wieder fortgeſetzt hatte. Karl hauſte nun mit Gangloff in der Höhle, wo der Scharfrichter einſt das viele Wild hängen ſah, während die noch keiner bedeutenden Vergehungen überführten Söhne Gangloffs von ihren Wohnungen in den nahen Dörfern aus wilddiebten und das Wild in die Höhle ablieferten. Karl's Aufenthalt blieb jedoch nicht lange verborgen und wurde die Veranlaſſung, daß die Wildhöhle von mehreren Jägern förmlich belagert wurde.

Gangloff wollte ſeinen neuen Genoſſen auf jede Weiſe ſchützen und ſtellte ſich den ganzen Tag über mit der Büchſe an ihren Eingang. Doch wurde kein Angriff unternommen und am Abende zogen ſich die Jäger nach ſicheren Anzeichen zurück. Vorſichtig ging Gangloff im Mondenſchein mit einem irdenen Gefäße nach einer nahen Quelle, um Waſſer zu holen. Da pfiff die Kugel eines Jägerburſchen durch die Luft, der im Gebüſche verſteckt zurückgeblieben war.

„Haſt gut getroffen!“ rief ihm Gangloff zu und ſtürzte todt zu Boden.

Auf das Pfeifen des Jägers eilten die anderen Waidmänner, von denen keiner nach Hauſe zurückgekehrt war, herbei. Mit leichter Mühe nahmen ſie jetzt Karl gefangen, der von der Nachtkälte und von den ungewohnten Anſtrengungen ſehr abgemattet auf Moos und Blättern in der Höhle lag. Im Triumphe wurde Gangloffs Leiche von den Jägern in das nächſte Dorf gebracht. Karl wurde als Gefangener dem Richter in Klausthal zugeſandt.

Fünfzehntes Capitel.

Die Hinrichtung.

„Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach Du weinſt;
Doch die Schwalbe ſingt, doch die Schwalbe ſingt
Im Dorf wie einſt."

Rückert.

Der reiche Bauer und der Amtmann waren in Clausthal angekommen. Alle ihre Erkundigungen nach Wilhelm waren zu deſſen Gunſten beantwortet. Dennoch hatte der Bauer noch keinen Entſchluß über die Verlobung Johanna's und Wilhelms gefaßt. Nur hielten die beiden Abgeſandten es jetzt ſchon wieder für angemeſſen, Kaiſer Heinrichs Vogelheerd zu beſuchen, und ihr Verhältniß zu dem alten Heerdſteller und ſeiner Familie war bereits wieder ein völlig ungetrübtes.

Der alte Vogelſteller ſaß mit ihnen an einem Morgen im Herbſte vor ſeinem Heerde in der Vogelhütte; da hörte er draußen vom Wege her pfeifen. Er „rückte" (zog) das Netz, löſte einige Vögel daraus und dann rief er „Her!" zum Zeichen, daß der Pfeifende eintreten könne, ohne ihm noch die Vögel zu verſcheuchen.

„Nein, kommt Ihr hieher," rief eine Stimme, bei der er erſchrak.

Er ging nach dem Wege zu mit dem Amtmann und dem Bauer und ſah Karl an den Händen gefeſſelt in Begleitung zweier Landreiter daſtehen. Der alte Vogelſteller brach in heftige Zähren aus. „Karl! Karl!" rief er tiefbewegt, „iſt es dahin mit Dir gekommen, daß Du meiner Stimme nicht mehr folgen kannſt, wenn ich auf meinem Vogelherde ſtehe und Dir zurufe: „„her!""

zeig Deine Hände — ſie ſind gebunden. Zeig Deine Füße — zwei Männer bewachen ihre Schritte. Du biſt wie ein angeſchoſſenes Reh, das die Jäger noch langſam durch den Wald ſchleichen laſſen, weil ſie ihre Hunde daran einhetzen müſſen. Du biſt wie ein Vogel, der durch die Flügel geſchoſſen iſt. Du kannſt Dich nicht erheben, Deine Sünde drückt Dich nieder. Du biſt wie eine Rohrdommel in der Wüſte, wie ein Käuzlein in den verſtörten Städten.“

Karl nahm reuevoll von dem Alten Abſchied. Man hatte ihn an dieſem Tage zuerſt zu der Stelle, wo Franz todt gefunden war, und ſodann zu ſeinem Vogelherde und zum Dohnenſtiege hingeführt. Dort hatte er ſein Verbrechen eingeſtanden, und ſpäter ward das Todesurtheil über ihn ausgeſprochen. Er bat den alten Vogelſteller, daß er Wilhelm für ihn um Vergebung bäte, weil er ſeinem Rathe und ſeinen Ermahnungen nicht gefolgt ſei. Hier nahm der Amtmann das Wort und fragte, ob Wilhelm an Karls Wilddiebſtahl niemals Antheil genommen habe. Karl antwortete darauf mit einem feſten Nein, welches er wiederholte, als der Bauer fragte, ob er mit dieſer Ausſage vor den ewigen Richter hintreten wolle, vor dem er nun bald ſtehen werde.

Auf dem Wege zur Stadt nahm Karl auch von ſeinem Vater, dem alten Herlzack Abſchied. Dieſer ſtand ſtumpfſinnig hinter ſeiner Leimruthe und ſprach gleichſam abweſend zu ihm: Du biſt zum Unglück geboren, mein Sohn, wie die Vögel ſchweben empor zu fliegen. Er ſchien froh, als er wieder ungeſtört ſeinem Finkenſchlage lauſchen konnte. Wer den Stumpfſinn des Vaters bei dem Verbrechen des Sohnes ſah, mußte einer gewiſſenloſen Erziehung die Hauptſchuld an allem Böſen zuſchreiben, was auf Erden geſchieht.

Der Tag der Hinrichtung Karl's war herangekommen. Während die zwölf ſchwarzen Hunde des Herrn Scharfrichters zu Goslar, den Karl einſt in Wilhelms Begleitung beſucht hatte, unausgeſetzt heulten und die Kolkraben auf ſeinem Hofe unabläſſig riefen: Vetter, will er Fleiſch? ging der Herr Scharfrichter von Goslar ſelbſt mit kurzen Schritten und mit nachdenklicher Miene vor Karl's Ankunft auf dem Richtplatze bei Clausthal auf und ab. Das Volk aber kam ſelbſt vom Lande her, zum Theil auf mit Grün geſchmückten Wagen zum Harzherauf, um die Hinrichtung des Vogelſtellers zu ſehen. Der Zufall wollte es, daß auch der Kaiſerſoldat ſich unter der Menge befand, welcher in Begleitung des kleineren Ungar mit einem guten Paſſe fröhlich und wohlbehalten aus Oeſtreich in dieſe Gegend zurückgekehrt war.

„Ich lob' ich Kaiſer!" rief der alte Kriegsknecht aus der Menge, als ſein Freund, der Scharfrichter von Goslar, ſchon das Schwert erhob. Dieſer blickte in dieſem Augenblicke verwundert auf und fand alsbald mit den Augen die hervorragende Geſtalt des alten Kaiſerſoldaten. Auch Karl mochte die Stimme erkannt haben und alle drei erinnerten ſo ſich unmittelbar vor der Hinrichtung an die merkwürdige Unterredung über Geſetz und Ordnung in der Scharfrichterei zu Goslar. Nur Einer fehlte auf dem Richtplatze außer Karl's Verwandten und näheren Freunden; es war der alte Vogelſteller, der ihn niemals hatte leiden mögen und der nun doch nur mit ſchwerem Herzen mit ſeiner Frau auf den Boden geſtiegen war, um aus der Dachluke das Leben auf dem Richtplatze zu beobachten.

„So viele Menſchen wegen eines Voglers!" rief er aus, „da iſt's doch beſſer, ſeinen Weg vor Tage früh im Dunkeln mit dem Vogelkaſten auf dem Rücken zu machen. Aber ich hätte nie gedacht, daß ein Vogler ſeinen Geiſt aufgeben müßte."

„Ei," rief die Frau, „rede doch nicht ſo, die Vogler geben ja alle einmal ihren Geiſt auf."

„Aber nicht ihrer Sünden wegen," antwortete der alte Vogelſteller.

„Freilich nicht," entgegnete die Frau.

Als der alte Vogelſteller geſehen hatte, wie Karl ganz zuſammengebückt vom Armenſünderkarren herabſtieg in einer weißen Hoſe, einem weißen Kittel und in einer Mütze mit ſchwarzem Knopf, wandte er das Auge von jener Stelle ab, um die Hinrichtung nicht zu ſehen. Nur einem Falken folgte noch eine Zeit lang ſein Blick, der über dem Richtplatze und über dem Haupte des Vogelſtellers hoch oben in der Luft ſchwebte. Und indem er dem Fluge des Falken mit den Augen folgte, war's ihm, als ſähe er hoch oben in blauer Luft den Zug des wilden Jägers; er hörte deutlich das Gebell ſeiner Rüden, ſah das athemloſe Wild daherſprengen, hörte die „Tuturſel“ als Eule vor dem Zuge hertrompeten und ſah den wilden Jäger mit ſeinen Mannen reiten. Als die eigentliche Jagd vorüber war, kam noch ein zweiter Zug, der ihr gleichwohl noch anzugehören ſchien. Ein unendliches Gezwitſcher von Vögeln erſcholl aus dieſem Zuge und mitten unter den Vögeln erblickte der Vogelſteller einen Mann in der Kaiſerkrone, der ein Netz trug und ſich Zweige mit rothen Vogelbeeren um den Nacken gebunden hatte. Kaiſer Heinrich! rief er in Gedanken laut aus; doch es war, als wäre ſeine Zunge gelähmt. Kaiſer Heinrich aber drohte gerade über der Richtſtätte mit der Hand, als wäre die edle Beſchäftigung des Vogelſtellens entweiht, der ſein Geiſt ſo lange mit Ehren vergeſtanden hatte.

Hierauf trennte ſich jedoch der Kaiſer Heinrich von der wilden Jagd und ließ ſich in den Waldungen nieder, da wo unter den hohen alten Tannen der Vogelherd des alten Vogelſtellers lag. Um dieſelbe Zeit war Karl's Haupt zu Boden gefallen. Von dem neuen Vogelherde in der jungen Grüne heißt es, ſeit der alte Vogelſteller jenes Geſicht hatte: „Rohrdommeln und Igel werden die Stätte inne haben, Nachteulen und Raben werden daſelbſt wohnen. Denn Gott wird eine Meßſchnur darüber ziehen, daß ſie wüſte werde, und ein Richtblei, daß ſie öde ſei.“

Sechzehntes Capitel.

Wilhelm und Johanna.

„Ein Jeder ſeh', wo er zulandt,
Das Leben währt nicht lang'.
Denn gar geſchwind hat all's ein End',
Gleich wie der Vogelg'ſang.“

Die Hühnerweihen flogen im nächſten Sommer wieder um das niederſächſiſche Bauerndorf, da war es auf dem großen Bauerndorfe ſehr lebhaft; denn es ſollte die Hochzeit Johanna's mit Wilhelm ſtattfinden, der durch Karl's vollſtändiges Bekenntniß von allem Verdachte gereinigt und der um Oſtern mit Johanna verlobt war.

Der wackere Pfarrer Roßhirt hielt am Hochzeitstage die Traurede über die Worte: „Wem ein tugendſam Weib beſcheert iſt, die iſt viel edler, denn die köſtlichſten Perlen. Ihres Mannes Herz darf ſich auf ſie verlaſſen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leides ſein Lebenlang. Sie gehet mit Wolle und Flachs um und arbeitet gern mit ihren Händen. Sie iſt wie ein Kaufmannsſchiff, das ſeine Nahrung von Ferne bringt. Sie ſteht des Nachts auf und giebt Futter ihrem Hauſe und Eſſen ihren Dirnen. Sie denkt nach einem Acker und kauft ihn und pflanzet einen Weinberg von den Früchten ihrer Hände. — Sie merkt, wie ihr Handel Freuden bringt, ihre Leuchte verlöſchet des Nachts nicht. Sie ſtreckt ihre Hand nach dem Rocken, und ihre Finger faſſen die Spindel. Sie breitet ihre Hände aus zu dem Armen und reicht ihre Hand dem Dürftigen. Sie fürchtet ihres Hauſes nicht vor dem Schnee, denn ihr ganzes Haus hat zwiefache Kleider. Sie macht ihr ſelbſt Decken, weiße Seide und Purpur iſt ihr Kleid."

Das Hochzeitsfeſt ging vorüber und bald war Alles wieder im gewohnten Gleiſe, nur daß der „große Müller" mit ſeiner Frau an Wilhelm und Johanne den Bauerhof abtrat und ſich auf ein Altentheil zurückzog.

Die Hütte vor dem Vogelherd des alten Vogelſtellers, der jetzt der einzige Vogelheerd auf dem ganzen Oberharze iſt, mußte vergrößert werden, und die neue größere Hütte iſt ſtets gefüllt von den Freunden der Vogelſtellerei. Zuweilen tanzt das junge Volk aus der Stadt darin, bis der alte Vogelſteller, der am Guckloche ſitzt, ſie mit dem Ausrufe: „Still, die Weindroſſel!" zur Ruhe verweiſt. Je älter Wilhelms Oheim wird, um ſo mehr nimmt er ſelbſt ganz die Haltung und den Gang eines Vogels an, und die Seinen behaupten, daß er jede Nacht im Schlafe einen der Finkengeſänge, beſonders den: zi-zack-Weida, zwitſchere. Seinen Neffen beſucht er oft.

Karl's Vater, der alte Buſchſteller, iſt noch immer der als den wir ihn kennen. „Hören ſe'n mei Fink?"*) das iſt noch immer der einzige Gedanke, den ſein Geſicht auszudrücken ſcheint, wenn er hinter ſeinem Buſche ſteht und bei dem Anblick einer Schaar Vögel ſeine Mütze ſchwenkt.

Wilhelm ging an einem Tage im vergangenen Herbſte in ſeinen Grasgarten hinter dem Hauſe. Johanne folgte ihm aus dem Hauſe nach. Er trug einen einzigen kleinen Sprenkel und einen dunkelblauen Büſchel von Fliederbeeren in der Hand. Der junge Bauer (denn das iſt Wilhelm jetzt aus einem Vogelſteller geworden) ging mit dem Sprenkel und der Fliederdolde unter einen Borsdorfer Apfelbaum und ſtellte dort ſeinen Sprenkel auf. Johanne war jetzt auch in den Garten eingetreten und hatte ſich dicht neben ihn geſtellt, um ihm zuzuſchauen. Sie ſtanden noch immer dicht neben dem Sprenkel. Da kam ſogleich in den Obſtbäumen her ein zartes Rothkelchen gehüpft, flatterte immer näher, betrachtete dann, das nachdenkende Köpfchen immer von einer Seite auf die andere wendend, Wilhelm und Johanne eine Weile mit forſchendem Blick, als wollte es ergründen, ob ihnen wohl zu trauen ſei, ſprang plötzlich raſch näher und fing ſich ganz traulich dicht neben ihnen in der Schlinge. Die junge Bäuerin half dem jungen Bauern das Rothkehlchen aus der Schlinge befreien, nahm es mit in das Haus und ließ es in ihrer Wohnſtube flattern. Dort nimmt es noch jetzt ſeinen Flug von der einen Ecke des niederen Zimmers zur andern hin, und der junge Bauer mag ihm mit ſeiner Gattin gern zuſchauen, wenn es dort am Morgen während des Frühſtücks der Beiden ſeinen traulichen langſamen Flug nimmt, oder am Abende, ehe Alles im Hauſe ſchlafen geht, nochmals, vom Scheine der Schirmlampe aufgeſchreckt, aus dem Buſche aufflattert, der für das Rothkehlchen auf den Eckſchrank geſetzt iſt, und deſſen Blätter, wenn auch vertrocknet, doch noch nicht abgefallen ſind. Wie ein trauliches: Gute Nacht! tönt es in die Ohren des jungen Bauern, wenn das Rothkehlchen einige Male in dem dunkeln Theile der Stube hin und hergeflogen iſt, und ſich dabei unruhig flatternd einmal dem grünen Lampenſchirme genähert hat, dann aber mit lautem Geräuſch in dem raſchelnden dürren Laube des Baumzweiges auf dem Eckſchranke verſinkt, um erſt am nächſten Morgen wieder mit dem gleichen Geräuſche daraus hervorzubuſchen. In allen Stücken heißt es jetzt von dem jungen Vogelſteller: „Denn der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalben ihr Neſt.“

---

*) Hören Sie denn meinen Finken?

Druck von F. Hoffſchläger in Berlin.

Erzählungen aus dem Harzgebirge.

Eine Volksſchrift

von

Heinrich Pröhle.

Zweites Buch.

Das Junggeſellenſchießen.

Berlin.
Verlag von A. Vogel & Comp.
1862.

Meinem theuren Freunde

Richard Goſche,

Profeſſor der deutſchen Litteraturgeſchichte an der Univerſität,
Cuſtos der K. Bibliothek und Lehrer an der Kriegsakademie zu Berlin,

gewidmet.

An Richard Goſche.

Die Wiederkehr des heutigen Tages, lieber Goſche, als unſeres gemeinſamen Geburtsfeſtes, erinnert mich an das verfloſſene Jahr, da Du uns an dieſem Tage ſo angenehm nach unſerer Rückkehr hierher mit Deiner lieben Familie begrüßteſt. An der ſchönen bläulichen Fluth in Treptow, beim Vorüberſegeln von Schiffen, deren ausgebreitetes Segel das maleriſche Kirchlein von Stralow auf dem gegenüberliegenden Ufer oft ſo reizend verſteckt, verging uns ein Theil des Tages. Der andere Theil verfloß, indem wir in den feuchten Gondeln die Liebesinſel mit ihrem Schilf umfuhren und jenes Kirchlein am andern Ufer ſelbſt aufſuchten und umgingen.

Nimm als eine geringe Gegengabe für die damals bewieſene Freundſchaft heute zu Deinem Geburtstage die Widmung des „Junggeſellenſchießens“ freundlich auf.

Die ſchon vor fünf Jahren in einer Zeitſchrift erſchienene und hier beſonders abgedruckte Erzählung iſt dem Boden des Harzes entwachſen und gibt in ihrem Kerne Sittenſchilderungen aus dieſem Gebirge. Aufgeſchrieben iſt ſie ſchon vor etwa ſieben Jahren zu Lerbach bei Clausthal. —

In meines Vaters Garten — Du kennſt dieſen Anfang eines Volksliedes, den ich hier unwillkürlich wiederhole — ſteht ein Roſenbaum, der uns dadurch merkwürdig war, daß er ſeine kleinen Roſen alljährlich ſchon am heutigen Tage den liebenden Eltern und Geſchwiſtern zum Kranze hergab. Denke, daß der Kranz, den ich Dir heute mit dieſer Schilderung darbiete, von dieſem Juniroſenbaume in meiner Heimath geflochten ſei.

Berlin, den 4. Juni 1860.

Das Junggeſellenſchießen.

Erſtes Capitel.

Die hohe Geſellſchaft.

„Dieweil er hoch iſt, übertrifft
Mit ſeiner Höhe, wie ich bericht't,
All' Berg' im Harz und Thüringen.
Darüber er ganz hoch thut ſpringen,
Ueberdieß iſt er auch weit beſchreit,
Dieweil Nachts, zu Walpurg Zeit,
In großer Zahl, wie ich bericht',
Die Zauberin mit ihrem Gezücht
In gemein ein'n Reichstag allda halten,
Die jungen ſowohl als die alten.“

Altes Lied.

Wer in Norddeutſchland geboren oder auch nur einmal dort gereiſt iſt, kennt den Hexenberg, auf dem nach den Worten des Dichters der Kukuk und ſein Küſter tanzt. Dorthin zogen am erſten Mai des Jahres 18**, wiewohl die Spitze des Berges noch vom Schnee glänzte, verſchiedene Gruppen von Wanderern. Der Gaſtwirth Veilchenſtein, welcher oben auf der Spitze des Berges als ein alter Junggeſell hauſte, feierte nämlich am 1. Mai ſtets den erſten Anfang der für die Wirthe ſo vielen Gewinn bringenden Jahreszeit auf dem Hexenberge, und ſeit er zuerſt das hochgelegene Haus bezogen, hatte er ſeine Ehre darein geſetzt, an dieſem Tage jedesmal eine feſtliche Geſellſchaft zu geben. Unter den Gäſten, die er geladen hatte, war ein Rentier, der, weil er zu Hauſe gleichfalls nicht durch zarte Bande gefeſſelt war, von der nächſten größeren Stadt aus zu Herrn Veilchenſtein auf Beſuch kam. An ſeiner Seite ſchritt ein Bergführer einher, der noch jetzt in jener Gegend den amtlichen Titel des Bergführers Nr. 2 hat. Er war ein Vierziger mit blühend rothen Wangen, klein und zierlich von Geſtalt, wiewohl er das hölzerne Reff, auf dem die Reiſetaſche des Rentiers ſtand, mit großer Leichtigkeit auf ſeinem Rücken den Berg hinantrug. Mit ſeinem Oheim, dem Bergführer Nr. 1, der ſeit langen Jahren Wittwer war, wohnte und wirthſchaftete er zuſammen in dem Dorfe am Fuße des Hexenberges, und da bis zu dieſem Dorfe ſoeben die Eiſenbahn gebaut wurde, war er über dieſe im eifrigen Geſpräch mit dem Rentier begriffen. Er ſuchte ihm zu beweiſen, daß die Führer und Boten, welche die Kreuz und Quer die Welt durchziehen, eine höchſt weiſe Einrichtung der göttlichen Vorſehung ſeien und durch die Eiſenbahn nicht überflüſſig würden. Dazu bediente er ſich etwa folgender eigenthümlichen Beweisführung: „Kann die Eiſenbahn," rief er, „ein Reff auf den Rücken nehmen und die Fremden auf den Hexenberg führen? Nein. Wenn Herrſchaften auf die Hirſchjagd gehen wollen, kann ſie dazu einen Erlaubnißſchein vom Forſtamte holen? Kann ſie mit ins Gebirg auf die Hirſchjagd gehen und Waſſer aus dem Wolfsbrunnen holen, wenn Herrſchaften in der Nacht durſtig werden? Nein. Kann die Eiſenbahn nach der Stadt gehen? Ja, das thut ſie alle Tage, aber kann ſie in einem Hauſe auf dem Ruhfeitgenplatze an die Thüre klopfen und einen Brief beſtellen? He? kann ſie warten, bis Antwort geſchrieben iſt? Kann ſie einen Korb mit in die Stadt nehmen und beim Fleiſcher Fleiſch einkaufen, wenn auf dem Lande keins zu haben iſt? kann ſie das Fleiſch in eine Serviette einpacken, ſo daß ſie nicht zu blutig wird, und den Korb mit Fleiſch der Köchin bringen? Nein. Kann ich meine Mütze nehmen und ins Kernfeld werfen, und zu der Eiſenbahn ſagen: Apporte? Nein, das kann ich nur ſagen zu einem Pudelhund. Kann die Eiſenbahn über einen ſchmalen Wieſenpfad gehen durch feuchtes Gras, den man beinahe nicht ſieht und wovor auf einem Täfelchen geſchrieben ſteht: bei einem Thaler Strafe oder vierundzwanzig Stunden Gefängniß verbotener Weg? Nein, das kann ſie nicht, aber ein Bote und ein Führer kann es. Mithin ſind die Führer und Boten ſinnreicher als die Eiſenbahnen und werden durch ſie nicht überflüſſig."

Der Rentier gab zu dieſer ſeltſamen Rede ſeinen Beifall zu erkennen und beide hatten ſich während derſelben dem Gaſthauſe auf der Spitze des Berges genähert, in deſſen Thüre der ſtattliche Herr Veilchenſtein lehnte und nach ſeinen Gäſten ausſchaute.

Herrn Veilchenſteins militäriſche Haltung war auch in dieſem Augenblicke unverkennbar und man behauptete, daß er, urſprünglich ein gelernter Koch, eine Zeitlang das Amt eines Tambourmajors in einem königlichen Regimente, deſſen Chef ein benachbarter Fürſt geweſen war, verwaltet habe. Eine kleine Stadt, der er in dieſer Eigenſchaft beim Durchzuge ſeines Regiments einmal ganz beſonders imponirt hatte, erwählte ihn zu ihrem Bürgermeiſter. Zu dieſem Poſten aber nicht auf's Neue gewählt, hatte er die Wirthſchaft auf dem Hexenberge erhalten, eine Haushälterin, die ſich zu einer vortrefflichen Gaſtwirthin ausgebildet hatte, genommen und in wenigen Jahren viele Güter erworben.

Und ſo ſtand er nun behaglich da in der Thür und harrte ſeiner Gäſte, die jetzt bereits ſeinem Auge ſichtbar wurden. Es waren außer dem Rentier mehrere Wirthe, welche unten am Fuße des Hexenberges ſtattliche Gaſthöfe hielten. Sie kamen auf Eſeln mit einem Weinreiſenden daher, der die Gegend alljährlich ein- oder mehremal für das Haus Weſermeyer u. Comp. durchſtreifte, und mit mehren Bergführern. Unter dieſen trug der Bergführer Nr. 1, ein alter Mann mit einem ſchneeweißen, langen Barte, die letzten bisher vergeblich erwarteten Leckerbiſſen, die Herr Veilchenſtein aus der nächſten größern Stadt ſich in das Dorf am Fuße des Hexenberges beſtellt hatte.

Mit Verwunderung ſahen alsbald alle Gäſte, wie der Bergführer Nr. 1, der mit ſilberweißem Haar und langem eisgrauen Bart, mit Hülfe ſeines Vetters ein langes Tiſchtuch über die Tafel deckte, ein anderer Bergführer mit den Tellern und ein vierter mit Gabeln und Meſſern hereintrat und wie, nachdem dies alles an Ort und Stelle ſtand, der Bergführer Nr. 1 die Stühle herumſetzte. Das Gaſtmahl war nun ſo weit vorbereitet, daß Herr Veilchenſtein das Wort nahm und alſo ſprach: Meine Herren, wenn es beliebt? Nehmen Sie mit dem fürlieb (hier lächelte er auf eine ganz unnachahmliche Weiſe), was der Wirth auf dem Hexenberge Ihnen zu Walpurgis vorſetzen kann. Dazu werden Sie nur von Bergführern bedient werden, denn den Kellnern, welche erſt vor einigen Tagen für den Sommer hier anlangten, gedenke ich bei dieſer Gelegenheit wie gewöhnlich ſelbſt ein Gaſtmahl zu geben.

In dieſem Augenblick ſchlüpften und ſchwankten auch ſchon die drei Kellner, der Oberkellner voran, ins Zimmer. Denn da der eine die beiden andern um einen halben Kopf überragte, ſo waren ſie bereits dahin unter ſich übereingekommen, daß dieſem die Würde eines Oberkellners beizulegen ſei. Alle trugen gebrannte Locken, Leibröcke mit etwas ſpitzen Schwänzen, Vatermörder und Handſchuhe. Wiewohl ſie ſämmtlich aus der nächſten Kammer herausgeſtolpert waren, ſo hielten doch alle den Hut unter dem Arm. Den Lippen der Wirthſchaftsmamſell und der Mägde, welche ſich auf dem Gange zwiſchen der Küche und dem Speiſezimmer aufgeſtellt hatten, entfuhr ein einſtimmiges: Ach! als die Kellner ſo, geſchmückt wie die Pfingſtochſen, aus ihrer Kammer fuhren . . .

Herr Veilchenſtein richtete jetzt Blicke auf die aufwartenden Bergführer, wie ein Tambourmajor ſie um ſich wirft, und das Gaſtmahl nahm ſogleich ſeinen Anfang. Die Bedienung durch die Bergführer machte einen Eindruck, der nicht größer hätte ſein können, wenn er den Zwergkönig Hübich und den wilden Mann aus den nahen Wäldern zur Aufwartung bei Tafel herbeigezaubert, und noch außerdem den Berggeiſt Rübezahl aus Schleſien zu gleichem Zwecke verſchrieben hätte. Als der Bergführer Nr. 1 mit der dampfenden Suppenſchüſſel hereintrat, lächelten ſämmtliche Kellner, denn ſie ſahen einem großartigen Ereigniſſe entgegen. Der Bergführer aber ſtellte die Suppe mit den Worten auf den Tiſch: „Mockturtelſuppe". — Einer der Wirthe, die als Gäſte anweſend waren, ein noch junger Mann, der in Frankfurt am Main die Gaſtwirthſchaft erlernt hatte, zog, als der Suppenteller gefüllt vor ihm ſtand, den Bleiſtift aus der Taſche hervor und notirte ſich auf einem Blättchen Papier das Wörtchen: Mockturtelſuppe, was ſeine Collegen ihm nachmachten. Zuletzt zog auch der Rentier ein Notizbuch aus der Taſche, in dem er nun gleich den Wirthen ſich jede Speiſe aufzeichnete und zunächſt gleichfalls das Wörtchen: Mockturtelſuppe ſchrieb.

Herr Veilchenſtein ſchenkte jetzt auch den Wein ein und brachte nach alter guter Sitte den erſten Trinkſpruch auf den König aus. Alle ſtimmten eifrig in das Lebehoch ein, und nur der Weinhändler konnte ſich nicht enthalten, während des Toaſtes ſeiner Gewohnheit nach die näheren Zurüſtungen zum Trinken zu machen, indem er das Glas von der Seite gegen das Auge hielt, und wenn er ein kleines Stäubchen wahrnahm, das ſich oben am Rande feſtgeſetzt hatte, es vorſichtig mit der Tiſchſerviette auswiſchte. Dann tranken Alle auf das Wohl des Königs, mit beſonders ſtarken Zügen der ſonſt ſo mäßige Rentier, welcher ein beſonderes Intereſſe am Fortbeſtehen des Staates zu haben glaubte, wie alle Leute, die von Zinſen leben, ohne daß er etwas von den hochherzigen Gefühlen in ſich geſpürt hätte, welche bei dem Rufe: der König lebe hoch! die rauhe Bruſt des ehrlichen Landwirths und ſelbſt das Herz des verhutzelten Canzliſten durchdringen, und die auch jetzt die Bruſt des Herrn Veilchenſtein hoben und wie Janitſcharenmuſik aus ſeinen Augen ſprühten. Der Weinreiſende hatte den erſten Schluck noch nicht ganz durch die Zähne geſogen und gab dabei mit den zufriedenen aufgeblähten Backen zu erkennen, daß er ſich freue, in dem Weine, der vor einem halben Jahre von ihm gekauft war, noch immer ein „ſöffiges“, coulantes Weinchen zu finden. Auch bereitete er ſich ſichtlich vor, einige Worte laut über den Wein zu ſprechen, nachdem er die Blume deſſelben gründlich erforſcht hatte.

Als nun nach verſchiedenen anderen Trinkſprüchen der Bergführer Nr. 1 die grünen Erbſen aus dem entfernten Gewächshauſe mit Lachs auftrug, lief ein beifälliges Gemurmel durch die ganze Geſellſchaft, das bei den Bergführern einen beſonders lebhaften Wiederhall fand und ſogar aus der Küche durch ein Gewirr fröhlicher Stimmen — die Mägde ſchienen dort die Größe des Hexenbergwirthes zu preiſen — beantwortet wurde. Triumphirend fragte Herr Veilchenſtein, ob wohl die Hexen zu ihrer Zeit auch ſchon zu Walpurgis grüne Erbſen mit Mohrrüben gegeſſen haben möchten. Den freudigen Gefühlen der Geſellſchaft in Bezug auf die grünen Erbſen mit Mohrrüben gab diesmal der Oberkellner Worte, indem er ſich an den Vatermördern zupfte und Herrn Veilchenſteins Frage mit einem lauten und freudigen: Nein! beantwortete.

Es folgte zunächſt farcirter Puter, und ſodann ſtürmten ſämmtliche Bergführer, welche kurz vorher hinausgegangen waren, herein, um eine Schüſſel ſchwärmend, worin eine Mehlſpeiſe in noch brennendem Rum lag. Oftmals ſprangen ſie zur Seite, denn die Spiritusflamme brannte fortwährend aus der Schüſſel hervor und verſengte ſogar die Spitze von dem eisgrauen Barte des Bergführers Nr. 1, der ſie trug. Erſt auf den Tellern der Gäſte erloſch die Flamme allmälig, welche den Ruhm des Hexenberges nicht wenig erhöhte und um welche die Bergführer, wie Indianer um ein Feuer im Walde, noch immer in einer eigenthümlichen Bewegung herumſchwärmten. Erſt gegen das Ende der Mahlzeit erſchien auch die Wirthſchaftsmamſell, die bisher in der Küche geweſen war. Sie nahm ihren Platz neben dem Rentier und war bald mit ihm in lebhafter Unterhaltung begriffen. Sie geſtand ihm, wie oft ſie an ihren Aufenthalt in ſeiner Vaterſtadt zurückdenke, wo ſie die Wirthſchaft gelernt hatte, und wie namentlich nach Tiſche ihre Gedanken ſtets in derſelben ſeien. Sie ſprach: Jetzt denke ich, in dieſem Augenblicke ſieht der alte penſionirte Hauptmann auf dem Vergnügungsorte Vogtsluſt vor der Stadt, wo ich die Wirthſchaft lernte, in die Kaffeekanne, ob noch eine Taſſe darin iſt, und hebt dabei wie gewöhnlich ſeinen Spazierſtock, den er immer in der Hand behält, in die Höhe; jetzt geht der Apotheker dreimal mit großen lauten Schritten im Saale auf und ab, alle Anweſenden verſtummen und ſehen auf ihn, als müſſe jetzt etwas Großes erfolgen, aber der Apotheker bleibt ſtumm. Jetzt, denke ich, wird ein Spielchen gemacht und jetzt ein Schwätzchen; beſonders an den hier ſo einſamen Wintertagen ſehe ich die Geſellſchaft vor mir bis auf den Abend, wie einer nach dem andern die Rockſchöße auseinander nimmt, ſich eine Weile mit der Mütze auf dem Kopfe oder der Pfeife im Munde an den geheizten Ofen ſtellt, und dann plötzlich mit kaum bemerkbarem Kopfnicken zur Thür hinaus und durch den Tannenwald nach Hauſe ſchießt. Der Rentier, der ſelbſt in dem Rufe einer ſehr regelmäßigen Lebensweiſe ſtand, ſchien Gefallen an dieſen Erinnerungen zu finden. Die Beiden ſprachen den ganzen Nachmittag nur miteinander und es ſchien ſogar, als ſchütte die Wirthſchaftsmamſell, die von Herrn Veilchenſteins Stolz und Erhabenheit manches zu leiden haben mochte, gegen den Rentier ihr gedrücktes Herz aus. — In der Nacht blieben Alle auf dem Hexenberge.

Drunten auf den ſogenannten ſchönen Punkten am Fuße des Hexenberges ſtanden mit Ausnahme des Bergführers Nr. 1, der die Nacht auf dem Hexenberge geblieben war, bereits in aller Frühe die Führer auf ihren Poſten wie Schildwachen, ſahen prüfend des Wetters wegen nach dem Himmel und blickten vergnügt in das fließende Eiswaſſer, in dem ſich die Sonne ſpiegelte, gleichſam, als müſſe der erſte reiſende Vergnügling des neuen Jahres darin geſchwommen kommen. Herr Veilchenſtein aber führte die Geſellſchaft jetzt in ſeinen Keller, um ihr Urtheil und beſonders die Rathſchläge des Weinreiſenden für ſeine Weine zu hören, die er aus Klugheit trotz ſeines Stolzes nicht verſchmähte, wie ſehr er ſelbſt auch zu den Kennern gehörte. Auch konnte das Urtheil des Weinreiſenden wenigſtens in Betreff der deutſchen Weine in der That für ziemlich unparteiiſch gelten, da das Haus Weſermeier u. Comp. gleich den meiſten Bremer Handelshäuſern nur in franzöſiſchen Weinen „machte“.

So wurden alle Weine durchgeprobt und beſonders ward der Geiſenheimer unterſucht, der auf einmal ganz trübe geworden war, ſo daß der Weinreiſende ſeine Vorſchläge machte, um ihn auf einen beſſeren Weg zu bringen. Der Bergführer Nr. 1 war ihnen in den Keller nachgekommen und folgte ihnen bei jedem Schritt und Tritt mit ſeinem langen weißen Bart, als wäre er wirklich der Berggeiſt und nähme ein beſonderes Intereſſe daran, daß den Reiſenden ein fehlerfreies „Weinchen“ vorgeſetzt würde.

Herr Veilchenſtein nahm zur Belohnung des Weinarztes einige Flaſchen Champagner, welchen die Wirthe, wenn ſie unter ſich waren, ſcherzweiſe „Weißbier“ zu nennen pflegten, mit hinauf. Als man wieder oben war, fingen ſämmtliche Wirthe an, über ihre eigenen Weinkeller zu berichten und es begann ein ſehr lebhaftes Geſpräch darüber, was die „Alten“ und was die „Jungen“ machten. Wer ſie ſo hätte reden hören, hätte glauben können, daß die Alten ein Geſchlecht von feiſten Royaliſten und die Jungen ein übermüthiges Geſchlecht von Republikanern ſeien. — Man hat immer ſeine Sorgen, wenn man ſolche

Race im Keller hat, ſagte ein alter behäbiger Wirth mit einem Anflug von Wehmuth, als ſpräche er von ſeinen leiblichen Kindern. Hier mißräth einmal ein Wein und dort ſchlägt einer aus der Art. Dann iſt er einmal wieder gut, aber die Zeiten ſind ſchlecht und man kann ihn nicht wieder losſchlagen. Die ſchönen Weine verſchlafen die ſchlechten Zeiten wie Ratten im Keller. Aber der Wirth ſitzt traurig oben in ſeiner Gaſtſtube, ſchenkt ein Glas Dünnbier ein und denkt mit Sehnſucht der Zeiten, wo die Kornpreiſe wieder ſteigen, oder die Handelsconjuncturen wieder beſſer werden, und malt ſich ſo rund als möglich die Figur des Amtmanns oder Kaufmanns aus, der zuerſt, wenn die ſchlechten Zeiten vorüber ſind, mit den Worten zu ihm tritt: dürfte ich vielleicht um eine Flaſche Champagner bitten? Auf der ganzen Welt giebt es für den echten Wirth keine beſſere Muſik, als die in dieſen Worten liegt.

Die Wirthe, der Weinreiſende und der Rentier unterhielten ſich noch lange von den „diverſen Weinen“, und wer die Wirthe ſo hätte reden hören mit „meiner“ und „deiner“, hätte wiederum glauben müſſen, daß ſie von ihren Söhnen ſprächen, die ſie auf dem Gymnaſium zu erhalten hätten, und die ihnen viele Sorge machten, wie Wirthsſöhne zu thun pflegen.

Der Tag war bereits weit vorgerückt, als die Geſellſchaft auf Eſeln aufbrach. Nur der Weinreiſende nahm ſeinen Weg in Begleitung des Bergführers Nr. 1 auf der andern Seite des Berges herunter. Der Rentier hatte ſich geneigt erklärt, noch einige Tage auf dem Hexenberge zu verweilen. Die Wirthe nahmen ihren Weg über ein kleines Wirthshaus, das am Abhang des Hexenberges noch auf dem Berge ſelbſt liegt, um hier vorzuſprechen, und bis dahin begleitete auch Herr Veilchenſtein die Geſellſchaft.

Der ſtolze Herr Veilchenſtein in ſeinem Uebermuthe war der erſte, der ſeinen Eſel mit ſo ernſthaftem Geſicht vermittelſt mehrerer Schläge über die hohe Schwelle bis in die Stube des ärmlichen Hauſes trieb, als wäre er niemals anders denn auf einem Eſel reitend in das Zimmer einer Wittwe gekommen und niemals anders als Bürgermeiſter auf ſein Rathaus gezogen. Draußen bereits ſahen ſie die beiden Töchter der Wirthin beſchäftigt, welche etwas ſcheu um die ſeltſamen Gäſte herumgingen. Sie folgten langſam den Eſeln nach in die Stube, in deren Mitte die Wirthe, die Hüte auf dem Kopfe, Halt machten, um ſich in dem Wirthszimmer der Wittwe, ihrer Collegin, umzuſchauen. Die älteſte Tochter Marie ging bald darauf wegen einer wirthſchaftlichen Verrichtung an Herrn Veilchenſtein vorbei zur Stubenthüre, nahm im Vorübergehen die Schürze von der Wand und blieb dann, ehe ſie hinausging, neugierig in der Thüre ſtehen und band ſie ſich zum Staate vor, indem ſie mit den Armen ausholte, um die Bänder zuzubinden. Sie ſah dabei erſtaunt und unverwandt auf Herrn Veilchenſtein, deſſen Füße faſt den Boden und deſſen Kopf faſt die Decke erreichte. Das Mädchen hatte bis vor kurzem in einer der entfernteren Städte bei einer vornehmen Herrſchaft gedient und war ſo an einem fremden Orte und unter wildfremden Leuten bereits den Dreißigen nahe gekommen, ohne daß ein Freier ſich dort eingefunden hätte. Auch Herr Veilchenſtein betrachtete ſie jetzt aufmerkſam, bis ſie hinausging. Während ſie draußen war, lüfteten die Wirthe, nachdem ſie ſämmtlich ihre Eſel zum Stehen gebracht, ihre Kappen ein wenig und lachten aus vollem Halſe über die komiſche Situation, während Herr Veilchenſtein keinen Augenblick ſeine angeborene Würde verleugnete.

Marie, welche jetzt wieder ins Zimmer trat, deutete auf die Wäſche, die zum Trocknen an dem geheizten Ofen aufgehängt war und ſagte, um ein Geſpräch zu eröffnen, es gehe hier etwas unruhig zu. Sie trocknete die naſſen Hände, welche ſie aus der Küche mit hereingebracht, vor aller Augen an ihrer Schürze und klatſchte dann behaglich die Hände zuſammen, um zu verſuchen, ob ſie nicht mehr naß ſeien.

Nach einiger Zeit machte Herr Veilchenſtein der Wirthin den Vorſchlag, eine ihrer Töchter in den Dienſt zu nehmen, da er für den Sommer noch einer Magd bedürfe. Wirth und Wirthin wurden bald einig, daß Marie zu ihm ziehen ſollte, und dieſe lenkte nun ſogleich wie eine dienſtfertige Magd den Eſel des Hexenbergwirthes am Zaum aus dem Zimmer, wobei der Eſel ſie auf den

Fuß trat, ſo daß ſie mehrere Tage hinken mußte. Als die Wirthe mit ihren Eſeln unter großem Lärmen der hallenden Tritte aus der Stube ſtolperten, ſchwangen ſie vergnügt ihre Mützen, und der Wirth vom Hexenberg als der „höchſte Mann“ oder wenigſtens der „höchſte Wirth“ ließ ſich ſogar ſo weit herab, daß er vor dem Hauſe, als Marie ſeinen Eſel losließ, ſeine Kappe wie einen Tambourmajorſtab in die Luft warf und wieder auffing.

Ueber einen ſo gewandten Wirth waren alle entzückt. Bei der Fortſetzung ihrer Reiſe unterhielten ſie ſich auf's Neue von den Fortſchritten der Cultur, welche nun mit anſehnlichen Wirthſchaften bis auf die höchſten Bergſpitzen dringe. Einer aus der Geſellſchaft ſprach: „Welch ein Unterſchied zwiſchen Herrn Veilchenſtein und ſeinem Vorgänger! Mit ſeinem Sohne und ſeiner Alten kam dieſer nie vom Hexenberge herunter. Als ſein Sohn endlich von vierzehn Jahren nach der nächſten Stadt in die Lehre gethan wurde, hatte er noch nie einen Fluß geſehen und fiel in eins der Waſſer, welche ſich am Fuße des Teufelsberges ſammeln. Kamen einmal Fremde im Dunkeln, ſo wollte der alte Wirth nicht aufſtehen. Nun, wen hat denn da der Teufel ſchon wieder am Stricke? rief er einſt um Mitternacht zwei Ankömmlingen zu. Den Paſtor von Felſenburg! antwortete ganz gelaſſen die Stimme ſeines Seelſorgers, welcher einen fremden Gelehrten in der Nacht auf den Teufelsberg begleitet hatte.“

Zweites Capitel.

St. Julien.

„Ein echter deutſcher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.“

Göthe.

Bei den Herrn, die der Leſer bereits kennen gelernt hat, ging nun Alles den alltäglichen Gang fort, ausgenommen die weſentliche Veränderung, daß Herr Veilchenſtein, als die Eiſenbahn vollendet war, von ſeinem Berge herunterzog und die Bahnhofswirthſchaft übernahm. Auch kaufte er einen Gaſthof in einem daneben gelegenen Dorfe, welches einer ganz nahen Burgruine wegen von vielen Fremden beſucht wurde und in dem er wohnte. Um dieſelbe Zeit überließ er dem Rentier, der einer Wirthſchafterin bedurfte, ſeine Haushälterin, und ſetzte Marie, die bisher als Magd bei ihm gedient hatte, in ihre Stelle ein.

Seit der Rentier die Mamſell in ſeinem Hauſe hatte, überließ er ſich noch mehr, als er bisher ſchon mit der Pünktlichkeit eines Mannes, der von mäßigen Zinſen lebt, gethan hatte, einer gewiſſen, nach der Uhr geordneten Lebensweiſe. Niemand „ſchob“ am Abende um halb ſieben Uhr ſo pünktlich in die Clubgeſellſchaft als der Rentier. Wehe ſeiner Haushälterin, wenn nicht an jedem Morgen punkt 5 Uhr und 10 Minuten das Vorſpiel zu jenem angenehmen Concert in der Küche mit den beiden Kaffeelöffeln und Kaffeetaſſen begonnen hätte, das zwar in einem größeren Familienkreiſe viel volltönender klingt, deſſen Muſik aber, wenn ſie auch nur ein ſchwaches Lallen iſt, doch auch im Ohr des Hageſtolzen gar lieblich iſt. Wehe ihr, wenn nicht um 8 Uhr 15 Minuten der Schinken auf dem Tiſche ſtand, den ihm der Doctor einmal vor vielen Jahren verordnet hatte, als ſeine Anlage zu einem mäßigen Dickbauch noch zweifelhaft war, daneben aber der hölzerne Schinkenteller, Kümmel und Salz und das Liqueurglas (die Liqueurflaſche nahm er ſelbſt aus einem verſchloſſenen Wandſchrank, zu dem er den Schlüſſel in der Taſche hatte). Aber dreimal wehe ihr, wenn er nicht drei Secunden nach 12 Uhr in die Suppe blaſen und vier Minuten vor halb 1 Uhr den Kopf aus dem Fenſter ſtecken konnte, um dreimal über den Markt weg zu blicken und um 1 Uhr an der Kirche vor ſeinem Hauſe in die Höhe zu ſehen, wo in dieſem Augenblick jedesmal der Thürmer den Kopf aus der Luke ſteckte, um in ein langes Rohr zu blaſen. Um 2 Uhr weckte dann ein gewiſſes Geſumm und Gebrumm der ſämmtlichen Glocken des Thurmes ihn aus ſeinem „Sophaſchläfchen“ zum Nachmittagsſpaziergange, und ſo ging, wie geſagt, ſein Leben ohne alle Störungen ſeinen einförmigen Gang.

Der Weinhändler machte nach wie vor in St. Julien, das heißt er witterte aus, wo auf einem Bauernhofe in längerer oder kürzerer Zeit ein häusliches Feſt in Ausſicht ſtand, was er ſtets ſehr glücklich zu benutzen wußte, um mit einigen Fäſſern Wein den Grund zu einem größeren Luxus und zu einem ſtattlichen Weinkeller zu legen. Mancher Bauernwagen, der ſo altfränkiſch und bäuriſch ausſah, als ob der alte Gott Thor mit ſeinen Steinböcken daherführe, brachte doch nichts anders als ein Faß St. Julien unter ein Ziegeldach, das ſo röthlich glänzte, weil es erſt geſtern an die Stelle eines Strohdaches getreten war.

Herr Veilchenſtein lebte zumal im Winter in idylliſcher Zurückgezogenheit, und wenn die Gäſte ſeltner wurden, ſo ließ er ſich am liebſten ſelbſt von Marie, der Tochter der armen Gebirgswirthin, feſtlich bedienen. Was Wunder, wenn die Welt daraus ſchloß, daß Herr Veilchenſtein mit vollen Backen in ein Feuer blaſe, das in den meiſten Häuſern auf einem gar ſtattlichen, aber nur figürlichen Herde dem Gott der Ehe lodert, und wenn ſie bereits ſeine jetzige Wirthſchafterin als die künftige Frau Veilchenſtein bezeichnete? Marie ſchlug trotz des bedeutenden Unterſchieds der Jahre ſeine Bewerbungen nicht ganz darnieder.

So gingen Beide lange Zeit neben einander her. An jedem neuen Morgen verklärte ſich Herrn Veilchenſteins Geſicht, wenn Marie mit dem Frühſtück in ſein Wohnzimmer hereintrat. Aber ſchnell verſchwand ſie wieder, und nur der Hund, der, immer an ihrem Kleide in die Höhe ſpringend, mit ihr ins Zimmer zu dringen pflegte, blieb dort bei dem alten Junggeſellen zurück, ſprang, ſcharrte und rumorte auf dem Fußboden und beſonders unter dem Sopha umher, auf dem ſein Herr ſaß, drang durch die offenſtehende Kammerthür, und kratzte nach höchſtens zehn Minuten, alle nur möglichen Kunſtſtücke machend, mit den hoch erhobenen Vorderpfoten an der Stubenthür, um Herrn Veilchenſtein auf eine zarte Art zu verſtehen zu geben, daß auch er ſeinerſeits ihn wieder ſeiner Einſamkeit zu überlaſſen wünſche.

Faſt gleich wenig Aufmunterung als Herr Veilchenſtein erhielt von Marie ein anderer Bewerber, der nur ein Jahrzehnd jünger war als er und noch immer um ein Jahrzehnd älter als ſie. Es war der kleine rothbäckige Bergführer Nr. 2. Er gehörte, wenn er unbeſchäftigt war, gewiſſermaßen zur Dienerſchaft in Herrn Veilchenſteins Hauſe, umſomehr, da deſſen Kellner ſich faſt ſtets in der Bahnhofsreſtauration aufhielten, und hatte vorläufig auch ſeinen Platz neben Marie, zwar auch nicht an einem figürlichen, aber an einem wirklichen Herde, der in ſehr ſolider Bauart aus rothen glänzenden Bauſteinen in der Küche des ſtattlichen Gaſthauſes aufgeführt war. So oft er im Hauſe war, zeigte er ſich unermüdlich in allen Dienſtleiſtungen gegen Marie. Herrn Veilchenſtein entging es nicht, doch achtete er den Bergführer für zu gering, als daß ihm dies ein Grund zum Mißtrauen und zur Eiferſucht hätte ſein können.

Nur einmal warf er dem Bergführer einen zornigen Blick zu, als er Marie ihm beim Tanzen am Sonntag Nachmittag die Hand zu einer Tour reichen ſah, an welcher Theil zu nehmen ſich für ihn aus verſchiedenen Gründen nicht ſchicken wollte.

Es war noch in der nämlichen Woche am Sonnabend, wo dies Sonntags ſich ereignet hatte. Der Abend kam heran, ein ſchöner klarer Septemberabend. Schwer beladen mit Milch in den Eutern ſchritt die Heerde nach dem Dorfe zu und ihr Glockengeläute ſchien den Herrn der Rinderheerden und der himmliſchen Heerſchaaren für all die fette Milch zu loben und zu preiſen. Eine blanke rothe Kuh ging eine gute Strecke weit vorauf. Vor dem Dorfe blieb ſie noch einmal ſtehen und ſah brüllend zurück nach dem nährenden Walde, aus dem ſie mit ihren Gefährtinnen kam. Sie war urſprünglich nicht aus dem Dorfe, ſondern gehörte gleich andern Kühen der Heerde einem Oberamtmann, welcher im offenen Lande wohnte und aus bewährten wirthſchaftlichen Gründen alljährlich einen Theil ſeiner Heerde in die thauige blumige Waldkoſt gab und gleichſam hierher wie in ein Bad ſchickte. Dann ging ſie langſam zuerſt ins Dorf hinein, und die Kinder, die es ſahen, freuten ſich, daß die ſchöne rothe Kuh zuerſt kam, denn die rothe Kuh bedeutete, daß der kommende Tag ſchön werde.

Vom Bahnhof her kehrte Herr Veilchenſtein, der die Kellner noch in der dortigen Reſtauration zurückgelaſſen hatte, mit dem Weinreiſenden zurück, welcher ſoeben wieder von Bremen ankam und in der Gegend Geſchäfte zu machen gedachte.

Drittes Capitel.

Der Waldgang.

König iſt der Hirtenknabe,
Grüner Hügel iſt ſein Thron,
Ueber ſeinem Haupt die Sonne
Iſt die ſchwere goldne Kron'.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rothbekreuzt;
Cavaliere ſind die Kälber
Und ſie wandeln ſtolz geſpreizt.

Hofſchauſpieler ſind die Böcklein,
Und die Vögel und die Küh'
Mit den Flöten, mit den Glöcklein
Sind die Kammermuſici.

Und das ſingt und klingt ſo lieblich,
Und ſo lieblich rauſchen drein
Waſſerfall und Tannenbäume,
Und der König ſchlummert ein.

Die Harzreiſe.

Bald langte neue Geſellſchaft an; es war der ſtattliche Amtmann aus der Ebene, welcher einen Theil ſeiner Kühe für den Sommer hier in Penſion gegeben hatte und nun mit ſeiner Frau und ſeinen Töchtern gekommen war, um ihnen am Sonntag im Freien einen Beſuch zu machen.

Der Oberamtmann forderte noch zum Nachtiſch eine Flaſche Wein vom beſten, und ſeine Frau und ſeine behaglichen Töchter ließen ſich durchaus nicht lange bitten, mit ihm auf das Wohl ſeiner Rinder anzuſtoßen. Auf einen verſtohlenen Wink des Herrn Veilchenſtein näherte ſich alsbald auch der Weinreiſende und wurde von der behaglichen Familie mit jener Bonhommie empfangen, welche der gewöhnlichen Redensart nach es an ſich kommen läßt, in dem ſichern Gefühl der Ueberlegenheit, die ſich bewußt iſt, daß ſie den Unwillkommenen noch in jedem Augenblicke würde zurückweiſen können. Dies ſchien auch der gnädige Blick der älteſten Amtmannstochter Auguſte zu bedeuten, einer jener Schönheiten mit großen ruhigen Augen, großem majeſtätiſchem Kopfe und langſamem, ſtolzem Gange, wie man ſie auf unſeren Amthöfen umherwandeln ſieht.

Auguſte bewegte ſich nicht auf ihrem Platze, ja, der Weinreiſende hat ſpäter behauptet, daß ſie nicht einmal gleich den andern ſeinen Gruß erwidert habe, als er neben ihr Platz genommen. Erſt als ſie ihr langes Gewand, das ſo weit neben ihr auf dem Boden ausgebreitet war, daß er es förmlich umgehen mußte, um nicht darauf zu treten, nachträglich ein wenig zurücknahm, bei welcher Gelegenheit, beiläufig bemerkt, der Weinreiſende das Klingen von einem Schlüſſelbunde, das ſie, welche in jener Woche die Aufſicht über die Wirthſchaft zu führen hatte, vorſichtig mit auf die Reiſe genommen hatte, zu bemerken glaubte, trat ein Lächeln auf ihr ſtolzes Geſicht. Sie hatte jetzt bereits mit ihren großen ſichern Augen die Geſtalt des Weinreiſenden gemuſtert, deſſen ganze Erſcheinung jugendlich und blühend genug war, deſſen ſchmiegſames, kaufmänniſches Weſen aber zu der Ruhe und dem Phlegma der ganzen Amtmannsfamilie doch einen eigenthümlichen Gegenſatz bildete. Dies Lächeln wurde noch öfter ſichtbar, als der Weinreiſende alle die geſelligen Talente zu entfalten begann, welche in den Contobüchern der Handlung Weſermeier u. Comp. ſo hoch angeſchrieben waren. Als er ſeine Kartenkunſtſtücke machte, neigte ſie ſich nach der Seite hin, um ihm ein wenig hinter die Karten zu ſehen. Wie unmerklich dieſe Neigung zur Seite war, ſo war ſie doch dem Weinreiſenden nicht entgangen. Er wurde daher jetzt etwas kühner und wandte ſich mehr an ſie ſelbſt mit ſeinen Scherzen, bat ſich ein wenig Kreide aus, beſchrieb auf dem Tiſche einen Kreis und ſetzte ein Weinglas hinein. Hierauf erklärte er, vorzugsweiſe zu Auguſte gewendet, wenn jemand das Glas aus dem Kreiſe herausnähme, ſo müſſe es wieder in dem Kreiſe ſtehen, ſobald er, der Weinreiſende, pfeifen würde. Er forderte die ganze Geſellſchaft feierlich auf, das Glas aus dem Kreiſe herauszunehmen, ſah aber dabei immer nur Auguſte an. Dieſe that, als bemerkte ſie es nicht, ſchlug aber die Füße phlegmatiſch über einander — ein leiſes

Tönen des Schlüſſelbundes bezeugte es — und lehnte ſich auf ihren Stuhl zurück, um unausgeſetzt das Glas zu betrachten. Endlich nahm ſie es wie aus Verſehen heraus und ſetzte es außerhalb des Kreiſes wieder hin. Alle blickten mit großer Spannung bald auf den Weinreiſenden, bald auf das Glas, als erwarteten ſie jeden Augenblick, daß es durch die Luft wieder in den Kreis tanzen werde. Selbſt Auguſte konnte ſich nicht enthalten, nach den Lippen des Weinreiſenden zu ſchielen, um zu ſehen, ob ſie ſich noch nicht bald zum Pfeifen ſpitzen würden. Der aber ſagte nach einiger Zeit, als die Spannung auf's höchſte geſtiegen war, zu ihr gewendet: Sie können lange warten, mein Fräulein, bis ich pfeife. Ich habe ja nicht geſagt, wann ich pfeifen will. Wenn ich pfeife, ſo wird auch das Glas gewiß wieder in dem Kreiſe ſtehen. Alle lachten laut, nur über Auguſtens Geſicht zog wieder bloß ein leichtes kaum bemerbares Lächeln.

Die Geſellſchaft gerieth immer mehr in heitere Stimmung, und wie ſchweigſam die Töchter des Oberamtmannes waren, ſtrahlten doch ihre Geſichter und zumal das Geſicht Auguſtens allmälig mehr und mehr Wohlbehagen aus.

Der Oberamtman wurde in ſeiner Weinlaune ſo gnädig gegen den Weinreiſenden, daß er ihn zur Theilnahme an der Gebirgswanderung des folgenden Tages und an dem Beſuche bei der Rinderheerde einlud, was jener auch annahm. Hochbeglückt begab er ſich auf ſein Zimmer. Und doch — wie ſtolz hatte Auguſte neben ihm geſeſſen! —

Es war am frühen Morgen, als der Weinreiſende an's Fenſter trat und hinausſah in ſeltener Bewegung. Friſch bethauet hingen die Früchte der Obſtbäume im Blättergrün über die Mauer des Nachbarhofes herüber; ein Pferd, das an einen Wagen geſchirrt war, welcher ſich noch auf dem Nachbarhofe befand, ſtand da mit einer buntwollenen Decke in ſeiner Scheere faſt bis auf die Mitte der Straße hin und verzehrte ſein Frühſtück aus einem Sack, der ihm unters Maul gebunden war und den es im Straßenkothe umherzog. Bei dem Klange des Poſthorns wich es ein wenig zurück. Der Poſtwagen kam mit vielem Gepäck ſo freudig einher, die Roſſe zogen den

Wagen mit Majeſtät bergan ins Gebirge. Ein leerer Kohlenwagen kam in der Sonntagsfrühe langſam vom Gebirge heruntergefahren, und an den herabſteigenden, an den Pranken mit Grün beſteckten Pferden klang das ſchwere Geſchirr. Einige Stunden ſpäter begab ſich der Weinreiſende mit der Geſellſchaft auf die Reiſe ins Gebirge. Gegen Mittag aber langte in Herrn Veilchenſteins Gaſthofe der Rentier mit der Mamſell an.

Unterdeſſen ließ ſich wiederholt vor dem Gaſthofe das verdächtige Geſicht des „Narrenguſtels“ ſehen, um alsbald wieder zu verſchwinden. Er war ein lang aufgeſchoſſener Burſche in einer kurzen Jacke und mit einer ſpitzen weißrothen Mütze auf dem Kopfe, und ſchon bei guter Zeit aus der nächſten Stadt gekommen, um am heutigen Tage im Dorfe als Spaßmacher zu dienen. An dieſem Tage wurde nämlich ein ſogenanntes Junggeſellenſchießen gefeiert, bei dem er ſeit mehreren Jahren als Spaßmacher diente. Man würde ſehr irren, wenn man glauben wollte, daß bei dieſem Feſte etwa die verheiratheten Männer mit der Büchſe Jagd auf alte und junge Junggeſellen machten, ſondern die Junggeſellen ſchoſſen ſelbſt um ſilberne Löffel und andere koſtbare Gewinne. Von den verheiratheten Männern und Frauen wurde das Junggeſellenſchießen nicht mit beſonders günſtigen Augen angeſehen und man ſuchte den Junggeſellen ſo gut man konnte dabei Hinderniſſe in den Weg zu legen, wobei die Junggeſellen indeſſen an den „Jungfern“ ſtets ihre natürlichen Verbündeten fanden.

Viertes Kapitel.

Querpfeife und Trommel.

„Pfeif' und Trommel hör' ich gern
An der Bode hellem Strand."
Volkslied im Bodethal.

Noch während der Mittagstafel im Gaſthofe, als eben die Leute aus dem Dorfe in die Kirche gingen, begannen die Muſikanten ſtill herumzuziehen. Die Muſik beſtand aus einer Querpfeife, welche der Bergführer Nr. 1 blies, und aus einer Trommel. Sie benutzten die Zeit bis zum Beginn der Feſtlichkeit, um den ſpätern Eindruck ihres Erſcheinens nicht zu ſchwächen, zu verſchiedenen Spaziergängen an den Gärten und Hecken des Dorfes entlang. Eine Zeit lang zogen ſie ſich zurück in einen kleinen viereckigen Garten, vor dem ein Vogelbeerbaum mit rothen Beeren ſtand, der ſich etwas an dem hinter dem Dorfe ſich erhebenden Berge hinzog. Der Garten war nämlich ſo verwildert und ſah ohnehin bereits ſo herbſtlich aus, daß es ſchien, als erhöbe niemand Eigenthumsrechte darauf und als ob jeder ungehindert hineingehen könne. Ein ſchmaler etwas vertiefter Gang, der wie eine Kegelbahn ausſah und dabei ganz mit Buſchwerk bewachſen war, führte in grader Richtung von der Gartenthür nach einer Laube, die ungefähr in der Mitte des Gartens lag. Es fielen von ihr allmälig die Blätter ab und auf der Laube ſaß ein ganzer Hühnerhof mit einem ſtolzen Hahn. Als die beiden Muſiker der Laube zuſchritten, erhob die ganze Hühnerſchaar ein furchbares Geſchrei und flatterte auf der Laube einen Augenblick lang durch einander. Dann ſtürzte ſie ſich, der Hahn voran, herunter und verſchwand nach den verſchiedenen Seiten hin unter dem Unkraute des Gartens, wo ſie ſich vollkommen ſicher glaubten und einzeln am Boden zu picken begannen, bis der Hahn einen fetten Biſſen fand und die ſämmtlichen Hennen unter einen entlaubten Stachelbeerbuſch lockte, um mit ihnen zu theilen.

Aber während die Hühner auf der Laube geſeſſen hatten, um dort mit dem Hahn den Sonntag Nachmittag zu verdämmern, hatte der Narrenguſtel, ohne ſie zu ſtören, in der Laube ſein Mittagsſchläfchen gehalten, da es ihm bis dahin nicht gelungen war, vor Herrn Veilchenſteins Hauſe noch ſonſt wo die Aufmerkſamkeit des Dorfes auf eine nachhaltige Weiſe auf ſich zu ziehen. Er ſchloß ſich von jetzt an der Querpfeife und der Trommel an. Nachdem er mit den beiden Muſikern noch eine Zeit lang auf der Bank in der Laube geſeſſen, von der der Brockenführer Nr. 1 mit ſeinem kunſtreichen Munde den Hühnerdreck wegblies, bevor ſie ſich darauf niederſetzten, verließ er mit ihnen den Garten und der Hahn erklimmte zuerſt wieder das Dach der Laube und krähte dreimal, worauf ihm ſeine Hennen folgten.

Der Nachmittagsgottesdienſt war noch nicht beendet und ſchon traf der Geiſt des Frohſinns und der Freude etwas höher hinauf auf dem Wieſenberge ſeine Vorrüſtungen zur heutigen Sonntagsluſtbarkeit. Oder war er es nicht, der dort in grauen Hoſen mit einem ſchmalen rothen Streif und mit einer noch ziemlich neuen, aber doch ſchon ausgedienten Soldatenmütze auf dem Kopfe zwiſchen Lunte und Pulverhorn, die am Boden zwiſchen zwei kleinen in Erde und Gras verſteckten Kanonenläufen, Katzenköpfe genannt, und zwiſchen einem am Boden entzündeten Feuer geſchäftig hin- und herging? Der aus vollen Backen in das Feuer blies, daß es praſſelte, und jauchzte wie ein Kirmesbauer, und die kleinen Kanonen grade auf den Schützenplatz zu richtete? Ja fürwahr er war's! Die Pickelflöte, die Trommel und auch der Narrenguſtel, welche die ihnen noch übrig gebliebene Zeit benutzten, um ihm auf ſeiner Wieſe einen Beſuch zu machen, reichten ihm die Hand und ſchloſſen ein Bündniß mit ihm, wie es nur jemals an einem Sonntagnachmittag zum Heil und zur Beluſtigung einer ſchlichten Dorfgemeinde geſchloſſen iſt.

Die Querpfeife und die Trommel begaben ſich dann endlich auf den Weg, um die ſogenannten „Offiziere“ des Feſtes abzuholen. Der Narrenguſtel lief ihnen dabei immer voraus durch Dick und Dünn, denn er wußte die Wohnung eines jeden Offiziers. In ſeinem eifrigen Laufen, als müßte er der Trommel und der Querpfeife den Weg weiſen, zeigte er ſich immer geſchäftig, die Buben mit der Achſel von dem durch das Dorf laufenden Damme herunterzuſtoßen. Nachdem die Offiziere abgeholt waren, zogen alle gemeinſam, mit einem Trupp von Kindern hinter ſich, zum Schützenvogt, der im vergangenen Jahre den Preis davongetragen hatte. Man kann ſich aber denken, wie jetzt die Querpfeife und die Trommel vor dem Hauſe des Schützenvogtes lärmten! Der Narrenguſtel machte ihm, ſobald er heraustrat, zahlloſe Complimente. Ganz richtig paßte er den Augenblick ab, wo der Zug ſich wieder in Bewegung ſetzen wollte, und lief ſodann vorſichtig durch den Straßenkoth, der in den kleinen Straßen des Dorfes ſelten verſchwand, voran. Zwar wußte ein jedes Kind, wo der Weg zum Schützenplatz hinging, aber es ſchien, daß es niemand ſo gut wiſſe als der Narrenguſtel, denn er ſchoß im Zickzack durch verſchiedene kleine Gaſſen hindurch, als erriethe er die Gedanken der Offiziere von Ferne und wüßte genau, wo ſie ihre Schritte vorbeilenken würden. Nur einmal hatte er ſich hierin verrechnet, als der Schützenvogt wider Erwarten den Zug an einem Hauſe vorbeilenkte, in deſſen oberem Stock durch das nur wenig geöffnete Fenſter ein Mädchen den Arm an die Scheibe gelegt hatte und lachte. Sie ſuchte jemand mit den Augen, der nicht ſchwer zu finden war, und zog dann ſogleich den Kopf zurück. Der Narrenguſtel war nicht umgekehrt, als er den Zug hinter ſich vermißte, ſondern bog plötzlich aus einer Gaſſe heraus und zog wieder vor ihm her. Bald darauf lenkte er aus dem Dorfe ab auf die am Bergabhang liegenden Wieſen hin, als ſei eine abgeheute Wieſe die einzig wahre Heimath eines Junggeſellenſchießens.

Hollah, heda! wie rumorte in dieſem Augenblick der Geiſt des Frohſinns und der bäueriſchen Luſtigkeit da droben auf dem Berge! Wie rannte er da hin und her, ſo zu ſagen als ob ihm der Kopf brennte; wie blies er wieder aus vollen Backen in ſein Feuer, ſo daß einen Augenblick die Flamme über den Rauch hinausſchlug! wie bückte er ſich dann noch einmal zu ſeinen Katzenköpfen nieder, als wollt' er ihnen vor dem entſcheidenden Momente die Ermahnung ins Ohr flüſtern, ihre Schuldigkeit zu thun.

Hierauf brachte der Schützenvogt ſo gut als möglich das Lebehoch auf den Landesherrn aus. Er ſprach dabei, an öffentliches Reden nicht gewöhnt, ſehr undeutlich, doch die drei Katzenköpfe, zwiſchen denen der bewußte Geiſt in rothgeſtreiften Hoſen mit der brennenden Lunte noch immer hin- und herlief, ſowie die Querpfeife und die Trommel verſtanden ſeine Gedanken von Ferne, denn alle drei rumorten auf einmal wie beſeſſen.

Jetzt zogen alle nach dem hölzernen Schützenhauſe, das ein wenig weiter unten nach der Wieſe lag. Im oberen Stock desſelben befand ſich die Offiziersſtube, wohin ſich alle zunächſt begaben. Hier brachte der Schützenvogt mit folgenden Worten einen Trinkſpruch auf das Wohl der Schützengeſellſchaft aus: „Ich trinke aus Liebe und Luſt und wünſche der ganzen Geſellſchaft Freundlichkeit und Geſundheit.“

Nun ſpielte die Querpfeife ſolo, nur bei ihren feierlichſten Tremulanzen von einzelnen feſtlichen Trommelſchlägen begleitet.

Sodann ſammelten beide Muſiker, um die Schulden der Geſellſchaft an die Muſik ſich nicht zu ſehr aufhäufen zu laſſen, auf zinnernen Tellern das Geld für die bisherige Muſik ein, wodurch ſich der Narrenguſtel bewogen fand, ebenfalls mit der Geſellſchaft Abrechnung zu halten und in ſeiner hohlen Hand eine Sammlung zu veranſtalten.

Während nun von unten herauf fortwährend die Schüſſe der Junggeſellen knallen, ſcheinen die Offiziere ſich um nichts zu bekümmern, denn ſie ſitzen auf ihrer Oberſtube und trinken den ganzen Nachmittag Kaffee aus ſilbernem Geſchirr von ſehr alter Form und aus vergoldeten Taſſen, welche Geräthſchaften ſeit vielen Jahren das wohlerworbene Eigenthum der Junggeſellen, nämlich der Schützengilde, ſind, und die ſchon die Väter und Großväter der jetzigen Offiziere an ihre Lippen geführt haben vor ihrer Verheirathung, das heißt als der Großvater ein Bräutigam und die Großmutter eine Dildildit war, wie es im Liede heißt. Vor den Officianten auf dem Tiſche ſtand ein ganz breiter Korb voll Bouquete, hier „Packete“ genannt, welche die jungen Mädchen ihnen auf Vorrath aus Myrthen, Rosmarin nnd Aſter gemacht hatten, und von denen ſchon jedes Mitglied der Schützengilde eins` vor der Bruſt trug. Die Aufgabe der Offizianten in ihrem Oberſtübchen iſt es, die Schätze der Junggeſellen zu bewachen, denen am heutigen Tage von den verheiratheten Männern vielfach nachgeſtellt wird, und Geldſtrafen zu dictiren wegen Vergehen gegen die Schützenordnung. Oft haben die Junggeſellen ſogar Gönner unter den ältern und wohlhabenderen Männern, welche allerlei Thorheiten begehen, um von dem Vorſtand des Junggeſellenſchießens in Strafe genommen zu werden, und unvergeſſen iſt die Erinnerung an jenen alten reichen Bauern, der auf jedem Junggeſellenſchießen den Vorſtand an kleine Ketten legte, die er zu dieſen Zweck mitbrachte nnd dabei ſagte: Jungeſellen ſind junge Föllen (Fohlen), die an die Kette gehören wegen ihrer Wildheit; woranf der gutmühtige Alte dann von den erfreuten Junggeſellen jedesmal zu einer nicht unbeträchlichen Geldſtrafe verurtheilt wurde.

Die Querpfeife erhebt jedesmal ein Freudengeſchrei und die Trommel fällt mit beifälligem Murmeln ein, ſo oft das Geld im Kaſten der Junggeſellen klingt, und der Bergführer Nr. 1. flüſtert dem Rentier, der ſich jetzt auf der Officiantenſtube blicken läßt, zur Erklärung der angenfälligen Beutelſchneiderei, zu: Wo die Junggeſellen harmoniren, ſuchen ſie ſo viel Geld als möglich zu bekommen. Dem Rentier ſchien es in der Oberſtube, wo im Gewühl der vielen Menſchen von einem Büchſenſchäfter auch die Büchſen geladen wurden, nicht geheuer und ſo begab er ſich hinab vor das Schützenhaus. Vor demſelben ſtand der Narrenguſtel und wiſchte ſich ſoeben die Hoſen ab, welche er bei ſeinen Kunſtſtücken auf dem Raſen beſchmutzt hatte. Er ſchien ganz zu vergeſſen, daß er eine öffentliche Perſon auf dem Junggeſellenſchießen war, denn er ſing plötzlich an mitten unter den Menſchen ſeine geſammelten Schätze zu zählen. Der Rentier hatte große Mühe, ſich von der Würfelfrau loszumachen, welche ihre kleine Bude vor dem Schützenhauſe aufgeſchlagen hatte und ihm die Möglichkeit, ein Paar bockslederne Hoſen zu gewinnen, mit den einſchmeichelndſten Farben malte. Zu ſeinem Glück kam er dadurch von der Würfelfrau los, daß in dieſem Augenblick ein Streit ausbrach zwiſchen ihr und einem fremden Bauernburſchen. Dieſer hatte viermal bei ihr gewonnen und ein Paar wollene Strümpfe und drei Fingerhüte als Preiſe erhalten.

Die Querpfeife und die Trommel waren plötzlich ganz außer ſich. Sie quieckten und brummten wie noch nie, denn ſie hatten in der Perſon des Bergführers Nr. 2, den ſein Vetter, der Bergführer Nr. 1, ohnehin etwas zu überwachen gewohnt war, einen alten Junggeſellen ausfindig gemacht, der unten in der Wohnſtube des Schützenwirthes beim Glaſe ſaß und am Schützenfeſte ſelbſt keinen Antheil nahm. Die Querpfeife und die Trommel riefen Zeter und Wehe über den alten Junggeſellen, wenngleich ſie ſich zu freuen ſchienen, daß er ſich wenigſtens zu dem Junggeſellenſchießen herausgeputzt hatte wie ein Bräutigam. Und wahrlich, ihr hättet den rothbäckigen, alten Junggeſellen ſehen ſollen, wie er ſo dünn und ſchmal, aber ſo elegant und beſcheiden zwiſchen einem der Officianten und zwiſchen dem Querpfeifer einherſchritt in ſeinen gelben Gamaſchen, im rothen Halstuch und mit der Schiffsmütze, — ihr hättet ihn ſehen ſollen den alten Junggeſellen, ſo ſpitz und ſo ſauber, ſo klug und doch auch ſo bäuriſch dabei. Ihr würdet dann die gemiſchte Empfindung der Querpfeife und der Trommel begriffen haben, als der kleine Mann ſo kerzengrade hinter ihnen herſchritt, der ungetreue, verrätheriſche Junggeſell! Ihr würdet vielleicht auch den Narrenguſtel begriffen haben, der hinter ihnen allen hermarſchirte und Naſen machte.

Die Mädchen auf der Treppe treten kichernd zur Seite, als der alte Junggeſell als Gefangner durch ſie hingeführt wird. Obgleich ſie bei dieſem Feſte die natürlichen Verbündeten der Junggeſellen ſind, ſo hofft doch jede bei dem Anblick dieſes verſtockten Sünders, deſſen zarte und halb verſchmähte Liebe zu Marie niemand ahnt, daß ſein Junggeſellenſtand ihm bei dieſer Gelegenheit ſo theuer als möglich zu ſtehen kommen werde. Da der Gefangene bereits vor dem Tiſche der Officianten ſtand, lärmten die Querpfeife und die Trommel noch eine Zeit lang, als läge es ihnen ob, die Anklage zu formuliren, und die Officianten hörten genau zu. Nachdem der alte Junggeſell ſeine Strafe bezahlt hatte und entlaſſen war, erſchien er nochmals vor den Officianten, nahm ſeine Schiffsmütze ab und fragte, ob es nicht Rechtens wäre, daß er auch wieder feierlich von der Muſik heruntergeblaſen würde. Die Querpfeife und die Trommel ſetzte ſich ſogleich wieder in Bewegung. Der Narrenguſtel ſtand auf der Treppe und ſchlug mit ſeiner Pritſche nach den Mädchen. Als der alte Junggeſell mit der Schiffsmütze an ihm vorbeizog, wurde er plötzlich beredt und rief dem Junggeſellen, der mit Querpfeife und Trommel an ihm vorbeikam, den hier nicht ganz paſſenden Vers zu:

Junggeſell, willſt in die Welt hinein?
Die Welt iſt ja ſchon voller Schneiderlein.

Dann aber ſchloß auch er ſich hinten an den Zug an, machte von neuem Raſen hinter ihm her und ſchien entſchloſſen mit in die Welt „hinein“ zu ziehen. Doch machten Alle bereits unten in der Wirthsſtube Halt. Nachdem die beiden Muſikanten dort auf Koſten des alten Junggeſellen gegeſſen und getrunken hatten, begann die Querpfeife in der engen Wirthsſtube zu rumoren nach Herzensluſt. Die beiden kleinen Töchter eines Bergmannes aus der nahen Stadt, welche bisher dicht bei einander, eingehüllt in eine Menge von Tüchern, auf der hölzernen Bank geſeſſen, eine ungeheuere Menge Kuchenſtreifen gegeſſen und dazu mit ihren großen ausdrucksloſen Köpfen Geſichter geſchnitten hatten, hörten plötzlich auf zu eſſen und ſahen Beide die Querpfeife ſtarr an, nicht anders als ob ſie die große Seeſchlange wäre. Allmälig ſchienen ſie auf den Gedanken zu kommen, von der Bank herunterzuſteigen und nach der Querpfeife zu tanzen. Ehe indeſſen dieſer Gedanke bei ihnen zur Reife gediehen war, wurde die Muſik bereits aus einer andern Urſache aus der glühend heißen Stube abgerufen.

Herr Veilchenſtein war jetzt ebenfalls erſchienen und hatte ſich zu dem Rentier geſellt. Sogleich hatten die Junggeſellen beſchloſſen, auch ſie zu arretiren, und von ihnen, weil ſie als Junggeſellen nicht förmlich an dem Feſte theilnahmen, die nöthigen Strafgelder einzucaſſiren. Vier der Offizianten holten die Muſik ab, um mit ihr die beiden Junggeſellen feſtzunehmen. Wie groß auch die Hochachtung des Bergführers Nr. 1 vor ihnen war, ſo hinderte dies doch nicht, daß die Querpfeife diesmal alles überbot, was ſie ſelbſt bis dahin in kreiſchenden und klagenden Lauten an Anklagen gegen Junggeſellen vorgebracht hatte. Der Narrenguſtel folgte ihnen, hinter Herrn Veilchenſtein hergehend, auf dem Fuße nach und drehte ihm Naſen. Er war aber von den verheiratheten Männern, welche einen großen Schlag gegen die Junggeſellen auszuführen gedachten, beſtochen worden, und ſo rief er plötzlich hinter ſeinem Rücken: „Feuer! Feuer!“ Auf dieſen Ruf ſprangen ſchnell die Offizianten herbei, und die Schätze der Junggeſellen und namentlich ihre Kaſſe ſtand einen Augenblick unbewacht da. Sogleich drangen mehrere verheirathete Frauen, welche bereits vor der Thüre der Oberſtube aufgeſtellt waren, in dies Zimmer ein und warfen die Kaſſe und die übrigen Schätze der Junggeſellen aus dem Fenſter hinab, wo ſie ſogleich von andern Händen aufgefangen wurden.

Es klärte ſich bald auf, daß jener Ruf des Narrenguſtels nichts zu bedeuten gehabt hatte.

Einige Mädchen waren ſogleich den Frauen, welche die Schätze der Junggeſellen unter dem Fenſter entführt hatten, in den Wald nachgeeilt, um ihnen dieſe wieder abzujagen. Die Diebinnen hatten indeſſen bereits einen anſehnlichen Vorſprung gewonnen und gelangten zuerſt in das Waldgebirge, wo in der Mitte eines freien Platzes ein unbehauener Baumſtamm mit einer prächtigen, noch belaubten Krone lag. Ueber den freien Platz hin führte die Heerſtraße wieder in den Wald hinein. Soeben ſetzte ſich dort die Heerde des Dorfes zur Heimkehr in Bewegung und die vorderſten Kühe ſchritten bereits, wie ſie zu thun pflegten, immer eine kleine Strecke weit über die Straße am ſteilen Gebirgsabhange entlang nach dem Dorfe zu. Die Frauen hatten ſich das Laubdach des umgeſtürzten Baumes auserſehen, um den Schatz der Junggeſellen darin zu verſtecken. Als aber die vorderſte von ihnen mit dem Schatze ſich bückte und in die Baumkrone hineintrat, fuhr ſie mit einem Schrei zurück. Denn ein Theil der Heerde, der hinter der übrigen zurückgeblieben war, hatte ſich hinter der Krone des umgeſtürzten Baumes verſteckt. Die prächtigen Thiere, worunter die ſchöne rothe Kuh des Oberamtmanns, welche wir am Abend zuvor zuerſt ins Dorf einziehen ſahen, hatten ſich mit ihren Hörnern im Laubwerk und Gezweig verwickelt und fuhren mit dumpfem, ſchwerfälligen Geſtöhn gewaltſam und entſetzt unter der Baumkrone hervor, deren Gezweig nun unter ihren Hörnern kniſterte und knackte. Dann ſchoſſen ſie, den braunen Schwanz erhoben und blitzartig gekrümmt, am Bergabhang oberhalb der Heerſtraße hin, der übrigen Heerde nach, welche dadurch in die größte Verwirrung gerieth und auf dem abſchüſſigen Wege über die Wurzeln dahin zu rennen begann. Der Hirtenhund aber, weil er die Hörner des Stiers fürchtete, ſchien die ſchöne braune Kuh als Unruheſtifterin ſtrafen zu wollen und leckte bereits mit Zunge und Gebiß nach ihren Beinen, hinter denen er wenige Schritte herlief. So rannte das prächtige Thier, das jetzt bereits wieder in den eigentlichen Wald eingetreten war und unter deſſen Klauen nun Wurzeln und Erdboden donnerten, mit ſchwerfälligem Schritt, aber wie wild, plötzlich ſich wendend an dem ſteilen Berge in die Höhe. Im Augenblicke ſchien jetzt der Hund ihre Ferſen erreicht zu haben, als auf der Spitze des Berges, der nun erklommen war, die Kuh ſich umdrehte und dann in pfeilgrader Richtung mit Donnergepolter ſich wieder den Berg hinabſtürzte.

Auf der Heerſtraße ſchritt ſoeben der Weinreiſende mit Auguſte einher. Der Oberamtmann hatte mit den Seinigen zuerſt die Thierſchau vorgenommen und glücklich beendigt, und dann noch einen Spaziergang mit ihnen tiefer ins Gebirg hinein gemacht, nachdem Alle das mitgebrachte Mittagsbrod aus freier Hand verzehrt hatten. Auguſtens Stolz gegen den Weinreiſenden hatte ſich ſo weit gemildert, daß ſie es nicht verſchmäht hatte, mit ihm eine Strecke weit vorauszuwandern, während ihre Eltern und ihre Schweſter in einiger Entfernung ermüdet zurückblieden. Muthig ſchritt die ſtattliche Geſtalt an der Seite des Weinreiſenden dahin und lieblich rauſchte das Schlüſſelbund an ihrer Seite.

Eine ob auch nur kurze Strecke, die zwei Menſchen, wenn auch nur zufällig, allein mit einander durchwandern, macht ſie in der Regel vertrauter, als wenn ſie Monate lang in der Geſellſchaft ſich neben einander bewegten. Auguſte und der Weinreiſende ſchienen Gefallen an dem Geſpräch zu finden, das ſie jetzt mit einander führten; ſie achteten nur auf ſich und wurden auf die Verwirrung unter der Heerde erſt jetzt aufmerkſam, wo ſie den höchſten Grad erreicht hatte und die rothe Kuh des Oberamtmanns den Berg herunter grade auf Auguſte zuſtürzte. Der Weinreiſende riß ſie ſogleich zur Seite; allein ſie war bereits ſo ſehr von dem prächtigen Thiere geſtreiſt, daß ſie für todt niederſank. Das Thier aber ſprang, noch immer gefolgt von dem Hunde, mit einem Satz über die Straße hinweg und ſtürzte zwiſchen den Tannen hindurch immer weiter den ſteilen Bergabhang hinab. Wer ein Sonntagskind geweſen wäre, der hätte ohne Zweifel geſehen, wie in dieſer wilden Scene der wilde Mann den entwurzelten jungen Tannenbaum in der Hand, immer vor ihren Hörnern her zwiſchen den Tannen hinabgeſprungen wäre und ſich endlich ihr voran von einer Klippe geſtürzt hätte. Aber man brauchte kein Sonntagskind zu ſein, um das laute Krachen zu hören, als das ſchöne und ſchwere Thier ihm nachſtürzte und das Geheul des Hundes, der plötzlich auf der Klippe ſtehen blieb und winſelnd, als verwandelte ſich ſein Zorn beim Anblick des Stolzes der Heerde, der hier ſein Leben aushauchte, plötzlich in Wehmuth, der zerſchmetterten rothen Kuh des Oberamtmanns nachſah.

Der Oberamtmann hatte ſich mit ſeiner Frau und ſeiner jüngern Tochter, bevor er auf den Platz gekommen war, wo der umgehauene Baum lag, an einer ſchönen Raſenſtelle niedergelaſſen, und alle drei ahnten nicht, was mit Auguſte vorgegangen war. Der Weinreiſende eilte dem Murmeln einer Quelle nach, um Waſſer in ſeinen Hut zu ſchöpfen und ſie damit zu beſprengen. Endlich ſchlug ſie die Augen auf, und ihm war es, als hörte er das Schlüſſelbund rauſchen, da ſie ſich zu ſeinen Füßen fand. Auguſte war indeſſen noch ſehr bleich und matt. Den Weinreiſenden fand der mit den Seinigen jetzt nachkommende Oberamtmann um ſie beſchäftigt. Sie erholte ſich endlich in Gegenwart ihrer erſchrockenen Verwandten ſo weit, daß ſie am Arm ihres Vaters und des Weinreiſenden mit den Uebrigen die Wanderung in das Dorf fortſetzen konnte. Als ſie am Schützenhauſe vorbeikamen, konnte es ſich die Querpfeife, welche ſie kommen ſah, nicht verſagen, auch den Weinreiſenden als unbefugt umherſchweifenden Junggeſellen feſtzunehmen und zur Beſtrafung ziehen zu laſſen. Als der Weinreiſende an Auguſtens Seite aufgefordert wurde, der Pickelflöte und der Trommel zu folgen, belebte ſich Auguſtens Geſicht zum erſtenmal wieder bis zu einem Lächeln. So viel iſt ausgemacht, daß in dieſem Augenblick das Schlüſſelbund ſeine lieblichen Laute leiſe und verſchämt mit den ſchrillen und wilden Tönen der Querpfeife und der Trommel miſchte.

Während der Weinreiſende vor dem Schützenvogt ſtand und ſeine Strafe zahlte, weil er die Feſtlichkeit der Junggeſellen verſchmäht hatte, kehrten auch die Jungfrauen zurück, welche den Frauen die Schätze der Junggeſellen glücklich wieder abgejagt hatten. Dabei hatten weder die Frauen, noch die Jungfrauen wahrgenommen, was die von ihnen unter der Rinderheerde angerichtete Bewegung für Folgen gehabt hatte.

Mit dem Blumenſtrauß am Rocke, der ihm bei Erlegung des Strafgeldes angeheftet ward, kehrte der Weinreiſende zur Familie des Oberamtmanns zurück, und wiewohl es ungern geſchehen mochte, ſo konnte die Amtmännin es doch nicht unterlaſſen, den Retter ihrer Tochter einzuladen, mit ihnen in die Heimath auf ihr Pachtgut zu gehen. Mit Vergnügen nahm er dieſe Einladung an, da auch ſeine Geſchäfte ihn die nämliche Bahn führten, und noch am Abend deſſelben Tages reiſten alle dahin ab.

Der Narrenguſtel hatte vor dem Zorne der Junggeſellen flüchten müſſen, nachdem ſein Verrath enthüllt war. Man zog ihn endlich in dem verwilderten Garten aus der nun ſelbſt von dem Hahne und von den Hühnern verlaſſenen Laube hervor, und prügelte ihn an Herrn Veilchenſteins Hauſe vorbei zum Dorfe hinaus.

Es dauerte lange, bis die Querpfeiſe und die Trommel ſich nach dieſen Ereigniſſen wieder ordentlich ſammelten. Dann aber war es der Brockenführer Nr. 2, der auf dem Tanzſaale, wohin ſie ſich jetzt während der Dämmerung in Begleitung einer dazugekommenen Geige und zahlreicher Frauen mit Kindern in den Mänteln begaben, einen der erſten Tänze that.

Mehrere ſogenannte Diener aus der Stadt, das heißt junge hoffnungsvolle Söhne Merkurs mit breiten Händen, die in jedem Winter regelmäßig einfroren, im Sommer aber nur noch etwas roth und im Herbſt nur noch etwas bläulich ausſahen, und mit denen die Junggeſellen gleichfalls unter dem Namen der Strafzahlung einen Handel über ein Bouquet abgeſchloſſen hatten, übten ſich dort, wie ſie zwei Meilen in der Runde auf jedem Tanzſaale vor dem Beginn des eigentlichen Tanzens zu thun pflegten, unter einander verſchiedene Tänze ein, worin ſie von Herrn Veilchenſteins Kellnern aufs lebhafteſte unterſtützt wurden. Der alte Junggeſell mit dem rothen ſchmalen Geſicht, der Schiffsmütze und den Gamaſchen ging nun bei dem Tanze der Diener immer aus einer Hand in die andere. Er erröthete verſchämt, wenn ihn ein Diener zum Tanze aufforderte, und ſagte beſcheiden: „Ich danke, es war ja nicht nöthig, es iſt zu viel Ehre für mich,“ wenn ihm der Oberkellner mit einer Verbeugung nahte. Nie hat ein alter Junggeſell ſo zierliche Sprünge gemacht, als der Bergführer Nr. 2, wenn er ſich im Tanze drehte mit den Dienern und Kellnern, welche, die Schaar der Weiber mit ihren Kindern in den Mänteln nicht beachtend, in ihrer Junggeſellenfröhlichkeit wiederholt ausriefen: „Wir ſind ja hier unter uns!“ So florirten die Diener und die Kellner und auch die Schiffsmütze des alten Junggeſellen auf dem Tanzſaale bis es dunkler wurde. Da ertönte plötzlich neben dem Tanzſaale des Schützenhauſes ein unerklärliches aber Schrecken erregendes Kobolzen, nicht unähnlich den Kanonenſchüſſen, welche in manchen Haushaltungen vermittelſt einer eingeroſteten Glocke oder anderer gut ausgeſonnener Vorrichtungen behufs des Aufweckens der Dienſtmägde gebraucht werden. Das bedeutete in dieſem Falle nach altem Herkommen, daß alle Städter und alles, was ſich zur feinen Welt rechnet, alſo beſonders die Kellner, ſich ſchleunigſt entfernen ſolle, weil nun, wie die Städter ſpöttiſch zu ſagen beliebten, auf dem Tanzſaale der bunte Bock und der wilde Mann mit der bunten Ziege den herkömmlichen großväterlichen Tanz aufzuführen gedächten. So war denn plötzlich alles bis auf die Muſik und die bisherigen Zuſchauer beim Tanz, auch der Bergführer Nr. 2, der wohl hätte bleiben dürfen, aus dem Saale hinausgeſtoben, und bald kündigte ein neues unnachahmliches Koboltzen an, daß der wilde Mann und der bunte Bock in dem niederen Tanzſaale ihre erſten Sprünge vollführt hatten.

~~~
~~~

Fünftes Capitel.

Kalebs Weintrauben.

O du rothes Pfeifelein,
Wie ſo hell, ſo hell du klingſt!
O du braunes Mägdelein,
Wie ſo hoch, ſo hoch du ſpringſt!
Volksfeſt im Bodethal.

Gewiß hätte der alte rothbäckige Junggeſell in der Nacht von lauter Dienern und Oberkellnern geträumt, wenn er nicht von Marie geträumt hätte. Er wachte ſchon in der erſten Frühe des nächſten Morgens, als ſein Oheim, der Querpfeifer, kaum nach Haus gekommen war. Der rothbäckige Junggeſell lag eine Weile da und ſtarrte auf die ſchwere Bettdecke, und betrachtete den Joſua und den Kaleb, welche in das ererbte Bettzeug eingewebt waren, und welche an einem über ihre beiderſeitigen Schultern gelegten Stabe Kalebs ſegenſchwere Weintraube, wie ſie ſich auch an unzähligen Taufbecken in Niederſachſen findet*), daher trugen. Joſua und Kaleb, einander ſo ähnlich wie ein Augapfel dem andern, waren mit ihrer Weintraube unzähligemal nicht allein auf der Bettdecke, ſondern auch auf dem Kopfkiſſen des alten Junggeſellen zu ſehen, jedweder Joſua und jedweder Kaleb hatte einen Dreimaſter auf dem Kopfe, große breite Knöpfe und Waden wie Andreas Hofer. Jeder Joſua und jeder Kaleb hatte den rechten Fuß aufgehoben und ſeine Lippen ſchienen ſich leiſe zu bewegen, als ob er im Stillen zählte: rechten, linken, rechten, linken. Und ſo marſchirte immerfort ein ganzes Regiment von Joſua's und Kalebs um den alten rothbäckigen Junggeſellen herum, und je mehr der die Joſua's und Kalebs anblickte, um ſo mehr ſchien es ihm, als wäre heute eine ganz eigenthümliche Bewegung unter ihnen, als hätte ihr Anführer Mühe, ſie heute in Reihe und Glied zu erhalten. Und zuletzt — o fürchterlich! — waren ſämmtliche Joſua's und ſämmtliche Kalebs im Begriff, dem rothbäckigen Junggeſellen die betreffenden Weintrauben an die Naſe zu werfen, der aber verſteckte den Kopf unter der Bettdecke, dachte eine Weile an Marie, und erhob ſich dann raſch, um in Herrn Veilchenſteins Wirthshaus im Dorfe zu eilen.

---

*) 4. Moſ., Kap. 13.

Der Morgen dieſes Tages war ziemlich rauh, und noch immer war es halb dunkel. In der Morgendämmerung ging der Baumeiſter des Bahnhofs, des ankommenden Zuges wartend, mit raſchen Schritten über den Perron hin und her; er trug die Hände vorn in den beiden Taſchen ſeines Flausrockes und ſah nach ſeiner Gewohnheit ſtets in grader Linie vor ſich aus, weil nur in dieſer Richtung Züge kamen und gingen. Die Mamſell hatte in unbegreiflicher Langmuth gegen Herrn Veilchenſtein es ſich nicht nehmen laſſen, mit ſeinen Kellnern früh auf den Bahnhof zu gehen und den ankommenden Zug zu erwarten; ſie lauerte am Schenktiſche hinter den weißen Kaffeetaſſen hervor auf die ankommenden Fremden, und ein kleiner Waiſenknabe, den Herr Veilchenſtein um einen Spottpreis in Dienſt genommen hatte, ſtand hart an der Thür der Bahnhofsreſtauration, um an den unglücklichen Reiſenden, welche wichtige Geſchäfte noch um dieſe Jahreszeit in dieſe rauhen Gegenden führten, ohne Gnade und Barmherzigkeit ſich in dem für Kellner nothwendigen Diener- und Complimentenmachen zu üben. Zuweilen trat er von der Thür hinweg und öffnete den großen eiſernen Ofen des Bahnhofsgebäudes, um den mit gelangweilten Geſichtern eine Anzahl Menſchen herſtanden, und in deſſen Kohlen er mit einer großen Feuerzange umherfuhr, um dann ſogleich ſich wieder auf die Lauer zu ſtellen. Sie hatten in der verfloſſenen Nacht auf dem Bahnhofe ihr Nachtquartier aufgeſchlagen, wie Herrn Veilchenſteins Gäſte in der Regel zu thun pflegten, wenn ſie mit dem früheſten Zuge den Ort verlaſſen wollten.

Neben dieſen Fremden ſtanden in gar nicht ehrerbietiger Entfernung Herrn Veilchenſteins Kellner, lebhaft hin und her geſticulirend, denn die Zeit war wieder gekommen, wo die Kellner ihren Rückzug in die Städte antraten und wo ſie immer beſonders unruhig waren. Von allen wandernden Handwerksburſchen hatten dieſe Handwerksburſchen, welche mit Meſſern und Gabeln umzugehen verſtanden, es am ſchlimmſten, denn ſie mußten jedesmal im Spätherbſt, wenn die ſchlechte Jahreszeit begann und man nicht gern mehr einen Hund aus dem Hauſe ſchickte, ihre Wanderſchaft antreten. Sie, die ſo vornehm wie große Herren im Frack vor den Wirthshäuſern und in den Wirthsſtuben auf- und abmarſchirt waren, ſtanden jetzt ſo trübſelig beiſammen wie die Störche vor der Abreiſe in wärmere Himmelsgegenden. Selbſt der Oberkellner ſah trübſelig aus und ihr einziger Troſt war, daß die Commiſſionäre in den Städten „wiſſen, wo etwas vorfällt.“ In dieſer Hoffnung ſahen ſie ſich alle in Gedanken verſorgt, ſie ſahen ſich in verſchiedenen Reſidenzen in deutſchen Häuſern, goldenen Löwen und bunten Lämmern, zum mindeſten in einem weißen, oder gar weiſen Roß, das klug und verſtändig vor einem ſchlichten „Gaſthoff“ hoffnungsvoll nach Gäſten ausſchaute, — dort ſahen ſie ſich mit den Rücken gegen den warmen Ofen ſtehend, während es draußen ſchneite, ſahen, wie ſie mit andern, bisher ihnen unbekannten Collegen mit Suppenterrinen in den Armen durcheiander liefen, und ſelbſt der kleine Waiſenknabe, der keine Diener machen konnte, weil ſeine Eltern zu früh geſtorben waren, um es ihm zu lehren, und der ſich nicht einmal in die Nähe vornehmer Kellner getraute, ermunterte ſeinen augenblicklich ſo ſchwachen und niedergeſchlagenen Geiſt und krähte, plötzlich ſich ermunternd, mit heller Stimme: deux à point! Weiter konnte der arme Junge nicht zählen, er aber machte doch eine Handbewegung dazu, als klopfe er in irgend einem braunen Hirſch an das Eckloch des ſchönſten friſch überzogenen Billard und wäre eben im Begriff, den erſten Ball, der im Spiele gemacht ſei, hinauszuwerfen, während an der ſchwarzen Billardtafel ſchon zu leſen wäre: P & S, F & G, A & M, K & R ꝛc., lauter Buchſtaben, welche die Ausſicht auf eine unabſehbare Reihe von Aſpectanten auf künftige Billardpartien eröffneten.

Unterdeſſen war im Gaſthofe im Dorfe niemand zugegen als der Rentier und Herr Veilchenſtein, welche zuſammen in der Hauptſtube den Kaffee erwarteten, ſowie in der Küche Marie und der Bergführer Nr. 2. Dieſe beiden durchſprachen zuſammen die Ereigniſſe des vergangenen Tages. Sie ſchwatzten lange hin und her und der Bergführer trotz all' ſeiner Gutmüthigkeit verſäumte nichts, um Marie eine Verlobung mit Herrn Veilchenſtein vollends zuwider zu machen. Alle ſeine Vorſtellungen aber fielen bei ihr auf einen günſtigen Boden.

Doch horch, was tönt nach einer halben Stunde in der lautloſen Stille hell durch das Haus? Wie würde bei dieſem Tone zu jeder andern Zeit Marie und der Bergführer herbei geeilt ſein! Aber vergeblich tönte heut die Klingel ſo glockenhell zum zweitenmal. Mit unruhigen Schritten ging Herr Veilchenſtein im Zimmer auf und ab. Melancholiſch lauſchten die beiden Hageſtolzen, wie der Ton der Glocke in dem großen und ſchönen Gaſthofe verklang, ohne daß das Geringſte ſich regte. Da zog Herr Veilchenſtein die Klingel zum drittenmale. Niemand kam. Armer Herr Veilchenſtein! armer Rentier! in der Küche am Herde ſteht ein Freiherr und eine Freifrau, ſie ſind „froher als ein König" und froher als eine Königin; es iſt Marie und der Bergführer Nr. 2. Wenn in dieſem Augenblicke ſo viel Glocken über ihnen läuteten, als in der vergangenen Nacht Sterne am Himmel ſtanden, und wenn alle dieſe Glocken durch einen einzigen Gaſthof tönten, und wenn jeder Glockenklang noch tauſendmal an den Wänden wiederhallte — ſie würden auch noch nicht einmal einen Finger danach aufheben. Ja, Marie und der Bergführer ſind in dieſem Augenblick ein Freiherr und eine Freifrau, ſie ſind Bräutigam und Braut von dieſer Stunde an. Herr Veilchenſtein, der von dem, was in der Küche vorging, etwas ahnen und deshalb ſich ſcheuen mochte, ſelbſt dahin zu gehen um nachzuſchauen, zog noch mehrmals die Glocke, aber dieſe war jetzt ſelbſt rebelliſch, ſie klang nicht mehr im gewöhnlichen befehlenden Tone, ihr Ton wurde immer runder und voller, ſie ſteckte offenbar mit den beiden Verräthern unter einer Decke, und wie Herr Veilchenſtein auch an ihr zog, ſie rief nur immer:

Bräutigam und Braut, Bräutigam und Braut! durch den großen ſchönen Gaſthof.

Als in jenem Jahre der erſte Schnee lag, ſah man an einem Abend den Bergführer Nr. 2. mit großem Eifer Marie auf einem kleinen Handſchlitten zu ihrem großen Vergnügen im Dorfe auf und abfahren. Als Joſua und Kaleb die Verlobung merkten, machten ſie von Stund' an dem Bergführer Nr. 2. keine Naſen mehr, wie ſie ſonſt ſo oft gethan hatten, ſondern ſie ſollen vor Freuden ihre Weintrauben hoch in die Luft geſchleudert und ihre Dreimaſter ihnen nachgeworfen, ſie dann aber mit den Händen wieder aufgefangen und noch andere Kunſtſtücke gemacht haben.

Nachdem Marie mit dem Bergführer vor dem Altar geſtanden hatte, heirathete Herr Veilchenſtein zur allgemeinen Ueberraſchung noch die Mamſell. Man ſprach davon, daß Herr Veilchenſtein in ſeiner bekannten Großartigkeit beabſichtige, ſich ganz in den Ruheſtand zu begeben, in die Stadt zu ziehen und ſeine Kellner in goldbetreßte Bediente zu verwandeln, denn Herr Veilchenſtein hatte ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben. Allein ein unerwarteter Unfall vereitelte dieſen Entſchluß, gegen deſſen Ausführung auch die Beſcheidenheit der ehemaligen Mamſell ſich nicht wenig ſträubte. Als nämlich Herr Veilchenſtein, für den alle ſeine Freunde noch eine lange Lebensdauer in Ausſicht ſtellten, an einem 1. Mai den Rentier nach dem Berge hinaufbegleitete, den er ſo lange und ſo ſtolz bewohnt, wandte der ſonſt ſo proſaiſche Mann ſich plötzlich an einer Stelle, die eine ſchöne Ausſicht bot, um und ſprach: Hier möchte ich begraben ſein. — Kaum war er oben bei ſeinem Nachfolger angelangt, ſo rührte ihn der Schlag. Er wurde nun in der That an jener Stelle begraben, wo er ſo gerührt ſtehen geblieben war, und auf ein Schreiben des Rentiers erſchien die geſammte Clubgeſellſchaft, um ihm zu Grabe zu folgen.

Die Bergführer werden noch lange Jahre von den ſchwarzen Fracks der Clubgeſellſchaft erzählen, welche am 3. Mai jenes Jahres ſo zahlreich und feierlich über den Bergſchnee dahinzogen, und wie einſt Herrn Veilchenſteins Mockturtelſuppe wohl kaum jemals auf dieſem Berge geſehen waren. — Verſchweigen kann ich übrigens nicht, wie man davon ſpricht, der Rentier werde die trauernde Wittwe heirathen und die Geſchäfte fortführen, von denen der durch ihn ſo hoch bewunderte Mann ſich ſelbſt bereits zurückzuziehen gedachte.

Auch für das Schlüſſelbund iſt ein Tag gekommen, wo es ſo eigen, ſo ganz eigen klang, ein Tag, an dem der Weinreiſende ſorgfältiger als je mit der Serviette im Innern ſeines Weinglaſes wiſchte. Auguſte, die Amtmannstochter, hat den Weinreiſenden geheirathet und ſich bereits ganz in ihre kleine Wohnung am Stephanithorsbollwerk in der Stadt, wo ſich der Segen der niederſächſiſchen Ebene vor dem Meere ſtaut, hinein gefunden. Sie vermißte freilich anfangs die Hühner und das Rindvieh von dem Amthofe ihres Vaters gar ſehr, denn ſie ſieht von ihrem Fenſter aus nichts als Weſer und nichts als Weſer. Aber das Schlüſſelbund, das Auguſte noch immer aus alter Gewohnheit trägt, tönt in dem kleinen Stübchen ſchöner als je, und ſie ſagt jetzt ſchon, daß ſie dieſen Blick um keinen Preis mit einem andern vertauſchen möchte — denn was thut die Liebe nicht?

Der Weinhändler als Hausvater iſt groß in ſeiner Art, beſonders wenn er das Bremer Wiegenlied vorträgt:

Putthenneken, Putthenneken,
Wat deiſt up uſen Hof?
Du plückſt uns alle Bläumkens aff,
Du makſt et gar de grof.

Schon zweimal hat der Weihnachtsbaum, den er ſeinem Erſtgebornen angezündet, ſeine Lichter auf den breiten Strom vor ſeinem Fenſter geworfen, ſchon zweimal hat ſein Erſtgeborner, von dem Lichtermeer ganz geblendet, ſich verwundert vor dieſem Baume die Augen und das Stumpfnäschen gerieben.

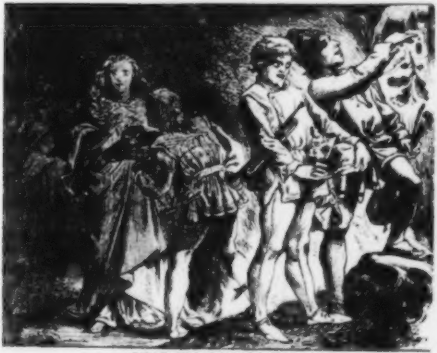
Was die Geſchäfte anbelangt, ſo iſt der Weinreiſende ſeit ſeiner Verheiratung mit einer Amtmannstochter auf allen großen Gütern ein lieber Gaſt, und was das Beſte iſt, auf allen großen Gütern wird St. Julien getrunken, der ſtets durch ihn bezogen wird. Mit Verachtung ſieht er darauf herab, daß neulich drei Weinreiſende, welche ſich in derſelben Gegend trafen, ſich vereinigten, um den Bauern mit ihren Frauen und Töchtern einen Ball zu geben und in der Nebenſtube den Bauern ſelbſt, während ihre Familie tanzte, den betreffenden St. Julien aufzuſchwatzen. Er behauptet ſogar, daß alle drei Weinreiſende ſich vor dem Balle geſchminkt hätten, um auf demſelben einen deſto größeren Eindruck zu machen und deſto mehr Wein zu verkaufen. Solche Käufer würde er, wie er ſagt, des Hauſes Weſermeier u. Comp. nicht für würdig halten. In dieſe Compagnie aber gehört, beiläufig geſagt, er ſelbſt und, wenn man will, auch das Schlüſſelbund und das Näschen des Erſtgebornen.

Von den Führern kann man mit vollem Rechte ſagen, daß ſie ſich wohl befinden. Wenn man kurz nach der Mittagszeit an dem kleinen Hauſe des Bergführers Nr. 2 vorbeigeht, ſo ſieht man wohl, wie ſich das Fenſter öffnet und wie ſein Oheim, der alte Bergführer Nr. 1, mit Marie gemeinſam aus dem Fenſter heraus das Tiſchtuch ausſchüttet. Man wird nicht irren, will man daraus auf Wohlſtand und Segen des kleinen Haushaltes ſchließen. Und ohnehin fehlt ja ſchon ein großer Segen ſelbſt dem kleinſten Hausſtande nicht: Joſua und Kaleb ſind noch immer gar munter in dem kleinen Hauſe und werfen noch immer von Zeit zu Zeit ihre Dreimaſter hoch in die Luft.

Druck von F. Hoffſchläger in Berlin.

Deutſche Sagen.

Herausgegeben
von
Dr. Heinrich Pröhle.



Kaiſer Rothbart und die drei Muſikanten.

Mit Illuſtrationen.

Berlin, 1863.
Verlag von Ulrich Frank.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Herrn Director Bonnell

am Friedrichs-Werder'ſchen Gymnaſium
in Berlin

zu

ſeinem fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläum

Hochachtungsvoll gewidmet

vom
Herausgeber,
als ehemaligem Schüler ſeiner Schule.

Inhalts-Verzeichniß.

Nr. Seite

Vorrede VII
1. Stiftung von Kloſter Gandersheim 1
2. Herzog Heinrich der Löwe (mit Holzſchnitt) 7
3. Thedel Unverzagt von Walmoden (mit Holzſchnitt) 14
4. Schoppenſtedter Streiche 29
5. Die Bergkanne zu Goslar 30
6. Die Gruben bei Zellerfeld 31
7. Der Pochknabe zu Lautenthal 36
8. Die Moosweiblein von Wildemann 37
9. Der Hahnenklee am Rehberger Graben 38
10. Das Zwergvolk bei Sachſa 41
11. Das Heckemännchen 42
12. Der böſe Mann 45
13. Der Soldat und die Katzen 45
14. Der Fleiſcher 46
15. Das Wirthshaus von Kloſter Hamersleben und der Teufel 48
16. Die Edelmannsgruft bei Oſchersleben 49
17. Die Kapelle bei Schwanebeck 50
18. Die ſteinernen Bauermeiſter und die Trappen 51
19. Das Grundlos am Hakel 53
20. Die Zwerge im Hellberge bei Sargſtedt 54
21. Der reiche Mann von Halberſtadt 55
22. Der Wetterhahn von Harsleben 56
23. Die Teufelsmauer und der Königsſtein bei Weſterhauſen 57
24. Gero 58
25. Der Knecht auf Walpurgis 59
26. Die Teufelsmühle auf dem Ramberge 60
27. Die Tanzwuth 61
28. Der Ring zu Deſſau 63
29. Die Haſenkirchmeß bei Wittenberg 65
30. Die Gaukler in Magdeburg 65
31. Wittekinds Taufe 66
32. Der Rehkuchen 68
33. Marienborn im Magdeburgiſchen 68
34. Die Heidenkrippe im Magdeburgiſchen 70
35. Der Spring im Rieſen und die Waſſerfrauen 71
36. Die Rothſietſchen 71
37. Steine und Felder 72
38. Sachſen und Wenden 73
39. Der Ueberfall zu Calbe an der Milde 73
40. Schlacht bei Fehrbellin 1675 74
41. Schildhorn 77
42. Die Männer in der Haferernte 77
43. Die wilde Jagd bei Königswuſterhauſen 78
44. Sagen von Freienwalde 79
45. Der dreibeinige Haſe 81
46. Die weiße Frau bei Nieder-Finow 82
47. Der Kuſelwind 83
48. Der See am Dollenkruge 83
49. Das Banket in der Silbergrube 85
50. Der wendiſche Bauernkönig 85
51. Der Schlangenkönig von Lübbenau 86

Nr. Seite
52. Beſtrafte Völlerei 90
53. Die Geiſter auf dem Knoblauchsbanket 93
54. Der Kamswikusberg in Oſtpreußen 94
55. Wehrwolfe 95
56. Die Jungfrau von Waldenburg 97
57. Der gerechte König 98
58. Die Hirtin von Rugard auf der Inſel Rügen 99
59. Der Schäfer auf Rügen 100
60. Die Unterirdiſchen auf Rügen 101
61. Die Soldaten im Burgwalle 102
62. Die Quelle an der Kirche von Treptow an der Rega 104
63. Die Polen in Pommerland 104
64. Der Jungfrauenbrunnen bei Stargard 105
65. Der ſchwarze See am Fuße der Hohenburg im Schlemminer Walde 106
66. Der Hellerbuſch 107
67. Das Steinbette bei Ratzeburg 107
68. Die Elendseichen in der Gegend von Suckow bei Kriwitz . . . 108
69. Dieb erkennen 108
70. Die Kirche zu Dobberan 109
71. Der heilige Damm 112
72. Empfehlung des Kirchenbeſuches 113
73. Vicelinus 113
74. Der Teufel zu Kuxhaven 115
75. Der Kirchenbau zu Bliedersdorf 115
76. Das Crucifix und die Häringe bei Helgoland 116
77. Die Bridſtarhügel auf Sylt 116
78. Warnung vor Untreue 117
79. Die Brambügel auf Sylt 119
80. Die Sturzwelle 120
81. Die oldenburgiſche Spinnſtube 122
82. Die frieſiſche Magd 122
83. Von einem Kinde, das kindiſcher Weiſe ein anderes Kind umbringt 123
84. Der Häringsfang in Rotterdam und Schiedam 124
85. Das Bürſchel von Holland 124
86. Das Mädchen von der Homburg an der Weſer 125
87. Der Gott im Kaſten zu Blumberg im Lippe'ſchen 126
88. Vom Hühnenbrinke bei Obernkirchen im Lippe-Schaumburgiſchen 129
89. Die Gründung der Abtei Herford 132
90. Die Gründung der Berger Kirche bei Herford 133
91. Der Kärrner zu Geſicke in Weſtfalen 134
92. Sagen aus der Gegend von Rehme 135
93. Sagen von Mülheim an der Ruhr 136
94. Ludger's Begräbniß in Werden 138
95. Der Schwanenritter 139
96. Die ſchöne Frau von Bärthenau an der Wied 141
97. Die Gründung des Kloſters Steinfeld in der Eifel 142
98. Das Maar 143
99. Luxemburg 144
100. Der Ilbersheimer Hof bei Eſſenheim in Rheinheſſen 147
101. Der Jungfernſprung bei Dahn in Rheinbaiern 147
102. Muckenſturm in Baden 148
103. Bocksberg in Baden 149
104. Die Prophezeiung der Jungfrau 150
105. Der Wanderer auf dem Laacher-See im Regierungsbezirk Coblenz 150

Nr. Seite
106. Das Lindelberner Schloß . . . 151
107. Rothmäntele auf dem Spitzberge bei Tübingen . . . 152
108. Der Blautopf beim Kloſter Blaubeuren . . . 153
109. Peter Winkler von Urſpring im Ulmer Gebiete . . . 154
110. Die Jungfrau im Stifte Straßburg . . . 155
111. Warnung vor ungerechter Herrſchaft . . . 155
112. Wünſchen und Fluchen . . . 158
113. Verſchiedene Schweizerſagen . . . 159
114. Die Erbauung von Bern . . . 160
115. Die Hexe von Lauterbrunnen im Canton Bern . . . 162
116. Spiez und Merligen am Thunerſee in der Schweiz . . . 163
117. Die weiße Frau auf der Burg bei Leiſſigen . . . 164
118. Das Heidenhaus . . . 166
119. Die Gießen-Nixe . . . 170
120. Die Quelle der heiligen Columba . . . 171
121. Frau Ute . . . 173
122. Die Freifrau von Jergenberg . . . 175
123. Die rothe Buche im Canton Zürich . . . 177
124. Das Bettelmännchen von Graubünden . . . 178
125. Schloß Miſocco im Canton Graubünden . . . 178
126. Die Burg von Baar im Canton Zug . . . 179
127. Die Erdmännchen in Thurgau . . . 180
128. Die verſunkene Stadt in Thurgau . . . 181
129. Die Kettenen Reben . . . 182
130. Alpſtein . . . 182
131. Der Menſch und die Thiere . . . 183
132. Anna von Tegelſtein . . . 184
133. Der Teufel und der Zirler Gaisbub . . . 186
134. Tyroler Späße . . . 187
135. Das Berglein am Brenner . . . 188
136. Das Venediger Mandl an der Sill in Tyrol . . . 189
137. Rothmann und die Katzen in Tyrol . . . 190
138. Das Kirchlein am Patſcherkofel . . . 192
139. Der Wallfahrtsort Weißenſtein bei Deutſchnoven . . . 192
140. Die guten Leute im Leſachthale in Kärnthen . . . 193
141. Die ſteinerne Spinnerin in Steiermark . . . 194
142. Der Waſſermann von Oberſteier . . . 196
143. Das letzte Weiblein bei Murzſteg in Steiermark . . . 199
144. Murzthalſage . . . 201
145. Reuter zeigen Kaiſer Heinrichs VII. Tod an . . . 203
146. Salzburger Geldgulden . . . 203
147. Wein und Freudenlicht auf dem Schloſſe bei Wien . . . 204
148. Die Schlacht auf dem Marchfelde 1278 . . . 205
149. Die Gründung des Benedictiner-Kloſters Orlau im Teſchniſchen . . . 205
150. Die heilige Anna . . . 206
151. Die weiße Frau in Böhmen . . . 207
152. Hans Heiling . . . 210
153. Der erſte Dudelſackpfeifer . . . 211
154. Bergmännlein und Bergſchmiedlein in Böhmen . . . 212
155. König Premislaus von Böhmen 1190 . . . 213
156. Der große Blanik . . . 214
157. Die Weibchen unter dem Erlengeſträuche in Böhmen . . . 217
158. Die böhmiſchen Diebe . . . 218
159. Der böhmiſche Roßhirt . . . 220

Nr. Seite
160. Der böhmiſche Geſpenſterſeher . . . 221
161. Geſchichte zweier Flucher in Böhmen . . . 221
162. Der Dreiſeſſelberg . . . 222
163. Weißenſtein im baieriſchen Walde (mit Holzſchnitt) . . . 224
164. Arberſee im baieriſchen Walde . . . 225
165. Friedrich von Oeſtreich und Ludwig der Bayer . . . 225
166. Der Pförtner bei St. Jacob in Regensburg 1111 . . . 226
167. Das Lieſerl in Regensburg . . . 227
168. Karl der Große in der Delwoche 792 . . . 228
169. Herzog Heinrichs Stuhl zu Regensburg 985—995 . . . 228
170. Der Hunnenplatz an der Richtbank in Augsburg 955 . . . 230
171. Die Uttenſchwalbe der Gloſen . . . 231
172. Das Kruzifix auf dem Gaſteigberge . . . 232
173. Der Kryſtall von Nürnberg . . . 232
174. Die Mägdlein zu Nürnberg . . . 233
175. Kaiſer Karl der Große im Landsberge bei Ansbach . . . 234
176. Die Ehefrau zu Spalt in Mittelfranken . . . 234
177. Die Dull von Hohenwieſen in Altbaiern . . . 236
178. Gezwungener Dieb . . . 237
179. Der rothe Hahn zu Würzburg . . . 237
180. Der Nixenbrunnen bei Würzburg . . . 238
181. Der Reiter auf dem Steckelhan im Speſſart . . . 238
182. Der Freier von Rothenburg an der Tauber . . . 239
183. Der Waldpfeifer . . . 241
184. Die Kriegsleute beim Trunke . . . 242
185. Die Verbotin des Streits . . . 243
186. Das Gaſtmahl im Walde . . . 244
187. Das Zaubermägdlein . . . 244
188. Der Traupfennig . . . 245
189. Die Sorbenburg bei Saalfeld . . . 246
190. Vorzeichen von Churfürſt Hans von Sachſen's Tode . . . 246
191. Tod eines Herrn von Reuß . . . 247
192. Der Blutberg in Thüringen . . . 247
193. Häuſernamen . . . 248
194. Doctor Fauſt in Erfurt . . . 249
195. Der Rabe auf dem Schloßhofe zu Merſeburg . . . 250
196. Die Kegelbahn im Kyffhäuſer . . . 252
197. Trompete und Clarinette . . . 254
198. Kaiſer Otto im Kyffhäuſer und die Muſikanten . . . 255
199. Kaiſer Friedrich der Rothbart und Ulchen (mit Holzſchnitt) . . . 257
200. Das glühende Schiff im Kyffhäuſer . . . 259
201. Die Morgenhelle im Kyffhäuſer . . . 259
202. Oſtern auf dem Kyffhäuſer . . . 260
203. Die Muſikanten von Oldisleben . . . 261
204. Die Sau im Kyffhäuſer . . . 261
205. Das Brautpaar von Bennungen . . . 263
206. Nachtherberge im Kyffhäuſer . . . 264
207. Kaiſer Friedrich und die Muſikanten . . . 265
208. Schäfer am Kyffhäuſer . . . 266
209. Kuhhirt im Kyffhäuſer . . . 266
210. Wein vom Kyffhäuſer . . . 268
211. Der Kyffhäuſer und die Fuhrleute . . . 269
212. Die Rothenburg . . . 270
213. Kaiſer und Junker (hierzu das Titelbild von Schaal) . . . 271

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Vorwort.

Dieſe Sammlung wurde vor nun faſt zehn Jahren begonnen. Im Frühling des Jahres 1853 hielt ich mich einige Tage in Wolfenbüttel auf zur Benutzung der dortigen Herzoglichen Bibliothek. Ich traf auf ihr Oskar Schade und wir bezogen bald einen gemeinſamen ſchlichten Gaſthof, der den meiſten Benutzern dieſer Bücherſammlung bekannt ſein dürfte, fuhren an einem Sonnabende durch das auf Seite 23 dieſes Buches in der Thedelſage vorkommende Schladen nach Harzburg, deſſen Sagen ich ſchon früher aufgenommen hatte, verlebten den Sonntag auf dem Burgberge ſehr angenehm, wohnten nachher zu Wolfenbüttel in einem Garten dem Erinnerungsfeſte der alten ſchwarzen Huſaren bei, erinnerten uns mit ihnen an ihren bei Quatre-Bras gefallenen Herzog, und verlebten frohe Nachmittagsſtunden vor dem ſogenannten türkiſchen Zelte, wo wir uns mit dem Dr. Höck des herrlichen Blickes auf den Harz und die Aſſe erfreuten. Höck, jetzt Landprediger im Braunſchweigiſchen, war der einzige Gehülfe des erblindeten Oberbibliothekars Schönemann, hatte unbekannte Predigten von Luther nach einer wolfenbüttler Handſchrift* veröffentlicht und machte mich darauf aufmerkſam, daß er eine große Anzahl von Schriften der Herzoglichen Bibliothek, zunächſt geleitet von geiſtlichen Geſichtspunkten, unter der Bezeichnung Daemonologica zuſammengeſtellt habe, woran ſich dann die Aufforderung knüpfte, daß ich dieſe Bücher für die deutſche Mythologie ausbeuten ſolle. In den Stunden, während welcher die Bibliothek geöffnet iſt, thronte der blinde Bibliothekar mit großer Heiterkeit und vieler Geiſtesgegenwart recht würdig über uns allen zuſammen und erlaubte als ein großer Gönner aller niederſächſiſchen Studien, daß ich die wiedergefundene Handſchrift mit dem Gedichte auf Heinrich den Löwen, welche kurz vorher unſer Freund, Karl Gödeke, in Wolfenbüttel während der Studien zu ſeiner „deutſchen Dichtung“ noch nicht einmal geſehen hatte, die aber nun der zweiten Sage dieſes Buches zu Grunde liegt, in meiner Heimat bequem abſchreiben durfte. Einige Hauptſchriften der früheren Jahrhunderte aus der Abtheilung Daemonologica wurden mir ſogleich mit auf die Reiſe gegeben und durch Bearbeitung einzelner Stellen aus ihnen wurde dann wirklich während eines längeren Aufenthaltes im Vaterhauſe ſogleich der Grund zu dieſer Sammlung deutſcher Sagen gelegt. Die planmäßige Ausbeutung dieſer Daemonologica in Wolfenbüttel hat jedoch bei der Eröffnung anderweitiger Quellen unterbleiben müſſen und ſo habe ich mich faſt damit zu begnügen, daß ich andere Freunde der Mythologie auf deren Reichthum und Umfang verweiſe. Dagegen bin ich nachmals in Berlin vom Profeſſor W. Schwartz mit **Recht** darauf aufmerkſam gemacht worden, daß der hölliſche Proteus von Erasmus Francisci*) noch nicht hinlänglich für die deutſche Sage ausgezogen ſei und habe dieſe Ergänzung hier vornehmen wollen.

Neben ſolche tiefgrundige Quellen, welche mit den Chroniken aus den verfloſſenen Jahrhunderten für die Sprache meines Buches einen guten Anhalt boten, ſtellte ſich dann ſogleich anfangs die mündliche Erzählung. Theils hörte ich auf dem Harze manche Sagen, die ſich auf entfernte Gegenden bezogen; theils ſammelte ich nach der wolfenbütteler Reiſe die Sagen im Halberſtädtiſchen, die nun hier vollſtändiger als in einer anderen neueren und brauchbaren Sammlung vorliegen; zuletzt ſchloß ich durch eine Reiſe nach dem **Kyffhäuſer** meine eigene **Thätigkeit** für dies Buch eben ſo heiter ab, als ſie mit dem Ausfluge nach Wolfenbüttel friſch begonnen war. Auf dem Wege von Kelbra nach Tilleda (an dieſen beiden Orten hörte ich die meiſten Kyffhäuſerſagen) ging ich den Kyffhäuſer entlang und hielt eine längere Raſt auf der Ruine der Rothenburg, wo ich den rothenburger Einſiedler, den Naturdichter Beyer, mit dem Gymnaſiallehrer Köpert aus Eisleben, Verfaſſer einer Poetik und einer Gedichtſammlung, im Kreiſe ſeiner herangewachſenen Familie ſitzend fand. Wie einſt ſchon als Schüler übernachtete ich wieder mit dem Einſiedler in den Ruinen der Rothenburg und hörte in ausgedehnterem Maße ein Concert mit an, das an einem ſonnigen Tage thüringiſche Muſikanten, wie ſie in den Kyffhäuſerſagen vor dem Rothbart ſpielen, auf dem Platze vor der Rothenburg gaben. Ehe ich nach Tilleda kam, beſuchte ich auch noch die Stätte der Kyffhäuſerburg. Da die Kaiſerſagen ſchon auf der ganzen Reiſe mich erfüllt hatten, ſo fiel mir hier die andächtige Inſchrift aus dem fernen Dorfe Hohenſtaufen vor dem Bilde Friedrich Barbaroſſa's im Harniſch, mit Szepter, Krone und Weltkugel ein:

---

*) Erasmus Francisci hieß eigentlich Finx, war zu Lübeck 1627 geboren, ſtudirte auf verſchiedenen Univerſitäten die Rechte und kam nach abwechſelndem Schickſale nach Nürnberg, wo er für die Endter'ſche Druckerei Bücher corrigirte. Im Jahre 1688 erhielt er den Titel eines hohenlohiſchen Rathes und ſtarb 1694. Auf den Titeln verſchiedener ſeiner Schriften nannte er ſich auch Chriſtian Minſicht.

Der großmächtige Kaiſer wohlbekannt,
Fridericus Barbaroſſa genannt,
Das demüthige edle Blut
Uebt ganz und gar kein Uebermuth,
Auf dieſem Berg hat Hof gehalten,
Wie vor und wie nach ihm die Alten,
In dieſe Kirch zu Fuß iſt gangen,
Ohn' allen Stolz, Pracht oder Prangen,
Durch dieſe Thür, wie ich bericht',
Iſt wahrlich wahr und kein Gedicht

Denſelben Eindruck, als ſei es „wahrlich wahr und kein Gedicht", daß Kaiſer Friedrich hier durch eine Thür gegangen oder dorten Hof gehalten habe, Alles ohne Stolz und Prangen, wird der Leſer bei unſern ſchönſten Kyffhäuſerſagen „Kaiſer Rothbart und Utchen" oder „Kaiſer und Junker" empfinden, wie er mich denn auch unten in der ehemaligen Kaiſerpfalz, dem Dörfchen Tilleda, nicht verließ.

Da ich mich niemals entſchließen konnte, mündlich Volksſagen zu ſammeln, wo ich den Volksdialekt nicht ſelbſt ohne Anſtoß ſprechen konnte, ſo ſuchte ich ſeit dieſer

Zeit die Sammlung hauptſächlich noch aus der neueren Literatur und durch ſchriftliche Mittheilungen von fremder Hand zu vervollſtändigen. Mit Ausnahme von Otmar's Volksſagen, aus denen eine einzige von Grimm übergangene Sage aus dem Halberſtädtiſchen aufgenommen iſt, und mit Ausnahme einer nicht wiſſenſchaftlichen mecklenburgiſchen Sagenſammlung, aus der auch die paſſende Verwandelung von poetiſcher Form in Proſa verſucht wurde, ſind alle Sagenſammlungen als Quellen abſichtlich ausgeſchloſſen. Nicht ſo wurde die Aufnahme aus abhandelnden mythologiſchen Werken aller Art vermieden und ſo bot dann die Zeitſchrift für Mythologie von Wolf und Mannhardt eine ſehr reiche Ausbeute dar. Jedoch iſt es verhältnißmäßig nur eine kleine Anzahl von Volksüberlieferungen aus dieſem Blatte, mit welchen ich hier ein größeres Publikum zu erfreuen ſuche. Zur handſchriftlichen Mittheilung poetiſch ſchöner Sagen hatte ich mehrmals vergeblich aufgefordert. Indeſſen erweiterte ſich während der letzten zwei Jahre durch die Leitung einer anderen Arbeit der Kreis meiner literariſchen Freunde in der Art, daß nun die ſchriftlichen Mittheilungen für die Sagen eine größere Bedeutung erlangten. Auch aus der Mark und aus der Rheinprovinz, wo ich zwar wohnte, aber nicht mündlich nach Sagen forſchte, wurden mir ſolche Aufzeichnungen zu Theil. Die Lebenden, von denen ich gedruckte und geſchriebene Mittheilungen benutzte, ſind hauptſächlich Ey, Fontane, Hanſen, Prof. v. Holtzendorf, Kühnemann, E. Moerike, Neumann, Pichler, J. Rank, H. Runge*), Ruß,

---

*) Von H. Runge waren nach der Zeitſchrift „Schweiz" vor Jahren mehrere Sagen aufgenommen. Während des Druckes der Sammlung erſt

Schwarz, J. G. Seidl und Weininger. Auch zwei Todte, J. Gotthelf und H. v. Kleiſt, nenne ich hier noch. Genauere Ausführungen und Citate enthalten in Bezug auf dies und Anderes die Anmerkungen.

Als Antwort auf die Frage: wie ſind die Quellen benutzt und wie die Sagen geordnet? kann ich nur noch Einiges angeben, was ich als Regel betrachtete, nicht aber die mancherlei Ausnahmen daneben ſetzen. Zunächſt muß vorausgeſchickt werden, daß der Name Deutſchland in dieſen „deutſchen Sagen“ ſtets im weiteſten Sinne genommen iſt. Während der große Umfang der Erörterungen über die Sage von Heinrich dem Löwen und Thedel von Walmoden mich nöthigte, in den Anmerkungen förmliche Hinweiſungen auf das Vorkommen verwandter Sagen in andern Sammlungen faſt ganz zu vermeiden, ſind ſehr viele Sagen, und ſogar ſolche, die zufällig ſchon ſorgfältig ausgearbeitet waren, ſelbſt bei großer Schönheit ausgeſchieden worden, wenn ſie namentlich in Grimm's oder oder Wolfs deutſchen Sagen ſich ebenſo fanden.

Die Anordnung iſt eine topographiſche, jedoch ſo, daß zwar die einzelnen Landſchaften und Staaten ihrer Lage nach folgen, innerhalb derſelben aber die Sagen mehr

---

wurde es mir bekannt, daß der Sammler derſelben der Stadtrath Runge in Berlin ſei, welcher lange in der Schweiz lebte. Stadtrath Runge ertheilte darauf nicht allein zum Abdrucke der Sagen aus der Schweiz ſeine Erlaubniß, ſondern gab auch mit nachbarlicher Güte die von ihm in Weſtermann's Monatsheften und in der Freya veröffentlichten Schweizerſagen noch für meine Sammlung her. Er hat ſehr zahlreiche Schweizerſagen geſammelt, aus welchen ſeine durch die verfloſſenen Kammerſitzungen aufgehäuften Geſchäfte und der raſch vorrückende Druck der Sagen leider eine weitere Mittheilung hinderte.

nach dem Inhalte, mitunter ſogar nach den Quellen und anderen Urſachen aneinandergereiht ſind, was eine lebendigere Gliederung zu bewirken ſchien. Sagen ohne Ortsangaben ſind zwiſchengeſchoben. Die Sammlung beginnt da, woher ſie ihren Urſprung leitet: im Herzogthume Braunſchweig*). Sie ſtreift dann über den weſtlichen Harz hin, ohne die Selbſtſtändigkeit meiner Harzſagen anzutaſten, von welchen noch die Sagen des öſtlichen Harzes fehlen, bei welchen auch das angrenzende Thüringen etwas berückſichtigt werden ſoll. Alsdann folgen die halberſtädtiſchen und anhaltiſchen Sagen, die magdeburgiſchen, die Sagen der Mark, der Lauſitz, die aus den Küſtenländern der Oſtſee und Nordſee, die hannoverſchen, weſtfäliſchen und rheiniſchen Sagen, die Sagen aus Elſaß, Burgund, Baden und Würtemberg. Aus der Schweiz führen dann die Alpen nach Oeſtreich hinein, vom böhmer Walde führt der bayriſche Wald nach Bayern. Franken und Thüringen beſchließen die Sammlung und an einer ihrer Lieblingsſtellen, vor dem Kyffhäuſerthurme ſchließt das Buch ab. Ein raſcher Ueberblick über den dichtenden Volksgeiſt wird in ihm dargeboten, wobei das heiterſinnliche süddeutſche Weſen charakteriſirt wird durch das fröhliche Pfeifen, welches von den Gelagen der Geiſter herſchallt, und das ernſte arbeitſame Weſen des norddeutſchen Bauern gelegentlich in der Sage von der Spinnſtube, Seite 122, welche faſt ganz ein Bild der Wirklichkeit ſein kann, auch einmal ihre bedenkliche Seite hervorkehrt. Daß noch immer ein guter Reſt des Volksglaubens in Deutſchland vorhanden iſt, beweiſen die aus dem Volksmunde geſchöpften Nummern der Sammlung ebenſowohl als gewiſſe Aeußerungen unverkennbar darthun, welche man beim Sammeln hört. So beklagte der Hirtenknabe vom Wilhelmshofe im Anhalt'ſchen ſeine Unfähigkeit, Sagen zu erzählen, als eine Armuth mit den Worten: „Von Zwergen und Wundern weiß ich nichts, ich bin ja ſchon vom zwölften Jahre an bei's Vieh gekommen." Ebenſo ſagte Jemand beim Heuaufladen mit ſeiner Frau in der Nähe der Joſephshöhe: „Wir wiſſen nichts vom Kaiſer Rothbart, denn aus dieſen Wäldern hier kommen wir nicht heraus." Die Gegenſtände der Sage erſcheinen dem Volke nicht als das Alte und Abgetragene, ſondern immer als hoch, glänzend und deshalb neu. In dieſem Sinne wird auch in meiner Kyffhäuſerſage Seite 250 ein Hirt vom Kaiſer veranlaßt, die Clarinette als ein veraltetes Inſtrument aufzugeben und ein förmlicher Virtuoſe auf dem Horne zu werden. Geſchichtlich betrachtet geſtaltet ſich dies Alles gerade umgekehrt. Die Clarinette wurde erſt 1690 von Denner in Nürnberg erfunden, während den Kaiſer ſeine Vorliebe für das Horn (Giallarhorn) ſogar noch als einen alten Heiden dringend verdächtig macht.

---

*) Die bedeutendſten braunſchweigiſchen Sagen ſind nun von mir wohl mit einiger Vollſtändigkeit geſammelt, wenn man zu den Sagen in dieſem Buche die braunſchweigiſchen Sagen in meinen „Harzſagen“ (1. und 2. Band, Leipzig bei Mendelsſohn) hinzurechnet. Vergl. auch meinen Aufſatz „Ein neuer Anbeter des Krodo“ im deutſchen Muſeum von 1862, wo ſich jedoch einige, von Sachkennern beim Leſen leicht zu berichtigende Druckfehler eingeſchlichen haben. Er handelt von dem neueſten Buche über die Harzburg.

Dieſe Sammlung, welcher hauptſächlich noch eine Schilderung deutſcher Sitten und Volksfeſte folgen wird,*)

---

*) Schriftliche Beiträge für dieſelbe ſollen dankbar benutzt werden.

iſt übrigens die erſte, welche ich herausgebe nach der Zeit, da von den Miniſterien von Raumer und von Bethmann-Hollweg auch mir zur Förderung ſolcher Beſtrebungen Beihülfe und Vergünſtigung zu Theil geworden iſt, was ich öffentlich anzuerkennen mich gleich einem anderen Sammler gedrungen fühle und wofür ich außer Herrn von Bethmann-Hollweg insbeſondere den Herren Geheimen Räthen Juſtus Olshauſen, Johannes Schulze und Ludwig Wieſe meinen aufrichtigen Dank abſtatte. Jene Behörde hat einen weſentlichen Antheil daran, daß nächſt Heſſen, dem Geburtslande der Brüder Grimm und der ſpäteren Heimat J. W. Wolfs, von Berlin aus am meiſten Volksüberlieferungen geſammelt ſind.

Meine hier vorliegende Sagenſammlung ſtellt ſich inſofern zwiſchen die gelehrten und die bloß unterhaltenden Sagenſammlungen*) in die Mitte, als ſie allen wiſſenſchaftlichen Anforderungen zu entſprechen wünſcht, aber eine große Anzahl mir vorliegender minder poetiſcher Sagen ausgeſchloſſen hat und die Anmerkungen in einem gleichzeitig beſonderen in gleichem Verlage erſcheinenden Büchlein liefert, wie die Brüder Grimm die Anmerkungen zu ihren Märchen in einen eigenen dritten Band verwieſen haben. Da die Sagenſammlung einige Illuſtrationen enthält, ſo ſchien mir dieſe Trennung um ſo paſſender. Bei den Sagen habe ich die Schilderung der Gegenden oft planmäßig begünſtigt, ohne welche das Intereſſe an manchen Ortsſagen nur gering ſein kann und die auch mitunter einen Werth für die Topographie in Anſpruch nehmen darf. So dürfte das liebliche Marienborn Seite 68 und dürfte die Gegend von Mülheim an der Ruhr Seite 136 wohl zum erſten Male in dieſer Art geſchildert ſein. Wie aber Sage und Landſchaft ſich mitunter faſt ergänzen, zeigt vielleicht am klarſten in dieſer Sammlung die anziehende Sage vom Döllenkruge, Seite 83.

---

*) Eine mit beſonderer Rückſicht auf die deutſchen Sagen der Brüder Grimm bereits ausgearbeitete Charakteriſtik der früheren allgemeinen deutſchen Sagenliteratur ſoll (gleich den in dieſem Buche ganz ausgelaſſenen Reformationsſagen, die bereits vor mehreren Jahren in einer Vorleſung zuſammengeſtellt wurden) als eine ſelbſtändige Abhandlung veröffentlicht werden.

Möchten ſich nun zunächſt für die Sagen ſelbſt zahlreiche Leſer finden, welche ſich unbefangen an der Schönheit einzelner Nummern der Sammlung erfreuen. Unter den mir ſelbſt vorzugsweiſe angehörenden Sagen zeichnen ſich die Sagen „Wünſchen und Fluchen,“ „Beſtrafte Völlerei,“ „Die Vorbotin des Streits“ und „Warnung vor ungerechter Herrſchaft“ durch einen ungewöhnlich ſtarken ethiſchen Gehalt aus, welcher auch der Sage „Die ſteinernen Bauermeiſter“ aus meiner Heimat eigen iſt. Wenn aber überhaupt die Zahl der wirklich poetiſchen Sagen dieſer Verſammlung verhältnißmäßig nicht unbedeutend iſt, ſo verdankt ſie dies für den Süden lediglich der Benutzung der neueren Literatur, durch welche allein ſie eine allgemeine deutſche geworden iſt.

Berlin, den 6. November 1862.

Der Herausgeber.

1.

Stiftung von Kloſter Gandersheim

im jetzigen Herzogthume Braunſchweig.

Sobald als kam die Veſperzeit,
Und ſich verbergen Vieh und Leut',
Viel Lichter man daſelbſt vernahm
Am Ort, wo nun die Kirch' ſollt' ſtehn,
Geſetzt durch ihre Ordnung gleich,
Dadurch Holz, Berg und Thal erleucht',
Darum ſo gegenwärtig waren
Weil dankten all' mit großen Schaaren,
Sagten, daß billig dieſer Ort
Zu heiligen wäre, damit hinfort
Gedienet würd' an ſolcher Statt,
Dem, der ſie ſo erleuchtet hätt'.
Nach Hroswitha.

Nachdem Herzog Ludolf geſehen, daß das Braunshauſiſche Kloſter für die Anzahl der eingeführten Stiftsfräulein zu enge werden wolle, hat er ſich zwar entſchloſſen, ein größeres Stift für dieſelben anzulegen, iſt aber nicht wenig beſorgt geweſen, wo er einen gefälligen Ort hierzu finden ſolle. Als er ſolche Gedanken mit ſich getragen, erſchienen des Nachts, und zwar zwei Tage vor dem Allerheiligen-Feſte, den Schwein- und anderen Hirten an dem Orte, wo das Gandersheimiſche Stift zu ſehen, eine große Anzahl Lichter, die die ganze Waldgegend ſehr helle machten, worüber die Hirten beſtürzt wurden und ſolches ihrem Hausherrn und Meiſter anzeigten, der es als ein großes Wunder annahm und ſich dadurch bewegen ließ, die folgende Nacht daſelbſt mit ihnen zu wachen, da denn in der Mitternacht eine größere Anzahl, als die vorige, von Lichtern auf eben der Stelle ſich wieder zeigten. Dies ward ſogleich dem in der Nähe befindlichen Herzog Ludolf kund gemacht, welcher ſich entſchloß, mit ſeinem ganzen Hofſtaate in der bevorſtehenden Allerheiligen-Nacht ſich in den düſtern Wald an bezeichneten Ort zu begeben. Bei ſeiner Ankunft zeigten abermals ſich die Lichter, ſo daß es ſchien, als wenn es heller Tag durch der Sonne Aufgang geworden wäre, woraus der Herzog ſchloß, dies müſſe der rechte Ort ſein, den ſich alle Heiligen zu ihrem Ehrendienſte auserleſen, deswegen er auch ſofort des andern Tages und fernerhin den Wald und Büſche ausrotten und zur Weih- und Kloſterſtelle bereiten ließ.

2.

Herzog Heinrich der Löwe.

Heinrich der Löwe, von Gottes Gnaden Herzog zu Sachſen, zu Bayern, Graf zu Braunſchweig, Lüneburg und Nordheim, ein Herr von der Elbe bis an den Rhein, und von dem deutſchen Meere bis an den Harzwald, ward geboren im Jahre 1129. Er war ein freundlicher, ſchöner Prinz, zeigte von frühſter Jugend an vielen Verſtand, und kam ſchon im zehnten Jahre zur Regierung. Als er elf Jahre alt war, zog er 1146 7 mit dem Biſchofe Adalbert zu Bremen, dem Markgrafen Albrecht zu Salzwedel und Churfürſten zu Brandenburg, dem Grafen Conrad zu Wettin und mit anderen Fürſten und Herren gegen die heidniſchen Wenden, um dieſelben zum chriſtlichen Glauben zu zwingen. Er führte, wie die andern Herren, auf ſeinem Kleide und Harniſche das beſondere Zeichen, nämlich eine runde Kugel mit einem Kreuze oben darauf. Mit dieſem Zeichen wollten ſie andeuten, daß ihr Herr, der für unſere Sünden gekreuzigte Heiland Jeſus Chriſtus, der König, Herr und Schöpfer des Himmels und der Erde ſei, dem zu Ehren ſie dieſen Krieg führten.

Dieſer Herzog Heinrich wurde durch die frühe Anleitung in dem Kriegsweſen ſehr kühn und ging mit der größten Unerſchrockenheit jeder Gefahr entgegen, weshalb ihm die anderen Fürſten die Benennung: „der Löwe“ beilegten. Er reſidirte zu Braunſchweig auf der Burg Dankwarderode beinahe fünfzig Jahre, vergrößerte die Stadt, indem er den ganzen Stadttheil, welcher der Hagen genannt wird, bauen ließ (es war vorher ein Gehege von Waldung daſelbſt geweſen), und bauete die St. Katharinenkirche auch dahin.

Weil nun die Frömmigkeit des Mittelalters Kreuzzüge hervorrief zur Eroberung und Behauptung des durch den Stifter unſerer Religion geheiligten Landes, ſo unternahm Herzog Heinrich auch eine ſolche fromme Reiſe im Jahre 1172. Nachdem er ſein Haus und ſeine Lande der Obhut treuer Räthe und Diener übergeben, zog er am 15. Januar, begleitet von mehreren hohen Geiſtlichen und Fürſten (z. B. Pribislaus, König der Wenden, Grafen Gänzel von Schwerin, Graf Heyer von Mansfeld, Siegfried von Blankenburg und andern Edeln und Rittern, ſo daß die ganze Geſellſchaft 2000 Mann ausmachte), auf Regensburg, beſuchte daſelbſt das Grab ſeiner Mutter, reiſete dann nach Wien, wurde von ſeinem Stiefvater, Herzog Heinrichen von Oeſtreich, prächtig empfangen und bis an die ungariſche Grenze geleitet. Der König von Ungarn empfing die hohen Gäſte ehrenvoll; aber die Freude dieſer Zuſammenkunft wurde durch eine Ruchloſigkeit getrübt, da der König bei einem Feſte, das er zu Gran den Reiſenden gab, von ſeinem Oheim vergiftet wurde. — Von der Fortſetzung der Reiſe auf der Donau durch einen gefährlichen Schiffbruch abgeſchreckt, zog der Herzog zu Lande weiter, ſchlug ſich muthig und glücklich durch die räuberiſchen Bulgaren, und erreichte auf Oſtern die Hauptſtadt des damaligen griechiſchen Reiches, Conſtantinopel. Der Kaiſer Emanuel Comnenus ließ ſie ehrlich und wohl empfangen, ſandte ihnen köſtliche Gaben und einige zierlich geſchmückte Pferde, auch ſchöne Rüſtungen und Kleidungsſtücke entgegen, und bot am Oſtertage in feierlicher Audienz die ganze Pracht des Hofes auf, um den Empfang noch mehr zu verherrlichen.

Als nach dem Feſte der Herzog ſich beurlaubte, beſchenkte die Kaiſerin Conſtantia ihn mit dem köſtlichſten Zobel- und anderem Pelzwerke, auch mit Sammt ſo reichlich, daß er die ganze Begleitung darin kleiden konnte. Der Kaiſer aber ſchenkte ihm ein ausgerüſtetes Schiff. Da dieſes Schiff die ganze Reiſegeſellſchaft nicht faſſen konnte, ſo miethete der Herzog noch zwei Schiffe. Auf dem Schiffe des Herzogs waren außer ihm ſelbſt ſeine treuen Freunde und ſeine Diener, auf den andern beiden Schiffen die übrigen Mitreiſenden.

Schnell ſegelten ſie nun auf dem herzoglichen Schiffe dahin und waren bald von den andern beiden Schiffen ganz getrennt. Sie fuhren Tag und Nacht, trafen aber kein Land an. Ihre Segel zerbrachen und ſie geriethen auf dem Meere ſo ſehr in Gefahr, daß Jeder ſich den Tod wünſchte. Ihre Speiſe ging zu Ende. Dem Herrn wurde bange, er hub die Hand auf und flehte zu Gott. Danach befahl er, daß Jeder ſich ein Loos machen ſolle. Als die Looſe fertig waren, that man ſie in einen Hut, der wurde gänzlich geſchloſſen. Weſſen Loos zuerſt herauskomme, der ſollte ſich muthig den Andern opfern.

Das erſte Loos fiel auf einen kühnen Helden, der ſprach von Herzen: „Macht's wie es Euch gefällt. Tödtet mich und theilt mein Fleiſch unter Euch, ich will Euch meinen Leib zur Speiſe geben. Falle das Loos auf uns Alle, Groß und Klein, möge es nur unſern theuern Herrn verſchonen.“ Der Held ward zur Speiſe geſchlachtet, da war Hunger der beſte Koch. Bald war er von ſeinen Gefährten verzehrt und das Loos mußte von Neuem geworfen werden.

So waren zuletzt die Diener meiſt umgekommen und der Herzog war mit einem Diener allein übrig. Der Herzog ſprach: „Mein Wille iſt es, jetzt werfen wir Beide das Loos. Je nachdem das Loos fällt, ſoll Einer den Andern verzehren.“ Der Knecht rief: „Solches thue ich meinem Gebieter nicht.“

Als endlich das Loos beſtimmte, daß der Diener ſeinen Herrn verzehren ſollte, ſprach er mit Treue: „Herr, weil Ihr nun mein ſeid, ſo laſſet mich mit Euch thun, was ich will. Ich werde Euch aber in einen Sack von Leder einnähen. Ihr ſeid noch jung und ſtark, wartet ab, was dann geſchieht.“ Der Knecht nahm den theuren Helden und nähte ihn in Ochſenhäute ein. Zu ihm legte er ſein Schwert und ſprach: „Ach, Gott thue es erbarmen, wie ich jetzt in Trübſal ſtehe! Meinen Herrn habe ich begraben, und iſt doch noch nicht todt!“ Da kam herbeigeflogen ein großer grimmiger Greif, der ſchoß fürwahr auf den Herzog zu, faßte ihn mit ſeinen Klauen und trug ihn in ſein Neſt. Da freute ſich der Herr und ſprach: „Nun thue Gott das Beſte an mir!“ Wirklich flog auch der Greif bald wieder davon, weil er mehr Speiſe begehrte. Da ergriff der Herzog ſein blankes Schwert, dankte Gott dem Herren und ſchnitt ſich aus der Haut heraus. Dann ſah er ſich freudig und muthig in dem hohen Greifenneſte um.

Die Greifen ſchrieen und begehrten bald des Herrn zur Speiſe. Er aber erwehrte ſich ihrer, rief zu Gott und ſchlug die Vögel alle todt. Eine der Greifenklauen nahm er mit ſich, ſie hängt zu Braunſchweig im Dome.

Als er aus dem Neſte heruntergeſtiegen war, ſah er im Walde einen Löwen und einen Drachen mit einander ſtreiten. Da ſprang der Herr mit ſeinem guten Schwerte zu. Der Drache ſperrte ſeinen weiten Schlund auf gegen den vielwerthen Mann. Da lachte der Herr und ſprach dem Löwen zu. Der ſprang auf den Drachen und der Drache ſchrie ſo laut, daß der Wald davon wiedertönte. Der Herr aber ſchlug jetzt in freiem Muthe mit ſeinem guten Schwerte auf das wilde Thier, daß es Feuer ſpie. Der Herr erſchlug den Drachen, und von Stund' an war der Löwe ihm getreu. Er legte ſich zu dem Herrn und ſeinem Schilde, pflegte ſeiner und trug ihm Hirſche und Rehe zu, ja, man ſagt, daß das treue Thier ohne alles Feuer ihm dieſe Gerichte gar machte.

Sie befanden ſich aber damals in einem großen Walde, der mit Waſſer umgeben war. Der Herzog beſann ſich, wie er von dem Löwen komme. Er machte eine Horde von Holz und Reiſig, während der Löwe für die Nahrung des Herrn ſorgte.

Als die Horde gebunden war, legte ſie der Herzog in's Meer und ſetzte ſich darauf. Der Löwe kam und hatte ihm ein Wild gejagt. Er trauerte, als er ſeinen Herrn nicht fand, lief hin und her und ſchaute weit um ſich. Er hörte die Stimme des Herrn, ſah ihn und ſprang bald zu ihm auf die Horde. Tag und Nacht floſſen ſie, wohin ſie der Wind trieb. Der Herzog ſchlief wenig vor Angſt. Er hätte viel lieber geſehen, der Löwe wäre dort geblieben. „Ach, Gott erbarme dich!" rief er und hob ſeine Hände auf. „Hilf mir Armen zum Lande, die Speiſe hat ein Ende." Der Löwe ſah den Herzog traurig an. Aber als der Herzog ſchon lange keinen Schlaf mehr gefunden hatte Tag und Nacht, da trat zu ihm der Wirth aus dem Robiskruge*) (der Teufel). „Du liegſt in Waſſerwogen und mußt ſterben", ſprach er. „Und es iſt wahr und gewiß, was ich dir ſage: Zu Braunſchweig iſt geſtern Mittag eingezogen ein Anderer aus fremden Landen, dort wird man Wirthſchaft halten und er bekommt dein Weib und dein Land."

Traurig ſaß der Herzog da und zweifelte nicht an der Wahrheit dieſer Botſchaft. „Ich bin ja ausgeweſen länger als ſieben Jahre," ſprach er. „Sie werden nicht anders denken, als daß ich nicht mehr auf der Welt ſei. So will ich denn meinen Sinn allein auf Gott richten, der mache es mit mir, wie's ihm beliebt."

„Ja höre," ſprach der Wirth aus dem Robiskruge, „ich will dir ſagen, du redeſt da noch viel von Gott, der wird dir nicht von dieſen unabſehlichen Waſſerwogen herunter helfen. Wenn du aber willſt mein eigen ſein, ſo führe ich dich noch heute zu deinem Gemahle und deinen Freunden."

---

*) Die Unterwelt.

„Ob ich gleich bin ein Herr von Braunſchweig hochgeboren, — wenn ich mein Gelübde bräche gegen Gott, das ewige Licht, und fiele von Gott meinem Herrn, ſo müßte ich ewig verdammt ſein," antwortete der Herzog.

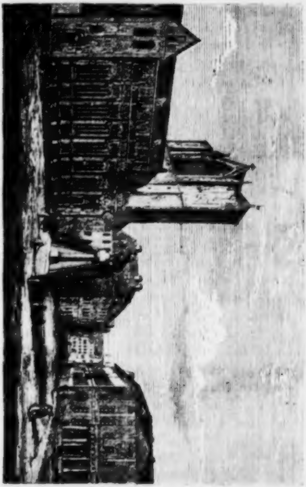
„Ich rathe dir," ſprach der Wirth vom Nobiskruge, „beſinne dich nur nicht lange, ich will dich heute ohne Wagen führen gen Braunſchweig vor die Stadt und dich ohne Schaden auf dem Giersberge niederlegen. Da ſollſt du meiner warten, bis ich zurückkehre. Ich werde aber dann alsbald den Löwen nachholen an den Ort, und ſo ich dich ſchlafend finde, ſollſt du mein eigen in meinem Reiche ſein." Damit wollte er ihn gern um Leib und Seele betrügen.

Der Herzog betete zu Gott, daß er ihm einen heiligen Wagen an dem Tage beſcheeren wolle. Er beſchloß fleißig zu wachen und willigte doch in den Rath des Böſen, um zu ſeiner Allerliebſten zu kommen. Er betete, daß er zu Gottes Glücke fahren möge, ehe die Hochzeit vollbracht wäre.

Nun lag der Herzog auf dem Giersberge zu Braunſchweig vor der Stadt; er war ſo müde, daß er ſich jetzt vergeblich gegen den Schlaf wehrte. Es dauerte nicht lange, ſo ſchwebte der Nobiswirth einher und hatte den frommen theuren Löwen gar feſt umfangen. Als der Löwe ſeinen Herrn ſo liegen ſah in tiefem Schlafe am Berge, meinte er, daß er todt ſei. Da brüllte er laut, weil der Herr ſich nicht rührte, und ſchnell erwachte der Herzog von dem Gebrüll; das ärgerte den Teufel und er warf den Löwen von ſich, daß er krachte. Hätte der Herr geſchlafen, ſo wäre er um Leib und Seele gekommen; ſo aber fiel er nieder und dankte Gott. Es war die höchſte Zeit, daß er zurückkehrte. Er ging in die Stadt und der Löwe folgte ihm nach. Seine Schritte richtete er nach der Burg hin; er hörte ein groß Getön und dachte: was mag das ſein?

Er wollte in ſein Haus gehen, aber man wollte ihn nicht einlaſſen. Trabanten und Dienſtleute drohten ihn zu ſchlagen. „Was willſt du hier in des Fürſten Hauſe?" ſprachen ſie. „Wir ſehen's an deinen Sachen, du biſt ein Umläufer."

Wie der Herr nun ſo daſtand, nahm ihn doch groß Wunder, was er ſah und hörte. Er ſprach: „Da mag wohl noch wahr werden, was der Teufel mir ſagte. Was bedeutet das Getön und das Pfeifen? Iſt hier ein fremder Herr? Sagt an, ihr Leute, was giebt's hier für eine neue Märe?“ Sie antworteten: „Der Herr iſt ja nicht fremd, wir kennen ihn



Der Domplatz zu Braunſchweig mit Herzog Heinrich's ehernem Löwen.

gar wohl. Heute bekommt er das braunſchweigiſche Land mit unſerer gnädigen Frau. Sie iſt eine Wittwe in Treue, ihren Herrn hat ſie verloren.“

Der Herzog verwunderte ſich ſehr und beſchloß, ſeine Schritte zu beſchleunigen. Er trat zu einem der Dienſtleute und bat, ihm die Erfüllung einer Bitte auszuwirken, er wolle nicht viel begehren. Der Herr bat gar inſtändig und wollte nicht ablaſſen, da er doch der Landesherr war. Er ſprach: „Es ſoll dich nicht gereuen, du ſcheinſt ein treuer Mann, ſo rede doch zu der Fürſtin und bitte ſie freundlich, daß ſie einen Trunk von ihrem Weine herunterſchicken wolle, denn mein Herz iſt matt.“

Der Bote berichtete der Herzogin von dem fremden Manne. Sie lachte, weil er einen Löwen bei ſich hatte, fragte: wie kommt der Abenteurer in unſer Haus? und gab ein goldnes Geſchirr, das er austrinken ſollte. Man trug den Becher hinunter und der Herzog trank den Wein aus. Da ſprach Einer zu dem Herzoge: „Wahrlich, mich nimmt's Wunder, woher du ſein magſt, weil du allein von dieſem Weine zu trinken begehreſt. Den ſchenkt man nur der Herzogin ein.“

Er nahm einen Ring von Golde, der war auseinander geſchlagen, er warf ihn alsbald in den Becher und bat ſehr, man wolle ihn allein vor die milde Fürſtin tragen. Darauf war ſein Helm und Schild eingeſchnitten. Der Knecht nahm es ſtillſchweigend, weil ihm ſchon Alles ganz abſonderlich vorkam. Er ſprach: „Zart-gnädige Frau, blickt das Gold im Becher an, ob Ihr es verloren habt.“ Sie nahm das Gold, ſah es fleißig an und entfärbte ſich. Bald ward ſie wie eine Leiche. Sie dachte: iſt mein Herr da, der Herzog von Braunſchweig?

Die Braut ſtand auf mit Eile und trat in die Kammer. Bald darauf rief ſie den Kämmerling. Sie ſprach: „Seht ihr da unten den fremden Mann, der mit dem Löwen vor unſerem Hauſe ſtehen ſoll?“ Der Kämmerling ſprach: „Zart-gnädige Frau, ich hab' ihn wohl angeſchaut, der Löwe folgt ihm und iſt ihm getreu und unterthan. Viele Leute betrachten ihn, fürwahr er iſt ein feiner Mann.“

Sie lehnte ſich an die Zinnen und ſchaute hinunter. Sie ſah ihren Herrn, da ſaß er mit dem Löwen. Oft blickte ſie den Goldreif an und ſprach: „Was er mir geſchickt hat, iſt von meines Herrn Ringe. Laßt ihn heraufkommen: Wir wollen ihn freundlich fragen, woher er den Ring hat. Wahrlich, er muß es verkünden! den Ring kenne ich gar wohl. Mein Herr gab ihn mir, als er von mir ſchied. Ach Gott, wäre er doch noch am Leben! Er ſchnitt ihn von einander und ſprach: Komme ich in länger als ſieben Jahren nicht wieder in dies Haus und dieſen Saal, ſo freie einen andern Mann.“

Jedermann nahm dies Alles Wunder. Was wird noch daraus werden? ſprachen ſie. Die Räthe nahmen den fremden Landesherrn beiſeit. Sie fragten ihn in Treuen, woher er es hätte, es wäre ihres Herrn Ring. Da begann der Herzog wieder fröhlich zu lachen und dachte: es wird gut werden. „Von Keinem hab' ich das Ringlein erhalten,“ ſagte er, „ich habe ihn hingenommen, es iſt länger als ſieben Jahre.“ Trachtete auch fleißig, ob er nicht die Braut ſehen könne.

Sie aber ſchauten fortwährend auf ihn, wie er ſo mit dem Löwen neben ſich und mit der Greifenklaue in der Hand daſtand, und fürwahr, er war ein weiſer Mann. Einer lief zu der Frau und berichtete ihr Alles. Die Fürſtin wunderte ſich ſehr, ging ſchnell durch einen Saal und ſprach: ach Gott, ob es mein lieber Gemahl iſt? Sie ſah den Herrn an und fiel vor Freuden nieder. Der Herr ſchaute ſie an und half ihr auf. Alle Herren nahm es Wunder und ſie ſprachen: Hilf Gott im Himmel, was will noch daraus werden?

Die Fürſtin erkannte ihn und bot ihm ihre weiße Hand. „Ach Herr, wollt Euch nennen!“ ſprach ſie. „Seid Ihr der Herr im Lande, ſo thut es mir kund jetzo. Wir preiſen Gott den Herrn, daß Ihr wohlbehalten angelangt ſeid.“

„Vor Zeiten war ich ein Herre,“ ſprach er ohne Zorn und Spott. „Mir geſchieht jetzt wenig Ehre, ich muß es Gott anheimſtellen. Fürwahr, ich war ein Herzog ohne Sorgen, das ſag' ich Euch gewiß. Zu Braunſchweig bin ich ausgezogen, iſt länger denn ſieben Jahr."

Sie ſprachen: Seid Ihr des Landes ein Herr, ſo ſeid uns Allen willkommen. Sie erwieſen ihm große Ehre, denn er war mild und fromm. Die Fürſtin fiel nieder und dankte dem lieben Gotte: „Mein Herr iſt zurückgekehrt, Gott wolle ihn behüten!" Nun wies man ihn zu Tiſche und ſpeiſte ihn beſſer, als er auf der Horde geſpeiſt war. Man ſetzte ihn zu der Braut und Jedermann ſah ihn an. Auch verſorgte man gar wohl ſein getreues Thier, den Löwen.

Die Kunde gelangte zu dem Bräutigam, der war ſehr zu bedauern. „Nun iſt meine Sache verloren!" rief er aus, „ich bin durch den Korb hindurch!" Der Bräutigam trauerte ſehr, der Schimpf that ihm weh, und er ſagte, wenn es nicht gewiß der Landesherr wäre, ſo wollte er keinen Falls von der Braut ablaſſen. Da traten die Herren zuſammen und beriethen ſich. Ja, der Herzog ſelber erſchien und bat Jeden um guten Rath und verſprach Allen gnädig zu ſein, weil er ſein Leben hätte und Herr im Lande wäre. Sie dankten ſeiner Gnade und ſagten, die Sache wäre nicht ſo ſchlimm. Ein Fräulein ſei her aus Franken, ſei wahrlich hochgeboren. Dieſe wollten ſie ſogleich dem Bräutigam geben; ſie ſei ſo ſäuberlich, als eine im Braunſchweiger Lande. Das gefiel dem Fürſten, er lachte, daß es ſchallte, und ſein Muth war gar fröhlich. Zeigt es raſch dem Herrn an, ſprach er, daß er doch noch Wirthſchaft halten und das Fräulein haben ſoll.

Die Herren eilten ſehr, gingen zu ihm in ſein Gemach und brachten ihm die Zeitung, ſeine Sache werde noch gut und bald würde ihm eine ſchöne junge Braut zugeführt werden Euer Gnaden, ſprachen ſie, haben ganz recht vernommen, daß unſer Landesherr wiedergekehrt iſt aus fremden Landen. Gott hat ihn bewahrt in viel Angſt, Noth und Trübſal. Wir Alle betrauerten ihn, als wäre er längſt todt. Weil denn Gott Alles ſo gemacht hat, ſo wird die Fürſtin auf den Rath ihres lieben Gemals Euch heute ein Fräulein zur Ehe vermählen. Der Herr ſagte ſittſam: „Gibt unſer gnädiger Herr auch ſeinen Willen dazu, ſo ſage ich auf meine Treue, daß ſie mir die Liebſte ſein ſoll.“ — „Das iſt ſchon geſchehen,“ ſprachen ſie, und er antwortete: „Fürwahr, ſie ſoll mein eigen ſein und mit mir heimfahren in mein Erbe.“

Sie ſäumten ſich nicht lange und gingen zum Fräulein. Das hieß ſie willkommen ſein. Mit wichtiger Geberde trugen ſie ihre Sache vor. Das Fräulein wehrte ſich ſehr, doch endlich lachte ſie deſſen. Sie wollte Aufſchub haben, aber die Herren wollten ihn nicht bewilligen. Ein wenig ſchämte ſie ſich, gab aber doch höflich den Beſcheid, ſie ſollten ihren Herrn fragen, dazu ſeiner Gnaden Gemahlin. Was dieſe ihr riethen, ſollte ihr wohlgefallen.

Edel Jungfräulein, ſprachen ſie, unſre hohe Obrigkeit hat ſchon ihre Bewilligung dazu gegeben. So ertheilt uns denn kurzen Beſcheid. Auch gereicht es Euch ja zu großer Ehre, daß unſer gnädiger Herr dies ſelbſt ſo vorgeſchlagen hat.

„Nun, ſo geſchehe denn Gottes Wille,“ ſprach das Fräulein. „Will er es doch alſo haben, daß ich nun zur Ehe greifen ſoll, ſo bringt unſerm Herrn die Botſchaft!“ Man nahm ſie bei den Händen und führte ſie zu dem Herrn. Der empfing ſie fein und ſagte großen Dank. Auf einem goldenen Wagen führte er ſie zur Hochzeit. Allda konnte Niemand ſein eigen Wort vernehmen vor Pfeifen und Drommeten, desgleichen man nie angehört hatte.

Da ſie aus der Kirche kamen, war Alles in Ordnung. Jedermann war in Freuden, denn die Sache ſchien gut. Und ſo hielt man Wirthſchaft, und manchen Mann von Jungen und Alten ſah man da gerüſtet auf den Plan reiten. Mit Rennen und Turnieren brachen ſie in großem Fleiß den Spieß.

Als die Wirthſchaft ein Ende hatte, nahm Jeder Urlaub und gab der Braut und dem Bräutigam die Hände. Man geleitete ſie auch und gab ihnen groß Gut mit.

Der Herzog aber ſaß ruhmvoll und regierte Leute und Land. Man ehrte ihn und liebte ihn ſehr wegen ſeiner Treue. Manchem Schwachen leiſtete er Beiſtand und manchen Armen machte er reich.

Bis in ſeine alten Tage hat Gott ihn und ſein Gemahl wohl bewahrt. Er gab ihnen viel Fräulein und junge Herren, die nach ihrem Tode das Land Braunſchweig regiert haben. Endlich legte ſich der Herr, ſchwach von Alter, und ſprach: „Wenn ich nicht wieder aufkomme, ſo befehle ich Leib und Seele Chriſto, meinem lieben Herrn, der wolle mein pflegen. Von ihm kommt Leben und Heil.“ Seine Gemahlin weinte. Der Herr ſegnete ſie und ſprach: „Meines Lebens iſt nicht mehr! Gott wolle ſich Eurer annehmen und Euch bewahren, dazu auch Land und Leute.“ In derſelben Stunde reichte er Jedem die Hand zum Abſchiede. Der edle theure Herr gab ſeinen Geiſt auf am 6. Auguſt 1195.

Jedermann trauerte ſehr. Deßgleichen das wilde Thier, das auch ſeinen Herrn verloren hatte. Der Löwe legte ſich nieder auf das Grab deſſelben und wollte es nicht wieder verlaſſen, bis er ſeinen Geiſt aufgab. Man that dem Löwen die Ehre an und begrub ihn vor der Burg. Wer vorübergeht, ſchaut noch heute dies Grab an. Ein gegoſſener Löwe ſteht dort.

Ehrlich begrub man dieſes Fürſten Leib. Sein Schwert legte man zu ihm. Mitten im Dome zu Braunſchweig iſt noch das Grab zu ſehen. Die Greifenklaue, welche der Herzog mitbrachte, hängt darüber.

Bei des Herzogs Begräbniſſe hat man nachfolgende Grabſchrift, mit goldenen Buchſtaben gemalt, gefunden:

Herzog Heinrich hier begraben liegt,
Der dieſe Kirch' hat aufgericht't,
Sein Eh'gemahlin tugendſam,
Den Armen mild, einfältig, fromm,
Die Frau Mechtild ſie wurd' genannt,
Des Königs Tochter aus Engeland
Der liebe Gott ſie ſpeiſe wohl

Mit den Engeln in des Himmels Saal.
Ihr Sohn Otto liegt auch dabei,
Mit Gold gekrönt, ein König frei.
Der Würmer Speiſe iſt der Held,
Das iſt der Ausgang aller Welt
Zu einer Braut ward ihm zum Lohn
Kaiſers Philippi Tochter ſchön.
Dieſelb' nun Staub und Aſch' muß ſein,
Vorhin war ſie ein Röslein fein

Vom Herzog Heinrich dem Löwen findet man noch folgende deutſche Reime:

Von der Elbe bis an den Rhein,
Vom Harz bis an die See war mein.
Zum Glauben ich die Wenden bracht',
Das Bayerland beſaß ich mit Macht,
Der Kaiſer mich der Ehren entſetzt,
Braunſchweig und Lüneburg blieb mir zuletzt.
Mein Geſchlecht beſitzt noch heut dies Land.
Richard, der König aus Engeland,
Zwei Leoparden mir zum Wappen gab,
Da ich beraubt ward Ehr und Hab'.

3.

Thedel Unverzagt von Walmoden.

Aſchen von Walmoden war ein Edelmann unweit Braunſchweig geſeſſen. Seine Gemahlin hieß Bertha; ſie war zu Gernrode geboren. Sie hatten einen Sohn, welchen ſie Theodulos oder Thedel nannten, weil ihr Geſchlecht aus Griechenland ſtammte. Thedel Unverzagt ſtudirte bis in's ſechzehnte Jahr in Frankreich und kehrte dann zu den Seinigen zurück. Nach kurzer Zeit wurde er zu Gevatter gebeten. Thedel konnte Latein reden, darum verſtand er genau die Worte, welche der Prieſter bei der Taufe ablas. Auch vergaß er ſie nicht wieder aus ſeinem Herzen. Nach der Taufe hielt man in alter Art ein groß Bankett mit Speiſe und Trank, mit Fröhlichkeit und

Lobliedern. Nach der Mahlzeit aber berief Thedel den Pfarrherrn, Herrn Dieterich, zu ſich und fragte ihn, ob er auch mit dieſen Worten getauft ſei. Der Pfarrer verſicherte, daß es vor achtzehn Jahren geſchehen ſei. Weil ihm nun auf dieſe Weiſe Gottes Schutz verſprochen war, beſchloß der Thedel, ſich ſein Leben lang ſelbſt vor dem Teufel nicht zu fürchten. Den Teufel aber verdroß es gar ſehr, daß des Thedels Glaube ſo groß war.

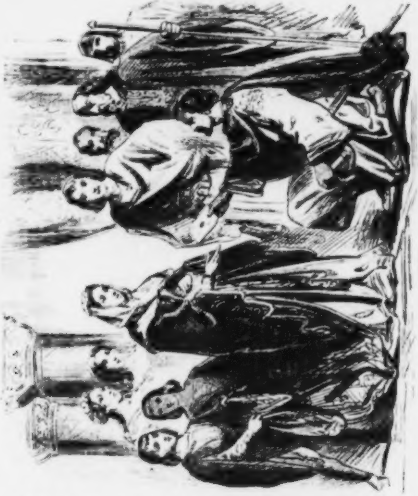
Nach dem Tode ſeiner Eltern erhielt Thedel das Haus Lutter am Barenberge zum Sitze. Von da zog er einſtmals mit ſeinem Schreiber in das Thal bei Brelem nach der Hahr, wo ſie Haſen und Füchſe fangen wollten. Unterwegs, als ſie vor den Appelhorn gekommen waren, begannen ſie Spielen und Heſtpflöcke zu hauen. Da trug ſich's plötzlich zu, daß Thedel unter einige bekannte Reuter aus ſeiner Heimath gerieth, die doch vor langer Zeit ſchon geſtorben waren. Vor ihnen her ritt als ſchwarzer Mann der Teufel, der führte eine große ſchwarze Fahne und ſaß auf einem feinen ſchwarzen Roſſe, das ſprang und trieb ſeltſame Geberden. Thedel erſchrak nicht, gab ſeine Springſchnur und die Glocken dem Schreiber und ſagte: Stelle du die Garne alle fein gemach, ich will der Reuter wahrnehmen. Er ſah aber fünf Reuter hinterher traben. Nun kam ein Gevatter von Thedel daher geritten auf einer ſchwarzen dreibeinigen Geis. Der Gevatter fragte den Thedel, was er da mache, ob er vielleicht dahin gegangen wäre, ſeltſame Abenteuer zu ſehen, und ob er Liebe, Luſt und Gefallen hätte, mit nach dem heiligen Grabe zu ziehen. Dann ſollte er hinter ihm auf die Ziege ſitzen. So wolle er ihn hinbringen und er könne das ſchwarze Pferd verdienen, auf welchem der ſtolze ſchwarze Mann reite. Auf dem Wege dürfe er kein Wort ſagen, ſonſt würde der böſe Feind ihm den Hals brechen. Auch unterwies ihn der Gevatter, wie er ſich verhalten ſolle, wenn er nach Jeruſalem zu Glück gekommen ſei, und ſprach: „Beim heil'gen Grabe ſollt Ihr abſteigen und Euch daſelbſt gar wohl beſehen. Thut, was Ihr ausrichten wollt mit Opfern, Beichten und Kirchgehen. Wenn's Euch gefällt, mögt Ihr ein Bild in der Kirche am heiligen Grabe zum Gedächtniß malen laſſen. Auch könnt Ihr etwas geben zum Heiligthume. Ihr dürft dableiben bis in die andere Nacht. Wird aber zum drittenmale der Kirchring umgedreht, ſo müßt Ihr furchtlos wiederkehren." Thedel ſagte, wenn er ihm gelobe, daß er wieder auf dieſelbe Stelle käme, ſo wolle er um's Pferd ringen und ſich getroſt auf die Ziege ſetzen, ob ſie gleich nur drei Beine hätte. Er ſei durch Jeſu Chriſti Tod erkauft worden von des Teufels Liſt. In Gottes Namen wolle er fahren.

Der Held ſprang auf die Ziege und raſch ging's durch Wald und Feld. Da ſie nun an das Meer gekommen waren und das heilige Land daliegen ſahen, ſprach der Gevatter zum Thedel: „Nun ſoll's nicht mehr lange währen. Laßt Euer Kütteln und ſitzet ſtill, wir müſſen erſt noch über jene kleine Pfütze da ſpringen."

Sogleich kamen ſie zum heiligen Grabe und ſtiegen ab. Da war begraben unſer Herr Chriſtus, aller Menſchen Seligmacher. Er erwarb uns das ewige Leben für den Tod, als er ſich opferte für die Sünde der Welt. Er band den Teufel, trat ihn mit Füßen nieder und gab dem Tode ſeinen Lohn.

Thedel ließ malen zu ſeinem Gedächtniſſe ein Schild hübſch und fein. Man findet es noch heutiges Tages daſelbſt, wie diejenigen geſehen haben, welche dort geweſen ſind. Er ließ es in die Kirche hängen als ſein Wahrzeichen. Auch beichtete Thedel ſeine Sünde und ging zum Nachtmahle des Herrn. Er that Buße und ſah nichts vor ſich als den Tod. Doch vertraute er auf Gott und ging muthig hin und her, ſich Alles zu beſehen. Zuletzt ward er unter Andern gewahr des Herzogs Heinrich, welcher damals mit ſeinem Löwen in dem Dome erſchien.

Sobald der Thedel Unverzagt des durchlauchtigſten hochgebornen Fürſten und Herrn Herrn Heinrich Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg, ſeines gnädigen Herren, in der Kirche anſichtig wurde, erzeigte er ſeiner fürſtlichen Gnaden gebührliche Ehrerbietung. Der Herzog verwunderte ſich ganz über die Maßen, daß er ſeiner Unterſaſſen einen in ſo fernen Landen angetroffen, deſſen er ſich nicht vermuthet, weil ſeit zwei Jahren Niemand aus deutſchem Lande dort vorbeigekommen war. Thedel berichtete ſeiner fürſtlichen Gnaden, daß er in ſehr kurzer Zeit dahin geritten ſei, und wie es zugegangen



Thedel überbringt ein Schreiben an Herzog Heinrichs Gemahlin.

wäre. Bald hernach fing der Herzog an, den Thedel zu fragen:

Wie geht's unſerm lieben Gemahl
Mit den Kindern auf unſerm Saal?
Und wie hält das Hofgeſind Haus,
Weil ich ſo lang bin geweſen aus?

Auch fragte er:

Was machen doch die Räthe mein
Und Alle, die meine Getreuen ſein?

Thedel ſprach: „Sie ſind noch ſammt und ſonders friſch und geſund, dazu ſteht es auch ſonſt allda gar wohl. Allein die gemeine Sage iſt, Euer fürſtliche Gnaden ſollen mit Rittern im wilden Meere ertrunken ſein und Eure Schiffe wären untergegangen und verſunken. Dies Gerücht iſt auch vor Eure fürſtliche Gemahlin gekommen, und deshalb will ſie ſich einen Pfalzgrafen zum Gemahl geben laſſen, und das wird gewiß geſchehen, wenn Ihr nicht vor Michaelis gen Braunſchweig heimkehrt."

Während der Herzog Heinrich und der Thedel Unverzagt ihr Geſpräch in der Kirche gehalten hatten, war ſein Gevatter daher gekommen, zum erſten Male den Kirchring umzudrehen. Er ermahnte ihn, in der folgenden Nacht nicht weit von dieſer Stelle zu bleiben, damit er nicht in Leibesgefahr käme. Hierauf bat ihn der Herzog zu Gaſte und nahm ihn mit in ſeine Herberge, um ihm ſchriftliche und mündliche Aufträge an ſeine Gemahlin zu geben. Da ſie nun in die Herberge kamen und ein Diener das Pferd vom Herzoge nahm, befahl der Marſchall vor allen Dingen dem Wirthe: „Beſtelle auf's Beſte die Küche, decke den Tiſch und laß die Mahlzeit zubereiten. Gott hat meinem gnädigen Herren Botſchaft beſcheert. Drum wollen wir guter Dinge ſein und mit dem Boten den beſten Wein trinken, den man bekommen kann, ehe er ſich wieder auf die Reiſe begiebt."

Die Diener des Herzogs gaben alleſammt dem wohlbekannten Thedel Unverzagt ihre Hände. Sie fragten nach der

Heimat und hörten fröhlicher Weiſe ſeine Erzählungen. Da nun die Mahlzeit gehalten und die Briefe zubereitet waren, kam des Fürſten berühmter Kanzler vor den Tiſch gegangen, ſchloß die Briefe und petſchirte ſie zu nach rechter Art, wie ſich's gehört. Er ſprach zum Thedel, der wegfertig war: „An dieſen Briefen liegt unſerm Herrn viel, drum bewahrt ſie vor Regen und laßt Euch die Sache befohlen ſein." Der Unverzagt nahm die Briefe an mit Ehrerbietung und verſprach, ſie womöglich innerhalb vier Tagen zu beſtellen. Damit nahm er Abſchied von ſeinem gnädigen Herrn.

Ehe er aber von Jeruſalem wegzog, ging er in die Kirche. Er verharrte darin bis Mitternacht. Der Böſe klopfte an und fragte: „Was machſt Du doch allein da? hoffſt Du vielleicht des ſchwarzen Mannes ſchwarzes Pferd zu erhalten?" Der gute Geſell kehrte ſich nicht daran, daß er klopfte, und hörte, wie der Teufel zum zweiten Male vorüberrauſchte. Nach dem Rathe ſeines Gevatters blieb er ſtill ſitzen. Der Teufel wandte alle Mühe an, Thedel in's Unglück zu bringen. Thedel aber blieb zu ſeinem Glücke die ganze Nacht munter und folgte dem Rathe ſeines Gevatters, bis zum drittenmal an die Thür geklopft wurde. Der Teufel ſchrie laut: „O weh, o weh, ich vernehme Dich! Ich hoffte, Du ſollteſt es verſchlafen und mich nicht anpochen hören. Dann hätte ich Dir ein ander Lied geſungen. Allein Dein Glaube iſt ſo ſtark und ſo beſtändig in Gefahr, daß weder Berg noch Waſſer Dir etwas anhaben kann."

Bald darauf, ehe er vom heiligen Grabe wieder heimreiten wollte, gab ihm der Teufel in der Geſtalt des ſchwarzen Mannes das ſchwarze Pferd. Er ſagte ihm auch: „Als Futter gib dem Rößlein glühende Kohlen und daneben ſehr ſcharfe Dornwellen. Wenn du dies thuſt, wirſt du es gebrauchen können, wozu du es nur haben willſt. Bei Turnier, Streit und Kampf brauchſt du auf dieſem Pferde Niemand auszuweichen, Alles wird dir zum Glücke ausſchlagen. Doch darf dein Mund nicht melden, woher du es genommen haſt. Handelſt du gegen dies Verbot, ſo mußt du drei Tage danach gewißlich ſterben.“

Thedel ſetzte ſich auf das Roß und ſo kam er in derſelbigen Nacht an die Stelle vor dem Appelbern auf's grüne Gras, wo er am Tage vorher aufgeſeſſen und Abends ſpät ſeinen Schreiber beim Haſengarn gelaſſen hatte. Der Schreiber hatte ſich um ſeinen Herrn ſehr bekümmert und war in ſeiner Abweſenheit ganz grau geworden. Auch hatte er ſich nicht getraut, allein nach dem Hauſe Lutter hineinzugehen. Er hing die Lappen und Haſengarne an's Roß. Thedel ritt mit dem Schreiber nach Lutter zu ſeiner Hausfrauen und trabte fein auf dem ſchwarzen Pferde. Sobald als er zu Hauſe angelangt war, nahm ſein Stallknecht das Pferd, welches gar hübſch und wohlgeſtaltet war. Niemand konnte es ſelbſt mit großer Gewalt zäumen, ſatteln und anbinden, der nicht ſein Weſen kannte.

Der Thedel ging ſeiner Hausfrau, Frau Anna entgegen, ſie umfing ihn mit ihren Armen und hieß ihn Gottwillkommen ſein. Sie ſprach: „Viel mal ſeid Ihr ausgezogen zu ritterlichem Turnier, oft ſeid Ihr gezogen zur Schlacht, Gott hat Euch noch ſtets Sieg gegeben. Oefters iſt in Städten Euch Leid und Unglück widerfahren. Doch war mir noch nie ſo bang geweſen als eben jetzt. Gott ſei gelobt, daß Ihr noch friſch und geſund ſeid!“ Da antwortete der Unverzagte: „Anna, meine liebſte Hausfrau, mein Leben lang ſoll mich nicht gereuen, daß ich bin ausgezogen, Haſen zu ſpüren und zu fangen. Davon ſoll man ſingen und ſagen, denn wahr iſt's, ich bin geweſen während des kurzen Zeitraums zu Jeruſalem, welches von hier ſehr weit iſt. So wunderbar hat Gott mich bewahrt, daß ich nicht einmal Alles erzählen darf, was mir begegnet iſt. Wir wollen alſo der Sache auch nicht mehr nachſinnen, ſondern uns laſſen einſchenken vom allerbeſten Bier und Wein und wollen eſſen und dabei guter Dinge ſein.“ Die Knechte brachten nach aller Herrlichkeit ſehr wohl zubereitete Koſt. Desgleichen ſetzten ſie ihnen und andern Gäſten vom ſchönſten Biere vor. Bald ward die Benediktion am Tiſche geſprochen und mit Luſt und Wonne ſaßen ſie da.

Nach der Mahlzeit fragte des Thedel Unverzagt ehelich Gemahl ihren Junker zuträglich: „Wo und wie ſeid Ihr doch an ſolch ſchwarz Pferd gekommen, das ſich ſo ungern läßt angreifen, wenn man es zäumen, ſatteln und zum Reiten allenthalben gerüſtet machen will, das ganz wild iſt, ſtrampelt mit den Füßen und reißt jetzt hin, jetzt her, geſchweige denn, was es thut mit Rütteln und Schütteln, wenn Jemand im Reiten darauf ſitzt.“ Der Thedel gab ſeiner Frau zur Antwort: „Heute habe ich's gekauft auf dem Hafe von einem verſchmitzten Kaufmanne aus Niederland, der da nicht wollte melden, wie er mit Namen hieß, und bezahlt mit baarem Gelde, welches ich noch von meinem letzten Solde übrig hatte.“

Am andern Morgen machte Thedel ſich wieder auf den Weg und zog nach Braunſchweig, allda diejenigen Briefe abzugeben, die er zu Jeruſalem empfangen hatte. Er kam vor die Burg, klopfte an und begehrte im Frauenzimmer die Herzogin in eigener Perſon anzuſprechen. Da kam der Hofmeiſter an und ſprach: „Was thut Ihr vor der Thür? Niemand kommt und geht hier hinein, er muß mir erſt ſeinen Sinn ſagen.“ Der Unverzagte ſprach: „Ich habe, glaubt mir, heimliche Worte zu reden mit der gnädigen Frau. Ich muß ſie ſelbſt allein mündlich der Herzogin anzeigen. Solches wollt Ihr nun vertragen, dann werd' ich nicht lange vor der Thür warten müſſen und mich bald wieder davon machen können, welches alsbald geſchehen wird, wenn ich meine Botſchaft wohl ausgerichtet habe.“

Auf freundliches Bitten des Thedel Unverzagt trug der Hofmeiſter deſſen Sache der Herzogin vor und ſagte, daß der Thedel da ſei, welcher aus fremden Landen geritten gekommen wäre und ihrer Gnaden etwas Heimliches anzuzeigen hätte. Die Herzogin befahl dem Hofmeiſter, daß er den Thedel wolle in den Saal kommen laſſen. Auf ſolchen Befehl wurde der edle Held vor die Herzogin gelaſſen. Er entblößte ſein Haupt, als er vor ihr ſtand, neigte ſich mit den Knieen und erzeigte ihr demüthiglich alle ihr gebührende Ehre. Er ſprach: „Gnädige Fürſtin zu Braunſchweig, Euer Gemahl, der Herzog Heinrich, lebt noch zur Zeit und geht ihm wohl. Er iſt auch noch ſtark, friſch und geſund und liebt Euer Gnaden von Herzen. Vorgeſtern war ich bei dem Herzoge in Jeruſalem, wo er mich im Dome anſprach und mir die Hand gab. Er nahm mich mit in die Herberge und that mir eine gute Ausrichtung von Eſſen und Trinken. Er entbeut Euer Gnaden ſo viel Heil und gute Nacht, als manch' rothes Mündlein lacht im Jahre. Desgleichen auch ſo viel, als Sandkörner im Meere und in allen Quellen ſind. Daneben ſoviel, als Grasſtiele ſich finden auf dem Wege von Braunſchweig nach Jeruſalem.“

Die Herzogin ſagte anfänglich, daß Thedel unmöglich in ſo wenig Tagen eine ſolche Reiſe gemacht haben könne. Allein er übergab der Herzogin ſogleich die Briefe im Beiſein der jungen Herrſchaft und des ganzen Hofgeſindes. Die Herzogin küßte das Siegel und ſprach weinend: „Thedel, nun glaube ich Deinem Worte. Dieſe Briefe ſandte über Waſſer, Meer und trockenes Land mein Herr und allerliebſter Gemahl, welchen ich von Gott wieder haben ſoll. Du ſollſt Dich an Speiſe und Trank erquicken, bis wir geleſen haben. Du ſollſt nicht von hinnen gehn, ohne daß wir Dir zugeſprochen haben. Iß, trink und ſei fröhlich“. In den Briefen fand man, wie es dem Herzoge ergangen war und was ein Jeder thun ſolle. Der Herzog aber hatte ſie ſelbſt mit ſeiner Handſchrift unterſchrieben. „Gott ſei nun Lob, Ehr, Preis und Dank, ſprach die Herzogin. Er hat meinen lieben Gemahl bewahrt auf der gefährlichen weiten Reiſe und wird ihn wohlbehalten nach Hauſe zurückbringen.“

Die Herzogin war ſehr guter Dinge und gab dem Thedel Unverzagt zur Verehrung und Botenlohn etliche ehrliche Geſchenke, die da nicht zu verachten oder gering zu ſchätzen waren, als einen neuen Hut, darauf ein Kranz geheftet war, eine hübſche Kette von ungariſchem Gelde gemacht und hundert

Gulden ſchwer, desgleichen einen goldenen Ring an ſeinen Finger zu ſtecken und dazu ein neu Kleid. Dabei ſprach die Fürſtin: „Du biſt uns nun ein lieber Gaſt, denn Du gabſt Leib und Leben in große Gefahr und Noth. Ein ſchnelles Pferd mußt Du gehabt haben, daß Du ſo bald hin und hergekommen biſt ohne Leibesgefahr.“ Ja, ich hatte ein gutes raſches Pferd, ſprach Thedel, und die Briefe ſelber zeigten wörtlich, daß ſie vor zwei Tagen fern in Jeruſalem gedichtet und geſchrieben ſind. Dieſe Briefe ſind nun an rechter Statt, darum lobe ich Gott. Er führte mich wieder heim, wiewohl ich Tag und Nacht wandern mußte über Land, da ich ganz fremd war. Die Fürſtin reichte ihm die Hand, ehe denn ſie ihn entließ.

Thedel ging in die Herberge und ſprach: „Herr Wirth, macht uns die Rechnung und zeigt uns an, was ich und der Knecht ſammt den Pferden verzehrt habe.“ Der Wirth wollte ihm keine Rechnung machen und ſprach: „Zieht in Gottes Geleit, wann ihr wollt. Die Fürſtin bezahlt für Euch. Nehmt ſo fürlieb.“

Thedel Unverzagt ritt zum Grafen von Schladen, welcher ihn ehrlich empfangen und ehrlich tractirt hat. Am Abende nahm der Teufel einen Pferdedieb vom Galgen, brachte ihn in's Schloß und ſuchte den Thedel damit zu ſchrecken, als er ſich zur Ruhe begeben wollte. Thedel aber vermerkte von Stund' an die behende und ſchalkhafte Liſt des ſchwarzen Tauſendkünſtlers, welcher ihn tückiſch um die Fichte zu führen ſuchte. Thedel war auch diesmal ganz unerſchrocken und machte kein Kreuz vor dem Böſen, ſondern war ſtark und gewappnet mit Gottes Worte. Sein Schreiber aber wäre wiederum vor Schrecken über den todten Pferdedieb faſt geſtorben. Am andern Morgen aß Thedel mit dem Grafen von Schladen die Morgenſuppe. Als der Graf ihn wegen der nächtlichen Störung bedauerte, ſprach er: „Weil ich ein gläubiger Chriſt bin, ſo fürchte ich nicht des Teufels Liſt. Der todte Dieb hätte mir kein Haar krümmen können. Treulich befahl ich Leib, Seel' und Leben in Gottes Hand."

Von dem Grafen zu Schladen zog Thedel wiederum heim nach ſeinem Hauſe zu Lutter unter dem Barenberge am Walde gelegen. Nach kurzer Zeit begab ſich's, daß Gott der Herr einſtmals den Durchlauchtigen Fürſten und Herrn, Herrn Heinrich Herzog zu Braunſchweig, friſch und geſund mit ſeinem Löwen auf dem ſehr weiten Wege glücklich heim brachte. Ehe der Herzog aus dem Lande gewandert war, hatte er ſeine ungehorſamen Städte verſtört und geſtraft. Jetzt war er angethan mit großer Macht und aß und trank ganz friedſam, und ließ ſich nur noch angelegen ſein, wie er das Beſte bekommen konnte für ſich, ſein Gemahl, ſein Hofgeſind und ſeine Gäſte. Damit in allen Landen das Geſchrei von ſeiner Rückkehr möchte erſchallen, erklingen und kund werden, ließ der Herzog an andere Fürſten, Grafen, Ritter, Edelleute, Nachbaren und bekannte Herren in den Städten Briefe ſchreiben, darinnen er ſie zu ſich berief und bat, daß ſie zu Braunſchweig auf dem Mooshauſe erſcheinen möchten, da dann in ſeiner fürſtlichen Stadt ein prächtig Bankett mit großem Triumph, ſonderlicher Frohlockung und herrlicher Solennität ſollte gehalten werden. Zu ſolchem Wohlleben war neben vielen Andern der Thedel desgleichen mit eingeladen und gefordert worden, daß er dahin kommen und ſich einſtellen wolle. Der Thedel kam deswegen allda ſammt andern geladenen Gäſten mit ſeinem Diener zu Hofe mit eingeritten. Da nahm ſein Knecht ihm das Pferd ab. Thedel rüſtete ſich alsbald und zog ein neues Kleid an, das nicht wenig Gulden werth war und mit welchem er ging und den Fürſten in der Burg zu ſchauen begehrte. Bald ſah er ihn in der Burg ſpazieren gehen. Der Herzog gab ihm die Hand, empfing ihn und hieß ihn willkommen, wie der gemeine Brauch und Gewohnheit iſt, wenn fremde Leute zu einander kommen.

Thedel wünſchte dem Herzoge Glück zu ſeiner Heimkehr. Dann ſprach der Herzog: „Komm, laß uns in dem Gemache die andern Gäſte empfangen.“ Der Unverzagte antwortete: „Gnädiger Herr Herzog Heinrich, ein Fürſt Wohlgeboren zu Braunſchweig! Die Lande an der Weſer, am Rhein und an der Elbe gehören einzig Euer Gnaden! Unter den Fürſten des Reiches iſt Niemand Euch zu vergleichen. Ich ſage es offen, daß ich mich verpflichtet fühle, Euch Dienſt zu erzeigen, denn leugnen kann ich nicht, daß ich Euer Unterthan bin, dazu Euer Gnaden Lehnsmann und als der will ich begraben werden mit meinen Kindern und allen Erben.“

Da erzeigte ihm der Fürſt große Wohlthat, wie gemeiniglich fromme Herren ehrlichen Leuten pflegen. Die fremden Gäſte empfingen ſie mit einander. Bald ließ der Herzog den Marſchall fordern, dem er Befehl gab, daß ſich die Gäſte zu Tiſche ſetzten. Das geſchah, nachdem die Drommeter zur Tafel geblaſen hatten. Hernach fing man an zu eſſen, zu trinken und Summa Summarum fröhlich und guter Dinge zu ſein. Ueber dem Eſſen ward einmal von etlichen verordneten Canteribus auf das allerlieblichſte geſungen, das andremal von den Spielleuten auf mancherlei Inſtrumenten geſchlagen. Nach der Mahlzeit ward getanzt, item ein herrliches Turnier gehalten mit Rennen, mit Stechen, mit Fechten, mit Ringen, mit Springen, mit Singen und allenthalben eine freudenreiche Frohlockung und vielfältige Uebung im Ritterſpiele getrieben, dergleichen wohl niemals zuvor geſehen worden. Bei ſolchem Thun und Fürhaben wurde ſtets Junker Thedel als der Fürnehmſte an der Spitze im Spiele befunden, welcher ſich daſelbſt als ein tapferer edler Held ritterlich mit der That auf mancherlei Weiſe erzeigte. Stets behielt er den Platz und das Feld. Kohlſchwarz war das Leibpferd, welches er in Jeruſalem gewonnen hatte. Der Herzog ließ ihn zu ſich holen und ſprach mit hellen Worten: „Du haſt uns heute hoch erfreut, weil Du Dich ſo ritterlich erwieſen haſt. Du biſt von Deinem ſchwarzen Pferde noch nie auf die Erde gefallen. Auch ſtrauchelteſt Du keinmal. Fürwahr, Du trägſt großen Ruhm davon. Wir ſind an vielen Höfen geweſen zuvor und auch auf dieſer

Reiſe nach dem fernen heiligen Grabe und anderswo zu mancher Zeit, wenn wir nach entfernten ausländiſchen Orten zogen, da wir manch ehrlich Ritterſpiel mit Rennen, Fechten, Stechen und Turnieren geſehen haben. Aber desgleichen wie nun heute von Dir geſchah, haben wir nie geſehen.“

Nach dem Ritterſpiele ließ der Herzog abermals zu Tiſche aufblaſen. Bald trugen die Tiſchdiener zum herrlichſten Eſſen auf von Fiſchen, Vögeln, Wildpret und anderem Fleiſch, desgleichen mancherlei köſtliche Getränke von Wein und Bier. Nach dem Eſſen trat eine hübſche zarte Jungfrau hervor und ſetzte auf Beſtellung des Herzogs dem Thedel einen güldenen Kranz auf's Haupt, daran ein Kleinod von edlem Geſteine in köſtlichem Golde hing, vornämlich weil Thedel bei dem Ritterſpiele es allen zuvorgethan hatte. Thedel bedankte ſich dafür und tanzte mit der Jungfrau hervor auf den Platz. Der Herzog lobte ihn auch beim Tanz vor Allen. Thedel aber dankte in ſeinem Herzen dabei der heiligen Dreifaltigkeit für alle empfangenen Wohlthaten und bat, daß ihm als einem armen Sünder Gott gnädig ſein wolle in ſeinem letzten Ende.

Als nun der Thedel Unverzagt ſo hoch gefeiert wurde, fand ſich alsbald ein Ritter, welcher ihm das Alles mißgönnte, und erdachte tückiſche Ränke. Deshalb ſprach er zum Herzoge: „Hochgeborner Herzog, von Gottes Gnaden ſeid Ihr auserkoren ein Fürſt der Bayern und Sachſen, dazu habt Ihr noch mehr Land und größere Ehre, weil Ihr ein Herr zu Braunſchweig ſeid. Im ganzen Reiche findet man keinen Fürſten Eurer Gnaden gleich. Nun will ich Euch ſagen, daß gar kein Menſch auf Erden iſt, wie hoch er auch herfährt und ſchwebt, den man nicht leicht erſchrecken könnte. So iſt auch der Thedel Unverzagt wegen ſeiner Tugend und Unerſchrockenheit zu hoch erhoben und gar wohl zu erſchrecken. Drum thut, wie ich Euch ſage. Wenn Ihr früh in die Kirche reiten wollt, ſo laßt eine kleine dünne Feder vom Schlafe im Barte ſtecken und befehlet, mit alleiniger Ausnahme des Thedel Unverzagt, dem Hofgeſinde, daß Niemand ſich unterſtehen ſolle, ſie herauszuziehn. Dann wird der Thedel ſchwerlich unterlaſſen, ſie Euch aus dem Barte zu ziehen. Alsdann laßt Euch auf dem Pferde nicht merken, daß Ihr wiſſet, was er will, ſondern thut, als meintet Ihr, daß er Euch heimlich etwas in's Ohr ſagen wolle. Wenn Ihr ihm nun das Ohr hinhaltet, ſollt Ihr ihm nach der Hand ſchnappen und beißen. Dann kann's nicht fehlen, er wird ſich erſchrecken."

Solche Rede gefiel dem Herzoge wohl und am nächſten Morgen brach er früh zur Kirche auf. Auch ließ er ſein Hofgeſinde zuſammenfordern, um ihn zu begleiten. Da nun der Thedel unter den Hofräthen ſein tapfer daher getreten kam und in des Fürſten Barte eine Feder ſtecken ſah, ging er vor des Herzogs Pferd und wollte ſie mit ſittſamen Geberden herausholen. Der Fürſt neigte ſich zum Unverzagt nieder, und da dieſer nach der Feder griff, biß ihm der Herzog nach der Hand. Der Unverzagt aber entſetzte ſich darüber gar nicht, ſondern gab dem Fürſten einen Backenſtreich auf ſein Angeſicht, daß es klang. Dabei ſagte er entrüſtet: „Sind Euer Gnaden ein Hund werden? Hättet Ihr nicht gebiſſen, ſo hätte ich nicht geſchlagen. Dieweil Ihr Ernſt ausgegeben habt, müßt Ihr auch wiederum Ernſt einnehmen." Da ſprach der Fürſt: „Thedel, wir ſchwören bei Jeſu Chriſt, wenn's uns ein Andrer gethan hätte, wollten wir es nicht ungeſtraft laſſen. Weil wir einem Narrenrathe gefolgt ſind, haben wir Narrenlohn erhalten." Der falſche Rathgeber kam in große Ungnade und mußte das Herzogthum verlaſſen. Da er nun ſich hinweggemacht hatte, ſetzte ſich der Herzog mit den Gäſten zu Tiſche und ließ Eſſen und Trinken nach aller Herrlichkeit und Fülle auftragen, damit er ſolches Leids vergäße. Als er fort war, ſtand der Tiſch gedeckt. Die Diener brachten köſtliche Fiſche, der Koch richtete köſtlich Wildbret in der Küche an, gut Bier ward in die Gläſer geſchenkt und man goß Wein in die Credenz. Die Gäſte aßen und tranken und wurden darüber voll Freude. Der Fürſt, welcher mit zu Tiſche ſaß, vergaß darüber alles Leid. Nach dem Eſſen ließ er ein braunes Roß dahertraben, das war wohl hundert Gulden in Gelde werth. Das ſchenkte er dem Thedel als Lohn der Unerſchrockenheit. Thedel nahm das Pferd mit großem Danke an und zog wieder davon.

Er wollte jetzt eine Zeit lang bei den Seinen daheim bleiben. Allein der Biſchof von Halberſtadt ſandte ihm von ſeiner Burg Langenſtein einen Fehdebrief. Thedel brachte nun tauſend Mann Fußvolk und dreihundert Reiter zuſammen. Sie rannten dem Vieh im Felde nach und trieben's hinweg. Als man's ihnen wieder abjagen wollte, wurde der Biſchof ſelbſt, der mit im Zuge war, gefangen genommen. Für tauſend Mark kaufte er ſich nach einem Jahre wieder los.

Nicht lange danach wurde dem Thedel ſein Weib ſehr krank und ſtarb. Der tapfere Held Unverzagt ließ den verſtorbenen Leib zu Goslar in's Münſter bei ſeiner Voreltern Leiber begraben. Der Leichnam wurde vom Haus Lutter in die kaiſerliche freie Reichsſtadt Goslar gebracht. Da begrub man ihn mit köſtlichem Gepränge. Eine große Menge Volks folgte im langen Zuge. Alle ſangen dabei hell und fein zum Himmel hinan.

Hierauf ließ Thedel all ſein Gut ſeinem Sohne und zog nach Livland zu den Schwertbrüdern. Hier that er Wunderwerke auf ſeinem ſchwarzen Pferde und tödtete viele Heiden, die ſich nicht bekehren wollten. Der Ordensmeiſter zog ihn darum allen Schwertbrüdern vor. Da Thedel nun lange Zeit in Livland geweſen war, begehrte einſt der Ordensmeiſter zu wiſſen, wie er doch an das ſchwarze Pferd gekommen wäre. Thedel bat, daß er es nicht ſagen müſſe, weil er ſonſt ſterben würde. Allein das glaubte der Ordensmeiſter nicht und wollte als ſein Oberer ihm kein Stillſchweigen geſtatten. Da bat Thedel noch um vierzehn Tage Aufſchub, bereitete ſich wie ein Chriſt zum Tode, eröffnete ſeinem Oberen das Geheimniß und ſtarb.

4.

Schöppenſtedter Streiche.

Die Schöppenſtedter wollten einſt ihre Kirche auf einen andern Platz bringen und begannen, daran mit dem Rücken zu ſchieben. Zum Zeichen, wie weit ſie ſchon hingerückt wäre, legte ein Schöppenſtedter ſeine Jacke nicht weit von der Kirche hin, die nahm aber, während ſie ſchoben, ein Vorübergehender mit ſich. Nachdem ſie nun eine Weile geſchoben, wollten ſie zuſehen, wie nahe die Kirche ſchon der Jacke wäre, und als ſie dieſe nicht mehr fanden, waren ſie gar fröhlich, denn ſie vermeinten, ſie läge ſchon unter den Grundmauern der Kirche.

In Schöppenſtedt war die Luft einſt ſo ſchwül, darum verlangten die Schöppenſtedter nach einem ordentlichen Gewitter und nach Regen. Einer von ihnen wurde alſo abgeſchickt in eine Gegend, wo viele Gewitter waren, um in der Towelkiepe eins zu holen. Da er nun dahin kam, ſo ſetzten ihm die Bauern einen Bienenſchwarm in ſeinen Kober und ſagten, das ſei das Gewitter. Unterwegs fingen die Bienen an zu ſummen, da freute ſich der Schöppenſtedter und ſprach bei ſich ſelbſt: „In meiner Towelkiepe donnert es ſchon." Er war noch eine gute Strecke von Schöppenſtedt entfernt, da kamen ihm die Andern ſchon entgegen und verlangten das Gewitter zu ſehen. Als er nun die Towelkiepe öffnete, zog ſich der Bienenſchwarm nach einer andern Richtung hin, da meinten die Schöppenſtedter, das Gewitter entginge ihnen doch noch, wehrten mit den Händen und riefen: „Ower Schöppenſtedt! Ower Schöppenſtedt!" (Ueber Schöppenſtedt!)

Die Schöppenſtedter ließen einmal ihren Thurm bauen, da nahmen die Männer ſich einige Piepwürſte, wie man runde Blutwürſte nennt, mit hinauf und legten ſie in die Schalllöcher. Als ſie nun oben waren, entſtand durch Unvorſichtigkeit oben Feuer, und als die Schöppenſtedter zu löſchen kamen, riefen ſie: „Der Feind hat den Thurm in Brand geſteckt, die feurigen Bomben liegen ſchon in den Schalllöchern!“

5.

Die Bergkanne zu Goslar.

An einem Sonntage früh machte ſich Steiger Türkmien aus Wildemann mit dreien ſeiner Leute auf, um die Schätze zu heben, welche ſich im Schildberge finden ſollen. Der Anführer, ein großer und ſtarker Mann, ging allen mit Muth und guten Rathſchlägen voran. Auf dem Hinwege befahl er, daß ja kein Wörtlein bei der Arbeit geſprochen werde, noch weniger, daß ſich einer fürchten dürfe, möge auch geſchehen, was da wolle. So kamen ſie endlich mit Spitzhammer, Brechſtange, Kratze und Trog hin und begannen ihr gewagtes Werk. Man unterſuchte die Mauern und den Boden und fand zuletzt eine Stelle, unter welcher es hohl zu ſein ſchien. Brechſtange und Spitzhammer hatten bald ein Loch gemacht und eine eichene Treppe kam zum Vorſchein. Nachdem Türkmien unterſucht hatte, ob ſie auch ſtandhaft genug war, ſtiegen alle Viere darauf hinunter und kamen in einen großen, aber leeren Keller. Das Fauſtel half wieder ſuchen; ſie klopften hie und dort und fanden dann wieder eine Stelle, hinter welcher ein großer Raum ſein mußte. Abermals thaten ihre Werkzeuge ihr Theil, und durch das gemachte Loch ſah man in einen noch größern Raum. Türkmien drang durch die Oeffnung hinein und jetzt, da das Gewölbe durch das Licht des Steigers erhellt war, ſahen die drei zurückgebliebenen Bergleute, daß mitten darin ein großer, eichener, runder Tiſch und darauf eine große ſilberne Trinkkanne ſtand. Dahinter aber, auf einer Bank, lag ein großer baumlanger Kerl, der wildlederne Hoſen und einen grünen Jägerrock an hatte. Der Steiger, ohne ſich lange um den Jäger zu bekümmern, nahm das koſtbare Trinkgeſchirr und machte ſich damit aus dem Staube. Doch kaum hatte er das Loch hinter ſich, ſo kam mit furchtbarer Wuth der Lange nachgeſtürmt. Die drei Bergleute flohen, der Steiger hatte noch einen harten Kampf mit dem Unholde zu beſtehen, ging indeß endlich ſiegreich hervor und kam gerade nach Wildemann, als die Nachmittagskirche aus war. Weil er aber das Schreckensding, die Trinkkanne, nicht länger vor Augen haben wollte, brachte er ſie nach Goslar und verkaufte ſie daſelbſt für vieles Geld an einen Goldſchmied. Nach Hauſe zurückgekehrt, ließ er für das Geld ſeine Küche neu mauern. Kaum aber ſtand das Mauerwerk und man machte Feuer darin an, ſo ſtürzte es wieder ein. So geſchah es mehrere Male. Da ging Türkmien zum Pfarrer. Der Pfarrer gab ihm den Rath, er möge eine neue Bibel kaufen und die mit einmauern, dann würde der Böſe nichts daran machen können. Das that der Steiger und das Mauerwerk iſt ſtehen geblieben. Die Familie Türkmien iſt aber ausgeſtorben.

6.

Die Gruben bei Zellerfeld.

Ein fleißiger Bergmann arbeitete einſt allein auf ſeinem Gedinge und ſchoß ein Loch, das ungewöhnlich herauswarf. Beim Wegräumen hörte er eine feine Stimme, wußte aber nicht, woher ſie kam. Er horchte und forſchte und ſah endlich im unterſten Theile des geſchoſſenen Loches, das einige Zoll lang ſitzen geblieben war, eine Art glaſernes Gefäß ſtecken, aus dem die Stimme ſchallte: Hilfe! Hilfe! Rette mich! Er nahm's hervor, beſah's und wurde ein kleines menſchenähnliches Weſen darin gewahr, das auf und niederſprang und hüpfte und den

Bergmann um Erlöſung aus dem Gefängniſſe bat und ſprach: Erbarme Dich, es ſoll Dein Schaden nicht ſein! Endlich nahm der Bergmann das Fäuſtel, klopfte leiſe an das Gefäß und augenblicklich ſprang daſſelbe auf und das kleine Ding auf die Erde, wuchs und wuchs, bis es der Bergmönch war, der in ſeiner ganzen Größe und Furchtbarkeit vor ſeinem verdutzten Erretter daſtand und ſprach: „Es iſt Dein Glück, daß Du mich errettet haſt, ſonſt wäre es Dir ſchlecht gegangen. Doch jetzt, da Du meine Bitte erfüllt haſt, will ich Dir hier einen Spiegel ſchenken, der ein Bergſpiegel iſt, und die wunderbare Eigenſchaft hat, reiche Erzlager in der Erde liegen zu ſehen; auch kann man dadurch wiſſen, ob die Arbeiter in der Grube fleißig oder faul ſind. Ferner kannſt Du, was auf Bergbau Bezug hat, damit verwünſchen, und jeder Deiner Wünſche wird augenblicklich erfüllt werden. Brauchſt Du ihn aber zu einem andern Zwecke, ſo wird Dir nicht allein Dein Spiegel verſchwinden, ſondern Du wirſt auch augenblicklich vernichtet werden. Sage Niemand, von wem Du das Kleinod erhalten. Thue, was ich befohlen, und Du wirſt mich ſegnen. Glückauf!" Damit war der Bergmönch verſchwunden. Nach vollbrachter Schicht fuhr unſer Bergmann froh und glücklich heraus, verwahrte ſein Geſchenk wie ein Heiligthum und legte es in ein Käſtlein mit Baumwolle verwahrt. Das iſt am Freitag Abend geweſen. Am folgenden Morgen, als die Sonne über Berg und Thal ſchien, ging er, ſeinen Bergſpiegel in der Taſche, nach dem Einersberge hin, dort, wo der Berg vom Innersthale begrenzt wird. Hier angekommen, holte er ſeinen Wunderſpiegel hervor, blickte hinein und ſah nicht weit von ſich einen mächtigen Erzgang an dem Berge hinſtreichen und einen Punkt, wo er tief und breit eine große hellglänzende Silberader, gleich einem großen ſilbernen Aale, in ſich ſchließt und beinahe zu Tage ausſetzt.

Jetzt war er von der Güte ſeines Bergſpiegels überzeugt. Er richtete auf den Grenzen, wo der Gang am mächtigſten war, große Steine auf, legte Aeſte im Kreuze darüber und wollte, im Herzen vergnügt, nach Hauſe. Als er hinter Zellerfeld bei der damaligen Grube, die „Treu“ geheißen, ankam, auf welcher eben das Treiben ging, nahm er ſeinen Spiegel heraus und wollte ſehen, was die Bergleute inwendig begannen. Da erblickte er den Kunſtknecht, der auf der Strecke lag und ſchlief, während die Waſſer in den Schacht hineingingen und großen Schaden anrichteten. Die Anſchläger — Leute welche die Tonnen füllen — dagegen arbeiteten tüchtig. Der Gaipelaufſeher lag auf der Bank und ſchnarchte, während der Ausrichter einen Strich nach dem andern mehr auf das Kerbholz ſchneidete, als ſie Tonnen getrieben hatten. Zugleich ward er gewahr, wie in grader Richtung abwärts am jenſeitigen Bergabhange großartige Ringe von Erzen im Gange lagen, die ſich mit der „Treu“ durch eine bedeutende Silberſchnur verbanden. Auch hier bemerkte er ſich die Stelle durch Steine und Kreuze und ging nun ſeiner Wohnung zu, ſtärkte ſich durch ſein kleines Frühſtück, eilte dann zum Oberbergmeiſter und erzählte dem von ſeiner Entdeckung, zugleich erbot er ſich, die Stelle zum Einſchlagen angeben zu wollen, wenn man ihn auf der neuen Grube zum Steiger machen wolle. Der Oberbergmeiſter verſprach in alle Bedingungen einzugehen, nur müſſe die Grube erſt aufgenommen ſein und gut einſchlagen. „Nein, ſagte der Bergmann, kennt man erſt den Fleck, ſo bleibt das Erz nicht aus, wohl aber kann meine Anſtellung ausbleiben und ganz vergeſſen werden. Entweder, oder Glückauf!“ Er wollte fort, aber der Oberbergmeiſter, dem ſehr an dem Erze gelegen war, machte ihn auf der Stelle zum Steiger mit der Bedingung, er müſſe wieder zurücktreten, wenn man nicht bald Erze auf der Grube fände. Er ſagte herzlichen Dank für die Beförderung, wünſchte Glück zum Neubau der Grube und ging. Acht Tage darauf ſtand ſchon der Gaipel und man hatte unter dem Raſen das ſchönſte Stufferz gefunden. Die Grube ward ſilberner Aal genannt und gab die reichſte Ausbeute. Jetzt wurde auch das Bergamt auf dieſen Bergmann aufmerkſam und befragte ihn nach anderen ſolchen Aufbrüchen. Hierauf wies er den Gang, Ring- und Silberſchnur an, die jetzt noch im beſten Gange bei Zellerfeld befindliche Grube, und wurde über beide Werke Geſchworener. Er war nun Tag und Nacht thätig und widmete die größte Aufmerkſamkeit der Grube im Einersberge. Jedesmal, wenn ein Bergmann gepuſcht, ausgeriſſen oder nachläſſig geweſen iſt, wußte es der Geſchworene aufs Haar und der Faulenzer wurde beſtraft, und Niemand errieth, woher er die Nachricht hatte. Der reichen Ausbeute wegen glaubten die Leute, ſich auch eine gute Stunde machen zu dürfen, wurden aber jedesmal dafür belangt und dadurch wurden ſie nun wirklich faul. Jetzt half kein Schelten und kein Strafen. Bald merkte man im Bergamte, daß die Grube nicht ſo viel Erz förderte als ſonſt und ſchrieb nun dem Geſchworenen eine gewiſſe Zahl Erz vor, die er liefern ſolle, bei Strafe der Abſetzung. Nun ſetzten's die Leute um ſo mehr darauf, um ihren geſtrengen Geſchworenen los zu werden. Endlich, da trotz des bergamtlichen Befehls und der angedrohten Strafe die Erze nicht erfolgten, ſetzte das Bergamt den Geſchworenen ab. Kaum hatte er das Abſetzungsſchreiben erhalten, ſo ſteckte er daſſelbe mit ſeinem Bergſpiegel zu ſich, fuhr vor Groll und Aerger in die Grube hinein, theilte den Bergleuten ſeine Abſetzung mit, worüber ſich dieſelben nicht wenig freuten, nahm Abſchied von ihnen und ſprach dabei: „Das wird Euer und der Grube Glück nicht ſein! Ihr ſeht mich nicht wieder.“ Dann fuhr er hinaus, trat vor den Gaipel, zog ſeinen Bergſpiegel aus der Taſche, ſah darauf hin und ſprach die verhängnißvollen Worte: „Spiegel thue deine Wirkung; Grube, von dieſem Augenblicke an ſei verflucht! Das Erz in dir verwandle ſich in Berg! Ort, Strecken, Schacht und Gaipel, ja der Haldenſturz verſchwinde von der Erde! Alle, die darin arbeiten, ſollen in ewiger Nacht begraben ſein und kein Menſch ſei im Stande, dich Grube wieder aufzunehmen oder zu finden! Ausgenommen davon iſt aber der Mann, der das dritte abſteigende Glied von mir und am Sonntag unter der Predigt geboren iſt; der einen ſchwarzen Pudel hieher bringt, welcher in der Johannisnacht zwiſchen 11 und 12 Uhr geboren wurde und kein weißes Haar an ſich hat. Liefert der Mann den Pudel hier zur Stelle und ſpricht:

Hier iſt der Hund,
Nun löſ' den Bund,

dann ſollſt du Grube wieder in deinen blühenden Zuſtand zurückkehren. Zuweilen ſollſt du jedoch Dieſem oder Jenem erſcheinen und den Menſchen von deinem geweſenen Daſein Kunde geben."

Als er dieſen Fluch ausgeſprochen, ſtürzte alles, was zur Grube gehörte, zuſammen und iſt bis dieſe Stunde von der Erde verſchwunden; auch von dem Geſchwornen iſt Nichts wieder zu ſehen, noch zu hören geweſen.

Lange Zeit nach jenem Vorfalle ſuchte ein Bergmann im Einersberge nach gelben Schwämmen. Sein Weg mochte ihn gerade auf den Fleck führen, wo die Grube geſtanden hatte, auch war ſein ſchwarzer Pudel bei ihm und leckte ihm hier die Hand. Der Mann ſprach: Nun was willſt du denn, gutes Thier? Kaum hatte er dieſes Wort geſagt, ſo ſtand über ihm ein Gaipel, neben ihm war ein Schacht, aus welchem Schachtnebel aufſtiegen, die ganz widerlich rochen, gleichſam als kämen ſie von verweſeten Menſchenleichen her. Voll Schreck und Verwunderung lief er aus dem Gebäude, ohne ſich nach dem Hunde umzuſehen. Dieſer aber rannte nach dem Schacht und ſchaute hinein. Indem der Bergmann jetzt ſeinen treuen Pudel rufen wollte, ſah er, daß zwei furchtbare Geſtalten in Geſchworenenkleidung, der Bergmönch und jener Geſchworene, aus dem Schachte nebelartig aufſtiegen, das gute Thier faßten und in zwei Stücke riſſen und dann augenblicklich an Tannen aufhingen. Gaipel und Schacht mit Allem, was dazu gehörte, war wieder verſchwunden. Der betroffene Bergmann ging voller Trauer über ſeinen guten Hund nach Hauſe, erzählte den Vorfall ſeinen Bekannten und dieſe machten ihn nun mit der ganzen Sachlage bekannt. Da erſt ärgerte er ſich, daß er die Geſchichte von der verwünſchten Grube im Einersberge nicht früher gekannt und durch den Spruch:

Hier iſt der Hund,
Nun löſ' den Bund,

Beſitz davon ergriffen hatte.

Seit der Zeit iſt die Grube nie wieder gefunden, und es iſt auch noch Keiner dageweſen, der ſie hätte wieder aufnehmen können.

7.

Der Pochknabe zu Lautenthal.

Ein armer Pochknabe ging vor Jahren, ſeine zuſammengebundenen Schuhe auf der Schulter, und ſeine Strümpfe im Buſen, nach vollendeter Arbeit aus Lauthenthal hinaus, um zu fiſchen und ſich zu ſeinem ſonſt trocknen Brode ein wenig Zukoſt zu verſchaffen. In der Woche war er ſchon öfter in der Abſicht hinausgegangen, hatte aber nimmer Etwas gefangen. Diesmal ging er etwas weiter an der Innerſte hinunter, um ſeines Fanges gewiß zu ſein. Bei einem Strudel angelangt, legte er ſeine Schuhe und Strümpfe hinter ſich und fing an zu fiſchen. Kaum hatte er die Schnur ins Waſſer geworfen, ſo ruckte es auch ſchon und er war ſo glücklich, eine große Forelle zu fangen. So ging es eine Viertelſtunde fort, und er meinte, daß er jetzt ſoviel habe, um ſich dieſen Abend mit ſeiner Mutter recht ſatt eſſen und auch noch einige Pfund Fiſche verkaufen zu können. Nur noch einen Fiſch wollte er fangen und das ſollte für heute der letzte ſein. Er warf deshalb die Angel aus, die Spule ſchwamm ruhig auf dem Waſſer und es zeigte ſich Nichts. Da hörte der Junge ein leiſes „Hi! hi! hi!" hinter ſich, wandte ſich um und ward nun, ſtatt ſeiner alten Schuhe, ein Paar neue gewahr, die waren aber nicht von Leder, ſondern von Glas und in- und auswendig mit dickem Golde belegt. Auch ſeine alten geſtopften Strümpfe waren fort, dafür lagen aber ein Paar ſeidene da mit Geld durchwirkt und geziert mit dicken, goldenen Troddeln. Die Schuhe und Strümpfe waren dem Fiſcher aber viel zu klein. Als er ſo daſtand, die Beſcheerung anſtaunte und bis aufs Kleinſte durchmuſterte, hörte er abermals nicht weit von ſich im Buſche ein feines Kichern. Er wollte doch ſehen, was das war, bückte ſich und ward nun einen Zwerg gewahr, der des Knaben Schuhe und Strümpfe an hatte. Voll Freude über ſein neues Fußwerk tanzte und ſprang der Kleine auf dem engen Platze herum, was das Zeug halten wollte. Die großen Schuhe, die kaum an ſeinen Füßen ſitzen blieben, die langen Strümpfe, welche ihm bis an den Leib hinaufreichten, ſtachen aber aufs Sonderbarſte gegen ſein kleines feines, rothes Röcklein, ſowie gegen ſeinen Krempհut mit der goldenen Feder ab. „Du Kleiner!“ rief ihm der Pechknabe zu, „was thuſt Du mit meinem Fußwerk?“ „Habe Dir neue für Deine alten Schuhe gegeben. Verkaufe ſie und Du biſt zufrieden,“ antwortete der Zwerg und verſchwand im Buſchwerke. Dieſe Zwergſchuhe und Strümpfe hat bald darauf eine Herzogin gekauft und dem Knaben ſo viel dafür gegeben, daß er ſein Lebtag genug hatte.

8.

Die Moosweiblein von Wildemann.

Vor vielen, vielen Jahren ſtand bei Wildemann eine kleine Mooshütte, in der mehrere Moosweiblein wohnten. Dieſe kleideten ſich über und über in Moos, das ſie wie ein Fell oder eine Decke umgab; ſie waren abſonderlich liebreich und ungemein freundliche Weſen und hatten Gänſefüße. Die größte Theilnahme zeigten ſie für Fremde und Reiſende, die ſich verloren hatten, oder nichts zu eſſen bei ſich trugen; mitleidig leiteten ſie dieſelben auf die rechte Straße und theilten ihnen

Wurzeln und Kräuter zur Nahrung und Geſundheit mit. Dann baten ſie aber flehentlich den Wanderer, er möge doch ja dort drei Kreuze in einen der Bäume, die um ihre Hütte ſtänden, einſchneiden oder einhauen, damit ſie darunter Schutz vor dem wilden Jäger fänden, der ſie beſtändig jage, aber dann von ihnen ablaſſen müſſe, wie ſie ſich unter's Kreuz geflüchtet hätten. Jeder erfüllte gern ihren Wunſch, und ſo lebten dieſe guten Weſen glücklich in ihrer Behauſung. Einſt kam aber ein tückiſcher und böſer Bergmann des Weges auf die Mooshütte zu und zerſtörte frevelhaft nicht allein die kleine ruhige Wohnung der Moosweiblein, ſondern ſchlug auch alle die Bäume nieder, in welche die Schutzkreuze geſchnitten oder gehauen waren. Von der Zeit an hat man kein Moosweiblein wieder geſehen. Der verruchte Böſewicht aber, der dies Unheil angerichtet hatte, wurde taubſtumm und lahm.

9.

Der Hahnenklee am Rehberger Graben.

Beim Oberteiche auf dem Harze beginnt der Rehberger Graben, eine Waſſerleitung, welche durch einen 400 Lachter langen Kanal ſämmtlichen Waſſerrädern der Bergſtadt Andreasberg die Aufſchlagewaſſer zuführt. Ein ebener, ſchöner Weg windet ſich am Rehberge dahin. Aus den düſtern Waldungen dieſes Berges heben ſich koloſſale Felsſpitzen empor und ſcheinen den Wanderer durch ihre gewaltige Höhe und ihren mächtigen Umfang ſchrecken zu wollen. Darunter hin geht ruhig in dem Graben das Waſſer ſeinem Ziele zu, rechts umfluthet im tiefen Thalgrunde die Oder mit Ziſchen und Brauſen die rieſigen Felstrümmer. Staunen erregen die zum Himmel emporſtrebenden Berge, Bewunderung erwecken die aus ihnen himmelanſteigenden Felsmaſſen. Wohin das Auge blickt, überall neue Gruppen, prächtige Naturbilder, großartige

Erſcheinungen: hier das tiefe felſige Thal mit ſeinem tobenden Fluſſe, dort die hohen Berge mit ihren zackigen und wilden Klippen, ihren rauſchenden grünen Tannen. Das ganze großartige Naturgemälde beſchließt der kühne Felſen Hahnenklee.

Drei junge Mädchen, welche ſämmtlich verlobt waren, gingen im Geſpräche über ihre Geliebten an einem ſchönen Sonntag, Nachmittags, nach dem Orte, der jetzt noch die drei Jungfern heißt. Unter halbaufgewachſenen Tannen ließen ſie ſich nieder auf das Moos, plauderten von ihrer Hochzeit und waren, wie die Andreasberger gewöhnlich, frohen Muthes. Da ſchaute die eine in die Höhe und verſtummte, und den andern ging es nicht beſſer, denn ſie ſahen, daß ihnen gegenüber, hinter einer Tanne, ja ſogar darüber weg, ein gräuliches Weibsgeſicht zum Vorſchein kam. Die Augen des Ungethüms glotzten theils gutmüthig, theils zornig und wüthend, bald auf dieſes, bald auf jenes Mädchen. Die Haare der Schreckensgeſtalt wallten in langen zottigen Locken über ihre entblößten Schultern und ihren breiten gelben Nacken herunter. Der übrige Theil des Körpers war hinter der Tanne verſteckt, über welche ſie wegſah. Mit hohler, gleichſam aus dem Grabe kommender Stimme ſprach ſie: „Welche von Euch dreien dieſe Nacht zwiſchen 11 und 12 Uhr nach dem Hahnenklee kommt und denſelben ſcheuert, die ſoll bald ihren Bräutigam heirathen.“ Darauf verſchwand ſie. Nachdem die Mädchen ſich von ihrem Schrecken erholt hatten, gingen ſie nach Hauſe und verabredeten, da alle drei gern heirathen wollten, daß ſie zur befohlenen Stunde an einem Platze über Andreasberg zuſammentreffen und thun wollten, was Frau Holle — denn ſie iſt es geweſen — geſagt hat.

Der Abend rückte heran und die Mädchen waren 10½ Uhr an dem verabredeten Orte. Die Nacht war trübe; die Eulen erhoben ihr ſchaudererregendes Geſchrei; in der Ferne hörte man Donner, ſah aber keinen Blitz, auch weder Mond noch Sterne, Alles war ſo unheimlich und ſchaurig. Da verfolgten die drei

Mädchen, in ſich gekehrt und ohne zu reden, ihren Weg nach dem Hahnenklee. Aber an den Ort gekommen, den man Geſehr nennt, ſprach das eine Mädchen: „Nein, ich gehe nicht weiter. Wer weiß, welche Fallbrücke uns das Weib gelegt hat“, und — wandte um. Bald darauf machte es das zweite ebenſo; das dritte, ein gutes und frommes Mädchen, ſprach: „Und wenn es mir das Leben koſtete, ich gehe und thue, was mir befohlen iſt.“ Kaum war es nun glücklich auf dem Hahnenklee angekommen und legte Hand ans Werk, ſo erſchien ihm abermals Frau Holle und ſprach freundlich und lieblich: „Du haſt Wort gehalten; ich halte auch Wort. Du biſt alſo die folgſame und daher auch die bevorzugte unter Euch Dreien. Wiſſe, bald wird Dich Dein Bräutigam als glückliche Braut zum Altar führen; dagegen ſollen die beiden andern loſen Dirnen nie zum Traualtar gelangen.“ Kaum war das Wort verklungen, ſo war die Geſtalt verſchwunden. Die Wolken brachen, der freundliche Mond blickte durchs Gewölk und begleitete das überglückliche Mädchen nach ſeiner beſcheidenen Wohnung. Das Mädchen, welches auf dem Geſehr umgekehrt war, hatte einen Bergmann zum Bräutigam und die Hochzeit war vor der Thür, ja, der Tag ſchon beſtimmt geweſen. Am Montage nach dem verhängnißvollen Sonntage brachte man ihren Bräutigam in Stücken nach Hauſe; er war in den Schacht geſtürzt und gänzlich zerſchmettert. Die Braut grämte und härmte ſich ſo ab, daß man nach dreien Tagen ſie und ihren Bräutigam in Einem Grabe zur Ruhe beſtattete. Des zweiten Mädchens Bräutigam iſt im Kriege, von einer Kugel getroffen, todt zur Erde geſunken; nach einigen Wochen kam die Trauerbotſchaft. Die Verlobte betrauerte ihren Geliebten viele Jahre und ſtarb als alte, verlaſſene Jungfrau, deren Hoffnungen nicht erfüllt wurden. Das muthige und tapfere Mädchen aber, das dem Rufe des Schickſals folgte und den Hahnenklee ſcheuerte, bekam bald ſeinen Bräutigam zum Manne und bei dem frohen Hochzeitsmahle, als nach Tiſche der gebräuchliche Lobgeſang geſungen und das „Danket dem Herrn“

gebetet war, guckte abermals Frau Holle über den Ofen herüber, und reichte dem nächſtſitzenden Gaſte für das Brautpaar eine ſilberne Wiege, die bei näherer Unterſuchung ganz voll blanker Andreasberger Sechsgroſchenſtücke war, womit das junge Ehepaar ſeinen Haushalt gut anfing und glücklich, wohlhabend, ja, reich beendigte.

Daher ſtammt auch die Redensart, wenn ein Mädchen auf Andreasberg keinen Bräutigam bekommt, ſo muß es den Hahnenklee ſcheuern. Ebenſo ſagt man da, wo der Ofen zwei hinter einander liegende Stuben heizt, und ſo in der Wand ſteht, daß man darüber wegſehen kann: „Schprach ſachte, de Fra Helle horcht.“

10.

Das Zwergvolk bei Sachſa.

Die Bewohner des kleinen preußiſchen Städtchens Sachſa mußten einſt gar viel Diebſtahl erdulden von den naſchhaften Zwergen, die im Sachſenſteine wohnten und mit Nebelkappen, welche ſie unſichtbar machten, in die Erbſenfelder und in die Bäckerläden einfielen. Da gab ihnen ein Scharfrichterknecht den Rath, ſie ſollten eine Ruthe von einer Goldweide brechen und damit des Nachts um 12 Uhr drei mal durch die Luft ſchlagen. Wenn dann ein Zwerg in der Nähe ſei, ſo würde ihm die Nebelkappe vom Kopfe fallen und ſie könnten ihn greifen. Ein Mann, der Erbſen auf dem Felde hatte, befolgte dieſen Rath und alsbald ſah er ein Zwerglein vor ſich ſtehen, das ſich gar jämmerlich geberdete.

Der Sachſaer machte den Zwerg zu ſeinem Gefangenen, ſtellte ihn vor Gericht und klagte ihn des Diebſtahls an. Vor Gericht hat das Zwerglein wiederum gar erbärmlich gethan und unter Seufzen ausgeſagt, wie die unterirdiſchen Waſſer jezt ſo groß wären, daß ſie ſich unter der Erde nicht mehr ernähren könnten und durch Hunger getrieben würden, ſich an den Vorräthen der Menſchen zu vergreifen. Es verſprach auch, wenn es ungeſtraft davongehen dürfte, ſo würden alle Zwerge abziehen, bat ſich ein Roſenblatt aus, ſtippte lauter kleine Löcher hinein, gab den Leuten auf, in das mittelſte Loch zu blaſen, wo dann ſogleich auch der Anführer der Zwerge ſich vor dem Gerichte ſtellen würde.

Man blies in das Roſenblatt und augenblicklich erſchien vor dem Gericht der König vom Volke der Zwerge. Er erklärte ebenfalls, daß ſein Volk abziehen und keinen Schaden mehr thun ſollte, wenn er mit dem gefangenen Zwerge jetzt ungeſtraft davongehen dürfte.

Dies wurde den Beiden geſtattet und am andern Tage zog wirklich das Zwergvolk mit einer ſchönen Muſik ab, warf auch in Sachſa Geldmünzen aus, die daſelbſt noch zum ewigen Andenken aufbewahrt werden. Dann ging das Zwergvolk über eine Brücke und Niemand hat es mehr geſehen.

11.

Das Heckemännchen.

Es kam einſt ein armer Student in ein Wirthshaus und ſaß mißmuthig am Tiſche. Da trat ein anderer Fremder zu ihm und fragte: Warum ſo traurig, Kamrad? Fehlt's wo? Kann ich helfen? Dieſer Mann war der Teufel. — Der Student erzählte, daß es ihm ſehr traurig gehe, er habe wenig Geld, nur zehn Heller. Iſt's nichts weiter, ſagte der Teufel, ſo kann ich Euch helfen. Er zog aus der Taſche ein kleines Gläschen hervor, darin ſteckte ein kleines Männchen mit einer gräulichen Fratze. Er ſprach: „Dies iſt ein Heckemännchen. Ihr braucht das Ding nur in die Taſche zu ſtecken und es wird in Eurer anderen Taſche ſo viel Geld ſein, als Ihr Euch wünſcht.“ — Und was habe ich Euch für dies Heckemännchen zu zahlen? fragte der Student. — „So viel Ihr wollt, und nach Eurem Tode gehört mir Eure Seele, wenn es Euch nicht gelingt Heckemännchen an einen Anderen zu verkaufen, in welchem Falle die Seele des Käufers mir anheim fällt. Doch dürft Ihr das Heckemännchen nur für eine geringere Summe verkaufen, als Ihr mir dafür gegeben und jeder folgende Käufer kann es gleichfalls nur für eine geringere Summe, als er dafür bekommen, losſchlagen. — Hierauf gab der Student dem Teufel ſeine zehn Heller, lebte in Herrlichkeit und Freude und hatte Geld, ſo viel er wollte. Da er indeſſen ſtets an ſein Ende dachte, fürchtete er, daß ſeine Seele dem Teufel in die Krallen falle, und ſo machte ihm das Geld keine Freude. Er wollte das Heckemännchen wieder los werden. Einſt begegnete er einem anderen Studenten und reiſte mit ihm lange Zeit. — „Wünſchte wohl ſo viel Geld zu haben als Ihr," ſagte der fremde Student einſt zu ihm. — „Da kann Rath werden," antwortete jener. Dieſes Heckemännchen ſchafft mir ſo viel Geld als ich brauche. Ich wills Euch verkaufen, gebt mir neun Heller dafür. — Lachend zahlte der Student ſeinem Kameraden neun Heller für das Heckemännchen, nachdem derſelbe ſich vom Heckemännchen zuvor ſo viel Geld hatte beſcheeren laſſen, daß er glaubte genug zu haben ſo lange er lebte. — Der andere Student lebte nun gleichfalls in Herrlichkeit und Freude, allein dem erſten Studenten thut es leid, daß er die Seele ſeines Kameraden dem Teufel auf dieſe Weiſe in den Rachen jagte und er erzählte ihm daher den eigentlichen Zuſammenhang der Sache. Der Käuferbat und beſchwor ſeinen Kameraden, ihm das Heckemännchen wieder abzukaufen, denn er wolle nicht in der Hölle braten. Dieſer aber wollte nicht und gab ihm den Rath, es anderweitig los zu ſchlagen. — Nein, antwortete der andere Student, ich will nicht einen Andern betrügen, wie Du mich betrogen haſt, Du ſelbſt ſollſt mir das Heckemännchen wieder abkaufen, Du magſt wollen oder nicht. Eines Tages ging der erſte Verkäufer des Heckemännchens ſpazieren, da kam ihm ein alter Mann mit langem

Barte entgegen und hatte einen Teller voll kleiner Brötchen in der Hand. Er bat ihn ein Brötchen zu kauſen, der Student wollte nicht, aber der Alte ließ nicht nach mit Bitten, bis er endlich ein Brötchen kauſte für einen Heller. Damals konnte man für einen Heller mehr kauſen als jetzt. Der Student brach das Brötchen auseinander, drin lag ſein Heckemännchen. Da riß der Alte den Bart ab und der Student erkannte ſeinen Kameraden. Haſt's doch wieder, ſagte dieſer, Du kannſt es nun nicht verkauſen, es koſtet nur einen Heller. — Der Student war außer ſich, daß er ſein Heckemännchen wieder hatte und ſeine Seele nun verloren war. Er warf das Ding in's Feuer, in's Waſſer, ſchleuderte es in einen Abgrund, aber immer fand er es wieder in ſeiner Taſche und konnt's nicht los werden. So war er in Verzweiflung und beichtete endlich einem Prieſter die Sache. Dieſer ſagte: „ich bin ein Mann der Kirche und fürchte mich nicht vor dem Teufel; ich will Dir das Heckemännchen abkauſen.“ Da indeſſen der Student damals, wie er das Heckemännchen zum zweiten Male von ſeinem Kameraden gekauft, nur einen Heller dafür bezahlt, wußte der Prieſter nicht, was er dafür geben ſollte, das weniger werth war als ein Heller. Er erinnerte ſich endlich, daß ein General in einer belagerten Stadt aus Noth habe Münzen von Leder prägen laſſen, die noch ¼ Heller galten, verſchaffte ſich ſo eine Ledermünze und kauſte das Heckemännchen von dem Studenten, der ſehr froh war, daß ſeine Seele nun gerettet war. Der Prieſter aber wurde ſehr reich, ließ ſich vom Heckemännchen alle Tage viel Geld beſcheeren, und dies ſchickte er nach Rom an den Papſt, der ließ davon die Peterskirche bauen.

12.

Der böſe Mann.

Ein Mann hatte eine Frau, die er nicht leiden konnte, und beſchloß ſogar ſie aus der Welt zu ſchaffen. Eines Tages ſagte er zu ihr, ſie möge ſich zurecht machen und ihn in den Wald begleiten, woher ſie Holz holen wollten. Die Frau zog nun mit ihm fort, und als ſie tief in den Wald gekommen waren, nahm er ſeine Axt und ſchlug die Frau todt, nahm dann einen Strick und hängte ſie an einen Baum, die Leute glauben zu machen, ſie habe ſich ſelbſt erhängt. Darauf ging er ruhig nach Hauſe. Einige Zeit danach hieß es, ſeine Frau ſei durchgegangen und man wiſſe nicht wohin. Der Mann nimmt ſich nun wieder eine andere Braut und es ſoll bald Hochzeit ſein, da geht er eines Tages wieder durch den Wald und kommt an die Stelle, wo er ſeine Frau getödtet hat. Er ſieht ihre Knochen da liegen, die ganz weiß gebleicht ſind, nimmt einen davon mit nach Hauſe und läßt ſich ein Meſſerheft daraus machen. Die Woche darauf iſt die Hochzeit. Bei dem Hochzeitsſchmauſe bekommt die Braut das Meſſer zum Schneiden und als ſie den erſten Schnitt damit thut, kommen helle Blutstropfen aus dem Meſſerhefte. Die Braut thut einen Schrei vor Entſetzen, man ſieht danach und wirklich findet man, wie das Blut aus dem Hefte quillt. Dem Manne wurde angſt, er bekannte ſein Verbrechen, wurde darauf gefangen geſetzt und enthauptet.

13.

Der Soldat und die Katzen.

Ein Soldat lag in einem Wirthshauſe im Quartiere, da verſammelten ſich in ſeiner Schlafkammer des Nachts immer ſo viele Katzen. So haut er einmal mit dem Säbel darunter, trifft auch eine, da verſchwinden ſie alle mit Geſchrei. Den andern Morgen trägt die Wirthin den Arm verbunden, ſagt, das ſei ſchon ein alter Schaden, der Soldat weiß nun, daß dies Hexen geweſen ſind auf ſeiner Kammer und daß er ſeine Wirthin gehauen hat. — Dieſe Wirthin hatte auch ein Buttereiſen, das zog dieſer Soldat unter dem Butterfaſſe hinweg und brachte es zur Nachbarin. Dieſe ſollte darauf buttern. Anfangs wollte ſie nicht, als ſie ſich endlich bereden ließ, bekam ſie ſo viel Butter, daß ſie gar nicht wußte, wohin damit, aber ſie ſagte, ſie möchte die Butter nicht. — Der nämliche Soldat ſteht auch einmal mit ſeinem Kameraden vor dem Wirthshauſe in der Thür, da ſprengt ein Reuter heran und hält den Beiden ein Buch hin, darin ſollen ſie ſich unterſchreiben. So nimmt ſein Kamerad das Buch hin und ſchreibt hinein: „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn". Wie der Reuter das ſieht, läßt er das Buch im Stiche und ſprengt davon. Dazumal haben aber alle dieſe Teufel, von denen dieſer Reuter der Oberſte geweſen iſt, in Hamburg gereſidiert und ein großes Handelshaus gehabt. Dahin iſt ſein Kamerad gegangen, hat geſagt, daß er etwas zu verkaufen hätte und hat das, was er zum Verkaufe mitgenommen hat, in das Titelblatt des großen Buches eingeſchlagen, das der Reuter auf der Flucht zurückgelaſſen hat. Wie die Leute in dem Hauſe das rothe Blatt ſehen, haben ſie ihm viel Geld gegeben, auch geſagt, er möge nur ſeinen Kram behalten, und das Buch dafür zurückverlangt. Das hat er ihnen auch verſprochen, da hat der Teufel ein altes Weib geſchickt, das hat das Buch abgeholt.

14.

Der Fleiſcher.

Ein Fleiſcher hatte zwei Söhne. Der eine hatte eine Fleiſcherstochter, die aber kein Vermögen hatte, zur Braut und die Eltern ſchickten ihn in die Fremde, um beide zu trennen. Er dachte aber immer an das Mädchen und träumte immer von ihr. Auch als er zurückgekommen und ihm jeder Umgang mit ihr auf's Strengſte verboten war, träumte er noch immer: er ſolle ſie nehmen. Aber ſeine Eltern drohten, wenn er nicht von ihr ließe, ſolle ihm ſein Vermögen entzogen werden. Sie bauten ihrem Hauſe ſchräg gegenüber ihm und ſeinem Bruder auch ein Haus, in dem ſie gemeinſchaftlich ſchlachten ſollten. Eines Nachts hörte er, daß etwas im Schornſteine niederfuhr mit großem Lärm und es kam ein Mann auf einem Ziegenbock in's Zimmer geritten und ſagte: „Höre mal, Franz, ich laſſe Dir keine Ruhe, bevor Du die Fleiſcherstochter nicht heirathen thuſt.“ Die Eltern aber ſagten immer noch nein, und die zweite und dritte Nacht kam der Reiter wieder. Da heirathete er ſie und die Eltern zogen ihre Hand von ihm ab. Siehe da, nun erſchien ein graues Männchen und fragte, ob er nichts kaufen wollte für die Nahrung. Er ſagte: ja. Das graue Männchen aber zog ein klein Gläschen heraus, da ſaß ein rothes Püppchen darin. Dafür gab er einen Thaler und bewahrte es ſauber. In der nächſten Nacht kam es mit einem Packen Geld im Schornſteine herunter auf einem Pferde, das hatte nur drei Beine und das vierte Bein trug der Reiter ſelbſt. Dadurch erhielt er alle Nacht Geld und konnte nun ſein Geſchäft ſehr großartig betreiben. Nach dreiviertel Jahren kam das Männchen wieder, fragte, ob er das Püppchen behalten wollte, und da er es bejahte, ſollte er ihm ſeine Seele verſchreiben. Das that er, und nach einem halben Jahre wollte das Männchen ihn holen. Der Mönch kam auch wirklich zur beſtimmten Zeit auf dem Ochſen eingeritten, aber der Fleiſcher ſagte: er müſſe erſt noch einen Ochſen ſchlachten, und das Männchen antwortete: wenn er den auf einen Schlag tödtete, ſo ſolle er frei ſein. Allein der Fleiſcher tödtete den Ochſen nicht auf den erſten Schlag, darum ergriff ihn der Mönch ſogleich und ritt mit ihm zum Schornſteine hinaus.

15.

Das Wirthshaus von Kloſter Hamersleben und der Teufel.

Vor dem Wirthshauſe im ehemaligen Kloſter Hamersleben, zwei Stunden von Oſchersleben über Hornhauſen hinaus, liegt ein großer Stein, den ſoll einſt der Teufel nach dem Wirthshauſe geworfen haben.

Es wird aber auch erzählt: Im Wirthshauſe zu Hamersleben ſaß eine Spielgeſellſchaft acht Tage lang und ſpielten, hatten auch mehrmals Streit und Wortwechſel und verſchwuren ſich dabei, und einer ſagte zum andern, daß er gleich dem Teufel angehören wolle, wenn er falſch geſpielt hätte. Da kam auf einmal noch in der Nacht zwiſchen eilf und zwölf ein Reiter angeritten, zog ſein Pferd in den Stall und ließ ihm Haber geben, die Spieler aber achteten nicht darauf. Da kam der Reiter in die Stube und ſaß bald in ſeinem rothen Mantel unter ihnen, hatte auch alle Taſchen voll Geld und ließ fleißig einſchenken. Nun hörte man Flüche, bei denen jedem Chriſtenmenſchen die Haare zu Berge ſtehen. Je mehr aber geflucht wurde, deſto mehr ſchien ſich der Reiter zu freuen. Gegen zwölf Uhr ließ ein Spieler eine Karte fallen. Da trat mit dem Krüſel*) die geſchäftige Krug-Großmutter hinzu, welche in der Stube noch ihr Großkind wiegte. Sie leuchtete unter den Tiſch und wollte die Karte aufnehmen. Unter dem rothen Mantel des Reiters ſah ſie einen Pferdefuß und fuhr entſetzt bis an die Wiege zurück. Weil alſo der Teufel erkannt war, ſo ſagte er, daß er den Spielern ein Räthſel aufgeben wolle, und daß ſie ihm gehören ſollten, wenn ſie es nicht erräthen. Das Räthſel aber hieß:

Dreimal kunnt is kunnt,
Un doch nich e ſchört't,

---

*) Eine altfränkiſche Lampe von Blech, welche angehängt und von Vornehmeren jetzt gewöhnlich nur noch in der Küche gebraucht wird.

d. h. etwa: Drei Knoten und doch nicht geſchürzt. Das konnten die Spieler nicht errathen und ſchon wollte der Teufel mit ihnen davon fliegen, da ſahen ſie im Scheine des Krüſels, welchen die Großmutter neben der Wiege hielt, wie das Kindlein in der Wiege einen Strohhalm aus dem Bettſtroh zog und in die Höhe hielt. Da ſprachen ſie: das iſt das Räthſel, denn ein Strohhalm hat wohl drei Knoten, aber ſie ſind doch nicht geſchürzt. Sogleich flog der Teufel allein davon. Die Spieler aber dankten Gott, ſpielten und fluchten auch hinfort nicht mehr.

16.

Die Edelmannsgruft bei Oſchersleben.

Bei der Stadt Oſchersleben liegt das königliche Amt Emmeringen und das Rittergut Schermke. Zwiſchen Emmeringen und Schermke befindet ſich die Edelmannsgruft. Zu ihr hin führt noch jetzt eine Wagenſpur, die aber faſt mit Gras bewachſen iſt. Das iſt die Spur von dem Wagen eines Edelmannes, der in Schermke wohnte. Dieſer wollte einſt ein wenig im Felde umherfahren, wie reiche Leute thun. Der Kutſcher verlangte aber zu wiſſen, wohin er fahren ſolle. „Meinetwegen fahre zum Teufel!“ antwortete ihm der Edelmann. Sie befanden ſich aber an einem Berge, der öffnete ſich und verſchlang das Fuhrwerk. Das iſt die Edelmannsgruft.

Einſt hütete ein Schäfer an jenem Berge die Schafe. Der war ein wohlhabender Mann geweſen und hatte dem Edelmanne kurz vor deſſen Ende eine große Schuld abgezahlt und nicht Schein noch Schrift darüber erhalten. Darum hatten ihn die Erben des Edelmanns auspfänden laſſen und ſeitdem hütete er in großer Bekümmerniß die Schafe. Nun rief ihm eine Stimme aus dem Berge zu, daß der Schein hinter dem Spiegel in einem Zimmer des Schloſſes zu finden ſei.

So wurde er herbeigeſchafft. Der Mann erhielt ſein Vermögen wieder und lebte noch lange glücklich und in Freuden.

Andere reden beſſer von dem Edelmanne in der Edelmannsgruft, ſagen auch, daß er einſt wiederkehren werde. Jetzt ſei die ſechste Thür an der Pforte des Edelhofes zu Schermke in Gebrauch. Sie ſei ſchon ſehr alt und werde nur noch durch ſtarke Eiſenbeſchläge in Rand und Band erhalten. Komme einſt die ſiebente Thür, dann werde der Edelmann aus der Edelmannsgruft in Haus und Hof zurückkehren.

17.

Die Kapelle bei Schwanebeck.

Um das Jahr 1334 hat ein leichtfertiger Bube ſieben geſegnete Hoſtien aus einer Sacriſtei geſtohlen, die er zu ſeiner Bosheit mißbrauchen wollte. Bald nach geſchehener That reute es ihn und er hat auf dem Schwanebeckiſchen Wege ſolche mit der Büchſe, darinnen ſie verwahret, auf dem Acker vergraben und ſich davon gemacht. Bald darauf iſt ein Ackermann aus Schwanebeck mit ſeinem Wagen oder Pfluge und Pferden ohngefähr im Ausfahren aus dieſem Acker gegen die vergrabene Büchſe kommen, da denn die Pferde freiwillig auf ihre Kniee gefallen, und mit keinen Schlägen noch Futter von dannen gebracht werden konnten, worauf der Ackermann ſeine Peitſche zum Zeichen in den Acker geſteckt und es ſeinen Mitbürgern in Schwanebeck erzählet, die dann alſobald den Peitſchenſteck in einen blühenden Baum verwandelt fanden und ſich alſobald entſchloſſen, die Stelle durch Graben zu unterſuchen, wobei ſie die Büchſe mit den Hoſtien gefunden; weil ſie aber nicht gewußt, was ſie nun machen ſollten, haben ſie die Sache an den Biſchof Albertum berichtet, welcher befohlen, daß die Hoſtien ſo lange in die Pfarrkirche gebracht werden ſollten, bis er an den Ort, wo ſie gefunden worden, eine neue Kapelle erbauet; als er dieſes vollzogen, iſt er mit der ganzen Halberſtädtiſchen Cleriſei in Proceſſion dahin gegangen und hat die Hoſtien in ſolcher öffentlich getragen, dabei es geſchehen, daß viel Kranke und Gebrechliche geſund geworden; nachdem er auch die neue Kapelle eingeſegnet, hat er denjenigen, die ſie beſuchten und die Hoſtien anbeten würden, viel tauſend Tage Ablaß verſprochen. Die Kapelle liegt gar lieblich mitten im Felde mit ihrem grünen Baume.

18.

Die ſteinernen Bauermeiſter und die Trappen.

Auf der Höhe der jetzt wüſten Dorfſtätten Klein-Wulferſtedt und Harmsdorf (nördlich von der Nienburg, zwiſchen Wulferſtedt und Eilenſtedt) ſtanden bis zum Jahre 1838 zwei große Steine, genannt: „der große und kleine Bauermeiſter.“ Davon weiß die Sage Wunderliches zu berichten.

Zwiſchen den Bewohnern der beiden Dörfer hatte ein heftiger Streit wegen eines Fahrweges, der über die Harmsdorfer Aecker nach Nienburg und weiterhin nach Halberſtadt führte, ſich entſponnen. Denn die Klein-Wulferſtedter behaupteten, es ſei dieſer Weg ſeit undenklichen Zeiten vorhanden und befahren geweſen; die Harmsdorfer dagegen wollten ihn als einen verbotenen auf den Anger daneben verlegt wiſſen, pflügten den Weg um und verſperrten ihn durch aufgeworfene Gräben.

Die Klein-Wulferſtedter aber warfen die Gräben wieder zu, befuhren den Weg wie vorher, und richteten obenein aus Muthwillen manchen Schaden in dem Kornfelde an. Da ergrimmten die Harmsdorfer, lauerten in der Nacht den Klein-Wulferſtedtern auf, erſchlugen zwei Fuhrleute und verſcharrten die Leichname an der Stätte, wo nachmals die zwei Steine zu ſehen waren. Der Mord blieb aber nicht verborgen. Das

Gericht erhielt durch ſeine überall umherſchleichenden und herchenden Freiſchöffen Nachricht von der Unthat, und ließ nun die Dorfſchaften, ſammt den erforderlichen Zeugen zum 1. Juni vor ſeinen Richterſtuhl laden. Unterdeſſen hatten die Harmsdorfer einen der Freiſchöffen kennen gelernt und für ein gut Stück Geld von ihm den Rath erhalten, den ihnen gefährlichſten Zeugen, einen 80jährigen Greis, aus der Luft zu ſchaffen und nachher Alles abzuſchwören. Der gottloſe Rath ward befolgt, der Greis heimlich erſchlagen und gleichfalls bei jenen zwei Steinen verſcharrt. Als der letzte Mai herbeigekommen war, erſchienen die Herren des Freiſtuhls, der Graf von Anhalt als Freigraf, die Ritter Conrad v. Dalum und Werner v. Bodendiek als Beiſitzer, nebſt noch 30 Schöffen im Kloſter Huyſeburg. Da die Verrätherei des böſen Rathgebers bereits entdeckt worden war, befahl der Graf, den Sünder 7 Fuß höher als andere Verbrecher am höchſten Baume aufzuhenken und zum Zeichen, daß ſolches nach Urtheil der heiligen Fehme geſchehen, ihm das Meſſer des Gerichts in's Herz zu bohren und ſtecken zu laſſen. — Welch' ein Schreck in Harmsdorf, als ſie am Morgen des 1. Juni den Sünder, mit dem Meſſer im Herzen, am höchſten Baume vor dem Dorfe hangen ſahen! Dennoch blieben die beiden Bauermeiſter verſtockt bei dem Vorſatze, durch einen falſchen Eid ſich vom Morde und dem Wege loszuſchwören. — Mit Aufgang der Sonne gab ein dreimaliger Schlag mit der großen Huyſeburger Kloſterglocke das Zeichen, daß jetzo das Freiding werde gehegt und gehalten werden. Der Freiſtuhl wurde auf der Stätte des Verbrechens aufgerichtet, die beiden vorgeladenen Gemeinden, eine zur Rechten, die andere zur Linken geſtellt, die beiden Bauermeiſter in die Mitte des Kreiſes, an den Ort, wo die Erſchlagenen verſcharrt worden waren. Als der Freigraf, dem ein Mönch das heilige Kreuz vortrug, den Stuhl des Gerichts eingenommen hatte, verlas ein Schöffe die Verbrechen, welche an dieſer Stätte verübt worden. Darnach wurde den beiden Bauermeiſtern geboten, auf der Stelle, wo die Erſchlagenen verſcharrt waren, niederzuknieen und einen Eid abzulegen, daß ſie ſich keiner Theilnahme an dem Morde ſchuldig wüßten, auch daß die Harmsdorfer ihres Wiſſens nicht verpflichtet wären, den Weg über ihre Aecker zu verſtatten. Und ringsum knieten, nach Befehl des Gerichts, Männer und Weiber. Der entſcheidende Augenblick erſchien. Noch immer entſchloſſen, durch einen Meineid die Schuld abzuwälzen, erhoben die zwei Bauermeiſter ihre rechte Hand, um den falſchen Schwur auszuſprechen, als ſie plötzlich in die zwei Steine verwandelt wurden, und in demſelben Augenblicke flog die ganze mitſchuldige Gemeinde, in ungeſtalte Trappen verwandelt, mit erbärmlichem Geſchrei in die Luft und davon.

Der Freigraf aber ſprach: „Wo Gott richtet, darf der Menſch nicht richten! — Geht! das Freiding iſt aus!“

19.

Das Grundlos am Hakel.

An der nördlichen Spitze des Hakels liegt ein großer Erdfall, der zum Theil mit Waſſer ausgefüllt und am Rande mit hohem Schilfe überwachſen iſt. Dieſes Waſſer heißt das Grundlos.

Hier ſtand einſt ein Raubſchloß, da ging es gar hoch her, und die Schädel der Erſchlagenen lagen rings auf dem Boden umher. Auf der Mitte des Hofes ſtand eine Rolandsſeule, das Zeichen der peinlichen Gerichtsbarkeit, mit ausgebreiteten Armen. Und einſtmals um Mitternacht ſtiegen drei große Hähne herab von dem runden Dache des Burgverließes, und wandelten langſam über den Hof, dem geharniſchten Roland zu. Dann hoben ſie ſich zugleich im Fluge, der größte Hahn, höher und ſtärker befiedert als ein Adler, ſetzte ſich auf den Kopf der Rolands-Seule, die anderen nahmen Platz auf ſeinen Ellenbogen. Und nun krähten ſie, alle drei zugleich dreimal, daß der Hof und der nahe Wald wiederhallten. Anfangs war alles ſtill. Dann erſcholl aus dumpfer Ferne: „Wehe! Wehe! Wehe!“ — Siebenmal krähten nun die Hähne noch lauter, und das: „Wehe! Wehe! Wehe!“ erſcholl zum zweitenmale. — Neunmal krähten die Hähne noch lauter, und nun erhob ſich der große Hahn hoch in die Lüfte, und ſchrie: „Wehe! Wehe! Wehe! Heute noch verſinkt die Raubburg!“

Bald darauf, noch vor Tagesanbruch, war da, wo vorher die Raubburg ſtand, das Grundlos. Als die Sonne die Mitte des Himmels erreicht hatte, war noch das Dach der immer tiefer einſinkenden Burg zu ſehen. Es war ganz mit Menſchen bedeckt, die in ihrer Herzensangſt immer höher nach der Spitze des Daches hinanklommen, je näher ihnen das Waſſer des immer ſteigenden See's kam. Ein Mann, welchen das Geſchick ſchon in der Nacht zum Zeugen dieſes Verfalles gemacht hatte, unterſchied deutlich an der Kleidung etwa acht Ritter und zwölf Knappen.

20.

Die Zwerge im Holtberge bei Sargſtedt.

Vor langen Jahren lebten im Holtberge Zwerge, die ſich durch Freundlichkeit und Gutmüthigkeit das Zutrauen der Bewohner Sargſtedts erworben hatten. Wenn ſie ſich irgendwo zeigten, wurden ſie von allen, beſonders aber von den Armen, gern geſehen, denn jede beſcheidene Bitte wurde ihnen von den Zwergen erfüllt. Reiche und Arme wandten ſich bei Hochzeits- und Kindtaufſchmauſereien an die Zwerge, damit ſie ihnen das ſchöne blitzende zinnerne Geſchirr liehen. Wenn die Zwerge ihr Geſchirr wiederholten, dann ließ man einige gefüllte Schüſſeln und Teller für ſie ſtehen, womit die Leute ihre Dankbarkeit abtrugen. So lange nun der einfache Sinn den Bewohnern von Sargſtedt blieb, weilten auch die Zwerge dort gern. Als man aber anfing, ſolche häuslichen Feſte dort pomphafter zu feiern, blieben ſie fort und man hat ſie nie wieder geſehen.

21.

Der reiche Mann von Halberſtadt.

Zu Halberſtadt war ein ſehr reicher Mann, der lebte alle Tage in Wolluſt und in Freuden, kümmerte ſich auch nicht um Gott und die ewige Seligkeit und ſagte: Wenn er ſolch' Leben auf dieſer Welt für und für haben könnte, ſo wollte er unſerm Herrgott gern ſeinen Himmel laſſen. Nicht lange darauf iſt er plötzlich geſtorben. Da ſind nach ſeinem ſehr prächtig gebauten Hauſe jeden Abend viele Geiſter gekommen, ſo daß das Haus Niemand hat bewohnen können, und iſt der reiche Mann Tag für Tag mit ſeinen Gäſten in der Gaſtſtube erſchienen, in welcher er zu ſeinen Lebzeiten die Fremden zu empfangen pflegte. Vor den Gäſten ſind Diener mit brennenden Fackeln hergegangen. Die andern Diener haben die Tiſche gedeckt, güldne Becher und Credenzer geſetzt und alles auf den Tiſch geſtellt, was darauf gehört, danach auch das köſtliche Eſſen aufgetragen. Da ſind auch Pfeifer und Geiger geweſen und allerlei Saitenſpiel hörte man; Clavicymbel, Violen, Flöten und ander Spielwerk klangen, und iſt Alles geweſen, wie es bei des reichen Mannes Lebzeiten zuzugehen pflegte. Endlich verſchwanden die Geſpenſter allemal mit einer Feuerflamme, die viele Funken von ſich warf.

22.

Der Wetterhahn von Harsleben.

In Harsleben, einem Dorfe zwiſchen Halberſtadt und Quedlinburg, ſteht auf dem Kirchthurme ein Wetterhahn. Davon wird folgendes erzählt:

Das Hähnchen und das Hühnchen gingen zuſammen in den Wald, ſich Nüſſe zu ſuchen. Sie ſagten, ſie wollten ſich den Kern einer jeden Nuß theilen. Das Hähnchen fand Nüſſe und theilte ſie redlich mit ſeiner Henne. Nach langem Suchen fand die Henne auch eine Nuß. Sie war aber neidiſch ihn zu theilen, da mußte das Hähnchen ihr die Nuß aufknacken und ihr den ganzen Kern geben. Sie ſchluckte ihn ſo ganz über und wollte daran ſticken. Da ſagte die Henne, das Hähnchen ſollte ihr Waſſer holen, ſonſt müßte ſie ſticken. Da lief das Hähnchen eilend hin und wollte Waſſer holen. Der Brunnen ſagte: er ſollte nach der Braut gehn und den Kranz holen, dann könnte er Waſſer bekommen. Da ging er hin zur Braut und die Braut ſagte: er ſolle in den Wald gehen, auf dem Dornenbuſche wäre ein Kranz mit Dornen geflochten. Da holte er den Kranz, brachte ihn der Braut, die Braut gab ihn mit zu dem Brunnen. Da bekam er Waſſer vom Brunnen und eilte damit zur Henne. Die war aber ſchon geſtickt. Da machte er ſich einen Wagen und ſpannte ſechs Mäuſe vor, legte ſeine Henne darauf und wollte ſie beerdigen. Unterwegs begegnete ihm ein Bär und fragte, wo er hin wolle. Er ſagte: er wolle ſeine Henne beerdigen. Der Bär fragte, ob er mit könne. Da ſagte er: o ja, er ſolle ſich aber hinten hin ſetzen, vorn könnten ſeine Pferde es nicht vertragen. Da kam ein Wolf und fragte, wo er hin wolle. Er ſagte: er wollte ſeine Henne begraben. Der Wolf fragte,ob er ſich könnte aufſetzen. Da antwortete er:

Ja, aber ſetz' Dich hinten auf den Wagen,
Vorn können's meine Pferdchen nicht vertragen.

Danach kam ein Fuchs und es ging ebenſo. Zuletzt kam ein Floh und fragte, wo er hin wolle, der ſetzte ſich auch auf. Da aber die Laſt ſchon ſchwer genug war, brachte der Floh das Uebergewicht und der Wagen ging unter. Da flog das Hähnchen davon und die andern mußten alle ertrinken. Es flog aber auf den Kirchthurm und da ſieht es noch immer zu, ob's bald trockne Witterung wird, und hofft immer, die Sonne ſoll den Sumpf austrocknen, damit er ſeine Henne wieder bekommt und begraben kann.

23.

Die Teufelsmauer und der Königsſtein bei Weſterhauſen.

Zwiſchen Quedlinburg, Weſterhauſen und dem Harze zieht ſich die Teufelsmauer. Da wollte einſt der Teufel die Welt zwiſchen dem Teufel und dem lieben Gotte theilen. Er wurde verjagt, kommt aber nach ſiebenhundert Jahren wieder und will ſein Reich antreten.

Auch eine Viertelſtunde nordwärts vom Dorfe Weſterhauſen, nach Halberſtadt zu, liegt ein merkwürdiger, ſteiler Felſen, der Königſtein, auf dem der Teufel wohnen ſoll. In das Wirthshaus am Fuße des Königſteins, welches jetzt das Schützenhaus iſt, kam er einſt und trank ein Glas Bier, verſchluckte zuletzt auch noch das Glas und flog dann durch's Fenſter wieder nach dem Königſteine hinauf.

24.

Gero.

Auf ſeiner Väter Burg Gersdorf weilte der gewaltige Bekämpfer der Wenden, Gero, wenn er ausruhte von den Mühen des Krieges. In ihren Hallen oder in der Nähe der Burg iſt der Schauplatz eines furchtbaren Ereigniſſes, wovon uns der Annaliſt Wittechind von Corvey erzählt. Als in der Zeit, da Kaiſer Otto am fernen Rheine 939 kämpfte, wendiſche Völkerſchaften im Norden und Oſten die weſtliche Landſchaft des Reichs bedrängten, und beſonders im Harz- und Nord-Thüringau die Feſſeln abzuſchütteln ſtrebten, zog ihnen Markgraf Gero entgegen. Mit ſtarker gewaffneter Hand hatte er bald gedemüthigt die Feinde des Vaterlandes und viele Aufſtände mit Umſicht und Kraft niedergedrückt. Die Fürſten der Wenden waren aber nach der Demüthigung, die ihnen geworden, von innerer Rache entbrannt gegen den Markgrafen und trachteten darnach, dieſelbe bei gelegener Zeit zu kühlen. Viele Verſuche, ihm meuchlings das Leben zu rauben, verunglückten, denn das blitzende Auge Gero's und ſein ſtets gewaffneter Arm hatten jede Hinterliſt frecher Geſellen zurückzuweiſen gewußt. Aus jeder Gefahr rettete Gero ſein Leben durch perſönlichen Muth und männliche Entſchloſſenheit.

Alles Schaffen und Wirken zum Wohle der eroberten Länder vermochte doch nicht, die Herzen der Wendenfürſten ihm zuzuführen und ihren alten Haß in Liebe zu verwandeln, Gero merkte wohl aus dem heuchleriſchen Weſen der Fürſten, wie ſehr ſein Leben in Gefahr ſchwebe und vermied alles, was dieſe Gefahr erhöhen konnte. Die Fürſten aber drängten ſich immer mehr in ſeine Nähe und wurden ihm von Tage zu Tage gehäſſiger. Endlich beſchloß Gero, all dieſem Treiben ein Ende zu machen.

Er lud dreißig Wendenfürſten zu einer Rathsverſammlung und bewirthete ſie wahrhaft fürſtlich. Das üppige Mahl und der köſtliche Wein mundete ihnen und bald wirkten die Getränke auf die Sinne der Fürſten. Von Stunde zu Stunde ſtieg ihnen der Wein mehr und mehr zu Kopfe und dieſen Zeitpunkt hatte Gero herbeigeſehnt. Plötzlich entſpann ſich ein Streit und die Schwerter von Gero's Freunden blitzten über den Köpfen der Wenden. Unfähig ſich zu ſchützen, ſanken ſie vom wuchtigen Schwerte getroffen röchelnd zu Boden und färbten den Saal mit ihrem Blute. Nur ein Fürſt entrann dem fürchterlichen Gemetzel und brachte heim die Trauerkunde in die Wohnungen der Wittwen und Waiſen. Eine weite Gruft nahm Gero's Feinde auf, die nun hier vereint ausruheten vom Kampfe des Lebens.

Alljährlich an ihrem Todestage öffnet ſich um Mitternacht das große, breite Grab und heraus ſteigen bleichen Angeſichts und hohlen Auges die Geiſter der Fürſten. Blutige Schwerter blitzen im Mondenſcheine und dumpfes Getön wie: Wehe! und: Rache! tönt durch die Luft, bis die Geiſterſtunde den Schall der Kloſterglocken verweht im kühlen Morgenhauche, der den neuen Tag verkündet. Dann kehren auch die ſchaurigen Geſtalten der erſchlagenen Wendenfürſten zurück in ihre große, kühle Gruft und ruhen auf's Neue, bis der Todestag ſie wieder hervorruft. An demſelben Tage ſoll es um Mitternacht auf dem Chore der alten Kirche in Gernrode nicht geheuer ſein und manches Sonntagskind will den greiſen Wendenbändiger geſchauet haben, wie er dem Grabe entſtiegen und nach ſeiner Stammburg gewandelt ſei.

25.

Der Knecht auf Walpurgis.

Ein Knecht ſah aus dem Verſtecke, wie ſeine Alte, als Walpurgenabend herankam, einen Topf mit Salbe nahm, damit ſich beſtrich und nun auf einem Beſen zum Schornſteine hinausfuhr, hörte dabei auch den Spruch: „up un davon un an keene Ecke an". Wie er es aber nachmachen wollte, ſagte er falſch: „up un davon un an alle Ecken an". Da iſt es mit ihm überall gegen gegangen, daß er ganz blutig im Geſichte auf dem Blocksberge ankam. Da iſt ein Geſuche und Geblaſe geweſen, das war ganz toll und ſeine Bäuerin tanzte ganz luſtig mit. Ihn hat ſie aber nicht erkannt, weil er ſo blutig ausſah. Da hat er nun aber ein Inſtrument bekommen und hat mit blaſen müſſen, vorher hat man ihm eben geſagt, er ſolle nur nicht ſagen: „Selt her". Wie es aber immer ärger wurde und er gar nicht mehr blaſen konnte, rief er: „Selt her!" Da war alles verſchwunden und er hatte eine Katze in der Hand, auf deren Schwanz blies er. — Wie er nun nicht wußte nach Hauſe zu kommen, und immer weiter ging, gelangte er an ein mächtiges, großes Waſſer. Da er nicht hinüber konnte, kam ein Ziegenbock zu laufen, der ſagte, er wolle ihn hinübertragen, er ſolle ſich nur an den Hörnern feſthalten. Nun dachte er, der Ziegenbock würde mit ihm durch's Waſſer ſchwimmen. Wie erſtaunte aber der Knecht, da der über das Waſſer lief, als wäre es Land. Als er hinüber geweſen, hat er zu dem Knechte geſagt, diesmal hätte er es noch gethan und ihn hinüber gebracht, das nächſte Mal aber nicht wieder.

26.

Die Teufelsmühle auf dem Ramberge.

Vor grauen Jahren wohnte unten am Berge ein armer Müller, deſſen Windmühle von jeher baufällig und ſchlecht war und zuletzt gar nicht mehr gehen wollte, dadurch wurde der Mann immer dürftiger und je mehr die Noth wuchs, deſto ſchneller nahm auch ſein Gottvertrauen ab. In ſolcher verzweifelnden Herzensangſt erſtieg er einſt den Ramberg, über welchen der Wind mit luſtiger Kraft wegſtrich; da meinte der Unglückliche, wie es doch gar ſchön ſein müßte, hier eben auf freier Bergeshöhe eine neue Windmühle zu beſitzen, die immer gut im Gange wäre. Wie er bis zur Abenddämmerung ſo daſaß und ſtatt des Gebetes nur Flüche ausſtieß und wünſchte, daß der Teufel ihn holen möchte, trat ein kräftiger Burſch zu ihm, gab ſich durch ſeine Priamel und ſein Müllerſprüchlein als Handwerksgenoß zu erkennen, und verſprach vor dem erſten Hahnenſchrei am nächſten Morgen die ſchönſte Mühle juſt hieher zu ſetzen, wofern nur der Müller ihm, dem Bauherrn, ſich mit ſeinem Blute verſchreiben und nach dreißig Jahren mit Leib und Seele ausliefern wolle. Der böſe Pact wurde abgeſchloſſen und alsbald erhob ſich auf dem Ramberge ein hölliſches Spektakel von tauſend geſchäftigen ſchwarzen Geſellen, die mit gräßlicher Eile den Bau angriffen. Aber je höher die Mühle ward, deſto ängſtlicher wurde es dem Müller, ſchon fing der Morgen an zu dämmern, aber die Mühle ſtand auch vollendet da; nur der eine Mühlſtein fehlte noch, der jetzt oben heraufgerollt wurde. Da ſtieß der Müller in ſeiner Todesangſt den letzten Stein von den Rollhölzern hinunter, daß der den weiten Berg hinabrannte; mit fürchterlichem Zorne ſtürzte der Böſe dem rollenden Mühlſtein nach, um ihn einzuholen; — aber ſchon krähte der Hahn in der alten Thalmühle und der Teufel hatte alſo ſein Verſprechen nicht gehalten; da ergriff er den ungeheuren Granitblock, ſchwang ſich damit hoch in die Lüfte, ließ ihn fallen und zerſchmetterte damit den Müller und die Mühle.

27.

Die Tanzwuth.

Eine Stunde von Bernburg liegt das jetzt zu Anhalt-Köthen gehörende Vorwerk Kölbick. Nach Chriſti Geburt im

Jahr 1021 bei des Kaiſers Heinrichs Zeiten, im andern Jahre ſeines Regiments, hat ſich begeben dieß Miracul, daß ſich in dieſer Kirchen, die geweiht iſt worden in die Ehren Gottes und St. Magnus, etliche Bauersleute zuſammengethan, auf das Feſt der heiligen Chriſt-Nacht, und allda geſungen und geſprungen auf dem Kirchhofe zu Kolbig, dermaßen, daß der Prieſter ſein Amt nicht vor ihnen hat vollbringen können, hat ſie aber höchlichen vermahnet, um Gottes Willen von ſolchem Fürnehmen abzuſtehen, jedoch hat alles nichts helfen wollen. Der Bauern aber ſind geweſen funfzehn, zwo Frauen und eine Jungfrau, iſt geweſen des Kirchners Schweſter. Als nun des Prieſters Vermahnen an ihnen nichts verfährt, hat er geſaget: er nun gebe Gott und St. Magnus, daß ihr ein ganzes Jahr alſo ſingen und tanzen müßt. Alſo hat der Kirchner ſeine Schweſter von Tanze wollen reißen bei einem Arm, da iſt ihr der Arm ſchändlicher Weiſe von ihrem Leibe losgegangen. So haben ſie darnach ein ganz Jahr all umgetanzet und bis unter ihre Gürtel in die Erde Eulen (Gruben), getanzet, und ihre Kleider, ihre Schuhe ſind nicht zerriſſen, Haar und Bart unverſehrt blieben, auch weder Regen noch Schnee auf ſie gefallen. Als das Jahr um war, ſind kommen gen Kölbig die heiligen zween Biſchöfe der von Köln und Hildesheim, mit andern andächtigen Vätern, und haben Gott mit Ernſt angerufen und gebeten, daß Gott der Allmächtige dies Wunder von dieſen geplagten, armen Menſchen wollte gnädig abwenden. Alſo hat ſie Gott durch dieſer heiligen Väter Gebet entledigt von ſolcher Strafe und erſchrecklicher Plage, darnach nach ihrer Entledigung ſind ſie kommen vor den hohen Altar, haben nieder gekniet, und ſind alle entſchlafen, drei Tage und drei Nächte, und ſind ihrer vier von ihnen geſtorben, die andern ſind aufgeſtanden, und haben Gott den Allmächtigen gepreiſet, und Dankſagung gethan.

Bei dem zerſtörten Dorfe Hohenneindorf im Halberſtädtiſchen befand ſich der Mädelberg, ein kleiner runder Hügel. Als einſt der Gutsherr das Tanzen nur unter der Bedingung ferner geſtatten wollte, daß die Mädchen in ihren Schürzen einen Hügel zuſammentrügen, auf dem ſie mit den Burſchen tanzen könnten, ſah er alsbald, wie die Burſchen Erde losmachten und die Mädchen in ihren Schürzen ſie zuſammentrugen. Als der Hügel fertig war, wurde fort getanzt.

28.

Der Ring zu Deſſau.

Man erzählet, daß vor vielen Jahren eine Fürſtin zu Anhalt, in der Fürſtlichen Reſidenz zu Deſſau, als ſie ihrer Entbindung nahe geweſen, zu Zeiten in ihrem Gemache allein geſpeiſet, und nach gethaner Mahlzeit die auf der Serviette geſammelten Brocken aus dem Fenſter ſchütten laſſen; es hätte ſich dabei aber allezeit eine ziemlich große Kröte unter dem Fenſter gefunden und dieſe Brocken verzehret; einige Zeit hernach aber wäre eine unbekannte Frauensperſon mit einer Laterne in der Hand zu ihr vor das Bette gekommen, und hätte zu ihr geſagt: Ihre Frau Kröte dankte ſehr fleißig für die Brocken Brod's, ſo ſie unter ihrem, der Fürſtin, Fenſter genoſſen, und ſchickte ihr dieſen Ring zur dankbaren Erkenntniß, welchen ſie wohl bewahren, und Sorge tragen möchte, daß er allezeit in dieſem fürſtlichen Hauſe bleibe, ſo würde es denen darin wohnenden von dem fürſtlichen Hauſe Anhalt wohl gehen, und der Stamm nicht ausſterben; man ſollte auch alle Chriſtnacht in dieſem Schloſſe fleißige Aufſicht auf das Feuer haben, weil daſſelbe in ſolcher Nacht leichtlich in Brand gerathen und ganz und gar abbrennen würde.

Eine andere und noch mehr verbreitete Erzählung iſt folgende: Eine Fürſtin von Anhalt lag Nachts zu Deſſau in ihrer Ruhe. Da kam ein Weib mit einer Laterne vor ihr Bett und bat ſie höchlich, ihrer Frau, welche ohne ſie nicht könne entbunden werden, zu Hülfe zu kommen, mit der Verſicherung, daß ſie ſicher und ohne alle Gefahr dahin und wieder zurück gebracht werden ſolle, welches die Fürſtin endlich nach vielem Bitten bewilligte. Sie wurde darauf durch einen unbekannten Gang weggeführet, der unter dem Muldefluſſe und dem Mühlenwaſſer ging, ſo daß ſie deutlich das Rauſchen des Waſſers und der Räder hörte, und ſchritt das Weib mit der Laterne voran, bis ſie zu der Frau kamen. Die Fürſtin war ihr in ihrer Entbindung behülflich und wurde nach dem in gleichmäßiger Begleitung wieder zu ihrem Zimmer gebracht. Demnächſt kam das Weib in einer von den folgenden Nächten nochmals zu der Fürſtin, bedankte ſich Namens ihrer Frauen und offerirte ihr zu dankbarer Erkenntniß einen Ring, welchen ſie wohl bewahren und Sorge tragen möchte, daß er alle Zeit in dieſem fürſtlichen Hauſe bleibe. So würde es denen vom fürſtlichen Hauſe Anhalt, die darin wohnen, wohl gehen und der Stamm nicht ausſterben. Auch ſollte man alle Chriſtnacht in dieſem Schloſſe fleißige Aufſicht auf das Feuer haben, weil daſſelbe in ſolcher Nacht leichtlich in Brand gerathen und ganz und gar abbrennen könne. Der Ring iſt von Golde, unten ſchmal und offen, oben aber breit, allwo auch drei Diamanten eingefaſſet ſind, die alt und nicht allzuwohl poliret ſind, und zwar die beiden auswendigen dreieckig, der mittlere aber länglich viereckig.

Noch um's Jahr 1757 wurde alle Chriſtabende das Feuer auf dem Schloſſe in den Gemächern der Bedienten mit anbrechender Dämmerung, in den fürſtlichen aber gegen acht Uhr ausgelöſchet, und mußte der Hausvoigt in Begleitung unterſchiedener anderer niedrigen Hofbedienten bis nach Mitternacht gegen drei Uhr durch alle Gemächer gehen.

29.

Die Haſenkirchmeß bei Wittenberg.

Um Wittenberg hatten die Edeln eine Haſenkirmeſſe oder Haſenjagd. Sie jagten und ſchreckten, bis weder ein **Häslein** noch ein Eichhörnchen mehr zu ſehen war. Dabei ritten ſie über die zugefrorne Elbe und vor ihnen auf dem Eiſe und auf dem Schnee lief noch ein Haſe. Die Edeln ſetzten ihm nach, aber der Herr und Wächter, der die Frommen behütet, brachte ſie alle über die Elbe. Als ſie nun herüber waren, erſchraken die Leute und die Edeln wußten nicht, daß ſie auf dem Eiſe mit ihren ſchweren Roſſen dem Haſen nachgejagt. Als ſie dem Herrn für ſeinen gnädigen Schirm und Schutz gedankt hatten, ging das Eis auseinander, und ward ein ſolch Gekrach und Gepraſſel, daß ſie alle hätten ſterben und verderben müſſen, wenn ſie noch darauf geweſen wären.

30.

Die Gaukler in Magdeburg.

Joh. Fauſt von Knütlingen ſaß zu Magdeburg im Wirthshauſe mit Andern und trank einer dem Andern halb und ganz aus zu, wie der Sachſen und auch andrer Deutſchen Gewohnheit war. Da ihm nun des Wirthes Junge ſeine Kanne oder ſeinen Becher zu voll ſchenkte, ſchalt er ihn und drohte, er wolle ihn freſſen, wenn er's wieder thäte. Der ſpottete ſeiner und ſchenkte ihm abermals zu voll. Da ſperrte Fauſt ſein Maul auf und fraß ihn. Danach ergriff er den Kübel mit dem Kühlwaſſer, ſprach: „Auf einen guten Biſſen gehört ein guter Trunk“ und trank das auch aus. Der Wirth redete dem Gaſte ernſtlich zu, er ſolle ihm ſeinen Diener wieder verſchafſen, oder er wolle ſehen, was er mit ihm anfinge. Fauſt hieß ihn zufrieden ſein und hinter den Ofen ſchauen. Da lag der Junge, war ganz naß und bebte vor Schrecken.

In derſelbigen Stadt gaukelte Einer auf dem Markte. Er hatte ein klein Pferdlein, das unter vielem Volk durch einen Reif ſprang. Da es vollbracht war und er wenig Geld von den Leuten bekommen hatte, beklagte er ſich ſehr, ſagte, er wolle nicht länger auf Erden bei den undankbaren Leuten bleiben, ſondern gen Himmel fahren. Damit warf er ſeines Rößleins Zügel in die Höhe: das fuhr in die Luft*), er hielt ſich an des Rößleins Schwanz, ſein Weib ſich an ſeinen Rock, die Magd hängte ſich an's Weib und fuhren alſo in einer Koppel dahin. Das Volk machte ein Getümmel und Geſchrei, wie zu erachten. Indem kam ein feiner Bürger gegangen und fragte, was da ſei. Man berichtete ihm, was geſchehen. Ei, ſprach er, der Mann iſt mir eben dort auf der Gaſſe begegnet und zieht in die Herberge ein.

31.

Wittekinds Taufe.

Als Carolus Magnus an der Ohre bei Wolſmirſtedt im Stifte Magdeburg gelegen (nach Andern geſchah Widikinds Taufe an der Oker), hat ſich König Widikind als ein Bettler ausgekleidet, ſich in ein Schifflein geſetzt, iſt die Ohre hinuntergefahren, und am ſtillen Freitage in Caroli Lager als ein Bettler gekommen, zu erſpähen und zu erforſchen, wie es in dem Lager Caroli ſtünde, was er für Kriegsleute und für Rüſtung hätte und wie ſtark er wäre. Und daſelbſt hat ſich Widikind unter die Bettler geſetzt, und unter ihnen die

---

*) Sonſt wird berichtet, er habe ein Seil in die Höhe gerichtet, darauf ſei das Pferdlein hinaufgeſtiegen.

Almoſen erwartet, wie denn Carolus ſeiner Gewohnheit nach, wenn er aus der Kirche gegangen, ſelbſt den Armen mildiglich gereicht und gegeben hat. Nachdem nun daſelbſt am heiligen Oſtertage Carolus und Andere mit ihm zum hochwürdigen Sacrament gegangen, und Widikind in Geſtalt eines Bettlers hinzugedrungen und ſolches, auch wie Carolus eigentlich in der Geſtalt wäre, geſehen, hat er ſich geſchwind wieder zu den Bettlern geſetzt und die Almoſen erwartet. Wie nun Carolus aus der Kirche gegangen und ſeiner Gewohnheit nach den Armen die Almoſen gereicht und Widikindus ſeine Hand dargereicht, das Almoſen anzunehmen, iſt er an dem krummen Finger ſeiner rechten Hand erkannt worden, auch ſobald ergriffen und als Gefangener Carolo nachgeführt. Carolus aber hat ihn ernſtlich angeredet und gefraget, warum und aus was für Urſachen er als ein Bettler in ſein Lager gekommen wäre. Widikindus antwortete: darum daß ich mich in deinem Lager erkunden und das beſehen wolle. Carolus fragete weiter: Lieber, was haſt du denn geſehen? Widikindus antwortet: vorgeſtern ſah ich dich betrübt und traurig zur Kirche gehen. Heute aber habe ich dich fröhlich und mit köſtlichen Kleidern angethan geſehen, und in der Mitte ſtund einer im Purpurkleide vor einem Tiſche, der hub ein kleines und ſäuberliches Kindlein auf und ſteckte es dir in deinen Mund und alſo auch den Anderen. Etlichen aber ſtieg es mit Freuden in den Mund, etlichen mit Trauern. Darauf antwortete Carolus und ſprach: wahrlich du haſt mehr geſehen als ich und alle meine Prieſter. Und erklärte ihm alle Dinge und lehrte ihn den chriſtlichen Glauben, daß ſich König Widikind mit ſeiner Gemahlin und vielem Volke taufen ließ, und ſind Chriſten geworden und nachher nimmermehr vom Glauben abgefallen.

32.

Der Rohkuchen.

In der Feldmark des Dorfes Dreileben bei Seehauſen im Magdeburgiſchen liegt der Hochberg. Von da hat ein unterirdiſcher Gang nach den Milchkeller des Amthofes zu Dreileben geführt, darin ſind immer Zwerge vom Hochberge gegangen und haben die Milch in dem Milchkeller ausgegeſſen.

Einſt pflügte ein Bauer um den Hochberg herum, da hörte er, wie in der Erde geknetet wurde und merkte, daß die Zwerge backen wollten. Darum rief er: „Mir auch einen Rohkuchen!“ (Brotkuchen, Waſſerkuchen). Als er wieder auf dieſelbe Stelle kam mit ſeinem Pfluge, ſtand da ein Rohkuchen für ihn und ein Krug Bier dabei. Da hat der Bauer ſeine Mahlzeit gehalten, iſt aber undankbar geweſen und hat nachher den Zwergenkrug verunreinigt. Seitdem hat er ſich am Hochberge nicht mehr ſehen laſſen dürfen.

33.

Marienborn im Magdeburgiſchen.

Eines der am ſchönſten gelegenen Dörfer in der großen norddeutſchen Tiefebene iſt der ehemalige Kloſterort Marienborn, unfern der Waſſerſcheide zwiſchen Elbe und Weſer. In dem großen grünen Kloſtergarten, der jetzt ein kunſtloſer Park iſt, leitet uns eine maleriſche Vertiefung im Erdboden nach einer Grotte, aus welcher der Marienborn entſpringt. Faſt das ganze Thal, deſſen einfachen Mittelpunkt eine Vertiefung bildet, ſchließt der Kloſtergarten ein. Die Enge und Abgeſchiedenheit des Thales machte daſſelbe in alten Zeiten den Bewohnern der Ebene furchtbar als einen Aufenthaltsort von Räubern und es erhielt den Namen des Mordthales. Erſt ein Wunder machte, daß die Lieblichkeit des Ortes im milden Glanze hervorſtrahlte, etwa wie jetzt die Abendſonne die gemalten Scheiben der alten Kloſterkirche zauberiſch anhaucht.

Einſt nämlich weidete Conrad, ein frommer alter Hirte, im Mordthale ſeine Heerde. Da kam es ihm vor, als wenn ein Chor von Jungfrauen, mit Fackeln in den Händen, feierlich gegen die Quelle oder den Born heranwandelte, und ſich gegen einen über ihm befindlichen Baum verneigte. Ein andermal glaubte er in einer Entzückung, die Offenbarung zu vernehmen, daß ſich die heilige Jungfrau Maria von ihrem göttlichen Sohne dieſe Stätte ausgebeten habe, und ſelbige ihr auch übereignet worden ſei zur Stiftung eines Altares und Gotteshauſes, die bis an das Ende der Welt bleiben ſollten. Der alte Conrad aber erkrankte endlich und offenbarete ſeinem Beichtvater die Erſcheinung. Er fügte dabei noch hinzu: er habe auch geſehen, daß ſich ein Bildniß der heiligen Jungfrau aus den Wolken des Himmels in den Born des Mordthales bis auf den Grund niedergelaſſen habe, und daß zwei Engel dabei das heilige Kreuz darüber gehalten hätten. Dieſe Ausſage des ſterbenden, ſehr geachteten Mannes machte großes Aufſehen in der ganzen Gegend. Alles eilte, den heiligen Born zu ſchauen, man trank ſein klares Waſſer mit Andacht und Wohlgefallen und brachte auch davon den Kranken einen Labetrunk mit nach Hauſe, deren viele Erleichterung und ſelbſt Geneſung von ihren Uebeln wollten verſpüren. Erſt der zahlreiche Beſuch von Menſchen und das Gerücht von der Heiligkeit des Ortes vertrieben die Räuber aus der Gegend. Als nun auch einſt einige Hirten erzählten, daß ihr Vieh, wenn es noch ſo durſtig ſei, nicht mehr aus dem heiligen Born trinken wollte, ſondern vielmehr vor demſelben niederſänke auf die Kniee: ſo veranſtaltete die Geiſtlichkeit der Umgegend einſt an einem feierlichen Tage eine glänzende Proceſſion ihrer Gemeinden mit Kreuz und Fahnen zu dieſer heiligen Stätte, hielt bei derſelben eine ſtille Andacht und unterſuchte dann den Grund des

Waſſers der Quelle. Und ſiehe da! man fand im Verborgenen ein kleines niedliches, aus Holz geſchnitztes Bildniß der Maria, hob es mit Ehrfurcht empor, zeigte es dem erſtaunten Volke und legte es unter frohen Lob- und Dankliedern bei dem erwähnten Baume nieder.

In den Zeiten des Mittelalters benutzten andächtige Bauertöchter, welche in keinem Kloſter Aufnahme finden konnten, die Gewohnheit, ſich in dunkle Waldungen auf hohe Felſenſpitzen und Bergſchluchten zu begeben, und in ſtiller Abgeſchiedenheit ſich religiöſen Gebeten und Betrachtungen zu widmen, wozu ſie jedoch einer abteilichen Einwilligung bedurften. Dieſe Clauſenerinnen vereinigten ſich oft, wie auch bei dem Born der Maria geſchah, und errichteten auf gemeinſchaftliche Koſten eine kleine Hütte (Clauſe), wo ſie dann von ihrer Hände Arbeit und von Wohlthaten, mit der Strenge und Enthaltſamkeit frommer Einſiedler, lebten. Sie hatten übrigens ſich in der Regel nicht durch ewige Gelübde gebunden und konnten daher ihren Stand und Clauſe wieder verlaſſen. So lange ſie bei einer bloßen Capelle lebten, die eigene Geiſtliche hatten, ſo beſuchten ſie den Gottesdienſt ihrer Pfarrkirche und erhielten dort ihr Begräbniß. Oft wurden aus ſolchen Clauſen Klöſter. So auch zu Marienborn.

34.

Die Heidenkrippe im Magdeburgiſchen.

Ein Stein unweit Eimersleben in dem ſogenannten Alt-Haldensleber Holze wird die Heidenkrippe genannt. Er liegt allein und hat eine tiefe, ſtets mit Waſſer gefüllte Höhlung, welche einer Pferdetrappe gleicht. Hier war einſt ein chriſtlicher Feldherr im Begriffe, den in großer Ueberzahl verſammelten heidniſchen Wenden eine Schlacht zu liefern. Seine Krieger ermuthigte er mit den Worten: „Wir werden ſiegen, ſo gewiß als ich mein Pferd noch aus dieſem Steine tränken werde.“ Damit ſpornte er ſein Pferd, das bäumte ſich und ſchlug eine ſolche Vertiefung in den Stein, daß Waſſer hineingeſchüttet werden konnte und der Regen ſich darin ſammelt. Da goß der Feldherr Waſſer in den Stein, tränkte ſein Schlachtroß daraus als aus einer Krippe, und Alle, die es ſahen, griffen den Feind muthig an. Weil aber danach die heidniſchen Wenden geſchlagen ſind, iſt dieſe Krippe die Heidenkrippe genannt worden.

35.

Der Spring im Rieſen und die Waſſerfrauen.

Bei Weferlingen liegt auf einer mäßigen Höhe ein ſchöner Wald, der Rieſen. Gleichen Namen führt auch ein Wald zwiſchen Erxleben und Bartensleben. Darin iſt ein gar anmuthiger Spring mit herrlichem Waſſer, und um die Quelle her lagern ſich gern die Hirten mit ihren Heerden, und kamen eine Zeit lang auch viele Menſchen luſtwandelnd an die ſchöne Waldſtelle. Da erſchienen aber zwei Frauen auf dem Waſſerſpiegel, ſchauten den ganzen Tag über aus der Quelle hervor, verjagten durch ihr ſchreckliches Ausſehen Menſchen und Vieh und litten nicht mehr, daß ſie dem Springe ſich nahten.

36.

Die Rothſötſchen.

Auf Diesdorfer Feldmark iſt eine Stelle, wo ein Wendenfürſt in einem goldenen Sarge begraben liegen ſoll. Um Diesdorf herum ſind auch viele Alterthümer aufgefunden, z. B. ſteinerne Waffen und ein weiter Kreis von Urnen unter der Erde, über dem eine Pyramide von größeren Steinen aufgehäuft ſein ſoll. — Die Wenden von Lüchow und Wuſtrow, die meiſt barfuß gehen und rothe Füße haben, auch wenig mit Andern verkehren, werden ſpottweiſe „Rothfötchen“ genannt.

37.

Steine und Felder.

In der Altmark ſteht nahe an der preußiſch-hannöverſchen Grenze, unweit Wittingen, der Glockenſtein. Er ſieht aus wie eine Scheibe, wonach geſchoſſen wird. Ein Glockengießer ſollte eine Glocke gießen und befahl ſeinem Lehrlinge ihn zu wecken, wenn es Zeit ſei. Der Lehrling aber goß die Glocke ſelbſt und darum tödtete ihn der Meiſter. Zum Andenken an dieſe Begebenheit ſoll der Glockenſtein daſtehen.

Zwiſchen Tielſen und Salzwedel liegt ein Feld, das Herzgelag genannt wird, und darauf ein rother Kieſelſtein, wie eine große Trommel. In dem Steine iſt eine Kerbe, und von ihm wird erzählt, Herzog Heinrich der Löwe habe eine Fehde mit der Stadt Salzwedel gehabt und mit dem Schwerte in den Stein gehauen, dadurch ſei die Kerbe entſtanden. Das Feld Herzgelag ſoll eigentlich Herzogslager bedeuten.

Drei Stunden von Celle liegt ein einzelner Hof, genannt Miele. Dort hat eine Herzogin ein Kind geboren und aus Dankbarkeit dem Hofbeſitzer eine Miele Landes um ſeinen Hof her geſchenkt. Davon heißt das Grundſtück jetzt noch die Miele, und der frühere Beſitzer, der es von ſeinen Vorfahren ererbt hatte, hieß Mielmann. — Ein anderer Bauernhof in jener Gegend heißt Lutherleb. Dort ſoll Kaiſer Lothar geboren ſein.

38.

Sachſen und Wenden.

Als einſt die Sachſen und Wenden ſich mit bewaffneter Hand gegenüber ſtanden, haben dieſe zu oberſt auf einem Berge einen Teufel grauſamer Geſtalt geſehen. Sie achteten dies für ein gutes Zeichen, faßten ein Herz, fielen die Sachſen unverſehens an und erſchlugen ſie, nicht anders, als wenn ihr oberſter Feldherr gekommen wäre und das Zeichen gegeben hätte.

39.

Der Ueberfall zu Calbe an der Milde.

Um die Ruinen der alten Burg zu Calbe an der Milde, jetzt ſchlechthin die Burg genannt, erſtreckt ſich noch jetzt ein, an den Rändern mit Schilf zugewachſener ſehr breiter Graben, der zum Schutze der ganz in der Ebene liegenden Burg zu den Zeiten des Raubritterthums gedient hat, und jetzt kaum noch halb ſo breit wie früher iſt, ſo weit erſtreckt ſich ſchon ſeine Trockenlegung. Die Burg, früher ein Tummelplatz der Raubritter und wegen ihrer Feſtigkeit und guten Lage im Bruch und Moor von den Kaufleuten und Reiſenden weithin gemieden, iſt jetzt verfallen, nur einzelne Mauern ſtehen noch und geben Zeugniß von der feſten Bauart. Ein Haus, welches jetzt zur Wohnung dient, war früher ein Gefängniß. Noch vor 8—10 Jahren ſah man auf dem einzigen Eingangswege die Stumpfe der Balken, die einſt die Zugbrücke trugen und vor ohngefähr 60 Jahren konnte man die bunten Glasſcheiben in einzelnen noch bewohnbaren aber verfallenen Gemächern finden, wie ſich einzelne alte Leute des Orts noch ganz wohl erinnerten.

Mit dem Verfalle der Burg hatte es folgende Bewandniß. Von denen von Alvensleben, die noch jetzt auf dem Gute zu Calbe an der Milde wohnen, hatte der letzte, der den Fall der Burg hervorrief, in Fehde gelegen mit mehreren Rittern der Umgegend. Es wurde ein Vergleich bei der Tauffeier eines der Alvensleben'ſchen Kinder verabredet. Die Ritter kamen und ritten auf dem engen Wege nach der Burg vor, paſſirten ganz friedlich die Zugbrücke und im ſelben Augenblicke ihre im Hinterhalte gelegenen Knappen und Reiſigen hinterdrein, überwältigten die Burgmannſchaft und ließen ſie über die Klinge ſpringen. Dem Herrn hieben ſie die Hände halb ab, der Frau die Daumen, das Kind, deſſen Tauffeier die Veranlaſſung zu dem Anſchlage bot, ſoll mit der Amme über den breiten Burggraben im Nachen entkommen, die goldene Wiege des Kindes in den Burggraben gefallen ſein und noch jetzt des glücklichen Finders harren. In der Kirche zu Calbe, unterhalb des Orgelchores, ſieht man den Burgherrn und die Burgfrau mit den abgehauenen Gliedern beinahe in Lebensgröße in Stein ausgehauen, die abgehauenen Finger liegen loſe im Helme, der vor dem Burgherrn ſteht. Seit dem iſt die Burg verfallen, ſie ſoll im 30jährigen Kriege noch von den Franzoſen als feſter Punkt beſetzt geweſen ſein und bietet ihre alten Mauern jetzt zu Wohnungen der Gutstagelöhner und als Material zu Neubauten dar, wozu viele der alten Feldſteine verwendet werden. Die Burg hatte ſo viel Land innerhalb des Grabens und im Bereiche der Schießwaffen der Beſatzung, daß dieſe ohne Proviant, bloß vom Ertrage dieſer Ländereien, ſich halten konnte.

40.

Schlacht bei Fehrbellin 1675.

Von Berlin ſchrieb man unter dem 8. Januar 1675, daß ſich daſelbſt in der Stadt und um dieſelbe herum, während der Nacht bis an den lichten Morgen, eine Reiterei von vielen Regimentern in der Luft ſehen laſſe, die ſo augenſcheinlich gegen einander ſtritten, daß man deutlich das Handgemenge erkenne, die Degen klingen höre und das Feuer der gelöſten Karabiner und Piſtolen deutlich ſehe, wenn man auch keinen Knall vernehme.

Dabei ward berichtet, es wäre ſolcher Spuk zuletzt gar bis an die Verwachten gekommen und dreien Reitern auf den Leib gedrungen, hätte auch dieſelben gar angerührt. Anfangs hätte man es nicht glauben wollen. Dies dauerte acht Tage. Als man aber nachmals nicht allein verſchiedene Reiter, welche die Wache gehabt, ſondern auch ihre Offiziere, die es mit angeſehen und bezeugt, geſprochen, habe man nicht mehr an der Sache gezweifelt.

Nun begab es ſich zu Ende des Mai 1675, daß der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg plötzlich aus Franken mit ſeinem Heere gegen die Schweden aufbrach, welche in ſein Land eingefallen waren. Am 11. Juni 1675 hatte er in ſchnellen Märſchen ſchon Magdeburg erreicht. Für alle ſeine Unterthanen ordnete er einen Faſttag an und ſchrieb dabei für die Predigt den Text vor: „Aber der Herr iſt bei mir wie ein ſtarker Held, darum werden meine Verfolger fallen und nicht obſiegen, ſondern ſollen ſehr zu Schanden werden.“ Auch für die Truppen wurde in Magdeburg feierlicher Gottesdienſt gehalten. Die Schweden aber glaubten die Kurfürſtlichen noch in Franken. In der Nacht brachen 1000 Mann ausgewählten Fußvolkes und 5600 Reiter von Magdeburg auf. Nun mußte, im Einverſtändniſſe mit dem großen Kurfürſten, der Landrath von Brieſt den Offizieren eines ſchwediſchen Dragonerregiments, welches in Rathenow eingerückt war, zu einem feſtlichen Gelage einladen. Bei der Tafel wurde noch die Nachricht von dem Tode des großen Kurfürſten verbreitet. Dieſer aber, während Alle um ſo fröhlicher tranken, ließ ſeine Truppen von drei Seiten an die Stadt heranziehen. Derfflinger kleidete einige ſeiner Leute in ſchwediſche Röcke und öffnete ſo zuerſt die Stadt, die bald in den Händen des großen Kurfürſt war.

Nachmals begab es ſich in der Nacht vom 17. auf den 18. Juni, daß die Meldung einging, der Schwede ziehe eiligſt nach Fehrbellin. Sogleich ſandte der große Kurfürſt den Landgrafen mit 1600 Reitern voraus, um die Schweden nicht aus den Augen zu verlieren. Er ſollte aber kein Gefecht beginnen, denn das in Magdeburg damals zurückgelaſſene Fußvolk war noch nicht zu dem großen Kurfürſten geſtoßen. In vollem Trabe ſetzte der Landgraf mit ſeinen Reitern den Schweden nach. In der Leidenſchaft des Nachjagens griff er, ſeines Befehles uneingedenk, die Schweden herzhaft an. Anfangs ſiegreich, ſah er ſich bald in einen gefährlichen Kampf gegen ihre ganze Heeresmacht verwickelt. Er ließ die Seinen um Unterſtützung bitten. Da ſagte Derfflinger zum Kurfürſten: „Wir müſſen ihm ſecundiren, ſonſt kriegen wir keinen Mann wieder.“ Der große Kurfürſt ſtimmte ihm bei. Die Reiterei brach eilends auf und galoppirte nach Fehrbellin.

Nun aber zeigte es ſich ſogleich, was ein rechter Feldherrnblick auf dem Schlachtfelde vermag. Denn der große Kurfürſt gewahrte einen Sandhügel, welchen die Schweden zu beſetzen vergeſſen hatten. Dieſen beſetzte er. Mit ſeinen Reitern erfocht er bei Fehrbellin einen Sieg, der den Grund von ſeines Landes Größe legte. Das hatten die Reiterregimenter in der Luft vor Berlin und die Angriffe auf die drei Reiter vorher angezeigt.

Man hat, wenn auch mit Unrecht, an dem Denkmale, welches dem großen Kurfürſten in Berlin geſetzt iſt, die Verherrlichung folgender Sage gegeben.

Als der Kurfürſt vor der Schlacht durch ein Dorf ritt, das in der Nacht zuvor von den flüchtigen Bewohnern verlaſſen war, ſoll er bemerkt haben, wie vor einem der verödeten Häuſer ein Kind ſaß, das die Eltern in der Eile der Flucht vergeſſen hatten. Der Kurfürſt befahl, daß es vor ihn auf das

Pferd gehoben würde, und mit dieſem Kinde vor ſich ſchlug er die ſiegreiche Schlacht.

41.

Schildhorn.

Der letzte Wendenfürſt in der Mark, Jaczko, wurde nach einer verlorenen Schlacht durch Albrecht den Bären hart bedrängt. Da kam er an die Havel bei Spandau, an den ſogenannten Sack, einen Theil des Fluſſes, der faſt eine Stunde breit iſt. Hier gelobte er in ſeiner Noth, er wolle Chriſt werden, wenn ihm der Chriſtengott hinüberhelfen würde. Dann ſprengte er mit voller Rüſtung in die Fluthen und gelangte glücklich auf eine mit Hügeln bekrönte Landzunge des jenſeitigen Ufers. Da ließ er ſich taufen und hängte zum Zeichen ſeiner Errettung an einer Eiche ſein Schild und Horn auf. Danach heißt noch heutigen Tages die Landzunge, die jetzt durch eine Steinſeule mit angehängtem ehernen Schilde geſchmückt iſt, das Schildhorn.

42.

Die Männer in der Haberernte.

Im Jahre 1559 hat ſich in der Mark eine wunderbarliche Geſchichte zugetragen, wie ſolches viele vornehme und glaubwürdige Leute, ſo es mit ihren Augen ſelbſt geſehen, ausgeſagt und bezeugt haben. Es ſind in der Hafererernte unverſehens etliche Männer erſchienen, zuerſt fünfzehn, zuletzt aber zwölf, welche alle ungewöhnlicher Größe und von Geſtalt ſchrecklich anzuſehen geweſen. Die erſten und die letzten haben kleine Hörner gehabt und ſtets hintereinander am Habern gehauen und gemähet, alſo, daß man es ganz laut hat hören rauſchen, und iſt doch kein Haber niedergelegt oder abgehauen worden. Von ſolchen ungeheuren Dingen kam alsbald Bericht gen Hofe, derwegen dann ihrer viele, beides von Hofe und aus der Stadt, ſind hinausgegangen, ſolche Dinge zu ſehen. Es ſind auch etliche etwas näher hingetreten und haben ſie gefraget, wer und von wannen ſie wären und was ſie begehrten. Darauf haben ſie aber nicht geantwortet, ſondern in ihrer Arbeit und Mähen immer ſtracks fortgefahren. Etliche haben auch nach ihnen gegriffen, als wollten ſie ſie haſchen und fangen, aber ſie ſind geſchwind aus ihren Händen entwichen und haben doch nichts deſtoweniger im Laufen im Habern immer fort geſtrichen und gemäht. Der Markgraf aber hat nachher alle ſeine vornehmen Theologen zuſammenfordern laſſen und ſich bei ihnen erkundigt, was ſie von dieſer ungeheuren Erſcheinung hielten. Dieſe ſind dann faſt alleſammt der Meinung geweſen, es würde dadurch eine große Peſtilenz bedeutet und angezeiget.

43.

Die wilde Jagd bei Königs-Wuſterhauſen.

Eine Bauerſchaft holte zur Nachtzeit fünf Klafter Holz bei Mondenſchein für ihre Herrſchaft aus dem Forſte bei Wuſterhauſen. Um zwölf Uhr Mitternachts ſtanden die Schlitten zum Aufladen bereit. Als ſie ſich eben eine Pfeife ſtopften, glaubte der Schulze einen Jagdhund anſchlagen zu hören: Hauhau! Andere meinten, ein Fuchs locke andere Füchſe zu einem Haſenbaue, weil die Füchſe gern gemeinſchaftlich Jagd auf Wildbret machen. Aber das Bellen kam immer näher und ſcholl von verſchiedenen Punkten. Da hörte man ein Hifthorn, und ein Haſe, weiß wie Mondenſchein, wurde von Jägern und Hunden gerade auf Jürgens Schlitten zu gehetzt. Jürgen wurde bange für ſein Geſpann, darum ergriff er den Haſen und warf ihn vor die Hunde. Dieſe zerfleiſchten den Haſen. Der wilde Jäger aber reichte Jürgen die Hand, dankte ihm und ſprach: „Dreihundert Jahre jagte ich den Haſen, nun bin ich durch Dich von der wilden Jagd befreit.“

44.

Sagen von Freienwalde.

Auf dem Schloßberge hat Uchtenhagen's Schloß geſtanden, noch jetzt ſieht man die Keller oben und die vielen Verwallungen an den Gehängen der Berge. Einer davon heißt der Räuberberg, da waren die Höhlen für ſeine Leute. Er war nämlich ein Räuberhauptmann. Der große Kurfürſt hat ihn freigegeben. Wie der zu Felde lag, kam Uchtenhagen zu ihm und ſagte, er wolle den Feind ſchlagen, wenn er ihn freigebe. Da hat ihn der große Kurfürſt gefragt, wie viel Leute er denn hätte. Uchtenhagen hat geſagt, einige ſechzig. Da hat ſich der große Kurfürſt verwundert, daß er es unternehmen wollte, hat es aber ihm verſprochen, wenn es ihm gelänge. Nun hat Uchtenhagen ſeine Leute in der Nacht zuſammengerufen und iſt über die Feinde hergefallen, hat ihnen die Kanonen vernagelt und dann ſich an ſie ſelbſt gemacht. Wie es Morgen geworden, iſt der Kurfürſt gekommen und hat ſich gewundert über das furchtbare Blutbad, der Feind iſt aber ſchon auf der Flucht geweſen.

Das Feld heißt noch heute das rothe Land, es liegt vom Brunnen nach Sonnenburg zu. Da, wo der Weg ſich vom Brunnen die Berge hinaufzieht, liegt rechts eine Schlucht, die iſt jetzt zugefallen, da iſt Uchtenhagen oft mit vier Pferden in die Quer geſpannt durch die Berge nach Sonnenburg gefahren, es ſind aber $^3/_4$ Meilen.

Zwiſchen dem Schloßberge und dem Räuberberge iſt ein Waſſer, das heißt das klingende Fließ. Da ſoll eine Glocke vom Schloßberge hineingeflogen und verſunken ſein, die hat man früher noch oft klingen hören, davon heißt es das klingende Fließ.

Einſt war ein Schiffer an den Schloßberg herangefahren, — damals ging nämlich das Waſſer noch ſo weit — da kam ein großer ſchwarzer Hund gelaufen und wollte in den Kahn. Der Schiffer wollte es anfangs nicht leiden. Da hörte er die Glocke klingen:

Anne Suſanne! Willt du mit to Waſſer oder to Lanne?
Da wurde es ihm ſo angſt, daß er den Hund hineinließ. Der ſprang in die Ecke vom Kahn und legte ſich ganz ſtumm hin. Nach einem Weilchen ſah er aber, daß er wieder verſchwand wie ein Schatten, und zuletzt war er ganz fort.

In der Schlucht zwiſchen dem Schloßberge und dem Räuberberge läßt ſich auch eine weiße Frau ſehen, die will erlöſt ſein. Einſt hat es einer unternehmen wollen, er hat ſie auch ſchon auf dem Nacken gehabt und eine Strecke den Berg hinaufgetragen. Da iſt es ihm geweſen, als würde ein Baum geſchlagen und fiele auf ihn. Die weiße Dame hat ihm aber Alles vorhergeſagt, wie es kommen würde, und da iſt er ruhig weiter gegangen. Nun iſt aber die Schlucht hinunter ein großer Heuwagen gekommen, und wie er herangeweſen, war es ihm, als würde er umſchlagen. Da iſt er doch aus dem Wege getreten und ſofort iſt Alles verſchwunden geweſen. In der Gegend hat ſich früher, als die alte Straße noch da entlang ging, mancher feſtgefahren und ſich erſt durch ein ſchweres Donnerwetter losgemacht.

Die weiße Frau ſoll ſich aber in verſchiedener Geſtalt zeigen, manchmal iſt ſie als Bettler, manchmal als kleiner Junge zu den Leuten gekommen. Beſonders läßt ſie ſich um Johanni 12 Uhr ſehen, dann brennt auch auf dem Schloßberge ein Schatz.

Auch der alte Uchtenhagen ſpukt noch oben.

Einſt kamen Muſikanten des Nachts von Falkenberg, wo ſie geſpielt, des Weges. Da ſagte einer: „Wollen dem alten

Uchtenhagen ein Ständchen bringen." Wie ſie aber das dritte Lied blaſen, da kommt Einer heraus und gibt ihnen ein Achtgroſchenſtück. „Einmal," ſagte er, „ſollte es ihnen geſchenkt ſein, aber ſie ſollten es ſich nicht wieder beikommen laſſen."

Uchtenhagen's Sohn iſt durch einen Apfel vergiftet worden, damit er nicht ſo gewaltthätig würde, wie ſein Vater.

45.

Der dreibeinige Haſe.

Mit Nieder-Finow iſt es eine eigene Sache. Früher war es eine Stadt und hieß Niniſib, auch findet man noch manchmal in den Bergen altes Mauerwerk. Jetzt heißt der Ort aber Nieder-Finow von der Finow. Früher hatte es auch drei Märkte, die haben ſie aber einſchlafen laſſen; der eine iſt dann nach Oderberg, einer nach Freienwalde und der dritte nach Neuſtadt gekommen, deshalb haben dieſe vier.

Ueberhaupt gab es in Nieder-Finow mancherlei, was jetzt nicht mehr vorkommt. Eine Frau hatte z. B. einen dreibeinigen Haſen im Keller zu ſitzen, der butterte ihr immer des Nachts. Der Nachtwächter hat es oft geſehen, wenn er zum Kellerfenſter hineingeguckt. Der Haſe hat ſich aber nicht ſtören laſſen, ſondern nur gerufen: „et kuckt, et kuckt!" Der Frau ging auch nie das Geld aus. Sie hatte aber auch immer einen dicken Fuß. Als der dünner wurde, da war es auch mit ihr zu Ende; ſie ſtarb. Da hat ihr Knecht aber geſehen, wie der Geiſt als ein feuriger Streifen zum Schornſtein hinaus geflogen und zu ihrer Tochter in das Haus gezogen iſt. Das war der Drak oder Kobold, wie man ihn auch nannte. —

Manchmal hat ſich übrigens auch der dreibeinige Haſe in der Dorfſtraße gezeigt. Einſt kamen Mädchen aus der Spinnſtube, es war ſo recht heller Mondſchein. Da kam der dreibeinige Haſe auf ſie zu gehuppelt, daß ſie alle Hals über Kopf in's Haus ſtürzten. Einer hat er aber noch die Zwickel in den Strümpfen zerriſſen. Wie aber Einer mit einer Laterne gekommen, iſt er wieder ſo weggehuppelt, wie er gekommen war.

46.

Die weiße Frau bei Nieder-Finow.

An der Nieder-Finow'ſchen und Lieper Grenze hat ſich früher oft eine weiße Frau ſehen laſſen, da wo die Schlucht von den Bergen an der Schmolitz (der Heide) hinunter nach der Lieper Wieſe läuft, wo der große Kubben ſtand, in dem das Vieh getränkt wurde, weshalb man auch den Grund den Kubben nannte. Beſonders haben ſich die Fiſcher in Acht nehmen müſſen, wenn ſie des Nachts ihre Netze da ausgeworfen, denn ſie hat ihnen oft ihre Netze, wie man von den Alten gehört, zerriſſen. Jetzt freilich mit den Verwallungen iſt Alles anders geworden, da können ſie gar nicht mehr dahin, früher aber ging das Waſſer bis an die Berge. Waren nun einſt in alter Zeit ein paar Fiſcher des Nachts dort beſchäftigt, und der eine war ſchon an's Land gefahren, der andere aber noch nicht. Da ſieht dieſer — es war gerade Mondſchein — die weiße Frau mit einem Körbchen am Arme die Schlucht herunterkommen, der andere aber nicht, denn das kann auch nicht Jeder. Schnell rief er es ſeinem Kameraden zu, damit er noch zeitig abſtoße. Wie der das aber gethan, da iſt die weiße Frau auch ſchon heran geweſen, und da haben ſie deutlich gehört, wie ſie dreimal in die Hände geklatſcht. Wäre es ihnen nicht geglückt, noch vom Lande abzukommen, ſie hätte ihnen alle Netze zerriſſen.

Auch um Johanni läßt ſich oft die weiße Frau ſehen, und zwar zur Mittagsſtunde, oft iſt ſie da früher zum Hirten gekommen oder als eine große weiße Frau von der Schmolitz hinunter nach der Lieper Grenze gegangen. Manchmal hat man ſie auch auf den Zacken der Bäume oben an der Schmolitz entlang laufen ſehen, einſt ſah ſie Einer ſo, da ſah ſie ganz roth aus gegen die Sonne.

47.

Der Küſelwind.

So ein Küſelwind kann furchtbaren Schaden anrichten. Einſt hat er Einem z. B. ein ganzes Fuder Erbſen aufgehoben und der Bauer hat nichts wieder davon zu ſehen bekommen. Da waren nun mal die Leute von Stolzenhagen bei der Ernte beſchäftigt und die Aehren lagen ſchon in Schwat, kommt auch ſo ein Küſelwind. Der ſoll uns ſchon nichts thun, ſagt Einer. Nimmt ein Meſſer und wie der Küſelwind dicht heran iſt, wirft er es mit der Spitze hinein. Richtig iſt auch Alles verſchwunden geweſen. Von dem Meſſer aber iſt keine Spur zu finden geweſen. Wie die Stolzenhagener nun im Winter mit Weizen nach Oderberg fahren, iſt dem Bauer es wunderbar ergangen. Er hat beim Bäcker alſo ſchon abgeladen und geht in die Stube, wo der Bäcker ihm ein Frühſtück hingeſetzt hatte, wie das ſo Sitte iſt. Da ſieht er auf dem Tiſch ſein Meſſer liegen, der Bäcker aber hinkte. Kennſt Du das Meſſer? fragt ihn der Bäcker; ja wohl, ſagt Jener. Nun, diesmal mag es Dir ſo hingehen, ſagte der Bäcker, Du haſt es mir hier in's Bein geworfen, laß es Dir aber nicht wieder beikommen, ſo Etwas zu thun.

48.

Der See am Döllenkruge.

An der Heerſtraße, welche von Berlin in nördlicher Richtung nach Prenzlau führt, liegt etwa acht Meilen von Berlin das einſame Gehöft: Der Döllenkrug. Meilenweit erſtreckt ſich von jenem Gehöfte aus hoher Kiefernwald faſt nach allen Richtungen hin, nur an vereinzelten Stellen zeigen ſich Lichtungen, die mit kleinen Seen oder Moräſten ausgefüllt ſind. An einem dieſer Seen liegt der Döllenkrug und neben demſelben ein Chauſſeehaus. Unmittelbar hinter den Gebäuden liegt ein See.

Ein Schäfer pflegte die ſparſame Weide, die die Feuchtigkeit der Seeufer aus ſonſt trockenem Boden hervorlockte, mit ſeiner Heerde aufzuſuchen. Gerade in der Mitte des Seeufers wuchs das beſte Gras; die beiden lang ausgeſtreckten Flügel des Sees waren arm und ausgedorrt. So ſeufzte denn der arme Hirt an heißen Sommertagen gar häufig und grübelte, warum in der Mitte des Sees nicht eine Furth den Durchgang geſtattete zur Erleichterung von Hirt und Heerde. In ſolcher Stimmung verſuchte ihn der Böſe. Die Sonne brannte herab, der Schweiß ſtand dem Schäfer auf der Stirn und der Weg um den See war weit. Die Schafe gingen langſam und der Hund war gegen ſeine Gewohnheit läſſig. Da verſprach der Teufel, bis zum andern Morgen in der Frühe ſollte ein Damm durch den See geführt ſein, wogegen der Schäfer nicht nur ſeine eigene Seele, ſondern auch die Seele ſeines Hundes verſchrieb. Nach Sonnenuntergang ſollte die Arbeit beginnen.

Schon zeigte ſich der erſte graue Schimmer der Dämmerung, da krähte der Hahn früher als ſonſt. Auch die Frau des Schäfers erwachte und erſtaunte über den frühen Ruf. Schlaftrunken erinnerte ſie ſich, die Thüre des Hühnerſtalls offen gelaſſen zu haben. Sie fanden denn auch, als ſie unterſuchten, daß der Hund durch die offene Thür gedrungen und den Hahn geweckt hatte. Am andern Morgen trieb der Schäfer wie gewöhnlich an den See, mehr todt als lebendig. Und ſiehe — die Arbeit des Satans war faſt vollendet. Eine Landzunge ſchoß mitten durch das Waſſer und näherte ſich dem andern Ufer bis auf wenige Schritte. Aber dieſer ſchmale Raum war ſo tief, daß er kaum ergründet werden konnte. Ein Stück

Papier lag in der Nähe des Ufers im Waſſer und erwies ſich als der verhängnißvolle Vertrag, den die Krallen des Teufels zerriſſen hatten. Der Hahnenruf hatte den Teufel verjagt und der treue Hund den Schäfer gerettet.

49.

Das Banket in der Silbergrube.

Beim Dorfe Höckendorf in der Nähe von Dippoldiswalde im Kreisdirektionsbezirk Dresden gab es im 15. Jahrhundert ſo reiche Silbergruben, daß ihre Beſitzer, die reichen Herren von Theler, ſogar die Pferde mit Silber beſchlagen ließen. In ihrem Uebermuthe gaben dieſe einſt in vier der reichſten Gruben ein Banket und Gaſtmahl von hundert Gedecken, und die edlen Weine floſſen ſtromweiſe in den erleuchteten Schachten. Als aber die Zecher alle berauſcht waren, brach ein Gewitter los, und ein Wolkenbruch ſtürzte in die Tiefen eines lufterfüllten Schachtes. Kaum die Hälfte der Gäſte vermochte ſich zu retten, die andre fand ihr Grab inmitten der funkelnden Silberſtufen.

50.

Der wendiſche Bauernkönig.

Der große Kurfürſt von Brandenburg hatte das Schwiebuſer Gebiet, welches gegenwärtig dem Zülichauer Kreiſe einverleibt iſt, von dem Kaiſer Leopold, wenn auch nicht unter der aufrichtigen Abſicht dauernder Ueberweiſung abgetreten erhalten; er wollte dieſen und einige andere Theilen ſeines Landes perſönlich in Augenſchein nehmen. Wie er ſelbſt dem Duisburger Jacob Tollius in Potsdam erzählt haben ſoll, intereſſirte ihn unter ſeinen neuen Unterthanen deren König, von welchem er wußte, daß die Wenden ihn noch immer fortwählten, ſo daß ein wendiſcher Bauer in der gewöhnlichen Tracht einherging und doch in ſeinem Bauernhauſe die Abzeichen der wendiſchen Königswürde verwahrte. Wirklich ſtand dann auch im Volkshaufen ein Bauernjüngling von auffallender Geſtalt, welcher faſt als Wendenkönig erkannt worden wäre. Aber ein alter Wende ſah in dieſer Entdeckung Gefahr und verhütete ſie dadurch, daß er dem Jünglinge einen heftigen Stockſchlag gab und ihn wie einen unbefugt daſtehenden Müßiggänger davonjagte.

51.

Der Schlangenkönig von Lübbenau.

Das Schloß von Lübbenau gehört den Grafen Lynar, welche aus Toskana in Italien ſtammen. Auf dem Schloſſe findet ſich noch das Bild eines alten Ritters, zu deſſen Häupten die Worte ſtehen: „mit deme Grave Roch in Deutſchland kommen.“ Die gräfliche Familie führt im Schilde eine gekrönte Schlange mit einer Mauer, und wüßte Niemand weswegen und auch nicht, woher die Grafen ſo reich ſind, da ſie doch ganz arm nach Deutſchland gekommen ſind, wenn es nicht das gemeine Volk daſiger Gegend aus dem Munde ſeiner Vorfahren hätte und weiter erzählte von Kind zu Kindeskind. Es ſind aber um Lübbenau in den vielen hundert Armen der Spree viele Waſſerſchlangen, thun den Menſchen nichts, nur daß ſie manchmal den Kühen die Milch ausſaugen, wovon ſie in Lehda und Leipa zu erzählen wiſſen. Früher ſoll es dort ſogar geflügelte Schlangen gegeben haben; die hat aber ſeit Menſchengedenken keiner mehr geſehen. Aber das iſt gewiß, daß ihrer in jedes Haus ein Paar gehört, ein Männlein und ein Weiblein, die ſich aber nicht eher ſehen laſſen, als bis der

Hausvater oder die Hausmutter ſtirbt, und ein alter Mann hat es ſelber geſehen, als ſeine Mutter geſtorben war, wie Tags darauf früh eine lange todte Schlange auf dem breiten Steine vor dem Hauſe gelegen hat. Dieſe Schlangen hatten früher einen Schlangenkönig, eine ſehr große ſtarke Schlange, die hatte auf dem Kopf zwei gebogene Haken, damit trug ſie eine elfenbeinerne Krone. Dieſe Krone war aber von unſchätzbarem Werthe und war in ihrer Art einzig und erbte immer von einem Schlangenkönig auf den andern. Als nun der erſte Lynar nach Deutſchland kam — denn er war aus Italien ausgewandert wegen eines Bürgerkrieges — da hörte er das Alles, und weil er ein kühner und ſchlauer Mann war, beſchloß er, ſich der Krone des Schlangenkönigs zu bemächtigen. Er wußte aber, daß der Schlangenkönig, wenn er mit ſeinen Genoſſen im Sonnenſchein ſpielen wollte, die Krone ablegte und zwar gern auf reinliche und weiße Sachen, breitete daher an einem ſchönen Maitage auf einem grünen Platze, da wo jetzt das Schloß ſteht, ein feines weißes großes Tuch aus, und verſteckte ſich nicht weit davon hinter einem Erlengebüſch zu Pferde, wenn ja die Gefahr groß ſein ſollte. Und da kam richtig der Schlangenkönig und mit ihm ein großes Gefolge von Schlangen und da legte richtig der Schlangenkönig ſeine Krone auf das weiße Tuch, ſchlängelte ſich dann hinauf auf den Berg, wo jetzt die Eisgrube iſt, und alle ſeine Geſellen mit ihm und begannen zu züngeln und zu ſpielen im Sonnenſchein, daß es gar luſtig anzuſehen war. Der Ritter aber reitet ſachte herbei, faßt das Tuch mit der Krone an allen vier Zipfeln zuſammen und giebt dem Roß die Sporen. Augenblicklich hört er ein helles Pfeifen und da ſchießen die Schlangen vom Berge herab und rechts und links aus dem Waſſer in unzähliger Menge, und alle hinter ihm her wie feurige Blitze und kommen ganz dicht an ihn. Da gelangt der Ritter an eine große Mauer, die iſt quer vor ihm und kann nicht weiter und die Schlangen immer auf ſeinen Ferſen. Aber da macht das treue Thier einen verzweifelten Sprung und der

Ritter kommt glücklich hinüber und in's Freie. Es ſind aber unermeßliche Schätze geweſen, die er mit der Krone davon getragen hat, und davon iſt die Herrſchaft Lübbenau gekauft und und nicht weit von der Stelle, wo er den Schatz erobert, das Schloß erbaut. Den Schlangenkönig aber und jene Mauer nahm er in ſein Wappen auf.

Die Lynar's waren von alten Zeiten her nicht glücklich in ihrer Ehe. Friede wurde Unfriede, Segen wurde Unſegen, man trug es von Geſchlecht zu Geſchlecht wie einen Fluch. Als der jetzt lebende Graf dem Tage ſeiner Vermählung nahe war und voll innigſter Liebe zu ſeiner Braut des harten Geſchicks gedachte, das auch ihrer warten möchte, trat eine Zigeunermutter an ihn heran und ſagte: „Begrab das Schloß, ſo begräbſt Du Euren Fluch.“ Der Graf, ein frommer Mann, überſetzte ſich das Zigeunerwort in ſeine Sprache. Das Opfer iſt Quell alles Segens, ſo dachte er. Der alte Bau fiel und das junge Paar zog ein in neue Räume. Da ſteht das Schloß jetzt, eine Mahnung, daß die Liebe das höchſte Gebet ſei. „Und hat es geholfen?“ Ja, es hat. Die Freudigkeit des Opfers iſt mächtiger geweſen, als die Ungunſt des Geſchickes: Friede zog ein und Glück und Segen. Die Gräfin iſt jetzt todt. „Sie war ein Engel,“ ſagte mein Erzähler. Das neue Schloß iſt ein ſtattlicher Bau, der gewinnen wird, wenn er erſt ſeinerſeits ein paar hundert Jahre auf dem Rücken trägt. Zwei lange Flügel ſtoßen beinahe rechtwinklig aufeinander; die Linie, wo ſie ſich berühren, iſt abgeſtumpft und bildet nun ein ſchmales Mittelſtück (Corps de Logis). Der ganze Bau wird von zwei abgeſtumpften Thürmen überragt, die ſich an die Rückenfront des Corps de Logis anlehnen und mit ihren Fundamenten die Einfaſſung einer Freitreppe bilden. Die Vorderfront, der es an Ornamentik fehlt, zeigt als einzigen Punkt, worauf das Auge ausruhen kann, das Lynarſche Wappen, zwei Felder mit blühendem Lein, zwei andere mit einer gewundenen Schlange. Die Sage vom Einfangen des Schlangenkönigs wird jedoch auch ſo erzählt: Vor 70 Jahren, (die Lübbenauer wiſſen es noch von ihren Großeltern her), lebte ein Kaufmann in Lübbenau, den es Tag und Nacht quälte, wie er recht reich werden könnte. — Aber es wollte nicht vorwärts mit ihm. Da hörte er von dem Schlangenkönige ſprechen, der täglich im Parkgarten erſcheine und auf dem ſchönen Raſen deſſelben ſich zu ſonnen liebe. Wer deſſen Krone habe, der werde unermeßlich reich. Das ging dem Kaufmanne zu Herzen. Er beſchloß die Krone zu rauben, es koſte was es wolle. Oft ſchlich er ſich in den Garten und ſah das ſchöne Thier im Graſe liegen; aber der Schlangenkönig, als ahne er die Gefahr, duckte ſich in das Grün des Raſens nieder, ſo oft er des Kaufmanns anſichtig wurde. Da bat dieſer um die Erlaubniß, auf dem Schloß-Raſen ein Stück Leinwand bleichen zu dürfen und breitete nun das weiße Geſpinnſt auf dem ſonnigen Platze aus. Als der Schlangenkönig mit ſeinem Gefolge wieder erſchien, um an alter Stelle ſeinen Hof zu halten, war auch der Kaufmann da. Er ſaß auf einem kleinen ſchwarzen Pferde, verborgen hinter dem Buſch- und Baumwerk des Parks. Die Sonne ſchien hell auf das weiße Linnen und der König glitzerte darauf in ſeiner ganzen Pracht. In dieſem Augenblick brach der Kaufmann aus ſeinem Verſtecke hervor und den Hals des Pferdes mit ſeinem linken Arm umklammernd, während ſeine rechte Hand dicht über den Erdboden hinfuhr, riß er jetzt, wie ein plötzlicher Windſtoß, dem Schlangenkönig die Krone ab. Im nächſten Augenblicke war er verſchwunden. Der Kaufmann wurde reich, aber Lübbenau — wurde arm. Der Schlangenkönig und ſein Gefolge kamen nicht mehr in den Park. Sie rächten ſich nicht, aber ſie blieben aus. Im Schloſſe fragte man ängſtlich hin und her, „wo ſind unſere Schlangen?“ Endlich erfuhr man, was geſchehen. Seitdem mühen ſich die Lynar's wieder gut zu machen, was die Habſucht jenes Kaufmanns verbrochen hat. Man ſchont den Raſen und pflegt mit Vorliebe jene ſonnige Stelle. Und ſiehe da, die dauernd ausgeſtreckte Hand ſcheint endlich zur Verſöhnung geführt zu haben. Die Schlangen ſind wieder da. Sie ſonnen ſich auf dem

Raſen; beſonders aber — als wollten ſie zeigen, ſie kämen um der Lynar's und nicht um der Stadt willen, — lagern ſie auf den Steintreppen des Schloſſes und ringeln ſich um ſeine Thürklinken und Klingelgriffe.

52.

Beſtrafte Völlerei.

Es iſt ein Dorf in der Lauſitz gelegen, das ein groß Kirchſpiel hatte, in welches auch viele Dörfer eingepfarrt waren. Es waren in dem Dorfe auch zwei Edelhöfe, darauf wohnten zwei junge Edelleute bei ihren Eltern. Zu denſelbigen ſind 1556 am Sonntage Judica, welchen man den ſchwarzen Sonntag nennt, früh Morgens etliche andere junge Edelleute, neun oder zehn, aus den eingepfarrten Dörfern gekommen, unter dem Vorgeben, daß ſie Predigt hören wollten, welches ſie auch gethan. Aber nach der Predigt hat der Eine der beiden Edelleute die andern Junker alle in ſeine Behauſung geladen; da ſie ihnen dann Speiſe und Trank vorgeſetzt und alsbald angefangen haben, um die Fremden fröhlich zu machen, ihnen zu Halben und Ganzen zuzutrinken. Dies hat den ganzen Tag über bis an den Abend gewährt, wo dann unverſehens unter Zweien der Gäſte um ein Glas Bier, worauf Einer dem Andern nicht hat Beſcheid thun wollen, ein Zank erwachſen iſt, dermaßen, daß ſie ſich nach den Köpfen geſchmiſſen haben und das Blut herausgefloſſen iſt. Der Streit iſt aber durch die Wirthe mit guten Worten geſtillet und beigelegt worden.

Bald danach ging der Eine von den Einheimiſchen nach ſeines Vaters Hauſe und nahm den, welcher nicht hatte Beſcheid thun wollen, mit ſich, daß er bei ihm übernachtete. Der Vater hieß ſie willkommen ſein, bat ſeines Sohnes Gaſt, ſich niederzuſetzen, und ließ das Beſte zu trinken vor ihm auftragen.

Als ſie nun völlig berauſcht geweſen, ging der Vater mit des Sohnes Gäſte zu Bette ſammt dem ganzen Hausgeſinde. Weil aber der Sohn den ganzen Tag über gezecht, blieb er allein auf den Armen auf dem Tiſche liegen, wie er zuvor mehr gethan, weshalb auch ſein Vater es nicht groß achtete, ſondern ihn liegen ließ. Als aber Alles im feſteſten Schlafe lag, kamen Geſpenſter zum Stubenfenſter hereingekrochen. Durch ihr Rauſchen und Raſſeln wurde der Jüngling erweckt, ſah ſie an und merkte zuletzt, daß es kleine ſchwarze Männlein waren, etwa eine Spanne lang oder länger, ſo daß ſie den geſchnitzten Bildlein in der Kirche ähnlich ſahen. Sie umſchwärmten ihn, krabbelten und krochen unter, neben und auf dem Tiſche, auch kam ein Licht in die Stube. Der Junker war heftig erſchrocken, wollte eilends zur Thür hinaus, erblickte aber jetzt bei der Stubenthür einen großen ſchwarzen Mann mit einem großen ſchwarzen Barte und neben ihm auf einem Leuchter ein großes Licht, wodurch ihm der Ausgang gewehrt wurde. Wie er ſo weder aus noch ein konnte, ſetzten ſich die kleinen ſchwarzen Männlein, aus welchen große Männer wurden, alle rings um den Tiſch, und brachten behend unter dem Tiſche hervor Licht und Leuchter. Deren ſtanden ihrer bald vier auf dem Tiſche, auch Kannen und Gläſer voll Bier, und nun ſah er auch den Tiſch rings mit großen ſchwarzen Männern in langen ſchwarzen Bärten beſetzt, die hatten ſchwarze Mäntel an, auch zerſchnittene weiße Wämmſer, lange braunſchweigiſche ſchwarze Hüte auf mit ſchwarzen und weißen langen Hahnenfedern, goldenen und ſilbernen Schnüren, daran lange Troddeln hingen. Es däuchte ihm auch, daß etliche ſeinen Mitgeſellen, mit welchen er den ganzen Tag über gezecht, ähnlich und gleich geſehen. Von dieſen aber ſagte einer nach dem andern zu ihm: „Hans, es gilt Dir! Hans, es gilt Dir! Hans, thue mir Beſcheid! Hans, Du mußt Beſcheid thun! Haſt Du heute den Tag über können ſaufen, ſo mußt Du jetzt auch ſaufen, oder wir drehen Dir den Hals um!“ Da bebte der Junker vor Schrecken, faltete die Hände und wollte beten. Alsbald aber fand ſich zu ihm ein Mann in einem weißen Kittel mit ſchönen Haaren und ſehr lieblichem und freundlichem Angeſichte als einer ſchönen Jungfrauen, er hat aber nicht geſehen, wo derſelbe hereingekommen. Dieſer ſprach: „Hans, trinke nicht mit ihnen, denn ſobald Du mit ihnen trinkeſt, werden ſie Dir den Hals brechen. Bete und rufe Gott im Namen Jeſu Chriſti, der wird Dich aus der gegenwärtigen Noth erretten und von dieſer böſen Geſellſchaft los und ledig machen, daß ſie Dir nichts anhaben können.“ Alſo hat der Junker angefangen zu beten, aber in ſolchem Schrecken ſich nicht wohl beſinnen können. Da hat ihm der Mann im weißen Kleide beten helfen und geſagt, daß er dieſen Abend einen Todtſchlag verhindert habe, weil er ſeinen Gaſt nicht auf dem andern Edelhofe gelaſſen, ſondern ihn mit ſich heimgeführt. Und das ſei auch zum Theil eine Urſache, warum die Geſellſchaft ihn vor Andern anfechte und ihm ſo hart zuſetze. Da er aber von ihm hat wollen ſcheiden, hat er ihm zuvor geſagt, wie ſie übel mit ihm umgehen, ihn ſchlagen und martern würden; er ſolle ſeines Gebets warten, mit demſelben fleißig anhalten, mit ihnen nicht trinken, ſich auch nicht nach ihnen umſehen bei Verluſt ſeines Lebens. Sobald der Hahn zum erſtenmale krähe, würden ſie ihn verlaſſen und ſich von ihm verlieren. Weiter hat er ihn auch zur Buße vermahnt und Beſſerung des Lebens anzufangen, inſonderheit aber, daß er ſich hinfürder vor dem viehiſchen und unmenſchlichen Laſter des Freſſens und Vollſaufens, auch vor Fluchen und Schwören bei Gottes Marter und Wunden hüten ſolle. Zuletzt hat er ernſtlich befehlen, daß er den andern Tag zur Beichte gehen ſolle und ſolle dieſes Alles, wie es ihm ergangen, ſeinen Zechgeſellen vermelden und ſagen, daß ſie in Zeiten von ihrem Leben und gottloſen Weſen abſtehen, Buße thun und ſich bekehren ſollten. Damit verſchwand er. Kaum war er fort, da traten zwei ſchwarze Männer auf ihn zu, geſtaltet wie die am Tiſche, nur daß ſie nicht ſo lange, bis auf die Erde reichende Pluderhoſen trugen wie jene. Sie hatten ſehr große Augen, wie Käſenäpfe, verlangten wieder, daß er ihnen Beſcheid thun ſolle, worauf dann alle ihn marterten bis der Hahn krähte. Da aber ſind ſie mit großem Ungeſtüm und Allem, was ſie mitgebracht, mit Lichtern und Leuchtern und was ſonſt auf dem Tiſche zu ſehen war, verſchwunden. Der Junker hat nachher Alles gethan, wie ihm der Mann im weißen Kittel befohlen hatte, und hat ſich auch von ſeinem gottloſen Wandel bekehrt, auch die Geſchichte durch den Pfarrherrn deſſelbigen Ortes öffentlich von der Kanzel verkündigen laſſen.

53.

Die Geiſter auf dem Knoblauchsbanket.

Im Jahre 1617 nöthigte ein Edelmann, der auf einem Schloſſe ungefähr drei Meilen von Danzig wohnte, etliche ſeiner Freunde, mit denen er im Streite geweſen war, auf einen Sonntag zum Mittagseſſen. Er hatte Alles auf's Herrlichſte zubereiten laſſen, aber die von ihm eingeladenen Gäſte erſchienen nicht. Darüber erzürnte er ſich ſo ſehr, daß er in die Worte ausbrach: Wollen meine Freunde nicht zu mir kommen, ſo komme der Teufel mit ſeinen Freunden. Darauf ging er in die Kirche und hörte den Prediger. Unterdeſſen kamen viele Reiter mit großem Ungeſtüm nach dem Schloſſe geritten, brachten ihre Pferde in den Stall, liefen auf's Schloß und fragten, wo der Junker wäre, drohten auch, daſſelbe in Brand zu ſtecken, wenn er nicht käme und der Koch nicht luſtig auftrüge. Bald jauchzten ſie, bald ſchrieen ſie, ſteckten bald die Köpfe, bald die Füße zum Fenſter hinaus. Alle, die im Schloſſe waren, liefen fort, und blieb Niemand da, als ein Kind in der Wiege. Das nahm der Teufel in den Arm und wollte damit zur Hölle fahren, ein alter treuer Diener des Junkers aber drang unerſchrocken wieder in das Schloß, forderte es in Gottes Namen vom Teufel zurück und rettete es.

Auch von einem Junker, dreizehn Meilen von Görlitz geſeſſen, wird erzählt, er habe ein köſtlich **Knoblauchbanket** angerichtet und ſeine Freunde zu Gaſte geladen. Dieſe hätten ihm auch zugeſagt gehabt, aber vor Tiſche wegen vorfallender Geſchäfts-Hinderniſſe abſagen laſſen. Da ſprach der Edelmann im Zorn: Wohlan, wollen die Gäſte, die ich mir geladen habe, nicht kommen, ſo mögen alle Teufel kommen. Alsbald kam einer ſeiner Knechte und meldete: Junker, es ſind etliche Gäſte kommen. Auch dieſe Gäſte, darunter einer in Sammet und Seide, goldenen Ringen und Ketten, ſtellten dem Kinde des Edelmanns nach, der aber trug es ſelbſt in der Wiege auf dem Rücken zum Hauſe hinaus.

Dieſe Sage wird wieder an andern Orten ſo erzählt, daß der Edelmann ſich, während die Teufel erſcheinen, in der Kirche befindet; dort hört er mit zornigem Herzen die Predigt, und unterdeß kommen große und ſchwarze Reuter. Sie begannen zu ſchlemmen und zu ſchreien, ſahen zum Fenſter hinaus in Geſtalt von Bären, Wölfen, Katzen und Menſchen, zeigten die Becher voll Wein, und Gebratenes und Fiſche, auch das Kind des Edelmanns, liefen mit Windbrauſen in den Zimmern umher und riefen: Hui! Hui! Erſt nach mehreren Tagen räumten ſie dem Edelmanne wieder das Schloß ein.

54.

Der Ramswikusberg in Oſtpreußen.

An der Angerapp, eine Meile von Inſterburg entfernt, erhebt ſich zwiſchen den Dörfern Lammowiſchken und Pieragienen über die Hochufer des Fluſſes der Berg Ramswikus. Sein Gipfel iſt eine ſandige Platte und auch die Wege hinauf führen durch leichten, wenig ergiebigen Boden. Deſto ergiebiger iſt derſelbe für Alterthumsforſcher und Sammler. Gerüſtſtücke aus der deutſchen Ritterzeit, Münzen, Gefäße und Geräthſchaften aus vorchriſtlicher Zeit lohnen ſicher die Nachgrabungen, die der Vermuthung Raum geben, daß hier ein beſonders geweihter Ort, eine Grabſtätte, belegen geweſen. Der Name des Berges wird auf einen hier Begrabenen zurückgeführt. Am Fuße deſſelben, unter einem gewaltigen Steine, ruht Kamswikus, eine Königsſohn. Seine Eltern lebten ſo unter ſich in Feindſchaft, wie ſie ihr Volk bedrückten und knechteten. Ihrem Unweſen zu entgehen flüchtete ſich der gutgeartete Sohn nach dem von jenem Berge aus nicht zu überſehenden Thalkeſſel und redete Muth und Vertrauen den arg Bedrückten ein. Sein Wort war Troſt und ſein Andenken wird treu bewahrt. Der Berg, in dem er ruht, iſt nach ihm geheißen und in jenem Thalkeſſel war das jetzt in Schmutz verfallende, übel berüchtigte Dorf Kamswiken erbaut.

55.

Wehrwölfe.

In Preußen, Liefland und Littau iſt eine große Menge und Anzahl ſolcher Zauberer, welche in der Chriſtnacht an einem gewiſſen Orte ihre menſchliche Geſtalt ablegen und eines Wolfs Geſtalt annehmen, da ſie dann in der Wildniß auf den Dörfern den Bauern in die Häuſer fallen, Bier und Wein in den Kellern aus den Fäſſern ſaufen und das Vieh erwürgen. Die Orte halten nachher die Einwohner für göttlich und heilig, und wenn Jemand an einem ſolchen Orte ein Unfall begegnete und er „gleich wie ein Wagen umgeſtürzt und auf den Schnee geworfen wurde", glaubten ſie feſt, daß er im ſelben Jahre ſterben würde.

Es ſteht zwiſchen der Littau, Samogetia und Curonia ein alt Stück Mauer von einem verheerten Schloß. Dahin kommen auch zu einer beſtimmten Zeit im Jahre etliche tauſend Wölfe, verſuchen ſich allda, wie hurtig ſie im Tanzen ſind, und die dicken, welche nicht über die Mauer ſpringen können, werden von ihrem Oberſten mit Geißeln geſchlagen.

Ein frommer, ehrlicher, gelehrter Mann zu Rigauw in Liefland beſuchte einen Gefangenen, der ein Wolfsmenſch war. Der erzählte ihm, daß er am Oſtertage aus dem Gefängniſſe ſeine viele Meilen entfernt wohnenden Verwandten zu Hauſe beſucht habe. Er fragte darauf: Lieber, wie biſt Du aus dem Gefängniß kommen? „Gar leichtlich“, antwortete der Wolfsmenſch. Du haſt aber große Waſſer auf dem Wege, wie biſt Du drüber kommen? Antwortete er: „ich bin über ſolche Waſſer geflogen.“ Lieber, was ſagſt Du zu Deinem Hausgeſinde? „Ich ging um ſie her wie ein Wolf, reckte die Schnauze aus, rührte und ſah ſie an, und erfuhr, was ſie verhatten.“ Warum biſt Du denn wieder in das Gefängniß kommen, da Du einmal deſſelben entledigt geweſen? „Ich habe müſſen wieder hinein“, antwortete der Wolfsmenſch.

Ein Bauer kam in eines Schulzen Haus und hielt bei ihm ſeine Abendmahlzeit. Als er nun gut gegeſſen und getrunken hatte, fiel er plötzlich hinterrücks von der Bank, als wenn er vom Schlage gerührt wäre. Der Schulze ließ ihn ſo liegen, ohne ihn anzurühren, und befahl ſeinem Hausgeſinde, zu Bette zu gehen. Des Morgens fand man auf der Weide vor der Stadt ein Pferd todt liegen, das mit einer Senſe, welche neben dem Pferde lag, mitten durchgehauen war. Hierauf hörte der Schulze von ſeinem Gaſte, daß er dies als Wehrwolf gethan habe. Es ſei eine Hexe in Geſtalt eines Lichts da umhergeflogen. Weil nun die Wehrwölfe deren Feinde ſeien, ſo habe er ihr folgen müſſen und mit der Senſe einen Schlag nach ihr gethan. Weil ſie ſich aber unter ein Pferd begeben, das gerade auf der Weide war, ſo wäre der Hieb durch das Pferd hindurch gegangen.

Im ſiebenzehnten Jahrhundert nach Chriſti Geburt iſt in einer deutſchen Stadt nach ſeinem Begräbniſſe ein Mann erſchienen, der Pupill- und Almoſengelder unredlich verwaltete. Man beſtellte einen Teufelsbanner, der ihn aus ſeinem Hauſe weiſen ſollte. Dieſer trug ihn in einem Sacke nach dem nächſten Walde, da dann der Geiſt den Teufelsbanner gebeten, daß er in einen eben vorbeilaufenden Wolf fahren dürfe, was der Teufelsbeſchwörer bewilligt. Sogleich verwilderte der Wolf ſehr, ſtrich herum durch Dörfer, Felder und Wälder, biß und beſchädigte viele Leute und zerriß inſonderheit viel Kinder. Wildſchützen und Bauern ſtellten ihm gar eifrig nach; aber ſobald auf ihn gezielt ward, wurde er unſichtbar oder war aus dem Schuſſe, ob er gleich hart vor ihren Augen geſtanden hatte. Bald hielt man dieſen Wolf daher für einen Wehrwolf.

Der Wolf kehrte endlich in einem Flecken ein und ſetzte auf ein Kind an. Dieſes entſprang, kam in ein Haus und ſchlug die Gattern geſchwind nach ſich zu. Von einer Magd bedroht, eilte der Wolf einem Hahne nach. Der Hahn flog über einen Brunnen und der nachſpringende Wolf fiel hinein, da ihn der böſe Geiſt wieder verlaſſen hatte. Nachher hat man ihn an einem Galgen am Eck eines Waldes auf Befehl aufgehängt, ihm eine Perrücke aufgeſetzt und die Larve eines menſchlichen Antlitzes vorgebunden. Wiewohl nun der Galgen ſehr hoch war, iſt die Wolfsſcheuche doch nach einigen Tagen verſchwunden und ſowohl der Geiſt in dem Hauſe, als der Wolf in den Wäldern, begann ſich wieder zu zeigen.

56.

Die Jungfrau von Baldenburg.

Die Tochter eines Polenfürſten hatte ihre Hand nur Demjenigen ihrer Bewerber zugeſagt, welcher ſie im Ballſpiel beſiegen würde. Nachdem viele tapfere Helden dieſen Kampf vergeblich verſucht hatten, gewann endlich ein deutſcher Ritter den

Preis. Zur Erinnerung an dieſen Sieg erbaute dieſer das Städtchen Baldenburg, auf deſſen Kirchthurmsfahne das Bild der Jungfrau mit dem Balle angebracht wurde, wie noch jetzt zu ſehen iſt.

Der deutſche Ritter wurde von dem alten Fürſten, den ein Prieſter aufgeſtachelt hatte, noch vor der Hochzeit ermordet. Doch der zum Himmel emporgeſchleuderte Rachefluch der eigenen Tochter rief die verdiente Strafe auf den unmenſchlichen Vater herab, indem donnernde Fluthen ihn und ſeine Begleiter hinabriſſen in die toſende Tiefe. Auch die Jungfrau ſtürzte ſich hinab in den Tod und über der Stätte bildete ſich ein tiefer, blauer See.

Wenn die Kirchenglocken des Städtchens am heiligen Feierabend über's Waſſer daher hallen, dann antworten ihnen andere tief unten in der klaren Fluth. Das ſind die Glocken der Jungfrau von Baldenburg, welche in dem zu Kryſtall verwandelten Schloſſe ihren ſchlafenden Geliebten bewacht.

Alljährlich in jeder Johannisnacht ſteigt ſie empor und wandelt im weißen Gewande um das Gebiet der Stadt. Sie harrt dann eines reinen, kräftigen Mannes, ohne Furcht und ohne Fehl, welcher ſie zu erlöſen vermag.

57.

Der gerechte König.

Ein König der Schweden und Gothen hat ſtreng und ernſt auf Gerechtigkeit gehalten und ſich dadurch bei den Großen ſeines Landes viele Feinde zugezogen. Darum haben dieſe einen bezauberten Ochſen auf die Straße geſtellt, da der König vorüberkommen mußte, und dieſer hat den König alſo mit den Hörnern geſtoßen, daß er ſein Leben hat aufgeben und das Scepter hat laſſen müſſen.

58.

Die Hirtin von Rugard auf der Inſel Rügen.

Auf der öſtlichen Seite von Rügen ſteigt der Rugard zu 340 Fuß auf. Er bietet eine herrliche Ausſicht dar. Hat man ihn erſtiegen, ſo bilden nach Süden den reizenden Vordergrund ergiebige Getreidefelder, auf kleinen Flächen reifender Roggen und grünende Gerſte, blühende Erbſen- und Kartoffelfelder im bunten, blühenden Gemiſch. Fernhin erhebt ſich der hohe mit Tannen bewachſene ſogenannte Schloßhof von Putbus. Aus waldigen Umgebungen ſchimmern anmuthig die Gebäude zu Putbus. Eine Inſel wechſelt mit einem dunkelbemooſten Kirchthurm. Oeſtlich ſcheint ein ſchmales glänzendes Land Rügen mit Jasmund zu verbinden. Zwiſchen Rügen und Jasmund liegt ein wunderliches einziges Gemiſch von Inſeln, waldigen Bergebirgen und Meereswindungen. Ueber Jasmund hinaus ziehn die weißen Segel der Kauffahrer auf der unermeßlichen Oſtſee.

Am Abhange eines Hohlweges nahe bei Rugard liegt ein Stein, dem ein Peitſchenhieb und die Fußſpur eines Mädchens eingedrückt ſein ſoll. Ein wollüſtiger Höfling der Fürſtenburg traf einſt eine ſchöne Hirtin an, die ihre Heerde in der Einſamkeit nahe am Rugard weidete. Das Mädchen mußte vor ihm fliehen. Als ſie eben im Begriffe war, über den Hohlweg auf einen an der entgegengeſetzten Seite liegenden Stein zu ſpringen, rief ihr der nahe Verfolger zu: ſo wenig als die Spur ihres Fußes ſich dem Steine eindrücken und ſo wenig als ſie mit ihrer Peitſche eine Vertiefung in den Stein hauen könne, ebenſo wenig werde ſie ihm entkommen. Das Mädchen ſprang, hieb im Sprunge mit der Peitſche auf den Stein, und ſiehe! ihre Fußſpur war dem Steine eingedrückt, der Peitſchenhieb hatte eine Vertiefung im Steine hervorgebracht und ſie ſelbſt war gerettet.

Andere erzählen faſt entgegengeſetzt: am Rugard habe täglich ein junges und ſchönes Schäfermädchen ihre Heerde geweidet, das ſei auf Gottes Erdboden ſo verlaſſen geweſen, daß ſie auf der ganzen Welt keine treue Seele gehabt habe, außer ihren klugen Schäferhund. Bald aber fand ſich ein junger und reicher Ritter ein, verliebte ſich in ſie und wollte ſie freien. Sie meinte, er habe ſie nur zum Beſten, allein er wollte ſich nicht abweiſen laſſen. Endlich ſprach ſie: „Ein Zeichen muß über unſer Schickſal das erſte und letzte Urtheil fällen“ und ließ ſich verſprechen, daß er es in jedem Falle durch die That anerkennen wolle. Da ſprach das Mädchen weiter: „Wenn ich an die Redlichkeit Eurer Abſichten glauben ſoll, Herr Ritter, ſo muß mein Fußtapfen und die Pfoten meines Hundes ſich als Merkmal und Zeuge für immer in dieſen Stein eindrücken.“ Damit ſprang ſie auf den Stein und der treue Schäferhund ſprang ungerufen ihr nach. Aber das Alles begleitete der Ritter mit ſo heißen und treuen Gedanken, daß von Stund' an das verlangte Zeichen an dem Steine zu ſehen war und noch heute von der nachmals durch einen Ritter und ein Schäfermädchen abgeſchloſſenen glücklichen Ehe Zeugniß ablegt.

59.

Der Schäfer auf Rügen.

Ein Schäfer hütete auf Rügen; da entſtand ein Wirbelwind, aus welchem ein Siebrand auf ihn zufuhr. Als der Hirte den Rand gefaßt hatte, ſtand im Nu ein Mädchen vor ihm, das rief klagend:

„Mien Sevenrand, mien Sevenrand!
We rept mine Moder in Engelland!“

Da reichte der Schäfer ihr den Siebrand, und ſogleich war das Mädchen verſchwunden.

60.

Die Unterirdiſchen auf Rügen.

Vor Zeiten iſt das ganze Rügenland voll Unterirdiſcher geweſen. Die haben in Hügeln, Hünengräbern und Ufer-Abhängen gewohnt. Es gab ihrer vier verſchiedene Arten, graue (grieſe), ſchwarze, grüne und weiße. Die grauen waren den Menſchen am gefährlichſten, demnächſt die ſchwarzen. Beide haben Mädchen nachgeſtellt, Säuglinge vertauſcht und und den Menſchen manchen Schabernack gethan. Die weißen aber waren fromm und gutthätig. Jede Partei hatte ihren eigenen König und ihre abgeſonderten Wohnſtätten. Der Hauptſitz der ſchwarzen war im Wallberge bei Garz; bei Bergelave und in den neuen Bergen beim Dorfe Rothenkirchen wohnten die grauen, bei Patzig die weißen und die grünen in der Granitz.

Auf dem Zudar iſt ein Hügel, in welchem früher Unterirdiſche gehauſt haben. Dort ritt einſt ſpät Einer vorbei, der traf die Unterirdiſchen, wie ſie draußen am Hügel ſchmauſen und zechen. Da bat er ſich im Uebermuthe auch einen guten Trunk aus, und ſogleich brachte ihm einer vom kleinen Volke einen gefüllten goldenen Becher. Der Reiter aber ſchüttete das Getränk über ſeinen Kopf weg, gab dem Pferde die Sporen und jagte mit dem Becher als Beute davon. Da rief es hinter ihm: „Vierbeen lop, Eenbeen krigt di!“ und die Unterirdiſchen, die nur ein Bein hatten, waren flugs hinter ihm drein, ja einer iſt ſchon nahe daran, das Pferd am Schweife zu faſſen, als er die Zudar'ſche Kirche erreichte und gerettet war. Dort in der Kirche iſt noch heute der Becher zu ſehen.

Später haben die Unterirdiſchen das Land verlaſſen. Sie ſind durch ganz Rügen gezogen und haben ſich vom Goldberge aus, der hinter Poſeritz liegt, vom Glewitzer Fährmann überſetzen laſſen. Dieſer iſt dadurch zu großem Reichthume gelangt und ſeine Nachkommen ſind noch bis auf den heutigen Tag vermögende Leute. Zu ihm alſo kam eines Abends ein kleiner Mann und beſtellte ihn zum Ueberfähren. Da hat er denn die ganze Nacht fähren müſſen und doch nichts geſehen, was er überbrachte, ſondern nur die Laſt in der Fähre gefühlt, daß das Boot tief hineinſank. Als das letzte Boot voll hinüberfuhr, fragte ihn der kleine Mann, ob er einen Scheffel Geld haben oder kopfweiſe für ſeine Arbeit bezahlt ſein wolle. Der Fährmann wählte den Scheffel Geld. Dann fragte ihn der Kleine wieder, ob er auch wohl wiſſen möge, was er gefahren, und als er das bejaht, ſetzte der Mann ihm ſeine Mütze auf. Da ſah der Fährmann das ganze pommerſche Ufer wimmelnd von Unterirdiſchen, und erfuhr von ſeinem Begleiter, daß ſie alle Rügen verlaſſen, da für ſie kein Segen mehr im Lande ſei, ſeit die Menſchen angefangen, Brot und Getreide zu kreuzen und den Beſen aufrecht hinzuſtellen, mit dem Stiel nach unten.*)

Von da an nämlich haben die Unterirdiſchen nicht mehr daran kommen können. Einige erzählen, daß es allein die grünen geweſen ſind, welche ſich mit ihrem Könige bei Geldberg haben überſetzen laſſen.

61.

Die Soldaten im Burgwall.

Früher wohnten im Dorfe Schwierenz auf Jasmund Bauern; nun iſt das Dorf verſchwunden und es ſtehen nur noch einige Kathen dort. Eines Morgens vor Aufgang der Sonne wollte ein Bauer von dort Hafer nach Bergen zum Verkaufe fahren, und als er in den Weg kam, der von Stubbenkammern nach Ripmerow führt, ſtand da ein Mann, der fragte, ob er ihm ſeinen Hafer nicht verkaufen wolle. Der Bauer ging auf den Handel ein und mußte dem Fremden folgen. Der fuhr ihn, ſo dünkte es dem Bauer, den Weg nach dem „Borgwall" (Herthaburg); da es aber immer noch finſter bieb, war nichts zu erkennen. So gelangten ſie über Zugbrücken und durch Thore vor ein großes Gebäude, nach der Rechnung des Bauers mußte es im Burgwalle ſein. Da wurden die Pferde abgeſchirrt, der Hafer ward abgeladen und der Bauer ward von ſeinem Begleiter in einen Saal geführt. Dort ſah er viele wie Soldaten bewaffnete Männer an langen Tiſchen ſitzen, die hatten alle das Haupt auf den Arm geſtützt und ſchliefen. Als er hereintrat, erwachten ſie und fragten, was es Neues in der Welt gebe. Er antwortete: „Nichts Neues!" und da ſchliefen ſie wieder weiter. Dann führte ihn der Mann in ein zweites Gemach. Da ſtanden an Krippen viele Pferde. Und bei jedem Pferde ſtand ein gerüſteter Mann. Ueberall waren die gleichen Huſaren, den einen Arm hatten ſie auf den Rücken der Pferde gelehnt und ſchliefen ebenfalls. Als der Bauer hineintrat, wachten die Männer auf und thaten dieſelbe Frage, was es draußen Neues gebe. Auf die wiederholte Antwort „Nichts Neues" aber ſchliefen auch ſie weiter. Nachdem der Mann ihn dann aus dem Gebäude geleitet, ihm das bedungene Geld für den Hafer gegeben, auch ihn und ſeine Pferde mit reichlicher Nahrung geſättigt hatte, fuhr der Bauer ab, und da er hinaus kam, war es noch immer finſter, als er aber die Stelle wieder erreichte, wo er am Morgen den Fremden angetroffen hatte, ging eben die Sonne unter.

---

*) Es iſt gebräuchlich, die Getreidehaufen mit dem Beſen zu bekreuzen, und dieſen dann mit dem Stiele hineinzuſtellen.

62.

Die Quelle an der Kirche von Treptow an der Rega.

Außerhalb Treptow an einer Kirche fließt eine kleine heilige Quelle. Die Gichtbrüchigen, welche ſich darin wuſchen, wurden geſund. Danach warfen ſie ihre Krücken zum Andenken in die Kirche. So ſollen jetzt zwei Fuder Krücken in der Kirche liegen.

Der Ruf der Quelle verbreitete ſich in der ganzen Gegend. Da kam ein kleines eigennütziges Bäuerlein daher, das führte eine lahme Kuh und wuſch dieſe in der Quelle. Sie wurde geſund, aber nachher hat das Waſſer Niemand wieder geholfen. Des Bäuerleins Selbſtſucht hatte den Born entweiht zum Schaden vieler Armen und Kranken.

63.

Die Polen in Pommerland.

König Wladislaus I. von Polen belagerte ein feſtes Schloß im Pommerland und lag mit den Seinen in Hütten, die mit Stroh und Rohr gedeckt waren, darum her. Da haben diejenigen, welche im Felde die Schildwacht gehalten, öfters geſehen ein Heer von gerüſtetem Kriegsvolk in offenem freien Felde nach der Polen Lager hinzureiten. Weil aber ſolches etliche Male geſchahe, wurden die Polen zornig, daß ſie alſo verunruhigt und von den Feinden vexirt würden, welche ſich doch ſonſt zu keinem öffentlichen Streite oder Schlacht in's Feld begaben. Als aber in einer andern Nacht abermals von der Wache angezeigt wurde, die Feinde wären da, kamen die Polen haufenweiſe aus dem Lager und weil die Feinde die

Flucht nahmen, ſind ſie ihnen lange Zeit nachgejagt. Als die Belagerten aber den Tumult der Polen gehört und gemerkt, daß ſie das Lager verlaſſen, haben ſie ſchnell einen Ausfall gemacht und Feuer nach den Hütten der Polen geworfen, das hat ſich raſch durch die Strohdächer ausgebreitet, und weil ihrer gar wenig noch im Lager waren, welche dem Feuer wehrten, iſt der Polen ganzes Lager und was ſie darin gehabt, verbrannt und verdorben. Da mußten die Polen unverrichteter Sache abziehen, denn der Winter war vor der Thür und ſie konnten die Nächte ohne ihre Hütten nicht ertragen.

64.

Der Jungfrauenbrunnen bei Stargard.

Zu den Linden am Jungfrauenbrunnen hatten ſich zwei Liebende beſchieden. Die Jungfrau kommt eher an den Ort, hängt ihr Kränzlein an die Linde und legt den Mantel nieder. Bald wird ſie im Mondſchein gewahr einer daher laufenden Löwin, fleucht und kreucht zu Winkel, ihr Leben zu retten, ziemlich weit von dem beſtimmten Ort. Die Löwin machte den Mantel blutig und lief darnach mit ihren Jungen davon. Kurz darauf kommt der edle Ritter, und als er ſiehet den blutigen Mantel und ihr Kränzlein allda hangen, machte er ſich die traurigen Gedanken: die wilden Thiere haben ſie gefreſſen; erſticht ſich derowegen ſelber als, deſſen wahrer Liebe wegen, eine Königstochter ihr Leben verloren hätte. Sie aber hatte bis daher noch ſich geſcheuet, aus dem Winkel hervor zu kriechen, aus Furcht, die Löwin möchte den Ort noch nicht verlaſſen haben. Jedoch überwindet endlich die Liebe die Furcht und ſie verfügt ſich wieder unter die Linden, in Hoffnung ihren Geliebten allda zu finden und in freundlichem Geſpräche mit ihm ſich zu ergötzen. Aber, wie ſie ihn todt findet und wohl erachten konnte, die herzliche Liebe gegen ſie hätte ihn dazu gebracht, da hat ſie ſein Schwert aus ſeinem Leibe gezogen und ſich zum Zeugniß ihrer treuen Gegenliebe auch ſelbſt getödtet und ſollen beide an ſelbigem Ort begraben ſein. Der Pförtner aber des Königs, der die Löwin abgelaſſen, wurde ſehr gemartert, etliche Riemen ihm aus der Haut geſchnitten und wie ein Fiſch zerkerbet und jämmerlich hingerichtet. Und daß es kein Gedichte, ſondern eine Geſchichte ſei, beſtätiget deſſelben unaufhörliches Andenken bei jedermann dieſes Orts, darum auch der Brunnen nicht allein ſtets ausgemauert geblieben, ſondern hat ihn auch Frau Eliſabeth, Herzogs Ulrichs zu Meklenburg, hochlöblicher Gedächtniß, Gemahlin, noch vor wenig Jahren neu ummauern, und mit dem fürſtlichen Wappen zieren laſſen.

65.

Der ſchwarze See am Fuße der Hohenburg im Schlemminger Walde.

Im ſchwarzen See wohnt der Teufel. Daneben pflügte ein armer Bauer, der früher wohlhabend geweſen war, aber faſt Alles durch den Krieg verloren hatte. Die Arbeit wollte ihm nicht von der Hand gehen und am Abende ſtürzte ſein letztes Pferd, das er übermäßig angeſtrengt hatte, um vor Einbruche der Nacht mit der Beſtellung des Ackers fertig zu werden. Da rief der Bauer: „Teufel, hilfſt du mir das Land pflügen, und ſorgſt du dafür, daß dies Stück noch heute beſtellt iſt, ſo will ich dein ſein.“ Da kam brauſend aus dem dunkeln See herauf ein ſtattliches ſchwarzes Roß, finſter wie der See ſelbſt, und trabte auf den Fluchenden zu. Der ſchauderte zwar zuſammen, zäumte es aber doch auf und raſch zog das Roß Furche an Furche. In der Dämmerung war der Acker gepflügt. Aber als der Bauer ſich auf das Roß ſchwang und es nach Hauſe reiten wollte, da wieherte es, eilte dem See zu und ſtürzte ſich mit ihm in die Fluth.

66.

Der Hollerbuſch.

Der Flecken Feldberg in Mecklenburg-Strelitz iſt in ſchöner Gegend belegen. Das klare Waſſer des von Bergen umgebenen Hausſee's bietet die herrlichſte Fernſicht, während in der Fortſetzung deſſelben, dem See Luzin, der beſchränkte Blick ſich überreich ergeht. Es iſt die Farbe des Königsſee's, die aus dem Luzin verlockend anzieht. Steile Bergesufer ſind nach der einen Seite mit hohen Buchen und üppigem Unterholz beſtanden, nach der Feldberger Seite zu theils felſig, theils mit Aehrenfeldern überzogen. Die bewaldete Seite wird „der Hollerbuſch“ genannt. Der Boden des ganzen Holzes iſt mit Steinen überſäet, theils mit mächtigen Blöcken, theils mit winzigen Steinchen.

Es heißt, ein Beſitzer des Holzes habe dem Satan ſeine Seele verpfändet, wenn dieſer in einem Tage eine ſteinerne Brücke über den Luzin errichten würde. Der Satan machte ſich an's Werk und trug aus Nah und Fern die Steine zuſammen. Eben als er zu bauen beginnen wollte, waren die vier und zwanzig Stunden verfloſſen. Der Bauer hatte ſeine Seele gerettet, aber die Steine blieben zur Strafe auf ſeinem Grunde, eine Mahnung an das frevelhafte Spiel.

67.

Das Steinbette bei Ratzeburg.

Die Wenden waren vor Ratzeburg gezogen und den Chriſten half kein Widerſtand. Sie mußten fliehen oder ſich zum

Tode bereiten. Nun lag auch ein Kloſter bei Ratzeburg, da lehrte der Abt Ansver mit vielem Segen. Die Wenden führten ihn mit den Seinen hinweg und ſteinigten ſie am Wege. Da bat der Abt, daß er das letzte Opfer ſein dürfe. Während die Andern den Märtyrertod erlitten, tröſtete er ſie mit Chriſti Blut und betete für ihre Feinde. Dann duldete der Abt ſelbſt die Todesqualen. Im Steinbette am Wege ruht er ſanft mit den Seinen.

68.

Die Elendseichen in der Gegend von Sukow bei Kriwitz.

In einem ſtattlichen Hauſe bat ein Greis um ein Plätzchen, weil ein Gewitter nahte, und um einen Trunk in der Hitze. Aber der Hausherr ſtieß ihn von ſeiner Schwelle in's drohende Unwetter hinein. Er wankte nun, Schutz ſuchend, zu den nahen Eichen. Da ſchlug der Blitz in das Haus und der Reiche mußte während des Brandes ſelbſt ſeine Zuflucht unter den Eichen ſuchen. Er wünſchte ſich den Tod und ſogleich tödtete ihn der Blitz. Sanft aber ſchlief der Greis vor Ermattung unter den Eichen ein. Die Gebeine des Reichen und des Armen deckt jetzt der nämliche Stein zu. Die Eichen aber heißen ſeitdem die Elendseichen.

69.

Dieb erkennen.

Im ſechszehnten Jahrhundert erkannte man Diebe am ausgeſtochenen Auge. Zuerſt wurden, wenn man den Dieb erkennen wollte, Pſalmen geleſen mit der Litanei, darauf erfolgte, wie ein gleichzeitiger Bericht ſagt, ein erſchrecklich Gebet an

Gott den Vater und an Chriſtum, und eine Beſchwörung des Diebes. Darauf wurde mitten im Fußtapfen des Diebes ein kleiner Cirkel gleich einem Auge mit barbariſchem, undeutlichem Namen zugerichtet und ward ein dreieckter Namen von Erz hineingeſtellt, der eigens auf vorgeſchriebene Weiſe dazu geweiht und geſegnet war. Dann ſchlug man mit einem Cypreſſen-Hämmerlein darauf und ſprach: „Du biſt gerecht, Herr, und recht ſind Deine Gerichte.“ Danach ward der Dieb offenbar.

Einſt hatte Einer zu Roſtock Geld nachläſſig an einen Ort gelegt und dieſen vergeſſen. Nachher ſuchte er es am unrechten Orte, und da er es dort nicht fand, ſprach er einen Schmiede an und begehrte von ihm, er ſolle dem Diebe ein Auge ausſtechen. Da machte ſich der Schmied an's Werk und der Herr ſelbſt verlor dadurch ein Auge.

In Gyſtorf hatte Einer einen ſilbernen Löffel verloren, ging zum Schmiede und begehrte, daß er mit ſeiner Zauberkunſt dem Diebe ein Auge ausſtechen ſollte. Da verlor das Söhnchen des grauſamen Mannes, der den Löffel verloren, ein Auge, denn es hatte ihn fortgeworfen.

Einige Schmiede verſchmiedeten ſpät Abends etliche Glieder von einer Kette, daran ein Dieb gehangen. Mittlerweile begann Einer etliche Male an die Thür zu klopfen, bis ſie aufſprang. Da trat der Gehängte herein und drohte den Schmieden den Hals umzudrehen, wenn ſie redeten. Darauf ergriff er den Hammer, that damit drei Schläge auf den Ambos und verſchwand, wie er gekommen war.

70.

Die Kirche zu Dobberan.

Dobberan, ein Mecklenburgiſcher Flecken, liegt zwiſchen Wismar und Roſtock, eine gute halbe Meile von der Oſtſee entfernt. Im Jahre 1793 gründete dort der Großherzog

Friedrich Franz Deutſchlands erſtes Seebad. Richtiger könnte man das Bad „am heiligen Damm" nennen, weil eben Dobberan eine halbe Meile von der See entfernt liegt und ein großer Theil der Badegäſte in den prächtigen Häuſern am heiligen Damme wohnt. In Dobberan wohnt der andere Theil der Gäſte und es dient als Sammelplatz aller das Bad Beſuchenden. Wer Dobberan beſucht, unterläßt es gewiß nicht, die dortige ehrwürdige Kirche in Augenſchein zu nehmen.

In der Kirche von Dobberan hängt ein mächtiges Hirſchgeweihe. Daran knüpft ſich die Sage von der Entſtehung dieſer Kirche. Mehrere Herren dieſer Gegend waren zu deren gemeinſchaftlichem Bau entſchloſſen. Sie konnten aber nicht einig werden, wo die Kirche ſtehen ſolle. Sie veranſtalteten eine große Hirſchjagd und machten aus, wo der erſte Hirſch geſchoſſen werde, da ſolle die Kirche ſtehen. Der erſte Hirſch wurde geſchoſſen, und als man zuſprang, um ihn und die Stelle zu beſichtigen, flog auch noch ein Schwan auf und kreiſte mit ſeinem Rufe: „dobber, dobber!" über dem Orte. „Dobber" heißt auf Wendiſch gut. So baute man denn hier die Kirche und nannte die Stadt, welche neben ihr entſtand, Dobberan.

Sie ſtammt in der That aus der älteſten chriſtlichen Zeit des deutſchen Nordens. In Kreuzform gebaut iſt ſie ein großes, bedeutendes Gebäude, und würde, mit einem entſprechenden Thurme verſehen, großartig erſcheinen. Die Lage iſt reizend. Ein Höhenzug, mit den ſchönſten Buchen bewaldet, an deſſen Fuße ſie ſich erhebt, gibt ihr einen maleriſchen Hintergrund, während liebliche Baum- und Sträuchergruppen ſie umgeben, als ob die Natur nichts verſäumen wollte, um dieſen Ort zu einem Aufenthalte der Ruhe, des Friedens und der Freude zu machen. Urſprünglich ſtand dicht neben der Kirche ein großes Cyſterzienſer Kloſter, von welchem noch heute einige Gebäude übrig geblieben ſind, die nun weltlichen Zwecken dienen.

Treten wir in das Innere der Kirche. Die ſtarken, koloſſalen Seulen ziehen unſeren Blick empor und die faſt eben ſo hohen Fenſter laſſen uns erkennen, wo ſie oben enden. Es iſt ein großartiges Kirchenſchiff, welches unwillkürlich an das der Lorenz- und Sebalduskirche in Nürnberg erinnert, nur finden wir hier nicht, wie dort, die unvergleichlichen Kunſtwerke eines Peter Viſcher und eines Adam Krafft, kein Sebaldus-Grabmal und kein Sakramentshäuschen. Indeſſen ohne werthvollen Schmuck iſt dieſe Kirche nicht. Uns feſſeln die kunſtvollen Holzſchnitzarbeiten, womit beſonders der Altar geſchmückt iſt. Neben demſelben erblicken wir auch ein Sakramentshäuschen, aus Holz geſchnitzt, welches in dieſer Art von Kunſtarbeit dieſelbe Stufe einzunehmen berechtigt iſt, wie das in Nürnberg. Außerdem ſind die Kirchenſtühle der Mönche ebenfalls mit den meiſterhafteſten Holzarbeiten geziert. Beſonders erregen die Roſetten an den Seitenwänden der Stuhle unſere lebhafte Bewunderung. Jede zeigt ein anderes Bild. Ein Maler kann faſt keine ſanftere, biegſamere und geſchmeidigere Blatt- und Blumenform auf dem Papiere hervorbringen, als ſie hier aus hartem Holze herausgearbeitet ſind.

Wir treten hinter den Altar und finden hier zuerſt eine ſtark beſchädigte Statue, welcher der Kopf und ein Theil der Beine fehlen. Sie iſt in gebückter Stellung und aus hartem Sandſtein gearbeitet. Im erſten Buche Moſes, Kapitel 19, Vers 26 heißt es: „Und ſein Weib ſahe hinter ſich und ward zur Salzſeule.“ Hier liegt ſie, in der Kirche zu Dobberan, die Frau des Lot. Eine geringere Bedeutung hat dieſe Antique nicht. — Daneben ſteht ein alter Schemel mit nur noch drei glatten Beinen; das eine Bein iſt halb durch den Sitz geſtoßen. Er iſt auch bibliſchen Urſprungs. Es iſt der ſogenannte Stuhl, auf welchem der achtundneunzigjährige Hohepriester Eli zu Silo ſaß und der Nachricht über den Ausgang der Schlacht zwiſchen den Juden und den Philiſtern harrete. Als der Bote mit der Nachricht kam, daß 30,000 von Iſrael gefallen wären und die Lade Gottes genommen ſei, fiel Eli zurück vom Stuhl am Thor und brach ſeinen Hals entzwei und ſtarb. — Hier ſteht dieſer Unglücksſtuhl.

In einem Winkel erblicken wir einen großen Wirbelknochen. Er hat vielleicht einen Fuß im Durchmeſſer. „Von einem Mammuthsthier?“ bemerke ich dem Führer. Ach nein! das iſt ein Schulterknochen des heiligen Chriſtoph aus Paläſtina oder aus Syrien.

71.

Der heilige Damm.

Zu Dobberan, unfern dem Oſtſee-Strande, ſtand ein durch die Frömmigkeit ſeiner Prieſter weit berühmtes Kloſter. Der Satan hatte ſchon lange die Vernichtung deſſelben beſchloſſen und dachte dieſelbe während eines Sturmes auszuführen. Die Meerwellen peitſchten gegen das Land und mit ihrer Hülfe vermeinte er unerhörte Maſſen von Steinen über das Kloſter zu ſchleudern und mit eins das Gotteshaus und ſeine Bewohner mit der ſteinernen Wucht zu erdrücken. Von dem Toben des Sturmes erwachten die Prieſter. Die ſchäumenden Wellen liefen weit in das Land hinein. Das entfeſſelte Element raſte in grimmer Wuth. Schon nahte das vernichtende Unwetter dem Kloſter, als alle ſeine Bewohner Hülfe vom Himmel erflehend zum Gebete niederknieten. Wie ſie das Zeichen des Kreuzes machten und Gottes Namen inbrünſtig anriefen, da war des Satans Macht gebrochen. Ihm entfielen die Steine alle, die das Kloſter hatten zerſtören ſollen.

Dieſe Steine bedecken heute noch den Strand des herrlich gelegenen Seebades, reichen in weiter Ausdehnung wie eine unterirdiſche Inſel in die See hinein und werden der heilige Damm genannt.

72.

Empfehlung des Kirchenbeſuches.

Anno 1567 kam ein Wandersmann zu einem Weibe in einem Dorfe, eine Meile von Schwerin, und fragte, ob nicht gepredigt werde. Da es nun während der Kirche war, ſo antwortete das Weib: ja. Der Wandersmann fragte weiter, warum ſie ſelbſt denn nicht in die Kirche ginge. Das Weib ſprach: „was ſollt' ich in der Kirche machen? Ich müßte vielmal zur Kirche gehen, ehe ich einmal ſatt würde.“ Der Wandersmann ſprach: „„„Frau, Ihr redet läſterlich; fürchtet Ihr auch Gott? Gehet Ihr auch zum Nachtmahl des Herrn?““ — „Was Nachtmahl des Herrn“, ſprach das Weib, „eine Schüſſel voll Kraut iſt beſſer als des Herrn Nachtmahl.“ Da kam bald der Teufel wie eine große Maus, lief dem Weibe unter die Kleider und verbrannte ſie ſo, daß die Haut ihres Leibes an etlichen Stellen gar ſchwarz wurde, und führte ſie hernach mit ſich in die Luft. Als aber für das Weib das gemeine Gebet geſchah, brachte ſie der Teufel nach wenigen Tagen wieder in ihr Haus.

73.

Vicelinus.

Im Anfange der Regierung Kaiſer Konrads des Dritten (1138—1152) lebte ein gottesfürchtiger Lehrer und eifriger Heidenbekehrer, Namens Vicelinus, vornehmlich in der Gegend von Lübeck. Durch ſein gläubiges Gebet wurden nicht wenige Kranke geheilt. Auch trieb er böſe Geiſter aus.

Einſtmals brachte man eine Jungfrau, mit Namen Ymme, zu ihm, welche der böſe Feind plagte. Der Heidenbekehrer fragte den unreinen Geiſt, warum er ſich unterſtanden habe, in dieſe Jungfrau, die doch ein Gefäß und Tempel des heiligen Geiſtes wäre, zu fahren. Der Geiſt antwortete: Darum habe ich es gethan, weil ſie mich zum dritten Male beleidigt hat. „Womit hat ſie Dich denn beleidigt?“ fragte der Heidenbekehrer weiter. Dadurch, antwortete der Teufel, daß ſie mich in meinem Geſchäfte behindert hat. Ich habe zweimal einige Diebe abgefertigt, in ein Haus zu brechen. Da ſaß ſie am Feuerheerde, machte gleich allerlei Geſchrei und ſchreckte ſie zurück. Und jetzt, da ich unſers Fürſten wegen eine Geſandtſchaft in Dänemark zu verrichten hatte, fand ich ſie unterwegs und ſie war meinem Verhaben hinderlich. Da veſchloß ich, mich an ihr zu rächen.

Als nun Vicelinus viele Beſchwörungen gegen ihn häufte ſprach er: Was treibſt Du mich viel, da ich doch ohnehin bereit bin, freiwillig auszufahren? Bald werde ich nach dem nächſten Städtchen wandern und meine Cameraden beſuchen, die ſich allda heimlich aufhalten. Denn das iſt mir befohlen zu thun, ehe denn ich nach Dänemark reiſe.

Vicelinus fragte: „Wie iſt Dein Name? Wer ſind Deine Geſellen? und bei was für Leuten halten ſie ſich auf?“

Er ſprach: Ich heiße Rufinus. Zwei Cameraden habe ich hier, einer beim Rothbeſte, der andere bei einem Weibe eben in dieſer Stadt. Dieſelbigen will ich heute beſuchen. Morgen, ehe denn die Kirche den erſten Glockenſtreich geben läßt, werde ich wieder her kommen, Abſchied zu nehmen, und alsdann nach Dänemark gehen.

Damit wich er von der Jungfrau. Vicelinus befahl, man ſolle ſie mit Speiſe und Trank laben und den andern Morgen vor ein Uhr wiederum zur Kirche führen.

Indem aber die Eltern ſie am andern Morgen zur Kirche begleiteten, fing der Geiſt wieder an, ſie zu plagen, ehe ſie die Schwelle der Kirchthür betraten, und als eben der erſte Glockenſtreich geſchehen ſollte. Aber Vicelinus hörte nicht auf, ihn zu beſtreiten, bis er durch die Macht und Kraft des großen Gottes getrieben ward, zu weichen.

Was er aber von dem Rotheſto gemeldet hatte, beſtätigte ſich. Von dem böſen Feinde beſeſſen, erhängte er bald darauf ſich ſelbſt. In Dänemark aber erhob ſich eine ſchreckliche Verwirrung.

74.

Der Teufel zu Kuxhaven.

„Den ſoll der Teufel holen!“ fluchte Jemand im Wirthshauſe zu Bützfleth, Landes Kedingen. „De haalt ken mehr“, antwortete der Wirth, „de liggt in Kuxhaam vör Anker. Denn einſt verdang ſich der Teufel als Schiffsjunge zu Kuxhaven; als aber der Schiffer merkte, welchen Geſellen er an Bord habe, und der Junge gerade am Anker zu thun hatte, ließ der Schiffer die Spille fahren, mit welcher der Anker aufgewunden wird. Da fuhr der Anker mit der Kette zu Grunde, und der Teufel mit. Seit der Zeit liegt der Teufel zu Kuxhaven verankert.“

75.

Der Kirchenbau zu Bliedersdorf.

In Bliedersdorf bei Horenburg im Bremiſchen iſt eine alte, aus Feldſteinen (Granitfündlingen) erbaute Kirche. Als ſie gebaut wurde, war Nachts immer mächtig weiter gearbeitet und die Steine herangebracht. Man wußte nicht, wer es that, man ſah aber deutlich, daß ſie mit Ochſen herangebracht waren. Einer wollte ſehen, wie das zuging, und verſteckte ſich im Bau. Als am Morgen die Mauerleute kamen, war weiter gearbeitet, der Neugierige aber ganz eingemauert, und nur ſeine Arme waren frei.

76.

Das Crucifix und die Häringe bei Helgoland.

Vor Zeiten war auf der Inſel Helgoland ein Crucifix, welchem der Glaube einen beſondern Einfluß auf den Häringsfang beimaß. Es ward daher alljährlich in großer Proceſſion um die Inſel getragen. Einſt erſcholl während des Umzugs plötzlich die Nachricht, es hätten ſich Häringe gezeigt. Da eilte die ganze Mannſchaft zu den Böten. Der Träger des Crucifix ließ dies in der Verwirrung fallen; es zerbrach. Zwar ſammelten einige Weiber, die noch an dem alten Glauben hingen, die Stücke und trugen ſie in die Kirche; aber die Häringe entfernten ſich doch von der Inſel.

77.

Die Bridſiarhügel auf Sylt.

Eine Jungfrau aus Eidum oder Alt-Weſterland hatte ſich einſt einem Jüngling verlobt. Sie hatte ihm mit dem Schwur, daß ſie eher ein Stein, als die Gattin eines Andern ſein würde, die Ehe verſprochen. Der Jüngling fuhr in dem Glauben an die Treue ſeiner Braut wieder zur See hinaus. Doch leichtſinnig vergaß die Jungfrau ihres Bräutigams, als er Jahre lang wegblieb, und verſprach ſich einem Schlächter oder Todtſchläger aus Keitum. Die Hochzeit mit dieſem wurde feſtgeſetzt. Der Brautzug hatte ſich nach alter Weiſe, den Vormann an der Spitze, von Eidum aus nach Keitum in Bewegung geſetzt, als auf der Mitte des Weges ein altes Weib der Hochzeitsgeſellſchaft begegnete. Es rief der Geſellſchaft die warnenden Worte zu: „Eidembóör, Weidembóör, juu Brid es en

Hex!“ (Eidumer, Weidumer, eure Braut iſt eine Hexe, Falſche oder Ungetreue). Der Vormann oder Anführer des Zuges vermaß ſich, darauf folgende Antwort zu geben: „Es üüs Brid en Hex, da wild' ick, dat wü jir altemdal dialſouk' en wedder apwugſet üs grä Stiin!“ (Iſt unſere Braut eine Hexe, dann wollte ich, daß wir hier alleſammt niederſänken und wieder aufwüchſen als graue Steine.) — Kaum waren dieſe Worte geſprochen, da ſanken Braut und Bräutigam ſammt der ganzen Hochzeitsgeſellſchaft in die Erde und wuchſen in graue Steine verwandelt wieder halb aus der Erde hervor, zur Warnung für alle falſch und leichtſinnig Schwörenden. Die alten Sylter warfen zum Andenken an dieſes Wunder die zwei „Bridſiarhügel“, d. i. Hügel der Hochzeitsgeſellſchaft, auf und zeigten dieſe ſammt den grauen Steinen noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Dann aber haben die jetzigen Tinnumer, auf deren Feldmark ſie einſt lagen, dieſelben weggeräumt.

78.

Warnung vor Untreue.

In Tinnum lebte einſt ein junger, lebensluſtiger Seefahrer Namens Jens Anderſen. Er war geboren den 30. Juni 1716. Es gab damals keinen ſchöneren Jüngling und keinen flinkeren Seefahrer auf Sylt als Jens von Tinnum. Er hatte ſeine Navigation leicht und gut gelernt, war ſchnell als Seefahrer avancirt, noch nicht 20 Jahre alt und bereits Steuermann auf einem großen Handelsſchiffe. Alle ledigen, heirathsluſtigen Inſulanerinnen warfen ihre Netze aus, um dieſen Seefahrer zu fangen. Die übrigen Freier beneideten ihn und lauerten ihm auf, wenn er Abends ausging. Die Hexen und boshaften Weiber aber, die er verſchmähte, neckten und verfolgten ihn überall und ſuchten ihn zu hindern. Er hatte, noch ſehr jung, bereits ſeiner ſchönen Nachbarin, Marie Mannis, die Ehe verſprochen.

Einſt aber hatte er eine ſchöne Jungfrau aus Keitum geſehen und ſich in ſie verliebt. Am folgenden Abend ging er heimlich von ſeinem Heimatsdorfe oſtwärts nach Keitum, um ihr ſeine Huldigung darzubringen. Er war eben voller leichtſinniger Gedanken, als ihm auf halbem Wege ein Abenteuer begegnete. Hinter einem Dornenbuſche traten plötzlich zwei in weiße Gewänder gehüllte Geſtalten hervor, die ſich ihm vertraulich näherten. Sie faßten ihn ohne zu ſprechen unter die Arme und zogen ihn ſeitwärts vom Wege ab nach Norden zu. Der Jüngling ſträubte ſich anfangs gegen die heimliche Entführung, denn das Abenteuer kam ihm ſehr ungelegen. Allein er fügte ſich bald den ſchönen weißen Damen und ging, wohin ſie wollten. Nach mehrſtündiger, ſchweigender Wanderung über Acker und Haiden näherten ſie ſich wieder dem in die düſtere Nachtluft deutlich emporragenden Kirchthurme zu Keitum. Die Geſpenſter öffneten die Kirchhofspforte und zogen, wie widerwillig ſich der junge Seefahrer auch geberdete, ihn mit leichter Mühe auf den Kirchhof bis zu einem friſchgeöffneten Grabe. Hier verſchwanden ſie plötzlich hinter Grabſteinen und ließen den Freier allein.

Es war um Mitternacht, als er bei den Brambügeln, wo der Tinnumer Kirchweg eine Biegung hat, anlangte. Da traf ihn ein zweites Abenteuer. Jens Anderſen ſah ſich plötzlich von einer Schaar unheimlicher Weſen, von Hexen, welche Katzengeſtalten angenommen hatten, umringt. Sie hüpften und rannten in ſinnberauſchendem Wirbel rings um ihn her. Einige ſprangen ihm ſogar auf den Nacken und liebkoſeten und kratzten ihn wechſelweiſe.

Der Seemann ſtieß ſchreckliche Flüche und Verwünſchungen aus und ſuchte die unheimliche Geſellſchaft auf alle nur mögliche Weiſe zu verſcheuchen, jedoch umſonſt. Die hölliſchen Weſen wurden immer zudringlicher. Da ergriff er die letzte

Waffe des Matroſen, ſein Meſſer, ſtieß es nach den Unholden und ſchleuderte es in der Hitze des Kampfes mit dem Ausrufe:

Aus meinen Händen,
In des Teufels Lenden!

mitten unter ſie.

Es entſtand ein großes Jammergeſchrei, und die Katzen oder Hexen verließen ihn jetzt. Sein Meſſer fand er aber, alles ſpäteren Suchens und Nachforſchens ungeachtet, auf Sylt nicht wieder. Seiner Braut blieb er in der Folge ſtets getreu.

79.

Die Bramhügel auf Sylt.

Die Bramhügel waren von Alters her wegen der Hexentänze und Geſpenſtererſcheinungen berüchtigt, ſowie wegen der böſen Blicke und Rathſchläge, die hier von Hexen geſchmiedet wurden. Daher heißt das Thal, welches dieſe Hexenhügel von den Verſammlungshügeln der Männer, den Thinghügeln, trennt, noch jetzt „Glüüreglat", d. i. das Thal der böſen Blicke. Die Männer auf den Sylter Thinghöhen gaben ſich ähnlich den Oſtfrieſen auf dem Upſtalsboom in den ſogenannten Urverſammlungen ſelber z. B. folgende „Welkuaren" (Regeln oder Grundſätze): Dreimal im Jahre kommen alle eingeſeſſenen Sylter zuſammen; zweimal (nämlich im Frühjahr und um Mitſommer), um Rechte (Geſetze, Beliebungen und Verbote) zu machen, und einmal (nämlich im Herbſte), um Recht zu ſprechen (Gericht zu halten). — Wenn Einer derſelben Noth oder Unrecht leidet, ſollen die Andern ihm zu Hülfe kommen oder zu ſeinem Rechte verhelfen. — Wenn Einer ungehorſam wird gegen ein Geſetz des Landes, ſollen die Andern ihn im Thing verurtheilen und beſtrafen." Auch die Hexen auf den Bramhügeln machten ſich Regeln, welche ſie herzuſagen pflegten, wenn ſie ſich zu ihren nächtlichen Fahrten und Tänzen ſalbten. Z. B. „Sei hier und da und überall! — Stoß hier und da und nirgend an! — Leg Knoten hin für Jedermann! — Bring Jeden, nur nicht dich zu Fall!“ — Man kennt noch ſonſt manche Reime und Sprüche der Sylter Hexen oder ſolche, welche ſie betreffen. Nach einer Altſylter Erzählung heißt es: Es hatten ſich einſt drei Hexen während der Nachttänze verſpätet. Eine derſelben, Glühauge genannt, ſaß auf einem Sand- oder Steinchenberge und ſtierte in das aufdämmernde Tagesroth. Da gewahrte ſie zwei andere Hexen, als lahme Ente und die andere als Kuh benannt, erſtere heranwatſchelnd, letztere über das Feld eilend. Sie rief neckend der lahmen Ente zu: „Lauf, lauf, lahme Ente, zur Wette mit der Kuh, die den Rekel (großen Kerl) aß.“ Aber in dem Augenblicke ſteigt die Sonne herauf, zerreißt die Dämmerung und macht den Berg wie vom Feuerſchein erglänzen. — Hub! was war das? ruft ſie erſchreckt und fliegt zum Henker.

Die kleine Mythe heißt in der ſylterfrieſiſchen Mundart:

Gleesoge ſeet up Stinkenbarig
En glüüret ön de Daageruad
Jü terret höör Seſter:
Laap, laap lam Enk',
Hur de Kü rent,
Diar de Rekel eet! —
Hu! wat wiar dit? —
De Daageruad ſpleet;
De Barig bruan önder;
Gleesoge fleeg na de Hinger.

80.

Die Sturzwelle.

Auf einem Schiffe fuhren einſt drei Schiffer, die zu Sylt verheirathet waren; einer derſelben war Capitain, die andern Steuermänner. Während ihrer Abweſenheit von der Heimatinſel ergaben ſich ihre Weiber der Hexerei, um ihnen in der Nacht in allerlei Geſtalten ſtets nahe ſein zu können. Einſt lag das Schiff in einer fernen Seeſtadt. Die Hexen waren ihren Männern dahin gefolgt und entdeckten, daß ihre Eheherren nicht treu waren. Das reizte ihre Eiferſucht und ihren Zorn in ſolchem Maße, daß ſie eines Abends, als ſie wähnten, die ganze Schiffsmannſchaft ſei an's Land gegangen, um ſich dort zu vergnügen, auf dem Schiffe den Plan verabredeten, daſſelbe auf der Rückreiſe in der Geſtalt dreier Sturzwellen zu überfallen und mit Mann und Maus zu verſenken. Die jüngſte und unerfahrenſte Hexe äußerte nur noch die Beſorgniß, ob ſie nicht ſelber dabei zu Schaden kommen würden. — „Nein, nur dann, wenn ein Reiner mit reinen Waffen die Unreinen zu beſchützen und uns abzuwehren ſucht", belehrte ſie die älteſte. Es hatte aber der Schiffsjunge heimlich die Unterredung der Hexen gehört, ohne daß ſie es ahnten. Ehe das Schiff nun heimwärts ſegelte, kaufte der Junge ſich einen neuen Degen und ging oft mit demſelben in der Hand, zum großen Geſpötte der übrigen Schiffsmannſchaft, auf dem Decke umher. An einem ſtürmiſchen Abende ſtand er wieder mit ſeinem Degen an der Windſeite des Schiffes auf dem Verdeck. Da nahte ſich eine thurmhohe, ſchaumbedeckte Welle dem Schiffe. Alle glaubten, ihrem Untergange nahe zu ſein; jedoch der Schiffsjunge ſtieß ſeine Waffe in die Welle, ſie glitt vorüber und ließ nur eine Blutſpur zurück. Da wälzte eine zweite und endlich gar eine dritte gefahrdrohende Woge ſich mit großem Getöſe gegen das Schiff heran. Indeß der Unſchuldige wehrte mit ſeiner unbefleckten Waffe auch dieſe glücklich ab. Sie verſanken, wie die erſte, unſchädlich und nur ein rother Streifen zeigte an, wo ſie geweſen waren. Als das Schiff bald darauf ohne weitere Fährlichkeit die Heimreiſe vollendet hatte, erfuhren die drei Schiffsleute, daß ihre Weiber alle in einer Nacht, und zwar in derſelben, in welcher der Schiffsjunge die drei Sturzwellen abgewehrt hatte, krank geworden und geſtorben waren.

81.

Die oldenburgiſche Spinnſtube.

Im Oldenburgiſchen war eine Spinnſtube beiſammen, darin machten Burſchen und Mädchen aus, wenn ein Mädchen ihre Rolle nicht vollſpinne, ſo ſolle es an dem Lob Garn, woran etwas fehle, ſo lange die Spinnſtube an dem Abende dauere, aufgehängt werden. Nun war eine Jungfer, die ſpann nicht voll, und als ſie daran waren, ſie aufzuhängen, entſtand ein Brüllen vor der Thür. Darauf ſtürzten alle aus der Stube, um zu ſehen, was das wäre. Während deſſen ging dem Mädchen, das da aufgehängt war, der Stuhl unter den Füßen fort und als die übrigen wieder in die Stube kamen, war das Mädchen todt. Es ſoll aber dies Brüllen und Winſeln der Böſe angeſtellt und einen Stuhl unter des Mädchens Füßen weggezogen haben.

82.

Die frieſiſche Magd.

In dem friesländiſchen Dorfe Wier diente eine arme, fleißige Dienſtmagd bei einem Bauern. Als ſie das vierzehnte Jahr erreicht hatte, ſtellte ſich bei ihr der Teufel in Geſtalt eines wohlhabenden Bauernſohnes als Freier ein. Er gab ihr ſowohl Geld als güldne Ringe, das hat ſie nachmals wieder herausgeben müſſen und darauf hat der böſe Feind ſie bis zum Jahre 1686, wo ſie das achtzehnte Lebensjahr erreicht hatte, wieder verlaſſen. Danach aber hat er ſich wieder in

Univ. Bibl.
München

vorgedachter Geſtalt offenbart und von der Zeit an iſt die Verbündniß zwiſchen ihr und dem Satan angewachſen, doch hat die Magd nie anders gemeint, als daß ſie mit einem feinen Bauern ſpreche. Als er aber einſt mit ihr im Garten geredet und ſie nicht allein mit Scheltworten angefahren, ſondern auch alle Bäume im Garten umgekehrt, hat ſie ihn erkannt. Seitdem iſt er ihr nicht wieder in menſchlicher Geſtalt, ſondern bald als ein gelber Hund, bald als ein Kalb erſchienen und hat gedroht, ſie umzubringen.

83.

Von einem Kinde, das kindiſcher Weiſe ein anderes Kind umbringt.

In einer Stadt, Franecker genannt, gelegen in Weſtfriesland, da iſt geſchehen, daß junge Kinder, fünf- oder ſechsjährige Mägdlein und Knaben, mit einander ſpielten. Und ſie ordneten ein Büblein an, das ſolle der Metzger ſein, ein anderes Büblein, das ſolle Koch ſein, und ein drittes Büblein, das ſolle eine Sau ſein. Ein Mägdlein, ordneten ſie, ſolle Köchin ſein, wieder ein anderes, das ſolle Unterköchin ſein; und die Unterköchin ſolle in einem Geſchirrlein das Blut von der Sau empfahen, daß man Würſte könne machen. Der Metzger gerieth nun verabredetermaßen an das Büblein, das die Sau ſollte ſein, riß es nieder und ſchnitt ihm mit einem Meſſerlein die Gurgel auf; und die Unterköchin empfing das Blut in ihrem Geſchirrlein. Ein Rathsherr, der von ungefähr vorübergeht, ſieht dies Elend; er nimmt von Stund' an den Metzger mit ſich, und führt ihn in des Oberſten Haus, welcher ſogleich den ganzen Rath verſammeln ließ. Sie ſaßen all' über dieſen Handel, und wußten nicht, wie ſie ihm thun ſollten, denn ſie ſahen wohl, daß es kindlicher Weiſe geſchehen war.

Einer unter ihnen, ein alter weiſer Mann, gab den Rath, der oberſte Richter ſolle einen ſchönen rothen Apfel in die eine Hand nehmen, in die andere einen rheiniſchen Gulden, ſolle das Kind zu ſich rufen, und beide Hände gleich gegen ſich ausſtrecken; nehme es den Apfel, ſo ſolle es ledig erkannt werden, nehme es aber den Gulden, ſo ſolle man es auch tödten. Dem wird gefolgt; das Kind aber ergreift den Apfel lachend, wird alſo aller Strafe ledig erkannt.

84.

Der Häringsfang in Rotterdam und Scheidam.

In Holland pflegen ſich in den beiden Seeſtädten Rotterdam und Scheidam die Leute mehrentheils vom Fiſchfange zu ernähren. Als nun einſt die Einwohner dieſer beiden Städte hinaus auf den Häringsmarkt ſchifften, haben die Rotterdamer zwar eine große Menge Häringe gefangen, die Scheidamer aber haben anſtatt der Fiſche eitel Kieſelſteine herausgezogen. Derhalben ward dann auch alsbald an ein Weib Hand angelegt und dieſes bekannte: Sie wäre durch ein kleines Löchlein in einem Glaſe, das ſie auch verwies und das kaum groß genug war, um einen Finger durchzuſtecken, hindurchgefahren, hätte ſich in einer Fiſchblaſe in's Meer gelaſſen und wäre darin bis an den Ort gefahren, wo der Häring ſeinen Stand gehabt. Daſelbſt hätte ſie mit ihren Beſchwörungen die Häringe verjagt und Kieſelſteine an ihre Stelle gebracht.

85.

Das Bürſchel von Holland.

In einem kleinen holländiſchen Marktflecken war ein Schneider, der mußte Alles, was er gebrauchte, auf einem Schiebkarren einen Graben entlang nach ſeinem Hauſe ſchieben. Einmal traf er auf einen großen Kreis von Menſchen, Männer und Frauen, die ſtanden um ein Feuer und brieten Katzen. Da ſprach der Schneider, ob ihm nicht Jemand etwas helfen und vor ſeinem Karren ziehen könnte. Da ſpannte ſich ein Bürſchel vor und zog immer zu bis vor des Schneiders Thür, ſprach aber kein Wort. Der Mann ging in's Haus, ſchloß das Haus zu, weil ihm die Sache nicht richtig ſchien, und ließ auch die Fuhre mit dem Bürſchel ſtehen. Hätte er's mit hinein genommen, ſo hätte er ihn im Hauſe gehabt. Er rief aber aus dem Fenſter: Dort, nicht weit davon, in einer Brauerei, wollten ſie einen Knecht haben. Da ging das Bürſchel in die Brauerei, forſchte aber nicht nach Arbeit, ſondern ging gleich in die Brauerei. Nachher haben die Leute den Prediger gefragt und der hat ihnen nichts rathen können, als daß ſie ihm einen Platz anweiſen ſollten; da haben ſie ihm den Platz hinter dem Schornſteine angewieſen. Das Bürſchel ißt nicht, trinkt nicht und arbeitet nicht, hat aber vor Niemand Furcht, als vor dem Hausherrn. Wenn der ihm mit der Wurfſchaufel droht, zieht es ſich hinter den Schornſtein zurück. Abends läuft es als Pudelhund in dem Waſſer vor der Brauerei umher und hat ſchon Manchem Schaden angethan, der dort vorbeigekommen iſt.

86.

Das Mädchen von der Homburg an der Weſer.

Alle hundert Jahre um die Mitternachtsſtunde begegnet dem ſpäten Wanderer am Fuße der Homburg, eine reſige Jungfrau, zwei goldene Eimer an eben ſolcher Schanne tragend, und aus der Quelle, welche unten am Berge entſpringt, Waſſer ſchöpfend. Sie winkt freundlich dem erſtaunten Wanderer, und wenn derſelbe, ihr folgend, die Spitze des mit Ruinen bedeckten Berges erreicht hat, findet er dort zwölf rieſige, geharniſchte und bewaffnete Männer um ein brennendes Feuer ſitzen. Die Jungfrau gibt dem Jüngling (denn ein ſolcher muß es ſein) durch Zeichen zu verſtehen, daß er die Männer bekämpfe und ſie ſelbſt dadurch von dem allnächtlichen Waſſertragen erlöſe. Entflieht er feige, ſo gießt ſie ihm unter ſchallendem Hohngelächter das Waſſer nach; beſiegt er aber die Geharniſchten, ſo beſchenkt ſie ihn zum Danke mit den goldenen Eimern, die ihn dann lebenslang reich und glücklich machen.

87.

Der Gott im Kaſten zu Blumberg im Lippe'ſchen.

Es wohnten in der Stadt Blumberg, an einer Stelle, welche man den heiligen Winkel nennt, zwei Nachbarinnen gleicher Nahrung und gleiches Gewerbes, aber ungleiches Glückes. Die eine, Alberd, war arm. Die andere war reich. Eines Tages trafen ſie zuſammen und ſchwatzten, denn ſolchen Weibern iſt es eben ſo unmöglich nur aneinander vorbei zu gehen ohne die Zungen zu bewegen, als es den Baumblättern unmöglich iſt nicht zu rauſchen, wenn der Wind ſie gegeneinander ſchlägt. Es ſprach aber Alberd zu der Reichen: „Mich wundert ſehr, daß bei Euch Glück und Wohlfahrt noch täglich wachſen. Mir aber geht das Glück ab und ich werde von Tage zu Tage ärmer. Und doch treiben wir einerlei Handirung und haben auch mit gleichem Gute angefangen. Auch bin ich mit meinem Ehemanne ſo fleißig wie ihr und Euer Hauswirth. Alle unſere Arbeit hilft uns aber nichts. Von Eurer Arbeit werdet Ihr auch das Glück nicht haben, es wird anderswo herkommen."

Die Nachbarin antwortete ihr freundlich: „Ja, liebe Freundin, die Arbeit thut es freilich allein nicht, ſondern wer einen Gott im Kaſten hat, der wird wohl reich, dem fällt das Glück zu und kann ihm an nichts mangeln." Sie dachte bei dem Gott im Kaſten an den göttlichen Segen, welcher durch ein gläubiges Vertrauen auf Gott, durch fleißiges Gebet, Heiligung des Sabbaths und ordentliches Haushalten die Kammern voll macht.

Alheyd aber ward beſtürzt und die Antwort der Nachbarin erweckte ihr ein tiefes Nachſinnen. Sie brach das Geſpräch ab, ging heim und durchſuchte ihren Kaſten. Als ſie den Gott nicht darin erblickte, machte ſie ſich Gedanken, ihr Reichthum werde nicht eher kommen, bis ſie den Gott im Kaſten hätte. Tichtete derhalben, ſpeculirte und ſpintiſirte darauf gleich dem Krebs im Sack oder in der Butten, wie ſie möge in ihren Kaſten einen Gott bekommen.

Am Oſterfeſte ging ſie gar fleißig in die Pfarrkirche St. Martini zu Blumberg, zumal wenn der Prieſter mit Adminiſtrirung der Hoſtien umging, wenn er dieſelbigen conſecrirte, unter der Meſſe entweder ſelbſt gebrauchte oder anderen austheilte, oder zur Anſchauung des Volks in eine goldene oder ſilberne Monſtranz that. Darum bereitete ſie ſich gleichfalls zur Meſſe und zum Gebrauche des Abendmahles. Als der Meßprieſter einige Hoſtien übrig behielt, gab ſie Achtung, wo er ſie bis zum nächſtenmale verwahrte und ſah überhaupt Alles wohl ab. Ehe der Meßner am Abende die Kirche verſchloß, ging ſie unvermerkt hinein und verbarg ſich. In der Nacht ſchlich ſie hervor, öffnete die Sakriſtei und das Sakramenthäuslein mit teufliſchen Künſten, und nahm die übriggebliebenen Hoſtien heraus, ging heim und legte ſie voller Freuden und frohen Muthes in ihren Kaſten zur Verwahrung.

Als der Prieſter die Hoſtien gebrauchen wollte und nicht fand, ward er ſehr beſtürzt und ſetzte den Meßner darüber zur Rede. Der aber konnte ihm gar keine Antwort geben. Zu der Zeit regierte Graf Bernhard zu Lippe, ein eifriger und tugendhafter Herr. Der gab Befehl, man ſolle ſcharf und genau nach dem Kirchenräuber forſchen.

Nun hatte die Nachbarſchaft des heiligen Winkels auf Alheyd ſchon kein gutes Auge, denn das Geſpenſt ſo ſie nun in ihrem Kaſten hatte, machte bei Tag und Nacht in und außer dem Hauſe ein gräuliches Gepolter und Geklopf. Beſonders vernahm man es von dem Orte her, wo die Truhe ſtand, darin die Hoſtie lag. Auch Lichter und brennende Fackeln ließen ſich dort ſehen. Alheyd ſelbſt empfand in ihrem Herzen und Gewiſſen ſolchen Schrecken, daß ſie ſich nicht mehr zu rathen noch zu helfen wußte. Als ſie nun auch vernahm, es wäre Befehl ergangen, daß man von Haus zu Haus nachſuchen ſolle und als ſie nicht wußte, wo ſie mit der geſtohlenen Hoſtie hin ſollte, warf ſie dieſelbe in ihren Brunnen. Sie wollte aber durchaus nicht untergehen, ſondern floß ſtets oben auf dem Waſſer, wie ſehr auch Alheyd das Waſſer rührte und erregte.

So ward Alheyd ergriffen und in ſchweren Verhaft genommen. Durch immer härteren Angriff wurde das Bekenntniß von ihr erpreßt. Graf Bernhard ließ die Vornehmen des Landes nach Blumberg, wo er damals ſein Hoflager hielt, verſchreiben und zog ſie zu Rath, wie dieſer Kirchenraub gebührend zu beſtrafen ſei. Das Urtheil fiel dahin aus, daß Alheyd lebendig verbrannt werden ſolle.

Der Teufel aber erregte ein ſo ſtarkes Ungewitter von Donner, Blitz, Regen, Sturm und Erdbeben, daß Alle, die zu Blumberg gegenwärtig waren, und der Graf ſelbſt, der ſonſt ein muthiger und kühner Herr war, ſehr erſchraken und gar kleinmüthig wurden. Das Haus des Prieſters zündete ein Blitz an, und es ward ſo ſchnell vom Feuer getroffen, daß Keiner dazu kommen und es retten konnte. Auch der Wind tobte heftig in Wald und Feld. Er richtete eine große Verwüſtung an und riß unglaublich viel Bäume darnieder. Vor dem Heuthore ſtand eine große Linde, wo auch das Weib verbrannt wurde. Selbige Linde faßte der Wind, hob ſie mit Stamm und Wurzeln aus der Erde und kehrte ſie dergeſtalt um, daß die Wurzel oben, der Gipfel aber ſammt den Zweigen unten zu ſtehen kam und in die Erde geſteckt ward. Das

Ungewitter erſchreckte Alle ſo ſehr, daß Niemand in der Nacht ein Auge ſchließen konnte. Deswegen gelobte Graf Bernhard, wenn Gott dies entſetzliche Ungewitter aufhören laſſe, ſo ſolle noch vor Tagesanbruche das Weib ausgeführt und verbrannt werden. Das geſchah auch am folgenden Morgen in aller Frühe, und erſt darnach hat ſich das Ungewitter gänzlich gelegt.

Bei dem Brunnen, in welchen die Hoſtie geworfen war, ließen ſich nachher viele Geſpenſter ſehen. Man erblickte auch Lichter und brennende Fackeln. Das Waſſer dieſes Schöpfbrunnens hatte große Kraft und machte die Blinden ſehend, die Lahmen gehend.

Zum Danke für ſolche göttliche Wohlthat ließ Graf Bernhard im folgenden Jahre einen Altar auf dem Brunnen bauen. An ihm wurde Meſſe geleſen, gebetet, daß Gott aus Gnaden dem Waſſer die große Kraft laſſen wolle. Darauf erfolgte ein großer Zulauf gebrechlicher Leute aus allerlei Nationen, welche ſowohl für ſich das Waſſer gebrauchten, als auch für Andere etwas davon heimnahmen. Man ſah mit Verwunderung, wie viel milde Gaben die ungeſunden Leute auf dem Altare opferten. Im Jahre 1462 erwuchs aus dieſen Geſchenken eine ſchöne Kapelle, und aus ſolchem Kapellgebäude ein noch viel größerer Zulauf und Betfahrt. Deshalb bat der Prior und Convent des Kloſters zu Möllenbeck den Grafen Bernhard zu Lippe, daß ſie ein Kloſter an der Stätte bauen dürften. So wurde ein Kloſter daſelbſt gebaut.

88.

Vom Hühnenbrinke bei Obernkirchen im Lippe-Schaumburgiſchen.

Zu Obernkirchen im Lippe-Schaumburgiſchen hat vor lieben langen Jahren einmal ein Kaufmann gelebt, der ein ſteinreicher Mann war und viele Kapitalien ausgeliehen hatte. Unter ſeinen Schuldnern iſt auch ein Schuſter geweſen, der ihm 200 Thaler geſchuldet hat. Nach einigen Jahren ſtirbt des Schuſters Frau und er heirathet wieder. Da dieſe Frau ihm ein hübſches Vermögen zubringt, ſo hat er nichts Eiligeres zu thun, als dem Kaufmanne 200 Thaler zu bezahlen. Er läßt ſich eine Quittung geben und ſo ſcheint die Sache abgemacht zu ſein. Doch es kam anders. Nach einiger Zeit brennt des Schuſters Haus ab und mit demſelben verbrennt auch, da er wenig retten kann, die Quittung über die 200 Thaler. Um ſich nun zu verſichern, geht er zu dem Kaufmanne, erzählt ihm ſein Unglück und bittet ihn, ihm doch eine andere Quittung auszuſtellen. Dieſer will nichts von der Bezahlung der 200 Thaler wiſſen, und da der Schuſter ſich nicht dazu verſtehen will, ihm die 200 Thaler noch einmal zu bezahlen, ſo verklagt ihn der Kaufmann. Der Gerichtstag kommt und der Kaufmann ſchwört im Gerichte, von dem Schuſter keine 200 Thaler bekommen zu haben, und zwar hat er geſchworen, er wolle, wenn das nicht wahr ſei, was er beſchwöre, nach ſeinem Tode ſich als Rehbock am Hühnenbrinke, der bei dem Orte liegt, ſehen laſſen. Da der Kaufmann geſchworen hat, ſo hat der Schuſter nichts dagegen machen können und hat ihm daher die 200 Thaler noch einmal bezahlen müſſen.

Nach einigen Jahren ſtirbt der Kaufmann. Als die Nachricht von ſeinem Tode im Orte herumgeht, ſind die Leute neugierig und wollen ſehen, ob der Rehbock am Hühnenbrinke ſteht oder nicht. Abends iſt der Kaufmann geſtorben und am andern Morgen ſteht auch richtig der Rehbock an dem bezeichneten Orte. Nun iſt es klar geweſen, daß der Kaufmann falſch geſchworen hat.

Die Leute im Orte ſind nun hingegangen nach dem Hühnenbrinke, und haben ſich um den Rehbock herumgeſtellt, welcher aber nicht von der Stelle gegangen iſt, ſondern die Leute ſo ſpitzbübiſch und boshaftig angeſehen hat, als ob er der leibhaftige Teufel geweſen wäre. Jäger haben nach ihm geſchoſſen mit bleiernen, ſilbernen und eiſernen Kugeln, aber keine hat ihn getroffen, alle ſind abgeprallt. Als die Leute einſahen, daß der Rehbock ein ſolch übernatürliches Ding geweſen iſt, haben ſie ihn zufrieden gelaſſen, nur die Kinder haben ſich noch mit ihm herumgetrieben. Wo er Jemandem einen Schaden zufügen oder einen Streich ſpielen konnte, das hat er gethan. Dies haben die Leute nicht länger mehr ertragen wollen, haben daher zwei Paters holen laſſen, die ihn haben verbannen ſollen, und ein in dem Orte wohnender Fuhrmann muß gleich vier Pferde, einen Wagen und einen Knecht hergeben, und nun fahren ſie hin nach dem Hühnenbrinke. Als ſie bei dem Rehbock angekommen ſind, ſteigen ſie ab und nöthigen ihn, auf den Wagen zu ſitzen. Er will erſt nicht, aber nach vielem Quälen und Zureden geht er endlich doch hinauf. Da ſteigen die Paters auch hinauf und nun muß der Knecht die Pferde anſchlagen.

Auf dem Wege nach dem Hühnenbrinke haben die Paters den Knecht ermahnt, ſich gar nicht durch die Bilder und das dumme Zeug, welches ihm etwa vorkommen ſollte, irre machen zu laſſen, auch ſolle er ja nicht ſprechen, wenn Jemand ihn anrufe, und ſich ja nicht umdrehen, ſondern immer ſeines Weges fortfahren, ſonſt wäre ihre ganze Mühe und Arbeit vergeblich.

Eine Weile geht das Ding ganz gut. Als ſie aber eine Strecke gefahren ſind, da iſt's dem Kutſcher, als wenn ihn Jemand in die Haare zauſ't, auch iſt ihm ſo viel albernes Zeug vorgekommen, daß er gar nicht gewußt hat, ob er lebt oder ſchwebt.

Den Paters, welche dem Rehbock was vorgepredigt haben, iſt es nicht viel beſſer gegangen. Wenn ſie etwas geſagt haben, ſo hat eine Stimme gleich zu ihnen geſagt: ſie ſollten ſich an ihre Naſe greifen, ſie hätten dem und jenem etwas weggenommen, jenen belogen, einen Andern betrogen, kurzum ſie ſeien ſelbſt nicht rein von Sünden.

Als nun der Wagen zwiſchen Neumühl und Obernkirchen in den Wald gekommen iſt, da iſt es dem Knecht am ſchlechteſten gegangen. Vorn und hinten hat es ihn gezupft und doch hat er Keinen geſehen; auch hat es von allen Seiten gerufen, er ſolle ſich einmal umſehen, was da wäre. Am Ende da kann er es nicht mehr aushalten, und ſich von der Seite umſehend, flucht er: „Dat Donnerwetter mant —“ Sowie er nur dies Wort geſagt, da! da ſteht der Wagen, und er mag die Pferde anſchlagen ſo viel er will, ſie bäumen ſich nur und kriegen den Wagen nicht von der Stelle. Was ſollen die Paters nun anfangen? Da iſt kein anderer Rath als abzuſteigen. Nachdem der Rehbock auch heruntergeſprungen und in den Wald gelaufen iſt, geht der Wagen wieder und die Paters müſſen, ſammt dem Knechte mit den Pferden, unverrichteter Sache wieder abziehen. Nun hat ſich der Rehbock immer in dem tiefen Fahrwege, welcher durch den Wald geführt hat, aufgehalten. Iſt nun ein Fuhrwerk gekommen, ſo hat dies einen anderen Weg fahren müſſen, denn der Rehbock iſt nicht von der Stelle gegangen, ſo tückiſch und ſchadenfroh iſt er geweſen.

Endlich ſind wieder zwei Paters gekommen, die haben aber den Rehbock verwieſen an's rothe Meer, und ſeitdem hat er ſich nicht wieder ſehen laſſen.

89.

Die Gründung der Abtei Herford.

Der fromme Waltgerus zu Dornberg betete, daß Gott ihm den Ort zeige, wo er ihm einen Tempel bauen ſolle. Da erſchien ihm eine ſchneeweiße Kuh. Sie trug auf jedem Horne ein brennendes Wachslicht. So lief ſie von Dornberg, etwa eine Meile weſtlich von Bielefeld, zuerſt bis zum Sattelmeierhof Müdenhorſt zwiſchen Bielefeld und Köllerbeck. Da ruhte ſie ſich aus und lief dann weiter bis zur „Freiheit“, wo die Abtei errichtet wurde. Zur Erinnerung hieran wurde jährlich am 10. Dezember in der Abtei und in Müdenhorſt eine hellbunte Kuh für die Armen geſchlachtet. In der letzten Zeit wurden dafür ſechs bis ſieben Thaler an die Armen gegeben.

90.

Die Gründung der Berger-Kirche bei Herford.

Zu Anfange des 11. Jahrhunderts erſchien die Jungfrau Maria in Geſtalt einer Taube einem Schäfer, der am Fuße des Luttenberges bei Herford ſeine Heerde weidete. Sie ſetzte ſich auf ſeinen Hirtenſtab und befahl ihm, der Aebtiſſin von Herford zu verkünden, daß da, wo er ſeinen Stab in die Erde geſteckt habe, ihr eine Stiftskirche gebaut werden ſolle. Der Schäfer that, wie ihm geboten war, wurde aber in der Abtei als Lügner eingeſperrt.

Da ſetzte ſich einem zweiten Schäfer am Luttenberge eine Taube auf den Hirtenſtab und befahl ihm, der Aebtiſſin von Herford das Nämliche zu ſagen. Auch dieſer Schäfer wurde als Lügner in der Abtei eingeſperrt.

Allein in der nächſten Nacht träumte die Aebtiſſin ſelbſt, dort, wo ſich eine Flucht Tauben niederlaſſen werde, ſolle eine Marienkirche gegründet werden. Am Morgen erblickte ſie die Tauben. Sie ließen ſich auf drei Eichen in der Nähe des Luttenberges nieder.

Nun wurde der Bau des Fräuleinſtiftes oder der Stiftskirche begonnen. Am 18. Juni 1011 weihte der Biſchof Mainwerkus von Paderborn das Gebäude ein. Zu Ehren der Weihe und der Erſcheinung wird noch jetzt die Kirmeß oder der Kirchweihmarkt gefeiert und die Viſion genannt. Sie findet zwiſchen Herford und dem Luttenberge ſtatt und iſt der größte Vieh- und Krammarkt von Herford. Der 18. Juni jeden Jahres iſt der Haupttag der Viſion. An dieſem Tage wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts feierlicher Gottesdienſt gehalten, bei welchem die Currentes ſangen. Zu jener Zeit dauerte die Viſion vom 9. Juni bis zum 27. Juni. Am 9. Juni ließ die Küſterin ein Fähnlein auf einem gewiſſen Baume des Luttenberges aufſtecken. Am 27. Juni wurde das Fähnlein wieder abgenommen. Damit war die Kirmeß zu Ende. Jetzt dauert die Viſion nur noch vom Sonntage vor dem 18. Juni bis zum Sonntage nach dem 18. Juni.

91.

Der Kärrner zu Geſicke in Weſtfalen.

In der Stadt Geſicke in Weſtfalen kam ein Kärrner zur Abendzeit in ein Wirthshaus und wollte gern darin übernachten. Die Wirthin aber ſagte, ſie könne ihn nicht beherbergen, weil für die Nacht viel vornehme Leute im Anzuge wären. Der Kärrner entſchloß ſich darauf, im Wirthsſtalle zu bleiben, und legte ſich dort auch ſogleich nieder. Weil er aber nicht einſchlafen konnte, ſo merkte er, wie Teufelsgäſte in altmodiſchen Kleidern ankamen. Denen wurden ſtattliche Tractamente vorgeſetzt, Eſſen und Trinken, und waren luſtig. Sie ſchmierten ſich alle mit einer Salbe, die auf dem Tiſche ſtand, und verſchwanden darauf durch's Fenſter. Als ſie fort waren, ging der Kärrner in die Stube, aß von der daſtehenden Speiſe, ſchmierte ſich auch mit der Salbe und befand ſich gleich darauf im Weinkeller einer vornehmen Stadt. Da erkannte ihn die Tochter der Wirthin aus Geſicke, die auch da war, und gab ihm eine rothe Mütze, die er aufſetzen ſollte. Er trank aber zu viel des Weines, vergaß der rothen Mütze, die er in der Taſche hatte, und blieb im Weinkeller liegen. Am Morgen ward er ertappt und vor Gericht geführt, da erzählte er den ganzen Handel Darauf zog er die rothe Mütze hervor, ſetzte ſie auf und flog davon.

92.

Sagen aus der Gegend von Rehme.

Ober- und Unterfahrenholz ſind zwei Höfe in der Nähe von Rehme. Hier wohnten zwei Brüder, von denen der eine arbeitſam und wohlhabend, der andere träge und unbegütert war. Von blaſſem Neid ließ ſich der ärmere verführen, ſeinem Bruder ein Stück Feld abzupflügen. Wegen dieſes Betruges muß er ſeit ſeinem Tode als feuriger Mann hinter dem Pflug auf jenem Acker umgehen. Wenn es Jemand wagen würde, ihm einen Eimer in die Hand zu geben und er damit einen Teich ausſchöpfte, möchte er noch erlöſt werden.

Die kleinen Leute haben früher viel Verkehr mit den Menſchen hier zu Lande gehabt. In Overbeck bei Rehme kamen ſie zu den Bauern und erbaten ſich den Gebrauch ihrer Backgeräthſchaften, wobei aber Niemand zuſehen durfte. Nach beendigter Bäckerei gaben ſie den Hauseigenthümern von ihren Broden, welche ungewöhnlich lange verhielten. Einſt verſteckte ſich ein Neugieriger unter einen großen Trog, konnte ſich aber nicht ruhig verhalten, ſo daß das Gefäß in ſchaukelnde Bewegung gerieth. Da rief ein kleines Weiblein, das gerade den Teig knetete: „Männeken, kann Wänneken gehn?“ Nein! rief der kleine Mann, und huſch waren beide verſchwunden. Seit der Zeit erſcheinen ſie ſeltener und als an verſchiedenen Orten über ihren Wohnungen Pferdeſtälle angelegt wurden, ſind ſie über die Werra*) davon gezogen. Zwei Tage lang dauerte ihr Auszug und der Schiffer hatte ſchwer überzuſetzen.

---

*) Ein Nebenflüßchen der Weſer bei Rehme.

93.

Sagen von Mülheim an der Ruhr.

Einer der ſchönſten Flüſſe, welche in den Rhein münden, iſt die Ruhr. Noch bei ihrem Austritte aus dem Gebirge, nicht eben weit von ihrer Mündung, pflanzt ſie als Grenzwächter in dunklem Gehölz bei Kettwig und Mülheim mehr oder weniger alte Burgen auf. Aus rother weſtfäliſcher Erde am Abhange des Oſterberges entſprungen, ſondert ſie den Haarſtrang und die Berge des Ardei im Norden und das Sauerländiſche Gebirge im Süden. Ihr Thal iſt eng bis Neheim, wo die erweiterten Wieſenthäler das prachtvolle Rindvieh des Ruhrthales üppig nähren. Kraftvoll ſchreitet der Stier des Ruhrthales vor dem Pfluge daher und die Kuh gibt würzige Milch und den kleinen kräuterreichen Neheimer Käſe. So heißt es denn:

O Ruhr, die aus Weſtfalens Forſt
Den Jagdhund erſt getränkt!
O Ruhr, auf die vom Uferhorſt
Sich Rheinlands Habicht ſenkt!

Das wilde Pferd aus Duisburgs Buſch,
Dem ſchlanken Hirſch verwandt,
Noch unlängſt kam's mit raſchem Huſch
Nach deiner Fluth gerannt.

Der Duisburger Buſch zieht ſich aus der Nähe von Duisburg bis in nicht mehr allzuweite Entfernung von Mülheim. Von der Landſtraße aus blickt der Wandersmann verwundert auf die breiten, tiefen, grünenden Waldwege, welche jene rechtwinklig ſchneiden und aus denen noch in neueſter Zeit oft Räuber und fremde oder verſtellte Männer auf den heimkehrenden Mülheimer zugetreten ſein ſollen. Aber bekannt iſt, daß ein Ueberreſt der wilden germaniſchen Pferde ſich nirgends ſo lange als im Duisburger Buſche, im Winkel zwiſchen Rhein und Ruhr, erhalten hat. Erſt als die Franzoſen im Anzuge waren, ließ der König Friedrich Wilhelm III. die letzten zuſammentreiben und verkaufen.'

Da, wo jetzt der Duisburger Buſch aufhört, zieht ſich bis nach Mülheim eine Anzahl einzeln gelegener Gehöfte, Speldorf genannt. Hier in der Nähe des Duisburger Waldes ſaß einſt ein muthiger Mann, der Wirth Schnüran, des Nachts um zwölf Uhr an ſeinem Braukeſſel. Da ſprangen nach und nach über die Thür dreizehn ſchwarze Katzen, Thiere, ſo feiſt und rund wie die Bären. Sie ſchnüffelten um den Keſſel, ſetzten ſich um den Topf und ſchnurrten. Endlich ergriff Schnüran den großen Schöpflöffel mit glühend heißem Biere und goß dies den Thieren raſch über die Bälge. Himmel Dutzend, wie riſſen ſie da aus durch Hecken und Sträuche. Sie eilten dort nach ihren Wohnungen; am andern Morgen erfuhr Schnüran, daß dreizehn alte Weiber aus ſeiner Nachbarſchaft krank ſeien. Das waren die dreizehn Katzen geweſen und jede hatte von Schnüran's heißem Bier zu koſten bekommen, an dem die eine ſich den Mund, und die andere den Rücken verbrannt hatte.

Wie dieſe Frauen als Hexen erkannt ſind, ſo wurde auch einſt bei Broich am Berge eine Hexe in die Ruhr geworfen. Weil ſie nämlich ihr Bündniß mit dem Teufel nicht bekennen wollte, ſo wurde die Hexenprobe mit ihr angeſtellt. Da, wo im Angeſichte von Schloß Broich, oberhalb der Schlacht oder des Waſſerwehrs, das goldgrüne Ruhrwaſſer im breiten behaglichen Bette um das gartengleiche Mülheim ſeine reizenden Windungen macht, ſollte ſie in den Fluß geworfen werden. Schwamm ſie oben, ſo war ſie eine Hexe. Da ſagte ihr der Teufel am Ufer: „Ich werde Dir helfen. Hier, nimm dieſe ſchwere eiſerne Stange in die Hand; Du fühlſt wohl gleich, daß ohne Teufelskraft ihre Wucht gar Niemand heben kann. Sicherlich zieht ſie Dich nieder auf den Grund der Ruhr. Dann wirſt Du vom Grunde heraufgezogen und für ein ehrlich Weib erklärt.“ Die Hexe nahm, was ihr der Teufel gab. So wurde ſie in die Ruhr geworfen, ſchwamm aber oben wie ein Stöpſel. Nun wurde ſie als eine überführte Hexe an's Ufer gezerrt. Da ſah ſie endlich, daß ſie keine Stange, ſondern eine Nähnadel in der Hand hatte. Der Teufel hatte ſie betrogen und ihr die Augen geblendet.

Am krummen Weidenbaume auf Birkhofs Weide bei Mülheim ging einſt in der Frühe des Oſtermorgens ein Mädchen, im Alter von ſiebenzehn bis zwanzig Jahren, vorbei. Da lag ein Schatz zu Tage, davon füllte ſie ihre Schürze und ging weiter. Aber leider war ſie nicht mehr ſchuldlos, wie die Welt von ihr glaubte. Darum dünkte ihr die Schürze bald ſo naß und ſo kalt, als ſie aus der Weide war, und ſie hatte wirklich ſtatt des Goldes nur noch Kröten und Schnecken darin. Eine tugendhafte Jungfrau wird aber einſt in der Oſterfrühe den Schatz am krummen Weidenbaume noch heben.

94.

Ludger's Begräbniß in Werden.

Als der heilige Ludger zu Münſter ſtarb, wurde ſein Sarg auf einen mit Stieren beſpannten Wagen geſetzt. Dieſe ſollten ſeinen Begräbnißort anzeigen. So hatten es die Boten der Stämme beſchloſſen, welche er zum Chriſtenthume bekehrt. Zu der Zeit aber fingen in dem Kloſterorte Werden, wo er das Kirchlein gegründet hatte, die Glocken von ſelbſt zu läuten an. Der Wagen mit den Stieren bewegte ſich, unter den frommen Geſängen der Boten, nach der Ruhr zu. Als der Sarg an die Ruhr kam, löſte ſich auf dem jenſeitigen Ufer von ſelbſt das zum Ueberſetzen beſtimmte Schiff ab. Ohne Führer kam es heran. Bald befand ſich der Wagen mit den Stieren und den Boten von Werden auf dem Schiffe. Das Schiff ſetzte dann wieder ohne Führer über den Strom. Vor der Landung drehte es ſich dreimal wunderbar auf den Wellen. Dann fuhr der Wagen noch bis nach Werden im Ruhrthale fort. Am Gotteshauſe hielt er an und dort wurde der Sarg beigeſetzt.

Noch jetzt findet ſich faſt keine Familie in ganz Werden, welche nicht einen ihrer Söhne den Namen Ludger gibt. Am eifrigſten aber wird der Heilige an ſeinem Namenstage und an ſeinem Kirchenfeſte verehrt. Das Kirchenfeſt des Heiligen fällt in den Sommer, wenn die Welt in ihrem ſchönſten Glanze liegt. Außer den kleinen Kindern und den Greiſen nimmt beinahe Alles an dem Kirchenfeſte Theil, was ſtundenweit in der Umgend wohnt, Beſonders glänzend iſt alsdann die Proceſſion, welche im Kreiſe um die Stadt einen feierlichen Umzug durch die blühenden Felder hält. Es iſt ein prächtiger Anblick. Die bunten und ernſten Kleider des Landvolkes ſtechen ſo ſchön gegen die grüne Umgebung ab. Die Fahnen erheben ſich flatternd über dem gedehnten Zuge. Die vergoldeten und verſilberten Heiligenbilder glänzen im Sonnenlichte weit in's Land, die weißgekleideten Jungfrauen mit den grünen Kränzen im Haar, welche dieſelben tragen, ſehen aus wie himmliſche Geſtalten, vor allem aber macht der Prieſter mit dem Allerheiligſten, der mitten in einer Schaar von anderen Geiſtlichen geht, einen ehrwürdigen Eindruck. Der Thronhimmel ragt purpurn über ſeinem Haupte, die reich verbrämten Gewänder hängen ſo ſchwer und mächtig herab, die Chorknaben mit den rothen Kragen und weißen Röcken ſchreiten voran und ſchwingen die Weihrauchfäſſer, deren Wolken hoch in die Luft gehen. Dabei klingen die frommen Hymnen. Alles iſt voll Andacht und voll Freude.

95.

Der Schwanenritter.

Die Jungfer Beatricia, Herrn Diederichs von Cleve Tochter, ſaß nach ihres Vater Tode in großer Noth zu Nimwegen auf der Burg und ſah aus dem Fenſter auf den Strom, da ſah ſie auf dem Strome herkommen einen Schwan, der war weiß, und hatte eine güldene Kette um den Hals, daran hing ein kleines Schiff, und in dem Schiffe ſaß ein ſchöner Jüngling, der hatte in der Hand ein goldenes Schwert und ein Jagdhorn und vor ſich hängen ein Schild, darin ſtunden acht güldene Scepter, mitten ein Stein von Zinnober, wie noch das Wappen von Cleve iſt, und fuhr dicht an die Mauer der Burg Nimwegen heran, und begehrte die Jungfrau von Cleve zu ſprechen. Die Jungfrau lief ſchnell an das Ufer und empfing den Ritter gar gütig, denn das Alles war ihr ſchon im Wachen und im Traume vorgekommen. Sie kamen mit einander in den Stand der heiligen Ehe. Der Jüngling der hieß Helyas und ſagte der Jungfrau zuvor ſein Gebrechen und verpflichtete ſie, daß ſie ihn bei ihrem Leben nicht fragen dürfe, wo er hergekommen ſei. Wenn ſie es doch thäte, ſo müßte er von ihr weichen. Sie gelobte das wohl an. Es meinen aber die Hiſtorienſchreiber, dieſer Jüngling Helyas ſei gekommen aus dem Berge, da Venus in dem Grabe iſt. So waren ſie zuſammen und hatten drei Söhne, Diederich, der war ein Graf nach ihm, der andere hieß Gottfried, der war ein Graf zu Levon, der dritte hieß Conrad, der kam zu dem Biſchof zu Menthe. Und der Kaiſer Theodoſius der machte aus dieſem Helyas einen Grafen, auf daß Cleve eine Grafſchaft ſein ſollte. So war dieſer Helyas der erſte Graf und regierte 21 Jahre. Da war er einſt bei ſeiner Fürſtin Beatricia und ſie fragte ihn unvorſichtig und ſprach gerade zu: „Lieber Herr, warum dürfen Eure Kinder nicht wiſſen, wo Ihr hergekommen ſeid, und welcher Geburt Ihr ſeid?“ Sobald ſie dieſe Worte ſagte, verſchwand er von ihrer Seite und ſie wußte nicht, wo er blieb. Da ging es ihr ſo, wie er geſagt hatte und ſie ſtarb vor Gram. Ihr Sohn Diederich regierte danach vierzig Jahre und hatte einen Sohn, der regierte nach des Vaters Tode ſieben und zwanzig Jahr und half den Chriſtenglauben unter den Sachſen verbreiten.

Dieſe Begebenheit wird auch alſo erzählt: Es iſt im Stift Cöln ein weit berühmt und herrlich Schloß oder Palaſt über den Rhein gebauet, Juvamen genannt, daſelbſt ſind vor etlichen Zeiten viel Fürſten und Herren zuſammen kommen und bei einander geweſen, da iſt unverſehens ein Schifflein daſelbſt gekommen, welches ein Schwan mit einer ſilbernen Ketten, damit es ihm an den Hals gehänget war, gezogen. Aus demſelbigen Schifflein iſt ein fremder Kriegsmann, den niemand gekennt hat, geſprungen, und hat der Schwan das Schiff wieder zurück geführt. Hernachmals hat dieſer Kriegsmann ein Weib genommen, die Kinder bekommt. Endlich aber, als er lange auf demſelbigen Palaſt und Schloſſe gewohnet, und einsmahls den Schwan eben mit demſelbigen Schifflein und ſilbernen Ketten wiederum dahin kommen ſiehet, iſt er alsbald wieder in das Schifflein geſprungen und iſt ferner nicht mehr geſehen werden. Aus dieſer Geſchicht, ſo in dem Schloſſe zu Cleve, da denn ein ſehr hoher Thurm iſt, der Schwanen-Thurm genennet, auf deſſen Spitzen ein Schwan ſtehet, in gar alten Teppichten gewirkt iſt, leiteten etliche der Herzöge von Cleve Stamm und Abkunft ab.

96.

Die ſchöne Frau von Bärthenau an der Wied.

Von Bärthenau an der Wied in der Bürgermeiſterei Neuſtadt ging eines Sonntags ein Mann nach Kathrinen zur Kirche. Da ſchwebte plötzlich eine wunderbare Frauengeſtalt an ihm vorbei, angethan mit glänzenden Kleidern, ihr Antlitz in einen Schleier gehüllt. Ihre Füße berührten den Boden nicht; ſie ſchwebte über der Erde und ſang ſo ſüße, wundervolle Melodien, daß der Mann wie verſteinert ſtehen blieb und lauſchte, und ſich nicht eher vom Platze rühren konnte, bis die Zaubergeſtalt ſeinen Blicken entſchwunden war.

Die ſchöne Frau zeigte ſich häufig, meiſtens und am liebſten in der Gegend von Bärthenau und dem Bärthenauer

Hügel, und viele Leute behaupten, die ſchöne Frau einmal geſehen zu haben.

97.

Die Gründung des Kloſters Steinfeld in der Eifel.

Im Regierungsbezirke Aachen, im Kreiſe Schleiden, entſpringt bei Nettersheim das Flüßchen Urſt. An ſeinem linken Ufer erheben ſich die Gebäude des ehemaligen Kloſters Steinfeld.

Um das Jahr 950 lebte Siegbod oder Sibodo, ein mächtiger und vielbegüterter Gaugraf des Ahrgaues und der Stammvater der Grafen von Are, Hochſtaden und Nuenar. Er wurde auch der Stifter des Kloſters. Dies geſchah aber alſo:

Sibodo war ein frommer Jüngling und an häufiges Beten gewöhnt. Als er es einſt beim Geräuſche der Waffen unterließ, fand ſich der Teufel unter dem Namen Fariant oder Schariant ein und bot ihm ſeine Dienſte an. Fariant war ein ſchöner junger Ritter, der Sibodo große Dienſte leiſtete.

Als aber Sibodo über dieſe Verbindung Reue zu empfinden anfing, forderte er ihn auf, ihm bei einem Baue im Walde Steinfeld behülflich zu ſein. Sibodo gab vor, daß er ein Jagdſchloß baue. Da der Satan erfuhr, daß er bei der Erbauung eines Kloſters geholfen hatte, ſchleuderte er aus Aerger über die Täuſchung einen Stein fort. Dieſer Stein war unter dem Namen Duvvenſtein (Teufelſtein) bekannt.

Als der Bau vollendet war, weihte ihn der Erzbiſchof Wiegfried von Köln zum Jungfrauenkloſter ein. Sibodo begabte die Stiftung mit Marmagen bis zum Kaiſerſtrauch und mit der Gerichtsbarkeit. Von Carden erhielt Sibodo die Reliquien des heiligen Märtyrers Potentinus und überwies dieſelben ſeinem Kloſter. Dem Heiligen widmete er Weingüter in Ellenz und ſchenkte dem Stifte zu Carden ein Haus mit Gütern. Bald darauf erhielt das Jungfrauenkloſter auch die Güter zu Wehr, Nettersheim und Willerſcheid. Aber noch war Fariant bei Sibodo. Endlich entließ er den Diener auf das Andringen der Geiſtlichen, Freunde und Verwandten.

Später lag der Graf krank in der Burg zu Ellenz. Da fluchte er im Schmerze und erwähnte des Teufels. Sogleich erſchien derſelbe ihm noch einmal. Durch Gebete vertrieb ihn der Graf wieder. Fromm und gottergeben ſtarb Sibodo in hohem Alter. Er wurde zu Steinfeld begraben.

98.

Das Maar.*

Der Flecken Daun liegt inmitten des ſagenvollen, romantiſchen Eifellandes, nicht weit davon erhebt ſich der Mäuſeberg, er gewährt eine herrliche Ausſicht. Zu Füßen liegt das gemündener Maar. Steile, wohlbebaute Bergwände umſchließen dieſes tiefgrüne Waſſer.

Dort, wo ſich das unergründliche Waſſer wiegt, ſtand einſt die Burg der Grafen von Aare. Gäſte kamen und gingen und fröhliches Leben herrſchte einſt in dieſer Einſamkeit, denn Hildegard, welche der Graf Theodekich von einer Heidenfahrt als Gattin heimgeführt hatte, hielt ein ſtattliches Haus.

Hildegard war, wenn auch getauft, im Herzen eine Heidin geblieben; ihr mehr als fürſtlicher Haushalt verſchlang unglaubliche Summen. Die Bedrückungen und Uebergriffe waren daher immer größer geworden, Frevel war auf Frevel gefolgt. Der Graf, der beſtändig im Felde lag, hatte das entweder nicht erfahren oder gefliſſentlich unbeachtet gelaſſen. So war das Elend im Lande faſt unerträglich geworden, während das Schloß ſchwelgte in der üppigſten Luſt. Wieder bereitete ſich Theoderich für eine Heidenfahrt, eben muſterte er ſeine Mannen nicht weit vom Schloſſe als ſein Diener Winrich, vor ſich des Grafen Kind haltend, auf ſchaumbedecktem Pferde herbeijagte. „Dort", hub er an, „wo Euer Schloß noch eben ſtand, liegt jetzt ein ſchauervoller See. Euer Haus, mit Allem, was darinnen lebt, iſt in demſelben verſunken. Euer Kind fand ich ſchlafend am Strande. Der Fluch eines Pilgers, der, um Gaſtfreundſchaft bittend, von der Gräfin verhöhnt und mißhandelt worden iſt, hat Feuer und Waſſer heraufbeſchworen." Theoderich erkannte in dem ergangenen Gerichte die Mahnung Gottes, entſagte der Welt und beſchloß ſein Leben in der Abtei Steinfelden. Das Kirchlein am See iſt auf ſein Geheiß erbaut worden, damit darin für ſein und ſeiner Gemahlin Seelenheil gebetet werde. Der Graf, unausgeſetzt bemüht, die Vergangenheit zu ſühnen, iſt dem Lande ein großer Wohlthäter geworden. Das ſo wunderbar errettete Kind hat das Geſchlecht der Aare fortgepflanzt. Die Gräfin mit ihren Buhlen lebt, auf Erlöſung hoffend, in jenem Schlunde fort; wer ſich in heiligen Nächten hinauswagt auf den See, dem öffnen ſich die Waſſer.

---

*) Maar, See.

99.

Luxemburg.

Einſt verirrte ſich Siegfried, Herr zu Körich und Sohn des Ardennen-Grafen Ricuin, auf der Jagd in das wilde Thal der Alzette, wo er eine Jungfrau traf, ſchöner, als er ſie je geſehen. Dieſe Jungfrau war Meluſina, die Waſſerfrau der Alzette. Siegfried entbrannte in Liebe zu ihr, und um ihr näher ſein zu können, beſchloß er das Gebiet, auf welchem ſie weilte, zu erwerben. Er tauſchte daher am 17. April des Jahres 963 das unfruchtbare Gebiet von Luxemburg von der

Abtei St. Maximin in Trier gegen ſeine reiche Beſitzung Feulen bei Ettelbrück ein mit der Abſicht, auf dem von drei Seiten von der Alzette beſpülten, ganz iſolirten Bockfelſen ein Schloß zu bauen.

Da er aber kein Geld hatte, wandte er ſich an den Teufel, dem er ſeine Seele nach dreißig Jahren zu überlaſſen ſich anheiſchig machte, unter der Bedingung, daß dieſer ihm auf dem Bockfelſen eine Burg erbaue, und dieſe Burg mit ſeiner bisherigen Reſidenz Körich — einem neunzehn Kilometer von Luxemburg entfernten Dorfe, deſſen Einwohnern Siegfried das Luxemburger Bürgerrecht verlieh — durch eine bequeme Straße verbinde. Der Teufel erfüllte ſeine Verſprechungen ſo gewiſſenhaft, daß er Burg und Straße in einer Nacht zu Stande brachte.

Um die Burg reiheten ſich bald weitere Häuſer an und ſo ward Siegfried der Gründer der heutigen, auf ſteilen, faſt unzugänglichen Felſen-Böſchungen ſo prachtvoll gelegenen Stadt Luxemburg.

Siegfried heirathete hierauf die ſchöne Meluſina, der er verſprach, nie nach ihrer Herkunft zu forſchen und ſie jeden Sonnabend allein zu laſſen. Als Waſſerfrau der Alzette war Meluſina die Annahme der menſchlichen Geſtalt zwar geſtattet, aber nur unter der Bedingung, daß ſie an einem Tage der Woche ihre natürliche Geſtalt beibehalte.

Fünfundzwanzig Jahre lang, während welcher Zeit Siegfried mit ſeiner Gemahlin in einer höchſt glücklichen Ehe lebte, hielt er ſein Verſprechen, bis er endlich durch ſeine Neugierde ſich verleiten ließ, ſeine Gemahlin an einem Sonnabende in ihrem Zimmer zu belauſchen, wo er ſie in einem Waſſerbecken in aller ihrer Schönheit badend fand, aber ihr Leib endete in einem ungeheuren Fiſchſchwanz.

Bei dieſer Entdeckung ſtieß Siegfried einen Schreckensſchrei aus, und augenblicklich war ſeine heißgeliebte Gemahlin in dem Felſen des Bockes, der plötzlich zu ihren Füßen ſich öffnete, verſchwunden.

Alle ſieben Jahre indeſſen erſcheint ſie, auf Erlöſung harrend, auf dem Bockfelſen, da, wo ehemals das von Siegfried erbaute, 1541 auf Befehl Karl V. niedergeriſſene Schloß — die Wiege des Luxemburger Fürſtenhauſes — ſtand. Wer ihr dann den goldenen Schlüſſel zu ihrer geheimen Felſengrotte zu entwinden vermag, erhält, neben ihrer Hand, die Herrſchaft über das reiche Gebiet der Alzette.

Nach einer andern Sage erſcheint ſie nicht in menſchlicher Geſtalt, ſondern in Form einer ungeheuren Schlange, und derjenige, welcher ſie erlöſen will, muß ihr den goldenen Schlüſſel mit den Zähnen aus dem Rachen nehmen. — Auch ſah man ſie an einem Hemde nähen, zu welchem der Bockfelſen — auf dem kein Grashalm wächſt — den Flachs geliefert. Alle ſieben Jahre macht ſie einen Stich; wenn das Hemd fertig iſt, ſo wird der Bockfelſen und die Stadt Luxemburg untergehen, ſie aber iſt erlöſt.

Eines Nachts erſchien ſie einer Schildwache auf dem Bocke, weiß gekleidet, im ganzen Glanze ihrer Schönheit, und forderte den Soldaten auf, zu ihrer Erlöſung ſechs Sonntage hintereinander die Frühmeſſe zu hören. Der Soldat verſprach's, fünf Sonntage hielt er ſein Verſprechen gewiſſenhaft, am ſechsten verſäumte er die Frühmeſſe, und an demſelben Tage war er todt.

Siegfried führte nach dem Verluſte ſeiner geliebten Meluſina ein einſames und trauriges Leben, bis ihn endlich nach Ablauf ſeines dreißigjährigen Pactes der Teufel inmitten eines auf ſeinem Schloſſe veranſtalteten Feſtes ergriff und lebendig durch die Lüfte führte.

100.

Der Ilbersheimer Hof bei Eſſenheim in Rheinheſſen.

An der Salz, einem Bache, der in den Rhein fließt, lag der Ilbersheimer Hof. Er gehörte zuletzt zwei ledigen adligen Fräulein, denen ihrer Heiligkeit wegen vom Himmel vergönnt war, ihre Wäſche auf freier Luft trocknen zu können. Bevor die letzte von den beiden Jungfrauen ſtarb, machte ſie ein Teſtament, darin ſie ihr Gut einem der benachbarten Orte beſtimmte, ohne einen davon genauer zu bezeichnen. Ein Gottesurtheil ſollte für den Ort entſcheiden. Daher beſtimmte ſie, ein Paar Ochſen ſollten vor einem Wagen, auf dem der Sarg mit ihrem Leichname ſtehe, geſpannt und auf dem Wege, der zu einem Kreuzwege führte, geleitet werden. Von da an aber ſollten die Ochſen ohne Leitung bleiben. Welchen Weg ſie nun einſchlagen würden, dahinaus ſollte das Gut zum Eigenthum werden. Von den drei Wegen aber führte der eine nach Eſſenheim, der andere nach Ober-Olm, der dritte nach Nieder-Olm. Dieſe drei Gemeinden ſollten bei dieſem Leichenzuge mit allen Glocken läuten. Es geſchah, wie es die Jungfrau angeordnet hatte. Als die Ochſen an den Kreuzweg kamen, lenkten ſie nach Eſſenheim zu und ſomit fiel das Gut an die Eſſenheimer Gemeinde.

101.

Der Jungfernſprung bei Dahn in Rheinbaiern.

In Rheinbaiern, unweit der franzöſiſchen Grenze, iſt in dem unter dem Namen Felſenmeer bekannten Theile der Vogeſen, das Städtchen Dahn belegen. In wilder Zerklüftung ſteigen neben und hinter einander die Felsſtücke auf; von dem einen zum andern trägt kein betretener Pfad den Fuß des Wanderers. Steiler und wilder aber als alle andern ſteigt der höchſte Theil des Felſenmeers aus der rings ihn umgebenden Wieſe auf. An ſeinem Fuße auf der Wieſe iſt ein ſtiller Weiher belegen und auf ſeiner Höhe iſt ein einfaches Kreuz angebracht.

Eine fromme Tochter dieſes Thales, deren Geliebter in die Ferne gezogen war, ſoll einſt einen Felſen erſtiegen haben, um nach ihm auszuſchauen. Da ihre Blicke vergebens die Weite durchdrangen, kniete ſie nieder und erflehte des theueren Mannes Wiederkehr. Ein Jäger, rohen Lüſten ergeben, bemerkte ſie und ward durch ihre liebliche Geſtalt gelockt. Er nahte ihr mit unehrerbietigem Verlangen. Ihre Worte hielten ihn nicht zurück, er wollte Hand an ſie legen. Da erhob ſie ſich und ſprang, der Gefahr nicht achtend, zum nächſten Fels und als der Jäger ihr folgte, von Fels zu Fels. Bei dem letzten angelangt warf ſie erſt einen verzweifelten Blick auf ihren Verfolger, einen hoffenden zum Himmel und ſprang vom Felſen in das mehrere hundert Fuß unter ihr belegene Thal. Siehe, ihre Kleider trugen ſie ſanft durch die Luft und ſie gelangte unverſehrt zur Ebene. An der Stelle aber, an der ſie dieſelbe berührt, entſtand von dieſer Berührung jener ſtille Weiher, deſſen klares Waſſer das Bild des jähen Felſen aufnimmt. Das Kreuz auf demſelben ward zur Erinnerung der ſchönen That errichtet.

102.

Muckenſturm in Baden.

Ueber dem alten Rathhauſe des badiſchen Dorfes Muckenſturm an der Murg ſollen früher die Worte geſtanden haben:

Die Väter bedrängte gräulicher Krieg,
Die Mucken halfen ihnen zum Sieg!

Muckenſturm war einſt eine alte Reichsveſte und Mohburg geheißen. Einſt wußten dort die Reichstruppen ſich nicht gegen die Franzoſen zu helfen, welche die Stadt belagerten, denn die erbetene Hülfe blieb aus. Da meldete ſich ein ſchlichter Bürger aus der Stadt bei dem Kommandanten und ſprach: Erlaubet, daß ich neue Schanzkörbe auf die Stadtmauer ſtelle für den Fall, wenn der Feind einen Angriff macht. Die Schanzkörbe waren aber Bienenkörbe und als nun in der Nacht wirklich der Sturm begann, wurden dieſe mitten unter den Feind geſchleudert. Da erſchraken die Franzoſen über das Brummen und über den Sturm, der ihnen entgegenkam und weil auf jedem Schritt und Tritt ſie der Feind verfolgte, warfen ſie die Waffen hin und liefen davon. Daher ſoll der Spruch über dem Rathhauſe des Dorfes und auch deſſen neuer Name entſtanden ſein, denn die Bienen ſollen in dieſer Gegend Mucken heißen.

103.

Bocksberg in Baden.

Bocksberg iſt ein badiſches Städtlein, gehörte ehedem zur Pfalz und die Bergveſte über dem Orte hieß früher Wüſtenberg Zur Zeit, da gräfliche Vaſallen dort wohnten, ward einſt die Veſte belagert. Die Bürger ſtanden auf der Stadtmauer, allein die Feinde ſiegten. Als nun der Feind in die Stadt ſtürmte, kroch ein Schneiderlein, das auch auf der Mauer geſtanden hatte, in den Burgſtall von Wüſtenberg; da war zuvor eine Ziege geſchlachtet worden, deren friſches Fell nahm es um, meckerte und meinte, alſo ſicher zu ſein. Allein der Feind war nicht ſo grauſam, daß er lauter Menſchenblut ſehen wollte und weil die Soldaten hungrig geworden waren, fielen ſie ſogleich über die meckernde Ziege her, ſie zu braten. Da meckerte aber die Ziege liſtige Worte und ſogleich bezähmten die Soldaten ihre Gier und ließen ab von der Ziege.

In Norddeutſchland wird auch erzählt, daß einſt eine Veſte belagert und ganz ausgehungert geweſen ſei. Da habe ein Schneider ſich in einen Ziegenbock verkleidet, ſei auf der Stadtmauer herumgeſprungen und habe ganz fröhlich gemeckert. Da habe der Feind geſprochen: „ſie haben noch große Vorräthe, die Ziegenböcke ſpringen ja auf der Stadtmauer umher!“ Damit ſei er abgezogen.

104.

Die Prophezeiung der Jungfrau.

Einem Fuhrmanne begegnete in der Lenzzeit eine ſchöne Jungfrau und lud ihn, als ſie eine Weile mit einander gegangen, ein, mit ihr in ein an der Straße gelegenes Wirthshaus zu gehen. Dort holte ſie, ſtatt etwas zu beſtellen, einen goldenen Becher hervor, in welchem, nachdem er zuvor leer geweſen, plötzlich der herrlichſte ſüße Moſt geſchäumt, dann aber einen Korb voll Aehren, die ſich raſch in das prächtigſte Brod verwandelten. Das bedeutete ein geſegnetes Jahr.

105.

Der Wanderer auf dem Laacher-See im Regierungsbezirk Coblenz.

An einem ſtrengen Wintertage ſchritt einmal ein Fremder über die Höhen, welche den Laacher-See umgeben, um in der gaſtfreien Abtei Stärkung und ein Ruhelager zu finden. Vor dem Kloſter breitete ſich eine anſehnliche, mit Schnee und Eis bedeckte Fläche, über die der Wanderer, in der Meinung, er habe feſten Boden unter ſich, rüſtig einherſchritt. In der Abtei angelangt, pries er die Mönche wegen ihrer weiten, herrlichen Wieſe; da vernahm er, daß er über den gefrorenen See gegangen und baute zum Danke für die glücklich überſtandene Gefahr in Laach eine Kapelle, von welcher ſich noch ein Thurm mit Rundbogen erhalten hat.

106.

Das Lindelborner Schloß.

In den Vogeſen, eine Stunde Wegs von Leiningen entfernt, ſtarren auf der Höhe der ſchroffſten Felszacken die ſpärlichen Ueberreſte eines furchtbar zerſtörten Schloſſes, der Burg Lindelborn, in das friſch belebte Land hinein.

Dieſes Schloß ſoll in alter Zeit eine ſieben Jahre lange Belagerung ausgedauert haben, bis endlich Noth und Hunger in ihm auf's äußerſte geſtiegen waren. Ein Ziegenbock war das letzte Stück Vieh. Es konnte für die Beſatzung nicht von Belang ſein, ihn zu ſchlachten und man beſchloß, mit Hilfe ſeiner, den Feind mit einer Kriegsliſt zu täuſchen. Der Bock wurde geſchlachtet, und als der Feind zum Angriffe nahte, in der Meinung das Schloß ganz ausgehungert zu haben, goß man tropfenweiſe das Blut des geſchlachteten Thieres die Schloßmauer entlang. Die Belagerer wähnten, es ſei Wein, der, ſie zu verhöhnen verſchüttet würde, und zwangen ihren Anführer zum Rückzuge. Dieſer aber that ſich in Bettlerkleidung und bat flehend vor dem Schloſſe, ſeinen Hunger zu ſtillen, durch ſeine Verſtellung und geſchickt geſetzte Worte erfuhr er die mit der Ziege angewendete Liſt. Nun ermunterte er die Seinigen zu noch einem Angriffe und vernichtete das Schloß in furchtbarer Weiſe.

Jahrhunderte lag es, eine lebloſe Ruine, unbewohnt, nur von fernen Reiſenden beſucht. Zu Anfange der fünfziger Jahre dieſes Jahrhunderts feierte das Landvolk der Umgegend hier ſeine Pfingſtfeſte. Das Schloß war laut belebt wie ehemals — aber auf einen Tag nur. Unter den Zechenden entſpann ſich ein Streit und ein Bauer ermordete mit allzuſchnellem Meſſerſtiche ſeinen Nachbar. Fernere Feſte hier abzuhalten ward unterſagt.

107.

Rothmäntele auf dem Spitzberge bei Tübingen.

Auf dem Spitzberge bei Tübingen hauſte vor Alters ein Zwerg in den Kellern und Verließen der Oedenburg. Man hieß ihn unter dem Volke nur „das Rothmäntele“ von ſeinem rothen Mäntelchen, in dem er ſich den Leuten zeigte. Rothmäntele kam oft, ja faſt alle Tage herunter an den Neckar, der unten vorbeiläuft, um ſich zu baden, ging allemal zur nämlichen Stunde um Mittag herunter und wieder hinauf auf demſelben Wege in derſelben Furche eines Weinbergs. Hirſchauer, wenn ſie in ihren Wieſen oder Weinbergen arbeiteten, ſahen Rothmäntelchen ſehr oft. Manchmal konnte man es ſehen, auf dem Fahrwege den Leuten, die in den Halden herum ſchafften, zuſchauen, bei ſeinem Anblick verſteckten ſie ſich aber allemal. In Tübingen lebte ein Mann, der kam öfters auf den Spitzberg vor Sonnenaufgang. Rothmäntelchen erſchien ihm dann aus einem Loch heraufſteigend und unterhielt ſich einigemal mit ihm wegen eines Schatzes, den er ihm unter gewiſſen Bedingungen zu zeigen verſprach. Der Schatz liegt mitten im Felde der Tübinger Markung und ſei ſchwerer als der Oſterberg, ſagte es. Der Mann ſolle das Geheimniß des Schatzes niemand verrathen. Habe er aber den Schatz gehoben, ſo dürfe er ihn nicht in der Heimat genießen, ſondern er ſolle in apfelgrünem Gefährt, gezogen von apfelgrünen Pferden gen Wien fahren und ihn dort verbrauchen.

108.

Der Blautopf beim Kloſter Blaubeuren.

Der Blautopf iſt der große runde Keſſel eines wunderſamen Quells bei einer jähen Felſenwand gleich hinter dem Kloſter Blaubeuren. Gen Morgen ſendet er ein Flüßchen aus, die Blau, welche der Donau zufällt. Dieſer Teich iſt einwärts wie ein tiefer Trichter, ſein Waſſer von Farbe ganz blau, ſehr herrlich, mit Worten nicht wohl zu beſchreiben; wenn man es aber ſchöpft, ſieht es ganz hell in dem Gefäß.

Zu unterſt auf dem Grunde ſaß ehemals eine Waſſerfrau mit langen fließenden Haaren. Ihr Leib war allenthalben wie eines ſchönen, natürlichen Weibes, dies Eine ausgenommen, daß ſie zwiſchen den Fingern und Zehen eine Schwimmhaut hatte, blühweiß und zarter als ein Blatt vom Mohn. Im Städtlein iſt noch heutzutag ein alter Bau, vormals ein Frauenkloſter, hernach zu einer großen Wirthſchaft eingerichtet und hieß darum der Nonnenhof. Dort hing vor ſechzig Jahren noch ein Bildniß von dem Waſſerweib, trotz Rauch und Alter noch wohl kenntlich in den Farben. Da hatte ſie die Hände kreuzweis auf die Bruſt gelegt, ihr Angeſicht ſah weißlich, das Haupthaar ſchwarz, die Augen aber, welche ſehr groß waren, blau. Beim Volk hieß ſie die arge Lau im Topf. Gegen die Menſchen erzeigte ſie ſich bald böſe, bald gut. Zu Zeiten, wenn ſie im Unmuthe den Gumpen übergehen ließ, kam Stadt und Kloſter in Gefahr; dann brachten ihr die Bürger in einem feierlichen Aufzuge oft Geſchenke, ſie zu begütigen, als: Gold- und Silbergeſchirr, Becher, Schaalen, kleine Meſſer und andere Dinge, dawider zwar, als einen heidniſchen Gebrauch und Götzendienſt, die Mönche redlich eiferten, bis derſelbe auch endlich ganz abgeſtellt worden.

Ein frecher Hirtenjunge belauſchte ſie einmal aus dem Gebüſch, wie ſie mit halbem Leib aus dem Waſſer kam, und rief: „Hei, Laubfroſch, gie's guat Wetter?“ Geſchwinder als ein Blitz und giftiger als eine Otter fuhr ſie da heraus, ergriff den Knaben am Kopf und riß ihn mit in's Waſſer.

Im Jahre 1641 überſchwemmte der Blautopf ſeine Umgebung gar ſehr. Da wurde ein Bettag gehalten, eine Proceſſion zum Blautopf veranſtaltet und wurden dem erzürnten Weſen, das darin wohnte, das man aber zu jener Zeit nicht für eine Waſſerfrau hielt, zwei vergoldete Becher hineingeworfen, worauf das Toben nachgelaſſen.

109.

Peter Winkler von Urſpring im Ulmer Gebiete.

Um St. Martini des Jahres 1684 ging ein neunjähriger Junge, der keine Eltern mehr hatte und Peter Winkler hieß, von ſeinem Großvater, aus dem Dorfe Urſpring im Ulmer Gebiet, nach dem Dorfe Ballendorf. Allhier ergötzte er ſich bei ſeinen Blutsfreunden nach der Kinder Gewohnheit mit einem oder dem andern Spiel; endlich begab er ſich wieder zu ſeinem Großvater, verirrte ſich aber etliche Stunden lang in einem großen, dicken Walde. Allda ward er eines Jägers gewahr, der einen Hirſch verfolgte, welcher mit einem aufrechtſtehenden Horn vor ihm herlief. Alsdann ſchoß er und fällte das Wild mit erſchrecklichem Gepraſſel, ergriff es bei den Vorderfüßen, ſchleppte es in den Buſch und verſteckte es in eine dicke Hecke. Es ſoll aber dies der wilde Jäger geweſen ſein, der all ſolches Jagdwerk nur zum Schein verrichtet.

110.

Die Jungfrau im Stifte Straßburg.

Eine Jungfrau im Stifte Straßburg hat einſt an einem Sonntage ganz allein in ihres Vaters Hauſe geſeſſen. Da iſt ein alt Weib aus der Stadt zu ihr gekommen, die unter vielen andern leichtfertigen und üppigen Reden zuletzt bei ihr angehalten, ſie ſollte mit ihr in ihr Haus heimgehen, da dann viel ſchöne, junge Geſellen und Bürgersſöhne, die einem jeden in der Stadt wohl bekannt wären, bei einander verſammelt wären, und ſie gar gern bei ſich haben wollten. Das gute Mägdlein ließ ſich durch dieſe betrügeriſchen Worte bereden und folgte der alten Vettel in ihr Haus. Als ſie nun aber miteinander in's Haus kamen, ſprach das alte Weib zu der Jungfrauen: „Wir wollen miteinander hinaufgehen in die Oberſtuben, da dann die Jünglinge beiſammen ſind. Aber ſtreicht ja das Kreuz nicht vor Euch." Allein, wie ſie die Treppe hinaufſtiegen, graute der Jungfrauen, darum ſtrich ſie ein Kreuz und ſogleich waren die jungen Geſellen alle in einem Huy verſchwunden.

111.

Warnung vor ungerechter Herrſchaft.

Albrecht, Freiherr von Zimbern, war bei ſeinem Landesherren, Friedrich Herzog in Schwaben, auferzogen, ſtand bei ihm in beſonderen Gnaden und war ihm ſtets angenehm. Als er nun auch einſt im Jahre 1134 nach Chriſti Geburt ſich bei demſelben einfand, ſtellte dieſer Fürſt in Begleitung ſeiner Grafen und Baronen, deren gemeinlich eine ziemlich große Zahl ſich an ſeinem Hofe aufzuhalten pflegte, einen Luſtritt an zum

Grafen Erchinger von Mogenheim im Zabergau. Dahin war der Herzog ſchon früher mehrmals geritten, weil der Graf ein Mann fröhlichen Gemüths, ein Liebhaber der Jagd und auch ſonſt anderer ehrlichen Uebungen ergeben war.

Nun lief im Stromberge, einem großen und luſtigen Walde nicht weit von jenem Schloſſe, ſchon eine ziemliche Zeit her ein großer anſehnlicher Hirſch, den weder die Jäger noch die Hofbedienten jemals hatten fahen können. Derſelbe ließ ſich bei dieſer Anweſenheit des Herzogs wieder ſehen zu Aller großer Freude, ſonderlich des Grafen Erchinger. Darum begaben ſie ſich alle zuſammen dorthin mit dem gewöhnlichen Jägerzeuge. Während des Tages kam der Graf von Zimbern von der Geſellſchaft ab. Da wurde er auch des Hirſches anſichtig, welcher ſo groß und ſchön war, wie ihm keiner jemals in die Augen gekommen. Demſelben ſetzte er lange durch den Wald nach, bis er ihn aus dem Geſichte verlor ohne zu wiſſen, wo er geblieben war. Nun begegnete ihm ein Mann ſchrecklicher Geſtalt, vor welchem der Baron Albrecht, ob er gleich ſonſt ein beherzter und großmüthiger Cavalier war, ſich heftig entſetzte. Da er aber ſich mit dem Zeichen des Kreuzes gegen ihn verwahren wollte, ſagte jener zu ihm: „Fürchte Dich nicht. Ich bin von Gott geſandt, Dir etwas zu offenbaren. Folge mir nur nach. Ich will Dir Wunder weiſen, dergleichen Dir noch niemals vor Augen gekommen ſind.“

Der Freiherr Albrecht von Zimbern folgte ſeinem Führer nach, bis ſie aus dem Walde kamen. Da glaubte er ſchöne Wieſen und eine überaus luſtige Gegend zu ſehen; ingleichen ein Schloß, welches ſo herrlich prangte mit vielen Thürmen und andern Zieraten, daß ſeine Augen dergleichen niemals geſchaut. Indem ſie ſich dieſem Schloſſe nahten, kamen ihnen viele Leute gleichſam als Hofdiener entgegen; die redeten Alle kein Wort, ſondern nahmen nur von ihm ſein Pferd. Sein Führer ſagte, er ſolle ſich ihr Stillſchweigen nicht befremden laſſen, und auch nicht mit ihnen, ſondern nur mit ihm reden und thun, was er ihm heißen würde.

So traten ſie zum Schloſſe hinein und ſein Vorgänger führte ihn in einen großen ſchönen Saal, wo ein Fürſt mit den Seinigen an der Tafel ſaß. Sie ſtunden vor dem Herrn Albrecht Alle auf, bewillkommten ihn mit ehrerbietiger Neigung ihrer Häupter und ſetzten ſich hernach wieder, als ob ſie miteinander ſpeiſeten, äßen und tränken. Herr Albrecht blieb ſtehen, hielt ſein Schwert in der Hand und wollte daſſelbe durchaus nicht von ſich legen noch aus der Hand laſſen, betrachtete aber unterdeſſen mit Verwunderung das wunderkünſtliche ſilberne Tafelgeſchirr, darin die Speiſen auf und hernach wieder fortgetragen wurden ſammt allem andern Tafelſilber, wiewohl ſolches Alles mit Stillſchweigen geſchah. Der Herr und ſeine Hofleute aßen Jedweder für ſich ſelbſt und bekümmerten ſich nicht um den Freiherrn. Nachdem dieſer Alles lange genug angeſchaut, erinnerte ihn der, welcher ihn hatte dahin geführt, er ſolle dem Herrn und deſſen Miniſtern eine Reverenz machen und ſich vor ihnen bücken, denn er wolle ihn nun wieder hinausführen. Da ſtellten ihm diejenigen, welche ſein Pferd gehalten hatten, daſſelbe wieder zu. Er gürtete ſein Schwert um und ward von ſeinen Gefährten auf dem vorigen Wege wieder nach dem Stromberge hinbegleitet. Der Freiherr fragte ſeinen Begleiter, was das doch für ein Schloß und wer deſſen Einwohner geweſen, die daſelbſt an der Tafel geſeſſen. Der Geiſt antwortete: „Der Herr, welchen du geſehen, iſt deines Vaters Bruder geweſen, ſonſt ein gottesfürchtiger Mann, welcher vielmals gegen die Ungläubigen gefochten hat. Ich und die Andern waren ſeine Bedienten und müſſen nun unausſprechlich harte Pein leiden. Das Geld zum Kriegszuge wider die Ungläubigen nämlich wußte deines Vaters Bruder nur durch ungerechten und harten Druck ſeiner Unterthanen zu erlangen. Wir andern haben ihm dazu Rath und Anſchläge gegeben, und obgleich es nur dem Zuge gegen die Ungläubigen galt, werden wir Alle mit deines Vaters Bruder geſtraft, ſo lange es dem gerechten Gotte gefallen wird. Wenn aber Gott einen ehrbaren und frommen Mann, wie deines Vaters Bruder in ſeinem

Leben geweſen iſt, hart beſtraft, indem er ihn als unheimlichen Geiſt fortleben läßt: wie wird er erſt den ſtrafen, der den ſauren Schweiß der Unterthanen mit böſen Geſellen verpraſſet! Möchte doch jeder unvorſichtige Rehabeam ſammt ſeinen Räthen unſer Geſchick wohl überlegen, damit ſie nicht Scorpionen über den Rücken ihrer Unterthanen, am meiſten aber über ihre eigenen Rücken binden! Dieſes iſt Dir zur Warnung geoffenbart, damit Du Dein Leben beſſern mögeſt. Siehe! da iſt der Weg, der Dich wieder durch den Wald an jene Stelle führt, welche Du kennſt. Doch kannſt Du zuvor noch einmal zurückkehren, auf daß Du ſieheſt, in was für Elend und Jammer ſich die vorige Glückſeligkeit verkehrt habe.“

Der Freiherr von Zimbern kehrte noch einmal nach dem Schloſſe zurück, in welches ihn der Geiſt geführt hatte. Da war Alles mit einander zu Feuer, Pech und Schwefel geworden. Daneben hörte er ein jämmerliches Geſchrei und Wehklagen. Da ritt er ſchnell zurück. Obgleich er aber noch jung von Jahren war, hatte ihm doch der große Schreck die Geſtalt eines eisgrauen alten Mannes angebildet, indem ſowohl ſein Haar als ſein Bart einen Schnee gewonnen hatte. Auf der Stelle, wo das Wunder geſchehen war, bauete der Freiherr von Zimbern und Graf Erchinger von Mogenheim und ſeine Gemahlin ein Frauenkloſter. Auch Graf Berchtold von Oberſtein, welcher damals bei dem Herzog in Schwaben auferzogen wurde, baute wegen dieſes Vorfalles ein Frauenkloſter, Frauen-Alb genannt.

112.

Wünſchen und Fluchen.

In Burgund hat ſich im Jahre 1250 folgendes begeben: Ein Sohn verſpielte ſeiner Mutter Güter, darum wünſchte ſie ihm: „Gebe Gott, daß Du nicht wiederkommſt, bis man Dich todt, zerſtechen und zerhackt Deiner Mutter bringt.“ Auch ein Jüngling aus dem nächſten Dorfe war ſeinen Eltern oft durch Muthwillen läſtig und ſchlug einſt, da ihn ſein Vater ſtrafte, dieſen mit der rechten Hand, und der erzürnte Vater wünſchte ihm: „Gebe Gott, daß die Hand, damit Du mich geſchlagen, heute durch eine böſe Waffe abgehackt werde und Du innerhalb drei Tagen an jenen lichten Galgen gehenkt werdeſt.“

Es trug ſich zu, daß dieſe zwei Jünglinge, nachdem ihnen ihre Eltern dies gewünſcht hatten, einander auf dem Wege trafen und in's Wirthshaus luden. Während des Trunkes begannen ſie zu zanken und einander zu ſchlagen, und jener, dem ſein Vater Uebles gewünſcht, ſtach den andern mit der Wehr. Und weil ſie allein waren und er ſich fürchtete, es würde ein Geſchrei geben, wenn er lebendig bliebe, brachte er ihm viele Wunden bei und wollte ihn tödten. Da der Andere aber doch ein Geſchrei anſtimmte und der Mörder entlaufen wollte, hieb ihm einer von denen, die ihm nachliefen, die Hand ab, darin er das Wehr hielt, und mit welcher er ſeinen Vater geſchlagen. Darauf ward er noch gefangen, und innerhalb drei Tagen an den Galgen gehenkt, welchen ihm ſein Vater gewünſcht. Der andere aber wurde auf einer Tragbahre todt in ſeiner Mutter Haus getragen, wie ihm ſeine Mutter gewünſcht. Dieſe Geſchichte hat die Mutter, als ſie noch neu war, einem Geiſtlichen erzählt, und mit vielen Zähren von ihm eine Buße wegen dieſes Fluches und Wunſches begehrt.

113.

Verſchiedene Schweizerſagen.

Es war vor alten Zeiten eine fette große Wieſe auf dem Sanetſch zwiſchen deſſen vier hohen Spitzen; ſie gehörte einem geizigen alten Weibe, das ſo reich war, daß man vom Berge bis in das Dorf die ganze Straße mit ihren Käſen hätte bedecken können. Dieſes Weib traf ein anderes altes krankes Weib an, das einen Biſſen Käſe begehrte, aber die reiche geizige Frau antwortete, ſie habe keinen Käſe. Das arme Weib aber war ein Engel Gottes. Alſogleich erbebete das Gebirge; die vier Spitzen des Sanetſch fielen herab, die Wieſe wurde von Trümmern bedeckt, und heißt bis auf den heutigen Tag, zur Warnung wider Härte der verlorne Berg.

Alte Eltern hatten einen ungehorſamen Sohn, der nicht wollte ihr Vieh weiden, ſondern Gemſen jagen. Bald aber ging er irre in Eisthäler und Schneegründe; er glaubte ſein Leben verloren. Da kam der Geiſt des Berges und ſprach zu ihm: die Gemſen, die Du jageſt, ſind meine Heerde; was verfolgeſt Du ſie? Doch zeigte er ihm die Straße; er aber ging nach Hauſe und weidete ſein Vieh.

Im Pſteig hält ein verſtorbener Pfarrer den Seelen ſeiner Gemeinde eine ewige Predigt; nur wenn auf den Klang der Glocken die Lebendigen ankommen, ſchwinden die Todten in ihre Gräber hinab, und wer ein Todtengebein auf die linke Achſel nimmt und rückwärts in die Kirche ſieht, kann die Abgeſchiedenen ſehen.

114.

Die Erbauung von Bern.

Im Jahre 1191 hatten die Uechtländiſchen Landesherren das Landvolk zum Aufruhr gegen ihren Fürſten, Herzog Berchthold von Zäringen den Fünften, verführt, alſo daß alles oberländiſche Uechtland zum Ungehorſam bewegt ward. So zog denn Herzog Berchthold mit ſeiner Macht hinauf und ſchlug mit ihnen am ſtillen Freitag, den 12. April 1191, und machte ſie gehorſam. Wie er aber täglich das aufſäſſige Weſen geſpürt, beſchloß er eine Stadt im Uechtlande zu bauen, und da er allenthalben ſein Land mit Jagen oft durchwandelte, fragte er ſeinen Jägermeiſter, wo ihm am beſten ſchiene, eine Stadt zu bauen, damit er das Land meiſtern könne. Der Jägermeiſter gab ihm zur Antwort, er wüßte keine beſſere Gelegenheit, als bei ſeiner Veſte Nidegk den Wald, der „im Sack“ heißt und an die Aar ſtößt, auszureuten und allda eine Stadt zu bauen. Dorthin auf eine Grenze an die Aar geſtellt, werde die Stadt gar wohl zur Beſchirmung zweier Lande dienen.

Auf dieſen Rath iſt der Herzog mit dem Jägermeiſter in einen Wald geritten und nahmen Jagdhunde mit, ob ſie von ungefähr in dem Walde Wildpret anträfen. So fanden ſie im Holze einen Bären, den hetzten ſie und fingen ihn. Das hielt der Herzog für ein gutes Zeichen und gefiel ihm die Gelegenheit gar wohl, denn er fand die Hofſtätte wehrlich und wohl gelegen, zumal weil der Hals und der Eingang ſchmaler als der Stadtplatz war und zu dreien Seiten auf einer Höhe lag. Alſo beſchloß er die Stadt zu bauen und wegen des Fanges Bern zu nennen.

Alsbald ließ er den Wald, der eitel Eichen hatte, niederfällen, und das Holz alles zum Baue der Stadt zimmern, und war der Zimmerleute Sprüchwort:

Holz, laß dich hauen gern!
Die Stadt wird heißen Bern.

Das Berner Wappen ward ſchnell mit drei Strichen bereitet. Zwei ſind roth, das Mittel gelb, darin ſteht unverblichen der Bär ganz ſchwarz gemalt, er iſt ſchwärzer denn eine Kohle, aber roth ſind ihm die Klauen, damit ſoll er Preis und Ehre erjagen. Denn Bern ward unter den Städten ein Haupt und eine Krone. Bern war ein Saal und ein Spiegel der Helden ohne Wanken. Männiglich ſoll dieſe Stadt loben und alles Deutſchland ſie preiſen, die Jungen und die Alten.

115.

Die Hexe von Lauterbrunnen im Canton Bern.

In Lauterbrunnen lebte vor vielen Jahren eine Frau, welche im Geruche der Hexerei ſtand. Beſonders fiel es auf, daß ſie nur eine einzige, noch dazu ſchlechte Kuh beſaß, und doch täglich eine große Menge Niedel zu Butter ſchlug. Anfänglich meinte man, ſie melke die Kühe ihrer Nachbarn durch einen in ihrem Stall aufgehängten Axthelm, wie dies die Hexen gewöhnlich zu thun pflegen; aber man ſah ſie nur ſelten dort, und ſo mußte ſie denn ein anderes Mittel haben, um zum fremden Gut zu gelangen. Da unternahm es ein alter Schuhmacher, ſie auszuforſchen. Er begab ſich zu ihr, da ſie gerade wieder Niedel ſchlug, und ließ ſich in ein Geſpräch ein. Als ſie bald darauf nach Verabredung durch eine Verbündete des Schuhmachers abgerufen wurde, ſchaute dieſer in das vor der Frau ſorgfältig verdeckte Faß und entdeckte darin ein, wie ein Brief zuſammengelegtes, ganz mit Niedel überzogenes Stück Papier. Schnell ergriff er es und ſteckte es, wie es war, in ſeine Hoſentaſche. Als nun die Hexe zurückkehrte und ſogleich wieder Niedel ſchlug, ſtrömte plötzlich eine große Maſſe deſſelben aus der Taſche des erſchrockenen Schuhmachers heraus, der ſogleich den Brief entſetzt von ſich warf. Kaum gewahrte dies die Frau, ſo errieth ſie auch den Zuſammenhang, wurde vor Zorn feuerroth im Geſicht und rief drohend: „Das ſollt Ihr mir nicht vergebens gethan haben.“ Einige Zeit darauf wurde der Schuhmacher unverſehens von einer Krankheit befallen. So rächte ſich die Hexe von Lauterbrunnen.

Wie ſehr man nach dieſer Geſchichte das Weib auch fürchtete, ſo unterrichtete man doch im Stillen ihren Mann von dem Vorfall. Er wollte die Sache nicht glauben, da ſein Mareili ſich gut gegen ihn benahm, und ihre Bosheit ſchön zu verſtecken wußte; dennoch beſchloß er nachzuforſchen. Wenn er des Abends bei ihr ſaß und mit ihr plauderte, ſprach er fortwährend davon, daß es doch gut ſei, wenn man zaubern könne, da man doch nicht Noth leiden müſſe; fände er Jemand, der ihn unterrichten wollte, pflegte er zu ſagen, ſo würde er das Anerbieten gewiß nicht zurückweiſen. Endlich ließ ſich die Frau durch dieſe Liſt fangen und erklärte nach einigem Zögern, daß ſie eine Hexe ſei und ihn gern unterweiſen wolle. Der Mann ging ſogleich auf den Vorſchlag ein. In der folgenden Nacht um zwölf Uhr führte ihn die Hexe auf den Hof, ſtellte ihn hinter ſich auf den Düngerhaufen und empfahl ihm, daß er nur genau nachſagen ſolle, was ſie vorbeten werde. Als der Mann dies verſprochen, begann ſie: „Hier ſtehen wir auf unterm Miſt.“ Der Mann ſprach laut vernehmlich nach, und die Frau fuhr fort: „Und verleugnen unſern Herrn Jeſum Chriſt!“ Da aber rief der Mann: „Ich ſchlage nieder, was hinter und vor mir iſt!“ Und bei dieſen Worten traf er die Hexe mit der Fauſt ſo heftig auf den Kopf, daß ſie ſogleich todt nieder fiel.

116.

Spiez und Merligen am Thunerſee in der Schweiz.

Im Weinlande, wo die Reben glühen, der Wein perlet, der Moſt ſchäumt, da mag es wilder und luſtiger zugehen, da mögen die Stimmen lauter tönen, die Geigen verführeriſcher locken, aber ſchöner und größer iſt's doch im Hirtenlande, wo die Berge ſo ehrenfeſt und ruhig ſtehen, ſo ſauber Hirt und Heerde zu Thale kommen, ſo ſchwer und ſüß die Milch in der Schüſſel ruht, wo gleich wilden Gemſen die Jungen ſpringen, ernſt und feſt wie Hühnenbilder die Alten an langen Stöcken gehen, o, es iſt ſchön im Hirtenlande! So liegt ſtill und reinlich die Gegend am Thunerſee da mit ihren ſchönen Schlöſſern und reichen Schweizerdörfern.

Hier liegt auch der Stammſitz der Bubenberge, das altersgraue Schloß zu Spiez. Die letzten Sprößlinge der Bubenberge hat der zornige Thuner See an ihrem Hochzeitstage verſchlungen. Gegenüber liegt freundlich am See das Dörfchen Merligen, von deſſen Bewohnern manche luſtige Geſchichten erzählt werden im Schweizerlande, die ſich auch wohl in Deutſchland begeben haben ſollen. Die Bewohner von Merligen hatten einſt ein Rathhaus gebaut, und die Fenſter vergeſſen. Da zog der Rath aus dem dunkeln Rathhauſe an das Sonnenlicht, jeder Rath mit einem großen Sacke, um ihn mit Licht zu füllen und das Haus zu erleuchten. Vergeblich aber trugen ſie den ganzen Tag über Licht in's Rathhaus. Dort ſtand auch ein Nußbaum am See, der gegen den See ſein Haupt neigte. Da meinten die Bewohner von Merligen, der Nußbaum ſei durſtig, und wollten ihm zum Waſſer helfen. Darum ſchlang der Amann ſeine Hände um den Gipfel, ein Zweiter faßte den Amann an den Beinen und ſo fort bis an den See hinunter. Als die Kette fertig war und Einer dem Andern an den Beinen hing, rief der Amann von oben: „Haltet recht feſt, ich will in die Hände ſpucken!" Da ſtürzten Alle in den See und mußten jämmerlich ertrinken.

117.

Die weiße Frau auf der Burg bei Leiſſigen.

Leiſſigen am Thuner See iſt zwar ein ſehr alter Ort — ſeine Kirche ſoll ſchon im zehnten Jahrhundert unter der burgundiſchen Herrſchaft geſtiftet worden ſein — und das verſchwundene Dorf Fritzenbach, an deſſen Stelle ſich nur noch ein Hof befindet, wurde wohl auch ſchon früh gegründet; dennoch hat es nach der Volksſage einſt in der Nähe eine noch viel ältere Anſiedlung gegeben. Der Thuner See ſtand nämlich vor mehr als tauſend Jahren viel höher, als heut zu Tage; er hing mit dem Brienzer See zuſammen, bedeckte das Bödeli von Interlaken, und wo jetzt die Ortſchaften Därligen, Leiſſigen und Faulenſee liegen, war das Waſſer unergründlich tief; ja bei Menſchengedenken gab es an einigen Felſen noch eiſerne Ringe, an denen einſt die Schiffe befeſtigt worden waren. In jener alten Zeit lag auf dem Steffelberg oberhalb Leiſſigen eine beträchtliche Stadt mit Mauern und Thürmen, und mit einem Herrenſchloſſe; noch heißt die Stelle die Burg, und es befindet ſich da auf einem Stuck Feld an einem Buchwäldchen eine Erhöhung, wo die Veſte geſtanden haben ſoll. Als einmal ein fürchterliches Erdbeben wüthete und die Veranlaſſung wurde, daß der See ausbrach über das Flachland, und ſein Spiegel ſich ſenkte, zerfiel die Stadt, und ihre Häuſer verſanken in den Boden, wie man ſagt, weil die Einwohner gottlos geworden waren. Von Mauerwerk ſieht man gegenwärtig nichts mehr. Dagegen hat ſich dort ſchon oft eine kleine weiße Frau gezeigt. Einige ganz junge Knaben ſahen ſie vor etwa zwanzig Jahren gerade um die Mittagszeit, wie ſie neben einem, auf dem grünen Raſen ausgebreiteten, weißen Tuche, auf welchem viele welke, gelbe Blätter lagen, ganz unbeweglich da ſaß. Als ſie endlich die Buben bemerkte, winkte ſie ſie freundlich zu ſich; die Kinder aber fürchteten ſich vor der fremden Frau und eilten ſchnell davon bergab dem Dorfe zu. Da hob das weiße Fräuli erzürnt das Tuch an einem Zipfel in die Höhe und ſchüttelte die Blätter ab, die ſich gewiß in Goldſtücke verwandelt haben würden, wenn die Knaben ſie aufgenommen und heim getragen hätten. Als die Eltern gleich nachher auf den Berg gingen, um das Laub zu ſuchen, fanden ſie davon nichts mehr. Einige alte Leute wollen behaupten, die weiße Frau ſei einmal die Herrin der untergegangenen Stadt geweſen, und ſie müſſe jetzt zur Strafe ihrer Vergehungen da drinnen im Berge einen großen Schatz hüten, welchen ſie alle hundert Jahre einmal auf der Burg ſonne und bei dieſer Gelegenheit Denjenigen, welche zufällig dahin kommen, als Geſchenk anbiete. Doch können ihn nur Menſchen, welche noch keine ſchwere Sünde auf ſich geladen haben, erlangen und behalten.

118

Das Heidenhaus.

Am lieblichen Gelände des Thuner Sees, unweit des freundlichen, leider aber noch ſehr wenig beachteten Leiſſiger Bades liegt das ziemlich bedeutende Dorf Leiſſigen, einſt Leuringen und Leeningen genannt. Es kommt ſchon ſehr früh in den Urkunden vor und ſeine jedenfalls uralte und eigenthümliche Kirche ſoll zu den zwölf Gotteshäuſern gehören, welche um 930 Rudolph, König von Klein-Burgund, und ſeine heilige und hochverehrte Gemahlin, Bertha die Spinnerin, begründeten. Leiſſigen beſitzt mehrere alte Gebäude; eines derſelben mit ſtarkem, ſteinernem Ueberbau wird das Heidenhaus genannt und man erzählt von ihm mehrere bemerkenswerthe Sagen.

Als noch die Erdmännchen oder Toggeli in der ganzen Gegend weit umher in einſamen Höhlen, dunkeln Felsſchluchten, und bei großen Steinblöcken hauſten und den Menſchen Gutes thaten, kam es hier und da vor, daß einzelne dieſer ſonderbaren Weſen ihre Wohnung in einem Bauernhauſe aufſchlugen. Gern nahm man ſie auf, denn ſie halfen den Leuten bereitwillig bei allen häuslichen Geſchäften, putzten und fütterten das Vieh, reinigten den Hof und die Ställe, beaufſichtigten die Kinder und warnten, wenn irgend ein Unfall drohte. Wo ſie weilten, ging auch in ſchlechten Jahren niemals das Viehfutter aus und wenn ſie beim Heuen halfen, ſo übertraf jedesmal der Ertrag der Wieſen alle Erwartungen. Freilich neckten ſie auch nicht ſelten die Hausleute, verſteckten einzelne Geräthe, polterten in den Zimmern und auf den Böden herum, zogen die Knechte an den Haaren und ſtachen die Mädchen mit Nadeln; da ſie aber Niemandem Schaden zufügten und ſelten läſtig wurden, ſo ließ man ſie gern gewähren. Wo ſie einmal eingezogen waren, gingen ſie nur ungern wieder fort; doch hielten ſie niemals bei böſen Leuten aus und verlangten, daß man ihnen regelmäßig Milch und Niedel (Rahm, Sahne) an den beſtimmten Ort ſetze und von allen guten Speiſen, welche für Feſt- und Feiertage zubereitet wurden, einen Theil für ſie zurückſtelle.

Auch im Heidenhauſe zu Leiſſigen hielt ſich einmal ein ſolches Zwerglein auf, ein kleines Männchen mit braunem Röcklein und brauner Kappe. Fleißig, flink und munter, war es bald hier, bald dort; in dieſem Augenblick reinigte es die Stiegen, im folgenden fütterte es die Kühe, eine Viertelſtunde darauf knetete es den Teig zum Brot und ſorgte am Backofen, daß das Gebäck nicht verbrenne. So lange man nur zurückdenken konnte, war es immer da geweſen, der Großvater konnte den Enkeln erzählen, daß das Toggeli ſchon bei ſeinem Großähni gelebt habe, und man betrachtete es faſt als Glied der Familie und als Schutzgeiſt des Hauſes. Niemals wurde es vergeſſen, ſobald es etwas Gutes im Hauſe gab; war es Neujahr, ſo legte man ein Paar Eierringe auf den Ofen, zu Oſtern bunte Eier und an andern Feſttagen Kuchen, Süßigkeiten, gebratenen Käſe und dergleichen mehr.

Es mögen jetzt wohl dreihundert Jahre her ſein, da ſtarb der Letzte von der Familie. Als derſelbe begraben wurde und man den einfachen tannenen Todtenbaum auf den Kirchhof trug, ſtand das Zwerglein in der Thür und blickte traurig dem Sarge nach. Ein neues Geſchlecht zog bald darauf ein. Es waren auch wohl gute Leute, aber der Kleine war ihnen fremd und da er ſie gleich anfangs neckte und ärgerte, ſo waren ſie nicht ſehr geneigt, ſeine Dienſte anzuerkennen. Er erhielt zwar regelmäßig ſeine Speiſe an Milch und Niedel im kleinen weißen Becken auf dem Ofen, weil man ſeinen Zorn zu erregen fürchtete, aber man verkehrte nicht mehr freundlich mit ihm und zeigte ihm durch tauſend Kleinigkeiten, daß man ihn herzlich gern abziehen ſähe. Das Zwerglein fühlte dies ſehr wohl und es war jetzt viel häufiger von Hauſe abweſend, als früher. Eines Tags war es ſchon am Morgen verſchwunden und Mittags noch nicht zurückgekehrt. Zufällig fand gerade in der Familie der Bewohner ein kleines Feſt ſtatt und die Hausfrau machte deshalb einen ſehr großen Eierkuchen, ſetzte indeß dem Zwerglein ſeinen Theil davon nicht an die gewöhnliche Stelle, vielleicht weil ſie nicht daran dachte, vielleicht auch, weil ſie glaubte, der Hausgeiſt werde einige Tage ausbleiben. Als der aber nichtsdeſtoweniger erſchien, war der Kuchen bereits verzehrt. Mißmuthig ging der Kleine in die Küche und ſah hier die vielen Eierſchalen auf dem Feuerheerde liegen. Da rief er verwundert und zornig zugleich aus: „Ich bin ſo alt, daß ich den Tannenwald an der Fluh neunmal habe aufwachſen und neunmal abſterben ſehen; aber ſo viele weiße Nadeli (Schälchen) habe ich noch niemals erblickt. Und doch habe ich Nichts erhalten!“ Und damit verließ er das Haus und kam nie wieder. Da fühlten die Leute erſt, was ſie verloren hatten. Nun machte Niemand mehr die Arbeiten, welche der Zwerg auf ſich zu nehmen pflegte, es war auch mit dem Segen vorbei, der bisher auf allem Thun geruht hatte. Nach wenigen Jahren waren die Hausleute vollſtändig verarmt, ſie mußten das Haus verkaufen und ſelbſt das Dorf verlaſſen, da ſie nirgends ein Unterkommen fanden. Aber auch bei den neuen Eigenthümern fand ſich der Zwerg nicht wieder ein.

Viele Jahre nach dem Abzug des Toggeli fand in dem Heidenhauſe zu Leiſſigen eine andere Begebenheit ſtatt. Arme, aber fromme Leute mit einer großen Schaar Kinder bewohnten es damals und es hatte nicht mehr das ſtattliche Ausſehen der frühern, beſſern Zeit. Weihnachten war herangekommen. Alle Gebirge lagen voll Schnee, in den Thälern hingen lange Eiszapfen von den Felſen und die Bäume glitzerten vom ſilbernen Reif. Kaum konnte man auf den Wegen noch fortkommen.

Aus allen Häuſern ſtieg ununterbrochen eine dicke Rauchſäule empor zum Zeichen, daß man die Zimmer tüchtig heizte; nur über dem Heidenhauſe fehlte ſie, weil man kein Holz hatte kaufen können und die wenigen Reiſer ſchon längſt verbraucht waren. Die ganze Familie ſaß in einem engen Stübchen dicht zuſammengedrängt und bebte vor Froſt. Da klopfte es an die Hausthür, als es bereits finſtere Nacht geworden war. Der Hausvater rief verwundert: Herein! und eintrat ein großer, kräftiger Mann mit langem ſchwarzen Haar und ſchwarzen Bart, einen derben Knotenſtock in der Hand. Seine Miene war ernſt aber freundlich, dennoch verſteckten ſich die Kinder hinter den Eltern und ſelbſt dieſe konnten ſich eines unerklärlichen Schauers nicht erwehren. Der Wanderer — denn daß der Mann nicht aus der Nähe war, ergab ſein ganzes Ausſehen — bat um ein Kämmerchen für die Nacht. Er komme weit her, erklärte er, und habe noch weit zu gehen; dieſe Nacht aber wolle er raſten und er bitte, daß man ihm dies im Hauſe geſtatten möge, da er nicht gut noch ein anderes Haus aufſuchen könne. Uebrigens werde er durchaus nicht läſtig fallen. Bereitwillig ſprach der Hauswirth die Einladung aus; als er aber hinzufügte, daß er außer Stande ſei, das Zimmerchen zu heizen und ein ordentliches Abendbrot zu gewähren, erwiderte der Fremde, er bedürfe durchaus Nichts als ein Obdach. Sogleich räumte man ihm das obere Stübchen ein und wies ihm ein reinliches Strohlager an. Wie es ſchien, mochte er indeß nicht ausruhen; die ganze Nacht hörte man ihn im Zimmer langſam und gleichmäßig auf- und abgehen, ohne daß auch nur ein einziges Mal eine Pauſe eintrat.

Am andern Morgen hatte ſich die Familie kaum von ihrem ärmlichen Lager erhoben, als der Fremde eintrat und dankend Abſchied nahm. Dreimal, ſagte er, komme ich nun dieſen Weg; dreimal habe ich bereits die Grimſel überſchritten. Als ich das erſte Mal aus dem Rhonethal in das Thal der Aare hinüberſtieg, fand ich auf meinem Wege blühende Ortſchaften mit Obſtgärten und Weinbergen; beim zweiten Male ſah ich dichte Laubholz- und Tannenwälder, jetzt fand ich nur noch Gletſcher, Eisfelder und Trümmerſtätten. Was werde ich erblicken müſſen, wenn ich einſt wiederkehre? Doch noch einmal habt Dank und lebt wohl! — Damit trat er unter die Thür und rief die Hand erhebend aus:

Gott ſeg'ne und beſchütze dieſes Haus!
Jetzt tritt der ewige Jud' heraus!

Wenige Augenblicke darauf war er ſpurlos verſchwunden. Am Nachmittag desſelben Tags ſah man ihn in Bern, wo er ſeinen Wanderſtab und ſeine Schuhe zurückließ. Die letztern wurden noch lange nachher gezeigt, ſie waren aus wohl hundert einzelnen Stückchen zuſammengeſetzt und ſehr kunſtreich gemacht.

Von da ab ging es den Leuten im Heidenhauſe beſſer als vorher; ſie wurden nach und nach wohlhabend, ſo daß ſie keine Noth mehr leiden mußten. Der Segen des ewigen Juden ruht noch heut auf dem Hauſe und kein Unfall kann es treffen. Schon oft wollten bei Feuersbrünſten die Flammen es erfaſſen, jedesmal aber verlöſchen ſie von ſelbſt wieder, und noch viele hundert Jahre kann es ſtehen, wenn die Menſchen ſelbſt es nicht zerſtören.

119.

Die Gießen-Nixe.

In Ober-Toggenburg (Kanton St. Gallen) liegt ſeitwärts vom Hauptthal der Thur im friedlichen Gelände des Neckarbaches das ausgedehnte und gewerbfleißige Dorf Brunnadern. Nahe bei demſelben fließt der Gießen, ein kleines Quellbächlein, das aus dem Walde von Eberſol kommt. Ein ſicherer Steg führt über dasſelbe. Einſt wohnte ein junges und heiteres Nixchen im Bach; das hielt jeden Wanderer an, nahm ihm die Kappe, welche ſein Haupt bedeckte, und eilte frohlockend damit fort. Kehrte aber ſpäter der Wanderer denſelben Weg zurück, ſo fand er die verloren geglaubte Kappe ſchön und rein gewaſchen im Graſe neben dem Stege wieder.

Einmal machte ein Jüngling aus Brunnadern häufig den Weg, wenn er des Abends zur Geliebten ging. Stets gab er gern dem Nixchen die Kappe und ſtets empfing er ſie ſauber zurück. Hatte er ſie mit ſchönen Blumen, welche für die geliebte Braut beſtimmt waren, geziert, ſo ließ ihm die Nixe die Blumen, aber die Kappe nahm ſie ihm dennoch. Eines Abends kam er wieder über den Steg mit prächtigen Roſen an der Kappe, doch diesmal nahm ihm das ernſt blickende Waſſerfräulein Roſen und Kappe. Betroffen wanderte der Jüngling weiter und ſein Unheil ahnendes Herz betrog ihn nicht. Denn heut eilte ihm die Geliebte nicht wie ſonſt liebevoll und freudig lächelnd entgegen, und als er die Thür ihres Häuschens öffnete, fand er die Ungetreue in den Armen eines Andern, der durch ſeinen Reichthum die Gunſt der Eltern und der Tochter zu erwerben gewußt hatte. Schweigend kehrte der Verrathene zum Steg zurück, nahm ſeine Kappe, drückte ſie tief in's Geſicht und wanderte weit fort in die Fremde. Was aus ihm geworden iſt, weiß Niemand, und nie iſt er in die Heimath zurückgekehrt.

Auch das Nixchen hat ſich ſeit vielen, vielen Jahren nicht mehr am Bach ſehen laſſen. Böſe Menſchen mögen es verſcheucht haben.

120.

Die Quelle der heiligen Columba.

Bei Courfaivre, einem Pfarrdorf an der Sorne im Berniſchen Amte Delsberg, in deſſen Nähe man ſchon oft keltiſche Alterthümer aus Bronze fand, erhebt ſich links vom Eingange in den Ort eine Anhöhe, auf welcher nicht weit von der Kirche mehrere künſtliche Erdhügel, ſogenannte Tumuli, ſich befinden. Nachgrabungen haben gezeigt, daß ein Kreis aus Steinen dieſe heidniſchen Gräber nahe an ihrem Rande umgibt. Südlich von demſelben Dorf auf dem Hügel Chételei, einer von dem Mont losgeriſſenen Felsfluh, bemerkt man eine in drei Abſchnitte getheilte Umwallung, welche durch trockene Gräben geſchützt iſt und wahrſcheinlich in keltiſcher Zeit bei plötzlichen Ueberfällen als Zufluchtsort diente. Ein Tumulus auf dem Plateau ſcheint dieſe Annahme zu beſtätigen. Dunkler Wald, wilde zerriſſene Felſen und tiefe ſchauerliche Abgründe zeichnen die Stelle aus. Nach der Sage des Volkes diente dieſes einſame Plätzchen in früherer Zeit als Verſammlungsort der Hexen, welche hier mit Tänzen und Schmauſereien ihren Sabbath feierten und dabei ſchlimme Unwetter und Hagel verurſachten. Die gegen ſie geführten Prozeſſe erwähnen nicht ſelten des bronzenen Keſſels, in welchem ſie hier das Blut der Kinder mit dem der Reptilien miſchten und der im Alterthum auch von den Prieſterinnen bei den heidniſchen Opfern gebraucht wurde. In der Nähe befinden ſich auch ſogenannte Feenkreiſe, welche durch das Tanzen der Geiſter und Zauberinnen für immer ihr Grün verloren haben.

Eine Einſenkung des Gebirges in der ſagenreichen Gegend von Courfaivre trägt den Namen Chêneau de Soulce (Eichhain der Quelle) und auch hier wieder haben nach den Prozeßacten die Hexen Tänze abgehalten. Rechts von dieſem Sattel führt ein rauher Fußpfad zu der Grotte der heiligen Columba, einer tiefen geheimnißvollen Höhle, welche in den Fels eindringt. Halbkreisförmig gewölbt wird ſie nach hinten zu immer enger; wie Gewölbbogen ſtehen Felſenſpitzen hervor und bilden die Deckenverzierungen dieſer wilden Steinkirche, deren Pfeiler bereits unter der Laſt des Gebirges zuſammengebrochen ſcheinen. Aus der Fluh bricht ein heller eiskalter Quell hervor und ſprudelt in ein natürliches Becken hinab. Es iſt dies der Quell der heiligen Columba, einer frommen Siedlerin, welche hoch oben im Gebirge eine einſame Höhle bewohnte und die wilde

Sorne überſchreitend, täglich hierher ihren Durſt zu löſchen kam. Die Kirche kennt die fromme Jungfrau nicht, aber dennoch wird ſie vom Volke hochverehrt. Seit ihrem Beſuch iſt die Quelle reich geſegnet und bringt allen Leidenden Heil und Geneſung. Häufig tragen hierher katholiſche wie proteſtantiſche Mütter ihre kranken, verkümmernden Kinder und tauchen ſie, nachdem ſie ſich vor einem hölzernen Kreuze betend niedergeworfen haben, gläubig vertrauend in das Baſſin, um die ſchwachen Glieder in dem heilſamen aber eiskalten Waſſer zu erfriſchen und zu ſtärken.

Eine andere Höhle der heiligen Columba befindet ſich ebenfalls im Delsberger Thal am Ufer der Sorne zwiſchen den Eiſenſchmelzen von Undervelier und dem Dorfe gleichen Namens. Ihre Höhe beträgt 12, ihre Breite 50, ihre Länge 60 Fuß. Auch hier iſt wieder ein Quell, deſſen kaltes, ſeifenartig erſcheinendes Waſſer in gleicher Weiſe gegen die Krankheiten der Unmündigen angewendet wird. Und ſelbſt im franzöſiſchen Jura tragen Felſen und Steine den Namen der unbekannten heiligen Jungfrau, welche beſonders kranken Kindern ihre Fürbitte zuwenden ſoll.

121.

Frau Ute.

Eine alte Sage des Landes Hasli, das hoch oben an den Quellen der Aare und ihrer erſten Nebenbäche liegt und zu den ſchönſten Theilen des berühmten Berner Oberlandes gehört, erzählt von einem ſteinalten, von der Laſt der Jahre niedergebeugten Mütterchen, das, ſo lange Menſchen in jener Gegend lebten, viele Jahrhunderte hindurch in unveränderter Geſtalt jedem Geſchlecht einmal zu erſcheinen pflegte. Wo es ſich in der Zwiſchenzeit aufhielt, konnte Niemand ausfindig machen; ſtets kam es ganz unerwartet aus dem wildeſten, mit kahlen Steintrümmern und ewigem Schnee bedeckten Hochgebirg herab und verſchwand ſpurlos, ſobald es wieder Abſchied genommen hatte. Frau Ute, die Gute — ſo nannte man das graue Mütterchen — war in ſeltenen Künſten erfahren und man wollte behaupten, ſie ſei eigentlich eine Zauberin, welche in der Zeit der Heiden im Thale gewohnt hatte und viel mit den kleinen Bergzwergen umgegangen war, bevor dieſe durch böſe Menſchen geneckt und gekränkt die Gegend für immer verlaſſen hatten. Namentlich verſtand ſie es, die Geſinnungen der Menſchen auf den erſten Blick aus ihren Zügen zu errathen. Sobald ſie zu den Wohnungen derſelben gekommen war, ging ſie von Hütte zu Hütte, ließ alle erwachſenen Mädchen vor die Thüre treten und ſchaute ſie aufmerkſam an. Fand ſie endlich eines, das ihr ganz zuſagte, ſo griff ſie dem Mädchen an's Kinn und rief:

Du, du, du, ja du!
Dießmal wieder Ruh!
Hätt' ich keine funden mehr,
Litt' ich ſiebenmal ſo ſchwer.

Dann nahm ſie das Mädchen bei der Hand und ging mit ihm thalauf oder thalab, ohne zu zaudern oder zu fragen, zu dem beſten, ſchönſten und reichſten Jüngling des Haslilandes und legte dem die Hand des Mädchens ſchweigend aber fröhlich lächelnd in die Rechte. Gleich darauf war Frau Ute ſpurlos verſchwunden. Aber das Paar, das ſie zuſammengeführt hatte, liebte ſich fortan innig, die Verwandten ſtimmten ohne Weigerung zu, und wenige Wochen ſpäter fand unter dem Jubel und unter der Theilnahme alles Volkes die Hochzeit ſtatt. Nie hat man gehört, daß eine von Frau Ute geſtiftete Ehe unglücklich wurde, denn Jüngling und Jungfrau waren ſtets die beſten und reinſten ihres Geſchlechtes und noch nach vielen Jahren, wenn ſie umgeben von braven Kindern und blühenden Enkeln ihre goldene Hochzeit feierten, ſegneten ſie das gute Mütterchen des Gebirges.

Als Frau Ute aber einmal vor mehreren hundert Jahren auch wieder erſchien, um das glückliche Paar zu wählen, beleidigte ſie ein roher, ungezogener Burſche und mit heftigen Drohungen wollte er ſie zwingen, ihm die ſchönſte und beſte Jungfrau als Gattin zuzuführen. Zwar trat das Volk für ſie auf und ſchützte ſie vor Mißhandlungen, aber dennoch war ſie hoch erzürnt. Nachdem ſie wie immer das Mädchen gewählt und dem ſchönſten und wackerſten Jüngling vorgeſtellt hatte, rief ſie:

Du, du, du, ja du
Giebſt mir diesmal Ruh'!
Aber nimmer — nimmer mehr
Komm ich in das Land daher!

Und wirklich wurde ſeitdem Frau Ute, die Gute, nie wieder im Haslilande geſehen.

122.

Die Freifrau von Jörgenberg.

In der Nähe des Dorfes Waltensburg im Vorderrheinthal liegen auf dem äußerſten Rand der Berghalde am Fuß einer hohen und nackten Felswand die Trümmer der einſt großen und ſtarken Veſte St. Georgenberg, gewöhnlich Jörgenberg genannt. Dort hauſte vor vielen hundert Jahren ein wilder Raubritter, Jörg von Jörgenberg, der alle Wanderer ausplünderte und ſeine eigenen Unterthanen ſchwer bedrückte. Deshalb war er in der ganzen Gegend ſo verhaßt, daß er ſich nur in Begleitung ſeines reiſigen Gefolges wohlbewaffnet in das Thal hinabwagen durfte. Allein verließ er nie die Burg, und da er ſich auch nicht einmal in ihr ganz ſicher fühlte, ſo ließ er heimlich im Auslande eine lederne Brücke verfertigen, die von dem hohen Wartthurm bis an den Rand der gegenüberliegenden Felswand reichte. Er ſelbſt zog ſie, ſobald er ſie benutzt hatte, jedesmal eigenhändig in das Schloß zurück und verwahrte ſie, wenn er auf Jörgenberg ſchlief, in ſeinem Zimmer. Endlich beſchloſſen aber eines Tages die durch eine Miſſethat aufgebrachten Landleute, dem Unweſen ein Ende zu machen. In hellen Haufen und ſo gut als möglich gerüſtet zogen ſie vor die Burg und beſtürmten ſie. Zu ſeinem Unglück hatte der Ritter gerade jetzt keinen Aufſtand erwartet und es fehlte der Burg faſt gänzlich an Vorräthen, ſo daß ſie ſich, wie ſehr auch ihre feſten Mauern allen Angriffen Trotz boten, nicht lange zu halten vermochte. Jörg mußte ſich daher, als ſeine Feinde durch Verrath von der Brücke Kenntniß erhalten und durch Beſetzung des Felſenkopfes jeden Fluchtverſuch unmöglich gemacht hatten, auf Unterhandlungen mit ihnen einlaſſen. Endlich gelang es unter der Bedingung ſofortiger Uebergabe für die ſchöne und junge Burgfrau freien Abzug mit ihren Schätzen zu erlangen; dagegen erklärten die Landleute, daß der Ritter ſelbſt der gerechten Strafe verfallen müſſe. Bald darauf öffnete ſich das Burgthor und die edle Dame trat, faſt zur Erde gebeugt, mit einem mächtigen hohen Korbe auf dem Rücken heraus. Die Sieger erriethen nun wohl, daß die ſchwere Laſt, welche ſich im feſt verſchloſſenen Korbe befinde, der Burgherr ſelbſt ſei, und wollten deshalb im erſten Augenblick die Abziehende aufhalten. Aber ihre Führer erklärten mit Entſchiedenheit, die einmal gegebene Zuſage müſſe unter allen Umſtänden gehalten werden. So entkam der Ritter glücklich in die Fremde, die Burg aber wurde verbrannt und faſt bis auf den Grund zerſtört. Ritter Jörg hatte indeß liſtig alle wichtigen Urkunden zu retten gewußt und ſo forderte er dann einige Jahre ſpäter von ſeinen früheren Unterthanen die ſchuldigen Steuern ein, welche ſie ihm und ſeinen Erben auch willig und ohne Zögerung zahlten, unter der Bedingung jedoch, daß kein Jörgenberg je wieder in's Land komme und daß die Zwingburg nie hergeſtellt werden dürfe. So geſchah es und die Waltensburger gehörten zu den älteſten und freieſten Gliedern der drei rhätiſchen Bünde.

123.

Die rothe Buche im Canton Zürich.

Das Dorf Buch im Canton Zürich ſoll alſo ſeinen Namen erhalten haben. Eine ſchwere Hungersnoth laſtete einſt in grauer Vorzeit auf dem Lande und hatte eine todtbringende Seuche zu ihrer Gefährtin. Alles ſtarb weit und breit hinweg bis auf drei Brüder, die ſich zärtlich liebten. Ihre Eltern, die in das Thal hinabgeſtiegen waren, um Nahrung zu holen, ſtarben unterwegs. Sie waren Waiſen und ohne Rath. Spärliche, unter dem Schnee hervorgekratzte Wurzeln nährten ſie. Als der Frühling kam, ſprang eine Feldmaus in ihre Nähe und wurde von ihnen erhaſcht. Nach einem langen Streite entſchieden ſie, daß der jüngſte das Blut ausſaugen, die beiden Andern das Fleiſch genießen ſollten. Aber jener fuhr ſo haſtig mit dem Thiere nach dem Munde und war überdies ſo ſchwach, daß ihm das Thier in die Halsröhre hinab entſchlüpfte. Er ſtarb. Der Hunger riß ſie hin, den Leichnam zu verzehren, wobei einige Tropfen des noch warmen Blutes die Blätter einer jungen Buche beſprengten. Nachher ergriff ſie jedoch ſolcher Schmerz, daß ſie an derſelben Stelle zu ſterben beſchloſſen. Verſchlungenen Armes lagen ſie, als ein Jagdfalke ſie entdeckte und durch ſein Geſchrei verrieth. Der Jäger erfuhr von dem einen, eben ſterbenden Jünglinge das Schickſal der drei Brüder. Man beſtattete ſie; auf ihrem Grabe wuchſen jedoch drei Buchen mit rothen Blättern empor. Als die Hütte der Brüder verfiel, wollten Hirten der Gegend ſie von neuem aufbauen, aber mit jedem Frühlinge rollten die Steine wieder auseinander. Sie ſahen dies als ein Zeichen des Himmels an, ließen die Stätte unberührt, bauten in der Nähe die ſogenannte „Baracke“ bei Buch und zogen jeweilen im März bergauf. So entſtand das, auch Künſtler beſitzende Geſchlecht März; denn man hatte jene Hirten im Thale die

Märzen genannt. Die Buchen gediehen fort und gaben dem ſpäter entſtehenden Dorfe den Namen Buch. Anfänglich grün, wurden ihre Blätter um die Zeit des Himmelfahrtsfeſtes blutroth, bis ſie ſpäter wieder in dunkelgrün übergingen. Da man von zweien Schößlinge nahm, um ſie in das Thal zu verpflanzen, was jedoch nicht gelungen ſein ſoll, verkümmerten ſie. Am Himmelfahrtstage zogen jährlich Hunderte zu ihr und ſchmückten Hut und Miede. mit den Blättern der rothen Buche.

124.

Das Bettelmännchen von Graubünden.

Im Schanfigg (Scandanavicum) kam einſt ein Bettelmännchen, in zerhuderte und zerlumpte Kleider gehüllt, zu einem Weibe, das eben am Butterſieden war. Das Männchen fragte in beſcheidenem, flehentlichen Tone, ob das Schmalz im Auf- oder Abgehen wäre: „Sei es im Auf- oder Abgehen,“ antwortete ſie trotzig, „Du bekommſt doch nichts davon!“ „Nun ſo ſoll es im Abgehen ſein,“ ſprach bedeutungsvoll der Bettler, welcher plötzlich eine viel höhere Geſtalt annahm, und ſehr prächtig gekleidet zu ſein ſchien. Seitdem iſt die Butter beim Sieden, von da an, wo der Schaum am Verſchwinden iſt, bis zu dem Punkte, wo ſie genug geſotten hat, immer im Abgehen. Des Menſchen Herzenshärtigkeit, die nicht mittheilen wollte dem Bedürftigen, brachte ſolchen Unſegen in die köſtliche Butter.

125.

Schloß Miſocco im Canton Graubünden.

Eine halbe Stunde oberhalb des Dorfes Miſocco liegen die ſchönen Ruinen des Schloſſes gleichen Namens, welches einſt den Grafen von Sax-Monſax gehörte und im Jahre 1526 auf Befehl gemeiner drei Bünde zerſtört wurde. Noch ſtehen vier hohe Thürme, welche drei Jahrhunderte nicht zu ſtürzen und der Menſchen Hände nicht zu brechen vermochten; ſie ſind durch zehn Fuß ſtarke, mit Gebüſch überwachſene und von Epheu umrankte Mauern verbunden. Im Innern hingegen drohen die geborſtenen Gewölbe den Einſturz, und nur die Kapelle, neben welcher die durchwühlte Gruft der ehemaligen Herrſcher ſich bemerklich macht, hat ſich noch erhalten. Wie die Einwohner des Thales erzählen, befindet ſich in einem der tiefen Keller ein ungeheurer Schatz an Gold, Silber, koſtbaren Gefäßen und edeln Geſteinen; ein mächtiger, ſchwarzer Bock iſt ſein Hüter. Niemand kennt die geheimen Bedingungen, welche man erfüllen muß, um Herr des vergrabenen Goldes zu werden, und den Tag, an welchem die Erlöſung des Schatzhüters geſtattet iſt. Oſtern, Pfingſten Johannistag zeigen ſich auch die Geiſter der verſtorbenen Burgbewohner in der verfallenen Feſte; wie ſie im Leben erſchienen, wallen ſie zwiſchen den Mauern umher, beſteigen die Thürme und blicken ſchweigend in das Land hinaus.

126.

Die Burg von Baar im Canton Zug.

Die Baarburg im Canton Zug ſteht einſam auf einer Nagelfluh, deren große Fläche jetzt mit Geſträuchen bewachſen iſt. Ueber die Entſtehung des Namens geht folgende Sage. Im Jahre 1517 oder 1519 zogen etliche Eidgenoſſen zum heiligen Grabe, unter ihnen ein Siegmund Schwarzmaurer von Zug, der ein ſchweres Fußleiden hatte. Auf einem Spaziergange kam derſelbe mit einem Heiden Gamaliel zuſammen und wurde von dieſem zu einem freundlichen alten Juden geführt. Als dieſer von Zug ſprechen hörte, holte er eine hebräiſch beſchriebene, funfzig Ellen lange und eine Elle breite Rolle herbei und wies auf die Fluh bei Baar. Auf dieſem Berge, ſagte er, hätten ſeine Ahnen Baaron, aus dem Stamm Aſer, gewohnt, als die Macht der Römer ſie nach Jeruſalems Zerſtörung nach Norden jagte. Sie trieben Bergbau, wurden aber von den Bergmännlein und dem ſich vermehrenden Volke abermals genöthigt, den Wanderſtab zu ergreifen. Sie thaten es, zerſtörten aber Alles. Der Jude wies Schwarzmaurer noch auf eine gegen Aufgang der Sonne gelegene Heilquelle hin. „Da waſche und bade Dich; es wird dir wohl ſein,“ ſagte er. Der heimkehrende Schwarzmaurer gehorchte und genas. Die Heilquelle beſteht noch.

Was die Bergmännlein oder Herdmännchen betrifft, ſo ſieht man das Herdmannli-Loch im Hügel der Burg als ihre Wohnung an. Auch ſoll eine „Heidengaſſe,“ eine „Heidenſtube“ noch an ſie erinnern, und noch im vorigen Jahrhundert wollten Perſonen ſie gekannt, mit ihnen geheuet haben. Jenes Loch konnte früher ziemlich tief begangen werden; jetzt iſt es eingeſtürzt. Rechts am Eingange deſſelben ſteht eine von jenen räthſelhaften Bergbewohnern herrührende Inſchrift, deren Sinn Niemand zu enträthſeln vermag.

127.

Die Erdmännchen in Thurgau.

Dem durch ſeine ſchöne Ausſicht über den Bodenſee und die Alpen bekannten Stellenberg entſpringt der Mettlerbach, der ſich durch üppigen Laubwald das Thal am hängenden Wiler ausgefreſſen hat. In tiefer, ſchwer zugänglicher Schlucht, über die in der Nähe eine neue Brücke führt, iſt eine große Höhle, 100 Fuß weit in den Felſen getrieben, von deren geradem Gange aus kleinere Schachte auf beide Seiten auslaufen. Dieſe Höhle, die vorn eng, bald aber mannshoch iſt, bewohnen Erdmännchen oder Erzknappen. Dieſelben hauſten vor vielen hundert Jahren in dieſer Höhle und beſuchten oft die Leute der Umgebung. Den Begünſtigten ackerten ſie bei Nacht das Feld und legten den Armen Speiſen in ſilbernen Schüſſeln heimlich in die Stube. So geſchah es auch eines Morgens, daß ein Armer auf ſeinem Tiſche herrliche Speiſen in koſtbaren Gefäßen fand. Er aß die Speiſen und verbarg die Gefäße, um ſie zu ſtehlen.

Als die Erdmännchen ihr Eigenthum in folgender Nacht nicht mehr vorfanden, verſchwanden ſie, erzürnt über die Bosheit der Menſchen, aus der Gegend und ſind bis auf den heutigen Tag nicht mehr geſehen worden. Auf dem freien Waldplatze, über der Höhle, feiert die Jugend näherer und entfernterer Dörfer der Umgegend den Maiſonntag, mit Spiel, Geſang und Tanz bis in den ſpäten Abend, und Fackeln erleuchten die finſtere Höhle.

128.

Die verſunkene Stadt in Thurgau.

Wo jetzt zwiſchen Mettlen und Buhweil üppige Felder reichen Erndteſegen ſpenden, war vor nicht vielen Jahren ein todtes Moor, deſſen einförmiger Schilfwuchs nur von Schlangen und ſchreienden Kibitzen bewohnt war. Die Sage erzählt, dieſes Moor ſei an die Stelle einer Stadt getreten, die ſich von Mettlen bis Buhweil erſtreckt habe. Zu den heiligen Zeiten ſehe und höre der Wanderer um Mitternacht die Geiſter der Verſchütteten, welche wehklagen. Viele erkannten in den zahlloſen Irrlichtern des Sumpfes ſolche Geſpenſter.

129.

Die Kettenen-Reben.

Der wohledle, ehrenfeſte Junker Rathsherr und Seckelmeiſter Leonhart Zollikofer von St. Gallen hatte 1582 Paris zum Zwecke der Bundeserneuerung beſucht und eine goldene Kette aus den Händen des Königs empfangen. Er legte ſie, die dreihundert vier und ſechzig Dukaten ſchwer war, in die Hände des Rathes nieder, erhielt ſie aber wieder zurück. Aus ihrem Ertrage ſollen ſpäter jene Weinberge, die im Rheinthal und St. Gallen den Namen Kettenenreben empfingen, gekauft worden ſein.

130.

Alpſtein.

Es iſt eine uralte Sage, daß ſich im Alpſteingebirge, zu welchem der hohe Säntis, der alte Mann und die umliegenden Berge gehören, ein einſamer, wilder Urwald befindet, den die alten, vom Winde umgeſtürzten und langſam vermodernden Tannen unzugänglich machen. Dort iſt die Zufluchtsſtätte der wilden Thiere, welche ſo vor der Ausrottung bewahrt bleiben, und nur wenigen Jägern iſt es bis jetzt gelungen, den unheimlichen Wald aufzufinden, Keinem aber, in ihn einzudringen, da er durch einen Bann geſchützt iſt, welchen Niemand zu brechen vermag. In der Nähe dieſes Forſtes befindet ſich auch ein wüſter Ort, wo zahlloſe böſe Geſpenſter hauſen, welche den Wanderer necken. Sie berücken ihn mit Gaukeleien und bringen ihn in Gefahr, ſein Leben und die ewige Seeligkeit zu verlieren. Man ſagt, daß ſie dorthin durch Geiſterbanner gebracht worden ſeien, welche ſie in Flaſchen und Töpfe verſchloſſen, nachdem ſie in Häuſern, Ställen, Gärten und auf den Kreuzwegen der Straßen Menſchen geſtört und beläſtigt hatten. Erſt am jüngſten Tage ſollen die Geſpenſter wieder frei werden, um das letzte Urtheil zu empfangen.

131.

Der Menſch und die Thiere.

Ein Biſchof von Arras, welcher um 540 ſtarb, fand an ſeinem Biſchofsſitze eine durch Attila zerſtörte Kirche, die mit Dornſträuchen beſetzt und ein Lager wilder Thiere war. Einen Bären verwies er in die Einöde und in die Wälder mit dem Gebote, den Fluß nicht wieder zu überſchreiten. Er ließ ſich auch nicht wieder dort ſehen.

Die Celle, aus welcher das Kloſter St. Gallen hervorgegangen, gründete Gallus um das Jahr 614 in einer wüſten Gegend an der Steinach, wo Bären und Heerden von Wölfen und Schweinen hauſten. Vor dieſen gewarnt durch ſeinen einheimiſchen Gefährten, den Diaconus Hiltibodus, ſprach er: „Wenn Gott für uns, wer iſt wider uns? Der den Daniel aus der Löwengrube befreit hat, iſt auch mächtig, aus der Hand der wilden Thiere mich zu befreien.“ Auch ſoll es wunderbar ſich begeben haben, daß die Schlangen, von denen der Ort wimmelte, ſeit dem Tage, daß er für die Celle auserſehen war, ſich nicht mehr ſehen ließen. Eines Abends, nachdem ſie ihr Mahl gehalten, betete Gallus vor dem aufgerichteten Kreuze, während ſein Gefährte ſich verborgen hielt. Inzwiſchen kam ein Bär von dem Berge herab und nahm von den Ueberbleibſeln. Auf das Gebot des Gallus, Holz zu holen und in's Feuer zu werfen, that er ſofort wie ihm geheißen, worauf der Mann Gottes zum Lohn ſeiner Arbeit ihm Brot gab, doch mit der Weiſung, im Namen Chriſti aus dieſem

Thal zu weichen, Berge und Höhlen möchten ihm gehören, aber hier ſolle er weder Thier noch Menſchen etwas zu Leide thun. Als der Gefährte des Gallus das geſehen, ſtand er auf, warf ſich auf die Knie und ſprach: jetzt weiß ich, daß der Herr mit Dir iſt, weil auch die Thiere der Wüſte Dir gehorchen. — Dieſe Erzählung iſt in St. Gallen mit Vorliebe gehegt worden, wie eine Darſtellung derſelben beweiſet auf einem elfenbeinernen Diptychon in der Stiftsbibliothek von St. Gallen, deſſen Anfertigung dem Tutilo zu Ende des 9. Jahrhunderts beigemeſſen wird. Die eine Tafel ſtellt Chriſtum in der Herrlichkeit dar. Die andere in der obern Abtheilung die Auffahrt der Maria, während die Legende von dem Bären die untere Abtheilung einnimmt. Unter der Aufſchrift: S. GALLUS PANEM PORRIGIT URSO (St. Gallus gibt dem Bären Brot) ſieht man in der Mitte das Kreuz mit den Reliquien, welches zuerſt für jede Stiftung dieſer Art errichtet wurde, alſo hier den geweihten Ort für die Celle des Gallus bezeichnet; zur Linken erſcheint er ſelbſt mit dem Hirtenſtab in der Linken und in erhobener Rechten (wie er dem Bären das Bret gegeben hatte) und daneben ein mächtiges Stück Holz heranbringend, welches er in das Feuer werfen wird, das vor ihm auflodert, zur Rechten noch einmal Gallus mit erhobener Rechten, der dem Bären Bret giebt, welches dieſer mit den Vorderpfoten hält.

132.

Anna von Tegelſtein.

Eine gute halbe Stunde von Lindau befindet ſich der der Familie Gruber gehörige und von dem Gärtner Junghänel aus Muskau angelegte Garten zum Lindenhofe, in welchem noch Ueberreſte der Burg Tegelſtein zu ſehen ſind. Dieſe Burg war bis zu Ende der dreißiger Jahre noch wohl erhalten und von einem Bauern bewohnt. Sie war zwei Stockwerke hoch, dicht von Epheu überwachſen, mit einer kleinen Zugbrücke verſehen und rings vom Waſſer umfloſſen, das mit dem Bodenſee in Verbindung ſtand. Das Stiegenhaus befand ſich auf der ſüdlichen Seite in einem runden Thürmchen. Nördlich von den Ueberreſten dieſer Burg iſt auf einige Schritt entfernt der Burgſtall mit noch etlichen Baulichkeiten zu ſehen. Dieſer beſteht größtentheils noch und iſt zu einem Gewächshauſe verwendet. Von der Burg ſteht nur noch der unterſte Theil, denn alles Andere wurde auf den Wunſch des verſtorbenen und in dieſem Garten beerdigten Herrn Gruber entfernt und abgebrochen. Der ganz verſumpfte und mit Schilf und Rohr angefüllte Waſſergraben wurde wieder gereiniget und einigen Schwänen zum Aufenthalte angewieſen. Auf der Weſtſeite der Burg ſtanden, gleichſam zum Schutze gegen das Unwetter, drei koloſſale Linden; auch befand ſich hier der Schloßgarten, welcher für die Sage von Intereſſe iſt.

Auf der Burg lebte in altersgrauer Vorzeit eine Wittwe, die Freifrau Anna von Tegelſtein, mit einem Sohne und drei gar artigen Töchtern. Die Mutter war aber im höchſten Grade adelſtolz. Unferne der Burg war einer armen Frau die einzige und ſchon erwachſene Tochter, ein gar ſittiges und liebes Mädchen, geſtorben. Um dieſelbe vor ihrer Beerdigung noch mit einem Blumenkranze zu zieren und da im Schloßgarten die ſchönſten weißen Roſen wuchſen, eilte die troſtbedürftige Mutter zu der Burgfrau, erzählte derſelben ihren herben Verluſt und bat ſie um etliche weiße Roſen zu einem Todtenkranze für ihr Kind. Unwillig entgegnete die Burgfrau: „Was, Roſenkränze für ſolches Geſindel, packt euch auf der Stelle! Kletten und Diſteln paſſen für euresgleichen! Nimmermehr ſollt ihr Roſen aus meinem Garten bekommen!“ — Die alſo behandelte Frau ſagte, bevor ſie davon eilte, mit drohenden Geberden, daß die Edelfrau Recht habe, dieſe Roſen nur für ihre Töchter aufbehalten zu wollen, ſie werde ſie wahrſcheinlich noch gebrauchen können. Dieſe Vorherſage traf richtig ein, denn bevor einige Monate verfloſſen, waren jene drei in voller Jugendblüthe ſtehenden Mädchen, der Stolz und die Augenweide ihrer Mutter, vom Tode ereilt, nach kurzem Krankenlager dahingerafft worden. Damit ſollten aber die Leiden der ſtolzen Wittwe noch nicht zu Ende ſein, denn nach der Volksſage ſah man, wenn der Tod eines weiblichen Abkömmlings der Familie Tegelſtein bevorſtand, die Frau Anna gegen Mitternacht im Garten ſitzen und einen Kranz von weißen Roſen flechten.

Später kam dieſe kleine Burg an das Kloſter St. Gallen, von welchem es die Familie Metz aus Kempten zu Lehen hatte.

133.

Der Teufel und der Zirler Gaisbub.

Zu Tyrol haben ſie den Spruch:

Der Gaiſer und ſeine Gais
Machen ſelbſt den Teufel heiß.

Auch ſchrie dort einmal ein Zirler Gaisbub' in eine Schlucht hinab, wenn der Teufel dort unten ſei, ſo ſolle er einmal ſeine lahmen Haxen (Beine) rühren und heraufkommen. Augenblicklich wurde eine finſtere Geſtalt ſichtbar, die drohend hinter einem nahen Felsſtück hervortauchte und der Teufel ſtand vor dem übermüthigen Schreier und wollte ihn holen. Doch der Gaisbube wollte, daß er ihm zuvor drei Aufgaben vollbrächte, und das mußte der Teufel auch einwilligen. Da verlangte der Gaisbube, daß der Teufel in einer Viertelſtunde alle ſeine Gaiſen melken ſollte, und das brachte der auch in wenigen Augenblicken zu Stande. Die andere Aufgabe war, daß er alle Blumen von einer gewiſſen Art an dem Berge ſammeln ſollte.

Das vollbrachte der Teufel auch in kurzem und vergaß nur den Strauß Blumen, den der Gaisbube am Hute trug. Da verlangte der noch, daß er alle Marterlen (Heiligenbildſtöcklein) im ganzen Tyrol zählen ſollte, und das konnte der Teufel nicht. Da war der Gaisbube gerettet.

134.

Tyroler Späße.

Den Trieſern ſagen die Nachbarn Manches nach. Ein Bauer erzählte: „Die Trieſer ſind ſtets ein wüſtes Volk geweſen, jetzt nicht minder als in alten Tagen. Einſt ſpielten ihre Buben Hängens, was eigentlich Alle verdienten; einer zog den andern am Baume auf und ließ ihn ſo lange zappeln, bis er für die Ewigkeit fertig war. Als nun Sonntags darauf der Vater des Getödteten den unglücklichen Mörder in der Kirche erblickte, entbrannte ſein Herz von wahnſinnigem Zorn, er vergaß der Heiligkeit der Stätte und ſtürzte auf ihn los. Dem wollte nun auch ſein Vater helfen, und ſo zogen ſie den Buben, Jeder bei einem Fuße, hin und her, bis er unter ſchrecklichem Geheul entzweigeriſſen war. Dann entſtand in der Kirche ein ſolches Schlagen und Raufen, daß von allen Bänken Blut floß und der Teufel hellauf durch's Fenſter lachte. Der Biſchof that die Gemeinde ob des ungeheuren Frevels in Bann und erſt nach Jahren wurde in der neugeweihten Kirche wieder Meſſe geleſen.“ Ueberhaupt ſind in Tyrol die Nachbarn nicht faul, ſich gegenſeitig zu bekleckſen. So ſagen die Insbrucker von den Hellern, ſie hätten am Himmelfahrtstage, als ihnen der hölzerne Chriſtus vom Altare gefallen und zerbrochen war, dieſen in einem Salzkübel emporgezogen, wofür die ehrſamen Bürger von Hall noch jetzt Hallerkübel genannt werden. Die Haller haben jedoch den Insbruckern heimgezahlt. Es ſei einmal lang' Winter geweſen und die Insbrucker hätten ſich nach dem Geſang der Lenzvögel geſehnt. Da weder Lerche noch Schwalbe den Mund aufthaten, hätten ſie einen Karpfen in ein Vogelbauer geſteckt und gewartet, ob er nicht Frühlingsarien anſtimme. Da begann er nach Luft zu ſchnappen und Alles ſchrie und klatſchte: „Jetzt fängt er an!“ Er war aber indeß geſtorben.

135.

Das Nörglein am Brenner.

An einem Abhang erhebt ſich ein kleiner Hügel, gekrönt von einer Lerchengruppe, gewaltige Steinblöcke dazwiſchen bieten einen bequemen Sitz. Es ſind die letzten Zeugen einer anderen Zeit, wo noch der Gletſcher die Moräne bis hierher vorſchob und vielleicht auch auf dieſen Steintrümmern der Eisranunkel blühte. Dieſe Blumen, die jetzt die Felder ſchmücken, ſind ein jüngeres Geſchlecht, die ältere Schöpfung hat ſich zurückgezogen auf die einſamen Höhen, wo ſie ruhig und heiter auf das Gebiet niederblickt, das ſie einſt beherrſchte. „Ja, die Welt iſt alt!“ meinte ein Senner und erzählte vom Nörglein, einem Zwerge mit grauen Bart und Haar, den man von Zeit zu Zeit auf dem Joche ſitzen ſieht. „Drei Mal denkt mir's,“ ſagte er zu einem Jäger, „daß, wo jetzt der Inn fließt, Wald und See und dann wieder Stadt und Feld iſt!“ — Jener fragte: „Wird Dir's denn nicht zu lang? Verleidet Dir denn das Leben nicht?“ Der Alte lächelte: „Leben thut man immer gern; wirſt es auch merken, wenn Du einmal ein Grauſchimmel biſt!“

136.

Das Venediger Mandl an der Sill in Tyrol.

Ein Männlein aus Venedig ſchied in Tyrol mit Sieb und Schaufel Goldkörner aus dem Schlamme. Ein Bauerburſch ſah zu und trat neugierig hinter ihn. Plötzlich kehrte ſich das Männlein um und fragte den Kecken mit zornfunkelndem Blick: „Was Willſt Du? Packe Dich alſogleich, ſonſt biſt du des Todes!“ — „Das nicht!“ erwiederte jener, dem der putzige Knirps gar drollig vorkam; „wenigſtens nicht, ſo lang an dieſer Hand der Schlagring ſteckt. Verhexen kannſt mich auch nicht, denn ich habe heute früh Meſſe gehört und den Segen mit der Monſtranz erhalten. Sag', was du hier im Sande wühlſt, und dann geh ich, — wenn es mir taugt!“ — Der Kleine erwiederte: „Sei ſtill und ich mache dich reich!“ — „Du mich reich machen!“ lachte jener: „ſo ein dreckiges Lötterle im ſchlampigen Gewand, das vielleicht zum Frühſtück bei einem Bauern um Brennſuppe und Haferbrei betteln mußte! Geh, geh!“ — das Männchen fuhr beleidigt in den Sack, zog eine ſeidene Börſe und gab dem Burſchen Goldſtücke: „Da haſt Du Reiſegeld nach Venedig. Am Canal grande, merk dir's, ſteht ein Palaſt mit zwei grünen Seulen, die wie Spiegel leuchten. Dort frag nach mir! Doch ſieh, ein Bär kommt!“ Raſch wandte ſich der Burſch; es war jedoch nur Trug; als er den Kopf zurück drehte, ſah er das Männlein nicht mehr und nur das Gold überzeugte ihn von der Wahrheit deſſen, was er erlebt. „Ei was,“ dachte er, „Wirths Hans fährt nächſtens mit Gütern nach Venedig, da geh' ich mit. Möcht' doch wiſſen, was die Geſchichte für ein ſpaßiges Ende nimmt!“ Drei Wochen darauf fuhr im Lodenwamms, den Hut keck auf's Ohr gedrückt, unſer Tyroler durch den Canal grande. „Richtig, da iſt das Haus!“ rief er plötzlich und der Gondoliere legte vor der Treppe an. Ein Herr im ſchwarzen Sammtgewande empfing ihn. Graues

Haar floß um das ernſte Antlitz, das Auge glänzte freundlich beim Gruße. Ja, das waren die Züge des Lötterleins an der Still, doch erhob ſich die Geſtalt groß und ſtolz. „Saferlot!“ rief der Burſch, „Du biſt gewachſen, ſeit Du ohne Abſchied von mir gegangen biſt.“ — Der Alte bot ihm die Hand und ſagte: „Deine Wohnung iſt hergerichtet, ich hab' dich alle Tage auf der Reiſe geſehen und wußte, daß Du jetzt eintreffen würdeſt.“ Der Tyroler ſchüttelte ungläubig das Haupt. Jener fuhr fort: „Willſt Du wiſſen, was Deine Leute zu Hauſe thun, ſchau in jene grüne Seule.“ Der Jüngling gehorchte. Plötzlich rief er ſtaunend aus: „Ja, ja, es iſt ſo: der Vater ſticht eine Flaſche Enzeler an und die Mutter kocht Plunzen!“ — Er wurde aber bei dem Venediger noch auf das herrlichſte bewirthet.

137.

Nothmann und die Katzen in Tyrol.

Auf einer Wieſe, welche der Hexenanger genannt wird, befand ſich ein alter Stadel. Dort ging vor langer Zeit in der Nacht ein Bube vorbei, welcher auf unrechten Wegen ſchlich, und keiner Warnung geachtet hatte. Als er nun einmal um zwölf Uhr luſtig und guter Dinge heimkehrte, ſchien es ihm ſchon von weitem, als ob aus allen Spalten des Stadels Licht glänze, welches die Helle des hoch am Himmel ſtehenden Vollmondes weit übertraf. Betroffen blieb er ſtehen, verſpottete dann aber dieſe Bedenklichkeit und ging raſch näher, indem er mit der Zunge laut ſchnalzte, wie es die Tyrolerburſche thun, wenn ſie einen Gegner herausfordern. Da ertönte plötzlich eine Geige, ſo hell und ſchneidend, wie er es noch nie gehört. Er beſchleunigte den Schritt ſo ſehr er konnte. Durch die nächſte beſte Spalte guckte er in das Innere des geheimnißvollen Stadels. Wer ſchildert ſein Erſtaunen bei dem Anblick, der ſich ihm bot! Die Wände leuchteten von oben bis unten mit grünlichem Schimmer; auf einer Diele ſaß ein rother Hund, der emſig drauf losfidelte, um ihn herum tanzten allerlei Katzen den Walzer, graue, ſcheckige, ſchwarze, viele aus dem Dorfe, manche waren ihm ganz unbekannt. So oft ſie im Tanze vor dem Hunde vorbeikamen, neigten ſie ſich und grüßten ihn: Wir beugen uns vor dir, o Rothmann! — Der Bube ſtand eine Weile verdutzt, ohne daß ihn die Thiere merkten; bald aber überwog der Muthwille, den die Lächerlichkeit des ganzen Auftrittes noch mehr ſteigerte; er griff nach einem großen Steine und warf ihn durch eine Luke dem Hunde an den Kopf. Dieſer fuhr heulend in die Höhe, der Lichtſchimmer erblich und die Katzen rannten durch alle Spalten mit grimmigem Geſchrei auf den Frevler los. Er ſchlug mit dem Bergſtocke nach Leibeskräften drein und traf eine Katze ſo auf das Maul, daß auf einer Seite alle Zähne zerbrochen ſein mußten. Da qualmte plötzlich betäubender Geſtank durch die kühle Nachtluft; entſetzt machte er ſich nun ſchleunig auf die Flucht. Am nächſten Morgen — es war gerade Sonntag — ging er nachdenklich zur Kirche, ob er den Spuk dem Pfarrer beichten ſolle oder nicht.

Auf dem Wege begegnete ihm ein Nachbar. Nach den gebräuchlichen Fragen: woher und wohin? erfuhr er von dieſem, daß er zu einem Bader gehe, denn ſein Weib habe ſich heute Nachts eine Reihe Zähne eingefallen. Niemand wiſſe, wie das zugegangen ſei. Man habe plötzlich um Mitternacht ein ſchreckliches Gepolter in der Küche gehört, als ob alle Töpfe und Pfannen über den Herd hinunterfielen, darauf ſei ſie laut heulend über die Schwelle der Stube hereingeſtürzt. Sie beantwortete aus Schmerz keine Frage. Raſch fragte der Burſche, auf welcher Seite die Zähne fehlten. Auf der rechten, erwiderte der Mann. Jener erinnerte ſich ganz genau, daß er die Katze an dieſer Stelle getroffen.

138.

Das Kirchlein am Patſcherkofel.

Zwei Buben weideten ihre Heerde im Walde. Als ſie heimtreiben wollten, fehlten ſechs Rinder, und ſie kannten den Bauer, bei dem ſie in Dienſt ſtanden, genug, um den Empfang, der ihnen werden ſollte, zu ahnen. Sie wendeten ſich an Maria, daß ſie durch ihre Fürbitte bei Gott an ihnen Gnade thue. Plötzlich wurde der Wald licht, wie Abendſonnenglanz ſtrahlte es durch die Föhren und eine hehre Frau, umfloſſen von der Glorie des Himmels, deutete mit den Fingern auf den Patſcherkofel. Als ſie verſchwunden, tönte eine Stimme: „Hier baut ein Kirchlein!“ Zugleich ſprudelte an der Stelle, wo man bisher keinen Tropfen Waſſer geſehen, ein lauterer klarer Brunnen von eiſiger Friſche, der auch jetzt noch, wer immer den Berg erſteigt, Jeden erquickt. Die Buben wußten nicht, wie ihnen geſchehen, ſie eilten zur Stätte, wohin die Erſcheinung gedeutet, und entdeckten dort das lang vermißte Hornvieh. Froh eilten ſie zu Thal, behielten jedoch ihr Geheimniß für ſich. Einer derſelben beſuchte in dankbarer Erinnerung oft noch den Platz; einſt nahm er auch das ſtumme Knäblein des Nachbars mit, und ſiehe da, es ward durch ein Wunder redend. Nun ward das Kirchlein gebaut.

139.

Der Wallfahrtsort Weißenſtein bei Deutſchnofen.

Südlich von Deutſchnofen liegt der ſtark beſuchte Wallfahrtsort Weißenſtein auf einer bedeutenden Höhe. Der Weg dahin führt durch ſchön gelegene Felder zu einem Stege; von hier zieht er an einer ziemlich ſteilen Halde zur Marienkirche empor. Nur wenige Schritte jenſeit des Baches liegt ein breiter und flacher Stein, faſt wie eine Bank zum Ausruhen für Pilger. Dieſen Weg machte nun auch einmal der Teufel. Er trug in einer Kraxe auf dem Rücken einen Bauer, den er zu Deutſchnofen aufgeklaubt hatte. Die Laſt mochte dießmal ſchwerer ſein als gewöhnlich; er fühlte ſich ermüdet und ſetzte ſich zur Raſt auf den breiten Stein. Siehe da! an der Stelle, wo die beiden Enden der Kraxen auflagen, hinterblieben mehr als zolltiefe Eindrücke im Stein, als ob der Teufel ſeinen ſaubern Kram auf eine weiche Wachsplatte niedergeſetzt hätte. Es ging ſchon gegen Morgen; er mochte daher ziemlich Eile haben und trabte nun, durch die Raſt neu geſtärkt, auf ſeinem Bockgeſtelle von dannen, ohne die Eindrücke auf dem Stein bemerkt zu haben. Es lag ihm ſehr daran, noch vor dem Ave Maria ſeine Beute in Sicherheit zu bringen. Denn wenn ihn der erſte Ton der Morgenglocke auf der Oberfläche dieſer Erde erreicht, muß er laut uralten Vertrages mit dem lieben Herrgott ſeinen Fang laufen laſſen. Auch diesmal ging es ihm ſo. Kaum war er ein Viertelſtündchen vom Steine entfernt, ſo tönte die Marienglocke vom Weißenſtein herab, und aus war's mit ſeiner Herrſchaft. Er mußte die Beute fallen laſſen, und fuhr mit der leeren Kraxe unter Schwefelgeſtank durch einen Felſen, wo zum warnenden Beiſpiel für alle dummen Teufel noch das Loch zu ſehen iſt.

140.

Die guten Leute im Leſachthale in Kärnthen.

Vor vielen Jahren gab es im Leſachthale in den Wäldern und auf den Alpen ſolche kleine Leute, die von rechtswegen nur Geiſter ſind, und die man, weil ſie den Menſchen nichts zu Leide, wohl aber viel Gutes thaten, die „guoten Leutlan" hieß. Denn gar oft füllten ſie einem Hirten, der ihnen ein „Reindile“ voll Milch gab, daſſelbe mit rothem Gelde an. Sobald aber die Menſchen im Leſachthale „immer znichter und znichter“ geworden ſind, hoben die guten Leute an, ſich zu verlieren, und heutzutage ſieht man von ihnen nichts mehr, als einige Löcher in den Felſen, wo ſie gewohnt hatten. Ein alter Hirte, der ihnen gar oft Milch gegeben, war ſo fürwitzig, ſie über die Zukunft zu befragen. Er erhielt folgenden Beſcheid: Wenn der Welt Untergang nahe iſt, werden die Leute rothe, wie „Milchſeichen“ geformte Hüte aufſetzen, die Häuſer werden ihnen zu eng, die Welt zu klein werden, und ſo ſchlechte Zeiten werden eintreffen, daß zwei Bauern zuſammen nur einen Rock haben, und ſich oft aus Hunger um einen Eſelskopf raufen werden. Bald darauf kommt der Türkenkrieg. Die Türken werden aus ihrem Land nicht heraus wollen, aber ein Engel wird ſie beim Schopf hervorziehen und Elend und Jammer wird entſtehen. Die Türken kommen nun das dritte Mal „in's Deutſchland“ und gar bis Cöln am Rheine. Da erbarmt ſich Gott wieder der Chriſten und ſchenkt ihnen Sieg. Vom türkiſchen Lager ſteigt ein ſchwarzer Rauch empor, der vom Winde zuſammen und als dicke Wolke wieder in den Rhein gedrückt wird. Das ſehen die Chriſten für ein Zeichen an, daß für die Türken die Zeit aus iſt und fallen mit „neuer Schneid alla wanda hin drin“, und treiben ſie ſo weit aus dem Lande, als der ſchwarze Rauch vom Rhein getragen wurde. — Aber das Ende der Welt iſt da.

141.

Die ſteinerne Spinnerin in Steiermark.

Im Weichſelboden, einer wilden Gebirgsgegend der obern Steiermark, lebte einmal eine Dirne, die aus dem, was bei andern eine Tugend iſt, eine Sünde machte. Sie war überaus fleißig und emſig, das konnte ihr Niemand abſtreiten;

ſchon am frühen Morgen ſaß ſie beim Rocken und ließ den Faden durch ihre Finger laufen, und noch ſpät in der Nacht, beim flackernden Span, ſchnurrte ihr Spinnrad. Daran wäre wohl nichts zu tadeln geweſen; allein ſie ging zu weit, denn ſelbſt am Tage des Herrn ließ ſie die Arbeit nicht ruhen, und während die andern Dirnen ſich aufmachten und der entlegenen Kirche zueilten, ſagte ſie: „Ei, da wäre mir leid um die Zeit; die Stunden, die ihr auf dem Wege zur Kirche zubringt, kann ich beim Rocken verwenden.“ — Das war nun wohl keine fromme Rede, denn der Himmel ſelbſt will ja, daß der Menſch ſechs Tage in der Woche arbeite, am ſiebenten aber ruhe. Zudem that ſie das nicht aus Liebe zur Arbeit, ſondern aus Habſucht, weil es ſie verdroß, eine arme Dirne zu heißen, und weil ſie um jeden Preis reich werden wollte. Gar oft warnten ſie die Nachbarn und hielten ihr vor, daß es eine Sünde ſei, den Tag des Herrn zu entweihen, und daß es nichts fromme, wenn man die ganze Welt beſäße, an ſeiner Seele aber Schaden litte. Allein die Dirne hatte für Ermahnungen und Zurechtweiſungen kein Ohr, ſondern wies ſie trotzig zurück und ſagte einmal: „Sagt, was Ihr wollt; ich aber ſage, warum hat mir's der liebe Gott ſo ſauer gemacht, mir einen Brautſchatz zu erwerben? Warum hat er mir nicht Geld und Gut gegeben, wie anderen Dirnen? Aber ich will ihm zeigen, daß ich nicht anſtehe auf ſeine Gnade! Mir ſelber will ich's zu danken haben, was mir im Leben weiter helfen ſoll; darum will ich Tag und Nacht am Rocken ſitzen und ſpinnen, und ſollt ich ſo lange ſpinnen, bis von Maria Zell der letzte Wallfahrer gekommen iſt!“

Dieſe übermüthigen Worte waren nicht in den Wind geſprochen. Der Böſe hatte ſie gehört und ſeine Freude darüber empfunden, und der Dirne zugeflüſtert, daß ſie Recht habe, und daß es Thorheit wäre, ſich um Gott zu kümmern, wenn man ſich ſelbſt noch helfen könne. So wurde ſie immer verſtockter und ſündhafter, und gab ein ſo übles Beiſpiel für die ganze Gegend, daß Alles an ihr großes Aergerniß nahm. Nun war aber auch ihr Maß voll. An einem ſtürmiſchen Winterſonntage, während die frommen Gemeindebewohner in der Kirche waren und die habſüchtige Spinnerin eben wieder zu Hauſe ſaß und, der Andacht ihrer Nachbarinnen ſpottend, ihr Rädchen drehte, brauſte ein wilder Orkan daher, zerſchellte die Hütte, worin ſie hauſte, wie eine Nußſchale, faßte ſie ſammt ihrem Rade, trug ſie im Wirbel fort und ſetzte ſie auf einen hohen Felſen ab, wo ſie, zur Strafe ihrer Gotteslästerung und unheiligen Geldgier, zu Stein erſtarrte. Wohl hörten die Leute in der Kirche das dumpfe Brauſen, allein ſie ließen ſich in ihrer Andacht nicht ſtören, ſondern dankten vielmehr Gott, daß ſie innerhalb der Wände ihres Tempels vor dem Unwetter geſchützt waren. Als ſie aber heimkehrten, da der Sturm ſich ſchon gelegt hatte, und vorüber kamen an der Stelle, wo vor einer Stunde noch das Hüttchen der Spinnerin geſtanden, da erblickten ſie mit Schaudern den Gräuel der Verwüſtung und ſtarrten ſprachlos zu dem Fels empor, auf welchem ſie nun als Warnungszeichen für Kinder und Kindeskinder ſammt ihrem Spinnrade verſteinert ſaß.

Und ſo ſitzt ſie noch immer dort; wohl hat die Zeit die Umriſſe der Geſtalt ſchon unkenntlicher gemacht, aber das Rad iſt ſtets noch deutlich zu erkennen, und das Auge des Landmanns, der die Geſchichte weiß, findet auch bald die Spinnerin ſelbſt heraus. Noch immer aber pilgern die frommen Wallfahrer nach Maria Zell, und die ſteinerne Spinnerin wird lange zu ſitzen haben, wenn die Stunde der Erlöſung nicht eher ſchlagen [illegible] als bis von Zell der letzte Wallfahrer kommt.

142.

Der Waſſermann von Oberſteier.

Ungefähr in des Königs David Tagen zeigte ſich in der Nähe des Erzberges in Oberſteier ein Ungethüm von abſonderlicher Geſtalt, einer menſchlichen Mißgeburt nicht unähnlich, erſchien zuweilen in der Ebene plätſcherte aber am liebſten in dem dunklen Tümpel umher, der im nordweſtlichen Klamme des Münnichthales, wo der Bach des Leopoldſteiner Sees in den Erzbach mündet, ein düſteres Felſenbecken ausfüllt. Oft ſchon dachten die Bewohner der Umgegend daran, das unheimliche Weſen, das ſie den Waſſermann nannten, in ihre Gewalt zu bekommen, aber theils hatten ſie doch nicht Muth genug, theils wußten ſie nicht, wie ſie ſich des glatten fiſchartigen Geſchöpfes bemächtigen ſollten. Da fiel es einigen klugen und beherzten Männern bei, daß es am beſten wäre, allerlei Trink- und Eßwaaren hinzuſetzen, und ein flimmerndes, inwendig mit Harz beſtrichenes Gewand daneben zu legen, um den lüſternen Unhold anzuködern und zu überliſten. Wirklich ging er in die Falle, und nachdem er des Guten etwas zu viel gethan und das flimmernde Kleid aus Neugier angezogen hatte, fielen ſie über ihn her, knebelten ihn und ſchleppten ihn im Triumphe mit ſich fort.

Als ſie gegen das Steinkreuz gekommen waren, das auf dem Pfade von Hieflau her hart am Wege ſteht, fing der Unhold fürchterlich zu heulen an, und bat ſeinen Führer flehentlich, ihn loszulaſſen. Allein man wollte einen ſo koſtbaren Fang nicht um ſo leichten Preis wieder fahren laſſen. Immer ungeſtümer und wüthender geberdete ſich der Waſſermann; aber vergebens. Als er nun merkte, daß er es mit Leuten zu thun habe, welche ſich nicht ſo leicht einſchüchtern ließen, verwandelte er ſeine Drohungen in Bitten, und verſprach, ihnen alles zu gewähren, was in ſeiner Macht ſtände, wenn ſie ihn frei gaben.

„Wohlan", ſprachen ſie, „ſo laß hören, womit du Dich loskaufen kannſt, und ſag uns überhaupt, wer Du biſt; denn umſonſt iſt nicht einmal der Tod!"

Da nahm der Waſſergeiſt eine ganz andere Geſtalt an, in der er mehr einem Fürſten als einem Unhold glich, und erwiderte: Ihr ſeht in mir den Geiſt des Erzberges. Hier bin ich gebunden und machtlos; denn mein Reich iſt in den Tiefen der Erde. Wenn ihr aber Mitleid an mir üben wollt, ſo ſoll es euer Schaden nicht ſein. Die Wahl ſteht euch frei; was ich euch bieten kann, iſt:

Ein goldener Fuß:
Doch Geld bald ſchwinden muß! —
Ein ſilbernes Herz:
Die Zeit verzehrt's!
Ein eiſerner Hut
Hält lang und gut!
Drum wählet klug,
So habt ihr g'nug!

„Was iſt da noch lange zu wählen", entgegneten die Landleute ſchnell entſchloſſen, „du haſt uns ja ſelbſt geſagt, was wir begehren ſollen. Wir wählen den eiſernen Hut! zeig' ihn uns, ſo biſt du frei!"

„Es gilt!" rief der Berggeiſt, „dort ſteht er vor euch; ein Hut, größer als jeder Fürſtenhut, und dauerhafter als irgend ein zweiter auf der Welt!" und er wies auf den Erzberg, der nahe vor ihnen ſtand. „Bebaut dieſen Berg, er wird euch Eiſen liefern, mehr als Ihr und Eure Nachkommenſchaft braucht. Ihr werdet vergehen, aber der Erzberg wird beſtehen, ſo lange die Erde ſteht!"

Das waren die Landleute zufrieden, und ſie führten den Berggeiſt ohne weitere Unbill zurück an den Tümpel in Münnichthal, entkleideten ihn alldort wieder und ließen ihn ungehindert in das dunkle Waſſer hinabſteigen. Kaum aber hatte er ſeine Fluthen berührt, als er Berg und Thal mit der Kraft ſeiner Arme erſchütterte, ein hölliſches Gelächter aufſchlug und ihnen höhniſch zurief: „O Ihr verblendeten Thoren, die Ihr Euch mit der Schale begnügtet und den Kern vergaßt. Das Beſte behielt ich mir doch zurück: Das Kreuz in der Rüſſe und den Karfunkelſtein!" Mit dieſen Worten verſchwand er, und brauſend ſchlug die ſchwarze Fluth über ihm zuſammen.

Da war die Freude der Landleute wohl ſehr getrübt, und faſt zürnend ſahen ſie einander an, daß Keinem eingefallen war, um etwas zu fragen, wovon Keiner eine Ahnung hatte. Lange, lange zerbrachen ſie ſich die Köpfe über das Kreuz in der Nüſſe, bis es endlich nach mehr als zwei Jahrtauſenden Einem einfiel, daß damit die Magnetnadel in der Kapſel gemeint war, die dem Bergmanne ſo wichtige Dienſte leiſtet. Aber über den Karfunkelſtein, der das beſte Grubenlicht abgeben ſoll, ſind ſie noch bis auf den heutigen Tag nicht im Reinen.

143.

Das todte Weiblein bei Mürzſteg in Steiermark.

Nicht ferne von Mürzſteg lebte ein Bauer mit ſeinem jungen Weibe kärglich, aber zufrieden. Unter Tages gingen ſie der Arbeit nach und am Abende freuten ſie ſich beim ländlichen Mahle ihres ehelichen Glückes. Bald wurden ſie von dem lieben Himmel auch mit Kindern geſegnet, und obwohl ſie nun bei vermehrtem Hausſtande auch der Sorgen mehr hatten, ſo kümmerte ſie das doch wenig, denn ihre Bedürfniſſe waren nur gering und ſie ſelbſt waren ſtark und geſund. Da geſchah es aber, daß öfter ein Holzknecht bei ihnen einſprach, den ſie früher nie geſehen hatten, ein dürrer, unheimlicher Geſelle mit rothem Barte und frechem Blicke. So oft er kam, begehrte er Branntwein und einen Imbiß, ſprach dem Glaſe wacker zu und bezahlte jedesmal baar, was ſie verlangten, und noch mehr, als das, ſo daß die Wirthsleute darüber erſtaunten, wie denn ein Holzknecht zu ſo vielem Gelde komme. Bisweilen kam er auch wenn das Weib allein war und dann war er beſonders freigebig, drang ihr ein um das andere Mal einen blanken Thaler auf. Erſt mit der Zeit gewöhnte ſie ſich an ihn, ward immer freundlicher und zuletzt in ſo hohem Grade, daß ihr Mann ſie deswegen ſogar zur Rede ſtellte, und es ihr ernſtlich verwies. Allein leider war es ſchon zu ſpät. — „Soll ich undankbar gegen ihn ſein?“ ſprach das Weib, — „er thut was er kann für uns. Wenn er nicht ſo viel Geld in's Haus brächte, Du, Mann, würdeſt den Kohl nicht fett machen. Er verzehrt in einer Stunde mehr, als Du in einer Woche verdienen kannſt!“ — Dem Manne gingen dieſe ärgerlichen Reden ernſtlich zu Sinnen, zumal, da er auch in dem übrigen Betragen ſeines Weibes eine große Veränderung wahrnahm und ſich überhaupt von einem ſo wüſten Geſellen nicht des Beſten gewärtig war. Denn der Holzknecht führte gar oft nicht nur unſaubere, ungebührliche, ſondern ſogar ſündhafte und gotteslästerliche Worte im Munde, und ſchien durchaus kein Menſch, der einen anderen Menſchen beſſer machen kann. Allein bei dem verblendeten Weibe half keine Zurechtweiſung mehr. Sie kümmerte ſich nicht mehr um die Kinder, nicht mehr um die Kirche, nicht mehr um das Hausweſen, ſondern that ganz ſo, als ob ſie damit zufrieden wäre, von des Holzknechts Gelde zu leben. Zuletzt trat ſie ihrem Manne ſogar mit Drohungen entgegen und zog ihm den häßlichen Gaſt, den ſie doch ehedem ſelbſt nicht wohl hatte leiden mögen, in allem vor.

Darüber höchlichſt betrübt, ging der arme geſchlagene Mann eines Tages hinüber nach Neuberg zu den frommen Mönchen, um ſich bei ihnen Raths zu erholen. Sie riethen ihm insgeſammt, dem Verführer Thür und Thor zu verſchließen, wofern er nicht wollte, daß ſein Weib an der Seele noch mehr Schaden litte, als vielleicht bisher ſchon geſchehen ſei. Das ſtimmte ſo ſehr mit ſeinen eigenen Gedanken überein, daß er ſich's nicht zweimal ſagen ließ, ſondern dankbar Abſchied nahm und unverweilt nach Hauſe ging, um ſeinem Weibe eine ernſtliche Strafrede zu halten.

Eben ſah er den häßlichen Holzknecht wieder um die Hütte herumſchleichen, als er heimkam, deshalb nahm er gleich Anlaß davon, wendete ſich an ſeine Frau, die eben beſchäftigt war, eine Schmalſpeiſe zu bereiten, und befahl ihr ausdrücklich und ſtreng, dem unwillkommenen Gaſte in Zukunft die Thüre zu verweiſen. Da er ſo ſprach, ließ der ſich juſt wieder vor dem Fenſterlein ſehen. — „Und jetzt gleich mach' den Anfang,“ ſagte er, „eben lugt der Unhold wieder herein; aber über die Schwelle ſoll er mir nicht mehr! Hörſt du, Frau! — Darum ſchließ ab, ehe er hereintritt!“ — Die Frau blieb mit zornigem Geſicht am Herde ſtehen und rührte ſich nicht. — „Nun denn, wenn Du's nicht thuſt, ſo thu' ich's!“ ſprach der Mann, ſtand auf und wollte die Thür verriegeln. Allein wie eine Tiegerkatze war jetzt die Frau mit der Pfanne vom Herde weggeſprungen, ſchüttete ihrem Manne das heiße Schmalz in's Geſicht, daß er vor Schmerz aufſchreiend zuſammenſtürzte, und huſch! war ſie zur Thüre hinaus, durch die ein gräßliches Hohnlachen in's Zimmer ſcholl.

Nur mühſam raffte ſich der Arme empor, ſorgte für ſeine Brandwunden ſo gut er konnte, und tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß ſein pflichtvergeſſenes Weib der Strafe des Himmels nicht entgehen würde. Und ſo war es auch; denn des anderen Tages fand man ſie mit zerſchmetterten Knochen und ſchwarzgebranntem Geſichte bei dem Waſſerfalle liegen, wo es ſeither von ihr „beim todten Weibe“ heißt.

144.

Mürzthalſage.

Südwärts vom Semmeringberge, der die Grenzſcheide bildet zwiſchen Steiermark und Oeſterreich, hauſete vor grauen Jahren in einer Gebirgshöhle, deren Ausgang ein tiefer See umfluthete, ein rieſiges Schalthier, der Schreck der Umgegend. Gleich einer losgeriſſenen Steinmaſſe ſchoß es oft unter dumpfem Donnergebrauſe durch den See hin, daß ſeine Wogen ſchäumend ans jenſeitige Ufer ſchlugen, bis es wieder in ſeine Höhle zurückkehrte, und der Waſſerſpiegel ſich langſam ebnete.

Einmal aber fing der Berg ſelbſt, der die Höhle überwölbte und früher ſchon bisweilen gewankt hatte, zu berſten an. Aengſtlich warteten am Berge die Leute, was da kommen würde. Da brach die Fluth aus und trieb das Ungethüm zu ihrem Entſetzen in einen näheren See, während an der Stelle des abgelaufenen ein neuer Berg ſich emporhob. Da wo jetzt Krieglach liegt, konnte man damals noch mit einem Krüglein in der Au (Ach) Waſſer ſchöpfen. Allein das Scheuſal raſtete auch hier nicht, ſondern bohrte ſich immer tiefer in den Berg hinein, an deſſen nordweſtlichem Abhange auf einem Edelſitze eine Mutter mit ihrem inniggeliebten Kindlein wohnte. In einer mondhellen Nacht borſt auch dieſer Berg, ein Theil des Schloſſes fiel ſammt dem ſchlummernden Kinde in die Tiefe. Der Berg ſank ein und verſchwand in dunkler Fluth, und nur ein lichtes Eck deſſelben blieb noch ſichtbar. Verzweifelnd rannte die Mutter hinaus und ſpähte nach ihrem Lieblinge. Da trieb allerlei Trümmerwerk auf den Wogen einher, darunter auch die Wiege mit dem erſtarrten Kindlein. Jammernd ſtürzte ſich die Mutter nach. Endlich brach der Tag an und goß ſein freundliches Licht über den Schauplatz der Verwüſtung aus. Bewußtlos, doch nicht todt, lag, von der erbarmenden Welle ausgeſpült, die Mutter am Ufer. Sie erwachte, fühlte ihren Verluſt von neuem, und rief durch das Thal: „Mein Kind! mein Kind!“ — Jetzt bog ſie um die Ecke, und ſiehe! wohlbehalten, mit Muſcheln ſpielend, ſaß am Fuße des Berges ihr Kind. Ihrer ſelbſt vor Freude kaum mächtig ſchloß ſie das Wiedergefundene an ihr Herz und pries laut des Himmels wunderbare Fügung.

Das Volk aber erklärte ſich aus jener Sage gar ſinnreich die Namen: Schaldorf, Wartenberg, Krieglach, Lichteneck, Kindthal und Kindberg.

145.

Reuter zeigen Kaiſer Heinrichs VII. Tod an.

Im Hauſe des Burggrafen zu Mailand iſt, wie der Herzog von Genua erzählt hat, in einem großen Saale nach Sonnenuntergang ein gewaffneter Mann, zu Pferde ſitzend, in einer herrlichen Geſtalt geſehen. Nachdem ihn Viele alſo angeſchaut, iſt er unter großem Schrecken derer, die ihn geſehen, verſchwunden. Drei Tage danach ſind an derſelbigen Stelle zween Reuter in gleicher Geſtalt erſchienen, die lange gegeneinander geſtritten und danach auch verſchwunden ſind. Kurz darauf iſt Kaiſer Heinrich VII. zu großem Schaden und Nachtheil des Burggrafen geſtorben.

146.

Salzburger Goldgulden.

Ein Weib träumte, daß ſie ein Ei von einer Henne gefunden und einen neuen Mantel dafür gekauft habe. Am Morgen darauf ging ſie zu ihrer Nachbarin, die eine Zauberin war und wahrſagen konnte und fragte ſie nach der Bedeutung des Traumes. Die Nachbarin antwortete: Reiß die Wand nieder, ſo wirſt Du einen Schatz vergraben finden. Das that ſie und fand eine ſilberne Kandel voller Salzburger Goldgulden. Den Deckel oder das ſilberne Ueberbindlein von der Kandel brachte ſie der Zauberin zum Lohn, die aber wußte wohl was in der Kammer geweſen war und und ſprach: „Wie, bringſt Du mir allein ein Stücklein von des Eies Weißem, warum verſagſt Du mir ein Stücklein von ſeinem Gelben?“

147.

Wein und Freudenlicht auf dem Schloſſe bei Wien.

Auf einem Schloſſe nahe bei Wien beredete eine alte Magd drei adlige Jungfrauen, daß ſie erkundigen ſollten, wer ihre Bräutigame ſein würden, und unterrichtete ſie daneben, was ſie deshalb thun ſollten. Sie ſollten aber von ihrem Abendeſſen ein wenig übrig behalten und dieſe Bißlein nebſt einem Trunke Wein auf die Tafel ſetzen und zugleich auch ein Freudenlicht. Alsdann ſollten ſie beſtimmte Worte ſprechen, wodurch ihre Bräutigame gezwungen würden, am Tiſche zu erſcheinen. Dieſem allen kamen ſie fleißig nach. Kaum waren die Ceremonien vollbracht, als ſich drei Cavaliere ſehen ließen. Sie ſetzten ſich an die Tafel und jedweder aß von dem Teller derjenigen, deren Mann er werden ſollte. Gleich darauf begannen ſie zu ſpielen. Dem Cavalier des einen Fräuleins entfiel ein Kartenblatt, deshalb trat die Jungfrau aus Höflichkeit hinzu, bückte ſich unter den Tiſch, hob das Blatt auf und wollte es ihm wiedergeben. Dabei ward ſie gewahr, daß der vermeinte Edelmann abſcheuliche Bocksfüße hatte. Darüber erſchrak ſie ſo ſehr, daß ſie der empfangenen Warnung, nicht ein Wort zu reden, vergaß. Sie ſchrie mit lauter Stimme: Herr Jeſu, ſteh mir bei, und lief alsbald hinweg nach ihrer Mutter Kammer. Ihr Cavalier lief ihr zwar nach, mußte aber vor der Kammerthür ſtehen bleiben. Danach verſchwand er und man fand die andern zwei Jungfrauen nebſt der alten Magd todt und ganz zerriſſen auf der Erde liegend.

148.

Die Schlacht auf dem Markfelde 1278.

Der unruhige und durch ſeine ehrſüchtige Gemahlin zu einem rebelliſchen Friedensbruche geneigte König Ottokar von Böhmen verſpielte in dem ſcharfen Treffen mit dem ſieghaften Kaiſer Rudolph I. aus dem Hauſe Habsburg, welcher mit der römiſch-deutſchen Reichskrone beehrt worden war, nahe bei Kuſtendorf auf dem Marckfelde das Feld ſammt dem Leben (1278). Vierzehntauſend der Seinigen wurden erſchlagen. Damaliger Gewohnheit nach lagerte ſich der Kaiſer auf die Wahlſtatt und verharrte darauf drei Tage. In dieſer Zeit wurden die Erſchlagenen und das feindliche Lager geplündert. Während deſſen hat man um Mitternacht daſelbſt mancherlei Gepraſſel, Tumult, Getöſe und Waffenklang gehört. Man erblickte auch bisweilen eine große Schaar von Geiſtern. So ließen ſich auch nach der Zeit viele Geſpenſter auf dem Marckfelde ſehen in Geſtalt mancher bekannten Leute, die in der Schlacht geblieben waren.

149.

Die Gründung des Benedictiner-Kloſters Orlau im Teſchniſchen.

Als einſt der Herzog Mesko mit ſeiner Gemahlin Ludmilla in den dichten Wäldern ſich mit der Jagd beſchäftigten, erblickten ſie an demſelben Orte, wo jetzt die Kirche ſteht, einen auf hohem Baume ſitzenden Adler von bewunderungswürdiger Größe, der im Schnabel ſein erbeutetes Opfer hielt, welches er unverſehens zu Boden fallen ließ. Darüber, ſo wie über den mächtigen Vogel erſchreckt, brachte die Herzogin an derſelben Stelle einen Knaben zur Welt, welcher in der Taufe den Namen Kaſimir erhielt. Zum Andenken an die Erſcheinung und die glückliche Niederkunft bauten die Eltern an derſelben Stelle eine Kapelle, und legten, nachdem der Wald zum Theil ausgerottet war, eine Ortſchaft an, die ſie nach dem ihnen erſchienenen Adler Orlau benannten.

150.

Die heilige Anna.

Die heilige Anna, die Mutter der Maria, iſt an einem Dinstag geboren und geſtorben und wird am Dinstag vorzugsweiſe verehrt. Sie hilft in Feuer- und Waſſersnoth und iſt ein Troſt den Eheleuten. Sie wurde oder wird noch beſonders hoch gehalten in der Nähe von Ellwangen in Würtemberg und auf dem Steinerberg, womit vielleicht der Steinberg in Baiern gemeint iſt. Ein Mädchen im mähriſchen Neuſtadt ehrte ſie von früh auf, gleich ihren Eltern am Dinstag, und erfuhr deshalb große Gnade. Erſt drei Jahre alt, ging es an einem Sonntag Nachmittag in die Kirchenlehre, um ein Bild der St. Anna zu erhaſchen. Sie erhielt es; als ſie es aber auf dem Heimwege beſchauen wollte, entführte ihr's der Wind und triebs in einen Brunnen. Da lief das Mägdlein an den Brunnen und fiel hinein, zehn Klafter tief. Alsbald liefen an den Brunnen viele Leute zuſammen und ein Bergmann fuhr in den Brunnen hinein, das Kind herauf zu holen. Wie er aber hinabkam, ſtund ihm da ein Glanz an, und er ſah das Mägdlein im Brunnen herumgehen und das allerliebſte Kind zeigte ihm ſein Bild, ſtieg auch alsbald mit ihm glücklich wieder heraus. Das Mägdlein aber hat nachher ausgeſagt, die Frau wäre bei ihr geweſen, gar wunderſchön anzuſchauen, hätte ihr das Bild gezeigt und den ganzen Brunnen erleuchtet.

151.

Die weiße Frau in Böhmen.

Die weiße Frau zeigt ſich in den Schlöſſern der Herren von Roſenberg und von Neuhaus in Böhmen. Sie deutete von Alters her eine Leiche vorher an. Herr Georgius Müller, Pater der Societät Jeſu zu Prag, ſagte, daß er die weiße Frau ſelber um die Mittagſtunde geſehen. Sie ſah herab aus einem Schloßfenſter von einem öden und unbewohnten Thurme, zu welchem Niemand mehr hinaufſteigen konnte, weil alle Stufen und hölzerne Stiegen vor Alter verfault waren. Ihr Auge war gerichtet auf die untenliegende Stadt Neuhaus und ſonderlich auf den Markt. Sie war ganz weiß und trug auf dem Kopfe einen weißen Wittwenſchleier mit weißen Bändern. Ihre Statur war lang und ihr Angeſicht gar ſittſam. Da aber auf dem Markte alles mit Fingern auf ſie zeigte und ſie merkte, daß man nach ihr hinaufſchaute, trat ſie zwar von ihrer Stätte nicht hinweg, wurde aber immer kleiner, gleich als ob ſie hinabſtiege und verſchwand endlich gänzlich.

Wenn eine Geburt oder Vermählung bevorſteht, ſo geht die weiße Frau zur Bedeutung ſolcher fröhlichen Vorfälle ganz weiß umher, im Talar nach der Weiſe vornehmer Standeswittwen. Steht aber ein Sterbefall bevor, ſo hat ſie ſchwarze Handſchuh. Der Gubernator zu Neuhaus gab den armen Leuten noch ums Jahr 1690 in der Charwoche am grünen Donnerſtag von undenklichen Zeiten her eine Gaſtung. Zu dieſer Mahlzeit verſammelte ſich aus der ganzen Umgegend eine ſolche Menge der Armen, daß alsdann in dem Neuhauſer Schloſſe bis zehntauſend ſolcher armen Gäſte gezählt wurden. Auf den geräumigen Schloßplätzen ſetzten ſich je zwölf zuſammen auf die Erde, weil in den Gemächern eine ſolche Menge keinen Raum fände. Damit keine Unordnung entſtände, zählte man die Tiſche. An jeden Tiſch wurden beſondere Aufwärter geſtellt, welche zu Tiſche dienen, die Speiſe auftragen, Trinken bringen und einſchenken mußten. Dieſe Aufwärter waren keine gemeinen Leute, ſondern lauter Befehlshaber und Beamte, als da ſind Amtmänner, Capitaine, Burggrafen, Schreiber und Verwalter; auch Rathsherren und andere angeſehene Bürger der Stadt. Gewöhnlich ging der Herr des Ortes ſelbſt mit etlichen vornehmen Gäſten vor dem Gepränge der Gerichte her, trug die erſte Schüſſel zu und ein ſtarker Haufen der Tafeldiener folgte ihm nach.

Weil es aber nicht möglich war, daß eine ſo große Menge Volks an einem Orte zu derſelben Zeit zugleich eſſen konnte, ſo ließ man der Gäſte nicht mehr zugleich ein, als der Raum verſtattete. Waren dieſe geſättigt, ſo ließ man ſie hinten aus dem Schloſſe heraus und führte wieder andere herein, bis Alle der Mahlzeit genoſſen hatten.

Die Speiſen, welche man ihnen vorſetzte, waren folgende: erſtlich wurde ein dreipfündiges Brot aufgelegt. Hernach wurde eine Suppe von Bier oder anderer Brühe aufgeſetzt, die gar fett und mit Butter wohl geſchmelzet war. Danach kamen zweierlei Speiſen von Karpfen und endlich der ſogenannte ſüße Brei. Dieſer mag aus Erbſen, Heidelkorn (Buchweizen) oder ſonſt aus einer andern Hülſenfrucht gekocht ſein. Vor Alters pflegte man ein wenig Honig drein zu thun, darum nannte man ihn den ſüßen Brei. Dünnes Bier gab man den Leuten ſo viel ſie forderten. Zuletzt bekam Jeder auch ſieben Prätzeln von Semmelmehl. Die meiſten Gäſte nahmen mit ſich nach Hauſe, was ſie konnten. Sie brachten darum zween Hafen oder Töpfe mit ſich. In den einen warfen ſie zwei Theile von den Karpfen, wiewohl dieſelben doch in der Würze und Zurichtung verſchieden waren. In den andern ſchütteten ſie das Bier. Alles, was ſich nicht theilen läßt, die Suppe, das Eingeweide und den Brei verzehrten ſie zuſammen mit einander. Bei dieſer Gelegenheit wurden ganze Fiſchteiche geleert.

Alte, faſt hundertjährige Leute ſagten zu jener Zeit aus, ſie hätten von ihren Vätern und andern alten Leuten vernommen, wie ehemals eine fürnehme Matrone fürnehmen Stammes geweſen wäre, der man die Vormundſchaft über die verwaiſten jungen Herren von Neuhaus anvertraut hätte. Sie ſei wie eine Wittwe in Wittwenkleidung gegangen und die weiße Frau genannt worden. Es ſei dieſelbe, welche im Schloſſe erſchiene, wie die Vorfahren gleichfalls angezeigt hätten. Sie habe angefangen das Neuhauſiſche Schloß zu bauen und mit großer Beſchwerung aller Unterthanen viele Jahre über ſolchem Werke zugebracht. Dabei habe ſie aber den Frohnen der Unterthanen freundlich zugeſprochen und ſie auf das Ende dieſer Arbeiten und Frohndienſte vertröſtet. Jedwedem habe ſie ſein Arbeitslohn mit baarem Gelde bezahlt und ihnen Allen zugerufen: „Arbeitet für euren Herren, ihr getreuen Unterthanen, arbeitet! Wenn wir das Schloß werden verfertigt haben, will ich euch und allen euren Leuten einen ſüßen Brei vorſetzen.“ Denn dieſe Art von Reden führten die Alten, wenn ſie Jemanden zur Mahlzeit luden.

Im Herbſte ſei endlich das Schloß fertig geweſen. Da habe die weiße Frau, ihres Verſprechens eingedenk, allen Unterthanen ein herrliches Mahl zugerichtet und während der Mahlzeit zu ihnen geſagt: „Zu ſteter Gedächtniß eurer Treue gegen eure liebe Herrſchaft ſollt ihr jährlich eine ſolche Mahlzeit haben. Alſo wird das Lob eures Verhaltens bis auf die ſpäten Nachkommen fortgrünen.“ Nachmals hätten die Herren es für paſſender gehalten, daß man dieſe Mahlzeit aus dem Herbſte auf den Tag der Einſetzung des heiligen Abendmahls verlegte, weil an dieſem Tage ohnehin die Armen von reichen und vornehmen Chriſten traktirt wurden. Dieſe Veränderung wäre kaum über hundert Jahr alt.

Das wüſte Schloß Tollenſtein in Böhmen, in welchem viele Schätze verborgen liegen, wird gleichfalls von der weißen Frau bewohnt oder beſucht. Mitunter ſchaut ſie zum Fenſter herab, worüber ſich alsdann die Wandersleute verwundern und ſie grüßen.

Sie ſei und bleibe nun wer ſie wolle (ſagte ein Mann, der's erzählte): ich verlange ſie weder weiß noch ſchwarz zu ſehen, will auch kein Vorzeichen zur Warnung für ein unverſehenes Lebensende erwarten, ſondern mich genug gewarnt achten, und täglich auch ſelbſt warnen mit der Warnung des Herrn: „Wachet, denn ihr wiſſet nicht, zu welcher Stunde des Menſchen Sohn kommen wird.“

152.

Hans Heiling.

Ein junger Hirt, Hans Heiling mit Namen, weidete in einem rauhen aber ſchönen Thale, durch welches ſich die Eger bis beinahe an's Carlsbad durchwindet, ſeine Heerde. Einſt ſah er ruhig zu, wie dieſe ſich nach und nach auf dem jenſeitigen Ufer zerſtreute. Der ſchwüle Tag bewirkte endlich ſogar, daß er einſchlief. Als er erwachte, war die Eger furchtbar angeſchwollen, und ſeine ganze Heerde von ihm getrennt. Händeringend ſtand er am Ufer, denn hinüber zu ſchwimmen war nicht möglich; da klang ihm plötzlich eine angenehme Stimme aus den Wellen entgegen, er ſah hin und erblickte eine Erſcheinung, die ihn hinüber zu tragen und zu heirathen verſprach, wenn er ſie lieben und ihr ewig treu bleiben wollte. Die Bedingung dünkte ihm eben nicht ſchwer, beſonders da dieſes überirdiſche Weſen ein gar liebes und freundliches Mädchen zu ſein ſchien. Hans Heiling ſchlug ein, erreichte ſeine Heerde wieder und wurde wirklich der glücklichſte Menſch; denn er ſah ſich in Kurzem ſo reich und begütert, daß er hier, wo ihm die Jungfrau erſchienen war, ein prachtvolles Schloß erbauen ließ, worin er von aller Arbeit und allen Sorgen frei unter den angenehmſten Zerſtreuungen, die ihm ſeine zahlreiche Dienerſchaft verſchaffte, ein wonnevolles Leben führte. Lange konnte er vor Vergnügen gar nicht zur Beſinnung kommen. Allmählig ſchlichen ſich aber allerhand Zweifel und Sorgen bei ihm ein, Betrachtungen über die Vergänglichkeit der irdiſchen Dinge, kleine Schaueranfälle bei dem Gedanken an die verrufene Geiſterwelt, mit welcher er ſich in ein ſo enges Bündniß eingelaſſen hatte, traurige Ausſichten in's andere Leben, die ihm ſeine beſten Stunden verbitterten. Alle dieſe Scrupel erwachten zu ſeiner Qual, nachdem er ein ſchönes, frommes Menſchenkind kennen gelernt hatte, das ihm nicht abgeneigt ſchien. Offenbar konnte ihm ſein bisheriger Umgang mit dem fremdartigen und unheimlichen Weſen den Beſitz einer braven Ehefrau nicht erſetzen. Um den begangenen Fehler wieder gut zu machen, entſchloß er ſich friſch zur Heirath. Der Vermählungstag war da, und die Hochzeitsgäſte auf dem Schloſſe verſammelt; das Brautpaar ſchritt ſchon voran zur Kapelle, wo ein Mönch es für immer vereinigen ſollte, als ſich plötzlich aus den Wellen der Eger unter ſchrecklichem Blitzen und Donnern die beleidigte Waſſerfrau erhob, auf deren Wink das Schloß verſank und die ganze Hochzeitsgeſellſchaft in Stein und Felſen verwandelt wurde, zur Warnung für Alle, die mit Lieb' und Treue wie mit einem Spielwerk umgehen. Das iſt der Hans Heiling im Felſen.

153.

Der erſte Dudelſackspfeifer.

Die Bewohner von Strakonitz in Böhmen eignen ſich die Ehre, den Dudelſack erfunden zu haben, mit vielem Stolze zu. Der erſte Dudelſackspfeifer, ein Strakonitzer, hatte einſt auf einer Hochzeit wacker aufgeſpielt und, wie ſich von ſelber verſteht, wacker dabei getrunken. Sehr begeiſtert und mehr in einer unterirdiſchen Welt wandelnd, ging er nach Hauſe. Da begegnet ihm ein ſchwarzgekleideter Herr, hält ihn an und fragt, ob er den Dudelſack ſpielen könne. Nachdem der Spielmann dies freudig bejaht hat, erhält er vom genannten Herrn die Weiſung, dieſem zu folgen. Sein Begleiter führt ihn in einen prächtigen, hell erleuchteten Saal, unter eine vornehme Geſellſchaft von lauter ſchwarzgekleideten Herren. Dieſe empfangen den Spielmann ſehr höflich, geben ihm das Beſte zu eſſen und zu trinken und gebieten ihm dann, ſeine Tänze aufzuſpielen. Sie machen ihm aber zur Bedingung, ſo lange er in ihrer Mitte und in dieſem Saale verweile, ja nicht den Namen „Gott“ auszuſprechen. Das gelobt der Muſicus, ſpielt, und die ſchwarzen Herren tanzen nach Herzensluſt. Mit den Leiſtungen des Spielmanns zufrieden, rufen ſie dieſen nach beendigtem Tanze in ihre Mitte und wollen ihn belohnen. Jeder ſchüttet ihm eine Hand voll neuer blanker Goldſtücke in den Hut; der arme Spielmann iſt überglücklich und in der Freude ſeines Herzens ruft er: „Geſegne es euch Gott!“ Aber kaum ſind dieſe Worte ſeinen Lippen entflohen, ſo thut es einen furchtbaren Knall; die ſchwarzen Herren, der Saal, die hellen Lichter und die blanken Goldſtücke ſind verſchwunden. Der Spielmann erwacht aus ſeinem Schlafe, blickt auf und ſieht ſich unter dem Galgen. Dahin hatte er ſich in der Nacht verirrt, da hatte er den furchtbaren Traum gehabt, da hatte ihn der liebe Gott gewarnt. Nun geht er in ſich, fängt an zu beten, und um ſeine Seele nicht wieder dem Teufel in die Hände zu ſpielen, vermacht er ſeinen Dudelſack der Kirche zu Strakonitz, allwo man ihn noch lange hinter dem Hochaltar aufgehängt bewahrte.

154.

Bergmännlein und Bergſchmiedlein in Böhmen.

Die Bergmännlein erſcheinen wie die Zwerge dreier Spannen lang. In Cutna in Böhmen ſieht man ſie oft in großen Schaaren aus dem Bergwerke heraus und herumfliegen. Oft ſtellen ſie ſich den Metallgräbern in's Geſicht und zwar als alte Männlein, mit einem drei Ellen langen, bis auf den

Unterleib hängenden Barte, gekleidet wie die Bergleute, in einem gekappten Hemde und mit einem um die Lenden herabhängenden Leder. Sie tragen Laternen, Schlägel, Hammer und anderes Bergmannsgeräth.

So ſchweifen ſie in den Schachten und Gängen herum, darin man bereits die Metalle gräbt oder vermuthen kann. Deswegen werden die Bergleute dadurch von der Arbeit nicht abgeſchreckt, ſondern wie durch ein gutes Zeichen aufgemuntert, deſto hurtiger und eifriger zu arbeiten. Nur an einzelnen Orten wüthen ſie und erſcheinen in grimmiger Geſtalt. Bisweilen hört man ſie auch wohl im Takt, wie die Schmiede auf dem Ambos pflegen, das Eiſen umkehren und mit Hammern ſchlagen. Oft hört man ſie zu Cutna auch gar ſubtil klopfen oder hämmern und hicken, als ob drei oder vier Schmiede etwas ſtießen.

Solche Geiſter werden auch Hausſchmiedlein genannt, weil man ſie nicht nur in den Berggruben, ſondern auch in manchen Häuſern vernimmt, beſonders wenn eine merkliche Veränderung zur Freude oder zum Leide vorgehen ſoll.

155.

König Premislaus von Böhmen 1190.

In Prag im Böhmerland regierte vor 670 Jahren König Premislaus, ein ſtolzer Fürſt, in Pracht und Herrlichkeit. Doch ſein Glück hatte keinen Beſtand und das Schickſal ſpielte mit ſeiner Krone, wie der Wind mit welkem Laube. Vertrieben aus ſeinem Lande und verfolgt, flüchtete der unglückliche König ſich nach Regensburg, in die freie, feſte Reichsſtadt. Die hatte gerade damals von einer heftigen Feuersbrunſt ſchweren Schaden erlitten und auch der altersgraue Dom lag in Schutt und Aſche. Viele hundert Hände waren jedoch alſobald geſchäftig, den verheerten Tempel zu neuem Glanze zu bringen, denn mehr, als jede andere Stadt, war Regensburg zu jener Zeit bemüht, ſich dem Herrn gefällig zu erweiſen. Zu ſtolz, um zu betteln, getrieben von Noth und Elend, ſoll Premislaus, der Böhmenkönig, dazumal unerkannt, längere Zeit als Taglöhner am Wiederaufbau des Doms mitgearbeitet haben. Spätere glücklichere Tage ſahen ihn wieder auf dem Throne ſeiner Väter. So bewährte ſich vor Jahrhunderten ſchon das ſchöne Sprichwort: „Arbeit bringt keine Schande!“

156.

Der große Blanik.

Als Kaiſer Karl der Vierte einſt im Jahre 1377 an die Prager Brücke ging, die eben im Bau begriffen war, traf er dort einen lieblichen Knaben an, der blind geboren war und ſich vom Liederſingen und Weiſſagen nährte. Der Kaiſer reichte ihm ein Geldſtück, deſſen Metall und Werth der Knabe ſogleich erkannte und lud ihn ein auf die Hradſchiner Burg. Dort, in einer geweihten Stunde und bei der Sterne Dämmerſchein, prophezeite der Knabe dem Monarchen, daß Karl IV. nicht viel mehr über ein Jahr leben würde und rieth, daß er ſich ganz den religiöſen Angelegenheiten widmen ſolle.

Weiter ſprach er: Gott wird einen König anderen Stammes ſenden, welcher unnachſichtlich den Uebermuth des entfeſſelten Landes zu Paaren treibt. Es werden unfruchtbare Zeiten kommen, wo die Ackerhufe kaum genug Brot für zwei Menſchen abwerfen wird. Dann wird der Strich Korn ſechzig gute Groſchen, der Hafer fünfzig Groſchen koſten und ſolche Theuerung lang genug anhalten. Die Böhmen werden nachahmen fremde Trachten der Wälſchen und Spanier, und werden ſich an ausländiſchen Speiſen und Getränken letzen. Die Sinnesart der Menſchen wird ſich umkehren, Geiz wird den Clerus, Grauſamkeit die Landherren, Trunkſucht und Sittenloſigkeit den Bürger beherrſchen. Prag wird zu Grunde gehen, ſo daß kaum eine Spur davon in Böhmen erübrigt — zuerſt durch Feuer, hierauf aber durch Waſſer. Auf dem Ringe der Altſtadt Prag ſteigt das Waſſer bis an den kelchgezierten Giebel der Marienkirche. Die Neuſtadt Prag wird überſchwemmt ſein, ſo daß die Fluth die dritte Stufe der größeren Stephanskirche berührt. Und haben Waſſer und Feuer ausgetobt, ſo wird der Fuhrmann mit der Peitſche ſchnalzend vorbeifahren und ſagen: Sehet, da war einſtmals Prag und dort ſtand einſt das Rathhaus. Böhmen aber wird nicht nur wehklagen um die Hauptſtadt Prag, ſondern auch um Kuttenberg, Saaz und Königgrätz, welche ein gleiches Schickſal trifft. Der Eintritt der Prophezeiung iſt an ſonderliche Anzeichen geknüpft. Das erſte Zeichen wird ſein, daß große Abgaben verlangt und Glaubensbedrückungen verübt werden. Das zweite Zeichen wird ſein, daß auf den kürzeſten Faſching üble Zeiten folgen. Das dritte Zeichen wird ſein, daß verſchiedliche unerhörte Künſte und Gewerbe aufkommen. Das vierte Zeichen wird ſein, daß auf den Abhängen des Blanikberges ſämmtliches Gehölze verdorrt. Dafern ſich die Menſchheit nicht beſſert, ſo wird Gott von allen Seiten Feinde ins Böhmerland einfallen laſſen, die Verderben ſtiften. Das erſte Feindesheer wird großmächtig heranziehen von Mitternacht. Auf dem Spittelfelde wird ſtattfinden das erſte Blutvergießen und von da wird das Mordgefecht ſich fortpflanzen bis an den Blanik. Das zweite Feindesheer wird kommen von Aufgang, und wird verderbenbringend ſich ausbreiten zwiſchen Czaslau und Kuttenberg. Das dritte Heer, einbrechend vom Mittag, wird hauſen in der Gegend von Tabor, Alles hinwürgen und grauſig verfahren mit den Böhmen. Das vierte Heer eröffnet von Untergang her ſein mörderiſch Beginnen; es wird von Pilſen an die Saazer Brücke reichen und von allen das größte ſein. Alſo werden Fremdlinge Böhmen mit ihren Waffen überziehen, werden wirthſchaften als Tyrannen, daß die Erde bebt und die Gipfel der Berge zuſammenſtoßen. Hierdurch ſterben ganze Geſchlechter aus, mehrere Königreiche, Fürſtenthümer und

Städte werden zugleich fallen und wird Niemand ſicher ſein in Wäldern und Felſenhöhlen. Schreckliches Blutvergießen wird es geben bei dem Blanikberge, am ärgſten um Natſcheradaß unfern vom Dörflein Beykowitz. Unterhalb dieſes Dörfleins liegt ein Teich, der wird angefüllt ſein mit Blut, ſo da fließen ſoll wie das Waſſer unter'm Blanikberge. So ſehr aber auch das Land gequält werden mag und ausgehungert: die Böhmen werden endlich ſiegen durch Gottes Macht. Sie werden ſich wieder zuſammen finden, wie die erſten Chriſten, die Feinde aber werden ſich ſelber morden und gegenſeitig aufreiben. Gott wird nämlich in ſeiner heiligen Allkraft aus dem Schooße des Blanikberges ausſenden einen ſtarkmüthigen Rittersmann. Solcher wird ſich von dannen begeben, auserkoren zum Sieger, und wird ſich umzingeln mit einer Schaar von Berittenen. Wie dieſe Schaar erſcheint, überfällt den Erbfeind ein Grauen, er flieht, wird geſchlagen, niedergemacht, aus dem Lande getrieben. Aber nicht innerhalb der böhmiſchen Marken, ſondern in Deutſchland wird dieſer Sieg erfochten, auf deutſchem Boden der Feind vernichtet werden. Bei Cöln am Rhein wird es geſchehen, daß der Feind mitſammt den Türken wird untergehen und das Schlachten und Würgen ein Ende nehmen. Und im Böhmerlande beim Blanik, nahe an dem gedachten Teiche, wird die Schlacht brauſen blutig vierzehn Tage hindurch. Wer aber aus dieſem vierzehntägigem Morden ſich glücklich gerettet, ſucht andachtsvoll die Seinen, um in Gemeinſchaft mit ihnen ſich zu freuen. Und Einer fragt den Andern umarmend: Was haſt Du gegeſſen? wo warſt Du verſteckt? Und der ſagt darauf: Gott hat mich beſchirmt gnädiglich! Habe Wurzeln gegeſſen, ſo die Erde erzeugt. Alsdann kommt ein neues Zeitalter, ganz dem vorgeweſenen gleich.

Der große Blanik liegt acht Meilen von Prag, am rechten Blanitzufer. Er iſt ein waldbewachſener Berg, der ſich in der Hochebene bei Launiowitz zu 308 Wiener Klaftern über die Meeresfläche erhebt. Seine bei ſonſt heiterer Witterung mit Wolken umhüllte Kuppe kündigt der Umgegend jeden nahe bevorſtehenden Regen vorher an. Der Glaube an die Ritter in dem Felſen des Blanikberges wird erhalten durch das aus dem Felſen bei naſſem Wetter hervorrieſelnde, durch faulendes Laub und Tannennadeln gefärbte Waſſer, welches aus dem Pferdeſtalle der Ritter kommen ſoll.

Wer am rechten Tage und zur rechten Stunde an den Blanik kommt, dem iſt der Anblick der Reiter verſtattet. Am St. Gregoriustage (den 12. März) halten die Knaben aus der Umgegend noch alle Jahre einen kriegeriſchen Umzug um den Blanik, indem ſie die Sage dramatiſch darſtellen. Ein Anführer wird gewählt, der läßt Halt machen und fragt, ob es noch nicht Zeit ſei. Ein anderer iſt der Sendbote, der wird fortgeſchickt um zu erkunden, wie es auf der Oberwelt ſteht, und erzählt darauf, was er weiß, bis der Anführer ſpricht: Noch iſt es nicht Zeit! und das kleine Heer ſich auflöſt.

157.

Die Weibchen unter dem Erlengeſträuche in Böhmen.

Zur Zeit der Heuernte erſchien in einem Bache unter Erlengeſträuche jährlich eine Schaar Weibchen, welche da plätſcherten und lärmten und allerlei Fetzen und Windeln von Leinwand zum Trocknen auf das Geſträuch hängten; ſie waren nicht größer als einjährige Kinder. Ein Bauernburſch, ſonſt ein erpichter Vogel- und Taubenfänger, richtete einmal auch eine Falle im Geſträuch am Bache auf – und wirklich ging ihm ein ſolches Waſchweiberl ein. Es hatte ein weißes reinliches Kleidchen von Leinwand an und die wohlgekämmten Haare fielen aufgelöſt bis zu den Schultern hinab. Kaum in die Stube gebracht, ſtreifte das Weiberl die Hemdärmelchen zurück, ſchürzte das Kleidchen und begann zum Verwundern und Ergötzen der

Hausbewohner geſchäftig aufzuräumen, Geſchirr zu waſchen, auf die Wandbänke ſteigend die Fenſter zu reinigen. Während der Abenddämmerung kam das Waſſermännlein, klammerte ſich draußen an die Wand und ſprach zum Fenſter hinein, das Waſchweiberl klammerte ſich von innen an die Wand und ſprach hinaus; und er trug ihr auf, nichts von ihren Geheimniſſen auszuplaudern. Als der Winter nahte, dachten die Hausleute daran, das Waſchweiberl mit Schuhen zu verſehen: aber es reichte das Füßchen nicht dar, um ein Maß nehmen zu laſſen; man ſtreute daher Mehl auf den Fußboden der Stube, und nahm das Maß nach den Tritten des Weibchens. Die Schuhe waren fertig und man ſtellte ſie dem Weiberl auf die Bank, daß es ſich derſelben bediene nach Gefallen; aber das Waſchweiberl fing an zu ſchluchzen und zu weinen, weil man ſeine Bemühungen belohnen wollte, nahm die Schuhe, ſtreifte die Hemdärmelchen wieder vor, entſchürzte das Kleidchen und ſtürzte lautklagend davon und wurde nun nie wieder geſehen. — Es lebt eine Mutter, deren Mutter noch als Kind im Hauſe ihrer Eltern lebte, als ſich dieſe Geſchichte zugetragen hat

---

158.

Die böhmiſchen Diebe.

Eines Sonntags nach Mittag war einmal ein Hausvater in ſeinem einſchichtigen Hofe von den Seinen allein zu Hauſe, hatte aber einen guten Freund auf Beſuch bei ſich. Sie kurzweilten ſich durch freundliche Reden und dachten nicht im geringſten an das oder das, was gefährlich ſein könnte. Nun traten aber auf einmal ſechs Mordiokerls herein und ſagten: „Guten Tag! — Geld her!“ — Der Hausvater ſah ſie eine Weile an, rückte ſein Käppchen: „O guten Tag!“ — „Schön Dank!“ — „Ja, und Geld, meine Herren? Bitte, mein Leben zu ſchonen. Ja, mein Geld, meine Herren!“ — Er ſtand auf, ging in die Kammer, hob ein Brett vom Fußboden auf, nahm einen irdenen, drathumflochtenen Topf heraus, kehrte in die Stube zurück, ſchüttete das Kupfer- und das Silbergeld auf den Tiſch. „Bitte, meine Herren, da liegt mein Geld, meine Herren!“ — Die ſechs Mordiokerls griffen höchſt zufrieden zu, und kümmerten ſich wenig, daß der Hausvater ein leeres Gläschen vom Wandgeſtelle nahm und es verkehrt auf die Tiſchplatte ſtürzte. Kaum war aber das geſchehen, ſo konnte keiner der ſechs Mordiokerls ein Glied mehr rühren, und ſo wie Jeder die Hände in den Geldhaufen drückte, blieben ſie ſtarr eingedrückt. Jetzt holte der Hausvater mehrere Ruthen und biegſame Rohrſtäbe hervor und fragte den guten Freund, der auf Beſuch da war, was beſſer wäre: Ruthen oder Rohrſtäbe? Für Rohrſtäbe entſchieden ſich beide. Nun denn, Rohrſtäbe! Nachher ſchwenkte der Hausvater das Gläschen und heulend entſtürzten fünf der Mordiokerls; der ſechste Mordiokerl aber wollte ſich rächen. Da ſtürzte der Hausvater lächelnd ſein Gläschen wieder auf den Tiſch, und ſchlug den Schurken einzeln ſo lange, bis er um Gnade ſchrie und in Freiheit geſetzt den nahen Wald durchheulte. Der Hausvater ſtrich ruhig lächelnd ſein Geld wieder zuſammen, that es wieder in den irdenen, drathumflochtenen Topf, ging wieder in die Kammer zurück, hob wieder das Brett am Fußboden auf, ſtellte den Topf hinunter, kam wieder zurück, und weil der gute Freund nach Hauſe mußte, drückten ſich beide freundlich die Hände und lächelten über den Vorfall. — Der Mann iſt ſchon geſtorben, welcher den Augenzeugen dieſes Vorfalls kannte und die Geſchichte oftmals erzählte.

159.

Der böhmiſche Roßhirt.

Ein Roßhirt hütete einmal im Böhmerwalde ſeine Pferde. Um bequemer die Aufſicht zu führen, ſetzte er ſich auf ſein Lieblingspferd; und als es Abend wurde, zählte er nach, ob er alle Roſſe beiſammen habe. Und ſieh! es fehlte ihm ſein Lieblingspferd. Er ſchrie und pfiff und jagte ſuchend kreuz und quer, und konnte das Roß nicht finden, auf dem er ſaß. Es ſchnob und dampfte unter dem verwirrten Reiter das Roß und wieherte heftig, um ſich dem Hirten kund zu geben, der es ritt. Maria! Gnadenvolle! wie mußte den Gott verlaſſen haben, daß er das Roß nicht fand, auf dem er ritt, ſondern ſich plötzlich, verzweifelnd über den Verluſt, vom Rücken deſſelben auf einen Baum ſchwang und ſich mit dem Schnupftuch erhenkte! — Noch dieſelbe und jede folgende Nacht durchheulte das Geſpenſt des Roßhirten den Wald und die Gegend, hockte Jedem auf, der ſeinen Namen rief, und ließ ſich eine Strecke weit tragen. Bisweilen kam er in der Abenddämmerung in die nahen Dörfer und grinſete plärrend hier und dort plötzlich zu den Fenſtern hinein. Dem Grenzcordon ſchien es oft, als ob man eine Heerde grunzender Schweine paſchen wollte, und wenn man näher kam, war nichts zu ſehen, als eine fliehende hohnlachende Geſpenſtergeſtalt. So trieb viele, viele Jahre ſich dieſes Geſpenſt, zum Schrecken und zur Qual der Gegend umher, und ſoll noch jetzt nächtlich Wandernden, wenn ſie ſpottend ſeinen Namen „Stilze" rufen, aufhocken oder ſie auf andere Art plagen und necken.

160.

Der böhmiſche Geſpenſterſeher.

Vor Jahren ſoll ein Mann gelebt haben, vor deſſen Augen Hexen und Verwunſchene bezeichnet waren. Jene trugen auf dem Kopfe ein hölzernes Milchgefäß; dieſe ſchleppten an einem Kettlein eine glühende Kugel hinter der Ferſe nach. Deshalb war er aber vielen Anfechtungen ausgeſetzt, und ſein Weg nach der Kirche, welche auf einer bedeutenden Anhöhe ſtand, war ein Weg der Kreuzigung und der Püffe, ſo daß der Unglückliche oft rücklings die Höhe erſteigen mußte, um die ſtürmiſche Hexenſchaar durch Kreuzeszeichen und Gebete abzuwehren.

161.

Geſchichte zweier Flucher in Böhmen.

Ein Pferdehändler war ein gräulicher Flucher. Er ſacramentirte gegen die Wolken hinauf ebenſo geläufig wie gegen die Erde hinab, und links und rechts um ſich. Einmal ſpielte er Karten im Wirthshauſe und verlor viel Geld; voll Verdruß und von vielem Trunk erhitzt, ging er hinaus. Als er merkte, daß ihm das nicht recht nach Willen ging, fing er an entſetzlich zu fluchen und wollte gar nicht mehr enden. Da ſauſte — Gott ſei bei uns! — der Leibhaftige ſenkrecht aus der Luft auf ihn herab und packte ihn, wie er daſaß, wüthend mit ſeinen Krallen, trug ihn über das Gebirge und warf ihn dann ſo gewaltig in einer Pfütze nieder, daß der Schmutz bis an die Wolken über ihm aufflog. —

Ein junger Haushirt trieb einmal gegen Abend vom Felde die Heerde heim, und trat mit dem bloßen Fuß auf einen ſpitzen Stein. Vor Schmerz warf er ſich nieder, nahm den ſchmerzenden Fuß in beide Hände und rutſchte wie ein Hund am Boden hin und her, indem er höchſt gräulich fluchte. —

Beim Abendeſſen wollte der Hausherr plötzlich ganz friſches Waſſer haben. Was gilt's, kleiner Haushirt, Du wirſt das Waſſer holen müſſen? Richtig. Er nahm den Krug und ging vor das Haus und unter die Linde zum Brunnen. Wie er aber den Krug untertauchen wollte, ſchoß plötzlich ſauſend und funkenſprühend ein glühender Teufel auf die Linde hin und grimaſ'te auf den kleinen Haushirten nieder.

162.

Der Dreiſeſſelberg.

Der Dreiſeſſelberg unweit Paſſau im bayeriſchen Wald iſt ein mächtiger, über drei Stunden langer Bergrücken, der ſich von Nordoſt nach Südweſt hinzieht und ganz aus grobkörnigem Granit beſteht. Ungeheure Maſſen dieſes Geſteins, herabgefallen und ausgeſpült, ragen ſchon in der Nähe des Roſenberger Wirthshauſes empor, noch größere findet man auf der Schneide des Berges. Nach zweiſtündigem Steigen erreicht man einen kleinen See von ſchwarzem Waſſer, der bereits in einer Höhe von 3000 Fuß liegt. Dieſe hochgelegenen Seen ſind eine Eigenthümlichkeit der höchſten Berge des Bayerwaldes und außer dem Dreiſeſſel ſind noch der Arber und der Rachel damit ausgezeichnet. Dieſer See hat nahezu eine halbe Stunde im Umfange und eine Tiefe von 16 Klaftern. Er bricht ſeine dunklen Fluthen an dem kahlen Fels der ſogenannten Seewand und nach der Behauptung der benachbarten Landleute bewohnt ihn kein Fiſch, ja nicht einmal ein Waſſerinſekt.

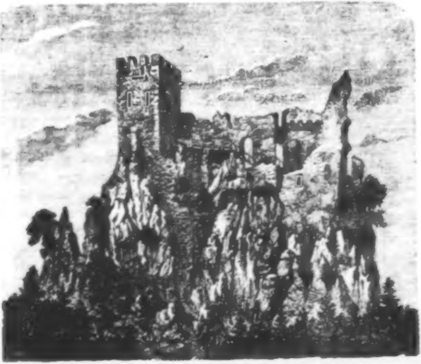
Die bekannteſte, aber nicht die höchſte dieſer Partieen iſt der Dreiſeſſelſtein (4010′), auf deſſen Spitze drei ſeſſelartige Vertiefungen zu ſehen ſind. Am Fuße des Geſteines ſteht eine Pyramide mit der Jahreszahl 1767, welche auf zwei Seiten das fürſtbiſchöflich paſſauiſche, an der dritten das fürſtlich ſchwarzenbergiſche Wappen zeigt. Am ganzen Dreiſeſſelberge iſt die Granitbildung ſo auffallend gleichartig, wie man ſie vielleicht nirgends wieder trifft. Das Geſtein iſt grobkörnig, ſehr reich an Feldſpath und leicht verwitternd. Auf dieſen zerklüfteten Berg wurde im Jahre 1848 vom k. Forſtamt ein bequemer Weg gebahnt und führt eine hölzerne Treppe zu den Seſſeln hinan, von wo man den ganzen Umfang des Berges am beſten überſieht.

Es wird erzählt, daß zur Zeit, als die Fürſten ihre Zuſammenkunft auf dem Dreiſeſſelſteine hielten, in den Burgen zu Wolfſtein, Hauzenberg und Riedl drei wunderholde Fräulein lebten. Um dieſe warben drei junge Edelleute aus dem Gefolge der Fürſten, ein Bayer, ein Oeſterreicher und ein Böhme. Aber die Fräulein waren eben ſo hoffärtig als liebreizend, und ihr Sinn ſtand nach gräflichen oder wohl gar fürſtlichen Freiern, weshalb ihnen die ſchlichten Ritter nicht gelegen kamen. Um dieſe abzuſchrecken, ſetzten ſie den Preis ihrer Schönheit über die Maßen hoch hinauf und ſtellten den Jünglingen faſt unerfüllbare Bedingniſſe. Gleichwohl nahmen die Ritter die harten Satzungen an. Sie empfingen aus den Händen der Fräulein jeder ein goldenes Ringlein. Damit ſollten ſie ſich, wenn ſie ihre Abenteuer glücklich durchgekämpft, von heute an übers Jahr, am Abende vor dem Dreikönigsfeſte, gemeinſam auf dem Dreiſeſſelſtein einfinden. In der Mitternachtsſtunde würden ſodann auf den Warten der drei Burgen Freudenfeuer auflodern, zum Zeichen, daß man der Bräutigame in Jubel harre. Die Ritter zogen nun in den Gauen herum, beſtanden manchen heißen Strauß, kämpften mit Rieſen und Drachen, und nachdem ſie Alles, was ihnen geboten war, pünktlich vollführt, arbeiteten ſie ſich an dem beſtimmten Tage mühſam durch den tiefen Schnee zum Dreiſeſſelberge hinan, um auf dem Gipfel deſſelben die verſprochenen Zeichen abzuwarten. Eine Ewigkeit ſchien ihnen die Zeit bis zur Mitternacht; dieſe kam und verrann — aber nirgends brannten die erſehnten Feuer. Die Ritter vermerkten zu ſpät, daß ſie geäfft ſeien, und voll Unmuthes ſtreiften ſie die Ringe von den Fingern und warfen ſie, jeder nach einer anderen Himmelsgegend, in die mit Schnee bedeckten Abgründe. Darauf zogen ſie von dannen auf Nimmerwiederkommen. Die ſtolzen Dirnen aber führte kein Freier zum Altare. Sie welkten dahin in den freudenleeren Mauern ihrer Schlöſſer und ſanken ins Grab, ohne auch dort Ruhe zu finden. Denn alljährlich in der Dreikönigsnacht ſieht man ſie die Kuppe des Dreiſeſſelberges umirren, vergeblich die klafterhohe Schneedecke nach ihren Ringen durchwühlend.

163.

Weißenſtein im baierſchen Walde.

In alter Zeit wollte eine Gräfin von Weißenſtein ſieben neugeborne Kinder ertränken laſſen aus Furcht vor einer



Die Ruine Weißenſtein

Prophezeihung, welche dahin lautete, daß ſie ihr Leben durch ihre Kinder verlieren werde. Der Graf, der dazu kam, als die Kammerfrau die Kindlein zu Waſſer trug, fragte, was ſie im Korbe habe, worauf ſie ihm entgegnete, es ſeien junge Hunde. Der Graf hob den Deckel auf, ſah die Kleinen, und als ihm hierauf die Zofe Alles bekannte, ließ er die Rabenmutter zur Strafe lebendig einmauern, verließ das Schloß für immer, das ſeitdem in Trümmer fiel, nahm aber als Andenken für ſeine Familie das Bild eines Hundes in ſein Wappenſchild und nannte ſich fortan Graf Hund von Weißenſtein.

164.

Arberſee im baierſchen Walde.

Auf dem Grunde des großes Arberſee's befinden ſich Fiſchlein, deren Schuppen gediegenes Gold und deren Augen koſtbare Edelſteine ſind, jeder ein Königreich werth.

165.

Friedrich von Oeſtreich und Ludwig der Baier.

Im Jahre 1323 hatte Friedrich von Oeſtreich aus Ungarn und Oeſtreich ein Kriegsheer zuſammengebracht, mit demſelben zog er wider Kaiſer Ludwig den Baier, wurde aber ergriffen und auf einem ſtarken Schloß gefangen gehalten. Sein Bruder Herzog Leopold wurde darüber ſo bekümmert, daß er ſich ſelbſt gern getödtet hätte. Als nun das Geſchrei ging, daß Kaiſer Ludwig daher käme, ihn zu beſuchen, brach er raſch auf, ließ die Wagen und Alles ſtehen und zog wieder hinter ſich in's

Schwabenland, indem er nur noch danach trachtete, wie er ſeinen gefangenen Bruder erlöſen könne.

Da kam im Jahre 1324 ein Mann zu Herzog Leopold und bot ihm an, er wolle ſeinen Bruder Friedrich erlöſen und ihn aus ſeinem Gefängniß nach Oeſtreich liefern ohne allen Schaden, ſo er folgen würde. Leopold ließ ſich mit dem Manne in einen Vertrag ein und verſprach, ihm ſeinen Lohn zu geben, wenn er das Werk würde verrichtet haben. In der beſtimmten Nacht hat der Mann mit Beſchwörungen den Satan gerufen, der in Geſtalt eines Pilgers erſchien und den Befehl erhielt, Friedrich ungeſäumt aus dem Schloſſe in's Oeſtreich zu bringen: Meiſter, antwortete der böſe Geiſt, ich will gewißlich den Herzog hierher liefern, wenn er ſich nur nicht ſelber dawiderſtellt. In eben der Nacht kam ein Pilger zu Friedrich und ſprach: ich bin geſandt zu eurer Erlöſung; eilet und ſetzet euch auf dieſes Pferd, ſo will ich euch zu eurem Bruder führen. Wer ſeid Ihr? fragte Friedrich. Der Satan antwortete, daran iſt Euch nichts gelegen, ſetzet Euch nur alsbald auf, wenn Ihr zur Freiheit kommen wollet. Auf dieſe Worte empfand der Herzog nebſt allen, die um ihn waren, einen großen Schrecken, und ſchlugen ſämmtlich ein Kreuz vor ſich, worauf der böſe Geiſt verſchwand und leer wieder zu ſeinem Meiſter kehrte mit dem Berichte: Friedrich habe die Reiſe nicht annehmen wollen.

166.

Der Pförtner bei St. Jacob in Regensburg 1111.

Zu Regensburg im Kloſter des heiligen Jacob lebte zur Zeit, da man noch mit dem berühmten Münſter der Schotten im Bau begriffen war, ein Laienbruder von überaus großer Frömmigkeit, der das Amt des Pförtners bekleidete, und alltäglich das Thor des ewig denkwürdigen Nordportals zu ſchließen hatte.

Dem treuherzigen Mönche gefiel das neue Gotteshaus ſo wohl, daß er oftmals zu Gott im Gebete den Wunſch äußerte: wenn einſt ſein letztes Stündlein ſchlage, ſo möge ihn der Allmächtige doch nirgends anders ſterben laſſen, als in dem ſo heiß geliebten Raume bei Verrichtung ſeines Amtes.

Seine Bitte fand Erhörung, denn als er einſt nach abgehaltener heiliger Meſſe das Thor wieder ſchließen und den Riegel verſchieben wollte, — da rührte ihn der Schlag, ſo daß er augenblicklich den Geiſt aufgab.

In dieſer Stellung, zu Boden liegend, mit dem Schlüſſel in der Hand, hat ihn noch im ſelben Jahre, da der Bau beendet war, der Altmeiſter, an der Stelle ſeines Todes, in Stein gar getreulich abgebildet, der Wand verbinden laſſen, wie er noch zur Stunde zu ſehen iſt.

167.

Das Liſerl in Regensburg.

Das Jahr 1731 war kein gutes für die alte Stadt Regensburg, vielmehr ein gar unheimliches, denn die Peſt ſchlich damals im Lande umher, und brach in Kurzem mit aller Wuth aus.

Zu gleicher Zeit ſpukte aber auch in Regensburg ein Geiſt, der auf Alles, warum er befragt wurde, antwortete und oftmalen zu Nachtzeit die Speiſen aus den Schränken holte.

Dieſen Geiſt — er hieß Liſerl — fragten die guten Regensburger in allen Angelegenheiten um Rath.

In voller Glaubenseinfalt wurde Liſerl in Betreff des Kriegs, den die Reichsſtädte dem Grafen von Würtemberg damals angekündigt hatten, und in Bezug auf die Irrungen, die ſich zwiſchen dem Kaiſer und dem Herzog Stephan von

Baiern entſponnen, zu Rath gezogen, und ſeinen Antworten gleich einem Orakelſpruch Glauben beigemeſſen.

168.

Karl der Große in der Betwoche 792.

Kaiſer Karl der Große hat ſich nicht geſchämt, zu Regensburg in den öffentlichen Prozeſſionen mit unbedecktem Haupte und entblößten Füßen das heilwerthe Kreuz voranzutragen.

In den von ihm erbauten Klöſtern, vierundzwanzig an der Zahl, welchen er vor dem Kirchenportal jedem einen andern Buchſtaben aus dem Alphabet, etliche Pfund ſeines Geld ſchwer, eingraben laſſen, hat er zum öftern mit den Ordensbrüdern zu pſaltiren und die Lectiones mit heller Stimme abzuleſen ſich gewürdigt.

Ein Mönch von St. Gallen erzählte von ihm, daß er in der Betwoche des Jahres 792 mit dem Kreuze barfuß von dem Königshof in die Pfarrkirche, und am folgenden Tage nach St. Emmeram gegangen ſei.

169.

Herzog Heinrichs Stuhl zu Regensburg 985—995.

Als Herzog Heinrich II. von Baiern, den man ſeiner Streitluſt wegen auch den Zänker nannte, im Jahre 985, nach längerer Gefangenſchaft und viel ſeltſamen Abenteuern, ſein Herzogthum wieder gewonnen, ſagte er allen ſtolzen Entwürfen ab und lebte friedlich auf ſeiner großen Burg Mach, zwei Stunden von Regensburg, deren runde Wachtthürme von dem Kalkſelſen des Donauufers tief in's offene Nordgau ſahen. Zehn Jahre lang diente er treu dem Kaiſer, im Wendenkrieg mit bajariſchem Heerbann, im Frieden mit klugem Rath, oder beim Feiermahle als Erztruchſeß. Jedem that er recht. Der Prieſterſchaft war er lieb; ein andächtiger Chriſt.

Allnächtlich ging er von ſeiner Burg Abbach zu Fuß nach Regensburg, zehntauſend Schritte weit, auch im ſtrengſten Winter, um in St. Emmerams Gotteshaus mit andern Ordensbrüdern die Mette zu ſingen.

Man ſieht noch bis auf dieſe Stunde einen ſehr großen Stein als Seſſel ausgehauen, auf welchem der fromme Fürſt auszuruhen gepflegt, bis die Kirchenthüren eröffnet worden, welchen Dienſt mehrmalen die heiligen Engel verrichtet, damit er deſto ehender ſeiner Andacht abwarten konnte.

Es war aber zur ſelbigen Zeit das Kloſter St. Emmeram noch nicht mit den Ringmauern der Stadt umfangen, ſondern ſtund ganz frei, alſo daß Heinrich von Abbach frei und unbemerkt hinzu gelangen konnte.

Wo er im Leben ſo gerne verweilte, — in der Kirche des heiligen Emmerams — da ſollte er auch nach dem Tode (995) ſein Ruhebett finden.

Ein herrliches Denkmal bedeckt ſeine Aſche; auf der Hochplatte deſſelben iſt die edle Figur des frommen Baiernherzogs erhaben gemeißelt.

In der Linken das treue Schild, in der Rechten das ruhmreiche Banner haltend, ſcheint er einer fröhlichen Auferſtehung muthig entgegen zu harren.

170.

Der Hunnenplatz an der Richtbank in Augsburg 955.

Zur Zeit, als den räuberiſchen Einfällen der Hunnen in der blutigen Schlacht auf dem Lechfelde unweit der Stadt Augsburg am 10. Auguſt des Jahres 955 durch deutſche Tapferkeit für immer ein Ende gemacht wurde, lag Herzog Heinrich von Bayern in ſeiner Pfalz zu Regensburg krank darnieder.

Als Beweis ihres glänzenden Sieges ſendeten ihm die deutſchen Kriegsfürſten die in der Mordſchlacht gefangenen Heerführer der Hunnen: den König Bultz und die Fürſten Lel, Sur, Tar und Schab, die ſich ehevor geprahlt hatten, ihre Roſſe würden alle Gewäſſer austrinken, deren Hufe die Städte des Weſtens zertreten, und ſie wären nur zu beſiegen, wenn der Himmel über ihnen krachte oder die Erde die Reiter verſchlänge.

Eingedenk des namenloſen Elendes, das die frechen Räuber ſchon über ſein theures Land gebracht hatten, ließ Herzog Heinrich ſie bald darauf außen vor dem damaligen Oſtenthor (nunmehr die Halleruhr genannt) an drei aufgerichteten Pfählen aufknüpfen und „verzapfen“; ihre Leichname aber blieben dort noch lange nachher zur Vergeltung hangen.

Andere wurden verſtümmelt, gekreuzigt, mit langſamer Qual getödtet; wieder andere von den Gefangenen hat man haufenweiſe in große Löcher gethan und lebendig begraben.

So endeten die frechen Feinde unſeres Vaterlandes; deutſche Einigkeit hat ſie vernichtet! Schrecken und Wehklagen durchlief das ganze Ungarland. Das Volk daſelbſt verſchanzte ſich voll Furcht und zitterte vor dem deutſchen Namen.

Noch heut zu Tage nennt man die Gegend vor der Halleruhr den „Hunnenplatz“, — ein Haus aber, unfern derſelben, am Eingange der Oſtergaſſe (Lit. II. Nr. 127) „an der Richtbank.“

171.

Die Uttenſchwalbe der Cloſen.

Frau Sigaun war ob ihres Vaters Feindſchaft voll tiefen Herzeleides und nachdem ſie ihrem Gemahl zwei Kinder geboren hatte, ging ſie abermals flüchtig und ward eine Clauſnerin im Walde. Es erwies ſich alles Fahnden nach ihr eitel. Mittlerweile wurden die Kinder groß Agnes, der Mutter Ebenbild, ebenſo minnefarb wie hermblank, erkor ſich ein Graf von Ortenburg zu ſeiner Frau. Ob dem vereinigte ſich der alte Graf wieder mit ſeinem Eidam und gab ſeinen Enkeln all' deren eingezogenes Gut als ihre Heimſteuer wieder zurück. Der frohen Botſchaft willen zog man nun wieder aus, Frau Sigaun zu ſuchen und fand ſie letztlich auch in einem Walde, wo jetzt Iſargemünd ſteht. Da war ein hohler Baum ihre Wohnung und neben dem Gebete die Thiere des Waldes wie der Auen ihr Zeitvertreib. War da ſonderlich ein ſchwarzer Reiger, der verließ ſie nie. Als ihr nun des Vaters Verzeihung kund geworden war, kehrte ſie heim und war nun mit ihr alles wieder froh. Ihren Sohn Jörg nannte alle Welt den Klauſer, den Sohn der Klauſerin und er verkehrte ſein alt angeſtammtes Wappen — die neun ſchwarzen Ballen — zum ewigen Angedenken in die Uttenſchwalbe. Merke, das iſt der ſchwarze Reiger mit rothem Schnabel und rothen Füßen, ſo ein ſeltſamer Vogel in dieſem Land. Man fand ihn zu Zeiten um die Donau herum und malt ihn in eines Schwanen Geſtalt.

172.

Das Cruzifix auf dem Gaſteigberge.

Anno 1721 den 22. Juli iſt bei dem Iſarthor in München der ewige Jud oder bis an Ende der Welt laufende Schuſter ankommen, iſt aber nicht in die Stadt gelaſſen worden, derowegen er ſich zu Heidthauſen eine Zeit aufgehalten, und mit denen zulaufenden Perſonen geredet und geſagt, daß der Familia von denen Juden ſo Chriſtum den Packenſtreich gegeben, allen die rechte Hand zweimal länger als die linke ſei, von dieſem Geſchlecht aber, ſo Chriſtum angeſpieen, ſolche ſpeien ſich allezeit ſelbſt an; er ſagte weiter, daß er ſei ſchon ſiebenmal die ganze Welt ausgangen, auf dem Gaſteigberg betrachtete und betete er vor dem Crucifix. Als er deſſen gefragt wurde, gab er zur Antwort, dieſes ſei die rechte Abbildung unſeres Herrn: und die Länge, und in allen Theilen gleich, er handelte auch mit Geſchmuck und Perlein. Hat obiges Crucifix Gabriel Luidl Hofbildhauer zu München aus Blei gegoſſen.

173.

Der Kryſtall von Nürnberg.

Zu Nürnberg befand ſich im 16ten Jahrhundert ein Edelgeſtein von Kryſtallen, fein rund wie ein Ring, der gemeinlich in ein ſeiden Tüchlein eingewickelt war. Ein Unbekannter hatte einem Manne, der ihn drei Tage beherbergt, ihn als Gaſtgeſchenk hinterlaſſen. Wenn ein keuſcher Knabe hineinſah und gefragt wurde, was er ſähe, ſo konnte er Alles offenbaren und erfuhr dies Alles von einem Manne, den er in dem Kryſtall erblickte und den man oft in Nürnberg auf den Straßen, auch in der Kirche ſah. Das Männlein im Kryſtall trug die gewöhnliche Kleidung, daran eine ſchöne Kugel oder Hauptkappe mit Dradeln oder Zippeln hing, was unſere Alten gefaltene Kappen nannten. Ein Mann deſſen Weib in Wochen war, ſah dieſes mit einem Knäblein darin, das ſie auch zur Welt brachte. Der Ruf des Glaſes war ſo groß, daß man einander immer zu drohen pflegte: man ſollte die Wahrheit ſagen, oder man würde zum Männlein gehen. Ja, man weiß, daß die Gelehrten ihre Streitſachen in dem Kryſtall gefunden haben. Im Jahre 1530 zeigte der Teufel im Kryſtall einem Pfaffen einen Schatz. Als der ihn nun vor der Stadt ſuchte, fand er eine aufgeworfene Stelle, darin eine Truhe oder Kiſte und daneben einen ſchwarzen Hund in dem aufgegrabenen Loche liegen. Als der Mönch aber in der Grube war, ward er überfallen und umgebracht. Darauf fiel der Hügel wieder ein und die Höhle füllte ſich wieder.

174.

Die Mägdlein zu Nürnberg.

Pirkheimer zu Nürnberg ging einſtmals mit einem Wahrſager in einem Garten ſpazieren. Allda ſah er zwei Mägdlein, welche das Gewächs im Garten begoſſen, die bat er, ſie möchten ihm und ſeinem Begleiter ein paar Würzgärtlein (Sträuße) von wohlriechenden Blumen machen, er wolle ihnen in die Hand ſehen und wahrſagen, wann ſie Männer bekommen ſollten. Das eine Mädchen ging davon und wollte ſich nicht wahrſagen laſſen; die andere ließ ſich gern in die Hand ſehen und gab ihm Würzgärtlein. Dann ging Pirkheimer mit dem Wahrſager fort. Als ſie aus dem Garten waren und weiter ſpazierten, fragte Pirkheimer, was er in des Mägdleins Hand geleſen hätte, ob Böſes oder Gutes, der aber antwortete ganz traurig: das Mägdlein würde nicht über acht Tage mehr leben. Darüber verwunderte ſich Pirkheimer gar ſehr, weil das Mägdlein friſch und geſund ausſah. Aber ehe der achte Tag kam, erfuhr er, daß das Mädchen durch einen Unfall plötzlich das Leben verloren habe.

175.

Kaiſer Karl der Große im Landsberge bei Arsbach.

In Franken, in der Nähe von Ansbach, liegt der Landsberg. Er iſt hohl und Kaiſer Karl der Große iſt mit ſeinem ganzen Heere in ihn eingezogen. Dort führt der Kaiſer ein unterirdiſches Leben. Alle ſieben Tage öffnet ſich der Berg. Wer dann eine wunderbare Schlüſſelblume hat, kann frei hineingehen. Vor vielen Jahren ging ein junger Menſch in den Berg. Er traf daſelbſt ein unendliches Volk an und am Ende einer Tafel ſah er den Kaiſer Karl ſelbſt in aller Herrlichkeit. Der Jüngling aber konnte den Anblick nicht ertragen, es wurde ihm angſt, und als er draußen wieder aufathmete, war alle Spur der Oeffnung verſchwunden.

176.

Die Ehefrau zu Spalt in Mittelfranken.

Hans Geißelbrecht, Bürger zu Spalt, einer Stadt im Kreiſe Mittelfranken, an der fränkiſchen Rezat, hat ſich nach Abſterben ſeiner erſten Hausfrau wiederum mit Apollonia, der Wittwe von weiland Hans Francke aus Lauterhauſen, im Markgrafenthum Brandenburg, verheirathet, ſeine Hochzeit gehalten und länger als ein Jahr mit ihr gehauſet. Doch zuletzt hat es der leidige Eheteufel dahin gebracht, daß zwiſchen ihnen Beiden nichts Anderes als Tag und Nacht viel Zanken, Hadern, Grellen, Greinen, Keifen und Nagen geweſen, daneben iſt, was am allerſchrecklichſten iſt, grobes Gottesläſtern und übles Schwören mit untergelaufen. Nun kam gedachter Geißelbrecht an einem Freitag, den 19. October 1582, wohl bezecht heim, fing, ſeinem alten Gebrauche nach, mit ſeiner Hausfrau zu zanken und zu ſchwören an, und ſie trieben ſolches, wie ihre meiſten Nachbarn gehört, faſt die ganze Nacht über. Sonnabend Morgen kommt Apollonia zu Anna Stadlerin, ihrer Nachbarin, und ſpricht: „Liebe Stadlerin, habt Ihr nicht gehört, was mein Mann heut die ganze Nacht abermal für Rohheit und Schande geübt?“ — „Ja,“ ſpricht dieſe, „ich und mein Stadler haben es leider nur zu deutlich gehört, was für ein Katzengetön und Gotteslästerung ihr mit einander getrieben, die ganze Nachbarſchaft verliert den Frieden, wo man ſo unchriſtlich lebt.“ Darauf fängt gedachte Apollonia in grimmigem Zorne an und ſpricht: „Ei, wolle mir unſer Herrgott von dieſem heftigen Manne nicht helfen, ſo wollte ich, der Teufel käme und hülfe mir von ihm.“ Als am gedachten Sonnabend Abend der Geißelbrechtin Rindvieh von der Weide hereinkommt und ſie daſſelbe, wie gebräuchlich, melken will, da kommen zuerſt zwei Vögel, wie Schwalben, da doch in dieſer Zeit keine mehr im Lande ſind, und fliegen ihr geſchwind um den Kopf herum.

Ehe ſie ſich recht unter der Kuh umſieht, ſteht ein langer Mann (es war aber der leibhaftige Teufel) neben ihr und ſpricht ihr zu: „Ach, meine liebe Appel, wie habe ich ein Mitleiden mit Dir, daß es Dir ſo übel geht. Dein Leben iſt ſo hart und armſelig, haſt auch einen ſo argen böſen Mann, der Dich ſo ſchlecht hält; er hat die Abſicht, Alles zu verthun, damit Dir nach ſeinem Tode nur nichts von ihm bleibe. Thue eins, ſage mir zu, daß Du mein ſein willſt. Siehe, ſo verſpreche ich Dir, daß ich Dich in dieſer Stunde an einen ſo herrlichen luſtigen Ort führen will, wo Du für und für nichts thun ſollſt als eſſen, trinken, ſingen, ſpringen, tanzen, in Summa ſolche gute Tage haben, wie Du Dein Lebelang nicht geſehen noch gehört. Denn es iſt um das Himmelreich nicht ſo beſchaffen, wie Deine Pfaffen davon ſagen. Ich will es Dir anders weiſen.“

Auf dies Verheißen des Satans gab die armſelige Frau ihm unbedacht die Hand und ſagte ihm zu, ſie wolle ſein werden. Von Stund' an ward ſie von ihm beſeſſen. Bei der Austreibung dieſes Teufels durch die Kirche, bekannte er, daß er Schwamm heiße, d. i. Schwaim, der ſchwebende Schatten.

177.

Die Dull von Hohenwieſen in Altbaiern.

Zur Zeit, da noch Lenggries zur Pfarrei Gaiſach gehörte gingen am Lichtmeßtage die Kirchengeher vor dem Hauſe der Dull — einer noch im Volksmunde lebenden Hexe — vorbei. Sie war aber noch ganz im Werktagsgewand mit dem Zuſammenräumen des Hauſes beſchäftigt und ſchien gar nicht an das Kirchengehen zu denken. Man rief ihr grüßend zu: „nicht gar zu fleißig!“ „mach' Feierabend!“ „es iſt Zeit zum Kirchengeh'n!“ ſie ließ ſich aber nicht irre machen und ſagte: „erſt muß i's Warl (das Wachs) no von Venedig holen.“ Beim Zuſammenläuten machte ſie ſich erſt auf nach Venedig, um das Wachs zu holen, und kam dennoch gerade recht zur Wachsweihe nach Gaiſach.

Eine Bäuerin hatte ſchon zwei Stunden an ihrem Butterfaß gerührt, aber es wollte keine Butter aus ihrem Rahm werden; da ſah ſie die Dull an ihrem Hauſe vorbeigehen und etwas in ihrem „Fürtuch“ tragen. Die rief ihr ſpöttiſch zu: „plag' dich nicht länger, Nachbarin, den Butter hab' ich ſchon in meinem Fürtuch.“

178.

Gezwungener Dieb.

Einem Manne brannte das Haus ab, er rettete nur einige hundert Gulden; auch dieſe wurden ihm bald geſtohlen. Dem Troſtloſen ward ein Mann verrathen, der ſich ehedem im Kloſter zu Weſſobrunn befunden und Geſtohlenes wieder zu ſchaffen verſtände. Dieſer ſchlug erſt alle Hülfe in dieſem Handel ab, dann aber ließ er ſich doch herbei, und ſchrieb einen Zettel; der Bauer ſolle einen Wagen vor die Hausthüre führen, in eine Speiche des Rades den Zettel ſtecken, daſſelbe umdrehen und ſagen: „Dieb, Dieb, (und) wenn Du größer biſt als der Allmächtige, ſo komme im Namen der allerheiligſten Dreieinigkeit.“ Das Rad dürfe er aber anfänglich nur langſam umdrehen und ja nicht zu ſchnell forttreiben, denn ſonſt überſtürze ſich der Dieb, der mit der erſten Bewegung des Rades zu laufen beginnen müſſe. Der Bauer hat es oft gethan, immer umſonſt; der Mann in Weſſobrunn beſtand darauf, das Geld werde ſich finden, er ſolle nur jedesmal um das Haus herum ſuchen; da lag es, in einen alten Handſchuh gewickelt, plötzlich auf dem Feuerheerde, es fehlten nur einige Gulden. Der Dieb mußte über einige Hausdächer geſtiegen ſein, um es durch den Kamin in's Haus zu werfen. — Der Mann in Weſſobrunn hat für ſeine Hülfe und Rath nichts genommen.

179.

Der rothe Hahn zu Würzburg.

In der Dominikanergaſſe zu Würzburg ſteht ein Haus, welches den Namen „zum rothen Hahn“ führt. Auf das Dach dieſes Hauſes wurde von den Leuten des Wilhelm Grumbach nach deſſen Ueberrumpelung der Stadt Würzburg ein rother Hahn geſetzt und das Haus angezündet. Der rothe Hahn krähte (d. h. die Flamme praſſelte) und flog von einem Dach zum andern. Das Feuer verbreitete ſich weiter auf andere Häuſer. Nach ſeiner Wiedererbauung erhielt dieſes Haus den Namen „zum rothen Hahn.“

180.

Der Nixenbrunnen bei Würzburg.

Auf dem Wege von Würzburg nach Randersacker am Fuße des Neuberges iſt vor hundert Jahren der Nixenbrunnen geſtanden. In dieſem wohnten drei zauberſchöne Nixen, welche jedesmal, wenn man den ſogenannten Herbſtpövel mit Tanz und Geſang bei Fackelſchein feierte, ſich unter die tanzenden Winzer miſchten, aber oft mitten im Tanze ihren Tänzern enteilten, um in ihren Brunnen zurückzukehren. Als einſt der Sohn eines Würzburger Rathsherrn, der einer Nixe nacheilte, in den Brunnen gezogen wurde und nicht mehr zum Vorſchein kam, ließ deſſen Vater den Nixenbrunnen verſchütten und einen Haufen Steine auf deſſen Stelle aufrichten.

181.

Der Reiter auf dem Steckelhan im Speſſart.

Auf dem Steckelhan im Speſſart wohnte ein höchſt räuberiſcher und grauſamer Rieſe, der gewöhnlich auf einem rothſchwarzen Pferde auszog und durch ſeine Gräuelthaten das ganze Land in Furcht und Schrecken verſetzte. — Da kam ein chriſtlicher Einſiedler in die noch heidniſche Maingegend, errichtete Werthheim gegenüber ein Kreuz und verkündete den neuen

Glauben. Die Bekehrten ſiedelten ſich in ſeiner Nähe an und ſo entſtand allmählig ein kleiner Ort, welchem man den Namen Kreuzwertheim beilegte. Davon hörte der Rieſe auf dem Steckelhan, und als ſich am nächſten Sonntage die Gläubigen zur Anhörung der Predigt um ihren Einſiedel verſammelt, ſprengte plötzlich der gefürchtete Reiter, einen gewaltigen Speer ſchwingend, unter die wehrloſe Menge, die entſetzt auseinander ſtob und ihr Heil in der Flucht ſuchte. Nur der Einſiedel blieb ſtehen, ſprach ein kurzes, aber kräftiges Gebet, und ſiehe da: plötzlich bäumte ſich das ſchwarze Roß und warf ſeinen Herrn mit ſolcher Gewalt zu den Füßen des Kreuzes nieder, daß er auf der Stelle den Geiſt aufgab. Das Roß aber war mit einem Mal wieder ſanft geworden, ließ ſich vom Einſiedel ruhig in einen Stall führen, und als ſelbiger es am folgenden Morgen beſuchte, hat ſich die pechſchwarze Farbe in das reinſte Blüthenweiß verwandelt. Wenn man ein krankes Pferd nur in die Nähe des Schimmels brachte, heilte jedes Uebel; und als das Thier, nachdem es noch vielfache Wunderkuren vollbracht, ſtarb, bewahrte man zum Andenken eines ſeiner Hufeiſen, welches noch lange an der Kirchenthüre angenagelt zu ſehen war.

182.

Der Freier von Rothenburg an der Tauber.

In Rothenburg an der Tauber iſt zum öftern Einer, welcher ſich nicht allein in Kleidern prächtig und ſtattlich gehalten, ſondern ſich auch großen Reichthums und vornehmen Geſchlechts gerühmt, in eines ehrlichen Mannes Haus gekommen, nebſt zwei andern Geſellen, die er bei ſich gehabt, die gleichergeſtalt ganz ſchön und herrlich bekleidet geweſen, und von denen der eine pfeifen konnte, der andere geigen. Er hatte auch gemeinlich ſtattliche Gaſtereien und Abendtänze angerichtet und gethan, als wollte er freien um des Hauswirths Tochter. Gab derhalben vor, er wäre eines vornehmen adligen Geſchlechts, hätte auch groß Gut und Reichthum an Schlöſſern, Landgütern und vielen Städten in fremden und fernen Ländern, ſo daß es ihm an keinem Dinge, als an einem frommen und tugendreichen Ehegemahl mangelte. Der Wirth aber hatte an dieſes Gaſtes Weiſe und Weſen ein großes Mißfallen, verweigerte ihm darum ſeine Tochter, zumal da ſie nicht edel wäre, und verbot ihnen Allen das Haus, daß ſie nicht mehr ſollten zu ihm kommen. Aber der Gaſt iſt mit ſeinen Mitgeſellen ſo unverſchämt geweſen, daß er nichts deſto weniger etliche Abende gar ſchön geputzt wieder gekommen in der Abſicht, ſeinen Handel und ſein Fürhaben zu vollſtrecken. Das hat dann den Wirth bewegen und Urſach gegeben, daß er auch die Prädicanten des Orts zu Gaſte geladen, mit denen hat er dann über Tiſch aus Gottes Wort conferirt und allerlei gute Colloquia gehalten. Dieſe chriſtlichen Geſpräche ſind dem Gaſte und ſeinen Geſellen ſehr verdrießlich geweſen, haben derowegen angefangen von andern Dingen zu reden und geſagt: Das reime ſich ja gar nicht, daß er die Gäſte mit Predigen wolle fröhlich machen, es wären doch ſonſt wohl andere ſcherzhafte und kurzweilige Reden, die in einem ſolchen Convivio zur Luſtigkeit viel dienſtlicher, als daß man viel predigte und von Gottes Wort und der heiligen Schrift disputirte. Daran erkannte der Wirth dieſer Gäſte teufliſche Art und Natur, und weil er mit Gottes Wort gegen Teufels Liſt und Betrug wohl gerüſtet war, hieß er ſie in Chriſti Namen von ihm weichen. Darauf iſt der Böſewicht ſammt ſeinen Geſellen mit großem Brauſen alſobald verſchwunden und hat einen großen Geſtank und drei todte Körper ſolcher Perſonen, die wegen ihrer Miſſethaten mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht waren, in der Stube zurückgelaſſen.

183.

Der Waldpfeifer.

Um's Jahr 1690 hat ſich zugetragen, daß ein reicher Viehhändler, der früher ein Metzger geweſen, nun aber nur dann und wann über Land oder Feld ging, um Vieh einzukaufen, einmal nach Biſſingen reiſte, das nicht ſehr weit von ſeinem Wohnorte entfernt war und allda unter Seinesgleichen gerieth, die ſich nach dem Handel mit ihm bei einem Glaſe luſtig machten, wobei ihm die Pfeifer und andere Spielleute aufwarteten. Indem er nun wieder heimkehren wollte, mußte er nothwendig durch ein Holz, darin es nicht richtig war, wie man an dem Orte ſattſam wußte, weshalb auch Keiner gern allein, zumal bei Abendzeiten, hindurchging. Dieſer Mann aber war ziemlich beherzt, und ſcheute ſich nicht im geringſten, ohne Gefährten ſeinen Heimweg durch den Wald anzutreten, obgleich die Sonne ihre Strahlen bereits eingezogen und der Himmel von den Abendſchatten ſich angebräunt hatte.

Nachdem er nun ein Stück Wegs hinter den Rücken gelegt, vernahm er von fern im Walde eine Schalmey, die gleichwohl viel näher ertönte, als daß ſie in irgend einem Dorfe geſpielt werden konnte. Auch gab es in der Gegend weder Heerden noch Hirten, und die Gelegenheit des Ortes ließ nicht zu, daſelbſt einige natürliche Spielleute, viel weniger eine luſtige Geſellſchaft von Zechern zu vermuthen. Daher kam ihm die Sache abenteuerlich vor.

Er ſetzte aber ſeinen Weg fort, bis ſeines Vermerkens die Schalmey von der Seite zu immer näher kam, und zwar ſo nahe, daß er endlich ein wenig ſtill ſtund, um zu erwarten, was daraus werden und etwan für ein Pfeifer hervorkommen möchte. Da ward er zuletzt gewahr, daß zwiſchen den Bäumen und durch's Gebüſch Einer gerade auf die Landſtraße zuging, auf welcher er ſich befand, und hart an ihn herankam.

Derſelbe hatte ein grünes Käpplein auf. Es war aber dieſer Waldpfeifer oder Schalmeyer ſo ſeltſamen Muſters, daß der Viehhändler ihn für nichts Gutes hielt. Nachdem der Pfeifer bis auf drei oder vier Schritte zu ihm getreten war und vor ihm ſtehen bleibend immerfort auf der Schalmey luſtig weiter pfiff, hat der furchtloſe und unerſchrockene Mann nach einem kurzen Zuſchauen ihn mit den Worten angeredet: „Du Kerl, laß ſchauen, kannſt du was Wackers, ſo mache mir eins auf die ſieben Worte Chriſti am Kreuz."

Sogleich iſt der ehrbare Pfeifer ſammt dem Schall ſeiner Schalmey verſchwunden. Da heißt's: „Ein Wörtlein kann ihn fällen."

184.

Die Kriegsleute beim Trunke.

An einem Orte in Oberdeutſchland trieben einige Kneipleute beim Trunk gräuliche Läſterung. Als ſie ganz trunken waren und Einer die Kanne etwas lange vor ſich ſtehen ließ, ſprach ſein Nachbar: „Wie ſitzeſt Du ſo? Sauf doch den Teufel aus!" Da ergriff der andere die Kanne, ſah hinein und ſprach: „Was? iſt der Teufel darinnen? Laß ſehen, ich will's ausſaufen, wenn gleich tauſend Teufel darinnen wären." Wie er aber hat wollen die Kanne zum Munde heben und trinken, iſt der Teufel in Geſtalt einer Schlange darausgekrochen und hat ſie alle erwürgt.

185.

Die Vorboten des Streits.

Zween vornehme Fürſten in Deutſchland hatten lange Jahre in der engſten Freundſchaft gelebt und einander alljährlich anſehnliche Geſchenke geſchickt. Sie waren gemeiniglich beiſammen und liebten einander zum allerhöchſten. An einem Faſtelabend befanden ſie ſich bei einem andern Fürſten und ſaßen noch ſehr ſpät in der Nacht beiſammen. Da ſetzte ſich der Satan in Geſtalt einer ſehr ſchönen und jungen Jungfrau, ungemein köſtlich geziert und geſchmückt und mit einem blauen Rocke angethan, zwiſchen ihnen beiden nieder. Wiewohl nun eine gute Anzahl Leute im Zimmer waren, ward die Jungfrau doch von Niemand anders geſehen als von den zween Fürſten und von dem Fürſten, der ſie eingeladen hatte. Dieſer entſetzte ſich nicht ſonderlich darüber, aber die beiden wurden wegen der Jungfrau ganz unruhig. Darum gingen ſie zur Kammer hinaus und ließen die andern Gäſte allein die ganze Nacht hindurch ſich fröhlich machen. Dieſe Jungfrau, welche die Leiber dieſer beider großen Herrn von einander geſondert hatte, hat man für eine Vorbedeutung des Geiſtes der Uneinigkeit gehalten, die auch kurz darauf zwiſchen ihnen entſtand. Ihre Zwietracht ward ſo heftig, daß beide ihre Unterthanen und Freunde zuſammen brachten, und einander im Felde eine Schlacht lieferten. Darin ward der Sieger ſo ſehr verwundet, daß er drei Tage darauf ſtarb. Der Ueberwundene aber, welcher ſich durch die Flucht rettete, verſchied an einer langwierigen auszehrenden Krankheit.

186.

Das Gaſtmahl im Walde.

Ein Metzger, der in der Nacht durch einen Wald reiſte, hörte im Gebüſch leichtfertige Geſpräche vollen Lachens und Scherzens. Er ſtand ſtill, trat näher und guckte dann hinein, da ſah er Männer und Weiber darin, die aber alsbald verſchwunden waren. Doch ließen ſie einen gedeckten Tiſch mit allem Trinkgeſchirr und Gefäßen voller Speiſen und Wein zurück, darunter auch ſilberne Becher. Zwei der Becher nahm er mit ſich und brachte ſie am andern Morgen vor die Obrigkeit. Dieſe hat die Gemärk und Zeichen mehrerer Rathsherren erkannt und als ſie nach Haus geſchickt wurden, um nach ihren Bechern zu ſehen, fanden ſie dieſe nicht zu Hauſe. Deshalb wurden ihre Weiber gefänglich eingezogen und man hat nachher Wunderdinge von den vornehmſten Frauen der Stadt erfahren.

187.

Das Zaubermägdlein.

Es begab ſich, daß man an einem Orte etliche Zauberinnen ausführte, ſie zu verbrennen, darunter eine kleine Dirne, die ſehr zeitig von ihrer Mutter zaubern gelernt hatte und mit ihr verbrannt werden ſollte. Da kam gerade eine Frau von Adel gefahren, erbarmte ſich über die junge Dirne, bat die Richter um ihr Leben und erhielt es auch. Sie nahm ſie auf den Wagen, fuhr mit ihr weiter und ſprach nun zu der Dirne. „Was hat Dir Deine Mutter gelehrt?“ Sie antwortete: „Buttern ohne Rahm, Wetter und Wind machen. So Ihr wollt, will ich es Euch auch lehren.“ Da ſie nun der Edelfrau ſolches gezeigt und dieſe merkte, daß ſie wohl zugenommen hatte in der Hexenſchule, ſprach ſie zum Kutſcher: „Wende den Wagen um den Weg, den wir gekommen ſind, zurück, und laß die Klepper ſich eilen, ich habe in der Herberge Etwas vergeſſen." Da ſie nun an die Richtſtätte kam, und das Volk noch bei einander fand, übergab ſie die Dirne wieder den Richtern: ſie begehre ihrer nicht, ſie habe ſo viel Böſes in der kurzen Zeit von ihr geſehen, daß nichts beſſer ſei, als man werfe ſie zu der Mutter in's Feuer, was dann auch geſchah.

188.

Der Traupfennig.

Im Städtchen N. war ein Thurmbläſer und guter Inſtrumentiſt, zu dem kamen einſt Perſonen, die er nicht kannte, und ſprachen ihn an, ob er nicht einen Abend lang aufwarten wollte, ſie wollten ihn ſchon dafür bezahlen, und ſorgen, daß er ohne Schaden hin- und zurückkäme. Der Thurmbläſer willigte ein und kam an einen unbekannten Ort. Die Bürgermeiſterin des Städtchens aber war auch zugegen und erſchrak, als ſie des Dieners gewahr wurde. Sie bedachte ſich nicht lange, ſprach denſelben freundlich an, bat, er möge ſie verſchonen und nicht vermelden, daß er ſie hier geſehen habe. Er gelobte es ihr und ſie ſchenkte ihm darauf ein Stück Geld, welches ihr Traupfennig geweſen iſt. Dieſe Zuſage hielt der Thurmmann getreulich und brachte die Bürgermeiſterin nicht in der Leute Mund. Doch auf daß ihre Bosheit an den Tag kommen ſollte, trug ſich Folgendes zu. Es kam eine Theuerung auf und der Thürmer ging, Korn zu kaufen, zum Bürgermeiſter, der ſolches in Vorrath hatte, mußte ihm auch aus Noth den Traupfennig, den er bis dahin aufgewart hatte, als Zahlung geben. Der Bürgermeiſter kannte das Stück Geld ſogleich, fragte hart, wie der Thürmer zu demſelben gekommen, denn er meinte, es ſei etwa geſtohlen, und der mußte zum Beweis ſeiner Unſchuld Alles geſtehen. Weil die Frau um Gnade bat und Beſſerung gelobte, hat der Bürgermeiſter ihrer um ihrer Verwandten willen verſchont und ſie wieder zu Gnaden angenommen.

189.

Die Sorbenburg bei Saalfeld.

Bei Saalfeld liegt die Sorbenburg. Die wendiſchen Prieſter wollten hier eine Beſte erbauen. Ihre Götter ſelbſt ſollten den Platz beſtimmen. Darum ſandten die Prieſter der Sorbenwenden eine weiße Taube aus, die ſetzte ſich auf eine hohe Eiche. Als die Eiche umgehauen war, flog ein großer Bienenſchwarm aus dem hohlen Baume. Deshalb heißt die Stelle noch „der hohe Schwarm.“ Auf dieſer Stelle ſollen nachher vier große Thürme geſtanden haben, zwiſchen welchen ein Haus, in Ketten ſchwebend, gehangen.

190.

Vorzeichen von Churfürſt Hans von Sachſen's Tode.

Kurz vor des Churfürſten Hans von Sachſen's Tod wurden zu Eiſenach folgende Geſichte geſehen: Ein alter verdorrter und umgeſtoßener Baum mit abgehauenen Aeſten; ein wohlgerüſteter Reuter, welcher den Baum trug; ein Jagdhund und ein großes ſchwarzes Kreuz in einer dicken Wolke. Aus der Wolke aber kamen Donner und Blitze, daß man nicht anders gemeint, denn das Feuer werde das nächſte Dorf, wohin die Wolke zog, anzünden.

191.

Tod eines Herrn von Reuß.

Etwa ums Jahr 1660 ſah der Famulus eines Profeſſors zu Helmſtedt in deſſen Hauſe einen Sarg, darin ein junger ihm unbekannter Herr lag. Am folgenden Tage erzählte er das ſeinem Herrn, dem Profeſſor und mehreren von deſſem Hausgeſinde. Alle lachten ihn aus. Der Profeſſor erklärte das Geſicht für einen Traum, doch der Famulus behauptete es wachend und ganz genau geſehen zu haben. Acht Tage darauf kam ein junger Herr von Reußen-Plauen (Plauen) nach Helmſtedt, unter dieſem Profeſſor ſeinen Studien obzuliegen, und ging bei ihm an den Tiſch. Sobald der Famulus ihn erſehen, trat er zu ſeinem Herrn und ſagte zu ihm, daß es eben dieſer wäre, den man in den Sarg gelegt hätte. Der Profeſſor verbot ihm ſehr hart, davon im geringſten gegen Jemand zu reden, aber wenige Tage darauf wurde der junge Herr durch eine Krankheit ins Bett geworfen, welche dergeſtalt überhand nahm, daß ſie ihn in den Sarg und in's Grab brachte.

192.

Der Blutberg in Thüringen.

Bei der Wachſenburg in Thüringen liegt der Blutberg. Der ſieht ganz roth aus, vermuthlich weil Regengüſſe den Grasteppich hinwegſpülten und dadurch der rothe Thon zum Vorſchein gekommen iſt. Die Wachſenburg war das Lehen eines geiſtlichen Herrn, der einen Burgmann darauf geſetzt hatte. Der Vogt aber ſchaltete und waltete auf eigne Hand, weglagerte, fing Kaufleute, zwang ihnen ſchwere Löſegelder ab, oder ließ ſie gar in ſeinen Burgverließen verſchmachten. Als der geiſtliche Herr das vernahm, ſchickte er einen Mönch als Bußprediger an den Vogt, der aber ließ ihn binden und befahl, ihm auf dem nahen Hügel den Kopf abzuſchlagen. Da rief der Mönch in ſeiner Todesangſt, er möge ſich hüten, Hand zu legen an einen Geweihten des Herrn und wenn er dort bluten ſollte, werde der Berg, der jetzt im grünen Maienkleide prange, blutroth werden. Der Vogt lachte, dem Mönch ward der Kopf abgeſchlagen, der Berg aber iſt ſeitdem roth und heißt jetzt der Blutberg.

193.

Häuſernamen.

Früher war die ſchöne Sitte, daß die Häuſer Namen hatten und heißt noch jetzt ein ſchönes hohes Haus auf dem Neumarkte in Leipzig die hohe Lilie.

Zu Erfurt ſah einſt ein Schäfer in ſeinem Garten einen Bock und ein Schaf an einem Roſenſtocke ſtehen. Das Schäfchen aber ſcharrte mit ſeinem Fuße etwas Geld aus der Erde. Da grub der Schäfer nach und fand ſo viel Geld, daß er davon drei ſchöne Häuſer bauen konnte, welche ſich von der Lehmannsbrücke bis zu Weißgerbern erſtrecken. Er nannte aber das erſte Haus zum güldenen Schafe und iſt daran auch ein Schaf in Stein zu ſehen; das andere zum Roſenſtocke und das dritte zum ſchwarzen Bock.

Ein anderes Haus in Erfurt heißt zum Rebſtocke und wurde erbaut von Otto von Ziegler. Dieſer war 1421 geboren und reiſete 1447 zum heiligen Grabe und in die achtzehen Königreiche. Er brachte aus dem gelobten Lande einen großen merkwürdigen Rebſtock mit und erbaute danach 1451 zu Erfurt in der Futtergaſſe ein ſchönes Haus als Stammhaus, das er zum Rebſtock nannte. Oben an dem Hauſe ſtunden auf ſteinernen Platten die Wappen der achtzehen Königreiche ausgemalt, wodurch der Otto von Ziegler gereiſet. Auch ward der Rebſtock, den er mitgebracht hatte, daran abgebildet und außerdem in ſeiner Familie aufbewahrt. Ziegler's Gemahlin hieß Margaretha Roſenzweigen. Er ſtarb erſt 1517 im ſechsundneunzigſten Lebensjahre.

194.

Doctor Fauſt in Erfurt.

Die Sage läßt Doctor Fauſt gewohnt haben in einem Hauſe neben dem ehemaligen Univerſitätsgebäude; kaum iſt ein alterthümlicheres in der Stadt, als jenes. Es iſt hoch aus Steinen gemauert, die das Alter gebräunt hat, die Ecken ſind rund gemeißelt, die Thür iſt niedrig, in kleinen Spitzbögen ausgezogen, links und rechts in die ſteinernen Pfoſten gehauene Rundſitze, darüber in den Winkeln zwei Mohrenköpfe. Im Innern iſt es gleich alterthümlich, hoher Flur, hohes Parterre, große Säle. Die Seitengebäude ſind auch alt, Gebälk und Mauerwerk grau, die Fenſter wie beim Haupthauſe vergittert, alles mit hohen Mauern umgeben.

In die Schlöſſerſtraße zu Erfurt, welche vom Anger nach dem Mittel- und älteſten Punkte der Stadt, einer Mühle an der Gera leitet, mündet zwiſchen zwei Häuſern laufend das „Doctorgäßchen" ein. Es iſt ſo ſchmal, daß wer eintreten will zuerſt lugt, ob Niemand am andern Ende bereits eingetreten iſt; denn zwei Perſonen können unmöglich aneinander vorbei und da die Häuſer, die das Gäßchen einſchließen nach oben ſich zuneigen, ſo iſt es ziemlich dunkel darin. Von dieſem Gäßchen erzählt die beſonders in der Schuljugend, welche hier vorbeikommt, lebende Sage. Doctor Fauſt habe einſt, als dieſes Gäßchen ſtadtbekannt aber anders benannt geweſen ſei, mit Studenten die Wette gemacht, daſſelbe mit einem vierſpännigen Fuder Heu zu paſſiren. Die Wette wurde angenommen und des anderen Tages unter ungeheurem Zulauf des Volkes ausgeführt. Vier Ochſen zogen das mächtigſte Fuder Heu die Schlöſſerſtraße herauf. Sie machten vor dem Gäßchen Halt. Plötzlich verwandelt ſich der Wagen in einen Strohhalm, die vier Ochſen in vier Miſtkäfer, (nach anderen in weiße Mäuſe,) welch wunderlich Geſpann dann leicht das Gäßchen paſſirt und am Ausgange, in der Berngaſſe, ſich wieder in Wagen und Ochſen verwandelt. Seitdem heißt das Gäßchen das „Doctorfauſtgäßchen."

195.

Der Rabe auf dem Schloßhofe zu Merſeburg.

Wenn man in den ehrwürdigen Dom zu Merſeburg vom Schloßhofe aus eintritt, ſo gelangt man zunächſt in eine Kapelle, deren Wände, al fresco gemalt, die Bildniſſe vormaliger Biſchöfe von Merſeburg ſchmücken. In dieſer Kapelle ruht auch Biſchof Thilo von Trotha. Ein ſchön in Erz gearbeitetes Kunſtwerk erhebt ſich über ſeinem Grabe. Der Biſchof ruht in Lebensgröße darauf in liegender Stellung, das Haupt, aus deſſen Geſichtszügen tiefer Schmerz ſpricht, auf den Arm geſtützt. Neben dieſem Grabmale befindet ſich ein anderes, deſſen Stelle eine ebenfalls ſchön gearbeitete Erztafel bedeckt und auf dieſer Tafel ſieht man einen kopfloſen menſchlichen Oberkörper, die Arme über dem Rumpfe erhoben. In der einen Ecke erblickt man einen Fuchs, in der andern einen großen Raben, der einen Ring im Schnabel hat. Beide Denkmäler ſtehen im Zuſammenhange.

Biſchof Thilo von Trotha beſaß einen ſehr koſtbaren Ring, der ihm ungemein lieb und werth war. Beim Waſchen pflegte er ihn abzuziehen vom Finger und in das offene Fenſter ſeines

Schlafgemachs zu legen. Eines Tages vermißte der Biſchof nach dem Waſchen den koſtbaren Ring. Nirgends war derſelbe aufzufinden; außer dem Biſchofe hatte das Gemach nur deſſen alter Kammerdiener betreten, den ſeiner Treue wegen der Biſchof hoch ſchätzte und den dieſe Treue gegen allen Verdacht, daß er ſeines Herrn koſtbaren Ring entwendet habe, ſchützte. Allein die Liebe, die der Biſchof ſeinem treuen Diener kund gab, hatte ſchon längſt dieſem unter dem übrigen Hofgeſinde Feinde und Neider erweckt. Es gelang den treuen Diener des Diebſtahls zu verdächtigen. Er wurde verhaftet, die Unterſuchung eingeleitet und von ihm das Geſtändniß, daß er den Ring entwendet habe, durch die Folter erpreßt. Seine Ausſage war: den Ring habe er auf die Seite gebracht, ſo daß er nicht wieder zu finden ſei. Das Urtheil lautete auf Enthauptung. Auf dem Schaffot ſoll der Unglückliche, obſchon vergebens, ſein Geſtändniß widerrufen und erklärt haben, daß er zum Zeichen ſeiner Unſchuld, ſobald der Kopf gefallen ſei, die Hände über dem Rumpfe gen Himmel erheben werde, was denn auch geſchehen ſei. Schon dies hatte dem Biſchof Zweifel an der Schuld des alten lieb geweſenen Dieners erregt und Schwermuth bemächtigte ſich ſeiner. Auch ſollte bald die Unſchuld des alten Dieners erwieſen werden. Eines Tages erſchien nämlich beim Biſchof ein Schieferdecker und überreichte ihm den abhanden gekommenen Ring, den er bei einer Dachreparatur am weißen Thurme, einem hohen Thurme des Schloſſes in der Gegend der Domkirche, in einem dort befindlichen Rabenneſte nebſt andern Koſtbarkeiten von Gold und Edelgeſtein gefunden hatte. Da ließ der Biſchof ſeines unſchuldig gemordeten Dieners Leiche aus dem Grabe, das er auf der Richtſtätte erhalten hatte, in die Kapelle bringen und beerdigen und auf das Grab jene Erzplatte legen, auf welcher der Rumpf mit nach oben erhobenen Armen den Vorgang bei der Hinrichtung des unſchuldig Gemordeten bezeichnet, der Fuchs aber die Verleumder andeutet und auch der eigentliche Dieb des Ringes ſeine Stelle fand. Den Biſchof warf aber der Kummer auf das Lager, von dem er nicht wieder erſtand. An einem Hauſe am Marktplatze in Merſeburg, in welchem der treue Diener gewohnt haben ſoll, war ebenfalls ein Stein mit dem Bilde eines Raben, der einen goldenen Ring im Schnabel hat, und auf dem Hauſe ein ſchlanker Thurm angebracht zum Andenken. Fortwährend wird aber noch in Folge einer dazu vom Biſchof gemachten Stiftung, welche den Unterhalt eines Raben reichlich ſichert, auf dem erſten Schloßhofe, wenn man vom Domplatze aus das Schloß betritt, in einem großen thurmartigen Bauer, ein großer Kulkrabe zum Andenken an den Vorgang unterhalten.

196.

Die Kegelbahn im Kyffhäuſer.

Es waren einmal zehn Handwerker, die wohnten alle in einem Hauſe, hatten keine Arbeit und machten Muſik, was ſie nebenher trieben. Einſt war es um Weihnachten und ſie blieſen der Sitte nach zu Neujahr. Dabei mußten ſie über den Kyffhäuſer. Sie hatten nicht viel Geld erhalten und dachten: ei, ſo wollen wir einmal dem Kaiſer Otto eins ſpielen. Da ſpielten ſie drei Stücke! danach that ſich der Berg auf und ſtand ein rundes, ſchönes Schloß da und eine Kegelbahn dabei. Da erſchraken ſie und kamen auch Beamte, Prediger, Grafen und Fürſten auf ſie zu und fragten, ob ſie nicht Luſt hätten einmal Kegel aufzuſtellen. Das verſprachen ſie, die Leute aber, die kegelten, warfen die Kugeln immer über den Kopf weg. Sie mußten die Kegel immerfort aufſtellen und wurden hungrig dabei. Da kam Jemand und fragte, was ſie eſſen und trinken wollten. Was ſie da beſtellten, das erhielten ſie. Als ſie nun aufs Schönſte und Beſte gegeſſen hatten, mußten ſie wieder aufſtellen. So dauerte es fort bis Abends um ſechs, da gingen alle nach einander die gekegelt hatten in den Berg hinein. Darüber verwunderten ſie ſich und waren verdrießlich, daß ſie keine Belohnung erhielten, ſagten auch zu dem Letzten, der noch zugegen war, ob ſie denn nichts erhalten würden. Er antwortete, ſie möchten ſich doch die Kegel nehmen. Acht nahmen nun die Kegel, zwei nahmen die beiden Kugeln. Sie ſagten aber unter einander, was ſie denn damit ſollten? Als ſie in den Wald hineinkamen, wurde alles ſehr ſchwer und ſie warfen es weg. Der Weber allein ſagte: „den König, den ich habe, nehme ich mit, ich kann ihn bei meinem Handwerke zum Garnklopfen gebrauchen.“ Der König aber wurde immer ſchwerer, ſo daß er ihn faſt nicht mehr tragen konnte, und als er nach Hauſe kam, warf er ihn hinter die Treppe. Er war aber ſehr verdrießlich und ſeine Frau fragte ihn, was ihm denn fehle. Da ſagte er, daß er nichts als ein Klopfholz bekommen habe. Um zwölf Uhr Nachts, da längſt das Licht ausgethan worden, war in dem Hauſe, wo alle die Handwerker zuſammen wohnten, ein wunderſchöner Glanz. Als ſie nach der Urſache ſahen, war der König echtes Gold und ſo ſchwer, daß ſie ihn nicht heben konnten. Da ſprachen ſie zu einander, wir wollen zurückgehen und Kugel und Kegel holen. Als ſie an die Stelle kamen, wo ſie alles fortgeworfen hatten, war nichts mehr dort. Da gingen ſie wieder nach Hauſe und wollten ſich den König theilen. Das thaten ſie und machten als reiche Leute eine Reiſe zum Vergnügen, bauten auch ein großes Haus an der Stelle, wo ſie die Kegel und Kugeln weggeworfen hatten.

Zwiſchen Weihnachten und Neujahr traten ſie wieder vor den Berg und ſpielten, da that ſich der Berg wieder auf und es kamen zwei Herren und zwei Damen; der eine Herr aber ſagte: der andre ſei ſein Vater, und der Oberförſter des Kaiſers Otto. Die eine Dame aber ſei ſeine Mutter und die andere ſeine Schweſter. Der junge Herr aber, der das ſagte, war als Jäger gekleidet und ſagte auch: ihnen könne er ſeine Noth klagen; ſie möchten einmal ſeine Hunde zählen. Da zählten ſie ſieben und er fuhr fort zu berichten, daß er auf einem großen Baume hätte verhungern müſſen. Als der Kaiſer

Otto Hochzeit gehabt, hätte noch ein wildes Schwein gefehlt, das hätte er wollen ſchießen, hätte es aber nicht getroffen. Das Schwein aber hätte ihm nachgeſtellt und er wäre auf einen hohen Baum geſtiegen. Das Schwein habe wollen zu dem Baume hinauf, jedoch habe es ſich an einer Stubbe den Leib aufgeriſſen, es ſei aber aufgerichtet unter dem Baume ſitzen geblieben und habe immer noch zum Baume hinaufgeſehen. Er habe geglaubt, es lebe noch und ſei auf dem Baume verhungert. Weil er aber das Gebell ſeiner Hunde gehört, ſo habe er ſich verflucht, daß er alle ſieben Jahr die Waldung durchjagen wolle.

Damit war er verſchwunden, jagt auch noch immerfort und hat nur ſollen den Leuten ſagen, warum er jagen müſſe. Am Kyffhäuſerberg war damals ſchon kein Schloß mehr zu ſehen. Die zehn haben von ihrem Gelde gelebt.

Ein Reiſender und ein Handelsmann gingen nach Tiſche über den Kyffhäuſer. Auf der Wieſe fanden ſie eine Kegelbahn, wie ein Schießſtand ſo lang und zwölf Männer, die durch Nicken ihren Vorſchlag, daß der Reiſende mitkegeln und der Handelsmann die Kegel aufſetzen wolle, billigten. Als der Handelsmann die Kugel herabwarf, ſah er, daß es ein Todtenkopf war. Zuletzt ſchenkten die Kegelnden Jedem einen Kegel und gingen danach alleſammt wieder in den Berg. Die beiden gingen zu einem Juden, als der aber erfuhr, was ihnen begegnet war, ſagte er: „Ei, das iſt von Kaiſer Otto's Vermögen! die Kugel kann ich nicht bezahlen.“ Er war ihnen aber beim Verkauf behülflich und der Reiſende wurde ein reicher Gutsbeſitzer, der Handelsmann ein großer Kaufmann.

197.

Trompete und Clarinette.

Im Anfange der Welt brachte ein Schäfer das Clarinetteblaſen auf. Später blies ein Schäfer die Clarinette auch ſehr ſchön. Er hütete am Eingange des Kyffhäuſerthurmes um die Mittagsſtunde und dachte: „Du möchteſt nur dem Kaiſer Otto einmal Tafelmuſik blaſen.“ Wie er am vierten Stücke war, trat von der Bedienung Jemand heraus und hatte eine ſilberne Trompete in der Hand. So wie der Schäfer aufhörte zu blaſen, trat der Bediente auf ihn zu und ſprach: „Hier, mein lieber Schäfer, hier ſchickt der Kaiſer Otto eine ſilberne Trompete. Er läßt ſagen: ſo lange er hier in der Verbannung an dem ſteinernen Tiſche geſeſſen hätte, wäre ihm in dieſer Stunde noch nie eine Muſik gebracht.“ Ja, ſagte der Schäfer, ich bin zwar ein Clarinettenbläſer, aber kein Trompeter. „Es wird ſchon gehen“, ſagte der Diener. „Sogleich werde ich's verſuchen“, ſprach der Schäfer, „allein meine Schafe ſind ſchon zu weit entfernt. Morgen Mittag, will's Gott, entrichte ich meine Schuldigkeit.“ Nun übte er ſich den ganzen Nachmittag auf ſeiner Trompete und es ging, als ob's ihm ſein Geiſt lehrte. Ebenſo die Nacht bei der Heerde und den andern Morgen. Den Mittag brachte er ſchon dem Kaiſer ein Ständchen auf der Trompete. Nach dem vierten Stücke trat ſchon wieder der Geiſt heraus und beſtellte: „Der Kaiſer wünſche ihm, daß er mit der Trompete ſein Glück mache.“ Nachher ging er vom Schafhüten ab und wurde der ausgezeichnetſte Muſikus.

198.

Kaiſer Otto im Kyffhäuſer und die Muſikanten.

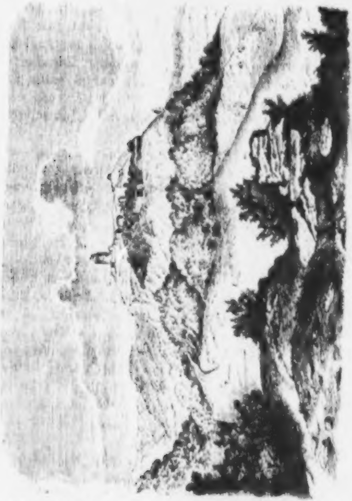
Drei Muſikanten aus Sandersleben hatten zu einer Kindtaufe aufgeſpielt und gingen bei Nacht über den Kyffhäuſer heim. Da ſprachen ſie zu einander: „Laßt uns hineingehen in den Thurm und dem Kaiſer Otto Muſik machen.“ Sie gingen alſo in den Berg und trafen den Kaiſer Otto und ſein Geſinde beim Boſſeln oder Kegelſchieben. Als ſie geſpielt hatten, erhielt der eine zum Lohn einen Stein, der andere einen halben Kegel und der dritte eine halbe Beſſelkugel. Die erſten zwei warfen ſogleich den Stein und den halben Kegel fort, der dritte behielt ſeine halbe Beſſelkugel. Als ſie aus dem Berge kamen, verwunderten ſie ſich gar ſehr, denn die Sonne ſchien hell am Himmel und ſie vermeinten doch nicht, daß es ſchon Tag ſein könne. Als ſie nach Sandersleben heimkehrten, waren dort andere Menſchen, als die ſie gekannt hatten, und ſie waren viele, viele Jahre fort geweſen. Die halbe Beſſelkugel aber, die der eine Muſikant aufgehoben hatte, war eitel Geld geworden.

Muſikanten hatten am Sonntage in einem Dorfe am Kyffhäuſer geſpielt. Erſt am Montag Morgen in der Frühe kehrten ſie heim. Sie kamen am Kyffhäuſer vorbei. Da ſprach der eine: „Wir wollen dem Kaiſer Otto ein Ständchen machen.“ Die andern meinten, daß ſie genug gearbeitet hätten, er aber ließ nicht nach. Sie blieſen alſo vier Stück, wie ſich's gehört, und nun trat einer von des Kaiſers Bedienung heraus und hatte für jeden Muſikanten einen Knochen in der Hand. Er gab jedem den ſeinen, machte ſeine Verbeugung und die Muſikanten gingen ihres Wegs. Sie verwunderten ſich, was ſie mit den Knochen ſollten, und warfen ſie fort. Nur der eine, der ſie veranlaßt hatte dem Kaiſer das Ständchen zu bringen, nahm ſeinen Knochen mit nach Hauſe, wo er ihn unter die Treppe warf. Des Nachmittags gingen die Muſikanten ſpazieren, als aber dieſer mit einem andern Abends nach Hauſe kam, glänzte etwas unter der Treppe: der Knochen war zum allerfeinſten Golde geworden. Er ſchenkte, nachdem das Gold verkauft war, den vierten Theil Dem, der dabei geweſen war, als er nach Hauſe kam. Seinen eignen Knochen konnte keiner der Muſiker wieder finden.

199.

Kaiſer Friedrich der Rothbart und Utchen.

Neben den weitläufigen Ruinen der Kaiſerburg Kyffhauſen über der alten Kaiſerpfalz Tilleda, welches früher dicht un-



Der Kyffhäuſerthurm.

ter dem Kyffhäuſer gelegen haben ſoll, ſteht noch wohlerhalten ein alter Burgthurm. Ein Eingang iſt daran unten nicht wahrzunehmen. Man kann jedoch an vorſpringenden Steinen zu einer oder zu zweien offenſtehenden Luken emporklettern. Das nahmen ſich Soldaten vor, welche in Tilleda in Quartier kamen und in ihrer Heimath viel vom Kyffhäuſer gehört hatten. Aber ſie kamen unverrichteter Sache wieder in Tilleda an, denn die ſonſt offen ſtehenden Luken waren mit eiſernen Läden geſchloſſen geweſen. Als die Leute in Tilleda das hörten, ſprachen ſie: „So iſt Euch alle Herrlichkeit des Kyffhäuſers beſchert geweſen und Ihr habt ſie verſcherzt! Die eiſernen Läden hättet Ihr nur zu nehmen brauchen und ſie hätten ſich in goldene verwandelt!“ Spornſtreichs eilten die Soldaten wieder auf den Kyffhäuſer, aber die eiſernen Läden waren verſchwunden.

In ſolch wunderbarem alten Thurme ſitzet unter der Erde Kaiſer Friedrich der Rothbart mit Utchen, ſeiner Prinzeſſin, und mit dem ganzen wunderlichen Hofſtaate, hofft aber, wie man hört, noch einmal wieder herauszukommen, wenn die ſchwarzen Vögel nicht mehr flögen; weil er aber mehrentheils in Schlaf verſunken und ſein rother Bart ſchon durch den ſteinernen Tiſch gewachſen ſein ſoll, ſo iſt ſolch muthiges Wort des alten Kaiſers ein Spott den Thoren und ein Märlein den Kindern geworden, wie die Rede eines wunderlichen Alten oder eines ruhmredigen Mannes. Mit den ſchwarzen Vögeln meint aber der Kaiſer die Raben, welche um den Thurm fliegen und ſoll auch wohl von den bunten Vögeln geſprochen und darunter die Elſtern verſtanden haben. Es ſitzet auch ein Vogel bei ihm im Thurme, welcher ihm Alles anzeigt, inſonderheit wenn Beſuch zu ihm gekommen iſt. Und ſind immer noch viele im Lande, welche auf ſolchen alten Kaiſer Friederich warten. — Es wird auch erzählt, daß ein Reiter mit einem Schimmel, welches vielleicht der Kaiſer geweſen iſt, mit Hilfe der Prinzeſſin in einem Augenblicke von unten auf dem Kyffhäuſer oben geweſen ſei. Es hat aber auch der mächtige Kaiſer Friederich der Rothbart auf dem Kyffhäuſer oftmals Feuer geſpieen. Dann ſprachen die Leute in der Umgegend: „Kaiſer Friederich iſt böſe" und erſchraken ſehr und brachten allerlei Geſchenke auf den Kyffhäuſer, ihn zu begütigen. Es iſt aber die Burg Kyffhauſen in Allem gar wunderbar und blüht daſelbſt ſogar in der Johannisnacht der Zinnoberſtein. Zwiſchen Elf und Zwölf iſt er alsdann zu pflücken. Es ſind auch zwei Glocken im Kyffhäuſer.

200.

Das glühende Schiff im Kyffhäuſer.

Drei Jungen gingen zuſammen in den Kyffhäuſerberg und kamen zuletzt in ein großes Behältniß. Da war ein großes Waſſer und kam ein glühendes Schiff darauf herunter. Aus dem Schiffe kam der Böſe und fragte, wen von ihnen Dreien er haben ſolle. Nun waren zwei von den Jungen confirmirt und einer war noch ein Schulknabe. Da ſagten die beiden älteren, er ſolle den jüngſten nehmen. Da gab dieſem der Böſe eine derbe Ohrfeige und ſagte, er habe noch nicht Chriſti Blut genoſſen und wäre noch unſchuldig. So kamen ſie alle Drei glücklich wieder aus dem Berge heraus.

201.

Die Morgenhelle am Kyffhäuſer.

Vor dem Kyffhäuſer hat ein Schäfer die Schlüſſeljungfrau angetroffen, die darin wohnt, und ſich mit ihr ſo lange dort ergangen, bis es ganz dunkel geweſen iſt. Und weil er ſich beklagt hat, daß ihm ſo die Nacht überfallen, ſo hat ſie ihn auf der Platte oben auf dem Kyffhäuſerberge an eine Stelle geführt, da ſtrahlte ihm plötzlich eine große Helligkeit entgegen, als ob es ſchon Morgen geweſen wäre. Da hat er wollen getroſt in den hellen Morgen hineinſchreiten, zwei Schritte vor der Helle aber ſchauderte er und blieb ſtehen. Da kehrte die Jungfrau in die Dunkelheit zurück, der Schäfer aber verharrte an der Stelle, wo er ſtehen geblieben, während der ganzen Nacht und am andern Morgen hatte er vor einem tiefen See geſtanden.

202.

Oſtern auf dem Kyffhäuſer.

In einem Dorfe am Kyffhäuſer hatte ein Bauer ein ſehr dreiſtes Dienſtmädchen, Namens Johanne. Es holte Oſterwaſſer aus dem Kyffhäuſer Brunnen um elf Uhr. Sie goß es in eine Gelte und holte eine zweite und dann eine dritte Tracht, denn die Stunde von elf bis zwölf war immer noch nicht um. Jede Tracht goß ſie in ein beſonderes Gefäß. Nach dem Einfüllen der dritten Tracht rief's: „Aber nun komm nicht wieder!“ Als ſie das Waſſer am andern Tage mit ihrem Herrn beſah, war die dritte Tracht Wein.

Zu Oſtern wollte ein Mann in den Kyffhäuſer gehen und begab ſich mit ſeinem Begleiter zuerſt oben auf den Kirchhof. Der Begleiter ſollte nichts ſprechen und nichts angreifen. Der Mann beſchrieb den Raſen mit einem Kranze und ſchlug mit dem Stabe darauf. Der drehte ſich los und gerade wie ein Keſſel in das unterirdiſche Schloß Kyffhauſen hinein. Da war der Kaiſer Friedrich und mehrere ſeiner Bedienten. Von den daſtehenden Schätzen nahm er eine Stange. Sie war von Gold und er theilte ihren Beſitz eben mit ſeinem Begleiter.

203.

Die Muſikanten von Oldisleben.

Ein alter und ein junger Muſikant von Oldisleben gingen zuſammen auf den Kyffhäuſer. Da beſchrieb der Alte einen Kreis mit gottgeweihter Kreide auf dem Boden und ſchlug mit der Wünſchelruthe hinein. Alsbald kamen ſie auf einen funkelnden Hof. Da öffnete ſich eine Thür, die führte in den Saal der Burg. Da ſaß Kaiſer Friederich im Lehnſtuhl vor dem Tiſche. „Fliegen die Raben noch um den Thurm?“ fragte der Kaiſer. Ja, antwortete der Alte. „So muß ich noch hundert Jahre ſitzen!“ ſprach der Kaiſer. Darauf bekam der alte Muſikant Geld, der junge ein goldenes Inſtrument. Von der Zeit an wollten alle Muſikanten goldene Inſtrumente haben und gingen deshalb auf den Kyffhäuſer. Aber es gelang ihnen nicht, in den Berg zu kommen.

204.

Die Sau im Kyffhäuſer.

Im Kyffhäuſer bei dem Fräulein hält ſich eine Sau auf mit zehn oder zwölf Jungen. Einſt wollte ein Jäger Dachſe fangen am Kyffhäuſer. Er meinte auch richtig einen Dachs aus ſeiner Höhle durch den Hund in den davor ausgeſpannten Sack getrieben zu haben, band den Sack feſt zu, nahm ihn auf die Schulter und ſtieg mit ihm den Berg herunter. In Tilleda wollte er ihn dann nach Gewohnheit der Jäger auf engem Hofe herausſchlüpfen und von den beſten Hunden des Dorfes zu Tode beißen laſſen. Er freute ſich ſchon auf das Feſt, das er dadurch den andern Jägern von Tilleda geben konnte. Da rief es oben: „Komm, Matzchen, komm!“ Es war das Burgfräulein, welches eins der Ferkel vermißte. Sogleich ſprach oben eine Stimme zu dem Burgfräulein: „Da unten hat er eins im Sacke!“ Da merkte der Jäger, daß er ein Ferkel vom Kyffhäuſer hatte. Erſchrocken band er den Sack auf und es lief den Berg hinan zum Burgfräulein.

Ein Sauhirt ließ die Heerde in den Mittagsſtunden durch ſeinen Knaben am Kyffhäuſer hüten. Aber jedesmal verſchwand eine Sau von der Heerde zu Mittag. Wenn der Sauhirt zurückkam, bedrohte er den Knaben deshalb. Dieſer band eines Tages aus Furcht der Sau den Anfang eines Zwirnknäuels um, das er in der Hand hielt. Indem er nachher das Knäuel wieder aufwickelte, ging er ihr nach. So kam er an ein Loch, das in den Berg führte, und kroch hinein. Da ſah er Rappen ſtehen in langer Reihe an der Krippe. Unter der Krippe fraß ſeine Sau den herabfallenden Hafer auf. Da trat auch das Burgfräulein zu ihm, tröſtete ihn über die Sau, führte ihn an einen Tiſch und trug ihm Speiſen auf. Er ſetzte ſich nieder und aß. Als er aufſtand und wieder aus dem Berge kam, war die ganze Heerde verſchwunden. Er ſtieg nach Tilleda herunter, aber Alles kam ihm fremd vor. Er fragte nach ſeinem Meiſter, dem Sauhirten, doch Niemand wußte etwas von ihm. Die Kinder aber umringten ihn und lachten ihn aus. Da merkte er erſt, daß er einen langen ſchneeweißen Bart hatte. Er war ein Greis geworden und im Kirchenbuche ſtand, daß gerade vor einhundert Jahren der Saubube am Kyffhäuſer verſchwunden ſei. Weil ihn nun Niemand mehr kannte, ſo wäre er gern zu den Schätzen des Kyffhäuſers zurück gekehrt. Aber er fand den Eingang nicht wieder, weil er nicht die Jacke dort hatte liegen laſſen, wie er hätte thun ſollen.

205.

Das Brautpaar von Bennungen.

Der Sauhirt von Bennungen wollte ſich ein Weib nehmen. Die Braut vermochte wohl, eine kleine Hochzeit zuzurichten; aber das Tafelgeſchirr mußten ſie von Utchen aus dem Kyffhäuſer borgen und ſich den Hochzeitswein von ihr ausbitten. Ihnen that ſich dann auch eine Thüre in dem Berge auf, allwo ihnen eine ſchöne Muſik entgegen ſchell. Utchen aber packte ihnen ihren Korb mit Tellern, Schüſſeln, Meſſern, Kelchen und koſtbarem Weine. Darauf zeigte ihnen Utchen die Schönheiten des unterirdiſchen Schloſſes und ſie haben auch den Kaiſer Friederich in ſeiner Herrlichkeit geſehen. Zuletzt gingen ſie herunter, und wiewohl es ihnen lange gedünkt hatte, ſo glaubten ſie doch nur Eine Nacht im Kyffhäuſer geweſen zu ſein. Sie ſchritten in den hellen Morgen hinein nach Bennungen zu. Da aber war ihnen Alles fremd und die Leute ſahen ſie lange verwundert an. Endlich trat Einer näher und fragte: „Sind Sie denn aus Bennungen?“ Ei wohl, antwortete die Braut, wir wollen Hochzeit machen, ſind ſchon zweimal dort in der Kirche aufgeboten und haben uns nur das Geſchirr und den Wein vom Kaiſer Rothbart und von Utchen geholt. Darüber lachten die Leute, denn das Brautpaar war ſteinalt geworden und die älteſten Männer und Frauen hatten nicht mehr ſo altfränkiſche Kleidung geſehen, wie die Beiden anhatten. Wegen des Lachens wurde der Bräutigam faſt böſe und ſprach: „Ei, ich bin ja hier ein Hirt in Bennungen!“ Darüber lachten Alle noch lauter, denn er hatte einen eisgrauen Bart bekommen, wie die Leute nur noch bei den Juden geſehen hatten. Nun gingen ſie zum Pfarrer, denn ſie verlangten ſehnlich, ein Ehepaar zu werden. Der Pfarrer fand im Kirchenbuche, daß dies Brautpaar vor zweihundert Jahren in den Kyffhäuſer gegangen und verſchwunden ſei. Er ließ ſich bewegen, es zum dritten Male aufzubieten und zu trauen. Auch rüſteten ihnen die Leute eine kleine Hochzeit aus, wobei das Brautpaar ihnen Utchens Wein verſetzte und das Geſchirr aus dem Kyffhäuſer gebraucht wurde. Nachmals trug das Paar das Geſchirr wieder in den Kyffhäuſer, aber Utchen war diesmal ſehr böſe, weil ſie ihr keinen Hochzeitskuchen mitbrachten.

206.

Nachtherberge im Kyffhäuſer.

Ein Schweinhirt hütete die Schweine im Thale am Kyffhäuſerberge. Eine Sau in der Heerde ging täglich im Thale herauf in den Berg; wenn ſie zurückkam, hatte ſie ſich ſatt gefreſſen, legte ſich an's Waſſer und ſchlief. Eines Tages folgte er ihr nach und bemerkte, daß die Sau durch ein Loch zum Berge hineinkroch. Als ſie geſättigt wieder herausgekommen war, ging er hinein. Er gelangte aber in ein großes Schloß mit geräumigen Zimmern. In der einen Stube ſtand auf einem gedeckten Tiſche Braten und Wein, eine Jungfrau aber trat zu ihm und nöthigte ihn zu frühſtücken. Auch Mittags und Abends erhielt er zu eſſen. So verweilte er den Tag über. Abends um acht fielen ihm ſeine Schweine ein und er wollte ſie nach Hauſe bringen. Die Jungfrau aber ſagte, er möge nur dableiben, ſeine Schweine wären ſchon längſt zu Hauſe. Den Abend um zehn fragte ihn die Jungfrau, ob er nun auch ſchlafen wolle. Das bejahte er und ward in ein Zimmer geführt, wo vierundzwanzig Betten ſtanden. Er legte ſich in das koſtbarſte und ſchlief ein. Als er erwachte, war es ihm, als wär' es der nächſte Morgen. Da er aber nun aus dem Gange herausging, ſo ſah er, daß in dem Holze Alles verwachſen und verändert war. Er ging nach ſeinem Hauſe zu, kannte aber die Leute nicht mehr, die ihm begegneten und dieſe ſahen ihn ſtaunend an, denn ſein Kopf war eisgrau. Statt ſeines Häuschens fand er einen Palaſt in dem Dorfe. Staunend ging er zum Pfarrer und klagte ihm ſeine Noth. Der Pfarrer forſchte nach ſeinem Stande, und er antwortete, daß er der Schweinehirt hier aus dem Dorfe ſei. Er fragte auch, ob des Amtmanns alte Sau noch lebte. Der Pfarrer ſagte, davon wüßte er nichts. Da fragte der Pfarrer nach ſeinem Namen, aber es war keine Familie des Namens mehr am Orte, er ſchlug das Kirchenbuch nach. Darin befand er, daß der Schweinhirt 380 Jahre im Berge geſchlafen hatte. Er ſagte ihm das, als aber der Hirt es hörte, erſchrak er, fiel um und war todt.

207.

Kaiſer Friedrich und die Muſikanten.

Einſt ſpielten die Muſikanten aus Tilleda vor dem Kaiſer Friedrich. Die Schloßjungfrau brachte eine Flaſche Wein und ſie riefen: „Hurrah, Kaiſer Friedrich ſoll leben!“ Die Schloßjungfrau brachte eine zweite Flaſche, ſchenkte ihnen zuletzt den goldenen Becher, aus welchem ſie getrunken hatten und ſagte, daß ſie jedes Jahr auf denſelben Tag dahin kommen und dem Kaiſer Friedrich ein Ständchen bringen ſollten. Der goldene Becher wird, wie es heißt, noch in der Kirche zu Tilleda aufbewahrt.

Ein Orgeldreher ſpielte auf dem Kyffhäuſer. Er mußte den Hut abnehmen und wurden ihm Kohlen hineingethan. Er warf ſie weg, aber eine war darin geblieben und zum Goldſtücke geworden. Darauf ſpielte er wieder, bekam aber keine Kohlen mehr.

208.

Schäfer am Kyffhäuſer.

Ein Schäfer blies vor dem Kyffhäuſer die Clarinette. Den fragte der Kaiſer Friedrich, ob die Raben noch um den Berg flögen und rechnete wie viel hundert Jahre er noch ſitzen müſſe. Zwei andere Schäfer beſchloſſen einmal, Utchen einen Beſuch zu machen. Sie gingen alſo auf den Kyffhäuſer, da kam Utchen und brachte ſie in einen Gang, in dem ſtand ein Faß mit alten Hufeiſen. Sie gingen daran vorbei immer in dem Gange hin und kamen in des Kaiſer Marſtall. Da ſahen ſie des Kaiſers Leibroß und andere Pferde an. Danach führte Utchen ſie zum Kaiſer ſelber. Da ſahen ſie auch des Kaiſers Leibknarren und den Vogel, der im Ringe ſchwebte und ihm anſagte, daß Beſuch da ſei. Nachdem ſie ſich eine Zeit lang an dem Anblicke all der Herrlichkeit erfreut hatten, traten ſie den Rückweg an. Utchen ermahnte ſie aber, daß ſie ja nichts mitnehmen oder auch nur anrühren ſollten auf dem Heimgange. Dahingegen reichte ſie ihnen ein grünes Sträußchen, das ſteckte der eine an ſeinen Hut, wie Schäfer thun, der andern warf es fort. Als ſie wieder an das Faß mit alten Hufeiſen kamen, nahm dieſer ein halbes Hufeiſen, ſteckte es zu ſich und ging zuletzt aus der Thür. Die Thür aber ſchlug ihm den Hacken vom Fuße ab. Der andere Schäfer mußte ihn aufhucken und wegen des geringen Diebſtahls als einen Krüppel zu ſeiner Herde bringen. Er ſelbſt aber, weil er ſeine Begierde gezähmt hatte, fand das grüne Sträußchen von der Prinzeſſin in Geld verwandelt und konnte es für tauſend Thaler verkaufen.

209.

Kuhhirt im Kyffhäuſer.

Der Kuhhirt von Sittendorf ging in den Kyffhäuſer und mußte einer vornehmen Geſellſchaft, in welcher ſich der Kaiſer

Friederich befand, die Kegel aufſetzen. Er verlangte nichts dafür und mußte einen Kegel zum Lohne nehmen. Als er aus dem Berge kam, war die Heerde mit den Hunden fort. Er ſah ſich verwundert um, doch an dem Berge erſchien ihm ſonſt wohl Alles unverändert Er ging nach Sittendorf hinunter, das kam ihm wie verwandelt vor. Wo ſeine Hütte geweſen war, ſtand ein anſehnliches Gebäude. Die Leute, ſo darinnen wohnten, kannten ihn nicht. Sie hatten das Haus ſchon ererbt und ſchlugen ihm die Thür vor der Naſe zu. Neugierig wurde er vor dem Hauſe von Kindern und Erwachſenen umringt, denn er ſah gar alterthümlich aus. Niemand kannte ſeinen Namen. Endlich kam eine Ehefrau mit einem Kinde im Mantel die Straße herauf, hörte den Namen und ſprach: „Meine Mutter war aus dieſem Geſchlechte; mein Großvater war der Letzte, der den Namen hier führte. Sein Vatersbruder ſoll in den Kyffhäuſer gegangen ſein und iſt nicht wieder gekommen.“ Sie wußte das Jahr zu nennen und der Kuhhirt war hundert und zehn Jahre fort geweſen. Der Kegel hatte ſich in Geld verwandelt und die Frau mit dem Kinde beerbte den Kuhhirten.

Einſt ſchickte ein Kuhhirt den Hirtenjungen nach Hauſe, daß er ihm zu trinken holte. Der ging über den Kyffhäuſer und wurde von einer vornehmen Geſellſchaft von Kaiſern und Rittern bedeutet, die Kegel aufzuſetzen. Als die Sonne unterging, wurde er ungeduldig und rief: „Nun, hört denn das Kegelſpiel hier gar nicht auf?“ Bei dieſen unehrerbietigen und muthwilligen Worten war die ganze hohe Geſellſchaft verſchwunden. Da nahm er den Kegelkönig mit. Nachmals ſprachen ſie davon, wie der Hirtenjunge ſchon einer ſo fürnehmen und wunderbaren Geſellſchaft die Kegel aufgeſtellt hätte. Zum Beweiſe holten ſie den Kegelkönig unter dem Bette hervor, denn es waren Gäſte da. Da hatte ſich der Kegelkönig in Geld verwandelt.

210.

Wein vom Kyffhäuſer.

In Sittendorf war eine Geſellſchaft bei einem armen Manne zu Gaſte. Da fehlte es um acht Uhr an Wein. Die einfältige Tochter des Mannes wurde ohne Geld ausgeſchickt, ſolchen zu holen. „Woher denn?“ fragte ſie. „Vom Kaiſer Rothbart!“ antwortete ihr der Vater ſpöttiſch. Sie nahm das für Ernſt und ging auf den Berg. Da trat ihr das Fräulein entgegen, trug einen Schleier und hatte lange rothe Haare, welche noch weit über ihre Schultern herunter hingen. Sie nahm dem Mädchen das Gefäß aus der Hand und ſchloß eine Thür auf. Dann reichte ihr das Fräulein den Krug wieder und ſprach: „Hier iſt der Wein, aber komm nicht wieder.“ Indem ſie die Thür wieder verſchloß, blieben zwei von den langen rothen Haaren des Fräuleins darin hängen, die ſteckte das einfältige Mädchen als ein Wunder zu ſich und ging heim. Das Mädchen war lange ausgeblieben. Aber der Wein ſchmeckte den Gäſten überaus wohl. Die Haare des Fräuleins hatten ſich in der Taſche des Mädchens zu koſtbaren langen Ringen zuſammengelegt und waren die herrlichſten Goldfäden daraus geworden. Zu jener Zeit diente eine Magd auf der Pfarre zu Sittendorf, die hat's ihrem Sohne, einem alten Kuhbauer zu Kelbra, oft erzählt.

In dem Hauſe neben der Gemeinſchenke zu Tilleda war einſt Kindtaufe. Da ſollte der Vater Etwas zum Beſten geben und eine arme Dirne ſollte auch Wein holen. „Woher?“ fragte ſie. „Küffhäuſer!“ lautete die kurze Antwort des Taufvaters. Sie ging dahin und die Jungfrau mit Schlüſſeln gab ihr mehrere Eimer voll des herrlichſten Weines. Sie durfte ſogar wieder kommen und alle Tage erlabte der Arme ſich alſo mit ſeiner Freundſchaft. Verkaufen durfte er nichts. Den ſauren Wein in der Schenke wollte nun Niemand mehr trinken. Weil der zornige Wirth das Mädchen oft mit dem Eimer nach dem Berge gehen ſah, ſo errieth er zum Theil das Geheimniß. Er ging nun auch nach dem Kyffhäuſer. Doch bekam er keinen Wein und ein Sturmwind fegte ihn vom Berge herunter. Eine alte Frau trat zu ihm und gab ihm Geld. Davon wurde nach dreien Tagen ſeine Leiche begraben.

211.

Der Kyffhäuſer und die Fuhrleute.

Ein mit Korn ſchwer beladener Wagen fuhr am Kyffhäuſer vorbei. Da wurde ihm vorgeſtellt, warum er ſein Korn bis nach Nordhauſen verfahren wolle? Auch in dem Berge beim Kaiſer Friederich ſei Nachfrage nach Getreide. Das ließ ſich der Kornfuhrmann nicht zweimal ſagen und wie geſchmiert gleitete der Wagen mit den Pferden den Berg hinan. Als abgeladen war, wurde er aufgefordert, ſich die Bezahlung ſelbſt zu nehmen, aber nicht mehr, als der Marktpreis wäre. Es ſtand Geld die Hülle und die Fülle da und trotz aller Ermahnungen nahm er zu viel. Der Wagen ſtand ſchon vor dem Thore. Beim Hinausgehen wurde der Fuhrmann gefragt, ob er nicht mehr Geld genommen hätte, als der Preis wäre. Nein, ſagte er. Da wurde er noch einmal ernſtlicher gefragt. Er verneinte es wieder und ging zum Thore hinaus. Das Thor aber ſchlug zu und ſchlug ihm die Hacke ab.

Ein anderer Fuhrmann fuhr ſeinen ausgedroſchenen Weizen zum Verkauf vorbei. Da ſtanden Zwerge am Berge, das waren die Boten des Kaiſers, die erwarteten ihn ſchon und führten ihn mit ſeinem Wagen in den Berg hinein. Dort luden Diener den Weizen ab. Als der Bauer Bezahlung verlangte, riefen die Zwerge: „Fahre nur hin, du haſt ſie ſchon.“ Geduldig fuhr er von dannen, war aber im Herzen ſehr betrübt, denn es war nur eine *Walze* auf den Wagen geworfen. Er getraute ſich kaum ohne Geld nach

Hauſe zu kommen. Da ſah er erſtaunt, wie die Pferde unter ihrer Laſt zu ſchwitzen anfingen. Als er durch Hamma kam, wurde die Walze den Pferden zu ſchwer und war in Geld verwandelt.

Ebenſo ſoll ein Bauer aus Ebersleben zu ſeinem Glücke eine alte Hemmkette erhalten haben, welche zu Gelde wurde. Eine Walze iſt oft auf dem Kyffhäuſer geſehen, gerade ſo wie ſie von Kühen bei Tilleda über's Feld gezogen wird. Auch eine leinene Plane mit Flachsknoten wurde geſehen, die nachher verſchwunden waren. Knaben aus Kelbra, welche Haſelnüſſe pflücken wollten, nahmen einige Knoten mit, ſie waren nachher Geld. Auch eine Bornwinde mit der großen Kette lag da und war nachher verſchwunden.

Ein Fuhrmann in Nordhauſen ſaß, wie dort alle Leute pflegen, bei der Martinsgans. Da wurde er von einem fremden Manne zu einer Fuhre gedungen. Sie hielten vor einem kleinen Wirthshauſe an und legten ſich daſelbſt ſchlafen. Als aber der Fuhrmann am andern Tage erwachte, lag er in einem herrlichen Schloſſe mit glänzenden Gemächern. Es iſt aber das alte Schloß Kyffhauſen geweſen.

212.

Die Rothenburg.

Die Trümmer der Rothenburg liegen an der Nordſeite des Kyffhäuſers über dem Dorfe Kelbra. Auf der Rothenburg wohnt eine Jungfrau. Sie läßt am erſten heiligen Oſtertage früh die Leute die über der goldenen Aue ſo herrlich aufgehende Sonne bewundern, zeigt ihnen auch, wie alsdann die Sonne hüpft und rühmt ihre Sprünge.

In einem Frühjahre kam eine Geſellſchaft aus Kelbra über das Rathsfeld daher. Die fand es lebendig auf der Rothenburg und dort wurden Flachsknoten geſchlängt, ſo daß ſie von der Sonne aufſpringen ſollten. Da ihnen das zu dieſer Zeit und an dieſem Orte gar ſehr auffiel, ſo nahmen ſie einige Flachsknoten mit. Nachher ſind es Goldſtücke geweſen. Die Rothenburg und das Kyffhäuſerſchloß ſind auch von Kurgängern und Goldſuchern gar viel bereiſt. Ein Knabe hat ſich etwas Erde am ſonnigen Tage von einem Kurgänger aus dem Gemäuer der Rothenburg genommen, welche ſich daheim auf dem Schranke verwandelte. Der Goldarbeiter von Stolberg zahlte fünf Thaler dafür. Zwiſchen der Rothenburg und der Burg Kyffhauſen liegt der Goldbrunnen im Bornthale.

213.

Kaiſer und Junker.*)

Einige Muſikanten beſchloſſen, auf den Kyffhäuſer zu gehen und zu ſpielen. „Wo iſt Utchen?“ riefen ſie eben. Da fing ſogleich droben der Hahn zu krähen an und neben ihnen ſtand Utchen. Sie begrüßten ſie und ſagten, daß ſie dem Kaiſer Friedrich ein Ständchen bringen wollten. Sie ſpielten drei Stücke, erhielten aber nur drei Eichenzweige, welche Utchen zum Lohne an ihre Hüte ſteckte. Ein tiefſinniger Muſikant wollte nun noch immer fort ſpielen. Allein die andern ſagten bald: „Laßt uns zum Ritter auf die Rothenburg gehen. Da iſt's doch noch ein ander Werk als bei dem alten Kaiſer in ſeinem Thurm. Der zahlt doch noch mit ordentlichem Gelde, und ißt und trinkt wie unſer eins und wohnt mit nichten unten im Thurm, ſondern in einem ſchönen anmuthigen Schloſſe mit ſtattlichen Zimmern. Kaiſer hin, Kaiſer her! Der Junker iſt unſer Mann!“ Sie machten ſich alle auf den Weg zu dem Ritter nach der Rothenburg. Utchens Sträuße riſſen ſie von der Mütze. Nur der Eine, welcher immer noch länger in den

---

*) Zu dieſer Sage gehört das Titelbild.

Ruinen des Kyffhäuſerſchloſſes hatte ſpielen wollen, ließ die Zweige ſitzen. Wie ſie nun der Rothenburg ſich näherten, rieſen ſie: „Juchhe, juchhe! Pförtner, thu' auf, die luſtigen Muſikanten kommen! Der Ritter von der Rothenburg mit ſeiner gnädigen Gemahlin lebe hoch!“ Da ſchwenkten ſie wohl Alle die Hüte. Aber nur an dem Hute des tiefſinnigen Muſikanten klankerte und klinkerte es. Er trug einen goldenen Eichenzweig am Hute. Da eilten die andern Muſikanten nach dem Kyffhäuſer zurück und wollten ihre grünen Zweige ſuchen; ſie waren aber verſchwunden.

* * *

Schnellpreſſendruck von W. [illegible] in Halle.

Anmerkungen und Sachregiſter

zu den

Deutſchen Sagen

von

Dr. Heinrich Pröhle

> [illegible]

Berlin, 1863.
Verlag von Ulrich Frank.

Anmerkungen.

(Nur Sagen, welche dem Herausgeber mündlich erzählt worden, ſind, ſofern es ſich um die Quelle handelt, in der Regel hier übergangen; außerdem drei ſchriftlich mitgetheilte, deren Aufzeichner nicht genannt werden konnten.)

1. **Stiftung von Kloſter Gandersheim.** Leuckfeldt antiquitates Gandersheimenses, Wolffenbüttel 1709, S. 33. 34. Ebenda S. 63 findet ſich auch die Sage von einer Kette in der Gandersheimſchen Kirche: „In der Gandersheimiſchen Kirche iſt oben unter den gewölbten Bogen eine große eiſerne Kette zu ſehen, welche von einer Mauer zur anderen durchgehet. Sie ſoll als Beute aus einem Türkenkriege daſelbſt zum Andenken aufbehalten ſein," in welchem einſtmals die Türken und Chriſten mit einander eine Seeſchlacht gehalten, und die Türken zu ihrem Vortheile eine große eiſerne Kette, ſo auf anſehnlichen Flößen von einem zum andern gelegen, vor ſich gehabt, die Chriſten entweder damit zu umringen, oder ſie zu ihrer Vertheidigung zu gebrauchen. Die Chriſten ſtießen, weil ſie günſtigen Wind gehabt, mit vollen Segeln ihre Schiffe geben und ſprengten damit die Kette, wonach geſchehen, daß die Türken von den Chriſten glücklich geſchlagen, die Kette aber in viele Theile zum Zeichen des Sieges unter die Officiere getheilt worden. Ein Schiffs-Capitain, der aus Rüden gebürtig geweſen, ſoll ſein überkommenes Theil davon zum beſondern Andenken in die Gandersheimiſche Stiftskirche geſchenkt haben.

2. **Herzog Heinrich der Löwe.** Die Einleitung und die Reime am Schluſſe aus: „Leben und Thaten des großen Helden Heinrichs des Löwen, Herzog zu Braunſchweig. Einbeck, bei H. Ehlers." Auf dem Holzſchnitte des Titelblattes ſchreitet Heinrich der Löwe grimmig einen Weg hinauf nach dem Thore. Er hat den Degen zur Seite und den Pilgerſtab in der Hand. Sein Löwe ſchreitet wie ein Hündchen neben ihm. Dicht hinter ihm iſt der Giersberg zu ſehen. Der Kern meiner Erzählung, von den Worten „Schnell ſegelten ſie" bis „hängt über ſeinem Grabe" wurde bearbeitet nach dem von mir abgeſchriebenen S. 5 ff. abgedruckten Manuſcripte: „Eine alte Hiſtori oder Gedicht von einem Fürſten

und Herren, Herrn Hertzogen zue Braunſchweig und Lüneburgk, Heinrich der Löwe geheißen. In Geſangs Weiſe gerichtet. Im Jahr 1585." Es iſt dies eine Papierhandſchrift der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel und dort unter Nr. 207. (5). Mst. Extravag. mit mehreren Proſahandſchriften zuſammengebunden. Am Schluſſe des Gedichts ſteht eine Bemerkung, wonach etliche Croniken dieß Gedicht nicht melden und andere viele Hiſtoricorum nur berichten, daß der Herzog nach dem heyligen Grabe ſei geweſen und daſelbſt woll entpfangen vnd vielleicht die angedeutete Klaue undt Leoparden zum Präſent vnd Zeugniß verehrt worden ſeien. Dann wird auch noch geſagt, daß Greifen und Drachen daſſelbe ſein möchten, und daß „vor etzlichen Jahren" ein orientaliſcher Drache vom Sturme nach Tyrol verſchlagen ſei. Dieſe wolfenbüttler Handſchrift wurde lange als verloren beklagt. In Dr. Edwin Julius Koch's Compendium der deutſchen Literaturgeſchichte 2. Auflage. Berlin 1795. I Band Seite 134, wo ich die Stelle mit einem kleinen Zuſatze Meuſebach's auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin einſah, heißt es unter Anderm: „Eines Heldengedichts auf Herzog Heinrich den Löwen und andere Braunſchweigiſche Herren gedenkt Spangenberg in ſeinem Adelſpiegel. In dem Verzeichniſſe der Handſchriften auf der wolfenbüttler Bibliothek fand ich ein ähnliches Gedicht unter der Aufſchrift angezeigt: Altdeutſches Gedicht von Heinrich dem Löwen, scriptum ann. 1585. Die Handſchrift ſelbſt war nicht zu finden." Das von Koch über dieſe Handſchrift Geſagte wurde im Weſentlichen wiederholt im literariſchen Grundriß durch von der Hagen und Büſching S. 185. Ueber das Gedicht ſagte ſogar Karl Gödeke noch in ſeiner Mittheilung über Reinfrit von Braunſchweig im Archiv des hiſtoriſchen Vereins für Niederſachſen Jahrgang 1849 S. 266: „Ob das in Wolfenbüttel vorhanden geweſene ſchon zu Kochs Zeit verſchwundene Gedicht von 1585 Heinrich den Löwen ſchon im Texte ſelbſt nannte, iſt mir zweifelhaft." Hierauf dient zur Antwort, daß Heinrich der Löwe in der wolfenbüttler Handſchrift ſelbſt, abgeſehen von der Ueberſchrift, welche alſo jünger als das Gedicht ſelbſt ſein dürfte, nicht „Heinrich der Löwe", ſondern der Herr, der Herzog, der Held heißt. Ebenſo iſt es in der „Hiſtorie und Geſchichte von Herzog Heinrich dem Löwen", welche Büſching in ſeinen Volksmärchen, Sagen und Legenden nach einem in ſeinem Grundriſſe ſchon angeführten Drucke wieder abdrucken läßt. Ich kann nun ferner mittheilen, daß dieſes Gedicht bei Büſching kein anderes iſt, als das von ihm ſelbſt im Grundriſſe als verloren beklagte, das aber in der Handſchrift eine bedeutend ältere Sprache und Auffaſſung zeigt als bei Büſching. Vielleicht war der Druck, welchem Büſching folgte, nach der Handſchrift in Wolfenbüttel veranſtaltet, dieſe aber gerade behufs des Druckes wohl keineswegs von Büſching, ſondern für die frühere Veröffentlichung überarbeitet. Beide Male hat das Gedicht 104 Strophen. In der 34. Strophe der wolfenbüttler Handſchrift kommt „Der Wirth außem Nobis-Krug" und ſagt zu dem Herzoge: „Du ligeſt im Waſſerwagen (sic). Dafür hat Büſching „der Satan" und „in Waſſerwogen". Waſſerwagen und Waſſerwogen wiederholen ſich dann in Strophe 35. (Wogen aus Verſehen auch bei mir in der Nacherzählung der Sage.) In Strophe 39 der Handſchrift wünſcht der Herr, daß Gott ihm beſchere „einen ſäeligen Wagen"; bei Büſching „einen ſeligen Tag". Erſteres bezieht ſich auf die Art der Reiſe, Letzteres ganz modern auf das Wiederſehen bei der Herzogin. In Strophe 40 der

Handſchrift will der Herzog „zu Gottes Gelück fahren", bei Büſching „in Gottes Geleit." Die 44. Strophe der Handſchrift redet wieder vom Robis-Wirth, die bei Büſching vom Teufel. Grimm's Deutſche Sagen II. Seite 241—247 folgen in der Sage von Heinrich dem Löwen „dem Volksliede", alſo wohl Büſching, jedenfalls einem von dem bei Büſching nicht verſchiedenen Drucke. — Ich laſſe nun das aus der wolfenbüttler Handſchrift von mir abgeſchriebene Gedicht ſelbſt hier folgen. Ich hätte gewünſcht, daſſelbe noch einmal mit meiner Abſchrift vergleichen zu können;*) da dies nicht möglich geweſen iſt, ſo habe ich einige von mir in der Abſchrift bei einigen Zeilen gelaſſene Lücken aus dem Liede bei Büſching ergänzt und mit lateiniſchen Lettern drucken laſſen, wiewohl dieſer Druck ſonſt meiner Abſchrift natürlich weit nachſteht, was die Angabe der Abweichungen bei Büſching in Wort und Satz zeigen würde, wenn dazu Raum wäre.

1. Man ſaget von ſtarken Helden,
Sie ſein zu preiſen hoch.
Darumb ſo muß ich melden
Von einem Herren auch,
Er iſt von edlem Stamme
Und iſt auch lobenswehrt.
Von wegen großer Thaten
Führt er billig das Schwerd.
2. Preiß wolte er erlangen,
Zog weid in frembde Land.
Ebenthewr zue erfahren,
Das kam ihm auch zu Hand
Wagt derwegen Leib und Leben,
Wie ihr iez hören werd.
Ja wie ein Feind beſchrieben,
Er were ein Degen hart.
3. Er nam an Ritter und Graffen,
Der Hochgebohrne Fürſt,
Es waren ſeine Unterthanen,
Nach Ebenthewrn (?) ſteto dürſteten
Sie kahmen an ein Waſſer,
Die Rößlein ließen ſie ſtehn,
Und ſeumten ſich nicht lange,
Zue Schiffe theten ſie gahn.
4. Das Schiff man fertig machte
Und lieffen ſchnell davon
Sie fuhrn Tag und Nachte,
Kein Land ſie traffen an.
Es zerbrachen ihre Siegel,
Sie kahmen da in Noht.
Groß Kummer ſtoß ihnen zu Handen,
Jeder wünſchte ihm den Todt.
5. Sie lagen da faſt lange,
Die Speiß hat ein End.
Dem Herrn war faſt bange.

---

*) Es fand ſich auch ein Name, vielleicht der des Dichters, auf der Handſchrift.

Er hueb auff ſeine Hende.
Ach Gott thue dich erbarmen,
Wir müſſen leiden den Todt,
Kom du zu Hülff unß Armen,
Wir haben weder Speiß noch Brod.
6. Einer klagt dem andern den Kummer,
Auch dieſes groß Ehlende.
Jeder wahr matt vor Hunger,
Sie wunden ihre Hende.
Der Herr ſprach mit Sinnen,
Wir ſtehen alle warlich bloß;
Wir mögen nichts beginnen,
Jeder mache auf ſich ein Loß.
7. Die Loſen würden gemachet,
Wie man nun hören thut,
Ein jeder darauff trachtet,
Man legt ſie in ein Huet,
Und ward gäntzlich beſchloſſen,
Wer erſt herauß kehm,
Soll ſein gantz unverdroſſen,
Sich dem andern geben.
8. Das Loß fiel zum erſten
Auff einen kühnen Held;
Er ſprach balde von Hertzen:
Macht es wie es euch gefelt
Mein Leib wil ich euch geben
Dahin zu ewrer Speiß,
Nembt mir alsbald das Leben,
Theilt unter euch mein Fleiſch.
9. Ihr mögt mir braten und ſieden,
Ich gebe euch hertzlich gern,
Allein wollſt Gott behüeten
Unſern frommen Landesherrn.
Es gehe gleich über unß alle,
Wir ſein klein oder groß,
Ach Gott daß ja nicht falle
Auff unſern Herrn das Loß.
10. Der Held ward geſchlachtet,
Wie man das lieſet noch,
Speiſe man aus ihm machte,
Hunger war der beſte Koch.
Er war bald verzehret
Von ſeinen Mitgeſellen,
Der Hunger ſie ſolches lehrt,
Ein ander muß ſich einſtellen.
11. Auff welchen das Loß thet fallen,
Thet ſich einſtellen gern,
Gott gab das Glück vor allen,
Es verſchonet immer den Herrn.
Er ſtunde mit einem Knechte
[Der] War weyß [richtiger [illegible]?] Gott ſein Troſt,

Groß waren ſie in Nöthen,
Der Herr ward nicht erloſt.
12. Der Hunger hielt nicht ſtille,
Er war bey ihnen groß,
Der Herr ſprach: es iſt mein Wille,
Wir beyden werfen das Loß.
Auf wen es den thut fallen,
Soll den andern verzehren.
Der Knecht rief laut mit Schalle:
Ich thue ſölches nicht meinm Herrn.
13. Sie theten beide loſſen;
Der Knecht ſahe das nicht gern,
Das Loß dar thete fallen
Auff ſeinen getrewen Herrn.
Der Knecht ſolte ihn tödten,
Befahl der wehrte Man.
Hoch waren ſie in Nöhten,
Der Knecht wolte nicht daran.
14. Der Knecht ſprach mit Trewen:
Herr, es iſt alles verlohren;
Laſt ewer Leben nicht gerewen,
Ihr ſeit ja Hochgebohrn;
Von Leder will ich euch machen
Gar bald ein newen Sack.
Ihr mögt des Gelückes erwarten,
Ihr ſeid noch jung und ſtark.
15. Der Knecht nahm ihn, der gute,
Den trewen Helden wehrt,
Nehet ihn in Ochſenheute,
Vnd legt zu ihm ſein Schwerd.
Ach thue es Gott erbarmen,
Wie ſtehe ich iezt in Noht,
Meinen Herrn habe ich begraben
Vnd iſt doch noch nicht todt.
16. Zu Hande kam da geflogen
Ein grimmiger Greiff groß,
Iſt war und nicht erlogen,
Bald nach dem Herzog ſchoß,
Faſte ihn mit ſeinen Klawen,
Führt ihn bald in ſein Neſt.
Der Herr thet ſich's frewen,
Gott thue bey mir das Beſt.
17. Der Greiff flog von hinnen,
Mehr Speiſe der begehrt;
Der Herr thet ſich beſinnen,
Ergriff ſein ſcharfes Schwerd.
Er dancket Gott dem Herren,
Vnnd ſchneit ſich auß der Haut;
Er ſahe ſich frewdig vmme
Vnd faſt einen guten Muth.
18. Die Greiffen theten ſchreien,
Sie begehrten bald des Herrn.

Ich ſag es auff mein Trewen,
Er thet ſich ihrer erwehrn,
Er rufft zue Gott dem Herren,
Der halff ihm ferner auß Noth;
Thet ſich der Vögel erwehren
Und ſchlug ſie alle zu Todt.
19. Er ſtieg gar balde herunder
Woll auß dem Greiffen Neſte,
So nam den Herren Wunder
Der vngehewren Gäſte.
Man thut noch woll anſchawen,
Waß zu Braunſchweig in dem Duhm,
Da hengt die Greiffen Klawen,
Bracht er mit großem Ruhm.
20. Der Herr kam zum Weiten,
Im Wald thete ſich vmbſchawen,
Er ſah gar grimmig ſtreiten
Einen Drachen vnd ein Lewen.
Er ſprach ich will es wagen,
Soll ich gleich bleiben todt.
Thet auf den Drachen ſchlagen,
Sprach: das walte der liebe Gott.
21. Ich hab oft hören ſagen:
Der Lew ſey ein trewes Thier,
Darumb will ich mit ihm wagen
Gegen den Drachen-Ungehewr.
Ich hoffe mir ſoll gelingen,
Der Drache ſoll liegen tot.
Will dem Lewen beyſpringen
Und helfen ihm auß Noht.
22. Sie theten da faſt ringen,
Jeder ſein Stärke bewehrt;
Der Herr herzue thet ſpringen
Mit ſeinem guten Schwerd.
Der Lewe ward das inne,
Fürn Drachen er immer walcht,
Der Herr auß kühnem Sinne
Bald auf den Drachen ſtreit.
23. Der Drache ſperrt auff ſeinen Rachen
Gegen den vielwerthen Man;
Der Herr begund zu lachen,
Er ſprach den Lewen an.
Der Lew mit frewem Muht
Gar ſchnell auf den Drachen ſprang;
Der Drache ſchrie faſt laute,
Das in dem Walde erklang.
24. Der Herr mit frewem Muthe
Schlug auff das wildes Thier
Mit ſeinem Schwerd ſo guhte,
Auß ihm ging wildes Fewr.
Das ſahe der Lew ſo guhte
Trew er dem Herren boht,

Der Herr auß freyem Muhte
Schlug da den Drachen todt.
25. Der Lew thet ſich legen
Zum Herrn vnd ſein Schildt.
Er thete ſeiner pflegen,
Er fieng ihm Hirſche und Wilde;
Groß Trew empfing der Herre
Von dieſem wilden Thier;
That es ihm machen gahre
Sagt man ohn alles Fewr.
26. In dieſem großen Walde
Waren ſie mit Waſſer umbgeben.
Er beſahn ſich ſchnel und balde,
Wie kom ich von dem Lewen eben.
Eine Hert that er bald machen
Von Holtz vnd auch von Reiß;
Der Lew thet fleißig trachten,
Das er bekām eine Speiß.
27. Die Hord die war gebunden,
Er legt ſie auff das Merr,
Saß ſich darauff von Stunden,
Sahe ſich gar weit vmbher.
Der Lew kam gegangen,
Hat ihm ein Wild gehetzt.
Der Herr ſeumet ſich nicht lange,
Hat ſich erſt niedergeſetzt.
28. Der Lew trawert ſehre,
Der fand ſeinen Herren nit,
Er lieff faſt hin und here,
Sahe gar weit umb ſich.
Er horte des Herrn Stimme,
Er ſahe ihn auff dem Hort,
Sprang bald auß großem Grimme
Zum Herren auff den Hort.
29. Sie floſſen Tag und Nachte,
Wo ſie der Wind hin trieb.
Der Herr auch immer wachte,
Für Angſt er wenig ſchlief.
Het auch vielieber geſehen,
Der Lewe wehr vlieben da.
Wie ſol uns nu geſchehen,
Unglück kombt uns ſchier nahe.
30. Ach Gott thue Dich erbarmen,
Rief er, hub auf ſeine Hände.
Hilf doch zulandt mir Armen,
Die Speiſe hat ein Ende.
Es war woll zu erbarmen,
Wie man erachten kan,
Der Lewe an (in'') ſeinen Armen
Sahe ihn faſt trawrig an.
31. Ja Wunder muß ich ſagen
Wie man's offt erfindet.

Mancher Feind thutt Haß tragen,
Wen er es endern kundt.
Aber Gott kan es wenden,
Alles kommen ihm zu gut.
Sein Unglück auch wenden,
Und helffen aus der Noth.
32. Der Herr ſich hatte vermachet,
Hatt Tag und Nacht kein Ruhe.
Gar baldt ſich zu ihm machet
Der Wirth außen nobis-Krug.
Newe Zeitung wil ich dir ſagen,
Höre wol auf mein Wort.
Du ligeſt im Waßerwagen,
Muſt endlich ſterben todt.
33. Zue Braunſchweig ſeyn eingezogen,
Ja geſtern zu Mittag —
Iſt wahr undt nicht erlogen,
Waß ich dir ißunder ſage —
Man wird dar Wirdſchafft halten,
Iſt iedem wol bekandt.
Ein Ander aus frembden Landen,
Der krigt dein Weib und Landt.
34. Der Herre ſah in Trawren,
Er glaubet es wühre wahr.
Ich bin ja ausgeweſen
Länger den ſieben Jahr.
Sie werden nicht anders denken,
Ich ſey weck von der Weldt.
Zu Gott wil ich mich lencken,
Der mach's wie es ihm gefelt.
35. Ja höre, ich will dir ſagen,
Du ſagſt noch viel von Gott;
Du liegeſt in Waſſers Wagen,
Er hilfft dir nicht aus Noht.
Ich führe dich heut alsbalde
Zu dem Gemahle dein,
Auch zu deinen Freunden alle,
Wenn du wilt mein eigen ſein.
36. Sie hatten ein lang Geſpreche,
Der Herr wollte willigen nicht.
So ich mein Gelübde breche
Gegen Gott das ewige Licht, —
Ob ich gleich bin ein Herre
Von Braunſchweig Hochgeborn,
Fiele von Gott meinem Herren,
So wehre ich ewig verlohrn.
37. Eins will ich dir verſchlagen,
Gehe nur nicht lange zu raht,
Ich will dich heute ohne Wagen
Fuhren gen Braunſchweig für die Stad,
Ja ohn einigen Schaden
Auffen Gierßberg legen nieder,

Da ſoltu meiner warten,
Biß ich komme ſchier herwieder.
38. Ich will alßbald verſchaffen
Den Lewen an den Ohrt,
Und ſo ich dich finde ſchlafen, —
Nun merck woll auf mein Word —
Alßden ſoltu mein eigen
In meinem Reiche ſein. —
Er wolte ihn gern betriegen
Umb Leib und Sehle ſein.
39. Ach Gott, thue mich erretten!
Wie thue ich nun der Sache?
Ich will gar treulich beten,
Will dazu fleiſſig wachen.
Ach Gott, thue mir beſcheren
Heute einen ſäeligen Wagen;
Ich befehle mich Gott dem Herren,
Biß der Lew kompt hernach.
40. Der Herr thät ſich beſinnen,
Gab doch ſein Willen darein,
Wie er möcht kommen von hinnen
Zu der allerliebſten ſein.
Ach Gott, wolleſt mich bewahren
Dieſen Tag und auch die Nacht,
In Gottes Gelück zu fahren,
Ehe die Wirthſchaft wird vollbracht.
41. Er nam den wehrten Herren,
Fuhret ihn in Lufften hin.
Er meinet, er ſollte ſein werden,
Hette einen guten Gewinn.
Für Braunſchweig legt' er nieder
Den edlen Herren fromb:
Ich kom gar bald herwieder,
Kanſtu woll wachen nun!
42. Der Herre war faſt müde,
Iſt warlich nicht erlogen.
Ach, Gott mich doch behüete,
Zufallen wollen mir die Augen
Hilff Gott das ich nicht ſchlaffe,
Es mügte mir übel gahn,
Möcht kommen in ſeinen Rachen,
Darzue in ewige Pein.
43. Er thete ſich niederſencken,
Der Schlaff ſetzt ihm feſt zue.
Er war nicht zue verdenken,
Hatt lange gehabt keine Ruhe.
Er lag auffem Gierßberge
Zue Braunſchweig für der Stadt;
Wie man woll kann gedenken,
Von der Reiß war er matt.
44. Es wehret nicht gar lange,
Nobis-Wirth that einherſchweben,

Und hatte gar feſte umbfangen
Den frommen thewren Lewen.
Er ſahe den Herrn liegen,
Er dachte, er wehre gar todt:
Er liegt todt an den Bergen,
Iſt kommen da in Noht.
45. Der Lewe thet laute ſchreyen
Weil der Herr ſich nicht rühret;
Dem Teufel thet es gerewen,
Das er ihn hatte geführt.
Der Herr von ſolchem Geſchrey
Gar ſchnell und bald erwachte.
Da that es den Teufel gerewn,
Warff den Lewen das er krachte.
46. Ja, ſo der Herr geſchlaffen,
Wehre kommen umb Leib und Sehl.
Der liebe Gott thete ſölches ſchaffen,
Von ihm kompt Leben und Heyl.
Er hilfft in dieſem Leben,
Und endlich auß den Todt,
Thete ſeiner ferner pflegen,
Halff ihm aus aller Noht.
47. Der Herr fiel darnieder,
Er dankte Gott dem Herrn;
Richtet ſich darnach aufft wieder.
Es will nun Abend werden;
Wer er den Tag nicht kommen,
Wehre ihm ein groſſer Schad,
Wie ihr iez habt vernommen.
Er kam faſt eben ſpatt.
48. In die Stadt kam er gegangen,
Der Lewe folget ihm nach.
Er ward gar ſchlecht entpfangen,
Nach der Burg war ſein Gang.
Er höret ein groß Gethön,
Er dacht: was mag das ſein?
Er thete ſich bald lencken,
Nach dem Hauſe ſtand ſein Sin.
49. In ſein Hauß wolt er ſchreiten,
Man wolt ihn nicht einlan;
Trabanten und auch Leute,
Die drewten ihn zu ſchlan.
Was wiltu alhie machen
Woll in des Fürſten Hauſe?
Wir ſehen's an deinen Sachen,
Du biſt ein Ummelauffer.
50. Groß Wunder nam den Herren,
Was er da ſahe und hörte.
Es darff noch woll wahr werden,
Was der Teuffel mir ſagte.
Was bedeut das Gethön und Pfeiffen?
Iſt hier ein frembder Herr?

Gebt mir Bericht, ihr Leute:
Was ſeind es für newe Mehr?
51. Der Herr iſt ja nicht frembde,
Er iſt vnß wol bekand;
Ich ſage das er bekommet
Heut das braunſchweigiſche Landt
Mit vnſer genedigen Frawe,
Den ſie iſt hochgebohren.
Sie iſt eine Widtwe in Trewen,
Ihren Herrn hat ſie verlorn.
52. Der Herr verwundert ſich ſehre,
Thet eylen mit der Sach.
Er trat zu ihr anhere,
Thete freundlich bitten die Wach.
Hetten ſie kein Bedenken,
Sollten thun den Willen ſein.
Er wollte nicht mehr begehren
Den nur ein Becher Wein.
53. Der Herre bat faſt ſehre
Er wolte gar nit ablan.
Es war ihr Landesherre;
Der Abend ging heran.
Er ſprach zu einem in Trewen:
Sprich doch die Fürſtin an;
Es ſoll dich nicht gerewen, —
Du ſcheineſt ein treuer Man.
54. Vnd thue ſie freundlich bitten:
Ein Trunk von ihrem Wein,
Den wolt ſie herunterſchicken;
Mat iſt das Hertze mein. —
Er ſahe an den Lewen,
Vnd auch den wehrten Man,
Er lief gar ſchnel und balde,
Zeiget es der Fürſtin an.
55. Die Braut die thete lachen:
Was iſt es für ein Man?
Es waren ihr ſeltzame Sachen,
Das er ein Lewen ſolt han.
Von Gold gab ſie ein Geſchirre:
Laß ihn den trinken auß:
Er iſt ein Ebenthewer;
Wie kömpt er in das Hauß?
56. Man trug den Becher hinunter;
Er trank auß den Wein.
Warlich, mich nimmt Wunder
Woher du mögeſt ſein,
Das du begehreſt zu trinken
Allein von dieſem Wein;
Den thut man allein einſchenken
Der frommen Hertzogin.
57. Er nam ein Ring von Golde,
Von ander war er geſchlagen;

In Becher warf er ihn balde,
Babt ſehr, man wolt ihn tragen
Allein für die Fürſtin milde.
Darauff war geſchnitten ein
Sein Helm vnd auch das Schilde.
Das trug er ihr hinein.
58. Der Knecht nam das Geſchirre,
Er thet ihn nichts mehr ſagen.
Es daucht abenthewren.
Für die Fürſtin thet er's tragen.
Er ſprach: zartgenedige Frawe,
Eine Fürſtin Hochgebohrn,
Thue dieß Ewre Gnade anſchawen;
Hat ſie dieß Gold verlhorn?
59. Sie nahm das Gold zuhanden
Und thet's fleiſſig anſchawen.
Ihr Hertze lag in Banden;
Sie ſahen alle auff die Frawen,
Sie ward entferbet ſehre.
Bald ward ſie wie ein Licht;
Sie gedachte: iſt es mein Herre,
Der Hertzog von Braunſchweig?
60. Die Braut ſtund auff mit Eyle,
Bald in die Kammer ging.
In einer kleinen Weile
Rieff ſie dem Kammerling;
Sprach: habt ihr geſehen
Darunten den frembden Man,
Welcher für vnſerm Hauſe
Soll mit dem Lewen ſtahn?
61. Er ſprach: Zart genedige Frawe
Ich hab ihn woll geſehen,
That ihn gar woll anſchawen,
Der Lew that mit ihm gehen.
Der Lew iſt ihm getrew
Und iſt ihm vnterthan,
Viel Leute thun ihn anſchawen,
Iſt warlich ein feiner Man.
62. Sie legt ſich an die Zinnen
Und that hinunter ſchawen.
Sie ward ihres Herren innen,
Er ſaß da mit dem Lewen.
Hilff Gott, das mir gelinge!
Was er mir hat geſchickt
Iſt von meines Herren Ringe,
Gar offt ſie ihn anblickt.
63. Laſt ihn herauſſer kommen!
Wir wollen ihn freundlich fragen,
Wo er den Ring genommen.
Er muß es warlich ſagen.
Den Ring kenne ich gar eben.
Mein Herr hat ihn mir gegeben,

Da er von mir thete ſcheiden —
Ach Gott, were er beim Leben!
64. That ihn von ander ſchneiden —
Das iſt gewis und war —
Da er von mir thet ſcheiden
Länger alß ſieben Jahr.
Kom ich den nun nicht wieder
Auff dieſes Hauß and Sahl,
Sprach mein edler Herre,
So nehmet ein ander Gemahl.
65. Jederman nam es Wunder:
Was will darauß noch werden?
Die Rähte nahmen beſonder
Den frommen Landesherrn.
Sie fragten ihn in Trewen
Vmb dieſe Wunderding;
Ja wo er es hette genommen,
Er wehre ihres Herren Ringk.
66. Der Herr begund zu lachen,
Sprach: es wird werden gut,
Ja fleiſſig thet er trachten,
Ob er möcht ſehen die Braut.
Von keinem hab' ich bekommen,
Das ſage ich euch fürwar,
Ich habe ihn hingenommen
Lenger den ſieben Jahr.
67. Sie theten ihn anſchawen,
Er war ein weiſer Mann;
Einer lieff zu der Frauen,
Thet ihr ſölches bringen an.
Der Ring der were kommen
Ja an ſein rechtes Ohrt.
Der hat ihn willig geleget
Dahin er willig gehört.
68. Die Fürſtin wundert ſich ſehre,
Ging ſchnell durch einen Saal;
Sie ſprach: ach Gott mein Herre,
Iſt es mein liebes Gemahl?
Den der Ring iſt geweſen
Den liebſten Herren mein.
Ach möchte er ſein geweſen
Noch bey dem Leben ſein.
69. Sie thet den Herrn anſchawen,
Fur Frewden fiel ſie nieder;
Der Herr ſahe an die Frawen,
Thet ihr auffhelffen wieder.
Es nam Wunder alle Herren,
Sie ſprachen all zugleich:
Was will dar noch auß werden?
Hilff Gott vom Himmelreich.
70. Die Fürſtin thet ihn kennen,
Bott ihm ihr weiſſe Hand.

Ach Herr, ihr wolt euch nennen!
Seid ihr der Herr im Land, —
Ihr ſolt euch unß anmelden,
Sagen mir zu dieſer Stund.
Wir preiſen Gott den Herren,
Das ihr ſeid kommen geſund.
71. Vor Zeiten war ich ein Herr,
Sagt er ohn allen Spott.
Mir geſchicht ietzt wenig Ehre,
Muß es befehlen Gott.
Ich war ein Hertzog ohn Sörgen,
Das ſag ich euch fürwar,
Zue Braunſchweig ausgezogen,
Iſt lenger denn ſieben Jahr.
72. Seid ihr deß Landes ein Herr,
Seid unß allen Gott willkommen.
Sie theten ihm große Ehr,
Dan er war mild und fromb.
Die Fürſtin fiel danieder,
Sie dancket dem lieben Gott:
Mein Herr iſt kommen wieder,
Gott ihn woll behüet.
73. Zur Tiſch thet man ihn weiſen,
Jederman es gerne hört;
Man thet ihn beſſer ſpeiſen,
Alß ihm geſchah auff der Hord;
Zur Braut ſetzt man ihn nieder,
Jedermann thät ihn anſchawen;
Man thet auch woll verſörgen
Sein getrewes Thier, den Lewen.
74. Was ſoll man immer ſagen?
Dem Breutigamb kam die Mehr.
Er war woll zu beklagen.
Nun iſt meine Sache verloren;
Durch den Korb bin ich hindürch.
Were ich noch höher gebohren,
Steh ietzund faſt in Sörgen.
75. Der Breutigamb trawret ſehre,
Es thete ihm wehe der Hohn;
Wen's nicht were der Landesherre,
Er wolte darvon nicht lahn.
Nach der Braut ſtund ſein Verlangen,
Ich hab ein Wild gejagt,
Ein ander hat es gefangen,
Daß ſei ja Gott geklagt.
76. Die Herren gingen zuſammen,
Man pflegte guten Raht.
Der Fürſt thet zu ihn kommen,
Ein jeden den er habt,
Guten Raht ſolten ſie ihm geben,
Zu Gnaden wurdt's erkand,

Ja, weil er hette ſein Leben,
Und Herre were im Landt.
77. Seiner Gnade ſie theten dancken,
Die Sache were nicht verloren.
Ein Frewlein iſt her auß Francken,
Iſt warlich Hochgebohren,
Dem Bruetigamb wollen Wir ſie geben,
Das ſol geſchehen zu Hand,
Sie iſt faſt ſäuberliche
Alß eine in dieſem Landt.
78. Dem Fürſten thet gefallen,
Die Vorſchläge weren guht;
Er lacht das es thet ſchallen,
Gar frolich war ſein Muht:
Gehet bald in der Eile,
Zeiget es dem Herren an,
Er ſoll doch Wirthſchafft halten,
Daß Frewlein ſoll er han.
79. Die Herren eyleten ſehre,
Gingen zu ihm in'ß Gemach;
Sie ſagten ihm die Mehre,
Erzehlten ihm die Sachen:
Zeittung wolten ſie ihm bringen,
Die Sache wolte werden guht,
Man wolte ihm bald zuführen
Eine ſchöne junge Braut.
80. Ewr Gnaden haben vernommen
Von unſerm Landesherrn,
Das er iſt wiederkommen
Auß fremden Landen fern;
Gott hat ihn auch bewahret
In vieler Angſt und Noht;
Wir waren all im Trawren
Alß were er lengſt todt
81. Weil es den Gott ſo ſchaffet,
Sei euch [auch] zur Eh' vermacht
(Die Fürstin auch drauf hoffet
Und es gar nicht veracht't),
Euch aus edlem Stamm gar eben
Ein Fraeulein auserkor'n;
Dieser Rath ist nun gegeben
Vom Fürsten hochgebor'n.
82. Der Herr ſprach mit Sitten
Ach lieben Räth' und Herrn',
Eins will ich euch bitten,
Kund ihr mir das gewehrn:
Das unſer genediger Herre
Gebe ſeinen Willen darein,
Ich ſage es auff mein Trewe
Soll mir nun die Liebſte ſein.
83. Spüret ihr den genedigen Willen
Von denen Hochgeboren,

So gehet in der Stille
Zu der die ihr habt erfahrn:
Ich ſage es euch fürwahr,
Mein eigen ſoll ſie ſein,
Mit mir ſoll ſie heimfahren
Gar bald in mein Heimb.
84. Sie ſeumbten ſich nicht lange,
Gingen zum Frewlein;
Sie würden ſchon entpfangen,
Hieß ſie willkommen ſein.
Mit züchtigem Geberde
Trugen ſie an ihr Sache;
Daß Frewlein wehret ſich ſehre,
Doch endlich ſie deß lachte.
85. Sie wolte Auffſchub nehmen,
Die Herren wolten ja nicht;
Ein wenig that ſie ſich ſchemen,
Gab doch höfflich Bericht;
Sie wolt fragen ihren Herren,
Dazue ſeiner Gnaden Gemahl;
Was ſie ihr rathen theten,
Solt ihr gefallen woll.
86. Sie ſprachen: Edel Jungfrewlein,
Unſer hohe Obrigkeit
Gehat geben ihren Willen darin,
Gebt unß kurtzen Beſcheid.
Ja unſer genedige Frawe
Hett ihn ſelber genommen —
Wir ſagen's auff unſer Trewe —
Wehre er nicht wiederkommen.
87. Nun Gottes Wille geſchehe!
Will er's doch alſo han,
Soll ich nun greiffen zur Ehe,
Bringet's unſerm Herren an.
Sprachen das müſſen wir ſagen,
Das unſer genediger Herr
Euch hat dieß vorgeſchlagen
Reicht euch zu groſſer Ehre.
88. Das Frewlein gab ihren Willen,
Sie hatte ja geſagt;
Sie zeigen's an dem Herren,
Sprachen: ihr habt noch woll geiagt;
Das Frewlein iſt ewr eigen,
Gott gebe Glück darzue,
Wollen euch ſie bald zulegen,
Solt haben gute Ruhe.
89. Der Herr mit ſeinem Muhte
Thet danken dieſen Herren.
Meine Sache wird faſt gute,
Nun beſtehe ich noch mit Ehrn.
Solt ich nun Wirdtſchafft halten
Mit meiner neuen Braut,

Gott der Herr thue es walten,
Mein Sach iſt worden guht.
90. Sie ändtworten in der Eyle:
Es ſoll noch heute geſchehn.
Man nahm da nicht viel Weile,
Gingen bald zum Frewlein.
Man nam ſie bei den Händen
Vnd führet ſie zu dem Herren.
Er thäte ſie wohl entpfangen,
Er nam ſie hertzlich gerne.
91. Groſſen Danck thäte er ihnen ſagen,
Thet ſie entpfangen ſein;
Auf einen gülden Wagen
Führet ſie zur Kirchen ein.
Ein ieder kont nit hören
Alda ſein eigen Word
Vor Pfeiffen und Trommeten
Deßgleichen man nie erhörte.
92. Man gab ſie da zuſammen
Wie das noch offte geſchieht.
Da ſie herauſſer kahmen
War alles zugericht
Ja, iedermann war in Frewden,
Die Sache deucht ihnen guht;
Es war woll zugerichtet,
Doch nicht auf dieſe Braut.
93. Man thete Wirdtſchaft halten,
Man ſahe da manchen Man
Von Jungen vnd von alten
Gerüſt bald auff den Plan;
Mit Rennen vnd Thurnieren
Brach mennicher ſeinen Spieß,
Ja wie man hat geſehen
Thät jeder ſeinen Fleiß.
94. Die Wirtſchaft hat ein Ende,
Ein jeder Vhrlaub nam,
Gaben dem Herrn die Hände
Braut und dem Bräutigamb.
Man thet ſie auch geleiten,
Groß Guht man ihnen mit gab;
Jederman ſo es geſehen,
Hat Luſt vnd Frewde darab.
95. Der Herr ſaß in Ehren,
Regierte Leute vnd Land;
Man thete ihn faſt ehren,
Leiſt den Frommen offen Beyſtand;
Man thete ihn faſt lieben,
Den Herren zu Braunſchweig,
Von wegen ſeiner Trewe;
Macht manchen Armen reich.
96. Biß in ſein alten Tagen
Thet ihn Gott woll bewahren,

Sein Gemahl ohn alles Klagen
Für Ungelücke ſparen;
Ja, die nach ſeinem Tode
Dieß Land theten regieren
Gab ihnen Gott auß Güte:
Viel Frewlein vnd junge Herren. —
97. Der Herr der legt ſich nieder,
Von Alter wahr er ſchwach.
Kom ich dan nicht auff wieder,
So befehle ich meine Sach,
Chriſto meinem lieben Herren
Befehle ich Leib vnd Seel;
Der wolle nun mein pflägen;
Von ihm kömpt Leben vnd Heil.
98. Sein Gemahl weinete ſehre.
Der Herr thete ſie geſegnen:
Mein Bleiben iſt nicht mehre!
Gott wolle nun Ewer pflägen;
Gott wolle euch bewahren,
Dazue auch Leute und Land;
Woll in derſelben Stunde
Bot ieden da die Hand.
99. Er thete ſeinen Geiſt aufgeben,
Der edle Herre wehrt,
Und endet da ſein Leben;
Man legt zu ihm ſein Schwerd.
Man thet erlich begraben
In dieſes Fürſten Leib;
Daß Grab wird noch geſehen
Im Thumbe zu Braunſchweig.
100. Jedermann trawert ſehre
Umb den Herrn Hochgebohrn;
Desgleichen das wilde Thiere
Hat auch ſeinen Herrn verlohrn.
Der Lewe legt ſich nieder
Well auf ſeines Herren Grab;
Davon wolt er nicht wieder
Biß er ſein Geiſt auffgab.
101. Man thete die Ehre dem Lewen,
Man grub ihn für die Burgk;
Man thut daß Grab anſchawen,
Wer ietzt noch gehet durch.
Ein Lew iſt gegoſſen,
Täglich thut man ihn ſehn,
Zum Gedaechtniss treuer That
Auff Seulen thut er ſtehn.
102. Ein Greiffenklaw thut hengen
Über dieſes Fürſten Grab.
Er thete ſie mitbringen,
Wie ich berichtet hab.
Dabey iſt nun zu mercken,
Das ſolches iſt geſchehn;

Jn mitten in der Kirchen
Wird dieß Grab noch geſehn.
103. Ach Gott, du wolleſt bewahren
Alle fromme Obrigkeit
Jn dieſen ſchweren Jahren
Für Angſt und groſſem Leid.
Genediglich ſie behüte
Alhier in dieſem Leben,
Daß ſie von Land und Leuten
Gute Rechnung mügen geben.
104. Von wegen der Geſchichten
Hab ich dieß Lied gedicht;
Jn Eyl thet ich es machen,
Hette es ſonſt beſſer gericht;
Dem Fürſtenſtam zu Ehren,
Auch meinem Vaterland;
Befehle ich Gott dem Herren
Jn ſeine gewaltige Hand.

Der Fall, daß Helden gerade zum Hochzeitstage der verlaſſenen Gattin zurückkehren, kommt in der Sage oft vor und J. W. Wolf hat die Ochſenhaut oder dergleichen worin ſie eingenäht werden in ſeinen Beiträgen zur Mythologie S. 4 flg. und in dem Aufſatze „Wuotan“ Bd. I. 63 ſeiner Zeitſchrift ſchon auf Wuotan's Mantel gedeutet. Das ſiebente Jahr wiederholt ſich dabei faſt ſtets als der für die Rückkehr feſtgeſetzte äußerſte Zeitpunkt, in unſerm Gedicht aber tritt der Zug ganz beſonders hervor („Jſt länger, denn ſieben Jahr“ u. ſ. w.) Man hatte auch im 16. Jahrhundert ein Sprüchwort: „es laufft kein toll hund sieben jahr“ (ſ. Bücherſchatz der deutſchen Nationalliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts [von A. Heyſe] 1854. Nr. 1277.) Die hohe Bedeutung des 7. Jahres überhaupt tritt ſchon durch Kuhns Anmerk. auf S. 499 der norddeutſchen Sagen und durch meine Bemerkung über die Merwigslinde im 1. Hefte von Wolfs Zeitſchrift hervor; der Sinn dieſes Zuges iſt jetzt noch verdunkelt, wiewohl er im Allgemeinen auf einen Naturmythus ſchließen läßt. Das a. a. O. S. 82. mitgetheilte oberharziſche Johannislied, beſonders die Worte: „Wir treten auf die Kette; Kette klingelt hell und klar; es ſind geweſen ſieben Jahr“ bin ich wegen der geſperrt gedruckten Worte geneigt, mit dem nordiſchen Mythus von der Kette in Verbindung zu ſetzen, mit welcher der die Welt mit dem Untergange bedrohende Wolf Fenrir (die Finſterniß) von den Göttern gebunden iſt, oder mit der Schweſter des Wolfs, der in einem großen Ringe um den Erdkreis liegenden Midhgardhſchlange. — Die Dankbarkeit der Thiere gegen Menſchen gibt dem Volksmärchen zu den bunteſten Bildern Stoff. Die Befreiung des Löwen im Kampfe mit dem Drachen (wurm) hat im Iwein dieſelbe Folge; auch dort bringt der Löwe Nahrung und ſeine Anhänglichkeit an ſeinen Herrn äußert ſich noch ſeltſamer als hier: er will ſich einſt um ſeinetwillen geradezu das Leben nehmen. — Nobiskrug erklärten Kilian, Schilter und J. Grimm aus abyssus, mhd. âbis (Abgrund, Hölle). Wilhelm Müller, altd. Rel., 401, hält das Wort für eine „Entſtellung aus Nörfi oder Narfi, der als Sohn Loki's und Bruder der Hel recht wohl im deutſchen Glauben ein Beherrſcher der Unterwelt ſein konnte.“ Im Bremer Wörterbuch III., S. 254 wird bemerkt, daß das N ſich aus der Redensart na'n Obiskroge oder na'n Obskroge eingeſchlichen habe: he is na'n Obskroge heiſst: er iſt nicht mehr in der Welt, man weiß nicht, wo er geblieben iſt. — Wie in unſerm Gedicht der Teufel durch das gut motivirte Brüllen des Löwen, welches den Herzog weckt, geprellt wird, ſo weckt in einem ähnlichen Falle, in der 2. Goslar'ſchen Sage in meinen Harzſagen, ein Hündchen die ſchlafende Kaiſerstochter, und wie in Braunſchweig der Löwe, iſt in dem nahen Goslar das Hündchen noch jetzt (im Dom) zu ſehen. — Iwein hat beim Abſchiede von der Königin Laudine ein vingerlin erhalten; als er ſich untreu erweiſt, indem er nicht zur beſtimmten Zeit zurückkehrt, ſoll Lunete das vingerlin von ihm verlangen, endlich knüpft ſich die ganze Entwirrung an die Perſon dieſes klugen Hoffräuleins, ſo daß das vingerlin dabei nicht mehr nöthig iſt. — Von den deutſchen hier herbeizuziehenden Märchen aus dem Volksmunde will ich beſonders auf eins hinweiſen, das mir ſchriftlich mitgetheilt iſt. Es berührt ſich theils mit dem Märchen vom glückbringenden Vogel, theils einfach mit dem von den zwei Brüdern (vergl. meine Kinder- und Volksmärchen, S. XXIV., XXV., 20—24). Ich werde dies Märchen anderswo mittheilen und dann auch den Percival zur Vergleichung mit der Sage von Heinrich dem Löwen herbeiziehen. — Maßmann theilte ein dem unſern nicht ganz unähnliches Gedicht auf Heinrich den Löwen mit, darin kommen geſchnäbelte Leute, aber kein Nobiswirth vor. — Ein Meiſtergeſang aus dem 16. Jahrh. Heinrich des Löwen Wallfahrt nach dem gelobten Lande in Görres Vaterländiſchen Geſchichten u. ſ. w. S. 5 fängt an „von Chriſti Geburt 1114 Jahr." In der Möringer, Uhland, Volkslieder, Nr. 298, 2. Abtheilung S. 773 ff., nach fliegenden Blättern, meiſt mit Jahreszahlen aus dem 16. Jahrhundert, wonach auch ohne Zweifel Guſtav Schwabs Romanze „Der Möringer," wiederabgedruckt in Hockers Volksglauben, S. 10—13, gearbeitet iſt, fährt der edle Moringer in Sanct Thomas Land, nachdem er gleichfalls ſich auf 7 Jahr bei ſeiner Frau beurlaubt hat. In der Stunde, da ſeine Frau Hochzeit halten will, ruft er den Sanct Thomas an, wird dann im Schlaf nach ſeiner Mühle verſetzt, dankt dafür Marie und ihrem Kinde und geht nach ſeiner Burg. —

3. **Thedel Unverzagt (Unvorferden) von Walmoden.** Nach Georg Thym's, Schulmeiſter's zu Wernigerode, auf der K. Bibliothek zu Berlin befindlicher Dichtung: „Des Edlen vnd Streitbaren helden Thedel Unverferden von Walmoden manlicher vnd Ritterlicher thaten, vil hübſcher, wunderbarlicher geſchicht vor etlichen jaren im Land zu Braunſchweig, im Stift Halberſtadt zum Heiligen grabe vnd in Lifflandt warhafftig ergangen, kurtzweilig zu leſen vnd auff's fleißigſt in Reymen gebracht." Als Drucker wird Paulus Meſſerſchmidt in Straßburg genannt. In der aus Wernigerode in den heiligen Weihnachtsfeiertagen 1558 datirten Vorrede wird angegeben, daß Alles vor funftehalb hundert Jahren wirklich geſchehen ſei. Vergl. Literariſcher Grundriß durch von der Hagen und Büſching. Seite 192. Thym bezieht ſich auf alte mündliche Ueberlieferung und eine Familienchronik. In: Die Geſchichte des Lyceums zu Wernigerode. Eine Einladungsſchrift zu der am 21. Auguſt 1850 zu begehenden Feier des 300jährigen Beſtehens dieſer Anſtalt. Von Kallenbach und Keßlin handelt II. S. 11. und 5 vom Rector M. Georg Thymus, Verfaſſer des Thedel Unverferden von Walmoden, vergl. auch das Kirchenlied: Aufer immensam aufer deus iram. Thymus, Schüler Melanchthons, war Rector zu Goslar, wurde 1550 als Ludimagiſter auf ein Jahr in Wernigerode angenommen

und ſtarb als Profeſſor zu Wittenberg 1561. — **Meusebach** bemerkte bei einem **Magdeburger Drucke** des **Thedel** handſchriftlich zu S. 108 ſeines durchſchoſſenen Exemplares der 2. Aufl. von Kochs Compendium, I. Band: „Dieſer **Magdeburger** Druck (in der wolfenbüttler Bibliothek) beſteht aus 55 bedruckten Blättern und das Druckjahr 1558 iſt am Ende angezeigt. — Auch „„Gedruckt zu Wolfenbüttel, durch Cunradt Horn. Im jar 1563,““ hat 47 bedruckte Blätter und iſt in der wolfenbüttler- und in der Kirchenbibliothek zu Celle befindlich. Auch „„Strassburg, durch Paulum Messerschmidt““ ohne Jahr, 88 bedruckte Blätter, in 8. Iſt ebenfalls in der wolfenbüttler Bibliothek.““ — Dieſer letztere iſt der uns vorliegende Druck, welcher nicht ohne Jahr iſt, wie Meuſebach glaubte, ſondern, wie ſchon erwähnt, unter der Vorrede das Jahr 1558 nennt. Das nämliche Jahr iſt nach Meuſebachs Angabe aber auch am Ende der nur 55 Blätter enthaltenden Magdeburger Ausgabe genannt. Thom gibt den Inhalt ſeiner zwanzig Geſänge jedesmal, abgeſehen von dem gleichfalls ausführlichen Regiſter, ausführlich vorher in einer zuſammenhängenden proſaiſchen Erzählung an, die viele moraliſche Lehren enthält, welche in den Geſängen ſelbſt zurücktreten. Unſer Bericht iſt ſowohl nach der Proſa als nach den Verſen abgefaßt. Im Wunderhorn, noch in der Ausgabe des 2. Bandes von 1846, findet ſich S. 308—327 eine Bearbeitung des Gedichtes, die Geſchichte vom Pferdediebe zu Schladen und einigermaßen auch vom Biſchofe von Halberſtadt, welche wir kaum andeuten, wiewohl ſie uns doch durch die wohlbekannten Gegenden ganz beſonders anheimelten, ſind dort keineswegs gebührend in den Hintergrund gedrängt. Das in dem Gedichte von Thymus erwähnte Gerücht, Heinrich der Löwe ſei ertrunken, wird Jedermann an Friedrich Barbaroſſa erinnern. — Bei Wolf, deutſche Sagen, S. 243—245, enthält „Reiſe nach Jeruſalem“ die Sage bis dahin, wo der Ritter, den ſein verſtorbener Koch zur Reiſe auffordert, dieſe antritt. Der Ritter ſelbſt und der Ort, wo er die Todten trifft, ſind nicht genannt.

Die Brüder Grimm ſchloſſen die Thedelſage mit der von den Nibelungen und einigen anderen noch 1818 aus ihren deutſchen Sagen aus, weil dieſe Sagen „in dem engeren und lebendigeren Umfange ihrer Dichtung auf unſere Zeit gekommen ſind.“ (Vergl. D. S. II. Bd. Vorwort S. XII., XIII.) Wäre in der langen Zeit ſeit 1818 für meinen Landsmann Thymus literariſch Etwas geſchehen, ſo würde ich nicht daran gegangen ſein, einen Theil der von den Meiſtern mit weiſem Bedachte gelaſſenen Lücke auszufüllen. Da indeſſen faſt Niemand den treuherzigen und ergötzlichen Inhalt von dem ſagengetreuen Gedichte des Thymus kennt, ſo erſchien mir ſchon der Entſtellung des Wunderhorns gegenüber eine wahrheitsgemäße Bearbeitung nicht unzweckmäßig.

3—9. Der Geleitsmann durch den Harz von Aug. Ey. 2. Aufl. 1855.

10. **Das Zwergvolk bei Sachſa.** Die Zwergſagen von Sachſa gehören zu den ſchönſten, die es gibt, und ſind ohnehin durch ihre Lebendigkeit ſehr merkwürdig. Sie wurden zuerſt aufgefaßt in Nachtigal's (Otmar's) „Volksſagen“ (Bremen 1800), gingen danach im Auszuge in Grimm's „Deutſche Sagen“ über und wurden dann von neuem und ungleich vollſtändiger als von Nachtigal nach dem Volksmunde in meinen Harzſagen I veröffentlicht. Sowohl von Nachtigal, der in dieſen Sagen die Erinnerung an ein wirkliches überwundenes und aus der Geſchichte verſchwundenes Volk ſehen wollte, wie auch aus einem andern Geſichts-

punkte von mir ſind bereits kritiſche Erörterungen dieſer Sagen verſucht. Der berühmte, ſich auch anderswo wiederholende Abzug des Zwergvolkes über die Brücke lag uns indeſſen in der köſtlichen Faſſung, wie ich ihn hier mittheile, noch nicht vor. Ich hörte die Sage nachträglich in dieſer ungemein poetiſchen Art zu Stolberg. Die Stiche in das Roſenblatt, das wohl urſprünglich dem Zwergkönig überſandt wurde, ſcheinen Erinnerungen an Runenſchrift, das Hineinblaſen in eines derſelben iſt vielleicht Zuſatz einer üppiger gewordenen Volksphantaſie. Die in anderer Beziehung erwähnten Weidenzweige dienten zur Weiſſagung, wie Wilhelm Grimm in ſeiner Schrift: „Ueber deutſche Runen“ darthat.

11. **Das Heckemännchen.** Schriftlich von Rudolf Muldener.

12. **Der böſe Mann.** Schriftlich durch Lehrer Lohrengel in Andreasberg.

13. **Das Wirthshaus von Kloſter Hamersleben.** Die mündliche Erzählung einer Frau aus einem Dorfe an der Oſtſeite des brandsleber Holzes, welches etwa zwiſchen Hamersleben und der Eiſenbahn von Magdeburg nach Oſchersleben liegt, wurde weſentlich ergänzt nach einem ſchriftlichen Berichte des Schulinſpector Meyer zu Blankenburg über ſeine Jugendjahre zu Engelſtedt, einem Dorfe drei Stunden weſtlich von Braunſchweig. Während in der mündlichen Erzählung nur das Wiegenkind vorkam, rettet die Großmutter ſelbſt in der Faſſung des Schulinſpector Meyer die Spieler, indem ſie die Strophe dichtet und ſpricht:

Ihr Höhlengeiſter, packet euch, hier habt ihr nichts zu ſchaffen;
Dies Haus gehört in Jeſu Reich, laßt es nur ſicher ſchlafen.
Der Engel ſtarke Macht hat es in guter Acht,
Ihr Heer und Lager hält ihm Schutz, drum ſei auch allen Teufeln Trutz.

Dieſe Strophe iſt aus dem Liede „Der lieben Sonne Licht und Pracht“ von Scriver. Da dieſer 1690—1693 Conſiſtorialrath und Hofprediger zu Quedlinburg war, wo man im Schloſſe ſein Bild findet, ſo iſt es intereſſant, daß jene kräftige Strophe weit und breit um Quedlinburg herum als wirkſam gegen böſe Geiſter gilt. Vergl. Harzſagen. I. Band, S. 32. Nach Meyer's Mittheilung wurde in Engelſtedt auch erzählt, daß jene Strophe von einem armen Schulmeiſter gedichtet ſei. Dieſer habe vorher wegen großer Noth beim Anſchlagen der Betglocke nicht gebetet: „Chriſte, du Lamm Gottes.“ Deswegen ſei ihm der Teufel erſchienen und nur dadurch verſcheucht, daß der Schulmeiſter die Lade öffnete, in welcher das Leichlaken lag. Darauf war ein Kreuz geſtickt mit der Umſchrift: „Chriſtus iſt mein Leben und Sterben mein Gewinn.“ Vor dem Goldglanze der Stickerei entfloh der Teufel aus der Thurmluke.

16. **Die Edelmannsgruft bei Oſchersleben.** Schriftlich durch Beuſe († zu Magdeburg). Vergl. auch die kurze Erwähnung der Sage in meiner Schrift „Aus dem Harze“. 2. Aufl. S. 101.

17. **Die Kapelle bei Schwanebeck.** Leuckfelds Antiquitates Groningenses und mündlich.

18. **Die ſteinernen Bauermeiſter und die Trappen.** Hier nach Sagen und Geſchichten aus der Vorzeit des Harzes und der Umgegend. Bearbeitet von mehreren Sachkundigen. Mit vier Abbildungen. 1847. S. 64—67. Die Sage ſteht jedoch dort ohne Quellenangabe nur nach einer älteren halberſtädtiſchen Zeitſchrift, die mir jetzt nicht zur Hand iſt und in der ſie ohne Zweifel von Stephan Kunze mitgetheilt iſt. — Die Trappen treten in der Sage im Halberſtädtiſchen an die Stelle

des Schwans. Man verſpottet wenigſtens die Kroppenſtedter damit, daß Einer von ihnen geglaubt habe, eine Trappe zu ſchießen, welche aber in demſelben Augenblicke eine alte Frau geworden ſei. Man nennt die Kroppenſtedter daher ſcherzweiſe Trappenſchützen.

19. **Das Grundlos am Hakel.** Otmar's Volksſagen. S. 253. Nach dem Hakel heißt Hakelberg.

20. **Die Zwerge im Holtberge bei Sargſtedt.** Schriftlich von Karl Elis in Halberſtadt († 1858 in Halberſtadt). Sargſtedt, an der Südſeite des Huywaldes gelegen, ſoll rings (ſo wurde mir ſchriftlich mitgetheilt) von Todtenhügeln umgeben ſein. Viele der Hügel ſollen bereits abgetragen ſein, um die ſchöne ſchwarze Erde auf die Aecker zu bringen. So fand Herr von Lette beim Bau eines neuen Gehöftes einige Urnen und bei demſelben Baue ließ er vom Fuße eines Hügels am Thieberge Sand holen und man fand hier eine Urne und ein Fäßchen aus Urnenthon gefertigt, ungefähr 12 Zoll lang und an den Seiten 4 Zoll, in der Mitte 7 Zoll im Durchmeſſer. Das ganze Faß iſt mit Punkten geziert, welche in gleich weit abſtehenden Reihen, faſt wie die Reife eines Faſſes, um das Fäßchen herumlaufen. Das länglich viereckige Spundloch war mit einem Deckel verſchloſſen, darüber der viereckige Zapfen eine erhabene ovale Platte, mit Punkten verziert, hat. An jeder Seite der beiden Boden befinden ſich oben und unten zwei Löcher, welche wohl dazu dienten, eine Schnur durchzuziehn, um das Faß daran tragen zu können. An der einen Seite des Deckels befindet ſich auch ein Loch, durch welches ein Band gezogen werden konnte, um es am Faſſe zu befeſtigen. Auf beiden Boden des Faſſes befindet ſich ein punktirter Kreis, welcher durch vier Doppelreihen von Punkten verziert iſt, die untere Seite, dem Spundloche gegenüber, iſt ſchlicht und etwas platt gedrückt, damit das Fäßchen liegen kann, ohne daß etwas herausläuft. Im Faſſe befand ſich nur etwas Sand. Es iſt nicht auf der Drehſcheibe, ſondern aus freier Hand, aber dennoch ſehr zierlich gefertigt und ganz unverletzt.

21. **Der reiche Mann von Halberſtadt.** Remigii Daemonolatria II. 82 und 392.

22. **Der Wetterhahn von Harsleben.** Mündlich. Vergl. Grimm's Kinder- und Hausmärchen, I. Nr. [illegible]

24. **Gero.** Die Gersdorfer Burg in geſchichtlichen Umriſſen dargeſtellt von Carl Elis. Halberſtadt 18[illegible]. (Selbſtverlag des Verfaſſers). S. 22—24.

25. **Der Knecht auf Walpurgis.** Schriftlich von Herrn Profeſſor Schwartz, der die Erzählung im Barnim hörte. Vergl. H. Pröhle, Harzſagen, II. Band S. 118—119.

26. **Die Teufelsmühle auf dem Ramberge.** Brederlow, der Harz, zur Belehrung und Unterhaltung für Harzreiſende. Braunſchweig 1851. S. 418. 439.

27. **Die Tanzwuth.** Aus „Geſchichte Halberſtadts von L. F. Niemann. I. Band. Halberſtadt, bei Brüggemann“ (1828?). Seite 113 und 114, wo es ſich nach zwei lange in der Kirche zu Kölbick aufbewahrten Tafeln mit lateiniſcher und deutſcher Inſchrift findet. Niemann wurde von Heinrich Heine in der Harzreiſe verſpottet, weil er die Sage von der Prinzeſſin Ilſe in ſeinem Handbuche für Harzreiſende ausdrücklich für eine Fabel erklärt. Seite 114—117 ſeiner Geſchichte von Halberſtadt ſagt Niemann auch noch Folgendes: „Jahrhunderte wälzte ſich dieſe Sage bis auf unſere Tage fort, nicht ohne Erlei-

dung von Veränderung und Zuſätzen. Eine lange Reihe von Chroniſten, Geſchichtſchreibern und Märchenerzählern hat ſie gedreht und gewendet, verbrämt und ausgeſchmückt, bis endlich auch das halberſtädtiſche Dorf Danſtedt zu der Ehre gelangt iſt, der Tummelplatz dieſer Tänzer zu werden, wozu augenſcheinlich der Name die Veranlaſſung gegeben hat, indem es nämlich Tanzſtedt genannt worden ſei, aber weder dieſes iſt erwieſen, noch kann der tiefe Graben bei der Kirche einen Grund abgeben, den Schauplatz dieſer Sage dorthin zu verlegen. Jedoch iſt auch Abels Meinung, daß dieſer Ort von dort geſtandenen Dannen (Tannenbäumen) ſeinen Namen erhalten habe, weiter nichts als Vermuthung. — Wilhelm von Sommerſett, einer der Chroniſten, der dieſe Sage erzählt, ſchrieb eine Geſchichte von England vom Jahre 449—1143 und eine Geſchichte der engliſchen Biſchöfe bis auf ſeine Zeiten, und lebte alſo über hundert Jahre nach der Zeit, worin dieſe Sage fällt. Vincenz von Beauvais ſtarb zwar erſt im Jahre 1264, er bezieht ſich aber auf Guillerin, einen wenig bekannten Chroniſten, der zwar nicht dem Schauplatze, auf dem die Sage ſpielt, wohl aber der Zeit, in welcher der wunderbare Tanz vorgefallen ſein ſoll, nahe ſteht, indem er auf einen Aufſatz Othbert's, der ſich unter den Tänzern befunden habe, hinweiſt, wie dieſes der Schluß ſeiner Erzählung ergibt. Guillerin ſpricht im Allgemeinen von einem Dorfe in Sachſen, nennt alſo weder Kolbeck (Kölbick) noch Danſtedt, führt aber einige an dieſem Vorfalle theilnehmende Perſonen namentlich an. Der Meßprieſter hieß Robert, der Bruder der Tänzerin, die den Arm verlor, Johannes, und war nicht der Sohn des Kirchners, ſondern des Prieſters. Auch der Biſchof von Köln wird genannt. Es war Herbert. Endlich den Reihen der Tänzer führte an Othbert und hat nachmals den Vorfall ſelbſt beſchrieben. So gewiß nun iſt, daß dieſer Vorfall durch Fabeleien entſtellt iſt, ſo gewiß ſcheint es dagegen auch zu ſein, daß irgend eine hiſtoriſche Thatſache im Hintergrunde liegt und auch zu dem nachmals an dem Orte angelegten Kloſter Veranlaſſung gegeben haben mag. Nicht weniger gläubig, als der fromme Kloſterbruder, der den Bericht von dem Wunder auf die Tafel ſchrieb, bezeigt ſich Vincenz von Beauvais. Er hegt keinen Zweifel von dem geringſten Nebenumſtande. Wahrlich ein würdiger Prinzenerzieher (König Ludwig's des Heiligen Söhne waren ſeinem Unterrichte anvertraut) und ein Glaube, der bei ſeinen Zöglingen Früchte tragen mußte! Auch dem nachmaligen Kloſter zu Kölbick werden dieſe Früchte nicht gefehlt haben und reichliche Gaben den Altären dargebracht ſein! Nur Guillerin fällt bei, daß er ſeinen Bericht als Geſchichtſchreiber beglaubigen müſſe und er thut es, ſo gut er kann, indem er ſich auf einen ſchriftlichen Aufſatz des Vortänzers Othbert bezieht, den ihm Ehrn Piligrim, Herbert's Nachfolger, zu leſen gab. Wäre nicht der Hauptſache der Stempel der Erdichtung aufgedrückt, ſo könnten wir über Nebenumſtände — über die Ehe des Prieſters und daß Herbert Biſchof geweſen ſei, auch Kölbick nicht zu ſeiner, ſondern zur halberſtädtiſchen biſchöflichen Diöceſe gehörte — hinweggehen, da der flüchtige Sinn der Nation, der Guillerin angehörte, auch ſein Erbtheil geweſen ſein mag. Sollte vielleicht die Kriebelkrankheit, (raphania) welche noch von der mit dem Namen Veitstanz belegten Krankheit zu unterſcheiden, indem erſtere epidemiſch, letztere aber ſolches nicht iſt, ſich zum erſten Male in dieſer Gegend gezeigt, und ſich aus dieſer unbekannten, den Prieſtern wie den Laien unerklärlichen Erſcheinung, dieſe Sage entſponnen und durch Mönchsfabelei und Politik ausgebildet haden?“ — Vergl. **Büſching's** Volksſagen Nr. 70. H. **Stahl, weſtfäliſche Sagen und Geſchichten, Elberfeld 1831, S. 103—104, erzählt die Geſchichte aus dem Jahre** 1013 von der Stadt Körbecke in Weſtphalen, wobei uns ſchon die Aehnlichkeit der Namen Kölbick und Körbecke auffällt, nach Bernh. Witius, Hiſtoria Weſtph. Der Prieſter, der zu Korbecke vor dem Altare in der Andacht geſtört wird, heißt bei Stahl Rothbertus. Erinnert ſchon dieſer Name an den Namen jenes oben in dieſer Anmerkung erwähnten Othbert, ſo tritt bei Stahl auch in Korbecke der Biſchof Herbert von Köln als Erlöſer der unfreiwilligen Tänzer auf. Daraus wird erſichtlich, daß jene von Niemann ohne nähere Ortsbeſtimmung herbeigezogene Sage eigentlich zu Körbecke in Weſtphalen ſpielt, wo ſie ſich 1013 in der Chriſtnacht begeben haben ſoll. Der Grund des Wunders war in Korbeck, daß der heilige Magnus dort den Märtyrertod geſtorben war. Vergl. auch Henrici de Hervordia chronicon ad a. 1013. — Das von Hebenneindorf nach Stephan Kunze's Schrift über dieſen Ort.

28. **Der Ring zu Deſſau.** Vernunft- und ſchriftmäßige Abhandlung vom Aberglauben, nebſt einem Anhange vom Aſtral-Geiſt, verfaßt von Heinrich Carl Schütze, Rector der Schule zu Wernigerode. Wernigerode, 1757. S. 387—389. Dort die erſte Faſſung der Sage nach Beckmann. Wie die Ahnfrau von Ranzau in Grimm's deutſchen Sagen I. Bd. S. 51, ſo liegt auch die Fürſtin zu Deſſau nach der erſten Faſſung der Sage Nachts neben ihrem Manne im Bette, als ſie geholt wird.

29. **Die Haſenkirchmeß in Wittenberg.** Lichtenbergs Praestigiarum magicarum descriptio, Ausgabe von 1631, 71.

30. **Der Gaukler in Magdeburg.** Auguſtin Lercheimer, Bedenken von Zauberei, 1585, Blatt 15 und 16. Gödelmann, von Zauberern, I, 29.

31. **Wittekinds Taufe.** Nach Letzner's Historia Caroli magni. Etwas abweichend nach Abel und Pomarius bei Grimm II. Nr. 448.

33. **Marienborn im Magdeburgiſchen.** Nach einer gedruckten Chronik von P. W. Behrens. Die Entdeckung der Heiligkeit von Marienborn erinnert höchſt bedeutſam an den Auftrag zur Anfertigung des Heliand. Das Marienbild aber (das ſcheint der Sinn unſerer Sage) ſoll ſich wohl in dem Baume befunden haben.

34. **Die Heidenkrippe im Magdeburgiſchen.** Ebendaher. Vergl. in meinen Harzſagen II. Band S. 2—4 die Sagen von der Roßtrappe.

38. **Sachſen und Wenden.** Praestigiarum magicarum descriptio 228.

39. **Der Ueberfall zu Calbe an der Milde.** Schriftlich aus Calbe an der Milde.

40. **Schlacht bei Fehrbellin 1675.** Der hölliſche Proteus. 2. Aufl. 1695. S. 219. L. Hahn's Preußiſche Geſchichte. 3. Aufl. 1857. Seite 199—204. Der Schluß nach Karl Bormann's Mittheilung im erſten Bande von „Unſer Vaterland.“

41. **Schildhorn.** W. Angerſtein in Nr. 19 der Deutſchen Turnzeitung von 1858.

42. **Die Männer in der Haferernte.** Daemonolatria II, 85, 86.

43. **Die wilde Jagd bei Königswuſterhauſen.** Schmidt von Werneuchen, romantiſch-ländliche Gedichte. Berlin 1798.

44—47. Schriftlich vom Profeſſor W. Schwartz, welcher die Sagen 44 und 47 theilweiſe auch ſchon in ſeiner II. Auflage des „heutigen Volksglaubens" u. ſ. w. Berlin 1862 S. 109 und 110 bei der Darſtellung des Mythos von der weißen Frau gegeben hat.

48. **Der See am Töllenkruge.** Schriftlich vom Profeſſor von Holtzendorf in Berlin.

49. **Das Banket in der Silbergrube.** Stolle's Illuſtrirter Dorfbarbier vom 3. April 1853.

50. **Der wendiſche Bauernkönig.** Prof. Richard Goſche, der letzte Wendenkönig in „Unſer Vaterland" II. Bd. S. 17—26.

51. **Der Schlangenkönig von Lübbenau.** Carl Haupt, Schlangenſagen aus der Ober- und Niederlauſitz (Separatabdruck aus dem neuen Lauſitziſchen Magazin) und Theodor Fontane: „In den Spreewald. Vier Reiſe-Capitel" in der Preußiſchen Zeitung von 1859.

52. **Beſtrafte Völlerei.** Nach Jobus Fincelius. In Erasmus Francisci Hölliſcher Proteus, 2. Aufl., Nürnberg 1695 (1. Aufl. 1690), S. 649—655 „der angefochtene Unglücksverhüter". S. 649 heißt es: Man hat den fünften Sonntag in den Faſten, der Judica ſonſt genannt wird, den ſchwarzen Sonntag benamt, weil, gemeiner Sage nach, in der Woche, die mit demſelben eingeht, gemeinlich gern ein und anderes Unglück geſchieht.

53. **Die Geiſter auf dem Knoblauchsbanket.** Schiel, eurer Schand- und Laſter-Chronika, I. 93; Daemonolatria, 428—430; Fincelius lib. 2. mirac.; Praestigiarum magicarum descriptio 302 und 303. Gödelmann, von Zauberern, Hexen und Unholden, I, 7 und 8.

54. **Der Kamswikusberg in Oſtpreußen.** Schriftlich vom Regierungsaſſeſſor Kühnemann in Stettin.

55. **Wehrwölfe.** Abraham Saur, ein kurze treue Warnung, 1582. Lercheimer, Bedenken, Blatt 27, 28; Daemonolatria II, 183.

56. **Die Jungfrau von Baldenburg.** Schriftlich von Karl Ruß in Bromberg.

57. **Der gerechte König.** Daemonolatria, II. 247.

58. **Die Hirtin von Rugard auf der Inſel Rügen.** Der Reiſegeſellſchafter durch Rügen. Von K. S—r. Mit einer Muſikbeilage. Berlin, bei Th. Chriſt. Fr. Enslin, 1823. Seite 19—31.

59—61. Rudolf Baier, Beiträge von der Inſel Rügen, in Wolf's und Mannhardt's Zeitſchrift II. 139—148.

63. **Die Polen in Pommerland.** Daemonolatria.

64. **Der Jungfrauenbrunnen bei Stargard.** Siehe das Citat in „Mecklenburgiſche Sagen, I. Heft, Parchim, 1829" in der Anmerkung auf Seite 71 und 72. Das Volkslied, welchem dieſe Sage zu Grunde liegen ſoll, findet man in der Ausgabe des I. Bandes vom Wunderhorn von 1845 auf Seite 289—304.

65. **Der ſchwarze See am Fuße der Hohenburg im Schlemminger Walde.** Nach dem Gedichte ebenda. Dieſelbe Sage in Erasmus Francisci Hölliſcher Proteus, 2. Aufl. Nürnberg 1695, S. 924 und 925 von der Grafſchaft Daſſel nach der Daſſelſchen Chronik.

66. **Der Hollerbuſch.** Schriftlich von Kühnemann.

68. **Die Elendseichen in der Gegend von Zuckow bei Kriwitz.** Nach dem Gedichte in den Mecklenburgiſchen Sagen.

69. **Dieb erkennen.** Wierus; Gödelmann von Zauberern, I. 46. Glimmeri Collectanea, 411, Daemonolatria, II. 414.

70. **Die Kirche zu Dobberan.** Die Sage ſchriftlich vom Paſtor Bode in Trebbin. Die Beſchreibung der Kirche nach Dieterich Könemann in Pröhle's Unſer Vaterland II.

71. **Der heilige Damm.** Schriftlich von Kühnemann.

72. **Empfehlung des Kirchenbeſuches.** Praestigiorum magicorum descriptio, 279.

73. **Wicelinus.** Höll. Proteus 202—205.

74—75. Schriftlich von Krauſe in Stade.

76. **Das Crucifix und die Häringe auf Helgoland.** Nach gedruckter Quelle.

77—80. C. P. Hanſen, die nordfrieſiſche Inſel Sylt. Leipzig, Weber 1859.

82. **Die frieſiſche Magd.** Daemonolatria, II. 506—507.

83. **Von einem Kinde, das kindiſcher Weiſe ein anderes Kind umbringt.** Heinrich von Kleiſt's politiſche Schriften und andere Nachträge zu ſeinen Werken. Mit einer Einleitung zum erſten Male herausgegeben von Rudolf Köpke. Berlin, 1862 bei A. Chariſius, S. 133 bis 135, wo man auch den Zuſatz beachte.

84. **Der Häringsfang in Rotterdam und Schiedam.** Nach älterer gedruckter Quelle.

87. **Der Gott im Kaſten zu Blumberg im Lippe'ſchen.** Höll. Prot. S. 40—58. Die heilige Quelle geht hier in einen Heilquell über, wie umgekehrt in dem proteſtantiſchen Bade Hornhauſen nach dem, was wir darüber in den „Feldgarben: Beiträge zur Kirchengeſchichte, Culturgeſchichte und Literaturgeſchichte" (Leipzig, 1859) mittheilten, die Heilquellen in heilige Quellen hinüberſpielen. Für die Sage vergl. ſonſt meine Schriften: Aus dem Harze, 2. Aufl., S. 125, 126 und Harzſagen II. Band S. 104 und 105.

88 **Vom Hühnenbrinke.** Schriftlich von Lohrengel.

89—90. Brieflich vom Oberlehrer Klanke zu Duisburg. Kl. bemerkt: „Der Bürgermeiſter Storch in ſeiner Herforder Chronik ſpricht nur von einem Schäfer und einer Taube, die von einem „Baume" herab geſprochen haben ſoll, und erwähnt ein dieſe Viſion darſtellendes Gemälde, das noch vor einigen Jahren in der Kirche gezeigt worden ſei. Er bezeichnet als Gründerin der Stiftskirche St. Mariae, (600 Schritt nordöſtlich von Herford) die Äbtiſſin Godeſta, Schweſter des Bernhard von Sachſen. Biſchof Meinwerkus prüfte und beſtätigte die Viſion und weihte den Ort ad honorem Mariae ein. Oberhaupt des Stifts war die jedesmalige Aebtiſſin, außer ihr gehörten dazu: eine Dechanin, eine Pröbſtin, eine Küſterin und neun andere Fräulein von ritterbürtigem Stande. Seit 1548 iſt die Kirche lutheriſch. „Klanke hörte auch folgende Variante der Sage: Wittekind gelobte vor einer Schlacht gegen die „Heiden," (nach ſeiner Taufe) er wolle der Jungfrau Maria eine Kirche bauen, wenn ſie ihm den Sieg verleihe. Wirklich ſiegte er, und um nun zu erfahren, wo er bauen ſolle, ließ er drei Tauben ausfliegen mit den Worten: „Gott Vater, Sohn und heiliger Geiſt!" Dieſe Tauben ließen ſich auf einer Eiche nieder, von welcher auch ein Baumſtumpf (3—4 Fuß im Durchmeſſer) in den Altar eingeſchloſſen wurde. (Vergl. Kuhn, Weſtfäl. Sagen I. S. 252). Wirklich enthält der Altar der Berger Kirche eine Art Tabernakel mit drei

Ausläufern, von denen jeder ein Kreuz mit einer Taube zeigt; darunter ruht auf einem Steine ein alter Eichenſtamm von etwas über 1½ Fuß Höhe ſo, daß die obere Fläche mit dem Altar parallel iſt. Von dem Stamme ſind im Mittelalter häufig Stückchen abgeſchnitten und abgebrochen, um Zahnweh damit zu heilen. Der Cantor und Küſter Wurmann, der die Sage in obiger Weiſe erzählte, verſicherte ausdrücklich, er habe vor einigen Jahren, Fremden zu Liebe, ein Stückchen von der alten Reliquie abgeſägt und es genau als Eichenholz erkannt; früher hörte man auch von einer Linde ſprechen, auf der ſich eine Taube niedergelaſſen habe, und oben auf dem Luttenberge (richtiger Hügel) ſieht man allerdings noch heute ſieben alte hohe Linden, während Eichen jetzt nicht mehr in der Nähe ſtehen. — Die alte Kirche wurde 1325 in gothiſchem Style erneuert. Bis zur Aufhebung der Abtei (1810) mußten die Berger (auch ihr Prediger) beſtimmte Abgaben an die Abtei entrichten."

91. Der Kärrner zu Geſeke in Weſtphalen. Rimphof's Drachenkönig, 54; Daemonolatria II., 442.

92. Sagen aus der Gegend von Rehme. Weſtphäliſche Sagen von W. Mannhardt in der Ztſch. f. Myth. II., S. 431. 432.

94. Ludger's Begräbniß in Werden. „Vom Pflug zum Pinſel" in der Preußiſchen Zeitung Nr. 469. 1859. Vergleiche „Deutſcher Volksglaube in Sang und Sage", herausgegeben von Hocker (1853) S. 281 und für das Geſchichtliche H. A. v. Kamp: „Das Schloß und die Herrſchaft Broich" (1852) S. 19—21. (Vergl. auch für die Sage H. Stahl, Weſtfäliſche Sagen und Geſchichten, Elberfeld 1831, S. 99 und 100), wo auf Engels Reiſe von Kettwig nach Werden verwieſen wird. (Vergl. auch Kuhn, Weſtf. Sagen, I. 96).

95. Der Schwanenritter. Vergl. der Schwan in Sage und Leben von Paulus Caſſel, welcher ſo ausführlich über die Quellen und Faſſungen dieſer Sage ſpricht, daß wir ſtatt unſerer Quellenangabe auf ihn verweiſen, obgleich wir ihm nichts entnommen haben.

96. Die ſchöne Frau von Bärthenau an der Wied. Franz Linnig, Volksüberlieferungen aus der Rheinprovinz in Wolf's und Mannhardt's Zeitſchrift III. 53—61.

97. Die Gründung des Kloſters Steinfeld in der Eifel. Das Prämonſtratenſer Mönchskloſter Steinfeld in der Eifel. Von Dr. Georg Bärſch. 1857. S. 1—3.

98. Das Maar. Schriftlich vom Rittmeiſter von Stramberg.

99. Luxemburg. Sagen aus Luxemburg. Mitgetheilt von Rudolph Müldener in Nr. 15 und 16 der Jahreszeiten. Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und geſellſchaftliche Unterhaltung, Hamburg, Verlag von Robert Kittler. 1862.

100. Der Ilbersheimer Hof in Elſenheim bei Mainz. Dr. Joh. Marbach, Pfarrvikar in Elſenheim im Unterhaltungsblatt des Rheinheſſiſchen Beobachters 1859 Nr. 38 vom 17. September. Zu dem Zuge vom Wäſchetrocknen bemerkt Marbach: „Daſſelbe wird auch von Eliſabeth der Heiligen u. A. erzählt und ſcheint mir dieſer Zug nicht urſprünglich in obige Sage zu gehören." Vergl. auch oben S. 138.

101. Der Jungfernſprung bei Dahn in Rheinbaiern. Schriftlich von Kühnemann.

102—103. Kühne's Europa von 1853. Nr. 36. Der letzte Abſatz von 103 mündlich.

104—105. Alexander Kaufmann, „Deutſche Sagen" i. d. Zeitſchrift für Mythol.

106. Das Lindelborner Schloß. Schriftlich v. Kühnemann. Vergl. S. 149.

107. Rothmäntele auf dem Spitzberge bei Tübingen. Anton Birlinger, Zwergſagen aus Schwaben in der Z. f. M. IV. 167—170.

108. Der Blautopf beim Kloſter Blaubeuren. Eduard Mörike im Stuttgarter Hutzelmännlein, 1853, 11—13 und 153—155.

109. Peter Winkler von Urſpring im Ulmer Gebiete. Daemonol. II. 317.

110. Die Jungfrau im Stifte Straßburg. Daemonol. II. 284.

111. Warnung vor ungerechter Herrſchaft. Höll. Prot. S. 1024 bis 1031.

112. Wünſchen und Fluchen. Neuer Tractat von der verführten Kinderzauberei, 14 und 15, nach Specimen exemplorum.

113. Verſchiedene Schweizerſagen. K. v. Bonſtetten's in taciteiſchem Style geſchriebene Briefe über ein ſchweizeriſches Hirtenvolk 1782. Schiller las dies kleine, aber gehaltvolle Buch vor ſeinem Tell und legte eine der von uns mitgetheilten Sagen ſeinem Alpenjäger zu Grunde.

114. Die Erbauung von Bern. Aegidii Tschudii, Chronicon Helveticum. Zum erſten Male herausgegeben von Johann Rudolf Iſelin. 1. Theil (1734). S. 94, 95, 489. (Vergl. J. W. Wolf, deutſche Sagen, S. 465). Wegen dieſer Löwenſage werden auch in Bern noch vier Bären im Bärengraben gehalten. Als 1798 die franzöſiſchen Truppen als Sieger in Bern eingezogen waren, ſchlachteten die Franzoſen die Bären und verwandten das für deren Unterhalt beſtimmte Geld zu ihrem eigenen Nutzen. Aber früheſtens im Jahre 1815 hinterließ eine alte Bernerin ein Teſtament, welches vier Bären zu ihren lachenden Erben einſetzte. Die überaus reich bedachten Bären wurden alſo wieder in den Bärengraben gebracht. Im März 1861 fiel ein vornehmer Engländer in den Bärengraben und wurde von einem Bären getödtet. Bei Gelegenheit dieſer letzteren Zeitungsnachricht erzählte der ehemalige preußiſche Gouverneur von Neuenburg, der Freund Heinrichs von Kleiſt und berühmte Schwimmer, den wir ſchon früher als geiſtreichen Beobachter der Thierwelt zu bewundern Gelegenheit hatten, die Geſchichte der von der Stadt Bern gehaltenen Bären. Er hatte Gelegenheit gehabt, die ungemeine Gewandtheit eines der Bären zu bewundern, welcher, um ein Stück Semmel zu erlangen, ſich zuerſt um ſich ſelbſt drehte, dann aber, als er hierdurch nicht mehr zum Ziele kam, alle Viere in die Luft ſtreckte und endlich die Vorder- und Hintertatzen zuſammenrollte. Die Bären hatten auch ein Behälter an der Mauer. Der berühmte Schwimmer wurde auf einem für die Wärter beſtimmten Gange in dieſes Gemach geführt, während der Eingang von der Bärengrube aus geſchloſſen war. Sobald die Bären die Anweſenheit eines Menſchen in ihrem Gemache witterten, eilten ſie heran und konnten nun beſonders ſchön beobachtet werden, indem ſie ſich an dem Gitter ihres Gemaches aufrichteten.

115. Die Hexe von Lauterbrunnen. H. Runge in „die Schweiz", 1858, Nr. 6.

116. Spiez und Merligen am Thunerſee in der Schweiz. Jacobs, des Handwerksgeſellen, Wanderungen durch die Schweiz. Von Jeremias Gotthelf. Zweite Abtheilung. Zwickau, 1847. S. 117—120.

117—122. H. Runge in der „Schweiz", 1858 Nr. 6; in Westermanns Monatsheften 1859 und der Freya von 1861.

123—124. „Die Schweiz."

125. **Schloß Misocco.** H. Runge in der „Schweiz."

126. **Die Burg von Baar im Canton Zug.** „Die Schweiz."

127—128. Verhörrichter Kropf zu Frauenfeld in der „Schweiz."

129. **Die Rettenen-Reben.** Die Schweiz. Illustrirte Monatsschrift des literarischen Vereins in Bern. Herausgegeben von Ludwig Eckardt und Paul Volmar.

130. **Alpstein.** H. Runge in „die Schweiz."

131. **Der Mensch und die Thiere.** A. Piper in seinem evangelischen Kalender für 1860. Berlin, Verlag von Wiegandt und Grieben. S. 28—38, nebst einer Abbildung.

132. **Anna von Tegelstein.** Schriftlich von Hans Weininger in Regensburg. Wegen des Bodensee's ist diese Sage schon hier eingereiht.

133. **Der Teufel und der Zirler Geißbub.** Münchner Fliegende Blätter. XVI. Band. Nr. 381.

134—139. Aus den Tyrolerbergen von Adolf Pichler. München 1861. C. A. Fleischmann's Buchhandlung. August Rohsold. Seite 79 bis 81.

140. **Die guten Leute im Lesachthale in Kärnthen.** Matthias Lexer, Volksüberlieferungen aus dem Lesachthale (westliche Fortsetzung des Gailthales) Zeitschrift f. Myth. III. S. 29—36.

141—144. J. G. Seidl, steiermärkische Sagen und Volksgebräuche in der Zeitschrift f. Myth. II. S. 29—50.

145. **Reuter zeigen Kaiser Heinrich's VII. Tod an (1313).** Nach älterer gedruckter Quelle.

146. **Salzburger Goldgulden.** Goetia vel Theurgia 145.

147. **Wein und Freudenlicht auf dem Schloße bei Wien.** Daemonolatria II. 401, 402.

148. Die Schlacht auf dem Marchfelde 1278. Höfl. Pret. S. 251 und 252.

149. **Die Gründung des Benedictinerklosters Orlau im Teschnischen.** Gottlieb Biermann im Programme des K. K. Evangelischen Gymnasiums in Teschen. 1862. S. 4 und 5.

150. **Die heilige Anna.** Fliegendes Blatt.

151. **Die weiße Frau in Böhmen.** Höfl. Pretext. S. 75—92. Vergl. Grimms deutsche Sagen 1. Band. S. 267. Das dort Aufgenommene ist von uns möglichst vermieden. Doch hat freilich die ausführlichere Beschreibung des merkwürdigen Gastmahls schon Büsching, Volkssagen Nr. 29. Vergl. auch „die weiße Frau auf dem Schloße zu Neuhaus" bei Wolf, deutsche Sagen. S. 320—322.

152. Hans Heiling. Neuerdings gedruckt in etwas moderner Weise in der Buchdruckerei der Gebr. Franieck in Karlsbad mit einem Gedichte zusammen. Vergl. bei Grimm I. S. 40 und 41, 225—227.

153. **Der erste Dudelsackspieler.** Grube's geographische Charakterbilder.

154. **Bergmännlein und Bergschmiedlein in Böhmen.** Höflischer Pest. S. 576.

155. **König Premislaus von Böhmen 1190.** Schriftl. von Carl Waldemar Neumann. „Quelle: Schuegraf, Geschichte des Domes von Regensburg I. S. 59. Vergl. Ertl Rel. cur. Bav. 1733 II. 114."

156. **Der große Planiß.** Nach „des blinden Jünglings Traumbezeigungen, aus der alterthümlichen Handſchrift mitgetheilt und erläutert von Dr. Vogls Glöckerlig“ im „Leitmeritzer Allgemeinen Schreib-, Haus- und Wirthſchaftskalender auf das Jahr 1857.“ S. 95—98. W. Schwartz in Berlin hatte die Güte, mich durch Mittheilung dieſes Kalenders auf die ſehr merkwürdige böhmiſche Sage aufmerkſam zu machen. Der Schluß nach Grube's geographiſchen Charakterbildern.

157—161. Joſef Rank, Aus dem Böhmerwalde. Leipzig, Brockhaus, 1851.

162. **Der Dreiſeſſelberg.** Schriftlich von Hans Weininger.

163—164. Der bayeriſche Wald von Franz Sarterius in „Unſer Vaterland.“ II. Band. S. 229—248.

165. **Friedrich von Oeſtreich und Ludwig der Bayer.** Nach gedruckter Quelle.

166. **Der Pförtner bei St. Jacob in Regensburg.** Schriftlich von Carl Woldemar Neumann in Regensburg, mit dem Zuſatze: „Nach mündlicher Ueberlieferung. Siehe: Niedermayers Künſtler und Kunſtwerke ꝛc. S. 191.“

167. **Das Lüerl in Regensburg.** Schriftlich von Carl Woldemar Neumann nach Gemeiner II. S. 101.

168. **Karl der Große in der Betwoche 792.** Schriftlich von Carl Woldemar Neumann. Dieſer nennt als ſeine Quellen: Keil. vol. cur. Bav. S. 87. I. 26. Zſchokke I. 143. „Schöppner hat einen Theil dieſer Sage irrthümlich Heinrich dem Heiligen zugewendet. (Siehe: Sagenbuch I. 1173.)“

169. **Herzog Heinrich's Stuhl zu Regensburg (985—995).** Schriftlich von Carl Woldemar Neumann. Dieſer nennt als ſeine Quellen Keil vol. cur. Bav. S. 87. — Gandersheim Chronik von Abach S. 4. — Zſchokke bayr. Geſchichte I. S. 352 ꝛc. und bemerkt: „In Schöppner's Sagenbuche der bayeriſchen Lande wird die Sage irriger Weiſe von Kaiſer Heinrich dem Heiligen erzählt.“

170. **Der Hunnenplatz an der Richtbank in Augsburg.** Schriftlich von C. W. Neumann. „Quellen: Zſchokke bayeriſche Geſchichte. I. 239 und 244. Gemeiner Regensburger Chronik. I. 118 und 122. A. Niedermayer Künſtler und Kunſtwerke der Stadt Regensburg 291.“

171. **Die Uttenſchwalbe der Gleien.** Nach ſchriftlicher Mittheilung des Freiherrn Carl von Leoprechting mit von Hans Weininger eingeſandt. Derſelbe fügte folgende Erörterung bei: „Aus dieſem edlen Reis der Klausnerin (vergleiche die Sage) iſt ein Baum geworden, der hat mächtig geblüht und gegrünt, ſeine Aeſte weit ausgezogen durch ganz Bayerland, über Schwaben und bis an den Rhein hinab, hat ausgedauert ein halb Jahrtauſend und mehr. Und ſind das die von Gleien geweſen, reich an vielen mannhaften Rittern und mächtigen Burgen. Allgemach ſind der Aeſte viele einer nach dem andern dahingeſunken im Strome der Zeit. Nun iſt auch das letzte grüne Blatt gefallen, der letzte Gleien iſt heimgekehrt in die Gruft ſeiner Väter in Gern bei Eggenfelden, das ſeinem Stamme über 300 Jahre ein treuer Hort geweſen. Schon der bayeriſche Geſchichtſchreiber Wiguläus Hundt, dem dieſe Sage theilweiſe bekannt war, hat ſich in einer Kritik derſelben verſucht, die Gräfin von Landau für eine Gräfin von Leonberg und Lugnau, deren mögliche Wiege Landau an der Iſar gebildet und das Turnier von Regensburg nach Rüxners Turnierbuch für jenes in Zürich erklärt. Die

ältere Hälfte der Turniermalſtätten nach Rüxner zu ſetzen iſt jedoch ebenſo unſtatthaft als ſie geradezu verwerfen, eben weil Rüxner ſie anführt. Es iſt darüber noch zu wenig nachgeforſcht worden. Uebrigens bezeichnet Mingelheim das Jahr 1134 als ein ſolches, wo in Regensburg ein Turnier ſtattfand. Ueber all dies zu rechten iſt unnütz. Die Sage geht der Geſchichte voraus und erſt nach ihr beginnt die chronologiſche Begründung. Ein innerer Werth bleibt deshalb der Sage doch. Für die Naturgeſchichte aber wie altdeutſche Wortdeutung merkwürdig bleibt der Name „Uttenſchwalbe". Wiguläus Hundt (geb. 1514, geſt. 1588) ſagt im II. Bande ſeines Stammbuches Seite 131: „Der Uttenſchwalb iſt ein ſeltſamer Vogel, in dieſem Land ſieht man ihn zu zeiten auf die Donau in einer Raigers größe, rot Füß weiß Schnabel, auch ein roten Fleck an der Bruſt, ſonſt ſchwarz. Man malet ihn gemeiniglich in einer Schwanens geſtalt, außer der Farb." — Andreas Schmellers bayeriſches Wörterbuch, das ſonſt ſo viele Aufſchlüſſe gibt, erwähnt dieſes Vogels nur, indem es Band- und Seitenzahl angibt, wo obige Stelle zu finden iſt. Daß dieſes Thier noch zu Hundts Zeiten, wenn auch ſelten, ſich an der Donau zeigte, entrückt daſſelbe mit Beſtimmtheit dem Fabelweſen. Der Schreiber dieſes möchte daher, wenn nur die ſchwarze Farbe nicht wäre, die Uttenſchwalbe, wie ſie die alten Schilde aufweiſen, für einen Pelikan halten, denn ſchwarze Schwäne gibt es nur in Neuholland. Die Urkunden in den Monumentis boicis weiſen vor dem 13. Jahrhundert keinen Cloſen auf, die Mühlberge dagegen, aus welchen die Cloſen hervorgegangen, kommen von 1136 bis 1236 häufig, zuletzt noch einmal 1253 vor. Im gevierten Schilde der Freiherren von Cloſen nehmen als Stammwappen die neun Ballen im Feld das erſte und vierte Feld, die ſchwarze Uttenſchwalbe das zweite und dritte Quartier ein. Bei den Grafen von Cloſen zu Arnsdorf trat die umgekehrte Ordnung ein. Da präſentirt ſich im erſten und vierten Felde die Uttenſchwalbe in Geſtalt eines ſchwarzen Schwanes, im zweiten und dritten Felde dagegen die neun ſchwarzen Ballen, je drei und drei geſtellt. Um Vergleiche anſtellen zu können, möchten einige Ausſprüche am Platze ſein, die der ausgezeichnete Ornitholog Johann Andreas Naumann in dem 11. Bande ſeiner Naturgeſchichte der Vögel Deutſchlands über den Kormoran, der ſonſt auch ſchwarzer Pelekan, großer ſchwarzer Seerabe, Morfer, lat. Halieus cormoranus genannt wird.

Wenn der Kormoran das weite Meer verläßt und tief in das Land eindringt, von jenem entfernt, an ſüßen Gewäſſern ſeinen Wohnſitz aufſchlägt, ſo wählt er dazu weniger die ſchnellſtrömenden Flüſſe, als deren ſtille Altwaſſer, große Landſeen, welche von ſehr vielen Fiſchen belebt werden. Hier wird er ein halber Waldvogel, niſtet auf Bäumen, ſitzt gern auf ihren Aeſten und hält ſogar meiſtens ſeine Nachtruhe auf ihnen. Der alt eingefangene oder flügellahm geſchoſſene Kormoran wird nie zahm, er ſcheint immer trübe geſtimmt und heimtückiſch darauf zu lauern, jedem ſich ihm nahenden Geſchöpf einen Schnabelhieb zu verſetzen. Dem Menſchen hauet ein ſolcher Vogel nach den nackten Theilen, den Händen, dem Geſichte, beſonders aber nach den Augen und kann daher, namentlich Kindern, ſehr gefährlich werden. Selbſt jungen, aus dem Neſt geholten Kormoranen iſt hierin nicht zu trauen, weil ſie es ebenſo machen. Dieſe laſſen ſich jedoch mit der Zeit beſänftigen, lernen ihren Wärter kennen, laſſen ſich von ihm ſtreicheln, bleiben aber für jeden Anderen immer gefährlich, weil ſie ihre Heimtücke nie ganz ablegen. Bekanntlich richtet man in China eine verwandte Art (P. chinensis) mit dem beſten Erfolge zum Fiſchfang ab. Nach dem Geſagten kann es alſo kein Kormoran geweſen ſein, den das Wort Attenſchwalbe bezeichnet. Die Pelikane haben in der Geſtalt etwas vom Schwane, aber ganz anders geſtaltete Flügel, die ſie nur loſe an den Körper anſchließen und zeichnen ſich vor allen Vögeln durch ihren gewaltigen Schnabel mit ſeinem ungeheuren Kehlſacke aus. Mit dem Namen Kropfpelikan, Löffelgans, Schwanentaucher, Waſſervielfraß, Nimmerſatt, Gleiſchreier wird er auch heute noch bezeichnet. Pelikan, ein urſprünglich ungariſches Wort, bezeichnet den Begriff von Nimmerſatt. An der unteren Donau und in den Gegenden der Theiß wird dieſer Vogel heute noch in großen Schaaren getroffen. Dieſes Thieres Aufenthalt iſt nach Naumann nie das hohe Meer, allenfalls leichte Buchten deſſelben und von dieſen am liebſten ſolche, in welche große Ströme ausmünden. Er wohnt viel lieber auf und an großen Landſeen, in einſamen wenig bewohnten Gegenden, auch mitten in großen unzugänglichen Sümpfen, woran viel Schilf und Rohr nebſt Weidengebüſch vorkommt. Selbſt der alt eingefangene Pelikan wird ziemlich bald zahm, noch zutraulicher werden jedoch die aus dem Neſte genommenen Jungen. Dieſes wie ſeine ſtattliche Größe und auffallende Geſtalt machen, daß man ihn gerne in Menagerien hält und auch in herumziehenden Thierbuden oft genug antrifft. Sein ſtilles, zufriedenes Betragen macht ihn dazu ſehr geeignet. Er bleibt bei knapp zugemeſſener Nahrung dennoch viele Jahre geſund, ja in ſtehenden Menagerien hat man Beiſpiele von einzelnen Pelikanen, welche bei guter Pflege 50 bis 80 Jahre gelebt und am Leben blieben. Es ſetzt in Erſtaunen, wenn man bedenkt, daß nach allgemeinen Erfahrungen das Alter der Pelikane im freiem Naturzuſtande mindeſtens auf noch einmal ſo viele Jahre anzuſchlagen ſein dürfte. Ja, wird mancher Leſer ſagen, das fragliche Thier war eben ein ſchwarzer Storch, die ſtellenweiſe bei uns vorkommen, einer Reiher Geſtalt wie einen rothen Schnabel nebſt rothen Füßen haben. Wie kann man doch ſo lange ſuchen! — Zugeſtanden; wo bleibt aber dann die Schwanengeſtalt, deren der alte Handt ausdrücklich gedenkt?"

172. **Das Kruzifix auf dem Wadrigberge.** Schriftlich nach gedruckter Mittheilung.

173. **Der Kryſtall (Geiſt, Mann) von Nürnberg.** Daemonolatria II, 475. Gödelmann von Zauberei, I, 47—49 nach Camerarius.

174. **Die Mägdlein zu Nürnberg.** Camerarius, de generibus; Sigismund Friedrich Dullamanns, von wunderlicher Verzückung etlicher Menſchen, welche bisweilen mit Leib und Seele, bisweilen allein mit der Seele ohne den Leib an dieſem oder jenem Ort verzückt werden, und wohin? u. ſ. w. Item, von der Frage, ob Gott durch die Zauberer und Zauberinnen, und durch ſonſt deren Wahrſagen, Wunder und Strafen laſſen u. ſ. w. 1592.

175. **Kaiſer Karl der Große im Lonbberge bei Ansbach.** Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften. Von K. A. Varnhagen v. Enſe. Siebenter Band. S. 12.

176. **Die Beſeſſene in Spalt in Mittelfranken.** In „Bilder aus der deutſchen Vergangenheit. Der deutſche Teufel im 16. Jahrhundert," angeführt aus: „Erſchröckliche, ganz wahrhaftige Geſchichte, welche ſich mit Apolonia, Hanſen Geißlbrechts Burgers zu Spalt in dem Eyſtätter Bis-

tamb, Hausfrauen verkaufen hat. Durch M. Sixtum Agricolam zu Ingolſtatt [illegible]."

177—78. G. Holland, Sagen aus Altbayern in Wolf- und Mannhardt's Zeitſchrift I. 447—453. Zu Nr. 178 vergl. S. 208: „Dich erkennen."

179—180. J. Müller, Heſſiſche Sagen in Wolf- und Mannhardt's Zeitſchrift III, S. 61—70. Nr. 180 nach einem alten Familienmanuſcripte. Nr. 181 gleichfalls nach der Z. f. M.

182. **Der Keller von Rothenburg an der Tauber.** Daemonolatria. II, 70, 71. [illegible] Blatt 34.

183. **Der Waldpfeifer.** Der Höll. Proteus S. 421—422.

184. **Die Kriegsleute beim Trunke.** Praestigiarum magicarum descriptio 779.

185. **Die Vorboten des Streits.** Daemonolatria. II, 368, 369.

186. **Das Gaſtmahl im Walde.** Joachim Camerarius. — Daemonolatria II, 438 und 439.

187—188. De Praestigiis Lamiarum, Sagarum, Strigum ac Veneficarum, totiusque cohortis magicae cacodaemonia libri tres. Das iſt: Nötige und nütze Unterrichtunge von der Zauberiſchen geſchwindigkeit Liſt und Geſchicklichkeit [illegible] Leute; auch das Zauberer ein teuffliſche Sünde ſy, ſo wollen alle [illegible] ſtraft. Item, wo ein Chriſtlich Oberkeit mit ſolchen gemeinen [illegible] ſölle. Durch M. [illegible] in Heſſen in die Sprache gebracht. [illegible].

189. **Die Sorbenburg bei Saalfeld.** J. A. v. Schultes, Sachſen-Coburg-Saalfeldiſche Landesgeſchichte, 2. Abth., 1820, S. 2 und 3. Der Name [illegible] Schwarm ſoll aus Schwarben, d. i. Serben, entſtanden ſein. „Es iſt eben ſo wahrſcheinlich, daß dieſe Burg von Karl dem Großen gegen die Einbrüche der Sorben erbaut worden." Vergl. Büſching's Volksſagen Nr. 40.

190. **Vorzeichen von Churfürſt Hans von Sachſen's Tode.** Joachim von Münſter zu Vortlage. Ein chriſtlicher Unterricht von den Geſpenſten, 1591, 7 und 8.

191. **Tod eines Herrn von Reuß.** Daemonolatria, II, 368, 369.

192. **Der Plattberg in Thüringen.** W. [illegible] im Morgenblatte von 18[illegible]. Nr. 51.

193. **Häuſernamen.** Weiß und Erfurter Bilder und Bräuche. Von Prof. [illegible]. Erfurt 18[illegible].

194. **Doctor Fauſt in Erfurt.** Schriftlich vom Lehrer Cramer in [illegible], dem bekannten Sterngucker.

195—213. Es iſt bekannt, wie die Sagen von einem Sachſenkaiſer Otto am Kyffhäuſer meiſt verdrängt ſind durch die Sagen von einem Hohenſtaufenkaiſer Friedrich. Dem entfernteren Zeitraume entſchwindet der Volkserinnerung endlich faſt die letzte Erinnerung. Gleichfalls iſt es aber bekannt, daß im Volksmunde neben den Sagen von dem vermuthlichen Hohenſtaufenkaiſer auch noch [illegible] Sagen von dem Sachſenkaiſer leben. Nun verſteht es ſich von ſelbſt, daß nicht beide Kaiſer an demſelben Orte genannt werden. Es wäre intereſſant, nachzuweiſen ob und wann auch in den Kyffhäuſerdörfern Tilleda, Kelbra u. ſ. w. der Kaiſer Otto als Bewohner des innern Berges genannt iſt. Jedenfalls hat gerade hier am Kyffhäuſer ſelbſt die jüngere Nennung des Kaiſers Friedrich ihren Vorzug. Dies iſt gar nicht auffallend, wenn man bedenkt, daß man ſich in der Gegend, die hauptſächlich als Heimat dieſer Kaiſerſage berühmt iſt, auch am lebhafteſten mit ihr beſchäftigt haben, immer wieder ihre Glaubhaftigkeit erwogen und diejenigen Faſſungen der Sage, welche die moderne Poeſie, die aus Antheil an dem Schickſale der Hohenſtaufen nur noch vom Kaiſer Friedrich redet, mit Vorliebe ergriffen hat, ſich ſchon deshalb am leichteſten angeeignet haben wird, weil ſehr bedeutende Poeſien gerade da, wo ſie ein Lokalintereſſe haben, einem Jeden bekannt zu werden pflegen. Es ſind daher auch alle diejenigen mitgetheilten Sagen, in welchen vom Kaiſer Friedrich die Rede iſt, von mir mündlich am Kyffhäuſer, in Kelbra und Tilleda, geſammelt. Die Sagen ähnlichen Inhaltes vom Kaiſer Otto dagegen ſind mir im Norden des Kyffhäuſers erzählt worden. Wie klein der Umkreis iſt, auf welchem ich vom Volke bereits den Kaiſer Friedrich nennen hörte, ſo groß iſt das Gebiet, auf dem man mir noch von Kaiſer Otto erzählte; er reicht vom Kyffhäuſer, von Tilleda und Kelbra über den Harz bis nach Goslar, Oſchersleben und Eisleben, ohne Zweifel aber auch nach Magdeburg hin. Daß die Sachſenkaiſer in dieſer ganzen Gegend um Quedlinburg her nicht ſo leicht aus der Erinnerung verdrängt werden konnten, liegt gewiß auch daran, daß dies die Heimat des ſächſiſchen Kaiſerhauſes war, ſo wie umgekehrt ſüdlich vom Kyffhäuſer nach Schwaben zu, alſo in Thüringen, die Sage vom Kaiſer Friedrich im Kyffhäuſer leichter als im Norden Eingang finden konnte. — Bei dem nach den Entdeckungen von Kuhn, Schwartz und Sommer zwar nicht mehr neuen, doch meiner Sammlung von Kyffhäuſerſagen (nächſt der Bechſtein'ſchen [in den thüringiſchen Sagen] wohl der ausführlichſten) in dieſer Art eigenthümlichen Reſultate einer ziemlich parallelen Stellung der Sagenkreiſe vom Kaiſer Otto und vom Kaiſer Friedrich bis in die einzelnen Sagen hinein, welche vor allen Dingen anſchaulich gemacht werden mußte, waren nicht ſo viele Zuſammenziehungen möglich, als ſonſt wohl erlaubt geweſen wären. Ganz poeſielos und ohne tiefes Gemüth iſt keine Kyffhäuſerſage und ſo kann man ſich die Ausführlichkeit bei den Kyffhäuſerſagen ſchon gefallen laſſen. Man vergleiche übrigens zu den einzelnen Sagen die Varianten, die außer bei Bechſtein bereits bei Büſching, Grimm, Kuhn und Schwartz und Emil Sommer ſtehen. Kuhn hat auch wieder im Anhange ſeiner trefflichen weſtfäliſchen Sagen den Kyffhäuſer berückſichtigt. Statt einzelne mythiſche Züge hier hervorzuheben, verweiſe ich auf das nachfolgende Sachregiſter, welches in dieſer Beziehung die nothwendigſten Fingerzeige enthält. Neu iſt das glühende Schiff, die Morgenhelle am Kyffhäuſer. Neu auch die anſcheinende Beziehung des Kaiſers zum Martinsfeſte, welches nahe am Kyffhäuſer, in Nordhauſen, ſo lebhaft gefeiert wird (vergl. die Beſchreibung des Martinsfeſtes zu Nordhauſen in meiner Schrift: „Harzbilder.“ Leipzig, Brockhaus, 1855, Seite 31—33, ohne Quellenangabe, ſo viel ich ſehe, wörtlich abgeſchrieben in O. Freih. von Reinsberg-Düringsfeld „Das feſtliche Jahr,“ 1863, S. 345 und 346). Auch dem Namen Ulchen für die Prinzeſſin bin ich in Kyffhäuſerſagen noch nicht begegnet. Sie kommt auch in einer anderen Schweizerſagen vor und wirklich ſoll ſich eine Verwandtſchaft nachweiſen laſſen zwiſchen den Bewohnern der Gegenden in Thüringen und der Schweiz.

Namen- und Sachregiſter.

(Die gewöhnliche arabiſche Zahl bezieht ſich auf die „deutſchen Sagen," die römiſche Zahl auf das Vorwort der „deutſchen Sagen." Das A hinter einer arabiſchen Zahl zeigt an, daß mit dieſer Zahl nicht auf die „deutſchen Sagen," ſondern auf die Anmerkungen verwieſen wird, ſo daß z. B. Bern 31 A auf Seite 31 des vorliegenden [illegible] verweiſt. Die Sternchen vor einem Namen, wie z. B. [illegible], zeigen an, daß ſich an der betreffenden Stelle eine bibliographiſche Nachweiſung findet.)

Aar. 161.
Abdruck des Gedichts auf Heinrich den Löwen von 1585. 5 A.
Adalbert zu Bremen. 2.
Albrecht, Markgraf. 2.
Allerheiligenfeſt 1.
Alpenjäger. 31 A.
Alpſtein. 182.
v. Alvensleben. 74.
Anna, die Heilige. 206.
Appelhorn. 15. 29.
Arendſee 225.
Aſchen von Walmoden. 14.
Augsburg 238.
„Aus dem Harze." 24 A.
Baarburg. 179.
Baden. 149.
Ballenburg. 97.
Bären. 161, 184 31 A.
*Bärſch. 30 A.
Barthenau. 141.
Bauermeiſter. 51.
Bayern. 14, 226.
Bergentrückung. 101, 157, 252, 36 A.
Bergkanne zu Goslar. 30.
Bergmönch. 32.
Bergſpiegel 32.
Bern. 31 A.
Bernhard zur Lippe. 128.
Bertha von Walmoden. 14.
Bertha die Spinnerin. 166.
Biene. 149.
*Biermann. 32 A.
Biſſingen. 241.
Blanik. 214.
Bliedersdorf im Bremiſchen. 115.
Blocksberg. 60.
Bocksfüße. 204.
*Bonſtetten. 31 A.
Bornwinde im Kyffhäuſer. 270.
Brambügel auf Sylt. 118.
Brandelder Holz. 24 A.
Braunshauſen. 1.
Bräutigam-Schauen. 204.
*Brederlow. 25 A.
Brelem. 15.
Brenner. 188.
Brenaloppe. 189.
Brunnen. 128, 206.
Buche. 177.
Burgund. 158.
Bürſchel. 124.
*Butching. 4 A.
Butter. 46, 178.
Bützfleth im Lande Kedingen. 115.
Calbe an der Milde. 73.
Carlsbad. 210.
*P. Caſſel. 30 A. 36 A.
„Chriſte, du Lamm Gottes." 24 A.
Chriſtnacht 64, 36.
Clarinette. 208, 254. XIV.
Clausnerinnen. 70.
Clavicymbel. 55.

Cleve. 139.
Cloſen. 33 A.
Colomba. 171.
Comnenus. 3.
Conſtantia. 4.
Conſtantinopel. 3.
Cutno. 212.
Dachsfang bei Tilleda. 261.
Dänemark. 114.
Dankwarderode. 3.
Danzig. 93.
„Der lieben Sonne Licht und Pracht." 24 A.
Deſſau. 63.
Diebe. 109, 218, 237.
Dinstag. 286.
Doberan. 109.
Döſſenkrug. 83.
Dom zu Braunſchweig. 8.
Drache. 5, 6 A.
Dreileben. 68.
Dreikönigsnacht. 223.
Dreiſeſſelberg. 222.
Dudelſack. 211.
Duſt als Hexenname. 236.
Edelmannsgruft. 49.
Eierſchale. 168.
Eimersleben. 70.
Eiſenach. 246.
Emmeringen. 49.
Engelſtedt. 24 A.
England. 13, 108.
Elbe. 65.
*Ellis. 25 A.
Erdfall. 53.
Erdmännchen. 166.
„Erzknappen." 181.
Eſſenheim. 147.
Ewiger Jude. 170, 232.
*Ey. 23 A.
Farlant oder Scharlant. 142.
Fauſt. 65, 249.
„Feldgarben." 29 A.
Flachs. 146, 270.
*Fontane. 28 A.
Fenrir. 21 A.
Fleiſcher. 46.
„Fliegende Blätter." 32 A.
*Flur (Erasmus Franciſci). IX.
Franecker in Weſtfriesland. 123.
Frauenalb. 158.
Freienwalde. 79.
Freiſtuhl. 52.
Freytag's Bilder aus der deutſchen Vergangenheit. 35 A.
Friedrich der Rothbart. 257, 36 A.
Friedrich Wilhelm der große Kurfürſt. 75, [illegible], 85.
Friesland. 122.
St. Gallen. 184.
Gallus. 194.
Gandersheim. 1. 3 A.
Gänſefüße der Moosweiblein. 37.
Gefaltene Kappen. 233.
Gernrode. 14, 59.
Gero. 58.
Geſicke. 134.
Getreide im Kyffhäuſer. 269.
Giersberg. 7, 11 A.
Glück, zu Gottes Gelück fahren. 7, 11 A.
*Gödelmann. 28 A.
Goldbrunnen am Kyffhäuſer. 271.
Goldene Wiege. 74.
Goldweide. 41.
Goslar. 28.
Gothen. 98.
*Gotthelf. 31 A.
Görlitz. 94.
Gran. 3.
Graubünden. 178.
Gregoriustag. 217.
Greifenneſt. 5.
Grimm. XV. 5 A. 23 A.
Grimſel. 169.
*Grube. 32 A.
Grumbach. 237.
Hagen in Braunſchweig. 3.
Hahn. 53, 56, 61, 84.
Hahe. 15.
Hakel. 53.
Hakelberg. 25 A.
Halberſtadt. 28, 55.
Hamburg. 46.
Hamersleben. 48.
*Hanſen. 29 A.
Hans Heiling. 210.
Hans von Sachſen. 246.
Häring. 116.
Harmsdorf. 51.
Harsleben. 56.
„Harzbilder." 37 A.
„Harzſagen." XIII.
Hausſchmiede. 213.

Haſe. 65. 78.
Haren. 186.
Heckemännchen. 42.
Heidenkrippe. 70.
Helgoland. 116.
Heiliges Grab. 16.
Heinrich der Löwe. 2, 16, 3 A.
Heinrich II. von Bayern. 228.
Heinrich VII. 203.
Helmſtedt. 247.
Herdmännchen. 180.
Herthaburg. 103.
Herzgelag. 72.
Hexen. 118, 136, 162, 172, 190.
Hirſch. 110, 154, 156.
Höckendorf. 85.
Hohen-Neindorf. 62.
Hollerbuſch. 107.
Hölle. 39.
Horn XIV.
Hochzeit. 19 A.
Hoſtie. 50, 127.
Hroswitha. 1.
Hufeiſen im Kyffhäuſer. 266.
Hund. 35, 191.
Huysburg. 52.
Insbruck. 187.
Interlaken. 165.
Iwein. 22 A.
„Jahreszeiten“. 30 A.
Johanni. 35, 82, 98.
Jörgenburg. 175.
Judica (ſchwarzer Sonntag). 90, 28 A.
Jungfrau. 98, 125.
Kamswikusberg. 94.
Kante (Kanne). 65.
Karl der Große. 62, 228, 232. 66
Karl IV. 214.
Katze. 46, 60, 190.
Kärnthen. 193.
K. Bibliothek in Berlin. 22 A.
Kegelbahn. 252.
Kette in Gandersheim. 3 A.
„Kinder- und Volksmärchen“. 22 A.
•H. v. Kleiſt. 29 A.
Klein-Wulferſtedt. 51.
Knochen. 45, 256.
•Koch. 4 A.
Kölbich. 61, 26 A.
Königs-Wuſterhauſen. 78.
•Köpke. 29 A.
Korb 11.
Kriebelkrankheit. 26 A.
Kröte. 63.
Krüſel. 48.
Kryſtall. 232.
Kühe. 132. 192.
•Kuhn. 30 A.
Kyffhäuſer. 252, 36 A.
Laacher See. 150.
Langenſtein bei Halberſtadt. 28.
Lauſitz. 90.
Lautenthal. 36.
Leitmeritzer Kalender. 33 A.
Leiſſigen. 165.
•Lercheimer. 27 A.
•Leuckfeld. 3 A.
•Liechtenberg. 27 A.
Lindau. 184.
Linde. 128, 30 A.
Lindenborner Schloß. 151.
Lithauen. 95.
Lippe. 126.
Livland. 28, 95.
Lothar. 72.
Ludgerus in Werden. 138.
Ludolf. 1.
Lübbenau. 86.
Lüneburg. 14.
Luter am Barenberge. 15, 20.
Lynar. 86.
Mähren. 206.
Mailand. 203.
Märchen. 22 A.
Mariazell. 195.
Marienborn. 68.
Martinsgans. 270, 37 A.
Mechtild. 13.
Mecklenburg. 107.
Meluſina. 145.
Meſſer. 45, 119.
•Meſſerſchmidt. 23 A.
Meuſebach. 23 A.
Midhgardhſchlange. 21 A.
Miele. 72.
Mooshaus zu Braunſchweig. 24.
Moosweiblein von Wildemann. 37.
Mordthal. 69.
„Morgenblatt“. 36 A.
Morgenhelle am Kyffhäuſer. 259.
Morgenſuppe. 23.
•Mörike. 31 A.
•Münſter, Joachim von. 36 A.

Mülheim an der Ruhr. 136.
München. 232.
Mürzſteg. 199.
Neuſtadt-Eberswalde. 81.
Nieder-Finow. 81.
•Niemann. 25 A.
Nix. 170, 238.
Nobiskrug. 6, 4 A., 21 A.
Nobiswirth. 7.
Nörglein. 188.
Nürnberg. 232.
Oberſteier. 196.
Obertoggenburg. 170.
Ochſen. 115, 138, 147.
Ochſenhaut. 21 A.
Ohre. 66.
Oldenburg. 122.
Orlau. 205.
Oſchersleben. 49.
Oſtern. 269, 270.
Otto im Kyffhäuſer. 252, 36 A.
Otto IV. 14.
Ottokar von Böhmen. 205.
Peterskirche in Rom. 44.
Pferd. 19, 28, 66, 106.
Pferdetrappe. 71.
•Pichler. 32 A.
Pluderhoſen. 93.
Polen. 104.
Pommern. 104.
Prag. 213.
Premislaus. 213.
Pyrkheimer. 233.
Quedlinburg. 57.
Quelle. 104, 171.
Rabe. 250, 258.
Ramberg. 60.
•Rank. 33 A.
Ratzeburg. 108.
Rebſtock in Erfurt. 248.
Regensburg. 3, 226.
Rehberger Graben. 38.
Rehbock. 130.
•Remigius. 25 A.
Reuß. 247.
Rheinheſſen. 147.
„Rheinheſſiſcher Beobachter.“ 30 A.
Rieſe. 238.
Rieſen als Ortsname. 71.
Ring. 9, 63, 250.
Ring- und Silberſchnur, Grube bei Zellerfeld. 34.
Rohkuchen. 18.
Roland. 53.
Roſtock. 109.
Rothes Meer. 131.
Rotheſtus. 114.
Rothkötſche. 71.
Rothmann. 190.
Rothmäntele. 152.
Rothenburg. 239, 270.
Rotterdam. 124.
Rudolf von Habsburg. 205.
Rufinus. 114.
Rügen. 99.
Runen. 24 A.
Sachſa. 41.
Sandersleben. 255.
Sanetſch. 159.
Salzburg. 203.
Sargſtedt. 54, 25 A.
Sau im Kyffhäuſer. 261 (vgl. 254).
Scandinavicum. 178.
Schäfer am Kyffhäuſer. 259, 266.
Schalllöcher. 29.
Schallbier. 201.
Schanfigg. 178.
Schermke. 49.
Schladen. 23.
Schiff im Kyffhäuſer. 259.
Schildhorn. 77.
Schiller. 31 A.
Schlemminger Wald. 106.
•Schmidt von Werneuchen. 27 A.
Schöppenſtedt. 29.
Schornſtein. 47, 59, 125.
•Schuegraf. 32 A.
Schwaim. 236.
Schwan. 139, 35 A.
Schwanebeck. 50.
„Schweiz.“ 32 A.
Schweiz. 159.
Schwertbrüder. 28.
Scriver. 24 A.
See im Kyffhäuſer. 260.
Semmering. 201.
Sieb. 180.
Sieben Jahr. 21 A.
Silberner Aal. 33.
Sittendorf. 266.
Speſſart. 238.
Spieler. 48, 158.
Spinnerin. 194.
•Stahl. 27 A.

Stargard. 106.
Steiermark. 194.
Stein. 99, 117, 142, 193, 196.
Steinfeld. 142.
Stilze. 220.
Stolzenhagen. 83.
•Stelle. 28 A.
•Storch. 29 A.
Strakonitz. 211.
Straßburg. 155.
Stufferz. 33.
Sukow. 108.
„Süßer Brei." 208.
Tanz. 26, 62, 25 A.
Taube. 133, 29 A.
Teufel. 46, 48, 57, 84, 93, 107, 112, 113, 137, 145, 186, 193.
Teufelsmühle. 60.
Theodulos (Thedel von Walmoden.) 14.
Thieberg. 25 A.
Thilo von Trotha. 250.
Thinghöhe. 119.
Thuner See. 163.
Thurgau. 180.
•Thymus. 22 A.
Tottenbaum. 167.
Toggeb. 166.
Tellius. 85.
Towelkiepe. 29.
Trappen. 51, 25 A.
Traupfennig. 245.
Treptow an der Rega. 104.
„Treu," eine Grube. 33.
Trinker. 90, 242.
•Tschudi. 31 A.
Turnier. 25.
Türken. 194.
Türkmien. 90.
Tyrol. 186.
Uchtenhagen. 79.
Ulrich, Herzog zu Mecklenburg. 106.
„Unser Vaterland." 29 A.
Urne. 25 A.
Ute und Utchen. 173, 257, 263, 266, 271, 37 A.
Uttenſchwalbe. 231, 33 A.
Venedig. 189, 236.
Vicelinus. 113.
Violen. 55.
Volksbuch von Heinrich dem Löwen. 3 A.
Walpurgis. 59.
Waſchweiberl. 217.
Waſſerfrau. 153, 211.
Waſſermann. 196, 218.
Wehrwölfe. 95.
Weihnachten und Neujahr. 252.
Wenden. 70, 85, 108.
Weiße Frau. 82, 208.
Weißenstein. 192, 224.
Weſterhauſen. 57.
Wien. 204.
Wildemann. 30, 37.
Wilder Jäger jagt die Moosweiblein. 38.
Wittekind. 66.
Wolfenbüttler Bibliothek. VII. 3 A.
Wuotan. 21 A.
Würzburg. 237.
Ymme. 113.
Zabergau. 156.
Zähringen. 160.
Zeitſchrift von Wolf und Mannhardt. XI.
Ziege. 16.
Ziegenbock. 47, 60.
v. Zimbern. 155.
Zinnoberſtein. 259.
Zollikofer. 182.
Zurich. 177.
Zwerge. 54, 68, 101, 135, 152, 194, 212, 253.
Zwerglein in den Erbſen. 41.
Zwergſchuhe. 37.
Zwergvolk. 41.
Zwergwanderung. 102, 24 A.

Verbeſſerungen zu den „deutſchen Sagen.“

(Vergl. die Vorbemerkung über dem Sachregiſter.)

Seite III. Zeile 4 von unten lies h ſtatt H.
„ „ „ 2 „ „ iſt das Komma zu ſtreichen.
„ VIII. „ 15 „ „ lies „Geſchichte der deutſchen Dichtung.“
„ X. „ 14 „ oben „ demüthig- edle Blut.
„ XI. „ 1 „ unten „ aufgenommen.
„ XII. „ 13 „ „ iſt zu ſtreichen oder.
„ „ „ 2 „ „ lies der hier vorliegenden Sagen.
„ XIII. „ 9 „ oben „ denen ſtatt welchen.
„ XIV. „ 7 „ „ iſt zu ſtreichen unverkennbar darthun.
„ „ „ 11 „ unten lies 254 ſtatt 250.
„ XV. „ 4 „ „ iſt zu ſchreiben allgemein deutſchen.
„ „ „ 12 „ „ „ das Wort gleichzeitig zu ſtreichen.
„ XVI. „ 6 „ „ lies Sammlung ſtatt Verſammlung.
„ „ „ 3 „ „ lies allgemein ſtatt allgemeine.
„ 33 „ 11 „ oben „ ſchnitt.
„ 48 „ 6 „ unten „ erriethen.
„ 68 „ 4 „ „ „ jene Vertiefung ſtatt eine.
„ 75 „ 6 „ „ „ die Offiziere.
„ 76 „ 2 „ oben „ des großen Kurfürſten.
„ 85 „ 3 „ unten „ Theile ſtatt Theilen.
„ 136 „ 8 „ oben „ Aſtenberges ſtatt Oſterberges.
„ 139 „ 2 „ „ „ einem ſtatt einen.
„ „ „ 8 „ „ iſt ein Punkt ſtatt des Komma zu ſetzen.
„ 153 „ 12 „ „ lies natürlichen ſtatt natürliches.
„ 160 „ 15 „ „ „ Gſteig ſtatt Yſteig.
„ 162 „ 15 „ „ „ von der Frau ſtatt vor der Frau.
„ 165 „ 5 „ „ „ Fauleuſen ſtatt Faulenſe.
„ 187 lies immer Trinſer ſtatt Trieſer.
„ 200 Zeile 14 von unten lies höchlichſt.
„ 205 „ 5 „ „ „ beſchäftigte.
„ 227 „ 13 „ „ „ 1371 ſtatt 1731.
„ 232 „ 4 „ oben „ an's Ende ſtatt an.
„ 234 in der erſten Ueberſchrift lies Ansbach.
„ 239 Zeile 10 von oben lies plötzlich.
„ 254 „ 5 „ „ „ Stuke ſtatt Stubbe.
„ 266 „ 13 „ unten „ andere „ andern.
„ 270 „ 9 „ „ „ Nordweſtſeite ſtatt Nordſeite.

Schnellpreſſendruck von W. Moeſer in Berlin.

Der deutſche Unterricht

in ſeinem Verhältniſſe

zur

Nationalliteratur.

Von

Heinrich Pröhle,
Dr. phil.

Berlin.
Druck und Verlag von W. Moeſer.
1865.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dem

Herrn Generalſuperintendenten W. Hoffmann,

Doctor der Theologie und Domprediger zu Berlin,

in aufrichtiger Verehrung

gewidmet.

Inhalt.

Seite
Vorwort VII
I. Der deutſche Unterricht vor fünfundzwanzig Jahren und Hiecke's Auftreten 1
II. Die jetzige Stellung des deutſchen Unterrichtes an Gymnaſien und Realſchulen 6
III. Beziehungen des Deutſchen zu den übrigen Unterrichtsgegenſtänden 8
IV. Die Lectüre als Mittel der Erziehung 14
V. Ueber die Stellung der Jugendſchrift zur Schülerlectüre . . 20
VI. Prüfung eines Vorſchlages von Roth und Lübker 21
VII. Grimms Sagen und die Gedichte von Claudius 24
VIII. Bemerkungen über das Verhältniß der erſten guten Proſaiſten der neueren deutſchen Literatur zum Unterrichte . . 26
IX. Leſſing 32
X. Herder 37
XI. Goethe 43
XII. Schiller 48
XIII. Ueber die Lyriker ſeit Klopſtock, mit beſonderer Rückſicht auf ihre Beziehungen zum ſiebenjährigen und zum Freiheitskriege 51
XIV. Moderne Richtungen 57
XV. Ueber die deutſchen Leſebücher für Schulen 61
XVI. Ueber Dialektproben 65
XVII. Das Mittelhochdeutſche 66
XVIII. Ueberſetzungen aus fremden Sprachen 71

Seite
XIX. Vorbereitung des Lehrers auf die Claſſenlectüre 74
XX. Die Erläuterung und ihre Grenzen 76
XXI. Die Lectüre von Dramen und Balladen in der Claſſe . . 78
XXII. Leſen und Declamiren 80
XXIII. Verhältniß der deutſchen Literaturgeſchichte zur Lectüre . . 86
XXIV. Beiſpiel einer falſchen Unterrichtsmethode, welche an die deutſche Lectüre geknüpft iſt 88
XXV. Ein Blick auf die Volks- und Bürgerſchule, ſowie auf den Unterricht der Töchter höherer Stände. 90
XXVI. Univerſität und ſpäteres Leben 95
Regiſter 99

Vorwort.

Anfänglich war es meine Abſicht, mich über alle Gebiete des deutſchen Unterrichtes vollſtändig auszuſprechen. Nachdem ich indeſſen den Plan eines ſolchen Buches in allen ſeinen Theilen entworfen und die Ausarbeitung begonnen hatte, überzeugte ich mich, daß es den zunächſt beſtimmten Umfang weit überſchreiten müſſe. Weil ich nun gleichzeitig erfuhr, daß Rudolf von Raumer ſeine grammatiſchen Abhandlungen, die ich in den zerſtreuten Abdrücken geleſen und wegen ihrer nahen Beziehungen zum Unterrichte mit den Arbeiten vom Director Hoffmann zu Lüneburg in meinem Buche eingehend beſprechen wollte, eben jetzt geſammelt und wohl auch weſentlich umgeſtaltet habe, ſo beſchloß ich, die Capitel über Grammatik und dann auch diejenigen über ſchriftliche Arbeiten, welche ſonſt die zweite Hälfte meines Buches gebildet haben würden, vorläufig wegzulaſſen und mich auf die Unterſuchungen über die deutſche Literatur als Grundlage des deutſchen Unterrichtes zu beſchränken*). Gerade dieſe Aufgabe hatte noch Niemand näher in's Auge gefaßt, und ſo konnte ich in der Begrenzung wenigſtens ſchon eine nützliche Arbeit liefern, wie ich das auch ſonſt durch literarhiſtoriſche und verwandte Schriften zu thun verſucht habe, wo mir eine deutliche Lücke vorhanden zu ſein ſchien. Eine ſolche läßt ſich da, wo dieſe Schrift eingreift, nicht ableugnen. Zwar darüber ſteht mir kein Urtheil zu, ob ihr weſentlicher Inhalt, über den ſchon die Capitelüberſchriften eine Ueberſicht gewähren, neue und richtige Gedanken enthält. Es ſei mir bloß erlaubt, hier auf den Inhalt meiner Anmerkungen hinzudeuten. Das Verzeichniß der Schriften, welche von Schülern geleſen werden ſollen, iſt gewiſſermaßen ſchon zu einem Gemeingute aller Schulen geworden.**) Aber in allen dieſen Bücherverzeichniſſen ſind auch viele Werke genannt, aus denen nur Bruchſtücke geleſen werden können, und noch Niemand hatte die paſſenden Stellen näher bezeichnet. Beſonders in meinen Anmerkungen habe ich dies nun ganz genau gethan.

---

*) Von der pädagogiſchen Literatur des geſammten deutſchen Unterrichtes hatte ich meiner Schrift eine ziemlich genügende Bibliographie beifügen zu können geglaubt. Bei der enger umgrenzten Aufgabe nun trat für mich nicht allein hinter der Nationalliteratur die pädagogiſche tiefer in den Hintergrund ein, ſondern es entging mir auch nicht, daß für die ſpeciellere Arbeit meine Bibliographie nicht mehr ſpeciel genug war, um nur noch einigermaßen dieſen Namen zu verdienen. Früher hätte es vielleicht gerechtfertigt werden können, daß von Zeitſchriften faſt nur die für das Gymnaſialweſen benutzt war; jetzt bedarf es einer Entſchuldigung. Jedoch mag es dabei nun um ſo mehr ſein Bewenden haben, als die Anführung ſolcher Bücher und Aufſätze, von denen ich nur den Titel kenne, nie in meiner Abſicht gelegen hat. Auch wollte ich von keinem Buche eine neuere Ausgabe nennen, als die ich benutzt hatte.

**) Ich lege in dieſer Hinſicht das Schriftenverzeichniß der Lehrverfaſſung unſerer luiſenſtädtiſchen Realſchule, in deren Jahresberichte für 1864, zu Grunde.

Dieſe Angaben ſind jedoch nur dem Lehrer die Auswahl im Einzelnen zu erleichtern beſtimmt.

Daß ich keine Weglaſſungen beim Abdrucke wünſche, würde zu bemerken ganz überflüſſig ſein, wenn nicht wegen der von der Cotta'ſchen Buchhandlung begonnenen Schulausgaben deutſcher Claſſiker auch die Frage entſtände, ob für dieſen Zweck ihr unverkürzter Abdruck zu billigen ſei. Ein Werk, welches nur durch ſo viele Weglaſſungen zur Schullectüre geeignet wird wie nach meinen Bemerkungen Goethe's Reineke Fuchs, wird im Ganzen genommen wohl gar nicht zu dieſer gerechnet werden können. Die Benutzung einer beſonderen Auswahl aus den Gedichten eines beſtimmten Autors in Schulen halte ich nur von Schiller, für welchen ſie ſchon ſeit 1859 vorhanden iſt, aber kaum noch von Goethe für angemeſſen. Von Platen's Gedichten wünſche ich eine Auswahl nach nahe liegenden Rückſichten, damit man ſie als Muſter der Form in Schulbibliotheken aufnehme. Daß ſie in Schulen eingeführt werden könnten, ſcheint der Cotta'ſchen Buchhandlung ſelbſt nicht in den Sinn gekommen zu ſein.

Daß ich die Anmerkungen in Schulausgaben deutſcher Claſſiker für überflüſſig halte, weil der Lehrer leicht durch gekünſtelte Interpretation ſie zu überbieten verſucht werden kann, geht aus meiner Schrift ſchon ziemlich deutlich hervor; noch mehr aber, in wie weit ich mit der für den Anfang jenes Unternehmens getroffenen Auswahl einverſtanden bin. Eine Preisermäßigung ſcheint mir dringend nöthig.

Im Ganzen freue ich mich eines Planes, welcher mir zeigt, daß ich in einem für die Sache vielleicht entſcheidenden Augenblicke und in der richtigen Empfindung eines ziemlich dringenden Zeitbedürfniſſes mich den Unterſuchungen über den Zuſammenhang des Unterrichtes mit der Nationalliteratur zugewendet habe.

Einigen Werth können freilich meine Unterſuchungen nur dann für ſich beanſpruchen, wenn es mir gelungen iſt, dieſe Bedürfnißfrage auf ein ſittliches Gebiet hinüber zu führen oder doch ſie auf demſelben feſt zu halten.

Berlin in den Sommerferien 1865.

H. Pröhle.

I. Der deutſche Unterricht vor fünfundzwanzig Jahren und Hiecke's Auftreten.

Etwa vor fünfundzwanzig Jahren war das Ziel des deutſchen Unterrichtes kein geringeres als die mit dem allgemeinen Zwecke der Gymnaſialbildung übereinſtimmende wiſſenſchaftliche, durch philoſophiſche Grammatik, Logik, Rhetorik, Poëtik und Literaturgeſchichte unterſtützte Kenntniß der deutſchen Sprache und zugleich die jener Kenntniß entſprechende Fertigkeit im mündlichen und ſchriftlichen Ausdrucke. Wenn wir aber nachforſchen, wie man dieſes Ziel durch das legere zu erreichen ſuchte, indem wir das dicere und scribere hier nicht berückſichtigen, ſo finden wir, daß man es dem Schüler überließ, ſich privatim mit der claſſiſchen deutſchen Literatur bekannt zu machen. Auf dem Arbeitsplane der fleißigſten Scholaren war daher für die Abendſtunde von 10—11 noch „deutſche Lectüre“ angeſetzt und vor dem Abiturientenexamen ſollte ein ſogenannter „Lectürebericht“ eingereicht werden. Der Erfolg dieſer Einrichtung muß wohl ſehr unbedeutend geweſen ſein, denn die alten Lehrer klagten, daß die Jugend den großen vaterländiſchen Dichtern nicht mehr die ehemalige Liebe und das frühere ſinnige Verſtändniß bewahre. Zu Anfange des Jahrhunderts — ſagte man — wären die Schüler auf eine weit anſpruchsloſere, aber auch viel wirkſamere Art in die Nationalliteratur eingeführt, als es nun, faſt nur noch durch die Literaturgeſchichte, geſchähe. Man fülle ihren Geiſt mit Reflexionen über die deutſchen Dichtungen an und beſeitige dadurch den eigenen Genuß und eine dem jugendlichen Alter adäquate Auffaſſung. Aber ſogar gegen die Art und Weiſe, wie die bevorzugten Dichtungen aus der Literaturgeſchichte für die Gymnaſiaſten ausgewählt wurden, fanden ſelbſt einſichtige jüngere Lehrer Manches einzuwenden. Denn das wirklich Nationale, auf welches allein zuletzt in der deutſchen Literaturgeſchichte es ankommt, war in ihr nicht immer erkannt. Man bevorzugte Dichtungen wie den Alexander vom

Pfaffen Lamprecht, in dem nur „das Antike mit orientaliſchem Plunder ausſtaffirt“[*] iſt, und der daher zur Anknüpfung einer für die Schule ganz überflüſſigen Geſchichtsphiloſophie die bequemſte Gelegenheit bot. Der claſſiſche Grund und der griechiſch-lateiniſche Boden war zwar noch auf allen Gymnaſien vorhanden, doch ſchien *das Deutſche* ihn unter den Füßen verloren zu haben. An manchen Orten wurde es dem Schulunterrichte von den Mathematikern nachgeſchleppt, welche damals ihre eigene Wiſſenſchaft noch keineswegs ſo methodiſch und verſtändlich vorzutragen wußten, als dies jetzt der Fall zu ſein ſcheint; an andern Orten hatten ſich jene Feuerköpfe der Mutterſprache bemächtigt, welche jede Wiſſenſchaft in das Prokruſtesbett der Hegel'ſchen Philoſophie tragen wollten. Dagegen wußten nur wenige Lehrer von der philoſophiſchen Propädeutik, die allgemein eingeführt war, und von *Karl Ferdinand Becker's* grammatiſchen Anweiſungen[**], die noch jetzt zwar nicht als Handbuch, aber doch als ein Ideenmagazin wohl einige Beachtung des Lehrers in der Mutterſprache verdienen möchten, den vom damaligen Zuſchnitte des deutſchen Unterrichtes gebotenen fundamentalen Gebrauch zu machen.

Dennoch fehlte es nicht an der vollkommen gleichzeitigen Gegenwirkung klarer und geſunder Richtungen und dieſe ging ſogar noch von der Philoſophie ſelbſt aus. Während die angeſehenſten damaligen Literarhiſtoriker und Philoſophen ſich nicht leicht über die Verhältniſſe ihrer meiſterhaften und bahnbrechenden Werke und Abhandlungen zum Unterrichte ausſprachen, ſetzte 1836 *Theodor Echtermeyer*, ein fein organiſirter Aeſthetiker, jenen maßloſen Beſtrebungen ſeine anfänglich wohlbegrenzte Auswahl deutſcher Gedichte[***] entgegen. Er fügte ſogar eine zierlich abtheilende Einleitung über Romanze, Ballade und Märe hinzu[†], wodurch er zwar bewirkte, daß auf lange Zeit der Begriff Ballade und Romanze für die Gymnaſien wurde, was durch die beiden Kupfertafeln in Zerrenner's Kinderfreunde der tolle Hund und die Belladonna für die Volksſchulen geworden war, durch welche er aber zugleich auf einige gute Romanzen aufmerkſam machte, die vermöge ihres ſtarken ethiſchen Gehalts zur Nachweiſung einiger philoſophiſchen Ideen ſelbſt aufzufordern ſchienen. Noch ſicherer und überlegener war die Reaction der claſſiſchen Philologie gegen den falſchen deutſchen Unterricht. Während nämlich Hiecke's Lehrer und ſpäterer Vorgeſetzter, der Rector Wieck in Merſeburg, wie auch deſſen von Hiecke in eines ſeiner Leſebücher aufgenommenes Programm über Sophokles zeigt, ſchon die Alten, beſonders Cicero, in derſelben ausführlichen und philoſophiſchen Weiſe erläuterte, welche Hiecke, indem er wenigſtens einem wüſten Hin- und Herreden ein Ende machte, auf das Deutſche übertrug: ſo trat 1836 E. Bonnell, der noch dazu gerade im Deutſchen wenig Unterricht ertheilt hatte, mit einem klaren und verſtändigen Vortrage über den Unterricht in der Mutterſprache*) vor der deutſchen Geſellſchaft zu Berlin auf, welcher auch von der Behörde beachtet wurde. Die von den meiſten Lehrern verlangten Productionen der Schüler fand er zu hoch und nachdrücklich forderte er für dieſe bereits mehr Reproduction als Production. Muſterhaft erörterte er ſchon die Verbindung des Deutſchen mit den anderen Unterrichtsgegenſtänden, zumal mit dem Latein. Der deutſche Unterrichtsplan vom Friedrichs-Werder'ſchen Gymnaſio, welchen er fünf Jahre ſpäter**) vortrug, iſt faſt nur in einem Punkte veraltet: die Schulbücher, welche er anführt, ſind verſchollen. Da nun alſo der deutſche Unterricht, behutſam, aber nicht ganz ohne Ironie, wieder nach dem knappen, aber ſeit alter Zeit bewährten Maße der alten Sprachen gemeſſen war; was lag näher, als daß von der anderen Seite, doch nicht im Widerſpruche mit der claſſiſchen Philologie, auch bereits eine Bereicherung deſſelben aus den Schätzen der Grimm'ſchen Forſchungen unternommen wurde? Dieſen Verſuch wagte in demſelben Jahre Friedrich Joachim Günther gelegentlich in einem umfaſſenden Werke,***) welches ein reiches Material flüchtig ausbreitete und viele gute Gedanken enthielt ohne treffende und beſonnene Anwendung.

---

[*] Worte Eckſtein's in einer Lehrerverſammlung.

[**] Schulgrammatik der deutſchen Sprache. Dritte Auflage. Frankfurt, bei Kettembeil, 1835. Ausführliche Grammatik als Commentar der Schulgrammatik. Ebenda. Zweite Ausgabe. Zwei Bände. 1842 und 1843.

[***] Verlag des halliſchen Waiſenhauſes. Von Echtermeyer's Tode bis zu Hiecke's Tode beſorgte Hiecke die Ausgaben. Ich benutze die ſiebente Auflage.

[†] In der neueſten Auflage ſoll dieſe Abhandlung weggelaſſen ſein

---

*) Neues Jahrbuch der berliniſchen Geſellſchaft für deutſche Sprache und Alterthumskunde. 4. Heft. Berlin, 1837.

**) 16. Juni 1841.

***) Ueber den deutſchen Unterricht auf Gymnaſien. Mit einem Anhange aus dem vierten Theile der deutſchen Grammatik von J. Grimm und einer Erklärung der Tropen und Figuren. Eſſen, Bädecker. 1841. Hiecke wird in dieſem Buche wegen der Vorreden ſeiner Leſebücher bereits angegriffen.

Kaum ein Jahr ſpäter erſchien Hiecke's*) weit weniger umfangreiches Buch über den deutſchen Unterricht**), das mit weiſer Benutzung der fruchtbaren Richtungen, deren Vorhandenſein in jenen Tagen durch die drei oder vier bezeichneten Schriften erwieſen iſt, zwar keineswegs der gefährlichen Gährung auf dieſem pädagogiſchen Gebiete ein Ende machte, aber wohl ihr für die Zukunft ein ſchönes und edles Ziel wies. Claſſiſche Bildung und philoſophiſche Schule ließen ihn vielfach das Rechte erkennen. In der deutſchen Literatur ſelbſt fehlte ihm freilich noch das volle Verſtändniß des Volksthümlichen und darum ſind unter ſeinen geſammelten Aufſätzen die Erläuterungen der 13 kleineren Uhland'ſchen Gedichte von den Erläuterungen Uhland'ſcher Gedichte durch R. Foß***) und A. Steudener†) weit übertroffen, wie denn auch ſpäter ſeine Gedichtſammlung für Bürgerſchulen etwas zu weich und zu wenig volksthümlich war. Um ſo tüchtiger hatte er ſich dann gelegentlich als philoſophiſcher Dramaturg des Macbeth erwieſen, und um ſo tiefer war ihm die Einſicht in die ideale und die eigentlich claſſiſche Richtung innerhalb der deutſchen Nationalliteratur erſchloſſen. Es muß ein ungewöhnlich reiches Lehrerleben geweſen ſein, von dem noch ſpäter, nachdem es längſt uns entrückt war, ſo liebevolle und gediegene Arbeiten ausgehen konnten, wie ſie in jenen nachgelaſſenen Schriften zumal über Goethe und Schiller dargeboten werden; es muß ein edler Geiſt geweſen ſein, der alſo aus des Lebens Drange in die heilig ſtillen Räume des Herzens fliehen konnte. Als echten Pädagogen aber und als gebornen Schulmann im beſten Sinne des Wortes hat er ſich bewährt durch die ihm eigenthümliche Art, in welcher er die Zeitideen, die er übrigens noch über die Schule hinaus frei vertrat, durch Religion und Sitte läutern wollte. Wie er, ſonſt mehr allgemein religiös als confeſſionel, doch von der Forderung der religiös-ſittlichen Wiedergeburt nach ſeinem Buche über den deutſchen Unterricht ſich „kein Jota wegdeuteln“ *) laſſen wollte, ſo verlangte er auch, daß das Denken und das Sprechen „wiedergeboren“ würde.

---

*) Hiecke war geboren den 16. Februar 1805 zu Penig und ſtarb den 5. December 1861 als Gymnaſialdirector zu Greifswalde. Vergl. Dr. Sachſe in Herrig's Archiv 1864. XXV. Band. 4. Heft. S. 468, 469.

**) Der deutſche Unterricht auf deutſchen Gymnaſien. Leipzig, Julius Werner. 1842. Hiecke's übrige Schriften ſind: Handbuch deutſcher Proſa für obere Gymnaſialclaſſen, enthaltend eine auf Erweiterung des Gedankenkreiſes und Bildung der Darſtellung berechnete Sammlung auserleſener Proſaſtücke. Zeitz, Webel. 1835. — Deutſches Leſebuch für die mittleren Claſſen von Gymnaſien und Realſchulen, beſtehend in einer auf Anregung der Phantaſie und des Gemüthes, ſowie auf Bildung der Darſtellung berechneten Sammlung von Proſaſtücken. Zeitz, Webel. 1837. — Shakeſpeare's Macbeth, erläutert und gewürdigt. Merſeburg, Garcke. 1846. — Auswahl deutſcher Gedichte für Bürgerſchulen. In drei Abtheilungen für das Alter von 10—14 Jahren. Zweite unveränderte Ausgabe. Halle, Waiſenhaus. 1853. — Geſammelte Aufſätze zur deutſchen Literatur, aus Hiecke's Nachlaſſe herausgegeben von G. Wendt. Hamm, Müller. 1864. Und: Reden und Aufſätze. Mit Hiecke's Portrait. Herausgegeben von G. Wendt. Hamm, Müller. 1865.

***) Herrig's Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen. XXXV. Band. 2. und 3. Heft, 1864, S. 129—144.

†) Programm der Kloſterſchule zu Roßleben.

In der Mutterſprache — das ſind die Grundgedanken in Hiecke's Buche — könne und ſolle mehr geleiſtet werden als in jeder andern, und namentlich ſei ſie auch von der größten Wichtigkeit in ihrem Verhältniſſe zum Gymnaſium, welches nicht allein für die Aufgaben einer gelehrten Facultät, ſondern auch zu wahrhaft wiſſenſchaftlichen Univerſitätsſtudien vorbereiten müſſe. Schon auf der Schule müſſe von dem Jünglinge verlangt werden, daß das Gemüth an ſeinen Studien betheiligt ſei. Nicht allein Wiſſen dürfe von ihm gefordert werden, ſondern auch, daß er dieſes in ſchriftlichen Arbeiten angemeſſen zu beherrſchen verſtehe. Production ſei der eigentliche Gipfelpunkt der Gymnaſien. Obgleich auch Hiecke die Produktion nur auf Reproduction beſchränken wollte, ſo ſtellte er doch in Bezug auf ſie die Anforderungen zu hoch und ging in ſeiner Vorliebe für Themata aus der deutſchen Literatur viel zu weit. Und ſo gilt auch von Hiecke's Buche über den deutſchen Unterricht, was von allen größeren theoretiſchen Werken über denſelben geſagt werden kann: daß man nach ihrer Lectüre, wie vieles Ausgezeichnete ſie auch zum Theil enthalten, doch nur Lieblingsideen des Autors ſtatt zwingender pädagogiſcher Grundgedanken von allgemeiner Wahrheit mit hinwegnimmt, und daß zuletzt die meiſten Leſer nur von der Wärme und Hoheit des Standpunktes, deſſen unumſtößliche Wahrheit vielmehr ſie gern anerkennen möchten, ſich durchdrungen und lebhaft angeregt fühlen können.

Seinen Eifer für den deutſchen Unterricht hat Hiecke noch ſpäter

---

*) Wenn dieſe Worte mit dem, was J. P. Hülsmann in ſeiner Abhandlung „Ueber den Unterricht in der deutſchen Sprache und Literatur“ (Programm des Gymnaſiums zu Duisburg von 1842, in der königlichen Bibliothek zu Berlin unter Schulſchriften Vol. O. 166) von Hiecke's religiöſer Richtung beibringen zu müſſen glaubte, nicht ganz leicht in Uebereinſtimmung zu ſetzen ſind, ſo wird man allerdings auch in Bezug auf Hiecke's religiöſe Richtung an die Aeußerung Lattmann's über ihn denken müſſen, welche ich ſpäter im Texte anführe.

dadurch bewieſen, daß er vier wöchentliche Lehrſtunden für obere Claſſen verlangt. Er gab aber auch zu, daß er in mancher Hinſicht zu hohe Anforderungen geſtellt habe,*) und hiermit hängt es vielleicht zuſammen, daß er ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit zuletzt noch einem ganz andern, dem griechiſchen Gebiete zuwandte. Unwillkürlich erinnert man ſich an jenes Zugeſtändniß bei der Bemerkung von K. A. J. Lattmann,**) nach welcher Hiecke's vorzügliches Verdienſt gerade darauf beruhen ſoll, daß ſeine Natur bei all' ſeinem Streben nach idealer theoretiſcher Formulirung der Methode doch zu dem praktiſch Wirklichen und Möglichen meiſtens wieder umkehrt. Auch eine andere Bemerkung von Lattmann, die ungefähr ſo lautet, daß eine Reihe von pädagogiſchen Fragen ihren Abſchluß nur durch einige werthvolle Erlaſſe des preußiſchen Unterrichtsminiſteriums erhalten und daß ſeitdem die Erörterung jener Fragen in der pädagogiſchen Literatur ſich gewiſſermaßen nur noch um dieſe Verordnungen gedreht habe, findet auf die Kriſis des deutſchen Unterrichtes, deren Culminationspunkt Hiecke's Buch bildet, in vollem Maße ihre Anwendung.

II. Die jetzige Stellung des deutſchen Unterrichtes an Gymnaſien und Realſchulen.

Als Hiecke ſein Buch über den deutſchen Unterricht an höheren Schulen ſchrieb, konnte er ſeine Unterſuchungen ohne Weiteres auf das Gymnaſium beſchränken. Heutzutage muß vor einer Erörterung über den deutſchen Unterricht an höheren Schulen zunächſt feſtgeſtellt werden, was der deutſche Unterricht an Gymnaſien und Realſchulen Gemeinſames und was er Verſchiedenes hat.

Wie auf dem Gymnaſium die alten Sprachen den Leiſtungen im Deutſchen eine noch größere innere Reife gewähren und auf den Realſchulen das Deutſche der Kenntniß fremder Literaturen durch Ueberſetzungen eine noch größere äußere Ausdehnung verleihen kann, ſo meine ich in Folge dieſer Ausgleichung gerade auf dem Gebiete des deutſchen

---

*) G. Wendt, „K. H. Hiecke" in Langbein's pädagogiſchem Archive für 1862. Band IV, S. 438—453.

**) Ueber die Frage der Concentration in den allgemeinen Schulen, namentlich im Gymnaſium. Göttingen, Vandenhöck und Ruprecht. 1860.

Unterrichtes im Allgemeinen eine gewiſſe Gleichheit in den Anforderungen derſelben Claſſe der Gymnaſien und Realſchulen annehmen zu müſſen. Dabei verkenne ich in Bezug auf das Deutſche nicht, daß die Gymnaſien, voll von dem Gefühle ihres Reichthumes, in eben dem Gegenſtande ſich beſchränken, welchen die Realſchulen zugleich als Surrogat benutzen müſſen.*)

Auf dies Verhältniß ſchon hier hinzudeuten, war nöthig, damit es nicht auffällt, daß bei den folgenden Erörterungen, welche ſich nur mit dem deutſchen Unterrichte der höheren Schulen eingehender beſchäftigen werden, in der Regel nicht zwiſchen Gymnaſien und Realſchulen nochmals unterſchieden wird. Auch in den meiſten neuen Schriften, die ſich auf den deutſchen Unterricht beziehen, iſt dies nicht mehr geſchehen.

Jene Ausgleichung, welche an Gymnaſien und Realſchulen gerade durch das Deutſche oder mit Bezug auf daſſelbe vollzogen wird, macht ſich auf mannigfaltige Weiſe geltend.

Von den gewöhnlichen ſchriftlichen Arbeiten der Schüler in Proſa darf zwar der Aufſatz in der Mutterſprache ſelbſt dem lateiniſchen nicht die Palme überlaſſen; aber er wird ſie doch auf dem Gymnaſium nur erlangen können, wenn der deutſche Unterricht und beſonders die Production in der Mutterſprache ſich zugleich die Reſultate der Unterweiſung in den alten Sprachen aneignet. Dieſelbe hilfreiche Art, welche vorzüglich an Gymnaſien den alten Sprachen eigen iſt, wird an Realſchulen der deutſche Unterricht nicht verleugnen. An dieſen Schulen wird ohne Schaden für die Geſammtbildung der deutſche Unterricht, der allein von allen Unterrichtsgegenſtänden in gewiſſer Hinſicht von Anfang bis zu Ende ſchon an ſich verſtändlich iſt, ſelbſt einmal eine Lücke, wo ſie ſich zeigt, durch Darbietung von Reſultaten ausfüllen können. Ueberhaupt iſt es charakteriſtiſch für den Unterricht in der Mutterſprache, daß dieſe, in welcher ja ohnehin jede andere Kenntniß mitgetheilt wird, in vielen Punkten helfend in die Erziehung eingreifen kann, — nur nicht durch eine Encyklopädie aller Schulwiſſenſchaften, wie Hiecke vorgeſchlagen hat.

---

*) Ich fand das nämliche Leſebuch, welches ich in der Quarta des Gymnaſiums benutzte, auch in der Sexta der Realſchulen.

III. Beziehungen des Deutſchen zu den übrigen Unterrichtsgegenſtänden.

Zu den werthvollſten Abſchnitten in Hiecke's Buche gehört ohne allen Zweifel derjenige über die Beziehungen des Deutſchen zu den übrigen Unterrichtsgegenſtänden. Doch muß das ganze Unterrichtsgebäude, das er aufgeführt hat, um das Deutſche allein in das Centrum der höheren Schulen zu ſtellen, als viel zu künſtlich erſcheinen. Welche Gründe wir auch angeben, um das Deutſche zum förmlichen Mittelpunkte dieſer Schulen zu machen, immer gelangen wir zu Widerſprüchen und falſchen Conſequenzen. Wenn wir uns darauf berufen, daß jede Lehrſtunde eine Lehrſtunde im Deutſchen ſein ſoll, ſo kann man uns erwidern, daß dieſe Forderung hauptſächlich durch die geringere Zahl der deutſchen Lehrſtunden nöthig wird und daß ſie nur durch die Gefälligkeit der Lehrer in anderen Unterrichtsgegenſtänden erfüllt werden kann; wenn wir den Unterricht in der Mutterſprache wegen einer ihm inne wohnenden ſtarken ſittlichen Kraft in den Mittelpunkt ſtellen wollen, ſo müſſen wir doch dem Religionsunterrichte wenigſtens die gleiche Eigenſchaft zugeſtehen; wenn wir den patriotiſchen Gehalt des deutſchen Unterrichtes rühmen, ſo iſt dieſer mindeſtens einem Theile der Geſchichte, der vaterländiſchen nämlich, ebenfalls nicht abzuſprechen. Es würde alſo bloß noch übrig bleiben, daß das Deutſche als das Centrum des Unterrichtes hingeſtellt werden könnte wegen einer gewiſſen ihm eigenthümlichen Vereinigung der ethiſchen, patriotiſchen und der claſſiſchen, auf das allgemein Menſchliche zielenden Richtung. Wirklich hat man auch zuletzt nichts mehr anführen können, um das Deutſche in das Centrum des Unterrichtes an höheren Schulen zu ſtellen, als daß daſſelbe ein Punkt ſei, an dem die allgemeine Bildung ſich ſammle. Allein auch dieſer Grund entſcheidet nichts. Denn allerdings iſt die Mutterſprache ein Sammelpunkt der allgemeinen Bildung, aber hauptſächlich gilt dies von der Mutterſprache in ihrer Entfaltung als deutſche Literatur und freie Lectüre der Erwachſenen, dagegen nur in ſehr geringem Maße auf der Stufe des deutſchen Unterrichtes. Dieſer ſoll weder ein Treibhaus ſein, aus dem die allgemeine Bildung wie der Spargel in Rußland den ganzen Winter hindurch auf den Markt gebracht wird, noch ſoll er auch nur die allgemeine Bildung zu früh bei dem Schüler zum Bewußtſein bringen, wenn ſie wirklich auf die richtige Weiſe bewirkt iſt.

Nehmen wir jedoch an, daß ohne eine ſtärkere Mitwirkung der humaniſtiſchen Studien durch den Unterricht eine allgemeine Bildung hervorgerufen werden kann, ſo würden etwa die drei Unterrichtsgegenſtände Religion, Geſchichte und Deutſch zu ihrer Erzeugung nöthig ſein. Dies aber wäre dieſelbe Trias, welche Lattmann als den Kern ſeiner „deutſchen Real- oder Bürgerſchule" ſetzt. Schulrath Gottſchick ſtimmt ihm bei.*) Sehr richtig hatte ſchon die Unterrichts- und Prüfungsordnung der Realſchulen bemerkt, daß die Realſchule eine Concentration des Unterrichts verlange, bei welcher die Mannigfaltigkeit als Einheit wirke und empfunden werde.

Am meiſten würde man dem Deutſchen ſelbſt ſchaden, wenn man ihm auf eine oder die andere Weiſe die Oberherrſchaft über den Gymnaſialunterricht zutheilen wollte. Man würde dadurch dem Unterrichte in der Mutterſprache die Aneignung des vollen Gewinnes aus den alten Sprachen nur erſchweren, deren größter Segen eben darauf beruht, daß ſie als todte Sprachen keine Selbſtzwecke und keine anderen Ziele als die höchſte humaniſtiſche Bildung verfolgen. Das Griechiſche iſt „gleichſam die geborene Sprache der Poeſie. Bei aller Beſtimmtheit und Klarheit in den Formen herrſcht in ihr das Geſetz der Freiheit, nur gezügelt durch ein lebendiges Schönheitsgefühl, was ſich in allen geiſtigen Producten dieſes Volkes offenbart."**) Allerdings ſteht nun aber durch gewiſſe äußere Urſachen noch mehr als durch äſthetiſche Gründe und tieferen Zuſammenhang, durch das ganze Mittelalter, unſere Kaiſer, ja durch das erſte Auftreten unſerer Humaniſten und Reformatoren und noch heute nachwirkende Beziehungen von den beiden alten Sprachen dem deutſchen Schulunterrichte am nächſten die lateiniſche. Wo indeſſen keine von beiden Sprachen mehr auf den Höhen idealer Beſtrebungen ihre uneingeſchränkte Wirkung praktiſch entfalten kann, da wird zwar immerhin der Schüler noch den billig denkenden Lehrer durch ſeine Aufſätze befriedigen können, aber große Fortſchritte in Literatur und Poeſie werden dort in jener Art wie einſt die Schulpforte ihren Klopſtock ausſandte, von der Schule nicht mehr angebahnt werden.*)

---

*) S. ſeine Recenſion von Lattmann's Schrift im 1. Jahrgange der berl. Bl. für Schule und Erz., herausgegeben von Bonnell, Fürbringer und Thile. Jedoch vergl. auch Gottſchick's Bemerkungen u. ſ. w. über die Stellung des deutſchen Unterrichtes in der Zeitſchrift für Gymnaſialweſen, 7. Band S. 747—766.

**) „Rede des Gymnaſialdirectors W. Schwarz bei der Einführung in ſein neues Amt durch den Provinzialſchulrath Herrn Dr. Tzſchirner" im Programme von Neu-Ruppin für 1853.

Wie immer es ſich auch mit den beſchränkteren Aufgaben verhalten mag, ſo kann doch das Höchſte nur an der Wurzel, an der es entſproſſen iſt, erlernt und zunächſt fortgeübt werden. Man ſollte daher auch metriſche Uebungen von ganzen Schulclaſſen immer lateiniſch und nicht nach Viehoff's Methode deutſch anſtellen laſſen, wo die lateiniſche Uebung nicht möglich iſt.

Im Allgemeinen pflegt mit dem Unterrichte in der Mutterſprache der lateiniſche am häufigſten in Verbindung geſetzt zu werden. Und gerade über dieſe Verbindung hat Hiecke ſich ſo eingehend und verſtändig geäußert, daß wir deswegen dem Lobe vollſtändig beiſtimmen müſſen, welches ſein ausgezeichneter Gegner Rudolf von Raumer**) ſeinen Bemerkungen über die Stellung des Deutſchen zu den übrigen Unterrichtsgegenſtänden überhaupt ertheilt. Hiecke's Anſicht über den Unterricht in Sexta hat zur Vorausſetzung die in den unterſten Claſſen wohl ziemlich allgemein durchgeführte Vereinigung des Lateiniſchen und Deutſchen in der Hand deſſelben Lehrers. Hiecke will, daß die grammatiſchen Hauptbegriffe (Redetheile, Unterſchied von Haupt- und Nebenſätzen und dergl.) an der Mutterſprache verdeutlicht und zum Bewußtſein gebracht werden; alles grammatiſche Detail aber ſoll ſich, wo Latein gelehrt wird, an dieſes anſchließen; ſobald daher erſt lateiniſche Schriftſteller geleſen werden, ſoll die Zergliederung deutſcher Perioden in der Regel ganz wegfallen.***)

---

*) Vergl. auch: „Gleim auf der Schule. Von H. Pröhle. Berlin, Gebauer. 1857.“ (Urſprünglich Programm der luiſenſtädt. Realſchule zu Berlin von demſelben Jahre.)

**) Der Unterricht im Deutſchen. 3. Aufl. Stuttgart. Lieſching. 1857.

***) S. jetzt Hiecke's Gutachten in den Reden und Aufſätzen. Nur weil jene trefflichen Sätze Hiecke's in der Praxis nicht die verdiente Anerkennung gefunden haben, erlaube ich mir, hier ſelbſtändig auf einige Einzelheiten aufmerkſam zu machen. Im Allgemeinen ſollte an das Deutſche zwar Erklärung und Belehrung über die Grammatik beider Sprachen, aber niemals die Einübung und Repetition lateiniſcher Formen angeknüpft werden; dergleichen verbietet ſchon die Stundenzahl im Deutſchen. Daß die lateiniſche Sprache im Vergleiche mit der deutſchen einen großen Reichthum bewahrt, indem ſie Caſus und Perſonen durch die bloße Flexion bezeichnet, iſt ſchon dem Sextaner vollkommen verſtändlich, und daß man deshalb die Reſte der deutſchen Caſusendungen ſchonen ſoll (alſo: des Stuhles, dem Tiſche, und in der Regel nicht: des Stuhls, dem Tiſch): dies leuchtet ihm um ſo mehr ein, als er gewöhnlich im Weſentlichen daſſelbe in der Elementarſchule gehört hat. Als Tertianer früh-

Aber auch die Verbindung des Deutſchen mit andern Lehrgegenſtänden kann ſich, beſonders von Tertia an, bald nur in Einzelheiten wie bei den neueren Sprachen, bald im Großen und Ganzen wie bei der Geſchichte als nützlich erweiſen. Inſonderheit iſt der Lehrer ſchon wegen der Zeiterſparniß darauf angewieſen, immer diejenigen Lehrgegenſtände, in welchen er außer dem Deutſchen unterrichtet, für die Aufgaben zu ſchriftlichen Arbeiten mit zu benutzen. Aus mehrfachen Gründen iſt für die Tertia der Realſchulen die Vereinigung von Deutſch, Geſchichte und Geographie in Einer Hand ſehr vortheilhaft: denn während die Verwandtſchaft der geſchichtlichen und geographiſchen Penſen für dieſe Claſſe, wie Alles was das Verſtändniß für einen tieferen Zuſammenhang der Wiſſenſchaften und der Dinge auf eine leichte und dankenswerthe Art fördert, den Eifer des Schülers anſpornt, werden nicht allein regelmäßig durch die Geſchichte, ſondern mitunter ſogar durch die Geographie*) die hier noch in ziemlicher Ausführlichkeit nöthigen Vorbereitungen zu den deutſchen Aufſätzen abgekürzt. Wie viel auch in der Geſchichtsſtunde ſelbſt für freie deutſche Vorträge geſchehen kann, iſt bekannt genug; die Einrichtung, die ich an einer Realſchule in der Provinz vorfand, daß nämlich dasjenige, was der Lehrer der Geſchichte in Prima und Secunda vorgetragen hatte, während derſelben Stunde von einem oder mehreren Schülern im Zuſammenhange wiederholt werden mußte, hat ſich mir in beiden Claſſen beſonders für den Geſchichtsunterricht ſelbſt bewährt.

ſtens erfährt er dann, daß in Zuſammenſetzungen, mit der lateiniſchen verglichen, die deutſche Sprache eine größere Kraft offenbare, eine Mittheilung, an welche ſich ſpäter dann auch die Warnung vor willkürlichen deutſchen Zuſammenſetzungen anſchließt. Wie das Deutſche auf die Unterſtützung des Lateiniſchen nicht rechnen kann, mögen dieſe und viele andere Vergleichungen, beſonders ſolche über die verkürzten Sätze, immerhin vorzugsweiſe in deutſchen Unterrichtsſtunden angeſtellt werden, wie denn dem Lehrer im Deutſchen kaum ein beſſeres Mittel zur Belebung des Intereſſes an ſeinen gelegentlichen Unterweiſungen in der deutſchen Grammatik zu Gebote ſteht als dieſe Vergleichungen mit dem mühſam erlernten, bis auf ſeine Participien und Infinitiven hin trefflich geregelten und kunſtvoll ausgebeuteten Latein.

*) Wenn auch Aufgaben wie Deutſchland's Bodengeſtalt von den Alpen bis zum Meere trotz des geographiſchen Unterrichtes ſelbſt mit Rückſicht darauf, daß der zum genaueren Durchſprechen ſehr geeignete Aufſatz von Gutsmuths im 3. Theile von Wackernagel's Leſebuche hierfür ein ſpecielles Muſter der einfachen Löſung iſt, nicht ſchon für Tertia ſich eignen dürften, ſo ſind doch z. B. für Berlin unbedingt geeignete Themata: Fluß- und Canalverbindung der Provinz Brandenburg, und eine Schifferreiſe von Warſchau nach Berlin.

Außer derjenigen Beziehung des Deutſchen zu den vorzugsweiſe ſogenannten Wiſſenſchaften, welche mehr durch den Lehrer vermittelt wird, gibt es auch noch eine ſolche, die man die literariſche nennen könnte. Sie iſt eine doppelte und beſteht erſtens darin, daß die ſyſtematiſchen Lehrbücher, aus denen doch viele Stellen wörtlich im Gedächtniſſe der Schüler haften, durch eine möglichſt vollkommene Form auf die Denkkraft und den Stil der Schüler einwirken ſollen, und zweitens darin, daß einzelne Producte unſerer claſſiſchen Nationalliteratur oder doch ſolche Stücke, welche als Muſter der Darſtellung und Schreibart zu betrachten ſind, zur beſonderen Einübung einzelner Abſchnitte der Geſchichte, Geographie und Naturgeſchichte benutzt werden. Die geſchichtlichen und geographiſchen Handbücher ſollten jedoch niemals ſelbſt jene muſterhaften Ausführungen zu liefern ſuchen,[*] weil ſie ſonſt den Vortrag des Lehrers ſo ſehr beengen, daß er das Handbuch nur noch dem häuslichen Fleiße des Schülers überläßt, und weil die gewöhnlichen Repetitionen ſelbſt in mnemoniſcher Hinſicht am zweckmäßigſten eingerichtet ſind, wenn ſie ſich an ein knapper gehaltenes, vom Lehrer vorgeleſenes und gelegentlich erläutertes Buch anſchließen. Als außergewöhnliche Wiederholungen aber, welche in der Schule ſelbſt vorgenommen werden können, ſollen eben jene claſſiſchen Stellen und Muſterſtücke dienen. In einer ſehr engen Verbindung des geſchichtlichen und deutſchen Unterrichtes findet ſich eine vortreffliche Gelegenheit, wenn in einer Obertertia die Geſchichte von 1517 bis 1648 (mit beſonderer Berückſichtigung der deutſchen) das Winterſemeſter ausfüllt. Man kann dann faſt Alles an Schiller's Proſa anknüpfen. Muß auch leider Schiller's Abfall der Niederlande für Secunda aufgeſpart werden, ſo kann doch die Belagerung von Antwerpen und der dreißigjährige Krieg vollſtändig geleſen werden.*) Wegen der großen Vortheile einer ſolchen Verbindung und da gerade in der Tertia ein vollkommenes Muſter für die Proſa zu geben iſt, wenn der Schüler überhaupt ſchreiben lernen ſoll, finde ich während dieſes Semeſters gegen eine entſchiedene Bevorzugung der Proſa nichts einzuwenden.

---

*) Einer der ſchlimmſten Fehler eines Handbuches dürfte wohl der ſein, wenn es an einzelnen Stellen, wie manche Ausdrücke der Claſſiker, eine förmliche Interpretation verlangt. So gibt die Schulgeographie von Seydlitz, wenn auch dies in den „Grundzügen“, als Naturproducte Deutſchlands nur an, daß es „unter allen Ländern Europa's am meiſten Silber und Zink“ hervorbringe, auch die „feinſte Schafwolle“ und „den berühmten (!) Rheinwein“ erzeuge. Dieſe Worte hätten nur einen genügenden Sinn, wenn in der Einleitung der Grundzüge ausdrücklich die allen Ländern Mitteleuropa's gemeinſamen Naturproducte angegeben wären. Da dies aber nicht geſchehen iſt, ſo muß der Lehrer bei den hervorgehobenen Worten den deutſchen Knaben förmlich ermahnen, ſeine treuen Hausthiere, ſeine nährenden Kornfelder und ſeine lachenden Obſtbäume nicht zu vergeſſen. Man ſage nicht, daß Goethe die entgegengeſetzte Art der Formulirung des Lernſtoffes zu tadeln ſcheint, indem Berlichingen's Söhnchen, ohne den Herrn von Berlichingen zu kennen, herſagt: „Jaxthauſen iſt ein Dorf und Schloß an der Jaxt, gehört ſeit zweihundert Jahren den Herren von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu.“ Denn Goethe verſpottet dieſe Worte nicht, weil in ihnen das Weſentliche enthalten und das Unweſentliche ausgeſchloſſen iſt, ſondern weil ſie von der frommen Tante dem Kinde zu früh und zu gedankenlos eingeübt ſind.

---

*) Im Winterſemeſter von 1864 auf 1865 wurde von mir in der bezeichneten Art ein Verſuch mit Schiller's Proſa gemacht und ſein dreißigjähriger Krieg mit den Schülern vollſtändig geleſen. Den Inhalt jedes einzelnen Abſatzes ſogleich durch die Schüler mit wenigen Worten zur Einübung des Inhaltes wiederholen zu laſſen, wurde zwar verſucht, würde aber die Beendigung der Lectüre unmöglich gemacht haben. Als Fingerzeig für die Schüler wurde jedoch, um ein gedankenloſes Leſen zu verhindern, der Inhalt jedes Abſatzes noch kurz vom Lehrer zuſammengefaßt. Später geſchah dies nur noch mit einem Worte. Um die Auffaſſung der Gliederung den Schülern zu erleichtern, müſſen ſie darauf aufmerkſam gemacht werden, daß die Einleitung des erſten Buches den Zuſtand Europa's von der Reformation bis zum Anfange des dreißigjährigen Krieges ſchildert, die faſt eben ſo ausführliche Einleitung zum zweiten Buche aber den Zuſtand Europa's nach der Schlacht am weißen Berge, obgleich Schiller in dieſer Einleitung wieder weiter zurückzugehen ſcheint. Vom Anfange des zweiten Buches des dreißigjährigen Krieges wurde den Schülern vor Anfertigung eines Auszuges ein Inhalt mit folgenden Worten dictirt: „Proteſtantiſche Fürſten. Katholiſche Fürſten. Spanien. Frankreich. Holland. England. Dänemark. Schweden. Fortſetzung der Geſchichtserzählung und Beginn des Auszugs der Schüler bei: Nach dieſer nothwendigen Digreſſion über den Zuſtand der damaligen Staaten. Friedrich V. Der Markgraf von Baden. Wimpfen. Mansfeld und Herzog Chriſtian. Tilly. König Chriſtian. Wallenſtein. Deſſauer Brücke. Lutter am Barenberge. Ende Mansfeld's und Herzog Chriſtian's. Wallenſtein's Kriegsführung. König Chriſtian's Rücktritt vom Kriege. Reſtitutionsedict. Wallenſtein's Abſetzung." Freie Vorträge wurden gehalten über jedes Buch des dreißigjährigen Krieges und Aufſätze (Auszüge) verfaßt nach mehreren größeren Abſchnitten. Zwar wurde eine Anzahl von Geſchichtsſtunden mit zum Deutſchen gezogen, doch ward im Grundriß der Weltgeſchichte von Dielitz der ganze Abſchnitt: „Europa von der Reformation bis zum weſtfäliſchen Frieden" kurz durchgenommen. Was mit beſonderer Berückſichtigung Deutſchland's im Handbuche über den dreißigjährigen Krieg geſagt iſt, wurde zur Repetition gleichfalls geleſen und bei jeder Angabe iſt kurz an die betreffende Stelle im Schiller erinnert. Dagegen erlaubte die Zeit den weſtfäliſchen Frieden im Anſchluſſe an das Handbuch noch ausführlicher vorzutragen. Die Geſchichte des weſtfäliſchen Friedens, durch welche Woltmann Schiller ergänzte, bietet für den Vortrag des Lehrers ſchon deshalb wenig Ausbeute, weil ſie nicht in Schiller's großem Sinne und Geiſte abgefaßt iſt. Daneben blieb im Deutſchen noch die nöthige Zeit, um unter Anderem an der Lectüre der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges die Wortſtellung, das Weſen der Periode und die Interpunction mit Rückſicht auf die Periode einzuüben. Auch wurden im Anſchluſſe an den erſten und zweiten Abſatz des erſten Buches folgende Synonymen beſprochen: Anfang und Beginn. Gebrauch und Anwendung. Meinungen, Gedanken, Trachten. Waffen, Gewehr, Rüſtung, Geſchütz, Stück, Geſchoß. Trennung und Spaltung.

Im Allgemeinen gilt ſolchen Darſtellungen gegenüber der Satz, daß die wirklich claſſiſche Form die beſte Lehrerin iſt, vor der ſich jeder andere Unterricht, abgeſehen von den Erläuterungen und den nöthigſten Berichtigungen des Stoffes, beſcheiden zurückziehen muß. Auf dieſem claſſiſchen Gebiete findet ſich im vollſten Maße die Beredtſamkeit und die Wärme für das Große und Hervorragende, ohne welche ſelbſt der Vortrag der Lehrer nicht mit fortreißt, ſondern an einer verwirrenden Menge von Einzelheiten hängen bleibt. Denn wenn auch unſere großen Dichter, welche wiſſenſchaftliche Gegenſtände in einer claſſiſchen Proſa behandelt haben, faſt ſämmtlich nur Dilettanten waren, deren Kenntniſſe beſonders jetzt vielfach überflügelt und veraltet ſind, ſo fehlt doch ihnen gegenüber ſelbſt den größten Forſchern das Divinatoriſche einer genialen Darſtellung, mit der ſie ihre Unterſuchungen durchführen, der tiefere Sinn für Ziel und Weſen der Dinge, durch welchen der Dichter in ſeinem eigentlichen Gebiete ſelbſt aus den ſcheinbaren Zufälligkeiten des menſchlichen Lebens eine höhere dramatiſche Wahrheit erſchafft, und vor Allem ſeine unvergleichliche Gabe, welche die nackten Reſultate mit den Perlen der Darſtellung vor den Augen des Leſers zu ſchmücken verſteht. So ziehe ich in gewiſſem Sinne Herder's naturwiſſenſchaftliche Stücke in der Einleitung zu ſeiner Philoſophie der Menſchheit, von der nachher die Rede ſein wird, vielen ſpäteren Leiſtungen auf dem Gebiete der populären Naturwiſſenſchaften vor. Scheidet man aus ſeiner „Aehnlichkeit der mittleren engliſchen und deutſchen Dichtkunſt“ das ganz Veraltete aus, ſo findet man die Charakteriſtik der Volksliteratur nirgends beſſer. Und manche andere deutſche Claſſiker ſind Herder in dieſer Beziehung nicht ganz unähnlich.

IV. Die Lectüre als Mittel der Erziehung.

Zwiſchen der Lectüre an ſich und zwiſchen der Lectüre als Mittel der Pädagogik findet ein großer Unterſchied ſtatt. Jene mag dem

Weine gleichen, der, unter Geſängen eingeherbſtet, munter gekeltert wird, und wenn er gegohren hat, von dem ſorgloſen Winzer in Schläuche und Fäſſer gegoſſen, weithin über Meere und Berge an unabhängige Zecher verhandelt wird. Dieſe gleicht der friſchen Milch, welche einem Jeden, je nachdem er ihrer bedarf, mit größerer oder geringerer Vorſicht dargeboten, nur in kühlenden Gefäßen von Haus zu Haus, ungern aber von Ort zu Ort verſendet wird. Jener ſoll der Menſchen Herz erfreuen, dieſe kann nichts als nähren.

Genauer betrachtet, werden wir aber doch von den für Schüler geeigneten Werken der Nationalliteratur immer eine größere Vollkommenheit fordern müſſen als von den anderen, gerade ſo wie ein Kriegsſchiff vollkommener ſein muß als ein Kauffahrteiſchiff, weil dieſes zwar gegen Wind und Wellen, jenes aber zugleich gegen die wilden Leidenſchaften und die verderblichen Erfindungen der Menſchen ſich zu vertheidigen eingerichtet ſein muß.

Daß überhaupt die Lectüre unſerer deutſchen Claſſiker als die eigentliche Grundlage des deutſchen Unterrichtes zu betrachten iſt, kann nicht mehr zweifelhaft ſein, ſeit Hiecke und nicht minder Heiland[*]) in einer ernſten und zeitgemäßen Weiſe auf einen größeren Umfang der Lectüre gedrungen haben.

Aber auch deshalb kann die volle Berechtigung einer umfaſſenderen Lectüre unſerer deutſchen Nationalliteratur in den höheren Schulen im Allgemeinen kaum bezweifelt werden, weil eine ähnliche Bildung, wie die der deutſchen Claſſiker, mehr durch den geringen Grad als durch die Art verſchieden, der Schüler einer oberen Claſſe ſchon beſitzt. Indem jedoch unſere Claſſiker mit einer beſchränkteren Sphäre der Bildung in Zuſammenhang treten, müſſen ſie dieſelbe ſtets in irgend einer Art erweitern und verallgemeinern. Da ſie auf dieſe Weiſe ſelbſt mit der Schule an der ſittlichen und intellectuellen Heranbildung der Menſchheit arbeiten, muß ihr Gebrauch ſich auch den Geſetzen der Pädagogik unterordnen laſſen, ſoweit ſie mit der Schule in Verbindung treten. Auch hat die Schule nicht unbedingt die Aufgabe, die Jugend mit der vaterländiſchen Literatur bekannt zu machen. Sie kann vielmehr dieſe Aufgabe nur inſoweit übernehmen, als dieſelbe mit ihren anderen Pflichten nicht in Widerſpruch tritt. Unter den übrigen Pflichten der Schule ſteht die Erziehung obenan. Die Schulerziehung aber fällt mit der Erziehung zum Humanismus, welche die Claſſiker ſich oft als Aufgabe ſtellen, keineswegs unbedingt zuſammen, ja, ſie iſt ſelbſt, wenn keine Irrthümer mit der Erziehung zum Humanismus verbunden ſind, von ihr doch immer verſchieden als eine vorläufige und vielfach bedingte. Schon hierdurch allein wird die Frage des ganzen deutſchen Unterrichtes weſentlich zu einer ſittlichen. Wie bei aller Unterweiſung, ſo kommt es auch bei dem deutſchen Unterrichte nicht ſowohl auf Ausbildung des Scharfſinnes, des Witzes, als auf Erziehung des Herzens an. So oft die Nationalliteratur mit den Grundſätzen der Schulerziehung in Widerſpruch tritt, wird die Schule die Kenntniß der Claſſiker nicht verbreiten können. Gerade die vaterländiſche Literatur darf ein jugendliches Gemüth am wenigſten ärgern. Mit dem, was bei dem griechiſchen und römiſchen Dichter noch beinahe unverfänglich iſt, kann unſer Landsmann ſchon die Sitten der Zeitgenoſſen vergiften, weil nur er ſcheinbar mit uns dieſelbe allgemeine Sitte anerkennt. Die Alten können den Unverdorbenen nicht leicht verführen, weil ihre Weltanſchauung nicht mehr die unſere iſt. Auch wird es, ſelbſt ohne ein tieferes Studium der Kunſtgeſchichte, nicht leicht dem Leſer der Alten völlig verborgen bleiben, daß die höchſte Blüthe Griechenlands mit ihren ſcheinbar vollkommenen Dichtungen und Statuen nur ein raſch hinwelkendes und ſich ſelbſt verzehrendes Product ſein konnte, weil deſſen Herrlichkeit nicht allein von echter und wahrer Natur und von den erhabenſten Ideen der Menſchheit gezeugt war, ſondern nebenbei auch der Unnatur und der Laſter jener Zeit zu ſeiner Exiſtenz bedurfte. Die deutſche Vorzeit war eine ganz andere, deshalb ſei die deutſche Lectüre des Jünglings keuſch wie die Sitten der alten Germanen. Wieland's Oberon iſt nicht für die Schule geſchrieben und Platen's Werke können dem Schüler nicht in die Hände gegeben werden. Er iſt durch die wenigen kleinen Gedichte, die in Schulleſebüchern von ihm ſtehen, wenn ſich eine oder die andere Ode auf Italien unter ihnen befindet, ſchon genügend vertreten.

---

[*]) „Deutſche Sprache in höheren Schulen" in K. A. Schmid's Encyklopädie des geſammten Erziehungs- und Unterrichtsweſens. I. (1859.)

Claſſiſche Schriften von mehr oder weniger ſittenloſer Haltung in der Schule zu leſen, um vor falſchen Richtungen zu warnen, wird kaum Jemand einfallen. Aber auch, daß einzelne Werke der deutſchen Literatur nur deshalb in der Schule geleſen werden ſollen, um die falſchen religiöſen Richtungen in der Literatur aufzudecken, iſt für mich und gewiß für manchen anderen Lehrer des Deutſchen, der nur in einem einfachen und reinen Material arbeiten möchte, ein höchſt abſtoßender Gedanke. Allerdings hat die deutſche Literatur einen Januskopf, deſſen eine Seite ſich von der Pädagogik abwendet und ſelbſt nichts mit ihr zu ſchaffen haben will. Aber dennoch muß entweder Krieg oder Frieden ſein zwiſchen Schule und Literatur, ſowie auch der Janustempel entweder offen oder verſchloſſen war. Nur ſieht man leicht, wenn man Hülsmann's und Heiland's Abhandlungen lieſt, daß in dieſer Hinſicht Leſſing's Nathan der Weiſe eine nicht leicht zu beſeitigende Ausnahmeſtellung behauptet. Dieſes Drama, indem es ſich didaktiſch geradezu mit religiöſen und ethiſchen Fragen in großem Maße beſchäftigt, ſtellt ſeinem unverkennbaren Angriffe auf das Chriſtenthum ein ſo erhabenes ſittliches Ideal gegenüber, daß ſowohl der Autor als die chriſtliche Schule, welche die deutſche Literatur gaſtfreundlich bei ſich aufgenommen hat, die Erläuterung des ſchwierigen Stückes während des Unterrichtes als ein Recht beanſpruchen kann. Jedenfalls dürfte die Zahl der Lehrer, welche ſich erbieten, an Nathan dem Weiſen ihren Schülern vorſichtiges Leſen zu lehren, indem ſie in ihm eine Verkennung der weltgeſchichtlichen Entwickelung des Menſchengeſchlechtes, ſowie die Schwächen im Charakter des Leſſing'ſchen Zeitalters nachweiſen und zeigen wollen, daß im Nathan nach Hülsmann's bekanntem Ausdrucke „der Jude kein Jude und der Chriſt kein Chriſt“ iſt, jetzt nicht ganz klein ſein. Geringer dürfte dagegen die Anzahl der Lehrer ſein, welche den Nathan, ohne ſelbſt auf chriſtlichem Grunde zu ſtehen, noch in chriſtlichen Schulen zu erläutern wagen.

Im Allgemeinen müſſen aber alle derartige Bedenken eher zur Verwerfung als zur Aufnahme einzelner Literaturwerke unter die Schullectüre führen.

Die Schule hat ja weder an und für ſich noch gerade in dieſem Augenblicke die Aufgabe, die Lectüre in der Mutterſprache auszudehnen, ſondern im Allgemeinen kann ihre Pflicht nach dieſer Seite hin nur die ſein, von der Jugend die bedenkliche Lectüre möglichſt fern zu halten und ſie durch eine wirklich bildende zu erſetzen. Die Lectüre in fremden Sprachen wird durch ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten von ſelbſt in der Abhängigkeit von der Schule erhalten. Deſto mehr iſt die Gefahr vorhanden, daß die Lectüre der Mutterſprache ſchon bei dem Schüler zu ſehr in die Breite geht. Die deutſche Lectüre der Jugend ſoll eine Sache der vernünftigen Wahl ſein. Nur wenn ſie wenigſtens bei der Jugend vom Zufalle unabhängig gemacht wird, kann ſie eine edle Geſittung fördern und ſelbſt die Kenntniſſe auf eine nennenswerthe Weiſe vermehren. Die Erziehung ſoll ihre Aufſicht über die Geſellſchaft, in welcher der Schüler lebt, auch bis zu dem Puncte ausdehnen, mit Bezug auf welchen es heißt: Gute Bücher ſind eine gute Geſellſchaft. Iſt doch ſchon an ſich der Abſchnitt in der Entwickelung von großer Wichtigkeit für häusliches Leben und menſchliche Geſittung, wenn Knaben und Mädchen ſich zu Hauſe in ihrem Buche zu leſen gewöhnen, wobei ſelbſt das Plätzchen, das ihnen im Zimmer angewieſen wird, und die Stellung des Stuhles, auf den ſie jedes Mal zurückkehren, nicht gleichgiltig ſcheint. — Man ſieht leicht, daß in der Leitung de rLectüre ſpäterhin die Erziehung in den gewöhnlichen bürgerlichen Verhältniſſen das Höchſte nicht gut erreichen kann. Um nur eins hervorzuheben, ſo wird die häusliche Erziehung in dieſer wie in anderer Hinſicht immer unzureichender, je mehr der Sohn ſich in intellectueller Hinſicht über den Bildungsſtandpunkt des Vaters erhebt.*) Wie häufig dies jetzt der Fall ſein mag, zeigt die unter den Gewerbtreibenden ſehr verbreitete Anſicht, daß ihre Söhne zu ihrem Fortkommen dreimal ſo viel lernen müßten, als ſie ſelbſt gelernt hätten. In allen Fällen einer unvollkommenen häuslichen Erziehung wird auch die Leitung der Lectüre nur eine unvollkommene ſein. Doch muß der Lehrer ſeine Aufmerkſamkeit auf die Lectüre verdoppeln, je weniger ihn die Familie dabei unterſtützt.

In Alumnaten wie Schulpforte wird die Erziehung ihre Aufgabe in Bezug auf die Lectüre auf eine vollkommenere Weiſe löſen können. Glänzende Erfolge vermag auch in dieſer Hinſicht die Erziehung des reiferen Jünglings im Elternhauſe unter den Augen des feiner gebildeten Vaters zu erlangen, welche durch die ihr zu Gebote ſtehenden reicheren Mittel und durch eine unabläſſige und ſehr poſitive Sorgfalt, beſonders auch mit Hilfe einer wohlberechneten Lectüre, ſogar jene Mängel und jene Armuth an Naturanſchauungen künſtlich auszugleichen verſteht, die ſonſt an der Jugend der großen Städte oft nur zu bemerkbar wird. Nur von der Thätigkeit des höher gebildeten Vaters, welche auch auf den reiferen Jüngling noch einzuwirken weiß, können die Beſtrebungen des Lehrers für eine angemeſſene Lectüre in der Mutterſprache bedeutend unterſtützt werden, wie dieſe Thätigkeit denn überhaupt von der des Lehrers gar nicht weſentlich verſchieden iſt.

Zwei Fragen ſind es, die ſich der Lehrer in Bezug auf die Lectüre ſeiner Schüler in der Mutterſprache vorlegen wird. Was ſoll geleſen werden? Wie ſoll geleſen werden? Mit Ausnahme Ph. Wackernagel's und Rudolf's von Raumer haben die Schriftſteller, welche den deutſchen Unterricht behandeln, die zweite Frage für die wichtigſte gehalten. Beſonders ſcheint Hiecke anzunehmen, daß die Lectüre der Schüler zunächſt durch die falſche Methode des Leſens ſich verſchlechtert habe, und daß erſt durch dieſe die ſchlechte Auswahl der Lectüre bedingt wird. Dagegen gibt Lattmann ſehr gut zu verſtehen, daß der Schüler nun gerade darum ſich nicht zur Lectüre claſſiſcher deutſcher Werke hingezogen fühle, weil er ſie nach Hiecke nicht mit dem gewöhnlichen Nachdenken, ſondern faſt unter allen Umſtänden mit einer ungewöhnlichen geiſtigen „Kraftanſtrengung“ leſen ſolle.

---

*) Mit der mütterlichen Erziehung verhält es ſich etwas anders.

Indem man aber die Methode der Lectüre wieder vereinfacht, muß man ſich vor dem Fehler hüten, zugleich in der Auswahl nachſichtiger zu werden. Ich will nicht behaupten, daß dies einem Nägelsbach begegnet ſei, weil er in ſeiner trefflichen Gymnaſialpädagogik*) ſagt, er würde ein Gedicht wie Goethe's König von Thule ohne alle Bemerkungen bloß vorleſen. Er wollte ſich wohl über das Leſen dieſes Gedichtes gar nicht ausſprechen und nur deſſen Erläuterung verwerfen. Doch iſt die Bemerkung nicht überflüſſig, daß der König von Thule überall mehr hingehört als in die Claſſe.

Was nun die Beantwortung jener beiden Fragen anlangt, ſo hat die Frage: was ſoll geleſen werden? auch dadurch für mich eine erhöhte Bedeutung erhalten, daß ſich bei ihrer Beantwortung in früheren Schriften über den deutſchen Unterricht Widerſprüche in Bezug auf die Lectüre einiger unſerer größten Dichter herausgeſtellt haben, welche noch nicht unterſucht und gelöſt ſind. Dieſe Puncte werde ich beſonders in's Auge faſſen müſſen.

Sollte trotz aller Vorſicht die Zahl der Bücher, welche ich zur Lectüre nicht vorſchlage, ſondern meiſtens nur gelten laſſe, doch ſchon als zu groß erſcheinen, ſo würde dies Bedenken in ſo fern verſchwinden, als der Lehrer ganz nach ſeinem Bedürfniſſe beliebig viele Bücher aus der Claſſenlectüre in die Privatlectüre verweiſen kann. Doch muß im Ganzen das Schwerere für die Claſſenlectüre ſelbſt verſpart werden. Ob das Aufgegebene privatim geleſen iſt, erfährt der Lehrer durch vierteljährliche oder monatliche Repetitionen, von denen keine über eine Stunde Zeit in Anſpruch nehmen darf. Damit er den Schülern ſelbſt nach und nach die Bücher, die zur Privatlectüre beſtimmt ſind, in die Hände geben kann, ſind Schulbibliotheken ein dringendes Bedürfniß. Die zur Privatlectüre vorgeſchriebenen Bücher darf Niemand aus denſelben über vierzehn Tage behalten.

---

*) Erlangen, Autenrieth. 1862.

V. Ueber die Stellung der Jugendſchrift zur Schülerlectüre.

Aus dem Geſagten geht ſchon hervor, daß es ſich bei der Lectüre der Jugend nur um die claſſiſche Nationalliteratur handeln kann und daß dieſe im Allgemeinen nicht nur als Grundlage des deutſchen Unterrichtes, ſondern auch als Privatlectüre für den Schüler in höheren Claſſen dienen muß. Wirkliche Unterhaltungsſchriften*) für die reifere Jugend ſind dagegen (abgeſehen von bloßen Büchertiteln) in der deutſchen Literatur faſt gar nicht vorhanden. Nur Michael Kohlhaas von Heinrich von Kleiſt, deſſen Hermannsſchlacht und Prinz von Heſſen-Homburg auch am beſten von den Schülern zu Hauſe geleſen werden, darf gewiß und Wilhelm Hauff's Lichtenſtein vielleicht als eine ſolche gelten. Die Erzählungen und Dramen in Theodor Körner's Werken werden meiſt nur wegen dieſes Heldennamens der Jugend nicht entzogen; jedoch iſt zu beachten, daß nicht allein ſein Zriny, ſondern auch ſein Joſeph Heydrich eine vortreffliche Geſinnung athmet.

Gegen Novalis' Heinrich von Ofterdingen möchte als bloße Unterhaltungsſchrift für die reifere Jugend trotz Einer verfänglichen Stelle nicht ſehr viel einzuwenden ſein, noch weniger aber gegen Immermann's Hofſchulzen.**)

Salzmann's Schwarzmantel***) iſt wegen der leidigen pädagogiſchen Erörterungen, die nach der Weiſe der Philanthropen eingemiſcht ſind und freilich leicht überſchlagen werden können, als Jugendſchrift wie als Volksbuch unbekannt geblieben, wäre aber ein guter Roman für Schüler, denen der ſiebenjährige Krieg zu rechter Zeit vorgetragen iſt.

---

*) Die hier genannten Unterhaltungs- und die Jugendſchriften dürfen von Schülern geleſen werden, ſind aber nicht, wie die Privatlectüre, aufzugeben oder gar ihrem Inhalte nach zu repetiren.

**) Ich meine den illuſtrirten Roman, aus dem die Geſchichten von Münchhauſen und deſſen Schloſſe ausgeſchieden ſind.

***) Joſeph Schwarzmantel. Ein Unterhaltungsbuch für die Jugend. 4. Aufl. Mit einem Kupfer. Reutlingen, Enßlin. 1829.

Geſchichtliche Werke, welche als Schriften für die reifere Jugend bezeichnet werden, ſollten ſich vor anderen hiſtoriſchen Arbeiten durch ſorgfältige Wahl des Stoffes und durch edle parteiloſe Darſtellung auszeichnen, ſonſt aber durch nichts von ihnen weſentlich unterſcheiden. Aehnlich verhält es ſich mit den Zeitſchriften für die reifere Jugend, welche ohnehin meiſtens geſchichtlich ſind. Wenn ſie gut und wahrhaft kindlich ſind, ſo werden ſie gerade ſo ſein, wie unverdorbene Männer und edle Frauen ein Journal ſich ſelbſt wünſchen; wenn ſie aber ſchlecht und kindiſch ſind, ſo werden ſie ihr jugendliches Publicum zum Affen des großen machen und vor ihm eine nachgeäffte, ja, mitunter eine traveſtirte deutſche Literatur ausbreiten. Jenes Ideal einer Jugendſchrift wird in Maſius' Luſt und Lehre durch die Arbeiten des Herausgebers über den Nil u. ſ. w. erreicht; aber auch dieſes Zerrbild eines Knabenjournals iſt wirklich vorhanden und die deutſche Jugend verdankt ihm eine neue Romanze vom Taucher, in welchem Louis Napoleon an die Stelle des Tauchers von Schiller getreten iſt. Alles dies dürfte ſchon zeigen, daß eine eigene Schriftſtellerei für die reifere Jugend nicht gut möglich iſt. Wohl aber bleibt die häusliche Lecture für jüngere Knaben, die nur einige Stunden täglich auf ihre häuslichen Arbeiten verwenden ſollen, als das eigentliche Gebiet der Jugendſchrift übrig. Dieſe entlehnt zwar vom Jugendunterrichte ihre meiſten Stoffe; da ſie jedoch dieſelben zur Unterhaltung und oft faſt zum Spiele zuſpitzt, ſo äußert ſie nur eine unbedeutende Rückwirkung auf den Unterricht und tritt erſt durch das deutſche Leſebuch, welches ausnahmsweiſe auch wohl einmal aus der Jugendſchrift ſchöpft, zur Schule in eine Beziehung. Von den älteren gemüthvollen Jugendſchriften ſollten die von Chriſtoph Schmid und Löhr nicht vergeſſen werden.

VI. Prüfung eines Vorſchlages von Rolß und Lübker.

Hiermit iſt von der Literatur der Jugendſchriften vielleicht ſchon zu viel geſagt, denn ſie ſteht mehr unter der Obhut der Väter und Mütter als der Lehrer; und — um die Wahrheit zu ſagen — das Vergehen der Eltern, die vom Buchhändlerlehrlinge ſchlechthin „eine Kinderſchrift" für den Weihnachtstiſch verlangen, iſt nicht halb ſo groß, als die Verantwortlichkeit deſſen, der in den Sälen der Nationalliteratur, wo die Claſſiker, wie einſt die römiſchen Senatoren auf dem

Forum bei der Ankunft der Gallier, der eindringenden Jugend ſtumm und ſtolz nur die goldenen Buckeln zeigen, die Lectüre der Jünglinge auswählen ſoll; hier, wo die Weisheit ſich ernſt will ſuchen laſſen, die Tugend ſelten anders als an der Hand der Schönheit auftritt; wo der Leidenſchaften Sturm und Drang und die Sünden des alten Adams gähren, von denen manche, in Dramen und Lieder gegoſſen, über hundert Jahre lang die Menſchheit „vergnügt" haben. In dieſer ſelten heiligen, ſtets aber großen und erhabenen Halle verſchwindet die gemeine Anpreiſung und nichts bleibt dem Pädagogen hier zurück als ernſte Wahl, erſchwert durch den lauten Streit über den Charakter und die Angemeſſenheit nicht allein der Autoren, ſondern ſelbſt der Jahrhunderte für die Bildung der Jugend. Sogar wenn wir vorläufig feſtſetzen wollten, daß hauptſächlich nur die vaterländiſche Literatur ſolcher Jahrhunderte, deren Sprache noch ohne Lexikon und Grammatik verſtanden wird, zum Werke der Jugendbildung herbeigezogen werden ſoll: ſelbſt dann ſehen wir noch — wie im Märchen den tapferſten Vater mit den nicht untüchtigen Söhnen — das achtzehnte Jahrhundert mit dem neunzehnten und das ſechzehnte mit beiden in Betreff des Bildungsſtoffes für die Jugend um die Palme ringen.

Was der planmäßigen Lectüre der Schriftſteller des ſechzehnten Jahrhunderts in unſeren Augen zur Empfehlung dienen würde, iſt der Umſtand, daß wir im Allgemeinen für die deutſche Lecture diejenigen Stücke, welche etwas größere Schwierigkeiten in der Sprache darbieten, eher aufſuchen als vermeiden wollen. Daß der Verſtand und die Phantaſie des Schülers um ſo tiefer in den Geiſt des Schriftſtellers eindringt, je länger die Sprachform bei dem Autor zu verweilen nöthigt, iſt einer der hauptſächlichſten Vortheile, welche das Studium der Alten für die Jugendbildung darbietet.*) Daß aber jene deutſchen Schriftſteller nicht ohne weitere zwingende Gründe allein um der etwas ſchwierigeren Sprachform willen in Schulen geleſen werden können, liegt auf der Hand. Man hat ſie auch nicht deswegen zur Schullecture empfohlen, ſondern wegen des Geiſtes einer volksthümlichen Naivetät, der in ihnen lebt und von ihnen entweder der Sprache mitgetheilt oder

---

*) Es iſt zugleich der Grund, weshalb der Schüler nicht an den deutſchen, ſondern zunächſt an den griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern, ſo weit er es nicht ſchon in den unteren Claſſen am Deutſchen gelernt hat, mit Aufmerkſamkeit und Nachdenken leſen *lernen* und dieſe Kunſt dann beim Leſen ſchwieriger *deutſcher* Stücke von vorn herein gleich *anwenden* ſoll.

aus der Sprache geſchöpft iſt. Noch Leibnitz rühmte, weil ſie „voll Realwörter" ſei, die Sprache ſeiner Zeit; „ignorat inepta" ſagte er von ihr und hielt ihre unverdorbenen Wurzeln für fähig, ſelbſt in möglichſt concreten Ausdrücken noch die Sprache des abſtracten Gedankens zu erzeugen. Die Hoffnung, welche Leibnitz — wenn anders ich ihn nicht mißverſtehe — in dieſer Beziehung gehegt haben mag, iſt nicht erfüllt worden; denn obgleich die Volksſprache in Deutſchland ſich bis jetzt ihre maleriſchen und urſprünglichen Formen bewahrt hat, ſo iſt doch ſelbſt in die Umgangsſprache der Gebildeten ein Uebermaß von fremden und abſtracten Wendungen eingedrungen. Unter dieſen Umſtänden ſahen zwei namhafte Pädagogen, der Prälat von Roth und der Director Lübker,*) im Gegenſatze (wie ſie ſagten) gegen das Abgegriffene, Verwaſchene und Nivellirte unſeres heutigen Stiles in Ausdruck und Periodenbau ſich nach deutſchen Literaturproducten voll ſcharfen Gepräges und markigen Gehaltes um, das dem Charakter unſerer Zeit und unſerer Jugend noth thue. Da ſie dies in der deutſchen Proſa des 16. Jahrhunderts fanden, ſo ſchlugen ſie den Sebaſtin Frank, den Frundsberg, den Tſchudi und beſonders mehrere Schriften von Luther als Schullectüre vor und wollten dafür das Leſen der neueren deutſchen Dichter aus der Schule in die Häuſer verweiſen. Wenn man aus Rückſichten auf die neuere Literatur vor ihren Vorſchlägen zurückſcheuen ſollte, dann hätten auch die Griechen — ſo entwickelten ſie — der Sprache und Darſtellung der Sophiſten den Vorzug geben müſſen vor der naiven Einfachheit eines Herodot und Thucydides. Wir können an dieſer Stelle nur ſagen, daß die Beſchuldigung, welche dieſer Vergleich enthält, viel ſchwerer iſt als die Sache verlangt; und bei aller Hochachtung für Männer wie Roth und Lübker müſſen wir hier hinzufügen, daß uns ſolche Künſteleien als kleinmüthig erſcheinen, die das Maß eines Heilmittels weit überſchreiten, da ſie kühn die lebendigen Nerven und Adern durchſchneiden und öffnen, während ſie doch dieſelben durch die verordneten großen Humpen von ſtarken Kräutertränken nicht wieder mit Blute zu füllen im Stande ſind. Nicht jene Frank, Frundsberg und Tſchudi, viel weniger der Hans von Schweinichen, auf welchen einer der Beiden für die Schule nur ungern zu verzichten ſcheint, wohl aber die lutheriſche Bibelüberſetzung, in der Religionſtunde erlernte geiſtliche Lieder, zu rechter Zeit die gelegentliche Mittheilung von Luther's Briefe an ſein Söhnlein Hans, von ſeiner Fabel über Eſel und Löwen, recht volksthümliche Lieder in der Geſangſtunde und viele Ueberlieferungen, beſonders auch wo ſie im Vortrage der einfachen Sprache älterer Gelehrten wörtlich folgen, enthalten die wahre Quinteſſenz des Naiven, welches wir auch aus der deutſchen Literatur (wenn auch hier nur in dem Maße einer heilſamen Medicin) unſerer Jugend nicht vorenthalten wollen, und ſind zugleich die richtigen Beiſpiele eines kräftigen, ſtets nach concretem Ausdrucke ringenden Stiles.

---

*) Roth und Lübker, Empfehlung der deutſchen Proſa des 16. Jahrhunderts zur Schullectüre in der Zeitſchr. f. Gymn. 14. Jahrgang. 1860. S. 255—260.

VII. Grimm's Sagen und die Gedichte von Claudius.

Oder dürften nicht — um nur eins auszuführen — die deutſchen Sagen der Brüder Grimm als ein ſolches Heilmittel mit Fug und Recht betrachtet werden? Iſt nicht tief und feſt der Grund, auf dem ſie erwachſen ſind? Sie waren das Licht der Ampel, das in der Frühzeit an dem Dome der deutſchen Alterthumskunde angezündet wurde, ehe denn der ſchöne Morgenſtern des Volksglaubens bei den Deutſchen mehr und mehr erloſch. Aber obgleich die Grimm'ſche Sammlung von 362 Ortsſagen ihnen ſelbſt 1816 noch als dürftig erſchien*), ſo erging es mit dem Buche doch wie mit dem Oele des Berggeiſtes auf dem Geleuchte der frommen Bergleute, „das nicht abnahm und darum noch immer ein großer Vortheil war." Die Grimm'ſche Sammlung verdankt dies der Urſprünglichkeit, welche ſie, wie einen alten Adel, vor allen ſpäteren Sagenſammlungen, und nicht nur ſcheinbar, voraus hat. Der von den Brüdern dargelegte Sagenſchatz trug doch in ſich eine äſthetiſche Vollſtändigkeit, dem gegenüber die ſpäter für die Mythologie nöthigen Sammlungen wie ein äſthetiſcher Luxus erſcheinen. War doch die Grimm'ſche Sammlung vorzugsweiſe aus Chroniken geſchöpft und enthält ſie doch deshalb mit weiſer Oekonomie des Wunderbaren nicht viel mehr, als was gelehrte Männer früherer Zeiten für glaubhaft und oft zugleich noch für lehrreich gehalten hatten. Unerreicht blieb die Sprache der Grimm'ſchen Sagen, durch welche ſie auf alten Chronikenberichten oft wie jene bunten Bilder ſich erheben, die in den Klöſtern auf Pergament gemalt wurden. Dieſe Gemälde aber waren nicht bloß Wunder- und Heiligenbilder. Das ganze alltägliche Leben in rührender Einfachheit und Treuherzigkeit ſehen wir hier unentſtellt ſeinen ruhigen Gang dahingehen, wie nur etwa noch ein Prätorius, aus dem die Grimm'ſchen Sagen vielfach geſchöpft ſind, in ſeiner ganzen bürgerlichen Ehrbarkeit es vor Augen gehabt haben mag. So bietet ſich eben hier eine dem jetzigen Geſchlechte faſt unſchätzbare Schule für die natürliche und geſunde Anſchauung dar, nicht minder gerade hier eine Schule für concrete Ausdrucksweiſe, wie ſie in unſerer Zeit nicht leicht mehr gefunden wird. Vom Lehrer erzählt bilden dieſe Sagen den paſſendſten Stoff zu den erſten Aufſätzen der Knaben. Zur Schullectüre und zur Beſprechung eignen ſich dieſelben ihres ſtarken ethiſchen Gehaltes wegen beſſer als die Märchen und obgleich die Grimm'ſchen Kinder- und Hausmärchen durch die fleißige Bearbeitung in den häufigen Ausgaben immer gewonnen haben, ſo ſollten doch die deutſchen Schulleſebücher fleißigere Abdrücke aus den Sagen als aus den Märchen enthalten. Dieſe ſollten in Schulen mehr *erzählt* werden, ſei es durch den Lehrer, oder durch Schüler, welche ſie *zu Hauſe* in Märchenbüchern geleſen haben. Die Stücke in den Märchenbüchern der Kinder ſollten weder von Jugendſchriftſtellern erfunden noch verändert, ſondern von den Sammlern aus der Zahl der Volksmärchen ſelbſt ausgewählt ſein.*)

---

*) Durch den 2. Band, die Geſchichtsſagen, ſtieg 1818 die Zahl der Grimm'ſchen Sagen auf 584.

Und nicht allein Märchen und Sage ſollen die Liebe und Anhänglichkeit an das Concrete im Denken und Sprechen frühzeitig befeſtigen, ſondern mindeſtens Einen Dichter, der zugleich claſſiſch und volksthümlich iſt, können wir als bewährten Arzt gegen krankhafte Abſtractionen ſchon früh der Jugend zuweiſen: *Matthias Claudius* nämlich iſt ein rechter Autor für Sexta und Quinta und er kann, der Schule einmal gewonnen, für ſie ſtets erhalten bleiben, da ſeine dem Anſcheine nach kunſtvoll ausgemeißelten Lieder mit ihren bald ernſthaften, bald ſcherzhaften aber immer claſſiſchen Naturſchilderungen nie-

---

*) Vergl. auch H. Pröhle „Deutſche Sagen", Berlin, Ulrich Frank 1863. Vorwort S. XVI. (Die gleichzeitig beſonders erſchienenen *Anmerkungen* berühren die pädagogiſche Verwendung der Sagen nicht). Und H. Pröhle „Märchen für die Jugend. Mit einer Abhandlung für Lehrer und Erzieher. Halle, Waiſenhaus. 1854." Unter den Ausgaben der *Grimm'ſchen* Märchen iſt die *kleine* in der Auswahl ganz für Kinder berechnet.

mals wie ſeine köſtliche, aber mehr launenhaft entworfene Proſa für ein größeres Publicum veralten wird.*)

VIII. Bemerkungen über das Verhältniß der erſten guten Proſaiſten der neueren deutſchen Literatur zum Unterrichte.

Selbſt dem Vorſchlage von Roth und Lübker hat mehr oder weniger auch der Wunſch, ein fruchtbares Muſter für den Stil der Schüler aufzuſtellen, zu Grunde gelegen; wie es denn überhaupt möglich iſt, die Lectüre mehr als bisher auf einzelne Zwecke zu berechnen. Allerdings ſcheint Mancherlei zu einer fleißigeren Lectüre der Proſa aufzufordern. Nur dürfen wir in ihr nicht zu weit gehen. Denn wie die claſſiſchen Literaturen durch ihre erhabene Urſprünglichkeit eine tiefere Bildung verleihen als alle neueren, ſo üben auch die vaterländiſchen Dichter mit ihrer verhältnißmäßig größeren Urſprünglichkeit eine noch intenſivere Wirkung auf den jugendlichen Geiſt aus als die vaterländiſchen Proſaiſten. Da aber in allen Dingen die Regel vor der Ausnahme gelehrt wird, ſo werden ſich auch die Elemente ſtiliſtiſcher Unterweiſungen beſſer an die ſchlichten Proſaiſten, welche ſelbſt die Regel befolgen, anſchließen laſſen, als an die ſchwindelnden Virtuoſen des proſaiſchen Stiles. Dieſe ſetzen ſich gerade über die Regel hinweg. Der reifere Schüler ſoll das Glänzende ihrer Schreibart zwar würdigen lernen, aber auch das Unnachahmliche darin erkennen. Man wende gegen Cicero's lateiniſchen Stil ein was man will: nur glaube man ja nicht durch einen anderen Autor eben ſo leicht und ſo vollkommen als durch ihn das Verſtändniß für das Weſen der Periode aufſchließen zu können. Da er als ein Vorbild für den deutſchen Stil, was er durch die Vermittelung des lateiniſchen Aufſatzes lange Zeit geweſen iſt, jetzt nur noch eine geringe Geltung beanſpruchen kann, ſo wird man zunächſt in der deutſchen Sprache viel einfachere Muſter des Stiles empfehlen müſſen, weil die deutſche Grammatik nicht mit gleich unerbittlicher Logik wie die lateiniſche größere Reihen von Sätzen zu beherrſchen verſteht.

---

*) „Ich danke Gott und freue mich," „Der Mond iſt aufgegangen," „Im Anfang war's auf Erden," „Urians Reiſe um die Welt," „Goliath und David" ſollten durchgenommen und auswendig gelernt werden. Das „Lied hinter'm Ofen zu ſingen" ohne die 3. Strophe und das „Abendlied des Bauersmannes" ohne Strophe 4, 5, 6, ebenſo das „Morgenlied eines Bauersmannes" von Strophe 1—5; der „glückliche Bauer" von Strophe 1—8, „Lied vom Reiſen" Strophe 1—3, 10—15 können von den Schülern gelernt werden. Ich erlaube mir dabei die Bitte auszuſprechen, daß die nächſte Geſammtausgabe von Claudius bequemer eingerichtet werden möge als die ſiebente, da in dieſer das Nachſchlagen ſehr erſchwert iſt. Sie beſteht nämlich aus 4 Bänden, während das Inhaltsverzeichniß am Schluſſe zugleich auf die 8 Theile des wandsbecker Boten Rückſicht nimmt. Entweder müßte eine Ausgabe in Einem Bande, oder in 8 Theilen, oder in beliebigen Bänden mit Verſchweigung der alten Eintheilung veranſtaltet werden. Die Geſammtausgabe ſollte in keiner mit einer Schule in Verbindung ſtehenden Bibliothek fehlen, braucht aber natürlich nicht im Beſitze der Schüler zu ſein.

Wir ſchreiten daher an dem breiten Strome der modernen deutſchen Proſa hinauf bis zu ihrem Urſprunge, um zu ſehen, ob ſich aus dieſer Quelle ſchon eine leichte und einfache Belehrung über den Stil ſchöpfen läßt oder nicht. Als den erſten guten deutſchen Proſaiſten kann man Salomon Geßner bezeichnen, wenn man von der Uebertreibung abſieht, daß ſeine wohlklingende Proſa an einigen Stellen in ein beſtimmtes Versmaß übergeht. Sein Stil mit den regelmäßig und einfach gebauten Perioden, welche auch in Ueberſetzungen wohl nachgeahmt werden können, hat ihn zu einem Vertreter der deutſchen Literatur in Frankreich gemacht.*) Obgleich wir jetzt wiſſen, daß eben ſowohl ſeine Verbreitung als ſeine Schreibart zuſammenhängt mit jener Verflachung des Stoffes, welche Herder bei ihm die Verſchönerung des Ideales nennt: ſo werden Kundige einen Proſaiſten, aus dem ſo viele Ausländer mit Leichtigkeit die deutſche Sprache erlernt haben, für das Privatſtudium als überſichtliches und leicht verſtändliches Muſter des Stiles nicht ganz unbeachtet laſſen wollen. Er dürfte eben nur für das Privatſtudium und zwar überhaupt nicht für Schüler zu empfehlen ſein. Ein Blick auf ſeine Schriften wird dieſe Behauptung rechtfertigen. Den Tod Abels von Geßner wegen ſeines Stiles zu leſen hindert die Weitſchweifigkeit dieſer Dichtung. Die Mehrzahl von Geßner's Idyllen**) kann, weil ſie erotiſch ſind, Schülern nicht in die Hände gegeben werden. Die Idyllen Myrtil, Amyntas, Palemon ſind zwar von unverfänglichem Inhalte, aber allzu matt. Es würden daher als Muſter der Schreibart für Schüler unter Geßner's Idyllen nur übrig bleiben das Geſpräch zwiſchen Tityrus und Menalkas,*) und „der Wunſch“. Selbſt „der Wunſch“ ſollte als Stilprobe nur bis zu den Worten: „Wenn unzählbare Welten und Sonnen über mir leuchten“ vorgeleſen werden. Wer aber gern Veranlaſſung nimmt, an dieſe Lectüre die Geſchichte der Schweizer in der Literatur zu knüpfen, kann die Idylle bis zu Ende vorleſen.**) Aber ſelbſt wenn wir das literarhiſtoriſche Intereſſe mit auf die Wage legen, ſo kann doch das Reſultat unſerer Erörterung über Salomon Geßner für den deutſchen Unterricht eben nur ſein, daß einige von ſeinen Idyllen verdienen vorgeleſen oder höchſtens in die Schulleſebücher aufgenommen zu werden. Das Letztere gilt nicht gerade für diejenigen, die ſchon darin ſtehen.

---

*) Vergl. Gervinus, Geſch der d. Dicht. 4. Aufl. IV. S. 153.

**) Zuerſt erſchienen im Anfangsjahre des ſiebenjährigen Krieges.

Viel wirkſamer als durch Geßner wird der Gedanke, daß ein guter deutſcher Proſaſtil vielleicht beſſer an den Beiſpielen einer einfachen Gediegenheit, als an den glänzenden aber unberechenbaren Literaturerſcheinungen gelehrt werden könne, unterſtützt durch einen Mann von unſterblichen wiſſenſchaftlichen Verdienſten: der Stil Johann Joachim Winkelmann's, des Alterthumsforſchers, flötet ſtark und voll wie die erfriſchte Schalmeie, welche eine Nacht hindurch im vollen Brunnentroge gelegen hat. Schon in den wenigen Stücken, die von ihm bereits in unſeren Leſebüchern ſtehen, nämlich in den Beſchreibungen des Laokoon und des Apollo von Belvedere, rundet Winkelmann, ganz in die Anſchauung der Plaſtik verſenkt, faſt ohne jede abſichtliche Nachahmung alter Sprachen, ſeine Perioden eben ſo harmoniſch als natürlich ab. Und wie nach einem von ihm ſelbſt in anderem Zuſammenhange gebrauchten Bilde der Vorſprung des ausgepreßten Rebenſaftes der edelſte Wein iſt, ſo hat er im fortwährenden und unmittelbaren Verkehre mit den erhabenen Kunſtwerken des Alterthumes ſeinen Gedanken eine Form zu geben gewußt, welche als eine natürliche Vorausſetzung des Goethe'ſchen Stiles betrachtet werden muß, aber gerade darum ſo einfach und ſo kunſtlos ſich bei Goethe nicht mehr findet.

---

*) Hölty ſcheint durch daſſelbe die Anregung zu dem Gedichte: „Der alte Landmann an ſeinen Sohn“ (darin: Ueb' immer Treu' und Redlichkeit) empfangen zu haben.

**) „Der Wunſch“, die einzige Idylle von Geßner, welche förmlich das Leben in der Schweiz beſchreibt, wurde, wie mir ſcheint, das Vorbild für K. v. Bonſtetten's durchdachte „Briefe über ein ſchweizeriſches Hirtenvolk“ (1782) von denen einige beſonders mit Rückſicht auf manche überladene oder triviale Schilderungen aus neuerer Zeit wohl als Muſter einer edlen Art der Beſchreibung angeſehen werden können. Bonſtetten übte Einfluß auf Johannes von Müller und auf Schiller.

Ohne allen Zwang baut Winkelmann ſo ſchöne und mitunter liebliche Perioden, daß es ihm an deren Ende nicht mehr darauf ankommt, die Ausgänge nach Regeln zu berechnen. Ueberall in ſeiner Schreibart liebt er mehr ſanfte Wölbungen als eckige Gegenſätze und Leſſing'ſche Antitheſen. Dieſer Stil iſt immer ſchön genug, um den Schriftſteller ſtets ſcheinen zu laſſen, was er iſt; und wahr genug, um ihn nie ſcheinen zu laſſen, was er nicht iſt. Gerade ſo ſchön aber und gerade ſo wahr ſollte man der Jugend zu ſchreiben lehren.

Mit dieſer Wahrheit hängt es zuſammen und vermehrt die Vortheile, die Winkelmann der Schule darbieten könnte, daß er, der Gelehrte, eigentlich nie eine ſogenannte poëtiſche Proſa ſchreibt. Er zeichnet ſich dadurch beſonders vor Herder vortheilhaft aus, dem Gervinus nicht ganz ohne Grund vorwirft, daß er als Dichter immer proſaiſch und als Proſaiſt immer dichteriſch ſein wolle. Dem eben Geſagten widerſpricht die Meinung Goethe's nur ſcheinbar, wenn er von Winkelmann's Beſchreibung der Statuen rühmt: „Das vollendet Herrliche, die Idee, woraus dieſe Geſtalt entſprang, das Gefühl, das durch dieſe Geſtalt erregt wird, ſoll dem Hörer, dem Leſer mitgetheilt werden, und indem er nun die ganze Rüſtkammer ſeiner Fähigkeiten muſtert, ſieht er ſich genöthigt, nach dem Kräftigſten und Würdigſten zu greifen, was ihm zu Gebot ſteht. Er muß Poët ſein, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht." Gerade ſo, wie Goethe hier angiebt, wird nämlich der vorzügliche Proſaiſt ſich verhalten, wo der weniger gute abſichtlich zur poëtiſchen Proſa greift. Um Winkelmann in dieſer Art zum vollendeten Proſaiker zu machen, ſcheint mir ein eigenthümlicher Umſtand mitgewirkt zu haben. Er kannte zwar die alten Dichter genau, aber er liebte ſie nicht nach ihrem Verdienſte. Er zog Schlüſſe aus ihnen, aber Einfluß hatte auf ihn nur die Kunſt. So ſcheint auch ſein Stil ſich zwar nach den Geſetzen der Schönheit und des künſtleriſchen Ebenmaßes, aber ohne allen Einfluß der Dichtkunſt als eine durchaus muſterhafte Proſa gebildet zu haben.

Noch immer verdient auch der Inhalt von Winkelmann's Schriften der Jugend bekannter zu werden. Es kommt hierbei nicht darauf an, daß derſelbe vielfach durch andere Forſchungen überholt iſt, wie ſchon die trefflichen Anmerkungen zur Geſammtausgabe von Winkelmann's Werken zeigen, welche für den deutſchen Unterricht in keiner Weiſe in Betracht gezogen werden müſſen. Indem Winkelmann ſich im Allgemeinen begnügte, ſeinen Zeitgenoſſen nur inſofern Neues zu ſagen, als er das Schöne beſchrieb, welches er faſt allein von ſeinen Landsleuten geſehen hatte, richtete er ſeine Schriften zu einem Muſeum unvergänglicher Werke ein, aus denen namentlich die Schule einen lange dauernden Gewinn ſchöpfen kann. In jetziger Zeit, da die Nachbildungen von den künſtleriſchen Werken der Alten an ſo vielen Orten aufgeſtellt ſind, iſt eine Anleitung des Schülers zu ihrem Verſtändniſſe, wie ſie Winkelmann gewähren kann, keine ganz unbillige Forderung. Ueberhaupt aber ſcheint es wünſchenswerth, wie denn in Allem die Mutterſprache mit den claſſiſchen Studien Hand in Hand gehen ſoll, daß auch der deutſche Unterricht dem Schüler etwas Urſprüngliches und nicht erſt Abgezogenes über die antike Welt in die Hand gibt. Dieſe antike Weltanſchauung iſt bei Winkelmann unter den Deutſchen am lehrreichſten, weil ſie bei ihm nur auf poſitiven Kenntniſſen beruht. Wo neben dieſen bei anderen Autoren auch die geniale Lebenserfahrung zur Bildung der antiken Weltanſchauung mitwirkt, iſt ſie wenigſtens nicht aus ganzem Holze geſchnitten. In ſolchen Fällen wird ſie oft von einer gewiſſen einſeitigen epikuräiſchen Richtung beherrſcht, bei der ein ziemlich modernes Behagen die wahre Ruhe des olympiſchen Zeus verdrängt. Ich will dies nicht vollkommen auf Goethe anwenden, da es ihm an Kenntniß des Alterthumes nicht fehlt, aber ſogar ſeine allerliebſte Schrift über Winkelmann zeigt, wie anders Goethe das Antike auffaßt als Winkelmann. Der Dichter eignete ſich den zierlichen Schmuck und der Proſaiſt die tiefe Wahrheit der antiken Weltanſchauung an. Der Wunſch aber, daß auch dieſe in der Schule durch den deutſchen Unterricht vertreten ſein möchte, wird nicht als ganz unbillig erſcheinen.

Was nun aber den Umfang betrifft, in welchem Winkelmann von der Jugend geleſen werden kann, ſo wird er durch mancherlei Rückſichten von ſelbſt beſchränkt. Einige größere Werke ſcheint Winkelmann mehr für Künſtler oder eigentliche Gelehrte abgefaßt zu haben. In Betreff der Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Werke in der Malerei und Bildhauerkunſt nebſt zwei Anhängen ſagt Goethe, daß ſie für die Nachkommenden ein verſchloſſenes Buch bleiben würden, und daß man ihnen wohl vergebens durchaus einen Sinn abzugewinnen ſuchen möchte, wenn man nicht von der Perſönlichkeit der damals in Sachſen verſammelten Kenner und Kunſtrichter, von ihren Fähigkeiten, Meinungen, Neigungen und Grillen näher unterrichtet iſt. Dieſe Bemerkungen ſcheinen mir nur zu gelten für die beiden wunderlichen Anhänge, in denen Winkelmann ſich ſelbſt angriff und dann gegen den eigenen Angriff vertheidigte. Das Lob, welches Goethe vorausſchickt, nehme ich für die Hauptſchrift allein in Anſpruch. Dennoch könnte dieſe nur wenigen Primanern oder Secundanern zur Privatlectüre empfohlen werden. Am wünſchenswertheſten iſt, daß erſt der Studirende ſie lieſt und ſogleich darauf die Lectüre des Laokoon wiederholt, zu welcher Leſſing vorzugsweiſe durch dieſe Schrift angeregt wurde. In der Schule ſelbſt wäre nur zu leſen die kurze Erinnerung über die Betrachtung der Werke der Kunſt und Einzelnes aus Winkelmann's Hauptwerke, der Geſchichte der Kunſt des Alterthums. In dieſer iſt auch Winkelmann's Stil am meiſten charakteriſtiſch.*) In dem „Trattato preliminare oder vorläufige Abhandlung vor dem Werke: Monumenti antichi inediti“ ſuchte Winkelmann die Reſultate ſeiner Kunſtgeſchichte in anſprechender Form für ſeine römiſchen Gönner in italieniſcher Sprache zuſammenzufaſſen. Da indeſſen zufällig für dieſe manches Unweſentliche von beſonderem Intereſſe ſein mochte, und da er noch nicht mit der vortheilhaften Kunſt der Autoren des neunzehnten Jahrhunderts, die Reſultate ganz von den Unterſuchungen zu trennen, bekannt war, ſo eignet ſich die vorläufige Abhandlung, wie trefflich ſie auch in Winkelmann's Werken überſetzt iſt, als Ganzes nicht zur Lectüre für Schüler. Auch ähnelt die vorläufige Abhandlung ſo ſehr der Kunſtgeſchichte, daß Bruchſtücke aus dieſer nur da geleſen werden können, wo jene den Schülern völlig unbekannt geblieben iſt.**)

Auch Winkelmann können wir alſo nach näherer Unterſuchung, mancher Schwierigkeiten wegen, doch nur zur Lectüre für einzelne begabte Schüler, zum Vorleſen durch den Lehrer mit Weglaſſung der von uns ausgeſchiedenen Stellen und auch zu etwas größerer Berückſichtigung in Leſebüchern für die erſten Claſſen empfehlen, wo ſolche Bücher vorhanden ſein ſollten. Wer Winkelmann noch weiter zur Lectüre heranziehen wollte, würde meiner Meinung nach den Verſuch wagen müſſen, dies entweder auf Koſten Leſſing's oder auf Koſten Herder's zu thun.

---

*) Ich ſchlage vor: 1. Buch, 1. Cap., §. 1—6. — 1. Buch, 2. Cap., §. 1—16. — 8. Buch, 1. Cap., §. 8—14. — 3. Buch, 4. Cap., §. 27 bis 30. — 4. Buch, 1. Cap., §. 3—8. — 4. Buch, 1. Cap., §. 1—7 und §. 28—34. — 4. Buch, 2. Cap., §. 21—24. — 5. Buch, 2. Cap., §. 9—12. — 5. Buch, 5. Cap., §. 20—22. — 5. Buch, 6. Cap., §. 13 bis 17. — 7. Buch, 1. Cap., §. 9—11. — 7. Buch, 3. Cap., §. 24. — 8. Buch, 2. Cap., §. 1. — 8. Buch, 2. Cap., §. 8—14. — 8. Buch, 3. Cap., §. 1—4.

**) Aus der vorläufigen Abhandlung würde ich vorſchlagen: 4 Cap., §. 1—9. — 4. Cap., §. 43—47.

Faſſen wir das Reſultat unſeres Vorſchlages zuſammen, daß man die neuere gute Proſa auch einmal an ihren Quellen ſtudiren ſollte, ſo verhehlen wir uns nicht, daß das von uns aufgeſtellte Prinzip in der Praxis nur eine ſehr beſchränkte Anwendung zuläßt.

IX. Leſſing.

Mit Winkelmann ſteht Leſſing in mannigfachem Zuſammenhange. Er iſt für den Unterricht im Deutſchen neuerdings ganz beſonders lebhaft empfohlen worden. Ehe wir in dieſer Hinſicht für oder gegen Leſſing Partei nehmen, müſſen wir nicht allein ſeine Stellung in der Literatur, ſondern auch diejenige zu den Geſammtzwecken der Schule kurz erörtern; es möge uns geſtattet ſein, daß wir jene viel höher anſchlagen als er ſelbſt, und daß wir über den zweiten Punct minder günſtig denken als dem Anſcheine nach einige ſeiner lebhafteſten Verehrer. Was ſeine Stellung zur deutſchen Literatur anbetrifft, ſo hielt er ſich ſelbſt kaum für einen Dichter. Das merkwürdige Schlußcapitel in der hamburgiſchen Dramaturgie,*) worin er dies ausſpricht, zeigt indeſſen nur ſeine geringe Meinung von ſeinem Glücke, welches ihm nie geſtattete, derjenigen Gattung der Production, die er ſelbſt für die höchſte hielt, ſich ausſchließlich zu widmen. Was er als einen Mangel an dichteriſcher Begabung fühlte, war nur ein Mangel an äußeren Gütern oder deſſen Folge, und das beſcheidene Maß, das er an ſeinem Genie zu erkennen glaubte, hatte er freiwillig ſeinen Productionen vorgeſchrieben, um wenigſtens einige Blüthen auf dem Gipfel des Parnaſſes zu ſeiner eigenen Zufriedenheit zeitigen zu können. Schade, daß von den drei Dramen, welchen er den Stempel dieſes Beſtrebens aufdrückte — Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und dem ſchon im IV. Abſchnitte beſprochenen Nathan**) — die Schule nur dasjenige mit allen ihren Aufgaben, z. B. mit dem chriſtlichen Religionsunterrichte, wird in Uebereinſtimmung finden können, das er ſchon eher als jene merkwürdige Stelle in der hamburgiſchen Dramaturgie geſchrieben hatte: Minna von Barnhelm. Da aber Leſſing, je größere Claſſicität er, abgeſehen von ſeinen Jamben, in der Ausführung dieſer Dramen erreichte, nur um ſo bereitwilliger in der Wahl des Stoffes auf die Stürme und Parteiungen des Lebens Rückſicht genommen hat, ſo entziehen ſich die anderen beiden Stücke mehr oder weniger der Schule, der ſie ſonſt durch Formvollendung und Gedankenreichthum auf's Beſte empfohlen wären.

---

*) 1767.

**) Unter Leſſing's proſaiſchen Arbeiten iſt die Erziehung des Menſchengeſchlechtes zum Theil von denſelben Geſichtspunkten aus geſchrieben wie der Nathan. Wer alſo fürchtet, daß der Nathan in der Schule mißverſtanden werden könnte, wird ihn kaum durch die Erziehung des Menſchengeſchlechtes in ein anderes Licht zu ſetzen im Stande ſein. S. jedoch S. 42.

Während jedoch der wahrhaft ſchaffende, der dichtende Leſſing dem modernen Stoffe eine claſſiſche Form gibt, wählt der nach Wahrheit ringende, der lernende Leſſing in ſeiner Proſa ſo oft als möglich das Claſſiſche im weiteſten Sinne des Wortes zum Inhalte ſeiner Unterſuchungen. Ihre Abfaſſung aber iſt in der vollen Bedeutung des Wortes modern und bei aller Muſterhaftigkeit des Stiles, der Polemik, der Briefform ſpiegelt ſie doch nur das Ringen, die Zweifel, die Kämpfe einer unruhigen und unbefriedigten Exiſtenz wieder. Wir ſehen daher Leſſing, den Proſaiſten, ſtets in einer Herculesarbeit begriffen, die nicht mehr und nicht weniger bezweckt, als unter den ungünſtigſten Umſtänden ſich ſelbſt zuerſt diejenige geiſtige Vollkommenheit zu erwerben, welche er dann auch ſeinen ſorgſam gepflegten poëtiſchen Schöpfungen mitzutheilen wünſchte. „Ich wickle das Geſpinnſt der Seidenwürmer ab — ſagt Leſſing zunächſt mit Rückſicht auf die Maler im 52. antiquariſchen Briefe — nicht um die Seidenwürmer ſpinnen zu lehren, ſondern aus der Seide für mich und meines Gleichen Beutel zu machen; Beutel, um das Gleichniß fortzuſetzen, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen ſo lange ſammle, bis ich ſie in gute wichtige Goldſtücke allgemeiner Anmerkungen umſetzen und dieſe zu dem Capitale ſelbſtgedachter Wahrheiten ſchlagen kann." Leſſing, der faſt noch weniger als Winkelmann das verſtand, was wir jetzt das Populariſiren der Wiſſenſchaften nennen, ſondern ſtets in die Detailforſchung einging und oft nur durch die Kraft der Darſtellung den Zuſammenhang mit dem Allgemeinen aufrecht zu erhalten wußte, rechtfertigt mit dieſen Worten vorzüglich die Methode, die er in den antiquariſchen Briefen anwendet. Ihren Inhalt bildet bekanntlich zum größten Theile die Steinſchneidekunſt der Alten, ein allzu ſpecieller Gegenſtand für ein allgemeineres Studium. Der Methode wegen verdienen aber doch die antiquariſchen Briefe allgemeiner ſtudirt zu werden,*) wenn auch nicht in der Claſſe und überhaupt beſſer auf der Univerſität als in der Schule. Dahingegen eigne die Schule Leſſing's Proſa ſich an, wo er, ob auch noch ſo ſpeciel, vom claſſiſchen Alterthume ausgeht, um die Geſetze der Poëſie und der bildenden Künſte zu unterſuchen. In der Prima muß der **Laokoon****) geleſen werden. Auch können dort diejenigen Stellen der hamburgiſchen Dramaturgie geleſen werden, in denen Leſſing Antikes beſpricht oder Modernes nach antikem Maße abhandelt***). Hier wie überall, wo durch Auslaſſung Lücken entſtehen, ergänzt der Vortrag des Lehrers mit wenigen Worten den Zuſammenhang. Aber leider wird in einem anderen Sinne ſelbſt der Laokoon, auch wenn wir ſeine vollſtändige Lectüre in Prima erreichen, auf die Schüler noch lange nicht den Eindruck einer vollkommen ebenmäßigen Abhandlung im Großen machen können. Zwar hat Leſſing die genialen Grundideen, die er beweiſen wollte, vollkommen ausgeführt; aber durch immer neue Ziele im Kleinen und Großen, die ſein unruhiger Geiſt ſich ſetzt, hat das Werk eine mehr fragmentariſche Geſtalt behalten. Nicht minder hat die Form des Laocoon von Leſſing im Ganzen und Großen etwas verloren durch die Abhängigkeit von Winkelmann. Auch daß Leſſing ohne eine ſolche Abhängigkeit nicht über die Kunſt zu ſchreiben vermochte, iſt nur die Schuld ſeines Mißgeſchickes, das ihm auf dem Felde der Gelehrſamkeit faſt noch hinderlicher war als auf dem Parnaſſe†). Die Abhängigkeit des Leſſing'ſchen Laocoon von Winkelmann war aber eine doppelte, indem Leſſing bald ſich auf Winkelmann berief, bald ihn widerlegte. Und gerade unter dieſer doppelten Beziehung litt am meiſten die Form der Abhandlung. Leſſing's Schriften gegen Götze dagegen gewinnen äußerlich gerade dadurch, daß ihr Verhältniß zu dem Gegner ein einfaches und entſchiedenes iſt. Auch der Stil dieſer theologiſchen Streitſchriften zeigt eine noch größere Vollendung als ſonſt Leſſing's Proſa. Dem von einem Verehrer Leſſing's ausgeſprochenen Wunſche, daß die Schriften gegen Götze zur Schullectüre herangezogen werden möchten, kann ich mich aber keineswegs anſchließen. Auch aus Leſſing's Literaturbriefen wird die Schule ſich nichts aneignen können: denn wie nachmals noch ein Theil der hamburgiſchen Dramaturgie, ſo beſchäftigen dieſe ſich durchweg mit ganz unbedeutenden Werken und zeigen gar zu ſehr die widerwärtigen Verhältniſſe nicht allein der damaligen deutſchen Literatur, ſondern im Zuſammenhange damit auch des eigenen Lebens, aus denen Leſſing ſich hervorarbeiten mußte. Leider iſt unter dieſen Umſtänden Leſſing's Proſa für die Schule ſehr zuſammengeſchmolzen.

---

*) Wir möchten beſonders auf den 54. Brief aufmerkſam machen. Als Muſter der Polemik ſind die erſten und letzten antiquariſchen Briefe zu betrachten.

**) Entweder ganz oder doch bis zum 22. Capitel, nach welchem hauptſächlich nur noch die Erörterungen über das Häßliche folgen. Aus dem Anhange zum Laokoon iſt der Schule zu empfehlen das 31. Capitel („Herr Winkelmann" bis „zu zeigen") und der Abſchnitt von der Verſchiedenheit der Zeichen, deren ſich die Künſte bedienen.

***) Die Stellen über Voltaire und Shakeſpeare im 10. Stücke von den Worten „den ſechsten Abend" bis im 12. Stücke zu den Worten: „mit Vergnügen ſehen wird"; die vom Ariſtoteles handelnden Stellen, zunächſt das 19. Stück bis zu den Worten: „zu nähren mißbraucht". Das 37—51. Stück gegen Voltaire, das zugleich über Ariſtoteles handelt, ferner die im 73. Stücke beginnenden und im 83. ſchließenden Erörterungen über Ariſtoteles und Shakeſpeare, welche an Richard III. von Weiße geknüpft ſind; und die in eine Polemik gegen Diderot eingekleideten Erörterungen über Ariſtoteles im 86.—95. Stücke.

†) „. . . . ich nehme ja Alles an, was die, die ihn ſelbſt geſehen haben, an ihm bemerkt haben . . . . Und habe ich denn nicht Kupfer vor mir gehabt, in welchen die ganze Welt den borgheſiſchen Fechter er-

Wir müſſen jedoch bei Leſſing's Darſtellungsweiſe noch länger verweilen, da gerade dieſe neuerdings vorzugsweiſe dem Schüler als Muſter für ſeine eigenen Arbeiten aufgeſtellt iſt.

Leſſing's Stil kann man vorzugsweiſe geiſtreich nennen; er zeugt zwar von der größten Virtuoſität des Producirens, iſt aber doch immer eine rein individuelle Verbindung von Gedanken und Sprache, die dem Unterrichte und der Nachahmung von Schülern nur ſehr wenige Anknüpfungspunkte gewährt. Gewiß würden die meiſten Lehrer dasjenige, was ſie an Leſſing's Schreibart, dieſer Summe von Vollkommenheiten des Stiles, ſo ſehr bewundern, in unvollkommnerer Form ſogleich doppelt mangelhaft und bei einſeitiger Nachahmung dieſer oder jener charakteriſtiſchen Einzelheit ſogar unausſtehlich finden. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß nicht Einzelheiten in Leſſing's Stile ſich finden, die an ſich nachahmbar ſind. Zur Nachahmung verdient vor Allem empfohlen zu werden außer der großen Abwechſelung und dem Reichthume der Figuren die Lebendigkeit in Leſſing's Schreibart, der edle Ausdruck einer vollkommenen Geiſtesgegenwart im Stile, den wir in dieſer Art nur hier finden. Als Beiſpiel für dieſe Geiſtesgegenwart des Stiles führe ich die muſterhafte Stelle aus Leſſing's anti-

---

kennt? Oder iſt es nicht der borgheſiſche Fechter, welcher bei dem Perrier . . . . von vier Seiten, bei dem Maffei . . . . von zwei Seiten . . . . erſcheint?" (13. antiquariſcher Brief.)

quariſchen Briefen an: „Herr Klotz fragt: „„Erinnerte ſich Leſſing nicht an das große homeriſche Gemälde des Polygnotus?““ In der Leſche zu Delphi waren zwei große Gemälde des Polygnotus. Welches meint Herr Klotz? Das im Hereintreten rechter oder linker Hand?“ Hier nöthigt die Einfachheit und Wahrheit der Worte uns die Ueberzeugung von der Ueberlegenheit Leſſing's im Vergleiche mit ſeinem Gegner auf, die man, nachdem das gedruckte Wort an die Stelle des Geſpräches getreten iſt, in einer Polemik nur ſelten noch mit gleicher Stärke gewinnen kann.

An manchen Stellen hat Leſſing's Stil etwas wahrhaft Bezauberndes. Es beruht auf der Raſchheit und Lebendigkeit, welche dasjenige, was wir die meditatio nennen, blitzartig noch in Hunderten von Sätzen und Wendungen des Schreibenden zucken läßt. Doch ſind auch die Geſetze der Rhetorik dem gelehrten und phantaſievollen Autor ſo wohl bekannt, daß er ſchon in den Briefen an Mendelsſohn mitunter ſpielend das bloße Schema derſelben durchblicken läßt.*) Manche der gebrauchten Formen ſind ſo glänzend, daß es ſcheint, als hätte der Vortrag, der Monolog des Autors, welcher beſtändig auf innere Stimmen und Einwürfe horcht, ſich noch durch manche Wendungen des Dialoges bereichert, der ihm vom Drama her geläufig iſt.**) Ganz unverkennbar aber hat ſich Leſſing's Stil oder beſſer geſagt ſeine Sprache bereichert durch die Blüthe der Converſation in den geiſtreichen Kreiſen von Leipzig, Berlin, Breslau und Hamburg. Wie die hieraus erwachſene Leichtigkeit, ſo kann auch auf der anderen Seite die Gewalt, mit welcher Leſſing in manchen Conſtructionen die Mutterſprache handhabt, von einem jugendlichen Nachahmer mißverſtanden werden.*)

---

*) In einer trefflichen neueren Rhetorik ſteht die Bemerkung: „Man ſehe ſich einmal die Uebergänge bei Leſſing an.“ Richtig, wenn man überhaupt aus ihnen lernen; falſch, wenn der Schüler ſie nachahmen ſoll. Der geiſtvollſte Uebergang bei Leſſing findet ſich in dem glänzenden Schlußkapitel zur hamburgiſchen Dramaturgie. Leſſing erzählt dort ſelbſt die Geſchichte dieſes Unternehmens. Er ſpricht zuerſt von der Begründung deſſelben und zweitens von deſſen Zerſtörung durch einen Nachdruck. Was kann einfacher zuſammenhängen als dies? Bei Leſſing aber bildet den Uebergang vom erſten zum zweiten Theile die Abfertigung eines Recenſenten, welcher die Anzeige des erſten Bandes der Dramaturgie mit den Worten geſchloſſen hatte: „Ich würde auch den zweiten (und letzten) Band der Dramaturgie anzeigen können, wenn nicht die Abhandlung wider die Buchhändler dem Verfaſſer zu viel Arbeit machte, als daß er das Werk beſchließen könnte.“ Es war gewiß höchſt geiſtreich, dieſen vorwitzigen und klatſchhaften Recenſenten noch vor den Nachdruckern zu beſtrafen und mit dieſer Beſtrafung erſt „die Abhandlung wider die Buchhändler“ einzuleiten. Wir fürchten aber, daß durch ähnliche Beiſpiele in Schulen die Vorſtellung entſtehen könnte, als ſollten Uebergänge mehr äußerlich oder wohl gar oft humoriſtiſch ſein.

**) S. den Brief an Nicolai vom 13. November 1756.

Nach Allem, was hier über Leſſing's mit Recht hoch bewunderte gelehrte Proſa dargelegt worden iſt, ſcheint mir dieſelbe doch auch unter dem traurigen Drucke jener ungünſtigen Verhältniſſe mitgelitten zu haben, von dem er ſich nach dem eigenen Geſtändniſſe durch die langſame Ausarbeitung ſeiner claſſiſchen ſpäteren Dramen zu erholen ſuchte. Nur indem er eins von dieſen, die Emilia Galotti, in ungebundener Rede verfaßte, hat er nach meiner Anſicht eine wahrhaft vollkommene deutſche Proſa geliefert, aus der noch jetzt mancher claſſiſche Satz in Aller Munde lebt. Auch aus dieſem Grunde begreife ich ſehr wohl, weshalb ein überaus beſonnener Pädagoge einem Programm zufolge noch neuerdings der Emilia Galotti in der Claſſe eine beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt haben mag, obgleich ich es nicht billigen kann.

X. Herder.

In einem ganz anderen Verhältniſſe als Leſſing ſteht Herder zur Schule. Zwar wollte ſie Hiecke zu Gunſten Schiller's, Goethe's und

---

*) Allerdings zeigt ſein Wort im Nathan: „Ich will mich möglichſt eilen" größere Sprachlebendigkeit, als ſie unſrer gewöhnlichen Sprache ſonſt noch eigen iſt; allerdings öffnet es das Verſtändniß für die Sprache überhaupt, wenn Leſſing ſo manches intranſitive Verbum noch tranſitiv gebraucht; wenn er ſagt: „er glüht heitre Freude"; „ſie klingt es bloß, ſie iſt es gar nicht", oder: „ich ſchwöre bei dem Blute, das er gern für Dich einſt bluten wird." Verhalte es ſich aber mit dieſen Wendungen, wie es wolle, ſo ſind doch die accusativi cum infinitivo, welche bei Luther noch in einem organiſchen Zuſammenhange mit dem Geiſte der damaligen deutſchen Sprache erſcheinen, bei Leſſing nur als wirkungsloſe Verſuche zu betrachten, der deutſchen Sprache aus der lateiniſchen zurückzugeben, was ſie in einem jugendlicheren Alter ſelbſt beſeſſen hatte. Drei oder vier accusativi cum infinitivo bei Winkelmann ſcheinen Leſſing zu dieſen häufigen Verſuchen aufgemuntert zu haben. Beiſpiele aus Leſſing: „Ich kann weiter nichts, als es bedauern, daß ich ſeinen (Winkelmann's) Angaben, die ich nach dem eigenen Augenſcheine ertheilet zu ſein glauben durfte, ſo ſorglos gefolgt bin." Und dann: „Was Wunder, daß ſie vor den Augen des Cyrus mit einem Gottesdienſte Gnade fanden, den er zwar noch weit unter dem reinen Sabeismus, aber doch weit über die großen Abgöttereien zu ſein erkannte, die ſich dafür des verlaſſenen Landes der Juden bemächtigt hatten." Außer dieſen beiden Beiſpielen könnte ich noch ſehr viele aus Leſſing anführen.

Leſſing's von einer eingehenden Beſchäftigung mit Herder entbinden; allein wir ſtimmen in dieſem Punkte, weil wir bei Herder wenigſtens bereits ein gewiſſes für den Unterricht ſo erſprießliches und in der Nationalliteratur nicht eben häufiges pädagogiſches Element erkennen, mit Hiecke keineswegs überein. Wir halten vielmehr die Anſicht der Realſchulordnung für richtig, daß der Lehrer gerade über Herder ſelbſt etwas nähere biographiſche Mittheilungen machen kann, die im Allgemeinen um ſo mehr zurücktreten müſſen, je mehr die Lectüre in den Vordergrund tritt. Herder's Leben zeigt uns eine muſterhafte Jugend: Alles verdankt er ſeinem Talente und ſeinem Fleiße. Seine erſten Erfolge beflügeln die Willenskraft eines jeden unverdorbenen jungen Menſchen und alle Herzen ſind mit in dem ſegelfertigen Schiffe, auf dem er endlich zur Belohnung am Schluſſe ſeiner Jugendzeit die lehrreiche Reiſe von Riga nach Nantes antritt. Nicht ſowohl ſeine nachmalige einflußreiche Stellung in Kirche und Schule, als vielmehr die unverkennbare Treue und die innere Würde, mit der er dieſe Aemter verwaltet, geben ſeinem Leben einen bedeutungsvollen Abſchluß. Obgleich ſpäter nicht wie früher Lehrer im engeren Sinne des Wortes, bot er ſich doch oft der Jugend noch als Führer auf ihren Lebenswegen an und Goethe war, als ſein Sohn confirmirt wurde, von dem Inhalte der Herder'ſchen Confirmationsrede*) tief bewegt. Die Anweiſung, welche Herder für das Studium der Theologie ſchrieb, ſollte dem künftigen Theologen vor ſeinem Abgange von der Schule dringend zur Lectüre empfohlen werden. Jeder Abſchnitt ſeiner allerdings nicht ſehr bedeutenden Schrift „Vom Geiſte der hebräiſchen Poëſie“ (Oberſecunda) kann dazu dienen, das Verſtändniß für die Lectüre der Bibel zu eröffnen oder zu ſchärfen. Herder's Schulreden eignen ſich nicht alle mehr zur Schullectüre. Aber außer der gut ſtiliſirten und gedankenreichen Rede: „Nicht der Schule, ſondern dem Leben“**) ſollte doch wenigſtens die „Von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit, Nothwendigkeit der Geographie“ noch beachtet werden.

Wir wenden uns jetzt von Herder's theologiſchen und pädagogiſchen Arbeiten zu ſeinen Leiſtungen auf dem eigentlichen Gebiete der Nationalliteratur. Leider hatte er auf ſeiner dichteriſchen und Gelehrtenlaufbahn nicht mit geringeren Hinderniſſen als Leſſing zu kämpfen. Seine frühen und hohen Aemter haben ihn niemals unabhängig gemacht von den Büchermeſſen. Seine Vielſeitigkeit, die er keineswegs auf ſeine Studien einſchränkte, ſondern auch zur äußerlichen Erweiterung ſeiner Productionen benutzte, entfernten ihn ſogar noch weiter als jenen vom höchſten Ziele der Kunſt und Wiſſenſchaft. So blieb dann eine glückliche Bearbeitung voll edler Einfalt und ſinniger Reinheit das Höchſte, was ihm als Dichter gelang: der Cid. Die Brauchbarkeit deſſelben beſchränkt ſich nicht auf die Unterſecunda der Gymnaſien und Realſchulen, wo er vorzugsweiſe geleſen werden mag. Noch in höheren Claſſen können Themata zu Aufſätzen für Jünglinge aus ihm entnommen werden.*) Auch iſt er für Töchterſchulen eine höchſt werthvolle Lectüre. Die kleineren Gedichte Herder's, welche für Schulen geeignet ſind, hat Heinrich Viehoff, wie mir ſcheint, nach richtiger Auswahl in ſein Handbuch aufgenommen.

---

*) H. Pröhle, Feldgarben. Beiträge zur Kirchen-, Literatur- und Culturgeſchichte. Leipzig, Gräbner. 1859. S. 467.

**) Der 3. Theil von Ph. Wackernagel's Leſebuche enthält eine Stelle daraus, deren Inhalt von Satze zu Satze zergliedert und beſprochen zu werden verdient.

Als Gelehrter wird Herder nicht durch das Suchen nach Wahrheit, ſondern mehr durch den empfundenen Drang der Aneignung ſchon erkannter Wahrheit charakteriſirt. Während daher Leſſing's Proſa nur formt, was der Autor ſelbſt entdeckt hat, ſucht Herder aus einem größeren Umkreiſe das Wiſſenswürdige und das Nützliche zu ſammeln und zu ordnen. Wo ſeine Schriften das Gepräge eigener Forſchung annehmen, kommt Herder Leſſing nicht gleich, und während die in Leſſing's Laokoon aufgeſtellten Grundſätze noch von jedem Gebildeten gebilligt werden, iſt Herder's gekrönter Preisſchrift über die Sprache neuerdings nur noch Jakob Grimm's gewichtiges Lob zu Theil geworden. Wollte man dieſen Gegenſtand in einer Schule behandeln, ſo müßte doch wohl an Jakob Grimm und nicht an Herder angeknüpft werden. Dahingegen wird Herder gerade durch jenes Beſtreben, die ſchon erkannte und unumſtößliche Wahrheit zu ordnen, zu einem rechten Autor für Schulen. Und wie jene Vielſeitigkeit, die er gleichſam aus dem Unterrichte in ſeine literariſchen Arbeiten hinübernahm, aber doch immer auf das Bildende einſchränkte, ihn allein von den deutſchen Claſſikern mit ſeinen Productionen ſchon vielfach auf Gebiete der Realſchulen führte, auf die er auch als der Pädagog von Weimar bereits Rückſicht nahm: ſo iſt er durch einige ſeiner Schriften vorzugsweiſe die Zwecke der Realſchulen zu fördern im Stande. Dahingegen beziehen ſich von Herder's für Schulen geeigneten Abhandlungen nur wenige, wie die über die Darſtellung des Todes bei den Alten, ausſchließlich auf das claſſiſche Alterthum. Aus ſeinen „Begebenheiten und Charakteren des vergangenen Jahrhunderts“ iſt nicht allein Einiges für Schüler vollkommen paſſend, ſondern auch in Leſebüchern für Schulen bereits abgedruckt. Ganz beſonders aber verdienen Herder's „Ideen zur Geſchichte der Menſchheit“ von den Primanern geleſen zu werden. Schon der Grundgedanke dieſes Werkes, daß eine Begebenheit nur ſo viel wirkliches und bleibendes Gutes hervorbringen könne, als Vernunft in ihr liege, verdient der Jugend durch eine Reihe der leicht verſtändlichen Abhandlungen eingeprägt zu werden, aus welchen dies Buch als ein wahrer Kosmos unſerer zweiten claſſiſchen Literaturperiode beſteht. Die Hauptpartien entwickeln bald eine in ihrer Art heilſame Philoſophie der Geſchichte, bald ſehr einfach die Hauptmomente der Geſchichte ſelbſt. Der Schüler, der das Werk zu Hauſe lieſt, mag darin, wie in den meiſten Büchern, die ihm für die häusliche Lectüre empfohlen werden, ohne Unterbrechung von Capitel zu Capitel leſen. Für die Lectüre in der Claſſe ſelbſt geſtattet und gebietet die Fülle des Werkes ſelbſt die ſtrengſte Auswahl, bei der außer den gewöhnlichen Rückſichten noch die wenigen Mängel der Schrift mitſprechen können. Wir wollen dieſelben ſogleich bezeichnen. Obgleich Herder nach ſeiner Gabe, auf dem Felde des Wiſſens ſich von allen Entdeckungen ſchnell das Wichtigſte anzueignen, ſein Werk im Voraus ſo zu bereichern verſtanden hat, daß es durch die zahlreichen ſpeciellen Forſchungen nach ſeinem Tode im Ganzen nicht veraltet iſt, ſo muß man ſeine Darſtellungen doch da als unbrauchbar betrachten, wo durch ſpätere Unterſuchungen erſt das Weſentliche aufgehellt iſt. Dies iſt bei Aegypten der Fall. Schlimmer aber als mit Aegypten iſt es Herder mit Paläſtina ergangen. Bei dieſem Lande offenbarte dem großen Theologen und kundigen Geographen ſich noch nicht die Erkenntniß einer weiſen Erziehung der Juden als Hirten- und Ackerbauvolk zur Empfängniß und Ausbreitung des Chriſtenthumes. Er klagt ſie an, daß ſie nicht als Handelsvolk wie die Phönizier die Küſte ſuchten, während die wunderbare Richtung des Jordans auf das Innere ihres Landes nach dem göttlichen Rathſchluſſe ſie vielmehr von der Küſte abziehen und trotz der Nähe des mittelländiſchen Meeres in einer gewiſſen Einfalt der Sitten erhalten ſollte, bis ſie, durch einen langen, aber vorſichtigen Verkehr mit den großen Culturvölkern gebildet, aber nicht abgeſchliffen, in ſittlicher und intellectueller Beziehung für den Samen des Chriſtenthums keimfähig waren. Karl Ritter's einfache Frömmigkeit ſah in dieſem Puncte viel weiter.

---

*) Z. B. in wie fern der Ausſpruch des Cid richtig ſei:

Mit den Worten nimmt die Zunge
Weg die Hälfte des Verdienſtes,
Das der Arm ſich kühn erwarb.

Auch in manchen verwandten Dingen zeigt Herder nicht ganz den richtigen Takt, woran immer ſeine Zeit mehr ſchuld iſt als er ſelbſt. Namentlich hindert ihn ein einſeitiges Humanitätsprincip die Wichtigkeit des römiſchen Weltreiches für Ausbreitung des Chriſtenthumes mit einem großen geſchichtlichen Maße zu meſſen. Hier die nicht unberechtigte Furcht vor einem ſchon aus der Zukunft herdrohenden Papſtthume; dort ſein Abſcheu vor dem eben verrauchenden Blute der Chriſtenverfolgungen; dazwiſchen eine nur verkümmerte Entwicklung der ſpäteren Weltſtellung Rom's und des Chriſtenthumes: das Alles bewirkt eine ſolche Mattigkeit in ſeiner Darſtellung, daß der große proteſtantiſche Geiſtliche gerade der Geſchichte des Urſprunges und der Verbreitung des Chriſtenthumes ſelber nicht gerecht wurde und daß wir gerade dieſe Abſchnitte den Schulen nicht mehr ſonderlich empfehlen können.*)

---

*) Um das Einzelne näher zu bezeichnen, ſo iſt in Herder's „Ideen zur Geſchichte der Menſchheit“ zunächſt für Schulen zu empfehlen das ganze erſte Buch mit ſeinem lediglich naturwiſſenſchaftlichen, geographiſchen und ethnographiſchen Inhalte; das vorletzte Kapitel iſt das wichtigſte. Im zweiten Buche kann in der Schule geleſen werden das erſte Capitel von „Es iſt eine alte Klage“ bis zu Ende und das zweite Capitel bis zu Ende des erſten Abſatzes. Im dritten Buche das dritte Capitel bis „So philoſophiſch iſt alſo auch dieſes Geſchöpfes Art und Seele.“ Im fünften Buche das fünfte Capitel („Unſere Humanität iſt nur Vorübung, die Knospe zu einer zukünftigen Blume“) und das ſechste („Der jetzige Zuſtand der Menſchen iſt wahrſcheinlich das verbindende Mittelglied zweier Welten“). Im ſiebenten Buche das erſte Capitel bis „wiedergebärenden Schöpfung.“ Im achten Buche das zweite Capitel mit dem köſtlichen grönländiſchen Geſpräche („Die Einbildungskraft der Menſchen iſt allenthalben organiſch und klimatiſch; allenthalben aber wird ſie von der Tradition geleitet“). Im neunten Buche das zweite Capitel („Das ſonderbare Mittel zur Bildung der Menſchen iſt Sprache“). Im zehnten Buche das dritte Capitel („Der Gang der Cultur und Geſchichte gibt hiſtoriſche Beweiſe, daß das Menſchengeſchlecht in Aſien entſtanden ſei“). Im eilften Buche die Einleitung und das erſte Capitel („Sina“). Im zwölften Buche die Einleitung und das erſte Capitel („Babylon, Aſſyrien, Chaldäa“), das vierte Capitel („Phönizien und Carthago“. Im dreizehnten Buche das erſte Capitel („Griechenlands Lage und Bevölkerung“), das zweite Capitel („Griechenlands Sprache, Mythologie und Dichtkunſt“), das dritte Capitel („Künſte der Griechen“), das vierte Capitel von „Bald alſo thaten ſich in vielen freigewordenen Stämmen“ bis zu Ende; das fünfte Capitel („Wiſſenſchaftliche Uebungen der Griechen“); das ſechste Capitel („Geſchichte der Veränderungen Griechenlands“) und das ſiebente Capitel („Allgemeine Betrachtungen über die Geſchichte Griechenlands“). Vom vierzehnten Buche

Der forcirte hiſtoriſche Sinn, den der Geſchichtſchreiber Johannes von Müller unglücklicher Weiſe gerade im Jahre 1806 durch ſeine enthuſiaſtiſchen Anmerkungen in das Werk hineinzutragen ſuchte, bedeckt nicht jene kleinen Schäden und iſt keine beneidenswerthe Zugabe für das Buch.

Die Aufſätze von Herder, welche Johannes von Müller unter dem Titel „Poſtſcenien zur Geſchichte der Menſchheit" als Zugabe zu den unvollendet gebliebenen Ideen „zuſammenredigirte" (wie in Weimar für ſolche Dienſte der Kunſtausdruck lautete), würden in ihrer Selbſtändigkeit vielleicht noch werthvoller erſcheinen. Aus dieſen Poſtſcenien kann namentlich der vortreffliche Aufſatz: „Das eigene Schickſal" in der Schule geleſen werden; ſodann der vom Wiſſen und Nichtwiſſen der Zukunft ohne Nr. 18, aber mit dem Anhange; und die Abhandlung über die menſchliche Unſterblichkeit ohne die Nachſchrift. Auch eine Reihe von Abhandlungen mit der Ueberſchrift: „Ahnungen der eigenen Zukunft" iſt den Poſtſcenien einverleibt. Sie können ſämmtlich zur Lecture für Schüler benutzt werden, auch wo ſie Leſſings Erziehung des Menſchengeſchlechtes berichtigen.

Doch wir kehren von den Poſtſcenien zu Herder's Ideen ſelbſt zurück. Wie verhält ſich Herder in dieſem Hauptwerke zur Rhetorik? Hamann und Gervinus*) ſorgten dafür, daß Herder's Stil im Allge-

---

die Einleitung, das erſte Capitel („Etrusker und Latiner"), das zweite Capitel („Rom's Einrichtungen zu einem herrſchenden Staats- und Kriegsgebäude)" das dritte Capitel („Eroberungen der Römer"), das vierte Capitel („Rom's Verfall", das funfte Capitel bis zu den erſten drei Sternen, das ſechste Capitel („Allgemeine Betrachtungen über das Schickſal Roms und ſeine Geſchichte"). Das ganze funfzehnte Buch. Das ganze ſechzehnte Buch, vielleicht mit Ausnahme der Einleitung und des fünften Capitels. Im achtzehnten Buche das zweite Capitel („Reiche der Oſtgothen und Longobarden"), das dritte Capitel („Reiche der Alemannen, Burgunder und Franken"), das vierte Capitel („Reiche der Sachſen, Normannen und Dänen"), das ſechste Capitel (ſ. Text). Vom neunzehnten Buche die Einleitung, das erſte Capitel („Römiſche Hierarchie"), das dritte Capitel („Weltliche Schirmvogteien der Kirche"), das fünfte Capitel („Wirkung der arabiſchen Reiche"), das ſechste Capitel („Allgemeine Betrachtung"). Vom zwanzigſten Buche das erſte Capitel: „Handelsgeiſt in Europa;" das dritte Capitel (ſ. Text), das vierte Capitel („Cultur der Vernunft in Europa", das fünfte Capitel (ſ. Text) und das ſechste Capitel („Schlußanmerkung").

*) Sie rügten auch ſeine willkürlichen Zuſammenſetzungen. Eine der kürzeren unter ſeinen Wortverbindungen, aber doppelt ſchlecht, weil auch noch ungleichmäßig oder doch unklar in ſich, iſt: chriſtfürſtlich-unkaiſerlich. Herder wollte mit Bezug auf Conſtantin den Großen ſagen: chriſtfürſtlich,

meinen keineswegs als Muſter aufgeſtellt werden darf. Auch von Herder's Ideen kann ich dieſen Tadel nicht zurückweiſen. Wo ihr Stil ſich am höchſten erhebt,*) bietet er der Schule noch immer mehr erläuternde und erklärende Beiſpiele, als eigentliche Muſter für die Lehre von der Bildung der Perioden. Weit beſſer unterſtützt Herder die Zwecke der Rhetorik dadurch, daß er alle ſeine Materien, wenn er nicht ſelbſt in ihnen Lücken andeutet, durchaus correct abhandelt. An Herders Ausarbeitungen kann daher die Kunſt des Disponirens eben ſo gut als an einer Reinhard'ſchen Predigt erlernt werden.**)

XI. Goethe.

Mußten wir bei Leſſing und Herder ausführlich ſein, weil hier verhältnißmäßig viel Streitiges zu erörtern war, ſo können wir bei Goethe und Schiller uns kürzer faſſen, weil Alle möglichſt viel von ihnen geleſen wiſſen wollen. Hoffentlich einigen wir uns deshalb ſchneller über die Frage, wie viel von ihnen zu leſen möglich ſei. Im Ganzen genommen wird der Dichter ſeltener als uns lieb iſt ein Lehrer der Jugend ſein können, welcher in ſeiner herrlichen „Zueignung", an der man ſelbſt in der Schule ſeinen ganzen Charakter klar darlegen kann, ſich beſcheidet: „Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Geſpielen". Goethe,

---

aber unkaiſerlich, ruft jedoch den Gedanken an eine noch ſchlimmere Zuſammenſetzung in uns wach: „chriſtfürſtlich und chriſtunkaiſerlich." Dies iſt zur Hälfte das Gegentheil von dem, was er ſagen wollte.

*) Ich bezeichne als ſtiliſtiſch bemerkenswerth den Schluß des fünften Capitels im dreizehnten Buche, das ſechste Capitel des dreizehnten Buches und das dritte Capitel des vierzehnten Buches.

**) Ich mache in dieſer Beziehung beſonders aufmerkſam 1) auf das dritte Capitel des zwanzigſten Buches „Kreuzzüge und ihre Folgen." 2) auf das vierte Capitel des vierzehnten Buches: „Roms Verfall." 3) auf das zweite Capitel des vierzehnten Buches: „Roms Einrichtungen zu einem herrſchenden Staats- und Kriegsgebäude." 4) auf das ſechste Capitel des achtzehnten Buches: „Allgemeine Betrachtung über die Einrichtung der deutſchen Reiche in Europa." Nach dieſen Capiteln können ſelbſt Aufſätze aufgegeben werden, ſei es, daß der Lehrer bei einer ſolchen Arbeit den Schülern Herders Dispoſition dictirt und den Inhalt ſeiner Abhandlung ihnen mündlich mittheilt, oder daß er ihnen aufträgt, einen Auszug aus einer ſolchen Abhandlung zu machen. Dabei wären jedoch die Themen 3 und 4 etwas anders als bei Herder zu faſſen, z. B. 3: „Durch welche Einrichtungen wurde Rom" u. ſ. w.

welcher im Alter die Fülle hatte von Allem, was er ſich in der Jugend wünſchte, iſt mehr ein Dichter für Männer als für Jünglinge. Nicht die Schule ſoll dem Jünglinge, ſondern das Leben dem Manne ihn ganz zu verſtehen lehren. Aber ſelbſt der Mann, der ſich ſeiner Unabhängigkeit im Leben erfreuen ſoll, iſt noch oft in Gefahr den Sänger falſch zu verſtehen, der da ſingt: „Ich muß mein Glück nur mit mir ſelbſt genießen" und den Schleier der Dichtung aus Morgenduft und Sonnenklarheit zum Deckmantel ſeiner eigenen Schwächen zu machen. Daß dieſer Schleier der Dichtung „aus der Hand der Wahrheit" auch Goethe's Selbſtbiographie ihren eigenthümlichen Zauber verleiht, hat er ſchon durch ihren Titel ausgedrückt.

Es iſt der ſchönſte Abſchnitt dieſes Werkes, der ſeſenheimer, in welchem Goethe offenbar ſelbſt den Schleier der Dichtung zum Deckmantel der Liebloſigkeit gemacht hat. Indem die Schule auf ſolche Abſchnitte aus Dichtung und Wahrheit verzichten muß, bleibt ihr in dem Werke faſt nur die Kaiſerkrönung, Friedrich's des Großen Bedeutung für die deutſche Poeſie, und der ſtraßburger Münſter. Gleich dieſen Partien ſind auch Epiſoden wie die Carnevalsfeier aus der italieniſchen Reiſe und kleinere ſelbſtändige Aufſätze wie das Rochusfeſt zu unbedeutend, um Goethe's Proſa der Jugend gegenüber zu repräſentiren, wenn ſie auch immerhin von Schülern mögen geleſen werden. Es ſcheint mir wünſchenswerth, wenn auch nicht unbedingt nöthig, daß der Schüler ein proſaiſches Werk von Goethe, in dem dieſer ſeine Zeit geſchildert hat, vor dem Abſchluſſe ſeiner ſtiliſtiſchen Uebungen vollſtändig lieſt. Denn den Reichthum und die Vollendung von Goethe's Schreibart können einige kleine Stücke nicht aufſchließen. Gleicht doch Goethe's Stil mit ſeinen eben ſo mannigfaltigen als correcten und ſeinen eben ſo natürlichen als kunſtvoll gebauten Perioden; mit ſeinen ſanften Zwiſchenſätzen; ſeinen bald leidenſchaftlichen und bald ſtill zurückhaltenden Inverſionen; ſeinen ſanft anſchmiegenden Bindewörtern und relativen Adverbien einem majeſtätiſchen Baume, der unten die Wurzel in der Erde verbirgt, aber oben den moosbedeckten Stamm und die blätterreiche Krone der Luft und dem Lichte zuwendet und der zur Entfaltung der Schönheiten ſeines Wuchſes einen viel größeren Umkreis verlangt als die Blume an ſeinem Fuße oder die Ranke, die an ihm hinaufkriecht. Iſt nun ein größeres Werk in Proſa vorhanden, das die Eigenthümlichkeiten von Goethe's Welt- und Lebensanſchauung in ſeinem klaren und durchſichtigen Stile ſpiegelt und das, wenn auch vielleicht mehr zur Privatlectüre, für Schüler ſich eignet? Goethe's

Campagne in Frankreich dürfte vielleicht als ſolches zu betrachten ſein. Während Goethe durch ſeinen beſten Roman, „die Wahlverwandtſchaften“, der ſchon als Roman, aber auch aus vielen anderen Gründen für Schüler durchaus nicht paßt, ſelbſt die gefährlichſten Irrthümer der Gebildeten in ſeiner Zeit, im Allgemeinen der Zeit der tiefſten Erniedrigung Deutſchland's, noch mit einem poetiſchen Mondenlichte umgoſſen und verklärt hat, zeigt die Campagne in Frankreich dieſelbe Geſellſchaft im Sonnenglanze der Geſchichte. Mit derſelben bewundernswürdigen Treue werden dort Privatverhältniſſe und hier öffentliche Dinge, dort innere Angelegenheiten und hier Geſchäfte gemalt. Während wir dort ihre durchkreuzenden und abgematteten Neigungen erkennen, ſehen wir hier dieſe Geſellſchaft ſich noch einmal aufraffen. Wir erblicken dort die Ottilien und Baroneſſen dieſer Geſellſchaft, hier ihre Fürſten und Feldherren und den Dichter mitten unter ihnen. Mag auch ihr Treiben uns hier im Grunde eben ſo wenig als dort gefallen; mag auch bei Goethe der geſchichtliche Sinn wie bei vielen ſeiner Zeitgenoſſen nur ſchwach entwickelt ſein: wo hat ein anderer großer deutſcher Autor, der Erinnerungen verfaßte, einen ſolchen Feldzug beſchrieben? Und wie man auch über die Campagne in Frankreich und über Goethe's ſehr charakteriſtiſche Beſchreibung urtheilen mag: auf den preußiſchen Leſer wird dieſelbe immer einen tief ergreifenden und in einem gewiſſen Sinne des Wortes ſogar einen patriotiſchen Eindruck machen. Der Stil der „Campagne“ bleibt freilich hinter dem jenes ſeelenvollen Romanes weit zurück, nicht aber hinter dem Stile in den Tages- und Jahresheften und in den matteren Stellen von Dichtung und Wahrheit.*) Da, wo Goethe in Duisburg anlangt, könnte man ſchließen, denn die ausführliche Entwicklung des Verhältniſſes zu Pleſſing paßt nicht zu dieſem Werke. Wer indeſſen auch dieſe leſen laſſen will, zeigt den großen Dichter zuletzt noch von ſeiner edelſten Seite und gibt dem Schüler den Schlüſſel zu einem immerhin bemerkenswerthen Gedichte, der Harzreiſe im Winter, welches allerdings mehr intereſſant als ſchön und mehr zufällig dunkel iſt, als daß es zur Kategorie derjenigen deutſchen Gedichte gezählt werden müßte, die wir wegen ihrer wirklichen Schwierigkeiten zur Erläuterung in der Schule ganz beſonders empfehlen.

---

*) Zur Entſchuldigung meines Vorſchlages im Allgemeinen führe ich an, daß vor Varnhagen's von Enſe Tode an einer Schule in der Provinz deſſen ſämmtliche Schriften unter die Bücher aufgenommen waren, die von den Schülern der beiden erſten Claſſen privatim geleſen werden mußten und daß der Grund dieſer Anordnung in der Nachahmung des Goethe'ſchen Stiles durch Varnhagen, zugleich aber in Varnhagen's mehr hiſtoriſchen Stoffen, zu ſuchen war. Da indeſſen Varnhagen ſich auch manche Fehler des ſpäteren Goethe'ſchen Stiles angeeignet und da Goethe ihm wie allen Späteren auch ein eigenes Muſter für Beſchreibungen vom Kriegsſchauplatze durch die Campagne in Frankreich gegeben hat, ſo halte ich es doch für paſſender, daß man dieſe ſelbſt lieſt. Von Varnhagen aber kann man in Preußen noch immer ein Buch wie die Biographie Schulenburg's privatim leſen laſſen. Für Leſebücher würde ſich am beſten eignen ſeine Beſchreibung des Brandes im Palaſte des öſtreichiſchen Geſandten Schwarzenberg in Paris bei dem Feſte, welches dieſer ſpätere öſtreichiſche Oberfeldherr Napoleon nach ſeiner Vermählung mit der öſtreichiſchen

Von Goethe's kleineren proſaiſchen Arbeiten werden die naturgeſchichtlichen wohl in der Schule keinen Boden finden. Auf die von ihm geſchriebenen Biographien, welche Kunſt und Alterthumskunde betreffen, wird der Lehrer gelegentlich einzelne Schüler von eigenthümlicher Begabung hinweiſen. Der Aufſatz über Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit der Kunſtwerke und über Laokoon kann jedoch in Prima geleſen werden.

Auch von Goethe's Dichtungen iſt der Schule Vieles verſagt. Doch iſt ſeine herrlichſte Dichtung, Hermann und Dorothea, für ſie unſchätzbar. Sie iſt ſchon für die Oberſecunda der Gymnaſien und Realſchulen geeignet. Auch in der erſten Claſſe von höheren Töchterſchulen ſollte man ſie nicht überſehen. Denn Goethe, der ſonſt in den weiblichen Charakteren, die er ſchildert, mitunter wohl mehr oder weniger emancipirte Frauen vorführt und dann auch wieder an das weibliche Penſionsweſen anſtreift, ſtellt in dieſem reinen und geläuterten Werke das wahrhafte Ideal einer deutſchen Jungfrau dar. Ich gebe hier für unſere Zwecke weniger auf die in dem Gedichte angedeutete Caricatur der weiblichen Bildung, da ſie von der Jugend leicht mißverſtanden werden kann. Aber das Bild der phyſiſchen und moraliſchen weiblichen Geſundheit in Dorothea glänzt nur immer heller, je mehr man es dem Leben gegenüber hält. Wahrlich, hier iſt ein Vorbild aufgeſtellt, wie es wenige in der Literatur gibt: denn daß Dorothea ſchon als Jungfrau den Waiſen eine Mutter war und in der Pflege der Wöchnerin eine falſche Schamhaftigkeit den höchſten Intereſſen der Menſchheit unterordnete, ja, daß ſie die weibliche Tugend mit der Kraft ihrer Arme vertheidigt hat, das erhebt ſie, weit entfernt, auch ſie zur Emancipirten herabzuwürdigen, vielmehr zu einer

---

Kaiſertochter gab. Varnhagen war bei dieſem Feſte anweſend und hat ſich in der Beſchreibung des grauenvollen Ereigniſſes, das er als ein Vorzeichen der Kriegsfackel von 1813 darſtellt, ſo zu ſagen ſelbſt übertroffen.

erhabenen Heldin edler Jungfräulichkeit. Und ſo wie das Gaſt- und Wirthshaus, in welches ſie eintritt, durch ſchöne Gaſtfreundſchaft, gute Verwaltung und reiche Hilfsleiſtung für ein ganzes vertriebenes Völkchen ein muſterhaftes deutſches Bürgerhaus und einem Rathhauſe ähnlicher geworden iſt als einer gewöhnlichen Herberge für unſtäte Fremde: ſo tritt auch Dorothea, nur des Gegenſatzes wegen zuerſt als Magd in dies Haus eingeführt, vielmehr ſogleich als Herrin in dasſelbe ein. Aus dem Ideale der verſtändigen Jungfrau wird das Ideal der blühenden Hausfrau, ſobald ſie den Fuß auf Hermann's Grund und Boden ſetzt.

Unter Goethe's Dramen ſteht Iphigenia für die Schule (Prima) an Werthe allen andern weit voran wegen ihrer Anlehnung an das claſſiſche Alterthum. Hienach folgt dem Range nach für die Schule Götz von Berlichingen (Secunda), ein eben ſo herrlicher als iſolirter Ausdruck echt deutſchen Weſens in der Literatur. Kaum wie ſich Taſſo zu Iphigenia verhält, ſtellt ſich Egmont für die Schule zu Götz. Obgleich Egmont das bedeutendere Drama iſt, ſo dürfte doch die Lectüre des Taſſo in der Schule (Prima) der des Egmont noch vorzuziehen ſein.

Am meiſten aber entziehen ſich Goethe's Gedichte der Schule. Daß unter ihnen die vollſten Töne Gelegenheitsgedichte ſind, würde ſie der Jugend nicht entfremden, denn gerade wo der Dichter den Character des Gelegenheitsgedichtes hervortreten läßt, wendet er — wie in dem Gedichte „Ilmenau" — mitunter vom Individuellen ſich der milden Betrachtung eines Allgemeinen didaktiſch zu. Solche Gedichte von Goethe, deren Inhalt nicht ſinnliche Leidenſchaft, ſondern ein geiſtiges Streben bildet, ſind zur Erklärung in der Schule geeignet. Dahin gehören mehrere in ſogenannten freien Rhythmen: des Wanderers Sturmlied, Grenzen der Menſchheit und das Göttliche. Auch Mahomets Geſang und vielleicht der Wanderer können geleſen werden. „Willſt Du immer weiter ſchweifen?" wird wohl überall einmal einem Aufſatze zu Grunde gelegt. In den unteren und mittleren Claſſen möge man das vielgeſungene Lied „Zwiſchen dem alten" beim Jahreswechſel auch einmal beſprechen. „Erlkönig", „die wandelnde Glocke", „der getreue Eckart" und „der Zauberlehrling" dürfen dort nicht überſehen werden. Die hier genannten Gedichte Goethe's ſtehen bereits in Leſebüchern.

Wenn wir nun bei Goethe uns an unſeren Grundſatz erinnern, daß der Unterricht mit der Poëſie immer noch höhere Zwecke erreicht, als mit der Proſa, ſo würden Goethe's Schriften, nach ihrer Wichtigkeit für die Schule geordnet, in dieſer Art auf einander folgen: 1. Hermann und Dorothea, 2. Dramen, 3. Gedichte, 4. Proſa. Schiller's Arbeiten folgen dagegen alſo: 1. Gedichte, 2. Dramen, 3. Proſa.

XII. Schiller.

Weil Schiller durch ſeine ideale Richtung der Dichter der Jugend iſt, ſo bietet er auch der Schule ungleich mehr als Goethe. Jenes Streben, das ſeine Dichtungen überall beſeelt, iſt einer der wichtigeren Factoren der heutigen Erziehung geworden und noch ſeine ſchmerzlichſte Sehnſucht, nicht nach Neapel oder Elis, ſondern nach größerer Vollkommenheit — dem „himmliſchen Hauſe“ — muß unſere Jünglinge mit ſeinem ganzen Ernſte unterweiſen helfen. Seine Proſa dient zwar in der Schule nicht ſo hohen Zwecken als ſeine Dichtkunſt, aber ſie dient den untergeordneteren Zwecken auf eine ganz vorzügliche Weiſe und beſſer als Herder und Leſſing, von denen der eine überhaupt und der andere für die Schule vorzugsweiſe als Proſaiker zu betrachten iſt. Zunächſt für den Stil bietet Schiller der reiferen Jugend jetzt das eigentliche Muſter dar. „Weil ſeine Perioden durchaus normal und gut gegliedert ſind, ſo läßt ſich, ob auch die Interpunktion in den verſchiedenen Ausgaben ſehr ſchwankend iſt, doch jede Regel der Interpunction an ihnen darlegen bis zu dem feinſten Gebrauche des Kolon. Seine Dispoſitionen, von denen er allerdings nicht das Schema zeigt, halten jede Prüfung aus; ſeine Uebergänge ſind nicht geiſtreich und äußerlich, aber immer logiſch und correct. Von ſeinen geſchichtlichen Abhandlungen war ſchon im III. Abſchnitte die Rede. Einige der äſthetiſchen müſſen in Prima geleſen werden. Auf die Abhandlung über das Erhabene hat man nicht ohne Grund beſonders hingewieſen.

An die Lectüre der Dramen Schiller's laſſen ſich bekanntlich viele Aufgaben zu Schulaufſätzen knüpfen. Wilhelm Tell und die Jungfrau von Orleans gehören ſchon nach Oberſecunda. Maria Stuart kann in Prima oder Secunda geleſen werden. Vor Allem wichtig aber iſt für Prima der Wallenſtein, ein eben ſo deutſches Werk in ſeiner Art als Goethe's Götz. Die Braut von Meſſina darf man in dieſer Claſſe nicht vergeſſen; ſie ſteht aber Schiller's Wallenſtein auch an Weihe für den Unterricht nach.

Der Grundſatz, daß die Beziehungen zum claſſiſchen Alterthume bei dem deutſchen Unterrichte gepflegt werden müſſen, iſt bereits mehrfach ausgeſprochen. Auch bei Schiller ſoll er möglichſt feſtgehalten werden. Freilich war Schiller in Bezug auf das claſſiſche Alterthum mehr oder weniger Autodidakt und in ſeinem ſchönen Gedichte „das Siegesfeſt" treibt er nur ein modernes Spiel mit alten Namen. In dieſem Quodlibet geiſtreicher Einfälle von Homer bis auf Uzens Tabackslied ruft die Kaſſandra: „Rauch iſt alles ird'ſche Weſen", und der greiſe Neſtor reicht den laubbekränzten Becher „der bethränten Hekuba". Aber wie reizend hat Schiller dieſe Einfälle zu einem Gedichte verarbeitet! Manche Lehrer würden ſich nur ungern von dieſem melancholiſch-bunten Gedichte trennen, bei dem ſo Vieles wiederholt und ohne Rückſicht auf irgend eine Chronologie ſo manche allgemein menſchliche Betrachtung erläutert werden kann. Hat doch ſelbſt Wilhelm von Humboldt keinen weſentlichen Unterſchied zwiſchen dem Siegesfeſte und den meiſterhaften Kranichen des Ibykus bemerkt! Auch könnte man nicht ohne Grund für die Beibehaltung des Gedichtes anführen, daß ein großer Theil unſeres Publicums nur aus ſehr ſubjectiven Reflexionen von Schiller ſeine Kenntniß des claſſiſchen Alterthumes gewonnen hat. Doch iſt die Frage, ob der Dichter der Götter Griechenlands ſich gerade für die Schulen auch als Vermittler zwiſchen antikem und modernem Geiſte eignet, eben nicht leicht zu beantworten. Das Schöne und Gute gilt dem claſſiſchen Heidenthume als das Höchſte, die Wahrheit und das Gute dem Monotheismus. Schiller feiert in den Göttern Griechenlands die Schönheit als höchſtes Princip des claſſiſchen Polytheismus und beklagt ihre Vernichtung durch den Monotheismus. Nun wird für die heidniſche Religion die Poëſie und für die chriſtliche die Philoſophie eingeſetzt, und es gefällt dem Dichter, den Streit zwiſchen dem Schönen und dem Wahren als unlösbar hinzuſtellen. Aber nicht allein zwiſchen dieſen beiden, ſondern ſelbſt zwiſchen dem claſſiſchen Heidenthume und der chriſtlichen Religion iſt die Ausgleichung möglich und nothwendig. Alle wahre Bildung hat dieſe Ausgleichung zum Ziele. Durch den eigenthümlichen Ideenzuſchnitt, den Schiller dem Gedichte „die Götter Griechenlands" gab, hat es eine noch buntere und mehr moderne Geſtalt bekommen als das Siegesfeſt. Obgleich ich nicht verkenne, daß „die Götter Griechenlands", in ähnlicher Weiſe wie der Nathan etwa von dem Religionslehrer, wo er zugleich den deutſchen Unterricht ertheilt, zur Erläuterung in den deutſchen Stunden gefordert werden können, ſo leiſte ich, ohne auf dem Standpuncte des Gedichtes zu ſtehen, doch lieber auf deſſen Erklärung Verzicht. Glücklicher Weiſe verhält es ſich anders mit den meiſten Poëſien Schiller's, die das claſſiſche Alterthum berühren. Dieſe werden nämlich meiſt von einer richtigen philoſophiſchen und culturgeſchichtlichen Idee vollſtändig beherrſcht oder ſie ſind mit einer ſo edlen Einfalt entworfen, daß es deren nicht bedarf. Ich denke hierbei zunächſt an die ſo ſehr für die Schule paſſenden Gedichte Hektor's Abſchied, Herculanum und Pompeji, Kaſſandra, Klage der Ceres und eleuſiſches Feſt. Mit Ausnahme des zuerſt genannten ſind ſie nicht vor Secunda durchzunehmen. Eben dahin gehören die Gedichte: der Spaziergang, die Künſtler, die Ideale, die vier Weltalter, beim Antritte des neuen Jahrhunderts, die Worte des Wahns, die Worte des Glaubens und vor Allem die Glocke, dieſes herrliche Gemälde des ganzen menſchlichen Daſeins mit ſeinen gewichtigen Sentenzen und ſeiner treffenden äußeren Anlehnung an die menſchliche Arbeit. Der Tertia gehören Schiller's Balladen und Romanzen an. Wie wir in verſchiedenen Gattungen der Poëſie bei Goethe und Schiller ein Meiſterſtück zur Verherrlichung des claſſiſchen Alterthumes und eins zur Verherrlichung der deutſchen Vorzeit gleichſam einander zugeſellt fanden, ſo verdient auch hier das von keinem andern Dichter erreichte Romanzenpaar: der Graf von Habsburg und die Kraniche des Ibykus die meiſte Beachtung. Namentlich kann die Bedeutung der Kraniche des Ibykus für die Schule nicht hoch genug angeſchlagen werden. Bei ihnen darf der Lehrer ein näheres Eingehen nicht ſcheuen. In einem kleinen Rahmen, der nicht größer iſt, als Schiller's Kenntniſſe von dem claſſiſchen Alterthume es erlauben, malt er die Sehnſucht nach Europa's ſchönem Südoſten, welche ſo viele Herzen erfüllt, höchſt angemeſſen durch die Reiſe des Griechen, der in einer der Kolonien Unteritaliens wohnt. Mit wenigen Pinſelſtrichen wird das geographiſche Bild von Griechenland feſtgeſtellt und darauf die Schilderung des griechiſchen Lebens aufgebaut. Schiller begnügt ſich in dieſer Beziehung nicht mit der Erwähnung der Spiele, welche für die Reiſe des Ibykus ein ſehr angemeſſenes Ziel ſind: er hat die Aufführung der Eumeniden von Aeſchylus vollkommen ſelbſtändig als den Zeitpunkt der Entlarvung des Verbrecherpaares zur überlieferten Begebenheit hinzugedichtet. Wie glücklich dieſer Zuſatz iſt, läßt ſich nicht leicht entwickeln, ohne daß von den vortheilhaften Einzelheiten noch etwas überſehen wird. Die ausführliche Erwähnung einer Dichtung in der anderen iſt gewiß kein dankbarer Gegenſtand für den Poëten; aber wie der Grieche auf ſeinen Theaterplätzen nur das blaue Himmelsgewölbe als Decke über ſich ſah, von dem herab die Sonne und unter Umſtänden auch die geiſterhaft geregelten Züge der Kraniche mit ihrem ſchrillen, ſeelenvollen Geſchrei ſelbſt mitſpielen konnten, ſo hat Schiller auch auf ſeine Weiſe das griechiſche Drama, dieſe höchſte Blüthe menſchlicher Cultur, als tiefer Denker gerade in ſeinem innigen Zuſammenhange mit den natürlichen Verhältniſſen eines in klimatiſcher Hinſicht reich begabten Landes und eines naiven Volkslebens aufgefaßt. In dieſer Auffaſſung iſt das griechiſche Drama für die Poëſie nicht mehr ein widerſtrebender Stoff. Von der großen Geſchicklichkeit aber, die unſer Dichter bei dieſer Gelegenheit bewieſen hat, kann geradezu der Unterricht den reichſten Gewinn ziehen. Auch der Graf von Habsburg iſt ausgezeichnet durch eine Fülle harmoniſcher Abrundung in einer eben ſo modernen als claſſiſchen Form. Ueber ihn iſt ſchon ſo oft und mit ſo vieler Vorliebe geſprochen, daß auf ſeine volle Bedeutung für die Schule nicht mehr hingewieſen zu werden braucht. Der Kampf mit dem Drachen, der Taucher, der Gang nach dem Eiſenhammer und der Alpenjäger (mit ſeinen feinen Andeutungen über die Culturſtufen der Stände des Jägers, Hirten und Ackerbauers) müſſen in Tertia erläutert werden. Jedes dieſer Gedichte kann in der nächſten höheren, aber keins in einer niedrigeren als der bezeichneten Claſſe durchgenommen werden. Nur der Ring des Polykrates, die Bürgſchaft und Graf Eberhard der Greiner können ſchon vor Tertia erläutert werden.

Von allen dieſen Gedichten Goethe's und beſonders Schiller's muß der Schüler auch möglichſt viele auswendig lernen und declamiren.

XIII. Ueber die Lyriker ſeit Klopſtock, mit beſonderer Rückſicht auf ihre Beziehungen zum ſiebenjährigen und zum Freiheitskriege.

Indem wir zu den bloßen Lyrikern übergehen, fällt unſer Auge zuerſt auf Klopſtock. Es wäre ein pädagogiſcher Fehler, wenn man dem Vorſchlage, ihn in Schulen hinfort mehr mit einer ehrenvollen literarhiſtoriſchen Erwähnung abzufinden als wirklich zu leſen, irgend folgen wollte. Durch den Gebrauch der gemiſchten Metren und durch ſeine ſprachlichen Schwierigkeiten eignet er ſich um ſo mehr zu einer eingehenden Erläuterung in Prima und Oberſecunda. Wie lehrreich und bildend es ſei, auch in Klopſtock's Meſſias die Kenntniß der Entwickelung unſerer vaterländiſchen Dichtkunſt aus der Quelle zu ſchöpfen, beweiſt ſchon die gute Auswahl von Bruchſtücken aus dem Meſſias, welche Viehoff in ſeinem Leſebuche getroffen hat. Viele eben ſo feine und geiſtvolle Stellen aus dieſem Epos ließen ſich ihr wohl hinzufügen.

Wenn der aus anderen Gründen unentbehrliche Klopſtock durch die unvollkommenere Art und Weiſe, in welcher er der antiken Form nachſtrebt, ſich gerade nicht ſonderlich empfiehlt: ſo kann der göttinger Dichterbund eben durch die Nachahmung der Alten eine größere Berückſichtigung zum mindeſten in den deutſchen Leſebüchern beanſpruchen, als ihm, gewiſſermaßen dem Vater der modernen Lyrik, im Verhältniſſe zu dieſer ſelbſt jetzt zu Theil wird. Da wir hier überhaupt die Brauchbarkeit der deutſchen Autoren vorzüglich mit demjenigen Maße meſſen, welches uns ihre Beziehungen zu den Alten darreichen, ſo können wir Johann Heinrich Voß als einen Dichter bezeichnen, der vorzugsweiſe die Beachtung der Schulen verdient. Seine Luiſe, ein treffliches Buch wegen ſeiner Darſtellungen aus dem Familienleben und ſeiner landſchaftlichen Schilderungen, kann, mit Weglaſſung des zweiten von Luiſe geſungenen Liedes und des Schluſſes, bei ſeiner faſt zu großen Einfachheit der Charaktere und Handlungen ſchon in Obertertia geleſen werden. Der Lehrer verſäume nur nicht, auch Voſſens Anmerkungen vor der Lectüre in der Claſſe wieder durchzuleſen, da er ſonſt nicht im Stande ſein wird, alle Wörter ohne Zeitverluſt zu erklären, die Voß aus dem niederdeutſchen Dialekte in dies hochdeutſche Gedicht aufgenommen hat. Wie an Hermann und Dorothea, ſo können ſich auch an die Luiſe manche Aufgaben zu Aufſätzen anſchließen. Es kann nicht allein der erſte Geſang der Luiſe in Proſa nacherzählt, ſondern mit Aufſätzen wie „der Knecht in Voſſens Luiſe“ kann ein ſehr leichter Anfang in der Charakteriſtik gemacht werden. Etwas ſchwerer ſind die Charakteriſtiken „die Pfarrerin“ und beſonders „der Pfarrer“ nach demſelben Gedichte. Viele von Voſſens kleineren Gedichten eignen ſich gleichfalls zur Lectüre in der Schule. Wo immer auch der formengewandte Platen den Lyriker Voß*) verdrängt hat, da iſt zwar die

---

*) Ich glaube, daß Mager einen feinen pädagogiſchen Takt bewieſen hat, indem er ſelbſt für den erſten Band ſeines deutſchen Leſebuches

Pedanterie dem noch mehr geläuterten Geſchmacke, aber auch die rauhe Geſundheit eines feſten Geiſtes den weichlichen Neigungen einer nur durch äußere Mittel ſcheinbar reicher geſtalteten Entwickelung erlegen.

Ohne Beobachtung einer literarhiſtoriſchen Chronologie gehe ich von Klopſtock und Voß zu ihren Freunden Gleim und Ramler*) über. Während die Leſſing'ſchen Fabeln, die zur Beſprechung für Sexta faſt in demſelben Grade geeignet ſind, in welchem Leſſing das Weſen der Thierfabel mißverſtanden hat, ſich nur noch in wenigen Leſebüchern, namentlich in dem von Apel und Seemann**) finden, ſo ſind die für untere Claſſen geeigneten Fabeln von Gleim nunmehr gänzlich aus den Leſebüchern verſchwunden. Obgleich ich dies bedaure, ſo kann ich Gleim's Lieder eines preußiſchen Grenadiers der Schule nicht empfehlen, weil in ihnen die Nachahmung der Alten eben ſo wenig als die Nachahmung des Volkstones gelungen iſt. Gleim kannte beide nicht genug. Ramler aber bietet für das, was ſeinen Gedichten zur Verherrlichung des ſiebenjährigen Krieges vielleicht an ungekünſteltem Schwunge fehlt, durch eine kenntnißreiche Nachahmung der Alten der Schule reichen Erſatz. Ich glaube daher, daß nicht Gleim, ſondern Ramler als der poëtiſche Vertreter des ſiebenjährigen Krieges in preußiſchen Schulen betrachtet werden muß. Er liefert ihr reichen Stoff zur Erläuterung in geſchichtlicher und mythologiſcher Hinſicht. Gleim würde für Tertia, Ramler für Secunda gehören.

Näher als der ſiebenjährige Krieg ſtehen der Jugend durch Zeit und ideale Richtung die Freiheitskriege. Aus ihnen müſſen auch einige proſaiſche Denkmäler geleſen werden. Will man in Schulen überhaupt Briefe leſen, ſo mögen es ſolche ſein aus dieſer Zeit mit ihrem gewaltigen Hintergrunde, alſo z. B. v. Niebuhr. Vor Allem leſe man den Aufruf „an mein Volk"***) im dritten Theile von Wackernagel's Leſebuche.

(Stuttgart, Cotta, 9. Aufl., 1857) einige für Knaben ſehr paſſende Gedichte von Voß aufzufinden wußte, die ich in anderen deutſchen Leſebüchern nicht bemerkt habe.

*) Vergl. auch „Kriegsdichter des ſiebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege. Ein Vortrag von H. Pröhle. Altona. Händke und Lehmkuhl. 1863."

**) Altenburg bei Pierer.

***) Um ihn genügend erläutern zu können, ſollte wenigſtens der Lehrer auch Hippel's Entwurf kennen. Wie löblich nämlich dieſer auch iſt, ſo wurde er doch zuerſt von Hardenberg und dann von Friedrich Wilhelm III. auf eine wirklich muſterhafte Weiſe verbeſſert. Bei einem Vergleiche des Hippel'ſchen Entwurfes mit dem Aufrufe des Königs kann man nach meiner

Unter den Denkwürdigkeiten aus jener großen Zeit bieten die von Arndt Mehreres dar, was für die Schule geeignet iſt, während wegen einer eigenthümlichen Härte der Arndt'ſchen Lyrik von deſſen Gedichten nur etwa drei für die Schule empfohlen werden können.

Im Ganzen jedoch muß auch bei den Befreiungskriegen die Lyrik und nicht die Proſa Hauptſache ſein. Von Körner's Gedichten ſollte in Tertia, wo in der Regel auch die Geſchichte der Freiheitskriege gelehrt wird, noch mehr als bisher geleſen und gelernt werden. Doch genügt gerade jetzt Körner allein nicht mehr als dichteriſcher Vertreter der Freiheitskriege. Wenn man ſich nämlich darein ergeben müßte, daß die feſtlichen Erinnerungen an die Freiheitskriege nicht viel über die Jubeljahre 1863 und 1865 hinaus wirken ſollen, ſo würde der ohnehin nicht große Schatz das Gemüth tief und wohlthätig aufregender Begebenheiten, durch deren Erzählung die Pädagogik die edelſten patriotiſchen Entſchlüſſe bei der Jugend zu wecken im Stande iſt, ſich auf eine höchſt empfindliche Weiſe vermindern. Wie die Geſchichtſchreibung aber eine mehr kritiſche geworden iſt in Bezug auf jene große Zeit, ſo muß der deutſche Unterricht ſolche Dichter, die gedankenreicher, aber nicht ärmer an Gemüth als Körner waren, neben ihn zu ſtellen wiſſen, wenn die Fackel der Begeiſterung für die Freiheitskriege nicht auch durch die Schule der Gefahr des Erlöſchens preisgegeben werden ſoll.

Wirklich iſt Ernſt Schulze, der den Herausgebern von Anthologien für Schulen ſchon durch ſeine tüchtige claſſiſche Bildung und durch ſeine perſönliche Theilnahme am Befreiungskriege wenigſtens zu einer richtigen und vom abgelebten Modegeſchmacke unabhängigen Auswahl hätte empfohlen ſein ſollen, ein ſolcher gedankenreicher Dichter aus den Freiheitskriegen. Von ihm findet man wohl nichts mehr in Anthologien für Schulen als die Einleitung zu ſeinem großen romantiſchen Gedichte: Cäcilie, die aber, wenn ſie auch vielleicht mit der bezauberten Roſe noch eine für Frauen nicht unpaſſende Lectüre ſein mag, nur wegen ihres literarhiſtoriſchen Rufes als Lieblingsſchrift einer ehemaligen Geſchmacksrichtung Aufnahme gefunden hat. Dahingegen

---

Anſicht aus den meiſten Aenderungen lernen. Dem Fürſten Hardenberg, der allerdings auch aus Engherzigkeit Einiges corrigirte, verdankt der Aufruf ſogleich die herrliche Inverſion des Adverbii: „Klar liegen ſie dem unverblendeten Europa vor Augen.“ Der König ſelbſt aber verbeſſert ungemein tiefſinnig: „Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürſten, den großen Friedrich“ für „Erinnert Euch an die Vorzeit des großen Kurfürſten, des großen Friedrich's.“

ſcheint der eingemiſchte Name der von dieſem Dichter ſo hoch verehrten Cäcilie Tychſen die Aufnahme vielleicht des erhabenſten Gedichtes unter allen, welche die Wiedergeburt Deutſchlands verherrlichen, mit Unrecht gehindert zu haben. Wie nämlich die hohe Verehrung des Dichters für dieſe kranke Geliebte ſich überhaupt auf geiſtige Vorzüge gründete, ſo hatte Cäcilie auch Deutſchlands Schmach lebhafter als ſelbſt die meiſten Männer gefühlt. Deshalb wurde ihr allzu früher Tod nach der Schlacht bei Leipzig auf's Neue beklagt, und da ohnehin ihr wohlgeſinnter Vater den Dichter aufforderte, dieſen Sieg durch ein Gedicht zu verherrlichen, ſo ſchrieb er das Gedicht: „Cäcilie. Eine Geiſterſtimme. Im October 1813," deſſen gewaltige Sprache weit über den urſprünglichen Kreis von Hörern hinaustönte, den es auf's tiefſte erſchüttern mußte. Kein anderes deutſches Gedicht kann zu einer ſo vielſeitigen Beſprechung der Freiheitskriege, z. B. auch in Bezug auf das weſentliche Verhältniß von Fürſten und Völkern, Anlaß geben als dieſes, in dem der beſcheidene Dichter urſprünglich nur der Verklärten eine ſtolze und ſeltene Genugthuung verſchaffen wollte. Ich führe die letzte Strophe hier an, da ſie zugleich für den Aufſatz eines Primaners ein gutes Thema iſt:

Ein ernſtes Wort will ich Dir noch enthüllen,
Du ſchließ' es treu in Deinen Buſen ein:
Kein Schickſal gibt's, es gibt nur einen Willen;
Sei ſtark durch Dich, ſo iſt die Palme Dein.
Es gibt ein Maß, das ſoll der Menſch erfüllen
Und groß durch Kraft, durch Hemmung größer ſein.
Es gibt ein Recht, das gilt in jedem Kreiſe.
Es herrſcht ein Gott, der iſt allein der Weiſe.*)

Vor Allem aber mache man die Obertertianer mit einigen Zeitgedichten von Rückert, dieſen reifen Liederfrüchten aus den Freiheitskriegen, zur Begründung eines bleibenden Intereſſe's an dieſen großen Tagen auch vom literariſchen Standpunkte aus, ſorgfältig bekannt.**)

---

*) Auch auf Ernſt Schulze's Gedicht über den Lauf eines Stromes „Reiſeerinnerung. Den 2. Mai 1816" weiſe ich für Schulen hin.

**) Namentlich: „Geharniſchte Sonette. Verklänge 1. 4. und 3. Abth. 6." — „Des Rheinſtromes Gruß." „Die ſtraßburger Tanne." „Magdeburg." „Körners Geiſt." „Feſtlied." „Johanna Stegen." „Vorreiter Schill." „Probaska." „Schlacht bei Leipzig." „Braunſchweig's Preis." Schon für Quinta eignet ſich: „Auf Blücher's Sieg an der Katzbach." Die hauptſächlichſten von den eben genannten Gedichten ſtehen bereits in dem empfehlenswerthen Werke: „Poetiſche Gedichte der Deutſchen. Herausgegeben von Dr. Karl Wagner, großherzoglich heſſiſchem Profeſſor und Oberſtudienrathe. Vierte Auflage. Darmſtadt. Leske 1858."

Auch das Lied vom alten Barbaroſſa, das ſchon in Quinta gelernt wird und vielleicht das volksthümlichſte Lied aller neueren deutſchen Dichter iſt, verdankt der Erhebung Deutſchlands ſeinen Urſprung. Durch dieſes Gedicht allein ſchon zeigt Rückert einen ſo ſtarken deutſchen Grundcharakter, daß ich ihn weit mehr als von Hiecke geſchehen iſt für die Schule in Anſpruch nehmen möchte, obgleich das andere Element, auf welches es hierbei nach meiner Meinung beſonders ankommt — der Charakter der Claſſicität — durch ſeine orientaliſche Richtung leider bedeutend in den Hintergrund gedrängt iſt. Jedoch hat auch dieſe Richtung einigen bibliſchen Gedichten von Rückert einen ſehr hellen Ton und ſeltenen Schwung verliehen. „Bethlehem und Golgatha" und „Flammt empor in euren Höhen, Morgenſonnen, lobt den Herrn!" verdienen gewiß den Schülern mittlerer Claſſen bekannt zu werden.

Wenn nun aber auch Rückert noch mehr ein Dichter des Hauſes und der Familie*) als der Schule iſt, ſo zeigt er ſich doch für alle höheren Töchterſchulen vorzüglich geeignet. Und in ſeiner Weiſe oft ſpielend, aber immer frei und überlegen; mit großem Talente begabt, zugleich erfüllt von höherer univerſaler Bildung, kindlich und oft ſinnig in religiöſer Beziehung; als Politiker freimüthig und beſonnen; ein wahrer Hans Sachs, wenn er von deutſcher Vorzeit redet: ſo kann dieſer gelehrte Dichter ſelbſt für unſere Jünglinge noch etwas mehr als bisher benutzt werden. Die Leſebücher enthalten vielleicht zu wenig von ihm, gewiß aber unter dieſem Wenigen mitunter noch das Schlechteſte, was aus ſeiner Feder floß. So iſt „die hohle Weide", welche er für ein beſſeres Sinnbild unſeres Vaterlandes hält als die ihm ſonderbarer Weiſe verhaßte Eiche, ſelbſt in Wackernagel's Leſebuch übergegangen, obgleich ſie eins der matteſten und elendeſten politiſchen Gedichte unſerer Zeit iſt.

Unter denjenigen Gedichten von Rückert, welche ich noch für Schulen vorſchlagen würde, befinden ſich auch einige erzählende für mittlere Claſſen: An unſere Sprache, Weltkrieg, Klage, der fehlende

---

*) Einige Gedichte, worin dieſer „hausbackene" Poet ſein innerſtes Gemüth aufſchließt, ſind von ſo eigenthümlicher Art, daß ſie in ähnlicher Weiſe wie die Proſa von Matthias Claudius ſchlechterdings einſam oder im Kreiſe gebildeter Verwandten geleſen werden ſollten. Ich denke dabei vorzugsweiſe an die Gedichte: „Aus der Jugendzeit." „Der deutſche Großvater." „Vetter! nun die beiden Väter." „Bleibet im Lande." Vielleicht ſelbſt „Abhilfe" gehört hieher.

Schöppe; für untere Klaſſen: Fünf Märlein und die Beichte der Thiere.

Ueberhaupt ſind es gerade die epiſchen Gedichte, welche ſich unter den Producten der Neueren am meiſten für die Schule eignen und von denen viele mit Recht den Weg in die Leſebücher gefunden haben. Da ihr Inhalt meiſtens ein vaterländiſcher, oft ein wahrhaft patriotiſcher iſt, ſo bieten dieſe Romanzen und Balladen der Pädagogik viele Vortheile dar. Man braucht nicht die Benutzung von Echtermeyer's Erörterungen über Ballade, Romanze und Märe mit in den Kauf zu nehmen, um den Worten Hiecke's in einer Entlaſſungsrede beizuſtimmen: „Wer die Balladen von Schiller und Goethe und die vollendetſten von Bürger und Uhland tiefer hat auffaſſen lernen, als dies in dem frühen Knabenalter natürlich und möglich iſt, der beſitzt an ihnen einen Schatz, der allein ſchon ein Stolz der Nation dem Ausland gegenüber iſt.“ Wir dürfen darüber hinwegſehen, daß die Balladen der neueren Dichter ſelbſt bei einem **Uhland** die künſtleriſche Form beinahe ganz abgeſtreift haben und mit den großen Compoſitionen, welche Bürger in der Lenore und dem wilden Jäger hinſtellte, kaum noch einen entfernten Vergleich aushalten, obgleich ich keineswegs behaupten will, daß die mehr volksthümliche Geſtalt der neueren Balladen dieſen Mangel gerade aufwiegt.

XIV. Moderne Richtungen.

Auch die Form der eigentlichen oder der vorzugsweiſe erotiſchen Lyrik unſerer Tage ſteht der claſſiſchen Form der Lyriker des göttinger Bundes weit nach. Dagegen iſt ſie den Lyrikern des göttinger Bundes an Tiefe der Empfindung überlegen*). Weil aber auch dieſer

---

*) Dies würde ſich durch einen Vergleich zwiſchen Bürger und Rückert beweiſen laſſen, ſo wie ich in Bezug auf die Ballade zu einem Vergleiche zwiſchen Bürger und Uhland aufforderte. Wenn man Rückert's Einleitungsgedicht „An die Göttin Morgenröthe“ mit dem Sonette „An das Herz“ von Bürger, welches gleich ihm den Mythus von Tithon behandelt, vergleichen wollte, ſo würde man dem Lyriker des neunzehnten Jahrhunderts bei der Behandlung des nämlichen Gegenſtandes ohne allen Zweifel die größere Friſche und Genialität, ſo wie die tiefere Empfindung, dem Dichter des achtzehnten Jahrhunderts aber mehr Wohlklang und Claſſicität der Form zuſchreiben müſſen. Für die Schule ſind beide Gedichte nicht geſchrieben.

Vorzug hauptſächlich in einer einſeitigen Subjectivität und nicht in den feſten und allgemein gültigen claſſiſchen Formen bei den neueren Lyrikern hervortrat, ſo iſt jene ſchöne Blüthe eines tiefen Gefühles, welche ſich in der neueren Lyrik erſchloß, für die Entwickelung des Nationalgeiſtes ſchneller und wirkungsloſer vorübergegangen, als man hätte glauben ſollen. Die zum Theil ſo unglücklichen Träger dieſer Richtung haben jetzt ausgerungen und ausgelitten und die Schule kann getroſt es jedem Gebildeten überlaſſen, ſich ſpäter ſelbſtändig mit ihnen bekannt zu machen.

Ich denke hierbei vor Allen an Lenau. Das menſchliche Intereſſe, welches man an dem Untergange eines ſolchen Geiſtes mit Recht nimmt, kann und ſoll ſich bei dem Schüler noch nicht finden. Dahingegen erinnere ich mich ſehr wohl, daß ſchon vor Lenau's Erkrankung die Gymnaſiaſten ſelbſt für deſſen größere Dichtungen ein zeitgemäßes Verſtändniß hatten. Gerade in dieſen größeren Dichtungen, in denen die Helden ſich den Dolch in's Herz „träumten", bis ſie ſich getödtet hatten, kamen ſchon deutliche Spuren von geiſtiger Unzurechnungsfähigkeit zum Vorſcheine. Nirgends zeigt ſich in ihnen eine Nachahmung der Alten,*) dagegen überall die Frucht ſehr confuſer Studien. Wenn nun auch jetzt — Dank den Fortſchritten des Unterrichtes — der Fall nicht mehr eintritt, daß wie früher freie Vorträge über Lenau's Fauſt von Primanern gehalten werden, ſo kann es doch ſchon Bedenken erregen, daß in Schulbüchern noch ziemlich viele kleine Gedichte von ihm ſtehen. Ich ſchlage den Echtermeyer auf, bei dem doch wahrlich die Sorgfalt der Auswahl nicht zu verkennen iſt. Nirgends findet ſich ein Gedichtchen mit lebhaften Farben und Geſtalten unter denen, die er aus Lenau aufnimmt, nirgends eins, an das eine fruchtbare Beſprechung geknüpft werden könnte. Da ſteht zunächſt „der Poſtillon", der am Kirchhofe anhält und ſein Leibſtück bläſt, damit ſein todter Kamerad durch das Echo in den Ton ſeines Hornes einſtimmt. Wenn wir als Lehrer fähig ſein ſollten, der Jugend ſo wunderbar tiefe Empfindungen einzuflößen, wie dies Gedicht ſie andeutet, ſo wollen wir doch Gefühle wählen, die viel wirkſamer ſind als dieſe Mondſcheinphantaſie. Das Gedicht „Blick in den Strom"**) vor einer Schaar kräftiger

---

*) Schon weil dieſe bei Hölderlin nicht mangelt, wird Niemand auf ihn anwenden, was hier über Lenau geſagt iſt.

**) Darin die Worte:

Blick unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Thränen fallen.

Jünglinge erläutern zu wollen, würde lächerlich ſein. Auch findet ſich bei Echtermeyer der „Seemorgen": tiefempfundene Seelenerfahrung eines weitgereiſten Mannes voll unbeſchreiblicher Melancholie, der die deutſche Jugend nicht ganz ohne Grund ein kräftiges Seebild weit vorziehen dürfte. Wir leſen bei Echtermeyer ferner auch Lenau's „Reiſeſkizzen": außerordentlich ſchön, aber nur wenn die eigenen Erinnerungen jedes Leſers den engen poëtiſchen Rahmen erweitern. Dieſe Erweiterung kann ich als Lehrer für meine Schüler ſchlechterdings nicht übernehmen, ohne mich in unnützen Reminiscenzen zu ergehen: das Gedicht paßt alſo nicht für die Schule. Die „Sturmesmythe" iſt nicht einmal ſchön. „Die drei Zigeuner" ſollen uns lehren:

Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verſchläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Ich verkenne keineswegs die Berechtigung dieſes Dichterſpottes über ein herbes Schickſal, aber als Lehrer kann ich meinen Schülern durch die kleinſte Erzählung von den Thaten, mit denen Hercules gegen das Schickſal ankämpfte, einen größeren Dienſt erweiſen, als wenn ich jene Worte erläutere, indem ich z. B. ſage, daß Lenau die Geige wundervoll geſpielt habe. „Die wurmlinger Capelle" verhält ſich zu Uhland's Gedichte „droben ſtehet die Capelle" wie der Klang der kaum hörbaren Cither zu den Tönen der vollen Harfe: wie jene den Zuſatz der menſchlichen Stimme kaum verträgt, dieſe aber ihn fordert, ſo läßt ſich über jenes krankhafte Gedicht von Lenau gar nichts, über das geſundere von Uhland aber ſehr Vieles ſagen. Es bleiben noch übrig bei Echtermeyer Lenau's Heideſchenke und Werbung. Obgleich auch dieſe Gedichte keine Erläuterung vertragen, ſo will ich ihre Aufnahme in ein Schulbuch doch nicht mißbilligen, aber nur, weil ſie für den geographiſchen Unterricht ein ſinniges ethnographiſches Bild von Ungarn gewähren, wenn auch in viel zu ſchwachen Farben.

Noch fehlerhafter iſt es, wenn man nicht bloß krankhafte, ſondern wirklich falſche Richtungen innerhalb der belletriſtiſchen Proſa unſerer Zeit und der modernen Lyrik, weil ſie ſich in der Literaturgeſchichte ihren Platz erzwungen haben, nun auch durch die Leſebücher in die Schulen verpflanzen will. So wird in vielen Leſebüchern verſucht, dem Schüler Heinrich Heine vorzuführen, welcher durch den Inhalt ſeiner Werke zu der Schule eben ſo wenig in einer Beziehung ſteht als durch die Form ſeiner Gedichte. Dieſe Form iſt dem Claſſiſchen völlig abgewandt; indem aber Heine durch ſeine nur ſcheinbar nachläſſige Form den Volkston nachahmt, kann er doch über Manier und Willkür nie hinauskommen, denn die Ironie hindert bei ihm jede Uebereinſtimmung zwiſchen Form und Idee. Weil indeſſen Heine in der neueren Lyrik als der größte erotiſche Dichter daſteht, ſo haben viele ſonſt ſehr beſonnene Schulmänner wenigſtens ſeinen Namen in ihren Anthologien nicht auslaſſen wollen. In anderem Zuſammenhange hat Hiecke mit vollem Rechte geſagt,* daß Gott die erſten Claſſen unſerer Schulen vor ſolchen Zöglingen in Gnaden behüten möge, welche der Empfindungen der Liebe nicht fähig wären. Da indeſſen Niemand behaupten kann, daß gerade der Lehrer dem Schüler die für dieſe Empfindungen und Seelenzuſtände nöthige Lectüre nachweiſen ſoll, ſo druckte man lieber ſolche Gedichte von Heine in den Leſebüchern ab, mit welchen man einige andere Uebelſtände in den Kauf nimmt, z. B. die Grenadiere, in denen ein wahres Uebermaß von Schwärmerei für Napoleon ſpukt. Andere Leſebücher ſchmuggeln auch wohl den Liebesſchmerz des Dichters in Form einer frommen Legende ein, indem ſie die Wallfahrt nach Kevlaar enthalten, die Geſchichte eines Jünglings, deſſen Weltſchmerz ſelbſt die Mutter Gottes nur durch den Tod zu lindern vermag. Sogar der feine Oltrogge nimmt Heine's Loreley auf und meint wohl gar, daß ſie ſich ungefähr wie Goethe's Erlkönig vor den Schülern erläutern laſſe, was nicht der Fall iſt. Andere Leſebücher enthalten Heine's Gedicht vom Fichtenbaume und der Palme. Unglücklicher Weiſe iſt aber dieſes eben ſo unerklärbar als unverfänglich und harmlos, denn das tiefe Sehnen, von welchem der Dichter hier redet, iſt gerade das Unausſprechliche. Um Heine's proſaiſche Harzreiſe nicht übergehen zu müſſen, hat Oltrogge als Hannoveraner deſſen Beſchreibung von Clausthal ſo aus dem Zuſammenhange geriſſen, daß wir den Dichter am Schluſſe im vollen Gebete mit den Bergleuten erblicken. Ich zweifle, ob es erlaubt iſt, auf dieſe Weiſe einem Autor ein ganz neues Geſicht zu verleihen. Jedenfalls aber iſt die deutſche Literatur nicht ſo arm, daß ein ſolches Verfahren nöthig wäre, um die Schule mit deutſcher Lectüre zu verſorgen. Auch bin ich der Anſicht, daß durch die Aufnahme von ſolchen Autoren, welche nun einmal für die Schule nur ein feindliches Element ſein können, in die Leſebücher die Fortſchritte des deutſchen Unterrichtes nur gehemmt werden.

Nur weniges Allgemeine iſt über die belletriſtiſche Proſa und die moderne Lyrik noch hinzuzufügen.

Eine große Anzahl unſerer Leſebücher enthält von den Producten der neueren Lyrik entweder zu viel oder das, was ſie liefert, in falſcher Auswahl. So iſt einer der klarſten Köpfe unter den neueren Lyrikern, **Eduard Mörike**, nur ſelten berückſichtigt, während er ſeiner claſſiſchen Form wegen gerade bevorzugt ſein ſollte. Dahingegen wurde der Schule und den Leſebüchern ganz ohne Grund vorgeworfen, daß ſie die belletriſtiſche Proſa der modernen Literatur vernachläſſige.*) Es iſt auf dieſe ſchon zu viel Rückſicht genommen. Ueber die Schriften berühmter Romanſchriftſteller und Novelliſten ſind ſogar Aufſätze vorgeſchlagen**), und da ihre dem menſchlichen Herzen und dem Verhältniſſe der beiden Geſchlechter abgelauſchten Schönheiten ſich der Schule entziehen, ſo ſoll dieſe wenigſtens der Romanliteratur die culturgeſchichtlichen Lumpen nachſchleppen. Weil man nach **Berthold Auerbach's** Dorfgeſchichten eine Charakteriſtik der „Frau Profeſſorin" nicht aufgeben kann, ſo ſoll der Schüler den „Lumpenſammler auf dem Lande" nach Auerbach behandeln. Durch ein ſolches Thema wird er aber nur angeleitet, beim Leſen auf das Unweſentliche zu achten. Dies wäre ſelbſt dem ſchlechteſten Unterhaltungsſchriftſteller gegenüber ein Unrecht, um wie viel mehr gegenüber dem Begründer einer achtungswerthen Gattung der Erzählungsliteratur!

XV. Ueber die deutſchen Leſebücher für Schulen.

Im Ganzen genommen ſtimme ich **Rudolf von Raumer** bei, der „das Neueſte" ſtets aus den deutſchen Leſebüchern verweiſen will, weil es noch nicht erprobt iſt. Ueberhaupt iſt es nöthig, daß dieſe Bücher, um ihre Beſtimmung in der Schule erfüllen zu können, ſich in vielen Beziehungen beſchränken. Die folgenden Bemerkungen ſollen nicht alle Grundſätze für die Feſtſtellung des Inhaltes ſolcher Bücher enthalten, ſondern nur diejenigen Winke, welche mir gerade jetzt zeitgemäß ſcheinen. Mögen Männer wie Philipp Wackernagel*), Viehoff,**) Dielitz, Heinrichs,***) Paulſiek†) und Andere††), von denen einige lange vor der Herausgabe der Leſebücher ihren Ruf begründet, andere ihn durch dieſe Bücher ſchnell und dauernd erworben haben, meine Freimüthigkeit verzeihen, wo ſich finden ſollte, daß ich von ihnen abweiche. Auf ein Urtheil über die Frage, welches das beſte dieſer Leſebücher ſei, kommt es mir dabei nicht an, weil ich mit keinem ihrer Herausgeber in meinen Anſichten über den deutſchen Unterricht völlig übereinſtimme.

---

*) Karl Gutzkow, „Die Blumenleſer", im deutſchen Muſeum, 1853, 1. Jahrgang, 23. Heft.

**) Z. f. G., V., 1851, S. 56—58.

Ich bin zunächſt der Anſicht, daß alle Leſebücher für Schulen ihren pädagogiſchen Zweck ſo ſcharf als möglich in's Auge faſſen ſollten. Wenn ſie zugleich Anthologien oder literarhiſtoriſche Handbücher für Jedermann ſein wollen, ſo ſind mehrere Aufgaben auf eine für die Jugend nachtheilige Weiſe vermiſcht. Daß die deutſche Lectüre zur Unterſtützung mancher anderen Unterrichtsgegenſtände, z. B. der Naturwiſſenſchaften, mit gutem Erfolge herbeigezogen werden kann, iſt ſchon früher geſagt worden. Da jedoch in ſolchen Fällen mehr die Lehrer anderer Fächer das Deutſche benutzen müſſen als umgekehrt, ſo ſollen ſich nicht die trockenen Stützen für alle möglichen Zweige der Wiſſenſchaften im deutſchen Leſebuche finden. Es ſoll nach dieſen Seiten hin nur anregen und nicht ausführen; keineswegs aber darf es ein Compendium aller Compendien werden. Aus den Naturwiſſenſchaften werden z. B. in die Leſebücher hauptſächlich ſolche Arbeiten gehören, die in culturgeſchichtlicher Weiſe auf die Kenntniſſe und Lebensanſchauungen der Alten Rückſicht nehmen.*) Nur ein vergeiſtigter Abzug — aber nicht im engliſchen oder franzöſiſchen Geſchmacke — werde von den fremdartigen belehrenden Stoffen gegeben und ein kunſtvolles Bild von ihnen, wenn ich ſo ſagen darf, gleichſam ihr Ideal, mag es immerhin enthalten. Aber ſelbſt den realen Wiſſenſchaften gegenüber, ſo weit ſie dieſelben berührt, ſoll die deutſche Literatur vor Allem den Eindruck befeſtigen, welchen Uhland im „Geſang der Jünglinge“ in den Worten zuſammengefaßt hat:

---

*) Deutſches Leſebuch, 1. Thl., 18. durchgeſehener Abdruck. 1857. — 2. Thl., 17. Abdruck. 1857. — 3. Th., 11. Abdr. 1856. — 4. Th. für Lehrer (auch unter dem Titel „der Unterricht in der Mutterſprache"), neue durchgeſehene Auflage. Stuttgart. Lieſching.

**) Handbuch der deutſchen Nationalliteratur. Dichter und Proſaiker. Mit biographiſchen und andern Erläuterungen. Ein Leſebuch für obere Claſſen höherer Lehranſtalten und Freunde deutſcher Literatur. Braunſchweig, Weſtermann. 1857. — Viehoff, Hilfsbuch für den deutſchen Unterricht in den oberen Claſſen höherer Lehranſtalteu, enthaltend Proben der älteren Proſa und Poëſie, einen Abriß der Literaturgeſchichte, Verslehre, Poëtik und Styliſtik nebſt Aufgabenſammlung, zugleich Anhang zum Handbuch der deutſchen Nationalliteratur.

***) Dielitz, Director und Profeſſor, und Dr. E. Heinrichs, Oberlehrer, Deutſches Leſebuch für die unteren Klaſſen höherer Lehranſtalten. Berlin. G. Reimer. 1862. Das Leſebuch für obere Claſſen iſt mir noch nicht bekannt.

†) Deutſches Leſebuch für Gymnaſien, Realſchulen und höhere Bürgerſchulen.

††) Deycks, Auswahl deutſcher Gedichte des 17., 18. und 19. Jahrhunderts, nach der Zeitfolge geordnet, mit biographiſchen und erklärenden Anmerkungen, nebſt Muſtern deutſcher Proſa und Sprachproben der früheren Jahrhunderte. Ein Leſebuch für die oberen Claſſen höherer Lehranſtalten. 3. Aufl. Coblenz, Bädecker. 1853. — Maſius, deutſches Leſebuch. 1. Thl. Für untere Claſſen. 2. Aufl. 1857. 2. Thl. Für obere Claſſen. 2. Aufl. 1858. Halle, Waiſenhaus. — Oltrogge, Deutſches Leſebuch, Elementarcurſus. 4. Aufl. 1855. 1. Curſus. 9. Aufl. 1856. 2. Curſus. 6. Aufl. 1847. — 3. Curſus. 6. Aufl. 1842. — Auguſt Spieß und Friedrich Spieß, deutſches Leſebuch für mittlere Gymnaſialclaſſen. Bielefeld, 1848. U. ſ. w.

Darum geht in Tempel ein,
Edlen Ernſt in Euch zu ſaugen!

Mit dieſer idealen Richtung des Leſebuches wird ſeine Gediegenheit ſich leicht vereinigen. Und zwar ſoll nicht allein das Leſebuch im Ganzen, ſondern jedes Stück in ihm ſo gediegen ſein, daß es ſich zu einer eingehenden Beſprechung eignet. Doch ſoll nicht jedes bei jedem Leſen ſie erhalten und fordern, und unbeſchadet ihrer Gediegenheit müſſen die Leſebücher für mittlere und untere Claſſen zugleich Hülsmann's allgemeiner geſtellte Forderung unterſtützen, daß der deutſche Unterricht anfänglich beſonders auch „auf Aneignung eines erfriſchenden Stoffes in reiner Form“ hinarbeiten möge. Dagegen wird durch die Forderung der Gediegenheit der vorwiegende Charakter des Intereſſanten in den Leſebüchern von ſelbſt ausgeſchloſſen. Die Klage, daß dieſer Charakter nicht immer vermieden ſei, iſt keineswegs grundlos erhoben worden. Seltſam aber, wenn ſogar die Schule noch dafür ſorgt:

Daß in ewiger Erneuung
Jeder täglich Neues höre,
Und zugleich auch die Zerſtreuung
Jeden in ſich ſelbſt zerſtöre.

---

*) Ich glaube, daß mein Schwager Uhlenhuth in dieſer Beziehung über den Flachs in ſeinen „Heimatſtudien“ (Berlin, Kaſtner, 1865) einen kleinen Muſteraufſatz geliefert hat.

Um einen bunten Wechſel und den Schein der beabſichtigten Zerſtreuung in den Leſebüchern zu vermeiden, iſt die Verweiſung der Gedichte und der Proſa in beſondere Abſchnitte zu empfehlen. Im Allgemeinen müſſen die Leſebücher, die ſowohl Gedichte als auch Proſa enthalten, nur bis Tertia gebraucht werden. Schon in Secunda können ſie nur neben den Originalausgaben der Autoren noch durch kleinere Stücke zur Aushilfe dienen. Ich verkenne aber nicht, daß durch die in der Praxis noch oft bemerkte Schwierigkeit, die Originalwerke der Dichter in einer hinreichenden Anzahl von Exemplaren in die Hände der Schüler zu bringen, bis jetzt wirkliche Leſebücher ſelbſt für Secunda, vielleicht ſogar für Prima nicht ganz überflüſſig ſind. Angemeſſener aber als ein gewöhnliches Leſebuch, jedoch immer nur zur Aushilfe, wäre für Secunda, vielleicht auch ſchon für Tertia, die Einführung einer eigenen Gedichtſammlung.

Manche Leſebücher ſind ſo vielſeitig in Bezug auf Gedichte angelegt, daß es ſcheint, als wollten ſie ſelbſt dem Geſange nichts für ſich allein übrig laſſen. Auch allgemein bekannte Kirchenlieder ſind neuerdings aufgenommen worden, aber nicht in ſo guter Auswahl, wie in Hollenberg's Religionslehrbuche. Einen Zweck vermag ich dabei nicht abzuſehen. Nach meiner Anſicht könnten als geiſtliche Lieder in deutſchen Leſebüchern im Weſentlichen nur die mehr reflectirenden Lieder ſtehen, die zum Kirchengeſange keine Beziehung haben. Dieſen geiſtlichen Liedern von Uz und ähnlichen fehlt meiſt der confeſſionelle Charakter. In manchen Augen wird ihnen dies mit Bezug auf die Leſebücher einen entſchiedenen Vorzug vor unſeren proteſtantiſchen Kirchenliedern geben. — „Confeſſionel Anſtößiges", wie Viehoff will, muß in Leſebüchern gewiß fern gehalten werden. Aber alles Confeſſionelle ängſtlich fern zu halten, haben wir Proteſtanten keinen Grund, da unſere Confeſſion mit den Intereſſen der Bildung nicht im Streite liegt. Hiecke hat deshalb in der Aufnahme der Proſa dieſe Scheu vor dem Confeſſionellen noch nicht gezeigt, obgleich ich zugeben will, daß ſein Bekenntnißeifer, der nur dem Katholicismus gegenüber rege war, der Verbreitung ſeiner Leſebücher zu ihrer Zeit vielleicht geſchadet hat. Preußiſchen Leſebüchern iſt Ferdinand Bäßler's Gedicht: „Eliſabeth von Brandenburg", in welchem Confeſſionelles und Landſchaftliches gemeinſam berückſichtigt iſt, angelegentlich zu empfehlen. Von neueren Gedichten, die ſich auf die preußiſche Geſchichte beziehen, verdienen die von Theodor Fontane beſondere Beachtung.

XVI. Ueber Dialektproben.

Auch dadurch würde die Literatur dieſer Leſebücher gewinnen, wenn nicht jedes von ihnen alle höheren Schulen Deutſchland's in's Auge faſſen wollte, ſondern wenn einige ſich beſondere landſchaftliche Aufgaben zu ſtellen geneigt wären.*) Dieſe Aufgaben wären nicht ſchwer zu erfüllen. Ja, weil der deutſche Unterricht weniger durch ein breites Material des Wiſſens als durch deſſen gereinigten Inhalt wirken ſoll, ſo würden ſie in gewiſſer Hinſicht mehr negativer als poſitiver Art ſein. Da nämlich manche Leſebücher jetzt ein buntes Allerlei von culturgeſchichtlichen und volksthümlichen Stücken aus allen deutſchen Provinzen enthalten, ſo würde es ſich nur darum handeln, die Stadt oder die Landſchaft, für welche das Leſebuch ſich ſelbſt beſtimmt, vorzugsweiſe zu beachten und culturgeſchichtliche Nummern, die ſich auf andere Landſchaften Deutſchlands beziehen, ganz oder theilweiſe auszuſchließen. Während man ſich in Betreff der mehr geſchichtlichen Stoffe nicht völlig auf die Landſchaft beſchränken könnte, ohne dem lächerlichen Kirchthurmspatriotismus zum Nachtheile eines echt deutſchen Sinnes in die Hände zu arbeiten, ſo iſt es meiner Meinung nach ein nicht geringer Fehler, daß man in manchen deutſchen Leſebüchern jetzt Proben von den verſchiedenſten Dialekten der Gegenwart neben einander findet. Zumal für die Jugend hat nur Eine Mundart, zunächſt die heimiſche, ein natürliches, wenn auch zunächſt nur ein ſcherzhaftes, Intereſſe. An dieſer Einen, aber nicht durch Vergleichung vieler lebender Mundarten, kann die Jugend allerdings etwas lernen.

Im Uebrigen kann es nach meiner Anſicht mit Dialektſtücken in Leſebüchern für höhere Schulen nur alſo gehalten werden, daß zunächſt Leſebücher, welche nicht für eine einzelne Landſchaft beſtimmt ſind, nach wie vor, obgleich die Dialektdichtung ſich neuerdings ſehr ausgebreitet hat, nichts als einige mundartliche Gedichte von Hebel aufnehmen. Denn ſo wie man ganze Forſtſchulen zu praktiſchen Studien immer wieder in beſtimmte Gebirge führt, in denen durch die Verhältniſſe des

---

*) Hie und da iſt dies ſchon geſchehen, jedoch ohne daß die Herausgeber der Leſebücher es eingeſtanden und ohne daß ſie gerade für die bevorzugte Landſchaft das Rechte getroffen haben. So iſt denn in Leſebüchern, die Rheinland und Weſtfalen bevorzugen, zwar nicht Simrock und Freiligraths Freiſtuhl zu Dortmund vergeſſen, aber ſtatt Levin Schückings und der Freiin von Droſte-Hülshoff ſind oft ganz falſche Lyriker aufgenommen.

Bebens und der Cultur gleichſam normale Wälder erzeugt ſind: eben ſo iſt der alemanniſche Dialekt, deſſen ſparſame Einmiſchung ſelbſt Auerbach's Dorfgeſchichten noch mehr empfohlen hat, ein Normaldialekt neben der deutſchen Schriftſprache geworden, in dem am leichteſten „das Univerſum verbauert" werden konnte. In anderen Dialekten das Univerſum noch zu zeigen, möchte nicht immer gelingen, weil nicht jeder Dialekt es aufzunehmen und nicht jeder Dichter es hinein zu legen verſteht. Dagegen ſollten Leſebücher, die nur in Niederdeutſchland gebraucht werden, allerdings bloß von J. H. Voß, oder Fritz Reuter, oder Klaus Groth, märkiſche nur aus Bornemann's Gedichten in altmärkiſcher Mundart Proben enthalten. Leſebücher für Elementarſchulen, welche den provinciellen Charakter nie verleugnen ſollten, müßten in Norddeutſchland nie Gedichte von Hebel, könnten aber ſolche von den zuletzt bezeichneten Dialektdichtern aufnehmen. Sind ſie auf einen ſehr engen Kreis berechnet, ſo können ſie, damit das Volk ſeine eigene Mundart wieder achten lernt, ſogar ein paſſendes Beiſpiel der enger begrenzten Landſchaft aus „Germaniens Völkerſtimmen" von Firmenich abdrucken. Eine Verpflichtung der Leſebücher für Volks- und höhere Bürgerſchulen zur Aufnahme-von Dialektſtücken iſt jedoch auch jetzt noch nicht vorhanden. Obgleich dem Schüler durch Dialektproben weit leichter als durch das Altdeutſche ein Einblick in den „ſinnlichen Gehalt unſerer Sprache" gegeben werden kann, ſo iſt es doch wichtiger als das Leſen von Dialektproben, daß er (vielleicht am beſten während der geographiſchen oder geſchichtlichen Stunden) zwiſchen Perioden und Dialekten der deutſchen Sprache unterſcheiden und das Wechſelverhältniß beider zu einander kennen lernt.

XVII. Das Mittelhochdeutſche.

Altdeutſche Sprachproben ſollte meines Erachtens der höchſte Curſus der deutſchen Leſebücher gar nicht enthalten. In dieſen Büchern wird die ältere deutſche Sprache zu ſehr dem Dilettantismus überliefert. Jetzt dieſe noch zu erlernen, indem man mit den ſpäteren Perioden anfängt und ſich allmälig bis zu den früheren hinaufarbeitet, erſcheint den Fortſchritten der germaniſtiſchen Studien und beſonders den mehr und mehr doch auf die Pädagogik berechneten Hilfsmitteln gegenüber nicht als zeitgemäß. Beſonders wenn man aus

Anthologien das Altdeutſche auf Schulen [illegible] will, ſo wäre zu wünſchen, daß Auguſt Koberſtein*) und **Oskar Schade****) dem Bedürfniſſe der Schule noch mehr vorarbeiten möchten als ſie bereits gethan haben. Wie Schade in ſeinen für akademiſche Vorleſungen beſtimmten Schriften überall das Gothiſche, Althochdeutſche und Mittelhochdeutſche berückſichtigt, ſo will Rudolf von Raumer auf Gymnaſien Althochdeutſch, Gothiſch und Mittelhochdeutſch lehren. Ich kann dieſer Forderung nicht zuſtimmen und meine, daß nicht allein die Realſchulen, wenn ſie überhaupt das Altdeutſche berückſichtigen mögen, ſondern auch die Gymnaſien nicht über das Studium des Mittelhochdeutſchen hinausgehen ſollten.***)

Auf das Grammatiſche, namentlich auf die mittelhochdeutſche Lautlehre, wird jetzt bei ſeiner Schwierigkeit an manchen Gymnaſien ſchon zu viel Rückſicht genommen.

Wem es ſcheinen ſollte, daß wir in Bezug auf das Altdeutſche zu geringe Anforderungen ſtellen, dem antworten wir mit unſerem Hartmann von Aue: „mich gnüeget rehter mâze.“

Weil eine verwirrende Mannigfaltigkeit in der Erlernung von neueren Sprachen für die allgemeine Bildung nicht förderlich ſein kann, ſo vermeide der Unterricht im Mittelhochdeutſchen auf der Schule durch Klarheit und Einfachheit der Methode die Schwierigkeiten der Erlernung einer dem Schüler ganz fremden Sprache. Da anzunehmen iſt, daß ſelbſt auf der Univerſität nur ein kleiner Theil der Schüler das Studium des Mittelhochdeutſchen fortſetzen wird, ſo kann ſelbſt gegen den Vorſchlag nichts eingewendet werden, daß eine mittelhochdeutſche Dichtung ohne Präparation von Seiten der Schüler in Prima oder Secunda geleſen werden ſoll.†) Doch muß ein Exemplar der

---

*) Laut- und Flexionslehre der mittelhochdeutſchen und der neuhochdeutſchen Sprache in ihren Grundzügen. Zum Gebrauch auf Gymnaſien. Halle, Waiſenhaus. 1862.

**) Paradigmen zur deutſchen Grammatik. Gothiſch, Althochdeutſch, Mittelhochdeutſch, Neuhochdeutſch. Für Vorleſungen. Halle, Waiſenhaus. 1860. Altdeutſches Leſebuch. Gothiſch, Altſächſiſch, Alt- und Mittelhochdeutſch. Erſter Theil. Halle, 1862. Der Vorrede nach gleichfalls für akademiſche Vorleſungen beſtimmt. Der 2. Theil ſoll das Wörterbuch enthalten.

***) Die Mittheilung mittelhochdeutſcher Sprachproben an höheren Schulen durch Lehrer, welche ſich nicht näher mit dem Mittelhochdeutſchen beſchäftigt haben, kann nur ſchädlich wirken.

†) Vergl. Karl Müllenhoff: Die deutſche Philologie, die Schule und die claſſiſche Philologie in d. Z. f. d. G. 8. Band, 1854. S. 177—199.

Dichtung in der Hand jedes Schülers ſein. Auch dem Vorſchlage ſtimme ich bei, daß in der bezeichneten Weiſe die Nibelungen*) oder der Iwein**) auf Schulen geleſen werden möge. Will man nach Müllenhoff's Vorſchlage den Iwein erſt in Prima leſen, ſo wird die feine und zierliche Sprache des höfiſchen Dichters auch dadurch lehrreich werden, daß er in einer Art, wie es kein Capitel eines geſchichtlichen Compendiums vermag, die Vorſtellungen von einer wichtigen Periode der Vorzeit Deutſchland's und Europa's berichtigt. Da der Inhalt wenigſtens über Mittel- und Nordweſt-Europa nicht weſentlich hinausreicht, ſo mag in dieſem Falle nicht das gegen die Lectüre zu pädagogiſchen Zwecken entſcheiden, daß die Fabel nicht deutſch iſt. Schallt doch auch gerade in dieſer Schrift der deutſchen Jugend ihr Turnergruß,***) wenigſtens die Verbindung der Worte guot heil, kräftig und bedeutſam entgegen.

Die Red. bemerkte: „Dieſer Aufſatz iſt zum großen Theile bereits früher in Cotta's deutſcher Vierteljahrsſchrift 1851, Octoberheft S. 239—266, abgedruckt. Die Abänderungen und Zuſätze, die bei einer abermaligen Durchſicht hineingekommen ſind und namentlich die Umarbeitung des letzten Theiles werden es vielleicht entſchuldigen, daß die Redaction dem Anſuchen des Verfaſſers und der Verfaſſer einem ihm mehrfach ausgeſprochenen Wunſche nachgegeben hat." — Der Aufſatz wurde in der Z. f. G. angegriffen (8. Band. 1854. S. 510. 511) durch R. v. Raumer, deſſen Stellung zur Sache bereits bezeichnet iſt. Ob Hr. Prof. Müllenhoff die in dem Aufſatze ausgeſprochene Anſicht über das Studium des Mittelhochdeutſchen auf Schulen bis jetzt feſtgehalten hat, iſt mir nicht bekannt.

*) Der Nibelunge noth und die Klage. nach der ältesten überlieferung mit bezeichnung des unechten und mit den abweichungen der gemeinen lesart, herausgegeben von Karl Lachmann. dritte ausgabe. Berlin, 1851. G. Reimer. Wenn ich mit Lattmann der Anſicht wäre, daß die Nibelungen für die Univerſität aufgeſpart werden müßten, ſo würde ich mich nicht gleich ihm für die Erlernung des Mittelhochdeutſchen auf Gymnaſien erklären.

**) Iwein. eine erzählung von Hartmann von Aue. mit anmerkungen von G. F. Benecke und K. Lachmann. zweite ausgabe. Berlin 1843. Reimer. Wörterbuch dazu von Benecke 1833.

***) Die Turner haben neuerdings über denſelben geſtritten. Ein intereſſanter Brief des alten Jahn, den die Voſſ. Ztg. vom 20. Juni 1865 veröffentlicht, behauptet ganz richtig das Alter des Ausdruckes guot heil, weiß aber nichts Näheres anzuführen. Iwein Vers 595 führt ſchon Zarncke's Wörterbuch an. Ferner lautet Iwein Vers 832 und 833:

ode vart juwer strâze
mit guotem heile.

Eine dritte Stelle iſt Iwein Vers 7300.

Der in ſtarken und kräftigen Umriſſen vorgetragene Inhalt dieſer Dichtung macht dieſelbe zu einer Jugendſchrift im ſchönſten Sinne des Wortes. Es iſt zu verwundern, daß ſie noch nie in Proſa zu einer ſolchen verarbeitet iſt.*)

Während an und für ſich die Bekanntſchaft des Schülers mit

---

*) Mitten unter den Gefahren einer in mancher Art von Cultur erſt wenig vorgeſchrittenen Zeit muß das Reiten eben ſo ſtarker als nachdenkender Männer nach âventiure, die jeder Gewaltthat entgegentreten, auf die Jugend einen erfriſchenden und jedenfalls mehr als bloß beluſtigenden Eindruck machen. Ein unvergleichlicher Held iſt in dieſer Hinſicht Herr Iwein mit ſeiner Treue und ſeinem zarten Rechtsgefühle. Sehr naiv ſteht dieſem Vertreter eines ethiſchen, für das Mittelalter immerhin ziemlich auflöſenden Principes das Fauſtrecht gegenüber. Herr Iwein, dieſer ausgezeichnete Mann, hat aber auch zur übermäßigen Freude der Jugend einen ſeltenen Gefährten, den trefflichen Löwen, der ſich auf mitteleuropäiſchem Boden in demſelben Maße heimiſch fühlt, in welchem ihn die höchſten Tugenden des Ritterthumes und die ſinnreichſten menſchlichen Ueberlegungen auszeichnen. Dieſer Begleiter gibt dem wohlmeinenden Ritter, deſſen eigene Perſon der ſinnige Dichter nur noch wenig über das menſchliche Maß erheben wollte, eine wunderbare Gewalt, gegen welche das Laſter und das Verbrechen vergeblich ſich ſträuben. Zum großen Ergötzen der Jugend erwartet der edelmüthige Löwe, der mit ſeinem im Puncte der Ehre ſehr zarten Ritter „durch das jâr" fährt, niemals erſt deſſen Aufforderung zum Kampfe, wenn ſein Herr durch einen Rieſen oder durch drei Ritter angegriffen wird. Seine herrlichſten Thaten vollführt der Löwe, wenn er ſelbſt verwundet iſt. Eben darum aber iſt den Andeutungen des Dichters ſchwer zu glauben, daß er in ſolchen Fällen, in denen er die Vollkraft der thieriſchen Natur wieder gewonnen, ſeinen menſchlichen Verſtand eingebüßt hat. — Daß ein ſo wunderbar zum Nutzen der leidenden Menſchheit ausgeſtatteter Held wie Iwein unter allen guten Menſchen nur ſeiner Gemahlin immerfort Böſes zufügen muß, iſt ein ſeltſamer Zug von altväterlicher Herbheit. Allerdings im gerechten Kampfe hat er ihren erſten Gemahl erſchlagen und da Iwein ſelbſt nach Vollendung ſeiner Thaten für das Wohl der Unterdrückten ſich endlich zu ſeiner Angetrauten zurückſehnt, die er durch ſeine lange Abweſenheit auf's tiefſte gekränkt hat, kommt er auf den ſeltſamen Einfall, ihr Land und ihre Burg zum zweiten Male zu erobern. Doch wendet die feine Lunete dieſe Rohheit durch ihre höfiſche Liſt immer für beide Ehegatten zum Guten, indem ſie ſtets den Iwein ſelbſt zum Schutze der verlaſſenen Königin, ſeiner Gemahlin, herbeizuführen weiß, wie oft er auch bei dem wunderbaren Brunnen im Walde ihr Land angreift. Daß ſeine heißgeliebte Gattin und daß der Held trotz aller ſeiner mittelalterlichen Tugend zu ſeiner Rettung immer wieder ſolcher Liſt bedarf, darin mag wohl etwas liegen von der Ironie des Mittelalters, auf die Lachmann bei ſo vielen Wendungen im Iwein aufmerkſam gemacht hat. Weder dieſe Rohheit noch dieſe Ironie hindert aber, daß der Dichter auch für ſeinen Iwein mit Recht ſagen konnte:

Swer an rehte güete
wendet sin gemüete
dem volget saelde und êre.

Iwein durchaus nicht gefordert werden kann, da die Brauchbarkeit deſſelben für die Schule und eben ſo ſehr für das Studium der Autodidakten hauptſächlich auf dem vortrefflichen Lexikon zu Iwein von Benecke beruht, ſo ſoll der Schüler den Inhalt der Nibelungen allerdings genau kennen lernen: denn dieſer enthält den Urtypus europäiſchen und germaniſchen Heldenweſens, gleichſam ſymboliſch bereits eingeſchloſſen in die gewaltigen Gegenſätze einer zwieſpaltigen Bildung*). Zu dieſem Inhalte ſtehen die langen Verſe in demſelben Verhältniſſe, in welchem die Rüſtung zum Leibe des gewappneten Ritters ſteht. So wie nun der gewappnete Ritter leicht durch das geöffnete Viſier erkannt wird, entkleidet der Rüſtung aber in gewiſſer Hinſicht ſelbſt aufhört ein Ritter zu ſein: ſo wird auch der Urtypus des Deutſchthums im Grundtexte der Nibelungen leicht erkannt, während er in einer Ueberſetzung oft verloren geht. Zwar beſitzen wir eine verhältnißmäßig ſehr gelungene Ueberſetzung der Nibelungen von dem wohlverdienten Karl Simrock;**) ob ſie aber ſchon Jemand ſo tief in den Geiſt der Nibelungen einführen konnte, als wir für unſere Schulen wünſchen müſſen, iſt ſehr zu bezweifeln. Wenn Hagen zu Kriemhilde ſagt: „Ich bins et aber Hagne,***) der Sifriden sluoc,“ ſo iſt das doch etwas Anderes, als was Simrock mit Benutzung eines uns fremden Dialektes alſo wiedergibt: „Ich bin halt der Hagen, der Siegfrieden erſchlug.“ Wenn es im Mittelhochdeutſchen bei der Schilderung der Abreiſe der Burgunden heißt: „Busûnen, floitieren huob sich des morgens fruo,“ ſo läßt ſich das wunderlich romaniſirende floitieren glücklicher Weiſe in der Uebertragung nicht mehr nachahmen; aber auch das volksthümlich klingende Schlußwort hätten wir dem Ueberſetzer gern geſchenkt, der ſagt: „Flöten und Poſaunen erſchollen morgens fruh.“ Solche Unebenheiten in dem trefflichen Buche von Simrock ſind ſo ſelten, als ſie ſchwer zu vermeiden waren. Wie wenig die Ueberſetzung auch durch ſie aufhört, ein echtes Buch für das Volk zu ſein, welchem

---

*) „Dô schein der lichte mâne den gesten in den sal.
Hagne begunde wecken die rittere über al,
ob si zuo dem münster ze messe wolden gân.
Nâch siten kristenlichen man vil liuten began.

Si sungen ungeliche, das dâ vil wol schein,
kristen unde heiden wârn niht enein.“

**) 15. Aufl. Stuttgart bei Cotta. 1864.

***) Ich bin eben wieder Hagen.

die Nibelungen nicht im Original dargeboten werden können, ſo glaube ich doch, daß für die Jugend, wo ſie einmal nicht den mittelhochdeutſchen Text der Nibelungen lieſt, die bloße Erzählung des Inhaltes aus dem Munde des kundigen Lehrers oder aus einem kurz gefaßten Buche in Proſa mindeſtens dieſelben Dienſte leiſtet wie die Lectüre der metriſchen Ueberſetzung.

Ihres echt deutſchen Inhaltes wegen ſind zur Lectüre in Schulen neben den Nibelungen noch vorgeſchlagen die Lieder Walther's von der Vogelweide. Doch dürften nicht alle ſich eignen. Vielleicht lieſt der Lehrer ſelbſt den Schülern einige Gedichte Walther's in Karl Simrock's Ueberſetzung*) vor. . Ich ziehe ſie ſeiner Ueberſetzung der Nibelungen vor, weil ſie mehr eine wirkliche Reproduction mit lebhaftem Antheile des Gemüthes zu ſein ſcheint als jene.

XVIII. Ueberſetzungen aus fremden Sprachen.

In Bezug auf fremde Sprachen darf man gewiß die Erwartung hegen, daß durch eine weiſe Beſchränkung der grammatiſchen Erläuterungen die Lectüre in denſelben eine immer größere Ausdehnung erlangen wird. Zehnfach iſt ſelbſt noch der Vortheil, den der Schüler aus der geregelten Privatlectüre der Alten zieht, verglichen mit dem Gewinne, den die Lectüre der überſetzten Claſſiker während der Schulſtunden herbeiführt. Daß der Schüler es am Originale dabei zunächſt mit der Form zu thun hat, rettet ihm die für ſeine Entwickelung ganz unſchätzbare Ruhe, welche dem Alterthume überhaupt eigen iſt und die leider das Deutſche aus vielen Gründen nicht immer gewähren kann. Sollte er durch die Form der fremden Sprache gar nicht zur Auffaſſung des Inhaltes der Claſſiker durchdringen, ſo iſt der Unterricht falſch ertheilt, ſelbſt wenn der Mangel am Verſtändniſſe des Weſentlichen nur in der Privatlectüre der Claſſiker zu Tage kommt.**)

---

*) Dritte Ausgabe. Leipzig, Hirzel. 1862.

**) Ich kann Hiecke nicht beiſtimmen, welcher die Lectüre der Claſſiker ſchon auf dem Gymnaſium durch Ueberſetzungen ergänzen möchte. Man überlaſſe die Ergänzung dem Einzelnen für eine ſpätere Lebenszeit.

Soll überhaupt der deutſche Unterricht ſelbſt dazu beitragen, daß die deutſche Literatur erſcheint als

Ein Pangeſchrei, ein Widerhall
Vom Schilfe Jordans und der Tiber
Und Thems' und Sein' —?

Er wird es nicht ganz vermeiden können. Aber die Frage, in welchem Umfange Ueberſetzungen zur Schullectüre benutzt werden ſollen, iſt eine ſehr ſchwierige. Ihre Beantwortung hängt a) von dem Werthe der deutſchen Ueberſetzungsliteratur und b) von dem Bedürfniſſe der Schulen ab.

Jeder Ueberſetzer muß eine größere oder geringere Kluft zwiſchen verſchiedenen Nationen oder ſelbſt Zeiten ausfüllen. Iſt ſie ſehr groß, ſo kann ein gelehrter und genialer Ueberſetzer wie J. H. Voß*) auf den Gedanken kommen, ſie in der Mitte beſtehen zu laſſen und ſeine eigene und die fremde Nationalität nur deſto ſchroffer zu beiden Seiten wie zwei Wände eines Gebirgsthales hinzuſtellen. Er muß aber dann auch die Mutterſprache ſo ſtudirt haben, wie J. H. Voß nach ſeinem nur der Form nach grillenhaften Buche über die Zeitmeſſung der deutſchen Sprache es wirklich gethan hat. Schon ſein Sohn, Heinrich Voß, dem des Vaters Genialität fehlt, zeigt als Ueberſetzer nur im Nebel noch einzelne ſchroffe Felſen vom fremden Ufer. Tycho Mommſen vermag wenigſtens bei den ungeheuren Schwierigkeiten des Pindar nicht mehr. Der einzige Donner legt als Ueberſetzer in dem tiefen Thale, das die beiden Nationen trennt, anmuthige Gärten an, ohne doch die Kluft ſelbſt auszufüllen.

Ganz anders verhält es ſich mit den Ueberſetzungen der Romantiker. Eine geringe Kluft zwiſchen den neuen Literaturen halfen die ſecundären poëtiſchen Talente, welche ihnen eigen waren, in Verbindung mit mannigfachen Beziehungen zu den fremden Nationen glücklich ausfüllen.

Aber gerade die im Ganzen viel mittelmäßigeren Ueberſetzungen aus den claſſiſchen Sprachen möchten wir, mindeſtens für den deutſchen Unterricht der Realſchulen, weit lieber als die Ueberſetzungen aus neueren Sprachen in Anſpruch nehmen. Wir möchten zunächſt von Obertertia an aus Voſſens Homer ſo viel als möglich in der Schule und zu Hauſe leſen laſſen. Von Sophokles leſe man in der Schule ohne Auslaſſung der Chöre König Oedipus, Oedipus auf Kolonos und Antigone. Beinahe möchte ich die Auswahl vorziehen: der gefeſſelte Prometheus von Aeſchylus, König Oedipus von Sophokles und Alkeſtis von Euripides. Dieſe pflegt der Jugend viele Freude zu machen, und wer wäre ſo pedantiſch, um ihr das Wohlgefallen an dem Trinkgelage des Hercules zu mißgönnen, das ſo erhaben geſühnt wird, wenn es nicht ſchon durch die Natur des Helden und in den beſonderen Umſtänden auch durch die Unwiſſenheit des Hercules gerechtfertigt iſt? Wenigſtens den Inhalt der Perſer von Aeſchylus anzugeben, wird ein verſtändiger Lehrer in der griechiſchen Geſchichte nicht leicht verſäumen.

---

*) Ich ſchlage zufällig den Anfang des vierten Geſanges der Odyſſee auf, in welchem der melodiſche Rhythmus der Verſe wegen der Erwähnung des Tanzes zum Geſange gleichſam ein potenzirter wird. Durch die geſteigerte Harmonie dieſer Verſe zaubert Homer den ganzen Himmel Griechenlands vor uns hin, während Voß die ganze dichteriſche Illuſion völlig zerſtört; die Tänzer nennt er hier „Haupttummler", indem er die Zeitmeſſung ſeiner Worte mit dem lauten Tactſchlage einer gewöhnlichen ſchwarzwälder Uhr zu begleiten ſcheint.

In Betreff der engliſchen Literatur ermahne der Lehrer die reiferen Schüler, nicht Walter Scott, ſondern Shakeſpeare zur Unterhaltung zu leſen. Aber nur Julius Cäſar, der zugleich als eine treffliche zuſammenhängende Leſeübung dient, Coriolan und Macbeth gehören unbedingt in die Schule (Prima und Oberſecunda). Der Kaufmann von Venedig und König Lear können in der Schule oder als aufgegebene Privatlectüre zu Hauſe geleſen werden. Jedoch beſchränke man mindeſtens die Lectüre in der Schule ſelbſt auf höchſtens drei Stücke. Schriften über Shakeſpeare gebe man den Schülern eben ſo wenig als andere literarhiſtoriſche Werke in die Hände. Zwar könnte es ſcheinen, als ob in dieſer Beziehung mit Auguſt Wilhelm v. Schlegel's Vorleſungen „über dramatiſche Literatur und Kunſt" eine Ausnahme gemacht werden ſollte; aber ich halte die Abſchnitte über Shakeſpeare nicht für das Beſte in dieſem Buche, an dem der Stempel des Urſprungs in einer großen Zeit wohl zu erkennen iſt und aus welchem daher ausnahmsweiſe einige Stellen zur Schullectüre paſſend ſind. Wie große Verdienſte A. W. v. Schlegel ſich als Ueberſetzer um Shakeſpeare erworben hat, ſo ſind doch ſeine Erläuterungen über ihn hier nichts Ganzes und Vollendetes. Wenn auch das Urtheil von Gervinus zu ſtreng iſt, daß dieſe Bemerkungen das Weſentliche nicht treffen, ſo können ſie doch als eine gute Nachleſe nur deſſen Kenntniſſe von Shakeſpeare's Charakter berichtigen, der Shakeſpeare bereits genau kennt. Dahingegen ſind die Entwickelungen über das antike Drama in dieſem Buche wie eine Einleitung zu demſelben im großen Stil anzuſehen. Indem Schlegel in dieſen Vorleſungen die neueren Literaturen und ſelbſt die Romantik dem Alterthume gegenüber zu rechtfertigen unternahm, haben die mit ſeltener Wahrheitsliebe abgefaßten Stellen über das griechiſche Drama die Erhabenheiten von Confeſſionen erhalten. Seltſamer Weiſe hat nach Winkelmann kaum ein anderer deutſcher Schriftſteller in dem Grade für das claſſiſche Alterthum geworben wie hier Schlegel. Selbſt ſeinen Inhaltsangaben von griechiſchen Stücken, namentlich von Aeſchylus, hat er durch den Adel der Geſinnung und der Form einen ſelbſtändigen Werth gegeben.*)

Jedoch würde das Buch ſich mehr zur Privat- als zur Schullectüre eignen, wenn es nicht zweckmäßig wäre, zur Privatlectüre in der Regel keine Bruchſtücke zu beſtimmen.

In den zunächſt folgenden Abſchnitten dieſer Schrift, welche hauptſächlich noch die Frage: wie ſoll geleſen werden? zu beantworten hat, wird auf die Privatlectüre aller Art keine Rückſicht mehr genommen werden. Alle Erörterungen in den nächſten Capiteln können ſich vielmehr nur auf die Claſſenlectüre beziehen.

XIX. Vorbereitung des Lehrers auf die Claſſenlectüre.

Der geſammte Elementarunterricht zeigt uns, daß jeder Unterricht nur um ſo methodiſcher ertheilt werden muß, je einfacher ſeine Stoffe ſind. Die Anwendung davon iſt leicht zu machen auf den Unterricht in der Mutterſprache, der eine gewiſſe elementariſche Einfachheit auf keiner Stufe ganz verleugnen kann noch ſoll. Namentlich wegen der Leichtigkeit der deutſchen im Vergleiche mit der fremden Lectüre kann eine Vertiefung des Lehrgegenſtandes oft nur durch die gründliche Vorbereitung des Lehrers für einzelne Stunden erreicht werden. Jeder fleißigen und zweckmäßigen Vorbereitung wird die maßvolle und anſprechende Erläuterung der Lectüre in der Stunde von ſelbſt folgen. Um zu zeigen, wie etwa der Lehrer nach meiner Anſicht ſich auf die deutſche Lectüre vorbereiten und die Schule vor Fehlgriffen bei derſelben ſichern ſoll, wähle ich aus nahe liegenden Gründen eine Dichtung, von der bisher noch nicht die Rede war: Goethe's Reineke Fuchs. Er läßt ſich allerdings für einen oder zwei Monate zur Lectüre in Obertertia benutzen. Der Lehrer, welcher dieſe Dichtung vor Jahren geleſen hat und ſich nur dunkel erinnert, daß die Scenen von der Wölfin in der Schule ausgelaſſen werden müſſen, ſchwebt in Gefahr, ein großes Aergerniß zu geben. Die Zahl der Stellen, welche außerdem noch ausgelaſſen werden müſſen, iſt ſehr bedeutend*). Aber auch nachdem dieſe ausgeſchieden ſind, bietet die nicht ganz unverfängliche Tendenz der Dichtung noch auffallende Schwierigkeiten dar. Damit dieſe nicht etwa überſehen werden, iſt der Lehrer auf Gervinus als einen gewiß hierin unparteiiſchen Richter hinzuweiſen. Auch was Jakob Grimm über das Verhältniß der Dichtung zum Thiermärchen geſagt hat, darf ihm nicht unbekannt ſein. Und da aus dem niederdeutſchen Reineke Fuchs ſogar eine Probe in Wackernagel's Leſebuche ſteht, iſt eine gewiſſe Bekanntſchaft des Lehrers mit demſelben unerläßlich. Dieſe Studien darf er aber nicht in einer langen Einleitung verwerthen. Er ſoll im Gegentheile die Hauptreſultate in wenige kurze Zwiſchenbemerkungen zuſammendrängen, mit denen er den Unterricht vollſtändig beherrſchen kann.

---

*) Ich könnte die zweite bis fünfte Vorleſung, die vierte und fünfte aber mehr als die zweite und dritte für Schulen empfehlen.

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß nicht alle größeren Dichtungen eine gleich ſorgfältige Vorbereitung des Lehrers auf die Claſſenlectüre verlangen. Aber jedes Drama möchte leicht eine noch eingehendere fordern.

---

*) Im erſten Geſange muß ausgelaſſen werden: „Reineke konnte vor Zorn nicht reden" bis „Wär' er klug, ſo ſchwieg er davon; es bringt ihm nur Schande." Im zweiten Geſange: „Kükelrei machte das meiſte Geſchrei, er dünkte ſich vornehm" bis „Die den verzweifelten Braunen von allen Seiten bedrängten." Im dritten Geſange: „Und er hatte ſich eben was ausgeſonnen" bis „Ihrer Ehre zu wahren und doppelt war ſie verloren." Dann: „Hinze dachte zu ſterben" bis „Ließen hängen am Strick und hatten ſeiner vergeſſen." Im zehnten Geſange: „Ferner ſollt ihr erfahren" bis „All' dies war auf den Spiegel geſchnitten mit Bildern und Worten." Im elften Geſange: „Iſegrimm klagte, der Wolf" bis „Was für Antwort dem Wolf und ſeiner Klage gebühret." Dann: „Reinekens Freunde blieben" bis „Oheim Grünbart; dann führten ſie ihn und legten ihn ſchlafen." Im zwölften Geſange: „Und benetzte behende" bis „Mich verſöhnen, da ſchont' ich euch wohl und ließ' euch das Leben;" „alſo ſagt der Wolf" bis „Allen lieb iſt, daß es geſchehen, ſo bin ich's zufrieden."

XX. Die Erläuterung und ihre Grenzen.

Von der Unterweiſung in der Lectüre ſelbſt entwirft das Buch der Bücher ein überaus liebliches und patriarchaliſches Bild.*) Der Engel des Herrn ſendet den Philippus auf die Straße gegen Mittag. Dort findet er den Kämmerer der Königin Candaces von Mohrenland auf dem Wagen ſitzend und vertieft in die Lectüre einer meſſianiſchen Weiſſagung. Die Frage des Philippus an den Kämmerer von Mohrenland: „Verſteheſt Du auch, was Du lieſeſt?" ſtellt bereits das Grundprincip für alle Erläuterung des Geleſenen auf. Einen weiteren Fingerzeig gibt die einfache Frage des wißbegierigen Kämmerers: „Ich bitte Dich, von wem redet der Prophet ſolches? Von ihm ſelbſt oder von Jemand anders?" Durch dieſe beiden Grundfragen will das bibliſche Muſter der Schrifterklärung uns beſonders an eine edle Einfachheit mahnen. Von dieſer Einfachheit abzuweichen ſchwebt aber die Erläuterung der Literatur unſerer Mutterſprache in zwiefacher Gefahr. Erſtens werden beſonders dramatiſche Dichtungen oft durch die Ausleger als Behälter philoſophiſcher Ideen benutzt, welche gewiß nicht in ihnen liegen, („Legt Ihr's nicht aus, ſo legt Ihr's unter"). Zweitens können auch diejenigen, welche jedes Gedicht nur aus ſeinem eigenen Geiſte erklären wollen, leicht fehlgreifen, wenn ſie in einer an und für ſich noch keineswegs falſchen Zergliederung zu weit gehen. Und darüber, ob derjenige mehr zu tadeln iſt, der ſeine Ideen willkürlich in unſere Dichter hineinträgt oder derjenige, welcher ſie ſo zerſtückelt, daß wir die einzelnen Theile nur durch ſeine Lupe noch zu erkennen vermögen, dürfte zuletzt die Entſcheidung unmöglich ſein.

Demnach darf keine Zergliederung künſtlicher ſein als die Gliederung, welche der Dichter ſelbſt ſeinem Producte gegeben hat. Und das Maß der Schwierigkeiten, welches einem Leſeſtücke überhaupt eigen iſt, muß zugleich das höchſte Maß für die ſchwierigen und künſtlichen Entwickelungen bei ſeiner Interpretation ſein.

Um die Schönheiten einer Dichtung zu zeigen, bedarf es oft nur weniger Worte; nicht ſelten werden ſie ſich ſogar ſchon beim Leſen darlegen laſſen. Ein zur Vorbereitung der eingehenden Beſprechung oft wiederholtes Vorleſen ſcheint nicht paſſend. Der Lehrer lieſt das

---

*) Apoſtelgeſch. 8, V. 26 – 40.

Leſeſtück nicht zuerſt, ſondern nöthigen Falls nach den Schülern mit Hervorhebung aller von ihnen falſch geleſenen Stellen. Die oft wiederholte Vorleſung derſelben Worte, um das Leſen zu berichtigen und zu üben, wird immer auf fünf bis zehn Zeilen und auf die unteren Claſſen zu beſchränken ſein.

Alles Nöthige dem Schüler bei der Lectüre zu erklären, iſt die erſte, nie zu verſäumende Aufgabe des Lehrers bei der Lectüre. Dabei muß er ſtark individualiſiren, denn nach Ort und Zeit wird dem Schüler bald dies, bald jenes verſtändlich und unverſtändlich ſein, wie man denn in Gellert's Gedichte von den beiden Nachtwächtern dem berliner Knaben jetzt ſchon den Nachtwächterruf „Bewahrt das Feuer und das Licht" erklären muß. Die zweite Aufgabe des Lehrers beſteht darin, daß er in der Regel nach der Lectüre prüft, ob die Schüler mit Aufmerkſamkeit geleſen haben. Es handelt ſich hier allerdings darum, daß der Schüler ſich gewöhne, ein Ganzes mit genauer Beachtung aller ſeiner Theile und nicht etwa bloß mit Beachtung einzelner intereſſanter Stellen zu leſen, wodurch ein zerſtreutes und zerſtückeltes Denken erzeugt wird. Man erfüllt dieſe Aufgabe in unteren Claſſen am ſicherſten, indem man ein kleineres oder größeres Examen über das Geleſene anſtellt oder die zuſammenhängende Inhaltsangabe durch einen Schüler verlangt. Nur ausnahmsweiſe werden ſich hieran noch eingehendere Erörterungen anſchließen. Sie können zunächſt beſtehen in einer nicht zu ſehr bis in's Einzelne durchgeführten Zergliederung. Die Dispoſition des Stückes iſt Hauptſache. Schüler in mittleren und oberen Claſſen müſſen ſie ſelbſt finden. In unteren Claſſen gibt der Lehrer die einzelnen Theile als Grundlage einer weiteren Beſprechung an.*)

---

*) Als Probe einer ſolchen Erläuterung in Sexta möge hier die der ſonderbaren Mauer (aus Chriſtoph Schmid's lehrreichen kleinen Erzählungen im 1. Theile von Wackernagels deutſchem Leſebuche Nr. 9) Platz finden. Der Lehrer zerlegt ſie zunächſt ſelbſt in die vier Abſchnitte: 1) Die ſchreckliche Nacht, 2) die betende Bauernfamilie, 3) Die wunderbare Rettung, 4) Der Dank der Bauernfamilie. Ad 1. Worin beſtanden die Schrecken jener Nacht? In Sturm und Schnee, Krieg und Feuersbrünſten. Ad 2. Wo befand ſich die betende Bauernfamilie? Auf einem einſamen Bauernhofe. In welcher Gemüthsſtimmung? In Angſt. Weswegen? Weil der Feind nahte. Woher wußte die Familie das? Die Bewohner des Bauernhofes ſahen es anfänglich an den aufſteigenden Feuern, die ſeinen Weg bezeichneten und, von ihm angezündet, ſogar die Richtung ſeines Zuges nach der Gegend des einſamen Bauernhofes hin angedeutet zu haben ſcheinen. Womit beſchäftigte ſich die Bauernfamilie, als ſie vor Furcht oder wegen des Unwetters das Haus nicht mehr verließ? Mit Ge-

XXI. Die Lectüre von Dramen und Balladen in der Claſſe.

In noch ſeltneren Fällen und erſt von Tertia an können Erläuterungen des Inhaltes von mehr literariſcher und literarhiſtoriſcher Art gegeben werden. Sie können nach den Gattungen der Dichtung, mit denen man ſich gerade beſchäftigt, ſelbſt verſchieden ſein. Für dieſe Art der Erläuterung iſt von beſonderer Wichtigkeit die claſſiſche Ballade oder Romanze und das Drama.

Dramen werden am beſten von den Schülern mit vertheilten Rollen unter Leitung des Lehrers oder vom Lehrer allein vorgeleſen. Rudolfs von Raumer Vorſchlage, daß die unerläßlichen Erklärungen zu Dramen den Schülern vor der Lectüre gedruckt in die Hände gegeben werden ſollen, kann ich keineswegs beiſtimmen. Vielmehr ſcheint es, damit der Unterſchied von Schule und Bühne gewahrt werde, gerade von Wichtigkeit, daß der Charakter des Unterrichtes durch einige Bemerkungen oder ſelbſt durch einzelne Fragen des Lehrers feſtgehalten wird.

Noch eingehendere Erörterungen müſſen jedoch auch bei den Dramen als Ausnahmen betrachtet werden. Sie können beſtehen in einer Einleitung über das Leben des Dichters und den geſchichtlichen Stoff

---

det. Wer ſprach es und wonach? Die Großmutter nach einem alten Gebetbuche. Fand es allgemeine Billigung? Der junge Bauer tadelte die Worte: „Gott wolle eine feſte Mauer um das Haus ziehen.“ Was iſt eine wirkliche Mauer? Eine Wand von Stein. Welches Glied ſeines Körpers gebraucht der Menſch, um eine ſolche Mauer aufzuführen? Die Hand. Was für eine Mauer wäre es geweſen, wenn Gott eine Mauer mit Händen gemacht hätte? Eine wunderbare Mauer. Was iſt wunderbar? Was durch ein Wunder entſtanden iſt. War in dem Gebete überhaupt eine wirkliche Mauer gemeint? Nein, eine bildliche. Ad. 3. Wurde das Gebet erfüllt? Ja. Buchſtäblich? Wie es gemeint war: bildlich. Der Wind wehte nämlich eine Mauer von Schnee um das Haus, ſo daß der Feind nicht zu demſelben gelangen konnte. Warum war die Schneemauer eine feſte Mauer? Weil ſie den Feind abhielt. In wie fern war ſie eine ſonderbare Mauer? In ſo fern als ſie von einer gewöhnlichen Mauer abwich. Ad. 4. Welche Worte enthalten ſowohl die Erläuterung des bildlichen Ausdruckes in dem Gebete als den Dank der geretteten Bauernfamilie gegen Gott? Die beſchämenden Worte der Großmutter bei der Betrachtung der Schneemauer: „Seht, ſo hat Gott eine Mauer aufgeführt, die Feinde von unſerer Wohnung abzuhalten.“

des Stückes, ſo wie in nachträglichen Erörterungen über das Drama als Kunſtwerk, die Charaktere und die ihm zu Grunde liegende Idee.

Goethe's Torquato Taſſo würde kaum ſchöner und einfacher zu erläutern ſein als durch die Vorleſung des Abſchnittes aus Leopold Ranke's Geſchichte der römiſchen Päpſte: „Ferrara unter Alfonſo II.“*). Bloß der Umſtand, daß dies Drama ſo leicht Irrthümer über die Stellung des Dichters und der Poeſie zum Leben hervorrufen kann, macht allerdings noch einige weitere Erörterungen nöthig.

Aehnlich verhält es ſich mit mehreren anderen Dramen und mit vielen Balladen.

Beſteht die Quelle eines erzählenden Gedichtes in einer einzigen guten Proſaſtelle, ſo wird man durch deren Vorleſung den Geſchmack und das Urtheil auch des Schülers bilden können und das erzählende Gedicht ſchon dadurch oft am beſten erläutern. Sehr ſinnreich aber hat Wackernagel im zweiten Theile ſeines Leſebuches „die Macht der Dichter“ aus Novalis' Romane Heinrich von Ofterdingen dem Gedichte Arion von Tieck vorangeſtellt, weil hier die freie poëtiſche Proſa durch das Gedicht, das aus gröberem Stoffe gemacht ſcheint, faſt erläutert wird.

Da jedoch nur in wenigen Fällen zu einer ſo einfachen Erläuterung die rechten Mittel vorhanden ſind, ſo wird mitunter auch die Geſchichte mit ihren Hilfswiſſenſchaften, namentlich mit der Sagenkunde, die Erklärung ſehr wirkſam unterſtützen können.

Unter den umfaſſenderen Werken, welche das Material zur Vorbereitung auf die Erläuterung erzählender Gedichte enthalten, ſteht das empfehlenswerthe Buch von M. W. Götzinger**) noch immer an ſehr hervorragender Stelle. Aber auch dieſes ſteigert für den Lehrer die Schwierigkeiten in der Anordnung des Unterrichtes, indem es den Lehrſtoff durch viele Notizen vermehrt. Der Lehrer ſoll dieſe zwar kennen, während des Unterrichtes aber ſich vor denjenigen Einzelheiten hüten, welche die Grundidee eines Gedichtes nicht berühren.*) Das iſt um ſo nöthiger, als dieſe Art, Gedichte eingehender zu erläutern, auch bei allen nöthigen Beſchränkungen noch verhältnißmäßig ziemlich viele Zeit und immer mehrere Stunden verlangt.

---

*) In der 1. Aufl. 2. Band S. 256—264 bis zu Ende des vorletzten Abſchnittes. Der Lehrer beachte auch das Ende des Abſchnittes und den folgenden: „Eroberung von Ferrara.“

**) Nach deſſen am 2. Auguſt 1856 erfolgtem Tode iſt es auf Grund des vom Verfaſſer ſchon ausgearbeiteten Manuſcripts der 3. Auflage durch ſeinen Sohn neu herausgegeben worden unter dem Titel: Deutſche Dichter. Erläutert von M. W. Götzinger. Dritte, vermehrte Auflage. Leipzig, Hartknoch. 1857. Zwei Bände.

Im Allgemeinen iſt anzunehmen, daß auf die Erläuterung der Stücke in den Leſebüchern mit Einſchluß der Lectüre eine Stunde zu verwenden iſt, daß ſie aber während dieſer Zeit gleichmäßig von Anfang bis zu Ende durchgenommen werden müſſen.

XXII. Leſen und Declamiren.

Die Frage: wie ſoll geleſen werden? darf ſich nicht ausſchließlich mit der Art und Weiſe der Erläuterung von Leſeſtücken beſchäftigen. Die Antwort muß auch einen Blick auf die Leſeübungen, auf Declamation, freie Vorträge, Literaturgeſchichte und auf manches Andere werfen, das mit der deutſchen Lectüre in Schulen verbunden werden ſoll. Ohne Anſtoß zu leſen gewöhnt ſich der Schüler in den unteren Claſſen bloß, wenn er nur noch bei den Satzpauſezeichen einathmet. Während des Ausathmens gleicht dann ſeine Rede einem Schiffe, das ſicher zum erwünſchten Ziele gelangt, weil ein günſtiger Wind in ſeine Segel bläſt. In den mittleren und ſelbſt in den oberen Claſſen hat der Lehrer ſpäter noch die Aufgabe, durch Verbeſſerung der Betonung von Sätzen dem Leſen der Schüler allmälig den Stempel einer höheren Bildung aufzudrücken.

---

*) M. W. Götzinger hat für den Lehrer oft noch zu wenig, für den Unterricht aber immer ſchon zu viel geſagt. Da der Verfaſſer nun doch keine Monographien über die einzelnen Dichter geben und ſeinem Buche einen ſehr bedeutenden literarhiſtoriſchen Werth nicht verleihen konnte, ſo iſt zu bedauern, daß er nicht durch lichtvolle Dispoſitionen bei Behandlung der einzelnen Gedichte ſein Buch dem Unterrichte noch näher gerückt hat. Was für dieſen nicht gehörte, konnte in Anmerkungen verwieſen werden. Eine durch die Zwecke des Unterrichtes an ſich vollkommen gerechtfertigte Vorliebe für erzählende Gedichte hat Götzinger nicht allein verleitet, ſich viel mit dem trefflichen Guſtav Schwab, ſondern ſogar mit Langbein zu beſchäftigen. Das Bedeutendſte in dem Werke ſind die Erläuterungen zu Uhland, Bürger, Klopſtock und Schiller; jedoch iſt bei Schiller da, wo es ſich um die reine Deutung der Worte handelt, das Richtige wohl nicht immer getroffen. Auf die Erläuterung zu Uhland's Gedichten muß beſonders hingewieſen werden, weil Uhland Götzinger vor der 3. Auflage Mittheilungen dazu gemacht hatte.

Auf gutes Sprechen, welches ja in unſeren Tagen immer wichtiger wird*), muß überhaupt in den höheren Claſſen der Schule die Aufmerkſamkeit der Lehrer gerichtet bleiben. Wird doch die Aufſicht über die Sprache nur um ſo ſchwieriger, je mehr im Munde der heranreifenden Jugend mit der Erweiterung ihres Geſichtskreiſes und ihrer Intereſſen die Converſation ſich entwickelt. Das Sprechen des Lehrers muß dem Schüler ein Vorbild ſein. Deutliche Ausſprache, beſonders auch aller Endungen und Endſilben, iſt dabei beſonders wichtig. Falſch aber wäre es, wenn man von jedem Lehrer fordern wollte, daß er allen den feinen Nüancen, welche das Hochdeutſche in den verſchiedenen Gegenden von den einheimiſchen Dialekten angenommen hat, zu Gunſten der bloßen Abſtraction einer lebloſen Bücherſprache entſagen ſolle.

Wie die Aufſätze des Schülers die ſchriftliche Reproduction des Geleſenen ſind, ſo können die ſogenannten freien Vorträge nur als die mündliche Reproduction der Lectüre und des Unterrichtes**) betrachtet werden. Die größere oder geringere Schwierigkeit der Themata dieſer Vorträge in den verſchiedenen Claſſen ergibt ſich (wie zum großen Theile die der Aufſätze) von ſelbſt aus den Abſtufungen der immer ſchwieriger gewordenen Lectüre. Selbſt diejenigen freien Vorträge aber, zu denen die Schüler der Reihe nach vorher beſtimmt werden, ſollten niemals von ihnen aufgeſchrieben ſein.

Vielleicht wäre es rathſam, ſolche zuvor angeſagte Vorträge auf die Prima zu beſchränken. Dabei verkenne ich nicht die für unſere Zeit erneuerte große Bedeutung einer allgemeineren Beredtſamkeit. Für eine ältere Zeit ſchon ſprach Euripides ſie aus mit den Worten:

> Was müh'n wir Menſchen, wie es ſich gebührt, uns doch
> In allen andern Künſten und erforſchen ſie?
> Der Rede nur, der einz'gen Herrin in der Welt,
> Was widmen wir uns der nicht mit weit größerm Ernſt,

---

*) Man will bemerkt haben, daß auf der Bühne nicht mehr bloß die Schauſpieler, ſondern auch bereits die Sänger durch ſchlechte Ausſprache einer unbarmherzigen Kritik verfallen.

**) Welter's Geſchichte der Griechen (2. Auflage, 1854) und der Römer (1849) braucht zwar in keiner Claſſe für den Geſchichtsunterricht förmlich eingeführt zu werden; aber freien Vorträgen der Schüler, die doch ſelbſt in Secunda nur geſchichtliche ſein können, wird er etwa nach einem Exemplare der Schülerbibliothek ſehr paſſend zu Grunde gelegt.

Und lernen ſie um reichen Lohn, damit dereinſt
Dem Reden folg' auch die Erfüllung des Begehrs?*)

Allein, was in der Schule durch die förmlicheren freien Vorträge bezweckt wird, kann bis Secunda durch größere gelegentliche Relationen erreicht werden. Neben ſolchen improviſirten Vorträgen, die überhaupt die wirkſamſten ſein dürften, bleibt dann auch eher zu den Declamationen bis Secunda einſchließlich Zeit übrig, die mit Unrecht ſeit zwanzig Jahren in den oberen Claſſen vernachläſſigt ſcheinen. Declamation und freie Vorträge mögen ſich ungefähr zu einander verhalten wie die Lectüre von Poëſie und Proſa. Wie die Beſchäftigung mit unſeren großen vaterländiſchen Dichtern allein die ganze Bildung des Schülers wahrhaft vertiefen kann, was immer ihm auch die Proſalectüre für äußeren Nutzen gewähren mag, ſo wird doch auch nur, obgleich der freie Vortrag die Redefertigkeit üben ſoll, die verachtete „Declamirſtunde" der Rede des Schülers den edlen Ausdruck der Innigkeit und Wahrheit verleihen.

Indem ich mit dem hochverehrten Gymnaſialdirector Jordan zu Soeſt die Vernachläſſigung der Uebungen im Declamiren beklage, glaube ich mehr gegen die pädagogiſche Gewohnheit der letzten Jahrzehnte als gegen eine Theorie zu kämpfen. Daß Hiecke dem mimiſchgeſticulatoriſchen Furor der alten Declamirſtunde ein Ende gemacht hat, muß ihm jeder Lehrer des Deutſchen Dank wiſſen, der nicht in Quarta ſchon allwöchentlich des erhabenen Columbus klägliches Geſicht bei den Worten: „Was willſt Du, Fernando, ſo trüb und bleich?", des traurigen Abtes von Sanct Gallen angſtvolle Spaziergänge, ja, des Paſtors Schmolk und Cantors Bakel gefährliche Sprünge ſeinen Schülern „vormachen" will. Wie viele Lehrer — ſo ungefähr fragte Hiecke — verſtehen denn genug von der Schauſpielkunſt, um die nöthigen Anweiſungen über Mimik und Geſticulation geben zu können?**)

---

*) Daß übrigens in jetziger Zeit auf das bloße ſogenannte Freiſprechen bereits ein zu großer Werth gelegt wird, ſcheinen gewiſſe für ein beſtimmtes Honorar frei gehaltene Literaturvorträge zu beweiſen, deren Inhalt wir zwar nicht haben prüfen können, die ſich aber den Ankündigungen zufolge nicht ſelten gerade das Mittelmäßige als Stoff zu einer Art von „Reclame" auszuwählen ſcheinen.

**) Die Anweiſungen für Schauſpieler in Goethe's Werken ſind dem Lehrer für die Anleitung zum Declamiren gute Fingerzeige. — Lehrer, welche eingehendere Studien über Declamation machen wollen, können auf das Werk von Roderich Benedix über den Vortrag (Leipzig, Weber, 1859–1860, 3 Bände) verwieſen werden.

Nur der Merkwürdigkeit wegen ſei hier erwähnt, daß wir durch die Zöglinge einer Realſchule erſter Ordnung Wallenſtein's Lager von Schiller in der Reſidenz ſehr gut aufführen ſahen. Aber freilich copirten ſie getreulich die Schauſpieler der Hofbühne, von einem anderen Theater war ihnen das Coſtüm geliehen worden und ihr Lehrer, der bei ſeinem Tode mehrere Theaterſtücke im Manuſcripte hinterließ, hatte eingehende dramaturgiſche Studien gemacht.

Auch ich glaube mich mehr für die Recitation als für die eigentliche Declamation entſcheiden zu müſſen. Jedoch kann die Schule das Verlangen, daß der recitirende Schüler frei und mit Anſtand daſtehe, nicht aufgeben. In einer Zeit, da man ſogar an Bildniſſen oft die albernſten Stellungen ſieht, muß ſie um ſo mehr jedes Mittel ergreifen, um die körperliche Haltung ihrer Zöglinge zu ſpannen und zu befeſtigen. Auch daß der recitirende Schüler ſein Gedicht auswendig wiſſen muß, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Gewöhnlich wird die Declamation ſich in der Art an die Erläuterung von Gedichten anſchließen, daß dieſe allen Schülern zum Lernen aufgegeben und dann von einem oder mehreren derſelben declamirt werden. Wenn die Schüler ſich ihre Gedichte zur Declamation ausſuchen, ſo bedarf ihre Wahl nicht allein in der Regel je acht Tage vor der Declamation der Genehmigung des Lehrers, ſondern damit nicht derſelbe Schüler in verſchiedenen Claſſen dieſelben Gedichte declamiren kann, muß jeder Zögling durch alle Claſſen der Schule hindurch ein Album führen, in das er jedes von ihm declamirte Gedicht ſauber einſchreibt.

Die verſtändige Auswahl des Schülers wird oft dadurch belohnt, daß der Lehrer an das von demſelben ausgewählte Gedicht eine nachträgliche Erläuterung anknüpft.

Daß die Uebungen im Declamiren beſonders deshalb etwas in Verruf gekommen ſind, weil die Auswahl der Stücke gewöhnlich den Schülern allein überlaſſen wurde, kann nicht in Abrede geſtellt werden. Dennoch iſt es zweckmäßig, in den Claſſen, wo declamirt wird, einen jeden Schüler des Jahres einmal, etwa in den Weihnachtsferien, ein Gedicht ganz nach eigener Auswahl lernen, und dann declamiren zu laſſen. Greift der Schüler dabei fehl, ſo gibt er die für ihn ſelbſt beſchämende Veranlaſſung, daß an einem gleichſam durch ihn eingeführten Dichter eine ſcharfe Kritik geübt wird, welcher ich ſonſt im Allgemeinen ein völliges Ignoriren in der Schule vorziehe. Das folgende Beiſpiel wird noch deutlicher zeigen, wie ich's meine. In einem oft declamirten neueren Gedichte wird erzählt, daß ein Soldat drei

Jahre hindurch deſertirt ſei, um ſeiner armen Mutter, einer Wittwe, den Acker zu beſtellen. Obgleich er ſtets von ſelbſt zurückkehrt, ſo läßt ihn doch ſein Hauptmann zweimal auf eine grauſame und entehrende Weiſe züchtigen und zuletzt erſchießen. Wenn der Lehrer dieſes Gedicht, etwa zur Verherrlichung der allgemeinen Wehrpflicht, gelten laſſen wollte, ſo würde er ſehr fehlgreifen. Dagegen wäre folgende culturhiſtoriſche Kritik vor der Schulclaſſe wohl gerechtfertigt: „Falls die hier erzählte Geſchichte auf deutſche Verhältniſſe Anwendung finden ſoll, ſo iſt nicht leicht etwas Verkehrteres erſonnen worden. Der Hauptmann erhielt früher das Geld zur Verpflegung aller ſeiner Soldaten und in Friedenszeiten glichen ſeine Einnahmen oft denen eines kleinen Rittergutes, weil er viele von ihnen auf Urlaub ſchickte. Allerdings konnte und durfte er die in der Fremde Angeworbenen nicht auf Urlaub ſchicken, wohl aber die Landeskinder, von denen eine kleinere Anzahl durch die ſogenannte Cantonirung zum Heere gezogen und zwar weniger geſchätzt, aber beſſer behandelt wurde als die Angeworbenen. Wäre nun unſer Landeskind auch aus Dummheit einmal deſertirt, um den Acker ſeiner Mutter zu beſtellen, ſo hätte ihm doch der Hauptmann bei ſeiner freiwilligen Rückkehr für die folgenden Jahre den Urlaub gewiß ſelbſt angeboten. Zu einer Hinrichtung aber hätte es auf dieſe Weiſe nun und nimmermehr kommen können."

Die Cenſur der zur Declamation angemeldeten Gedichte muß eine ſtrenge und aufmerkſame ſein. Es kann ſonſt geſchehen, daß in Quarta oder Tertia als immer wiederkehrende Lieblingsſtücke der Declamation nur vorgefunden werden einige gereimte Anekdoten, Heine's überhaupt verwerfliches Gedicht: „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier" und „Des Sängers Fluch" von Uhland. Der Lehrer laſſe „Des Sängers Fluch" nicht vor Obertertia herſagen und benutze bei der Erläuterung die von Götzinger dargebotene, höchſt dankenswerthe Notiz, daß der „finſtere König, an Land und Siegen reich," welchen Uhland ſchildert, Napoleon I. iſt. Vor der einfachen Thatſache, daß nur die Begeiſterung der Freiheitskriege nach des Dichters eigener Erklärung in dieſer Ballade lebt, ſchwindet jedes Bedenken gegen ein Gedicht, welches ohnehin bei der lehrreichen Mannigfaltigkeit in den Uebungen, zu denen es in ſeiner bald donnernden, bald ſanft-harmoniſchen Weiſe der Declamation Anlaß gibt, für ſie eben ſo ſchwer als Bürger's Lenore zu entbehren iſt. Wenn ich auch die Lehrer an Töchterſchulen, welche Bürgers Lenore ganz ohne Verlegenheit in der Claſſe ihren Schülerinnen vorzuleſen behaupten, nicht recht begreifen kann, ſo vermag ich doch den Gründen, die für ihre Verwerfung bei der Declamation und beim Unterrichte überhaupt geltend gemacht werden, keineswegs beizuſtimmen. Löſen doch alle anſtößige Stellen der Lenore ſich in ſchauerliche Bilder auf, welche nichts als Tod und Grab bezeichnen.*)

Die Vertheidigung dieſer beiden Gedichte mit Bezug auf die Uebungen im Declamiren ſchien mir deshalb, wie geſagt, um ſo angemeſſener, weil wenige Gedichte von gleich bedeutendem Umfange vorhanden ſind, welche ſich in demſelben Grade zur Declamation eignen. Unter dieſen andern ſteht der wilde Jäger von Bürger**) und Schillers' Glocke obenan.

An Gedichten von mittlerem Umfange zum Declamiren in Quarta und Tertia fehlt es nicht, wohl aber an ausdrucksvollen kurzen Gedichten für untere Claſſen. Wie nämlich im Verlaufe der Literaturentwickelung aus unſeren Balladen ſehr einfache erzählende Gedichte geworden ſind, ſo zeigen wenigſtens unſere für Kinder geeigneten Gedichte neuerdings mit wenigen Ausnahmen eine minder claſſiſche Form und einen geringeren Reichthum an Figuren, als man für die erſte Anleitung zu künſtlicher Rede wünſchen muß. Man mache nur den Verſuch, ob man für das Sprechen einen gleich lehrreichen Vers bei einem neueren Dichter findet wie den Vers in den beiden Nachtwächtern von Gellert: „Was war der Grund? Der Brotneid? war er's nicht?" Während ſich dieſes Gedicht noch im erſten Theile von Wackernagel's Leſebuche findet, ſteht „die Wohnung des Glückes" von Gittermann, welche von Quinta aufwärts zur Erläuterung ſich eben ſo vorzüglich eignet, als ſie ſich durch einen ſeltenen Wechſel in den redneriſchen Figuren zur Declamation empfiehlt, nur noch unter den „Uebungsaufgaben zur Berichtigung der Ausſprache der Vocale und Conſonanten" bei Heyſe.***) Durch die Aufnahme ſolcher älteren Stücke ſollte man die Declamation in unteren Claſſen wieder bereichern.

---

*) Zu verwerfen ſind dagegen die von Götzinger gleichfalls erläuterten Weiber von Weinsberg. Daß der Kraftausdruck in der 3. Strophe bildlich iſt, ändert nichts: denn durch die veränderten Zeiten wird er in Bürgers Munde von ſelbſt frivol.

**) Die Schrift: „Gottfried Auguſt Bürger. Sein Leben und ſeine Dichtungen. Von H. Pröhle. Altona, 1856" erläutert beſonders die Lenore und den wilden Jäger ſehr ausführlich.

***) Leitfaden zum gründlichen Unterricht in der deutſchen Sprache für höhere und niedere Schulen nach den größeren Lehrbüchern der deutſchen Sprache von Dr. J. C. A. Heyſe. 18. Aufl. Hannover, Hahn. 1856.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß in den unteren Claſſen alle Gedichte vom Lehrer ausgewählt und von allen Schülern gelernt werden. Uebrigens läßt ſich gegen einen zu frühen Beginn der Declamirübungen (in Volks- und Elementarſchulen) eben ſo Vieles einwenden als gegen ihren verfrühten Abſchluß in oberen Claſſen. Daß gar zu kleine Knaben, wie Marionetten vor die Oeffentlichkeit geſtellt, von der ſie noch keinen Begriff haben, auf den öffentlichen Examinibus declamiren, beluſtigt zwar das Publicum, hat aber ſeine ſehr bedenkliche Seite. Ich ſelbſt habe geſehen, daß ein ſinniger Knabe, der den Anfang eines Gedichtes ſehr gut herſagte, plötzlich in Schluchzen ausbrach, wie er denn auch gefährlich erkrankte.*) Viel ſchöner iſt es, wenn Jünglinge auf einem Actus an patriotiſchen Feſten den Worten unſerer liebſten und beſten Dichter ihre kräftigen Stimmen leihen.

XXIII. Verhältniß der deutſchen Literaturgeſchichte zur Lectüre.

Daß bei der Beſprechung der Lectüre leicht auch das Gebiet der Philoſophie, z. B. der empiriſchen Pſychologie, berührt werden kann, iſt von ausgezeichneten Pädagogen entwickelt worden. Bei der Lectüre von Dramen wird oft die Behandlung des Grundgedankens eine philoſophiſche ſein.

Die deutſche Literaturgeſchichte wird in preußiſchen Schulen durch viele einzelne Mittheilungen an die Lectüre geknüpft, eigentlich aber nur in Prima vorgetragen und auch dort wohl mehr oder weniger auf die beiden Hauptepochen der deutſchen Poëſie eingeſchränkt. Selbſt im zuſammenhängenden Vortrage der Literaturgeſchichte wie bei der Lectüre in der Schule möge im Großen und Kleinen der Pädagog ſein Augenmerk nur auf das Gute richten und das Schlechte übergehen. Je maßvoller aber der Lehrer in der Mittheilung ſein muß, deſto mehr ſchöpfe er ſelbſt aus dem Vollen*). Darf doch Literaturgeſchichte und Kritik im vollkommen regelmäßigen Gange der Bildung nur durch ſeinen Lehrer dem Schüler zufließen. Im Privatgeſpräche mit frühreifen oder gar ſchon blaſirten Jünglingen ſoll jener näher auf dieſe Dinge eingehen, aber mehr in negativer Weiſe, indem er ohne Hohn und Bitterkeit die Ueberzeugung der irre geleiteten Jünglinge mit unermüdlichem Fleiße wieder reinigt und verbeſſert.

---

*) Ein anderer ſagte zwar ein Gedicht bis zu Ende her, fing aber am Schluſſe aus Mitleid für einen Hund an zu weinen, dem zuletzt geſagt wurde, daß er zur Strafe für ſein Beißen bei einem anzuſtellenden Gaſtmahle nur die Knochen erhalten ſolle.

Wie weit freilich der Unterricht in der deutſchen Literaturgeſchichte mitunter von dieſen einfachen Grundſätzen entfernt ſein mag, beweiſen die Aeußerungen eines nicht unbekannten Schulmannes über ihn. Zwar damit könnten wir wohl übereinſtimmen, wenn er ſagt: er bediene ſich der deutſchen Literaturgeſchichte als „eines natürlichen Vermittlers der claſſiſch-antiken und chriſtlich-modernen Bildungselemente zur Einheit“. Gerade darauf kommt es uns auch bei allem Unterrichte am meiſten an. Dies bewirkt zu haben, wäre ja ein ganz außerordentlicher Erfolg, den Andere nur ſchwer durch den geſammten Unterricht, durch Griechiſch und Deutſch, Religion und Geſchichte zuſammengenommen erreichen! Aber freilich ſcheint auch unſer literar-hiſtoriſcher Vermittler die Harmonie der ſchwer zu erringenden Bildungselemente nicht in jedem Semeſter ſicher zu erreichen. Er ſetzt vorſichtig hinzu, daß der Schüler durch die Literaturgeſchichte auch lernen ſolle, „was ihm ſo unumgänglich nöthig iſt, wie er es zu machen hat, um die dem claſſiſchen Alterthume entnommenen Ideen in die Wirklichkeit zu verſetzen, und wie dies niemals unmittelbar und mit einem Male geſchehen kann.“ Nun! Rom ſelber iſt nicht an einem Tage erbaut, und daß die Ideen des claſſiſchen Alterthumes ſich unmittelbar ſelbſt realiſiren ſollten, war ja gar nicht mehr verlangt. Wir können ſehr zufrieden ſein, wenn der Vermittler ſeine antiken Ideen auch nur in zwei Malen „in die Wirklichkeit“ verſetzt. Aber vorher wollen wir noch prüfen, ob ſie es werth ſind. Denn ſie ſcheinen uns nach ſeinen zuletzt angeführten Ergießungen für das Leben wie für den Unterricht doch ſehr confus zu ſein.

---

*) Zum Nachſchlagen iſt Karl Gödeke's „Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung“ (Dresden, Ehlermann) zu empfehlen. Die beiden erſten Bände bilden bereits ein vollſtändiges Ganzes.

XXIV. Beiſpiel einer falſchen Unterrichtsmethode, welche an die deutſche Lectüre geknüpft iſt.

Es verſteht ſich ganz von ſelbſt, daß, wie in der Pädagogik überhaupt, ſo auch in Bezug auf das Verhältniß der Pädagogik zur Literaturgeſchichte, nicht allein die Löſungen, ſondern ſchon die Aufgaben richtig ſein müſſen. Wenn uns z. B. die Aufgabe geſtellt würde, durch Beiſpiele aus der deutſchen Literatur die Briefform und den Briefſtil einzuüben, ſo könnten wir gegen dieſe ganze Aufgabe als eine überflüſſige und zu ſpecielle Einſpruch erheben. In den Volksſchulen und in mittleren Claſſen der höheren Schulen mit Rückſicht auf diejenigen, welche früh in's bürgerliche Leben treten, mag man die äußeren Anweiſungen zur Abfaſſung von Briefen ertheilen: die Umſchreibungen der Adreſſe und der Anrede — die Stelle auf dem Papier für das Datum und die Unterſchrift — der ſchmale Rand zur Linken — die durchgängige Höflichkeit des Briefſtellers — das „gütigſt“, wenn er von künftigen Handlungen des Empfängers, das „ergebenſt“, wenn er von ſich ſpricht — der mit einer geſchickten Wendung an das Ganze angefügte Schluß — die umſchriebene Unterſchrift, welche das active Verhältniß des Briefſtellers zum Empfänger energiſch zuſammenfaßt, ſo daß er ſich wohl deſſen „treuen“, nicht aber ſeinen „geliebten“ Freund nennen kann. Wer eine höhere Schule durchläuft, würde dies während dieſer Zeit auch durch unvermeidliche Veranlaſſungen zum Briefſchreiben von ſelbſt lernen. Briefe einer höheren Gattung, ein wirklicher Gefühls- und Gedankenaustauſch in Form der Correſpondenz, deſſen Bedürfniß nur bei ungewöhnlich productiven Naturen vorhanden zu ſein pflegt, braucht auf der Schule nicht gelehrt zu werden. Wo der Lehrer es für angemeſſen hält, veranlaſſe er einen Primaner oder Secundaner, während der Ferien aus der Ferne wirklich an ihn zu ſchreiben. Nicht aber möge dem Schüler ein genialer Reiſebrief von Goethe vorgelegt werden, damit er nach ihm eine Reiſebeſchreibung in Briefform einkleide. Nicht möge man ihm als Muſter für den erſten Brief an eine Familie, bei welcher er die Ferienwochen zugebracht hat, Goethe's Brief an den Weinhändler Schönkopf bezeichnen, welcher alſo anhebt: „Ihr Diener, Herr Schönkopf! Wie befinden Sie ſich Madame? Guten Abend, Mamſell! Peterchen, guten Abend.“ Und nicht ſoll ein Schüler, auch wenn er die Eltern „wiederholt um das immer noch nicht angekommene" Taſchengeld bitten muß, in ſeinem Briefe Heinſe's Brief aus Florenz an F. Jacobi nachahmen, in dem es heißt: „Wenn ich nicht verhungern will, welches doch ſchade wäre." Doch genug dieſer ſinnloſen Zuſammenſtellung von Fehlern — wird man meinen — die von Lehrern des Deutſchen noch niemals gemacht ſind! Wer hat denn ſchon verſucht, den Sturm und Drang der Literatur in den Briefſtil der Schüler einzuführen? Wir wollen doch nicht hoffen — werden die Väter ſagen — daß man gar die Briefe der Genies, welche ſich unter einander das Geld abnehmen, für die Briefe, welche uns unſere Söhne ſchreiben ſollen, als Muſter aufſtellen und ähnliche thörichte Anleitungen geben will? Dennoch ſind im Jahre 1864 gerade dieſe Briefe mit vielen andern als „Muſterbriefe" ausgewählt und wieder abgedruckt worden; und noch mehr: die Aufgaben, welche nach unſerer Meinung nicht an ſie geknüpft werden dürfen, ſind gerade dort an ſie geknüpft worden; dennoch hat der Erfinder dieſer Methode des Unterrichts in der Briefkunſt ſie „für höhere Bildungsanſtalten" alles Ernſtes empfohlen und, was das Schlimmſte iſt: nicht nur der männlichen, ſondern ſogar der weiblichen Jugend, und dieſer zuerſt! Der Fehler aber, der hierbei gemacht iſt, beſteht ſchon darin, daß die Unterweiſung geknüpft iſt an die Privatbriefe großer Männer, während nur mit ihren vollendeten und durchdachten Werken, die ſie ſelbſt im Tempel der Nationalliteratur aufſtellten, der deutſche Unterricht ſich beſchäftigen kann. Im Allgemeinen würden wir uns begnügen, durch Leſſing's Vorwort zu den Literaturbriefen, die ja ohnehin keine wirklichen, ſondern eben nur zur ſchönen Einkleidung von Kritiken erdichtete Briefe waren, die Hauptlehren der Rhetorik für den höheren Briefſtil anſchaulich zu machen: nämlich, daß Briefe uns nicht allein das Bild des Verfaſſers, ſondern auch des Empfängers, und noch außerdem das Bild der Umſtände, unter denen ſie geſchrieben ſind, zwar mehr ſpielend, aber immer klar vor Augen ſtellen müſſen. Leſſing's Vorwort lautet: „Der Herr v. N**, ein verdienter Offizier, und zugleich ein Mann von Geſchmack und Gelehrſamkeit, ward in der Schlacht bei Zorndorf verwundet. Er ward nach Fr** gebracht, und ſeine Wundärzte empfahlen ihm nichts eifriger, als Ruhe und Geduld. Lange Weile und ein gewiſſer militäriſcher Ekel vor politiſchen Neuigkeiten trieben ihn, bei den ungern verlaſſenen Muſen eine angenehmere Beſchäftigung zu ſuchen. Er ſchrieb an einige von ſeinen Freunden in B** und erſuchte ſie, ihm die Lücke, welche der Krieg in ſeiner Kenntniß der neueſten

Literatur gemacht, ausfüllen zu helfen. Da ſie ihm unter keinem Vorwande dieſe Gefälligkeit abſchlagen konnten, ſo trugen ſie es dem Herrn Fl. auf, ſich der Ausführung vornehmlich zu unterziehen.“

Weiter brauche ich Leſſings Vorwort nicht abzuſchreiben. Aus ſeinen wenigen Worten, die allerdings für die Oeffentlichkeit beſtimmt waren, lernt man ſchon mehr für die höhere Briefform als aus tauſenden von nachläſſigen Privatbriefen, welche eine falſche Pädagogik zu Muſterbriefen erheben möchte. Auch beabſichtige ich überhaupt nicht, hier auf ſchriftliche Uebungen näher einzugehen. Nur der Mißbrauch, der durch die Herausgabe jener Briefmuſter ſo eben mit der deutſchen Lectüre getrieben iſt, hat mich beſtimmt, nicht ſowohl vor dieſer ſchädlichen Unterrichtsmethode zu warnen (das dürfte nicht nöthig ſein), als vielmehr gegen ſie zu proteſtiren.

Ueberhaupt aber iſt es nicht meine Schuld, wenn dieſe Blätter an verſchiedenen Stellen einen mehr verneinenden Charakter angenommen haben. Zu reden war hier Pflicht. Denn einige gar nicht einmal aus der pädagiſchen Praxis erzeugte Uebereilungen in Büchern über den deutſchen Unterricht werden ganz ohne Grund den Lehrern des Deutſchen ſelbſt noch zur Laſt gelegt; andere Irrthümer können wirklich die oft ſchon wegen mangelhafter Berückſichtigung des Deutſchen bei Verſetzungen nicht recht befriedigenden Erfolge des Unterrichtes in der Mutterſprache noch verringern.

Ganz beſonders ſchien mir bei einer näheren Unterſuchung des tiefen und edlen Verhältniſſes, das Schule und Nationalliteratur verknüpft, nur die ruhige Beſonnenheit etwas nützen, blinder Eifer für die Sache aber beträchtlichen Schaden anrichten zu können. Ein ſolcher Eifer iſt wieder nicht zu verkennen in der Aufſtellung dieſer falſchen Briefmuſter für höhere Töchterſchulen.

XXV. Ein Blick auf die Volks- und Bürgerſchule, ſo wie auf den Unterricht der Töchter höherer Stände.

In den vorhergehenden Abſchnitten dieſer Schrift iſt im Allgemeinen nur von dem Unterrichte in der Mutterſprache an Gymnaſien und Realſchulen die Rede geweſen. Es ſei mir daher ein Blick auf das Deutſche in allen nicht zum höheren Unterrichtsweſen gerechneten Schulen vergönnt.

Wir haben geſehen, daß Gymnaſien und Realſchulen zwar das nationale Element ernſtlich wahren ſollen, daß aber der Grundcharakter der Bildung, die ſie dem künftigen Gelehrten, Künſtler und Beamten, ſo wie dem künftigen Capitaliſten und Großhändler verleihen müſſen, welcher bis in's Ausland hin unſere Handelsbeziehungen erweitern ſoll, noch über die nationalen Grenzen hinausgehen muß. Schon Lattmann hat die Humanität als das ſpecifiſche Principium des Gymnaſiums bezeichnet. Auch für unſere Realſchulen kann kaum ein anderes aufgeſtellt werden. Wenn nun aber ſchon das unverkennbar iſt, daß gerade dieſes hohen Principes wegen manche Realſchüler, deren Leben in einer ſehr eng begrenzten bürgerlichen Häuslichkeit wurzelt und deren äußere Ziele nur gering ſind, eine gewiſſe Zerfahrenheit und Zerſplitterung ihres Weſens auf der Schule nur ſchwer überwinden können, ſo ſollten alle *niederen* Schulen den volksthümlichen und bürgerlichen Charakter um ſo ſtrenger feſthalten. Zu dieſen Schulen aber gehören bei uns auch die ſogenannten höheren Töchterſchulen. Obgleich dieſe für die Töchter der höheren Stände, für die künftigen Frauen jener Beamten und Capitaliſten beſtimmt ſind, ſo verlangt doch die öffentliche Wohlfahrt, daß die weibliche Erziehung den *bürgerlichen* Charakter wahrt, weil die Stellung der Frauen nicht im Staate und dem öffentlichen Leben, ſondern im Hauſe und in der bürgerlichen Geſellſchaft wurzeln ſoll.

Machen wir die Anwendung von dem Geſagten, ſo finden wir, daß für die niederen Schulen, jedoch nur für dieſe, das Deutſche der eigentliche Hauptgegenſtand ſein ſolle und könne. Um der Hauptgegenſtand des Unterrichtes an einer höheren Schule werden zu können, bereitet die Mutterſprache dem Lernenden allerdings zu geringe Schwierigkeiten. Sie erſt zum Hauptgegenſtande des Unterrichtes zu machen, indem man durch die Methode der Erläuterung Schwierigkeiten in ſie hineinträgt, die nicht urſprünglich in ihr liegen, iſt mit Unrecht verſucht worden. An ſolchen Schwierigkeiten kann der Verſtand ſich nicht entwickeln, ſelbſt wenn ſie mit ihren unnatürlichen Interpretationen bis zur höchſten Potenz getrieben würden. Allein auf der andern Seite darf man auch nicht überſehen, daß ſelbſt *wirkliche* Schwierigkeiten, welche die *fremden* Sprachen allerdings reichlich darbieten, nicht unter allen Umſtänden bildend ſind. Sie ſind es in gewiſſer Hinſicht nur, wenn ſie nicht bloß in ſchwierigen Aufgaben beſtehen, ſondern wenn dieſe Aufgaben bis zu einem gewiſſen Puncte auch gelöſt werden. Das geſchieht ſtets, wenn der Schüler griechiſche Dramen im Urtexte verſtehen lernt. Es geſchieht aber nicht, — wie groß auch der Werth ſelbſt der Elemente der lateiniſchen Grammatik für die formale Bildung iſt, wenn der Knabe nur von den erſten Seiten des Vocabulariums lernt, daß im Lateiniſchen maxilla die Kinnbacke heißt und Aehnliches. Gewiß iſt es kein ſchönes Ziel unſerer nationalen Bildung, daß der Schüler nur eben genug Franzöſiſch ſich aneignet, um ſpäter als Kellner das Billardſpiel nothdürftig durch franzöſiſches Zählen begleiten zu können. Dahingegen iſt es eine ſchöne Aufgabe der vaterländiſchen Erziehung, ſolche verlorene Söhne der Nationalcultur dermaleinſt um ſich zu ſammeln und ihnen dasjenige durch den Unterricht zu bieten, was ſie in der kurzen Zeit, die ſie auf ihre geiſtige Bildung zu verwenden im Stande ſind, bewältigen und in succum et sanguinem verwandeln können.

In der That, je begrenzter der deutſche Unterricht an höheren Schulen ſeinem Weſen nach ſein muß, um ſo tröſtlicher, ja um ſo erhebender iſt der Gedanke, daß ihm, abgeſehen von den Unterweiſungen in der Religionslehre, die Volks- und Bürgerſchule als unbeſtrittenes Eigenthum angehört. Und gerade in ſo fern als die Mutterſprache im Gegenſatze zu den fremden Sprachen, den alten und neuen, Hauptgegenſtand des Unterrichtes in der Volks- und Bürgerſchule iſt, muß dieſen mindeſtens — ſo ſcheint mir — doch die Möglichkeit einer bedeutenden Erweiterung zugeſtehen, wer nicht ſelbſt ihnen neue Ziele mit ſchöneren und reiferen Blüthen und Früchten zeigen will.

Gewiß liegt auf dem Gebiete der Bürgerſchule der Mutterſprache noch ein weites Feld zum Anbau offen und die wahre Mittelſchule darf keine andere als die deutſche Sprache lehren. Sie wird dann nicht allein die Realſchule von manchen nicht für dieſe gehörigen Schülern wieder befreien, ſondern für diejenigen Bürgerſöhne, welche keine gelehrten Kenntniſſe beanſpruchen, auch eine gedeihliche und geſegnete Bildungsſtätte ſein; ſie wird die Bildung im ganzen Volke um ſo ſicherer verallgemeinern, je weniger ſie jedem einzelnen ihrer Zöglinge eine allgemeine Bildung aufzwingen will.

Aus Gründen, welche weniger mit pädagogiſchen als politiſchen und literariſchen Verhältniſſen zuſammenhängen, hat die Bildung des Volkes ohnehin in den letzten Jahrzehenden noch eine weit größere Ausdehnung erhalten als früher. Seit der Schillerfeier ſteht dieſes Dichters Leben und Charakter ziemlich klar vor ihm da, in der politiſchen Literatur wird das rein Verſtändige ſehr leicht aufgefaßt, viel ſchwerer das, was erſt der Vermittelung durch ethiſche Principien bedarf; die Belletriſten der Gegenwart erlangen durch Tendenz, Klarheit und modernen Stil allein ſchon ausgebreitete Erfolge. Ganz beſonders aber werden die naturwiſſenſchaftlichen Werke ſelbſt von unſeren auf dem Felde arbeitenden Landsleuten verſtanden, ohne daß die Schriftſteller in der Form ſehr ängſtlich populariſiren. Was für das Volk etwa zu hoch gegriffen iſt, wird ihm durch den Holzſchnitt verdeutlicht.

Es iſt ſchwer zu ſagen, wie die Schule ſich dem Allem gegenüber verhalten muß. Sollen die Naturwiſſenſchaften ſelbſt im Volksunterrichte einen weiteren Spielraum erhalten? ſoll die Nationalliteratur dem Volke künſtlich geöffnet werden, zu welcher ihm ſelbſt doch wohl noch der Schlüſſel fehlt? Was die erſte Frage betrifft, ſo ſind Einrichtungen, wie die Veranſtaltung einer erweiterten Vorbereitung mancher Elementarlehrer in den Naturwiſſenſchaften zu Berlin, gewiß zu billigen. Was indeſſen die Literatur anlangt, ſo muß in ihr dem Volke gerade ein Medicament gegen manche Einſeitigkeit der Zeit erhalten werden. Ein ſolches Medicament, wie gerade das Volk ſelbſt es gebraucht, bietet ſich weniger in der Nationalliteratur dar als in der ſogenannten volksthümlichen Literatur, bei der man aber jetzt nicht mehr an eine künſtliche Schriftſtellerei für das Volk denken muß.

Wie nur noch der volksthümliche Prediger eine große Zahl von Zuhörern um ſich verſammelt, wenn wir von den allerdings nicht ſeltenen Ausnahmen der reicher, tiefer und glänzender gebildeten Perſönlichkeiten unter den Geiſtlichen abſehen, ſo kann die volksthümliche Literatur für die Volksſchule noch weit wichtiger werden als jetzt. Ich ſtimme daher denen nicht bei, welche die in Berlin viel gebrauchten und von volksthümlichem Geiſte ſchon durchwehten Schulleſebücher von Wetzel, Menzel und Richter*) verwerfen wollen, und ich begrüße mit großer Freude die hier eingreifenden Verſuche des Seminarlehrers Hermann Kahle.**) An einer Abklärung ſeiner Methode wird es mit der Zeit nicht fehlen.

---

*) Berlin, Stubenrauch.

**) „Claudius und Hebel nebſt Gleichzeitigem und Gleichartigem. Ein Hilfsbuch zum Studium deutſcher, beſonders der volksthümlichen Sprache und Literatur, ſowie eine Handreichung zum Eintritt in die Geſchichte derſelben. Für Seminariſten, Lehrer und alle Freunde der Volksſtimme, Volksſprache und Volksſchrift. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1864." Vergl. K. Bormann's Empfehlnng dieſer Schrift im Schulblatte der Provinz Brandenburg von 1864.

Während aber die Elementarſchule im Deutſchen ſich auf dasjenige einſchränken muß, was die volksthümliche Literatur darbietet, wird die Mittelſchule in demſelben Maße zugleich einen größeren oder geringeren Theil der eigentlichen Nationalliteratur benutzen können, in welchem das Durchſchnittsalter ihrer Zöglinge das ſchulpflichtige Alter überſchreitet.

Die höhere Töchterſchule, welche den Jungfrauen der höheren Stände ihre ganze Bildung verleihen ſoll, darf die beſten Schätze der claſſiſchen deutſchen Literatur vor der weiblichen Jugend unſeres Volkes als Hauptmittel des Unterrichtes ausbreiten. Wenn man zum *Mittelpuncte* für den Unterricht der vornehmeren weiblichen Jugend fremde neuere Sprachen gemacht hat, ſo hängt dies mit falſchen Richtungen, die im Leben und in der Literatur ſonſt längſt überwunden ſind, eng zuſammen. Befragen wir die Weiſen unſeres Volkes über die weibliche Erziehung, ſo haben ſie dieſe auf keinem künſtlichen und auf keinem andern als einem vollkommen *heimiſchen* Grunde auferbauen wollen. Folgendes ſchöne Geſpräch zweier Jungfrauen bei Leſſing möchte ich zunächſt auf Frauenbildung beziehen:

Recha. Mein Vater (Nathan) liebt
Die kalte Buchgelehrſamkeit, die ſich
Mit todten Zeichen in's Gehirn nur drückt
Zu wenig.
Sittah. Ei, was ſagſt Du! — Hat indeß
Wohl nicht ſo Unrecht! — Und ſo manches, was
Du weißt —?
Recha. Weiß ich allein aus ſeinem Munde,
Und könnte bei dem Meiſten Dir noch ſagen,
Wie? wo? warum? er mich's gelehrt.

Die letzten Worte, obgleich wir ſie jetzt nicht mehr als Maß der weiblichen Bildung annehmen können, enthüllen uns unter allen Umſtänden das *Weſen* und die *Geſetze* der weiblichen Erziehung, welche von Natur und Patriotismus nie weit ſich entfernen ſoll. Wenn wir nun auch an höheren Töchterſchulen den Unterricht in fremden Sprachen, jedoch *hier* nur dem Deutſchen untergeordnet, vollkommen billigen, ſo werden doch z. B. jene ſelbſt auf dem Lande unter der weiblichen Jugend einheimiſch gewordenen Unterrichtsbriefe in franzöſiſcher und engliſcher Sprache, welche niemals, wie mühſam auch die Methode des ſchriftlichen Unterrichtes von einer in Schulen trefflich gereiften

Praxis abgezogen ſein mag, den wahren pädagogiſchen Zwecken zu dienen und zugleich auf Herz und Gemüth einzuwirken vermögen, nur als krankhafte pädagogiſche Erſcheinungen angeſehen werden können. Während ſich an ihnen das: Wie? wo? warum? des Unterrichtes nicht erweiſen läßt, tritt es in der Bevorzugung der Mutterſprache bei dem weiblichen Unterrichte um ſo mehr hervor.

Wie das Deutſche in Gymnaſien und Realſchulen einer gewiſſen Ergänzung durch die claſſiſchen Sprachen bedarf, ſo bedarf es in höheren Töchterſchulen eines religiöſen Elementes. Mag auch der Lehrer an Gymnaſien und Realſchulen, damit Hiecke für ihn nicht umſonſt gelebt hat, den ſittlichen Gehalt des Deutſchen zum förmlichen Ideal für ſeine Schüler erweitern: ſo darf doch der deutſche Unterricht an höheren Töchterſchulen nur eine einfach ſittliche Grundlage haben, welche Ausdehnung ihm auch den Umſtänden nach gegeben werden kann.

Was in dieſer Schrift von der Lectüre der Jünglinge geſagt iſt, gilt im Allgemeinen auch für Jungfrauen.

XXVI. Univerſität und ſpäteres Leben.

Wir haben bei der Beſprechung der Schullectüre ſo oft auf die Univerſität und das ſpätere Leben verwieſen, daß wir namentlich der Univerſität zum Schluſſe noch ein Wort der Verſtändigung widmen müſſen.

In einer Entlaſſungsrede ſprach Hiecke vortrefflich über Schiller's Briefe und empfahl dieſelben zur Lectüre für die Univerſitätszeit. Wenn er auch gegen dieſen Vorſchlag ſelbſt einige Bedenken aufwarf, über die wir nicht ſo ſchnell hinweg kommen können, ſo liegt es doch auf der Hand, daß jeder Studirende vor Allem die auf der Schule gewonnene Kenntniß von Goethe und Schiller vervollſtändigen ſoll. Ganz beſonders aber ſcheint mir Schiller's Proſa, ſo weit er ſie ſelbſt in den Druck gab und ſo weit ſie auf der Schule nicht geleſen werden konnte, wie überhaupt ein Theil unſerer philoſophiſchen Literatur, für Studirende geeignet, weil ihnen auch die Philoſophie vorgetragen wird. Der Studirende der Theologie leſe außerdem Herder's Schriften zur Theologie, die ihn jetzt ſehr anregen, ſpäter als Geiſtlichen aber vielleicht nicht mehr befriedigen werden.

Eine zweite Erweiterung der Lectüre für die Univerſitätszeit ergibt ſich aus dem Umſtande, daß die Schule nur die nationalen Elemente der deutſchen Literatur und beſonders die Beziehungen derſelben zum claſſiſchen Alterthume gepflegt hat. Faſt ganz von der Schule ausgeſchloſſen war Alles, was, ſeiner claſſiſchen Richtung mehr oder weniger feindlich, mit einer von Herder, Goethe und den Romantikern erdachten Weltliteratur zuſammenhängt, der die deutſche Sprache allmälig als Organ zu dienen angefangen hat. Da von den Engländern ſchon die Rede ſein mußte, ſo handelt es ſich hier hauptſächlich noch um die Literatur der Italiener und der Spanier; der Kürze wegen begnüge ich mich, meine Auffaſſung nur an der Literatur der Spanier zu zeigen. Daß ſie aus früherer Zeit eine nicht ganz unbedeutende Literatur haben und unter welchen politiſchen und religiöſen Verhältniſſen ſie erwachſen iſt, erfährt der Schüler am beſten in der Geſchichtsſtunde. Dem deutſchen Unterrichte aber liegt es, trotz der Vermittelung Auguſt Wilhelm's von Schlegel, durchaus nicht ob, ihn mit derſelben bekannt zu machen. Wohl aber mag bei der Armuth der deutſchen Literatur an guten Unterhaltungsſchriften der reifere Schüler oder der Student Calderon's Leben ein Traum und ſeinen ſtandhaften Prinzen zu ſeiner Unterhaltung leſen. Auch den Don Quixote des Cervantes leſe der Student, wenn er bereits die Zeit dazu findet.

Eine dritte Erweiterung der Lectüre für die Univerſitätszeit würde daraus abzuleiten ſein, daß dem Studirenden zuerſt ſich die Literatur der Gegenwart erſchließt, wenn nicht eben hierüber auch noch eine Verſtändigung nöthig wäre. Allerdings würde es heißen, die Wurzeln jedes lebendigen Studiums unterbinden, wenn man auch noch den Studirenden von der Literatur der Gegenwart fern halten wollte. Aber die raſche Flucht der Studienjahre dürfte ſelbſt dem Strebſamſten nicht erlauben, ſich mit ihr in einer gewiſſen Breite, ſondern nur ſich mit den neueſten hervorragenden Erſcheinungen ſeines beſonderen Faches bekannt zu machen.

So müſſen wir denn alſo doch ſagen, daß die eigentliche Literatur der Gegenwart dem ſpäteren Leben vorbehalten bleibe. Dies aber gilt nicht bloß von der belletriſtiſchen, ſondern auch von der gelehrten Proſa der Gegenwart, und zwar ſelbſt von den hervorragendſten Erſcheinungen auf dem Gebiete der letzteren. Bekanntlich ſind den glänzend geſchriebenen Naturſtudien von Maſius die Bearbeitungen der neuern Geſchichte, Cultur- und Literaturgeſchichte in gleicher oder ähnlicher Formvollendung gefolgt, ja, man kann ſagen, daß wenigſtens Leopold

Leopold v. Ranke ſelbſt den Leſerkreis für ſeine geſchichtlichen Werke über ein fachwiſſenſchaftliches Publicum hinaus auf das Glücklichſte erweitert hatte, als in Deutſchland noch Niemand ernſtlich an die Populariſirung irgend einer Wiſſenſchaft dachte. Schon bilden das Publicum jener modernen Hiſtoriker in Deutſchland alle gebildeten Männer. Der paſſendſte Zeitpunkt, um dieſelben zu leſen, möchte aber für denjenigen, der nicht förmlich dem geſchichtlichen Studium ſich widmet, wohl der Augenblick ſein, da er politiſch mündig wird und in's bürgerliche Leben eintritt.*) Auf die lebenden Geſchichtſchreiber wie auf einen kleinen Theil der neueren Lyrik möchte ich das in anderem Zuſammenhange ausgeſprochene Wort von Karl Müllenhoff anwenden: daß das Höchſte und Tiefſte der modernen Literaturen jenſeits des Horizontes der Jugend liege und ihr nur allenfalls, wie ſie heranreife, allmälig zugänglich gemacht werden könne.**)

An den gebildeten Deutſchen muß im ſpäteren Leben die Anforderung geſtellt werden, daß er ſich mit irgend einer Literatur in ihrer eigenen Sprache dauernd beſchäftigt. Man wird zugeben müſſen, daß dies nicht immer die deutſche Literatur zu ſein braucht, ſondern daß es auch die griechiſche oder lateiniſche, ja, leider nach den jetzigen Verhältniſſen ſogar die franzöſiſche oder engliſche Sprache ſein kann. Nur überſehe man nicht, daß mit Rückſicht auf die deutſche Familie jeder Gebildete die ſittliche Pflicht hat, in ſeinem Hauſe eine deutſche Bibliothek zu gründen. Ohne eine ſtattliche Reihe der verdienſtvollſten Schriften aus der Gegenwart nach eigenem geläuterten Geſchmacke und beſonders ohne unſere allgemein anerkannten Claſſiker an ſeinem Heerde aufzuſtellen, kann er den Seinigen zwar ein ſchimmerndes Obdach gegen Regen und Wind, aber keine wahre Heimath mehr gewähren.

---

*) Vergl. S. 54. Ich würde hier auf die neuſte deutſche Geſchichtſchreibung näher eingegangen ſein, wenn ich mir nicht eine eigene Abhandlung über ſie vorbehielte.

**) Einzelnes von lebenden Proſaiſten und Lyrikern mögen daher die Leſebücher immerhin neben den Nummern aus früheren Literaturperioden beibehalten.

Regiſter.

Aeſchylus 50. 73. 74.
Alemanniſcher Dialekt 66.
Alte Sprachen 9.
Antike Weltanſchauung 30.
Apel 53.
Arndt 54.
Auerbach 61. 66.
Aufruf „an mein Volk" 53.
Aufſätze 5. 7. 13. 39. 43. 47. 52. 81.
Ausſprache 81.

Balladen 78. 50. 57.
Bäßler's Eliſabeth von Brandenburg 64.
Becker 2.
Benecke 68.
Benedix 82.
Berlin 11. 77. 93.
Bonnell 3.
Bonſtetten 28.
Bormann 93.
Bornemann 66.
Briefe 88.
Bürger 57. 80.
Bürgers Lenore 84.
Bürgers wilder Jäger 85.

Calderon 96.
Cervantes 96.
Cicero 27.
Claſſenlectüre 74.
Claudius 25. 56. 93.

Declamation 82.
Deycks 62.
Dielitz 13. 62.
Donner 72.
Drama 78.
Droſte-Hülshoff 65.

Echtermeyer 2. 58.
Eckſtein 2.
Empiriſche Pſychologie 86.
Erläuterung 76.
Euripides 73.

Firmenich Germaniens Völkerſtimmen 66.
Fontane 64.
Foß 4.
S. Frank 23.
Freiligrath's Freiſtuhl zu Dortmund 65.

Gellert 77. 85.
Geographie 11.
Gervinus 73. 75.
Geſchichte 11. 20.
Geßner 27.
Geßner's Idyllen 27.
Geßner's Stil 27.
Gittermann: die Wohnung des Glückes 85.
Gleim 53.
Gödeke's Grundriß 87.
Goethe 43. 12. 19. 29. 30. 51. 82. 95.
Goethe's Campagne in Frankreich 45.
Goethe's Hermann und Dorothea 46.
Goethe's Proſa 44.
Goethe's Reineke Fuchs 74.
Goethe's Stil 44.
Goethe's Torquato Taſſo 79.
Göttinger Dichterbund 52.
Gottſched 9.
Götzinger 79. 84. 85.
J. Grimm 39. 75.
Grimms Märchen 25.
Grimms Sagen 74.
Groth 66.
J. C. Günther 3.
Guot heil 68.
Gutsmuths 11.
Gymnaſien 6. 67. 71.

Hauff's Lichtenſtein 20.
Hebel 65. 98.
Heiland 15. 17.
Heine 59.
Heine: Nach Frankreich zogen zwei Grenadier 84.
Heinrichs 62.
Heinſe 89.
Herder 37. 14. 29. 48. 95.
Herder's Cid 39.
Herder's Dispoſitionen 43.
Herder's „Ideen zur Geſchichte der Menſchheit" 40. 41.
Herder's Stil 42.
J. C. A. Heyſe 85.
Hiecke 4. 3. 6. 7. 8. 10. 15. 19. 56. 57. 60. 64. 71. 82. 95.
Hippel 53.
Hiſtoriker 97. 54.
Höhere Töchterſchulen 91. 56. 94.
Hölderlin 58.
Hollenberg 64.
Hölty 28.
Hülsmann 5. 17. 63.
W. v. Humboldt 49.

Immermann 20.
Iwein 68.
Jacobi 89.
Jahn 65.
Jordan zu Soeſt 82.
Jugendſchriften 20.

Kable 93.
H. v. Kleiſt 20.
Klopſtock 50. 80.
Koberſtein 67.
Körner 20. 54.

Lachmann 68.
Langbein 80.
Latein 10.
Lattmann 6. 9. 19. 68.
„Lectürebericht" 4.
Leibnitz 23.
Leſebücher 61. 31. 40. 45. 52. 56. 60. 93.
Leſſing 32. 48. 53. 89. 94.
Leſſing's Accusativi cum Infinitivo 37.
Leſſing's Dramaturgie 34. 32.
Leſſing's Laokoon 39.
Leſſing's Literaturbriefe 35.
Leſſing's Minna von Barnhelm 32.
Leſſing's Nathan der Weiſe 39.
Leſſing's Stil 35.
Literatur der Gegenwart 96.

Literaturgeſchichte 86.
Löhr 21.
Lübker 23.
Luther 23.

Mager 52.
Maſius 21. 62. 96.
Metriſche Uebungen 10.
Mittelhochdeutſch 67.
Mittelſchule 92.
Tycho Mommſen 72.
Mörike 61.
Müllenhoff 67. 68. 97.
J. v. Müller 28. 42.
Muſterbriefe 89.

Nägelsbach 19.
Naturwiſſenſchaften 62. 63.
Nibelungen 68. 70*)
Niebuhr 53.
Novalis' Heinrich von Oſterdingen 20. 79.

Oltrogge 60. 62.

Paulſiek 62.
Pfaffe Lamprecht 2.
Philoſophie 95.
Philoſophiſche Propädeutik 2.
Platen 16. 52.
Privatlectüre 19. 71.
Probe einer Erläuterung in Sexta 77.

Ramler 53.
L. v. Ranke 79. 97.
K. v. Raumer 10. 19. 61. 67. 78.
Realſchulen 39. 73.
Reinhard 43.
Fr. Reuter 66.
Ritter 41.

Romanzen 78. 50. 57.
Roth 23.
Rückert 55. 57.

Sachſe 4.
Salzmann's Schwarzmantel 20.
Satzpauſezeichen 80.
O. Schade 67.
Schiller 48. 28. 80. 95.
Schiller's Abfall der Niederlande 13.
Schiller's dreißigjähriger Krieg 13.
Schiller's Glocke 85.
Schiller's Götter Griechenlands 49.
Schiller's Kraniche des Ibykus 50.
Schiller's Proſa 13.
Schiller's Siegesfeſt 49.
Schiller's Stil 48.
A. W. v. Schlegel 73. 96.
A. W. v. Schlegel's Vorleſungen über dramatiſche Literatur und Kunſt 73.
Chr. Schmid 21. 77.
Schücking 65
Schülerbibliotheken 20.
G. Schulze 54.
Schwab 89.
Schwartz in Neu-Ruppin 9.
Seemann in Eſſen 53.
Seydlitz' Schulgeographie 12.
Shakeſpeare 73.
Simrock 65. 70.
Sophokles 73.
Spieß 62.
Steudener 4.
Synonymen 13.

Tieck 79.
Tſchudi 23.

Uhland 57. 59. 80. 84.
Uhland: des Sängers Fluch 84.
Univerſität 95.
Unterhaltungsſchriften 20.

---

*) S. 70. iſt in der erſten Stelle aus den Nibelungen Z. 19. v. o. zu leſen alune.

Unterrichts- und Prüfungsordnung der Realſchulen 9. 38.
Uz 49. 64.

Varnhagen von Enſe 45.
Viehoff 10. 39. 52. 62. 64.
Volks- und Bürgerſchule 92. 66.
Vorträge 13. 81.
Vorwort VII.
J. H. Voß 52. 66. 72.
J. H. Voß' Luiſe 52.
H. Voß 72.

Ph. Wackernagel 18. 53. 62. 75. 77. 79.
K. Wagner 55.
Walther von der Vogelweide 71.
Weltliteratur 96.
Wendt 4. 6.
Wetzel, Menzel, Richter 93.
Wieck 3.
Wieland 16.
Winkelmann 28. 74.
Winkelmann's Ged. üb. d. Nachahm. d. gr. Werke 30.
Winkelmann's Geſchichte der Kunſt des Alterthumes 31.
Winkelmann's Stil 28.
Winkelmann's vorläufige Abhandlung 31.
Woltmann 13.

Zeitſchriften für die reifere Jugend 21.
Zuſammenſetzungen 11. 4.

Ref.
3 l

Die Reformationsſagen

und

die Volksüberlieferung der Proteſtanten.

Ein Vortrag

von

Dr. Heinrich Pröhle,
Lehrer in Berlin.

Berlin 1867.
Verlag von Ulrich Frank.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

I.

Wie man einſt bei jedem Unternehmen auf gute Vorzeichen hielt, ſo mögen zwei ſchöne Bilder, welche Luther betreffen, wenn auch nur eins derſelben ſich zugleich auf die Volksüberlieferung bezieht, am Eingange dieſer Mittheilungen ſtehen.

Ein ſchönes Gemälde von Luther hat uns Cyriakus Spangenberg in einem einzigen Satze hinterlaſſen. Wenn ich, ſchrieb er 1569, vor dreiundzwanzig Jahren zu Wittenberg etwa Luther entgegenſah, da dünket mich gleich, als ſähe ich alſo ein groß, gewaltig, wohlgerüſtet Streitſchiff, das unter die Feinde auf dem ungeſtümen Meere getroſt hineinſetzet. Man ſoll dabei den Reformator ſich in ſeiner geiſtlichen Tracht vorſtellen.

Ein anderer Vergleich kam mir zufällig in einer ungedruckten Lutherrede von Friedrich Ludwig Jahn vor Augen. Der nordiſche Donnergott Thor zerſchmettert mit ſeinem Hammer und ſeinen Frühlingsgewittern die Eisrieſen des Winters. Ihm ſcheint Jahn den hämmernden Luther vergleichen zu wollen, welcher die 95 Sätze an die Schloßkirche ſchlug. Wie Thors Hammer den Frühling in der Natur erzeugt, ſo weckt Luthers Hammer den Geiſtesfrühling auf. „Thors Hammer,“ ſo drückte der alte Jahn ſich aus, „zerſchmetterte Roms Rieſenſchlange, die ſich um die Nordveſte geringelt, und das Reinigungsfeuer im Reckenrauch wandelt Land und Volk zu ſchöner Verjüngung. Nunmehr geht jedes Volk ſeinen eigenen Weg, durchmißt ſeine Bahn, bildet Sprache und Schriftthum und geſtaltet ſein Gemeinweſen ſelber. Der Schöpfungsmorgen der neuen Geſchichte iſt angebrochen.“

Nichts läßt uns Luther gewaltiger erſcheinen als ſein Lied: „Ein feſte Burg iſt unſer Gott!“[1]) Luther ahmte in dieſem Liede ſehr frei den 46. Pſalm nach. Er ſteht aber durch die Hoheit des Liedes ſelbſt als König David der deutſchen Poeſie da. Durchaus erſcheint er hier als ein Held. Echt mittelalterlich veranſchaulicht er uns ſelbſt unter dem Bilde der angefochtenen und vertheidigten Gottesburg das ganze Reformationswerk. Jede Strophe dieſes unvergleichlichen Gedichtes iſt wie eine Burg für ſich, eine Ebernburg, eine Wartburg, eine Veſte Koburg und ein mansfelder Schloß. Es iſt eine der ergreifendſten Stellen in Goethes Götz von Berlichingen, wo durch eine kühne Andeutung Goethe den Mann der Gottesburg ſich dem irdiſchen Ritter vom Bergſchloß Jaxthauſen nähern läßt. Bedeutſame Worte aber ſind es, wenn Götz zum Bruder Martin ſpricht: „Mann der heiligen Ruhe, ihr beſchämt viele Ritter!“ Oder wenn er ſagt: „Wäre Euer Gelübde nicht ſo heilig, ich wollte Euch bereden, einen Harniſch anzulegen, wollt' Euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.“

Auf dem mansfelder Schloſſe iſt ein Bild roher Ueppigkeit aus dem Ritterleben in Stein gehauen. Gerade vor dieſem Bilde ſoll Luther die Prophezeiung ausgeſprochen haben: „Hier wird gut Gras wachſen.“ Einen Theil ſeines Lebens brachte der geiſtliche Burgdichter ſelbſt auf irdiſchen Burgen zu. Bei näherer Betrachtung oder Deutung ſchaut neben der Reformations-Theologie aus der Burg ſeines Liedes gerade der Teufel des Mittelalters hervor, welchen er ſelbſt auf den irdiſchen Burgen beim Stürmen der Winde und beim Knarren der Wetterfahnen geſehen und überwunden hat.

Vereinzelt und unglaubwürdig ſteht die Nachricht da, daß Luther ſein Burglied ſchon auf der Wartburg gedichtet habe. Doch erinnert ſogar ſchon die Aeußerung: „Und wenn ſo viel Teufel in

---

[1]) Vergl. Koch, Geſchichte des Kirchenliedes. 4. Band. 2. Auflage. 1853. S. 246 — 254.

Worms wären als Ziegel auf den Dächern“ an „Die Welt voll Teufel“ im Burgliede. Auf der Wartburg glaubte Luther ſich vom Teufel in Geſtalt einer großen Fliege verfolgt.[2]) Ich weiß nicht, ob Schamelius dies vor Augen hatte, als er folgendermaßen das Verſtändniß der zweiten und dritten Strophe lehrte: „Wir überwinden durch demüthige und gläubige Ergreifung der göttlichen Kraft. Der böſe Feind iſt alsdann gegen einen Chriſten wie eine Fliege gegen einen wohlgerüſteten Mann.“

Bekanntlich lautet die dritte Strophe:

Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Und wollt' uns gar verſchlingen,
So fürchten wir uns nicht ſo ſehr,
Es ſoll uns doch gelingen.
Der Fürſt dieſer Welt,
Wie ſau'r er ſich ſtellt,
Thut er uns doch nicht;
Das macht, er iſt gericht:
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Wahrſcheinlich iſt das Lied ſchon 1529 nach Beendigung des Reichstages von Speyer gedichtet. Ungern aber trennt man ſich von dem Gedanken, daß es 1530 während des augsburger Reichstages auf der Veſte Koburg gedichtet ſei. Mit Andacht betreten wir dort noch Doctor Luthers Stube. Kurfürſt Johann der Beſtändige ließ ihn als einen Geächteten dort zurück, als er mit Melanchthon nach Augsburg reiſte. Das augsburger Glaubensbekenntniß ſchickte er ihm dorthin zur Durchſicht. Die Veſte Koburg nannte Luther den Berg Sinai, das Reich der Vögel und Dohlen.

„Dies geiſtreiche Liedlein,“ ſagte Hieronymus Weller irrig von Ein' feſte Burg iſt unſer Gott, „hat der Mann Gottes, Doctor Luther, gemacht zu der Zeit, da die Feinde das Evangelium inſammt allen chriſtlichen Lehrern auf dem Reichstag zu Augsburg wollten auffreſſen.“ Gewiß wird es Luther auf der herrlichen Veſte

---

[2]) Eine Fliege kommt in meinem Märchen von der Prinzeſſin mit goldenen Haaren (Märchen fur die Jugend. 1854. No. 18) vor.

Koburg täglich geſungen haben. Mit der Laute ſtand er dabei am Fenſter und ſchaute gen Himmel. Nach Selneccers Zeugniſſe ſtand er deshalb ſo da, „weil ihn die Feinde auffreſſen wollten.“ Luther empfand Fauſtſchäge am Leibe von des Satans Engel. Des Nachts hörte er den böſen Geiſt in der Veſte Coburg poltern. Er ſah ihn im Schloßgarten in der Geſtalt einer alten Sau. Während gegen den Mann auf der Veſte Koburg, der die Geſchichte aus den roſtigen Angeln hob, in der weiten Welt die Teufel lebendig waren, ſuchte er ſie zugleich wieder beängſtigend in ſeiner Nähe. „Das Schloß, das voll Teufel iſt,“ nannte er damals die hohe Veſte, ob er auch die ähnlich klingenden Worte: „Und wenn die Welt voll Teufel wär'“ ſchon früher geſchrieben hatte. Schlugen Wind und Regen an ſeine Fenſter, ſo meinte er, es wäre ein Lärm in Augsburg.[3] Sinnend ſtehen wir jetzt vor einer geſchichtlichen Perſönlichkeit, welche das Fernſte als eine pſychologiſche Anfechtung und das unſichtbare Wirken eines böſen Princips als perſönliches Leiden in ſeiner Zelle erdulden mußte. Nicht aber bloß das Papſtthum quälte den Doctor Luther in Teufelsgeſtalt. Im Gegentheil wurden ihm auch ſeine Zwickauer zu Teufeln. Der Teufel, ſo ungefähr ſcheint es, lockte ihn, einer freieren Richtung ſich anzuſchließen, aber Jeſus und die Schrift überwand auch hier.[4]

Dem Teufelsglauben Luthers lag eine volksthümliche Anſchauung zu Grunde. Keine Gegend Deutſchlands iſt vielleicht jetzt ſo ſagenreich, wie die Bergmannsſtädte des Oberharzes. Dies liegt ſchon in dem faſt abgeſchloſſenen und ſchön ausgebildeten geſelligen Leben der Bergleute, welches alle Blüthen des Volkslebens noch heute auf dem engen Gebiete der Familie zur Entfaltung bringt. Auf dem Unterharze konnte es nicht anders ſein. Während dort aus den rothen kahlen Gebirgsklüften um Mansfeld das Schneewaſſer in Gießbächen rinnt, wird in den Bergmannsſtuben noch heute die Erzählung ſchauriger Geiſterſagen jene Spiele ablöſen, deren oft bedenkliche Art weniger durch die Gegenwart der Eltern als der Ehefrauen gemildert wird. In alter Zeit mögen die Sitten jedoch in demſelben Grade ſtrenger und ehrwürdiger geweſen ſein, in welchem ſie noch mehr volksthümlich waren. Mansfelder Bergleute fahren jetzt auch in die Kohlengruben des nördlichen Deutſchlands ein. Gerade ſie aber zeichnen ſich durch ihre alten Gebräuche und ihr religiöſes Leben jetzt vor allen andern Bergleuten aus. Eisleben und Mansfeld iſt ihr Bethlehem und Jeruſalem. Wie Chriſtus aus dem Geſchlechte Davids hervorging, ſo, ſtellen ſie ſich vor, ſei Luther aus ihrem „Bergmannsſtamm“ entſprungen.

---

[3] Von Schultes. Sachſen Coburg und Saalfeldiſche Landesgeſchichten. 1818. S. 31 — 33.

[4] Vergl. Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation von Leopold Ranke. Zweiter Band. Berlin. 1839. S. 33.

Im Volksaberglauben miſcht ſich ſchon Heidniſches und Chriſtliches. So nahm ihn auch Luther in Mansfeld ſchon auf. Aber der ſo geſtaltete Aberglaube erfährt eine neue Strahlenbrechung durch Luthers kräftige und originelle Perſönlichkeit. Luther ſtellte den Volksteufel eben wieder auf theologiſchen Boden.*) Namentlich dachte er die Lehre vom Teufel mit der Erlöſung in lebhafter Verbindung. Gerade dazu kam der Sohn Gottes auf Erden, um die Werke des Teufels zu zerſtören und der alten Schlange den Kopf zu zertreten. Aber noch immer, meint Luther, iſt der Teufel ein äußerſt mächtiges und gefährliches Weſen. Was ihm jetzt an Macht abgeht, bewirkt er nun durch ſeine Liſt.

„Der alt' böſe Feind
Mit Ernſt er's itzt meint;
Groß Macht und viel Liſt
Sein grauſam Rüſtung iſt.
Auf Erd'n iſt nicht ſein's Gleichen.“

Er macht ein X für ein U nach dem andern. Gemäß dieſer Vorſtellung gilt auch noch für die Zeit der Reformation und der Religionsgeſpräche, was Luther ſelber in ſeiner „lieben Geneſis“ von des Teufels Rhetorik ſagt: „Er hat nicht genug daran, daß Heva dem Worte Gottes einen Zuſatz gethan, und geſagt hat, forte! wohl, vielleicht! ſondern macht nun aus dem adverbio dubitandi gar ein adverbium negandi: Non moriemini, Ihr werdet nicht ſterben!“ Der Teufel ließe nicht einen Baum aufkommen, er würde verhindern, ja erwürgen und dämpfen Alles, was auf der Erde wächſt. Allein er kann ſich nichts mehr mit öffentlicher Gewalt unterſtehen, „als hätte er keinen, der gegen ihn kämpfet.“

---

*) Vergl. Georg Conrad Horſts Zauberbibliothek. 1. Band. 1821. S. 353—371.

„Mit unſer Macht iſt nichts gethan,
Wir ſind gar bald verloren:
Es ſtreit für uns der rechte Mann,
Den Gott hat ſelbs erkoren.
Fragſt Du, wer er iſt?
Er heißet Jeſus Chriſt,
Der Herr Zebaoth,
Und iſt kein ander Gott;
Das Feld muß er behalten!“

Luther würde geglaubt haben, dem Herrn Chriſtus eine Schmach anzuthun, wenn er dieſen gefallenen Buben, wie er den Teufel nennt, geſcheut hätte. Luther fürchtete den Teufel nicht, er trotzte ihm. Wie er als Dogmatiker nur gering von ihm denken konnte, ſo ſprach er ihm recht eigentlich Hohn, wenn er ihn in der Einſamkeit mittelalterlicher Burgen als Volksteufel und zugleich als ſein perſönlicher Feind anfocht. Der Teufel, meint er, iſt ein ſtolzer, hochmüthiger Geiſt, aber er hat kein Recht ſtolz zu ſein, denn er iſt abgefallen und von Gott verſtoßen. Uns dagegen hat Gott in Chriſto angenommen, und wir ſollen dem Teufel damit trotzen, daß Gott uns in ſeinem lieben Sohn ſo hoch geehrt hat. Mit Verachtung müſſen wir ihm begegnen. Dies verträgt ſein Stolz nicht und ſo fleugt er am erſten von uns.

Mit dieſer Anſchauung ſtimmt außer der bekannten Sage vom Tintenfaſſe auf der Wartburg und auch auf der Koburg die folgende genau überein.[*] Vor Luthers Thür kam einſt ein Mönch und klopfte heftig an. Der Diener that auf und fragte, was er wolle, da antwortete er, ob der Luther daheim wäre. Da Luther, der lange keinen Mönch geſehen hatte, das erfuhr, hieß er ihn hereinkommen. Als der Mönch nun eingetreten war, legte er ihm etliche Syllogismen und Schulreden vor. Weil Luther dieſe ohne Mühe auflöſte, brachte er andre, die nicht ſo leicht aufzulöſen waren, dader Luther, etwas bewegt, ſprach: „Du machſt mir viel zu ſchaffen, und ich hätte doch jetzt wohl mehr zu thun." Danach erklärte er ihm doch die Stelle, die der Mönch vorgelegt hatte, und als er in dem Geſpräch bemerkte, daß des Mönchs Hände nicht ungleich waren Vogelklauen, ſprach er: „Biſt Du nicht der? Halt! höre zu, dies Urtheil iſt wider Dich gefällt." Damit zeigte er ihm den Spruch in der Geneſis: „Des Weibes Same wird der Schlange den Kopf zertreten," und fügte noch hinzu: „Du wirſt nicht alle verſchlingen." Da der Teufel mit dieſem Spruch überwunden war, ward er zornig, warf das Schreibzeug hinter den Ofen und verſchwand. Hier wirft alſo der Teufel das Tintenfaß um.

---

[*] **Gödelmann** von Zauberern, Hexen und Unholden. I., 23.

In Erasmus Gruber analectis sacris erzählt Luther ſelbſt Folgendes mit einer ſchönen und bedeutſamen Nutzanwendung. „Man ſagt eine Fabel von einem Arzt, der ein Kindlein über der Tauffe gehalten, und Gevatter war worden, und hatte daſelbs die Worte von der Tauffe hören ſprechen, mit dem Gebet und Sprüchen auß der Schrifft, darinn angezeigt wird, daß wir auß dem Reich des Teufels erlöſet und in das Reich des Sohns Gottes verſetzt werden, da verwundert er ſich der großen Verheißungen und Wolthaten, ſo uns in der Tauffe gegeben und fürgetragen werden, und ſagt: wenn ich wüſte, daß ich auch alſo getaufft wäre, und daß dieſelbe Worte über mich auch geſprochen wären, ſo wolte ich mich für den Teufel nimmermehr fürchten, und da ihn Andere deſſen erinnert und überredet haben, daß er auch eben mit dieſen Worten getaufft ſey, hat er einen ſolchen Glauben gefaßt, daß er gantz und gar bey ihm beſchloſſen, er wolte ſich nimmermehr für dem Teufel fürchten. Endlich aber iſt ihm ein Geſpenſt fürkommen, und der Teufel iſt ihm erſchienen in der Geſtalt eines Bocks, davon aber iſt er ſo gar nicht erſchrocken, daß er auch das eine Horn genommen und zerbrochen hat, und hat's ſeinen Geſellen gebracht, von denen er gangen war. Da nu daſſelbe einer von ſeinen Geſellen geſehen hat, wiewol er denſelben Glauben nicht gehabt, hat er ſich doch das groſze Wunderwerck bewegen laſſen, und hebt an, ſich auch zu rühmen, daß er getaufft ſey, und wolle ſich für keinem Teufel noch Geſpenſt, wie greulich das auch ſeyn möchte, fürchten. Geht derhalben an denſelbigen Ort, und das Geſpenſt des Bocks mit den Hörnern kommt wieder. Da er aber nu dem Bock die Hörner wolte angreiffen, nimt ihn der Teufel bey dem Hals, und erwürgt ihn. Warumb iſt nu jener der Gefahr entrunnen, und dieſer nicht? Das iſt darumb geſchehen, daß an dieſem groſze Vermeſſenheit, und kein rechter Glaub geweſt iſt. Er hat gemeint, er könte den Teufel mit ſeinen Kräfften und Stärke überwinden. Er hat in Summa keinen rechten Glauben. Ein jeder ſoll ſich ſelbs prüfen, was für Gaben er hat, denn gleich wie wir, am Leib, am Verſtand, und am Gut einander ungleich ſind, alſo ſind wir auch mit den geiſtlichen Gaben einander nicht gleich. Ein jeder ſoll in ſeinem Beruff bey dem Geſetz, ſo gebräuchlich iſt und bey dem gemeinen Rechten bleiben, biß daß ihn Gott beruffen oder zwingen wird, daß er etwas Sonderliches thun ſoll.“[7])

Hiermit lernten wir auch bereits eine in dem Reformationsjahrhundert ſehr beliebte Vorſtellung kennen, nach welcher man gerade auf Grund des Tauffformulars dem leibhaftigen Teufel mit Erfolg trotzen kann. Wie der Arzt bei Luther, ſo kommt der von dem Rector Thymus beſungene Thedel von Walmoden,[8]) übrigens ein Zeitgenoß und Unterthan Heinrichs des Löwen, bei Anhörung des Tauffformulars auf den Gedanken, daß der Teufel ihm unbedingt nichts anhaben könne. Er ſchließt ſich daher dem Teufel zu einer geſpenſtiſchen Reiſe nach dem heiligen Grabe mit Lebensgefahr an und erwirbt des Teufels eigenes Wunderpferd. Auf dieſem ſendet Thymus ihn zuletzt den Schwertbrüdern zu. Wenn man gerade Luther und die Proteſtanten ſo dem Teufel trotzen ſieht, ſo wird man erinnert an 1. Cor. 10, 21: „Ihr könnt nicht zugleich trinken des Herrn Kelch und des Teufels Kelch.“

---

[7]) Horſt Zauber-Bibliothek. Band 1. S. 366 — 368.

[8]) H. Pröhle, Deutſche Sagen. S. 14 — 25 und Anmerkungen dazu. 1863. S. 22 — 23.

Dem Reformationswerke ſelbſt ging ein inhaltſchwerer Traum voran. Kurfürſt Friedrich der Weiſe ſoll in der Nacht, ehe Luther ſeine neuen Lehrſätze anſchlug, alle die Ereigniſſe, die der römiſchen Kirche den Umſturz drohten, im Traum vorausgeſehen und dieſe Viſion nebſt ſeinen Betrachtungen darüber aufgezeichnet haben.[9] Derſelbe ſtieg einſt aus einem berſtenden Schiffe. Da ſagte er zu ſeinem Bruder: „Ich fürchte, daß einſt nach unſerm Tode das Schiff unſeres Hauſes großen Schiffbruch erleiden dürfte.“[10] Die Schlacht bei Mühlberg beſtätigte leider dieſe Prophezeiung über eine edle und mit der Reformation auf's engſte verwachſene fürſtliche Linie.

Eine melancholiſche Schweizerſage zeigt uns mit wehmüthiger Ironie, wie die Reformation in einer Stadt verhindert wurde.[11] Im Canton Neuenburg gehören nur Landeron und Creſſier dem katholiſchen Glauben an. Die Sage erzählt, es habe in Landeron von der Stimmenmehrheit abgehangen, welche Confeſſion gelten ſolle, die katholiſche oder reformirte. Als es zur Abſtimmung kam, zählte jede Partei gleich viele Anhänger und die Stimmen „ſtanden ein.“ Da erinnerte man ſich des Schafhirten vor den Thoren des Städtchens und rief ihn herbei, damit er, ſonſt der verachtetſte Bürger der Stadt, entſcheide. Er ſtimmte für den Glauben der Väter: Landeron blieb katholiſch. In Neuenburg ſelbſt ſoll die Reformation mit achtzehn oder neunzehn Stimmen geſiegt haben.

Zwei im engeren Sinne geiſtliche Sagen mögen ſich hier anſchließen. Die eine betrifft die proteſtantiſche, die andere die katholiſche

---

[9] Von Schultes. Sachſen-Coburg-Saalfeldiſche Landesgeſchichte. 2. Abhandlung. 1820. S. 84. Vergl. L. Ranke, deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation. 1. Band. 1839. S. 317.

[10] V. Schultes a. a. O.

[11] Die Schweiz. Monatſchrift von Eckart und Velmar. 2. Jahrgang. Heft 1. S. 24.

Geiſtlichkeit. Zu Wuſtviel bei Egloffſtein auf dem Gebirge, anderthalb Meilen von Grefenberg gelegen, ſoll 1558 ein Kind, welches nur fünf Wochen alt geweſen, um die Mitternacht folgende Worte klärlich und deutlich geredet haben: „Ei, ei, ei, wo ſollen wir hin, wo ſollen wir hin?“ und ſoll dieſe Worte drei Nächte nacheinander allewege um Mitternacht geredet und der Hahn allewege darauf angefangen haben zu krähen. Was dadurch bedeutet und angezeigt worden, hat ſich hernach wohl ausgeweiſet, da viel rechtſchaffner und beſtändiger Lehrer und Prediger in Thüringen, welche als die rechten wackern Hahnen ihren Hals getroſt aufgethan, der verführeriſchen Declaration Victorini widerſprochen und dieſelbe nicht haben unterſchreiben wollen, darüber ihrer Aemter und Dienſten entſetzet und mit Weib und Kind in's Elend verſtoßen ſind, und nicht gewußt haben, wo ſie hin oder bleiben ſollten.12)

1626, da Tilly bei Lutter am Barenberge ſiegte, etwa um die Mitte der für die Proteſtanten ſehr unglücklichen ſogenannten däniſchen Periode des dreißigjährigen Krieges, bemühte ſich ein Pater in Böhmen, viele Leute wieder zur römiſch-katholiſchen Kirche zu bringen. Danach reiſte er auch in das angrenzende Mähren. Er gelangte zunächſt in das berühmte Schloß Perenſtein und zeigte ſeine kaiſerlichen und königlichen Befehlsſchreiben vor. Man nahm ihn in das Schloß auf und wies ihm eine Wohnung an. Jetzt ſuchte er ſo eifrig Convertiten zu machen, daß er ſogar der weißen Frau beim Strählen ihrer Haare zur Laſt fiel. Sie behandelte das eitle Herrlein mit Auszeichnung, ohne Zweifel, weil es den Glauben einer ihr lieben älteren Zeit wieder herſtellen wollte. Der Pater beſichtigte zunächſt das Schloß, und fing gleich in den erſten Tagen an, um und durch daſſelbe zu ſpazieren. Er beſtieg die Thürme, durchblickte die offenſtehenden Gemächer und Zimmer und beſah auch von der Höhe herab die ganze Umgebung. Indem er nun ſo gar emſig war auf Alles zu merken, ging eine zierlich ausgeſchmückte Jungfrau mit einem Bund Schlüſſeln aus einem

---

12) Prätorius, Blockes-Berges Verrichtung. 1669, S. 381. 382.

Gemach hervor. Der Pater, der ſie für eine Hofdame oder Kammerjungfer anſahe, grüßte und redete ſie freundlich an. Er ſagte, er ſei hier angekommen als ein Gaſt, die Unterthanen in der katholiſchen Religion zu unterrichten. Derhalben wolle er auch ihr ſeine geiſtliche Aufwartung machen, und an ſeinem Dienſtfleiße nichts mangeln laſſen. Die Schöne lächelte ihm hierauf mit einem gar züchtigen Blicke überaus lieblich zu. Sie neigte ſich, als ob die Schamhaftigkeit ihr keine Gegenrede geſtattete, gar höflich und ehrerbietig gegen ihn anſtatt der Antwort, wie Frauen pflegen. Damit ging ſie ſchnell von dannen. Nach einigen Tagen wollte der Pater eine Predigt halten. Um ſeinen geſchriebenen Aufſatz deſto beſſer dem Gedächtniß einprägen zu können, ſuchte er am Sonntag Morgen die Einſamkeit. Da erblickte er die Jungfrau in einer Sommerlaube oder auf einem Gange mit aufgelöſten und um's Geſicht herumhangenden Haarlocken, die ſie mit ſonderbarem Fleiße kämmte. Als ſie den Pater erblickte, warf ſie die Locken auf den Rücken zurück und gab ſich zu erkennen. Der Pater war doch ganz ernſthafter Natur und allezeit für einen eifrigen Mann geachtet worden. Er ſprach: „Ei, ei, es ſchickt ſich nicht, daß man am Sonntage gar zu viel auf das Schmücken und Putzen denke. Beſſer, man bereite die Seele zur Anhörung des göttlichen Wortes durch ein andächtiges Gebet.“ Sie that, als begehrte ſie ihm zu gehorchen, verbarg ſtracks den Kamm, legte die Hand auf den Mund, neigte das Haupt ganz ehrerbietig und ging damit hinweg. Er ſtieg hernach hinunter und begab ſich aus dem Schloſſe nach der Kirche, welche ganz von weißem Marmel erbaut war. Daſelbſt verrichtete er den Gottesdienſt und „legte die Predigt ab.“ Ueberall in der Kirche ließ er die Augen herumgehen. Es gefiel ihm aber nicht, daß ihm die edle Jungfrau nirgends zu Geſichte kommen wollte. Er dachte, ſie möchte etwa zur römiſchen Religion keine Luſt haben, oder ſonſt nicht gewöhnt ſein, die Kirche oft zu beſuchen. Als er daher wieder auf's Schloß kam, klagte er bei dem Schloßhauptmann darüber, daß die Schloßleute kein gutes Beiſpiel gäben. Der Schloßhauptmann forſchte, was das für eine Jungfrau wäre, die er ſo verklagte; was ſie für Geſtalt und Kleidung hätte, und wo er ſie vorher geſehen. Da kam's heraus, daß es das jungfräuliche Geſpenſt geweſen war, welches von undenklichen Zeiten her im Schloſſe herumging.

II.

Bis zu Kanzel und Altar verfolgte den Geiſtlichen proteſtantiſcher wie katholiſcher Aberglauben. Wenn am Sonntage Lätare der Papſt die güldne Roſe mit Balſam weihte und an einen Fürſten verſchenkte, als einen „Roſenſtock, gepflanzt an den Waſſerbächen“: ſo glaubte auch der ärmere Proteſtant durch Brotbacken gerade während das Sonntagsevangelium von der Speiſung der 5000 Mann durch wenige Brote vom Geiſtlichen in der Kirche verleſen wurde, ſich trotz dieſes Sabbathfrevels eines mäßigen Segens und Vortheiles verſichern zu können.

Die Kirchenverbeſſerung läuterte die entartete Gottesverehrung. Dieſe Läuterung zehrte aber keineswegs ſogleich nebenbei den Volksaberglauben mit auf. Faſt acht Jahre nach dem Beginne der Reformation verſprach ein fürſtliches Ausſchreiben zu Hechingen fünf Gulden jedem Landmanne, welcher einen Kobold, eine Nixe oder ein anderes Geſpenſt in ſeinem Hauſe, in ſeinen Ställen, in Bächen und Teichen einfange und lebendig oder todt bei dem Oberjägermeiſter abliefere.“*)

Doch weiſt Erasmus Franciſci, ein Schriftſteller des 17. Jahrhunderts, auf einen Unterſchied in der Auffaſſung hin. Die römiſchen Katholiken läßt er ſagen, daß die Geſpenſter entweder engliſche, teufliſche oder menſchliche Geiſter ſeien; dieſe wiederum wären entweder ſelige, oder noch im Fegefeuer ruhende, oder verdammte Seelen der Verſtorbenen. Die Proteſtirenden dagegen, ſo berichtet Franciſci, legen den Engeln nicht leicht den Namen von Geſpenſtern bei und halten alle Geſpenſter für verdammte Teufelsgeiſter.

Außer jenen Sagen, welche von Luthers Teufelsglauben ausgehen, lehnen ſich andere Sagen an ſein eigenes Daſein an. Bei Wittenberg wird die Lutherquelle beſucht. Unter den majeſtätiſchen Baudenkmalen von Kloſter Walkenried zeigt man die Lutherfalle. Luther, ſo wird erzählt, ſollte hier verſinken, ſein Hündlein aber lief voran, warnte ihn durch ſein Verſchwinden und rettete ihn. Ein verwandtes Stücklein von Wallenſteins Pudel läßt Schiller vom erſten Jäger erzählen:

---

*) Horſts Zauberſpiegel V. 1825. S. 280

„Ja, er fing's klein an und iſt jetzt ſo groß,
Denn zu Altdorf, im Studentenkragen,
Trieb er's, mit Permiß zu ſagen,
Ein wenig locker und burſchikos,
Hätte ſeinen Famulus bald erſchlagen.
Wollten ihn drauf die nürnberger Herren
Mir nichts, dir nichts in's Carcer ſperren;
's war juſt ein neugebautes Neſt,
Der erſte Bewohner ſollt' es taufen.
Aber wie fängt er's an? Er läßt
Weislich den Pudel voran erſt laufen.
Nach dem Hunde nennt ſich's bis dieſen Tag;
Ein rechter Kerl ſich daran ſpiegeln mag.
Unter des Herren großen Thaten allen
Hat mir das Stückchen beſonders gefallen!"

Mit dieſem Stückchen hat man ſogar eine bekannte Redensart erklärt.[10] Beide Geſchichten ſcheinen an und für ſich Abſchwächungen der älteren Sagen zu ſein, in denen der Teufel nach dem Bau einer Kirche ſtatt einer Menſchenſeele nur einen zuerſt hineingeſchickten Hund als Lohn erhält.

In dem inhaltſchweren Vorſpiele von Wallenſteins Lager, welches im volksthümlichen Gewande das tiefſinnigſte poetiſche Verſtändniß des dreißigjährigen Krieges und der Geſchichte überhaupt zeigt, gibt Schiller auch einen meiſterhaften Abriß vom Soldatenaberglauben, wie er ſich in jenem Religionskriege um die Perſon des Feldherrn concentrirte:

„Wer unter ſeinem Zeichen thut fechten,
Der ſteht unter beſonderen Mächten.
Denn das weiß ja die ganze Welt,
Daß der Friedländer einen Teufel
Aus der Hölle im Solde hält. —"
„Ja, daß er feſt iſt, das iſt kein Zweifel.
Denn in der blutigen Affaire bei Lützen
Ritt Er Euch unter des Feuers Blitzen

---

[10] Vgl. „Altes Geld. Von W. Lohrengel" (Clausthal bei Groſſe 1860) bei der Redensart: „Auf den Hund kommen."

Auf und nieder mit kühlem Blut.
Durchlöchert von Kugeln war ſein Hut.
Durch die Stiefel und Koller fuhren
Die Ballen, man ſah die deutlichen Spuren.
Konnt' ihm keiner die Haut nur ritzen,
Weil ihn die hölliſche Salbe thät ſchützen. — "
„Was wollt Ihr da für Wunder bringen!
Er trägt ein Koller von Elendshaut,
Das keine Kugel kann durchdringen. — "
„Nein, es iſt die Salbe von Hexenkraut,
Unter Zauberſprüchen gekocht und gebraut. — "
„Es geht nicht zu mit rechten Dingen! — "
„Sie ſagen, er leſ' auch in den Sternen
Die künftigen Dinge, die nahen und fernen,
Ich weiß aber beſſer, wie's damit iſt.
Ein graues Männlein pflegt bei nächtlicher Friſt
Durch verſchloſſene Thüren zu ihm einzugehen.
Die Schildwachen haben's oft angeſchrie'n,
Und immer was Großes iſt drauf geſchehen,
Wenn je das graue Röcklein kam und erſchien. — "
„Ja, er hat ſich dem Teufel übergeben,
Drum führen wir auch das luſtige Leben."

Und damit ſtänden wir bereits zum zweiten Male mitten im dreißigjährigen Kriege. Hier aber greifen wir kurz zurück zu denjenigen wunderbaren Erzählungen, welche dunklem Gewölke gleich an den Grenzen des Horizonts bei ſonſt hellem Himmel, von allen ſeit dem fünfzehnten Jahrhunderte um die Glaubensfreiheit geführten Kriegen berichtet werden. Große Ereigniſſe werfen auch nach der Volksmeinung ihren Schatten vor ſich her. Nach der Vorſtellung des 17. Jahrhunderts freuen ſich die Teufel, wo Blutvergießen bevorſteht. Sie lachen und ſpielen einige Zeit mit den kommenden Dingen, als wollten ſie ſprechen: „Wir haben da ein gewiſſes Spiel! Seh' ein Jeglicher auf ſich ſelbſt, wer da präfigurirt wird, daß er ſich beſſere und leide die Buße." Wenn die Rumpelgeiſter alſo gehen, wird Kriegsgeſchrei gehört.15) Der Glaube an das geſpenſtiſche Kriegsgetümmel war nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in Polen, Schweden und Frankreich heimiſch. 1608

---

15) Erasmus Francisci, der hölliſche Proteus. 2. Aufl. 1695. S. 711.

im Maimonat ließen ſich in Frankreich viele kleine Wölklein ſehen, welche nachher auf die Erde fielen und ſich zu einer Menge Kriegsvolks formirten. Man ſchätzte daſſelbe förmlich ab auf 12,000 Mann. Die Soldaten hatten eine ſchöne Länge, blaue Fähnlein, Trommelſchläger und ihren eigenen Feldhauptmann. Der Zug dauerte von ein Uhr Mittags bis fünf Uhr Abends. Die Leute flohen vor dieſem Heere.[16] Da das geſpenſtiſche Kriegsgetümmel auch zur Warnung dient, können nach der Meinung des 17. Jahrhunderts gute Geiſter daran Theil haben.[17]

Vor dem Huſſitenkriege hörte man in einem Thal an den böhmiſchen Grenzen bei Nachtzeit nicht allein ein Geſchrei vieler wider einander fechtender Reuter, ſondern man ſah oft auch die Reuter ſelbſt in Kleidern von allerlei Farben. Darüber kam einſt in dem zunächſt gelegenen Schloſſe zwei Knechten die Luſt an, ſolchem Lärm perſönlich zuzuſchauen und ſich alſo der rechten Gewißheit zu verſichern. Deswegen ſetzten ſie ſich Nachts zu Pferde und ritten dahin. Bevor ſie aber näher hingelangten, ſcheute ſich der Eine, näher zu reiten und ſprach zu ſeinem Gefährten: „Wir wollen uns damit begnügen, daß wir dies geſehen haben. Ich mag dieſen Abenteuern nicht näher kommen. Die Alten pflegen zu ſagen, man müſſe mit dergleichen nicht viel ſcherzen." Der Andere ſpottete ſeiner und verlachte ihn als einen verzagten feigen Menſchen. Zugleich ſpornte er ſein Pferd an und jagte den erblickten Nachtreutereien entgegen. Alſobald aber kam aus den vorderſten Truppen ein Reuter hervor, hieb ihm den Kopf ab und kehrte zu ſeinen Truppen zurück. Der Andere ergriff die Flucht und zeigte auf dem Schloſſe an, wie es ſeinem Kameraden ergangen. Am folgenden Morgen fand man den Rumpf des Getödteten und nicht weit davon den Kopf. Doch wurden da, wo jene Reuterſchaar ſich befunden, weder Hufſchlag noch menſchliche Fußtapfen gefunden, ſondern nur an einigen moraſtigen, kothigen Stellen Spuren von Vogelklauen.[18])

---

[16] A. a. O. S. 213 — 214.

[17] Vergl. die Angabe S. 15 nach Erasmus Francisci.

Vom Bauernkriege ſagt der jugendlich-tapfere und kindlich-redſelige Georg in Goethe's Götz von Berlichingen: „Einen fürchterlichen Krieg gibt es. Es ſind ſchon an die hundert Ortſchaften aufgeſtanden, und täglich mehr. Der Sturmwind neulich hat ganze Wälder ausgeriſſen, und kurz darauf hat man in der Gegend, wo der Aufſtand begonnen, zwei feurige Schwerter kreuzweiſe in der Luft geſehen.“[19]) Auch ein ſagenhafter Schwank aus dem Huſſitenkriege möge hier ſtehen, der mir von Carl Schultes mitgetheilt iſt: „Nachdem Huß in Böhmen ſeine neue Lehre gepredigt, hatte ſich der Parteienkampf zum fürchterlichen Kriege geſtaltet, in dem die huſſitiſchen Feldherren Prokop und Ziska ſich ebenſo durch ihre Tapferkeit als durch ihre Grauſamkeit hervorthaten. In dem Kampfe gab und nahm man keinen Pardon, und nur Indianer und Orientalen wetteifern noch mit dieſen ſlaviſchen und leider auch deutſchen Kriegern oder Huſſiten in der Scheußlichkeit der Todesqual am Feinde. Da das für damalige Zeiten zuletzt ungeheuere Heer nicht beiſammen bleiben konnte, indem es die geſegnetſten Gegenden allſogleich verwüſtete, und da nicht jeden Tag eine große Schlacht zu ſchlagen war, zogen einzelne Abtheilungen auf eigene Fauſt aus, und gingen zum Oefteren über die oberpfälzer Grenze. So im Jahre 1430, wo die Heereshaufen ganz Franken überſchwemmten, und faſt bis an die Thore von Frankfurt ſengend und plündernd gelangten. Im Jahre 1432 erſchien dann auch eines Tages vor dem nicht unbedeutenden Bergſchloſſe Frauenberg an der baieriſch-böhmiſchen Grenze eine ſtarke Abtheilung und fing an, die Veſte zu belagern in der Hoffnung auf guten Raub. — Sie führten ſogar eine Wagenbüchſe mit ſich, waren aber ſo ungeſchickt in der Handhabung derſelben, daß ſie täglich nur zwei Schüſſe nach der Burg thaten. Sie begnügten ſich daher, den Platz eng einzuſchließen, und verſuchten durch Aushungern die Uebergabe zu erzwingen. Ein Martin von Rothhafft, aus der pfälziſchen Familie gleichen Namens, war der Befehlshaber des Schloſſes, und er rettete durch einen klugen Einfall Burg und Leute. Die Beſatzung, welche mehrere Wochen ohne Zufuhr blieb, fing an Noth und Hunger zu leiden, und das letzte lebende Thier auf Frauenberg, ein alter Geißbock, deſſen Fleiſch nicht beſſer als Schuhleder geachtet wurde, kam endlich doch an das Meſſer. Der edle Martin erhielt auf ſeinen Theil einen Bockſchinken, und er kam auf den Gedanken, denſelben auf Wildpretart hergerichtet dem Anführer der Huſſiten mit der Nachricht zu überſenden, es ſey ihm trotz aller Wachſamkeit der Feinde gelungen, mehrere Wagen friſches Wildpret in die Burg zu ſchaffen. — Der Anführer der Huſſiten, Hedwiga, der früher Schneider war, aß den Bockſchinken für Wildpret, (wahrſcheinlich aber litten er und ſeine Leute bei ihrer verwüſtenden Art der Kriegführung ſelbſt Noth), und dachte ſich, gegen eine ſo wohl verproviantirte Veſtung könne er am Ende doch nichts ausrichten, weswegen er die Belagerung aufhob, von dannen zog — und heutigen Tages noch beißen ſich ſeine Herren Collegen an dem Bock von Frauenberg die Zähne aus!“

---

[18]) Der hölliſche Proteus S. 467. 468.

[19]) Vergl. für den Bauernkrieg auch Unterharziſche Sagen von H. Pröhle. 1856, Nr. 194 — 196, ſowie Nr. 146.

Um die Zeit, da der ſchmalkaldiſche Bund aufgerichtet wurde, ſah man in der Luft etliche Reuter, denen bald die mit Fauſtkolben gewaffneten Bauern folgten. Sodann ſtieg aus einem Waſſer ein hoher Thurm auf und nicht weit davon ein Mann, der Waſſer ſchöpfte, aber danach von einem Drachen verfolgt ward. Die beiden erſten Erſcheinungen verſchwanden bald, die anderen waren lange zu ſehen. Man meinte, daß hierdurch der Ausgang des ſchmalkaldiſchen Bundes angedeutet ſei.[8]) 1538 ſah der Bürgermeiſter von Schmalkalden im Traume einen Löwen rathſchlagende Männer in langen Röcken beſtreiten. Sie hatten ihn umzubringen getrachtet. Endlich verwandelte es ſich in die Geſtalt Chriſti und predigte, da fielen die Männer vor ihm nieder. Neben dem Löwen hatte ſein Hüter geſeſſen, ein ſchlafender alter Mann mit geſenktem Kopfe.[21]) Auch der Kampf von Sievershauſen ſoll vorbedeutet ſein. Mauritius, nun Kurfürſt von Sachſen, gereizt durch des Kaiſers Willkür und durch das Interim, griff mit Frankreich im Bündniß den Kaiſer Karolum an, zwang ihn 1552 zum paſſauer Vertrage und fiel 1553 bei Sievershauſen gegen den kriegeriſchen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach. Einige Tage und Nächte vorher, ehe ſie gegen einander auf die Wahlſtatt rückten, hörte man auf den ſächſiſchen Feldern ein ſtarkes Geraſſel, Geſchrei und Geheul, wie das Jauchzen und Lamentiren derer zu lauten pflegt, die im Streite entweder oben oder unten liegen.[22])

---

[8]) Der hölliſche Proteus S. 232.

Tilly's Schritte ſind auch in der Volksſage nichts als Feuerzeichen und Blutſpuren. Als er mit ſeinem Heere zur Schlacht bei Lutter am Barenberge zog, iſt er auch durch Seeſen gekommen, hat aber das Städtchen von ſeinen Einwohnern, die ſich in den Harz geflüchtet, ganz verlaſſen gefunden und ſich auf dem Haſſeberg oberhalb der Stadt niedergelaſſen. Hier hat er den Befehl gegeben, die Kirche des Städtchens mit Feuer zu vernichten, und als nun die Flammen hoch aufgelodert ſind, da hat er mit ſeinen Generalen ſeine Mahlzeit eingenommen an der Stelle, die bis auf den heutigen Tag davon Tilly's Tiſch heißt, und von einem viereckigen Wall umgeben iſt. So erzählen Kuhn und Schwartz in ihren norddeutſchen Sagen. Auf dem Schlachtfelde von Lutter am Barenberge ſoll eine Blutbuche das vergoſſene Blut eingeſogen haben. In der That aber liegt dieſer Schlachtort auf rother Erde.

Als zu Hameln, da der kaiſerliche Generalſtab lag, der Schluß gefallen war, daß man Magdeburg angreifen und belagern ſolle, entſtand bei ſtillem und klarem Wetter plötzlich ein grauſamer

---

[21]) Der hölliſche Proteus, S. 232 — 233.
[22]) A. a. O. S. 226.

Sturm und Windsbraut, wodurch die Räder von den Mühlen, die Bäume aus der Erde geriſſen und durch die Luft getragen wurden. Am 10. Mai 1631 wurde Magdeburg eingenommen und zerſtört. Seit Troja's und Jeruſalems Zerſtörung war eine ſolche Victoria nicht geſehen worden. Die Domkirche, wo Tilly ein Te deum ſingen ließ, die Liebfrauenkirche und einige Fiſcherhütten waren die einzigen Ueberreſte der blühenden Reichsſtadt.[23]

Guſtav Adolf iſt von der Sage ausgezeichnet worden. Schon ſein langſames Herannahen zu dem Schauplatz des dreißigjährigen Krieges läßt ſie nicht unbemerkt. Zu Danzig und auf der Oſtſee ſah man ein Schiffsheer in den Wolken. Von Mitternacht gekommen, ſegelte es nach Mittag und gab öfters Feuer, alſo, daß man unzählige feurige Kugeln herausfliegen ſah. Bald darauf langte Guſtav Adolf mit ſeiner Armee in Preußen an und begann mit der Krone Polen einen ſchweren und harten Krieg. Mit dieſem ſtand nachmals ſeine Theilnahme am dreißigjährigen Kriege in Verbindung. Im Jahre 1629, am vierten Tage nach Pfingſten gingen etliche Fiſcher am Abende aus auf dem See bei einem Landgute, das im Gebiet der Grafen von Wiſingsburg liegt, zu fiſchen. Indem ſie nun damit beſchäftigt waren, ſahen ſie vom Norden her etliche ſchwarze und dicke Regenwolken aufſteigen, die auch wirklich bald einen ſtarken Regen gaben. Aber unter den Regentropfen war eine Menge funkelnder Feuertropfen, ſo weit man den See mit dem Geſichte abmeſſen konnte. Was von dem Feuer in den See fiel, das erloſch. Was aber die Kleider der Fiſcher berührte, brannte ſie in ſo kleine Stücken, wie wenn man die Baumblätter mit Feuer verbrennt. Im folgenden Jahre kam Guſtav Adolf den deutſchen Proteſtanten zu Hülfe.

Von einem Offizier in Guſtav Adolfs Reuterei glaubte man, daß er, auf Parteigängen einer ſtärkeren Partei gegenüber zu ſchwach mit ſehr wenigen natürlichen Soldaten in Begleitung vieler unnatürlichen geſiegt habe. Daſſelbe glaubte man von Immernüchtern auf der kaiſerlichen Seite.

---

[23] Der hölliſche Proteus. S. 226.

Als Guſtav Adolf bei Lützen geſtorben war, ſah man in der Nacht zu Stockholm in der Luft über dem Schloſſe eine Jungfrau, die in der einen Hand ein brennendes Licht oder eine Fackel, in der andern aber ein Schnupftuch trug. Alle Thüren auf dem Schloſſe, wie feſt ſie auch verriegelt waren, thaten ſich dreimal nach einander auf und zu. Ein ſtarker Waſſerſtrom ſtand den ganzen Tag über ſtill, ſo daß man trocknen Fußes hindurchgehen konnte. In der Nacht vor dem Kampfe bei Lützen waren mehrere Männer auf der Reiſe nicht weit von dem Upländiſchen Dorfe Nasbokil entfernt. Sie hörten hier den Donner des Geſchützes und das ganze Schlachtgetümmel. Am andern Morgen erſt gewahrten ſie mit Erſtaunen, daß in den Gefilden, wo ſie wandelten, gar nichts geſchehen war.[24]) Der Sage nach hatten ſie ſchaudernd auf den heimathlichen Fluren erlebt, was ihrem Vaterlande Verhängnißvolles in der Fremde bereitet werden ſollte.

Rein und lauter iſt Guſtav Adolfs Andenken in Deutſchland. Mit Liebe wird es von unſerm Volke gepflegt. Im Huywalde bei Halberſtadt ragen einige Buchen von beſonderer Schönheit. An einer von ihnen ſteht unweit des ehemaligen Kloſters Huysburg etwa folgende gerade hier doppelt bedeutſame Inſchrift:

Voll Ehrfurcht, Wandrer, zieh' den Hut!
Denn Schatten, ſo wie Du, zu ſuchen,
Hat unter'm Dache dieſer Buchen
Held Guſtav Adolf einſt geruht.

Andern ſchwediſchen Kriegern in Deutſchland hat die Sage nur Schandſäulen geſetzt. Das Gut, welches Vincenz Prießnitz hinterließ, war früher nur ein geringes Bauerngut, wie ihrer mehrere ſich zu Gräfenberg befanden. Von dort wurde Jungfer Prießnitz im Schwedenkriege durch ſchwediſche Soldaten geraubt und etwas höher in's Gebirg hinauf getragen an einen ſchönen Waldquell. Allda ward ſie an Leib und Seele unverſehrt von ihren Verwandten dem Feinde abgejagt und in ihr Vaterhaus zurückgeführt. Jetzt haben ſich die Beſitzungen des prießnitz'ſchen

---

[24]) Der hölliſche Proteus. S. 230. 232. 215. 1036. 216.

Hoſes bis an jene Waldſtelle und darüber hinaus ausgedehnt und die Quelle hat den Namen „Prießnitz-Quelle“ erhalten.

Im Schwedenkriege, ſo ungefähr heißt es in Auerbachs Dorfgeſchichte von der Frau Profeſſorin, ängſtigte ein Schwede die Müllerstochter, die allein in einer einſamen Mühle auf dem Schwarzwalde zu Haus war. Da iſt ſie auf den Fruchtboden entlaufen und hat die Leiter nachgezogen, und da hat der Schwed die Mühle geſtellt und iſt am Rad 'naufgeſtiegen und wie er droben, iſt das Waſſerweible kommen, hat die Mühle in Gang gebracht und patſch! iſt mein Schwed unten gelegen und iſt erſoffen.

III.

Aus dem achtzehnten Jahrhundert ſind bekanntlich der echt proteſtantiſche Held Friedrich der Große und der alte Ziethen zu Märchenfiguren geworden. Uns kümmert jedoch hier nur die folgende Erzählung. Das Himmelfahrtsfeſt war einmal ein Jahr lang durch Friedrich den Großen abgeſchafft, da trat in der Himmelfahrtsnacht ein ſehr ſtarker Froſt ein, ſo daß die Früchte auf dem Felde erfroren. Der Vater eines Mannes, der dies erzählte, war zu der Zeit zur Revue und Friedrich der Große ſelbſt im Lager. Dort hörte er, wie Friedrich der Große nach dem Froſt geſagt habe: „Ich habe mich an Gott verſündigt, ich will das Himmelfahrtsfeſt wieder einſetzen.“[25])

Auf der einen Seite könnte man die Reformationsſage mit ihrem Anhange dem Wetterleuchten aus der reinen Bläue des Himmels vergleichen. Auf der andern Seite aber verliert das Wunder der Volksüberlieferung durch ſeine Nähe und das reichlichere Licht. Der poetiſche Werth dieſer Sagen verringert ſich hier in demſelben Grade, in welchem ihre pſychologiſche Bedeutung wächſt. Der mythologiſche Gehalt iſt geſchwächt durch die allzuſehr ſich kreuzenden religiöſen Einflüſſe und durch das Vorwalten der Wirkungen aus der bibelfeſten Reformationszeit.

Das Volksbewußtſein trägt keine Perioden mit ſich herum. Der norddeutſche Bauer kennt nur Vergangenheit und Gegenwart und nennt oft die Zeit bis zu Luther die Heidenzeit.[26]) Die katholiſchen Ceremonien galten dem abergläubiſchen proteſtantiſchen Volke aber vielfach gerade noch als Zaubermittel nicht zum ewigen, ſondern zum zeitlichen Wohlergehen. Der abergläubiſche Proteſtant hatte zu den Geiſtlichen der älteren Kirche ein Vertrauen, nach welchem evangeliſche Geiſtliche nicht lüſtern ſein konnten. Insbeſondere erzählen viele Sagen von Patern, welche weit herbeigeholt ſeien, um wiederkehrende Todte entweder an beſtimmte Oerter in Haus und Hof oder in Moore und Seen zu verweiſen.[27] Der Pater ladet den Geiſt zu einer förmlichen Verhandlung vor. Er ſelbſt muß aber ſündenrein ſein. Er wird ſonſt von dem Geiſt verworfen. Es verdient erwähnt zu werden, daß in den hierher gehörigen Scenen durch die Erhabenheit der Forderung faſt ſtets die Frivolität niedergehalten wird. Das Badeleben in dem proteſtantiſchen Hornhauſen während des dreißigjährigen Krieges hatte manches Aehnliche mit dem Leben an den katholiſchen Wunderquellen und Gnadenbrunnen.[28] Das Treiben an dem blumberger Gnadenbrunnen um 1460 näherte ſich aber in ſo weit einem Badeleben, daß es von dem Treiben an dem hornhäuſer Geſundbrunnen faſt in nichts verſchieden war.

---

[25]) Kirchliche Sitten. Von H. A. Pröhle, Paſtor zu Hornhauſen. Berlin 1858. S. 44.

[26]) Harzſagen von H. Pröhle. 1. Band Vorwort S. XVIII.

Eine unirt-lutheriſche Stadt feiert das Andenken Luthers als Martinsfeſt.[29] Während die Reformirten einander ſogleich vor ihre Presbyterien luden und mit Kirchenſtrafen bedrohten, wenn Aberglauben bemerkt wurde, pflegten die Lutheraner die Ueberlieferung. Die Aufklärer des vorigen Jahrhunderts ſuchten dieſe gänzlich zu vertilgen. Da indeſſen nur Kenntniß Macht gibt und da jene Aufklärer die bis in's Heidenthum hinaufreichenden Quellen der Ueberlieferung nicht einmal ahnten, ſo vermochten ſie nichts über den Aberglauben.

Nicht minder trat die Orthodoxie der Volksüberlieferung entgegen. Sie befand ſich hierbei freilich ganz in Uebereinſtimmung mit dem Spruche 1. Timoth. 4, Vers 7: „Der ungeiſtlichen aber und altvetteliſchen Fabeln entſchlage Dich. Uebe Dich ſelbſt aber in der Gottſeligkeit." Doch vergeblich wurde jeder Glaube verpönt, der nicht rein chriſtlich war. In Wahrheit hatte ſich das Chriſtenthum indifferent gegen dieſe Dinge verhalten, ſchon ſeit der Zeit, da gleichfalls nach den Worten des Paulus die Juden Zeichen forderten und die Griechen nach Weisheit fragten. Selbſt den heidniſchen Göttern in Deutſchland war es anfangs vermittelnd entgegen getreten. Die Abſchwörungsformel der frühſten deutſchen Chriſten kann als der Stammbaum des deutſchen Aberglaubens gelten; denn ſie reden darin von ihrem Thunar und den andern Gewaltigen des Heidenthums als von einer verdammten aber noch wirklich vorhandenen Genoſſenſchaft.

---

[27] Vergl. a. a. O. S. 252 — 254.

[28] Vergl. Feldgarben. Beiträge zur Kirchengeſchichte, Literaturgeſchichte und Culturgeſchichte. Von H. Pröhle. Leipzig. Gräbner 1859. S. 303 — 342.

[29] Vgl. H. Pröhle, Harzbilder 1855. S. 31 — 33. Kirchliche Sitten von H. A. Pröhle S. 271. 50. 51.

Vor nun faſt zehn Jahren wurde die Aufmerkſamkeit der Theologen auf die kirchlichen Sitten der evangeliſch-lutheriſchen Kirche gelenkt. Nicht allein die Gebräuche in der Kirche waren dabei berückſichtigt, auch die kirchlichen Sitten der Familie und des Hauſes waren geſchildert. Die kirchliche Sitte gehört dem lichteren, ethiſchen Gebiete im Gegenſatze zu dem dunkleren Bereiche des Aberglaubens an. Dabei erinnerte man ſich nun, wie viel Schönes und Poetiſches man in dieſer Richtung ſchon ohne Noth über Bord geworfen hatte. Faſt allgemein wurde der Vorſatz, hier nicht ferner tabula rasa zu machen. „Verderbe es nicht," wurde gerufen, „es iſt ein Segen darin!" Es wurde ausgeſprochen, daß auf der Sitte des Volkes ſeine Sittlichkeit beruhe.

Dieſen Grundſatz taſten auch die weiteren Verhandlungen keineswegs an, welche auf dem Kirchentage zu Hamburg ihren Anfang nahmen und den eigentlichen Volksaberglauben betrafen. Seines Urſprungs war man ſich nun wohl bewußt. Fern von nutzloſem Eingreifen hielt man die Kenntniß des Volksaberglaubens in ſeinen Einzelheiten für nöthig. Dabei ſtützte man ſich auf die vorhandenen weltlichen Sammlungen von Sagen, Gebräuchen und Aberglauben.

Jedoch muß, während die Sitte bleiben ſoll, der Aberglaube überwunden werden. „Endlich, Endlich kommt einmal!“ Frei vom Aberglauben möchten Alle ſein. Nichts iſt weltgeſchichtlicher und bedeutungsvoller, als auf dem kaulbachſchen Wandgemälde von der Zerſtörung des babyloniſchen Thurmes der Contraſt der hamitiſchen Gruppe mit Büffel und Götzenbild und der ſemitiſchen Gruppe mit den zahmen Stieren. Dieſe Gruppen ſind zu betrachten als der Gegenſatz des Aberglaubens und der in ſich ſelbſt ſicher ruhenden Geſittung. Wohl begreifen wir hier das Segnen des Hohenprieſters. Wer ſo im Lichte ſchreitet, wie das unvergleichliche Weib in jener zweiten Gruppe, muß ein ſchönes nationales Ziel vor Augen haben![30]

---

[30] Vorſtehende Abhandlung über die Reformationsſagen iſt ein Vortrag, der bereits vor mehreren Jahren in einer berliner Zeitſchrift gedruckt wurde. Bei dem erſten Abdrucke mußten die Anmerkungen wegbleiben, die hier wieder hinzugefügt ſind. Die Reflexionen am Schluſſe hat der Verfaſſer bei dem Wiederabdrucke nicht unbedeutend gekürzt. Zu ſonſtigen Veränderungen in Bezug auf den Inhalt hat er in der langen Zeit ſeit der erſten Ausarbeitung wenig Veranlaſſung geſehen, doch hätte er ſich noch an zwei Stellen auf Ranke, namentlich auf eine kleine Notiz in der engliſchen Geſchichte, beziehen können. Auch daß Adalbert Kuhn, freilich ſchon 1859, in ſeinen Sagen aus Weſtfalen und angrenzenden Gegenden, beſonders I. S. 18, wieder eine kurze aber ſchöne Sage von Tilly brachte, ſei hier noch erwähnt. —

Auf Hexenverbrennungen iſt keine und auf den Hexenglauben wenig Rückſicht genommen, weil der Verfaſſer über denſelben in einer eigenen Abhandlung ſeine Anſichten mittheilen zu können hofft, ſobald es ihm nicht mehr an der nöthigen Muße zur weiteren Bearbeitung ſeiner zahlreichen Sammlungen und Vorarbeiten fehlen wird.

Wie Dr. Martin Luther zum Concilium gen Trient gegangen.

(Vor dem Beginne des Druckes dem Herausgeber mitgetheilt v. Peter Moſer.)

In der Weltgeſchichte lieſt man, daß die Proteſtanten keine Abgeordneten geſchickt haben, als zu Trient im Wälſchtirol das große Concilium ſich verſammelte, und daß Luther, der eben die Beſchickung der Kirchenverſammlung dringend widerrathen, gleich anfangs, als ſie zuſammengetreten, mit Tod abgegangen ſei. Der alte Grasegger-Hans aber und auch ſonſt noch gar viele Leute im Etſchthal und Vieſtgau, dort an der Südgrenze des großen deutſchen Vaterlandes, wollen es anders wiſſen und behaupten, die Sache hätte ſich auf folgende Weiſe begeben:

Während die Herren Cardinäle, Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Prälaten, die herbeigekommen waren aus allen Gegenden der Chriſtenheit, bereits im großen Rathe zahlreich verſammelt ſaßen und überaus gelehrte Disputationen hielten, ſchritt auf der breiten Landſtraße von Deutſchland her gegen beſagte Stadt Trient zu ein Mönch, eine gar kräftig ausſehende Geſtalt. Da kam eine Strecke abwärts von Bozen, der letzten deutſchen Stadt, ein altes Weiblein des Weges, von unten herauf, und er fragte:

„Was thun ſie, die Herren Biſchöfe und Prälaten, und iſt das Concil ſchon angegangen? —“

„Lang ſchon,“ ſagte das Mütterlein, „und jetzt thun ſie eben Oel ſieden in einem großmächtigen Keſſel, für den Doktor Martin Luther, ſobald er kommt.“

„So!“ — ſprach der Mönch und blieb eine Weile nachdenklich ſtehen. Sodann kehrte er um und wanderte wieder über den Brenner zurück gen Deutſchland. Und es iſt wohl nicht ſchwer zu errathen, wer der Mann geweſen. Niemand anders als der Reformator Dr. Martin Luther ſelber, der ſich auf ſo kräftig wirkende Beweis- und Belehrungsmittel, wie ſiedendes Oel nicht einlaſſen mochte, trotz ſeiner ſonſtigen Unerſchrockenheit gegenüber allen weltlichen und geiſtlichen Gewalthabern.

Verzeichniß der in vorſtehender Abhandlung enthaltenen Sagen.

Seite.
1) Luther und der Mönch 8
2) Starker Glaube und große Vermeſſenheit 9
3) Einführung der Reformation in Landeron 11
4) Das Kind zu Wuſtviel 12
5) Der Pater und die Schlüſſeljungfer 12
6) Der Bock von Frauenberg 19
7) Geſpenſtiſche Nachtreutereien 20
8) Zeichen vor dem ſchmalkaldiſchen Kriege 20
9) Angriff auf Magdeburg 21
10) Guſtav Adolf naht 22
11) Immernüchtern 22
12) Zeichen bei Guſtav Adolfs Tode 23
13) Jungfer Prießnitz und die Schweden 24
14) Der Schwede und die Müllerstochter 24
15) Friedrich der Große und das Himmelfahrtfeſt . . . 25
16) Wie Luther zum Concilium gen Trient gegangen. (Als Nachtrag.) 29

Alphabetiſches Regiſter zu vorſtehender Abhandlung.

(Die Sternchen vor einem Namen zeigen an, daß ſich an der betreffenden Stelle eine bibliographiſche Nachweiſung befindet)

Seite
Albrecht v. Brandenburg-Culmbach 21
Arzt 10
Auerbach (Berthold) 24
Badeleben 26
Bauernkrieg 19
Blumberg 26
Blutbuche 21
Beck von Frauenberg 19
*Eckart 11
Ein' feſte Burg iſt unſer Gott 4. 5
Eisleben 7
Erneſtiniſche Linie 11
Fliege 5
*Franciſci 15, 17
Friedrich der Große 25
Friedrich der Weiſe 11
Geſpenſter 15
Gnadenbrunnen 26
*Gödelmann 8
Goethe 4
Graues Männlein 17
Gruber (Erasmus) 9
Güldene Roſen 15
Guſtav Adolf 22, 23, 24
Hameln 21
Hechingen 15
Hexenkraut 17
Himmelfahrtsfeſt 25
Hornhauſen 26
*Horſt 7, 15
Huysburg 24
Hund 15
Huſſitenkrieg 18
Jahn (Friedrich Ludwig) . . . 3
Kirchentag in Hamburg 27
Kirchliche Sitten 25, 27
Koburg 5, 6
*Koch 4
Kuhn 21, 28
Lätare 15
Landeron 11
*Lohrengel 16
Luther . . 3, 4, 5, 6, 7, 8, 15, 29
Lutherfalle in Walkenried . . . 15
Lutherquelle bei Wittenberg . . 15

Seite
Lutter am Barenberge 21
Magdeburg 21
Mansfeld 4, 6, 7
Martinsfeſt 26
Mönch 8, 12, 26
Moritz von Sachſen 21
Neuenburg 11
v. Nothhafft 20
Perenſtein 12
*Prätorius 12
Presbyterien 26
Prießnitzquelle bei der Kaltwaſſer-Heilanſtalt zu Gräfenberg . 23
Proteſtantiſche Prediger . . . 12
v. Ranke 6, 11, 28
Reichstage 5
Rumpelgeiſter 17
Sau 6
Schamelius 5
Schiller 16
Schmalkaldiſcher Krieg 20
Schultes in Braunſchweig . . . 19
*v. Schultes 6, 11
Schwartz 21
Seeſen 21
Selnecker 6
Sievershauſen 21
Taufformular 9, 10
Teufel 5, 6, 7, 8, 9, 16
Thedel von Walmoden 10
Thymus 10
Tilly 21, 28
Tintenfaß 8, 9
Verweiſungen 26
Victorinus 12
Vogelklauen 9, 19
*Volmar 11
Wagenbüchſen 19
Wallenſtein 16
Wartburg 4, 5
Waſſerweible 24
Weller (Hieronymus) 5
Wiſingsburg 22
Wittenberg 15

Friedrich der Große

und

die deutſche Literatur.

323 F

Friedrich der Große

und

die deutſche Literatur.

Mit Benutzung

handſchriftlicher Quellen.

Von

Heinrich Pröhle.

Berlin.
Franz Lipperheide.
1872.

[illegible]

Meinen Freunden und Landsleuten

Guſtav Bolze in Berlin

und

David Müller in Karlsruhe

mit Hochachtung und Ergebenheit

gewidmet.

Inhalt

Seite

Vorwort XI

Friedrich der Große und die deutſche Literatur.

I. Friedrich der Große bis 1740.

1. Erziehung und Jugendbildung des Kronprinzen Friedrich . . 3
2. Der Kronprinz Friedrich in Lebensgefahr 8
3. Die ſchönſten Tage des Kronprinzen Friedrich 15
4. Zwei deutſche Belletriſten unter Friedrichs rheinsberger Freunden 19
5. Friedrich der Große und Voltaire 25
6. Friedrichs Reiſe nach Straßburg 29

II. Friedrich der Große und die preußiſche Dichterſchule.

1. Der halliſche Dichterkreis 35
2. Die Volkspoeſie in Norddeutſchland zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges 46
3. Eintritt der volksthümlichen Richtung in die Kunſtpoeſie: der Kanonikus Gleim als preußiſcher Grenadier 53
4. Ein Blick auf die öſtreichiſche Kriegspoeſie 61
5. Gleims Siegeslieder nach den Schlachten bei Roßbach und bei Leuthen 66
6. Höhepunkt des Einfluſſes von Kleiſt auf die deutſche Literatur 1758 und 1759 71
7. Leſſing 87

Seite
III. Ramler und die politiſch-literariſche Bewegung in Berlin zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges. 95
IV. Gleims Hochzeit oder: wie wurde Gleim ein politiſcher Dichter? 109

V. Klopſtock und der preußiſche Staat.

1. Klopſtock bis zu Meta's Tode 121
2. Klopſtocks Fanny als Madame Streuber in Eiſenach . . . 137
3. Klopſtock und Dene 141
4. Klopſtocks letzte vierzig Jahre 148

VI. Die Schrift Friedrichs des Großen über die deutſche Literatur und ſein Tod.

1. Gellert und der Nachdruck 157
2. König Friedrich und Kaiſer Joſeph 162
3. „De la littérature allemande.“ 165
4. Friedrich der Große und Johann Nicolaus Götz 174
5. Bei Friedrichs Tode 180
6. Schlußbemerkungen 189

Anhang.

I. Ueber den Urſprung der vorliegenden Schrift und ihr Verhältniß zur gleimiſchen Familienſtiftung in Halberſtadt 199
II. Die hauptſächlichſten früheren Schriften, in denen (nebenbei) über das Verhältniß Friedrichs des Großen zur deutſchen Literatur gehandelt wird 202
III. Die Familie Sack 204
IV. Ein plattdeutſches Gedicht auf die Hochzeit Friedrichs des Großen 204
V. De ule Fritz un de zalldate mitten schpeck sticke 207
VI. Ueber Ramlers Briefe an Gleim 208
VII. Berlin vor hundert Jahren. (Aus Ramler's Briefen an Gleim.) 209
VIII. Zwei Briefe von Gleim an Ramler über Friedrich den Großen 223

Seite
IX. Brief über die Schlacht bei Kolin nach mündlichen Nachrichten von Officieren und vom Domdechanten von Spiegel 226
X. Aus dem Briefwechſel zwiſchen Kleiſt und Gleim 228
XI. Kleiſts ungedruckte Epigramme, beſonders über die Schweiz, nebſt ungedruckten Stellen aus ſeinen Briefen, namentlich über Klopſtocks Streit mit Bodmer 265
XII. D. Hirzel an Gleim über Friedrich, Bodmer, Klopſtock und Gleim. 270
XIII. Einige kleinere Stücke aus Mscr. Boruss. fol. 872 in der K. Bibliothek zu Berlin 273
XIV. Ramlers gereimte Quittung bei ſeinem Briefe an Gleim vom 26. Juni 1756 274
XV. Gleims Audienz bei Friedrich dem Großen am 22. Dec. 1785 275
XVI. Die Tapeteninſchriften in Gleims Hüttchen . . 282
XVII. Klopſtock, der deutſche Dichterwald und der göttinger Hainbund 289
Regiſter 297

Vorwort.

Friedrich der Große hat das mit Goethe gemein, daß unter ſeinen Lebensbeſchreibungen die intereſſanteſte und zugleich dieſelbe, welche in Deutſchland die bekannteſte geworden iſt, von einem Engländer geſchrieben wurde.

Das Leben und der Charakter Friedrichs des Großen hatte jedoch eine Seite, die kein Fremder richtig verſtehen kann. Die Fragen, welche hiermit zuſammenhängen, waren daher auch im deutſchen Volke, dem ſie recht eigentlich an's Herz greifen, noch zu wenig beachtet.

Dieſe Fragen habe ich in dem vorliegenden Buche zu löſen geſucht.

Ich glaube in dieſem Buche eine ähnliche Arbeit zu liefern, wie in meinem Leben Friedrich Ludwig Jahns.

Auch die hier vorliegende Arbeit iſt zugleich eine publiciſtiſche. Wie in Jahn's Leben für die „Vermehrung des Patriotismus" gekämpft wurde, den wir ſeitdem in zwei bis drei Kriegen gebrauchten, ſo ſoll dieſe Schrift ein warmes Wort für die deutſche Literatur einlegen. Während die Literatur an der Seine eine zu große Macht iſt, beſitzt ſie in der Heimat der Kreisrichter und der Landräthe einen noch viel zu geringen Einfluß. Und was könnten die Germaniſten dem Elſaß, die deutſchen Claſſiker unſern Seminarien, Real- und Bürger- und höheren Töchterſchulen ſein, wenn — nicht ſelbſt unſere Nichten in den kleinen Städten unter 5000 Einwohnern jetzt ſchon franzöſiſch und engliſch lernen müßten, nicht damit ſie ſpäter den Shakeſpear leſen können, ſondern damit ſie wiſſen, wie das Wort „strike“ geſprochen wird.

Doch ich eile zum Schluſſe. Ich wünſche dieſer Schrift ſo gütige Beurtheiler als ſie Jahns Leben in Häuſſer und Varnhagen von Enſe gefunden hat. Einzelne Erläuterungen, die Manche in der Vorrede noch ſuchen möchten, finden ſie in den erſten beiden Abſchnitten des Anhanges.

Berlin, Michaelis 1872.

Heinrich Pröhle.

I.

Friedrich der Große bis 1740*).

---

*) Schon in dieſem Abſchnitte nimmt der Verfaſſer beſonders auf die Stellung Friedrichs des Großen zur deutſchen Literatur (und zu Frankreich) Rückſicht. In der Schrift von Preuß über die Jugend Friedrichs des Großen iſt ſein Bildungsgang in ähnlicher Art noch nicht behandelt. Auch Heinſius und Löbell haben dies nur mit Rückſicht auf ſein Alter gethan.

1. Erziehung und Jugendbildung des Kronprinzen Friedrich.

— — — Tandem venias, precamur,
Nube candentes humeros amictus,
Augur Apollo.
Horaz.

Als Friedrich der Große ſchon dreißig Jahre regirt hatte, ſprach er den Wunſch aus, daß alle Väter bis zum ſechsundzwanzigſten Jahre für ihre Söhne haften möchten. Und dennoch hatte er durch die Schuld ſeines Vaters vermittelſt ſeiner Erziehung jene Harmonie einer claſſiſchen Bildung nicht erreicht, zu welcher ihn die Sehnſucht hinzog und welche alle Menſchen gern beſitzen möchten, die überhaupt zum Selbſtbewußtſein gelangt ſind. Ohne eine harmoniſche Erziehung iſt ſie überhaupt kaum erreichbar. Der Sohn, der in glücklicher Gemeinſchaft der Geiſter mit dem braven Vater ſelbſt bis zum Manne heranwächſt, wird einer harmoniſchen Bildung anderer Art ſogar in der beſchränkten Sphäre des Volkes nicht entbehren. Goethe läßt einmal in einer ſchönen Stelle den Wilhelm Meiſter ſeinen Sohn Felix ſeinen Bruder nennen. Er war freilich in der Erziehung gerade nicht glücklich und hat auch das fürchterliche Wort geſagt: „Kinder halten nicht, was ſie verſprechen." Allein in jener erſten Aeußerung Goethe's liegt doch etwas Wahres. Es iſt ſchade um die Menſchheit, wenn ſich die Gegenſätze ſchon in der Erziehung ganz abarbeiten und wenn zwei Menſchenalter in der Schulſtube mit einander Krieg führen. Bloße Prinzipienreiter und ſelbſt im beſſern Sinne des Wortes charaktervolle Väter haben nur ſelten das Glück, ſich ſchon früh mit ihren Söhnen eins fühlen zu können. In der Natur der Sache liegt es, daß die Jugend, durch welche das allgemein Menſchliche immer von neuem zu ſeinem Rechte gelangen muß, über jede förmliche Unterdrückung deſſelben empört iſt, wenn ſie auch jede vernünftige Vermittelung mit dem hiſtoriſch Gewordenen annehmen ſoll. Der Conflict in der Erziehung mag immerhin die Charaktere ſchärfen, aber ſchon allein vor dieſem Conflicte entflieht die harmoniſche Menſchenbildung unwiderbringlich.

In keiner Erziehung iſt der Conflict wohl ſchwerer zu vermeiden als in der Erziehung der Fürſten, weil der junge Prinz ſchon durch ſeine Geburt eine Macht iſt, welche der Knabe an ſich ſonſt keineswegs beſitzt. Rouſſeau ſoll ſogar, als ein Prinzenerzieher von einem kleinen deutſchen Hofe ſich durch Liſt bei ihm Zutritt verſchafft hatte, alle Prinzenerziehung für unmöglich erklärt haben. So ſchlimm wird es nun freilich wohl nicht ſein.

Friedrich der Große hat in ſeiner tiefen Humanität ſein ganzes Leben lang den meiſten ſeiner zum Theil recht ſchwachen Lehrer zu ſchmeicheln verſtanden. Nicht einmal gegen die Theologen, die ihn auf Befehl des Vaters mit Bibelſprüchen quälten, war er eigentlich widerſetzlich. Nur wenn der Kammerdiener ſeines Vaters bei der Hausandacht die geiſtlichen Lieder anſtimmen mußte, gerieth er zuweilen mit ſeiner Schweſter Wilhelmine ins Lachen. Wie er denn aber auch ſonſt ſehr frühreif war, ſo iſt er allerdings ſich jener durch die königliche Geburt ihm angeborenen Macht ſeinem Vater gegenüber viel früher bewußt geweſen als ihm ſpäter ſelbſt lieb war.

Zur Erklärung des unerhörten Zerwürfniſſes zwiſchen Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. muß aber ſelbſt jenes wichtige geiſtige Geſetz ins Auge gefaßt werden, wonach die preußiſche Geſchichte ſich meiſt in Gegenſätzen zwiſchen Vorgänger und Nachfolger entwickelt hat. Es iſt die alte preußiſche, die deutſche Zucht ſelbſt, welche hier in der Geſtalt des im vollen

Umfange des Wortes ſtreng ſittlichen Vaters mehr der Liebe des Sohnes zum Angenehmen und zum Luxus als zum Schönen entgegentritt.

Vielleicht wirkte ſchon die Erſcheinung dieſes Repräſentanten der preußiſchen Zucht auf Friedrich abſtoßend. Später wenigſtens war ſein Anblick geradezu fürchterlich.*) Die Farbe ſeines Geſichtes ſchraffirte 1739 in Roth, Blau, Gelb und Grün. Die ganze Figur war kurz und gedrängt, und der dicke Kopf ſteckte tief in den Schultern. Nicht ganz mit Recht galt dieſer König für geizig, der den berliner Baumeiſtern auf die Finger ſah und die von ihm aufgenommenen Emigranten nicht vorher durch den Biſchof von Salzburg ausplündern laſſen wollte. Aber ſeine für Preußen ſo vortheilhafte militairiſche Neigung behielt doch etwas häßliches und abnormes. Die größten Summen verſchlang der Militairkirchhof, wo er ſeine Rieſen begrub, die in ihrer ſchlechten und engen Kleidung meiſt durch Schwindſucht und Blutbrechen ſchnell weggerafft wurden.**) Mohren mit einem türkiſchen Bunde auf dem Kopfe ſchritten in militairiſchem Aufzuge vor dem Rieſenregimente des Königs einher. Selbſt die Sitten der Stabsoffiziere des Königs waren ſeltſam. An der Mittagstafel bei vortrefflichem Rheinweine zeigten ſie ſich als „wahre Weinſchläuche, die nach altdeutſcher Art raſch mit den vollen Humpen fertig" zu werden verſtanden. Nach dem Mittagseſſen begannen ſie wohl einen Ball, auf welchem zwar nicht Rieſen mit Rieſen, aber Stabsoffiziere mit Stabsoffizieren oder doch jedenfalls Männer mit Männern tanzten.***)

Solche Geſchmackloſigkeit mußte den Kronprinzen zurückſtoßen. Empfand er doch das Poetiſche in der Lebensweiſe des Hofes nicht einmal da, wo es wirklich vorhanden war. Das

---

*) Bielefeld, Friedrich der Große und ſein Hof. Breslau, Max. I. S. 28.

**) Bielefeld I. S. 24. 25.

***) Vergl. Bielefeld I. S. 26—33.

Jagen in den Wäldern ſchätzte er niemals höher als das Ausfegen eines Kamins.*)

Reicher und höher begabte Naturen pflegen bei jenem Conflicte in der Erziehung, von welchem oben geſprochen iſt, nicht ſelten ihre Zuflucht zu den rein menſchlichen Gebieten der Literatur und Kunſt zu nehmen, wo ſie dann aber eben deshalb, weil ihnen in intellectueller und in moraliſcher Hinſicht die Harmonie der Bildung fehlt, nicht über den Dilettantismus hinausgelangen können. Ueber dieſen Dilettantismus hat auch Friedrich der Große mit Bezug auf Literatur und Kunſt im allgemeinen nie hinausgekonnt, wie hoch er ſich auch durch die Verſöhnung mit ſeinem Vorgänger als Feldherr und Staatsmann noch erheben konnte.

Hier verſtand es ſich nun aber faſt von ſelbſt, daß ſich Friedrichs literariſches Intereſſe nicht der deutſchen Literatur zuwenden konnte. Selbſt ſein Vater war zwar deutſch, aber er hatte wenigſtens in Bezug auf Literatur ebenſo wenig nationale Intereſſen als ein märkiſcher Bauer oder ein ſalzburgiſcher Emigrant, der eben erſt aus den Händen des Biſchofs Firmian kam. Für Friedrich lag die völlige Hingabe an die franzöſiſche Literatur ſehr nahe. Nicht allein war auch in Potsdam die höfiſche Erziehung damals doch eine weſentlich franzöſiſche. Auch den bürgerlichen Kreiſen Berlins, wo noch jetzt mancher in der Schule das deutſche u ſtets wie ein franzöſiſches u ausſpricht, waren durch die franzöſiſchen Coloniſten bedeutende Elemente eigen. Sie regten ſich während der Jugend Friedrichs des Großen auf jede Weiſe. Der Prinzeſſin Wilhelmine ſollen dieſe Coloniſten während ihrer Streitigkeiten mit ihrem Papa Körbe „voll guter Sachen" zum Satteſſen oder zum Naſchen hingeſtellt haben. Nicht bloß franzöſirende Städte wie Berlin und Potsdam hatte die Mark damals, ſondern auch ganze franzöſiſche Dörfer. Franzöſiſch-Buchholz machte in den letzten Regierungsjahren Friedrich

---

*) Vergl. Bielefeld I. S. 49.

Wilhelms I. einen wunderlichen Eindruck. Den franzöſiſchen Coloniſten dankte man es, daß die Gärten um Berlin mehr und mehr aufblühten. Man glaubte von ihnen erſt eine feinere Miſchung des Düngers mit dem märkiſchen Sande gelernt zu haben, ein Gegenſtand, der den großen König ſelbſt bis ans Ende ſeiner Tage beſchäftigt hat und durch den er ſein Reich den am meiſten begünſtigten Ländern der Erde, wenigſtens ſeinem Frankreich, etwas ähnlicher zu machen hoffte.

Denn Frankreich war das Land ſeiner Sehnſucht. Frankreich war ja kein bloßes Treibhaus wie die Mark. Während ſein Vater zu Potsdam für jede Schüſſel Hopfenſalat Gott dankte, die er zu eſſen bekam, ſo reifte in Frankreich dem heiteren Bauern die Traube in Fülle an ſanften Höhen. Griechenland und Italien blieben Friedrich mit den Schätzen ihrer alten Literatur faſt ganz verſchloſſen. Später ſah er zwar ein, daß ſelbſt für die ſchönen Wiſſenſchaften die Franzoſen das Höchſte nicht erreichen könnten. Aber über den dunkeln Höhen Frankreichs erſchien ihm deſſen romaniſche Literatur wie ein ſanfter Mondenabglanz von der Sonne römiſcher und griechiſcher Claſſicität. Und hatten ſich nicht im ſchönen Frankreich durch das gewiſſermaßen Friedrich zum Ideale der Regierung dienende Zeitalter Ludwigs XIV. die geſangreichen Tage des Auguſtus wiederholt? Durch die franzöſiſche Literatur wurde Friedrichs ganzes Leben überreich an allen Genüſſen des ſogenannten Eſprit. Beſonders im Anfange aber trat ohne Zweifel die franzöſiſche Literatur auch mit den ſchwächeren und ſchlechteren Seiten des ausgezeichneten königlichen Jünglings in eine Verbindung, welche ſelbſt auf den Proceſſ, den ihm ſein Vater machte, nicht ganz ohne Einfluß geblieben zu ſein braucht.

2. Der Kronprinz Friedrich in Lebensgefahr.

> „Wo iſt Don Karlos, mein Infant? — Der Knabe
> Don Karl fängt an, mir fürchterlich zu werden
> — — — — — — — — — — — —
> Sein Blut iſt heiß, warum ſein Blick ſo kalt?
> So abgemeſſen feierlich ſein Betragen?
> Sei wachſam. Ich empfehl' es Euch."
>
> Schiller.

Die neueſte Darſtellung des gegen Friedrich den Großen als Kronprinzen geführten Proceſſes in Droyſen's „Geſchichte der preußiſchen Politik" zeigt die großen Dimenſionen der Angelegenheit nach der diplomatiſchen Seite hin. Das Verhalten der fremden Mächte gegen das kleine Preuſſen war nebenbei auch durch die Stellung mehrerer Glieder der königlichen Familie wahrhaft unleidlich geworden.

Im Gegenſatze zu J. G. Droyſen's auf das Große und Ganze der Politik gerichteter Darſtellung, die gewiß ihre Wahrheit behalten wird, weiſen allerdings manche Züge aus dieſem Proceſſe gerade in engere Kreiſe und in das beſchränkte Privatleben hinein. Aber abgeſehen davon, daß es eine ſchlechte Aufgabe wäre, Friedrich Wilhelm den Erſten auf Koſten ſeines Sohnes und Katte's mit bezug auf dieſen Proceß immer noch mehr von Vorwürfen entlaſten zu wollen als ſchon von Droyſen geſchah, ſo iſt uns wirklich von allen dem Kronprinzen mehr perſönlich gemachten Vorwürfen noch keiner bekannt, den es nach gewiſſenhafter Erwägung hier anzuführen verlohnte, außer dem Schuldenmachen und der Deſertion. So bleibt uns denn mit bezug auf dieſen Proceſſ nur übrig hier den ganzen Verlauf deſſelben einmal kritiſch zu überblicken.

Bekanntlich war es 1730 zu Mannheim, wo der Kronprinz Friedrich ſeine Flucht zu „exequiren“ ſuchte. Nachts um 2 Uhr ſtand er auf und zog einen „zu ſolchem Vorhaben verfertigten rothen Roquelore“ an. Schon waren durch den Pagen Kait zwei Poſtpferde herbeigeführt. Auf Veranſtaltung des Kammerdieners Gummersbach wurde jedoch der „Obriſt-Lieutenant von Rochow“ gerufen, um zu verhindern, daß der Kronprinz „mit den Pagen würklich fortgeritten wäre und ſeine Flucht über Straßburg und Landau nach Frankreich fortſetzen wollen, worüber der Inquiſit Katte in Arreſt gerathen.“

Die Unterſuchung gegen den Kronprinzen und ſeine Mitſchuldigen war geſchloſſen, als der König unter dem 22. Oktober 1730 ein Kriegsgericht über ſie zuſammentreten ließ. Die jedenfalls umfangreichen Unterſuchungsakten lagen ihm vor und wurden ihm vorgeleſen. Zum Vorſitzenden dieſes Gerichts machte der König Achatz V. von der Schulenburg, Urgroßvater des jetzigen Grafen Schulenburg auf Propſtei Salzwedel, Landesdirektors der Altmark.*) Achatz V. war geboren am 17. Oktober 1669 zu Apenburg. Von 1685 bis 1687 hatte er zu Frankfurt ſtudirt. Alsdann aber war er noch auf die ſoeben erſt geſtiftete Ritterakademie in Wolfenbüttel gegangen. 1688 war er Hofjunker beim Kurfürſten Friedrich III. geworden. Dieſen hatte er auf ſeinen Reiſen und auf den früheren Feldzügen begleitet. 1689 aber hatte Schulenburg ſeine militairiſche Laufbahn bei der Belagerung von Kaiſerswerth und bei Bonn begonnen. 1690 war er Cornet in der Garde du Corps geworden. 1701 hatte er den Kurfürſten zu ſeiner Krönung als König nach Königsberg begleitet. Alsdann hatte er die Feldzüge bis zum Frieden von Ryswick mitgemacht. 1706 war er als Obriſtlieutenant am flandriſchen Feldzuge betheiligt geweſen. Er ſchlug ſich bei Oudenarde und bei Malplaquet. 1709 wurde er Obriſt des Leibregiments. 1717 hatte er den Auftrag erhalten ein neues Dragoner-Regiment zu errichten; es iſt das nachherige Regiment der Königin. 1719 war er General-Major und 1728 General-Lieutenant geworden. Dieſer Mann eignete ſich zum Vorſitzenden des Kriegsgerichtes ſchon weil er ſtudirt hatte. Auch ſtand er bereits am Rande des Grabes: denn ſchon ein Jahr ſpäter nahm die Garniſonkirche in Berlin ſeine Leiche auf. Dazu beſaß er wie Wenige das Vertrauen des Königs, der ihm für ſein Regiment ſtets mit ſeinen eigenen Unteroffizieren auszuhelfen bereit geweſen war. Nach ſeiner Ernennung zum Vorſitzenden des Kriegsgerichts ſcheint ſich dieſer gottesfürchtige Herr die Angelegenheiten des Kronprinzen zunächſt nach dem alten Teſtamente zurecht gelegt zu haben. Und da in dieſem Augenblicke das Leben des Kronprinzen Friedrich nur noch an einem ſeidenen Faden zu hängen ſchien, ſo ſcheint unſerem Achatz V. von der Schulenburg vor Allem Abſalom in den Sinn gekommen zu ſein. Dieſer Königsſohn hing an einer Eiche. So wurde er von Joab durchſtochen. Zuvor aber hatte ein Mann, der dem Joab es gemeldet, zu dieſem geſprochen: „Wenn Du mir tauſend Silberlinge in die Hand gelegt hätteſt, ſo wollte ich doch nicht Hand gelegt haben an des Königs Sohn. Denn der König gebot dir, und Abiſai und Ithai vor unſeren Ohren und ſprach: Hütet euch, daß nicht Jemand dem Knaben Abſalom" (2. Sam. 18.)

---

*) Durch dieſen Herrn erhielt ich die im Texte benutzten ſehr werthvollen mündlichen Mittheilungen über den Proceſſ Friedrichs des Großen, als ich mich wegen der Widerſprüche in der bisherigen Literatur dieſes Proceſſes an ihn wandte. Ich verzichte zwar auf jede Berückſichtigung dieſer Literatur, muß aber eine weitere Benutzung derſelben ernſtlich widerrathen.

Jedenfalls lehnte das Kriegsgericht die Beſtrafung des Kronprinzen ab. Nicht ſo die Katte's. Zwar verurtheilte es ihn nicht zum Tode, war aber der Anſicht: wenn Katte nicht die Geheimniſſe des Kronprinzen bewahrt, ihm „ein grau Kleyd mit Silber chameriret" für die Reiſe machen laſſen, ihm Geld verſchafft hätte u. ſ. w., ſo wäre ſelbſt der Verſuch der mißglückten Flucht des Kronprinzen nicht möglich geweſen. Wir übergehen den von Ingersleben. Etwas mehr als dieſer war ſchon der Lieutenant von Span in den Fluchtverſuch verwickelt. Er wurde deshalb auch „mit dreijähriges Feſtungspriſon“ (sic) belegt. Faſt ebenſo genau als Katte war Kait eingeweiht geweſen. Er rettete ſich durch die Flucht. Das Kriegsgericht zu Köpnick beſchloß demnach, „daß er zu dreyenmahlen durch Trommelſchlag zu citiren ſey.“ Wenn aber das nichts hülfe (er war nämlich ſehr weit vom Schuß), ſo ſolle ſein Bild an den Galgen gehängt und ſein Degen vom Büttel zerbrochen werden. Der König „confirmirte“ dieſen Spruch ausdrücklich.

Friedrich Wilhelm I. war ein Sonderling, aber einen Heuchler wird ihn nur der nennen können, der in jeder Religionsübung nichts als Verſtellung erblickt. Wenn er krank war, ſo malte er mit den Fingern „in doloribus“. Aber er warf nicht mit Bibelverſen um ſich, wenn er zornig war.

Es iſt daher auch nicht richtig, daß Friedrich Wilhelm I., nachdem ihm das köpnicker Urtheil bekannt geworden, die Bibelſtellen 5. Buch Moſ., Cap. 17, 2. Buch Sam., Cap. 18, V. 10—12, und 2. Buch Chron. 19, V. 5—7 auf einen Zettel geſchrieben haben ſoll. Man hat geglaubt, daß er durch das zweite Citat die Freiſprechung ſeines Sohnes vom Standpunkte des Kriegsgerichtes aus habe billigen wollen. In der That war der Sinn dieſer Bibelſtelle die Norm des ganzen Kriegsgerichtes geweſen. Allein in dem Augenblicke, da der König dem Kriegsgerichte zumuthete, Katte doch noch zum Tode zu verurtheilen, konnte er ſelbſt wenigſtens nicht an die dritte Bibelſtelle erinnern, welche ſich auf das Wärmſte für die Unabhängigkeit der Richter ausſpricht. Dieſe letztere Stelle eignete ſich vielmehr zur Vorleſung von Seiten des edlen Schulenburg, um das Kriegsgericht in Köpenick zur Feſtigkeit zu ermahnen, als das Kriegsgericht zum zweiten male zuſammentreten mußte, um Katte doch noch zum Tode zu verurtheilen, was es bekanntlich nicht that. Und wirklich hat nicht der König, ſondern Schulenburg dieſe drei Bibelſtellen aufgeſchrieben, auf der Rückſeite des Zettels, auf dem Schulenburg das ſogenannte votum regis, die Verwerfung des erſten Urtheiles über Katte, eigenhändig **abſchrieb**. Auch die erſte Bibelſtelle iſt in ſeinem Geiſte: denn er, der nicht ruhte, bis ſein Regiment einen **eigenen** Feldprediger hatte, gibt darin nur die Abſicht zu erkennen, ſich bei Prieſtern und Leviten Rath zu holen für ſein ſchweres Richteramt.

Im Ganzen und Großen erreichte der König jedenfalls ſeinen Zweck in Bezug auf den Kronprinzen. Das Gefängniß wurde zum Correctiv für das relativ wenigſtens unſittliche Traumleben, welches Friedrich an dem nüchternen Hofe zu Potsdam geführt hatte. Erſt als Arbeiter in der Kriegs- und Domänenkammer zu Küſtrin beugte ſich dieſer eiſerne, wenn auch lebhafte Geiſt unter eine rauhe Wirklichkeit, gleichviel ob ſie ſeinem Freiheitsgefühle ſpäter noch widerſprochen haben mag oder nicht. Wie einſt der Dichter Günther ſeinen Vater, ſo hatte auch Friedrich den König um „Gnade, Vergebung und **ſelbſt gefällige Beahndung**“ gebeten. Seine Reue war **aufrichtig**, wenn ſie auch nur äußerlich während des milden geiſtlichen Zuſpruches nach Katte's Tode diejenige Form der Buße annahm, die den frommen Sinn ſeines Vaters allein mit ihm ganz verſöhnen konnte. Weit entfernt, dieſen Verſuch einer völligen Unterwerfung unter den Geiſt des Vaters von ſeinem Standpunkte aus zu überſchätzen, belohnte ihn doch der König bald ſehr weiſe, indem er dem Kronprinzen ein immer größeres Maß von geiſtiger Freiheit gewährte.

Aber noch ein zweites mal ſchwebte das Leben Friedrichs in Gefahr *) — wir wiſſen nicht, ob vor oder nach der Zeit des

---

*) In Bezug auf dieſen Vorfall folge ich einer mündlichen Mittheilung des Hrn. Gymnaſialdirectors W. **Schwartz** in Poſen und des Hrn. **Böttcher** in Berlin. Die Erzählung, wie ſie ſchon in einem Buche ſteht, iſt ungenau.

köpenicker Kriegsgerichtes. Der Kronprinz ging an einem Vormittage die enge Burgſtraße in Berlin zwiſchen dem Waſſer und den Häuſern entlang. Da ſprang ein wüthender Ochſe auf ihn los. Er flüchtete ſich jedoch auf die Freitreppe des Kellerhalſes von No. 11. An dem Kellerhalſe und der Treppe, die zugleich den Eingang zum Hauſe bildet, ſoll ſich ſeitdem nichts verändert haben. Es befindet ſich jenes Haus ſeit längerer Zeit in den Händen zweier ehemaliger königlicher Beamtenfamilien. Der Eigenthümer war im vorigen Jahrhundert der königliche Mundkoch Friedrich Krüger. In dieſem Jahrhundert aber pachtete es ein alter Reiſewagenmeiſter König Friedrich Wilhelms III. und Friedrich Wilhelms IV. Namens Böttcher. Er fing bereits an, es in das ſolide aber behagliche und feine Hôtel garni zu verwandeln, welches es jetzt als Pachtung von Böttcher's Sohne, im Beſitze des Krüger'ſchen Erben Stadtrath Mollius in Neu-Ruppin, noch iſt.

Es war ungefähr hundert Jahre nach der Thronbeſteigung Friedrichs des Großen und im zweiten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV., der mitunter der Burgſtraße gegenüber im Schloſſe der Hohenzollern wohnte. In den Zimmern dem Kellerhalſe gerade gegenüber, wo die grünen Bäume zwiſchen der Spree und dem Schloſſe ſtehen, ſoll er unter anderm ſeine Bibliothek und ſein Schlafzimmer gehabt haben. Berlin wurde damals ſchon etwas Weltſtadt und die Polizei verordnete, daß auch der Kellerhals in der Burgſtraße weggeriſſen werden ſolle. Allein der alte Reiſewagenmeiſter Böttcher nahm eine Bittſchrift der Krüger'ſchen Erben für die Erhaltung des Kellerhalſes mit aufs Schloß. Durch einen Kammerdiener ließ er ſie Friedrich Wilhelm IV. eines Morgens beim Ankleiden übergeben. Bald darauf konnte man von Böttcher's Hôtel aus beobachten, wie ſich gerade gegenüber hinter den grünen Bäumen ein Fenſter öffnete. Friedrich Wilhelm IV. nahm den Kellerhals von da aus in Augenſchein. Nachdem er dann noch eines Abends einen Adjutanten zu deſſen Beſichtigung in die Burgſtraße geſchickt hatte, erfolgte endlich unter dem 18. Oktober 1841 die Antwort: „Sie werden benachrichtigt, daß des Königs Majeſtät auf Ihr Immediatgeſuch vom 5. Mai d. J. Ihnen die Beibehaltung des Kellerhalſes vor Ihrem hierſelbſt in der Burgſtraße No. 11. belegenen Hauſe zu geſtatten geruht haben.“ — Gegenwärtig ſoll es außer dieſem nur noch zwei ſolche Kellerhälſe in ganz Berlin geben.

3. Die ſchönſten Tage des Kronprinzen Friedrich.

„O Schmuck der Schäferinnen,
Gehab Dich ewig wohl!“
„‚Gehab Dich wohl, Du Harter!
Fleuch nur mein Angeſicht!
Du mehreſt meine Marter,
Und ſchwächſt die Liebe nicht!
Du ſprachſt: ich bin Dein eigen.
Wie? heißet das geliebt?
Du ſtiller Wald ſollſt zeugen,
Wie Thyrſis mich betrübt.‘“
Johann Nicolaus Götz

Der Schlußſtein der Verſöhnung zwiſchen Friedrich und ſeinem Vater war die Verheirathung des erſteren mit einer Prinzeſſin von Braunſchweig-Bevern im Jahre 1733. Auch auf der Hochzeit benahm er ſich mit außerordentlich vieler Klugheit. Aus dem Kronprinzen Abſalom, den der fromme Schulenburg mitgerettet hatte, wurde nun immer mehr ein ſalomoniſcher Friedrich, zunächſt aber ein glücklicher und von Apollo ſelber eingeweihter arkadiſcher Flötenbläſer.

Es war damals die Zeit der Schäferſpiele und der Bauernhochzeiten, auf denen die Welfen ſich beſonders in Blankenburg mit dem Volke ergetzten und platt ſprachen. So erblicken wir dann ſelbſt Friedrich den Großen, der gerade für dieſe leichtere Seite des Lebens an den kleinen welfiſchen Höfen eine Vorliebe zeigte, um die Zeit ſeiner Hochzeit mitten unter den verkleideten Schäfern und Bauern dieſer Welfen.

Am 11. Juni 1733 *) ſtrömten viele Zuſchauer aus der Gegend von Braunſchweig und Wolfenbüttel nach dem bevernſchen Schloßgarten zu Salzdahlen, um ein neues Schäferſpiel zu ſehen. Friedrich der Große und ſein Vater, der ihm einſt den Proceſſ gemacht hatte, traten mit hundert andern Perſonen als Hirten darin auf. Aber der Inhalt dieſes Schäferſpieles mußte dem Herzen Friedrich Wilhelms I. wohl thun. Die zarte Liebhaberrolle, welche der Kronprinz darin ſpielte, war der Höhepunkt ſeiner Unterwürſigkeit gegen den königlichen Vater. Friedrich der Große trat nämlich in Bauerntracht mit zwei andern Hirten vor den Herzog von Braunſchweig-Bevern als Hirtenfürſten. Alle drei, die beſten Flötiſten in Arkadien, baten um die ſchönſte Tochter Arkadiens, welche von der Braut geſpielt wurde. Der beſte Flötenbläſer unter den drei jungen Hirten ſollte die ſchönſte Tochter Arkadiens erhalten. Alle drei ſpielten zum Entzücken, aber Allen verſagte der Hirtenkönig die Hand der ſchönſten Schäferin. Da kündigte eine unvergleichliche Muſik in der Ferne die Ankunft des Apollo ſelber an. Dieſer erklärte den Kronprinzen Friedrich für den beſten Flötenſpieler in Arkadien und beglückte ihn mit der Hand der Prinzeſſin von Braunſchweig-Bevern. Die Hochzeitstänze der Hirten ſchloſſen ſich daran. Am Tage darauf fand die Trauung ſtatt. Am 14. Juni machte der Hof von Salzdahlen eine Luſtfahrt zu den Ruinen der Aſſeburg. Dort wurde ein antiquariſcher Vortrag gehalten, in dem wohl der alte „Lurenbarg“ (der Lauerberg der ehemaligen Raubritter auf der Aſſe) nicht unerklärt geblieben ſein wird. Am 15. Juni brachen die Hohenzollern aus Niederſachſen wieder nach der Mark auf. Auf dieſer Hochzeitsreiſe war es, daß ſich in der magdeburger Gegend die erſten plattdeutſchen Gedichte von einer mehr modernen Form an das hohe Paar herandrängten, in denen wir

---

*) Vergl. den intereſſanten Aufſatz von Adolf Glaſer „die Hochzeit Friedrichs des Großen“ in den illuſtrirten Monatsheften vom Oktober 1871, S. 103—107.

bereits deutlich die Vorläufer und Vorbilder für die Manier unſeres altmärkiſchen Dichters Bornemann erblicken können.

Am Sonntage nach Friedrichs Hochzeit predigte Mosheim „von der Heirat des Gerechten." Es ſchien nun nicht mehr wahr zu ſein, was die Zeitgenoſſen zitternd mit dem Kronprinzen von Preußen ſelbſt erlebt hatten. Gewiſſermaßen galt für Friedrichs Verhältniß zu ſeinem Vater von nun an, was Leopold von Ranke*) als ein allgemeines Geſetz für die politiſche Entwickelung jener Zeit aufgeſtellt hat. Er ſagt nämlich: „Das deutſche Leben im achtzehnten Jahrhundert beruht darauf, daß der Gegenſatz, der den Geſichtskreis der Politik beherrſcht, doch auch zugleich eine gewiſſe Selbſtändigkeit der Aktion ermöglicht und ſelbſt provocirt." Friedrich brachte es im Militairrange bei ſeinem Vater ſelbſt bis zum Generalmajor, wenn auch nicht weiter**).

In dieſen ſchönen Tagen der Eintracht, welche Friedrich Wilhelm, der größte Haushalter unter den Hohenzollern, noch mit dem größten Philoſophen ſeines Hauſes zuſammen verlebte, ſchienen Potsdam und Berlin den erſten volleren Glanz auszuſtrahlen. Und hatte nicht der alternde König aus ſeinem Potsdam ein „zweites Venedig" gemacht? Man fand, daß in den neuen Gebäuden Berlins durchgängig der Geſchmack Griechenlands und Roms herrſche. Zum mindeſten aber ſchien das Schloß, das Zeughaus, das Gießhaus, die Bildhauer-Akademie, einige Kirchen und der vordere Theil des Poſthauſes an Vollkommenheit nur wenigen Paläſten des neueren Italiens nachzuſtehen. Die Reiterſtatue des großen Kurfürſten aber verbreitete 1793 auf ihrem Fußgeſtelle von weißem Marmor noch einen weit größeren Glanz als jetzt.***) Die Märkte der Stadt hatten ſich allmählig mit Blumen, Früchten und Gartengewächſen gefüllt. Man ſah es mit Staunen und erzählte es ſich ſcherzend, daß früher in den Gärten der Mark nichts als — Peterſilie gewachſen ſei.*)

---

*) Der Urſprung des ſiebenjährigen Krieges. Leipzig, Duncker und Humblot 1871. S. 27.

**) Preuß, Jugend und Thronbeſteigung. S. 264.

***) Vergl. Bielefeld I, S. 14. 15.

Der Kronprinz konnte ſeit ſeiner Gefangenſchaft nicht mehr für ſchön gelten. Aber er ſah doch 1738 noch jung genug aus. Er erſchien von einnehmender Bildung, wenn auch nicht groß. Sein Haar zeigte ein ſchönes Braun und fiel in natürliche Locken. Sein großes blaues Auge war zwar ernſt geworden, blickte aber doch recht angenehm und freundlich.**) Sein ganzes Weſen hatte gerade ſeit ſeiner Gefangenſchaft etwas ganz ungemein Verbindliches. Der Grund ſoll darin gelegen haben, daß er ſich eine Zeit lang ganz ohnmächtig gefühlt und die Hilfe ſelbſt des geringſten Unterthanen der preußiſchen Monarchie ſchätzen gelernt hatte. Noch im höheren Alter ſprach er oft in den allerverbindlichſten Ausdrücken. Es war ihm dies mehr ein geſellſchaftliches Bedürfniß. Durch die Befriedigung deſſelben fühlte er ſeine königlichen Entſchlüſſe überhaupt nicht in dem Maße gebunden, wie namentlich die rheinsbergiſchen Freunde des Kronprinzen gehofft zu haben ſcheinen.

Vorläufig genoſſen ſie, ohne allzuviel an die Zukunft zu denken, in Rheinsberg eine „königliche Tafel" und einen Götterwein, den der Kronprinz ſelbſt erſt ohne Sorgen trinken konnte, nachdem ihm ſein Vater noch das reiche Geſtüt zu Trakehnen geſchenkt hatte. Eine himmliſche Muſik, köſtliche Spaziergänge, ſowohl im Garten als im Walde, Waſſerfahrt, Zauber der Künſte und Wiſſenſchaften und eine angenehme Unterhaltung machten den Aufenthalt in Rheinsberg feenhaft.***)

---

*) Vergl. Bielefeld I, S. 21.
**) Vergl. Bielefeld I, S. 6 und 7.
***) Vergl. Bielefeld I, S. 51.

4. Zwei deutſche Belletriſten unter Friedrichs rheinsberger Freunden.

„Sing' ihn, den guten, weiſen, edlen Stille!“
Gleim.

Unter Friedrichs rheinsberger Freunden finden ſich in der That wenigſtens zwei, welche der deutſchen National-Literatur nicht fern ſtehen. Es ſind Stille und Bielefeld. Sie ſchreiben ebenſowohl deutſch als franzöſiſch. Das iſt freilich gerade charakteriſtiſch für eine Uebergangszeit, in der Friedrich wohl noch für die deutſche Literatur hätte gewonnen werden können. Aber die beiden Männer waren damals ſelbſt noch nicht für die deutſche Literatur erwärmt. Bielefeld las nachher alle Gedichte durch, die auf Friedrichs Thronbeſteigung gemacht wurden. Es gefiel ihm keins darunter als das von Voltaire. Das konnte dem Könige nicht unbekannt bleiben und war verhängnißvoll für die deutſche Literatur.

Herr von Bielefeld war ein reicher hamburger Kaufmannsſohn. Er hatte nicht eigentlich ſtudirt, aber ſich durch ſeinen Umgang und ſeine Reiſen ungemein viel Weltkenntniß erworben. Sein Vermögen erleichterte ihm den Eintritt in den Kreis des Kronprinzen Friedrich. Vorgeſtellt war er dem Kronprinzen faſt in demſelben Augenblicke, in welchem dieſer den Wunſch ausgeſprochen hatte, Freimaurer zu werden. Bei Friedrichs Aufnahme in dieſen Bund zu Braunſchweig war er beſonders thätig.

Bielefeld reiſte mit einem großen Koffer, der alle „zur Loge gehörigen Werkzeuge" enthielt, nach Braunſchweig und vertheidigte den Kaſten durch Beſtechung gegen die Neugier des Thorſchreibers von Braunſchweig, vielleicht deſſelben, der auch, als der alte Stobwaſſer, der Begründer dieſer jetzt in ein Actienunternehmen verwandelten berliner Firma, ſein Geſchäft in Braunſchweig klein anfangen wollte, wegen der Meſſe in Stobwaſſers Wagen mit den erſten deutſchen Lackirern wilde Thiere vermuthete. Zum Logenlokale für den Kronprinzen wählte Bielefeld den Korn'ſchen Gaſthof aus. Einen adligen Herrn, der auf ſeinem Zimmer jedes in dieſem Logenlokale ertönende Wort verſtehen konnte, machte er und ſeine Freunde vorher unſchädlich. Sie drangen nämlich nach dem Mittagseſſen zu ihm aufs Zimmer und tranken ihn für längere Zeit vollſtändig darnieder. Kanonendonner verkündigte übrigens die Ankunft des Königs von Preußen. Sein Sohn ging auch diesmal wieder ſeine eigenen Wege in den Korn'ſchen Gaſthof. Am 15. Auguſt 1738 nach 4 Uhr Morgens war dort Alles vorüber. Friedrich war Freimaurer.

Vor Friedrichs Thronbeſteigung wurde Bielefeld zeitig wieder in die Kreiſe des Kronprinzen beſchieden. Er hat kein Hehl daraus gemacht, daß er in Rheinsberg mit auf den Tod Friedrich Wilhelms I. wartete. Friedrich war ſchon von dort abgereiſt. So oft ein Ochs oder ein Maulthier über die große hölzerne Brücke kam, die nach der Landſtraße führte, liefen Alle an's Fenſter. Nur die Kronprinzeſſin ſelber blieb ſitzen. Gerade die Leute aus gröberem Stoffe in der damaligen Geſellſchaft des Kronprinzen gaben ſich ungemeſſenen Hoffnungen hin. Man fand es überflüſſig, daß einer aus der Geſellſchaft ſeine hingefallenen Pfennige aufſuche, weil man hoffte, bald mit Gold um ſich werfen zu können.

Welche Enttäuſchungen ihrer warteten, iſt bekannt genug. Selbſt der feinere Bielefeld, mit welchem der neue König es im Grunde gut genug meinte, ſchien bereits von den übelſten Vorzeichen verfolgt zu werden, als er ſich ſeinem liebevollen königlichen Freunde vor dem Begräbniß der Königsleiche wieder näherte. Zu denjenigen Verlegenheiten, welche er mit anderen Höflingen theilte, gehörte es, daß die Gaſtwirthe in Charlottenburg geradezu mit nichts verſehen waren, als der neue König unvermuthet ſeine Reſidenz dort aufſchlug.

Durch die Verbindung der Maurerei mit dem Studium der neueren Sprachen blieb Bielefeld lange ein einflußreicher Mann. Franzöſiſch und engliſch ſprach er wie deutſch. Die natürlichen Betrachtungen über das Verhalten des Königs von Preußen, welche zu Anfange des zweiten ſchleſiſchen Kriegs in England erſchienen, ſowie eine oder die andere politiſche Schrift der damaligen Zeiten*), überſetzte er ins Franzöſiſche und den Monteſquieu „De la grandeur des Romains“ ins Deutſche. Seine Ueberſetzungen zog die Neuberin bei der Aufführung den Gottſched'ſchen vor. Aber auch ſeine „deutſche Komödie“ (alſo wohl ein Originalſtück): „die beſchwerlichen Seiten des Hoflebens“, fand vielen Beifall. 1746 arbeitete er an der Verbeſſerung dieſer Komödie und wollte ſie drucken laſſen.

Obgleich Friedrich ihn ſogleich bei ſeinem Regierungsantritte baroniſirt hatte, ſo war er mit ſeiner Verwendung doch anfangs nicht ſonderlich zufrieden. In den auswärtigen Angelegenheiten, für die ihn der König beſtimmte, durfte er anfangs in Hannover, in London und im Felde nur als fünftes Rad am Wagen ſo mitlaufen. Dahingegen mußte er Strohkranzreden halten, mit denen man bei Hofe an Hochzeiten die neuvermählten Hofdamen mitunter etwas derb geärgert zu haben ſcheint, und von denen wohl keine ſo galant geweſen ſein dürfte als das Schäferſpiel zu Salzdahlen. Freilich die Deutſchen liebten es bis zur Erfindung der Hochzeitsreiſen in dem Momente, von dem Schiller ſingt:

Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der ſchöne Wahn entzwei

allerlei Thorheiten zu begehen. Man zerriß den Myrtenkranz der Braut, ja, man ſetzte ihr, wie es ſcheint, einen Strohkranz dafür auf. Friedrich der Große, ſo fern er auch ſonſt dem deutſchen Volksleben ſtand, hatte daran noch nicht einmal genug. Er ließ an ſeinem Hofe eben dieſen Moment noch durch eine eigene Strohkranzrede verherrlichen. Eine ſolche Strohkranzrede hielt Bielefeld am 7. Januar 1742 auf der Hochzeit des Prinzen Wilhelm und einer Prinzeſſin von Braunſchweig. Auf dieſer Hochzeit war Friedrich „in ein einziges Stück Silber" gekleidet. Bevor Bielefeld ſeine Strohkranzrede vortrug, mußte der bekannte Baron von Plotho ihm erſt Muth zuſprechen, wie einſt Frundsberg dem Mönchlein Luther auf dem Reichstage zu Worms. „Courage, mon ami, vous êtes pâle comme la mort!" ſagte Plotho zu Bielefeld. Zuletzt wurde der Prinzeſſin der Strohkranz aufgeſetzt.*

---

*) Gleims ungedruckter Brief an Uz vom 6. März 1746.

Später hielt Herr von Bielefeld eine zweite Strohkranzrede bei Hofe. Friedrich der Große nahm damals an den Feierlichkeiten bei der Vermählung eines Fräuleins von Kalkſtein theil. Das Fräulein von Kalkſtein war blond, ja, man hatte ſie lange das weiße Hühnchen genannt.

Die Kronprinzeſſin war in Rheinsberg gern auf einen Scherz ihres Gemahls eingegangen. Hatte ſie doch einſt dort ſogar bei einem Trinkgelage, mit dem man möglicherweiſe eigens den Bielefeld zum Beſten haben wollte, durch abſichtliches oder zufälliges Zerbrechen eines Gefäßes das Signal zu einer überlauten Scene gegeben. Die Königin ließ daher zu der Hochzeit, und wie es ſcheint, gerade zu der Strohkranzrede des Herrn von Bielefeld, des lebhafteſten Verehrers dieſer Königin von „unerſchütterlicher Tugend", wie Friedrich ſelbſt ſie nennt, ein Hühnchen mit dem Kopfe des Fräuleins von Kalckſtein anfertigen. Darauf bezog ſich dann, wo nicht Bielefeld's Rede, ſo doch eine „Fabul", die Gleim „in einem Augenblick" zu der Strohkranzrede (ſei es für den Vortrag oder ſpäter erſt für den Druck hinzufügte. Dieſe „Fabul“ ſcheint gehandelt zu haben „vom willigen Hahn und vom weißen Hühnchen“. Man glaubte dabei ein Wortſpiel „vom erſten Range“ anzubringen, weil der Bräutigam (oder vielmehr der Hahn) der Obriſt Willich war.*)

---

*) Bielefeld II S. 64.

Dieſe bei Hofe gefeierte Hochzeit des Fräuleins von Kalckſtein fiel wahrſcheinlich in den Juni 1746.**) Damals war Herr von Bielefeld Legationsrath und „zweiter Gouverneur vom jüngſten Prinzen des hieſigen Hofes“ (Ferdinand).

Wir haben bereits in einem flüchtigen aber merkwürdigen Momente Gleim und Bielefeld als Friedrichs Hofpoeten zuſammen arbeiten ſehen. Und in der That ſehen wir Stille und Bielefeld mit den talentvollen jungen preußiſchen Dichtern in Verbindung, als die letzteren kaum zu Männern geworden waren. Aber Friedrich, als König und als Krieger, wie regſam er auch war, konnte nun doch für keine neuen Hauptrichtungen mehr gewonnen werden. Auch trat der ſprachgewandte Bielefeld für ihn perſönlich mehr in den Hintergrund, je mehr er ſich mit geborenen Franzoſen umgab.

Herr von Bielefeld war jedoch noch während eines der drei ſchleſiſchen Kriege als Diplomat mit Friedrich im Felde. Auch ſoll ihm eine Zeit lang***) eine Oberaufſicht über die Univerſitäten übertragen geweſen ſein. Indeſſen finden wir ihn nie durch ſeine Stellung ganz befriedigt. Dagegen benutzte er dieſelbe ſobald als möglich, um die ihm anfänglich verſagte Hand einer ſehr reichen Hallenſerin zu erlangen. Er erhielt dadurch Güter im Königreich Sachſen. Dort wurde dieſer preußiſche Diplomat merkwürdigerweiſe ganz unerwartet beim Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges durch Trommelwirbel, Retraiteblaſen und preußiſchen Zapfenſtreich überraſcht.

---

*) Die erſte Strohkranzrede wurde ſchon von einem Herausgeber der Briefe Bielefelds vergebens geſucht. Nach der zweiten hat man auf meine Veranlaſſung in der Gleim'ſchen Familienſtiftung zu Halberſtadt vergeblich geforſcht. Gleim hatte ſie an Uz geſchickt, aber auch bei den nach Halberſtadt zurückgelieferten Briefen von Gleim an Uz befindet ſie ſich nicht. Herr von Kalckſtein in Berlin, der Reiſende und Geograph, theilt mir gütigſt mit: „Fräulein von Kalckſtein war die Tochter des ältern Feldmarſchalls von Kalckſtein, früher Erziehers Friedrichs des Großen, verheiratet mit einem Oberſt von Willich (Strohkranz) und nach deſſen Tode mit einem Hofmarſchall v. Meyerink. Vor ihrer Verheiratung wird ſie noch bei einer großen Hofſchlittenfahrt genannt, die unter Friedrich dem Großen vom berliner Schloſſe nach Charlottenburg ſtattfand.“

**) S. Gleim's ungedruckten Brief an Uz vom 30. Juni 1746.

***) Nach Gleim's Briefen an Uz.

Indeſſen erſchienen 1763 ſeine ziemlich frivolen franzöſiſchen Briefe über den preußiſchen Hof im Haag. 1838, genau ein Jahrhundert nach Abfaſſung des erſten Briefes, erſchien bei Max in Breslau eine zahme Bearbeitung. Die Ueberſetzung iſt dem nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm IV. gewidmet, die franzöſiſche Ausgabe Voltaire! Doch hatte Bielefeld, deſſen eine Schweſter den Baron von Manteuffel geheiratet hatte, ſchon 1763 in Hamburg auch einen pathetiſchen Schluß zu dieſen Briefen geſchrieben, in dem er das Familienintereſſe wahrnimmt und namentlich ſeine Söhne etwas ceremoniös dem Dienſte Friedrichs übergibt.

5. Friedrich der Große und Voltaire.

„Le mal finit enfin, et sous un régne heureux
La Prusse répara son destin malheureux.“
Friedrich der Große.

Durch die rheinsberger Freunde wird man an einen Ausſpruch erinnert, den ein anderer Schulenburg als der oben ſchon genannte am 19. Oktober 1732 über Friedrich that. Er ſchrieb nämlich aus Landsberg, daß dieſer ſich mit Leuten, die ihm geiſtig untergeordnet wären, am beſten gefalle. Er ſuche immer zuerſt die lächerliche Seite an ihnen auf und moquire ſich gern. Aber dieſe Bemerkungen waren unrichtig. Je ſelbſtändiger Friedrich wurde, um ſo bedeutender wurden auch ſeine Freunde. Den armen Katte hatte der gequälte Kronprinz angebetet. Aber gerade Voltaire's Stellung und Bedeutung ſchützte dieſen nicht vor dem vielfachen Tadel ſeines königlichen Freundes. Es iſt jedoch, ſoweit ſie überhaupt Friedrich den Großen mitbetrifft, das Verdienſt der Schrift von David Friedrich Strauß über Voltaire, daß ſie bei alledem den deutſchen Fürſten nicht als den gelegentlichen Zuchtmeiſter und Büttel des franzöſiſchen Schriftſtellers, wohl aber im Ganzen und Großen nach einer weiſen Abwägung aller gegenſeitigen Verhältniſſe durchaus noch als ſeinen edlen und wahrhaft königlichen Wohlthäter erſcheinen läßt.

Statt des Schwulſtes der damaligen deutſchen Literatur wurde Friedrich durch Voltaire's Schreibart wie durch eine durchſichtige mitunter geradezu perlende Alpenquelle erfreut. Mehr und mehr wurden nun Friedrich's literariſche Sympathien in der bekannten beſchränkten Weiſe auf der romaniſchen Seite des Rheines fixirt. Auch wir betrachten dies aber nicht als ein Unglück, ſondern als ein Glück; und nicht bloß mit Goethe für die deutſche Literatur, ſondern auch für das deutſche Volk und für die deutſche Geſchichte. Durch die lange dauernden Verhandlungen des Königs mit den franzöſiſchen Gelehrten, ein Verhältniß, welches von den deutſchen Autoren, einem Gleim, ja, einem Klopſtock, mit der größten Aufmerkſamkeit betrachtet wurde, empfing gleichſam auch die in der Ausbildung begriffene deutſche *Gelehrten-Republik* ihre *Freiheit* und ihre *Normen*. Durch Voltaire's lebenslänglichen Verkehr mit Friedrich erweiterten ſich merklich die Grenzen der Geiſtesfreiheit, ohne daß die Grundlagen des deutſchen Volksthums durch Friedrich erſchüttert wurden. Zum großen Unglück Frankreichs geſchah dort ſeit dem goldnen Zeitalter Ludwig's XIV. oft das Umgekehrte: nur die Grundlagen der Volksſittlichkeit waren erſchüttert, während man ſich einbildete, daß der Horizont der Geiſtesfreiheit erweitert ſei. Sonderbarerweiſe legte nach ſeiner nicht ganz correcten Bildung unſer großer König auf die Tugend und Reinheit des Weibes nicht denſelben Werth wie das deutſche Volk, dem ſie als die Quelle aller nationalen Sitte und Kraft erſcheint. Die falſche Subjektivität des Königs, die ſich darin zeigte, wurde durch ſeine franzöſiſche Richtung neutraliſirt. Dieſes ganze franzöſiſche Weſen des Königs, wenn wir es einmal ſo nennen dürfen, ging nämlich an dem deutſchen Volk faſt ſpurlos vorüber, ausgenommen, daß die humane Geſinnung des Königs auch in dieſer Hinſicht *innerhalb der preußiſchen Geſetzgebung ihre guten Früchte* getragen hat.

Friedrich Wilhelm dem Erſten und ſeinem Hofe lag es ſehr am Herzen, daß auch deſſen Nachfolger an Gott und Unſterblichkeit glaube. Daß Friedrich kein Atheiſt war, iſt durch einen der letzten Aufſätze von Preuß bekannt genug. Auch Voltaire war ebenſo wenig ein Atheiſt als Friedrich. Anders ſtand es mit Friedrich's Glauben an die Unſterblichkeit. Einzelne Ausdrücke in ſeinen Briefen aus den ſiebziger und achtziger Jahre laſſen ſich wohl noch auf dieſelbe beziehen, aber nicht gerade immer auf eine perſönliche Unſterblichkeit. Dann wieder iſt ihm das Leben ein Traum, von welchem nichts übrig bleibt, wenn es aufhört.*) In dieſer Beziehung hatte man bei Hofe eine Zeit lang auf den Einfluß des ſonſt von dorther arg verfolgten Philoſophen Wolf auf den Kronprinzen gehofft. Dieſer hatte den ganzen Beweis der Unſterblichkeit auf die Einfachheit der Seele gebaut. Nach einiger Zeit aber ſcheint Friedrich ſelbſtändig dagegen eingewandt zu haben, Wolf habe nicht genügend bewieſen, daß die Seele ein einfaches Weſen ſei. Bei Hofe klagte man 1736 auch, daß Voltaire's Schriften Friedrich's Glauben an Unſterblichkeit wieder wankend gemacht hätten. Gewiß war der franzöſiſche Autor überhaupt nur in den Formen des Witzes und der Unterhaltung, nicht aber mit Bezug auf den Inhalt ſeiner wichtigſten Ueberzeugungen der Lehrer des charakterfeſten proteſtantiſchen Königs Friedrich.

Wie bedeutend übrigens dieſes lange geiſtige Zuſammenleben von Fürſt und Dichter war, zeigen ihre Schriften bis auf Friedrich's Randbemerkungen. Von wem dabei dieſer oder jener Gedanke eigentlich ausgeht, ſoll uns nicht kümmern. Wenn Voltaire ſagt, daß in ſeinem Glauben Jeder friedlich leben, aber zuerſt die Geſetze des Staates ehren möge, ſo hält dieſe Aeußerung die Mitte zwiſchen dem Worte Friedrich's: „In meinem Staate kann Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden“ und zwiſchen der Bibelſtelle: „Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers, und Gotte, was Gottes iſt.“ Daß der Fürſt nur der erſte Diener des Staates ſein ſollte, hatte Friedrich allerdings aus dem Seneca gelernt. Selbſt der alte Canitz aber, der ſich ſo viel mit dem Hofleben beſchäftigt hatte, ſcheint ihm in einer oder der anderen ſeiner liberalen Aeußerungen vorgeſchwebt zu haben.

So half Jeder an ſeinem Theile, Friedrich und Voltaire, die toleranten Gedanken für das 18. Jahrhundert zu verarbeiten. Ueberall noch der nämliche Verſuch eines ſchwächlichen Ausgleichs mit den vollkommneren Idealen der Schönheit und des Glaubens, der klaſſiſchen alten Welt oder des Mittelalters, wenn Friedrich an eins ſeiner Gebäude ſchrieb „Apollini et Musis“ oder Voltaire an die Kirche zu Ferney: „Deo erexit Voltaire.“ Je mehr Jeder Veraltetes niederriß, um ſo eifriger baute er in der Natur, ſogar auf den Feldern. In Preußen, Schleſien und der Mark war Friedrich ſo gut ein Oekonom wie Voltaire*) in Ferney. Während ſich aber Voltaire zum Patriarchen ſeiner treibhausartigen Schöpfung Ferney aufblähte, hat Friedrich in Sansſouci immer etwas von dem ſchlichten märkiſchen Landedelmanne behalten. Ferney ſank nach Voltaire’s Tode ſchnell, aber Friedrich baute für mehr als ein Jahrhundert, als er ſchrieb, gleichſam voller Scham über die phyſikaliſchen Boden-Verhältniſſe — den destin malheureux — ſeines kimmeriſchen Königreiches: „Wir machen in dieſem Jahre 1776 Morgen zu Wieſen. Sie werden 7000 Kühen Futter geben, deren Dünger unſeren märkiſchen Sandboden verbeſſern ſoll. Damit müſſen wir uns denn begnügen.“

---

*) Briefe vom 9. Juli 1776, 1. Auguſt 1780 und 14. Juli 1781 bei Rödenbeck IV.

---

*) Vergl. deſſen Brief vom 7. Sept. 1776.

6. Friedrichs Reiſe nach Straßburg.

„Ce malheureux pendard me vit,
C'est le sort de toutes les choses:
Ainsi de notre pot aux roses
Tout le secret se découvrit."

Friedrichs Beſchreibung der Reiſe nach Straßburg.

Kein Wunder, daß Friedrich ſich ſehnte, die ſchönere Planetenſtelle des bevorzugten Frankreichs — nicht gerade das Land ſeiner Ideale, aber doch das Land des Wohllebens und der „Sybariten", wie er die Franzoſen und zunächſt allerdings die Straßburger nennt — mit ſeinen Augen zu ſehen. Als Friedrich ſich durch ſeine Heirat mit dem Vater verſöhnte, hatte ihm dieſer verſprochen: wenn er einen Sohn bekäme, wolle er ihn reiſen laſſen. Allein Friedrich bekam keinen Sohn und brachte es als Kronprinz zu keiner Reiſe, welche nur den Genuß des Lebens und bloß die erweiterte Weltbildung zum Zweck gehabt hätte. Die große Tour der Diplomaten durch Europa blieb dem größten Staatsmanne unter allen Fürſten unſeres Erdtheiles verſagt. Schon die Neugier aber, mit der er in die Welt blickte und die ihn bald darauf ſeiner ſcherzhaften Behauptung nach*) ſogar mit zum Kriege trieb, mochte ihn beſtimmen, wenigſtens durch einen Ausflug auf ein damals franzöſiſches Gebiet das Verſäumte nachzuholen. Die Einrichtung dieſer Luſtreiſe war faſt eben ſo ungeſchickt als die des Fluchtverſuchs, deſſen Scheitern ihm Jeder vorausgeſagt hatte.

---

*) Preuß, Jugendgeſchichte S. 443.

Indeſſen konnte jetzt alles Mißgeſchick nur die Heiterkeit des königlichen Reiſenden erhöhen. Auch gab er ſich in Straßburg vollkommen dem geſellſchaftlichen Zauber innerhalb der franzöſiſchen Offizierwelt hin.

Es war am 23. Auguſt 1740, als zu Straßburg im „Heiligen Geiſt" der Graf Dufour und im „Raben" der Graf Schafgotſch abſtieg. Der Name der reichen und behäbigen Dufours war noch in den zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts faſt ſprichwörtlich in Preußen. Auf dieſen angeſehenen Emigrantennamen hatte ſich Friedrich in Kehl ſelbſt einen Paß fabricirt. Graf Schafgotſch war Prinz Wilhelm.*)

Der Gouverneur von Straßburg war damals einer jener Broglios, die man noch jetzt oft nennen hört und die ihr altes piemonteſiſches Geſchlecht mit ſo vielem Erfolge nach Frankreich verpflanzt hatten. Sie haben dem beliebten Platze in Straßburg, auf dem jetzt die preußiſche Militairmuſik ſpielt wie kurz vorher die franzöſiſche, den Namen **Brogliplatz** zurückgelaſſen. Ihre wichtigſten Momente erlebte die italieniſch-franzöſiſche Familie nachmals durch die Theilnahme Frankreichs an den Kriegen in Deutſchland bald im Bunde mit Friedrich, bald gegen ihn. Ein Broglio wurde franzöſiſcher Herzog um die Zeit des öſtreichiſchen Erbfolgekrieges und ein anderer um die Zeit der Schlacht bei Roßbach ſogar deutſcher Reichsfürſt. Es war ein eigenthümliches Spiel des Schickſals, daß zu einem dieſer Broglios ein franzöſiſcher Soldat (preußiſcher Deſerteur) kam und verſicherte, der König von Preußen habe ſich in Straßburg auf der Parade gezeigt.**) Zugleich würden wir es in dem jetzigen Augenblicke doch ſehr anmuthig finden, wenn wir dem Berichte des Herrn von Bielefeld über dieſe Reiſe auch da folgen dürften, wo er von andern Berichten nicht unweſentlich abweicht. Nur nach dem Berichte Bielefelds***) hätte am dritten Tage ganz **Straßburg**

---

*) Bielefeld I S. 113.
**) Bielefeld I S. 114.
***) Bielefeld I S. 115.

von der Anweſenheit Friedrichs des Großen gewußt. Gegen Abend wären in Straßburg nach ſeiner Erzählung Freudenfeuer angezündet. Man hätte gerufen: vive le roi de Prusse! Das Unglaublichſte aber iſt Folgendes. Ein Schneider von Straßburg (es ſei mir erlaubt, meinen Satz franzöſiſch zu beenden) travailla pour le roi de Prusse. Nach Ablieferung der Arbeit aber wollte er keine Bezahlung annehmen und ſich durchaus mit der Ehre begnügen. An und für ſich würden zwar dieſe Erzählungen mit den andern Berichten noch zu vereinigen ſein, da der Deſerteur ſeine Entdeckung auch im Volke ausgebreitet haben wird. Indeſſen folgte Bielefeld in ſeinem Berichte nur den Nachrichten, die er von ſeinem zufällig reiſenden Bruder erhalten hatte. Auch ſind Bielefelds Briefe zwar für die Culturgeſchichte ſehr ſchätzenswerth, aber in hiſtoriſcher Hinſicht nicht immer ganz zuverläſſig. Herr von Stille ſcheint den König auf dieſer Reiſe, jedoch ſchwerlich bis Straßburg, begleitet zu haben.

Als Friedrich dieſe heitere Reiſe nach Straßburg unternahm, hatte er bereits das große Klagewort ausgeſprochen, daß Straßburg und das Elſaß die Thermopylen Deutſchlands geweſen ſeien. Einiges, was man der franzöſiſchen Entwickelung und Richtung des Königs zuzuſchreiben geneigt iſt, war doch mehr verworrene und knorrige Eigenart dieſes nicht ganz normal entwickelten proteſtantiſchen Fürſten. Später ſah er über die Fehler der franzöſiſchen Nation, deren geſellige Talente ihn ſo oft ergetzten, wunderbar hell. Die Franzoſen — ſcherzte er an verſchiedenen Stellen — ſeien zu ſeiner Nebenbeluſtigung erſchaffen. Sie gewährten ihm beſtändig neue Auftritte. Es ſei eine muntere Nation, die ihr Näschen in Alles ſtecke, und oft auch dahin, wo ſie nichts zu ſuchen hätte. Sie allein gäben dem ganzen Europa Stoff zur Unterhaltung. Neuheit ſei ihr Abgott. Das Geheimniß, in Frankreich Beifall zu finden, beſtehe darin, neu zu ſeyn. Um nach ihrem Geſchmacke bedient zu werden, müßten die Franzoſen alle zwei Jahre einen neuen König haben. Die teufliſche Unruhe, von der ſie ſelber innerlich verzehrt würden, werde durch ſie von einem Pole der Erde zum andern ausgebreitet. Wahrſcheinlich glaubten ſie, dieſe Unruhe dadurch zu vermindern. Aber der Teufel müſſe auf andere Weiſe ausgetrieben werden.*) An ſolchem Exercismus aber hat ſchon dieſer franzöſiſch ſchreibende König theilgenommen. Nicht ohne Grund wagt Ranke in ſeinem Buche über den Urſprung des ſiebenjährigen Krieges**) die Behauptung, daß Friedrich, indem er Frankreichs Gewalt in Europa brechen half, ſogar die mächtige Entwicklung gefördert hätte, welche die germaniſche Race in der anderen Hemiſphäre gewonnen habe.

Noch in dem Jahre der ſtraßburger Reiſe des Königs aber begannen jene drei ſchleſiſchen Kriege, die mit einem ganz merkwürdigen Culturaufſchwunge in Norddeutſchland verbunden waren.

In dieſer Zeit war es, da der gute Gellert ging, „um das Rhinoceros zu ſehen“. Es ſcheint das erſte Rhinoceros geweſen zu ſein, das überhaupt in Norddeutſchland zu ſehen war, und das um dieſelbe Zeit auch nach Berlin kam. In demſelben Zeitraume aber rief Ramler in Berlin einem Granatapfel zu: „Hier blühſt du, hier, in dieſer kalten Zone?“

Ja, hier blühte er! Und mehr als ein Jahrhundert voller Lorbeeren nebſt Victoria regia und weißem Elephanten, botaniſchem Garten und Aquarium und einer unerhörten Blüthe der ganzen modernen Kultur folgte dieſer Blüthe auf dem Fuße! Von allen Philanthropen des vorigen Jahrhunderts war Friedrich der Große es allein, der mit ſeinen beſchränkten materiellen Mitteln auch reelle Erfolge erzwang und mit ſeinen kleinen Manufakturen etwas von den Wirkungen der größten Erfindungen des neunzehnten Jahrhunderts vorwegzunehmen verſtand.

---

*) 7. Mai 1771. — 28. Juli 1774. — 4. Januar 1770.

**) S. 79.

II.

Friedrich der Große und die preußiſche Dichterſchule.

1. Der halliſche Dichterkreis.

> „Bald hör' ich unter kühlen Sommergrotten
> Ein dichteriſches Paar wie Lang und Pyra
> Begeiſterungsvoll das Lob der Gottheit ſingen.
> Sie hört von ihrer ſtolzen Höh' die Ceder
> Und rauſcht den frohen Beifall herunter."
>
> Wieland 1753.

Die Thaten Friedrichs des Großen haben namentlich durch den ſiebenjährigen Krieg die deutſche Literatur beinahe vollſtändig umgeſtaltet und neu belebt. Dieſer Einfluß der Literatur war viel complicirter als z. B. der in den Freiheitskriegen, welche im Grunde nur die Romantik und eine ſchöne lyriſche Nachblüthe der deutſchen Literatur geſchaffen haben. Eine Darſtellung der deutſchen Literaturentwickelung unter Friedrich dem Großen, wenn ſie ſich nicht ganz äußerlich halten will, muß die franzöſiſche Bildung des Königs, die damalige Volksdichtung und die Kunſtdichtung in beſtändiger Wechſelwirkung zeigen. Die Kunſtdichtung bildet eine nothwendige Vermittelung zwiſchen der Richtung des Volkes und des Hofes, trägt die franzöſiſche Richtung des Königs als ein aufgehobenes Moment in ſich und verſucht auch die Volksdichtung in ſich aufzunehmen. Wir müſſen daher unſer Augenmerk hauptſächlich auf ſie richten. Den Höhepunkt der deutſchen Kunſtdichtung von 1740—1763 aber bildet ohne Zweifel die Kriegspoeſie jener Männer, die man bald die halliſche, bald die preußiſche Dichterſchule nennt und an die Leſſing ſich eine Zeit lang anſchloß.

Schon hier ſei eine Bemerkung über die Hauptquellen der nachfolgenden Darſtellung vergönnt, ſo weit ſie in Manuſcripten von Briefen beſtehen. Innerhalb der preußiſchen Dichterſchule nahm auch die berüchtigte Freundſchaftsſchwärmerei der deutſchen Literatur ihren Urſprung und zwar glauben wir denſelben ziemlich beſtimmt auf Pyra's und Lange's „freundſchaftliche Lieder"*) zurückführen zu können. Deutlich tritt auch von Anfang an im Kreiſe dieſer Freunde die Abſicht hervor, die deutſche Literatur nicht bloß durch Nachahmung der Dichtungen des Anakreon und Horaz, ſondern auch der kunſtvollen Briefe des Plinius und Cicero von neuem aufzubauen. Der Inhalt dieſer deutſchen Briefe ſollte ſowohl „lehrreich als rührend"**) ſein. Auch die gemeinnützigen Briefe im engliſchen Zuſchauer wurden wohl ſchon gelegentlich nachgeahmt. Ließ einer der Freunde einen ſolchen Briefwechſel ſogleich drucken, was mitunter geſchah, ſo war jede Correctur erlaubt, auch die Vertilgung aller wirklichen Beziehungen Pflicht, damit ſie noch gemeinnütziger, aber auch noch anakreontiſcher wurden, als ſie ſchon waren. Gleim ſelbſt erinnerte den Paſtor Lange in Laublingen noch ſehr naiv daran, als dieſer ſpäter die an ihn gerichteten Briefe mehr aktenmäßig veröffentlichte, um dadurch die Stellung, welche er eingenommen, bis Leſſing ſein Vademecum gegen ihn gerichtet hatte, wo möglich noch für die Literaturgeſchichte zu fixiren.***) Trotz des Widerſpruches von Lange blieb Gleim der alten Weiſe ſeines ganzen literariſchen Verkehrs getreu. Er brach mit Ramler, als dieſer nach dem ſiebenjährigen Kriege ſeinen Briefſtil änderte, und opferte ſich für Heinſe auf, weil dieſer in ſeinen Briefen nochmals den „anakreontiſchen“ Ton anſchlug. Die ſonderbare Auffaſſung Gleims blieb nach ſeinem Tode nicht ohne Einfluß auf die Benutzung ſeiner Briefe durch ſeine Freunde und Verwandten. Durch einen lyriſchen Dichter wurde der Briefwechſel zwiſchen Klopſtock und Gleim am vollſtändigſten, wenn auch mit vielen verſchönernden Weglaſſungen, herausgegeben. Die von Körte in ſeiner Biographie Kleiſts vorgelegten Auszüge aus deſſen Briefen ſind dürftig, willkürlich und nicht einmal wörtlich. Nur ſo läßt es ſich erklären, daß ſie bisher noch von Niemand als Urkunden für die Kriegsgeſchichte betrachtet wurden. Sie ſind dies um ſo mehr, als es ſchon in Kleiſts Briefe an Gleim vom 3. Oktober 1756 heißt: „Schreiben Sie doch hurtig die Geſchichte des jetzigen Krieges. Sie ſollen alles Merkwürdige erfahren und nicht die geringſte Unwahrheit.“ Ramlers Briefe wurden faſt gar nicht ausgebeutet. Sie ſind für die Literaturgeſchichte die wichtigſten. Durch die große Güte des jetzigen Vorſtandes der Gleim'ſchen Familienſtiftung können wir die Handſchriften der Briefe zu einer Geſchichte der preußiſchen Dichterſchule ſorgfältig benutzen. Wir können daher auch die wohl abſichtlich unterdrückten Beziehungen jener Dichter zu Friedrich dem Großen, ſoweit ſie vorhanden waren, zum erſten male deutlich hervorheben. Es war nach einem Theile ihrer Werke wohl zu erwarten, aber doch noch keineswegs bekannt, daß bei jenen Dichtern nun ein nicht unbedeutendes Intereſſe an Politik und Geſchichte hervortritt. Vielleicht wird man zugeſtehen, daß für die hervorragendſten unter ihnen das Zurückgehen auf die echten Quellen einer Darſtellung ihres Lebens und Wirkens in demſelben Grade vortheilhaft geweſen iſt, in welchem etwa die Charaktere eines Arndt und Jahn aus den Freiheitskriegen dem jüngeren Geſchlechte erſt durch einige authentiſche Nachrichten über ihr früher abſichtlich, wohl auch von ihnen ſelbſt, in Schatten geſtelltes Wirken wieder lieb geworden zu ſein ſcheinen.

---

*) Thirſis und Damons freundſchaftliche Lieder, herausgegeben von Lange. 2. Aufl., Halle, Hemmerde (1749).

**) Aut prodesse volunt, aut delectare poetae
Aut simul et jucunda et idonea dicere vitae (Horaz).

***) Die Verhandlungen über dieſe Publikation ſind ziemlich vollſtändig aufbewahrt in einem Foliobande ungedruckter Briefe von Lange an Gleim in der Gleim'ſchen Familienſtiftung.

Faſt alle die preußiſchen Dichter, mit denen wir uns zunächſt beſchäftigen werden, gingen von Halle an der Saale aus. Wir finden ſie dort in drei verſchiedenen Gruppen, ſämmtlich noch vor dem Tode des dortigen Grammatikers Joachim Lange, welcher in Raupachs Theaterſtücke „Vor hundert Jahren“ noch eine beinahe vorweltliche Schulpedanterie repräſentirt. Der Sohn dieſes Urpedanten, Samuel Gotthold Lange und der vier Jahre jüngere Pyra bildeten die erſtere Gruppe. Die zweite, die durchſchnittlich fünf Jahre jünger iſt als die erſtere, beſteht aus Gleim, Uz und Götz. Dieſe beiden Gruppen beſtehen bereits aus Anakreontikern. Drittens aber feierte der damals allein ſtehende Ramler (er war ſechs Jahre jünger als Gleim) auf einem Schüler-Actus der lateiniſchen Schule zu Halle Friedrichs Regierungsantritt durch ein umfangreiches deutſches Gedicht.*)

Auch Pyra beſang den Regierungsantritt Friedrich des „Anderen.“ Alle dieſe Sänger erwarteten damals ſogleich den Anbruch einer goldenen Aera. Ramler, der Schüler, allein deutet auf eine Erweiterung der Grenzen durch Friedrich hin. Von Friedrichs Feldherrngröße läßt jedoch auch Pyra eine Ahnung durchblicken. Wie vielfältig Friedrichs Charakter damals ſchon erwogen war, zeigt eine ſehr auffallende Parallele, die Pyra zwiſchen Friedrich und Nero zieht. Er tröſtet ſich damit, daß Friedrich kein Nero werden könne, „weil Gott der Grund von ſeiner Tugend“ ſei. Faſt in allen Gedichten auf ſeinen Regierungsantritt wird Friedrich als der weiſe Salomo begrüßt. Der gleichfalls oft wiederkehrende Gedanke aber, daß nun ein goldenes Zeitalter anbrechen müſſe, iſt von Niemand lieblicher ausgeführt als von dem frommen und gelehrten Pyra, welcher ſich ſelbſt eine ſchöne und bedeutende literariſche Aufgabe für friedliche Zeiten geſtellt zu haben glaubte. Er wollte, gleich Bodmer, für die „obotritiſche Muſik der Reime“ in der deutſchen Literatur zunächſt nur durch eine ſorgfältige Auswahl der Bilder und durch innere Harmonie der Sprache einen Erſatz ſchaffen.

---

*) Abgedruckt in Daniels zerſtreuten Blättern. Halle, Waiſenhaus 1866. S. 87—94.

Nicht die Kriege Friedrichs, ſondern ſein eigener früher Tod hinderte Pyra an der Fortentwickelung dieſes fruchtbaren Gedankens, der dann beſonders von den preußiſchen Dichtern während des ſiebenjährigen Krieges, mitunter im Zelt und bei Friedrichs Fahnen, weiter ausgebildet wurde.

Zunächſt trat leider hauptſächlich Samuel Gotthold Lange nach Pyra's Tode für dieſen ein. Er kämpfte beharrlich für den „guten Geſchmack" gegen Gottſched und war der Führer des preußiſchen Dichterkreiſes ſo lange als derſelbe über die Beſtrebungen der Schweizer nicht hinausging. Als Dichter unbedeutend, wurde er oft ſogar confus, weil er wie der tiefere und feinere Pyra zugleich geiſtlicher und weltlicher Dichter war. Als er indeſſen mit einer Ode auf die Siege Friedrichs hervortrat, erregte er durch die neue Kriegspoeſie eine ähnliche Senſation wie ſpäter Bürger durch die Lenore; Breitinger, der die Ode Abends auf ſeiner Stube allein las, fürchtete ſich wie ein Kind, daß Jemand auf ihn loszöge. Ramler ſchrieb jedoch ſchon am 26. Febr. 1747 aus Lähme an Gleim, Lange's Unglück ſei es, daß er es mit der einen Seite verdorben habe und von der anderen keine Hochachtung zu erwerben wiſſe.

Lange's Kriegspoeſie mußte alsbald in's Franzöſiſche überſetzt werden. Aber ſchon bei Verherrlichung des dresdener Friedensſchluſſes zeigte ſich Lange's Stellung an der Spitze der Dichtergruppe unterhöhlt. Wie Gottſched in ſeinen literariſchen Beſtrebungen durch ſeine Gattin, eine geborene Culmus, unterſtützt wurde, ſo hatte auch Lange, Gottſcheds Gegenſatz, ſeine anakreontiſche Poeſie durch die thätige Theilnahme ſeiner Ehefrau, der „Doris", etwas zu bereichern geſucht. Dieſe ſollte jetzt auch Friedrich den Dank ihres Geſchlechtes über den Friedensſchluß in einem Gedichte ausſprechen. Nun vertheidigte zwar Sulzer hartnäckig im Kreiſe der Freunde ebenſowohl Lange's Feſtgedicht auf den Frieden als das der Doris. Dagegen zeigte Gleim bei dieſer Gelegenheit bereits ein ahnungsvolles Verſtändniß für die politiſche Poeſie, indem er wenigſtens das Gedicht der Doris, obgleich er ſie in ſo manchem anakreontiſchen Briefe verherrlicht hatte, in feſtlicher Weiſe zu verbreiten ſich entſchieden weigerte, weil jedes Weib, „jede Culmus“ es eben ſo gut machen würde. Wenn nun auch Gleim nachmals zu verſtehen gab, daß er hauptſächlich aus Furcht vor dem Spotte des Hofes das Friedenslied der Doris zu unterdrücken gewünſcht habe, ſo vermochte doch Lange durchaus nicht, ihn zum Widerrufe ſeines ſchneidenden Urtheils zu bewegen. Seit dieſer Zeit begannen in der Geſchichte der preußiſchen Dichterſchule die Naivitäten, an die man ſeit Pyra's und Lange's „freundſchaftlichen Liedern“ gewöhnt geweſen war, allmählig zu verſchwinden. Die Rolle der Doris, welche zuletzt geiſtesſchwach wurde, war ausgeſpielt und Lange ſelbſt verlor wenigſtens ſeine Geltung auf dem Gebiete der politiſchen Poeſie. Dennoch aber blieb er noch längere Zeit ein Mann von literariſchem Gewicht.

Nach den beiden ſchleſiſchen Kriegen ſchien Friedrich etwa wie Octavianus nach der Schlacht bei Actium dazuſtehen. Man änderte daher die allgemeine Vorſtellung von einer beginnenden goldenen Aera, welche man bei ſeinem Regierungsantritte ausgeſprochen hatte, allmählig beſtimmter in das Verlangen nach einem auguſteiſchen Zeitalter um. Wegen der bisherigen Armuth der deutſchen Literatur ſollten für dieſes Zeitalter die römiſchen Autoren ſelbſt zur Fortbildung der deutſchen Sprache nachgeahmt, ja, ſogar durch Ueberſetzungen entlehnt werden. Vor dem völligen Ablaufe der vierziger Jahre des 18. Jahrhunderts wurden dieſe fruchtbaren Ideen, namentlich durch Ramler, vollkommen ausgebildet und zwar — wie wir conſtatiren können — nicht ohne daß dieſer dazu durch die ihm bekannt gewordenen ungünſtigen Urtheile des Königs über die deutſche Sprache beſonders angeregt war. Am 8. Juli 1749 nämlich ſchrieb Ramler an Gleim: „Der König, wenn die Nachricht nicht apokryphiſch iſt, hält den Caniz für den erſten und letzten deutſchen Poeten und bekennt, daß die Deutſchen ihre Barbarei bis auf die einzige Sprache ziemlich abgelegt haben. Wie kann er anders denken, ſo lange man ihm den Haller, Hagedorn und Sie ſelbſt, mein liebſter Minneſinger, ingleichen Zachariam den Poeten, den Schäfer Roſt, den ſeraphiſchen Klopſtock und alle, die noch vor der Thüre ſtehen, vorenthält .... Die Hälfte des Seculi iſt bald vorbei! Gott helfe weiter!" Schon am 13. Sept. 1749 rückte Ramler mit dem Plane heraus, die Deutſchen, wie ſie einſt mit Gothen (!) und mit Hunnen überſchwemmt ſeien, nun mit Römern und Griechen zu überſchwemmen. Man ſei ihnen dieſe Hilfe ſchuldig. Jeder deutſche Dichter ſollte ſeinen antiken „Leibautor" haben, den er imitire, interpretire, ſogar corrigire, aber vor allen Dingen überſetze. Damit der Geſchmack wirklich vollkommen werde und die Sitten reiner blieben, ſolle Alles ſo überſetzt werden, daß ein Frauenzimmer es ohne Schamröthe hören könne. Gleim ſoll ſich deshalb an Ebert, Zachariae, Uz und Goetz wenden. Von dieſen ſollen einige wieder an Cramer, Rabener, Gellert und Gieſeke ſchreiben. Ramler ſelbſt will nur einer der Secretaire werden: die letzte Inſtanz, der „witzige Patriarch" ſoll Bodmer ſein. Ganz beſonders merkwürdig iſt es auch, daß die Werke dieſer deutſchen Autoren mit lateiniſchen Lettern gedruckt werden ſollten. Und wirklich wurden dieſe ſpäter, wie es ſcheint auch mit Rückſicht auf den König, der an die deutſchen Lettern nicht gewöhnt war, in den Werken der preußiſchen Dichter vielfach eingeführt.

Es hatte nun aber nicht allein Samuel Gottfried Lange, deſſen Vater einſt in Berlin Rector des friedrichs-werder'ſchen Gymnaſiums geweſen war, aus dem ganzen Kreiſe der preußiſchen Dichter ſtets noch die meiſten äußerlichen Beziehungen zu Friedrich, ſondern wir finden, vielleicht mehr durch Pyra's Verdienſt, bei Samuel Gotthold Lange auch wirklich die erſten Keime der ſo eben angedeuteten Beſtrebungen innerhalb unſerer Dichtergruppe. Während Ramler ſeine philologiſchen Studien erſt allmählig vor den Augen des Publikums vervollkommnete, ſehen wir Samuel Gotthold Lange wenigſtens ſchon früh mit Horaz, dem Hauptdichter des wirklichen auguſteiſchen Zeitalters, beſchäftigt. Es war höchſt ſeltſam, wie Pyra und andere Freunde in Allem eine Aehnlichkeit zwiſchen Lange und Horaz herauszufinden wußten, beſonders als er an dem General Stille zu Aſchersleben ſogar einen zweiten Maecenas gefunden hatte! Lange beſorgte von Stille 1747 ein komiſches Heldengedicht, der Lerchenkrieg, welches den Lerchenfang bei Aſchersleben ſchilderte, zum beſonderen Abdrucke. Wirklich aber waren die Pläne der Freunde, Friedrich zum Auguſtus der deutſchen Literatur zu machen, ihrer Verwirklichung nie ſo nahe, als da ein preußiſcher General, welcher ſelbſt in deutſcher Sprache dichtete, die Sache der deutſchen Literatur vor dem Throne zu führen verſprach. Stille ſtarb indeſſen für ſeine Freunde zu früh (1752). Sehr eifrig verhandelte der König mit ihm über Horaz. Und wie öde die wenigſtens theoretiſch durch Lange gewiſſermaßen beherrſchte Periode der preußiſchen Dichtung von Pyra's Tode bis zu Leſſings Vademecum auch noch war, ſo zeigte Friedrich doch gerade noch innerhalb derſelben bei dem Erſcheinen des Horaz von Lange, daß er nur allzu geneigt war, auf ſolche Beſtrebungen der preußiſchen Dichter einzugehen, welche in ſeinen Augen eine Zukunft zu haben ſchienen. Er beantwortete nämlich Dedication und Zuſendung des Buches mit folgendem bisher ungedruckten Schreiben:

„An den Prediger Lange zu Laublingen.

Würdiger, Lieber Getreuer. Ich habe euer Schreiben vom 30. voriges Monaths nebſt der Mir zugeeigneten neuen deutſchen Ueberſetzung des Horatz wohl erhalten, und wie Mir eure dadurch gezeigte devote Attention zu gnädigſten Gefallen gereichet, alſo zweifele Ich nicht, es werde eure wohl gerathene Arbeit der Schul Jugend bey Leſung dieſes lebhaften Autoris in der That nützlich ſeyn, und dadurch der Zweck eurer angewandten Bemühung völlig erreichet werden. Ich verbleibe übrigens Euer Gnädiger König (gez.) Friedrich.“

Potsdam den 9. Aprill 1752.

Dieſes Schreiben enthält ſchon einige der Gedanken des Königs in der ſpäteren Abhandlung über die deutſche Literatur und im Erlaſſe über den Unterricht. Zugleich geht es ganz auf die Beſtrebungen der damaligen zu Ueberſetzungen ſo geneigten preußiſchen Dichterſchule ein. Es waren jedoch die horaziſchen Versmaße in Lange's Ueberſetzung noch faſt bis zur Unkenntlichkeit entſtellt. Die vorgeſchobene Kürze zu Anfang, welche auch Kleiſts Frühling entſtellt hatte, gab den meiſten dieſer gemiſchten Metra eine molluskenartige Weichheit. Wenn nun auch dies die Zeitgenoſſen weniger empfanden, ſo war doch Leſſing ſchon im Stande, eine Anzahl grober Schnitzer an Lange's Horaz aufzudecken. Das erſte deutſche Buch, welches Friedrich lobte, wurde ſo auch das erſte, welches Leſſing mit einer damals noch ungewöhnlichen Heftigkeit verwarf. Ramler in Berlin, auf welchen wirklich geniale Männer ſtets im Anfange einen etwas wunderlichen Eindruck machten, meinte damals, daß Leſſing ſich freue, überall heimliche Autorſtreiche — dies ſolle heißen: Streiche auf Autoren — auszuführen. Leſſing hätte Lange ſeiner Meinung nach gelinder und doch richtig beurtheilen können. Er ahnte nicht die innere Nothwendigkeit der literariſchen Vernichtung Lange's.

In der That war dieſe zugleich einer der Schritte, durch welche die deutſchen Autoren über den Standpunkt der Schweizer hinausgingen, deren treueſter Bundesgenoſſe Lange war. Die Schweizer hatten die vierziger Jahre, in welche ihre Blüthezeit fällt, benutzt, um ihren gebildetſten Theoreticus als Vorpoſten bis in die Hauptſtadt des großen Friedrich vorzuſchieben. Ihre moraliſch-religiöſe Haltung hatte für Sulzer zunächſt den Zutritt zum Hofprediger Sack gebahnt. Zu der Anſtellung, die ihm dieſer in Berlin verſchaffte, ſcheint indeſſen auch Gleim mitgewirkt zu haben. Um ſo mehr ſollte nun von dieſen Verhältniſſen auch ein Genie Vortheil ziehen, das im Stiftsländchen jener Aebtiſſinnen geboren war, welche in der Zeit König Friedrich Wilhelms I. der bekannte Hr. v. Plotho, nachmals einer der treueſten Diener Friedrichs des Einzigen, auf ſeine eigenthümliche

Weiſe zum völligen Gehorſam gegen Preußen gebracht hatte. Es war Klopſtock, welcher zu Quedlinburg in dem Hauſe mit den beiden Seulen, die nach einer neueren Entdeckung aus der Schloßkirche entnommen und als ein ſonderbares omen vor dieſem Hauſe verkehrt aufgeſtellt wurden, geboren war. Nachdem 1748 die drei erſten Geſänge des Meſſias in den bremiſchen Beiträgen erſchienen waren, forderte Sulzer 1749 Maupertuis auf, den König auf den dadurch bewieſenen Fortſchritt der deutſchen Literatur aufmerkſam zu machen. Dieſer war indeſſen nicht dazu zu bewegen.*) Indeſſen verſprach der Hofprediger Sack, der einer harzgerödiſchen Familie angehörte und ſich faſt als Klopſtocks und Gleims Landsmann anſehen konnte, Klopſtock unter Umſtänden, welche dieſem als ſehr vortheilhaft erſcheinen mußten, nach Berlin zu berufen. 1750 führte Sulzer ihn wie im Triumphe von Halberſtadt und Quedlinburg aus zu Bodmer in die Schweiz. Als aber Klopſtock auf dieſer Reiſe mit Bodmer zerfiel, nahmen Sulzer und Sack entſchieden gegen Klopſtock Partei. Bei der ſchroffen Spaltung, die nun durch Klopſtocks und Bodmers Bruch zwiſchen den Autoren Deutſchlands und der Schweiz eintrat, war es allerdings ſehr folgenreich für die äußeren Verhältniſſe der deutſchen Autoren, daß dem franzöſiſchen Hofe des Königs nur Sulzer und Sack näher ſtanden. Dies zeigte ſich leider ſogleich in Sachen Klopſtocks. Sack verlangte in einem Briefe an ihn, daß er ſich unbedingt vor Bodmer demüthige. Allein auch für den Fall, daß dies geſchähe, beſchwor der geiſtliche Oberhirte den Candidaten Klopſtock zum Schluſſe, unbedingt nach Dänemark zu gehen. Er maßte ſich alſo an, ihn gleichſam aus Preußen wegzuweiſen, wie ihn Bodmer aus ſeinem Hauſe gewieſen haben mochte. Aus Bodmers Bruche mit Klopſtock entſtand ein Bruch Klopſtocks mit dem Könige von Preußen, mit den Franzoſen an deſſen Hofe, den Schweizern in ſeiner Hauptſtadt und vor allen Dingen mit dem preußiſchen Kirchenregimente, keineswegs aber mit dem preußiſchen Volke oder mit der preußiſchen Dichterſchule, mit der er vielmehr ſtets in der engſten Verbindung blieb. Sulzer und Sack bilden ſeit dieſer Zeit für Friedrichs Hof mit den Franzoſen zuſammen im Ganzen genommen faſt eine der deutſchen Literatur feindliche Kamarilla.

---

*) Friedrich der Zweite und ſein Jahrhundert in Bezug auf Sprache und Literatur, Schule und Volksbildung. Eine vaterländiſche Säcularſchrift von Theodor Heinſius. Berlin, Poſen und Bromberg. Ernſt Friedrich Mittler. 1840. S. 118.

Einige Jahre nach Klopſtocks Reiſe in die Schweiz wurde der Paſtor Lange durch Leſſing von dem näheren Antheile an der preußiſchen Dichterſchule ausgeſchloſſen und gewiſſermaßen auf ſeinen Antheil an den Beſtrebungen der Schweizer eingeſchränkt. Bald erblicken wir nun die Preußen den Schweizern weit voraus. Es webt ein friſcher Geiſt unter ihnen, nachdem Lange's Einfluß eingeſchränkt iſt. „Mit der größeren intenſiven Kraftentwickelung" ſtellte ſich Preußen „der univerſelleren ſchweizeriſchen Nebenbuhlerſchaft" gegenüber. Als die Schweizer gerade eine ſtillere Richtung angenommen hatten, bewirkte die kriegeriſche kräftige Stimmung der Preußen, daß Bodmer und alle ſeine Anhänger der preußiſchen Schule in der Literatur ebenſo unterlagen, wie die Schweizer früher über die Leipziger geſiegt hatten.*)

---

*) Vergl. **Gervinus** (Geſchichte der deutſchen Dichtung, 4. Aufl., IV, S. 188. 190), der jedoch von der Wichtigkeit der Vorgänge zwiſchen Klopſtock und Bodmer noch keine Ahnung hat.

2. Die Volkspoeſie in Norddeutſchland zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges.

> „Wohl von Berlin ein tapfrer Held
> Regirt nebſt Gott jetzt in der Welt.
> Vivat! Vivat! Vivat!“

Wenn auch Lange ſich noch der engliſchen Literatur zuwandte und im Studium des Mittelhochdeutſchen mit den Schweizern wetteiferte, ſo iſt doch der Einfluß der alten halleſchen Schule auf die Kunſtdichtung mit einer einſeitigen Nachahmung der Römer und Griechen vollkommen abgeſchloſſen. Der Schritt, mit welchem die Preußen über die Schweizer hinausgingen, beſtand in der Hinzufügung eines für die Nationalliteratur eben ſo weſentlichen Elements durch den erſten rohen Verſuch einer Geſtaltung der volksthümlichen Richtung für die deutſche Kunſtdichtung. Hatte der goldene Frieden die klaſſiſche Richtung am meiſten befördert, ſo führte die nationale Kraftanſtrengung zu Anfange des ſiebenjährigen Krieges die volksthümliche Richtung auch in die Kunſtdichtung ein.

Im Mittelpunkte dieſer volksthümlichen Richtung, wie ſie zu Anfange des ſiebenjährigen Krieges war, erblicken wir wiederum die Geſtalt (richtiger geſagt vielleicht nur das Bild) Friedrichs des Großen. Ohne es zu wiſſen, gab er dieſer nationalen Richtung die großartigſten Anregungen. Wie von ſeinem in gewiſſem Sinne doch echt deutſchen Heldencharakter die Bardenpoeſie ihren Ausgang nimmt, ſo lebt er auf der anderen Seite auch als eine echt volksthümliche Figur im Märchen fort. Bald ſetzt ihn die Sage in der gewöhnlichen Weiſe ſinnloſer Mythenabſchwächung bloß an die Stelle älterer Märchengeſtalten, bald ſcheint ſie durch die Einführung des alten Fritz in die Märchenwelt den Aberglauben ſelbſt ironiſiren zu wollen. Weil ihm nämlich nach ſeinem Bildungsgange wenigſtens in literariſcher Hinſicht alles Nationalbewußtſein fehlt, ſo iſt er prinzipiel ein Gegner dieſer ganzen nationalen Richtung mit allen Ueberlieferungen und ihrem ganzen Aberglauben. Dieſer negative Gehalt in den Beziehungen des Volkes zum alten Fritz kommt dem Volke ebenſo wenig zum klaren Bewußtſein als Friedrich dem Großen der ganze Umfang ſeiner nationalen Beziehungen zum Volke. Indeſſen trägt doch auch das Bewußtſein des jetzigen norddeutſchen Bauern eine gewiſſe dunkle Erinnerung an ſeine Erneuerung durch Friedrich den Großen in ſich. „Der alte Fritz (ſagt er ſehr beſtimmt) hat die Zwerge aus dem Lande getrieben.“ Um ſo mehr trifft ein Gedicht mit der bedeutungsvollen Ueberſchrift: „Die Aſpecten von Europa 1756“ den Nagel auf den Kopf mit den Worten:

Der Preuße treibt den böſen Teufel
Gleich Exorciſten trefflich aus.

Bis auf den heutigen Tag trägt das naive Volksbewußtſein noch keine geſchichtlichen Perioden mit ſich herum. Es unterſcheidet bloß zwiſchen der Gegenwart nebſt Allem, was unmittelbar aus ihr begriffen wird, und zwiſchen der Vergangenheit mit ihren dunkeln Räthſeln. So wie aber die Zeit der Räthſel für den norddeutſchen Bauern mit dem Anfange des ſiebenjährigen Krieges verſchwindet, ſo läßt er nicht ſelten auch noch die Heidenzeit bis zu Anfange deſſelben reichen. Er faßt auf dieſe Weiſe ebenſowohl den öſtreichiſchen Mariencultus als den im germaniſchen Heidenthume wurzelnden Aberglauben der Proteſtanten mit dem Heidenthume ſelbſt zuſammen. Bald mit katholiſcher Wärme, bald mit puritaniſcher Härte conſtatirt die Volksliteratur aus jener Zeit den Abfall von Maria (Thereſia). Im „Unterſchied des wahren und falſchen Troſtes bei jetzigen Kriegszeiten“ bringt die wahren Troſtgründe immer das proteſtantiſche Preußen, die falſchen immer das katholiſche Oeſterreich vor. Zwar iſt der heilige Vater in Rom geneigt, die Mönchsorden zu bewaffnen und den verſchiedenen öſtreichiſchen Truppengattungen hinzuzufügen. Zwar iſt ſogar der Mönch Berthold Schwartz Willens, aus dem Fegefeuer Urlaub zu nehmen, um als Feuerwerker bei Maria Thereſia einzutreten. Aber Alles wird vergeblich ſein: denn ſchon hat ein Erdbeben in Liſſabon (1. Nov. 1755) der Erde gezeigt, daß der Himmel die katholiſche Welt zum mindeſten nicht mehr begünſtigt.

Das Weſentliche einer Culturſtufe, auf der das norddeutſche Volk dem Aberglauben ſo kräftig entſagte, kann zunächſt nur in einem engeren Anſchluſſe an die proteſtantiſche Kirchenlehre beſtanden haben. Bekanntlich war in den erſten Jahren des ſiebenjährigen Krieges eine religiöſe Erregung der proteſtantiſchen Welt nicht zu verkennen. Sie konnte Friedrich dem Großen ſelbſt beim Anblicke ſeines Heeres nicht entgehen. Die einzige verbürgte Nachricht über den Culturzuſtand der damaligen preußiſchen Armee in religiöſer und zugleich in literariſcher Beziehung findet ſich in Kleiſt's Briefen. Sie lautet: Die Soldaten haben die Gewohnheit, daß ſie des Morgens auf dem Marſch, ehe ſie Lieder vom König von Preußen anſtimmen, geiſtliche Lieder ſingen.

Nur die größte Böswilligkeit konnte die politiſche Benutzung dieſer proteſtantiſchen Erregung von Seiten des durch mehrere katholiſche Staaten zugleich bedrohten Friedrichs für heuchleriſch halten, während ſie vielmehr (wie ſein ganzes Verhalten zu Religion und Volksthum) nur eine verhältnißmäßig ebenſo bedingte und zurückhaltende als eigenthümliche und individuelle geweſen zu ſein ſcheint. Es intereſſirt uns jedoch hier nur das weltliche Lied und zwar zunächſt nur das Volkslied.

Da die echten älteren Volkslieder bis auf den heutigen Tag in Deutſchland unabhängig von allen modernen Mitteln des literariſchen Verkehrs geſungen werden, ſo waren ſie zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges vielleicht noch doppelt ſo zahlreich vorhanden als jetzt. Gewiß aber ſind die Texte gerade damals vielfach abgeſchwächt und verſchlechtert. Die Zeit für das Entſtehen echter Volkslieder war wegen der eindringenden Verſtandesbildung vorüber. Die volksthümliche politiſche Dichtung aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges iſt von doppelter Art: eine militairiſche oder ſingbare und eine bürgerliche oder nicht ſingbare. Wenn auch bei weitem nicht alle hiſtoriſchen Volkslieder aus jenen Tagen im Heere gedichtet ſind, ſo ſcheinen doch die meiſten und auch die außerhalb der Armee entſtandenen, ſobald die Melodien bekannt waren, bei dem Heere eingebürgert und von ihm geſungen zu ſein. Den früheren Reiter- und Landsknechtsliedlein ſteht dies hiſtoriſche Soldatenlied aus dem ſiebenjährigen Kriege auch in ſtofflicher Hinſicht, weil die Art der Kriegführung proſaiſcher geworden war, an poetiſchem Gehalte nach. Wie köſtlich auch in erotiſchen und andern echten Volksliedern oft das menſchliche Leben geſchildert war, ſo hatte ſich doch das hiſtoriſche Lied zu allen Zeiten nur ſelten über die bloße Beſchreibung erhoben. Das hiſtoriſche Volkslied des ſiebenjährigen Krieges aber begnügt ſich oft ſchon an den wichtigſten Stellen mit der bloßen Aufzählung, z. B. in dem ſchauderhaften und oft wiederkehrenden Verſe: „Hier lag ein Arm und dort ein Bein“. Allein ein ſchönes und großes geſchichtliches Ereigniß ruft während des ſiebenjährigen Krieges eine Nachblüthe des deutſchen Volksliedes überhaupt hervor, verjüngt das hiſtoriſche Soldatenlied und verleiht ihm auf einen Augenblick beinahe den echten Volkscharakter wieder. Dies Ereigniß iſt Schwerin's Tod und die Schlacht bei Prag. Ihr ſind die ſchönſten preußiſchen Soldatenlieder aus dem ſiebenjährigen Kriege gewidmet. Eins der beſten davon hat Ernſt Moritz Arndt aufgefunden. Echt volksthümlich und von unvergleichlicher Schönheit iſt in Bürgers Leonore der Zug, daß Wilhelm ſchon ſeit der Schlacht bei Prag beweint wird. Von Prag kommt offenbar ſein Geiſt „hergeritten“.

Die bürgerliche politiſche Volksdichtung aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges tritt nicht ſelten in der Form der poetiſchen

Proſa auf. An dieſer bürgerlichen Volksdichtung betheiligt ſich gleichmäßig der Bauer und der Handwerker, der Halbgebildete und der Naturdichter; der gebildete Beamte, welcher ſeinem Könige durch eine ſcharfe Satire nützen will und der gebildete Privatmann, der eine Stellung über den Parteien einzunehmen wünſcht. Die Haltung dieſer Satiren erinnert vielfach an Rabener. Mit ausgezeichnetem Humor finden wir die Kämpfe zwiſchen Friedrich und Maria Thereſia als Dorfgeſchichte aus dem anſehnlichen und fruchtbaren, aber durch den unruhigen Geiſt ſeiner Bewohner bekannten Dorfe Großenhagen dargeſtellt. Deutſchland wird als krankes Frauenzimmer abgemalt, dem eine Reihe von uneinigen Aerzten an verſchiedenen Stellen zur Ader läßt. Ein Gedicht gegen Daun beginnt: „Daun aller Daunen Daun, Daun über alle Daunen." Gegen Brühl ſpricht ſich ein unglaublich ſtarker Haß aus. In der „tröſtlichen Anrede des ſächſiſchen Landes an ſeinen ehemaligen Premierminiſter, den Grafen Brühl", heißt es ſogar:

Dein Schlund iſt größer als der Nill,
Der nie gnug hat, verfluchter Brühl.

Einige andere Dichtungen ſind dagegen von einer ſeltenen Anmuth. In einer derſelben ſchickt Jupiter den Mercur zu Friedrich. Nachdem Mercur gemeldet und etwas ſeltſam beſchrieben iſt, läßt Friedrich ihn ſeines verdächtigen Ausſehens wegen durchſuchen, hört aber dann ſeine Ermahnungen zur Friedensliebe mit vieler Aufmerkſamkeit an. Eine Reihe kleiner und mehr epigrammatiſcher Gedichte iſt ebenſo zierlich und hübſch als volksthümlich.

Wir haben oben auch der halbgebildeten Naturdichter erwähnt. Sie ſcheinen bei ihrer eigenthümlichen Strebſamkeit beſonders in Schleſien lebhaft auf die ungewohnten preußiſchen Verhältniſſe eingegangen zu ſein. Eben dieſe Schleſier aber verrathen ſich durch den verſpäteten Gebrauch des Alexandriners auf eigenthümliche Weiſe als Autodidakten, welche erſt noch eine frühere literariſche Epoche, in dieſem Falle die ſchleſiſche Dichterſchule, nachholen. Es iſt bisher überſehen worden, daß eine ſchleſiſche Bäuerin, die Frau Karſch, in ihrem Bauerngeſpräche ihr beſtes politiſches Gedicht lieferte. Schon das iſt bemerkenswerth, daß die Karſchin viele Proben einer Mundart, ungefähr wie ſpäter der Schweizer Jeremias Gotthelf, in dieſer kräftigen Dichtung mit dem Hochdeutſchen zu verbinden wagte. Wir vermuthen, daß Goethe bei der Abfaſſung von Hermann und Dorothea auch dies Gedicht einer ſchleſiſchen Bäuerin gekannt hat.

Daß im Obigen überhaupt eine Charakteriſtik der Volksdichtung des ſiebenjährigen Krieges verſucht werden konnte, iſt zum Theil das Verdienſt des Freiherrn Franz Wilhelm von Ditfurth, welcher ſeit 1869 die bis dahin nur ſehr geringe Anzahl der aus den Tagen Friedrichs des Großen bekannten Soldatenlieder *) ſehr vermehrt hat. Die Kenntniß der bürgerlichen politiſchen Volksdichtung des ſiebenjährigen Krieges haben wir lediglich aus zwei Bänden mit Handſchriften **) auf der K. Bibliothek zu Berlin geſchöpft. Jeder Band umfaßt die Zeit von 1740, nicht wie auf den Titeln angedeutet iſt, erſt von 1756 an. Ueberſchriften, Namen, Jahreszahlen und Quellenangaben ſind faſt ohne Ausnahme weggelaſſen. Einiges iſt von Gleim und Vieles gewiß den Zeitungen entnommen. Die Hauptquelle dürften aber Abſchriften oder fliegende Blätter geweſen ſein. Da bei der Auswahl des Materials die äſthetiſche Kritik nicht gleich der literarhiſtoriſchen vernachläſſigt iſt, ſo iſt der Werth jener beiden Bände in poetiſcher Hinſicht doch ſehr bedeutend. ***)

---

*) Beſonders ausführlich iſt Ditfurth's bei Lipperheide erſchienene Sammlung der Lieder des ſiebenjährigen Krieges.

**) Mscr. Boruss. fol. 872 mit 62 numerirten, aber wohl nicht richtig gezählten Piecen und Mscr. Boruss. fol. 506 mit 26 nicht numerirten Piecen.

***) Aehnliche volksthümliche Dichtungen aus fliegenden Blättern dürften ſich in der Hecht'ſchen Bibliothek zu Halberſtadt im Beſitze des Hrn. Oberamtmann Heine daſelbſt befinden. Dieſelben ſind von Hecht, einem Bekannten Gleims und Ramlers, ſelbſt zuſammengeſtellt und mit Briefen, die Friedrich der Große über die Verhältniſſe Preußens zu

Dänemark an ihn ſchrieb, zuſammen aufbewahrt werden. Während die Königl. Bibliothek zu Berlin an ſeltenen Drucken aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges durchaus nicht reich iſt, beſitzt Hr. Dr. H. Klette eine ſehr umfaſſende und ausgezeichnete Sammlung von Staatsſchriften und Gelegenheitsgedichten aus jener Zeit. Dieſe Sammlung, wichtig auch für die politiſche Geſchichte, liefert vor Allem den Beweis, daß die Bewegung innerhalb der Kunſtpoeſie zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges ſich keinesweges auf Halle und Berlin beſchränkt, ſondern namentlich faſt auf alle Theile der preußiſchen Monarchie gleichmäßig erſtreckt hat. Dies im einzelnen weiter auszuführen, iſt freilich hier nicht unſere Aufgabe. Die gedruckte Literatur des ſiebenjährigien Krieges behandelt am beſten Willy Böhme Aufſatz: „Wie ſtellen ſich die Thaten Friedrichs des Großen in der deutſchen Literatur, hauptſächlich in der deutſchen Poeſie, dar?“ (Haſſel's Zeitſchrift 1870 Nr. 8. 10.) — Wir wollen hier zunächſt bloß die ſogenannte preußiſche Dichterſchule, die bisher nach ſächſiſchen und ſchweizeriſchen Quellen mitunter unrichtig beurtheilt iſt, nach den ihr eigenthümlichen noch ungedruckten Urkunden in der Kürze richtig zu ſchildern verſuchen.

3. Eintritt der volksthümlichen Richtung in die Kunſtpoeſie: der Kanonikus Gleim als preußiſcher Grenadier.

„Berlin ſei Sparta! Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg!"
Gleim.

Für den ſiebenjährigen Krieg iſt in einzelnen Fällen eher eine Nachahmung der gebildeten Dichter durch die Volkspoeten als das Umgekehrte anzunehmen. Es war aber hohe Zeit, daß man die hinſterbende volksthümliche Richtung in die deutſche Nationalliteratur hineinrettete. Den erſten Schritt in dieſer ſchwierigen Angelegenheit zu thun war faſt nur Gleim möglich, an deſſen Talent Ramler überhaupt eine erſtaunliche Biegſamkeit ehrte, ſowie „diejenige Naivetät, die Batteux das Erbtheil wahrhaftig großer Seelen nennt." Hirzel ſchrieb ihm: „Alle reden die gleiche Sprache der Entzückung über Ihre Dichtart, die das Erhabene mit dem Natürlichen ſo wohl zu verbinden weiß." Gleim gab 1756 die erſten deutſchen Romanzen heraus. Er ſollte bald einen weiteren, auf großen Umwegen bewirkten Fortſchritt nach derſelben Seite hin thun. Die kriegeriſche Zeit brachte es mit ſich, daß dieſer zweite Verſuch in der Romanze oder Ballade der Kriegsliteratur angehörte.

Die Städte Halberſtadt, Berlin und Colberg hatten alle drei während des ſiebenjährigen Krieges nicht ganz unähnliche Schickſale.*) Das Geſchick dieſer drei Städte hat hauptſächlich Gleim und Ramler, einen geborenen Kolberger, zu ihren Kriegsliedern angeregt. Die Gegend von Halberſtadt wurde zuerſt für ein Lager beſtimmt.*) So ließ dann auch Gleim verhältnißmäßig früher als Ramler die Tuba ſeiner Schlachtgeſänge ertönen.

---

*) Ramler bemerkt dies ſelbſt in ſeinem Briefe an Gleim vom 19. September 1761.

Als Ramler zuerſt ein Bruchſtück des Meſſias las, deſſen Dichter nach ſeiner Meinung Klaproth hieß, ſchrieb er an Gleim, Klaproth raſe „in das chriſtliche Syſtem hinein"; ein ſolches Genie hätte Gleim vorher „in die Cur" nehmen müſſen. Das Umgekehrte geſchah: der Sänger des Meſſias nahm den ſcherzhaften Liederdichter in die Cur. Mehr als durch die Verbindung mit ſeinem Vaterhauſe in Quedlinburg hielt Klopſtock, wie wir ſehen werden, durch die Beziehung zu Gleim in Halberſtadt ſpäter eine gewiſſe ideale Verbindung mit ſeinem preußiſchen Vaterlande aufrecht. Lange vorher ehe Percys 1765 erſchienene Reliques of English poetry einen reineren Volkston in der deutſchen Literatur bewirkten, hatte Klopſtocks Genie in dem Spectator ein derartiges Muſter, das Volks- und Kriegslied von der Chevy-chase, entdeckt. In demſelben Jahre 1749, in welchem Friedrich faſt der Meſſias vorgelegt wäre, hatte er es ſchon in einer Ode auf Friedrich nachgeahmt. Seit 1771, nachdem ihm alſo längſt durch Sack der ganze preußiſche Hof verleidet war, wollte er dieſe Ode auf Heinrich den Finkler bezogen wiſſen. Beinahe könnte man aber noch vermuthen, daß Gleim vom Sänger des Meſſias drei Jahre vor dem ſiebenjährigen Kriege gleichſam in der politiſchen Poeſie unterwieſen ſei. Jedenfalls bemächtigte ſich Gleim in ſeinen Kriegsliedern der Begeiſterung für Friedrich, des Volkstones und des Versmaßes der engliſchen Volksballade, zu dem er die von Klopſtock ohne Grund weggelaſſenen Reime wieder hinzufügte. Den großen

---

*) Schäfer's Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. Berlin, Hertz, 1867, I S. 194: „Das Nächſte war, daß er (Friedrich) unter dem Vorwande zur Deckung der hannoverſchen Lande ein Lager bei Halberſtadt errichten zu wollen (29. Juni 1756) Anordnungen traf, die weſtfäliſchen Regimenter heranzuziehen." Nach Kleiſt's Briefen ſollte ſich dies Lager bei Hornburg zwiſchen Braunſchweig und Harzburg befinden.

Wurf, welchen Klopſtock mit jener Ode gethan hatte, beutete er in ſeinen Grenadierliedern aus. Nachdem Gleims Grenadierlieder erſchienen waren, reizten Klopſtock und Gleim gemeinſam zu weiteren Nachahmungen. Da nämlich in jener durchweg fundamentalen Ode von Klopſtock auch die anſtößigen Gedanken aus dem Friedensgedichte der Frau Lange in veredelter horaziſcher Weiſe aufgenommen waren, ſo erſchienen Chriſtian Weißes Amazonenlieder*) Die Amazonen beſingen hier die Krieger im Versmaße der Chevy-chase. Dieſe Lieder erregten mit Recht Anſtoß. So betheiligte ſich denn bald an der auf deutſchen Boden verpflanzten Chevy-chase auch die bitterſte Ironie. Man verſpottete die in den Grenadier- und Amazonenliedern zuerſt hervorgetretene neue volksthümliche Richtung durch Granadier- und Amazonen(ſtrom)lieder**), welche angeblich den Kriegs- und Liebesliedern der amerikaniſchen Wilden nachgebildet ſein ſollten. Offenbar deuchte der ſchwache Volkston in den Grenadierliedern den Zeitgenoſſen ſchon zu kräftig. Und doch war in dieſen Liedern der Durchbruch des echten Volkstones ſchon dadurch unmöglich gemacht, daß neben der ſchottiſchen Ballade auch in den Grenadierliedern zugleich die Römer und Griechen nachgeahmt wurden. Ein ſo beſchränktes literariſches Gebiet wie das des Soldatenliedes eröffnet wohl überhaupt nicht den nöthigen Spielraum, um das Streben nach Volksthümlichkeit und nach Claſſicität zu vereinen. Kein deutſcher Dichter hat ſich daher mit ſolchem Erfolge im volksthümlichen Soldatenliede verſucht als nachmals Fouqué, indem er ſehr einfach den Ton der Romantik anſchlug. Die Haltung in Gleims Grenadierliedern aber iſt von der Art, daß Gervinus ſie als erneuerte Hofpoeſie betrachtet, die im Vergleich mit früheren literariſchen Erſcheinungen durch die Herſtellung eines echteren Odenſtils gehoben würde. Da nun aber jedenfalls in den Grenadierliedern die Gegenſätze des Volksthümlichen und des Claſſiſchen, durch deren Verſchmelzung die deutſche Literatur wiedergeboren wurde, noch getrennt und unverſöhnt neben einander liegen, ſo hat das kecke Werkchen für uns keinen Werth mehr als den einer Curioſität und eines vormals für die literariſche Entwickelung nothwendig geweſenen Exercitiums. Man konnte auch nach einem ſo abgeleiteten und ſelbſt nicht einmal rein auf den Volkston gerichteten Muſter, wie jenes Gedicht von Klopſtock, nicht mehr erwarten.

---

*) Zweite vermehrte Auflage. Leipzig 1762.

**) Veröffentlicht von Lange in ſeiner Sammlung I, S. 286—306.

Auf das, was bisher beſprochen iſt, beſchränkt ſich aber Klopſtocks Einfluß auf Gleims Grenadierlieder nicht ganz. Gerade in religiöſer Hinſicht hat man zuerſt einen Einfluß des Meſſias auf Gleims Grenadierlieder bemerken wollen. Die Wahrheit iſt, daß auch in religiöſer Beziehung die Grenadierlieder die größten Gegenſätze in ſich vereinigen. Einerſeits iſt die Einwirkung Klopſtocks und jener mit ihm verwandten religiöſen Erregung im Volke auf Gleims Kriegslieder nicht zu verkennen. Andererſeits aber ſtrebt der Dichter in den gerade hierfür weſentlichen Stellen danach, ihnen eine Haltung zu geben, die mehr den philoſophiſchen Meinungen des Königs entſpricht.

In dem Siegesliede nach der Schlacht bei Liſſa heißt es:

Welch' hoher wunderbarer Glanz,
Uns Allen wunderbar,
Erfüllte da die Gegend ganz,
Wo der Geſalbte war!

Dieſe Strophe ſcheint uns der echten Poeſie nicht gerecht zu werden, welche darin lag, daß viele Soldaten ſich während der Schlacht durch den Anblick des Königs ermuthigt fühlten, über dem ſie einen außerordentlich hellen Schein wahrzunehmen glaubten. Gleim wußte dies aus dem Briefe eines Soldaten. Sein „Siegeslied nach der Schlacht bei Lowoſitz, den 1. Oktober 1756“ beginnt mit den Worten: „Gott donnerte, da floh der Feind“. Er hatte ſchon lange vor Abfaſſung des Liedes über die Schlacht bei Lowoſitz an Uz geſchrieben: „Ein Poet ſollte ſich merken, daß öſtreichiſche Ueberläufer geſagt haben, über dem Berge, auf welchem der König gehalten hätte, die Schlacht zu überſchauen und Befehle zu ertheilen, hätte ein Engel geſchwebt; ingleichen daß wirklich während der Schlacht ein Ungewitter entſtanden und gleichſam dem weichenden Feinde nachgezogen und über demſelben bis ſpät in die Nacht gedonnert hätte.“ Wie würde Klopſtock dieſe ſchöne Legende in einer Ode behandelt haben? Wenn nun aber Gleim ſich in ſeinem Gedichte an die tiefe religiöſe Poeſie jener Erzählung auch kaum von Ferne herangewagt hat, ſo war er dagegen deſto geſchickter in der Aufnahme mancher charakteriſtiſchen Züge. Die Worte „Auf einer Trommel ſaß der Held“ in demſelben Siegesliede wurden von Kleiſt vor dem Abdrucke lebhaft bekämpft *). Durch die Beibehaltung dieſer und ähnlicher Stellen half Gleim von vornherein die Figur des alten Fritz populär machen, die jetzt in den Gemälden unſeres Menzel den gefeierten und vielbewunderten Mittelpunkt bildet.

Wie nun aber Gleim bei dem Entſtehen der Grenadierlieder die Anregungen Klopſtocks mit einem glücklichen Inſtinkte benutzt hatte, ſo verſtand er es mit bewundernswürdiger Klugheit für die ſchwierige Publikation dieſer Lieder ſogar den nachmaligen Dichter der Minna von Barnhelm ins Spiel zu ziehen.

Leſſing, der geborene Sachſe, hatte ſchon während ſeiner Schuljahre nur mit Widerwillen („auf Dero Befehl“, ſchreibt er an den eigenen Vater) die Schlacht bei Keſſelsdorf **) vom ſächſiſchen Standpunkte aus beſungen. In literariſcher Hinſicht hatte er ſich ſchon auf der Schule zu den halliſchen Anakreontikern hingezogen gefühlt. Er hatte ſich dieſen Dichtern nun auch perſönlich dadurch genähert, daß er „als typiſches Vorbild des deutſchen Geiſtes, der dem Preußen Friedrichs des Großen zuſtrebt, nach Berlin gegangen war.“ *)

---

*) S. Gleims Brief an Kleiſt vom 6. Januar 1758, wo Gleim ſich auf den Brief eines Augenzeugen beruft, nach welchem der König in der Nacht vor der im Gedichte beſungenen Schlacht wirklich ſo geſeſſen habe. Die Correſpondenz iſt corrumpirt mitgetheilt von Körte.

**) 15. Dezember 1745.

Wir ſehen Leſſing nicht allein in Berlin, ſondern auch in Leipzig **), alſo faſt unter den Augen von Friedrichs Armee, auf eine würdevolle Weiſe bemüht, um Gleims Liedern einen nicht unbedeutenden Erfolg zu bereiten. Das Verdienſt, das ſich Leſſing und Ramler in Berlin durch ihre Verbindung mit ſtrebſamen Buchhändlern wie Voß, welcher gegen 1750 als Hauptverleger der preußiſchen Dichter den Buchhändler Schütz überflügelt hatte, um die Hebung der Literatur in Preußen erwarben, iſt noch nicht hinlänglich gewürdigt. Im Allgemeinen ſcheuten die Buchhändler jener Zeit beſonders aus Furcht vor Nachdruck, der bei geſammelten Werken faſt nie ausblieb, und wohl auch aus Rückſicht auf den Krieg, größere Unternehmungen. Dahingegen ſuchten ſie die ausgezeichneten Männer, welche damals faſt müßig am Markte ſtanden, zu gewinnen, um wenigſtens in einem höheren Grade correcte Drucke zu erzielen. Es iſt das ſtille Verdienſt Leſſings, der in edler Beſcheidenheit die Willkür Ramlers gegenüber den Geiſtesprodukten Anderer vermied, daß auf ſolche Weiſe die Literatur während des ſiebenjährigen Krieges verhältnißmäßig ebenſo ſehr gehoben wurde als nachmals während des Hainbundes, der ja das von Gleim falſch aufgefaßte volksthümliche Element der Literatur zu läutern beſtimmt war. Namentlich erinnert das Verhältniß Leſſings zu den Grenadierliedern im Allgemeinen an das Verhältniß von Boie zu Bürgers Lenore. Während er dieſe Gedichte als Büchlein herausgab, ſoll Leſſing bei dem Buchhändler Voß den Tiſch gehabt haben und zu anderen Arbeiten wenig herangezogen ſein.

Da Leſſing ſelber es mitunter liebte, die Freunde von ſeinen neuen Dichtungen zunächſt nur durch Myſtificationen in Kenntniß zu ſetzen: ſo ging er in ſeiner Correſpondenz mit Gleim ganz auf deſſen brieflich feſtgehaltene Fiction ein, daß die Kriegslieder von einem Soldaten verfaßt ſeien. Man hat unter Anderem aus dieſer Correſpondenz folgern wollen, daß Gleim nicht der Verfaſſer dieſer Gedichte ſei. Allein gerade Leſſings beſtändige ſcherzhafte Wendungen bezeugen, daß er nicht den geringſten Zweifel in Gleims Autorſchaft ſetzte. Nach Gleims Tode wurde behauptet*), der wirkliche Verfaſſer der älteren Grenadierlieder ſei ein geborener Bamberger Namens **Preßler**. Dieſer ſei als Canonicus von Forchheim unter das preußiſche Militair gegangen. Bei Streifzügen, welche **Kleiſt** mit ihm ins Bambergiſche unternommen, ſei er erkannt und von den Bauern auf den Tod mißhandelt. Dann ſei er von der geiſtlichen Regierung zu Bamberg „als Apoſtat" und muthmaßlicher Verräther von Kirchenſchätzen, welche Kleiſt in die Hände gefallen wären, eingekerkert. Erſt in den letzten neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ſei er „aus ſeiner Gefangenſchaft erlöſt". Zu Worms ſei er geſtorben. Ueber dieſe dunkle Mittheilung fehlt jede Aufklärung. Jedoch verbürgte ſich **J. G. Jacobi** in Betreff der Grenadierlieder für Gleims alleinige Autorſchaft.

---

*) Goſche in Unſer Vaterland, herausg. v. Pröhle, II, S. 337 bis 352 ſtellt wohl am vollſtändigſten zuſammen, was über die verſchiedenen Perioden von Leſſings Aufenthalte in Berlin bekannt iſt.

**) Stahrs Leſſing. 2. Aufl. 1862. I S. 160. Vergl. Kleiſts Leben von Körte in Kleiſts Werken I S. 76.

Gleim berechnete gewiß nicht bloß, daß man ſeinen Gedichten eine um ſo größere Popularität ſicherte, je vollſtändiger die Myſtifikation in Betreff der Autorſchaft derſelben durchgeführt würde, ſondern er fürchtete auch noch mit Recht, daß ein gebildeter Dichter als Autor dieſer Volkslieder ſehr arg verſpottet werden könne. Was half es dem Dichter, daß der gleichfalls über den echten Volkston damals noch ſehr wenig unterrichtete Leſſing die „erhabene Einfalt“ des Grenadiers rühmte, da die Domherren in Halberſtadt überzeugt waren, daß nur ein gemeiner Soldat dieſe Lieder gemacht haben könne? Durfte es ihnen unter dieſen Umſtänden wohl bekannt werden, daß ſie von ihrem eigenen Domſecretarius herrührten? Dieſer mußte als Kriegsdichter um ſeine Anonymität ernſtlich beſorgt ſein, da ohnehin ſchon ſein Gärtchen in Halberſtadt verwüſtet wurde, als nach Schubarts Worten

---

*) „Etwas über den Verfaſſer der von Gleim herausgegebenen erſten Kriegslieder" im Morgenblatt von 1810 No. 52. Der Einſender wollte ſich der Redaktion nicht nennen. Er unterzeichnete ſich Kl. und mehr als 30 Jahre ſpäter gab Dr. Klenke, jetzt mediziniſcher und naturwiſſenſchaftlicher Schriftſteller, einen Roman heraus, welcher Aehnliches über Gleim enthalten haben ſoll.

Gallia ſchwung die lichtweiße Lilie,
Sie zu tauchen in Friedrichs Blut.

4. Ein Blick auf die öſtreichiſche Kriegspoeſie.

> „Stecke den geweihten Degen,
> Daun, hinfüro ruhig ein!
> Deiner Pfaffen Fluch und Segen
> Schafft Friedrichen wenig Pein.“

Ehe wir uns zur Schlacht bei Roßbach wenden, müſſen wir einen raſchen vergleichenden Blick auf die öſtreichiſche Kriegspoeſie werfen, weil dieſelbe während des ſiebenjährigen Krieges durch die Schlacht bei Kolin ebenſo ihre größte Ausdehnung erhielt, wie die preußiſche Kriegsdichtung durch die Schlacht bei Prag. Die Erfolge der Waffen im Felde ſteigerten jedesmal auch die literariſche Produktivität. Während jedoch die Schlacht bei Prag eine wirkliche ſchöne Spätblüthe des deutſchen Volksliedes hervorrief, wuchs die politiſche Poeſie der Oeſtreicher bloß in quantitativer Beziehung. Eine Blüthezeit der politiſchen Poeſie der Oeſtreicher, insbeſondere eine Spätblüthe ihres hiſtoriſchen Volksliedes, vermögen wir während der Zeit der drei ſchleſiſchen Kriege allerdings auch nachzuweiſen. Aber im Großen und Ganzen betrachtet iſt ihre Spitze gar nicht gegen Friedrich den Einzigen, ſondern gegen die Franzoſen gekehrt. Auf dieſe Weiſe kann der wahre Höhepunkt der hiſtoriſchen Volkslieder der Oeſtreicher unter Maria Thereſia gar nicht in den ſiebenjährigen Krieg, ſondern er muß ſchon in den öſtreichiſchen Erbfolgekrieg fallen. Und wirklich übertreffen drei witzige öſtreichiſche Spottlieder auf die Franzoſen aus den Jahren 1741 und 1742, welche ſich auf der

K. Bibliothek zu Berlin befinden und von denen wir das eine ſpäter nochmals erwähnen müſſen*), an Anſchaulichkeit und Behagen und in jeder Beziehung an Werth bei weitem die öſtreichiſchen Volkslieder aus dem ſiebenjährigen Kriege. Auf eine ſehr überraſchende Weiſe trifft das öſtreichiſche hiſtoriſche Volkslied aus Maria Thereſia's Zeit durch dieſe gelungenen Angriffe auf die Franzoſen mit den politiſchen Gedichten der Preußen zuſammen, welche ja auch ihre Spitze weniger gegen das öſtreichiſche Brudervolk als gegen die Flucht der Franzoſen bei Roßbach kehrten, wenn wir auch die Blüthe des preußiſchen hiſtoriſchen Volksliedes aus dem ſiebenjährigen Kriege nicht in jenen roßbacher Scherzen, ſondern vielmehr in dem hohen und überlegenen Ernſte bei Schwerins Tode in der Schlacht bei Prag erblicken.

Uebrigens können wir uns nicht wundern, daß es auch den weit zahlreicheren Gedichten der Oeſtreicher gegen Friedrich faſt ebenſo wenig als denen gegen die Franzoſen an Bitterkeit fehlt. Scheint ſie doch ſogar auf preußiſcher Seite gegen ihn nach der Schlacht bei Kolin nicht ausgeblieben zu ſein, wenn anders ein handſchriftliches Geſpräch zweier preußiſcher Deſerteure, welche nach Wien zu gehen im Begriffe ſind, nicht völlig untergeſchoben iſt, um mit allen Mitteln der Ueberredung zum Abfalle von Friedrichs ketzeriſchen Fahnen zu reizen. Jedenfalls läßt ſogar ein uns in einer Abſchrift bekanntes preußiſches Volkslied, das um die Zeit der Schlacht bei Torgau**) entſtanden iſt, die Oeſtreicher nach der Anrede „Fritze, Fritze, ſchäm Dich Deiner" ſpäterhin mit Bezug auf die Unfälle bei Maxen***) und bei Landshut†) fortfahren:

---

*) Die beiden Gedichte, auf welche wir unten nicht zurückkommen werden, hängen unter ſich zuſammen, haben den Refrain Kikeriki und finden ſich unter Mscr. Boruss. in dem Foliobande 506.

**) 3. Nov. 1760.

***) 20. Nov. 1759.

†) 23. Juni 1760.

Deine große Enaks-Kinder
Stehn vor uns wie arme Sünder.
Schaarenweiſe fängt man ſie,
Wie das leichte Federvieh.*)
Laß Dich nicht den Großen nennen ꝛc.

Auch kann man aus dieſem allzugerechten preußiſchen Volksliede bereits ſchließen, daß während des ſiebenjährigen Krieges nicht etwa bloß die Zeit nach der Schlacht bei Kolin bis vor der Schlacht bei Roßbach in größerer Fülle den geeigneten Stoff für die politiſchen Lieder der Oeſtreicher geliefert haben dürfte. In der That ergeht ſich die öſtreichiſche Volkspoeſie noch über den „Finkenfang bei Maxen" in den breiteſten Wortſpielen. Die öſtreichiſche Kunſtpoeſie aber begnügte ſich nicht damit, in der merkwürdigen Zeit des ſiebenjährigen Krieges der politiſchen Poeſie eines proteſtantiſchen Domſekretärs und Kanonikus die eines Jeſuiten gegenüber zu ſtellen. Sie ruhte vielmehr nach der von Norddeutſchland her einmal gegebenen heroiſchen Anregung nun nicht eher wieder, als bis ſie ſich endlich, wenn auch wiederum nur äußerlich, ſogar das Bardenweſen vollſtändig angeeignet hatte.

Unſere Abſicht iſt es nicht, die öſtreichiſche politiſche Poeſie bis zu dieſen äußerſten Conſequenzen zu verfolgen. Nach der Schlacht bei Kolin iſt Friedrich in öſtreichiſchen Liedern ein Phaethon.**) Der ſtolze Preuße — heißt es in ihnen — hat den Krebsgang begonnen, „als die Sonn' in Krebs gegangen." Nirgends wird in dieſer öſtreichiſchen Kriegspoeſie ein Fortſchritt der Literatur angebahnt. Selbſt jener liebenswürdige und intereſſante öſtreichiſche Kriegsdichter aus der Geſellſchaft Jeſu mit dem franzöſiſchen Namen Denis, der ſpäter den Deutſchen ſeltſam genug von ihrem Goethe noch als Sined der Barde empfohlen werden ſollte, ſtand in ſeinen „kriegeriſchen Vorgängen“ mehr auf dem Standpunkte der Sachſen als auf dem der Schweizer. Die Sprache iſt bei allen dieſen politiſchen Dichtern Oeſtreichs ungebildet, ohne daß wir dafür irgendwie durch ihren volksthümlichen Charakter entſchädigt würden. Ja, man glaubt zu bemerken, daß die Volkslieder aus dem ſiebenjährigen Kriege durch die verſchiedenartigen Nationalitäten des Kaiſerſtaates außerhalb alles Antheils an einer regelrechten Fortentwickelung der deutſchen Sprache geſtellt ſind, deſſen ſich die Bewohner Norddeutſchlands in einem gewiſſen einfachen grammatiſchen Sinne doch auch noch zur Zeit des Verfalles ihrer Volkspoeſie erfreuten. Einer dieſer Dichter auf öſtreichiſcher Seite, der ſich allerdings nicht als Oeſtreicher, ſondern als einen bei Kolin verwundeten Dresdener bezeichnet hat, entſchuldigt ſeine ſchlechten Verſe ſelbſt damit, daß er auf dem Sterbebette liege. Die öſtreichiſche Mundart verleitet die Dichter zu einem völlig maßloſen Gebrauche der Eliſionen, deren ſie ſich nicht etwa zur Fortſchaffung des Hiatus, ſondern bloß zur Beſeitigung ſolcher Silben bedienen, welche nicht in die Schablone der vorgeſchriebenen Versfüße paſſen. So wird von Nadasdi, als er Schweidnitz am 12. November 1757 zur Capitulation gezwungen hat, geſagt: es habe bei dieſer Gelegenheit

---

*) Mscr. Boruss. fol. 872 unter den Handſchriften der Kgl. Bibl. zu Berlin No. 54.

**) Siehe die in literarhiſtoriſcher Hinſicht ganz vorzügliche Sammlung öſtreichiſcher Volkslieder und Volksſchriften im ſiebenjährigen Kriege von Dr. H. M. Richter. Wien, Gerold, 1869, S. 38. 45. 63.

Abgelegt zugleich der Treue
Neue Prob' der [affenähnlichen?] G'ſchwindigkeit.

Zu dieſen ſehr holprigen beiden Verſen kann in geſchichtlicher Hinſicht bemerkt werden, daß Franz Leopold Nadasdi eine ältere Probe ſeiner Geſchwindigkeit ſchon im öſtreichiſchen Erbfolgekriege abgelegt hatte. Damals wandte er ſich gegen die Franzoſen, die Prag unter Belleisle erobert hatten, mit einer Schnelligkeit, welche die hocherfreuten Oeſtreicher, die ſonſt wohl von dem „verwünſchten Schleichen“ ihrer Truppen geſprochen haben, an einem ihrer Generäle geradezu mit dem Fluge des Vogels verglichen. Der kühne Vergleich findet ſich in einem handſchriftlichen Spottliede*) auf Belleisle's Aufbruch von Prag, in welchem es z. B. von den Begleiterinnen der franzöſiſchen Krieger heißt:

Wenn ein ſolch franzöſiſch Dam
Nah an einen Wagen kam
Sich des Fahrens zu erfreuen
Fing der Bauer an zuſchreyen
Geht doch weg bei meiner Treu
Ihr macht mir die Ochſen ſcheu.

In dieſem Gedichte glauben wir das grobe und altväteriſche Urbild aller „drolligen Gemälde“ von der Flucht der Franzoſen und der Reichstruppen nach der Schlacht bei Roßbach vor Augen zu haben. Merkwürdig genug hatte jenes Lied der Oeſtreicher aus ihrem Erbfolgekriege mit den prophetiſchen Worten geſchloſſen:

Es iſt wahr, der Feind iſt fort,
Weit entfernt von unſerm Ort,
Aber wenn, wie ich vernommen,
Die Franzoſen wieder kommen,
Setzen uns in Angſt und Noth:
(Oder) Auf ihr Teutſchen, ſchlagt ſie todt!

Und die Franzoſen kamen wieder! Sie wurden bei Roßbach von den Deutſchen erſchlagen, wenn auch nicht durch die Oeſtreicher, ſo doch — durch die Preußen!

---

*) Mscr. Boruss. Fol. 872, No. 42, ohne Ueberſchrift, im Ganzen 21 Strophen. Es iſt dies das dritte der oben beſprochenen Lieder aus dem öſtreichiſchen Erbfolgekriege.

5. Gleims Siegeslieder nach den Schlachten bei Roßbach *) und bei Leuthen **).

„Ja, bei Roßbach ſeynd die Franzen
Alſo düchtig ausgebutt,
Daß ſie wie die Teubels tanzen,
Denen man die Schwänze ſtutzt.“

Das roßbacher Siegeslied iſt das ausführlichſte und beſte von Gleims Grenadierliedern. An keiner anderen Stelle derſelben hat er ſich dem deutſchen Volksliede ſeiner Zeit nur ſo weit genähert als hier. Nirgends aber ſchildert er auch nur inſoweit nach eigener Anſchauung als in dieſem Gedichte. Das Uebermaß ſeines Spottes entſpricht genau dem Uebermaße des Elends und der Zuchtloſigkeit der franzöſiſchen Armee, die er vor Augen gehabt hatte. Zum Nachtheile gereicht es dem Gedichte nur, daß es an manchen Stellen weniger Erzählungen als Anſpielungen enthält. Dieſe Anſpielungen beziehen ſich dann aber auf ziemlich allgemein bekannt gewordene Anekdoten, ſo daß jetzt jede populäre preußiſche Geſchichte wie z. B. die von Ludwig Hahn zur Erläuterung des Gedichtes dienen kann. Es wurde ins Franzöſiſche und Engliſche überſetzt.

Die Convention von Kloſter Zeven war die Urſache der Ueberſchwemmung von Halberſtadt mit franzöſiſchen Truppen.

---

*) 5. Nov. 1757.

**) 5. Dezember 1757.

In Gleims Leben von Körte iſt die Geſchichte der Stadt Halberſtadt während dieſer Zeit recht gut erzählt. Da Gleim damals nicht allein mit kleinen Geſandtſchaften an die Franzoſen beauftragt wurde, ſondern auch nach ſeiner franzöſiſchen Bildung nicht ungern mit ihren Offizieren verkehrte, ſo haben wir bereits früher die Geſchichte von Halberſtadt und das Entſtehen der einzelnen Grenadierlieder im Zuſammenhange betrachtet. Man wird die Wiederholung nicht verlangen, obgleich wir nicht verkennen, wie ungemein die Geſchichte des Stiftes Halberſtadt und anderer weſtlicher Landſchaften zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges, in denen ſich der König nicht befand, erſt jetzt durch reichere Benutzung diplomatiſcher Quellen in den Archiven aufgeklärt und belebt iſt. Es verdient aber wohl bemerkt zu werden, daß jener Graf Lynar, welcher als däniſcher Geſandter den von Richelieu am 10. Sept. 1757 unterzeichneten Vertrag von Kloſter Zeven vermittelt hatte, ſich ſelbſt gleich den Franzoſen nach Halberſtadt begeben hatte. Dort ſagte er einige Tage vor der Schlacht zu Gleim: „Friedrich der Zweite iſt ein Atheiſt, darum ſtraft Gott ihn. Er muß noch ſo klein werden, daß er an einen Gott glauben muß. Richelieu nimmt Magdeburg, dann geht's nach Berlin, dann iſt's aus." Gleim erwiderte: „Das glaub' ich nicht. Friedrich ſteht jetzt nicht weit von Soubiſe. Soubiſe wird geſchlagen, dann Richelieu, dann iſt's aus." Als nun in Halberſtadt am 7. November nach Ankunft der leipziger Poſt um 9 Uhr Morgens die roßbacher Siegesnachricht bekannt wurde, eilte Gleim in die Wohnung des Grafen Lynar. Die Furcht hatte dieſen ſchon aus Halberſtadt vertrieben. Doch dürfen wir wohl die Vermuthung hinzufügen, daß Gleim ſein roßbacher Siegeslied benutzt hat, um ſein Geſpräch über Friedrich mit jenem Diplomaten zu Ende zu führen. Wenn Gleim in dieſem Liede zu verſtehen gibt, daß Friedrich keine Wunder zu glauben brauche, weil er ſelber täglich Wunder verrichte, ſo ſcheint dieſe Bemerkung zur Abfertigung jenes Staatsmannes beſtimmt zu ſein, welcher vermeint hatte, das nun ſo leicht von Friedrich zertrümmerte Werk von Kloſter Zeven nur unter dem beſonderen Beiſtande des heiligen Geiſtes vollendet zu haben.

Das roßbacher Siegeslied, im Ganzen ebenſo ſorgfältig gefeilt als die anderen Grenadierlieder, ſcheint dennoch bis auf den heutigen Tag die merkwürdige Spur eines flüchtigeren Urſprungs an ſich zu tragen. Wir meinen in der Stelle*):

  Da dacht ein witziger Franzos:
Unrühmlich ſei die Schlacht,
Sein Ludewig ſey viel zu groß,
Zu wenig Friedrichs Macht.
  Als aber Keith drauf vor uns her,
Der Tapfre: Feuer! rief,
Und Feuer ward; o da war er
Der erſte, welcher lief.

Nach dem Wortlaut der zuletzt angeführten Strophe wäre Keith, nachdem er in der Schlacht bei Roßbach: Feuer! kommandirt, auch ſelbſt dort der erſte geweſen, „welcher lief." Mit dieſer ſonderbaren Stelle nun verhält es ſich folgendermaßen: Gleim hatte urſprünglich in der zweiten der beiden angeführten Strophen einen Anderen als Keith genannt. Allein Kleiſt, der das Gedicht bei der Armee und bei Hofe bekannt machen wollte, bemerkte die verfängliche Wendung in dem letzten der von uns abgeſchriebenen Verſe. Deshalb ſetzte er an die Stelle des Namens, der dort urſprünglich ſtand, den des tapferen Schottländers. Wenn man nun auch (beſonders mit Rückſicht darauf, daß Keith der deutſchen Sprache nicht mächtig war) wohl in Verſuchung kommen könnte, auf dieſes erſte literariſche Denkmal, das Kleiſt einem hohen Kameraden ſetzte, den Wahlſpruch des engliſchen

---

*) Wir citiren dieſelbe nach einem Drucke, betitelt „Sieges-Lied der Preußen nach der Schlacht bei Roßbach, Berlin 1757." Ohne Seitenzahlen. (In Kletke's Beſitz.) Da dieſer Druck auch nicht der von Kleiſt beſorgte ſein kann, ſo muß ein zweiter berliner Abdruck gemacht ſein, der der Kleiſt'ſchen Ausgabe in dieſen Strophen gleichlautet, oder Gleim hat Kleiſts Correctur zeitig genug bekommen, um ſie noch für den erſten berliner Druck verwenden zu können.

Ordens vom Kniebande „honni soit qui mal y pense“ anzuwenden, ſo hat dagegen Kleiſt ſelbſt in der Rechtfertigung ſeiner Abänderung in einem Briefe an Gleim jenem Feldmarſchall, deſſen Leben ſpäter Varnhagen ſchrieb, nur ein deſto unzweideutigeres Monument geſetzt. Kleiſt ſchrieb nämlich, daß Keith dieſe Verherrlichung verdiene, weil er ein wahrer Held ſei, „der dem Tode mit kaltem Blute bravirt“ habe. Er werde keine Zweideutigkeit ſuchen, wo keine ſei. Auch habe ſie bei ihm „nicht ſo viel“ zu bedeuten. Kleiſt hatte ſogleich eigenmächtig einen neuen Abdruck mit dieſer Aenderung veranſtaltet. Jedenfalls wurde ſie von Leſſing und Gleim in alle ſpäteren Drucke aufgenommen.

Von Gleims Siegesliede auf die Schlacht bei Liſſa (Leuthen) beſitzen wir eine ausführlichere handſchriftliche Faſſung, in der es dem roßbacher Siegesliede ſehr ähnlich iſt. Es kommt darin folgende Strophe vor:

Ja, Prinz,*) laß heute den Capaun
Am Spieße langſam drehn,
Es möcht ihn diesmal Du und Daun
Spät auf der Tafel ſehn.

Eine andere Strophe lautet in der Handſchrift:

Das fürchterliche Hudry hutt**)
Brüllt heute kein Pandur,
Heut iſt er ganz und gar caput,
In Wäldern brumt er nur.

Gleim ſcheint dieſe und viele ähnliche Strophen getilgt zu haben, um dem Gedichte einen etwas mehr verſöhnlichen Charakter zu geben. Schon am Schluſſe dieſes Gedichtes, wie es bei Leſſing und in Gleims Werken gedruckt iſt, arbeitete er ſehr ernſtlich auf den Frieden hin. Darauf folgte dann in Leſſing's Ausgabe der Grenadierlieder nur noch das Lied an Maria Thereſia, in dem es von Friedrich hieß:

---

*) Karl von Lotharingen.

**) „Der Panduren gewöhnliches Geſchrei, wenn ſie ihrem Feind nachhauen“. Handſchriftliche Anmerkung von Gleim.

Heldin, den bezwingſt Du nicht!
Gott kann Wunder thun!
Schenk ihm Freundesangeſicht,
Bitte Frieden nun!

Leſſing, in richtigerer Würdigung der politiſchen Weltlage, hielt hier eine ſeiner genialen Buchſtabenveränderungen für angemeſſen. Er ſetzte „Biete“ für „Bitte“. Gleim erzählte es halb unwillig, halb lächelnd Jacobi. Er ſchrieb Leſſing dabei einen „politiſchen Glauben“ zu, der von dem ſeinen verſchieden geweſen ſei. Aber er ſtellte ſeine urſprüngliche Lesart für die ſpäteren Abdrücke ſelbſt nicht wieder her!

6. Höhepunkt des Einfluſſes von Kleiſt auf die deutſche Literatur 1758 und 1759.

„Der Freundſchaft Schmerz, die mit beſtäubten Haaren
Stumm über ſeiner Urne weint,
Rührt auch die Feinde.“
Uz auf Kleiſts Tod.

Die Mitglieder der preußiſchen Dichtergruppe ſtanden ſämmtlich wie ihr König dem Familienleben fern. Dies beförderte ihre engere Verbindung unter einander. Ihre literariſche Entwickelung wurde durch den lebhafteren freundſchaftlichen Verkehr in ähnlicher Weiſe geſteigert wie ſpäter bei den Jünglingen des Hainbundes. Die Aehnlichkeit dieſer Soldaten und Kriegspoeten mit den nachmaligen göttinger Dichtern tritt durch ihre Briefe ſehr hervor. Man ſchrieb in dieſem Kreiſe ſchon gemeinſchaftliche Freundſchaftsbriefe. Man küßte gemeinſchaftlich den empfangenen Brief und ſetzte in der älteſten Zeit dem Geiſte des abweſenden Lange einen Stuhl hin wie ſpäter die Göttinger dem Geiſte des abweſenden Klopſtock. Ganz wie ſpäter die Göttinger hatten ſchon Ramler und Gleim in ihrer Jugend bei einer Schale voll Milch in einem Garten Lieder hergeſagt, geleſen und Projekte gemacht. Sie waren ſchon gewohnt ſich in Feldern müde zu gehen und in Wäldern zu philoſophiren.

Genügſam wie Hölty ſetzten ſie „in ein Wieſenblümchen“, in einen hellen Himmel, in „zwey Gläſer Rheinwein“ ihr Glück.

„Warum ſind wir heute nicht zuſammen (ſchreibt Ramler aus Preußens Hauptſtadt) und werfen uns mit Roſen und kühlen uns mit Erdbeeren, ſo lange Erdbeeren und Roſen ſind? . . . Warum lachen wir nicht? warum raſen wir nicht? Wir lachen und raſen ja mit Vernunft". Ihr Beiſammenſein in der Hauptſtadt verhinderte „der böſe Genius von Berlin". Früher in Laublingen und dann in Halberſtadt, in Leipzig und in Bernburg, überall, wo Friedrich oder auch nur Kleiſt ſein leichtes Zelt aufſchlug: da war die hohe Schule dieſer preußiſchen Dichter. Ihren Zuſammenkünften im Kriegslager hat die deutſche Literaturgeſchichte nichts Aehnliches an die Seite zu ſtellen. Zur Beförderung ihrer Correſpondenz wurden ſogar die Boten zu Hilfe genommen, welche Haſen für die Offiziere in's preußiſche Lager trugen. Zu ihren größten Feinden gehören die Reichspoſtmeiſter: ſie unterſchlagen alle Briefe. Ewald von Kleiſt ſchilt ſie deshalb Spitzbuben.

Kleiſt war die Seele im Freundſchaftsbunde dieſer Dichter. Reichere Lebenserfahrungen zeichneten ihn auch als Sänger vor den anderen Hageſtolzen der Dichtergruppe vortheilhaft aus. Treu in der Freundſchaft, unglücklich in der Liebe (in dem ſchönen Gedichte an Wilhelmine, die er nach der Sitte der Zeit als ſeine „Doris" beſang*), deutete er zum erſten male auf ſein Ende in der Schlacht hin; war er jedenfalls einer der liebenswürdigſten Helden ſeiner Zeit. „Welch ein Oncle, mein gnädiges Fräulein!" ſchrieb Gleim nach Kleiſts Tode, noch ganz erfüllt von der Erinnerung an die Anmuth und Würde, Elaſticität und Geiſtesgröße ſeines adligen Freundes, an deſſen Nichte Wilhelmine von Plötz. Ramler nennt ihn den beſten Menſchen und den beſten Offizier, den der König hat. Als Kleiſt einſt lange nicht avancirte, fand Ramler an dem berliner Artikel in den Zeitungen keinen Gefallen mehr. Selbſt eine allgemeine Univerſitäts-Bildung fehlte ihm nicht. Er legte ſpäter Werth darauf, daß er als

---

*) Im Mai 1744.

Student wenigſtens nichts Schlechtes begangen habe. Als Soldat hatte er im Auslande begonnen. Nach und nach lernte der edle Mann durch den früh entwickelten Patriotismus Gleims auch ſeine Stellung als preußiſcher Offizier immer höher aufaſſen. Inzwiſchen begann 'er, deſſen erſter Brief an Gleim*) noch franzöſiſch geſchrieben iſt, auch die deutſche Literatur immer mehr zu ſchätzen. Wenn er krank geweſen war, ſo glaubte er ſich durch deutſche Gedichte geheilt. Um geſund zu bleiben verlangte er nach mehreren. Ihn aufgeräumt zu machen, „bediente“ ſich Gleim der „ihm ſo angenehmen Poeſie.“ Er ſchrieb Fabeln und Lieder „ganz allein für ihn“. Ihm Vergnügen zu machen wurde Gleim „ein preußiſcher Grenadier“ und ſang ſeinem „lieben Major Kriegslieder“. Je mehr Kleiſt aber ſelbſt zu produciren begann, um ſo mehr traten doch die lieblichen Gemälde des Friedens, die lachenden Fluren und eine unüberwindliche Sehnſucht nach dem Landleben vor ſeine Seele. In dieſem Sinne ſchrieb er als ein echter Landedelmann im beſten Sinne des Wortes ſeinen Frühling. Das liebliche Gedicht iſt eine Nachahmung der engliſchen Literatur, wodurch es dem Verſtändniſſe des Königs, wenn es ihm jemals vorgelegt wäre, ſchon etwas ferner gerückt wäre. Wenigſtens iſt ebenſowenig ein Fall bekannt, in dem Friedrich eine den Engländern nachgeahmte deutſche Dichtung als eine auf dem volksthümlichen Elemente der deutſchen Literatur ſelbſt beruhende Dichtung zu würdigen gewußt hätte.

Am 5. April 1756 wünſchte Kleiſt ſeiner Kränklichkeit wegen vergeblich eine Jagdbedienung bei Halberſtadt zu erhalten. „Man weiß, daß ich immer kranke“, ſchrieb er deshalb an Gleim, „und der König und der Prinz**) will mir wohl.“ Die Schonung des Landmanns empfahl er dann auch noch in ſeinem einzigen Kriegsliede, welches er im März 1757 an die preußiſche Armee gerichtet hat.

---

*) De Potsdam ce 4. du Déc. l'an 1743.

**) Heinrich.

Der nämliche Kleiſt, welcher nach dem zweiten ſchleſiſchen Kriege von den Freunden bemitleidet war, weil er ſelbſt in Potsdam beſtändig zu den härteſten Disciplinarmitteln gegen ſeine Soldaten greifen mußte und wegen der Strenge des Dienſtes nur ſelten einmal die Stadt verlaſſen konnte, hat in dieſem Gedichte das preußiſche Heer, deſſen Frömmigkeit und Heldenmuth ihn einſt ſo rührte, daß er demſelben weit voraufritt, um ſeine Thränen zu verbergen, in einer unvergleichlichen, ebenſo idealen wie divinatoriſchen Weiſe aufgefaßt, in der es der Kriegsthaten bei Leuthen eben ſo fähig und würdig erſcheint als derjenigen bei Leipzig. Wahrlich, ein merkwürdiges Zeugniß für die eigenthümliche Verbindung von preußiſcher Zucht und Intelligenz! Ueber die Urſache, weshalb Kleiſt nach der Schlacht bei Roßbach die Aufſicht über das große Lazareth und die Gefangenen in Leipzig erhielt, waren die Anſichten ſeiner Freunde getheilt. Bald meinte man, daß Friedrich ihm wegen ſeiner menſchenfreundlichen Geſinnung die Verwundeten übergeben habe; bald, daß es wegen ſeiner eigenen Kränklichkeit geſchehen ſei.

Kleiſt führte Leſſing 1757 in die Offiziergeſellſchaften ein, für welche der Dichter der Minna von Barnhelm eine große Vorliebe gewann. Nicht minder brachte Leſſing ſeinen Kleiſt in eine ſächſiſche Tiſchgeſellſchaft. Es iſt unzweifelhaft, daß durch die Humanität, welche Kleiſt in Sachſen, ferner bei einer Execution in Bernburg und ſonſt bewies, nachmals die Stellen in der Minna von Barnhelm mit entſtanden ſind, welche Tellheims geſchäftliche Beziehungen zu Sachſen und andere Lichtſeiten in deſſen Charakteriſtik betreffen.

Indeſſen ſteigerte ſich Kleiſts Kampfluſt während der Lazarethinſpection durch den Einfluß der Lieder des preußiſchen Grenadiers immer mehr. „Ich kan ſie (ſchrieb er) faſt nicht mehr leſen, ich werde ſo bewegt, und mein Blut komt ſo in Wallung, daß ich gleich ſchlagen möchte; und eine lange Traurigkeit darüber, daß ich ſo unglücklich bin und nicht ſchlagen kan, iſt der Schluß meines Enthousiasme.“

Dieſer Enthuſiasmus war für Friedrichs Sache noch nicht verloren. An den Feldzügen von 1758 und 1759 durfte Kleiſt wieder einen lebhafteren Antheil nehmen. Ungefähr bei ſeinem Aufbruche von Leipzig ließ er Leſſing und Ramler durch Gleim je 100 Thaler auszahlen, deren Empfang Ramler in einem merkwürdigen Gedichte beſcheinigte.

Gleim verfolgte nun jede Bewegung der preußiſchen Armee auf der Landkarte. Dabei ſah er, wie er ſich ausdrückte, die feindlichen Heere und Alles, was vorging, „in Geſichten wie Johannes.“ In einem Briefe Gleims an Kleiſt heißt es wirklich prophetiſch: „Die meiſten glauben unſere Sachen ſtünden ſchlecht. Und mich dünkt, ſie haben nie ſo gut geſtanden. Die Ruſſen werden erſchreckliche Schläge bekommen.“ Sie waren ſchon am vorhergehenden Tage bei Zorndorf geſchlagen. So beginnt denn auch alsbald ein Brief von Kleiſt an Gleim: „Wie ſorgt der Himmel für uns! Die Ruſſen haben Schläge bekommen, wie die Oeſtreicher bey Liſſa.“

Die Schlacht bei Zorndorf bildet einen ſehr merkwürdigen Entwickelungspunkt für den Inhalt der Lieder des preußiſchen Grenadiers. Es knüpft ſich daran zugleich nebenbei ein formeller Fortſchritt der deutſchen Kunſtdichtung. Dieſer formelle Fortſchritt aber tritt noch viel glänzender hervor durch Kleiſts nur wenig früher entſtandene Dichtung Ciſſides und Paches. Dagegen läßt ſich auch die entſprechende Fortentwickelung des Inhaltes, dieſe aber gerade bei ihm in geringerem Grade, ſchon in Kleiſts Ciſſides und Paches nachweiſen. Im Umgange mit dem nachmaligen Verfaſſer des Laokoon ſchien Kleiſt des Maleriſchen in der Poeſie, dem er ſeine Palmen als Dichter hauptſächlich verdankte, überdrüſſig geworden zu ſein. Mitten im Kriege vollzog er den Uebergang vom engeren Naturgebiete zu den hiſtoriſchen Stoffen. An größere Compoſitionen durch ſeinen Frühling gewöhnt, ſchritt er in Ciſſides und Paches zugleich von der Kriegeslyrik Gleims zum Heldengedichte fort. Man war alſo in dem Prozeſſe der Kräftigung aller Gattungen der deutſchen Poeſie durch die Anfüllung derſelben mit kriegeriſchen Stoffen, welcher mit Gleims Kriegesliedern begonnen hatte, jetzt bis zum Epos gelangt, dem ja ohnehin der Krieg ein mehr adäquater Stoff war, als der Lyrik. Sehr wichtig für die Kriegspoeſie überhaupt war der Gebrauch des fünffüßigen Jambus ohne Reime und ſtrophiſche Eintheilung in Ciſſides und Paches. Doch ſchloß Kleiſt jeden Jambus akatalektiſch mit einer betonten Silbe, weil die Zeitgenoſſen hierin „etwas dem kurzen Abſetzen der kriegeriſchen Trommete Aehnliches“ *) zu hören glaubten. Indem Gleim im zorndorfer Siegesliede dies Kleiſt'ſche Versmaß ſtatt des Versmaßes der ſchottiſchen Ballade anwandte, warf er zugleich den letzten Reſt von Volksthümlichkeit in ſeinen Kriegesliedern über Bord. Nach Kleiſts verbindlicher Aeußerung gegen Gleim hatte Ciſſides wenigſtens das Gute gehabt, daß der Grenadier in ſolcher Versart ein ſolches Meiſterwerk hervorbrachte. Das Wahre an dieſer ſchmeichelhaften Bemerkung iſt, daß Gleim alle Vortheile, welche Kleiſt mühſam durch das Epos errungen hatte, ſehr geſchickt ſich für ſein Gelegenheitsgedicht aneignete. Für daſſelbe konnte er mit ſolchen Mitteln bei dem bedeutenden Zeitintereſſe, welches dieſes politiſche Gedicht ohnehin für die Gegenwart hatte, leicht einen ungewöhnlichen Erfolg erzielen.

Im Jahre 1759 gab Leſſing ſowohl Kleiſts Epos Ciſſides und Paches als auch das von ihm ſelbſt verfaßte Trauerſpiel Philotas **) zuerſt heraus. Wurden nun aber auf dieſe Weiſe auch ſchon immer mehr Gattungen der deutſchen Dichtung zum Heile derſelben faſt wie in ein Treibhaus in die raſche Entwickelung der Kriegspoeſie hineingezogen, ſo bleiben doch alle dieſe der Minna von Barnhelm vorhergehenden Arbeiten nur ſteife und langweilige Verſuche. Beide Arbeiten haben etwas Gedrücktes und zugleich etwas Trübes. Ihr finſterer Charakter kann bei Leſſing natürlich keineswegs ſo weit gehen als bei Kleiſt, in deſſen epiſcher Dichtung ſogar Blut getrunken wird. Auch beruht er keineswegs auf inhumanen Vorſtellungen, ſondern im Gegentheil auf einem ſehr hoch geſteigerten Idealismus, welchem der rauhe Krieger nur in einer beſtändigen Todesweihe zur Wiederherſtellung des geſtörten Glückes der Menſchheit begriffen erſcheint. In Ciſſides und Paches heißt es bei einer Anrede an die Macedonier: „Und fechtet noch auf Knieen, wenn ihr fallt.“ Dies erinnert beſtimmt an das Ende eines antiken Heldenlebens, allgemeiner auch an Kleiſts eigenen ſpäteren Tod. In Leſſings Philotas befindet ſich eine Anrede an das Schwert wie ſpäter bei Körner. Es liegen namentlich in Ciſſides und Paches Gedanken, die ſpäter, etwa durch unſere Lützower, in die Geſchichte eintraten. In Bezug auf den Philotas aber war es eine feine Entdeckung Gleims, daß dieſe Tragödie zwar kriegeriſch aber nicht patriotiſch war und außerdem durch eine Verwandlung der Proſa in Jamben als Trauerſpiel an Vollkommenheit gewinnen müſſe. Doch war es plump, daß Gleim, über Leſſings Autorſchaft in Betreff dieſer Tragödie in Zweifel, den Philotas ſelbſt verſificirte, obgleich ſich die Dichter während des ſiebenjährigen Krieges ſchon gleich den ſpäteren Göttingern immerfort gegenſeitig corrigirten. Wirklich aber ſchrieb Kleiſt an Gleim nach der Verſification: „Sie haben den Philotas durch die Liebe zum Vaterlande viel edler gemacht.“ Leſſing ſelbſt, der auf dem Titel des Philotas von Gleim das Wort „verſificirt“ in „verificirt“ änderte, dürfte wohl nur die Veränderung der Form anerkannt, die des Inhaltes aber im Stillen gemißbilligt haben.

---

*) Leſſings Vorbericht zu den Grenadierliedern, Ausg. von 1778, S. VI. Vergl. S. 35 unſer Motto aus Wieland von 1752.

**) Uns lag derſelbe in einer Ausgabe von 1788, Berlin bei Voß, vor. Ueber Philotas handelt Danzel I S. 435. 460.

Der volksthümlichen literariſchen Richtung, welche wir faſt nur von Gleim ausgehen ſahen, gelang es in der Zeit zwiſchen dem Heldentode Schwerins und Kleiſts den Patriotismus in engeren Kreiſen, zunächſt nur in Preußen, nicht in ganz Deutſchland, lebhafter zum Bewußtſein zu bringen. Konnte Leſſing einem ſolchen Werke entgegentreten? Er wollte nur die Auswüchſe deſſelben bekämpfen. Er war ſelbſt nur weniger Patriot als Weltbürger, während Gleim ſpäter allerdings ſchon der erſte Franzoſenfreſſer wurde. Die Frage, ob ein Dichter mehr Patriot oder mehr Weltbürger ſein ſolle, wurde von Leſſing in ſeinem Verkehre mit Gleim um dieſelbe Zeit, aber nicht bei Gelegenheit des Philotas, ſondern bei Gelegenheit des Gleim'ſchen Siegesliedes auf die Schlacht bei Zorndorf angeregt. Leſſing verhehlte in dieſer Verhandlung auch ſeine Gereiztheit nicht ganz, weil Gleim ſich in jenem Gedichte zu einer Nachahmung des Paſtor Lange in Laublingen herabließ.

Dieſer alte Gegner Leſſings war wohl nur, weil er nicht ſehr weit von Bernburg wohnte, zu der letzten Zuſammenkunft von Kleiſt und Gleim in Bernburg zugezogen. Darauf hatte er ſich mit einer größeren Ode „die beſiegten Heere"*) hervorgewagt, in welcher er die Ruſſen, Sachſen und Oeſtreicher ganz einfach verfluchte. Die Regierung zu Magdeburg hatte das Gedicht unterdrücken wollen. Aber Friedrich ſelbſt hatte das imprimatur ertheilt. Entweder wollte der König dadurch dem Ueberſetzer des Horaz, deſſen Vater (den alten Joachim Lange) er noch gekannt und vielleicht ſtets als die Perſonifikation des deutſchen Gelehrtenthums im Gegenſatze zum franzöſiſchen betrachtet hat, nur eine neue Freundlichkeit (und nicht die letzte) erweiſen; oder es hatte den nachmaligen Schöpfer des Fürſtenbundes in dem Gedichte eine Stelle über Oeſtreich intereſſirt, welche Gedanken enthielt, wie ſie ſpäter den Deutſchen durch Schillers dreißigjährigen Krieg und Wallenſtein ſehr geläufig wurden, zu jener Zeit aber bei dem deutſchen Publikum immer noch einigen Anſtoß erregen mochten. Jedenfalls hatte der Paſtor Lange auch als Kriegsdichter wieder eine gewiſſe Beachtung bei Friedrich dem Großen gefunden. Dahingegen können wir annehmen, da Friedrich ſich noch durch das, was er ſpäter von Goethes Götz von Berlichingen erfuhr, an die Wilden von Canada erinnert fühlte, daß ihm für Gleims volksthümliche Kriegslieder das Verſtändniß fehlen mußte, wie ſich denn auch wirklich nachweiſen läßt, daß ihn von den Grenadierliedern nur einmal das Einleitungsgedicht in einer Ueberſetzung — La guerre est ma chanson — als franzöſiſches Liedchen ergetzt hat. Um ſo leichter mochte ſich Gleim entſchließen, im zorndorfer Siegesliede den Ton ſeiner Kriegslieder völlig umzuändern. Schon am 30. Januar 1758 hatte er nach der Plünderung von Halberſtadt Schandſeulen für die Franzoſen in Liedern aufſtellen wollen. Nun begann er wirklich in ſeinem Gedichte „An die Kriegsmuſe“ nach Paſtor Lange's Art, wenn auch in beſſerer Form, zu politiſiren. Gleim hatte dieſes Gedicht wie die früheren im Manuſcripte an Leſſing *) geſchickt. Leſſing gewann die Anſicht, daß in dieſem Gedichte der Patriot den Dichter allzu ſehr überſchreie. Ganz falſch war der Verdacht, daß Leſſing vom Standpunkte eines beſchränkten ſächſiſchen Patriotismus aus gegen Gleim aufträte. Ramler ſchrieb nun an Gleim nicht ohne Schadenfreude: „Sie müſſen dergleichen anti-ſächſiſche (!) Stücke künftig lieber an mich adreſſiren, ich werde gewiß geneigter ſein, ſie publici juris zu machen, als er nach der Natur der Sache vielleicht ſein kann.“ Das Mißtrauen und der Verdacht gegen Leſſing wurde nicht dadurch verringert, daß wegen der harten Ausdrücke in dem Gedichte der Druck deſſelben vom Grafen Podewils verboten ward.**) Doch fing Gleim bereitwillig an zu ändern und verwandelte beinahe Fluch in Segen. Gleichwohl verlangte Herzberg noch immer,***) daß der Buchhändler Voß das Gedicht

---

*) 1758.

---

*) Der Briefwechſel zwiſchen Leſſing und Gleim hierüber iſt ſehr bekannt. Die Notizen über die Druckerlaubniß von Lange's beſiegten Heeren ſind ihm entnommen. In Betreff des zorndorfer Siegesgedichtes von Gleim folgen wir jedoch den Briefen von Kleiſt und Ramler ſo wie anderen für die Geſchichte dieſes Liedes bisher noch nicht benutzten Quellen.

**) Die Verfügung deshalb wurde am 15. Jan. 1759 ausgefertigt und durch Hökendorf unterzeichnet.

***) Schon am 11. Dezember 1758 hatte Gleim an Ramler geſchrieben: „Der Nahme des Grenadiers muß, ſo viel möglich, verſchwiegen werden. Es wäre ihm allerdings ſehr ungelegen, wenn er ſich einige Verantnur auf ſeine eigene Gefahr ohne Angabe des Druckortes verlegen ſolle. Erſt am 18. März 1759 wurde das Gedicht aus Berlin gedruckt an den Dichter abgeſandt. Schwerlich war der Druck von Leſſing zuletzt ohne Ramlers Einmiſchung geleitet. Man ſuchte Leſſing deshalb ſelbſt bei Kleiſt zu verdächtigen. Dieſer aber verſicherte Gleim *), daß Leſſing ihm nur geſchrieben, es ſei nicht zu glauben, wie ſehr das Miniſterium den ruſſiſchen Hof menagire. Wie aber Friedrich dem Gedichte Lange's zum Drucke verholfen hatte, ſo ließ der Major von Kleiſt das Gedicht Gleims unverſtümmelt in der Schweiz abdrucken, wo er einſt als preußiſcher Werbeofficier auch für dergleichen gute Verbindungen angeknüpft hatte. Die jüngeren Schweizer jubelten über Kleiſts Schritt und ſpotteten, daß die preußiſchen Civilbeamten durch die verweigerte Druckerlaubniß eine große Höflichkeit für die Verwüſter ihres Landes an den Tag gelegt hätten. Vielleicht wußten ſie nicht, daß die Ode eines Schweizers auf Friedrichs Regierungsantritt, deren Handſchrift Bodmer 1746 an Lange geſchickt hatte, 1740 von ſchweizeriſchen Cenſoren unterdrückt war.**)

Suchen wir nun nach der Darlegung des äußeren Ganges der zorndorfer Cenſurverhandlungen mehr in das Innere der Sache einzudringen, die von allen Seiten mit einem Schleier bedeckt wurde! Zunächſt iſt es gewiß, daß Gleim den Paſtor Lange, der wiederum ſeine „beſiegten Heere“ dem Könige in aller Form dedicirt hatte, nur deshalb nachahmte, um ſich durch das Gedicht an die Kriegsmuſe dem Könige zu nähern, woran ihm zum Heile der deutſchen Literatur ſo viel gelegen war. Allein es entſtanden nicht bloß Cenſurſchwierigkeiten, welche nach dem für die „beſiegten Heere“ ertheilten imprimatur kaum zu erwarten geweſen waren, ſondern anſtatt daß die Freunde des Dichters den

---

wertung zuzöge. Die Stelle: Cüſtrin und Zittau muß man lieber mit nichts bedeutenden Sternchen beſäen.“

*) 1. März 1759.

**) Erſt Lange ließ das Gedicht mit Bodmers Berichte in ſeiner Sammlung I, S. 132—154 abdrucken.

ſelbſt für die politiſche Poeſie in dem Gedichte Gleims zum erſten male bemerkbaren größeren Affect in der Rede hätten bewundern und die Druckerlaubniß nöthigen Falls im Kriegslager einholen können, ſaßen in der Hauptſtadt des Landes ein Leſſing und ein Herzberg, jeder in ſeiner Art ſchon damals als großer Meiſter der deutſchen Sprache bekannt, ſtreng zu Gericht, um der Dichtung nur ein verkümmertes Daſein zuzugeſtehen. Es kann gar keine Frage ſein, daß Gleim die Rückkehr des Monarchen in die Gegend von Küſtrin benutzen wollte, um durch ein deutſches Gedicht, in welchem die ergreifenden Bilder aus Friedrichs Leben ſich geradezu häufen, das Herz ſeines Königs zu rühren. Dem Rächer Küſtrins, dem Freunde Katte's ſollte die deutſche Muſe ſich weinend an die Bruſt werfen. Allein man fand einige der betreffenden Stellen ſehr anſtößig, weil der König in Bezug auf gewiſſe Vorgänge in ſeiner Jugend ſich ſelbſt ſehr entſchieden Unrecht gegeben habe. Nicht ohne Zartgefühl verleugnete Gleim nun den höheren Zweck des Gedichtes eben ſo ſehr als den erhabenen Ton der von Anfang bis zu Ende auf einem ſehr hohen Cothurne einherſchreitenden Dichtung. Er habe nur ein ſchlichtes Volkslied, er habe keine höfiſche Poeſie liefern wollen, ſo bemerkte er. Der Grenadier ſei es, der in dem Gedichte die Frage beantworte: „Ein König weint?" wenn auch ein Höfling ſie ſtelle. In jeder Hinſicht berief er ſich zur Vertheidigung des Gedichtes nur noch auf geſchichtliche Nachrichten. So hatte er im zorndorfer Siegesliede den König vor Frankfurt an der Oder in die niedere Hütte einer armen frommen Wittwe einkehren laſſen.*) Gleim machte dazu in einem Handexemplare folgende Anmerkung: „Dieſe fromme Wittwe nebſt dem, was ſonſt an dieſer Stelle obenhin berührt wird, iſt keine Erfindung des Dichters, ſondern wie das übrige dieſes Gedichtes hiſtoriſch wahr, und könnten die zuverläſſigſten zum Theil öffentlichen Zeugen darüber aufgeſtellt werden."

---

*) Gleims ſämmtl. Werke IV, S. 69. Vers 99 und 100. Frankfurt an der Oder bezeichnet Gleim hier nur als die Stadt, „wo Baumgarten Friedrichs Weisheit lehrt." Damit iſt Alex. Gottlieb Baumgarten, der Gründer der Aeſthetik gemeint, der 1740—1762 in Frankfurt lehrte. Durch eine Schrift iſt er an der Friedrichs-Literatur betheiligt.

Noch mehr als in der ungewöhnlichen Bezugnahme des Gedichtes auf die Perſon des Königs lag der Kern des Streites in der Aufregung über das Auftreten der Ruſſen. Seit der Schlacht bei Groß-Jägerndorf *) war man beſonders über die Einführung der Kalmücken auf den Kriegsſchauplatz entrüſtet, die damals zuerſt gegen die Deutſchen zu Felde zogen. Nicht allein Gleim, ſondern auch Archenholz **) ſchildert ſie auf eine Weiſe, welche man jetzt beinahe darwiniſtiſch nennen möchte. Insbeſondere heißt Gleim mit Bezug auf ſie ſeinen König den Züchtiger der Bosheit eines Volkes,

Das noch zu Menſchen nicht geworden iſt.

Er rechtfertigte dieſe Stelle damit, daß die Kalmücken nach dem Schreiben eines angeſehenen ſogenannten Erzprieſters vor deſſen Augen auf dem Schlachtfelde bei Groß-Jägerndorf rohes Menſchenfleiſch gegeſſen hätten. Aber gerade dadurch werden Leſſings Angriffe auf dieſe Gedichte von Lange und Gleim in culturhiſtoriſcher Hinſicht nur um ſo merkwürdiger, weil ſich Leſſing mit denſelben nicht gegen den Patriotismus, ſondern vielmehr gegen eine Auffaſſung wehrte, welche die feſte Grenze zwiſchen Thieren und Menſchen nicht mehr reſpektiren wollte. Natürlich faßt Leſſing dies noch nicht phyſiologiſch auf. Er macht nur auf ſeine geniale Art Miene, ſich inſtinktiv gegen eine ſolche Meinung hinter der ſtrengſten hiſtoriſchen Quellenkritik zu verſchanzen. Und ſo wurden dann auch wirlich in den ſchon früher erwähnten Granadierliedern Langes „beſiegte Heere" und Gleims Gedicht an die Kriegsmuſe ihres Inhaltes halber noch weit lebhafter verſpottet als der Form wegen Gleims ältere volksthümliche Kriegslieder.

---

*) 30. Auguſt 1757.

**) Geſch. des ſiebenj. Krieges, 7. Aufl. herausg. von Dr. Potthaſt, Berlin 1861, S. 98. 99. Vergl. C. Ritter's Aſien I S. 970. 972. 975.

Sehr viel trug eine lange Reihe von bedeutenden Unfällen, welche die Familie Kleiſt durch die Ruſſen erfuhr, zur Verdüſterung der Stimmung im Kreiſe der Freunde bei. Zwar als die Ruſſen zuerſt ein Gut der Familie Kleiſt verwüſtet hatten, wollte Gleim für ſeinen Freund noch ganz luſtig ſein Kanonikat zu Walbeck bei Weferlingen verkaufen. Ja, um ſeinen Kleiſt durch ein Geſchenk von 10,000 Thalern glücklich machen zu können, wollte er zu deſſen Beſtem ſchon den Homer überſetzen. Hatte ihn doch Kleiſt durch ſeinen im Felde geſchriebenen Ciſſides und Paches ſelbſt wieder auf die Alten geführt. Aber nochmals trieben die Ruſſen von dem kleinen Kleiſt'ſchen Gute 93 Stück Rindvieh und Pferde hinweg. Schon als die Ruſſen einen hochbetagten Vetter Ewalds von Kleiſt überfallen und getödtet hatten, ſchrieb Ramler an Gleim: jetzt möge der Grenadier fluchen.

So war die Stimmung im Kreiſe der Freunde noch, als der ritterliche Kleiſt in die Schlacht bei Kunersdorf *) zog.

Durch Kleiſts Tod wurde die Kriegspoeſie mit dem Blute eines der Dichter beſiegelt. Kleiſt hatte in Gedichten zu oft vom Tode geſprochen, als daß wir die Frage, ob er den Tod geſucht habe, hier umgehen könnten. Er hatte in ſeinem Gedichte an die Armee es dieſer vorhergeſagt, daß ſie noch ſeinen Heldentod würde bewundern müſſen, wie ihn denn nun wirklich zum wenigſten alle Soldatenfrauen von der Königin in Magdeburg bis zur geringſten Berlinerin, die von einem Beſuche im preußiſchen Lager nach der Hauptſtadt zurückkehrte, beweint zu haben ſcheinen. Sehr beſtimmt hatte er es am Schluſſe von Ciſſides und Paches ausgeſprochen, daß er zum Tode fürs Vaterland bereit ſei, wenn ſein Verhängniß ihn rufe. Je freudiger aber Kleiſt ſich in einem gefahrvollen Augenblicke für das Vaterland opferte, um ſo mehr muß der Gedanke zurückgewieſen werden, daß dies aus Ueberdruß am Leben geſchehen ſei. Allerdings hatte er früher an Gleim geſchrieben, daß er in einem Buche über die Hypochondrie keinen

---

*) 12. Auguſt 1759.

Zug gefunden habe, den er nicht an ſich ſelbſt beobachtet hätte. Aber der Krieg hatte aus dem „Hypochondriſten“ einen Helden gemacht. Durch die Abtragung ſeiner kleinen Schulden an den Juden Schmuhl und ſo fort fühlte er ſich gehoben. Nach ſeinen Avancements fing er an, ein kleines Vermögen zu ſammeln, das vorſichtig beim halberſtädter Dome angelegt wurde. Seine Erben erhielten nachmals etwa 1500 Thaler baar, wovon er ſich das meiſte „zu Kohlſamen“ vom Kriegsſolde erſpart hatte. Denn auf welche wegen der damaligen geringen Regſamkeit des buchhändleriſchen Verkehrs doppelt bewundernswürdige Weiſe auch dieſer preußiſche Offizier in der Mutterſprache mit der literariſchen Regſamkeit ſeines franzöſiſch ſchreibenden Königs wetteiferte,*) ſo ſollten doch ſchon die erſten Tage nach dem Frieden den Sänger des Frühlings in ſeinem Garten und auf ſeinen Aeckern ſehen. „Wie will ich Kohl pflanzen!“ hatte der Held einſt an Gleim geſchrieben. — — —

Um den finſtern und in einem gewiſſen Sinne ſogar blutdürſtigen Charakter, welchen das zorndorfer Siegeslied faſt mit der ganzen Poeſie und *Geſchichte* jener Tage gemein hatte, zu entſchuldigen, machte Gleim auch darauf aufmerkſam, daß nach ſeinem Gedichte der Grenadier bei Zorndorf verwundet ſei und daß das Gedicht mit Todesahnungen ſchlöſſe.**) Später pflegte Gleim, wenn man ihn noch während des ſiebenjährigen Krieges über das Verſtummen des Grenadiers befragte, zu ſagen, daß derſelbe bei Kunersdorf geblieben ſei. Gleim durchlebte den Krieg nun nicht mehr in der Art wie er es bis zu Kleiſts Tode gethan hatte. Auch vergaß er die Erfahrungen des zorndorfer Siegesliedes nicht. Unter dieſen Umſtänden war ihm, nachdem das zorndorfer Siegeslied bei Geßner in Zürich gedruckt war, ſelbſt die Bewunderung der Schweizer gleichgiltig, wenn ſie auch in dem Briefe von Hirzel jede andere Anerkennung weit überſtrahlte, die Gleim ſonſt überhaupt je zu Theil geworden iſt. Auch daß in Braunſchweig der Hofprediger Mittelſtedt, ein guter Kopf und abſonderlich ein großer Sprachverſtändiger, ſich mehr damit beſchäftigte, dem Hofe die Kriegslieder des Grenadiers vorzuſingen als ihm das Evangelium vorzupredigen, ermunterte ihn nicht mehr zu neuen Kriegsliedern. Wohl aber war der Grenadier ſogleich wieder auf dem Platze, als er l'art de guerre in den Werken des Königs überſetzen ſollte. „Der König (ſchrieb ihm Ramler *) ſieht dieſer Ueberſetzung entgegen, und dieſes deutſche Gedicht wird juſt dasjenige ſeyn, was er leſen wird und wobey er die deutſche Dichterſprache vielleicht lieb gewinnen wird.“ Wahrſcheinlich hatte Leſſing, der auch hierbei zu Friedrichs Ehren wieder die preußiſchen Preßangelegenheiten mehr oder weniger leitete, Gleim dazu ausgewählt, um ihn über den Verdruß, den ihm das zorndorfer Siegeslied bereitet hatte, in angemeſſener Weiſe zu tröſten. Allein die Ausführung unterblieb, weil Gleim den vollen Beifall ſeines Leſſing durch eine vorläufige Probe ſeiner Ueberſetzungskunſt nicht wieder zu erringen vermochte. **)

---

*) Man ſehe beſonders die moraliſchen Aufſätze in Proſa, welche ſich in Kleiſts Werken finden. In einem derſelben hat er ſich ſelbſt geſchildert. Am 10. April 1759 wünſchte ſich Kleiſt in dem Briefe an Gleim für ſeine Productionen noch 40 Wochen, ſo viel man gebrauche, um ein Kind zur Welt zu bringen. Er lebte ungefähr noch halb ſo lange.

**) Gleims ſämmtl. W. IV S. 77. 78.

Ramler hatte an Gleim geſchrieben: wenn alle Muſen ſchwiegen, ſo würde er Friedrich ſingen. Er hielt Wort.

Ramler war nur Gelehrter. Er konnte weder als Geſchäftsmann wie Gleim, noch durch ein ſchnelleres Avancement im Kriege wie Kleiſt zu einer befriedigenden äußeren Lebensſtellung gelangen. Als Lehrer am Cadettenhofe wirkte er gewiſſermaßen vor den Augen des Königs. Auch ſtand ſeine Thätigkeit als Lehrer und als gelehrter Dichter in einigem Zuſammenhange. Zudem lebte er in Berlin. Seine perſönlichen Verhältniſſe ſind deshalb für die Beurtheilung der Stellung, welche die deutſche Literatur unter Friedrich dem Großen einnahm von beſonderer Wichtigkeit. Seine literariſche Thätigkeit läßt ſich am wenigſten von ſeinem Leben trennen. Wir werden daher ſpäter in einem eigenen Abſchnitte ſeine berichtigte Biographie liefern.

---

*) 30. Juni — 3. Juli 1760.

**) Jedoch ſchrieb ihm Leſſing noch in Wolfenbüttel 22. Mai 1772 eine Vorrede zu ſeinen ſogenannten „Volksliedern.“ Gleims Werke I S. 337—340.

7. Leſſing.

„Drauf zu Demodokos ſprach der erfindungsreiche Odyſſeus:
Hoch, o Demodokos, preiſt dich mein Herz vor den Sterblichen allen!
Dich hat die Muſe gelehrt, Zeus Tochter — ſie, oder Apollon!
So genau nach der Ordnung beſingſt du der Danaer Schickſal,
Was ſie gethan und erduldet im lang abmüdenden Feldzug,
Gleich als ob du ſelber dabei warſt, oder es hörteſt.“

Homer.

Es war zu Ende des Jahres 1760 als Leſſing, zuletzt mit den Literaturbriefen beſchäftigt, Ramler in Berlin drei Repoſitorien voll Bücher aufzuheben gab mit den Worten: „Ich biete Ihnen Trotz ein einziges gutes darunter zu finden!“ Dann verließ er Berlin, beſuchte Kleiſts Grab in Frankfurt an der Oder und begab ſich von da weiter nach Breslau, um bei dem General Tauenzien die Stelle eines Secretairs zu übernehmen. Ohne allen Zweifel war er mit Tauenzien durch Kleiſt in Leipzig bekannt geworden *). Daß Leſſing ohne ſeinen Aufenthalt in Breslau

---

*) Danzel in ſeinem Leſſing I, S. 465 vermuthet dies, weil Kleiſt Tauenzien in ſeinem Briefe an Gleim vom 3. Februar 1758 erwähne Wohl ſchwerlich aber hatte Danzel dieſen Brief ſelbſt geſehen, da er ſonſt gewiß hinzugefügt hätte, daß in demſelben Briefe ausdrücklich ein Beſuch bezeugt wird, den Leſſing bei Kleiſt am nämlichen Tage, von welchem der Tauenzien betreffende Brief datirt iſt, abſtattete. Noch weniger iſt es Danzel bekannt, daß Tauenzien außerdem in Kleiſts Briefe an Gleim vom 6. Februar 1758 erwähnt wird. In dem Briefe vom 3. meldet Kleiſt, daß Tauenzien vom Könige den Auftrag zu einem kleinen Streifzuge gegen die Franzoſen, der die Halberſtädter beſonders erfreuen mußte, erhalten habe. Namentlich der Brief vom 6., nach

die Minna von Barnhelm nicht geſchrieben hätte, liegt trotz der Mangelhaftigkeit der Nachrichten über jenen Abſchnitt ſeines Lebens auf der Hand. Offenbar ſpiegelt das Stück die unmittelbare Gegenwart ſelbſt. Die preußiſche Dichtkunſt war von der Nachahmung der Alten ausgegangen, aber von Anfang an durch die unvergleichliche Geſchichte der damaligen Zeit geleitet. Sie beſchließt dieſen ihren Entwickelungsgang, indem ſie in Minna von Barnhelm die Gegenwart unmittelbar anſchaut und in dramatiſcher Form ſelbſt darſtellt. Minna von Barnhelm iſt die Minerva, die als vollendetes Kunſtwerk beinahe plötzlich aus der kriegeriſchen Zeit ſelbſt bei deren Abſchluſſe hervorſpringt. Schon Goethe hat dieſes empfunden, da er Minna von Barnhelm die wahrſte Ausgeburt des ſiebenjährigen Krieges nennt. Auch den „vollkommenen norddeutſchen Nationalgehalt" des Stückes hebt Goethe ſchon hervor. Die „neueſten franzöſiſchen Anekdoten", von denen Ramler „Herrn Leſſing, Voſſens Zeitungsſchreiber", voll gefunden hatte, als er ihn zuerſt in Herrn Voſſens Buchladen kennen lernte, laſſen ſich zwar in Minna von Barnhelm auch noch nachweiſen, ſind aber hier gegen die Franzoſen ſelbſt gerichtet. Die Spuren franzöſiſchen Einfluſſes auf die deutſche Literatur zeigen ſich in Minna von Barnhelm nur noch im Verſchwinden begriffen.

Vor Allem ſagt Goethe ſehr richtig, daß Minna von Barnhelm „zwiſchen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt iſt." Leſſing hatte eine große Hochachtung vor dem preußiſchen Volke. Den Preußen (ſagt er einmal) ſind die Heldentugenden eben ſo angeboren wie den Spartanern des Alterthums. In ſeinem Luſt-

---

welchem Gleim Henckel zu einem dienſtlichen Zeitungsberichte, der wohl hauptſächlich in Tauenziens Intereſſe lag, veranlaſſen ſollte, läßt auf eine große Vertrautheit zwiſchen Kleiſt und Tauenzien ſchließen. Beide Briefe ſind auch für die Geſchichte von ſehr großem Intereſſe. — Einige Geſchäftsbriefe, welche Leſſing im Auftrage Tauenziens geſchrieben und Tauenzien unterzeichnet hat, ſind mit den übrigen ungedruckten Leſſingianis auf der wolfenbüttler Bibliothek zuſammen erſchienen.

ſpiele verherrlicht er jenes preußiſche Heer, wie wir es noch 1866 und 1870 ſahen und wie es vor ihm ſchon Kleiſt in ſeinem Gedicht beſungen hatte. Wenn wir auch jenem kleinen Gedichte von Kleiſt keinen Einfluß auf Minna von Barnhelm zuſchreiben, ſo ſind doch die Beziehungen Kleiſts zu dieſem Stücke ſehr zahlreich. Sie ſind theils literariſcher, theils biographiſcher Art. Um die vielen Beziehungen der Minna von Barnhelm zu Kleiſt ganz zu verſtehen, muß man wiſſen, daß in dieſem „heroiſchen Luſtſpiele" zuerſt die großmüthige Handlungsweiſe der auftretenden Perſonen als das Weſentliche galt. Bei den erſten wichtigen Darſtellungen hieß das Stück „die Großmüthigen." Die ſehr hoch geſteigerte militairiſche Großmuth ſcheint uns aber in Kleiſts Ciſſides und Paches zuerſt vorzukommen. Ihre zunächſt nur befremdende Uebertragung aufs Luſtſpiel iſt von Leſſing mit einer genialen Ueberlegenheit durchgeführt worden.

Leſſing ſchilderte in dem Tellheim dieſes Drama's außer ſeinem eignen unter Anderm auch Kleiſts Charakter mit derſelben an leiſe Ironie ſtreifenden Wahrheitsliebe, mit welcher Kleiſt ihn ſelbſt in einem ſeiner Briefe an Gleim geſchildert hat. Wer im Tellheim bloß Leſſings Selbſtportrait ſieht, hat von Kleiſts Leben und Charakter nur eine ſehr unvollkommene Kenntniß. Die Freundſchaft beider Geiſter war eine viel tiefere geweſen als die zwiſchen Kleiſt und Gleim. Mit Gebeten und ernſten Gedanken an den Tod beſchäftigt, hatte Kleiſt zu Gleims größtem Schmerze nach ſeiner Verwundung bei Kunersdorf Gleim nicht mehr erwähnt. Wohl aber hatte er noch geſagt, daß die Koſaken, welche dieſen bleſſirten preußiſchen Major nicht allein bis aufs Hemd, ſondern ſogar bis auf die Perrücke ausplünderten, auch ſeine Schreibtafel mitgenommen hätten, die außer dem Entwurfe zu einem Trauerſpiele auch ein Gedicht an Leſſing enthalten habe.*)

---

*) Brief des Profeſſor Nicolai in Frankfurt an Gleim vom 26. Sept. 1759 in der kurzen Nachricht von dem Abſterben des Herrn Obriſtwachtmeiſters von Kleiſt, in Kleiſts Handſchriften und Briefwechſel, der Gleim'ſchen Familienſtiftung gehörig.

Leſſing war dies ohne Zweifel nicht unbekannt. Mit genialer Selbſtquälerei, durch einen dem Oheim ſehr ähnlichen Neffen Kleiſts täglich an dieſen erinnert, ſcheint Leſſing in Breslau auch, während er ſein Luſtſpiel entwarf, ſeinen Freund ſtets vor Augen gehabt zu haben. Die Hauptzüge, welche für Tellheim von Kleiſt entlehnt ſein dürften, ſind ſchon früher gelegentlich angedeutet. Hier nur noch eine Einzelheit. Man erinnert ſich der meiſterhaften Stelle, in welcher Leſſing die Bedienten Revue paſſiren läßt, welche Tellheim arm gemacht haben ſollen. Leſſing ſtraft in ihr möglicher Weiſe die Bedienten Kleiſts, die ihn bei Kunersdorf verlaſſen und ſich mit ſeiner Equipage und 400 Thalern nach Küſtrin gerettet hatten.

Nach Beendigung des Entwurfes der Minna von Barnhelm ſtarb bekanntlich Leſſings Intereſſe an dem preußiſchen Soldatenleben ab. Mit großer Feierlichkeit ſoll Leſſing zu Breslau ſchon den Frieden zu Hubertsburg ausgerufen haben. Jedoch war ſein Aufenthalt bei Tauenzien im Grunde die einzige glückliche Zeit ſeines Lebens. Wie es uns ſcheint, war ſein Aufbruch aus Tauenziens Nähe unbedingt ein Fehler. Er verzichtete dadurch auf den Lohn für ſeine Thätigkeit in Breslau. Freilich hätte er nun noch immer ſeine ſchon lange vorher in Berlin durch eine maßvolle und überlegene Einwirkung auf die damals noch ſehr unentwickelte Preſſe erworbenen Anſprüche in Preußen geltend machen können. Jenen breslauer Fehler würde er nachmals durch Aufgabe ſeiner Stelle als Bibliothekar in Wolfenbüttel wiederholt haben, wenn nicht ſeine Braut es verhindert hätte. Jedenfalls iſt es zu beklagen, daß er nach dem breslauer Aufenthalte die Bibliothekarſtelle in Berlin nicht erlangte. Es lag aber in den damaligen Verhältniſſen des franzöſiſchen Hoflebens in Berlin, daß man bei dieſer Gelegenheit endlich an einen Mönch aus Frankreich gerathen konnte, der voll des gröbſten Aberglaubens war und Berlin endlich wieder verließ, weil er ein damals prophezeites Weltgericht wenigſtens nicht in Preußen über ſich ergehen laſſen wollte!

Durch ſeine Minna von Barnhelm hatte Leſſing eine bedeutende Wirkſamkeit auch in Preußen auszuüben begonnen. Dies Luſtſpiel warf das erſte literariſche Intereſſe unter das Volk in Berlin. Außer dem Meſſias hatte noch keine deutſche Dichtung ſolche Theilnahme erregt wie Minna von Barnhelm.*)

Alle Fehler der politiſchen Poeſie eines Ramler und Gleim ſind in Leſſings Minna von Barnhelm ausgemerzt. Gerade die patriotiſche Wärme der deutſchen Muſe bei Friedrichs Lobe hatten die offenen und verſteckten Feinde der vaterländiſchen Literatur ſchnell mit dem Namen der Schmeichelei gebrandmarkt. Sogar die Hofgeiſtlichkeit hatte ſich deſſen nicht enthalten. Offenbar hatte ſie zu Anfang des ſiebenjährigen Krieges einen größeren Einfluß auf die Gemüther der Hauptſtadt ausgeübt als bei deſſen Ende. Aus Ramler und den anderen patriotiſchen Kirchgängern und Paukenſchlägern, die ſchon immer mit dem energiſchen Plotho in Verbindung geſtanden hatten, waren um die Zeit des Friedens von Hubertusburg Männer geworden, welche die öffentliche Meinung hinter ſich hatten. Man konnte die Naivität Gleims, namentlich aber die Schwerfälligkeit und Ungeſchicktheit an einigen Stellen bei Ramler als Schmeichelei mißverſtehen und vielleicht bei Friedrich ſelbſt als ſolche verleumden. Aber ſchon durch Leſſings geniale Leichtigkeit und freimüthige Redekunſt in der Minna von Barnhelm war die deutſche Muſe von dieſem Vorwurfe wieder befreit.

Auch dazu hatte Leſſing Vieles beigetragen, daß die literariſche Stellung Berlins zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges als ſehr bedeutend erſcheint. An der inneren Entwickelung der preußiſchen Dichterſchule hatte er einen großen Antheil.

Welch ungeahnte raſtloſe literariſche Arbeitſamkeit zeichnet jenen Krieg aus, nicht allein auf Seiten des Königs und ſeines Cabinets, ſondern auch auf Seiten der Kunſtdichter und ſelbſt auf Seiten des Volkes!

---

*) Gervinus, Geſchichte der deutſchen Dichtung, 4. Aufl. IV. 1853. S. 349.

Aber weder König noch Volk und Kunſtdichter verſtehen einander. Denn eine babyloniſche Sprachverwirrung iſt eingetreten. Jeder ſucht ſein Steckenpferd vor dem Andern zu verbergen. Alle von dem Hauptgedanken beſeelt, daß der Krieg gut zu Ende geführt werden müſſe, gehen ſie doch kalt an einander vorüber. Als einer der Schriftſteller ſich für Friedrich in den Tod ſtürzt, wird er von den Männern nur kalt*) bewundert!

Die Kunſtdichtung macht faſt in jeder ihrer Epochen während des ſiebenjährigen Krieges einmal den Verſuch, die Schranken dieſes unnatürlichen Verhältniſſes, namentlich nach dem Könige hin, zu durchbrechen.

Wir beobachteten dieſes eigenthümliche Schauſpiel ungefähr bis zu der Zeit, da

Der König und die Kaiſerin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede.

Am Schluſſe dieſes ſeltſamen Dramas fällt der Vorhang nicht, bevor der König (1780) durch die Schrift de la littérature allemande, des défauts qu'on peut lui reprocher, quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger ſich in einem ausführlichen Monologe ausgeſprochen hat. Eine Unterſuchung über dieſelbe behalten wir einem eigenen Abſchnitte dieſes Buches vor, dem die hier bereits gelegentlich entwickelten Anſichten über die Stellung Friedrichs des Großen zur deutſchen Literatur als Grundlage dienen werden.

---

*) Archenholz S. 260.

III.

Ramler

und die

politiſch-literariſche Bewegung in Berlin

zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges.

„Ich ſahe ſie! (mir zittern die Gebeine!)
Ich ſah, bekümmertes Berlin,
Die Göttin Deines Stroms vor Deinem Tannenhaine
Mit ihren Schwänen ziehn!

Karl Wilhelm Ramler.

Die literariſche Bewegung in Berlin während der fünfziger Jahre des 18. Jahrhunderts wurde deswegen weniger bemerkt als die zu Göttingen während der ſiebziger Jahre, weil die deutſche Literatur in Preußen wegen ihrer eigenthümlichen Stellung zum Könige jedes äußere Aufſehn zu vermeiden ſuchte. In ſeiner überlegenen Weiſe nahm aber ſelbſt Leſſing in Berlin an dem Stürmen und Drängen theil. So ſchrieb denn Ramler an Gleim aus Berlin vom 11. April 1759: „Ich kann mich hier mit Hrn. Leſſing abrufen, wenn ich mit ihm Ihre Geſundheit trinken will. Wir hängen alsdann ein rothes Band aus, das iſt das Signal zur Ausflucht in die Baumannshöhle, denn Sie müſſen wiſſen, der Küper heißt Baumann.“*) Inſofern dieſe Bewegung der Geiſter in Berlin aber eine politiſche war, erblicken wir Ramler allein mit einer Anzahl von Muſikern und vornehmeren oder geringeren Beamten an ihrer Spitze. —

Ramler wurde am 15. Februar 1725 zu Colberg geboren. Er gehörte einer nicht ganz unbemittelten pommerſchen Familie an. Er hat dieſelbe ſpäter als berühmter Dichter noch beerbt. Während ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung in der Jugend wurde er auf eine beklagenswerthe Weiſe von ihr im Stiche gelaſſen. Nachdem er beſonders die lateiniſche Schule des halleſchen Waiſenhauſes durchlaufen hatte, verlangte ſein Vater von ihm, „daß er das Collegium anatomicum beſuchen und hiernächſt zu Halle Medicin ſtudiren ſolle.“ *) Als er ſich dem Beſuche des Collegium anatomicum widerſetzte, zog der Vater die Hand von ihm ab. Es iſt ſo gut als unbekannt und darf wohl theilweiſe für die von ſeinem Freunde Sulzer bei Gelegenheit der anderweitigen Beſetzung einiger Stellen gegen Ramler bewieſene Härte zur Entſchuldigung dienen, daß dieſer eigentlich gar keine Univerſität beſucht hat. Frühzeitig angezogen von Friedrichs Hauptſtadt war er als zwanzigjähriger Jüngling ſchon in Berlin. Gleim wohnte damals in Potsdam. Einſt kam er nach Berlin. Da ſagte ihm der Buchhändler Rüdiger, daß draußen vor ſeinem Buchladen ein junger Menſch ſtände, der ihn gar zu gern kennen lernen wolle. Es war Ramler. Gleim rettete ihn aus großen ſittlichen Gefahren und gab ihm freie Wohnung in ſeinem Abſteigequartiere. Auf der damals nach Werneuchen eingepfarrten märkiſchen Domaine Lähme unweit Blumberg als Hauslehrer bei Gleims Schwager, dem Oberamtmann Fromme, einem Günſtlinge Friedrichs und einem der älteſten Zeugen ſeiner wahrhaft landesväterlichen Fürſorge, ſcheint Ramler ſeine Schulkenntniſſe mehr vertieft als erweitert zu haben. Nach Berlin zurückgekehrt, wurde er Vorleſer bei dem blinden Herrn du Roſee. Auch war er „Kinderlehrer“. 1748 wurde er Lehrer am Cadettenhofe mit jährlich 120—144 Thlrn. Gehalt.

---

*) So viel wir wiſſen iſt dieſe Weinſtube erſt 1872 verſchwunden.

---

*) Unſerer Darſtellung liegen zu Grunde Ramler's Briefe an Gleim und beſonders das Manuſcript „Ramler“ von Gleim (8 geſchriebene Octavſeiten). Dieſes findet ſich am Schluſſe des 5. und letzten Bandes der Briefe Ramler's an Gleim. Es iſt wahrſcheinlich ungedruckt, jedenfalls aber von den Literarhiſtorikern unbenutzt geblieben.

Im Jahre 1749 gab Ramler ſeine Bearbeitung des Frühlings von Kleiſt heraus. Das Landleben und den Feldbau hatte Ramler ſchon während ſeines Aufenthalts in Lähme förmlich ſtudirt. Um ſo freier waren ſeine Veränderungen an Kleiſts Gedichte. Auch ſonſt war er ſchon den berliner Buchhändlern bei ihren Publikationen zur Hand gegangen. Der Prediger Richter aus Frankfurt an der Oder ließ bei Schütz in Berlin ein Gedicht auf die Schlacht bei Friedberg*) drucken. Der gute Mann beklagte ſich nachher ſehr bitter, weil Drucker und Corrector gleich wenig getaugt hätten. Der Corrector aber war — Ramler geweſen, der ſchon damals von allen Autoren die modernſte Orthographie und die meiſte Einſicht in dik Kriegspoeſie beſaß. — Ueber Ramlers Veränderungen deutſcher Dichter iſt das letzte Wort noch nicht geſagt. Kleiſt widerſprach ſich in ſeinen Urtheilen über die Bearbeitung ſeines Frühlings durch Ramler. Johann Heinrich Voß vertheidigte Ramlers Veränderungen des Götz in einer eigenen Schrift. Er war dabei aber zu ſehr Partei, da er an Hölty ähnlich gehandelt hatte wie Ramler an Kleiſt. Man darf auch nicht überſehen, daß Kleiſt als Offizier und Götz als Superintendent zu den Zeiten, da ſie Ramler die Vollmacht zu dieſen Aenderungen ertheilten, dadurch vielleicht nur die Schwierigkeiten, welche ſich ihnen bei der Veröffentlichung in den Weg ſtellten, umgehen wollten. Wir begreifen vollkommen, wie Gleim ſpäter Ramler wegen dieſer Publikationen ſogar einer gewinnſüchtigen Abſicht beſchuldigen konnte. Dahingegen ſpricht es in hohem Grade für Ramler, daß Gleim, indem er ſich Ramlers Kritik endlich ganz entzieht, nur noch Rückſchritte macht und bei der Fortentwickelung der deutſchen Poeſie nur noch die Rolle des Mäcenas ſpielt. Vollſtändig kann die Frage, ob Ramler die Werke der andern deutſchen Dichter verbeſſert oder verſchlechtert habe, nur durch eine bis jetzt von unparteiiſcher Seite noch nicht unternommene Vergleichung der Leſarten entſchieden werden.

---

*) Hohenfriedberg 4. Juni 1745.

Aus ſeiner ganzen mißlichen Lage hätte ſich Ramler befreien können, wenn er um die Zeit, da Klopſtock in Dänemark eine Penſion erhielt, dort eine Profeſſur angenommen hätte. Die einflußreichen Männer Berlins riethen ihm eher zu gehen als zu bleiben. Allein ſeine Anhänglichkeit an Preußen ließ ihn dieſe Angelegenheit nur humoriſtiſch betrachten. In einem durch und durch ſatiriſchen Briefe ſchrieb er bereits als Däne an Gleim: „Die Grönländer, meine näheren Nachbarn, ſind mit dem Mond nicht gut Freund, weil er mit ihnen einerlei Métier hat. Denn ſie glauben, wenn der Mond dort verſteckt iſt, ſo geht er auf die Jagd der Seehunde.“

Eine gleiche Anhänglichkeit an Berlin zeigte Ramlers treueſter Freund Langemack. Er wird bald Rathmann, bald Stadtſecretair genannt und arbeitete zugleich auf der Polizei. Dennoch war auch ſeine Einnahme ſehr gering. Obgleich er ſich nun durch ſeine Schriftſtellerei über Polizeiwiſſenſchaft einen Namen machte und wegen ſeiner juriſtiſchen Schriften (de testamentis u. ſ. w.) für Gleims Tempel der Freundſchaft ſogar als Geſetzgeber abgemalt wurde, ſcheint er doch nicht daran gedacht zu haben, ſich außerhalb Berlins um eine juriſtiſche Profeſſur zu bewerben. Ramler und Langemack richteten ſich für Berlin ein ſo gut ſie konnten. Sie gaben ſich bei dem Controleur Denſtädt in Koſt und Logis. Dieſer bewohnte ein kleines Haus am Ende der Heiligen Geiſtſtraße, dicht am Heiligen Geiſt-Kirchhofe.[*] Mit 15 Thlrn. monatlich führte Denſtädt's jedenfalls ſehr intereſſante Frau, eine geborene Halberſtädterin, welche Ramler liebte und als Naïde beſang, die dreifache Wirthſchaft. Ja, ſelbſt den geſellſchaftlichen Verpflichtungen der drei Herren kam ſie davon nach. Von jenem Häuschen aus machten 1752 Ramler und Langemack den Verſuch zur Errichtung einer kleinen berliner Univerſität.*)

---

[*] Das Haus ſoll damals der Wurſthof genannt ſein. Trotz dieſes Zuſatzes ſcheint doch nur das noch jetzt vorhandene ſehr kleine Haus an der Ecke der Heiligen Geiſtſtraße und der jetzt der Wurſthof genannten Gaſſe, auf der Seite des joachimsthaliſchen Gymnaſiums, gemeint zu ſein.

1753 und 1754 bot ſich Ramler in geringer Entfernung von Berlin die Ausſicht auf eine beſſere Verſorgung dar. Am Gymnaſium zu Stettin war die früher von einem gewiſſen Denſo bekleidete Profeſſur für Beredtſamkeit und Poeſie erledigt. Ramler meldete ſich zu derſelben. Allein das Curatorium zu Stettin und das Oberconſiſtorium zu Berlin vertheilte die Arbeit und das Gehalt an die übrigen Profeſſoren. Als Friedrich dies erfuhr, befahl er durch eine Cabinetsordre die Wiederherſtellung dieſer Profeſſur. Alle andern — ſo bemerkte er — ſollten eher eingehen als dieſe. Aber auch in dieſem Falle wurde die Abſicht des Königs, welche ſtets auf die Vervollkommnung der deutſchen Sprache gerichtet war, nicht erreicht. Dankelmann und Sack, der im Oberconſiſtorium ſaß, ſcheinen die Schuld davon zu tragen. Das Oberconſiſtorium wies Ramler an das Curatorium. „Die Herren Curatores“ aber waren der Anſicht, daß Ramler die Cabinetsordre des Königs veranlaßt habe. Sie beſchloſſen daher, ihn in keinem Falle zu wählen. Ramler verſicherte ſeine Unſchuld, konnte aber nichts mehr erreichen.

Zu Anfange des ſiebenjährigen Krieges war Sack, und vielleicht ſelbſt der Propſt Süßmilch, Edelmanns Gegner, durch die Siegespredigten der natürliche Führer der berliner Patrioten. Nach der Schlacht bei Roßbach ſchrieb Ramler: „Ich bin lauter Ode. Auf den Sonntag höre ich unſern Sack und etliche Kanonen dazu.“ Am 11. Dezember 1757 hörte Ramler Sacks

---

*) Ankündigung eines Collegii der ſchönen Wiſſenſchaften (von Ramler) und eines Collegii der Rechte (von Langemack), welche den 16. April des jetzt laufenden Jahres ihren Anfang nehmen ſollen. Berlin, gedruckt bey Chr. L. Kunſt. 1752. 4. 8 Seiten. Vergl. über den geringen Erfolg Ramlers mit No. 124 bezeichneten Brief an Gleim.

Siegespredigt auf die Schlacht bei Leuthen. Nach einer damaligen Sitte trug er ein ſeidenes Band an Hut oder Weſte zum Andenken an die Schlacht. So trugen auch nach den erſten Siegen im Jahre 1813 die Patrioten zu Wippra am Harze noch blaue Bänder. Mit der Zeit ſcheint die Führerſchaft der Patrioten von Sack auf Ramler, von der Kirche auf die Literatur übergegangen zu ſein. Als 1759 Viele aus Berlin flohen, verſammelten ſich die berliner Patrioten auf dem Paradeplatze. Am 20. Februar 1758 nennt Ramler ſich mit Sulzer, Krauſe und Dr. Jäſchke „vier Preußen, die ihres Gleichen nicht haben.“ Hofrath Jäſchke*) war Ramlers Arzt. Der Patriot Krauſe, dem Ramler ein Hochzeitsgedicht widmete, war Advokat. Nach großen Siegen ſchlug er in „Donner-Oden“ die Pauke ſehr gut. Auch redigirte er die Compoſitionen in Leſſings Sammlung der Lieder des preußiſchen Grenadiers, die zum Theil von Graun herrührten. Hieraus ergibt ſich, daß das ſogenannte volksthümliche Lied nicht im göttinger Muſenalmanache mit ſeinen Kunſtbeilagen ſeinen erſten Aufſchwung genommen hat, ſondern daß auch vorzugsweiſe nach dieſer Seite hin die preußiſche Dichterſchule die Vorläuferin des Hainbundes war. Schon vor dem ſiebenjährigen Kriege waren aus dem Kreiſe Ramlers die Oden mit Melodien**), eine dem göttinger Muſenalmanach ganz ähnliche, 'aber vorzugsweiſe muſikaliſche Unternehmung, hervorgegangen. Es läßt ſich nachweiſen, daß die anakreontiſche Poeſie aus König Friedrichs Zeit, z. B.

Den flüchtigen Tagen
Wehrt keine Gewalt

jetzt die älteſte Grundlage unſerer ſogenannten beliebten Lieder ſind. Ehe von Gleim der gewagte Verſuch gemacht wurde, den anakreontiſch-horaziſchen Ton in den Liedern des Grenadiers mit dem Volkstone zu verſchmelzen, fiel ſchon die ſittliche Weltanſchauung dieſer anakreontiſchen Poeſie mit der des erotiſchen Volksliedes der Deutſchen zuſammen. Es war von der größten Wichtigkeit, daß in einem Augenblicke, da ſich die Orthodoxie mit einer einſeitigen Verſtandesaufklärung zur völligen Unterdrückung der Volkspoeſie verband, dieſe gelehrten Anakreontiker, von kunſtreichen Tonſetzern unterſtützt, wenigſtens für immer die heitere Lebensauffaſſung des proteſtantiſchen Volkscharakters in Norddeutſchland ſicher zu ſtellen und zu fixiren ſuchten.*) Wenn dann der ſiebenjährige Krieg die Kunſt-Poeſie zuerſt in größerem Umfange ins Volk einführte, ſo war dies weniger das Verdienſt Gleims als das der berliner Patrioten Krauſe, Graun und Ramler, deren Kreis faſt wie ein muſikaliſches Kränzchen daſteht und ſchon deshalb verhältnißmäßig mehr für das volksthümliche Lied thun konnte als der Hainbund. Da Graun von 1735 bis zu ſeinem Tode (1759) in Friedrichs Nähe lebte, ſo iſt die Anregung für neuere volksthümliche Liedercompoſitionen gewiſſermaßen mit von dem muſikaliſchen Hofe Friedrichs des Großen ausgegangen.

---

*) Ein andermal genannt Jeſchken.

**) Nachweiſungen über deren Verfaſſer und Componiſten im zweiten Bande der Briefe Ramlers an Gleim.

Treten wir nun an die „poetiſche Drechſelbank" des langſam arbeitenden Ramler ſelbſt heran. Das Jahr 1760 war für ſeine politiſche Poeſie bei weitem das wichtigſte. Gleim ſagte, daß er ohne Kleiſt und Leſſing ſtets ein ſcherzhafter Liederdichter geblieben wäre. Aber der gewaltige Leſſing ſollte auch an Ramlers „erſter Ode von der heroiſchen Art" ſchuld ſein. Während Gleim das volksthümliche Element in die Kunſtpoeſie hineintrug, führte Ramler die auf der Nachahmung der Alten beruhende Seite der Nationalliteratur ihrer Vollendung etwas näher.

---

*) S. in Gleims Werken I, S. 145 die bekannte Aufforderung zum Tanze:

Unſchuldige Jugend
Dir ſei es bewußt:
Nur Feinde der Tugend
Sind Feinde der Luſt.

Ramlers früheres Gedicht auf Friedrichs Regierungsantritt hatte mit ſeinen ſpäteren politiſchen Geſängen noch nichts gemein gehabt. Es hatte keine antike Ode, ſondern vielmehr Günthers Gedicht auf den Frieden von Paſſarowitz*) nachgeahmt. In Ramlers Oden aus dem ſiebenjährigen Kriege finden wir zunächſt das Metrum ſo weit entwickelt als es innerhalb des preußiſchen Dichterkreiſes überhaupt ausgebildet werden konnte. Wagt er ſich an die antiken Versmaße, ſo ſteht er eben ſo hoch über Lange als tief unter Voß. Ueber die Quantität der Silben mußte er ſich ſogar von Gleim, der auch ſpäter nicht umſonſt mit Klopſtock verkehrte, zurechtweiſen laſſen. Man glaubt trotz Ramlers Verbindung mit den Muſikern in ſeinen politiſchen Strophen einen Mangel an feinerem Gehör zu bemerken. Dennoch ſchrieb ihm Gleim ſelbſt, im Elyſium höre man ſolche Harmonien wie Ramlers Lied der Nymphe Perſantis. Mit Bezug auf den Inhalt der politiſchen Gedichte Ramlers ſchreibt ihm Gleim: „In der Geſchichte unſerer Zeit ſind noch viele Wunder, die Sie Göttern und Göttinnen in den Mund legen können.“ Ganz im Geſchmacke ſeiner Zeit hob Ramler in ſeinen Oden den im beſten Sinne des Wortes abenteuerlichen Charakter, gleichſam das Wunderbare, an Friedrichs Thaten hervor. Der Odenſtil der deutſchen Literatur wurde dadurch allerdings noch mehr gehoben. Der preußiſche Grenadier hatte durch die unmittelbare Schilderung der Gegenwart Anſtoß erregt. Wenn nun auch Ramler's heidniſche Erhabenheit ebenſowenig als die chriſtliche Erhabenheit eines Klopſtock immer zugleich mit der Poeſie zuſammenfiel, ſo hat doch Ramler aus verſchiedenen Gründen durch ſeine verblümte politiſche Poeſie gegen das Ende des ſiebenjährigen Krieges immerhin ein gemüthliches Bedürfniß der höheren und mehr franzöſiſch gebildeten Stände befriedigt.

1760 verfaßte Ramler ein Gedicht zum Geburtstage des

---

*) 21. Juni 1718.

Königs. Er verglich ihn mit Herkules und forderte die Göttin Juno auf, ihm den Nectar des Friedens nicht länger zu mißgönnen. Allein nach der Schlacht bei Torgau kehrte Ramler in einer von ihm erfundenen Schaumünze dieſen Gedanken faſt ganz um. Zwar zeigte die äußere Seite derſelben nur „des Königs Bildniß nach Art der Alten mit einer Strahlenkrone gekrönt." Die Strahlenkrone trug aber ſchon die Ueberſchrift: „Friedrich der Preußen König nach zwölf vollbrachten Arbeiten ein Gott." Die innere Seite der Schaumünze ſtellte den Herkules in der Löwenhaut vor, „den ſeine zwölf Arbeiten unſterblich gemacht haben, und der jetzt von dem Adler Jupiters einen Donnerkeil empfängt. Seine bisher geführten Waffen, die Keule und der Bogen und Köcher, liegen zu ſeinen Füßen." Die Ueberſchrift war: „Eine neue Reihe von Thaten fängt an." Dieſe Schaumünze wurde von Meil gezeichnet und vom Stempelſchneider Abraham geſtochen. Der Kupferſtich ſchmückt die zweite Auflage jener urſprünglich zu Friedrichs Geburtstage 1760*) verfaßten Ode. Der Text blieb in der zweiten Auflage ebenſo friedfertig als in der erſten.

Ein anderes Stück ſeiner Gelehrſamkeit legte Ramler 1760 in der Ode auf ein Geſchütz nieder. 1750 war im 8. Stücke der von Sulzer, Ramler und Langemack herausgegebenen kritiſchen Nachrichten der Kaiſer Julian verherrlicht worden. Darüber war der Hofprediger Sack ſehr unzufrieden.**) Allein zehn Jahre ſpäter wiederholte Ramler das Lob Julians in der Ode auf ein Geſchütz. Nun tadelte ihn gar Nicolai deshalb, offenbar, weil er die ſchwierige Stelle falſch verſtand. Allein Ramler that den ſtolzen Ausſpruch, er werde dieſe Worte nur tilgen, wenn der König ſie table. Er behielt die Stelle ſpäter bei mit einer Bezugnahme auf Friedrichs Schriften.

---

*) 27. Auguſt 1760 ſchrieb Friedrich ſelbſt an d'Argens, er ſolle herkuliſche Arbeiten verrichten.

**) Vergl. die wohl nicht zum Abdrucke gebrachte handſchriftliche Entgegnung auf jene Verherrlichung im 1. Bande von Ramlers Briefen an Gleim No. 86 und ebenda z. B. den Brief vom 8. Auguſt 1750.

In Bezug auf die Ode an den Fabius ſteht es feſt, daß Ramler (Dank dem Flötenſpieler Quanz!) als Kriegsdichter Friedrichs Beifall gewann.*)

Ende Mai's 1763 erſchien der König auf dem Cadettenhofe. Doch ſprach Ramler den König „nicht als ſein Poet, ſondern als ſein Schullehrer.“ Friedrich erkundigte ſich bei Ramler nach ſeinem „Vaterlande“ und ſeinem Univerſitätsorte, nach ſeinen Zuhörern und ſeinen Lectionen, nur nicht nach ſeinem Namen. Vielleicht wußte er ihn ſchon. Ramler nannte ihn nicht. Selbſt Quanz ſagte nachher, daß er darin gewiß im Sinne des Königs gehandelt hätte.**)

Ramler war um dieſe Zeit unglücklicher und muthloſer als je. Noth und Entbehrungen hatten die Geſellſchaft in dem kleinen Hauſe der Heiligengeiſtſtraße vor der Zeit aufgelöſt. Naide war zuerſt geſtorben. Später hatte ſich ihr Mann in's Waſſer geſtürzt. Langemack war blödſinnig geworden. Ramler reiſte mit ihm noch zu Gleim, der ihn vergebens durch die zärtlichſte Freundſchaft zu retten ſuchte. Langemack ſtarb 1763.

Um dieſelbe Zeit ſuchte man in Preußen vier Profeſſoren, wandte ſich aber wegen der beſten Stellen zunächſt nach Holland. Sulzer war bei der Beſetzung derſelben betheiligt. Er empfing Aufträge durch Guichard (Quintus Icilius). Sulzer erzählte gleichgiltig von ſeinen Aufträgen auf dem Zimmer des kranken Ramler in Gegenwart ſeines Arztes. Man ſchickte Ramler zu ſeiner Geneſung nach Pommern. Während dieſer Zeit erſchien Gleim in Berlin. Als ihm nun Sulzer von der beabſichtigten Gründung einer Ritterakademie mit 12 Hofmeiſterſtellen zu 400 Thalern erzählte, rief er aus: „Sollen alle zwölf

---

*) Den Beweis liefert der wichtige Brief von Gleim an Ramler aus Halberſtadt, 8. Januar 1761, den wir im Anhange geben.

**) Ramler an Gleim, 27. Mai 1763.

Schweizer ſein?“ Er klagte in Berlin, daß man Ramler verhungern laſſe. Auf der Rückreiſe nach Halberſtadt verweilte er in Potsdam, um mit Guichard und d'Alembert über Ramler zu ſprechen. Aber im Thore begegnete ihm der König, der nach Charlottenburg ging, und Alle, die Gleim ſprechen wollte, waren in ſeinem Gefolge.

Gleim hatte Beziehungen zu Guichard. Gern hätte er ſich dieſem vornehmen Offizier mit ähnlichen Hoffnungen für die deutſche Literatur genähert, wie einſt dem General Stille, deſſen Tod er 1752 beklagt hatte. Allein Guichard war kaum als Deutſcher zu betrachten. Er war in Magdeburg geboren, deſſen kernhaftes niederſächſiſches Bürgerthum eine ſtarke Beimiſchung von pfälziſchen, ſchwediſchen und franzöſiſchen Familien erhalten hat. Die franzöſiſchen Coloniſten bilden bis auf den heutigen Tag eine eigene Gemeinde. Den Guichard's gehörte zu Magdeburg in dieſem Jahrhunderte eine ältere Porzellanfabrik, bis ſich dieſe franzöſiſche Familie auf ein Landgut zurückzog. Quintus Icilius ſchrieb franzöſiſch wie ſein König. Das Deutſche las er ſo ſchlecht, daß Gleim ihm verboten hatte, dem Könige die Lieder des preußiſchen Grenadiers vorzuleſen. Nach jenem vergeblichen Beſuche in Potsdam hatte er ſich aber vorgenommen, auf Guichard durch einen mit dieſem verſchwägerten Conſiſtorialrath zu Gunſten Ramlers einzuwirken. Jedenfalls wurde Ramlers Gehalt bald auf 600 Thlr. erhöht.

Bei einem Beſuche, den die angeſehenſten Prinzen zu Anfange des Jahres 1764 auf dem Cadettenhofe machten, war Ramler bereits der Held des Tages. Noch vor dem Ende des Jahres 1764 aber glaubte ſich ſowohl Ramler als Gleim über den Neid des Hofpredigers Sack, deſſen braver Sohn in England durch die Ueberſetzung der von ſeinem Vater auf die Schlacht bei Zorndorf verfaßten Siegespredigt 300 Thaler verdient hatte, beklagen zu müſſen. Es war Gleim nicht unbekannt geblieben, daß der gewandte Hofprediger namentlich an der Tafel des vortrefflichen engliſchen Geſandten Gleim und Ramler Schmeichler genannt hatte. „Wie?“ rief Ramler aus, als er es erfuhr: „Ein Schmeichler des großen, über alle Schmeicheleien erhabenen und alle Schmeicheleien verſpottenden Friedrichs? Das ſind nur diejenigen Prediger und feinen Hofleute, die anders denken als reden.“

Indeſſen hatte Ramler von den Helden in einem Gedichte feierlichen Abſchied genommen. Die Karſchin, durch den ungewöhnlichen Geiſt jener Kriegsjahre emporgehoben, durch den preußiſchen Adel nach Berlin gebracht, hatte hier einige Unterweiſungen von Ramler gut benutzt. Er hatte ſie auch ſofort als deutſche Sappho in die auf Nachahmung beruhende Kunſtdichtung der damaligen Zeit eingereiht. Es war, als hätte er ihr dadurch zugleich Titel und Stellung in der damaligen Geſellſchaft verliehen. Mit wehmüthiger Ironie ſprach Ramler von den glänzenden Erfolgen, die ſeine Schülerin durch ihre leichten Verſe ſpielend gewann. Faſt keines ihrer ſpäteren politiſchen Gedichte iſt durch Schönheit oder charaktervolle Eigenheiten mehr der Erwähnung würdig! Ramler ſtarb zu Berlin am 11. April 1798.

IV.

Gleims Hochzeit

oder:

Wie wurde Gleim ein politiſcher Dichter?

„Nun, lieben Freunde, ſetzt euch
Ein wenig an der Götter Stelle
Und ſagt mir, iſt ein Himmelreich,
Wo man einander quält, nicht eine wahre Hölle?“
Wieland.

Bei jeder chriſtlichen Trauung wechſelt man die Ringe. Bräutigam und Braut werden einzeln gefragt: „Willſt Du dieſen Hans?“ und „Willſt Du dieſe Grete?“ Aber Niemand denkt daran, daß es Leute auf der Welt gibt, welche jene feierliche Frage mit „Nein“ ſtatt mit „Ja“ beantworten. Und dennoch muß es auch ſolche Käuze geben!

Auch der Dichter Gleim, der bisher allgemein nur für einen alten Junggeſellen galt, hat etwas Aehnliches erfahren.

Man weiß, daß dem Hageſtolz Gleim einſt eine Braut untreu wurde. Aber Niemand weiß, daß dies erſt am Hochzeitstage geſchah, wenn auch Carlyle in der Geſchichte Friedrichs des Großen einmal aus einem Neffen Gleims deſſen Schwiegerſohn macht und dieſen Schwiegerſohn einen halben Tag lang neben dem Wagen Friedrichs des Großen hergaloppiren läßt!

Vierunddreißig Jahre alt, keuſch nach ſeiner gewiß wahrheitsgetreuen Angabe, aber angeblich im Beſitze eines „zärtlichen Herzens,“ das er ſelbſt höher achtete als den Witz Pope's und Voltaire's, im Genuſſe einer guten Pfründe, bei Gott und Menſchen wohlgelitten, hatte Gleim ſich mit der Sophie Mayerin, einer ſchönen Brünette von achtzehn Jahren, der jüngſten Tochter des Bergraths Mayer in Blankenburg, verſprochen. Dieſelbe war alſo faſt nur halb ſo alt als Gleim, was bei dem üblen Ausgange dieſer Verlobung nicht unberückſichtigt bleiben darf. Anfänglich herrſchte die größte Zärtlichkeit unter den Brautleuten. Die Mayerin richtete an Gleim Hunderte von Briefen, in denen „zehntauſend Millionen“ Küſſe enthalten waren. Die Liebesbriefe beſorgte mitunter der Brautvater ſelbſt, der an dieſer von ihm öffentlich bekannt gemachten Verlobung anfänglich ein großes Wohlgefallen zeigte.

Ein unſinniger alter Polterer, wurde der Bergrath Mayer, ohne es zu wiſſen, von ſeinen wahrſcheinlich ohne mütterliche Erziehung aufgewachſenen Töchtern beherrſcht. Nachdem durch Gleims Verlobung mit Sophie die allgemeine Aufmerkſamkeit auf deſſen Braut gelenkt war, trat deren Schweſter, die an einen braunſchweigiſchen Amtmann in Voigtsdahlen verheiratet war, mit einem anderen Heiratsvorſchlage für dieſelbe hervor. Der Bergrath unterſtützte dieſe ſchändlichen Umtriebe dadurch, daß er anfing, Gleims Braut zu verfluchen, weil ſie ſich durch die Liebe zu dem Dichter von der Liebe zu ihm, dem Papa, abwendig machen laſſe. Mehr aber bedurfte es für Sophie nicht, um ihre Liebe zu einem faſt noch einmal ſo alten Manne erkalten zu machen. Sicherlich gab es feurigere Liebhaber als Gleim, dem im Leben gewiß ebenſo wie in der Poeſie die echte Sinnlichkeit gefehlt haben wird. Vergebens ſchrieb er der Mayerin noch in dem Briefe vom 9. Februar 1763, daß ſie ſeinen erhabenſten Begriffen von einem liebenswürdigen Mädchen, welches er nirgends als in ſeiner Einbildungskraft geſucht und (gleich andern Dichtern jener Zeit) nur unter dem Namen Doris in hundert Liedern beſungen habe, vollkommen entſpreche. Umſonſt verſicherte er, daß ſie es wäre, deren Bild ihm ſo oft im Traume erſchienen ſei, und zu der er nach dem Erwachen mit Jammer geſagt: „O Du, Du göttliches Bild, Du wirſt niemals ſein. Alle Zeit verſchwindeſt Du mit dem Traume, alle Zeit verſchwindeſt Du mit der Nacht und läſſeſt in meiner Seele nur immer lebhafter das Bild zurück, das doch niemals ein wirkliches Mädchen ſein wird.“

Vielleicht weil Gleim an dem Erfolge ſolcher mehr idealen Huldigungen in Bezug auf die Mayerin zweifelt, bricht er endlich dieſen Brief ganz plötzlich ab; denn es kommt, wie er ſchreibt, der Domdechant, ſein höchſter Vorgeſetzter, um bei ihm — den Kaffee zu trinken. Aber auch die Ausſichten auf eine glänzende Stellung in der Geſellſchaft machten keinen Eindruck mehr auf Sophie. Vielleicht wurden ſie dadurch getrübt, daß Gleim trotz ſeiner Humanität ſich im Leben oft als unverträglicher Sonderling zeigte. So ſoll er ſich z. B. mit Tiedge, dem er ein Aſyl in ſeinem Hauſe gewähren wollte, bald auf einige Zeit dadurch verfeindet haben, daß dieſer für ihn im Halberſtädtiſchen Korn aufkaufen ſollte, damit Gleim einen großartigen und einträglichen Kornhandel beginnen könne.

Als Gleim am 17. März nach Blankenburg kam, zeigte die „göttliche Mayerin“ durch frühzeitige Schläfrigkeit am Abende das Einſchlafen ihrer Liebe zu dem Dichter. Gleim ging daher raſcher hinweg, als nöthig geweſen wäre. Am 18. März entſchuldigte ſich die Mayerin in einem langen und immer noch zärtlichen Briefe. Am 6. April bedankte ſie ſich für einen ſehr ſchönen Blumenſtrauß und verſicherte den Dichter ohne Umſtände noch einmal ihrer „ewigen“ Liebe.

Schon am 9. April 1753 wagte daher Gleim einen neuen Beſuch in Blankenburg. Sein Empfang war recht freundlich. Aber bald ſchien ſich wieder Alles um ihn her zu verfinſtern. Der Abſchied war ſeltſam. Nur ein kurz abgebrochenes Adieu und einen „halben“ Kuß erhielt er von der Mayerin.

Gleim blieb die Nacht in Blankenburg und ſuchte ſich noch am Abende im Geſpräche mit dem Dichter Giſeke aus Trautenſtein und mit Herrn Friederici zu zerſtreuen. Er ſchlief ſchlecht und reiſte erſt nach Halberſtadt zurück, nachdem er in Blankenburg noch einen Brief an die Mayerin geſchrieben hatte.

Es war aber Gleim am 9. April bei Mayers durchaus nicht geheuer vorgekommen. Deshalb wollte er der Verlobung ein Ende machen durch Beſchleunigung der Heirat. Daher bat er am 11. April, am Tage nach ſeiner Rückkehr, den Herzog von Braunſchweig um Diſpenſation vom kirchlichen Aufgebote. Er ſchützte vor, daß er „durch die Umſtände ſeiner Bedienung“ verhindert würde, auf einige Zeit im Voraus den Tag für ſeine Verheiratung mit ſeiner Braut, einer braunſchweigiſchen Unterthanin, zu beſtimmen. Der wahre Grund aber war offenbar, daß er ſich zu vermählen gedachte, ſobald er Mayers einmal bei guter Laune finden würde. Am folgenden Tage, dem 12. April, ſprach ganz Halberſtadt von der Mayerin, die dem biederen Gleim ſo arg den Kopf verdreht habe. Die Gräfin Stolberg erklärte Sophien für einen Engel. Der Geheimrath von Berg, durch welchen Gleim nach Halberſtadt gekommen war, brachte einen Toaſt auf ſie aus. Ohne Zweifel hatte Gleim ſich noch um wichtige Empfehlungen bemüht, durch welche er bei dem Herzoge ſeinen Zweck zu erreichen hoffte, und durch dieſe Bemühungen die Aufmerkſamkeit der ganzen höheren Geſellſchaft in Halberſtadt auf ſeine Liebe hingelenkt.

Wenn im Frühling 1753 zwei berliner Dichter im Grunewald bei Charlottenburg oder ſonſtwo ſpazieren gingen, ſo unterhielten ſie ſich von Gleim und der Mayerin. Ramler beſorgte wahrſcheinlich das Brautkleid und ſandte jedenfalls wegen der Unbeſtimmtheit des Hochzeitstages ein Hochzeitsgedicht im voraus ein.

Er ſagt darin zu Gleim:

Wir Jünglinge, die Dich verlieren,
Wir Nymphen, die die Braut verläßt,
Wir tanzen hier bekränzt und zieren
Mit jungen Mayen Euer Feſt.

Schon vorher heißt es in dieſem Gedichte:

O gebt mir Wein! gebt augenblicklich
Den vollen Becher! denn mein Freund,
Den meine Freundin liebt, iſt glücklich,
Und ſeht, der Abendſtern erſcheint.

Schon im Anfang wird die Braut mit den Worten eingeführt:

Sie iſt es! In ſchneeweißer Seide
Folgt ihr die Unſchuld und der Witz
Mit ſcharfen Pfeilen, und die Freude
Süß lächelnd, und die jüngſt den Sitz
Der Götter gern verließ, die Treue,
Die Schweſter der Gerechtigkeit.
Die Liebe folgt zuletzt verſtärkt und führt die Reihe:
Sophie folgt und liebet heut!

Inzwiſchen beantwortete die Mayerin erſt am 13. April den von Gleim in Blankenburg ſelbſt geſchriebenen Brief. Mit ihrer gewöhnlichen Unentſchiedenheit hatte ſie dazu erſt den Befehl des Vaters abgewartet, wußte aber nicht, weshalb der Papa an ihrer Geneigtheit dazu zweifle. Der Bergrath Mayer beſtimmte dann auch in einem lichten Augenblicke im voraus den 26. April als Hochzeitstag. Gleim konnte daher noch veranlaſſen, daß Ewald von Kleiſt, nächſt Klopſtock, deſſen Briefe über dieſe Verlobung gleichfalls noch vorhanden ſind, der berühmteſte von ſeinen literariſchen Freunden, auf der Rückkehr von einer Dienſtreiſe als preußiſcher Werbeoffizier aus der Schweiz um die Zeit ſeines Hochzeitstages — wir wiſſen nicht, ob ſogleich in Blankenburg oder ſchon vorher in Halberſtadt — eintraf. Aber ſelbſt Kleiſt hatte nicht einmal am Hochzeitstage Gelegenheit, die durch Ramlers Hochzeitsgedicht in Ausſicht geſtellten Tänze der Jünglinge vor den Augen der „göttlichen Mayerin“ aufzuführen.

Als nämlich Gleim, Kleiſt und der damals noch unvermählte Herr von Berg ſich am Hochzeitsmorgen bei Bergraths in Blankenburg meldeten, wurde ihnen eröffnet, daß die Hochzeit an dieſem Tage nicht ſtattfinden könne. Gleim fiel in Ohnmacht. Der Sänger des Frühlings, Kleiſt, ſprang raſch hinzu und bot ihm den Arm. Damit aber Gleim noch beſſer fühlte, wie ſehr er durch ſeine Hochzeitsreiſe am 26. April in den April geſchickt war, ſo folgte auf dieſe Hochzeit noch ein fürchterliches omen post festum. Auch der Hochzeitskutſcher war in den April geſchickt und bei der allgemeinen Verwirrung in Blankenburg ohne Zweifel um den Hochzeitskuchen gekommen. Auf dem Heimwege von Blankenburg nach Halberſtadt nun warf er die Kutſche um! Obgleich Gleim nicht allein in dieſer unſeligen Brautkutſche ſaß, ſo konnte doch kein Zweifel darüber ſein, daß auch dieſer Unfall nur auf den unglücklichen Bräutigam der Mayerin gemünzt war. Kleiſt und der Geheimrath von Berg blieben in der Kutſche trotz dieſes Un- und Umfalles unverletzt. Gleim aber renkte ſich den linken Ellbogen aus. Er kehrte nicht bloß in der Seele, ſondern auch am Leibe verwundet von ſeiner Hochzeitsreiſe zurück.

Es iſt gewiß, daß Ewald von Kleiſt, der berühmteſte Werbeoffizier Friedrichs des Großen, ſei es an jenem unglücklichen Hochzeitstage, ſei es kurz darauf, noch als Freiwerber auftrat, um die „göttliche Sophie“ ihrem Gleim über die preußiſche Grenze aus dem Braunſchweigiſchen zuzuführen. Aber eben ſo gewiß iſt es, daß Kleiſt niemals dieſen widerſpenſtigen Rekruten ſelbſt zu Geſicht bekommen hat, ſondern nur deſſen Vater.

Trotzdem war Gleim zur Auflöſung der Verlobung noch immer nicht geneigt. Er ſcheint ſogar gegen Mayers klagbar geworden zu ſein, deren Vermögen er vielleicht damals überſchätzte. Inzwiſchen verfiel Sophie durch das Verhalten ihrer Verwandten zu ihren Herzensangelegenheiten in eine Art von Raſerei. Nicht ungeſtraft erklärte ſie, daß ſie ſich lieber dem größten Unglücke und der größten Schande ausſetzen als ihren Bräutigam heiraten wolle. Der alte Bergrath dankte Gott, weil er ſelbſt das früher wegen ihres Bräutigams von ihm abgewandte Herz ſeiner Tochter wiedergefunden habe. Er ſchickte dieſelbe gegen eine mit Gleim noch genommene Abrede nach Voigtsdahlen. Dort ſuchten Schweſter und Schwager nun eine Verlobung für Sophie zu Stande zu bringen, von der dies ſaubere Pärchen vor allen Dingen ſich ſelbſt Vortheil verſprach.

Vergebens ſchrieb Gleim der göttlichen Sophie die zärtlichſten Briefe. Vergebens bat er ihren Vater, ſie von Voigtsdahlen wegzunehmen. Endlich drangen ſchlechte Gerüchte über Sophiens Aufführung in Voigtsdahlen zu Gleim. Auf einer Reiſe zog er Erkundigungen über ſie ein bei ſeiner Freundin, der Priorin in einem Kloſter bei Helmſtedt, von der Sophie eine Zeit lang erzogen war. Die Frau Priorin, welche kurz vorher auch den Beſuch der „göttlichen Sophie“ empfangen hatte, überzeugte den Dichter, daß dieſe ſeiner Liebe jetzt ganz unwürdig geworden ſei. In Folge deſſen ließ Gleim ihrem Vater eröffnen, daß er nun bereit wäre, „das Verlöbniß“ wieder aufzuheben. Am Tage nach Pfingſten erſchien der Bergrath demüthig in Halberſtadt. Er geſtand zu, daß der Dichter ſeine Tochter nicht mehr heiraten könne. Die Abſichten ihrer Schweſter und ihres Schwagers waren fehlgeſchlagen. Aber auch mit Schande war ſie nun wirklich bedeckt. Ihr eigener Vater ſah ihr elendes Ende voraus. Gleim war ſehr heiter, weil er noch zu rechter Zeit von ihr befreit war. Sein linker Arm war noch nicht wieder heil. Doch ſtattete er nun endlich einem Freunde, der ihn längſt vermählt glaubte, in ſeinem naiven Jubel den Bericht ab: „Ich bin kein Mann! ich bin auch kein Bräutigam mehr.“ Zugleich miſchte er die merkwürdigen und für jene Zeit allerdings ſehr charakteriſtiſchen Verſe ein:

Der ich der Schönen Lob in hundert Liedern ſang,
Und ihre Küſſe, ihre Tugend,
O wie bereu' ich itzt die Sünden meiner Jugend!
O wie bereu' ich ſie mein Lebelang!
Denn welch' ein Thor war ich! ich ſang
Der Schönen Lob in unerfahrner Jugend,
Pries ihren Kuß und ihre Tugend,
Und kannte Kuß und Tugend nicht!

O wie bereu' ich itzt jedwedes Scherzgedicht,
Das mit harmoniſch ſanften Tönen
In manch unſchuldig Herz das Lob der Schönen,
Und ach zugleich das Gift der Liebe ſang!
O wie bereu' ich es, mein Lebelang!

Gib, Jugend, gib den Liedern, den Sirenen,
Die ich Dir ſang, gib ihnen kein Gehör.
Sophie liebte mich, ſeitdem kenn' ich die Schönen,
Seitdem beſing' ich ſie nicht mehr!

Statt der bisherigen Liebeslieder ſang Gleim in der That ſpäter ſeine berühmten Grenadierlieder. So wurde aus Gleim ein politiſcher Dichter!

Die unglückliche Sophie heiratete einen gewiſſen Herrn Hartmann. Dieſer ſcheint ein Säufer geweſen zu ſein. Er ſtarb nach 1770. Nun lebte Sophie im ſchrecklichſten Elende bei dem Auditeur Henniges zu Wolfenbüttel.

Am 4. März 1774 ſandte ſie auf der Durchreiſe durch Halberſtadt einen Brief an Gleim. Sie nennt darin ihren früheren Geliebten, der ſich jetzt nebenbei ein Canonicat in Walbeck bei Helmſtedt gekauft hatte, nur noch „Euer Hochwürden". Sie bat ihn, den Haß und die Verachtung, die ſie von ihm verdiene, ſchwinden zu laſſen. Die Vorſehung habe ſie ſo gedemüthigt, daß ſie ſeines Mitleidens nicht ganz unwürdig ſei. Sie erſuchte Gleim um eine Empfehlung und erhielt ſtatt derſelben ein „großmüthiges Geſchenk." Sie ſchrieb nun von Halberſtadt aus noch einmal an Gleim, ihre angenehmſte Beſchäftigung ſolle hinfort das Gebet zu Gott ſein, Hochwürden eben ſo ſehr an Zahl der Jahre über andere Menſchen zu erheben, wie er an Vollkommenheit über ihnen ſtehe. Mit Freuden würde ſie ſterben, wenn ſie ihn nur vorher noch die Hand küſſen dürfte! Gleim ließ ſie jedoch nicht vor.

Er unterſtützte ſie von nun an zwar nicht regelmäßig, aber dauernd. Am 12. April 1779 ſchrieb ſie aus Pützlingen bei Ellrich, wo ſie bei dem Prediger Steinmetz wohnte, an Gleim: „Noch einmal wage ich es, Ihnen (sic!) im Schoße des Glücks und der Ruhe zu ſtören." In Pützlingen ſcheint ſie geſtorben zu ſein.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß viele Frauen durch geniale Dichter und Schriftſteller unglücklich geworden ſind. Um ſo mehr

Anerkennung aber verdient es, daß Gleims Verhalten gegen die Mayerin nach Allem, was ſich mit Sicherheit über ſeine Verlobung ermitteln läßt, ſtets vom Geiſte der reinſten Humanität erfüllt war, und zwar eben ſo wohl zu der Zeit, da die „göttliche Sophie“ ſich als Bettlerin vergeblich um eine Audienz bei ihm bemühte, als auch da Ramler noch von ihr ſang: „Sie iſt es! in ſchneeweißer Seide!“

V.

Klopſtock und der preußiſche Staat.

1. Klopſtock bis zu Metas Tode.

„Seht das Gewölk wallte nur hin."
Klopſtock.

„Oft wandelt mich an mit den Schwindelgeiſtern zu träumen, ich ſei Meiſter-Held meiner Umſtände, aber ich fühle gleich, daß ich eingeſchloſſen, die ſouveraine Hand mit Demuth küſſen muß. So viel in sinum amici, damit praecordia Luft bekommen."

Man möchte ſagen, dieſe merkwürdigen Worte aus einem Briefe von Klopſtocks Vater an Gleim (1755) enthalten zugleich den Schlüſſel für den Charakter ſeines Sohnes, der gleichſam nur eine feinere und künſtleriſche Wiederholung des väterlichen Charakters war. Selbſt der Enthuſiasmus für die Freundſchaft findet ſich ſchon bei Klopſtock dem Vater, der ſich wünſchte, mit Gleim über den Spitzen der halberſtädter Domthürme durch die Luft fahren zu können. Seinen hochgeſteigerten Familienſinn beweiſt ſein Vorſatz, den Seinigen nach ſeinem Tode zu erſcheinen. Dieſer Vorſatz war ſein einziges Geheimniß vor ſeiner Frau. Seinen Gleim machte er auch mit ſeiner Abſicht, auf dieſe Art einen neuen Beweis für die Unſterblichkeit zu liefern, ein Jahr vor ſeinem Tode bekannt. Er beſaß faſt ſchon dieſelbe wiſſenſchaftliche Bildung wie der Dichter. Als daher der Meſſias angegriffen wurde, wollte er ihn 1754 in einem Dialoge (zwiſchen Gleim und Vater Klopſtock?) vertheidigen. Er ſcheint deshalb mehrere Conferenzen mit Gleim gehabt zu haben. Wie die bombaſtiſche Proſa des alten Klopſtock ſich bei dem Sohne in den ſchwer verſtändlichen Stil der Ode verwandelt, ſo findet ſich auch ſein religiöſer Aberglauben bei ſeinen Kindern nur noch in der Form einer gebildeten Predigerphantaſie wieder. „Ich verehre den großen Gott“, ſagte jener Bruder des Dichters, da er ſich während eines ſchönen Regens in einen Baum geſetzt hatte. Als die eigentliche Quelle dieſer ſittenſtrengen aber doch heitern Religioſität, in einer ausgedehnten echt proteſtantiſchen Familie (Klopſtock hatte 16 Geſchwiſter) wird vor Allen die Großmutter Julia in einer feierlichen Ode gerühmt. Die Freude des Vaters Klopſtock war der Umgang mit Gleim und jenen talentvollen quedlinburgiſchen Geiſtlichen, die meiſt in den Oden ſeines Sohnes genannt werden und dieſem zum Theil ſelbſt ins Ausland folgten. Ein altes großväterliches geſchliffenes Kelchglas wurde ihm noch viel koſtbarer, als Paſtor Cramer, der alte Mitarbeiter der bremer Beiträge, bei ſeinem Abgange nach Kopenhagen daraus den Abſchiedstrunk gethan hatte. Er vermachte es ſeinem Gleim.

In neuerer Zeit hat Guſtav Freytag die Aufmerkſamkeit auch auf die Geſchichte bürgerlicher Familien hingelenkt. Nirgends aber findet ſich ein kräftigeres Bürgerthum als in dem jetzigen preußiſchen Kreiſe, der ſich von der alten Burg, auf welcher Heinrich I. begraben liegt, bis zu dem alten Schloſſe von Askanien erſtreckt und demnach die Städte Quedlinburg und Aſchersleben einſchließt. Hier und in ihrer nächſten Umgebung ſind die Bürger und die Bauer zu Hauſe. Neben den genannten Vorfahren Bürgers ſaßen früher die nach Schleſien ausgewanderten Vorfahren Johann Chriſtian Günthers. Das ganze Feuer der Sinnlichkeit, welches in der deutſchen Literatur lodert, hat ſich faſt in dieſen zwei oder drei Familien entzündet. Noch aber leben die Günther dort in der Gegend fort. Als 1871 dem Pädagogen Gutsmuths eine Gedenktafel geſetzt wurde, ſtolzirte ein alter Mann Namens Günther als Neffe von Gutsmuths im Feſtzuge einher. Rein und unvermiſcht ſaßen ebenſowohl die Eltern der Götze's als die Klopſtöcke dazwiſchen. Aber der Vater des Geographen Karl Ritter ſtand in Quedlinburg als Arzt am Sterbebette von Klopſtocks Mutter.

Der Schauplatz für die Jugendſpiele des Dichters war der umgrünte Schloßplatz zwiſchen dem Vaterhauſe und der Burg Heinrichs I. Quedlinburg lebte damals von der Maſt des Viehs und von der Kornbranntweinbrennerei. Die Sitten, auf welche der Hof mit ſeinen Aebtiſſinnen und Pröpſtinnen einwirkte, waren alterthümlich ohne ſtreng zu ſein. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte Quedlinburg ſeine Maskenbälle mit zahlloſen Intriguen ſo gut als Berlin zu Anfang der Regierung Friedrichs des Großen.

In dem kleinen Hauſe zu Quedlinburg nun, das durch die Seulen vorn und den Epheubaum vor den Fenſtern hinten, ſowie durch den länglichen Hof mit hohem Graſe ebenda ein ſo eigenthümliches Anſehen auf beiden Seiten erhält, war der Dichter am 2. Juli 1724 geboren. Von dieſem Hauſe ging für Deutſchland gleichſam der Vorſchein ſeines Goethe auf. Selbſt die Liebe Klopſtocks zu Fanny Schmidt iſt ſchon ein reines Vorſpiel echt Goethe'ſcher Leidenſchaft. Obgleich ſchon früh ſelbſt mit der Richtung der deutſchen Anakreontiker vertraut, wählte er doch zur Hauptaufgabe ſeines Lebens das Heldengedicht „der Meſſias", vielleicht auch um ſeiner verarmenden Familie wieder aufzuhelfen, denn es kam — wie er ſpäter in der Schweiz geſagt haben ſoll — ſehr viel darauf an, daß er ſein Glück machte.

Die preußiſche Landeskirche ſelbſt ſchien ſich dem begeiſterten Jünglinge, der mehr zur Neubelebung einer religiöſen Geſinnung that, als viele tauſend Geiſtliche, nicht undankbar zeigen zu wollen.

Auf dem großen Werder bei Magdeburg liegt an der Elbe jetzt ein öffentlicher Garten, nach altem Herkommen noch Walthers Garten genannt, den ganz modernen Etabliſſements in der berliner Haſenheide nun ſehr ähnlich. Schöner ſind die Privatgärten nach der Stadt zu. Auch dieſe gehörten zu Walthers Garten, ſo wie früher zu Löflers, Nathuſius' und noch früher zu Bachmanns Garten. Bachmann aber war ein reicher Kaufmann. Wegen ſeines Gartens wurde der große Werder bei Magdeburg die glückliche Inſel genannt. Vor ſich hat man in den Gärten die Elbe. Früher lief hinter den Gärten ein ganz wilder Weg vorbei. Jetzt iſt auch dieſer Weg viel breiter. Im Sommer 1750 (es war der Höhepunct von Klopſtocks Glanze) führte Gleim ſeinen Klopſtock in einem vierſpännigen Wagen zu Bachmann nach Magdeburg, um dort von vielen ausgezeichneten Verehrern des „Meſſias" nach den damals noch geltenden freieren und herzlicheren Sitten mit Küſſen belohnt zu werden und mit dem Oberhofprediger Sack aus Berlin, vielleicht ſchon damals dem einflußreichſten Mitgliede des Oberconſiſtoriums, eins der kleinen Luſthäuſer des Gartens bei Tag und Nacht allein zu bewohnen. Damals mag Klopſtock vielleicht in dieſem Garten am Meſſias gearbeitet haben. Einſt ging er bei Nacht allein im Mondſchein in dem Garten umher.

Es war ſehr natürlich, daß hier der Oberhofprediger Friedrichs des Großen vor dem geſchickten jungen geiſtlichen Dichter das Herz bedeutſam und weit öffnete. Als Ohrenzeuge erzählte Sack *), daß der Prediger Jordan, welcher nach dem Verluſte ſeiner Frau dem geiſtlichen Stande entſagt und ſich ganz Friedrich gewidmet hatte, auf dem Sterbebette **) einen Beſuch von dieſem erhalten habe. Jordan habe zu Friedrich geſagt, er wäre jetzt überzeugt, daß Jeſus Herr und Richter der Welt ſei. Der König hätte geantwortet: es thäte ihm leid, daß er ihn ſchon radotiren höre. Jordan aber habe geſagt: Schwindſüchtige pflegten ihre Beſinnungskraft vor dem Tode nicht zu verlieren . . . . .

Berlin ſei der eigentliche Ort für ihn, ſagte Sack in einem der kleinen Gartenhäuſer auf der glücklichen Inſel bei Magdeburg zu Klopſtock, der zwar zum Predigtamte ohne Neigung war, aber doch nachmals im Norden die glänzenden kirchlichen Kreiſe der Cramer, Reſewitz, Claudius und Stolberg um ſich hervorzuzaubern verſtand. Zu Jeruſalem nach Braunſchweig ſolle er ja nicht gehen. Zwei Jahre wolle er ihn ohne Amt als Dichter in Berlin unterbringen. Selbſt für Fanny's Bruder wolle er ſorgen.*) Vielleicht hoffte der preußiſche Kirchenfürſt dabei auf eine Vermittelung zu Gunſten Klopſtocks von der Schweiz aus.

---

*) So berichtet C. Cramer (Sohn des Predigers), Klopſtock III S. 478. Nur in dieſe Zeit kann Sacks Erzählung fallen, da ihn Klopſtock nachher nie wieder ſehen wollte.

**) „Da dem Todten ſein Moos begann", ſagt Klopſtock in der Ode Friedrich I., auf den Vorfall anſpielend.

Die Schweizer mußten in damaliger Zeit die deutſche Sprache faſt wie eine fremde erlernen. Leicht miſchte ſich daher in ihren Gebrauch derſelben eine gewiſſe Phraſenhaftigkeit ein. Allein dies hinderte keineswegs, daß Friedrich der Große aus der Schweiz nicht bloß eine große Anzahl von Officieren, ſondern auch gern ſeine Gelehrten bezog.

Auch Sulzer, früher Hauslehrer bei Bachmanns, war damals auf der glücklichen Inſel in dem magdeburger Kreiſe. Mit ihm und Schultheiß ſollte Klopſtock zunächſt nach der Schweiz zu Bodmer reiſen. Entweder Bodmer in Zürich, der ſchon viel für das Verſtändniß Klopſtocks gethan hatte, oder einer ſeiner Freunde beſorgte die franzöſiſche Ueberſetzung eines Theils vom Meſſias, damit ſie Friedrich dem Großen vorgelegt würde. Sulzer ſprach mit Maupertuis darüber. Dieſer meinte, das Gedicht habe zu wenig du feu et des images. Auch Voltairen legte Sulzer dieſe Ueberſetzung vor. Der aber ſpottete ſehr grob: der Meſſias ſei der Bruder des heiligen Geiſtes und er ſelber, Voltaire, ſein gehorſamer Diener.**) Konnte dies das letzte Wort in ſolcher Sache ſein? Mußten nicht vor Allem die Schweizer, welche in Preußen Gaſtfreundſchaft genoſſen, mit Klopſtocks Meſſias doch noch bis zu Friedrich vordringen?

---

*) Klopſtock an Fanny 10. Juli 1750. Darauf, daß Klopſtock ſchon ſeit 17. Juni 1750 von den däniſchen Anerbietungen wußte, kommt wenig oder nichts an. Es handelt ſich in dieſer Beziehung bloß darum, wann er mit Dänemark abſchloß.

**) Vergl. David Friedrich Strauß, Klopſtocks Jugendgeſchichte (in der neuen Folge der kleinen Schriften 1866, S. 21).

Zunächſt wurde Sulzers und Schultheiß' Reiſe mit Klopſtock zu Bodmer ein neuer Triumphzug für Klopſtock. Als die Schweizer ihren Klopſtock in Quedlinburg abholten, erfuhren ſie freilich, daß der Prophet in der Heimat nichts gilt. Wenigſtens konnte ihr Fuhrmann dort den Weg zu Klopſtocks Hauſe nicht finden. Er fuhr die Schweizer Stunden lang in der Stadt herum und, wie es ſcheint, allein dreimal durch die „Bude" (Bode). Von Quedlinburg aus fuhr man quer über den ganzen Harz weg. Auf einem Kirchhofe des Harzes fanden die Reiſenden ſchöne Roſen. Sie tranken deshalb auf den Gräbern eine Flaſche Wein, zu welcher ihnen ein Glas wie ein Römer gebracht wurde. In Thüringen, wo gerade das Heu geerntet wurde, ſchwelgte man in einer Mühle am Fuße eines hohen Berges in ſaurer Milch, welche den Schweizern wie Nektar und Ambroſia ſchmeckte. Und wenn dieſe Schweizer Hans und Gretchen ſich umfaſſend beim Heumachen im Schatten an einem Bache liegen ſahen, ſo hatte dagegen Klopſtock im Schimmer der Abendröthe, die auf die Tannen fiel, die erhabenen Erſcheinungen ſeiner abweſenden Freunde und ſeiner Fanny. Bald aber ſtellte es ſich heraus, daß der Dichter des Meſſias viel weltlicher war als die Schweizer.

Während nämlich Sulzer in Zürich den Tubum nach den Schweizeralpen richtete, richtete Klopſtock ihn auf die Menſchen. Welche Gefühlloſigkeit gegen die Natur! Und doch beſchrieb Klopſtock die verhängnißvolle Spazierfahrt auf dem züricher See in einer ſeiner ſchönſten Oden und in einer der erhabenſten Dichtungen, welche die Alpen je hervorriefen.

Von Klopſtock in Zürich*) wurde erwartet, daß er nicht rauchen und den ganzen Tag bei Bodmer und ſeiner blinden Frau ſitzen, dabei aber womöglich unausgeſetzt am Meſſias ſchreiben ſolle. Statt deſſen ſchwärmte er nach Burſchenart, fraß Glas und verſchlang Kohlen. Leider ſcheint auch Hirzel gegen den Sänger des Meſſias, welcher am Tage der Spazierfahrt den Arm der Frau Hirzel mit dem Arme der jungen Schinzin vertauſchte, einen Augenblick empfindlich geweſen zu ſein. Dieſer rächte ſich ſchnell dafür, indem er am 8. October 1750 aus Zürich an Gleim ſchrieb: „Hirzel iſt Kleiſtens unwürdig, er petillirt bisweilen auch edelmüthig zu ſein; er kriecht ins Regiment zu kommen.“ Doch blieb gerade Hirzels Verhältniß wenigſtens zu der preußiſchen Dichterſchule, deren Fortſchritt er mit hellem Auge erkannte, völlig ungetrübt. Der Hauptvorwurf für Klopſtock ſcheint der Kuß der „fühlenden Schinzin“ am Tage der Fahrt auf dem Züricher See geblieben zu ſein, während Sacks eigene Tochter nicht lange vorher auf der glücklichen Inſel zu Magdeburg hatte mit allen andern anweſenden Damen Klopſtock den Zoll des Dankes durch einen Kuß für den Meſſias abtragen dürfen. Am 5. Januar 1751 ſchrieb Sack aus Berlin an Klopſtock*) die entſcheidenden Worte: „Was meinen berliniſchen Entwurff betrifft, ſo war es gantz natürlich, daß ich nicht mehr an denſelben denken konnte, ſobald ich die Ruhe und die Vortheile mit Gewißheit erfuhr, die Ihnen in Dänemark angeboten werden. So viel hätt' ich hierſelbſt nicht erlangen können. Dänemarks Anerbieten muß von Ihnen ohne Zögerung angenommen und zu völliger Ausarbeitung des Meſſias angewandt werden. Alle Ihre Freunde erwarten ſolches von Ihnen (!) und Sie ſind dazu gegen die Vorſehung verbunden, oder Sie ſtreuen den Samen der tiefſten Reue (!) in Ihr Hertz. Ich wenigſtens mag es nicht erleben, daß Klopſtock dem Meſſias untreu werden und die beßten Seelen dadurch ſo ſehr betrüben ſollte. Herr Sulzer iſt mit ſeiner Cruſenhoffin aus Magdeburg allhier wieder angekommen, und genießet nun in ihren ehelichen Armen das Glück, welches Klopſtock einmal in den Armen ſeiner Schmidtinn genießen wird, wenn (!) er ſich mit Bodmern verſöhnt und den Meſſias zu Ende bringt." Nach dem Schluſſe zu urtheilen, ſcheint Sack ſehr beſtimmt gewußt zu haben, daß Klopſtocks Vereinigung mit Fanny im Falle ſeiner vortheilhaften Verſorgung in Berlin nicht zweifelhaft war. Auch ſcheint er den Gedanken an ſeine Anſtellung daſelbſt nach Vollendung des Meſſias noch mit Vorſicht aufrecht erhalten zu wollen. Selbſt Gleim hatte vorſichtig genug in einem ungedruckten Briefe an Sulzer geſchrieben (16. Dez. 1750): „Ewig wollt' ich auf Klopſtocks größten Geiſt Verzicht thun, wenn ich ihn nur mit dem kleinſten Theile eines böſen Herzens haben ſollte! Aber wenn ſein Vergehen nur ein Mangel guter Sitten wäre, ſollte man das nicht auf die Rechnung ſeiner ganz unerfahrenen Jugend ſchreiben können?" Doch es wird immer nöthiger, den Anſichten der ſtreitenden Parteien eine Charakteriſtik Klopſtocks nach unſerer jedenfalls umfaſſenden und berichtigten Kenntniß ſeiner Biographie und ſeiner Werke gegenüber zu ſtellen.

---

*) In den beiden gehaltvollen literariſchen Schriften von Mörikofer, in Klopſtocks meiſterhafter Jugendgeſchichte von David Friedrich Strauß und in Klopſtocks gediegenem Briefwechſel von Lappenberg liegt das Material für Klopſtocks Aufenthalt in der Schweiz vollkommen und ſpruchreif vor. Erſt in den Folgerungen aus dortigen Beifällen geben wir wieder Neues.

---

*) Dieſer Brief iſt bisher, ſo viel ich mich erinnere, nur ohne die hier abgedruckte — die wichtigſte — Stelle veröffentlicht und jedenfalls nicht zu den richtigen Folgerungen benutzt.

Jung, körperlich gewandt wie ſpäter der junge Jahn, ein Nachahmer adliger und ritterlicher Sitten ſchon ſeit des Vaters unglücklicher Pachtung im Mansfeldiſchen, in mancher Beziehung aber auch der echte Candidat der Theologie wie er noch jetzt aus Klopſtocks Vaterſtadt hervorgeht: ſo hatte, wie wir zuletzt ſahen, der geniale Dichter ſich nach dem Geſchmacke ſeiner Zeit noch der religiöſen Poeſie frei gewidmet. Ein echter Schüler Luthers, aber ohne ſeine Anfechtungen, durch ſeine für die Kirche ſeiner Zeit tief beſchämende Rechtgläubigkeit nicht bloß gerechtfertigt, ſondern auch heiter und glücklich, beſang er das Werk der Erlöſung formell ohne die verhaßte und vergängliche Form der Orthodoxie ſeiner Zeit. Mit den letzten Reſten einer veralteten Schulpedanterie ſtand dieſe Orthodoxie damals ebenſo wohl den mehr heiteren Sitten des Volks als denen der klopſtock'ſchen Gelehrtenkreiſe, z. B. den bremenſer und den preußiſchen Dichtern, den Anakreontikern, entgegen. Klopſtock ſelber, der viele Anregungen in ſich aufgenommen hatte und als Dichter aus ihnen Gewinn zog, hatte zwar reine, aber keine ganz einfachen Sitten. Fern lag es ihm, ſich vom menſchlichen Leben abzuſondern. Je höher und überirdiſcher aber die Ideen waren, deren Ausführung er übernommen hatte, um ſo ſchwerer war es für ihn, die ſinnliche Form für ſeine Poeſie zu finden. Bald war er in rauſchenden Geſellſchaften am wenigſten „diſtrahirt“ und wurde durch ſie am meiſten „diſponirt“, am Meſſias zu arbeiten. Nach dem Nachteſſen, wenn er in ſtarker Geſellſchaft geweſen war, kamen für ihn erſt die poetiſchen Stunden und zwar grade für die Arbeit an der Meſſiade. Dieſer geiſtliche Dichter machte damals, ſeltſam genug, für ſich allein zum Heile der deutſchen Poeſie ein Vorſpiel von Sturm und Drang durch. Während aber in ſpäterer Zeit der Sturm und Drang immer weitere Kreiſe ergriff, war die echte Begeiſterung Klopſtocks am Tage der Spazierfahrt auf dem züricher See noch als Wahnſinn von den kälteren Zeitgenoſſen angeſtaunt. Und doch war Klopſtock ſelbſt ein viel zu guter Theologe, um nicht für ſeinen Sturm und Drang eine ſehr beſtimmte Grenze in ſich ſelbſt zu fühlen. Zwar war auf Klopſtocks Schweizerreiſe alles Natur. Zwar erinnert ſie durchaus an den nachfolgenden jungen Goethe. Allein Klopſtock trug eben die Fackel der Jugend in der deutſchen Literatur nur bis an eine gewiſſe von Religion und Sitte gebildete Grenze. Als Goethe ſpäter mit Karl Auguſt dieſe Grenze zu überſchreiten ſchien, glaubte der Dichter des Meſſias, gewiß ohne Grund, ihnen Vorſtellungen machen zu dürfen.

Der Dichter des züricher Sees meinte es ganz ernſt, als er ſich mit Bodmer in der That verſöhnte. Nach dem Streite verſicherte er den Schweizern — ihren Tell parodirend — ohne Heuchelei:

> Klopſtock bin ich, der vorige,
> Von Schweizer Blut und Treu.

Auch in Klopſtocks ganzem Liebeleben aber findet ſich der Wechſel von Sturm und Drang und von ſeiner Zucht wieder.

Auf das Feuer der unglücklichen Liebe folgte bei ihm ſtets die erreichbare Wahl einer immerhin edlen Frau zur muſterhaften und glücklichen Ehe. Bloß für den Odendichter — aber keineswegs für den Chriſten — wär' es offenbar noch heilſamer geweſen, die wahrhaft heidniſchen Schmerzen der erſten Liebe dauernd zu bewahren und zu beſingen.

Fanny Schmidt, Klopſtocks Couſine, um welche er ſich zuerſt bewarb, war eine Frauengeſtalt aus der höheren Handelswelt, welche uns an Goethe's Lili, aber am wenigſten an deren Schatkenſeiten, erinnert. Ihre Bildung war mehr franzöſiſch als deutſch. Wie ergeben ihr Bruder dem Dichter des Meſſias perſönlich auch war, ſo brachte er doch die kalte und verſtändige Schweſter den Anakreontikern näher als dem Sänger des Meſſias. Niemals möchten aber Klopſtocks Ausſichten bei Fanny ſo gut geſtanden haben als da Sack ſogar ihrem Bruder, der ſpäter gleich ihr in Sachſen-Weimar lebte, Hoffnungen für Berlin hatte machen laſſen. Kaum waren alle dieſe Ausſichten in Preußen geſcheitert, als der erfinderiſche Geiſt Klopſtocks auch ſchon wieder neue Luftſchlöſſer für Fanny's Beſitz gebaut zu haben ſcheint.

Als nach dem Worte Vater Klopſtocks ſich Bodmer aus einem prahlenden Rohrſperlinge in einen ſcheußlichen Schuhu verwandelte, verlangte er von dem bedrängten Dichter des Meſſias auch plötzlich eine größere Summe (300 Thlr.?) zurück, welche dieſer für ein Darlehn in meliorem fortunam oder noch wahrſcheinlicher für ein Geſchenk gehalten hatte. Glücklicher Weiſe gelang es dem biederen Jünglinge ihn mit Hülfe eines jungen Kaufmanns Namens Hartmann Rahn, in Zürich ſpottweiſe der Marquis genannt, ſofort zu befriedigen. Von Bodmer zog Klopſtock „in die Farbe“ zu Rahn. Dankbar und arbeitſam wollte Klopſtock ſogar an deſſen Geſchäfte einen gewiſſen genialen Antheil nehmen. Hartmann Rahn hatte die Seidendruckerei erfunden oder vervollkommnet. Klopſtock wollte die Muſter dazu angeben oder geſchmackvoll verbeſſern. Die Abſicht, ſich auch dadurch Fanny zu nähern, deren männlicher Geiſt ſogar (wenn wir nicht irren) gleichfalls auf das großartigſte in Seide machte, war nicht zu verkennen. Aber Rahns Geſchäft „in der Farbe“ zu Zürich ſtockte. Um ſo mehr ſchloß Klopſtocks Schwärmerei und Edelmuth einen Bund fürs Leben mit dem franzöſirenden jungen Manne. An Fanny's Wohnorte Langenſalze verheiratete ſich Hartmann Rahn mit Klopſtocks Schweſter Hannchen. Er war bereit dem Schwager unbedingt zu folgen, und wenn es nach Grönland wäre.

Allein deſſen bedurfte es nicht: denn ſchon in Kopenhagen winkte ihnen allen eine gaſtliche Stätte. Auf der Rückreiſe von Zürich über Quedlinburg nach Kopenhagen ſcheint ſich Klopſtock in Meiningen bei Hofe vorgeſtellt zu haben. Vater Klopſtock mißbilligte nicht die „neue Freundſchaft“ des Sohnes mit Herrn von Bernſtorff, die ihn nach Dänemark führte. Er pries vielmehr den, der, wenn ein Mittel fehle und falle, tauſend andere in Bereitſchaft habe und anweiſe. Von dem ſo geprieſenen Sohne aber ſchrieb er am 12. Februar 1751 auch an Gleim, daß er ſich mit Pelzen verſehe, als wenn er nach Island gehen wolle.

So war Klopſtocks Abſchied von Deutſchland. Jedoch machte er in Hamburg noch einmal Halt. Als er ſich Hamburg näherte, kam es ihm ſchöner vor als je eine Stadt: denn er hoffte dort (vergeblich) einen Brief von Fanny zu finden. Er gab aber ein Schreiben von Giſeke an Meta Moller ab. Schnell ſcheint er den Vorſatz gefaßt zu haben, Meta zu heiraten, wenn er Fanny nicht noch erringen könne.

Als Klopſtock ſich bei Meta Moller hatte melden laſſen, ſprang ſie zunächſt einige male in die Höhe. Klopſtock dagegen zitterte, als er ihrer anſichtig wurde. Den andern Tag ſpeiſte Klopſtock mit Rahn in Meta's Familie. Nach Tiſche ließ ſich Meta ihr Regenkleid bringen, welches ihr ſehr gut ſtand. In Folge deſſen wurde ſie von Klopſtock mit vielem Feuer geküßt. Zuletzt laſen ſie zuſammen im Meſſias und Klopſtocks Ode „die nur zärtlichen Herzens.“ Aber ſchon bei Tiſche hatte der täppiſche Rahn den häßlichen Toaſt ausgebracht: „A vos amours, monsieur Klopstock, qui à présent se divulguent par tout le monde!“ Klopſtock ſelbſt aber hatte geſagt, er kenne die ſchönſten Augen in Deutſchland. Dabei hatte er die Meta ſehr ſüß angeblickt, aber ſie hatte doch ſeine Worte zunächſt auf Fanny beziehen zu müſſen geglaubt. *) — — —

Während der Dichter Fanny's kaltes Herz durch ſeine nordiſche Correſpondenz auch nach Dänemark wie früher nach der Schweiz hinzuziehen verſuchte, wünſchte der Vater ſeinen Friedrich „von langenſalziſchen Abſichten vorerſt gänzlich abzuziehen“. In einem ungedruckten Briefe an Gleim vom 17. Aug. ſchrieb er, daß er Urſachen dazu habe, welche das wahre Beſte „des redlichen Menſchen“, ſeines Sohnes, beträfen. Seit ſeine „vernünftige Schwiegermutter“ **) nicht mehr lebe, habe ſich bei der „Sippſchaft“ in Langenſalze eine neue Welt aufgethan. Der junge Zuwachs ſei von dem „Creutz-Saltze“ noch wenig durchläutert. Dieſe jungen Leute hielten den Ankauf eines Ackerſtücks für Tugend und die Belegung eines neuen Capitals für Wiſſenſchaft, gute Sitte und Religion. Man ſchwatze und werde beſchwatzt. Man hechle und werde durchgehechelt. Keiner ſchone des Andern und im Rückſchlage ſich ſelbſt nicht. Seine Frau habe vor Kurzem Gelegenheit gehabt, etwas Ausführliches von dieſer Verkehrtheit zu erfahren. Sie habe auch bemerken können, daß ihr Sohn mit eingemiſchet worden, eben „wegen des bekannten Mägdgens“ .....

Inzwiſchen betrieb Klopſtock eifrig die Angelegenheiten der Seidenfärberei von Hartmann Rahn, der ihm nach Dänemark gefolgt war. Der Dichter ſoll ſogar eine Zeitlang Geſchäftstheilnehmer derſelben geweſen ſein. Trotz mancher Vergünſtigungen von Seiten des däniſchen Staates konnte Klopſtock doch erſt am 11. April 1752 berichten, daß die Fabrik nun arbeiten werde. Eine der erſten „Roben“ ſolle für Gleim ſein. Eine Ausſicht auf bedeutenden Erfolg und auf den Gewinn von Reichthümern durch die Fabrik zeigte ſich aber auch jetzt in Dänemark nicht. Vielleicht trug dies mit dazu bei, daß Klopſtock endlich auf Fanny verzichten zu müſſen glaubte.

---

*) S. die Briefe Meta's an Giſeke bei Lappenberg.

**) Die gemeinſchaftliche Großmutter des Dichters und Fanny's.

Am 3. Juli 1752 zeigte Klopſtock Kramern, der in Blankenburgs „altbardiſcher Gegend“ den Brunnen trank, ſeine Verlobung mit Meta Moller an. Am 13. Auguſt 1752 ging dann der Sänger des Meſſias mit Gleim und Ramler bei Kramer zu Quedlinburg in die Kirche. Nachdem ſie die Predigt dieſes ehemaligen Bräutigams der „Radikin“ gehört hatten, ſpeiſten ſie bei Vater Klopſtock im Geburtshauſe des Dichters. Klopſtock blieb durch ſeine Reiſen nach Quedlinburg und Halberſtadt in der engſten Verbindung mit Preußen. Erſt als er ſpäter Dänemark verließ und nach Hamburg zog, wurde ihm dieſes bald zur neuen deutſchen Heimat.

Der Verkehr der beiden Dichter Gleim und Klopſtock in Halberſtadt und Quedlinburg war bei jeder Gelegenheit ungemein lebhaft. Selten kamen ſie zu Fuße auf Beſuch zu einander, um ihre Pferde zu ſchonen. Bald hatten ſie jeder ein Reitpferd, bald hatte nur Gleim eins. Zuweilen kehrte die ärmere quedlinburger Poetenfamilie mit geborgten Mänteln und Tüchern vom Beſuche bei Gleim nach Hauſe zurück. Am 5. December 1762 ſchickte Klopſtock Gleims Pferd und Stiefel zurück und bat ſich ſeine Schuh und ſeinen Gehſtock dafür aus. Gleims reitende Boten an ſaumſelige Correſpondenten galten damals für das Gefährlichſte, was einem anſtändigen Menſchen begegnen konnte. Die ſackgroben halberſtädter Expreſſen zu Fuße und die Capitelsboten, welche nie ohne ſchriftliche Antwort in sinum amici zurückkehren durften, waren bis nach Braunſchweig hin gefürchtet. Nur in Quedlinburg, wo ſie ſelten ohne eine Schnepfe oder ein Rebhuhn erſchienen, waren ſie ſogar beliebt. Mitunter wurde correſpondirt durch ein „Mägdchen“ von Quedlinburg, welches mit Briefen ſo ſchnell durch die Felder nach Halberſtadt lief wie ein Pferd. Schon damals ſcheinen die Urgroßmütter der jetzigen quedlinburger

Gärtnersfrauen die Gegend bis nach Oſchersleben hin als Samenhändlerinnen mit ihren Tragkörben durchzogen zu haben. Aus den Curien der halberſtädter Domherren mögen ſie aber wohl ſelten ohne eine Nachricht von dem gleimſchen Freundeskreiſe für den alten Klopſtock zurückgekehrt ſein. Bald wurden bei ihm nun auch Pfirſiche von Gleim abgeliefert, wenn ſeine Schwiegertochter Meta in Quedlinburg war. Welche idylliſche Zeiten!

Inzwiſchen wurde die früher ſächſiſche Vaterſtadt Klopſtocks erſt wirklich preußiſch, als das dortige lutheriſche Frauenſtift eine reformirte Schweſter Friedrichs des Großen zur Aebtiſſin erhielt. Vater Klopſtock ſelbſt ſcheint hierüber freudig bewegt geweſen zu ſein. Er meldet ſeinem Gleim in dem Briefe vom 9. April 1756, mit welcher Mühe ſich die für die Freudenſchüſſe beſtimmten Kanonen in dem aufgeweichten Erdreiche der guten Stadt Quedlinburg nähern. Der Dichter Giſeke, der die Heirat des Dichters der Meſſiade mit Meta veranlaßt hatte, war jetzt Oberhofprediger zu Quedlinburg. Er hatte einen Sammetbeutel mit Geld zu erwarten nach der kirchlichen Einführung der Schweſter Friedrichs des Großen. Bei Giſeke und bei Vater Klopſtock ſollte Gleim mit zwei Perſonen während der bevorſtehenden Feſtlichkeiten Wohnung nehmen. Aber zeitig ſollte er kommen: denn Einen Tag lang wurden die Thore von Quedlinburg geſchloſſen, wenn auch bloße Fußgänger wohl ſpäter noch von den Bürgern durch ihre Gärten in die Stadt eingelaſſen werden konnten. — Alles ſchien in Quedlinburg jetzt anders zu werden. Selbſt die Todten hatten vor der preußiſchen Prinzeſſin Amalie keine Ruhe mehr. Am Mittwoch nach dem Oſterfeſte 1756 ließ ſie den Sarg mit der Mumie der Gräfin Aurora von Königsmark zum erſten male öffnen.*) An demſelben Tage riſſen die Preuſſen auch das Monument Heinrichs des Vogelſtellers im alten Münſter auf, fanden aber nichts darin als außerordentlich große Knochen!

---

*) Nur die Entdeckung, daß dieſelbe zur Mumie geworden ſei, war ohne Zweifel ſchon früher gemacht, ſo viel wir wiſſen, als eine mit der Königsmarck verwandte Perſon ſich zufällig den Sarg öffnen ließ.

Es war ſehr zu bedauern, daß die damals im Innern Preuſſens noch ſo ſonderbaren Militairverhältniſſe auch die Beziehungen des Dichters zu ſeiner Heimat verbitterten. Eigentlich ging er in Quedlinburg ab und zu, mußte ſich aber gewiſſermaßen incognito dort aufhalten. Als er einſt aus dem Thore von Quedlinburg ritt, wurde er angerufen. — Vor und nach der Schweizerreiſe und noch, als er in Kopenhagen war, wurde ſein Vater ſeinethalber und auch der Brüder wegen chikanirt. Da er einſt einen Geldwechsler in Quedlinburg ſuchte, mußte ihm der Vater vorſchlagen, das Geſchäft in Braunſchweig zu machen. Hatte doch (wie Vater Klopſtock bei dieſer Gelegenheit den 27. Juni 1754 an Gleim ſchrieb) ein General ſchon die Abſicht kundgegeben, das ganze väterliche Erbe des Dichters mit Beſchlag zu belegen. Aber auch das Poſtamt zu Kopenhagen ſtand nach Vater Klopſtocks Briefe an Gleim vom 5. Januar 1756 im Verdachte, vielleicht die Briefe des Dichters zu öffnen. Und doch war dieſer nach dem Briefe des Vaters Klopſtock an Gleim vom 9. April 1755 ſogar geneigt geweſen, däniſcher Geſandtſchaftsſecretair in London zu werden. Unter all dieſen Umſtänden galt nun in erhöhtem Maße, was ſein Vater ſchon am 16. Februar 1751 und am 13. März 1752 an Gleim geſchrieben hatte: ſein Sohn, der Dichter, liebe zuweilen das halbe Licht in Handſchreiben. Er breche ab und höre auf, wenn man noch mehr zu leſen verlange.

Doch wir kehren nach Dänemark ſelbſt zurück. Zunächſt aber ſuchen wir Meta in Hamburg wieder auf. Wie hatte ſie ſich bald nach der Verlobung geſehnt, daß ihr Leben „ganz ehlich" würde ..... „So frei von aller Geſellſchaft" ..... „Was brauchen wir Veränderung?" ..... „ach Giſekens, welch ein Leben! (hatte dieſe Seele von einem Weibe hinzugeſetzt.) Sie ſpazieren doch den Abend noch?" Und wie fromm fügte ſie ſpäter ſchon hinzu: „O wie wohl wählt der, der für uns gewählt hat!

Der unſre Geliebten ſo weit von uns geboren werden ließ, daß wir ſie nicht kannten, und ſie uns hernach ſo ferne herführte! So wunderbar! und ſo gut!" *)

Maßlos beglückt und entzückt, aber etwas krankhaft, wie Meta war; zur Schwärmerei geneigt, die ſich ſchnell der erſt durch Klopſtock ihr näher bekannten religiöſen Richtung bemächtigte, verſtand ſie aus ihrer Ehe mit dem Dichter des Meſſias ein Paradies auf Erden zu machen. Dieſer ließ es ſich gefallen. Indeſſen wurde Meta immer leidender. Um ihre Augen bildeten ſich blaue Ringe. Und noch lange ſcherzte Klopſtock in voller Liebeswuth, daß ſie einem „Engel" nun immer ähnlicher werde! Sie ſtarb im Wochenbette unter langen unſäglichen Schmerzen als erhabene chriſtliche Dulderin. Aber ein literariſches Denkmal, welches ihr Klopſtock ſetzte, war nicht frei von eitler Selbſtbeſpiegelung. Jedenfalls wurde dieſes Denkmal erbaulicher durch Meta als durch Klopſtock. Von der Tiefe ſeines Schmerzes werden wir nicht ſo überzeugt wie von dem Seelenleiden des ſtreitbaren Leſſing, als er ſeine Frau unter ganz ähnlichen Umſtänden verlor.

---

*) Lappenberg S. 123. 134.

2. Klopſtocks Fanny als Madame Streuber in Eiſenach.*)

„Dann wird ein Tag ſein, den werd' ich auferſtehn!
Dann wird ein Tag ſein, den wirſt Du auferſtehn!
Dann trennt kein Schickſal mehr die Seelen,
Die Du einander, Natur, beſtimmteſt.“
Klopſtocks Ode an Fanny.

Man kennt Klopſtocks Ode an Fanny von 1748. Sie wurde ſchon früh von Gleim als Klopſtocks ſchönſte Ode erkannt. Klopſtock ſcheint ſchon bei ihrer Abfaſſung vorausgeſehen zu haben, daß Fanny ihm auf Erden nicht angehören würde. Er wünſcht aber für dieſen Fall von ihr ſchon auf Erden das Geſtändniß, daß ſie zwar einem beglückteren, doch keinem edleren Gatten als Klopſtock angehöre. Allein darüber — ſo ſtellt er ſich's in dieſer Ode vor — kann auch das Weltgericht entſcheiden. Er malt dann ihre ſpäteren irdiſchen Beſchäftigungen zwar idealiſirt, aber nicht im Widerſpruche mit der wirklich von ihr nachmals bewieſenen Geſchäftigkeit aus. Nun läßt er eine lange Todesnacht für ſich und Fanny eintreten und ſchildert in einem großartigen Gemiſch von Heidenthum und lutheriſcher Orthodoxie endlich, wie am Tage des jüngſten Gerichtes — offenbar nach der Auferſtehung des Fleiſches — ein Seraph ihn verjüngt zu der jugendlichen Fanny führt, für welche ihn die „Natur“ gleich anfangs auf Erden beſtimmt hatte. Sein Leben auf Erden iſt umwölkt und dunkel, der unbefriedigten und deshalb ſchwermuthsvollen Liebe zu Fanny geweiht. Die Cypreſſe aber ruft zu unausſprechlich ſüßen Freuden, die ſelbſt das Lied verſchweigen muß. So weit dieſe Ode Klopſtocks, in welcher ſich eine diesmal rein chriſtliche Weltanſchauung auf eine Weiſe mit dem echt Menſchlichen in Verbindung ſetzt, wie wir es ſonſt nur in heidniſchen und antiken Wendungen und Bildern zu finden gewohnt ſind.

---

*) Nach Göchhauſens ungedruckten Briefen.

Inzwiſchen war es dem klopſtockſchen Freundeskreiſe und Klopſtock ſelbſt niemals gleichgültig, wie Fanny ſpäter über ihn dachte. An einem Herbſttage des Jahres 1770 ſaß der Kammerjunker von Göchhauſen in Eiſenach bei ſeinem Freunde, dem Kaufmann Streuber und bei deſſen Frau — es war Klopſtocks Couſine Fanny geborene Schmidt aus Langenſalze. Fanny führte die franzöſiſche Correſpondenz ihres Mannes beſonders nach Lyon.*) Auch das Geſpräch bei Streubers drehte ſich um franzöſiſche Autoren, beſonders um Rouſſeau. „Ich kann's gar nicht leiden — hob der Kammerjunker endlich an — wenn man immer von Ausländern redet. Als wenn man nicht Deutſche hätte, bei denen man zuerſt anfangen ſollte, weil man ſelbſt doch ein Deutſcher iſt. Die deutſche Lectüre iſt ebenſo gut als die franzöſiſche. Da iſt zum Beiſpiel der Herr Gleim — — —" „„Kennen Sie Gleim, Herr Kammerjunker?"" ſagte Frau Streuber. „Wir ſchreiben einander, Madame. Ich erwarte jetzt eine Antwort von ihm und Herrn Jacobi, der vielleicht ſchon bei ihm in Halberſtadt ſein wird." „„Jacobi? wer iſt der, Herr Kammerjunker?"" „Wie, Madame? Sie kennen Jacobi nicht? Haben Sie ſeine Werke nicht geleſen?" „„Aha! ja, ich beſinne mich, ich habe ſie recenſirt gefunden!"" „O, die müſſen Sie morgen leſen, Madame. Ich werde ſie Ihnen zuſchicken." Madame Streuber nahm dies Verſprechen an und fuhr fort: „„O, der gute Gleim! was muß er doch machen? Ehedem ſchrieb ich an ihn."" „Was ſagen Sie, Madame?" rief der Kammerjunker. Er legte beide Hände auf die Knieſpitzen, beugte ſich gegen ſie und erwartete die Antwort mit der größten Ungeduld. „„Ja wohl, Herr Kammerjunker, auch ich ſchrieb an Gleim! Ich lernte ihn in Langenſalze kennen. Er iſt ein Freund meines Bruders. Durch die Weitläufigkeit meines Hausweſens bin ich von dieſem Briefwechſel abgekommen.““ „Madame, wie konnten Sie den Verkehr mit Gleim aufgeben? Wünſchen Sie ihn denn nicht einmal zu ſehen?“ — „„O ja!““ „Ich will ihn hierher bitten.“ — „„Thun Sie das, in meinem Namen, Herr Kammerjunker. Mein Haus ſteht zu Befehl, ſo lange er will.““ Herr Streuber, ein recht guter Mann, ſtimmte bei, ſagte aber, er kenne Herrn Gleim nicht. „Nun muß er kommen, Madame!“ rief der Kammerjunker. „Aber darf er Jacobi nicht mitbringen?“ „„Gut, Herr Kammerjunker, der ſoll auch mitkommen!““ riefen Herr und Frau Streuber. „Unvergleichlich, Madame! Und ſpäter fahren wir zuſammen nach Halberſtadt!“ „„Vielleicht!““ riefen beide Ehegatten aus. Es war damals die Zeit, da man im halberſtädtiſchen Freundeskreiſe ſang:

---

*) Ueber Seidenhandel?

O, ſchöner iſt kein Glück auf Erden,
Als das, von Gleim geliebt zu werden.

Da von Gleim eine Antwort an Göchhauſen auf die Einladung eintraf, die in dunklen Ausdrücken von dem früheren Liebhaber der Madame Streuber ſprach und ihr in Gegenwart ihres Mannes vorgelegt werden ſollte, nahm Göchhauſen den melancholiſchen Ton des gleimſchen Briefes für die Sprache des eigenen Verluſtes. „Ha ha ha! ſchrieb er deshalb an Gleim den 6. Nov. 1770. Ich wüßte nicht, weſſen Mädchen Madame Streuber ehedem war? Halb wußte ich's und nun? Ja, nun weiß ich's ganz, daß ſie Ihres (Gleims) war.“ In dieſer Meinung hatte er ihr mit Rückſicht auf den „böſen“ Streuber, wie er ihn jetzt nannte, heimlich nur einen unvollſtändigen Auszug aus Gleims Briefe übergeben. Es ſcheint, daß ſich darauf lange, lange Zeit ein heimliches Geſpräch des Kammerjunkers mit der vielbeſchäftigten Fanny nicht gefügt hat. Jedoch klärte ihn Gleim nun endlich über das frühere Verhältniß der Frau Streuber zu Klopſtock auf.

Nach Verlauf von beinahe zwei Jahren, den 6. Febr. 1772, ſchrieb Göchhauſen an Gleim: „Was ich von Ihres Klopſtocks Oden ſage? O! ſie reißen mich hin; das iſt mein Urtheil. Und Madame Streuber? Sie kennen ihr Herz und ihr Gefühl noch beſſer als ich. Urtheilen Sie alſo ſelbſt, ob Madame Streuber empfunden haben müſſe, was Klopſtock ſeiner Fanny ſingt.“

Eine deutlichere Antwort war nicht zu erlangen. Wie es ſchien, wollte Fanny ihre Verlobung mit Klopſtock für jene Welt ebenſo wenig übereilen, als ſie ihre Verlobung mit ihm für dieſe Welt übereilt hatte.

3. Klopſtock und Done.

„Du zweifelſt, daß ich Dich wie Meta liebe?
Wie Meta lieb ich, Done, Dich!“ *)

Klopſtock.

Nach Meta's Tode machte Klopſtock nochmals einen Verſuch, den Himmel mit ſeinen irdiſchen Gütern ſchon auf Erden zu erlangen. Der Dichter, der die angenehmſten Tage ſeiner Jugend während einer Domainenpachtung ſeines Vaters im Mansfeldiſchen verlebt hatte, erſah zwei der größten und ſchönſten Domainen in der Tiefebene dicht vor dem Harze als Schauplatz einer neuen allem Anſcheine nach jedoch mehr irdiſchen als himmliſchen Bewerbung. Wenn er aus Dänemark in die Heimat kam, ſo glänzten ihm bald hinter Wolfenbüttel etwa bei Roklum, deſſen ſchöne Kibitzeier von Gleim beſungen ſind, vom Harze her vor allem die Schloßberge von Blankenburg und Haymburg als leuchtende Punkte entgegen. Eine Stunde vor Blankenburg, durch angenehme Wäldchen und hohe Kornfelder von ihm getrennt, liegt die Domaine Haymburg mit einem anſehnlichen Dorfe. Auf dem

---

*) Außer dem Gedichte an Done und der Vermuthung Lappenbergs, daß dieſer Vorname Sidonie heißen ſolle, war bis jetzt noch nicht das Geringſte — wenigſtens nichts Richtiges — über dieſelbe bekannt. Der Zuname war in den Briefen, die faſt in jeder Beziehung eine falſche Deutung zulaſſen, nie geſchrieben.

Berge neben der Domaine baute ein reicher Domainenpächter einen Pavillon über den Trümmern der vielleicht von Heinrich dem Vogelſteller gegründeten Haymburg, deren altgräfliche Bewohner ihr Erbe verhältnißmäßig früh den Grafen von Blankenburg zurücklaſſen mußten, bis ſie alle zuſammen von den Welfen beerbt wurden.

Am Fuße des alten haymburger Grafenſchloſſes war Klopſtocks Done, das iſt Louiſe Sidonie Wilhelmine Eliſabeth Diedrich, erwachſen. Ihr Geburtstag war der 22. März 1742. Sie war vielleicht eine jener ſchönen und harmoniſchen, phlegmatiſchen doch nicht gerade kalten Naturen, wie ſie noch jetzt auf den großen Domainen der Gegend im Verborgenen reifen. Gegen die Religion aber war ſie ausnahmsweiſe gewiß weniger gleichgültig als dies z. B. bei ihrem Vater der Fall ſein mochte. Bei Meta's Tode war ſie ſechzehn Jahre alt. Zwei Jahre ſpäter übernahm ihr Bruder die Pachtung des Vaters in Haymburg. Da der Bruder ſich gleichzeitig mit einer Demoiſelle Kühne aus Alvensleben vermählte, ſo zog Done mit den zahlreichen anderen Verwandten nach Blankenburg. Ja, der Vater ſcheint ſogar die Domaine in Blankenburg ſelbſt noch in Pacht genommen zu haben. Nun kam Klopſtock im Sommer 1762 auf länger als ein Jahr aus Dänemark zum Beſuch zu ſeiner „Frau Mutter". Er hatte in Blankenburg von Jugend auf verkehrt. Dort hatte er noch die von Friedrich dem Großen ſo günſtig beurtheilte Herzogin Chriſtine Luiſe, Maria Thereſia's Großmutter, geſehen. Als dieſelbe einſt einen Schmaus gab, hatte Klopſtock mit ihrem Oberküchenmeiſter über die Vorzüge der Harzſchmerlen vor den Rebhühnern disputirt.*) Jetzt ſah er Done in Blankenburg. Sie war das reichſte Mädchen der Gegend. Sie erwiderte die Liebe

---

*) Lappenberg S. 386. 352. Was dagegen Done betrifft iſt erſt von Herrn Schulinſpector Meier auf unſere Veranlaſſung aus den Kirchenbüchern in Blankenburg und von uns aus Gleims ungedruckten Briefen an Uz vom 23. Jan. und 9. Aug. 1763 gezogen.

Klopſtocks. Während er beabſichtigt hatte, den halben Winter bei Gleim zuzubringen, ſcheint Klopſtock nun Done's wegen vom December 1762 bis zum Mai 1763 meiſt in Blankenburg gelebt zu haben. Done's Vater, der Amtsrath, war lange Zeit abweſend in Jerxheim (jetzt einer Eiſenbahnſtation zwiſchen Oſchersleben und Wolfenbüttel) und in Haymburg. Er war der einzige Gegner der Verbindung.

Inzwiſchen hatte ſich Klopſtock in Dänemark mit dem Könige und ſeinen einflußreichſten Räthen befreundet und war auch in Deutſchland ſeiner Nation werth geblieben. Auch mit dem braunſchweigiſchen Fürſtenhauſe verkehrte er. Done aber war nach ſeinem langen blankenburger Aufenthalte ſo verliebt in ihn „wie Cidli in Lazarus". Sie ſchwur dem heiligen Manne Treue, ihr Vater möge thun, was er wolle. Und ſo ſehen wir denn das Haupt des halberſtädter Domes, den Domdechanten von Spiegel ſelber, zweimal nach Haymburg reiten, bei Donens Vater um ſie zu werben. Klopſtock ließ Donens Vater durch den Domdechanten ſagen, ſeine däniſche Penſion betrage 600 Thaler, den Louisd'or nur zu 4 Thaler gerechnet. Er könne dieſelben verzehren, wo er wolle. Auch könne er ſeiner zweiten Frau mit Leichtigkeit 400 Thaler Wittwengehalt ſichern, die ſie gleichfalls verzehren könne, wo ſie wolle. Nach Vollendung des Meſſias könne er auf Zulage rechnen oder ein Amt in Holſtein annehmen, welches ja deutſch ſei. — Aber wie auch die Boten rannten und die hohen Reiter durch die Felder jagten: der Domdechant ſelber erhielt als Freiwerber auf ſeinem zweiten Ritte in Haymburg bloß einen Korb in optima forma. „O die abſcheulichen Mädchen! Difficile est satiram non scribere!" rief Gleim voller Erinnerungen an ſeine eigene Liebſchaft mit einer Blankenburgerin in einem Briefe aus. Klopſtocks Done war im Auguſt 1763 bereits mit dem braunſchweigiſchen Hauptmann Georg Philipp Chriſtian von König verlobt. Am 22. November 1763 wurden ſie in Blankenburg getraut. In Gleims Hüttchen aber ſchrieb ſie am 23. Juni 1795 (vielleicht als Wittwe) mit Bleifeder auf die Tapete: „Aus dem

Böſen kommt Gutes; ſo bringt mir das Gewirre des Lebens die Erneuerung in Gleims Freundſchaftstempel." *)

Um die Zeit des Verhältniſſes zu Done (1763) war es auch, daß Klopſtock in Magdeburg mit dem vorbeifahrenden Friedrich dem Zweiten ein Compliment ſehr in der Nähe wechſelte. Gleim hatte ihn nochmals nach Magdeburg mitgenommen. Der Garten auf der glücklichen Inſel gehörte jetzt einem Sohne Bachmanns. Klopſtock blieb acht Tage bei dieſem. Gleim verweilte nur Einen Abend und reiſte dann weiter nach Berlin.**) Ueber den damaligen Beſitzer des Gartens ſchrieb in jener Zeit Gleim an Uz, ſeine Frau, die Tochter des Geheimen Rathes Buchholz, ſei nichts als eine ſchöne Bildſeule. Wie glücklich ſie ſich auch der Heirat wegen ſchätzen müßte, ſo hätten ihrem Manne ſeine hundert und fünfzigtauſend Thaler ihr Herz nicht erkauft. Immer habe er nur das Glück der Liebe in der Ehe gewünſcht, aber ſeine Wünſche wären unerfüllt geblieben. Eben dieſer Bachmann fallirte ſpäter in Magdeburg. Er ***) tödtete ſich ſelbſt 1776 in Rußland. Ungewiß iſt nur, ob er ſich vergiftete oder erſchoß. Vom preußiſchen Prinzen Heinrich nahm er vorher brieflich Abſchied.

Auch bei Gleim und ſeiner Nichte weilte Klopſtock während dieſes Aufenthaltes in der Heimat noch acht Tage mit einem ſeiner jüngeren Brüder und mit zweien ſeiner Schweſtern. Auch die Gaſtfreundſchaft des preußiſchen Adels ward nicht verſchmäht.

---

*) Die Unterſchrift lautete „Dohne." Vergl. den Anhang. Da Done 1795 noch lebte, ſo iſt ſie nicht diejenige Geliebte Klopſtocks, die bei Lappenberg S. 180 ſchon im Jahre 1767 als „in ihren letzten Wochen" verſtorben bezeichnet wird. Dieſe letztere Dame iſt vielmehr die ſechſte (noch ganz räthſelhafte) Liebe Klopſtocks.

**) Wir beſuchten Bachmanns Garten 1870. Wir folgen hier übrigens den mündlichen und gedruckten Mittheilungen des nun ſchon verſtorbenen Directors Wiggert in Magdeburg. Wir können dieſelben nach Gleims Briefen an Uz aber namentlich auch darin berichtigen, daß Klopſtock in Magdeburg nicht am Meſſias ſondern am Salomo arbeitete. In Gleims Gegenwart las er aus dieſer noch nicht ganz fertigen Arbeit vor, die dann Hechtel in Magdeburg verlegte und mit zwei Louisd'or für den Druckbogen bezahlte.

***) Nicht der Vater, wie Lappenberg meint. Wiggert kennt bloß den Sohn.

Schon für den Frühling 1762 meldete Klopſtock dem Oberſten von Cauneberg einen Beſuch auf ſeinen Gütern in der Altmark an. Der Beſuch ſcheint wegen ungenügender Einladung unterblieben zu ſein. Während des Aufenthaltes in Blankenburg hätte Klopſtock ſich faſt einmal auf eine geniale Weiſe zu den Schmauſereien des halberſtädter Domcapitels mitbringen laſſen. Um die Zeit der letzten hoffnungsloſen Reiſe des Domdechanten nach Haymburg hatte Klopſtock für ſich ſelber einen ſtolzen Rückzug aus Donens Umgebungen vorbereitet. Schon wurden nämlich vor Klopſtocks Elternhauſe in Quedlinburg die Roſſe erwartet, die ihn zu dem Freiherrn Achatz Ferdinand von der Aſſeburg-Falkenſtein, deſſen Denkwürdigkeiten 1842 in der nicolaiſchen Buchhandlung zu Berlin erſchienen, in das friedliche Selkethal abholen ſollten. Und mit ſo vielem Gepränge ſcheint dieſer Beſuch bei dem berühmten ruſſiſch-preußiſchen Diplomaten ausgeführt zu ſein, daß von Klopſtocks Aufenthalte im Selkethale eine Ueberlieferung fortlebt, während alle ſeine viel lebensvolleren und intereſſanteren Beziehungen zu Blankenburg und Thale vergeſſen ſind. Fromme Chriſten betrachten das ganze untere Selkethal mit Ehrfurcht, weil dort Klopſtock am Meſſias gedichtet haben ſoll. Verbürgt iſt nur, daß auch der Sänger des Meſſias oft und lebhaft in den weiten und hohen Forſten jagte, wohin in unſeren Tagen die aſſeburgiſchen Oberjägermeiſter ſo oft die Könige von Preußen und Bismarck zur Jagd einluden.

Gerade um die Zeit der Abreiſe Klopſtocks aus der Heimat ſtand Friedrich im Begriffe über dieſe alle vollendeten Segnungen eines goldnen Friedens auszuſchütten. In dieſer Zeit ließ Klopſtock noch durch den Dichter der Lieder eines preußiſchen Grenadiers für den Sohn des Predigers Reſewitz, des letzten jener quedlinburger Geiſtlichen, die ihm als Trabanten nach Dänemark folgten, eine kleine hübſche Trommel in Halberſtadt zu einem Thaler kaufen. Kühl und vornehm zog ſich Klopſtock dann aus der Heimat nach dem Norden zurück. Ein Vierteljahr nach Donens

Heirat nannte ihn Gleim hinter ſeinem Rücken einen halben Dänen.

Wenn nun aber auch in der nationalen Poeſie, die bei Klopſtock allmählig die religiöſe verdrängte, zuletzt ein gewiſſes däniſches Zopfthum, das aus der ſkandinaviſchen Mythologie ſtammte, vorherrſchend geworden iſt, ſo finden wir doch in dieſen Dichtungen allerdings auch ein lebensfriſches und echt deutſches Element. Gegen die Freunde und Verehrer in der Heimat, welche ihm die Tochter des braunſchweigiſchen Amtsrathes nicht hatten erreiten und erjagen können, wurde er allerdings von nun an etwas kälter als bisher. Aber die Heimat war dem edlen und genialen Dichter, ſeit ihn eine durchaus verheimlichte Neigung an dieſelbe feſſelte, viel theurer geworden als zuvor.

Nur zehn Minuten entfernt von dem Eiſenbahngaſthofe Zehnpfund in Thale, in deſſen großem Saale ſich jetzt täglich viele Hunderte laben, lagerten einſt nach Ramlers Briefe Klopſtock, Cramer, Gleim und Ramler unter freiem Himmel am Flüßchen „Bude" (Bode) unter der Roßtrappe. Gleim hatte eine große Flaſche Rothwein mitgenommen. Dieſe wollte er zur Kühlung in die „Bude" ſetzen, ſtieß aber an einen der noch heute daliegenden Steine und der Wein miſchte ſich mit der ſchäumenden „Bude". Ramler erfüllte die Einöde mit jämmerlichen Klagen..... Hier, „im Thale", wo Gleims Rothweinflaſche zerſprungen war, unter'm Felſen ließ dann ſpäter Klopſtock die Aldermänner ſeiner deutſchen Gelehrtenrepublik unter allerlei ſittſamen Geſprächen über Alterthümer und literariſche Neuigkeiten umherwandern.

Aber auch ſeine Hermansſchlacht verlegte Klopſtock aller Geſchichte zum Trotz an den Fuß der Roßtrappe. Der hohe Berg Cheruscas, von dem er dort ſpricht, iſt der Brocken. Der Fluß, der von dieſem kommt, die Bode. Auf dem zweiten großen Felſen an der Bode iſt nach Klopſtock Hermann geboren. Er machte Gleim ſelbſt darauf aufmerkſam, daß dies der Schloßberg zu Quedlinburg mit dem Grabe Heinrichs des Vogelſtellers ſei. Der erſte Felſen, bei dem Austritte der Bode in die Ebene, iſt die

Roßtrappe. Die Roßtrappe ſelbſt hielt Klopſtock für einen Wodansaltar. Deshalb läßt er während der Schlacht Hermans Vater mit Druiden und Barden dort opfern. Auch die Zurufe an das Heer ertönen nach Klopſtock von dort herab. In dem Bardiet Herman und die Fürſten wird die winterliche Bode beſchrieben. In dem Bardiet Hermans Tod beſchreibt der Dichter den ganzen Lauf der Bode zwiſchen Treſeburg und Thale ſehr anmuthig durch ein Fiſcherlied. Auch ſtellt er hier die ganze Beſchäftigung der Bauern, Jäger und Hirten im Bodethale auf eine Weiſe, die meiner Meinung nach Schiller zu dem liederartigen Anfange des Wilhelm Tell angeregt hat, in Liedern dar. Es war eine der wunderlichſten Ideen Klopſtocks, daß Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig mit ſeinen Soldaten die Hermansſchlacht auf der Roßtrappe oder dem Regenſteine theatraliſch darſtellen und das preußiſche Militair aus Quedlinburg als Zuſchauer einladen ſolle.

Vor allen Dingen würde Klopſtocks Gedicht „Edone" als eine ſinnreiche wenn auch ſpäte Erinnerung an die Thäler der Heimat und an Done erſcheinen. Aber leider dürfte uns eine ſorgfältige Interpretation nöthigen es auf — Cäcilie Ambroſius in Flensburg zu beziehen! Klopſtock unterhielt, dem Gedanken einer Verlobung nicht abgeneigt, mit ihr ohne ſie geſehen zu haben eine lange Correſpondenz.*) Während der Dauer derſelben ſprach er 1769 in dem Gedichte „Edone" wie es ſcheint von einem weiblichen Weſen, welches für ihn damals erſt eine Vorſtellung oder „Erſcheinung" war. Durch die erſte Begegnung ſollte es für ihn zur Wirklichkeit — „Edone ſelbſt" — werden. Er hoffte noch ihr Myrtenzweige zu flechten, d. h. ſich mit ihr verloben zu können.

Die erſte Begegnung zwiſchen Klopſtock und Cäcilie Ambroſius endigte jedoch das ganze Verhältniß. Die Möglichkeit, daß Klopſtock ſie nicht ſchön genug fand, iſt dabei noch nicht völlig ausgeſchloſſen.

---

*) Bei Lappenberg S. 167—233.

4. Klopſtocks letzte vierzig Jahre.

> „Ihr Edleren, ach, es bewächſt
> Eure Maale ſchon ernſtes Moos!
> O wie war glücklich ich, als ich noch mit Euch
> Sahe ſich röthen den Tag, ſchimmern die Nacht.“
> Klopſtock.

Man muß geſtehen, daß der klopſtockiſche Kreis zu Kopenhagen ſich bald ſehr nett eingerichtet hatte. Aus dem Landhauſe von Reſewitz, dem ehemaligen Mitarbeiter der Literaturbriefe, trat man 1769 bei Kopenhagen in Wäldchen und auf Wieſen. Die Grenze bildete links ein großer See mit grünenden Inſeln und buſchigem Geſtade. Ganze Herden von Schwänen befanden ſich darauf. Zu Cramer in Sandholm führte eine Straße in einer halben Stunde. Von dem Landhauſe aus eine Stunde entfernt wohnte Klopſtock in einem Schloſſe.

Allein dieſe deutſche Idylle in Kopenhagen ſollte nicht lange ungeſtört bleiben. Klopſtocks wohldenkender Freund, der Miniſter Bernſtorff, hatte doch manche nothwendige Reformen verſäumt. Die Leibeigenen mußten noch übermäßig frohnden. Klopſtock ſelbſt ſcheint es bei Struenſee's revolutionärem Auftreten in Kopenhagen wie Schuppen von den Augen gefallen zu ſein. Er ſchickte einen jungen däniſchen Bauern an Gleim, damit er auf einem der großen Güter in Klopſtocks Heimat als Lehrling einträte. Gleim brachte ihn zu einem deutſchen Bauern. „Was hör' ich? ſchrieb Gleim bei dieſer Gelegenheit zurück. Die däniſchen Bauern haben nichts Eignes und Klopſtock iſt ein Däne?“ In der That hatte Bernſtorff gerade den Tag vor Abfaſſung dieſes Briefes von Gleim ſein Portefeuille abgeben müſſen. Klopſtock zog ſich nun von Kopenhagen und von Bernſtorffs Gute nach Hamburg zurück, wo er zunächſt auf dem Kamp im fürſtlich eutiniſchen Hauſe wohnte. Noch eines eigenthümlichen Umſtandes will ich gedenken. Auch Cramers Stellung ſchien in Dänemark wankend zu werden. Gleim und Klopſtock ſuchten ihn daher als Abt nach Kloſterbergen in Magdeburg zu bringen. Endlich aber ging aus dieſen Kreiſen nur der junge Theologe Funk nach Magdeburg, deſſen Familie dort ſpäter das magdeburgiſche Kirchengeſangbuch in Klopſtocks Sinne und Geiſte eingeführt zu haben ſcheint.

Von Klopſtocks Brüdern hatte auch Karl, ein feiner Kopf, noch Theologie ſtudirt. Er war der weichſte und wiſſenſchaftlich am beſten unterrichtete unter allen den Brüdern, auch im Orgelſpiel und in der Kenntniß der Malerei gleich ausgezeichnet. Auf Schulen und Univerſitäten ſtützte er ſich immer in ſeiner Armuth auf die Empfehlungen des Dichters. Um ſo auffallender iſt es, daß er im Preußiſchen nicht als Prediger ankam. 1764 aber berichtete der Dichter des Meſſias in einem Briefe, ſein Bruder, der in Hüttenrode eine braunſchweigiſche Pfarre hatte, wolle aufhören, ein „Heiliger" zu ſein. In der That wurde der geiſtreiche junge Mann nun däniſcher Legationsſecretair in Madrid und im Haag. Er verſah aber, wenigſtens anfangs, dabei auch das Amt eines Geſandtſchaftspredigers. Am 5. Februar 1775 reiſte er aus Spanien ab, traf den Dichter in Raſtatt und begleitete ihn auf der Rückreiſe nach dem bekannten Aufenthalte in Baden. Von Caſſel aus reiſte dieſer über Göttingen und Hannover nach Hamburg zurück. Karl zog über Quedlinburg, wo nun auch die Mutter todt war.

Seit langer Zeit befand ſich die Familie des Dichters in traurigen Verhältniſſen. Der alte Klopſtock war ſchon ſeit ſeiner Pachtung in ſchlimme Proceſſe verwickelt. Verwandte kamen zuletzt zu ihm ins Haus gereiſt und zankten um ein Lehen, wie es ſcheint beſonders um eine Mühle. Sie verzehrten gefräßig ſein

Gut, während er krank im Bette lag. Er klagte dies Alles ſeinem Gleim. Nach ſeinem Tode condolirten dieſe Zänker mit vorſündſluthlichen Troſtbriefen, großprahleriſch mit „franco tout“ bezeichnet und an die „hochedelgeborne Trauerfrau“ adreſſirt.

Am 21. October 1772 wies Klopſtock, der Dichter, Gleim an, ſeiner Mutter zehn Thaler zu geben, die er ihm ſicherlich nie zurückgegeben hat. Wie es ſcheint, ſollte ſie ein Feſt damit feiern: das Feſt der Vollendung der Meſſiade! Aber unter welchen traurigen Umſtänden! Ihr Sohn Victor hat in Hamburg fallirt. Er hat ſogar fliehen müſſen. Der Dichter hofft ihn zurückrufen zu können, aber nur als Makler. Gleim ſollte die Mutter mit dem Gelde und der Freudenbotſchaft aufrichten. Die Trauernachricht kannte ſie ſchon durch Lerche. — Wer war denn Lerche? — Der Liebhaber einer Schweſter Klopſtocks, ein kleiner Kaufmann in Quedlinburg, deſſen ehrliche Abſichten auf Klopſtocks Schweſter nicht immer über alle Zweifel erhaben waren. — Bruder Victor wollte den Schweſtern die Möbeln der Eltern und 220 Thaler abnehmen. Der zartfühlende Karl entſchied auf der Rückreiſe aus Spanien, daß dies den Schweſtern in Quedlinburg verbleiben ſolle, „wie ſehr auch Victor“ ſchreien möge.

Etwa mit Ausnahme Victors erklärten ſich die Brüder noch 1776 bereit, für die Schweſtern zu ſorgen, nicht aber ihnen in alle Ewigkeit einen eigenen Hausſtand zu Quedlinburg zu erhalten. Noch drei Jahre ſpäter ſandte Karl einmal eine Gabe für die Schweſtern an Gleim. Bei dieſem hatten ſowohl Klopſtocks Vater als Klopſtocks Mutter in ihren letzten Lebensjahren geborgt. Sogleich nach Empfang des Briefes von Karl Klopſtock ſetzte ſich der Dichter der preußiſchen Grenadierlieder mit ſeiner „Hausnichte“ in die Kutſche und überbrachte den Schweſtern die Gabe ihres Bruders. Er fand aber die Schweſtern in ihrem Elternhauſe bei Waſſer und Brot ſitzend. Die älteſte wollte noch immer Lerchen heiraten. Lerche unterſtützte ſie, machte aber zur Heirat keine Anſtalt. Von dem Dichter des Meſſias erwarteten ſie nichts mehr für ſich. Noch 1770 hatte er, erfinderiſchen Geiſtes wie er war, ſelbſt die Donau hinunter „durch die Weinleſe“ nach Wien fahren wollen. Nun aber hatte Karl ſchon von dem Dichter geſchrieben, Friedrich ſei „kein Weiſer und kein Reiſer“ mehr. Durch Metas Nichte, die Frau von Winthem, wurde er verzärtelt und verſäumte ſelbſt eine abermalige Reiſe nach Baden. Wie gern hätte eine der beiden Schweſtern die Stelle der verſtorbenen Meta in ſeinem Hausweſen verſehen! Hatte ſich doch von Winthems Lage in letzter Zeit verbeſſert, und doch theilte Friedrich noch immer nur mit der winthemſchen Familie, „oder vielmehr — wie Karl bitter geſchrieben hatte — mit der Frau.“

Als Gleim von dieſer Frühjahrsreiſe aus Quedlinburg zurückgekehrt war, ſchrieb er an Klopſtocks Bruder, den Geſandtſchaftsſecretair, die bedenklichen Worte: „Die Klopſtöcke ſind böſe, böſe Menſchenkinder!“ *) Alberti beklatſchte den Dichter wegen ſeines „lebhaften Verkehrs“ mit der Frau von Winthem. Der Dichter nahm dies ſehr übel, würde aber, wie er ſehr bezeichnend ſagte, eine Erinnerung hingenommen haben. Wirkliche Anſchuldigungen ſind auch in dieſer Angelegenheit nicht gegen Klopſtock erhoben. Dennoch wird man uns ſchon wegen dieſer lange fortgeſetzten Unſchicklichkeit unſere Abneigung gegen ſeine hamburger „Frauengeſtalten“ wohl überhaupt nicht ſehr verargen können.

Indeſſen heiratete ja Klopſtock ſeine Winthem endlich noch 1781. Hatte Meta zuletzt ſelbſt im Heiligenſchein der früheren religiöſen Dichtung Klopſtocks entſprochen: ſo wurde das „deutſche Mädchen“ Frau von Winthem nicht ohne Künſtelei die Perſonification ſeiner nationalen Poeſie. Ein klein wenig Eitelkeit und Schwäche des Alters wird man aber daneben einem Dichter wohl

---

*) Beſſer als irgend etwas Anderes charakteriſirt es die Art und Weiſe der Herausgabe der Correſpondenz zwiſchen Klopſtock und Gleim durch Klamer Schmidt, daß er in dem Briefe vom 22. März 1779 Alles, was ſich auf die Schweſtern und Frau von Winthem bezieht, geſtrichen und dadurch jenem Ausrufe Gleims eine Wendung gegeben hat, als beklagte Gleim ſich bloß, weil er von Klopſtock nicht genug Briefe erhalte.

zu gute halten dürfen, welcher ſelbſt von ſich bekannt hat, daß er eine Stute reite, die von Julchen Reventlow Malwine getauft ſei, die er aber ſelbſt gern für einen Hengſt gelten laſſe.

Durch den ſorgſamen und erziehenden Einfluß des Dichters blühte endlich deſſen von Alters her mit ſo vielen glücklichen Ehen geſegnete Familie empor. Klopſtocks Schwager Hartmann Rahn, der „Marquis“, iſt als Fichte's Schwiegervater geſtorben. Sogar Bruder Victor rappelte ſich in dem gewerbreichen hamburger Leben wieder empor. Er ſtarb dort als — Zeitungsredacteur mit dem Titel eines badiſchen Commercienrathes. Sogar eine der beſſeren Oden wurde an dieſen Bruder gerichtet, durch welchen der Dichter vielleicht zu der hamburger Journaliſtik eine ähnliche Stellung erhielt, wie Leſſing durch ſeinen Bruder zu der berliner. Da Klopſtock in Hamburg nicht mehr abkommen zu können ſchien, reiſte Gleim einmal nach Hamburg, wurde gehätſchelt wie Klopſtock ſelbſt und fand, daß Alles gut war.

In Quedlinburg machte endlich ſogar Kaufmann Lerche Anſtalten, ſich mit den Klopſtöcken zu verſchwägern, indem er ſich herbeiließ ſeiner langjährigen Braut noch eine Reihe von Jahren einer kinderloſen Ehe zu ſchenken. Außer Lerche's Wittwe ſtand das väterliche Haus in Quedlinburg als ein Aſyl auch den andern Wittwen unter den Schweſtern — und unter dieſen allerdings einer geſchiedenen Hofräthin aus Jena — wieder offen. So ward es der Familie erhalten bis zu dem auch für Quedlinburg merkwürdigen Jahre 1809, in welchem die durchreitenden Todtenköpfe (ſchwarzen Huſaren) des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunſchweig-Oels auf dem Cleers mit Klopſtocks Landsmänninnen ein bekanntes fröhliches Volksfeſt feierten.

Der Vater dieſes Herzogs, Karl Wilhelm Ferdinand, hatte drei Jahre früher nach der Schlacht bei Jena auf dem Kirchhofe zu Ottenſen endlich Ruhe gefunden, wo auch der Dichter Klopſtock ſchon ſeit 1803 neben ſeinen beiden Frauen ruhte. Karl Wilhelm Ferdinand war auch Donens Landesherr geweſen. Und um die merkwürdigen Combinationen des Augenblicks voll zu machen, ſo war der damalige Nachbar Klopſtocks in der Kirche zu Ottenſen derſelbe Herzog von Braunſchweig, wegen deſſen Klopſtock am 24. September 1788 etwas voreilig an Ebert nach Braunſchweig geſchrieben hatte: der nunmehrige König von Preußen ſei ja deutſch geſinnt; der Herzog ſollte doch den König veranlaſſen, etwas für Klopſtock zu thun!

Wer die Angriffe Klopſtocks auf Friedrich den Großen allgemein aus Klopſtocks ſittlich religiöſem Charakter herleiten wollte, würde Klopſtock zu hoch und Friedrich zu tief ſtellen müſſen.*) In dem Kreiſe der preußiſchen Dichter war es allgemein bekannt, daß Klopſtocks Abneigung gegen Berlin auf ſeiner Verſtimmung gegen Sulzer und Sack beruhe. Wer nun aber darauf, daß Klopſtocks Angriffe auf Friedrich nach unſerer Darſtellung mehr als die Folge ſeiner durch Sack faſt erzwungenen Auswanderung aus Preußen und der geliebten Heimat erſcheinen, ganz im Gegentheil einen ſittlichen Vorwurf gegen Klopſtock gründen wollte: den müßten wir daran erinnern, daß dieſe Stellen ſich doch mit den Grundideen ſeiner Oden, beſonders in ſo weit ſie ſich eben auf Religion und Staat beziehen, in der vollkommenſten Uebereinſtimmung befinden.

Klopſtock, der Sänger Golgatha's, aber zugleich der Lehrling der Griechen, ſah die Offenbarung des Göttlichen nicht bloß in der Religion, ſondern auch in der Dichtkunſt. In der frommen und ſtrengen Republik Zürich wegen ſeiner munteren deutſchen Jugendſitten mehr beſchämt als erbittert, jedem weitſchichtigen Cäſarismus von vorn herein abgeneigt, aber auch vor den kleinen Fürſten und Aebtiſſinnen ſeiner Heimat ohne Hochachtung, ſah er beinahe die einzige Möglichkeit die Fahne der Monarchie dauernd über der Fahne der Republik zu erhalten in der Herbeiführung des auguſteiſchen Zeitalters. Erſt dadurch und durch Wohlthun überhaupt, aber nicht durch ihren Glauben, werden die Könige in ſeinen Augen die Ebenbilder Gottes. Allein Klopſtock ſelbſt muß aus dem kriegeriſchen Preußen zu den friedlich gewordenen Normannen weichen. Friedrich der Große will kein deutſcher Auguſtus ſein. Deshalb wird allerdings das Gedicht von Klopſtock auf Friedrich den Großen, leider! für Heinrich den Finkler abgeändert. Dieſer erſcheint mit Herman in Klopſtocks Augen allein noch als das Muſter eines deutſchen Fürſten wegen der von ihnen beiden glücklich in ihrem Lande geführten Befreiungskriege. Und hier iſt der Punct, wo Klopſtock geradezu zum Propheten für 1813 wird, wie denn der alte Jahn wenige Dichter höher verehrt hat als ihn.

---

*) In Cauers ſonſt vortrefflichem Aufſatze zur Literatur und Polemik gegen Friedrich den Großen (preuß. Jahrb. 1863 S. 1—18) haben die Angriffe Klopſtocks auf Friedrich noch ein gar zu ernſtes Ausſehen, weil die literarhiſtoriſchen und biographiſchen Nebenumſtände nicht berückſichtigt werden.

Als Klopſtock ſtarb, ſandte Meta ſeinen alten Hut nach Halberſtadt, damit er bei dem alten Hute Friedrichs aufbewahrt werden ſollte, welchen der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand geſchickt hatte. Und wie Gleim, ſo läßt ſich der Niederſachſe überhaupt das reine und ungetrübte Andenken Klopſtocks bis auf den heutigen Tag nicht nehmen. Zu ſeinem Andenken bläſt der Norddeutſche bis auf den heutigen Tag von Rathhäuſern und Kirchthürmen herunter. Wenigſtens geſchieht dies noch jetzt in Quedlinburg an ſeinem Geburtstage. Und noch nie war ein deutſcher Dichter mit ſolchen Ehren begraben wie Klopſtock von den Hamburgern.

VI.

Die Schrift Friedrichs des Großen

über die

deutſche Literatur und ſein Tod.

1. Gellert und der Nachdruck.

> „Wie ſie*) der Verfaſſer ſchrieb,
> Nicht wie ſie der Diebſtahl druckte,
> Deſſen Müh' iſt, daß er richte
> Andrer Mühe ſtets zu Grunde.“
> Calderon.

Während des ſiebenjährigen Krieges hatte Friedrich in Sachſen die Bekanntſchaft einiger damals dort ziemlich angeſehenen Schriftſteller gemacht. Er hatte Gottſched empfangen. Dieſen hatte Ramler ſchon am 4. October 1749 den Büttel in der „Republik der Dichter“ genannt. Wegen des Einfluſſes der ſchweizeriſchen Richtung auf Friedrich konnte deſſen Wohlwollen für Gottſched kein dauerndes ſein. Dagegen ſagte er von Gellert, welchen er gleichfalls in Leipzig ſprach, 1780 in ſeiner Schrift über die deutſche Literatur, daß er ſich einem Phädrus und Aeſop an die Seite ſtelle.

Die Ueberzeugungen dieſes deutſchen Aeſops während des wechſelvollen ſiebenjährigen Krieges in dem damals ſo unruhigen Leipzig haben ſich allem Anſchein nach mehr auf die öſtreichiſche als auf die preußiſche Seite geneigt. An der Tafel der öſtreichiſchen Generäle in Sachſen trank der leipziger Moralprofeſſor ſeine eigene Weinſorte. Bei ihnen fühlte ſich dieſer ſächſiſche Phädrus daher wie zu Hauſe. Bei Friedrich und ſeinen Offizieren war ihm vielleicht nie ganz wohl zu Muthe. In dem Falle, den ich als Beiſpiel zunächſt anführen werde, war dies freilich nicht zu verwundern.

---

*) Die Bücher.

Am 18. November 1758 ließ ſich ein preußiſcher Huſarenlieutenant vom Gefolge des Generals Malakowsky ſehr ungeſtüm bei Gellert melden. Dieſer war auf Alles gefaßt und nahm ſeinen Beſuch an. Sogleich trat ein hagerer ſchwarzer Mann mit drohenden Augen, kothigen Stiefeln und blutigen Sporen ein. Sein gelbes Haar war in einen großen Knoten und ſein Bart in einige kleine Knoten geknüpft. Mit der linken Hand hielt er einen fürchterlichen Säbel, mit der rechten und im rechten Arme den Stock, ein paar Piſtolen, die Mütze und eine Karbatſche mit Traht durchflochten.

„Was iſt zu Ihrem Befehle?“ fing Gellert zitternd an. „Haben Sie Ordre, mich zu arretiren? Ich bin unſchuldig.“

„„Sind Sie der berühmte Gellert?““ fragte der Offizier.

„Ja, ich bin Gellert.“

„„Ich komme, Sie zu umarmen und meiner Freundſchaft zu verſichern,““ ſagte der Lieutenant.

„Das iſt zu viel Ehre für mich, Herr Lieutenant.“

„„Ich biete Ihnen einen Antheil an meiner Beute an. Sie haben doch wohl keine Rubeln in Ihrer Chatouille: leſen Sie ſich hier einige aus. Dieſe hier ſind von einem Koſackenobriſten, den ich bei Zorndorf vom Pferde hieb, und jene da von der Frau eines ruſſiſchen Offiziers, der auf der Flucht mit dem Pferde ſtürzte.““

Gellert überlief es eiskalt. „Ferne ſei es, Herr Lieutenant (ſo ſprach er), daß ich Ihnen einen Theil Ihrer Beute entzöge. Behalten Sie Ihre Rubeln.“

„„Aber Sie müſſen ein Andenken von mir nehmen, Herr Profeſſor. Gefallen Ihnen dieſe Piſtolen? Es ſind ſibiriſche, und die Peitſche iſt eine Knute. Beides iſt zu Ihren Dienſten. Ich habe noch viel treffliches Gewehr erbeutet, türkiſches und tatariſches. Es ſteht bei Eulenburg *) und was Sie davon verlangen, will ich Ihnen ſchicken.““

---

*) Eilenburg?

Gellert ſagte, daß die Bücher ſeine einzigen Waffen wären und bot ihm ein Andenken aus ſeinem Bücherſchranke an.

„„Geben Sie mir Ihre Troſtgründe gegen ein ſieches Leben,““ ſagte der Offizier, „„für den Fall, daß ich etwa noch von den Ruſſen bleſſirt würde. Denn die Ruſſen, das iſt ein ſchreckliches Volk. Sie ſtehen wie die Berge feſt, und man arbeitet ſich müde und todt, ehe man ſie zum Weichen bringt.““

Jetzt wollte er Gellert die Bataille von Zorndorf erzählen. Aber die Uhr ſchlug und Gellerts Zuhörer kamen haufenweiſe. Der Lieutenant bot Gellert nochmals ſein Gewehr an, beſah ſein Katheder, umarmte ihn, wünſchte ihm viel Gutes und ging.

Gellert begleitete ihn die Treppe hinab. Dieſe hielt ſein Burſche mit mehreren anderen Huſaren beſetzt. Der Burſche nahm ihm die „Leutpeitſche“ ab. „„Peter,“ rief der Offizier, „das iſt der Herr, der die ſchwediſche Gräfin geſchrieben hat.““ Peter ſah den Dichter ſtarr an und griff ehrerbietig an die Mütze. Die anderen Huſaren bückten ſich gleichfalls ſehr tief vor ihm.

Allein nun begann der Offizier nochmals: „„Kann ich Ihnen irgendwie bei dem General von Malakowsky dienen?““

„Nicht im gerinſten,“ antwortete Gellert.

„„Oder bei dem General Dohna?““

„Ich danke unterthänigſt.“

„„Oder bei dem Könige?“„

„Empfehlen Sie ihm den Frieden fußfällig in meinem Namen,“ rief Gellert und eilte in ſein Colleg.

Aber ſchon am Mittwoch den 29. November vor 11 Uhr früh ließ ſich auch der neunzehnjährige Graf Dohna, „Adjutant bei ſeinem Herrn Vater,“ melden. Er wußte alle Schriften Gellerts auswendig, ſogar den Grandiſon und verſicherte, daß der wahre Heldenmuth in der Schlacht nur in einem guten Gewiſſen und im Gottvertrauen beſtehe, daß die Freigeiſter in der Schlacht die verzagteſten Geſchöpfe wären, und daß er Gellert beſonders wegen ſeiner Lieder ſehr hoch hielte. Zuletzt bat er Gellert um eine Frau wie die ſchwediſche Gräfin oder wie Lottchen in den zärtlichen Schweſtern. Plötzlich aber trat ein Corporal ins Zimmer und meldete, daß die ſämmtlichen Offiziere eines ganzen Regiments mit einem Feldprediger vor der Thür ſtänden und Gellerts Vorleſung hören wollten! *)

Wie lieb indeſſen Gellert auch vielen tapferen preußiſchen Offizieren und vielleicht dem Könige ſelbſt ſein mochte, ſo wurde dieſem geiſtlichen Dichter oder ſeinen Freunden in Preußen doch gelegentlich ſelbſt die Erfüllung eines ſehr beſcheidenen Wunſches verſagt. Einſt bemühte ſich Sulzer vergeblich, ihm ein Privilegium gegen den Nachdruck in Preußen für ſeine Werke zu verſchaffen. Leider war Sulzer ſelbſt nicht hinlänglich von der Verderblichkeit des Nachdrucks überzeugt, um Gellerts Sache gegen die Nachdrucker in Preußen führen zu können. Er huldigte vielmehr gleich Friedrich und allen ſeinen Räthen im Princip jenem falſchen Mercantilſyſtem, welches, auf den Buchhandel angewandt, eine Schrift viel lieber im eigenen Lande nachdrucken ließ, als daß man das Geld für einige Exemplare der rechtmäßigen Ausgabe über die Grenze wandern ſah. Als daher Gleim von Klopſtock gebeten wurde, ihm ein Privilegium gegen den Nachdruck des Meſſias in Preußen zu verſchaffen, wagte der Sänger der Lieder eines preußiſchen Grenadiers nicht einmal, ſich in dieſer Beziehung für Klopſtock zu verwenden. **) Er überließ es Klopſtock ſelbſt, ob er dem Herrn von Zedlitz deshalb eine Eingabe für den König ſenden wolle. Gleim, Klopſtock und Leſſing verſuchten übrigens die verſchiedenſten Heilmittel gegen die nationalökonomiſchen Gebrechen des damaligen engherzigen deutſchen Buchhandels in Anwendung zu bringen.

---

*) Gellert erzählt den Beſuch des Huſarenoffiziers und des jungen Dohna in dem Briefe an ein adliges Fräulein, von welchem durch Klopſtocks Bruder Karl (ſ. oben S. 149) eine Abſchrift in Gleims Hände kam, die uns handſchriftlich vorlag.

**) Bei dieſer Gelegenheit erzählte Gleim in einem Briefe an Klopſtock, von dem er zum Theil Abſchrift behielt, auch das Obige über Gellert und Sulzer. Andere mögen entſcheiden, ob es mit Gleims Berichte über den Nachdruck der Werke Gellerts zu vereinigen iſt, daß Heinſius („Friedrich und ſein Jahrhundert" S. 79) ſagt: „Auch ermunterte der König den Buchhändler Pauli, eine Schulausgabe von Gellerts Fabeln zu veranſtalten, auf die er ihm ein ausſchließliches Privilegium ertheilte."

2. König Friedrich und Kaiſer Joſeph.

„Ab Zukunft!
Die beiden Namen — — —.“

Klopſtock.

Wie fern lag doch beim Schluſſe des ſiebenjährigen Krieges ſchon die idylliſche Zeit, in welcher der Paſtor Lange zu Laublingen eine literariſche Macht geweſen war. In Gleims Briefe an Hirzel vom 17. März 1747 heißt es, daß die berliner Dichter von nichts als von Lange's Doris, von Laublingen „und wie man daſelbſt bezaubert wird, wenn man dahin kommt,“ zu ſprechen pflegten. Dabei tranken ſie Lange's Geſundheit im Kreiſe herum. Im Jahre 1747 war es von der größten Bedeutung geweſen, wenn Lange dem General Stille, der in Lange's „Geſelligem“ mit einem M zeichnete, einen deutſchen Dichter empfahl. „Wie viel werden Sie noch zur Verbeſſerung des Geſchmacks beitragen!“ hatte Gleim 1745 an Lange geſchrieben. Aber am 28. Januar 1758 hatte Lange ausdrücklich anerkennen müſſen, daß Gleim ihm als Kriegsdichter überlegen ſei.

Indeſſen hatte der General Stille zu Friedrich doch mit mehr Erfolg über den Paſtor Lange als über Kleiſt, den Offizier des Königs, geſprochen. Nach Stille's Tode aber hatte der Paſtor Lange den Quintus Icilius zum Freunde. Wegen der geringen Kenntniß des Hofes von der deutſchen Literatur erregte daher

Paſtor Lange, der 1747 ſein größtes Glück darin geſehen hatte, ſich mit Kleiſt, Gleim und Hirzel zu Laublingen acht Tage lang an einem Tiſche bei dem „weißen Giſchte“ des „Breyhahns in hellen Gläſern“ in Knaſterwolken einhüllen und gegenſeitig vergöttern zu können, durch eine Reiſe nach Berlin in den literariſchen Kreiſen des Landes Aufſehen. In einem ungedruckten Briefe an ſeinen Jugendfreund Götz aus Halberſtadt vom 6. Febr. 1764 ſchreibt allerdings Gleim ſchon ziemlich beſonnen: „Ob es wohl heißt, daß vor wenigen Tagen der König Herrn Langen, den Sänger der horaziſchen Oden, zu ſich berufen hätte und ich heute aus Berlin benachrichtigt werde, daß er ſich wirklich zu Berlin befindet, ſo zweifle ich doch, daß er als Dichter hinberufen iſt. Herr Lange hat ſich auch auf die Oekonomie, Phyſik und Chemie gelegt und der König, der itzt Alles hervorſucht, um wieder herzuſtellen, was der Krieg verdorben hat, mag ſeinen Vorſchlägen Gehör geben wollen.“ Ueber den Inhalt der Unterredung Friedrichs mit dem Paſtor Lange im Jahre 1764 findet ſich nirgends die geringſte Nachricht. Wahrſcheinlich hatte ſich Lange die Audienz durch Quintus Icilius erbeten, um ſich unter den damaligen Schriftſtellern wieder ein Anſehen zu verſchaffen. Ließ er doch offenbar, wie wir früher ſahen, zu demſelben Zwecke ihre früheren Briefe an ihn drucken, wobei er das Freundſchaftliche und das Literariſche arg vermiſchte. Erbot er ſich doch deshalb am 15. März 1760 ſogar, ſeinem alten Gegner Leſſing eine Stelle zu verſchaffen, was dieſem, wie es ſcheint, nicht einmal Jemand zu hinterbringen wagte. Indeſſen hatte Gleim doch auch am 6. Febr. in ſehr aufregender Form das Gerücht, daß der Paſtor Lange an die Spitze einer deutſchen Akademie in Berlin geſtellt werden ſolle, ſeinem Klopſtock gemeldet. Durch dieſe vollkommen nichtige Alarmnachricht aber ſcheint der Gedanke, eine Art von deutſcher Akademie durch Joſeph den Zweiten zu gründen, in Klopſtock hervorgerufen zu ſein. Klopſtock, der ſeiner in jener Zeit, wie wir ſahen, ſehr bedürftigen Mutter ein etwas beſſeres Loos zu bereiten wünſchte, dachte wohl nebenbei auch ſelbſt durch Joſeph in eine vortheilhaftere Lage verſetzt zu werden. Aber Joſeph hielt ihm nicht einmal, was er ihm ganz allgemein für Andere bereits verſprochen hatte. Klopſtock rächte ſich für die Wortbrüchigkeit Joſephs durch die ſchwer verſtändliche Ode mit der ſonderbaren Ueberſchrift „die Roßtrappe“.*)

---

*) Vergl. S. 146.

3. „De la littérature allemande.“

„Er murrt: O Schmerz, als Held geſandt ſein einem Volke,
Dem nie der Muſe Bild erſchien auf goldner Wolke;
Auguſt ſein auf dem Thron, wenn kein Horaz ihm ſingt!
Was hilft's, vom fremden Schwan die fremden Federn borgen!
Und doch, was bleibt uns ſonſt? — Erſchein', erſchein', o Morgen,
Der uns den Götterliebling bringt!“

Er ſpricht's und ahnet nicht, daß jene Morgenröthe
Den Horizont ſchon küßt; daß ſchon der junge Goethe
Mit ſeiner Rechten faſt den vollen Kranz berührt.“

Emanuel Geibel.

Ein großer deutſcher Ueberſetzungsplan war, wie wir gleichfalls ſchon erwähnten, früher von vornherein in einem gewiſſen Zuſammenhange mit den Ideen des Königs von Ramler entworfen worden. Auch Ramler war damals von der Vorſtellung ausgegangen, daß ſeine „dummen Landsleute“ *) nicht mehr Deutſche ſein, ſondern Weltbürger werden ſollten. Seitdem ſcheinen ſich die werthloſen Ueberſetzungen aus dem Lateiniſchen förmlich überſtürzt zu haben. Beſonders wurde Langemack von einem förmlichen Ueberſetzungsfieber ergriffen. Die Polizeiwiſſenſchaft hatte ihm bei der Polizei nichts genützt. Jetzt wurde er als Polizeiſecretair entlaſſen. Ja, er verſäumte auch ſein Amt als Rathmann von Berlin und war in Gefahr, daſſelbe gleichfalls zu verlieren. Alle ſeine Schriften wurden von Ramler ſtark corri-

---

*) S. Ramlers Brief an Ebert vom 13. Mai 1751 in Gleims Abſchrift bei Ramlers handſchriftlichen Briefen an Gleim. Vergl. S. 41.

girt. Dennoch rechnete ihn dieſer nach ſeinem Tode in dem Briefe an Gleim vom 31. Auguſt 1763 zu den „Wenigen, die einen ganz geläuterten Geſchmack“ gehabt hätten. Auch war er ohne viele Umſtände der deutſche Salluſt genannt worden.

Dieſe ganze treibhausartige Ueberſetzungsliteratur verdiente nun aber in der That kaum die Beachtung des Königs. Dagegen rühmte dieſer, der im Alter die Bücher ſeine Kinderklapper nannte, am 10. Januar 1776 die Mitglieder ſeiner Akademie, weil ſie nun die Anfertigung von deutſchen Ueberſetzungen der alten Claſſiker nicht mehr verſchmähten. Er ſchätzte ſich glücklich, jetzt die Claſſiker deutſch leſen zu können. Bis dahin hatte er ſie entweder gar nicht oder durch jene älteren franzöſiſchen Ueberſetzungen kennen gelernt, welche im achtzehnten Jahrhundert eine weitere Verbreitung gefunden zu haben ſcheinen als jetzt ſelbſt die muſtergültigſten deutſchen Ueberſetzungen. Denn Frankreich hatte auch darin Deutſchland einen Vorſprung abgewonnen, daß es verhältnißmäßig früh beinahe von allen lateiniſchen und griechiſchen Claſſikern elegante Ueberſetzungen beſaß. Entſprachen ſie auch nicht den ſtrengeren Anſprüchen, welche die Philologie ſtellen konnte, ſo feſſelten ſie doch jeden, der von dem Geiſte der Alten und dem bloßen Inhalte ihrer Literatur Kenntniß nehmen wollte. Und eben in dieſer Beziehung ſollte nun nach der nicht unweiſen Abſicht Friedrichs die deutſche Literatur mit der franzöſiſchen immer mehr und mehr den Wettkampf beginnen. In der Schrift über die deutſche Literatur ſagt Friedrich auch, man müſſe beſonderen Fleiß darauf verwenden, alle alten und neuen Sprachen in die deutſche zu überſetzen. Daraus entſpränge der doppelte Vortheil, daß wir unſeren Ausdruck beſſerten und unſere Kenntniſſe verallgemeinerten.

Friedrich theilte zwar die Vorliebe ſeiner Zeitgenoſſen für ein auguſteiſches, alſo imperialiſtiſches Zeitalter. Doch gab ſeine Freiheitsliebe dem Republikaner Cicero noch den Vorzug vor Horaz. Beſonders lieb war ihm Cicero's Lehre von den Pflichten. Vielleicht wurde er ſchon dadurch für das Buch gewonnen, daß der Autor, während er das Familienleben mehr in den Hintergrund ſtellt, ſich überall als einen in den höchſten Staatsverhältniſſen erfahrenen Mann zeigt und alle ſittlichen Obliegenheiten von einer gewiſſen ſtaatsmänniſchen Höhe aus betrachtet. Der an Garve *) gerichteten Aufforderung des Königs zur Ueberſetzung der Pflichtenlehre lag kein ſchlechter Gedanke zu Grunde. Noch heute erinnert uns „Garve's Ruhe“ bei Charlottenbrunn daran, wie gewiſſenhaft ſich dieſer eudämoniſtiſch-moraliſche Popularphiloſoph in der vollkommenen Stille jenes ſchleſiſchen Badeortes während des Winters 1779—1780 einer Aufgabe widmete, welcher er ſich urſprünglich nicht ohne alles Bedenken unterzogen hatte.

Das ganze Unternehmen war aber doch immer nur ein greiſenhafter Verſuch der Einſiedler von Charlottenbrunn und von Sans-Souci, noch die Weltanſchauung der ciceronianiſchen Officien, wo nicht für das deutſche Volksleben, ſo doch für die deutſche Literatur in einem Augenblicke zu fixiren, da Goethe bereits den Wilhelm Meiſter auszuarbeiten begonnen hatte, in welchem nach der Anſicht des Predigers Jeniſch aus Berlin zum erſten male die menſchliche Natur von einem Dichter verſtanden war. Einen ſolchen Eindruck, wie auf dieſen berliner Prediger, der eine Boruſſias ſchrieb und ſich endlich erſäufte, hat Goethe freilich weder auf die Kamarilla in Friedrichs Nähe (wenn bei ihm von einer ſolchen die Rede ſein darf) noch auf die preußiſche Dichterſchule gemacht. Erſt die romantiſche Schule brachte 1798 Goethen zu Berlin in heißem Kampfe gegen die Ramlerianer zur Anerkennung. **) Hatten die Schweizer in Berlin den König, der

---

*) Wir folgten hier ganz Bonnell's 1855 erſchienenem Programme des friedrichswerderſchen Gymnaſii in Berlin über Garve's Ueberſetzung von Cicero's Pflichten. Auf die pädagogiſche Seite der Angelegenheit gehen wir aber deswegen nicht ein, weil wir ſpäterhin das preußiſche Schulweſen unter Friedrich dem Großen in ähnlicher Weiſe, wie jetzt die Beziehungen Friedrichs des Großen zur deutſchen Literatur, beſonders darzuſtellen gedenken.

**) Man ſehe hierüber die Abhandlung über Tieck in den ſich ſchon vor ſeinem Regierungsantritte als Verehrer des römiſchen Kaiſers Julian zu erkennen gegeben hatte,*) einſt gegen ihr Gewiſſen durch die Franzoſen wirklich auf Klopſtock aufmerkſam zu machen verſäumt, welcher ſich den Meſſias zum Helden auserkoren hatte: ſo war nun, wie es ſcheint, gleichſam zur Strafe der lächerliche Fall eingetreten, daß Sulzer Goethe's Götz von Berlichingen, welcher den Berlinern durch eine theatraliſche Darſtellung ſehr nahe gerückt wurde, ſelber nicht mehr verſtand. Der König, der ſchon früher mitunter ſogar die Stichwörter der preußiſchen Dichterſchule gebraucht hatte, mit den Vorfällen in den deutſchen literariſchen Kreiſen aber durch mißgünſtige Hofleute in ſeinem Alter ſtets mehr oder weniger genau bekannt geworden zu ſein ſcheint, nannte 1780 in der Schrift über die deutſche Literatur die Stücke Shakſpeare's und den nur als Nachahmung der Engländer von ihm betrachteten Götz von Berlichingen „dignes des sauvages du Canada." Aehnlich ſagte Voltaire in der Einleitung zu ſeiner Semiramis, man möchte glauben, Shakſpeare's Hamlet ſei das Werk eines betrunkenen Wilden. Die Beſchränktheit einer weſentlich romaniſchen Richtung in der Literatur, der Friedrich ebenſo gut als Voltaire angehörte, beruhte auf der Unfähigkeit, die Glanzperiode der engliſchen Literatur und die mit ihr zuſammenhängende volksthümliche Richtung innerhalb der deutſchen Dichtung anzuerkennen. So blieb denn, wie wir ſchon bemerkten, dem Könige alles echt Germaniſche in der Poeſie gänzlich verſchloſſen. Und doch hat Friedrich in ſeinen jedenfalls verſtändigen Briefen über Vaterlandsliebe das Nationale oder deſſen Begriff faſt erreicht, wenn auch ſeine Unterſuchungen darüber einigermaßen den Eindruck des bloßen Umher-

---

empfehlenswerthen „kleinen Schriften zur Geſchichte, Politik und Literatur von Rudolf Köpke. Geſammelt und herausgegeben von F. G. Kießling. Berlin, 1872." Der ſtarke Band enthält auch die Biographie Köpke's vom Oberlehrer Bernhardi.

*) Brief an Voltaire vom 10. Nov. 1737.

tappens machen. Und doch trug er, der den märkiſchen Volksdialect zu reden verſtand,*) ein gutes Stück von volksthümlichem, deutſchem Weſen unbewußt in ſich. Er wußte bereits, „wie das Volk ſpricht," wenn er in einem Briefe vom 17. Auguſt 1734 ſchrieb: „Herdek Teremtetem! Mitgegangen, mitgehangen, ſo ſagte jener Wirth von Bielefeld." Am 15. Juli 1732 ſchrieb er in einem Briefe aus Ruppin an den Hauptmann von Hacke, daß er nächſtes Jahr nur Einen Rekruten, den Asmus omnia sua secum portans, verführen wolle. Damit gebrauchte er bereits eine Redensart, aus der nachmals der volksthümliche Humor des guten Matthias Claudius förmlich Capital geſchlagen hat. Bei Friedrich ſchien eben durch das mangelnde Bewußtſein über ſeinen eigenen in mancher Hinſicht volksthümlichen Charakter auch das poetiſche Verſtändniß nach einer gewiſſen Seite hin eng begrenzt zu ſein. So beſpöttelte er in einem Schreiben an die Kirchengemeinde der kölner Vorſtadt (unſerer jetzigen Luiſenſtadt in Berlin) den ſinnigen Anfang von Paul Gerhardts treuherzigem Abendliede: „Nun ruhen alle Wälder." Natürlich ahnte er nicht, daß die gemüthlichen deutſchen Worte nur die Ueberſetzung einer glänzenden Stelle aus dem heidniſchen Virgil ſind. Ihn verehrte Friedrich ſo hoch, daß er einſt mit deſſen Buche über den Landbau in der Linken und der Hacke oder dem Spaten in der Rechten auf ſeinem Gartenbeete geackert zu haben ſcheint.

Es iſt merkwürdig, aber nicht ohne Beiſpiel, daß ein ſo großer Geiſt, der nach der einen Seite hin ſo ſehr auf der Höhe ſeiner Zeit ſtand wie Friedrich noch im Alter als Diplomat, auf einem andern Gebiete, nämlich dem der Nationalliteratur, einen längſt überwundenen Standpunkt einnehmen konnte. Da er nicht vermochte, in der von ihm heraufgeführten Glanzperiode ſeines Staates auch noch die von ihm ſelber mehr als durch jeden Andern heiß erſehnte Glanzperiode der deutſchen Literatur zu erkennen, mußte der Greis nun für jene verſtandesmäßige und bewußte Iſolirung büßen.

---

*) H. Pröhle, Feldgarben S. 426.

Es war kein Fehler des Herzens, wohl aber ein Irrthum ſeines auf andern Gebieten noch ſo klaren Verſtandes, daß Friedrich endlich den ihm ſelber wohl bekannten Grundſatz Caesar non est super grammaticos ganz aus den Augen ſetzte, indem er beim Beginne des letzten Jahrzehends, in welchem er lebte, ſogar einen Angriff auf die von ihm unrichtig beurtheilte deutſche Literatur veröffentlichte. Als Schüler der Franzoſen hing Friedrich ohne Zweifel ebenſo gut als die eigentliche preußiſche Dichterſchule der Theorie des Batteux*) von den ſchönen Wiſſenſchaften an. Allein Friedrich verleugnete in ſeiner Abhandlung dieſe ſeinem ganzen Weſen ſo vielfältig entſprechende preußiſche Dichterſchule, welche Bedeutung ſie auch in der Literatur ſchon gehabt hatte. Er ſtimmte aber ſogleich wieder darin mit ihr überein, daß er das wahre Genie, wodurch ſie ihres hohen Platzes in der deutſchen Literatur längſt wieder beraubt war, eben ſo wenig anzuerkennen vermochte, als die auf das kleine Weimar neidiſch gewordenen Schriftſteller in Berlin. Bei der Weglaſſung der preußiſchen Dichterſchule und bei der Verkennung Goethe's konnte aber der ganze übrige Inhalt der Abhandlung nur noch den Eindruck der Willkür und der Verwirrung machen. Wir hoffen jedoch auf die Zuſtimmung der Kenner für den nachfolgenden Verſuch einer etwas tiefer gehenden Entwickelung der Grundideen dieſer Abhandlung des großen Königs.

Gern würde Friedrich für die deutſche Literatur etwas gethan haben, wenn er nicht ſelbſt das bloße Material derſelben, die Sprache, vorläufig noch als zu roh für eine ſelbſtändige Entwickelung des Geiſteslebens der Nation angeſehen hätte. Selbſt die Hebung der deutſchen Sprache durch die ſorgfältigſten Ueberſetzungen genügte nach ſeiner Meinung noch nicht zu ihrer Veredlung. Die „Dornen der Barbarei“ mußten noch ſorgfältiger aus der deutſchen Mutterſprache herausgezogen werden. Um ſeine Verbeſſerungsvorſchläge ganz ab ovo anzufangen, rieth Friedrich in der Schrift über die deutſche Literatur, zur Vermehrung des Wohlklangs ſolle man ein a als Endung an die deutſchen Wörter anhängen. Wahrſcheinlich dachte Friedrich bei dem Vorſchlage an ſein geliebtes Schleſien, wo z. B. der Zobten noch heute beim Volke „der Zobta“ heißt. Natürlich aber wußte der König nicht, daß das a wirklich eine alte deutſche Subſtantivendung geweſen war. Bei den erſten Sprachverſuchen der Kinder kommt es als ſolche noch immer wieder zum Vorſcheine. Als Gottſched einſt auf einen ähnlichen gewaltſamen Vorſchlag des Königs in Betreff der deutſchen Sprache ernſthaft einging, wurde er hinterher von Friedrich verſpottet.

---

*) Von Ramler's Bearbeitung des Batteux war 1774 die vierte Auflage erſchienen.

Man würde nun aber doch ſehr irren, wenn man den Spott Friedrichs des Großen über Gottſched zugleich als Selbſtironie mit Bezug auf ſeine eigenen gelegentlichen Vorſchläge einer kunſtvollen, wo nicht gewaltſamen Sprachverbeſſerung anſehen wollte. Er hielt die künſtliche Vervollkommnung der Sprache allerdings für möglich. Nur würde ein Fürſt, um ſie raſch bewirken zu können, nach ſeiner Meinung nicht eines einzelnen herrſchſüchtigen und vermeſſenen Literaten, ſondern einer ganzen nationalen Akademie bedurft haben. Friedrich war auf dieſe letztere Anſicht durch bekannte franzöſiſche Literatur- und Sprachverhältniſſe geleitet. Er hielt aber eine deutſche Akademie wegen der damaligen deutſchen Kleinſtaaterei und Zerriſſenheit nicht für möglich. Schon am 6. Juli 1737 hatte Friedrich „mit Einem Fuße im Steigbügel“ aus Ruppin an Voltaire geſchrieben, den deutſchen Gelehrten bleibe nichts übrig, als in einer fremden Sprache zu ſchreiben. Da Deutſchland unter eine Menge ſelbſtändiger Fürſten getheilt ſei, ſo werde man ſie niemals bewegen können, ſich einer Akademie zu unterwerfen. Die deutſchen Fürſten verachteten die Gelehrten. Offenbar hegte er dieſe Anſichten noch bei Abfaſſung der Schrift über die deutſche Literatur.

Ausdrücklich ſagte er wenigſtens noch in derſelben: Wenn wir Medici haben werden, ſo werden wir die Geiſter aufſprießen ſehen. Mit ſeiner im ganzen wiederum mehr ſtaatsmänniſchen Auffaſſung der deutſchen Literatur that der weiſe Monarch nun freilich 1780 dem kleinen Hofe zu Weimar und jenen Einzelſtämmen ſehr unrecht, die in Franken und auch in Schwaben aus dem Innerſten des deutſchen Weſens heraus in der Zerſplitterung damals ſchon die erhabenſten Geiſter der Nation geboren hatten. Für uns aber kann etwas tröſtliches darin liegen, daß für König Friedrich mit dem Gedanken an eine ſolche politiſche Wiedergeburt und Vereinigung Deutſchlands, wie wir ſie ſeit 1870 und 1871 erlebten, auch der Lieblingsgedanke ſeiner eigenen Zeit, das auguſteiſche oder goldene Zeitalter der Literatur unter dem Schutze eines mächtigen deutſchen Fürſten unwiderruflich vereinigt geweſen zu ſein ſcheint.

Als bloßer Markgraf von Brandenburg, wie Friedrich ſpottweiſe genannt wurde, dachte er ſelbſt kaum daran, den Kaiſer Auguſtus der deutſchen Literatur zu ſpielen. Dagegen erlaubte er ſich einen andern Luxus, welchen, wie wir jetzt wenigſtens wiſſen, ſich auch Ludwig XIV. geſtattet hatte. Aus Ruhmſucht und politiſcher Bosheit hatte dieſer letztere ſelbſt einen oder den andern unbedeutenden Schriftſteller in Deutſchland beſoldet, man muß ſagen, um ihn zu beſtechen. Friedrich kehrte dies Verhältniß in jeder Hinſicht um. Zu ſeiner Belehrung und Unterhaltung trat er als königlicher Mäcen im ganzen nur mit wirklich ausgezeichneten franzöſiſchen Autoren in Verbindung. Im Grunde emancipirte er ſich dadurch nur von jenen unbedeutenderen franzöſiſchen Gelehrten aus der franzöſiſchen Colonie, die vor ſeinem Regierungsantritte eine gewiſſe Rolle geſpielt hatten. Schon am 19. April 1738 hatte Friedrich ſelbſt an Voltaire geſchrieben: Deutſchland habe einen ſeiner größten Männer verloren, nämlich den Monsieur X mit franzöſiſchem Namen. Und am 1. Juni 1739: „Wir haben den gelehrteſten Mann in Berlin verloren," nämlich den berühmten Franzoſen *). Nicht ein Gelehrter — ſo hatte es damals dem Kronprinzen geſchienen — ſondern die Wiſſenſchaften ſelber würden mit dem Monsieur Y begraben. Dieſe Männer waren nun wenigſtens mit Recht durch die d'Alembert und die Maupertuis in Vergeſſenheit gekommen.

4. Friedrich der Große und Johann Nicolaus Götz.

„Was muß mein Herz erleiden,
O ſchönſte Schäferin,
Nun ich auf fremde Weiden
Soll ferne von dir ziehn?"
J. N. Götz.

Friedrich der Große ſoll einſt in Grüneberg geſagt haben, als er auf der Durchreiſe den dortigen ſauren Wein koſten mußte: „Sehr gut! ſehr gut! wohl dem, der ihn nicht zu trinken braucht!" Dieſe ſchelmiſche Aeußerung klingt gewiſſermaßen auch aus den wenigen lobenden Bemerkungen über einzelne Dichter heraus, welche er ſeiner tadelnden Abhandlung über die deutſche Literatur einverleibte, namentlich aus dem ſauerſüßen Lobe des Canitz, welcher horribile dictu Friedrichs Großmutter in den intereſſanten Umſtänden vor der Geburt ſeines Herrn Vaters mit vorſündfluthlichen Witzen als gravitätiſcher Hofpoet beſungen hatte. Dieſen Herrn von Canitz fand Friedrich erträglich, weil er den Aeſop ein wenig nachahme.

Indeſſen erwähnte er in der oft genannten Schrift doch wenigſtens ein einziges deutſches Gedicht mit warmem und beredtem Lobe, nämlich „die Mädcheninſel" von dem Superintendenten Götz.

Johann Nicolaus Götz war am 9. Juli 1721 in Worms geboren. Er ſtudirte in Halle und gehörte der ſpäteren halliſchen, das iſt, wie wir oben zeigten, der älteren preußiſchen, Dichterſchule an. Ramler beſtimmte ihn einſt zum deutſchen Tibull. Er erwarb ſich die feinere Weltbildung an einem kleinen Hofe und als Feldprediger eines franzöſiſchen Regimentes. Um ſo mehr nahm ſeine gemüthvolle deutſche Poeſie nach Inhalt und Form einen franzöſiſchen Charakter an. Auch arbeitete er oft nach dem Franzöſiſchen, ähnlich wie der weit weniger begabte Boie. Zwei Jahre, ehe er Feldprediger wurde, lernte er Voltaire perſönlich kennen. 1754 wurde er Oberpfarrer zu Meiſenheim und 1761 Conſiſtorialrath zu Winterburg bei Creuznach.

Wie es uns ſcheint, ſo hat Götz nicht allein durch ſeine Vertrautheit mit den zarteren Empfindungen des weiblichen Herzens und durch ſeine ausgebreitete Kenntniß der Geſellſchaft, ſondern ſogar durch ein mehr muſikaliſches Gehör und durch einen richtigeren Takt in Bezug auf das Versmaß über dem pedantiſchen Ramler geſtanden, durch welchen er ſeine Gedichte verändern und herausgeben ließ. Eine Einwirkung von Götz auf Hölty iſt kaum zu verkennen. Ramlers Geſammtausgabe der vermiſchten Schriften von Götz erſchien 1785 bei Schwan in Mannheim. Auch einiger Einfluß auf Schiller, der mit Schwan in Verbindung ſtand und erſt in dem genannten Jahre von Mannheim nach Leipzig ging, läßt ſich kaum ableugnen. Wir erinnern in dieſer Beziehung an das Gedicht, mit welchem Götz die Veilchen aus „des Pindus Thale“ der Celſa überſendet. Es heißt darin ſchon ganz ſchilleriſch:

Veſta, Ceres, Aphrodite
Nahmen oft mit gleicher Güte
Einen Strauß von Majoran,
Oder Roſen oder Myrten
Aus den Händen armer Hirten
Statt der Hekatomben an.

Wenn einige der Lieder von Götz gar wohl an die Gemahlin des Dichters gerichtet ſein können, wie denn dieſer niemals in moraliſcher Hinſicht einen Anſtoß erregt und ſogar lange eine gewiſſe Neigung für die Theologie gefühlt zu haben ſcheint: ſo war es ihm doch wenigſtens ſehr zuwider, daß er in der Faſten=

zeit gar keine Muße zu literariſchen Arbeiten hatte. Wir ſehen ihn oft viele Stunden lang im Umgange mit ſeiner Muſe, aber nicht ohne eine gewiſſe Entfremdung von ſeiner Familie, als Unbekannten in den entfernteren Waldgegenden umherſtreifen, um Natur und Volksleben zu ſtudiren. Wir hören ihn ſogar einen ſchönen blondlockigen Knaben ziemlich frivol in einem Gedichte vor den Verſuchungen der Frauen mit ſo viel durchſchimmernden lüſternen eigenen Erinnerungen warnen, wie man dies von einem verheirateten Conſiſtorialrathe und ehemaligen Prinzenerzieher ebenſowenig als von jedem anderen liebevollen Vater und verſtändigen Schulmeiſter erwarten ſollte. Allein dann finden wir ihn wieder hypochondriſch, weil bei einem nur mäßigen poetiſchen Wohlleben in ſeinem rheiniſchen Pfarrhauſe in der Erziehung und Ausbildung ſeiner Söhne das eigentliche Ziel nicht erreicht wird. Wir erblicken ihn auch in großen Aengſten, weil ſeine literariſchen Freunde das offene Geheimniß ſeiner Anonymität ausplaudern und ihn dadurch ſeinen Vorgeſetzten als erotiſchen Dichter verrathen könnten. In ſeiner letzten Lebenszeit aber ſehen wir ihn ſchwerathmend vor großer innerer Bewegung noch im Talar auf der Straße den Herrn von Knebel,*) der ihn als treuer Verehrer in ſeiner Superintendentur zu Winterburg aufgeſucht hat, unmittelbar vor Abhaltung des Gottesdienſtes verabſchieden — ein Bild der höchſten Zerriſſenheit der Seele, wie ſie nur aus den größten inneren Widerſprüchen hervorgehen kann. Wie es ſcheint, beklagte der Dichter zuletzt, daß er dem geiſtlichen Stande angehörte.

Auf Preußen, wo er ſtudirt hatte, waren die Augen von Götz lange Zeit gerichtet geblieben. Er hatte Voltaire's Gedicht an Friedrich und Friedrichs Gedicht an Voltaire überſetzt. Gleim liebte es ſpäter auch in ſeinem Briefwechſel mit Götz jede ſcheinbar günſtige Wendung der literariſchen Verhältniſſe in Preußen hervorzuheben. Eine ſolche unvorſichtige Andeutung Gleims benutzend, lud der geiſtliche Würdenträger Götz ſeinen Freund am 25. März 1764 zu Schnepfen, Pfälzer- und Moſelwein nach Winterburg, ſprach aber hauptſächlich ſeiner Studien und ſeiner Söhne wegen den Wunſch aus, wenn auch nicht als Propſt nach Berlin, ſo doch als Landprediger in die nächſte Umgebung dieſer Hauptſtadt berufen zu werden.

---

*) S. deſſen Beſuch bei J. N. Götz in Herder's Adraſtea V (1803) S. 254–268.

Gleim durfte in der That zweifelhaft ſein, ob Friedrich einen Conſiſtorialrath vom Hundsrück, der ein heimlicher erotiſcher Dichter war, auch nur zum Landprediger in der Nähe von Berlin machen würde. Der König war gegen die Kirchengemeinden doch ziemlich rückſichtsvoll. Auch gefielen ihm notoriſch unter den deutſchen Dichtern perſönlich immer die damals ganz allgemein geachteten und beliebten, wie Gellert und Gleim von keiner Leidenſchaft außer für die Idee des Guten beſeelten Charaktere, im Umgange am meiſten. Aber vergeblich ſprach dann Götz unter dem 4. September 1764 den Wunſch aus, daß ſeine Söhne nur auf dem joachimsthalſchen Gymnaſio in Berlin aufgenommen würden. Als Gleim auch dies nicht vermittelte, gerieth ſein Verkehr mit Götz mehr und mehr ins Stocken. Jedoch meldete dieſer in dem Briefe aus Winterburg vom 24. Juli 1765 noch, daß er es in der Heimat ausgeſchlagen habe, Inspector generalis, erſter geiſtlicher Rath und Aufſeher aller geiſtlichen Gefälle zu werden.

Vielleicht hat der auch als Geſchäftsmann ſo gewandte Dichter ſpäter alle dieſe Aufgaben doch noch bereitwillig übernommen. Wenigſtens führte er ſeit 1776 den Titel eines Superintendenten von Kirchberg und Winterburg, zwei Orten, welche den ganzen Hundsrück, allerdings nur ſeiner Breite nach, einſchließen. Und ſomit hatte wohl dieſer lebhafte Geiſt nun erſt ſeinen Abſichten auf Preußen vollkommen entſagt, der im Februar 1764 an Gleim geſchrieben hatte: „Welch ein Unſtern für Deutſchland,. daß Ihr Monarch nur an der franzöſiſchen Literatur Geſchmack zu haben ſcheint, ich hoffte, wenn er die deutſche Literatur hochſchätzte, daß wir endlich einen Sophokles, einen Molière, einen Quinault und Metaſtaſio, und überhaupt einen Schauplatz haben würden: denn wo werden wir ihn bekommen, wenn er nicht in Berlin erſchaffen wird?"

Und doch wäre Friedrich, als er die Schrift über die deutſche Literatur abfaßte, vielleicht nicht abgeneigt geweſen, Berlin zu einem „Schauplatze" für ſolche Dichter wie Götz zu machen! Götz hatte ein Gedicht „die Mädcheninſel" geſchrieben. Es kam Friedrich in den ſiebenziger Jahren zu Geſicht.*) Eine mehr geſuchte als natürliche Frivolität gerade dieſes Gedichtes von Götz ſchreckte den König, der an die franzöſiſche Literatur gewöhnt war, nicht zurück. Dahingegen zog ihn der Humor dieſes Verſuches, der ſich zuletzt bis „zu den Vätern der Welt, zu den Lykurgen hinauf" verſteigt, gewiß ebenſoſehr an als der ſtaatsmänniſche Blick Cicero's in den Officien. Am meiſten aber wurde er durch den Rhythmus gewonnen. Das Gedicht war der Form nach eine römiſche Elegie in Diſtichen. Friedrich kannte ohne Zweifel ſchon längſt das Beſtreben der halliſchen Dichterſchule, „die obotritiſche Muſik der Reime" zu verdrängen: wenigſtens hatte er ſelbſt am 13. Auguſt 1777 den an und für ſich kaum verſtändlichen Ausdruck „obotritiſche Poeten" gebraucht. Der Monarch geſtand in der Schrift über die deutſche Literatur, daß er die deutſche Sprache des Wohlklanges dieſer Hexameter und

---

*) „Der damals in Potsdam als Gardelieutenant lebende von Knebel (geſt. 1834 als Major in Weimar, bekannt als preiswürdiger [?] Ueberſetzer des Lucrez und Properz und als vertrauter Freund Goethe's) hatte den Gedanken gehabt, von dieſem Gedicht [aus Schmidt's Anthologie] einen beſondern Abdruck für Freunde machen zu laſſen. Dem großen Friedrich, der um Alles wußte, kam ein Exemplar davon in die Hände." Heinſius Friedrich II. S. 112. Heinſius folgte dem S. 176 erwähnten Aufſatze Knebels. Dieſer iſt über Friedrich viel zu kurz. Wir können nur daraus nachtragen, daß Knebels Beſuch bei Götz in daſſelbe Jahr fällt, in welchem Friedrichs Schrift über die deutſche Literatur erſchien und daß der Abdruck der Mädcheninſel, welchen Friedrich ſah, noch von jeder Veränderung Ramlers frei war.

Pentameter nicht für fähig gehalten hätte. Er empfahl den deutſchen Dichtern dringend, auf dem Gebiete der antiken Metra auch ferner nach der Palme zu ringen.

So war Friedrich, deſſen Adagio's auf der Flöte allgemein bewundert wurden, durch ſein feines Gehör und ſein Verſtändniß für die Muſik wenigſtens zu einem einzigen richtigen literariſchen Urtheile (über den Rhythmus) fähig, obgleich er auf dem Gebiete der Poeſie im allgemeinen nur Dilettant war. Daß der König Johann Heinrich Voß, wenn ihm deſſen „ſiebzigſter Geburtstag" ſogleich bei ſeinem Erſcheinen 1781 vorgelegt wäre, verſtanden haben würde, läßt ſich wegen des durchaus nicht franzöſiſchen, ſondern echt deutſchen und gemüthlichen Inhaltes ſeiner Idyllen ſo wenig mit Sicherheit annehmen, als man behaupten kann, daß Friedrich, wenn ihm Klopſtocks Hexameter vorgelegt wären, die metriſche Fehlerhaftigkeit derſelben erkannt haben würde. Dagegen hätte der König ohne Zweifel Leſſing verſtanden, wenn man ihn wiederholt und ernſtlich auf deſſen Schriften hingewieſen hätte. Jedenfalls ließ ſich mit Leſſings Büchern in der Hand, die dem Könige nach Form und Inhalt ſchon wegen gewiſſer Beziehungen zur franzöſiſchen Literatur nicht ganz mißfallen durften, Friedrichs Behauptung in der Schrift über die deutſche Literatur am beſten widerlegen: den damaligen deutſchen Schriftſtellern fehle es an guten Studien; um nicht mehr für pedantiſch zu gelten, würden ſie oberflächlich.

5. Bei Friedrichs Tode.

„Abstulit clarum cita mors Achillem,
Longa Tithonum minuit senectus.“

Horaz.

Nicht richtiger als das Urtheil Friedrichs, daß die deutſche Literatur in einem Augenblicke oberflächlich würde, da in Wahrheit die deutſche Wiſſenſchaft erſt ihre Bedeutung gewann, war das frivole Urtheil Robespierre's und Mauvillon's, daß die deutſchen Schriftſteller zu vielfach verheiratet wären, um bloß nach Ruhm zu ſtreben. Jedoch erkannten ſie an, daß Berlin der Mittelpunkt der deutſchen Literatur geworden ſei. Hiervon hatte nun Friedrich 1781 allerdings noch keine Ahnung. Am 28. Mai meldete er entzückt die Ankunft eines ganz friſch aus Paris eingetroffenen Salm, nämlich eines — Prinzen. So wie er im bezaubernden Verkehr mit demſelben ſich noch einmal alle Genüſſe ins Gedächtniß zurückzurufen ſchien, die ihm durch die leichtere franzöſiſche Geſelligkeit jemals bereitet waren, ſo ließ er es ſchon ſeit 1774 nicht an Bemerkungen fehlen, durch welche er ſich in dem Gefühle der Vereinſamung als deutſcher Monarch mit Ludwig XIV. verglich. Die Franzoſen — ſchrieb er*) — ſeien der langen Regierung Ludwigs XIV. zuletzt müde geworden. Sie hätten faſt ſeinen Leichenzug beſchimpft. Er ſelbſt, Friedrich, wäre in derſelben Lage und zu ungefällig, um dann aufzubrechen, wenn man ſeiner überdrüſſig geworden ſei.

---

*) S. Rödenbeck III beim 28. Juli 1774, 7. Sept. 1776 und 12. Aug. 1781.

Und wirklich: man war des großen Monarchen vielfach überdrüſſig! Aber der Irrthum der öffentlichen Meinung, welcher ſich gegen dieſen Regenten ohne Gleichen wandte, wog ſchwerer als derjenige, den er ſelbſt in der Schrift über die deutſche Literatur begangen hatte. Man würde den Schlüſſel, den wir zum Verſtändniſſe jener Schrift gegeben haben, nicht richtig gebrauchen, falls man den herausfordernden Charakter jener literariſchen Betrachtungen des Königs verkennen wollte, in denen beinahe jede Ahnung von dem wahren Zuſtande der damaligen Zeit ſelber nur in der Form von ſibylliniſchen Weiſſagungen für die Zukunft auftrat. Aber auch die deutſchen Dichter jener Zeit verſtanden ſich auf Weiſſagungen, die für die Gegenwart nicht ſchmeichelhaft waren. Merkwürdiger Weiſe hatte Klopſtock ſchon 1771 ein ungünſtiges Urtheil über König Friedrich und Kaiſer Joſeph in die Form einer Prophezeiung über ihren Nachruhm in der fernen Zukunft eingekleidet, die für Friedrich den Großen lediglich dann ein Bild der Wahrheit iſt, wenn man ſie als eine Carikatur ſeiner äußeren Erſcheinung und ſeiner Vereinſamung in den letzten Lebensjahren betrachtet. Dieſe Worte Klopſtocks auf Friedrich und Joſeph lauten:

Sie leben gebückt, gekrümmt, eisgrau,
Starräugig, noch kaum ihr ſieches Leben.

Unter allen deutſchen Schriftſtellern war Leſſing in Preußen am wenigſten nach ſeinen Verdienſten behandelt. Die Minna von Barnhelm war gewiß wegen der echt volksthümlichen Züge, die ſie in einer zeitgemäßen Miſchung mit anderen Elementen bereits enthielt, für den ganzen franzöſiſch gebildeten Hof in Potsdam unverſtändlich. Vom „alten Fritz“ ſelbſt konnte in der That nicht ſo viel Bewußtſein über ſeine eigene geſchichtliche Stellung verlangt werden, als dazu gehört haben würde, um eine ſo getreue Silhouette ſeiner Zeit, wenn ſie ihm bekannt geworden wäre, nach ihrem unvergänglichen Werthe zu würdigen. Dennoch iſt ein ſo bitteres Wort von Leſſing über Friedrich wie das eben angeführte von Klopſtock keineswegs bekannt. Allerdings aber war Leſſings Urtheil über Friedrich nicht zu allen Zeiten gleich günſtig.

In unſeren Tagen war die Aeußerung von Franz Dingelſtedt, dem „kosmopolitiſchen Nachtwächter“, gegen Friedrich Wilhelm IV., daß ein König weder witzig ſein noch in allen Stücken Friedrich den Großen nachahmen dürfe, nicht durchaus neu. Leſſing hatte endlich mit Bezug auf den Sieger von Roßbach geſchrieben, daß Gott keinen Witz habe und daß die Könige auch keinen haben ſollten. Auch erklärte er denjenigen für einen Schmeichler, der das damalige Zeitalter das Zeitalter Friedrichs nennen würde. Indeſſen ſtehen dieſen Aeußerungen noch immer günſtige Urtheile Leſſings gegenüber, die viel ſchwerer ins Gewicht fallen als die vortheilhafteſte Bemerkung Klopſtocks über Friedrichs Thaten, welche in ſeiner Bemerkung über die bei Roßbach fliehenden Franzoſen enthalten iſt: „Sie kamen, ſahen und flohen.“ Man kann ſich nicht wundern, daß das Urtheil Leſſings über Friedrich niemals ein ganz ungünſtiges wurde, da er in „Nathan dem Weiſen“ ſein Urtheil über Fürſten im allgemeinen in folgende Worte zuſammengefaßt hat:

..... Es taugt nun freilich nichts,
Wenn Fürſten Geier unter Aeſern ſind.
Doch ſind ſie Aeſer unter Geiern, taugt's
Noch zehnmal weniger.

Wie ſcharf übrigens einige Stellen über Friedrich in Leſſings gedruckten Briefen auch ſein mögen, ſo ſind doch einzelne Bemerkungen über den König in Ramlers ungedruckten Briefen aus ſpäterer Zeit faſt noch bitterer. Einſt ſchrieb Ramler an Gleim, daß alle Herzen Friedrich entfremdet ſeien, weil man ihm die Verſchlechterung des Geldes während der Kriegszeit, deren Nachwehen man auf das ſchmerzlichſte empfinde, nicht verzeihen könne.

Es waren im Grunde dieſelben Klagen, welche wir noch heute vernehmen müſſen, wenn wir das Volk bei dem Anblicke eines abgegriffenen Groſchens, an dem etwas Kupfer zum Vorſcheine kommt, ſpotten hören, daß ſich der „rothe Unterrock“ unter dem weißen Kleide zeige. Allein ſelbſt gegen jenen Angriff nahm Gleim ſeinen König in Schutz. Er antwortete, daß er im Königreich Sachſen zwar beſſeres Geld gefunden habe als in Preußen, daß man aber dort für das beſſere ſächſiſche Geld nicht mehr bekomme als man für das ſchlechte in Preußen erhalte. Unter den Dichtern war Gleim der einzige, deſſen Enthuſiasmus nie erkaltete.

Der König, deſſen ſiebenjähriger Krieg in Bezug auf deutſches Volksthum in der That mit dem Zuge der Kinder Iſrael durch die Wüſte verglichen werden könnte, verglich ſich ſelbſt in Bezug auf die deutſche Literatur mit Moſes. Ich ſehe das gelobte Land von ferne, ſagt er in der Schrift über die deutſche Literatur, aber ich werde nicht hineinkommen. In einem Briefe an d'Alembert vom Januar 1781 freute er ſich darauf, dem mantuaniſchen Schwane die Idyllen eines Deutſchen Namens Geßner und Gellerts Fabeln überreichen zu können, wenn er erſt in den elyſeiſchen Feldern luſtwandeln werde. Wer kennt nicht die Stelle auf der Terraſſe bei Sans-Souci, wo er, leider! bei ſeinen Hunden, und bei ſeinem molwitzer Schimmel, der Liſe, begraben zu ſein wünſchte. In ſeinen letzten Lebenstagen erwartete der vereinſamte Fürſt noch einen Beſuch. Die Merinoſchafe, die der unabläſſig für das materielle Wohl ſeiner Unterthanen beſorgte Monarch aus Spanien kommen ließ, um die Race nach Preußen zu verpflanzen, ſollten auf der Durchreiſe durch Potsdam einige Tage bei ihm verweilen. Wir wiſſen, wie auch der Entwurf des großen Königs oder eines ſeiner Räthe, Spanien gewiſſermaßen die edlere Schafzucht zu entreißen, durchgeſchlagen hat. Wir ſahen die Schafpaläſte, die man noch vor dreißig bis vierzig Jahren auf den großen Gütern im preußiſchen Staate als Ställe für die Merinos erbaute, um die Abſicht des großen Königs mit den Merinos im geeigneten Momente ganz zu verwirklichen. Friedrich ſollte übrigens dieſen Beſuch nicht mehr erleben. Er war ſchon todt, als die Merinos in Potsdam eintrafen.

Nach Friedrichs Tode predigte der Superintendent Heinſius zu Königsberg in der Neumark (Vater des gleichnamigen Schriftſtellers) *vor einem mit ſchwarzem Teppich umhüllten Sarge* über die vorgeſchriebenen Textesworte: „Ich habe Dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden Namen haben.“ Wie hätte es da an Thränen fehlen können? Aber die zahlloſen Todtenklagen der Dichter und ſelbſt Gleims gingen von dem Gedanken aus, daß das nur hinausgeſchobene goldene Zeitalter nun unter dem Neffen des großen Königs nachgeholt werde. Sie prieſen ihn ſchon eben ſo ſehr als Friedrich.

Und, in der That! Friedrichs Familie, von der er ſich iſolirte, hatte an ſeinem ſonderbaren Mißverſtändniſſe in Betreff der deutſchen Literatur keinen Theil gehabt. Es war im Grunde dieſelbe Iſolirung, welche Friedrich von ſeiner Familie, von der deutſchen Literatur und vom *deutſchen Volke* (nicht von ſeinen preußiſchen Unterthanen) getrennt hatte. Der Mann, der nun auf dem Throne ſaß, beſonders aber die Königin-Wittwe hatten mit den berliner Dichtern gelitten. Sogar der Prinz Heinrich, viel franzöſiſcher im Grunde ſeines Herzens als Friedrich, ſchrieb mit einem Seitenblicke auf dieſen: „Le vrai génie s'exprime bien dans toutes les langues sans entrer en discussion sur la préférence des langues les unes sur les autres.“*) Und nun gar dieſe Welfen, dieſe Braunſchweiger, die bei dem Tode Friedrichs des Großen in Preußen faſt ſo mächtig waren, als vor ihnen die Deſſauer in Potsdam nur je geweſen waren, und die es auch blieben bis zur Schlacht bei Jena! Deutet nicht ſelbſt Goethe in einem ſeiner feinſten kleinen Aufſätze an, daß ſeine hohe Gebieterin, die Herzogin Anna Amalia, nur die Anregungen nach Weimar übertragen habe, welche ſie ſchon vor 1756 in der Mitte des regen, ſich in mancher Hinſicht weiter bildenden Hofes jener Welfen empfangen habe unter Geſchwiſtern und Verwandten, die kaum ein anderes Beſtreben gekannt hätten als ein ſolches, das ruhmvoll und auch für die Zukunft bewundernswürdig wäre? Und hatten ſie nicht jetzt ihren Leſſing gehabt, wenn er auch wohl in der Emilie Galotti, deren Grundſtoff bekanntlich aus dem Livius genommen iſt, den ſtrafloſen Leichtſinn der Duodezfürſten, die Verführung der Töchter, die Schwäche der Mütter und die Verworfenheit mancher Hofleute an ſolchen kleinen Höfen wie der zu Braunſchweig mehr oder weniger portraitirt hatte....?

---

*) S. in den Gedichten der Karſchin, herausgegeben von ihrer Tochter, Berlin 1792, die Biographie der Dichterin S. 127.

Und ſo geſchah das Unerhörte: genau nachdem Friedrich, an und für ſich einer der wärmſten Bewunderer der Muſen, die je gelebt haben, ſeine ſchönen großen Augen geſchloſſen hatte, ſehen wir Schubart, einen ſeiner lebhafteſten Verehrer, vom Hohenaſperg herunterſteigen, gerade als ob Friedrich ihn dort gefangen gehalten hätte! In einem zweiten*) Gedichte auf Friedrich, „der Obelisk“, hatte er geſagt, daß der König in Herzbergs Armen geſtorben ſei. Dieſe Schmeichelei für Herzberg ſcheint die wahre Veranlaſſung geweſen zu ſein, weswegen Preußen für Schubart in Stuttgart irgendwie Fürſprache einlegte. So regte es ſich überall in der deutſchen Literatur nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms des Dicken wie in einem verwunſchenen Schloſſe, wenn der Erlöſer kommt. In Berlin wurde Ramler als Friedrichs Sänger nun belohnt. Wir vermuthen, daß er bei Friedrich verleumdet war, nachdem ihn dieſer im Cadettenhauſe geſehen hatte. Es mochte im allgemeinen nicht ſchwer ſein, einen Mann anzuſchwärzen, der einſt in cyniſcher Weiſe an Gleim ſchreiben konnte: er ſei krank, weil er zu arm ſei zur Anſchaffung einer — Maitreſſe. Bei ſeinem Tode ließ er einer Nichte 8000 Thaler nach. Dieſe war an einen Landprediger Namens

---

*) Das erſte, der Hymnus, wurde allerdings auch erſt bei Friedrichs Tode bekannt. Vergl. David Friedrich Strauß. Schubarts Leben in ſeinen Briefen. Berlin, A. Duncker, 1849. II S. 180—306.

Ritter in Pommern verheirathet,[*]) bei welchem dann auch ſein werthvoller Briefwechſel ſpurlos verſchwunden iſt.

Auch die Karſchin wurde nun belohnt. Bekanntlich hatte ſie eine Unterredung mit Friedrich gehabt.[**]) Sie hatte ihm geſagt, bloß die Natur und ſeine Siege wären ihre Lehrmeiſter in der Dichtkunſt geweſen. Ihre berliner Dachſtube hatte ſie mit einer Wohnung in der Baſtille verglichen. Dies erheiterte den König ſehr. Er ſcheint ihr verſprochen zu haben, ganz für ſie zu ſorgen. Vorläufig erhielt ſie fünfzig Thaler und ſollte ſich wieder melden. Allein ehe dies füglich geſchehen konnte, hatte eine berliner Coquette, bei der ſie eine Zeit lang gewohnt, und die ſie — offenbar zur Entſchädigung für die Miethe — unter dem Namen „Phyllis“ beſungen hatte, „den Stachel der Verleumdung wider ſie gebraucht. Einige Große, die zunächſt um den König waren, kannten die Phyllis, und das ſüße Gift ihrer Beredtſamkeit wirkte: die verſprochene und gehoffte Verſorgung der Dichterin ging zurück.“ Jedenfalls war ihr Lebenswandel viel lockerer als der Ramlers. Ramler fand ihn ſelbſt zu frei. Der tugendhafte Gleim, den ſie ſo gern geheiratet hätte, nahm ihr Bild in ſeinem Tempel der Freundſchaft auf. Aber wohl nur aus Ironie gab er dem Bilde die Inſchrift, wonach ihr dieſe Ehre nicht wegen ihrer poetiſchen Verdienſte, ſondern wegen ihrer Tugenden zu Theil wurde.

Der Karſchin waren zur Zeit jener Unterredung mit Friedrich durch ihre Verehrer ſchon zweihundert Thaler jährlich geſichert. Dies genügte ihr zu ihrem Auskommen in Berlin. Sie ſcheint aber angenommen zu haben, daß die verſprochene Verſorgung nicht weniger als eine neue Rente von 200 Thalern betragen könne.

---

[*]) Gedicke an Gleim 24. April 1795.

[**]) Spätſtens 24. Oct. 1763. Man ſehe in der Ausgabe ihrer Gedichte von 1792 S. 182—187 und ebenda in ihrer Biographie S. 104—121. In der Ausgabe von 1764 fehlt das Gedicht noch, worin ſie die Unterredung erzählt.

Obwohl nun der König durch jene Einflüſterungen der Phyllis für die Bitten der Dichterin taub wurde (und zwar nicht allein, wie er mitunter einem Supplicanten ſagte, auf Einem Ohre, ſondern in der That gleich auf beiden), ſo verfolgte ſie Friedrich den Großen doch unabläſſig, bis ihn der Tod auch von ſeiner Dichterin erlöſte. Doch lachte er herzlich, als ſie ihm die zwei Thaler zurückſchickte mit dem Reime

Zwei Thaler ſind zu wenig
Für einen großen König.

Aber, wie ſchon geſagt, auch für die Karſchin kam der Tag der Vergeltung. „Die Sonne des neuen Monarchen (heißt es in ihrer Biographie) ging ſo ſanft und wohlthätig auf, daß alle Welt die Karſchin aufmunterte, die allgemeine Gnade zu benutzen.“ Allein erſt als ſie hörte: „Seine Majeſtät bezahlen alle Schulden des verſtorbenen Königs,“ rechnete ſie aus, daß ſie nun — Hausbeſitzerin in Berlin werden könne, wenn ſie jene Rente von zweihundert Thalern von der Zeit des königlichen Verſprechens nachgezahlt erhielte. Ihr Gedanke fand vielen Beifall. Eines Abends wurde die Karſchin in das Haus des Oberhofbuchdruckers Decker gerufen. Sie eilte ſogleich dahin wie ſie ging und ſtand, denn ſie wohnte in Deckers Nähe. Sie ſcheint um dieſe Zeit öfters gleich in ihrem Küchenanzuge in der Staatsdruckerei Geſchäfte gemacht und literariſche Aufträge entgegen genommen zu haben. Allein diesmal wurde ſie in einen hellerleuchteten Geſellſchaftsſaal geführt, wo ſie der Miniſter von Wöllner im ſchwarzen Sammetkleide, an dem ein Kreuz flimmerte, mit den von ihm ſelbſt erdachten Verſen begrüßte:

Freu' Dich, Deutſchlands Dichterin!
Freu' Dich doch in Deinem Sinn!
Der König hat befohlen mir
Ein neues Haus zu bauen Dir!

„Deutſchlands Dichterin“ hielt ſich auch als berliner Hausbeſitzerin nach wie vor für betrogen! Friedrich Wilhelm II. hatte beſtimmt, es ſolle ihr ein Haus gebaut werden, „ausgeziert mit allen Allegorien der Muſen.“ Offenbar hoffte die beſcheidene Dichterin deshalb als „zehnte Muſe“ in ein Pantheon oder doch zum mindeſten in ein Muſeum, welches mit den neun Muſen ausſtaffirt wäre, verſetzt zu werden. Die neun Muſen aber ſcheint der fromme Herr von Wöllner beim Bau unterſchlagen zu haben. Auch brachte der Karſchin ihr Eckhaus am Haak'ſchen Markte jährlich nicht zwei- ſondern nur einhundert Thaler!

Das goldne Zeitalter der deutſchen Literatur unter Friedrich Wilhelm II. war bloß der Anfang der wöllnerſchen Heuchelei, welchem das Religionsedict auf dem Fuße folgte. Jedoch war die Belohnung der wohlverdienten alten Herren und Damen aus dem ſiebenjährigen Kriege zu loben.

6. Schlußbemerkungen.

„Dies iſt der Königspark. Rings Bäume, Blumen, Raſen:
Sieh, wie ins Muſchelhorn die Steintritonen blaſen,
Die Nymphe ſpiegelt klar ſich in des Beckens Schooß;
Sieh hier der Flora Bild in hoher Roſen Mitten,
Die Laubgehänge ſieh, ſo regelrecht geſchnitten,
Als wären's Verſe Boileau's."
Emanuel Geibel, „Sans-Souci."

Wir haben im Obigen nicht bloß von Friedrichs Verhältniß zur deutſchen Dichtkunſt geſprochen. Auch ſeine ehrenvolle Stellung zur Philoſophie iſt ſchon berührt. Unſere Unterſuchungen würden indeſſen unvollſtändig bleiben, wenn wir nicht über ſein Verhältniß zu anderen Wiſſenſchaften noch Einiges hinzufügten.

Friedrich wünſchte eine hohe Blüthe der Wiſſenſchaften. Durch die Anſtellung franzöſiſcher Gelehrten an ſeiner Akademie hat er in dieſer Hinſicht Manches erreicht. Von der Philoſophie und der Kriegskunſt abgeſehen muß man aber ſagen, daß er ſich von wiſſenſchaftlichen Forſchungen keine genaue und richtige Vorſtellung machte. Er konnte hier über das Fertige, das Stabile, das Schulmäßige und Franzöſirte nicht hinauskommen. Ein Dr. Bloch ſuchte mancherlei Unterſtützung für das von ihm angekündigte Werk über die Fiſche nach, von dem bei ſeinem Erſcheinen jedes Exemplar 105 Thaler koſtete. Allein Friedrich erklärte durch eine Cabinetsordre ein Werk über die Fiſche für überflüſſig! Die Fiſche ſeien in jeder Haushaltung hinlänglich bekannt. Auch wären ſie überall dieſelben mit alleiniger Ausnahmen der — Kaulen, die man bloß in der Graffſchaft Glatz (alſo wieder in ſeinem geliebten Schleſien) kenne.

Seine eigenen Productionen als Publiciſt und Hiſtoriker ſcheinen uns ſchon durch gelegentliche Unterſuchungen von Max Dunker und von Sauer als genial gekennzeichnet zu ſein. Es thut hier nichts, daß er den Johannes von Müller, den er nach einer Unterredung mit ihm Mayer nannte, nicht verſtand. Denn eine tiefe Kenntniß der deutſchen Geſchichte wird Niemand von ihm verlangen. Er war der Anſicht,*) Tilly habe in Magdeburg den Tempel einer Göttin zerſtört. Auch fand man ſeiner Meinung nach noch einen Götzen auf einem Berge bei Brandenburg.

Ohne daß der große König es ahnte, wurden in ſeiner Zeit von Leſſing und Andern ſchon bedeutende Muſter der wiſſenſchaftlichen Behandlung aufgeſtellt. Dieſe berühmten und nie wieder erreichten Verſuche glückten allerdings immer erſt auf den mit den ſchönen Wiſſenſchaften genau zuſammenhängenden Gebieten. Klopſtock, der wie gewöhnlich ſeinen Flug am weiteſten nahm, lieferte in der Gelehrtenrepublik ein in der Form beiſpiellos verfehltes Werk. Dahingegen hatte Klopſtock, diesmal allerdings im geraden Gegenſatze zu Friedrich, in der Gelehrtenrepublik ein wahrhaft prophetiſches Bild von der Entwickelung der einzelnen deutſchen Wiſſenſchaften vor Augen. Ja, dies Buch ſcheiterte daran, daß es ſelbſt im Voraus ein Bild dieſer Entwickelung entwerfen und die höchſte kommende Blüthe aller Wiſſenſchaften, ſelbſt der realen und ſogar der polytechniſchen gleichſam anſchaulich machen ſollte. Als Klopſtock an den Lyriker Clamer Schmidt einen merkwürdigen, aber bisher ganz überſehenen Brief**) ſchrieb, worin er ihn bat, die Unterhaltungen eines ausgezeichneten Bergbeamten für die Gelehrtenrepublik nachzuſchreiben, in welcher Klopſtock auf ähnliche Weiſe auch alle andern Gewerke durch Muſteraufſätze zu idealiſiren gedachte: da ahnte er wahrlich einen Aufſchwung aller geiſtigen Beſtrebungen in Deutſchland, welchen jetzt wohl die Naturwiſſenſchaften im allgemeinen ſelbſt in Bezug auf die Form, aber keineswegs trotz ihres von Klopſtock vollkommen richtig erkannten unbewußt volksthümlichen Gehaltes auch ſchon die bis auf den heutigen Tag noch immer ſehr formloſe Literatur des Bergbaues genommen hat. Auch hatte Klopſtock damit ſchon eine Methode der Forſchung vor Augen, welche von den Brüdern Grimm zwar ſpäter erſt formulirt, aber doch zugleich noch ungemein beſchränkt worden iſt.

---

*) Abhandlung über den Aberglauben.

**) Abgedruckt bei Clamer Schmidt, Klopſtock und ſeine Freunde, II, S. 383—385.

Wir bezweifeln nicht im geringſten, wenn ein Goethe und ein Leſſing der Gelehrtenrepublik ihren enthuſiaſtiſchen Beifall zollten, daß ſie von dem Allem, worauf wir ſo eben zum erſten male aufmerkſam gemacht haben, aus dem ſeltſam verkümmerten Werke Klopſtocks bereits die Andeutungen herauszuleſen verſtanden. Der Hauptgrund aber, weswegen einige damalige ausgezeichnete Köpfe nicht in die Verwerfung der Gelehrtenrepublik einſtimmten, war freilich bloß die zeitgemäße Polemik gegen die Feinde der deutſchen Literatur. Klopſtock belegte die ſämmtlichen Gegner der deutſchen Poeſie ohne Ausnahme (auch die franzöſirenden Hofleute) mit dem ziemlich fein ſatiriſchen Namen der Altfranken. Dieſer warme und leider in ſeiner Art faſt einzig daſtehende Eifer eines wahrhaft frommen Mannes that den großen Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts ebenſo wohl, als die offenen oder verſteckten Angriffe, welche z. B. in den ſog. Regulativen bis auf unſere Tage durch eine heuchleriſche Benutzung der Traditionen Friedrichs des Großen im preußiſchen Staate gegen die deutſche Nationalliteratur gerichtet ſind, das ganze deutſche Volk mit Recht empört haben.

Was nun aber die förmliche Begünſtigung der Nationalliteratur durch die Regierungen betrifft, ſo verkennen wir nicht, daß dieſe auguſteiſchen Zeitalter, welche der Dichtkunſt in Bezug auf die Monarchie ſo unvergleichlich ſüße und ſchmeichelnde Worte entlockt haben wie in der Ode des Horaz „Jam satis terris“, zunächſt aus dem Verlangen nach einer rettenden Hand während einer im tiefſten Grunde aufgewühlten Zeit hervorgegangen ſind, in der die Hirtendichter Italiens ſich ſelbſt des väterlichen Landgutes beraubt ſahen. Auch im vorigen Jahrhundert bedurfte die Literatur eines ſolchen Schutzes gar wohl. Manche Dichter ſchrieben damals wirklich nur für einen Freund und bekümmerten ſich ſonſt um die Welt nicht. Es fehlte das Publicum, wie ſchwärmeriſch ſich ihm auch Schiller einſt in ſeinem Proſpecte in die Arme warf. Durch die größere Verbreitung des Wohlſtandes und der Bildung im deutſchen Volke hat ſich das geändert. Es würde ſich jetzt nur noch darum handeln, daß nicht durch den falſchen Geſchmack einer urtheilsloſen Menge die bloß auf den äußeren Schein und den falſchen Glanz berechneten Richtungen in der Literatur einen zu großen Vorſprung gewinnen vor dem wirklich Guten. In dieſer Beziehung wird allerdings jeder ehrliche Deutſche wohl ſtets einige fromme Wünſche gegen ſeinen Kaiſer und deſſen Miniſter auf dem Herzen behalten. Aber noch wichtiger als daß ſolche Wünſche nicht bis in alle Ewigkeit unerfüllt bleiben, iſt etwas Anderes. Zwiſchen dem Geiſtesleben Friedrichs des Großen und dem ſeines Volkes lag eine tiefe Kluft. Dennoch ſehen wir ſeinen Willen ſelbſt mit dem der Gelehrten und Dichter ſeines Volkes meiſt in der ſchönſten Harmonie. Aber um die Abgründe zwiſchen Volk und Regierung zuzudecken, bedarf es der ſtillſchweigenden oder der förmlich ausgeſprochenen Verträge. Und nun ſcheint es uns, als ob wir der bloßen äußerlichen Compromiſſe jetzt genug hätten, ja, als ob doch etwas mehr als bisher von dem Geiſtesleben unſerer Friedriche und Bismarcke in die Fortentwickelung der deutſchen Nation hineingearbeitet und mit einer Neugeſtaltung der Parteien des Reiches mehr Ernſt gemacht werden ſollte. Eine Zeit, die ſo ſchwere Aufgaben zu löſen hat, daß ſie ſogar das Elſaß wieder deutſch machen muß, ſollte nicht bloß äußerlich vereinen, ſondern die Geiſter durch Ideen wirklich verbinden. Indem wir uns aber nach einem gemeinſamen Boden für die verſchiedenen Elemente in Preußen umſehen, finden wir denſelben beſonders auch ſeit Friedrichs Tagen in dem Proteſtantismus. Würde dies richtig erkannt, dann wäre vielleicht die Zeit nicht fern, da nicht im Geiſte der Internationalen, ſondern im Sinne aller guten Patrioten Klopſtocks „Weiſſagung" von 1773 eintrifft:

— — — — — — — Frei o Deutſchland,
Wirſt Du dereinſt! Ein Jahrhundert nur noch;
So iſt es geſchehen, ſo herrſcht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht.

Wie vor hundert Jahren, ſo wird noch heute gegen die Jeſuiten gekämpft.

Welches auch vor hundert Jahren die Stellung der Jeſuiten zu den einzelnen Ländern Europas war: daß Friedrich ihr Beſchützer wurde, verdankten ſie doch wohl zunächſt nur ſeinen geſellſchaftlichen und literariſchen Neigungen zu den Romanen und zu Voltaire. Es erhellt aber aus dem Buche von David Friedrich Strauß über Voltaire, wie wenig man ſich in Sachen der Religion auf Voltaire's durch und durch perfide Beziehungen zu einem Papſte oder zu einem Mönchsorden noch heute berufen kann.

Aus dem preußiſchen Kirchengebete entfernte Friedrich das Wort „Majeſtät" bei Erwähnung des Königs. Er ſchrieb auch für den Altardienſt der Geiſtlichen die Worte vor: „Laß Dir, o Gott, empfohlen ſein, den König, Deinen Knecht"*). Dieſe Worte ſcheinen ſich erhalten zu haben bis zur Agende Friedrich Wilhelms III. In dieſer heißt es: „Segne den König, unſern Herrn." Wir würden uns daher doch ſehr bedenken, ſelbſt wenn wir auf dem Standpunkte eines Onno Klopp ſtänden, gegen den Charakter eines Mannes von ſolcher Selbſtverleugnung aufzutreten. Da liegt eine der tiefſten Wurzeln ſeiner Popularität: der alte Fritz, des Sonntags in der Kirche (wenn er hineinkam) nicht mehr als der geringſte churbrandenburgiſche Ackerknecht im Sonntagsanzuge, aber auch die ganze Woche hindurch in Sans-Souci nichts als der erſte Diener des Staates!

---

*) So berichtet wenigſtens Heinſius, Friedrich II., S. 45.

In der „ſehr beſcheidenen Wohnung von Sans-Souci“ erſchien an einem und demſelben Tage (wie Johannes von Müller ſagt) zu verſchiedenen Stunden „der Vater des Volks, der Vertheidiger und Beſchützer des Reiches, der Staatsmann, der Künſtler, der Dichter, der Gelehrte, der Menſch, immer der große Friedrich, ohne daß eine dieſer Eigenſchaften der anderen geſchadet hätte.“ Dort kann man ſich in der That „noch jetzt ſein ganzes Leben ausführlich denken.“ Auch wir treten noch einen Augenblick in dieſes Heiligthum ein, indem wir dieſe ganzen Unterſuchungen abſchließen, welche den unvergleichlichen König der deutſchen Literatur zwar noch als abgewandt, aber doch in beſtändigen Wechſelwirkungen mit ihr zeigen, von deren Bedeutung wenige Handbücher der deutſchen Literaturgeſchichte und von deren Umfange bisher keins eine Ahnung gehabt hat.

Die königlichen Diener von Sans-Souci führen uns in Friedrich's Speiſe-, Audienz- und Sterbezimmer. Einen alten deutſchen Großvaterſtuhl ließ er ſich ins Sterbezimmer holen, um wieder geſund darin zu werden. Er verſprach, ihn überziehen zu laſſen, wenn er darin geneſe. Aber er ſtarb darin. Seine Uhr, die er immer ſelbſt gepflegt hatte, ſtand in dem Augenblick ſtill, da er ſtarb. Napoleon nahm ſie mit nach Paris. Blücher holte auch dieſes Andenken getreulich wieder. Das war einmal ſo der Lauf der Welt — zwiſchen Frankreich und Deutſchland.

Friedrich Wilhelm der Dicke nahm keinen Anſtand, das Sterbezimmer Friedrichs des Großen im Aeußern wirklich zu verändern. Friedrich Wilhelm IV. dagegen richtete ſich in Sans-Souci halb archäologiſch, halb modern und jedenfalls recht charakteriſtiſch ein mit einigen wenigen Bänden von Goethe, ſo wie mit einer Kirchenzeitung und etwas Duodezliteratur (Widmann „am warmen Ofen“) des neunzehnten Jahrhunderts! Auf den Ruinen eines antiken Tempels ein Zimmer, ein

„Häuschen klein und Häuschen friedlich:
O, wie wohnt ſich's da ſo niedlich!“ . . . .

Es kam mir, als ich mich zum erſten male in Sans=Souci umherführen ließ, ſchon Alles ſo bekannt vor. Die Kamine in den Zimmern hatte ich genau ſo, nur kleiner, in dem freilich wohl etwas ſpäter erbauten Hüttchen des „preußiſchen Grenadiers“ zu Halberſtadt geſehen, das während meiner Schuljahre noch in Gleims Garten ſtand. So viel ich mich erinnere, hat man mir Friedrichs eiſerne Feldbettſtelle, deren Carlyle erwähnt, in Sans=Souci nie gezeigt. Aber auch eine ſolche hatte ich in Gleims Hüttchen geſehen. An beiden Orten dieſelben Erinnerungen an die drei ſchleſiſchen Kriege und dieſelben Ideen der Humanität und der Freundſchaft und dieſelbe bloß durch die Abweſenheit der Frauen verkümmerte Geſellſchaft! Aber hier franzöſiſch redende Männer und dort um den Einen Kamin im Hüttchen zu Halberſtadt die vaterländiſchen Geiſter aus Deutſchland, welche zu Friedrichs irdiſcher Glückſeligkeit in Sans=Souci, zur Vermehrung des Glanzes ſeiner Regierung und vielleicht ſogar zur Vollendung und Befeſtigung ſeines Anſehens und ſeiner Macht von der Nordſee bis zu den Alpen allein noch fehlten, und von denen man auch an ſeinem Denkmale vor dem Kaiſerſchloſſe zu Berlin erſt einige Andeutungen findet, Andeutungen, bei denen mancher Deutſche ſich doch nur mit tiefem Schmerze der ergreifenden Worte Schiller's erinnern wird:

Kein auguſtiſch Alter blühte,
Keines Medizäers Güte
Lächelte der deutſchen Kunſt.

— — — — — — — —

Von dem größten deutſchen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging ſie ſchutzlos, ungeehrt. . . .

Wird es immer ſo ſein in Preußen?

Anhang.

I. Ueber den Urſprung der vorliegenden Schrift und ihr Verhältniß zur Gleim'ſchen Familienſtiftung in Halberſtadt. (Vergl. Vorwort.)

Wie die Geſchichte immer mehr auf die Urkunden ſelbſt zurückgegangen iſt, ſo muß auch die Literaturgeſchichte auf das Studium der Handſchriften gegründet werden. Ich bereue es daher keineswegs, daß ich ſchon vor mehr als dreißig Jahren den Entſchluß faßte, ſpäter auf Grund der in Halberſtadt, wo ich auf der Schule war, vorhandenen handſchriftlichen Briefſammlungen Gleims Biographie zu ſchreiben. Einige Abſchnitte derſelben wurden in Weſtermanns illuſtrirten Monatsheften 1857, Nr. 14, und in Strodtmanns Orion von 1863 veröffentlicht. Wenn nun die ganze Biographie Gleims noch immer nicht druckfertig iſt, ſo wird ſie doch durch die Verzögerung an Intereſſe gewiß nichts verlieren. Schon ſind diejenigen verſtummt, welche glaubten, es ſei darauf abgeſehen, Gleim einen höheren Rang als Dichter anzuweiſen als den er verdient, da Biedermann ihm inzwiſchen ſeine Stellung in der deutſchen Culturgeſchichte angewieſen hat. Wer in Halberſtadt bekannt iſt, weiß, wie intereſſant das Leben des Domdechanten von Spiegel iſt, zu deſſen Andenken Gleim eine ſeiner Stiftungen gemacht hat. Das vorliegende Buch enthält einige vorläufige Notizen über ſeine Brautwerbung für Klopſtock und ſeine Anweſenheit in der Schlacht bei Kolin. Kleiſts Briefe zeigen auch, wie er vorher mit dieſem auf der Durchreiſe in Leipzig zuſammengetroffen war. Als ich aber meinen damals noch lebenden Freund Dr. Lucanus in Halberſtadt veranlaßte, die Familie Spiegel, mit welcher vereint einſt Lucanus der Hauptbegründer der Kunſtvereine geworden war, um weitere Auskunft über jene Reiſe Spiegels zu bitten, konnte mir Lucanus nur Briefſchaften einſenden, welche mich überzeugten, daß eine

Biographie jenes ſo überaus merkwürdigen Domdechanten (und ſomit eigentlich eine gute Biographie Gleims) noch immer faſt zu früh kommen würde. Ich muß geſtehen, daß ich über das Ende des Domdechanten ſonderbare Gerüchte vernommen und bitte hiermit dringend um briefliche Aufklärung darüber.

Inzwiſchen iſt doch das hier vorliegende Buch ſchon aus dem Studium der Handſchriften des gleimiſchen Nachlaſſes hervorgewachſen, deren Benutzung mir von Herrn Seminarlehrer Jaenicke auf das freundlichſte geſtattet und in echt humaner und dankenswerther Weiſe erleichtert iſt. Auf die Bedeutung der Briefe Kleiſts und anderer halberſtädter Manuſcripte für die Geſchichte Friedrichs des Großen habe ich ſchon öfters hingewieſen. Das vorliegende Buch enthält nun aber theils eine Verarbeitung, theils einen Abdruck der wichtigſten Nachrichten, welche ſich in den halberſtädter Handſchriften auf Friedrich den Großen beziehen.

Es iſt entſtanden durch Aufſätze für verſchiedene Zeitſchriften. Da jeder dieſer Aufſätze in ſich abgeſchloſſen war, ſo ließen ſich einige kleine Wiederholungen nicht gut tilgen. Denn einmal hatten die einzelnen Abſchnitte meines Buches, wie ſie in Zeitſchriften erſchienen, Beifall gefunden, und es war bedenklich, viel an der Form zu rütteln, die ja ohnehin immer ſehr ſchwierig iſt, wo es darauf ankommt, gleichzeitig zu unterhalten und neu zu ſein. Uebrigens beſtehen die Wiederholungen hauptſächlich darin, daß in den mehr biographiſchen Aufſätzen einiges Weniges durch weitere Ausführungen über das Leben der deutſchen Dichter dargethan iſt, was in der That in den mehr hiſtoriſchen und literarhiſtoriſchen Abſchnitten nur angedeutet werden konnte.

Die Aufſätze „Friedrich der Große bis 1740“ und „Friedrich der Große und die preußiſche Dichterſchule“ erſchienen in der Voſſiſchen Zeitung. Während des Kriegsſemeſters im Jahre 1870 abgedruckt iſt der zweite, wie er von Helden handelt, auch von Helden geleſen worden. Ehe er nämlich vollſtändig erſchienen war, erhielt ich aus einem Lazaret in Dresden einen Brief des damaligen stud. jur. von Langen vom 12. September 1870, welcher begann: „Ihr ſo intereſſanter und belehrender Aufſatz über die preuſſiſche Dichterſchule iſt auch uns Leidenden zugekommen.“ Herr von Langen ſchrieb ſodann, daß ſich in der Bibliothek des Lazarets eine ſ1846 erſchienene Geſchichte der Kreisſtadt Lübben vom Bürgermeiſter Neumann befinde.

In dieſer werde erzählt, daß das ſtändiſche Landhaus Lübben binnen drei Tagen eine Contribution von 20,000 Thlrn. habe eintreiben oder in Brand geſteckt werden ſollen. Das Landhaus ſei der Einäſcherung nur dadurch entgangen, daß der Dragonermajor Anton Rudolf Marſchall von Bieberſtein den Ständen eine Quittung über den Empfang der Summe ausgeſtellt habe, bevor dieſelbe gezahlt werden konnte. Herr von Langen vermuthet mit Recht, daß Leſſing dies in einer Scene des vierten Actes benutzt habe. Es war dies ſogar den Literarhiſtorikern nicht einmal völlig entgangen. Wohl aber war völlig neu, was Herr von Langen hinzufügte. Er ſchreibt nämlich noch: „Wie mir einer ſeiner Nachkommen mittheilte, war Marſchall von Bieberſtein ein trefflicher Piſtolenſchütze und hatte von ſeinen Kameraden den Spitznamen „„der Tell““ bekommen. Sollte hiermit vielleicht ſelbſt Tellheim zuſammenhängen?" — Ohne Zweifel! — Wie ſehr nun aber auch Marſchall von Bieberſtein für Tellheim benutzt ſein mag, ſo ſchließt das doch nicht aus, daß auch Kleiſt dem Dichter des Tellheim vorgeſchwebt hat. Vergl. S. 89. 90.

Auch „Ramler" und Friedrichs Tod erſchien in der Voſſiſchen, „Gleims Hochzeit" in Janke's Romanzeitung und „Klopſtock und der preußiſche Staat" in Weſtermanns Monatsheften, deren Redacteur, Dr. A. Glaſer, in ſeinem Blatte vor Jahren ſelbſt die beſte Briefſammlung der bremer Beiträgler veröffentlicht hatte. Seine Publication liegt Lappenbergs Sammlung von Klopſtocks Briefen mit zu Grunde. Dieſe Sammlung, ſowie die Jugendgeſchichte Klopſtocks von David Friedrich Strauß und die hauptſächlich Klopſtocks Oden behandelnden Schulſchriften des Profeſſor Boſſe in Köthen erſchienen alle ums Jahr 1866. Der ſtürmiſchen Zeit wegen fanden ſie weniger Beachtung als ſie verdienten. Beſonders aber litten alle dieſe Arbeiten darunter, daß immer in der einen die andere unbenutzt blieb, wie denn Strauß ſein Leben Klopſtocks eben darum unvollendet ließ, weil ihm Lappenberg (der übrigens nicht darauf verfiel, diejenigen Briefe, die er aus Clamer Schmidt abdruckte, in den halberſtädter Handſchriften zu vergleichen) keine Einſicht in die Handſchriften gewiſſer ihm bereits übergebener Briefe Klopſtocks hatte geſtatten wollen. Man wird daher wohl geſtehen, daß eine kritiſche Ueberſicht über Klopſtocks Leben ein dringendes Bedürfniß war.

II. Die hauptſächlichſten früheren Schriften, in denen nebenbei über das Verhältniß Friedrichs des Großen zur deutſchen Literatur gehandelt wird.

Auf die Beſchäftigung mit der Frage nach der Stellung Friedrichs des Großen zur deutſchen Literatur bin ich ſelbſt zuerſt geführt worden durch die Schrift: „Die Entwickelung der deutſchen Poeſie von Klopſtocks erſtem Auftreten bis zu Goethe's Tode. Von Johann Wilhelm Loebell. Erſter Band. Braunſchweig, M. Bruhn. 1856.“

Löbells Buch ging hervor aus Vorträgen, welche der Verfaſſer im Winter 1854 zu Bonn vor einer Verſammlung von Männern und Frauen gehalten hatte. Der erſte Band enthält drei Vorleſungen. Die erſte behandelt die Eigenthümlichkeit der großen deutſchen Literaturperiode des achtzehnten Jahrhunderts und das Verhältniß der deutſchen Literatur zu ihm, die dritte handelt von Klopſtock, der Barden- und Skaldenpoeſie und den preußiſchen Dichtern. Die frei gehaltenen Vorträge wurden im Zuhörerkreiſe ſtenographirt und das nachgeſchriebene Heft legte der Verfaſſer ſeiner mit vollem Recht gewünſchten Bearbeitung für den Druck zu Grunde, welcher er noch die den Hauptinhalt des erſten Bandes bildenden „Erörterungen“ hinzufügte. Wenn nun bei einer andern Entſtehungsweiſe des Buches auch wohl mehr in den eigentlichen Text aufgenommen, das übrige aber in wirklichen Anmerkungen oder in einem gewöhnlichen Anhange behandelt wäre, ſo haben wir doch ein Buch von ganz beſonderer Tüchtigkeit vor uns. Die Darſtellung, welche der Verfaſſer von der Entwicklung der Literatur gibt, erhebt ſich überall klar auf einer ſichern Anſchauung der politiſchen Geſchichte. Aber auch die Methode, wie er die Geſchichte der Literatur dargeſtellt, iſt eine ſtreng hiſtoriſche; es iſt ihm offenbar um eine ſtrenge Abwägung der Wahrheit zu thun. Da er nun aber nicht aus dem für dieſe gewiß noch ſehr reichen ungedruckten Material, ſondern doch ſchon aus gedruckten Quellenſchriften ſchöpft, ſo genießt er den Vortheil, ſeine Erörterungen immer nach Belieben an die wichtigſten Puncte anſchließen zu können.

So behandelt denn die eine Erörterung die Entſtehung der dramatiſchen Poeſie und die Bedingungen ihrer Blüthe; eine andere die ungünſtige Stellung der deutſchen Literatur bei der unvollkommenen Ausbildung des deutſchen Nationalcharakters. Worin Gottſched das Weſen der Poeſie ſetzte, Haller im Verhältniß zur freigeiſteriſchen Richtung, Klopſtock in der Schweiz, alles dies wird gleichfalls der Betrachtung unterworfen. Trefflich iſt die kritiſche Darſtellung des Verlaufs der oſſianiſchen Frage, ein unparteiiſcher überſichtlicher Bericht, der einen Gegenſtand einem größeren Publicum vorführte, dem er wohl ſeit den Zeiten der halliſchen Jahrbücher nicht wieder ſo zugänglich gemacht war. Eigenthümlich iſt der Schrift die ſorgfältige Rückſichtnahme auf Stimmen der jedesmaligen gleichzeitigen Kritik, welche man im allgemeinen allerdings in ſpäterer Zeit friſcher und wahrer in den Briefwechſeln als in den 'gleichzeitigen Journalen und kritiſchen Werken findet. Kein geringes Zeugniß wird es für das Buch 'ablegen, wenn wir uns mit dem am meiſten zufrieden erklären müſſen, worauf unſre eigenen literarhiſtoriſchen Studien ſich vorzugsweiſe richteten: mit der Erörterung über die preußiſchen Dichter. Hätte man ſchon durch Goethe's beſänftigende Worte vorſichtiger werden können, wenn man Friedrichs Abneigung gegen die damalige deutſche Literatur ſtreng beurtheilen wollte, ſo wurde hier ſogar zu zeigen geſucht, wie Friedrichs Schrift über die deutſche Literatur gerade von warmer Theilnahme an deutſcher Bildung ausging und wie mit dieſer Schrift die Cabinetsordre über den deutſchen Unterricht Hand in Hand ging. Rechnete man nun noch dazu, daß Friedrich ganz auf derſelben Stufe zeitgemäßer Bildung ſtand wie ſeine preußiſchen Dichter ſelbſt; nahm man ferner hinzu, daß in dem Staate der Intelligenz ſo ziemlich jeder gute Kopf, alſo auch durchſchnittlich jeder damalige preußiſche Schriftſteller eine ziemlich gute Stellung erlangen konnte, auch ohne Protection, wenn auch die Intriguen franzöſiſcher Günſtlinge und die Aengſtlichkeit deutſch geſinnter Miniſter wohl Einem oder dem Andern hinderlich ſein mochte, ſo ſah man in der That nicht leicht mehr ein, was Friedrichs franzöſiſche Bildung der deutſchen Literatur geſchadet haben könnte.

Loebell's Anſichten über die Stellung Friedrichs des Großen zur deutſchen Literatur ſuchte man übrigens noch mehr zu populariſiren in einem Vortrage der Singakademie zu Berlin, der unter dem Titel „Kriegsdichter des ſiebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege. Ein Vortrag von Heinrich Pröhle“ 1857 im Druck erſchien und von dem die Verlagsbuchhandlung zu Altona 1863 ohne meine Genehmigung eine ſogenannte Jubelausgabe zum fünfzigjährigen Todestage Theodor Körners, über den ſie Neues enthielt, veranſtaltete.

Die Schrift: „Friedrich der Zweite und ſein Jahrhundert in Bezug auf Sprache und Literatur, Schule und Volksbildung. Eine vaterländiſche Säcularſchrift von Theodor Heinſius. Berlin, Poſen und Bromberg. Druck und Verlag von Ernſt Siegfried Mittler. 1840“, wird, wenn ich nicht irre, von Loebell nirgends genannt. Mir ſelbſt wurde ſie erſt lange nach Loebells Schrift bekannt. Wenn nun auch die Auffaſſung Loebells eine mehr wiſſenſchaftliche iſt als die jenes Zeitgenoſſen der Ramler, ſo enthält Mittlers Arbeit doch im weſentlichen ſchon Alles, was Loebell geltend machen konnte. Ich bin daher, ſo weit dies neben der Benutzung handſchriftlicher Quellen bei Ausarbeitung der vorliegenden Schrift überhaupt noch angemeſſen ſchien, jetzt nicht mehr auf Loebell, ſondern auf Heinſius zurückgegangen.

III. Die Familie Sack. (Vergl. S. 13. 99. 124.)

Im Jahre 1857 erſchien: „Drei Dankpredigten über die von dem großen Könige Friedrich II. im Jahre 1757 erfochtenen Siege bei Prag, bei Roßbach und bei Leuthen, in demſelben Jahre im Dom zu Berlin gehalten von Auguſt Friedrich Wilhelm Sack, ſeiner Zeit königlich erſtem Hofprediger, zum hunderjährigen Gedächtniß der genannten Schlachten wieder herausgegeben. Berlin bei Wilhelm Hertz.“ Gr. 8. 39 Seiten.

Auguſt Friedrich Wilhelm Sack lebte von 1703—1786. Sein Sohn Friedrich Samuel Gottfried Sack, Biſchof, gab die Biographie des Vaters heraus. Wir bedauern ſehr, daß wir über Auguſt Friedrich Wilhelm Sack, den wir von Clamer Schmidt, David Friedrich Strauß und Andern mit Hochachtung genannt fanden, beſonders wegen ſeines Verhaltens gegen Klopſtock nicht gleich günſtig urtheilen konnten. Friedrich der Große achtete in ihm ſeinen Stand und ſein Talent, liebte ihn aber ebenſo wenig als die deutſchen Dichter ihn liebten. Wie mir Herr Profeſſor Droyſen in Berlin nachzuweiſen die Güte hatte, ſteht die Stelle, in der Friedrich der Große ihn angriff, Oeuvr. X p. 140 in der épitre au général Bredow und lautet:

Prenons ce fameux Sack, ce suppôt de Calvin,
Ce zelateur, couru du sexe féminin,
Qui deux fois par semaine en style de sophiste
Fulmine l'anathème et proscrit le déiste.

Der auch S. 105 Z. 29 ſchon erwähnte Friedrich Samuel Gottfried Sack (1738—1817) war „der vorzüglichſte Anreger der Union in Preußen.“ Der Sohn von F. S. G. Sack war Friedrich Ferdinand Adolf Sack (geb. 1786 zu Berlin, geſt. 1842 zu Bonn). Sein Bruder, der milde und pietätvolle K. H. Sack, gegenwärtig Conſiſtorialrath a. D. und Profeſſor in Bonn, gab außer der neuen Auflage der drei Dankpredigten auch heraus „Friedrich Ferdinand Adolf Sack's hinterlaſſene Gedichte und Reden nebſt einigen Skizzen. Mit einem Lebensabriſſe. Bonn, Georgi. 1843.“ 8. 162 Seiten. Da dieſe Schrift nur für Freunde gedruckt war, ſo habe ich daraus in Herrig's Archiv XXII. 1. und 2. Heft S. 131—140 Friedrich Ferdinand Adolf Sacks Gedicht „An meine Mitbürger. Für den 1. Januar 1814“ abdrucken laſſen. Barthold Georg Niebuhr meinte dieſes Gedicht, als er „ein ſo ſchönes Gedicht, wie man es ſelten lieſt“, erwähnte. Auch wird von ihm der Dichter erwähnt als „der junge Sack, Candidat der Theologie, für dieſen Krieg Lieutenant in der Garde.“

IV. Ein plattdeutſches Gedicht auf die Hochzeit Friedrichs des Großen. (Vergl. S. 16.)

Neben der allgemeinen Literatur unſeres Volkes hat zu allen Zeiten die Volkspoeſie im Dialekte ihr gelegentliches Spiel getrieben, und wenn auch Bornemann und Groth z. B. das unbeſtreitbare Verdienſt haben, die friſche Naivität des plattdeutſchen Dialektes in manchem hübſchem Liede bewährt und vor Allem in weitere Kreiſe in künſtleriſch-äſthetiſcher Form verbreitet zu haben, ſo hat doch vor ihnen das Volk und vielleicht eine mehr unbekannt gebliebene Generation gelehrter Dialektdichter ſchon im Stillen dies Genre bearbeitet.

Zu dieſer Bemerkung veranlaßt uns ein plattdeutſches Gelegenheitsgedicht, welches auf die Einholung der Braut Friedrichs des Großen, der Kronprinzeſſin von Preußen Eliſabeth Chriſtine geb. Prinzeſſin von

Braunſchweig-Bevern 1733 von einem Dichter, der ſchon 1733 vom goldnen Zeitalter wußte, verfaßt und das bei ihrer Durchreiſe im Namen der magdeburgiſchen Bauernſchaft vorgetragen wurde. Der Anfang dieſes plattdeutſchen Gedichtes lautet:

Hans, Steffen, Robert, koomt, de Schulte het uns ropen,
Ji Makens, kiet jück ut, it't, laat uns ſchwinne lopen,
De Cron Prinzeſſe kümmt, de Stoff (Staub) erhevet ſick,
Se jagen, we de Krambt, de Lüe lopen dick,

Ropt den Scholmeiſter ock met allen ſinen Kinnern,
Ji Peter, laat jück nich dat ABCBook hinnern:
Suldaten ſint ji ſchons, gaat hier as Tauwas her,
Staat hinnen, ſorren recht, as ſtünn ji in't Geweer.

Ji Deerns treetet her met greunen Roggen-Crantze,
Knixt, as de Puppen don, gaat as man geit to Dantze,
Wi Knechte willen hie met Harcken, Spaden ſtahn,
De Schulte mag voran met ſiner Mähre gahn.

Geſt Acht: de Vorſpann kümmt. Hans, feüre (fahre) du wat ſachte,
Dat uſe gantze Dörp dat leiwe Kind betrachte.

Nach manchem Compliment für die Kronprinzeſſin heißt es dann

Nu, Cron Printz, wolgemot, Du haſt et wol gedropen,
Du fengſt den beſten Fiſch, dat ſchönſte von den Schapen,
Se is recht levens (liebens) werth, ſe is na Dinen Sin,
Mit enen Wort: ſe is de trüe Schaperin.*)
— — — — — — — — — — — — — —
Wenn nu de Cron Princeß werd leiwe Jünkens kriegen,
De weren Löwen jon un up de Böme ſtiegen
As Hertog Hinrick dä.**) Se weit as Adlers don,
So hebben doch wi Bu'r ock mal ſulck braven Son!

Zum Schluſſe ſich an das Publicum wendend ſagt der Dichter:

Danßt Strump un Schau entwey, de Schnyder drucken Geld,
Un de Schoſtickers ock; lopt na in't wide Feld.

Dat Veih werd unnerdes to Huſe nich verhungern,
Lat Wagen, Spinrad ſtahn, wi willen hüte lungern,
Man ſegt: de Minſch is klock (klug), de ſick recummendeert,
We Schöpſen-Bregen hat, wet nich, wat ſick gehört.

---

*) Anſpielung auf die Feſtlichkeiten in Salz-Dahlum?
**) Heinrich der Löwe

Hört, junge Hetſchop [Herrſchaft?] uns. Ji wet, wat wi gebeden,
Vergetet unſer nich, wie ſin hieher getreden,
De Küſter is dabu, de hat de Tüge ſyn,
Et is en ehrlich Blot, he quinkeliret ſien.

Et lewe Friderich mit ſiner Cron Prinzeſſe,
Gott geve Ju up't Jahr de allerbeſte Meſſe,
Blieft uns en beten gut, dat ſeggen wi met Fliet,
Wi luren ok enmahl bi Ju up guldne Tiet.

Man ſieht, daß auch dies Dialektgedicht in Alexandrinern doch wohl ſchon von einem Gelehrten verfaßt iſt. Es mag beim Umſpannen, in einem magdeburgiſchen Dorfe gedruckt überreicht, vielleicht aber auch in Magdeburg ſelbſt von einer nach der Sitte der Zeit verkleideten Schäferin geſprochen ſein. Jedenfalls ſchloß ſich an dieſe magdeburgiſche Poeſie Bornemann ſchon in ſo fern an, als er ein Gedicht auf den alten Fritz hinterlaſſen hat, deſſen außerordentliche Verbreitung und Beliebtheit bei dem Landvolke in der Mark in der empfehlenswerthen Schrift „Sagen und alte Geſchichten der Mark Brandenburg für Jung und Alt von W. Schwartz. Berlin, 1871." S. 54 ausdrücklich bezeugt wird. Ebenda S. 55 wird ein auf den Landbau bezügliches Wortſpiel „der alte Fritz und der Bauer" erzählt.

V. De ule Fritz un de zalldate mitten schpeckstícke.[1]

(Schwank. Vergl. S. 47.)

Dé ule Fritz haet sek emal aute klit[2], un sau kimmete denn et âmds[3] tauen zalldaten, deide[4] schildwache stân haet. da saecht de ule Fritz taune[5]: wat haest de denn da voren[6] schticke, en bodderschticke? „hecherup!"[7] saechte zalldate. denn haeste woll gar en schpeckstícke? saecht de ule Fritz. „Ja, saechte zalldate, dat haewwek. Dau scheinst mek uk en zalldate te sein, bist woll gar en kopperal?“ Hecherup! saechte ule Fritz. „denn biste wol en feldwebel?“ Hecherup! saechte ule Fritze wedder. nau saechte zalldate immer einen grad weier, bette[1] an de ministersch kuemmet, awer de ule Fritz saecht immer: hecherup! „denn biste woll gar de majeschtaet des kenigs?“ saecht de zaldate. ja, saecht de ule Fritz, dat bin ek. „na, saecht dei zaldate, denn bulemal[2] mein schpeckstick e, denn mott ek êrscht[3] presenteren.

---

[1] Mir ſchriftlich von Lohrengel mitgetheilt in der „niederdeutſchen Mundart von Altenau auf dem Oberharz, die dort neben der ſogenannten Bergmannsſprache, welche letztere der dortige Prediger Georg Schulze bekanntlich zu einem eigenen Studium gemacht hatte, geſprochen wird. Ueber die Dialektverhältniſſe in den einzelnen Ortſchaften des Oberharzes überhaupt ſ. meinen Aufſatz „Zuſtände des Oberharzes" in den Grenzboten von 1851, Anfang des 2. Semeſters. — [2] Ausgekleidet. — [3] Abends. — [4] Der da. — [5] Zu ihm. — [6] Für ein. — [7] „Höher hinauf!"

VI. Ueber Ramlers Briefe an Gleim. (Vergl. S. 37. 186.)

Für ſeine Biographie Ramlers war Göckingk dieſer ganze Briefwechſel unzugänglich. Er erklärt ſie daher ſelbſt für dürftig. Göckingk hatte nach den Briefen, die er aus Berlin an Gleim ſchrieb, Gleims Briefe an Ramler nicht erhalten können. Prediger Ritter gab ſie nicht her, weil er das Honorar von der Prachtausgabe der Werke Ramlers von Voß beanſpruchte, welches auch Göckingk haben wollte, um Ramler davon ein Marmordenkmal ſetzen zu laſſen. Es iſt uns darüber, wer es bekam, ſowie über das Marmordenkmal, nichts weiter bekannt. Nachdem Gleim früher vergeblich verſucht hatte, ſogar ſeine Briefe an Ramler zurück zu erhalten, ſcheint er ſich ſpäter — gewiß ohne Grund — die Miene gegeben zu haben, als würde er ſeinem Freunde Göckingk die Briefe Ramlers nicht vorenthalten haben, wenn er darum gebeten hätte. Göckingk ſchreibt in dem Briefe an Gleim vom 20. Juli 1802: „Es würde ohnſtreitig unter allen Beiträgen, die ich nutzen konnte, bey weitem der intereſſanteſte geweſen ſein. Doch ich hoffe, für die Nachwelt iſt dieſe Sammlung darum doch nicht verloren.“ Und in der That hoffen wir, daß man uns die nachfolgenden Auszüge daraus und die Benutzung des ganzen Briefwechſels danken wird.

---

1) Weiter, bis er. — 2) Halt einmal. — 3) Erſt.

VII. Berlin, Pankow, Schönhauſen und Löhme (bei Blumberg und Werneuchen) vor hundert Jahren.

(Aus Ramlers Briefen an Gleim. Vergl. S. 208.)

Die nachfolgenden Mittheilungen ſind entnommen aus Ramlers ungedruckten Briefen an Gleim. Ramler ſchrieb anfangs aus Löhme, wo er bei Gleims Schwager, dem Domainenpächter, Hauslehrer war, an Gleim in Berlin, und dann aus Berlin an Gleim nach Halberſtadt. Unſere Auszüge berückſichtigen beſonders unbekannte Anekdoten und Charakterzüge von Friedrich dem Großen.

Mein Liebſter.

Ich habe ihnen doch nicht ganz fälſchlich berichtet, daß der Herr Amtmann auf den Dienſtag herüber kommen würde, er bleibt heute und morgen da. Ich wünſche ihnen viel Glück bei Staatsminiſtern und ihren Maitreſſen und Laquaien. Dieſes wünſcht ihnen auch Ihre Fr. Schweſter. Sie ſagte neulich, wenn mir der König erlaubt mir eine Gnade auszubitten, ſo wollte ich ſagen: Sire, gebt meinem Bruder eine gute Emploi, vor mich und meine Kinder laß ich Gott und meinen Mann ſorgen. Und ihr Herr Bruder*) iſt ſo brüderlich, daß, wenn er in Pacht kommen könte und 400 Thlr. beilegte, ſo ſollten ſie 200 gleich bekommen und ſie nicht erſtatten, bis ſie im Gelde bis an die Ellenbogen wühlen könten. Was ſoll ich mich vermeſſen? Ich will ihnen 6 Groſchen geben einen Lotteriezettel bei Fromeri zu kaufen aus der 5 Claſſenlotterie. Jetzt kann ich die erſte Claſſe bequem bezahlen, gegen die letzten Claſſen werde ich reicher ſein. Gewinnen wir, ſo will ich nichts als einen importunen Gläubiger befriedigen, das übrige kann ein Procurator in Champagner vertrinken. Nemo est quem non in aliqua parte videre possis Naumannum. Dieſe Sache iſt ſo

---

*) Ein Bruder Gleims, der ſich ohne Stellung bei dem Schwager in Löhme oder in Berlin aufhielt und ſpäter als Oekonom von Kloſterbergen Mitbegründer der bekannten gleimiſchen Familienſtiftung wurde.

ungewiß, als es unſern Fiſchern iſt einen Karpfen aus dieſem See mit einem Zuge zu fangen. Ich habe auch ſchon das Netz heraus winden helfen und bin ſchon im Stande Halieutica zu ſchreiben. Es war nur ein Unglück daß ich keinen großen Fiſch fangen konnte. Was ſie mir zu erinnern gegeben haben, das habe ich bei Gelegenheit erinnert, und es wird ſchon Hand daran gelegt. Sein ſie doch ſo gütig und packen mir etwas Briefpapier und ein Buch ordinair Papier mit ein. Grüßen ſie unſre Freunde und ihren Herrn Bruder abſonderlich. Ich bin unverändert
Ihr
getreuer Freund
Ramler.

Lähme, den 20. Jan. 1747.

Berlin, den 9. Dec. 1747.

Nun will ich ihnen auch etwas aus Berlin erzählen. Probſt Süsmilch der von der Cantzel nahmentlich vor J. C. Edelmann gewarnt hatte, hat endlich eine Schrift von 12 Bogen wider ihn herausgegeben. Es iſt ein Auszug aus ſeinem Moſes, wo von den Obrigkeiten als Gottes Stockmeiſtern geſprochen, und einer durchlauchten Perſon nicht ſo viel Durchlauchtes zugeſtanden wird, als einem Johanniswürmchen. Ferner die Stellen wo Voltaire ein Schmarotzer und Tellerlecker geheißen wird, weil er den König Gottes Ebenbild nennt, und überhaupt alles was dazu dient, die Welt und den König mit in ſeinen Haß zu ziehen. Die Wörter alle Philoſophen, alle Theologen, Wolf, König ſind mit großen Buchſtaben gedruckt, der Probſt hat unter jede merkwürdige Stelle Noten gemacht, und läßt Edelmann*) nicht ſo viel Ehre als einem Lotterbuben. Von Religions Puncten iſt kein Buchſtabe darin. Nach acht Tagen ſieht man in Rüdiger's Buchladen eine Gegenſchrift von Edelmann unter dem merkwürdigen Titel: Schuldiges Dankſagungs Schreiben. Ich will ſie ihnen beylegen. Dieſe Antwort ſetzt ihn hier in weit beſſern Ruf, und der Probſt iſt itzt unſchlüſſig und verwirrt was er antworten ſoll.

Es ſind viel Spitzbuben hier, und des Abends wird man geplündert. Eine Bande betrifft man neulich in einem Hauſe. Der

---

*) Ueber Edelmann ſ. Pröhle's „Feldgarben. Beiträge zur Kirchen-, Literatur- und Culturgeſchichte. Leipzig, 1859." S. 231—282.

Anführer geht bei dem Lerm als ein Schornſteinfeger zum Camin heraus. Man beſetzt die nächſten Häuſer und nöthigt ihn herunter zu kommen. Er thut es mit der Bitte ihn nicht zu ſchlagen. Als er ſich heruntergelaſſen und man ihn fortſchleppt, ſucht er ein Meſſer, und reißt ſich den Bauch auf. Man läßt einen Chirurg hohlen, der ihn verbinden muß; hierauf nöthigt man ihn durch Schläge zu einem Bekenntniß. Er bekennt, daß die große Bande zu Wien ſei, und ſtirbt an ſeiner Wunde.

Baron v. Bielefeld [vergl. S. 19] hat neulich tractirt, und in Ermangelung eigenes Services, daſſelbe vom Prinzen geliehen. Es kommt ein Laufer ins Haus und frägt: ob ſein Herr noch nicht von Tiſch wäre, ihm wird mit nein geantwortet. Er miſcht ſich alſo unter die Laqueyen. Endlich werden Löffel, Meſſer und dergl. vermißt, und dieſer Laufer iſt nicht mehr zu ſehen, und von den Gäſten gehört er niemanden zu. Die Leute welche ſo viel Geld und Silber haben, daß ſie es nicht in einem Zimmer laſſen können, ſind itzt die unglücklichſten, aus Furcht etwas zu verliehren. Der eine läßt doppelte Fenſterladen machen, der andere Einſchiebſel in den Camin. Ich befinde mich recht ruhig, denn man kan mir nichts ſtehlen, ohne mich aufzuwecken, ſo nahe liege ich bei meinen Schätzen. Leben Sie wohl, liebſter Freund, und ſchreiben nur ihren Lebenslauf wieder. Ich bin

Ihr
getreueſter Freund und Diener
Ramler.

Berlin, den 3. Februar 1748.

Ein Hoffſchneider wird zum Könige beſtellt. Er kommt in einer ſammtnen geſtickten Weſte. Der König geht vor ihm vorbei und bückt ſich ſehr tief; er geht zum andernmal vorbei und bückt ſich wieder. Der Schneider frägt den geh. Cämmerer, warum der König nicht mit ihm ſpräche, da er ihn doch geſehen hätte. Ihm wird der Rath gegeben wieder nach Hauſe zu gehen und ſich einen ſchlechtern Rock anzuziehen, worin ihn S. Maj. auch alſobald gekannt haben. Eben dieſer iſt unwillig, daß man einem andern Schneider Arbeit gegeben hat, und kommt zum G. Cämm. und bittet um ſeinen Abſchied. Als der König es erfährt, läßt er ihn zu ſich kommen und frägt ihn, ob er fleißig in der Bibel leſe. Er dünkt ſich gut zu antworten und ſpricht: nein, Ihre Maj. Der König antwortet: das iſt nicht gut! und frägt ihn, ob er den Edelmann [vergl. S. 210] fleißig leſe, der Schneider ſagt: Ja. Der König ſagt: das iſt nicht gut, giebt ihm aber die Biebel und ſpricht leſet im Propheten Daniel im 8ten Cap. den 8ten vers da ſteht euer Abſchied. [Daniel 8 Vers 8 lautet: „Und der Ziegenbock ward ſehr groß. Und da er auf's ſtärkſte geworden war, zerbrach das große Horn u. ſ. w.]

Berlin, den 9. April. 1747.

Sie haben von Hilmers Augen-Curen gehört und der Ruf hat ſeine Geſchicklichkeit vergrößert. Man ſagt, daß ſein Verdienſt darin beſteht, eine behendere Hand durch die Uebung erlangt zu haben. Hier hatte man eine bittere Schrift wider ihn herausgegeben, die aber confiſcirt iſt. Dem Herrn von Roſey [vergl. S. 96] hat er nicht geholfen, aber doch auch nichts gewiſſes verſprochen gehabt. — Rüdiger der Verleger des theils ehrenrührigen theils wahren Schreibens wider Hofrath Hilmern, iſt itzt in Spandau, allwo er ſeine Buchführer-Sünden auf etliche Monathe büßen ſoll. Er hat eine Schrift drucken laſſen die Edelmanns Verdienſte erheben und die Gegenparthey erniedrigen ſollte, (D. Pott wird für den Verfaſſer gehalten); weil er dieſe ohne Cenſur herausgegeben, hat er ſein Verbrechen ſchwerer gemacht und ſitzt nun in Spandau. Herr Naumann ſchreibt die Rüdigerſche Zeitung wie ſie ſchon wiſſen werden.

Berlin, den 9. April 1747.

Rüdiger iſt wieder los und Doct. Pott iſt in Angſt was ſeine Schrift, worin er die Geiſtlichkeit ſamt und ſonders ſchimpft, für ein Schickſal haben werde. Er fürchtet, daß ſie auf dem Neumarkt durch den Schinder in den Dreck getreten werden ſoll. Deswegen er zum Präſidenten Maupertuis gelaufen iſt und ihn gebeten ein Mitglied der Academia nicht dem Gelächter auszuſetzen. Maupert. antwortet: Ihre Schrift iſt, meines Wiſſens, nie in der **Academia** vorgeleſen, doch wird es mit der öffentlichen Proſtitution nichts zu ſagen haben.

Berlin, den 2. März 1748.

Der Herr v. B. [Bielefeld] ſoll in Halle nicht ſo wol die Univerſität [als Curator] beſuchen, als vielmehr ſeine Privat-Angelegenheiten befördern [vergl. S. 24], indem er ein Mädchen, die ein leidliches Angeſicht und eine Tonne Goldes hat, heirathen will. Ich weiß eine luſtige Begebenheit von ihm. In Potsdam will er ſich vom Könige Erlaubniß bitten nach Berlin zu gehen, um ſich bei dem Feldſcherer N. einen ſchmerzhaften Zahn ausziehen zu laſſen. Der König merkt eine Liſt, und erlaubt es ihm auf ſein Vorgeben, ſchickt aber noch denſelbigen Abend einen Jäger nach Berlin und läßt den Feldſcherer N. heraus kommen. Dieſer präſentirt ſich den andern Morgen früh, als der Herr v. B. abreiſen will, und dieſer iſt ein viel zu guter Hoffmann, als daß er lange anſtehen ſollte, ſich einen ganz geſunden Zahn ausreißen zu laſſen.

Berlin, den 7. May 1748.

Mit Herren Sulzern und Patzmann habe ich am 2ten Oſtertage auf dem Joachimsthal Milch in eine Thee Schale gegoſſen, und Semmel und Zucker hineingebrockt und das mit Theelöffeln ausgegeſſen. Eine Abendmahlzeit von Sulzers Erfindung! Wir haben mit dieſer Schäferkoſt die Oſterſchmäuſe beſchimpft, weil wir uns beſſer dabei befanden, als bei Auſtern und einem entmannten Hahn an der Tafel eines Abts geſchehen kann. Doch, im Vertrauen, der Abt kam hinten nach mit einer guten Flaſche Burgunder.

Hilmers Augengeiſt iſt nicht rarer als ihn jeder Medicus geben kann. In einer guten Zeit nichts leſen und ſchreiben, die grünen Felder ſtark anſehen und die Mädchen in grüner Seide, dies iſt auch eine Art von Augengeiſt. Solch Recept kommt recht mit meinem Charackter überein, weil ſie mich doch für faul halten, und ich mich ſelbſt für verliebt halte, und wir uns alle beide für arcadiſche Schäfer halten.

Berlin im Mai 1748.

Ich wohne noch immer bei Herrn Sulzern und kann zu keiner eigenen Hütte kommen. Ich gehe mal mit Herr Langemacken durch die Stadt und wir beſehen die Stuben und die Einwohnerinnen, aber ein jeder hat was auszuſetzen. Bald iſt das Haus allzu gothiſch gebaut und in ſeinen Fenſtern herrſcht nicht der geringſte gute Geſchmack; bald machen die Leute einen allzu ſtarken Biergeruch im Hauſe oder ein naher Schmidt vertreibt alle Gedanken aus der Seele; bald ſchwindelt uns in einer himmelhohen Stube, und bald erſticken wir in einer niedrigen; hier iſt es ihm zu weit, mich zu beſuchen, und dort iſt es mir zu weit, meine Edelleute *) zu beſuchen. In dieſer Gaſſe ſieht man eine halbe Elle vom Himmel, und in jener den ganzen Tag kein hübſch Geſichte. So irren wir herum, unentſchloſſen im Wählen, ungefehr wie ſie bei den Halberſtädtiſchen Mädchen.

Ich ſoll ſchlieſſen weil dieſe Seite voll iſt, ich will es nicht thun, bis ich ihnen geſagt habe, daß ihre Peruque 6 Thlr. koſtet und der Peruquenmacher ein Eſel iſt, daß er ſo bald geſchrieben hat. Ich wollte ihn lieber etwas warten laſſen, als ſechs Thlr. ärmer ſein.

Berlin, den 12. May 1748.

Wollen ſie wiſſen, wie ich meine Frülingsgänge eingerichtet habe? Wir drei, Herr Sulzer, Hempel und ich, haben am Sontage den Anfang gemacht ſchöne Gegenden auszukundſchaften. Wir gingen gegen Norden zu, eine Meile von Berlin, nach dem königlichen Schönhauſen, und Herr Sulzer geſteht, daß er in ſeinem Leben nie weiter gereiſet ſei, nemlich nie weiter von der Schweitz. Wir haben uns vorgenommen aus allen Thoren und Thüren dieſer Reſidenzſtadt auszugehen, und hernach können wir eine Special Charte von Spaziergängen machen. Ich will ihnen eine Beſchreibung von dieſer Reiſe geben, ſo wie ſie mir zuerſt in die Gedanken komt. Wir gingen aus dem Joachimsthal, und Herr Hempel **), welcher ſich ſchon vormittags dort eingefunden hatte, verſprach uns eine ſchöne Reiſe. Wir fanden aber lauter Sand in dieſer langen Allee von fünfjährigen Linden, und Herr Sulzer fing an auf Herrn Hempel zu ſchelten. Doch ergötzten wir uns, ſo gut wir konnten, an dem ſchönen Himmel, den kühlen Winden, die uns begegneten und an der Gegend in der Fern. Wir warfen mit Steinen in die Welt, uns im Discusſpiel zu üben, und ich ſchrieb nahe bei einer Windmühle den Nahmen der donquixotiſchen Prinzeſſin Dulcinea von Toboſo in den Sand. Wir fanden ein Paar Bäche, die vor Mangel des Waſſers nicht rieſeln konnten, ob ich gleich meine Gefährten bereden wolte, als ob ſie rieſelten. Wir ſahen Schafe weiden und hörten einen gantzen Himmel voll Vögel. Endlich kamen wir an das erſte Dorf Panko, da zog ich meinen Horatz heraus und las an den Ufern des Fluſſes Panke eine Frülings Ode, eine Sommerode und eine Herbſtode vor. Ich that dieſes auf deutſch, ſo gut ich konte. Der Fluß Panke iſt ſo groß, daß ich ihn zuerſt für eine Rinne hielt, bis uns Herr Hempel verſicherte, es wäre ein Fluß. Vielleicht bin ich der erſte Geographus der ihn beſchreibt, und der erſte Poet der an ſeinen Waſſern geſungen hat. Eins muß ich nicht vergeſſen, daß Herr Hempel auf dem Wege, als wir durſtig waren, einen Feigenbaum entlaubte, er ging auf ihn zu, riß an ſeinen Aeſten, und brachte uns etliche Feigen mit, welche ich, nach genauer Unterſuchung, für gute trockene Feigen erkannte. Ich nahm es für ein Wunder an, denn ich betrachtete hernach mit Herr Sulzern den Baum, und befand ihn einer Linde ſo ähnlich wie ein Ei dem andern iſt. Wir kamen endlich nach Schönhauſen und ſuchten bei dem Gärtner Herberge, der uns die ſchönſten Blumen Beete und Fruchtbäume zeigen konte, die dem Winter getrotzt hatten. Hier wünſchte ich, unter ſo viel anmuthigen Gerüchen, daß mich die Götter gantz zur Naſe machen möchten. Wir ſahen in dem Königlichen Garten, nebſt den ſchattigten Taxus Gängen, auch eine ſchöne Wildnis von Eichbäumen, hohem Graſe und niedrigem Geſtrauche, welcher wilde Anblick uns ſo ſehr gefiel, als die Pyramiden und Bildſäulen nicht thun konnten. Unter den letzten ſahe ich eine Nimphe, ohngefehr wie Thomſons Amorette, als ſie mit ihren Geſpielen baden wolte, und, nach aufgelöſtem Gürtel, ſchamhaft und in ſich ſelbſt geſchmieget ſtand, für jedem Geräuſch wie ein Reh zitternd. Dieſe Nimphe verdiente lebendig zu werden und ſich in eben dieſer Mine für mich zu ſchämen, ſich eine kleine Weile nicht zu ſchämen, und dann wieder zu ſchämen. ¶

---

*) Wohl die Cadetten.

**) Maler.

Wir beſuchten hierauf den Hof und freuten uns über die Tauben mit glänzenden Augen und wandelbahrem Nacken. Eine unter ihnen war weiß wie Schnee, der itzo fällt, und ſo zahm als Mahomets heilige Taube. Nein, Mahomet war ein Evangeliſt mit Schwerdt und Bogen, der verdient ſolch reines, ſchmeichelhaftes Täubchen nicht, alſo ſoll ſie Venus in ihrem Geſpann haben, oder Anakreon. Ja, ja, Anakreon hat dieſe Taube, oder doch ihre Großmutter gehabt. Sie war es die mit ihren Flügeln ſeine vergnüzte Stirn bedeckte, auf ſeiner Leier ſchlief und aus ſeinem Becher trank. Wir grüßten die Nimphen dieſer Gegend und kehrten zurück, als die Sonne ſchon ſtark nach Weſten eilte. .Wir fanden den Weg zuletzt nicht mehr ſo ſandig als vorhin, wir glaubten die Gegend bezaubert, und weil wir uns der Feigen erinnerten, zweifelten wir nicht einen Augenblick länger an der Zauberei. Meine Gefährten fanden hierauf den Nahmen der Dulcinea, und glaubten daß Don Quixotte in dieſer Gegend gewandert hätte. Sie wurden durch die Windmühle darin beſtärkt, welche bei unſerer Hinreiſe ihre Arme trotzig ausgebreitet hatte, nunmehr aber gantz unbeweglich ſtand, und vermuthlich von dem Ritter erlegt ſein müſſe. Wir traten in die Thore von Berlin, als die Sonne eben vom Horizont fiel, und dachten unſern Schickſalen nach. Wir tranken ihre Geſundheit in rothem Wein, und wurden ſo offenhertzig, daß wir uns unſere Abentheuer erklährten. Da kam es an den Tag, daß ich den Nahmen der Princeſſin geſchrieben, daß Herr Hempel Feigen bei ſich geführt und Herr Sulzer bei der Zurückreiſe einen beſſern Fußſteig ausgeſucht hatte. Auch hier ſchieden wir endlich vergnügt von einander und ein jeder ging unter Begleitung des vollen Mondes nach Hauſe.

Berlin, den 17. März 1751.

Liebſter Freund.

Sie müſſen nunmehr ſchon beſſere Nachricht von unſerm Klopſtock haben, als ich Ihnen geben kann. Er iſt in Leipzig geweſen und wird vermuthlich ſeine Reiſe nach Dännemark antreten. Vieleicht haben ſie ihn ſchon ſelber umarmt und ihn um ſeine Streitigkeiten befragt und er iſt ſo grosmüthig geweſen und hat die wichtigſten Fehler ſeines verſöhnten Freundes verſchwiegen. Ich will ſie auch verſchweigen, bis ſie mich mündlich darum befragen wollen. Der ärgſte Fehler von Bodmern iſt nicht einmal auf ſeine eigene, ſondern auf Herrn Breitingers Rechnung zu ſchreiben. Breitinger hat es ſelber bekannt, aber damals war der harte Brief ſchon geſchrieben, worin der härteſte Ausdruck dieſer war: „Wiſſen Sie, daß ich Sie einer ſolchen Großmuth nicht fähig halt." Einer von den ſchweizeriſchen Weiſen, ich glaube Waſer, giebt beyden Partheyen gleiche Schuld, die mehreſten aber ſind als gute Landesleute geſinnt, und hierunter wird unſer Sulzer auch zu rechnen ſeyn, der Bodmern als ſeinen Freund und als einen Schweitzer lieb hat. Aber ich werde, ſo oft ich kan, auf dieſe eingeſchrenkte Menſchenliebe ſchelten, die ſich nach dem Stück Erde richtet, worauf die Mutter ihr Kind geworfen hat. Gewiſſe Weltweiſen müſſen keine andere Landsleute haben, als die beſten unter allen Kindern der Erde. Die zwote Claſſe der Philoſophen mag viel auf ihr Vaterland halten, weil ſie darin geſchützt und ernährt worden iſt, indem ein jeder Beſchützer und Ernährer für ſich ſelber gearbeitet hat. Wir lieben diejenigen darin, die uns würklich geliebt haben, die andern werfen wir unter den Haufen der übrigen Menſchen und lieben ſie daſelbſt. Ich liebe Klopſtocken noch mehr, ſeit dem ich ſein Geſicht geſehen und geküßt habe, als ich ihn vorher geliebt hatte. Was wird geſchehen, wenn ich ihn ſehe und höre? Sie können ganz ruhig ſeyn, mein liebſter Freund; daß Klopſtock unſchuldig iſt, das weiß ich aus Sulzers Nachrichten, die zwar nicht vortheilhaft für ihn lauteten, woraus ich aber die Wahrheit deſtillirt habe. Hat er geſündiget, ſo hat ſein Herz nicht geſündiget, ſondern die Umſtände, ein Irrthum, die Schweitzeriſche Naivität haben Anlaß zu einem Schritte gegeben, der ihm dennoch eher wieder leid geworden iſt, als Sack ſeinen Ermahnungsbrief geſchrieben hat. Dieſen Brief an Klopſtocken hat mir Sulzer gezeigt. er iſt ſo eingerichtet, wie ich ihn von Sacks Carakter vermuthet hatte. Mündlich mehr hievon. Aber wann wird dieſes mündlich geſchehen? Liebſter Freund, ich ſehne mich nach Ihnen wie eine Braut und habe Verlangen meinen erſten und beſten Freund, meinen ſo oft erwehnten Gleim dem Mädchen zu zeigen, daß die beyden Tractate des Lord Schaftesbury ſo gut verſteht als ich, und daß ſich nach dem Briefe über die Enthuſiaſterey ſo ſehr ſehnt als ich.

Um das Journal, wozu ſie uns einen Titel erfinden müſſen, iſt Sulzer ſchon von dem Herrn Reich gemahnt worden Er hat ihn bis auf Michaelis verwieſen. Wir wollen mehr als Recenſionen hineinthun. Was mir jetzt einfällt iſt folgendes: Bacons getreue Reden, Bacons Weisheit der alten, Popens Hirtengedichte, Horatzens ausgeſuchteſte Oden, Abhandlung von der Horatziſchen Ode, Abhandlung von der Gelehrſamkeit in Gedichten (NB. dieſes iſt heimlich wider die letzten Geſänge des Noah), Vorſchlag zur Ueberſetzung der alten, philoſophiſche Briefe, critiſche Briefe, Einſtreuung der beſten Epigramme der alten und neuen Gedichte, die mir mein Gleim ſchickt, oder die er billigt, u. dergl. Laſſen Sie uns in Vorrath etwas machen, damit dieſe Sache zu Stande kommt, die dem dummen Deutſchland vielleicht nutzen könnte. Wären die crit. Nachrichten nicht zerriſſen (vermuthlich durch Dähnekens eigennützige Intrigue) ſo würde ich ſchon ſo geübt im Schreiben ſeyn als Sack im Predigen. Ich liebe ſie bis an den Tod.

Ihr

Ramler.

Nachſchriften.

Haben Sie ihre Lieder und Bilder durchgeſehen und ſie zu einer Edition angelegt? Voß [der Buchhändler] bittet ſie darum. Kleiſt hat ſeinen Sommer ſchon in Proſa fertig. Haben Sie einige Gedankenſpäne, ſo ſchicken ſie ſie bald, oder einige Projecte oder einigen guten Rath.

Sie wiſſen doch daß Seidlitz todt iſt? Der arme Kleiſt ſoll keinen braven Man um ſich haben, wie es ſcheint.

An wen ſoll ich die Exemplare der crit. Nachrichten ſchicken? Das Stück à 2 Thlr. Die Regiſter ſind jetzt fertig geworden, und es ſtehen meine Freunde mit Nahmen darin.

Ramler.

Berlin, den 12. September 1752.

Morgen früh geht unſer Campement zu Ende und der König iſt ſchon jetzt in Potsdam, wie man ſagte. Es iſt niemand ins Lager gelaſſen worden, außer die Geſandten ſind vom Könige zur Tafel gebeten und vom General Feldmarſchall v. Schwerin durch einige Straßen des Lagers geführt worden. Auch hat der König die Etats ministres eingeladen und ihnen desfalls Päſſe zu geben angeboten. Einige junge Kaufleute die ſich hatten gelüſten laſſen herauszureiten, ſind auf des Königs Erlaubniß von den Huſaren geplündert worden. Man erzählt daß er ſie gefragt: wer ſie wären und was ſie hier zu verrichten hätten? Die Antwort ſei geweſen: ſie wollten gern ſehen wie es in einem Lager zu ginge. Das könnt ihr wohl ſehen, habe der König geantwortet, und den Huſaren einen Wink gegeben, Beute zu machen aber ſich ja nicht an ihren Perſonen zu vergreifen, ſondern nur ihre Pferde zu behalten. Hätte ich die Erlaubniß gehabt das Lager zu beſehen, ſo hätte ich eine Ode darauf gemacht und die vornehmſten Krieger gelobt. Nun aber werde ich Repreſſalien gebrauchen und kein Wort davon ſagen. Die Beſchreibung die nebſt einer Kupferplatte hier in Berlin herausgekommen iſt, iſt gantz falſch und nur zum Profit gedruckt worden. Es iſt auch leicht zu denken, daß man kein Geheimniß machen wird um es hernach öffentlich auszubreiten. Sind wir ja begierig ihre Exercitien zu wiſſen: ſo können uns unſere Officiere leicht einen Strich mit Wein auf den Tiſch machen und ſagen: hier fochten wir, dort ſtanden Sachſen.

Berlin, den 23. Febr. 1754.

Ein Fähndrich will ſeinen Abſchied vom Könige haben und ſchreibt à Mons. Mons. le roi de Berlin, de Potsdam et de plusieurs autres villes. Und im Briefe: Hochwohlgeb. Herr, Gnädiger Herr König. Der König antwortet: Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter Fähndrich, Ihr ſeid ein dummer Teufel, dergleichen ich in meinem Dienſt nicht haben mag; reiſet wohin ihr wollt.

Aus Ramlers Briefe an Gleim vom 10. Oct. 1762.

Unſer Leſſing, der die Belagerung [von Schweidnitz] commandirt hat*), ſoll wie ich höre, ſchon wieder nach Breslau zurück gekehrt ſeyn. Es iſt recht gut: er hätte die Stadt doch nicht eingenommen: er iſt gegen die Bürger zu gütig, und nur gegen die Skribenten ſcharf. Er hatte mir bey ſeinem Aufenthalt in Berlin erlaubt, ſeiner Lieder Pflegevater zu ſeyn. Als ich ihm folgendes brachte, war er ſo vergnügt darüber, daß er mir die übrigen alle übergeben wollte; ich habe aber nur noch zwölfe von ſeinen Kindern angenommen. Hier iſt das Lied:

---

*) Anmerkung Gleims. Er war Secretair bei dem General von Tauenzien, der die Belagerung commandirte.

Töne, frohe Leyer,
Töne Luſt und Wein!
Töne, ſanfte Leyer
Töne Liebe drein!

Wilde Krieger ſingen,
Haß und Rach und Blut
In die Laute ſingen,
Iſt nicht Luſt, iſt Wut.

Zwar der Heldenſänger
Sammelt Lorbeern ein,
Ihn verehrt man länger:
Lebt er länger? Nein.

Er vergräbt im Leben
Sich in Tiefſinn ein
Um erſt dann zu leben,
Wenn er Staub wird ſeyn.

Lobt ſein göttlich Feuer,
Zeit und Ewigkeit:
Und an meiner Leyer
Lobt die Fröhlichkeit.

Dieſes Lied ſchickt ſich ſehr gut zu einem Anfangsliede *). Auch ſoll es das erſte halbe Hundert anfangen.

Berlin, den 8. Februar 1764.

Neulich [vergl. S. 105] beſuchten die beiden Prinzen von Braunſchweig, unſere Generale, den Cadettenhof, und, nach ſehr gnädigem Geſpräche mit mir, hörten ſie mir eine ganze halbe Stunde zu, und zwar ſtanden ſie mir beſtändig ſo nahe, daß ich ſie mit der Hand erreichen konnte. Sie nahmen hierauf mit unſerm älteſten Prinzen von Preuſſen den gnädigſten Abſchied und gingen raptim durch die übrigen Zimmer und hörten ein Paar Minuten zu; ließen die Parade ſich zeigen und kamen endlich auch in den Speiſeſaal. Ich folgte mit der Suite beſtändig nach, und konnte mich nicht ſatt an ihnen ſehen. Ich ſog Feuer zu einer Ode aus den Augen unſers künftigen Königs. Die Ode iſt fertig, nach Raciniſcher Art zu reden. (Sie wiſſen was Racine

---

*) Auch in Leſſings Werken, neue rechtmäßige Ausgabe I, 1800, eröffnet es S. 3 die „Lieder", und zwar gleichlautend mit dieſer Bearbeitung Ramlers. Vergl. S. 100.

ſagte, wenn er eine Tragödie entworfen hatte) — Nach dieſem Beſuche, der mir gemacht wurde, mußte ich auch einen machen, nehmlich unſerm Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs, meinem Helden. Sie können leicht denken, daß bei dieſer Audienz von den deutſchen Muſen geſprochen wurde und daß man mein Gedichtchen für gut aufnahm ꝛc. Geſtern beſuchte aber dieſer vortreffliche Prinz unſern Cadettenhof in Begleitung ſeines Neveu des Prinzen Heinrichs. Er ſprach mit mir, wie mit allen übrigen, ſehr leutſelig, und bei meinem Geſpräche mit ihm ſagte er noch ein Wort von unſerer kurz vorhergegangenen Privatunterredung; ſo daß es laut wurde, was ich doch, (ich Antipode von den Leuten, die, wie ſie neulich ſchrieben, nicht ohne Ordensbänder leben können) was ich doch nicht ausgeplaudert hatte. Doch es iſt recht gut wenn ich öfter in ſolche ganz hohe Geſellſchaft komme, und wenn es auskommt, daß ſie mich wohl aufgenommen haben und vielleicht hält es unſer Freund der Excellenzen*) alsdann wieder mit mir. Doch geſtehe ich, daß er ſich wirklich beſſer in alle dieſe erlauchte Geſellſchaft ſchickt, als ich; und ich bin bereit all mein Recht darum gern abzutreten. Und dieſes darum, weil weder der feurige Fuchs und der mächtig brüllende Löwe, wie Pindar ſagt, noch auch der 39jährige Ramler ſeine Natur ändern wird. Gehüllt in meinen grünen Schlafrock, die doppelte Mütze auf dem Kopfe, einen Freund neben mir auf dem Canapee und eine Flaſche voll vom kälteſten Safte der Rheiniſchen Traube vor mir, bin ich glücklicher als ein König und als ein Liebling des Königs.

Ramler.

Berlin 24/28. März 1764.

Liebſter Freund.

Nun habe ich wieder einen halben Tag Zeit Athem zu holen; und wie ſoll ich dieſen anwenden? Erſtlich, an meinen alten Gleim zu ſchreiben, und dann — ein wenig ſpatzieren zu gehen. Eben itzt ſcheint mir die Sonne durch zwey Fenſter und ladet mich allmächtig ein, Bluhmen und friſche Blüthen in dem Berliniſchen heiligen Tannenwalde zu ſuchen. Ich muß nur gehen, ehe ſich dieſer ſchöne warme

---

*) Sulzer?

Sonnenſchein verliert: ich kann doch vor 6 Uhr dieſen Brief nicht fortſchicken. —

Ich bin wieder hier, und ſchreibe weiter. Blühende Zweige habe ich mitgebracht, und pflanze ſie hier vor mir hin, und trinke ihren ſanften Hyacinthenduft mit langen Zügen ein. Im März ſchon blühende Bäume? Ja, ſchon im Februar habe ich Blüthen gebrochen. Dieſe, die jetzt vor mir ſtehen, ſind von einer Pappelweide: ich habe danach in's Waſſer waten müſſen, ehe ich ihrer habhaft werden konnte. Blumen konnte ich nicht finden; aber dieſer Baum ſtralte weit umher, und lud mich ein, ihn zu plündern. Nun, wovon ſoll ich zuerſt mit Ihnen plaudern? Von unſern Freunden. Unſer Sulzer hat vom Könige 1000 Thlr. Penſion erhalten. Vermuthlich wird er ihn bei die zu errichtende Académie militaire ſetzen. Ueberdieß hat er ihm 300, oder, nach meiner Auslegung des Reſcripts, 500 Thlr. Penſion bei der Academie der Wiſſenſchaften angewieſen. Sein Haus hat unſer Freund für 15,000 Thlr. alt Geld verkauft, und zwar dem Cammerpreſ. Hrn. v. d. Horſt. Die Häuſer ſteigen itzt übermäßig im Preiſe: und vielleicht hätte er bey kurzem Aufſchube, noch wohl ein Paar tauſend Thlr. mehr herausgebracht. Er und d. H. Beguelin haben ihre Häuſer zu gleicher Zeit gebaut und zu gleicher Zeit verkauft. Dieſer letztere iſt ſeines Dienſtes als Präceptor des Prinzen von Preußen nunmehr in Gnaden erlaſſen und behält ſeine Penſion. Der Graf v. Borck iſt gleichfalls nicht mehr der Gouverneur, ſo wie auch der Gen. v. Buddenbrock nicht mehr Gouverneur des jüngern Prinzen iſt. Dieſer mein General hat genug mit uns *) zu thun. Aber ich komme ja ganz in die Hofneuigkeiten! Zurück alſo wieder zu den Freunden! Herr Rohde, den ich jetzt ziemlich oft ſehe, läßt Sie grüßen. Hat er Ihnen nicht den Kupferſtich von unſeres ſel. Freundes (Kleiſt) Bildniſſe geſchickt? Mich deucht, er hat es, und erwartet, wie er Ihnen gefallen wird. Er hatte Luſt die vier Helden insgeſammt in Kupfer zu ſtechen, nach der Malerey, die er in die Garniſonkirche geſchenkt hat. Mit unſerm Kleiſt machte er den Anfang, weil er dieſen am liebſten hatte. Hierauf werden Schwerin, Keith und Winterfeld folgen.

Ramler.

---

*) Mit dem Cadettencorps.

VIII. Zwei Briefe von Gleim an Ramler über Friedrich den Großen.[*]

a)

Liebſter Freund.

Schon ſeit dem 14ten bin ich wieder hier. Den 1ten ſah ich unſern großen Friederich. Eine halbe Stunde ſtand ich im Vorzimmer gegen ihm über. Was für ein feuervolles ſcharfes Auge! Welche verſtandvolle Stirn! — Kein Mahler iſt im Stande ein ſolch fürtreffliches Geſicht mit allem, was es redet, zu mahlen. Von allen den Schlachten die der Held geliefert hat, ſieht man dem Könige keinen einzigen Zug im Geſicht; keinen einzigen Kriegesthon hört man von ſeiner Flöthe, lauter Sanftmuth, Gnade, Mitleiden, Scherz und Liebe hört man. Sähen ihn ſeine Feindinnen, hörten ſie ihn einmahl ſeine Flöthe ſpielen, ſie müßten ſich verſöhnen, lieben, Friede machen, ſo würden ſie eingenommen und bezaubert werden. Eine gute viertel Stunde ſah ich ihn ſtarr ins Geſicht und ſo nahe, daß ich ihn ohne Fernglas ſehen konte. Er war ganz Freundlichkeit, und ich dachte, die hätte er in ſo vielen Schlachten gänzlich verlohren; ein fürſtlich Angeſicht, dem kein einziges Gemählde gleicht, das kein Mahler ſo leicht treffen wird, denn wer kann alle die großen Eigenſchaften der Seele die im Angeſicht gemalt ſind, treffen? Raphael könte es, denn der unterſtand ſich, Gott den Vater zu treffen. — Wie viel hätte ich Ihnen zu erzählen, mein Liebſter Freund? Herr Bachmann kam, auf meine Einladung in Bärenburg zu mir; eine viertel Stunde ſahen wir in Laublingen unſern alten Freund Langen. — Wir hörten den Pan und den Apollo göttliche Flöthen ſpielen; einmahl ſeufzte ich nach Ihnen, mein lieber Ramler, einmahl nach unſern lieben Krauſen, ein paar Minuten hätte ich unſern lieben Freunden abgegeben. Als Hr. Quanz heraus kam, ſagte Er, der König hat Hrn. Ramlers Oden geleſen, ſie haben Ihm wohl gefallen, Er hat ſich dafür bedankt. — Ich machte dieſe fürtrefflichen Oden dem Major Quintus bekandt, der bei dem Könige itzt das Wort in deutſchen Sachen hat. Die hohen

---

[*] Abſchriftlich bei Ramlers Briefen an Gleim.

Waffen des: Weh deinem Pontifex — war anſtößig. — Ich vertheidigte meinen Ramler, und fand dieſe Stellen fürtrefflich. Das Gedicht iſt betitelt: an den Fabius. Die hohen Waffen ſchicken ſich für den ausländiſchen Fabius beſſer als die deutſchen Fürſten — und der Pontifex gibt dem Gedicht ein ganz anderes Anſehen, als der Pabſt würde gethan haben. — Man muß ſich wundern, wie wankend und unbeſtimmt der Geſchmack der meiſten Leſenden iſt. — Ich behielt doch zuletzt Recht, und mußte es behalten, ich hätte mir es nicht nehmen laſſen. Sie böſer Mann aber haben das Gedicht an den Fabius*), für mich geheim gehalten. Von Herrn Beguelin, der bei Ihnen iſt, werden Sie wohl gehört haben, was der König mit ihm, mit Gellert, Erneſti, Reiske**) geſprochen hat; wie vergnügt und geſund er iſt, — kurz alles was ich Ihnen erzählen könte: Eines meiner gröſſeſten Vergnügen zu Leipzig war, die Bekandtſchaft mit dem engliſchen Geſandten Mitchel; mit dem fürtrefflichen Manne, der unſern groſſen Friedrich faſt ſo lieb hat als ich, der bei ſeinem Könige und Volke für uns gewiß alles thut, was er thun kann, der ein Staatsmann und ehrlicher Mann zu ſein weiß, der den berühmten Bollingbrock für ein ſchlechtes Genie hält und an ihm tadelt, daß er ein Staatsmann war und wieder die Religion ſchrieb; der Popen wieder die Beſchuldigung, daß ſein moraliſcher Charakter nicht der vollkommenſte geweſen ſey, vertheidigte, und als er von La Mettrie den Streich hörete, dem er unſern Haller geſpielt hat, ſagte: Je respecte ce cuisinier***) qui l'a tué; kurz ein Mann, der ganz Verſtand und ganz Herz, ſeinem Volk Ehre macht; er will, nachdem er Hallern in der Franzöſiſchen Ueberſetzung geleſen hat, mit Gewalt Deutſch lernen, ich ſolte ihm einige Bücher vorſchlagen; ich ſagte, ich wolte mich auf einige beſinnen, und Tages drauf brachte ich ihm ein halbes Dutzent unſerer Beſten, die ſich für ihm ſchickten; mehr zu finden würde Mühe gekoſtet haben. Doch ich muß hievon abbrechen, und, einandermahl das übrige nachholen, wenn Sie noch mehr wiſſen wollen. Ich ſehe in Ihrem letzten lieben Brief, und finde, daß Sie mir Hrn. Leſſings

---

*) Ode an den Fabius. Nach der Schlacht bei Torgau, den 3. November 1760.

**) Joh. Jac. Reiske lehrte von 1748—1774 in Leipzig.

***) So iſt zu leſen für cuisinier, welches deutlich in der Abſchrift ſteht, die Gleim von dieſem Briefe theils nehmen ließ, theils ſelbſt nahm und die Ramlers Briefen an Gleim beygebunden iſt. Lamettrie ſtarb 11. Nov. 1751 in Berlin an einer Indigeſtion.

Adreſſe in Breslau noch ſchuldig ſind. Mit den Neuen Oden und den Hendekaſſyllaben ſind ſie doch nun wohl bald fertig, und erfreuen Ihren Gleim dieſe Oſtern mit dem verſprochenen kleinen Bändgen. — Laſſen ſie es doch nebſt dem Text mit Lateiniſchen Lettern drucken [S. 41]; der junge Breitkopf will es ſo ſauber machen als möglich iſt! Er iſt ſehr für die Lateiniſchen Lettern; die Franzoſen ſagt er, hätten für unſere Gothiſchen Buchſtaben einen rechten Abſcheu gehabt, und alle Bücher mit Lateiniſchen Lettern gedruckt weggekauft. — Laſſen Sie doch unſers Kleiſts kleine Ausgabe mit Lateiniſchen Lettern drucken in klein Qo., wie ihre Cantaten! — Das gebundene Exemplar hat mir doch mein Ramler geſchenkt? Von dem nehme es an, aber nicht von dem Verleger, von dem mag ich nichts geſchenkt, das ungebundene Exemplar, welches er mir geſchickt hat, werde ich ihm bezahlen, er hat mir meine Rechnung geſchickt ꝛc.*)

Halberſtadt den 8ten Januar 1761.

β)

Halberſtadt den 3ten Juni 1763.

Ich habe unſern izigen, ich habe unſern künftigen groſſen König geſehen, mein lieber Freund. Ich ſtand unter der Menge des Volks; plötzlich hört ich aus dem Cirkel in welchen der Printz von Preußen ſtand, meinen Nahmen rufen, es war der General von Wylich [S. 23?] der mich ſprechen wollte, ich empfing den freundlichſten Gruß von dem Printz von Preußen der mich noch kennete; es hieß der König komt; der Printz ſtürzt in den Wagen, um ſchon wieder weg zu ſeyn, wenn der König ankäme, ich blieb im Hauſe Unſers Generals und ſahe bei ſeiner Ankunft ihn ſo nahe, daß mir kein Zug ſeiner Miene entwiſchen konte; Er blieb eine Stunde und ſprach mit dem General v. Hülſen, mit unſerem Dohm Dechant, und mit den beiden Herren Grafen von Wernigerode. Die Officiers vom Regiment wurden nicht vorgelaſſen, als er wieder abreiſete ſtand ich am Schilderhauſe und ſahe ihn noch einmahl ganz nahe. Die Officiers alle ſtanden auf beyden Seiten des Durchgangs. Nicht ein blick that er auf ſie keine Silbe ſprach er mit Ihnen. dem einzigen General Hülſen war er ſehr gnädig; mehr als einmahl wurde er umarmt, wie ſich Freunde umarmen. Er verdienet auch die Gnade des großen Königs er iſt der ehrlichſte Mann und iſt im Kriege allezeit brav geweſen, unſer Kleiſt hätte ihn gelobt, ein ſolcher braver Mann iſt er. Aber daß Niemand von den übrigen Officiers nur einmahl angeſehen wurde, das kam mir ganz beſonders vor. Sein ganzes Gefolg war, der Prinz von Preußen, der Graf v. Borck, der General Wylich, der Herr von Anhalt. Er ſaß in ſeinem Wagen ganz allein, zwei Pagen ritten voran, und zwey Heiducken ſaßen hinten auf, der Wagen war ſo ſchlecht, daß er für die Bediente des Grafen von Brühl zu ſchlecht geweſen wäre. Ob Alexander und Cäſar auch in ſo ſimplen Aufzuge gereiſet ſind, als ihr Bruder Friederich. Die beiden Heyducken*) waren meine Landesleute aus Ermsleben, ich ſagte dem einen meine Anmerkungen über den großen König, und hörte dagegen von ihm manche Anecdoten, die ein künftiger Preußiſcher Plutarg fürtrefflich nutzen könte. Dem Soldaten ein Beiſpiel zu geben, nahm er allezeit für ſich die ſchlechteſte Hütte im Dorf; die großen Häuſer, die Schlöſſer der Edelleute überließ er ſeinen Soldaten. Doch ich darf nicht anfangen ihnen dieſe Anecdoten zu erzählen, ſie wiſſen, daß ich nicht aufhören kann, wenn ich auf unſern großen Friedrich zu ſprechen komme, und ich habe nur noch Zeit zu ſagen, daß ich bin Ihr treuer Freund.

---

*) Dies ꝛc. in der Abſchrift Gleims.

IX. Brief über die Schlacht bei Kolin nach mündlichen Nachrichten von Officieren und vom Domdechanten von Spiegel.**)

Halberſtadt den 25. Juli 1757.

Die Nachrichten von der Schlacht bei Collin will mit vielen Umſtänden aus den Berichten der hier ſeyenden Officiere des hülſenſchen Regiments, und des Herrn Dohmdechanten vermehren. Der König hat ſich leider all zu viel gewagt. Ein Unterofficier Mühlberg von Hülſen hat geſehen, daß ein Oeſterreichiſcher Cüraßier, den Säbel in der Fauſt, auf ihn loßgejagt, aber Zween Dragoner haben ſich ſo lange mit ihm herumgetummelt, biß ſie ihn zwiſchen ſich geklemmet, und ihn vor des Königs Augen vom Pferde gehauen. Sind ſie nicht wenigſtens Rittmeiſter geworden, ſo möchte ich ſie kennen, um mein Glück mit ihnen zu theilen. — Des Königs Plan zum Gewinne der Schlacht mit wenigem Volk iſt nicht weniger fürtrefflich geweſen, als der bei Prag; aber die Hitze des rechten Flügels, oder vielmehr des Prinz Moritz, der den feindlichen linken nicht hat angreifen, ſondern erwarten ſollen, biß er auf ihn von den Bergen ſtürzen würde, und einige Cavallerieregimenter, die nicht zu rechter Zeit eingehauen, ſondern Ordre dazu erwartet haben, ſind Schuld, daß Friedrich auf einmahl hat weichen müſſen. Alle, die bey der Schlacht geweſen, verſichern, die unſrigen hätten ſich zu der gewonnenen Schlacht Glück gewünſcht, ſo weit wären ſie hinter den feindlichen Batterien geweſen. Der Soldat, der die Schlacht und Siegesgeſänge ſingt, kann nicht leiden, daß man ſie eine verlorene Schlacht nennt. Er ſagt, wir haben Sturm gelaufen und ſind zufrieden geweſen, daß wir ſo viel Feinde tod gemacht, als die Gebirge uns Preiß gegeben; der Feind iſt ehr von uns, als wir von ihm geſchlagen:

---

*) Einer derſelben und nicht ein gemeiner Soldat könnte vielleicht durch volksthümliche Briefe aus dem Felde einen großen Theil des Materials zu Gleims Kriegsliedern geliefert haben. Die ſo oft in ihnen genommene Rückſicht auf die Perſon des Königs, ſelbſt auf ſein Verhalten bei Nacht, läßt uns dies muthmaßen. Die Briefe brauchten gar nicht an Gleim ſelbſt gerichtet geweſen zu ſein. Ermsleben liegt etwa 3 Stunden von Halberſtadt.

**) Abſchriftlich bei Kleiſts Briefen an Gleim. Dieſe Abſchrift bricht wirklich da ab, wo unſere Mittheilung aufhört. Die Unterſchrift fehlt, doch iſt der Brief ohne Zweifel von Gleim. Von Körte's Hand iſt darauf bemerkt: „Das Original iſt unter den Gleim'ſchen Briefen." Vergl. S. [illegible] und [illegible] über den Domdechanten von Spiegel.

Denn haben wir ihn nicht gejagt,
So weit zu jagen war?

Aber ich kan ihm nicht recht geben. Zwar hat uns der Feind keinen Schritt weit verfolgt, das ſagt der Herr Dombdechant, das ſagen alle, die dabey geweſen. Aber er hat doch das Schlachtfeld behauptet, und wir haben uns in Unordnung zurückgezogen.

X. Aus dem Briefwechſel zwiſchen Kleiſt und Gleim.*)

Gleim an Kleiſt. Berlin 1744.

Soll ich Ihnen Bekanntſchaft in Prag machen? In Brandeis traf ich eine Dame aus Prag an, welcher ich verſprechen mußte, an Sie zu ſchreiben. Sie gab mir deshalb ihre Adreſſe: **à Madame Franzonin**, neben der eiſernen Thür beim weißen Löwen. Machen Sie ihr doch mein Compliment, wenn Sie ſie auf die Probe ſtellen wollen.

Gleim an Kleiſt.

Es zanken ſich die Sachſen
Um Wörter und um Sylben
Und ſchlagen ſich mit Schwertern:
Es zanken ſich die Prinzen
Um Gold und veſte Städte
Und ſterben eh' ſie ſiegen.
Es zanken Wolf und Lange
Um böſ' und gute Welten
Und bauen keine beſſer.
Zankt immer tapfre Zänker,
Zankt tapfer eh' ihr ſterbet:
Um Länder oder Reime
Will ich mit euch nicht zanken
Doch wollt ihr mit mir zanken
So tadelt { Wilhelminen.
dieſe Böhmin. }

Brief von Kleiſt an Gleim aus Potsdam den 31. Juli 1746.

Hier ſchlagen wir ſchon die Ruſſen in Gedanken. Ich glaube aber, daß wir dieſes Jahr wol ſtill ſitzen möchten, ob ich gleich ſolches nicht wünſche.

Brief von Kleiſt an Gleim aus Potsdam den 22. Juni 1747.

Ich rede an einem Orthe von den Bienen, daß ſie nach langem umherſäuſeln mit Thränen der Lilien beſchwert, in ihre Wohnung lehren. Denn ſage ich: Folgt doch ihr Philoſophen! dem Beiſpiel der kleinen Thymiſten, Entflieht den Schatten der Heimath, verbreitet euch über den Erdball, Durchſuchet der Menſchlichkeit Feld mit Diſteln und Blumen bewachſen, Dringt durch die heimlichſten Wege, wagt euch auf furchtbare Felſen Und in der Abgründe Nacht. Mit ſüßer Beute beladen Kehrt denn in eure Zelle und liefert uns Honig der Weißheit. Mir gefiel erſt der Gedanke ziemlich, da ich aber den Zuſammenhang überlas, ſah ich daß er eingeflickt war, und muſſte ihn ausſchalten.“

---

*) Vergl. oben S. 223. 71. Seit Jahren nahmen wir Abſchriften, beſonders von einzelnen Stellen der Briefe Kleiſts in der gleimſchen Familienſtiftung. Eine ganz kurze Mittheilung daraus, die hier nicht wiederholt iſt, gaben wir bereits im Morgenblatte. Was ſchon Körte in Kleiſts Leben benutzt hat, iſt entweder gar nicht oder nur ſtellenweiſe wegen des Zuſammenhangs wieder aufgenommen. Körte verbeſſerte ſogar Kleiſts Briefſtil — der reine Ramler! Von unſern Auszügen aus älterer Zeit wurde nur weniges für den Abſchnitt unſeres Buches über die preußiſche Dichterſchule benutzt. Man ſehe jedoch die Anmerkung unter dem letzten der hier mitgetheilten Briefauszüge.

Aus dem Briefe von Kleiſt an Gleim aus Potsdam den 23. Juli 1747.

Die abendtheuerliche Zuſammentrauung des Hackiſchen Offiziers mit der Perückenmacherin war hier noch nicht bekannt, und verurſachte ein allgemeines Gelächter. Ich glaube der Offizier würde Nachahmer finden, wenn nicht das Garniſon Regiment manche abſchreckte. Man hält dieſe Strafe durchgehens für zu hart, eines ſo gut ausgeſonnenen Spaßes wegen. Ich erhielt ihr Schreiben eben auf der Parade, und nachdem ich die Begebenheit einigen erzählt, ward ich bald umringt wie von einem Schwarm Hummeln, ein jeder wollte die Umſtände davon wiſſen, die Sie mir doch zum Unglücke nicht ausführlich geſchrieben haben. Herr Edelmann der Epikurer iſt hier geweſen und ſucht beim Könige Schutz in ſeinem Lande wider die Nachſtellungen der Geiſtlichen, er hat ſich aber unverrichteter Sache wieder wegmachen müſſen. Einige ſagen er ſei ganz kürzlich hier geweſen, andere aber verſichern, daß es ſchon in des Königs letzteren Krankheit geſchehen. [Vergl. S. 210.]

Brief von Kleiſt an Gleim aus Potsdam den 24. Jan. 1749.

Herr Sulzer beſchwert ſich gleichfalls, in einem Schreiben, das ich von ihm erhalten, über Ihre Nachläſſigkeit. Haben Sie etwa zu viel Geſchäfte oder zu viel Mädchens. Brechen Sie doch ſo viel Zeit ab, und erfreuen Sie mich wieder, wie vormals, durch ihre öfteren Zuſchriften. Was haben ſie ſich in Berlin für einen Spas mit ihrem Gebet bei Erblickung des jungen Prinzen von Preußen gemacht. Herr Sulzer ſchickt es mir und frägt mich ob ich Sie darin finde. Er weiß nicht recht, woran er iſt. Er hat Sie in Verdacht gehabt, ſie haben es aber ſo ernſthaft geläugnet, daß er Sie jetzo nicht gewiß vor den Verfaſſer hält und Herr Ramler will gar davon nichts wiſſen, ohngeachtet es ihm gefällt.

Brief von Kleiſt an Gleim aus Potsdam den 28. Januar 1749.

Das Lob der Gottheit das Herr Waſeberg citirt iſt nicht von mich [sic], ſondern von einem Hamburger, wenigſtens iſt es daſelbſt gedruckt. Wenn Sie Herrn Waſebergen ſchreiben, ſo machen Sie ihm doch meine Empfehlung und fragen Sie ihn ob er nicht der Waſeberg ſey, der anno 30 und 31 mit zwei Kleiſten in Dantzig ſtudirt und ſagen Sie ihm daß ich der jüngſte von denſelben ſey. Ich ſollte zwar billig ihn an die Zeiten nicht erinnern, denn ich war ein liederlicher Vogel; allein meine Liederlichkeit beſtand nur in Pflaſtertreten und Händeln und daraus mache ich mir nichts, was niederträchtiges und malhonettes habe ich nicht begangen. [Vergl. S. 72. 73.]

Brief von Kleiſt an Gleim aus Potsdam den 9. März 1749.

Vor einigen Tagen hat ſich der König einen beſonderen Spas gemacht. Es war ein türkiſcher Janitſcharen Rittmeiſter mit Pferden hier, die er verkaufen wollte. Der König ließ ſich einige davon vorreiten, und begegnete dem Rittmeiſter ſeiner Gewohnheit nach ſehr leutſeelig. Der Rittmeiſter war nachher über die Gnade des Königs in einem ordentlichen Enthuſiasmus, welches dem Könige wieder geſagt wurde, der ihn des Nachmittags darauf zu ſich auf Caffé bitten, und des Abends ein Intermezzo von einem türkiſchen Seeräuber ihm zu gefallen anſtehen ließ. Der Türke hat über Verwunderung und Entzücken über ſolche Gnade beſtändig anbethen wollen.

Brief von Kleiſt an Gleim aus Potsdam den 9. März 1749.

Ich habe jetzo Urlaub nach Hauſe nehmen wollen, um Sie, nach meiner Zurückkunſt, im May beſuchen zu können; der Printz ſagte mir aber, ich möchte noch etwas Gedult haben. Ich ſchmeichelte mir daß er mich etwan anfangs Aprils würde reiſen laſſen, und daß ich Sie den doch noch vor der Revue würde ſehen können; allein jetzo wird weder aus der Reiſe nach Hauſe noch zu Ihnen was, indehm wir uns ganz im Ernſte zum Marſche rüſten. Alle Offiziers, die von den Regimentern entweder beurlaubt oder auf Werbung commandirt ſind, haben Befehl den 1ten April bey den Regimentern zu ſeyn, und die Beurlaubten, die ſonſt nur den 1ten Juli einkommen ſollten, müſſen gleichfalls den 1ten April hier-ſein, der Fürſt von Deſſau, wie auch der Feldmarſchall Schwerin ſind beordert anhero zu kommen, es werden eine Menge Proviant- und Rüſtwagen nach einer beſondern neuen Erfindung gemacht, und was mehr vor Vorbereitungen vorgenommen werden. So ſind meine Projecte wieder alle zerſchlagen, doch glaube ich noch nicht, daß wir eine lange Campagne haben, ſondern vielleicht nur ein Obſervations-Corps formiren werden, welches der König vermuthlich vor nöthig hält, da ſich faſt alle Puiſſancen zum Kriege rüſten. Innerhalb ein paar Monathen wird es ſich aufklären, was dieß alles bedeutet.

Ich gratulire Ihnen zu ihrer neuen Bekanntſchaft mit dem Herrn Hofrath v. Ammon, und zu dem Vergnügen, das Sie ſich aus derſelben verſprechen. Machen Sie ihm doch unbekannter Weiſe meine ergebenſte Empfehlung. Mir fängt Potsdam auch an ein wenig zu gefallen, ich werde den Mangel der Freunde wie ich ſie haben will, gewohnt, und die Aſſembleen und Intermezzo, die wir jetzo faſt täglich, abwechſelnd haben, etourdiren mich, daß alle Sorgen vergeſſe. Doch kann ich mich auch über den Mangel wahrer Freunde nicht gänzlich beſchweren, wenigſtens habe ich einen der mir immer ſchätzbarer wird nämlich Colongue. Er hat Verſtand, und ſo Ehrgeizig er auch vor dem war, ſo gute Sentiments hat er jetzo, und er formirt ſich auch immer beſſer durch die Lectüre, woran er Geſchmack hat. Grüßen Sie ihn doch zuweilen; dieſes wird ihn ſehr freuen, er iſt außerordentlich von Ihnen eingenommen.

Wie weit iſt der Herr D. Röper*) mit der Ueberſetzung gekommen? Ich glaube, wenn ihn auch nicht das mittelmäßige Original zum aufhören brächte, daß er doch nicht weit damit fortkommen würde.

---

*) Dieſer praktiſche Arzt zu Halberſtadt brachte Kleiſts Frühling in gereimte deutſche Verſe.

Ich wenigſtens kann keine Zeile davon in Reime überſetzen, daß ich nicht Ideen weglaſſen muß. Ihre beiden neuen Lieder gefallen mir ſehr.

Brief von Kleiſt an Gleim aus Potsdam den 30. Mai 1749.

Herr Ramler befindet ſich nun ſchon wieder bei guten Kräften, ohngeachtet er noch ein wenig Beine ohne Waden hat. Er will mir von ſeinen Verbeſſerungen nichts ſchicken, ſondern ich ſoll ſie erſt von Ihnen abfordern. Ueberſenden Sie ſie mir alſo doch eheſtens. Herr Sulzer verlangt zum Drucke des Frülings noch einen Brief von einem Bogen ſtatt einer Vorrede, damit es einem Buche ähnlich werde. Ich will Herr Ramler darum erſuchen, und wenn er keine machen will, werden Sie es mir nicht abſchlagen. Sie werden darin ſagen können, was Sie wollen, nur nichts von mir.

Herr Hirzel hat mir endlich gleichfalls geſchrieben, und eine Ode auf ſeine Frau eingelegt, die ziemlich aber kaum mehr Ode iſt, als der Brief ſelber. Er iſt ungemein vergnügt über ſeine glückliche Ehe, über ſeine übrigen guten Umſtänden und über alles. Warum wollen Sie ſich nicht auch bald verehligen, damit Sie noch vergnügter werden?

Brief von Kleiſt an Gleim aus Potsdam den 11. Sept. 1749.

Die Wahrheit zu ſagen, ſahe ich die abſchlegige Antwort nicht als ein Riske, ſondern als was gewiſſes an, da ich weiß daß man Verdienſte meiſt nach dem Geſichte abmißt und da ich dem Prinzen als ein tiefſinniger Menſch beſchrieben bin.

Brief von Kleiſt an Gleim aus Potsdam den 25. Jan. 1750.

Hier haben Sie eine Flöte und ich wünſche, daß Sie Ihnen gefallen mag. Sie iſt gut, obgleich nicht ganz außerordentlich, und ſie wird noch beſſer werden, wenn ſie ausgeblaſen iſt. Sie dürfen nicht fragen was ſie koſtet, ſie koſtet noch nicht den vierten Theil von dem was ich ihnen ſchuldig bin. Den Gebrauch der doppelten Klappe wird ihr maitre wiſſen, wo nicht, will ich Ihnen ein andermahl davon Nachricht geben.

Was meinen Sie, was mir Donop vor einen ehrlichen Streich gemacht hat, er hat mir ohne daß ich ihn darum gebethen 300 Thlr. vorgeſchoſſen, um meine Schulden zu tilgen, die mich ziemlich quälten, die ich aber jetzo alle bezahlt habe, die ihrige ausgenommen. Wie wiederſprechend iſt doch zuweilen der Menſchen Aufführung, allein die Noth macht oft ſolchen Widerſpruch. Er hat mich auch nebſt Ewald und unſerem Auditeur nicht mit Frieden gelaſſen, bis ich an den Printzen um die Leibcompagnie geſchrieben habe. Ich habe aber dieſesmal richtiger den Kopf des Printzen beurtheilt als ſie alle 3, denn ich ſagte und wußte gewiß voraus, daß ich ſie nicht bekommen würde, welches nun wahr wird, denn ich höre, daß er ſie ſchon dem Lieut. Jocke gegeben, ob es gleich noch nicht bei der Parole befohlen iſt. Es ärgert mich nun daß ich mich bewegen ließe zu ſchreiben, allein ich konte den Vorſtellungen meiner Freunde nicht wiederſtehen, und die Quaal über die Schuld, worin ich noch damals ſtack (denn Donop hat mir erſt nachher die Offerte von 300 Thlr. gethan) trug auch das ihrige bei.

Gleim an Kleiſt. Halberſtadt 16. Juni 1750.*)

Sollte es nicht möglich ſein, mein Liebſter, daß Sie mit Sulzer nach Magdeburg kommen. Er kommt anfangs Juli dahin, und es wird ein rechter Congreß von Freunden da ſein. Gellert kommt auch hin. Ich und Klopſtock werden den 5ten oder 6ten Juli da ſein. Wäre es nun nicht fürtrefflich wenn ſie um unſertwillen auch 14 Meilen reiſten! Sulzer kann ja über Potsdam gehen und Sie mitnehmen. Sie würden mir und Klopſtock eine unendliche Freude machen. Schreiben Sie mir doch mit erſter Poſt, ob wir hoffen können, ſie da zu ſehen. Klopſtock fordert von mir alle mögliche Ueberredung anzuwenden. Der König bleibt wohl noch lange aus. Oder wenn er auch da iſt, ſo können ſie ja wohl auf 4 oder 5 Tage vom Obriſten Urlaub nehmen. Antworten Sie mir bald, oder Sie ſollen Klopſtocks erſte Oden nicht leſen, worin er Ihrer ſchon ſo edel gedacht hat.

---

*) Vergleiche, was S. 126 über den einen Beſuch Klopſtocks in Magdeburg geſagt iſt.

Brief von Kleiſt an Gleim aus Potsdam den 29. Sept. 1750.

An Herrn Klopſtocks Glücke nehme ich von ganzem Herzen Antheil. Er muß ein halber Cherub und nichts als Liebe und Lob ſein. Ich bin aufs zärtlichſte gerührt, wenn ich nur an ihn denke und mir ihn vorſtelle. Wenn ich ihn doch nur bald kennte, ohngeachtet aller meiner Schwachheit hoffe ich ſein Freund zu werden, denn ich werde ihn ſehr lieben. Er wird nun doch wohl bald heirathen, 400 Thlr. iſt gar nicht viel zu Einrichtung einer Haushaltung, indeſſen wird er doch dabey glücklicher ſein als ohne ſeine Doris und da ſie ihn liebt, kann ſie nicht unglücklich ſeyn. Ach hätte ich ehemals mich ein bischen mehr bürgerlich gedacht, und wäre als Lieutenant mit etwa 30 Thlr. Revenüen ein Mann geworden, ſo wäre ich jetzt nicht ohne Umkehr elend. Ich hätte zwar freylich was ausſtehen müſſen, allein jetzo wäre ich ſchon ſeit einem Jahre aus der Miſere, denn ich hätte mir ihretwegen es nicht zu niedrig gehalten, um die Leibcompagnie zu bitten, die ich ohne Sie aus halber Verzweifelung nicht haben mochte. Ich kan jetzo Herrn Klopſtocken noch nicht ſchreiben, eheſtens ſoll es aber geſchehen. Entſchuldigen Sie mich bei ihm wenn Sie ihn ſprechen, wie auch bei Herren Schmidt, und küſſen Sie ſie beide in meinem Namen. Der Zeitungsſchreiber, der das Lob der Gottheit das der König überſetzt vor meines ausgegeben, hat ſich geirrt. Es haben mir zwar ſchon Offiziers die aus Berlin gekommen ſind auch geſagt, daß es daſelbſt allenthalben hieße der König hätte von mir etwas überſetzt, allein es iſt doch nicht an dem, ich kenne des Königs Geſchmack beſſer und man thut mir eine unſchuldige Ehre an. Vermuthlich iſt es das Lob der Gottheit aus den Beluſtigungen, worin dieſes der Gedanke iſt: Du haſt die Uhr der Zeiten aufgezogen. Mein alter Seidlitz iſt wieder an ſeiner ehemaligen Krankheit bettlägerig, doch iſt ſie nicht ſo heftig und es beſſert ſich ſchon mit ihm. Er empfiehlt ſich Ihnen nebſt Donopen beſtens. Ich habe mich eine ziemliche Zeit gegen ſie beide kaltſinnig geſtellt, weil ſie mich da ich von Hauſe kam, wegen meiner Schuld ganz impertinent mahnten, und mir faſt aufpaßten ob ich auch anderswo Geld ausgäbe, welches aber nicht geſchahe, denn ich hatte nichts. Aber nun ſind ſie wieder Freunde, ſie müſſen es ohne Zweifel höchſt nöthig gebraucht haben, denn die Einkünfte von ihren Compagnien ſind ihnen nicht zulänglich.

Brief von Kleiſt an Gleim aus Potsdam den 13. Nov. 1750.

Warum glauben Sie noch, daß ich in des General Stille [S. 19] Aufrichtigkeit ein Mißtrauen ſetze? ich bin ſehr weit davon entfernt und halte ihn für den redlichſten Mann der ſeyn kann, ich habe große Proben davon, unverdient. Ich bin bei ihm geweſen und habe ſeine ganze Familie kennen gelernt, und werde nun auf ſein ausdrückliches Verlangen oft zu ihm gehn. Mit den Herrn von Maupertuis bin ich auch bekannt und er erzeigt mir viele Höflichkeit, und faſt Freundſchaft.

Brief von Kleiſt an Gleim aus Potsdam den 12. Jan. 1751.

Was wollen ſie mit meinem Gemälde? es wird Ihnen nichts nutzen, es wird ihrem Zimmer eine ſchlechte Zierde geben. Die Runzeln kommen angeſtiegen und ackern ſchon auf meiner Haut, und das Alter pudert mir auch ſchon die Haare. Ich weis nicht wie es zugeht daß ich ſo ungemein ältere, da ich doch ziemlich vergnügt, wenigſtens gelaſſen bin. Nein einen ſo alten Kopf ſollen ſie nicht haben, der iſt nicht mehr werth gemahlt zu werden.

Brief von Kleiſt an Gleim aus Potsdam den 6. Juni 1751.

Sie werden doch das was ich von Sulzer's Mädchen ſchrieb nicht unrecht verſtanden haben. Ich meinte, er bearbeite ſich ſo auf gut ſchweitzeriſch um die Vermehrung der Welt, daß ſein Mädchen blau um die Augen wäre. Sonſt glaube ich ihr comportement ſehr gut, wenn er ſie nur nicht wolle gelehrt machen, daß mir eben nicht anſteht. Ich möchte ebenſo gerne ein Mädchen mit einem ſchwarzgewichſten Stutzbart, als ein gelehrtes, beides kommt mir allzu männlich allzu ernſthaft vor.

Brief von Kleiſt an Gleim aus Potsdam den 25. Aug. 1751.

Ich kan ſchon einen ganzen Haufen geduldiger Freunde beherbergen, ich habe ein ganzes Haus gemiethet, nämlich das Lignoriniſche in der Brandenburgiſchen Straße, welches ihnen bekant ſeyn wird. Von künftigen Sontag über 14 Tage aber komt der König zurück, und den muß ich wieder Dienſte thun, bis dahin aber kan ich ganz der ihrige oder vielmehr Sie der meinige ſeyn. Melden Sie mir den Tag ihrer Herüberkunft, ſo will ich Ramlern auch beſtellen. Wenn Sie mich dieſesmal noch beſuchen, will ich wieder 2 Jahre hinter einander nach Halberſtadt kommen.

Brief von Kleiſt an Gleim aus Speyer den 15. Juni 1762.

Was vor eine wiedrige Schickung hat gewollt daß ich Sie auf meiner Reiſe durch Halberſtadt nicht habe ſprechen müſſen. Wie ich Sie in ihrer Heimath nicht antraf, tröſtete ich mich daß ich Sie noch in Marpurg finden, oder Ihnen begegnen würde; allein ich fand Sie in keinem mir entgegen kommenden Wagen, und als ich nach Marpurg kam, waren Sie doch ſchon ſeit 6 oder 7 Tagen von da abgereiſet. Welchen Weg haben Sie mir zum Leidweſen genommen, ſie können nicht die gerade Straße über Elrich, Duderſtadt gegangen ſein, oder wenn dieſes iſt, müſſen wir an einem Orte in verſchiedenen Wirthshäuſern geſchlafen oder gemittaget haben, denn ich habe alle Wagens, die mir begegnet ſind genau durchgeſehen. Im Fall, Sie in Duderſtadt Mittag gehalten haben, ſo können wir zuſammen da geweſen ſein; meine Reiſegefährten ſagten mir nachher, daß daſelbſt vor einem anderen Wirthshauſe eine halbe Chaiſe geſtanden wäre, die brandenburgiſch ausgeſehen hätte. Nun kan ich Sie wieder in einem ganzen Jahre nicht beſuchen, welch ein Theil von unſerm Leben! Wie oft werde ich Sie noch ſehen? wenn ich Sie nur alle Jahre oder wie es ſich ſchon getroffen hat, alle drei Jahre ſehe! Wie wenig von einigen glücklichen Tagen werde ich noch haben! ihre Haushälterin wird Ihnen geſagt haben, wie ich ihre Wohnung durchſuchte. Ich ſegnete jeden Ohrt welchen Sie berührt, wo Sie geſchlafen, ich empfand Wolluſt da zu gehen wo Sie gegangen waren. Dieſes iſt nicht übertrieben, denn ich liebe Sie wahrhaftig mehr als alle Mädchens auf der Welt. Meine Reiſe iſt ſonſt, ihre Vermiſſung ausgenommen, ziemlich angenehm geweſen. In Kaſſel habe ich mich nebſt meiner Reiſegeſellſchaft dem Fürſten Max und ſeiner Familie worunter unſre künftige Prinzeſſinn iſt, preſentiren laſſen; man nahm uns ſehr gnädig auf, und wir wurden bey ihnen zur Tafel gezogen. In Frankfurt und auf meiner weiteren Reiſe bis Speyer habe ich auch viel Vergnügen gehabt, weil man ſich, wie ſehr Poet man auch wäre, keine angenehmeren Gegenden einbilden kan, als man im Reich ſieht. Nur Speyer iſt eben kein zu ſchöner Ohrt, doch iſt er zur Werbung bequem, und dieſe macht mir ſchon ſo viel zu ſchaffen, daß ich keine Langeweile habe. Sie wiſſen doch ſchon, daß Herr Ewald bei unſerem Regiment Auditeur iſt. Ich habe nun einen Freund und guten Geſellſchafter mehr in Potsdam, welches mir nach und nach beſſer gefallen wird, beſonders wenn ich das erſte Mal auf der Werbung glücklich bin, und alſo mir öfters Veränderung machen kann.

Brief von Kleiſt an Gleim aus Schaffhauſen den 25. Febr. 1753.

Es war mir ſehr lieb, daß ich Zürich verlaſſen mußte, denn es war mir wegen vieler Urſachen unerträglich, die ich Ihnen einmal mündlich ſagen werde. *Apropos, Bodmer will ſich gern mit Klopſtock verſöhnen, er geſteht von ſelber (ohne daß ich gethan habe als wenn ich was wüßte), daß ihn der Zorn zu Sachen verleitet die er bereue.* Machen ſie doch, daß dieſe Verſöhnung zu Stande kommt. [Vergl. S. 126.]

Brief von Kleiſt an Gleim auf der Reiſe. Nürnberg den 13. April 1753.

Ich hatte noch beynahe an 2000 Thlr. Schulden, zu deren Bezahlung ich mir alle Monathe ſo viel abziehen ließ, daß ich immer wieder Schulden machen muſte, und in mehreren embarras war als vorhin da ich noch keine Compagnie hatte. Nun habe ich mir durch die Werbung ziemlich geholfen.

Brief von Kleiſt an Gleim aus Potsdam den 23. Mai 1753.

Eheſtens werde ich Ihnen ein paar ſatyriſche Briefe auf die Schweiz ſchicken.*) Ich habe ſchon lange Materialien geſammelt, und zwar ſo gute, daß ich hoffe, die Briefe werden ihren Beifall haben. Ich habe nur noch nicht Zeit gehabt ſie zu machen. (Dieſes bleibt aber ein Geheimniß.)

---

*) Die ſehr ſcharfen, aber nicht gegen die ſchweizeriſche Literatur gerichteten Epigramme und einen älteren, gleichfalls ſehr pikanten Brief, der ſehr entſchieden für Klopſtock gegen Bodmer Partei nahm, werde ich nebſt einem Briefe Hirzels weiter unten beſonders mittheilen. Vergl. S. 233. 234.

Brief von Kleiſt an Gleim aus Potsdam den 19. Aug. 1753.

Wie gerne ich Ihnen auch mehr ſchreiben wollte, ſo habe ich doch nicht Zeit, wir exerciren und manoeuvriren ganz gewaltig, und mehr als jemals, ſo daß ich kaum abkommen kan auf meinem Pommer dann und wann ſpatziren zu reiten. Sie kommen doch in's Lager, dann ſoll Ihr Meklenburger mit meinem Pommer auch gute Freunde werden.

Brief von Kleiſt an Gleim aus Potsdam den 30. Oct. 1753.

Die überſchickten KramsVögel waren ſehr ſchön, ich habe ſie mit meinen hieſigen beſten Freunden verzehrt, und wir haben dabei zehnmal ihre Geſundheit getrunken.

Brief von Kleiſt an Gleim aus Potsdam den 18. Dec. 1753.

Aber wie komme ich hier auf ein Gleichniß von Graſe, da alles um mich her in Schnee und Glateis vergraben iſt, da die Bäume in den Wäldern ausſehn als gläſerne Bäume?

Brief von Kleiſt an Gleim aus Potsdam den 19. März 1754.

Das Käſtchen zum Theezeuge komt endlich einmahl hiebei, und ich wünſche, daß es gefallen mag. Die Untertaſſen ſetzt man unter das Theekännchen, die Obertaſſen aber in das leere Behältniß welches nebenbei iſt, und man muß denn auf der Reiſe alles mit Baumwolle bepacken, damit es nicht zerbricht. Wozu alle die Büchſen beſtimmt ſind, werden ſie leichtlich ſehen, ohne daß ich einen Traktat: von der Beſtimmung der Büchſen werde ſchreiben dürfen, nemlich eine zu Thee, die andere zu gemahlten Koffe, noch eine andere zu Rauch Toback u. ſ. w.

Kleiſt an Gleim. Potsdam den 20. Jan. 1756. Beantwortet den 6. Febr. 1756.

Sie machen mir mit Ihren Poeſien ungemein viel Vergnügen. Fahren Sie doch immer ſo fort, wenn Sie wollen, daß ich nicht melancholiſch ſeyn ſoll. Aber nein, ich bin es ſo nicht, ich habe jetzo wieder die fließenden Hemorrhoiden, die ſich mir verſtopft hatten, und befinde mich recht gut. [Vergl. S. 73.]

Kleiſt an Gleim. Potsdam den 15. Febr. 1756.

Das Schwalbacher und das Egerwaſſer ſoll beſonders vor die Hypochondrie gut ſein. — — — — Ich ginge alſo vielleicht dahin, und von beyden Ohrten wäre mir Uz näher als von Achen. Die Wahrheit zu geſtehen, ſo bin ich mein Leben ſo müde, daß ich viel lieber ſterben als geſund werden wollte, da ich aber erſteres mit Ehren nicht kann, ſo muß ich doch verſuchen, ob letzteres nicht möglich iſt, und Ihre Geſellſchaft und die Bekanntſchaft mit Uzen wird dazu mehr beitragen, als alle Brunnen und Bäder von Deutſchland.

Kleiſt an Gleim. Potsdam den 6. Mart. 1756.

Wir erfahren, was hier wichtiges vorgeht, erſt aus der Amſterdammer oder Hamburger Zeitung. Der Marquis de Valerio kommt wieder als Geſandter ſtatt des Monſ. de la Touche an unſern Hof, und man glaubt, daß ſich auch eheſtens ein engliſcher Geſandter einfinden werde. Wenn die Franzoſen zur See Schläge bekommen ſollten, ſo prophezeyet man uns hier bald einen Marſch, aber ich prophezeye ihn nicht, ungeachtet ich ihn wünſchte, ſondern ich glaube, daß der König mediateur ſeyn und den Frieden in Europa herſtellen wird.

Kleiſt an Gleim. Potsdam den 5. April 1756.

Wenn in Ihrer Gegend eine Jagd-Bedienung offen wird, und Sie benachrichtigen mich davon, ſo will ich ſie ſuchen, und ich werde

Sie erhalten. Dies iſt die einzige Art von Bedienung, die ich haben möchte, und wie glücklich wäre ich, wenn ich ſie in Ihrer Gegend hätte.

Kleiſt an Gleim. Potsdam, 20. Juli 1756. [Vergl. S. 54.]

Es kann leicht kommen, daß wir ins Lager bei Hornburg rücken, welches ich von allen Lägern am liebſten beziehen möchte, weil ich dort meinem liebſten Gleim nahe wäre, und ihn oft ſehen und ſprechen und küſſen könnte. Wenn ich meinen liebſten Gleim, meinen beſten unter allen Menſchen, noch einmal geſehen habe, dann will ich mich nachher ſchon von den Franzoſen todt ſchießen laſſen, doch muß ich vorher ſelbſt erſt einige Bärenhäuter erlegt haben.

Kleiſt an Gleim. Im Lager bey Pirna den 3. Oct. 1756.

Das Gerücht von dem Siege, den wir im Sept. über die Oeſterreicher ſollen erfochten haben, iſt, wie Sie ganz recht muthmaßen, falſch. Ich kann Ihnen aber jetzo von einem höchſt glorreichen Siege wahrhafte Nachricht ertheilen, den wir vorgeſtern über dieſe unſre Feinde bey Lowoſitz erhalten haben, und der unſer Land und alliirten mit Freude erfüllen wird. Nachdem der König erfahren, daß ſich die Oeſtereicher unter dem Commando des Generals Braun näherten, um uns den 4ten hujus am Franciscitage hier bei Pirna zu attaquiren, ging er von hier verwichenen Montag zum Corps des Generals Keith (unter dem der Prinz von Bevern und von Braunſchweig bisher commandirt haben) ab, und überließ das Commando unſeres Corps dem Markgrafen Carl. Wir muthmaßten gleich, daß es zu einem Treffen kommen würde und die geſtrige Nacht erhielten wir ausführliche Nachricht von unſerm erfochtenen Siege. Der Feinde rechter Flügel hat an Lowoſitz geſtanden, und rechter Hand Lowoſitz hat ein Corps Banduren einen hohen Weinberg, der rund um natürliche Teraſſen hat wie der Weinberg in Sans-Souci, beſetzt gehabt, ſo daß es oben alle Teraſſen erfüllt. Vor der Mitte ihrer Armée, weit voraus, ſind einige Redouten, mit Canonen ſtark beſetzt, aufgeworfen geweſen, und vor den Redouten hatte viele Cavallerie gehalten, die die Redouten verdeckt hat. Der linke Flügel hat ein Retranchement und auch eine

Redeute vor ſich gehabt. Wie ſich der König Ihnen nähert, der 24 Stunden lang ohne zu ruhen durch lauter Defilés auf ſie los marſchirt iſt, avanciren ſie friſch auf uns, welches ſie ſonſt niemals gethan, in der Meynung, daß unſer Haupt-Corps bey Pirna ſtünde, und daß dieſes nur eine Avantgarde wäre. Der König, der faſt ihre ganze Cavallerie vor der Mitte, und weit voraus gerückt ſieht, weiß kein ander Mittel an die Infanterie zu kommen, als daß er die Cavallerie durch die ſeinige attaquiren läßt. Bei der Annäherung unſerer Cavallerie, die mit der größten Furie auf die öſtreichiſche fällt, öffnet ſich letztere, um uns in das Kartetſchen Feuer der Redouten jagen zu laſſen. Unſere Cavallerie hat hierauf retiriren müſſen, und iſt von der öſtreichiſchen verfolgt worden. Wie ſie vor unſere Infanterie kommt, ſetzt ſie ſich wieder und attaquirt die Oeſterreicher zum 2ten Male, dringt durch ſie und will weiter vorwärts, allein das Kartetſchen Feuer iſt aufs Neue ſo heftig, daß ſie weichen muß, ſie wird alſo noch einmal von der Kaiſerl. verfolgt. Zum dritten Male attaquirt ſie wieder, wirft die feindliche Cavallerie über den Haufen und will ſich der Redouten und Canonen bemächtigen, oder ſie wenigſtens von der Kaiſerl. Infanterie abſchneiden, allein ſie bekommt jenſeit der Redouten ein ſo heftiges Feuer von der Infanterie, daß ſie abermals weichen muß, und vor unſerer Infanterie halten bleibt. Der König läßt hierauf unſern linken Flügel, ſo aus dem Grenadier Bataillon v. Kleiſt und v. Billerbeck beſtanden, avanciren, der mit Löwen Bravoure den jähen Weinberg attaquirt, und die Banduren herunterjagt, die ſich in Lowoſitz werfen. Wir pflanzen auf dem Berge gleich eine Menge Kanonen, die die Gäſte von Lowoſitz enfiliren, und ſchießen eine große Anzahl Banduren darnieder, ſo daß die Gaſſen dick voll gelegen haben. Das Itzenplitziſche Regiment und die folgenden Regimenter, die unſern linken Flügel ausmachen, avanciren auch, der feindliche rechte Flügel weicht und retirirt in die Stadt, und feuert ſammt den Banduren zu den Fenſtern hin aus. Unſere Grenadier Bataillons aber legen Feuer an die Häuſer und ſtecken ſie in Brand. Der ganze rechte Flügel der Feinde weicht hierauf, der linke folgt ihm, und die ganze Armee zieht ſich hinter Lowoſitz in ein Defilé, wo ſie ſich in viele Linien formiren, und die Nacht entweicht alles nach Laun, 4 Meilen von Loweſitz. Der König hat ſie, der Gebürge wegen, nicht verfolgen können, der Feind aber hat doch erſchrecklich gelitten, und 8000 Mann auf dem Wahlplaze gelaſſen. Unſer rechter Flügel und der Oeſterreicher linke iſt gar nicht zur Action gekommen, und wir können ſagen, daß uns 2 Bataillons Grenadiers und etwa 4 Regimenter den ganzen Sieg erfochten haben. Die beiden Grenadier-Bataill. haben etwa 100 Mann verloren, und die Regimenter à proportion viel weniger, die Cavallerie aber hat ſehr gelitten. Der General Oertz von den Gensd'armes und der General Lüderitz ſind todt. Der Obriſtlt. v. Blumenthal von der Garde du Corps aber, der ſich wie ein wahrer Held bewieſen, iſt tödtlich bleſſirt, wie auch der Lieut. v. Brandt von den Gensd'armes, dem beide Beine weggeſchoſſen ſind. Von der Infanterie iſt der General Quandt todt, der General Kleiſt aus Stendal in den Arm bleſſirt. Die 4 Grenadier-Capitaines von des Major Kleiſt Bataillon, ſind alle verwundet, wie auch viele Offiziers von dem Itzenplitziſchen Regimente. Der Feldmarſchall von Keith, der Prinz von Bevern und von Braunſchweig, haben ſich ſo diſtinguirt, daß jeder von ihnen ein Heldengedicht verdiente. Das beſte aber, und das Sie, mein Lieber, machen müſſen, verdient unſer großer Friedrich, der immer im heftigſten Feuer geweſen iſt. Es iſt nunmehr glaublich, daß die Oeſterreicher uns gar nicht mehr ſtehen werden, nachdem wir ſie aus einem ſo ungemein vortheilhaften Poſten geſchlagen haben, wo ſie mit 60 Bataillons und 72 Eskadrons, gegen unſere 20 Bataillons und 50 Escadrons geſtanden. Die Sachſen, die uns eine verdammte Epiſode gemacht haben und die wir hier noch immer einſchließen, werden ſich nun hoffentlich auch bald ergeben, da ſie ſehen, daß ſie keinen Succurs zu hoffen haben. Sie verſchanzen ſich zwar noch immer mehr, ſie werden ſich aber vor dem Hunger nicht verſchanzen können. Er wird ihre Bruſtwehren bald erſteigen. Der Feldmarſchall Schwerin, der nunmehr bey Königsgrätz ſtehet, kan den Piccolomini nicht angreifen, weil dieſer die Elbe und noch einen kleinen Strohm, der dort in die Elbe geht, vor ſich hat und in dem Winkel, den die beiden Ströme machen, poſtirt ſtehet, ſonſt würde er ihn auch längſt geſchlagen haben. Er hat aber 400 Mann Dragoner und 500 Huſaren, mit einem Regimente Huſaren in Perſon angegriffen, 124 davon zu Gefangenen gemacht, und den Reſt getödtet und zerſtreut. 74 Mann haben wir auch in Tetſchen, einem Paß an der Elbe, gefangen genommen. Den 1ten Oct. am Tage der Bataille war ich von hier einige Meilen in's Gebirge commandirt, und habe die Bataille in der Nähe gehört aber nicht geſehen, und habe, ohne ein Alexand. zu ſein, mich chagrinirt (mehr mag ich nicht ſagen), daß ich nicht dabey war. Mich tröſtet, daß wir noch zeitig genug dazu kommen werden, ſonſt würde ich auf mein Schickſal und auf alles fluchen. Leben Sie wohl mein allerliebſter. Empfehlen Sie mich auch unſeren Freunden, und ſchicken Sie ihnen doch dieſe Relation von der Bataille. Den Muſicum Herrn Koch in Potsdam, den ich ungemein lieb habe, und der meine Sachen in Potsdam in Verwahrung hat, bitte ich nicht zu vergeſſen. Schreiben Sie ihm doch, oder ſchicken Sie ihm dieſen Brief, den ich habe nicht Zeit zu ſchreiben. Ich habe in einer ganzen Woche nur 2 Stunden im Bette und etwan 24 auf der Erde geſchlafen. Er ſoll den Brief an meine übrigen Potsdamiſchen Freunde geben, die ich neulich benant habe. Ich küſſe tauſendmal, und bin lebenslang

Ihr

getreuſter Kleiſt.

N. S. Geld brauche ich nicht. Schreiben Sie doch hurtig die Geſchichte des jetzigen Krieges. Sie ſollen alles merkwürdige erfahren, und nicht die geringſte Unwahrheit. Ich habe heute bei dem Fürſten Moritz von Deſſau geſpeiſt, und habe alles, was ich Ihnen geſchrieben, aus ſeinem eignen Munde, und aus dem Munde eines Königl. Jägers, der während der Tafel ein Schreiben an den Fürſten brachte. Geſtern haben wir hier Victoria geſchoſſen und Te Deum geſungen.

Wollen Sie Verſe von mir leſen? Hier haben Sie welche, aber ſie ſchmecken nach der Campagne, und ich habe nicht Zeit was auszuarbeiten, ich habe ſie in einer Viertel Stunde gemacht. Ich glaube, es iſt ein Odchen, ich weiß es ſelbſt nicht:

An Tirſis.

Mein Tirſis laß dich nicht des Kummers Macht beſiegen.
Das Alter naht ſich ſchnell und mit ihm Mißvergnügen,
Mach dir anitzt nicht alten Kummer neu!
Bleib nur der Redlichkeit, bleib nur dem Himmel treu
So wirſt du bald den Neid bekämpfen
Und Schmach und Läſterungen dämpfen.
Sieh wie's der Adler macht, den plötzlich eine Natter,
Die aus dem Strauche fährt, umſchlingt.

Er kämpft mit Macht und dringt
Mit ihr hoch in die Luft, zerreißt ſie mit den Klauen
Und ſchleudert ſie herab, und fliegt in (hernach in) ſtolzer Ruh
Wie ſonſt, der Sonne zu.

Machen Sie doch meine große Empfehlung an Ihre Madem. Niece. Sie muß ihren Oncle ungemein lieben, weil ſie ſich überwinden kann ſeines Freundes Portrait, das häßlich genug, aber noch lange nicht ſo häßlich als das Original ausſieht, zuweilen zu betrachten. Sehen Sie mich nur recht an, Madem: ich ſehe ſehr finſter und häßlich aus, ich ſehe aber doch vielleicht ehrlich aus, und hierauf und auf Ihres Oncles Freundſchaft bin ich ſehr ſtolz.

Weitere Nachſchriften zu Kleiſts Briefe vom 3. Oct. 1756.

1) Wir haben den Fürſten Lobkowitz, einem Neveu von dem alten Lobkowitz, den wir bei Sorr ſchlugen, gefangen genommen. [S. 246.]

2) NB. Die Urſache, warum ſich die Sachſen noch nicht ergeben, iſt, weil der König verlangt, daß ſie alle Kriegsgefangene ſein ſollten, bis auf ein paar Bataillons Leibgarde des Königs von Polen, dieſer aber will 8000 Mann für ſich behalten. Gleich zu anfangs, wie wir anhero kamen, ſchickte unſer König den General Winterfeld nebſt noch verſchiedenen Staats-Offiziers an den König von Pohlen ab, und ließ ihm die Propoſitionen machen, welche aber nicht angenommen wurden. Der König von Pohlen hat vielmehr nachher ſeine Generals und Offiziers haranguirt, und geſagt, daß er ganz offenherzig geſtünde, er wäre kein Soldat. Indeſſen, ehe er niederträchtige Bedingungen einginge, wolle er ſein Leben mit ſeinem Heere wagen ꝛc. Die beiden älteſten Prinzen nach dem Chur-Prinzen ſind bei ihm im Retranchement. Für das Königl. Haus laſſen wir Vivres hinein auf Befehl unſeres Königs.

Kleiſt an Gleim. Im Lager bei Seidlitz den 25. Oct. 1756.

Wir glaubten nach dem Uebergange der Sachſen, nach Böhmen aufzubrechen, allein der König iſt nur mit 10 Bataillons von dieſem Corps dahin gegangen, und hat uns mit dem Reſt, allhier, ohnweit Pirna, zurückgelaſſen, ich muß Ihnen alſo nur hurtig noch einmal ſchreiben, weil mich ſonſt Ihre Briefe in Böhmen ſuchen möchten. Der

General Braun ſteht noch bei Leutmeritz, und hat ſich daſelbſt verſchanzt, und hat noch an einigen Ohrten bis Prag verſchanzte Läger aufwerfen laſſen, damit er ſich im Nothfall, wenn er aus einem geſchlagen worden, in's andere ziehen könne. Er hat allenthalben die Vivres und Fourage weggenommen, ſo daß unſere Armee dieſſeits Leutmeritz und den Strich nach Auſſig herauf nicht mehr ſubſiſtiren kann. Man glaubt alſo, daß eheſtens die ganze Armee, Böhmen bis auf's Früh-Jahr daher wieder verlaſſen, und in Sachſen die Winterquartiere nehmen werde und daß der König die 10 Bataillons mitgenommen, um bei dem Zurückzuge aus Böhmen ſtärker zu ſein. Der König könte Braun leicht noch einmal ſchlagen, allein unſere Cavallerie hat Mangel an Fourage gehabt und muß ſich erſt wieder erholen. Ueberdem hat der König nicht Urſache zu eilen, wir können uns nun hier angreifen laſſen. Meine letzte Relation von der Uebergabe der Sachſen war ſehr kurz, weil ich nicht Zeit hatte. Ich will Ihnen alſo jetz noch melden, was ich vergeſſen. Ich ſagte Ihnen nur, daß wir ſie in ein Defilé gefangen genommen, dachte aber nicht an eine Hauptſache nämlich an ein Verhack, daß wir bei dem Ausgange des Defilés gemacht, und es ſtark mit Mannſchaft und Kanonen beſetzt hatten, und daß unſer ganzes Corps ihnen im Rücken folgte. Sie konten alſo nicht vorwärts nicht hinterwärts noch ſeitwärts, ſondern wir hatten ſie im cul de sac. Wenn ſie ſich durch das Verhack hätten durchſchlagen wollen, wäre wenig von ihnen übrig geblieben, und zurück über die Elbe konnten ſie auch nicht, denn wir verfolgten ſie auf dem Fuße über ihre eigene Schiffsbrücke, die ſie nicht Zeit hatten abzubrechen. Der Königſtein canonirte zwar ziemlich auf uns, allein ohne ſonderlichen Effect, und ich weiß nur, daß vom Kalckſtein'ſchen Regiment 1 Mann geblieben iſt. Einige Verwundete haben wir noch gehabt. Ich will Ihnen auf einen Zettel die Situation der beiden Corps zeichnen. Sie werden ſich wohl daraus finden, ſo ſchlecht ich es auch machen werde. — Sie mußten ſich alſo ergeben, und die ganze Armee iſt ſchon geſtern, Regimentweiſe, nach unſerm Lande aufgebrochen. Ein Regiment komt nach Halle, ein anderes nach Frankfurt an der Oder, andere nach Weſtfalen ꝛc. Ich bin bei dieſer Gelegenheit um einen avancirt, denn unſer Obriſter v. Rohr bekam das Wiedersheiniſche Regiment, und der Gen. Wiedersh: das geweſene Sächſiſche Rochow'ſche, und nun bin ich älteſter Capitaine. Der König von Pohlen und Brühl iſt vom Königſtein bereits nach Pohlen aufgebrochen. Die ſächſiſchen Officiers, die bei uns nicht haben Dienſte nehmen wollen, ſind Kriegsgefangene. Ohngefähr 1/4 derſelben mag haben Dienſte genommen.

Sie empfangen hiebei 2 ausführliche Relationen von der Loweſitziſchen Bataille. Die eine habe ich von einem Favoriten unſeres Prinzen, und der Prinz von Preußen hat ſie ſelber an unſeren Prinzen geſchrieben. Sie werden daraus die Capacits des Prinzen von Preußen erſehen, der ein würdiger Bruder unſeres unvergleichlichen Friedrichs iſt. In der Hauptſache kommen die Relationen mit den Meiniger, die ich vom Fürſt Moritz hatte, überein, außer daß rechter Hand Loweſitz noch ein Dorf gelegen, welches ich vergeſſen, und daß die Oeſtreicher keine Redouten und Retranchement, ſondern nur hohle Wege und Batterien hinter ihrer Cavallerie und vor der Infanterie gehabt. Ich melde Ihnen alles ſo ausführlich, denn ich faſſe Sie beim Wort, mir bald die Hiſtorie des jetzigen Krieges zu ſchicken. Niemand iſt geſchickter ſie zu ſchreiben als Sie, mein allerliebſter, und niemand kann mehrere Nachrichten haben, als Sie haben ſollen. Das mémoire raisonné sur la conduite des Cours de Vienne et de Saxe envers le Roi de Prusse, Berlin 1756. 4ten ꝛc., worin ſich der König vor den Augen von ganz Europa gerechtfertiget, und den Partage-Tractat, geheime Articles und alles was er im Archiv von Dresden gefunden, drucken laſſen, werden Sie vielleicht ſchon geleſen haben, wie auch: défense du roi de Prusse contre les Calomnies de la Cour de Saxe, die beide aus des Königs eigener Feder gefloſſen. Wo Sie ſie noch nicht geſehen, ſo ſchaffen Sie ſich dieſelben doch. Zur Verfertigung der Hiſtorie ſind Ihnen dieſe Schriften unentbehrlich.

Den jungen Prinz Lobkowitz (S. 244) hat der Cornet Rochow von der Garde du Corps gefangen genommen. Wie er ihm ſchon ſo nahe geweſen, daß er nicht mehr retiriren konnte, ruft ihm Rochow zu, er ſolle ſich ergeben, er ſollte Pardon haben. Keinen Pardon, antwortet Lobkowitz und ſchießt Rochow durch den linken Arm. Worauf aber Rochow auf ihn zujagt, ihm verſchiedene Wunden in den Hals gibt, das Pferd bei den Zügel nimmt, und ihn mit Hülfe noch eines Offiziers, der in der Relation des Prinzen von Preußen benannt iſt, zum Könige führt. Der König hat den Prinzen und Rochow drauf gleich zu verbinden befohlen. Rochow hat ſich die Kugel ausſchneiden laſſen, und gleich wieder ſeine Dienſte verſehen, wie zuvor. Mich freut des Rochow erlangte Ehre ſehr. Er iſt ein junger Menſch, der ziemliche Studia, unter anderem Philoſophie hat. Seine Jugend machte, daß er ſich zuweilen mit ſeinem Wiſſen wollte ſehen laſſen, er war deswegen bey ſeinen Cameraden etwas verachtet. Ich ſahe wohl, daß er mehr werth war, als die meiſten, die nicht viel von ihm halten wollten, und nun hat er einen Beweis von ſeinem Werthe abgelegt, und man urtheilt nun billiger von ihm. Leben Sie glücklich, mein theuerſter, mein liebſter Freund, und antworten Sie mir doch bald. Ich bin ewig der Ihrige

Kleiſt.

Kaufen Sie doch ein paar Exemplare von meinen Kleinigkeiten, die Voß drucken laſſen, und ſchicken Sie ſie mir. Ich werde Ihnen das ausgelegte einmal wieder erſetzen. Voß ſchickt ſie mir nicht, ohngeachtet ich ſchon darum geſchrieben. Herr Roſt und der Bruder des ſeel. Herrn v. Hagedorn der in Dresden iſt, wollen ſie haben. Mein Compliment an alle Freunde. Herr Ewald empfiehlt ſich Ihnen.

Kleiſt an Gleim. Zittau den 9. Nov. 1756.

Mein allerliebſter Gleim.

Ihr letzteres Schreiben, nebſt den erbetenen Exemplaren,*) habe ich in Zittau erhalten, als wohin unſer Regiment in die Winterquartiere gerückt iſt. Ich bleibe ein Schuldner vor die Exemplare, bis ich zurück komme. Die Ausgabe, die nicht von Herrn Ramler, ſondern von Herrn Ewald iſt, gefällt mir ſchon, nur daß Herr Lieberkühn, der wegen des Marſches Herr Ewalds Stelle vertreten und die Correctur über ſich nehmen müſſen, ſo viele Druckfehler und falſche Interpunctionen gelaſſen, daß er Vieles vor ſeinen Kopf verändert z. B.: nur Friedrich nicht, ſtat: nur Friedrich ſah ich nicht ꝛc. Daß er das Epigramm auf Gottſchald, welches ich im Mſcrpt. ausgeſtrichen hatte, aus Piquanterie gegen Gottſchald, dennoch drucken laſſen, und daß er den Titel verändert, und das Publicum betrogen, das viel vermuthen und kaum 6 neue Stücke finden wird, dieſes alles gefällt mir nicht. Dieß ſoll auch die letzte Auflage ſein, die ich zu machen erlauben werde, es wäre denn, daß ich wieder Vermuthen ſie viel vermehren könnte. Ich könte dieſes vielleicht noch wollen, und die Wahrheit zu geſtehen, ſo werde ich oft verſucht den Sommer anzufangen, und bin gewiß, daß ich ihn zu Ende brächte wenn ich ihn anfinge; allein wäre meine Arbeit damit zu Ende? Ich müßte den abſolut den Herbſt und den Winter auch machen. Welche Mühe, welch Kopfbrechen für euch commoden Menſchen! Nun ich entſchließe mich immer dazu. Beym Frühling kann ich mit Ehren aufhören, aber beym Sommer nicht, und alſo mag es dabei ſein Bewenden haben. Ueberdem würde es, wenn ich es ohne Eigenliebe anſehen, doch kein außerordentliches Gedicht werden. Es würde immer viel ſchöner ſein können, wie Herr Ramler gewieſen hat. Das kleine Stück an Sie: Schon war mein Geiſt der ꝛc. habe ich Ihnen nicht laſſen können, ohngeachtet ich es wahrhaftig nicht gemacht hätte, wenn Sie nicht geweſen wären. Ich merkte, daß ich ſtarke Jalouſie verurſachte. Man kann nicht immer wie man will. Ich darf mich bei Ihnen nicht entſchuldigen, Sie kennen mich, und verſtehen mich. Wenn ich indeſſen noch was lebe, ſo ſoll nur mein Gleim, mein einziges Lied und mein einziges Geſchäffte ſein. Mit meinen übrigen Freunden bin ich nun ohnedem bald herum, Krauſen und Geßnern ꝛc. ausgenommen.

---

*) Von Kleiſts Gedichten (ſehr ſeltene Ausgabe).

Ich habe gehofft in Dresden den Winter mit Herrn Rabnern und Roſten und Herrn von Hagedorn zuzubringen, und ich würde es vor eine glückliche und reiche Campagne gehalten haben, wenn ich die Freundſchaft dieſer Herren Beute gemacht hätte; aber nun wird nichts daraus, und der Himmel führt mich hier an dieſen kleinen Ohrt, und wer weiß noch auf wie lange! wer weiß ob wir nicht bald wieder aufbrechen, und den ganzen Winter herumvagiren werden! Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo gefällt es mir doch allenthalben beſſer als in der Garniſon, und ich lerne mich in alles finden, und bleibe dabei ziemlich vergnügt. Geſund denke ich wohl zu bleiben, ich bin nur ein ſtarker Hemerhoidarius. Ich halte dabey gute Diät und nehme mich ſehr in acht. Peltze habe ich auch genug, und ich bedanke mich für Ihr gütiges und freundſchaftliches Anerbieten. Man ſoll mich vor einen Wolf oder Bären anſehen, wenn ich in den Schneegebirgen herumklettern werde. Wein habe ich auch genug. Es giebt hier guten ungriſchen Wein. Mir fehlt überhaupt gar nichts als Sie, mein liebſter.

In meiner Relation von der Uebergabe der Sachſen habe ich Ihnen doch was falſches, wieder meinen Willen gemeldet. Ich ſchrieb, wo ich mich recht beſinne, daß wir über dieſelbe Brücke gegangen wären, die die Sachſen über die Elbe geſchlagen. Dieſes iſt aber wie ich nach der Zeit erfahren falſch, und die Sachſen haben die ihrige eiligſt abgeriſſen, und wir eine neue aufgeſchlagen. Unſer Regiment hatte verſchiedene andere Regimenter vor ſich, wie wir die Sachſen verfolgten; die erſten Regimenter hatten die Brücke geſchlagen, und wie wir herauſkamen frug ich ob dieſes die Sächſiſche Brücke ſey, und ein jeder ſagte ja. Ich glaubte es alſo, bis ich das Gegentheil von einigen Flügel-Adjutanten erfahren, die dabei geweſen, wie ſie geſchlagen worden. So ungewiß ſind die Nachrichten vom Kriege, ſo daß ſelbſt diejenigen, die dabey geweſen, oft nicht alle Umſtände wiſſen können.

Sie wollen noch mehrere Nachricht von der Capitulation der Sachſen haben, ich weiß aber von nichts mehrerem, als was ich, wo mir recht iſt, Ihnen ſchon geſchrieben. Nemlich daß die ganze Armee unſer eigen bleibt und nicht zurückgegeben werden darf, die Prinzlichen Regimenter ſollen aber die alten Namen behalten. NB. Das Land behalten wir im Beſitz bis zum Frieden, ziehen alle Revenues daraus und der König von Pohlen hat pour tout potage jährlich 500,000 Thlr. Dieß iſt alles und gewiß. Der König von Pohlen ſoll von der Stadt Danzig haben drei Tonnen Goldes löſen wollen, die Stadt hat es aber abgeſchlagen, unter dem Vorwande daß ſie es nicht hätte. Sie hat ihn auch nicht, ſo wenig wie Warſchau, in ihren Mauern behalten wollen, und er ſoll jetzt in Poſen Kranck liegen.

Eine Anecdote von unſerer Eroberung des Schloſſes Stolpe, daß auf einem hohen Berge liegt, und das wir gleich zu Anfange des Feldzuges einnahmen, muß ich Ihnen noch melden. Der Rittmeiſter Venediger von dem Puttkammerſchen Huſaren-Regiment ſprengt mit 50 Huſaren an das Schloß, das die Brücke herunter gelaſſen hat und fordert den Commendanten General-Lieutenant v. Liebenau, der nur Kranke und Invalide oben gehabt, auf. Der Commendant ergiebt ſich, ziebt die Brücken auf, und Venediger nimmt Beſitz von der Stadt und dem Schloſſe. Venediger, der ein hübſcher und artiger Huſar iſt, macht hierauf Cour bei der alten Gräfin von Coſel, der ehemaligen Maitreſſe Friedrich Auguſt's, die, ſeit ſie mit einem Piſtole nach dem höchſtſeel.

Könige geſchoſſen, anfänglich als eine Gefangene, bey jetziger Regierung aber, als eine freye Gefangene, das Schloß bewohnt hat. Die alte 80jährige Gräfin verliebt ſich in den Rittmeiſter, accordirt ihm, wie man ſagt, die letzte Gunſt, und vermacht ihm in einem Teſtamente all ihr Vermögen, welches ſehr erheblich ſeyn ſoll. Ob dieſes Teſtament einmal gültig bleiben werde, wird die Zeit lehren.

Zeigen Sie doch meine Briefe bey Leibe nicht an den Herrn Grafen v. Stollberg. Verſichern Sie ihn meines großen Reſpects, und ſagen Sie ihm alle Neuigkeiten, die ich ſchreibe, aber laſſen Sie ſie ihm nur nicht leſen. Es iſt viel Ehre für mich, daß ein Herr, den ſeine Eigenſchaften größer als ſeine Geburt machen, weiß, daß ein Menſch wie ich bin, exiſtirt, und daß er nach mir frägt, und daß er durch mich was neues erfahren kann, aber leſen muß er meine Schmierereien nicht, ſonſt wird er nicht mehr lange nach mir fragen. Ich kan nicht witzig und ſchön ſchreiben, ich habe wenig Witz, und das bischen, das ich habe, weiß ich beſſer als zu Briefen zu gebrauchen. Ich ſchreibe nur für meinen lieben Gleim, mit dem kann ich ganz ſchlaff ſeyn, der verzieht mir aus Freundſchaft alles. Leben Sie glücklich mein liebſter Gleim und antworten Sie mir bald. Ich bin mit der größten Zärtlichkeit

Ihr getreuſter
Kleiſt.

Sechs Randbemerkungen zu Kleiſts Briefe vom 9. Nov. 1756.

1) Die Geſchichte von der Gräfin Coſel, die ſie hinten finden werden (ſiehe oben), iſt gewiß, Sie können ſie ihrer Hiſtorie einverleiben, wenn Sie es für gut befinden. Ich habe ſie von unſerm Major Blumenthal gehört, dem ſie der König ſelber ſo erzählt.

2) Den Rittmeiſter v. Bilſingsleben habe ich nicht erfragen können. Er hat keine Dienſte bey uns genommen, wenigſtens iſt es mir unwiſſend.

3) Der Obriſter Butler iſt nicht niedergehauen, wohl aber der andere Obriſtlieutenant von den Sachſen, daher dieſer Irrthum kann entſtanden ſein.

4) Wir halten hier wie in ganz Sachſen die allergenaueſte Disciplin. Es darf kein Soldat eine Stecknadel werth nehmen. Unſere Leute haben in den Winterquartieren nicht einmal frey Eſſen, ſondern ſi.

müſſen alles bezahlen. Reich wird bey unſern Kriegen niemand werden, und ich am allerwenigſten. Unſere ganze Armée hat ſchon die Winterquartiere in Sachſen bezogen. Böhmen iſt wegen Mangel der Lebensmittel von uns leer. Schicken Sie doch Herr Ramlern meinen Brief, meinem lieben Ramler. Ich habe ihm noch à part nicht geſchrieben, und wenn Sie ihm wenigſtens meinen Brief nicht ſchicken, ſo wird er böſe auf mich werden.

5) Heute iſt ein öſtreichiſcher Deſerteur hier angekommen, und hat die Nachricht überbracht, daß 6000 Oeſtreicher im Anmarſch wären, um hier auch die Winterquartiere zu nehmen. Sie müſſen nicht wiſſen, daß wir ſchon hier ſind. Vor ſo vieles Volk iſt Zittau zu klein, und wir würden uns zuſammen nicht vertragen. Wir wollen uns lieber vorher raufen, und den [dann] ſehen, wer hier bleibt, aber vielleicht iſt dieſes nur eine Deſerteur-Zeitung.

6) Dem Herrn Dohm-Dechant v. Spiegel bitte ich meine gehorſamſte Empfehlung zu machen. Umarmen Sie Herrn Sukro und Herrn Beyer in meinem Nahmen. Herr Ewald iſt noch in Dreßden. Er iſt General-Auditeur bei dem Commandanten daſelbſt, dem General v. Willich. Er ſchreibt mir daß er ſich mit Herrn Rabnern und Roſten gut divertire. Erſteren habe ich gar nicht kennen gelernt, woll aber Herrn Roſt, der gar nicht Pietiſt iſt, ob er gleich den Thomas a Kempis in deutſche Verſe, vermuthlich ſeines Glückes wegen, überſetzt. Herr Winkelmann iſt in Rom, und iſt catholiſch geworden.

Kleiſt an Gleim. Zittau den 29. Nov. 1756.

Ich bin freilich dabei geweſen, wie unſer große Friedrich der Große Rutowski und den Chevalier de Saxe nach der Uebergabe empfing. Er ſahe, freilich nicht als Ueberwinder, ſondern als die Leutſeeligkeit und Freundlichkeit ſelber aus. Das bon mot aber, das der Zeitungs-Schreiber bey dieſer Gelegenheit angebracht: von ſolchem Blut ꝛc. iſt erdacht. — — —

Der König logirt in Dreßden in des Grafen v. Brühl Palais Die Gräfin räumt auf Verlangen den ganzen Palaſt, behält aber nur hinten einige Kammern vor ſich. Endlich mag ihr einfallen, daß dieſes Ihro Maj. vielleicht auch nicht gelegen ſein könte, und ſie läßt dieſerwegen anfragen. Der König antwortet: Ha! ich bin ein wenig vif, wenn die Frau Gräfin nur dabei nichts risquirte! Ich kann für mich nicht gut ſagen, daß einer ſo ſchönen und witzvollen Dame nicht ein Unglück begegnete. Die Gräfin merkt darauf was die Glocke geſchlagen und decampirt.

Kleiſt an Gleim aus Zittau 18. Febr. 1757.

Mein allerliebſter Gleim.

Es freut mich daß Sie wieder beſſer ſind. Ich befinde mich auch wieder woll und habe nun nicht mehr Luſt zu ſterben. Sie müſſen ſich an meine Klagen überhaupt nicht kehren, dies macht meine Hypochondrie, und noch mehr mein melancholiſch Temperament. Wenn mein Blut einmahl ein wenig beſſer circulirt, ſo lache ich über mich ſelbſt. Nichts deſtoweniger bin ich bey meinen lächerlichen Zufällen unglücklich genug, und ſtehe zuweilen ſehr viel aus. Aber ich vergeſſe es bald wieder, wenn ich mich nur ein wenig beſſer befinde. Mein Avancement iſt noch nicht heraus. Ich ſchrieb vor etwa 4 Wochen dieſerwegen an den Printzen, der antwortete mir, daß er ſchon mit dem Könige davon geſprochen hätte. Aus der Antwort des Königs aber hätte er ſchließen müſſen, daß derſelbe eine Veränderung beym Regiment vorzunehmen geſonnen ſey. Ich möchte alſo abwarten, wie dieſe Veränderung für mich ausſchlüge, und bis dahin des Königs Geſinnung geheim halten. Dieſes letztere habe ich ſorgfältig gethan, und werde es noch thun, aber Ihnen kan ich es woll vertrauen. Mich ſoll wundern was dieſes für eine Veränderung ſeyn wird. Ich weiß woll daß der jetzige Commandeur des Regiments der Major v. Götze kein Mann für den Printzen iſt, und daß der Printz vielleicht zwar wieder einen Favoriten, wie der ſeel. Blumenthal war, zum Commandeur haben möchte. Aber auf dieſe Weiſe geſchähe mir Tort, es wäre denn daß der alte Major Götze eine Verſorgung erhielte. Vielleicht kan es auch ſein daß ich verſetzt werde, und darüber würde ich mich nicht todt grämen, wenn ich nur in Campagne bliebe. Ich muß es abwarten. Sollte mir aber Tort geſchehen, ſo wird mir niemand verdenken, wenn ich den Abſchied zu erhalten, und mein Glück zu machen ſuche, wo ich kan. Ehe mein Vorgänger der jetzige Major Knobelsdorff, Major ward, dauerte es auch, nach der Vacance, woll 3 Monathe, und ein jeder dachte Knobelsdorff würde bey ein ander Regiment kommen, weil der Printz ihm nicht gewogen war, und ein jeder freute ſich darüber, weil ihm niemand gewogen war. Jetzo ſehe ich, daß man von mir daſſelbe, des Printzen wegen, glaubt, aber ich habe doch die Satiefaction, daß man mich nicht ſo gerne miſſen will, und dieſes macht mir viel Vergnügen, und erleichtert mir den Verdruß, den ich ſonſt über dieſe Umſtände haben würde. Verzeihen Sie mir doch dieſen Eclat von Eigenliebe. Sie ſind ſchuld daran, Sie machten mich ſtolz wenn ich es noch könnte. Solte ich nicht ſtolz werden, wenn Sie mir ſagen, daß Sie mich ſauber gebunden in ihrem Bücherſchranke neben Virgil ſtehen gehabt, auf dem Rücken: Kleiſt, wie auf Virgil: Virgil? Aber die Wahrheit zu ſagen, dieſe Colliſion mit Virgil macht mich nicht ſtolz ſondern wehmüthig. Ich armer kleiner Virgil! Ich ſehe indeſſen ihren guten humeur daraus, und muß hertzlich lachen. Sie ſind wahrhaftig nicht hypochondre.

Die Nachricht daß man den König auf ſeiner Reiſe nach Berlin hat ermorden wollen iſt falſch. Wir haben Ordre uns mit Ausgange dieſes Monaths, in marſchfertigem Stande zu halten, aus dem Marſche wird aber ſchwerlich ſo bald was werden können, da der Winter hier noch immer continuirt. Ob wir in Sachſen bleiben, und nicht ehe in Böhmen gehen werden, bis wir den Feind verfolgen, oder ob wir unſere und die ſächſiſche Grentzen beſetzen, und gleich mit einem Corps in Böhmen dringen werden, iſt ungewiß. Ich glaube letzteres, weil man mehr Muth hat, wenn man attaquirt. In Berlin ſoll man vom Frieden ſprechen, daran iſt aber woll ſo bald nicht zu denken. Wir werden erſt Ruſſen, und vielleicht Frantzoſen ſchlagen müſſen, ehe Friede wird. Vielleicht aber behalten wir denn auch was pro studio. Ich wünſche dieſes dem Könige, wenn er mich auch nicht zum Major macht, wenn ich ihm auch nicht mehr diene, wenn nun dieſes geſchehen ſollte, ſo iſt er nicht ſchuld daran. Schicken Sie mir doch hurtig ihre Fabeln, damit ſie mich begeiſtern, denn ich habe zuweilen große Luſt was zu machen, es fehlt mir aber an Zeit. Sie werden mich ſo begeiſtern, daß ich nicht viel Zeit nöthig haben werde was zu machen. Zu Anfange künftigen Monaths gehe ich wieder auf Commando nach einem Städchen bey Oſtritz, nahmens Hirſchfelde. Da werde ich woll wieder für lange Weile was dichten müſſen. Wenn doch die Croaten ſich einmahl einfallen ließen, uns dort auch zu attaquiren! (Ich ſchäme mich daß ich zu nichts rechts komme.) Ich hoffe es von ihrer Gütigkeit, denn es iſt ein offener Flecken wie Oſtritz. Wir werden ſie itzt aber noch beſſer begrüßen als dort, denn es gehet ein Bataillon dahin.

Mein Lebens-Lauf iſt lang genug, und Sie werden ihn nicht ſehr verlängern können, oder Sie werden ſehr dichten müſſen. Meine Reiſe nach Pohlen geſchah auf dieſe Weiſe: Ich ward 1738 aus Dennemark, nach Dantzig auf Werbung commandirt. Nach vollendeter Werbung nahm ich Urlaub nach Hauſe zu gehen, weil ich 10 Meilen von Dantzig ein Guth nahmens Ruſchitz habe. Bei dieſer Gelegenheit beſuchte ich meine Anverwandte, und unter andern 2 Schweſtern die in pohlniſch Preußen wohnen. Ich beſuchte auch mit dieſen eine Anverwandtin von mir, eine Frau von der Goltz, die in der Gegend wohnte, und verkuppelte mich mit ihrer Tochter, der in hertzbrechendem Thon beſungenen Willhelmine. Meine Schwiegermutter, die dieſes vielleicht als ein Spiel der Jugend anſahe, aber mir doch gut war, und vielleicht glaubte, daß ich ſchon noch Fortune machen könte, wolte daß ich in Pohlen oder Sachſen bliebe, und ſchickte mich mit einem ihrer Söhne nebſt ein Haufen Recommendationen, an ihren Schwiegerſohn einen gewiſſen Grüszezinski, der Cämmer-Herr und ein Kriegsrath in Dresden war, wie auch mit Recommendationen an einen gewiſſen Biſchof Grabowski, nach Frauſtadt, wo eben der ganze ſächſiſche Hof wegen des Senatus cons: ſich aufhielte. Ich kam aber unverrichteter Sache zurück, und mußte in däniſchen Dienſten bleiben, bis ich in Preußiſche kam. Ich hielte mich damals ſehr unglücklich daß ich meine Willhelmine, die wirklich ſehr ſchön war, viel Verſtand und Erziehung hatte, nicht bekommen konte, jetzo aber da ich alt werde, ſehe ich dergleichen Dinge für Kindereyen an, und freue mich daß ich ledig bin, und möchte mordgeſchichte auf mich ſchreiben, wie Sie auf dergleichen Helden geſchrieben haben. NB. dieſer Umſtand muß auch in meinem Leben wegbleiben. Man muß glauben das die Doris erdichtet iſt. Sie müſſen mir nicht übel nehmen daß ich in meinem Lebenslaufe, einige meiner Anverwandten genant habe, und dieſes iſt, wenn Sie einmahl nach meinem Tode etwa in der Vorrede zu meinen Kleinigkeiten an mein Leben gedenken ſolten, nicht nöthig wiederhohlt zu werden. Ich ſchäme mich zu ſehr damit Parade machen zu wollen, ob ich es gleich vielmehr könte, als 100 andere von — —, denn ich habe wirklich ganz canailleuse viele vornehme Anverwandte von väterlicher und mütterlicher Seite. Aber wenn ich ein Bauernſohn wäre wie Hagederns Bauernſohn, und mehr Verdienſt hätte als ich habe, dann würde ich tentirt ſeyn, meine ganze anverwandſchaft bis auf den Kuh-Hirten zu detailliren. A propos, vergeſſen Sie doch in meinem Lebenslauf bey leibe nicht zu erwehnen, daß ich 1743 in Potsdam mein größtes Glück erlebt habe, das mir hat begegnen können, nemlich Sie, meinen allerliebſten, kennen zu lernen. Ich wäre wahrhaftig ohne Sie der unglücklichſte Menſch geweſen, den jemahls die Erde getragen hat. Ihre Freundſchaft, die ich mit der ganzen Welt nicht vertauſchen wolte, erleichtert mir alles. Bleiben Sie auch hübſch mein Freund. Ich bin ewig

der ihrige Kleiſt.

Nachſchrift zu dem Briefe vom 18. Febr. 1757.

Empfehlen Sie mich doch Hrn. Secret. Beyer und Hrn. Sucro aufs beſte, wie auch den Herrn Domdechant von Spiegel und den Herrn Geheimen Rath von Berg. Ich Dunce mache hier ein histeron-proteron, oder wie das ding heißt. Ich alter Soldat kan kaum mehr gut deutſch vielweniger griechiſch.

Die Leichenrede auf Blumenthal iſt wirklich von einem Fändrich unſers Regiments, einem v. Schulenburg gehalten, und gedruckt worden, und iſt für einen Kriegsmann und einen jungen ſehr flüchtigen Kriegsmann, gut genug. Ich habe ſie aber nicht mehr, ſonſt wolte ich ſie Ihnen ſchicken. Er bat mich, meine Grabſchrift hinten mit an drucken zu laſſen, ich erlaubte es gerne, und nun paſſirt ſie für ſeine Arbeit. Ich mißgönne ihm die Ehre nicht, ich werde ſie aber einmahl, nicht wegen ihres Werths, ſondern der Freundſchaft für Blumenthal vindiciren. Subrosa den 2ten Tag nach der Leichenrede machte Schulenburg ein Pasquil auf den ſeeligen Blumenthal den er eben in den Himmel erhoben hatte. Sie werden nun den Charakter dieſes Menſchen kennen, der ſonſt ſehr viel Witz hat. Unter 20 dergleichen Leuten muß ich leben. Dieſe Canaille hat mich auch ſchon ſo verfolgen helfen, daß ich aus Aergerniß wirklich bald geſtorben wäre.

Zerreißen Sie doch meine Briefe, denn ſie ſind gar zu ſehr hingeſchmirt, beſonders dieſen und den vorigen.

Kleiſt.

Kleiſt's Brief an Gleim aus Zittau vom 24. Febr. 1757.

Liebſter Gleim.

Neulich ſchrieb ich Ihnen daß unſer Regiment in Hirſchfelde bald was zu thun bekommen würde. Meine Prophezeyung iſt ehe eingetroffen als ich geglaubt habe, und ehe ich ſelber dahin commandirt werde. Es iſt neulich unſer erſtes Bataillon den 20ten huj. nachdehm es den 18ten dahin gekommen war des Nachts um 3 Uhr daſelbſt von 4000 Oeſterreichern, Grenadiers, Mousquetiers und Croaten, die Cavallerie ungerechnet, attaquirt worden, und hat 22 Todte und 19 bleſſirte. Die Oeſterreicher haben aber, nach Außage der Gefangenen und Deſerteurs an die 300 Todte und bleſſirte. 28 todte haben ſie uns im Stiche gelaſſen, und die übrigen, auf eine Menge Schlitten, nebſt den bleſſirten mit ſich weggeführt. Wir hatten in Hirſchfelde eine elende Redoute, die nicht aus unſerer Schuld, ſondern aus Sicherheit unſerer Vorgänger die daſelbſt geſtanden, ſo elend war, die nur eine Bruſtwehr von 4 Fuß hoch, einen ſchmalen und nicht tiefen Graben, und hinten gar keine Bruſtwehr und Graben, ſondern nur ſpaniſche Reuter hatte die man mit dem Fuße wegſtoßen konte. Dieſe Redoute, die auf 200 Mann gemacht war, hatten wir mit 60 Mann beſetzt, und die Oeſterreicher haben ſie mit 3000 Mann, und folglich wenigſtens 10 Mann hoch, beſtürmt. Wie unſer Commandeur der Major v. Götze, der ſich wie ein ſehr braver Mann gehalten hat, ſiehet, daß die Macht der Feinde zu groß wird, und ſie, ſeines Canonen und Musqueten Feuers ohngeachtet immer naher kommen, eilt er, um einen Officier der zur Reſerve mit etwa 60 Mann commandirt iſt, in die Redoute zu ziehen. Ehe er aber zurückkomt, iſt die Redoute bereits von den Feinden erſtiegen, und er wird vor derſelben todt geſchoſſen. Der officier de réserve kan auch nichts mehr ausrichten, ſondern muß ſich ſeitwerts in eine flèche werfen, um ſich für den Schwarm, mit dem er umgeben wird zu wehren. In der Redoute war noch der Major v. Knobelsdorff ein Bruder des ehemaligen Bau-directors, der Capitaine v. Ginder, der Adjutant Roeder, Lieut. Frieſen und Pritzke, davon erſterer und 2ter tödtlich, und Roeder und Pritzke ſehr gefährlich bleſſirt worden. Frieſen iſt gleich geblieben. Alles übrige, ſo in der Redoute geweſen iſt entweder todt oder gefährlich bleſſirt und gefangen, einige wenige ausgenommen, die nicht bleſſirt aber doch gefangen worden, wie den auch die bleſſirten Officiers alle gefangen ſind. Unſere wenigen Leute haben ſich aber wie würdige Preußen gewehrt, in der Redoute und dem Graben haben noch 17 todte Croaten mit unſern todten vermiſcht, gelegen, und außer dem Graben 9. Die mehreſten von den Croaten in der Redoute ſind todt gehauen geweſen, weil daſelbſt alles Handgemein geworden, und die Officiers und Unteroff. ſich mit dem Degen und Seebel in der Fauſt gewehrt. Zu gleicher Zeit, wie 3000 Mann die Redoute ſtürmen, attaquiren die übrigen 1000 die andern Poſten ringsum den Flecken, ſie ſind aber überall ſo bewillkommet werden, daß ſie nicht herangekont. Unſer Unglück iſt die Nacht geweſen, weil kein Poſten des andern Noth ſehen und wiſſen, und ihn alſo auch nicht ſecundiren können, ſonſt hätten ſie die Redoute, ſo ſchlecht ſie auch war, und ſo ſchlecht ſie auch beſetzt war, in Ewigkeit nicht einbekommen. Wie die Feinde ſahen daß ſie bey den übrigen Poſten, NB. die den Rücken frey gehabt, nichts ausrichten können, und der Tag anzubrechen beginnt, retiriren ſie ſich wieder. Wären ſie rechte brave Leute geweſen, ſo hätten ſie es mit allen Poſten wie mit der Redoute machen, und einen nach dem andern maſſacriren können, da niemand dem andern helfen konte; ſo aber hat die grauſahme Menge uns noch gut genug davon gelaſſen. Viele von unſern Officiers haben ſich dabey ſehr diſtinguirt, unter andern ein Fändrich v. Stwolinſki und Roebel, die beyde erſt Officiers geworden. Jeder von ihnen hat 18 Mann gehabt, und damit einen Schwarm von etlichen 100 ſich 2 Stunden lang vom Leibe gehalten, und viele von dem Feinde bleſſirt und erſchoſſen, die ſie aber alle mit fortgeſchleppt. Ein gemeiner nebſt 6 Mann, der bey einer verdeckten Brücke mit Thoren, über die Neiße, die Wache gehabt, hat, nachdehm ſein commandirender Unteroffic. erſchoſſen worden, ſeine Cameraden commandirt, und verhindert, daß man die Thore nicht aufhauen können, weil er ſogleich, durch die Schießlöcher die in dem Thore geweſen, alle Zimmerleute todt geſchoſſen. Wäre die Brücke verlohren gegangen, ſo wäre das Blutbad vielleicht noch ſtarker geworden, weil jenſeit der Brücke etliche Esquadrons Dragoner, wie auch noch Grenadiers geſtanden. Man kan uns bey dieſer Action nichts vorwerfen das wir verabſäumt, oder darin wir uns braver hätten erzeigen können. Was dabey fehlerhaftes vorgegangen, iſt von unſern Generals verabſäumt worden, die auf der ganzen Poſtirung an der Grenze alles ſelber angeordnet und 10mahl beſehen. Wir ſind immer zu ſicher, unſere Generals haben geglaubt daß wir nur wie bisher geſchehen mit etlichen 100 Mann konnten angegriffen werden, und haben nicht nachricht gehabt, das 18000 Mann aus Böhmen ſich noch nebſt vieler Artillerie, die ſie auch NB. gegen uns in Hirſchfelde gebraucht, in dieſe Gegend gezogen haben. Gegen etliche 100 war die Redoute gut genug, aber ſehr ſchlecht gegen etliche 1000, wieder die wir ſie doch mit 60 Mann, über eine Stunde defendirt haben. Nun ſind andere Anſtalten gemacht, und wenn die Feinde nun gegen den 2ten künftig Monaths, wenn unſer 2tes Bataillon, bey dem ich ſtehe, da hinkomt, wieder was wagen, ſo wollen wir ſie noch beſſer empfangen. Von öſterreichiſcher Seite iſt der General v. Loewenſtein, wie auch ein Obriſter geblieben. (Den Augenblick erfahre ich, daß Loewenſtein auch nur bleſſirt iſt. Ein Trompeter von dem Feinde der hieher komt, um vor unſere gefangene Officier Geld und Kleider zu hohlen, ſagt es. Er erzehlt, daß ein Cornet der in Zittau zu Hauſe iſt, die Oeſterreicher angeführt habe. Er ſagt aber es ſey ſein Glück daß er geblieben wäre, ſonſt hätte man ihn doch maſſacrirt, weil er ſie betrogen, und geſagt es ſtünde nur 1 Bataillon in Hirſchfelde, ſie wüßten aber nunmehro daß 6 Bataill. darin ſtünden. Iſt dieſes für uns nicht eine Ehre?) Der Printz Louis v. Würtenberg aber der als Volontair bey der Kayſerl. Armée ſtehet, iſt bleſſirt worden. Unſere bleſſirte Offic. und gemeine, die gefangen worden, wie auch die öſterreichiſchen bleſſirten, ſind anderthalb Meilen von hier, in einem böhmiſchen Flecken, und wir haben von allen Nachricht erhalten. Von uns ſind nur daſelbſt 11 gemeine bleſſirte und 4 Offic. Daß wir alſo in allem nur 22 Todte und 34 bleſſirte haben. Von den Oeſterreichern aber über 100. Unſere gefangene Officiers ſind infame tractirt worden. Den braven Major Knobelsdorff der in den Leib geſchoſſen und voller Wunden geweſen, hat man ausgezogen, bis auf die Stiefeln, und ihn barfuß im Schnee gehen laſſen. Wir haben von ihnen auch 4 gefangene, tractiren ſie aber ſehr gut. Wir wollen uns nicht auf gleiche Weiſe, ſondern dadurch rächen, daß wir künftig gar nicht mehr Pardon geben wollen.*)

So gleich wie ich aus Hirſchfelde komme, werde ich Ihnen wieder ſchreiben, aber antworten Sie mir nur gleich, denn ich bekomme meine Briefe nach Hirſchfelde nachgeſchickt. Ich bin ewig

---

*) Dieſer Satz iſt durchſtrichen, vielleicht von Gleim.

Meines liebſten Freundes
getreuſter
Kleiſt.

In größter Eil.

Nachſchrift zu Kleiſt's Briefe aus Zittau den 24. Febr. 1757.

Unſer Regiment hat nun ſchon ziemlich gelitten, und wir hätten 2 Bataillone ſchonen können ohne ſo viel zu verliehren. Indeſſen ſind wir noch ſtark genug, um in Bataille zu kommen, denn wir haben nur wenig Deſertion.

Kleiſt an Gleim. Leipzig den 27. Mai 1757.

Ich habe hier die Madem. Weiß kennen gelernt, und ich kann nicht läugnen, daß ich ganz anders von ihr urtheile wie Sie mein allerliebſter. Ich ſahe Sie bei der Mad. Müller, und fand Sie nicht den 1000ten Theil ſo coquet als die alte Mad. Müller, und fand ſie gar nicht coquet. Sie thun ihr wahrhaftig Unrecht, Sie iſt ſehr liebenswürdig, voller Lebhaftigkeit und Verſtand. Sie würden auf meine Ehre mit ihr glücklich ſein. Wenn ich 20 Jahre jünger wäre, und ſie wollte mich, ich würde mich keinen Augenblick bedenken, ſie zu wollen. Machen Sie doch einmal, daß Sie Mann werden, Sie werden keine beſſre Parthie finden, wie dieſe. Sie hat Ehre und wird Ihnen wahrhaftig treu ſein. Ich ſchreibe dieſes aus voller Ueberzeugung, und Herr Leſſing, der eben bei mir iſt, und Sie embraſſirt, iſt davon ſo überzeugt wie ich. [Vergl. S. 260. 107. 228.]

Kleiſt an Gleim. Auguſt 1757.*)

Die gnädig belohnte Tapferkeit.

Zehnmal geſchlagnes Heer! ein Orden iſt dein Lohn,
Daß du einmal geſiegt? nein, daß du nicht geflohn.

Ich wollte, daß ich dies Epigramm gemacht hätte, allein leider iſt es nicht von mir, ſondern von einem, den ich nicht nennen darf, weil er ein Sachſe iſt, und darüber Verdruß haben könnte. Doch ich bin in Gedanken, Herr Leſſing will, daß ich ihn hier nicht nennen ſoll, aber gegen Sie kann ich ihn ſchon nennen, es iſt Herr Käſtner. Ihr Schlachtgeſang iſt ſo wie der erſte unvergleichlich. Es ſind keine Nachläſſigkeiten darin, allein er wird darum denen, die die ſchöne Natur zu ſchätzen wiſſen, und die ſchon über allen Witz weg ſind, deſto mehr gefallen. Die Verbeſſerung der Stelle von Merſeburger iſt auch ſchön, aber ſie muß heißen: ſoll ſolche Flaſche ſein.

Wenn Sie mir von dem Gelde, ſo ich Ihnen in Verwahrung, aber nicht auf Intereſſen, gegeben, 200 Thaler ſchicken können, ſo geſchieht mir ein Gefallen. Ich bin mit ungeflügelten Pferden ſo wenig glücklich als mit den geflügelten, und ich muß wieder ein paar kaufen.

Kleiſt an Gleim. Leipzig, den 23. Auguſt 1757.

Herr Leſſing iſt wieder am Fieber krank geweſen, allein es beſſert ſich ſchon. — Die Madem. Weiß, an die ich von Ihnen ein Compliment habe machen ſollen, iſt ſchon lange nicht mehr hier, ſondern in Langen-Salza. Sie war nur in der Oſtermeſſe hier und reiſte nachher gleich wieder ab. Sie verdenken ſie wahrhaftig unſchuldig, ich wollte auf ihre Ehre ſchwören. Der Schweitzer, mit dem ſie verſprochen geweſen, und den ich kennen gelernt, iſt ein ſo armer Schelm, daß man von ihm nicht vermuthen kann bei ihr weiter avancirt zu ſein, als es erlaubt iſt. Wenn Sie ſie nicht heirathen wollen, ſo ſchaffen Sie ſie Herren Leſſing, dem ſie ſehr gefällt, und der ganz von meiner Meinung iſt. [Vergl. S. 259. 265.]

---

*) Auf einem Blatte von Kleiſt's Hand ohne Datum, eingebunden in Kleiſt's Briefen an Gleim hinter dem Briefe aus Leipzig 11. Aug. 1757 und vor dem aus Leipzig 23. Aug. 1757.

Ich bin ewig mein allerliebſter Freund

Ihr

Leipzig, den 23. Aug. 1757.

getreuſter

Kleiſt.

Kleiſt an Gleim. Leipzig, den 1. October 1757.

Ich affe Ihnen alles nach. Ich habe Ihnen ſchon eine ſchlechte Fabel nachgemacht, und nun, nachdem Sie mir ein ſchönes Trinklied ſchickten, habe ich auch ein Trinklied gemacht. Hier iſt es. Man ſieht ihm wohl an, daß es ein Waſſertrinker aufgeſetzt hat. — — —

Der König mit ſeinem Corps von 16,000 Mann ſteht noch ohnweit Erfurt, und die feindliche Armee, zu der ſich auch 30,000 Oeſterreicher ſollen geſchlagen haben, und die über 50,000 Mann ausmachen ſoll, hat nicht den Muth ihn anzugreifen. Vermuthlich wird der König, wenn ſie ſich ihm nähern, ſich in hieſige Gegend zurückziehen, und den Fürſt Moritz, der bei Wurzen cantonirt, zu ſich ſtoßen laſſen. Folgt ihm die feindliche Armee, ſo iſt hier unausbleiblich noch eine Bataille zu vermuthen, und die werden wir mit etlichen und 20 tauſend Mann gegen 50000 gewinnen, denn hier und in der Gegend von Lützen iſt unvergleichliches Terrain, welches der König ſchon vorigen Winter beſehen hat. — — —

Fürchten Sie nicht, daß ihre Briefe aufgebrochen werden, und ſchreiben Sie mir nur alles was Sie von dem Corps des Prinzen von Braunſchweig wiſſen. Ich werde es nicht mehr dem General zeigen, und denn ſoll es auch in dieſe Zeitungen nicht gedruckt werden.

Kleiſt an Gleim. Leipzig, 8. November 1757.

Einen General Duc de*) .... und einige andere Marquis de*)..... habe ich heute mit hergebracht. Es hat alles auf Merſeburg müſſen transportirt werden, weil die Brücke in Weißenfels, die ſie abgebrannt, noch nicht hergeſtellt iſt. [Vergl. S. 66. 74.]

---

*) Die Namen fehlen auch in Kleiſt's Handſchrift.

Kleiſt an Gleim. Leipzig, den 20. November 1757.*)

Sie haben vermuthet, daß ich bei der Bataille von Weißenfels würde geweſen ſein, allein leider habe ich nicht das Glück gehabt. Der König vermuthete anfänglich eine Bataille bei Lützen, wie er mit dem Corps von Leipzig aufbrach, und ich ward mit etlichen 100 Waggons commandirt, Bleſſirte zu transportiren. Allein der Feind hatte ſich über Hals und Kopf retirirt, und der König hat ſelber nicht mehr geglaubt, daß er ſtehen würde, daher bekam ich Ordre nach Leipzig zurückzugehen, und 6 Tage darauf war die Bataille. [Vergl. S. 261.]

Gleims Jagdabenteuer nebſt Mittheilungen über die Schickſale von Dresden im Jahre 1758.

Halberſtadt, den 30. Nov. 1758.

Theuerſter, Liebſter Freundt,

Tauſend Dank ſey dem Himmel, der ſie mein Liebſter Kleiſt, der ihren kleinen Hauſen, wieder den großmächtigen Daun, und ſeinen Helfer Haddick und Zweybrück, erhalten hat! Wenn ich die großen Thaten unſers Friedrichs erwäge, abſonderlich wie immer die Letzten alle vorigen übertreffen, ſo verliere ich mich in der Menge der Gedancken, und ſage Er iſt Gott, oder chriſtlicher, Gott iſt mit ihm. Mich verlangt nur nach den glücklichen Stunden, in welchen ich mit Ihnen hievon mehr ſprechen, als itzo ſchreiben kan. Dann kommen ſie nach Leipzig, ſo beſuche ich Sie gantz gewiß und bleibe 8 Tage bey Ihnen, meine Hochwürdige Herren mögen wollen, oder nicht. Daß ich Ihnen etwas ſpät antworte, daran iſt eine Reiſe mit dem Herrn Dohmdechant nach Wernigerode Schuld, wohin uns der Herr Graf von Stolberg auf ein Ausjagen eingeladen hatte. Was meinen Sie bald wäre ich unglücklich geweſen. Der Herr Dohmdechant, der Herr Graf von Stolberg, der Oberforſtmeiſter Zanthier, Herr Graf von Dohna ſein Schwager, Herr Forſtmeiſter von Jägersberg und wir alle gingen in das ſo genandte Treiben, zu ſehen, ob viele Sauen darin wären; beſtändig predigte man uns, wie wir uns in acht nehmen ſolten, wenn uns Sauen aufſtießen; wir gingen den gantzen Tag und ſahen keine. Ich nahm meinen Horatz aus der Taſche, laß dem Herrn Grafen daraus die Stelle: [Epod. II. Vers 31, 32]

---

*) Unſere Auszüge aus den nach dieſer Zeit noch von Kleiſt an Gleim geſchriebenen Briefen ſind in dem Abſchnitte dieſes Buches über die preußiſche Dichterſchule vollſtändig benutzt. Ueber Kleiſt's Tod und Nachlaß werden wir, ſpäteſtens in Gleims Leben, noch ſehr intereſſante Mittheilungen veröffentlichen. Vergl. jedoch auch S. 265.

Aut trudit acres hinc et hinc multa cane
Apros in obstantes plagas;

ſagte, komt eine Sau, ſo werfe ich ihr meinen Horatz vor den Kopf; Der Herr Graf von Stolberg und alle übrigen giengen nochmals in's Treiben, Herr Graf Dohna, Herr von Jägersberg und ich ſetzten uns in eine Ecke, wo die Tücher zuſammen ſtießen, hatten ein kleines Feuer vor uns, und rauchten eine Pfeife Toback Plötzlich ſtand in gerader Linie, ohngefehr zehn Schritte, ein abſcheulicher Keiler vor mir; mit leiſer Stimme ſagte ich zu dem Herrn Grafen von Dohna: eine Sau; er antwortete etwas lauter: Sitzen ſie ſtille, welches ſie hören mogte; plötzlich fuhr das Unthier wie ein Pfeil gerade auf mich loß; ich ſprang vom Stuhl, ließ nach der Seite, woher ich ihren Angriff vermuthete, meinen Roquelor, ganz leiſe herunter hangen, um dadurch die Würckung ihres Schlages zu verhindern; ſie ſtieß gerades weges auf meinen Stuhl, warf ihn übern Haufen, und zu unſer aller Dreyen gröſtem Glück machte ſie rechts um, vermuthlich weil ſie das Feuer ſcheute, und lief wieder Holz-ein. Hätte ſie links um in die Ecke gemacht, ſo wären wir alle Dreye verlohren geweſen; denn wir konten uns nicht retiriren, hatten nichts uns zu wehren, und das Gewehr [Jägerterminus] unſers Feindes war ſo lang und ſo ſcharf, daß wir von Glück ſagen konten, ſo davon gekommen zu ſeyn. Soll ich Ihnen ſagen, Liebſter Freund was ich in dem Augenblick der Gefahr dachte! Wäre es nicht tauſend mal beſſer, wenn ich in einer Schlacht geblieben wäre? dachte ich! Was für ein ſchändlicher Tod! oder auch nur, was für eine ſchändliche Wunde durch eine Sau! Und noch darzu war es das erſte lebendige wilde Schwein, das ich in meinem Leben zu ſehen bekam. Nachher, als es auf den Lauf kam, gieng noch etwas vor, worüber ſich alle Jäger verwunderten. Ein Mann, den ich Borchert Hercules getauft habe, gab ſich mit eben der, zwar etwas angeſchoſſen, aber dadurch nur wüthender gemachten Sau ab, ſie ſchlug nach ihm, er ſprang an ihre Seite, hielt ſie bey den Borſten, ſie warf ihn, und er ermannte ſich, faßte ſie noch einmal und brachte ſie vor unſern Schirm getragen, hielt ſie feſt, und der Herr Dohmdechant gab ihr den fang. Der Herr Graf von **Stolberg** hat alles in eine Jagdgeſchichte zuſammengezogen, woraus Herr **Zacharie** ein Helden Gedicht machen ſoll! — Sehn ſie Liebſter Freund, wie es Ihrem Gleim hätte gehen können, unterdeß, daß er Ihrentwegen in ſo großen Sorgen war. Gottlob daß ſie alle umſonſt geweſen ſind! Aber meine Wünſche ſind gar zu herzlich, der Himmel muß ſie erhören, die Feinde müſſen nicht ſtehen, nichts unternehmen, wo mein **Kleiſt** iſt, damit Er in keine Lebens Gefahr komme. Sie ſollen alt werden Liebſter Freund, und wir wollen noch einmahl in unſern alten Tagen bey einander wohnen, und recht vergnügt mit einander ſeyn. Wenigſtens habe ich oft ſüße Träume hievon.

Das arme **Dresden**! In was für Angſt mögen die armen Einwohner geweſen ſeyn, als es ſich in ſo viel Krieges Gefahr geſehen hat? Aber iſt es denn andem, daß bey Abbrennung der Pirnaiſchen Vorſtadt an 500 Menſchen umgekommen ſind, wie jemand daher dem Herrn Grafen von **Stolberg** geſchrieben hat. Das wäre ja entſetzlich und erbarmenswürdig! Von dem Grenadier [Gleim] ſehe und höre ich nichts. Doch weiß ich, daß er kein Zorndorfiſches Sieges Lied gemacht hat, und, daß Er ſeinen Major [Kleiſt] einen Spaß machen will. Eine Fabel [auf den Ueberfall bei **Weißenberg**], die ihn zum Verfaſſer haben ſoll, will ich doch gleich abſchreiben. Bey Ihre Winter Muſe werden Sie doch gewiß wieder was machen.

Spielen Sie Trois Septs, denn ſo ſchreibt man es ja wohl? ſonſt lernen Sie es geſchwind. Denn das wollen wir ſpielen, wenn wir beyſammen ſind. Ich habe es vor ein paar Tagen zum erſten mahl geſpielt. Adieu Liebſter Freund, ich umarme Sie Tauſend mahl. Meine Nichte zeigt eben das Caffetuch, das ſie ihr geſchenckt haben, einer Caffeſchweſter, ſagend, Grüßen ſie doch Ihren treuen Kleiſt auch einmahl von mir.

Ihr

getreueſter Gleim.

Aus vorſtehendem intereſſanten Briefe findet ſich ein Auszug in **Gleims** Leben von **Körte** S. 110 und 111. Ich habe ihn hier aus dem der gleimiſchen Familienſtiftung zu Halberſtadt gehörigen handſchriftlichen Briefwechſel vollſtändig und buchſtabengetreu copirt. Am

10. December 1758 antwortete **Kleiſt** ſeinem **Gleim** aus Zwickau unter Anderm: „Die Nachricht von den verbrannten Menſchen in der Dresdner Vorſtadt, iſt wahrhaftig ganz falſch. Es hieß anfänglich, wie es noch brandte: was für arme Leute werden da verunglücken! Darauf ward es wahr, es wären viele verunglückt. Man frug: wer? und niemand wußte einen Nahmen zu nennen. Es iſt ja nur eine Gaſſe vor dem Pirnaiſchen Thore abgebrandt, und zerſtreute Häuſer am Stadtgraben, die Einwohner konten ſich alſo wohl retten —." Eine Jägerfamilie Borchert lebte noch 1867 in Wernigerode.

XI. Kleiſt's ungedruckte Epigramme, beſonders über die Schweiz, nebſt weiteren ungedruckten Stellen aus ſeinen Briefen, namentlich über Klopſtock's Streit mit Bodmer.*)

Herr Schmidt und Weiß haben noch nicht aus Berlin an mich geſchrieben, und ich bin ſchuld daran, den ich habe an ſie nicht geſchrieben. Sie hielten ſich ohngefehr 1 und $^1/_2$ Tag bey mir auf und eilten zu Ramlern. Es war eben in meiner Seele, wegen unglücklicher Werbungsnachrichten ꝛc., etwas finſter, ich mochte ſie daher nicht allzu ſehr nöthigen, hier zu bleiben, um ſie nicht von größerm Vergnügen abzuhalten. Sie haben recht, Schmidten zu ihrem Freunde gemacht zu haben, er hat eine ſo witzige als redliche Seele, und Weiß iſt auch ſehr liebenswürdig, er ſieht ſo leicht aus wie ſein Gott Mercur, der ſich in Sans-Souci, die Flügel um die Füße bindet, bei alle dem ſieht ihm aber doch ein guter Charakter aus den Augen, ſo daß er ſeinem Gott woll nicht in allem dürfte ähnlich werden.

Sie empfangen hierbei ein paar Gedichte von Hirzels Arbeit, er läßt ſich Ihnen empfehlen und committirt mir beykommende Exemplare Ihnen zu überſchicken. Mir deucht es ſind noch die beſten Stücke die er gemacht hat, es iſt viel gutes und neues darin, aber noch mehr

---

*) Körte in ſeiner Weiſe läßt in ſeiner Biographie Kleiſt's im 1. Theile von Kleiſt's Werken (Berlin 1803) mit kurzen verſtümmelten, falſch datirten und umgeſtellten Briefauszügen von den Epigrammen **zwei** abdrucken, nämlich S. 63 „Der Blumiſt und der Schweizer" und S. 64 das Geſpräch zwiſchen **Gottſched** und **Adelgunde** „Du loſe Adelgunde".

altes und hartes. Er müßte einen Criticum haben wie Ramler, wenn er was ſehr gutes machen ſolte, aber vielleicht hörte er denn gar auf. Sie haben doch ſchon die Monatsſchrift: Crito, geſehen, die in Zürich herauskomt. Hindern Sie doch um des Himmels willen daß Bodmer und Klopſtock einſt weiter in einander gerathen. Klopſtock wird die Ode, die Bodmer auf ſeine tibulliſche Elegie gemacht hat, nicht vertragen können, wenn Sie und Schmidt es ihm nicht ausreden. Ich kan nicht läugnen, daß ich mich über Bodmern ganz grauſam geärgert habe, denn ich liebe Klopſtock, ohne daß ich ihn noch kenne, unendlich. Wie kan man ein ſolch Genie und ein ſolcher Charakter zugleich aber auch ſo zankſüchtig und rachgierig ſein wie Bodmer! Er glaubt vielleicht, daß er das was er thut aus lauter Tugend thut, allein eine ſo ſtrenge Tugend iſt nicht nach meinem Sinne und dünkt mir einfältig. Wir arme Menſchen müſſen ja woll der Idee, die bei uns von einer Sache die ſtärkſte wird folgen, warum will man ſich denn wegen einer Handlung die involontair war, haſſen und läſtern. Ueberdehm ſehe ich nicht daß Klopſtock was vieles Verſehen, er iſt ja nicht der Meſſias ſelbſt, und wer weiß ob nicht der Meſſias in Geſellſchaft von Mädchen luſtig geweſen iſt. Doch er hätte das äußerliche mehr beobachten ſollen! Gut, iſt denn dieſer Fehler ſo erſchrecklich, daß man die Feder wider ihn ergreifen muß? giebt es denn keine andere Tugend als die Keuſchheit, die Klopſtock nicht einmal verletzt! wie wenig ſind die Herren Schweizer Philoſophen, ſie haben faſt alle nur eine Frauenzimmer-Tugend, Keuſchheit, die andern kennen ſie nicht oder rechnen ſie vor nichts. Meinethalben möchte Klopſtock noch zehn Meſſiaden ſchreiben und dabei zehn Mädchen liebhaben, er würde mir doch groß tugendhaft und liebenswürdig ſein. Doch mündlich hievon ein mehreres. Ich küſſe Sie tauſendmal und bin zärtlichſt

Ihr getreuſter
Potsdam, den 20. Oct. 1751. Kleiſt.

Ich muß Ihnen doch beweiſen, daß ich zuweilen ſchreibe, wie ich oben erwähnt habe, und noch dazu daß ich Verſe ſchreibe, obgleich leider ſehr wenig. Ein Officier, der ein Erzpoltron, dabei aber die falſcheſte Canaille iſt, den jemals die Sonne beſchienen hat, beleidigte mich verſchiedene Mal ſehr empfindlich. Ich wußte mit dem Poltron nichts anzufangen und ärgerte mich doch grauſahm. In dem Verdruß ging ich nach Hauſe und ſchrieb in einem Augenblick dieſe Epigrammes auf, die aber außer Ihnen niemand leſen muß. Wenigſtens muß niemand wiſſen, daß ſie auf jemand in Ernſt gemacht ſind. Hier würde man den Officier gleich kennen.

An den feigen und falſchen Potius.

Du läſterſt jeden, ſprichſt abweſend jeden Hohn,
Und meinſt, dieß ſey geſcherzt;
Ein blauer Rücken iſt oft deiner Thaten Lohn.
Sey ehrlich Potius! wo nicht ſo ſey beherzt!

An denſelben als er ſich auf die Veſtungsbau-Kunſt legte.

Der feige Potius fortificirt und ſpricht
Von Folard, Pinſegue, von Widdern, Spieß und Lanzen,
Vom alt und neuen Krieg. Mich wundert dieſes nicht,
Kein Menſch hat nöthiger, als er, ſich zu verſchanzen.

Potsdam, den 19. März.1754.

Zu Kleiſt's Briefe Potsdam, den 24. März 1754.

An den falſchen Potius als er ſich auf die Muſik legte.

Ein jeder, der den Läſtrer ſieht, ſagt ihm Kacophonien.
Er tröſtet ſich mit Arien in ſanften Melodien.

Auf Bläſen — einen erzürnten Schweitzer.

Was hab ich Dir gethan? warum ergrimmſt Du liebſter Bläſe?
Sieh her! (er ſieht, und wird ſchon gut) ſieh her! hier haſt Du Käſe.

Der Blumiſt und der Schweitzer.

Ein Blumen-Kenner pries der Blumen Schönheit ſehr,
Ein Schweizer hört ihm zu, und rühmte ſie noch mehr.
Durch ſie, ſprach erſterer, durch ſie fühl ich mein Leben!
Ich auch, ſprach letzterer, weil ſie mir Käſe geben.

Sie ſehen woll daß dieſe Dinger nur flüchtig hingeſchrieben ſind. Beſſern Sie ſie doch aus, aber ſagen Sie keinem Menſchen was davon.

Es ſoll außer ihnen niemand wiſſen, daß ich ſie gemacht habe. Vielleicht mache ich etliche Dutzend, aber ich glaube faſt in allen wird Käſe vorkommen, und dies wird lächerlich genug ſein, nicht wahr mein Engel!

Schicken Sie mir doch ihr Gedicht auch.

Aus Kleiſt's Briefe Potsdam, den 15. April 1754.

Hier haben Sie noch einige Epigrammes, allein ſie ſind ſo dumm, wie ihr Verfaſſer, und dies ſollen auch die letzten ſein die ich ihnen ſchicke, ich will ſie mit ſolchem Zeuge nicht mehr quälen. Ich bin gar nicht zu dem Genre gemacht, ohngeachtet es mir leicht iſt und ich mich ſchon obligiren wolte, eine ziemliche Menge auszubrüten, aber gute auszubrüten getraue ich mir nicht!

Das Lob war nicht zu groß das mir die Welt beſchieden;
Doch Gottſched tadelt mich. Nunmehr bin ich zufrieden.

Sie ſehen daß dies nicht taugt, aber ich kan wahrhaftig auf Gottſched nicht böſe werden, daher kan ich auf ihn nichts gutes machen.

Die Schweitzer wagten ſonſt für Freiheit Gut und Blut,
Itzt haben wenigſtens noch ihre Berge Muth.

Denn die laſſen keinen Feind heran. Allein wird man dies auch ohne Commentario verſtehen!

Die ſchweitzeriſche Nachtigall.

Ein Dichter pries die Königin der Büſche
Die holde Nachtigall.
Durch ihr entzückend Thongemiſche
Sanft wiederholt vom Wiederhall
Sprach er, wird Wald und Feld belebet.
Ein Schweizer kam hinzu und hörete das Lob
Doch wußt er nicht was man erhob.
Er dacht's zu treffen; rief: ja Kinder glaubt es mir
Es iſt ein unvergleichlich Thier.
Es reißt den Pflug den Berg hinan, und ſchreyt das alles bebet.

Aus Kleiſt's Briefe Potsdam, den 22. April 1754.

Johann Chriſtoph und Adelgunde. [Vergl. S. 265.]

J. Du loſe Adelgunde! Die Leinwand iſt zu theuer,
Es giebt ja Weber gnug, was kaufſt du von dem Schreyer?
A. Mein liebes großes Hänschen! ich ſah des Garnes Stärke,
Und du, bedenks einmal, er lieſet deine Werke!

Orbil.

Orbil hüpft wenn er ſteht,
Er hüpfet wenn er geht,
Er hüpfet, wie ſein Lied, wenn er die Flöte ſpielt,
Er hüpfet wenn er ſchlau nach jungen Mädchen ſchielt,
Und o wie hüpft er nicht wenn er im Tanz ſie ſchwenkt!
Er hüpfet ſtets, warum? er hüpfet, wenn er denkt

Wie, Breitinger in Zürch? wo nichts als Grobheit gilt
Und wo von Stolz der Geiſt, der Leib von Käſe ſchwillt,
Und Bodmer auch? den einſt die ſpäte Nachwelt preiſet?
Ihr Zürcher! Die ſind werth daß ihr ſie Lands verweiſet.

Sie ſehen aus dieſen Kleinigkeiten, mein Allerliebſter, daß ich noch lebe. Aber ich will ihnen künftig nicht mehr durch Epigrammata zeigen, daß ich noch lebe, denn die gerathen mir nicht, weil ich keinen esprit satirique habe, und überdehm hat mich Herr Ewald, der ſich Ihnen empfiehlt, ſo darin übertreffen, daß ich keine mehr machen mag. Er wird in kurzem eine Sammlung fertig haben, denn, beikommende hat er in 8 Tagen ausgebrütet, und ich glaube in vier Wochen kann er ein Buch drucken laſſen.

XII. D. Hirzel an Gleim*) über Friedrich, Bodmer, Klopſtock und Gleim. [Vergl. S. 80. 85. 127.]

Zürich, den 14. März 1759.

Ich ergreiſe mit einer zitternden Begierde den Anlaß ein Andenken einer bey Ihnen vielleicht ſchon lange vermoderten Freundſchaft wieder aufzuwecken. Ich ſoll Ihnen für das Vergnügen danken, welches Ihre Anrede an die Muſe in mir erweckt. Ich müßte Ihre Geſchicklichkeit im Ausdrucke beſitzen, wenn ich Ihnen die Größe deſſelben beſchreiben wollte. Genug, ich hab' es nicht in wenigerm Grad empfunden, als Bodmer und Geßner, die es Ihnen mit der ihnen eignen poetiſchen Stärke geſchildert haben. Mein erſter Gedanke war die Hoheit der menſchlichen Natur, und die Vorzüge unſers Weltalters, den größten Helden und einen ſeiner würdigen Sänger zugleich hervorgebracht zu haben. Zu dieſem geſellte ſich der ſchmeichelhafteſte unter allen Gedanken, dieſer Sänger nannte mich ehemalen mit unverſtellter Zärtlichkeit ſeinen Freund! Wer wird die Stärke meiner Empfindungen beſſer einſehen als Sie mein Theuerſter, der Sie die ſeligen Empfindungen der allgemeinen Menſchenliebe und die reizenden Gefühle der Freundſchaft ſo gut kennen? Der Himmel gebe, daß Sie bald, am Ende der Bemühungen Ihres großen Helden, für die Nachwelt die Vorzüge ſeiner großen Seele, welche alle Wunder hervorgebracht, in einem zuſammenhangenden Gedichte ſchildern können. Sie müſſen Ihr ſo oft gegebenes Wort halten, der Homer des göttlichen Achilles zu werden. Sie werden ſich damit die lebenden Menſchen ſo gut als ihre ſpäten Enkel verbinden. Es leben noch immer viele tauſend würdige Menſchen, die ohne Vorurtheile die Tugend und wahre Größe bewundern, wenn ſie ihnen im rechten Geſichtspuncte vorgeſtellt werden. Das ehrliche Pöbel weiß nur die Kunſt nicht, die Handlungen zu entwickeln und von der Seite anzuſehen, wo ſie in ihrem wahren Lichte ſtrahlen. Das Vermögen, die eingeſehene Größe mit Entzücken zu bewundern, läßt ſich niemalen von der Menſchheit trennen, und wenn dieſe Bewunderung der Verdienſte einmal entzündet iſt, ſo ſetzet ſie auch die anderen Eigenſchaften in Flammen und erzwinget Nachahmungen der bewunderten Größe. Ich verſpühre es täglich, mein theuerſter, wie die Heldentugenden Ihres Königs, auf welche dermalen jedermann aufmerkſam iſt, ſo fruchtbar an edlen Empfindungen werden, auch in Gemüthern, die unfruchtbarer als eine ſibiriſche Steppe geſchienen. Man darf Wahrheiten predigen, die man vorher als donkiſchottiſche Phantaſien verlachet hätte, auch die erhabenſten Figuren der Poeten werden dem ungelehrten Pöbel leicht, wenn ſie dieſelben in Handlungen Ihres Helden ausgedrückt ſehen. Ihre Poeſien werden daher von ihnen nicht weniger bewundert als von dem größten Criticus oder geiſtreichſten Dichter. Alle reden die gleiche Sprache der Entzückung über Ihre Dichtart, die das Erhabene mit dem Natürlichen ſo wohl zu verbinden weiß. Doch es iſt genug gelobt, und vielleicht nur zu viel für Sie, die Sie Ihre Stärke am beſten kennen. Sie ſollen aber wiſſen, daß ich hiermit nicht Ihnen, ſondern uns, die wir Ihre Schönheiten einſehen, ſchmeicheln wollte. Wie leben Sie ſonſt, mein Theuerſter? Sind Sie allezeit glücklich? Eine eitle Frage, da ſo viel Quellen des Glücks in Ihrem Herzen liegen. Ein Menſch, der ſo ſchön, ſo edel, ſo erhaben denkt und handelt wie Sie, kann niemals unglücklich ſeyn. Ich lebe Gott Lob wenigſtens ſehr vergnügt, die Stunden ausgenommen, da hypochondriſche Dünſte mein Gehirn umnebeln und die Chimären von Unglück bilden. Ich lebe nun im eilften Jahre der glücklichſten Ehe mit eben den Empfindungen, die ich Ihnen ehemals ſchilderte, da mich der Himmel aus den Feſſeln des Geizes errettete und dieſen für mich geſchaffenen Engel in weiblicher Geſtalt zuführte. Ihr ganzes Leben iſt ein Zuſammenhang einer ſtillen Tugend, welche die Wiederwärtigkeit kaum zu biegen vermag. In den frohen Tagen, wie in den finſtern Tagen des Unglücks gleich ruhig und geſetzt. Alle Tage erwarte ich von ihr eine abermalige Vermehrung meiner Haushaltung, welche nun aus 5 Kindern beſteht, nachdem der Himmel die zwei älteſten zurückgefordert, welche genug Witz hatten, die Gleichgültigkeit unſers liebſten Kleiſts gegen kleine Kinder zu beſiegen und ihn vermochten, ganze *) Stunden allein in ihrer Geſellſchaft zuzubringen, den Thee unter ſie zu theilen, und

---

*) Mir von Hrn. Dr. Benzler (vergl. S. 284 die Inſchrift ſeines Großvaters) in Ilſenburg mitgetheilt.

---

*) Dies iſt durchſtrichen, vielleicht von fremder Hand, und dafür „viele" geſchrieben.

ihre kleinen Zwiſte, wie ein liebreicher Vater beyzulegen. Die lebenden Kinder ſchenken mir unendlich viel Vergnügen, da ich ihre zarten Herzen ſich zur Redlichkeit und Tugend bilden ſehe. Sie ſind das Publicum, dem ich die geſammelten Schätze der Weisheit aus dem Umgange mit Lebendigen und Todten aller Menſchen mittheile, und ich ſehe Gott Lob, daß meine Arbeit nicht ohne Beyfall und Nutzen verloren gehe. Neben dem habe ich viele Freunde, welche mich durch ihre ſtärkere Weisheit erbauen. Sie können nicht glauben, mein Theuerſter, wie reich meine Vaterſtadt an geſchickten und redlichen Leuten ſey, und wie ſehr ſich deren Anzahl täglich vermehre, da täglich neue Schüler von dem großen Bodmer zu Männern erwachſen, die auf ihre Schüler und Kinder die großen tugendhaften Sentiments fortpflanzen. Glauben Sie mir, mein Theuerſter, Bodmer hat dem Herzen, wie dem Verſtande nach, kaum ſeines gleichen. Alle Tage ſehe ich neue Proben der reinſten Tugend und Menſchenliebe von ihm. Ein heftiger Schmerz dringt mir durch das Mark, wenn ich gedenke, ich ſchreibe an den Menſchen, den ich neben Bodmer als den redlichſten und beſten Menſchen verehre, den ich jemals geſehen, und dieſer ſoll in Anſehung der Großmuth und Tugend meines Bodmers zweifelhafte Gedanken hegen, und dieſe Zweifel ſollen durch die Erzählung des beſten Menſchen, des liebſten Vorwurfs von Bodmers Zärtlichkeit und Freundſchaft entſtanden ſeyn und eine ewige Entfernung ſoll verhindern, den Knoten aufzulöſen und dieſe edlen Menſchen einander in ihrem wahren Lichte zu zeigen. Glauben Sie es, mein Theuerſter, auf mein Wort, ich habe nach und nach alle Triebfedern der Handlung erfahren und ſehe helle in dieſer Begebenheit. Ein Bodmer und Klopſtock waren in der widrigen Begebenheit gleich edel gleich unſchuldig. Eine verworrene Kette von kleinen Intriguen riß ſie aus einander, machte einen auf den andern argwöhniſch und erzeugte endlich eine Ueberzeugung von Niederträchtigkeit eines gegen den andern, und ſo gab dieſe traurige Begebenheit ein merkwürdiges Beyſpiel ab von der Unvollkommenheit und Schwachheit der menſchlichen Natur, auch wo ſie ſich auf die höchſte Stuffe emporgeſchwungen. Adieu, mein Theuerſter. Seyn Sie verſichert, daß ich die Bekanntſchaft mit Ihnen bis an das Ende meines Lebens gegen den Höchſten als den beſten Segen verdanke, daß jede neue Arbeit von Ihnen die froheſten Empfindungen in mir rege mache, daß, wenn ich mir die Größe der Menſchheit vorſtelle, ich Friedrich, Bodmer, Klopſtock, Kleiſt und Gleim denke. In dieſen Geſinnungen erſterbe ich

Meines allerliebſten Freundes

ganz erbenſter
D. Hirzel.

XIII. Einige kleinere Stücke aus **Mscr. Boruss.** fol. 872 in der K. Bibliothek zu Berlin. (Vergl. S. 51.)

α) No. 51.

Wer kan die ſchon gemiſchte Kart
Auf ſolche Einſichts volle Art
So klug und meiſterlich zerreißen,
nächſt Gott: der Friederich von Preußen.
Wie dann?
Er nimmt gantz Sachſen ein.
Warum?
Er muß Beſchützer ſeyn.
Wovon?
Von Teutſchlands Grund Geſetzen,
Die Haupt und Glied nicht darf verletzen,
Er merkt- und weis-, Er ſieht voraus,
Daß Bourbons und auch Oeſtreichs Haus
Gern wolten alle Welt vergiften,
Die fünfte Monarchie zu ſtiften,
Er komt,
Der teutſche Joſua,
Er ſpricht
Sey ſtill, denn Gott iſt nah.
Nun wünſcht man Dir Du großer König
Sehr viel, doch Menſchlich iſt zu wenig.
Drum Dir Du ſtarker Gideon,
Gott ſey Dein Schild und großer Lohn,
Fang an die Länder zu beſiegen,
So unter Einer Decke liegen.
Fahr fort

Und fürchte Dich nur nicht,
Gott bleibt Dein Schild und Zuverſicht.

β) No. 61.

Daß Garn das Frau Thereſia ſpann,
Das haspelte Marie.
Der Lux, der höfliche Galan,
Gab ſich beym Spinnen Mühe,
Die Mutter Lieſa, die noch lebt,
Hat ein Stück Leinwand draus gewebt
Darum viel Könige geſtritten,
Fritz der ſo manchen Fund erdacht
Hat über dieß Geweb gelacht
Und hat's vom Stuhl geſchnitten.

Die hier zu Grunde liegenden Gedanken wurden ſpäter in einem ſingbaren Soldatenliede weiter ausgeführt.

XIV. Ramlers gereimte Quittung bei ſeinem Briefe an Gleim vom 26. Juni 1758. (Vergl. S. 75.)

Quitung.

Thalia ſage, daß mein Kleiſt,
Sobald er in den Krieg gereiſt,
In welchem er zu ſterben dachte,
Mir Ramlern ein Geſchenk vermachte.
Ich nahm es an von ſeinem Gleim,
Trug hundert baare Thaler heim,
Entſchloſſen, ſie, bey ſeinem Leben,
Ihm freundſchaftlich zurück zu geben
In Silber, Kupfer oder Gold;
Und, falls er ſie verſchmähen wollt',

Ihn, nach des weiſen Flaccus Lehren *)
Mit einem Dreyfuß zu beehren
Entweder; oder, weil man itzt
Nicht mehr auf einem Dreyfuß ſitzt,
Mit ſilbernen getriebnen Schalen
Voll Obſt, im Herbſt, und mit Pocalen
Voll Wein, im Winter, wenn ſein Pferd
Mit ihm voll Sieg zurücke kehrt.

XV. Gleims Audienz bei Friedrich dem Großen am 22. Dec. 1785.

Ueber dieſelbe heißt es in Gleims Leben von Körte S. 220—223: „Schon im Jahre 1773 hatte Gleims Freund, der berühmte Oberſt Quintus Icilius, den großen König veranlaßt, Gleims perſönliche Bekanntſchaft zu wünſchen, Quintus trug der Karſchin auf, Gleimen den Wunſch des Königs zu eröffnen. Da Gleim nicht liebte, eine ſolche königliche Aeußerung auf der Stelle zu benutzen, und weiterhin auf keine etwas förmlichere Weiſe die Rede davon war, ſo unterblieb die Erfüllung jenes heißen Wunſches. Diesmal aber gelang es den Freunden, beſonders dem Marcheſe Lucchesini, Gleimen Audienz beim Könige zu verſchaffen, und er ward am 22. December, Nachmittags um 2 Uhr, dazu eingeladen. — So ſorgfältig Gleim alle Papiere, wenn auch ungeordnet, aufhob, ſo hat ſich nicht einmal ein Fragment von ſeiner Unterredung mit Friedrich gefunden; auch hat er von ihr nie etwas öffentlich bekannt gemacht, ja ſelbſt auch ſeinen vertrauteſten Freunden die Mittheilung derſelben abgeſchlagen. — Daß er die Unterredung gleich nach gehabter Audienz wirklich niedergeſchrieben hat, iſt übrigens gewiß. Vielleicht war das widerliche Beiſpiel ſo vieler bekannt gemachter Unterredungen mit Friedrich Urſach, daß Gleim, ſeiner Gewohnheit zuwider, durchaus nichts davon bekannt werden ließ.

„Es hat ſich nur folgende kleine verſificirte Erzählung davon, vom Jahre 1795, gefunden:

---

*) Donarem pateras etc.

„„Der König und Gleim.

Zu Potsdam, den 22. December 1785.

„„Wie heißt der Dombechant?““ — Von Hardenberg. —
„„Macht der
Auch Verſe?““ — Mehr als ich!
„„Macht er ſie auch ſo gut, als Er?““
Ich glaube, nein; man ſchmeichelt ſich
Am liebſten ſelbſt. — „„Da hat Er Recht! Die Brüder
„„Im heiligen Apoll, die harmoniren nicht.““
Wir harmoniren ſehr, denn er macht Kirchenlieder,
Ich nicht, und keiner ſpricht
Von ſeinen Verſen. — „„Das iſt beſſer,
„„Als wenn Ihr's thätet! Aber ſagt:
„„Iſt Wieland groß, iſt Klopſtock größer?““
Der, Sire, wäre ſtolz, der's zu entſcheiden wagt.
„„Er iſt nicht ſtolz?““ — Ich bin's in dieſem Augenblick,
Sonſt eben nicht. — „„Er geht nach Halberſtadt zurück,
„„In's hochgelobte Mutterland?““
Ja, Ihro Majeſtät! — „„Grüß' Er den Dombechant!““

„Wenn Friederichs Unterhaltung mit Gleim nicht wörtlich die obige geweſen iſt, ſo ſcheint doch der Inhalt derſelben authentiſch.

„Sonſt finden ſich nur noch in einzelnen Briefen aus dieſer Zeit einige Worte hiervon. So ſchreibt von Stamford, damals zu Potsdam, an Gleim: „„Ihre Unterredung mit dem theuern Landesvater hat hier und in Berlin viel zu reden gegeben, und Ihren hieſigen und dortigen Freunden eine große Freude gemacht. Noch am Tage Ihrer Abreiſe von hier, erzählte mir Lucheſini, der König habe bei Tiſche geſagt: „„Der Kanonikus Gleim hat mir ganz beſonders gefallen, und ich habe noch mit keinem Gelehrten geſprochen, an dem ich ſo viel Freimüthigkeit und ein ſo edles, ungezwungenes Weſen (air) bemerkt hätte, als an ihm.““ *)

---

*) „Nach einem Briefe des Herzogs von Braunſchweig-Oels waren Friedrichs Worte über Gleim: Si tous les savants allemands seroient [sic! ſollte heißen etaient] comme ce Gleim, je pourrois m'en accommoder.“

„Als Gleim von Friedrich entlaſſen worden, begegnete er dem Herzog Friedrich Auguſt zu Braunſchweig-Oels [S. 154 Z. 16 iſt hiernach zu berichtigen]. — „„O, wie ſo gern hätt' ich““ — rief Gleim aus — „„den alten Hut, den der Monarch trug, als ich ihn ſprach!““ — Ich verſpreche Ihnen den Hut nach Friedrichs Tode! erwiederte der Herzog. Lucheſini, welcher vielen Antheil daran hatte, daß Gleim zur Audienz gekommen war, feierte dies Glück des Dichters durch einen lateiniſchen Hendekaſyllabus.*)"

Bis hieher Körte.

Aus Gleims S. 276 ſchon angeführtem Gedichte iſt zu erſehen, daß er mit Friedrich jedenfalls von Wieland und Klopſtock geſprochen hat. Der König muß aber beide am 22. December 1785, wenigſtens dem Namen nach, ſchon gekannt haben, während er ſie bei Abfaſſung der Schrift über die deutſche Literatur wohl noch nicht beachtet hatte.

Am 4. Auguſt 1786, alſo noch bei Friedrichs Lebzeiten, wurde Gleim Ehrenmitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin.

In dem auf Friedrichs Tod folgenden Jahre gab Gleim heraus: „Oden. Berlin, 1787. Bei Friedrich Maurer." Kl. 8. Umfang: Ein Bogen ohne Seitenzahlen. Der ganze Inhalt derſelben iſt in Gleims ſämmtlichen Werken weggelaſſen.

Die Ode I, ohne Ueberſchrift, lautet:

1. Wer iſt's? Wen ſehn die holden Muſen,
In Seiner Ehre Glanz?
Wem wallen, liebender, entgegen ihre Buſen?
Wem reichen ſie den Kranz?

2. Iſt's Friedrich? welcher ſagt: der beſte
Des Parlaments, der Lords
Sei menſchlich ſo, wie Er! Der treue Felſenveſte
Worthalter Seines Worts?

3. Iſt's Herzberg? der dem ärgſten Feinde
Der deutſchen Muſen ſtand,
Und Ihn, zu Ihrem höchſt geliebtem beſtem Freunde,
Wohl noch hätt' umgewand,

---

*) „Siehe die berliniſche Monatsſchrift vom Januar 1786, S. 91."

4. Wenn aus den diamantnen Ketten
Des Erden-Todtes Ihn,
Den Einzigen, nur noch auf kurze Zeit, zu retten,
Mars oder Selle kühn

5. Verſtanden hätten; Schon erkannte
Sein freier Prüfegeiſt:
Es wären ſeiner Seele naheſte Verwandte,
Wolf, Leibnitz, Haller, Kleiſt.

6. Und der Thomaſius, der Zauber
Und Zauberey vertrieb,
Und Zweifler williger als blind gemachter Glaube
Bis in die Grube blieb!

7. Und Uz, der in der Themis Tempel,
Mit ſeiner Leier ging,
Und mit den Worten: Sey mein Prieſter! werd' Exempel!
Ein Ordensband empfing.

8. Und Klopſtock, der in Himmelsſphären
Mit Geiſtesfeuer wühlt,
Und Voß, und Geßner, der in unſern Hirtenchören
Pan's ſanfte Flöte ſpielt;

9. Und Wieland, der in Luſtgefilden
Und Wüſteneyen geht,
Die Thiere Thraciens zu Menſchen umzubilden;
Ein göttlicher Poet!

10. Und Herder, welcher Ehrenſäulen
Hoch auf, Verdienſten ſetzt,
Und jene Brüder, die zu dieſem Tempel eilen,
In welchem Ruhme jetzt

11. Beſitz genommen hat, und immer
Ihn wohl behalten wird,
Weil Tugend ewig glänzt, und kein erborgter Schimmer,
Um ihren Schatten irrt!

12. Und der Jacobi, den die Dreye
Der Göttinnen, die ſchön
Durch ſanfte Sitten ſind, mit ungeſehner Weihe
Sich weihten, in Athen;

13. Und Heinſe, der den Winkelmannen
Trotz bietet, und zugleich
Den Minotauren und blutdürſtigen Tyrannen;
An Muth, wie Cröſus reich;

14. Und Müller, der die großen Todten
Mit ſeiner Feder weckt,
Und alle Tugend ſieht an allen Patrioten,
Und keine Fehler deckt!

15. Und auch noch Der, der unter Palmen
Die Söhne Pruſſia's
Uns ſang, und ſtill im Hain, wie ſingend ſeine Pſalmen
Der König David ſaß!

16. Iſt's Cato-Carmer? der Gerechte?
Der gern der ganzen Welt
Recht und Gerechtigkeit und Frieden wiederbrächte?
Iſt's Möllendorf? der Held,

17. Der ſelbſt ſich hingeſtorben meinte,
Als unſer Vater ſtarb,
Und dadurch, daß [nur] er Ihm ſichtbare Thränen weinte,
Sich unſre Lieb' erwarb?

18. Iſt's Plato-Zedlitz? oder jener
Wie heißt er? der, ein Greiß,
Vom Roſenalter an, was ſchön iſt, und was ſchöner,
Wie Meil, und Rode weiß?

19. Und Darbes, welcher Engel malet
Wie Gott der Herr ſie ſchuf;
Der Greiß, aus deſſem Aug' ein Stern der Liebe ſtrahlet,
Auf eines Gottes Ruf!

20. Und der, in jeder Kunſt erfahren,
Der Künſte Meiſter ehrt,
Und was die Römer, und die edlern Griechen waren,
Uns lehren kann, und lehrt.

21. Der iſt's! Dem edlen Weiſen bringen
Die Muſen ihren Zoll,
Den Herzenswilligen! Den wollen alle ſingen
Die Muſen und Apoll,

22. Der auf dem Königsthron iezt thronet,
Die Dummheit und den Duns
Wegweiſend, weit von ſich, und wie zu Delfos wohnet
In Zukunft unter uns!

23. Und plötzlich ſtrömen Lobgeſänge!
Dann Einer, dann ein Chor!
Laßt mich, ihr aufmerkſamen Hörer durch, ich dränge
Mit Ehre mich hervor!

24. Ich Patriot! (den ſchönen Namen
Verdient ich endlich mir
In jenen Jahren, die berühmt zu werden kamen,)
Ich alter Grenadier!

25. Und miſche meinen großen Zweiten,
Des Nachruhms Sonnenſchein,
Und des geliebten Friedrich Wilhelms goldne Zeiten,
In den Geſang mit ein!

Nach Strophe 5 ſcheint Friedrich vor ſeinem Ende nochmals auf Kleiſt hingewieſen zu ſein, auf den ihn ſchon Stille bei ſeinen Lebzeiten aufmerkſam gemacht, deſſen Heldentod aber Gleim in der Audienz gewiß grundſätzlich erwähnt hatte. Strophe 15 mag auf Lange geben. Strophe 8 und 9 beſtätigt uns, daß Friedrich Klopſtock's und Wieland's Namen noch vor ſeinem Tode kennen lernte, was wir ſchon aus Gleims Gedichte S. 276 „der König und Gleim," wiſſen; ebenſo Strophe 8, daß er Geßner kannte, welchen er ſchon 1781 in dem Briefe an d'Alembert erwähnte, aus dem wir eine Stelle im Texte anführten.

Mit einiger Wahrſcheinlichkeit läßt ſich aus der ohnehin ſchon als zuverläſſig von uns erkannten Strophe 8 der Ode außerdem ſchließen, daß Friedrich vor ſeinem Tode wenigſtens dem Namen nach noch aufmerkſam wurde auf Johann Heinrich Voß, auf welchen ihn hinzuweiſen nach der Stelle über „die Mädcheninſel“ in der Schrift über die deutſche Literatur ſehr nahe gelegen haben würde. Daſſelbe iſt nach Strophe 7 in Bezug auf Uz, nach Strophe 10 in Bezug auf Herder, nach Strophe 12 in Bezug auf Jacobi (dem Friedrich auf Gleims Antrag nach Körte S. 153—155 ſchon 1768 ein Canonicat mit Erlaß der halben Annatengelder gegeben), nach Strophe 13 in Bezug auf Heinſe zu vermuthen. Um die Namen in dieſem Zuſammenhange willkürlich aufzuzählen, beſaß Gleim zu viel geſchichtlichen Sinn. Auch iſt von den zwiſchendurch genannten Namen der *Gelehrten* keiner willkürlich ausgewählt, wie Jedermann ſieht.

Es entſteht nun aber die Frage: auf welche Weiſe wurde Friedrich mit dieſen Dichtern bekannt, die er 1780 entweder gar nicht kannte oder damals noch ignoriren zu können glaubte, was offenbar — wenn Gleim in Strophe 5 nicht geradezu lügt — etwa um 1785 nicht mehr der Fall war. Nach Strophe 3 könnte man glauben, Herzberg habe ihn mit denſelben bekannt gemacht. Indeſſen iſt *dieſe* Strophe wohl nur ganz allgemein, insbeſondere von deutſcher Sprache zu verſtehen, keineswegs aber auf einzelne Dichternamen anzuwenden. Mit der in Strophe 5 enthaltenen näheren Einleitung zur Nennung dieſer Namen ſteht es aber nicht im Widerſpruche, wenn wir annehmen, daß die im Gedichte genannten Dichter, ſo weit ſie von Friedrich entweder noch nicht *gekannt* oder gar *verkannt* wurden, erſt in der Audienz am 22. Dec. 1785 von dem begeiſterten *Gleim* ſelbſt dem aufmerkſamen Könige genannt und gerühmt ſind. Auffallend iſt es immer, daß *Leſſing* in dem Gedichte nicht erwähnt wird, obgleich er ſchon todt war. Der König mochte in der That perſönlich gegen ihn eingenommen ſein. Mit Ramler war Gleim damals längſt zerfallen. Auch Götz war todt und auf die Empfehlung *lebender* Dichter konnte es Gleim, wie er die Sache anſah, allein ankommen.

Ode 11 iſt überſchrieben *„An Johann Chriſtoph Friſch“*. Sie möge hier ſtehen, weil ſie Friedrich ſo zu malen ſcheint, wie er Gleim erſchienen war:

1. Mahl ihn, o Du, mein Friſch, daß jeder, der ihn ſiehet,
Das iſt er! ſpricht, und, ohne Dankgebet,
In welchem gutes Herz von wärmſter Andacht glühet,
Dem Bilde nicht vorüber geht!

2. Mahl ihn, den Göttlichen! Du haſt ihn ſcharf geſehen
In's Adleraug', in's gute beſte Herz!
Ihn ſehend ſtand auch ich! So möcht' ich ewig ſtehen,
Dacht ich, und fühlte tiefen Schmerz!

3. Dein größtes Meiſterſtück ſoll Waſſerſucht verderben?
Gicht? Blutſturz? Fieber? Schlagfluß? böſe Luft?
O Töpfer! Solch Geſchöpf? Was ſollen da die Scherben,
In der verſchloßnen Todtengruft?

Ode III und IV ſind nicht allein matt wie I und II, ſondern entbehren außerdem des geſchichtlichen Intereſſes, wegen deſſen wir jene hier abdrucken ließen.

XVI. Die Tapeteninſchriften in Gleims Hüttchen. (Vergl. S. 195.)

Während ich das Domgymnaſium zu Halberſtadt beſuchte, ließ ich mir einſt für ein Trinkgeld mit meinem Schulfreunde August Heſſe*), jetzt Appellationsgerichtsrath in Naumburg an der Saale, Gleims Hüttchen vor dem Gröperthore aufſchließen. Ich dictirte Heſſe bei dieſer Gelegenheit die Inſchriften der Freunde Gleims im Hüttchen, oder doch wenigſtens diejenigen, die mir bemerkenswerth ſchienen. Heſſe verfaßte hierauf einen Bericht über das Hüttchen und ordnete in demſelben die Inſchriften alphabetiſch nach dem Namen der Verfaſſer. Dieſer Bericht iſt mit einigen Weglaſſungen in Bezug auf Heſſe's einleitende und Schlußbemerkungen folgender:

---

*) Man ſehe über ihn meine Anthologie „Harz und Kyffhauſer" S. 17.

„Halberſtadt, den 20. Auguſt 1839.

„Gleims Sommerhäuschen befindet ſich auf dem nach Gleim benannten Poetengange. Hohe Linden umgeben es und daran grenzt ein freundlicher Garten. Wie manche freundliche Stunde hat der Alte in dieſem Garten an der Seite ſeiner unſterblichen Freunde verlebt! Der Garten war und iſt noch jetzt einfach und ſchmucklos eingerichtet. Eine ſchwarze hölzerne Tafel, in einer Laube aufgeſtellt, empfing den Eintretenden mit folgenden einladenden Worten:

„Ihr, der und die ihr
Mit Herzen und mit Mienen
Der Göttin Freundlichkeit gekommen ſeid,
Dem Freunde der Zufriedenheit
Mit eurer Gegenwart zu dienen —
Willkommen hier im Grünen!

„In dieſem Garten liegt auch der alte Gleim begraben; ſein ſteinernes Grabgewölbe iſt mit den Urnen ſeiner ihm vorangegangenen Freunde umſtellt. Dieſer Marmorurnen ſind 8 an der Zahl, und folgende Namen auf ihnen verzeichnet: Michaelis, heimgegangen den 30. September 1772. — Leſſing. — Kleiſt. — Bodmer. — Lange. — Götz. — Pyra (heimgeg. 14. Jul. 1744.) — Geßner. Bei allen ſteht das Todesjahr in ähnlicher Weiſe, wie bei Michaelis, angedeutet. In ihrer Geſellſchaft nun ſchlummert der Greis auf dem Flecke, wo er ſo oft ſich mit ihnen gefreut; denn auf der Stelle, wo das Grabmahl ſich jetzt befindet, ſtand früher Gleims Lieblingslaube. Körte und andere Freunde des Dichters hatten die Idee, über der Gruft ein Denkmal mit einer paſſenden Inſchrift von Gleim ſelbſt zu ſetzen; leider aber trat dieſer Gedanke nicht in's Leben. Uebrigens bedarf Gleim auch keines Denkſteines — länger vielleicht als ſo manches eherne Denkmal, das jetzt gegoſſen wird, erhält Gleims Wohlthätigkeit und Herzensgüte ihm ein Angedenken aller Halberſtädter. Das Hüttchen, wie der Dichter ſein Sommerhaus zu benennen pflegte, war, wie bekannt, mit den Portraits von Gleims Freunden im Innern geſchmückt. Gleim hatte ſchon ſeit dem Jahre 1745 angefangen, ſie zu ſammeln. Auf dem Saale, wo ſie ſich früher befanden [?], ſteht noch jetzt des Alten Feldbett; er ſelbſt mochte es hier zur Erinnerung an ſeine im Kriegsgetümmel verlebten Jugendjahre aufbewahrt haben. Von dieſem Saale aus tritt man in Gleims trauliches Studirſtübchen, in das Wichtigſte im ganzen Hüttchen. Denn an die Tapeten dieſes Zimmers ſchrieben Gleims poetiſche Freunde ihre Namen, und dieſe Tapeten bilden ein Album, das man nicht ohne Rührung durchlaufen kann.

„Ich zeichne die wichtigſten der in Gleims Studirzimmer ſtehenden Namen auf, doch muß ich bemerken, daß auch zuweilen ein minder bekannter Mann aufgenommen iſt, des Spruches halber entweder, der daneben ſteht, oder weil er für Halberſtadt mir bemerkenswerth zu ſein ſcheint.

„Die meiſten der Namen befinden ſich oberhalb des Kamingeſimſes. Die Schreibart iſt durchgängig beibehalten, die Folge alphabetiſch nach den Namen eingerichtet. Faſt alle Schriftzüge ſind mit Bleifeder gezeichnet.

1. Est deus in nobis, sunt et commercia coeli. **Baggesen**.
2. *Πίστις, ἐλπίς, ἀγάπη· μείζων δὲ ἀγάπη.* [1. Cor. 13. V. 13.]
Benzler 1784.
3. Aus dem Böſen kommt Gutes; ſo bringt mir das Gewirre des Lebens die Erneuerung in Gleims Freundſchaftstempel.
23. Juni 1795. [Vergl. S. 144.] **Dohne.**
4. Johann August Eberhard, den 8. Jun. 1788.
Navibus atque quadrigis petimus bene vivere,
Quod petis hic est — — [Hor. Ep. I. 11, 29.]
5. Wünscht uns die goldne Zeit nicht wieder,
Da war kein Krieg, da gab's auch keine Kriegeslieder,
Da war kein Gottsched und kein Reim,
Doch auch kein Gleim!
Eschenburg, 10. August 1793. (Erneuert noch 2 Mal.)
6. Ueber'n Harz zu Pferd, vom Meer
Kam Johannes wieder her.
Reichet liebend mir die Hand,
Theure Schatten von der Wand!
Hab' ich euch heraufgeweint
Aus dem müden Abendroth,
Sind wir vereint,
Seid ihr nicht todt.
22. Mai 1818. **Johannes Falk.**

7. Und wenn Homerus ſelbſt in unſrer Mitt' erſchien',
Gieb Acht! wir machten ihn zum Rector in Eutin,
d. 19. Juni. **J. D. Fals.**

(Fals war mit Voß zuſammen bei Gleim — ſ. Nr. 26. — Auf Voß bezieht ſich dieſer Spruch, und kann einen Beleg abgeben, wie Voß damals vergöttert wurde.)

8. An dieſes Haus.
Sei noch lange den Muſen und der Freundſchaft
und dem Lobe des beſten Königs heilig.
Fiſcher mit Johannes Müller hier geweſen. 1780.
(Siehe Nr. 17.)

9. Du kleines Haus, das Linden rings umgeben,
Wie wohl ist mir in dir!
Doch wohler ist, bei meinem Leben!
Bei dem Besitzer mir.
Gockingk.

10. Des Lebens Gold, des Himmels süssestes Geschenk
ist Freundschaft.
d. 6. Mai 1783. **Herder.**

Licht, Liebe, Leben.
Herder, 1783. May.

Sicut erat in principio et nunc et semper.
21. Jun. 1794. **Herder.**

Behalten Sie mich immer ſo lieb, beſter
Herr Canonicus, wie heute.
Emil Herder, den 21. Jun. 1794.

Kurz ist das Leben; es giebt nur eine Frucht des irdischen Lebens: ein heiliges Gemüth, Freundschaft und edle Werke.
Zum Andenken dem geliebten Freund, Halberstadt am 21. Juni 1791. Nach zweijährigem [!] Wiedersehn.
Caroline Herder.

11. J. W. Himly den 4. Juli 195 (1795.)
Die Welt ist nur ein einiges Haus.
(H., derſelbe Arzt aus Braunſchweig, der den erblindeten Gleim, wiewohl ohne Erfolg, operirte.)

12. Georgius Jacobi, Hic fuit non erit.
d. 14. Aug. 1780.

Fritz Jacobi 14. Aug. 1780.

Tanta sunt cujusque bona vel mala, quantus est animus, qui illa sustinet.

Erneuert den 13. Juli 1795, mit gerührtem Herzen für alle Güte des würdigſten Enkels der Barden und Vaters der Dichter dieſer Zeit.

F. Jacobi.

Betty Jacobi den 13. Jul. 1795.

[Aus „Vaters“ hat eine ſpätere Hand „Großvaters“ gemacht.]

13. Ha! daß wir doch nicht unmittelbar mit den Augen malen. Auf dem langen Wege aus dem Auge durch den Arm in den Pinſel — wie viel geht da verloren! Kehrer, 23. Jun. 1795.

[Emilia Galotti v. Leſſing. Act. 1, Sc. 4.]

14. Unsere Weisheit sei geniessen und entbehren zu lernen.

F. v. Koepken d. 22. Mai 1793.

15. Gotthold Ephraim Lessing. 1780.

Dies in lite.

16. F. Matthisson, 26. Apr. 1794. Et in Arcadia ego. — Zum zweiten Male hier mit Herrn v. Köpken den 6 Mai 1794. Und am 17. Mai noch einmal auf ſeiner Rückreiſe in die Schweiz.

17. Johannes Müller. *Αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων.* [Ilias a. a. O. E. 208.] C'est la vie de Gleim.

18. Der Gute nur denkt froh zurück. Nachtigal.

19. Freud' und Friede dem Hüttner! Zwei glücklichen Pilgern
Gab er der Freuden ſo viel! Liebe iſt, Liebe ihr Dank!

A. H. Niemeyer (mit ſeiner Gattin.)

20. Würzt den Becher der Freundschaft, trinkt die Schale des Harms leer.

20. May 1790. Carl Reinhard.

21. Du kleines Haus, ich kann kein Lied dir geben,
Nimm wenigstens denn meinen Namen auf!

Kl. Schmidt.

22. Nil amicitia dulcius. 98. Seume.

23. Dieſe Schrift verbleicht; doch ewig blüht mir im Herzen
Dieſes ſchönen Tag's unvergängliches Mahl.

9. Juni 1792. C. Stolberg.

24. F. Stolberg 12. April. 94.

25. Bei Gleim war es mir, als hätte ich meinen Vater wieder gefunden. —
Liebende wieder geliebt und Beſuchende wieder beſucht!
Johann Heinrich Voß 26. Mai 1794.
Erneſtine Voß d. 4. Jun. 1796.

26. Weihrauch war hier d. 26. April 94, ſchreibt aber keinen Vers darunter aus vielen Gründen, worunter der wichtigſte, daß er keinen weiß.

[Nomen obscurum, nur aufgenommen der Naivetät ſeines Spruches halber.]

27. *Λάθε βιώσας.* F. A. Wolf d. 21. Jun. 94.
Sie sah mein thränend Angesicht
Und sang: die Liebe wintert nicht.
23. Aug. 1809, Abends.

„Dieß möchten ungefähr die wichtigſten der Namen und Sprüche ſein, die Gleims Tempel aufbewahrt. Faſt aus jedem derſelben kann man entnehmen, in welch' herzlichem Verhältniſſe Gleim zu ſeinen Freunden ſtand. Ein harmlos-poetiſcheres Leben als Gleim hat gewiß Niemand geführt.

„Die Wand, an der die hauptſächlichſten Inſchriften ſich befanden, iſt neuerlich eingeriſſen, ſo daß die Aufzeichnung jener Sprüche, wie ich glaube, um ſo erwünſchter ſein wird. Die abgenommenen Tapeten befinden ſich inzwiſchen im Gewahrſam des Herrn Dr. Körte."

Bis hieher der glücklicher Weiſe im Auguſt 1739 niedergeſchriebene Bericht von Heſſe. Aus dem Schlußabſatze deſſelben geht hervor, daß zwiſchen unſern gemeinſchaftlichen Beſuch des Hüttchens und der Ausarbeitung des Berichtes der Anfang der Vernichtung des Hüttchens fällt, ſo wie daß ſich die abgeriſſenen Tapeten mit den Inſchriften am 20. Auguſt 1839 in der Wohnung des bekannten Neffen von Gleim Dr. Körte in Gleims zweitem Hauſe am Domplatze unweit der Liebfrauenkirche befanden, der zwar ſeit 1815 zu unſern Vätern in Beziehung ſtand, die mit ihm in den Krieg zogen, aber bei ſeiner Kränklichkeit uns ſelbſt kaum von Anſehen bekannt war.

Das Hüttchen im Garten iſt ſpäter ganz abgebrochen und von Hrn. Oberamtmann Heine im Burchardikloſter neu aufgeſtellt worden, wie die berliner Gerichtslaube in Potsdam. Gleims Garten, jetzt mit Gleims Denkmale, vor dem Gröperthore iſt meinem Freunde, dem Bibliothekar der gleimiſchen Familienſtiftung Herrn Seminarlehrer Jänicke, überlaſſen worden. Weder dieſer noch Herr Oberamtmann Heine iſt aber im Beſitze der Tapeten. Man ſieht, da in Halberſtadt ſich keine Abſchrift befindet, dieſem von mir ſchon ſeit längerer Zeit verſprochenen Abdrucke der Tapeteninſchriften zu Halberſtadt mit Neugier entgegen. Wo ſind aber die beſchriebenen Tapeten beim Tode des Dr. Körte geblieben?

Eine beſondere Bemerkung habe ich zu Leſſings S. 286 veröffentlichter Inſchrift von 1780 zu machen. In Guhrauers Leſſing II S. 306—309 wird erzählt, daß F. H. Jacobi nach einer hamburger Reiſe bei Gleim in Halberſtadt war. Guhrauer ſagt: „Als Jacobi auf der Rückkehr in Geſellſchaft ſeines Bruders Georg Leſſing wieder beſuchte, begleitete ſie dieſer nach Halberſtadt, wo er einige Tage nicht unangenehm zubrachte. Hier klang der Inhalt ihrer früheren Geſpräche über den Pantheismus bei Leſſing in bedeutungsvollen Anſpielungen nach, welche den Anderen ſehr auffallend und räthſelhaft waren. So, als, während ſie zu Tiſche ſaßen, unverſehens ein Regen kam und Gleim es bedauerte, weil ſie nach Tiſche in ſeinen Garten ſollten, ſagte Leſſing, der neben Jacobi ſaß: „„Jacobi, Sie wiſſen, das thue ich vielleicht.““ „„Oder ich,““ antwortete Jacobi. Gleim ſah ſie etwas verwundert an, aber ohne weiter nachzufragen. In Gleims Gartenhauſe (das erzählt Jacobi noch) unter einem Wahlſpruche von ihm ſchrieb Leſſing ſein *Ἓν καὶ πᾶν*.“ — Allerdings geht aus dem Obigen hervor, daß 1780 Leſſing und beide Jacobi — und ohne Zweifel alle drei zuſammen im Auguſt — bei Gleim waren und daß Leſſing ſich genau ein halbes Jahr vor ſeinem Tode noch zum Beſuche bei Gleim befand. Der Regentag (14. Auguſt 1780?) mag auch für die bald nach Leſſings Tode zwiſchen Jacobi und Mendelsſohn über Leſſings Spinozismus ausgeſprochenen Streitigkeiten von Wichtigkeit geweſen ſein. An die Tapete aber ſchrieb Leſſing nicht „*Ἓν καὶ πᾶν*,“ ſondern „Dies in lite.“ Auch wenn Leſſing nebenbei *Ἓν καὶ πᾶν* geſchrieben hätte, würden wir es ſicherlich nicht weggelaſſen haben.

XVII. Klopſtock, der deutſche Dichterwald und der göttinger Hainbund.*)

An eine Stelle aus den Quellen und Belägen bei Herbſt (Voß S. 285) knüpfe ich eine Unterſuchung, durch welche zwei klopſtock'ſche Oden faſt erſt verſtändlich werden. Der Deutlichkeit wegen muß ich jedoch die Stelle bei Herbſt S. 285 hier erſt vollſtändig herſetzen: „Daß die jungen (göttinger) Dichter ihren Verein den „Bund“ oder den „Hain“ nannten und daß der combinirte Name „Hainbund“ zuerſt bei Voß, Leben Höltys 1802, S. 29 (noch nicht in „Hölty's Leben“ von 1783, aber doch lange vor 1830, wohin Theodor Schäfer, Sohn des Literarhiſtorikers in Bremen, in den Theſen hinter ſeiner Doctordiſſertation — Nomen illud societatis poetarum Gottingensis Hainbund ante annum 1830 scriptum non invenitur; socii hoc nomine non utebantur — Bonn 1868, S. 63, die Entſtehung hat legen wollen) vorkommt, darf als bekannt gelten. Den einzig richtigen Urſprung des Namens „Hain“ hat aber Julian Schmidt jüngſt (National-Zeitung 1870, Nr. 354 vom 2. Auguſt) dahin nachgewieſen, daß ſich der „Hain“ lediglich auf Klopſtocks Ode „der Hügel und der Hain“ gründe, und daß, während der Hügel Symbol der griechiſchen, der Hain das Sinnbild altdeutſcher Dichtung und Weltanſchauung ſei. — Hügel iſt = Parnaß, wie die Freunde zuvor ihren freien Verein genannt hatten, ſ. J. G. Gruber, Wielands Leben III, 48: „anſtatt auf den Parnaß zogen die neuen Barden in den Hain“ u. ſ. w. — Nur iſt, zur Ergänzung der Schmidtſchen Anſicht, zu erinnern, daß Klopſtock keineswegs bloß in der angeführten Ode, noch auch in dieſer zuerſt jene Sinnbilder einführt. Es iſt vielmehr ſchon in ſeinen Jugendoden und ſpäter eine geläufige Lieblingsvorſtellung des Dichters. So ſchon im Wingolf (drittes Lied), dann in den Oden „die beiden Muſen“, „an Gleim“, „Aganippe und Phiala“, „Kaiſer Heinrich“, „die Nachahmer“, „Sponda“, „Thuiskon“, „Skulda“, „der Bach“, „unſere Fürſten“.“ — Bis hierher Herr Wilhelm Herbſt.

Wir halten für gewiß, daß der göttinger Parnaß wegen der Oden Klopſtocks den Namen Hain annahm, und erörtern hier die Frage:

---

*) Wie Gleims Jagdabenteuer aus Goſche's Archiv, ſo iſt dieſe Unterſuchung aus Fleckeiſens und Maſius' Jahrbüchern wiederholt.

wie ſtellte ſich Klopſtock den deutſchen Dichterwald vor und weswegen dachten ſich die göttinger Dichter gleich den ſatiriſchen Feinden des Bundes die Bardenpoeſie in unmittelbarer Verbindung mit dem Wodanscultus?

Zunächſt haben wir alle die meiſt ſehr ſchönen von Herbſt citirten Odenſtellen wieder angeſehen. Um es kurz zu ſagen, ſo herrſchen zweierlei Vorſtellungen hier bei der Erwähnung des deutſchen Dichterhaines durch Klopſtock vor. Bald ſtellt er dem Lorbeerhaine des Apollo einfach einen Hain der deutſchen Dichtung entgegen, und bald überträgt er Bragas Hain auf Deutſchland. In dem Haine denkt er höchſtens eine Quelle, keineswegs aber einen deutſchen Götzenaltar. Dieſe Vorſtellung, der er bis 1766 treu geblieben iſt, hat er in der 1767 gedichteten Ode „der Hügel und der Hain“, welche den Namen und die Entſtehung des göttinger Dichterbundes veranlaßt haben wird, allerdings ganz geändert.

Klopſtocks vaterländiſche antiquariſche Kenntniſſe waren trotz aller ſeiner Bemühungen noch ſehr mangelhaft. Namentlich ſcheint er dadurch irre geführt zu ſein, daß er in Britannien ebenſowol Nachkommen der Celten als der Germanen fand. Er ſcheint daher auch die Germanen in Deutſchland für Celten gehalten zu haben. Weil Klopſtock jedenfalls die Deutſchen für Celten hielt, ſo hatte er die Druiden und die Barden auf die Vorzeit der Deutſchen übertragen. Er wußte jedoch, daß der oberſte Gott der Deutſchen ſelbſt (und wir fügen hinzu gerade der Norddeutſchen) Wodan geheißen hatte. Er wußte ferner, daß dem Wodan das Pferd heilig geweſen war. Er kannte endlich auch ein „Maal der Urjahrhunderte Deutſchlands“, denn er erzählte 1771 in der Ode auf die Roßtrappe in der leider ſehr ſchlechten Ausgabe der Werke Klopſtocks von 1823 I, S. 261:

„Druiden [illegible]n und Barden, mit erobertem
Eiſen, in den Felſen gehaun das einzige Maal
Der Urjahrhunderte Deutſchlands,
Den Huf des heiligen weißen Roſſes.“

Es iſt uns nicht bekannt, wie er ſich dieſe Anſicht von dem „einzigen Maal“ gebildet hat, die er nur hier klar darlegt und ſelbſt in der „Gelehrten-Republik“ ſehr verwirrt vorbringt. Aber er hatte dieſe Anſicht jedenfalls ſchon im Jahre 1767. In der Ode „der Hügel und der Hain“ iſt ſie deutlich zu erkennen. Im großen und ganzen genommen verhält ſich die Ode „der Hügel und der Hain“ zu der Ode auf die Roßtrappe wie der Entwurf zur Ausführung oder auch wie das Original zur Copie. Jedenfalls bedarf die eine der andern bei der Interpretation zur Ergänzung. Dieſelben Vorſtellungen liegen ſowol der einen wie der andern zu Grunde.

Wir erläutern zunächſt „der Hügel und der Hain“. Klopſtock hat einen Wodansaltar entdeckt, in welchem die für ihn ſtets vereinigten Druiden und Barden ein Zeichen für die Nachwelt zurückgelaſſen haben. Den Ort nennt er noch nicht, aber der Hain liegt nicht in der Ebene, ſondern „der Eiche Wipfel winket von des Haines Höh“, wie auf der Roßtrappe. Auch das Zeichen in Wodans Felſen, der Roßtrappe, ſchwebt ihm ſchon vor a. a. O. S. 243:

> Die Zwillingsbrüder Alzes graben
> In Felſen auch das Geſetz der heiligen Freundſchaft:
> Erſt des hingehefteten Blickes lange Wahl,
> Dann Bund auf ewig! (Hainbund!)

Hier an Wodans Altare tritt dem modernen Dichter der antike Poet, der durch die erworbene Unſterblichkeit noch lebt, entgegen, weil Klopſtock ſich in eine heidniſche Vorzeit (die deutſche) verſenkt, welche keine poetiſchen Denkmäler zurückgelaſſen hat. Gleichwol weiß der Dichter (Klopſtock) mit einer vortheilhaften Charakteriſtik der vermeinten altdeutſchen Druiden, bei welcher offenbar — Oſſian (!) für die altdeutſche Literatur einſtehen muß, zu antworten. Um ſich ein Bild „jenes feurigen Naturgeſanges“ zu bilden, ruft der Dichter an Wodans Altare (der Roßtrappe) „einen der Barden“ ſeines Vaterlandes herauf. Der Barde erſcheint und Barde und antiker Poet treten in einen Wettſtreit des Geſanges ein. Beide richten Gebete um Sieg an ihre Götter, doch kennt der Barde von den wirklichen Göttern Deutſchlands ebenſo wenig wie Klopſtock einen anderen als Wodan. Nach dem Wettgeſange gibt Klopſtock eine kurze Ueberſicht über die Verhandlungen

> (Des Hügels Quelle ertönet von Zeus.
> Von Wodan der Quell des Hains)

und entſchließt ſich: „ich geh zu dem Quell des Hains.“ Zuletzt ſieht er Hermann, den Cherusker, „in den Nächten des Hains“ herkommen.

Und in der That, Klopſtock hatte nicht allein den deutſchen Dichterwald nach der Roßtrappe verlegt und die Naturſtimmen des Bodethales, ſein berühmtes Echo und dergleichen als Bardengeſang ſprechen laſſen, weil er nur dort einen Wodansaltar kannte: er verlegte auch die Hermansſchlacht, die 1769 erſchien, viel ſonderbarer und gewaltſamer in den Dichterhain bei der Roßtrappe. Man ſehe, um ſich ſogar hievon zu überzeugen, in der Ausgabe von 1823, VIII beſonders S. 106. Darnach findet die Hermansſchlacht an einem Fluſſe ſtatt, der von dem hohen Berge Cheruskas (dem Brocken) herunterkommt. Dieſer Fluß iſt die Bode. Klopſtock läßt nun Hermans Vater ſagen, daß an dem erſten Felſen in dem von ihm ſo bezeichneten Bodethale die Hermansſchlacht geſchlagen wäre; auf dem zweiten Felſen aber (nämlich ſeit dem Austritte der Bode aus dem Gebirge) ſei ſein Sohn Herman geboren. Dieſer zweite Fels iſt der Schloßberg zu Quedlinburg. Klopſtock machte Gleim auf alles dies ausdrücklich aufmerkſam, weil er fürchtete, es könne ſeinem Bardiet ſchaden, daß er Herman auf dem Berge geboren werden laſſe, wo Heinrich der erſte begraben ſei. Hermans Vater hat ſich vor der Hermansſchlacht auf dem nicht zu verkennenden Wege, der ſchon bei der Blechhütte das Bodethal verläßt und hinter dem kleinen Brunnen (Griebens Harz 11. Aufl. S. 18) zunächſt die ſogenannte Eckartshöhe erreicht, nach der Roßtrappe begeben, wo Druiden und Barden während der Schlacht opfern und ſingen. Wir haben dies Alles ohne die Citate ſchon S. 146. 147 angedeutet.

In demſelben Jahre 1769 ſchrieb Klopſtock endlich die Ode auf die Roßtrappe, deren Grundidee wir jetzt folgendermaßen frei, aber genau entwickeln können. An der Roßtrappe befindet ſich der einzige Klopſtock bekannte Wodansaltar und daher zugleich ein heiliger Hain der Dichtung, in welchem einſt deutſche Barden mit Druiden gelebt haben. Klopſtock, welcher ſelbſt an der Bode geboren iſt und ſich in Briefen den Barden von der Bude nennt, der aber auch den Wodan um ſo mehr für den oberſten Richter hält, als er von einem deutſchen Gotte mit dem Namen „Donar" noch gar nichts weiß, beſchließt nun auf der Roßtrappe zum letzten male ein Urtheil zu ſprechen über die mächtigſten deutſchen Fürſten ſeiner Zeit, nämlich über den Kaiſer Joſeph und über Friedrich den Großen. Er ſpricht dieſes Urtheil vor dem Wodansaltare ebenſowol im Namen der fernſten Vergangenheit als der fernſten Zukunft ſeines Vaterlandes, geſtützt auf die alte Heiligkeit des Ortes und auf ſeine eigene Unſterblichkeit als Dichters des 18. Jahrhunderts. Gerecht will er ſprechen wie die allerfernſte Zukunft ſelbſt ſprechen wird. Er kann daher auch nur den edelſten und höchſten Maßſtab anlegen und richtet die Fürſten nach dem, was ſie für die höchſten Güter der Menſchheit und insbeſondere für die Literatur ihres eigenen Vaterlandes gethan haben. In dieſer Beziehung verurtheilt er nun Joſeph II., weil dieſer nicht gehalten hat, was er ihm (Klopſtock) im Intereſſe der deutſchen Literatur zu thun verſprochen hatte. Friedrich dem Großen glaubte er dadurch wohl eine Art Genugthuung (vergl. S. 153. 154) gegeben zu haben, daß er Joſeph II. nach dieſem Gerichte, welches er ſeines Inhaltes wegen in den Hain der deutſchen Dichtung verlegte, nicht mehr wie früher über ihn erhöhte.

Nach einem ſchon S. 146 Z. 16 erwähnten ungedruckten Briefe Ramlers an Gleim vom 12. Mai 1750 hatten ſich einſt Klopſtock, Gleim, Ramler und Kramer an der Bode unter der Roßtrappe gelagert. Es ſcheint etwa die Stelle des jetzigen Hubertusbades, ſchwerlich die des jetzigen Waldkaters geweſen zu ſein. Wie mochte da disputirt ſein, beſonders über Friedrich den Großen! Und ſo zeigte es ſich denn auch noch 1774, daß Klopſtock die Gelehrtenrepublik, als er gelegentlich den Schauplatz etwas klarer darlegte (Ausgabe der Werke von 1823 XII, S. 398—401. 412), wiederum „im Thale“ (in Thale) zuſammentreten ließ. Die Aldermänner unterhalten ſich auf ihren Spaziergängen, die man ſich nun etwa auf dem reizenden Wege vom Hubertusbade bis nach der Schallhöhle denken mag, von der eben aufgefundenen Inſchrift (!) oben im Felſen, welche offenbar Klopſtock ſelbſt mit großer Beredtſamkeit zu entziffern und herzuleſen verſteht.

Es zeugt von einer ſeltenen Verehrung der Landsleute Klopſtocks für ſeine Meſſiade, daß ihn die Tradition im Selkethale an derſelben arbeiten läßt, wofür ich nicht das geringſte Zeugniß finden konnte, während ich vor kurzem ſeine Briefe aus der Zeit ſeines Aufenthaltes in demſelben in der Handſchrift verglich. Vergl. S. 145. Wenn dagegen alles obige, was Klopſtocks Beziehungen zur Roßtrappe betrifft, theils überhaupt noch gar nicht bemerkt und theils trotz der auch an und für ſich ſo intereſſanten Roßtrappe wieder vergeſſen wurde, ſo liegt dies wenigſtens in keiner Weiſe an ihm. Klopſtock wollte nämlich

1777 ſelbſt eine neue Inſchrift für die Roßtrappe verfaſſen, in welcher vor allen Dingen er ſelbſt als Barde von der Bude und Gleim als Barde von der Selke genannt werden ſollten. Gleim aber ging trotz ſeines Verſprechens hierauf nicht ein, ſondern ſetzte ſpäter ſeinem Klopſtock und ſich ſelbſt das Denkmal in Aſpenſtedt, welches zuletzt von Allmers beſucht und von demſelben im bremer Sonntagsblatte 1858, Nr. 12–13 beſchrieben iſt.

Jetzt endlich faſſen wir das Reſultat beſtimmt zuſammen. Klopſtock, der die Druiden und die Barden immer vereint dachte, verlegte den deutſchen Dichterhain in die Nähe des einzigen ihm ſeiner Meinung nach bekannten Wodansaltars. Daher rührt die feierliche, wenn auch natürlich nur ſcherzhafte Anrufung Wodans von Seiten der Göttinger und daher auch der ihnen gleich anfangs ſatiriſch angedichtete Wodanscultus.

Was ſodann den ja wohl überhaupt von Klopſtock entdeckten deutſchen Dichterwald an und für ſich betrifft, ſo würde Klopſtock jeden heiligen Hain bei einem Götzenaltare für einen deutſchen Dichterwald angeſehen haben. Da er aber wenigſtens bis 1774 nur den vermeinten Wodansaltar auf der Roßtrappe kannte, deren Hufbildung freilich die Geognoſten jetzt nur der Natur zuſchreiben, ſo hat Klopſtock ſeinen deutſchen Dichterwald allerdings nur neben und unter die Roßtrappe, an die Lieblingsſtelle aller Norddeutſchen, verlegen können.

Zuſätze und Verbeſſerungen.

Seite 50 Zeile 13. 14 lies „Tann [nicht dann] aller Tannen Tann, Tann über alle Dannen.“

Zu S. 58 Z. 8, ſo wie zu den übrigen Stellen über die Buchhändler Voß und Rüdiger, welche das Regiſter außerdem nachweiſt, vergl. H. Kletke's Geſchichte der Voſſ. Ztg. im Jahrg. 1872 derſelben vom 23. Februar, 2. Beilage.

Zu S. 160 Anmerkung 1. Z. 4. Wie intereſſant die Anekdote von dem Beſuche des malachowſkiſchen Officiers auch iſt, ſo wäre ſie doch hier gewiß nicht ausführlich erzählt, wenn ich nicht zu ſpät erfahren hätte, daß der Brief oder deſſen Inhalt doch in einer kleinen Schrift von 1760, betitelt „Zwei Briefe von Gellert“, ſchon gedruckt und neuerdings auch in populäre Werke übergegangen iſt.

Zu S. 175 Z. 29. Daß indeſſen Schiller das Fehlerhafte in einer ſolchen *Anhäufung* von Götternamen wenigſtens ſpäter ſehr lebhaft fühlte, bewies er in der Recenſion Bürgers durch die Bemerkungen über Bürgers hier ebenfalls zu vergleichendes

Ihr weicht Aglaja, wenn ſie lacht u. ſ. w.

S. 191 Z. 24 ſind die Worte: „z. B. in den ſog. *Regulativen*“, zu ſtreichen, weil ſie, abgeſehen von dem durch den unvergeßlichen Bethmann-Hollweg freilich ſchon ſehr ermäßigten Memorirſtoff, die ganz irrige Meinung erwecken könnten, daß der Verf. die denſelben zu Grunde liegende, in gewiſſer Hinſicht ſogar volksthümliche religiöſe Richtung überhaupt für „heuchleriſch“ halte, während er nur den Gegenſatz derſelben gegen die „ſogenannte deutſche Nationallitteratur“, wie es in den Regulativen heißt, für unmotivirt und deshalb unwahr hält. Ein Aufſatz über den geſammten deutſchen Unterricht an höheren und niederen Schulen, den wir ſeit lange für die Voſſiſche Zeitung zu ſchreiben gedenken, wird auch die Regulative unparteiiſch charakteriſiren. Die einberufenen Mitglieder der von dem Herrn Cultusminiſter Falk ſo weiſe und vorſorglich geleiteten Commiſſion ſcheinen mir gerade in Bezug auf deutſche Literatur ſelbſt nicht über den Standpunkt der Regulative hinausgegangen zu ſein. Die vaterländiſche Literatur iſt das rechte Mittel zur Erhöhung der Bildung auf deutſchen Seminarien. Dahingegen hat die jetzt von den Elementarlehrern ſelbſt mehr verlangte Geſchichte der Pädagogik, wie werth ſie mir auch perſönlich iſt, doch überhaupt nur einen geringen Werth und die Pſychologie wird, ſelbſt eklektiſch behandelt, ohne Gymnaſialbildung immer ein zweifelhaftes und bedenkliches Bildungsmittel bleiben. Vergl. übrigens Vorwort S. XII.

u S. 195 Z. 23. Wir haben uns nur ungern enthalten Schillers ſchönes Gedicht „die deutſche Muſe" (Schillers Werke in Einem Bande, Stuttgart 1834, S. 83) zum Schluſſe vollſtändig abdrucken zu laſſen. Um ſo mehr bedauern wir den Druckfehler bei der Anführung des erſten Verſes. Bekanntlich heißt er: „Kein auguſtiſch Alter blühte" (nicht: glühte).

u S. 204 Z. 10. Man bittet lieber zu leſen „Heinſius' Arbeit" für „Mittlers Arbeit".

211 Z. 25. Da der Brief vom 3. Febr. 1748 nur die Anekdote von dem Hofſchneider enthält, auf welche Ramler in den anderen Briefen nie Bezug nimmt, ſo iſt es gleichgültig, daß er hier nicht ganz an der rechten Stelle eingeſchoben iſt.

Zu S. 288 letzte Zeile. Jacobi legte auf die Sache Gewicht. Er ſchrieb 1785 in den Briefen an Mendelsſohn S. 43: „So ſteht es auch in Gleims Gartenhauſe, unter einem Wahlſpruche von mir [Jacobi], mit Leſſings eigener Hand geſchrieben." Ohne Zweifel irrt er ſich. Leſſing wird unter Jacobi's Inſchrift No. 12 S. 286 „Dies in lite" geſchrieben haben, allerdings mit deutlicher, ja, auffallender Schrift. Noch jetzt nach 33 Jahren ſtehen mir die gewaltigen Buchſtaben, mit denen Leſſing ſein „Dies in lite" an die Wand ſchrieb, ſo deutlich vor Augen, daß ich ſie aus dem Kopfe nachmalen könnte.

Regiſter.

(Wo die größere Zahl vorangeſtellt iſt, da verweiſt gerade ſie auf die Hauptſtelle.)

Abraham, Stempelſchneider 103.
Agende 198.
Akademie 171. 166. 189.
Alberti 151.
Allmers 294.
Altfranken 191.
Altmark 9. 145.
Alvensleben 142.
Amalie, Prinzeſſin 134.
Amazonenlieder von Weiße 56.
Amazonenſtrom- und Granadierlieder 55.
Ambroſius, Cäcilie 147.
Anakreontiker 57. 101. 123. 129.
Archenholz 82.
Arndt 87.
Aſchersleben 122.
Aſſeburg, die, bei Wolfenbüttel 16.
v. d. Aſſeburg-Falkenſtein, A. F. 145.
Auguſteiſches Zeitalter 40. 154.
Aurora von Königsmark 134.

Bachmann 124. 144.
Baden 149.
Baggeſen 284.
Batteux 53. 170.
Bauerngeſpräch der Karſchin 51.
Bauernhochzeiten 15.
Baumanns Weinſtube in Berlin 95.
Baumgarten, A. G. 81.
Belleisle 64.
Benzler 284. 270.
v. Berg 112. 113.
Berlin 13. 53. 209.
Bernſtorf 131. 148.
Biedermann, K. 199.
Bielefeld 5. 19. 211. 213.
Bismarck, Fürſt 192. 145.
Blankenburg 110. 143.
Bloch 189.
v. Blumenthal 242. 255.
Bode, die 126.
Bodmer 41. 45. 125. 237. 269. 270.
Böhm, W. 52.
Bonnell 167.
v. Borck 222.
Bornemann 17. 205. 207. 216.

Boſſe in Cöthen 201.
Böttcher, Reiſewagenmeiſter 13.
Brandenburg 190.
Braunſchweig 19.
Breitinger 39. 216. 269.
Bremiſche Beiträge 44.
Breslau 219.
Broglio 30.
Brühl 50. 251.
Buchholz. Geh. Rath 144.
v. Buddenbrock 222.

Cadettenhof 96. 105. 220.
Canitz 27. 40.
v. Canneberg 145.
Carlyle 109. 195.
Cauer 153. 190.
Charlottenbrunn 167.
Charlottenburg 21. 106.
Chriſtine Luiſe, Herzogin 142.
Cicero 166.
Colberg 53.
Coſel, Gräfin 250.
Cramer, Johann Andr. (der Vater) 133. 146. 293.
Cramer, Karl Fr. (der Sohn) 124.
Cruſenheſſin 127.

Dähneke 218.
Daniel 38.
Dankelmann 99.
„Daß Garn das Frau Thereſia ſpann“ 274.
Daun 50.
Denſo 99.
Denſtädt 98.
Deutſche Literatur 6.
Dichterwald 289. 294.
Diedrich, Sidonie (Done) 142. 284.
Dingelſtedt, Franz 182.
v. Ditfurth 51.
Dohna 159. 263.
Done 141. 284.
Doris 39. 110.
Dresden 251.
Droyſen, J. G. 8. 204.
Dufour 30.
Duncker, Max 190.
du Roſée 96.

Eberhard, J. A. 284.
Edelmann 99. 210. 229.
Edone 147.
Eliſabeth Chriſtine 205.
Ermsleben 226.
Eſchenburg 284.
Ewald 237.

Falk, Cultusminiſter 296.
Falk, J. 284.
Fals 285.
Fanny Schmidt 137. 130.
Ferney 28.
Fichte 152.
Fiſcher 285.
Fouqué, der Dichter 55.
Frankfurt a. O. 81.
Franzöſiſch-Buchholz 6.
Franzöſiſche Coloniſten 7. 105.
Freimaurer 20.
Freundſchaftstempel 144.
Freytag, G. 122.
Friederici 111.
Friedrich II. 4. 15. 21.

Friedrichs äußere Erſcheinung 1738. 18.
Friedrichs Erſcheinung 1761. 225.
Friedrichs äußeres Auftreten 1763. 225.
Friedrichs Erſcheinung um 1785. 282.
Friedrichs bisher ungedruckter Brief an den Prediger Lange 42.
Friedrichs Erziehung 8.
Friedrichs Fluchtverſuch 9.
Friedrichs Regierungsantritt 80.
Friedrich Wilhelm I. 8. 11. 43.
Friedrich Wilhelm II. 188.
Friedrich Wilhelm IV. 18. 182.
Friſch, Maler 282.
Funk 149.

Galotti, Emilie 185.
Garniſonkirche 10.
Garve 167.
Gellert 157. 183.
Gervinus 45. 55.
Geßner 183.
Giſeke 111. 131. 134.
Glaſer, Adolf 16. 201.
Gleim 199. 66. 36. 38. 53. 71. 104. 109. 144. 146. 183. 223. 228. 293. 294.
Gleims Audienz bei Friedrich dem Großen 275.
Gleims Hüttchen 282. 195.
Gleims Jagdabenteuer 1758. 262.
v. Göchhauſen 137.
Geſche 58. 289.
Goethe 51. 88. 168. 184.
v. Göckingk 208. 286.
Göttinger Dichter (ſ. auch Hainbund) 71. 95.
Götz, J. N. 174. 88. 97.
Graun 100.
Grimm, Brüder 191.
Grönländer 98.
Groß-Jägerndorf 82
Guhrauer 288.
Gummersbach 9.
Günther 102. 122.
Gutsmuths 122.

Haag 24.
Hahn, L. 66.
Halberſtadt 58 133. 283.
Halle 36. 37.
Halliſche Dichterſchule 35.
Hainbund (ſ. auch Göttinger Dichter) 58. 101.
Hamburg 133.
Haymburg 141.
Harzgerode 44.
Hecht 51.
Hechtel 144.
Heinrich, Prinz 184. 221.
Heinſius, Schriftſteller 204. 1.
Heinſius, Superintendent 184.
Hempel 214.
Henckel 88.
Herbſt, W. 289.
Herder 285.
Hermansſchlacht von Klopſtock 146.
Hermans Tod von Klopſtock 147.
Herman und die Fürſten von Klopſtock 147.
Herman und Dorothea 51.

Herzberg 79.
Heſſe, Aug. 283.
Hilmer 212. 213.
Himly 285.
Hirſchfelde 256.
Hirzel 270. 58. 85. 127. 232.
Hökendorf 79.
Horaz 36. 41. 42.
Hornburg 54. 240.
Hudrybutt 69.
v. Hülſen, General 225.
Hüttenrode 149.

Jacobi 59. 138. 285. 286.
Zu Jacobi's Streit mit Mendelsſohn über Leſſing 288. 296.
Jänicke in Halberſtadt 200. 288.
Jahn 37. 154.
Janke's Romanzeitung 201.
Jerxheim 143.
Inhaltsverzeichniß VII.
Joachimsthalſches Gymnaſium in Berlin 98. 177. 214.
Julian 103.

Kait 9.
v. Kalckſtein 22. 23
Kalmücken 82.
Karſchin 51. 106. 186.
Käſtner 260.
v. Katte 9. 81.
Kaulen, eine Fiſchart 188.
Kehl 30.
Kehrer 286.
Keith 68.
Keſſelsdorf 57.
Kleiſt 71. 59. 68. 80. 83. 113. 228.
Kleiſts Frühling 97.
Kleiſts Lebenslauf, von ihm ſelbſt erzählt 254.
Kleike 52. 295.
Klopſtock, der Dichter 121. 14. 179. 181. 182. 190. 216. 233. 234.
Klopſtock, der Vater 121. 163.
Klopſtocks Gelehrtenrepublik 190.
Klopſtock, Karl 149.
Klopſtock, Victor 150. 152.
v. Knebel 176. 178.
Kolin 226. 61. 63. 199.
v. König 143.
v. Köpken 286.
Kopenhagen 148.
Köpenik 11.
Korniſcher Gaſthof in Braunſchweig 20.
Körte 37. 57. 67. 228. 264. 275. 287.
Krauſe 100.
Kritiſche Nachrichten 218.
Krüger, ſ. Mundkoch 13.
Kunersdorf 83.
Küſtrin 12.

Lähme 209.
La Mettrie 224.
Landshut 62.
Lange 36. 43. 71. 163.
Langemack 98. 104. 165. 213.
Langenſalze 131. 132.
Lappenberg 201.
Lateiniſche Lettern 41.
Laublingen 42.
Leibregiment 10.

Leipzig 251.
Lerche in Quedlinburg 150.
Leſſing 37. 42. 48. 58. 70. 74. 75. 85. 95. 179. 190. 212. 260. 261. 288. 296.
Leuthen 100.
Lieberkühn 247.
Literaturbriefe 148.
Liſſa 56. 69.
Liſſabon 48.
Löbell 202. 1.
Lobkowitz, Fürſt 244. 246.
Lowoſitz 240. 246. 56.
Lübben 200.
Ludwig XIV. 26. 172. 180.
Luiſenſtädtiſche Kirche 169.
Lynar 67.

Magdeburg 105. 144. 207.
Malachowſki (nicht Malakowsky) 159.
Malplaquet 10.
v. Manteuffel 24.
Maria Thereſia 47.
Marſchall von Bieberſtein 201.
Maupertuis 125. 235.
Mauvillon 180.
Maxen 62.
Mayerin 109.
Meil 108.
Meiningen 131.
Menzel, der Maler 57.
Merinoſchafe 183.
Meta Moller 125. 131. 134.
v. Meyerink 23.
Minna von Barnhelm 88. 181.
Mittelſtedt 85.
Mitchel 224.
Mollius, Stadtrath in Neu-Ruppin 13.
Mörikofer 126.
Mosheim 17.
Müller, Joh. v. 194.
Mythenabſchwächung 47.

Nachdruck 58. 160.
Nachtigal (Otmar) 296.
Nadasdi 64.
Naide 98.
Nathuſius' Garten 123.
Naumann 209. 212.
Neuberin 21.
Neumanns Chronik von Lübben 200.
Nicolai in Berlin 108.
Nicolai in Frankfurt 89.
Niebuhr 205.
Niemeyer, A. H. 286.

Obotriten 98. 178.
Oſchersleben 134.
Oeſtreichiſche Kriegspoeſie 61. 65.
Oeſtreichiſcher Erbfolgekrieg 65.
Oudenarde 10.

Panke, die 215.
Pankow 215.
Percy 54.
Philotas 76.
Pirna 240.
v. Pletho 22. 43. 91.
v. Plötz 72.
Podewils 79.
Pott 212.

Potthaſt 82.
Prag 49.
Preßler 59.
Preuß 1. 17.
Pützlingen 116.
Pyra 86.

Quanz 104.
Quedlinburg 44. 122. 135.
Quintus Icilius 104. 162. 223.

Rahn 130. 132.
Ramler 208. 209. 95. 38. 39.
43. 63. 71. 75. 85. 112. 146.
165. 182. 185. 223. 232.
Ramlers gereimte Quittung 274.
v. Ranke 17. 32.
Regulative 295.
Reich, Buchhändler 217.
Reſewitz 145. 148.
Rheinsberg 18. 20. 22.
Richelieu 67.
Richter aus Frankfurt 97.
Richter, H. M. 63.
Rieſenregiment 5.
Ritter, Prediger in Pommern
186. 208.
Ritterakademie 104.
Robeſpierre 180.
v. Rochow, Oberſtlieutenant 9.
Rohde 222.
Röver 231.
Roßbach 30. 61. 63. 182.
Rüdiger, Buchhändler 96. 212.
Rutowſki 251.

Sachſen, Königreich 183.
Sack 204. 43. 44. 99. 105. 153. 217.
Salzdahlum 16.
Sans-Souci 194.
Satiren aus dem ſiebenjährigen
Kriege 50.
Schafgotſch 30.
Schäfer in Benn 54.
Schiller 195.
Schinzin 127.
Schmidt, Julian 289.
Schmidt (Klamer) 151. 286.
Schönhauſen bei Berlin 209. 214.
Schubart 185.
Schulenburg, Achatz V. von der 9.
v. Schulenburg, Bekannter Kleiſts
255.
Schultheiß 125.
Schütz, Buchhändler in Berlin 58.
Schwartz, W. 12. 207.
Schweidnitz 64. 219.
Schweizer 43. 85. 238. 267.
Schwerin 218.
Selkethal 145.
Seneca 27.
Seume 286.
Sined der Barde 64.
Soubiſe 67.
v. Span 11.
Speyer 236.
v. Spiegel 143. 199. 220. 262.
Stahr 58.
Steinmetz 116.
v. Stille 19. 31. 42. 105. 235.
Stobwaſſer 19.
Stolberg, Grafen 112. 262. 286.
Straßburg 29.
Strauß, David Friedrich 25. 125.
126. 185. 193. 201. 204.

Streuber in Eiſenach 137.
Strohkranzreden 21.
Struenſee 148.
Sulzer 43. 44. 104. 125. 127. 153. 213. 214. 217.
Süßmilch 99. 210.

Tapeteninſchriften in Gleims Hüttchen 282.
Tauenzien 87.
Tellheim 74. 89. 201.
„Töne, frohe Leyer“, anakreontiſches Lied von Leſſing und Ramler 220.
Torgau 62.
Trakehnen 18.

Ueberſetzungen 166.
Uz 21. 38.

Varnhagen 69.
Voigts Dahlum 110. 114.
Volkspoeſie 46.
Voltaire 19. 25.
Voß, Buchhändler 58. 76. 79. 88. 218. 247.
Voſſiſche Zeitung 200. 295.
Voß, J. H. 97. 179. 287.
Votum regis 12.

Walthers Garten 123.
Waſeberg 230.
Waſer 217.
Welfen 15.
Weiß, Demoiſelle 259.
Weißenfels (Roßbach) 262.
Werder bei Magdeburg 124.
Werderſches Gymnaſium 41.
„Wer kan die ſchon gemiſchte Kart“ 273.
Werneuchen 96.
Wernigerode 262.
Weſtermanns illuſtrirte Monatshefte 16. 199.
„Wie das Volk ſpricht“ 169.
Wieland 76.
Wiggert 144.
Wilhelm, Prinz 22.
v. Willich 23.
Wintzeme 151.
Wippra 100.
Wolf, Philoſoph 27.
Wolf, F. A. 287.
v. Wöllner 187.

Zewen 66.
Zittau 251. 252. 256.
Zerndorf 75. 78. 84.
Züricher See 126.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Volks-Räthſel

für die Jugend bearbeitet

von

Heinrich Pröhle.

Berlin, 1876.

S 11461

Verlag von Alfred Weile.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Ihro Hochwohlgeboren

der verwittweten Frau Profeſſorin

Auguſte Huber geb. Klugkiſt

zu Nöſchenrode bei Wernigerode

in aufrichtiger Dankbarkeit und Verehrung
zum Weihnachtsfeste 1875

gewidmet.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Vorwort.

Vor mehr als zwanzig Jahren ſammelte ich die Sagen, Märchen, Gebräuche und Volkslieder des Harzes, die in mehreren Schriften veröffentlicht wurden. Auch auf die Kinderſpiele, Kinderreime und Volksräthſel wurde Bedacht genommen. Während von den Kinderſpielen und Kinderreimen noch nichts veröffentlicht iſt, wurden die Volksräthſel 1859 in „Des Knaben Luſt und Lehre. Album für das reifere Jugendalter. Herausgegeben von Herman Maſius. Glogau, Verlag von Carl Flemming“ gedruckt.

Daß ſie dort nicht überſehen ſind, iſt namentlich in ſofern anzunehmen, als ſie bald darauf in einer der namhafteſten größeren Räthſelſammlungen mit Quellenangabe fleißig benutzt ſind. Der hier folgende Wiederabdruck iſt dadurch wohl allein ſchon gerechtfertigt. Er reiht ſich, als der am wenigſten umfangreiche Beitrag, an meine Sagen-, Märchen- und Volksliederſammlungen an.

So wie die einzelnen Räthſel durch die Zuſammenſtellung in der vorliegenden Form an volksthümlichem Gehalte nichts verloren haben werden, ſo iſt auch dieſe Form ſelbſt eine volksthümliche. Man nennt auf dem Oberharze einen gewiſſen altväteriſchen Tanz den Vetter Juchheidom. In meinen „Harzbildern" findet ſich das Nähere darüber. Man ruft in dieſem Tanze „Vetter Juchheidom, komm herfür!" Deshalb habe ich mir hier erlaubt, den altväteriſchen Vetter Juchheidom zum Vergnügen einer lieben Kinder- und Jugendwelt als typiſche Figur vorzuführen und ihn als Vertreter eines erlaubten Scherzes hinzuſtellen. Wie ſchon geſagt, bezog ſich dieſe typiſche Figur des Oberharzes aber zunächſt nur auf den Tanz. Zum Rathsherrn — ich wollte ſagen zum Räthſelaufgeber — habe ich den Vetter Juchheidom gemacht. An den Räthſelreimen aber, wie ausdrücklich bemerkt werden muß, habe ich nicht das geringſte geändert.

Ich wünſche, daß Kinder und kindliche Gemüther an dieſer kleinen Schrift ihre Freude haben mögen und rufe nur noch, ehe die kleine Räthſelerzählung ſelbſt ihren Anfang nimmt, mit den in jenem Tanze auf dem Oberharze einſt geſprochenen Worten: Vetter Juchheidom, komm herfür!

Berlin, den 24. November 1875.

Räthſel für die Jugend.

Unter der Linde im Dorfe verſammelten ſich die Nachbarn am feſtlichen Sonntag-Nachmittag. Um die Linde herum war eine Raſenbank gelegt. Darauf ſaß zuerſt der Knecht. Neben ihn ſetzte ſich der Bauerngroßvater und dann ſein Sohn, der junge Bauer. Bald trat auch die junge Bauerfrau aus dem Hauſe heraus. Auch der Küſter geſellte ſich zu ihnen. Zu ihnen allen kamen noch der Jäger, mehrere Handwerker und Holzhauer, und ganz zuletzt erſchien auch der Vetter Juchheidom, der bei Allen wegen ſeiner Heiterkeit und ſeines Witzes beliebt war. Sogleich bei ſeiner Ankunft belebte ſich die Geſellſchaft. Er war nämlich kaum in den Kreis getreten, als er anfing Räthſel aufzugeben. Schon die eingemiſchte Mundart ſeiner Heimath, des Oberharzes, ſchien Alle zu ergötzen. Nach ihm gab der Bauerngroßvater in ſeiner niederdeutſchen Mundart Räthſel auf, und ſo fort.

Vetter Juchheidom:

Kimmt en Mann von Himmel
Mit en witten Schimmel.
Was iſt das?

Der Küſter:

Der Schnee.

Vetter Juchheidom:

Eine Frau auf dem Oberharze kommt in ein Kaufmannshaus. Als ſie der Kaufmann fragt, was ſie will, antwortet ſie:

Vor'n Mattheer*) daß-dich-doch,
Vor dr Thier, do wußt' ich's noch, —
Sein eitel ſeche runde Dinger,
Beißen alle wie der Hinger (Henker).

Die Bauerfrau:

Die Frau hatte das Wort Pfeffer vergeſſen.

---

*) Matthier, ein Vierpfennigſtück.

Vetter Juchheidom:

Rauch an Rauch,
Bauch an Bauch,
Mitten gieht der Schwengel dorch,
Uhm ſitzt der Ohneſorg.

Der Großvater:

Das kann doch nichts anders ſein, als eine Kutſche mit zwei Pferden und dem Kutſcher. — Jetzt aber werde ich Räthſel aufgeben.

Hinder uſen Huſe ſteit en Boom,
Hier en Boom, da en Boom,
Up den Boome ſat en Aſt,
Hier en Aſt, da en Aſt,
Up den Aſte ſat en Neſt.
Hier en Neſt, da en Neſt,
In den Neſte lach en Ei,
Hier en Ei, da en Ei,
An den Eie ſat en Plack,
Hier en Plack, da en Plack,
Raa mal, wat is dat?

Die Bauerfrau:

Geſtiefelte Vietsbohne.

Der Großvater:

't horret un ſchnorret
Un hät man drei Beine.

Die Bauerfrau:

Das Spinnrad.

Der Großvater:

't hänget wat in Saal,
Blänkert wie en Aal.

Vetter Juchheidom:

Der Kronleuchter.

Der Großvater:

Trippel trappel Kruſe,
In uſen Huſe
Is en Mann ohne Koppe.

Vetter Juchheidom:

Der Mann ſieht zum Fenſter hinaus.

Der Großvater:

Was willſt du am liebſten:
Gnarr vor de Döhr
oder: Huck obern 'n Süll?
Kannſtut erra'n,
Will eck deck en Schock Eier bra'n;
Kannſtut erdenken,
Will eck deck en Glas Wien inſchenken.

Vetter Juchheidom:

Das ſoll heißen, ob ich den Hund oder den Froſch lieber habe; gewiß ziehe ich den Hund vor.

Der junge Bauer:

Zwei Dinge ſtehen,
Zwei Dinge gehen,
Zwei Dinge kommen,
Was iſt das?

Vetter Juchheidom:

Himmel und Erde ſtehen, Sonne und Mond gehen, Abend und Morgen kommen.

Der junge Bauer:

Richtig. — Was läuft ohne Füße?

Vetter Juchheidom:

Die Sonne und die Zeit.

Der junge Bauer:

Aber in welchen Kleidern geht die Sonne unter?

Vetter Juchheidom:

In Weſten.

Der junge Bauer:

Es flog ein Vogel Federlos
Dahin auf den Baum Blätterlos,
Da kam die Jungfer Mundelos
Und fraß den Vogel Federlos.

Vetter Juchheidom:

Der Vogel Federlos iſt der Schnee, die Jungfer Mundelos iſt die Sonne, die verzehrt den Schnee, der Baum Blätterlos iſt die Luft.

Der junge Bauer:

Es ſteht ein Baum im Walde, darauf ſitzen zwei und funfzig Aeſte, und jeder Aſt trägt ſieben friſche Reiſer.

Vetter Juchheidom:

Der Baum iſt das Jahr, die zwei und funfzig Aeſte ſind die Wochen und die ſieben Reiſer die ſieben Wochentage.

Der junge Bauer:

Zwei Fenſter werden getragen, aber jedes bewegt ſich von ſelbſt; man kann durch ſie nicht in's Haus hineinſchauen, aber deſto mehr heraus.

Vetter Juchheidom:

Das ſind die Augen.

Der junge Bauer:

Welches Thier iſt das ſtärkſte?

Vetter Juchheidom:

Die Schnecke, denn ſie trägt ihr Haus.

Der junge Bauer:

In welchem Hauſe aber wohnt Niemand?

Vetter Juchheidom:

Im Kartenhauſe.

Der junge Bauer:

Vetter Juchheidom, du magſt ſonſt nicht gern angebrannte Gerichte, aber ich kenne eins, das behagt dir gar wohl.

Vetter Juchheidom:

Freilich, das iſt der Taback.

Der junge Bauer:

Wie kann man Doppelbier machen, ohne es zu brauen?

Vetter Juchheidom:

Vor dem Spiegel.

Der junge Bauer:

In welche Fäſſer kann man keinen Wein füllen?

Vetter Juchheidom:

In die vollen.

Der junge Bauer:

Aber in welche Gläſer iſt am beſten einſchenken?

Vetter Juchheidom:

In die leeren.

Die Bauerfrau:

Es iſt ein Ding mit drei Zacken,
Hat harte Backen.
's iſt ein eiſerner Topf.
Nun rathet, was iſt das?

Die Bauerfrau (als es Niemand rathen konnte):

Ich hab's ja geſagt, 's iſt ein eiſerner Topf. — Aber nun ſollt ihr mir ſagen, was das iſt: Es liegt im Holz und ſagt kein Wort.

Vetter Juchheidom:

Das iſt der Brotteig.

Die Bauerfrau:

Welches Licht brennt länger, ein Talglicht oder ein Wachslicht?

Vetter Juchheidom:

Keins, ſie brennen alle kürzer.

Die Bauerfrau:

Aber welches Thier hat die Knochen auswendig und das Fleiſch inwendig?

Vetter Juchheidom:

Der Krebs.

Die Bauerfrau:

Je mehr man davon ißt, deſto mehr bleibt übrig; was iſt das?

Vetter Juchheidom:

Das ſind Nüſſe.

Die Bauerfrau:

Wann ſind kleine Aepfel und Birnen am beſten zu eſſen?

Vetter Juchheidom:

Wenn die großen aufgezehrt ſind.

Die Bauerfrau:

Erſt weiß wie Schnee,
Dann grün wie Klee,
Dann roth wie Blut,
Dann ſchmeckt es gut.

Vetter Juchheidom:

Das ſind Kirſchen.

Die Bauerfrau:

Aber warum macht der Hahn die Augen zu, wenn er kräht?

Vetter Juchheidom:

Weil er es auswendig weiß.

Die Bauerfrau:

Zu Weißenfels im Schloſſe ſitzt eine gelbe Blume, und wer die Blume haben will, muß ganz Weißenfels zerbrechen.

Vetter Juchheidom:

Das iſt das Ei; die weiße Schaale wird zerbrochen, wenn man den Dotter haben will.

Die Bauerfrau:

Richtig. Nun erklärt mir aber auch das:
Oben im Hauſe Hellerling,
Vor dem Bette Bällerling,
Ueber die Diele Barfuß-gehn,
Vor der Thüre Fix-ſtehn!

Vetter Juchheidom:

Der Hellerling iſt das Fenſter, der Bällerling die Wiege, barfuß über die Diele geht die Katze, und vor der Thür ſteht der Hund, der Fix heißt.

Die Bauerfrau:

Spinnt un ſpinnt,
Krigt nich 'mal en Bind.

Vetter Juchheidom:

Das iſt die Spinne.

Die Bauerfrau:

Die Sonne kocht's, die Hand bricht's, der Fuß tritt's, der Mund genießt's. Was iſt das?

Vetter Juchheidom:

Der Wein.

Die Bauerfrau:

Es ging ein Mädchen über den Rhein
Und holte ihrer Jungfer Wein,
Sie hatte weder Gefäß noch Glas,
Sag', worin trug ſie das?

Vetter Juchheidom:

In der Rebe.

Die Bauerfrau:

Wann ſchwimmen wohl die Gänſe?

Vetter Juchheidom:

Wenn ihre Füße keinen Grund mehr haben.

Die Bauerfrau:

Was iſt das wohl:
Silberfarbig iſt mein Kleid;
Wer mich holt, der reiſt ſehr weit.

Vetter Juchheidom:

Der Häring.

Die Bauerfrau:

Es hat neun Häute
Und beißt alle Leute.

Vetter Juchheidom:

Die Zwiebel.

Die Bauerfrau:

Und welches iſt die gefährlichſte Jahreszeit?

Vetter Juchheidom:

Der Frühling, denn da ſchießt der Salat und die Bäume ſchlagen aus.

Der Jäger:

Wo ſteht der Hirſch?

Univ. Bibl.
München

Vetter Juchheidom:

Immer hinter dem Horn.

Der Jäger:

Aber wo geht der Haſe hin, wenn er vier Jahr alt iſt?

Vetter Juchheidom:

In's fünfte.

Der Jäger:

Warum läuft der Haſe über den Berg?

Vetter Juchheidom:

Weil er nicht *durch* laufen kann.

Der Jäger:

Woher kommt der Storch im Frühjahr?

Vetter Juchheidom:

Daher, wo er den Schwanz hinſtellt.

Der Jäger:

Aber wohin fliegen die meiſten Vögel?

Vetter Juchheidem:

Wo ſie den Schnabel hinſtellen.

Der Jäger:

Es ſpeit Feuer und Flamme, kracht fürchterlich, man ſieht's nicht, aber man fürchtet's wie einen Drachen.

Vetter Juchheidem:

Das iſt der Schuß.

Der Jäger:

Könnt Ihr auch ſagen, welches der beſte Schuß iſt?

Vetter Juchheidem:

Der Ueberſchuß.

Der Jäger:

Ruft der Kuckuk im Buſch oder aus dem Buſche, ruft er vor Pfingſten oder nach Pfingſten?

Vetter Juchheidem:

Er ruft: Kuckuk!

Der Jäger:

Wie weit läuſt der Hirſch im Walde?

Vetter Juchheidom:

So groß er iſt.

Der Jäger:

Wann läuſt der Fuchs über die meiſten Löcher?

Vetter Juchheidom:

Wenn er über ein gemähtes Feld läuſt.

Der Jäger:

Wann iſt der Fuchs ein Fuchs?

Vetter Juchheidom:

Wenn er allein iſt. Sind mehrere beiſammen, ſo ſind es Füchſe.

Der Jäger:

Wer erklärt mir dies:

Adam ſaß beim Feuer und pfiff,
Adam pfiff nicht;
Adam ſaß beim Feuer und pfiff.

Der Küſter:

Da hat Adams Hund Pfiff geheißen. — Aber ſagt mir: Zu welcher Zeit war
Die Welt am engſten,
Der Tag am längſten
Und den Füchſen am bängſten?

Vetter Juchheidom:

Zu Noahs Zeiten, da die Welt in einem Kaſten erhalten wurde, war ſie am engſten; zu Joſua's Zeiten, als fünf Könige auf einmal überwunden wurden und die Sonne ſtill ſtehen mußte, war der Tag am längſten; zu Simſons Zeiten, als er die Füchſe mit den Schwänzen zuſammengebunden hatte, war den Füchſen am bängſten.

Der Küſter:

Wo hat der Eſel ſo laut geſchrieen, daß es alle Menſchen haben hören können?

Vetter Juchheidom:

Abermals in der Arche Noah.

Der Küſter:

Welcher Mann auf der Welt hat den beſten Fund gethan?

Vetter Juchheidom:

Chriſtoph Columbus, als er den vierten Theil der Welt entdeckte.

Der Küſter:

Kleine Fiſche in Butter gebraten,
Hinten und vorne krumm gerathen,
Wie ſchreibt man das mit drei Buchſtaben?

Vetter Juchheidom:

D—a—s, das, ſo ſchreibt man das mit drei Buchſtaben.

Der Küſter:

Welches ſind wohl unter den Polen die merkwürdigſten?

Vetter Juchheidom:

Die Erdpole.

Der Küſter:

Welches Mädchen hat das weißeſte Kleid an?

Vetter Juchheidom:

Die Jungfrau in der Schweiz; denn ihr Kleid iſt ſchneeweiß.

Der Küſter:

Es ſchimmert eine weiße Burg in's Land, das iſt ein verzaubertes Schloß, darauf ſteht eine rothe Roſe, wer die bricht, der kann den Herrn in dieſem verzauberten Schloſſe ſprechen.

Vetter Juchheidom:

Das iſt der Brief.

Der Küſter:

Könnt Ihr mir auch ſagen, in welchem Reiche es keine Menſchen gibt?

Vetter Juchheidom:

Im Thierreiche.

Der Küſter:

Aber in welchem Reiche giebt es keine Diebe?

Vetter Juchheidom:

Im Himmelreiche.

Der Küſter:

Es ſind vier Brüder in der Welt,
Die haben ſich zuſammen geſellt.
Der Erſte läuft und wird nicht matt,
Der Zweite frißt und wird nicht ſatt,
Der Dritte ſäuft und wird nicht voll,
Der Vierte pfeift, das klingt nicht wohl.

Vetter Juchheidom:

Der erſte Bruder iſt das Waſſer, der zweite das Feuer, der dritte die Erde, der vierte der Wind.

Der Küſter:

Wiegel die Wagel,
Haſt Blätter getragen,
Trägſt jetzt keine mehr,
Haſt Leib und Seel'.

Vetter Juchheidom:

Die Wiege.

Der Küſter:

Ein Täflein voller Prophezei'n (Prophezeiungen),
Die uns betrüben und erfreu'n,
Das ſteht auf einem dicken Stiel,
Thut in der ganzen Welt ſehr viel,
Mag vielen ſchaden, vielen nützen,
Hat eben hin viel lange Spitzen,
Damit ernährt es Jedermann,
Weil es viel hundert Künſte kann.

Vetter Juchheidom:

Die Hand.

Der Küſter:

Gott ſieht es nie, der Kaiſer ſelten, doch alle Tage der Bauer.

Vetter Juchheidom:

Seinesgleichen.

Der Küſter:

Wenn zwei Verbrecher zum Galgen geführt werden, welcher wird da zum erſten gehenkt?

Vetter Juchheidom:

Der zweite.

Der Küſter:

Welcher Buchſtabe im Alphabet hält Pferd und Wagen auf?

Der Knecht:

Das O. — Wie heißt aber der **Knecht**, der ſich ſchweigend mit Füßen treten läßt und doch täglich ſeinem Herrn das Fell vom Leibe zieht?

Vetter Juchheidom:

Den kenne ich wohl, das iſt der Stiefelknecht.

Der Knecht:

Hinten Fleiſch und vorne Fleiſch, in der Mitte Holz.

Vetter Juchheidom:

Das iſt der Knecht mit dem Pfluge, wenn er über den Acker fährt; vorn iſt das Pferd, hinten der Knecht und in der Mitte iſt der hölzerne Pflug.

Der Knecht:

Wie geht das zu: ein Sperling frißt eher einen Scheffel Hafer auf als ein Pferd.

Vetter Juchheidom:

Ein Sperling frißt niemals ein Pferd.

Der Knecht:

Was ſieht einem Fuder Heu am ähnlichſten?

Vetter Juchheidom:

Ein Fuder Grummet.

Der Knecht:

Der Bauer fährt mit Zweien, der Reiche mit Vieren, große Herren mit Sechſen, wer aber fährt mit Sieben?

Vetter Juchheidom:

Der Siebmacher.

Der Knecht:

Wie viel Nägel gehören in den Huf eines beſchlagenen Pferdes?

Vetter Juchheidom:

Keine, denn es iſt ſchon beſchlagen.

Der Müller:

Welches haltet Ihr wohl für das ſtärkſte Getränk?

Vetter Juchheidom:

Das Waſſer, denn es treibt Mühlen.

Der Müller:

Ein Müller ging in ſeine Mühle, welche vier Winkel hatte, in jedem Winkel ſah er drei Säcke ſtehen, und auf jedem Sacke lagen drei Katzen. Wie viel Füße waren nun in der Mühle?

Vetter Juchheidom:

Zwei Füße, denn die Katzen haben Pfoten.

Der Bäcker:

Welche Waare hat wohl die meiſten Abnehmer?

Vetter Juchheidom:

Der Hut.

Der Dorfſchlächter:

Ohne Kopf und ohne Schwanz,
Ohne Knochen bin ich ganz;
Nur aus Blut und Haut und Kraut,
Bin in kurzer Zeit gebaut.

Vetter Juchheidom:

Das kann die Wurſt von ſich ſagen.

Der Dorfſchlächter:

Was iſt wohl das Beſte am Kalbskopfe?

Vetter Juchheidom:

Das Kalb.

Der Schuhmacher:

Was geht mit dem Kopfe auf dem Boden?

Vetter Juchheidom:

Die Schuhpinne.

Der Dorfmuſikant:

Hängt was an der Wand,
Das ſingt den Rosmarkengeſang.

Vetter Juchheidom:

Die Zither.

Der Dorfmuſikant:

Drei Männer ſpielten die ganze Nacht hindurch, und als ſie aufhörten, hatte jeder gewonnen.

Vetter Juchheidom:

Das waren drei Muſikanten.

Die Bauerfrau:

Doch der Abend bricht ſchon herein. Die Luft wird kühl. Großvater hütet Euch und kommt in's Haus. Gute Nacht!

Anmerkungen.

Vetter Juchheidom (zu Vorwort Seite 5). Der „Vetter Juchheidom" genannte Tanz wird beſchrieben: Harzbilder. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1855. S. 7.

Zu dem Räthſel vom Stiefelknecht (Seite 31). Daſſelbe und viele andere Räthſel kommt auch vor in „Räthſel um Räthſel", Wunderhorn II, Ausgabe von 1846, Seite 429 und 430. Dort heißt es:

Ei Jungfer, ich will ihr was auf zu rathen geben,
Und wenn ſie es errathet, ſo heirath' ich ſie.
Was für eine Jungfer iſt ohne Zopf?
Und was für ein Thurm iſt ohne Knopf?

„Wenn's mir der Herr nicht für ungut will halten,
So will ich ihm bald ſagen den rechten wahren Grund:
Die Jungfer in der Wieg' iſt ohne Zopf;
Der Babyloniſche Thurm iſt ohne Knopf."

Ei Jungfer, ich will u. ſ. w.
Was für eine Straße iſt ohne Staub?
Und welcher grüne Baum iſt ohne Laub?

„Wenn's mir der Herr u. ſ. w.
Die Straße auf der Donau iſt ohne Staub;
Der grüne Tannenbaum iſt ohne Laub."

Was für ein König iſt ohne Thron?
Und was für ein Knecht hat keinen Lohn?

„Der König in der Karte iſt ohne Thron;
Der Knecht an dem Stiefel hat keinen Lohn."

Was für ein König iſt ohne Land?
Und was für ein Waſſer iſt ohne Sand?

„Der König auf dem Schilde iſt ohne Land;
Das Waſſer in den Augen iſt ohne Sand."

Was für eine Scheere hat keinen Schmied? u. ſ. w. u. ſ. w.

Im deutſchen Leſebuche von Philipp Wackernagel I, 24. Abdruck 1863 S. 9 und 10 findet ſich eine Umarbeitung dieſes Volksliedes, welches wir nach dem Wunderhorn in einer zunächſt für die Jugend beſtimmten Schrift nicht ganz mittheilen wollen, obgleich wir an und für ſich gegen Veränderungen ſind, wie ſie in dem Leſebuche von Wackernagel auch z. B. mit dem „Lied hinter'm Ofen zu ſingen" von Matthias Claudius vorgenommen worden. „Räthſel um Räthſel" lautet bei Wackernagel vollſtändig alſo:

Ei Knabe, ich will Dir
Was zu rathen aufgeben;
Und wenn Du es ratheſt,
So kriegſt Du es eben.

Was für eine Straße
Iſt ohne Staub?
Welcher grüne Baum
Iſt ohne Laub?

„Die Straße auf der Donau
Iſt ohne Staub,
Der grüne Tannenbaum
Iſt ohne Laub."

Was für ein König
Iſt ohne Land?
Was für ein Waſſer
Iſt ohne Sand?

„Der Zaunkönig
Iſt ohne Land,
Das Waſſer in dem Auge
Iſt ohne Sand."

Was für ein König
Iſt ohne Thron?
Und was für Knechte
Haben keinen Lohn?

„Der Kartenkönig
Iſt ohne Thron,
Und die Stiefelknechte
Haben keinen Lohn."

Welches ſchöne Haus
Hat weder Holz noch Stein?
Welcher große Strauß
Hat keine Blümelein?

„Das kleine Schneckenhaus
Hat weder Holz noch Stein,
Der große Vogel Strauß
Hat keine Blümelein.“

Was für ein Herz
Thut keinen Schlag?
Und was für ein Tag
Hat keine Nacht?

„Das todte Herz
Thut keinen Schlag,
Und der allerjüngſte Tag
Hat keine Nacht.“

Die bei Wackernagel II, 17. Abdruck, 1857 S. 230 mit dem „Lied hinter'm Ofen zu ſingen“ (Wandsb. Bote 7. Aufl. 2. Band 4. Theil S. 79. 80) vorgenommenen Veränderungen ſind weniger radical. Doch iſt der Abdruck dieſes Liedes von Claudius in dem Leſebuche auch gar nicht als eine Veränderung bezeichnet, was bei „Räthſel um Räthſel“ allerdings geſchah. Möge man dieſe für Germaniſten weniger erheblichen Vergleichungen als einen Beitrag zur Begründung einer Textkritik der Anthologien und deutſchen Leſebücher aufnehmen, der ſo nöthig iſt und für den noch ſo wenig geſchah.

Verzeichniß der Räthſel.

Seite
Abend 13
Augen 15
Brief 28
Brotteig 17
Ei 20
Erde 13. 29
Feuer 29
Froſch 13
Hand 30
Häring 22
Himmel 13
Hund 13
Hut 32
Jahr 15
Jungfrau in der Schweiz 27
Kartenhaus 16
Kirſchen 18
Krebs 18
Kronleuchter 12
Kutſche 11
Luft 14
Mond 13
Morgen 13

Seite
Nüſſe 18
Pflug 31
Pinne 34
Rebe 21
Schnecke 14
Schnee 10. 14
Schuß 24
Siebmacher 32
Sonne 13. 14
Spinne 20
Spinnrad 12
Stiefelknecht 31
Taback 16
Vietsbohne 12
Waſſer 29. 33
Wein 21
Wiege 29
Wind 29
Wurſt 34
Zeit 14
Zither 35
Zwiebel 22

Druck von W. Pormetter in Berlin.

Leſſing Wieland Heinſe.

Leſſing Wieland Heinſe.

Nach
den handſchriftlichen Quellen
in Gleims Nachlaſſe

dargeſtellt
von
Heinrich Pröhle.

Berlin
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1877.

Ueberſetzungsrecht vorbehalten; Nachdruck auch der, kleinerer oder größerer Abſchnitte
wird gerichtlich verfolgt. (Reichsgeſetz v. 11. Juni 1870.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Herrn

Geh. Oberregierungsrath Max Duncker,

Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin,

in aufrichtiger Verehrung

gewidmet.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorwort.

Daß ſich in den Kompendien der deutſchen Literaturgeſchichte mancherlei Irrthümer fortſchleppen, welche oft ſchon nach dem erſten beſten Kirchenbuche berichtigt werden können, indem z. B. mehr als einer unſerer Dichter aus Eitelkeit ſich ein oder ein paar Jahre jünger gemacht hat, als er wirklich iſt, darf als eine ziemlich bekannte Sache gelten. Es hatte daher für mich einen großen Reiz, daß mir ſeit faſt fünfzehn Jahren durch die Güte des Herrn Seminarlehrers Jänicke in Halberſtadt die Gelegenheit geboten wurde, aus den von Gleim geſammelten Handſchriften einen großen Theil der deutſchen Literaturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts in ihren Urkunden zu ſtudiren.

Ich faßte dabei zunächſt den Umſtand ins Auge, daß zwar die geſammte moderne deutſche Literatur ohne die hiſtoriſche Stellung Friedrichs des Großen nicht zu denken iſt, daß aber die Art und Weiſe ſeines Verhältniſſes zur deutſchen Literatur noch im Dunkel gehüllt war. Preuß und ſelbſt Lobell hatten es nicht aufklären können, weil ſie nicht an die handſchriftlichen Urkunden herangetreten waren. So war denn die erſte größere Frucht meiner Studien in Gleims Nachlaſſe die 1872 bei Franz Lipperheide hieſelbſt erſchienene Schrift „Friedrich der Große und die deutſche Literatur.“ Den Schwerpunkt jenes Buches bildet demnach außer den Perſonen der Dichter Ramler und Klopſtock eine Frage, die zwar auf der einen Seite mannigfaches Intereſſe erregt hat, auf der andern aber doch auch hie und da einem Mangel an Verſtändniſſe begegnet iſt, wo ich ihn nicht erwartet hatte.

In der nachfolgenden Schrift handelt es ſich nicht mehr um eine einzelne ſchwierige Unterſuchung. Sie ſchildert einfach Leſſing, Wieland und Heinſe. Daß gerade für ſie in Halberſtadt reichhaltige Urkunden vorhanden waren, iſt der äußere Grund, weswegen ſie in dieſem Buche vereinigt ſind. Wer dagegen einwendet, daß ſie kein Dreikleeblatt bildeten, der möge mir wenigſtens die Entgegnung darauf zu gute halten, daß ſich kaum drei andere Namen vor der Schiller-Goethe-Periode finden möchten, an welche ſich ſo ſehr wie an dieſe drei, wenn auch an Leſſing in ganz anderer Art wie an Wieland und Heinſe, der Begriff des Modernen oder vielmehr deſſen Urſprung in der deutſchen Literatur anknüpft, des Modernen, wie es ſich nach dem ſiebenjährigen Kriege mit aller Gewalt geltend macht.

War die Unterſuchung über Friedrich in jener früheren Schrift zugleich eine geſchichtliche, ſo gebe ich in der nachfolgenden nur drei literarhiſtoriſche Bilder, wenn auch der Anhang zum kleineren Theil Material zur Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges bietet. Eher iſt die Methode der Behandlung in dem vorliegenden Buche dieſelbe geblieben. Da die halberſtädter Handſchriften ſchon vor fünfzig Jahren von mangelhaften literarhiſtoriſchen und geſchichtlichen Geſichtspunkten aus benutzt ſind, ſo war ich auf Ergänzung der damaligen Publikationen angewieſen. Wenn dieſe unterdrückten Stellen*) nun auch bald die wichtigſten und bald die pikanteſten waren, ſo mußte doch (abgeſehen vom Anhange, welcher ganz den zuerſt von mir veröffentlichten Stellen aus den Handſchriften vorbehalten werden konnte) in den drei Biographien die Einſeitigkeit vermieden werden, die meinen Charakteriſtiken dieſer drei Dichter anhaften würde, falls ſie nur aus jenen bunten Farbenreſten zuſammengeſetzt wären. Der Benutzung neuerer gedruckter Quellen konnte neben derjenigen der Handſchriften nur ein beſchränkter Raum gewidmet werden. Um ſo mehr aber habe ich mich auch in der vorliegenden Schrift bemüht, durch ein maßvolles Urtheil jede Einſeitigkeit auszugleichen. In meinen Nachforſchungen gehe ich Schritt vor Schritt. Mich auf großartige und blendende Standpunkte zu ſtellen, wenn ich nicht durch meine Nachforſchungen ſelbſt dahin geführt werde, liegt mir ganz fern. Ich wandere auf der Mittelſtraße und während die Revue Critique mir vorhält, daß ich Friedrich II. ſo oft Friedrich den Großen nenne, haben andere in mein Thema: Friedrich der Große und die deutſche Literatur erſt ſogenannte großartige Geſichtspunkte hineingetragen, was mir denn doch gerade wegen ſeiner Irrthümer über die deutſche Sprache äußerſt bedenklich ſchien. Wäre ich hierin nur Einen Schritt zu weit gegangen, ſo würde ich gefürchtet haben, daß man mit Recht Leſſings unrechtes Wort auf mich anwenden könne, worin er den einen Schmeichler nannte, der in der deutſchen Literatur von einem Zeitalter Friedrichs reden würde.

In Bezug auf Leſſing habe ich am wenigſten der nahe liegenden Verſuchung widerſtanden, mit Hülfe der ſpäter als Adolf Stahrs Biographie dieſes Dichters erſchienenen Monographien meine Studien in Handſchriften zu einem vollſtändigen biographiſchen Gemälde zu erweitern. In Bezug auf Heinſe war ich nur auf die Handſchriften angewieſen; die Monographien fehlten bei ihm ganz. Bei Wieland kam viel darauf an, von den ſpäteren Ausgaben möglichſt unabhängig zu ſein.

Was ich hier biete, war ſchon früher in Weſtermanns Monatsheften und Schnorr von Carolsfelds Archiv, in Conſtantin Rößlers Zeitſchrift, ſowie in der voſſiſchen und National-Zeitung erſchienen. Indeſſen iſt kein Abſchnitt nur wieder abgedruckt, ſondern jeder weſentlich verändert. Die Veränderungen beſtehen nur theils in Verbeſſerungen der Form, indem namentlich aus der Biographie Leſſings mehrere Aktenſtücke in den Anhang verwieſen ſind, und theils in der für ein Buch geeigneten Vermehrung eines gewiſſen gelehrten Apparates durch Anmerkungen und durch Erweiterung der einzelnen Mittheilungen im Anhange.

Wie es bei größeren Schriften öfters zu geſchehen pflegt, ſo hat ſich auch während des Druckes dieſer Arbeit noch die Nothwendigkeit mancher Zuſätze ergeben. Schriften von mehr als zwanzig Bogen waren früher cenſurfrei. Aber keine Zwanzigbogenfreiheit würde einen Autor in meinen Augen vor den verdienten Vorwürfen ſchützen, wenn er nutzlos durch allerlei Quisquilien die Lesbarkeit und die Form ſeines Buches zerſtörte. Ich unterſcheide jedoch zwiſchen dem eigentlichen Texte einerſeits und den Anmerkungen nebſt Anhang andererſeits. Sind die drei Eſſay's über Leſſing, Wieland und Heinſe ein treues Spiegelbild dieſer drei Männer geweſen, ſo müſſen dieſelben auch trotz aller Exkurſe unzerbrochen aus der Buchdruckerpreſſe wieder hervorgegangen ſein. Dahingegen kann ich für die Form der Anmerkungen und des Anhanges, ja, ſelbſt für die Symmetrie innerhalb der ſehr verſchiedenartigen Zuſätze keine Garantie übernehmen. Diejenigen der geehrten Recenſenten meiner Schrift über Friedrich den Großen, welche den Anhang dem eigentlichen Texte vorzogen, haben mir damit in meinen Augen eben keine Schmeichelei geſagt. Aber es freut mich doch, daß ſie die Anordnung meiner Schriften dadurch gebilligt haben. Sie war auch für das jetzt vorliegende Buch die einzig mögliche. Das ganze Material in ſolchen Ausarbeitungen ſo zu bewältigen, daß ich dieſelben von Zeile zu Zeile mit den ungedruckten Quellen in weſentlicher Uebereinſtimmung erhalten und doch zugleich den Leſern eines Feuilletons angenehm machen konnte, überſtieg meine Kräfte bei weitem. Und ohnehin durfte hier aus der Noth eine Tugend gemacht werden. Was ich mit der Einen Hand im eigentlichen Texte als das intereſſantere darbiete, das vertheidigt die andere Hand als wahr und zuverläſſig durch die Anmerkungen und im Anhange. Allerdings decken ſich Text und Anhang nicht immer vollſtändig. Aber in ſolchen Fällen reicht nicht der Text über den Anhang, ſondern der Anhang, welcher ſeine Beweisgründe in ſich ſelbſt trägt, gewöhnlich über den Text hinaus.

---

*) Das wirklich wichtige darin iſt natürlich auch von mir nicht hervorgezogen worden.

Als „ungedruckt“ iſt in dieſer Schrift das bezeichnet, was von mir aus den Handſchriften gezogen und hier von mir veröffentlicht iſt, auch wenn es vorher ſchon von mir einer Zeitſchrift zum Abdrucke übergeben war. War das letztere der Fall, ſo wählte ich den Ausdruck „ungedruckt“ nicht deshalb, um den früheren Abdruck abzuleugnen, noch behalte ich ihn aus einer mir in literariſchen Dingen ganz unbekannten Nachläſſigkeit bei. Ich laſſe ihn vielmehr für die ſchon vorher von mir in Zeitſchriften publicirten Briefe nur ſtehen, um nicht den Anſpruch erheben zu müſſen, daß der Inhalt dieſer Aktenſtücke den Literarhiſtorikern ſchon durch den Journalabdruck bekannt ſei. Dieſen Anſpruch erhebe ich ſelbſt dann nicht, wenn ich nach der Anſicht von Freunden es könnte. Wollte ich ihn erheben, ſo würde ich keinen literarhiſtoriſchen Journalaufſatz wieder abdrucken laſſen.

Eine völlige Gleichmäßigkeit in der Schreibung konnte nicht erreicht, ja, nicht einmal erſtrebt werden. Zwar meine Gewohnheit, die großen Buchſtaben (durch kleine Anfangsbuchſtaben auch bei ſubſtantivirten Verben und Adjektiven, ſo wie bei allen von Namen hergeleiteten Beiwörtern) etwas zu verringern, iſt ſo konſequent berückſichtigt, daß ſie vom Leſer vielleicht nicht mehr völlig unbemerkt bleiben wird. Aber eine andere Ungleichmäßigkeit war ſchon nicht zu vermeiden. In den eigentlichen Abhandlungen mußte die Schreibung bei den Mittheilungen aus dem vorigen Jahrhundert erneuert werden. Im Anhange dagegen erfolgte ſie buchſtabengetreu nach den Handſchriften. Für die Geſchichte der Schreibung während der Regierungszeit Friedrichs des Zweiten enthalten meine Publikationen in der vorliegenden Schrift und in derjenigen über Friedrich den Großen viele merkwürdige Belege. Beim Pronomen der zweiten Perſon ſchwankt demnach noch der Gebrauch der kleinen und großen Buchſtaben. Iſt die Kürze einer Silbe durch zwei verſchiedene Konſonanten geſichert wie in: wolte, ſo wird der eine davon erſt ſelten verdoppelt. Der Gebrauch des H ſchwankt mehrfach. Das Imperfektum lautete noch ſtärker ab als jetzt. Einmal fand ich bei Gleim „jugen" für „jagten".

Doch dies und ähnliches zu zeigen konnte nicht der Zweck dieſes Buches ſein. Welches ſind aber, ſogar abgeſehen von den neuen literariſchen Notizen, die Grundgedanken dieſer Schrift?

Leſſing hat ſich durch ſein ernſtes Streben und ſein Talent in der Geſchichte der deutſchen Poëſie einen Platz in der Nähe Goethe's und Schillers erworben. Wieland muß auf dieſen Platz trotz ſeines Aufenthaltes in Weimar verzichten. Heinſe's Proſa iſt noch lesbarer als die von Wieland, weil er ſchon mehr moderne Sinnlichkeit hatte und dabei nicht als Menſch, aber als Literat ernſter an ſich gearbeitet hat. Doch kann Wielands „Oberon" in Ehren gehalten werden, ſteht natürlich auch weit über allen Arbeiten Heinſe's. Hilft meine Schrift dieſe Auffaſſungen allgemeiner machen, ſo iſt ihr Zweck in mehreren ſehr weſentlichen Punkten ſchon erreicht.

Das Regiſter der vorliegenden Schrift nimmt nur auf wirkliche Perſonennamen Rückſicht. Einen vollen Einblick in alle Perſonalien des Buches gibt es noch nicht. Beſonders aus dem Anhange ſind manche Namen ganz übergangen, oder nicht für alle Stellen, wo ſie vorkommen, die Seitenzahlen beigefügt. War es zweifelhaft, welche Perſon eigentlich gemeint ſei, ſo iſt ihre Erwähnung im Regiſter abſichtlich vermieden. Auch der Peter Meſſert, über welchen Büchmann in ſeinen geflügelten Worten keine rechte Auskunft zu geben weiß, ließ ſich, ohne daß der Charakter des Regiſters verändert würde, nicht gut in demſelben verzeichnen. Das Wort findet ſich in meinem Anhange zu Wieland, und zwar in deſſen Briefe an Gleim vom 9. Mai 1770, ſowie in dem Briefe des letzteren an Wieland vom 31. Juli 1770.

Schließlich kann ich nicht unterlaſſen, der Buchdruckerei von C. Schulze u. Comp. zu Schmiedeberg in meiner Heimath, der Provinz Sachſen, für die Sorgfalt, welche ſie dieſem Buche hat angedeihen laſſen, meinen aufrichtigen Dank auszuſprechen.

Berlin S.O. Michaelkirchplatz 10 am 28. Juni 1876.

Heinrich Pröhle.

Inhalt.

Seite

I. Gotthold Ephraim Leſſings Leben und Schriften.

1. Das Vaterhaus zu Kamenz 1
2. Leſſing vor ſeiner Verbindung mit Tauentzien 7
3. Leſſing als Recenſent und lyriſcher Dichter 11
4. Leſſing in Verbindung mit Gleim, Kleiſt und Tauentzien . . . 17
5. Leſſing in Niederſachſen 21
6. Leſſings ſpätere Beziehungen zum Theater (Emilia Galotti) . . 31
7. Leſſing als Theologe (Nathan der Weiſe) 41
8. Leſſings Tod 58
9. Charakteriſtik 64

II. Chriſtoph Martin Wielands Leben und Schriften.

1. Charakterzüge und Jugendgeſchichte 67
2. Wieland ſeit ſeiner Verheiratung bis zur Berufung nach Weimar 79
3. Wieland und der Hof zu Weimar 98
4. Wielands Rittergedichte und Märchen in Verſen 105
5. Wieland von 1789—1813 111

III. Wilhelm Heinſe's Leben und Schriften.

1. Heinſe bis zur Abreiſe nach Düſſeldorf 121
2. Heinſe in Düſſeldorf, Elberfeld, Italien, Mainz und Aſchaffenburg 147

Anhang.

Zu Leſſing.

A. Ueber die Quellen der Biographie Leſſings 173
B. Ueber die Urſache der Anſtellung Leſſings bei Tauentzien. Zugleich als Beitrag zur Geſchichte von Halberſtadt und dem Regenſtein im ſiebenjährigen Kriege 175
C. Ueber Leſſings Fabeln 201
D. Ueber Leſſings Minna von Barnhelm in Berlin. (Aus den ungedruckten Briefen der Karſchin an Gleim) 211
E. Leſſing in Wien 214

Seite
F. Ein Trinklied von Leſſing 215
G. Monodie zu Leſſings Tode 215

Zu Wieland

A. Aus dem Briefwechſel von Wieland und Gleim 221
B. Heinrich Leopold Wagner, Goethe's Jugendgenoſſe 252
C. Merkel im Verkehr mit Böttiger, Goethe, Schiller und Wieland 257
D. Gruber und [illegible] über Wieland 258

Zu Heinſe

A. Die Büchſe, das Bundesbuch des halberſtädtiſchen Dichterkreiſes. (W. Heinſe, J. G. Jacobi u. ſ. w.) 262
B. Jenny von Maſſow vor ihrer Bekanntſchaft mit Heinſe 273
C. Johann Joachim Ewald und die Beziehungen der deutſchen Schriftſteller zu Italien vor Goethe und Heinſe 294
D. Die Begründung der „Iris“ durch J. G. Jacobi und W. Heinſe 308

Zuſätze 315

Regiſter 322

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Gotthold Ephraim Leſſings Leben und Schriften.

1. Das Vaterhaus zu Kamenz.

Sucht man auf der Landkarte die nördlichſte Weinbergs-Landſchaft der Erde in der weiteſten Entfernung vom Aequator, ſo findet man auch den Ort, wo der Dichter der Emilia Galotti und Nathans des Weiſen geboren iſt. Die Stadt Kamenz in der Lauſitz iſt zwar ſelbſt ohne Weinberge, liegt aber zwiſchen den brandenburgiſchen, ſächſiſchen und ſchleſiſchen Weinbauſtädten, oder wenigſtens zwiſchen Meißen, Senftenberg, Guben und Grüneberg verſteckt.

Wer von Schleſien herkommend in die Lauſitz eintritt, vermeint dort noch jetzt gar leicht eine gewiſſe Zuſammengehörigkeit der Lauſitz mit Schleſien zu erkennen. Die großen Raſenplätze zum Bleichen in den Gärten, ſelbſt bei den Pfarren, nur in der Mitte oft mit einem jener kleinen Blumenboskets, deren feuriges Roth dem Wanderer aus dem Rieſengebirge von den ſchleſiſchen Bauernhäuſern her unvergeßlich bleibt: dies und vieles andere iſt noch ganz ſchleſiſch. Selbſt in der Literatur iſt ein Zuſammenhang Schleſiens mit der Lauſitz ſchon dadurch wahrnehmbar, daß Leſſing nicht allein durch ſeine Beſchäftigung mit Friedrich von Logau, ſondern auch durch manche wirkliche Eigenthümlichkeit ſich den ſchleſiſchen Dichtern näherte, aber am Eingange des männlichen Alters durch ſeine Einkehr bei Tauenzien in Breslau und durch die Schilderung der ſchleſiſch-ſächſiſchen Kriegsereigniſſe in der

Minna von Barnhelm auch den ſchleſiſch ſächſiſchen Dichterkreiſen und ihrer Thätigkeit einen Abſchluß weit über ihr Verdienſt hinausgegeben hat.

Goethe's Großvater von mütterlicher Seite war Bürgermeiſter von Frankfurt, und Leſſings Großvater von väterlicher Seite Bürgermeiſter von Kamenz. Während Goethe's Vater am herrlichen Mainſtrome in ſüßer Muße von Italien träumte, war das Leben von Leſſings Vater, einem noch viel gelehrteren Manne, mit ſeinen Ideen, Erfahrungen und Erlebniſſen auf die Landſchaft eingeſchränkt, welche die kleine ſchwarze Elſter von Kamenz bis Wittenberg, indem ſie bei Senftenberg ein Knie nach Weſten macht, zunächſt von den ſchöneren und in mehr gerader Linie nordwärts gerichteten lauſitziſchen Flußgebieten der Spree und der zittauer Neiße abſchneidet. Die ſchwarze Elſter entſpringt nicht weit von Kamenz. Sie fließt ſanft und lau durch dieſen lauſitziſchen Landwinkel in ihrem flachen und muldenförmigen Bette, ähnlich wie der hier benachbarte Muldefluß, an den Paul Flemming am caspiſchen Meere ſehnſüchtig zurückdachte. Die ſchwarze Elſter mündet in die Elbe vor dem Dorfe Elſter, welches dann auch dem Elſterthor von Wittenberg den Namen gibt. Vor dieſem verbrannte Luther ſeine päpſtliche Bannbulle. Hier an dem Schauplatze von Luthers Leben ſtudirte Leſſings Vater Theologie. Ja, er wollte ſich dort habilitiren und wurde nur durch ſeine Anſtellung von der Univerſität der Reformatoren und Friedrichs des Weiſen als Pfarrer nach Kamenz zurückberufen. Welche Genugthuung für den beſcheidenen Mann, der bei den Quellen ſeiner väterlichen Elſter begraben liegt, daß nachmals nicht allein mehrere ſeiner Söhne nach Wittenberg zurückkehrten, ſondern daß auch ſein Sohn Gotthold Ephraim vom Elbſtrom und von Wittenberg aus die Welt zuerſt mit dem Ruhme ſeiner gelehrten Kritik erfüllte, ja, daß einer ſeiner Urenkel*) als berühmter Maler jene Scene aus dem Leben Luthers vor dem Elſterthore meiſterhaft verherrlichte und dadurch dem reformatoriſchen Geiſte ſeiner eigenen Familie gewiſſermaßen auf ihrem urſprünglichen heimathlichen Gebiete auch einen hohen und monumentalen künſtleriſchen Ausdruck gab.

Die Gegend an der ſchwarzen Elſter von Senftenberg bis zu Leſſings Geburtsort iſt ſeit dreißig Jahren bekannt durch ihre merkwürdigen Gewitter und Feuersbrünſte. Zwiſchen Senftenberg und

---

*) [illegible] S. 117 [illegible] Minna von Barnhelm [illegible]

Kamenz; auf der Grenze von Preuſſen und Sachſen ſieht man jetzt ein wahres Netz von Eiſenbahnen. Erſt durch die Kohlen von Senftenberg, wo die ſchwarze Elſter noch die [illegible] und die Storchelſter aufnimmt, hat ſich die Gegend gehoben. Aber auch der Granit geht vom Bahnhofe zu Kamenz bis Hamburg. Alle Hügel von Bautzen bis dicht bei Kamenz nennt der Lauſitzer die bautzener Berge.

Zu ihnen gehört auch wohl noch eine Viertelſtunde von Kamenz der Hutberg, in den Feldern ähnlich gelegen wie der Weyrichs- oder der Scholzenberg bei Warmbrunn. Auf dem Hutberge befindet ſich ein ſchöner Platz unter Bäumen bei einem einſtöckigen Kaffeehauſe mit ſchmucker, freundlicher Stube. Der Ausſichtsthurm daneben, welcher für Geld geöffnet wird, heißt der Leſſingsthurm.

Doch führen wir den Leſer in das Städtchen ſelbſt ein und zwar noch unter der Ehrenpforte in der Nähe des Eiſenbahntunnels durch, welche im Juli 1874 für den König von Sachſen bei ſeinem Beſuche von Kamenz erbaut wurde. Es gehört zu den Sechsſtädten der Oberlauſitz, die von den Kaiſern und Königen von Böhmen ſich ähnliche Freiheiten zu verſchaffen wußten wie die deutſchen Reichsſtädte, und die in den Kriegen des fünfzehnten Jahrhunderts von ihren eigenen kleinen ſtehenden Truppen und Fähnlein vertheidigt wurden. Jetzt hat es ungefähr [illegible] Einwohner. Der Brand von 1842 — ein ſogenanntes Flugfeuer — äſcherte mit Leſſings Geburtshauſe auch das alte Rathhaus ein. Von der Spitze des neuen (dem ſchönen zittauer faſt gleich) ſchaut eine Granitverzierung herab. Die Häuſer ſind ſeit 1842 faſt alle modern. Vorher hatten die meiſten alten ſtattlichen Bürgerhäuſer ſchöne Wölbungen und Kreuzbogen. Der Reiſende kann aber die alte kamenzer Bauart noch ſtudiren, wenn er in den Gaſthof am Markte, dem ſchönen ſtattlichen Rathhauſe gegenüber, einkehrt. Von den niſchenartigen Fenſtern ſeiner behaglichen Gaſtſtube aus überſieht man den ganzen Marktplatz. Ein alterthümliches Baſſin mit Delphinen und ein alter Brunnen voll köſtlichen Waſſers, den die kleine in Sandſtein gehauene Figur der Themis krönt, geben noch Kunde von der Herrlichkeit alter vergangener kamenzer Zeiten. Die ſtillen ſauberen Straßen der etwas abſchüſſigen Stadt ziehen ſich bis zu dem Schulplatz hinan, wo auf einfachem, mäßig hohem Sockel Leſſings Koloſſalbüſte von Knaur in Leipzig ſteht. Das Wohnhaus der Eltern Leſſings lag der ſchönen alten Marienkirche gegenüber. Jetzt iſt es eine leere Stätte im Vordergrunde des großen Pfarrgartens. Die Marienkirche birgt auch intereſſante Ueberbleibſel aus ihrer katholiſchen Zeit, unter andern werden noch Ablaßbriefe gezeigt, an denen die Siegel als große Bleiplatten herabhängen. Das kleine Altar der ſehr hübſchen Sakriſtei, die alle dieſe Schätze in großen Wandſchränken birgt, prangte in ſeinem ſchönſten Schmuck von Sammet, als im Juli 1874*) der König von Sachſen bei dem erſten Beſuche, den er ſeiner Stadt Kamenz abſtattete, die Marienkirche in Augenſchein nahm.

Die Pergamente, welche man in der Marienkirche zeigt, könnten Gotthold Ephraim Leſſing, der am 22. Januar 1729 dicht neben ihr geboren wurde, vielleicht ſchon das erſte Intereſſe an Handſchriften eingeflößt haben. Jedenfalls war hier Leſſings Vater als ſtrenger Lutheraner an ſeinem Platze. Man weiſt in ſeiner Kirche noch ebenſowohl Bücher von Luther als auch ein Chriſtusbild, das am Charfreitag gewiß und wahrhaftig mit dem Kopfe wackelte. Der Strick, woran der Kopf dann von den Mönchen gezogen wurde, ging der Länge nach durch den Körper und iſt noch zu ſehen. In dieſer Kirche ſtand nun der alte Leſſing vor dem Altare und auf der Kanzel mitten unter den aufgeſammelten Beweiſen des Glaubens und aufgeſtapelten Reliquien des Aberglaubens:

Ein ſchwarz und weißer Mann [illegible] rechts und links;
Er predigt Wort auf Wort mit [illegible] Müh',
Mit [illegible] und angeſtrengter Lunge!

So hat ihn Chriſtlob Mylius, der ſogenannte Freigeiſt, in einem Pasquille beſchrieben. Nicht allein die gelehrte Richtung überhaupt, nein, auch insbeſondere das Intereſſe für die Theologie aber hat auf den gewandten Schriftſteller und Journaliſten Leſſing der Mann in der weißen Halskrauſe, der Primarius von Kamenz, vererbt. Der Glaubensernſt des alten Leſſings lag tief im Innern von deſſen ſtreng ſittlicher Perſönlichkeit. Alles, wodurch derſelbe gemildert wurde, beruhte bloß äußerlich auf der Aufklärung ſeiner Zeit, mit der er aber nur in geringer Verbindung ſtand. Wir meinen uns wohl auch nicht zu irren, wenn wir ſagen, daß aus dieſer Stellung zu dem charaktervollen Vater die Gewohnheit des Sohnes, bei Disputationen die ſchwächere Partei oder auch (wie es den ſpäteren Freunden, die mit ſich ſelbſt abgeſchloſſen hatten, erſchien) oft Paradoxien zu vertheidigen, mit hervorging. Niemand glaubt jetzt mehr wie früher, daß Gotthold Ephraim Leſſing erſt in ſeinem ſpäteren Alter allmählig durch Aeſthetik und Philoſophie auf die theologiſchen Streitfragen gekommen ſei. Ja, mancher von denen, welche dem Dichter der Emilia Galotti tiefer ins Herz geblickt haben, hält es vielleicht für unmöglich, daß der Hofrath Leſſing in Wolfenbüttel früher hätte in theologiſchen Streitfragen das Wort ergreifen können, als bis der alte „Primarius“ von Kamenz die Augen geſchloſſen hatte. Nicht bloß auf die Elternliebe im allgemeinen gründete ſich dies Verhältniß des freimüthigen Schriftſtellers zu ſeinem greiſen Vater in Kamenz. Nein, auch darauf beruhte es, daß derſelbe zu den fleckenloſeſten Männern des Standes der evangeliſchen Geiſtlichen gehörte, der bis auf den heutigen Tag noch immer auf Theilnahme und Mitgefühl rechnen kann, weil er von guten und unparteiiſchen Beobachtern im allgemeinen für bieder und redlich gehalten wird. Karl Leſſing hat ſich nicht enthalten können, die Frage aufzuwerfen, welche theologiſche Stellung und Entwickelung ſeinem Bruder Gotthold Ephraim wohl zu theil geworden ſein möchte, wenn der Vater im Stande geweſen wäre, ihn für den Beſuch des Gymnaſiums und der Univerſität reichlicher auszuſtatten und ihn auf längere Zeit, als dies in der That der Fall war, in wirklicher äußerer Abhängigkeit von ſich zu erhalten. Er zweifelt nicht, daß er ihm dadurch die theologiſchen Studien, ja den ganzen Lebensgang eines angehenden Theologen auf lange Zeit hätte vorſchreiben können. Für uns genügt es hier zu wiſſen, daß ſein reicher Kinderſegen Leſſings Vater verhinderte, für ſeinen älteſten Sohn Gotthold Ephraim mehr als das nöthigſte zu thun. Wir werden aber ſogleich ſehen, wie der Sohn ſich in der dadurch erlangten Selbſtändigkeit freiwillig innerhalb einer durch Gewohnheit und Sitte gezogenen Linie hielt. Es ſei uns erlaubt, ſchon in dieſem Zuſammenhange die nachfolgende kleine reizende Idylle einzuſchalten, welche Danzel niederländiſch nennt, die wir aber als echt deutſch bezeichnen möchten. Das Bild des großen Dichters fügt ſich darin in die Sitten und Gebräuche ſeines Vaterlandes — man möchte beinahe ſagen in den Feſtring der Lauſitz — gar anmuthig hinein.

---

*) Man wolle beachten, daß dem, was hier über Kamenz geſagt iſt, eine Reiſe in die Lauſitz zu Grunde liegt, welche kurz nach dem Beſuche des Königs von Sachſen in Kamenz gemacht wurde. [illegible]

„Man pflegt in Sachſen (ſo beginnt Karl Leſſing die Erzählung dieſes Vorfalls) und wahrſcheinlich in der ganzen rechtgläubigen Chriſtenheit zu Weihnachten Geſchenke an die Kinder zu vertheilen, worunter ein ſogenannter Butterſtriezel iſt, welcher an andern Orten

Wecken oder Stolle heißt.“ Nun ſtudirte Gotthold Ephraim Leſſing damals bereits in Leipzig, wo die „Stollen“ (und zwar unter dieſem Namen) zu Weihnachten auch eine große Rolle ſpielen. „Desgleichen (ſo erzählt Karl Leſſing weiter) ſchickte die Mutter durch einen Bekannten, der auf die leipziger Neujahrsmeſſe ging, auch an den Sohn.“ Um nun das nützliche mit dem angenehmen zu verbinden, trug ſie dieſem Boten nach Karl Leſſings Vermuthung auf, ſich unter der Hand nach der Aufführung des Sohnes zu erkundigen. Zum Entſetzen der Mutter brachte der Bote, wohl ein ehrlicher Krämer von Kamenz, die Nachricht, daß des Paſtors Sohn den überſandten Weihnachtsſtriezel — horribile dictu! — mit einigen Komödianten bei einer Flaſche Wein verzehrt habe. Aber auch dem Vater mochte bei den Nachrichten, die über ſeinen Sohn von der leipziger Meſſe kamen, nicht wohl zu Muthe werden. Der junge Leſſing ließ damals, allerdings anonym, ein Stück in Leipzig aufführen, den jungen Gelehrten, und hätte dadurch leicht ein Stipendium verlieren können, das er aus ſeiner Vaterſtadt als Studirender der Theologie bezog. Ja, es unterliegt kaum einem Zweifel, daß er daran dachte, ohne bedeutende Anlagen für die Bühne doch irgendwo ſelbſt als Mime aufzutreten. Bei einem ſolchen Gedanken mochten ſich fünfzig bis hundert Jahre ſpäter bei völliger Talentloſigkeit ihres Sohnes für mimiſche Darſtellung die Eltern eines Grabbe beruhigen, die ihm beinahe ſchon in der Wiege Branntewein als Schlaftrunk vorgeſetzt haben ſollen, aber nicht der alte Paſtor Leſſing in Kamenz. Er ſchreibt ſofort an den Dichter nach Leipzig: „Setze dich nach Empfang dieſes ſogleich auf die Poſt und komme zu uns. Deine Mutter iſt todtkrank und verlangt Dich vor ihrem Ende noch zu ſprechen.“ Und der junge Leſſing, wiewohl er den Kopf voll hat von der Aufführung ſeines Luſtſpiels, macht ſich ohne Bedenken auf wie er ſteht und geht. Es fällt ein ſtarker Froſt ein und man wünſcht, daß er dem Gebote nicht Folge geleiſtet haben möge. Aber — da kommt er ſchon und tritt halb erfroren in die Stube. „Warum biſt Du auch in der Kälte gekommen?“ fragt die Mutter bekümmert. „Liebſte Mutter, Sie wollten es ja,“ antwortet er harmlos und klappert an Händen und Füßen; „es ahnte mir gleich, daß Sie nicht krank wären, und ich freue mich herzlich darüber.“ Man fand, daß er unverdorben war. Er blieb nun gleich bis zu den Oſterferien zu Hauſe, ein ganzes Vierteljahr. Ja, zur Beruhigung ſeiner Eltern arbeitete er eine Predigt aus. Er würde ohne allen Zweifel, wie ſpäter David Friedrich Strauß, auch gepredigt haben. Aber, wie es ſcheint, wünſchten das ſeine Eltern ſelbſt nicht, weil ſeine Verbindung mit dem Theater in Kamenz kein Geheimniß mehr war. Wie dem aber auch geweſen ſein mag, ſeiner Schweſter, welche damals einen Theil ſeiner anakreontiſchen Lieder zu Kamenz in den Ofen warf, practicirte er, als er es erfuhr, während dieſer Winterſaiſon einen Schneeball in den Buſen, um ihren frommen Eifer etwas zu kühlen.*) Es war die merkwürdigſte Winterſaiſon von allen, welche Kamenz aufzuweiſen hat, wenn es auch, wie ſchon geſagt, bis zum Predigen in der Marienkirche mit Gotthold Ephraim nicht kam.

2. Leſſing vor ſeiner Verbindung mit Tauenzien.

Wir haben noch nicht von Gotthold Ephraim Leſſings eigentlichem Schulbildungsgange geredet. Er war ein äußerſt glücklicher. Seine von Anfang an maßvolle Phantaſie hinderte ihn in der Aneignung keiner Schulmaterie und trat einer gleichmäßigen Auszeichnung in Latein und Griechiſch und in der Mathematik nicht in den Weg. Ja, ſein Rector in der Kloſterſchule zu Meißen, wohin er 1741 gebracht war, nannte ihn zuletzt mit Rückſicht auf die Schulaufgaben ein Pferd, das doppeltes Futter verlange. Gotthold Ephraim Leſſing verſicherte ſpäter oft, der Schule zu Meißen verdanke er es allein, wenn ihm etwas Gelehrſamkeit und Gründlichkeit zu theil geworden ſei. Wie der fromme Paul Flemming mitten unter den Drangſalen des dreißigjährigen Krieges von der Fürſtenſchule zu Meißen nach der Univerſität Leipzig gezogen ſein wird, einige Zeit vor der lützener Schlacht: ſo Leſſing 1746 nicht allzulange nach der Schlacht bei Keſſelsdorf.

Noch in den vierziger Jahren unſeres Jahrhunderts ſah man auf den Straßen der Univerſitätſtadt Leipzig die Mitglieder der Landsmannſchaft Luſatia einher ſchreiten. Mehrere ſolcher Luſaten hatten ſich ſchon 1697 unter dem Namen der görlitzer poetiſchen Geſellſchaft in Leipzig zu poetiſchen Uebungen in deutſcher Sprache vereinigt. Dieſelbe erwählte 1717 Bismarcks Ahnen von mütterlicher Seite, den Profeſſor J. B. Menke, zum Vorſitzenden. Menke war 1732 am 1. April

---

*) „Ich ſinge nicht für fromme Schweſtern,
Die nie der Liebe Reiz gewinnt,
Die, wenn wir munter ſingen, läſtern,
Daß wir nicht alle Schmolken ſind."
(Leſſings Gedicht „Für wen ich ſinge.")

(Fürſt Bismarcks Geburtstage) geſtorben. Erſt 1755 folgte Gottſched als Senior dieſer deutſchen Geſellſchaft auf Menke.*) Demnach fiel die Begründung dieſer Geſellſchaft ungefähr in die Mitte zwiſchen Flemmings und Leſſings Aufenthalt in Leipzig, Leſſings Ankunft in Leipzig aber ungefähr in die Mitte zwiſchen Menke's und Gottſcheds Seniorat. Indeſſen war Gottſched ſchon ſechs Jahre vor Menke's Tode das einflußreichſte Mitglied der Geſellſchaft geweſen. Kein Wunder daher, daß Leſſing einem Vereine fremd blieb, der ihn ſonſt vielleicht ſchon als geborenen Luſaten hätte anheimeln können.

Auch nahmen ihn in Leipzig wohl vorzugsweiſe die Schauſpieler und eine, verglichen wenigſtens mit dem Studentenleben, ſchon etwas verfeinerte Welt in Beſchlag. Mit dem Auftreten keines jungen Dichters in Leipzig iſt dasjenige Leſſings mehr zu vergleichen als mit dem des jungen Goethe, der neunzehn Jahre ſpäter dort eintraf. Auf den jungen Leſſing äußerte Leipzig ſeine abſchleifende Wirkung ſchon ganz wie auf Goethe. Es iſt höchſt ergetzlich, wie Goethe nach dem Eintritte in Leipzig die Mängel ſeiner altfränkiſchen Garderobe bemerkt. Unter der Garderobe freilich, die Goethe mit nach Leipzig brachte, war ſogar ein Treſſenkleid. Er ſcheint ungefähr noch bekleidet geweſen zu ſein, wie der Rieſe Goliath in der Ballade von Claudius, und damit hielt er ſich anfangs für „geputzt genug“. Allein es währte nicht lange, ſo überzeugten ihn ſeine Freundinnen, erſt durch leichte Neckereien, dann durch vernünftige Vorſtellungen, daß er wie aus einer fremden Welt geſchneit ausſehe. So viel Verdruß er auch hierüber empfand, wußte er doch nicht, wie er ſich anfangs helfen ſollte. Als aber Herr von Maſuren, der damals ſo beliebte poetiſche Dorfjunker, einſt auf dem Theater in einer ähnlichen Kleidung auftrat und mehr wegen ſeiner äußeren als inneren Abgeſchmacktheit herzlich belacht wurde, tauſchte Goethe ſeine ſämmtliche Garderobe gegen eine neumodiſche, dem Orte gemäß, um, wodurch ſie freilich auch ſehr zuſammenſchrumpfte. Auf Leſſing war die Einwirkung von Leipzig noch tiefer geweſen. Er lernte dort bald einſehen, die Bücher würden ihn wohl gelehrt, aber nie zu einem Menſchen machen. Der angehende leipziger Student glaubte eine bäuriſche Schüchternheit an ſich zu bemerken, ſein Körper kam ihm verwildert und „unangebaut“ vor.

In Sitten und Umgang hielt er ſich für unwiſſend. Er vermeinte eine Scham zu empfinden, die er niemals empfunden hatte. Der ehemalige Fürſtenſchüler faßte den Entſchluß, ſich zu ändern, koſte es, was es wolle. Und wodurch? Er lernte tanzen, fechten, voltigiren. Als ſein Körper geſchickter geworden war, ſuchte er Geſellſchaft, um nun auch leben zu lernen. Er legte die ernſthafteſten Bücher eine Zeit lang zur Seite, um ſich in denjenigen umzuſehen, „die weit angenehmer und vielleicht ebenſo nützlich ſind." Und dabei war wiederum auch für Leſſing, wie ſpäter für Goethe, die Komödie von der größten Bedeutung. Er lernte daraus eine grobe und natürliche Auffaſſung unterſcheiden. Vor allen Dingen — ſchreibt er der Mutter — habe er damals ſich ſelbſt kennen gelernt. Ueber Niemand habe er ſo oft gelacht als über ſich. Wenn er dabei in dieſen Selbſtbekenntniſſen andeutet, daß er gerade auf dieſem Wege auch den Uebergang zum Komödiendichter und zum Entwurfe von eigenen Dramen gefunden habe, ſo wird der Urſprung der goethiſchen Komödie wohl nicht weſentlich davon verſchieden geweſen ſein. Kommt doch auf der anderen Seite bei den Selbſtbekenntniſſen über ſeine Ankunft in Leipzig, die Leſſing an ſeine Mutter richtete, auch die Kleidung, wenn auch nicht ſo ſtark wie bei Goethe, in's Spiel. Als Ewald von Kleiſt ſpäter, nach ſeinem gemeinſamen Aufenthalt mit Leſſing in Leipzig, Ramler und Leſſing je einhundert Thaler vermacht hatte, ſchrieb er nach Abſendung der hundert Thaler an Ramler ſeinem Schatzmeiſter Gleim in Halberſtadt die Worte*): „Die andern 100 Thaler ſenden Sie doch auch nur bald an Herrn Leſſing. Der brave Mann, den ich ungemein wegen ſeines Genies, Vernunft und unvergleichlichen Conduite eſtimire und liebe, wird es wohl nöthig haben. Er iſt über ein Jahr außer Condition, und was er darin mag erübrigt haben, hat er ganz gewiß an Kleider verwandt." Es iſt wohl keine Frage, daß die Uebungen im Voltigiren eine vorzügliche Vorbereitung zu dem Verkehr mit preuſſiſchen Offizieren waren, den G. E. Leſſing ſpäter ſchon in Leipzig liebte. Das gewandte Aeußere, welches ihm auch ſonſt nachgerühmt wird, mußte ihn ſogar für ſeine Stellung bei Tauenzien, in der er ohnehin mehr den Einfluß eines Adjutanten als den eines Secretärs gehabt zu haben ſcheint, ganz beſonders geeignet machen.

---

*) Vergl. Gretſchel, Univerſität Leipzig. Dresden 1830. S. 175 und 176. Karl Goedeke, Deutſche Dichtung I. S. 310 nennt wohl irrthümlich Gottſched ſchon 1725 „Senior“ der deutſchen Geſellſchaft.

G. E. Leſſing abſolvirte die akademiſchen Studien auf das vollſtändigſte. Beſonders kann dies geſagt werden, wenn man die ernſten Beſtrebungen während ſeines Aufenthalts in Wittenberg 1751—1752, wo er Magiſter wurde, noch mit in Rechnung bringt. Wird man durch dieſen Aufenthalt an den ſchleſiſchen Dichter Günther erinnert, der mit weit ſchlechterem Erfolge an der Univerſität Wittenberg ſein Heil verſuchte: ſo erinnert der Plan des Pfarrerſohnes von Kamenz, ſich in Göttingen zu habilitiren, an den eines Pfarrerſohnes aus der Priegnitz, den alten Jahn. Dieſer war ſchon nach Göttingen unterwegs, will dabei aber in die Flucht nach der Schlacht bei Jena verwickelt ſein, und mit dem Verſuche einige andere Flüchtlinge wieder zum Stehen zu bringen, oder doch zu ſammeln, ſeine politiſche Rolle als Turnvater begonnen haben. In den Jahren 1749—1760 hielt ſich Leſſing abwechſelnd in Berlin, Leipzig und Wittenberg auf. Er verweilte jedoch während jener Zeit in Berlin am meiſten. Zu dem erwähnten längeren Aufenthalt in Wittenberg kam er bereits aus Berlin. Hier hatte er damals ſchon von einem ihm befreundeten Schreiber Voltaire's ein Schriftſtück deſſelben entliehen. Voltaire entdeckte dies. Durch den Lärm, welchen er deshalb machte, wurde Leſſing Friedrich dem Großen auf eine Weiſe bekannt, welche vielleicht allein ſchon jede ſpätere Anſtellung Leſſings in Berlin zu verhindern im Stande war. Gotthold Ephraim Leſſing handelte in dieſer Angelegenheit nicht ſo, wie etwa ein erfahrener Geſchäftsmann dem gefährlichen Voltaire gegenüber ſich benommen haben würde. Ein ſchwerer Tadel aber kann ihn nicht treffen, weil er bona fide, wie es ſcheint aus bloßer gelehrter Neugier, die ſchnelle Zurücklieferung des Schriftſtückes verſäumte. Der gewandte Literator Leſſing zeigte ſich nun einmal im literariſchen Verkehr nicht immer ganz praktiſch. Gab er doch einſt von Breslau aus zweien ſeiner Freunde den Auftrag, daſſelbe Buch für ihn zu jedem Preiſe zu kaufen. Dieſe beiden trieben ſich auf der Auktion ganz unerhört in die Höhe. Glücklicher Weiſe hielten ſie es für nöthig, da es ſich ſchon um ein weit über den wahren Werth bezahltes Buch handelte, ſich endlich gegenſeitig um eine Aufklärung zu bitten, worauf ſie ihre Gebote einſtellten.

---

*) Bisher ungedruckt.

Als Aufenthaltsort ihres Sohnes würde den Eltern Leſſings das katholiſche Wien in deſſen Jugendzeit am meiſten verdächtig und verhaßt geweſen ſein. Er verzichtete auf jene Kaiſerſtadt, in welcher die für ihn ſo verlockenden Anfänge eines deutſchen Theaters ſchon vorhanden geweſen ſein werden, während in Berlin, wo die franzöſiſche Kolonie und der Hof des großen Friedrichs den Ton angaben, er ſelbſt noch ſpäter durch ſeine Minna von Barnhelm mühſam das

Terrain für die deutſche Bühne erobern helfen mußte. Fiel nun während ſeines Aufenthalts in Berlin das deutſche Theater für ihn faſt ganz aus, ſo warf er ſich in der preuſſiſchen Hauptſtadt mit um ſo mehr Energie in die Journaliſtik.

3. Leſſing als Recenſent und lyriſcher Dichter.

In Leipzig war er mit dem Verfaſſer des Pasquilles auf ſeinen Vater, mit Chriſtlob Mylius, zuſamengetroffen, der dort ſeiner traurigen Lage wegen (er war ein früh verwaiſter Predigerſohn aus der Lauſitz) in einem ſelbſt für einen ſatiriſchen Dichter abſchreckenden Aufzuge — mit niedergetretenen Schuhen, durchlöcherten Strümpfen und zeriſſenen Kleidern — auf der Straße ging. Darf man es der Mutter Leſſings verdenken, wenn ſie es beklagte, daß ihr Sohn in Berlin mit dieſem Pasquillanten abermals zuſammentraf, obgleich Leſſing und Mylius offenbar Vettern waren und Mylius ſich nun auch bereits in ſeinen Verhältniſſen ſehr gehoben hatte? Vielleicht konnte ihn Leſſing in ſeiner Lage nun kaum entbehren, da Leſſing ſich ihm bei den verſchiedenſten Unternehmungen als Mitarbeiter untergeordnet hat. Die Redaktion der Zeitung Rüdigers behielt Mylius jedoch wegen eines Zwiſtes mit dem Beſitzer nicht ſehr lange. Auch übernahm G. E. Leſſing nach ſeinem Abgange den gelehrten Artikel des Blattes. Die meiſten Recenſionen ſchrieb Leſſing ſelbſt, aber nicht alle. Da gleichwohl die Recenſionen eine beſtimmte Tendenz verfolgen, ſo nimmt man an, daß er den gelehrten Artikel redigirte. Aber ſchon die Abreiſe nach Wittenberg löſte vorläufig das ganze Verhältniß. Rüdigers Schwiegerſohn wurde der Buchhändler Voß. Mit der Tochter von Voß aber verheirathete ſich ſpäter der ſchon mehrfach erwähnte Karl Leſſing. Ein Sohn deſſelben war Redakteur der voſſiſchen oder berliniſchen privilegirten Zeitung.*)

G. E. Leſſing's Kritiken für die berliniſche privilegirte Zeitung wurden erſt 1838 durch Karl Lachmann geſammelt. Es iſt dies ein Hauptverdienſt der Ausgabe Leſſings von Lachmann. Wie manches hat aber G. E. Leſſing vielleicht noch außerdem bei ſeinen mehrfachen Verbindungen mit Buchhandlungen und Buchdruckereien ausgehen laſſen! So findet ſich in dem Briefe aus Halberſtadt vom 26. März 1757 die ungedruckte Stelle: „Hr. Leſſing ſoll ja auch zu Leipzig ſein! In Berlin hält man ihn für den Verfaſſer des Schreibens eines Buchdruckergeſellen“ : . . . Wir kennen es nicht.

---

*) Vergl. Danzel, Leſſing I. S. 188—198. Preuß, Friedrich der Große S. 90 u. 212.

Bei der Auswahl aus der berliniſchen privilegirten Zeitung vom Jahre 1751 glaubte Lachmann*) nichts von anderen Verfaſſern mitgegriffen zu haben. Merkwürdiger Weiſe ſind gerade dieſe Recenſionen vorzugsweiſe**) ernſt, ausführlich und theologiſch. Eine der witzigſten Anzeigen aus dieſem Jahrgange betrifft die Schrift „Das vergnügte Land- und das beſchwerliche Hofleben“. Leſſing ſagt hier: „Unter hundert Dichtern, welche die Wuth des Meeres beſchreiben, iſt vielleicht kaum einer, welcher ſie aus eigener Erfahrung kennt. Dem Hofe geht es nicht anders.“ Zuletzt erklärt er die aus dem ſpaniſchen überſetzte Schrift für pfäffiſch.

Von den Jahrgängen 1752 und 1753 an iſt Lachmann†) weit weniger ſicher, daß nur echte Kritiken von Leſſing für die Geſammtausgabe ausgewählt ſeien. Und gerade von 1752 an werden dieſe Recenſionen in Leſſing's Werken viel kürzer, witziger und intereſſanter. Man kann ſagen, Leſſing hat in dieſem Jahrgange der berliniſchen privilegirten Zeitung der deutſchen Literatur ganz allerliebſte Winke gegeben. So zeigte er bei Gelegenheit eines franzöſiſchen Buches, wie kopflos es iſt, Bücher zu citiren, welche man nicht ſelbſt in der Hand gehabt hat, und vielleicht falſch gedruckte Seitenzahlen ohne allen Zweck aus abgeleiteten Quellen wieder aufzunehmen. Ein anderer Autor erhält das ironiſche Lob der Klugheit, weil er keinen tadelt als die Verfaſſer des Meſſias und Noah und ſich vor der Empfindlichkeit der andern ſo viel wie möglich in Acht nimmt. Nach einer warmen Empfehlung der Briefe Wielands von Verſtorbenen an hinterlaſſene Freunde heißt es, wem die Briefe ſelbſt ein wenig zu lang vorkommen ſollten, der möge überlegen, daß die Gelegenheiten aus jenem in dieſes Leben in den damaligen aufgeklärten Zeiten ſehr rar wären und man alſo den Mangel des öfteren Schreibens durch das viel Schreiben erſetzen müßte. — Eine Ueberſetzung der „Erzählungen“ des Cervantes wird empfohlen. Doch bedauert Leſſing, daß ihr nur eine franzöſiſche Quelle zu Grunde gelegt iſt. — Den Ueberſetzer der Schrift „Die doppelte Narrenkappe oder die mit dem Brautkranze gekrönte Antipathie“ (ſo ſchließt Leſſing eine andere Anzeige) „bittet die deutſche Sprache durch uns, ja nichts eher wieder zu überſetzen, bis er wenigſtens den Unterſchied zwiſchen mir und mich gelernt hat.“ — Der Anfang der neuen periodiſchen Schrift „Neue Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens“ wird mit der Bemerkung angezeigt, daß keine Ueberſetzungen, wohl aber zuweilen Nachahmungen darin vorkommen. In dieſem letzteren Punkte (ſetzt Leſſing ironiſch hinzu) ſchlugen die Verfaſſer glücklich den Weg der Beluſtiger ein. „Und in der That“, fragt Leſſing hierauf noch bitterer, „kann ſich der, welcher nur ein wenig eifrig für die Ehre ſeiner Nation iſt, wohl erniedrigen, ein Ueberſetzer zu werden, wenn er ſelbſt ein Original werden kann? und iſt ein mittelmäßiges Original denn nicht immer leichter als eine gute Ueberſetzung?“ Am luſtigſten iſt der Schluß der Anzeige des erſten Theiles von de la Baumele's vie de la Madame de Maintenon. Er lautet: „Das Wunderbare des Romans ſcheint ein wenig zu ſehr darin zu herrſchen, als daß das Wahre der Hiſtorie nicht hin und wieder ſollte ſein verdrängt worden. Doch der Herr de la Beaumele ſucht Leſer, und die anzulocken iſt jenes beſſer als dieſes. Er ſitzt jetzo in der Baſtille, dem gewöhnlichen Aufenthalt der franzöſiſchen witzigen Köpfe. Koſtet in dem Voſſiſchen Buchladen 6 Gr. und eine deutſche Ueberſetzung dieſes erſten Theils 4 Gr.“

---

*) Leſſings Schriften III., S. [illegible]–[illegible]. Maltzahn III., S. 161–[illegible].

**) Gleichwohl ſind Leſſing ſpäter von Danzel ſchon noch mehr Artikel aus der berliniſchen privilegirten Zeitung zugeſchrieben, die in die Ausgabe von Maltzahn bereits übergegangen ſind.

†) III, S. 175–404. Maltzahn III., S. [illegible]–[illegible].

Der Charakter der aus der berliniſchen privilegirten Zeitung vom Jahre 1754 ausgehobenen Beiträge *) zeigt im Vergleich mit denen der früheren Jahrgänge einen mittleren Charakter. Von Mylius Ueberſetzung der Zergliederung der Schönheit von Hogarth wird wiederholt ein verbeſſerter Abdruck angezeigt mit einer Vorrede von Leſſing **). — Am 17. Januar ſprach ſich Leſſing faſt gegen alle Ueberſetzungen klaſſiſcher Schriftſteller als die vornehmſten Verführer aus, daß ſich die Jugend die Originale nur obenhin zu verſtehen begnügen laſſe. — Ueber die lettres du comte de Catares (eines Italieners) à l'illustre Monsieur de Voltaire heißt es: „Der dritte Brief handelt von einigen falſchen Begriffen des Herrn von Voltaire in der Metaphyſik, ſowie der vierte von ſeinen Irrthümern in der Naturlehre. Dieſe beiden Briefe müſſen auch ſchon deswegen ſehr angenehm zu leſen ſeyn, weil es einen ſehr artigen Anblick gibt, wenn zwey Blinde einander mit Steinen werfen.“ — In einem andern Artikel erzählt Leſſing, zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts ſei in Hamburg ein Wochenblatt erſchienen, worin die Sitten der Deutſchen mit denen der Maroccaner verglichen ſeien. Es ſei dann auch unter dem Titel „Eines Deutſchen vertraute Briefe aus dem Kayſerthum Marocco“ bis auf das 20. Blatt ziemlich richtig erſchienen. Nachher aber ſei entweder der Briefſteller das Schreiben oder das Publikum das Leſen ſatt geworden, und der Herausgeber habe die Schuld noch liſtig genug auf die Poſt geſchoben, welche ihre Zeit nicht mehr ſo ordentlich halten wollte. Nun aber ſei man noch liſtiger geworden und habe dieſe Briefe unter dem Titel: „Grundriß der Beſchreibung des Kaiſerthums Marocco“ wieder ausgeſendet. In dem Vorberichte werde verſichert, daß der Verfaſſer der „Briefe über Marocco“ ein Reiſender wie Herr Mylius geweſen ſei. Der von uns ſchon mehrfach erwähnte Herr Mylius war nämlich zuletzt als Naturforſcher nach Amerika geſchickt worden, hatte ſich aber unterwegs in London zu lange aufgehalten und war dort geſtorben. Ein „Reiſender wie Herr Mylius“ hatte alſo weder Afrika noch Amerika geſehen; ſo deutete es wenigſtens Leſſing.

---

*) Lachmann IV., S. 391–4[illegible]. Maltzahn IV., S. 1[illegible]–[illegible]8.

**) Schiller ſuchte eine dieſer Ueberſetzungen am 21. Auguſt 1791. S. deſſen Briefwechſel mit Reinwald, herausg. v. Maltzahn, S. 152, 153.

Leſſings Beiträge zur berliniſchen privilegirten Zeitung in den Jahren 1755 und 1758*) zeigen ihn bereits lebhaft in Verbindung mit Gleim.

Wir werden die andern ähnlichen kritiſchen Arbeiten Leſings ohne Ausnahme, ſelbſt die Literaturbriefe, hier nicht beſprechen. Aber auf zweierlei wollen wir hinweiſen. Leſſings Verbindung mit der voſſiſchen Zeitung hat derſelben eine Stellung zur Seite der Literaturbewegung und des literariſchen Berlins gegeben. Sodann muß hervorgehoben werden, daß es faſt nur Leſſing war, welchem Berlin den Ruf, an der Spitze der Literatur zu ſtehen, ab und zu verdankte. Die preuſſiſche Dichterſchule hat dieſen Ruf Berlins nicht ohne Leſſing begründet, allerdings weniger durch ſeine politiſchen oder Gelegenheitsgedichte für die „Voſſiſche Zeitung“, in denen er nur wie ein Mitglied der preuſſiſchen Dichterſchule und wie ein glücklicher Nebenbuhler Ramlers daſteht, als durch ſeine „Minna von Barnhelm,“ die einzige noch heute genießbare literariſche Frucht des ſiebenjährigen Krieges. Wollen wir den überlegenen Einfluß Berlins auf die deutſche

---

*) Maltzahn V., S. [illegible]—71. [illegible] Lachmann V., S. [illegible]

Literatur im vorigen Jahrhundert mehr auf das kritiſche Gebiet beſchränken, ſo iſt auch dies nicht unbedenklich, wenn wir nicht zugleich annehmen, daß die preuſſiſche Kritik ſelbſt gewiſſermaßen in Leſſings „Laokoon" als eine in ihrer Art vollendete und allgemein wirkſame Leiſtung auftrat. Auch auf dem Gebiete der Kritik hatte dasjenige, was Leſſing nicht allein, ſondern in Verbindung mit ſeinen Freunden that, eine mehr untergeordnete Bedeutung. Es mag wohl ſein, daß Nicolai, beſonders in ſeinen „Briefen über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften", einige kritiſche Gedanken Leſſings anregte. Allein dieſer hat das, was ihm hier gleichſam aus der Erfahrung geboten wurde, doch in ſeinen äſthetiſchen Arbeiten formulirt und weſentlich auch in einen höheren Zuſammenhang gebracht*).

Von Leſſing's Dichtungen wollen wir nur ſeine Epigramme und ſeine lyriſchen Gedichte ſchon hier beſprechen. Alle dieſe Produkte wurzeln im allgemeinen gleich den älteren Luſtſpielen in der älteren Periode des Dichters.

Dieſe entſpricht dem heutigen Zeitbewußtſein weit weniger, als die Periode des „Nathan" und der „Emilia Galotti." Als Lyriker gehörte Leſſing zu den Anakreontikern. Hier liegt die tiefere Quelle ſeiner Freundſchaft mit Gleim. Wein und Liebe bilden den hauptſächlichſten Inhalt auch der Lieder von Leſſing. Leſſing kannte beide ohne Zweifel weit beſſer als Gleim. Wir dürfen wohl annehmen, daß es ihm recht von Herzen ging, wenn er, das Glas in der Hand, ſang:

So trinkt die Zeder und der Klee,
Der Weinſtock und die Aloe;

oder gar:

Die Göttin, durch die Laura fühlt,
Wie ſie ſich Amathunts entſchlagen
Und ganz in mich geſtürzet iſt!

Auch iſt Leſſings Lied: „Geſtern, Brüder, könnt Ihr's glauben" vermuthlich ſeit jener erſten Kompoſitionsperiode**) der ſogenannten neueren beliebten Lieder, welche nicht von Göttingen, ſondern ſchon vorher von dem muſikaliſchen Berlin des alten Fritz ausging, bis auf den heutigen Tag in Deutſchland geſungen worden. Allein den vollen lyriſchen Ausdruck des dichteriſchen Behagens in der Lyrik zu finden, iſt eben vor Goethe und den göttingern Niemand vergönnt geweſen. Die Poeſie der halleſchen Anakreontiker war durch Leſſing, der ſich zu ihrer eigentlichen Blüthezeit noch auf der Fürſtenſchule zu Meißen befunden hatte, auf eine gehaltvolle Weiſe fortentwickelt worden. Hierdurch gehoben, wagte es Gleim ſogar, ihr während J. G. Jacobi's Kanonikat in Halberſtadt dort eine Art von Freiſtätte zu bieten. Das Geleier vom Amor begann immer von neuem. Die anakreontiſche Poeſie erlebte nun eine Art von altem Weiberſommer, bis ihr endlich Bürger nicht ohne Selbſtbewußtſein durch die Sprache ſeiner „Lenore“ und nur wenig ſpäter Nicolai durch eine Satire auf J. G. Jacobi, welchen er im „Sebaldus Nothanker“ unter dem Namen Säugling perſiflirte, den Todesſtoß verſetzte. Der halberſtädter Dichterkreis beſchloß um ſo mehr, ſich an der Journaliſtik zu rächen, als damals auch Heinſe ihm angehörte, welcher ſo eben durch eine handſchriftliche Kritik von Wieland tief gekränkt war. Man ſchmiedete hunderte von Epigrammen, in denen man Nicolai verfolgte und den alten Anakreontiker Leſſing auf den Schild erhob. Dieſer aber billigte faſt ganz den Sebaldus Nothanker. Jene Epigramme wurden daher unterdrückt. J. G. Jacobi und Heinſe wurden dann am Rheine bald mit Goethe bekannt. Heinſe wandte ſich ſpäter mit größerem Eifer dem Roman zu und J. G. Jacobi veredelte den Ton ſeiner Lyrik ſo ſehr, daß eines oder das andere ſeiner Lieder aus der ſpäteren Periode nicht ohne Grund mit einem goethiſchen verwechſelt iſt. An dieſer ganzen Wendung hatte die ſtillſchweigende theoretiſche Verleugnung der anakreontiſchen Poeſie durch Leſſing, der ſich damals ſchon in der Nähe der Halberſtädter befand, den erſten aber entſcheidenden Antheil.

---

*) Vergl. Karl Biedermann, „Berlins Einfluß auf die deutſche Literatur unter Friedrich dem Großen" in der Zeitſchrift für deutſche Kulturgeſchichte, 1872, S. 517—553. Ueber Nicolai brachte neues Rudolf Zoß in Goſche's Archiv. 1872. II. S. 374—401.

**) H. Pröhle, Friedrich der Große und die deutſche Literatur S. 101.

Unter Leſſings Epigrammen finden ſich einige, an die wir gern erinnern. Das Pferd des groſzen Kurfürſten auf der Brücke zu Berlin wird z. B. mit folgenden Worten bedacht:

Ihr bleibet vor Verwundrung ſtehn
Und zweifelt noch an meinem Leben?
Laßt meinen Reiter mir die Sporen geben,
So ſollt ihr ſehn!

Viele*) ſind nur Bearbeitungen älterer Epigramme. Bei allen fremden und eigenen Epigrammen hat aber Leſſing die Pointe ſchärfer herausgearbeitet, als dies bis dahin in den Epigrammen der deutſchen Literatur die Regel geweſen war. Wenn daher auch dieſe Epigramme jetzt etwas veraltet ſcheinen, ſo liegt der Grund nicht in der Form, ſondern im Inhalte. Dieſer beſchränkt ſich meiſt auf das gewöhnliche

*) Vergl. [illegible] Müller in Goſche's Archiv I. S. 196—[illegible]

Leben und bildet oft nur die unerfreuliche Kehrſeite zu den mehr anakreontiſchen Liedern. Die zahlreichen Epigramme auf die Frauen ſind die ſchwächſten. Mitunter haben ſie unangenehm berührt. Zunächſt verlieren die betreffenden Epigramme durch den herkömmlichen anakreontiſchen Ton, welcher am meiſten auf dem benachbarten Gebiete der Satire eine Zurückſetzung der Liebe im Vergleich mit der Freundſchaft zu fordern ſchien. War nun aber Leſſing jemals ein Weiberfeind? Wohl nur wie jeder unverheirathete Mann, mag er nun das weibliche Geſchlecht gar nicht oder nur von der ſchlechteren Seite kennen. Deshalb ſchrieb ihm auch ſeine ſpätere Frau, Eva König, am 10. Auguſt 1771 mit köſtlichem Humor: „Eben lege ich Ihre Sinngedichte aus den Händen und bin in meiner längſt gehegten Meinung — Sie ſeien ein Erzweiberfeind, nun völlig beſtärkt. Iſt es aber nicht recht gottlos, daß Sie uns bei allen Gelegenheiten ſo herunter machen! Sie müſſen an verzweifelt böſe Weiber gerathen ſein. Iſt dieſes, ſo verzeihe ich Ihnen; ſonſt aber müſſen Sie wahrhaftig! für alle die Bosheit, ſo Sie an uns ausüben, noch geſtraft werden. Das Mädchen, das Sie ſich wünſchen, ſollen Sie wenigſtens nie finden. Aber nun im Ernſte, wann kommen Sie denn?“ Und was für ein Mädchen wünſchte ſich Leſſing, der von einer der geiſtreichſten Frauen mit dieſem verzweifelt naiven Schluſſe ſo ſchalkhaft abgekanzelt und — erwartet wurde? Eva König hatte ohne Zweifel beſonders Leſſings Epigramm: „Das Mädchen“ vor Augen. **Es beginnt:**

„Zum Mädchen wünſcht ich mir — und wollt' es ja recht lieben —
Ein junges, nettes, tolles Ding,
Leicht zu erfreu'n, ſchwer zu betrüben.“

Wir glauben kaum, daß dies die Sprache eines Weiberfeindes iſt. —

Leſſings Unterſuchungen über das Weſen der Fabel, ſowie die Abfaſſung des größten Theils ſeiner Fabeln fallen in die Zeit ſeines Aufenthalts in Leipzig 1757.

4. Leſſing in Verbindung mit Gleim, Kleiſt und Tauenzien.

Man hat bisher nicht gewußt, auf welche Weiſe Leſſing in Breslau Tauenziens Sekretär geworden ſei. Nur Danzel hat die Vermuthung ausgeſprochen, daß Tauenzien unter den preuſſiſchen Offizieren geweſen ſei, mit denen Leſſing durch Kleiſt in Leipzig bekannt wurde. Wir ſind überzeugt, daß Leſſing und Tauenzien mit Kleiſt und Gleim einen Kreis von Männern bildeten, die ſchon damals auf eine ungewöhnliche Weiſe gemeinſam für Preuſſens Wohl bemüht waren und durch Henkel von Donnersmark (den Vater des gleichnamigen Helden der Befreiungskriege) ſelbſt mit dem Hofe des Prinzen Heinrich Fühlung hatten. Die damalige Verbindung dieſer vier Männer erſcheint auch als die natürliche Quelle der Verbindung von Leſſing und Tauenzien in Breslau. —

Es fehlt uns leider an Raum, um auch nur die intereſſanten Anekdoten und Erzählungen Karl Leſſings und einiger neueren ſchleſiſchen Schriftſteller*) über den breslauer Aufenthalt des Dichters hier wiederholen zu können. Am richtigſten urtheilte über den breslauer Aufenthalt Leſſings jedenfalls Fichte in den Worten: „Die eigentliche Epoche der Beſtimmung und Befeſtigung ſeines Geiſtes ſcheint in ſeinen Aufenthalt in Breslau zu fallen, während deſſen dieſer Geiſt, ohne literariſche Richtung nach außen, unter durchaus heterogenen Amtsgeſchäften, die bei ihm nur auf der Oberfläche hingleiteten, ſich auf ſich ſelbſt baſirte, in ſich ſelbſt Wurzel ſchlug. Von da an wurde ein raſtloſes Hinſtreben nach der Tiefe und dem bleibenden in allem menſchlichen Wiſſen an ihm ſichtbar." Leſſing ſelbſt hatte wohl mit noch tieferer Rückſicht auf ſeine dichteriſche Thätigkeit bei ſeiner Ueberſiedelung nach Breslau im November 1760 die intereſſanten Worte in ſein Tagebuch geſchrieben: „Ich will mich eine Zeit lang als ein häßlicher Wurm einſpinnen, um wieder als glänzender Vogel ans Licht kommen zu können." Er wollte in Breslau ſparen und hinterher mit ſeinem Pfunde wuchern zum Heile der deutſchen Literatur. Das hat er nur inſofern nicht gehalten, als er in Breslau faſt unmittelbar ſeine zweite, höhere Periode beginnen konnte. Und wenn er auch nirgends wieder in die erſte Periode zurückzukehren brauchte, ſo war Leſſing doch gerade in Breslau ſchon der glänzende Schmetterling.

So gehörte denn „auch der Urſprung ſeiner früheſten Meiſterwerke „Minna von Barnhelm" und „Laokoon" im weſentlichen nach Breslau." Der Inhalt der Minna von Barnhelm muß auf zwei wirkliche

---

*) Man ſehe beſonders J. Kutzen in den Abhandlungen der ſchleſiſchen Geſellſchaft, philoſophiſch-hiſtoriſche Abtheilung 1861 Heft I. S. 1—28.

Begebenheiten zurückgeführt werden. Tellheims edle Handlung zur Rettung einer Stadt im Kriege iſt aus dem Leben Marſchalls von Biberſtein entnommen*), welcher bei ſeinen Freunden als guter Schütze „der Tell“ hieß. Daher der Name Tellheim. Die zweite Begebenheit, Tellheims Unglück, hat ſich, wie es ſcheint, in der goldenen Gans, noch jetzt einem der erſten Gaſthöfe Breslaus, zugetragen. Jedenfalls aber war Tellheim in gewiſſer Hinſicht nur eine typiſche Figur, in der das Unglück vieler hunderte von preuſſiſchen Offizieren geſchildert wurde. So ward erzählt: ein Mühlknappe habe ſich während des Krieges bis zum Major emporgeſchwungen und den Verdienſtorden erhalten; dieſen nun habe er nach ſeiner Verabſchiedung ſorgfältig eingepackt und an den alten Fritz zurückgeſchickt, damit dieſes ſchöne Ehrenzeichen doch ja in der Mühle, in der er nun wieder ſein Brot verdienen müßte, nicht ſtaubig würde. Auch ſollte einſt ein alter General aus dem ſiebenjährigen Kriege bei einem Spazierritte an einer Schmiede einen wackeren Rittmeiſter, deſſen er ſich mit großer Achtung erinnerte, geſehen haben, wie er Pferde beſchlug. Der Schmied aber wollte ſich weder des Herrn Generals, noch ſeines eigenen früheren militäriſchen Ranges, noch auch des lorbeergekrönten Preuſſenkönigs und ſeines ruhmvollen ſiebenjährigen Krieges gern erinnern. Dieſe Geſchichten klingen unſeren Ohren jetzt ganz märchenhaft. Wir können alle dieſe wunderlichen Einzelheiten, auf denen bis 1813 das bunte Soldatenſchickſal ſo manches ehrlichen Deutſchen mit beruhte, hier nicht weiter verfolgen. Aber Leſſing, indem er das deutſche Soldatenſchickſal zum Inhalte ſeines Stückes machte, hatte damit wahrlich einen Griff in's deutſche Leben hinein gethan von großer Tiefe. Er hatte Saiten getroffen, die faſt bis heute bei jeder Berührung zehnfältig wieder klingen.

Den Laokoon gab Leſſing 1766 bei Voß in Berlin heraus. Er iſt ſchon durch die ſchöne Einkleidung eines großen Complexes äſthetiſcher und kunſtgeſchichtlicher Betrachtungen ein bleibendes Vermächtniß, welches Leſſing vorzugsweiſe unſern höheren Schulen hinterlaſſen hat. Die Auseinanderſetzungen über die Grenzen der verſchiedenen Künſte erreichen eine Gemuth und Seele reinigende Wirkung. Eben das, wodurch der Laokoon bahnbrechend wurde, ſichert ihm als einem Muſter der Kunſtbetrachtung ſeinen bleibenden Werth ſelbſt dann, wenn der fortgeſchrittenen Aeſthetik zugegeben wird, daß ſie ſelbſt das Prinzip, von dem die Betrachtung ausgeht, in ihm als unzulänglich aufgewieſen hat. Und geradezu falſch iſt ja wohl die Verwerfung der landſchaftlichen Malerei und Schilderung. Was nur von der Bildhauerei und von dieſer nur in bedingter Weiſe gilt, das hat Leſſing nicht richtig im Laokoon durchaus auf die Malerei angewendet. Aber bleibend iſt doch das Verdienſt, das ſich Leſſing durch den Laokoon erworben hat, ſchon deshalb, weil Leſſing zum erſten Male mit genialem Blicke aus dem Materiale der einzelnen Kunſt und ihren Mitteln ihre Beſtimmung herzuleiten verſucht hat.

---

*) S. „Friedrich der Große und die deutſche Literatur“ S. [illegible]

Schon 1765 war Leſſing aus ſeiner Stelle als Gouvernementsſekretär in Breslau geſchieden. Bedenkt man, daß Tauenzien in Breslau auch ganz beſonders die beklagenswerthen Münzverſchlechterungen für Preuſſen zum Theil auszuführen hatte, ſo könnte man, wenn auch nur in halbem Ernſte, vermuthen, daß es noch eine Erinnerung des Dichters an das Gouvernementsgebäude in Breslau geweſen ſei, als er im Nathan die unzähligen Beutel mit Gold in die Zimmer des Saladin ſchleppen läßt. Wir haben gezeigt, daß wir den Werth ſeines breslauer Aufenthaltes für ihn und die deutſche Literatur nicht unterſchätzen. Vielleicht aber waren es zum Theil Tauenziens Geldgeſchäfte, welche ſeinem Gouvernementsſekretär den Kopf ſo wirr machten. Und hätte Leſſing nicht wenigſtens ſeine damalige anſehnliche Bibliothek aus Breslau mit hinweggenommen, ſo könnte man bei ſeinem Abgange von Breslau vielleicht an jenen Derwiſch erinnern, den er ſo unvergleichlich als Saladins Finanzminiſter geſchildert hat und der mit ſeinem „Delk“ oder „Dalk“ ſich wieder in die Wüſte rettete, ohne daß es ſich nur das Geld zu zählen verlohnte, das er mit auf die Reiſe nahm.

Nach ſeinem Abgange von Breslau wandte ſich Leſſing wieder nach Berlin. Dieſer ſpätere berliner Aufenthalt theilt in mancher Beziehung den Ruhm, den Breslau für Leſſings dortigen Aufenthalt erntete. Bei dieſer Gelegenheit führen wir folgende Worte Karl Biedermanns über Leſſings Minna von Barnhelm an: „Wir leſen, daß dieſe Dichtung in Berlin 1765 von der ſchuchiſchen Geſellſchaft binnen zweiundzwanzig Tagen neunzehn Mal gegeben und vom Publikum mit immer ſteigender Begeiſterung aufgenommen ward. Ob es wahr iſt, was Fink in ſeiner Geſchichte der Muſik erzählt, daß König Friedrich ſelbſt ſich für dieſes Stück intereſſirt, ſogar eine militäriſche Muſik dazu componirt habe, vermögen wir ſo wenig zu bejahen, als zu verneinen.“

5. Leſſing in Niederſachſen.

Leſſing hatte bereits auf die literariſchen Kreiſe in Leipzig, Berlin und ſelbſt in Schleſien anregend gewirkt. Er ſollte nun auch zweien der drei literariſchen Kreiſe näher treten, die nach dem ſiebenjährigen Kriege in Niederſachſen, und zwar zu Hamburg und Göttingen, ſowie um den Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand, der nicht bloß Herzog von Braunſchweig, ſondern auch preuſſiſcher Regiments-Commandeur in Halberſtadt wird, ſich ſammeln.

Von Berlin nämlich ging Leſſing diesmal nach Hamburg, um an der Herſtellung eines deutſchen Nationaltheaters theilzunehmen. — Dort ſchrieb er ſeine dem Laokoon ebenbürtige Dramaturgie. — Sie erſchien in Form einer Zeitſchrift. Hätte ihm ein belletriſtiſches Journal nur ſo viel eingebracht, als ſpäter einem Wieland der Merkur, ſo hätte er vielleicht nie mehr ein Amt begehrt und in unmittelbarer Verbindung mit der Bühne gleichwohl auch ſeine großen Dramen in Hamburg geſchaffen, denen Wolfenbüttel nur inſofern günſtig war, als es ihn einerſeits ſo ziemlich mit den nöthigſten Einnahmen verſorgte, was für ihn die Vorausſetzung der ſpäteren dichteriſchen Produktion war, und ihn als ungünſtig gelegen andererſeits von Journalarbeiten faſt ganz abzog. Schon eines überſchnellen Nachdruckers wegen ſcheiterte das hamburger Journal. Und ſo ſteht gerade Leſſing, der den meiſten Einfluß auf die deutſchen Zeitſchriften übte, nicht einmal wie der einſchmeichelnde Wieland, der rückſichtsvolle J. G. Jacobi und der Spekulant Nicolai, welchen damals die Gründung der erſten modernen Zeitſchriften gelang, als Journaliſt von Profeſſion da.

Von Hamburg ging Leſſing nach Wolfenbüttel, zwiſchen Braunſchweig und Halberſtadt. Die Ueberreſte der Mitarbeiter an den bremer Beiträgen in Braunſchweig ſtanden mit Gleim in einer angenehmen äußeren Verbindung. Gleim hatte 1749, wahrſcheinlich im Auguſt, Ebert und Zachariae in Braunſchweig kennen gelernt. Um ſich näher kennen zu lernen, hatten ſie „nach Sitte und Zeit“ (wie Gleim in ſeinem Briefe vom 24. Auguſt 1749 ſchreibt) die Nacht zu Hilfe genommen, da ſie ſich bei Tage ſelten ſehen konnten. Gärtner war gerade zu ſeiner Braut gereiſt. — Gleim hielt ſich anfänglich ein Reitpferd, ſpäter Kutſche und Pferde. Gern ſorgte er für den Transport der Braunſchweiger ſechs Stunden weit bis über die preuſſiſche Grenze nach Roklum, einer preußiſchen Enklave im braunſchweigiſchen, von wo ſie noch drei Stunden bis Wolfenbüttel und fünf Stunden bis Braunſchweig hatten. Als Zachariae 1760 ihm nach einem Beſuche in Halberſtadt ſeine glückliche Ankunft in Braunſchweig nicht meldete, fragte Gleim bei ihm an, ob der Schimmel*), auf dem er von Roklum nach Braunſchweig weiter geritten zu ſein ſcheint, ihn bei Roklum abgeworfen habe und ob er noch dort am Wege läge. Selbſt in den Weihnachtsferien nahmen die Braunſchweiger mitunter eine Fuhre bis Roklum. Gleim ſorgte nicht allein bis dahin für die Rückfracht. Er ließ bei Froſt und guten Wegen auch von Roklum aus abholen. Auch manches hübſche Rendezvous gaben ſich die braunſchweigiſchen und die preuſſiſchen Dichter. Beſonders wenn ſchon Ramler von Berlin in Halberſtadt zum Beſuch und für die Braunſchweiger kein Platz mehr da war, wurde wohl eins der ſchönen domkapitulariſchen Güter für die Zuſammenkunft beſtimmt. Schon in ſeinem Briefe vom 8. Juni 1756 verlangte Zachariae danach zu Appenrode, einem großen Dorfe mit weiten Forſten in der Nähe von Ilſenburg, die Nachtigallen zu hören. Am 21. Mai 1789 wünſchte Gleim mit Ebert bei „Hörnecken“, den wir nicht kennen, einige Tage zuzubringen, „wie bei Cramer im Himmel“. Ebert mußte jedoch damals gerade nach Berlin reiſen. Im Sommer 1794 aber gedachte Ebert mindeſtens 14 Tage nach Ilfeld zu gehen und danach Gleim auf Schloß Wernigerode zu treffen, wohin Ebert dann noch auf acht Tage kam und wo Gleim ſich ſtets wie zu Hauſe fühlte.

Alles, was die Deutſchen für ihre Literatur im vorigen Jahrhunderte an Fürſtengunſt aufzuweiſen hatten, ging ſo ziemlich von dem kleinen Braunſchweig aus. Karl Wilhelm Ferdinands Vater (zugleich der Vater der Herzogin Amalia von Weimar) gründete dort das Kollegium Karolinum. An dieſem waren Gärtner, Ebert und Zachariae angeſtellt. Die von ihm ſelbſt vernachläſſigte Gattin Karl Wilhelm Ferdinands (Mutter des bei Quatrebas gefallenen Herzogs) war eine Engländerin. Ihr zu Liebe regte ſich in Braunſchweig ſchon früh das Studium der engliſchen Sprache und des engliſchen Theaters. Der Jambus wurde in Braunſchweig als der engliſche Vers betrachtet, und in die Verſificirung des Philotas von Leſſing durch Gleim waren Zachariae, Gärtner und Ebert eingeweiht. Ebert aber ſchreibt in einem uns vorliegenden ungedruckten Briefe ohne Datum an Gleim, daß ihm die Berufung Leſſings nach Wolfenbüttel übertragen geweſen ſei, und daß er ſich für Leſſings Ankunft beſonders mit den braunſchweigiſchen Damen verſchworen habe, um ihn zu erneuter Thätigkeit für das Theater anzufeuern, wobei ja faſt ſchon die Vollendung des von Leſſing begonnenen genüge. Und ſo ſehen wir denn in der That zu Wolfenbüttel die Emilia Galotti reiſen. Es lag in der Natur dieſer Aufgaben, welche ſich Leſſing im braunſchweigiſchen ſelbſt ſtellte, daß er den literariſchen Kreis, in dem er nun lebte, mehr überragte, als beſeelte, während er den berliner Kreis, mit dem er noch gemeinſame Arbeiten unternommen hatte, ganz beſonders aber den hamburger Kreis der Klopſtock und Claudius mehr beſeelt als überragt hatte. Indeſſen verband er die halberſtädter und braunſchweiger Gelehrten, wenn auch nur äußerlich, noch lebhafter, als ſie vorher verbunden geweſen waren. Ueberhaupt kam er den geſelligen Verpflichtungen noch immer auf das vollſtändigſte nach. Das Weghaus in der Mitte zwiſchen Wolfenbüttel und Braunſchweig erhielt noch im Juli des Jahres 1770, in welchem Leſſing nach Braunſchweig kam, bei einem Beſuche Gleims ſeine Weihe als Sammelplatz der geiſtreichſten Köpfe in Norddeutſchland während der ganzen ſiebenziger Jahre. Bei dieſer Anweſenheit Gleims im braunſchweigiſchen war es, wo der biedere Verfaſſer des „Renommiſten“, der „Punſchapoſtel“ Zachariae, wie man ihn nannte, der Mann mit der „Wallfiſchgeſundheit“, in Uebereinſtimmung mit Leſſing und Ebert zu Gleims größtem Entſetzen gegen Wieland als Sittenverderber zu donnern begann. Dieſe Verwerfung Wieland's durch Leſſings Kreis war nur das Vorſpiel zur Verbrennung eines oder des anderen von deſſen Werken durch die Göttinger*). Das kritiſche Gewitter beim Weghauſe hatte den Anfang der nur allzu kurzen Anweſenheit des größten deutſchen Kritikers an der kleinen Oker angekündigt.

---

*) Dieſer ſcheint dem Domdechanten von Spiegel gehört zu haben.

Die Okerlandſchaft iſt bei Wolfenbüttel noch immer nicht ohne landſchaftlichen Reiz, beſonders wenn man ſie jetzt vom türkiſchen Kaffeezelte aus bis nach dem Harze hin überſieht. Nur empfand Leſſing die Naturſchönheit überhaupt weniger als das ſchöne der

---

*) Vergl. Waitz, Caroline I, S. [illegible]

Handlung. Außerdem hat Wolfenbüttel, (wenn wir uns recht erinnern) mit ſeinen langen Gärten und ſeinen Windungen an der kleinen Oker hin wirklich etwas Einſames. Selbſt als ungefähr ſechzig Jahr nach Leſſing die Eiſenbahn nach Harzburg eröffnet war, ſah man noch lange auf dem Bahnhofe zu Wolfenbüttel keine Menſchen, ſondern anfänglich bloß viele tauſende der rieſigen ſchlanken harzburger Tannen vorbeifahren. Der ewig vor ſeinen Augen Nebel und Regen brauende Brocken, den der Wolfenbüttler wie ein rieſiges Kameel dicht vor ſich hat, ſcheint Leſſing melancholiſch gemacht zu haben. Einmal an einem 15. Dezbr. ſchreibt Leſſing: „Was für ein abſcheuliches Wetter iſt hier um den Blocksberg!“ Kam nun aber der Regen einmal zur Abwechslung ſtatt vom Brocken von der See oder wie Leſſing es nannte „von Hamburg“ her, ſo ſchien er vollends jedes mal kein Ende wieder nehmen zu wollen und Leſſing fürchtete dann, beinahe auf ewige Zeiten in das alte Schloß, ſeine Dienſtwohnung, eingeſchloſſen zu ſein.

In dieſer ſind wir einſt von einem ſeiner Nachfolger umhergeführt worden. Wir erinnern uns ihrer zwar nicht mehr. Jedoch mit Hilfe eines uns bereits gedruckt*) vorliegenden Verzeichniſſes über die in Leſſings Wohnung nach ſeinem Tode vorgefundenen Gegenſtände können wir dem Leſer ein getreues Bild von G. E. Leſſings Häuslichkeit in Wolfenbüttel entwerfen.

Da ſitzt denn nun alſo der Dichter der Emilia Galotti, wenn er ſich bei Gelegenheit feſtlich gekleidet hat, in der Pekeſche oder in ſeinem ſammetnen Pelz ohne Futter, Weſte und Beinkleider vielleicht von halbſeidenem gelben Zeuge, auf dem Drehſtuhle oder dem Zeugſeſſel an einem länglichen Eichentiſche, der in Leſſings Wohnung ſtand, wie nachmals noch in Goethe's Stube zu Weimar. Ein runder, grau vermalter Tiſch und ein Spieltiſch auf „Mahagoni Art gebaizt“ wartet wohl auf Geſellſchaft aus Braunſchweig. Zehn Gemälde in vergoldeten Rahmen hängen ſtattlich an den Wänden. Eine ſogenannte Jagduhr zeigt dem ehemaligen Anakreontiker Leſſing, daß auch ſeine Stunden in dem langweiligen Wolfenbüttel noch immer ſchneller als die Räder eines Wagens entfliehen. Ein Dutzend Kaffeetaſſen, dazu ein halbes Dutzend Chokoladen- und ein halbes Dutzend Theetaſſen, auch eine gemüthliche kupferne Theemaſchine, ja, ſogar ein Punſchlöffel, verbürgen uns das Behagen in der Familie des Dichters während und nach ſeiner Verheirathung. Sollte es in Wolfenbüttel an irgend etwas fehlen, z. B. an einem guten Braten für den Sonntag, ſo wird der Dichter ſelbſt ihn (ohne Zweifel mit dem Boten) aus Braunſchweig ſchicken, ſobald er einen Ritt dahin macht. Ermüdet von dem Ritte, der vielleicht nur bis zum Weghauſe ging, ruht er bis in den hellen nächſten Tag hinein hinter den grünſeidenen Gardinen der einſchläfrigen Bettſponde. Diebe ſtören ihn nicht. Es iſt bekannt, daß er ſelten viel baares Geld in ſeiner Wohnung hat. Aber ſollte vielleicht doch die Flinte geladen ſein, welche der ehemalige Sekretär Tauenziens dort in der Ecke ſtehen oder an der Wand hängen hat?

---

*) [illegible] I, S. [illegible]

Noch in der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes in Wolfenbüttel, am 10. Juni 1770, gab Leſſing einer hamburger Dame, der Wittwe König, zu verſtehen, daß der Menſch nicht bloß von Fleiſch und Spargel, ſondern auch von einem freundlichen ſchriftlichen oder mündlichen Geſpräche lebe. Die geſellige Verbindung mit Hamburg ſetzte Leſſing in Wolfenbüttel gewiſſermaßen fort durch den Briefwechſel mit dieſer ſeiner ſpäteren Frau, der Wittwe des auf einer Reiſe nach Italien verſtorbenen Kaufmanns und Fabrikherrn König. Derſelbe war mit Leſſing und Gleim befreundet geweſen. Als Leſſing noch nach Italien kam, ſchrieb er am 2. Juni 1775 an Eva König aus Venedig: „Einer von meinen erſten Gängen hier in Venedig iſt nach St. Chriſtofero geweſen, um zu ſehen, wo unſer Freund (König) ruht, und ſeinem Andenken auf ſeinem Grabe eine aufrichtige Thräne zu ſchenken. Der nämliche Mann, in deſſen Armen er geſtorben, hat mich herausgebracht, von welchem ich dann auch die gewiſſe Verſicherung erhalten, daß es mit ſeinem Tode ſehr natürlich zugegangen.“

Eva König ragte mit ihrer hohen und geſchloſſenen Bildung des Verſtandes und des Herzens weit über jene veralteten Drahtpuppen hinweg, welche Leſſing in ſeinen Epigrammen als weibliches Geſchlecht gegeißelt hatte. In Eva König war aller Reiz und alle Lebensluſt des 18. Jahrhunderts, aber auch noch etwas von der Religioſität dieſer Zeiten vereinigt. Ihr Alter ſtand zu dem von Leſſing in dem richtigſten Verhältniſſe. Auch muß ſie während ihres Umganges mit Leſſing noch von großer Schönheit geweſen ſein. Wenn ihrem Briefwechſel mit ihm der geniale Liebeszauber fehlt, den wir bei Goethe mitunter finden, ſo bedenke man, daß Leſſing einer früheren Literaturperiode angehörte als Goethe. Auch Königs trauriges Ende und die Lage der jedenfalls reich geweſenen und nun äußerſt ſorgenvollen bürgerlichen Wittwe hinderten einen Briefwechſel, wie er mit einer verheiratheten adligen Dame am Hofe zu Weimar vielleicht erlaubt war. In den glänzenden hamburgiſchen Cirkeln ſchien mitunter Eva König einem Klopſtock ebenſo nahe zu ſtehen wie einem Leſſing. Scheinbar glatt wie eine Franzöſin kannte ſie alle Tiefen des deutſchen Gemüthslebens. Jedoch erſchien ſie zunächſt als Weltkind; ſie war in Süddeutſchland geboren, und ihr lebhaftes pfälziſches Naturell miſchte ſich anmuthig mit den Charakterzügen einer ſinnlich geſtimmten hamburger Salondame.

Was konnte für den Anfang des Briefwechſels zwiſchen Leſſing und Eva König geeigneter ſein, als das Theater? In ſeinem Briefe aus Wolfenbüttel vom 10. Juni 1770 ärgerte ſich Leſſing, weil Ackermann dort alsbald, ganz nahe ſeiner Wohnung, auf dem Schloſſe ſpielen ſollte. Er freute ſich dagegen auf die Italiener, die der Herzog zur Meſſe nach Braunſchweig kommen laſſen wollte. In ihrem Briefe vom 12. Juni 1770 wollte Eva König nicht daran glauben, daß es Leſſing unangenehm ſei, Ackermanns Truppe ſo nahe zu bekommen. Oder iſt (fragte ſie) Madame Schuch nicht mehr bei ihm? — Später mußte Eva König auf der Reiſe durch Leſſings Brief vom 19. Auguſt 1770 erfahren, daß der König von Dänemark zu Pferde nach Hamburg gekommen ſei und im Theater die „Minna“ (von Barnhelm) zu ſehen verlangt habe.

Daß der Briefwechſel mit Eva König Leſſing nach den durchlebten glänzenden hamburger Abenden für manche geſellſchaftliche Entbehrungen in Wolfenbüttel entſchädigen mußte, zeigt ſein Inhalt namentlich auch inſofern, als er ſich auf ihr gemeinſchaftliches Lotterie- oder Zahlenlottoſpiel bezog. Von ihrer wiener Reiſe ſchrieb 1770 Eva König dem Freunde fünf Zahlen, darunter die 19. Auf dieſe fünf Zahlen, und zwar auf die 19 zuerſt, ſetzte Leſſing für ſie beide in der hamburgiſchen Lotterie. Mitte December meldete Leſſing, daß auf die 19 der ganze Einſatz gewonnen ſei. Er habe ſich (ſchrieb er) gerade auf dieſe am wenigſten verlaſſen, weil ſie bei den vorhergegangenen ſieben Ziehungen ſchon dreimal herausgekommen ſei. Er wollte nun, daß in Hamburg auf dieſe Zahlen ſogleich wieder geſetzt werde, nur nicht auf die 19, denn ſie (ſchreibt Leſſing) werde doch nicht des Henkers ſein und ſich wieder herausziehen laſſen. — Endlich kommt Leſſing zu dem Reſultate: „Ich ſoll durch Glücksfälle ebenſo wenig reich werden als Sie, meine liebe Freundin; und wenn ich es recht überlege, ſo iſt dieſe Art, reich zu werden, auch weder Ihrer noch meiner würdig. Ich mag ſie nicht, ſagte der Fuchs; und was thut das, wenn ſeine Entſchließung nur daher kam, daß er ſie nicht haben konnte?“ Aber damit war es ihm wenig Ernſt. Am 5. März 1771 meldete er der Freundin noch nach Wien, daß in Hamburg der Teufel ſelbſt die Lotterie gezogen haben ſollte. Eine von den gezogenen Nummern ſei einem Nachtwächter auf den Kopf gefallen, welcher todtkrank davon darniederliege. Sechs andere Teufel hätten dazu die Deputirten geſpielt und mit feurigen Krauſen auf dem Gerichte geſeſſen. Aber wenn das auch wäre (bekennt Leſſing), ſo hätte er doch Luſt, ſein Heil noch einmal zu verſuchen.

Ebenſo befremdet in Leſſings Briefwechſel mit Eva König auf den erſten Blick die Stellung des verſtändigen Leſſing zur Medicin. Einmal ändert er ſeine Diät und ſcheint dadurch eine Augenkrankheit zu erhalten, bei der er auf dem Theater zu Braunſchweig plötzlich nur noch ein Licht und keine Schauſpieler mehr ſieht. Nun beginnt der Arzt eine, wie es ſcheint, auch wenig löbliche Kur. — Mitunter heilt Leſſing ſelbſt. Er ſendet der Geliebten heilſame Pülverchen. Dieſe ermuntert ihn dazu, meldet aber ſpäter aus Wien, daß man ihr dort täglich für zwei Reichsthaler Medicin verſchreibt.

Eva König unternahm nämlich 1770 eine Geſchäftsreiſe nach Wien. Sie reiſte über Braunſchweig, wo ſie von Leſſing einen Pelz mitnahm, und den braunſchweigiſchen Marktflecken Heſſen. Sie war am 15. Auguſt in Haſſelfelde auf dem Harze, am 17. Auguſt aber zu Ilmenau. Dort fuhr ſie Nachts um 12 mit einem betrunkenen Poſtillon und einem halbblinden Manne, der ihr leuchtete, ab. Nach einer Viertelſtunde ging im thüringer Walde das Licht aus an einer Stelle, wo man auf zwei Meilen keine Hütte antraf. Nun ſtieg Eva König aus, ſuchte Tannenzapfen und ſteckte ſie an. So ging's weiter. Am 30. September 1770 ſchrieb ſie aus Wien:

„Endlich bin ich, wo ich ſeyn wollte. Ehegeſtern kam ich um 4 Uhr hier an, doch nicht vor Halbnacht in mein Quartier; weil mein Brief an Hornboſtel, der zwey Tage vor mir kommen ſollte, mit mir zugleich kam. Die verwünſchte Maut, ſo lange hielt ſie mich auf! In langer Zeit war ich nicht ſo vergnügt, als wie ich erſt allein in meinem Zimmer war, das nicht groß, nicht prächtig, aber ganz nach meinem Geſchmack iſt.“

Am zweiten Weihnachtstage 1771 wollte Leſſing nach Braunſchweig, kam aber nicht weiter als zum Weghauſe. Da fand er Zachariae, aß mit ihm zu Mittag und zu Abend, plauderte ſich mit ihm aus und fuhr glücklich wieder nach Wolfenbüttel. Zum neuen Jahre 1772 reiſte er nun in der That nach Braunſchweig. Am 16. Januar war er noch in Braunſchweig, weil er dort auf Briefe aus Berlin wartete. Es wäre ihm freilich jetzt lieber geweſen, in ſeinem Wolfenbüttel zu ſitzen, als alle die braunſchweiger Luſtbarkeiten abzuwarten, die ohnehin ſchon ſo herzlich ſchal waren. Vor dem 23. Januar reiſte er unwohl aus Braunſchweig zurück, weil er ſich in der Komödie erkältet und dann bis um Mitternacht Punſch getrunken hatte, worauf er „ohne Pelz und alles“ in der Kälte nach einem kalten Zimmer zurückgekehrt war. Jedoch verwahrte er ſich ſehr gegen die Annahme, daß er in Braunſchweig zu „ſchwirren“ pflege. Er lebe dort faſt ſo einſam wie in Wolfenbüttel. Sein ganzes „Schwirren“ ſei eben, daß er dann und wann mit Zachariae ein Glas Punſch trinke. Als wollte er ſeine ſoliden Grundſätze recht deutlich zeigen, hatte der Dichter ſchon während der Hinreiſe auf dem Weghauſe und dann in Braunſchweig ſelbſt Einkäufe an Bohnen, Erbſen und Linſen nach Hamburg für Eva König zur Poſt und zur Fracht theils kontrolirt, theils expedirt. Eva König war dahin zurückgekehrt und wollte im neuen Jahre ihr dortiges weitläufiges Hausweſen auf einen billigeren Fuß ſetzen, weshalb ihr Zachariae ſogar thüringiſches Sauerkraut beſtellen mußte.

Sie verplauderte in Hamburg am 3. Weihnachtstage mit Klopſtock eine Stunde in einer Geſellſchaft, während die anderen ſpielten. Ob ſie ihm auch auf's Eis mit Schlittſchuhen folgte oder gar in ſein pathetiſches Leſekränzchen für Damen, über welches ſie ſich vorſichtig geäußert hatte, als ihr Leſſing die erſte ſcherzende Nachricht davon nach Wien ſchrieb, mag dahin geſtellt bleiben. Klopſtock und Leſſing nahmen ein gemeinſames Intereſſe an der Kaiſerſtadt Wien, in welches auch Eva König ſehr verwickelt war. Wir haben noch nicht erwähnt, daß Eva König oder doch ihre Kinder von dem verſtorbenen König mehrere Fabriken in Wien von zweifelhaftem Werthe geerbt hatten. Eben jetzt zeigte es ſich, daß ſie die eine oder die andere dieſer Unternehmungen bloß deswegen nicht gut auf ihren Namen fortführen laſſen konnte, weil die nicht in Oeſterreich ſelbſt wohnhaften Fabrikbeſitzer eine hohe Extraſteuer zahlen ſollten. Faſt gleichzeitig aber hatten ſich für Leſſing die

Ausſichten zu ehrenvoller Berufung nach Wien eröffnet, welche ganz abzuweiſen für ihn beſonders durch die verwickelten Verhältniſſe ſeiner nachmaligen Frau und durch die guten Ausſichten für das Privatvermögen ihrer Kinder aus erſter Ehe im Falle ihrer Ueberſiedelung nach Wien ſchwierig war. Man hatte ihm in Wien ein Gehalt von 3000 Gulden in Ausſicht geſtellt. Schon im Briefe aus Wien vom 14. Okt. 1770 hatte Eva König an Leſſing geſchrieben: „Kommt Klopſtock? Viele dahier wollen es behaupten. Wenn es wäre, ſo könnten Sie ihn ja wohl begleiten, und wir könnten die Rückreiſe zuſammen machen.“ Nach Eva's Briefe vom 25. December 1771 ſollte dann Profeſſor Riedel aus Erfurt „Gott weiß was für ein Rath in Wien“ geworden ſein und die Religion verändert haben. Später hieß es, es ſei an mehrere deutſche Schriftſteller wegen einer Akademie geſchrieben, aber ein Profeſſor Riedel in Erfurt habe die Sache ernſthaft genommen und ſich ſogleich auf den Weg gemacht. Der ganze Plan, Wien durch norddeutſche Schriftſteller geiſtig zu heben, ſpielte von 1769 bis 1775. Klopſtock ſollte als Akademiker nach Wien gezogen werden. Jedoch war auf das deutſche Theater vielleicht von Anfang an einige Rückſicht genommen. Widmete doch Klopſtock 1769 dem Kaiſer ſein Drama die Hermannsſchlacht. Für Leſſings Stellung ſcheint nur an die Schaubühne gedacht zu ſein. Leſſing oder ſeinen Freunden wurde der Plan vielleicht durch Sulzer in Berlin zuerſt eröffnet, wohin Leſſing zu Anfang des Herbſtes 1771 von Hamburg aus gereiſt war. Auch ſeine Stellung zur Dramaturgie erlaubte Leſſing keine vorſchnelle Abweiſung des Gedankens. Und wirklich wurde ja wenigſtens mit einem Schauſpieler von Fach, mit Döbbelin, 1772 eine Art von feſtem Engagement bei Hofe in Wien abgeſchloſſen. Wir wiſſen durch den Briefwechſel von Leſſing und Eva König, daß die Angelegenheit wenigſtens ſpäter zu Wien in den Händen von Schriftſtellern (Sonnenfels, Gebler und Riedel) war, die durch die Berufung bedeutenderer literariſcher Kräfte um alles Anſehen zu kommen fürchteten*) und dort ſelbſt ſchon in ſo ſchwierigen Verhältniſſen lebten, daß einer von ihnen den Verſtand verlor. Ihrer kaufmänniſchen Geſchäfte wegen trat Eva König eine zweite längere Reiſe nach Wien an. Auf ihr brachte ſie wieder mehrere glückliche Tage mit Leſſing, den ſie geſund fand, in Braunſchweig zu. Doch wurde ſie bei der Fortſetzung der Reiſe von einem Schwager, welcher ſie begleitete, nur zu oft daran erinnert, daß Leſſing in Braunſchweig gemeint hätte: „Es iſt ein hundsfüttiſch Leben." In der That zeigt Evas Brief aus Rattendorf vom 28. Februar 1772, was eine Winterreiſe durch Deutſchland vor hundert Jahren noch zu bedeuten hatte. Leſſing fror des Nachts in ſeinem Bette zu Braunſchweig, wenn er an dieſe Winterreiſe dachte. In 36 Stunden zerbrachen die Reiſenden noch zwei neue Axen und zwei Stangen. Die Pferde gingen mit ihnen durch und ſetzten über ſolche Gräben und Hügel, daß man den ſchrecklichſten Tod vor Augen ſah, bis endlich vor einem tiefen Graben die Stränge des einen Pferdes riſſen. Zum größten Glücke der Reiſenden verloren ſie dadurch die Macht, auch noch über dieſen Graben zu ſetzen. Sie kehrten auf die andere Seite um, wo Bauern herbeieilten, die ſie glücklich erhaſchten. Am 24. Februar fiel ihnen ein Pferd vor dem Wagen. Nach einer Viertelſtunde ſtürzte auch das zweite Pferd. Dies rettete jedoch der Fuhrmann im Waſſer. Die Reiſenden mußten Dreiviertelſtunden lang im Moraſt nach dem nächſten Dorfe gehen. Als man wieder im Wagen ſaß, ſagte Eva: „Für heute werden wir wohl genug Fatalität überſtanden haben." „Will's Gott", antwortete ihr Schwager. Aber die Hoffnung täuſchte: denn ſie fuhren an demſelben Tage noch durch drei Gewäſſer, die alle drei in den Wagen kamen. Es war die Gegend, wo ſchon die nach Ungarn reiſenden Nibelungen mit den ausgetretenen Strömen zu kämpfen hatten. Wie ſcharf die charaktervolle Eva, recht als für Leſſing geboren, damals noch beobachtete, urtheilte und beſchrieb, zeigt die Stelle in ihrem Briefe aus Salzburg, den 13. März 1772: „Seit Montag iſt man hier mit der Wahl eines Erzbiſchofs beſchäftigt. Keinem wollen ſo viele Stimmen zufallen als er haben muß, um zu dieſer Würde zu gelangen. Ich wünſchte wohl, daß es ausginge, ſo lange wir noch hier wären. Mir iſt geſagt, daß, wenn es ein gewiſſer Graf von Zeil würde, um den das ganze Land bittet, ſo würden ſich alle Unterthanen, Männer und Weiber, beſaufen. Der mir dieſes erzählte, erzählte zugleich: ſeine erſte Frau habe er auf dieſe Weiſe verloren. Wie der letzt verſtorbene Erzbiſchof erwählt worden ſei, ſo hätte ſie ſich ſo ſehr gefreut und zugleich ſo ſehr berauſcht, daß ſie darüber den Tod bekommen. Nun ſo ſind Sie wohl nicht dafür, daß der Graf von Zeil erwählt würde, weil es Ihrer jetzigen Frau ebenſo gehen könnte, die für den Grafen ſo ſehr eingenommen iſt? fragt' ich ihn. Wie der liebe Gott will! r Leſſing die

---

*) Vergl. im Anhange: „Zu Leſſings Aufenthalte in Wien.“

war alles,

was er antwortete. Es ſcheint alſo, daß er es dem lieben Gott nicht übel nähme, wenn er ihm mit jedem neuen Erzbiſchofe eine neue Frau beſcheerte. Wer nur zum Lachen recht aufgelegt wäre, fände hier Stoff genug dazu. Es iſt eine ehrliche und brave Nation, aber auch eine ganz ſonderbare Art von Leuten.“ Nach einer der intereſſanteſten Reiſen, die je durch Deutſchland gemacht ſind, gelangte Eva König zum zweiten male nach der Kaiſerſtadt Wien.

6. Leſſings ſpätere Beziehungen zum Theater.
(Emilia Galotti.)

So mußte Leſſing gegen eine etwa bevorſtehende Berufung nach Wien nur noch gleichgiltiger machen, daß er durch die erſten Nachrichten, die er diesmal von Eva König aus Wien erhielt, auch die Ueberzeugung gewann: ſeine „Emilia Galotti, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen“, ſei in Wien von den Zuſchauern nicht verſtanden und durch die Darſtellung auf's ſcheußlichſte gemißhandelt. Wir geben im folgenden zunächſt unſer Urtheil über dieſes eine der beiden vollendetſten Meiſterwerke von Leſſing ſelbſtändig ab. Wir halten Leſſing mit Moritz Haupt nächſt Goethe und Schiller für den größten deutſchen Dichter. In Bezug auf Emilia wollen wir nicht darüber urtheilen, ob man recht hat zu ſagen, daß Leſſing die tragiſche Schuld nicht ganz erfaßt habe. Löbell glaubt die Bekenntniſſe der Emilia über die Scene in der Kirche ſich ſo vergrößert denken zu müſſen, daß dieſelben eine tragiſche Schuld einſchließen, welcher die Jungfrau bereits zum Opfer fallen darf. Man hat ſogar geltend gemacht, daß die Schauſpielerinnen die verſteckte tragiſche Schuld der Emilia noch anſchaulicher machten, vielleicht nur weil noch immer der Ruf ſo mancher Schauſpielerin befleckt iſt. Wir vermuthen, daß der Dichter der Emilia Galotti an und für ſich viel zu viel in moraliſcher und ſelbſt in poetiſcher Hinſicht zu bedenken hatte, um ſeine äſthetiſche Theorie, wenn ſie ſchon abgeſchloſſen geweſen wäre, in dem Stücke ohne alles Hin- und Herſchwanken zum vollen praktiſchen Ausdrucke bringen zu können. Aber auf eines müſſen wir doch ſogleich aufmerkſam machen. Leſſing ſchrieb für ein ſehr reifes Alter. Wir wünſchten, daß an jeder Univerſität beſtändig ein gutes Publikum über Leſſing geleſen würde. Aber allen denen, welche es etwa mit der Erläuterung der Emilia

Galotti oder Nathans des Weiſen in Schulen zu leicht nehmen möchten, müßten wir doch ſagen, daß ihre Verantwortlichkeit um ſo größer ſein werde, als Leſſing ſelbſt nach dieſer Seite hin eine ſehr weitgreifende Verwahrung eingelegt hat in den bittern Worten:

> Ich ſinge nicht für kleine Knaben,
> Die voller Stolz zur Schule gehn,
> Und den Ovid in Händen haben,
> Den ihre Lehrer nicht verſtehn.

Emilia Galotti iſt ſo ziemlich in der beſten Proſa geſchrieben, welche die deutſche Sprache aufzuweiſen hat. Man möchte ſagen, daß die logiſche Präciſion der Sprache darin die verſtandesmäßig berechnete Entwickelung des Inhalts von der Schürzung des Knotens bis zu der heroiſchen Auflöſung des Ganzen nicht unbedeutend unterſtützt. Man muß eben ſo ſehr die Biegſamkeit, welche Leſſing einer Converſationsſprache zu geben weiß, in der er gelegentlich einen Gedanken hinwirft, den man trotz ſeiner Anmuth doch eher im Laokoon ſuchen möchte, als die Würde bewundern, welche er einem Dialoge verleiht, aus deſſen Wendungen mitunter noch unwillkürlich das gelehrte Studium der platoniſchen Dialoge hervorblickt. So ſcheint denn auch Goethe vor Emilia Galotti geſtanden zu haben, bewundernd wie vor einer aufgezogenen und richtig geſtellten Uhr, deren Räderwerk eine lange, wohl ineinandergreifende Begebenheit Schlag auf Schlag zur Anſchauung bringt. Er war erſtaunt über die Folgen, welche Leſſing wie eine Exploſion daraus herzuleiten verſtand, daß der Prinz unerwartet Emilia in der Kirche aufſucht und das Schreiben ſeiner früheren Geliebten, der Orſina, gar nicht mehr öffnet, ſo daß dieſe glauben kann, er gewähre ihr wirklich das nach ſeinem Luſtſchloſſe erbetene Rendezvous und ſich deshalb eben dahin begibt, wohin gleichzeitig ſchon ein neues Schlachtopfer, Emilia Galotti, mit Liſt oder Gewalt geführt iſt.

Daß Emilia Galotti das lyriſche Element ganz fehlt, welches die Dramen Schillers dem Publikum ſo werth gemacht hat, würde an und für ſich kein Vorwurf ſein. Allein Leſſing hat überhaupt das Verhältniß Emilia's zu ihrem Bräutigam Appiani*) nicht viel wärmer und ſeelenvoller geſchildert, als man es von einem alten Anakreontiker des 18. Jahrhunderts etwa erwarten konnte. Dies befremdet nun allerdings inſofern, als in Emilia Galotti doch wieder bereits einer der edelſten weiblichen Charaktere geſchildert iſt, zu deſſen ausführlicherer Zeichnung Leſſing nicht zu allen Zeiten, wahrſcheinlich aber zu Anfang der ſiebziger Jahre ſeines Jahrhunderts fähig geweſen wäre. Dieſes Verſehen des Dichters iſt das einzige, was wir dem Drama zum Vorwurfe machen. Es folgen daraus bei näherer Bekanntſchaft mit dem Stücke einige Unklarheiten in Emiliens Verhalten, die bei einer ſtrengen Vertiefung in Leſſings Gedanken ganz wieder verſchwinden. Die Fehler, welche Emilia begeht, ſind als ſolche kaum zu nennen. Sie ſchenkt den Worten des Prinzen während der Meſſe zwar ſo zu ſagen kein Gehör, aber ſie hört ihn doch an, und dieſen ganzen Vorfall verſchweigt ſie ihrem Vater. Leicht könnte man annehmen, daß Emilia nur ſchweigt, um den ihrigen Verdruß und Gefahren zu erſparen. Nach ihrer Gefangennahme aber verlangt ſie wieder zu viel nach der ſchwachen Mama (die man einen Augenblick, jedoch mit Unrecht, faſt im Verdacht hatte, daß ſie ihre Tochter gern dem Prinzen verkuppeln würde) und zu wenig nach ihrem Gemahl. Man möchte gern glauben, daß auch dies aus Schamhaftigkeit und Befangenheit einer Neuvermählten geſchehe. Aber alle Verſuche, ſich Emilia Galotti noch mehr idealiſirt zu denken, werden ſcheinbar, als ſie ſich in der Gewalt des Prinzen befindet, abgeſchnitten durch ihre eigenen Worte an den Vater: „Gewalt! Gewalt! wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, iſt nichts: Verführung iſt die wahre Gewalt! Ich habe Blut, mein Vater; ſo jugendliches, ſo warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne ſind Sinne. Ich ſtehe für nichts. Ich bin für nichts gut.“ Mit Bezug auf das Haus des Kanzlers Grimaldi, wohin der Prinz ſie bringen will, fährt ſie fort: „Ich kenne das Haus des Grimaldi. Es iſt das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter; und es erhob ſich ſo mancher Tumult in meiner Seele, den die ſtrengſten Uebungen der Religion kaum in Wochen beſänftigen konnten.“ Alſo ein üppiges Hofleben übt doch auch auf Emilia ſeine Wirkung? Es bliebe die Möglichkeit, daß der Prinz und zwar gerade als Fürſt durch ſeinen Glanz und ſeine Pracht, nicht durch ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit, die Emilia ganz und gar nicht anerkennt, noch den Schatten des ritterlichen Helden Appiani verdrängen könnte? Man verſucht noch, dies Selbſtbekenntniß über das Haus des Grimaldi für Uebertreibungen einer ſelbſtquäleriſchen Frömmigkeit zu halten, durch welche Emilia ſich in den Beſitz des Dolches ſetzen oder ihren Vater veranlaſſen will, ſie zu tödten. Allein auch das iſt unmöglich:

---

*) Und auch zum Prinzen! rufen die Dramaturgen jammernd dazwiſchen.

denn Emilia hat ſoeben ſelbſt geſagt, daß die Tugend nicht die Gewalt, wohl aber die Verführung zu fürchten habe. Wie ſehr wir alſo auch geneigt ſind, Emilia bereits für ein Ideal der Tugend zu halten: in den Augen des Dichters und vor allen in ihren eigenen iſt ſie es lebend noch nicht. Sie ſoll es nur werden durch ihren Tod.

Doch da fällt uns ja bei, daß Leſſing den Hauptanlaß zu ſeiner Emilia Galotti in der Geſchichte der Virginia bei Livius gefunden hat. Wir ſchlagen den Livius auf und verſuchen, ob er uns das weitere Verſtändniß der Emilia Galotti eröffnen wird. Bei Livius ſehen wir, daß ein übermüthiger Decemvir, Appius Claudius, die Keuſchheit der Virginia durch ſehr ernſtliche Verführungsverſuche erprobt hat, wozu ſich für den Prinzen bei Leſſing bis zum Antritte der Reiſe des Appiani allerdings noch keine ganz ausreichende Gelegenheit gefunden hat. Appius Claudius läßt nun die Virginia von einem ſeiner Klienten als angebliche Tochter ſeiner Sklavin fordern. Er ſpricht ſie ihm ſelbſt als Richter zu, um ſich ihrer zu bemächtigen, ſowie der Prinz bei Leſſing die Emilia dem berüchtigten Kanzler übergeben will, weil ſie nach ſeinem und Marinelli's teufliſchem Plane während der Unterſuchung über die (von Marinelli angeordnete) Ermordung Appiani's angeblich nicht frei ſein darf. Der Vater der Römerin hält mit der Auslieferung die Unſchuld der Virginia für verloren und verlangt nun keinen Widerſtand mehr, ſondern erſticht ſeine Tochter, offenbar ohne ihre vorherige Genehmigung. Hierfür ſetzt Leſſing Emilia's Selbſtmord oder vielmehr die von ihr erbetene und motivirte Ermordung durch den Vater. Die heidniſche Schlächterei des Livius paßte nicht mehr für die moderne Bühne. Die Modifikation derſelben von Leſſing iſt eine feine und wohlüberlegte. Wir glauben uns demnach unter Emilia Galotti keine Heilige, jedoch ein Weltkind von guten Sitten vorſtellen zu müſſen. Weil ſie, nicht ohne Religion, aber vor allen Dingen wahr, wie ihr Vater, und am allermeiſten entfernt von Heuchelei, mit Rückſicht auf die groben Ausſchweifungen ihrer Zeit und ihre eigene angeborene menſchliche Schwäche, den Gedanken an die bloße Möglichkeit ihres Falles nicht gänzlich abweiſen kann, ſo verlangt ſie nach dem Tode. Ihre große Aufrichtigkeit, die in dem Geſpräche mit dem edlen Vater einen noch geſteigerten, hochbegeiſterten Ausdruck findet, verbietet ihr in ihrer Lebensfrage jede andere Antwort. Sie würde eine Scheinheilige ſein, wenn ſie ſich anders entſchiede. Weil ſie aber aus ſolchen Gründen nach dem Tode verlangt, muß ſie zuletzt bereits lebend für ein Ideal der weiblichen Tugend gehalten werden. Der reine Wille bildet alſo nach der Emilia Galotti allerdings in gewiſſer Hinſicht ein ausreichendes Gegengewicht gegen die Schwäche der menſchlichen Natur. Damit ſtimmt ganz überein, daß Leſſing widerſprach, als Leiſewitz am 22. Nov. 1780 behauptete, bei der eigentlichen Liebe laufe alles auf phyſiſche Bedürfniſſe hinaus. Um ſo mehr aber erkennen wir an, daß Leſſing die früher bezeichnete ſittliche Frage in der Emilia Galotti echt menſchlich in einer Weiſe gelöſt hat, wie wir es von einem ſo wahrheitsliebenden Dichter beinahe nicht anders erwarten konnten.

Hätte nun jedoch auch Leſſing vielleicht in dem intereſſanten und vielſeitigen Charakter der Emilia Galotti ein ganz unbedingtes Ideal der weiblichen Tugend nicht hingeſtellt, ſo hätte er doch durch die heroiſche Handlung ihres Vaters zur Zeit der ausſchweifenden Maitreſſenwirthſchaft des vorigen Jahrhunderts eine ernſte Lehre gegeben. Wenn man bedenkt, daß Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig ſelbſt mit der Brankoni lebte, die ſogar mit Lavater befreundet war, ſo wird man in der ganzen Emilia Galotti, ohne nach gewiſſen Angaben über die verſchiedenen Zeiten der Beſchäftigung Leſſings mit dieſem Trauerſpiele allzuviel zu fragen, ein ebenſo wahres als tiefpoetiſches Zeitgemälde erkennen müſſen, in welches vieles und mitunter das wichtigſte nur mit einiger Vorſicht aufgenommen werden konnte. Die abgedankte Maitreſſe Orſina iſt ein meiſterhaftes Lebensbild. Ihr ſcharfer Verſtand im beſtändigen Kampfe mit dem vielleicht beginnenden Wahnſinn ſchildert die Verführung ſo häßlich, daß ihre Reden zu Emilia's Worten ein nothwendiges Gegenſtück bilden. Mit vernichtender Schärfe gab Leſſing in dem Marinelli dieſes Trauerſpiels die geniale Schilderung eines nichtswürdigen Hofmannes. Strafe und Sühne fehlen allerdings nach dieſer Seite hin in dem Stücke trotz ſeiner herrlichen Technik faſt ganz. Dennoch mußte Leſſing wegen dieſes Stückes bei Hofe in Braunſchweig ſchon eine Erklärung über das Entſtehen deſſelben abgeben*). In Gotha fand

---

*) Wie wirklich Leſſing in der Emilia Galotti auf eine damals vielleicht nicht ganz [illegible] Weiſe [illegible] haben mag, kann folgendes Beiſpiel zeigen: Friedrich der Große und die mit ihm in Verbindung ſtehenden [illegible] nannten ihre [illegible] Räthe nicht, wie man gewöhnlich glaubt, bald „Er“, ſondern in der Regel „Sie“. Friedrich [illegible] wegen des franzöſiſchen „Vous“ wohl gewöhnlich „Ihr“. Das „Er“ wurde mehr im Zorne angewendet. Nach hiernach findet ſich eine Stelle in der Emilia Galotti. Der Prinz, der Marinelli ſo eben noch „Sie“ genannt hat, fährt gleich darauf, als Marinelli ihn gefragt hat, ob er denn Emilia Galotti kenne, im Zorne gegen ihn heraus: „Ich habe zu fragen, Marinelli, nicht Er“.

Leſewitz 1780 die Emilia Galotti übel angeſchrieben, weil die Fürſten darin ſchlecht weg kämen. Und der Kaiſer Joſeph in Wien . . . .

Nach dem Briefe Eva Königs, die ſich nun wieder in Wien befand, vom 15. Juli 1772 ſah der Kaiſer zweimal die Emilia. Er lobte ſie ſehr gegen Gebler. Das muß ich aber auch geſtehen, ſagte er dabei, daß ich in meinem Leben in keiner Tragödie ſo viel gelacht habe. „Und ich kann ſagen (bemerkte in ihrem Berichte Eva hierzu), daß ich in meinem Leben in keiner Tragödie ſo viel habe lachen hören; zuweilen bei Stellen, wo, meiner Meinung nach, eher hätte ſollen geweint als gelacht werden.“ Die ſchöne Scene mit dem Prinzen und dem Maler wurde ſo abgeſchmackt geſpielt, daß man beide hätte mit Naſenſtübern vom Theater ſchicken mögen. Der Darſteller des Prinzen, Stephanie,*) riß ſein ohnehin großes Maul bis an die Ohren auf, ſteckte die Zunge lang und mächtig aus dem Halſe und leckte das Blut von dem Dolche, womit Emilia erſtochen war. Leſſing war außer ſich hierüber. Der abſcheuliche Kerl, der Stephanie! ſchrieb er. Er ſah in einer ſolchen Darſtellung den gerechten Grund für das Lachen des Kaiſers. Mit einer Art von Bangigkeit gedachte er offenbar der Möglichkeit, noch an die Spitze eines ſolchen Theaters zu gelangen.

Indem nun aber Eva König 1772 und 1773 in Wien für Leſſing Weſten und ſeidene Strümpfe ſtrickte, ſollten ihr dort noch andere Dinge zu Ohren kommen, welche ihre Hoffnung auf eine ehrenvolle Berufung Leſſings nach Wien ſehr herabſtimmen mußten. Hr. von Sonnenfels (mit Herrn von Gebler einer jener unbedeutenden Schriftſteller, welche, wenn ſie gewollt hätten, die Berufung Leſſings nach Wien als Dramaturgen hätten ſicherlich bewirken können) hatte mit Leſſings größtem Feinde Klotz über dieſen korreſpondirt. Nach Klotzens Tode ließ nun ganz zur Unzeit ſeine Wittwe, die ſich in Geldnoth befand, deſſen Briefwechſel mit Sonnenfels und vielen andern durch einen Hrn. von Hagen veröffentlichen. Leſſing hatte als gewandter Literator von dieſer Novität längſt raſche Kunde. Auch dem Herrn von Gebler in Wien fiel ein Exemplar des Briefwechſels in die Hände. Er entdeckte, daß Sonnenfels, welcher von der Veröffentlichung ſeiner Briefe immer noch keine Ahnung hatte, nicht allein über Leſſing, ſondern auch über ihn (Gebler), über den Erzbiſchof und mehrere Perſönlichkeiten vom Theater ſich gehäſſig geäußert hatte.

---

*) [illegible]

Herr von Gebler veranlaßte daher eine Schauſpielerin, die in den Briefen von Sonnenfels an Klotz ganz beſonders heruntergeriſſen war Sonnenfels über ſeine Aeußerungen und ſeine Zweideutigkeit gegen ſie zur Rede zu ſtellen, ohne ihm zu verrathen, daß die Briefe ſogar gedruckt ſeien. Sonnenfels leugnete alles ab. Ja, ſeine gutmüthige Frau ſetzte ſich mit der Schauſpielerin auf's „Kanapee“ und ſagte, ſie würde ihren Mann verabſcheuen, wenn ſie nicht wüßte, daß er hier falſch beſchuldigt ſein müſſe. Die Schauſpielerin ſtellte ſich beſänftigt, ſchickte aber ſogleich von ihrer Wohnung aus dem Herrn von Sonnenfels alle ſeine Briefe gedruckt zu. Dieſen Vorfall machte Gebler zum Nachtheile von Sonnenfels bekannt. Das Verbot des Briefwechſels wurde in Wien von den angegriffenen Perſonen verhindert. Man verſchrieb hunderte von Exemplaren zum Scherze nach Wien. Der angegriffene Erzbiſchof verſchenkte allein dreißig. Der holländiſche Geſandtſchaftsprediger ſtellte auf einer Maskerade in Wien einen Briefträger vor, der auf die eine Taſche einen Brief geheftet hatte mit der Aufſchrift: „Briefe auswärtiger Gelehrten an Klotz“ und auf die andere „Briefe von Sonnenfels an Klotz“. Unter dieſen Umſtänden ſchadete Sonnenfels den angegriffenen wienern nicht. Aber von Leſſings Berufung ſcheint hierauf doch in Wien ſelbſt nur wenig mehr die Rede geweſen zu ſein. Hatte doch Sonnenfels wenigſtens die Kaiſerin Maria Thereſia auf ſeiner Seite. Herr von Gebler behelligte Leſſing auch ferner mit Zuſendung ſeiner Schriften, unterſtand ſich aber, ſeine Briefe an ihn mit einer Hindeutung auf Sonnenfels zurückzufordern, deſſen Stellung durch die Herausgabe ſeiner Briefe an Klotz ſehr gefährdet war, ſo daß Maria Thereſia ihm ein Plätzchen bei der Polizei anwies, bei der er allerdings noch ſegensreich wirkte und die Folter für Oeſterreich abſchaffte.

Verſtimmt durch die Nachrichten aus Wien half Leſſing, die Hochzeit des Punſchapoſtels Zachariae am 6. Januar 1773 feiern — natürlich auf dem Weghauſe. Neujahr hatte er in Braunſchweig bei Hofe gefeiert.

Vielleicht das bedeutendſte Ereigniß für die braunſchweigiſche Geſellſchaft während der Zeit des Aufenthaltes von Leſſing in Wolfenbüttel bildete der Selbſtmord des jungen Jeruſalem, eines Sohnes vom Abt Jeruſalem in Braunſchweig, der ſchon Karl Wilhelm Ferdinand erzogen hatte und noch bei der Ausbildung von deſſen Bruder Leopold die Oberleitung hatte. Bei jener Hochzeit auf dem Weghauſe und ſelbſt in der Neujahrsgeſellſchaft am Hofe dürfte jener Todesfall wohl ein Hauptgegenſtand des Geſpräches geweſen ſein.*)

An dieſem Wertherfieber in Niederſachſen betheiligte ſich Leſſing zwar keineswegs. Jedoch gab er 1776 die nachgelaſſenen philoſophiſchen Aufſätze des jungen Jeruſalem heraus, welcher Goethe durch ſeinen Selbſtmord gewiſſermaßen den Anlaß, aber nicht den einzigen, ja kaum den hauptſächlichſten Stoff zum Werther gegeben hatte. Er ſchrieb dazu eine ausgezeichnet ſtiliſirte, beſonders für den Abt Jeruſalem ehrenvolle Vorrede. Es heißt darin, „den Verluſt eines ſolchen Sohnes kann ein jeder Vater fühlen. Aber ihm nicht unterliegen kann nur ein ſolcher Vater.“ Leſſing ſagte dann, daß er den jungen Jeruſalem eigentlich nur von einer Seite kennen gelernt habe. Dies ſei das Talent geweſen, die Wahrheit bis in die letzten Schlupfwinkel zu verfolgen. Zwar ſeien ſie dabei mitunter uneins geweſen. Aber (meint Leſſing), was thut das uns? „Das Vergnügen einer Jagd iſt ja allzeit mehr werth, als der Fang.“ Sehr fein iſt am Schluſſe der Vorrede die Andeutung, daß er ihn zum Schriftſteller mache, mehr auf ſeine eigene als des jungen Jeruſalems Gefahr.

Doch wir kehren nach Wien zurück. Eva König hatte ſich ihrer Beſitzungen dort meiſt entledigt, als ſich Leſſing unterm 7. März 1775 von Berlin aus noch in Wien anmeldete. Sie gerieth darüber in große Aufregung. Ihr Brief vom 17. März enthält die Nachſchrift: „Feder, Tinte, ſammt der Schreiberin taugen alle nichts.“ Leſſing ſtieg in Wien am 31. März 1775 in den goldenen Ochſen bei der neuen Mauth ab. In Berlin hatte er den öſterreichiſchen Geſandten van Swieten geſprochen, einen Mann von feiner Bildung, welcher Leſſings Berufung nach Wien am meiſten gewünſcht zu haben ſcheint. Auch in Wien ſah Leſſing noch eine oder die andere der in Betracht kommenden Perſönlichkeiten. Er verkehrte mit Gebler, aber nicht mit Sonnenfels. Er hatte beſonders mit der Kaiſerin Maria Thereſia eine ganz bedeutſame Unterredung. Er beſuchte die Mönche im Kloſter Neuburg und ſah Preßburg. Er war der Held des Tages und dies ganz beſonders im Theater.

---

*) Wie lebhaft damals der Selbſtmord des jungen Jeruſalem und Goethe's Werther, der [illegible] bekanntlich verbunden iſt, die Geſellſchaft in Niederſachſen überhaupt beſchäftigten, mag folgende Stelle aus einem ungedruckten Briefe [illegible] an [illegible] und [illegible] vom 19. März 1775 beweiſen: „Eben erfahr' ich einen Brief aus Hannover, daß ſich dort ein Officier erſchoſſen und zur Rechtfertigung die [illegible] Werthers auf den Tiſch gelegt hat. [illegible] (des [illegible] Sekretärs zu Hannover [illegible]) iſt der [illegible] in Ohnmacht gefallen; das wird Goethe wohl nicht, aber gleichgültig wird ihm die Nachricht doch auch nicht ſein.“

Jedoch die Perſonalfrage des wiener Theaters im achtzehnten Jahrhundert wurde bald gelöſt, da es ſich zeigte, daß Leſſing nicht, um eine Anſtellung als Dramaturg zu ſuchen, ja, nicht einmal um Eva König abzuholen, nach Wien kam. Als ob er noch der alte „Sperling auf dem Dache“ ſei, reiſte er von dort aus mit einem Prinzen des Ländchens, wo er als Bibliothekarius kaum ein Drittel des Gehaltes erhielt, welches man ihm in Wien würde gegeben haben, weiter nach Italien. Sein Schützling war der ſchon erwähnte Prinz Leopold von Braunſchweig, der ſpäter bei Frankfurt in der Oder ertrank. Leſſing, der bereit geweſen war, mit noch geringeren Mitteln als Winckelmann nach Italien auszuwandern, war ſtets durch die Rückſichten, welche man in ſeinem Vaterlande zuletzt noch auf ihn als großen Dichter nahm, von der Reiſe abgehalten, ſo lange ihn die Aeſthetik beſchäftigte. Gegen das Ende ſeines Lebens aber ſollte er ſeine großen theologiſchen Kämpfe doch nicht unternehmen, ohne wie Luther das Land des Papſtes geſehen zu haben, wobei freilich bei Leſſing eher eine Abſchleifung als eine Vermehrung ſeiner anerzogenen lutheriſchen Jugendanſichten ſtattgefunden haben könnte. Zu einer eigentlichen Verarbeitung ſeiner Reiſeeindrücke gelangte Leſſing nicht mehr. Seine Aufzeichnungen in Italien waren gelehrt und pikant, tragen aber noch keinen eigentlichen Charakter. Ueberall fehlen noch die Pointen. So bemerkte er: „In Modena nichts beſehen, als den Schloßgarten und den Stall, in welchem der Herzog den Engländer hat ausſtopfen laſſen, der ihm in der Bataille bei Prag hat Dienſte gethan.“ Wie hier vermiſſen wir in dieſen Aufzeichnungen überall das, was man das Gepräge nennen könnte. Man ſieht aber, wie verſchieden der Stempel hätte ſein können, den die Gewandtheit Leſſings hier noch im entſcheidenden Augenblicke hinzufügen mußte.

Nach einem Briefe aus Wien vom 26. December 1775 war Leſſing auch auf Korſika geweſen und dann von München wieder nach Wien gegangen. Nun hielt er ſich noch ſtolzer gegen die öſterreichiſche Regierung, als auf der Hinreiſe. Zuletzt ging er über Dresden und Berlin nach Wolfenbüttel zurück.

Eva König war ſchon früher in ihrem zweiſitzigen wiener Wagen wieder in Hamburg angelangt. Durch die nicht ganz günſtigen Zeiten war dort das Hausweſen mancher ihrer alten Freundinnen jetzt wie umgekehrt. Statt „in der Karte“ zu ſpielen, wurden Kinderhemden gemacht. Auch Eva König führte wohl die ſchon nach der erſten wiener Reiſe vorbereiteten Vereinfachungen ihrer Wirthſchaft wirklich durch. Inzwiſchen wurde nun auch an die Hochzeit gedacht. Am 10. September hatte Leſſing ausgekundſchaftet, daß in Wolfenbüttel damals ein gewöhnliches Mädchen 10 bis 12 Thlr. Lohn, 4 bis 5 Thlr. „Biergeld“ und, wenn ſie ſich gut aufführe, „einen heiligen Chriſt“ bekomme. Nicht unbedeutende Koſten verurſachte die Hochzeitsreiſe. Leſſing iſt in der Kutſche mit vieren von Hamburg bis Braunſchweig durch Niederſachſen gefahren. — Es lag im Charakter des 18. Jahrhunderts, daß die Dichter in der Praxis die weitläufigen Formalitäten des Aufgebotes und der Trauung etwas abzukürzen liebten. Als Gleim mit einer Braunſchweigerin verlobt war, verſchaffte er ſich einen braunſchweigiſchen Kabinetsbefehl, worauf er im braunſchweigiſchen ohne Aufgebot zu jeder Stunde, wann er wollte, getraut werden mußte. Sogar der fromme Matthias Claudius ſcheute die kleine Annäherung an die Civilehe nicht, daß er ſeinen Seelſorger, den Paſtor loci von Wandsbeck, in Gegenwart Klopſtocks und anderer, die er ohne alle weiteren Angaben eingeladen hatte, durch die naive Bitte um ein Eheweib, indem er ihn ſofort mit ſeiner Rebecca kopulire, ängſtigte, und da er ſich entſetzt weigerte, plötzlich einen königlich däniſchen Befehl, ihn ſofort zu trauen, ihm in die Hand drückte. Kein Wunder daher, daß auch in der Luiſe von Johann Heinrich Voß der ehrwürdige Pfarrherr von Grünau (vielleicht gerade bewogen durch jenes anſtößige Benehmen des gemüthlichen Claudius und ſeiner Rebecca) lieber gleich ſelbſt ſchon am Polterabende gegen ſeine Frau anhebt: „Mütterchen, ſoll ich ſie trau'n?“ und ihnen dann in der That noch an demſelben Abende eine auch ſchon etwas nach dem Standesbeamten des 19. Jahrhunderts ſchmeckende Rede hält. Schon Leſſing dachte an eine Trauung durch den Geiſtlichen am Polterabende vor dem eigentlichen Hochzeitstage. Jedenfalls ward er am 8. Oktober 1777 (fünfeinhalb Jahr nach der Hochzeit des wandsbecker Boten) mit Eva König kopulirt.

Inzwiſchen waren aber früher mit Klopſtock und dann auch mit Leſſing neue Verhandlungen von Baden aus begonnen. Man verſprach Leſſing wohl etwas über die Hälfte ſeines Gehaltes in Wolfenbüttel, wenn er von dort aus auf die Erhebung der Schaubühne in Baden (wo ja ſpäterhin dann doch wenigſtens Schiller einen gewiſſen Anhalt fand) zum deutſchen Nationaltheater hinwirken wolle. Leſſing fing auch in der That bereits an, Baden mit Kräften und Unkräften für die Bühne zu verſorgen. Da ſeine Frau aus Baden war und dort ſehr angeſehene Verwandte hatte, ſo war er leicht zur Einkehr in Baden zu bewegen. Allein jetzt nahm der kurpfälziſche Miniſter Freiherr v. Hompeſch noch alles zurück, wie es ſcheint unter der Vorſpiegelung, als habe man doch auf eine vollſtändige Ueberſiedelung Leſſings nach Baden für jenen geringen Preis rechnen dürfen. Leſſing ſchrieb ihm nun in einem berühmt gewordenen Briefe, er bedürfe eines Lichtes über ſeine Angelegenheit in Baden, um ſich nicht den Vorwurf zuzuziehen, daß er ſich muthwillig durch Intriguen als ein Kind behandeln laſſe. Nur einem Kinde, welchem man ein gethanes Verſprechen nicht halten möchte, drehe man das Wort im Munde um, damit man es glauben mache, daß es ſich nunmehr ſelbſt ja freiwillig von dieſem Verſprechen losſage. Das Kind fühle das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind ſei, wiſſe es den Frevel nicht auseinanderzuſetzen. Darin beliebe der Miniſter doch wohl nur mit ihm zu ſcherzen: daß er demohnerachtet die man̄heimer Bühne nicht ganz ihrem Schickſal überlaſſen und ſie von Zeit zu Zeit beſuchen würde. Er dränge ſich zu nichts, und ſich ſolchen Leuten, die, trotzdem daß ſie ihn zuerſt geſucht hätten, ihm dennoch nicht zum beſten begegnen wollten oder könnten, wieder an den Kopf zu werfen, würde ihm ganz unmöglich ſein.

An Nicolai ſchrieb Leſſing 25. Mai 1777, in Betreff der Nationalſchaubühne hätte ihm einfallen ſollen, was Chriſtus von den falſchen Propheten ſage, die ſich am Ende der Tage für ihn ausgeben würden: „So alsdann jemand zu euch ſagt, hier iſt Chriſtus oder da, ſo ſollt ihr es nicht glauben. Werden ſie euch ſagen, ſiehe, er iſt in Wien, ſo glaubt es nicht!“

Leſſing verzichtete nach der badiſchen Reiſe auf die Betheiligung an der deutſchen Schaubühne. Wir werden ſogleich ſehen, daß ſelbſt Nathan der Weiſe bei ihm gewiſſermaßen auf einem andern — dem theologiſchen — Boden erwuchs.

7. Leſſing als Theologe. (Nathan der Weiſe.)

Leſſing unterbrach auch während ſeiner Ehe um ſo weniger den geſelligen Verkehr mit den braunſchweigiſchen Freunden, als den Oberbibliothekar zu Wolfenbüttel (noch bis auf den heutigen Tag) häufige Geſchäfte nach der Hauptſtadt rufen. Auch am 10. Januar mußte der Dichter dahin reiſen. An demſelben Tage wollten ihn Eſchenburg und Schmid beſuchen. Durch einen Expreſſen beſtellte er die Freunde ab. Wenn ſein Bote aber nicht vor der Abreiſe bei ihnen anlangen würde, ſo hoffte er auf dem Weghauſe mit ihnen zuſammenzutreffen und dort mit ihnen „zu ſpeiſen, was Gott beſcheert“. Nach der nur zu kurzen Ehe ſah ſich Leſſing vollends wieder auf den Verkehr mit Braunſchweig angewieſen. Wie der Brief vom 17. Januar 1779 beſagt, ſo erwartete er um dieſe Zeit Eſchenburg mit Georg Forſter. Leſſing ſprach die Hoffnung aus, daß der wieder eingetretene ſchlechte Weg einen Mann, der um die Welt gereiſt ſei, nicht abhalten werde, eine Meile zu reiſen, wenn ſie auch noch zehnmal ſchlechter zurückzulegen wäre, als der Weg zwiſchen Braunſchweig und Wolfenbüttel. Georg Forſter war dann auch wirklich am 20. Januar 1779 in Leſſings Hauſe. Im folgenden Jahre, den 17. Juni 1780, brachte ein Geſpann Leyſewitz und Thär nach Wolfenbüttel. Sie fuhren mit Extrapoſt am „Goldenen Engel“ vor, zogen aber von da aus ſogleich zu Leſſing. Er zeigte ihnen das Schloß, welches er bewohnte. Thär und Leſſing, der bei Gleim in Halberſtadt vor Jahren ſogar am „Juden“*), einem Felſen, in die Höhe geklettert war und auch jetzt, nur wenige Monate vor ſeinem Tode, nicht an Schwindel litt, gingen „um die Galerie, während Leyſewitz für Schwindel in der Thür“ ſitzen blieb. Man hielt ſich einige Zeit auf dem Hofe auf und aß im Gartenſaale. Nach Tiſche wurde Koffee getrunken und Toback geraucht, theils im Garten, theils im Saale.

Obgleich Leſſing oder Eva König mit der alten Dienſtwohnung, wenn wir nicht irren, nicht immer ganz zufrieden waren, ſo möchte man doch aus dieſer Beſchreibung, welche wir Leyſewitz entnommen haben, gern den Schluß ziehen, daß der Dichter der Emilia Galotti das Glück gehabt habe, ſeine Geliebte als Hausfrau in ein nicht ganz unbehagliches, geräumiges und ſogar poetiſches Haus einführen zu können. Freilich, eine romantiſche Ader trug keiner der beiden Ehegatten in ſich, am wenigſten Leſſing, wie ſehr er auch durch verſtändige Nachforſchungen die Studien vorbereitete, deren eigentliche Begründung man ſpäter in Deutſchland der Romantik verdankte.

Gotthold Ephraim Leſſings kurze, aber glückſelige Ehe hat etwas ungemein rührendes. Moſes Mendelsſohn wollte wiſſen, was am meiſten zur Beruhigung ſeines Gemüthes beigetragen habe, die Frau oder „die Freimäurerey“. Er ſelbſt nannte es „das friedenvollſte und glücklichſte Jahr“ ſeines Lebens, das er „in der innigſten Gemeinſchaft“ mit ſeiner Eva durchlebte. Denn nur reichlich ein Jahr und wenig mehr, als die Natur an Zeit verlangt vom Tage der Hochzeit bis zur Erſtgeburt umfaßte dieſe Ehe.

---

*) Wohl der jetzt ſogenannte gläſerne Mönch beim Landhauſe.

Selten hat vielleicht eine Ehe, ein Familienleben tiefer gewirkt, als das Gotthold Ephraim Leſſings. Wir dürfen es dreiſt ausſprechen, daß die Philoſophie Leſſings während ſeiner letzten Lebensjahre und daß der Nathan ſelbſt ohne ſein Familienleben undenkbar ſein würde. Sein Briefwechſel gibt uns über daſſelbe keinen Aufſchluß mehr. Man geſtatte uns daher zur Ausfüllung dieſer Lücke einige ganz allgemeine Betrachtungen.

Wer lange ohne Kinder lebt, muß viel leiden von ſolchen, die ihm ſeine größere Freiheit nicht gönnen, welche ſich mit der gefüllten Kinderſtube nun einmal in keiner Hinſicht leicht vereinigen läßt. Wird aber dann ein ſolcher ſpäter noch ſelbſt Familienvater, ſo glaubt er bei einigermaßen reger Beobachtungsgabe plötzlich ſo vieles bisher ihm unbekanntes wahrzunehmen, daß er dieſe Veränderung doch für keine ganz unweſentliche hält. Er wundert ſich, daß ſo manche Frage — und vielleicht mit Zuziehung von vielem fremdartigen noch in forcirter Weiſe — entſchieden wird, bei welcher ſeiner Meinung nach nun die Erfahrungen der Familie von der größten Bedeutung ſind. Er überzeugt ſich, daß der Menſch in ſeinem zarteſten und gefahrvollſten Alter bisher auf Erden eigentlich nur einige Schwärmer wie Rouſſeau intereſſirt hat. Er fängt an zu muthmaßen, daß eine Welt, welche die Kinder ſo lange weſentlich dem Schutze der Dorfhebammen und der lieben Engelein überläßt, noch nicht ſo ſehr auf ihren Vortheil in Gegenwart und Zukunft bedacht iſt, als man wohl glauben könnte. Er hält bei näherer Ueberlegung wenigſtens für ſicher, daß die körperliche und geiſtige Begabung der Kinder ein Produkt der Anlagen beider Eltern iſt. Indem nun der gereiftere Vater leicht die Gefahren überſieht, in welche der ihm ganz ähnlich geartete Sohn leicht wieder gerathen könnte, und ſogar von außen her aufgedrungenes, was ihm ſelbſt ſich anzueignen nicht gelang, zum zweiten male mit mehr Einſicht derſelben gleichſam neu geborenen Natur einzupflanzen bemüht iſt, wird die Erziehung eine unendlich mannigfaltige. Um ſo ferner aber muß alles leichtſinnige Generaliſiren dieſen Einzelheiten wie überhaupt alle Principienreiterei dieſer echten Familienerziehung bleiben. Dagegen können die — nach der Natur der Einzelnen natürlich ſehr verſchiedenen — ſtillen Rückwirkungen auf die geſammte Weltanſchauung nicht ausbleiben.

Und nun wagen wir, wie vielmals wir auch die Kühnheit und Unzulänglichkeit der ſo eben angeſtellten Betrachtungen zu entſchuldigen bitten, doch zu behaupten, daß ſchon Leſſing gewiſſe Erfahrungen ähnlicher Art innerlich durchlebt hat, die ihn an Lebhaftigkeit ſich immer mehr ſteigernd von der allgemeineren pädagogiſchen Beobachtung ſeiner Stiefkinder bis zur Abfaſſung ſeiner berühmten Blätter über die Erziehung des Menſchengeſchlechtes fortriſſen. Demnach ſcheint uns ſelbſt Leſſings lebhafteres Eingehen auf die Theologie wenigſtens im allgemeinen mit ſeiner weihevollen Stimmung ſeit den Tagen der Ehe in einem Zuſammenhange zu ſtehen.

Am 3. Januar 1778*) bereits ſchrieb er an Eſchenburg die berühmten Worte über den Tod ſeines Sohnes: „Ich verlor ihn ſo ungern dieſen Sohn! denn er hatte ſo viel Verſtand, ſo viel Verſtand! Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich ſage.“ Vielleicht hatte ein einziger ſchmerzlicher Blick des kurzlebigen Knaben genügt, um dem Vater die volle Ueberzeugung von ſeinem durchdringenden Verſtande aufzudrängen. Er fügt aber nur den beißenden Scherz hinzu, ob es nicht Verſtand geweſen ſei, „daß er ſo bald Unrath merkte“ und „daß er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen.“ Inzwiſchen ſtarb auch die edle und geiſtreiche Mutter des Knaben ſchon fünf Tage nach Abfaſſung dieſes merkwürdigen Briefes am 10. Januar 1778. Wir wiſſen nicht, ob es wahr iſt, daß ſie ſchon früher, zu der Zeit, da ſie noch wie eine Walkyre ſich auf ihren Reiſen durch die Ueberſchwemmungen am Main hindurcharbeitete, mitunter von Hypochondrie befallen wurde, wie ſie ſich ſelbſt beſchuldigt. Daß ſie aber während einer Ehe, welche ſie nach einem Jahre durch den Tod im Wochenbette beſchloß, leicht hypochondriſch werden konnte, beſonders wenn vielleicht ein Zug von Frömmigkeit ſich gerade damals lebhafter bei ihr regte, als Leſſing ſich dem Spinozismus mehr und mehr zuwandte, ſehen wir wohl ein. Nach ihrem Tode ſchrieb Leſſing (14. Januar 1778 an Eſchenburg)**), er müſſe ſeinen Weg nun wieder allein „fortduſeln“. Vielleicht iſt es demnach ſogar wahr, daß auf Leſſings eigene letzte Jahre ein Schatten von Muthloſigkeit und Trauer gefallen ſei, wie Schöne bemerkt. Dieſer Schatten aber gibt in Verbindung mit dem Lichte der Philoſophie, welches ihm damals gleichſam an der Grenze von Zeit und Ewigkeit geiſterhaft zu leuchten ſchien, doch zugleich auch Leſſings letzten Lebensjahren wieder einen gewiſſen eigenthümlich ſchönen Glanz.

---

*) Schöne S. [illegible].

**) Schöne S. 509.

Als Philoſoph hatte Leſſing wie Mendelsſohn und auch Nicolai kein eigentliches Syſtem. Sie waren alle Eklektiker. Sie verehrten Locke, ſie prieſen Leibniz und Wolff. Leſſing ging indeſſen zuletzt über die andern beiden Popularphiloſophen, ſowie überhaupt über die Aufklärer und Deiſten ziemlich deutlich bis zum Pantheismus hinaus.

Er hatte in Hamburg nach ſeiner Vorliebe für eine gewiſſe mehr ſpekulative Theologie mit den Geiſtlichen ſowohl von der orthodoxen als von der aufgeklärteren Richtung verkehrt. Das Verſtandesthum des glatten Predigers Alberti, der ihm dort beſonders freundlich entgegengekommen ſein mag, hatte ihn nicht allein an dieſen zu feſſeln vermocht. Leſſing hatte auch mit dem ſtrenggläubigen Paſtor Götze in Hamburg verkehrt. Vielleicht ahnte er bereits das volksthümliche und poetiſche Element in der Orthodoxie, dem zu Liebe ſpäter die Romantiker ſich vollſtändig gegen den Rationalismus erklärten. Daß ſich Leſſing bei geſellſchaftlichen Disputationen oft auf die ſchwächere Seite ſtellte, iſt ſchon erwähnt. Was er als Paradoxien vertheidigt haben ſoll, wird oft genug die Orthodoxie geweſen ſein. Allein Leſſing machte offenbar mit den Orthodoxen und ganz beſonders mit Götze dieſelben Erfahrungen, die man noch jetzt mit der großen Mehrzahl derſelben macht. Langjährige Vermittelungsverſuche werden zurückgewieſen, ſelbſt die nöthigſten Kompromiſſe verweigert; jede Literatur wird mit Mißtrauen betrachtet, insbeſondere aber die deutſche, weil ſie ſeit der Reformation die Grenzen der kirchlichen Entwicklung nicht inne hielt als Feindin angeſehen. Hierin liegt ebenſowohl zum Theil der Schlüſſel für die neuere Niederlage der Orthodoxie in Preuſſen, als auch für Leſſings polemiſche Schriftſtellerei über Religion im Jahre 1778.

Am 13. Februar 1773 hatte er vom Herzog Karl die Erlaubniß erhalten, die Beiträge zur Literatur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel in der Waiſenhausbuchhandlung zu Braunſchweig herauszugeben. Auch die Cenſur war ihm den 13.

Februar 1772 erlaſſen als einem bereits rühmlich bekannten klugen und gelehrten Schriftſteller. Man hielt ſich von ihm verſichert, daß er nichts werde drucken laſſen, was Religion und gute Sitten beleidigen könne. Leſſing fing nun nach der Anſicht der braunſchweigiſchen Behörden an, die ihm anvertraute Bibliothek auf eine praktiſche Art mit kluger Auswahl der Sachen ſehr gut zu benutzen, und ſeine Beiträge wurden mit allgemeinem Beifall der gelehrten Welt aufgenommen. Nach einiger Zeit wurde bemerkt, daß er im 3. und 4. Theil der Beiträge die ſogenannten: „Fragmente die Fürtrefflichkeit und Hinlänglichkeit der natürlichen Religion und die göttliche Offenbarung betreffend“ aufgenommen hatte. Er hatte dieſelben einer Handſchrift (von Reimarus) entnommen, welche er allerdings nicht in der herzoglichen Bibliothek aufgefunden hatte. Als Zweck gab er an, daß er durch die Veröffentlichung Widerlegungen hervorrufen wolle. Er ſelbſt ließ es an Einwendungen nicht fehlen. Dennoch entſtanden gegen ſeine auf die chriſtliche Religion bezüglichen Schriften, welche er nun in der Waiſenhausbuchhandlung hatte ausgehen laſſen, Bedenken. Der Direktor dieſer Staatsanſtalt, Profeſſor Remer, ſtattete über den Vertrieb der Arbeiten einen Bericht ab. Dieſer geſinnungstüchtige Buchhändler ſchrieb ſogar in Bezug auf Leſſing an einen höheren Beamten den 2. Juli 1778 ſehr naiv: „Hier in Braunſchweig haben wir jetzt gar keine Cenſur, und ich unterſtehe mich Ew. Hochwohlgeboren deswegen die Bitte in's Gedächtniß zu bringen, die ich ſchon einmal gethan, nämlich für mich die Gewogenheit zu haben, mich zu dieſem Geſchäft in Vorſchlag zu bringen, wegen das emolument, das in Leipzig damit verbunden iſt, und welches 2 ggr. (!!) von jedem Bogen, von dem Verleger zu bezahlen, beträgt.“

An Angriffen von Geiſtlichen auf Leſſings theologiſche Schriftſtellerei fehlte es nicht ganz. Dieſer ſchrieb dann auch 1778 ſeine der Form nach muſtergiltigen Streitſchriften gegen Götze. Obgleich Gleim Leſſings Hinneigung zum Pantheismus während ſeiner letzten Lebensjahre beklagte, war er doch mit dem halberſtädter Kreiſe ihm von nun an am meiſten getreu. Während Leſſings theologiſche Streitigkeiten, während ‚Nathan der Weiſe‘ und ſchon ‚Emilia Galotti‘ bedeutende Schwankungen in dem Urtheile über ihn hervorriefen, bildete ſich nur in Halberſtadt und Berlin jene Stimmung über den Dichter aus, welche jetzt die herrſchende iſt und zwei bis drei ſeiner Dramen für alle Zeiten auf dem Repertoire unſerer Bühnen zu erhalten verſpricht. Von folgenden beiden Epigrammen der Halberſtädter gegen Leſſings Gegner Götze wiegt das erſte viele ihrer langen ſchlechten Gedichte auf:

Wie gern läßt doch die Dummheit ſich
In einem ſchwarzen Rocke tragen,
Wie gern verbirgt ſich liſtiglich
Betrügerei im weißen Kragen,
Wie gern der Schalk ins Aeugelchen,
Wie gern der Neid in die Perrücke,
Wie gern im großen Aermel Tücke
Und Heuchelei ins Mäntelchen!
Wollt ihr dies Götzenbild im ſchwarzen
Rock verehren,
So geht nach Hamburg es zu ſehen und
zu hören.

Das andere Epigramm lautet:

Der Seelenhüter Götze ſtreitet
Für ſeiner lieben Teufel Schaar,
Und Zürchens Jakob Böhme (Lavater)
reitet
Wie ein beſoffener Huſar
Auf Sankt Johannis Hypogryphe (sic)
Mit ſieben Köpfen voller Zorn
Aus ſeinen Welten in die Tiefe
Der Erd' herab und bläſt in's Horn,
Und fordert jeden zum Turniere,
Der ihm nicht glauben will, heraus;
Wir lachen den mit ſeinem Thiere
Und den mit ſeinen Teufeln aus.
Warum uns mit den Narren balgen,
Schlägt doch ein Nickel in Berlin
Der Muſen Namen an den Galgen,
Und Wieland ſieht's und lobet ihn.

In Braunſchweig und Helmſtedt befahl der Herzog **Karl** ſelbſt, alle Exemplare der Fragmente zu konfisciren. Auf den Univerſitätsbuchhändler in Helmſtedt ſchien es dabei beſonders abgeſehen. Allein er verſicherte, daß er nur zwei Exemplare verkauft habe, eins an den Paſtor Dröſemeyer und eins an den Abt Velthuſen; zwei Exemplare, die er noch beſaß, lieferte er an den akademiſchen Senat in Helmſtedt aus. Dieſer behielt ſie für ſich. Nach Empfang eines zweiten Schreibens aus Braunſchweig fügte er ſie einer beruhigenden Antwort bei. Leſſing ſelbſt erreichte, daß in das Verbot der Fragmente ſeine antigötziſchen Blätter nicht mit einbegriffen waren. Die Befreiung von der Cenſur wurde ihm genommen. Da aber, wie es ſcheint, die Polemik des Propſt Reß in Wolfenbüttel gegen die Fragmente von der braunſchweigiſchen Behörde unterdrückt wurde und Leſſing dennoch gegen Götze das Wort fortführen durfte, ſo blieb er im Grunde der Sieger in den Augen des Publikums nach der Abſicht der braunſchweigiſchen Regierung. Der ganze Debit des 3. und 4. Theils der Beiträge wurde ſcheinbar unterdrückt. Die Handſchrift, wovon der Abdruck gemacht und wovon noch ein ungedruckter Theil übrig war, wurde abgefordert, verſiegelt und ins Staatsarchiv gelegt. Dort iſt ſie — geſtohlen.

Nach dem Tode des Herzogs Karl ſcheint auch der 5. Band in aller Stille noch ans Licht getreten zu ſein. Wenigſtens theilte im

November 1780 der kurſächſiſche Geſandte in der evangeliſchen Konferenz zu Regensburg dem braunſchweigiſchen Geheimrath und Komitatsgeſandten von Wülcknitz mit, daß kürzlich „der 4. oder 5. Band“ der Fragmente zum Vorſchein gekommen ſei. Die Perſon und Lehre des Heilands ſei darin ſehr grob und ärgerlich angetaſtet und abgeſchildert, auf eine weit anſtößigere Art, als der Doctor Theologiae Bahrdt in ſeinen Schriften ſich erkühnet hätte. Es ſtünde zu beſorgen, daß dieſes Werk zu Wien großes Aufſehen erwecken, daß es ebenſo wie das bahrdtiſche Glaubensbekenntniß vom Reiche behandelt werden möchte. Der neue Herzog Karl Wilhelm Ferdinand ſprach in dieſer Sache mit Leſſing ſelbſt und antwortete unterm 25. November 1780 ziemlich würdevoll. Er gab eine Ueberſicht über das Verhalten ſeines Vaters in der Angelegenheit. Daß der kaiſerliche Hof Grund habe, den Fragmentenſtreit noch zur Reichsangelegenheit zu machen, ſtellte er durchaus in Abrede. Er ſetzte den Unterſchied zwiſchen Bahrdt und Leſſing im ganzen richtig auseinander. Ohne zu erwähnen, daß das von ſeinem Vater unterdrückte Werk wieder frei gegeben ſei, empfahl er ſeinem Geſandten, dem Herrn von Wülcknitz, die Angelegenheit in aller Stille zu beendigen. Dies ſcheint dann auch geſchehen zu ſein.*)

Wie ſehr nun auch Leſſing durch dieſe Verfolgungen in die Geſchichte des Rationalismus verwickelt ſein mag, ſo würde man doch ſehr irren, wollte man trotz ſeiner Verwahrung überſehen, daß er ſich in dem Fragmentenſtreite ſelbſt wie in dem muſterhaft geführten Streite mit Götze in der Geſtalt eines vielſeitigen Literators doch ſtets wirklich über den Parteien hielt. Während Leſſing ſeinen Zeitgenoſſen noch die gröbere Koſt der Fragmente von Reimarus reichte, eilte er ſeiner Zeit ſelbſt voraus und näherte ſich kurz vor ſeinem Tode in gewiſſen berühmten Träumereien den ſpekulativen Ideen der Theologie und Philoſophie des neunzehnten Jahrhunderts. So ſchloß Leſſing 1780 die Einleitung zu ſeiner „Erziehung des Menſchengeſchlechtes“ mit den Worten: „Warum wollen wir in allen poſitiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem ſich der menſchliche Verſtand jedes Ortes einzig und allein entwickeln könne und noch ferner entwickeln ſoll, als über eine derſelben entweder lächeln oder zürnen? Dieſen unſern Hohn, dieſen unſern Unwillen verdiente in der beſten Welt nichts, und nur die Religionen ſollten ihn verdienen? Gott hätte ſeine Hand bei allem im Spiele, und nur bei unſern Irrthümern nicht?“ Ich bin weit entfernt, aus dieſen Worten herausleſen zu wollen, daß Leſſing die Religionen alle den Irrthümern gleichgeſetzt habe. Allein es läßt ſich doch auch nicht leugnen, daß er hier in ihnen keinen beſtimmten Punkt bezeichnet hat, wo der Irrthum aufhöre und die Wahrheit beginne. Auch in der darauf folgenden Erziehung des Menſchengeſchlechtes ſcheint ſich außer der Idee von der Unſterblichkeit der Seele kein ſolcher Punkt (nichts poſitives) zu finden. Leſſing hat dieſe Idee dort kurz vor ſeinem Tode mit großer Liebenswürdigkeit, die ihm eben hier ſelbſt die Herzen gemäßigter Orthodoxen wie des verſtorbenen Heiland in Magdeburg gewann, vorzutragen verſtanden. Er iſt hier noch einmal ganz der künftige Schmetterling, der ſich diesmal für die Ewigkeit einſpinnen will. Abermals zeigt er ſich als der „alte Vogel auf dem Dache“, welcher durch die Jahrhunderte zu immer höheren Vollkommenheiten aufzuſliegen gedenkt, wenn er mit Bezug auf die Seelenwanderung ſchreibt: „Warum ſollte ich nicht ſo oft wiederkommen, als ich neue Kenntniſſe, neue Fertigkeiten zu erlangen geſchickt bin? Bringe ich auf einmal ſo viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen nicht lohnet? — darum nicht? — Oder weil ich es vergeſſe, daß ich ſchon dageweſen? Wohl mir, daß ich das vergeſſe. Die Erinnerungen meiner vorigen Zuſtände würden mir nur einen ſchlechten Gebrauch der gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jetzt vergeſſen muß, habe ich denn das auf ewig vergeſſen? — Oder, weil ſo zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu verſäumen? Iſt nicht die ganze Ewigkeit mein?“

---

*) Wir folgten hier meiſt der aktenmäßigen Mittheilung des Herrn Oberbibliothekars von Heinemann.

Es iſt ziemlich deutlich, daß Leſſing, der in ſeiner letzten Periode ſich ſeine theologiſchen Anſichten als eklektiſcher Philoſoph geſtaltete, hier auf dem Wege der Seelenwanderung mit dem Pantheismus zuſammentrifft. Ganz in Uebereinſtimmung damit fehlt dann auch die Idee des perſönlichen Gottes in der Erziehung des Menſchengeſchlechtes. Wir haben zwei Stellen aus derſelben angeführt. Die erſte derſelben ſcheint uns auch genau die Tendenz Nathans des Weiſen auszuſprechen.

Man kann unbedenklich ſagen, daß doch ſowohl in der Erziehung des Menſchengeſchlechtes als in Nathan dem Weiſen der Glaube an Gott eigentlich als das wahre, gemeinſame und bleibende in allen

Religionen bezeichnet wird. Allein ob Leſſing ſich ſeinen Gott noch als einen perſönlichen dachte, wie ſchon geſagt: darüber hat er ſich nicht mehr deutlich ausgeſprochen. Ein allgemeiner Schmerzensruf ging aber durch die Reihen der Deiſten und Aufklärer, als Fritz Jacobi in einem eigenen Büchlein auf Grund ſeines Verkehrs mit Leſſing in ſeiner letzten Lebenszeit dieſen als Pantheiſten bezeichnete.*) Wir können Fritz Jacobi kaum widerſprechen. Denn namentlich den einmal erhobenen ſtarken Zweifeln gegenüber kann ſelbſt die ſchöne Stelle im Nathan den Glauben an einen perſönlichen Gott nicht hinlänglich verbürgen:

Doch nun kam die Vernunft allmählig wieder.
Sie ſprach mit ſanfter Stimm': „und doch iſt Gott!
Doch war auch Gottes Rathſchluß das! Wohlan:
Komm, übe, was du längſt begriffen haſt;
Was ſicherlich zu üben ſchwerer nicht,
Als zu begreifen iſt, wenn Du nur willſt.
Steh auf!" — Ich ſtand und rief zu Gott: ich will!

Wenn es auch richtig wäre, daß Leſſing in der Emilia Galotti das Weſen des Tragiſchen noch nicht ganz ſcharf erfaßt hätte, ſo hätte er doch durch „Nathan den Weiſen"**) für das bloße Schauſpiel auch in Bezug auf die Technik faſt ein eben ſo großes Muſter hingeſtellt als durch „Minna von Barnhelm" für das deutſche Luſtſpiel.

Da Leſſing in Nathan dem Weiſen dem religiöſen Standpunkte ſeiner letzten Lebensjahre, auf dem er ſich vielleicht noch an der Grenze zwiſchen dem Pantheismus einerſeits und dem Glauben an einen perſönlichen Gott und eine perſönliche Unſterblichkeit andererſeits befand, einen ſchönen, bilderreichen Ausdruck gab, ſo macht das Stück einen gewiſſermaßen religiöſen und erbaulichen Eindruck, der uns ſchon aus dem ſchön gewählten Motto entgegenweht. Indeſſen dürfen wir uns doch nicht darüber täuſchen, daß in dem Drama nicht irgend ein Glaubensartikel, z. B. nicht der allen drei monotheiſtiſchen Religionen gemeinſame Glaube an einen perſönlichen Gott, ſondern vielmehr die Freiheit des Denkens*) ſelbſt verherrlicht wird. Dieſe geſtaltet ſich in Nathans Perſon und Charakter zu der höchſten menſchlichen Erkenntniß. Sie führt aber zugleich zu jener edlen Handlungsweiſe, auf welche Leſſing das meiſte Gewicht legt und durch welche zunächſt, gleichſam ſymboliſch, die Handlung des Stückes ſich ſo ſchön abſpielt und ſo harmoniſch auflöſt. Nur dieſe edle Handlungsweiſe meint Nathan, als er ſagt: „Was mich Euch zum Chriſten macht, das macht Euch mir zum Juden“. Wenn das Chriſtenthum ſcheinbar am ſtiefmütterlichſten bedacht iſt unter den drei monotheiſtiſchen Religionen in dem zur Verherrlichung der Denkfreiheit beſtimmten Drama Leſſings, ſo liegt der Grund natürlich nicht darin, daß er die welthiſtoriſche Miſſion deſſelben verkannt hätte und zu verdunkeln ſuchte. Er beruht vielmehr darauf, daß unter den Perſonen des Stückes zufällig keine gläubigen Juden und Muhamedaner, wohl aber zufällig gläubige Chriſten in verſchiedenen Abſtufungen vorhanden ſind. Die beſtändig in den Gang der dramatiſchen Entwickelung eingreifenden beſchränkten Gedanken und Handlungen dieſer Chriſten müſſen nach der Idee des Dramas in entſprechender Weiſe fortwährend als bedenklich oder gar gefährlich in den vorurtheilsfreien Handlungen von der entgegengeſetzten Seite her ein nothwendiges Korrektiv finden. In Nathan dem Weiſen wird gezeigt, in wie fern großartige Handlungen aus der erweiterten Bildung entſpringen. Ob überhaupt die Tugend auch aus dem Glauben allein abgeleitet werden könne, wird in dem Stücke nicht unterſucht; wohl aber die Heuchelei und der Aberglaube als eine der gefährlichſten Quellen des Laſters entlarvt.

---

*) Leſſing reiſte mit Fritz Jacobi zu Gleim. In Gleims Hüttchen ſchrieb er nach Jacobi's Ausſage an die Wand ἓν καὶ πᾶν (1780). Da ich nun 1870, als ich die Inſchriften in Gleims ſeitdem zerſtörtem Hüttchen abſchrieb, von Leſſing nur notirte: „Dies in liste", ſo glaubte ich in meiner Schrift: „Friedrich der Große und die deutſche Literatur" S. 288 und 296, annehmen zu können, daß Jacobi ſich geirrt habe. Indeſſen hat Herr Dr. Suphan in ſeiner Recenſion meiner Schrift für Zachers Zeitſchrift aus Herders gedruckten Briefen an Gleim unwiderlegbar nachgewieſen, daß Leſſing doch auch die pantheiſtiſchen Worte ἓν καὶ πᾶν an die Wand des Hüttchens geſchrieben hatte, wenn ſie auch vielleicht nachher dort wieder vertilgt wurden.

**) Dramatiſches Gedicht in 5 Aufzügen. 1779. In Berlin wurde vor Jahren ein Vortrag über Nathan gehalten. Die Auffaſſung erſchien mir ſogleich als falſch und bei wiederholtem Leſen ſtellte ſich mir die Tendenz des Stückes ſo dar, wie ſie hier entwickelt iſt. Die Anſicht von David Friedrich Strauß über die Charaktere, welche mit der meinigen übereinſtimmt, habe ich ſeitdem nachgeleſen, aber bei der Ausarbeitung dieſes Abſchnittes in keiner Weiſe benutzt. Auch Vorbergers und Zachers Aufſatz „Zur Erklärung von Leſſings Nathan" in der Z. f. d. Phil. VI. 3. S. 304—327 bringt mehreres ausführlich zur Sprache, was auch von mir berührt iſt. Nach S. 310 desſelben hat Leſſing für eine Stelle im Nathan geradezu den Reimarus benutzt, nach S. 319 aber doch auch einen wirklich ſchurkiſchen Patriarchen Namens Heraklius von 1187 vor Augen gehabt.

Im erſten Auftritte des erſten Aufzuges kehrt Nathan von einer babyloniſchen Reiſe nach Jeruſalem zurück. Die Chriſtin Daja, als

---

*) Hier treffen die Reſultate meiner literarhiſtoriſchen Unterſuchungen gewiſſermaßen noch mit dem trefflichen und grundlegenden Buche „Gotthold Ephraim Leſſing als Theologe dargeſtellt von Karl Schwarz. Ein Beitrag zur Geſch. der Theol. im 18. Jahrh. Halle, Pfeffer, 1854“ überein, wo es S. 97 von Leſſing heißt: „Er hat nur die Anwaltſchaft für Spinoza übernommen, da er angegriffen wurde, und ſich ſkeptiſch entgegengeſtellt dem ſtürmiſchen, mit ſeiner neu entdeckten Glaubensinſtanz alles überwindenden Jacobi. Er hat damit im Grunde nur die Sache des Denkens überhaupt und ſeines durch nichts zu beſchränkenden Rechtes geführt!“ Das hat er meiner Meinung nach im Nathan allerdings auch nur gethan, aber wie es mir ſcheint durchaus keinem Religionsbekenntniß zu Liebe.

Geſellſchafterin der Recha im Hauſe des reichen Juden, empfängt ihn in großer Aufregung. Recha, eine von Nathan als Jüdin erzogene Chriſtin, iſt während ſeiner Abweſenheit von einem Tempelherrn aus den Flammen eines Hausbrandes gerettet worden. Den enthuſiaſtiſchen Dank der Jüdin und ihrer Geſellſchafterin hat er mit Hohn zurückgewieſen. Nur unter den Palmen am Grabe des auferſtandenen konnten ſie ihn noch wandeln ſehen. Da ſich in dem Glauben an Engel Jude, Chriſt und Muſelmann begegnen, ſo iſt Recha geneigt, den Tempelherrn für einen Engel zu halten. Nathan erfährt dies mit Rührung von Daja, weil der Glaube an Engel auch ihm „ſo ſüß" iſt. Auch im zweiten Auftritte wird vom Tempelherrn geſprochen, dem Saladin kurz vor Rettung der Recha das Leben geſchenkt hatte. Daja's unklarer Wunderglaube, und noch mehr Recha's Schwärmerei, kommt wieder ſtark ins Spiel. Aber Nathan bemerkt gegen Recha ſchon etwas bitterer, daß der Topf von Eiſen gern mit ſilberner Zange aus der Gluth gehoben ſein möchte, um ſich einen ſilbernen Topf dünken zu können. Als man eben beſchließt, dem jetzt verſchwundenen Templer als einer rein irdiſchen Erſcheinung aufzulauern, erſcheint im dritten Auftritte der Derwiſch, der Philoſoph vom Ganges, der zugleich als Gheber bezeichnet wird: eines der beſten Erzeugniſſe, welches je die Phantaſie eines Dichters den unklaren geographiſchen Vorſtellungen ſeiner Zeit abgerungen hat und eines der eigenthümlichſten und erhabenſten Spiele des leſſingſchen Dichtergeiſtes in ſeiner letzten Periode. Die Scherze Nathans und des Derwiſches, dieſer beiden ſo verſchiedenen, aber doch ziemlich gleich geſtimmten Seelen, eröffnen uns ein etwas muthwilliges Kulturbild, das ſeine geiſterhaften Schatten über ganz Aſien und Europa hinwirft. Im vierten Auftritte läßt ſich der Tempelherr nach längerer Zeit wieder ſehen. Im fünften beginnt der originelle Kloſterbruder Bonafides ſeine Thätigkeit an ihm: er ſoll nach der Abſicht des Patriarchen ſeinen Wohlthäter, den Sultan Saladin, an die chriſtlichen Kreuzfahrer verrathen. Im ſechſten Auftritte wird er von Daja gequält, die ihn für den Umgang mit Recha und Nathan gewinnen ſoll.

Der zweite Aufzug zeigt uns den treuherzigen Derwiſch in ſeinem vollen Glanze am Hofe Saladins, obgleich er ſchon daran denkt, ſein elendes Amt als deſſen Schatzmeiſter im Stiche zu laſſen und ſich bloß noch bemüht, ihm gegen alle Wahrheit Nathan als geizig zu ſchildern. Er will nämlich die Bekanntſchaft zwiſchen Nathan und

Saladin verhindern, durch welche jener ſeiner Meinung nach leicht ſein ganzes Vermögen einbüßen könnte. Viel richtiger ſtellt indeſſen gleich darauf Saladin mit ſeiner Schweſter Sittah bereits das Urtheil über Nathan feſt. Sittah erwähnt, daß das Volk glaubt, Nathan habe ſeine unermeßlichen Reichthümer aus Salomons und Davids Gräbern gezogen. Das Gräbergold iſt ja in Aſien überhaupt ſehr angeſehen. Sogar in alten Tſchudengräbern graben die Schatzgräber nach Gold. Ein eigner Ausdruck*) bezeichnet das Ausgehen nach Gräbergold. Man würde ſehr irren, wenn man glauben wollte, daß Leſſing durch die Hindeutung auf das ſalomoniſche Gräbergold den Nathan mit einem Nimbus umgeben oder gar durch dieſe myſtiſche Stelle das Judenthum vor den andern beiden monotheiſtiſchen Religion bevorzugen wollte. Schon Saladins Antwort zeigt dies. Auch bezeichnet er den Handel als Quelle von Nathans Reichthum. Von dieſem ſelbſt aber wiſſen wir, daß er auf der letzten Reiſe Schulden eintrieb. Inzwiſchen ſehen wir zunächſt Nathan und den Tempelherrn Bekanntſchaft machen, welcher (eine der prächtigſten Scenen für die Darſtellungskunſt unſeres verſtorbenen Freundes Ludwig Deſſoir) noch hoch auf ſeinen bereits etwas wankenden Vorurtheilen neben dem weiſen Juden einherſtolzirt. Daja meldet, daß der Sultan Nathan ſprechen will. Der Derwiſch Al-Hafi nimmt Abſchied von Nathan, um in Wüſten zu fliehen. Er bereitet ihn vor auf die Abſichten des Sultans in Betreff ſeines Goldes, die dieſen nach ſeiner Weiſe faſt nur in ſofern unangenehm berühren, als er dem für arm erkannten Tempelherrn und wohl noch mehr Recha einen Theil ſeiner Schätze zugedacht hat.

Ziemlich zu Anfange des dritten Aufzuges ſehen wir Recha in der Geſellſchaft des Templers. Dieſer erzählt in ſeiner gewöhnlichen großartig barocken Art von ſeiner Sinai-Reiſe. Der fünfte Auftritt zeigt uns endlich Saladin und Nathan beiſammen. Der Sultan will von dem weiſen Juden die wahre Religion bezeichnet wiſſen. Bei aller Hochachtung für Saladin kann Nathan darin doch nur eine Falle erblicken, um ihn ſeiner Schätze zu berauben oder gar zu einem Religionswechſel zu zwingen. Er glaubt, daß der Held etwas gegen ihn unternehmen werde, wenn er das Judenthum als die vollkommenſte Religion bezeichne. Einen Augenblick allein, ſagt er mit Rückſicht auf

---

*) Bugrowat. Vergleiche Karl Ritters Aſien I, S. 720. 721.

Saladins muthmaßlichen Anſchlag, ihn ſeiner Schätze zu berauben: „Wer iſt denn hier der Jude?“ Wiewohl ohne Geiz, erzählt er doch, um ſich in jeder Weiſe zu decken, ein Märchen, in welchem er die drei monotheiſtiſchen Religionen mit drei ganz ähnlichen Ringen vergleicht. Der eine gilt für echt und ganz beſonders koſtbar, iſt jedoch von den unechten nicht zu unterſcheiden. Möglicherweiſe iſt er gar nicht mehr vorhanden. Dann ſind alle drei Ringe unecht. Nathans Meinung iſt hierbei nicht, daß eigentlich das Judenthum der echte Ring ſei, das Chriſtenthum aber gleich dem Muhamedanismus dieſem als unecht nachſtehe. Obgleich man nicht ohne Grund (und gerade mit Bezug auf Moſes Mendelsſohn) geſagt hat, daß unter den aufgeklärten Deiſten des vorigen Jahrhunderts der Jude doch immer Jude und der Chriſt doch Chriſt geblieben ſei: ſo hilft ſich Leſſings Nathan nicht mehr mit dem liſtigen Hintergedanken aus der Klemme, daß zuletzt doch das Judenthum die einzig wahre Religion ſei. Solche Flauſen macht kein weiſer Nathan, der bloß deshalb von Leſſing in dem Stücke zum Hauptvertreter aller wahren Religion berufen iſt, weil er von Anfang an ein hellerer Kopf iſt, als alle darin aufgeſtellten Chriſten. Sein ganzes tiefes Verſtändniß mit dem Sultan beruht darauf, daß beide ſich ſogleich ſtillſchweigends in der freiſinnigſten Deutung des Märchens von den drei Ringen begegnen. Nathan ſowohl als Saladin rechnen daher die poſitiven Religionen, abgeſehen von dem Glauben an Gott in einer nicht näher beſtimmten Auffaſſung, zu den menſchlichen Irrthümern. Ihre Gedanken vereinigen ſich wohl, nach Anleitung der Fabel, in der Auffaſſung der Religionen, daß unter ihnen in ſpäter Zeit diejenige, welche ſich am meiſten durch Humanität und Toleranz auszeichnet, als die einzig wahre und echte erkannt werden wird. Das tiefe Verſtändniß zwiſchen Muhamedaner und Juden wird noch dadurch geſteigert, daß dieſer hinterher ganz freiwillig dem Sultan faſt all ſein Geld anbietet. Doch treten bald für Saladin ſolche Glücksumſtände ein, daß er Nathans Geld nicht mehr gebraucht.

Daja hat nun dem Tempelherrn verrathen, daß Recha ein Chriſtenkind iſt. Dieſer will Recha heirathen, wüthet gegen Nathan und trägt Recha's Fall dem Patriarchen vor, jedoch ohne Namen zu nennen. Wir lernen in dieſem einen „dicken rothen freundlichen Praelaten“ kennen. Prunkend macht er ſogar ſeine Krankenbeſuche. Durch dieſe in ihrer Art höchſt gelungene Geſtalt hat Leſſing ſein

Drama in den vollſten Zuſammenhang mit ſeinen dem Stücke unmittelbar vorhergegangenen theologiſchen Kämpfen geſetzt. Der Patriarch iſt ein Muſterwerk leſſingſcher Perſiflage. Ohne einen deutlichen Widerſpruch mit der Zeit, in der das Drama ſpielt, in ſich zu tragen, ſtellt er doch einen durchaus modernen, vornehmen und gewandten Geiſtlichen dar, der den Tempelherrn, wie Götze vielleicht im Geſpräche mit Leſſing gethan haben mag, ſogar aufs Theater verweiſt und die weltliche Macht, die er auf jede Art zu untergraben ſucht, in Betreff ſeiner Feinde jeden Augenblick mit ähnlichen Denunciationen zu behelligen bereit iſt, wie Götze in Betreff Leſſings eine ſolche bei den Welfen anbrachte.

Nun beſchuldigt der Tempelherr den weiſen Nathan bei Saladin ſelbſt, daß er ein Chriſtenkind als Jüdin erzogen habe. Mit ſeiner Hindeutung „Es ſind nicht alle frei, die ihrer Ketten ſpotten“ ſchießt er in Bezug auf Nathan, welcher die Recha gar nicht in einem beſchränkt jüdiſchen Geiſte erzogen hat, gewaltig fehl. Einen gewiſſen Hang zum wunderbaren hat ſie offenbar faſt nur von ihrer chriſtlichen Geſellſchafterin Daja. Saladin äußert auch nur im allgemeinen zu jener Beobachtung des Templers: „Sehr reif bemerkt!“ Dem nochmaligen Aufbrauſen des alten Templergeiſtes in dem jungen Kreuzfahrer gegen die Juden ſetzt er aber ſein: „Ruhig, Chriſt!“ entgegen. Der Sultan beſchließt mit ſeiner Schweſter in der beſten Abſicht, auch die Recha an den Hof kommen zu laſſen.

Um dieſe Zeit packt Nathan die Geſchenke aus, die er für die ſeinigen von der Reiſe mitgebracht hat. Selbſt die Chriſtin Daja, die es nicht um ihn verdient hat, wird mit unbeſchreiblich ſchönen aſiatiſchen Stoffen nach Muſtern beſchenkt, welche vielleicht auf der Meſſe ſchon Leſſings Aufmerkſamkeit erregt zu haben ſcheinen, wie denn in unſerm Jahrhundert Karl Ritter in ſeinem großen Werke über Aſien den Urſprung dieſer Muſter auf eine ſinnige Weiſe aus der aſiatiſchen Natur zu erklären geſucht hat. Bald wird Nathan durch den Kloſterbruder Bonafides in ſeiner Ruhe geſtört. Ihm hat der Patriarch wieder einen Auftrag ertheilt, nachdem er durch den Tempelherrn eine Andeutung von dem als Jüdin erzogenen Chriſtenkinde erhielt. Der Kloſterbruder erzählt dem weiſen Nathan mit gewohnter Aufrichtigkeit über den Patriarchen: indem

Er mir nun aufträgt, dieſem Juden ſtracks,
Wo möglich auf die Spur zu kommen, und

Gewaltig ſich ob eines ſolchen Frevels
Erzürnt, der ihm die wahre Sünde wider
Den heilgen Geiſt bedünkt; — das iſt, die Sünde,
Die aller Sünden größte Sünd' uns gilt!
Nur daß wir, Gott ſei Dank, ſo recht nicht wiſſen,
Worin ſie eigentlich beſteht. — Da wacht
Mit einmal mein Gewiſſen auf; und mir
Fällt bei, ich könnte ſelber wohl vor Zeiten
Zu dieſer unvergeblich großen Sünde
Gelegenheit gegeben haben. — Sagt:
Hat Euch ein Reitknecht nicht vor achtzehn Jahren
Ein Töchterchen gebracht von wenig Wochen?

Vom Patriarchen wird der Kloſterbruder ſtets zu den geheimſten Aufträgen benutzt. Weil er aber ſich innerlich in einer vollſtändigen Disharmonie mit den Anſchauungen des Patriarchen befindet, ſo pflegt er die Rechtſchaffenheit dieſer Aufgabe zu prüfen, indem er ſie zunächſt allen betheiligten Perſonen (meiſt den vom Patriarchen für ſeine heilige Sache in einer oder der andern Weiſe auserleſenen Schlachtopfern) mit großer Aufrichtigkeit vorträgt. Indem er nun dann von dieſem wichtigen Augenblicke an die Dinge ſich ſelbſt allein weiter entwickeln läßt, pflegt auch jedesmal in den Ereigniſſen eine von dem boshaften Praelaten ganz ungeahnte, aber äußerſt heilſame Gegenwirkung bis zum glücklichen Abſchluſſe der ganzen Sache einzutreten. Schon dieſe Handlungsweiſe des Kloſterbruders, verglichen mit den Abſichten des Patriarchen, läßt es doch als ſehr zweifelhaft erſcheinen, ob er wirklich die sancta simplicitas im Sinne der Orthodoxie darſtellt, als welche man dieſe Geſtalt wohl betrachtet hat. Es iſt gänzlich falſch, wenn man glaubt, daß der Dichter durch dieſe Figur doch noch das rechtgläubige naive Chriſtenthum habe anerkennen wollen. Wo bleibt die Rechtgläubigkeit, wenn der Chriſt, wie der Kloſterbruder in den von uns angeführten Verſen, über die Sünde wider den heiligen Geiſt ſpottet? Der Kloſterbruder war zwar früher ein Reitknecht, aber trotz des Mangels an allen Schulkenntniſſen hat er ſich noch im Kirchendienſte ſelbſt zu einem ſehr guten Theologen ausgebildet. Dieſe ehrliche Haut ſteht wie ſo viele hunderte von evangeliſchen Pfarrern im achtzehnten und im neunzehnten Jahrhundert ungefähr auf dem Standpunkte des vulgären Nationalismus. In dieſem Sinne nennt ihn Leſſing ſelbſt (4. Aufzug 7. Auftritt) die „fromme Einfalt“. Hiermit ſtimmt auch das Geſpräch des ſchon halb zu Nathans Anſichten bekehrten Tempelherrn mit Nathan über den Kloſterbruder überein (5. Aufzug 5. Auftritt). Wie in dem ganzen

Stücke zuletzt doch das meiſte Gewicht auf die Handlungsweiſe der einzelnen Religionsbekenner gelegt wird, ſo wird, zugleich mit Bezug auf das Verhalten des Kloſterbruders, an dieſer Stelle ſehr ſchön unterſchieden zwiſchen einer frommen und einer dummen Einfalt. Die fromme Einfalt ſchreibt Nathan dem Kloſterbruder zu. Die dumme traut ihm nach Nathans und des Tempelherrn Anſicht der Patriarch ganz irrthümlich zu. Darum ertheilt er ihm die ſchuftigen Aufträge.

Auch durch die Auffaſſung, welche der gute Kloſterbruder ganz gemäß ſeiner kirchlichen Richtung dem letzten Auftrage des Patriarchen in Betreff des von einem Juden aufgezogenen Chriſtenkindes zu theil werden läßt, wird die Wahrheit des Spruches, daß der Buchſtabe tödtet und der Geiſt Leben gibt, mit der That bewieſen. Er nimmt diesmal die ganze Schuld auf ſich, indem er beweiſt, daß er ſelbſt als Reitknecht das verwaiſte Kind in Nathans Hände gelegt hat. Ohne auch nur einen Buchſtaben leſen zu können, ſchafft er das Dokument herbei, durch welches der weiſe und gelehrte Nathan im Stande iſt, den Tempelherrn und Recha als Bruder und Schweſter einander zuzuführen, Saladin und Sittah aber als Onkel und Tante dem Geſchwiſterpaar beizugeſellen. Dieſer glücklichen Familie hoch- und freigebildeter Menſchen geſellt ſich auch Nathan bei, welchem nun kein Patriarch mehr ſeine Pflegetochter Recha ſtreitig machen kann. Ich bliebe Recha's Vater doch gar zu gern, hat er früher geſagt. Nicht unerwähnt wollen wir hier laſſen, daß Nathan der Weiſe von Leſſing gerade in der Zeit geſchrieben wurde, da ihm nach dem Tode ſeiner Frau die Sorge für ſeine aufrichtig und väterlich geliebte Stieftochter Amalia König oblag. Man kennt einen Brief Leſſings an ſie, worin er aus Hamburg*) meldet, daß er ihr dort einen grauen Kaſtorhut kaufe und das Maß dazu ungefähr nach ſeinem eignen Kopfe nehmen wolle. Leſſing hatte ſich ſchon während ſeiner Univerſitätsjahre in Leipzig gewöhnt, ſich ſelbſt zu beobachten, um als Luſtſpieldichter durch ſolche Erfahrungen zu gewinnen. Er hat ſich auch im Pflegevater Nathan als Amalia Königs Stiefvater geſchildert. Und wer wüßte es nicht, daß der Dichter dieſes großartigen Familiengemäldes unſerem Döring, welcher ſo manchen Sieg auf der Bühne in Vaterrollen mit mehr oder weniger humoriſtiſchem Beigeſchmacke errungen, in dem weiſen Nathan eine ſeiner dankbarſten Rollen hinterlaſſen hat?

---

*) Den 19. October 1769. Bei Schöne S. 516.

Es war allerdings ſchon ein volles Jahr nach dem Erſcheinen Nathans des Weiſen, als Leſſing ſeinen ſehr merkwürdigen Brief*) ſchrieb, in welchem er ſich gegen den Vorwurf ſeiner Freundin Eliſe Reimarus vertheidigt, daß er ſeine erwachſene Stieftochter Amalia König nicht von ſich thue. Allein das Verhältniß des Stiefvaters zu der Stieftochter, welches ein Jahr nach dem Drucke des Nathan in Hamburg gemißbilligt wurde, konnte ja in Wolfenbüttel und Braunſchweig ſchon viel früher getadelt ſein. Dieſe Mißbilligung bezog ſich natürlich nur auf den beſonderen Fall des erregbaren alten Anakreontikers Leſſing. Wer eine Ahnung hat von dem Weſen der dichteriſchen Produktion, der wird zugeſtehen müſſen, daß Nathans Verhältniß zu ſeiner Adoptivtochter allerdings als das Bild für die Darſtellung eines ſittlichen Konfliktes, wie die Zeitgenoſſen ihn Leſſing als Stiefvater unterzuſchieben ſuchten, gedacht werden kann. Jedenfalls ſehn wir noch ganz den ehrlichen Nathan vor uns, wenn Leſſing die Anſchuldigung als falſch zurückweiſen muß, daß er ſeine Amalia König bereits um eine vortheilhafte Partie gebracht habe. Wenn aber dieſer eigenartige Dichter an Eliſe Reimarus ſchreibt: ohne genügenden Grund würde er ſich nie von ſeiner Stieftochter trennen, denn er müſſe fürchten, nach der Trennung wieder ein Landſtreicher auf Erden zu ſein, wie er vor der Vereinigung mit ihrer Mutter geweſen wäre, ſo glauben wir nun erſt Nathans Wort: „ich bliebe Recha's Vater gar zu gern!“ recht zu verſtehen. Wer wäre ſo roh, daß man ihm hier erſt ein honi soit qui mal-y-pense zurufen müßte, wo eine vielleicht vorhanden geweſene, ganz gewiß aber überwältigte Regung der Sinne ſo ſchön zur Verherrlichung ſchöner häuslicher Sitte und blüthenreichen Familienlebens benutzt iſt?

8. Leſſings Tod.

Leſſing änderte ſeine gewohnte Lebensweiſe bis zu ſeinem Tode nicht weſentlich. Obgleich er die braunſchweigiſche Meſſe, über deren ſchlechten Ausfall ſchon damals regelmäßig geklagt wurde, keineswegs liebte, ſo ſah man doch dort den Verfaſſer Nathans des Weiſen häufig umherſpazieren, oder man erblickte ihn ſelbſt bei einem mit ihm verwandten Kaufmanne in deſſen Gewölbe. Herder geſtand 1780 gegen Leyſewitz, daß er in Braunſchweig nicht würde leben können. Der Ton in den Geſellſchaften ſei, ſich kleine Geſchichten zu erzählen und nach Witzen zu jagen. Eine angenehme Erweiterung für Leſſings Umgang wurde während der zweiten Hälfte ſeines Aufenthaltes in Wolfenbüttel durch die Anſtellung von Leyſewitz in Braunſchweig herbeigeführt. Als dramatiſcher Dichter Leſſings eigentlicher und glücklichſter Nachahmer, lebte er in Braunſchweig in den höchſten Beamtenkreiſen. Bei ſeinem Tode daſelbſt 1806 war er nur zwei Jahre älter, als Leſſing geworden war. Je entſchiedener er dem ſchriftſtelleriſchen Ruhme zu entſagen entſchloſſen war, um ſo mehr war er zu Leſſings Zeit willens, im Staate Karriere zu machen. Er war frivol und nobel zu gleicher Zeit. Vor allen Dingen zeigte er ſich durch und durch modern, was bei Leſſing während ſeiner letzten Lebenszeit gewiß eine große Empfehlung war. Als er einſt mit Johann Georg Jacobi zuſammentraf, glaubte er ſich fortwährend kompromittirt durch die Art und Weiſe, wie dieſer alte vorſündfluthliche anakreontiſche Dichter ſich in den Geſellſchaften dem ſchönen Geſchlechte anzunähern und angenehm zu machen ſuchte. Man muß annehmen, daß die Verſpottung dieſes lyriſchen Dichters in Nicolai's Sebaldus Nothanker mehr Kopie als Uebertreibung geweſen iſt, wenn der höfiſche Leyſewitz bei Jacobi's Durchreiſe durch das Herzogthum Braunſchweig von der Begleitung dieſes Sängers der Grazien und Amoretten in eine beſtändige Verlegenheit verſetzt wurde. Leider hat ſich Leſſing über die ſonderbare Erſcheinung des durchreiſenden J. G. Jacobi nicht ſchriftlich geäußert.

---

*) Wolfenbüttel, den 7. Mai 1780. Ehe er von Schöne Briefwechſel S. 511—514 aufgenommen wurde, war er eigentlich nicht bekannt.

Am 13. Februar 1781 gab Leyſewitz in Braunſchweig noch die ſo eben erſt fertig gedruckte Antwort Jeruſalems auf die Schrift Friedrichs des Großen de la littérature allemande an Leſſing. Während eben dieſes Beſuches in der Hauptſtadt ſeines Landes erkrankte Leſſing.

Kurz nach Leſſings Tode ließ einer ſeiner Gegner drucken, daß Chriſten und Juden an ſeinem Sterbebette in Braunſchweig ſich verſammelt hätten, die Geiſtlichkeit aber von demſelben zurückgewieſen ſei. Karl Leſſing hat keinen Grund, das erſte in Abrede zu ſtellen, bemerkt aber, daß ein Mann, wie der Abt Jeruſalem, jedenfalls nur, weil er in geiſtlicher Tracht erſchienen ſein möge, von dem kranken Dichter nicht ſogleich empfangen ſein werde. Jeruſalem hatte Leſſing in der eben genannten, für Friedrich den Großen ſelbſt beſtimmten matten Gegenſchrift mit einem ebenſo ungenügenden als wenig überzeugenden Lobe auszuzeichnen geſucht.

Der Dichter ſtarb am 15. Februar 1781. Leyſewitz konnte nach der Todesnachricht anfänglich nicht eſſen. Noch längere Zeit danach fürchtete er ſich, wie er wenigſtens erzählt, Wein zu trinken.

Am 20. Februar 1781 wurde Leſſing auf dem Magni-Kirchhofe zu Braunſchweig begraben.

Lange bevor Werthers Leiden erſchienen waren, hatte Leſſing das Epigramm geſchrieben:

O Redner! Dein Geſicht zieht jämmerliche Falten!
Indem dein Mund erbärmlich ſpricht.
Eh' du mir ſollſt die Leichenrede halten,
Wahrhaftig, lieber ſterb' ich nicht!

Nun war er doch geſtorben. Nur der Geiſtliche fehlte im Leichenzuge, gerade wie er in dem Leichenzuge Werthers, des jungen Jeruſalems, gefehlt hatte. Nicht einmal der Vater dieſes jungen Jeruſalems folgte der Leiche Leſſings. Der Dichter der Emilia Galotti hatte den jungen Jeruſalem durch die Herausgabe ſeines Nachlaſſes zwar viel unzweideutiger geehrt, als Goethe durch die Abfaſſung von Werthers Leiden. Aber die Zurückweiſung vom Krankenbette ſcheint Werthers Vater auch vom Magni-Kirchhofe und von der Leiche des Dichters entfernt zu haben. Es folgten Kuntſch, Marſchall, Eſchenburg, Schmid,*) Ebert, Sommer, Kanzleidirektor von Hoym, Zimmermann, Leyſewitz u. ſ. w. Es liefen auch (ſagt Leyſewitz in ſeinem Tagebuche) noch einige Leute mit, unter denen ich den Faktor Schulz und Schuſter Homann bemerkte. „Wir fuhren (berichtet Leyſewitz weiter) nicht wieder vor und Sommer mit nach meinem Hauſe, wo wir Toback rauchten.“**) Und ſie rauchten Toback und ſie ſchwatzten gleichgiltig von dem todten Löwen und meldeten ſich haufenweiſe zu deſſen Stelle. So Leyſewitz, der ſich ſchon vor Leſſings Begräbniß über Leſſings Tod beruhigt zu haben ſcheint, Eſchenburg, der Schweizer Johannes Müller u. ſ. w. Keiner von den genannten erhielt das Amt. Aus den häufigen Meldungen aber erſieht man, daß Leſſings

---

*) Eſchenburgs Schwiegervater? oder der bei Heinemann zur Erinnerung S. 145 erwähnte „Kopiſt Schmid“?

**) Heinemann S. 144.

Poſten in Wolfenbüttel immer ſchon zu den begehrenswertheren gehört hatte, wenigſtens in der letzten Zeit.

8. Charakteriſtik.

Leſſing ſagte von Mylius: er kam auf eine Akademie*), wo man beinahe nichts ſo zeitig lernt, als ein Schriftſteller zu werden. Was hier in ſolcher Allgemeinheit nur als eine geiſtvolle Uebertreibung erſcheint, das war in der Beſchränkung auf ein ſo geringes Talent wie Mylius ſchon die buchſtäbliche Wahrheit. Ein rührendes Geſtändniß würde es aber ſein, wenn der Dichter Nathans des Weiſen dabei auch an ihn ſelbſt zu denken geſtattete. Leſſings Jugendentwickelung war eine zu kärgliche und mit zu einſeitigen Anſtrengungen von ſeiner Seite verbunden ſeit dem Augenblicke, da er für den geiſtlichen Stand verloren war. Es iſt buchſtäblich richtig, daß er oft durch Sorgen am Dichten gehindert ward. Vor Abfaſſung des Nathan borgte er ein Kapital auf Wechſel. Wenn auch nicht auf der Studirſtube, ſo doch bei einer immerhin nur beſcheidenen Geſelligkeit und einem ſehr geringen Maße kleinbürgerlicher Freuden verdankte Leſſing nur ſich ſelbſt jene Entfaltung ſeines Talentes, als deren Blüthe ſeine letzten Dramen erſcheinen. Freilich, noch mehr als den Werken Schillers iſt auch dieſen Leiſtungen Leſſings des Gedankens Bläſſe angekränkelt, während den Dichtungen, die Goethe auf Reiſen und zu Hauſe im Schoße des Glückes ſchrieb, nur die Fülle der Geſundheit eigen iſt.

Aber in einem war Leſſing doch den andern großen Dichtern voraus. Nur Herder, der als Gelehrter von ihm angeregt wurde und als Poet ihn nicht von Ferne erreichte, drang ebenſo tief in die Wiſſenſchaften ein, als Leſſing. Auf Leſſing findet es die vollſte Anwendung, wenn er von Mylius ſagt: es ſei ſchwer zu entſcheiden, ob ſein Freund ſich mehr als einen Kenner der Wiſſenſchaft**) oder als einen witzigen Kopf bekannt gemacht habe. Das Beſtreben ſeines Freundes ſei allezeit geweſen, dieſen gedoppelten Ruhm zu verbinden, den nur derjenige für widerſprechend anſehen könnte, welchen die Natur entweder zu plump oder zu leicht gebildet habe.

---

*) Leipzig.

**) „Kenner der Natur“ ſagt er von Mylius.

Mit dieſen letzten Worten kämpft Leſſing nicht etwa dafür, daß der Dichter nebenbei eine gelehrte Chronik in halb- oder ganz lateiniſcher Sprache oder etwas ähnliches verfaſſen ſoll. Er hat vielmehr hier die Kunſt der Darſtellung in der gelehrten Proſa und beſonders in der Polemik vor Augen, mit welcher er zwar nicht Goethe's belletriſtiſche, aber doch deſſen trockene wiſſenſchaftliche Proſa meiſt übertrifft. Denn da Leſſings wiſſenſchaftliche Proſa ſich meiſt auf Gebieten bewegt, auf denen die Geſetze des Denkens eine unmittelbare und deutliche Anwendung fanden, ſo hat er aus einer durchſichtigen Logik und feurigen Phantaſie ſeiner Sprache ſelbſt einen ſeltenen Schmuck bereitet.

Mitunter ſcheint der ſchöne Styl bei Leſſing auf einer gewiſſen Zierlichkeit des Denkens zu beruhen.*) Die aus dem gewöhnlichen Verkehr hervorgegangenen Briefe enthalten bei ihm oft bewunderswürdige rhetoriſche Wendungen. „In welche gefährliche Unruhe (ſchreibt er an Eva König) verſetzt mich Ihr Schreiben! Sie ſind krank? Doch wer martert ſich im voraus? und wer ſollte nicht immer das beſte hoffen? Sie ſind ſchon völlig wieder hergeſtellt und ich denke mir Sie . . . . . geſünder als Sie noch jemals in Wien geweſen. Und auf dieſen Fuß will ich Ihnen auch ſchreiben: ein geſunder an eine geſunde, ein vergnügter an eine vergnügte."**)

In ſchriftſtelleriſchen Arbeiten iſt eine ſolche Eleganz um ſo ſchwieriger, wenn dieſelben wie bei Leſſing ſtets Quellenforſchungen ſind. Trotz der Freude Leſſings an Paradoxien und an dem bloßen Suchen nach Wahrheit, deren wir ſchon gedacht haben, iſt er doch in den Ruf: he is the best guide to go astry mit Unrecht durch ſolche Autoren gebracht worden, welche mehr populariſirt haben. Eine ſo vielſeitige Gelehrſamkeit wie die Leſſings muß freilich den Nachlebenden in jedem Falle in ihren Irrthümern von den Bedingungen der Zeit ſehr abhängig und, wie erfolgreich ſie auch geweſen iſt, doch immer vielfach als eine bloß anregende erſcheinen. Solche Anregungen gab Leſſing ſelbſt auf dem Gebiete der Geographie. Was konnte man aber wohl über Marco Polo und den Maragnon von ihm ſchon für Aufſchlüſſe erwarten?***) Wie ſehr wäre Leſſing noch gefördert worden, wenn er wenigſtens die deutſche Ueberſetzung des Homer von Voß erlebt hätte!

---

*) Über Leſſings Styl beſonders: „Forſchungen über Leſſings Sprache. Von Aug. Lehmann. Braunſchweig, Weſtermann. 1875."

**) 14. Febr. 1771. Bei Schiller S. 66. 67.

***) „Durch Knittel's Entdeckung auf Ulfilas geführt, ſuchte Leſſing aus dem mageren theologiſchen Gewinn, nicht dem großen ſprachlichen auch: dieſen hellen ſcharfen Geiſt lenkte ſeine Vorliebe für Fabel und Spruch nur zu wenigen altdeutſchen Dichtern zweiten oder dritten Ranges. Hätte er die beſten je geleſen, er würde auch Mittel gefunden haben, ſie zu gewinnen." Grimms Wörterbuch I. Spalte.

Leſſing ſagte*): der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Erfahrung heiße Gelehrſamkeit. Eigene Erfahrung ſei Weisheit. Das kleinſte Kapitel von dieſer ſei mehr werth als Millionen von jener. So konnte Leſſing nie in eine todte Gelehrſamkeit verfallen. Da die Erfahrung zuletzt alle Büchergelehrſamkeit überwachen muß und ſich auch am leichteſten mit der ſchöpferiſchen Phantaſie in Verbindung ſetzt, ſo blieb er immer weſentlich Kritiker und Dichter. Doch iſt es ſehr charakteriſtiſch, daß in Leſſings Stellung zu Literatur und Leben die Erfahrung zwar als Weisheit und als reifſte Frucht des Lebens, aber nicht wie bei Goethe und auch bei Schiller zugleich als deſſen Blüthe und als Poeſie erſcheint. Hier zeigt ſich eben immer wieder bei Leſſing noch der hauptſächlich an fremden Literaturen herangebildete Anakreontiker. Indeſſen bilden auch hier ſeine aufrichtigen anakreontiſchen Regungen wenigſtens den Uebergang zum wahren poetiſchen Vollblute, wenn er z. B. ſagt:

Ich habe nicht ſtets Luſt zu leſen u. ſ. w.
Doch hab' ich allzeit Luſt zu ſcherzen,
Doch hab' ich allzeit Luſt zu lieben,
Doch hab' ich allzeit Luſt zu trinken,
Kurz, allzeit vergnügt zu leben**).

Ganz abgeſehen davon, daß der Dramaturg und dramatiſche Dichter immer auf große Bühnen und Höfe wie in Wien angewieſen bleiben wird, ſo ſcheint Leſſing auch vor ſeiner Verheirathung der Aufenthalt in großen Städten wie Leipzig und Hamburg Bedürfniß geweſen zu ſein. Wenn im Winter auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel wenig oder gar nicht gearbeitet werden konnte, fand man es angemeſſen, Leſſing nach Hamburg einzuladen***).

Ein wie ehrenvolles Andenken auch Leſſing ſeiner Eva nach ihrem Tode bewahrte: ſo ſcheint er doch nach demſelben für das weibliche Geſchlecht nicht völlig gleichgiltig geworden zu ſein. Wenigſtens bat ſich Frau Reiske aus Leipzig, eine gelehrte Wittwe, 1786 noch ihr Bild aus****), das bei Leſſings Tode mit verſiegelt war.

---

*) Guhrauer Leſſing S. 176.

**) In Ramlers ungedrucktem Briefe vom 20. Juni 1758 heißt es: Leſſing „ſpricht zwar immer, daß nichts beſſer ſey als müßig zu gehen, zu ſchlafen, zu eſſen, aber im Rabelais zu leſen; aber mit ſeiner Erlaubniß, er betrügt uns. Geſtern habe ich in ſeiner Geſellſchaft in Charlottenburg einen vergnügten Tag verlebt."

***) Vergl. Eva König 20. Dec. 1771 bei Heinemann S. 162.

****) Der Brief bei Heinemann S. 179. Jedoch vergl. auch Schöne S. 541 zu deſſen Erklärung. Nach dieſer war nur Frau Reiske in Leſſing verliebt.

Durch eine Roſe am Kopfe und durch eine Art von dunkelgelber Kleidung ſollte es kenntlich ſein.

Auch vom Standpunkte eines Weltkindes aus, welchen Leſſing ſelbſt eingenommen hat, bleiben einige der Beſchuldigungen gegen ſeinen moraliſchen Charakter beachtenswerth. Unter dieſen verdient aber die von Sonnenfels wegen ihrer Allgemeinheit in der That keine Widerlegung und die übrigen — mehr ſpeciell und einigermaßen motivirt — ſind von Leſſing ſelbſt ſchon genügend widerlegt worden.

In Bezug auf Glaubensanſichten kann Leſſing trotz deſſen, was wir über Nathan ſagen mußten, als vollkommen irreligiös nicht bezeichnet werden. Zwar neigte er ſich zuletzt überwiegend zum Pantheismus hin, aber er blieb doch zweifelnd auf der Grenze des Deismus und des Pantheismus ſtehen. Zu dem Glauben an die Unſterblichkeit, wie immer er ſie auch auffaßte, hatte er gemüthliche Beziehungen, welche bei David Friedrich Strauß*) ganz fehlen. Weil Leſſing nicht gläubig war, ſo war er darum doch nicht ungläubig, wenn man unter ungläubig eine Ueberzeugung verſteht, an deren Richtigkeit man nicht zweifelt**).

Mit Leſſings politiſchen Anſichten mag es ſich ähnlich verhalten haben wie mit ſeinen religiöſen. Wie er in der Theologie gleichſam den Grund zum Rationalismus legen half, aber ſich doch im Herzen ſchon einer weitgehenden Spekulation zuwandte: ſo ſoll er auch in der Politik ſich für die geſchichtlichen Anfänge des Verfaſſungslebens und zugleich, mehr wohl als ſpekulativer Philoſoph, für die reifſte Entwickelungsform des Staatslebens, die Republik, intereſſirt haben. Vielleicht ſtimmt unſer geiſtvoller Adolf Stahr, der in ſeiner Biographie Leſſings auf dieſen Gegenſtand ſelbſt ſchon etwas näher eingegangen iſt, uns bei, wenn wir über Leſſings politiſche Anſichten zunächſt eine Monographie, ob auch nur eine ſtreng wiſſenſchaftliche Unterſuchung auf wenigen Bogen, wünſchen. „Wie ſolcher ſich wohl bekommen hätte, wenn er die Drangſale unſerer Zeit erleben ſollen!"***) ſchrieb Leſſings Freund Langer 1810.

---

*) Ein Vergleich zwiſchen Leſſing und Strauß ſchon bei Schwarz S. 4.

**) Die hier geſperrtgedruckten Worte, mit welchen verſucht werden ſoll, vorläufig das Urtheil über [illegible] abzuſchließen, entnehme ich aus „G. E. Leſſing. Von J. W. Loebell. Nach des Verfaſſers Tode herausgeg. von A. Koberſtein. Braunſchweig, [illegible], 1865." S. 191. [illegible] S. 7.1—111 die „Annalen der [illegible] Thätigkeit Leſſings." Mit dem, was Loebell über [illegible] Schriften und über Nathan den Weiſen, den [illegible] u. ſ. w. ſagt, kann ich jedoch nach ſorgfältiger Erwägung nur [illegible] übereinſtimmen.

***) [illegible] bei Heinemann S. 177 ff.

„Wie ſolcher“ mit Bezug auf Friedrich den Großen ſeine Stellung nahm, iſt bereits klar. Der Verfaſſer der Minna von Barnhelm mußte Friedrichs franzöſiſcher Richtung wegen von Berlin als Dramaturg viel früher abſtrahiren, als von Wien. Er ſah daher auch nur noch mit Verdruß voraus, daß einmal „ein Schmeichler“ die damalige Epoche in der deutſchen Literatur die Epoche Friedrichs des Großen nennen könne. Leſſing ſchrieb aber doch auch: „Wenn ich mich recht unterſuche, ſo beneide ich alle jetzt regirenden Könige in Europa, den einzigen König von Preuſſen ausgenommen, der es einzig mit der That beweiſt, Königswürde ſei eine glorreiche Sklaverei.“ *)

Leſſing war zuletzt in Wien faſt ebenſo bekannt, als in Berlin. Kein einziger deutſcher Dichter erſten Ranges außer Goethe hatte ſo viele geſellige Beziehungen in ganz Deutſchland, als er. Gegen die deutſchen Schriftſteller beobachtete er mitunter als berühmter Recenſent eine gewiſſe Zurückhaltung. Jedoch überwogen auch hier ſeine geſelligen Neigungen. Von den Kaufmannsfamilien, mit denen er in Freude und Leid verkehrte und deren Schwankungen im Glücke beſonders Eva König näher beobachten konnte, waren die von Wurmb **) auch mit Bürger bekannt und verbanden ſich durch Heirath mit der Familie des Dichters von Göckingk. Dieſer ſcheint der Urgroßvater des jetzigen Präſidenten von Wurmb zu ſein. Die Hornboſtels ***) kamen wie die Königs als Seidenzeugfabrikanten ****) nach Wien, behaupteten ſich daſelbſt und brachten es dort 1848 bis zum Miniſterpoſten.

Der berliner erinnert ſich an Leſſing bei dem Anblicke einer Gedenktafel, welche an einem Hauſe gegenüber dem Alexanderlazareth befeſtigt iſt. Die wunderliche Tradition des Hauſes ſagt, daß er dort anfänglich zu ebner Erde gewohnt habe, ſo lange es ihm gut, und eine Treppe hoch mit dem elenden Eingang vom Hofe, als es ihm ſchlecht gegangen ſei. In der Parterreſtube hat einmal ein Chambregarniſt ein Dintenfaß vergeſſen. Eine Putzmacherin, die jetzt dort wohnt, möchte es nun als Leſſings Dintenfaß zeigen. *****)

---

*) Das Trinklied von Leſſing, welches wir im Anhange unter F mittheilen, ſcheint nur einen ähnlichen Sinn auszuſprechen wie die hier zuletzt angeführte Stelle. — Für Leſſings Stellung zu Friedrich können die Stellen verglichen werden, welche meiner Schrift über Friedrich den Großen im Regiſter unter dem Namen Leſſing nachweiſt.

**) Ueber Fr. Chr. Wurmb ſ. Schöne S. 509.

***) Ueber G. Chr. G. Hornboſtel, geb. 1742 in Hamburg, geſt. 1814 in Wien, ſ. Schöne S. 511.

****) H. Pröhle, Friedr. d. Gr. und die deutſche Literatur S. 130. 131.

*****) Nach Ferd. Meyer, Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnſtätten I S. 91 hatte Leſſing mit Ramann auch Nicolaikirchhof Nr. 10 zwei Treppen gewohnt. Ebenda S. 82 wird als Mendelsſohns Haus, wo Leſſing aus und einging, Spandauer Straße 68 bezeichnet. Daſelbſt wohnte Leſſing ſogar nach S. 172. Nach S. 105 wohnte er bei einem Aufenthalte in Berlin 1775 alte leipziger Straße Nr. 1.

Mächtiger wirken auf die Phantaſie die Erinnerungen an Leſſing in dem Weinkeller der Brüderſtraße, Maurer und Bracht*), Nicolai's Buchhandlung ſchräg gegenüber. Die Wölbungen des Kellers ſehen ſehr alterthümlich aus. Man findet dort wohl noch das alte Meublement aus der Zeit, da dem Küfer zuerſt erlaubt wurde, in ſeinem Keller „Gäſte zu ſetzen“: die hölzernen Bänke und den alten Großvaterſtuhl. In ihm hat Leſſing oft geſeſſen. Man glaubt ſeine Stimme noch zu vernehmen und ihn ſein für das Jahrhundert der Aufklärung ſehr charakteriſtiſches Lied ſingen zu hören:

Es donnert! — Freunde, laßt uns trinken.
Der Frevler und der Heuchler Heer
Mag furchtſam auf die Kniee ſinken.
Es donnert! — Macht die Gläſer leer!
Laßt nüchterne, laßt Weiber zagen!
Zeus iſt gerecht, er ſtraft das Meer:
Sollt' er in ſeinen Nektar ſchlagen?

Die großen Fäſſer mit dem „Nektar“ ſind noch wie zu Leſſings Zeit im Hintergrunde des Kellers gelagert.

---

*) Nach Julius Faucher im Feuilleton der magdeburgiſchen Zeitung vom 31. Dez. 1875 ſoll Mendelsſohn dort mit Leſſing, Nicolai u. ſ. w. den Pharaon geſpielt haben.

II.

Chriſtoph Martin Wielands Leben und Schriften.

1. Charakteriſtik und Jugendgeſchichte.

Wir leben in den Zeiten der kritiſchen Ausgaben. Wenn von uns eine kritiſche Ausgabe von Wieland vorgeſchlagen wird, ſo iſt der Grund der, daß das Bedürfniß dazu grade bei Wieland am allerdringendſten iſt. Denn weil er ſeinen Standpunkt wenigſtens einmal gänzlich gewechſelt hat, entwerthete er literarhiſtoriſch viele ſeiner Jugendſchriften durch eine totale Umarbeitung*). Der Literaturfreund bedarf alſo jedenfalls einer kritiſchen Ausgabe von Wieland, welche für die Schriften aus ſeiner Jugend die Worte der Originalausgaben entweder im Texte oder unter dem Texte wiederherſtellt.

Aber, wird man fragen, verdient denn Wieland eine ſolche Sorgfalt durch ſeinen literariſchen Charakter und ſeine Leiſtungen? Dieſe Frage beantworten wir mit Ja. Wir hoffen auch, daß der Leſer am Schluſſe unſeres Aufſatzes daſſelbe thun wird, obgleich wir mit dem von uns hochverehrten Profeſſor Löbell, welcher das Leſen Wielands neuerdings am lebhafteſten empfohlen hat, in weſentlichen Punkten nicht einverſtanden ſind. Löbell, eine durchaus edle und ſittliche Perſönlichkeit, lobte beſonders Wielands philoſophiſche Romane. Indem er nun die Beſchuldigung der Unſittlichkeit von

---

*) Auch Wilhelm Scherer im Anzeiger für deutſches Alterthum I. 1. (Sept. 1875) S. 25—46 macht auf die durch Wielands Umarbeitungen entſtandenen Schwierigkeiten aufmerkſam.

Wieland nach Möglichkeit abzuwenden ſuchte, prüfte er beſonders die philoſophiſche Tendenz derſelben, belobte das gute daran, und fand mit Recht, daß dieſelbe faſt nie ein gewiſſes Maß überſchritt und faſt nie eine unſittliche wurde. Den deutſchen aber, die Wieland nach und nach als unſittlich verworfen haben, kam es auf die Tendenz gar nicht an. In dieſer Beziehung hätte unſer Publikum noch viel mehr vertragen, als Wieland ihm geboten hatte. In Ueberwindung verſchiedener Standpunkte hat ja der deutſche eine hübſche Uebung. Er hat Max Stirner, den „einzigen und ſein Eigenthum“ verdaut. Treten die Tendenzen nun aber gar bloß bei den Romanhelden auf, ſo macht das Publikum ſich noch weniger daraus, ob ſie zu lang oder zu kurz ſind. So hat es die größten Tollheiten in einzelnen Schriften der Romantiker und die Emancipation des Fleiſches in Werken des jungen Deutſchlands hingenommen. Was aber Wieland am Ende des vorigen Jahrhunderts beſonders unpopulär gemacht hatte, waren die ſchlüpfrigen Schilderungen, welche neben ſeinen Tendenzen einherliefen. Dieſe verwirft Löbell zwar auch, aber in ſeinen Auszügen geht er oft ganz über ſie hinweg. Er gibt daher auch von Wielands Tendenzromanen ein Bild, welches ſelbſt Pädagogen beinahe zu Mißverſtändniſſen in Bezug auf den Unterricht verleiten könnte.*).

Noch in einem anderen Punkte ſtimme ich mit Löbell nicht überein. Außer ſeinen philoſophiſchen Romanen ſind Wielands Rittergedichte und Märchen in Verſen ſeine wichtigſten Schriften. Vielen gebildeten Leſern wird es ſchon ſchwer, ihm die Ironie zu verzeihen, die er in keiner dieſer Märchenbearbeitungen überwinden konnte. Dagegen halte ich die zum Theil von Löbell empfohlenen gereimten Märchen, in die Wieland außer ſeiner Ironie auch noch eine förmliche philoſophiſche Tendenz hineingetragen hat, in unſerem jetzigen germaniſtiſchen Zeitalter für ganz ungenießbar. Wenn aber Löbell diejenigen Erzählungen verwirft, die Wieland aus mehreren Märchenſtoffen zuſammengeſetzt hat, ſo ſcheint mir das zu ſtreng. Ich erkenne vielmehr an, daß Wielands leichte Phantaſie das fremdartige wenigſtens immer auf eine erträgliche Weiſe verbunden hat, und daß er als guter Kenner des Schauſpiels und der Oper nicht ſelten durch einen anmuthigen Theatercoup über die ſchwerſten Stellen hinweggelangt iſt. Die Wiederaufnahme der Lektüre Wielands kann ich gleichfalls in dem Maße, in welchem der treffliche Löbell ſie gewünſcht hat, bei unſeren Zeitgenoſſen nicht befürworten. Insbeſondere haben alle Romane Wielands nur noch ein kulturgeſchichtliches Intereſſe. Im allgemeinen können ſie nur noch denen, die ſich für die Geſchichte der Literatur und der Wiſſenſchaften, zumal für die Entwickelung der Philoſophie und der Politik im vorigen Jahrhundert intereſſiren, empfohlen werden. Ein allgemeines Intereſſe nehmen wir überhaupt unter den großen Geiſtern am Dichterhofe zu Weimar nur noch für Schiller und Goethe in Anſpruch. Das vollkommen gebildete moderne Bewußtſein verlangt als „unſterbliches Haus“ eine durch die größten Geiſter der alten und neuen Zeit von Sophokles und Horaz bis auf Goethe und Schiller gleichmäßig ausgebaute Welt. Es iſt gewiß, daß Herder und Wieland dieſem Pantheon wenigſtens nicht in gleichem Grade, wie die beiden zulezt genannten, angehören. Aber indem Wieland und Herder mehr auf der Erde blieben, während die eigentlichen Heroen Weimars eine ſelbſtändige Welt des Geiſtes durch die Phantaſie erſchaffen halfen, iſt von dieſen etwas geringeren Geiſtern zur Herbeiſchaffung eines reichen Kulturmaterials für die deutſchen unendlich viel geſchehen. Merkwürdigerweiſe ſteht der gelehrte und vielſeitige, obgleich mitunter etwas flache Wieland auch auf einer gewiſſen Grenze zwiſchen den Troubadours und den Romantikern, aus denen wiederum die Germaniſten hervorgingen. Abgeſehen vom orientaliſchen Wiſſen dürfte Wieland noch kenntnißreicher geweſen ſein als Herder. Während aber dieſer gute und ſpecielle Vorſtudien machte und im allgemeinen ſeine Ideen in die muſtergiltigen gelehrten Formen goß, verſchleuderte und verpuffte Wieland in der Regel ſeine aufgeſpeicherte Gelehrſamkeit, indem er ſich weſentlich in den Formen und Gattungen der Literatur vergriff, ſobald er producirte. Unter den eigentlichen kritiſchen Bemerkungen, welche Goethe und Schiller zu verſchiedenen Zeiten über Wieland machten, ſcheint mir Schillers Wort das bemerkenswertheſte, daß es ſeinen Produkten gar nicht an herrlichen, poetiſchen und genialen Momenten fehle, und daß ſein Naturell Schiller noch immer ſehr reſpektabel vorkomme, wie ſehr es auch bei ſeiner Bildung gelitten habe. Der Philolog Auguſt Matthiä, welcher

---

*) Wielands Ruf hat von neuem einen ſehr empfindlichen Stoß erlitten durch das Buch: „Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis Wieland, Rouſſeau, Zimmermann, Lavater, Leuchſenring, Uſteri, Sophie Laroche u. a. Nebſt bisher ungedruckten Briefen der Bondeli an Zimmermann und Uſteri. Von Eduard Bodemann. Hannover. Hahn'ſche Hofbuchhandlung. 1874.“ Mit der Bondeli, die unter andern Plato ſtudirt hatte, war Wieland verlobt und wurde ihr untreu. Der Aufſatz von Scherer iſt eine nur formell an Bodemanns Buch angeſchloſſene Unterſuchung über die Frauen, mit denen Wieland verkehrte, und das beſte, was über dieſes Thema vorhanden iſt.

Kant gegen Herder vertheidigte und dabei Wieland als damaligen philoſophiſchen Schildknappen Herders mit Verachtung behandelte, nennt Wieland einen ſchlechten Philoſophen, aber einen großen Dichter. Und ſo wie der Merkur theilweiſe von den Horen verdrängt zu ſein ſcheint, ſo mußten gewiß Wielands philoſophiſche Romane nach Inhalt und Form für veraltet gelten, als Schiller die kantiſche Philoſophie in der adäquaten Form der Abhandlung auf die geiſtvollſte Weiſe populariſirte.

Mit Recht ſagte Schiller, daß Wieland noch in die löbliche Zeit gehöre, da man die Worte des Witzes und des poetiſchen Genies für Synonyma hielt. Wieland war am 5. September 1733 zu Oberholzheim im Gebiete der ſchwäbiſchen Reichsſtadt Biberach geboren. Sehr richtig und zugleich außerordentlich tief erſcheint Schillers Wort, daß deſſen Talent durch ſeine Bildung gelitten habe. Nur denke ich dabei nicht an ſeine ſpäteren Studien über volksthümliche Literatur, ohne welche er den Oberon faſt ebenſo wenig hätte ſchreiben können, als Herder den Cid, ſondern einfach an ſeine Jugendbildung. Dieſe war nur eine unglückliche, weil ſie keine formale und philologiſche, ſondern mehr eine ſcholaſtiſche und ſtofflich verwirrte war. Vor allen Dingen fehlte ihr die Einfachheit. Während Klopſtock und Goethe ſchon als Knaben in Muße und Freiheit ſich zu Dichtern heranbildeten, diente der häufige Ortswechſel Wielands in den Schuljahren dazu, die Einwirkung jeder berechtigten deutſchen Stammesindividualität in ihm auszulöſchen, ſein angeborenes Naturell zu unterdrücken und ſogar das poetiſche Talent des heimathloſen melancholiſchen Jünglings verkümmern zu laſſen. Und doch war eine frühreife Dreſſur des Geiſtes in dem an Talent reichen achtzehnten noch nicht die Regel, wie in dem allerdings im Unterrichte auch planmäßigeren neunzehnten Jahrhundert.

Wieland kam noch in ſeinen Jünglingsjahren zu Bodmer nach Zürich, ſo zu ſagen als ein Muſterknabe. Er erfüllte alle deſſen Hoffnungen ſo ſehr, als ſie Klopſtock getäuſcht hatte. Man hat geſagt, Bodmers einziges Verdienſt ſei es geweſen, Klopſtocks Meſſias ſogleich verſtanden und anerkannt zu haben. Ehe er von Klopſtock irgend etwas wußte, entwarf er ſich ſchriftlich ein Bild vom Verfaſſer des Meſſias, welches nachmals in Cramers großem Werke über Klopſtock gedruckt iſt. Danach war Klopſtock ein wohlgezogener Predigerſohn. Klopſtocks Vater war jedoch einer von jenen

Amtleuten geweſen, aus deren Mitte der Sohn ſpäter ſo gern eine Frau gehabt hätte, und von denen Gleim ſpäter einmal an Wieland ſchrieb: ſie ſind die Könige unſeres Landes. Wohl aber gehörte Wieland „zu dieſer mit Recht etwas in Verruf gekommenen Sorte von Menſchen“, wie einmal der ſchweizer Schriftſteller Jeremias Gotthelf in einem Briefe die Predigerſöhne nannte, zu denen Gotthelf übrigens auch gehörte. Und während Klopſtock, der Amtmannsſohn, von Bodmers Hauſe aus den Tubum auf die ſchweizerinnen ſtatt auf die Alpen gerichtet zu haben ſcheint, weckte der muſterhafte Wieland den alten Bodmer, als deſſen Magd in der Nacht einen Ueberfall auf ihn richtete. Der alte Bodmer heilte ihren Wahnwitz, indem er ſie an einen hausbackenen ſchweizer Schulmeiſter verheirathete. Wieland ſtellte in Abrede, daß ſie ſich in ihn verliebt habe, weil ſie in dem Zimmer habe ſpinnen oder ſonſtige Arbeiten verrichten müſſen, in dem er mit dem alten Bodmer zuſammen gedichtet hatte, was dem Verfaſſer des Meſſias in ſeiner züricher Genieperiode auch niemals gelungen war. Wieland aber gab zu verſtehen, daß die Magd ſich in ſeine damaligen überſpannten Dichtungen verliebt habe. Dem ſei nun, wie ihm wolle: in jedem Falle werden wir wohl thun, uns nach dieſen Produkten aus Wielands erſter Periode umzuſehen. Welches ſind überhaupt die ſchriftſtelleriſchen Arbeiten Wielands, die ungefähr dieſen Zeiten ihren Urſprung verdanken?

Am Tiſche Bodmers, welcher damals auch den Abraham verherrlichte, ſchrieb Wieland in klopſtockſchen Hexametern 1753 „Die Prüfung Abrahams“. In Grubers Geſammtausgabe von Wielands Werken iſt dieſe Dichtung ſehr verändert, aber die Behandlung des Stoffes kann eine geſchickte genannt werden. Wie in Klopſtocks Meſſias, ſo ſpielen auch hier bei Wieland die Väter des Meſſias eine große Rolle. Ismael kommt vor dem Aufbruche zum Opfer bei Abraham bereits zum Beſuch mit einem Sohne. — Matt ſind in Grubers Ausgabe die 106 Hexameter der zuerſt 1754 erſchienenen „Hymnen auf Gott“. Die 1755 geſchriebenen „Empfindungen eines Chriſten“, ſpäter Pſalmen genannt, enthalten nur anempfundenes und bloßes Geſchwätz. Eine bunte vom Autor ſelbſt getroffene Zuſammenſtellung verſchiedener Arbeiten Wielands von 1754—1760 liegt uns in ſeinem vierten Supplementbande (1798) vor. Die gereimten „Erinnerungen an eine Freundin“ mit einem religiöſen Schluſſe (1754) ſind unbedeutend. Die „platoniſchen Betrachtungen über den

Menſchen“ (1755) ſchließen mit den Worten: „Wofern die Republik des Lykurgus noch in der bloßen Idee exiſtirte, ſo würde ſie jeder Kenner der menſchlichen Natur für ungleich ſchwerer zu bewerkſtelligen halten, als eine Republik von Chriſten.“ Im „Geſichte des Mirza“ (1754) finden wir bereits eine intereſſante Hindeutung auf die Seelenwanderung. „Timoklea“ (1754) war Wielands erſter Verſuch in der Geſprächsform und handelt über ſcheinbare und wahre Schönheit.

Das „Geſicht von einer Welt unſchuldiger Freuden“ (1755) zeigt uns Wieland wohl zum erſten male als Vorläufer Jean Pauls. Eine blühendere Sprache, als in der Welt unſchuldiger Freuden, finden wir im „Theages. Ueber Schönheit und Liebe“ (1760). Wenn ſich irgend etwas von Wieland für die Jugend eignet, ſo iſt es dieſe reizende kleine platoniſche Novelle, ein kleines Kunſtwerk, das er nur, weil es nicht die ganze platoniſche Philoſophie entwickelt, alſo ſehr mit Unrecht, ein Fragment nennt. Der Vater, der nach dem Tode der Mutter in eine herrliche Landſchaft zieht, um ſich nur noch dem Unterricht der Tochter zu widmen; die beiden Jünglinge, welche ſich in einer Laube davon erzählen; der Beſuch der Jünglinge auf dem Lande, und zuletzt die Einladung des Vaters, den Sonnenaufgang abzuwarten, um dann auf einem hohen Berge die feindſeligen Disputationen gegen die anmuthige Tochter fortzuſetzen: jedes hiervon iſt allerliebſt.

Das Trauerſpiel „Lady Johanna Gray“ (1758) macht in dieſer Zuſammenſtellung einen fremdartigen Eindruck. Trotz des Zuſatzes „Der Triumph der Religion“, welcher auf Wielands damalige Richtung hindeutet, läßt ſich ebenſo wenig verkennen, daß in den fünffüßigen Jamben dieſes Trauerſpiels weit mehr geſunder Sinn für politiſche Geſchichte, als in den platoniſchen Abhandlungen, und weit mehr Kenntniß der Technik des Dramas, als in Wielands Araspes und Panthea niedergelegt iſt. Und wirklich weiß man ſchon durch Leſſing, daß „Johanna Gray“ mehr oder weniger von Wieland aus dem engliſchen entlehnt iſt.

Wir ſchweigen von Wielands Bruchſtücken ſeines Heldengedichtes „Cyrus“. Es iſt viel langweiliger als Klopſtocks Meſſias. — Im Herbſte des Jahres 1756 las Wieland auch die Geſchichte des Araspes und der Panthea in Xenophons „Cyropädie“ mit demjenigen Vergnügen, welches „der ſokratiſche Geiſt und die ſchöne Einfalt dieſes unnachahmlichen Verfaſſers erwecken müſſen“. Er fühlte ſich zur Behandlung des

Stoffes in einem Drama angeregt, das ſich unter ſeiner Hand in eine Reihe von moraliſchen Betrachtungen verwandelte. Dieſe erſchienen 1760 unter dem Titel: „Araspes und Panthea. Eine moraliſche Geſchichte in einer Reihe von Unterredungen“ *). Alles, was wir bewundern (ſo wird entwickelt), iſt nur eine mangelhafte Nachahmung eines vollkommenen Urbildes. Vielleicht brachte unſere Seele dieſen unbegrenzten Hang zum vollkommenen als ein Merkmal ihrer himmliſchen Abkunft mit, als ſie „in dieſen irdiſchen Schlamm geſtürzt ward“. Manche Menſchen, wie der König Cyrus von Perſien, ſeine Mutter Mandane und ſeine gefangene, die Königin Panthea von Suſiana, entſprechen durch ihr Leben ganz den Idealen aus einer früheren Welt. Andere Seelen ſuchen bloß durch die Liebe auf endloſen Stufen zu dem hinaufzublicken, deſſen Gegenwart mit jedem Grade weiſſagende Ahnung, neue Wiedererinnerung, reineres Licht und göttlichere Scenen um ſich her ſtrahlt. Da aber die mit unendlicher Liebe befruchtete Seele von Sinnlichkeit umnebelt iſt, ſo irrt ſie gewöhnlich im Maß der Liebe oder im Gegenſtande derſelben. Ja, es möchten wohl „zwo“ Seelen im Menſchen ſein, eine für das gute und erhabene, die andere aber für das ſinnliche und böſe. So wird auch der Geiſt des Araspes immer mehr umnachtet, welcher von Cyrus zum Beſchützer der bildſchönſten Panthea beſtimmt war. Als er ſich krank ſtellt, durchſchaut ihn zwar die erfahrene Mandane, aber die reizende Panthea pflegt ihn. Als er ihr dann offenbare Nachſtellungen bereitet, verbannt ihn Cyrus ohne Härte. „Entſchuldige mein Fürſt, dieſe Thränen (ſagt Araspes) . . . ., die ſchändliche Seele weicht . . . . die beſſere Seele hat geſiegt. Ich eile zurück zu den, wohin Cyrus und die Tugend mich rufen!“

Faſt alle literariſchen Arbeiten Wielands, welche wir bisher muſterten, hatten etwas mehr oder weniger ſteifes und lebloſes. Zu Anfang der ſechziger Jahre aber ging jener Gährungsprozeß der angeſammelten Bildungselemente in ihm vor, welcher ſeine Poeſie in einen überſchäumenden ſinnlichen Zaubertrank verwandelte. Hierdurch erhielt er die Stellung in der deutſchen Literatur, in welcher er als der perſonificirte Gegenſatz zu Klopſtock erſcheint. Dieſer Gegenſatz muß jedoch ſeine Bedeutung immer mehr verlieren, je mehr erkannt wird, daß Klopſtock nur durch die ſinnlichen Empfindungen fortlebt, welche er in ſeinen Oden niederlegte. Wir können daher

---

*) Zürich, bei Orell und Comp.

Klopſtock nur als den maßvolleren Dichter über den jüngeren Wieland ſtellen, welcher lange ſein Nachahmer war. Allerdings waren Wielands Anlagen die größeren, ſo daß er ſpäter ſogar in die weimariſche Dichtergruppe hineinpaßte. Allein dem Dichter Fanny's ſtand Wieland trotz ſeiner eigenen umfaſſenderen dichteriſchen Anlagen deshalb nach, weil die erſte dichteriſche Entwickelung, die ſelbſt bei einem Bürger eine glückliche geweſen war, bei Wieland die eigentliche Lyrik und ſomit die Quinteſſenz der Poeſie für immer bis auf wenige kleine Proben mit der Wurzel ausgeriſſen hatte. Und doch wetteiferte er als Erotiker ſelbſt noch mit Bürger und war ein unverwüſtlicher Reimer. Zwar hat Löbell Wielands Verſifikation weit überſchätzt, und es wird gewiß bei den tadelnden Bemerkungen von R. Prutz über dieſelbe ſein Bewenden haben. Man kann nur zugeben, daß er einer zu weit ausgedehnten Beſeitigung des Reimes in der deutſchen Litteratur durch Klopſtock und Herder wirkſam durch die That entgegengetreten iſt. Mit der mangelhaften Form ſeiner Verſe hängt es nun zuſammen, was ich noch von niemand ausdrücklich hervorgehoben finde: daß Wielands Sprache, eben weil ihr der Schmelz der Lyrik vollſtändig fehlt, in ſeinen Verſen ſelbſt an den ſchönſten Stellen faſt niemals poetiſch, ſondern faſt immer in einer abſtoßenden Weiſe gewöhnlich und proſaiſch iſt. Dies alles iſt bei Klopſtock umgekehrt. Auch durch den Gegenſatz, in welchen Wieland zu dem göttinger Dichterbunde trat, wurde ſein Weſen nicht erſchöpft. War doch der Dichterbund nicht einmal einig, als er Wielands Dichtungen verbrannte. Indeſſen blieb Wieland den göttingern nichts ſchuldig. An einigen Winterabenden des Jahres 1771 brachte er den „Verklagten Amor" zu Papier. Erſt 1774 vollendete er ihn. In dieſem holprigen und langweiligen Gedichte findet ſich die gegen den göttinger Dichterbund gerichtete Stelle:

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Die letzten Verſe beziehen ſich auf die ſatiriſche Nachricht, daß die deutſchen Dichter zu Walpurgis am Fuße des Brockens den Wodan anbeteten. Die Grafen von Stolberg-Wernigerode verſchmähten jedoch die Ehre, bei dieſem Opfermahle am Fuße des Brockens den

Vorſitz zu führen. Sie ließen, wie es ſcheint, eine Erklärung darüber durch Gleim an Wieland gelangen. Am 17. Oktober 1774 ſchrieb Wieland an Gleim: „Daß Ihre Grafen v. Stolberg ſo günſtig von mir denken, iſt mir neu. Sagen Sie mir doch, was für Stolberge das ſind, und wie viel oder wie wenig ſie die Dichter aus dieſem Hauſe im göttinger Muſenalmanach angehen.“ Die letzteren gehörten zu dem Hauſe Stolberg-Stolberg.

Als Klopſtock zu dichten begann, war die Religion faſt der einzige Stoff für die Poeſie. Er fügte zu dieſem Stoffe ſehr einfach, aber in einer doch erhabenen Form die Freundſchaft und die Liebe hinzu. Wieland dagegen bereicherte Stoff und Gegenſtand ſeiner Poeſie, indem er die ſchöne Form dem Inhalte vielfach opferte, namentlich nach ſeinem Abfalle von Bodmer ſogleich durch ſein ganzes buntes Wiſſen und durch ſeine buntſcheckige Gelehrſamkeit. Wielands Romane enthalten unendlich vieles, was weder ſchön noch wahr iſt. Natürlich wird bei einem Dichter von Wielands Range Charakteriſtik und überlegte Zeichnung der Hauptfiguren des Romans nicht vermißt, wie ja auch die vorgeführten Frauen faſt eben ſo ſehr nach dem Leben geſchildert ſind, als bei Goethe und Jean Paul; aber es läßt ſich doch nicht leugnen, daß die Charakteriſtik der Völker, Länder und ſelbſt der Zeiten fehlt. Ja, Wieland mag wohl manchmal ſeinen Leſer hinten in die Türkei oder ſonſt wohin verſetzt haben, bloß um es ſich und ſeiner Phantaſie recht bequem zu machen. Gleim ahmte ihm in dieſer Beziehung in ſeinem „rothen Buche“ nach. Er ſchrieb ihm über dieſes am 20. März 1774: „Die häufig vorkommenden fremden Namen ſind weder perſiſch, arabiſch, noch tartariſch, alle ſind aus eigener Fabrik, alles iſt erdichtet, kein Wort, kein Gedanke iſt anders woher, als aus meinem Kopfe und meinem Herzen“. Er ſetzte hinzu: „Welche Scene hätt' ich dem Werklein geben ſollen, um nicht überall anſtößig zu werden?“ Dies möchte allerdings auch bei Abfaſſung der Werke Wielands mitunter zu bedenken ſein. Und ſo verſchwimmen denn bei Wieland doch meiſt griechiſche, römiſche und orientaliſche Romanfiguren auf eine bedenkliche Weiſe in einander. Der Schüler Epikurs wird ihm zum Paſcha, und wir werden ſehen, daß er zwiſchen einer nackten wilden Frau und einer mediceiſchen Venus keinen großen Unterſchied zu machen weiß. Niemals hat Wieland ein klares Bild von der klaſſiſchen Welt des Alterthums vor Augen gehabt nur etwa in dem Grade wie der größere Schiller. —

Wenn durch die bezeichnete Methode auch wohl Klopſtock ſeinen Oden eine größere Unſterblichkeit verlieh, als Wieland ſeinen Romanen, ſo muß man doch ſagen, daß dieſe zu ihrer Zeit viel mehr gewirkt haben, als jene. Obgleich ſie jetzt für das Publikum nicht mehr lesbar ſind, enthalten ſie doch, abgeſehen von der platoniſchen Philoſophie, vielfach gerade diejenigen Grundſätze und Bildungselemente, welche jetzt in Deutſchland die allgemeinen geworden ſind. Dieſe wichtigen Beziehungen Wielands zu unſerer Zeit beruhen ſchon darauf, daß er nach ſeiner Umwandlung den Kampf gegen den falſchen Enthuſiasmus und die gewöhnliche Schwärmerei aufnahm, während Goethe und Schiller um ihre ſtolzen und wahren Ideale die gebildetſten ihres Volkes verſammelten. Wieland war im guten und im böſen ein Vorläufer der jetzigen Zeit. Er ſpottete über diejenigen, welche der Anſicht waren, niemand müſſe klüger ſein, als ſeine Großmutter. Man könnte ihn den Philiſter unter den großen Geiſtern, und den Durchſchnittsmann unter den Genies nennen. Jedenfalls vereinigte er gewiſſe Widerſprüche in ſich, welche wir zwar nicht bei den andern großen Dichtern ſeiner Zeit finden, wohl aber im Charakter Friedrichs des Großen. Dieſer war noch mehr als Wieland von einer franzöſiſchen Bildung ausgegangen. Es iſt keine Frage, daß Wieland nicht allein mehr als alle deutſchen, ſondern auch mehr als die meiſten Franzoſen dem Ideal entſprach, welches Friedrich ſich von einem großen Dichter zu machen im Stande war. Und ſo war eben auch zwiſchen dem dichtenden alten Fritz und zwiſchen dem reimenden Philoſophen Wieland etwa um die Zeit kurz nach Ablauf ſeiner erſten Periode nur ein geringer Unterſchied.

Man hat den proſaiſchen Styl Wielands ſehr verſchieden beurtheilt. Er war von ungleichem Werthe. Ein Buch der Abderiten fängt mit einem zwei Seiten langen Satze an. Im allgemeinen iſt Wielands Styl beſſer als der Herders, ſchlechter als der Goethe's und Schillers. Aber vielleicht hatte Wielands Styl auf den jetzigen Styl mehr Einfluß, als der von Schiller und Goethe. — Wieland war der Sprachmenger unter den großen deutſchen Dichtern.

Faſſen wir das bisher über Wielands Beziehungen zu unſerer Zeit geſagte noch einmal zuſammen, ſo läßt ſich wohl nicht leugnen, daß er, der ja auch faſt ſtets in einer gewiſſen Konverſationsproſa geſchrieben und dabei als echter biberacher und weimaraner Spießbürger und Familienvater die kleinſtädtiſchen, theils bürgerlichen, theils höfiſchen Sitten der deutſchen des vorigen Jahrhunderts genauer als irgend ein anderer Dichter vor Jean Paul gekannt hat, auf die bürgerlichen Sitten des neunzehnten Jahrhunderts und ſelbſt auf die Konverſationsſprache unſerer Zeit, die im Privatgeſpräch und ſelbſt in Kammerreden der Miniſter von den verſchiedenſten Citaten und Fremdwörtern ſtrotzt, den meiſten Einfluß gehabt hat.

Als Politiker war Wieland den andern großen Dichtern ſeiner Zeit weit voraus. Er war ſogar als Publiciſt und Journaliſt ſchon eine ganz moderne Erſcheinung. Ueber das damalige Württemberg ſchrieb er einfach an Gleim den 3. November 1771, indem er ihm ſeinen Landsmann Werthes zuſandte und empfahl: „In ſeinem und meinem Vaterlande herrſcht die Dummheit mit bleiernem Scepter“. Der Grund ſeiner Tüchtigkeit in der Politik beruhte zum Theil auf der Kenntniß des kommunalen Lebens, die er als Beamter (Archivar) ſeiner Vaterſtadt Biberach erwarb, noch mehr aber auf ſeinen Studien über die Literatur und Geſellſchaft in Frankreich und England. Dabei war ſeine Geſinnung meiſt wahrhaft deutſch. Die etwas unſaubere, aber höchſt witzige philoſophiſche Farce in einem Aufzuge „La philosophe endormie“ liefert davon einen glänzenden Beweis. Die Philoſophie ſagt in dieſer Farce von einem deutſchen Baron, der faſt wie ein wildes Thier dargeſtellt wird, zu einem franzöſiſchen Abbé:

Abbé, ich bitte Reſpect zu tragen;
Ich ehre ſeit kurzem die Nation.
'S ſind Leute von guten derben Sinnen,
Und hochgeſpanntem Menſchenverſtand!
Sie zahlen unſerm Fabrikenſtand
Baar Geld, vertauſchen ihr Geld um Häckſel
Und clinquant*), verlieren noch auf dem Wechſel.
Copient journellement nos travers**),
Sind unſerer tollſten Moden gewärtig,
Und halten ſich ſelbſt nicht eh' für fertig,
Bis unſere Schneider und Friſeurs
Sie erſt zu Menſchen umgebildet
Und unſre Brodeuses***) ſie übergüldet.
Da ſpricht man: ſo ein Volk ſei dumm!
Ich preiſ' es laut und weiß warum;
In ſtaatswirthſchaftlicher Betrachtung
Verdient ihr Biederſinn die größte Achtung!

Welchen unvergänglichen Schmuck könnte dieſe patriotiſche Richtung Wielands Romanen verleihen! Aber ſie fehlt ihnen ganz, auch in der negativen ſatiriſchen Form, in welcher ſie in jenem Gedichte auftritt. Der Inhalt der Romane wird vielmehr weſentlich von einer eudämoniſtiſchen Weltanſchauung beherrſcht, die wir mit Wielands eigenen Worten charakteriſiren können. Alles gute löſt ſich danach in Vergnügen auf, alles böſe in Schmerz. Mäßigung iſt Weisheit. Nur dem weiſen iſt es gegönnt, den Becher der Wolluſt, den die

---

*) Flittergold.
**) Ahmen täglich unſere närriſchen Grillen nach.
***) Stickerinnen.

Natur jedem ſterblichen voll eingeſchenkt, bis auf den letzten Tropfen auszuſchlürfen. Ohne Mäßigung werden auch die natürlichſten Begierden zu Quellen des Schmerzes.

Schon ehe Wieland den Ariſtipp ſchrieb, hatte Goethe einmal den Ariſtipp als Wielands Meiſter bezeichnet. Fragen wir nach Ariſtipps Meinungen, ſo weiß die Geſchichte der Philoſophie jetzt folgendes darüber zu berichten. Ariſtippus der ältere wird von Ariſtoteles als Sophiſt bezeichnet. Als Aufgabe des weiſen erſcheint ihm, die Luſt zu genießen, ohne von ihr beherrſcht zu werden. Er ſieht in der Luſt den Zweck des Lebens und bezeichnet ſie als empfundene ſanfte Bewegung. Der Sohn ſeiner Tochter Arete, genannt der Mutterſchüler oder der jüngere Ariſtipp, ſoll den Empfindungszuſtand der Luſt dem ſanften Winde, die Beſchwerde aber dem Sturm und die Gleichgiltigkeit der Meeresſtille verglichen haben. Er mag zuerſt die cyrenaiſche oder hedoniſche Weisheit ſyſtematiſch dargeſtellt haben.

Welchen Ariſtipp nun aber auch Goethe vor Augen hatte, den Großpapa oder das Mutterſchülerchen oder beide zugleich: immer konnte es dem vielſeitigen und gewandten Wieland nicht ſchwer werden, der Einreihung in ein ſolches Syſtem der Luſt durch Goethe wieder zu entſchlüpfen. Wir wollen daher in dieſem Punkte dem gegen Wieland ſo milden Löbell nicht widerſprechen, welcher mit Rückſicht auf ſeinen Roman Ariſtipp den Wieland nur als einen ſchwankenden Proteus hinſtellt und viel ſchmeichelhafter die Selbſtcharakteriſtik des Horaz auf ihn anwendet:

> Keinem der Meiſter ergeb' ich mich ganz, noch bet' ich ein Wort nach;
> Wie mich der Sturm hintreibt, anlend' und kehr ich als Gaſt ein;
> Stürze mich bald, ein geſchäftiger Mann, ins politiſche Leben,
> Als ein Trabant und Wächter der ſtreng wahrhaftigen Tugend,
> Sinke verſtohlen zurück in die ariſtippiſche Weisheit,
> Suche die Welt mir ſelbſt, nicht mich ihr dienſtbar zu machen.

Wieland iſt ſeit Herausgabe des Don Sylvio und noch mehr ſeit Herausgabe der „Komiſchen Erzählungen“ (1765) der Vorwurf der Unſittlichkeit gemacht worden. Wir berückſichtigen ihn nur in ſo weit, als er ſich nicht auf die beſonderen Ausſchweifungen in den komiſchen Erzählungen bezieht, die Wieland ſpäter wohl wieder vermieden haben dürfte. 1764 erſchien „Der Sieg der Natur über die Schwärmerei oder die Abenteuer des Don Sylvio von Roſalva“ *.)

---

*) In Grubers Ausg. von Wielands Werken 5. und 6. Band.

Die Contes de Mad. d'Aulnoy ſind gewiſſermaßen Wielands Muſter, obgleich er ſelbſt in Don Sylvio ſchon Ton und Sprache für Muſäus vorbildet. Auch Ondinen (Undinen) erwähnt er ſchon. Vor allen Dingen aber iſt Don Sylvio eine matte und langweilige Nachahmung des Don Quixote, den Wieland hoch verehrte. Beſſer als die Geſchichte des Don Sylvio ſelbſt, aber zum Theil geradezu gemein, iſt die eingelegte Erzählung: Prinz Biribinker. Die Beſchreibung der königlichen Verheirathung vor Geburt des Prinzen Biribinker iſt jedenfalls eine ganz ausgezeichnete Satire.

Wieland behauptet jenen alten römiſchen Dichter für ſich ſprechen laſſen zu können, welcher meinte, daß nicht das Gedicht, ſondern der Dichter keuſch ſein müſſe. Indeſſen liegt die Sache bei Wieland doch nicht ſo ganz einfach. In der Regel decken ſich ſeine ſchlüpfrigen Schilderungen weder mit dem übrigen Inhalte ſeiner Romane, noch mit den Anforderungen der Poeſie überhaupt. Wieland malt in Fällen, wo nichts zu malen iſt. Er läßt die Leidenſchaft immer erſt vor unſern Augen aus der Verſuchung oder aus der Gelegenheit entſtehen. Indem er aber ſtets mit vielem Behagen jene Verſuchungsſcenen ſchildert, die mit den glänzendſten eudämoniſtiſchen Scenen zuſammen auch mit Vorliebe zu Titelbildern für ſeine Bücher benutzt ſind, führt er mit ſeinen Helden auch ſtets ſeine ſämmtlichen Leſer in eine förmliche Verſuchung. Er iſt nicht Dichter an ſolchen Stellen: nein, er hält, wie Herder witzig geſagt haben ſoll, bei ſolchen Gelegenheiten jedesmal eine förmliche Predigt.

2. Wieland ſeit ſeiner Verheirathung bis zur Berufung nach Weimar.

Wieland ſtimmte zwar ausdrücklich bei, als er in der von ihm bearbeiteten Geſchichte der Fräulein von Sternheim die Bemerkung von Frauenhand las, daß die Empfindungen der Frauenzimmer oft richtiger wären, als die Gedanken der Männer. Indem er aber in ſeinen eigenen Romanen faſt alle Verſuchungen von den Frauen ausgehen und faſt alle Männer zunächſt als Tugendhelden auftreten läßt, hat er ſich eine Ungerechtigkeit gegen das weibliche Geſchlecht und im Vergleich mit ſeinem eigenen Leben wahrſcheinlich eine große Unwahrheit zu ſchulden kommen laſſen.

1765 verheirathete er ſich, oder, wie er ſelbſt ſagt: er ließ ſich, ohne recht zu wiſſen wie, von ſeinen Eltern und guten Freunden ein ganz artiges Weib, oder eigentlich nur ein Weibchen beilegen. Doch wohl mehr ihr kleines Vermögen, weniger die körperlichen und am wenigſten die geiſtigen Vorzüge ſeiner Frau waren die Urſachen ſeiner Heirath. Sehr bald meldete er, daß ſeine „liebe Frau nicht eiferſüchtig“ ſei. In dem Briefe aus Erfurt vom 8. December 1769 fordert er den damals kranken Gleim auf, ſeine Nichte als Succurs mit nach Erfurt zu bringen, damit es ihm (Wieland) nicht an dichteriſcher Anregung fehle. Im voraus dankt er „demüthig tief für den Kuß“, den ihm Gleminde zugedacht hat. Man würde jedoch ſehr irren, wenn man glauben wollte, daß Wieland durch ſeine Ehe gar keine dichteriſchen Anregungen empfangen habe. Das Unglück war bloß, daß dieſe Ehe nur eine ſinnliche Befriedigung gab, welche ihn mehr zu den Hetärengeſchichten und zu den Verſuchungsſcenen anregte, als zu der Schilderung einer tiefen, wahren und harmoniſchen Geſchlechtsliebe. Papa Wieland hatte ſich mit einer an ſich ſehr braven Frau verheirathet, welche ihn dadurch, daß ſie ihm in zwanzig Jahren vierzehn legitime Kinder gab, ſogar in den Stand ſetzte, die Entbindung der jungfräulichen Amanda im Oberon ſehr reizend und ausführlich zu ſchildern. Allerdings war Wieland ſchon durch eine andere vor ſeiner Ehe Vater.

In die Jahre 1766 und 1767 fällt die erſte, in das Jahr 1773 die zweite und in das Jahr 1794 die dritte Ausgabe*) des „Agathon“. Wir benutzen die dritte, welche ſich auch in Wielands Werken von Gruber findet. Mit dieſer dreibändigen Schrift bemächtigt ſich Wieland der Geſchichte der griechiſchen Philoſophie für den deutſchen Roman. Der Roman iſt jedoch ſtoffſlich intereſſanter als in der Form, obgleich er dem wirklichen Roman ſchon viel näher ſteht, als Araspes oder Panthea dem Drama oder der Erzählung. Am feinſten ſind die freilich noch äußerſt ſparſamen Bemerkungen in dem Buche, welche durch Beobachtung der Perſon und Zeit des Dichters entſtanden ſind. Wie viel oder wie wenig erlebtes aber der Agathon auch enthält, ſo macht er, namentlich im Vergleich mit Goethe's Romanen, durchaus noch vorzugsweiſe den Eindruck des erdachten und erfundenen. Auch die als Motive gebrauchten philoſophiſchen Syſteme bewirken nur, daß die meiſten Begebenheiten in dem Buche als ſonderbar und unberechenbar erſcheinen. Man darf nicht vergeſſen, daß damals noch kein deutſcher Dichter das antike anſchaulich zu machen verſtand. Es bleibt aber immer der Grundfehler der Darſtellung, daß der Autor uns in

---

*) Wegen des Materiales für alle drei ſ. Löbells Wieland S. XI. XII.

Zeiten verſetzt, welche durch Form und Maß das höchſte erreichten, während er ſelber in ihrer Schilderung das richtige Maß nicht anzulegen wußte. Der Leſer argwöhnt ſehr bald, daß der Dichter Erfolge zu errreichen ſucht, die er nicht ſeiner Kunſt zu verdanken im Stande iſt. Bald ſcheint alles im Genuſſe zu kulminiren, wie wenn man im Vehſe lieſt. Der gröſte Theil des Romans ſpielt in den üppigen griechiſchen Kolonien. Athen ſelbſt kommt nur in der Erzählung des Helden, gewiſſermaßen in Epiſoden, vor. Agathon, der Hauptheld, iſt Wieland ſelbſt. Seine Wandlungen ſollen Wielands Wandlungen verſinnbildlichen. Zuerſt ein Schüler Plato's, wie Wieland, entfernt er ſich von ſeinem großen Lehrer immer mehr. Seine platoniſche Geliebte wird faſt lächerlicher Weiſe als ſeine Schweſter erkannt, nachdem ihre platoniſche Liebe ſchon ſehr gefährliche Kämpfe zu beſtehen gehabt hat. Auch bleibt Agathon nicht rein, denn ſeine Philoſophie bietet ja keinen unbedingten Schutz gegen die Verführung. Um Agathons Syſtem zu kompromittiren und ihn geradezu dem Laſter zu überliefern, bringt ſein philoſophiſcher Gegner Hippias fortwährend die größten Opfer. Er kauft den Agathon als Sklaven in Smyrna. Er ſchenkt ihm die Freiheit, ohne daß Agathon, der ihn als ſeinen philoſophiſchen Gegner ſtets mit Verachtung behandelt hat, ein Zeichen des Dankes gäbe. Aber wie man die Sache auch überlegen mag: dieſe Freilaſſung wenigſtens bleibt immer eine edle Handlung. Hippias empfiehlt dann den Agathon der ſchönen Danaë, der Hetäre Cyrus des jüngeren bis zur Schlacht bei Kunara, als Haushofmeiſter, wenn auch nur, um ihn vom Wege der Tugend abzubringen. Erſt als Danaë den Haushofmeiſter heirathen will, entdeckt ihm Hippias, daß ſie eine Hetäre ſei. Aber er thut dies bloß, damit ſie nicht durch ihren Geliebten zur Tugend zurückgeführt wird. Agathon entweicht von ihr zu Dionys II. nach Syrakus. Es wird eine meiſterhafte und erhebende Schilderung der guten Zeit dieſes Tyrannen, in welcher er noch als Plato's Schüler erſcheint, gegeben. Agathon aber wird Plato's Nachfolger in der Gunſt des Dionys. Durch gemeine Umtriebe bei Hofe kommt er ins Gefängniß. Hier beſucht und verſucht ihn Hippias, der ihn befreien und zum alleinigen Erben einſetzen will. Vergebliches Anerbieten! Agathon trifft jedoch ſpäter im Glücke ſogar noch einmal mit der Danaë zuſammen. Mit ihren Reichthümern hat ſie ein neues und tugendhaftes Leben begonnen. Sie erzählt ihre Lebensgeſchichte, die in den meiſten Punkten zu ihrer Verherrlichung dient. Ihren

Namen führt ſie wohl nur, weil ſie zu einem herrlichen Bilde von der Danaë Modell ſtehen mußte. Alcibiades, der den Maler begünſtigte, entdeckte ſie dabei in Athen, fand ſie aber noch unverdorben. Er führte ſie zu jener berühmten Hetäre Aspaſia, welche einſt mit Perikles verbunden geweſen war. Dieſe erſcheint nun anfangs gar wie die Kupplerin des Alcibiades. Sonderbarer Weiſe gewährt ſie der Danaë zwar bald Schutz gegen ihn, vermag ihr aber doch keine anderen Lehren zu ertheilen, als ſolche, die über den Stand der griechiſchen Hetären nicht hinausgehen. Daher ſteht die Danaë bei Lebzeiten der Aspaſia noch ziemlich hoch, füllt aber nach deren Tode als Aspaſia's Schülerin doch nur ihre Stellung bei Cyrus dem jüngeren glänzend aus. Sie weint Cyrus dem jüngeren vor Agathon eine Thräne, klagt ſich des Undanks an, weil ſie nicht als ſein Weib mit ihm geſtorben iſt, und ſteht ebenſo edel da, als die Mätreſſen an den Höfen der vielen kleinen deutſchen Fürſten in manchen Dichtungen des 18. Jahrhunderts. So bleibt denn die hierauf folgende Zeit, in der ſie den böſen Lehren des Hippias Gehör ſchenkte, faſt die einzige, deren ſie ſich nicht rühmen kann. Für Agathon, der jetzt als Weltmann lebt und leben läßt, hätte es ſolcher Entſchuldigungen kaum noch bedurft. Dennoch aber ſollte Agathon ſeine Danaë nicht mehr heimführen. Da nämlich dieſer ganze Schluß erſt ein Zuſatz für die dritte Auflage wurde und bis dahin jedenfalls manche Einwendungen gegen die Verherrlichung der Hetären im Agathon bei Wieland eingelaufen waren, ſo mußte Danaë zur Sühne für ihr früheres Leben ihre Hand zuletzt doch noch dem Agathon verſagen.

1768 erſchien Wielands „Muſarion“, ein philoſophiſches Gedicht in fünffüßigen Jamben, die mitunter in den Alexandriner übergehen. Sie iſt ſchlüpfrig und hübſch, erntete früher als andere Werke Wielands in weiteren Kreiſen Beifall, wird aber von denen ſehr überſchätzt, welche ſie beinahe dem Oberon gleichſtellen möchten. Phanias ſpricht zwar zu Muſarion: „Für eine Freundin hat die kleinſte Hütte Raum“; allein er bedenkt dabei nicht hinlänglich, daß er in der ſeinigen nur für drei Menſchen Platz und ſchon einen Stoiker und einen Pythagoräer aufgenommen hat. Er pflegt ſonſt mit dieſen in einem Bette zu ſchlafen. Man beſchließt nun aber, die Nacht mit Muſarion in ſokratiſchen Unterredungen zuzubringen. Das ſokratiſche Geſpräch wird von Muſarion unvermerkt in ein Bacchanal verwandelt. Der Stoiker betrinkt ſich, wird bei Seite geſchafft und ſo fort, worauf dann Muſarion und Phanias einen Bund für's Leben ſchließen.

Ein neuer Abdruck der Muſarion war ſchon 1769 nöthig. In demſelben Jahre ſchrieb Wieland „die Gracien“. Als Kenner Winckelmanns bringt Wieland außer ſeiner Lebensphiloſophie nun auch ſchon etwas Mythologie vor. Eine Stelle der Gracien lautet:

Cythere war ſchön und empfindlich;
Und Bacchus empfindlich und ſchön.
Wie konnte es anders ergehn?
Sie lieben, ſobald ſie ſich ſehn:
Baumgarten erweiſt es uns gründlich,
Es konnte nicht anders ergehn!

Auch dieſe Dichtung iſt ſchlüpfrig und konnte Blumauer zum Vorbilde dienen. Sie beſteht aus Briefen an Danaë. Proſa und Verſe wechſeln darin ab, wie in dem Briefwechſel zwiſchen Gleim und Jacobi. Derſelbe, bloß der Freundſchaftsſchwärmerei gewidmet, war 1768 erſchienen. Wieland vermeidet die Inhaltsloſigkeit der Briefe von Jacobi und Gleim, erwähnt aber dieſe beiden Freunde mit einem gerade nicht zu warmen Lobe.

Dieſe Beziehungen von Wielands Gracien genügten ſchon, um den halberſtädter Dichtern auf einige Zeit die Köpfe zu verdrehen. Sie kannten die Gracien ſchon im Manuſcript. Am 18. Oktober 1770 erfuhr Gleim, daß ſie gedruckt für ihn auf der Poſt wären. Aber der Poſtmeiſter war in die Kirche gegangen. „Die Gracien! die Gracien!“ faſt hätte Gleim die Poſt geſtürmt, um ſeine Gracien herauszubekommen. Am Abende deſſelben Tages wurden alle Mädchen, die Gleim ſah, in ſeinen Augen zu Gracien. Das Exemplar der Gracien, welches der Buchhändler Reich ihm für Jacobi mitſchickte, ließ er ſchön einbinden. So mußten am 19. drei niedliche Mädchen, welche ſelbſt die Gracien darſtellten, das Werk der Gracien

Von Roſen und Jasmin umwunden
In ſelbſt gewebtes Band
Von ihrer eignen Hand
Für ihren Liebling eingebunden

dem Dichter Jacobi übergeben. Sie unterhielten ſich dabei äußerſt naiv alſo:

„Die Gracien von Wieland ſind erſchienen.
Was ſagen Sie von ihnen?“
„„Von Wielands Gracien? Man iſt
In ihrem Tempel dann, wenn man ſie lieſt (!).
Man ſiehet ſie Gottheiten ſein und ſchüttet,
Ganz ohne Furcht und Schüchternheit,
Sein Herz vor ihnen aus, und bittet
Um ihre Liebenswürdigkeit.““

Die jungen Mädchen ſollten Küſſe für Wielands Gracien empfangen. Gleim war überzeugt, daß ſeit Erbauung des knidiſchen

Tempels nichts der Gracien ſo würdiges geſchaffen ſei als Wielands Gracien*). Er ſchrieb über dieſe auch in ähnlicher Weiſe wie ſpäter über Voſſens Luiſe:

Ihr Ariſtarchen ſchweigt von dieſem Werke ſtill!
Denn wer darüber richten will
Und glaubt, er habe guten Fug,
Der habe großen Geiſtes Gaben,
Er hat noch nicht genug:
Er muß die Gracien zu Freunden haben.

1769**) bearbeitete Wieland die „Geſchichte der Fräulein von Sternheim, von einer Freundin derſelben aus Originalpapieren und andern zuverläſſigen Quellen gezogen“***). Die Freundin war Sophie Laroche. Es liegt wohl nur an der wiederholten Durcharbeitung dieſer Geſchichte von zwei bis drei verſchiedenen Händen, daß die Kunſtform in ihr gelungener iſt, und daß dieſe Schilderungen dem modernen deutſchen Romane näher ſtehen, als diejenigen in irgend einer proſaiſchen Erzählung von Wieland. Die Schilderungen von den Verfolgungen der weiblichen Unſchuld an den kleinen Höfen, welche hier von zarten Frauenhänden bis in die ſchottiſchen Bleigebirge hinein bloßgelegt werden, ſind ſehr ergreifend. Die Seitenſtücke dazu finden ſich nur in Schiller und Leſſing. Wielands Philoſophie wird in der Geſchichte der Fräulein von Sternheim durch eine Religion ohne dogmatiſche Schranken erſetzt, die eudämoniſtiſche Träumerei durch ſehr ernſte philanthropiſche Beſtrebungen verdrängt. Dieſe aber gehen hier wieder ſchon in die erſten Vorzeichen der ſpäteren inneren Miſſion über. Man würde ſich ſchwer enthalten können, in dem Herausgeber dieſer Geſchichte ſchon den Vorläufer der ſpäteren Reinthaler im Lutherſtifte zu Erfurt und Johannes Falk in Weimar zu ſehen, wenn man nicht eben bemerkte, daß der Verfaſſer des Agathon doch nur ein ſehr äußerlicher und mehr ein ſtyliſtiſcher Bearbeiter des Romans „Die Fräulein von Sternheim“ geweſen ſein kann.

Der Dichter des Romans Agathon wurde durch den Kurfürſten zu Mainz von Biberach als Profeſſor der Philoſophie nach Erfurt berufen. Am 1. Juni 1769 langte er daſelbſt an. Zu Erfurt, deſſen Gärtnerei in unſerem Jahrhunderte einen ſo bedeutenden Aufſchwung genommen hat, bezog Wieland eine freundliche Gartenwohnung. Dieſe Stadt nährte ſich noch nicht von Gärtnerei, ſondern zum Theil wie jetzt der Oberammergau. Zum Frohnleichnamsfeſte kamen die Fremden noch 1798 bis von Weimar her. Man erblickte Hoheprieſter, Engel mit feurigen Schwertern, einen weiß gekleideten Adam mit dem Baume des Lebens, einen Iſaak, der einen Holzſtoß trug, einen Abraham, der jenem mit bloßem Schwerte nachging, einen großen Engel, der ihm das Schwert trug, einen Chriſtus unter einem Himmel, ſchön friſirt und gepudert und mit einem vergoldeten, ſtrahlenden Streifen um den Kopf, einen Simſon mit dem Eſelskinnsbacken, der den Hanswurſt ſpielte, den Kaiſer Rudolph mit einer Menge Edelknaben und Knappen u. ſ. w.*)

---

*) S. Gleims Brief vom 13. Oct. 1770 an Wieland. — Gleim fragt bei Wieland an, ob er les graces, à Paris 1769 kenne. Es ſei darin zuſammengedruckt, was über die Gracien von allen Nationen je geſungen und geſchrieben worden.

**) Vergl. den Brief an Sophie Laroche vom 14. Februar 1782 in C. M. Wielands denkwürdigen Briefen, hrsg. von L. Wieland, I. beſonders S. 156.

***) Zwei Theile. Karlsruhe, bei Chr. G. Schmieder 1777.

Wir finden nicht, daß Wieland in Erfurt um die dortigen Erinnerungen an Luther ſich bekümmert hätte. Wie weit aber Wieland 1784 etwa bei der Schilderung der frommen katholiſchen Stadt Lampeduſe auch die Stadt Erfurt vor Augen gehabt haben mag, iſt uns gleichfalls nicht bekannt.

In ſeinem „Diogenes**)“ läßt er dieſen eine geiſtreiche Vorleſung über den Mann im Monde halten. Wenn man nicht wüßte, worüber Wieland in Erfurt las, ſo könnte man vermuthen, daß ſich die Vorleſungen, welche im 18. Jahrhundert die Wieland in Erfurt und die Jacobi in Halle hielten, von dieſer witzigen Vorleſung des Diogenes nicht weſentlich unterſchieden hätten. — Wer etwas von Wielands Proſa leſen will, muß nicht unbedingt mehr auf ſeine philoſophiſchen Romane, ſondern eher auf dieſe anlockenden Skizzen verwieſen werden, welche der Romanform noch immer ſehr nahe kommen. Uebrigens iſt die Vorrede nicht in Erfurt, ſondern „zu Freyburg im Üchtland den 18ten Herbſtmonat 1769“ geſchrieben. Sie kann faſt als Muſter einer klaſſiſchen Einleitung gelten. Wieland erzählt, daß er in einer Kloſterbibliothek, wo jedes gute Buch eingeſchloſſen oder gar an Ketten gelegen habe, auf den erſten Blick nur eins gefunden habe, was gut geweſen ſei: einen leutſeligen und geſchickten Bibliothekarium. Weil er aber dieſen gegen den Prior ſo ſtark gerühmt hätte, ſei er abgeſetzt worden. Er habe beim zweiten Beſuche den Küchenmeiſter als Bibliothekarium vorgefunden. Dieſer aber, der nur einige Kochbücher gekannt und geſchätzt habe, ſei leicht zu bereden geweſen, ihn zu Hauſe von einer unanſehnlichen Handſchrift Abſchrift nehmen zu laſſen, welche ſich unter den Büchern gefunden und die Memoiren des Diogenes enthalten habe. Dieſe Handſchrift iſt eben Wielands Buch über Diogenes. Das Titelkupfer dazu beſteht nicht in einer Tonne, ſondern in einem hübſchen Neſte unter einem Baum. Wielands Diogenes iſt ein liebenswürdiger und ſentimentaler Grieche. Weder das feinere Gefühl für das Familienleben noch die Liebe zum Vaterlande fehlt ihm, wenn er auch ſpottend fragt: „Wie viel Mühe giebt ſich der Thor, ſein Mädchen erſt zu gewinnen, hernach zu befriedigen, dann zu hüten? Wie viel koſtet es einen andern Thoren, um aus einem Gerber oder Gewürzhändler ein Vater des Vaterlandes zu werden?“ Diogenes gibt ſich weder die Mühe, durch einen Reif zu ſpringen, noch Hirſenkörner an einen Pfriem zu werfen, um als Künſtler reich zu werden. Seine größte Freude iſt die Grasmücken zwitſchern zu hören. Kann er unter einem Roſenſtrauch voll friſch aufgeblühter Roſen liegen, ſo ſieht er ſelbſt den Ariſtipp ohne Neid vorübergehen, der mit Roſen bekränzt, umſchwärmt von einem kleinen Hofe munterer Jünglinge, im weiten ſeidenen Gewande vom Gaſtmahle des reichen Klinias trunken zurückkehrt.

---

*) Wieland von Döring 1840 S. 180—189. Vergl. Ofells Wieland, S. 195. August Matthiä's Leben, S. 46.

**) *ΣΩΚΡΑΤΗΣ ΜΑΙΝΟΜΕΝΟΣ* oder die Dialogen des Diogenes von Sinope. Aus einer alten Handſchrift. Leipzig, Weidmanns Erben und Reich 1770.

In Wielands Diogenes war viel von deſſen Schreibtafel, ſeiner Tonne die Rede geweſen, an welche er ſeine Lebensgeſchichte geſchrieben hatte. Gleim ſchickte ihm daher im erſten Quartale des Jahres 1770 zum Dank für ſeinen Diogenes eine koſtbare Schreibtafel mit vielen Fächern und mit artigen Verſen auf ihn. Dies war der Anfang jener kleinen Geſchenke, die er Wieland faſt nach Ueberſendung jedes neuen Buches machte.

An die Feier der Gracien ſchloß ſich der folgende bedenkliche Brief Wielands an Gleim aus Erfurt vom 15. Nov. 1770, der in Wielands züricher Briefſammlung ganz und gar verſtümmelt iſt. Im Manuſkripte lautete er vollſtändig: „Mein liebſter Gleim, für alles ſchöne, freundliche und enthuſiaſtiſche, was Sie von meinen Gracien ſagen, danke ich Ihnen in ihrem Namen von ganzem Herzen. Ihr Beifall, Ihr Lob, iſt Balſam für mein Haupt und Ambroſia für mein Herz. Wollte Gott, daß ich bei den Orgien, welche Sie den Gracien zu Ehren in Ihrem Sansſouci angeſtellt haben, hätte zugegen ſein können! Ich mag gar nicht daran denken, daß ich gezwungen bin, ſoweit von meinem Gleim und Jacobi zu leben — der Gedanke macht mich unwillig, verdroſſen, boshaft über Menſchen und Schickſal, enfin cela me donne une humeur de chien ou une chienne d'humeur, et vous voyez, qu'il n'est pas séant à un prêtre des Graces de rester longtemps dans cette-humeur-là. Alſo auf einen andern Gegenſtand! Unſer Jacobi will ſich eine Gemahlin beilegen, und er wünſchte, daß es die Tochter meiner werthen Freundin und Baſe L. R. [La Roche] ſein könnte. Wirklich iſt die kleine Max ein ganz reizendes Mädchen; wer ſie davon trägt und ein Herz und eine Denkensart hätte wie unſer Jacobi, würde alle Reizungen à la grecque mit allen ſoliden Eigenſchaften und Tugenden einer guten Frau in ihr beſitzen. Dies, liebſter Gleim, iſt der Hauptpunkt; Geld iſt eine Kleinigkeit dagegen; es iſt freilich eine ſchöne Sache à son aise zu ſein; aber reiche Mädchen ſind ſelten liebenswürdig und noch ſeltener tugendhaft — in dem Sinne, wie wir das Wort nehmen. Aber meine trauten Herren, wenn auch das Fräulein Max, wovon die Rede iſt, ſo viel Geld hätte als die Königin aus dem Reich Arabien, ſo beſorge ich ſehr, daß aller Enthuſiasmus, den die Madame de la Roche nur immer für unſern Freund haben kann, die Sache wenig befördern würde. Meine rationes ſind dreifach: pro primo: die junge Dame en question iſt römiſch-katholiſch und wird es bleiben hasta la muerte*). Pro secundo: ihr Papa befindet ſich in dieſem Augenblicke im Begriff ſich zu entſcheiden, ob er unter einem großen Charakter und mit einem Platz im Miniſterio in kurmaynziſche oder in trierſche Dienſte treten will. Beide werden ihm unter ſolchen Bedingungen angeboten, und beide geben ihm ſolche Ausſichten, welche dem liebenswürdigſten aller Poeten und Chorherren in der Welt wenig Hoffnung laſſen. Pro tertio: die Dame Max iſt noch nicht volle 15 Jahre alt, und bis die Zeit kommt, wo ihr Vater über ſie disponiren wird, würde unſerem lieben Candidato S. S. matrimonii die Luſt des Wartens lange vergangen ſein. Redeat ergo hoc Projectum in Regionem idearum unde profectum est! Aber um aller Liebesgötter und Gracien willen beſchwöre ich Sie, M. L., unſerem Jacobi keine Frau zu geben, von der Sie nicht gewiß bis zur Evidenz gewiß ſind, daß ſie ihn auf immer glücklich machen wird. Iſt es denn in Ihrem Lande nicht erlaubt, ein hübſches Mädchen zu halten? Wenn es anginge, ſo wollte ich einem

---

*) Spaniſch: bis an den Tod. In hasta, welches aus dem arabiſchen ſtammt, wird das h nicht ausgeſprochen. (Nach Prof. Mahn.)

Kebsweibe den Vorzug vor einem angetrauten Weibe aus zwei rationibus geben. Pro primo weil jene Verbindung allein vom Geſchmack und vom Herzen abhängt, und ſich alſo, wenigſtens für einen Poeten immer beſſer ſchickt, als eine ſolche, wo eine Frau es in ihrer Gewalt hat, de vous obliger de l'aimer en vertu des lois divines et humaines et sous peine d'emprisonnement, relégation, fustigation, etc. Pro secundo, weil Freund Yoriks oder Sterne's Eliſa alias Jenny, auch kein ehelisches Gemahl, ſondern nur eine Abiſag von Sunem*) war, und einem Kanonikus von Halberſtadt billig erlaubt ſein ſollte, was einem Präbendario — ich weiß nicht, wo es Sterne war — erlaubt war. Ohne Scherz, liebſter Gleim, wenn es möglich iſt, ſo reden Sie unſerm Jacobi die Heirathsgedanken aus, und iſt es möglich, ſo wenden Sie alle Kräfte menſchlicher Klugheit an, zu machen, daß ihn ſeine Wahl nicht gereue. C'est courir en terrible hazard. Ich bin kein Verächter noch Feind der heiligen Ehe. Ich befinde mich, wie Sie wiſſen, ſelbſt in dieſem ehrenvollen Stande, und ich würde meine kleine Frau, ungeachtet ſie nichts brillantes hat, um keine in der Welt vertauſchen. Aber die Seltenheit des Charakters einer ſo guten Frau, als die meinige, iſt es eben, was mir für jeden guten Freund, der ſich vermählen will, angſt und bange macht. Hier liebſter Gleim, werde ich unterbrochen — ich umarme Sie mit den wärmſten Empfindungen der Freundſchaft — der Liebe, welche die Muſen und Gracien uns geſtiftet haben, und die nur mit der Liebe zu dieſen ſterben kann".

Die Freundſchaft zwiſchen Wieland und Gleim wurde immer enger. Wieland war mit keinem anderen deutſchen Dichter ſo nahe und ſo enge befreundet, als mit ihm. Wielands letzter Brief lag etwa auf Gleims Tiſche und begleitete ihn in den Garten. Georg Jacobi war um 1772 allerdings der dritte im Bunde. Es war wohl im ſchönen Monat Mai jenes Jahres, als dem Kanonikus Gleim „irgend ein Amor oder Sylphe den Streich ſpielte", die Enveloppen zweier Briefe zu verwechſeln, von denen das eine „allerliebſte" Schreiben unter den Blüthen der Kirſchbäume ſeines „Sansſouci" an Jacobi und das andere an Wieland gerichtet war.

Die Schreibtafel des Diogenes ſcheint wie geſagt das erſte von den Geſchenken geweſen zu ſein, welche Gleim ſeinem Wieland ſpäter faſt regelmäßig machte. Wielands neue Bücher gingen ihm aber immer um die Zeit der Oſtermeſſe und nicht etwa in der Weihnachtszeit zu, in welcher jetzt die meiſten belletriſtiſchen Werke erſcheinen. Und ſo wurden die faſt regelmäßige Belohnung, welche Wieland von Gleim außer den wohl nie bezahlten großen Sendungen von Flachs erhielt, große Maſſen von delikaten bunten Kiebitzeiern, die in Thüringens Bergen gefehlt zu haben ſcheinen.

---

*) Vergl. das 1. Buch von den Königen Kap. 1., Vers 3. und 15. Kap. 2., Vers 17., 21. und 22.

1772 erſchienen Wielands „Gedanken über eine alte Aufſchrift".*) Dieſelben wollen richtig verſtanden ſein, um nicht ſchädlich zu wirken. Sie ſind aber noch heute von allergrößtem Intereſſe, denn die alte Inſchrift — aus Herkulanum oder Pompeji — lautet: „Sie reden, was ſie wollen; mögen ſie doch reden! Was kümmert's mich?" Wieland entwickelt, daß nicht jeder Menſch ein „Sultan"(!) ſein könne, daß aber das ſtolze Glück, ſich unabhängig zu glauben, in der Gewalt des „abſchätzigſten Erdenſohnes" ſtehe. Der unerfahrenſte Fähnrich urtheile über die Maßregeln ſeines Generals; der geringſte Schuhflicker über die Landesregirung, der lächerlichſte Geck in ſeinem Kaffeehauſe über den Mann von Verdienſten. Im ſchlimmſten Falle brauche man ja nur geradezu ein Cyniker zu werden, um über alles in der Welt verächtlich ſprechen zu können. Zudem umfaſſe das „Gebiet des Menſchenverſtandes" in der That alles, was in die Gebiete des ſchönen und guten eingeſchloſſen ſei, folglich alle Gegenſtände des Geſchmackes und der Sittlichkeit. Jeder glaube darüber urtheilen zu können, weil er ſich bewußt ſei, die dazu gehörigen Werkzeuge mit auf die Welt gebracht zu haben. Nur bedenke man nicht, daß dieſe Werkzeuge, ehe man ſich ihrer mit Sicherheit und mit gutem Erfolge bedienen könne, polirt und gut ausgearbeitet ſein müßten. Der unwiſſende finde tauſend Dinge, welche dem gelehrten dunkel ſcheinen, ganz ſonnenklar. Mancher gebe Orakel von ſich wie Apollo, der alles dem Friſirer, dem Sticker und dem Schneider verdanke. Viele rühmten ſich einer großen Weltkenntniß, die an derſelben nur einen kleinen Vorrath von Hof- und Stadtneuigkeiten beſäßen. Dieſe ganze Art von Leuten ſpüre mit bewaffneten Augen und gierigen Blicken alles fehlerhafte an Männern von Verdienſt aus. Sogar gewichtigere Männer wenden mitunter alles auf, um die Vorzüge einer Perſon zu verkleinern, bis dieſelbe ſo allgemein anerkannt ſeien, daß ſie Bedenken tragen müßten, ſie ferner zu leugnen, um nicht für urtheilslos gehalten zu werden. Je größer die Rolle ſei, die man ſpiele, um ſo gewiſſer könne man darauf rechnen, daß man von der Menge weder Gerechtigkeit noch Nachſicht zu erwarten habe. Dieſem allem aber ſoll man nur entgegenſetzen das Wort von Herkulanum: Was kümmert's mich?

---

*) Leipzig bei Weidmanns Erben und Reich.

Dem Jahre 1772 gehört auch Wielands „goldener Spiegel“[**] an. Er verhält ſich zu 1001 Nacht wie Don Sylvio zu Don Quixote. Sanft und rein eudämoniſtiſch iſt der Anfang des goldenen Spiegels. Wir lernen ein Volk kennen, bei dem alle Knaben vom zwölften bis zum ſiebenzehnten Jahre Hirten, und alle Mädchen Schäferinnen ſein müſſen, weil dies die natürlichſte Beſchäftigung für das Alter der Begeiſterung und der empfindſamen Liebe iſt. Der Ackerbau beſchäftigt die Männer, und die Gärtnerei iſt, wie einſt auf der Beſitzung des Odyſſeus, noch dem Greiſenalter überlaſſen. Im achtzehnten Jahre wird jeder mit dem Mädchen vermählt, welches er in ſeinem Hirtenſtande geliebt hat. Aber mehr als die Schilderung dieſes idealen Staates iſt Wielands Ahnung werth, daß die Landleute ſeiner Zeit, wie unglücklich ſie waren, ſich noch faſt die Reinheit eines arkadiſchen Hirtenvolkes bewahrt hatten. Es waren dieſelben Bauern, welche der gute Matthias Claudius ſo vortrefflich in ſeinem ganzen Leben und auch in ſeinen Werken kopirte. Wieland ſieht das Volk im goldnen Spiegel als den unſterblichen Jungbrunnen an für die Wiedergeburt entnervter Höfe und die ewige Verjüngung aller höheren Kreiſe der Geſellſchaft. Allein er will auch den niederen Ständen auf ſeine Weiſe helfen, für welche der fromme wandsbecker Bote vier Jahre nach dem Erſcheinen des goldenen Spiegels als darmſtädter Oberlandkommiſſar nicht das geringſte zu thun vermochte. Sowie nun Wieland die Zänkereien der heidniſchen Prieſter über die Frage, ob der große Affe, den ſie anbeteten, blau oder feuerfarben ſei, als gar verderblich für den Staat geſchildert, ſo iſt er auch der Anſicht, daß eine gewiſſe aufgeklärte Tyrannei der Regierung gegen die „Bonzen“, ſelbſt wenn dieſelbe dadurch mit den frommen und tugendhaften Bewohnern ihres Landes in einen Widerſpruch treten ſollte, am meiſten zum Wohle des Volkes beitragen könne. In der Rückſicht auf den beſchränkten Unterthanenverſtand, der erſt im 19ten Jahrhundert zum Geſpött wurde und ſich im 18ten durch übertriebene Devotion noch als Wahrheit zeigte, lag der Grund, weswegen die Staatsverfaſſung, welche Wieland aufſtellt, über die Provinzialſtände nicht weſentlich hinauskommt. Wieland erklärt ſich nicht gegen die Republik. Bei ſeinem feſten Glauben an einen perſönlichen Gott hält er aber die monarchiſche Verfaſſung, inſofern ſie durch weiſe Geſetze eingeſchränkt iſt, für die vollkommenſte Staatsform, weil ſie der göttlichen am nächſten kommt. Jedoch ein Volk, welches eines Königes bedarf, kann nie ſouverän ſein. Den Friedrichen und Joſephen ſeiner Zeit macht Wieland dadurch ſein Kompliment, daß die Fürſten ihre Majeſtät nur als ſichtbare Statthalter des oberſten Weltbeherrſchers beſitzen ſollen. Auch ſollen die edelſten und beſten der Fürſten (theilweiſe dieſelben, welchen er, wenn ſie an der Spitze großer Staaten ſtehen, auch das Recht zuerkennt, durch ihre Leidenſchaften, wie durch Gewitter die Luft zu reinigen und nicht nach dem einfachen Tugendprincipe bemeſſen zu werden) ihrem Volke ſelbſt nöthigenfalls das Buch der Rechte und Pflichten oktroyiren. Gegen diejenigen Regierungen, welche die Verfaſſung nicht halten, iſt den Völkern ſelbſt die Revolution erlaubt. Der goldene Spiegel war eine politiſche That. Wie man in den ſechziger Jahren im Kreiſe der Freunde bei politiſchhiſtoriſchen Verhandlungen ab und zu auf ein Wort von Gleim, dem preuſſiſchen Grenadier, ganz beſonderes Gewicht legte, ſo fragte man ſchon während der ſiebziger Jahre bei ſolchen Gelegenheiten nun auch eifrig nach der Meinung Wielands, des weiſen Daniſchmende: man nannte ihn ſo nach einer ſchon im goldenen Spiegel vorkommenden Romanfigur. Vielleicht dadurch aufgemuntert, erzählte dann nun auch Wieland in ähnlicher, gleich liebenswürdiger, aber nicht gleich glücklicher Weiſe, in der er ſeinen älteren philoſophiſchen Romanen gleichſam eine Biographie des Diogenes nachgeſchickt hatte, ſeit 1775 in der „Geſchichte des weiſen Daniſchmende"*) einen Abſchnitt aus deſſen ſpäterem Leben fern vom Sultan, welcher ſtets bei ſeinen Erzählungen eingeſchlafen war und zuletzt ihn, ſeinen weiſeſten Erzähler, ſogar beſtraft hatte. Allein mit Recht hat man geſagt, daß Wieland im Daniſchmende faſt in die Schilderung rouſſeauiſcher Naturzuſtände zurückgeſunken ſei, nachdem im goldenen Spiegel ſelbſt ſchon die geſchichtlichen Entwickelungsſtufen der Staaten eine ziemlich lebhafte Anerkennung gefunden hatten."**) Fern vom Sultan denkt Daniſchmende, obgleich er als Muhamedaner ſich wenigſtens zwei bis drei Weiber hätte nehmen können, bei ſeinem Naturvölkchen zuerſt an die Herſtellung einer — chriſtlichen Ehe. „Er dachte (ſo erzählt Wieland ganz allerliebſt) anfangs alle Tage beim Erwachen und alle Tage beim Einſchlafen daran. Bald darauf dacht' er des Tages etlichemal und des Nachts auf ſeiner Matratze ganze Stunden lang daran, bis er zuletzt gar nicht mehr davor ſchlafen konnte; oder wenn er ja einſchlief, ſo träumte ihm von nichts als Hochzeiten und Wochenſtuben, Puppen und Steckenpferden, und wenn er des Morgens vor Sonnenaufgang ans Fenſter ging friſche Luft zu ſchöpfen, ſah er aus den Wölkchen, die wie kleine Inſeln am Morgenhimmel herumſchwammen, lauter gelblockige und ſchwarzlockige blauäugige und braunäugige Mädchenköpfe herausgucken. Je mehr er über die Sache philoſophirte, je völliger überzeugte ſich der gute Mann, das ſchönſte und beſte aller Geſchöpfe, der Auszug und Inbegriff alles deſſen, was in der Natur reizendes iſt, das lieblichſte, begehrungswürdigſte und unentbehrlichſte aller Dinge ſei ein Weib. Kurz, er hörte nicht auf, darüber zu philoſophiren, bis er's endlich ſo weit brachte, mit ich weiß nicht welchen alten Weiſen ſich ſelbſt für die bloße Hälfte eines Menſchen zu halten, die unmöglich anders als unvollkommen, dürftig und höchſt unglückſelig ſein könne, bis ſie ihre andere Hälfte gefunden, und mit ihr in Einen wahren ganzen vollſtändigen Menſchen zuſammengewachſen ſei.“ Einſt begegnete ihm früh auf ſeinem Morgenſpaziergange „ein Mädchen, das mit einem großen Waſſerkrug auf dem Kopfe in der Einfalt und Unſchuld ſeines Herzens daherſchritt.“ Dies nahm er zum Weibe. Durch Verzichtleiſtung auf die Polygamie glaubte er offenbar ſeinem Naturvölkchen ein Vorbild gegeben zu haben und doch mindeſtens bis zu ſeinem Tode unter ihnen leben zu können, wie ein lutheriſcher Pfarrer unter einer Waldgemeinde von Kohlenbrennern. Allein er hatte ſich geirrt. Lüſterne Mönche und Nonnen — Bajaderen, Bonzen und ſogenannte Kalender — entdecken ſein Völkchen, verführen es und machen bekannt, daß der weiſe Daniſchmende weiter nichts als ein — beſtraftes Subjekt iſt. Nur eine Reiſe zum Sultan kann ſein Anſehen wiederherſtellen. Aber Wieland läßt ihn zu ſeinem Volke zurückkehren und macht uns am Schluſſe Hoffnung, daß Daniſchmende die ſeinen noch einmal zum Naturzuſtande zurückführen wird, was ganz widerſinnig iſt. Dieſen Fehler wenigſtens hat Wieland in den verwandten Aufzeichnungen des Oberprieſters Abulfaouris von Memphis vermieden.

[**] Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheſchian; wahre Geſchichte aus dem Scheſchianiſchen überſetzt. Vier Theile (mit Bildern.) Leipzig, Weidmanns Erben und Reich. 1772.

---

*) Ich benutze den Abdruck, der den 8. Band von Wielands ſämmtl. Werken, Leipzig Göſchen 1795, füllt.

**) Vergl. Löbells Wieland S. 252 — 256.

Wielands „Beiträge zur geheimen Geſchichte des menſchlichen Verſtandes und Herzens“ (1770[*]) waren zwar nach ſeiner Angabe aus den „Archiven der Natur“ gezogen, ſind aber wegen der mangelhaften Naturkenntniß der damaligen Zeit jetzt kaum noch zu verſtehen. Da die Beiträge ſich jedoch nur mit dem Unterſchiede des gebildeten vom Naturmenſchen beſchäftigen, ſo hoffen wir an der Hand der heutigen Geographie und Ethnographie, wie ſie ſich etwa durch Alexander v. Humboldts Reiſe in die Aequinoktialgegenden geſtaltet hat, in das Verſtändniß dieſer Beiträge eindringen zu können.

Wieland mißbilligt Rouſſeau's Vermuthung, daß es wirklich eine Art von Menſchen gäbe, welche, von Alters her in die Wälder zerſtreut, keine Gelegenheit, ihre virtuellen Fähigkeiten zu entwickeln gehabt, keinen Grad von Vollkommenheit erworben hätten und ſich, mit einem Wort, noch wirklich in dem primitiven Stande der Natur befänden. Wieland legt den Wilden offenbar ſtillſchweigend wirkliche feſte Wohnſitze bei. Er ſcheint nicht zu bedenken, daß ſelbſt der Nomade mit dem tragbaren Zelte nicht mehr im bloßen Naturzuſtande lebt. Es iſt aber nur zu gewiß, daß die Indianer am Orinoko erſt von den katholiſchen Miſſionären bei ihrer Bekehrung an feſte Wohnſitze gewöhnt wurden. Den Urſprung der Dörfer bildeten oft die bloßen Kirchen, in welchen mitunter nur ein Küſter ohne Prediger die Wilden zuſammenrief und durch bloßes Geläut erbaute. Daß die Wilden von den Erträgen ihrer erſten Arbeitsverſuche ſogleich beſſer genährt wurden, als früher, iſt keine Frage. Von ihren Häuptlingen wurde der blutigſte der Schulze eines ſolchen neuen Dorfes. Diejenigen, welche er früher beſiegt hatte, wurden die Schöppen. Wie behaglich nun aber die Häuptlinge auf ihren Ehrenplätzen in der Kirche ſaßen, ſo bewirkte doch oft ſchon ein kleiner Anlaß, daß die Dorfgemeinde noch einmal in die Wälder entlief, um ſich von Wurzeln und Beeren zu nähren.

Während in Wahrheit eine der großen Affenarten mit Gebrüll ihre Reiſen ſchaarenweiſe in den Bäumen macht, und während dieſe Paſſagiere ſich Stück vor Stück, wo die Bäume etwas dünner ſtehen, mit den Schwänzen an den Zweigen aufgehängt, von Baum zu Baum über den Zwiſchenraum ſchaukeln: ſo verſetzt Wielands Vorſtellung gewiſſe Affenarten genau in denſelben Zuſtand, in welchen nach Rouſſeau's hierin unverwerflicher Anſicht „das wilde, ungeſellige, dumme, eichelnfreſſende Thier, das er ſeinen Menſchen nennt", im Naturzuſtande ſich allerdings befindet. Dieſe eichelnfreſſenden Menſchen — meint Wieland — menſchenähnliche Affen, keine Menſchen ſind es. Wären ſie Menſchen (fährt Wieland fort): „warum ſollten ſie ſich nicht ſchon längſt zu einigem Grade von Humanität und Sittſamkeit entwickelt haben?"

---

[*] Leipzig, Weidmanns Erben und Reich. 2 Thle.

Wenn nun Wieland den Affen um eine Stufe über die Wirklichkeit erhöht hat, ſo ſieht er ſich auch genöthigt, den Menſchen im Naturzuſtande um einen Grad weiter emporzuheben. Daher verwechſelt er ſeine Wildlinge im Naturzuſtande mit arkadiſchen Schäfern. Er macht ſie zu Schwärmern faſt in jeder Beziehung und läßt ihnen Beſuche von den Gracien abſtatten. Beſonders aber ſtellt er ſie in der geſitteten Ehe als ſolche Muſter dar, deren Treue nur durch groben Betrug und weit angelegte Pläne wankend gemacht werden kann.

Es hat ihm gefallen, dies durch den kleinen Roman Abulfaouris anſchaulich zu machen. Dieſer gelehrte Oberprieſter der Heiden im alten Aegypten, durch welchen Wieland alle Jeſuiten unter den Religionslehrern jeglicher Konfeſſion zu charakteriſiren bemüht iſt, findet auf einer Reiſe ein hochbegabtes und glückliches Negervölkchen „in puris naturalibus" auf. Er bekehrt das ganze Völkchen zu den ſämmtlichen von ihm heimlich belachten ägyptiſchen Gottheiten in Thier- und Menſchengeſtalt, bloß um die Frau des Häuptlings am Feſte der Iſis als oberſter Gott („Anubis") verkleidet umarmen zu können. Während das unbekleidete Völkchen jedem griechiſchen Bildhauer und Gymnoſophiſten in ganz idealem Lichte hätte erſcheinen müſſen, ſo hat der falſche Prieſter damit begonnen, daß er den Negern aus Spekulation ägyptiſche Leinewand gegen Geſchenke von Goldſtaub ausgetauſcht hat. Mit der erſten Bekleidung durch den Prieſter dringt die Koketterie und die erſten Laſter der Civiliſation auf das unglückliche Völkchen ein, welches dann durch den planmäßig von Pharao und ſeinem Schatzmeiſter betriebenen Leinewandhandel mit Aegypten ganz in Grund und Boden verdorben wird.

Wie ſehr nun aber Wieland auch in ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Vorausſetzungen geirrt hat, ſo treffen ſeine Reſultate doch wieder mit den Anſichten der großen Mehrheit der gebildeten deutſchen des achtzehnten und neuzehnten Jahrhunderts zuſammen. Er wünſcht nämlich, daß ſowohl die Natur= als die Kulturvölker innerhalb ihres bisherigen Zuſtandes verharren, damit weder Rouſſeau's Erziehungsgrundſätze noch das heuzutage ſogenannte Miſſionsweſen ſehr begünſtigt werden.

Wieland hat jedoch noch eine andere Novellette aus den Archiven der Natur gezogen, nämlich:

„Korkor und Kikequitzel. Eine mexikaniſche Geſchichte. Ein Beitrag zur Naturgeſchichte des ſittlichen Menſchen." Das Wort Novelle kommt in der Erzählung als Bezeichnung für die Arbeit ſelbſt vor. Die Fabel iſt dieſe. Auch Mexiko hat ſeine Sündfluth gehabt. Die viel verſprechenden Indianer in Mexiko ſind durch eine Ueberſchwemmung untergegangen. Nur hier und da haben ſich einzelne Menſchen gerettet. Unter dieſen führt uns der Dichter anfänglich nur den Korkor als Einſiedler vor, der zuerſt nur einem Papagei die Sprache ſeines erloſchenen Stammes lehren kann. Aber ſpäter findet er die Kikequitzel aus einem anderen erloſchenen Stamme. Sie entdecken gleichſam zuſammen die Ehe und gewiſſermaßen auch die Sprache. Dieſe erlernt die Kikequitzel von dem Korkor und von deſſen Papagei. Allein zum Unglücke findet die Kikequitzel ſpäter auch noch den Haguatzin, der mit ihr die gleiche Sprache ihres erloſchenen Stammes redet. Er beſitzt mit dem Korkor die Kikequitzel eine Zeit lang gemeinſchaftlich. Dieſe Schmach trägt aber Korkor, die edelſte Figur in der Novelle, nicht lange. Er flieht aus ſeinem Eigenthum und findet drei Frauen auf einmal in einer Höhle. Obgleich ſie ſeine Sprache reden, ſo führt er ſie doch nur dem Haguatzin zu, um ſeine Frau, die Kikequitzel, wieder zu erhalten und ſeine Naturehe mit ihr durchführen zu können, welche ihm höher ſteht als die bloße Stammverwandſchaft mit den Höhlenweibern, weil er in ihr den Anhang aller menſchlichen Kultur und Sittlichkeit verehrt. Haguatzin begründet nun zwar einen Harem für ſich mit den fremden Frauen. Allein die Kikequitzel iſt durch ihn ſchon zu verderbt, als daß Korkor die urſprüngliche Ehe in ihrer Reinheit wiederherzuſtellen vermöchte. Auf dieſe Weiſe wird in Mexiko der Grund zu einer Gemeinſchaft der Weiber gelegt. So gerathen die Indianer immer mehr in den traurigen Zuſtand hinein, in welchem die amerikaniſchen Konquiſtadoren ſie fanden. Wie der Titel richtig anzeigt, wird eigentlich nur das Verhältniß zwiſchen dem Korkor und der Kikequitzel geſchildert. Selbſt Kikequitzels eheliche Verirrungen werden auf eine ziemlich feine Weiſe bloß angedeutet. Bei dem Auftreten der drei fremden Frauen löſt ſich alles in Reflexionen auf. Das Buch iſt ſchlüpfrig, wenn auch die Tendenz — Proteſt gegen die Gemeinſchaft der Weiber — warm und lebhaft genannt werden kann.

3. Wieland und der Hof zu Weimar.

Nicht allein 1772, ſondern, nach einer bisher unbenutzt gebliebenen Beſchreibung*), auch noch 1798 war Weimar eine kleine, ſchlecht gebaute, winklige dumpfe Stadt. Ihre ganze nächſte Umgebung erſchien als ein einzelner von der Natur vernachläſſigter Fleck Landes. Während in Jena alle Früchte vortrefflich gediehen, waren Obſt und Gemüſe in Weimar ſchlecht. Die Bäume ſelbſt blieben kleiner und unanſehnlicher, der Boden war ſteinig. Der Landmann war viel zu faul und unwiſſend, um das Land durch Kultur zu verbeſſern. Das war die Stelle auf unſerem Planeten, zu welcher der Verfaſſer des goldenen Spiegels bereits Ende des Jahres 1772 als Erzieher Karl Auguſts, des künftigen Landesvaters, berufen wurde.

Wer ihn aber deshalb bedauern wollte, als wär' er in eine Wüſte verſetzt: der müßte doch unſer liebliches thüringer Ländchen nicht kennen. Verlangte einer der großen Geiſter, die ſich nach und nach mit Wieland in Weimar vereinigten, während Erfurt geiſtig mehr verödete, für ſeine Phantaſie nach großen Wäldern, Abgründen oder Felſen? Keine zwei Poſtmeilen waren ſie von Weimar entfernt, und ein Hofwagen legte dieſe in noch weit kürzerer Zeit zurück. Ja, verlangte eins der Genies geradezu ins Paradies, ſo führte ihn ſogar zu Fuße in drei Viertelſtunden zuerſt der Weg durch einen niedlichen engliſchen Park und dann eine halbe Stunde auf einer ſchattigen Hochſtraße „in colli molliter acclivi“ nach Belvedere. Keinem der Heroen von Weimar (Goethe bezeugt es in einem Gedichte) war Belvedere zu ſchlecht, wenn er ſein Feſtkleid anlegte. Man fand zwar auch die Gegend von Belvedere ſteinig und uneben und nicht gerade ſchön, aber doch ſehr anziehend und reich an romantiſchen Partien. Rechts vom Schloſſe lag ein ſehr ſchöner romantiſcher Garten und eine beträchtliche Orangerie. Wenn man mit Goethe dort herumwandelte und gedankenvoll das Zauberwort wiederholte: „Kennſt Du das Land, wo die Citronen blühn?“ ſo ſchilderte er noch manches aus dem Wunderlande Italien mit ſo lebendigen und reizenden Farben, daß man geſtehen mußte, nie etwas ſchöneres gehört zu haben. Hinter dem Schloſſe ein Gehölz mit Ruinen, Springbrunnen, Statuen und zahmen Hirſchen. Vorn, außer der Ringmauer ein kleines artiges Wäldchen. Sonntags kam alles aus der Stadt gefahren, geritten und gegangen und beluſtigte ſich in dem herrſchaftlichen Gaſthofe, der ſich in Belvedere befand. Man ſpazirte zwiſchen der Orangerie oder tanzte. Dabei konnte man, wenigſtens aus den herrſchaftlichen Zimmern, auf die Stadt Weimar herabſehen.*)

---

*) Auguſt Matthiä von ſeinem Sohne Konſtantin. Quedlinburg, in Kommiſſion bei Baſſe 1845, S. 64. 65.

Wielands Aufenthalt in Weimar vor Goethe's Ankunft umfaßte zwar nicht ſeine bedeutendſten Schöpfungen, wohl aber die einflußreichſte und hoffnungsvollſte Zeit ſeines Lebens. Beſonders in Verbindung mit dem Muſikdirektor Schweitzer vom Theater zu Weimar beſchäftigte er ſich auch lebhaft mit der deutſchen Bühne. Es waren damals in Deutſchland viele ſchnurrige Unterſuchungen über die antike Tragödie bekannt. Beſonders über Alceſte gab es auch manche deutſche Stücke. Wieland hat dies alles zwar nicht ganz ohne Humor, noch viel weniger ganz ohne Kritik, aber doch ohne in das Weſen des antiken Drama's ſchon wirklich einzudringen ſtudirt.**) Algarotti hatte zu zeigen geſucht, daß das Singſpiel unter allen modernen Schauſpielen der griechiſchen Tragödie am nächſten komme.***) Der Alceſte des Quinault war im 17. Jahrhundert „nicht für moroſe und ſtoiſche Leute, ſondern für Leute, welche einen zuläſſigen Scherz lieben“, der Hanswurſt hinzugefügt.****) Wie wenig dies auch nach dem Geſchmacke eines Wieland ſein konnte, ſo nahm er die Sache doch immer noch ſehr leicht in ſeiner „Alceſte. Ein Singſpiel in fünf Aufzügen. In Muſik geſetzt von Anton Schweitzer und in den Jahren 1773 und

---

*) [illegible] S. 12. 13. 15. 18.

**) [illegible] daß Wieland [illegible] Alterthums [illegible] ist, und ebenso, wenn [illegible] philosophische nennen, so geben wir doch Merck [illegible] Recht, der auf [illegible] Stellen [illegible] Wieland hatte eben alles gelesen, und sein [illegible] Talent [illegible], daß er leicht eine Stelle in einem großen Dichter [illegible]. Wenn er [illegible] in seinen Uebersetzungen nicht nur in einem [illegible] [illegible] seine dichterische [illegible] überall auseinander. [illegible] Ihre Vereinigung hätte ihn zu einem [illegible] Dichter gemacht. Als Dichter [illegible] ihn [illegible] zu den größten deutschen [illegible] Goethe, Schiller und Lessing als solche. Wielands Uebersetzungen [illegible] neben denen der Bürger und Schlegel die Beachtung der Nation.

***) Singspiele und Abhandlungen. Von C. M. Wieland. Wien 1812. Anton Doll. S. 177.

****) A. a. O. S. 218.

BAYERISCHE STAATS-

1774 auf dem weimarſchen Hoftheater aufgeführt."*) Ebenſo unbedeutend wie die Alceſte war auch Wielands komiſches Singſpiel in einem Aufzuge „Das Urtheil des Midas."**) Nachdem Herkules die Alceſte zu Admet zurückgebracht hat, geht alles in Wielands Stücke auseinander wie eine Abendgeſellſchaft, die ſich an Hausbier und kaltem Braten gelabt hat. Mit Recht ſagte daher 1774 Goethe***) in „Götter, Helden und Wieland", daß Wieland in Herkules einen ſtattlichen Mann mittlerer Größe vermuthet hätte. Was Goethe der Auffaſſung Wielands in dem genannten kleinen dramatiſchen Scherze entgegenzuſtellen vermochte, waren freilich noch keineswegs antike Ideen und Figuren, wie er ſie etwa ſpäter in der Iphigenia vorführte, aber es war immerhin ein Fortſchritt, daß gezeigt war, Wielands Herkules habe nicht die richtige Maße des Heroen, wenn Goethe den Herkules, der mit dem Tode um die Alceſte kämpft, auch erſt wie einen Raubritter darzuſtellen vermochte, welcher einigen nürnberger Kaufleuten auflauert.

Etwas beſſer als die Behandlung der Alceſte mußte einem Wieland die Behandlung der „Roſamunde" glücken, eines Singſpiels, zu welchem er ſich in den ſiebziger Jahren ſeines Säkulums wohl zunächſt durch Percys „Relicks" angeregt ſah, die damals auch auf Bürger und Herder ſo gewaltig einwirkten. Die ſchöne Roſamunde war nämlich die beſonders aus einem engliſchen Volksliede bekannte Geliebte Heinrich II Plantagenets, des erſten Königs von England aus dem Hauſe Anjou. Die rechtmäßige Gemahlin dieſes Königs von England war jene reiche Erbin von Poitou und Guyenne, welche einen König von Frankreich auf einem Kreuzzuge begleitet hatte und alsdann von ihm geſchieden war. Als auch der König von England bald dieſer mächtigen, aber ſittenloſen Frau überdrüſſig war, ließ er der ſchönen Roſamunde bei verſchiedenen ſeiner Schlöſſer nach Wielands Meinung im Vorbericht einen feſten Thurm, vielleicht ähnlich unſeren mittelalterlichen Warten, erbauen, deſſen Eingang ſich nur ihm ſelbſt öffnen, der ſchönen Roſamunde aber namentlich einen ſteten Schutz vor der Königin bieten ſollte. Dieſe alten Wartthürme an verſchiedenen Orten ſoll die Volksüberlieferung zu einem einzigen wohlverwahrten Labyrinth im Parke zu Woodſtock gemacht haben. Und ſo zeigt uns

---

*) A. a. O. S. 5—91.
**) S. 135—183.
***) Werke VII, 1840, S. 226.

auch der erſte Aufzug unſeres Singſpiels die ſchöne Roſamunde in einem palaſtartigen und labyrinthiſchen Gebäude, ja ſogar in einem feenhaften Parke, ebenſo glücklich als ſicher und verborgen der Heimkehr des Königs von England harrend, welcher ſein Haupt in Frankreich mit Lorbeer geſchmückt hat. Indem ſie die Gefühle der Liebe durch Geſang ausſtrömt, hat Wieland ihr Worte geliehen, in denen er als Liederdichter ſo viel, als ihm irgend möglich war, zu leiſten verſuchte. Trotz aller der Schwerfälligkeit aber, die er dabei nicht verleugnen kann, ſcheint er uns doch mit Roſamundens kleinen Verschen und Mondſcheinviſionen, ſowie mit den bald einſchläfernden, bald erſchreckenden Muſikſtückchen dieſes erſten Aktes Goethe die Anregung für manche reizende Stellen in ſeinem Drama von Egmont und Klärchen gegeben zu haben, welches von Goethe zwar ſchon zwei bis drei Jahre vor der erſten Aufführung dieſes Singſpiels begonnen, aber erſt neun bis zehn Jahre nach derſelben beendigt wurde. Gewiß ſpricht Goethe, der über „Roſamunde“ nicht günſtig urtheilte, in Klärchens „Freudvoll und leidvoll“ volltönend und fließend die Empfindungen aus, welche die ſchöne Roſamunde in ihrem Liede „Oft am Rande ſtiller Fluthen“ mühſam herzählt und die ihr auch aus Luciens Geſange: „Er eilt, der Sieger“ entgegentönten. Mit Bezug auf die beiden letzten Aufzüge der ſchönen Roſamunde ſagt Wieland im Vorberichte der erſten Ausgabe: „Man hat im gegenwärtigen Singſpiel den Umſtand, daß die Königin Elinor mit Gift und Dolch zur Roſamunde kommt — und den, daß ſie nicht wirklich vergiftet wird, aus dem Singſpiel gleichen Namens entlehnt, welches der berühmte Addiſon im Jahre 1706 auf die engliſche Schaubühne gebracht, wiewohl von dem letzteren Umſtand hier ein ganz anderer Gebrauch gemacht wird.“ Zu den „Singſpielen und Abhandlungen“ hat Wieland ſeinem Singſpiele Roſamunde eine recht hübſche Abhandlung über ſie, ſowie über Richard Löwenherz und Blondel hinzugefügt.

Gleichfalls etwas beſſer als Midas und als Alceſte iſt „die Wahl des Herkules“*), natürlich veranlaßt durch die gleichnamige ſchöne Allegorie des Sophiſten Prodikos. Wieland nennt ſeine Arbeit ein lyriſches Drama. Es wurde ebenfalls von Anton Schweitzer in Muſik geſetzt und am 17. Geburtstage Karl Auguſts auf dem Hoftheater zu Weimar 1773 aufgeführt. Die nach Wielands Art nur ſpärlich eingemiſchten, ſchmelzenden lyriſchen Verſe, in denen ſich der Dichter beſonders angeſtrengt hat, handeln ſchon von der Dejanira, welche Herkules doch zu Anfang ſeiner Laufbahn noch nicht geſehen haben konnte. — Mit Fleiß und mit Wärme, nicht ohne ein paar hübſche ſentimentale Verſe, iſt auch abgefaßt Wielands „Singgedicht zur Geburtstagsfeier des Durchl. Herrn Erbprinzen Karl Friedrich zu Sachſen-Weimar und Eiſenach. In Muſik geſetzt von Herrn Wolf. 1783."*)

---

*) Singſpiele und Abhandlungen, S. 105—135. Vergl. Anhang.

Wie glänzend aber auch Wielands Stellung als Prinzenerzieher, Theaterſchriftſteller und Journaliſt von Weimar (denn auch der deutſche Merkur war 1773 begonnen) anfänglich geweſen war, ſo wurde ſie doch nach drei Jahren weſentlich dadurch verändert, daß Goethe, welcher durch „Götter, Helden und Wieland" ſeine Ueberlegenheit über den beſonders bis dahin vielfach in Deutſchland hochverehrten Dichter des Agathon ſehr anſchaulich gemacht hatte und noch einer weiteren höheren Entfaltung wohl fähig ſchien, am 7. November 1775 als Freund Karl Auguſts in Weimar einzog. Wielands kluges Verhalten bei Goethe's Angriffe auf die Alceſte iſt immer ſehr geprieſen worden. Ohne eine angeborne Gutmüthigkeit würde ihm eine ſolche Mäßigung nicht gelungen ſein. Mit der größten Spannung jedoch verfolgten er und Gleim in ihrer gemeinſchaftlichen Korreſpondenz den Verlauf der Begebenheiten in Weimar, ſeit „Götter, Helden und Wieland" erſchienen und Wielands ehemaliger Zögling mit Goethe ſelber in Verbindung getreten war. Da in dem züricher Abdrucke jener Korreſpondenz wieder die pikanteſten Stellen unterdrückt ſind, ſo holen wir einige derſelben nach dem Manuſcript dieſer Briefe nach.

In Wielands Briefe aus Weimar vom 31. März 1775 heißt es: „Was ſagen Sie und Jacobi zu dem feinen Stückchen von teutſcher Art und Kunſt, Prometheus, Deukalion und ſeine Recenſenten? Können Sie glauben, was das ganze Publikum glaubt: daß Goethe das infame Ding gemacht habe?"

Mit Rückſicht hierauf heißt es dann aber in einem Briefe Wielands ohne Datum, den Gleim am 24. April 1775 empfing: „Goethe iſt 'n feiner Burſche, — hat einen Lumpenkerl gefunden, der Vater zu ſeinem Baſtard ſein will! Sie haben doch das Billet ſchon bekommen, das er an ſeine Freunde herumſchickt, um zu deklariren, daß nicht er, ſondern ein gewiſſer Leopold Wagner den Prometheus ge..... habe. Wollen 'm doch den Gefallen thun und thun, als ob wir es glauben."**)

---

*) A. a. O. S. [illegible]

**) [illegible] Stelle, wo Goethe [illegible] am „Prometheus, Deukalion und ſeine Re-

Bald darauf ſcheint Wieland ſeinen erſten Beſuch in Halberſtadt gemacht zu haben. Auch der Ruhm des Bades in Lauchſtedt hatte ſich längſt verbreitet. Außer der Nähe von Halle trug ſeine Lage zwiſchen Weimar und Halberſtadt wohl dazu bei, ihm mehr und mehr einen Ruhm zu verſchaffen, der von der Genieperiode des vorigen Jahrhunderts unzertrennlich iſt. Aber auch Lauchſtedt wurde zuerſt von den geringeren Talenten in Beſchlag genommen: Gleim beſtellte lange vor Schiller ſeine Jacobi und Wieland dahin. Dieſer ſchrieb aus Weimar vom 19. Juni 1775:

„Nach Lauchſtedt zu unſerem lieben Gleim und ſeiner lieben Hausnichte zu kommen, wäre was herrliches — aber Kinder Gottes, es iſt diesmal nicht möglich. Uebermorgen kommt Karl Auguſt.“ Man ſieht, wie dieſer der Angelpunkt aller Hoffnungen und Betrachtungen war.

Wieland hatte ſeine Berufung nach Weimar hauptſächlich dem Grafen Görtz zu verdanken. Die verwittwete Herzogin Amalia von Weimar, die Nichte Friedrichs II., in deren Adern das braunſchweigiſche Blut wallte, welches die Welfen antrieb, die Schäfer- und Bauernſpiele in Blankenburg und Salzdahlum zu veranſtalten, hatte dieſem heſſiſchen Grafen, welcher das Collegium Carolinum zu Brauſchweig beſucht hatte, die obere Leitung über die Erziehung ihres Sohnes übergeben. Er hatte Wieland zuerſt mit der Herzogin bekannt gemacht, welche ſpäter einmal auf einem Leiterwagen beim Regen ohne weiteres Wielands Oberrock angezogen haben ſoll. Görtz wurde nun aber drei Monate vor dem Regierungsantritte Karl Auguſts ſo gut wie ganz entlaſſen. Dies mußte bei einem Manne von ſeiner Bedeutung, der nicht allein — nächſt den Genies ſelbſt — mit Amalia der eigentliche Urheber der weimarſchen Genieperiode geweſen zu ſein ſcheint, ſondern der auch von 1778—1806 faſt noch zu den höchſten Aufgaben des preuſſiſchen Staates verwendet wurde, das größte Aufſehen erregen. Sein Schützling, der Verfaſſer des goldenen Spiegels, dem wir die ſtaatsmänniſchen Geſichtspunkte nicht abgeſprochen haben, hatte in Weimar dazu bereits die Grundideen ſeines Daniſchmende hinzuzufügen begonnen. Ihre Verwirklichung konnte allerdings nur in einem kleinen Staate wie Weimar etwa von Frauen und Dichtern

---

cenſenzen“ keinen oder ganz geringen Antheil gehabt hat. Erich Schmidt behauptet es in ſeiner 1875 erſchienenen Schrift über Wagner, aber manches, was er ſelbſt anführen muß, ſpricht dagegen und die Auszüge aus dem Gedichte ſtehen höher, als was Wagner ſonſt geſchrieben hat. Näheres in dem Abſchnitte unſeres Anhanges über Wagner.

wenigſtens zum Scherz verſucht werden. Aber Görtz beſchuldigte auch Wieland, ihn „minirt" zu haben. Dieſer ſagt in dem ungedruckten Briefe vom 3. Juli 1775, daß bloß „einiger Schein" in dieſer Beziehung gegen ihn ſei. Noch will Wieland Karl Auguſt nicht aufgeben. Aber wegen eines böſen Rathgebers, den er hat, ſoll Gleim auch für Wieland beten: erlöſe uns von dem böſen!

Bei Goethe's Ankunft in Weimar folgte der Sonnenſchein auf dieſen Regen. Bald mußte ſogar Gleim, der freilich nicht erſcheinen konnte, mit Goethe und Frau von Stein bei Wieland Gevatter ſtehen. Etwas ſpäter, am 8. September 1776, ſchrieb Gleim folgenden Brief an Wieland: „Wir haben ſeit dreyßig Jahren ſchöne Herbſte gehabt. Unſer Generalkapitul, hoff' ich, ſoll nicht lange dauern, und dann — — Wenns aber ſchlechterdings nicht möglich zu machen iſt, dann mein theurer, ſollen die Wintertage deſto geſchwinder in's Meer der Ewigkeit verfließen, und im früheſten Lenz ſeh' ich alle meine Lieben zu Weimar — und unter denſelben den edlen, herrlichen jungen Mann, von welchem freylich die Dame Fama ſehr viel böſes in die weite Welt hineinbläſt, von welchem allem ich zwar nichts glaube, doch aber aus meinem Herzen nicht vertilgen konnte, was einmahl darin war, dieſes, daß Er meinen Wieland einmahl beleidigt hatte! Wenn Sie's, mein lieber, doch einmahl in zweyen Zeilen den böſen Menſchen ſagen möchten, daß Goethe ſo ein edler herrlicher junger Mann iſt, wie Sie's da dem Hertzen Ihres Gleims in Ihrem lieben Briefe ſagen, warlich ſehr viel Gutes wird es ſtiften, auch in Abſicht auf ihren jungen Fürſten, dem man's, ich möchte ſagen, überall übelgenommen hat, daß er einen ſo feurigen jungen Mann hinſetzte zu den kaltblütigen Vätern des Vaterlandes, in ſeinen Staats-Rath mein ich, in welchem Er, nach Verſicherung und Lüge böſer Menſchen, zu ſo vielem Zank und Streit mit ſeinem Geiſtesfeuer Anlaß geben ſoll. Ich hörte dies in manchen Gegenden, und am letzten Montage noch zu Deſſau. Denn, mein theurer, ich bin zu Deſſau geweſen, habe den armen verlaſſenen Baſedow geſehen, den vortrefflichen Mann, welchem die Liebe zu den Menſchen das Mark in den Beinen verzehrt und welcher, weil er die Menſchen nur in ſeinem Buſen ſieht, ſie alle nicht kennt, ſie alle von ſich zurückſtößt."

Auch in dem Briefe vom 30. September 1776 urtheilt Gleim über Baſedow und die philanthropiſche Lehrmethode äußerſt günſtig. Die Ueberſendung dieſes Briefes an Wieland erfolgte durch Herder, den Gottesmann. Er hatte bei der Ueberſiedelung von Bückeburg nach Weimar mit ſeiner Familie lange bei Gleim verweilt. Gleim hat mit den „lieben Gotteskindern“ während ihres Beſuches geradezu im Himmel gelebt. Aber er kann ſie nicht ziehen laſſen, ohne ihnen den Segen für die Gotteskinder in Weimar mitzugeben. Herders „Gutſche“ bringt auch die ſieben Stein Flachs nach Weimar, die in Wielands Auftrage für ſein Haus gekauft ſind. Was von dem Flachſe nicht in den Sack geht, iſt Gleim geneigt noch im Herbſt 1776 „mit Schweſter Gleminde“ ſelbſt nach Weimar zu bringen: denn das Verlangen, auch den „Engel Goethe von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen, iſt groß.“ Gleim ſchreibt auch: „Dank, mein theurer, lieber Wieland, für die Nachricht, beſonders daß ich den fatalen Gerüchten von Euch zu Weimar keinen Glauben beimeſſen ſoll. Ich kam von Deſſau und von vielen Orten und wäre beynahe gläubig geworden. Gott ſei gelobt, mein beſter Herzensbruder, daß es lauter Lug und Trug iſt, was man von Euch ſagt, und ſchwatzt und pfeifet und trompetet. — Ihr thätet, glaub' ich, doch wohl, wenn ihr in euren Merkur einmal ein paar Worte recht deutſch und rein und lauter darüber einfließen ließet.“ Dieſen Brief zu ſchreiben iſt Gleim um 4 Uhr aufgeſtanden. Er bricht ab mit den Worten: „Die Gutſche kommt.“ Er muß hinauf zu Herder und die letzte Stunde noch anwenden zur Erquickung dieſes Bruderherzens, welches Wieland ganz ergeben ſei.

Die Reiſe von Weimar nach Halberſtadt war damals nicht ſo ſchnell und ſo mühelos, als jetzt. Aber ſie war poetiſcher. Wielands einzige Erquickung war in mehreren Jahren der Weg durch die goldene Aue und die Umſchau von einem Berge bei Allſtedt, den ſelbſt eine mit Flachs und Menſchen ſchwer verpackte Kutſche noch allenfalls erklimmen konnte. Bald wurde die Reiſe noch behaglicher, indem man zu Kalbsrieth in der goldnen Aue, wenn auch nicht die durch Schiller*) berühmte Charlotte von Kalb ſelbſt, ſo doch einen der Herren von Kalb aufſuchte. Freilich war es eine Kunſt, ſie zu finden: denn wie noch 1874, ſo wurde in der ganzen Riedgegend während der Frühlingszeit die goldene Aue faſt ſtets eine Silberaue durch die Ueberſchwemmungen der Helme und Unſtrut. Und im Frühling während der Baumblüthe reiſten jene Dichter zweiten und dritten Ranges am liebſten zwiſchen Halberſtadt und Weimar. Nicht allein an dem merkwürdigen Kyffhäuſer zogen ſie ſtill vorbei. Selbſt den Harz ſuchte man ſeiner Berge wegen wohl zu umgehen. Ebenſo wenig als der hohen Berge wird von den Talenten zweiten und dritten Ranges, Herder, Wieland und Gleim, jemals der Kaiſerdenkmäler und Antiquitäten von Halberſtadt und der goldenen Aue gedacht. Faſt in dieſem allem that Goethe ſchon früh das Gegentheil. Seine Reiſe nach dem Harze im Winter — „dem Geier gleich“ — kennzeichnet ihn als Genie, doch hatte an dieſem ganzen Auftreten des Hofes zu Weimar Karl Auguſt ſelbſt wohl den meiſten Antheil. Und ſo ſollte der Hof von Weimar denn auch einſt in Halberſtadt erſcheinen ohne Wieland, wohl aber mit Goethe, welcher dies höchſt eigenthümliche, dies zigeunerartige Hof- und Reiſeleben in derſelben Zeit durch das Gedicht „Ilmenau am 3. September 1783“ alſo geſchildert:

---

*) Vergl. aber auch: „Jean Paul und Charlotte von Kalb. Von Paul Nerrlich“ in der wiſſenſch. Beil. der leipz. Ztg. 1875 Nr. 103.

„Sagt, wem vergleich' ich dieſe muntre Schaar?
Von wannen kommt, und wohin ziehen ſie?
Wie iſt an ihr doch alles wunderbar!“

Gleim hatte auch mit Weimar durch allerlei Boten auf ſeine Art Verbindungen angeknüpft. So brachte ihm einſt ein Kammerdiener eine neue Ausgabe des Oberon mit. Zwei Jahre darauf hörte er, daß die Herzogin Amalia eine Reiſe nach ihrer Vaterſtadt Braunſchweig vorhabe. Er ſchrieb daher den 30. Mai 1783 an Wieland, daß die Stadt Halberſtadt ſich in der Gartenkunſt ſehr auszeichne, den herrlichſten Blumenflor entwickle und durch ſeinen wackeren Domdechanten von Spiegel (den Fürſten Pückler-Muskau des vorigen Jahrhunderts) ganz in ihrer Nähe ein Paradies, die Spiegelberge, ſtatt einiger Sandhügel erhalten habe. Die Herzogin möge kommen und ſehen! Ein wohlhabender Mann (Gleim) in Halberſtadt beſitze genug, um dem Hofe von Weimar ein Frühſtück zu bieten. Wenn die Herzogin aber bei ihm nicht einkehren könne, weil er nicht von Adel ſei, ſo lade deſſen Freund, der Domdechant, den Hof von Weimar zum Frühſtück nach ſeinen Bergen. Die Herzogin nahm die Einladung des Domdechanten an, machte aber Gleim beinahe närriſch vor Freuden durch die Art, wie ſie bei der Ankunft auf den Spiegelsbergen in Gegenwart des Herzogs von Braunſchweig, des alten Domdechanten und des hohen Adels von Halberſtadt einen Brief Wielands vom 9. Auguſt 1783 aus der Brieftaſche zog und ihn Gleim übergab. „Man ſah (ſchreibt Wieland an Gleim) eine Fürſtin ſein die Taube Anakreons!“ Wieland hatte dieſen Brief mit einer von ziemlich hartnätigem Rheumatismus faſt gelähmten Hand geſchrieben. Er konnte daher nur bei den Muſen und den erhabenen „Muſageten“ von Weimar ſchwören, daß er ſeinen Gleim liebe und lieben werde „dum spiritus regit artus . .“ Wenn er auch noch ein Wiederſehen plante für 1784, ſo übertraf ihn doch Goethe von Amtsgeſchäften faſt erdrückt, auch diesmal bei weitem an genialer Reiſeluſt. Auf der Harzreiſe, die er mit dem Sohne der Frau v. Stein machte, gab er am 14. September der zurückreiſenden Herzogin Amalia in Halberſtadt ein Rendezvous. Neue Feſtlichkeiten waren ihr dort bereitet.

1781 war die „Geſchichte der Abderiten“*) erſchienen, wohl die gediegenſte und vielleicht auch die am beſten ſtyliſirte unter den von Wieland verfaßten größeren Arbeiten in Proſa. Die ſchwächſten Stellen ſind die, wo Demokritos allein auftritt. Die feinſten Partien werden gebildet durch das Erſcheinen des Hippokrates und des Euripides in Abdera. Hängt das Kapitel vom Euripides in Abdera wohl ſchon mit den Erfahrungen auf den Reiſen Wielands als Singſpieldichter zuſammen, ſo iſt in dem Kapitel über die Fröſche der Latona eine Satire gegen Wielands Vaterſtadt Biberach die Hauptſache. Durch einige Verſe im Oberon ſicherte er ihr merkwürdigerweiſe gerade damals auch ſeine Liebe zu. — Wieland ſollte den kleinen dicken Rathsherrn von Abdera nicht umſonſt geſchildert haben: aus ganz Deutſchland proteſtirten viele, die ſich getroffen fühlten, gegen Wielands Buch, und die Bürgermeiſter ſchienen die Sache ſelbſt in die Hand nehmen zu wollen. Mit ſeiner Eſelsgeſchichte hatte Wieland den damaligen Kommunalverhältniſſen ins Herz getroffen. Auch dadurch wird unſere Behauptung beſtätigt, daß der Dichter des Oberon zugleich der Spießbürger unter den Genie's von Weimar war, und daß er auf den Marktplätzen der deutſchen Städte Erfolge erzielte, ehe noch dort das Bild eines einzigen deutſchen Dichters aufgeſtellt war.

4. Wielands Rittergedichte und Märchen in Verſen.

1756 hatte Gleim durch die erſte deutſche Romanze, in welcher ein abenteuerliches wunderbares mit einer poſſirlichen Traurigkeit vermiſcht war, eine Anregung gegeben, die ſich weithin verzweigte. „Vive la bagatelle!“ rief 1768 auch Wieland in ſeinem „Idris“**) aus, mit ſeiner ganzen literariſchen Vielſeitigkeit. Zugleich aber ſagte Wieland in der Zuſchrift an Riedel, welche ſich nur vor der erſten Auflage des Idris 1768 zu befinden ſcheint, daß ſein Idris eine abenteuerliche Kompoſition von heroiſchen und komiſchen Ingredienzien, von natürlichem und unnatürlichem, von pathetiſchem und lächerlichem, von Witz und Trauer, freilich auch von Moral und Metaphyſik ſei. Das Gebiet der Romanze war im Idris mit Hilfe der damals beliebten Feenmärchen zum großen heroiſchen und komiſchen Gedichte erweitert. Die deutſche Muſe, mit den erſten vielleicht erträglichen deutſchen ottave rime geſchmückt, trat hier als Arioſt verkleidet auf; die Zahl der Versfüße war bei einzelnen ottave rime vermehrt, noch häufiger und bedeutender vermindert. Unſere ſpäteren wirklichen Meiſter des ottave rime, beſonders Ernſt Schulze, bleiben zwar hierbei nicht ſtehen. Aber ohne den Idris wäre allerdings keine bezauberte Roſe zu denken. Vor allen Dingen iſt der jetzt kaum noch lesbare Idris eine Vorſtufe zu Wielands Oberon, nicht nur in Bezug auf das Metrum, ſondern auch in Bezug auf den Inhalt. Im 2. Geſange von der 53. Strophe ab („Im Anfang ging es gut, das Schiffsvolk ſang und ſchrie“) glaubt man bereits Hüons Hippogryphen zu erblicken, fühlt ſich aber doch nicht dadurch erhoben. Selten kann man mehr als vier Verſe mit einem reinen Vergnügen leſen, wie z. B. den Anfang des dritten Geſanges:

---

*) Wir benutzen Göſchens Ausg. von 1796 in den ſämmtl. Werken 19. und 20. Band.

**) Leipzig bei Weidmanns Erben und Reich (296 Seiten).

Da, wo der Kaukaſus ſein fabelhaftes Haupt
Den Sternen zeigt, da liegt, von ſteilen Felſenwällen
Verwahrt, ein ſtilles Thal voll thaubekränzter Quellen,
Vom Herbſte ſtets begabt, vom Frühling ſtets belaubt.

Einen bedeutenden Fortſchritt in der Behandlung der Fabliaux zeigt Wielands „neuer Amadis“, welcher 1771, drei Jahre nach Idris und Zenide, erſchien. Der Eindruck iſt ziemlich brillant, denn eine falſche Ironie ſtellt hier zahlloſe einzelne Märchenzüge gradezu auf den Kopf. Vor einem märchenhaften Aufzuge reitet z. B. einmal ein Zwerg her und ruft: Aus dem Wege, Kanaille! Damit hatte Wielands ironiſches Verhalten gegen das Mittelalter ſeinen Höhepunkt erreicht. Ganz überwunden hat er die Ironie in ſeinen Epen nie, am wenigſten in „Gondalin oder Liebe um Liebe. Ein Gedicht in 8 Büchern. 1776.“ Auch dieſe Arbeit hört man jetzt mehrfach für Wielands beſte erklären. Dieſem Urtheile kann ich gleichfalls nicht beiſtimmen; denn eben im Gondalin findet ſich außer jener Ironie ſogar noch ein Ueberreſt von philoſophiſchen Tendenzen und Spielereien, welche Wieland aus argem Mißverſtändniß ſtatt der vielen Feinheiten der echten zierlichen mittelalterlichen Gedichte in ſeinen erzählenden Gedichten vielfach untergeſchoben hat. Die platoniſchen Anklänge ſind denn doch ſo gut wie ganz vermieden in einer Reihe von anderen Märchen, die mit wenigen oder gar keinen Ausnahmen ſämmtlich von 1776 bis 1778 entſtanden ſind. Man findet ſie vereinigt in einem Bande, welcher unter dem Titel „Erzählungen und Märchen“ 1805 in Karlsruhe erſchien und gerade in dieſer Zuſammenſtellung, aber mit Hinzufügung des Oberon, wieder abgedruckt, alle noch jetzt von Wieland wirklich lesbaren Dichtungen enthalten würde. Unter den Märchen dieſes Bandes iſt am bedeutendſten „Das Wintermärchen“, 1776, nach einer Erzählung in 1001 Nacht geſchrieben. Der Schach verwandelt einen verwunſchenen See in eine große „Königsſtadt“ zurück.

Die Fiſche werden zu Bürgern wieder,
Wimmeln die Straße auf und nieder
Bei Sonnen- und bei Mondenlicht,
Des alten Schlenders unvergeſſen;
Haben viel Müh' und Sorg zu eſſen.
Bau'n Tag und Nacht viel böhmiſche Schlöſſer,
Jn's Blaue hinein, hätten's gerne beſſer,
Und rathen immer und treffen's nicht:
Kurz, alles iſt wieder in ſeiner Pflicht.

Nächſtdem ſcheint uns am beſten unter den nicht gradezu als Ueberſetzung bezeichneten Gedichten dieſes Bandes das ebenſo einfache als ſpannende „Hana und Gulpenheh“. Doch auch das umfangreichere „Pervonte oder die Wünſche“ iſt ſehr zu loben, nicht in gleichem Grade „Der Vogelſang oder die drei Lehren“. „Die Waſſerkufe“ und „Des Maulthiers Zaum“ werden ausdrücklich als Ueberſetzungen bezeichnet. „Des Maulthiers Zaum“ iſt aber eine für jene Zeit außerordentlich kunſtvolle Uebertragung. Jn der „Waſſerkufe“ wird eine ſchöne junge Frau von koloſſaler Einfalt des Denkens und der Sitten geſchildert, die einen Mönch, der nach der Beſtimmung ihres Mannes deſſen Stelle bei ihr vertreten ſoll, ſtets in eine große Waſſerkufe wirft, ſo oft er ſich ihr nähern will. Endlich ſtellt ſich heraus, daß ſie es mit ihrem Manne ebenſo macht, weil beide beim Tode ihres Kindes auf ſieben Jahre das Gelübde der Keuſchheit abgelegt haben. Dieſe Frau iſt gewiſſermaßen das Gegenſtück zu dem tief ernſten „Geron der adlige“, welcher dieſen ganzen Band der Erzählungen und Märchen eröffnet.

Jn der That wurde es Zeit, daß Wieland ſich auf dem Wege der Entwickelung zum Dichter des Oberon auch um die heroiſche

Auffaſſung des Mittelalters bemühte. Das heroiſche oder doch wenigſtens romantiſche finden wir bei Wieland zum erſten male in Geron dem adligen. Er iſt in ungereimten Jamben geſchrieben.

Mit Rückſicht auf die allgemeine deutſche Literaturentwickelung angeſehen, bildet Geron der adlige ungefähr den Uebergang von Ewald von Kleiſt zu Fouqué. Ja, für dieſen iſt hier der ſchönere Ton ſchon vollſtändig gefunden. Mit Bezug auf Wielands Dichtungen bildet Geron der adlige ein merkwürdiges, aber nothwendiges Mittelglied zwiſchen Idris und Oberon.

Es war die Aufgabe Herders und noch mehr Goethe's, aber auch Wielands, die Romantik bereits in ſich zu tragen und andern die Wege zu ihr zu weiſen, ohne ſelbſt in der deutſchen Literatur zu Romantikern zu werden. — Herder und Wieland, zunächſt gelehrte, haben beide dem Studium einer fremden Literatur einmal ein eigenes deutſches Gedicht abgerungen. Aber um ebenſo viel als Herder dem Wieland als gelehrter Schriftſteller doch voraus war, um ſo viel hat Wieland im Oberon ſich freier bewegt und das höhere in der Poeſie geleiſtet, als Herder im Cid. Wie die Gärten der Hesperiden mit goldenen Aepfeln war das ganze Gedicht geſchmückt mit den goldenen Früchten faſt von jedem Studium und jedem größeren oder kleineren Talente Wielands. In der Anwendung und dem Spiele dieſer ſo mannigfaltigen Kräfte und Motive war doch überall ein ſchönes Maß gehalten. Noch ohne alles Verſtändniß für die eigentliche volksthümliche Poeſie zeigt Wieland im Oberon überall jenes unmittelbare Verhältniß zum Märchen, welches ſchon im Idris ſich Bahn gebrochen hatte in der naiven Stelle:

> Um ihre Tafelluſt zu mehren,
> Läßt unſichtbar, vermuthlich aus den Sphären,
> Sich ein Konzert von Inſtrumenten hören.
> So war das Glück bei guten Zeiten!

Im Oberon*) erſt wurde erfüllt, was Wieland ſchon am 2. Oktober 1769 verheißen hatte: „Ich ſelbſt werde mit dem neuen Amadis dem Satyr, der halb Faun, halb Liebesgott iſt, nun der hogarthiſchen Dichtart, wie ich ſie nennen möchte, entſagen, und mich, wenn ich jemals wieder dichte, mehr meiner Neigung zum ſchönen idealiſchen und mehr meinem Herzen überlaſſen“. Zwar war von feſten hogarthiſchen Figuren im neuen Amadis nichts zu bemerken. Aber ein gewiſſer zauberiſcher Fluß hat ſich der Verſe Wielands im Oberon bemächtigt, z. B. in der Stanze:

---

*) Oberon. Ein Gedicht in zwölf Geſängen. Neue und verbeſſerte Ausg. Leipzig, 1819. Weidmanniſche Buchhandlung.

In eine and're Welt, ins Zauberland der Feen,
Glaubt ſie verſetzt zu ſein; ihr iſt als habe ſie
Den Himmel nie ſo blau, ſo grün die Erde nie,
Die Bäume nie ſo friſch belaubt geſehen:
Denn hier, in hoher Felſen Schutz,
Die ſich im Kreis um dieſen Luſtort ziehen,
Beut noch der Herbſt dem Wind von Norden Trutz,
Und Feigen reifen noch und Pomeranzen blühen.

Nicht weniger originell wie hier die Feenwelt, aber im weſentlichen richtig wird im Oberon ſelbſt das Ritterthum charakteriſirt:

Des Ritters große Pflicht war Jungfrau'n zu beſchützen,
Und, wenn ſein Herz ſich gleich [illegible] fühlt,
Auf jeden Ruf ſein Blut für jede zu verſpritzen.

Von der alten Ironie im früheren wielandſchen Rittergedicht iſt dieſer naiven Darſtellung nur noch ein kleineres Maß beigeſellt, z. B. wo Hüon als Amanda's Lehrer im Chriſtenthum alſo beſchrieben wird:

Doch was vielleicht an Licht und Gründlichkeit
Der Lehre fehlt, erſetzt des Lehrers Eifer;
Herr Hüon, [illegible]
Bewahrte das [illegible] gleich einem [illegible]
Und was er glaubt, [illegible]
[illegible]
Den ganzen Heidenwahn [illegible]
Zu [illegible]

Wir haben geſehen, daß Wieland im Idris die Ironie nur zu ſehr eingemiſcht hatte. Er hatte im neuen Amadis, wiewohl er faſt aus lauter brillanten Einzelheiten beſtand, mit ihr keine poetiſchen Geſtalten ſchaffen können. Wieland war kein Sterne, geſchweige denn ein Arioſt oder Cervantes, wie ſehr er ſie auch alle drei verehrte. Er war viel zu klug, um ſich noch einmal ein Rittergedicht durch die Ironie zu verderben, zu welchem er jetzt alle ſeine ähnlichen früheren Arbeiten vielleicht ſelbſt als Vorarbeiten anſah. — Die Tendenz des Oberon konnte keine Wiederholung der Tendenz des trefflichen und ſittenreinen Geron werden, weil er nach der wohl erwogenen Abſicht des Dichters eben eine klaſſiſche oder wenigſtens eine mehr klaſſiſche als romantiſche Arbeit ſein ſollte. So gelang unſerem Wieland im Oberon, zumal bei der großen Bedeutung der von ihm gewählten

Gattung der Dichtkunſt, das höchſte, was die Moderniſirung des Märchens von Perrault bis Muſäus und Anderſen überhaupt erreicht hat. Dies alles zuſammen aber erreichte Wieland theils, weil er ſeinen alternden Hippogryphen diesmal ſo weiſe zu zügeln wußte und theils, wie wir glauben, weil die Nähe und das Treiben Goethe's und Karl Auguſts eine früher ihm unbekannte Friſche und Keckheit ihm verliehen. Hatte doch Wieland in Weimar nun auch ein Rittergedicht geſchaffen, welches, trotz ſeiner alten und fremden Quellen nicht bloß völlig modern, ſondern auch echt deutſch war. In millionen deutſchen Herzen klang das Wort nach, welches Karl Auguſts ehemaliger Lehrer am Schluß zu Hüon von Karl dem Großen ſagen läßt:

Wie fehlt' es unſerm Reiche
An einem Fürſtenſohn, der dir an Tugend gleiche!

Es war noch im Anfange des Frühlings 1780, als Wieland im Muſenſitze zu Weimar mit ſeiner Familie die Kiebitzeier ſchmauſte, die ihm Gleim zur Belohnung für den Oberon geſchickt hatte. Indem ſich Wieland am 5. Mai für dieſe in einem noch ungedruckten Briefe bedankte, erinnerte er Gleim daran, daß er ihm „ſchon lang' einmal“ zugerufen habe: O Löwe, Löwe brüll' einmal! Allerdings hatte ihm Gleim dieſen wunderlichen Rath ertheilt, um ihn nach Goethe's Ankunft in Weimar in dem nöthigen Reſpekt zu erhalten. Was er unter dem Gebrülle verſtanden hatte, war ganz dunkel geblieben. Brüllen könne er nicht (ſetzte der in ſeinem Verhalten gegen Goethe ſo urbane Wieland hinzu), es müſſe denn ſein ſo lieblich und zart, wie eine Nachtigall. So habe er den Freunden und Feinden den Oberon gegeben, und hoffe beiden auf etliche Jahre damit genug gethan zu haben.

1783 gab Wieland heraus: „Klelia und Sinibald oder die Bevölkerung von Lampeduſe. Ein Gedicht in 10 Büchern*).“ Der Verfaſſer der Abderiten entſchädigt ſich hier für die weſentliche Beſchränkung der Ironie im Oberon. Das ganze iſt ein ergetzliches Pasquill auf die Anbetung der Heiligenbilder und nicht viel mehr als eine Parodie des Oberon. An die Stelle des Oberon ſelbſt iſt das Bild der heiligen Katharine getreten:

Mit einem Wachsgeſicht, ein Kränzchen auf dem Rand
Des Scheitelhaars, und Schwert und Palmen in der Hand.

---

*) Im 41. Bande der bezeichneten Ausg. von 1796.

Der bei Wieland ſo gewöhnliche Sturm zur See fehlt nicht. Aber diesmal gehen nur die Heiden unter. Die unſrigen werden ſanft gegen ein ſchönes Eiland getrieben. Dort erwartet ſie der fromme Bruder Paul, beſorgt die Formalitäten, und Wieland ſchließt:

Mit ſeiner beſten Feiertagskrauſe
Den Heiligen zu Ehren angethan,
Stimmt Vater Paul ein laut Te Deum an;
Das gläub'ge Völkchen eilt nach Hauſe,
Und alles endigt ſich mit einem frohen Schmauſe.

Ein gleiches (ruft zum Schluß der gute Sakriſtan)
Woll' uns der liebe Gott mit allen Frommen geben
Hier in der Zeit und dort im ew'gen Leben.

5. Wieland von 1789—1813.

Die Stürmer und Dränger des vorigen Jahrhunderts hatten ihre Wirkung nicht verfehlt; weder in literariſcher noch in politiſcher Hinſicht, weder in Deutſchland noch in Frankreich. Nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution (ſo berichtet uns Wielands Biographie) entwickelte er eine beſonders lebhafte publiciſtiſche Thätigkeit. Er bezog ſeine Nachrichten für den Merkur von Paris direkt aus Straßburg. Er wurde eine Art von politiſchem Propheten, machte auf Napoleon in überraſchender Weiſe aufmerkſam und wurde deswegen auch von ihm in Erfurt empfangen. Allein niemand hat daran gedacht, daß der Hof zu Weimar doch ſicher auch ſeine Verbindungen gehabt haben wird. Schon durch Karl Auguſts Verwandtſchaft mit den Fürſtenhäuſern zu Berlin und Braunſchweig ſelbſt wurden die Genies von Weimar (wie z. B. Goethe auf dem Feldzuge in die Kampagne) vielfach in die elegiſche Beleuchtung der europäiſchen Ereigniſſe durch die franzöſiſche Revolution geſtellt. Ja, noch mehr! Mounier, Präſident der konſtituirenden Verſammlung zu Paris bis zu dem Ereigniſſe vom 5. und 6. Oktober 1789 ging als Emigrant nach England und ſpäter nach Belvedere bei Weimar. Unter Mitwirkung der Regierung gründete er dort ein Inſtitut für junge Engländer und Franzoſen. Die Engländer hielten ſich meiſt Pferde und Wagen und trugen vielfach Uniform. Und ſo läutete denn nur für die Engländer und Franzoſen früh um 6 Uhr der Haushofmeiſter zum aufſtehen und um ſechs dreiviertel Uhr zu Kaffee und Frühſtück. Drei Bediente, ein Koch, der Haushofmeiſter und ein Hausknecht warteten ihnen auf. Abends ſechs Uhr trank man den Thee im Garten, und abends neun Uhr aß man zu nacht. Die Engländer ſpielten viel Ball, ritten aus oder übten ihre Pferde im ſpringen. Wenn im Winter der Abhang des Belvedere mit Schnee und Eis bedeckt war, ſo lief man Gefahr, auf dem Wege zur Stadt Hals und Beine zu brechen. Aber eine Pracht war es doch, auch dann von einem Fenſter des Belvedere aus die Thürme der Stadt und weiterhin den Ettersberg im hellen Mondenſchein zu ſehen*). Einer der damaligen Bewohner von Belvedere (Matthiä) hat uns eine hübſche Anekdote von Karl Auguſt aufbewahrt. Im Jahre 1798 wurden die Emigranten und Engländer im friedlichen Walde von Bevedere, wo nach einem charakteriſtiſchen Scherze aus jener Zeit die Statuen von Her Eule (Herkules) und Madame Eule ſtanden, von einem Raupenheere verfolgt. Eines Morgens kamen daher die Bauern der umliegenden Dörfer auf Befehl zur Vertilgung der Raupen mit einem ſchrecklichen Spektakel angezogen. Trotz aller Verſäumniſſe ſetzten ſie dies täglich fort, bis der Herzog von einer Reiſe zurückkam. Dieſer Zögling und Freund Wielands und Goethe's hielt es für angemeſſener, ſtatt der Bauern täglich 50 von ſeinen 600 Jägern und Huſaren auf die Raupenjagd nach Belvedere zu ſchicken.

Mit Schiller und Goethe machte man nirgends ſo leicht Bekanntſchaft als im Inſtitute zu Belvedere. Letzterer führte ſogar die Fremden dorthin. Man konſtatirte auf Belvedere bei ſolcher Gelegenheit: „Goethe'n blitzt das Dichterfeuer recht aus den Augen, übrigens aber ſieht man ihm an, daß ihn Charakter, Titel und Stand geniren; er iſt ſehr ſteif"**).

Mounier ging nach Frankreich zurück, als Napoleons Geſtirn zu ſtrahlen anfing. Noch eine bedeutende Laufbahn ſtand ihm dort bevor. Doch ſtarb er ſchon im Jahre der Schlacht bei Jena. Daß er in Weimar einen Einfluß auf Wieland und den deutſchen Merkur geübt habe, liegt ſehr nahe. Ein Lehrer ſeiner Anſtalt, der bekannte Philolog Matthiä, hat Wieland oft auf deſſen damaligem Gute Osmannſtedt beſucht.

In ſeiner anziehenden Rede zum Andenken Wielands in der Freimaurerloge ſtellt Goethe die Uebernahme dieſes Gutes im weimariſchen als einen Verſuch dar, ſich der Muße, deren ſich Wieland ſchon längſt erfreut habe, durch das Landleben noch in einem höheren

---

*) Matthiä S. 41. 45. [illegible]

**) Matthiä S. [illegible]

Maße zu verſichern. Etwa um die Zeit dieſes Güterkaufes gab ſich Gleim Mühe, einem Sohne Wielands, den er gern zum „Oberamtmann“ im Preuſſiſchen befördert ſehen wollte, zunächſt einen guten Lehrprinzipal zu verſchaffen. Eben bei dieſer Gelegenheit ſchrieb Gleim an Wieland aus Halberſtadt den 20. Juli 1794: „Unſere Oberamtmänner ſind die Fürſten des Landes, ich nehme es dem jungen Wieland nicht übel, daß er auch einer werden will.“ Gleims wohlwollende Abſichten für Wielands Sohn wurden jedoch ebenſo wenig verwirklicht, als ſo manche Pläne, die er für deſſen Vater entworfen hatte. Gleim hatte am 30. Juli 1770 mit bewunderungswürdiger Klarheit für die Abneigung Friedrichs des Großen gegen die deutſche Literatur in einem Briefe an Wieland dieſelben Entſchuldigungsgründe ausführlich entwickelt, welche Goethe in einer berühmten Stelle erſt ungefähr 40 Jahre ſpäter nur kurz andeutete. In jenem ungedruckten Briefe ſchrieb Gleim auch an Wieland: „Hätte zu meiner Zeit, als ich in Potsdam war, ſchon ein Wieland geſchrieben, ſo hätte ich ſelbſt mich unterſtanden, für Sie den von Franzoſen umgebenen König einzunehmen*).“ Der Verſuch aber, Friedrich zu überzeugen, daß Wielands Muſe ihm in einem höheren Sinne als irgend eine franzöſiſche homogen ſei, war nun einmal nicht zu rechter Zeit gemacht. Und ſo blieb ihm denn eine Anzahl trüber Tage nicht erſpart. Gerade während der osmanſtedter Periode wandten ſich die Sympathien des Publikums von ſeinen Schriften ab. Seine Vermögensverhältniſſe litten dadurch. Nach dem Verluſte ſeines Gutes ſchloß er ſich wieder feſter als je an den Hof von Weimar an.

1791 erſchienen Wielands „Neue Göttergeſpräche“**). Mehrere von ihnen beziehen ſich auf die franzöſiſche Revolution. Die Form iſt, wie ſchon der Titel andeutet, durch Lucian angeregt. Spaßhaft iſt es dabei, daß Wieland den Fortſchritt von den ſentimentalen Göttergeſprächen, wie ſie in ſeiner Alceſte vorliegen, zu den humoriſtiſchen Unterhaltungen der Götter in ſeinen „Neuen Göttergeſprächen“ nicht ſelbſt gemacht hat, ſondern daß derſelbe für die deutſche Literatur zuerſt in — „Götter, Helden und Wieland“ von Goethe vollzogen iſt. Es vermag uns denn auch unter Wielands „Neuen Göttergeſprächen“ keins von Anfang bis zu Ende ſo zu feſſeln, wie Goethe's verwandtes Geſpräch: „Götter, Helden und Wieland“. An einzelnen gelungenen Stellen fehlt es bei Wieland nicht. In ſeinem fünften neuen Göttergeſpräche iſt die Art, wie Hekate, Luna und Diana ſich an einem Kreuzwege unterhalten, bis jene leiſe durch die nächtlichen Gründe zu ihrem Endymion zurückſchleicht und dieſe zu ihren Dryaden und Windhunden, nicht ohne Anmuth. Im ſechſten ſitzen die Götter in einer zierlichen plaſtiſchen Gruppe zuſammen. Ganymedes und Hebe bedienen. Gracien und Horen tanzen, die Muſen machen Tafelmuſik. Als nun die Nachricht vom Sturze des römiſchen Jupiters eintrifft, läßt ſich der olympiſche Jupiter einen neuen Becher reichen, überzeugt von ſeiner Unſterblichkeit als Gott der Humaniſten, Philoſophen und Poeten. Im achten Göttergeſpräche tritt dem Jupiter ſogar die Erſcheinung eines unbekannten entgegen, über welchen er erſt nach 1500 Jahren befragt ſein will. Es iſt Chriſtus.

---

*) S. Anhang.

**) Leipzig, J. G. Göſchen.

1791 ſchrieb Wieland ſeinen „Peregrinus Proteus“. Der Cyniker Peregrinus, auch Proteus genannt, wollte ſich zu Anfang der 136. Olympiade in einer Ebene bei Olympia wie Herkules verbrennen. Auch Lucian reiſte deshalb wieder zu den olympiſchen Spielen. Schon in Elis hörte er die Rede eines Cynikers zum Lobe des Peregrinus, welche der Sprecher, wie ein Braten ſchwitzend, endlich beſchloß, indem er auf eine ſehr komiſche Weiſe in Thränen ausbrach. Er war aber kaum von der Kanzel herab, ſo ſtieg ſchon ein anderer wieder hinauf, um die Zuhörer nicht auseinander gehen zu laſſen, ehe er „dem noch flammenden Opfer ſeines Vorgängers eine Libation aufgegoſſen“ hätte. Sein erſtes war, daß er eine laute Lache aufſchlug. Dieſer zweite Redner erzählte, daß Peregrinus in Armenien geboren ſei und ſeinen Vater ermordet habe, um raſcher zu erben. Alsdann flüchtig von einem Lande zum andern irrend, ſei er mit „der wundervollen Weisheit der Chriſtianer“ bekannt geworden, endlich aber, in hohen Ehren ſtehend, bei Begehung ihrer Myſterien ergriffen. Zu ſeiner Befreiung, wie überhaupt in Gemeindeangelegenheiten, ſollen nach Lucian oder Wieland die „Chriſtianer“ eine unbegreifliche Geſchwindigkeit entwickelt haben, welche ſtark an die „affenartige Geſchwindigkeit“ der Preuſſen im Jahre 1866 erinnert. Unter dieſen Umſtänden wurde er in Freiheit geſetzt durch den aufgeklärten Statthalter von Syrien, welcher erkannte, daß Peregrinus nur aus Ruhmſucht ſterben wollte. Dieſen Zweck ſuchte Peregrinus nun als heidniſcher Cyniker nach langen Irrfahrten endlich wirklich zu erreichen, indem er ſeine Verbrennung zu Olympia ankündigte. In Olympia hörte dann Lucian zunächſt eine Rede des Peregrinus ſelbſt. Zum Schluſſe ſagte dieſer etwa, daß er durch einen freiwilligen Tod ſeinem goldenen Leben eine goldene Krone aufſetzen werde. Hier ſchrieen einige ſchwache Seelen: erhalte Dich für Griechenland! andere aber: vollführe, was Du beſchloſſen haſt! Der letzte Zuruf ſchien den alten Mann ziemlich aus der Faſſung zu bringen. Wirklich verſchob Peregrinus ſeine Verbrennung immer von einem Tage zum andern. Als indeſſen die olympiſchen Spiele bereits vorüber waren, kündigte er beſtimmter an, in welcher Nacht er „ſeine Verbrennung zum beſten geben wollte“. Lucian war eigens deshalb in Olympia geblieben und verfügte ſich gegen Mitternacht an Ort und Stelle. Sobald der Mond aufgegangen war, erſchien Peregrinus, umgeben von den Häuptern der Cyniker, mit dem Torniſter und dem herkuliſchen Wanderſtabe. Er empfahl ſich den väterlichen und mütterlichen Dämonen und ſprang ins Feuer des ſchnell aufflackernden Scheiterhaufens von Kienholz und dürrem Reiſig.

So erzählt Wieland die Geſchichte des Peregrinus Proteus in der Einleitung nach Lucian. Der umfangreiche Roman, welchen Wieland hierauf folgen läßt, iſt der Verſuch einer Rettung in Form einer Selbſtbiographie, welche Wieland den Peregrinus Proteus in der Unterwelt dem Lucian vortragen läßt. Man ſollte nun freilich wohl glauben, daß der faſt unbegrenzte Spielraum, den die Romanform darbietet, für eine ſolche Ehrenrettung unbedingt ausreichen müßte. Es läßt aber einen tiefen Blick in das Weſen der wielandſchen Romane und in Wielands eigenen Charakter als Menſch thun, daß der Dichter, wie wir ſogleich ſehen werden, in ſeinem Romane dieſen Zweck gegen ſeinen eigenen Willen nicht zu erreichen vermag. Wielands Peregrinus entwickelt zunächſt, daß die Anklage des Vatermordes fälſchlich von ſeinen Mitbürgern erhoben ſei, welche ſich ſeiner Güter zu bemächtigen wünſchten. Sodann ſei er auf ſeinen weiten Reiſen durch herrliche johanneiſche Waldchriſten, von denen einer den Apoſtel noch gekannt und die Wieland nicht ohne warme Vorliebe für das Chriſtenthum ſchildert, der neuen Religion gewonnen. Später aber wird Peregrinus unvermerkt, wie er eingeſteht, zum Werkzeuge eines gaukleriſchen Gnoſtikers, der das Chriſtenthum, wie Wieland erdichtet, nur als Deckmantel für nichtswürdige politiſche Zwecke benutzt. Hierüber aufgeklärt, will er nach ſeiner Entlaſſung aus dem Gefängniß zu den johanneiſchen Waldchriſten zurückkehren. Allein ſtatt deſſen befolgt er den Rath eines wohlhabenden und gebildeten Heiden und fällt nach deſſen Beiſpiele vom Chriſtenthum wieder ab, um dadurch in ſeiner Vaterſtadt noch einen anſehnlichen Theil ſeiner Güter für ſich zu retten. Dieſe Abſicht wird nicht erreicht und ſo erſcheinen alle ſpäteren Leiden, ja, ſogar die Selbſtverbrennung des Peregrinus, der auch im Kerker bereits in ſeine früheren heidniſchen Ausſchweifungen zurückgeſunken iſt, nur als die Nemeſis für ſeinen gewinnſüchtigen Abfall vom Chriſtenthum, bis zu welchem ja die „Rettung“ Wielands für gelungen gelten mag. Schiller und Goethe laſſen daher mit vollem Rechte in ihren Xenien den Peregrinus Proteus ſelber alſo ſprechen:

Siehſt Du Wieland, ſo ſag ihm: ich laß mich ſchönſtens bedanken.
Aber er that mir zu viel Ehr' an, ich war doch ein Lump.

Von 1802 bis 1804 erſchien in vier Bänden der ſchon erwähnte Roman: „Ariſtipp und einige ſeiner Zeitgenoſſen.“ Er iſt in Briefen geſchrieben. Auch Diogenes tritt hier wieder auf. Er legt dem Antipater einmal die Frage vor: „Was iſt Wahrheit?“ Folgende Worte, welche dieſer Cyniker erſt gegen das Ende des ganzen Werkes hinſchreibt, orientiren uns doch wohl am beſten über die in dem Romane vorgetragenen Meinungen nach Wielands eigener Abſicht: „Wie die platoniſche die Philoſophie oder Religion der edelſten Art von Schwärmerei iſt, ſo ſollte Ariſtipp das Muſter und ſeine Hedonik die Lebensweisheit aller Eupatriden und begüterten ſein; auf dieſe Weiſe würde die Schwärmerei unſchädlich, Geburtsadel und Reichthum ſogar liebenswürdig werden. Ariſtipps Philoſophie, zum Mißbrauch ſolcher Leute, die das Glück vergeſſen oder übel behandelt hat, herabgeſtimmt, würde ſich der cyniſchen nähern, nach deren Vorſchriften jeder glücklich leben kann, der in einem Staat, wo er als Bürger keinen Anſpruch an die höheren eigentlichen Vortheile des politiſchen Vereins machen will oder zu machen hat, wenigſtens den Genuß ſeiner Menſchheitsrechte in Sicherheit bringen möchte.“ Die Nachrichten, welche über Ariſtipps Philoſophie auf unſere Zeit gekommen ſind, fanden wir ſchon oben ſo dürftig, daß ſie kaum zu der kürzeſten Charakteriſtik ſeines Syſtems hinreichen. Geſtützt auf ſeine hübſchen Kenntniſſe von der Geſchichte der Philoſophie, gibt Wieland auch von Ariſtipp ſogar eine bunte Entwickelungsgeſchichte, in der er ſich aber die gemüthlichen Figuren von Ariſtipps Tochter Arete und dem Mutterſchüler, ihrem Sohn, gerade hat entgehen laſſen. Gut! Tochter und Enkel des Hedonikers mögen fehlen. Stürzen wir uns demnach in das Perſonen- und Meinungsgewimmel dieſes philoſophiſchen Romans mit der erſten Frage eines franzöſiſchen Kriminaliſten: où est la femme? wo iſt die Geliebte des Helden? ſo haben wir damit in der That einen intereſſanten Punkt getroffen. Denn Ariſtipp betet die Laïs an, zu welcher auch Diogenes und Sokrates in Beziehung ſtehen. Dieſer wird als ein Philiſter geſchildert. Das hohe an ihm tritt wenig hervor. Auch Plato, aus deſſen Studium das Buch hauptſächlich hervorgegangen iſt, wird lächerlich gemacht. Er verliebt ſich in eine Jungfrau, welche ein Zuhörer und Neffe Plato's als Knaben verkleidet ein bis drei Semeſter lang ſo zu ſagen mit in's Kolleg des Onkels geſchleppt hat. Während dieſes Jahres bekommt ſie zur großen Ueberraſchung des Onkels ein Kind. Und nun erſt die Laïs! Sie philoſophirt über Schönheit und Liebe, reißt alle Welt durch ihre nackten Körperformen hin, hält aber alle von ſich fern mit Ausnahme der fürſtlichen Perſonen, von denen ſie die bedeutendſten Einkünfte bezieht. Am Schluſſe tritt jedoch mit Bezug auf Laïs die Nemeſis ein. Zunächſt erliegt die im Kreiſe ihrer Freunde noch von ihr erheuchelte Tugend gerade dem Cyniker Diogenes. Während ſie dieſe Schwäche noch durch ſchöne Prinzipien zu bemänteln ſucht, fällt ſie dem Dorylas, einem Induſtrieritter, zu, welcher ihr Sklave iſt, aber von ihr irrthümlich für einen Fürſten gehalten wird. Doch iſt Ariſtipp am Schluſſe des Romans nach dem Beſitze der Laïs mindeſtens noch ebenſo begierig, als Agathon am Schluſſe des nach ihm benannten Buches nach dem der Danaë. Auch die Strafe der Laïs beſteht daher nur in Seelenleiden, welche ihr die gefährliche Liebe zu Dorylas bereitet. Der haarſpaltende und in ſolchen Dingen nach allen Seiten hin überlegende Dichter ſorgte daher doch dafür, daß die Nemeſis nicht mit einer einfachen Verachtung für den Stand der griechiſchen Hetären zuſammenfällt.

Die Abſicht, einige Jahre nach dem Oberon wieder einmal wie eine Nachtigal ſüß zu ſingen, oder wie ein Löwe zu brüllen, hat Wieland, wenn er ſie gehabt hat, allerdings keineswegs zu verwirklichen vermocht. Allein noch nach dem Anfange des neuen Jahrhunderts ſehen wir ihn ein Götterleben führen in einer wenigſtens ſcheinbar ſeligen geſellſchaftlichen Harmonie mit Goethe und Schiller. So fand ſie jener ſlovakiſche Schulmeiſter beiſammen, der aus Preßburg, wahrſcheinlich 1803, am 20. Auguſt in die Muſenſtadt Weimar kam. Er folgte alsbald dem lieblichen Laufe der Ilm. Durch fröhliches Lachen, den Ton ſtürzender Kegel und den in dieſem Augenblick für ihn wegen ſeines brennenden Durſtes „zur Sphärenmuſik“ werdenden Klang angeſtoßener Gläſer wurde er in eine offenſtehende Gartenthüre gelockt. Unter dem Laubdache einer ehrwürdigen Linde, nahe dem wohnlichen rebenumkränzten Hauſe, erblickt er an einer Kegelbahn eine Geſellſchaft von Männern und Frauen. Es war damals ungefähr um die Zeit, von der einer der Heroen in Weimar ſagt: „Eine unwiderſtehliche Luſt nach dem Land- und Gartenleben hatte damals die Menſchen ergriffen.“ Der Schulmeiſter glaubte an einem öffentlichen Vergnügungsorte zu ſein, war aber wahrſcheinlich in Goethe's Garten am Stern gerathen. Etwas verlegen, da ihn alle Augen neugierig betrachteten, ſetzte er ſich an einen nahen leeren Tiſch, ſtopfte ſeine Pfeife und rief der eben mit mehreren vollen Bierkrügen aus dem Hauſe tretenden Aufwärterin zu: „auch mir einen Krug, Jungfrau.“ Er erhielt ſeinen Krug auf einen ſchalkhaften Wink Schillers, vertrat den ſchlecht kegelnden Schiller eine Weile ſehr gut beim Kegelſpiel und wurde angeblich nur zur Belohnung dafür zu einem Abendeſſen im Garten eingeladen. Der Schulmeiſter ſtimmte ſein Lieblingslied, Schillers Hymnus an die Freude an. Schiller brachte dabei einen Trinkſpruch aus auf den „König von Ungarn“, auf das edle Ungarvolk und auf Ungarns Lehrer. Der Wein perlte, und der Schulmeiſter, welcher erſt 1838 in Preßburg am Charfreitag die Orgel ſpielend ſtarb, ſang das Lied an die Freude bis zu Ende vor und ließ den Großherzog von Weimar und Deutſchland mit ſeinen gelehrten leben. Er fügte hinzu: „Hoch lebe der allgeliebte Dichter des Hymnus an die Freude!“ Jetzt trat ein Tiſchnachbar des Schulmeiſters auf ihn zu und ſprach: „Hier, Herr Magiſter, ſehen Sie unſern Schiller, hier Goethe und ich bin der alte Wieland!“ Wieland erſchien damals dem Schulmeiſter als ein kleines, ſchon bejahrtes, jedoch lebhaftes Männchen mit klugen Feueraugen, die er oft gar komiſch beim Kugelwerfen zu ſchließen pflegte. Nach ſeiner Art zu ſprechen, glaubte er in ihm einen für alles gute und angenehme empfänglichen Menſchen zu erkennen, der nach ſeinen Bemerkungen ein Beſitzer der wahren praktiſchen aus Erfahrung geſchöpften Lebensphiloſophie ſei*).

---

*) Siehe K. J. Schröers Programm des Lyceums zu Preßburg.

1813 wurde Wieland zu Osmanſtedt begraben. Die dortigen Bauern beſtatteten den Dichter, als ob er noch ihr Gutsbeſitzer wäre. Er hatte eine Familiengruft errichtet, da ſeine Gattin als wirkliche Gutsbeſitzerin von Osmanſtedt geſtorben war. Freunde und Eheleute verſprachen ſich im vorigen und im Anfang dieſes Jahrhunderts oft nach dem Tode ein Zeichen zu geben, das als Beweis für die Unſterblichkeit dienen könne. So hatte auch Gleim Wieland den 15. Auguſt 1797 geſchrieben, daß er auf ihn nach ſeinem Tode vom Himmel herabſehen wolle, wenn Wieland zu ſeinen Verwandten ſagte:

Er wandelt unter Sternen
Und ſieht herab.

Der wunderliche Gleim war aber doch nicht ſo närriſch geweſen, Wieland nach dem Tode ein Zeichen zu verſprechen. Aber ſeine biedere Hausfrau, dachte Wieland, hätte ihm doch müſſen nach dem Tode pflichtſchuldigſt einen Beweis ihrer Fortdauer geben, wenn ſie dazu im Stande wäre*). Als nun Dr. Wötzel mit der Behauptung hervortrat, daß ihm ſeine verſtorbene Gattin verkündigt habe: „Karl, ich bin unſterblich!“ gab Wieland gegen ihn 1805 ſeine Euthanaſia heraus. Wieland hatte 1788 in ſeiner Abhandlung über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubensſachen**) als unentbehrliche Glaubenswahrheiten das ewige Daſein eines oberſten Grundweſens von unbegrenzter Macht und die Fortdauer unſeres eigenen Grundweſens mit Bewußtſein unſerer Perſönlichkeit und ewigem Fortſchritt zu einer vollkommeneren Art von Exiſtenz bezeichnet. Die Euthanaſia verfocht dagegen die Sätze: 1) Der Tod macht allen Beziehungen zwiſchen verſtorbenen und lebenden ein Ende, und 2) es gibt im künftigen Leben keine Erinnerung an das jetzige. Daß Wieland ſich dadurch wie Leſſing und Herder in ihrer letzten Lebenszeit mehr einer pantheiſtiſchen Weltanſchauung näherte, hält Löbell für möglich. Wir glauben es nicht, weil er im Grunde doch nicht eigentlich ſpekulativ war. Wenn er aber in der Euthanaſia jenen beiden alten ſadducäiſchen Lehrſätzen eine allgemeine Verbreitung wünſchte, ſo iſt dieſer Wunſch zum Theil erfüllt. Nicht gering dürfte jetzt die Zahl derer ſein, welche mit Chaulieu denken:

La mort est simplement le terme de la vie;
De peines ni de biens elle n'est point suivie;
C'est un asyle sûr, c'est la fin de nos maux,
C'est le commencement d'un éternel repos.

---

*) Vergl. Dörings Wieland S. [illegible].

**) W.'s ſämmtl. Werke 29. Band. Leipzig Göſchen 1797 S. 26.

Wir aber möchten unſere Betrachtungen über Wieland mit einer lichtvollen Strophe aus ſeinem Oberon ſchließen. Irren wir nicht, ſo iſt ſie in den Zeiten der Fremdherrſchaft von manchem unſerer edelſten Männer citirt und auf die höchſten Güter frei bezogen worden. Sie lautet:

> Wofür, wenn unſer Untergehn
> Beſchloſſen iſt, wofür wär' alles dies geſchehn?
> Mir ſagt's mein Herz, ich glaub's und fühle, was ich glaube:
> Die Hand, die uns in dieſes Dunkel führt,
> Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.
> Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
> So laß uns feſt an dieſem Glauben halten:
> Ein einz'ger Augenblick kann alles umgeſtalten.

III.

Wilhelm Heinſe's Leben und Schriften.

1. Heinſe bis zur Abreiſe nach Düſſeldorf.

Im Sommer 1874 fand ich in der gleimſchen Bibliothek zu Halberſtadt eine Anzahl von Gedichten Wilhelm Heinſe's, die in Heinrich Laube's Ausgabe von deſſen Werken nicht ſtehen. Zugleich fragte ich bei Laube an, ob er noch in den Beſitz einiger biographiſchen Nachrichten über Heinſe gekommen wäre. Ich bat ihn, mir dieſe zu überlaſſen, da er mir durch die überwiegende Beſchäftigung mit dem Theater an deren Veröffentlichung gehindert ſchiene. Er war darauf ſo gütig, mich aufzufordern, bei ſeinem Verleger einen Nachtrag zu Heinſe's Werken herauszugeben. Wie ſchmeichelhaft mir dieſe Aufforderung auch war, ſo würde doch, auch wenn der Herr Verleger damit einverſtanden ſein ſollte, eine eigene Publikation über Heinſe nicht gleich in meiner Abſicht liegen. Biographiſche Notizen über Heinſe (ſo theilte Laube mir mit) wären nach der Herausgabe ſeiner Biographie von Heinſe in deſſen Geſammtausgabe nicht mehr in ſeinen Beſitz gekommen. Zugleich aber hörte ich, daß Laube mit Ernſt Keil noch im Sommer 1873 in Thüringen Nachforſchungen über Heinſe's Leben anſtellte. Da meine Nachforſchungen über Heinſe's Leben nun zufällig doch einen etwas beſſeren Erfolg gehabt haben, ſo erlaube ich mir, hier mitzutheilen, was ich als Nachtrag zu Heinſe's Leben und Briefwechſel aufgefunden habe.

Wie bekannt, wurde der Briefwechſel zwiſchen Joh. Müller, Heinſe und Gleim ſchon früh herausgegeben. Laube ſelbſt erkannte nun ſehr richtig, daß die Briefe Heinſe's an Gleim und Jacobi (z. B. der herrliche Brief vom St. Gotthard) bei weitem zu dem beſten gehörten, was Heinſe geſchrieben hat. Er druckte alſo im 8. und 9. Bande von Heinſe's Werken die Briefe von dieſem allein ohne die Antworten wieder ab. Er entnahm Heinſe's Briefe jedoch eben nur aus jener gedruckten Korreſpondenz. Mir liegen die Handſchriften dieſes ganzen Briefwechſels vor, der, wie alle ſchon herausgegebenen halberſtädter Briefwechſel beſonders aus Rückſichten auf damals noch lebende Perſonen beim Abdrucke arg verſtümmelt wurde. Laube druckte aber nicht bloß dieſe Briefe verſtümmelt wieder ab. Er ſchöpfte auch ſeine in vieler Hinſicht vortreffliche Biographie Heinſe's faſt nur aus dieſen verſtümmelten Briefen.

Zu ſeiner ausgezeichneten Charakteriſtik von Heinſe hätte ich kaum etwas hinzuzufügen. Jedoch hat ein eingehendes Studium Wielands mich überzeugt, daß Heinſe nur im engen Zuſammenhange mit Wieland betrachtet werden darf. Bei dieſer Gelegenheit erlaube ich mir zunächſt die Bemerkung, daß Heinſe ſein ganzes Leben hindurch über ſeinen Lehrmeiſter Wieland auf das genaueſte unterrichtet war. In Heinſe's Briefen finden ſich daher viele noch ungedruckte Bemerkungen und Nachrichten über Wieland. Anfangs war dieſer für Heinſe und Gleim nur „der göttliche“. Nach dem Briefe vom 28. Januar 1771 ſah Heinſe ein Glück darin, Wieland im Negligée zu betrachten und zu belauſchen, beſonders wenn Wieland mit ſeinen Töchterchen ſpielte. Er liebe dieſe ſchönen Mädchen aber auch ſo zärtlich (ſchrieb Heinſe), daß, wenn eine nur ein weinerlich Tönchen ſeufze, er nicht wieder ruhig werde, bis es ihn angelächelt habe. — 1772 ſchrieb Heinſe aus Erlangen an Gleim: „Ohne Zweifel wiſſen Sie's ſchon, daß Wieland der Liebling der Herzogin von Weimar iſt, und daß ſie ſeinetwegen einen Ball gegeben hat, in welchem alle Perſonen und Scenen des neuen Amadis ſind geſpielt worden. Wielanden hat nichts beſſer gefallen als die vortreffliche Vorſtellung ſeiner Dindonette. Schon jetzt erbaut ſie ſich an ſeinem goldenen Spiegel. O nähmen doch unſere Krokodille von kleinen Despoten im teutſchen Reiche ein Beiſpiel an ihr!“ — Ebenſo heißt es in dem Briefe vom 10. Juli 1772: „Der Herr Rath Riedel wird nächſtens eine Reiſe nach Italien mit einigen Künſtlern machen, vielleicht könnte ich mit ihm reiſen, wenn ich nicht zu ſpät käme. Verſprochen hat er Wielanden, den Kaiſer an die Spitze der Pränumeranten ſeines Agathons zu verſchaffen. Wieland wird, wie mir unter der Roſe der Freundſchaft, wie vielleicht auch anderen entdeckt worden, künftige Michaelis von Erfurt nach Weimar ziehen. Er erhält eine Penſion von tauſend Thalern, ſeine Gemahlin dreihundert Thaler ſo lange ſie lebt. Er wird mit dem jungen Prinzen reiſen." — In Heinſe's Briefe an Gleim vom 7. Auguſt 1772 heißt es: „Wieland, der göttliche Mann, iſt höchſt ſelten in Erfurt anzutreffen, ſonſt reiſte ich ſelbſt zu ihm und bäte ihn, für ſeinen Heinſe ein wenig zu ſorgen. Die Herzogin von Weimar hat eigenhändig den Kurfürſten um ſeine Dimiſſion gebeten. Der göttliche Uz ſagte wie ſein Gleim: ich möchte kein Hofmann werden und ſollt' es an dem Hofe des weiſen Salomon ſein. Der göttliche Mann muß ſeine geheimen Urſachen haben, daß er hier nicht in die Fußtapfen ſeines Vorgängers, des heiligen Sokrates, treten will. Schon längſt wurde es Riedeln angeboten, mit dem Prinzen auf Reiſen zu gehen, aber er ſchlug es ab, vermuthlich waren die Bedingungen nicht ſo vortheilhaft, als ſie es bei Wielanden ſind." — In dem Briefe aus Düſſeldorf, den 17. Mai 1774, heißt es: „Wieland hat Goethen als ein wahrer großer Mann geantwortet in dem erſten Stücke des Merkurs, wie mir Fritz (Jacobi) geſagt hat. Ich ſelbſt habe die Antwort noch nicht geleſen. Goethe wird bald eine Oper und einen Roman herausgeben." Später heißt es in demſelben Briefe: „Von Herdern hab ich hier ein Singſpiel — Brutus — geleſen, welches das unſinnigſte Ding iſt, was mir noch je vor die Augen gekommen. Es iſt kein Menſchenverſtand herauszudenken. Goethe hat ein Drama gegen ihn geſchrieben, welches deſto beſſer iſt, und beſſer iſt, als ſeine Götter, Helden und Wieland, von dem ich mehr erwartete, eh' ich es geleſen hatte, ob es gleich immer auch in ſeiner Art ein Meiſterſtück iſt."

Sehr naiv iſt folgende Stelle in Heinſe's Briefe aus Elberfeld vom 5. Juli 1744: „Wieland iſt mit den Anmerkungen zu ſeiner Aurora, worinnen er und Ovid und La Fontaine und mein göttlicher Arioſto verglichen ſind, ſo zufrieden, daß er ſeine Freude darüber nicht genug bezeugen kann. Er will nun für jeden Bogen in ſeinem Merkur drei Piſtolen geben; wenn ich nur ſo geſchwind und gut wie der Engel Tobi ſchreiben könnte!"

Es waren wohl zunächſt landſchaftliche und private Beziehungen zu dem berühmten Dalberg, dem Freunde Herders, Schillers und auch Napoleons, welche ſowohl Heinſe als Wieland in die kurmainziſchen Dienſte zu Erfurt, Mainz und Aſchaffenburg führten. Ohne Zweifel war Wieland aber gerade durch die moraliſchen Schwächen ſeiner Romane den Höfen ſeiner Zeit beſonders werth. Auch die Frivolität der Schriften von Heinſe verhinderte nicht, daß ſich ſelbſt an ihm in den bedenklichſten Zeiten das Sprüchwort der frommen und ſpießbürgerlichen alten bewährte: unterm Krummſtab iſt gut wohnen. Aus dem Privatleben war bis zum erſcheinen des Buches von Bodemann über Wielands Freundin von Bondeli weder über Wieland noch über Heinſe viel nachtheiliges bekannt. Doch war man, wenigſtens für Heinſe, nicht im Stande, bei dem Dunkel, welches ſelbſt noch über ſeiner ſpäteren Exiſtenz ſchwebt, hierauf viel Gewicht zu legen.

Wieland kann nur noch ein literarhiſtoriſches Intereſſe für ſich in Anſpruch nehmen. Sein geiſtesverwandter Schüler Heinſe hat ſich, wenigſtens in ſeiner ſpäteren Periode, eine gewiſſermaßen noch jetzt anerkennenswerthe Klaſſicität erworben. Wie Wieland, ſo ſucht auch Heinſe den Ertrag ſeiner Schul- und Univerſitätsbildung in Romanen zu bewältigen. Wieland beſchäftigen in ſeinen Dichtungen immer erſt die allgemeinen Elemente der beginnenden und wachſenden Kultur und Aufklärung. Den Inhalt der Dichtungen von Heinſe aber bilden bereits die künſtleriſchen Intereſſen und deren rein menſchliche Bedingungen. Wieland iſt manierirt, Heinſe forcirt. Dieſer erſcheint mitunter als Autodidakt und ſteht doch im Vergleich mit Wieland zuweilen als das glücklicher geſchulte Genie da. Heinſe ergreift nur wenige wahre und unzweifelhafte Bildungsſtoffe und Schulmaterien. Er verarbeitet ſie allerdings eben ſo wenig als Wieland für die Schule, wie ſehr auch bekanntlich ſein Roman Hildegard in die Kompendienform übergeht. Natur und Kunſt iſt Heinſe's Deviſe. Daher thut er vieles, was Wieland zum großen Nachtheile ſeiner Schriften unterläßt. Er gibt Naturſchilderungen, beobachtet das Leben bis ins kleine, geht oft auf Reiſen und bringt zu einer viel richtigeren Vorſtellung von der klaſſiſchen Welt durch als der wegen ſeiner horaziſchen Arbeiten noch heute von den Philologen mit Recht bewunderte Wieland. Denn wie ſehr auch Heinſe hierin, ähnlich unſerem Winckelmann, durch ungünſtige Verhältniſſe gehindert wird: ſeine heiße Sinnlichkeit treibt ihn immer weiter in den Gedankenkreis der Kunſt und

Antike hinein. Und wie viel auch im Vergleiche mit Goethe an Heinſe auszuſetzen bleibt, ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß in den anſtößigen Stellen bei Heinſe, wenn man von ſeinen Jugendgedichten abſieht, die Schönheit ſeltener verletzt iſt als bei ähnlichen Gelegenheiten durch Wieland.

Heinſe begann ſeine Laufbahn recht charakteriſtiſch als einer jener Thüringer, von denen jeder ein geborener Muſikant iſt. Der Naturburſche aus Thüringen, der durch die Virtuoſität, mit welcher er ſein eines Inſtrument ſpielt, Entzücken erregt, iſt er bis auf den heutigen Tag auch in der deutſchen Literatur geblieben. Wieland iſt das größere Talent. Er nähert ſich Goethe durch Univerſalität. Heinſe verſucht glücklicher mit ihm auf einem beſchränkten Gebiete der Proſa zu wetteifern.

Niemals aber macht Wieland ganz den Eindruck des modernen, wie es etwa durch Goethe's Darſtellungsweiſe in der Literatur feſtgeſtellt iſt. Man erlaube mir, ein Beiſpiel anzuführen. Wieland wurde ſelbſt Landwirth und Gutsbeſitzer. Aber nach dieſer Zeit leiert er in ſeinem Roman „Ariſtipp" noch die alten Anekdötchen aus der Geſchichte der Philoſophie ab. Nirgens ſchildert er das damalige Landleben, wie Goethe ſchon im Werther gethan hatte. Heinſe läßt es an dergleichen nicht fehlen. Er ahmt gelegentlich geradezu eine Stelle aus dem Werther nach, über welchen Gleim in einem Briefe ohne Datum an ihn geſchrieben hatte: „Die Leiden des jungen Werther ſind vortrefflich, beſter Sohn! Die tiefſte Weisheit, kurz und herrlich! In einem Athem hab ich ſie geleſen, das ſeit langer Zeit bei keinem Buche als neulich auch bei deiner Laidion geſchehen iſt. Vortrefflich, beſter Sohn! Die tiefſte Weisheit, kurz und herrlich! Kommt alles aus dem Herzen und aus dem Geiſt, wie es drinnen war, ſo ſollt's allenthalben ſein, mein lieber Sohn, in dieſen nächſten Tagen will mir ein Feſt machen, und in dieſen Leiden denken (!). Der junge Werther, glaub' ich, iſt der junge Jeruſalem, und Genius Goethe ging dem Zauber der Geſchichte nach — was meint mein lieber Sohn, wann's ihm gefallen hätte, ſeinen Held aus der Luft zu greifen, ſollt's wohl nicht ein noch größerer geworden ſein, als der junge Werther geweſen iſt? Um eines Mädels willen ſich todt ſchießen, lieber Sohn, biſt jung, thue's nicht, und wär's ein Mädel, Lotten gleich und hundert drüber. Es iſt doch, glaub' ich, ein größerer Held, wer in ſeinen Leiden aushält, wie du, mein lieber Sohn, ſchon manche ſchöne Probe gegeben haſt". Später heißt es: „Grüße ihn, Goethen, deinen guten Freund, und ſag' ihm, daß aufs Jahr ich ihn beſuchen würde, denn ich müßt in dieſem Leben ihn noch kennen lernen, damit er in jenem mir nicht unbekannt wäre. Wegen ſeines jungen Werthers hat er ein Dekret bekommen, in den Muſentempel aufgenommen zu werden, neben dir ſoll er ſeine Stelle bekommen, kannſt du ſein Bild mir ſchaffen? Aber ohne daß er was davon erfährt! Du könnteſt deinem alten Vater eine große Freude machen, wenn Du's verſchaffteſt, aber gut gemalt und gut getroffen."

Manche Züge in Heinſe's Charakter und manche Stellen in ſeinen Briefen erinnern wohl auch an Seume, der mit demſelben Paar Stiefeln nach Syrakus hin- und herwandert. Vor allem aber wird man mir wohl zugeſtehen, daß Heinſe's Schilderung von Halberſtadt der ſpäteren Schilderung Heinrich Heine's von Göttingen, ohne daß Heine ſie gekannt haben wird, ſchon ganz ähnlich iſt. Nach ſeiner Flucht aus Halberſtadt nämlich ſchrieb Heinſe an Gleim, es wohne dort die Gracie von Maſſow, in deren Buſen das ſchöne aus der großen Welt und der arkadiſchen geſammelt ſei. Dann wohne dort Meiſter Glamer-Schmidt, mit deſſen Geiſte ſich Heinſe's Seele ſo lieblich zerſtreuen könne, wie ein überfließender Bach mit einer Frühlingswieſe voller Blumen. Dann komme bisweilen dahin ein Prinz*), der ganz aus der Art der Königsſöhne zu ſchlagen ſcheine und vielleicht der größte ſein werde, wenn Vater Friedrich unter den Göttern ſitze und den Nektar der Unſterblichkeit trinke. Und dann machten bisweilen der ſich immer beſinnende Müller**), und der ſich bewundernde Scharnbeck, oder wie er ſonſt heißen möge, und Sachſe und die Jungfer Klökern und noch viele andere den Ohren eine beinahe italieniſche Muſik, und nähmen es einem gar nicht übel, wenn man ſage, das Herz empfände nicht viel dabei. Und dann könne man wie ein Weltbürger, ungekränkt in allen Rechten der Menſchheit darinnen herumwandeln und glauben, was man Luſt zu glauben habe. „Und dann (fährt eben Heinſe bereits echt heiniſch fort) ſind die Gymnaſiaſten der Kammer und Regierung eine ſehr gute Art von Menſchen, die zwar eben nicht viel wiſſen, aber doch auch nicht dumm ſind, und Ariſtoteleſſe gegen die Schüler anderer Kammern und Regirungen machen können, mit denen kann man immer einen angenehmen Umgang haben, wenn einem juſt ein beſſerer fehlt. Die Seele muß ſich mit ihnen amüſtren, wie ein kluger Knabe mit einem klugen Pudel; ſie darf ſich nicht beißen laſſen. An den Officieren iſt zwar gar nicht viel; aber ſie ſehen doch immer gut und ſchön in der Ferne aus; und der Herr von Hagen iſt ein Kopf, aus dem nicht ſelten Funken ſpringen. Auf dem Domkeller iſt vortrefflicher alter Rhein- und Frankenwein und auch Burgunder zu haben; er iſt zwar etwas theurer als an anderen Orten, aber das gibt ihm eben noch einen beſſeren Geſchmack.“ — Doch man wird mit Recht ſagen, daß Heinſe's Zuſammenhang mit dem jungen Deutſchland von mir nicht erſt nachgewieſen zu werden brauche, weil er ſchon aus Laube's Studien über Heinſe ſelbſt anſchaulich ſei. Geſchwind alſo, gehen wir zu den verſprochenen Nachrichten für Heinſe's Biographie, gehen wir fürs erſte zu ſeiner Familie über! Aber da fällt mir nun gar noch zur Unzeit ein Verwandter oder doch wenigſtens ein Namensvetter unſeres Dichters aus Thüringen ein, den ich ſelbſt noch gekannt habe. Seine Geſchichte und die ſeines Sohnes iſt drollig, faſt zu drollig. Man höre nur!

---

*) Heinrich?

**) Wohl der Domorganiſt.

Ums Jahr 1848 lebte ich in meiner Heimath lange auf dem Lande und machte faſt täglich einen Spaziergang nach der Stadt Oſchersleben. In Oſchersleben aber fiel auf der Straße jedem fremden ein kleiner dicker Mann in blauer Uniform mit Stehkragen und blanken Knöpfen auf. Es war der freundliche und allgemein beliebte Schließer vom Gericht. Er hörte auf den Namen „Heintze“, ſchlechtweg ohne „Herr“. Wo dieſer Name aus einem Fenſter gerufen wurde, da blieb er ſtehen oder eilte herbei, um das neueſte vom Rathhauſe und aus der Stadt zu berichten. Weil der Richter und der Bürgermeiſter ſeine Neugier kannten, ſo wurde er oft bei den wichtigſten Verhandlungen auf dem Rathhauſe oder vor Gericht zum Sitzen eingeladen. Noch ein beſonderes Anſehen gab ihm ſein Sohn, der auf dem Landrathsamte Schreiber und die rechte Hand des Landraths war. Der Sohn aber verdarb ihm ſeine letzten Lebenstage. Als nämlich einſt gegen 6000 Thaler Gelder für Hagelſchaden in der Kreiskaſſe lagen, ging er mit dieſem Gelde nach Amerika. Auf dem Landrathsamte ſelbſt hatte er ſich noch einen herrlichen Paß auf einen ganz anderen Namen ausgeſtellt. Er paſſirte daher auch frei bei der Landung in Amerika. Jedoch der wachegebende Polizeibeamte hatte ſeinen Steckbrief in Händen und verſuchsweiſe rief er, als Heintze ſchon durch war, hinter ihm her, ganz wie ſein Vater ſo oft ohne Komplimente in Oſchersleben gerufen wurde: „Heintze!“ Sogleich blieb der junge Heintze ſtehen und drehte ſich um. Man brachte ihn nun allerdings zum Geſtändniß. Amerika lieferte jedoch Verbrecher damals noch nicht aus. Heintze konnte gehen, wohin er wollte. Man fand angeblich nur noch 800 Thaler bei ihm. Dieſe wurden nach Deutſchland geſchickt. Die übrigen 5200 Thaler mußten die Bauern des Kreiſes Oſchersleben, der allerdings nicht gerade zu den ärmſten der Provinz Sachſen gehört, noch einmal aufbringen.

Ich habe nicht in Erfahrung bringen können, ob der alte Schließer Heintze oder ob ſein Vater in Thüringen geboren wurde. Einer von beiden war es gewiß. Sein liebſter Umgang war der alte muſikliebende Kantor Fiſcher in Wulferſtedt, der in Thüringen geboren war. Er ſagte oft in deſſen Familie: „Jenſeits der blauen Berge wohnen beſſere Menſchen als in der Ebene." Dieſer machte er freilich durch ſeinen eigenen Sohn die größte Schande. Und ob ſein Vater ein ganz unbeſcholtener Mann geweſen war? Derſelbe könnte möglicherweiſe jener Bruder Wilhelm Heinſe's ſein, mit Rückſicht auf welchen dieſer den 27. Februar 1778 an Gleim ſchrieb, der große Friedrich und ſein Nachfolger gehe ihn näher an, als Gleim wiſſe. Einen Theil ihrer Gewalt mache mit aus Heinſe's einziger Bruder, ein junges Blut von zwanzig Jahren, von ſeltener Leibesſtärke und Größe. Er habe in Schwaben, „von der Luſt angeſteckt und unter Schöpſen", einen dummen Streich gemacht, und um ſich ſo geſchwind als möglich aus dem Handel zu ziehen, den Entſchluß gefaßt, dem Kalbsfelle zu folgen. Er habe zu Augsburg bei einem Kaufmanne (man darf dabei wohl nicht an Wielands Schwiegervater denken) in der Lehre geſtanden. Seine Kapitulation laute folgendermaßen:

„Nachdem Vorzeiger dieſes Johann Heinſe, aus Thüringen gebürtig, unter Sr. königlichen Majeſtät in Preuſſen auf drei Jahre Dienſte genommen, gegen baares Handgeld ſich freiwillig engagirt; als wird demſelben hiermit und kraft dieſes verſprochen, daß wenn vorgemeldeter Johann Heinſe ſeine drei Jahre treu und ehrlich ausgedient hat, und nicht ferner Luſt bezeigen ſollte, unter Sr. königlichen Majeſtät in Kriegsdienſten zu bleiben, ihm der Abſchied ohne den geringſten Aufenthalt wird gegeben werden. Zur mehreren Sicherheit habe dieſe Kapitulation eigenhändig unterſchrieben. So geſchehen Augsburg, den 19. September 1773. Von Quooß,
Sr. königlichen Majeſtät in Preuſſen
bei dem Regiment von Alt-Schlotterheim beſtellter premier-lieutenant."

Wilhelm Heinſe ſetzt hinzu, er habe dies erſt lange nachher erfahren und bis jetzt (zwei Jahre nach Ablauf der Kapitulation) keine Nachricht von ſeinem Bruder erhalten können. Er fragt an, ob denn Gleim ihm desfalls keinen Troſt ertheilen könne. Dieſer aber vermochte in ſolchen kleinen Militärſachen allerdings etwas. Es wäre nicht undenkbar, daß er den Bruder ſeines Lieblings frei gemacht und ins halberſtädtiſche gezogen hätte, wozu auch Oſchersleben gehört. Dagegen ſpricht, daß die nächſten Verwandten des Dichters ſich nach deſſen Schuljahren ſämmtlich ſchon um des Wohllautes willen Heinſe genannt zu haben ſcheinen, während der alte Schließer und ſein Sohn ſich noch ſchlechtweg Heintze nannten.

Denn daß Heinſe wirklich Heintze hieß, ſagt uns das Kirchenbuch zu Langewieſen. Darin heißt es: „Am 16. Februar 1746 iſt Johann Jakob Wilhelm Heintze, Sohn des Conſulis, Poligraphi und Organaſti N. Heintze geboren.“ Alſo, wie ſchon Laube weiß, Bürgermeiſter, Stadtſchreiber und Organiſt war der alte Heintze. Der junge Heintze machte ſich in ſeinen Briefen aber wirklich um drei Jahre jünger, als er war. Der allgemeine Anzeiger der deutſchen, in welchem Laube dies berichtigt fand, muß ihm wenigſtens noch das Datum falſch angegeben haben. Nach dem obigen iſt daher eben ſo wohl Laube's geiſtvolle und ausführliche Biographie Heinſe's als auch jede kleine Notiz über ihn in Lexicis und Kompendien zu berichtigen.

Heinſe ſtudirte in Jena und Erfurt. Von hier aus überſandte er durch Wieland den ausführlichen Brief vom 18. November 1770, der Laube die vorzüglichſten Aufſchlüſſe über Heinſe's Jugend gab. Gleim empfing dieſen Brief nach der Rückkehr von einer berliner Reiſe. Johann Georg Jacobi, damals bereits Kanonikus und Gleims Schützling in Halberſtadt, hatte ihn auf derſelben begleitet und war dadurch mit Mendelsſohn, Ramler, Sulzer und der Karſchin bekannt geworden. Aber auch auf die neue Bekanntſchaft mit Heinſe ging Gleim lebhaft ein. Bald ſollte die Freundſchaft mit ihm diejenige mit J. G. Jacobi in den Schatten ſtellen. Rückſichtsvoll genug bemerkte Heinſe, als er ſich für Gleims erſte Geldſendung bedankte: „Empfehlen Sie mich dem Herrn Jacobi; machen Sie nur immer ein wenig mehr bei ihm aus mir, als ich bin. Sie wiſſen alle meine Mängel und Gebrechen, denn meine ſchwache Seite kann ſich wegen meiner angeborenen Aufrichtigkeit gar nicht verbergen! Sagen Sie ihm nur, wenn die Forderung Ihnen nicht ſo unartig ſcheint, es könnte noch etwas aus mir werden! Wenn Ihnen auch gleich Ihr Gewiſſen zurufen ſollte: Sie ſagten die Unwahrheit! Sie als ein würdiger Kanonikus werden doch ein kleines Sündchen wieder verbeten können? Ich möchte gar zu gern, daß Er mir auch ein wenig gut wäre.“

Im Sommer 1771 wollte Heinſe mit Gleims Hilfe ſich von Erfurt losmachen. Er ſchrieb an Gleim, daß er in Erfurt vierzig Thaler Schulden habe, ohne die wielandſchen. Er unterſtehe ſich, ihn als einen Alcibiades der gelehrten Republik zu bitten, ihm dieſe vorzuſchießen. Er könne nur ſeine Ehrlichkeit zum Pfande ſetzen. Aber bei dieſer verſpreche er, nicht allein dieſe vierzig Thaler, ſondern auch das, was er ihm ſchon früher vorgeſchoſſen habe, wieder zu bezahlen, ſobald er könne. Er hoffe aus guten Gründen, dies werde bald möglich ſein. Und ſchon am 10. September 1771 fügte er hinzu, daß er durch Wielands Vermittelung eine Hofmeiſterſtelle bei einem elfjährigen Knaben erhalten ſolle. Binnen vierzehn Tagen oder drei Wochen werde er abreiſen. Dann wolle er ſich auch noch ein Kleidchen machen laſſen, ſich ausſchmücken wie ein Bräutigam, ſeinen Degen um ſich gürten, ſich auf die Poſt ſetzen und aus Erfurt fahren laſſen, mit dem letzten Blicke, den er zurückwerfe, Wielanden mit Gleim und Jacobi in die Gärten einer Aspaſia oder Danae wünſchen. Den alten Sokrates Wieland wolle er vorher höflich bitten, mit den ſechs Louisd'or, die er ihm ſchuldig ſei, noch ein wenig zu warten und ihm das gleimſche „Kapital“ für Bezahlung ſeiner Schulden zu überlaſſen.

Daran ſchließt ſich dann der nachfolgende Brief, welcher aus Rückſichten auf Wieland in den Publikationen der halberſtädter ganz unterdrückt iſt, während er nicht allein einen bemerkenswerthen Charakterzug von Wieland, ſondern auch eine dem innerſten Weſen Wielands abgelauſchte Charakteriſtik deſſelben enthält: „Erfurt am 23. September 1771. Schon wieder, göttlicher Gleim, muß ich Ihnen ſchreiben, und zwar, wie ich immer das Unglück gehabt habe, eine ſchlimme Neuigkeit. Ja wohl war es nur ein Traum, daß ich nach Düſſeldorf kommen ſollte! Schrecklich hat mich Wieland aus dieſem entzückenden Traum geweckt! Der Vater des liebenswürdigen Jacobi will einen chriſtlichen Theologen zum Hofmeiſter ſeines Sohnes haben und ein ſolcher bin ich leider nicht und kann es auch nicht werden, und folglich hat auch die ganze Freude, haben alle die entzückenden

Ausſichten in die Tage der Zukunft ihr Ende erreicht. Der Menſch iſt gewiß nicht ſeines Glückes Schmied! Glück und Unglück hängen zu oft von einem Zuſammenfluſſe verſchiedener Umſtände ab, in welche man ſich finden muß und die man unmöglich verändern kann, und wenn auch unſer ganzes Herz eine Maſſe von Liebe und der ganze Kopf voll bon sens wäre. Ich bin nun gezwungen, mit dem Hauptmann von Liebenſtein zu reiſen; und auch hier findet ſich wieder ein unvermuthetes Hinderniß, das, ſo klein es auch zu ſein ſcheint, doch meinen ganzen Muth, der mich bisher noch immer durch das Labyrinth der Trübſale geführt hat, zu Boden ſchlagen will. Bis in die Augen werd' ich roth, da ich Ihnen es herſchreiben will, und der bitterſte Verdruß über mein Schickſal preßt mir Thränen aus. Unmöglich werd' ich Ihnen dies Hinderniß ſagen können, wenn Sie mir nicht mit einer wahrhaft göttlichen Gutherzigkeit geſchrieben hätten: Machen Sie mich nur dreiſt zum Vertrauten Ihrer Umſtände! Ich war dem Vater der Muſarion, wie ich Ihnen ſchon geſchrieben habe, ſechs Louisd'or ſchuldig. Sie hatten die väterliche Gütigkeit gegen mich und überſendeten mir zehn Louisd'or, folglich bekam ich noch vier davon nach Abzug. Es iſt mir unmöglich, von Erfurt abzureiſen, ohne wenigſtens noch vier bis fünf Louisd'or zu dieſen vieren, mit welchen ich ſchon meine größte Schuld bezahlt habe, zu haben, um mich theils zur Reiſe vorzubereiten und theils die Reiſe ſelbſt zu machen. Ich bitte alſo den Vater der Gracien (Wieland), mir noch dieſe vorzuſchießen; allein, o göttlicher Gleim, warum ſind die Güter dieſer Erde ſo ungleich nach Verdienſten ausgetheilt? Die Erde kann unmöglich die beſte unter allen wirklichen Planeten ſein! allein der Vater des Agathon und der Danaë antwortete, daß er faſt wenig vorräthig habe und da er jetzt ein Haus kaufen wolle, ihm dieſes ſelbſt jetzt unentbehrlich ſei. Thun Sie das, mein lieber Heinſe, ſagte er ferner — doch was ſoll ich das ganze Geſpräch Ihnen aufſchreiben? Dieſen ganzen Tag haben mir die Ohren davon geklungen! Sie ſind der einzige Mann auf dieſer ganzen Erde, wo ich mich unterſtehen darf, um Vorſchuß dieſes Geldes zu bitten, ohne daß ich befürchten dürfte, für unverſchämt gehalten zu werden. Ich will Ihnen die Verſicherungen der Wiedererſtattung und Dankbarkeit nicht wieder machen, die ich Ihnen ſchon faſt in allen meinen Briefen gemacht habe; Wiederholungen dieſer Art beugen mich bis zur Erde. Der

Herr von Liebenſtein hat mir vor kurzem geſchrieben, daß einige Grafen aus Dänemark meinetwegen ihm anſehnliche Vorſchläge gethan hätten — ich kann bis jetzt nichts mehr thun, als mein Schickſal ſtandhaft erwarten. Binnen acht Tagen müßt' ich von hier abreiſen, wenn ich den Herrn von Liebenſtein noch antreffen wollte. Wollen Sie ſich noch meiner ſo ſehr erbarmen, daß ich Erfurt mit Ihrer Hilfe verlaſſen kann, ſo muß ich Sie noch zugleich bitten, daß Sie die Adreſſe Ihres Briefes an Andreä — auf dem Wenigen Markte — machen und nicht an mich, denn er dürfte ſonſt Gefährlichkeiten unterworfen ſein, eh' ich ihn erhielte. Dieſer war der beſte Freund, den ich in Erfurt hatte. Er iſt ein junger Mann von Genie, ſtudirt die Geſchichte wie Hume und Robertſon nach der Vorſchrift des Lucian und die Philoſophie nach Anleitung des Bayle. Dieſer wird ihn richtig an mich beſtellen, er weiß allezeit, wo ich bin. Noch etwas von unſerem Wieland! Wundern Sie ſich nicht ſo ſehr über des letzteren Brief, den er wegen des Herrn Michaelis an Sie geſchrieben hat! Er hat mir im Vertrauen etwas davon geſagt und zugleich etwas von Reue darüber geſtanden. Ich habe ſchon manchen Sturm dergleichen Sachen wegen und vieles unſchuldiger als Herr Michaelis von ihm ausſtehen müſſen. Die Ideen vom geprüften Abraham, den Briefen der verſtorbenen und der Hymnus auf die Erlöſung liegen noch immer natürlicherweiſe zu Grunde in dem Kopfe des göttlichen Mannes; dann kommen die Palmblüthen, dann die agathoniſche Pſyche, dann Muſarion, dann der Amadis, dann Agathon und Danaë, dann das Syſtem des Hippias, und dann des Diogenes — die Gracien ſind in ſeinem Herzen und der Amor von Coypel vor ſeinen Augen. Nach der Lehre meiner Aspaſia von dem Gedanken läßt ſich alles erklären, entſchuldigen und verzeihen. Seit drei Jahren hab' ich den vortrefflichen Mann ganz heimlich kennen zu lernen geſucht. Er bewundert den Apoſtel Voltaire, aber er würde ſogar in Erfurt nie vertraulich mit ihm umgehen. — Blut und alle Lebenszeichen haben einen ſo heftigen Lauf in mir, daß ich Ihnen unmöglich jetzt was beſſeres ſchreiben kann. Verzeihen Sie alles bei den Gracien Ihrem auf ewig ergebenſten Diener Heinſe."

Wer war Coypel, den Wieland, wenn er durch ſeine ſchlüpfrigen Bücher mit widerſtrebendem Gewiſſen Häuſer und Rittergüter zuſammen zu ſchriftſtellern ſucht, nach dieſem intereſſanten Briefe Heinſe's vor

Augen gehabt haben ſoll? Ich habe mich darüber zu belehren geſucht. Charles Antoine Coypel war geboren 1694 zu Paris und geſtorben 1752. Er ſtach eine große Menge von Blättern eigener Erfindungen, z. B. Ballettänzerinnen und dergl. Auch malte er in der Manier ſeines Vaters, Antoine Coypel (1661 bis 1729). Und welches war denn die Manier Coypels des Vaters? Um es kurz zu ſagen, ſie ſoll nicht allein den Grund gelegt haben zu den Ausartungen des Sohnes, ſondern auch zu denen der ganzen pariſer Malerſchule — aber laſſen wir die zwei Franzoſen, und zurück zu Wieland, Heinſe und Gleim!

Vater Gleim ſchickte am 26. September 1771 die noch nöthigen fünf Louisd'or an Heinſe ab. Und weil er eben Tuch zu einem Reiſekleide liegen hatte, ſo wagte er's, ſeinem lieben Herrn Heinſe nebſt der eben noch für ihn fertig gewordenen Wäſche dies anzubieten. Zum Reiſekleide, meint er, möge es gut genug ſein. Uebrigens habe er die früheren zehn Louisd'or für Heinſe nicht darum an Wieland geſchickt, damit dieſer ſich davon bezahlt machen ſolle. Die ſechs Louisd'or, die Wieland von Heinſe's Gelde genommen habe, müſſe er ihm zurückgeben und warten, bis Heinſe ſelbſt im Stande ſein werde, ihm dieſelben zu vergüten. Wenn Heinſe ihm ſage, wie nöthig ſie ihm jetzt noch ſeien, ſo werde Wieland ſie ihm ohne Zweifel ſogleich zurückgeben. Allein darin irrte er ſehr. Heinſe berichtete aus Frankfurt am Main den 14. Oktober 1771: „Wieland war ſo liebreich gegen mich, mir zwei Louisd'or zur Reiſe zu geben; was ich noch nöthig hatte, verſchaffte mir mein Freund Andreä; der göttliche Wieland würde mir alles gegeben haben, aber er konnte nicht! Sie und ich müſſen's ihm glauben! Zähren hat er bei meinem Abſchiede geweint — Beweis genug, daß er es nicht konnte. Fußfällig bitte ich Sie, laſſen Sie dieſe Zeilen kein anderes Auge leſen! Ich ſelbſt wage es nicht, ſie ſelbſt zu leſen und zu denken.“ (In Weimar wurde Wieland — Herders Gläubiger, ich meine im geſchäftlichen Sinne.)

So war Heinſe für den knauſerigen Wieland doch im Grunde verloren, für den er bereits ein wenig gehandlangert hatte, und der ihn erſt bald darauf beim Merkur ſo gut hätte gebrauchen können. Heinſe, der zwar ein gewiſſes Ziel vor Augen hatte, aber nicht den Trieb nach Beſitz von äußeren Gütern und einem eigenen behaglichen Hausſtande in ſich fühlte, hatte ſich gewiſſermaßen ſchon damals von einem literariſchen Spekulanten entführen laſſen. Dieſer war ein früherer Barbier aus Halle. Er hatte ſich „beim Salomo“ (Friedrich dem Großen) bis zu deſſen Generaladjutanten emporgeſchwungen. Ja, Quintus Icilius, der Liebling des Salomo, hatte ſogar eine Zeit lang unter ihm geſtanden. Er erhielt ihn ſelbſt mit den Hofkreiſen in Konner. Als preuſſiſcher Officier hatte ſich der Barbier von Günther genannt. Jetzt nannte er ſich von Liebenſtein und war Generalreiſeinſpektor der däniſchen Zahlenlotterie. Auch ein Herr von Schmettau befand ſich bei ihm. Sie wollten Heinſe's gewandte Feder auf die verſchiedenſte Weiſe ausnutzen. Ja, Heinſe meinte, bei dieſen Tellheims (wenn es erlaubt iſt, an Leſſings Ideal von einem ausgedienten Officier des alten Fritz in dieſem Zuſammenhange nur zu denken) in ſolchen gefährlichen Umſtänden gelebt zu haben, daß alle ſeine Gedanken in Unordnung gerathen ſeien. In dem Briefe vom 14. Oktober 1771 heißt es noch: „Schmettau ſchreibt einen Bogen nach dem anderen voll von halben Gedanken wider Jeſum den Gekreuzigten. Unmöglich kann ich mich ſo weit erniedrigen! ich haſſe die Schwärmerei und kann mich nicht zwingen, Leuten, die ohne zu wiſſen, warum? Religionshaſſer ſind, auch nur ein freundliches Geſicht zu machen. Es iſt mir nichts weniger als angenehm, daß ich auf dieſe Art reiſen muß, aber bei allen Göttern! ich konnte in keine beſſeren Umſtände kommen. Sie geben ſich viel Mühe, mich an ſich zu feſſeln, aber ich halte mich, ſo klein ich auch mich halte, noch zu gut für ſie. Unterdeſſen muß ich mich nach dem Ohngefähr bequemen. Wieland hat mir gerathen, dieſen Winter ein Trauerſpiel zu machen und es nach Wien zur Aufführung zu überſenden. Ich glaube, glücklich hierinnen zu ſein, denn ſo viel ich weiß, iſt Sara Sampſon*) und Romeo und Julie das beſte, was wir haben. Gern möchte ich einige Zeit in Wien leben. Es ſind zween Grafen daſelbſt, welche insbeſondere Bewunderer von Wieland ſind. Der göttliche hat mir verſprochen, mich ihnen ſo ſehr zu empfehlen, als er könnte, wenn ſie einen Sekretär brauchten und ich einer bei ihnen werden wollte. Wollen Sie mich nicht auch empfehlen?“

Am 29. Januar 1772 ſchrieb Heinſe aus Erlangen, der Kammerjunker Baron von Müngersheim am Hofe zu Karlsruhe habe ſich ſehr viel Mühe gegeben, ihn von Liebenſtein loszumachen, der „Hauptmann“ aber habe gefleht und gebeten, er möchte Heinſe doch nur ein Jahr bei ihm laſſen. Und ebendaher am 18. Februar 1772:

---

*) Ueber die Wichtigkeit des Erſcheinens der Sara Sampſon ſ. Dr. Oſkar Liebels Abhandlung über Leſſing in: „Illuſtrirtes Journal“ 1865. Leipzig bei Gieſecke und Devrient.

„Den an Geiſt und Leibe wielandiſchen Jacobi, zu welchem Wieland mit der Hand an die Bruſt ſagte: c'est moi! habe ich nur durch ein glückliches Ohngefähr zwei Stunden lang in Köln bei Tiſche ſehen und ſprechen und mich ihm empfehlen können. Die Muſarion La Roche hab' ich nur auf dem Bette durch ein Fenſterchen geſehen, aber nicht die Seligkeit genoſſen, ſie zu ſprechen, weil ſie eben krank war, um einem gewiſſen Menſchenhaſſer Schwarz, der bei ihren Gracien und Liebesgöttern Quintilian iſt, zu zeigen, daß ſie auch zum menſchlichen Geſchlechte gehöre. Aber ihre ſchönen Kinder hab' ich geſehen und geſprochen und

Dem reizenden Sohn
Der himmliſchen Muſarion

ein Küßchen gegeben, das darnach, wie der junge Plato bei ſeinem Agathon ſang:

Aus ihrer weiſſen Höhle
Fuhr auf die Lippen meiner Seele
Und wollte flattern davon!
Und wollt' in den ſchönen Sohn
Der Gracie Muſarion —
Warum, o Seele, fuhrſt du nicht in den Adon?

Der Menſchenhaſſer Schwarz, der ehemals an ſeinem Geburtstage ſagte:

Nun ward ich dreißig Jahr.
Wie oft hab' ich ſchon hungern müſſen
Bei aller meiner Freunde Küſſen!
Wie wohl war mir's, da ich nicht war!

hat mir als ſeinem Kollegen von dem Orden des Jean Jaques verſprochen, daß er mir ſeine Hofmeiſterſtelle abtreten wolle, wenn der nunmehr fünfzehnjährige ſchöne la Roche auf die Akademie gehen würde, welches binnen einem Jahre geſchehen ſolle, und ferner, daß mich ſein Phanias und ſeine Muſarion dazu berufen würden.“

Was ſoll ich jetzt aber anfangen, Vater Gleim? fragt Heinſe nun. Zu Oſtern könnte er mit ſeinem Hauptmann nach Dänemark reiſen. Aber er fragt weiter, was er in dieſem Orkus ſolle, wo heulen und zähneklappen ſei, wo Skythen und geiſtloſe Knaben, ſtatt des immer gähnenden Königs regirten und ſich einander und ehrlichen Leuten, die ihnen unter die Hände kämen, die Hälſe brächen. Das beſte werde ſein, er reiſe nach Berlin, um Hofmeiſter, Bibliothekar oder Sekretär zu werden. Er könnte ſich dabei der Vermittelung des Quintus Icilius bedienen. Zwar ſei er ihm noch nicht bekannt aber der Hauptmann und Quintus wären vertraute Freunde geweſen und wären es noch.

Durch den Brief vom 2. Juni 1772 wird man mit gerechten Zweifeln an der Wirkſamkeit einer Empfehlung des Hauptmanns Günther von Liebenſtein erfüllt. Der Hauptmann hat ein halbes Jahr in Erlangen auf Kredit gelebt. Mit Schmerzen wartet er auf zwanzig Piſtolen für den Petron, eine Ueberſetzung Heinſe's, welche vorzüglich der Hauptmann nach deſſen Verſicherung zu einer ſkandalöſen und unzüchtigen Arbeit gemacht hatte. Aber das Geld blieb aus. Der wegen Herders in neuerer Zeit öfters genannte Buchhändler Canter in Königsberg hatte das Geld nach Heinſe's Behauptung nicht. Wahrſcheinlicher iſt es, daß er vor unſittlichem Verlage zurückſcheute. Genug — „Ich bitte Sie alſo, o müßt' ich nicht (heißt es in dem ſchon erwähnten Briefe vom 2. Juni aus Erlangen) um ſechs Piſtolen Reiſegeld nach dem abergläubiſchen Wien, da ich keinen beſſeren Ort weiß, wohin ich reiſen könnte! Was ich auf der Reiſe ausrichten werde, will ich ihnen alles erzählen, vielleicht können Sie mir eine Empfehlung dahin mitgeben.“ — Kleider und Wäſche habe ich ſo viel als zur Leibes Nothdurft gehört; wie ich zu Frankfurt war, trug mir ein Baron von Müngersheim, ein Freund des Barons von C., den Sie, wie er mir ſagte, kennen, ohne mein Wiſſen ſelbſt ein ganz neues gutes Kleid in mein Quartier zum Geſchenke; deswegen empfahl mir der Herr Generaladjutant v. Liebenſtein, kein Wort mehr mit ihm zu ſprechen, welche Empfehlung ich aber nicht befolgt habe. Ich verzage noch nicht, denn alle Menſchen, mit denen ich ſpreche, ſind mir gewogen, ſogar diejenigen, welche mir, ehe ſie mich kannten, nicht gewogen waren. Ich thue ja auch niemandem etwas zu leide und würde — dem erſten, welcher mir begegnete und ein gutes Geſicht hätte, mit meinem Blute dienen. Vom Herrn Rath Riedel hab' ich noch nicht ein Wort gehört, ob er abgereiſt iſt oder nicht. Herel lebt jetzt in Nürnberg, als ein Einſiedler; ſein Vater iſt geſtorben und hat ihm ein Vermögen weit über hunderttauſend Thaler hinterlaſſen; er hat ſich aber zur Kreuzigung ſeines Fleiſches ein Geſetz gemacht, jährlich nicht mehr als zweihundert öſterr. Gulden zu verzehren und unehelich wie ein echter Karthäuſer zu leben. Das iſt mir unbegreiflich von einem Manne, welcher Tag und Nacht die Griechen lieſt! Ich bin ſelbſt deswegen hinüber nach Nürnberg gereiſt, um das Wunder augenſcheinlich zu betrachten, habe es aber nicht über mein Herz bringen können, ihn ſelbſt zu beſuchen. Der Leichenſänger Murr hat mir ein langes und breites davon erzählt.“

Der Leſer wird fragen: wer war der Leichenſänger Murr? Der Herr von Murr machte eben ſo ſchöne Sinngedichte als Leſſing. Wenigſtens glaubte Herr von Murr dies ſelbſt. Aber ein unparteiiſcher Dichter jener Zeit, wahrſcheinlich Heinſe, fertigte ihn wegen dieſer Arroganz in folgendem ungedruckten Epigramme ab, das ſich gleichfalls in Gleims Nachlaſſe vorfindet:

Der arme, arme Herr von Murr!
Mit ſeinem Miſch von Schnurren
Will er den alten Schläger (Leſſing) murren?
So ſchreit ein Bub' im Kutſchertone: Purr!
Und läßt euch einen Käfer burren!

Ueber Riedel*), der in dem Briefe vom 2. Juni 1775 gleichfalls vorkam, heißt es in dem vom 18. Juni 1772, daß er in Wien nicht ſo ſehr geſchätzt werden ſolle, wie in ſeinen eigenen Briefen ſtände. Es iſt bekannt, daß er dreizehn Jahre ſpäter im Markushoſpitale daſelbſt als wahnſinniger endete. —

In dem zuletzt genannten Briefe ſchrieb Heinſe: „Von Erlangen will und muß ich jetzt heimgehen, ob ich gleich vorausſetze, daß ich nicht lange in meiner Heimath werde bleiben können; unterdeſſen will und muß ich jetzt von Erlangen gehen. Der Herr Hauptmann geht nach Schwaben auf Werbung für den Prinzen von Preuſſen; er hat mich gebeten, mit ihm dahin zu reiſen und noch einen Strauß zu wagen, vielleicht könnt' er mir daſelbſt eine Stelle bei einem Prälaten verſchaffen, deren viele ſeine Freunde und Bekannte ſein ſollten; denn Schwaben war der Sitz ſeiner Geſangenſchaft. Ich weiß jetzt nicht mich zu entſchließen, ob ich es thun oder nicht thun ſoll. Gewiß aber iſt es, daß ich jetzt nach meiner Heimath ziehe; wird es aus Schwaben nichts, ſo ſchreib' ich von da aus an Herrn Clodius nach Leipzig und bitte ihn und ſeine liebe ſchöne und weiſe Julie um eine Hofmeiſterſtelle; und wenn Herr Clodius und ſeine Julie nichts für mich thun können — nun! dann reiſe ich ganz beſtimmt nach Griechenland, oder zum Aly-Bey und werde Ingenieur und ſtreite wider meine Feinde, weil doch die beſte Welt nicht anders eingerichtet iſt, und nicht anders beſtehen kann, als daß immer ein Thier das andere ermordet und davon ein paar Tage lebt; eine Einrichtung, worüber die Jacobi und alle zärtlichen Geiſter die bitterſte Zähre weinen! Eine Erſcheinung, welche durch den goldenen Spiegel des göttlichen Plato's, des beſſer irdiſchen Helvetius, des ſchwärmenden Verfaſſers des Jahres 2440 und des dreimal göttlichen Wielands nicht hat können verbeſſert werden, ja, ſogar durch einige darunter noch verſchlimmert worden iſt." — Aber hört man nicht bereits Ardinghello durch, wenn Heinſe in dieſem Briefe aus Erlangen nach Griechenland oder zum Aly-Bey gehen will? Auch eine Stelle aus einem Briefe vom 8. September 1775, die ich ſpäter mittheilen werde, ſcheint anzudeuten, daß Heinſe damals, hätte er nicht noch einen Gleim in Deutſchland gewußt, leicht einen übereilten Schritt hätte thun können, durch den er möglicherweiſe wie Ewald in Afrika traurig untergegangen wäre. —

---

*) Vergleiche oben „Leſſing“, S. [illegible].

Wie man weiß, begnügte ſich Heinſe ſpäter mit ſeiner Reiſe nach dem Lande, wohin das Saumthier den Weg von hier im dunkeln findet: Italien. Vor der Hand kehrte er ſogar nach dem thüringer Walde zurück. Durch den köſtlichen, zum größten Theil ſchon bekannten Brief, datirt „im thüringer Walde, den 7. Auguſt 1772" meldete er, daß er Haus und Garten ſeines Vaters, ja, faſt ganz Langewieſen als eine Wüſtenei wieder gefunden hätte. Mehrere Feuersbrünſte hatten es während ſeiner unglücklichen Reiſe zerſtört. Für Heinſe trat jetzt ein Wendepunkt zum beſſeren ein. Gleim zögerte nun nicht mehr, den intereſſanten Jüngling zu ſich zu berufen. Auch von Erlangen hatte er ihm, wie es ſcheint, wieder forthelfen müſſen. Für Langewieſen aber war er als Kröſus erſchienen. Er theilte mit den abgebrannten und erheiterte ſie durch Muſik. Gleim ſorgte in aller Eile wenigſtens für den Garten des alten Heinſe. Der junge Heinſe reiſte zu Fuße über Quedlinburg nach Halberſtadt. Am 12. September 1772 traf er im Gaſthofe zum Adler vor dem harsleber Thore unter dem Namen Sekretär Roſt aus Erfurt ein. Aus dieſem geringen Gaſthof ließ ihn Gleim in Herrn Franzens römiſchen Kaiſer auf der Schmiedeſtraße bringen. Er machte ihn darauf zum Hauslehrer bei dem Herrn von Maſſow. Den Namen Roſt mußte er beibehalten. Herr von Maſſow war der Schwiegerſohn des geheimen Raths von Schellersheim in Quedlinburg. Mit Frau von Maſſow und ihrem kleinen Sohne Valentin wohnte Heinſe längere Zeit ohne den Gemahl der Dame bei deren Eltern. Daß dieſe Zeit in der Nähe einer geiſtvollen und gebildeten Frau unter ſolchen Umſtänden für einen Dichter von Heinſe's ſinnlichem Feuer nicht ohne

Bedeutung geweſen ſein kann, läßt ſich beinahe vorausſetzen. Je weniger man von zarten Verhältniſſen Heinſe's weiß und je größer damals die Einſamkeit Heinſe's war, um ſo intereſſanter müſſen die Tage von Quedlinburg den Biographen Heinſe's ſein. Und in der That finden ſich einige Andeutungen davon, daß bei Schellersheims nicht nur gut gegeſſen und getrunken und daß von Quedlinburg aus nicht bloß eine oder mehrere reizende Spazierfahrten am Morgen nach dem anderthalb Stunden entfernten Stubenberge gemacht wurden; nein, es iſt auch unzweifelhaft, daß ſchon von dieſem Beiſammenſein mit der ſehr muſikaliſchen Frau von Maſſow ſpäter Züge auf Hildegard von Hohenthal übertragen ſind. Auf Seiten Heinſe's iſt eine Neigung zu Frau von Maſſow nicht zu verkennen. Zu einer Erklärung darüber iſt es aber ſelbſt von ſeiner Seite gewiß nicht gekommen. Frau von Maſſow, die J. G. Jacobi noch etwas jünger ſchon in Halle gekannt und als „Venus von Maſſow" gefeiert hatte, war wohl auch älter als Heinſe. Und als Mutter eines heranwachſenden Knaben ſcheint ſie ſelbſt auch die Dame geweſen zu ſein, welche ſich nach Gleims Briefe, in dem er Heinſe gegen Wielands Angriffe vertheidigte, als erfahrene Frau für die Unſchuld und die guten Sitten des pſeudonymen rouſſeau'ſchen Pädagogen — „des Herrn Roſt" — verbürgte. Erſt Heinſe's Brief aus Hannover vom 2. Mai 1774 verräth, daß Frau von Maſſow doch an dem „Herrn Roſt" etwas zu tadeln fand, oder vielmehr nur, daß ſie, wie Heinſe ſchreibt, „ihrem Herrn Gemahl bisweilen ein wenig beiſteht, wenn er ſeinen Unwillen über die jungen Genieen an mir unſchuldigem Kinde der Natur ausläßt." Das deutet ja faſt auf eine kleine Zweideutigkeit hinter dem Rücken des verſchämten Anbeters! Zwei Jahre ſpäter, aus Düſſeldorf vom 3. Mai 1776, ſchrieb Heinſe zum letzten male über die Maſſows an Gleim (er dachte damals gerade an eine Rückkehr nach Halberſtadt): „Ich freue mich zum voraus auf Ihre drei kleinen Teiche und die Raſenbänklein darum her und die Schatten und die Karpen (Karpfen) und die Nymphen und die zweite Maſſow — kann ſein, daß ſich die erſte in Pommern wieder verjüngt in der friſchen zuſammenziehenden Nordluft und durch die Speiſen von Eicheln erzeugt und gewachſen." — Doch auch dieſe letzte Stelle über Frau von Maſſow wird dem Leſer nicht alles geſagt haben, was er vielleicht zu ihrer Charakteriſtik zu wiſſen wünſcht. Und ſo laſſe ich denn die in ihrer Art vielleicht etwas bedeutenderen Einzelheiten, die ich über ihren Aufenthalt in dem drei Stunden von Halberſtadt entfernten Quedlinburg mit Heinſe zu geben habe, hier folgen.

Am erſten Sonntage im December 1772 ſchrieb Wilhelm Heinſe aus Quedlinburg an Gleim: „Die übrige Zeit meſſ' ich ab mit Buchſtabiren, Ueberſetzung des Petrarca, Erinnerungen und Gedanken und Träumen an Sie und Jacobi und Schmidt u. ſ. w. und Phantaſien und Planen und Selbſtgeſprächen und Wünſchen und Hoffnungen — kurz! ſo wie ein Heinſe, ein Sohn Gleims, in einer Stube mit ſeinem kleinen Valentin eingeſperrt, ſein Leben abmeſſen kann. Oft wird es freilich beinahe nicht viel beſſer abgemeſſen als die vier Uhren, worunter zwo Glocken heben und ſchlagen, es in dem Zimmer der Frau Geheimen Räthin abmeſſen. Von dem Herrn Papa meiner geprieſenen Frau von Maſſow laß ich mich oft bei den Tiſchreden in die tiefen Meere der menſchlichen Unwiſſenheit, doch allezeit mit der Glocke meiner Laïdion über der Naſe hinuntertauchen und bringe, wenn mich der Gracienzug um die Lippen meiner Frau von Maſſow nicht trügt, oft eine Perle hervor, die man einem Schach Alexander, nach dem Diogenes, in die Krone hätte ſetzen können. Gleich in den erſten Tagen meines Lebens in Quedlinburg würd' ich Ihnen geſchrieben haben, aber ich hatte weder Feder noch Dinte dazu und alles bitten und flehen darum war vergeblich. Dinte erhielt ich endlich und endlich ſah ich auch unten im Hofe den Kranich des Herrn geheimen Rathes eine Feder verlieren und dieſe holt' ich und ſchrieb meine Ueberſetzung damit. Vielleicht iſt dieſer Brief der einzige unter Ihren vielen Briefen, der mit einer Kranichfeder geſchrieben worden iſt.“ Später wird erzählt, daß am Mittage der Herr Dombechant von Spiegel aus Halberſtadt und der Oberſt von Erlach mit ſeiner Gemahlin bei Schellersheims geſpeiſt haben. Die Frau von Erlach ſei im Jagdgewande geweſen und das männliche Gewand habe ſie ſehr gut gekleidet, was an eine Stelle in Hildegard von Hohenthal erinnert. Es ſei bei Tiſche allerlei von der Erziehung geſprochen worden. Am ganzen Tiſche ſei niemand einerlei Meinung geweſen als die gracienhafte Frau von Maſſow und das Kind der Natur, ihr Sohn. Dieſer, Gleims Freund, habe Heinſe dabei die rechte Hand mit ſeiner linken recht zärtlich gedrückt. Heinſe befürchtete, daß er noch lange der Glückſeligkeit würde entbehren müſſen, Gleim und Jacobi zu ſehen, der ihn leider nur für einen ſkythiſchen Philoſophen halten könne, welcher einmal beim Sokrates in Athen geweſen ſei. Zu den wenigen Geſprächen, die er mit Jacobi gehabt, habe er den Scherz des Geiſtes auf dem Geſichte in Ernſt verwandelt, um das Vergnügen zu haben, ſeine naiven Anworten zu hören und den liebenswürdigen zerſtreuten. Daß Heinſe das deutſche Rom und den Cäſar darin (Friedrich) zum erſten male ſehe, werde vielleicht die Frau von Maſſow verhindern. Er merke, daß ſie nicht gern bei ihrem Valentin allein ſein wolle. Wenn doch nur der Brühl — ruft er aus — jetzt „grünte und die Gegenden, welche Kalliope in die Phantaſie Klopſtocks prägte!“ Aber zwei Monate auf einer Stube immer allein wie ein Einſiedler ſitzen zu müſſen, das würde ihm — Heinſe — wenigſtens nicht allzu viel wirklicher Freuden verurſachen.

Indeſſen hörte Heinſe auf ſeiner Reiſe als Erdenpilger noch in der Neujahrsnacht von 1772 auf 1773 die Poſtillons zu Quedlinburg den Anfang des neuen Jahres blaſen. Genau zwei Wochen ſpäter, den 14. Januar 1773, ſchrieb ihm Gleim nach einem Beſuche der Frau von Maſſow in Halberſtadt, dieſelbe habe ihm diesmal nicht ſo ſehr als ſonſt immer gefallen. So oft er ſie angeſehen, habe ſie tief in Gedanken geſeſſen, als ob Gram ihr alle Gedanken verbittere und verleide. Am 13. Januar im Koncert habe er ſie kaum gekannt, ſo finſter habe ſie ausgeſehen. Wenn der Aufenthalt zu Quedlinburg ihr dieſen Gram in Herz und Geſicht geprägt habe, ſo ſolle Heinſe die vortreffliche Frau bei allem, was ſüß und angenehm ſei, beſchwören, dieſen fatalen Aufenthalt zu verlaſſen und nach Halberſtadt zu kommen. Gleim wolle ſie, wenn's nicht glatteiſe, dann alle Tage beſuchen.

Von Johann Georg Jacobi ſchreibt Gleim in dieſem Briefe, er ſähe ihn nur zuweilen in Geſellſchaft. Dann aber ſei keine Sylbe mit ihm zu ſprechen, ſo voll ſei er von ſeinen Muſen und vielleicht auch von ſeinen Mädchen. Bei den Muſen ſitze er Tag und Nacht. Mädchen aber, gäbe man ihm Schuld, hätte er zwei! Zwei Mädchen! ſchreibt der Hageſtolz Gleim. Die vergnügt zu erhalten, alle Teufeleien der Eiferſucht abzuwenden — — Himmel! — —

Am 15. Februar 1773 gab Heinſe ſeinem Gleim zu verſtehen, daß ſeine gnädige Maſſow ſich bei ihm in Quedlinburg wohler befinde als bei ihrem Ehemanne in Halberſtadt. Zu Quedlinburg habe ſie ein mehr heiteres Geſicht als im halberſtädter Koncerte. Doch werde der Glanz ihrer Augen noch immer durch Spuren der Traurigkeit gemindert. Wölkchen des Kummers und des Grams umſchwebten noch ihre Stirn und ihre Lippen. Die Urſache davon möge wohl in

Halberſtadt ſein. Hierauf findet ſich folgende merkwürdige Stelle in dieſem Briefe, die in ſehr auffallender Weiſe an Hildegard von Hohenthal erinnert: „Den Tag zuvor, ehe ſie nach Halberſtadt ging, ſagte ſie mir, als ich ein paar Worte über die Glückſeligkeit der armen Sterblichen geſprochen, wozu mir eine Scene im Metaſtaſio Gelegenheit gab, mit einem ſo ſchweren Seufzer, daß ich ihn noch nachathme: „„Mein lieber Roſt, die ſchönſte Zeit meines Lebens iſt vorbei! nie werde ich wieder völlig glückſelig ſein können! nie wieder glückſelig!““ Betrübt ſah ich ſie an, ſie wurde röther, ſchlug die Augen nieder, in welchen beiden eine Zähre hervorgetreten war. Ich wollte fragen und tröſten, aber ſie wies mit dem Finger auf den Metaſtaſio (genau wie Hildegard von Hohenthal!) und wir laſen, ohne zu wiſſen, was wir laſen, weiter. „Ich mag keine Betrachtungen mit Ihnen darüber machen, ſie würden unſere Herzen noch mehr verwunden.“

Ebenſo berichtet er am 25. Februar 1773: „Meine Gracie von Maſſow iſt bald luſtig und bald traurig. Bald iſt ſie vergnügt, daß ſie, wenn wir zu Tiſche langſam ſchleichen, in engliſchen Sprüngen dahin tanzt, und lacht, ſo daß ihr Herr Papa vor Verwunderung eine Minute länger betet; bald ſpricht ſie in zwo Stunden kaum ein Wort, und dieſes Wort iſt gleich dem Glanze eines Johanneswürmchens an einem ſchwülen Sommerabende. Was iſt das, Menſchenkenner?“

Mag es geweſen ſein, was es will: ſo viel läßt ſich wohl nicht verkennen, daß für Heinſe's dichteriſche Entwicklung der Aufenthalt in Quedlinburg kaum lang genug hätte ſein können. Auch daß Hildegard von Hohenthal anfänglich nur unter den Augen ihrer Mutter auftritt, erinnert an den Aufenthalt der Frau von Maſſow mit Heinſe bei ihren Eltern. Gleim kündigte jedoch ſchon am 16. Februar 1773 Heinſe an, daß er ihn den nächſten Montag erwarte. Wenn die Frau von Maſſow noch länger in Quedlinburg zu bleiben gedächte, ſo ſolle Heinſe ihr ſeine bevorſtehende Deſertion ankündigen. Schwerlich wird er den Frühling im Brühl zu Quedlinburg noch geſehen haben. Am 21. Mai 1773 ſchrieb er in Halberſtadt an Gleim, ſeine gnädige Gracie ſei dieſen Nachmittag um 3 Uhr mit dem größten Seufzer, den er ſie je habe ausathmen ſehen, nach Quedlinburg abgereiſt. Vor und nach dieſem Seufzer habe ſie ihm empfohlen, ſie Gleim und ſeiner Nichte Gleminde aufs beſte zu empfehlen. Der Herr von Maſſow habe ſie begleitet und werde am anderen Morgen wieder zurückkommen. Er hatte ihm befohlen, Gleim zu bitten, ihm ſeine Romane am andern Morgen zuzuſtellen, weil er ſie einpacken und mit nach Berlin nehmen wolle. Gleim habe ſie ihm verſprochen, da er noch ein Exemplar gefunden hätte. Auch ſolle Heinſe Gleim bitten, daß er ihn am folgenden Abende nebſt Herrn Dr. Fritze in ſeinen Garten einlade. Er müſſe ihn ſprechen und könne dies nicht anders bewerkſtelligen, da er ſchon am Sonntage abreiſe.

Auch Dr. Fritze*) war der „Eigenthümer“ einer von Heinſe verehrten Dame. Vielleicht weniger intereſſant als Frau von Maſſow, nahm ſie doch mit ihrem Manne ſelbſt an den poetiſchen Uebungen des halberſtädter Kreiſes theil. Sie ſtammte aus Elberfeld. Heinſe ſchrieb daher von dort den 5. Juli 1774: „Grüßen Sie die Frau Dr. Fritzen auf das freundlichſte von mir, und ſagen ihr, daß ich jeden Augenblick an ſie dächte, wenn ich an den Ufern der Wupper oder in den Hainen der Hügel herumwanderte, oder die zierlichen Häuserchen auf der Wieſe betrachtete, wo ſie als ein kleines Töchterchen, ihrer Unſchuld vielleicht ſelbſt noch unbewußt, ihr Herz zur Fröhlichkeit und Freude gebildet habe. Ich ſende ihr einen zärtlichen Kuß der Unſchuld und Freundſchaft und Liebe, mit Erlaubniß ihres Herrn Eigenthümers, aus dieſem ruhigen Thale.“ Auch Frau Dr. Fritze erſcheint in dem halberſtädter Kreiſe ſpäter einmal wenigſtens als Strohwittwe.

Eben ſo wichtig als der erſte anhaltende Verkehr mit gebildeten Frauen mußte für Heinſe in Halberſtadt der Verkehr mit Gleim werden. Durch niemand kam er der preuſſiſchen Aufklärung ſo nahe als durch ihn, wie denn Halberſtadt der nördlichſte Punkt auf der Landkarte geblieben iſt, welchen der vorurtheilsloſe Heinſe bewohnt hat. Gleims Verhältniß zu den berliner Poeten war damals kühler geworden. Am 28. Juni 1772 ſchrieb er an Heinſe, daß er auf ſeiner neueſten berliner Reiſe Ramler und Sulzer, vor fünfundzwanzig Jahren ſeine genaueſten Freunde, nur geſehen hatte. Mehr hatte er mit Mendelsſohn und Eberhard, dem „Apologiſten des Sokrates“, verkehrt. Gleim ſchrieb: „Rom iſt nicht ſo ſchön als Berlin, ſagte zu mir der Freiherr von Fürſtenberg, der beide Jahre lang geſehen hat, und der Umgang mit den Menſchen höheren und niedrigen Standes kann an keinem Orte in der Welt ungezwungener und angenehmer als zu Berlin ſein. Potsdam aber iſt ſchöner als Berlin. Im neuen

---

*) Vergl. Anhang zu Heinſe (die Büchle).

Schloß findet man alle Pracht und allen Zauber der Form unſeres göttlichen Wielands. Dieſes Wort ſpare mein Heinſe künftig für ihn, deſſen goldener Spiegel mir doch mehr werth iſt als aller dieſer Zauber und alle dieſe mehr als königliche Pracht. Jcilius ſpeiſt wieder des abends allein mit dem Vater Friedrich.“

Durch das größere Gedicht „die **Kirſchen**“ nahm Heinſe ſchon früh zu Berlin und den preuſſiſchen Kreiſen eine beſtimmte Stellung. Gerade dieſe nöthigt mich, wenn er ſie ſpäter auch nicht behauptet hat, einen Augenblick bei dieſem Gedichte zu verweilen.

Heinrich Laube hat in ſeiner Geſammtausgabe von Heinſe's Werken nur wenige ſeiner Gedichte mitgetheilt. Die obſcönen am meiſten ſcheint er ſtillſchweigends fern gehalten zu haben. Auch konnten ihm manche Gedichte Heinſe's gar nicht bekannt ſein, da er die Handſchriften in Gleims Nachlaſſe*) nicht benutzte. Er urtheilt mit Recht geringſchätzig über Heinſe's Gedichte. Nur hatte er die beſten nicht geleſen. Am ſchlüpfrigſten in ſeiner Ausgabe ſind Heinſe's „Kirſchen“, über welche Laube ſelbſt ſehr ungünſtig urtheilt. Leider trifft die Verantwortlichkeit für dieſes Gedicht mehr Gleim als Heinſe. Jener machte dieſen auf das ausländiſche Originalgedicht aufmerkſam, wonach dieſer das ſeinige bearbeitete. Er muß ihn aber auch, da Heinſe nie in Berlin war, in den Stand geſetzt haben, den Schauplatz der in den „Kirſchen“ erzählten ſkandalöſen Begebenheit nach Berlin zu verlegen. Heinſe ſchrieb dabei ſtets Pankou für Pankow. Er ſcheint daſſelbe in der Nähe der ſogenannten Zelte zu vermuthen und Schloß Schönhauſen mit Schloß Belle-Vue zu verwechſeln. Zu Gleims Ehre muß man muthmaßen, daß wirklich, wie auch Heinſe in einer Anmerkung anzudeuten ſcheint, ſich jene bei Bearbeitung des Gedichtes nach Berlin verlegte Begebenheit in oder bei Berlin wiederholt hatte. Aber auch dann hatte Gleim mit dieſem Gedichte dem Hofe Friedrichs einen ſchlechten Dienſt erwieſen.

Den Inhalt dieſes Gedichtes bilden die nackten menſchlichen Körperformen. Das ſogenannte Akt- oder Modellſtehen als Durchgangspunkt zum Begriffe der Antike und der wahren Schönheit wird in den „Kirſchen“ militäriſch erzwungen, als ob es ein Theil des Exercirens wäre. Welche Stellung auch die Urheber des Gedichtes zu dem Inhalte deſſelben annahmen: es blieb immer ein grober

---

*) Vergl. Anhang: zu Heinſe (die [illegible])

Angriffe auf die Sittlichkeit. Charakteriſtiſch iſt es, daß Heinſe zu dieſem Angriffe erſt durch den „preuſſiſchen Grenadier“ ermuntert war. In Wielands Dichtungen war zwar vieles ähnliche vorgekommen. Aber das waren eben jene Verſuchungsſcenen, die in ihrem ganzen Verlaufe noch nach dem Sündenfalle und den fünf Büchern Moſe ſchmecken. In Heinſe's „Kirſchen“ waren aber keine theologiſche Beziehungen mehr, wenigſtens keine à la Wieland. Man ging in dem Gedichte direkt auf die Kunſt und die ſchöne Form los. Das richtige, welches hierin lag, mag in Geſprächen zwiſchen Heinſe und Gleim vielleicht beſſer entwickelt ſein als in dem frivolen Gedichte. Und wie immer Heinſe ſich ſpäter in Düſſeldorf und Rom noch weiter entwickelt hat, im Verkehre mit Gleim erfolgte der eigentliche Niederſchlag ſeines Weſens und eben da wurden ihm die Grenzen geſetzt, welche Karl Gödeke ſehr richtig bezeichnet hat mit den Worten: Ein Sinnentaumel ohne Liebe, Rauſch ohne Gemüth ließen ihn nicht bis zur Schönheit der Seele und der That bringen; die Form hielt ihn feſt, weiter wollte und konnte er nicht.

Alle älteren Arbeiten Heinſe's, welche Laube in deſſen Werke aufnahm, ſtehen nicht ſowohl zur Stadt Halberſtadt als zu Gleim in Beziehung. Alſo will ich hier auch über „Laïdion oder die eleuſiniſchen Geheimniſſe“ ſchon meine Meinung ſagen. In dem Briefe aus Quedlinburg vom 15. Februar 1773 ſchrieb Heinſe an Gleim: „Meine Geheimniſſe hat Helbing für hundert Thaler behalten und verſprochen, ſie Michaelis auf holländiſch Papier mit einer Vignette von Hanſen zu drucken; wovon mündlich mehreres“. Das Buch erſchien aber wohl erſt 1774. Schon die elegante Einleitung iſt durch Wielands Einleitung zum „Diogenes“*) angeregt. Auch die Anlage des Romans und die Behandlung gelehrter Schulfuchſereien in ihm ohne die kräftigen Spuren einer geſunden Beobachtung des wirklichen Lebens verrathen den Schüler Wielands. Er übertrifft aber den Lehrer ſchon mit einigen Stellen, ja, dieſer empfängt in der günſtig von ihm beurtheilten Laïdion ſelbſt wieder einige Anregungen für ſpäter. Ein Anhang ſucht dem Vater Gleim zu ſchmeicheln und iſt noch ſchlüpfriger als die Laïdion ſelbſt.

Das Jahr 1774**) und Heinſe's Aufenthalt in Halberſtadt war für die Entwicklung der deutſchen Literatur nicht unwichtig. Heinſe,

*) Vergl. oben S. [illegible]

**) Vergl. auch den Anhang.

damals noch immer bis zur Hälfte Lyriker, lief nicht bloß mit ſeinen beſſer geformten ottave rime Wieland den Rang ab. Die tändelnden Liebesgedichte aus Johann Georg Jacobi's erſter Periode wurden verlacht und Bürger hatte nicht ohne Selbſtbewußtſein durch die „Lenore" in das alte ſtumpfſinnige Geleier der deutſchen Dichter vom Gott Amor eine Breſche gelegt. Damals galt daher im gewiſſen Sinne ſchon, was Hermann Kletke mit einer anderen Beziehung in ſeinen Gedichten ſagt:

> Amor, der in alten Zeiten
> Ein vergnügter Gott geweſen,
> Muß jetzt mit der Feder ſtreiten,
> Zeitung ſchreiben, Zeitung leſen.

Und in der That, Gleim ſuchte nicht allein neues Leben durch Heinſe und den damals ziemlich hoffnungsvollen Clamor Schmidt (damals noch den echten Clamer) in den halberſtädter Dichterkreis zu bringen. Er wollte dieſen nicht allein zu einem Centrum machen, deſſen Radien und Kommanditen die obſcuren Poeten von Magdeburg und Neu-Haldensleben bilden ſollten. Neben der Einrichtung poetiſcher Kränzchen lag nun auch bereits das entſtehen mehr moderner Journale in der Luft, wie ſie im weſentlichen noch jetzt erſcheinen. Ramlers und Sulzers und ſelbſt Nicolai's journaliſtiſche Unternehmungen kommen hierbei nicht in Betracht, beſonders da Leſſings Verbindung mit Nicolai keine feſte und geregelte war. Aber faſt mit Wielands Einzuge in Weimar war der deutſche Merkur, das erſte derartige moderne Unternehmen, erſchienen. Nun wollte auch Gleim in Halberſtadt gern ein Journal begründen. Jacobi's „Iris" ſollte dort ans Licht treten. Der Buchdrucker Delius, deſſen ſechzigjähriger Sohn und Nachfolger während meiner Schuljahre in Halberſtadt von jedem Gymnaſiaſten „Vetter" genannt wurde, ſollte ſich bloß noch neue Lettern zum Drucke anſchaffen. Dohm ſollte für das Blatt gewonnen werden. Dieſer leiſtete allerdings dem Journale Boie's ſpäter die weſentlichſten Dienſte. Vor allen Dingen aber ſollten die beiden cyklopenhaften Lyriker mitarbeiten, Heinſe und Clamer Schmidt, welche damals in Halberſtadt durch ihre viel bewunderten und viel recitirten Hendekaſyllaben ſo viel clamorem machten. Natürlich ſollte auch J. G. Jacobi gewonnen werden. Mit ſolchen Plänen war Gleim nach Magdeburg auf Reiſen gegangen. Dort wollte er ſeinen Geburtstag feiern. Dazu wollte er J. G. Jacobi und Heinſe ſich nachkommen laſſen. Jacobi ſollte dort ſchon etwas näheres über Gleims Journal erfahren. Aber beide Freunde blieben in Halberſtadt. Beinahe könnte man vermuthen, Gleim hätte ſich nach Magdeburg zu ſeiner Geburtstagsfeier — am 2. April — eben in den April ſchicken laſſen. Genug, J. G. Jacobi benutzte Gleims Abweſenheit von Halberſtadt zu Heinſe's — Entführung! Damit war entſchieden, daß die „Iris" nicht in Halberſtadt, ſondern in Düſſeldorf erſchien.

2. Heinſe in Düſſeldorf, Elberfeld, Italien, Mainz und Aſchaffenburg.

Mit ganz leiſer Ironie und Schadenfreude ſchrieb Heinſe ſelbſt noch aus Halberſtadt an Gleim, wie es ſcheint, an deſſen Geburtstage: „Mein Herz und alle gute Geiſter, die hineinſehen können, wiſſen es, wie ſo gern ich bei Ihnen in Magdeburg wäre! Nicht allein, um die Elbe und die unvergleichliche Feſtung, die prächtigen Gebäude und ſchönen Plätze in Augenſchein zu nehmen, ſondern auch insbeſondere Ihren Schulze zu betrachten und ein paar Worte mit ſeiner Seele zu ſprechen, aber ich kann nicht. Warum? Ich ſchäme mich, es Ihnen zu ſagen — Immerhin! Mögen Sie doch über mich lachen! Die Dr. Fritze hat mir geſagt, daß man in Magdeburg gar herrlich und geputzt einhergehen müſſe, wenn man auf ſeine freundlichen Grüße und Verbeugungen einen erträglichen Dank haben wolle, als ob es einen canoniſirten Spalding zum Schutzheiligen hätte. Ich weiß nicht, ob es wahr iſt; indeſſen halte ich es doch für Verwegenheit, mich in meinem philoſophiſchen Gewande, ob es gleich noch ganz ehrbar ausſieht, wie ich es eben betrachte, auf die Poſt zu ſetzen, um mich an dieſen königlichen Ort fahren zu laſſen und für unſittlich und unfreundſchaftlich, darinnen vor meinen Gleim in eine galonirte Geſellſchaft zu treten. Ich habe zwar ein überaus ſchönes Sommerkleid, aber man möchte das Kind der Natur, deſſen brennendes Feuer man von außen nicht an ihm ſehen kann, für lächerlich halten, wenn es die erſten Tage nach Oſtern" — „das noch dazu dieſes Jahr auf den dritten April gefallen iſt" — „als der erſte Schmetterling herumflöge".

Nach dieſer neckenden Einleitung verkündigt Heinſe ſeinen mit J. G. Jacobi über die Theilnahme an deſſen Iris abgeſchloſſenen Kontrakt. Ueber dieſen war Gleim außer ſich. Er klagte, J. G. Jacobi ſei Kaufmann geworden und habe Heinſe, das gute Kind, als ſeinen Ladendiener angenommen. Außerdem ſchrieb er aus Magdeburg an Heinſe den 8. April 1774, die Frau Dr. Fritzen hätte wohl etwas beſſeres ſchwätzen und Heinſe etwas beſſeres glauben können, als das Geſchwätz von den magdeburger galonirten Herren und Damen. Am 7. April ſei zu Magdeburg auf der Komödie nur ein galonirtes Kleid und nicht um den Wanſt eines magdeburgers, ſondern um den eines halberſtädters (Gleims?) zu ſehen geweſen.

Am 23. Juni 1774 ſchrieb Heinſe aus Elberfeld an Gleim, daß er mit J. G. Jacobi's Bruder Fritz an den Ufern des Rheines umherſtreife. Erſt am 22. Juni ſeien ſie von Köln gekommen. Sie würden wenigſtens noch drei Wochen in Elberfeld bleiben. Aus Heinſe's Briefe an Gleim vom 5. Juli 1744 verdient noch folgende zierliche Stelle hervorgehoben zu werden: „Soeben ſind wir im Begriff, Ihr lieber Bruder Fritz (Jacobi) und ich nach Düſſeldorf zu fahren, um unſeren eiferſüchtig verliebten lieben und weiſen Ehegemahl der Iris und die beiden Gracien Lottchen und Lenen in das Sansſouci der Nymphen und Muſen und ihrer Geſpielen abzuholen, nachdem wir Muſik und Roſen und arkadiſche Spaziergänge und Lauben zubereitet haben, ſie würdig zu empfangen“.

Nach dem Briefe vom 23. Juni 1774 wurde zwar auch Johann Georg Jacobi in Elberfeld erwartet, befand ſich aber der Iris wegen noch in Düſſeldorf. Für dieſe ſollte Heinſe — tändelnde proſaiſche Aufſätze zur Belehrung der „Gracien“ (wie man die gebildeten Damen nannte) verfaſſen. Gleim triumphirte, weil er ſich die Bücher dazu meiſt aus Halberſtadt borgen mußte. Heinſe's Arbeiten für die Damen der Iris haben etwas widerſinniges. Niemand war weniger zum Damenſchriftſteller geeignet als er. Indeſſen wurde die Ueberſiedlung nach Düſſeldorf für Heinſe's Entwickelung ein neuer großer Gewinn, theils wegen der Bekanntſchaft mit Goethe (1774) und theils wegen der damals noch ſo reichen Gemäldegalerie in Düſſeldorf. Die Briefe an Gleim, welche er über einige Gemälde derſelben in Wielands Mercur drucken ließ, erfreuen ſich mehr als irgend eine andere Arbeit von Heinſe einer unbeſchränkten Anerkennung.

Am 25. Mai 1774 erkundigte ſich Johann Nicolaus Heinſe bei Gleim nach ſeinem Sohne Wilhelm. Er wußte nichts von ihm, als daß er bereits vor anderthalb Jahren „vorgegeben“ habe, er gebe nach Halberſtadt „in Kondition“. Gleim ſcheint darin nur die Aufforderung zu einem neuen Geſchenke auch an den Vater Heinſe (27. Juni 1774) erblickt zu haben. Der alte Heinſe benutzte die von Gleim erhaltene Adreſſe ſeines Sohnes und ſchrieb ihm unter anderem über Vater Gleim: „Dieſer gute Mann hat mir auch danach zwei Piſtolen bei meiner Nothdurft geſchenkt mit den Worten: Niemand etwas davon zu ſagen, und dir ein ſolches Lob ertheilt, daß ich mich und alle diejenigen, die ſeinen Brief geleſen, ſich ſehr darüber verwundert haben. Haſt du Gelegenheit, an ihn zu ſchreiben, ſo laß deinen Dank dafür auch mit einfließen; denn um deinetwillen iſt es geſchehen, und du kannſt ihm ſeine Wohlthaten, die er dir erwieſen, nimmermehr vergelten“. Wilhelm Heinſe ſchrieb daher an Gleim den 8. September 1775: „Ich läge da, Staub und Aſche, wenn Sie nicht wären, würde von Erlangen nicht weit weggereiſt ſein, oder von Meerfiſchen aufgeſpeiſt ſein, oder zu Marocco die Stuben kehren mit allen Lobſprüchen Wielands“. Aber ſchon am 15. Februar 1776 mußte Heinſe wieder an Gleim ſchreiben, er bäte mit heißem Geſichte um eine Gefälligkeit, jedoch nur, wenn für Gleim deren Gewährung gar leicht ſei. Er, Heinſe, lebe in großem Geldmangel. Fritz Jacobi's Schulden gingen nicht ein. Außerdem habe er ſo viel für die Zeitſchrift Iris zu bezahlen, daß Heinſe ihm nichts abfordern möge. Aber ſechs Piſtolen würden ihn in einen weit glücklicheren Zuſtand verſetzen. Johann Georg Jacobi, der jetzt ſo arme Dichter und Kanonikus, ſolle ihm dieſelben auf Oſtern wieder bezahlen, oder noch beſſer: Heinſe wolle es ſelbſt thun, weil es den Johann Georg Jacobi ſchmerze, und Fritz Jacobi deswegen auf ihn — Heinſe — zürnen würde.

In dem Briefe vom 19. März 17[illegible]6 ſchreibt Heinſe, von Jacobi's Iris verſpreche er ſich nichts ſo mehr wie die vorigen Bände. Ueber die vorigen Bände habe ein glückliches Ohngefähr obgewaltet, welches nun nicht mehr zu hoffen ſei. Wäre die Direktion der Iris nicht ſo einfältiglich geordnet geweſen, ſo würde ſie gewiß jetzt nicht ins Stocken gerathen ſein. Aber alle hätten wollen dirigiren, alle hätten Geld eingenommen und hättens behalten. Johann Georg Jacobi ſei der ſorgloſeſte unter allen geweſen. Er habe ſich weder um Debit noch um Manuſcript bekümmert. Er ſchicke ſich nicht zum Herausgeber eines ſolchen Journals. Er ſei ohne Thätigkeit und Muth zu Geſchäften. Als Autor ſei er ein ſtolzer und furchtſamer Mann. Mit warmem Lobe gedenkt jedoch Heinſe in dieſem Briefe des Merkurs von Wieland. Es iſt klar, daß Heinſe nur an Wielands Seite ein ausgezeichneter Journaliſt hätte werden können.

In dem Briefe aus Düſſeldorf vom 3. Mai 1776 ſpricht Heinſe von ſeinen Ausſichten auf Honorar. Woher er bis zu deſſen Erlangung Leibesnahrung und Nothdurft nehmen ſolle, darum bekümmere er ſich nicht ſehr. Wenn alles fehlen ſollte, was er aber nicht befürchte, ſo ſei er geſund wie ein Fiſch und ſcheue, jung und ſtark, weder Gefahr noch Arbeit. Geſetzt zum Scherz den äußerſten Fall, ſo gebe es tauſend Schiffe nach Amerika. Dort werde er nicht viel unglücklicher ſein als unter den deutſchen Bücherſchreibern. „Mit Ihro Hochwürden dem Herrn Kanonikus Jacobi“ ſich wieder in eine Irisgeſellſchaft einzulaſſen, ſei gar nicht ſein Wille. Der Kanonikus ſei ein ganz unmündiger ſchwacher Geſelle, auf den man ſich in keinem Falle verlaſſen könne. Die achthundert Thaler Gehalt von Spener für die Herausgabe der Iris, dieſes verhudelte Werk ohne Plan, gebrauche er ſelbſt in allen Ecken. Daß er jährlich wie ein Kind in ſeinem Wägelchen hin und her fahre, habe ihn tief hineingebracht. Jetzt wolle er, wie's ſcheine, ſeine Muhme Karoline in Celle heirathen. Auch dieſer Heirath werde nicht viel kluges entſpringen außer einigen Liederchen an Roſenbüſche, Schmetterlinge und Liebesgötter zwiſchen Thyrſis und Chloe.

Sie kam gar nicht zu Stande. Ich führe jedoch die Reflexionen Heinſe's, des Hageſtolzen, über dieſe Liebe noch weiter an. Der Brief verdient es auch ſonſt. „Bloße Liebe bei einem paar armen zärtlichen Kindern dieſer Art macht unglückliche hülfloſe Ehe (ſagt der Dichter des Ardinghello), und die Liebe ſelbſt hierbei iſt ein Gewitterfeuer, oder wie hier ein Wetterkühlen, das ſeiner Natur nach nicht lange dauern kann. Billig wär's freilich, daß er mir von den achthundert Thalern wenigſtens ein viertel für ein viertel Arbeit, für fünfzehn Bogen zweihundert Thaler abgäbe, da ich über ein drittel am erſten Jahrgange, und folglich einmal ſo viel als er, und nach dem Geſtändniß ſeiner beſten Freunde, das angenehmſte für jede Art von Leſern gemacht, und deswegen Vater Gleimen und meine ganze Laufbahn zu Ruhm und Glück verlaſſen habe, und ihm geſchenkt habe drei Quartals Gehalt, fünfundvierzig Piſtolen, die er ſelbſt eingeſtandener Weiſe nach unſerem Kontrakt mir noch hätte bezahlen müſſen; und da er mir noch über zweihundert Thaler ſchuldig iſt vom Jahre, ſo daß ich bis auf meine Koſt ſeit einem Jahre nicht habe bezahlen können, und meine Kreditoren, wie recht und billig, nicht länger warten wollen. Alſo ſo ganz auf gut Glück in den Tag hineinleben? nicht, lieber Herzensvater! ich habe bei dieſem allen meine Rechnung doch ſchon gemacht. Jacobi muß mir nothwendig jetzt den Reſt vom erſten Jahre bezahlen, und damit trag ich meine Schulden ab, und behalte ſo viel übrig nebſt meiner ſchon gemachten Arbeit, daß ich ein halbes Jahr beinahe davon wirthſchaften kann. Und dieſes halbe Jahr vollend' ich meinen Roman, welcher wenigſtens dreißig Bogen betragen wird, wofür mir Helwig ohne Anſtand zweihundert Thaler geben muß, und außerdem bleibt mir Arioſt noch immer übrig. Für die Iris hab' ich auf dringendes Bitten doch auch ſchon drei Bogen eingeſchickt, die ſonder Zweifel unter das vortrefflichſte und zweckmäßigſte gehören, was bis jetzt in der Iris iſt; es ſind griechiſche Briefe aus einem Buche Ihrer Bibliothek mit einem Vorbericht, welcher kürzlich das Leben Pythagoras enthält. Mehr aber werd' ich gewißlich nicht hineingeben, wenn Jacobi mich nicht beſſer behandelt“.

Nach zwei Jahren hoffte Heinſe in eine beſſere Lage zu kommen. „Ob ich länger noch in Düſſeldorf bleibe?“ ſchrieb er. „Schwerlich länger als dieſen Sommer. Düſſeldorf iſt ein viel zu theurer Ort für mich, und außerdem lebe ich hier von aller Literatur entfernt. Fritz Jacobi kann mich wenig unterſtützen, nicht aus dem Kreiſe ſeiner Familie herausgehen, wo er für Vater, Schweſtern und drei Brüder und ſich ſelbſt ſorgen muß; alles hängt darin an ihm und läßt ihn nicht von ſich ab wie ein Kind in Durſt die Bruſt ſeiner Mutter. Seine Schwiegermutter iſt zwar eine Frau von einigen hunderttauſenden und zugleich von einem Alter von ſiebzig Jahren, ſehnt ſich aber noch nicht nach Abrahams Schoß und den Poſaunen und Harfen Gabriels und Michaels, und der herderiſche Amor Tod hat für ſie gar nicht die Reize wie für dieſen Wundermann; wenn dieſe aus der Zeitlichkeit abgerufen würde, dann könnte er mit Freuden helfen. Wo dann hin mit mir? Das weiß ich noch ſelbſt nicht; wo's am wohlfeilſten iſt, vielleicht nach Frankfurt zu meinem Diehl oder zu Ihnen nach Halberſtadt. Wenn Jacobi Geld für meine Schulden mitbringt, ſo hoff' ich dieſen Sommer noch ſehr glücklich zuzubringen. Wir haben ein Mädchen hier, das einen ſo vortrefflichen Geiſt, eine ſo lebendige ſtarke Empfindlichkeit hat, als ich noch bei keinem von ihrem Geſchlecht erkannt. Es iſt Mamſell Fahlmer von Frankfurt, eine innige Freundin von Goethe, die Tante der Jacobi, die Schweſter ihrer Mutter, obgleich nur achtundzwanzig Jahre alt. Sie iſt erſt ſeit acht Tagen hier, und ich habe ſchon Freude die Fülle in ihrer Geſellſchaft gehabt.“

In dem Briefe aus Düſſeldorf vom 24. Mai 1776 erzählt Heinſe, daß er den ganzen 23. Mai zu Pempelford geweſen ſei. Man machte ſich luſtig und ſpielte Geſchichten und Sprichwörter. Man ſtellte das erſte Buch der Iliade angeblich vortrefflich vor, inſonderheit die Erſchütterung des ganzen Weltſyſtems, als Zeus der Thetis ſeine Huld zuwinkt!

In dem Briefe aus Düſſeldorf vom 11. Juni 1776 meldet Heinſe, daß er ſein Geld erhalten hat. Er wird für den nächſten Jahrgang der Iris ſo viel Bogen zu zwei Piſtolen liefern, als er will oder nicht will. Gegen ſein Erwarten iſt ein förmlicher Vertrag nicht wieder geſchloſſen. Vielleicht aus dieſem Grunde hält er auch den Gedanken an ſeine Rückkehr nach Halberſtadt noch immer aufrecht. Auf Heinſe's Idee, in Halberſtadt noch einmal als Knabenlehrer aufzutreten, ging jedoch Gleim nicht wieder ein. Mehr und mehr feſſelte jenen am Rhein auch die Bühne. Nach dem Briefe aus Düſſeldorf vom 30. Dec. 1777 hatte er mit dem jungen Grafen Neſſelrode eine Reiſe zu der ſeilerſchen Geſellſchaft nach Köln gemacht. Er blieb da mit dem Grafen über einen Monat und hatte großen Jubel mit den ſeilerſchen Sängerinnen, worunter die eine, Madame Hellmuth, unter die erſten der Welt gehöre. Hierauf fuhr er mit dem Grafen auf ſeines Vaters Güter, die zwiſchen Gebirge und Wald lagen. Er philoſophirte und muſicirte und hielt in der Einſamkeit mit ſeinem Freunde tauſend drollige Geſpräche über Natur, Kunſt und Liebe. Man lagerte ſich an klare Waſſerfälle, ſpazierte durch blühende Pomeranzen bei Abendroth und Mondenſchein und ritt mit dem Bruder des jungen Grafen voll Witz und Laune am Morgen über die bethauten Wieſen. Man zog — Heinſe auf einem raſchen Engländer — über Thal, Wald und Berg.

Heinſe's lebhafte Sinnlichkeit zeigt folgende Stelle in ſeinem Briefe aus Düſſeldorf vom 27. Febr. 1778:

„Ich wollte Ihnen gleich vorigen Poſttag wieder ſchreiben, trauter Papa, wurde aber zufälligerweiſe durch eine Einladung von

Fritz und Betty davon abgehalten. Indeſſen haben wir keine Staatsgeſchäfte mit einander abzumachen, und ein Tag eher oder ſpäter thut nichts zur Sache. Es war eine Einladung auf eine Schüſſel friſchen Kabeljau mit einer Auſternbrühe. Ein Leckerbiſſen, desgleichen die ſchöne Königin, die den Muth hatte, ſich mit einem Schlangenbiſſe der Gefangenſchaft und dem Zahn der Zeit zu entziehen, keinen beſſeren mit ihrer zarten, wollüſtigen Zunge dem Helden Antonius vorgekoſtet, und — auf ein Fläſchchen himmelſüßen Kapwein, wofür der Vater der Götter und Menſchen ein Faß Nektar und die ganze Göttertafel ſammt der Unſterblichkeit hingegeben haben würde — ſage auf ein Fläſchchen; denn das Tönnchen koſtet neunhundert und etliche Thaler aus der erſten Hand in Amſterdam."

Seit dieſer Göttermahlzeit trat nun der Wirth, welcher ſie ſpendete, der vornehme und reiche Fritz Jacobi, allmählich unter den Freunden Heinſe's immer mehr in den Vordergrund. Es iſt bezeichnend, daß Heinſe's Reiſe nach Italien nicht eher zur Ausführung kam, als bis ſich Fritz in einer bedeutenden amtlichen Stellung befand, in der er auch die Finanzen des Naturburſchen Heinſe vom thüringer Walde, welcher der Familie Jacobi ſo lange voll Aufopferung gedient hatte, mit ſeiner weit reichenden Hand leicht — wenn auch nicht immer ſchnell und glücklich — ordnete. Jedoch dachte Heinſe ſchon im Juli 1778 ernſtlicher an die große Reiſe. Damals ſchrieb er an Gleim, wenn er aus Düſſeldorf noch in demſelben Jahre hätte abreiſen wollen, ſo würden für ihn doch die beſten Freuden des Sommers verloren geweſen ſein. Fritz ſei ſo ſpät von ſeinem langweiligen und langſamen Schneckenhofe zurückgekommen, daß Heinſe, da er ihn habe vor ſeiner Abreiſe erwarten müſſen, die Alpen nicht hätte erreichen können, „bis es da wieder angefangen zu ſchneien". Auch ſchreibt Heinſe, daß er ſich auf der Reiſe hätte zu arg mit Arioſt ſchleppen und plagen müſſen, wenn er 1778 gereiſt wäre. Von Arioſt habe er noch ein tüchtiges Stück zu vollenden. In dem Briefe aus Düſſeldorf vom 24. Jan. 1779 heißt es dann, Fritz ſei plötzlich und unvermuthet vom Hofe erſucht worden, achtzig Meilen weit nach München zu kommen, um „die Handlung ꝛc. in den neu angeſtorbenen Ländern einzurichten und auf beſſeren Fuß bringen zu helfen". Er reiſe ſpäteſtens über acht Tage dahin ab. Gleim ſollte dies Johann Georg Jacobi ſagen, der ſich als Kanonikus in Halberſtadt befand. Fritz werde gewiß einen Monat ausbleiben. Zu Anfang Mai ſei Heinſe's Abreiſe feſtgeſtellt. Fritz wollte ſein Kaſſirer werden. Er habe die beſte Gelegenheit, ihm die Gelder zu übermachen. Nächſtens werde Gleim den erſten Theil von Fritz Jacobi's „Woldemar“ ganz leſen; er ſei in Leipzig unter der Preſſe und werde ihn unendlich ergetzen.

Eine Nachſchrift zu Heinſes Brief aus Düſſeldorf vom 9. März 1779 beginnt:

„Soeben ſchreibt uns Fritz aus München, daß ihn der Kurfürſt zum geheimen Rath ernannt hat mit 1000 Thaler Zulage zu ſeinem vorigen Gehalt. Seine Geſchäfte gehen da guten Gang. Sie werden dieſe Nachricht ſeinem Bruder mittheilen, da ihm vielleicht heute nicht möchte geſchrieben werden.“

Am 14. September 1779 ſchrieb Heinſe an Gleim aus Düſſeldorf, im Frühjahr 1780, ſobald nur der Boden wieder grün werde, reiſe er nach der Schweiz und über die Alpen. Es thue ihm unendlich leid, daß er Gleim nicht vorher ſehen und Rath und Segen von ihm empfangen könne. Aber unmöglich ſei unmöglich. Wenn er mit einer Reiſe durch Deutſchland beginnen wollte, ſo würde er ſeine Angelegenheiten in die größte Verwirrung bringen. Herzinnigen Dank ſagt er für die Freundlichkeit, mit der man in Halberſtadt bereits ſeiner Ankunft entgegenſah.

Ueber Eich, den Laube in ſeiner Biographie Heinſe's mit Vorliebe erwähnt, heißt es in dieſem Briefe, er habe vor einigen Wochen „für einen ſeiner Domherren zu Hildesheim“ nach Holland reiſen müſſen, um in einer Verſteigerung Gemälde zu erſtehen. Die nächſten Tage werde er wiederkommen. Für Gleims Sammlung von Bildniſſen zu Halberſtadt ſei Eich ſelbſt und Fritz Jacobi ſchon gemalt. Heinſe will ſich bis zuletzt aufſparen, wenn ſein Geſicht doch abkonterfeit werden ſoll. Alles werde wohl bewahrt in Gleims Hände kommen. (Bekanntlich iſt die Sammlung der Gemälde von Gleims Freunden in ſeinem Sterbehauſe noch vorhanden.)

Zu dieſer Zeit waren die Brüder Jacobi beide in Düſſeldorf. Von Fritz heißt es, er ſei geſund und vergnügt auf ſeinem Garten. Georg ſei gleichfalls geſund und vergnügt. Ehe Georg zu Gleim abreiſe, gehe er mit Betty nach Aachen, um ihres Bruders, des Herrn v. Clermont, ſilberne Hochzeit da mitzufeiern.

„Ich wollte Ihnen“, ſchreibt Heinſe, „von unſerem unvergleichlichen Herbſt einen Scheffel Trauben zuſenden, allein ſie laſſen ſich leider weder mit der Poſt noch ſonſt einem Wagen verſchicken; und für fünfzig Meilen können wir keinen Boten zu Fuß finden."

In einer Nachſchrift heißt es, Fritz habe ſelbſt an Gleim ſchreiben wollen. Allein ſoeben melde er durch ein Billet aus Pempelfort, daß es ihm wegen allzu heftiger Kopf- und Zahnſchmerzen unmöglich ſei. Er habe am Tage vorher einen allzu langen Spaziergang an den erquickenden Ufern des Rheins mit Heinſe gemacht, in einem Walde voll des köſtlichſten Obſtes, mitten unter himmliſchen Ulmen und Pappeln, eingefaßt von dem friſcheſten Buſchwerk. Fritz ſei ein lieber, theuerer Mann. Wenn er mit Heinſe ausgehe, ſo gäb' es immer der Luſt ſo viel, daß ſie ſo bald nicht wieder nach Hauſe kämen. Vielleicht ſei die Bewegung für ihn ein wenig zu ſtark geweſen. — Man denkt dabei freilich unwillkürlich daran, um wie viel früher nachmals Heinſe ſtarb als Fritz Jacobi, der noch in den geiſtreichen Reiſeerinnerungen des Schweden Atterbom vorkommt, freilich als ein altes ſchwaches Herrlein.

An Fritz Jacobi ſchrieb nun Heinſe die wichtigſten Briefe nach der Abreiſe aus Düſſeldorf. Doch habe ich auch von dieſen Briefen wenigſtens die Abſchriften unter den halberſtädter Manuſkripten geleſen und ſtets mit dem Abdruck in Laube's Ausgabe verglichen. Am 18. Mai 1781 ſchrieb er an Fritz aus Venedig, in Florenz hoffe er Anfang Juli jedenfalls einen Wechſel von ihm zu erhalten. Er wiſſe nicht, wo aus noch ein, wenn Fatalitäten dazwiſchen kämen. Aus Verzweiflung würde er ſich dann raſch entſchließen müſſen, ſeinen Alexanderkopf auf einem engliſchen Korſarenſchiff in Livorno in die eigentliche Sphäre ſeiner Beſtimmung zu bringen. Wenn er „Die letzten Geſänge" an Klein abſchicke, werde er ihm ſogleich die Anweiſung geben, achtzig Louisd'or durch Wechſel an Fritz Jacobi abzuſchicken. Nach ſeinem heiligen und feierlichen Verſprechen werde dies keinen Anſtand haben. Wie lange er mit dem ganzen Vorrath noch aushalten könne, das müſſe einmal in Ueberſchlag gebracht werden, falls Fritz kein Geldteufelchen in der Kaſſe habe, das ſeine Sachen beſſer verſtehe als die venetianiſchen, wovon er Fritz einmal eine komiſche Geſchichte erzählen werde, wenn er wieder bei ihm ſei. Binnen zwei Jahren könne er unmöglich von Italien fort. Von ſeinen nächſten Brotarbeiten will er ein andermal ſchreiben. Dies Vierteljahr habe er Ausgaben gehabt, die er in den andern nicht haden werde. Allein über zwei Louisd'or koſte ihn das Porto für Manuſkript mit der Briefpoſt. Das bezieht ſich wohl hauptſächlich auf Notenabſchriften, die er, ähnlich wie es in ſeinem Roman „Hildegard von Hohenthal“ beſtändig geſchieht, aus Italien nach Deutſchland beſorgte.

Wie gewiſſe Stellen in der Hildegard von Hohenthal entſtanden ſein mögen, deutet die Erwähnung der italieniſchen Banquiers in den nachfolgenden beiden Briefen an. Der erſte zeigt Heinſe in voller Verzweiflung durch einen ausgebliebenen Wechſel; der andere im größten Glück durch einen zu rechter Zeit hervorgeſuchten Empfehlungsbrief. Hier folgen beide bisher nur durch einige Bruchſtücke bekannte Schreiben Heinſe's ganz:

Florenz, den 14. Juni 1781.

„Es kann nicht anders ſein, der Wechſel iſt unterwegs verloren gegangen oder geſtohlen worden; denn wenn Sie durch einen fatalen Zufall mir noch keinen hätten ſchicken können, ſo würden gewiß Sie oder eine andere Hand die Barmherzigkeit gehabt haben, mich mit ein paar Zeilen nach Ihrer ſo zuverſichtlichen Beſtimmung in Ihrem letzten Briefe aus der gräulichen Sorge zu reißen. Der ungeduldige und grauſame Poſtſekretär hat mir ſchon wieder von ferne zugerufen: ‚Non v'è niente, Signor, non v'è niente!‘ Und mir war dabei, als ob ich in das heißeſte Dampf- und Schwefelbad in Betty's berühmtem Geburtsort hineinſtiege. Da ſitz' ich nun in Elend und Drangſal eingepfeffert und eingeſalzen, und mein Geiſt mag von dem ganzen irdiſchen Kerl mit ſeinen Bedürfniſſen nichts hören und nichts ſehen und möchte ihn gleich von ſich abſchütteln und ſeine himmliſche Freiheit wieder gewinnen. Meine Baarſchaft erſtreckt ſich nicht einmal ſo weit mehr, daß ich die zwei letzten Geſänge vom Taſſo, die ich hier vollendet und fertig gemacht habe, weil mir die Zeit zu Bologna dazu zu koſtbar war, fortſchicken konnte, und ich befürchte alle Stunden, mit Schimpf und Schande aus dem Wirthshauſe, wo ich nun zehn Tage nicht bezahlt habe, gejagt zu werden; denn die Welſchen nehmen hierin gar keine Vernunft an, und ich bin in keiner deutſchen Herberge wie zu Venedig, wo ich ſchalten und walten konnte, wie ich wollte. Das allerſchlimmſte bei der Sache iſt, daß ich in halber Zerſtreuung den Tag zuvor, als nach Ihrer Anzeige der Wechſel ankommen ſollte, meinem Wirth ſagte, daß ich einen Wechſel nach Rom hätte und ihn mir in Florenz auszahlen laſſen wolle, ob er hier kein Haus wüßte, das mit dem römiſchen in Verbindung treten ſolle, worauf er mir deren gleich drei hernannte. Nachher, als nichts ankam, mußte ich nun die kahle Entſchuldigung machen, daß ich noch einen Brief erwartete; und die anderen Tage iſt ſtill geſchwiegen worden; aber man hat mich mit ſehr verdächtigen Augen angeſehen. Dieſer Unſkepticismus für die zukünftigen Dinge wird mir den Hals brechen! Wenn ich nicht verhungern will, welches doch ſchade wäre, ohne vorher Rom geſehen zu haben, ſo werde ich mich wohl dem Granduka entdecken müſſen, ob ich gleich noch keine Bahn und nicht das geringſte Sonnenſtäubchen von Willen bei mir einſehe. Ich darf Sie nicht erſt bitten, mit umlaufender Poſt mir Nachricht zu ertheilen und ſo bald nur möglich einen anderen Wechſel zu ſchicken. Eine andere Adreſſe als Florenz kann ich Ihnen doch nicht melden. Wenn ich auch hinaus muß und mich wie ein Seidenwurm von Maulbeerblättern nähren muß, ſo kann ich doch in vier Wochen wieder herein und frage, wenn ich noch ſprechen kann und mir den Mund nicht eingeſponnen habe, nach einem Brief von Ihnen. Wenn der Wechſel durch ein Unglück doch ſo ſpät ſollte abgegangen ſein, daß ich ihn noch nicht hätte erhalten können — aber Sie müſſen das gewiß wiſſen! Ein Brief läuft von Düſſeldorf gewöhnlich in zwölf Tagen hierher — ſo ſchreiben Sie mir nicht mehr nach Florenz, denn ich eile ſo ſehr nach Rom, als ich kann. Wollte der Himmel, daß ich gleich anfangs dahin gereiſt wäre, ſo hätte ich alle dieſe Trübſal nicht ausgeſtanden. Dort hätte ich wenigſtens Bekannte und Freunde angetroffen und wäre nicht ſo mutterſeelenallein geweſen. Sobald ich Nachricht von Ihnen erhalte, ſchreibe ich Ihnen auf der Stelle. Machen Sie ſich übrigens meinetwegen keinen Kummer, wer kann vor Schickſal? Und Sie wiſſen ſchon, daß ich mit leichtem Schritt ein tüchtiges Bündel Noth forttragen kann. Am ärgerlichſten iſt, daß ich Ihnen ſtatt anderer Briefe ſolche ſchreiben muß, und alle die koſtbaren Sachen jämmerlich verſchimmeln. Soeben geht mir eine neue Hoffnung auf. Ich habe eine Adreſſe von Hirzel aus Zürich hierher, die er mir auf geradewohl gab. Der Herr, an den ſie geſtellt iſt, und von dem erſt niemand etwas wiſſen wollte, ſoll nun nicht allein hier, ſondern Hofmeiſter bei den Prinzen ſein. Die Poſtſtunde iſt da; ich muß Ihnen jetzt ſchreiben. Sobald ich nur einigermaßen erſt wieder auf dem Trockenen bin, ein mehreres. Gott befohlen!"

Bis hierher der erſte dieſer Briefe. Nun aber der zweite:

Florenz, den 17. Juli 1784.

„Cosi varian le cose in un momento! Und mein Herz ſchlägt wieder ſtürmiſche Wellen des Entzückens, hell und rein durch mein Weſen. Ich habe in dem jungen Grafen von Hohenwart, Hofmeiſter der jungen Großherzöge, den beſten und gefälligſten Mann gefunden. In ſeinen Geſichtszügen iſt viel ähnliches von Georgen; und wenn unſer theurer zu Florenz wäre, und ich ihn ſchon ſo viel male durch den duisburger Wald und über die Roer (Ruhr) begleitet und mit ihm ſo viele glückliche Stunden treulich in der Einſamkeit zugebracht hätte, als der Himmel mir beſchied, ſo könnte er, um mit wenigen Worten Ihnen Alles zu ſagen, mir meinen Aufenthalt hier nicht erſprießlicher und angenehmer zu machen ſuchen als er*).

Die ganze Galerie (in Florenz) und alle Schätze derſelben ſtehen mir zum freien Gebrauch offen wie keinem Fremden und alle Bibliotheken bis auf die Kabinetsbibliothek des Großherzogs; und ich bin ſelig in vollen Zügen. Brief und Wechſel ſind geſtern von München angekommen, und der letztere in römiſchen Goldſtücken vom Ganganelli mit der Unterſchrift repente de coelo ausgezahlt worden. Nur dieſes kann ich Ihnen auf den Raub melden; denn ich war geſtern unumgänglich verſprochen und bin dieſen Morgen unumgänglich verſprochen. Was mir Ihre Schrift gegen Wieland für Seelenluſt gemacht hat, kann ich Ihnen nicht ausdrücken. Sie ſind darin ganz frei der Mann, der Sie ſind. Sie iſt ein Meiſterſtück von Scharfſinn und Umfaſſung und giebt Ihnen allein den Rang unter den erſten Philoſophen. Hätten Sie gehört, was ich bei dem Grafen Hohenwart darüber ſprach, dem ich ſie ſogleich die zweite Stunde nach Empfang zum Leſen laſſen mußte! Mir bleibt keine Zeit übrig, davon weiter zu ſchreiben. Ich bin heute danach noch nicht bei ihm geweſen. Wieland ſteht ſo recht besarmirt auf einer Ferſe gedrückt an die Wand da. Ich möchte ihn abgemalt haben, wenn er eben die letzte Periode davon im Leibe hat; und nachher das ſtammelnde Verſtummen ſeiner weimaraner. Sie muß den größten Eindruck zu Ihrer Ehre auf ganz Deutſchland machen; es iſt ein Kernwerk, von heißer Sonne des Verſtandes und langer gedeihender Erfahrung zur Vollkommenheit gereift. Inhalt zu Bänden gediegen in wenig Blättern! Ihr Kopf von Hemſterhuis macht dazu eine ſchöne — (unleſerliches Wort); es iſt wirklich Fritz der Philoſoph, und Ihr Geiſt ſteht darin vor mir. Wenn ich noch etwas dabei ſagen müßte, ſo wär' es, daß ich mehr feſten Zug außer Aug' und Profil möchte und ein wenig minder ſilhouettirt getreu porträtiſches. Herzlichen Dank aber Hemſterhuiſen, dem wackeren goldenen Hermann und Ihnen für den lieben heiligen Reiſegefährten. Die Bitte verſteht ſich am Rande, daß Sie in Ihrem nächſten Briefe von Plato's Seelenbruder, der ſich zweitauſend Jahre länger im Olymp erhielt, gegen mich laut werden. Nur ſo viel für jetzt, damit Sie gleich wiſſen, daß alles in Ordnung iſt. Ich bleibe hier noch in dieſem ganzen Monat. Nächſtens mehr. Bis den 8. Auguſt können Sie mir von Pempelfort nach Siena ſchreiben; den 20. gedenke ich von dort aus meine Pilgerfahrt nach Rom anzutreten. Der Graf von Hohenwart verſieht mich in alle Hauptſtädte bis nach Sicilien hin mit Empfehlungsſchreiben. Ich ſpeiſe nun täglich bei ihm, und der Großherzog, in der That einer der gütigſten Herren der Erde, ſendet uns zu unſeren Freudenmahlen den feurigſten Nektar von Toscana, und die köſtlichſten Melonen, Pfirſichen, Pflaumen und Feigen, die mit ihrem Labſal in den Urpunkt des Herzens dringen und alle Leiden in dieſen heißen Tagen mit friſcher Süßigkeit erquicken. Cosi varian le cose in un momento. Bleibt mir gut, Ihr lieben herzigen, ſowie ich auch immer Euer guter Knabe ſein werde.“

---

*) Ich gebe hier eine Erläuterung zu dem Worte „duisburger Wald“. In meinen „deutſchen Sagen“ habe ich zufällig ſchon vor zwölf Jahren folgende Notiz über ihn gegeben: „Der duisburger Buſch“ — denn jetzt iſt der duisburger Wald nur noch ein Buſch — „zieht ſich aus der Nähe von Duisburg bis in nicht mehr allzu weite Entfernung von Mülheim an der Ruhr. Von der Landſtraße aus blickt der Wandersmann verwundert auf die breiten, tiefen, ſchaurigen Waldwege, welche jene rechtwinklig ſchneiden, und aus denen noch in neuerer Zeit oft Räuber und verſtellte oder verkleidete Männer auf den Heimkehrenden zugetreten ſein ſollen. Aber bekannt iſt, daß ein Ueberreſt der wilden germaniſchen Pferde ſich nirgends ſo lange als im duisburger Buſche im Winkel zwiſchen Rhein und Ruhr erhalten hat. Erſt als die Franzoſen im Anzuge waren, ließ der König Friedrich Wilhelm III. die letzten zuſammentreiben und verkaufen.“ Wie kamen aber Heinſe und Johann Georg Jacobi zu den Räubern und den wilden Pferden in den duisburger Buſch? Darüber gibt mir weder Laube's Biographie von Heinſe noch irgend eine andere gedruckte oder ungedruckte Schrift eine Aufklärung. Doch führte ſie einfach der Weg von Halberſtadt nach Düſſeldorf über Duisburg.

In einem Briefe aus Rom vom 15. September 1781 ſchrieb Heinſe an Fritz Jacobi, daß er Klein ſchon von Florenz aus beauftragt habe, ihm die Gelder für den Taſſo zu überſenden. Dieſen Winter gedenke er noch einen Band Novellen in den Nächten zu erzählen. Vielleicht gäbe er ſie auf eigene Koſten ebenfalls durch Klein heraus. Er fügt hinzu:

„Mein lieber goldener Herrmann ſoll ja eine erſtaunlich reiche

Heirath gethan haben und nach Wien berufen worden ſein. Daß ich dies nicht gewußt habe! Wir hätten ihm hier insgeſammt ein neues Epithalam geſungen. Der goldene Eich wird nun bald an allen den jungen Sproſſen zum Alban ſich malen laſſen.“

In einem Briefe ebendaher an ebendenſelben vom 13. October 1782 heißt es auch, der junge Kraft ſei vor einigen Wochen in Rom angelangt, die römiſche Luft ſcheine ihm nicht recht anzuſchlagen, er ſehe ziemlich bleich und blaß aus; er habe unterwegs ein Unglück gehabt und ſei durch einen Spitzbuben von Reiſegefährten, der ſich zu ihm geſellt habe, ungeheuerlich nach ſeiner Erzählung beſtohlen worden. Ferner ſei angelangt der Sohn vom Werſchaftel (?). Dieſer ſehe ſehr munter und geſund aus und gebe vor, er ſei von ſeinem Vater weggelaufen, weil er's nicht länger mit ihm habe aushalten können. Er habe dem Kurfürſten ſelbſt unterwegs ſeine Noth geklagt. Dieſer wolle ihn unterſtützen. Die „politiſchen Köpfe“ ſagten, es ſei ein fein angelegter Streich von dem Alten, um ſeinem Sohn eine Penſion zu verſchaffen, die der reiche Jüngling mit Ehren nicht hätte verlangen können. Noch ſei angekommen der Herr von Beroldingen aus Speier. Er werde jedenfalls den Winter und vielleicht ein ganzes Jahr in Rom bleiben. Er ſei oft mit Heinſe zuſammen, ein Mann von viel Literatur. Immerwege wiſſe er unterhaltende Anekdoten. Den jungen Fritz La Roche lobe er ſehr. Er ſage unter anderem zu deſſen Ruhme, daß er nun franzöſiſch ſpreche und engliſch dazu, wie in Paris und London geboren.

Obgleich Goethe ſich damals ſelbſt ſchon mit dem Taſſo (wie Heinſe auf ſeine Art auch in Proſa) beſchäftigte, ſo erſcheint doch Heinſe's italieniſche Reiſe als die eigentliche Vorläuferin der Goethe'ſchen Flucht nach der Apenninen-Halbinſel. Schon Laube hat darauf aufmerkſam gemacht, daß Heinſe bereits ein volles Vergnügen an der italieniſchen Landſchaft empfand, welches einem Winckelmann zu ſeiner Zeit in antiker Weiſe beinahe noch fremd geweſen war, aber auch Goethe's tiefes Behagen an den Kunſtwerken doch erſt zum Vollgenuß der Freude und Begeiſterung ſteigerte.

In den Handſchriften der Briefe von Heinſe habe ich eine noch ungedruckte kurze Stelle geleſen, worin er erzählt, daß er ſchon in der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes in Italien mit einem Abenteurer bekannt wurde, der ihn durch ſeine impoſante Erſcheinung blendete, ihm von vornehmen Verwandtſchaften und Verbindungen etwas vorlog, ihm aber ſogleich in der erſten wilden italieniſchen Nacht ein für ſeine Verhältniſſe nicht unbedeutendes Geldſtück abpreßte und dann überhaupt als ein vollſtändiger Bandit erkannt wurde. Es war gewiß keine viel beſſere Bekanntſchaft als die Winckelmanns mit ſeinem eigenen Mörder. Mir iſt es nicht zweifelhaft, daß Heinſe die Geſtalt dieſes italieniſchen Banditen faſt beſtändig vor Augen gehabt hat, als er 1785 den Helden ſeines Buches „Ardinghello und die glücklichen Inſeln“ malte. Ardinghello iſt allerdings dasjenige wirklich, was jener Bandit kaum vorgeben durfte zu ſein. Er iſt ausgezeichnet durch Verwandtſchaft, ſowie durch Kennerſchaft und ſogar durch Ausübung der bildenden Kunſt. Aber er iſt doch auch zugleich ein Bandit. Ardinghello, dieſer ausgezeichnete Italiener, packt einen Bräutigam bald nach der Trauung feſt an der Kehle und ſtößt ihm kunſtfertig einen Dolch von unten auf ins Herz. Der Ermordete hat den Ardinghello ſeines väterlichen Vermögens beraubt. Ardinghello verkündigt dem Sterbenden, daß es nur auf ihn ankommt, ſeine junge Wittwe und Erbin zu heirathen.

Wirklich: Cäcilie, die junge Erbin, war von dem Morde vorher ſo gut wie unterrichtet. Sie lebt unangefochten als Wittwe des Ermordeten, hat aber keinen heißeren Wunſch, als den Mörder zu heirathen. Lange vor der Trauung mit dem Ermordeten betete ſie ſeinen Todfeind an.

Ardinghello, der Mörder, macht als Flüchtling eine ſehr angenehme Reiſe in den italieniſchen Kleinſtaaten. Schon die nächſte Grenze ſichert ihn. Als vortrefflicher Sänger nimmt er an der Hochzeit theil, welche die Familie des Marcheſe S., eines der reichſten Privatedelleute von Europa, mit einer franzöſiſchen Familie verbinden ſoll.

Etwa zwei Stunden nach Mitternacht, als der Hochzeitsball am lebendigſten iſt, hört man einige Schüſſe fallen. Bald folgt ein ängſtliches Schreien, und wieder Schüſſe und Getümmel die Treppe herauf nach dem Saale. Ehe man eine Hand umdrehen kann, brechen gräßliche Männer mit Säbeln und Gewehren in den Händen zur vordern Thür herein. Das ſind afrikaniſche Seeräuber, welche ſich auch wirklich der Frauenzimmer bemächtigen. Es gelingt jedoch dem Ardinghello, dieſelben zu befreien. Er gewinnt dadurch Einfluß in der Politik bis nach dem Oriente hin, in Italien aber beſonders bei den Frauen.

Die Grundſätze über Liebe und Ehe ſind auch im Ardinghello nicht mehr ſo vorſichtig abgewogen, wie in Wielands Romanen. Wielands Einfluß iſt aber im Ardinghello durch die eudämoniſtiſche Tendenz dieſes Romans noch ſichtbar. Dieſe iſt ausgeſprochen in den Worten: „Das Wohl des Ganzen muß allem anderen vorgehen, jeder Theil geſund leben, Vergnügen empfinden, Nutzen von der Geſellſchaft und Freude haben. Der allgemeine Verſtand der Geſellſchaft muß herrſchen, nie bloß der einzelne Menſch.“

Inzwiſchen treibt es Ardinghello mit ſeinen Freundinnen ſo toll, daß er mitunter den Aufenthalt in Italien zu wechſeln für gut findet. An einen Freund, welchem er das Leben gerettet hat, ſchreibt er einmal: „Ich ſitze hier an den Höhen des Thals von Lukka, wo über mir der Wind durch die Buchen ſäuſelt, und unter mir die Quellen rieſeln, bewegt in der innerſten Seele wie am Scheidewege meines Lebens. O, wer die Zukunft enthüllen könnte!“

In den anrüchigen, aber vornehmen und reichen italieniſchen Künſtler- und Frauenkreiſen, in denen Ardinghello ſich bewegt, iſt ihm Fiordimona die liebſte. Dieſe hält ſich Schwäne und läßt ſie wild fliegen. Aber ſie kennen Fiordimona's Lieblingsplätzchen und kehren ſtets zurück. Da ſie den Ardinghello in Mannskleidern begleitet, vergleicht der Dichter die beiden mit zwei fliegenden Adlern. Durch ihre Zügelloſigkeit entſtehen ſo drohende neue Gefahren, daß Ardinghello ausruft: „Lebt wohl, ihr Höhen des Apennin und ihr entzückenden Thäler! Leb wohl, du königlicher Po und du Tiber und Arno! Ach, und ihr klaren Quellen des Klitumnus! Ein günſtiger Wind ſchwellt die Segel und ich fliege Jonien entgegen.“

Er meint das griechiſche Inſelmeer. Sofort ſchifft ſich außer Ardinghello das ganze Heer der von ihm geliebten und mit ihm befreundeten Perſonen nach denſelben glücklichen Inſeln ein. Auf der einen von ihnen wächſt, wie Heinſe behauptet, ein köſtlicher Griechenwein, der keine Verſendung verträgt und daher an Ort und Stelle von den italieniſchen Liebespaaren ausgetrunken werden ſoll. Eine andere hat ſo ſchmale Buchten, daß nur die ſchmalen Fahrzeuge der Liebhaber dort landen können. Einige der Ehe ähnliche Verbindungen werden geſchloſſen. Abinghello entſcheidet ſich für Fiordimona. Jener Freund, welchem er das Leben rettete, nimmt die Cäcilie.

Im ſchlimmſten Falle würde der Muhamedanismus, welcher in dieſen Gegenden herrſchte, auch die Vielweiberei dieſer Griechenfreunde gerechtfertigt haben. Jedoch ſetzten ſie ſich ſchon das Ziel, „der ganzen Regirung der Türken in dieſem heiteren Klima ein Ende zu machen", was allerdings „nach ſeligem Zeitraum" das unerbittliche Schickſal vereitelte. Denn über die Kämpfe der Nationen urtheilt Heinſe im Ardinghello ähnlich wie Wieland im goldenen Spiegel: „Der Krieg richtet greuliche Verwüſtungen an, es iſt wahr, bringt aber auch die wohlthätigſten Früchte hervor. Er gleicht dem Elemente des Feuers. Es iſt nichts, was den Menſchen ſo zur Vollkommenheit treibt, deren er fähig iſt. Das goldne Jahrhundert der Griechen kam nach den Schlachten gegen die Perſer. Das goldne Jahrhundert der Römer war mitten unter ihren Bürgerkriegen und ihr Geiſt fing an zu erſchlaffen unter Auguſtus. Florenz ragt in den neueren Zeiten hervor bei innerlichem Tumult und Aufruhr." — Merkwürdig, daß dieſe fürchterlichen Worte noch das maßvollſte im ganzen Ardinghello ſind! Im allgemeinen kann man im Ardinghello aber zuerſt beobachten, wie Wielands Eudämonismus bei Heinſe in den modernen Liberalismus übergeht.

Heinſe kehrte aus Italien zunächſt nach Düſſeldorf zurück. Den bisher ungedruckten Brief, welchen er am 13. Juni 1786 von dort an Gleim ſchrieb, ſetze ich vollſtändig her:

„Ich bin mit dem Grafen von Neſſelrode auf dem Lande geweſen, bei den italieniſch ſchönen ſieben Bergen am Rhein. Während der Zeit reiſte Bürger hier durch mit einem jungen Engländer, ohne daß ich etwas davon wußte; und deswegen ſchreibe ich Ihnen jetzt erſt. Heiterkeit und ſüße Freude, goldner Herzensvater, als ich wieder Ihre Hand erblickte! Wenn ich nur von neuem in Bewegung kommen könnte! Doch hoff' ich es bald. Meinen Roman (Ardinghello), ohngefähr 50 Bogen ſtark wie Laïdion, hab' ich Helwigen überlaſſen; er gibt mir für den Bogen einen Karolin bei der erſten Auflage und eben ſo viel bei der zweiten. Ich wollte nicht lange herumſchreiben, und habe keinem anderen den Antrag gemacht: ſonſt hätte ich vielleicht mehr erhalten. Fragmente ſehen Sie davon vermuthlich im „„Muſeum"". Alles, was Sie mir ſagen, werde ich mit der heiligſten Liebe aufbewahren. Fritz reiſt heute mit ſeiner jüngſten Schweſter nach London und will in ſieben bis acht Wochen wieder hier ſein. Er hat jetzt die allerbeſte Gelegenheit, Graf und Gräfin von Reventlow empfangen ihn dort. Seine Leſſingiana ſind nun geſchehene Dinge; auch die beſten Freunde ſind oft nicht einerlei Meinung. Ich für mich habe einen Schatz von Menſchenkenntniß dabei geſammelt, ſo wie noch bei keiner Begebenheit in meinem Leben. Die herzlichſten Grüße an alle Ihre Lieben. Sagen Sie Schmidten, daß ich oft an die glücklichen Tage denke, die wir voll Luſt und jugendlichem Muthwillen mit einander zubrachten. Nächſtens mehr. Leben Sie wohl. Ihr alter Heinſe.“

Nach dieſer Zeit trat Heinſe in die kurfürſtlich mainziſchen Dienſte. Die Beamten des Kurfürſten bildeten einen der bedeutendſten damaligen Gelehrtenkreiſe. Ihm gehörten Heinſe, Forſter und Johannes von Müller an. Alle drei waren Freunde Gleims. Die kurzen Bemerkungen über Forſters Schickſale bei der Einnahme von Mainz durch die Preuſſen ſind ſelbſt von Gleims Seite bedeutungsvoll.

Als mainziſcher Beamter begann Heinſe 1794 ſeine „Hildegard von Hohenthal“. 1797 war ſie vollſtändig in den Händen des Publikums. Nicht ſo bedeutend als Ardinghello, heimelt Hildegard den deutſchen doch mehr an. An die Stelle der Schwärmerei für Italiens bildende Kunſt im Ardinghello iſt in der Hildegard die beinahe generalbaßmäßige Ausübung der urſprünglichen thüringiſchen Lieblingsbeſchäftigung mit der Muſik getreten. Wo anders als in Thüringen konnte auch wohl der junge Muſikdirektor Lockmann mit Hildegard, der Heldin des Romans, zu Hauſe ſein? Ein deutſcher Fürſt, deſſen Ländchen wir uns gleich der ſpäteren Heimath des Dichters am deutſchen Mainſtrom denken müſſen, hat ihn in Heinſe's alter Univerſitätsſtadt Erfurt, wo Lockmann in der Kirche auf dem Petersberge gerade Orgel ſpielte und dann eine Meſſe von ſeiner eigenen Kompoſition aufführte, kennen gelernt. Der Fürſt läßt Lockmann in Italien reiſen und nimmt ihn an ſeinen Hof. Dort befindet ſich auch Hildegard von Hohenthal mit Mutter und Bruder. Hildegard hat mit ihrem Vater, einem verſtorbenen Geſandten, lange in England gelebt. Sie erfreut ſich auch in muſikaliſcher Hinſicht einer beinahe ſchon vollkommenen Bildung. Sie veranſtaltet mit Lockmann glänzende Aufführungen, verſchmäht aber dann noch weniger ſeinen täglichen Unterricht am Klavier. Der Unterricht iſt jedoch zugleich theoretiſcher und kunſtgeſchichtlicher Art. Lockmann hält dabei Vorträge über die bedeutendſten Kompoſitionen, ja, ſelbſt über Rhythmus und Versmaß.

Ueber das Ballet ſagt Lockmann: „Ein Ballet iſt die Darſtellung durch Mienen und Geberden, Tanz und Gruppirungen für das Auge, gleichſam eine Malerei in lebendiger Folge. Man muß alſo Begebenheiten dazu ausſuchen, an denen das weſentlichſte und intereſſanteſte gerade den Sinn des Auges trifft. Die Muſik drückt die Gefühle dabei aus und gibt das Maß zu den Bewegungen. Je mehr der Körper dabei handelt und je weniger die Sprache dabei nöthig iſt: deſto beſſer die Begebenheit. Große Maſſen; Ferne, wo man glauben kann, daß man die Worte nicht mehr vernehme; Krieg und Streit in Wirklichkeit, Liebesperſonen, wo Hand und Arm, Fuß und Auge hauptſächlich im Spiele ſind; Landſchaften; Sturm und Wetter; alle Jahreszeiten in ihrem lebendigen; Meere und Ströme und Wälder; Ernten, Jagd, Weinleſe, Fiſchfang, Vogelfang, Hochzeiten; Wirthshäuſer, Lager, Feſtungen, Seehäfen; kurz: alles, was dem Auge Genuß gibt, wobei unter den Menſchen Inſtrumentenſpiel gebraucht wird, bei Feſten und Schlachten iſt dazu vortrefflich."

Was den Fortgang des Romans ſelbſt betrifft, ſo bemüht ſich Heinſe (gelegentlich mit manchen verfänglichen Scenen, die ich wie beim Ardinghello hier ganz übergehe) zu zeigen, daß Hildegard aus Lockmanns Schülerin zuletzt ganz von ſelber ſeine Braut geworden ſein würde, da ſie gerade bei ihm Schutz ſucht vor dem ſchon vermählten ſchändlichen Erbprinzen ſowie vor drei Edelleuten am Hofe. Dieſen hat ſie gerade um Lockmanns willen ſchon längſt drei mehr oder weniger förmliche Körbe ertheilt. Heinſe zeigt nun aber weiter, wie Lockmann dieſes für ihn vielleicht zu gewaltige Glück gerade durch ſeinen Ungeſtüm wieder verſcherzt. Hildegard entflieht vom Hofe des Fürſten. Sie rechtfertigt dies vor ſich ſelbſt, weil ſogar der angebetete Lockmann ihr nicht ihre Tugend gönnt. Sie weicht aber damit zugleich aus der Bahn ihrer bisherigen Sittenreinheit. Dieſe würde durch eine Ehe mit dem ungeſtümen Lockmann dann doch den Stempel der Vollendung erhalten haben. Hildegard ſcheint dies zu fühlen und nach einigen Reiſeabenteuern (Sehnſucht nach Italien!) zu ihm und der Mutter zurückkehren zu wollen. Eine kleine Entſchädigung dafür, daß ſie ins bürgerliche Leben zu ihm hinabſteigen wird, meint ſie ſich doch vorwegnehmen zu dürfen. Hildegard von Hohenthal iſt die tugendhafteſte und humanſte Amazone, die je gelebt hat. Aber ein kleines bißchen von einer noblen Paſſion, meint ſie, wird man ihr doch laſſen müſſen. Beinahe erſt mit dem Entſchluſſe zu reiſen iſt auch der liebliche Hauch der Unſchuld von ihr abgeſtreift. Selbſt die wahrhaft edle Denkart, welche ihr nicht geſtattet hatte, auch dem berühmten Komponiſten einen Korb zu geben, verſchwindet allmählig. So ſinkt denn nach der Flucht aus dem Umkreiſe der Frau Mama

Hildegards Haltung. Zwar trifft das Fräulein bald mit einer engliſchen Herzogin, ihrer beſten Freundin, zuſammen. Zwar reiſt ſie nicht allein, ſondern nur mit dem Herzoge und der Herzogin nach Italien. Allein gerade dieſe beſtimmt ſie, in Rom unter nicht unbedenklichen Verhältniſſen auf der Bühne die Römer durch Geſang zu entzücken. Hierdurch tritt eine Kataſtrophe ein. Hildegard, die Herzogin und der Herzog verlaſſen in Folge derſelben ſchleunigſt Rom. Ein reicher engliſcher Muſikenthuſiaſt, der ſie begleitet, läßt ſich bald darauf mit ihr trauen. An der Einwilligung der Frau von Hohenthal als Mutter iſt nicht zu zweifeln. Sie kennt den reichen Muſikenthuſiaſten, einen welterfahrenen Lord, noch aus der Zeit, da ihr ſeliger in London geſandter war.

Nicht lange nach Hildegards Vermählung kommt Lockmann in Neapel an, wo ſie ſich jetzt befindet. Hildegard hat ſeine Opern mit großem Erfolge in Rom zur Aufführung gebracht. Sie hat ihm aus Italien ihr bedeutendes Spielhonorar mit einigen ſehr dunkelen Andeutungen zugeſchickt. Hildegard verheirathet ihn nun mit der Schweſter ihres römiſchen Banquiers, eines Geſchäftfreundes von Bethmann in Frankfurt am Main. Zufällig iſt die römerin ſchon von Rom bis Neapel in Lockmanns Geſellſchaft gereiſt.

Die Herzogin, Hildegard und die junge italienerin veranſtalten in Neapel zu Lockmanns Ehren ein Feſt der Gracien wie Gleim in Halberſtadt für Johann Georg Jacobi bei Ankunft von Wielands Gracien.*) An dieſer Huldigung für Lockmann nimmt ſelbſt der Lord als Augenzeuge theil, ohne indeſſen Hildegards frühere Zuneigung zu Lockmann auch nur für möglich zu halten. Der Lord wird ſpäter geſandter in M. Wie es ſcheint, iſt damit München gemeint. Sollte ich mich aber darin irren, ſo kann es doch wohl nur der Lord oder ſeine Gemahlin ſein, welche bewirken, daß auch Lockmann mit ſeiner römerin bald darauf nach dem nämlichen Orte einen Ruf erhält, wo nun beide Liebespaare im glücklichen Vereine leben. Man denkt dabei unwillkürlich an den Schluß des Ardinghello.

Mit Ardinghello und Hildegard von Hohenthal hatte ſich Heinſe Goethe's Dichtungen ebenſo durch ſeine Werke genähert wie er früher Wieland nahe geſtanden hatte. — Neben allen Tollheiten, welche Hildegard von Hohenthal mit Ardinghello gemein hat, klebt dem ſpäteren Romane doch ein gewiſſer kurmainziſcher Zopf an. Zuletzt ſieht der tiefer blickende über den ganzen Roman Hildegard von Hohenthal eine Zeitſtimmung ausgebreitet, welche dem Tone in Goethe's Kampagne in Frankreich und in deſſen Belagerung von Mainz ziemlich verwandt iſt. — —

---

*) S. S. 83.

Ueber die anderen Schriften Heinſe's in Laube's Geſammtausgabe habe ich nichts zu ſagen, als daß der Herausgeber ſelbſt ſie mit Recht für unbedeutend hält. — —

Einen kleinen ſpaßhaften Vorfall habe ich für die ſpätere Zeit aus dem Briefwechſel nachzutragen. Vater Gleim wollte auch einmal einen ganz geringen Vortheil ziehen aus den beſſern Glücksumſtänden ſeines lieben Sohnes, ſo gleichſam aus Heinſe's Hofrathsperiode. Am 15. Mai 1796 ſchrieb er ihm, in dieſem Augenblicke habe ihm, dem Waſſertrinker, ſein Arzt ein volles Glas Rheinwein verordnet. Weil nun im alten Halberſtadt kein alter Rheinwein zu haben ſei, ſo bäte er, in zwei Zeilen eventualiter ihm zu melden, ob und für wie viel Lauſegold ein Stübchen, allenfalls ein Anker ſolchen Weines in der Rheingegend ſelbſt zu haben ſei.

Der damals vielbeſchäftigte Heinſe antwortete am 2. Juni 1796 von Aſchaffenburg aus (bekanntlich hatte er dahin die kurfürſtliche Bibliothek vor den Franzoſen gerettet), der alte Rheinwein wäre von den erfahrenſten Weinkennern geprüft und ausgewählt und für Gleim beſorgt. Die Gebrüder Mappes wären die erſten Weinhändler in Mainz. Auch als rechtſchaffene Männer würden ſie geſchätzt. Weinhändler und Weinvirtuoſen verehrten und liebten nie Waſſertrinker. Heinſe habe Herrn Mappes durch einen gemeinſchaftlichen Freund auftragen laſſen, mit erſter Gelegenheit einen Anker oder zwanzig Maß Markobrunner, von welchem Jahr und Preis in einem beifolgenden Zettel angezeigt ſei, an ihn zu überſenden. Der eine Bruder Mappes befinde ſich gerade jetzt in Berlin. Heinſe wünſcht, daß dieſer „Nektar Deutſchlands" neues körperliches Leben in Gleims Adern erwecken möge: denn das geiſtige lebe und webe in voriger Frühlingsblüthe. — Heinſe kam aber ſchön an!

Es heißt nämlich in einem „Vater Gleim" unterſchriebenen Briefe aus Halberſtadt den 8. Januar 1797: „Mein, mein Heinſe hat ſeine Sache nicht gut gemacht. Ich bat ihn um alten Wein aus ſeines Kurfürſten Keller (!), und er ſchickte mir aus eines Weinverkäufers Keller jungen, ſo theuer, daß ich für die Halbſchied ſolchen aus unſerem halberſtädter Domkeller haben kann!"

Dies war zugleich die Antwort auf einen früheren Brief Heinſe's, worin dieſer den Wein im Domkeller für theuer erklärt hatte. Der halberſtädter Domkeller, beiläufig geſagt, mußte in alter Zeit neben den Dom gebaut werden, weil der Teufel nur unter dieſer Bedingung den Dombau erlaubte. Er hatte ſogar den Teufelsſtein nach dem Dome geworfen, der noch jetzt mitten auf dem Domplatze liegt. Der Domkeller iſt erſt jetzt verſchwunden. 1875 ſuchte ich ihn vergeblich.

Heinſe blieb die Antwort nicht ſchuldig. Sie war ziemlich treffend. Er ſchrieb aus Aſchaffenburg den 3. März 1797: „Den Weinkeller des Kurfürſten haben die Franzoſen ausgeleert, Herzensvater Gleim; ich glaubte meine Sache recht gut zu machen und verließ mich auf meine Freunde in Mainz. Vergebung! daß ich bei dieſem Auftrage nicht glücklich war."

Gleim und Heinſe ſtarben beide 1803. Heinſe's Todestag war bekanntlich der 22. Juni. Da man bei dem Abdrucke ſeiner Briefe die von ihm beigefügten Adreſſen weggelaſſen hatte, ſo habe ich dieſelben aus den Manuſkripten derſelben gezogen. Ich ſetze ſie her. Heinſe ſchrieb in ſeinem Briefe aus Erlangen vom 29. Januar 1772: „Meine Adreſſe iſt Secretaire du Comte de Schmettau — das Kind muß doch einen Namen haben! — chez Mr. Diel." — Im Auguſt 1772 ſollen die Briefe für Heinſe in Langewieſen nur in Ilmenau abgegeben werden. — Ueber Andreä, deſſen Adreſſe in Erfurt zu Geldſendungen für Heinſe allein ſicher war, gibt Heinſe's Brief vom 2. April 1774 folgende Auskunft: „Mein Herzensfreund Andreä ſchreibt mir eben, daß ſein Vater in Wien geſtorben ſei und ihn zum Erben hinterlaſſen habe, und daß er mit dem einen Fuß ſchon in den Wagen ſteige, der ihn nach Wien fahre, ſie (die Erbſchaft) zu holen. Sie wird ohngefähr zum wenigſten zweihunderttauſend Gulden betragen, und er brennt ſchon vor Verlangen, mich vom Rheine wegzuholen und mit mir nach Italien zu reiſen." Dieſe Hoffnung hat den armen Heinſe betrogen. — Etwas dunkel heißt es in dem Briefe aus Elberfeld vom 5. Juli 1774: „Ich wohne auf dem Wunderbau nun ſeit vier Wochen mit meinem geliebten Fritz Jacobi bei einem der beſten Pantalons; dem lieblichſten Moſler, den Vater Bacchus hat wachſen laſſen, einem Billard und Roſen." — Am 15. Februar 1776 war Heinſe's Adreſſe (offenbar ſeine Wohnung) in Düſſeldorf bei dem Generalkontroleur Ewarts; er ſelbſt nannte ſich damals noch immer Roſt. Der Brief aus Düſſeldorf vom 6. Juli 1778 enthält die

Nachricht: „Fritz wohnt dieſen Sommer in ſeinem Garten; und ich bewohne ſein Haus in der Stadt mutterſeelenallein mit allen Zimmern.“ — In dem Briefe aus Venedig vom 15. Mai 1781 heißt es: „Nach Bologna und Florenz kann ich Ihnen keine andere Adreſſe angeben, als meinen Namen poste restante. Zu Bologna werde ich vom 10. Julius bis zum 20. alle Poſttage nachfragen; wenn Ihnen Ihre Geſchäfte und Freuden zulaſſen ſollten, mir in den zehn erſten Tagen nach Empfang dieſes ein paar Zeilen zu ſchreiben; ſo werd' ich dort um die Zeit die Antwort erhalten. Was Sie vom 10. Junius an und die folgenden Tage nach Florenz an mich abſchicken, erfrag' ich dort vom 24. an.“ — Nach einem Briefe Heinſe's an Gleim aus Rom den 30. Junius 1782 ſollen Briefe für ihn entweder durch Vermittelung von Fritz Jacobi oder ohne weiteres nach Rom unter ſeinem Namen mit dem Zuſatze al Café tedesco geſandt werden. — Während des Juni 1780 wohnte Heinſe zu Düſſeldorf „in der Stadt Siegburg“, wohl einem Gaſthauſe.

Auch einige Stellen, die ſich in Heinſe's Briefen über den Hof zu Weimar finden, erlaube ich mir hier noch zuſammenzuſtellen. Am Schluſſe von Heinſe's Briefe aus Düſſeldorf den 6. Juli 1778 finden ſich die Worte: „Vorige Woche war die Herzogin Mutter von Weimar bei uns; und mit ihr der Herr von Einſiedel, die Fräulein von Göchhauſen und von Stein, und Mock aus Darmſtadt und der Maler Krauſe. Alle haben unausſprechliche Freude an der Galerie gehabt. Die Herzogin iſt bloß Düſſeldorfs wegen nach Düſſeldorf gereiſt. Sie iſt über eine Woche da geblieben und wir haben ſie überall herumgeführt und gefahren. Ich habe ſie unter anderem einmal auf ein Floß auf dem Rheine gebracht, eine Maſſe von Holz, wogegen das größte Orlochſchiff eine Kleinigkeit iſt, und ihr ein nagelneues Gaudium gemacht, wie allen den anderen. Sie wollte vor Luſt nicht wieder fort, ob es gleich ſchon dunkel ward, und der Rhein ſtürmte. Sie und Mock und Krauſe haben ſich ſehr viel an unſeren Gegenden geweidet. Jetzt ſind ſie zu Embs bei Coblenz. Mock will künftig Jahr wiederkommen, ſich einige Zeit aufhalten und dann nach Holland reiſen. Vielleicht kommt dieſen Sommer noch Zimmermann, der nichts gutes mit Lichtenbergen angefangen hat.“ — In dem Briefe aus Düſſeldorf vom 9. März 1779 heißt es über Müller: „Er hat jährlich zu Rom tauſend Gulden zu verzehren, fünfhundert gibt ihm der Kurfürſt und fünfhundert ſchießen die weimarer für ihn zuſammen, die Herzogin und der Herzog; die auch dem unglücklichen Lenz achthundert Gulden jährlich ſchenken. Hier iſt alles voll vom Frieden; ſpitzige Köpfe glauben aber noch nicht daran; wer weiß, wann Fritz wiederkommt von München.“

Das wäre es, was ich, abgeſehen von zwanzig bis dreißig durch mich aufgefundenen Gedichten Heinſe's,*) zur Ergänzung der Biographie und der Ausgabe von Heinſe mittheilen konnte. In einzelnen wichtigeren Fällen habe ich meine Auszüge ſo eingerichtet, daß ſchon jetzt aus meinen obigen Mittheilungen zu erſehen iſt, wo die von mir nachgetragenen Briefſtellen in die durch Laube aus der früheren Sammlung der Briefe von Heinſe u. ſ. w. abgedruckten Epiſteln einzuſchieben ſind. Eine neue Ausgabe von Heinſe darf nicht ohne Benutzung des gleimſchen Nachlaſſes in Halberſtadt ausgeführt werden. Für Laube aber erwächſt daraus, daß er die halberſtädtiſchen Manuſkripte nicht benutzte, kein Vorwurf: dieſelben waren ihm nicht zugänglich und ſind mir ſelbſt erſt ſpäter geöffnet worden als mir lieb iſt.

---

*) S. Anhang (die Gedichte).

Anhang.

Zu Leſſing.

A. Ueber die Quellen der Biographie Leſſings.

Gotthold Leſſing richtete einſt ein Gedicht an ſeinen Bruder Karl, in dem es heißt:

O! ſchritten wir mit gleichem Fluge
Die Lüfte durch zur Ewigkeit!
O! ſchilderte mit einem Zuge
Zwei Brüder einſt die Richterzeit!

Und die Richterzeit kann wenigſtens anerkennen, daß Karl Leſſing ſogleich nach dem Tode ſeines Bruders Gotthold auf eine verſtändige Weiſe deſſen Lebensnachrichten ſammelte. Leſſings Biographie von ſeinem Bruder iſt zwar keineswegs mehr, wie die Herders von ſeiner Frau, faſt die einzige; auch nicht die bekannteſte. Aber wie man die idylliſchen Scenen aus dem Leben von Johann Heinrich Voß bis auf den heutigen Tag noch immer am liebſten in den Schriftſtücken ſeiner Frau und ſeines Sohnes lieſt, ſo bleibt für die Kenntniß von Leſſings Vaterhauſe nächſt ſeinem Briefwechſel doch immer die Biographie von Karl Leſſing die einfachſte und rührendſte Quelle. Nächſtdem iſt ſtets als die wichtigſte Urkunde für Gotthold Ephraim Leſſings Leben betrachtet worden ſein Briefwechſel mit Gleim. Er enthält die wichtigſten Dokumente für die ganze deutſche Kriegspoeſie (denn die Lieder der Freiheitskriege entwickelten ſich aus Gleims Liedern eines preuſſiſchen Grenadiers, die Gotthold Ephraim Leſſing bei Voß herausgab), ſowie für Gleims und Leſſings Leben während des ſiebenjährigen Krieges, für die ganze preuſſiſche Dichterſchule und im Grunde auch für die voſſiſche Zeitung. Leſſings Bruder Karl veranlaßte auch das erſcheinen dieſes Briefwechſels bei Voß in Berlin. Er beauftragte klüglich Eſchenburg in Braunſchweig mit der Herausgabe, der ſich eine Abſchrift der Briefe Leſſings an Gleim von dieſem zu verſchaffen wußte. Dieſe Abſchrift war von Gleims Neffen und nachmaligem Biographen Wilhelm Körte angefertigt. Körte hat in den von mir durchgeleſenen Manuſkriptband des Briefwechſels zwiſchen G. E. Leſſing und Gleim geſchrieben: „Dieſer Briefwechſel Gleims und Leſſings iſt wörtlich abgedruckt und herausgegeben von Eſchenburg: G. E. Leſſings Briefwechſel mit Gleim. Berlin 1794. 8 und auch in der Reihe leſſingſcher Schriften befindlich." Zu der Verſicherung, daß der Briefwechſel bei Eſchenburg wörtlich abgedruckt ſei, hat jemand (vielleicht Danzel oder Maltzahn) ein ſtarkes Fragezeichen auf das

Titelblatt des Manuſkripts gemacht. Karl Lachmann hat dieſes Manuſkript ebenſo wenig in Händen gehabt, als Eſchenburg. Er druckte in ſeiner berühmten kritiſchen Ausgabe von G. E. Leſſing einfach die Ausgabe von Karl Leſſing, Voß, Eſchenburg, Gleim und Körte wieder ab. Nicht ſo Wendelin von Maltzahn. Indem er Lachmanns kritiſche Ausgabe von Leſſings Werken auf's neue durchſah und vermehrte, bemerkte er 1857: „Leſſings Briefwechſel mit Gleim befindet ſich in dem Domgymnaſio zu Halberſtadt; leider aber nicht mehr vollſtändig. Die noch vorhandenen Briefe ſind hier (d. h. in Maltzahns Ausgabe) zum erſten male vollſtändig und genau nach dem Originale abgedruckt. Der Direktor des genannten Gymnaſii, Herr Dr. Th. Schmid, hatte die große Güte, dem Herausgeber die Einſicht dieſer Korreſpondenz zu geſtatten.“ Gegenwärtig befindet ſich Leſſings Briefwechſel wieder in Gleims Sterbehauſe. Der von den gleimſchen Erben beſtellte Bibliothekar, Herr Seminarlehrer Jänicke, hatte mir dieſen werthvollen Manuſkriptband nach Berlin geſchickt. Unbegreiflich iſt es, wie Körte ſich für den angeblich ſtattgehabten wörtlichen Abdruck dieſes Briefwechſels verbürgen konnte, da er ſelbſt ſogleich auf einer der erſten Seiten eine werthvolle bibliographiſche Notiz von Leſſing über Voltaire bloß deshalb, weil ſie in einer Nachſchrift ſteht, nicht mit abgeſchrieben hat. Hiervon abgeſehen aber hat er offenbar den wörtlichen Abdruck der Briefe um ſo lieber beſcheinigt, als dasjenige, was nicht gedruckt werden ſollte, auch gleich in der Handſchrift von Gleim durchſtrichen war. Alles dreht ſich hier im Cirkel! Was nicht gedruckt wurde, das hatte Körte auch nicht abgeſchrieben, und was er nicht abſchrieb, das hatte Gleim oder Körte vorher durchſtrichen. Allerdings finden ſich dieſe Striche nicht in Leſſings Briefen, ſondern in den beigebundenen Entwürfen zu Briefen von Gleim ſelbſt. Bei der Wichtigkeit dieſer Briefe hat ſogar das für uns jetzt Intereſſe, was Gleim offenbar ſelbſt ſchon bei Abfaſſung ſeiner Briefe ſpäter wieder geſtrichen und durch eine allgemeine und kürzere Wendung erſetzt hat. Wir ſuchten daher in den Mittheilungen aus der Handſchrift dieſes Briefwechſels, welche uns zum bequemſten Gebrauche in Berlin verſtattet wurde, für dieſes Buch nochmals einen ſelbſtändigen Gewinn zu ziehen.

Gotthold Ephraim Leſſings Briefwechſel mit ſeiner nachmaligen Frau, Eva König, wurde von ſeinem Bruder Karl Leſſing zuerſt herausgegeben. 1870 aber ließ ihn Dr. Alfred Schöne wieder abdrucken unter dem Titel: „Briefwechſel zwiſchen Leſſing und ſeiner Frau. Nebſt einem Anhange bisher meiſt ungedruckter Briefe. Mit dem Porträt von Frau Leſſing und einem Facſimile. Leipzig, Hirzel.“ Dieſer Abdruck iſt ein ſehr ſorgfältiger. Zwar lag Herrn Alfred Schöne das Manuſkript der Briefe nicht vor. Jedoch hat er durch einige ſcharfſinnige Konjecturen uns dieſen Uebelſtand vergeſſen machen gewußt. Ganz beſonders aber iſt folgendes zur Würdigung dieſer neuen Ausgabe zu beachten. Leſſing und Eva König ſchrieben ſich faſt nur über ſolche Dinge, welche ſie als ihr perſönliches Geheimniß betrachten mußten. Sie bezeichneten daher die Namen derer, die in gewiſſe hamburger Geſchäfte verwickelt waren, auch ſtets nur mit den Anfangsbuchſtaben ihrer Namen. Dies waren aber dieſelben hamburger Häuſer, in welchen ebenſo wohl Klopſtock als G. E. Leſſing verkehrte. Selbſt wenn Karl Leſſing dieſe Abkürzungen hätte ergänzen können, was wir nicht glauben, ſo würde er doch vermuthlich zu ſeiner Zeit noch Bedenken getragen haben, alle dieſe Geheimniſſe zu lüften. Auf eine ganz unvergleichliche Weiſe aber iſt dies in Alfred Schöne's Schrift jetzt noch geſchehen, zum theil durch F. A. Gropp in Hamburg, der überhaupt mit Redlich zuſammen über einzelne Abſchnitte der Biographie von G. E. Leſſing, Klopſtock und J. H. Voß, ſowie über die hamburger Gelehrtengeſchichte eine ſonſt für die Vergangenheit beinahe ungewöhnliche Helligkeit ausgegoſſen hat. Das große Intereſſe, welches dieſer mit ſo großer Sorgfalt durchgeführte Wiederabdruck in der gelehrten Welt erregt hat, iſt daher vollkommen gerechtfertigt, wenn auch nur wenige der glücklich entziſſerten Namen ſchon an und für ſich noch ein Intereſſe zu erregen im Stande ſind.

Am 7. Mai 1870 feierte die herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel die hundertjährige Wiederkehr des Tages, an welchem Leſſing die Verwaltung derſelben übernahm. Wohl erſt durch die Feier ſelbſt wurde der jetzige Bibliothekar zu Wolfenbüttel, Profeſſor v. Heinemann, angeregt zur Herausgabe der Schrift: „Zur Erinnerung an Gotthold Ephraim Leſſing. Briefe und Aktenſtücke aus den Papieren der herzoglichen Bibliothek und den Akten des herzoglichen Landeshauptarchivs zu Wolfenbüttel. Leipzig. Verlag von S. Hirzel 1870.“ In einem vom 20. Oktober 1870 datirten Vorworte ſagte der Herausgeber, das erſcheinen ſeiner Mittheilungen ſei durch die Kriegsereigniſſe verzögert. Das Geſchick habe gewollt, daß ſie erſt in jenen glorreichen Tagen ans Licht träten, die beſtimmt ſchienen, die geiſtige Befreiung vom franzöſiſchen Einfluſſe, welche Leſſing vor mehr als hundert Jahren mit der ſchneidenden Waffe der Kritik begonnen habe, nun auch auf dem ſtrategiſchen Gebiete für alle Zeiten zu vollenden. Jedenfalls wurde durch Heinemann, Schöne und F. A. Gropp das Jahr 1870 für die Leſſingsliteratur ebenſo wichtig, als das Jahr 1866 durch Strauß, Lappenberg und Poſſe für die Klopſtocksliteratur (vergl. Fr. d. Gr. u. d. d. Lit. S. 201) geworden war.

Herrn von Heinemanns Mittheilungen über Leſſing ſind außerordentlich reichhaltig. Er iſt auch, wenn ich nicht irre, der erſte, der aus dem Tagebuche von Leyſewitz Auszüge gibt. Da er auch einige Briefe von Gleim an Eſchenburg über Leſſing mittheilt, ſo kam ich auf den Gedanken, mir Eſchenburgs Antworten auf dieſe Briefe und überhaupt die Briefe der braunſchweiger Eſchenburg, Ebert und Zachariä an Gleim aus Halberſtadt ſchicken zu laſſen. Auch dieſer Bitte wurde mit einer beinahe beiſpielloſen Liberalität entſprochen. Schon das vorliegende Buch beweiſt, daß alle dieſe braunſchweigiſchen Schriftſteller in der That mitunter an Gleim über Leſſing berichtet haben. Dieſer Quelle wegen wird man ſich nicht darüber wundern, daß in der Darſtellung Leſſings Aufenthalt in Niederſachſen am eingehendſten geſchildert iſt.

Die Briefe von Karl Leſſing an Eſchenburg über die erſte Herausgabe des Briefwechſels zwiſchen Leſſing und Gleim ließ Hr. v. Heinemann mit abdrucken. Der hierauf bezügliche Briefwechſel zwiſchen Eſchenburg und Gleim befindet ſich in dem einen der mir überſandten Manuſkriptbände.

B. Ueber die Urſache der Anſtellung Leſſings bei Tauenzien.

Zugleich als Beitrag zur Geſchichte von Halberſtadt und dem Regenſtein im ſiebenjährigen Kriege.

Gleim und Leſſing hatten ſich im Winter von 1754 auf 1755 kennen gelernt, als Gleim Kapitelsgeſchäfte in Berlin beſorgte. 1757 feierten ſie beide das

Oſterfeſt in Leipzig mit Kleiſt zuſammen. In gehobener Stimmung kehrte Gleim nach Halberſtadt zurück. Was er unter den Augen der dortigen preuſſiſchen Soldaten erleben ſollte, entſprach keineswegs dem hohen Abbilde von preuſſiſcher Strategie und Tapferkeit, welche allein ſchon Kleiſts Perſönlichkeit damals in ſeiner Seele hervorrufen mußte. Dieſe preuſſiſchen Truppen, wie wenig ihrer der König auch an anderen Orten vielleicht entbehren konnte, waren in Halberſtadt doch ſehr nöthig, weil von Weſten her das franzöſiſche Heer die preuſſiſchen Grenzen bedrohte. Nach und nach kam ein großer Theil der ganzen franzöſiſchen Armee nach Halberſtadt, da die Engländer durch den ſchimpflichen Vertrag von Kloſter Seven vorläufig den Weſten von Deutſchland gegen die Franzoſen nicht mehr ſchützten. Ja, nachdem der andere Haupttheil der franzöſiſchen Armee von Friedrich ſelbſt bei Roßbach geſchlagen war, hörten die Bedrängniſſe von Halberſtadt ſchon deswegen nicht auf, weil die Franzoſen eine Beſatzung in der Sandſteinfeſtung Regenſtein zurückließen. Es iſt dies eine Ritterburg aus der älteſten Zeit, nur zwei Stunden von Halberſtadt entfernt. Jetzt aber wirkten vermuthlich die Berichte Gleims in ſeinen Briefen an Kleiſt und ſeine Klagen, daß Friedrich eine ſeiner getreueſten Städte vergeſſen habe, die vor der Schlacht bei Roßbach erfolglos geblieben waren. „Warum mag unſer großer Friedrich ſein Halberſtadt außer acht laſſen, das ihn ſo lieb hat? Nur genug Huſaren! Man müßte mit mehr Hitze drauf losgehen!“ Das war bis zum 30. Januar 1758 der Refrain in Gleims Briefen. Es kann kaum einem Zweifel unterworfen ſein, daß in Kleiſts Stube zu Leipzig, wo damals Tauenzien und Leſſing ein- und ausgingen, ein kleiner Feldzugsplan fürs halberſtädtiſche entworfen iſt. Der Oberbefehl deſſelben wurde vom Könige Tauenzien übertragen, der vielleicht die Nachrichten aus Gleims Briefen vorlegte und ſich um das Kommando des ins halberſtädtiſche zu ſchickenden Korps beworben haben wird. Faſt gleichzeitig erhielt der kränkliche Kleiſt den Oberbefehl über eine wohl weniger ruhmvolle militäriſche Sendung nach Bernburg. Der Regenſtein wurde nun wirklich erobert. Er iſt darauf als Feſtung geſchleift worden und hat mit der ihn umgebenden Sandflora nur noch eine landſchaftliche Bedeutung. So inmitten der ihn jetzt überwuchernden und beherrſchenden Natur iſt er in unſern Tagen unvergleichlich charakteriſtiſch gemalt von Gotthold Ephraim Leſſings Großneffen, dem Maler Leſſing. (Vergl. S. 2.)

Wir wiſſen nicht, ob Tauenzien auch den Regenſtein erobert hat. Graf Henkel von Donnersmark legte ſich ſpäter in ſeinen militäriſchen Denkwürdigkeiten den Ruhm der Eroberung des Regenſteins ſelbſt bei. Im Jahre 1758 hatte ihn Kleiſt durch Gleim zu einem amtlichen Berichte über Tauenziens Wirken im halberſtädtiſchen überhaupt zu veranlaſſen geſucht. Die magdeburgiſche Zeitung von 1758 enthält nun in der That anonyme amtliche Berichte. Tauenzien iſt darin genannt; gerade ſeine Unternehmung erſtreckte ſich, wie es ſcheint, weſtlich bis an die Oker und Radau. Kleiſt und Tauenzien ſcheinen demnach ein gemeinſames kleines Streifkorps von der Oſt- bis an die Weſtgrenze des Fürſtenthums Halberſtadt befehligt zu haben. Kleiſt empfing während ſeiner Expedition Gleims Beſuch. Ob dieſer auch Tauenzien geſprochen und welchen Einfluß er vielleicht auch auf deſſen Unternehmungen gehabt hat, iſt nicht zu ermitteln. Gleim ſchrieb und handelte damals ſtets mit der größten Vorſicht, weil er noch die Möglichkeit einer Rückkehr der Franzoſen nach Halberſtadt vor Augen hatte. Daß Leſſing von den

Plänen auf Kleiſts Stube in Leipzig nichts erfahren habe, wird um ſo weniger unbedingt behauptet werden müſſen, als er bei Kleiſt in Leipzig mitunter den Sekretär ſpielte, faſt ſchon wie ſpäter bei Tauenzien.

Während nun aber der halb franzöſiſch gebildete Anakreontiker Gleim durch ſeine heimlichen Verbindungen und Umtriebe, um ſich an den Franzoſen für die Zerſtörung ſeines Gärtchens und ſeines „Poetenganges“ in Halberſtadt zu rächen, bewirkte, daß Tauenzien aufſitzen und ihnen in eigener Perſon (wie es nach der magdeburgiſchen Zeitung ſcheint) bis ans äußerſte Ende des oſcherslebiſchen Bruches nachjagen durfte, gab dieſer als Dichter zwar nicht hoch-, aber als deutſcher Patriot für jene Tage beinahe einzig daſtehende Mann ungefähr um dieſelbe Zeit ebenſo heimlich durch Leſſing auch ſeine „Lieder eines preuſſiſchen Grenadiers“ heraus. Am 16. April 1758 ſchrieb Gleim an Leſſing: „Zwey Worte, liebſter Freund! zu mehreren habe ich die Zeit nicht! Ich muß unterſuchen, was für Thaten die Franzoſen, unſere Feinde, mit dem Magen gethan haben! Mein Gott, wie haben die Leute gefreſſen! Sie können kein Herz haben, ſie ſind lauter Magen!“ Sodann erkundigte ſich Gleim, wie lange Kleiſt noch in Leipzig bleibe. Er ſtellt von ſeiner Seite ſchon wieder einen Beſuch bei Kleiſt, einen neuen „Schwabenſprung“ nach Leipzig in Ausſicht. In demſelben Briefe beklagt ſich Gleim, daß Herr Weiß ihn gegen Uz den preuſſiſchen Grenadier genannt habe; er hat aber dieſe Indiskretion nicht übel genommen. Auch bemerkt er hier: „Herr von Kleiſt ſchreibt in ſeinem letzten, die Sammlung der Kriegslieder (des preuſſiſchen Grenadiers) ſei noch nicht von Ihnen vergeſſen. Ich habe Ihnen wohl noch nicht geſagt, daß mir ein Format wie unſeres Kleiſts Gedichte das Liebſte wäre, doch haben Sie auch desfalls alle Freiheit.“ Leſſing gab nämlich nicht allein Gleims Grenadierlieder mit Kleiſt und Ramler zuſammen einzeln heraus, wie ſie entſtanden. Er veranſtaltete auch eine Sammlung derſelben bei Voß in Berlin. Als Gleim am 16. Auguſt 1758 durchnäßt von einem drei Meilen langen Spazierritte nach Hauſe zurückkehrte, fand er außer zwei Briefen von Kleiſt und einem von Ramler auch ein Schreiben von Leſſing vor, welches ihn mit dem größten Dank erfüllte. Es enthielt ohne Zweifel zu vorläufiger Anſicht die von Leſſing geſchriebene Vorrede zu Gleims Grenadierliedern im Manuſkript.

Durch die Sammlung der Grenadierlieder von Gleim trat Leſſing in ein noch näheres Verhältniß zum Buchhändler Voß in Berlin. Wir wiſſen, daß er wenigſtens damals bei ihm in patriarchaliſcher Weiſe den Tiſch hatte. Leſſing ließ Exemplare des Büchleins in ſchönen Sammet binden. Die von ihm herausgegebenen Lieder Gleims ſchließen mit dem Gedichte auf die „Wiedereroberung von Breslau am 19. December 1757“ ab. Am 1. September 1758 ſchrieb Gleim aus Halberſtadt an Leſſing, daß er in ſein Siegeslied auf die Schlacht bei Roßbach, in welchem er die Reichsarmee nach den einzelnen Vaterländchen der deutſchen Flüchtlinge lächerlich gemacht hatte, beim Wiederabdrucke noch den kölner- und den Münſtermann einſchieben wolle. Ein paderborner hatte ſich darüber beklagt, daß die kölner- und die Münſtermänner „in dieſem Lobgeſange ſich nicht gefunden hätten“. Aus einem durchſtrichenen Worte im Koncepte dieſes Briefes an Leſſing geht ſogar hervor, daß dieſer Münſtermann oder paderborner Gleims Vorgeſetzter, der **Domdechant v. Spiegel**, war, welcher ein geborener weſtfale geweſen ſein mag. Dieſe beiden Strophen wurden dem Siegesliede auf die Schlacht bei Roßbach noch einverleibt. Ein von Leſſing verworfenes Gedicht Gleims auf die Schlacht bei Zorndorf dagegen wurde in die Geſammtausgabe nicht vor Leſſings Tode aufgenommen. (Vergl. Fr. d. Gr. S. 75—85.)

Je ernſter Leſſing Gleims zorndorfer Schlachtliede entgegengetreten war, um ſo höher muß ſeine Nachſicht angeſchlagen werden, welche er 1759, als Gleim Leſſings proſaiſches Drama Philotas in fünffüßigen Jamben umarbeitete, gezeigt hat. Man mag immerhin in dem Urtheile Leſſings über Gleims Philotas die geniale Verſiflage eines geringeren Talentes durchblicken ſehen. Aber jedenfalls muß man doch auch ins Auge faſſen, daß Leſſing auf die dramatiſchen Arbeiten jener früheren Periode, zu welcher Philotas noch gehört, nicht eitel war, da er ſicherlich als Kritiker wußte, daß ſie zu dem, was er bei größerer Muße und unter nur wenig glücklicheren Umſtänden würde leiſten können, ſich nur als Verſuche verhielten. Hatte doch Leſſing ſelbſt ſchon vier Jahre früher durch ſein in kurzer, aber ſorgfältig benutzter Muße zu Potsdam geſchriebenes Trauerſpiel „Miß Sara Sampſon" ungleich mehr geleiſtet, als im Philotas. Wiewohl Leſſing theoretiſch ſchon den Paſtor Lange über die Versmaße des Horaz etwas zurecht gewieſen hatte, ſo blieb doch ſeine berühmte Ode auf Friedrich den Großen wohl nur deshalb ein proſaiſches Gerippe, weil er den gemiſchten antiken Versmaßen praktiſch nicht gewachſen war. Was nun aber insbeſondere den fünffüßigen Jambus als dramatiſchen Vers betrifft, ſo ergriff ihn Leſſing zuletzt noch im Nathan in einer nicht ſehr meiſterhaften Behandlung. Wenigſtens der Intention nach übertraf aber Gleim ſich einmal wieder ſelbſt, indem er für Leſſings proſaiſchen Philotas daſſelbe that, was ſpäter Goethe mit beſſerem Erfolge für ſeine eigene dramatiſche Muße durch eine oder mehrere ſolche Verſifikationen in Italien that. Schon bei der Umarbeitung des Philotas ſahen wir Gleim durchdrungen von der Wichtigkeit des fünffüßigen Jambus für die deutſche Bühne. Er gedenkt ſich dadurch, als käme es dabei bloß auf den Kothurn an, der deutſchen Schaubühne zu nähern. Ebert in Braunſchweig ſollte dabei den Vermittler ſpielen. Derſelbe trat aber bei dieſer Gelegenheit von ſeiner Welfenſtadt aus als Kenner der engliſchen Literatur und Freund klopſtockſcher Sprachreinheit mit Gleim in Verhandlungen über den deutſchen fünffüßigen Jambus. Als dieſer Philotas fertig war, wurde er mit einer Dedikation für den Hof zu Braunſchweig verſehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Hof zu Braunſchweig durch Gleims Dedikation und Verſifikation des Philotas zuerſt auf Leſſing aufmerkſam wurde. Man bedauerte, daß Gleim den Philotas nicht ſelbſt gemacht hatte. Nach einem ungedruckten Briefe von Zachariä an Gleim vom 18. November 1769 hatte ſich Leſſing ſchon um dieſe Zeit nach der wolfenbüttler Bibliothek erkundigt. In einem ungedruckten Briefe von Ebert an Gleim aus Braunſchweig vom 19. September 1766 aber heißt es: „Schreiben Sie doch bald an Herrn Leſſing, den ich hier bei ſeiner Rückreiſe nicht habe ſehen können, und beſchwören ihn bei ſeinem ehrlichen Namen, das Verſprechen zu halten, das er mir gegeben hat, und ſobald als möglich ſein Theater drucken zu laſſen."

Nur durch den lebhafteren Verkehr mit Gleim und Kleiſt berührte Leſſing ſchon 1757 in Leipzig die Kreiſe Klopſtocks, der einſt in demſelben Jahre wie Leſſing als Student von einer Fürſtenſchule nach Leipzig gekommen war. Klopſtock ſtand jetzt nach Ueberwindung der unglücklichen Liebe zu Fanny (einer wohlhabenden Kaufmannstochter in Langenſalza, ſeiner Baſe) in Kopenhagen ziemlich am

Ende ſeiner erſten Ehe mit Meta, nach deren Tode er ſich vergeblich um ſeine Dore, eine blankenburgiſche Amtmannstochter, bewarb. Gleim hatte einer ganz unwürdigen Braut aus Blankenburg, anfangs nur gezwungen, ſchon vor längerer Zeit entſagt. Es fehlte nicht an vergeblichen Vorſchlägen zu einer neuen Verlobung. Ja, wie es ſcheint, begleitete Klopſtocks Fanny ſelbſt die Demoiſelle Weiß, ihre Verwandte, in Meßgeſchäften von Langenſalza nach Leipzig, wo letztere, jung und hübſch, mit Gleim zuſammentraf. Gleim reiſte jedoch aus Leipzig wieder ab, ohne ſich mit ihr verlobt zu haben. Allerdings hatte Demoiſelle Weiß damals auf Leſſing mehr Eindruck gemacht, als auf Gleim. Auch ſollte dieſe intereſſante leipziger Meßfremde ihrem Manne ſogleich 10,000 Thaler zubringen. Leſſing aber war jedenfalls ſelbſt zu dieſer Zeit nur inſofern ein Weiberfeind, als die Bildung der Frauen damals ſchon manche ſittliche Mängel mit ſich führte, welche ſich im Laufe der Zeit zwar modificirt, aber allem Anſchein nach weder vermehrt noch vermindert haben. Auch war vielleicht die geſellſchaftliche Stellung gebildeter junger Männer zu der edleren Frauenwelt damals überhaupt eine falſche und die Ehe bereits durch den Luxus erſchwert. — Wir dürfen es nur als einen Scherz betrachten, daß Kleiſt noch am 23. Auguſt 1757 Gleim ſchriftlich auffordert, die Demoiſelle Weiß entweder noch ſelbſt zu heirathen, oder Herrn Leſſing ihre Hand zu verſchaffen. Wenigſtens fehlt über dieſen Punkt jede direkte Aeußerung Leſſings *).

Wie ernſthaft ſich kurz vorher Kleiſt für eine Anſtellung Leſſings in Preuſſen verwendet hatte, beweiſt folgender ungedruckte Brief Sacks an Kleiſt: „Hochwohlgeborener Herr, Hochzuehrender Herr Obriſt-Wachtmeiſter! So ein großes Gewicht Ew. Hochwohlgeb. beliebige Empfehlung für mich hat, und ſo ſehr ich mich durch die eigenen Verdienſte des Hrn. Mag. Leſſings, demſelben nach meinem beſten Vermögen zu dienen verbunden achte, eben ſo leid iſt es mir, daß ich ſolches nach Ew. Hochwohlgeb. Vorſchlage zu thun, mich außer Stande befinde. Die Stelle eines adjuncti bei der Königl. Bibliothec iſt bereits vor mehr als 3 Monathen von einem H. Stoſch beſetzt worden. Inzwiſchen mache ich es mir zur Pflicht und zum Vergnügen, auf alle Gelegenheiten, da ich dem würdigen Herrn Leſſing nützlich ſeyn könne, aufmerkſam zu ſeyn, und würde ich mich gewiß recht ſehr freuen, wenn ich bald dergleichen Gelegenheiten bekommen und etwas beytragen könnte, eine Eroberung dieſer Art über das leichtſinnige Sachſen für das ernſthafte und ehrliche Brandenburg zu machen. Uebrigens wünſche ich von Herzen, daß das Verlangen des Verfaſſers der rührend ſchönen Ode auf unſeren Großen Friedrich bald möge geſtillt werden, doch ſo, daß er ſiege und lebe; woran gewiß den aufrichtigſten Antheil nehmen wird derjenige, der mit ausnehmender Hochachtung die Ehre hat zu ſeyn Ew. Hochwohlgeboren gehorſamſt ergebener Diener Sack. Berlin, den 26. May 1757.“

Da die Predigt im öffentlichen Leben des damals halb franzöſiſchen Berlins faſt die einzige Vertreterin der deutſchen Sprache war, ſo war zu Anfang des ſiebenjährigen Krieges noch eine lebhafte Verbindung der Kirche mit der deutſchen Literatur vorhanden. Der damalige Kirchenfürſt Sack in Berlin war daher noch für

---

*) Man ſehe die betreffenden Auszüge aus Kleiſts ungedruckten Briefen in meiner Schrift: „Friedrich der Große und die deutſche Literatur“ S. [illegible]. Die Erwähnung dieſer Demoiſelle z. B. in Leſſings Werken von Lachmann, Bd. XII S. [illegible] iſt ohne die von mir gegebene Aufklärung nicht zu verſtehen. Sie wird übrigens bald Weiß, bald Weis, bald Weiße geſchrieben.

Leſſings Berufung ebenſo wenig zu umgehen geweſen, wie für Klopſtocks Anſtellung. Nun vertheidigte zwar Leſſing noch in ſeinem 13. Literaturbriefe vom 1. Februar 1759 die Beredtſamkeit unſerer Jeruſalem, Mosheim und Cramer gegen Wieland, der ihnen die franzöſiſchen Boſſuet, Maſſillon und Troublet vorzog. Er charakteriſirte die deutſchen Prediger als Lehrer und die franzöſiſchen, mit einem Seitenblicke auf das franzöſiſche Theater, als Schauſpieler. Mit beſonderer Auszeichnung, aber ſchwerlich ganz ohne Ironie, wurde Wieland bei dieſer Gelegenheit von Leſſing an Sack erinnert, denn Wieland widmete ja von der Schweiz aus Sack eine Schrift und denuncirte gewiſſermaßen Ramler bei ihm in der Vorrede derſelben. — Jedenfalls hat Sack ſein Verſprechen, für Leſſing etwas zu thun, ebenſo gebrochen wie ſein Wort, das er Klopſtock gegeben hatte.

Am 15. April 1759 war der erſte Oſtertag jenes Jahres. Gleim ſchrieb an dieſem Tage einen Brief an Leſſing. Er beklagte ſich eben, daß er als Domſekretär nicht einmal am erſten Oſtertage ihm in völliger Ruhe ſchreiben könne. In demſelben Augenblicke wurde er auch noch von einem wüthenden Feuer in ſeiner Nachbarſchaft unterbrochen. Eine ſchlimmere Störung folgte auf dieſes Feuer, wie auf ein böſes Vorzeichen, im Kreiſe der Freunde. Kleiſt erlag den in der Schlacht bei Kunersdorf empfangenen Wunden. Gleim reiſte an den Hof, der ſich in Magdeburg befand, um Erkundigung über ihn einzuziehen. Am 15. September 1759 ſchrieb er an Leſſing: „Ich bin zu Magdeburg geweſen. Die Abſicht wiſſen Sie. Aber leider erfuhr ich von einer Kammerfrau der Königin, die nicht wußte, was ſie mir ſagte, die tödtende Poſt! Die Königin (ſagte ſie) und der ganze Hof beklagte den Tod eines gewiſſen Herrn v. Kleiſt. Hernach ſagte es mir auch der Herr v. Hertzberg; und als ich nach Hauſe kam, fand ich Ihr Schreiben.“ Für Leſſing war Kleiſts Tod ein herber Verluſt. Ohne Zweifel aber glaubte ſich Tauenzien, welcher Gleim und Kleiſt die Gelegenheit zu ſeiner vielleicht erſten heldenmüthigen Unternehmung — dem Zuge ins halberſtädtiſche — verdankt zu haben ſcheint, verpflichtet, nach Kleiſts Tode für Leſſings äußere Lebensſtellung zu ſorgen. Und ſollte Tauenzien ſich nicht als Kommandant von Breslau Leſſings erinnert haben, ſo war Gleim wohl in der Lage, ihn um Leſſings Anſtellung bitten zu dürfen. Gleim war ſelbſt Sekretär des alten Deſſauers geweſen und der Gedanke, Leſſing als Gouvernementsſekretär bei Tauenzien zu empfehlen, mußte ihm, wenn es deſſen überhaupt noch bedurfte, jedenfalls nahe liegen. Und ſo finden wir denn Gotthold Ephraim Leſſing von Ende November 1760 bis Oſtern 1765 in der That als Sekretär bei Tauenzien in Breslau.

Zu der vorſtehenden Auseinanderſetzung gebe ich im folgenden die näheren Aktenſtücke in Briefen von und an Gleim.

In dem Anhange meiner Schrift „Friedrich der Große und die deutſche Literatur“ habe ich unter anderm Auszüge aus den Briefen Kleiſts an Gleim gegeben (S. 228—265). Damals glaubte ich, daß die Briefe Gleims an Kleiſt im Felde verloren gegangen ſeien. Es war dies Gleim gemeldet, hatte ſich aber ſelbſt auf eine große Anzahl von Briefen, die er zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges geſchrieben hatte, nicht mitbezogen. Dieſelben wurden, wie Gleim dies nach dem Tode ſeiner Freunde in der Regel wünſchte, vielleicht gegen ein Geſchenk, nach Halberſtadt zurückgeliefert und zwar mit folgendem Schreiben:

Hochedelgebohrner
Hochzuehrender Herr!

Es gereicht mir zum wahren Vergnügen, die hierbey kommenden Briefe Ew. Hochedelgeb. als ihren (sic) erſten Verfaſſer, abzuliefern. Außer einigen Briefen von Herrn Ramler und Sulzer, Ewald und Saglianzucchi, abgethanen Regimentsrechnungen, einige geſchriebene collegia*) und drey verdorbene Mittelſtücke zu einer Flöte bleibt mir nichts zum Angedenken meines liebſten Freundes des ſeeligen Kleiſts übrig als das Portrait, welches ich zur beſten Zierde meiner Stube aufbehalten werde, da es mir von ihm ſelbſt nebſt einer kleinen Schnupftabaksdoſe iſt geſchenket worden. Herr und Mad. Bach haben ſich auch ſofort aller Anſprüche darauf begeben. Wann den beiden Herren Ramler und Sulzer mit ihren Briefen gedienet iſt, ſo iſt es meine Schuldigkeit ihnen ſolche zurückzugeben. Ich werde ſie ſo lange verwahren, bis ſie mir vielleicht abgefordert werden. Kann ich Ew. Hochedelgeb. worinnen dienen, ſo bitte mir dero Befehle aus. Ich werde in Vollführung derſelben niemals ſaumſelig ſeyn, wie ich es mir denn für eine beſondere Ehre ſchätze, wenn ich mich Zeitlebens nennen darf

Ew. Hochedelgeborn.

Potsdam,
den 19. Mai 1763
(oder 1765).

ergebenſter Knecht
Koch,
de l'opera comique du Roi.

Die Briefe Gleims an Kleiſt, gewiß lange nicht vollſtändig, bilden einen Quartband in der gleimſchen Briefſammlung. Aus dem obigen geht bereits hervor, daß die Antworten auf dieſe Briefe Gleims, von denen ich im folgenden die erheblichſten theils vollſtändig, theils im Auszuge mittheilen werde, ſich in meiner Schrift „Friedrich der Große und die deutſche Literatur" finden. Gleim lebte nicht allein als Domſekretär in einer einflußreichen Stellung; er verwaltete damals auch während einer längeren oder kürzeren Zeit das Syndikat. Die erſten hier zu beachtenden Briefe Gleims an Kleiſt gehen jedoch in die Jahre 1745 und 1746 zurück. Die Abſchrift von den Originalen iſt möglichſt buchſtabengetreu. Nur die Abſchrift einiger Artikel aus der magdeburgiſchen Zeitung vom Jahre 1758, welche man auch unter dieſen Briefen finden wird, dürfte aus dem Grunde' nicht buchſtabengetreu ſein, weil ſie von Herrn Dr. Schwieder aus Berlin auf dem Redaktionsbureau der magdeburgiſchen Zeitung zunächſt ſtenographirt und dann erſt bei mehr Muße zu Hauſe ins reine geſchrieben iſt. Der Zuſammenhang dieſer Zeitungsartikel und namentlich des erſten mit Gleims Briefen beruht eben darauf, daß, nachdem in dieſen Briefen, die nicht immer bloß von Kleiſt geleſen zu ſein ſcheinen, geklagt war, Friedrich habe ſein Halberſtadt vergeſſen, Kleiſts vertrauter Freund Tauenzien vom Könige den Auftrag erhielt, einen Streifzug ins halberſtädtiſche zu unternehmen. In meiner Schrift „Friedrich der Große und die deutſche Literatur" S. 87 wurde nun bereits darauf aufmerkſam gemacht, daß nach einem Briefe, in welchem Gleim im Intereſſe Tauenziens gebeten wird, einen amtlichen Bericht über deſſen Thätigkeit anzuregen, auch Leſſing als bei Kleiſt ein- und ausgehend erwähnt wird. Wenn nun aber auch der erſte dieſer Berichte aus der magdeburgiſchen Zeitung nicht erſt auf Kleiſts Anregung geſchrieben ſein kann und die beiden ſpäteren Tauenzien nicht wieder nennen, ſo geben dieſe drei jedenfalls mehr oder weniger amtlichen Berichte der magdeburgiſchen Zeitung oder wenigſtens der erſte doch die erſte wirkliche Nachricht von Tauenziens Streifzuge ins halberſtädtiſche, welchem ich zuerſt durch Gleims Briefwechſel auf die Spur kam, der übrigens ſo vorſichtig gehalten iſt, daß ſogar der Briefſteller gerade in der betreffenden Zeit nur mit falſchem Namen zeichnet. Zugleich ergibt ſich aus dem geſagten eine ſo enge Verbindung zwiſchen Kleiſt und Tauenzien, daß deſſen ſpätere Anſtellung Leſſings in Breslau nun vollkommen aufgehellt iſt. Noch ſei bemerkt, daß der Eigenthümer der magdeburgiſchen Zeitung Herr Faber noch einzelne Blätter ſeiner Zeitung von 1628 aufbewahrt. Spätere Jahrgänge ſind voll dort vorhanden, während die K. Bibliothek zu Berlin die Zeitung erſt ſeit 1832 beſitzt.

---

*) Bekanntlich hat Kleiſt ſtudirt.

Anonymer Brief an Kleiſt aus der Umgebung des Königs.

Mon cher Cleist.*)

Le roi revient demain. Je vous conseille de lui écrire toute de suite et de le prier de ne pas vous oublier dans cette occasion, vû que vous n'aviez rien à vous reprocher. C'est l'avis de plusieurs de mes amis, que j'ai consulté et d'un homme, qui vous est attaché par la plus tendre amitié. Adieu, ne me nommez point.

Gleims Brief an Kleiſt, vom 16. September 1745.

Der Herr General**) iſt ſeit Kurtzem etliche mahl in Laublingen bey unſerm Langen geweſen, und neulich war er nebſt Herrn Prof. Meyer in Halle bey ihm einige Tage in Aſchersleben. Welchem Congreß ich gern beygewohnt hätte, aber durch nöthige Amtsgeſchäfte verhindert wurde. Leſen ſie den Geſelligen***) ordentlich? Telamons****) oder an Fromhold iſt vom Herrn v. Stille an Herrn Langen, und das Blatt von dem Gebrauch der Zunge unter dem Buchſtaben M. iſt gleichfalls von dem Herrn General. Ich wünſchte, daß Herr Lange mit dem Wort Mittelmäßig nicht ſo viel Begriffe verbunden hätte. Er hat es ſo oft wiederholt und ſo damit geſpielt, daß ich dem Wort recht gram bin.

Itzt könnten wir Haſen nachlaufen, Lerchen ins Netz jagen, Schaafmilch eſſen, und Kramtsvögel belauern, auch Droſſeln und Schnepfen. Warum ſind ſie doch itzt nicht hier, mein liebſter Freund, Kommen ſie doch, und bringen ſie von Magdeburg ihren Ponickau*****) mit. Wie fröhlich wollen wir ſeyn, wie glücklich!

Wie wenig 100000 Thlr. fähig ſind, unſer Glück und Vergnügen zu befördern, das hab' ich geſtern durch ein ausnehmendes Exempel erfahren. Ein Dohmherr v. Spiegel ſen., der von dem General Schulenburg geerbt und außer den importanteſten Gütern 100000 Thlr. baar Geld und eben ſo viel an Silberzeug hat, war mir das abſcheulichſte und zugleich angenehmſte Spektackel. Ich ſaß eine gantze Stunde bey ihm allein, und tranck Thee mit ihm, aber kein zufriedenes Wort, keine ruhige Stirn, kein heiterer Blick, ſondern lauter Verdruß, Wolken auf der Stirn und in den Augen zeugten von dem Zuſtande der ganzen Seele. O wie lernte ich da mich ſo viel glücklicher ſchätzen, als er reicher iſt, als ich. Er hat eine einzige Tochter, die er nicht verheurathen will, ein Jude iſt ſein Vertrauter, von dem er ſich ſo leicht um tauſende bringen läßt, als ſchwer es ihm iſt, einem Armen einen Trunk Waſſers zu geben. Er hat von ſ. hieſigen Einkünften tauſende zu verzehren, und verzehrt nicht ſo viel, als der arme Teufel, der ſich täglich an ſ. Statt im Chor die Kehle müde ſchreyt.

---

*) Ohne Unterſchrift, Ort und Jahr den Briefen an Gleim beigebunden. Wahrſcheinlich rührt der Brief aus dem Jahre [illegible] her.

**) Stille. Friedrich der Große 19.

***) Der „Geſellige" befindet ſich in Halberſtadt (Gleims Bibl.) und in Dresden (K. Ö. Bibl.)

****) Das Wort iſt undeutlich geſchrieben und könnte vielleicht auch Telemach heißen.

*****) Von Ponickau, ein Offizier.

Herr Krauſe*) iſt vermuthlich wieder angelangt. Machen ſie ihm doch mein Compliment und bringen ſie ihn ja gewiß mit, und ſagen ſie ihm, daß er mir um einen guten Preiß eine gute Flöthe verſchaffe, wenn er will, daß ich noch muſikaliſch werden ſoll. Im Anfange thut es wohl eine für einen Gulden. Unſern Vonickau werde ich ehſtens in Magdeburg überrumpeln. Ich bin begierig ſeine Doris zu ſehen. Mit was für vernünftiger Ueberlegung hat er ſich ein Mädchen gewählt. Er denkt mich zum heirathen zu bekehren, aber ich zweifle. Ich habe mehr als jemahls Eckel für die Ehe, und das von mir in 100 Liedern beſungene ſchöne Geſchlecht iſt mir oft ſo wenig angenehm, daß ich vielmehr alles haſſe, was weiblichen Geſchlechts iſt, und weder Hühner noch Eyer Krebs ſo gern eſſe, als Hennen (Henner? Hähne?) und Krebsmänner. (Vergl. S. 192.)

Adieu, mein theureſter Freund, machen ſie daß ihre Ueberkunft zu Stande komme, und erfreuen ſie ihren Gleim, der ſie mit offenen Armen erwartet. Halberſtadt, den 14. September 17[illegible]

Aus Ewald von Kleiſts Briefe an Uz.
Potsdam, den 15. May 1746.**)

Herr Gleim hat ſich vorgeſetzt gegen künftige Michaelis Meſſe eine Sammlung lyriſcher Gedichte herauszugeben, und mich gleichfalls zu einem Beytrage eingeladen. Mich dünkt aber, ich werde wenig Zuſchub liefern, weil ich eine Zeitlang hier ganz trocken bin. Ew. Hoched. werden ihm hierin den meiſten Beyſtand leiſten können, als die bereits in dieſer Arth einen vortrefflichen Vorrath haben, und überhaupt ein Muſter darin ſind. Die [illegible] überſandten 2 ſchönen Stücke werde ich mit dero Erlaubniß ſchon dazu hergeben. Warum ſchreiben dieſelben nicht ohne Reime? Wer bey ſich fühlt, daß er für die Ewigkeit ſchreiben könne, muß den Reim weglaſſen, als welcher gewiß einmahl gänzlich in Verfall kommen wird. Ich fühle dieſes nicht, darum behalte ich ihn bey. — Nach dem Stengel, welcher in unſern Dienſten ſeyn ſoll, habe ich mich bey unſern auch verſchiedenen Regimentern erkundigt, ich kann ihn aber nicht erfragen. Wir haben bei der preußiſchen Armee in Friedenszeiten kein Commissariat wie bei andern Herren, darinnen die Nahmens aller enrollirten aufgezeichnet werden; folglich iſt es unmöglich die Nahmen einer ganzen Armee zu erfahren, als davon der König nur allein Liſten hat. Vielleicht kann ihn ein Zufall entdecken; an meiner Mühe ſoll es nicht fehlen. — Die Adreſſe an mich iſt à M. Lieutenant d'Infanterie dans le Regiment du Prince Henri, frère du Roi à Potsdam. Sie werden mir eine Gefälligkeit erweiſen, wenn ſie alle Titulaturen weglaſſen und freundſchaftlich an mich ſchreiben. Ich werde ein gleiches thun.

---

*) Friedrich der Große S. 191.

**) Dieſer Brief Ewalds von Kleiſt befindet ſich bei den Briefen Gleims an Uz, welche dem erſteren nach Uzens Tode von deſſen Schweſter zurückgeſchickt wurden.

Kleiſt an Uz aus Potsdam 19. December 1746.*)

Daß der Reim zum Wohlklange was beytrage, wie Sie in dero Schreiben zu behaupten ſcheinen, iſt vielleicht nicht Ihre wahre Neigung. Verſchiedene harmonirende Thöne klingen wohl nicht aber gleichtönend. Keine bloße Octave macht einen Accord und Harmonie aus. Wenn unſere Herrn nicht verwöhnt wären, würde uns die Wiederholung einerley Schalles gewiß einen Eckel verurſachen — — — Sie meinen zwar die Abwechſelung des Sylbenmaaßes, welche den wahren Wollaut verurſacht, ginge im Deutſchen nicht ſo gut, als wie im lateiniſchen, weil es uns an einigen dactylis fehlt. Mich däucht aber es fehle uns nicht ſo ſehr daran, ohngeachtet wir viele diphthongen (sic) auch mitten in den Wörtern haben. Es trägt nichts zur Reinheit des Dactylus bey, daß er in einem Worte enthalten ſey, und Wörter können eben einen reinen dactylum formiren, wie nur übrigens die quantität richtig iſt, und er klingt recht gut, ein aus 3 Wörtern beſtehender Thon aber hart und iſt daher zu vermeiden. Ich ſehe alſo nicht warum der Reim, der Gothiſche Kram, beybehalten werden ſoll. Da er eine wirkliche Häßlichkeit iſt, und es uns an wahrem Wohllaut nicht fehlen kann. Laſſen Sie ihn daher doch auch fahren, laſſen Sie ihn den Gottſchedianern über. Sie ſind der Man, der vermögend iſt einen Heerführer gegen die Barbarey mit abzugeben, und einen guten Geſchmack einzuführen.

Gleim an Kleiſt 24. Auguſt 1748.

Mein theuerſter Freund,

Wie lange währt es doch, daß der König in ſeine Länder, und ſie zu mir abreiſen. Die Erndte iſt ja nun meiſt vorbey; die Felder ſind leer, und er kan ja nun ſchon muſtern, ſo viel er will. Wünſchen ſie ihm mit ihrem Herr doch eine glückliche Reiſe und laſſen ſie ihn (sic) lange genug ausbleiben, damit ſie mir das Vergnügen ihrer Gegenwart bald genug gönnen können. Hat ſie nicht Sulzer vollends überredet? Ich habe ein paar Stunden in Laublingen mit ihm gelacht, und gelärmt; denn wir ſind nicht anders vergnügt geweſen, als ein paar junge Kälber, die nach langer Gefangenſchaft wieder auf ein freyes Feld kommen; doch er (Sulzer) wird es ihnen ſchon erzählt haben, denn er wollte wieder über Potsdam zurückreiſen. Lange**) iſt völlig wieder geſund, und eben ſo gottlos, als vorher, und hat ſeinen Bauren ſchon einige mahl wieder geſagt, daß ſie nicht gottlos ſein ſollen. Man muß das Wort gottlos, wenn es von einem Prieſter gebraucht wird, im gelindeſten Verſtande nehmen. — — — Ich will mich hurtig erinnern, was ich ihnen zu ſchreiben habe, allein es komt mir auf einmahl ſo viel in den Kopf, daß mir angſt wird für einem Buche, das ich ſchreiben müſte; denn mich dünkt ich ſey ihnen gegenwärtiger, wenn ich mit ihnen plaudere, drum plaudere ich gern recht viel und alles, was mir einfällt, aber mir wird angſt, wenn ich denke, daß ſie ſo viel Kleinigkeiten leſen müſſen. Izt denke ich, ſie laſſen mich ſo lange auf Antwort warten, weil ſie ſie ſelbſt überbringen wollen! Ich habe heute mit Freuden in den Zeitungen geleſen, daß der König bald nach Schleſien gehen wird. Nun werd ich doch meine Ungedult bald befriedigt ſehn! Was werde ich ihnen doch für Vergnügen machen! Heute geht die Jagd auf. Ha! Wir wollen die Haſen auf den Feldern verfolgen. Kan Herr von Bonickau auch beſſer treffen als ich? Wer vorbey ſchießt, was ſoll der zur Strafe thun? Er ſoll in den Streitſchriften von den Monaden eine Stunde leſen. Das iſt Strafe genug, ich verfalle aber nicht ohne hinlänglichen Grund auf dieſe Art der Strafe, denn ich habe nur etwas weniger von dem gründlich matten Zeuge geleſen und mich dünkt, ich ſey ganz zur Monade geworden. Deshalb habe ich auch voll Verdruß nichts beſſeres zu Markte gebracht als dies:

---

*) Auch für dieſen Brief gilt die vorige Anmerkung.

**) Paſtor in Laublingen bei Halle, gegen den Leſſing das Vademecum ſchrieb. Vgl. S. 142, 148. Friedrich der Große I. 36.

Ein ſtrenger Kenner der Monaden
    Sprach von der Cörper erſtem Stoff
Sich ſchwerer Weisheit zu entladen
    Da, wo ein ſtrenger Säufer ſoff.

Da ſprach der Säufer zu dem Weiſen:
    Ha! die Monaden glaub ich auch.
Doch daß ſie ſind, magſt Du beweiſen,
    Ich ſaufe ſie in meinen Bauch.

Wegen der Jagd fällt mir noch ein, daß mir einmahl jemand in Potsdam eine ſchöne Flinte ſchenken wollte. Mich dünkt, es war der Herr Commiſſarius (Calvi?) wie heißt er doch, der in der Gewehrfabrike die Aufſicht hat. Nicht der Direktor Engeling, ſondern der Commiſſarius. Wenn ich wenigſtens nur eine um einen billigen Preiß bekommen könnte. Denn als ich jüngſt examinirt wurde, ob ich auch Gewehr hätte, mußte ich allerdings ſagen, daß es noch in Potsdam ſey. Denn, für was für einen Menſchen hätte man mich gehalten, wenn ich geſagt hätte, daß ich niemals einen Haſen erlegt habe.

Laſſen ſie ja Herrn von Bonickau ſeine Beſtimmung des Menſchen mitbringen. Ich bin recht begierig zu ſehn, wie er fortgefahren iſt, wo Spalding aufgehört hat. Wenn er ſeit ſeinem erſten Verſuche nichts wieder gemacht hat, ſo wollen wir ihn ſchon dazu zwingen. Denn wie wird er unſerer Freundſchaft etwas abſchlagen können? Es wird nicht verlangt, daß wir ihn weniger lieben ſollen. Ich verſpare die weitere Erörterung, bis es ihm möglich iſt, die Beförderung unſers Vergnügens außer Aug' zu ſetzen.

Was macht Herr Krauſe? Ich leſe izt ſein Buch von der muſikaliſchen Poeſie, welches mich wegen der Monaden wieder aufrichtet. Heute habe ich gemerkt, daß oft ganze Seiten einen andern Verfaſſer haben. Sagen ſie mir im Vertrauen, wer ſeine Mitarbeiter geweſen. Ich wünſche mir zu einer völligeren und richtigeren Beurtheilung beſſere Geſellſchaft und freyere Stunden. Empfehlen ſie mich ſeiner ſorgenden Freundſchaft, denn er will mir ein Mädchen verſchaffen. Wenn Seydlitz ſie (Sie) noch liebt, wie er muß, ſo wird er hertzlich von mir gegrüßt. Haben ſie Nachrichten von Donop? Ich erwarte ſie nebſt ihrem Begleiter mit dem Verlangen eines Verliebten, und bin

Ihr
getreueſter Gl.

Halberſtadt, den 24. Auguſt 1748.

Nachſchrift zum Briefe vom 24. Auguſt 1748.

Jch überſende anbey 4 braunſchweigiſche Piſtoletten. Sie ſind hier ganz und gar abgeſezt. Vermuthlich aber können ſie ſie dort noch beſſer loß werden, weil ſie dort einen größeren Cours haben.*) Jch bitte ſehr entſchuldigen ſie meine eilige Schmiererey, ich wollte noch gar eine Aufwartung machen, und morgen früh um 4 Uhr mein Wehrteſter! reiſe ich an den Fuß des Blocksberges, nach Wernigerode, meinen alten Schullehrer zu beſuchen, der, recht zufrieden mit ſeiner Zucht, mich ſchon 3 mahl beſucht hat. adieu mein Hertz!

Aus Gleims Briefe vom 8. (10.) October 1748.

„Sehn ſie liebſter Freund, da ſind Spuren der Providenz! Wer weiß, wie nahe der Punct iſt, da ſie ſich auch zum beſten meines Kleiſts offenbaren wird. Wie will ich als dann ihr Lob ausbreiten! wie will ich in Pſalmen ihr danken!

Wenn ſie doch itzt bey mir wären! Wie ſollten ſie dem Hrn. v. Hardenberg**) gefallen! Er iſt ein beſſerer Poet, als ich gedacht, und iſt für die Poeſie ſo paſſionirt, als ich es war, da ich meinem Kleiſt noch ſcherzhafte Lieder ſang. Er hat mir den Anfang einer Tragödie geleſen, die er gemacht hat, und der einen Poeten ankündigt, der es den Gottſcheden bei weiten zuvor thun könnte, aber eine allerliebſte Frau, ach! eine allerliebſte Frau, hindert ihn am Umgang mit den Muſen, und iſt zu eyferſüchtig darauf. Jch habe mir in ihr ihre Wilhelmine vorgeſtellt. Sie kann auch in der That nicht vollkommener geweſen ſeyn; ſie denken wohl ich bin verliebt, und ich bin es wahrhaftig und wer muſt in eine ſo ſchöne Dame nicht verliebt ſeyn? Die feurigſten Augen, die geſundeſte Farbe, die ſauberſte Haut, der ſchönſte Buſen, und die natürlichſte Freundlichkeit, welchen Unempfindlichen ſol dies alles an einer ſo anakreontiſchen Schönheit nicht reitzen? Ja ich hörte auf ſpröde zu ſeyn, wenn ſich noch ein ſolches Mädchen fände. Das beſte iſt, daß es Hr. v. Hardenberg, wie Ponickau das ſeinige, aus Liebe zur Frau gemacht, und nicht aus Geitz, oder Eitelkeit.

Gleims Brief an Kleiſt vom 9. November 1748.

Mein Theureſter Freund.

Jch verſprach im vorigen Jahre der Jungfer Engeling, des Directoris der Gewehrfabrique Tochter, einen Kober voll Borſtörfer Aepfel von hier zu überſenden, dieſes erinnerte ich mir, da ich für ſie mein wertheſter Freund, welche einpackte. Weil ich nun gern mein Verſprechen noch ein bisgen bey Zeiten halten möchte, ſo bitte ich derſelben nebſt meinem Compliment Ein Schock von Denen, ſo hiebey überkommen durch ihre Aufwartung zuſtellen zu laſſen. Jch will dieſen Abgang nächſtens mit beſſeren und fleiſchigteren Aepfeln erſetzen.

Was haben ſie bey dem Miſchmaſch gedacht, den ich ihnen letzt geſchrieben? Jch begleitete unſern Ponikau 1½ Meile er wolte mich ganz mit haben, und mir ſ. Gemahlin zeigen, allein ich fürchte, daß er mich zur Ehe verführen möchte, deshalb ſuche ich allen ſeinen Schlingen aus dem Wege zu gehen.

---

*) Ueber den Werth der braunſchweiger Piſtoletten hat ſich einer der braunſchweigiſchen Dichter, Zachariä, in einem Briefe an Gleim belehrend ausgeſprochen. Sie waren ſehr geſucht und es braucht nicht unbedingt angenommen zu werden, daß Gleim ſie Kleiſt zum Geſchenk machte.

**) Wohl dem nachmaligen Dombechanten von Halberſtadt.

Haben ſie das 1te Stück des 5ten Theils der bremiſchen Beyträge geleſen? Dreyer iſt Samler davon. Sie werden ihr Landleben an mich, neben ſchlechten Stücken von mir darin finden. Es gefellt mir, die Wahrheit zu ſagen, gar nicht, daß ihre Arbeit nur in einer Nachleſe ſtehen ſoll, denn mich dünkt, daß ſo gar ich ſelbſt ſchon zu viel Scribenten Stolz beſitze, um ſolches meines Machwerks wegen, gern zu ſehen. Ich will nächſtens ganz abſcheulich viel mit ihnen plaudern. Antworten ſie mir aber doch ein bisgen hurtiger. Itzt muß ich abſolut ſchließen. Ich bin, nebſt ſchönſter Empfehlung an unſern muſikaliſchen Freund*)

Mein Theureſter Freund
Ihr
getreueſter ergebenſter
Gleim.

Halberſtadt, d. 9. Nov. 1748.

Aus Gleims Briefe an Kleiſt vom 22. Januar 1749.

Was werde ich nicht für Aufſehen machen, wenn ich mit 4 Neuigkeiten erſcheinen werde? 1) ihr Früling 2) Uzens lyriſche Gedichte 3) meine Lieder 4) Schaftsbury Brief von der Enthuſiaſterey; was für eine ſchöne Gelegenheit, gleich den Männern, die von den Verlegern um Vorreden angeſprochen werden, meinen Nahmen auf dem Bogen zu verewigen, deren Verfaßer ſich aus Beſcheidenheit nicht nennen, und mir den Platz dazu überlaſſen wollen. In der That es iſt mehr als eine gottſchediſche oder Mosheimſche Verleugnung nöthig, der Verſuchung dieſer Verewigung zu wiederſtehen. Denn Gottſcheds Ewigkeit auf Neukirchs Gedichten wird bey ſeiner Lebezeit zu Ende gehen, wie viel länger würde die meinige auf Kleiſts Früling und Uzens lyriſchen Ged. dauern? Merken ſie wohl, daß ich luſt hate digito monstrari: hic est. Aber nein, all zuviel Ehre würde mir eine Laſt ſeyn, und mein Nahme mag ſterben, wenn er nicht mit dem ihrigen zugleich leben ſoll.

Ich erwarte mit nächſtem ihre endliche Erinnerung wegen des künftigen Drucks, und ſage ihnen zugleich, daß er geſchehen ſoll, ſie mögen wollen, oder nicht.

Haben ſie Hrn. **Wasbergs****) in Danzig Sendſchreiben geleſen? Er ſchreibt ihnen in ſeinen 45ten drey Strophen zu, die in ihrem Lobe der Gotth. ſtehen ſollen, und deren ich mich nicht erinnere, welches denn, wenn ich ſie würklich ſchon geleſen hätte, was abſcheuliches wäre. Ich will die eine herſetzen:

Dort ſtralen bunte Regenbogen
Der dicken Luft gewölbte Wogen
Sind Stüle, wo die Gottheit thront,

Wo in den wolkenloſen Sitzen
Mit feuerroth gekrümmten Blitzen
Der ſchreckenreiche Donner wohnt.

---

*) Krauſe, der Muſiker und Juriſt, nicht der, nach dem die auf folg. Seite erwähnte Ztg. hieß.

**) Vergl. Friedrich der Große S. 230.

In welchem Lobe der Gottheit ſolten ſie ſtehen? in dem, das ſie noch ausarbeiten wolten? und wo iſt es gedruckt, daß ſie Hr. Wasberg haben kan? Iſt etwas von ihnen, das ich nicht weis? Hr. Krauſe quält mich mit ſeiner muſikaliſchen Poeſie, welche er mit gantzer Gewalt künftige Oſtern drucken laſſen will. Er hat gar zu viel Wiederholungen, und Ueberflüſſiges, die Schreibart iſt allzu nachläſſig, und er will im gantzen Werk einen falſchen (Satz?) behaubten, und thut nichts weniger, nemlich daß ein Dichter unbeſchadet der Poeſie für die Muſik arbeiten könne. Er ſolte vielmehr beweiſen, daß er es würklich thun müſſe, welches er auch eigentlich beweiſt. Ich bedaure den Hrn. von Seydlitz*) von Hertzen. Ehe er nicht ſo keuſch wird, als ich, ehe wird er nicht geſund. Empfehlen ſie mich ihm, und dem Hrn. v. Bradke (?) den ich lieben würde, wenn er es verlangte. Ich umarme ſie hertzlich und bin Ihr getreueſter Gleim.

Halberſtadt, den 22. Januar 1749.

Haben ſie von Ponikau keine Briefe? Er iſt mir auf einen Brief Antwort ſchuldig, den er mir abſolut hätte beantworten müſſen, wenn er vergnügt wäre. Ich beſorge daher, daß er ſich in unangenehmen Umſtänden befindet, welches mir hertzlich nahe geht. Schreiben ſie mir doch, was ſie von ihm wiſſen. Warum haben ſie ſchwartzes Lack?

Gleims Brief an Kleiſt vom 3. Februar 1750.

Den Augenblick beſucht mich mein Bruder aus Aſchersleben und verhindert mich nebſt zweyen Fremden, die er bey ſich hat, mit ihm (Ihnen) recht auszuplaudern, und wenn ich heut nicht ſchreibe, ſo kan ich in 8 Tagen nicht weil ich morgen auf die Aemter reiſen werde.

Ich habe angefangen einige Anmerkungen über den Noah aufzuſchreiben, aber meine faulen Herren laßen mir nicht ſo viel Zeit, nur das geringſte zu Stande zu bringen. Vielleicht ſind wir wegen der Satyren auf die itztlebenden Nationen, Laſter, Religionskriege, und Verfolgungen die darin vorkommen, verſchiedener Meinung. Denn mich dünkt, als ich ſie flüchtig geleſen habe, habe ich darin eine wohlangebrachte Kunſt des Dichters bemerkt, und ſie haben mir vorzüglich gefallen. Ein Gleichniß am Anfange ſteht gar nicht am rechten Ort. Was für ein ohnfehlbares Omen für die Gedichte ohne Reime, ſind der Frühling, der Meſſias, und Noah. Es iſt recht lächerlich, was der Hamburger Correspondent heute davon ſchreibt, daß die deutſche Nation keinen Geſchmack an dieſer Poeſie fände. Iſt denn der Schöps**) die deutſche Nation?

Suppius deſſen Inſelsberg ihm, und mir zum Theil ſo wohl gefallen hat, hat mich oder meine Erwartung von ihm ſehr betrogen. Er hat Oden und Lieder drucken laſſen, die ich voll ſchönſter Hoffnung was gutes zu leſen kommen ließ. Aber ſie haben mir nur wegen des guten Hertzens des Verfaſſers gefallen.

Von der ſchönen Ode aus der Krauſeſchen Zeitung habe nur eine Strophe in einem Briefe geleſen. Dieſe war fürtreflich und hatte ohnfehlbar Ramlern zum Verfaſſer, er mag leugnen wie er will. Sein Wohlklang verrieth ihn gar zu ſehr. Ich bin recht ungeduldig die gantze Ode zu leſen, und habe Sulzern gebeten ſie mir zu verſchaffen.

---

*) Nicht der berühmte, aber der ſchon S. 185 erwähnte.

**) Gottſched.

Wie gefallen ihnen unſere Freunde, die Critici? Ihre Nachrichten*) werden dem guten Geſchmack in Berlin aufhelfen nachdem der dumme Krauſe ihn unterdrückt. Unſer Ramler hält ſich fürtrefflich. Er critiſirt nicht ſo, daß ſein Tadel ſehr beleidigt, und heuchelt doch nicht zu viel. Wollen ſie nicht auch einem Schöpſe das Urtheil ſprechen. Wenn ich Zeit hätte, wollte ich eine Nachricht einſchicken, daß Gottſched nicht in Wien geweſen wäre, daß er das Gedicht, das elende Schöps-Gedicht auf die Kayſerin nicht gemacht hätte, daß er ſo wenig als ſeine Kulmus**) von der Keyſerin beſchenkt worden. Wie konte Gottſched, der große Gottſched, ein ſo elendes Gedicht machen, und wie konte die große Keyſerin es belohnen?

Meine Feder iſt im Gleiß, liebſter Freund, Entſchuldigen ſie mein Geſchwätz ich habe zu wenig Zeit, etwas beſſeres zu ſchreiben.

Hallern und Uzen werden ſie wohl ſelbſt den Früling ſchicken. Von den 8 Exemplaren werde ich eines mit an den Probſt Jeruſalem in Braunſchweig ſchicken. Kan man ſie in den Buchladen haben, oder haben ſie nur wenige Exemplare drucken laſſen. Wenn ich wüßte, daß ſie Uzen keins geſchickt hätten, ſo wollte ich eines an ihn beylegen, denn ich muß ihm abſolut nächſtens ſchreiben. Noch eins, mein liebſter, von großer Wichtigkeit. Ich treffe letzt von ohngefähr einen Officier aus Minden Hrn. v. Böhme hier an, der Recruten hergebracht hatte. Er hörte, als er ſchon auf dem Pferde ſaß, um abzumarſchiren, meinen Nahmen. Haben ſie einen Bruder in Berlin, frug er, der beym Pr. Wilh. Secretair geweſen. Das bin ich ſelbſt. Plötzlich ſtieg er wieder vom Pferde, ließ ſeine Leute vorausmarſchiren, und ging mit mir, und ſiehe da war es ein Mann, der mir in einer Stunde das edelſte Hertz, den beſten Verſtand, und die ſtärkſte Neigung zu den Muſen wieß, und, welches mir eben ſo angenehm war, welcher wußte, daß Kleiſt mein gütigſter Freund iſt. Leben ſie vergnügt mein Theureſter, ich bin ewig
Ihr
Halb. d. 3ten Febr. 1750.
getreueſter Gleim.

Ihr Schreiben iſt vom 22ſten, ich habe es aber erſt heute bekommen.

Haben ſie auch dem General Stille den Früling gegeben? Ich bitte thun ſie es doch ja. Oder wollen ſie lieber daß ich es thue?

Gleims Brief an Kleiſt vom 8. Mai 1750.

Mein allertheureſter Freund,

So groß mein Vergnügen in Leipzig war unter ſo vielen ehrlichen Leuten und witzigen Köpfen zu ſeyn, ſo war die Freude über das Schreiben meines theurſten Kleiſts doch größer. Als ich es empfing, ſtand ich in der That wie ein Apoll mitten unter neun Muſen, aber dieſer Apoll hatte mit dem Wahren auch weiter nichts ähnliches als den Stand. Gellert, Rabner, der Spottgeiſt, Cramer, der Verfaſſer des Jünglings, Schlegel, der Verfaſſer des Unzufriedenen, Schmid, Klopſtocks nächſter Freund, Rothe, der Ueberſeber des neueſten Stücks der vermiſchten

---

*) Friedrich der Große S. 218.

**) Seine erſte Frau (eine geborene Kulmus).

Schriften. Plesmann, ein artiger Kopf, und zwey Muſen auch dem Geſchlecht nach, nämlich Schmids Schweſter, die Klopſtocks Daphne iſt, allzu ernſthaft und allzu klug für mich, und endlich ihre Muhme Jungfer Weiſſen*) ein recht anakreontiſches Mädchen, beyde aus Langenſalza, dieſe alle ſtanden um mich herum, und waren Bewunderer meines Kleiſts. Was für edles Herz muß er haben? ſagte das kleine Mädchen. Die Stelle, wo er Sie und Doris aufführt, iſt gar zu rührend für mich. Aber was iſt doch da für eine Doris gemeint, fragte Daphne. Ich habe letzthin mich darüber geſtritten, und den wiederlegt, der behauptete, daß des Freundes Doris damit gemeint ſey. Mich dünkt, es wäre zu zärtlich, wenn es nicht des Dichters eignes Mädchen wäre. Es ſoll ihm ja die Thränen von den Wangen verwiſchen, das muß ja wohl ſein eignes ſeyn. Eben als ihr Brief kam, bedauerte ich, daß ich kein Exemplar vom Frühling mehr hätte. Die meiſten hatten ihn nur abgeſchrieben. Wenigſtens ſolte ich doch wohl für Klopſtock mir noch eins ausbitten dürfen. Ich habe zwar mehreren Hoffnung gemacht, allein ich habe auch gleich dabey geſagt, daß ich zweiffelte, daß noch Exemplare da ſeyn würden. Sehen ſie da, rief ich, einen Brief von meinem liebſten, meinem allerliebſten Kleiſt. Sind ſie meine Freunde? fragte ich um mich herum. Nun, ſagte ich, ſo werden ſie alle von ihm gegrüßt. Im Getümmel der Freude wolte Jedermann ihre Hand zuerſt ſehen. — — — — — — Wir tranken, wir küßten, wir ſangen ihre Geſundheit und wünſchten tauſendmahl ſie bey uns zu ſehen. Alle dieſe guten Menſchen laſſen ſie von ihrer großen Hochachtung verſichern, und ihnen für das Vergnügen, ſo ihnen ihr Frühling gemacht, ſo ſehr danken, daß ſie ſich ſchmeicheln, ihr Dank werde zur Erſchaffung der übrigen drey Jahreszeiten etwas beytragen. Ich ſolte einen jeden dieſer neuen Freunde caracteriſiren aber außer dem, daß ich kein guter Bürger (?) bin, ſo würde mein itziger Brief, da ich wie faſt alles, bey ſo viel Arbeit, auf der Flucht ſchreibe, nicht hinreichen. Herr Gieſecke und Hr. Klopſtock waren nicht in Leipzig. Erſterer iſt in Hannover und letzterer in Langenſalza, Schmids und der beyden Mädchen Vaterſtadt. Weil Hr. Klopſtock aber nach Braunſchweig komt, ſo wird er auf ſ. Durchreiſe mich beſuchen. Wiſſen ſie ſchon daß ſein Meſſias mit einem Geſange vermehrt von neuem gedruckt und dem Prinzen v. Wallis der ein Freund deutſcher Muſen ſeyn ſoll, dedicirt wird? Ich bilde mir doch recht viel darauf ein, daß unſer erſter Homer mein Landsmann und aus dem Kleinen Ermsleben**) gebürthig iſt. Ich möchte es bald in ein Lexicon ſetzen laſſen, damit ſich künftig um ſ. Vaterland nicht auch ſieben Städte zanken. Sein Vater (?) u. ſ. ganze (?) Familie ſollen eines ſolchen Sohns gar nicht würdig ſeyn.

Ich habe verſprochen von ihnen zu erfahren, von wem die franzöſiſche Ueberſetzung des Meſſias iſt, die ſie dem Hrn. v. Maupertuis gegeben haben?***) Schreiben ſie mir doch alles, was ſie in ihrem l. Schreiben nicht haben Schreiben können, abſonderlich auch vom Noah. Der Verfaſſer oder wer es geweſen (denn ich kenne weder Hand noch Petſchaft) hat mir drey Exemplare von einem neuen Geſange geſchickt. Es ſind ſo viel Schönheiten und abſonderlich ſo viel Gemälde der einfältigen Natur und der erſten unverdorbenen Welt darin, daß ich mir ihn nicht müde leſen kan. Weil ſie ihn auch ſchon haben werden, ſo will ich nichts daraus abſchreiben. Kennen ſie den Verfaſſer? In Leipzig gab man einen an, der es unmöglich ſeyn kan, den General Stille. Unſern Langen habe ich auch beſucht. Er war auf die critiſchen Nachrichten, die ſeiner Meinung nach ihrem Frülinge ein allzu ſeichtes und wie er ſich ausdrückte, ein hämiſches Lob gegeben haben, recht ſehr böſe, und ſie haben ihn veranlaßt, in ſeinen Geſelligen[*] ihnen mehr Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Auf den ehrlichen Ramler brachte er mit einem Strome von falſcher Beredſamkeit allen möglichen böſen Verdacht und alle Verſicherung war nicht möglich ihm ſ. Wahn zu benehmen, und ihn zu überzeugen, daß er ihr Freund ſey. Sein Geſchmack wird in der That immer ſchlechter. In einem Blatte des Geſelligen hat er die vier Bücher aeſopiſcher Fabeln, worunter viele im niedrigſten Grade ſchlecht ſind, über Gellert und Hagedorn geſezt, welches man in Leipzig für einen Druckfehler angab, er aber mit größter Heftigkeit wieder mich behauptete. Er wartet auf ein Schreiben von ihnen, und glaubt, daß ſie das Urtheil der critiſchen Nachrichten beleidigt haben müſſe. Laſſen ſie doch ein Wort von unſerm Ramler mit einfließen, damit er ihn nicht noch mehrer ſo übel caracteriſirt und ihm vielmehr eine Ehren Erklärung thun müſſe.

---

*) S. 179.

**) Dies war zwar Gleims Geburtsort, aber Klopſtocks Geburtsort war Quedlinburg.

***) Friedrich der Große S. 125.

Noch ein Blätchen, mein liebſter Freund, wie kan ich ſo leicht aufhören, mit ihnen zu plaudern!

Die leipziger Mädchen haben mein Herz nicht gefeſſelt. Eines habe ich zwar auf Empfehlung meines künftigen Beichtvaters Hrn. Sucros in ernſthafter Abſicht in Augenſchein genommen, aber (ich bin ſtolz genug es zu ſagen) der Sieg ſchien mir gar zu leicht. Noch ein Tag, ſo lag das Herz und 10000 Thlr. zu meinen Füßen. Ich glaube, Kupido ſpielt mir einen Poſſen, daß er die Mädchen ſich mir ſo leicht ergeben läßt, weil er mich von der thörichten Seite kennt, daß ich dann gleich aufhöre zu lieben. Aber verrathen ſie meine Leichtſinnigkeit ja Herrn Sucro nicht, wenn er etwa auf ſeiner Hierherreiſe ſie beſuchen ſollte. Denn vielleicht verliebe ich mich noch in das Mädchen. Es iſt ein ſo gutes einfältiges Ding, daß es mir wenigſtens noch nicht recht mißfällt. Ueberdem ſieht es noch recht gut aus, und es iſt noch ſo jung, daß man noch hoffen kan, einmahl Gedanken in ſeine Seele zu bringen. Verlieb ich mich aber nicht bald, ſo geſchieht es nimmermehre. Herrn Meyer in Halle fand ich ſo verliebt, wie einen Opernheld, mein Bruder ſchreibt mir ſo viel von ſeiner Liebe, und iſt ſchon ſo lange ein Ehemann, meine Schweſter liebt und küßt als Braut und ich ſollte nicht lieben und küſſen? Sollte es wohl nicht der Liebe der Mädchen hinderlich ſeyn, daß ich ſo viel Freunde ſo zärtlich liebe? Ich wüßte ſonſt nicht, worum ich nicht bin, wie andere Menſchen; denen nichts leichter iſt, als ſich zu verlieben. Zumahl ich recht darauf aus bin, und ſchon nicht mehr glaube, daß mich das Schickſahl in meiner lezten Liebe vorſäzlich geſtört hat.

Herr Schmid ſchreibt die Kunſt zu lieben; er ſollte nur für mich die Kunſt ſich zu verlieben ſchreiben. Die Halberſtädterinnen halten mich für einen Verſchnittenen, oder Zwitter, weil ſie mich ohne dieß nicht für unempfindlich halten können. Lachen ſie doch, liebſter Freund, ich plaudre ihnen ja ſo viel tolles Zeug von mir vor, daß ſie wohl bey ſich ſelbſt ſchon gedacht haben, der närriſche Gleim! er iſt und bleibt doch noch immer wie er war. (Vergl. S. 183.)

---

[*] Da an dem Geſelligen von Lange auch Herr von Stille arbeitete, ſo wäre es von der höchſten Wichtigkeit, über Langes journaliſtiſche Thätigkeit mehr zu erfahren. Herr Profeſſor J. G. Droyſen hatte die Güte, mich hierauf aufmerkſam zu machen. In Folge deſſen verſprach der Gymnaſialdirector Otto Naſemann mir mündlich, in Laublingen und Halle weitere Nachforſchungen über Lange anzuſtellen. Vorläufig können wir nur auf die in den vorliegenden Briefauszügen vorkommenden Hindeutungen auf den Inhalt des Geſelligen hinweiſen. Vgl. S. 182. 184.

Ich hoffe, daß mich Ramler bald beſuchen ſoll. Herr Sucro will ihn mitbringen. Ich würde mich recht hertzlich freuen und ihn ſo bald nicht von mir laſſen. Ich darf es nicht mehr wagen, ſie zu mir einzuladen. Aber welch ein Glück, wenn wir einmahl in meiner Zelle beyſammen ſein könnten. Nach Pfingſten werde ich zum Hrn. von Kannenberg reiſen und etliche Wochen bey ihm ſeyn. Vielleicht verſchiebe ich es noch bis nach Johanni, und vielleicht wird gar nichts draus. Folglich müſſen ſie nicht unterlaſſen mir zu ſchreiben, und ſich mit dem Glauben von meiner Abweſenheit nicht entſchuldigen. Was haben ſie itzt dort für einen vorzüglichen Freund? Umarmen ſie ihn für mich, ich küſſe ihn, weil ſie ihn anderen vorziehen. Schreiben ſie mir doch ja bald und hübſch viel, und nur alles was ihnen einfällt, ſo wie ich. Mein Bruder hat ſich was rechts eingebildet, daß ſie ſich ſeiner erinnert haben, und das iſt ſchon ein groß Verdienſt für einen Kaufmann, deſſen Seele nur Gewinn und Verluſt iſt. Ich umarme ſie mit groſer Zärtlichkeit als Ihr

getreueſter ergebenſter
Gleim.

Halberſtadt den 8. May 1750.

Aus Gleims Briefe an Kleiſt. Halberſtadt den 16. Juni 1750.

Ebert ſchreibt mir: Der Frühling hat meine Erwartung noch übertroffen. Wenn ſie wüßten, wie ſehr ich den göttlichen Thomſon bewundre, ſo würde es ihnen wichtig genug ſeyn, wenn ich Kleiſt noch bewundern kann. So unüberſetzlich mir jener auch zu ſein ſcheint, ſo glaube ich doch, Kleiſt könte es am erſten, wenn er das Engliſche ſo gut ſtudirt hätte, als die Natur. Doch er kan ja noch was rühmliches thun, er kan ja ſelbſt ſchreiben, er kan ein Original ſeyn, und folglich muß er das auch. Der Himmel gebe ihn nur Ruhe; animum sibi ipse parabit. Wird er nicht auch die andern Jahreszeiten beſingen, inſonderheit den Herbſt, dem Thomſon ſo gut iſt, und dem er alſo auch, meiner Meinung nach, gut ſeyn muß. Schicken ſie mir ja bald ſ. vermehrte Edition, ſonſt will ich nicht nur nicht an Sie ſchreiben ſondern auch nicht mit ihnen ſprechen, wenn ſie herkommen. Empfehlen ſie mich dieſem groſen Geiſte, dieſem zärtlichen Freunde, denn das muß er ſeyn, ſonſt wäre er ein ſolcher Dichter nicht, und ſagen ſie ihm, daß ich eben ſo gern mit ihm umgehen und ihn ſprechen möchte, als ich ihn leſe.

Aus Gleims Briefe an Kleiſt vom 10. September 1750.

Cramer iſt nun in Quedlinburg angezogen und ich werde morgen vielleicht zu ihm reiſen, um ſein Mädchen zu ſehen, und von meinem Kleiſt mit ihm zu plaudern. Sind ihnen die Oden und anderen Gedichte bekannt? Letzt laß ich in einer Zeitung, daß das Leben der Gottheit des fürtrefflichen Kleiſts, welches von einem groſen Könige ins Franzöſiſche überſetzt worden, von dieſem Verfaſſer, weil er das franzöſiſche für ein Original gehalten, wieder ins Deutſche ſei überſetzt worden. Es wurde dabey geſagt, es ſey der Ueberſetzung nachtheilig, daß man ſie mit dem wahren Originale vergleichen könte. (Vgl. Fr. d. Gr. S. 234.)

In Halle ſind ſcherzhafte Gedichte von einem Mädchen, oder einem Fräulein herausgekommen, die die Zeitungsſchreiber loben, oder ſich fürchten ſie zu tadeln, weil das Mädchen eine heroiſchamazoniſche Scribentin ſeyn ſoll. Ich habe ſie noch nicht geleſen.

Halberſtadt den 19. September 1756.

Gleims Brief an Kleiſt. Halberſtadt, den 24. October 1756.

In was für Sorgen laſſen ſie mich, mein lieber Kleiſt? Tauſenderley Gerüchte, bald daß die Sachſen uns entwiſchet, bald, daß die Oeſtreicher Mittel gefunden ihnen zu Hülfe zu kommen, und könten den unſrigen eine große Niederlage anrichten, bald daß von der Veſtung Königſtein eine große Menge von unſerer Armee wären niedergeſchoſſen worden, kurz allerley ſchlimme Nachrichten, mehrentheils über Leipzig, machen, daß ich nach einem Schreiben von ihnen unaufhörlich ſeufze. Denn bey ſo viel Lebensgefahr, der mein theureſter liebſter Freund ausgeſetzt iſt, kan ich ohnmöglich ruhig ſeyn; wäre ich nicht mit ſo viel Geſchäften überhäuft, oder hätten wir nur einen Syndicum, und müſte ich nicht alle möglichen Arbeiten beſorgen, ſo wäre ich gewiß und wahrhaftig ſchon bey Ihnen eines Tages geweſen. Der Herr Dohmdechant Spiegel hatte große Luſt mit zu reiſen. Aber es iſt nicht möglich zu machen. Bleiben ſie aber in der Nähe, oder nehmen Sie die Winterquatiere zu Dresden, ſo komme ich doch noch wohl zu Ihnen. Nehmen Sie doch ja ſich, ſo viel, als nur immer möglich in Acht. Sind ſie auch mit einem guten Pelz verſehen, ſonſt will ich Ihnen den meinigen mit der Poſt ſenden? Wüſte ich nur ſichere Gelegenheit, ich habe ein gutes Glas Rothwein, und würde Ihnen gern eine Proviſion überſenden. Kan ich nicht etwa in Dresden eine Niederlage machen? Vor einigen Tagen iſt ein Marquetender von hier zum Hülſen'ſchen Regiment abgegangen, das wäre eine ſo gute Gelegenheit geweſen, und ich habe nichts erfahren.

Schreiben Sie mir doch ja mit der erſten Poſt, damit ich erſehe, daß Sie noch leben, und wenn es möglich iſt, ſo ſchreiben ſie mir doch mit allen Poſttagen. Denn ich ſchlafe faſt keine Nacht ruhig, ſo oft träume ich von Ihnen, und ſo oft denke ich bei Tage an Sie.

In Ihrem letzten Schreiben hieß es, die Sachſen würden ſich nicht lange mehr halten können, der Hunger würde Ihre (sic) Bruſtwehr bald überſteigen. Aber wie komt es, daß es ſo lange währt? Sie müßen die beiden Veſtungen Königin und Sonnenſtein vorher mit Proviant verſehen haben. Es kan nicht anders ſeyn. Merken ſie ſich doch alle Umſtände, ſo viel möglich. Denn es iſt nun mit der Geſchichte*) unſres Krieges ein rechter Ernſt. Die Oeſtreicher eignen ſich den Sieg der Schlacht bey Lowoſitz zu, und ſie ſchreiben unverſchämt, ſie hätten das Feld behauptet, und auf dem Schlachtfelde die Nacht nach dem Treffen zugebracht. Ich glaube Ihre (sic) Generals machen es der Kaiſerin weis. Auch behaupten ſie unſere Armee ſey 50 biß 60tauſend Mann ſtark geweſen. Aber darin irren ſie ſehr, ſie war hundert dreißig tauſend Mann ſtark:

---

*) Daraus wurden ſpäter die Kriegslieder.

Mit hundert dreyßig tauſend Mann,
Griff Friedrich die Oeſtreicher an,
Denn Er allein iſt hundert tauſend Mann!

Bekommen Sie die Schriften zu leſen, die wir bekannt machen? die Neueſte heißt: Das gerettete Betragen des Königs wieder die Sachſen. Dem Graf Brühl wird darin alle Schuld beygemeſſen, und es iſt ſehr ſcharf. Ein anderes: Memoire raisonné sur la conduite des Cours de Vienne et de Saxe avec les pièces justificatives qui en contiennent les preuves; habe ich noch nicht bekommen können. Soll ich Ihnen etwa davon was ſchicken. Ich umarme Sie, mein theuerſter liebſter Freund. Gott erhalte ſie und führe Sie*) geſund in die Arme ihres lieben Gleims.

Empfehlen Sie mich Herrn Ewald.

Haben Sie ſchon die neue Ausgabe ihrer Gedichte? oder ſoll ich ſie Ihnen ſchicken? Herr Beyer, der immer meine Freude über meinen Kleiſt und ſeine Freundſchaft mit der ſeinigen über mich und meine Freundſchaft gegen ihn vergleicht, läßt ſich auf's allerbeſte empfehlen und wird ihm mit erſter Poſt ſchreiben.

Aus Gleims Briefe an Kleiſt. Halberſtadt, den 6. Novbr. 1756.

Das ehemalige Sächſiſche Prinz Clementiſche Regiment iſt heute hier eingerückt, aber es beſteht nur in hundert eil. vierzig Mann, und ſoll es durch Deſertion ſo geſchmolzen ſeyn. Indeß ſagt man, es werde hier in völligen Stand geſetzt werden. Ich habe es nicht geſehen, ich dachte es würde auf dem Dohmplatze aufmarſchieren, und wartete darauf, aber ſie hatten gleich vorm Thor die Wachen abgetheilt, und ich ward alſo betrogen. Indeß ſollen es lauter ſchöne Leute ſeyn. Bliebe es bey uns in Garniſon, ſo ſollte billig Freundſchaft und Heldenmuth in Streit gerathen, und erſtere dahin über ſie ſiegen, daß ſie ſich Mühe gäben Major oder Obriſtlieutenant bey demſelben zu werden. Ich wäre dann der glücklichſte Menſch auf der Welt, wenn mein Kleiſt hier wohnte!

Von Berlin ſchreibt man uns mit letzter Poſt, daß die Ruſſiſche Kayſerin tod, Rußland geſperrt, und die Armee unter Commando des Feldmarſchalls Apraxin von 20/m. Mann, welche in Curland bereits geſtanden, beordert wäre, nach Rußland zurückzukehren. Wären alle dieſe Nachrichten wahr, ſo wäre der Himmel mit uns im Spiel, und wir würden mit den Oeſtreichern bald fertig werden.

Der Herr Feldmarſchall von Braun läßt in allen Zeitungen auspoſaunen, was für ein fürtreffl. Plan zur Befreyung der Sachſen ihm durch Schuld der letztern mißlungen ſey! Er kommt mir vor wie ein Poet, der den ſchönſten Plan zu einem Heldengedicht ſchlecht ausführt; wenn er getadelt wird, ſo wirft er die Schuld auf die Sprache oder das Silbenmaaß! Weil dies zu Waßer gemachte Vorhaben vornehmlich zur Geſchichte von Ergebung der Sachſen gehört, ſo ſchreiden Sie mir doch die Wahren Umſtände; ob nehmlich der Feldmarſchall die Hülfs-Völker ſelbſt anführt, was für einen Marſch dieſelben genommen, mit wie viel Verluſt ſie zurückgetrieben worden.

---

*) Die Schreibung des „Sie" in der Anrede ſchwankt wirklich 1756 noch ſo, wie dieſer Brief und das Sie, ſie in dieſem Satze es zeigt. Doch ſchreibt Gleim um dieſe Zeit es in Anreden vielleicht noch öfter klein als groß, und groß vielleicht eben ſo oft, wenn es der 3. Perſon Pluralis als wenn es der 2. Perſon Singularis angehört.

Die Scene, bey der ich ein Zuſeher hätte ſeyn mögen, iſt die, als die Sächſiſchen Truppen vor dem Könige defiliret; Sie ſind ohne Zweifel dabey geweſen? Wie ſah unſer Friedrich aus? Und wie der Graf Rutowsky, und der Chevalier de Saxe? Der König empfing ſie gewiß nicht mit der Mine des Ueberwinders. In der Zeitung ſtehet, die beyden halben Königskinder hätten dem Könige den Rock küſſen wollen, Er hätte aber geſagt: Von ſolchem Geblüth ließ er ihn nicht küßen!*) Vielleicht hat es im Franzöſiſchen natürlicher geklungen! Ich umarme, ich küße Sie tauſendmahl, denn Sie laſſen ſich doch küßen, wären Sie auch König, von

Ihrem
lieben treuen Gleim.

Halberſtadt, den 6. November 1756.

Aus Gleims Briefe an Kleiſt vom 7. December 1756.

Das hieſige ehemalige Printz Clementiſche Regiment nimmt von Tage zu Tage zu. Der Obriſt Lieutenant von Bilderbeck von Prinz Moritz bringt es in Ordnung; die neuen Brandenburger exerciren alle Tage in der größten Kälte. Es ſind noch wenig Officiers dabey. Man ſagt, es würde ein Printzlich Regiment werden, und giebt es meinem Printzen Friedrich — Aber nein, der muß ein altes haben, wovon jeder Soldat ein Held iſt, und das ein Kleiſt commandirt, wie mein Kleiſt — Und ein ſolcher iſt nicht — Ergo mein Kleiſt ſelbſt.

Halberſtadt, den 7. December 1756.

Gleims Brief an Kleiſt aus Halberſtadt vom 29. Decbr. 1756.

Wie ſo lange, mein liebſter Kleiſt, wie ſo ſehr lange laſſen ſie mich auf ein Schreiben von Ihrer Hand warten. Hätten ſie etwa keine Zeit, ſo ſolten Sie mir wenigſtens nur eine Zeile, nur ein Briefcouvert ſchreiben, damit ich nur ſähe, daß ſie noch leben. Zwar haben die heutigen Altonaer Zeitungen mich einiger maaßen getröſtet, da ſie ſagen, die bisherigen Nachrichten aus der Gegend von Zittau wären falſch, aber andere Gerüchte wiederſprechen gar zu ſehr, und man glaubt aus verſchiedenen Umſtänden, als z. E. daß ihr Prinz bey Ihnen ſein ſoll, daß die Feinde eine Abſicht auf die Lauſnitz haben. Dieſen Abend komt die Dresdner Poſt. Hätte ich doch nur eine Zeile von meinem liebſten Kleiſt! Wie werde ich mich freuen, wenn der Briefträger mich um Mitternacht aus dem Bette klopft; denn er weiß, was er mir mit ihren Brief für Freude macht, und er bringt mir keine lieber, als die mit der Dresdniſchen Poſt. Ich habe ſeit Acht Tagen, das Zimmer hüten müſſen, aber ich würde für Freuden geſund, wenn ich ein Schreiben von Ihnen bekäme.

Ich habe einen böſen Hals gehabt, und ein böſer Schnupfen iſt auf den Magen gefallen, aber ſeit geſtern macht ein ſtarker Ausſchlag, daß ich mich ziemlich beſſer befinde. Da ich indeß oft allein und ohne Geſchäfte bin, ſo bitte ich nun deſto öfterer für ſie den Himmel:

---

*) Dieſe Zeitungsnachricht, wenigſtens die Antwort des Königs, wurde in der That als falſch bezeichnet. (Friedrich der Große S. 251).

Reddas incolumem, precor
Et serves animae dimidium meae.

Wie Horaz zu dem Schiff ſagte, das ſeinen lieben Virgil trug. Und wenn der Himmel mein Gebet erhört, und den Völckern den Frieden, mir aber meinen Kleiſt, wieder giebt, alsdenn mein Liebſter, müßen ſie ihren Gleim auch gewiß beſuchen. Ich denke oft nicht ohne Gram daran, daß wir bisher ſo ſelten zuſammen gekommen ſind. Ich habe einen kleinen Garten gekauft, den will ich für ſie zurecht machen, ich will Raſen für ſie darin zu ſanften Polſtern wachſen laßen, damit wir uns darauf lagern, und den Nachtigallen zuhören können, die häufig kommen werden, meinem Kleiſt etwas zu ſingen. Kommen Sie zu mir!

Longaque fessum militia latus
Depone sub lauru mea, nec
Parce cadis tibi destinatis.

Ich will den beſten Wein anſchaffen und wir, die wir von Wein und Liebe geſungen, aber wenig getrunken und wenig geliebt haben, wir wollen dann wenigſtens einmahl dem Bachus ein Opfer bringen und Freudenbecher leeren!

Mit allen Poſthörnern, und es gehen alle Stunden Couriere und Stafetten bey uns durch, erwarten wir wichtige Nachrichten, wo nicht aus Dresden, ſo doch aus dem Fränkiſchen. Denn es will jemand mit voriger Poſt daher zuverläßige Nachricht haben, wir wären mit 50/m Mann in Franken eingerückt. Leſen ſie doch in den heutigen Schreiben die abſcheuliche Declaration des Königs von Pohlen wieder ſeine Generalität! Zwei Drittheile ſeiner Armee hätten ſich ohne den geringſten Nutzen ſollen erſchießen laßen, ſo hätte er doch die Ehre davon! ſagt der König, der auf dem Königſtein ſitzt, und — plutôt je verrai périr moi et mon armée, das kan nur ein Friedrich ſagen, der ſich der Lebensgefahr mehr ausſetzt, als einen ſeiner Soldaten p. Aber ich muß ſchließen. Ich umarme Sie tauſendmahl und bin ewig Ihr getreuer Gleim.

Aus Gleims Briefe an Kleiſt. Halberſtadt, den 11. Mai 1757.

Aus Weſtphalen bekam ich geſtern von einem guten Freunde einen luſtigen Brief. Die Franzoſen ſcheinen es ſo böſe mit uns nicht im Sinne zu haben Wenigſtens ſagen die Fiſcheriſchen Räuber, denn ſie leben von Raub, ſie wären von den Preußen keine Feinde. Doch ſoll es mit der Belagerung Gelderns ein Ernſt ſeyn. Der franzöſiſche Miniſter Follard iſt nicht mehr in Caſſel. Erſt nach ſeiner Abreiſe ſind einige Caßelſche Regimenter zu der Alliirten Armee aufgebrochen, woraus erhellet, daß er beym Landgrafen nichts ausgerichtet.

Aus Gleims Briefe an Kleiſt in Leipzig.
Halberſtadt, den 10. Juni 1757.

Herr Leßing iſt alſo noch bei Ihnen? — Ich habe ſeinetwegen an Herrn Sulzer geſchrieben — Er hat mir auch ſchon geantwortet, einandermahl will ich ihnen ſagen, was. Denn ich habe ſein Schreiben nicht bei der Hand. Ich wolte mich wahrhaftig herzlich freuen, wenn Neuburg ſtürbe und Leßing würde, was er war. Grüßen ſie ihn tauſendmal und auch Herr Gellert — Wie ſchreibt man an Hr. Ewald nach London? Wo iſt die Adreſſe?

Die Mad. Weiß (S. 179, 190, 191) iſt ſehr glücklich, daß ſie meines Kleiſts Beyfall hat. Ich könnte ſie blos darum zur Frau nehmen, wenn ich es nicht für das gröſte Unglück hielte, eine Frau zu haben, ſo lange mein Kleiſt keine hat — Schreiben ſie mir doch bald wieder, mein lieber theurer alter Kleiſt, ich herze und küße ſie Millionen mahle und bin ewig

Ihr
alter Gleim.

Nachſchrift zu Gleims Briefe vom 10. Juni 1757.

Was macht Herr Leßing? Iſt ſein Oden Scelet, wie er es nennet, mit Fleiſch und Haut umgeben? — Ich möchte, daß er nach Berlin ginge, faſt nur deswegen, damit eine rechtſchaffene Ode auf unſern Friedrich gemacht würde. Es iſt ſchändlich, mit was für Zeuge man die großen Thaten beſchimpft.

Aus Gleims Briefe an Kleiſt. Halberſtadt, den 25. Juli 1757.

Das Corps, welches der Duc D'orleans (sic) commandirt, hat ſich in's Heſſiſche und auf Caßel gezogen; Göttingen iſt beſetzt, und die franzöſiſchen Officiere ſollen ſich mit den dortigen Muſenſöhnen, gar wohl vertragen, noch beßer mit den Mädchen! Aber ſie fodern unermeßliche Contributionen allenthalben, wo ſie hinkommen, und zwar auf zwiefache Weiſe. Die ordentlichen Landesabgaben für die Oeſtreicher, die außerordentlichen, oder, die man ſonſt Brandſchatzungen nent, für ſich ſelbſt; dieſe letzteren übertreffen aber die erſten weit, z. E. von der kleinen Stadt Minden 165/m Thlr. und weil ſie klug genug ſind dafür zu ſorgen, daß die außerordentlichen Abgaben ehe bezahlt werden, als die ordentlichen, ſo entſtehen daher viele Klagen der Oeſtreicher, welche unter Gottes Beyſtand ſchon noch das Reich unter ſich uneins machen werden. Iſt es indeß nicht ſchändlich, daß das heil. Römiſche Reich deutſcher Nation ſo viel hungrige Franzoſen bereichert, und ihren witzigen Betrug ſo theuer bezahlt? War es nicht genug, daß ſie unſern Witz Hohn geſprochen, ſo ſehr, daß ſich Gottſched bald darüber zu Tode geärgert hat; muſten ſie auch unſerer Tapferkeit trotzen? Wird nicht ein künftiger Bouhours die Frage unterſuchen: Ob ein Deutſcher auch tapfer ſein kann? — Aber genug. Sie ſehen indeß, was für ein deutſcher Patriot ich bin, und daß ich faſt darüber vergeße, ein Weltbürger zu ſeyn, der von allen Nationen diejenigen liebt, die rechtſchaffen ſind, und unter der franzöſiſchen Armee ſollen mehr liebenswürdige Officiers ſeyn, als unter mancher deutſchen. Ein gewißer guter Freund in Osnabrück ſpricht mit ſo vielem Lobe von den Bekanntſchaften, die er gemacht hat, daß man beynahe wünſchen ſollte, ſie näher kennen zu lernen.

Nach heutigen Briefen aus Böhmen ſollen wir in drey Corps getheilt ſeyn: der König mit 70/m Mann jenſeits der Elbe bei Leitmeritz, der Oeſtreichiſchen großen Armee gegenüber; alles ſoll wieder in Ordnung gebracht, und die Armee ſo voll Muth ſeyn, wie jemahls; gegen Schleſien ſollen zwey Armeen jede von 30/m Mann ſtehen, die eine unter dem Prinz von Preußen, die andere unter Prinz v. Bevern, aber die Gegenden ſind mir nicht genannt. Nach ihren verſprochenen Nachrichten, worunter die Aufſätze derer Herren von Schulenburg und von Golom (?) vornemlich mit gehören, verlanget mich ſo ſehr, daß ich mich nicht enthalten kan, um deren baldige Mittheilung zu bitten.*)

(Gleim an Kleiſt aus Halberſtadt den 19. September 1757.**)

Nun raſet Mars mit voller Wuth bey uns. Gottlob, daß die Unſrigen die Sieger ſind! Heut iſt die ganze Stadt ganz ausgelaſſen. Sie haben mir oft genug die Thaten unſerer Helden erzählt, mein lieber Selin; ich eile deshalb, mitten im größten Tumult, ein Gleiches zu thun. Die Herren Franzoſen hatten ſich im ganzen Fürſtenthum (Halberſtadt) ausgebreitet, alle Päſſe beſetzt. Das Fiſcherſche Corps war ſo dreiſt, weil kein einziger Soldat Widerſtand that, daß es bis unter die Kanonen von Magdeburg ſtreifte, und dem armen Landmann ſein Korn aus der Scheuer holte und ihn nöthigte, daſſelbe drei Meilen von hier nach Oſterwiek***) zu fahren. Noch geſtern früh ſahen wir an hundert Wagen in der Stadt, welche dieſe Helden im Triumphe fortführten. Aber geſtern haben die Unſrigen angefangen ſich ihnen furchtbar zu machen, denn wir haben ſie oft mit nicht gehöriger Achtung von dem Muth der Preuſſen ſprechen hören. Ein kleines Corps Freiwilliger vom Herzog Ferdinand (von Braunſchweig), und eine Schwadron Seidlitz'ſcher Huſaren haben den Grafen Luſignan, der ein Cüraſſirregiment als Obriſter commandirt, nebſt ohngefähr 300 Mann Infanterie in Egeln, 3 Meilen von hier auf der Straße nach Magdeburg, eben als die Leute aus der Kirche gekommen ſind und in einem vor der Stadt gelegenen Kloſter acht Stabsofficiere haben zur Tafel geben wollen, dergeſtalt plötzlich überfallen, daß nicht allein die Officiere, ſondern alle übrige Cavallerie und Infanterie zu Gefangenen gemacht worden ſind; die Huſaren haben unvergleichliche Beute gemacht. Der Herr Graf Luſignan hat ſehr ſchönes Silberzeug und unter andern zwei große Terinen gehabt und gleiche ſchöne Pferde und Maulthiere 14 Stück. Daß er nicht todt, ſondern nur gefangen, iſt mir recht lieb. Von allen Franzoſen, die wir bei uns gehabt, hatte er das ehrlichſte Geſicht und wo er mit ſeinem Regimente in Quartier gelegen, iſt nicht die geringſte Klage geweſen. Man ſagt, die Gefangenen wären nach Aſchersleben gebracht und würden nach Leipzig gebracht werden. Wäre das, ſo hätten Sie vielleicht Gelegenheit, ihm ſeine Gefangenſchaft zu erleichtern, er ſcheint es zu verdienen; und wäre es auch nur, weil er aus der Familie der Luſignans iſt, die einmal Könige von Jeruſalem geweſen*).

---

*) Hier ſchließt ſich nun in dieſem Briefe noch das an, was ich in Friedrich der Große und die deutſche Literatur S. 226 u. 227 über die Schlacht bei Colin nach einer Abſchrift bei Kleiſts Briefen an Gleim mittheilte. In Gleims Briefe iſt dieſe Mittheilung über die Schlacht von Colin von dieſem unterſchrieben. Bei der wohl von Gleim ſelbſt herrührenden Abſchrift hat dieſer einige Aenderungen, faſt nur im Ausdrucke vorgenommen. In der 3. Zeile der gedruckten Briefſtelle ſteht ergänzen für: vermehren. Ueber der 1. Zeile auf S. 227 iſt einzuſchieben: der König iſt im heftigſten Kartätſchenfeuer geweſen. In der 11. Zeile auf S. 227 iſt nach würde einzuſchieben: nachdem die feindliche Rechte in der Flanke geſchlagen wäre. Vier Zeilen weiter lies: verſichern einmüthig. Eine Zeile weiter: Canonen und Batterien.

**) Dieſer Brief iſt bereits gedruckt in „Johann Wilhelm Ludwig Gleims Leben. Von Wilhelm Körte. Halberſtadt, Bureau für Literatur und Kunſt. 1811.“ S. 87–89. Da indeſſen die nachfolgenden Kriegsbegebenheiten in Halberſtadt nicht vollkommen zu verſtehen ſein würden, ohne daß man ihn bei Körte nachgeleſen hätte, ſo möge wenigſtens dieſer wichtige Brief hier wiederholt gedruckt werden, wobei wir die von dem faſt niemals ganz getreuen Körte ausgelaſſenen Stellen nach dem halberſtädter Manuſcripte hinzufügen.

***) Städtchen an der Ilſe eine Stunde weſtlich von der Straße zwiſchen Halberſtadt und Braunſchweig, zugleich etwa 3 Stunden nördlich vom Brocken.

In was für ausſchweifender Furcht die Feinde ſind, beweiſt unter andern folgende Geſchichte: Ein einziger preußiſcher Huſar, welcher ſich vor dem Thor etwas verſpätet hatte, trifft auf fünf Cavalleriſten vom Fiſcherſchen Corps, welche recognoſcirt hatten, macht ſie alle fünf mit dem drohenden Säbel zu Gefangenen, und bringt ſie auf den Domplatz (in Halberſtadt), wo ich ſie ſelber geſehen. Alles kleine Geld, das der Huſar Beute gemacht hatte, warf er unter die Leute und ſagte: „Was ſoll ich mit dem Dreck? er drückt mir nur das Hemd entzwei."

Gleims Brief aus Halberſtadt den 17. October 1757**).

Ich ſoll das Epigramm auf Gellerts Tod***) niemand zeigen? Warum nicht? Ich will es ihm ſelbſt ſchicken. Es iſt ſo ſchön, daß Herr Gellert, wenn er noch krank iſt, davon geſund werden muß. Denn erſchrecken kan man ihn unmöglich damit. Er muß ſterben, und als Hypochondriacus, ſieht er alle Tage ſeinen Tod vor Augen, ob er gleich vielleicht noch nicht nahe iſt, welches ich von ganzen Herzen wünſche. Sie, mein liebſter Kleiſt, ſind ein ganz unvergleichlicher Mann! Und wenn ich ihnen das etwa ſchon zum tauſendſten mahl ſagte, ſo muß ich es doch thun. Ihr voriges liebſtes Schreiben iſt noch unbeantwortet, und ſie erfreuen mich dieſen Augenblick mit einen andern. Tauſendmahl umarme ich ſie dafür. Denn in der That ſolche Freunde ſind nöthig, wenn man im Tumult des Thraciers, der ſich bey uns recht eigentlich niedergelaßen hat, einiger maaßen bey Verſtande bleiben ſoll. O wäre ich doch jetzt bei dem Lappländer****), dem ſie das fürtreffliche Lied nachgeſungen haben, und ſähe den Jammer nicht, den der Krieg verbreitet und hörte nicht die Millionen Klagen des armen Landmann, der mit dem letzten Brot in der Hand die Wüſte ſucht. Laßen Sie uns mit ihm gehn, liebſter Freund! Vielleicht finden wir nach langer Wanderſchaft, im künftigen May eine Gegend, wo ich zu Ihnen ſagen kann:

Ha, dieſen Winkel
Freund, laß uns wählen
Und Hütten bauen!

Wie lieblich ſprudelt
Die kleine Quelle!

Welch einen Balſam
Haucht dieſer Winkel
Von tauſend Linden!
Welch eine Stille
Herrſcht hier im Thale!
Hier wohnt der Friede!

Ich muß noch einmahl von dem Epigramme auf Herrn Gellerts Tod ein Wort reden. Es gefiel mir ſo wohl, daß ich ſagte: Ich will den Hrn. v. Kleiſt bitten, daß er auf meinen Tod auch eins macht! Oder, damit er in die dazu nöthige Gemüthsverfaſſung geſetzt werde, will ich Herr Bevern bitten, ich ſei plötzlich geſtorben! — Aber als ich bedachte, in was für Gram ich meinen Kleiſt durch dieſen Betrug verſetzen würde, da verwieß ich mir ſo gar den Gedanken daran. Wie aber, mein liebſter Kleiſt, wenn ſie meine Grabſchrift dennoch machten? Ich ſchwere ihnen, daß ich deshalb nicht einen Augenblick ehe ſterben will. Sie ſind jetzo recht im Zuge etwas zu machen, worüber ich mich nicht genug verwundern kann. Aber es geht Ihnen, wie mir. Wenn ich gute Tage habe, mache ich nichts. Itzo, da ich in der That auf tauſendfache Weiſe, ein geplagter Menſch bin, itzt habe ich die Thorheit meine ſchertzhaften Lieder zu Corrigiren! Was meinen ſie, wenn ich obiges kleine Ding an die Stelle des Wortreichen: Wie lieblich ſprudelt dieſe Quelle! p. ſetze? Ich will geſchwinde ein paar Correcturen abſchreiben laſſen. Sagen ſie mir doch, wie ſie ihnen gefallen, und fragen ſie Herrn Leſſing darum, deſſen vier neuen Bänden ich mit groſſer Ungedult entgegenſehe. Er hat nicht unrecht, daß er mit ſeinen Arbeiten ſo geheim iſt! Denn in der That, es hilft nichts, daß man viel Criticos zu rathe zieht. Jeder Perſonalcharakter hat ſeinen ihm eigenen Ausdruck, an dem jeder anderer etwas auszuſetzen finden wird, wiewohl ich dem unbeſtimmten Geſchmack damit nicht das Wort reden will. Denn jenen Perſonal Charakter hat kein ſchlechter Scribent, und den unbeſtimmten Geſchmack findet man nur bey dieſen. In meinen ſcherzh. Liedern findet ſich ſo viel ſchlechtes, ſo viel überflüſſiges, und überhaupt ſo wenig vollkomnes im Geiſt Anacreons, daß ich es wohl nur ganz allein, dem unbeſtimmten Geſchmack, der der Herrſchende in Deutſchland iſt, zu danken habe, daß man Sie (sic) ſchön gefunden und nachgeahmt hat. Doch ſind die meiſten Nachahmungen in der That noch erbärmlicher! Geſtern laß ich einige in den bremiſchen Beyträgen, die nicht auszuſtehn waren! Nirgends iſt die edle Einfalt Anacreons, nicht allein des Ausdrucks, ſondern auch des Plans, darin*) zu finden! — Halten Sie mir dieſe Ausſchweifung zu gute; ſie iſt in die Feder gefloſſen, weil mir noch im Sinn lag, was für Lehren die ſchertzhafte Muſe, die zu mir zurück gekehret iſt, mich in dem itzigen Trübſal zu tröſten, mir geſtern Abend gab, als ſie den Beſuch des Fr.**) von dem ich Ihnen neulich geſagt habe, abwechſelte, und mich wieder zu mir ſelbſt brachte. Jener Fremde machte mir Bekantſchaft mit Msr. le Comte d'Allegrin, der mir das Alterthum ſeines Geſchlechts, in der Histoire de France du President Henault bewies vnd ein guter Mann zu ſein ſchien. Heute, Nachmittag will er einen berühmten Autor zu mir führen, Msr. de la Chassaigne, der viel theatraliſche Stücke, und die memoires du Comte de Benneston, gemacht haben ſoll. Da ich Ihnen von unſern andern Umſtänden nichts ſchreiben darf, ſo muß ich Ihnen wenigſtens dergleichen Kleinigkeiten ſchreiben! — Jene ſcherzhafte Muſe tröſtet mich noch beſtändig damit, daß unſer Held die ganze Laſt ſeiner Feinde überwinden werde. Von ſ.***) Auffenthalt wiſſen wir nichts. Ja von allem, was um und neben uns vorgeht, erfahren wir weit weniger, als ehedem, da die Scene des Krieges von uns entfernter war. Die Urſach iſt, weil man zu furchtſam iſt, ſich einander davon zu erzählen. Doch hört man von unſern

---

*) Guido von Luſignan heirathete die Tochter des Königs Amalrich von Jeruſalem, und wurde in Folge deſſen 1182 Stellvertreter ſeines erblindeten Schwagers Balduin IV. von Jeruſalem. Im Kampfe gegen Saladin bewährte er ſich nicht, ſchloß ein Bündniß mit den Muhamedanern, wandte ſich aber 1187 gegen Saladin und wurde von ihm geſchlagen. Zuletzt vertauſchte er Jeruſalem an Richard Löwenherz gegen Cypern und hier beſtand ein chriſtliches Königreich unter den Nachkommen ſeines Bruders bis 1473 fort. Ein General Luſignan kämpfte gerade 40 Jahre nach Abfaſſung dieſes Briefes von Gleim gegen Oeſtreich in Italien. Der letzte Luſignan-Cypern-Armenien (Leo) ſtarb 1876.

**) Dieſer hier vollſtändig mitgetheilte Brief findet ſich nur in einem ungenügenden Auszuge in Gleims Leben von Körte S. 92—94.

***) „Als man ihn todt ſagte." Kleiſts Werke von Körte. II. 1803. S. 38.

****) A. a. O. S. 58, 59 „Lied eines Lappländers. Leipzig im October 1757."

---

*) Durchſtrichen iſt und ſtand früher ſtatt darin „recht“.

**) Franzoſen.

***) Seinem.

Fremden, daß Er mit ſ. kleinen Armee, denn ſie ſoll in der That ſehr klein ſeyn, dem Pr. S. und Herzog v. H. ſehr viel zu thun macht. Prinz Ferdinand heißt es, ſtehe mit ſeiner ebenfalls kleinen Armee, noch immer bey Wansleben*), vier Meilen von hier, und habe Heimersleben**) zwei Meilen von hier auf dem Wege nach Magdeburg beſetzt. Wir, ehe wir von der erſtaunlichen Menge Generale, und Officiers, auf eine große Armee ſchließen können nicht begreifen, wie es möglich iſt, das im Angeſicht deſſelben zu thun, und nehmen es als ein gutes omen des Friedens auf. Wiewohl ich ſelbſt andere Gedanken davon habe. Die Utrechter Zeitung iſt hier nicht zu haben. Daher mich, wegen der Rußen, gedulden muß, biß andere Zeitungen, mir die Urſach des Rückmarſches ſagen. — Ich umarme Sie, theuerſter liebſter Freund, und wenn Herr Leßing bey Ihnen iſt, ſo umarmen ſie Ihn in meinem Nahmen. Ich bin ganz der Ihrige

Leander (Gleim).

Naſchrift 1 zu dem Briefe Gleims an Kleiſt vom 17. Oct. 1757. Sagen Sie nicht, daß eine Zeile von Ihnen bey mir verlohren werde! Ich hebe alles ſorgfältiger als Gold auf. Schicken ſie mir nur fein viel; plündert man, ſo will ich es allein zu retten ſuchen. Von wem darf ich meines Klopſtocks Porträt wiederfodern? Ich ſehe in den Zeitungen, daß der Kupferſtich fertig iſt.

Nachſchrift 2. Die Schilderungen aus der Natur und Sittenlehre habe noch nicht geſehen.

Brief Gleims an Kleiſt (Halberſtadt) den 7. Nov. 1757.***)

Auf einmahl haben uns unſere Gäſte verlaſſen. Geſtern früh brach der Duc de R. (Richelieu) und das ganze Hauptquartier auf, dieſen Morgen um 9 Uhr erfuhren wir mit Ankunft der leipziger Poſt, daß unſer großer Friedrich am 5. Nachmittags ſeine Feinde geſchlagen, aber Umſtände wiſſen wir noch nicht. Ich bitte Sie darum, liebſter Freund, geben ſie mir doch mit erſter Poſt Nachricht. Prinz Heinrich, ſagt man, ſey in die Schulter verwundet, und General Seydlitz todt, ſonſt aber ſey unſer Verluſt geringe; der König habe tauſend Krieges liſten nöthig gehabt, den Herren Hildburgh und Herrn Soubiſe, zum Entſchluß einer Schlacht zu bringen; ſeine Infanterie habe er hinter die Cavallerie verſteckt, und weil man ſich für Vierfach überlegen gehalten, ſo habe man endlich Muth bekommen; Nach Magdeburg hätten 30 Poſtillons den Sieg geblaſen. Wir haben alſo unſere Befreyung dieſem Siege zu danken, doch ſind wir noch nicht ganz frey, ſondern erſt dieſen Mittag iſt das fiſcherſche Corps bey uns eingerückt, hält ſich aber ganz ſtille. Meine Freude iſt um ſo größer, liebſter Freund, da mir meine Sorgen für meinen Kleiſt zugleich mit den Franzoſen verjagt ſind — Apollo weiß ſeinen Dichter ſchon zu beſchützen. Ehe er ihn in Gefahr kommen ließe, läßt er ſeinen Friederich eine Schlacht gewinnen — denn in der That Apollo mag zu dem Gewinne dieſer Schlacht ſo viel gethan haben als Mars. Wäre ich der Grenadier, der die Siegeslieder ſingt, ſo würde ich den Apoll gewiß mit ins Spiel bringen.*)

---

*) Wansleben (mit Station Blumberg an der Magdeburg-Halberſtädter Eiſenbahn)

**) Hadmersleben. S. über dieſe jetzige Eiſenbahnſtation zwiſchen Oſchersleben und Wanzleben meine Feldgarben S. [illegible].

***) Auch von dieſem hier vollſtändig mitgetheilten Briefe Gleims befindet ſich ein kurzer ganz ungenügender Auszug in Gleims Leben von Körte S. 94, 95.

Am 16. (October 1757) iſt der König bei Ihnen (in Leipzig) geweſen, er hat einige Profeßores zu ſich kommen laßen, unter andern den großen Gottſched, er hat mit ihm von den Poeten der Deutſchen geſprochen — Ihre Maj. haben wohl meinen Cato nicht geleſen, und meine Ueberſetzung der Iphigenie! — Der Iphigenie? Ja. Ey! Herr Profeßor hol er ſie doch, wir wollen ſehen, wie er ſie überſetzt hat.

Der weitgeſpaltne Herr erreichte bald ſein Zimmer,
Er komt zurück, und bringt Text und Ueberſetzung.

Der König liſt — Ma fille — Herr Gottſched lißt die Ueberſetzung, Mein Kind Mein Kind? fragt der König — und giebt ihm das Buch zurück; das iſt ſchlecht, ſie verſtehn die Sprache der Könige nicht — Schreiben ſie mir doch. ob dies Geſpräch des Königs mit Gottſched wahr oder erdichtet iſt — Man ſagt auch der König hätte wollen Bücher kaufen, aber der Buchhändler hätte den Laden nicht öfnen wollen, weil es Sonntag geweſen wäre — das muß wohl dem König gefallen haben, daß die Leipziger Kaufleute ſo wenig intereßirt ſind! — Mit dem Profeßor Böhm ſoll er ſich lange unterhalten haben — Warum aber nicht mit Gellert und Leßing?

Ich habe in den letzten vierzehn Tagen noch mit vielen Franz. (Franzoſen) Bekanntſchaft gemacht, ein Chevalier de Redmond, der in Paris wegen ſeines Mahlerey-Cabinets berühmt iſt, und eine große Bücherkenntniß verrieth, brachte mich kurz vor der Abreiſe noch um 4 meiner Lieblingsbücher, beſonders um des Rolli Traduzzione d'Anacreonte, die mir vielleicht Herr Weiß wieder ſchaffen kan — Adieu, mein theureſter, liebſter Fr. Grüßen Sie den lieben Leßing, dem ich mit nächſter Poſt ſchreiben werde, und erfreuen Sie bald durch ein Schreiben Ihren Damon (Gleim.)

Nachſchrift zu dem Briefe vom 7. Nov. 1757. Die Franz. haben 3 Geißeln mitgenommen, wegen der 200/m Thlr., die wir geben ſollen. Ihr Hierſeyn hat uns ohne Vergrößerung 2 Millionen gekoſtet. Denn ſie haben uns alles Getreyde genommen, daß wir verhungern müßen, wenn ſich unſere Nachbaren nicht über uns erbarmen, und ſo viel Geld, daß wir keine tauſend Thlr. mehr aufbringen können.

Aus Gleims Briefe an Kleiſt, Halberſtadt 10. Nov. 1757.

Die Folgen des großen Sieges (bei Roßbach) haben Sich ſchon biß zu uns erſtreckt. In der Nacht vom 5. bis zum 6. kamen Couriere über Couriere. Am 6. früh brach ſchon alles auf, und des Abends hörten wir von unſern Feinden daß etwas wichtiges vorgefallen ſey, und merckten, daß es zu unſerm Vortheil ſeyn müße. Am 7. früh brachte die halliſche Poſt uns die erſte Zeitung, und ſeit dem ſehen wir der umſtändlichen Nachricht mit größtem Verlangen entgegen. Indeß wurden wir ehegeſtern alle unſere Gäſte loß — und nur der ohnmächtige Steinklumpen, der Regenſtein genannt, ſoll noch beſetzt ſein.

---

*) Dies iſt gewiſſermaßen geſchehen. Vergl. den Schluß des Siegesliedes auf die Schlacht bei Roßbach in der Ausgabe der preußiſchen Kriegslieder von 1756 und 1757, Berlin 1778, S. 61, 62:

Wenn er im Schooß des Friedens ruht
Mit Lorbeern vollem Haupt

bis zu Ende.

Nachſchrift zu Gleims Briefe an Kleiſt vom 10. Nov. 1757.

Wegen der Klopſtock'ſchen geiſtlichen Lieder haben ſie vollkommen recht. Er kan ſie ohnmöglich gemacht haben, und unſer Herr Gott kan ſie ohnmöglich erhören! Ich habe mir rechte Mühe gegeben, Geſchmack daran zu finden, aber es iſt nicht möglich geweſen.

Aus Gleims Briefe an Kleiſt, Halberſtadt den 14. Nov. 1757.

Unſer großer Friederich iſt wieder bey Ihnen zu Leipzig geweſen. Den Augenblick leſe ein Schreiben von dem Grenadier*), der die Siegeslieder geſungen hat — Er iſt lauter Muth, lauter Dithyrambus — Wir ruhen nicht, ſagt er, die Fr. (Franzoſen) müſſen fort, oder ſie ſollen alle auf dem Bajonette tanzen. Zwölf Mann hoch lagen ſie, wir ſtampften über ſie her, ſie lagen auf den Bäuchen, und baten Pardon**); wir gaben ihn, du magſt leben, du Hund! aber ehre die Preußen — Der Teufel ſoll die Hunde holen Wenn ſie noch einmahl meine Scheune plündern — In ſolchen Thon lautet ſein Schreiben von einem ganzen Bogen — Wenn es wahr iſt, was er ſagt, ſo müſſen nicht Eintauſend Todte, ſondern Zehn tauſend auf dem Platz geblieben, und zwanzig tauſend gefangen ſeyn.

Die meiſten Flüchtigen ſollen den Weg über Nordhauſen durch die Grafſchaft Hohenſtein 6 à 7 Meilen von uns genommen haben, und man glaubt, daß ſie ſich bey Göttingen ſetzen werden. — Unſer Schickſahl iſt bey alle dem noch nicht entſchieden, denn erſt heute ſind Fr. (Franzoſen) bey uns geweſen und haben uns mit 40/m M. bedroht, wiewohl ich nicht glauben kan, daß ſie Luſt haben werden, noch einmal Schläge zu holen.

Gleims Brief an Kleiſt aus Halberſtadt vom 3. Dec. 1757.***)

Morgens 4 Uhr.

Theuerſter liebſter Freund,

Indeß daß mein Kleiſt einen
Schlaf ſchläſt, leicht wie der Aether!

Tauſendmahl bitte ich Sie um Vergebung, daß ich ihren liebſten Brief vom

---

*) Gleim hielt die Fiction, daß ein wirklicher Grenadier die Kriegslieder geſchrieben habe, ſcherzhaft auch im Briefwechſel mit Leſſing und Kleiſt feſt, welche für ihn die Herausgabe dieſer Lieder beſorgten.

**) Auf ihrem Bauche lagen ſie,
Und baten Leben. Ha!

Roßbacher Siegeslied in den Kriegsliedern, Berlin 1778, S. 60. Obiges macht recht klar, wie die von Leſſing herausgegebenen Kriegslieder Gleims von dieſem geſchrieben wurden, und obgleich Gleim ſich gewiß kein Gewiſſen daraus gemacht haben würde, einmal ein fremdes Gedicht unter die ſeinen aufzunehmen, widerlegt es doch die ſonderbare Behauptung, daß Gleim nicht der Verfaſſer der älteren Kriegslieder ſei. Wenn er wirklich das in dieſem Auszuge aus ſeinem Briefe vom 14. Nov. 1757 erwähnte Schreiben eines Grenadiers erhalten hatte, ſo lieferte ihm daſſelbe zum guten Theil die Materialien zum roßbacher Siegesliede und dient daher als allgemeiner Beleg zu dem, was ſchon „Friedrich der Große und die deutſche Literatur" S. 59 und 226 über die Entſtehungsweiſe der Grenadierlieder geſagt iſt. In der Handſchrift ſeines Briefes an Kleiſt vom 6. Jan. 1758 bezeugt übrigens Gleim ausdrücklich: „das Siegeslied nach der Schlacht bey Roßbach iſt in der That nichts anderes als der Brief eines Grenadiers in Verſe gebracht."

***) Dieſer hier vollſtändig mitgetheilte, für die Geſchichte von Halberſtadt ſo wichtige Brief iſt in Gleims Leben von Körte ganz unberückſichtigt geblieben.

20. November ſo ſpät beantworte. Die Unruhen, in welchen wir uns bisher befunden, ſind Schuld daran. Man hat nicht einen Augenblick zu ſich ſelbſt kommen können. Nun, da unſere lieben Preußen wieder bey uns ſind, nun lebt man wieder auf. Am Montage verließen uns die Turpinſchen Huſaren, vermuthlich weil ſie von der Ankunft der unſrigen Nachricht hatten. Den Dienſtag ſtellte ſich ein Commando von Ihnen (sic) wieder ein, und bemächtigte ſich zweener Kriegsräthe, die es mit fortſchleppen wollte. Kaum aber waren Sie (sic) vor dem Thor, als unſere rothen Huſaren zum Vorſchein kamen; Wir wußten von ihrer Ankunft nicht das geringſte. Es ward ein entſetzl. Lärmen. Man hörte Schuß auf Schuß. Ich ſelbſt lief auf den Thurm und ſah 12 rothe Huſaren mit etlichen Vierzig blauen im Handgemenge. Die Kriegesräthe befanden ſich lange Zeit in der Mitte beyder Partheyen, endlich kamen ſie den unſrigen nahe und entwiſchten. Die rothen Helden verfolgten aber die blauen, einer war ſo verwegen, daß er in die geſchlagenen Vierzig mit dem Säbel in der Fauſt einhieb, mit dem Pferde ſo gleich wieder einen Satz zurück that, aber zum Glück ſtürzte. — Die blauen wolten ſich des Pferdes bemächtigen, aber die Cameraden des rothen zugen*) auf ſie ein, befreyten ihn und ſein Pferd, machten fünf Gefangenene, bekamen 4 Pferde und hatten weiter keinen Verluſt, als daß 1 Pferd bleſſirt wurde. Die fünf Gefangene wurden von tauſend Menſchen in die Stadt geführt, und ach! Wie viel Siegeslieder ſang der Pöbel! — Sie müſſen mir nicht übel nehmen, mein liebſter Kleiſt, daß ich von ſo kleinem Kriege, ſo viel Weſens mache — und faſt darüber vergeſſe, an die neue breſlauiſche Schlacht zu gedenken, wovon Sie mir in Ihrem letzten Nachricht geben. Mit größter Ungeduld warten wir auf die Beſtätigung, da wir verſchiedene widerſprechende Nachrichten erhalten haben. Die Neueſten ſind unter'm 29. Nov. von Berlin. Es heißt da, die Oeſtreicher wären vom 22ten bis 25ten 13 mahl von den unſrigen repouſſirt, und an dieſem letzten Tage gänzlich zerſtreuet, und ein völliger Sieg von uns erfochten worden. 8000 Feinde wären auf dem Platz geblieben. Von unſerer Seite wären die Generale**) . . . , Kleiſt und . . . tod, welche beyden letzten mir ſehr nahe gehen würden, der eine wegen ſeines Nahmens, der andere, weil ich ſo viel Vergnügen in ſeinem Hauſe gehabt habe. Aber zu gleicher Zeit ſchreibt der Hr. von Kannenberg***), Oberhofmeiſter der Königin, nichts davon, ſondern bricht vielmehr, wieder ſeine Gewohnheit, in den chriſtlichen Seufzer aus: Gott gebe bald beſſere Nachrichten aus Schleſien! Nimmermehr will ich hoffen, daß Bevern eine Colliniſche Tragedie wird geſpielt haben. Nein, das will ich nicht hoffen. — Wieder dieſen Cannenbergiſchen Seufzer ſind auch ſo viel zuverläſſige Nachrichten. Unſer General Hülſen hat aus Wittenberg poſitiv geſchrieben, die Oeſtreicher wären totaliter geſchlagen. Ich muß abbrechen, mein Liebſter, ich reiſe dieſen Morgen 5 Uhr mit dem Herrn Dohmdechant nach Blanckenburg****) zu dortigen braunſchweigiſchen Herrſchaften. Ich umarme Sie tauſendmahl und bin ewig Ihr

lieber Gleim.

---

*) Sprachforſcher wollen dies ſtarke Imperfektum nicht überſehen.

**) Zwei der hier folgenden Namen ſind unleſerlich.

***) Wohl derſelbe, dem ſich Klopſtock, wie es ſcheint, zu nähern ſuchte. Friedrich der Große und die deutſche Litteratur S. 145.

****) Blankenburg war neutral und Aufenthaltsort des braunſchweigiſchen Hofes. Näheres bei Archenholz Potthaſt 7. Aufl. S. 89.

Nachſchrift zu Gleims Briefe vom 3. Dec. 1757.

Schreiben Sie mir ja bald wieder liebſter Freund. Dem Hrn. von Brand und Hrn. Leſſing bitte mich beſtens zu empfehlen. Herr Leſſing, ganz gewiß kein anderer, hat mir eine fürtreſſliche Gärtner-Idylle geſchickt, die keinen andern als ihn oder meinen Kleiſt zum Verfaſſer hat. Ich bin recht böſe, daß ich nicht noch einen Augenblick Zeit habe ihm zu ſagen, wie fürtreſſlich ſie iſt; aber ich will es verſparen, bis ich ihm das luſtige Siegeslied ſchicken kan, daß er von dem Grenadier verlangt hat, fertig iſt es, er (der Grenadier) hat mir ſchon dreyßig Strophen davon (von dem Roßbacher Siegesliede) überſchickt.

Aus Gleims Briefe an Kleiſt, Halberſtadt d. 19. Dec. 1757.

Ich bin Ihnen für die Nachricht wegen des Befehls an unſern General ſehr verbunden. Er hat gute Würckung gehabt, und ich habe meine Wette gewonnen. Nach den Erzählungen von den groſſen Begebenheiten in Schleſien, würde es nicht wohl abſtechen, wenn ich Ihnen erzählen wolte, daß unſere hieſigen Helden, unter Anführung — — (ich weiß den Oberſten nicht — aber der Graf Henckel, den Sie ohne Zweifel ſehr gut kennen, iſt dabey geweſen) den franzöſ. Partisan le Negre mit 150 Mann zu Dedeleben*) gefangen genommen, ohne Schuß, und Schwerdſchlag. —

Aus Gleims Briefe an Kleiſt, Halberſtadt 23 Dec. 1757.

Das Roßbachiſche Siegesl. habe ihnen nicht gedruckt ſchicken können. Mich dünkt ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß der halliſche Druck nicht vor ſich gegangen. Der Buchhändler ſolte dem Grenadier hundert Exemplare geben, das wolte er nicht, vermuthlich weil Herr Prof. Meyer nicht viel Weſens von dem Liede gemacht hat, wie ich aus ſein. Brief gemerkt habe — Laſſen ſie es alſo ſo oft drucken als ſie wollen. Es hier zu thun, hatte ich einige Bedenken. Sonſt war ich willens einen Spaß zu machen und an alle Regimenter, die bey der Schlacht geweſen, für jeden Capitain ein Exemplar zu ſchicken! Welches ſind alle Regimenter, die bey Roßbach geweſen, und wie heiſſen ihre Chefs? Vielleicht kann ich von dem Druck für baare Bezahlung ein paar Exemplare bekommen? Der junge Klopſtock iſt ein Brandenburger und darf ja wohl die Exemplare debitiren. Mich verlangt zu ſehen, wie ſie den Feldm. Keith an die Stelle des Pr. Heinrich hineingebracht haben!**) Es iſt wahr! die Zweideutigkeit hat nicht den geringſten Grund, aber man muß ſie doch auch dummen Auslegern nicht preisgeben. Wenn es noch Zeit iſt, liebſter Freund, ſo laſſen ſie doch die Zeilen: Zu ſchlagen einen andern Feind ſo drucken: Zu ſchlagen unſern groſſen Feind. In dem erſten Aufſatz ſtand ſo, und ich finde es jetzo daß es beſſer iſt als jenes. Auch wäre mir lieb, wenn ein Tag des Druckes, vor den letzten Schlachten, als den 12. November 1757, und ein Druckort in der Gegend von Roßbach z. E. Merſeburg auf dem Titel bemerkt würde.

---

*) Dedeleben liegt im halberſtädtiſchen hinter dem Huy unweit des Kiebitzdammes im Oſchersleber Bruche. Eiſenbahnſtation Jerxheim.

**) Vergl. Fr. d. Gr. u. d. d. L. S. 68, 69, wo es noch zweifelhaft bleiben mußte, für welchen Namen der Name Keith eingeſetzt war. Es hatte alſo Heinrich da geſtanden.

Schicken ſie doch auch, etwa unter Herrn Leßings Couvert dem Grafen Henckel hieher ein Exemplar vom roßbacher Siegesliede. Ich möchte gern ein unverdächtiges Urtheil von ihm darüber hören! Er ſcheint viel franzöſiſche Lectüre zu haben, von Teutſchen aber nur Haller zu kennen, doch hat er mir auch Gellert genannt und Rabenern und Roſten. Bey unſern Helden, den Prinzen Wilhelm und Heinrich muß er in großem Anſehn ſtehn, er ſoll mir hernach ein Exemplar an den Prinzen Wilhelm ſchicken, von dem ich kürzlich ein paar Briefe geleſen habe, die Cicero nicht beßer hätte ſchreiben können, nicht Sevigné!

Aus Gleims Briefe an Kleiſt vom 26. December 1757.*)

In dem Bericht, den man mir von Berlin geſchickt hat, über die Belagerung und Uebergabe von Breslau ſteht ein Zug, der unſerm Friedrich Ehre macht, wie alles was er thut. Die Generals nemlich, ſtellen ihm vor, daß kein ander Mittel ſey, als Breslau mit Gewalt anzugreifen. Er weigert ſich lange, endlich giebt er ſein Fiat, reiſt aber Augenblicks ab, um dem Trauerſpiel nicht mit zu zuſehen, nachdem er noch alle mögliche Verſchonung ausdrücklich befohlen. Schweidnitz und Lignitz, wo noch ſtarke Garniſonen ſeyn ſollen, ſind bloquirt, und Ziethen ſteht als Verfolger der Flüchtlinge in Mähren, Moritz iſt Feldmarſchall. Wenn die Helden ſich noch einmal ſo ſchlachten, wie am 22ten und 5ten, ſo werde ich bald in den Zeitungen leſen — Kleiſt, Gleims Freund iſt Feldmarſchall!

Sagen Sie mir doch bald, wie Ihnen jenes loboſitziſche Lied gefällt, und wie es unſerm Leßing nicht gefallen hat! Der Grenadier ſingt ſeine Lieder, dunckt mich mehr für Kleiſt und Leßing, als für alle Helden, die er beſingt. Denn wenige, oder Keiner, wird ihn leſen oder verſtehen, wie ſie. Was für ein Siegeslied, wenn es der Schlacht bey Liſſa würdig ſeyn ſoll!

Stolz wie der Ungar, der geflohn
Beſcheiden, wie er Kleiſt

Stolz, aber minder ſtolz, als er,
Beym Glück, in ſeinem Krieg
Fürtrefflich, nicht fürtrefflicher
Als der erfochtne Sieg!

Hoch wie des Adlers Sonnenflug
Voll Gotteswunder, hoch!
Stark, wie der Krieger, welcher ſchlug,
Sanft, wie der Friede, doch.

Wahr, daß ſelbſt Feind den Sänger preiſt
Gott dankend wie ein Chriſt
Erhaben, wie des Helden Geiſt
Der Ueberwinder iſt.

Kühn, wie der Löwe von ſich ſchaut
In Königlichem Gang
Wie kriegriſche Trompete laut
Erſchalle mein Geſang!**)

Aus Gleims Briefe an Kleiſt. Halberſtadt, den 29. Jan. 1758.

Geben ſie mir doch von Ihre und Herrn Leßings Muſe wieder etwas zu leſen, damit mein Aerger***) unterbrochen werde. Fragen Sie doch Herrn Leßing

---

*) Eine andere Stelle daraus in Körtes Leben Gleims S. 99.

**) Hier [illegible] zwar nicht der Brief, aber in demſelben das Gedicht auf die Schlacht bei Liſſa (5. December 17[illegible]) ab. Man vergleiche den Anfang deſſelben in dieſer Faſſung mit dem Anfange deſſelben in den preußiſchen Kriegsliedern. Ausgabe von 1778 S. 65.

***) Es iſt dieſes der bei Körte S. 106—109 zwar nicht genau, aber doch, ſo weit er die Plünderung von Halberſtadt im Jahre 1758 erzählt, ziemlich vollſtändig mitgetheilte Brief. Körte datirt ihn gleich vom 30. Januar, um aus den nächſten Briefen noch einiges nachtragen zu können. Der wer der Verfaſſer von dem Recueil de quelques poesies nouvelles iſt? Er ſoll ein Preuße ſeyn, und iſt wehrt einer zu ſeyn. Leſen ſie es gleich, wenn ſie es noch nicht kennen. Die Ekloge: Les fleuves hat mir inſonders gefallen.

Aus Gleims Briefe an Kleiſt. Halberſtadt vom 23. Januar 1858.*)

— Die Frage aber: Was macht der ehrliche G. J. (General Juncken)? Warum läßt er durch ſeine Reiterei nicht vorher recognoſciren, ehe er ſich zurückzieht? laßen Sie ſich durch den Graf H. (Henkel) beantworten. Denn er iſt allerdings hier geweſen. Er war Abends vor dem fatalen Eilften bis acht Uhr bey mir, Wir ſprachen noch viel miteinander, ich ſagte, die franzöſiſche Infanterie iſt wohl die ſchlechteſte in Europa, mich wundert, daß der Marſchall von Sachſen, deßen rêveries ich eben geleſen hatte, ſo groſſe Dinge damit gethan hat. Wir ſprachen von unſern Umſtänden, er ſagte, Wir haben doch nun tauſend Pferde! (Das Leib Regiment Cuiraßier nemlich, die Meineckſchen Dragoner, und an 100 grüne und rothe Huſaren) Wir hatten das ganze Junckenſche Regiment, und ein Batallion von Salmuth ſtand 2 kleine Meilen von hier zu Quedlinburg — Machen Sie nun ſelbſt den Ueberſchlag, ob wir nur 1200 Mann gehabt haben. Der geringſte Bürger bey uns wird aus den Umſtänden, die er weiß, demonſtriren daß — doch, liebſter Freund, ich habe mich ſchon genug geärgert! Was für Freude für einen Patrioten, wenn, welches ſo leicht war, unſere Preußen Ueberwinder geweſen wären, was für verlohrene Freude! Ich möchte den, der daran Schuld iſt, in einem Liede ſchlagen! Der Graf H. (Henkel) muß nicht haben durchdringen können. Oder muß ſich geſcheuet haben, die Verantwortlichkeit auf ſich zu nehmen, im Falle etwas unglücklich abgelaufen wäre, welches er nicht nöthig gehabt hätte, zu befürchten, da Er auf zehn Eiskalte Fr. (Franzoſen) gar wohl einen warmen erſt aus dem Bette gekrochenen Pr. (Preußen) rechnen konte. Man ſpricht allerley über den Unwillen einiger Officiers über den G. J. (General Juncken) vornemlich auch des Gr. H. (Grafen Henckel, welcher den Prinz H. (Heinrich) einen Bericht nach der Wahrheit abgeſtattet haben ſoll. Iſt es an dem, ſo wird es ſich bald zeigen.

Gleim an Kleiſt. Halberſtadt, den 25. Januar 1758.

In ihrem letzten Schreiben, l. Fr., ſagten Sie, man müſte nun wieder Satyren auf Gottſched machen, Sehn ſie hier**) ein halbes Dutzend die von Braunſchweig hieher angekommen ſind! Vielleicht hat ſie Zachariä gemacht; wiewohl ſie könten noch wohl etwas beßer gerathen ſeyn, wenn ſie von ihm wären. Ich weiß nicht, ob ich mich jemals werde überwinden können, den Stümper, der meinen Nahmen auf eine ſo ſchändliche Weiſe, im abſcheulichſten Verſe, in des Königs Ohr hat tönen und knarren laßen, (weil man von Gottſcheds Verſen nicht ſagen

---

„Aerger" Gleims bezieht ſich auf das ſchlechte Benehmen des preuſſiſchen Generals Juncken in Halberſtadt. Ausgelaſſen hat Körte die Stelle „Mich verlangt ſehr den Grafen H. (Henkel) zu ſprechen. Er war den Abend vor der Tragedie bis um 8 Uhr bey mir, wuſte aber noch von nichts. Des Nachts um 12 Uhr ward ich die erſte Bewegung der Garniſon gewahr!"

*) Vergl. die vorige Anmerkung.

**) Den Briefen Gleims an Kleiſt nicht beigebunden.

kan, daß ſie tönend der Satyre würdig zu ſchäzen, und wenn er auch zehn mahl das Glück hätte mit dem großen Friedrich zu ſprechen.

Nicht Friedrich, nicht Apoll giebt ihm Vernunft
Duns bleibet Duns, in ſeiner Schöpſen Zunft.*)

Mit dieſem Zeuge, muß ich Abſchied nehmen, liebſter Freund. Es ſchlägt achte, und dann müſſen die Briefe auf der Poſt ſeyn. Ich umarme Sie und bin ewig

Ihr Freund
Selim.

Abſchrift aus der Magdeburgiſchen privelegirte Zeitung Anno 1758 vom 14. Februarius. Dienſtag No. 19.

Magdeburg 14/2.

Soeben erhält man die zuverläſſige Nachricht, daß der Regenſtein ſich ehegeſtern um 12 Uhr Mittag ergeben habe, ohne daß von beiden Seiten ein Schuß geſchehen; die auf demſelben befindliche Mannſchaft à 86 Köpfe ſind zu Kriegsgefangenen gemacht worden, und hat beſtanden in:

1 Obriſtlieutenant
1 Capitain
2 Lieutenants
2 Commiſſairs des vivres
9 Unterofficiere
2 Tambours
68 Gemeine
1 Feldbäcker.

Dabei iſt uns zur Beute geworden: 9 Kanonen, 6 Feldſchlangen nebſt vielen Kugeln, Pulverfäſſer und anderen Sachen wovon man die ſpecifica Liſte nächſtens gewärtig iſt. Nachdem die Franzoſen Halberſtadt verlaſſen, ſo hatten unſere Truppen in der Gegend von Aſchersleben eine Art von cordon gezogen. Doch dieſe waren nur Zurüſtungen zu einem dessein, das der Herr Oberſt von Tauenzien ſo geſchickt ausgeführt hat. Es beſtand nämlich darin, die Franzoſen in Hornburg und da herum zu überfallen und ſich hernach in Halberſtadt feſtzuſetzen. 2 Detachements Huſaren von Seidlitz und Szeculi, das Leibregiment, einige Eskadrons Dragoner von Meinicke und 5 Batallions Infanterie zogen ſich auf der Seite der Huyberge neben Halberſtadt weg. Ein Batallion von Anhalt Deſſau aber ging den 31. Januar auf Halberſtadt. Die Huſaren trafen zuerſt und zwar noch in der Nacht um 12 Uhr zu Beſten**), eine Patrouille feindlicher Huſaren von Turpin an, nämlich 1 Offizier und 6 Gemeine. Dieſe wurden aufgehoben; folglich konnte die Garniſon zu Hornburg von unſeren Anmarſch nicht avertirt werden. Als unſere Truppen darauf den 1. Februar des Morgens frühe zu Hornburg ankamen, ſo umgab unſere Cavallerie und Huſaren die Stadt, und die Infanterie drang an 2 Orten hinein; auf der einen Seite ging ſie durch einen Kirchhof und auf der andern Seite erſtieg ſie die Mauern mit Sturmleitern. Dieſes ging ſo ſchleunig und ſo ſtill zu, daß ſelbſt die Garniſon in der Stadt nichts merkte. Die Meiſten lagen im Bette und die ganze Garniſon von 300 Mann, theils Turpinſche Huſaren, theils Infanterie von Royal Bavière wurde ohne einen

---

*) Dieſes Epigramm, das übrigens ſpäter durchſtrichen wurde, iſt ohne Zweifel von Gleim.

**) Beſtheim, 6 Stunden von Halberſtadt am Fallſtein.

Schuß zu thun zu Gefangenen gemacht. Darauf rückten unſere Huſaren nach Schladen.*) Allein, da allbereits in einigen Garniſonen Lärm war, ſo konnten ſie darauf nichts unternehmen, zumal der Ort an ſich einige Vertheidigung hat. Unſere Huſaren konnten deutlich ſehen, wie allbereits verſchiedene Regimenter, die den Anmarſch der preußiſchen Regimenter vernommen hatten, nach Wolfenbüttel zogen. Unterdeſſen kam ein Detachement Turpinſcher Huſaren von Vienenburg*) ſo von dem, was zu Hornburg vorgegangen war, nicht wußten und daſelbſt ein Detachement ablöſen wollten. Als ſie aber mit Kanonen begrüßt wurden, ſuchten ſie ſchleunig ihren Rückweg; doch unſere von Schladen zurückkommenden Huſaren trafen ſie noch auf dem Wege und begleiteten ſie, nachdem ſie viele niedergehauen und die übrigen blutig nach Hauſe geſchickt hatten. Darauf zog unſere Infanterie nach berichteter Expedition aus Hornburg. Der Reſt des Turpinſchen Huſarenregiments machte Miene uns zu verfolgen und poſtirte ſich auf einem Berge in 8 verſchiedene troups. Unſere Huſaren, die ihnen in dieſer Poſition nichts anhaben konnten, indem ein defilé dazwiſchen war, ſtellten ſich, als ob ſie vor ihnen wichen, bis ſie die feindlichen Huſaren über das defilé und eine kleine Brücke gelockt hatten. Darauf wendeten ſich unſere Huſaren auf einmal, theilten ſich in 2 troups und hieben von 2 Seiten ein. Hier nun kamen die Feindlichen ſehr ins Gedränge, indem ſie ſich bei der Brücke ſtopften. Die grünen Huſaren hieben von der rechten Seite, die rothen hingegen von der linken und die Dragoner hinten in der Mitte auf ſie ein, ſo daß wohl 30 theils todtgehauen theils hart bleſſirt wurden. Hernach zogen ſie ſich wieder zur Infanterie und ſo nach Halberſtadt. Den 1. Februar Mittags brachte man die zu Velten aufgehobenen 11 Mann und des Abends die zu Hornburg gefangenen 300 Mann nebſt einigen Wagen feindlicher Bleſſirten zu Halberſtadt ein. Den 2. wurden ſie hierher transportirt. Wir haben bei dieſer Expedition wenig und faſt nichts gelitten. Nachmittags rückten die 6 Bataillone Infanterie in Halberſtadt ein.

Magdeburger Zeitung No. 25 vom 28. Februar 1758.

Magdeburg 28. Februar. Dienſtag.

Zuverläſſige Nachrichten aus dem Halberſtädtiſchen melden, daß den 24. dieſes, des Morgens in aller Frühe unſere tapferen Huſaren und Dragoner abermals einen großen Schwarm Huſaren von dem Fiſcheriſchen Corps in Schladen überrumpelt haben. Viele ſind vom Feinde niedergehauen und Folgende zu Kriegsgefangenen gemacht, welche geſtern allhier eingebracht worden, als: 1 Lieutenant, 2 Wachtmeiſter, 1 Trompeter, 19 Gemeine, Summa 23 Mann. Ueberdem ſind unſern Huſaren und Dragonern 17 Pferde mit völliger Equipage zur Beute geworden.

Unſererſeits iſt kein Mann geblieben oder verwundet worden.

---

*) Jetzt Eiſenbahnſtation zwiſchen Wolfenbüttel und Harzburg.

Magdeburger Zeitung No. 30 vom 11. März 1758.

Halberſtadt vom 4. März.

Nachdem in der Nacht vom 23. Februar die zu Schladen im Hildesheimſchen gelegenen Fiſcherſchen Huſaren von unſern Dragonern unter Commando des Herrn Majors von York überfallen, außer einigen Todten und Bleſſirten 1 Lieutenant und 23 Gemeine gefangen und das übrige zerſtreut worden, ſo hat der Feind des folgenden Tages bereits angefangen alle Vorkehrungen zu einer ſchleunigen Retraite aus den zunächſt belegenen Orten und Städten und ſelbſten in den Feſtungen Wolfenbüttel und Braunſchweig zu machen. Auf die deshalb eingelaufenen Nachrichten laſſen des Prinzen Heinrich Königl. Hoheit ſofort die Truppen bis an die Ocker fortrücken und am 25. Dieſes wurde Vienenburg und Wiedela im Hildesheimſchen von dem Freibataillon von Wunſch beſetzt u. ſ. w. [Nach gütiger Mittheilung des Hrn. Profeſſor Buſchmann hat Prinz Heinrich in einem Hauſe zu Harzburg, dem Soolbade Juliushall gegenüber, gewohnt.]

Schreiben des Fürſten Dietrich zu Anhalt an Kleiſt aus Deſſau 14. März 1758.

Hochwohlgebohrner Herr Obriſt Wachtmeiſter![*]

Ew. Hochwohlgeb. werthes Schreiben von heutigen Dato habe wohl erhalten und deſſen Inhalt erſehen.

Wie ich nun die 200 Mann bereit halten werde, um ſolche in wenig Tagen an Ew. hochwohlgeb. oder das von Denenſelben abzuſchickende Commando abliefern zu können; Alſo erſuche auch Ew. Hochwohlgeb., ſo bald Sie von den Hrn. Obriſten v. Tauenzien Antwort erhalten, mir davon Nachricht zu geben. Uebrigens verharre mit aller Hochachtung

Deſſau, den 14. Martii 1758.

Ew. Hochwohlgeb.
(Das Folgende eigenhändig.) Dienſtwilliger
Freund und Diener
Dietrich F. Z. Anhalt.

Aus Gleims Briefe an Kleiſt. Halberſtadt den 12. Decbr. 1759[**].

Daß Ponikau[***] bey Collin geblieben iſt, habe noch nicht gewuſt! Wie mag es ſeiner armen Frau gehn? Und, wo mag ſie ſeyn? Vielleicht könte man ihr einigen Dienſt erweiſen, wenn man es wüſte. Ich habe ſeit 4 Jahren nichts von ihm gehört. Der junge Manteufel iſt nicht geblieben. Er lebt, weil ſie ihn lieben. Und der junge Plötz*) muß auch leben!

---

[*] Dieſer Brief hängt wohl noch mit der tauenzienſchen Angelegenheit zuſammen. Körtes Leben Kleiſts ſcheint ihn nicht aufzuklären.

[**] Wenn wir das Intereſſe, das dieſe Briefe namentlich mit Rückſicht auf den bisher ganz unbekannt geweſenen Streifzug Tauenziens gewähren, der noch in dem vorhergehenden Briefe (aus Deſſau) mit Kleiſt in enger Verbindung erſcheint, ſogleich hätten ganz überſehen können, als wir den oben erwähnten Manuſkriptband gleimſcher Briefe noch zur Hand hatten, ſo würden wir noch einzelne Briefe und auch dieſen vollſtändig kopirt haben. Da dies unterblieb, ſo müſſen wir auch zu obigem Briefe bemerken, daß einige andere Stellen daraus hier deshalb weggelaſſen ſind, weil ſie ſchon in Gleims Leben von Körte S. 97—99 ſtehen.

[***] Man ſehe den Anfang dieſer Briefauszüge, die ſeit 14. September 1757 von dem Leben dieſes wenig bekannten, mit Kleiſt und Gleim befreundeten preußiſchen Officiers ein Hochachtung und Theilnahme erweckendes Bild geben.

C. Ueber Leſſings Fabeln.

Angeregt wurde er zu ihnen durch Richardſon, deſſen Sittenlehre für die Jugend in den auserleſenſten Fabeln er damals überſetzte. Die entſtandenen Fabeln ſandte er Freunden zu. So Mendelsſohn. Auch am 18. Auguſt 1757 ſchrieb er ihm, er möge ja nicht denken, daß er eine einzige wolle drucken laſſen, die nicht ſeinen vollen Beifall habe. Eine eben ſolche Sendung von einigen Fabeln, mit äußerſter Sorgfalt von Leſſings Hand geſchrieben, geradezu als kalligraphiſches Meiſterſtück, ging an Gleim ab, der für dieſe Dichtungen ein um ſo größeres Intereſſe haben mußte, als die erſten Bücher ſeiner Fabeln ſoeben erſchienen waren (1757 und 1758). Kurz nach Leſſings Tode ließ Gleim die ihm überſandten Fabeln in Pergament einbinden. Die berühmte Fabel „Zeus und das Pferd“ hat nur in dieſem Manuſkript folgenden Schluß: „Noch jetzt ſchaudert das Pferd, ſo oft es dieſe beſtellte Verbindung ſeiner thörichten Wünſche ſieht.“ Ganz, oder doch wenigſtens bei Lachmann und Maltzahn ungedruckt iſt die Fabel „Der Naturaliſt“. Sie lautet in dem Manuſkript zu Halberſtadt wie folgt: „Der Naturaliſt. Ein Mann, der das Namenregiſter der Natur vollkommen inne hatte, jede Pflanze und jedes dieſer Pflanze eigene Inſekt zu nennen wußte, der den ganzen Tag Steine auflas, Schmetterlingen nachlief und ſeine Beute mit einer recht gelehrten Unempfindlichkeit ſpießte; ſo ein Mann, ein Naturaliſt — — — (ſie hören es gern, wenn man ſie Naturforſcher nennt) durchjagte den Wald und verweilte ſich endlich bei einem Ameiſenhaufen. Er fing an darin zu wühlen, durchſuchte ihren angeſammelten Vorrath, betrachtete ihre Eier, deren er einige unter ſeine Mikroſkope legte und richtete, mit einem Worte, in dieſem Staate der Emſigkeit und Vorſicht eine nicht geringe Verwüſtung an. Unterdeſſen wagte es eine Ameiſe ihn anzureden: Biſt Du nicht etwa gar, ſprach ſie, einer von den Faulen, die Salomo zu uns ſchickt, daß ſie unſere Weiſe ſehn und Fleiß und Arbeit lernen ſollen? Die alberne Ameiſe; einen Naturaliſten für einen Faulen anzuſehen!“

Unter den wenigen an Gleim geſandten Fabeln iſt dieſe die unbedeutendſte, keineswegs aber unter Leſſings Fabeln überhaupt. Möglicherweiſe iſt ſie wegen einer zu perſönlichen Beziehung von Leſſing unterdrückt. Vielleicht geht ſie ſogar auf Mylius, der eine Zeit lang „Den Naturforſcher“ herausgab und das Pasquill auf Leſſings Vater gemacht hatte.

Vergl. Perſchmann in Maſius Jahrbüchern, 1871 S. 39, 40. Ueber Jacob Grimms Einwendung gegen Leſſings Auffaſſung der Fabel ſ. Löbell S. 78—85.

D. Ueber Leſſings Minna von Barnhelm in Berlin. (Aus den ungedruckten Briefen der Karſchin an Gleim.)

Am 28. Oktober 1761 war die Karſchin zu Magdeburg im Theater, wo ſich auch die Prinzeſſin Amalia, die bekannte Schweſter Friedrichs des Großen und

---

*) Wohl Kleiſts Neffe.

Aebtiſſin von Quedlinburg, befand. Madame Schuch gefiel der deutſchen Sappho in einem ernſten Stücke nicht ſonderlich. Sie traute ihr nicht zu, daß ſie die Miß Sara Sampſon natürlich würde geben können. Aber auch das Intereſſe des Publikums für ernſte Stücke war gering, die Officiere lachten bei dem Auftritte, in welchem die Schuch der Karſchin „eine halbe Thräne" entlockte. Dieſe erzählt weiter*): „Endlich kam eine Nachkomödie zur Befriedigung dieſer Leute. Ein Kerl war in Hans Wurſts ſeine Frau verliebt, er lockte ihn mit einem Billet fort und beſuchte ſie alsdann." Nun folgt die Beſchreibung einer Scene von unglaublicher Gemeinheit. Die Karſchin ſchreibt weiter: „ich ging vom Händeklatſchen betäubt davon, die Prinzeſſin verließ den Schauplatz."

Aus Berlin den 20. November 1767 meldete die Karſchin, daß „Weiße"**) ihr ſein ganzes Theater geſchickt habe. Sein Romeo ſei das ſchönſte Trauerſpiel, was jemals ein Deutſcher gemacht habe. Zwar habe „Weiße" den Briten zum Vorgänger gehabt. Aber ſchwerlich werde deſſen Julie die Sprache des liebenden Herzens ſo ſüß, ſo unbeſchreiblich ſüß geredet haben, als dieſer. Dann fährt die Karſchin fort: „Man redet zu Berlin immer von einer neuen Komediantenbande, die der kleine Deblin***) aufrichten will, ich freue mich nicht darüber, denn meine Revenuen erlauben mir keinerlei Ausgaben, die nicht zur Bedürfniß gehören, und einen Mann von der Art, wie Deblin iſt, verbindlich zu ſein, werde ich mich hüten. — — — Wenn Schuch wieder nach Berlin käme, alsdann wäre es was anders. Jene Leute waren leichtſinnig, eitel und ſich ſelbſt ſchädlich, aber ſie waren auch eben ſo gefällig, ſo freundlich, ſo gutherzig."

Am 26. Januar 1768 ſchreibt die Karſchin an Gleims Nichte Gleminde, daß ſie mit der Frau des Hauptmanns von Knobloch vom Sitze der Officiersdamen aus, woſelbſt man ſich dem Theater gerade gegenüber befinde und alles mit Einem Blicke überſehen könne, in Berlin das italieniſche Singſpiel Iphigenie gehört habe. „So göttlichſchön (meldete die Karſchin), als auch immer die Muſik iſt, ſo verdrießt mich es doch, die Singſtimme in einer Sprache zu hören, wovon ich kein Wort verſtehe. Ich gebe kaum Achtung auf die Recitative der italieniſchen Halbmänner, es ſei denn, daß Purpurini auftritt, der in ſeinem Ton und in ſeiner Stellung verräth, daß er ein Abkömmling der alten Römer iſt, es war als ob Agamemnon ſelbſt zugegen geweſen wäre. Aber wenn der junge Achillis (ſic) ſeinen Zorn ausdrücken wollte und dies mit einer ſo weibiſchen Art that, dann ärgerte ich mich und ward nicht eher gut bis er die Arie ſang. Ueberhaupt mag ich lieber ein ſchönes Trauerſpiel hören, als eine Oper, die mir fremde bleibt, ob ich ſie gleich aus der Ueberſetzung kennen lernen ſollte. Nunmehr iſt alles vorbei. Der große Heinrich gab dem Volke den gewöhnlichen Tanz auf den Geburtstag des Königs. Ich dachte ſehr oft daran, daß es beſſer ſein möchte, die dazu beſtimmte Summe den Armen zu geben, die ohne Pfühl und Decke in kalten Kammern ſchlafen müſſen. Aber dies Geld iſt einmal dazu gewidmet und bleibt ſo lange der König lebt, welcher diesmal nicht geneigt war, die Glückwünſche an ſeinem Geburtstage zu hören. Er hat eine Vermählung geſtiftet zwiſchen ſeinem Lieblinge, dem Oberſten Anhalt und der Tochter des alten Generals von Wedel, und giebt der Nichte des verſtorbenen Zinnert einen Jahrgehalt von dreihundert Thalern. Den Dichtern giebt er nichts, obſchon der jüngere Leſſing zum neuen Jahre ſang, daß die ſchüchternen Muſen des ganzen Europa hier einen Zufluchtswinkel gefunden hätten. Sein eigener Bruder dient zum Beweis, wie wahr oder unwahr ſein Ausruf geweſen iſt."

---

*) Ich moderniſire bei der Karſchin die Schreibung, behalte aber die Worte bis auf die Sprachfehler bei; ſie ſetzt für den Akkuſativ „Sie" ſtets „Ihnen".

**) Chriſtian Felix Weiße.

***) Döbbelin.

Aus Berlin, 29. März 1768 ſchrieb die Karſchin an Gleim: „Heute, mein liebſter Freund, wird das Soldatenglück*) zum achten mahl vorgeſtellt und es war geſtern zum Erſtaunen, was ſich die Berliniſche Welt hinzudrängte. Die Galerie, die Logen, das Paterre, alles wird voll, ich mußte mich begnügen, einen Platz auf dem Theater zu finden, denn auch das war auf beiden Seiten beſetzt, ein außerordentlicher Zuſatz zur Ehre des Herrn Leßings**), denn vor ihm hat's (sic!) noch keinem deutſchen Dichter gelungen, daß er den Edlen und dem Volk, dem Gelehrten und Laien zugleich eine Art von Begeiſterung eingeflößt und ſo durchgängig gefallen hätte. Der erſte Auftritt ſcheint uns widrig zu ſein, wenn man ihn lieſt, und ebenſo ſchlecht dünken uns zwanzig andere kleine Züge, die ſich auf dem Theater alle gut ausnehmen, der Bediente, der Wachmeiſter, die Kammerjungfer machen ihre Rolle ſo ſehr nach der Natur, daß man ſich einbildet, die Sache gehe wirklich vor, und auch die Minna weiß durch das lebhafte ihrer Fröhlichkeit, indem Tellheim gefunden wird, alle Herzen zu rühren. Dreimal hab' ich ſie geſehen, und dreimahl mußte ich weinen. Sie fängt erſt an, ſich recht zum Theater zu bilden, und man kann von ihr hoffen, daß ſie der Vollkommenheit nahe kommen wird. Ihr Mann iſt Direktor der Geſellſchaft und macht den ehrlichen Werner, deſſen Rechtſchaffenheit des Herzens die Zuſchauer entzückt, ebenſo wie ſeine ernſthafte Art im Scherzen zu lachen macht. Er beſchließt das Stück und ſein Abgang mit dem Frauenzimmerchen erfüllet alles mit ſo viel Zufriedenheit, daß in dem Augenblicke, wenn er nicht mehr Wachtmeiſter, ſondern Döblin iſt, und nun ein anderes Stück ankündigen will, funfzig Stimmen auf einmal: Minna! rufen. Ich will doch ſehen, wie oft dies Zurufen wiederholt werden wird. Der Herr Major iſt ein ziemlicher Akteur, aber ſeine pfälziſche Mundart, ſein allzutrockener und durch die Zähne ſchleifender Ton macht ihn weniger angenehm, als er ſein würde, wenn er ſo gut wie ſeine Frau die Mutterſprache verleugnen könnte. Sie ſtellt die Wittwe des Rittmeiſters Marloff vor, und man ſcheint eine wahrhaftige Wittwe zu hören. Der Wirth iſt keiner von den ſchlechteſten zu dieſer Rolle."

Nach dem Soldatenglück ſollte die Aufführung des Romeo von Chriſtian Felix Weiße an die Reihe kommen. Die in Bezug auf ihn ſo verblendete Karſchin zweifelte nur deshalb an einem gleichen Erfolge des Romeo, weil ſie Deutſchland für die höchſten Leiſtungen auf dem Gebiete der Tragödie noch nicht hinlänglich vorbereitet glaubte. Sie erkannte aber doch, daß es nicht bloß die ehemaligen Anhänger Hanswurſts waren, welche dem Soldatenglück den ungeheuern Erfolg in Berlin verſchafften. Sie berichtete weiter: „Ich kenne den jungen Leſſing*) nur von Anſehen. Er iſt Zeitungsſchreiber in der Voſſiſchen Buchhandlung, weiter nichts ſo viel ich weiß. Er hat dieſes Jahr die Verſe gemacht die in der „Voſſiſchen Zeitung“ ſtanden auf Neues Jahr und auf den Geburtstag des Königs. Sie waren etwas ſchwülſtig. Der junge Dichter ſelbſt iſt klein und ſchlank von Perſon, weniger ſchön gebildet als ſein Bruder, aber eben ſo flüchtig und eben ſo wenig einſchmeichelnd bei denen, mit welchen er ſpricht, oder beſſer geſagt, eben ſo wenig geneigt, Freundſchaft zu ſuchen. Er gefiel mir indeſſen doch mit der flatternden Freude, die er über das Glück der Minna bezeugte. — — — Am dritten Feiertage ward Minna zum zehnten Male aufgeführt. Meine gute Freundin, Madame Haubenſtrickerin, hatte ſich überreden laſſen, der Dichter bekomme 1000 Dukaten zum Preisgeſchenk von der Akademie zu Berlin, wofern Minna zum eilften Male gefordert würde. Sie fuhr hin, kam wieder, und erzählte, daß ihr recht ängſtlich geweſen wäre, da Döblin hintrat, das morgende Stück anzukündigen. Ich kenne den Kerl nicht, ſchrie ſie nach ihrer freien Weiſe, aber ich konnte nicht aufhören, zu wünſchen und zu zittern, bis man wieder Minna rief, denn ich gönnte ihm doch gar zu gern die tauſend Dukaten, man rief alſo Minna und ſie ward zum eilften Male vorgeſtellt. Die gute Haubenſtrickerin wird demohnerachtet ihre eifrige Wünſche umſonſt gethan haben, denn woher nähme doch die Akademie der Wiſſenſchaften ſo viel Gold, Leſſing tauſend Dukaten davon zum Prämium zu geben, ob er ſie gleichwohl verdient hätte.“

---

*) Minna von Barnhelm.

**) Diejenigen, welche unſere Klaſſiker aus dem vorigen Jahrhundert nur in den Drucken des jetzigen leſen, denken nicht daran, daß ſelbſt die Schreibung der Autornamen damals eine andere war als jetzt. So hat ſich das ß, mit welchem ſich G. E. Leßing ſchrieb, in das beliebte ſſ verwandeln müſſen, nach der in der Geſchichte der ältern deutſchen Sprache durch nichts begründeten Regel: in der Mitte der Wörter ſchreibt man ß nur nach langen Vokalen, nach kurzen aber ſſ, ß dagegen ſchreibt man nur am Schluſſe der Wörter. Danach ſchreiben wir denn auch Preußen und Kompromiß, obgleich beides keine deutſchen Wörter ſind. Um aber auf die Autornamen zurückzukommen, ſo ſchrieb ſich Leiſewitz wohl nie anders als Leyſewitz, obgleich hierbei das i den Vorzug vor dem y wirklich verdient.

Um es kurz zu ſagen, ſo ſtellen ſich die dramaturgiſchen Verhältniſſe damaliger Zeit in den Briefen der Karſchin folgendermaßen dar. Während G. E. Leſſing bereits an der großartigen Neugeſtaltung der deutſchen Bühne in Hamburg theilnahm, trat auch in Berlin ein theatraliſcher Wendepunkt ein. Er beſchränkte ſich hier aber auf das Luſtſpiel, wenn auch ſo, daß G. E. Leſſing als Dichter der Minna auch zu Berlin in den Vordergrund der Bühnenbewegung trat. In Bezug auf das ernſthafte Drama traten Schwankungen im Schooße des Publikums ein. Weiße's Romeo und Gerſtenbergs Ugolino hatten auf dieſem Felde die feurigſten Verehrer. Auch hier mußte Leſſing erſt läuternd in die Verwirrung eingreifen. Es gelang ihm zuletzt wenigſtens als freundlichem und beſonnenem Kritiker den Beifall für Weiße zu mäßigen. Gerſtenberg aber ſollte nach Klopſtocks Plane mit Leſſing als Dramaturg nach Wien gehen. Ueber den Ugolino ſchrieb die Karſchin am 9. Juni 1769: Döbbelin habe ſich ein Feſt durch die Aufführung gegeben. Er ſelbſt mit ſeiner Familie habe die ſchreckliche Geſchichte vorgeſtellt. „Prinz Friedrich von Braunſchweig war der erſte der Zuſchauer. Ich hab' ihn ſchaudern geſehen“ u. ſ. w.

E. Leſſing in Wien.

Sehr fleißige Mittheilungen über dieſes Thema findet man beſonders I. S. 187—223 der „Geiſtesſtrömungen von H. M. Richter. Berlin 1875.“ Als den

---

*) Karl Leſſing. Vergl. S. 173.

Mittelpunkt des ganzen Buches darf man wohl das bezeichnen, was Richter über den Plan mittheilt, nach welchem „eine Akademie in Wien die Leitung der Literatur in die Hand nehmen, über literariſche Leiſtungen entſcheiden, Schriftſteller belohnen, nach jungen Talenten ausſpähen und ſie ermuntern“ ſollte. „Die Deutſche Bühne ſollte zum kaiſerlichen Nationaltheater erhoben werden, welches ohne Rückſichtnahme auf das Belieben des Publikums den Geſchmack bilden und in Leſſing und Gerſtenberg zwei Dramaturgen erhalten ſollte.“ Graf Wellsperg, der kaiſerliche Geſchäftsträger in Kopenhagen, empfing die Ausarbeitung eines Planes aus Klopſtocks Händen und nahm ſie mit nach Wien. Klopſtocks Entwurf führte den ſeltſamen Titel: „Fragment aus einem Geſchichtsſchreiber des 19. Jahrhunderts.“ Klopſtock erzählt in dieſem dem Kaiſer überreichten Entwurfe, wie der Kaiſer im 18. Jahrhundert die Gelegenheit ergriffen habe, die deutſche Literatur zu fördern. „Der Kaiſer (ſagt Klopſtock in dem für Joſeph II. beſtimmten Aufſatze) ſah die Bewegung, in der die Nation war, und daß er in einer Periode lebte, die ſeine Vorfahren vergebens würden haben hervorbringen wollen; ein junger Kaiſer, der den Geiſt Karls V. in ſich fühlte, ergriff den Augenblick und entſchloß ſich zu ſein, was er, weil er vaterländiſch dachte, zu ſein verdiente.“ Im Archive des Grafen Wellsperg zu Primör (Primiero) in Südtirol fand Prof. Richter Klopſtocks hierauf bezügliche Briefe vom Jahre 1768. Er veröffentlicht ſie in dem Werke, deſſen Perle dieſe Korreſpondenz Klopſtocks iſt. Von Sonnenfels, der Leſſings ſpätere ſogenannte zweite Berufung nach Wien mit hintertrieben haben dürfte, und dem Hermann Rollett kürzlich in Wien eine eigene Rettungsſchrift gewidmet hat, theilt Richter einen ziemlich bedeutenden Brief aus dem Jahre 1814 mit. Derſelbe enthält das offene Eingeſtändniß, daß die wiener Akademie unter ſeiner eigenen Leitung bis 1814 nicht das geringſte erreicht hatte. Die Anklagen, die er deshalb erhebt, fallen hauptſächlich auf ihn und die übrigen Vertreter der deutſchen Sache in Oeſterreich zurück, welche aus Eitelkeit die Berufung der kräftigeren und geſchickteren Männer nach Oeſterreich verhindert hatten. Vergl. S. 37.

F. Ein Trinklied von Leſſing.

Während ſeines Aufenthaltes in Wien 1775 improviſirte Leſſing in heiterer Geſellſchaft ein Trinklied. Nach ſeinem Tode wurde es den 23. November 1781 im „Wiener Blättchen“ veröffentlicht. Aber auch in einer Zeitſchrift, die 1796 unter dem Titel „Voigtländiſches Mancherlei, ſchreibs Gottlob Hacke“ nochmals ausgegeben zu ſein ſcheint, erſchien das Gedicht abweichend mit der Ueberſchrift „Eine Geſundheit“ im 13. Stück 1788 Dienstag den 1. Juli 1788 S. 112. Hieraus nahm es Alfred Schöne S. 521 auf und ſcheidet mit Recht S. 522 vor „zu Boden“ das Wort „berauſcht“ aus, welches ſich bei Hacke, aber in der That nicht im Blättchen findet. H. M. Richter kennt weder das Buch von Heinemann noch das von Schöne, welches letztere beſonders als willkommene Ergänzung der Ausgabe von Maltzahn betrachtet werden muß, da dieſer, leider! der 13. Band, die Briefe an Leſſing, wieder fehlen, die, wie man ſagt, auch zu Lachmanns Ausgabe nur vor fremder Hand als 13. Band hinzugefügt ſein ſollen. In den Geiſtesſtrömungen S. 215 wiederholt Richter daher das „Trinklied“, ohne vom Abdruck bei Hacke und Schöne zu wiſſen, nach dem erſten Abdrucke von 1873. Wir laſſen es hier nach Richter folgen. Das echt leſſingiſche „auf“ fügen wir hinzu, um es metriſch korrekt zu machen, wie es Leſſing geſprochen haben wird:

Trinklied.

Auf, Brüder, jauchzt und trinkt, bis wir zu Boden ſinken,
Doch bittet auch dabei, daß Könige nicht trinken.
Denn da ſie unberauſcht die halbe Welt verheeren,
Was würden ſie nicht thun, wenn ſie betrunken wären?

Mit dieſem kecken Gedichtchen, welches im Frühling 1875 gerade hundert Jahre alt war, vergleiche man das neuere hausbackene in „Friedrich Rückerts geſammelten poetiſchen Werken in 12 Bänden. 8. Band. Frankfurt, Sauerländer. 1868. Weisheit des Brahmanen. Kampf“ Nr. 37 S. 148:

Die Jugend und die Macht berauſchen ſchon allein;
Ein jugendlicher Fürſt vermeide nur den Wein.
Schwer iſt Beſonnenheit in jener beiden Mitte;
Wie erſt, wenn ihnen ſich der Rauſch geſellt, der Dritte?

6. Aktenſtücke zu Leſſings Tode.

Wir laſſen eine Reihe von Briefen folgen, von denen einige zum erſten male näheres über Leſſings Tod bringen. Die Todesanzeige erhielt Gleim durch folgenden, zum Theil gedruckten Brief mit ſchwarzem Trauerrande unfrankirt:

Wohlgeborner Herr,
Hochzuverehrender Herr Canonicus.

In der äußerſten Beſtürzung über den unerſetzlichen Verluſt meines geliebteſten Stiefvaters, des Herrn Hofraths und Bibliothekars, Gotthold Ephraim Leſſing, der am 15. Februar, Abends zwiſchen acht und neun Uhr, im 53. Lebensjahre der Welt durch einen Stickfluß entriſſen wurde, ertheile ich Ew. Wohlgeb. die traurige Nachricht von dieſem, gewiß auch Ihnen ſchmerzhaften Todesfall, mit der feſten Erwartung eines Beileids, welches die Allgemeinheit und Größe dieſes Verluſtes ſchon ſehr lebhaft erwecken, und die nähere Verbindung, worin Ew. Wohlgeb. mit meinem unvergeßlichen Vater ſtanden, noch lebhafter und herzlicher machen muß. Mit vollkommenſter Hochachtung und Ergebenheit habe ich die Ehre zu ſein (das Folgende handſchriftlich)

Ew. Wohlgeb.

Ergebenſte Dienerin

Amalie König.

Braunſchweig, den 16. Februar 1781.

(Handſchriftlich.) Die Antwort wird verbeten.

Als fliegendes Blatt erſchien folgender Dithyrambus:

„Frey und erlöſt iſt Leſſing von den Banden der Erde —
Sein ſcharfes Auge ſah hienieden ſchon wie geſchehene Dinge —
Flügel hatte Sein Geiſt.
Der zum Leben Ihn leitende Engel erhielt auch keine der Fragen, die ſonſt Herüberreiſende führen.
Ergebung in Allem und ſtilles Warten des Weiſen — war dem Führer Erſtaunen!

So war auch, Du ewig Beglückter! Dein Wandel hienieden.
Dein Herz war Liebe — und Wahrheit und That der Hellglanz des denkenden Kopfes.
Wolfenbüttel, den 20. Februar 1781. T. *)

Aus Halberſtadt, den 25. Februar 1781, ſchrieb Gleim an Eſchenburg:

„Den 15. ſtarb er! Wir haben den 25. und noch nicht einer von meinen Freunden ſagte mir: Wir haben Ihn verlohren —

Ihnen klag' ichs mein theurer Eſchenburg! Machts der Schmerz, daß Ihr verſtummt? oder, was iſt's? Ich bitte, mein Beſter, mir alles, was ſie wiſſen, zu ſagen, von ſeinen letzten Stunden — und wie er begraben iſt.

Mehr als er wußte, dort zu lernen
Ging er ins Grab.

Er wandelt unter Sternen!
Und ſieht herab!

Ihr

Gleim." **)

Bald ging auch folgender Brief ab:

„Halberſtadt, den 28. Februar 1781.

Iſts denn wahr, mein beſter Eſchenburg, daß unſer nun bey Kleiſt ſeyende liebe Leſſing zu Braunſchweig gehaßt geweſen iſt, von allen Menſchen, von hohen und niedrigen, gelehrten und ungelehrten? daß er ſicher auf der Straße nicht hat gehen können?

Ich habe mich entſetzt, als ichs hörte geſtern Abend von einem jungen Kaufmann, der ein gebohrner Braunſchweiger war, und aus Braunſchweig kam. Mit der Frage, was ich hielte von Leſſings Fragmenten, fing er an, und als ich zur Antwort gab, daß Leſſing keine Fragmente geſchrieben, ſondern nur herausgegeben hätte, da meinte der übel unterrichtete junge Mann, daß das einerley wäre, die ganze Welt hielt ihn für einen Feind der Religion, es wäre nicht unwahrſcheinlich, daß er, als ein ſolcher, aus der Welt gebracht wäre, denn es hätte viele ſeiner Feinde gegeben, die's gewünſcht hätten, daß man das Ungeheuer wegſchaffte, wie denn er ſelbſt ſolches gehört hätte vor Kurzem von einem Soldaten, der ein Freymaurer wäre. Dieſer hätte geſchrieben wider Leſſing. Der junge Kaufmann heißt Maſch, iſt itzt in Dienſten bei meinem Neffen, dem Kaufmann Gleim in Bremen, den Nahmen des Soldaten und Freymaurers wuſt' er nicht, hat nur gehört, daß er gegen Leſſing etwas vermuthlich elendes geſchrieben hätte! Gott wenns wahr wäre, was dieſer Kaufmann muthmaßet, welch' ein Ungeheuer wärs, der ſo was nur gedacht, nicht einmal ausgeführt hätte. Sie wiſſen, meine Theuren, wie ſehr ich ihn liebte, den Forſcher der Wahrheit, dem's Pflicht ſchien, die Lehrer unter den Chriſten aus ihrem Schlafe zu wecken, zur Vertheidigung deſſen, was ſie lehren, und ins Licht zu ſetzen, was in Finſterniß von ihnen geſetzt war. Ich bitte, geben Sie doch von Allem, was Sie wiſſen, mir Nachricht; die Patriarchen dürften tanzen auf dem todten Löwen, unſere Pflicht iſt, den großen unſterblichen Mann in Schutz zu nehmen gegen ihre Verläſterungen. Wir haben ihn gekannt, wir wiſſen, daß es ihm zu thun war um Licht und Wahrheit unter den Menſchen.

---

*) Vielleicht Dr. Topp? (ein noch jetzt in der Ockergegend bekannter Name). Dieſer war Leſſings Arzt in letzter Zeit. Vgl. Schöne 567. Den Namen bei Schöne 519 leſe ich Teitenborn oder Tegetmeier, da Leſſing mit einem dieſes Namens (oder mit einem von jedem dieſer Namen) verkehrte, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuſcht. Vielleicht iſt dies Gedicht von Teitenborn.

**) Hier nach Gleims Entwurf oder zurückbehaltener Abſchrift, aber ebenſo bei Heinemann S. 99. 100.

Empfehlen Sie mich dem lieben Vater Schmid, ſeinem und ihren lieben Angehörigen, unſern Freunden als den Ihrigſten. Gleim.“

Auf der letzten Seite dieſes Briefes*) an Eſchenburg ſtehen folgende Verſe von Gleim mit der Ueberſchrift „An Leſſing im Elyſium“:

Von meinem edlen Kleiſt und deinem Sophokles
Gehſt Du begleitet dort im Haine guter Seelen
Und ſiehſt, was Wahrheit iſt und Schein.
Mein Leſſing, o wie wohl wird Dir bei ihnen ſein.

Eſchenburgs Antwort lautete:

„Braunſchweig, den 2. März 1781.

Nein, mein verehrungswürdigſter, beſter Gleim, ſo verkannt war unſer Leſſing hier doch nicht, wie der auf alle Weiſe ſchlecht unterrichtete junge Kaufmann Ihnen einbilden wollte. Sie begreifen leicht, daß es auch bei uns der theologiſchen Dunſe und der blinden Namenchriſten nicht wenige geben mußte, die ſeine letztern Schriften, theologiſchen Inhalts, verwerflich fanden, ſeine Abſicht verkannten, ſeinen Sinn oft muthwillig verdrehten, ihn für einen offenbaren Religionsfeind, Spötter und Gott weiß für was alles hielten. Auch waren vielleicht manche vom erſten Range, die, weil ihnen Leſſing nie den Hof machte, nicht viel beſſer von ihm dachten und urtheilten. Aber in perſönliche Beleidigungen iſt dieſer böſe Leumund nie ausgebrochen; vielmehr genoß er überall der ſeinen Verdienſten gebührenden Achtung und Unterſcheidung; und hätte der Beweiſe davon noch öftere und mehrere genießen können, wenn er ihnen nicht lieber ausgewichen als nachgejagt wäre. Noch vier Tage vor ſeiner Krankheit ſpeiſte er an der Tafel des regierenden Hofes, und den Tag darauf bei der verwittweten Herzogin. Während ſeiner Krankheit waren die Erkundigungen des Herzogs**), der beiden Herzoginnen, des Herzogs Ferdinand***) unabläſſig. Ich muß das alles, ſo unweſentlich es an ſich iſt, Ihnen zum Beweiſe anführen, daß er nicht von Hohen und Niedern gehaßt iſt. Unter der Claſſe der letztern liebten und ſchätzten und bedauerten ihn manche, die Gelegenheit gehabt hatten, ſeine edle Art zu denken und zu handeln, in der Nähe kennen zu lernen. Die wolfenbüttelſchen Armen erkannten den Verluſt eines der willigſten Geber, der im Verborgenen ſo oft und ſo gern wohlthat. — Auch der Argwohn ſeiner Todesart beunruhigt mich keinen Augenblick und muß auch Sie nicht beunruhigen. Der Soldat und Freimaurer iſt gewiß kein anderer als ein ſchwärmeriſcher Kopf — ein Ungar, wenn ich nicht irre — der vor einem Jahr ein bitteres Drohſchreiben an L. und ein anderes an die Freimaurer zu Hamburg drucken ließ; — armſelige Wiſche. In dem Briefe an L. geſtand er ſelbſt, er habe ihm bei ſeiner Durchreiſe durch Wolfenbüttel ein Viaticum gegeben, deſto mehr aber finde er ſich gedrungen, ihm ſein Unrecht vorzuhalten, und an ſeiner Bekehrung zu arbeiten. Der Menſch ſoll neulich wieder hier geweſen ſein; aber er iſt, ſo viel ich von ihm weiß, zu ſehr Tropf und Wicht, um mörderiſchen Verdacht zu erregen. Auch wird die Nachricht von der Leichenöffnung, die ich Ihnen neulich gab,*) dieſem Verdachte weiter keinen Raum geben. Hier iſt, ſo viel ich weiß, noch kein Menſch darauf gefallen.

---

*) Nach ... nicht dem angehängten Blatte (hier bei Heinemann S. 100, 101). Es fehlt dort Eſchenburgs Antwort vom 2. März 1781, ſteht aber bei Guhrauer.

**) Karl Wilhelm Ferdinand, der 1806 fiel, Neffe Ferdinands.

***) Der Sieger von Minden, der auch den Herzogstitel führte.

Ihre Verſe an L. in Elyſium ſind ſehr glücklich. Ich lege Ihnen andere von dem Rector Heuſinger in Wolfenb. bey, die für die hieſige Zeitung beſtimmt waren, aber da man bedenklich darüber that,**) nun wohl nächſtens in die Hamburgiſche kommen werden. Mich dünkt, die Anwendung der Stelle aus der Duplik***) iſt ſehr gut. Ich ſchlug geſtern Leſſing's Nathan auf, und traf gleich S. 129 auf eine Stelle, die mein volles Herz auf ihn ſelbſt anwandte:

Er wird
Mir ewig werth, mir ewig werther, als
Mein Leben bleiben; wenn auch ſchon mein Puls
Nicht mehr bei ſeinem bloßen Namen wechſelt,
Nicht mehr mein Herz, ſo oft ich an ihn denke,
Geſchwinder, ſtärker ſchlägt. — —

Vater Schmidt und meine liebe Frau, die bald wieder ihre Niederkunft erwartet, empfehlen ſich Ihnen beſtens.

Ganz der Ihrige
Eſchenburg.“

Das Gedicht von Heuſinger auf Leſſings Tod iſt folgendes:

„Wenn Du mir alle Wahrheit, ewiger Gott,
In Deiner Rechten eingeſchloſſen hielt,
Und in der linken Hand den regen Trieb
Der Wahrheit unverdroſſen nachzugehn;
Geſetzt, ich ginge lebenslang bey ihr
Vorüber! und Du ſprächeſt: ‚Wähle!‘ — ſo fiel'
Ich Dir mit Demuth in die linke Hand,
Und ſagte: Vater, — gieb! — Die reine Luſt
Der Wahrheit iſt ja doch für Dich allein.“
So ſprach L***g. — Wahrlich weiſe! Denn er ſah,
Wie groß ſein Gott, wie klein er ſelber war.
Das ewige Vaterherz aber ſprach: Du fielſt,
Die reine Wahrheit iſt für mich; doch ſie,
Die [illegible] Du ſie ſuchteſt, ſuchteſt ſie
[illegible] auf, ſind zu Wahrheiten, komm!“

Es folgte die Antwort aus Halberſtadt, 12. März 1781: „Ich danke Ihnen, mein Theurer, für Ihren vortrefflichen Brief. Er hat mich beruhigt. Die Nachricht des jungen Kaufmanns iſt falſch. — Unter dem gemeinen Mann, dem Pöbel, zu welchem mancher vornehme Mann mitgehört, mag unſer Leſſing ſolche Feinde, wie der Kaufmann beſchrieb, gehabt haben; gehaßt aber von Jedermann iſt er nicht geweſen; auch mag der Freymaurer und Soldat ſein Gift und ſeinen Dolch aus einer Tragödie mitgebracht, und es ſo böſe damit nicht gemeint haben. Wir wollen alſo ſtill ſeyn, mein beſter Eſchenburg, wollen nicht die mindeſte Nachfrage halten, wegen der Rede des dummen Menſchen. Und hätte der Jeſuit****), man kann auch gleich auf böſe Gedanken, den dummen Menſchen auch würklich gebraucht zu ſeinem Zweck, was könnte uns helfen, wenn wirs heraus bekämen? — Wir entdeckten, machten der Menſchheit Schande, brächten das dumme Volk noch mehr auf, bekämen unſern Leſſing nicht wieder. — In den letzten dreyen Jahren haben wir unſre größten Männer verlohren Hagedorn, Sulzer, Mengs, Leſſing. Bey ſeinem Hierſeyn im vorigen Sommer befand er ſich ſo wohl, daß ich glaubte wir würden einen Bodmer einſt haben an ihm, einen Greiß von Drey und achtzig Jahren, und noch ſo munter, daß er erſt vor ein paar Jahren den Apollonius überſetzt, und im vorigen Jahre noch Laban gedichtet hat, zwar ſchlief er bey Tiſche, dis aber hielt ich für Geſundheit; weil ich damalen nicht ſchlafen konte, ſo kont ich leicht in ſolchen Irrthum verfallen; dieſes Frühjar wollte er mich beſuchen in Geſellſchaft ſeiner Tochter; von der ich höre, daß ſie beym Herrn von Döring zu Wolfenbüttel ſich aufhalten ſoll.

---

*) Dieſe Nachricht findet ſich nicht in dem Eſchenburg'ſchen Briefwechſel. Doch theilte über die Leichenöffnung ſchon Karl Leſſing in der Biographie ſeines Bruders das Nöthige mit.

**) Der Herzog verbot den Abdruck nach Heinemann S. 14[illegible].

***) S. Leſſing's Duplik.

****) Unter dem Jeſuiten iſt wohl der Hauptpaſtor Göze in Hamburg zu verſtehen. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß wir an Leſſings Vergiftung durch den Jünger, der zum zweiten Male von Hamburg aus nach Braunſchweig gekommen zu ſein ſcheint, nicht glauben.

Nehmen Sie doch, mein beſter Eſchenburg, des guten Kindes ſich mit an. Zwar traue ich ihr zu, daß Sie ſelbſt ſtark genug ſeyn wird, im Streit mit ihren Feinden; der Sieg aber wird durch Hülfe derer, die es gut meinen mit ihr, aus Liebe zu Ihr und Ihrem würdigen Stiefvater, der ſie liebte, wie ſeine rechte Tochter, ihr leichter werden.

Ganz Berlin, ſchreibt man mir ſo eben, wär in Trauer wegen unſers Leſſings! Ganz Berlin iſt nicht möglich — die Cranzens*) Chronik und Moritzens ſechs Gedichte**) für Werke halten würdig von Jeruſalem dem König vorgeleſen zu werden, davon iſt ein großer Hauſe zu Berlin! Ein Kläglicher elender herrſchender Geſchmack — Man möchte wünſchen den Leſſing zu ſeyn!

Gott ſegne den Herzog, der in ihm Tugend und Weisheit geehrt hat. Ich umarme meinen lieben Eſchenburg und meinen lieben alten Schmid von ganzem Herzen.

Gleim***)

Wir theilen noch den folgenden ziemlich pikanten Brief von Gleim an Eſchenburg über Leſſings Stieftochter Amalia König (vergl. S. 58) mit:

„Halberſtadt, den 3. September 1781.

Wegen der Dem. König, mein beſter Freund, iſt bey uns auch nicht die mindeſte gute Gelegenheit ausfindig zu machen geweſen, ich bin deswegen in nicht geringer Verlegenheit, das gute Kind hat zu mir Vertrauen und ich möchte ſo gern deſſelben mich würdig machen, möchte ſo gern mich beweiſen als ein Freund unſeres großen Leſſings, der ſchon vergeſſen wird. Wie denn ſag ich's der Dem. König? Möchte ſich die Frau von Döring doch des guten verlaſſenen Kindes annehmen. In dem Hauſe, wo ſie jetzt wohnt, möcht' ſie nicht bleiben. Ein junges Mädchen muß äußerſt beſorgt ſeyn um ihren guten Nahmen, ſie muß den Schein meiden, muß, zumahl ein junges Mädchen, das keine Mutter hat, muß allen Umgang meiden, der zu Geſprächen, obwohl ungegründeten, Anlaß-geben kann. Auch wünſchte ich, daß die Dem. König beſcheidener ſich kleidete, man ſagte mir, ſie hätte von Madame Daviſon****) zu dem freyen Weſen in Sitten und Bekleidung ſich verleiten laſſen — hätt' ich noch einen halben Tag das Vergnügen gehabt, bey Ihr zu ſeyn, ſo hätt ich mir die Freiheit genommen, ihr manches darüber in recht herzlicher guter Abſicht zu ſagen. — Bey Gelegenheit, mein beſter Freund, bitt ich der Dem. König das Nöthige wiſſen zu laſſen, oder zu ſagen, denn ich möchte ſo bald nicht ſchreiben können an die Frau von Döring, weil ich ein paar kleine Reiſen vorhabe, nach Magdeburg und vielleicht nach Deſſau, wohin man mich eingeladen hat.

---

*) Aug. Fr. Cranz, geb. 1737 zu Marwitz, † 1801 in Berlin, ſchrieb unter anderem: „Beytrag zur Chronika von Berlin im beliebtem altteutſchem Romanzenton mit untermiſchten erbaulichen Lob- und Ruhliedern. Berlin 1781". 8. 2 Stück mit Kupf. S. Goedeke's Grundriß I S. 1145.

**) Vergl. Frdr. Meyer S. 10.

***) Auch dieſer nach dem wirklich abgegangenen Briefe ſchon bei Heinemann S. 101—103.

****) Vergl. Alfred Schöne beſonders S. 528.

Wenn ſie's nur leſen können, was ich dahin ſchwudle!

Wir wollten in dieſem Jahr uns noch einmal ſehen, Sie waren ſo gütig mir Hoffnung zu machen, in Geſellſchaft unſeres lieben Vaters Schmidts mich auf ein paar Tage zu beſuchen. — Im November nach unſerem Generalcapitul, dächt ich, wär's noch möglich zu machen. Es giebt dann noch die ſchönſten Herbſttage. Leben Sie ſo wohl, wie ich Sie ſah, noch hundert Jahr, den Muſen, den Kindern, und

Ihrem Gleim."

Amalie König heirathete einen Herrn Henneberg und trat dadurch in eine der angeſehenſten und reichſten Poſtmeiſter- und Oberamtmannsfamilien am Harze ein, in deren Händen ſich noch jetzt die Pachtung des alten berühmten Kloſtergutes Waſſerleben am Fuße des Brockens befindet. Vergl. über dieſen Ort meine Harzſagen I S. [illegible].

Zu Wieland.

A. Aus dem Briefwechſel von Wieland und Gleim.

Von Wieland erſchienen folgende Briefwechſel:

1) Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland. Herausgegeben von Ludwig Wieland. Zwei Bände. Wien 1815, Gerold und

2) Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland an verſchiedene Freunde. Vier Bände. Zürich 1815—1816, Geßner.

Die Mittheilungen, welche ſich zunächſt auf Sophie La Roche und den Buchhändler Reich beziehen, übergeben wir. Von der Bondeli war S. 68 die Rede.

Unter den beiden aufgeführten Briefwechſeln enthält nur Nr. 2, die züricher Ausgabe, Briefe Wielands an Gleim. Alle Briefe Gleims an Wieland fehlen. Außerdem ſind in vielen Briefen Wielands an Gleim ganze Stellen ausgelaſſen.

Die folgenden Mittheilungen aus Briefen Wielands ergänzen unſeren Aufſatz über ihn und ſind gleich dem Material jenes Aufſatzes vorwiegend aus dem genommen, was in dem oben unter Nr. 2 aufgeführten Buche fehlt. Einige Briefe fehlen in Nr. 2 ganz. Bei den erſten Briefen Wielands an Gleim iſt das allerdings nicht der Fall. Wir theilen ſie aber aus den halberſtädter Manuſkripten, aus denen wir den Briefwechſel ergänzen, deshalb mit, weil unſere Leſer doch den

Urſprung dieſer Correſpondenz kennen lernen müſſen, um unſere Mittheilung auch ohne die züricher Sammlung verſtehen zu können.

Wieland an Gleim.*) Zürich, den 21. Januar 1755.

Hochzuehrender Herr.

Der gütige Gruß, welchen mir mein vortrefflicher Freund von Winterthur, Hr. Künzly, der Sie im vor letzten Sommer zu ſehen die Ehre gehabt hat, von Ihnen gebracht hat, hätte mich verbinden ſollen, Ihnen ſchon eher meine Erkenntlichkeit und zugleich meine ſchon lange für Sie gehegte Hochachtung zu bezeugen. Ich erfreue mich alſo deſto mehr, daß mich Hr. Geßner, oder wie ich ihn lieber nenne der liebenswürdige Verfaſſer des Daphnis, veranlaſſet hat, dieſe angenehme Pflicht abzutragen, da er auf den glücklichen Gedanken gekommen, Sie zum Pflegevater an ein paar critiſchen Stücken zu erbitten, welche wir aus verſchiednen Urſachen lieber in Deutſchland als hier gedruckt haben möchten. Wir nehmen beide die Freiheit Ihnen den Anfang von einem derſelben zu überſenden, welches, wie Sie bald ſehen werden, zum wenigſten eine gute Sache vertheidiget. Es iſt mir ſo unangenehm, zu ſehen, daß die Schönen Geiſter in Deutſchland bei den manchfaltigen Bemühungen der Blokbergianer ſo ruhig ſchlummern können, daß ich manchmal lieber alle Schuld auf unſre allzugroſſe Entfernung werfe, welche die Nachricht von dem was im Herzen Deutſchlands vorgeht, erſt ſpät oder gar nicht zu uns gelangen läßt. Denn obgleich eine Art von Spaltung unter den witzigen guten Scribenten geſchehen zu ſeyn ſcheint, ſo kan ich mir doch nicht einbilden, daß ſie ſo kurzſichtig ſeyn ſollten nicht zu ſehen, daß die Liebhaber des guten Geſchmacks eine gemeine Sache haben, und daß alle ſchöne Schriften, von was für Art ſie ſeyn mögen, darunter leiden, wenn Hr. Gottſched Dictator und die Hermannias die erſte Epopee der Deutſchen iſt. Sie, mein Herr, wiſſen ohne Zweifel noch beſſer als wir, wie Hr. Gottſched den Kamm wieder emporhebt, da er doch vor wenigen Jahren ſo demüthig am Boden lag. Der Hr. v. Schönaich hat ihm Muth gemacht, und er iſt nachdem er die Hermannias geſehen hat, ſo übermüthig beherzt, wie der Ritter von Mancha, nachdem er den Helm des Manbrins erobert hatte. Seine gewaltſamen Bemühungen, die Schelmereien, die zum Theil ſehr übel angebrachten Verſuche (unter welche ich auch die äſthetiſche Nuß rechne) alle dieſe Maſchinen, die er gegen die Poeſie und die Scribenten, die nicht mit ihm ſympathiſiren, ſpielen läßt, ſind zugleich Beweiſe ſeiner Unverſchämtheit und der Trägheit der Deutſchen. Iſt es möglich daß die Gedichte des Hrn. Hallers, das verlohrne Paradies, der Meſſias, ſo kaltſinnige Liebhaber haben können? Ich weiß wohl daß es gewiſſermaßen eine ungeſchmakte Arbeit iſt wider Dunſen zu ſchreiben; aber muß man ſie denn eben unterweiſen? Sind ſie nicht ſchon genug gelehret worden? Es iſt wieder Zeit über ſie zu ſpotten, und ſie ſind völlig reif zur Züchtigung. Ueberdem dünkt es mich, es ſei daran gelegen, daß man die Gelegenheit nicht entſchlüpfen laſſe, welche zur Ueberwältigung dieſer hölzernen Ritter nie bequemer geweſen zu ſein ſcheint. Die Deutſchen auf der einen Seite ſind durch gute Schriften, ſonderlich die Ueberſetzungen aus dem Engliſchen, wirklich feiner geworden, auf der andern Seite giebt Hr. Gottſched immer mehr Blöſſen, und arbeitet, indem er uns zu ſchaden meynt, an ſeinem eignen Untergang. Itzo wäre es vielleicht um drei oder vier Streiche zu thun, ſo würde es um ihn geſchehen ſeyn, und man könnte es noch dahin bringen, daß auch das Schilf Rohr flüſtern würde: auriculas asini Mida rex habet. Haben nicht Pope und Swift es mit ihren obſchon zum theil ſehr anſehnlichen Dunſen dahingebracht?

---

*) Schon in Wielands Briefen an Freunde in der züricher Sammlung I S. 151—157. — Die Stelle über Leſſing iſt in der züricher Sammlung nicht vollſtändig abgedruckt.

Sie Sehen, Mein Herr, das wir jüngere Leute in Zürich gerne auch etwas zu dieſer ehrenvollen That beytragen möchten. Aber man muß uns nicht allein laſſen, zumal da, ohne unſer Verſchulden, durch ein ſehr unbilliges Vorurtheil alles was von Zürich kommt, zum wenigſten der Helfte des Nutzens den es ſchaffen könnte, beraubt wird. Wir überſenden Ihnen den Anfang von Edward Grandiſons Auffenthalt in Görlitz. Es ſind noch fünf Briefe übrig, deren einer die Geſchichte des Rhapſodiſten enthält, ein andrer Unterredungen über die ſogenannte Friedſeligkeit der Leute, die im Streit zwiſchen Vernunft und Unſinn neutral bleiben, oder zwiſchen Parnaß und Blocksberg*) eine Vereinigung ſtiften wollen; in einem andern werden die Rechte der Critik erörtert und bei Unterſuchung eines gewiſſen bekannten Vorurtheils gezeigt, daß die meiſten Deutſchen die nöthige Freimüthigkeit in Behauptung der Wahrheit von der Grobheit nicht zu unterſcheiden wiſſen. Der merkwürdigſte aber iſt ein Brief von Hr. Grandiſon ſelbſt, in welchem die Triebfedern der in den andern Briefen erſcheinenden Phänomenen entdeckt, und der Charakter der deutſchen Nation entworfen wird. Das ganze Werkchen enthält zuſammengenommen eine ziemlich vollſtändige Aufklärung der meiſten ſtreitigen Puncte und greift viele Hinderniſſe des guten Geſchmackes kühnlich an; und die Art der Einkleidung wird es, wie ich hoffe, auch ſolchen Leſern empfelen, die ſonſt über Streitſchriften hinwegzuſehen pflegen. Hr. Geßner wird Ihnen einen Vorſchlag wegen Publication dieſer Schriften zu thun die Freiheit genommen haben. Ich habe der Sache noch mehr nachgedacht, und finde daß es vielleicht nicht übel wäre, wenn Sie (dafern Sie keine beſondere Einwendung dagegen haben) dieſe Schriften dem Hr. Leſſing in Berlin übergäben, welcher wie mich dünkt eben kein Feind [!] der guten Sache iſt, oder doch eben ſo leicht für Sie [sic] könnte in Bewegung gebracht werden. Es ſcheint ein rüſtiger Mann zu ſeyn, und es ſollte ihm wohl nicht viel zu ſchaffen machen, eine Parthei anzunehmen, bei der er ſeinen Vortheil finden, und ſeinen Witz am beſten anwenden könnte. Vielleicht wäre einiger Gewinn, den er bei dem Verleger damit machen könnte, auch ein Motiv. Es wäre meines Erachtens nicht übel, wenn man dieſen Mann, der ſeine guten partes hat, für die gute Parthei gewinnen könnte. Denn er hat alle Qualitäten zu einem Champion. Ich überlaſſe aber alles Ihrem Gutbefinden.

Vergeben Sie, daß ich gleich in meinem erſten Schreiben ſo freimüthig bin, Ihnen vier Seiten voll vorzuſchmaven. Ich läugne meinen Eifer für die Ausbreitung des Bon-Sens und Geſchmaks gar nicht, und ich weiß, daß Sie ihn nicht mißbilligen. Hr. Bodmer, dem ich geſagt habe, daß ich mir die Ehre geben werde, an Sie zu ſchreiben, befiehlt mir, Ihnen ſeine ergebenſte Empfehlung zu machen.

---

*) Vgl. S. 222. 224. 74. 75. Die Bezeichnung „Blocksberg“ wurde ſpäter auf den göttinger Dichterbund übertragen und ſo erhielt dieſer Begriff eine neue Bedeutung für die deutſche Literatur bei dem erſten Auftreten der deutſchthümelnden Richtung.

Ich werde mich ſehr freuen, wenn Sie mir die Ehre erweiſen, mich unter Ihre aufrichtigſten Freunde zu zählen, und bin mit vollkommener Hochachtung,
Hochzuehrender Herr,
Dero
ergebenſter und gehorſamſter
Diener
Wieland.

Wieland gibt im 2. Briefe an Gleim aus Zürich vom 9. April 1755, abgedruckt in Wielands Briefen an Freunde I S. 166—170, Gleim Vollmacht, eine gegen Ramler, der ihn angegriffen hatte, im Grandiſon in Görlitz gerichtete Stelle auszuſtreichen. Grandiſon in Görlitz wäre nach dieſem Briefe ganz von Wieland, während Karl Gödeke ihn Bodmer zuſchreibt. Vielleicht arbeiteten ihn beide gemeinſam.

Nach Wielands erſtem Briefe aus Zürich vom 21. Jan. 1755 ſollte alſo Gleim, womöglich durch Leſſing, den Anfang von „Grandiſon in Görlitz" drucken laſſen. Gleim antwortet, 10. März 1755, daß mehrere geſchickte Männer (vielleicht Lichtwer*) darunter) in Halberſtadt ihn mit Feuer und Schwert verfolgen würden, wenn ſie wüßten, wie er über Gottſched dächte. Leſſing, der ihm ſehr wohlgefalle, habe Muth und Geſchicklichkeit. Er werde auch gewiß genöthigt ſein, gegen Hrn. v. Schönaich zu Felde zu ziehen. Wielands Mſkr. habe ihn jedoch nicht zu Berlin angetroffen. Um eine Schrift gegen Gottſched von Hrn. v. Schönaich zum Drucke zu befördern, würde aber vielleicht Zachariae in Braunſchweig noch geeigneter ſein. Zachariae habe Gottſched kürzlich den großen Duns genannt. Gottſched habe ſich auf viele gelehrte Männer berufen, die alle ſagten, daß er kein großer Duns ſei. Er habe ſich vor dem deutſchen Fürſtenthrone des Herzogs niedergeworfen und gebeten, den muthwilligen jungen Menſchen, der ſich an ſolchen Mann wage, zu züchtigen. Der Herzog ſolle ſelbſt geſagt haben: Risum teneatis. Uebrigens ſammle ein Freund Gleims**) zu einem Stammbuche für Herrn Profeſſor Gottſched. Was alle Nationen von ihren Schöpſen übles geſagt hätten, das ſolle darin von Gottſched geſagt werden. Hr. Käſtner ſolle von den meiſten und beſten Satiren dieſer Sammlung der ungenannte und nicht geſtändige Autor ſein. — Auf Uz hätten ſeine Freunde Einfluß. Zur Partei der Blocksbergianer könne er nicht gerechnet werden. — Gleim hat den keuſchen Joſua von einigen Domſcholaren aufführen laſſen, aber es ſind allerlei „Verhinderniſſe" dazwiſchen gekommen.

---

*) In Betreff Magnus Gottfried Lichtwers vergl. meinen Aufſatz über Finkelthaus, Archiv für Literaturgeſch. III S. 64. L. war geb. zu Wurzen in Sachſen 30. Jan. 1719 und wurde 1752 in Halberſtadt preußiſcher Regierungsrath, Mitglied der Landesdeputation und Kanonikus an der Moritzkirche. Das Gedicht auf den Winter, wegen deſſen Veröffentlichung Gottſched noch neuerdings durch Anführung einer allerdings etwas ſonderbaren Strophe lächerlich gemacht wurde, iſt von ihm. Doch lebt Lichtwer mehr wie Gleim und Leſſing als Dichter für Kinder fort. Er ſtarb zu Halberſtadt 7. Juli 1783.

**) Ebenfalls Zachariae.

Stelle aus Grandiſons Aufenthalt in Görlitz [Abſchrift in Halberſtadt genommen, den handſchriftlichen Briefen **Wielands** an Gleim beigebunden].

Ehe es Jemand vermuthen durfte, erſcheinen die erſten Geſänge der Meſſiade, eines Dichters, auf welchem Miltons Geiſt in vollem Maſe ruhet. Die Olympiſchen Perſonen, welche Milton mit einiger Schüchternheit behandelt hat, werden hier, mit einer Kühnheit, die ſich ihrer Kraft bewuſt iſt, eingeführt. Das Werk iſt in Hexametern geſchrieben, einer Versart, die zu der deutſchen Sprache, die lange und kurze Sylben hat, und in längliche Säze läuft, ungemein gut paſſet. – Die Züricher erklärten ſich für Evangeliſten dieſes Meſſias, da man in ſeiner Heimath noch ziemlich zweydeutig von ihm urtheilte.

Andere Stelle ebendaher.

In der That Klopſtock Milton Bodmer haben verlohren wenn die mehreſten Stimmen gelten. Sie müſſen ſich mit der kleinen Schaar derer behelfen, die mit Homer und Virgil bekannt ſind, und über dieſes ſich in den poetiſchen Büchern der heil. Scribenten an den Morgenländiſchen Geſchmack, und die hohe Denkart der älteſten Zeiten gewöhnt haben; und unter dieſe dürfen wir auch die nicht zählen, welche den Endzweck aller Poeſie im Angenehmen ſuchen, und daher in jedem Gedicht ſich allein nach ſeinem Wiz umſehen, auch ſelten recht zufrieden ſind, wenn man ihnen nicht mit ſehr gedreheten Einfällen aufwartet. Für dieſe ſind hohe Empfindungen der Gottesfurcht, Tugend, menſchliche und patriotiſche Geſinnungen, philoſophiſche und gottſelige Wahrheiten, die zur Glückſeeligkeit die weſentlichſten ſind, darum nicht die Sachen, die ſie in einem Gedicht aufmerkſam machen und an ſich ziehen. Es iſt wahr, daß Hr. Gottſched ſie ebenſowenig zu ſeiner Parthey zählen kan; ihre Weiſe, der Wiz wird ihnen in den Werken ſeiner Schule allzukärglich und von zu alltäglichem Geſchmack aufgetragen ꝛc.*)

Wieland an Gleim**). Erfurt, den 8. Dec. 1769.

Ihre mir dieſen Morgen zugekommenen allerliebſten Briefchen, Mein unſchätzbarer Freund, enthalten einige Puncte, welche einer ſchleunigen Beantwortung bedürfen. Ich ſetze mich alſo auf der Stelle hin, Ihnen zu ſchreiben, ungeachtet ich von Geſchäften zu diſtrahirt bin, um etwas zu ſchreiben, daß würdig wäre, von Gleim geleſen zu werden.

1) Der rapporteur, der Ihnen geſagt hat „es gefalle mir hier ſo ſchlecht, daß ich meine itzige Stelle gegen die ſchlechteſte in Halle vertauſchte“ hat Ihnen, M. Beſter Gleim, eine inſolente Unwahrheit geſagt. Ich begreiffe nicht woher ſolche Gerüchte kommen können und ſchreibe ſie Leuten zu, welche der hieſigen Akademie ſo viel gutes gönnen — — —

Ich habe alle erſinnliche Urſache gerne hier zu ſeyn. Der Churfürſt gibt mir alle Proben von Diſtinction und Vertrauen, die ich nur wünſchen kan; ſein erſter Miniſter, der B. v. Groſchlag liebt mich, und ſchreibt Briefe, welche des Drucks würdig ſind. Unſer Statthalter überhäuft mich mit Merkmalen von einer freundſchaftlichen Gewogenheit. Ich lebe in der vollkommenſten Freyheit, und was ich für die Akademie thue, wird mir mehr für ein Verdienſt als für eine Schuldigkeit angerechnet. Ich genieße einen Gehalt von 500 Thlr. und habe neuerlich die poſitivſte Churfürſtl. Verſicherung erhalten, daß ſelbiger baldmöglichſt anſehnlich vermehrt werden ſolle. Ich bin erſt vor wenig Wochen, ohne mein Geſuch, und in terminis maxime honorificis von S. Churfürſtl. Gnaden zum Assessor Extraord. Concilii Academici beſtellt worden, — mit einem Wort ich bin ſo zufrieden mit meinem Schickſal als man ſeyn kan, und habe noch nie daran gedacht Meine Stelle ſelbſt gegen die beſte an irgend einem andern Orte zu vertauſchen.

---

*) „Grandiſon in Görlitz“ wurde bekanntlich von Leſſing durch eine Recenſion empfohlen. Derſelbe hat auch wohl ſchon bei der Veröffentlichung der Schrift noch die Hand im Spiele gehabt, da ſie 1759 bei Voß in Berlin erſchienen war.

**) Schon in Wielands Briefen an Freunde züricher Ausgabe II S. 334–342. Auch dieſer Brief iſt ſo orientirend, daß ich wenigſtens von ihm, was ich davon aus dem Mſkr. der Briefe abgeſchrieben habe, ohne Rückſicht auf die züricher Ausgabe noch anreihe.

Inzwiſchen danke ich Ihnen doch von Hertzen, Sie Liebſter Freund, für das warme freundſchaftliche Anerbieten Ihrer guten Dienſte bei Ihrem Hofe in casum contrarii. Immer werd ich Ihnen verbunden ſeyn, wenn Sie mir Freunde verſchaffen, deren man ſich in der Zukunft bedienen könnte, wofern wider Verhoffen eine Veränderung zu M. [Mainz] vorfiele. Aber ſo lange uns der Himmel unſern vortreflichen Churfürſten erhält, habe ich nichts zu beſorgen, und würde undankbar ſeyn, an eine Veränderung zu denken. — — — — — — — — —

2) Mein letzter Brief an Sie war kaum 8 Tage abgegangen, als ich von drey unterſchiedl. Buchhändlern, |: worunter einer zu Berlin iſt :| demüthige Suppliquen bekam, Ihnen, Buchhändlern, von meiner Manufactur, |: denn die ehrlichen Leute glauben ich habe eine Fabrik :| zukommen zu laſſen mit dem Anerbieten alles zu bezahlen was ich verlangte. Ich habe aber nicht Zeit dieſen Sosiis zu antworten. Inzwiſchen bin ich mit Hrn. Reichen in L. [Leipzig] zufälliger Weiſe nicht nur bekannter worden, ſondern der Freundſchaftsknoten iſt inzwiſchen ſo enge zwiſchen uns gezogen worden, daß ich an keinen andern Verleger mehr dencken kan. Reich hat ſich bisher ſehr edelmüthig gegen mich betragen. Als ich Ihnen letztmals ſchrieb, hatte ich ihm meinen Diogenes*) noch nicht offerirt. Bald darauf bot mir ein gewiſſer benachbarter Buchhändler, der ſich hier etabliren will, 50 Ducaten für das Mſcr. des Diogenes welches 12 Bogen ohne die Vorrede beträgt. Ich ſchrieb dieſes Reichen, und ſagte ihm, er habe das Zugrecht. Statt der Antwort ſchickte er mit dem nächſten Poſtwagen 50 Spec. Ducaten und ſo war das Mspt. ſein. Es iſt wirklich unter der Preſſe und wird ſo niedlich gedruckt als jemals etwas gedruckt worden iſt. Oeſer macht ganz delicieuſe Vignetten dazu, wovon eine in meinen Augen alles übertrift, was ich in dieſer Art noch geſehen habe —, wälſche und franzöſiſche nicht ausgenommen. In 4 Wochen werde ich das Vergnügen haben Ihnen und unſerm allerliebſten Jacobi ein paar Exemplare davon zu ſchicken.

Meine Muſe ruht dieſen ganzen Winter aus: dafür arbeite ich deſto fleißiger in Proſa; denn ich lebe faſt gänzlich für mich ſelbſt, und finde außer meinem kleinen museo kein Vergnügen nach meinem Geſchmack — denn hier iſt kein Gleim, kein Jacobi, keine Adelaïde, keine Gräfin Max Stadion und keine Sophie — Ich werde alſo unvermerkt ein Vielſchreiber — wofern Sie mir nicht bald entgegen ruffen, ohe! jam satis est — Ihre Kritiken, Mein theuerſter, ſie mögen nun Großigkeiten oder Kleinigkeiten betreffen, ſind mir unendlich willkommen, und ſollen mir allemal zur Beſſerung, ſowie Ihr gar zu gütiges Lob zur Ermunterung im Guten dienen.

---

*) Vergl. S. 85. 228.

Hier haben Sie den ſtärkſten Beweis von Freundſchaft und Vertrauen, den ich NB. Jemals einem Sterblichen gegeben habe — 6 Geſänge von meinem Amadis, in Mſcrpt. — mit der ernſtlichſten Bitte, ſie keiner lebendigen Seele als Unſerem Jacobi in die Hand zu geben, von deſſen Integrität ich ebenſo wie von der Ihrigen überzeugt bin. Vorleſen können Sie andern Freunden davon was Sie wollen, nur erſuche ich Sie das Mſcrpt. nicht aus ihren Händen — und keine Abſchriften weder im Ganzen noch Stückweiſe davon nehmen zu laſſen — und das Mspt. ſelbſt mir längſtens in 14 Tagen wieder zurückzuſchicken.

Daß Amadis*) ein Ding iſt, daß nichts anderm gleichſieht, und nur nach ſeinen eigenen Regeln beurtheilt werden muß, brauche ich einem Gleim nicht zu ſagen. Die Versart iſt auch wie Sie ſehen von meiner eignen Erfindung. Ich denke ſie iſt dem Sujet angemeſſen. Nach meiner Meynung ſollten alle Versarten die nicht heroiſch ſind, etwas lyriſches haben: je mehr je beſſer. Ich haſſe die Alexandriner und alle ſteiffen, monotoniſchen Versarten in langen Gedichten tödtlich.

Orten und worden reimt man nur in ottave rime, wenn man muß. Aber Ihr Herren Niederſachſen reimt auch zuweilen, daß uns ehrlichen Schwaben die Ohren gellen — z. E. Geſchmack und Tag; weil ihr Tack**) ausſprecht — und wir Taag. Wer hat von uns recht, und wer ſoll in ſolchen Dingen zwiſchen Ober- und Niederdeutſchen entſcheiden?

— —

Was ſagen Sie mein Freund, zu dem ſchändlichen Bello omnium contra omnes, welches unter unſern modernen Gelehrten, Kritikern und anmaßlichen Beaux esprits herrſchet? — I despise it — Ich werde nimmermehr Antheil an dergl. Händeln nehmen. Sogar an der hieſigen Zeitung hab ich keinen Theil — ungeachtet Riedel und ich ſo ſehr Freunde ſind, daß ich |: den einzigen Herel***) ausgenommen :| ſonſt mit keinem andern hieſigen Gelehrten in einigem nexu ſtehe, als mit ihm. Aber in ſeine gelehrten Fehden werd' ich niemals mich einmengen, ich liebe die Ruhe und weiß wie wenig dergl. Federkriege nutzen. Daß ſie am Ende die Literatur zuſamt den Gelehrten verächtlich machen, iſt alles, was man davon hat.

Für unſeres Jacobi Apollo tauſend Dankſagung. Ich hatte ihn ſchon in einer Ztg. abgedruckt geleſen. Er iſt wie alles was von Jacobi kommt, ſchön. Aber mehr Sommerreiſen! mehr Sommerreiſen!

Ich gedenke auch einmal eine Reiſe zu reiſen — und wohin meynen Sie? Ins Land der Ideen. Der Plan davon ſpückt ſchon lange in meinem Kopfe, die Ausführung wartet auf Muſe, Laune und Inſpiration. Izt habe ich noch Jahr und Tag zu thun das Angefangene zu vollenden.

Geßner beſorgt eine neue Auflage meiner jüngern Gedichte, wo Sie die Erzählungen und den Antiovid ſehr verändert finden werden; auch die mor: Briefe.

— —

---

*) Vergl. S. 108.

**) Mundartlich Dag, mit kurzem a, keineswegs mit k. Wieland iſt alſo hier im Irrthum.

***) Vergl. über ihn K. Goedekes Grundriß I. S. 573.

In dem Briefe vom 10. März 1770, welcher etwas verſtümmelt in den Briefen an Freunde II S. 353–357 abgedruckt iſt, bedankt ſich Wieland von Erfurt aus bei Gleim für eine Schreibtafel, die er ihm geſchenkt hat. „Ich weiß nicht (ſchreibt Wieland, welchem Gleim kurz vorher auch viel angenehmes über ſeinen Diogenes geſagt hatte), ob die Schreibtafel des Diogenes ſo niedlich war, und ſo viel kleine artige Bequemlichkeiten enthielt: aber das weiß ich, daß die Kinder meiner Kindeskinder dieſe Schreibtafel ihren Nachkommen als ein Heiligthum vermachen ſollen, welches ſo lange jemand iſt der meinen Nahmen trägt, oder ſo lange mein Nahme auf irgend eine Art dauern wird, ein Denkmal der Freundſchaft bleiben ſoll, womit Gleim ſeinen Wieland beehrt hat. Ich werde mich zwar wohl hüten, alles das ſchmeichelhafte zu glauben, was ein kleiner Enthuſiasmus, den ich auf Rechnung der Freundſchaft ſchreibe, Sie mir ſagen macht: aber doch bin ich gewiß, daß ich keine ſchlechte Sachen in meine Schreibtafel werde ſchreiben können, die mir von Gleim gegeben worden iſt und in die er ſelbſt ſo artige Sachen geſchrieben hat. Sie werden doch nicht böſe darüber, daß eines oder zwei dieſer kleinen Stücke, ſonderlich das erſte das mir ſo viel Ehre macht, in Riedels Zeitung gedruckt erſcheinen wird. Er hat mich darum gebeten, und meine Eitelkeit iſt zu ſchwach geweſen, es ihm abzuſchlagen." — Wieland iſt einige Tage mehr ſtupid als unwol oder gar krank geweſen. Gleims Schreibtafel hat ihn geſund gemacht, „und wenn vollends noch die Zephyre kommen, welche Sie mir ſobald als möglich zuſchicken werden" .... — Er bedauert, daß Jacobi in der N. hamburgiſchen Ztg. auf eine lotterbübiſche Art gemißhandelt wird. Aber niemand ſoll darauf antworten, außer wenn Gleim einen Deum minorum gentium, vom Satyren Geſchlecht, zur Hand hätte, welcher nicht zu gut wäre, um der canaille mit derſelben Materie das Maul zu ſtopfen, mit welcher ſie ſo gerne um ſich ſchmeißen. „Aber wir (fährt er fort) wollen thun, als ob wir nichts davon wiſſen, wenn uns eine Fliege auf die Naſe ſch... und nie vergeſſen, daß es den Horazen und Virgilen, den Gays und Popen, und zehn andern von unſern alten und neuen Freunden nicht beſſer, wo nicht ſchlimmer ergangen iſt." — Mit demſelben Briefe ſchickt Wieland an Gleim den Anfang ſeiner „Rhapſodie über die Grazien". Dieſes Mſkr. und den Amadis ſah dann Boie auf einer Reiſe bei Gleim. Darauf bezieht ſich folgende Stelle in Wielands Briefe an Gleim vom 9. Mai 1770, gedruckt in Briefen an Freunde S. 365—367: „Gute Luſt hätte ich, mich ein wenig mit Ihnen zu zanken. Kleiner Treuloſer! Sie haben meinen Amadis in profane Hände kommen laſſen. Erſt vor etlichen Tagen hat ſich ein ſolcher, ein Peter Meſſert, ein homunculus der auf der Poeterey herumreiſt und poetiſches Allmoſen zu Gott weiß welchen Sammlungen, Muſenallmanach und dergl. zuſammenbettelt, — gerühmt hat er ſich, daß er den Amadis bei Ihnen geſehen, geleſen, und, was das ärgſte iſt — (Ihres ſcharfen Verbots ungeachtet, ſagt er) große Stellen daraus abcopirt habe." Der Schluß des Briefes lautet: „leben Sie wohl, mein allerliebſter — aber die Grazien! die Grazien!" *)

* * *

Ueber eine Reiſe nach Leipzig berichtet Wieland aus Erfurt in einem (Briefe an Freunde II S. 378–381 gedruckten) Schreiben vom 23. Juli 1770, das am

---

*) Vergl. S. 81.

25. Juli 1770 in Gleims Hände gelangte: „Ich — — — — habe in Ihrem und meinem Weiße einen ſehr liebenswürdigen Mann kennen gelernt, einen Mann, der zu denen gehört, mit welchen ich wünſchte mein Leben zuzubringen. Clodius iſt was man einen homme d'esprit nennt in einem hohen Grade, und der angenehmſte Geſellſchafter von der Welt; und Garve ein ſo philoſophiſcher Kopf als ich je einen gekannt habe. Oeſer iſt ganz und gar ein Mahler und ein Mann nach meinem Herzen. Ich ſage Ihnen nichts von Reichen, bey dem ich mich aufhielt, weil Sie ihn nicht ſehr zu lieben ſcheinen: aber das bin ich der Wahrheit ſchuldig, daß er mir unendlich viel Achtung und Freundſchaft erwieſen hat, und daß er überhaupt, ſo wie ich ihn kennen gelernt habe, ein edelmüthiger Mann iſt. Er hat etwas brüskes in ſeinem Charakter und in ſeinen Manieren, das ihm, denk' ich, zuweilen ſchaden thut; aber der Grund ſeines Gemüths ſcheint mir ſehr gut“.

Galau ſollte damals ein Bild Wielands von Grafs Gemälde copieren. Allein das Original wurde nicht gemalt, weil Graf nicht in Leipzig war.

In der Antwort vom 30. Juli muſtert Gleim die Männer, welche Wieland kennen gelernt hat: Clodius, der einzige zu Leipzig, der mit griechiſcher Gelehrſamkeit den Muſen Griechenlands nicht gefährlich iſt, Garve, von dem Gleim meint, daß Alexander Baumgarten in ihm aufgelebt ſei, Reich, dem er alles vergibt, was er wider Wieland durch Beobachtung gewiſſer Buchhändlermaximen geſündigt, wenn er das von Herzen iſt, als was er Wieland erſchienen. „Warum denn aber (fragt Gleim) kennen ſie nicht auch Erneſti, der, wenn er nicht lieber ein Römer als ein Deutſcher wäre, ganz zu uns gehörte, ſo ein guter ehrlicher Mann, und billiger theologus ſchien er mir immer zu ſeyn!“

Aus Braunſchweig, wo Gleim drei ganze Tage geweſen iſt, erzählt er: „Man verklagte ſie bey mir, wegen eines nicht gehaltenen Verſprechens; von ihrer veränderten Denkungsweiſe hätten ſie der Welt Rechenſchaft zu geben verſprochen und es noch nicht gethan. Ich antwortete, dieſe Rechenſchaft gäben ſie den Weiſen in allen ihren Schriften, den nichtweiſen ſie zu geben, hielt(e) ich für vollkommen überflüſſig“. Vergl. S. 231.

* * *

Die berühmte Vertheidigung Friedrichs, die Goethe in die Worte zuſammengefaßt hat: „Wie kann man von einem König, der geiſtig leben und genießen will, verlangen, daß er ſeine Jahre verliere, um das, was er für barbariſch hält, nur allzu ſpät entwickelt und genießbar zu ſehen?“ iſt allbekannt. Aber ſchon vierzig Jahre früher hatte Gleim in einem ausgezeichneten Briefe eine keineswegs ſchlechtere und doch viel eingehendere Antwort ertheilt auf folgende Frage Wielands: „Warum iſt Ihr König, den Sie (Gleim) unter uns geſagt, ein wenig mehr lieben, als er von deutſchen Dichtern geliebet zu ſein verdient, nicht Muſaget genug, einen Poeten (Wieland), der am Ende doch wohl immer ſo gut iſt, als ein franzöſiſcher, ein Canonicat zu H. (Halberſtadt) gratis zu geben?“ Hierauf fertigte Gleim am 30. Juli 1770 die folgende bisher ungedruckte Antwort an Wieland nach Erfurt aus:

„Dieſe Frage, vortrefflicher Wieland, möcht ich in einem eigenen Briefe beantworten. Muſaget iſt er genug; was aber waren unſere Deutſchen, als er anfing mit den Muſen Bekanntſchaft zu machen? Kayſerling und Stille waren 1740 ſeine Freunde, beyde gute deutſche Patrioten, die ſich alle Mühe gaben, für die deutſchen Muſen ihn einzunehmen, was aber hatten ſie den Franzöſiſchen entgegenzuſetzen? Den einzigen Caniz, denn Opitz war zu alt, Haller zu rauh, Hagedorn hatte nur erſt ſeine Trinklieder herausgegeben. Ueberdem war der König von deutſchen Franzoſen umgeben, alle geſchworene Feinde der deutſchen Muſe, dieſe gaben ihm gefliſſentlich Ziegler's Briefe für das Meiſterſtück der deutſchen Muſen, wenn hernach ein Patriot es wagte, der deutſchen Muſe das Wort zu reden, dann deklamirte der König, aus der Baniſe: Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge ꝛc. Der Patriot, wie von dem Blitz gerührt, ſchwieg, er ſchwieg, mein lieber Wieland, und wagte ſelbſt in einem Sulzer, der die ſchönſte Gelegenheit hatte, nicht wieder der deutſchen Muſe das Wort zu reden. So ließen tauſend Umſtände ſich anführen, die den König (den Wieland lieben würde wie Gleim, wenn er wie Gleim ihn kennete) wegen ſeiner Gleichgültigkeit gegen die deutſchen Muſen wo nicht rechtfertigen, doch entſchuldigen. Hätte zu meiner Zeit, als ich in Potsdam war, ſchon ein Wieland geſchrieben, ſo hätte ich ſelbſt mich unterſtanden, für Sie den von Franzoſen umgebenen König einzunehmen. Immer ging ich damit um, aber ich verließ Potsdam zu früh, und weder Kleiſt, noch ſonſt einer von meinen Freunden war aufgeleget, in dieſem patriotiſchen Unternehmen irgend etwas zu verſuchen. Und es wäre, recht angefangen, ſo leicht geweſen, den König zu überzeugen, daß nur allein in der Sprache ſeines Volkes die Ausbreitung der Wiſſenſchaften ſtattfinden könne. Zuverläſſig fehlte es ihm nicht an dem beſten Willen, und mehr war dazu nicht nöthig." Am 9. Auguſt 1770 fügte Gleim hinzu: „Als mein Wieland ſo beſcheiden würdigern Dichtern der Nachwelt den Cyrus unſerer Zeit überließ,*) damahlen, dünkt mich, war mein Friedrich noch der beſte der Menſchen und der Könige. Warum doch ſcheint er's ihm itzt nicht mehr zu ſeyn? Haben gewiſſe Läſterer ſogar einen Wieland auf ihre Seite gebracht? Gern möcht ich, wie Wieland für Alexander, ſo für Friedrich eine Schutzſchrift aufſetzen! Den Inhalt hätt' ich; es fehlt mir nur an Zeit und an meines Wieland's Feder, die, mit welcher er den Menſchen mahlet, wie er iſt."

Uebrigens iſt meine Behauptung, daß Friedrich der Große als Bewunderer der deutſchen Literatur geſtorben ſei, vollkommen gegründet geweſen. Suphan, der Bearbeiter der kritiſchen Ausgabe von Herder, hat dargethan, daß dem großen Könige durch eine franzöſiſch geſchriebene Druckſchrift gegen ſeine Abhandlung de la littérature allemande die Augen über den Werth unſerer deutſchen Dichtung — freilich zu ſpät! — vollſtändig geöffnet ſeien. Um ſo weniger iſt ein Zweifel daran, daß ihn noch vor ſeinem Ende die Frage beſchäftigt hat: ob Klopſtock oder Wieland größer ſei?

⁂

Am 31. Juli 1770 berichtet Gleim, daß Jacobi in der lutheriſchen Kirche zu Düſſeldorf mit vielem Beifall eine Laienpredigt gehalten habe. Gleim iſt geneigt ſie drucken zu laſſen.

Auf Wielands Vorwürfe in Betreff des Amadis erwidert Gleim aus Halberſtadt am 1. Auguſt 1770: „Sie haben meinen Amadis in profane Hände kommen laſſen! Ein Peter Meſſert hat ſich gerühmt, er habe den Amadis bey mir geſehen, geleſen, und was das ärgſte iſt, meines ſcharfen Verbothes ohngeachtet, wie er ſelbſten verſichert, groſe Stellen daraus abcopiert.*) In profane Hände hab ich ihn nicht kommen laſſen, verſiegelt hab ich auf eine einzige Stunde nur ihn unſerm Domherrn von Rochow anvertraut,**) von dieſen bin ich, wie von mir ſelber verſichert, daß er nichts damit gethan, als ihn geleſen hat. Ihn vorzuleſen, hatte mein Wieland mir erlaubet. Eben als ich unſerm Schlaberndorf ihn las, kam Herr Boie,***) den ich durch unſern Jacobi als einen jungen Mann, der für alles was ſchön iſt eingenommen ſey, kennen gelernet, von Berlin zurück und, wie mein Wieland ſelber ſagt, in der Freude meines Herzens erlaubte ich ihm, den Amadis mit anzuhören, in ſeine Hände bekam er ihn nicht, er wolte Wielands Handſchrift nur ſehen, er ſahe ſie allein in meiner Hand! Groſe Stellen hat er, und wenn er tauſendmahl es ſelber ſagt, nicht abcopiert, den Leſen [ſoll heiſſen: beim Leſen] aber bat er mich die eine und die andere Stelle zu wiederholen, ihrer Vortreflichkeit wegen, glaubte ich, man hat aber nachher mir verſichert, er hätte ſo gutes Gedächtniß Vermögen, daß er zweene Oden, die Ramler ihm nur einmahl vorgeleſen hätte, aus dem Gedächtniß abgeſchrieben. Welcher Sterblicher kan gegen ſolche Helden ſich ſchützen? Und alſo kan es ſeyn, daß er groſe Stellen in's Gedächtniß aufgefaſſet hat. Macht er von ſolchen, aus dem Zuſammenhange herausgenommenen Stellen Gebrauch, läßt er Fragmente vom Amadis drucken, ſo iſt er der Meſſert, der ihren Unwillen und meine Verachtung verdienet. So viel ich aber den Hrn. Boie kennen lernte, ſo darf ich desfalls nichts übles von ihm beſorgen, denn er hatte von Jacobi kleine Stücke durch die dritte Hand bekommen, ſagte mir aber, er hätte derſelben ohne des Verfaſſers Erlaubniß zu ſeinen oder Käſtners Almanach ſich nicht bedienen wollen — ob er auf der berliniſchen Hin- und Herreiſe die Grazien vorleſen gehört hat, darauf beſinne ich mich nicht recht, doch dünkt es mich, in Jacobis Gegenwart."

---

*) Durch Friedrichs Thaten angeregt, hatte Wieland ein ſehr ſchwaches Heldengedicht „Cyrus" begonnen, welches unvollendet geblieben war. Vergl. oben S. 72, aber beſonders Scherer a. a. O.

Am 15. Auguſt 1770 ſchrieb Wieland aus Erfurt an Gleim****): „Die Braunſchweiger, welche eine Apologie von mir fordern, ſind, mit ihrer Erlaubnis, ein wenig wunderlich. Was für Zeichen ſoll man vor dieſem Geſchlechte thun? Sie mein liebſter, haben Ihnen die rechte, die einzige Antwort gegeben, welche man geben ſoll. Apollo auf dem Dreyfuſſe hätte ſie nicht beſſer geben können. Diogenes und die Beyträge, und Agathon ſelbſt, enthalten meine vollſtändige Rechtfertigung. Wem daran nicht genüget, dem — kan und weiß ich, bey den Grazien! nicht zu helfen — als mit einem Karrnvoll Nieſewurz, und meinem Segen!"

Am 8. März 1771 ſchrieb Wieland: „Ihr Alexis hat mich mit Ihrem Gr. Br. . ausgeſöhnt, unlängſt ſagte mir jemand von ihm, daß er — kaum etwas mehr als nichts ſei; keinen Geiſt, noch Witz noch Geſchmack noch irgend was habe, was ein pastor populorum haben ſoll. Es muß wohl nicht wahr ſein — oder wenigſtens will ich hiefür eine gute Meynung von ihm haben, weil er meinen Gleim zu ſeiner Alexias zu begeiſtern fähig war.“

---

*) Gleim pflegt, wenn er Briefe widerlegen will, öfter zuerſt deren Inhalt in kurzen Worten zuſammen zu faſſen.

**) Dem bekannten pädagogiſchen Schriftſteller.

***) Vergl. S. 228. Vgl. auch Weinholds Boie S. 34. 150.

****) Dieſer Brief iſt zwar in Wielands Briefen an Freunde III S. 1—5 gedruckt. Doch ſteht dort Br. ſtatt braunſchweiger. Er iſt alſo dort nicht zu verſtehen. Vergl. S. 229.

Wielands Brief an Gleim aus Koblenz den 26. May 1771 iſt in Briefen an Freunde III S. 50—52 abgedruckt, gegen das Ende hin aber verſtümmelt. Wir laſſen ihn daher ohne den Anfang hier folgen: „Morgen abends werde ich in Maynz ſein, und dort den Dienſtag über bleiben. Mittwoch früh gehe ich nach Höchſt zu meinem Churfürſten; aber deſſelben Tags mit meinem Freunde dem Dechant Du Merz nach Frankfurt; Donnerſtag früh nach Darmſtadt zu Leuchſenring und der Landgräfin; und Freytags werde ich zu Dieburg auf einer bezauberten Villa unſers Großhofmeiſter Freyh. von Großſchlag ſeyn, wo ich wenigſtens 4 Tage bleibe. Dieſes Dieburg liegt nur 6 Stunden von Frankfurt und 2 von Darmſtadt — und dort, zu Dieburg nehmlich, gebe ich Ihnen rendezvous, wenn es Ihnen möglich iſt. Großſchlag würde die größeſte Freude von der Welt haben, Meinen Gleim bey ſich zu ſehen, und auf dem ganzen Erdboden iſt kein Winkel würdiger durch die erſte Umarmung Gleims und Wielands berühmt zu werden als die Villa des liebenswürdigſten unter allen Baronen und Miniſtern, die je geweſen ſind. Der Himmel gebe, daß nichts in der Welt meinen Gleim aufhalte dieſen bezaubernden Vorſchlag zu realiſiren. Merken Sie wohl, mein Liebſter, Freytag, Sonnabend, Sonntag, Montag und Dienſtag i. e. den 31. May, 1. 2. 3. und 4 Junii finden Sie mich zu Dieburg, einem kleinen artigen Städchen, von welchem die vorbeſagte Villa nur etliche Haſenſprünge entfernt iſt, alſo und dergeſtalt, daß, wenn Ihnen auch Großſchlag kein Zimmer in ſeinem Hauſe geben könnte, Sie nicht embarraſſirt ſeyn werden, Nachtquartier in der Nähe zu finden. Auf meiner Rückreiſe könnten Sie bis Eiſenach mit mir reiſen; Ihr Weg und der meinige wäre bis Eiſenach der nehmliche und ich habe einen Platz in meiner Chaise. Sophie, ihr Gemahl und unſer Bruder Friz, der mich von Düſſeldorf wieder hieher geführt hat, grüßen und küßen meinen Gleim mit dem heiligen Kuß der Freundſchaft — den Sie in meinem Nahmen der liebenswürdigen Gleminde geben ſollen. Unglücklich für mich iſt es, daß Gleminde wohl nicht mit ihnen nach Dieburg ziehen kann noch wird, aber tröſtlich hinwieder, daß ich Meinen Gleim, und ſeine liebe Nichte und alles was ihm in Halberſtadt lieb iſt, zu Halberſtadt ſehen werde ehe wir 1773 ſchreiben werden. Ich bin zu bewegt mehr zu ſchreiben. Heute iſt der letzte Tag, den ich zu Koblenz lebe und den Boten will ich auch nicht aufhalten. Werden Sie dies Gekrizel auch leſen können? Voll von der ſüßen Hoffnung, meinen Gleim in 5, 6 oder längſtens 7 Tagen in Dieburg zu ſehen, umarme ich ihn und flehe den Gracien und der alma mater rerum ihn geſund, ſtark und fröhlich in die Arme ſeines Wielands zu führen. Denn was wollen Sie, daß man zu Dieburg mit einem kranken Poeten anfangen ſollte?“ Gleim reiſte in der That Wieland nach. Auf der Rückreiſe war er einige Tage in Göttingen.

Der nachfolgende Brief findet ſich in Briefe an Freunde III S. 103—106, aber weſentlich verſtümmelt, da z. B. die Stelle über Sulzer fehlt. Auch iſt das Jahr 1771 für 1772 angegeben. Er möge daher hier noch einmal ſtehen: „E. [Erfurt] den 21. Januar 1772. Hier Mein Beſter, Liebſter Gleim, iſt eine kleine Brochure von Ihrem Wieland, und ſeine ſehr nachſichtliche aber gewiß nicht furchtſame Recenſion der Sulzeriſchen Theorie und ſeine Erklärung gegen den Elenden, der ihn in der Braunſchweiger Zeitung geläſtert hat: — und hier, mein unſchätzbarer Freund, iſt ihr Gedichtchen an die Muſe mit der wärmſten zärtlichſten Umarmung Ihres Wielands, der Ihnen, nicht beym Anubis, noch beim Hund, wie Sokrates, ſondern bey Allem was Schön und Gut iſt, und bei den Gracien — ohne welche, wie der göttliche Pindar ſagt, kein Mann weder καλος nach αγαθος ſeyn kan, — der bei den Gracien Ihnen ſchwört, daß unter allen ſterblichen Männern mit denen er lebt, Gleim und die Brüder Jacobi diejenigen ſind, die er am herzlichſten ehrt und liebt, und von denen er mit dem ſtärkſten Gefühl der Gewißheit überzeugt iſt, daß ſie der Menſchheit Ehre machen. Mit Ihrem Liede, Vater Gleim, bin ich vollkommen, über die maßen zufrieden — es iſt ſchön und gut, es iſt ein getreuer Abdruck Ihrer Seele, in welcher die Weisheit meines Sokrates mit der Fröhlichkeit und Empfindſamkeit Ihres Anakreons ſich vereinigen; es iſt ohne Schminke, ohne Zierrathen, einfach, edel und ſchön wie Alles ſeyn ſollte was Menſchen denken und thun; der Ton, inſonderheit, worin es geſungen iſt, gefällt mir ungemein; es iſt der eigene charakteriſtiſche Ton meines Gleims, der Ton, der noch im Jahr 2440 jede gefühlvolle Seele einer beſſern Nachwelt bezaubern wird. O! warum kan ich Sie nicht für einige Strophen an mein Herz drücken! — Alle ſind ſchön, aber die 6 letzten ſind unvergleichlich. Dies iſt auch die 1. 2. 5. 8. 10. Ich habe das Lied meines Gleims etlichemal mit ariſtarchiſchem Auge betrachtet, und mit geſpitztem muſikaliſchen Ohre behorcht — und finde nichts daran zu ſchelten; nichts als ein paar Kleinigkeiten, welche, alles wohl überlegt, vielleicht nur Eigenſinnigkeiten meines Geſchmackes ſind: nemlich: in der 3. und 4. Strophe zu viele „und." In der 9. Strophe ſcheint das „in ſie" der 3. Zeile undeutlich; man weiß nicht recht in was? — dem Zuſammenhang mit der vorigen Strophe nach in die Abendröthe. Aber, da mit der 8. Strophe ſich die Periode völlig ſchließt, ſo ſcheint dieſe Beziehung oder Elipſe einige Dunkelheit zu verurſachen, wiewohl in den Alten ähnliche Beiſpiele genug zu finden ſeyn möchten. In der letzten Strophe mich nöthigt Menſchen „haſſen" — anſtatt „zu haſſen," iſt eine Sprachunrichtigkeit, die ich meinem Gleim ſo wenig als mir ſelbſt gern erlauben möchte; wiewohl ich beſorge, daß ihr nicht anders als durch Aufopferung des Gedankens ſelbſt wird geholfen werden können; denn ich ſehe keine andre mögliche Veränderung als „mich nöthigt ihn zu haſſen," und dies iſt es nicht, was Sie ſagen wollten. Ich bin ſehr begierig, Liebſter Gleim, dieſes kleine Gedicht gedruckt zu haben und bey deſſen Ankündigung in unſerer Zeitung einige heilſame Wahrheiten ſagen zu können. Seitdem ich weiß, daß dieſer Spalding, den ich für einen Mann Gottes hielt, nur ein Tartuffe, oder höchſtens nur ein Abulfouaris*) iſt, iſt mir's doppelt leid, daß ich Ihrem armen Michaelis um ſeinetwillen weh gethan habe, wiewohl ich dem ungeachtet den Paſtor Amor**) nicht billigen kan, ohne gegen meinen Grundſatz, daß man mit den Gegenſtänden der landesgeſetzmäßigen Religion (ſie mag ſeyn welche ſie will) nicht Spott treiben ſoll. Ich bitte Sie, mir ein Exemplar von Michaelis poetiſchen Briefen zu ſchicken und mich unter die Subcribenten zu notiren. Ich will ſehen ob ich nicht in Maynz einige Subſcribenten werben kann. Unſer neuer Prof. theol. Froriep iſt ein ſo braver Mann als ein theologus, per naturam rei, ſein kann, und dies iſt genug. Er verehrt meinen Gleim, denckt geſund, beſitzt wahre Gelehrſamkeit und verabſcheuet die Feinde meines Gleims. Er iſt entſchloſſen dieſen Hierophanten die Maſke abzuziehen, und er iſt der Mann der es thun kann. Ich ſelbſt gehe damit um, eine Reihe von Briefen an meinen Gleim aufzuſetzen und drucken zu laſſen unter den Titel über Pindars Gracien, worinn ich entwickeln will, warum Pindar ſagt, daß man ohne Gracien kein Weiſer noch tugendhafter Mann ſeyn könne. Aber noch müſſen Sie mir Zeit dazu laſſen, Mein Beſter: erſt müſſen die Könige von Scheſchian*) fertig ſein. Sulzers Tucken ſind mir nicht entgangen. Ich ſehe ſie alle und verachte ſie; aber ich werde noch mehr thun: ich werde ſo bald als möglich einem gnädig-hochanſehnlichen Publico zeigen, daß das Pferd dieſes hypochondriſchen Schweigers nur ein Eſel iſt. Umarmen Sie unſern allerliebſten Jacobi in meinem Nahmen je öfter je lieber; die Nachricht die Sie mir geben, daß der Geiſt der Muſen ſich ſeiner ſo gänzlich bemächtigt hat, iſt mir unendlich angenehm. Ich muß mich von Ihnen losreißen Mein theuerſter Freund, um noch an Sophie La Roche, an Fritz Jacobi, und an den Dechant Dumerz zu ſchreiben. Alſo nur noch dieſen Kuß von Ihrem Wieland. Nachſchrift. Wiſſen Sie mir keinen Kanal, wie ich die Galatee des Giov. della Caſa bekommen könnte? Ich möchte dies Buch gar zu gern haben. Beygehende Brochure wurde ſchon im Auguſt vorigen Jahres aufgeſetzt, und iſt bloß gedruckt worden, weil Fritz Jacobi es ſo haben wollte. Sie kan für Sie und unſern Georg ſeyn, es wäre dann daß er es ſo haben wollte."

---

*) Vgl. im Wielands Beiträgen zur geheimen Geſch. des menſchl. Verſtandes und Herzens I Leipzig 1770 beſonders von S. 133 an den Roman: „Die Bekenntniſſe des Abulfauaris, geweſenen Prieſters der Iſis". Auch S. 96 der hier vorliegenden Schrift.

**) Von J. B. Michaelis.

Am 7. April 1775 ſchreibt Wieland aus Weimar an Gleim bei einer Krankheit ſeiner Frau: „Wir hoffen daß dieſer Zufall den Tag unſerer Abreiſe nicht verändern ſoll, wiewohl ſich gleichwohl vor der Hand hierüber nicht ganz gewiſſes ſagen läßt; aber die Marſchroute iſt dadurch unabänderlich über Alſtedt und Eisleben, als den angenehmſten, bequemſten und kürzeſten Weg für Leutchen, wie wir ſind, beſtimmt worden. Auf ſolche Weiſe vermeiden wir die ſchlimmen Wege über das Gebirg, die einer noch ſchwachen Frau und einem Mädchen von Siebenthalb Jahren zu beſchwerlich fallen möchten. Vermuthlich iſt Ihnen dieſer Weg nicht bekannt. Der Weg durch die goldne Aue iſt eine Spazierfahrt durch ein Paradies; und zu Altſtedt, wo man freylich einen Berg hinauf muß, werden wir durch eine der ſchönſten Ausſichten, deren ein menſchlich Auge froh werden kan, dafür entſchädigt werden. Der folgende Abend bringt uns dann gerade zu unſerm Gleim, zu unſerer Gleminde, und was wollen wir dann mehr?" Vergl. S. 103.

Aus Weimar den 1. Mai 1775 ſchrieb er dann: „Die Marſchroute hat Ihnen unſer Bertuch letzthin geſchrieben. Bleibt das Wetter gut, ſo reiſen wir den 10ten unfehlbar bis Eisleben, und folgen dann Punct für Punct dem von unſerm Gleim ſelbſt uns vorgezeichneten Weg. Sollte aber, wider beſſer Hoffen, ſo ſtarkes Regenwetter einfallen, das die liebe goldne Aue, durch die wir ziehen, unter Waſſer geſetzt und es phyſiſch unmöglich würde, den 1. Tag weiter als bis Alſtedt zu kommen, ſo gehen wir den andern Tag von der nähern Route ab, reiſen bis Quedlinburg, und kommen alſo erſt den 12. bey guter Vormittagszeit bey unſerm lieben gaſtfreundlichen Gleim und unſrer Gleminde an. Meine Frau wird zuſehends beſſer, ſo wie der Reiſetag näher kömmt; denn wiewohl die Liebe zwiſchen ihr und Gleim dato meines Wiſſens noch bloße Seelenliebe iſt, ſo möchte ſie doch nicht gern als eine bloße Seele, als eine animula nudula, vor Ihnen erſcheinen, und thut alſo ihr möglichſtes um ſich noch einige Unzen Fleiſch zu ihren kleinen Knöchelchen anzuſchaffen. Mich freut herzlich, Mein beſter Gleim, daß Sie der holden Seele gut ſind; und wirklich möcht' es gefährlich ſeyn, wenn Sie ihren ganzen Werth ſo kennten wie ich; und wenn ſie übrigens undiquaque doch ſo ausſähe, wie vor 10 Jahren, ſo möcht' es nicht deſto beſſer für mich armen ſeyn“.

---

*) Vergl. S. 90

Aus Halberſtadt den 28. Mai ſchrieb Gleim an Wieland: „In dem Buchladen ſah ich auch eine ganz neue Ausgabe meiner Schriften von dieſem Jahr mit einem Bildniß, warlich, wie eins in unſerm Galgen auf dem Markte hangt. Könnten Sie doch, mein beſter Wieland, durch Ihren Merkur verhüten, daß keines Menſchen Kind das elende Gemengſel kaufte, — Druck und Papier iſt äuſerſt elend, und alles iſt zuſammengerafft, was von irgend einem Schafkopf für ein Etwas meines Geiſtes und Herzens ausgegeben iſt, Vieles nach den elendeſten Abſchriften.“ Gleim will nun wirklich ſelbſt eine Ausgabe machen.

Wieland an Gleim: „W. [Weimar] den 3. Juli 1775.

„Liebſter beſter Seelenbruder, Weinen möcht' ich helle Zährer, daß ich Meinem Gleim auf ſeinen lieben großen Brief von drey voll überſchriebenen Blättern nicht antworten kan; aber in der Crisi worin wir Weimaraner und Weimargenoſſen itzt ſind, iſt's unmöglich et libera nos a malo! — beten Sie alle Tage auch für Ihren Wieland. Libera nos, aber bald!

„Hier ſteht nun alles auf dem Kopf*). Graf Görtz iſt, wider aller Menſchen Vermuthen, plötzlich, wiewohl mit aller möglichen avantage von Seiten der Finanz, verabſchiedet. Er beſchuldigt auch mich, ihn minirt zu haben. Einiger Schein iſt wider mich, aber nur ein Schein, der Narren und Schwachköpfe blenden kan. Die edelſte That, die ich je gethan habe und thun werde, hab' ich heut vor 8 Tagen gethan. Ich bin mit mir ſelbſt zufrieden, und wiewohl ich vielleicht mein und meiner Kinder Glück durch die Wahrheit, zu rechter Zeit geſagt, vernichtet habe, ſey's! Dafür bin ich Daniſchmende, und

Gott iſt Gott, und Welt iſt Welt.

„Noch geb ich Karl Auguſten, wiewohl er von einem Menſchen, der der pendant zu Ihrem Prieſter iſt, ganz und gar umſponnen iſt, noch geb ich ihn nicht verlohren. Ich will aushalten, biß gar keine Hofnung mehr da iſt.

„Umſtändlicher kan ich Ihnen itzt unmöglich ſprechen, Mein beſter. Mein Kopf dampft mir von Briefſchreiben, und ich kan nicht mehr! Wohl mir, daß ich bei meinem Gleim geweſen bin und Kräfte geſammelt habe!

Ich umarme Sie beſter Mann, mit aller Inbrunſt meiner Seele. Sobald möglich ſollen Sie wieder einen Brief von mir haben. Möchten Sie indeſſen mit meiner leider à la hâte, aber doch aus vollem Herzen gefloſſenen Ankündigung des Halladats zufrieden ſeyn. Alles was Ich iſt grüßt und ſegnet und küſſet unſern Gleim und unſre Gleminde. W. [Wieland.]“

---

*) Vergl. S. 101. Riemer II S. 30.

In dem Briefe vom 23. (nicht 22.) Februar 1776, der ungenau in den Briefen III S. 249—251 ſteht, ſchreibt Wieland aus Weimar: „In 14 Tagen längſtens erwarten wir einen kleinen Gaſt; ob's ein Männlein oder Fräulein ſein wird, weiß Gott, genug es wird Wilhelm oder Wilhelmine genannt werden, und Mein Gleim wird mit meinem Goethe, der auch der Seinige werden ſoll, muß und wird, die Stelle eines Vice-Vaters oder geiſtlichen Vaters, den Rechten des Natürlichen, fleiſchlichen oder wie ihr andern Moraliſten es ſonſt nennen wollt, unbeſchadet, bei dem armen kleinen Schelm vertreten, es ſey nun was es wolle. Liebenswürdig wird es immer ſeyn, wenn ſeine Pathen es auch nur mit dem zehnten Theil der Seelenzauberey begaben werden, die in ihnen ſo reichlich wohnet. Von Goethe ſchreib ich Ihnen nichts, liebſter Gleim. Komm und Siehe! Genug daß ich nichts beſſeres, edlers, herzlichers, liebers und größeres in der Menſchheit kenne als ihn — ſo wild und ſiebenſeltſam der holde Unhold auch zeitweilig iſt oder ſcheint.*) Es iſt eine häßliche Liederlichkeit von Bertuchen, daß er Euch eure Exemplare vom Merkur Nr. 1 noch nicht geſchickt hat. Er ſoll in nächſter Woche ganz gewiß kommen. Weil die Kindbetthiſtorien doch immer binnen ſieben bis acht Wochen ein gänzliches Ende haben, und die Zeit edel iſt, ſo dächt ich mein Gleim und ſeine liebe Nichte kämen auf Bertuchs Hochzeit zu ihrem Wieland und ihrer Wielandin, wo Sie das Haus mit Beſemen gekehret und ſo viel offne Herzen und Arme zu Ihrem Empfang bereit finden ſollen, als Menſchen und Menſchlein ſind, in denen Euer Wieland vervielfältiget iſt. Ach! Gott mit Euch und uns, Ihr Lieben! Mein Haus grüßt Euch herzlich. Sophie hat große Freude über Ihren Brief und bedankt ſich recht ſchön mit der Bitte vorlieb zu nehmen bis die Zeit wo ſie ihr erſtes Madrigal oder Liedchen an Vater Gleim machen wird. Ganz Euer Wieland."

Nach Wielands Briefe an Gleim aus Weimar vom 16. April 1776 gedachte Bertuch in möglichſter Stille Hochzeit zu halten, weil ſeine Schwiegermutter erſt „ſeit kurzem wieder vom Tode" aufſtand.

Am 8. Mai 1776 ſchrieb Wieland aus Weimar: „Der Aufſchub Eurer ſo erwünſchten Zukunft und Gott gebe! langen Weilung bei Eurer Wielandsfamilie iſt mir in ſo ferne lieb, weil unterdeſſen meine Kinder ſich beſſer erhohlen, und wir alle in der ſchönern Jahrszeit einander beſſer genießen können. Meldet mir nur den Tag Eurer Ankunft einige Tage zuvor. Der alte Geh. Rath v. Kalb, der ſich nun auf ſein Gut Kalbsrieth ohnweit Altſtädt zurückgezogen hat, wünſcht daß Ihr Eure Marſchroute über Altſtadt zu ihm nehmen und einen oder zwei Tage bei ihm raſten möchtet. Wir würden euch dorthin entgegenkommen. Er bittet ſich aber auch gewiſſe Vorſagung des Tages aus, damit Ihr ihn zu Hauſe antreft." (Vergl. S. 80. 234. 238.)

Dieſe Reiſe kam jedoch nicht zu Stande. Man vertröſtete ſich zuletzt darauf, daß Gleim 1777 die Apfelbäume in Wielands Garten blühen ſehen ſolle.

Folgenden Brief ohne Datum empfieng Gleim für ſeine Nichte Gleminde am 6. Sept. 1776 von Wielands Mutter aus Weimar [vergl. S. 239]:

„Wie Viel haben Wir unß erfreut, meine höchſt ſchätzbare Freundin, auf Ihren aller Liebſten Beſuch, und wie ſehr bedaurten wir, die ohnbäßlichkeit des

---

*) Erſt der Schluß des Briefes von hier an fehlt a. a. O.

Theureſten Herrn Onkels, die auch dazu bey getragen, daß nichts auß der Reiß worden iſt. Die Hoffnung auf den Frühling ſoll uns den Winter verkürtzen. Mit dem Flachs meine Beſte, ſind wir völlig außkommen, wolten Sie ſo gütig ſeyn ye bälder ye lieber 2 oder höchſtens 3 ſtein überſchicken, den übrigen werden meine liebſte Freundin wohl die Beſchwerd haben ihn ſelbſten mit zu bringen, die Außlag bite ich auch zu berichten, meine Frau Tochter [Wielands Frau] erwartet den Flachs mit Verlangen, Sie hat Luſt auch ſo ſchön weben zu laſſen, wie ihre Freundin, wir haben öfters eine angenehme Unterhaltung in dem angedenken ihrer Vorzüglichkeiten, wir Empfehlen uns Ihnen, und dem höchſt Wertheſten Herrn Gevatter, ganz Ergebenſt.

„Das pathichin häten Sie ſollen ſehen, Sie häte gewiß Freude gemacht, Sie iſt fett und ſtarck, wan Sie ſo forth fährt, hoffen wir d. Sie dem Herrn pathe entgegen lauft. Gott woll d. wirs erleben. Dieſes ſchreibt Dero Gehorſame Dienerin

Wieland Groß Mamma.“

* * *

Wielands langer Brief vom 17. Januar 1777 iſt III S. 271—273 inſofern bis zur Sinnloſigkeit entſtellt, als in dem Abdrucke weggelaſſen iſt, daß es Wielands Schwager J. G. Hillebrand war, den nach ſeinem Wunſche Gleim nach Amerika ſchicken ſollte. Wir verzichten jedoch darauf, dieſen ausführlichen Brief noch einmal abdrucken zu laſſen. Dagegen laſſen wir den kurzen Brief hier folgen, den er ſchrieb, als Gleim auf ſeinen Vorſchlag einging, und der, weil er ſich nicht ſo entſtellen ließ, daß Wielands Verhältniß zu dem unglücklichen auch aus dieſem Briefe nicht zu erkennen war, in der Briefſammlung folgerecht ganz unterdrückt worden iſt. Dieſer letztere Brief lautet: „Liebſter Herzensbruder, Gott vergelt Ihnen alle Ihre Güte für meinen Schwager! Ermüden Sie nicht in dem angefangenen Werk, und mögen Sie es glücklich zu ſtande bringen. Ich habe ſogleich mit heutiger Poſt einen großen Brief nach Augsburg geſchrieben, und remonſtranda remonſtrirt. Es iſt aber vonnöthen, daß Hr. Johann Georg [Hillebrand] nun auch ſelbſt ſowohl an ſeine Mutter als an Hrn. Gommel auf's nachdrücklichſte und manierlichſte ſchreibe. Befehlen Sie ihm das ſchleunigſt zu thun. Amerika iſt ganz richtig der einzige Ausweg für einen Wildfang wie er. Es iſt die halbe Welt. Platz zum herumtummeln wird er da genug haben. Liebſter Gleim, ich habe heute einen ſchweren Poſttag gehabt. Meine Augen können nicht mehr. Leben Sie wohl. Mein ganzes Haus liebt und ſegnet Sie! Beſter allerbeſter Mann! W(ieland). W(eimar) den 14. Februar 77.“

Im Januar 1777 ging der ganze Debit des Mercurs durch das Poſtamt in Erfurt, das Adreßcontor in Hamburg und den Buchhändler Hofmann in Weimar. Seine ganze merkantiliſche Korreſpondenz führte Wieland ſelbſt. Er gebrauchte aber dazu das ganze Jahr zuſammen keine drei Tage. Sein Rechnungsbuch war ſehr einfach.

Durch die Poſt bezogen (ſo hatte er früher ſchon einmal erwähnt) koſte der Mercur 4 mal mehr als er werth ſei. Jedoch manche Exemplare ließen die Poſtbeamten ganz frei paſſiren.

1777 ſoll Gleim im Mai kommen und in Weimar bleiben, bis ihm eine von Wielands Töchtern die erſten Roſen aus deſſen Garten bringt.

In Wielands Briefe an Gleim vom 30. Mai 1777*) heißt es: „Kommen Sie alſo, liebſter Herzensbruder, je bälder je lieber — nur nehmen Sie einen andern Weg als über Kalbsried; denn dort iſt, wegen ungewöhlicher Ergieſsungen der Unſtrut und noch eines Flüſschens, deſſen Nahmen ich nicht mehr weiß,**) das ganze Land, auf etliche Stunden in die Länge und Breite, wie eine offenbare See, aus der nur hier und da Bäume und Dörfer wie Inſeln hervorragen — Brücken ſind weggeriſſen, und die gewöhnlichen Paſſagen ganz unbrauchbar. Ob binnen 14 Tagen, wenn auch das kaum wieder angefangene gute Wetter anhalten ſollte, die Würckungen dieſes ogygiſchen Diluvii ſchon ſo weit gehoben ſeyn werden, daß es rathſam wäre, den Weg über Kalbsried zu nehmen, weiß ich nicht; doch ſollt' ich's faſt glauben; kommen Sie aber, wie ich vermuthe, eher, ſo wird doch wohl der andre Weg der beſte ſeyn.“ Zum Schluſſe wünſcht Wieland bereits glückliche Reiſe, gut Wetter, gute Wege, gute „Poſtillons“, gute Schutzengel, und, was über alles ſei, gute Geſundheit.

Nach ſeinem Briefe vom 17. Juni 1777 will Wieland ein neues Haus beziehen. Gleims Neffe hat eine Praebende erhalten. Wieland ſchreibt: „Wenn er noch 6 Jahre auf Sophie warten kann, ſo ſteht ſie dann zu Dienſten. Aber wie viel wär er dann älter als ſeine Frau? Das iſt auch ein kleines considerandum.“

Herder will nach Pyrmont, Gleim nach Lauchſtedt, von wo er am 25. Juli und 1. Aug. an Wieland geſchrieben zu haben ſcheint.

Gleim an Wieland. Halberſtadt den 4. Oct. 1777.

Schon am 20. Sept. mein beſter Herzensbruder, iſt der große Sack mit Flachs für unſre liebe Hauß-Mutter, nach Mansfeld abgegangen. Herr Kriegsrath Stelzer, zu Mansfeld wohnhaft, ein guter Freund, welcher unſer beſtes Mädchen durch meine Hülfe zum Weiblein bekommt, hat ihn mitgenommen, und die Abrede war, daß ich mit der erſten Poſt an meinen Wieland ſchreiben und ihn bitten ſollte, durch ſeinen dienſtbaren Geiſt auskundſchaften zu laſſen, ob nicht etwa von Weimar aus Fuhrwerk nach Mansfeld gehe? wenn etwa zu Mansfeld nicht ſogleich Gelegenheit nach Weimar vorfallen ſollte. Warlich aber, ich hatte dieſe letzten vierzehn Tage keinen Augenblick zu ſchreiben übrig — Mein Vetter der Lehnsſecretarius und nunmehriger Hofrath iſt mit ſeinem Weiblein angekommen. Da hat's der Wohlſtand erfordert, mit ihm umher zu ſchmauſen, das Generalcapitul iſt nahe geweſen u. ſ. w. Geſtern Nachmittag hatte ich die erſte Stunde zum Athemholen und da, mein beſter Herzensbruder, empfing ich eben vom Buchhändler Groß den zweiten Theil von meines Wielands neueſten Gedichten von 1770–77. Herrliche Geiſtes Kinder meines Wielands! O wie gerne ſprach' ich darüber mit ihm, ſagt' ihm meinen Geiſtes Dank für das göttliche Vergnügen, das, in meiner einſamſten Laube, dieſe lieben Kinder mir machten. — Unerſchöpflich mein beſter, iſt ihre Quelle des Schönen, und des Guten; Mitleiden hab' ich mit allen, die's nicht erkennen können, nicht den Verſtand und das Herz haben, das zu dieſer Erkenntniß nöthig iſt — Der neue Ehemann, die Nichte, die eben alle dreye hereintreten, laſſen dem Andenken meines Wielands, von dem ich nicht aufhöre, mit ihm zu ſprechen, ſich beſtens empfehlen —

---

*) Beantwortet von Gleim 11. Juni 1777.

**) Es iſt wol zunächſt die Helme gemeint. Nachdem dieſe mit der ſondershäuſer Wipper den Kyffhäuſer von Norden und Süden eingeſchloſſen hat, münden beide Flüßchen in die Unſtrut. Vergl. S. M. 234. 236.

Unſerm Herder ſchrieb ich auch ſo gern — und ſagt ihm meine Freude darüber, daß in euren beyden Häuſern Bruderliebe — kann's nicht ſo gleich grammatikaliſch in Zuſammenhang bringen — Aber liebt euch unter einander, wie Brüder, ihr ſeyd Brüder; das bitt ich, und bitte, bey dem guten Herder-Weibchen mich zu entſchuldigen, daß ich, ſo ein erſchrecklich fauler Dankſager bin. Meinen lieben Wielands Kindern jedem meinen zärtlichen Vaterkuß; desgleichen herzlichen Gruß an den lieben Knebel und den lieben Bertuch und Bertuchin.

Totus tuus

Gleim.

Nachſchrift:

Merkur fliegt wieder nicht in unſere Gegend. Beſchwerden von allen Orten! Von unſerm Jacobi hab ich endlich ein Brieflein aus Düſſeldorf. Er ſeufzt noch ut philomela populea etc.

Ein Brief von Wielands Mutter an Gleims Nichte Gleminde.

Liebſte, Beſte Freundin

Tauſend Dank vor ihren gütigen antheil an unſerer Freude, über unſeren kleinen Sohn. O wie oft wünſchen wir, daß Sie mit dem allerliebſten Herrn Onkel bey uns wären, Augen Zeugen zu ſeyn, was es für ein herlicher Bube iſt, ich Empfehl ihn zu gleicher Liebe mit der Lota Rene, die hat mit ihrer Schweſter die ein gepfropfe Blatern glücklich überſtanden. nach ihrer abreiß meine liebſte, ſind wir gleich herausgezogen, wann Sie ein Frauen Ziemer geſehen, rufte Sie, Gleim, Gleim, kom, geſchwind, zu Lota Rene, Sie heiſt ſich ſelbſten immer ſo, wir bleiben auch da bey, Sie iſt ſo fett und munter, und hat ihr Brüderle, nebſt ihren Schweſtern recht lieb; wir haben 4 Wochen überſtanden, und ein recht gutes erwünſchtes geſundes Wochen Bet, die Frau G. S. [Generalſuperintendentin] Herder hat ſich als eine gute Freundin erzeigt, und fleiſig Beſuch gemacht, Sie iſt mit der entſchuldigung des Schreibens gar wohl zu frieden, heute iſt der Tag, wo Sie unfehlbar wieder kommen wär, wann es die Witerung erlaubt häte, da häte ſie ſelbſten, ein baar buchſtaben da herein geſchrieben, Herder weiſſagt alles gutes, unſerm Buben. Gott ſpreche Ammen. Den Flachs haben Wir auch bekommen er iſt ſchön ausgefallen, nur bite in dem nechſten Brief nicht zu vergeſſen, was dieſer und der vorjährige koſtet, weil der Flachs dieſes Jahr ſo wohl gerathen, ſo haben wir biten wollen, die vorige Müh auf ſich zu nehmen, ein zu kauffen, es wird Ihnen ohne Zweiffel bewuſt ſein, daß Herr Profeſſ. Meyer in ſeyn Vatterland beruffen worden und ſein Weg über Halberſtadt geht, gedenkt meine Frau Tochter, ob man ihm nicht könte auch et was auf Halſen, zum mit nehmen, ich habe gehört, in Weſtphalen*) ſolle es grauen Flachs geben, wenn es möglich wär und wir einen könten bekomen, wär es uns ſehr lieb, Liebſte Freundin, wir würden nicht ſo viele Müh machen, wen wir nicht von ihrer gütigkeit überzeugt wären und Sie es willig auf ſich nehmen, wir haben Ihnen auch viel Dank da vor, und bey aller gelegenheit preiſen wir Sie da für, unſere großen Mädchen bekommen dieſe Woche ein neues ſpin rädle, da wird es angehen, ſie empfehlen ſich, beſonders die Sophie, gehorſam und die Lote Rene macht ein groß Compliment von meiner Frau Tochter 1000 grüß und Küß, und ich arme Sünderin und ſchlechte ſchreiberin empfehle mich zum gütigen Andenken, beſonders dem Herrn Onkel.

---

*) Die Briefſchreiberin verlegt vielleicht Halberſtadt nach Weſtfalen. Der halberſtädtiſche Flachs gibt viel grauere Leinwand als der bielefelder.

Ihre Dienerin Wieland
G. M. [**Großmama.** Vergl. S. 236.]

Dieſer Brief ohne Datum iſt eingebunden nach **Wielands** Briefe an Gleim vom 10. Dec. 1777 und vor dem vom 12. März 1780.

Wieland an Gleim. Weimar den 5ten May 1780.

Zuförderſt, Mein Beſter Bruder, ſoll ich Ihnen im Nahmen aller Kybitzeier-Eſſer in meinem Hauſe, von der Großmutter an bis auf den kleinen Ludwig von Gottes Gnaden incluſive, unſern einſtimmigen Dank abſtatten, daß Sie uns ſo reichlich mit einer Art von Leckerbiſſen, die man hier nur an den Fürſtentafeln zu koſten kriegt, haben verſorgen wollen. Schon drey Tage lang laſſen wir uns auf Ihre liebe Geſundheit recht wohl ſchmecken, und wünſchen jedesmal daß nur auch unſer beſter Gleim und die liebe Nichte aller Nichten zugegen ſeyn, und an dem Guten, das Sie uns genieſſen machen ſelbſt Antheil nehmen möchten. Mein erſter Gedanke beim überraſchenden Anblick einer ganzen Schachtel voll Kybitzeneier war — wie glücklich mein armes Pärchen Huon und Amande in ihrer wüſten Inſel geweſen wäre, wenn ſie einmal in irgend einer Felſenkluft eine ſolche Menge Kybitzeneyer beyſammen gefunden hätten. Aber freilich gab's in ihrer häßlichen kahlen Inſeln keine Kybitzen; die armen Leutchen mußten mit Möveneyern vorlieb nehmen — und dann hätten ſie auch weder friſche Butter noch gebähte Brotſchnitten dazu gehabt. Ich fand alſo am Ende doch, daß es eben ſo gut ſey, daß die kleinen Kybitzchen in ovo dem Dichter des Oberon zu theil geworden. Sie ſind doch gar ein herzguter Mann, lieber Bruder Gleim, und es muß wahr ſeyn und wird wahr bleiben, daß in den nächſten hundert Jahren ſchwerlich Einer vom Weibe wird gebohren werden, der ſeiner Zeit und ſeinen Freunden das ſeyn wird, was Sie Ihrer Zeit und Ihren Freunden geweſen, und Gott gebe! noch lange ſeyn ſollen. Dank, tauſend Dank für die liebevolle freundliche Art, womit Sie dieſen Oberon aufgenommen haben, an welchem nun ſo manche nicht nur die ſich vermeſſen ihn zu recenſiren, ſondern ſelbſt die ihn loben, und ſich über den luſtigen Mönchs- und Nonnentanz bucklicht lachen möchten, ſo gröblich irre werden. Selig ſind die reines Herzens ſind, und Sinn und Empfänglichkeit für das Wahre und Gute haben! Ihre Zahl iſt klein, aber dafür ſind ſie auch die Auserwählten und die von denen Oberon ſagt. Sie ſind mit mir verbrüdert.

Mit welchen Freuden hätte ich mit unſerm Herder und unſern Weibern Ihrer liebreichen Einladung noch vor Pfingſten zu Ihnen zu kommen, folgen wollen, wenn uns der beliebte Schwanenwagen zu Gebote ſtünde, der das traute Paar in Einer Nacht von Bagdad nach Askalon trug. Aber ach! wir ſind in dieſen Boden eingewurzelt und die Unſterblichen allein wiſſen, ob und wenn es uns jemals wieder ſo gut werden wird mit unſerm theuren Gleim unter ſeinen ſchönen Bäumen zu wandeln. Im Geiſte ſind wir oft bey Ihnen — oft ſind Sie und die liebe Nichte der Gegenſtand unſerer nächtlichen Geſpräche, und immer endet ſich der Gedanke, wie glücklich wir, ich und Meine Frau, durch Sie Beyde, wenn wir an Einem Orte zuſammenlebten, ſeyn würden, in ein trauriges Gefühl der Unvollkommenheit und Dürftigkeit alles Erdenglückes!

Nur noch Eins, liebſter Bruder — denn ich werde abgerufen — Sie erinnern Sich doch noch, daß Sie mir ſchon lang' einmal zurieffen: o Löwe, Löwe, brüll' einmal! Brüllen kann ich nicht, Mein beſter oder ich müſte nur (mit Claus Zetteln im Shakeſpear zu reden) brüllen ſo lieblich und zart wie eine Nachtigall. Aber ich habe mich doch wenigſtens hören laſſen. Ich habe meinen Freunden und meinen Feinden den Oberon gegeben — und ich hoffe beyden, jedem nach ſeiner Weiſe, auf etliche Jahre dadurch genug gethan zu haben. Und nun für dießmal adieu, lieber theurer Herzensmann. Sie werden von Herder und ſeinem holden Weibe (einer der reinſten und ſchönen Seelen auf Gottes Boden) und von allem was zu mir und meinem Hauſe gehört, beſonders von dem lieben Dimidio animae meae herzlich gegrüßt, und tauſendmal brüderlich umarmt von Ihrem

Wieland.

Nachſchrift. Auch für alles dem wilden ehrlichen ſchnurrbärtigen Schwager Johann Georg erwieſene Gute unſern warmſten Dank! Den Brief an meine Frau hat er gebracht, die Antwort bewahrt ſie in ihrem Herzen — und Mein Gleim hat Geiſtesaugen, ſie auch auf hundert Meilen da zu leſen, ohne daß Buchſtaben, Papier und Dinte zu interveniren brauchen*).

Gleim an Wieland. Halberſtadt den 28ſten November 1780.

Um Elfe gieng ich zu Bette, ſchlief ein, wachte wieder auf, ſo munter als wenn ich ausgeſchlafen hätte — das Nachtlicht brannte hell, der deutſche Merkur lag auf dem Bettiſch, alſo, mein theurer Wieland, wurde geleſen, geleſen zuerſt, wie alle mahl, was unterſchrieben iſt mit W. Eine Viertel-Stunde hatt ich geleſen, da ſchlug's, nicht ſechſe, wie ich glaubte, ſondern zwölfe — die Mönche leuteten, — die Uhr gieng recht. Dank Ihnen, mein theurer Wieland, ich hab die ſchlafloſe Nacht, denn mit aller Bemühung habe ich nicht wieder einſchlafen können, in Geſellſchaft mit Ihnen und Waſer, dem Verläſterten, zugebracht, ich habe geleſen, nach dem Leſen hab' ich gelegen ſchlaflos in Gedanken an meinen Wieland; Göttlicher Wieland, ſagt' ich aus der Fülle meines Herzens, auch dich verläſterten deine Feinde, die Bonzen, und wohl haſt du gethan, daß in deiner herrlichen Abhandlung S. 65 behauptet iſt, man könne von einer dort beſchriebenen Art von Menſchen ohne Bedenken alles Böſe ſagen, was man weis von Ihnen, denn in Wahrheit, göttlicher Wieland! Sie haben mit Ihren Gründen gegen Iſelin den Sieg ſo völlig in meinen Augen davon getragen, daß, wenn jene Behauptung mir nicht zu ſtatten gekommen wäre, Gewiſſensbiſſe mich getödtet hätten, denn ich habe leider von ſolch einem Mann, einem vornehmen Bonzen ſchriftlich und mündlich, immer zwar dazu genöthigt, wie noch neulich von Ebert zu

---

*) Der vorſtehende Brief findet ſich in der züricher Sammlung Bd. III S. 311—313, doch ſind mehrere Stellen willkürlich weggelaſſen. Vergl. auch oben S. 110, 117, 237.

Braunſchweig, zu meinen Freunden viel Böſes geſagt, und habe deswegen mir Vorwürfe gemacht, in ſtillen Nächten, oft bereuet, daß es geſchehen iſt — wiewohl ich mir zur Tugend anrechnete, daß ich öffentlich, weil ich den vortreflichen Sittenlehren des ſchlechten Mannes nicht ſchaden wollte, mit Aufopferung meiner Ehre bey manchen, welcher mich nicht kennt, zu des Bonzen Nachtheil nicht eine Sylbe geſagt habe; weil Sie, mein theurer Wieland, ſo vortreflich die Fragen beantworten, ſo möcht ich ihnen dieſe vorlegen:

In wie fern es Pflicht ſey, bey ſeinen Lebzeiten eines allgemein geliebten großen Sittenlehrers zu ſchonen, aus Beſorgniß, dem Nutzen ſeiner Lehren möchte geſchadet werden.

In vorigem Sommer war ich zu Reinsberg bei unſerm Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs — daß ich durch mein Schweigen meiner Achtung bey den Menſchen, vornehmen und geringen ſehr geſchadet habe, daß es ein großes Glück auch für mein kleines Individuum geweſen ſey, daß ein Weiſer auf unſerm Königsthron, zur Zeit der Anſchwärzung ſeines Freundes, der öffentlichen, die der Bonze bey Gott und Menſchen nicht verantworten konnte, geſeſſen habe — das mein beſter Wieland, erfuhr ich aus dem Munde des Prinzen, — Und doch gereuts noch jetzt mich nicht, daß ich (zu) der öffentlichen Anſchwärzung geſchwiegen habe — der Bonze hat ſeine Liebe verlohren, ohne meinen öffentlichen Beytrag, und ich bemerke jetzt nicht mehr, daß mir durch ihn geſchadet iſt, Sie haben angefangen der Verläumdeten großen Männer ſich anzunehmen, beſter Wieland, hätten ſie den hingerichteten Waſer gekannt, oder die nähern Nachrichten von dem unerhörten Verfahren gegen ihn erhalten, ſie hätten ſeiner ſchon längſt ſich angenommen. Gott bewahre — Gott erfreue meinen Wieland.

Gleim.

Nachſchrift. Wir empfehlen uns Ihrem ganzen Hauſe — Fehlt's Sophiechen an Flachs, ſo iſt der Onkel [Gleim] Schuld daran, der einen Sack zu Wehrſtedt [hier war Gleims Vetter ein reicher Oekonom] hat liegen laſſen.

Gleim an Boie. Halberſtadt den 10. Januar 1781*).

Ich ſende Ihnen, mein beſter Freund, durch den Hrn. Grafen von Oynhauſen dieſes Briefchen und einen Brief Salomos des Predigers an den Fürſten von Deſſau, welcher, ob er wohl gedruckt iſt, und obwohl der Herr Graf gern lieſt, und obwohl der Graf eine Tochter hat, die, wenn Sie nicht abgehalten wird eine Muſe zu werden, eine werden kan, denn ſie iſt in die Schule gegangen bei ihrem Oheim unſrem lieben Cammerherrn itzt geheimer Rath von Spiegel, und obwohl der Herr Graf und die junge Gräfin bey unſern lieben Domdechant Spiegel etliche Wochen gewohnt hat, und ich ſie alle Tage faſt geſehen, und obwohl ſehr viel von Muſen und Muſen-Sachen geſprochen iſt, von Keines Menſchen Augen hier geſehen worden, aus guten Urſachen verheimlicht iſt, weswegen, mein beſter Boie ſie gebeten werden, den verheimlichten Brief nicht ſo gleich, weil ſie dazu Gelegenheit haben möchten, dem Herrn Grafen und der jungen Gräfin ſehen zu laſſen, denn ſie möchten's mir übel nehmen, oder einen falſchen Grund auf ſuchen, daß ich das Ding Ihnen nicht gegeben hätte, wiewohl ſie mehrmalen geäuſert, von meinen Muſen-Sachen etwas haben zu wollen. Genug hievon.

---

*) Nach Weinholds Boie S. 98 befand ſich Boie im Januar 1781 noch in der Stadt Hannover. Eben damals empfing er ſeine Berufung nach Meldorf und verließ Hannover den 22. März 1781. — Dieſer Brief befand ſich wol nur zufällig bei den Briefen von Wieland an Gleim.

Alle Tage, ſeit etlichen Wochen, wollt' ich Ihnen ſchreiben, und eines und das andere Ihnen ſchicken in's Muſeum — habe nicht dazu kommen können. —

Sie haben mir das Muſeum geſchickt — ich bin in Ihrer Schuld — ſehr gern, aber nicht in Weygands Schuld, deswegen bitt' ich mir die Rechnung meiner Schuld aus. Weygand hat ſich heßlich gegen mich aufgeführt; wäre nicht Weygand ihr Verleger, ſo ſchickt ich lieber etwas in's Muſeum.

Unſerm Zimmermann einmahl wieder die herzlichſten Empfehlungen, und ein Exemplar von dem Brief des Predigers.

An unſern Voß ſchreib ich nächſtens!

Ich wünſche nicht, daß Er zu Hannover Rector geworden ſey. Hannover iſt nicht, glaub ich für einen freien Mann, wie unſer Voß.

Laſſen Sie uns um Gottes willen noch die Ausgabe ſeines Homers zu Stande bringen! ich nehme 25 Exemplar. Leben ſie wohl, und ſchreiben ſie mir bald hierüber.

Ihr

Gleim.

Mit einem Briefe aus Weimar vom 7. May 1781 überſendet Wieland an Gleim ein Exemplar der neuen Ausgabe des Oberon durch den Kammerdiener des Prinzen Konſtantin, der in eignen Geſchäften nach Halberſtadt abgeht. Ein von Oeſer gezeichnetes, von Geyſer radirtes Kupfer zum Oberon ſoll nachgeliefert werden. Nach Halberſtadt kann Wieland nicht mehr reiſen, weil er nun 8 Kinder hat. Auch iſt der älteſte von ſeinen 4 Knaben erſt 4 Jahre alt. [Vergl. S. 251.]

Gleim an Wieland. Halberſtadt d. 14. Apr. 1782.

Mit meinen theuren Wieland hätt ich viel viel zu ſprechen, leider darf ich nicht anfangen! Alles verſäumte nach zu holen, Ihm zu danken für das große Geiſtesvergnügen, daß (sic) er mit ſeinen unſterblichen Geiſteswerken mir machte, ſeit unſer Briefwechſel, proh dolor! unterbrochen iſt, muß ich ein Buch ihm ſchreiben. Alſo, mein Theurer, nichts weiter für dieſes mahl, als daß ich hiebey von unſern Kibitz oder Kiwitz Eyern Ihnen ein Schock überſende — zwar wieder gekocht, aber ſie laſſen doch auch ſo ganz gut ſich eſſen. Wann denn ſehn wir uns noch einmahl in dieſem Leben? Machen ſie doch Geſellſchaft, kommen mit unſerm Herzensbruder Herder — Er und Sie, und Eure beyden lieben Helften machen ſo hübſch einen vollen Wagen —

Zwar geh ich auch mit einer Reiſe ſchwanger, wann aber, und wohin, iſt noch nicht beſchloſſen.

Ihr fändet alſo mich zu Hauſe wann Ihr bald mit Eurem Geſicht und Eurem Herzen erfreuet

Euren
ewig treuen Bruder
und Gevatter
Gleim.

Gleim an Wieland. Halberſtadt d. 30. Mai 1783*).

Ich hörte geſtern, Theureſter Freund, daß Eure Muſengöttin die durchl. Herzogin Mutter dieſen Sommer über Blankenburg nach Braunſchweig gehen würde, nicht alſo den nächſten Weg über Halberſtadt. Wir haben freilich keine van der Werffe, wie die Düſſelsdorfer**), Anbeter aber einer Muſengöttin haben auch wir und deren einer iſt von unſern dreyen Spiegeln der, der eine Sandwüſte zu einem hübſchen Garten umgeſchaffen hat — der andre Spiegel, den ſie kennen aus ſeinen Elegien und der dritte, der Sohn des Erſten, dieſe Beyden ſind nicht hier; Jener erſter aber würde, wie ich geſtern aus ſeinem Munde hörte, ſich glücklich ſchätzen, beſter Wieland, ich ſag' es Ihnen leiſ' in's Ohr, wenn Eure Göttin, über ſeine ſo genannten Spiegelsberge gerade des Wegs nach Braunſchweig gehen, und ein Frühſtück oder Ein Etwas dergleichen einzunehmen auf den Spiegelsbergen ſich gefallen laſſen wollte —

Zwar haben unter Ihren Anbetern wir Einen der, ſelbſt Ihnen, mein Wieland nicht weicht an Andacht, der aber darf, weil Er kein Edelmann iſt, ſich's nicht einfallen laſſen, einer Fürſtin aufzuwarten mit einem Frühſtück —

Kurz, mein Theurer Beſter! (dem ich leider! ſeit Jahr und Tag glaub' ich nicht geſchrieben habe) macht Ihr hübſch, daß Eure Herzogin Mutter den Weg nimmt über Halberſtadt, ihr wißt, daß es die Beſchimpfung der Jgfr. Münter***) nicht verdient hat und daß es der Cavaliere und der Damen, die ſich dürfen ſehen laſſen vor einer Fürſtin eine Menge hier giebt, die beyden ungezahlet, die ihr noch nicht kennt, und die vor allen andern Euren Kennerbeyfall haben werden, und die nächſtens Euch bey euern ſtillen Muſen überfallen und Euch ſagen möchten, daß ich von Euren Freunden ohne Zweifel ſei der getreueſte

Gleim****).

Gleim an Wieland. Halberſtadt den 14. Sept. 1783.

Ihre durchlauchtige Fürſtin, Theurer Wieland! iſt — eine Fürſtin, nach Ihren, und nach meinem Herzen. Dieſes mag ihr Lob ſeyn, ich weiß kein größeres, ein ſchöneres weiß ich, es ſteht im deutſchen Mercur! Von unſern Fürſtinnen mag Sie die glücklichſte ſeyn, weil Sie, mehr als alle die andern, die Herzen der Menſchen an ſich zieht, mit Liebe. Sie hätten's ſehen ſollen, Wieland! wie ſo bald, ſo treu, ſo herzig, ſo ehrlich Sie daß Briefchen Ihnen aus der Brieftaſche hervor holte, gleich nach dem Ausſteigen aus dem Wagen auf den Spiegelbergen, in Gegenwart des alten guten Dohmdechanten und allen von Adel die ihr den Hof machten. Man ſah eine Fürſtin die Taube ſeyn Anakreons! Wir ſehn ſie heute wieder. Die Herzögin-Mutter, der Herzog, und die Schweſter, Abtiſſin zu Gandersheim, begleiten Sie zu uns! Das iſt doch einmahl eine Fürſtliche Familie, aus welcher die häuslichen Freuden, die Freuden der Bruderliebe nicht entwichen ſind. Ich freue mich um drey Uhr dieſen Nachmittag Sie alle zu ſehn, weil ſie unter einander ſich lieben, und werde, wenn irgend es recht ſchicklich einzuleiten iſt, in Gegenwart des hohen Adels dies Briefchen der durchlauchtigen Taube zu getreuen Händen an vertrauen, und zugleich Ihr ſagen, daß es nur ein Briefchen ſey, weil ich mit einem Briefe, wie ich an meinem Wieland zu ſchreiben ſchuldig wäre, Sie nicht hätte beläſtigen können. Dieſen Brief, mein Theurer ſend' ich Ihnen, falls Er fertig werden kan, durch Einen Eurer Weymarſchen Halbgötter, deren wir dreye heut bei uns haben werden, Göthen*) Seckendorfen, oder Einſiedeln; und Sie werden viel zu leſen haben, denn ich habe viel, viel mit Ihnen noch zu ſprechen. Dieſes Eine nur ſo gleich:

---

*) Vergl. S. 104.

**) Vergl. S. 168.

***) Friederike (Sophie Chriſtiane) Münter wurde 3. Juni 1765 zu Gräfen-Tonna im Herzogthum Gotha geboren, verheirathete ſich 1783 mit dem Conferenzrath Brun in Kopenhagen und ſtarb daſelbſt 25. März 1835. Ihr Vater und beſonders ihr Bruder waren ziemlich namhafte Autoren und ſie ſelbſt lebte vielfach in den Kreiſen von Klopſtock, Matthiſſon und Bonſtetten.

****) Auch eine Nachſchrift zu dieſem Briefe beſchäftigt ſich mit dem Flor von Halberſtadt. Sie lautet: „Freund Bertuchen bitte zu ſagen, daß ſeine Blumen bey Weiten nicht den Blumen die auf unſern Fluren Flora hervorbringt an Schönheit gleichen; ich werd' ihm den ſchuldigen halben Louisd'or durch hieſige Blumen vergüten; vielleicht daß er der preußiſchen Flora die Künſte ablernen kann zu ſeinem Nutzen“.

Daß ich wünſche zu leben bis in's künftige Jahr. O Sie ſind, mein beſter Wieland, tief in meiner Schuld. Sie haben bey den Göttern der Lieb' und der Freundſchaft einſt gelobt, zu ſehen ihren Gleim, einmahl in jedem Jahr!

Alle Sünden ſeyn Ihnen vergeben, wenn Sie Wort halten und kommen im künftigen Jahr! und mit bringen von den geliebteſten Hausgenoſſen die lieben, die wir nennen, die geliebteſten der Schweſtern Dorothea Gleim, die Ihrem lieben Bruder ſich empfiehlt zu Tauſendmahlen —

Mit dieſen Vier aber iſt der Herzens Bruder Wilhelm Gleim bey weitem nicht zufrieden — Er will die Kinder Wielands alle, alle ſehn, und küſſen, und ſie lieben, wie ſeine Kinder —

Lieber, lieber Vater! Grüßt ſie alle von Eurem Bruder

Wilhelm Gleim.

Nachſchrift. Zu dem Brief iſt keine Zeit. Nehmen ſie dafür die Epiſteln beſter Wieland, bis ich Zeit bekomme; mit dieſen Epiſteln geht's mir ſo, wie alle Zeit mit meinen Geiſtes Kindern, wenn ſie der väterlichen Gewalt entlaufen ſind; ich finde nun ſie nicht nach meinem itzigen Geſchmack — Sie ſollten leichter hingeworfen ſeyn, und mehr die Menſchen erfreuen als betrüben ꝛc.

* * *

Am 9. Mai 1784, „acht oder zehn Tage ſpäter als recht iſt“, meldet Wieland den vereinigten Dank der ganzen wielandiſchen Tiſchgenoſſenſchaft für die glückliche Ankunft der Kybitzen in ovo. Und weil die Kiebitzeier zweimal gekocht wurden (in Halberſtadt und in Weimar), ſo nennt Wieland auch eine literariſche Gegengabe, ohne Zweifel weil ſie ſchon früher gedruckt war — wol den Anfang ſeiner auserleſenen Gedichte — nur einen wieder aufgewärmten Kohl: crambe bis cocta, wie Wieland ſchreibt, oder crambe repetita, wie bei Juvenal ſteht.

Dieſer „Kohl“ kam am Morgen des 15. Mai 1784 bei Gleim an zugleich mit einem Trauerſchreiben von Gleims Bruder in Marburg und der Nachricht, daß deſſen vortrefliches Weib geſtorben ſei. Die auserleſenen Muſenkinder fand Gleim „ſimpel und ſchön gekleidet“. Er empfieng ſie wie „ein gutes treuherziges Mädchen unter Sturm und Regengüſſen einen Kuß empfangen hätte vom Apoll oder Pan oder ſonſt einem Gott in Arcadien.“ Er ſchreibt: „In der ſchönen Kleidung kommen ihre alten Geiſteskinder mir vor wie neu — Es iſt doch was beſonders, daß man mehr Verſtand zu haben ſcheint, wenn man in einem ſchön gedruckten Buche lieſt; Einige bemerkte Verbeſſerungen gefallen mir ſehr, ob alle, das werd' ich noch ſehn — Auch gefällt mir die Ortographie ſo wohl, daß ich nachfolgen werde, wenn ich's noch erlebe, daß eine gute Ausgabe von meinen Werklein zu Stande kommt; die großen Buchſtaben machen in meinen Epiſteln einen großen Uebelſtand“. — „Welch ein Geiſtes und Herzens Schmauß nach dieſem Sturme in meinem kleinen Sans Soucis unter meinen vollblühenden Kirſchbäumen wird das ſeyn, bey den, da, vor mir hingelegten zweyen Büchern, bey deinen, Bruder, und bey unſers Herders Ideen. Gott ſey gedankt, der dieſe Wonne, in einem Alter von ſechs und ſechzig Jahren mich erleben ließ! Ich bin ſo voll, ſo voll von beyden Büchern, und habe nur Blicke hinein gethan, daß ich weiſe ſeyn, und kalt werden muß, um nicht zu ſchwelgen darin, und krank zu werden.“ In Betreff der Reiſe beklagt es Gleim, daß er in ſeinem Amte nicht mehr ſo frei ſei als in jüngern Jahren. Er ſchlägt einen Congreß für den Juli in Lauchſtedt vor.

---

*) Vergl. S. 104.

Die mit verſtümmeltem Namen abgedruckte Stelle aus Wielands Briefe vom 16. Mai 1785 bezieht ſich auf Zimmermann.

In dem Briefe vom 6. Jan. 1787 mahnt Gleim ſeinen Wieland von Ueberſetzungen ab. Auch ſchreibt er an ihn den Wunſch: „möchte der Beſchützer der deutſchen Muſen ſich nicht begnügen Sie zum Mitgliede ſeiner Akademie benennet zu haben, ſondern wie der Einzige Voltaire, Ihnen zehn tauſend Thaler Gehalt geben und die Bedingung machen, daß Sie den Willen haben ſollen, alles das herauszuziehen aus Ihrer vortreflichen Seele, was noch darinn für uns verborgen liegen mag. Sie ſehn, ich bin zu voll von meinem Wieland und habe nicht alles geleſen, was wir haben von ihm, ich meine, die letzten Theile ſeiner Werke noch nicht, ich habe nur die erſten Vier Theile; ſo ſauber ſo ſchön Papier wie dieſe liefert der Buchladen mir nicht, alſo erwart' ich ſie von meinem Wieland, und werde dafür ſein Schuldner.“

„Ein Abentheuer, theurer Bruder Wieland!“ So beginnt Gleims Brief vom 14. Febr. 1787. Die Mäuſe hatten ihm den Merkur vom Juli 1786 zerriſſen und Wieland ſelbſt ſoll ihn ergänzen. Durch einen Aufſatz gegen Lavater, der in Bremen unendlich viel Unheil — ſelbſt in Familien — geſtiftet, habe Wieland ſich im Merkur unendlich verdient gemacht. In dieſem Briefe heißt es auch wieder, daß Wieland ſeinen Verleger beauftragen ſolle, Gleim „die ſchön gedruckte neueſte Ausgabe“ ſeiner Werke zu ſchicken. Von den poetiſchen habe er vier Theile, von den proſaiſchen noch nichts. Seine Schulden trage er nächſtens ab.

Aus Gleims Briefe an Hrn. Hofrath Wieland zu Weimar.

Halberſtadt den 26. Juny 1790.

Meinen Herzensbruder Wieland ſoll ich, auf Verlangen des alten preußiſchen Grenadiers bey Ueberſendung ſeiner Soldatenlieder bitten, dieſe Soldatenlieder aus dem rechten Geſichtspunct anzuſehn. Der alte Grenadier iſt eingenommen für ſeine Monarchie, für ſeinen König, für ſeine Landesverfaſſung! Die Geſetze, nicht der König, regieren in ſeinem Vaterlande, der König ſelbſt erkennt die Geſetze für die Schranken ſeiner Macht, und jeder Bürger ſeines Staats iſt unter ihrem Schutz ſo frey ſo ſicher, wie der König, daher die Liebe zu ſeinem Vaterlande! Das mein Herzensbruder! ſoll ich Ihnen ſagen! Der König ſelbſt hat auf Veranlaſſung eines Patrioten den alten Grenadier zu dieſen ſeinen Liedern aufgefordert, unſre Soldaten ſingen ſie, ſtatt ſonſt gewohnten ungeſitteter Lieder auf ihren Märſchen, unſre Soldaten itzt, mit aufgehobnen Schwerdten die Friedensſtifter unſers Europa's; Ihr vortrefflicher Herzog, einſt Ihr Telemach, mein beſter Wieland, mitten unter ihnen, können ſie's dem alten Mann, der, ſo alt er iſt, an dieſem Verdienſt um die Menſchheit auch noch gern Antheil hätte, konnten Sie's dem verdenken, daß er zur Bezwingung der Feinde des edlen Friedens durch ſeine Lieder ein Kleines unmerkliches beytragen will? Ach! was hätt ich meinem Wieland, dem göttlichen, dem theuren, dem geliebten noch alles zu ſagen! Wie vielen Dank für alles das unendliche Vergnügen, das ſeine unſterblichen Geiſtesproducte mir machten, in dieſem Frühjahr, in welchem ich die Zeit einmahl hatte, ſie alle noch einmahl zu leſen, zu ſtudiren. Warlich! mein theurer Wieland, ſie ſind ein ungeheures Genie! Man nennt Sie den deutſchen Voltaire! Voltairen kenn' ich, wie meinen Wieland! Wäre lieber Wieland als Voltaire! Leben Sie noch funfzig Jahre mein theurer und ſo munter, wie der nun Ein und ſiebzigjährige Preuß. Grenadier, der, wenn man ihn nicht gehalten hätte, mit ausmarſchirt wäre, gegen die nordiſche Semiramis, das Krokodill,

Das alle Könige verſchlingen will u. ſ. w. u. ſ. w.

* * *

Gleims Brief vom 6. Mai 1792 iſt durch den Abdruck im Archiv für Literaturgeſchichte IV S. 164 bekannt.

Am 17. April 1793 ſchreibt Gleim: „Die heutigen Nachrichten ſetzten die Hoffnung zum Aufhören des Mordens noch weit hinaus, Coburg geht den tollen Haufen zu zerſtreuen, und dieſer wird, wie tolle Hunde, beißen; es iſt entſetzlich, man wird des itzigen Lebens nicht froh; welch' ein Frühjahr! Die Sonne ſcheint ſo ſchön, und ſolche Buben werden von ihr beſchienen!"

Den 5. April 1794 ſchrieb Gleim: „Am 2. dieſes haben meine Nichten den 75. Geburtstag ihres Oheims gefeyert, köſtlich, unſre beſten Menſchenkinder waren zugegen. Klamer Schmidts Muſe war ausgelaſſen, wir ſangen dem April ein herrliches Punſchlied, alle dieſe Geiſter unſrer Freunde wurden citirt, ſie kamen auch alle, der alte Seher aber nur allein hat ſie geſehn, die andern hielten ſie für einen Schwarm von heiligen Engeln!"

Nach demſelben Briefe Gleims vom 5. April erklärte Klamer Schmidt Wieland für den größten Dichter.

Gleim an Wieland zu Weimar. Halberſtadt den 8. April 94.

Abgekocht*) und eingepackt! Die Poſt geht ab!

Meinem lieben theuren weiſen Daniſchmende hab' ich ſeit längerer Zeit kein Zeichen meines noch immer, Gottlob! muntern irrdiſchen Lebens gegeben, dächt' er, ich wäre ſchon droben im Himmel oder drunten in Eliſium, oder auch im Tartarus, es wäre kein Wunder! Zeichen ſeines Lebens erhalt ich jeden Monat! der unbegreifliche Mann! der Unerſchöpfliche! Woher, mein Theurer, nehmen Sie alle Geiſtes- und Leibeskraft! Gott erhalte, Gott ſtärke Sie! Sie ſind in dieſen trübſeligen Zeiten, in dieſen letzten ohne Zweifel, der jüngſte Tag muß nahe ſeyn, ein nicht zu miſſender Mann! Sie ſtreiten wie ein Held! Sie geben uns richtige Begriffe, ſie beugen aus, Sie lenken ein! Eins nur vermißt' ich bisher, daß Sie's, mit zwey Worten nicht rügten, daß unſre Fürſten nach Hauſe gehn. Zu Hauſe halten ſie die Straßenräuber von ihren Landen nicht ab! Da bekomm' ich eben aus Marburg die traurigſten Nachrichten! Die Straßenräuber wollten über den Rhein, und der preußiſche Phalanx hindert ſie nicht mehr. Iſts doch als wenn mans gern ſähe, daß ſie herüber kämen! Preußen allein ſollen ſich die Köpfe zerſtoßen, der alte preußiſche Grenadier ermunterte neulich die Franken, die Sachſen, die Schwaben

---

*) Gleim macht ein Wortſpiel. „Abgekocht!" hieß es, wie dem preußiſchen Grenadier ſehr wol bekannt war, wenn's zur Schlacht gehen ſollte. Gleim meint indeſſen hier ſeine zu verſendenden Kiebitzeier.

Marſch! Brüder an den Rhein
Am Rheine hauſen die Barbaren
Die noch vor Kurzem Menſchen waren

Unmenſchlich! Marſch! Sie ſind in Hermanns
heiligem Hain
Marſch! Brüder! an den Rhein!

Noch klagt er aber, daß es nichts geholfen hätte; mit der Bauernmaſſe ſcheint er äußerſt unzufrieden zu ſeyn; eine Phalanx iſt gegen die Räuber das einzige Mittel, ſagt er und bittet Gott und ſeinen König um Beiſtand und Beharrlichkeit! Auch glaubt er nicht, daß es mit dem Zurückgange der Phalanx ein Ernſt iſt.

Wenn Sie wiſſen, lieber, theurer Herzensbruder, daß Plato Herder auch ein Liebhaber von Kibitzeyern iſt, ſo geben Sie dem lieben Mann ein Mandel ab" u. ſ. w.

⁂

„Für die Gedanken über Krieg und Frieden im Mercur giebt die Muſe des Hüttchens meinem lieben Wieland einen Kuß und einen Oelzweig" (Gleim am 29. Juli 1794).

⁂

Gleim an Wieland. Halberſtadt den 25. Juli 1794.

Hier, Wieland, Bruderherz! ein Packetchen von Voß. Er hat mir's zugeſandt, hier auf der Poſt es abgehen zu laſſen! So wie's war wird es nicht angenommen, daher kam's, daß ich einen Poſttag überſchlagen mußte! Nichts Böſes bleibt ohne gute Folgen. So auch hier. Während des Ueberſch[lag]tags kamen vom Rheine böſe Nachrichten, das Lied an die Fürſten wurde geſungen, Bruder Wieland hetzts ſeinem Götterboten an, wer weiß, ob's nicht macht, daß unſre Fürſten aus dem Schlaf erwachen! Mir, Herzensbruder, ſcheinen ſie die über ihnen ſchwebende Gefahr nicht einzuſehn. Wenn's zu ſpät iſt, werden ſie erwachen, ſagen Sie's doch den Fürſten auf Ihre nachdrucksvollere Weiſe, Herzensbruder! Ihre Meinung über Krieg und Frieden iſt völlig die meinige! Gewiß aber machen die Teufel der Tigergrube keinen oder einen uns allen Deutſchen gefährlichſten Frieden. Haben ſie nun Holland erſt, dann geht's drunter und drüber! Die Fürſten ſchlafen nicht allein, die Räthe ſchlafen auch! Die Biſchöfe ſchlafen, alles ſchläft! Unſer Preußen am Rhein ſandte die nicht ſchlafenden allein! Beym letzten Ueberfall haben Sie ſich vortreflich gehalten. Es thut mir leid, daß die beyden Fürſten Karl Wilhelm Ferdinand und Karl Auguſt nicht dabey geweſen ſind. Unſere Fürſten mußten nicht nach Hauſe gehen, Sie gaben ein allzu böſes Exempel. Ich umarme Sie, Herzensfreund!

Gleim.

* * *

Der Brief vom 15. Aug. 1797 ſcheint geſchrieben, als Gleim ſich von einem Beſuche trennte, den er aus Weimar — ſei es von Herder oder von Wielands Verwandten — erhalten haben muß. In dieſem Briefe ſchreibt Gleim an Wieland: „Wenn, lieber theurer Bruder! Sie etwa gelegentlich einmahl zu Ihrer herrlichen Lebensgefährtin, der ich im Herzen mehrmalen ſchon eine Lobrede gehalten, und der ich einen zärtlichen Seelenkuß auf die mütterlichen Hände drücke, wenn Sie dieſer braven einzigen Hausmutter oder einem Ihrer lieben Kinder oder Enkel einſt noch ſagen:

Er wandelt unter Sternen
Und ſieht herab

Dann, Herzensbruder, werd' ich, wenn ich's kann, herabſehn und Ihres Eliſiums, wie ich des Hierſeins der lieben Theuren, die mich morgen früh verlaſſen wollen, verlaſſen müſſen, mich freute, mich freuen." Vergl. S. 119.

* * *

Gleim an Wieland. Halberſtadt den 9. März 1800. Vergl. S. 250.

„Die beyden Schlegel ſollen meinen Wieland lotterbübiſch ſagt man, angegriffen haben, und der eine ſoll der Ueberſetzer Shakspeare's ſeyn! Iſt's wahr ſo kümmerts meinen Wieland nicht, er läßt, wie ſein großer ſchöner Hund von den Barbots ſich an klaffen, und geht, wie der angeklaffte ſeinen Gang, das verſteht ſich! ſolten aber ſeine Freunde den Kläffern nicht einen kleinen Schlag geben! Ja doch. Das ſollen ſie, die Klaffern werden ſonſt Beißer, und es wäre doch möglich, daß Sie durch den kleinen Schlag zur Beſinnung gebracht würden.

„Ein paar ſolche Schläge ſend ich meinem Wieland hierbey."

In der Nachſchrift heißt es: „Ich habe mich beſonnen, lieber Wieland! Die elenden Menſchen ſind's nicht wehrt, daß man mit ihnen ſich abgibt. Eins nur der Starke gegen Sie will ich hieher abſchreiben, mit dem machen Sie, was Sie wollen, nur geben Sie's unter meinem Nahmen nicht aus der Hand!"

Aus Gleims Briefe an Wieland. Halberſtadt den 5. May 1800.

Auf Befehl Ihrer Durchl. des hier anweſenden Herzogs von Braunſchweig ſoll und muß ich Ihnen, mein Wieland! meiner, wie keines zweyten, ſo gleich, denn ich komme dieſen Augenblick von ihm, ſagen:

Daß er für einen Illuminaten Sie niemals gehalten hätte.

Wieland, ſagt' ich, hat den Gedanken, daß Ew. Durchl. für einen ihn gehalten hätten, wohl niemalen gehabt.

Sagen Sie's ihm nur! war der wiederholte Befehl — und ich gehorche!

Der Herzog hatte meines Wielands Erklärung im deutſchen Mercur geleſen!

Möchte mein Wieland doch die Zeit und die Laune haben, ein paar vorzeigbare Zeilen über dieſen Auftrag an ſeinen ewig ihm treubleibenden Freund zu ſchreiben.

Der alte

Eiligſt. Gleim.

Da hier wiederholt die Rede geweſen iſt von Ludwig Wieland, dem Herausgeber der Briefſammlung Nr. 1 (vergl. S. 221, 243), auch der Romantiker in Gleims Briefe vom 9. März 1800 ſchon gedacht iſt, ſo möge folgender Auszug hier Platz finden

aus Falks Briefe an Gleim. Weimar den 26. Dec. 1800.

Anſtatt eines gründlichen Forſchens und Lernens in Künſten und Wiſſenſchaften nimmt ein ſogenannter kritiſcher Geiſt immer mehr überhand, der eine Menge oberflächlicher, unwiſſender Ignoranten, aber weder Künſtler noch Gelehrte bildet. Der Zeitvertreib, eine Zinne an die letzte Zinne des Univerſums zu ſetzen, und dort transcendentale Windmühlen klappern zu hören, mag ſo fein ſeyn wie irgend ein anderer, aber in einer Epoche wie die unſrige, die ſo gebieteriſch zum Handeln auffordert, iſt damit wenig gethan. Zu Jena leſen dieß Winterſemeſter blos acht bis neun ältere und angehende Magiſter Fichtiſche Transcendentalphiloſophie. Auf eben dieſer Univerſität, der Bildungsſtätte von tauſend jungen Menſchen, deren Wohlfarth ihre Eltern mit Vertrauen hier in die Hände durch Weisheit berühmter Männer niederlegen, erſchienen in Jahresfriſt zwey Commentare zu der ſkandalöſeſten aller Scharteken, Schlegels Lucinde. Die eine derſelben hat einen dortigen Lehrer der Jugend, ſage Lehrer der Jugend, Herrn Vermehren, der ſeinen Namen keck vor den Titel ſetzt, und zu gleicher Zeit Collegien anſchlägt, zum Verfaſſer; die andere, die noch beſſer, wiewohl äußerſt ſophiſtiſch geſchrieben iſt, ſteht in meinem diesjährigen Taſchenbuche im Auszuge. Sie kommen dort ſelbſt über den Geiſt, der in ihr athmet, zur beliebigen Klarheit. Noch nicht genug, ein anderer Lehrer einer Anſtalt für die Jugend, ein Profeſſor am grauen Kloſter in Berlin, Rambach genannt, läßt in ſeinem famoſen Journal, im Archive der Zeit eine Vertheidigung für dieſe Lucinde abdrucken und eine Invective gegen alle diejenigen, die den hohen Sinn dieſes Werkes nicht zu faſſen im Stande ſind. Sein Mitgenoſſe, der ſich gleichfalls mit Erziehung abgibt, und Penſion hält, ein gewiſſer Seſler [?], ſieht nicht nur gelaſſen dieſem Unfug zu, ſondern [hat] auch die Stirn in der Folge, der [da?] ich ihn deßhalb zu Rede ſtelle, öffentlich zu erklären*) oder erklären zu laſſen, er habe keinen Theil an dieſen Freveln und Unziemlichkeiten, er müſſe es durch ſeinen Contract — horch auf deutſche Selbſtſtändigkeit! — durch ſeinen Contract mit dem Buchhändler gebunden geſchehen laſſen, daß Föis fortgebe. Aber, frage ich, ein Schriftſteller, der ſo gut wie Herr Fiekler [?] von Buchhändlern abhängt: wie ſollte ich mich nicht ſchämen, einen Contract mit dem Teufel zu machen und meine arme Seele an ein Honorar zu ſetzen.

---

*) Siehe Merkels Briefe, die Recenſion von meinem diesjährigen Taſchenbuch. Falk.

Können dieſe Infamien noch durch etwas überboten werden? Ja, die Stufenleiter iſt noch nicht auf ihrem höchſten Punct. Der Verfaſſer jenes Aufſatzes nämlich über die Lucinde, im Archiv der Zeit, iſt, wie Herr Vermehren es in den oben angezogenen Briefen ſehr wahrſcheinlich macht, ein Diener des Wortes und der Kirche, ein gewiſſer Prediger Schleiermacher zu Berlin, Hausfreund von Madam Herz und Verfaſſer eines myſtiſchen Buchs über die Religion. Damit auch dieß neue Evangelium des 18. Jahrhunderts ſich immer mehr und mehr ausbreite, hat ſich die Clique jetzt fein zuſammengethan und gibt gegen Oſtern Jahrbücher der Literatur heraus. Und wir wollen nun ſtill ſtehen am Ufer und müſſen zu ſehn bis der verheerende Strom alle Dämme der Sittlichkeit einreißt? Schon hat Wieland das Unglück einen transcendentalen Taugenichts ſeinen Sohn zu nennen*), der noch kürzlich in ſeiner Schweſter und Mamſell Herders Gegenwart kurz nach Erſcheinung meines Taſchenbuchs die Vortrefflichkeit der Lucinde und die Abgeſchmacktheit deſſen, was die Weiber Scham und Weiblichkeit nennen, demonſtrirte, ſo lang demonſtrirte, bis die ſchamhaften Mädchen weggingen, der ſeinen Vater täglich in den Bart beweiſt, welch ein kleines Licht er gegen die Schlegel ſey, die er für große Menſchen hält, der ihm nicht undeutlich merken läßt, wie recht dieſe daran gethan, ihn in den Augen des Publicums herabzuſetzen. Ein gewiſſer Brentano, Enkel von Madame la Roche, der ſich erſt bey Wieland im Hauſe aufhielt und ihm dort ſeine Schwächen ablauerte, ſchrieb nachher ein Buch unter dem Namen „Maria's Spiele," worin er Wieland, Herder, Böttiger, Männer von denen ſeine Großmutter die vertrauteſten Freundſchaftsbezeugungen**) empfing auf die unanſtändigſte Art turlupinirte. Louis Wieland, weit davon entfernt ſein Mißfallen darüber zu erkennen zu geben, iſt jezt zu ihm nach Frankfurt gereiſt, vermuthlich um ihm Materialien zum zweyten Theil ſeines Buches zu ſuppeditiren. Mehr als einmal iſt die Mutter dieſes ungerathenen jungen Menſchen auf meiner Stube in Thränen zerfloſſen und hat gewünſcht, daß Gott ihn oder ſie zu ſich nehmen möchte.***)

* * *

Der letzte uns vorliegende Brief Gleims an Wieland iſt vom 15. Oct. 1800, einen vom 15. Juni d. J. findet man im Archiv für Literaturgeſch. IV S. 281. Nach dem Briefe vom 2. Oct. 1800 ſcheint Gleim damals mündliche Nachrichten durch den Herzog von Weimar über Wieland erhalten zu haben.

Am 29. März 1796 las Gleim Wielands Briefe an ihn wieder. Keines ſeiner Werke, meinte er, wiege ſie auf.

---

*) „Die Rede iſt von Ludwig Wieland, der damals in der Genoſſenſchaft mit Clemens Brentano wohl über die Schnur ſchlug, nach und ſeit 1817 aber bis an ſeinen frühen Tod (1820) ſich als deutſcher Publiciſt wacker mit den Kotzebuen und ſämmtlichen Schmalzgeſellen herumſchlug, in Eintracht mit Luden, Oken und Gleichgeſinnten." Handſchriftliche Anmerkung von Wilhelm Körte.

**) Freundſchaftsgenußbezeugungen ſchrieb Falk, doch iſt Genuß durchſtrichen.

***) In der augsb. allg. Ztg. 1858 Beilage zu 131 findet ſich folgendes in einer Correſpondenz aus Berlin 7. Mai: „Der einzige noch lebende Sohn Wielands hat in Schleſien, wo er in Heinrichau als k. niederländiſcher Beamter lebt, ſeine goldene Hochzeit gefeiert. Im vergangenen Jahre wurde derſelbe bei dem Dichterfeſt in Weimar mit beſonderer Auszeichnung behandelt." Vergl. S. 243.

B. Wagner, der Zeitgenoſſe Goethe's. Zugleich ein Beitrag zur Beantwortung der Frage nach dem Verfaſſer von „Deukalion, Prometheus und ſeine Recenſenten".

Zu Ende des vorigen Jahres erſchien die intereſſante Schrift: „Heinrich Leopold Wagner. Von Dr. Erich Schmidt, Privatdocent an der Univerſität Würzburg. Nebſt neuen Briefen und Gedichten von Wagner und Lenz. Jena. Frommann". Wie jedem, der Schriften und Schriftſteller geringeren Ranges zum Gegenſtande ſeiner Nachforſchungen macht, ſo iſt auch dem Verfaſſer dieſer fleißigen Arbeit und zwar ſchon vor deren Erſcheinen, die Beſorgniß entgegengetreten, daß dies eine Ueberſchätzung des Dichters einſchließe, welchem er eine Monographie widmet. Im allgemeinen hat das Büchlein dieſen Eindruck auf mich in der That nicht gemacht.

Ueber Wagners Leben lagen nur wenige gedruckte und ungedruckte Nachrichten vor. Auch ſeine Werke waren nicht alle zu erlangen. Nachdem Erich Schmidt den Roman „Leben und Tod Sebaſtian Sillig's" erworben hatte, ging derſelbe auf der Poſt verloren, ohne ihm in die Hände zu kommen.

Wagner wurde am 19. Februar 1747 in Straßburg geboren. Erich Schmidt vermuthet, „daß er ein Genoſſe des ſalzmanniſchen Mittagstiſches bei den Jungfern Lauth in der Krämergaſſe war", welcher durch Goethe bekannt wurde. Wagner ſtudirte zu gleicher Zeit mit Goethe in Frankfurt die Rechte, wurde aber in Saarbrücken „gouverneur de Mess. les barons de Günderode".

Schon 1774 trat Wagner als Lyriker auf. Dabei hat er noch den Begriff der Romanze mißverſtanden wie Gongora und Gleim. In der Romanze „Die verbotenen Verwandlungen" ahmte er den Bänkelſängerton und zugleich Bürger nach.

Wagner war im Frühjahr 1775 bereits in Frankfurt am Main, wie aus den vielen Notizen über ſein thätiges Eingreifen in die durch Goethe's Werther heraufbeſchworenen Fehden deutlich hervorgeht. Er war damals dort ohne feſte Stellung, jedenfalls noch nicht geſchworener Advokat.

Goethe hatte gegen Wieland die Farce „Götter, Helden und Wieland" geſchrieben, worüber man S. 98 meiner vorliegenden Schrift vergleiche. Als nun im Frühjahre 1775 in ähnlichem Tone eine Satire „Prometheus, Deukalion und ſeine Recenſenten" veröffentlicht wurde, ſchrieb man dieſelbe unbedenklich Goethe, dem Haupte des ganzen von Schmidt in ſeiner Schrift mehr oder weniger berückſichtigten Kreiſes der Klinger und Lenz zu, welchem Wagner als der unbedeutendſte angehörte. „Prometheus, Deukalion und ſeine Recenſenten" war gegen die Kritiker von Goethe's Werther gerichtet. Erich Schmidt ſagt, daß die ſpitze Feder des Satirendichters und der Stift des Karikaturzeichners hier gemeinſchaftlich arbeiteten zur Verſpottung des Gegners. Statt des Namens der auftretenden Perſon findet ſich immer eine kleine Figur im Holzſchnitte, und zwar werden alle außer den Götterboten Merkur und Iris unter einer Thiermaske dargeſtellt. Ein Verzeichniß nennt als Dramatis personae: Prometheus (Goethe), Deukalion (Werther, ſtumm), Gans (gothaiſche Ztg.), Eſel (der Hauptpaſtor Göze), Nachteule und Fröſche (Claudius wegen der auch in ſeinen ſämmtlichen Werken noch beibehaltenen Vignette des wandsbecker Boten), Löwe (Hamburger unparteiiſcher Correſpondent), Merkur (Wieland), Iris (Jacobi), Orang-Outang (Nicolai) ꝛc. Merck ließ ſich niemals ausreden, daß Goethe der Verfaſſer ſei. Dieſer aber ſchrieb folgende Erklärung:

„Nicht ich, ſondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken laſſen, ohne mein Zuthun, ohne meinen Willen. Mir war es, wie meinen Freunden und dem Publico, ein Räthſel (!), wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, ſo nachahmen und von gewiſſen Anecdoten unterrichtet ſein konnte, ehe ſich mir der Verfaſſer vor wenig Tagen entdeckte. Ich glaube dieſe Erklärung denen ſchuldig zu ſein, die mich lieben und mir auf's Wort trauen. Uebrigens war mir's ganz recht, bei dieſer Gelegenheit verſchiedene Perſonen aus ihrem Betragen gegen mich in der Stille näher kennen zu lernen!!“ Dieſe Erklärung Goethe's kam aus Frankfurt vom 9. April 1775.

Goethe verſandte die Erklärung über die Prometheusfarce auch brieflich. Dabei ſchrieb er an Klopſtock den 15. April 1775: „Hier lieber Vater ein Wörtchen an's Publicum, ich ging ungern dran, doch muſt's ſein .... N. B. Der Wagner, von dem das Blättchen ſagt, iſt eben die Perſonage, die Sie einen Augenblick auf meiner Stube des Morgens ſahen, er iſt lang, hager. Sie ſtanden am Ofen. Adieu.“

Die Erklärung an Klopſtock zu ſenden, war um ſo mehr Grund, als drei Hamburger in der Satire beleidigt waren. In der Erklärung vom 9. April ſelbſt heißt „auf's Wort“ offenbar nicht ſo viel als etwa: auf mein Ehrenwort, ſondern im Gegentheil nur: unbedingt auch ohne Betheuerung oder eidliche Verſicherung.

Goethe als Prometheus einzuführen, wie in der Satire geſchah, ergab ſich in der That leicht aus ſeiner in Frankfurt begonnenen Prometheusdichtung auch für einen Fremden. Dennoch halte ich für das wahrſcheinlichſte, daß Goethe der bedeutendere Antheil am Deukalion zugeſprochen werden muß. Da ich mich hierbei im Widerſpruche mit Erich Schmidt befinde, ſo bedaure ich um ſo mehr, daß ich die Schrift ſelbſt, an welcher ich Goethe Antheil zuzuſchreiben wage, nur durch den Abdruck bei Düntzer kenne. Die Gründe, welche mich beſtimmen, ſind übrigens folgende.

Die Autorſchaft ganz abzulehnen, lag in jener Zeit ſehr im Intereſſe Goethe's, und wie leicht man es in jenen Tagen mit einer falſchen literariſchen Erklärung dieſer Art nahm, haben Carl v. Beaulieu-Marconnay und Erich Schmidt ſelbſt bewieſen, indem ſie Klingers Erklärung, daß nicht Lenz, ſondern Klinger das Schauſpiel „die Soldaten“ verfaßt habe, als falſch und als nur im Intereſſe des Dichters Lenz gegeben darthun. Schmidt weiſt, daß Sprickmann im September 1776 an Boie ſchreibt: „Wagner hat mir jetzt ſelbſt geſagt, daß Goethe den Prometheus geſchrieben hat.“ Dahingegen war ihm die wichtigſte Aeußerung von Wieland über die Angelegenheit noch nicht bekannt. In einer der bisher unterdrückten Stellen aus Wielands Briefen an Gleim und zwar in der von mir S. 100 der vorliegenden Schrift mitgetheilten ſchreibt nämlich Wieland nach Abgabe der Erklärung Goethe's bloß, daß er Goethe den Gefallen erzeigen wolle, zu thun, als ob er's glaube. Dieſe Stelle aus den Briefen Wielands an Gleim läßt ſich als Erläuterung zu der von Schmidt angeführten Stelle aus Wielands Briefe an Jacobi benutzen. Endlich iſt doch auch einigermaßen der Umſtand zu berückſichtigen, daß der Verf. der Satire jedenfalls eine Ueberlegenheit über die damaligen Journale bewieſen hatte, wie ſie nur bei Goethe, dem nachmaligen Mitverfaſſer der Xenien, nicht erſt ausdrücklich nachgewieſen zu werden brauchte.

Von Frankfurt am Main ging Wagner nochmals nach Straßburg. Dort wurde er nun am 28. Auguſt 1776 Licentiat der Rechte und las dort ſein Drama „Die Kindesmörderin“ vor: eine Nachahmung Gretchens, über welche ſich Goethe hauptſächlich deshalb beklagen mußte, weil ſie früher ans Licht trat, als ſein Fauſt ſelbſt. Daß er aber deshalb den Namen Wagner in den Fauſt gebracht haben ſoll, iſt unwahr. Der Wagner findet ſich nach Erich Schmidt ſchon im Puppenſpiele vom Doctor Fauſt.

Die Kindesmörderin iſt von dem S. 5 und 173 meiner Schrift erwähnten Karl Leſſing nicht ohne die Zuſtimmung ſeines größeren Bruders für die Bühne bearbeitet. Karl Leſſings Umarbeitung der Kindesmörderin von Wagner wird von Schmidt ausführlich beſprochen. Ganz beſonders aber wird erörtert, weshalb dies gräßliche Thema in ſo vielen Dichtungen jener Zeit ſpukt. Bürgers Tochter des Pfarrers von Taubenhain beruhte auf zwei Kindesmorden. Die Unterſuchung in der einen Sache führte er ſelbſt. Das Protokoll wurde gedruckt. Es iſt, ſo viel ich weiß, von einem anderen Juriſten einer Univerſitätsvorleſung zu Grunde gelegt.

Am 21. September 1776 leiſtete Wagner zu Frankfurt auch den Advokateneid. Der wuchtige Stolz in Wagners „Familienſtolz“ (zuerſt am 25. Juni 1777) gehörte zu Schröders eigenthümlichſten Rollen. Frau Schröder gab die Franzöſin, Dorothea Ackermann die Friederike. An allen Erfolgen fehlte es alſo bei Wagner in der That nicht.

Schon im Frühjahre 1777 ſprach Wagner gegen den Maler Müller ſeine Entrüſtung über die pietät- und verſtändnißloſe Behandlung aus, welche der jüngere Stephanie dem Macbeth hatte angedeihen laſſen. Es iſt nach Erich Schmidt, deſſen Ausführung ich hier durchaus folge, trotz Schillers Einwendungen Wagners unleugbares Verdienſt, daß er mit Zugrundelegung der eſchenburgiſchen Ueberſetzung der ſeyleriſchen Geſellſchaft einen Macbeth lieferte, der doch wenigſtens ein Abglanz und kein Spottbild des ſhakeſpeariſchen war. Der Geſchmack des Publikums war Wagner ein Greuel. Er ſchüttete ſeinen ganzen Aerger gegen das Singſpiel aus, welches, meiſt recht albern, die höheren Gattungen auf der Bühne bedenklich überwucherte. Hiller, Benda und Schweitzer errangen durch ihre Singſpiele raſch eine große Beliebtheit. Obgleich der letztere eine Zeit lang mit Wieland zuſammen gearbeitet hat, wie ich oben S. 97 zeigte, ſo war Wagner doch nicht der einzige, der ſeine Stimme gegen dieſe Geſchmacksrichtung erhob.

Das ſpätere Benehmen Goethe's gegen Wagner, namentlich bei Gelegenheit der „Kindesmörderin“, iſt für die Beantwortung der Frage, wer den Deukalion geſchrieben hatte, von Bedeutung. Daß Goethe in Sachen der „Kindesmörderin“ rückſichtsvoller gegen ihn aufgetreten ſei als die Gerechtigkeit oder doch die Billigkeit verlangte, will ich nicht behaupten. Auch wegen dieſes Punktes gebe ich die Sache weiterem Bedenken anheim.

Wagner war verheirathet und ſtarb ſchon am 4. März 1779, zweiunddreißig Jahre alt.

Bei der weiteren Erörterung der Frage nach dem Verf. von „Prometheus, Deukalion und ſeine Recenſenten“ wird beſonders noch folgendes ins Auge zu faſſen ſein. Wieland hatte allerdings am 9. April 1775 an Jacobi geſchrieben, wie Erich Schmidt anführt: „Daß er (Goethe) den Prometheus nicht gemacht habe, will ich glauben, weil Sie es ſo gänzlich überzeugt ſind, und weil ich es gern glaube. Sie ſollen nichts weiter von mir über dieſe Materie hören.“ Allein dabei hatte er ſich nicht beruhigt, denn der Brief an Gleim, aus welchem ich S. 190 die Stelle anführe, iſt offenbar wenigſtens zehn Tage ſpäter geſchrieben, als der an Jacobi; er war ohne Datum, aber Gleim empfing ihn erſt am 24. April. Meines Erachtens geht Erich Schmidt jedenfalls zu weit, wenn er ſagt: „Goethe's Antheil wird meiner Anſicht nach oft viel zu hoch angeſetzt.“ Am meiſten ſpricht gegen die Annahme, daß Goethe vielleicht doch der Verfaſſer ſei, der Umſtand, daß Erich Schmidt S. 31 berichten kann: „Dann hält der Harlekin einen, wie Appel mit Recht ſagt, ‚‚förmlich dürftigen und ſchalen‘‘ Epilog. Die Mundart iſt nicht die frankfurter, ſondern unverkennbar die ‚‚ſtraßburger.‘‘“ Dies deutet auf Wagners Autorſchaft, allerdings zunächſt nur für den Epilog. Wie Erich Schmidt S. 32 erwähnt, ſo war „Götter, Helden und Wieland“ ohne Goethe's Wiſſen von Lenz zum Drucke befördert. So bliebe die Möglichkeit, daß Wagner nur den Druck und den Epilog beſorgt hätte. Allein dann müßte doch auch der Prolog von Wagner ſein, da nach Erich Schmidt S. 83 Prolog und Epilog darauf anſpielen, daß es auf dem Titel von Nicolai's „Freuden“ heißt: „Voran und zuletzt ein Geſpräch“. Bemerkenswerth iſt, daß Düntzer, der das Gedicht 1847 in ſeinem Buche „Zu Goethe's Jubelfeier“ 213—220 abdrucken ließ, in ſeinem Artikel über Erich Schmidts Wagner im Archiv f. Literaturgeſch. V S. 249—260 noch immer dem Werthe des ganzen nach Goethe als Verf. des Deukalion für unmöglich hält.

Am wichtigſten iſt es für mich, daß ſchon nach Düntzers eben genannten Studien zu Goethe's Jubelfeier S. 198 Goethe anderweitig in einer Stelle, die mir noch nicht im Originale vorgelegen hat, ſich viel ſtärker als in der oben S. 273 abgedruckten Erklärung von der Autorſchaft des Deukalion losgeſagt zu haben ſcheint, nämlich mit dem Ausdrucke „auf Ehre und Treue.“ Es würde heißen gegen den literariſchen Anſtand verſtoßen, wenn man hierauf ein zu geringes Gewicht legen wollte. „Auf Ehre und Treue“ würde in meinen Augen ganz etwas anderes bedeuten, als in jenem Zuſammenhange „auf's Wort“. Wozu hätte einer der größten Dichter aller Zeiten eigentlich unter ſeinem Volke gewirkt, wenn man ihm leichtſinnig „Ehre und Treue“ abſchneiden wollte in einer allerdings ſchwierigen literar-hiſtoriſchen Frage, über die vielleicht Niemand außer ihm und Wagner vollkommen unterrichtet war. Außerdem iſt es eine Thatſache, daß ſich bei näherer Unterſuchung für Goethe ſchon manches, was urſprünglich nicht unbedenklich ſchien, in moraliſcher Hinſicht um vieles günſtiger geſtaltet hat, als es anfänglich ſchien. Dagegen bleibt es auffallend, daß Wieland, nachdem er mit Goethe ſo genau bekannt geworden war, die Anſicht, die er über den Deukalion gegen Gleim ausgeſprochen hatte, in ſeinen Briefen wenigſtens nie ausdrücklich zurücknahm. Ich bin daher geneigt, einen Mittelweg einzuſchlagen, bei dem Goethe's Wort im weſentlichen nicht angetaſtet wird und der zugleich meinem Urtheile über die ganze Arbeit vollkommen entſpricht. Ich glaube nämlich, die Idee der kleinen Arbeit iſt genau von Goethe angegeben und etwa auf Spaziergängen ſeinem Jugendfreunde entwickelt. Geſchrieben aber mag Goethe am Prometheus nichts haben, und Wagners Ausführung iſt hinter der behaglichen genialen Ausmalung in den ähnlichen goethiſchen Arbeiten, die wir im 7. Bande ſeiner Werke von 1840 leſen, doch gar nicht unmerklich zurückgeblieben.

Weſentlich gefördert werden würde die Unterſuchung über Deukalion durch eine ganz genaue Prüfung der durchblickenden Mundart. Düntzer, der in den Studien auch bemerkt hatte, daß einige Stellen, beſonders „im Prolog und Epilog“, aus Goethe's Witzworten hervorgegangen ſeien, hatte außerdem auch Spuren des frankfurter Dialektes gemuthmaßt, ſcheint dies aber zurückzunehmen, nachdem Erich Schmidt, der in Straßburg gelebt hat, wie ſchon S. 255 erwähnt iſt, im Epilog den ſtraßburger Dialekt erkannt hat. Nun finden ſich aber auch im eigentlichen Gedichte Deukalion eine oder mehrere Dialektſtellen. Natürlich würde man bei einer nähern ſprachlichen Unterſuchung davon ausgehen müſſen, daß Wagner die ſtraßburger und Goethe die frankfurter Mundart geläufig war, wenn auch der eine zugleich in Frankfurt und der andere zugleich in Straßburg gelebt hat.

Von den ſcherzhaften Dichtungen Goethe's aus den Jahren 1773—1774 iſt ſchon eine S. 98 gewürdigt. „Satyros“ verdiente gleichfalls eine beſondere Berückſichtigung, denn es hat ſich mir die Ueberzeugung aufgedrängt, daß er durch Wielands Abulfaouris angeregt iſt. Wenn man nur meinen obigen Bericht S. 94 vom Abulfaouris mit Goethe's Drama Satyros (VII, 177) vergleicht, ſo wird man ſich, wie ich glaube, nicht allein von der Richtigkeit meiner Behauptung, ſondern auch davon überzeugen, um wie viel Goethe Wielands Idee in einer ganz neuen Produktion klarer, einfacher, treuherziger, edler, genialer und in jeder Hinſicht beſſer wiedergegeben hat. So hat die Behandlungsweiſe in allen dieſen Poſſen etwas durchſichtiges und plaſtiſches, welches ich in der zuſammengedrückten Form des Deukalion nicht wiederfinde.

Wenn nun aber Männer wie Heinrich Laube und Oberſtudienrath Wagner trotzdem der Meinung ſind, daß Goethe den Deukalion verfaßt habe, während ſogar Riemer und Düntzer den Gedanken, daß er von Goethe ſelbſt herrühren könne, mindeſtens nicht mit gleich großer Entſchiedenheit wie Erich Schmidt zurückgewieſen haben: ſo muß wenigſtens die Idee (ich will nicht geradezu ſagen der Plan) des Gedichtes etwas durchaus goethiſches haben.

In Goethe's eben ſo ſchönen als frommen und einfältigen Prolog zu Bahrdts neueſten Offenbarungen Gottes treten die Thiere der vier Evangeliſten auf. So erſcheint mir auch die Bezeichnung der meiſten Journaliſten in Prometheus, Deukalion und die Recenſenten auf ihre Art echt goethiſch-originell, ja, genial. Einen Antheil daran wird man Goethe auch deshalb zuſchreiben müſſen, weil eine Nachahmung des Gedichtes, welche Düntzer ſchon Genner zuweiſen zu müſſen glaubt, nach ihrem inneren Werthe, doch viel ſchwächer iſt als Deukalion. Aber wenn auch nicht die Idee, ſo wird man doch die Ausführung des Deukalion wohl Wagner zuweiſen können, der von Albert Lindner in der Nationalzeitung vom 17. März 1876 jetzt noch höher geſtellt iſt, als von Erich Schmidt. Wenn Erich Schmidt unter denen, die Goethe's Antheil am Deukalion viel zu hoch angeſetzt haben ſollen, nur diejenigen verſteht, welche wie Wieland ihn einfach für den Verfaſſer hielten, ſo drückt meine Anmerkung auf S. 100 und 101 ſeine Stellung zu der Frage: hat Wagner oder Goethe die Schrift Deukalion, Prometheus und ſeine Recenſenten verfaßt? nicht völlig genau aus. Er wird dann vielleicht im Stande ſein, meiner Ausführung jetzt ſelbſt zuzuſtimmen.

C. Matthiä im Verkehr mit Böttiger, Goethe, Schiller und Wieland.

(Auszüge aus: „Auguſt Matthiä in ſeinem Leben und Wirken zum Theil nach ſeiner eigenen Erzählung dargeſtellt von ſeinem Sohne Konſtantin. Nebſt einem lebensgeſchichtlichen Abriß ſeines Bruders Friedrich Chriſtian Matthiä“ *).

Auguſt Matthiä war zu Göttingen 25. Dec. 1769 geboren und ſtarb 6. Januar 1835 als Gymnaſialdirektor in Altenburg. Aus Weimar 18. Nov. 1799 ſchrieb er: „Vielleicht ſchicke ich Ihnen nächſtens etwas, was ich gegen Herder zur Vertheidigung der kantiſchen Philoſophie herausgegeben habe.“ (S. 65. 66.) Konſtantin Matthiä macht hierzu die nicht ganz klare Anmerkung: „Hugo, ein Beitrag zur Würdigung der herderiſchen Metakritik. Gotha bei Perthes 1799 (anonym).“ Am 17. Februar 1800 ſchrieb Auguſt Matthiä aus Weimar: „Goethe hat Voltaire's Mahomet in Jamben überſetzt und das Stück hier aufführen laſſen, wobei ſich niemand erbaut hat als einige ſeiner Anbeter“ (S. 69). S. 75—77 wird erzählt: „In Belvedere machte Matthiä . . . die Bekanntſchaft Schillers, in dem er nicht bloß den Dichter, ſondern auch den Kantianer liebte. Er bezeichnete ihn aber als ſehr ungenießbar; ſelbſt in Belvedere habe er nur ſelten an den Scherzen und Geſprächen der Geſellſchaft theilgenommen. Matthiä ſuchte ihn ſpäter bisweilen in Jena in ſeinem Hauſe auf. Er lernte hier des Dichters Gattin kennen, die er als eine Frau von ſehr anziehendem Weſen rühmte. Aber Schiller ſelbſt zu ſprechen gelang ihm hier nicht. Denn da derſelbe fortwährend kränkelte und gewöhnlich tief in die Nacht hinein arbeitete, ſo bedurfte er des Morgens einer langen Ruhe und konnte daher nur ſelten Beſuch empfangen . . . . Im Sommer 1800 trat“ Matthiä „mit Wieland in engere Verbindung, mit dem er anfangs wegen ſeiner Hinneigung zu Herders antikantiſchen Geſinnungen nichts zu thun haben wollte, zu dem er ſich aber vom erſten Augenblicke der Annäherung wie ein Kind zu ſeinem Vater hingezogen fühlte. Fünf bis ſechsmal hat er den „„liebenswürdigen, jovialen Alten““ wie er ihn nannte — Wieland zählte damals ſchon 66 Jahre — auf ſeinem bei Weimar gelegenen Landgute Osmañſtedt beſucht. Dort ward gewöhnlich über griechiſche Sprache und Literatur geſprochen, zuweilen auch eine ſchwierige Stelle oder ein ganzer Abſchnitt aus einem Klaſſiker durchgenommen. Dabei äußerte Wieland immer ſeinen großen Beifall, wenn Matthiä das griechiſche ϑ wie das engliſche th ſprach, und pflegte dieſe Ausſprache mit einem „„Bravo, Herr Philoſoph““ zu begleiten. Charakteriſtiſch für Wieland iſt folgende Anekdote aus jener Zeit, die Matthiä als Ohrenzeuge erzählte, ſo oft auf Wielanden die Rede kam. Es war im weimarer Theater, wo Wieland einſt bei der Aufführung des Ritter Bayard von Kotzebue plötzlich laut aufſchrie: „„Das iſt dumm, ganz dumm!““ Alles gerieth in Bewegung; Goethe bog ſich voll Bedeutung aus ſeiner Loge; Böttiger, Wielands Nachbar, beſchwor ihn zitternd, ſich zu mäßigen; alle Blicke wandten ſich nach der Stelle, von wo der Ruf erſchollen. Aber der erboſte Wieland ließ ſich nicht irre machen, ſondern fuhr nur noch heftiger auf: „„ach was! was dumm iſt, muß man auch dumm nennen.““ Und dabei

---

*) Quedlinburg in Kommiſſion bei G. Baſſe 1845. 263 S. gr. 8. Die Schrift iſt gar nicht bekannt geworden. Vergl. S. 9.

blieb es . . . . . . Leider mußte Matthiä ſeiner Freundſchaft mit Böttigern den häufigern Verkehr mit Goethe zum Opfer bringen; denn dieſe beiden waren gerade damals ſehr geſpannt, und Goethe vermied deshalb auch diejenigen, die er als Böttigers vertraute Freunde kannte. Matthiä erfuhr dies von Böttiger ſelbſt, als er ihm erzählte, daß Goethe ihm dreimal als abweſend gemeldet worden ſei, wenn er ihn ſeiner Einladung gemäß (?) habe beſuchen wollen, und daß er dann ſeine Beſuche ganz eingeſtellt habe. Matthiä ließ ſich dadurch in ſeinem Umgange mit Böttiger nicht ſtören.“ Ueber Böttiger berichtet Riemer ungünſtig beſonders I, S. 332. 333.

D. Gruber und Löbell über Wieland

Wielands Biograph in den ſämmtlichen Werken war J. G. Gruber. Als zweiter Band aber des in meiner Schrift Friedrich der Große S. 202—204 beſprochenen Werkes „Entwickelung“ von Löbell erſchien „C. M. Wieland. Braunſchweig, Bruhn. 1858.“ Mehr als der erſte Band auf Klopſtock, beſchränkte ſich der zweite auf dieſe Eine Perſönlichkeit, wiewohl er den erſten 347 Seiten ſtarken Band noch um 31 übertraf. Dennoch werden in dem zweiten, nicht wie in dem erſten drei, ſondern es wird nur Eine Vorleſung mitgetheilt. Aus bonner Vorleſungen vor Männern und Frauen iſt nämlich das Werk entſtanden. Was der Verfaſſer ſeinem nächſten Publikum über Wieland zu ſagen hatte, beſchränkt ſich, ſelbſt wie es jetzt mit manchen organiſch eingefügten Zuſätzen vorliegt, auf 51 Seiten. Darauf folgen „Ausführungen“, zum Theil ſehr delikater Art, immer aber ſehr ſpecieller Natur. Löbells Vorleſung über Wieland bleibt, auch wenn ihre Reſultate längſt überholt ſind, ein Muſter ſeiner Auffaſſung, trefflicher Präciſirung und ſelbſt behutſamer Darſtellung, obgleich die angehängten „Ausführungen“ den Eindruck dieſer Behutſamkeit doch ſchon etwas verleugneten. Die überall da, wo des ehrlichen Grubers Auge noch nicht geſchärft genug war, mit verſchwenderiſcher Hand ausgeſtreuten „Ausführungen“ theilen, wenn auch nicht ſo angſtvoll und präcis geboten wie der Text, mit dieſem die Vorzüge von Löbells literariſchen Arbeiten inſofern, als auch hier bei den geringfügigſten Dingen der Hiſtoriker durchblickt, der ſeine Hand niemals vor unzweifelhafter Feſtſtellung des Thatbeſtandes und — was das anziehendſte iſt — niemals vor Gewinnung eines beſtimmten Urtheils abzuziehen geneigt iſt. Das Geſammturtheil von Löbell über Wieland fällt wohl mit dem von Goethe zuſammen: „Wo die Franzoſen des achtzehnten Jahrhunderts zerſtörend ſind, iſt Wieland neckend.“ Löbells Urtheil bot jedoch ſo feine Nuancen dar, und war zu ſeiner Zeit ſo anregend, wie man es jedem einſt beliebten und nachmals mehr aus der Mode gekommenen Autor wünſchen würde, um ihm ein neues Leben in den Bibliotheken der Kenner zu gründen, ein Wunſch, den wir nach dem obigen (S. 67. 68) allerdings in Bezug auf Wieland nur in viel beſchränkterem Maße hegen als Löbell.

Nach Grubers Angabe ſoll der Erbprinz von Weimar ſelbſt, charakteriſtiſch genug, ſich Wieland als den Verfaſſer des goldenen Spiegels in ſeinem fünfzehnten Jahre zum Lehrer erwählt haben (vergl. oben S. 96). Eine andere Aufzeichnung von Gruber über einen ſchon S. 99 kurz berichteten Gegenſtand beweiſt, wie wenig in dem Pädagogen Wieland ſich der Dichter Wieland verleugnete. Zur Feier des zweiten von ihm mitbegangenen erbprinzlichen Geburtstages ſchuf er die von

Xenophon aufbewahrte Dichtung des Sophiſten Prodikos von Herkules am Scheidewege zu einem kleinen lyriſchen Drama um: Die Wahl des Herkules. Um die Erzählung dramatiſch zu machen, erhob er Herkules zur Hauptfigur und zum Helden der Handlung. Er begann mit einem Monolog deſſelben, der ſeine gegenwärtige Gemüthsverfaſſung, den innern Streit, worin ſeine Seele arbeitet, offenbart, und dichtete eine Liebe als Veranlaſſung zu dieſer Situation hinzu. Ueber das weitere erklärte er ſich ſelbſt ſo: „Die Natur des Drama, ſo einfach es immer ſein mag, erfordert, daß alles darin Bewegung und Handlung ſei. Die Bemühungen der Wolluſt, den jungen Helden zu beſtricken, konnten und durften nicht ohne alle Wirkung bleiben. Wir müſſen ihn in Gefahr ſehen, zu unterliegen, er muß ſchwach werden, aber ohne die Hochachtung ganz zu verlieren, die er uns in ſeinen Monologen eingeflößt hat. Die Erſcheinung der Tugend wird dadurch dramatiſch, daß wir ſie nicht eher als in dem Augenblick, da ihr junger Freund in Gefahr iſt, dazwiſchen kommen laſſen. Dieſer erblickt in ihr keine unbekannte; ſeine Erziehung, der Unterricht eines Linus, eines Amphion hatte ihn mit ihrem Bilde vertraut gemacht" u. ſ. w. Für die Geſchichte der deutſchen Pädagogik iſt dieſer Herkules, der ſchwach werden muß ohne Verluſt der Hochachtung, von großem Intereſſe.

Ein anderer ſchon oben S. 111—113 berührter Umſtand aus Wielands ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit iſt dieſer. Im Jahre 1799 ſchrieb er ſeine „Geſpräche unter vier Augen." In dem zweiten, im Märzſtücke des Merkur 1799 abgedruckten Geſpräche „Ueber den neufränkiſchen Staatseid: Haß dem Königthum" zwiſchen Willibald und Heribert meint der erſtere am Schluſſe, weil man denn keinen König mehr wolle, müſſe man einen Diktator erwählen. „Es muß", führt er dann weiter aus, „ein liebenswürdiger junger Mann ſein, von großem hohen Geiſt, von den größten Talenten, im Krieg und Frieden von unermüdlicher Thätigkeit, von eben ſo viel Klugheit als Muth, von dem feſteſten Charakter, von reinen Sitten, einfach und prunklos in ſeiner Lebensart, immer Meiſter von ſich ſelbſt, ohne irgend eine Schwachheit, wobei ein anderer ihn faſſen könnte, zugleich offen und verſchloſſen, ſanft und heftig, geſchmeidig und hart, mild und unerbittlich, jedes zu ſeiner Zeit, kurz ein Mann ſein, wie es in jedem Jahrhunderte kaum Einen giebt, und deſſen Genius alle andern in Reſpekt zu halten und zu überwältigen wußte. Ein anderer als ein ſolcher könnte euch, in der außerordentlichen Lage, in welche die Revolution euch geworfen hat, nichts helfen. Er darf aber aus vielerlei Rückſichten kein eigentlicher Franzoſe, wenigſtens aus keiner alten und bekannten Familie ſein, und wenn er ſogar einen ausländiſchen Namen hätte, ſo wäre es nur deſto beſſer. Das außerordentlichſte bei der Sache iſt, daß Ihr dieſen Mann nicht erſt zu ſuchen braucht, denn durch einen Glücksfall, den man wohl in ſeiner Art einzig nennen kann, iſt er ſchon gefunden." Heribert: „Bonaparte alſo!" Willibald: „Wer anders?"

Löbell bemerkt hierzu ganz vorzüglich: „Dieſer Rathſchlag, der ſich als ein Blick in die Zukunft erwies, iſt gewiß ſehr merkwürdig. Nur über die Eigenſchaften des Herzens und der Geſinnung, nicht über die des Geiſtes hat ſich Wieland getäuſcht. Hätte er aber jene ſo klar geſehen, wie über dieſe, ſo würde er auch gewußt haben, daß Bonaparte die Wahl nicht abwarten, ſondern ſich ſelbſt an die Stelle ſetzen würde, für die er ihn der Nation empfahl." Löbell zeigt uns weiter, welcher Verdruß damals Wieland aus dieſer Stelle in den „Geſprächen unter vier Augen" erwuchs. Alsdann brach er ab, theils wohl deshalb, weil er nicht Wielands Biographie ſchrieb, theils auch gewiß deshalb, weil die ſpäteren für den Autor Wieland ſo günſtigen Folgen dieſer Aeußerung ſchon hinlänglich hervortraten in ſeiner Lebensbeſchreibung von Gruber. Bei dem großen Intereſſe des Gegenſtandes glauben wir jedoch manchem unſerer Leſer einen Dienſt zu erweiſen, wenn wir dieſe Epiſode aus Wielands Leben an Grubers Hand weiter verfolgen. Sie iſt ſcheinbar wohl die hervortretendſte Partie in Wielands Leben, da er ja über den Napoleon, der „die Wahl nicht abwarten konnte", ja, der als Eroberer auf deutſchem Boden ſtand, ſein günſtiges Urtheil nicht zurücknahm.

Am Morgen nach der Schlacht bei Jena ſandte Murat unaufgefordert Wieland eine Sauvegarde zu. Bald darauf trat der Marſchall Ney bei ihm ein und kündigte ihm in Murats Namen an, daß er unter kaiſerlichem Schutze ſtehe. Dem Kaiſer ſelbſt war er aber damals vielleicht noch nicht bekannt. Erſt auf dem Fürſtenkongreſſe zu Erfurt fügte es ſich am 6. Okt. 1808, daß ſein hoher Gönner, der Fürſt-Primas im Laufe des Geſprächs der wielandiſchen Prophezeiung über Napoleon und der Aeußerungen deſſelben über ihn gedachte. Napoleon wurde dadurch begierig, Wieland zu ſehen. Wieland erſchien jedoch am Tage nicht bei Hofe. Wohl aber war er abends, da der Tod Caeſars von Voltaire gegeben wurde, im Theater. Er hatte ſeinen Platz in einer kleinen Seitenloge dicht am Theater, worin ſonſt der Herzog zu ſitzen pflegte. Napoleon konnte die Augen nicht in die Höhe richten ohne ihn ſogleich zu erblicken und da ein mit ſchwarzem Sammetkäppchen bedeckter, nicht alltäglicher Greiſenkopf ihm auffiel, ſo erkundigte er ſich nach dieſer Erſcheinung und erfuhr, daß er Wieland vor ſich ſehe. Auf dem Balle fragte er wieder nach ihm. Die Herzogin befahl, ihm ſofort einen Hofwagen zu ſenden. So erſchien denn Wieland, deſſen Zuſammentreffen mit Napoleon auch Thiers in ſeiner glänzenden Schilderung des Fürſtentages zu Erfurt erwähnt, gegen halb elf Uhr abends in ſeinem gewöhnlichen, zwar einfachen, aber immer ſehr anſtändigen Anzuge. Bald kam Napoleon von einer andern Seite des Saales auf Wieland zu und verwandelte ſich, wie dieſer bemerken zu können glaubte, alsbald in die Form, in welcher er für immer einen guten Eindruck auf ihn zu machen ſicher war. Die Unterhaltung dauerte eine und eine halbe Stunde. Durch das Theater wandte ſich das Geſpräch auf Julius Caeſar, deſſen Charakter in neuerer Zeit Mommſen ſo ſehr hervorhob. Napoleon erklärte ihn für „einen der größten Köpfe der Weltgeſchichte". Er ſagte, Caeſar habe nur einen einzigen, aber einen ganz unverzeihlichen (!) Fehler begangen. „Caeſar kannte ja längſt die Menſchen genau, die ihn auf die Seite ſchafften, und ſo hätte er ſie auf die Seite ſchaffen ſollen." Wieland dachte dabei: „Du wirſt dir dieſen Fehler nicht zu ſchulden kommen laſſen!" Wie er von der Modalität der Erhebung Napoleons keine Ahnung gehabt hatte, ſo ſcheint er, dem die Erziehung eines deutſchen Prinzen die Geſellſchaft von Kaiſern aufgeſchloſſen hatte, weder geahnt zu haben, daß Napoleon nicht in Paris geſtürzt zu werden brauche, ſondern auch in Deutſchland unterliegen könne, noch daß der Kaiſer Alexander, welcher nachmals mit Napoleon zuſammen an Wieland ſeinen Orden ſchickte, ſich als Brutus nicht ſo leicht auf die Seite ſchaffen ließ. Im weiteren Verlaufe des Geſpräches legte Wieland Napoleon die Frage vor, warum der Kultus, „den er in Frankreich reformirt habe, nicht philoſophiſcher und dem Geiſte unſerer Zeit angemeſſen ſei“. Napoleon ertheilte die Antwort: „Ja, mein lieber Wieland, für einen Philoſophen iſt er auch nicht gemacht, denn die Philoſophen glauben weder an mich noch an meinen Kultus, und den Leuten, die daran glauben, kann man nicht Wunder genug thun und laſſen. Wenn ich einmal eine Religion für Philoſophen ſtiften könnte, die ſollte freilich anders beſchaffen ſein“. Eine zweite Unterredung Wielands mit Napoleon war unbedeutend.

Löbell läßt Wieland mehr von den Engländern, als den Franzoſen lernen.

Wie Wieland, ſagt Löbell, in der Auffaſſung der Dinge und der Menſchen dem wirklichen Leben und ſeinen Bedürfniſſen weit näher ſtehe, als Klopſtock, ſo ſei er auch in der Wahl der Gattungen ungleich zeitgemäßer. Während Klopſtock ſich abmühe, den Geiſt des unwiederbringlich verſchwundenen Epos wieder heraufzubeſchwören, und durch das Schauſpiel, für welches ihm Einſicht und Begabung verſagt ſeien, zu wirken, erkenne Wieland nach einigen gänzlich verfehlten Verſuchen, daß beides außer ſeiner Sphäre liege und noch weit mehr die Lyrik, ſowie daß ſein Talent ihn auf die nichtfeierliche erzählende Poëſie mannigfacher Art hinweiſe. Hierzu möchte ich bemerken, daß Wieland dieſe Verſuche ja gar nicht wieder zu machen brauchte, da ſie zum Theil ſchon von Klopſtock gemacht waren und Wielands ganze erſte bodmeriſche Periode nur als werthloſe Nachahmung erſcheinen laſſen. Richtig entwickelt Löbell aber weiter, wie alles, was Wieland ſeit ſeiner gewandelten Richtung hervorbringt, lauter Gattungen angehöre, die innerhalb der Begabung und des Verſtändniſſes eines modernen und reflektirenden Jahrhunderts ſteben und den Anforderungen desſelben entgegenkommen. So arbeite er in der Form des romantiſchen Rittergedichtes, des komiſchen Epos, des Märchens, der kleinen poëtiſchen Erzählung oder des Romanes. Es muß aber, wenn davon die Rede iſt, daß Klopſtock dem gewöhnlichen Bewußtſein der heutigen Leſewelt ungleich ferner ſteht als Wieland, ſogar das nicht überſehen werden, daß Wieland neun Jahre ſpäter geboren wurde und zehn Jahre ſpäter ſtarb als Klopſtock.

Unbeſchadet deſſen, was S. 73—76 ſchon über den Gegenſatz zwiſchen Klopſtock und Wieland ausgeführt iſt, ſei hier doch hervorgehoben, daß ſich Wieland ſelbſt eines ſolchen allerdings bewußt war. Er gedachte ſogar gegen Gruber, welcher auch über Klopſtock geſchrieben hat, des auffallenden Gegenſatzes zwiſchen ſeiner und Klopſtocks Perſönlichkeit. Im Sommer 1808 wählte Wieland ſich zum Sommeraufenthalte Schloß Belvedere, wo der mit allen Arten ſchöner Bäume und Buſchwerk bewachſene Schloßberg auf der ſüdöſtlichen Seite ihn ſo freundlich in ſeine mäandriſch auf- und abſteigenden, mit anmuthigen Ruheplätzen, Lauben, Blumenſtücken, Baſſins und ſpringenden Gewäſſern verſchönerten Gänge zu Luſtwandlungen einlud. Dieſem Berg gegenüber, durch ein ſchmales Thal von ihm getrennt, erhebt ſich wieder ein mäßiger, ganz mit Fichten bewachſener Berg. Hier war Wielands Lieblingsplätzchen, wo er an warmen Sommerabenden zwiſchen 5 und 7 Uhr entweder die balſamiſche Luft unter dieſen Bäumen einathmend hin- und her ging, oder auf einer Bank, die er ſich dahin hatte tragen laſſen, Cicero, Horaz, Lucian oder Shaftesbury ſtudirte. Gruber durfte ihn auch hier einſt beſuchen und glaubte etwas ſo ehrwürdiges in ſeinem ganzen Weſen zu finden, daß er ihn nicht ohne ſichtliche Rührung begrüßen konnte. Die hohe ſchön gewölbte Stirn, das ganze Profil des Kopfes erinnerten ihn an einen griechiſchen Weiſen.

Dieſen Eindruck vollendete die Heiterkeit ſeines ſtillen ruhigen Auges und der milde Ernſt in den Zügen des Mannes, von welchem Goethe ſingt:

Lebensweisheit in den Schranken
Der uns angewieſnen Sphäre
War des Mannes heitre Lehre,
Dem wir manches Bild verdanken.

Wielands Gang war damals in Belvedere noch feſt und des ſpaniſchen Rohres, das er trug, bedurfte er nicht zur Unterſtützung. Gruber äußerte ſeine Freude, ihn in ſolchem Alter nicht nur wohl, ſondern ſelbſt noch rüſtig zu finden. Wieland antwortete unter anderm, niemals habe er es doch zu Klopſtocks Rüſtigkeit gebracht, der ein gewaltiger Reiter und Schlittſchuhläufer geweſen ſei. Er würde es im reiten kaum zu Gellerts Fertigkeit gebracht haben. Auf dem Eiſe könne er nicht einmal gehen, und körperliche Anſtrengungen habe er ſich nie zumuthen dürfen. Einſt habe man ihm bei mangelnder Bewegung das ſägen empfohlen. Allein nur einmal habe er es verſucht und dann eine Zeit lang nicht einmal hören können, daß man ſäge, ohne zu ſchaudern. Bedenke er noch die hohe Reizbarkeit, die einmal im guten und im böſen des Dichters Erbtheil ſei, ſo verwundere er ſich ſelbſt, daß er zu ſolchem Alter gelangt ſei. Unſtreitig danke er einen großen Theil dieſes glücklichen Zuſtandes der ſorgfältigen Pflege erſt ſeiner Gattin, dann ſeiner Tochter, einen Theil davon aber auch ohne Zweifel ſeiner nicht ganz unweiſen Lebensordnung. Als die Folge einer immer beobachteten Mäßigkeit, ſprach er, muß ich es betrachten, daß ich wohl noch zwei Hofſchmäuſe hintereinander aushalten könnte. — — —

Der Fortſchritt von Gruber und Döring zu Löbell war ein bedeutender. Gleichwohl wußte er (um für den Stand ſeiner ganzen literar-hiſtoriſchen Nachforſchungen über Klopſtock, Wieland und die preußiſchen Dichter ein Beiſpiel anzuführen) noch nicht einmal, daß Friedrich der Große Ramler ebenſowohl perſönlich wie als Dichter kannte. Danach mögen nicht unbillige Beurtheiler entſcheiden, ob es wahr iſt, daß wir durch die Benutzung der Handſchriften nicht über Löbells literar-hiſtoriſchen Standpunkt hinausgeführt ſind oder ob dieſe Behauptung von ſolchen ausgeht, die in den Kompendien der Literaturgeſchichte alles beim alten laſſen möchten und keine lebendige Anſchauung haben von dem Aufbau ganz neuer Meinungen aus ſcheinbar geringfügigen Nachforſchungen.

Zu Heinſe.

A. Die Büchſe, das Bundesbuch des halberſtädtiſchen Dichterkreiſes.

(W. Heinſe, J. G. Jacobi u. ſ. w.)

Manche unſerer Leſer werden wol ſchon einmal von der ſogenannten „Büchſe" gehört haben. Jeder der halberſtädter Dichter ſoll in dieſelbe zu beſtimmten Zeiten ein Gedicht geſteckt haben. Nach Eröffnung der Büchſe ſollte es bei Gleim vorgeleſen ſein. Ja, das erſte mal mag Gleim vorgegeben haben, die Büchſe mit Gedichten ſei ihm von auswärts zugeſandt. Leſſing ſolle ſie herausgeben. Aus der ganzen Nachricht von der Büchſe hatte niemand viel arges. Einer der Büchſenmänner, Johann Georg Jacobi, hatte jedoch ein paar der von ihm in die Büchſe geworfenen Gedichte ſelbſt drucken laſſen. Gerade ihm aber widmete Herr Profeſſor Ernſt Martin 1874 eine vortreffliche Studie unter dem beſcheidenen Titel: „Ungedruckte P[illegible]n und an Johann Georg Jacobi.“ Es war nicht zu verwundern, daß er [illegible]gierig wurde, über die Büchſe etwas näheres zu erfahren. Dieſes Verlangen war ich zwar vor Oſtern 1874, als er mich deshalb in Berlin beſuchte, noch keineswegs zu befriedigen im Stande. Aber nur wenige Tage darauf hielt ich in Halberſtadt die Büchſe ſelbſt in Händen. Allerdings war es nun keine Armenbüchſe mehr, wie ſie der wohlthätige Gleim in einer Anwandlung toller Laune wol durch einen armen hatte von Haus zu Haus tragen laſſen. Für jedes Gedicht, da ja ein Pfennig hineingewickelt war, wird der Bote aus dem Spital den Heinſes u. ſ. w. „Gott's Lohn“ gewünſcht haben. Nicht dieſe Büchſe ſelbſt, ſondern einen ſtattlichen Band von geſchriebenen Gedichten, welche zuſammengebunden waren und zu verſchiedenen Zeiten den Inhalt der Büchſe gebildet haben, legte der gefällige Bibliothekar der gleimſchen Familienſtiftung, Hr. Jänicke, auf befragen in meine Hände. Dieſe ſcharf gewürzten ungedruckten Gedichte, die als Almoſen eingeſammelt wurden, ſind recht charakteriſtiſche Reliquien eines Jahrhunderts, in dem die armen Soldaten nach jeder Schlacht Friedrichs des Großen ſangen „Nun danket alle Gott“ und in dem die Bildung überall ebenſo frivol war als die Sitten des Volkes fromm und ehrbar.

Das nachfolgende iſt ein Auszug aus dem, was nach Vertheilung der Pfennige an die armen an Emballage zurückblieb. Zum Verſtändniſſe dieſes Auszuges und der ganzen Geſellſchaft, die ſich um die Büchſe verſammelte, bedarf es jedoch einer Einleitung, in der wir auch aus dem Briefwechſel zwiſchen Wieland, Heinſe und Gleim einiges theils gar nicht, theils verſtümmelt gedruckte aus den Handſchriften mittheilen müſſen.

Wieland ſchrieb aus Weimar den 6. Dec. 1773 an Gleim: „Was ſagen Sie zu dem abſcheulichen Frevel, den Heinſe durch ſeinen Enkolp wider unſre Göttin Kalokagathia und Ihre Grazien begangen hat? Hätte der Unglückliche nur das vom Petron überſetzt, was ehrliche Leute leſen können, und hätte dies deſto beſſer gemacht und polirt, ſo hätte er ein gutes Werk gethan! Aber nun — und ſeine unausſtehlichen Noten! — ſeine öffentlich proſtituirte Aſotie! — Der Elende! Wo iſt er? Iſt er würklich nach Italien gegangen, den vatikaniſchen Apollo mit profanen Augen zu verunreinigen?“ Heinſe befand ſich noch unter dem Namen Roſt in Halberſtadt.

Hierauf ſandte Wieland noch folgenden Brief an Gleim:

„W. (Weimar) den 22. Dec. 1773.

„Verzeyhen Sie mir, Mein Beſter Gleim, daß ich mir Ihre Vermittlung ausbitte, um dem Hrn. Heinſe die beyliegenden Stanzen wieder zurückzugeben.

„Es iſt viel ſchöne Poëſie in dieſen Stanzen. Der Menſch hat eine glühende Phantaſie, er ſchreibt aus der Fülle einer äuſerſt erhizten Sinnlichkeit; daher ſind ſeine Gemählde kräftig und warm bis zum Brennen — aber auch bloß als Dichter betrachtet, iſt ſein Geſchmack noch ſehr ungeläutert, ſeine Imagination üppig, ſein Geiſt wild und ausſchweiffend. Er mag ſich wohl einbilden ein erſtaunliches Genie zu ſein: aber

> Quid dulci voveat alumno nutricula majus
> Quam sapere? [vergl. Horat. Epiſt. I 4, 8.]
> [Was beut beſſeres als Weisheit die Amme dem Liebling?]

Der Mann hat den Sokrates immer im Mund, und denckt und ſchreibt wie nur ein Menſch ſchreiben kan, in welchem die Wuth der ausgelaſſenſten Geilheit alles ſittliche Gefühl erſtickt hat. Seine Seele iſt mit einem unglücklichen Priapismus behaftet, der, wie es ſcheint, bereits zum unheilbaren Uebel worden iſt. Denn was für Hoffnung ſoll ich mir von einem Menſchen machen, der mit Schwärmerey, von Sokratiſcher Philoſophie und von Grazien ſpricht, und fähig war, den Petron ſo zu überſetzen, und eine ſolche Vorrede und ſolche Noten dazu zu machen, wie er gethan hat? und der nun, da er Reue und Leid über dieſe Unthat vorgiebt, gleichwohl fähig iſt, ein Gedicht in 20 Büchern ſchreiben zu wollen, das ſich gleich mit einer jouissance [mit einer Sinnenfreude] anfängt, und mit einer jouissance, die ſo unzüchtig beſchrieben iſt, daß der Poët nur von Hurenwirthen und Bordellnymphen mit Beyfall geleſen zu werden hoffen kan?

„Leſen Sie, beſter Gleim, die 15. 20. 21. dieſer Stanzen, und ſagen Sie, ob ich zu hart urtheile.

„Wenn Heinſe, um ſolche Unflatereyen zu rechtfertigen, ſich auf meine komiſchen Erzählungen beruft, ſo muß er gar kein Discernement haben; und ſo iſt es auch.

„Vom Helvetius, nicht von Sokrates, hat der Unglückliche, deſſen ganze Seele ein Priap iſt, gelernt, daß das Moraliſche Schöne nur eine Schimäre ſey. Ich kan Ihnen nicht ausdrücken, wie ſehr mir ekelt, dieſen Satyr, der ſich bekehrt zu haben rühmt, da er anſtat Ganymede anzufallen, nur die Grazien nothzüchtiget, von Grazien reden zu hören, ihn, der nicht weiß, nicht fühlt, daß die Keuſchheit eine Grazie iſt.

„Aus ſeinem Briefe, den ich beylege, werden Sie ſehen, daß er mich zum Narren hat, und ſich einbildet, ich werde mich dadurch beſtechen laſſen, wenn er mich ſeinen alten Sokrates und Oberprieſter der Grazien nennt, von meinem transcendentalen Genie ſchwazt, und dergl. Ich kenne ihn beſſer; aber ich bin es ſatt, Briefe in dieſem Ton von einem Menſchen zu bekommen, der mir durch ſein Lob mehr Tort thut, als andre mir durch die ſchändlichſten Epigrammen ſchaden können.

„Er verlangt, ich ſoll mich ſeiner annehmen, ſoll ihn zum Hofmeiſter irgendwo empfehlen! Ich bitte Sie, um des Himmels willen, mit welcher Stirne könnte ich den Verfaſſer des Enkolp zu einem Mentor empfehlen? Ein feiner Hofmeiſter!

„Indeſſen jammere ich ſelbſt über ihn, und geſtehe gern, daß es Schade um ſein Genie iſt. Was für ein Dichter hätte der Menſch, ohne den verdammten Tentigo*), der ſeine Seele unaufhörlich ſchwellt, werden können! Glauben Sie indeſſen, mein Theuerſter, daß noch eine Möglichkeit ſey ihn zu retten, ſo melden

---

*) Tentigo (femin.) Geilheit.

Sie es mir; aber wenn ich meine Ohren nicht vor allem was er mir ſagen kan, verſtopfen ſoll, ſo bringen Sie ihn zuvor dahin, daß er heilig angelobe, keine Zeile mehr zu ſchreiben, die nicht von Veſtalen geleſen werden dürfte. Lehren Sie ihn die moraliſche Schönheitslinie kennen; lehren Sie ihn, daß die Myſterien der Natur und Liebe nicht aufgedeckt werden müſſen, und daß man die Grazien nicht ſtupriren muß, um ihnen ein Opfer zu bringen. Aber wozu ſag' ich Ihnen dies? Ich bin überzeugt, daß Heinſe auf der einen Seite ein viel zu heteroklites Genie, und auf der andern ſchon zu ſehr verdorben iſt, um ſich jemals zu beſſern. Er iſt der Mentula*), von dem Martial weiſſagte:

Mentula Pimpleum conatur scandere montem,
Musae furcillis praecipitem ejiciunt.
[Auf klimmt Mentula zum pimpläiſchen Berge der Muſen,
Mit Miſtgabeln zurück treiben die Muſen ihn jäh.]

„In eine Kritik über ſeine Stanzen werde ich mich überdies um ſo weniger einlaſſen, da ich gewiß bin, daß er in ſeinem Herzen uns alle als kleine Geiſter anſieht und ſich erſtaunlich viel auf ſein Feuer und ſein muſikaliſches Ohr zu gut thut, wiewohl ich ihm ſehr gute Gründe geben könnte, daß man auch zu viel Feuer haben kan, und daß ſeine Stanzen, mit dem ewigen Abſchnitt nach der vierten Sylbe, für jedes andre Ohr als ſeines, in die Länge, eine höchſt ermüdende Monotoni haben müſſen. Doch genug und ſchon zu viel von dieſem Mutoniato [d. i. Priapo]. Ueberlaſſen wir ihn ſeinem Gott Priap und ſeinem Schickſal. Ein Autor, der wie ein Bavian, ſeine einzige Freude daran findt, obscöne Poſturen und Grimaſſen gegen ſeine Leſer zu machen, iſt kein Menſch, mit dem ehrliche Leute ſich in Societät einlaſſen können. Ich überlaſſe es Ihnen, Mein geliebteſter Gleim, ob Sie ihn dieſen Brief leſen laſſen wollen. Ich finde kein Bedenken dabei. Ihr kleines Gedicht, Petrarch und Laura, Mein Gleim, iſt ein göttliches kleines Gedicht. Sie erlauben doch, daß ich es im 1. Stück des Merkur 1774 neben unſeres Jacobi neuen Pygmalion ſtelle? Ich umarme Sie und bin, bis ich nicht mehr athme, Ihr ganz eigner

Wieland."

Hierauf antwortete Gleim in folgendem bisher ungedruckten Briefe:

„Halberſtadt den 2. Januar 1774.

Götter welch ein raſcher wunderbarer eigenſinniger Mann iſt euer Dichter mein noch immer mir ſo lieber beſter Wieland! Da wolt' er einſt den ſo herzlich guten armen Michaëlis im Eyfer über ein unſchuldiges Spiel ſeiner noch jungen aber freigeſinnten Muſe mit Herkules Keule zu Boden niederſchlagen, und erhebt ſie noch eins über das Kind der Natur, den armen Heinſe, der ein wenig zwar geſündigt, aber wegen ſeiner Jugend und ſeines Feuergenius die Vergebung des weiſen Daniſchmende**) ſo ſehr, als irgend ein Menſch aus ſündlichem Saamen gezeugt, die Vergebung ſeines Oberprieſters zu Berlin oder zu Rom recht eigentlich verdient hat. Denn, beſter Wieland, mit ſeiner Reue wegen des Enkolp iſt es ihm warlich rechter Ernſt, und es ſchaden die Ihnen zugeſandten, allzufreyen

---

*) Mentula — phallus.

**) In Wielands „goldenem Spiegel". Vergl. oben S. 91. 92.

Stanzen ſeines noch nicht gebändigten, kaum gebohrnen Geiſtes dieſem Ernſt in Wahrheit nichts. Genug, er hat's erkant, daß im Enkolp ſein Geiſt und ſein Hertz in Studenten-Muthwillen ſich ausgelaſſen hat, er war in der Geſellſchaft der griechiſchen Gracien noch wenig geweſen, ohne die mindeſte Welt-Erfahrung, roh, wie ein aus den Gruben des Königs von Golkonde von einem armen Bergmann erſt hervorgegrabener Diamant, und befand, gleichſam von Gott und Menſchen verlaſſen, ſich in den kläglichſten Glücksumſtänden.

„Warlich, mein beſter Wieland, man darf, ein wenig nur, darüber nachdencken, ſo wird man an ſeinem Enkolp nach unpartheyiſcher Berechnung unendlich mehr zu loben als zu tadeln finden. Ein Jüngling von achtzehn bis zwanzig Jahren, und ſchlüſſig den Petron zu überſetzen, an den (ſich) zu wagen mancher zwiſchen Virgilius und Cicero grau gewordene Profeſſor poeseos et eloquentiae nicht den Muth gehabt hätte, das der Jüngling bei ſo vielen ſchön gegebenen Stellen dem Kenner gezeigt hat. Meinen Sie nicht, mein lieber Freund, daß ſo einem Genie ſeinen Studenten-Muthwillen zurückhalten ein einziger Kenner Winck genug geweſen wäre?*) Daß es nur an einem ſolchen Winck ihm zur Zeit der Herausgabe gefehlt hat, war es was anders, als Unglück? Und wir, mein beſter Wieland, wir die grauſamen Verfolger eines Unglücklichen? Iſt's nicht etwa der Altväter erſte Pflicht einen Verirrten . . Sohn der Muſen zum Tempel der Weisheit und Tugend zurückzuführen! Wieland! Sie, mein Wieland konten auf meinen Michaëlis, und nun auf meinen Heinſen, den Sie zuerſt mir empfohlen haben, in ihrem heiligen Eifer die Herkules-Keule niederſchlagen, als wenn die armen Kinder Adams, Nattern wären, von denen man ihrer Natur nach Beſſerung nicht hoffen darf? Armer Wieland, ich bedaure Sie; Sie bereuten die dem armen Michaëlis, deſſen Seele ſo rein wie ein erſt geſchliffener Spiegel war, angethane ſchwere Beleidigung ſehr bald. Mit der erſten ankommenden Poſt empfing ich Ihren Widerruf, und in meinem Hertzen bekamen Sie bloß deswegen weit über den Spaldingen einen hohen Platz!

„Auch itzt, dacht ich, würde bald die Reue folgen, dieſerwegen wolt' ich warten, und mir und Ihnen dieſen Brief erſparen! Leider aber ſcheint es, mein lieber Wieland, daß Sie, vielleicht mit einigen Gründen [boshafter] gegen den armen Heinſe ſind als Sie gegen den ſeel. Michaëlis waren, denn Sie hatten nach zweyen vorbeygelaſſenen Poſttagen eines beſſern ſich noch nicht beſonnen. Alſo, was war zu thun? Ihren Brief, den Donnerer, ihn leſen zu laſſen, wäre ſein Tod geweſen, oder der Ihrige, denn er iſt noch jung und eben ſo heftig wie Sie, das beſte ſchien zu ſeyn, einen Auszug aus Ihrem Briefe zu machen und die Ausdrücke zu mildern! Ich hab' es gethan ſo gut ich konte. Kaum aber hatt' er ihn geleſen und ich ſah doch gegen meinen Wieland ihn raſen, er brachte mir ein Schreiben, es war voll Flammen des dem Anſchein nach gerechtfertigten Zorns, er führte Sie nach Erfurth, und ſtellte wegen daſiger Vorfälle Sie zur Rede. Halb nur hatt' ich's geleſen, und gabs zurück, und bat die reine Wahrheit zwar zu ſchreiben, aber in gelindern Ausdrücken! Gott, daß deine beſten Menſchen in deine Tiefen niederfallen, oder ſincken!

---

*) Der Abdruck dieſer Stelle iſt ganz getreu. Der Sinn wird deutlich, wenn man für „Ein Jüngling“ lieſt „Einem Jünglinge“, für „das der Jüngling“ etwa „den der Jüngling“ und wenn man hinter „gezeigt hat“ ſtatt des Punktes ein Kolon ſetzt.

„Einem Wieland ſollt' es billig nicht einfallen, daß ein von ſeinem Jugendfeuer zu dem wollüſtigen Gemählde des großen Jupiters und der ſchönen Leda hingerißner junger Künſtler ſchlechterdings ein großer praktiſcher Jupiter unter den Menſchen ſeinen Brüdern oder Schweſtern ſeyn müſſe. Sollt' ihm, wegen ſeines Jupiter und Ganymedes nicht irgend ein unberufener Richter des Schönen den Vorwurf gemacht haben, gegen den ich meinen Wieland zu Braunſchweig*) einſt vertheydigte, dieſen, daß aus ſeinem Munde die deutſche Jugend zuerſt von griechiſcher Liebe gehört und bald darauf ſich Ganymede gehalten hätte?

„Kennen Sie, mein lieber Wieland, unter ihren tauſend griechiſchen Damen eine Sevigné? nahm ſie aber nicht die Sitten ihres la Fontaine gegen ſeine Splitterrichter in Schutz? Von einem Wieland können wir mit Recht die gleiche Billigkeit und Einſicht erwarten. Und wenn er das Gemählde den Augen unſrer keuſchen Herrn und Damen zu frey gefunden hätte, was denn wäre ſeine Pflicht geweſen? Ich dächte, beſter Wieland, Sie hätten's in Ihrer Jugend auch wohl erfahren, daß bittere Critick erbittert, abſchreckt, niederſchlägt, ehrlicher gutgemeinter Tadel aber Eingang findet und ermuntert.

„Doch was ſchwatz ich? Es iſt ja weiter nichts nöthig als Ihnen zu ſagen, daß dieſer Heinſe, den Sie für einen Veneris passerculum [kleinen verliebten Sperling] halten, wie eine Veſtale, Zeit ſeines Hierſeyns ſich betragen und eingezogen ſtill arbeitſam unter ſeinen Muſen wie des guten Bruder Jacobi Antoinette unter ihren Heiligen immer gelebt hat, daß ich auf ſeinen Wandel genaues Auge gehabt, und mit einer unſrer erſten Damen**) der Meinung geweſen, er könne den ſtrengſten Enkratiten***) oder Pietiſten Exempel ſeyn: kurz, mein beſter Wieland, Sie haben ihn tief verwundet, den armen Heinſe! ſein Genius iſt zurückgeſchreckt, Sie müſſen ihn heilen — Ich eile ſo kranck ich heut' an einem ſchlimmen Halſe bin, dieſes Ihnen zu ſagen, damit Sie ſeinen Klagen über Ihr warlich allzu hartes Verfahren, die Sie zuverläſſig nicht ohne Wallung Ihres Geblüths anhören dürften, noch zuvorkommen können.

Ihr
Gleim."

Heinſe's Brief an Wieland von demſelben Tage (2. Jan.) und Wielands Antwort vom 9. Januar 1774 auf das obige Schreiben Gleims ſind bereits in genügender Weiſe gedruckt. Sie brauchen daher hier nicht wiederholt zu werden. Als indeſſen Wieland nicht ſofort nach Empfang des gleimſchen Briefes vom 2. Januar Heinſe eine Ehrenerklärung gab, ſetzte Gleim unter den halberſtädter Dichtern folgendes Cirkular in Umlauf:

„Wäre es unſern lieben halberſtädtſchen Muſenfreunden wohl nicht etwa gefällig, ſich eine kleine Winterluſtbarkeit zu machen? Jeder, dächt' ich, würde wohl ſo gütig ſeyn und auf dieſem Bogen ſeinen Vorſchlag zu vernehmen geben. Der Meinige wäre, wir machten über Critiker und Journaliſten uns luſtig. Jeder lieferte jeglichen Morgen in eine dafür gefertigte verſchloſſene Büchſe ſeinen Beytrag zu dieſer Luſtmachung, eine Kleinigkeit oder eine Großheit wie's gefällig wäre, ein Sinngedicht von zwei Zeilen, oder ein Heldengedicht wie Warneckens Hans Sachs, nur daß jeder Beytrag von unbekannter Hand geſchrieben wäre, daß wir den Verfaſſer errathen müßten. Alle Sonnabend nach dem Concert würde die Büchſe eröffnet. Gleminde hätte den Schlüſſel. Was meinen Sie, meine Herrn? Fände dieſer Vorſchlag Beyfall, ſo dächt' ich, wir machten heute den Anfang: Nachmittag um vier Uhr ſollte dann der Büchſenträger ſich einfinden. Alles bliebe unter uns geheim.

---

*) Vergl. oben S. 23.

**) Frau von Maſſow? Vergl. S. 140—142 und unten.

***) Enthaltſamen.

Halberſtadt, den 8ten Januar 1774.

Gleim."

„Freund Jacobi ſendet dieſes Circular an Freund [Clamer] Schmidt, Schmidt an Roſt [Heinſe], Roſt an Lehnsſecretair Gleim. Dieſer an mich verſiegelt zurück. NB. Damit der Büchſenträger glaubte, daß er eine Allmoſen-Büchſe herum trüge, muß jeder einen rothen Pfennig oder auch in Ernſt für die Armen einen gelben Fuchs mit hineinwerfen. In Erwartung beſſerer Vorſchläge ſtellt dieſen Nachmittag der Büchſen-Mann ſich ein."

Dies Cirkular wurde von Johann Georg Jacobi, Clamer Schmidt, Roſt (Heinſe) und Lehnsſekretair W. Gleim mit beifälligen Bemerkungen unterſchrieben. — Wir laſſen nun die Auszüge aus der Büchſe folgen:

Auf einen jungen Critikakler.

Noch ohne Bart, hat Meſiert der Critiken
Ein halbes Tauſend hingehunzt;
O Publikum, nimm's ihm nicht übel!
Muß jedes Ferkel quiken, eh' es grunzt! —

Zur böſen Stunde habt ihr Krähen und ihr Eulen
Euch in der Muſen Hain gewagt!
Apollo ladet ein zur Jagd,
Die Köcher werden ſchon gefüllt mit ſcharfen Pfeilen.

Wie ſo liſtig der Gott der Liebe doch den Alten Nickel*), den Kettenhund, zum Schweigen
Brachte! Lekkere Biſſen von der Götter Tafel ſteckt er dem Knurrer in den Rachen,
Lockt ihn hinter ſich drein, entfernt ihn von den
Feiſten Rindern Germaniens, und bringt ihn —
Der Gauner — ſogar bis in den Himmel;
Aber übel empfingen ihn die Thiere
Des Olympus, der Kater, Junos Liebling,
Und der Eſel Silens, und der Minerva
Eule machte Parthei und fielen an den Knurrer, und es entſtand ein ſolcher Lermen,
Daß die Muſen erſchrocken inne hielten —
Bis denn Momus mit einem Beſenſtiele,
Den er unter dem Tiſche fand, den Nickel
Von Olympus zu ſeiner Stätte fegte.

Das Orakel.

Hören dieſes Critikakel,
Dieſe Welt voll Dunſe ſehn,
Und nicht ſeine Peitſche drehn,
Hieße die Vernunft verſchmähn
Und der Dummheit näher gehn.
Darum will ich ein Orakel
Allen Critikaklern ſein,
Gift und Galle prophezeihn:

---

*) Nicolai war wegen ſeines Sebaldus Nothanker in Wielands deutſchem Merkur gelobt worden. Freilich erkannte Leſſing das Buch an.

Amor geht zu Kriegen aus,
Seinen Pfeil will er vergiften
Und Aglaja ihren Straus,
Laura ihren Blick durchaus.
Wunder werden alle ſtiften,
Dunſe fühlet Todesgraus,
Denn das Gift in Amors Schriften
Zieht euch keine Zeit heraus!

Die Gartenſpinne.

Eine Fabel.

Wie klüglich bauten hier
Die Menſchen dieſe Laube mir!
Wie luſtig es in dieſen Büſchen
Sich ſpinnen läßt!
Wie mit Behutſamkeit dazwiſchen
Der Wind in meine Fäden bläſt!
Damit ich unter Blumen lebte,
Die grünen Blätter ſchön umwebte,
Damit ich im Verborgnen hing
Und im Verborgnen Mükken fing,
Deswegen bauten mir
Die Menſchen dieſe Laube hier!

So vornehm hat für ſich im Stillen
Schon mancher Critiker gedacht:
Am Ende wären doch allein um ſeinetwillen
Wir Dichter alleſammt gemacht,
Und unſre Werke nur geſchaffen,
Damit er weidlich ſie begaffen,
Ein Fehlerchen erhaſchen könnte,
Wohl auch zu Zeiten uns ein kleines Lob vergönnte.

12. Januar 1774.

Hinweg, Hinweg mit dieſen Ruthen!
Die feigen Marſyaſſe bluten.
Ihr Knaben, eilt hinaus,
Und reißet neue Diſteln aus.
Sobald an dieſen Ruthen,
Die ſonſt Apollo ſelbſt im frommen Eifer hebt,
Der erſte Tropfen nur des ſchwarzen Blutes klebt,
Sobald entehren ſie die Hand,
Die goldnes Saitenſpiel für Grazien beſpannt.

Den 15. Januar 1774.

Die Dummheit, ſprach Apoll, will ihren Hof formiren;
Herr Wieland, wenn er nicht den Ruf der Muſen hört
Und nicht bei Zeiten wiederkehrt,
Mag ihn als Hofmarſchall in rothen Hoſen zieren;
Herr Nicolai, der den Hain
Von Haſenpappeln pflanzt, kann ihr Pandora-Schläger,
Herr Weiß, der Schleicher, der von Wein
Und Liebe ſchnarcht, kann Mützenträger,
Herr Mauvillon kann Fliegenjäger,
Herr Mangelsdorf kann Beutelſchneider ſein.

Der deutſche Mercur.

Der arme keuchende Merkur:
Den Geber ſpielt er oft, doch öfter noch den Nehmer!
Herr Agáthon*) der drückt ihn nur;
Sonſt flög' er weit bequemer!

Der Pudel an der Pleiße.

Der arme Pudel an der Pleiße,
Damit ihn Keiner wieder beiße,
Beißt er in ſeinem Leben nicht,
Wer, wie der Blinde, von Farben ſpricht,

---

*) Agathon war ein Roman Wielands. Vergl. S. 80–82.

Der heiſt das Ding Beſcheidenheit.
Wie ich es heiße?
Erzdunſigkeit!

Der Tod.

Kakeln hin und kakeln her,
Fort fort geſtrenger Critiker!

Nicolai.

Herr Tod, nur eine Seite noch
Von unſers Greſſets holden, ſanften, ſüßen Tönen!

Der Tod.

Ei was, die kann ein Narr nicht höhnen;
Fort fort mit dir in's Höllenloch! —

Als der Verfaſſer zu Leipzig [sic] 1773 den Herausgeber der allgemeinen Bibliothek vor ſeinem Schreibe-Pulte ſitzen ſah.

Da ſitzt Herr Nicolai vor ſeinen neunzehn Bänden,
Und ſchreibt an ſeinem zwanzigſten,
Und ſchreibt mit ſeinen Kramerhänden
Noch ganz gewiß heraus aus ganz Germanien
Den Teufel und die Gracien!

Unter der großen Eiche
bey . . . . . in Weſtphalen.

Einmal im Jahr erlaub' ich mir
Was Böſes nur zu denken
Und heute dacht' ich: möchte hier
Böſ' Nickel ſich erhenken!

Antiquitäten nennt der Eſel ſein Geſchmiere.
Dergleichen dumme Sudelei
Ward nie gemacht, iſt unerhört und neu;
Beſoffen war der Star in Fuſel oder Biere!
Wer ſah noch je ſo ſehr geſchändete Papiere!?

Mitleiden mit dem Herrn von Thümmel.

Wie mag's den armen Mann nicht kränken, daß
Ihm ſeine Wilhelmine ſo
Geſchändet ward von Nikolas
In dulci jubilo! —

Am Ufer der Emma*).

Warum und welchem Gott zur Ehre
Wir dieſe kleinen Tempel baun?
Weil Jocus, Amor und Cythere
Geflüchtet ſind vor einem Faun! —

An Klopſtock, in Beziehung auf ſeine Zuſchrift an den Kayſer.

Wenn's wahr iſt, daß der deutſche Kayſer
Die deutſchen Muſen liebt;
Warum denn, daß er Lorbeer-Reiſer
Nicht etwa bricht und ſie den Muſen giebt?

Den göttlichen Horaz will Stephan Sturz verſtehen,
Und wahrlich er verſteht beſonders jedes Wort;
Allein der Dichter ſchwebt in ſeinen Sonnenhöhen
Und Peter Sturz ſieht hin, und ſein Verſtand iſt fort!

---

*) Holtemma (Holzemme) bei Halberſtadt.

Die Kunſtrichter.

Wie ſtolz ſie thun, die Herren allzumal,
Auf ihrem hohen Tribunal
Von lahmen Bretter-Bänken!
Und wie ſie nicht daran gedenken,
Daß ihre Häute noch einmal —
Nicht etwa in dem ſchwarzen Saal,
Den Stuhl des Rhadamantus decken:
Wie könnten ſie wohl einen Richter ſchrecken?
— Allein daß einſt, im Reich der Todten,
Mit ihrer Haut die Höllenbothen
Zur eignen Luſt herum ſpatzieren
Und ſelber ſie darin citiren.

Baſedow in dieſem Stück
Biſt du fürwahr noch klug geweſen;
Du machteſt doch dein Werk ſo ungeheuer dick,
Daß nur ein Duns es wagt ein Achtel durchzuleſen!

Prometheus.

Als Prometheus Menſchen gebildet, und Jupiter ihm das Feuer genommen hatte, da ſuchte er, um ſeine Geſchöpfe zu beleben, in allen verborgenen Winkeln die noch übrig gebliebenen Funken auf. Er nahm die Funken, blies ſo gut er konnte, ſie an und vertheilte das Feuer ſoweit es reichte, unter ſeine unvollendeten Formen. Jede von denſelben erhielt einen ſehr geringen Theil.

Sie öffneten die Augen, bewegten ſich, redeten, lachten, aber die Kraft des Himmels war nicht in ihnen. Auf ihrem Geiſte lag die Finſterniß, und in ihrem Herzen blieb die Kälte, worin ſie geboren wurden. Prometheus ſah es, flog gen Himmel und raubte dem Sonnenwagen von ſeinem allgewaltigen Feuer. Da ſpotteten die Erdenklöße des Halbgottes, wollten ſeine Flügel verbeſſern und ſogar ihm die Wege zum Olympus anweiſen. Andere tadelten ihn, daß er die Fackel nicht an Irrlichtern, in Sümpfen, oder in der glimmenden Aſche des Cyklopen-Heerdes angezündet hätte.

Prometheus kam zu den Erdenklößen zurück und ſie ſpotteten noch immer. Dennoch verbrannte er mit ſeinem Feuer ſie nicht; er zeichnete ſie nicht einmal, ſondern begehrte nur ihnen Klarheit und Wärme zu geben. Sie aber entrüſteten ſich, flohen vor ſeiner Fackel bis an das Eis-Meer, ſchlugen dort Hütten auf, ergötzten ſich am Nordlicht und zeugeten Söhne und Töchter.

Die ſaßen traurig dort und ſannen,
Und hatten Nacht und Kälte lieb;
Doch ihre ſpäten Enkel trieb
Ein mächtiger Komet von dannen.
Es flüchtete die ganze Schaar
In alle Welt und baute gar
Sich Häuſer mitten unter Chriſten.
Im Herzen aber wichen ſie
Von ihrer alten Lehre nie,
Und zeugten unſre — Journaliſten!

Den 15. Januar 1774.

Verbeſſrer des Geſanges? ſie,
Die weiſen Herren Critici?
Wenn zu der Muſen Harmonie
Wir fröhlich unſre Saiten rühren,
Dann thun ſie nichts als Cantoriren.

An meinen Fritz[*]).

Wie wunderlich du liebes Männchen biſt!
Ich thu's ſo gern und darf dir niemals kantoriren
Und dennoch — kantert dir ein alter Journaliſt,
So hörſt du lächelnd zu und zahlſt ihm die Gebühren.
Friederika Fritzin
geb. Spitzbart.

An die Büchſenfreunde.

Zeit und Glück ſind böſe Leute,
Fliegen, wie der Blitz!
Büchſenmänner, nehmt von Heute
Fröhlichen Beſitz!
Ob wir morgen gut verkaufen:
Weiß der liebe Gott!

Heute giebt es noch zu laufen:
Heute macht den Trott!
St. Laurent und Noels[**]) Saucen
Sind der beſte Sporn!
Teufel, Groll und Neid zerſtoßen
Sich daran das Horn.

Unter den Kopf des Homer vor der allgem. d. Bibliothek.

Auf dieſen Augen könnt ihr Krähen und ihr Raben
Und Weſpen jederzeit vollauf zu ſchmauſen haben;
Kommt nur getroſt hieher, wenn euch der Hunger brennt;
Zum Mahle ladet euch dieſer Todtenknochen,
Dem Meiſter Nickel ſelbſt, daß ihr es finden könnt,
Die Augen ausgeſtochen.

Der Marktſchreier.

Daß ſie zu ſeiner Bude laufen
Und ſeine Mordgeſchichten kaufen;
Daß Mann und Weib und Kinder gaffen

Und ſich erſtaunt am Aermel ziehn:
Das Alles thut ſein Harlekin —
Und, ſiehſt du nicht den kleinen Affen?

An Klopſtock.

That nenneſt du, was ſchon beſchloſſen iſt?
Bei Sünden muß ich es den Prieſtern Gottes glauben;
Allein beym Guten bin ich, wie du ſelber biſt,
Beſtändig einer von den Tauben.
Es müßten dann die Dardanellen eingenommen ſein —
Und ich in Griechenland an Quellen unter Myrthen,
Bekränzt mit Roſen, ſanft berauſcht von Cyper-Wein
Der Völker guten Hirten
Pindariſche Geſänge weihn,
Wozu die Heben in Geſträuchen irrten
Und über mir verliebte Tauben girrten. (Heinſe?)

---

[*]) Herr und Frau Doktor Fritze gehörten in dieſer Zeit dem halberſtädter Dichterkreiſe an. Frau Doktorin Fritze, in Elberfeld geboren, war beſonders Heinſes Freundin. Ihr Mann war Arzt. Vergl. oben S. 143. 147. 148.

[**]) Der Koch Friedrichs II. Sein Name iſt noch in Berlin.

An die Kritiker.

Wie lange noch ſoll deutſcher Haß
Auf Eure Gaukeleien ſchimpfen,
Als könntet Ihr in Euren Sümpfen
Am ſchattichten Parnaß
Die frohen Lieder unterbrechen,
Den grünen Lorbeerhain beſprechen,
Der Quelle reinen Trank vergiften
Und tauſendfaches Unheil ſtiften?
Was zögert Ihr, den blauen Dunſt
Von Eurer lächerlichen Kunſt
Zur eignen Rettung zu bekennen?
Ihr ſchweigt und gaukelt fort? wohlan!
Dem Frevler wird ſein Recht gethan.
Wir wollen Euch die Kurzweil nicht mißgönnen.

So ließen vormals williglich
In ihrem Dorf, als Hexen, ſich
Die alten Mütterchen verbrennen.

In einer Bibliothek, worin alle deutſchen Kritiker befindlich waren.

Wie? Dieſe längſt gehäuften Laſten
Von altem Unrath anzutaſten,
Vergönnſt du nicht, du gütiger Apoll,
Dem Manne, deiner Gottheit voll,
Der im Olympus einſt an deiner Tafel raſten
Und ſich mit Nektar laben ſoll?
O gütiger Apoll!
Warum nicht, wenn es uns gelüſtet?
Was hat Alcides nicht gethan,
Der ſich als Gott in Hebens Armen brüſtet?
Er ging, wie wir, die Sternenbahn,
Und keiner ſieht es ihm in ſeinem Himmel an,
Daß er, der wunderbare Mann,
Den größten Ochſenſtall auf Erden ausgemiſtet.

A.

Die Gänſe Roms, Gevatter,
Sie retteten Euch, mit Geſchnatter
Die alte Burg des rüſtigen Quirin:
Was aber retten mit Geſchnatter
Die Gänſe von Berlin?

B.

Geſchmack und Weisheit will man ſagen.

A.

Wir wiſſen's beſſer: ihre Magen!

Daß unſer Publikum noch redliche Bezahler,
Patriotismus, Stolz und Einſicht hat,
Beweiſt Merkur der deutſche ſatt;
Denn welche Nation bezahlte für ſolch Blatt
Wohl ſieben tauſend*) Thaler?

Ein Waſſerhöschen in der Ferne
Ward einſt geſehn von einem Kaper, der
Romanen auszuſpähn auslief in's weite Meer.
Der Steuermann, der gar zu gerne
Nach neuen Inſeln ſucht' und ſelten welche fand,
Stieg auf's Verdeck,
Und rufte keck:
Ich ſehe Land!

Dumm iſt Nickel, das iſt gewiß; doch merkt er
Sich bisweilen was kluges. Jener Sultan,
Der ſo gerne die Flaſchen Chier leerte,
Rief bei jeder, ſobald er ſie geöffnet:

---

*) Was würde der Leſer von Wielands Merkur geſagt haben, wenn er gewußt hätte, welche Unkoſten hundert Jahre ſpäter die Herſtellung einer einzigen Nummer von manchem engliſchen oder deutſchen Blatte machen würde?

Lieber Muhamed, drück' die Augen zu! — Das
Hörte Rikkel und ſagte zu ſich: Was den
Türken Muhamed iſt, das iſt Homer den
Muſenſöhnen; und da doch leider! deine
Vierzig Bibliothekenleute große
Sünder ſind, und die Weiſen keine Tage-
Löhner-Dienſte dir leiſten werden, und du
Doch die Dummen ein wenig plündern mußt, um
Wohl zu leben, ſo willſt du ihre Sünden
Gleich im Anfang den Weiſen nur geſtehen,
Daß ſie dir das Proſitchen gönnen mögen —
Willſt du den Kopf des Homerus mit geſchloſſnen
Augenlidern auf alle Theile ſehen,
Zum Geſtändniß, daß keiner von uns allen
Sich erkühne, von ihm geſehn zu werden.
Wär' in Nickeln der Hoffahrtsteufel nicht gefahren, hätt' er die Weiſen nicht geläſtert, und bey ſeinem Proſitchen ſich beſcheiden aufgeführt, ſo würden ſie noch immer
Durch die Finger ihm ſehn, da doch die Zunft der
Journaliſten zu jeder Zeit aus armen
Dummen Tröpfen beſtanden, und die Weiſen
Selbſt veralberten, wenn ſie ſich zu ihrer
Zunft verirrten — und jezt noch Nickel werden.

(Glamer Schmidt?)

Um noch einmal ein Käſtchen voll Piſtolen
Aus Böhmen und aus Oeſterreich zu holen,
Wird jezt daſelbſt der Gott der Schelmerei
Das Nickelchen, den albernen Geſellen
Und einen Mönch, als ob er Wiener ſey,
Zu dem Meſſias unſers Klopſtocks ſtellen —
Im Meßgewand ſtellt er das Eſelein
Und Oechslein vor mit Gott dem Herren ſein.

Nickels Grabſchrift.

Hier liegt Nickel, den der lieblichſte Geſang
Der ſchönſten Muſe nie im Leben konnte rühren;
Gewißlich wird er auch Eloa's Harfenklang
Am jüngſten Tage nicht in ſeinem Grabe ſpüren.
Willſt du, Beelzebub, ihn in die Hölle führen
So muß ein Janitſchaaren-Chor
Von deinen Teufeln ihn zuvor
Mit Trommeln, Klapperblechen, Dudelſäcken
Und Katzenſtimmen auferwecken!

Wir halten hier ein feierlich Gericht,
Ihr Journaliſten, über eure Sünden
Und davon appelliren könnt ihr nicht!
Die Muſen haben uns Gleminden
Und Friederiken*) hergeſandt,
Zwo ſanfte Prieſterinnen
Der Charitinnen,
Und ſie zu Oberrichterinnen
An ihren Platz ernannt.

Als Gott der Schöpfer fertig war
Mit Körper und mit Geiſter-Schaar
Und Tauſende der Welten ihren Tanz
Schon tanzten, tauſend Sonnen ſchon
Zehntauſend Erden, nur noch keinen Kaiſerthron

---

*) Die Frize. Vergl. S. 272.

Beleuchteten mit ihrem Glanz;
Schon Meere brauſten, Stürme tobten
Und er mit Vaterblick auf Alles niederſah,
Und Alles, Alles wäre gut
zu allen ſeinen Geiſtern ſagte, da
Da ſetzte ſeinen neuen Huth
Ein kleines Engelchen zurecht auf ſeinem Ohr
Und ſchoß aus ſeinem Engelchor
Als wie ein Blitz auf leeren Platz hervor;
Stand auf dem Platze, ſah zu Gott dem Schöpfer auf
Und ſagte: „Mit Erlaubniß! wäre wohl
Dem Pferde, welches ſeinen Lauf
Im Dienſt der Menſchen raſch und flüchtig enden ſoll,
Der Fuß ſo recht?“ Und „wäre wohl
Zu ſeinem Sprung und ſeinem Gange
Dem Affen nicht der Schwanz zu lang?“
Was drauf erfolgte, wiſſen wir!
Den Affenſchwanz, den Pferdefuß
Empfing zu ſeiner ſchönen Zier
Das Engelchen, der erſte Kritikus.
(Von Gleims Hand.)

An Wielands Kopf.

Ha! welch' ein Kopf! aus ihm geboren
Iſt Idris, iſt Muſarion,
Iſt Amadis, iſt Agathon.
O hätteſt hätteſt du, du Kopf doch nie geſchworen
Dem Hof und dem Merkur;
Denn, iſt's nicht wahr? ſeit deinem Schwur
Haſt du die Zeugungs-Kraft verloren!
(Heinſe?)

An Herrn Lehnsſekretarius Gleim.

Er brachte Löwen, Bären, Lüchſe,
Mauleſel, Stiere, Dachſe, Füchſe;
Gut! bring' er immer jedes Thier,
Herr Vetter; aber bring' er mir
Nicht jeden Dummkopf in die Büchſe.
(Ohne Zweifel von Gleim.)

Die Aliance der Kunſtrichter.

Der eine ſchwach, der Muſen Gott,
Iſt leider Trommelſchläger,
Der andre, leider! Donquixot,
Der dritte Mantelträger!

Eine Frage.

Ob's wahr iſt, daß bey nahem Falle
Der Wiſſenſchaften, teutſche Weiſen blind,
Und faſt die teutſchen Fürſten alle
Verächter teutſcher Muſen ſind?

Der Tadler Lilliput, ſein fuchsgefärbtes Haar,
In zwanzig Schwänzen aufgebunden,
Wagt ſich in meine Jagd und tadelt nun ſogar
Mein ſchönes Jägerhorn, mit Eichenlaub umwunden
Und ſchauet nicht die ſchreckliche Gefahr!
Faſt billig hetz' ich ihn mit meinen Ober Hunden
Im freien Angeſicht der ganzen Muſenſchaar;
Denn Gott Apollo hat den Marſyas geſchunden,
Weil er der Criticus von ſeiner Leyer war.

Das arme Minchen*)! Hu! da ſoll es nun einmal
Mit einem Caspar Barth zu Bette gehn;
Wär' ich die Frau: Es ſollte nicht geſchehn!
Ich zankte bis zur Höllenqual!

---

*) Thümmels „Wilhelmine“? Sie war 1764 erſchienen.

Denn einen Kaſpar Barth bey ſich im Bette haben,
Den nichts erfreuen kann, nichts tröſten und nichts laben
Als was nach ſeiner Grille ſchön
Von Gott erſchaffen iſt, muß Höllenpein,
Muß auszuſtehn
Von keinem guten Weibe ſein! —

Auch dem Geduldigſten muß die Geduld vergehn:
Das ekle Froſchgequäck, es iſt nicht auszuſtehn!
Ausrotten muß man ſie und ganz mit Stiel und Strumpf,*)
Fort, alle Stiere fort und tretet ſie in'n Sumpf!

Mit einem ſteifen Amtsgeſichte,
Das in gemeßnen Falten liegt,
Mit Worten, da nach Rathsgewichte
Faſt jedes einen Centner wiegt;
Mit ernſten Altermanns-Geberden
Vermeld' ich meinen ſchönen Gruß,
Und ſage, daß kein Menſch auf Erden
So thöricht ſein und Kritikus
Der großen Köpfe werden muß!
Denn warlich große Köpfe haben
Bedachtſamkeit und Schöpfer-Kraft
Von Gott dem Geber aller Gaben,
Der Alles iſt und Alles ſchafft.
Und warlich alle große Köpfe
Gehn mit ſich ſelber in's Gericht,
Bevor aus ihnen ein Geſchöpfe
Nach Maaß und Regel und Gewicht
Hervortritt an das Tageslicht!

Als eine vornehme Dame von einem vornehmen Kavalier in den Gänſeſtall der Dame geführt und von dem Kavalier über die Gänſe der Dame das Urtheil gefällt wurde, ſie wären ſchön.

Nun hoff' ich werden bald wir deutſchen Seelen alle
Von Liebe zu dem Schönen glühn.
Es giebt, uns trefflicher demſelben zu erziehn,
Kunſtrichter überall, zu Leipzig und zu Halle,
Zu Hamburg, Altona, Göttingen und Berlin,
Zu Helmſtedt und im Gänſeſtalle.

Ein Geſpräch über das Ableben des Herrn Paſtor Alberti.

A.

Der arme gute Mann, Alberti, hat ſein Leben
So nützlich und ſo fromm! nicht eben hoch gebracht.

B.

Der Menſchen Leben ſteht in unſers Gottes Macht;
Herr Paſtor Göze hat mit Gift ihn nicht vergeben!

Thom Jones, Donquixot und Peregrine Pickel
Sah'n ſich nach ihres Gleichen um.
Nothanker kam; wie dumm, wie dumm!
Sprach Jones zu dem langen Nikkel,
Das traurige Geſchöpf, in welchem Löſchpapier,
Wär' ein Geſchöpf wie wir?

Der Satz, glaub' ich, wird veste ſtehen:
„Wer einen Raphael zu ſehn,
Zu leſen einen Klopſtock nicht verſteht,
Iſt Maler nicht und nicht Poët.“

---

*) Sollte heißen Stiel und Stumpf.

Mit tief hineingeſteckten Naſen,
Als wären's Meiſterſtücke, laſen
Die Dunſen alle Seuglings Liebelei*)!
Wir leſen auch und leſen Paraphraſen
Von Nikkels Teufelei und Raspens Teufelei!

Der zweite Orpheus: oder des langen Nickels Höllenfarth und darauf erfolgte erfreuliche Zurückkehr zu ſeinen 40 Glucken.

Der lange Nickel fuhr einmal
O führ' er doch bald wieder!
Mit ſeinen Wiſchen allzumal
Zur lichten Hölle nieder!
Wohl gut, und doch nicht allzugut!!
Ach! Daß ihn Gott verdamme!
„Dem Sünder blieb die Schmiererwuth
Noch in der Schwefelflamme!“

Wer Mauvillon kennt
Und Unzern nennt,
Der kennt und nennt zwei Knaben,
Die Gott erbarm's! die Seelenkrätze haben!

Petronius verdeutſchet, überſetzt?
Mein Gott, wer iſt denn das geweſen,
Wer ſolch erbärmlich Zeug noch immer fortgeſetzt,
Von Deutſchen nimmer noch geleſen?
Du Naſeweis von Erfurt oder Dreſen!
[Dresden]
Petronius ſchrieb für geſunden Geiſt,
Nicht für verfaulte Herz und Nieren.
Warum läſt denn du Heidenbeuſt
Dich von dem kleinſten Scherze rühren?!
(Von Heinſe?)

Merkur.
Laſt doch die Dichter ſtille ſitzen,
Das Köpfchen ſtützen,
Sich hinter'n Ohren kratzen
Und von der Dunſe Fratzen
Ungerüget ſchwatzen:
Ich ſag' es dir in's Angeſicht,
Apollo! Das gefällt mir nicht.

Ap.
Geduld, Merkur!
Die Rache zögert nur.
Rüſtig verfolget Witz und Verſtand
Schon jetzt der Kritiker Land.
Ein Todtenbein in der Hand,
In den Blicken Hölle, Hyderngift,
Das die Seele trift,
In jedem Worte peitſcht der Verſtand
Mit Furien-Schlägen
Grauſam der Dummheit entgegen.
Und ihre Nikkel, ihre Götzen
Soll Ironie von ihrem Afterthrone ſetzen,
In die Vergeſſenheit durch plumpe Satyrs hetzen!

Momus.
Neben Klopſtock Nickel? Merkur!
Dies ſchriebſt du aus bezahlter Pflicht,
Als Dichter nicht!
Geſteh es nur!

Mercur.
Bezahlet eben nicht — allein
Nickel kann warlich grimmig ſchrein,
Und du weiſt, ſolcher Trommeten,
Sie mag auch noch ſo ſchnarrend ſein,
Hat man ſehr oft von nöthen.

Momus.
Wahrhaftig Kaufmann, oder du,
Einer Zunge hört man zu;
Aber glaube mir: das Publicum
Hört längſt nicht mehr auf Nickels Schrein
Und ich will dir es prophezein.

---

*) Die Satire auf J. G. Jacobi in Nicolai's Sebaldus Nothanker. Man findet die Stelle in einem ſehr guten Anhange in Ernſt Martins oben erwähnter Schrift über Jacobi S. 29 und 30.

Du bringſt durch ſolche Schmeichel-Schmierereien,
Durch ſolche Geldbeſchreibereien
Dich noch um alle deinen Ruhm!

Aus einem Brief.

O laß in ſeinem Pleiß-Athen
Herr Garven doch ſein Näschen rümpfen
Und auf der Dichter Freuden ſchmähn,
An Aphroditen Alles ſchimpfen
Und nur den völligen Poppo
Betrachtungswürdig preiſen —
Die Schönheit findet er in Kreiſen
Von Cirkellinien, und ſo
Rechtwinkelmäßig eingeſchloſſen
Daß ſie allein der Zahlenmann
In ungeheueren Koloſſen
Und Pyramiden finden kann.
Was ſelbſt Anakreon geſungen,
Iſt abgeſchmackt und klein für ihn.
Laß immer ihn mit den Schmelfungen
Wie Hudibras zu Felde ziehn
Und mächtiglich die Trommeln rühren
Und feierlich ſein Steckenpferd
In Leipzig rund herum trottieren —
Schmelfunge werden nie belehrt,
Die hohe Schönheit zu empfinden,
Dazu gehört ein eigner Sinn,
Der muß ſich ſchon im Herzen finden,
Sonſt rührt es keine Charitin.

Nikkel iſt ein grundgelehrter Mann,
Er hat viele Bücher in dem Laden,
Sieht alle Titel weislich an
Und ſchreibt darüber Duns- und Harlekinaden!

An Leſſing.

Wenn mir ein deutſcher Mann, ein Mann wie du, den nicht
Kunſtrichter-Kitzel ſticht
Ein unbezahltes Urtheil ſpricht,
Dann nehm' ich's freundlich an, und dank' ihm ſchön dafür;
Wenn aber Stephan Sturz, der welſche Hahn, der Stier [vergl. S. 270]
Hintritt auf ſeinen Miſt, ſich brüſtet, ſich erboſt,
Dummheiten krähet, um ſich ſtoßt,
Dann flieh' ich weg von ſeinem Miſt
In meinen Muſen-Hain, und laſſe mich nicht ſehn,
Bis ſeine Wuth vorüber iſt;
Ob's beſſer wäre, ſtracks ihm auf die Haut zu gehn?

Die Muſen an Geßner bey Gelegenheit einer hämiſchen Critik ſeiner Idyllen.

Treib deine Schafe, lieber Hirt,
In unſern Lorbeerhain,
Wir wollen ſie beſchützen; ein
Giftmiſchender Kunſtrichter wird
Sonſt ihnen Wolf und Tiger ſeyn.

An den Verfaſſer des Nothanker. [Vergl. S. 277. 287.]

Du biſt ein Feind der Liebesgötter
Und Grazien, und das mit Recht;
Denn du biſt hämiſch, biſt ein Spötter
Und deiner Leidenſchaften Knecht.

An Jacobi.

Freund Jacobi, daß deine Huldgöttinnen eine
Sanfte Seele dir anerſchaffen, ſanft und
Leicht, wie Roſen und Lilienblätter: laß dir's ja nicht
Leid ſein! Deſto bequemer wird der alte
Finſtre Steuermann, Charon, dich hinüber ſchiffen

In das Eiland der ſchönen Seelen. Aber,
Weh o wehe dem langen Nikolas, wann ſeine
Lange, bleierne Kritikakel-Seele
Sich wird ſcheiden von ſeinen langen Beinen! Ey das
Hexenklumpen das wird Herr Charon preiſen,
Fahr zum Teufel! Du biſt mir für mein morſches Boot zu
Schwer! Da, Nicolas, trink dir eins! Das Fährgeld
Soll geſchenkt ſein! Und plumps wird er den Hexenklumpen
Dir ſo kräftig in's Waſſer werfen, daß der
Schaum dem ſtygiſchen Pudel, Cerberus, in's Maul ſpritzt.

Den 11. Februar 1774. Klamer Schmidt.

Trap, trap, trap*) geht Nickel der Gaul,
Allen Geifer ſeiner Sucht im Maul;
Hip Hip ſpringt Unreif die Kröte,
Mit ſeiner Unſinns-Brut recht oete,
Purr fliegt Käfer Mauvillon
Mit ſeinem Peperlepeb davon;
Huſch ſchlüpft Schleiche Weiße
Mit ſeinem Beiß mich nicht der Pleiße;
Und hinter ihnen poltert her das Völkchen Kritiker unſrer Zeit
In die Vergeſſenheit!

Wenn Hermanns edle Völker ſtreiten,
Und ſeine Barden, kühn,
Den Schwerdtſchlag mit Geſang begleiten,
Wem ſollte deutſcher Geiſt nicht in den Adern glühn?
Wenn aber, unſern Modezeiten
Ein ſeltnes Schauſpiel zu bereiten,
Der Muſen-Sohn den alten Barden ſpielt,
Und nach dem Eichenkranze fühlt,
Ob dieſer feſt auf ſeinem Haupte ſtehe,
Benetzt mit Römer-Blut;
Indeß ich ihm den Alltags-Huth
Auf ſchön gelockten Haaren ſehe:
Dann warlich! Dann gedenk' ich mir,
Sein Waffenträger müße ſchier,
Wie vormals Sancho Panſa lachen,
Als Don Quixott', im ewigen Tournier
Mit Hexenmeiſtern und mit Drachen,
Dem guten reiſenden Barbier
Das hingeworfne Bekken raubte,
Und einen goldnen Helm ſich auf der Stirne glaubte.

Auf die Uziſche Ueberſetzung des Horaz.

O möchte doch der Aar
In ſeinem Felſenhorſte bleiben!
Auf flachen Boden, glaub' ich gar,
Will er ſich horſten! Ei fürwahr,
Da wird er's euch nicht lange treiben!

Babel.

Ein Völkchen hatte Luſt, allmälich, im Vertrauen
Sich einen hohen Thurm zu bauen,
So hoch, daß auch der Muſenberg,
Mit ihm verglichen, nur ein Zwerg
Der ganzen Erde ſcheinen ſollte.
Doch was geſchah? Des Pindus erſter Gott,
Der ſolch ein Völkchen nicht zum Nachbar haben wollte,
Betrachtete das Werk und hatte ſeinen Spott;
Denn alsbald verwirrte ſich
Die Sprache gar erbärmiglich;
Ein Jeder folgte ſeinem Dünkel,
Ein Jeder ſing im eignen Winkel

---

*) Das Trap und Hip iſt einem Märchen entnommen, worin die Thiere zu einer Verſammlung laufen.

Zu mauren an, zu malen und zu weißen,
Zu ſtützen oder einzureißen;
Die Männer alleſammt verſtanden ſich kein Wort
Und dennoch bauen ſie bis dieſe Stunde fort!

Von Klotzens Satyr nennſt du einen Affen ihn?
Die Affen ſcheinen was dabei zu fühlen,
Wenn ſie Komoedie von unſern Thaten ſpielen.
Dein Gleichniß iſt zu groß, zu dichteriſch, zu kühn:
Vergleiche lieber ihn,
O Freund, mit Papageyen,
Die ungeſtüm faſt immer jedes Wort,
Das ſie gehört, in einem fort
Ohn' einigen Gedanken ſchreien.

In Deutſchland iſt die Weisheit ganz erloſchen;
Da führen auch die Critiker
Den Hungrigen die Garben her,
Die ſie — Gott ſey's geklagt! vorher rein ausgedroſchen.

Auf den Jenaiſchen Zeitungsſchreiber, der die Antiquitäten lobte.

Wer Poſſierlichkeiten liebt,
Warte hier und lach' ein Weilchen!
Seht doch, ſeht! Der Eſel giebt
Seiner Eſelin ein Mäulchen!

Klamer Schmidt.*)

An den langen Nikkel.

Mit Ihren langen, ſchmalen Beinen,
Herr Kritikus, ich ſollte meinen,
Sie mäßen uns mit Einem Schritt
Die ganze Welt, Herr Caspars Himmel mit.
Was Wunder denn, Sie langes Gnackskind,
Daß ſie [Sie] des lieben, allgemeinen
Bibliothekchen Vater ſind!

An **.

Der prophezeyenden Harpyien Geſchrei,
Dies, Freunde, könnt ihr nicht vergeſſen?
Ihr Droben, glaubet mir, iſt Spiel und Kinderei.
Sie rieten ehemals vermeſſen
Dem Helden Troja's zu: Du wirſt vor Hungersnoth
Mit Deinem Heer die Tiſche künftig eſſen;
Allein die Tiſche waren Brod.

Den Paſtor Cuirl, den nur ſein Kirchſpiel kennt,
Und unſer liebe Gott,
Den hat mit ritterlichen Trott,
Der Held Mercurius berennt!
Was der Berenner eingelegt,
Ehr' oder Schande? wer das frägt,
Der ſchlage Ritter Donquixott
In dem Kapitel nach, wo er mit Mühlen ſchlägt!

Der lange Nikkel iſt nicht dumm,
Er lobt und ſchimpft um ſich herum,
Macht Freuden und macht Qualen,
Er reformirt das Chriſtenthum,

---

*) Auch in deſſen Werken (I S. 477), aber ohne Nennung des Buches und ohne Bezeichnung des Recenſenten. Was ſich ſonſt aus der „Büchſe" in Klamer-Schmidts Werken und in Heinſes Werken von Heinrich Laube findet, iſt hier weggelaſſen.

Und lobt und ſchimpft und iſt nicht dumm,
Er läßt es ſich bezahlen.

Räthſelauflöſung.

Wie's nach dem Tode wird: dies Räthſel zu errathen,
Thut Lavater und Moſes (Mendelsſohn) Wunderthaten.
Hier mit Vernunft und dort mit Phantaſie!
Die armen, armen Ritter die!
Sie deutens nie!
Ich deut' es ſo (und wegen dieſer Deutung
Wähn' ich mich ſelbſt ein wenig klug!)
Des Böſen Seele fährt in eine ſchwarze Zeitung,
Des Redlichen in's rothe Buch*)!

Auf einen alten Kunſtrichter, der die Antiquitäten rechtfertigen wollte.

Zum Narren lachen mußt' ich mich!
Im Schlamm gewühlet hatte ſich
Ein altes, altes Eſelein!
Da kam ein altes Mütterlein,
Genannt die alte Hanne,
Und badete das Eſelein
In einer goldnen Wanne.

Nein, alles kann ich dulden,
Doch, daß mich Nikkel rühmt,
Da gäb' ich gern dem Büttel tauſend Gulden,
Spräch' er mit ihm verblümt.

Die ſüßen Lieder für das Volk**)
Willſt du beſchnauſen, ſchwarzes Volk?
Roſinen, Zucker, Mandelkernen
Muß nur die Wachtel koſten lernen!
Für Bachen und für Säue
Gehört nur Kaf und Kleie!

Klamer Schmidt.

Vergleich der jetzigen Kritik mit der vor 20 Jahren.

Vor zwanzig Jahren ſtand, Gott ſey bei uns! der Arge
Mit ſeiner Kakelzunft in rechter Gloria!
Ein Nagel war zu Pyras Sarge
Der Pfeil der Critica!
Jetzt iſt das Blatt gewandt! Das Chor der Pieriden
Steckt jeden Pfeil mit ſtiller Großmuth ein,
Und läßt daraus die ſchönſten Hufe ſchmieden
Für Meiſter Nickels Eſelein!

Klamer Schmidt.

Ein wackrer Sohn iſt zwar der Gott der Diebe!
An Seele fehlt's ihm nicht, auch nicht an Körperreiz:
Allein ſein Gang iſt Eigenliebe,
Sein Auge Geiz!

Klamer Schmidt.

---

*) Von Gleim.

**) Von Gleim.

An Kaſpar Lavater.

Kaſpar Lavater, der in Himmel, Fegefeuer und
Hölle beſſer Beſcheid weiß, als ich armer Sünder
Auf dem winzigen Plätzchen Erde, wo ich jung ward!
Kaſpar Lavater, mit Erlaubniß, kannſt du mir nicht
Nachricht geben, wie viele Tauſend Fuder Pech und
Schwefel Satanas ſich ſchon hingebanſt hat an die
Stelle, wo der verwünſchte lange Kakelhans*), den
Sieben Dichtern zu Ehren, ſoll gebraten werden?
(Klamer Schmidt?)

Eine etwas ungetreue Ueberſetzung der 19. Elegie des 10. Buches der Phantaſieen des Fernando Herrera.

Unmittelbar aus dem Spaniſchen von Wilhelm Heinſe.**)

Ach, wo biſt du hin, o goldner Friede,
Meines Lebens Genius, geflohn?
Herz und Seele ſind des Krieges müde;
Kehre wieder, Charitinnen-Sohn,
Eh' ich meinen letzten Geiſt verweine!
Führe mich zurück in jene Haine —

Jene Haine, wo die Nachtigallen
Meines Lebens erſten May geweckt!
Zwiſchen Bächen, die von Hügeln fallen,
Lag ich unter Myrthen hingeſtreckt;
Gleich den Liebesgöttern ſchwanden Träume
Bey dem erſten Blicke durch die Bäume.

Die voll leisbewegter Blüthen hingen
Sanft erröthend in dem Roſenſchein
Von Auroren. Mit verliebten Schwingen
Spielten Turteltauben in dem Hain;
An den Blumenufern klarer Quellen
Letzten Rehe ſich an friſchen Wellen.

Voll von Wonneſchauern, mein Entzücken
Singend, ging ich nun hinab in's Thal,
Friſche Maienblumen abzupflücken.
Schon erſchien der reinen Sonne Strahl
Und berauſchte ſich in friſchen Düften —
Nachtigallenluſt war in den Lüften.

Da ich pflückte, flogen plötzlich Töne,
Süßer, als ein Amorettenblitz
Mir in's Herz; die lieblichſte Syrene
Sang ein Lied auf einem Blumenſitz —
Unter Blüthen, in dem Sonnenſcheine
Göttlich glänzend, ſaß der Muſen eine.

Blumen in das blonde Haar geflochten,
Das in Locken auf den Buſen fiel.
Alle Pulſe meines Geiſtes pochten
Heftig, vor entzückendem Gefühl.
Von den hohen Reizen hingeriſſen,
Lag ich ſchüchtern da zu ihren Füßen.

Lehre mich doch deine Lieder ſingen!
Küſſ't' ich Knab' auf's zarte Händchen ſie;
Jeden Morgen will ich Blumen bringen,
Friſchgepflückt, o Göttin, dir dafür,
Jeden Morgen will ich Blumen bringen,
Lehre mich doch deine Lieder ſingen!

Kleiner Schmeichler, ſprach ſie lächelnd, höre
Zu dem Liede, das ich ſingen will.
Und ſie ſang. Es ſchwiegen alle Chöre
Der verliebten Frühlingslieder ſtill;
Philomele lallte nur dazwiſchen
Heimlich ein Akkordchen in den Büſchen.

Taumelnd ſank ich ihr im Schooße nieder,
Allzuvoll von Götterſeligkeit.
Feuerſchauer wallten durch die Glieder,

---

*) Nicolai?

**) Wol das ſchönſte von dieſem verfaßte Gedicht. Ich fand übrigens noch faſt 30 andere wol überhaupt ungedruckte Gedichte von ihm in der Büchſe und in ſeinen Briefen an Gleim auf, wie ſchon S. 170 geſagt iſt.

Herz und Seele wurden eingeweiht,
Ihre Gottheit würdig zu empfangen
Mit der Liebe Zähren auf den Wangen.

Sing' es nun mir nach, du kleiner Lieber —
Hob ſie mich an ihre Bruſt, und gab
Mir ein Küßchen, und mit ihm hinüber
Schlich ein Liebesgott in's Herz hinab.
Von den brennend heißen Sonnenfunken
Wacht' ich auf, an ihre Bruſt geſunken! —

Sie verſchwand, wie Sonnenlicht verſchwindet,
Zitternd vor Beſtürzung ſtand ich da,
Wie ein Kind die Mutter nicht mehr findet,
Die er erſt in Blumen ſpielen ſah —
Alles ward' an mir zu leichten Flügeln,
Ich verließ das Thal mit ſeinen Hügeln —

Nachtigallen ſangen in den Ohren,
Lauter Himmel war die Phantaſie,
Wie zu einem neuen Gott geboren,
Sang ich ihres Liedes Melodie;
Sichtbar wurden alle Pierinnen,
Liebesgötter, Venus, Charitinnen.

Oefter iſt ſie mir darnach erſchienen,
Manchen Abend in der Einſamkeit;
Unter Roſen ſaßen wir im Grünen —
Ach! dieß war des Lebens goldne Zeit;
Jede Wonne hab' ich da empfunden,
Tag' und Nächte waren kurze Stunden!

Dieſe Laube war Tibullens Laube,
Jene Grotte Platons Heiligthum.
Hier entriß ich, Stolzer, mich dem Staube,
Dort erblickt' ich ein Elyſium
In den Hainen, auf beblümten Wieſen,
Voll Adonen, Heben und Elieſen.

Jene Quelle war Petrarchens Quelle.
Kaum empfand ich damals, was er weint —
Ach! jetzt fühl' ich ſelbſt, da einſt ſo helle
Mir die Sonn' am Jugendhimmel ſcheint,
Mehr als er die Schmerzen in Mir wüthen,
Wenn die Lauren, ſie zu fliehn, gebieten.

Irren möcht' ich, wie er, auf Gebürgen
Tag und Nacht, von allen Menſchen fern,
Wo die wilden Thiere ſich erwürgen.
Weinend findet mich der Abendſtern;
Daphnens Blicken gleichen ſeine Strahlen,
Und vergrößern meiner Liebe Qualen.

Keine Weisheit kann mir Troſt gewähren,
Keiner Göttin Auge blickt ſo ſüß!
In ihm glänzt ein Licht von höhern Sphären,
Wo es leuchtet, iſt ein Paradies.
Seelig ſind, die's ewig ſehen können
Und von keinem andern Feuer brennen.

Will ich ſchlafen — o dann ſteigt im Herzen
Eine neue Sonn' empor und macht
Allen Sinnen Morgen — meiner Schmerzen
Stärkſtes Feuer fühl' ich erſt die Nacht.
Ach! ihr Bild läßt meinen Augen keinen
Schlummer faſſen, die ſich brennend weinen.

Dort hab' ich ein Röschen ihr gegeben,
Und Orangenblüthen gab ſie mir,
Wie im Himmel, ſaß ich in der Reben
Kühlem Schatten ſcherzend da bey ihr.
Himmel wäre Hölle mir geweſen,
Hätte Zeus mich hier dazu erleſen.

Jedes Wörtchen floß aus ihrem Munde
Süßer als ein Nachtigallenton.
Schlug es gleich dem Herzen tiefe Wunde,
O! ſo rann doch Süßigkeit davon.
Wenn er küßt, wer an die Bruſt ſie drücket,
Wird im Himmel höher nicht entzücket.

Wenn auch Venus ihm die goldne Schaale,
Während ihm Apollo Hymnen ſingt,
Voll Unſterblichkeit am Göttermahle
Liebeblickend an die Lippen bringt;
Und die Muſen mit den Charitinnen
Ihm zu Ehren einen Tanz beginnen.

Kaum enthüllten Roſenknoſpen gleichet
Herz und Geiſt, unſchuldig im Geſicht.

Wen ihr ſüßes Lächeln nicht erweichet,
Wenn hervor die Thrän' in's Auge bricht —
Hat der was davon, daß ihm das Leben
Gott in eines Menſchen Leib gegeben?

Wer Jomellis reizende Syrenen
Und Galuppis Muſen hat gehört,
Wird nach ihnen überall ſich ſehnen,
Wo kein ſolcher Ton die Seele nährt.
Selbſt der ſchönſte Geiſt vermehrt mein Leiden.
Er erinnert mich an ſüße Freuden.

Möchte doch ein Gott mich jetzt vernichten,
Und das Leben wiedergeben mir,
Wenn er ſie in jene roſenlichten
Tempe zaubert — dann mich hin zu ihr
Wieder bringen, wo nur Wonne weinet
Und beſtändig Maienſonne ſcheinet.

Ach! wo biſt du hin, o goldner Friede,
Meines Lebens Genius, geflohn?
Herz und Seele ſind des Krieges müde!
Leite mich, o Charitinnen-Sohn —
Alle meine Klagen ſind vergebens —
In die erſten Scenen meines Lebens.

Lauter Frühling war da meine Seele,
Lauter heitre Freuden mein Gefühl.
Leicht, wie der Geſang der Philomele,
War die Liebe mir ein Jugendſpiel.
Jedes Blümchen konnte mich erfreuen,
Alles größre Wonne prophezeien.

Legte ſich die Sonn' in Roſen nieder,
Wenn in Blumen ich bei Chloen lag;
O! ſo prieſen unſre frohen Lieder
Schon den andern ſchönen Frühlingstag.
Alles war für unſre Herzen Weide,
Jeder Pulsſchlag ein Genuß der Freude!

(In der Büchſe vom 4ten Martii 1774.)

Die Alte.

Parodie eines Liedes von Hagedorn.

Zu meiner Zeit
War noch die Jugend nicht entweiht.
Da lernten kaum die Mädchen leſen;
Da waren Spindel, Heerd und Beſen
Die Zeugen ihrer Weiblichkeit.
Sie merkten ſich der Mutter Lehren
Und rühmten nur den Kuß in Ehren,
Und küßten in der Dunkelheit:
O gute Zeit! —

Zu meiner Zeit
Ließ man die Fabeln ſonder Neid
Den blindgebohrnen Heyden über,
Und hörte Feyen-Märchen lieber;
Man fragte voller Emſigkeit
Nach Feuer-Wölfen, Drachen, Rieſen;
Man ſang wie ſterbende Baniſen,
Und klagte Sternen oft ſein Leid:
O gute Zeit!

Zu meiner Zeit
Verkündigte man weit und breit:
Es ſey die Schlange, die wir kennen,
Der erſte ſchöne Geiſt zu nennen
Ob ſeiner Rede Lieblichkeit.
Jetzt üben ſich an allen Orten
Die Mädchen ſelbſt in ſchönen Worten
Und das bereits im Flügelkleid!
O ſchlimme Zeit! —

Zu meiner Zeit,
Da gab es manche Luſtbarkeit:
Das Puppen-Spiel mit Bärentänzen,
Den Doktor Fauſt mit Schwefel-Kränzen —
Wir lobten Alles ungeſcheut.
Wir lachten noch von ganzem Herzen
Bei unſers Pachters lauten Scherzen
Und ſprachen doch von Sittſamkeit:
O gute Zeit!

Zu meiner Zeit
Befliß man ſich der Frömmigkeit;
Da herrſchten Judit, Rahel, Lea,
Und nicht die Venus Medicea,
Die unſre Töchterchen erfreut
Mit dieſer Neuerung der Mädchen.
Mit dieſem Fluch in jedem Städtchen
Hat uns ein Prieſter längſt bedräut:
O ſchöne Zeit!

J. G. Jacobi.

An einen Dichter, den die Journaliſten kanoniſirten.

Wenn für die Geiſter einſt ein heller Tag erwacht,
Dann ſieht es übel aus, mein Herr, mit ihrem Stolze.
Ein göttliches Genie gleicht einem faulen Holze,
Das leuchtet in der Journaliſten Nacht.

W. Heinſe.

Ueber die Scribenten, von denen man nichts mehr wuſte, ſobald ihre Leichencarmina verbraucht waren.

In unſern Himmel kam ein flammend Meteor;
Doch währt' es wenig Stunden,
Als ſich das dunkle Feu'r in düſtern Schein verlor,
Und endlich war es ganz verſchwunden,
Durch alle Himmel blitzte Sirius
Die Strahlen nun bis in das Weſenleere.
So kommts, daß Manches Ruhm ſehr ſchnell vergehen muß,
Indeß wie Sirius
Mit eignem Lichte glänzt der ewige Voltaire.

W. Heinſe.

Vorüber iſt das ſchreckliche Gewitter,
Das von Parnaſſus ſteiler Höh
Auf Duns und Critiker, die Zwitter
Der Natter und der Dummheit grauſend donnerte!
Sie ſtaunen, fühlen in dem Hirne Leere
Und beten an und ſagen ſich einander ach!
Wie dumm, wie dumm war Rikkels Mehre
Wie dumm, der allgemeinen Lehre,
Wie dumm, der Bibliotheken Chöre,
Wie dumm, der ganze Almanach
Der Kritiker, der Dunſe, der Korreſpondenten.
Vergib Apoll — wenn alle denken könnten,
So beteten uns alle, alle nach:
Vergib Apoll uns Dummen unſern Kram,
Der ohne Kopf und Geiſt zur Preſſe kam!

Aus der Büchſe vom 11. März 1774.

Wenn Plato's Geiſt, vom Leibe losgewunden,
Aus dieſem Erdennebel ſchlüpft,
Und — wie die Sonn' in Morgenröthe hüpft —
Das höchſte Schöne von ihm wird empfunden —
Wenn alles ſüßer Blick in ſeinem Weſen iſt,
Und über jeden Blick der Wonne Zähre fließt —
Und wenn Praxiteles, vom Geiſte Chier Reben,
Und Phrynens Kuß noch ſanft berauſcht, erwacht,
Und himmliſche Geſtalten ihn umſchweben,
Und jede reizender nach ihr ihn lüſtern macht —
Wenn Damon den Geſang verliebter Nachtigallen
In Mädchenkehlen lockt, daß im Syrenenton
Die Lieder des Anakreon
Bey Tag und Nacht davon
Im Herzen der Bathyllen wiederhallen,
Wenn ſeine Melodie den Füßen Seelen giebt,
Und in den Koiſchen Gewändern
Empfindung ſchwimmt und jede Falte liebt,
Und ſich nach ihr die Leidenſchaften ändern:
Indeſſen Ariſtipp auf Roſen Flamme wird,
Und von den Reizen allen hingeriſſen,
Wie Vater Zevs nach einer Leda Küſſen
Bey ſeinem Klazomener girrt —

Und meine Kampaſpe, die Syrene,
Wie Venus Anadyomene
Aus einem Quellenbade ſteigt
Und dem Apelles, der in Myrthen ſie verloren,
So kindlich ſchüchtern ſich im Jugendglanze zeigt,
Als wäre ſie den Augenblick geboren,
Mit Augen, deren Blick die erſte Gottheit träumt,
Und blondem Haar, woraus ſie lauter Zauber ſchäumt —
Und nun Apelles ſich um ihren Buſen windet,
Und mehr als Götterſeeligkeit empfindet
Und Amoretten leis um ſie herum
Sich lauſchend auf den Zweigen wiegen —
Dieß ſind Perſonen aus Elyſium,
Wenn ſie Apelles malt, noch taumelnd vor Vergnügen,
In Gegenden, wo roſenfarbnes Licht
Durch Paphos Dämmerungen bricht.

W. Heinſe.

Elyſium.

Eine Elegie an meine Minna, an jenem Abend geſchrieben, da Venus, Jupiter und Luna den Erdenkindern das lieblichſte Trio am Himmel machten

von

Wilh. Heinſe.

Als ſanft umſchlungen ich an deinem Buſen lag,
Worin die Liebe mir mit ſchnellerm Herzensſchlag
Verkündigte, wie ſehr ich dich beglückte,
Und Küſſe von dem Munde pflückte,
Der ſie freiwillig mir, wie reife Früchte gab:
Da ſchien's, wenn ich gen Himmel blickte,
Als ſah' aus jedem Stern ein Genius herab,
Von ſüßer Schwermuth voll, daß er in ſeiner Sphäre
Verbannet ſey, und nicht ſo ſeelig wäre —
So ſeelig hat uns manche Sommernacht
In jenem Nachtigallenhain gemacht!
Da hab' ich ganz des Lebens Glück genoſſen.
Die Wonne hatte ſich an unſre Bruſt geſchmiegt,
Und lag, wie kühler Thau auf warmen Roſen liegt;
Die Herzen waren in Empfindungen zerfloſſen,
Die Seelen hatten ineinander ſich ergoſſen,
Das Denken ſchwieg, die Sprache wurde ſtumm —
Iſt höheres Entzücken in Elyſium
Ihr Götter? Ach! mir war die Erde damals höher,
Als Kaspar Lavater, der große Geiſterſeher,
Die ihm geoffenbarte Welt
Mit ſeinen tauſend Sinnen hält.
Allein Elyſium iſt jetzt darauf verſchwunden;
Von Dir, o Chloë, fern,
Vermiſſ' ich jedes Glück, das ich vorher empfunden,
Ein Kefich iſt ſie mir. Nun ſeh' ich jeden Stern
Vor einem Geib [?], als einen Pharus leuchten;
Und meine Phantaſie eilt zum Voraus dahin,
Und ſieht — was ihre Flügel nie erreichten,
Zurückgehalten von zu ſehr entzücktem Sinn —
Von Millionen Sonnenwelten
In jeder ein zukünftig Paradies,
Worinnen unſre Seeligkeiten gelten —
Wo der Nepenthe, den Helene pries,
Die Herzen ewiglich berauſcht —
Petrarchens Liebesgott in ſüßer Schwärmerei
Verlorne Gracien belauſcht —
O Götter, ſteht mir Armen bei!
Laßt mich zu dieſer Seeligkeiten

Entzückendem Genuß,
Indeſſen Chloe noch hier unten ſchlummern muß,
In jedem Himmel ihr ein Götterſitz bereiten,
Und wählt mich dann zum Genius,
Dies Wunder zu euch zu begleiten. —
O Chloe! ſieh! ſo ſuch' ich dieſe Gluth,
Die mir das Herz verzehrt, zu lindern:
Allein geträumte Fluth
Kann niemals wirklich Feuer mindern,
Und dieſer Mann, der wie die Gnade ſpricht,
Dem jede Muſe Lorbeern flicht,*)
Will dieſen Schattentroſt noch meiner Seele nehmen?
Ich muß — ich muß mich ja zu Tode grämen.

Des Kunſtrichters Seele ohne Naſe will über den Styx.

Charon.

Ohne Naſe laſſ' ich meiner Seele
Keinen Schatten in den Nachen ein.
Proſerpina könnte ſchwanger ſein
Und brächte ſolch ein Unthierlein
In dieſe Höhle.
Bei meiner Seele!
Ich laſſe dich nicht ein! —

(Nikkel will über den Styx.)

Charon.

Du kömmſt mir vollends recht, du dummer Tropf;
Ich fahre keinen Narren ohne Naſe, noch wen'ger ohne Kopf! —

An den Verf. des Magiſter Sebaldus. [Vergl. S. 277. 278.]

Magiſter! Herr Magiſter,
Will er wiſſen, was er ſey?
Herr, ein Dudeldumm das iſt Er,
Und ſein Wiſch ein Dudelei!

Die Frau von Donnersleben, die mit einem Auge ſchielt, und ihr Pfau.

Unſre gnädige Frau von Donnersleben, und ihr
Pfau, die werden ſich wohl einander nichts benehmen!
Denn die gnädige Frau, ſo flächig auch ihr Witz liegt,
Stellt die Naſe verteufelt hoch hin, und ihr Pfau mag's
Auch wohl wiſſen, daß ſeine Federſchleppen keine
Pappenſtiele ſind! Doch ein Unterſchiedchen giebt's noch:
Unſre gnädige Frau die hat nur anderthalben
Augen; aber ihr Pfau — ſo will's die brave Dame Juno —
Hundert und zwei! Doch wohlgemerkt am Köpfchen
Zwei, und hundert am Schwanz, bewahr' uns Gott in Gnaden! —

Warum Uz nicht mehr ſingt?

Daß zurück von unſerm Reigen
Uz, der beſte Flöter, bleibt;
Iſt es Wunder? Nachtigallen ſchweigen,
Wann ſie Froſchgeräuſch betäubt.
Fröſche quaken an der Weſer,
An der Spree und an dem Rhein.
Beſſer iſt es, ſtiller Leſer,
Als Betäubter Dichter ſeyn!

---

*) Voltaire.

An ***

Du Mann, vor deſſen Auge ſich
Die guten, heitern Seelen ſcheuen.
Du nenneſt einen Prieſter dich
Des Gottes, über den ſich alle Sterne freuen?

An Göz von Berlichingen.

Mit deinem Arm von Eiſen, alter Held,
Komm noch einmal in unſre deutſche Welt
Und züchtige mit deinem Arm von Eiſen
Nebſt unſern Fürſten unſre Weiſen;
Denn alle hangen, hangen an
Franzoſen oder Britten
Und Dichter oder Ehren-Mann
Von alten deutſchen Sitten
Wird, wo man alles leiden kann,
Kein Seele nicht gelitten.

An Hans, den Fürſten im Mond.

Was grient dein gnädiges Geſicht,
Was grient es deine Gnade mir?
Du Fürſt! den Gott, ich ſchwöre dir
Den Eid der Treue nicht.

Spott an die Büchſenfreunde.

Hu! Hu! Ihr meine Lieben
Zurück in ein verborgnes Geſträuch!
Wenn da die Freude lauter ſpricht,
Sieht ſie der Neid, hört ſie der Spötter nicht,
Zurück, zurück — ſonſt wirft der große Voigt, Ihr Lieben,
Mit ſeinem Knippel unter Euch!

Die Büchſe. (Den 7. December 1778.)

Nach vorgeſchriebenen Endreimen.

Ein falſches Mädchen wars, das einſt beim Saft der Trauben
Sein Liebchen küſſend zwang, den Deckel abzuſchrauben,
Der jene Büchſe ſchloß, durch welche Thal und Berg
In Streit und Jammer kam.*) Da fingen Rieſ' und Zwerg
Mit Fels und Schneeball an, den Göttersaal zu ſtürmen
Und Brüder mußten nun vor Brüdern ſich beſchirmen.
Für Obſt und Blumen gab des Ueberfluſſes Horn
Uns Kronen auf das Haupt, in's Herz Tyrannen-Zorn;
Den Acker, der ihm frohnt, zertrat ein Fürſt als Jäger;
Wo ſonſt der Hirte ſang, da krochen Ketten-Träger.
Ein gutes Mädchen war's, das für den Winter-Mond
Uns dieſe Büchſ' erfand, die jedes Guten ſchont,
Die unſre Lieder hegt, das Lob getreuer Bürger,
Des Ungetreuen Schmach; dem groß und kleinen Würger,
Des Schönen Züchtigung; ein Aergerniß dem Kloz,
Den Band und Stern umgiebt; den Midas-Ohren Troz;
Und reiner Unſchuld Lohn, wenn oft ein Haus von Binſen
Vor des Verführers Kunſt und vor des Faunen Grinſen

---

*) Die Büchſe der Pandora.

Ihr Heiligthum bedeckt. — Wie Pope ſeinem Lord
Die Narrenkappe ließ; von Süden bis zum Nord
Die Laſter zeichnete; ſelbſt unter Demant-Schleifen
Den ſchnöden Buſen traf; des Kritikaſters Kneifen
Mit edlem Spott vergalt; ſo tragen jetzt im Groll
Und jetzt im Jubel wir, begeiſtert von Apoll,
Den Engel himmelan, den Teufel in die Hölle:
Wer recht thut, fürchtet nicht: ſteht über unſrer Schwelle.
— Wohlan! den erſten Sang dem, welcher Mann und Roß
Zu Deutſchlands Freiheit ſchickt, mit rettendem Geſchoß!

Ungefähr mit dieſem Gedichte, welches man gern als Schlußgedicht betrachten wird, ſchließt die Büchſe, das Bundesbuch des halberſtädter Kreiſes, ziemlich prachtvoll ab. Wie ſchon früher durch den Tod von Jähns und Michaelis, ſo war durch Heinſes Flucht nach Düſſeldorf (vergl. S. 146) Gleims Abſicht, in Halberſtadt gewiſſermaßen einen Dichterbund nach Art des göttinger Kreiſes zu ſchaffen, wieder vereitelt. Auch fehlte es dem halberſtädter Kreiſe ſelbſt im Jahre 1774, in welchem er durch Heinſe vielleicht dem göttinger Bunde hätte Concurrenz machen können, an einem eigenen Organe. Statt zuletzt für einen Muſenalmanach zu arbeiten, ſchrieb man bloß für die gleimiſche Kanzlei und für eine Büchſe, deren beinahe noch ganz jungfräulicher Inhalt als ein ſtattlicher Manuſkriptband vor mir lag.

Heinſe lebte in Halberſtadt wie ein gefangener unter falſchem Namen. Dabei war eine Entwickelung, wie ſie den Jünglingen in Göttingen geboten wurde, nicht möglich. Wie ſehr er ſich auch ſpäter noch Goethe genähert hat, noch viel weiter iſt er ſtets in ſeiner Einſeitigkeit hinter ihm zurückgeblieben. Etwas verkommenes hat er immer behalten und ſchwerlich ohne die Mitſchuld ſeiner Wohlthäter Gleim und Jacobi.

Wir haben geſehen, daß die Büchſe zunächſt gegen Kritiker und Journaliſten gerichtet wurde. Dies geſchah jedoch in dem Augenblicke, da wenigſtens Heinſe und Jacobi ſelbſt Journaliſten zu werden im Begriff ſtanden. Auch zielten die Angriffe gegen Kritiker in der Büchſe meiſt gegen wirklich falſche Richtungen. Leſſing ward nie angegriffen. Wäre es den halberſtädtern gelungen, ſich ihm ſämmtlich zu nähern, ſo hätten ſie leicht ein beſſeres Vorſpiel des Goethe-Schillerſchen Xenienkampfes darbieten können, als es im göttinger Muſenalamanach vorliegt. Unterſchätzen darf man jedoch hierbei den Umſtand nicht, daß in der „Büchſe“ ſich wol auch die Anakreontiker noch einmal zur Wehr ſetzten, die damals wegen ihrer Faſeleien vom „Amor“ vielſeitig bedrängt waren. Vergl. S. 16. 46. 1773 bewies Bürgers Briefwechſel über die Lenore recht deutlich, daß er ſich fürchtete, weil dieſes Gedicht dergleichen Unſinn nicht enthielt. Indeſſen zeigte es ſich, daß die neue volksthümliche Richtung die ältere anakreontiſche beſiegt hatte. Leſſing trat nicht mehr für die Anakreontiker ein, zu denen er einſt wol ſelbſt gehört hatte. Heinſe und ſelbſt J. G. Jacobi aber befanden ſich 1774 in einer Uebergangsperiode, ſo daß ſie ſich gerade während der Periode der Büchſe von den früheren Tändeleien zu befreien anfingen. Bei Heinſe war ja der cyniſche Inhalt ohnehin von Anfang an über die ſpielende Form auf eine bedenkliche Art hinausgegangen.

Wir deuteten zu Anfange an, daß Gleim durch einen Angriff Wielands gegen

Heinſe auf die Idee der Büchſe gekommen ſei. Wir kommen auf dieſen Umſtand zum Schluſſe noch einmal zurück. Wieland verſöhnte ſich vollſtändig mit Heinſe, als er deſſen Laidion geleſen hatte. Sein Benehmen gegen Heinſe blieb aber ſtets zweideutig. Vielleicht hatte Wieland in Sachen des Enkolp gegen Heinſe nicht ſo unrecht gehabt. Aber unrecht hat er jedenfalls in dem, worüber ſich Heinſe in zwei ſehr intereſſanten, vollſtändig ungedruckten Briefen an Gleim beklagt. Wir ſchließen daher mit deren Mittheilung, indem wir bemerken, daß bei dem Erſcheinen des Oberon Heinſe nicht mehr im Stande war, ſeine Abneigung gegen Wieland zu überwinden und ihm wegen dieſes Werkes Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

„Es thut mir leid," ſchreibt Heinſe den 18. Januar 1775 an Gleim aus Düſſeldorf, „daß ich Ihrem edlen Herzen mit einer unbeſtimmten Zeile Unruhe gemacht habe. Die Sache, die ſie betrifft, war wie vergeſſen und abgethan. Sie verhält ſich, wie folgt, ſo kurz und chronikmäßig wie möglich erzählt. Verwichenen Frühling war Holland in Noth bei Wielands Mercurius. Er bat Fritz (Jacobi), ihm doch auszuhelfen; und wo er nicht ſelbſt könnte, mich anzutreiben. Ich war eben in einer Arbeit begriffen, von der ich nicht ablaſſen mochte. Der gute edelmüthige bat mich dringend. Ich riß aus dem, was ich vom Arioſt überſetzt hatte, ein Stück zum Lückenbüßer heraus, und wir ſchickten's Wielanden. Unter der Aufſchrift: Arioſt's Zwietracht aus Heinſens Ueberſetzung des wüthenden Roland. Er erhält es, und ſagt großen Dank. Ich ſchreibe, um ihm ferner auszuhelfen, gleich darauf den zweiten Brief an Sie über unſere Gallerie. Er erhält ihn, und entdeckt, daß es ihn allemal vom neuen freue, wenn er etwas ſo Fürtreffliches von mir leſe ꝛc. und führt ſelbſt in ſeinen Angelegenheiten eine Stelle daraus zum Beweiſe einer Wahrheit an. Nun erhalten wir das letztere Stück vom Mercur, das während dem abgedruckt worden. Das Fragment vom Arioſt ſteht darin; nur mit der veränderten Aufſchrift: Probe von Heinſens Ueberſetzung, und finden am Ende beygefügt: aber ohe! jam satis est!

Fritzen lief's gleich heiß durch alle Adern. Ich wußte nicht, was ich dabei denken ſollte, ob's Ernſt oder Spaß ſei. Fritz ſchreibt um Erklärung. Antwort: Meine Ueberſetzung wäre ein Meiſterſtück, wenn ſie ſo in Verſen wäre,*) und Arioſt ſelbſt. Allein in Proſa könnte er die Freiheit nicht dulden, deren ich mich durch öftere Auslaſſung der Partikeln über die Sprache angemaßt hätte. Und deswegen und wegen anderer Freiheiten, die ich mir herausnähme, hab' er im Unwillen darunter geſchrieben: ohe! jam satis est!

Dieß hatt ich nun mit Fleiß und aus Scherz bei wenigen Stellen in dieſem Fragment gethan, weil ich meine eigene Meinung über das Ueberſetzen zu ſchreiben vor hatte, und daraus Verſchiedenes anführen wollte.

Fritz gerieth in Zorn, und ich in Grimm über ein ſolch mehr als inquiſitionsmäßig Auto-da-fe von einem Herausgeber erbetener Stücke.

Es war in meinem Sinn Mückenrache, Verletzung der Gaſtfreundſchaft, Verſuch zu Meuchelmord.

Und eben kam Mauvillons Arioſt heraus. Doch bat ich Fritzen inſtändig, Wielanden nicht ein Wort darüber zu ſchreiben, und davon gänzlich ſtille zu ſchweigen. Wir würden uns ſchon finden. Es war keine Sache zu einem Aufheben. Was mich am meiſten kränkte, war die Vorſtellung, daß er den Leuten auf einmal weiß machen oder verſtehen geben zu wollen ſchien, als hätt' ich ſeiner Hoheit dieß Fragment eingeſandt tanquam Specimen eruditionis, da er noch keine Zeile, Avertiſſements*) ausgenommen, von mir erhalten, worum ich nicht zu wiederholten Malen gebeten worden. Ich hatte große Luſt, ſelbſt nach Weimar zu reiſen, und ihn bei der Perucke zu kriegen. Uebrigens konnte mir aber doch der Quark nicht ſchaden, da kein Menſch Wielanden etwas ſo Einfältiges zutrauen konnte, als es wirklich war. Fritz ſchwieg nach meinem Begehren über die ganze Beſcherung ſtille.

---

*) Daß die Ueberſetzung Proſa war, konnte natürlich an ſich nach unſerer Meinung mit Recht getadelt werden.

Wieland ſchrieb wieder, und trug ihm auf, mich um die Fortſetzung meiner Briefe zu bitten, und fügte kindiſch hinzu, daß ich kein Narr ſeyn und über ſein unſchuldiges oho! rc. etwa das Maul hängen möchte. Fritz ſchwieg ferner darüber ſtille. Er ließ mich von neuem bitten, und er müßte meinen folgenden Brief ganz nothwendig haben. Es habe bei ſeinem oho! jam satis est! Niemand, ſo viel er hörte, etwas Schlimmes geargwohnt; man dachte überall, ich hätte damit einen launiſchen Schluß gemacht, und er wolle nächſtens öffentlich ſagen, daß ich ganz der Mann in Deutſchland dazu ſey, den Arioſt fürtrefflich und meiſterhaft in Stanzen zu überſetzen. Darauf ſchrieb ihm Fritz, was er ſeinem Charakter nach ſchreiben mußte. Er erkannte auf ſeine Weiſe. Fritz ſchickte ihm meinen dritten Brief, wovon das meiſte ſchon vorher bereit lag, und welcher nicht wohl nach dem Vorhergehenden zurückbleiben konnte.

Und dies iſt denn der in der That zu abſcheuliche Streich in Rückſicht auf alle Umſtände und auf die ganze Ueberſetzung, und Mauvillons Arioſt und das Ueberſetzerlob, das er mir vorher beigelegt, weswegen ich den an Sie angefangenen Brief nicht ausſchrieb. Ich dachte, ganz ſchweigen, ſey beſſer, als an Sie ſchreiben und davon ſchweigen; und es ſey beſſer, ganz ſchweigen, als an Sie ſchreiben und nicht davon ſchweigen. Und ich glaube, ich habe wohl gethan. Nunmehr ſteht's im alten Regiſter. Und ich bitte Sie bei Ihrer Liebe, es gleichfalls dahin geſtellt ſeyn zu laſſen. Es war einmal wieder ein Streich von Wieland. Man darf bei ihm ſo etwas nicht aufnehmen, wie man's bei einem andern aufnehmen müßte. Es läßt ſich noch entſchuldigen, wenn man denkt, daß er ſich zuweilen den Schwindel an Kopf ſchreibt, und Treu und Glauben darüber vergißt, und nicht weiß, was er thut; und dann, daß ich völlig davon überzeugt bin, daß er im Grunde zehnmal mehr auf mich hält, aus mancherlei Ausdrücken bei verſchiedenen Anläſſen, als er ſich einbildet, daß ich auf ihn halte. So oft ihm nun das einfällt, ſo oft wird er gegen mich aufgebracht und wenn er eben in ſeiner Größe daſitzt, wie er denn juſt damals an ſeiner Roſamunde [S. 98] im Liebeswerk begriffen geweſen ſeyn mag, ſo nimmt er den Donnerkeil, und tunkt in's Dintenfaß und ſchreibt: oho! jam satis est! Und iſt's Ebbe bei ihm, ſo ſchreibt er, wie z. B. noch in ſeinem letztern Briefe an Fritzen aus Weimar: 'Sage Heinſen, daß ſeine Mauvillonade durchgängig für ein Meiſterſtück paſſiret vom feinſten Perſiflage. Wenigſtens in der Welt, worin ich Athem hole. Und das iſt ſie auch. Wir freuen uns, ein neues Talent an ihm zu entdecken, das er ja nicht vergraben ſoll. Ich hoffe, es ſoll dadurch ein Schrecken unter die Purſche gerathen: denn der iſt nun todt und begraben.' — Und jetzt ſehe ich die ganze Sache an, wie ſie ſteht und liegt, in einem komiſchen Lichte. Nun nicht ein Wort mehr davon. Ich hätte mich beſtimmter ſollen ausdrücken. Denn ſagen mußt' ich Ihnen, wie es gekommen, daß ich Ihnen ſo lange nicht geſchrieben.

---

*) Heinſe lobte um dieſe Zeit Wieland, weil er eine Aufforderung Heinſe's zur Subſcription auf ein Werk von ihm abdrucken wollte. Wieland aber vergaß nachher den Abdruck im nächſten Hefte.

Die Briefe an Sie über die Gallerie*) beſonders drucken zu laſſen, wird hart halten. Es fehlt der Schluß, und ſie machen ſo kein Ganzes. Ich werde öfters angegangen, ſie fortzuſetzen; allein ich bin jetzt dazu nicht in der Verfaſſung und mit andern Dingen beſchäftigt. Wenn Sie glauben, daß Sie dadurch dem Kronprinzen eine günſtige Meinung von mir beibringen könnten, ſo dächt' ich wäre wohl eben ſo gut, daß er dieſelben aus dem Mercur ſich vorleſen ließe, wo nicht ſogar beſſer. Es fiele dann das Anſehen weg, als wären ſie eine nette und feine Angel, ſeine Gnade wegzufiſchen. Von den Madonnen mit dem Chriſtkindlein im Anfang ſcheint er mir außerdem kein großer Liebhaber zu ſein. Die Amazonen-Schlacht, der Sanherib, der Mädchenraub u. m. a. im dritten, und die Beſchreibung einiger Antiken im zweiten werden beſſere Wirkung thun. Von Rom, Florenz, Venedig, von Neapel, Palermo, Girgent, dem Aetna wollte ich Alles noch weit beſſer und erbaulicher beſchreiben, was er nicht ſelbſt ſehen, hören und genießen könnte: wenn er mich zu Ihrem und Seinem reiſenden Secretarius außerköre. Es ſollte ihm nicht ſoviel koſten, als vielleicht zuweilen der geringſte ſeiner Diener bei übler Laune auf ein Kartenblatt ſetzt. Und hernach wollt' ich ihm ſeine Gallerie oder Bibliothek gar ſchön in Ordnung halten. Unterdeſſen herzlichen neuen Dank für Ihr allzugütiges Opfer. — Fritz iſt nicht in Mannheim. Noch geſtern Mittags haben wir mit einander bei unſerem Kanzler, dem Vater des Grafen, ein Fläſchchen göttlichen Kapwein und Abends zu Hauſe eine Flaſche [illegible] Champagner in Herrlichkeit und Freuden zu uns genommen, unter Geſprächen, wo Plato und Alcibiades ſelbſt ein Wörtchen mit drein geſprochen haben würden. La Roche iſt gleichfalls nicht in Mannheim. Wieland iſt jetzt fort, und hat allein da geſeſſen. Die Roſamunde wird vielleicht dieſen ganzen Winter nicht aufgeführt. Der Fürſt iſt zu München und proteſtirt gegen das göttliche Recht der Stärke; und wird mit einer Extrapoſt voll Juwelen und goldner Schnupftabacksdoſen, übrigens aber faſt unverrichteter Sachen bald wieder nach Hauſe kommen; und wenn Wieland noch da wäre, vermuthlich ihm ein ſauer Geſicht machen, daß er dem Kaiſer ſein göttliches Recht in der ſonderbaren und unbegreiflich wunderlichen Epiſtel an Dohm im Mercur ſo herausgeſtrichen. O! daß ich nicht bey Ihnen bin. Was ich Ihnen über alle dieſe Herrlichkeiten für neue Mähren erzählen wollte!

Glück und Heil zu dem neu angelegten Vogelfang überirdiſcher Weſen in dieſer Zeitlichkeit! oder um mich nicht ſo theologiſch auszudrücken, Glück und Heil zu unſers jungen [illegible] Verbindung, ein Geſchlecht edler Menſchen unter ſo vielen Verkommenen, mit helfen fortzupflanzen; und alle Freuden der Erden in ſeiner Ehe!

Zu Ihren Romanzen ſpitz' ich ſchon da mit lüſternem Ohre. Ich umarme Sie voll kindlicher Liebe

Heinſe."

---

*) zu Düſſeldorf. Vergl. S. 168.

Am 3. Februar 1778 ſchreibt Heinſe an Gleim:

„Ich befürchte, trauter Herzenspapa, daß in meinem letztern einiger Zorn und Feuer-Worte über Wielanden mit untergelaufen ſein mögen. Wenn dem ſo iſt, ſo bitten Mäßigung und Edelmuth in mir deswegen um Vergebung. Mein Wille war es nicht; ich wollte Ihnen die Sache rein für ſich, und unpragmatiſch erzählen. Aber wir ſind alle der Art, daß wir immer wieder ein wenig hitzig vor der Stirn werden, wenn wir in ſo etwas mit Herz und Sinn uns von neuem verlieren. Chi ha amaro in bocca, non può sputare miele [wer bitteres im Munde hat, kann nicht Honig ausſpucken], ſagt der Italiener. Scharren wir ein Häufchen Erde darüber und gehen nach Hauſe und laſſen's an ſeinen Ort geſteckt ſein. Es iſt ja ſo nach dem Corpus iuris bloß in die Luft gegangen, und Wieland iſt jetzt ohnehin bei ſeiner zur unglücklichen Stunde begonnenen und fatal abgelaufenen Mannheimer Reiſe mehr zu bedauren, als daß man noch über ihn zürnen ſollte. Ich werde meine Luſt daran haben, wenn er mit dem Kaiſer und der Königin von Ungarn und Leſſingen in ein Horn bläſt.

Vater Rhein iſt die vorige Woche mit einer ſolchen Stromkraft einhergezogen gekommen, als man ihn in vielen Jahren nicht geſehen. Er hat allen Wein in den Kellern von ſeiner Gefangenſchaft befreit, und Düſſeldorf iſt dabei in ein Klein-Venedig verwandelt worden, ſo daß wir mit Gondeln durch die Straßen geſchifft ſind. Mir hat er indeſſen einen großen linken dicken Backen hinterlaſſen, woran ich ein Kräuterſäckchen halten muß, welches mich hindert, Ihnen mehr zu ſagen, als daß ich ewig bin

Ihr getreuer Sohn
H."

N. S. „Glück und Muth an all Ihre Lieben ſammt Jacobi und Schmidten."

Nur eine ungedruckte Stelle des Briefes von Heinſe aus Düſſeldorf vom 6. Februar 1778 laſſen wir jetzt noch folgen: „Ich ſchrieb Ihnen vorigen Poſttag, daß ich meine Freude daran haben würde, wenn Wieland mit dem Kaiſer und Leſſingen noch in ein Horn blieſe, und — dachte nicht daran, wie ich hernach überlegte, daß Ihnen die Zeile verfänglich ſeyn und Sie weiter führen könnte, als ſie ſollte. Juſt als ich an Sie ſchrieb, erhielt ich eben einen Brief von einem Freunde aus Frankfurt, welcher mir meldete, daß Wieland bey ſeiner Durchreiſe nach Hauſe ſehr mißvergnügt und übel aufgereimt erſchienen, und wahrſcheinlich nicht mit Mannheim zufrieden geweſen wäre u. ſ. w. und dies iſt denn unvermerkt und unbeſtimmt in meinen mit eingefloſſen. Vielleicht iſt ſeine Meinung zu voreilig, zumal da gewiß iſt, daß man Wielanden wenigſtens alle Ehre erwieſen."

B. Frau von Maſſow vor ihrer Bekanntſchaft mit Heinſe.

[Vergl. S. 138—142.]

Nach ſeinem Beſuche in Halberſtadt ſchrieb Johann Georg Jacobi aus Halle den 19. September 1767 an Gleim: „Mehrere Stunden durfte ich nicht in Geſellſchaften verlieren. Und war nicht die naive Gleminde bey uns? Sah ich nicht eine Venus Rochau? Tanzten wir nicht in den [Spiegels?-] Bergen? Lagerten wir uns nicht in der Vertiefung? O wie ſchön wäre ein Leben, das dieſen acht

Tagen glich!" Die Familie Maſſow in Halberſtadt dagegen wird zuerſt erwähnt in ſeinem Briefe aus Halle 1. Okt. 1767. In ihm heißt es: „Herr von Maſſau hat mich nicht beſucht. Es thut mir recht ſehr leyd, denn alles was von Halberſtadt kömt, iſt mir angenehm." Aber ſchon am 20. Okt. beſuchte er ihn mit Gemahlin. Sie kamen mit vier Pferden angefahren und nun iſt beſonders noch von der Venus Maſſau die Rede. Den Brief vom 21. Okt., wo über dieſen Beſuch berichtet wird, findet man in: Briefe von den Herren Gleim und Jacobi. Berlin 1768 S. 79—85. Nach ſeinem ungedruckten Briefe vom 12. Dec. 1767 beſang er ſie nun unter dem Namen Themire. Nach den ungedruckten Briefen aus Halle 6. und 19. März 1768 iſt jedoch in dem Gedichte über Themire und Aſträa unter Themire eine andere als Frau von Maſſow verſtanden. Dies Gedicht ſteht bereits gedruckt a. a. O. S. 319—323. Ebenda S. 360—363 findet ſich auch ein Gedicht „Die Schönpfläſterchen, vertheidigt wider Herrn Gleim. An die Frau von Maſſow." Vergl. darüber den ungedruckten Brief aus Halle 27. März 1768.

Der Geheime Rath von Schellersheim, Vater der Frau von Maſſow, verwaltete in Quedlinburg das Amt eines Stiftshauptmanns. Herr Bürgermeiſter Brecht hatte die Güte meine Anfrage nach Heinſe's Wohnung in Quedlinburg durch folgende Zeilen zu beantworten: „Aller Mühe unerachtet iſt es nicht möglich geweſen zu ermitteln wo der Stiftshauptmann v. Schellersheim gewohnt hat. Wäre er Hausbeſitzer geweſen, ſo hätte die Feſtſtellung gelingen müſſen. Da er aber ſchon 1774 durch ſeinen Amtsnachfolger von Berg erſetzt iſt, ſo wußten ſelbſt die älteſten Leute keine Auskunft zu geben."

C. Johann Joachim Ewald und die Beziehungen der deutſchen Schriftſteller zu Italien vor Heinſe und Goethe.*)

Unſerer guten Nachbarſtadt Spandau wird in volksthümlichen Redewendungen mitunter gedacht, wo man es nicht erwartet. „Er muß über den Berg", ſagt das Volk, wenn Jemand „nach Spandau", auf die Feſtung, kommt. „Der ſpandauer Wind", ſagen manche Wetterpropheten, „bringt den meiſten Regen nach Berlin." Wer aber weiß wohl noch von dem ſpandauer Dichter Ewald zu erzählen, der nach Nicolai's Ausſage noch 1808 in der Mark eine ganz bekannte Perſönlichkeit war? Selbſt wenn der berliner vom ſpandauer Bock aus auf die anziehende Landſchaft herabſieht, in der ſich der Charakter der Spree- und der Havel-Landſchaft noch mehr mit einander ausgleicht, als dies ſchon bei dem jetzt leider verfallenen Korbhäuschen im Park zu Charlottenburg der Fall iſt: ſo erinnert er ſich nicht mehr daran, daß auch die Feſtungsſtadt Spandau ihren Dichter gehabt hat, welcher dort bei dieſen echt märkiſchen gelben Kirchthürmen am 3. September 1727 als Sohn eines Handwerkers und ſpäteren Wirthes geboren wurde und als Vorläufer Schmidts von Werneuchen ſang:

Schön fließt die Havel dort
Um kleine Inſeln fort.

---

*) Nach ungedruckten Briefen von Ewald an Kleiſt, die S. 304 vollſtändig angehängt ſind, ſo wie nach Nicolai's Mittheilungen über Ewald und über Kleiſt in Bieſters neuer berliner Monatsſchrift, 20. Band, und nach Juſti's empfehlenswerthem Leben Winckelmanns. Vergl. oben S. 138.

Wer denkt aber, indem er dieſe Worte lieſt, nicht an das anmuthige, kahn- und muldenförmig in der Havel ruhende Pichelswerder?

Unſer Budikersſohn Ewald führte nur die echt märkiſchen Vornamen Johann Joachim. Nicolai, der ſeinen Taufſchein vor ſich hatte, bezeugt es. Nicolai fand unter Ewalds gedruckten Sinngedichten nicht allein mehrere von Kleiſt, ſondern ſogar eins, das er ſelbſt verfaßt hatte. Ohne aus Ewald auch nur einen Dichter zweiten Ranges machen zu wollen, bedauere ich doch, daß gar zu wenig von ſeinen größeren Gedichten auf uns gekommen iſt. Ewalds politiſch-hiſtoriſche Lieder behandelten die bekannten Themata jener Zeit, das Erdbeben zu Liſſabon u. ſ. w. Friedrich ſoll zum Apollo werden und theſſaliſch ſeine Flur. Bekanntlich wurde aber Friedrich kein Apollo. Daher mag es auch der Muſe Ewalds nicht leicht geworden ſein, über ihren Berg wegzukommen und von Spandaus Flur auf die Schule in Berlin zu gelangen. Ehe Gleim beim halberſtädter Dome ſeine Bude als Maecen der deutſchen Dichter aufgeſchlagen hatte, konnte ein ſogenannter witziger Kopf in Deutſchland einen Beſchützer beinahe nur bei der franzöſiſchen Colonie finden, deren Einfluß man in keiner Weiſe unterſchätzen muß und die allein ſchon Friedrichs frühe und überwiegende Beziehungen zur franzöſiſchen Literatur erklären würde. Wirklich fand dann auch Ewald, der ſeit 1744 das cölniſche Gymnaſium in Berlin beſuchte, einen Gönner in einem Prediger der „franzöſiſch-werderſchen Kirche“, welcher den Titel eines Geheimen Raths führte. Er hieß Achard, und zahlte noch 1758 für Ewald 50 Thlr. aus. Bloß auf Ewalds Moralität ſcheint Achard keinen veredelnden Einfluß geübt zu haben, wenn dieſer auch ſpäter ſeine Univerſitätsſtudien in der Art abſolvirte, daß er bald als Juriſt, bald als vornehmer Erzieher ein Unterkommen fand. Ueber keinen einzigen Tag in Ewalds Leben ſind wir ſo genau unterrichtet, als über den erſten Weihnachtstag 1755. An dieſem Tage aber fürchtete Nicolai bereits nach früheren Erfahrungen mit Ewald einen Exceß von Seiten deſſelben, als er in Berlin in etwas peinlicher Form die Aufforderung erhielt, ſogleich zu Ewald, dem Auditeur von Potsdam, in das Wirthshaus zum Schwan in Charlottenburg zu kommen. Indeſſen machte ſich Nicolai auf den Weg. Im Schwan zu Charlottenburg fand er Ewald mit einem langen wohlgewachſenen Herren von einnehmender Geſichtsbildung, der aber todtenblaß war. Ewald war ſehr verlegen und bezeichnete den fremden als den bekannten Herrn von Blumenthal, der mit ihm von Potsdam herüber gekommen ſei. Man ſetzte ſich. Ewald ſprach wenig und abgebrochen, der Herr von Blumenthal noch weniger und das wenige noch abgeriſſener. Endlich aber ſagte der fremde: „Lieber Nicolai, ich bin nicht Blumenthal, ich bin der unglückliche Kleiſt.“

Man denke ſich Nicolai's Erſtaunen! In Betreff des Auditeurs Ewald, deſſen Freundſchaft mit dem Dichter Ewald von Kleiſt wohl ſchon damals nicht unbekannt war, konnte er ſich nun allerdings völlig beruhigen. Jetzt war ſein erſter Gedanke, daß Kleiſt das Unglück gehabt haben müſſe, Jemand im Duell zu erſtechen. Bald aber klärte ſichs noch anders auf. Kleiſt hatte ſchon mehrmals und beſonders in den langen trüben Wintertagen an Melancholie gelitten. Sie ſoll aus körperlichen Urſachen entſtanden ſein, ſchien aber „durch ſeine zarten Empfindungen“ vermehrt zu werden. Ein ſolcher Anfall hatte ihn ſeit einigen Tagen ſo ſtark ergriffen, daß er faſt einen Selbſtmord verſucht hätte. Das Bewußtſein von ſeinem Zuſtande verſenkte ihn immer tiefer in eine beinahe troſtloſe Traurigkeit. Jedermann bedauerte ihn. Da der Dichter von ſeinen Freunden nicht zu bewegen war, in Geſellſchaft zu gehen, wodurch man ſeine Schwermuth zu zerſtreuen hoffte, ſo kommandirte ihn ſein General, der Prinz Heinrich, gnädigſt nach Berlin zum Carneval ab, wo er durchaus nur die Opern und die Redouten fleißig beſuchen ſollte. Es wurde ihm anbefohlen, unverzüglich dahin abzureiſen. Wider ſeinen Willen mußte Kleiſt gehorchen. Johann Joachim Ewald begleitete ihn. Aber ſchon eine Viertelmeile von Potsdam entfernt, erklärte Kleiſt es für unmöglich, in ſeiner jetzigen Stimmung vor Menſchen zu erſcheinen. Aller Vorſtellungen ungeachtet, ließ er nach Charlottenburg ablenken, wo er bleiben und niemand ſehen wollte. Ewald war in der größten Verlegenheit. Er fürchtete von der Einſamkeit in Charlottenburg noch ſchlimmere Folgen als in Potsdam. Seine Verantwortlichkeit ſuchte er umſonſt dadurch zu verringern, daß er noch einige Freunde Kleiſts aus Berlin zu dieſem unheimlichen Beiſammenſein nach Charlottenburg einzuladen vorſchlug. Endlich ſiegte bei Kleiſt der Wunſch, Nicolai zu ſehen, welchen er noch nicht kannte. Er geſtattete, daß ein Bote an dieſen abging. Aber auch dieſe Einladung gereute ihn, als kaum der Bote fort war. Plagte ihn doch der Gedanke, daß ihn Jedermann verachten müſſe, weil er ſich in einem Zuſtande des Wahnſinns befinde, wodurch ſeine Ehre angegriffen ſei. Und da er ſich auf dem Zettelchen, welches dem Boten übergeben war, von vorn herein die Nennung ſeines Namens verbeten hatte, ſo erzwang er von dem Auditeur das Verſprechen, ſeinem literariſchen Freunde Nicolai nicht zu entdecken, wer der Unglückliche ſei, ſondern ihn — Blumenthal zu nennen.

Ewald und Nicolai ſuchten nun Kleiſt zu überzeugen, daß er ſich keineswegs in einem Zuſtande befinde oder befunden hätte, in welchem ihn irgend ein Menſch verachten könnte. Auch bezeugte Nicolai ſeine ungeheuchelte Freude, den Dichter von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen. Dieſe Reden fielen auf einen guten Boden. Zwar mußte der Auditeur noch dem Bedienten befehlen, den Offizier zu beobachten, als dieſer auf den Hof hinausging, damit er ſich nicht doch noch das Leben nähme. Aber trauliche Geſpräche über die Poeſie erheiterten ihn mehr und mehr. Da er wegen heftiger Kreuzſchmerzen nicht gehen konnte, ſo wurde eine Spazierfahrt gemacht. Man fuhr aufs freie Feld. Es war am Abende eines hellen Wintertages. Die Abendröthe blickte durch die beſchneiten Bäume. Sie röthete den Horizont und die benachbarte Spree. Kleiſt gerieth in eine Art von Entzückung. Der Dichter des Frühlings deklamirte mit Innigkeit einige Verſe aus ſeinem angefangenen „Winter“. Endlich ſtimmte der Auditeur Ewald das Lied von Gleim an:

O Bachis, laß Sorgen und Grillen
Dir Herz und Gedanken nicht füllen!

Kleiſt ſchien nun immer poetiſcher, Ewald ſchien immer toller zu werden. Selbſt Nicolai, der Aufklärer, wurde gemüthlich. Er hielt ein ausgelaſſenes lateiniſches Citat für angebracht. „Dulce est desipere in loco!“ bemerkte er. Aber o wehe! „Ja, desipere, desipere!“ rief Kleiſt nun aus. „Das iſt mein Fall! Das wiſſen Sie. Das ſieht Jedermann. Desipere, desipere! Ich bin entehrt vor aller Welt! Desipere! desipere!“ Voller Schrecken ſuchte Nicolai das unſelige Wort zu entſchuldigen. Es hielt ſchwer. Mit der reizenden Winterſpazierfahrt der drei literariſchen Freunde war es zu Ende. Der Kutſcher des Herrn von Kleiſt mußte umwenden. Jedoch fuhr die ganze traurige Geſellſchaft noch ſpät abends in der Kutſche nach Berlin. Hier ſah Kleiſt faſt niemand, und Prinz Heinrich, der auch hier war, lud ihn vergeblich zur Tafel. Dagegen genas er pflichtſchuldigſt von ſechzehn Flaſchen burgunder, welche ihm dieſer Prinz, ſein General, als Arznei ſchickte. Noch in Berlin dichtete er die Einladung aufs Land, worin er Ewald, ſeinen „Thyrſis“, als biederer Landedelmann, auf ſein Gut einladet, um fern von der Pracht des Hofes auf öden Fluren das Wild im bereiften Graſe zu verfolgen und „Den langen Abend zu verfliſtern“ in Geſellſchaft von Lalage und ſeiner eigenen Chlöris. Wie ſehr wir uns nun aber auch durch dieſe Einladung aufs Land angezogen fühlen mögen, ſo beweiſt doch der Vorfall in Charlottenburg, daß auch der Lichtpunkt in Ewalds Leben, die Freundſchaft mit Kleiſt, ihre Schattenſeiten hatte. Intereſſanter und lohnender, als dies weiter auszuführen, wird es ſein, nach einer Erklärung für den grellen Vorfall in Charlottenburg zu ſuchen, und ihn zugleich als Schlüſſel für das Verſtändniß von Kleiſts noch immer in manchen Punkten dunkler Perſönlichkeit zu benutzen.

Zunächſt muß geſagt werden, daß an eine Anwandlung von wirklichem Wahnſinn bei jener Scene gar nicht zu denken iſt. Kleiſts „Hypochondrie“ ging aus einem kranken Körper hervor, den er, obgleich von Jugend an mehr einem vornehmen dolce far niente zugeneigt, gerade um die Zeit ſeiner erfolgreichſten literariſchen Produktionen, durch verdoppelte Anſtrengung als Offizier im Dienſte, in großer Anſpannung hielt und überreizte. Für dieſe Pflichttreue fehlte ihm nur die Anerkennung einiger Kameraden, die ihn ſtündlich beobachten konnten. Zeigen doch ſeine gelegentlichen Schlachtberichte, daß er der damaligen neueſten Strategie ſich mit der ganzen Fülle ſeines nicht unbedeutenden Geiſtesvermögens auf eine nicht gemeine Art bemächtigt hatte. So ehrten denn auch in der Regel die Generäle und die Prinzen durch ihr Benehmen gegen ihn den geiſtvollen Offizier, mit deſſen Antworten der König ſelbſt ſehr zufrieden geweſen war, als er ſich nach ſeiner Ankunft bei der preußiſchen Armee ausführlich über die Beſchaffenheit des däniſchen Heeres, über die Kriegseinrichtungen in Norwegen und andere militairiſche Dinge mit ihm unterhalten hatte.

Seit 1757 war Ewald Gouvernementsauditeur bei der preußiſchen Armee in Dresden. Halle, Leipzig und Dresden waren damals noch weit intereſſantere Orte als jetzt, und faſt an allen drei Orten waren die Freunde Ewald und Kleiſt wie zu Hauſe. In Halle lebte bis 1743 der Kanzler Ludwig. Schon der Annahme der preußiſchen Königskrone hatte er ſeine Schrift de auspicio regis auf dem Fuße folgen laſſen. Beim Tode Karl VI. hatte er ſeine Gründe, weshalb Preußen Schleſien fordern könne, an Friedrich II. geſandt, und war von dieſem dann mit Auszeichnung empfangen. Bei ſeiner Rückkehr hatte er den Studenten vom Katheder herab angezeigt, welcher Ehrentitel ihm nun zunächſt zugedacht war. Er verzeichnete ſie alle auf ſeinen Schriften und fügte dann noch ein „et caetera“ hinzu, obgleich er nur den Beſitz eines Landhauſes bei Halle wegließ, welches eben deshalb noch vor dreißig Jahren „Ludwigs Etcätera“ hieß, ganz in ähnlicher Weiſe, wie der berliner ſein „Nähnadelsruh“, das ein Schneider von ſeinen Erſparniſſen baute, gekannt hat. War dieſe Kathedergröße in Halle nun aber doch ſchon vorübergegangen, ſo war dagegen an jenem Orte die Begründung der neuen Wiſſenſchaft der Aeſthetik noch nicht völlig beendigt. Der erſte Band von Baumgartens*) Aeſthetik war 1750 erſchienen. „Da die Weltweisheit (ſagt ein Zuhörer Baumgartens) größtentheils geübt und gelehrt wurde von denen, die durch Leſung ihrer düſtern Vorgänger in derſelben der Empfindung wenig Raum laſſen können und dieſelbe gleichſam mit einer harten Haut überziehen laſſen: ſo hat man uns durch ein Labyrinth metaphyſiſcher Spitzfindigkeiten und Umſchweiſe geführt, die am Ende vornehmlich gedient haben, ungeheuere Bücher auszuhecken und durch Ekel zu ermüden. Aus dieſen Gründen iſt die Kunſt von philoſophiſchen Betrachtungen ausgeſchloſſen geblieben und die großen allgemeinen Wahrheiten, die auf Roſen zur Unterſuchung der Schönheit und von dieſer näher zur Quelle derſelben führen, da dieſelbe nicht auf das einzelne Schöne angewendet und gedeutet worden, haben ſich in leere Betrachtungen verloren.“ Allerdings hatte Baumgarten die Verbindung der Philoſophie mit den ſchönen Wiſſenſchaften einen Schritt weiter geführt als Gottſched. Aber die Metaphyſiker, die „ſeit die Obrigkeit es erlaubte, zu Halle wie die Pilze nach einem warmen Regen emporſchoſſen“, betrachteten nach Juſti's Ausdrucke „die Welt des Schönen im Grunde nur als eine Verhüllung philoſophiſcher Wahrheiten, welche von ihnen die Rücküberſetzung ins Intellectuelle erwarten.“

In den Kreiſen dieſer halliſchen Philoſophen war Ewald wohl bekannt. Er wies auch Kleiſt während des Feldzuges in dieſelben zu einer Zeit, da der Profeſſor Meier der jungen Wiſſenſchaft der Aeſthetik beſonders durch eine ſchöne Frau Ehre machte. „Ich küſſe Sie (ſchrieb Ewald 9. März 1857 aus Dresden an Kleiſt, nachdem er ſich vorher einen nähern Bericht über Frau Meier ausgebeten hatte): Sie, nicht die Frau Meiern.“

Wie einflußreiche Verbindungen Ewald auch in Dresden hatte, ſo ſuchte er ſich doch bald auswärts unter der Hand eine andere Stelle. Ja, er gab die ſeine freiwillig auf, als ihn, wie es ſcheint, ein früherer Beamter des Grafen Brühl, namens von Egerland, umſonſt mit nach England nehmen wollte. Zwiſchen Leipzig und Halle reiſten ſie an Kleiſt vorbei. „Ums Himmels Willen! (ſchrieb Gleim bald darauf in einem ungedruckten Briefe an Kleiſt aus Halberſtadt) warum ſage ich Ihnen nicht vor allen Dingen, daß Herr Ewald bei mir geweſen und mir einen Gruß von Ihnen überbracht, aber auch ſogleich ſeine Reiſe fortgeſetzt hat? Eben deswegen, weil er dies gethan und ſich weder durch Bitten, noch Flehen keine Stunde hat wollen aufhalten laſſen, bin ich ſo wenig mit ſeinem Beſuch zufrieden, daß ich ihn lieber nicht gehabt hätte. Ueberdem kann ich nicht leugnen, daß die Art und Weiſe, mit welcher er die Reiſe unternommen hat, und einige andere Umſtände, die ich nicht ſchreiben kann, mich überreden, daß er nicht mit gehöriger Behutſamkeit ſich dazu entſchloſſen habe und dabei zu Werke gegangen ſei. Meiner Seits hätte ich die Reiſe nach England mit Jemand, der in des Gr. v. B. Dienſt geweſen iſt, bei jetziger Zeit nicht gethan. E. kann, ſo ehrlicher Mann er iſt, ſich deshalb verdächtig machen. — Ich habe mich nicht entbrechen können, ihm meine Bedenklichkeit zu ſagen, aber er meinte, er wäre auf alle Weiſe für alle Ungelegenheiten ſicher. Man kenne ihn zu gut, als daß man einigen Verdacht auf ihn ſollte ſchöpfen können. — Noch eine Bedenklichkeit iſt, daß er ſich in ein Land, wie England iſt, wo man mit wenig Geld nicht fortkommen kann, mit gar nichts begiebt und es auf ein Gerathewohl ankommen läßt. Ich habe einen Bekannten gehabt, einen Hegemeiſter aus Küſtrin, der auf dieſelbe Weiſe ſehr unglücklich geworden iſt. Die Neigung zu Reiſen war bei ihm eine Krankheit und brachte ihn um Alles. Herr Ewald kommt mir ebenſo vor. Er bat auch um Vorſchuß, ich gab ihm, was ich hatte, 60 Thaler. Aber damit kommt er nicht übers Meer. Schreiben Sie mir doch nur mit zwei Worten, ob meine Bedenken gegründet ſind oder nicht." Hieraus geht auch hervor, daß Gleim nicht einmal über Ewalds Verhältniß zu dem Herrn von Egerland, der ihn, wie ſchon geſagt, umſonſt mitnahm, vollſtändig aufgeklärt war.

---

*) Vergl. über ihn Fr. d. Gr. u. d. d. Lit. S. 61.

Vom Geſandten Mitchell empfohlen, hatte Ewald, der in der Ausgabe ſeiner Gedichte von 1757 Thomſons Jahreszeiten in vortrefflicher deutſcher Proſa überſetzt hatte, Zutritt bei Hofe, beim Parlament und in der Akademie in England. Er lernte nach ſeiner Ausſage in England „mehr gute Menſchen" kennen, als er bis dahin in der Welt geglaubt hatte. Bald aber verließ er England wieder, wenn auch „mit Thränen, jedoch nicht" zu ſeinem Schaden. Der Geheimerath Cothrum und der Stallmeiſter von Brandt empfahlen ihn dem Erbprinzen von Heſſen-Darmſtadt, der ihn zum Hofrath ernannte und ihm „die Erziehung dero jungen Printzens unter gantz guten Bedingungen" anvertraute. Bei Walther in Amſterdam erhob er 50 Thlr. auf einen Wechſel, den ihm Kleiſt irgendwann als Vorſchuß gegeben hatte. Mit dieſem Gelde reiſte er nach Ems. Dort traf er im Herbſt 1757 mit ſeinem Erbprinzen zuſammen. In einem verloren gegangenen Gedichte (O Pyrrha, preß' die Purpurtrauben) beſang er den ſchönen Herbſt. Bald glaubte er ſich vom ganzen Hofe geliebt. Von Ems aus machte er Ende Oktobers oder Anfang Novembers Reiſen an den zweibrückiſchen und durlachiſchen Hof und war am 5. November 1757 in Straßburg. Es war dies der Tag der Schlacht bei Roßbach. Die Nachricht von dieſer Schlacht brachte ihm ſein Erbprinz, wie es ſcheint, ſchon wieder in Ems ſelbſt, „für Freuden" zitternd an das Bett. Der Erbprinz weckte nach Ankunft der Stafette, welche die Nachricht brachte, alle ſeine Leute. Am andern Tag wurde der Sieg gefeiert. Es gab Muſik, Ball und alles im Ueberfluß „auf Koſten des Herrn Landgrafen", welcher den Prinzen in Ems frei hielt. Ewald ſchrieb noch ein Gedicht auf die Schlacht bei Roßbach*). Seine nächſte Adreſſe (ſchrieb er den 14. November 1757 an ſeinen Kleiſt) ſei nun Buchsweiler, bei Straßburg, wo er vielleicht ſein Amt als heſſendarmſtädtiſcher Prinzenerzieher erſt wirklich antreten ſollte. Er dachte an einen baldigen Ausflug nach Paris. Allein die Hauptſache war ihm doch, daß ſein Erbprinz zugleich in preußiſchen Dienſten ſtand. Die Frau Erbprinzeſſin war beim preußiſchen Hofe in Magdeburg wie zu Hauſe. Und ſo ſchien ſich auf jede Weiſe dem Poeten von Spandau nun die Ausſicht zu bieten, als Erzieher, als Hofmann oder geradezu als Faktotum des Erbprinzen aus den Rheinlanden in die Nähe Friedrichs und Kleiſts oder doch in die Nähe Gleims und der preußiſchen Prinzeſſin Amalia zurück zu gelangen. Wie anders aber war dies alles im Rathe der Götter beſchloſſen! Allerdings blieb der Erbprinz ſogar als Landgraf Ludwig IX. ſeinen preußiſchen Sympathien getreu und fand ſein ganzes Glück in einem nach preußiſchem Muſter gebrüllten Grenadier-Regiment. Nachdem Ewald aber dann ſein Hofrathsamt entweder freiwillig aufgegeben, oder durch den Erbprinzen, der ſpäter als Landgraf den braven Staatsmann von Moſer und den biedern Matthias Claudius nicht zu ihrem Glücke nach Darmſtadt zog, ohne Penſion wieder verloren hatte, wandte ſich der darmſtädter Hofrath in dem Todesjahre Kleiſts einem Staatsleben und ſolchen Verhältniſſen zu, welche denjenigen in Preußen und an den deutſchen Höfen geradezu entgegengeſetzt waren: er ging nach Rom.

---

*) Es hat ſich in einer Abſchrift von Herders Hand in Herders Nachlaſſe (nach mündlicher Mittheilung des Hrn. Dr. Suphan) gefunden.

„Sollen wir Stürme herbeiwünſchen, da wir eine ſo ſchöne Windſtille genießen?“

So ſagte mit einem Seitenblicke auf Preußen der heilige Vater einſt ſelbſt zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges. Und man brauchte gerade kein Mönch zu werden, um dieſe angenehme Windſtille in Rom mit genießen zu dürfen. Ein über eine Binde geſchlagener blauer Streifen mit weißem Rändchen, ein ſeidener Mantel, nur ſo lang wie der Rock, und ein ſammtnes Unterkleid verhinderte damals in Rom niemand, die Oper zu beſuchen oder den Cicisbeo zu ſpielen. Es war das die Tracht der Abaten bei Hofe. Solche Abaten ſtanden auf allen Straßen und Plätzen Roms zu hunderten, waren oft zerriſſen und bloß und hatten nichts zu thun, als die vorübergehenden zu betrachten. Ihren Lebensunterhalt verdienten ſie als Ciceronen, ja als Domeſtiken in vornehmen Häuſern. Die feineren nährten ſich von Chocoladen, die ihnen bei ihren Morgenviſiten vorgeſetzt wurden.

Gar manche Italiener kamen im vorigen Jahrhundert über die Alpen, um mit ihrem lebhafteren Naturell, welches ja auch den großen Friedrich beinahe ebenſo ſehr anzog als der franzöſiſche Volkscharakter, im Norden ihr Glück zu machen. Sie fanden hier Profeſſorenſtühle und Geſandtſchaftspoſten und heiratheten ſchöne, friſche und lebensvolle deutſche Frauen, von denen ſie mit einer Menge von Kindern beſchenkt wurden. Dahingegen unſere Gelehrten in Rom zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges miſchten ſich unter die Mönche, blieben unverheirathet und ſchlugen Purzelbäume mit den zahlreichen Kindern ihrer Freunde, der Maler, bei denen ſie an den römiſchen Faſttagen zu ſpeiſen pflegten. Anſtatt in Italien auf die Erwerbung von Rittergütern zu denken, wie die Italiener in Deutſchland, überließen ſie ſich dem einſamſten Nachdenken über die Vorzeit in der träumeriſch beſchaulichen Stimmung römiſcher Gärten, in denen ſich jene wilde Poeſie entwickelt hatte, deren Entſtehen Juſti mit folgenden Worten erklärt: „Der Herr ſtirbt, ſeine Güter werden getheilt, weder Neffen noch Söhne finden das Haus des Vorjahren nach ihrem Geſchmacke; ſie vernachläſſigen es. In drei bis vier Generationen wird eine Fläche Feld beackert, die man mit Millionen nivellirt und mit Statuen, Vaſen und Laubgängen bedeckt hatte.“ Es verlohnte ſich wohl der Mühe, ſich in ſolchen Gärten den Weg durch Sträucher und Gebüſche voll Schlangen und Eidechſen zu bahnen. Fand man doch überall um Rom jene nackten Ziegelmauern ausgeſäet, die einſt marmorbekleidete Paläſte mit vielen Statuen und Gemälden geweſen waren. Und alle dieſe Gärten fanden unſere Landsleute damals wie jetzt ſelbſt im Winter voll Orangen, Lorbeern und Cypreſſen.

Aber dennoch würde man irren, wenn man glauben wollte, daß Italien ihnen auch damals nichts geboten habe, als dieſe ſchattigen Lorbeerwälder und Alleen von hohen Cypreſſen, und dieſe Spaziergänge, die ſich bei einigen Villen eine Viertelmeile weit am Gatterwerke von Orangen hinzogen. Die ausgezeichnetſten unter dieſen Fremdlingen in Rom genoſſen dort, wenn ſie auch kaum für ſich ſelbſt da eine bleibende Stätte fanden, doch noch eine ganz andere Gaſtfreundſchaft als diejenige, die Winckelmann im Auge hatte, da er ſchrieb, er wolle ſein Leben mehr genießen und niemals mehr zu Hauſe eſſen, ſondern alle Zeit bei Cardinälen und guten Freunden. Damals fehlte es in Rom nicht an Geiſtlichen, welche dort im Mittelpunkte des ehemaligen Römerreiches, von ſo vielen Antiken beſtändig umgeben, einen Schatz von archäologiſchen Kenntniſſen gleichſam ererbt und durch profane Literaturſtudien erweitert hatten. Durch dieſe Kenntniſſe glänzten ſie zwar in jeder Geſellſchaft; aber dieſelben durch den Druck bekannt zu machen, fehlte der Antrieb, ja, wenn man nicht die Koſten der Veröffentlichung tragen wollte, ſogar die Gelegenheit. Es iſt, wie die Sache in Juſti's Leben Winckelmanns jetzt erſcheint, keine Frage mehr, daß ſelbſt Winckelmann, indem er ein Syſtem der Alterthumswiſſenſchaft aufſtellte, materiell doch vielfach nur die ſchwerfällige archäologiſche Gelehrſamkeit dieſer Römer in gangbare Münze ſchlug. Um ſich von dieſem allen eine deutliche Vorſtellung machen zu können, muß man wiſſen, daß z. B. Giacomelli, Hausprälat und geheimer Kaplan des Papſtes, den Ariſtophanes überſetzt hatte und den Machiavelli als Stilmuſter hinſtellte, während er ſpäterhin als Sekretair von berüchtigten Bullen und Breven die Sprache der alten Bullen und Breven mit Kraft, Majeſtät und Salbung handhabte. Endlich unter Ganganelli geſtürzt und ſogar verachtet, tröſtete er ſich beſonders mit Muſik und mit Xenophon und Plato. Von den gewöhnlichen Antiquaren ſprach Giacomelli ſtets mit ſouverainer Verachtung. — Während bei den Römern die Alterthumswiſſenſchaft „meiſt ein Epheu ihrer Ruinen“ war, ſich auf römiſche Dinge bezog und auf römiſche Intereſſen und Geſichtspunkte beſchränkte, breitete ſich der Horizont bei manchen Norditalienern gleich etwas weiter aus. So entzückte Paul Maria Paciaudi aus Turin ſchon in ſeiner erſten Predigt über den heiligen Thomas die frommen Zuhörer durch die Schilderung von römiſchen Triumphen, Triumphbögen, Triumphkronen, Trophäen, Wagen, gefeſſelten Königen und Städtebildern.

Solche gelehrte Theologen aber waren es nicht allein, welche damals mit ihrem antiquariſchen Wiſſen Italien den Humaniſten aus Deutſchland intereſſant machten, unter denen ja aber Winckelmann auch eigentlich ein Theologe war, welcher während er mit ſeinen Cardinälen im Wagen ſaß, am liebſten daran dachte, was wohl ſein altmärkiſcher Superintendent dazu ſagen würde, wenn er ihn ſo in Rom herumfahren ſähe. Auch die reiſenden Maler trugen bereits zum Wohlbefinden der deutſchen Gelehrten in Italien bei und vielleicht ebenfalls mehr als in neuerer Zeit. Da war vor allen Dingen der Maler Raphael Mengs, damals mit 1200 Zechinen jährlich als premier peintre du Roi de Pologne „mit einem gewiſſen Vorzuge in Rom.“ Von Mengs rührte nach der Meinung aller, denen Winckelmann in Rom nahe ſtand, die künſtleriſch-techniſche Einſicht in den Werken des letzteren her. Aber auch die einzige Schrift von Mengs „Gedanken über die Schönheit und den Geſchmack in der Malerei“ verdanken wir lediglich dieſem Verkehr mit Winckelmann. Ein bis zwei Jahre nach der Ankunft von Ewald in Italien ging Mengs nach Madrid an den Hof, wo er ſechstauſend Thaler jährlich, freie Wohnung und freie Maulthiere erhielt. Dort wurde er mit Klopſtocks

Bruder, dem feinſinnigen Kunſtkenner*) bekannt, der ſeine „Gedanken über die Schönheit“ 1766 neu herausgeben wollte, weil die erſte Auflage von Füßli entſtellt ſei. Ein junger Engländer, Namens Webb, ſcheint ſich ſogar noch 1771 dadurch einfach einen Namen erworben zu haben, daß er die Anſichten über die Kunſt von Raphaël Mengs irgendwie für die ſeinen ausgab.

Ich habe ſo eben die Kreiſe der Künſtler und geiſtreichen Leute in romaniſchen Landen damaliger Zeit, in denen auch unſer ſpandauer Dichter Ewald (gleich Mengs und Winckelmann als Convertit) gelebt haben wird, im allgemeinen geſchildert. Ich weiß aber über Ewald nichts beſonderes anzuführen. Daß ihn ein Kunſtintereſſe zuletzt nach Italien zog, wie ihn das Intereſſe an der engliſchen Literatur vorher nach England gerufen hatte, dürfte ſelbſt im Falle ſeiner unfreiwilligen Entlaſſung durch den Erbprinzen keine zu kühne Vermuthung ſein. War er doch auch nach ſeinen ungedruckten Briefen den Gleim und Kleiſt wohl an Bildung überlegen, wie er denn auch als Prinzenerzieher ſeine Stellung ausgefüllt zu haben ſcheint. Auch bleibt das wahrſcheinlichſte, daß ſein Wahnſinn ſchlechterdings erſt in Italien anfing und nur periodiſch war. Seit 1762, da er ſich nach Tunis oder Algier eingeſchifft haben ſoll, war er verſchollen. Somit können wir uns ſein Ende kaum viel weniger gewaltſam vorſtellen, als das von Kleiſt und von Winckelmann.

Je ſelbſtändiger Winckelmanns Arbeiten ſich abrundeten, um ſo näher trat ihm der Gedanke an eine Rückkehr ſelbſt nach Preußen. Die Geſchichte mit dem lutheriſchen Geſangbuche, welches er ſich kommen ließ, beweiſt am beſten, daß ſelbſt in dem ehemaligen Theologen Winckelmann, und in ihm vielleicht mehr als in Johann Heinrich Voß und anderen Philologen, noch ein Stück von einem Landpfarrer von Grünau zurückgeblieben war. Als ihm aber Anträge aus Preußen kamen, fürchtete er 1766 bei der bekannten Sparſamkeit des Königs, hier nur „eine geringe Figur“ machen zu können. Daher nahm er bei dieſer Gelegenheit den Mund recht voll und bramarbaſirte faſt wie ein Königsmörder: „Ich bin ein wildes Kraut, meinem eignen Triebe überlaſſen aufgewachſen.“ Aber erſt nachdem die Verhandlungen geſcheitert waren, ſchrieb Winckelmann wieder in einem ähnlichen Tone: König Friedrich „weiß nicht, daß man einem Menſchen, welcher Rom gegen Berlin verläßt und ſich nicht anzutragen nöthig hat, wenigſtens ebenſo viel geben müſſe, als Jemand, welcher von Petersburg gerufen wird . . . Ich verlaſſe nicht das Eismeer wie Euler oder die Froſchpfützen von Holland wie Gatt, ſondern den ſchönſten Ort der Welt . . . Ich kann mit ebenſo viel Recht ſagen, was ein Kaſtrat in einem ähnlichen Falle in Berlin ſagte: Ebbene! faccia cantare il suo generale!“

Für Winckelmanns Schattenſeiten war es denn doch ſehr charakteriſtiſch, daß dieſer römiſche Convertit, den beſonders auch der kriegskundige Quintus Icilius, ſein Univerſitätsfreund aus Halle, nach Preußen zurückzuführen geſucht hatte, ſich nicht ſcheute, eine jedenfalls zweiſchneidige Aeußerung von einem italieniſchen Kaſtraten über die preußiſchen Generäle, welche auf ihre Art in den Schlachten des ſiebenjährigen Krieges ja auch ihr Lied zu ſingen verſtanden, für ſich anzuführen. Verführt durch den Eifer ſeiner Freunde und eine unvorſichtige Aeußerung Nicolai's, hatte Winckelmann als Friedrichs Bibliothekar 2000 Thlr. verlangt. Nach Aufſtellung dieſer Forderung aber war alles vorbei, denn Friedrich meinte, daß für einen deutſchen Bibliothekar 1000 Thlr. genug geweſen wären.

---

*) Friedr. d. Gr. u. d. d. Lit. S. 149.

Juſti bemerkt hierzu in ſeinem „Leben Winckelmanns“ noch: „Wie er vermuthete, verwechſelte ihn der König mit einem ehemaligen Auditeur von Prinz-Heinrichs-Regiment aus Spandau, Ewald, einem Dichter von Epigrammen, „„einem irren Menſchen““, der ihn „„nackt und bloß““ 1759 in Rom aufgeſucht und viel geplagt, endlich gar verführt hatte, um ihm aus ſeiner Noth zu helfen, „„ſich in das Bekehrungsgeſchäft zu mengen““; es war ſein erſter und wie es ſcheint auch letzter Bekehrungsverſuch.“

Die Verwechſelung würde man dem König Friedrich, wie er gegen die deutſchen Autoren nun einmal war, um ſo mehr zu gute halten müſſen, als Ewald und Winckelmann die gleichen Vornamen Johann Joachim führten.

Noch ſehr lange zitterten, bis in den hohen Norden hinein, die Lebenswellen der Männer aus den künſtleriſchen Kreiſen Winckelmanns in Italien von den Stürmen nach, welche neidiſche Götter zur Strafe für die ſchöne genoſſene italieniſche Windſtille des Papſtes ihnen nachzuſenden ſchienen. Wiedewelt, der ungefähr ein Jahr vor Ewalds Ankunft in Italien aus dieſen Kreiſen geſchieden war, legte den Grund zur Verbreitung des guten Geſchmackes in Dänemark, ward Direktor der Akademie in Kopenhagen und ſchuf unter anderem jene herrlichen Marmorfiguren, von denen ſchon unſer Klopſtock ſang:

Der Garten des Fürſten verdorrt und wächſt
Zu Geſträuch, über des Strauchs Wildniß hebt
Sich der Kunſtmeiſterſchaft Werk dauernd empor.

Mit einer Penſion von 500 Rigsdalern hatte Wiedewelt zwei greiſe Schweſtern und einen hilfloſen Freund zu ernähren. Als ein Schlagfluß ſeine Arbeitskraft gebrochen hatte, gab er ſich am 21. Dezember 1802 verzweiflungsvoll in den Fluthen des Peblings-Sees den Tod. Oehlenſchläger widmete ihm ein edel empfundenes Gedicht. Wiedewelt hatte 1792 ſein anſprechendſtes Werk geſchaffen: die Statue der Treue zur Seite des Freiheitsobelisken am Weſterthor, zum Andenken an die Aufhebung der Leibeigenſchaft, die in Dänemark unter den Augen Klopſtocks und Bernſtorfs auf eine tiefe und gedankenvolle Art wo nicht begonnen, ſo doch vollendet war. Oehlenſchläger gedenkt dieſes Bildes der Treue, die nun klagend zu ſtehen ſcheint, hingewandt nach dem See, wo ihr Meiſter den Tod fand. Die Hand, die ſie auf den Buſen legt, ſchien nun der Ausdruck eines untröſtlichen Schmerzes. Und ſomit paßt dann auch auf Wiedewelt das Motto aus Juvenal, welches Juſti auf Winckelmanns Leben ſchrieb, und welches ungefähr ſo lautet: Nicht leicht tauchen Diejenigen zu Anſehn und Glück empor, welche ſich voller Tugenden und Anlagen aus einer armen und engen Häuslichkeit hervordrängen müſſen. Weſſen Vaterhaus aber war wohl beſchränkter geweſen, als das unſeres Budikerſohnes von Spandau? Seine Talente und Tugenden waren gleichfalls mäßig. Aber um ſich über dem Waſſer zu halten, war er, der in der deutſchen Literatur faſt nur als ſatiriſcher Epigrammatiſt verzeichnet wird, in Livorno ſogar Bettelmönch geworden! Alles umſonſt!

Deſto glücklicher und erfolgreicher — wenn auch bloß in ihrer Art — wurde die nachmalige Regierung ſeines Hauptzöglings, welchem Ewald vielleicht ſchon etwas von den franzöſiſchen Sympathien eingeflößt hatte, die er in Achards Hauſe eingeſogen haben mochte. Dieſer Schüler Ewalds hieß als letzter Landgraf von Darmſtadt Ludwig X., und als erſter Großherzog von Heſſen Ludwig I. Er ließ ſeine deutſchen Soldaten für Napoleon kämpfen bei Jena, Wagram * und Leipzig, ja, in Spanien. Er ſtarb erſt 1830. Der jetzige Großherzog Ludwig III., an deſſen Hofe der verſtorbene David Friedrich Strauß beim Damenthee ſeine glatten Vorleſungen hielt, die ſpäter unter dem Titel „Der alte und der neue Glaube" gedruckt ſind, iſt der Enkel von dem Zöglinge des Bettelmönchs von Livorno.

* * *

Ich laſſe nun die vorerwähnten Briefe folgen:

Liebſter Kleiſt

Ich wünſche Ihnen zwar zu Ihrem avancement Glück und bin gewiß derjenige unter Ihren Freunden der am meiſten Antheil daran nimmt, es ſolte mich aber ſehr betrüben, wenn Ihnen Ihre Verſetzung, mein liebſter Kleiſt, nicht auf einige Art als vortheilhaft vorkommen ſolte. Der König kan nicht Ihre Verdienſte miskennen, er hat ſo manchen braven und verdienſtvollen officier unter die Sächſiſche Armee geſetzt, daß ich nicht glauben kan, daß er dadurch hätte deren und Ihre Condition verſchlimmern wollen, zudem ſo ſollen ja die ehemaligen Sächſiſchen Regimenter mit zu Felde, die Klugheit und die Tapferkeit wird alsdenn den Rang der Regimenter in der Armee beſtimmen.*) Des Printzen Heinrichs Königl. Hoheit haben ſich wegen Ihrer Verſetzung demonſtrativiſch gegen den Herrn von Brand gerechtfertiget und ihm den Brief vom Könige vorgezeiget, worin er der Vorſtellung des Printzen, Sie beym Regiment zu avanciren, zuwider, Sie unter Hauſen ſetzet, der Herr von Brand hat auch Ihre Nachricht von der letzten Affaire des Printz Heinrichs Regiments in Abſchrifft denen Printzen v. Preußen und Heinrich vorgeleſen, welche ſie mit dem größten Vergnügen angehöret und daraus die vortheilhaffteſten Begriffe von Ihrer Capacität geſchöpfet. Der Herr von Brand iſt Ihr wahrer Freund, er verſichert mich, daß die Printzen jetzt ſo für Sie eingenommen ſind, daß es ein Wunder ſeyn würde, wenn ſolches nicht künftig auf Ihr ferneres avancement Einfluß haben ſolte. Was hätten Sie nicht ehmals drum gegeben, um in eine andre Garniſon als Potsdam zu kommen, Ihre gegenwärtige Stellung dürfte Ihnen noch mehrere Vortheile mit der Zeit zuwege bringen, haben Sie alſo nur Gedult mein Liebſter, der Zufall kan mehr für Sie thun als alle Gunſt der Fürſten, die Anzahl Ihrer Freunde und die Achtung der Welt für Ihre Verdienſte richtet ſich nicht nach Ihrem avancement. Ich kan ſagen, daß Sie in Dresden eben ſo viel Freunde haben als in Berlin, ſie hätten alle gewünſcht, ſie hier durchreiſen zu ſehen, Sie werden von Allen herzlich gegrüßt. Ich bitte Sie den Regimentsquartiermeiſter vom Hauſenſchen Regiment zu grüßen, welchen ich als einen guten Mann Ihnen empfehle. Grüßen Sie doch auch von mir die Madame Padebuſchin bey der ich in Halle gewohnt habe**) und wo ich

---

*) Kleiſts eigene weitere Lebensſchickſale zeigen, daß ſein Freund Ewald, als er dies ſchrieb, gut inſtruirt war. Ueber Kleiſt vergl. meine Schrift „Friedrich der Große und die deutſche Litteratur" S. 71—87 und in vorliegender Schrift oben S. 175—211.

**) Schon als Student?

Sie im Quartier wünſchte, wenn Sie eine Weiſe in Halle ſtehen ſolten. Grüßen Sie auch von mir den Herrn Preſident Lamprecht, oncle des jungen Lamprechts den wir einmahl zum Auditeur ſchaffen wolten. Grüßen Sie auch von mir den Herrn Hofrath Leyer, der ſamt dem Herrn Lamprecht von mir ein beſonderer Gönner geweſen, und da mich (sic!) der Printz zu einer guten Stelle verhelfen will, ſo ſuchen Sie doch durch dieſe Männer dortherum eine gute Stelle für mich ohne Zeitverluſt auszuforſchen, ad interim bleibe ich in Dresden und werde ſuchen bey angenehmerer Witterung zu Ihnen eine Reiſe zu machen. Den Umgang des H. Preſident Lamprechts und Hofraths Leyers empfehle ich Ihnen beſonders, dieſes ſind die würdigſten Männer in Halle. Der Profeßor Joachimi iſt auch mein guter Freund in Halle geweſen, ich ſuchte ihn aber nicht ſeines entſetzlichen Gedächtnißes wegen, ſondern wegen ſeines ſchönen Mädchens die mich bey ihm gerührt hatte. Es iſt auch ein guter Mann, ſamt Meiern;*) ich bin mein liebſter Kleiſt ewig

Dresden d. 9. Martij 1757. Ihr treuſter Ewald.

Zwei Nachſchriften.

1) Schreiben Sie doch auch an Gleimen daß er mit wegen einer vacante für mich vigilirt. Wiederrathen Sie ihm ſeine Liebe zur Geſchichte. In ſeinen letzten Jahren mag er ſo was thun. Schreiben Sie mir doch, ob Ihr Regiment für's erſte nach Berlin gehen ſoll, wie man hier hat ſagen wollen.

2) Beſchreiben Sie mir doch der Frau Meiern ihre Schönheit, Sie ſoll Geſellſchaften lieben und Witz ſoll ihr nicht fehlen — ich küße Sie, Sie nicht die Frau Meiern. [Vergl. S. 298].

Mein allerliebſter Kleiſt,

Ihr Schreiben aus Leipzig habe ich allererſt vor 14 Tagen, als ich England verließ in Harwich, Hafen wo die Paket-Bote abgehen, durch eben den Herrn von Egerland erhalten, den Sie mit mir zwiſchen Leipzig und Halle begegnet ſind. Auch Ihre gütigſt mir vorgeſchoßne 50 Thlr. habe ich allererſt durch Wechſel von dem Herrn Walthern in Amſterdam gezogen und mit dieſen habe ich die Reiſe nach Embs in der Wetterau gemacht, wo ich gegenwärtig mich auf Empfehlung des Herrn Geheimen Raths Gothrums (?) und des Herrn Stallmeiſters von Brandt bey Ihrer Durchlaucht dem Herrn Erb-Printzen von Heſſen-Darmſtadt engagiret, welche mir die Erziehung dero jungen Printzens unter gantz guten Bedingungen anvertrauet und mich dabey zu dero Hofrath ernannt haben. Ich bin jetzt vollkommen glücklich und ziemlich geſund, wäre ich es nicht ſo würde mich es Embs noch machen: es quillt hier Geſundheit aus tauſend Quellen, das Wetter iſt noch gut und wir haben Holz, Gemächlichkeit und Verſorgung im Ueberfluß. Aber Sie, mein Wertheſter, daß Sie mehr und bloß wegen Ihrer Verſetzung ſo viel haben ausſtehen müßen, habe ich ſeit Erhaltung Ihres Briefes von dem Grunde meines Hertzens bedauert. Es freut mich indeß, daß Sie wiederhergeſtellt ſind und hoffe ich, daß Sie dieſe Campagne noch ein größer Glück machen werden, als was

---

*) G. F. Meier, der Schüler Baumgartens, des erſten Aeſthetikers, war geb. zu Ammendorf 1718 und ſtarb zu Halle 1777. Vergl. über ihn Goedeke's Grundriß und Hettners Literaturgeſch. des 18. Jahrh. 3. Theil. 2. Buch. 2. Aufl. 1872. S. 89. 90.

Sie biſher haben machen können. Es kan Ihnen aber doch auch nicht entgegen geweſen ſeyn in Leipzig den Umgang Leßings und Gellerts gehabt zu haben, die ich gelegentlich, wie auch ins Beſondere Gleimen, zu grüßen bitte. Ich wolte an alle dieſe Herren ſchreiben, ich muß es aber noch einige Zeit aufſchieben. Wie ſehr wünſcht' ich mein liebſter Kleiſt Sie wieder zu ſehen und Ihnen von meiner unveränderlichen Zärtlichkeit für Sie ſo wie par episode von meiner angenehm geweſenen Reiſe vorzuſchwatzen, dieſes Jahr iſt mir recht nach meinem Wunſche verfloßen, ich habe mehr gute Menſchen kennen lernen, als ich kaum in der Welt geglaubt habe. Thomſons hinterlaßene Freunde ſind auch meine und zwar rechte Buſenfreunde geworden. Die Akademie, das Parlament des Königs und der größten Lords Häuſer haben mir offen geſtanden, ich habe endlich England mit Thränen, jedennoch nicht zu meinem Schaden verlaßen. Wenn Sie der Fürſt wären, dem ich jetzt diene, ſo könnten Sie nicht anders mit mir umgehen, als es der Erb-Printz thut, auch von der Frau Erb-Prinzeſſin habe ich mir, wie ich ſchon zum Voraus weiß, alles Wohlwollen zu verſprechen, ungerechnet daß ich das liebenswürdigſte Kind von der Welt erziehen ſoll. Der gantze Hof des Printzen liebt mich und ich finde endlich mein Glück in der Liebe des Nächſten, die in der That mehr ſchmeichlet, als alle andere Achtung. Aber von andern Sachen. Warum haben Sie mir denn nicht Ihre Ode geſchickt? Hätte ſie denn Niemand in Leipzig für mich abſchreiben können. Sie ſind immer mein Apoll geweſen, ſeitdem ich von Ihnen bin habe ich gar nichts gemacht. Wenn es doch andem wäre, daß meine fl*) Gedanken nicht ohne Beyfall wären aufgenommen worden, vielleicht würde ich einmahl was Beßers machen. Schicken Sie mir ja Ihre Ode. So was als dieſes mache ich noch wohl:

O Parcha Dreh die Purpurtraube,
Die wie der ſchöne Knabe pflückt!
So gern ich mir den Saft erlaube
Hat er mich nie wie Du berückt

Wir halten Herbſt. Hilf Trauben leſen
Und Libers Lob zur Harf erhöhn!
Der Berg, wie er voll Wein geweſen,
Sey voll Geſang und voll Gethön.**)

Ich küße Sie, mein liebſter, und bin ewig
Ihr treuer
Ewald.

Emds den***) October 1757.

Liebſter Kleiſt

Ihre Ode an die preußiſche Armee iſt Ihrer vollkommen würdig. Sie iſt voller Pracht Feuer und ſchönen Empfindungen. Sie mögen einſt auch in einem raſenden Getümmel Ehre finden, aber keinen Tod. Um ſolcher Ehre wolte ich noch nicht meinen Kleiſt mißen. Ihr jetziger Fleiß muß Ihnen noch mehr und zwar unvergeßliche Ehre machen, ich ſehe voll Freude einer neuen Sammlung Ihrer Arbeit entgegen und bin recht ſtolz auf meine Freunde wie Sie ſind. Ich habe Ihre und Gleimens Gedichte, die man in London verkauft dem Hofmeiſter des Printzen von Wallis an den ich von Mitchelln recommandirt war bekannt gemacht und jetzt lieſt ſie der Printz von Wallis und der Printz Edouard, mit ihnen manche andre. Ihr Ruhm iſt mir allemahl ſo lieb wie der meinige geweſen, lieben Sie mich immer dafür etwas mehr als andre, wenigſtens nach Gleimen und Ramlern mich am meiſten. Daß der König Ihnen, Mein liebſter, die Aufſicht des Lazareths in Leipzig vertraut macht mir gute Ahndungen, es fange doch dieſer ungemeine König einmahl an ſeinen Ruhm ſo wie ſeinen Nutzen den Deutſchen anzuvertrauen! An dem Tage da Sie an mich geſchrieben haben den 5. 9bre bin ich in Straßburg geweſen, ich bin dorthin und an den Zweybrückenſchen und Durlachiſchen Hof geſchickt worden daſelbſt etwas auszurichten die Länder meines Prinzen bey Straßburg umher und dann meinen Eleven kennen zu lernen. Ich habe meinen jungen Prinzen mit deſto mehrerem Vergnügen geküßt da ich ihn wegen ſeines liebenswürdigen Gemüths ſowohl als wegen ſeiner kleinen Figur mit keinem andern Fürſtenkinde in der Welt vertauſchen möchte. Die Frau Marggräfin von Durlach, Schweſter des Erb-Prinzen, ſagte mir, daß wenn ich nicht zum Hofmeiſter Ihres Neveux wäre ernannt worden, ſo hätte Sie mir ihre Erb-Prinzen anvertrauen mögen. Kurz, mein beſter Freund, ich bin jetzt vollkommen zufrieden und habe ganz gute Ausſichten vor mir. Der Prinz leidet mich am liebſten von allen ſeinen Hofleuten um ſich und verſchafft mir alle Gelegenheit Ihn ſein Land, ſeine Abſichten und alle ſeine Geſchäfte genau kennen zu lernen und muß ich Ihnen ſagen, daß er nicht aus preußiſchen Dienſten, ſondern nur nach ſeinem Verlangen ein anderes Regiment bekommen ſoll. Der Himmel wird mich alſo wieder zu Ihnen führen, welches einer meiner heißeſten Wünſche iſt.

---

*) Das Siegel hat die übrigen Buchſtaben dieſes Wortes verklebt. Vielleicht „flüchtigen"?

**) Vergl. oben S. [illegible]. Vielleicht war aber das Gedicht gar nicht länger.

***) Die Zahl fehlt auch im Original.

Sie haben in der That nicht mehr wie ich ſehe Urſach mit Ihrer Verſetzung unzufrieden zu ſeyn. Sie helfen einen Hauptort vertheydigen und genießen zugleich die Scenen des Krieges und des Friedens. Sagen Sie bey Gelegenheit an Herrn Gellerten, dem ich baldige Geneſung wünſche, daß ich ſeinen Brief in London beſtellt hätte, und Herrn Leßing empfehlen Sie mich hinwiederum. Als ich neulich durch Worms, Maynz, Manheim biß Straßburg gereißt bin, habe ich oft an Sie gedacht: Hier am luſtigen Rhein, dacht ich, iſt mein lieber Kleiſt auf Werbung herumgewandert, hat dieſes oder jenes ſchlanke Mädchen geküßt und ſich in den Weinbergen und Feldern aus lauter Dienſt-Eyfer liſtig verſteckt. Er hat den Bauern nicht die Kühe weggetrieben, aber die langen Söhne. Daß es Ihnen nicht einmal am jüngſten Tage auf die Rechnung kommen mag! Von Embs wird wohl der Erb-Prinz gegen Ende Novembers abgehen, die Frau Erb-Prinzeſſin verläßt Magdeburg den 19. dieſes. Sie hat uns nebſt der Prinzeſſin Amalia den letzten Sieg durch eine Eſtafette wißen laßen. Der Erb-Prinz war ſo gnädig und gab mir des Nachts die Nachricht davon vor meinem Bette, er zitterte für Freuden und weckte alle ſeine Leute auf. Den Tag drauf feyerten wir den Sieg, wir hatten Muſik, Ball, alles im Ueberfluß auf Koſten des Herrn Landgrafen, welcher den Prinzen hier défrayirte. Künftighin iſt meine Adreße zu Buchsweiler p. Straßburg. Schreiben Sie mir ja oft, liebſter Kleiſt, niemandes Brief leſe ich lieber. Sie bekommen hiebey auch ein klein Lied von mir über die Preußen, welches ich gleich nach der Nachricht von der Weißenfelſiſchen oder Freyburgiſchen Schlacht*) aufſetzte. Es iſt aber nichts werth, mit Ihnen iſt mir mein Daemon verlohren gegangen. Beiſpiel und Geſpräch von einem Genie iſt mir ſchlechterdings nothwendig. Vielleicht machte ich auch mehr, wäre ich in Leipzig. ich bin ungemein froh über Ihre jetzige Fruchtbarkeit. Sie ſind der Welt ſolche ſchuldig, beleben Sie mich doch aber auch wieder, ich möchte gern was größeres machen als bißher! Wenn meine Conſtitution ſtärker werden wird, welche jetzt auf gutem Wege iſt, werde ich auch wohl beßer arbeiten können. Ich will ſuchen dieſen Winter über Ihnen wenigſtens einen guten Bogen voll zu ſchicken. Sie ſind recht für die Ode gemacht, Sie müßen unſer Horaz ſeyn, denn Sie werden ſich gleich bleiben. Iſt es der alte Plan von der Tragoedie, den Sie ausführen? Wenn ich in Strasburg faſt täglich werde Comoedie ſehen können, will ich mich auch an die Comoedie wagen. Ich kan nun meine Reiſeſucht vergnügen, vielleicht ſehe ich noch dieſen Winter Paris auf eine 14 Tage. Wenn Sie an mich ſchreiben, ſchreiben Sie mir ja lange Briefe und einliegenden Brief bitte an Gleimen zu ſchicken. Haben Sie nicht einen jungen Studenten bey der Hand, der mir Ihre neuen Sachen abſchreiben könte? Sie ſollen mir nichts aufſchieben. Leben Sie wohl Allerliebſter und lieben Sie mich wie ich Sie liebe. Ich küße Sie tauſendmahl

---

*) Schlacht bei Weißenfels oder Freyburg an der Unſtrut, gewöhnlich nach dem bei Freiburg gelegenen Dorfe Roßbach genannt. Vergl. S. [illegible]

Ihr getreuer Ewald.

P. S. Grüßen Sie doch Ramlern! Was macht er? Und Sulzer! Was machen die Schweizer? Ich weiß nicht was ſeit meiner Abreiſe aus Dresden dieſer oder der andere könte gebohren haben. Hat Gleim neue Fabeln herausgegeben.

Embs den 14ten 9bre 1757.

* * *

Nach gütiger Privatmittheilung des Hrn. Profeſſor Juſti in Bonn wird Ewald in Winckelmanns Korreſpondenz erwähnt

in dem Briefe vom 15. Juni 1759 an W. Muzel-Stoſch.
„ „ „ „ 12. Dec. 1759 „ Berendes.
„ „ „ „ 9. Sept. 1767 „ Stoſch.

Auf dieſe Stellen gründet ſich nach Hrn. Prof. Juſti's Mittheilung die kurze Erwähnung Ewalds in ſeinem Leben Winckelmanns 2. Abth. des 2. Bandes S. 305.

D. Die Begründung der „Iris“ durch J. G. Jacobi und W. Heinſe.

Nachdem die vorliegende Schrift ſchon bis S. 304 gedruckt war, zogen noch die Briefe J. G. Jacobi's, in welchen derſelbe ſich wegen Heinſe's Abreiſe von Halberſtadt zu rechtfertigen ſucht, meine Aufmerkſamkeit auf ſich. In der That laſſen ſie die Begründung der Iris in etwas anderem Lichte erſcheinen als der oben benutzte Briefwechſel Gleims mit Heinſe.

An Wielands deutſchem Merkur hatte J. G. Jacobi, wie ſchon früher an dem Journal von Klotz, ſogleich 1773 lebhaften Antheil genommen. Am 11. Juli 1773 wurde er in Düſſeldorf durch eine Ueberſetzung für Wieland an einem längeren Briefe für Gleim gehindert. Nach dem Briefe aus Zelle vom 9. Dec. 1773 gelobte Wieland ihm und Fritz Jacobi, 1774 mehr Fleiß auf den Merkur zu verwenden und ihn mit eigenen gemeinnützigen Arbeiten zu bereichern. Allein in der Erkenntniß, daß Wieland mit leichter Mühe durch den Merkur 1773 nicht ganz unbedeutende äußere Erfolge erlangt hatte, lag für Jacobi, der ſeine Verhältniſſe ſchon durch die Erwerbung eines Kanonikates zu verbeſſern geſucht, eins der Motive, 1774 ſelbſt die Iris zu gründen. Deshalb eben führte er Heinſe nach Düſſeldorf.

Am 19. Mai 1774 ſchrieb Jacobi in Pempelfort: „Keine Klagen, keine Betheuerungen, mein lieber Gleim; ſondern geradezu eine Rechtfertigung gegen ihre Vorwürfe! Zu dieſer brauch' ich nichts, als Thatſachen; ich darf Sie nur bitten, folgende Puncte in ihrem Zuſammenhange zu überſehen. 1) Erinnern Sie ſich, daß H. Roſt [Heinſe] zu der Zeit, da er von H. von Maſſow [vergl. S. 293] den Abſchied [!] bekam, entſchloſſen war zu Wieland zu gehen, und für 200 Thlr. jährlicher Einkünfte am Merkur zu arbeiten, welches Sie billigten. Als dieſer Vorſchlag mißlung [sic], trugen Sie mir ſelber auf an meinen Bruder zu ſchreiben und durch ihn, H. R. [Roſt, Heinſe] irgendwo eine Stelle zu verſchaffen. 2) Während daß mein Bruder hieran arbeitete, gerieth ich auf den Gedanken, eine Iris herauszugeben, fragte ſie [sic] deswegen um Rath, und erklärte Ihnen ſogleich, daß Iris in Düſſeldorf gedruckt werden müßte. Letzteres Vorhaben gefiel Ihnen nicht; dennoch ſchienen Sie anfänglich ſich darüber zu beruhigen. [Der Gedanke, ein Journal herauszugeben, um Heinſe zu beſchäftigen — vergl. S. 146 — entſtand alſo doch zuerſt bei Jacobi.] 3) Sie ſchrieben ohne mein Wiſſen einen Brief an meinen Bruder und darin wörtlich folgende Stelle: „„Schade daß die Umſtände wollen, daß er (der Plan der Iris) zu Düſſeldorf ausgeführt werde; denn würde die Götterbothinn in unſern Landen gedruckt, dann ꝛc."" Mein Bruder glaubte, und war durch dieſe Stelle befugt zu glauben, daß Sie der Nothwendigkeit, Iris außer dem Lande gedruckt zu ſehen, nachgäben. Ueberdem hatt' er ſchon, bey dem Empfang Ihres Briefes, mit dem Buchdrucker geredet, meinen Vorſchlag gebilligt; und bloß ſeine Geſchäfte hielten ihn ab, Ihren Brief zu beantworten. 4) Gleminde kann Zeuge ſein, daß ich Ihnen meine Gedanken über den mit Herrn Roſt zu machenden Contract mittheilte, und auch dieſerwegen Sie um Rath fragte. So, wie der Contract nun würklich aufgeſetzt iſt, verabredeten wir denſelben; nemlich, daß ich H. R. jährlich 300 Rthlr. und für jeden von ihm zur Iris gelieferten Bogen 2 Louisdor geben wollte. Ich ſagte Ihnen, daß ich meinen Mitarbeiter nach Düſſeldorf nehmen würde; und Sie widerſprachen mir nicht. 5) Je näher der Termin zur Abreiſe kam, deſto ſtärker wurd' in Ihnen der Wunſch, daß mein Journal in Halberſtadt gedruckt würde; oder vielmehr nicht lange vor meiner Abreiſe äußerten Sie denſelben mit einem Nachdrucke, den ich zuvor niemahls wahrgenommen hatte. Ich ſahe die Sache noch ebenſo wie bey unſerer Unterredung darüber, konnte ſie nicht anders ſehen; und überdem wär' es, etwas darinn zu ändern, zu ſpät geweſen. Ich ſehe warlich nicht, mein lieber Gleim, wie ein Freund es dem andern als eine Beleidigung der Freundſchaft anrechnen kan, wenn dieſer in einem von ihm gemachten, und ihn allein betreffenden Entwurf' eines Geſchäfts ſeiner eignen Ueberzeugung, und nicht der ſeines Freundes, folgt. Irrt er; ſo iſt es kein Fehler des Herzens. Ich hatte mehr Grund zu fordern, daß Sie meine Iris mich in Düſſeldorf drucken ließen, als Sie, daß ich dieſelbe in Halberſtadt herausgäbe. 6) Da ich mich auf Herrn Roſt verlaſſen, und alſo nach keinem andern Mitarbeiter umgeſehen hatte, ſo mußt' ich ihn nothwendig mit nach D. nehmen. In dem mit demſelben errichteten Contracte — mit der Genauigkeit errichtet, welche Sie ſelbſt in dergleichen Fällen unter den beſten Freunden für gut halten — weiß ich keine Sylbe, die einen von uns zu entehren im

Stande wäre. Was den Tag meiner Abreiſe von H. [Halberſtadt] betrift, ſo kan ich darauf mit eben dem guten Bewußtſeyn antworten. 1) (a) Zweifelten Sie ſelbſt, eben ſo wie Gleminde, bey unſerer letzten Zuſammenkunft, ob, wenn ich nicht nach Magdeburg käme, wir uns wiederſähen. Sie empfahlen mir ſo gar, das Muſeum des Stoſch, im Fall ich wegreiſte, an Ihr Haus richtig abzuliefern. Gleminde nahm förmlich Abſchied von mir. Ich ſagte Ihnen, daß ich Briefe von meinem Bruder erwartete, die mich beſtimmen würden. 2) (b) Mein Bruder ermahnte mich, ie eher ie lieber zu kommen, weil er auf Commiſſion reiſen müßte. Nachher haben verſchiedene Umſtände ſeine Commiſſion aufgeſchoben. 3) (c) Dennoch verſetzt' ich den Tag meiner Abreiſe auf den Montag, indem Sie den Sonnabend zuvor wiederkommen wollten. Ich ſelbſt konnte Sie nicht in Magdeburg beſuchen; H. Roſt hielt ich nicht davon ab. Dieß, mein lieber Gleim, iſt meine Antwort auf Ihren Brief, deſſen Schluß in ſehr harten Ausdrücken abgefaßt iſt. Ihrer Gegenantwort ſeh' ich begierig entgegen. Grüßen Sie beliebigſt Gleminden auf das freundſchaftlichſte von mir, und bitten Sie dieſelbe, mir baldigſt die Liſte Ihrer Abonnenten zur Iris zuzuſenden. Eben dieſes werd' ich mir in öffentlichen Blättern von den übrigen Collectricen ausbitten. Tauſend Empfehlungen von unſerm ganzen Cirkel. Ich bin mit Wahrheit und Liebe Ihr getreuer J. G. Jacobi."

Gleim antwortete aus Halberſtadt am 5. Juni 1774: „In ihrem Hertzen iſts kalt, ſorgen ſie daß es warm wird, mein lieber Jacobi. Wär's nicht kalt, Wie's in Nova Zembla kalt iſt, Wie konten Sie ſchreiben: Grüßen Sie beliebigſt Gleminden. Das beliebigſt, mein beſter Jacobi, wär' es aus Ihrem Briefe weggeblieben, ich gäbe dem häßlichſten Mädchen unter den Caffern und dem dumſten in Europa jedem Mäulchen! Ueberhaupt aber: ſolche Briefe zu beantworten wie dieſen da, meinem Hertzen fällt's ſchwer! Alſo, wir wollen ſo kurz und gut als möglich unſern Streit abmachen. Charmides und Theone ſtehn zwiſchen uns und leiden's nicht, daß wir Unfreunde werden. Erſtlich auf die Thatſachen, Punct vor Punct. Thatſachen, unter Freunden, ein hartes Wort, und doch: ad 1) wenn's Jacobi nicht einſieht, nicht fühlt im Hertzen, daß mit Wieland es was anders war, was hilfts leugnen? was, wiederlegen? Gebilligt hab' ich nichts. Ich brauchte es nicht, ich wuſte, daß Wieland Roſten nicht nähme, durfte aber die Briefe Roſten nicht zeigen, es wäre boshaft geweſen; Oel in's Feuer hätt' ich gegoſſen. „„Trugen ſie mir ſelber auf!““*) bei Gott und allen ſeinen heiligen von dieſem Auftrag weiß ich nichts! Es müſte geweſen ſeyn, als Roſt ein mahl äuſerſt unzufrieden in Halberſtadt ſchien. Es that zur Sache nichts. ad 2) „„Während daß mein Bruder hieran arbeitete.““ Warlich, unter Freunden iſt's mit ſolchem weithergeholten doch ganz und gar nichts. ad 3) „„Ohne mein Wiſſen.““ Beweiſts nicht genug, mein lieber Jacobi, daß ich den Gründen, die Iris hier herauszugeben, nicht eben hier drucken zu laſſen, oder hier zu ſchreiben, durch ihren Bruder Eindruck und Nachdruck verſchaffen wollte? „„Die Umſtände wollen.““ War's denn mehr, als ihren Herrn Bruder in den Mund legen: Sie wollen's nicht! „„Bloß ſeine Geſchäfte hielten ihn ab.““ Er hatte doch ſoviel Zeit, ſo viele mahl ihnen zu ſchreiben und Sie, mein lieber Jacobi waren ſo heimlich — Uebrigens mein Brief in Zuſammenhang giebts beßer! ad 4) Gleminde weis von nichts! Sie haben mit keiner Sylbe mich um rath gefragt. Als Roſt was äuſerte, da — Sie können ihn fragen, was ich ſagte. Wiederſprochen hatt' ich ſchon genug, genug zu merken gegeben, wie ſo gar nicht gern ich's ſähe wenn Roſt ſich über reden ließe; hielt's nicht für möglich. ad 5) Wenn Sie's nicht ſehn, mein lieber Jacobi, wie ein Freund dem andern als eine Beleidigung der Freundſchaft anrechnen kan, wenn dieſer in einem von ihm gemachten und ihn allein betreffenden Entwurf eines Geſchäfts ſeiner eignen Ueberzeugung und nicht der ſeines Freundes folgt, ſo hab ich kein Wort darüber zu verliehren. Von Fehler des Hertzens kan hier die Rede nicht ſeyn, wohl aber von Freundſchaft. Weil ſie mehr Grund hatten zu fordern, als ich — eben des wegen — Es ließe ſich viel darüber ſagen, nur dieſes: Jener Jacobi der die gedruckten Briefe ſeinem Gleim ſchrieb, jener hätt dieſes alles nicht geſchrieben. ad 6) Entehrend in meinen Augen iſt, nicht der Contract, nicht die genauigkeit deſſelben, ſondern der Inhalt. Jacobi Buchhändler, Roſt Bedienter, das iſt die Sache; gleiche Brüder gleiche Kappen, wär's nicht Ehren voller für beyde? Dem [sic] Stoſch*) wollt' ich nur bald wieder haben. Gleiminde weiß wieder von nichts — von keinem förmlichen Abſchied — Als wir von Magdeburg zurückkamen, wunderten wir uns, daß unſer Jacobi ſeinen hieſigen neüern Freunden poſitiv geſagt hatte; Wir hätten Abſchied genommen. In harten Ausdrücken Nichts, alles nach meinem immer warmgebliebenen Hertzen, in Wahren Charmides und Theone, beſter Jacobi, ſeh' ich leibhaftig zwiſchen uns — Sie haben nichts beſſers geſchrieben, und ſchreiben, wenn alle Göttinnen des Himmels und der Erde ſie begeiſtern, nichts beſſer's. Und mit dem Vater dieſer vortrefflichen Kinder mich zanken? Ich kan's nicht beſter Jacobi! Meinem lieben Roſt antwort ich nächſtens Ihr —"

---

*) Worte aus Jacobi's obigem Briefe.

Gleichfalls in der zurückbehaltenen Abſchrift liegt mir der folgende Brief aus Halberſtadt vom 16. Juni 1774 vor: „Gleim und Jacobi ſind keine Freunde mehr. Dieſe ſchreckliche Sage, beſter Jacobi, geht durch unſre ganze Stadt, veranlaſt ohne Zweifel durch die Dame Freyhof, die herumläuft, und in der ganzen Stadt eine von meinem Hauſe entfernte Wohnung ſucht und vorgibt, es wäre im Junckerſchen Hauſe für ihren Herrn [Jacobi] die Miethe zu hoch. Im vorigen Herbſt, als der Adjutant des Erbprinzen**) diß Hauß beziehen wollte, da keine Sylbe von Theurung, und nun? Solls mich nicht Wunder nehmen, mein beſter Jacobi, nicht mir zu Herzen gehn? Ich müſte nur zum tauſendſten Theil ihr Freund geweſen ſeyn als ichs bin, wenn's mich nicht im innerſten kränken würde, ſo bald ich glauben könte, Dame Freyhoff ſage die Wahrheit. Sagte nicht immer mein lieber Jacobi, daß Er, eben wegen ſeiner Nähe bey Gleim das Junckerſche Hauß vortreffl. fände; die theure Miethe wurde nicht geachtet, und nun? Von meiner Unzufriedenheit wegen der plötzlichen Abreiſe mag auch wohl viel Geklätſch geweſen ſeyn. Wenn nun die theure Miethe zur Uhrſach des Wegziehens angegeben wird, werden nicht die böſen Menſchen berechtigt, die Uhrſache falſch zu finden, und ſich zu freuen, daß die Sage: Gleim und Jacobi ſind keine Freunde mehr, die lautere Wahrheit ſey? Zehn Thlr. ſagt Dame Freyhoff würde am Markt ihr Herr wohlfeiler wohnen, meine Nichte ſagt, denn ſie vertheidigt meinen lieben Jacobi, Dame Freyhoff ſuche nur ihren eignen Vortheil, ſie triebe meinen lieben Jacobi das Junckerſche Hauß zu verlaſſen, weil Sie [sic] gern ein Hauß allein bewohnen, und ihren Sohn mit einnehmen wollte. Man kan's dem armen Weibe nicht verdencken, nur wünſcht ich, um der böſen Leute willen, jetzt eben keine ſolche Veränderung. Mit dem größten Vergnügen wollt ich die zehn Thlr. der Dame Freyhoff zuſchieſſen. Wenn's abzuwenden iſt, mein beſter Freund, ſo bitt' ich um der böſen Menſchen willen nur ein Jahr noch nahe zu wohnen Ihrem unveränderlich getreuen Gleim."

---

*) Vergl. auch den vorigen Brief. Philipp Baron von Stoſch war geb. 22. März 1691, geſt. 7. Nov. 1757 in Florenz. Seine Schwefelabgüſſe alter Gemmen beliefen ſich auf 14,000 Stück. Winckelmann hatte 1760 den danach zuſammengeſtellten muſterhaften Katalog herausgegeben und Friedrich II. 1770 die Hauptſammlung von dem S. 168 erwähnten Erben Muzel-Stoſch gekauft. Ein Stoſch wird S. 179 als Adjunct der k. Bibl. zu Berlin in einem Briefe vom 26. Mai 1757 erwähnt.

**) Von Braunſchweig. Der Adjutant hieß nach J. G. Jacobi's Briefe aus Düſſeldorf 12. Oct. 1773 ohne Zweifel von Schack.

Die angebotenen zehn Verſöhnungsthaler wurden vielleicht angenommen. Die Antwort aus Pempelfort den 28. Juni lautete: „Daß Gleim und Jacobi keine Freunde mehr ſind: dies, mein liebſter, ſollen die böſen Menſchen wiederrufen. Lange ſchon hat Dame Freyhof, die ſich mit meinen Hausnymphen keineswegs vertragen kan, mich gequält die Wohnung zu verändern, und allerhand auf meinen Vortheil zielende Scheingründe angeführt; aber ich habe ſie beſtändig abgewieſen, und oft in ziemlich harten Ausdrücken fernere Vorſchläge dieſer Art verboten. Eh ich von Halberſtadt reiſte, ließ mir eine Frau am Markt ihre Zimmer anbieten. Damals noch ſagt' ich meiner Aufwärterinn: ich würde, wenn ich nicht wenigſtens 3 Piſtolen an der Miethe zu erſparen wüßte, nimmer ausziehen, und führte unter andern Ihre Nachbarſchaft als einen Haupt-Bewegungsgrund an, der mich bey meinen Jungfern feſt hielt. Jene 3 Piſtolen zu erſparen, wenn es möglich wäre, hielt ich für Pflicht, und ich hatt' es denen Freunden, welchen ich bisher meiner Finanzen wegen beſchwerlich fallen mußte, verſprochen. Indeſſen bewarb ich mich nie um eine wohlfeilere Miethe; ſondern wies Dame Freyhof nur darauf an, daß wenn ſie mir ſolche in einem übrigens wohlgelegenen, mir anſtändigen, von guten Leuten würklich bewohnten Hauſe anzeigen könnte, ich wenigſtens darauf achten würde. Nun meldete die Freyhof, daß ein ganzes Haus mir offen ſtehe, von dem ich zuvor keine Sylbe gehört hatte. Sogleich ſchlug ich den Antrag ab, indem ich ſchlechterdings keine Wohnung beziehen will, in der keine Familie wohnt. Sie ſehen alſo, mein Liebſter, daß die ganze Geſchichte von bloßem Weiber-Geklatſche, und böſer Schadenfreude ſolcher herrührt, denen es nimmer ſo wohl iſt, als wenn ſie Fehden anrichten, oder wenigſtens die Zuſchauer davon abgeben können. Dieſe Schaden-Freude zu zernichten, und Sie, mein Freund, zu beruhigen, würd' ich gewiß, hätt' ich auch eine fremde Wohnung bald gemiethet, mich von ihr augenblicklich losſagen. Gleim und Jacobi ſind, den Göttern ſey Dank, bis auf den heutigen Tag Freunde: dies ſoll die Welt wiſſen, und daß ſie es wiſſe, gehört zu dem Glücke meines Lebens. Nechſtens, mein liebſter, von angenehmeren Dingen! Tauſend Grüße an die liebe, gute Gleminde, und tauſend Dank für ihre anſehnliche Abonnenten-Liſte zur Iris. Das Götter-Mädchen ſoll bey ihr ſich ſelber bedanken. Alle die Unſrigen empfehlen ſich Ihnen beſtens. Schreiben Sie mir doch je eher je lieber ein Paar Zeilen und ſagen Sie mir, wie es Ihnen geht? Ich umarme Sie mit alter Zärtlichkeit, und bin ewig Ihr getreueſter J. G. Jacobi."

Am Rande heißt es noch: „Die Stücke von Goethe ſind zum Drucke nach

Leipzig abgegangen. An dem Streite zwiſchen Wieland und den Gebrüdern Jacobi iſt nichts.“

Von Goethe's Poëſie findet ſich nichts früher in der Iris als in „des Zweyten Bandes erſtem Stück. Jenner 1775.“ Dieſes wäre alſo nach dem obigen in Leipzig gedruckt. Ein Druckort iſt, wenn ich nicht irre, in keinem Bande angegeben. Der Brief aus Düſſeldorf vom 19. Auguſt bezeugt die perſönliche Bekanntſchaft mit dem Mitarbeiter Goethe (Gödeke I S. 722—725): „Sie waren, oder ſind noch in Lauchſtedt, mein Liebſter; an dem Orte, wo wir einſt zuſammengiengen; und da ſchrieben Sie keine Zeile an Ihren Jacobi, noch immer den Ihrigen. Ich war unterdeſſen in Elberfeld, in Aachen, in Bensberg; redete mit Lavater und mit dem Verfaſſer des Clavigo; mußte meinem Göttermädchen Stunden geben, u. ſ. w.; ſonſt hätt' ich in Lauchſtedt Sie aufgeſucht, wo wir einſt zuſammengingen; hätte Ihnen und der lieben Gleminde einen geiſtigen Kuß gegeben, und Sie, mein beſter, hätten eine Zeile geſchrieben an Ihren ewigtreuen J G Jacobi.“

Ein Brief aus Düſſeldorf vom 23. Sept. 1774 lautet: „Warum, mein liebſter Gleim, dies lange, grauſame Stillſchweigen? Haben Sie nichts gegen mich in Ihrem Herzen; warum verlaßen Sie mich? Und warum ſagen Sie mir es nicht, wenn Sie etwas haben? Ich bin mir keines Böſen bewußt, keines! Das ſchwör' ich Ihnen, bey unſern ehemaligen Umarmungen, als Ihr ewigtreuer J G Jacobi.“ Hierzu gehört die Nachſchrift: „Mein Bruder und Roſt grüßen 1000mahl. Bekamen Sie von der Karſchinn und von dem Grafen von Schlabrendorff*) keine Abonnenten zur Iris? Beyde ſchreiben und ſchicken mir nichts. Es iſt hohe Zeit, daß mit dem Druck angefangen werde. 1000 Grüße an Gleminde.“

Es folgt der Brief aus Pempelfort den 23. Oct. 1774: „Morgen, mein Liebſter, reiſ' ich von hier. Die Zubereitungen zu dieſer Reiſe und die Arbeiten für Iris haben mir die letzten Wochen geraubt; ſonſt hätt' ich für Ihre Briefe, für Ihre Gedichte, für alles Schöne und Zärtliche, was Sie mir ſchickten, Ihnen eher gedankt. Ich hätt' Ihnen geſagt, daß jede Briefzeile meines Gleims die ſüße Verſicherung ſeiner Liebe tief in meinem Herzen erneuert. Aber nein! auch damals, da ich über Ihr Stillſchweigen klagte, wußt' ich, daß Sie mich liebten, daß Sie mich lieben müßten. Zwey Herzen, die einander ſo nahe geweſen, als die unſrigen, verlieren ſich von einander nie, wenn beyde redlich ſind. Ja, beſter Gleim, wir müſſen uns lieben, ſo lange wir leben. Dies ſchreib' ich Ihnen, traurend im Zirkel meiner hieſigen Freunde; aber voll des Troſtes, Sie bald wiederzuſehen, mein liebſter! Laßen Sie dieſe wenigen Zeilen ſich gefallen, und mich jedes freundſchaftliche Wort darinn mit der brüderlichſten Umarmung verſiegeln. Ewig Ihr getreueſter J G Jacobi.“ Eine Nachſchrift heißt: „1000 Grüße von uns allen an Sie und die gute Gleminde. Von mir grüßen Sie alle dortige Freunde.“

Auf der Rückreiſe nach Halberſtadt iſt folgender Brief aus Hannover 5. Nov. 1774 geſchrieben: „Den Brief, welchen ich in Düſſeldorf, den Tag vor meiner Abreiſe von dort, Ihnen ſchrieb, werden Sie, mein Liebſter, bekommen haben (?). Traurig war der Abſchied von den Meinigen; aber ſchön der Gedanke, Gleim und Gleminde wiederzuſehen. Meine Reiſe ſelbſt war glücklich und vergnügt. Ein

---

*) Wohl Graf Guſtav von Schlabrendorff, der bekannte Sonderling, geb. in Stettin 22. März 1750, geſt. in Paris 22. Auguſt 1824. Vergl. auch S. 231.

Kammermädchen, das dem Yorickiſchen an Geſtalt und Schaamhaftigkeit nicht das mindeſte nachgab, begleitete, bediente, verpflegte mich auf den öden Haiden, in den ärmlichen Bauerhütten, wo man eines ſolchen Geſchöpfes vorzüglich bedarf. Unſern Withof ſah ich nicht, weil der Poſtwagen ſich in Duisburg [vergl. S. 158] nicht aufhielt. Leyder verfehlt ich auch unſern Möſer, weil meine Chaiſe zerbrach und ich Abends ſehr ſpät in Osnabrück anlangte. In Münſter gab mir die Döbblinſche Geſellſchaft Elyſium; die dortigen Liebhaber der Muſen grüßten mich mit Geſängen; und der Graf von der Lippe zeigte mir eine beinahe vollendete Schaubühne, die erſte, die iemals in Münſter geweſen, vom Magiſtrat erbaut, mit der Ueberſchrift: S. P. Q. M. In dieſer Stadt wird es immer heller, und ſogar das Volk heißt dieienigen, welche das neue Licht ihm anzünden, willkommen. Dank ſey dem vortreflichen Fürſtenberg. Von meinem hieſigen Leben kan ich Ihnen, mein Liebſter, noch wenig berichten. Die Hälfte der Zeit ging mit Schreiben hin. Auch mußt' ich dem Mahler ſitzen, vielleicht dem Liebenswürdigſten, der ie einen Pinſel geführt hat. Unſchuldig, wie ein Schäferknabe, lauter Beſcheidenheit; und dennoch ſoll ſeiner Kunſt; voll Ahndung, ein groſer Meiſter zu werden. Es iſt ein iunger Tiſchbein aus Caſel. Von unſrem Zimmermann nechſtens. Künftige Woche denk ich nach Zelle zu reiſen, wo ich hoffentlich etwas von meinem Gleim antreffe. Dort meld' ich Ihnen den Tag meiner Ankunft in Halberſtadt. Die Werbung zur Iris geht immer gut. Auf drey Bogen nahe war ſie abgedruckt, ehe ich Düſſeldorf verließ. Ernſthaft genug iſt die erſte Erſcheinung des Mädchens. Ihr Regenbogen ſpielt nicht allein in niedrigen Roſenlauben; ſondern beſtrahlt auch die Wälder auf den Bergen. Wann, mein liebſter, beſter! wann ſchicken Sie den erſten Bruder-Kuß mir entgegen? Bald drück' ich ihn ſelbſt auf Ihren Mund. Leben Sie wohl. Grüßen Sie tauſend Mahl die gute Gleminde, und laſſen ſich grüßen von allen Winkelmännern [Jacobi's Verwandten in Hannover]. Ewig mit dem treuſten Herzen Ihr J G Jacobi." Die Nachſchrift lautet: „An Dingelſtedts, Klöckers [vergl. S. 126], Gevatter und Gevatterin Fritz [vergl S. 272], Lehnsſecretär [vergl. S. 268], Schmidt [Klamer] p p p 1000 Grüße."

Es iſt ſchwer zu beſtimmen, welcher von den zahlreichen Künſtlern Namens Tiſchbein in dieſem Briefe gemeint ſei. Wahrſcheinlich aber iſt die Rede von dem nachmaligen Freunde Goethe's, der 1774 erſt 23 Jahre alt und in Kaſſel zwar nicht geboren, aber um 1772 dort ſo gut als zu Hauſe war. Er hieß Johann Heinrich Wilhelm Tiſchbein und wird gewöhnlich genannt Heinrich Wilhelm Tiſchbein der Neapolitaner. Ueber ein Bild Tiſchbeins von dem noch jungen Jacobi vermag ich keine Auskunft zu geben. Vor ſeinen Werken (I. 1819) iſt er im Alter abgebildet. Das Bild in Halberſtadt iſt von Calau (S. 229). Fritz Jacobi wurde dagegen nach S. 154 der vorliegenden Schrift von Eich gemalt.

Zuſätze.

Zu Seite 2 Zeile 33. Das Bett der Elſter iſt bei oder in Senftenberg vor noch nicht langer Zeit erneuert. Für ſonnower Elſter iſt ſornower Elſter zu leſen, vom Dorfe Sornow.

S. 15 Z. 30. In der „Geſchichte des deutſchen Liedes im 18. Jahrhundert. Von Otto Lindner. Nachgelaſſenes Werk. Herausgegeben von Ludwig Erk. Mit 83 muſikaliſchen Beilagen. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1871“ ſind die bemerkenswertheſten Stellen über Leſſing als Liederdichter folgende: S. 60 und 61, wo jedoch wegen falſcher Bezeichnung der zweiten Anmerkung leicht Verwirrung entſtehen kann. S. 73. S. 83 wird Herbing der eigentliche Komponiſt „für Gellert den Erzähler und für Leſſing“ genannt. In den Notenbeilagen finden ſich die drei Kompoſitionen Nr. 132. 134. 166 zu Liedern von Leſſing. „Geſtern, Brüder, könnt Ihr's glauben?“ iſt nicht darunter. Leſſing war nicht muſikaliſch gebildet. Auch Ewald iſt von Lindner berückſichtigt.

S. 19 Z. 28. S. 213 Z. 35. Im April 1768 ſchrieb Gleim an Jacobi: „Komt die Döbliniſche Geſellſchaft nach Halle, ſo müſſen Sie gleich ſie aufhalten, bis ich in Lauchſtedt bin. Minna von Barnhelm möcht' ich gar zu gern hören. Zum neunzehnten mahle hat man ſie zu Berlin aufgeführt, welch ein Beyfall! Ich freue mich ſo ſehr, wie Leſſing ſelber darüber! Die Frau Karſchin hat mir zween Briefe geſchrieben ganz voll davon, ein Auszug wäre nicht übel in die Bibliothek.“ Nach Jacobi's Briefe vom 4. Mai 1768 hatte man jedoch von den Döblinſchen Schauſpielern, d. h. wohl von ihrer Ankunft, in Halle noch nichts gehört.

S. 32 Z. 9. Ueber diejenigen geflügelten Worte, welche von Leſſing ſtammen, ſ. Büchmanns Buch 9. Aufl. 1876 S. 43—46. 110. 125. 155. Die Stellen über Wieland ſehe man in Büchmanns Regiſter nach. Heinſe kommt nicht vor.

S. 38 Z. 34. Leſſing zeichnete einen kurzen Entwurf zu einem Luſtſpiele „Werther der Beſſere“ auf. Vergl. jetzt darüber „Vierundfunfzig zum Theil noch ungedruckte Dramatiſche Entwürfe und Pläne Gotthold Ephraim Leſſing's. Herausgegeben von Robert Boxberger. Berlin, Hempel. 1876“ S. 767—769.

S. 50 Z. 38. Der Titel iſt „Leſſings Nathan der Weiſe. Ein Vortrag. Von David Friedrich Strauß. Berlin, Guttentag. 1864.“ S. 18 heißt es: „Leſſing ſchrieb an ſeinen Bruder: „„Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf [auf Nathan] ſchimpfen.““ Strauß will S. 50 nichts davon wiſſen, daß Mendelsſohn Nathan iſt. S. 57, 58 und 59 heißt es vom Kloſterbruder: der weiſe Nathan bemerkt auch, daß ſeine Einfalt fromme, nicht dumme, Einfalt iſt. Solche fromme Einfalt pflegt nicht allein mit einem zarten Gefühl für Recht und Unrecht verbunden zu ſein, ſondern wir bemerken an ihr nicht ſelten ſogar eine Art von ehrlicher Schlauheit, mit der ſie die Argliſt der Klugen durchſchaut und zu Schanden macht. So ſtellt ſich der Kloſterbruder einfältiger als er iſt. S. 68 wird mit Bezug auf die in dem Stücke vorkommenden Charaktere geſagt: die reinen Charaktere ſind in allen drei Religionen nur diejenigen, welche und ſo weit ſie über den Buchſtaben ihrer Religion zum Geiſte.... hindurch gedrungen ſind. — Auch Berthold Auerbach ſchrieb über Nathan den Weiſen in den „deutſchen Abenden.“ Ueber den Titel „Nathan der Weiſe“ ſ. die kurze Bemerkung Goſche's in ſeinem „Jahrbuche für Literaturgeſch.“ (Berlin, Dümmler, 1865) S. 199 und ebenda S. 355. 356 Goſche's Beiträge zur Bibliographie Nathans des Weiſen.

S. 65 Z. 32. S. 215 Z. 29. Während die vorliegende Schrift gedruckt wurde, ſchrieb Vorberger ganz ähnlich in Schnorr von Carolsfelds Archiv V S. 483. 484 über dies leſſingſche Trinklied, nachdem er gleichfalls entdeckt, daß Richter Schöne nicht kannte. Er ergänzt die ausgefallene Sylbe ebenfalls durch „Auf“.

S. 74 Z. 12. R. Prutz ſagt ganz in Uebereinſtimmung mit Gervinus im göttinger Dichterbund, 1841, S. 319: „Nicht im Reim, ſondern im Rhythmus liegt die Muſik der Poëſie; Wieland aber iſt ohne alles Ohr für das Rhythmiſche: darum theilt er auch die allgemeine Neigung der Zeit für antike Metra nicht, ſeine Hexameter ſind ohne alle Muſik, ebenſo ſein reimloſer Jambus, er kennt keinen Strophenbau und verſteht ſelbſt das rhythmiſche Geſetz der italiäniſchen Ottave nicht.“ Dieſe Worte treffen den Nagel auf den Kopf und laſſen ſich nicht umſtoßen. Man kann freilich ſagen, daß, wie ſpäter der reiferen deutſchen Verskunſt von Voß der leichtere Vers des deutſchen Volksliedes zur Seite gehen mußte, ſo auch dem ſchweren Verſe von Klopſtock gegenüber Wielands frivoler Versbau nicht entbehrt werden konnte. Seine Anregungen für die Verskunſt traten aber mitunter, wenn auch nicht immer, zunächſt in negativer Form auf. In dem, was Suphan (Goethiſche Gedichte aus den ſiebziger und achtziger Jahren in älteſter Geſtalt. Halle. Waiſenhaus. 1876. S. 16. 18) ſagt, befindet er ſich, was das Metrum betrifft, mehr in Uebereinſtimmung mit Löbell, während die Hervorhebung der Anerkennung des Oberon durch Goethe nach einer andern Seite hin mehr für meine als für Löbells Auffaſſung von Wieland ins Gewicht fallen würde. Suphan erwähnt, daß Goethe an Wieland einen Lorbeerkranz ſchickte und zu derſelben Zeit die Worte an Lavater ſchrieb: „So lange Poeſie Poeſie, Gold Gold und Kryſtall Kryſtall bleiben wird, wird Oberon als ein Meiſterſtück poëtiſcher Kunſt geliebt und bewundert werden.“ Wielands Verdienſte um die deutſche Verskunſt müſſen durchaus auf gewiſſe Anregungen beſchränkt gedacht werden. Ihre unbedingtere Anerkennung ſcheint mir eben ſo wie die Hervorhebung der doch auch nicht ganz wegzuleugnenden leichteren Verskunſt von Heine für die Entwickelung der deutſchen Literatur gefährlich. Sie iſt aber natürlich am wenigſten dem feinſinnigen Herausgeber der Werke Herders in den Sinn gekommen. Uebrigens ſcheint es mir in dieſem Zuſammenhange bemerkenswerth, daß Wieland faſt der erſte war, der ſich in Deutſchland erfolgreich mit Shakeſpeare beſchäftigte. Das Hauptverdienſt um die Entwickelung der leichteren deutſchen Verskunſt erwarben ſich meiner Anſicht nach die braunſchweiger durch ernſte Arbeit, welche ſich an das Studium des Shakeſpeare und des engliſchen anſchloß. Dieſe Beſtrebungen wurden durch Auguſt Wilhelm Schlegel und Karoline in welfiſchen Landen, ja, wenn ich nicht irre in Braunſchweig ſelbſt ihrem Abſchluſſe oder ihrer Blüthe zugeführt. So weit er ſich nicht ſchon bei Bernays und Waitz findet, dürften meine Auszüge aus dem Briefwechſel der braunſchweiger, deren Abdruck in den Jahrbüchern von Maſius S. 51—59 bereits begonnen hat, den Beweis liefern. Wie bereits die hier vorliegende Schrift zeigt, ſo waren die braunſchweiger im allgemeinen Gegner Wielands, was ſich gleichfalls bei Schlegel noch ſteigerte. Für Shakeſpeare mag Eſchenburg wohl einigermaßen durch Wieland angeregt geweſen ſein. Aber Ebert, der ſich theoretiſch am meiſten mit dem fünffüßigen Jambus, dem „engliſchen Verſe“ beſchäftigte, war in jeder Beziehung Klopſtocks Schüler. Dadurch ſollen auch abgeſehen von der Nachahmung antiker Versmaße die Verdienſte um die deutſche Verskunſt im vorigen Jahrhundert den Kreiſen Klopſtocks zu, wie denn auch die Blicke der ihm faſt ſämmtlich nahe ſtehenden göttinger Dichter gleichmäßig den Engländern und den alten zugewandt waren. Leſſings Billigung der in Verbindung mit Ebert vorgenommenen Verſificirung des Philotas (S. 178) darf nicht mehr als bloße Gefälligkeit gegen Gleim betrachtet werden. Hätte er nicht wenigſtens den Nathan in fünffüßigen Jamben geſchrieben, ſo könnte man ihn kaum mit Moriz Haupt (S. 97) als den dritten unſern großen Dichtern Schiller und Goethe zugeſellen, welchen dieſer ſittlich ernſte Dichter ſich allerdings im voraus durch die ihn von Wieland, Herder, Klopſtock und Jean Paul unterſcheidende wirklich erfolgreiche Betheiligung am Drama genähert hatte. Von Wieland aber, der doch durch ſeinen langen Aufenthalt in Weimar Goethe und Schiller äußerlich ſehr nahe treten konnte, möchte ich beinahe behaupten, daß er durch ſeine lotterige Behandlung der deutſchen Verskunſt, trotz mehrfacher Anregungen auf dieſem Gebiete, gerade die Ehre, neben Goethe und Schiller als dritter deutſcher Dichter erſten Ranges genannt zu werden, verſcherzt hat. Wenn auch die Anregungen, die Wieland nach den Italienern für die deutſche Verskunſt gab, von Suphan mit Recht wieder hervorgehoben ſind, ſo iſt doch auch der Umſtand zu beachten, daß, wie ich S. 319 durch einen Briefauszug zeigen werde, Johann Georg Jacobi ſchon zur Zeit, da der Idris erſchienen war, ihm an Verſtändniß und richtiger Auffaſſung der italieniſchen Dichtkunſt, wenigſtens des Arioſt, theoretiſch weit überlegen war.

S. 80 Z. 19. Damit ich nicht ungerecht in Bezug auf Wielands Ehe zu werden ſcheine, führe ich folgende bisher ungedruckte Briefſtelle an. „Haben Sie ſchon gehört, mein Theureſter (ſchrieb J. G. Jacobi 4. Okt. 1768 aus Halle an Gleim), daß Wieland ſo eine kleine allerliebſte Frau hat, die er, wie ſeine Augen, liebt, ob ſie gleich keine einzige von ſeinen Schriften geleſen hat? Er ſelbſt hat es an H. Riedel in eben dieſen Ausdrücken geſchrieben.“ Man wird nicht unbeachtet laſſen dürfen, daß auch hier nur eine Aeußerung Wielands zu Grunde liegt. Geiſtig muß die Frau ſehr unbedeutend geweſen ſein, da Wielands Mutter (S. 236. 239) ſogar die Korreſpondenz über den Flachs für ſie führen mußte, in welcher ſie ſich als ein kleines Seitenſtück zu Frau Rath erweiſt. Vielleicht konnte gerade die Ehe des Romanſchreibers Wieland nur mit einer ſo unbedeutenden Frau wenigſtens äußerlich glücklich verlaufen. Dr. Liebel macht mich darauf aufmerkſam, daß Wieland in einem Briefe an K. A. Böttiger von 1795 ſich über den Vorwurf der Schlüpfrigkeit zu entſchuldigen ſucht, die Richtigkeit derſelben dann aber gewiſſermaßen ſelbſt wieder zugeſteht durch den Ausſpruch: „Meine Töchter dürfen mich erſt ganz leſen, wenn ſie verheirathet ſind.“ Vergl. auch Schöll, Stein, I S. 27.

S. 82 Z. 26. Am 19. März 1768 ſchrieb Jacobi aus Halle: „Vor ein Paar Tagen war Herr Riedel bey uns, der mir einen Gruß an meinen Freund

[Gleim] auftrug. Zugleich ſollt' ich Sie bitten, Herrn Wieland bald zu antworten. Dieſer hat Herrn Riedel verſichert, daß er eine Zeitlang gar keine Correſpondenten in Teutſchland gehabt hätte, und jetzt erſt einige aufſuchte, um nicht ganz verlaſſen zu ſeyn. An Herrn Uz hat er auch geſchrieben."

S. 84 Z. 32. S. 124 Z. 1. Ueber Wielands Berufung nach Erfurt, ſeinen Aufenthalt daſelbſt u. ſ. w. kamen mir erſt während des Druckes dieſer Schrift Vorbergers Aufſätze in den Jahrbüchern der dortigen Akademie von 1870 zu Geſicht. Die Stellen S. 93. 95. 98. 99. 107. 115. 117. 137. 141 ſind bemerkenswerth. Zu Berichtigungen geben auch ſie hier keine Veranlaſſung. Doch ſind einige dieſer Stellen ſehr zu beachten, wenn einmal feſtgeſtellt werden ſoll, was nun eigentlich für die in Mainz und Erfurt verſammelten Schriftſteller von Dalberg und was von ſeinem Vorgänger geſchehen iſt. Ich bin um ſo mehr im unklaren, was denn ſicher auf Dalbergs und was auf ſeines Vorgängers Rechnung zu ſetzen iſt, als Karl Theodor Ant. Maria Reichsfreiherr von Dalberg (geb. 8. Febr. 1744, geſt. 10. Febr. 1817) ſchon Einfluß gehabt haben kann, ehe er 1772 vom Kurfürſten zum wirkl. Geh. R. und Statthalter von Erfurt und Mainz ernannt wurde, aber erſt nach Friedrich Karls Tode 1802 wirklich ſelbſt Kurfürſt wurde, auch Friedrich Karl ſich ſogar nach Königs Clubiſten von Mainz für Heinſe's ſchlüpfrige Schriften intereſſirt haben ſoll.

S. 100 Z. 38. S. 255 Z. 46. Daß meine Annahme über die Art und Weiſe der Betheiligung Goethe's am Deukalion wohl das richtige treffen wird, läßt auch Schnorr von Carolsfelds Aufſatz über Goethe's Verhältniß zu einer Parodie von Fritz Jacobi's Woldemar vermuthen. Mit Bezug auf die Parodie wird in der Abhandlung geſagt (Goſche's Archiv für Lit. I S. 315): „Vielleicht iſt uns etwas davon in den nachſtehend mitgetheilten Fragmenten erhalten, welche beſtätigen, daß Goethe dem Kitzel nicht widerſtehen konnte, den Schluß des Jacobiſchen Romans in der Weiſe zu parodiren, daß Woldemar der Teufel holte. In dem Briefe der Frau Schloſſer an Jacobi vom 31. Oktober 1779, worin ein ſolcher parodirter Schluß des Woldemar erwähnt wird, iſt freilich zu leſen, Goethe habe offenherzig erzählt, daß er manche muthwillige Parodien nicht geſchrieben, aber mündlich über den Woldemar geſchwatzt habe. Wir wollen daher auch nicht behaupten, daß das im Folgenden wieder abgedruckte auf ein Goethe'ſches Manuſkript zurückzuführen ſei." Auch vom Deukalion habe ich das nicht mit Wieland unbedingt behaupten wollen. Aber durch mündliche Rede dürfte Goethe wohl den Deukalion eben ſo gut als die Parodie des Woldemar vorgezeichnet haben.

S. 106 Z. 26. Am 12. Oktober 1768 ſchrieb Jacobi an Gleim über Wielands Idris: „Den Idris hab' ich geleſen. Herr Klotz macht die Recenſion davon [für ſeine Zeitſchrift], ihm gehört das Exemplar, und in den hieſigen Buchläden iſt noch keines zu bekommen, ſonſt ſchickt' ich es Ihnen ohne Verzug. So ſehr als Muſarion [S. 82] gefällt mir das Ganze nicht. Gar zu viel Zauberey iſt darinn, mit zu weniger Moral durchwebt; und in den Schilderungen finde ich nicht Verſchiedenheit genug. Säulen von Rubinen, Magiſche Palläſte, Romantiſche Gegenden, in welchen inſonderheit ein Ueberfluß an Schatzminen, den Lieblingsblumen des Dichters, iſt, trift man überall an. Uebrigens muß man die Imagination des Verfaſſers, die originelle Laune, den unübertreflichen Dialog und die Leichtigkeit der Verſification bewundern. Verſe ſind in dem Gedichte, ſo ſchön, daß ich es für unmöglich halte, ſie ſchöner zu machen. [?] Hier und da ſind Sentiments eingeſtreut, in wenigen Zeilen, und doch mit der größten Genauigkeit ausgedrückt, und mit einer Wahrheit, der man nicht widerſtehen kan. Sagen Sie mir doch, ob die letzte Erfindung mit der belebten Säule Ihnen nicht auch zu gedehnt vorkömmt? Die Vorrede an Herrn Riedel kan ich gar nicht leiden. Es iſt, wie mir däucht, ein höchſt unangenehmer Ton darinn, und oft fatales Deutſch! Schade iſt es, daß das Gedicht nicht vollendet herausgekommen. Mit Recht nennt es Herr Wieland ein Fragment, denn die Neugier des Leſers wird nicht halb befriedigt. Fünf Geſänge, ſagt der Dichter, würden es erſt zu einem Ganzen machen; allein für ein Gedicht für Feenmärchen würd' es alsdann zu lang. Nicht mit völligem Recht bezieht ſich der Dichter auf den Arioſt, denn bey dieſen gehören die Zauberer mehr zu den Maſchinen, durch welche die Haupthandlung ſich bewegt; nicht alles iſt Zauberey, wie bey Wieland.*) Und welche fürtrefliche Allegorieen hat der Italieniſche Dichter hineingebracht, als die Grotte des Schlafes, die Zwietracht, die im Monde verlohrenen Dinge, u. ſ. w., Wie viel mehr Mannigfaltigkeit! Indeſſen, mein liebſter, freuen Sie ſich immer auf den fürtreflichen Idris. Bey vielen Stellen gerieth ich in einen ſolchen Enthuſiaſmus, daß ich laute Selbſtgeſpräche darüber hielt, und in Ausrufungen ausbrach, wie ein Theaterprinz, der in der Oper ſeine Göttinn kommen ſieht.“ Am 18. Oktober 1768 ſchrieb Jacobi aus Halle an Gleim: „Freuen Sie ſich, mein liebſter! Wieland ſchrieb neulich an Riedel (ich habe ſelbſt den Brief geleſen): Jacobitchen iſt im höchſten Grade mein Lieblingsdichter; ob ich gleich hoffe, daß er nicht immer mit Amoretten und Idealiſchen Mädchen tändeln wird. Nachher will er eine recht artige Dame beſchreiben, und ſagt: Sie verdiente ein Liedchen von Jacobi und iſt ſo ſchön, daß ich mich nicht ſcheue, ſie der halberſtädtiſchen Venus, wer ſie auch immer ſey,**) an die Seite zu ſetzen . . . . Aus Furcht, Sie möchten den Idris noch nicht haben, ſend' ich Ihnen Klotzens Exemplar, das er mir überlaſſen hat. So oft, als Muſarion, könt' ich ihn nicht leſen. Was meynen Sie, mein liebſter?“ Aus Halle den 25. Okt. 1768 ſchrieb Wieland an Gleim: „Wie ſehr einige Stellen in Wielands letztem Gedichte mich entzückten, ſagt' ich Ihnen ſchon neulich; allein den Wunſch kan ich nicht unterdrücken, daß die Erdichtungen mehr Wahrheit zum Zweck hätten. In Muſarion ſtimmt alles zu einer groſſen Moral zuſammen, und ſo viele kleine Moralen ſind ſo reizend hineingewebt, daß die Dichtkunſt in ihrer ganzen Würde ſich zeigt. In dem Idris hingegen ſind mir die mehreſten Erdichtungen zu leer: ich ſuche noch etwas hinter dem ſchönen Gewebe, das ich nicht finde. Wer will den Dichter tadeln, der in kleinen Gedichten nur ſpielt? Allein in groſſen Werken verlang' ich eine ernſthaftere Abſicht; inſonderheit von einem Manne, der die größte Kenntniß des menſchlichen Herzens beſitzt, und fähig war, die Philoſophie der Gracien zu ſchreiben. Da, wo Moral in dem Idris angebracht iſt, redet der Lehrer derſelben ganz göttlich, und um deſto mehr bedaur' ich es, ihn nicht öfter in dieſem Tone reden zu hören. Sie denken wohl, mein Theureſter, ich wär' aus einem Sänger kleiner Amoretten auf einmal zum Cato geworden; allein ich werde künftig auch bemüht ſeyn, in meine tändelnden Gedichte mehr moraliſche Wahrheit zu bringen." In Jacobi's Briefe aus Halle vom 6. Nov. 1768 heißt es: „Den Idris finden Sie in dem nächſten Stücke der Bibliothek, welches ich mit der erſten Poſt Ihnen ſchicke, beurtheilt. Herr Klotz iſt ſelbſt der Verfaßer der Recenſion. Ungemein zufrieden bin ich mit mir ſelbſt, daß ich eben die Stelle, die Sie mir abſchrieben, ausgezeichnet habe. Sehr wollüſtig; aber vielleicht ſehr wahr (denn nie ſah' ich ein Mädchen in einer ſolchen Situation) ſind folgende Verſe:

---

*) Zu dieſer feinen Bemerkung erinnere ich daran, daß nach der Auffaſſung der Brüder Grimm das Märchen nur eine mäßige Unterbrechung des natürlichen durch das wunderbare erlaubt, wogegen nur das künſtlich erſonnene Märchen verſtoße.

**) Es war die Frau des bekannten Vaters der preußiſchen Volksſchulbildung, Herrn von Rochow.

Und wenn ihr Auge ſchwimmt, wenn im halb ofnen Munde
Die blaſſe Zunge lechzt: dann ſchlägt die Schäferſtunde.

Unſer Klotz findet etwas Eckelhaftes in dieſen Verſen. Ich glaube die Urſache zu errathen. Dem, der nur eine Selina, Daphne und Belinda geliebt, oder geküßt hat, ſind ſie es nicht. Der Kuß einer Lais kan widrige Erinnerungen zurücklaßen. Das Ideal, das der Liebe den größten Reiz ertheilt, geht verlohren. Die Schwachheit eines ſchönen Mädchens iſt nicht mehr die Schwachheit einer Göttinn, die auch in unſern Armen uns noch verehrungswürdig bleibt, und Altäre verdient. Meinen Geſinnungen vollkommen gemäß iſt die Stelle, die ich auswendig behielt:

Wie? die Geliebte ſehn? ſich neben ihr befinden?
Den Athem in ſich [ziehn?] der ihrer Bruſt entfloh?
Iſt eine größre Luſt für Seelen, die empfinden?
Die letzte Gunſt entzückt den Faun nicht ſo!
Ein Band, das ſich um ihren Fuß zu winden
So glücklich war, ein Ring aus ihrem Haar, wie froh,
Wie reich macht ſolch ein Tand, den, der wahrhaftig glühe:
Nichts däucht ihm klein, was ſich auf ſie beziehe.

Ein Strumpfband von meinem Mädchen wäre mir lieber, als das berühmte Strumpfband, worauf ſo viele Ritter ſtolz ſind. Die Amoretten ſollen es ihr rauben, und unter ſich einen Orden ſtiften, wovon es ein Zeichen iſt. Den Idris können Sie immer behalten: unſer Klotz hat ein zweytes Exemplar geſchenkt bekommen . . . . Die Reiſe nach Vaucluſe wollen wir gewiß nicht vergeßen, und auch die niederländiſchen Bildergallerien nicht. Schade nur, daß dieſe Schule mit ihrer außerordentlichen Kunſt im Mechaniſchen nicht mehr Poetiſches, nicht mehr Erfindung, und inſonderheit das ſchöne Ideal nicht verbindet, welches die Italiener in einem ſo hohen Grad' erreichen. In Düſſeldorf ſah' ich eine ganze Menge der ſchönſten Stücke von den beſten Niederländiſchen Meiſtern, aber nicht Eins, das den Ausdruck eines Italieners völlig hatte. Rubens ſelbſt, von welchem in meiner Vaterſtadt ein ganzer Saal von Gemälden aufbehalten wird [vergl. S. 148] hat dieſes Ideal wenig gekant. Ich weiß nicht, wie Hr. Wieland immer von Grazien ſprechen kan, die Rubens gemahlt. Seine Grazien ſehen faſt alle, ich will nicht ſagen wie gemeine Nymphen; ſondern wie Bauermädchen aus. Lauter holländiſche Geſichter! Hrn. Klotz bat ich, bey Gelegenheit einer Stelle im Idris es zu erinnern. Hat der Verfaßer ja eine gute Grazie von Rubens geſehen, ſo iſt es eine höchſt ſeltene Ausnahme von ſeinen übrigen Mahlereien geweſen."

S. 107 Z. 22. Reinhold Köhler ſagt in Schnorr von Carolsfelds Archiv III S. 416: „Es iſt bekannt, daß die Bibliothèque universelle des Romains unſerm Wieland die Stoffe zu Geron dem Adligen, zum Sommermärchen, zum

Pervonte und vor allem zum Oberon geliefert hat, aber man ſcheint bisher nicht bemerkt zu haben, daß auch die Quelle von **Wielands Hann und Gulpenheh** in derſelben Zeitſchrift ſich findet." Nach einigen weiteren einleitenden Bemerkungen folgt dann S. 417—421 der Abdruck der „Histoire du Tailleur et de sa femme."

S. 111 Z. 20. S. 259 Z. 41. Durch dieſen „Rathſchlag" **Wielands** in Bezug auf Napoleon erklärt es ſich offenbar vollſtändig, daß Goethe ſchon am Tage vor ſeiner eignen bekannten Audienz bei Napoleon notirte „Dichter als Prophet". Vorberger, indem er die Worte in ſeinen literar-hiſtor. Aufſätzen über Erfurt in den Jahrbüchern der dortigen Akademie von 1870 S. 80 abdrucken ließ, bemerkte zu dieſer und einigen andern Notizen, der Sinn derſelben ſei verloren gegangen.

S. 116 Z. 11. Ueber Agathodaemon (1799) ſ. Löbells Wieland S. 323—328.

S. 124 Z. 1. Siehe zu S. 84 Z. 32.

S. 126 Z. 24 u. 38. In Halberſtadt waren zwei Domorganiſten Namens Müller. Hier iſt Chriſtian Heinrich gemeint. Nach einer Mittheilung, die Herr Seminarlehrer Jänicke gütigſt für mich aus Schillings Univerſallexikon der Tonkunſt zog, war er einer der vorzüglichſten Orgelſpieler und hat auch vieles, darunter manch treffliches, komponirt. Von allem aber ſoll nichts gedruckt ſein als 4 vierhändige Klavierſonaten. Ob dasjenige, was er von Johann Georg Jacobi und, wenn ich nicht irre, auch von Zachariä komponirte, wirklich ungedruckt geblieben iſt, laſſe ich dahingeſtellt ſein. Er ſtarb in Halberſtadt am 29. Auguſt 1782. Mit ihm iſt nicht zu verwechſeln Karl Wilhelm Müller. Daß dieſer unmittelbar auf Chriſtian Heinrich Müller folgte, iſt nicht ſehr wahrſcheinlich. Ohngefähr 1800 aber war er ſchon Domorganiſt in Halberſtadt. Nach Schilling war er in jüngeren Jahren einer der beſſeren Klavierſpieler der Zeit, auch ein beliebter und fleißiger Komponiſt für ſein Inſtrument. Er ſchrieb viele Variationen über beliebte und bekannte Themata und andere kleine Sachen für Klavier. Dann aber auch Sonaten, Trio's und Quartette. Von ſeinen Arbeiten ſoll ſein Op. 19, 3 leichte Sonaten für Klavier, noch jetzt, namentlich beim Unterrichte, brauchbar ſein. 1815 verfertigte er die Kompoſition zu dem Marſchliede der halberſtädtiſchen freiwilligen Jäger von Heinrich Andreas Pröhle, die 1859 in deſſen Gedichtſammlung „Schwert und Altar" (Leipzig, Gräbner) als Muſikbeilage wiederholt wurde. Sein Todesjahr iſt mir nicht bekannt. Doch war der jetzige berühmte Domorganiſt Baake ſein unmittelbarer Nachfolger in Halberſtadt.

S. 149 Z. 28. Für 1766 lies 1776.

S. 169 Z. 36. Maler Müller iſt gemeint.

S. 295 Z. 20. Gemeint iſt ohne Zweifel Antoine Achard, der nach Prof. Chambeau's Mittheilungen über das franzöſiſche Gymnaſium zu Berlin (Sonntagsbeilage Nr. 39 der voſſiſchen Ztg. von 1873) literariſchen Ruf erlangte und als ausgezeichneter Kanzelredner galt. Er war 1696 zu Genf geb. und ſtarb 1772 in Berlin. Seine Wittwe vermachte zum beſten verſchämter Armen, vielleicht nur mit Beſchränkung auf die franzöſiſch-reformirte Gemeinde Berlins, die beiden Häuſer franzöſiſche Straße 40 und 41. Sie ſind neuerdings unter dem Namen fondation Achard zu einem Prachtgebäude neu aufgebaut.

Regiſter.

Ackermann 26.
Alberti 45. 276.
Algarotti 87.
Allegrin 198.
Atterbom 165.
Amalia (Herzogin von Weimar) 27. 101. 104. 122. 121. 199. 244.
Amalia (Schweſter Friedrichs des Großen) 211. 267.
Andreä 112. 168.
Aretin 194.
Arioſt 117. 119.
Aulnoy 79.

Bahrdt 69.
Baſedow 102.
Baumgarten (Begründer der Äſthetik) 43. 298.
Beaumelle 23.
Beauſobre 201.
Bernard 116.
Bernabei 268.
Berlichingen 161.
Bertuch 234. 239. 244.
Biedermann 13. 23.
Bilderbeck 195.
Bismarck 2.
Blumenthal 265.
Bodemann 62. 124.
Bodmer 20. 21. 25. 224.
Böhm (Profeſſor in Leipzig 1757) 267.
Boie 146. 231. 242.
Bondeli 69. 124.
Borberger 93. 315. 316. 318. 321.
Böttiger 252.
Brandes 33.
Brecht 294.
Brentano 234.
Buchmann 115. X.
Bürger 16. 74. 138. 299.
Büchmann 210.

Cäſar 264.
Calau 229.
Canitz 208.
Canter 139.
Caloret 18.
Cervantes 12.
Challaigne 209.
Claudius 27. 69. 253.
Clermont 154.
Clodius 137. 229.
Coburg 207.
Cappel 172. 173.
Cramer (der Vater) 192.
Cramer (der Sohn) 70.
Cranz 228.
Creuz 175.

Dalberg 124. 264. 318.
Danzel 8. 11. 12. 17.
Damien 224.
Delius 148.
Denis 53.
Dietrich (Fürſt zu Anhalt) 210.
Döbbelin 20. 212. 314. 316.
Döring (Frau von) 230.
Döring (Heinrich) 267.
Döring (Schauſpieler) 57.
Dohm 146.
Dreyer 187.
Drollinger 47.
Droyſen (J. G.) 191.
Düntzer 256.

Ebert 11. 22. 23. 60. 178. 192. 261. 317.
Eck 136. 160. 314.
Ekhof 169. 266.
Engelken 181. 186.
Erbach (Graf v.) 189.
Eſchenburg 42. 44. 60. 173. 230. 317.
Ewald 136. 194. 294. 315.
Emerich 168.

Fahlmer 152.
Falk (Johannes) 84. 230.
Faucher 80.
Ferdinand von Braunſchweig 218.
Fichte 18.
Finck 20.
Fiſcher 128.
Flemming 2. 7. 8.
Follart 196.
Forſter 42. 164.
Fox 15.
Fröbel 311. 312.
Friedrich der Gr. 11. 13. 19. 20. 35. 65. 76. 113. 192. 194. 198. 202. 203. 206. 229. 297.
Fritze (Doct. in Halb.) 161.
Fritze (Frau) 141. 147. 148. 272. 274. 314.
Fürſtenberg 143. 314.

Gärtner 21. 22. 24.
Garve 229.
Gebler 29. 36. 37. 38.
Gerſtenberg 214.
Gellert 306. 315.
Geßner 278.
Giacomelli 101.
Gleim 9. 15. 16. 18. 21. 23. 25. 28. 40. 42. 46. 50. 71. 75. 77. 80. 83. 84. 86. 90. 91. 102. 106. 110. 111. 119. 122. 123. 126. 128. 130. 131. 135. 138. 140. 143. 145. 149. 154. 161. 164. 167. 169. 171. 205. 217. 240. 267. 273. 281. 308. 315.
Gleim (Lehnsſekretär) 298.
Göchhauſen (Frl. v.) 160.
Göckingk 58. 65.
Goedeke 8. 145. 224. 311.
Görtz 101. 102.
Goethe 8. 15. 16. 24. 25. 31. 32. 39. 60. 61. 62. 63. 65. 66. 75. 76. 78. 88. 96. 98. 100. 102. 104. 110. 112. 113. 116. 118. 123. 125. 168. 245. 252. 312. 314. 316. 318. 321.
Götz 235.
Götze 45. 49. 55. 219. 250.
Gotſche 15. 19. 108. 298.
Gotthelf 31.
Gottſched 8. 190. 199. 202. 207. 222. 224.
Gretſchel 8.
Grimm (Jakob) 62. 211.
Griesbach 275. 232.
Gruber 71. 78. 258.
Grünerode 252.
Günther 10.
Guhrauer 61. 218.
Guichard (Quintus Icilius) 202.

Hacke (Gottlob) 215.
Hagedorn 282.
Hagen 36.
Haupt 31. 97. 317.

Hauſen 145.
Heiland 49.
Heine (Heinrich) 316.
Heinemann 24. 48. 61. 64. 175.
Heinrich (Prinz) 18. 183. 201. 205. 210. 242.
Heinſe 16. 121. 170. 262. 308. VIII.
Heinze (Johann) 128.
Heinze (Vater) 149.
Henault 198.
Henſel v. C. 18. 176. 205. 206. 207.
Henneberg 221.
Herbing 315.
Herder 50. 59. 61. 69. 70. 74. 76. 79. 102. 103. 104. 108. 119. 123. 139. 173. 238. 239. 240. 251. 257.
Herel 136. 227.
Herrera 282.
Heuſinger 219.
Hildburghauſen 201.
Hirzel 135. 174.
Horaz 198. 261. 264.
Hörnecke 22.
Hohenwart 138.
Holm 60.
Hompeſch 41.
Hornboſtel 27. 65.
Hülſen 204.
Humboldt (A.) 93.

Jacobi (Fritz) 50. 123. 148. 149. 151. 153. 155. 159. 163. 168. 169. 234. 314. 130.
Jacobi (J. G.) 59. 83. 87. 129. 139. 141. 146. 150. 153. 154. 158. 230. 252. 308. 315. 317.
Jähns 289.
Jänicke 174. 261. 321. VII.
Jean Paul 12. 73. 77. 103.
Jeruſalem 37. 38. 59. 60.
Iſelin 241.
Joachim 305.
Joſeph (Kaiſer v. Ö.) 36. 215.
Juncken (General) 205.
Juſti 204. 301. 308.
Juvenal 315.

Kalb (Charl. v.) 101.
Kalb (Geh. Rath) 239.
Kannenberg 192. 204.
Kant 70.
Karl Auguſt 96. 102. 110. 112. 215. 257.
Karl (VI.) 297.
Karl Friedrich 101.
Karl (Herzog von Braunſchweig) 15. 47.
Karl Wilhelm F. 21. 22. 35. 37. 48. 218. 291.
Karſchin 120. 211. 313. 315.
Keil (Ernſt) 121.
Keith 205.
Keſtner (Lotte) 38.
Kleiſt 155. 159.
Kleiſt (E. Ch.) 18. 177. 180. 295. 304.
Klefeke 146.
Klinger 252.
Klopſtock 21. 26. 28. 29. 40. 70. 73. 76. 174. 214. 215. 253. 261. 263. 317. 318. 320. VII.
Klotz 36. 37. 289.
Klüffer 311.
Knaut 7.
Knittel 62.
Koberſtein 64.
König (Amalia) 57. 58. 216.
König (Eva) 17. 25. 31. 36. 40. 42. 44. 62. 63. 65. 174.
Körte 173.
Kraft 160.
Krauſe 160.
Kuniſch 60.
Kupen 18.

Lachmann 11. 14. 173.
Lange 184.
Langer 64.
La-Roche (Fritz) 109. 232.
La-Roche (Sophie) 84. 87. 135. 221. 232. 254.
Laube 121. 129. 144. 154. 155. 158. 166. 167. 170. 254.
Lavater 35. 47.
Lehmann (Auguſt) 62.
Lenz 170. 252.
Leopold v. Braunſchw. 37. 39.
Leſſing (G. E.) 1 ff. 72. 84. 119. 146. 173. 278. 299. 315. 316. VIII.
Leſſing (K.) 5. 6. 11. 18. 59. 173. 218. 222. 254.
Leſſing (Maler) 176. 214.
Leuchſenring 232.
Leiſewitz 35. 36. 42. 59. 60. 213.
Lichtenberg 169.
Lichtwer 224.
Liebel 134. 317.
Liebenſtein 131. 132. 134. 136.
Lindner (Albert) 298.
Lindner (Otto) 315.
Löbell 31. 64. 67. 68. 71. 78. 80. 211. 238. 321.
Logau 1. 4.
Ludwig, in Halle 294.
Luſignan 198. 199.

Maltzahn 12. 14. 174.
Manteuffel 211.
Mappes 167.
Maria Thereſia 37. 38.
Marſchall v. B. 19. 60.
Maich 217.
Martial 295.
Marlow (Frau v.) 136. 138. 140. 141. 243. 305.
Matthiä 69. 96. 97. 112. 257.
Mauvillon 288.
Meier (der Aeſthetiker) 304. 305.
Mendelsſohn 17. 35. 65. 66. 129. 315.
Merck 301.
Menke 8.
Meyer (Ferd.) 65.
Michaelis 132. 145. 253. 295.
Milton 225.
Mitchell 296. 306.
Mock 169.
Mommſen 299.
Mounier 111. 112.
Müller (Auguſt) 16.
Müller (Joh.) 99. 122. 164.
Müller (Maler) 169. 321.
Mangersheim 131. 136.
Münter (Friederike) 244.
Murr 299.
Murr 147.
Muſäus 79.
[illegible] 168.
Mylius 4. 11. 13. 14. 64. 231.

Niemann 191.
Napoleon 259. 321.
Naumann 65.
Nerrlich 103.
Neſſelrode 152.
Nicolai 15. 16. 21. 41. 45. 59. 97. 253. 268. 274. 280. 298.
Nobl 272.

Orleans 197.
Oeſer 228. 229. 243.
Oehlenſchläger 301.

Perſchmann 211.
Pitt 211.
Ponikau 185. 210.
Prutz (R.) 74. 319.

Ramler 9. 14. 22. 63. 129. 146. 189. VII.
Reblich 175.
Redmond 292.
Reich 83. 221. 226. 229.
Reimarus 46. 48. 50.
Reimarus (Eliſe) 58.
Reinwald 13.
Reiske 61.
Remer 46.
Reil 47.
Reventlow 162.
Richelieu 291.
Richter (J. P.) 214. 316.
Riedel 29. 122. 123. 136. 137. 319.
Riemer 256. 258.
Ritter (Carl) 53. 55.
Rochow 231. 319.
Roth 302.
Rollett 215.
Rouſſeau 91.
Rubens 128.
Rückert 216.
Rüdiger 11.
Rutowski 195.

Sack 119.
Saladin 199.
Salmuth 287.
Schellersheim 138.
Scherer 67.
Schiller 11. 31. 32. 40. 51. 61. 69. 70. 75. 76. 84. 101. 112. 116. 117. 118. 257. 299. X.
Schmettau 131.
Schmitt 42. 60.
Schack 311.
Schlabrendorff 311.
Shakeſpeare 316.
Schmid (Theodor) 173.
Schmidt (Erich) 101. 252. 318.
Schmidt (Klamer Eberhard Karl) 161. 268. 279. 280. 281. 282. 304.
Schmidt von Werneuchen 294.
Schnorr von Carolsfeld 316. 318.
Schöne 39. 44. 45. 58. 63. 65. 174. 236. 316.

Schönaich 272.
Schuch 70. 78. 252.
Schulze (G.) 108.
Schwarz 50. 64.
Schweizer 97. 99. 254.
Schwetter 181.
Seckendorf 247.
Sommer 50.
Sonnenfels 29. 36. 38. 64. 215.
Soubise 201.
Spalding 147.
Spiegel 22. 140. 177. 193. 242.
Stahr 64. VIII.
Stein (Fr. v.) 192.
Stephanie 98.
Stille 191. 230.
Stirner 67.
Stosch 179. 208. 311.
Straube 6. 50. 64. 306. 315.
Sturz 191. 192.
Sulzer 29. 129. 146. 196. 232.
Suckow 91. 240. 299. 316.
Swieten 50.

Tauentzien 1. 9. 17. 18. 20. 175.
Teleswall 2.
Tegelmeier 216.
Tettenborn 206.
Thorn 47.
Tischbein 314.
Thomson 197. 198. 206.
Thümmel 270.
Topp 216.
Turgow 206.

Uz 173. 183. 279.

Vallsheim 67.
Voltaire 13. 174. 257.
Voß (Buchhändler) 11. 19. 174.
Voß (Johann Heinrich) 64 u. s. 243.

Wang 21. 306.
Wagner (H. L.) 252.
Wagner ([illegible]rath) 256.
Waser 251.
Weber 213.
Wernhold 231. 262.
Weiße (Demoiselle) 179. 190. 197.
Weiße (Christian Felix) 212. 213. 214.
Werthes 77.
Wieland (C. M.) 12. 16. 23. 47. 67–130. 127. 125. 129. 130. 131. 134. 145. 146. 149. 158. 159. 162. 191. 221. 263. 269. 275. 290. 308. 313. 316. 317.
Wielands Frau 317.
Wieland (Ludwig) 221. 240. 251.
Wielands Mutter 223. 239. 317.
Winckelmann 79. 301.
Winkelmann (Verwandter der Jacobi's in Hannover) 312.
Wezel 119.
Wolf 109.
Wölfling 48.
Wurmb 65.

Zachariä 21. 22. 23. 28. 37. 297.
Zacher 98.
Zell 90.
Ziethen 206.
Zimmermann (Johann Georg Ritter von) 168. 246. 312.

* * *

Druck von C. Schulze & Comp. in Gräfenhainichen (Prov. Sachsen).

267.

L

c

Die

ehniniſche Weiſſagung.

Von

Heinrich Pröhle.

Berlin 1888.
Nicolaiſche Verlags-Buchhandlung
R. Stricker.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

I. Vaticinium Lehninense. (Lateiniſch und deutſch) 1

II. Geſchichte des Ciſtercienſerkloſters Lehnin mit Rückſicht auf die Lehniniſche Weisſagung 9

III. Naive Auffaſſung der Lehniniſchen Weisſagung bis zur Entdeckung, daß der Kammergerichtsrat Seidel der Verfaſſer ſei 22

IV. Die Lehniniſche Weisſagung 1692 nach Einwanderung der reformierten Schweizerkoloniſten in Lehnin entſtanden als Nachahmung der Vergiliſchen Hirtengedichte 30

V. Die ſpäteren Verdrehungen der Lehniniſchen Weisſagung 46

Anhang.

A. Das Kloſter Hunsburg bei Halberſtadt, in welchem Zitzwitz Abt und van Eß Prior war 55

B. Ein Brief des großen Kurfürſten nebſt anderen Aktenſtücken aus Andreas Fromm's Leben 60

C. Ein Friedrich dem Großen feindliches Gedicht im Anſchluſſe an die Lehniniſche Weisſagung 66

Anmerkungen 69

Regiſter IV

Regiſter.

Seite
Adler . . . 68
Askaniſches Haus . . . 1
Bairiſches Haus . . . 2
Behrens (Placidus) . . . 74
Berlin (Cölln) . . . 66
Booſt . . . 54
Calixtus . . . 43
Cedernhain . . . 41
Cedrus electoralis . . . 41
Chorin . . . 76
Eiſenberg . . . 64
Entzückungsträume . . . 26
Eltz (K. v.) . . . 47, 59
Europäiſcher Staatswahrſager . . . 69
Fabricius . . . 48
Fidicin . . . 69
Flörke . . . 25
Fontane . . . 68
Friedrich II. . . . 34, 65
Friedrich III . . . 54
Friedrich Wilhelm (Großer Kurf.) . . . 66
Friedrich Wilhelm III. . . . 52
Friedrich Wilhelm IV . . . V, 52
Fromm . . . 31, 61
Galen (von) . . . 15
Geſchichtsfreund . . . 68
Gieſebrecht . . . 30
Gieſeler . . . 60
Guhrauer . . . 69
Halberſtadt . . . 56
Hamersleben . . . 82
Harenberg . . . 42, 72
Heinrich Julius . . . 57
Henkel . . . 67
Hieronymus . . . 19
Hilgenfeld . . . 69
Hohenzollern . . . 3
Hornhauſen . . . 69
Höck . . . 73
Huysburg . . . 47, 55, 73, 74

Seite
Nagelwit . . . 15
Kunze . . . 78
Küſter . . . 60, 70
Lehnin . . . 9
Leitmeritz . . . 33
Leoniniſche Verſe . . . 14
Luther . . . VI, 4, 49
Luxemburgiſches Haus . . . 2
Meinhold . . . 53
Monkedamm . . . 17
Ottoko . . . 15
Olven . . . 80
Petriturm . . . 28
Peyer . . . 74
Praetorius . . . 19, 72
Prag . . . 65
Preuß . . . V
Ruge (Max) . . . 76
Ruppin . . . 64
Sabell . . . 68
Schrammen . . . 51
Schulz (Otto) . . . 68
Sello . . . 68
Strubius . . . 33
Valentin . . . 18
Vaticinium Lehninense . . . V, 1
Vergil . . . 34, 70
Voß . . . 70
Wattenbach . . . 73
Weiß . . . 11
Wilhelm I. . . . V, 63
Wilhelm II . . . 54
Wilken . . . 29
Wittenberg . . . 61
Wolff (Fr.) . . . 41
Wolff (Otto) . . . 50
Wuſterhauſen . . . 81
Zitzwitz . . . 32
Zoroaſter . . . 24

Vorwort.

Der Herr von Bouverot bemerkte, als er 1848 mit Hinweiſung auf die Lehniniſche Weisſagung an Friedrich Wilhelm IV. die wiederholte Aufforderung richtete, katholiſch zu werden, was ich für einen der merkwürdigſten Vorfälle im Leben dieſes Königs halte, ſehr gnädig, Öſterreich werde dann freilich den Einfluß auf die deutſchen Bundesſtaaten, welchen es bis dahin geübt habe, aufgeben müſſen. Nun iſt Öſterreich ganz aus dem deutſchen Reiche ausgeſchieden und der König von Preußen zugleich Kaiſer von Deutſchland, ohne derjenigen Kirche beigetreten zu ſein, welche ſich für die allein ſelig machende hält. Mit Recht nannte der brandenburgiſche Hiſtoriograph Preuß einige Zeit nach Annahme der deutſchen Kaiſerkrone in Verſailles durch Kaiſer Wilhelm I. das Vaticinium Lehninense „eine erfüllte Weisſagung“, wenn auch nur im Scherze.

Preuß veröffentlichte nämlich in der Nationalzeitung vom 31. Januar 1872 einen Aufſatz über die Lehniniſche Weisſagung, der auch mir entgangen ſein würde, wenn er nicht in einen das Vaticinium betreffenden Handſchriftenband des K. geheimen Staatsarchives eingelegt wäre. Preuß ſpricht darin von dem „verſtörten Geiſte des alten Wahrſagers“: nicht des Bruders Hermann, ſondern deſſen, der die Fälſchung begangen und durch ſie viele um die Fortdauer des Hohenzollernſchen Regentenhauſes beſorgte preußiſche Landeskinder in unnützen Schrecken geſetzt hat. Aber Preuß ſagt außerdem über das Vaticinium: „So widerwärtig auch der verbiſſene Ton und manches Einzelne erſcheinen mußte, man las vor ungefähr 200 Jahren um die Todeszeit des großen Kurfürſten darüber hinweg und blieb an gewiſſen charakteriſtiſchen Merkmalen deutſch-nationaler Geſinnung oder bei ſolchen Stellen haften, welche für Deutſchland und Preußen Verheißungen einer beſſeren Zukunft zu enthalten ſchienen.“ Gewiß iſt, daß im Vaticinio bereits ein neues deutſches Reich vorausgeſagt wird. Höchſt wahrſcheinlich iſt auch der brandenburgiſche Staat als Führer desſelben gedacht. Zweifelhafter iſt es mir allerdings, ob gemeint iſt, daß ein Hohenzoller, der wieder katholiſch geworden ſei, oder daß ein ganz anderes Regentenhaus das neue Reich gründen ſolle. Erſt ſeit 1849 hat die Forſchung allgemein das letztere angenommen. Da Gieſebrecht dieſe Anſicht gewiß eben ſo wenig hatte als Wilken, ſo muß ich geſtehen, daß mir Gieſebrechts Anſicht, Ölven habe das Vaticinium verfaßt, wenn ich ihr auch nicht beiſtimme, doch jetzt in einem viel beſſeren Lichte erſcheint. Den größten Wert lege ich aber auf die Worte von Preuß, welcher das im Vaticinio bei Gelegenheit Joachim's I. geſagte alſo erläutert: „Zu dieſer Zeit wird ein Weib, durch das Gift der neuen Schlange angeſteckt, die verderbliche Peſt in ihr Vaterland einſchleppen. Die Kurfürſtin Eliſabeth wird zuerſt aus dem kurfürſtlichen Hauſe der Lehre Luthers ſich zuwenden, und dies Gift ſoll bis zum 11. Stamm, d. h. bis zur 11. Generation, dauern, eine Prophezeiung, nach welcher die Mark oder wenigſtens das Fürſtenhaus ſeit Friedrich Wilhelm III. wieder zum Katholicismus hätte zurückkehren ſollen.“ Man kann nicht glatter interpretieren, als es hier geſchah. Nimmt man den lateiniſchen Text zur Hand, ſo erſcheint die Erklärung geſchraubt. Wenn man indeſſen außer dem Texte des Gedichtes ſich auch die Geſchichte der Zeit, in welcher der Dichter gelebt hat, und die leitenden Ideeen derſelben vergegenwärtigt, ſo wird man wenigſtens die Richtigkeit der entgegengeſetzten Deutung nicht als ſchon bewieſen erachten können.

Wenn es im Vaticinio heißt, zuletzt erhält der Hirt die Herde wieder, ſo iſt natürlich der Papſt gemeint. Allein dieſer Ausdruck iſt für den Papa Romanus doch etwas kühl. Wenn es dann aber nicht heißt, der Kaiſer erhält die Herrſchaft über das Reich wieder, ſondern Germania erhält wieder einen König oder Kaiſer, ſo iſt dabei an das Haus Habsburg kaum zu denken. Der Verfaſſer des Vaticiniums lebte im Zeitalter Ludwig XIV., welches noch in den Tagen Friedrichs des Großen in Bezug auf Litteratur als ein auguſteiſches Zeitalter erſchien. Ungefähr bis zu den Tagen, in denen das Vaticinium abgefaßt wurde, konnte es vom katholiſchen Standpunkte aus auch als ein goldenes Zeitalter in Bezug auf Religion und Politik gelten. Die Katholiken in Frankreich bildeten gleichſam eine Landeskirche, welche mit Rom einig war, nur nicht in der Theorie, wie Ranke ſagt. Dieſer gallikaniſchen Kirche gehörten, bis 1705 faſt ungeſtört, auch die Janſeniſten an, die den Verfaſſer des Vaticiniums doch einigermaßen an die ihm befreundeten Synkretiſten, Ireniker und

Kalixtiner in Deutſchland erinnern konnten. Die Zurückführung der großen Mehrzahl der Hugenotten in die katholiſche Kirche war durch einen nicht für unerträglich gehaltenen Druck ſo ſehr gelungen, daß man zuletzt bei der Aufhebung des Edictes von Nantes nicht einmal die Auswanderung ausdrücklich geſtatten wollte. Auch die ſehr tadelnswerte Erwähnung des scelus nefandum, morte piandum, welches nach dem Vaticinio den Umſchwung in Brandenburg hervorrufen ſoll, deutet auf Frankreich hin. Es hatte dort ſtattgefunden durch Ravaillac beim Tode Heinrichs IV. Ein anderes Regentenhaus als die Bourbons war dadurch 1610 nicht auf den Thron gekommen. Um ſo weniger braucht am Schluſſe des Vaticiniums unbedingt an das Ende der Hohenzollern gedacht zu werden. So wie ich mir den Dichter des Vaticiniums vorſtelle, deſſen poetiſches Talent für ein gutes Lehrgedicht, aber nicht für mehr, gerade ausreichend geweſen wäre, hat er das scelus nefandum, morte piandum nicht der grellen Kunſtwirkung wegen, ſondern mehr unwillkürlich, weil ihn die Geſchichte der Hohenzollern auch an Henri IV. erinnert hatte, in ſeine Arbeit aufgenommen.

Auf jeden Fall aber iſt der Grundgedanke des Vaticiniums nicht der Haß gegen die Hohenzollern, ſondern das Verlangen nach einer Zurückgabe der geiſtlichen Güter, welche der gelehrte Verfaſſer gewiſſermaßen von einem ſaturniſch-chriſtlichen Zeitalter erwartet. Die Geſchichte der Mark bildet in dem Vaticinium nur den Rahmen. Das Thema des Gemäldes ſelbſt heißt „das Glück der Mönche". Daß dieſes im Wechſel der Zeiten immer wieder zum Vorſchein komme, ſoll mit prophetiſchem Geiſte an dem Kloſter Lehnin gezeigt werden.

Ich verkenne nicht, was dafür ſpricht, daß der ehemalige Propſt zu St. Petri in Berlin, Andreas Fromm, die Lehniniſche Weisſagung geſchrieben hat. Wenn wir auch von Zitzwitz wiſſen, daß er eine Zeit lang faſt beſtändig auf Reiſen war, ſo muß doch Fromm durch ſeine wiederholten Reiſen nach Wittenberg mehrmals ganz in die Nähe Lehnin's gekommen ſein. Auch hat er ein lateiniſches Lehrbuch geſchrieben, deſſen uns bekannter Titel nicht verrät, ob es für Anfänger oder viel höher Gebildete abgefaßt wurde. Dagegen muß ich der Nachricht, daß Zeune eine Handſchrift des Vaticiniums beſeſſen habe, auf der Fromm ſcherzend als Verfaſſer genannt ſei, jeglichen Wert abſprechen, weil Herr Spitta in Berlin, deſſen Autographenhandlung aus dem Nachlaſſe Zeune's hervorgegangen iſt, nichts davon weiß. — Nach der Anſicht von Otto Schulz hat Fromm die Äußerung „vim patitur ecclesia Lutherana" gethan, als die Angelegenheit von Paul Gerhardt, die ſich mit mancherlei Wechſelfällen lange hinzog, bereits ſchwebte, wahrſcheinlich in ausdrücklicher Beziehung auf Paul Gerhardt. Unter dieſen Umſtänden ſträubt ſich mein Gefühl dagegen, daß ſich Fromm für ſeine Abſetzung als Propſt zu Cölln durch das Vaticinium Lehninense gerächt haben ſoll. Klingt es doch ganz anders, wenn Paul Gerhardt deutſch ſingt:

Kein Zorn des großen Fürſten
Soll mir ein' Hindrung ſein.

Ich verkenne darum Fromm's Fehler, namentlich ſeine grenzenloſe Charakterſchwäche, keineswegs. Eben weil ich den Abt von Zitzwitz für einen feſten Charakter und jedenfalls auch für einen bedeutenderen Politiker halte als Fromm, glaube ich in dem Abte Zitzwitz auch den „verſtörten alten Wahrſager“ zu erkennen.

Noch zweierlei will ich nicht unerwähnt laſſen. In einem die Lehniniſche Weisſagung betreffenden Handſchriftenbande der K. Bibliothek habe ich die mir wenig einleuchtenden Worte geleſen, Seidel habe in Dienſten der Kurfürſtin Dorothea geſtanden und das Vaticinium verfaßt, um dem nachmaligen Kurfürſten Friedrich III. zu ſchaden. — Eine in meinem Beſitze befindliche Druckſchrift mit abgeriſſenem Titel enthält die Mitteilung, daß der große Kurfürſt in Anweſenheit ſeines Leibarztes Weiſe in dem Badeorte Hornhauſen von einer Krankheit geheilt ſei, welche dadurch entſtanden wäre, daß ihn Schwarzenberg einſt habe vergiften laſſen wollen. Hornhauſen iſt eine Stunde von Hamersleben und drei Stunden von Huysburg, wo Zitzwitz lebte, entfernt. Jedenfalls läßt ſich dadurch, daß ein ſolches Gerücht verbreitet war, der Angriff auf Schwarzenberg in Vers 72 erklären, welchen beſonders Gieſebrecht höchſt auffallend gefunden hat.

Berlin am zweihundertjährigen Geburtstage
des Königes Friedrich Wilhelm I. 14. Auguſt 1888.

Heinrich Pröhle.

I. Vaticinium

b. fratris Hermanni, Ordinis Cisterciensis,

qui circa annum 1300 floruit et in Monasterio Lehninensi vixit. Ex libro Msto, ex quo constat, hoc vaticinium jam ante annos 400 consignatum esse.

(Lateiniſch und deutſch.)

1. Nunc tibi cum cura,
 Lehnin, cano fata futura,
Quae mihi monstravit
 Dominus, qui cuncta creavit.
Nam licet insigni,
 sicut sol, splendeas igni,
Et vitam totam
 nunc degas summe devotam
5. Abundantque rite
 tranquillae commoda vitae.
Tempus erit tandem,
 quo te non cernis eandem,
Imo vix ullam,
 sed, si bene dixero, nullam.

1. Voll Sorgfalt, o Lehnin, Dir ſing'
 ich die künftigen Dinge,
Welche der Herr mir gewieſen, der
 rings hat Alles erſchaffen.
Magſt Du der Sonn' auch gleich jetzt
 ſtrahlen im herrlichen Lichte;
Magſt Du der Andacht bloß jetzt
 weih'n Dein friedliches Daſein;
5. Mag Reichtum Dich erfreu'n und
 Glück und ruhiges Leben:
Einſt doch kommen die Tage, da ſelbſt
 Du erſcheinſt Dir verändert,
Zeiten, in welchen Du kaum und in
 Wahrheit gar nicht mehr ſein wirſt.

Die nächſten fünf Verſe (8—13) beziehen ſich auf das askaniſche, anhaltiniſche oder ballenſtedtiſche Haus, welches von 1134— 320 in der Mark herrſchte und unter dem der Verfaſſer der lehniniſchen Weiſſagung, Bruder Hermann c. 1300, nach der Behauptung des wirklichen Verfaſſers aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, Fromm oder Zitzwitz, angeblich gelebt haben ſoll.

Quae te fundavit
gens, haec te semper amavit.
Hac pereunte peris,
nec mater amabilis eris.
10. Et nunc absque mora
propinquat flebilis hora,
Qua stirps Ottonis,
nostrae decus regionis,
Magno ruit fato,
nullo superstite nato.
Tuncque cades primum,
sed nondum venis ad imum.

Allzeit hat das Geſchlecht Dich geliebet,
das einſt Dich gegründet.
Sinkt es dahin, wirſt fallen Du
auch, liebwerteſte Mutter.
10. Schon, ſchon ohne Verzug Dir nahet
die traurige Stunde:
Otto's Haus und Geſchlecht dann
wird, die Zierde des Landes,
Durch allmächtiges Verhängnis vertilgt
mit des Stammes Erlöſchen.
Dann ſchon trifft Dich ein Schlag,
doch noch nicht gehſt Du zu grunde.

Die folgenden fünf Verſe (14—18) beziehen ſich auf das bairiſche oder wittelsbachiſche Haus, welches von 1323—1373 in der Mark herrſchte. Domus Ottonum iſt in Vers 15 noch das askaniſche, aus welchem z. B. durch Otto mit dem Pfeil der Vorname Otto faſt ſprichwörtlich geworden iſt. Obgleich hier die Worte domus Ottonum gerade den Gegenſatz zu den Wittelsbachern bilden, ſind ſie doch in der ſonderbaren ſpäteren bairiſchen Fälſchung der Lehniniſchen Weisſagung auf Otto von Wittelsbach bezogen worden. Wittelsbachiſches Wappen: goldener Löwe in ſchwarzem Felde.

Interea diris
angetur Marchia miris.
15. Nam domus Ottonum
fiet spelunca leonum.
Ac erit exclusus
vero de sanguine fusus,
Quando peregrini
veniunt ad tecta Chorini
Cerbereos fastus
mox tollit Caesaris astus.

Wunder- und Drangſalzeit heimſuchet
die Marken inzwiſchen.
15. Das Ottoniſche Haus wird werden
zur Höhle des Löwen.
Ausſchluß ſteht da bevor dem geborenen
aus echteſtem Blute,
Wenn zu dem Dach Chorins dereinſt
wird kommen der Fremdling.
Jetzo den Ränken des Kaiſers erliegt
dreiköpfige Herrſchaft.

Die folgenden acht Verſe (19—26) beziehen ſich auf das luxemburgiſche oder böhmiſche Haus, welches von 1373—1415 beſonders durch Statthalter in der Mark regierte und Verpfändungen von Land und Leuten vornahm. Luxemburgiſches Wappen: blauer Löwe in gelbem Felde.

Sed parum tuto
gaudebit Marchia scuto.
20. Regalis leo rursum
tendit ad altera cursum,

Doch kein ſicherer Schild wird dann
Dich, Marchia, decken.
20. Denn auf Anderes denkt und zielet
der herrſchende Löwe,

Nec dominos veros
haec terra videbit et heros.
Omnia turbabunt
rectores, damnaque dabunt.
Nobilitas dives
vexabit undique cives,
Raptabit clerum
nullo discrimine rerum,
25. Et facient isti,
quod factum tempore Christi:
Corpora multorum
vendentur contra decorum.

Nicht wird ſehen das Land mehr
wirkliche Herrn und Beſitzer.
Jegliches ſtören Verwalter, indem
bloß Schaden ſie ſtiften.
Dann wird necken die Bürger der
Adel und ſchwelgen in Reichtum,
Rückſichtslos auch beraubet er rings
die Geiſtlichen alle.
25. Ganz dann werden ſie thun wie
einſt in den Tagen des Heilands:
Gegen den Anſtand werden ver-
handelt die Leiber von Vielen.

Von Vers 27 bis zu Ende beſchäftigt ſich das Gedicht mit den Hohenzollern, die 1415 zu Coſtnitz mit der Mark endgiltig belehnt wurden, von denen aber bei richtiger Auslegung nur 16, bis auf Friedrich Wilhelm III., in der Lehniniſchen Weisſagung vorkommen.

Von dem erſten Hohenzollern in der Mark, Friedrich I. 1415—1440, handelt Vers 27—34.

Ne penitus desit,
tibi qui, mea Marchia, praesit,
Ex humili surgis
binis nunc inclyte burgis,
Accendisque facem
pectando nomine pacem,
30. Dumque lupos secas,
ovibus praecordia secas.
Dico tibi verum:
tua stirps longaeva dierum
Imperiis parvis
patriis dominabitur arvis,
Donec prostrati
fuerint, qui tunc honorati
Urbes vastabant,
dominos regnare vetabant.

Daß, mein Land, nicht gänzlich, ein
Herr Dir, Marchia, fehle,
Kommſt aus Niedern empor Du
genannt nach zweien der Burgen,
Zündeſt den Kriegsbrand an, wenn
Frieden verheißt auch der Name.
30. Wölfe erſchlägſt Du, jedoch auf-
ſchneideſt den Schafen die Bruſt Du.
Wahrheit künd' ich Dir an: Dein
Stamm langjährig an Dauer
Bloß durch kärgliche Macht wird
herrſchen in unſern Gefilden,
Bis ſie geſtürzt erſt ſind, die bis
dahin ſtehen in Ehren,
Gleichwohl Städte verwüſten und
ſpotten der fürſtlichen Herrſchaft.

Vers 35—38 handeln von dem zweiten Hohenzollern, Friedrich II., Eiſenzahn, der 1440—1470 in der Mark regierte. Der ältere Bruder war Johann der Alchymiſt, welcher laut Teſtament nicht zur Regierung kam.

35. Succedens patri
tollit privilegia fratri.
Non faciet bustum,
non justum credere justum.

35. Welcher dem Ahnherrn folget, be-
ſeitigt den älteren Bruder.
Nie darf ſchaffen das Grab, daß der
minder Gerechte gerecht ſcheint

Defessus variis bellis
sortisque procellis,
Mox frater fortis
succedit tempore mortis.

Ihm, durch verſchiedene Krieg' und
Schickſalsſtürme ermüdet,
Wenn ihm nahet der Tod, bald
folget der tapfere Bruder.

Albrecht Achilles iſt der dritte Hohenzoller. Er regierte in der Mark von 1470—1480. Auf ihn bezieht ſich Vers 39—42.

Fortis ille quidem,
sed vir vanissimus idem.
40. Scandere vult montem,
nequeat cum scandere pontem.
En acuit enses,
miseri o Lehninenses!
Quid curet fratres,
qui vult excindere patres!

Tapfer ſo muß er gewiß, gleichwohl
auch der eitelſte heißen:
40. Will aufſteigen zum Berg, kaum
aber beſteigt er die Brücke.
Seht ſchon ſchärft er die Schwerter,
o ſeht ihr armen Lehniner!
Brüder, was kümmert ihr ihn? Gern
möcht' er die Väter vernichten.

Johann Cicero war der vierte Hohenzoller und herrſchte in der Mark von 1486—1499. Von ihm handelt Vers 43—45.

Alter ab hoc Martem
scit ludificare per artem.
Auspicium natis
hic praebet felicitatis.
45. Quod dum servatur,
ingens fortuna paratur.

Welcher ihm folget, der weiß durch
Künſte den Krieg zu vermeiden.
Ausſicht zeigt er auf Glück, gut Heil
anbahnend den Söhnen.
45. Köſtlichen Segen verſchafft ſein Geiſt
fortwirkend im Rate.

Der fünfte Hohenzoller war Joachim I., 1499—1535. Von ihm handelt Vers 46—49. Seine Gemahlin Eliſabeth bekennt ſich gegen ſeinen Willen zur proteſtantiſchen Kirche und der Verfaſſer der Lehniniſchen Weisſagung behauptet, daß mit dem elften Hohenzollern auf dem Throne, von ihrem Sohne Joachim II. an gerechnet, die Herrſchaft der evangeliſchen Hohenzollern in der Mark erlöſchen werde. (Vergleiche das Vorwort.) Sein Bruder (ebenfalls Churfürſt) war der Erzbiſchof Albrecht von Mainz.

Hujus erunt nati
conformi sorte beati.
Inferet at tristem
patriae tunc femina pestem,
Foemina serpentis
tabe contacta recentis.
Hoc ad undenum
durabit stemma venenum.

Gleich ſehr ziemt es der Söhne
erfreuliche Loſe zu preiſen.
Doch wird bringen ein Weib in das
Land trübſelige Krankheit.
Ach, dies Weib von dem Gifte der
Schlange ergriffen, der neuen!
Drauf wird dauern das Gift bis hin
zu dem Elften des Stammbaums.

Der ſechſte Hohenzoller, aber das erſte dieſer Glieder des Stammbaumes, iſt Joachim II., 1535—1571. Von ihm handelt Vers 50—54.

1539 trat er offen zum Luthertum über. Er hob Lehnin als Kloſter auf. Sein Verhältnis zu Anna Sydow entſchuldigte er mit der durch einen gefährlichen Fall hervorgerufenen Gebrechlichkeit ſeiner Gemahlin.

50. Et nunc is prodit,	50. Jetzt geht dieſer hervor, Lehnin, der
qui te, Lehnin, nimis odit.	gewaltig Dich haſſet,
Dividit ut culter,	Dich wie ein Meſſer zerteilt —
atheus, scortator, adulter.	gottlos, Ehbrecher und Hurer.
Ecclesiam vastat,	Wüſt legt dieſer die Kirch' und ver-
bona religiosa subhastat.	ſteigert die geiſtlichen Güter.
Ite, meus populus,	Geh, mein Volk dann, o geh! Dir
protector est tibi nullus,	fehlet hinfort der Beſchützer,
Hora donec veniet,	Geh bis einſt Dir erſcheinet die
nova qua restitutio fiet.	Stunde der Wiedererſtattung.

Der ſiebente Hohenzoller, aber das zweite proteſtantiſche Glied des Stammbaumes, iſt Johann Georg, 1571—1598. Über ihn handelt Vers 55—59. Er ſah Joachim I., Joachim II., Joachim Friedrich, Johann Sigismund und Georg Wilhelm. Er ſtarb im Schloſſe zu Berlin im Jahre einer Peſt.

55. Filius amentis	55. Aufrecht hält dann der Sohn, was
probat instituta parentis.	beſtimmt iſt vom thörichten Vater.
Insipiens totus,	Weisheit fehlt ihm beſtimmt und
tamen audit vulgo devotus.	fromm doch heißt er dem Volke.
Nec sat severus,	Sattſam ſtreng iſt er nicht: drum
hinc dicitur optimus herus.	nennt ihn der Haufe den beſten.
Huic datur ex genere	Ihm iſt verliehen noch fünf Kur-
quinos qualis ipse videre.	fürſten des Stammes zu ſehen,
Anno funesto	Und in dem Peſtjahr endet der Herr
loco vitam linquit honesto	an dem ſtattlichen Orte

Joachim Friedrich herrſchte von 1598—1608. Er war der achte Hohenzoller in Brandenburg und das dritte proteſtantiſche Glied. Von ihm handelt Vers 60—62. Der Verfaſſer der Lehniniſchen Weisſagung glaubte, daß Joachim Friedrich ſchon gefürchtet habe, ſein Nachfolger werde zur reformierten Konfeſſion übertreten.

60. Postulat hinc turbae	60. Nach Herrſchaft nun verlangt, der
praeponi natus in urbe.	ſelbſt in der Stadt iſt geboren.
Spe ceteri sobolem,	Andere hoffend erziehn ihr Kind,
fovet hic formidine prolem.	doch dieſer befürchtend.
Quod timet obscurum,	Aber was dunkel er ahnt, bald wird
certe tamen ecce futurum.	nun verwirklicht es werden.

Der neunte hohenzollernſche Herrſcher, das vierte proteſtantiſche Glied, iſt Johann Sigismund von 1608—1619. Von ihm handelt Vers 63—67.

Er gab dem Pfalzgrafen Wolfgang eine Ohrfeige und verbot den lutheriſchen Geiſtlichen Schmähungen gegen die Reformierten.

Forma rerum nova
mox fit patiente Jehova.
Mille scatet naevis,
cujus duratio brevis,
65. Multa per edictum,
sed turbans plura per ictum.
Quae tamen in pejus
mutantur jussibus ejus,
In melius fato
converti posse putato.

Neu wird bald die Geſtaltung der
Dinge: das leidet Jehova.
Voll von Mängeln iſt der, deß
Leben und Dauer nur kurz iſt.
65. Wirren erſchafft ein Befehl, doch mehr
der Verwirrung ein Schlag noch.
Aber wie viel er zum Schlechten
verkehrt auch durch die Befehle:
Glaube mir, leicht kann Alles das
Schickſal wandeln zum Beſſern.

Georg Wilhelm iſt von 1619—1640 der zehnte hohenzollernſche Herrſcher in der Mark und das fünfte proteſtantiſche Glied unter denſelben. Sein Miniſter Graf Adam von Schwarzenberg ſtarb wenige Wochen nach ihm. Über Georg Wilhelm handelt Vers 68—71.

Post patrem natus
est Princeps Marchionatus.
Ingenio nullos
non vivere sinit inultos.
70. Dum nimium credit,
miserum pecus lupus edit,
Et sequitur servus
Domini mox fata protervus.

Fürſt in der Markgrafſchaft iſt der
Sohn nach dem Tode des Vaters.
Vielen erlaubt er zu leben gemäß
ureigenem Sinne.
70. Während zu ſehr er vertraut, Wolf,
frißt Du die jammernde Herde,
Und ihm folget im Tod alsbald
ſein Diener, der freche.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt, 1640—1688, iſt der elfte Hohenzoller und das ſechſte proteſtantiſche Glied. Von ihm handeln Vers 72—75. Die dritte Burg, die gemeint iſt, iſt Magdeburg. Andreas Fromm, welcher von Hilgenfeld für den Verfaſſer der Lehniniſchen Weisſagung gehalten wird, ſtarb drei Jahre vor dem Tode des großen Kurfürſten.

Tunc venient, quibus
a burgis nomina tribus,
Et crescit latus
magno sub principe status,
Securitas gentis
et fortitudo regentis.
75. Sed nil juvabit,
prudentia quando cubabit.

Nunmehr kommen heran, die nach
drei Burgen ſich nennen.
Weit anſchwillt auch der Staat nun
unter dem Herrſcher, dem großen
Sicher nun fühlet das Volk, voll
Kraft ſich der tapfere Führer.
75. Doch nichts nützt es, wenn einſt iſt
Klugheit ſchlafen gegangen.

Kurfürſt Friedrich III., als König Friedrich I., regiert als Kurfürſt von 1688—1701, als König von 1701—1713, iſt der zwölfte Hohenzoller und das ſiebente proteſtantiſche Glied. Von ihm handelt Vers 76—79. Der

Abt von Zitzwitz, den Gieſeler für den Verfaſſer der Lehniniſchen Weisſagung hält, ſtarb erſt, als Friedrich I. ſchon König war, würde aber das Vaticinium zur Zeit Friedrichs III., d. h. vor deſſen Königskrönung verfaßt haben. Wie alle an dieſer Stelle gegebenen Erläuterungen nur vorläufige ſind, ſo muß beſonders in Betreff deſſen, was den großen Kurfürſten und König Friedrich I. betrifft, auf die ſpäteren Abſchnitte des Buches verwieſen werden.

Qui successor erit, patris haud vestigia terit.	Welcher ihm folget, betritt nicht die Fußtapfen des Vaters.
Orate, fratres, lacrymis non parcite, matres!	Betet, o Brüder, und ſchont auch nicht der Thränen, o Mütter!
Fallit in hoc nomen, laeti regiminis omen.	Name, Du täuſcheſt, indem Du verheißt hochfrohe Regierung.
Nil superest boni, veteres migrate coloni!	Nichts bleibt Gutes zurück! Geht, geht, ihr alten Kolonen!
80. Et jacet extinctus foris quassatus et intus.	80. Und dort liegt er entſeelet, gebrochen von außen und innen.

König Friedrich Wilhelm I. von 1713—1740 iſt der dreizehnte Hohenzoller in der Mark, das achte proteſtantiſche Glied und jedenfalls der erſte in der von der Lehniniſchen Weisſagung behandelten Regentenreihe, deſſen Regierungszeit Zitzwitz eben ſo wenig erlebt hat als Fromm. Vers 81—84 muß auf König Friedrich Wilhelm I. bezogen werden.

Mox juvenis fremit, dum magna puerpera gemit.	Bald aufbrauſet ein Jüngling, die große Gebährerin ſeufzet.
Sed quis turbatum poterit restringere statum?	Aber wer kann nun den Staat herſtellen nach ſolcher Zerrüttung?
Vexillum tanget, sed fata crudelia planget.	Mag er das Banner ergreifen, er trägt grauſame Geſchicke.
Flantibus hinc austris vitam vult credere claustris.	Südwind weht, nun will er das Leben vertrauen den Klöſtern.

König Friedrich II., 1740—1786, iſt der vierzehnte Hohenzoller, das neunte proteſtantiſche Glied und das zweite, von deſſen Regierung Zitzwitz nichts geſehen hat. Über ihn handelt Vers 85—88.

85. Qui sequitur, pravos imitatur pessimus avos.	85. Schlechteſter, welcher nun folgt, nachahmſt Du verwerflichen Ahnen.
Non robur menti, non adsunt numina genti.	Dir fehlt geiſtige Kraft, dem Geſchlechte die ſchützende Gottheit.
Cujus opem petit, contrarius hic sibi stetit.	Er des Hilfe er ſucht, der ſteht ihm feindlich entgegen.
Et perit in undis, qui miscet summa profundis.	Tod ihm bringen die Wellen: was kehrt er das Obre nach unten?

König Friedrich Wilhelm II., 1786—1797, iſt der fünfzehnte Hohenzoller, das zehnte proteſtantiſche Glied und das dritte, deſſen Regierung auch Zitzwitz nicht geſehen hatte, wie er denn auch durch die Lehniniſche Weisſagung fälſchlich zum Sohne Friedrichs des Großen gemacht wird. Von ihm handelt Vers 89—92.

Natus florebit;
  quod non sperasset, habebit.
90. Sed populus tristis
  flebit temporibus istis.
Nam sortis mirae
  videntur fata venire
Et princeps nescit,
  quod nova potentia crescit.

Blühn wird freilich der Sohn, und
  erhalten was nie er gehofft hat.
90. Aber das traurige Volk wird weinen
  im ſelbigen Zeitraum.
Denn von der ſeltenſten Art nun
  ſcheinen Geſchicke zu kommen,
Und nicht merket der Fürſt, welch'
  neue Gewalt da heranwächſt.

König Friedrich Wilhelm III., 1797—1840, iſt der ſechzehnte Hohenzoller und jenes elfte proteſtantiſche Glied, mit welchem die Hohenzollern in der Mark untergehen ſollten. Wenn es aber auch denkbar iſt, daß der Dichter der Lehniniſchen Weisſagung gemeint hat, dieſes elfte proteſtantiſche Glied oder ein anderer Hohenzoller ſolle katholiſch werden und dadurch zum Kaiſertume gelangen, ſo iſt auch das nicht eingetroffen, da Friedrich Wilhelm III. weder Kaiſer noch katholiſch und ſelbſt ſein Sohn Kaiſer Wilhelm nicht katholiſch wurde. Friedrich Wilhelm III. war der vierte Hohenzoller, von dem Zitzwitz nur als Prophet etwas hätte wiſſen können. Von ihm handelt Vers 93—100.

Tandem sceptra gerit,
  qui stemmatis ultimus erit.
Israel nefandum
  scelus audet morte piandum.
95. Et pastor gregem
  recipit, Germania Regem.
Marchia, cunctorum
  penitus oblita malorum,
Ipsa suos audet
  fovere, nec advena gaudet,
Priscaque Lehnini
  surgent et tecta Chorini,
Et veteri more
  Clerus splendescit honore,
100. Nec lupus nobili
  plus insidiatur ovili.

Endlich das Scepter erfaßt nunmehro der letzte des Stammes.
Iſrael wagt ein Vergehn allein
  mit dem Tode zu büßen.
95. Nehme der Hirt denn die Herde
  zurück, Deutſchland Du den König!
Aller der Unglücksfälle vergiſſeſt Du,
  Marchia, gänzlich.
Wag' es, der Deinen zu pflegen, nicht
  mehr ſoll jauchzen der Fremdling.
Hoch ihr Dächer Lehnins und Chorins hebet Euch wieder
Und nach früherer Art ſoll glänzen
  in Ehren der Prieſter.
100. Nicht mehr drohet der Wolf durch
  Liſt dem erhabenen Schafſtall.

II. Geſchichte des Ciſtercienſer-Kloſters Lehnin

mit Rückſicht

auf die Lehniniſche Weisſagung.

So wie wir jetzt, wenn wir uns der Wanderungen aus unſerer Jugendzeit erinnern, Franz Kuglers Lied von den zerfallenen Dächern der Burgen ſtolz und kühn an der Saale kühlem Strande ſingen, ſo vertiefte ſich am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts der Sänger des Vaticinium Lehninense, einer Fälſchung, in die Erinnerungen an die zerfallenen Dächer der Klöſter in der früher von ihm durchzogenen Mark, die tecta Lehnini et Chorini. Ihre Dächer ſind zerfallen, aber prisca Lehnini et Chorini tecta surgent: das war noch in dieſem Jahrhundert das Feldgeſchrei, mit welchem ein berühmter ultramontaner Prediger in die Mark einzog.[1]) **Den Ruinen von Walkenried nicht ganz unähnlich erblickt man das zerfallene Kirchendach von Lehnin noch auf Adlers Bilde,[2]) während das gleich ſtimmungsvolle große** märkiſche Bilderwerk von Meierheim nicht einmal bis zu Lehnin gelangt iſt.

Lehnin war von den mehr als fünfzig Klöſtern der Kurmark Brandenburg das angeſehenſte. Auch wurden von Chorin aus andere berühmte Ciſtercienſerklöſter, nämlich Chorin, Himmelpfort und Neuzelle beſetzt. Darum heißt es in Vers 6 der Weisſagung über Lehnin, es glänze insigni igni sicut sol.

Lehnin liegt zwei Meilen ſüdlich von Brandenburg und iſt von der kleinen Eiſenbahnſtation Groß-Kreuz aus am beſten zu erreichen. Der Weg, ſagt Fontane, führe durch alte Kloſterdörfer mit prächtigen Bauen, Alleeen und pittoresken Häuſerfronten. Die Landſchaft aber, welche dieſe Dörfer umgebe, biete wenig Beſonderes dar. Sie ſetzt ſich aus den gewöhnlichen Beſtandteilen märkiſcher Landſchaften zuſammen: weite Flächen, Hügelzüge am Horizonte, ein See und verſtreute Ackerfelder. Hier ein Stück Sumpfland, durch welches ſich Erlenbüſche, und dort ein Stück Sandboden, durch welchen ſich Kiefern hinziehen. Erſt in unmittelbarer Nähe des jetzigen Städtchens Lehnin verſchönert ſich das Bild. Zuletzt gleicht der Boden einer flachen Schale, aus deren Mitte ſich das Kloſter erhebt. Es macht einen gefälligen Eindruck. Die dichten Kronen einer Baumgruppe ſcheinen Turm und Dach in ihrem Zweigwerke zu tragen. Wieſen- und Gartenland umſpannen jene Baumgruppen, die ſelbſt wieder durch einen Höhenzug begrenzt werden.3) Aber was jetzt Garten und Wieſe iſt, das war vor Erbauung des Kloſters ein mit Eichen beſtandener Sumpf, wie wir ihn noch jetzt auf den Bildern der Maler ſehen, die bei dem ehemaligen Kloſter Michaelſtein am Harze ihre Studien machen.

Im fünften Verſe des Vaticinium Lehninense heißt es von dem Kloſter Lehnin zur Zeit der Askanier „Abundant rite tranquillae commoda vitae.“ Gewiß mit Unrecht hat ein berühmter Geſchichtsforſcher,4) welcher einen Berliner Journaliſten für den Verfaſſer des Vaticiniums hält, in dieſen Worten nur eine Ironie geſehen. Dieſe Deutung iſt überflüſſig, wenn man mit Hilgenfeld einen Kanonikus oder gar mit Gieſeler einen gaſtfreien Abt der Benediktiner für den Verfaſſer der Weisſagung hält. Jedenfalls hat dieſer, der Abt von Zitzwitz auf Huysburg, ganz ſo gedacht wie der Benediktiner, der 1808 die Lehniniſche Weisſagung herausgab, ſich in der merkwürdigen Stelle über den heiligen Bernhard ausſpricht.5) „So groß der heilige Mann auch war (ſagt der Benediktiner), ſo konnte er doch ſeine reformierten Mönche nie auf die Stufe des Ruhms und des Verdienſtes der älteren Benediktinermönche bringen. Und wenn auch ſchon dieſe Zöglinge des heiligen Bernhards eine Menge vortrefflicher Mönche jederzeit unter ſich hatten, wozu auch unſer Prophet Hermann gezählt werden kann, ſo vermißte man doch noch in den neueſten Zeiten das offene, gerade, gaſtfreie Weſen und den Fleiß der vorigen oder älteren Mönche an ihnen. Kein Wunder daher, daß die Benediktiner, wie Voltaire ſagt, in dem Gefühle ihrer Reichtümer mit Würde auf dieſe und andere ihrer Nachwüchſe ſo herabſehen, wie unſer alte teutſche Adel6) auf den neugebackenen. Die nach und nach entſtandenen Religioſen und Bettelorden, die man irrig auch Mönche nennte,7) und zum Teil noch ſo nennt, machten endlich durch ihre Menge, daß der ſonſt ſo würdige Name Mönch in der Achtung vollends fiel.“ Ich eile den in dieſer Schrift angeſtellten Erörterungen weit voraus, wenn ich ſchon hier behaupte, der Dichter des Vaticinium Lehninense wird von dem Benediktiner in der ſoeben abgedruckten Stelle auch darum „unſer Prophet“ genannt, weil er einen Abt ſeines Kloſters, den Hrn. v. Zitzwitz, für den Verfaſſer hält. Aber man halte immerhin eine ſolche Mönchsüberlieferung im Kloſter Huysburg von 1700 bis 1800 für unmöglich: daß die Lebensanſchauung des Benediktiners in der ſoeben angeführten Stelle mit derjenigen der Lehniniſchen Weisſagung in Vers 5 wunderbar übereinſtimmt, kann Niemand beſtreiten.

Das Kloſter Lehnin (ſo ſagt ſchon der alte Pfarrer Weiß)[7]) hatte in der That einen Überfluß an allen zu einem angenehmen Kloſterleben dienlichen Sachen. Es bekam Korn und Geld ſogar von Leipzig und Lüneburg her. Es beſaß vierundzwanzig Dörfer und das Städtchen Werder, welches den beſten Wein in der Mark lieferte. Bei Lehnin ſelbſt war ein ziemlicher Weinberg. Die Kloſtergärten waren alle mit Mauern von Backſteinen umgeben. Einer dieſer weitläufigen Gärten war beſonders luſtig, da ſie in demſelben wilde Tiere hielten „und war in deſſen Mitte ein ſchöner Teich.“

Lehnin war von trefflichen, mit vielen Hirſchen beſetzten Waldungen umgeben, welche vor Zeiten noch ungleich dichter waren als ſelbſt im vorigen Jahrhundert. Es gehörten zum Kloſter mit koſtbaren ſchmackhaften Fiſchen angefüllte Seeen, „davon einige dicht bei Lehnin ſind und aus dem Schloß faſt können überſehen werden.“ Daß die Mönche von Lehnin inmitten ihrer wildreichen Eichenforſten in der That ſo behaglich lebten, wie der Dichter der Lehniniſchen Weisſagung in Vers 5 für die Tage ihres Glückes vorausſetzt, beweiſen die Herrenfiſche, welche die Brandenburger aus der Altſtadt zu liefern hatten, wenn ſie mit „großen Zügen“ in den zwiſchen ihnen und dem Kloſter ſtreitigen Seeen Mönchelank und Riewendt fiſchten. Der Käufer des halben Fürſtenwehrs bei Phöben brachte ihnen die Quaſimodogeniti-Aale und außerdem für das Geſinde auf ihrem Kloſterhofe zu Töplitz viermal wöchentlich und beſonders in der Faſtenzeit täglich die Speiſefiſche. Der Marienſee in dem durch das Vaticinium Lehninense mehrmals als Zubehör zu Lehnin erwähnten Chorin lieferte die Mönchsaale. Die Karpfen aus dem Kolpinſee ſollen beinahe Mannslänge gehabt haben. Pleſſower- und Glindower-See verſorgten die Mönche ſogar mit Stinten.[8]) Dieſer Reichtum an Fiſchen war den Ciſtercienſermönchen von Lehnin wohl zu gönnen, da zur Zeit der Gründung dieſes Kloſters ſich nur noch die Ciſtercienſer zur Bebauung ſumpfiger und waſſerreicher Landſchaften entſchloſſen zu haben ſcheinen. Doch war im Grunde der Erfolg des Landbaus bei allen Mönchsorden, wenn ſie ſich demſelben zuwandten, gleich glücklich. Sie waren die eigentlichen Oekonomen des Mittelalters, weil der Ritter ebenſowenig als der Bauer Kapital für die Felder anwandte, was die Mönche nicht verſäumten. Wegen dieſer Einmiſchung des Kapitals, das die Mönche bei ihrer Lebensweiſe am leichteſten erwerben konnten, ſtellte ſich ebenſowohl bei den Benediktinern von Hunsburg als bei den Ciſtercienſern von Lehnin und ſogar bei den Auguſtinermönchen vom Kloſter Hamersleben[9]) nach und nach eine Latifundienwirtſchaft ein, welche den Staat von ſelbſt nötigte, ihnen gegenüber das Intereſſe des kleinen Mannes wahrzunehmen. Dieſer Umſtand wirft jedoch auf Lehnin am wenigſten einen Schatten, weil die älteſte Geſchichte dieſes Kloſters mit der erſten Kultur der Mark unter den Askaniern eng verwachſen iſt. Das beweiſt die Gründungsſage[10]), zu welcher auch die Ermordung des mit Unrecht der Ausſchweifungen beſchuldigten Abtes gehört.

Otto, der Sohn Albrecht's des Bären, der erſte Deutſche, der über die Mark Brandenburg als geſonderten Staat regierte, erfüllt von dem Gedanken an die Aufgabe des geſamten askaniſchen Hauſes, begab ſich zu Anfang des April 1180, ehe er auf den Reichstag nach Gelnhauſen ging, mit ſeinem Jagdgefolge in die Wälder der Zauche, welche ihm noch beſonders wert geweſen ſein ſoll als Patengeſchenk Pribislaw's, des letzten wendiſchen Beherrſchers von Brandenburg. Am Mittag raſtete er unter einer alten Eiche an einer Stelle, wo noch in neuerer Zeit die Erzählungen von Harke oder Frau Harke Überreſte der alten heidniſchen Religion verrieten. An dieſer verrufenen Stelle hatte er einen Traum vom Hirſche, der in der deutſchen und griechiſchen Mythologie zur Unterwelt führt, wie er denn ſchon im Altertum ſogar an einem Bilde der mit der Perſephone verwandten Nemeſis vorkam und auf einem Bilde an einer Kirche zu Verona den Dietrich von Bern in die Unterwelt geführt hat. Otto träumte, daß der Hirſch ihn angreife und daß er ſelbſt aus dem Schlafe aufſpringe und den Hirſch mit einem Geſchoſſe erlege. Alsdann erwachte er und erzählte ſeinen Jagdgenoſſen den Traum, welchen alle gleich ihm ſelbſt als bedeutungsvoll erkannten. Die Stelle, an welcher man ſich befand, ſchien wegen des Waſſers ſowohl zur Anlage einer Burg geeignet, als für ein Kloſter Sicherheit und Ruhe zu bieten. Otto war aber von Anfang an zur Erbauung eines Kloſters entſchloſſen. Die geiſtlichen Krieger für dieſe Gottesburg wurden aus der Grafſchaft Mansfeld geholt, in welcher ſchon früh aus den jetzigen Grenzgegenden zwiſchen Thüringen und Heſſen her ein reges chriſtliches Leben eingedrungen war.

So wie das Chriſtentum einſt nicht ohne Blutzeugen in die Gegend von Mansfeld eingeführt war, was, wie vermutet wird, die eislebiſche Andreaskirche beweiſt, ſo ſollte auch der erſte Abt Sibold in Lehnin ein Blutzeuge werden. Die Erzählung von ihm klingt altertümlich und ſonderbar. Auch fällt es auf, daß er als Blutzeuge nicht heilig geſprochen iſt, was für einen Märtyrer doch nahe genug gelegen hätte. Doch ſtimme ich Sello ganz darin bei, daß alles Mißtrauen gegen dieſen erſten Abt Lehnins abzuweiſen iſt. Wie er auch mit ſeinem großen Schlüſſelbunde daherwatſchelte, ſo ſtand dieſer Ciſtercienſer doch gewiß voll und ganz, als ein rechter Mann in den Kämpfen ſeiner Zeit zwiſchen Deutſchen und Wenden. Mit ſeinen Brüdern ging er auf ein Kloſterdorf, um für die Bebauung des märkiſchen Bodens zu wirken. Die wendiſchen Frauen und Kinder fürchteten die fremden

Männer noch. Da kehrte der Abt mit dem Schlüſſelbunde in ein Bauernhaus ein. Die Frau wollte backen, ſah ihn kommen und verſteckte ſich unter den Backtrog, von dem, wie es ſcheint, ein Leinentuch wie ein Bettlaken herabhing. Aber der Abt, wiewohl er doch noch nicht ſehr unbehilflich geweſen ſein kann, ſetzte ſich auf den Backtrog. Davon erſtatteten die davonlaufenden Kinder den Fiſchern am See, insbeſondere dem Vater, einen abenteuerlichen Bericht. Sie kamen in's Dorf, der Abt erſtieg eine Eiche und würde in der Krone derſelben unbemerkt geblieben ſein: doch das Schlüſſelbund verriet ihn, welches er hatte abwerfen müſſen, um klettern zu können. Die Fiſcher hieben die Eiche um, der Abt ſtürzte mit der Krone zu Boden und wurde dann endlich von den Bayern getötet. Die Kloſterbrüder hatten einen Beutel mit Geld gezeigt, um ihn loszukaufen. Nun flohen ſie aus der Gegend. Doch die Aufrührer wurden beſtraft. Den Mönchen rief die Jungfrau Maria zu: Redeatis, nihil vobis deerit! Die Ciſtercienſer folgten der Stimme. Die Kultur des Bodens und des Landes ging ungeſtört ihren Gang fort.

Auf deutſcher Erde wurde nichts verſäumt, um die nationale Bedeutung dieſes ſchrecklichen Vorfalles zwiſchen der slavica gens und dem Abte von Lehnin feſtzuſtellen. Wenigſtens ſtellten zwei noch vorhandene Gemälde im Kloſter Lehnin die Ermordung des Abtes Sibold in dieſem Geiſte dar. Das vermutlich älteſte davon, auf Holz gemalt, kann nicht vor dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts angefertigt ſein; denn es findet ſich darauf ein kahlköpfiger Laie in roter pelzverbrämter Schaube, deſſen Bekleidung nur auf die bezeichnete Zeit hinweiſt. Er kniet vor einem Marienbilde, das an einer auf dem Bilde befindlichen Phantaſiekirche angebracht iſt. In einem unteren Abſchnitte dieſes Bildes wandelt die Jungfrau Maria mit dem Chriſtkinde auf der Erde und ſpricht ihr Redeatis zu den mit Pilgerſtäben abziehenden Mönchen.

Das zweite Bild zeigt nach Sello's Anſicht dieſelben Vorgänge bedeutend dramatiſcher. Der Abt liegt rechts im Vordergrunde bereits zu Boden geſchlagen. Käppchen, Buch und Schlüſſel ſind ihm ſchon entfallen. Mit der Rechten ſucht er von der blutenden Stirn die Streiche abzuwehren: denn ein zerlumpter Geſell holt mit dem Beile und ein etwas beſſer gekleideter Menſch mit der dreizinkigen Forke zu neuen Schlägen aus. Aber ſchon ſtößt ihm ein Dritter den Speer in die Bruſt, ein Vierter zieht ein Schwert und nur der Fiſcher mit dem Ruder ſteht etwas weiter zurück. Einer der auf dem Bilde befindlichen Mönche wendet ſich um Hilfe flehend zu dem Markgrafen: denn auch dieſer iſt auf dem Bilde angebracht. Er iſt es, der auf dieſem zweiten Bilde die reiche Bekleidung trägt: den Mantel mit Pelz beſetzt, und die Kuhmäuler. Dies ſind ſtumpfe Schuhe, die auf den Anfang des 16. Jahrhunderts als Zeit für das Entſtehen dieſes zweiten Gemäldes hindeuten. Außer dem teilnehmend zuſchauenden Markgrafen, der nachher den Frevel an dem Abte ſtreng beſtraft hat, brachte der Maler auf dem Bilde auch das brandenburgiſche Wappen an. Im Mittelgrunde iſt das Kloſter dargeſtellt. Neunzehn Bewohner ziehen mit Roſenkränzen, Reliquienkaſten, Büchern und Schreibzeug ab. Aber ſchon wendet ihr Anführer den Blick dahin zurück: denn auf dieſem Bilde erſcheint in waldiger Gegend in den Wolken oberhalb eines ländlichen Hauſes von einem goldigen Scheine umgeben die gekrönte Maria und läßt ihren Zuruf erſchallen.11)

Die Inſchriften beſtehen beſonders aus leoniniſchen Hexametern, deren erſte Hälfte bis zur Caeſur mit der zweiten reimt. Dieſen leoniniſchen Verſen verdankt es Lehnin, daß es durch das Vaticinium einen neuen Ruhm erlangt hat. Ein Bruder Hermann, der das Vaticinium der Überſchrift nach in Lehnin verfaßt haben ſoll, iſt dort in dem gleichfalls bezeichneten Jahre 1300 nicht nachweisbar. Solche leoniniſche Verſe auf den Bildern wie:

Hic jacet occisus prior abbas, cui paradisus
Jure patet, slavica quem stravit gens inimica

oder gar

O felix Lenyn et tua filia Chorin
Ex te est orta Nova Cella et Coeliporta12)

mußten begeiſternd wirken auf Zitzwitz und Andreas Fromm, wenn ſie auf einer Wanderung durch die Mark Brandenburg die zerfallenen Dächer von Lehnin ſahen und haben die Versart des Vaticiniums allein beſtimmt. Der erſte Abt Sibold wird nur indirekt als Vertreter des Deutſchtums dadurch verherrlicht, daß vielleicht dem kundigeren Leſer des Vaticiniums auch die Bilder und Verſe aus Lehnin, die ſich auf ſeinen Tod beziehen, vor Augen treten. Der angebliche Prophet von 1300 ſoll in die Zukunft zu blicken ſcheinen. In einem Augenblicke des Glückes, welchen der edle Schafſtall, das nobile ovile von Lehnin durch das Redeatis der heiligen Jungfrau erlangt hat, ſoll der prophetiſche Bruder Hermann den Untergang und eine neue Wiederherſtellung der Klöſter zu weisſagen ſcheinen, die der wahre Verfaſſer der angeblichen Weisſagung im Sinne des geſcheiterten Reſtitutionsediktes wenigſtens noch wünſcht und in der zum zweiten Male das Wort der heiligen Jungfrau wahr werden ſoll „nihil vobis deerit."

Die völlige Beendigung des Lehniner Kirchenbaus fällt in die Mitte des 13. Jahrhunderts, da ſich noch keine Spur von Gothik bei demſelben findet.13) Welchen Eindruck die verfallenen tecta Lehnini auf Männer in der Seelenſtimmung eines Fromm oder Zitzwitz machen mußten, möge man danach beurteilen, daß nach Adler14) Lehnin auf den Kirchenbauſtil der Mark bis Treuenbriezen, Jüterbock und Rathenow eingewirkt hat, daß nach ihm der Bauſtil des jüngeren Teiles der Lehniner Kirche mit dem des Magdeburger Domes zuſammenhängt und daß die Kirche zu Colbatz mit ihrer Weſtſeite im Stile engliſcher Ciſtercienſerbauten nur eine Wiederholung Lehnins iſt. Die Ausſchmückung war ſo reich und verſchwenderiſch, daß noch 1876 die Rundſtäbe der Fenſterlaibungen im Lichtgaden auf der natürlichen Ziegelfarbe weiße Bemalung in Form heraldiſcher Sparren zeigten, und daß ſich 1762 Fragmente von gemalten Fenſterſcheiben mit grauem Blätterornamente im Schutt fanden.15)

Daß die Mönche von Lehnin ſich ſelbſt bei der Ermordung ihres Abtes durch die gens slavica mit Büchern ſchleppten, ſollte man wenigſtens nach den Bildern im Kloſter beinahe glauben. Wirklich ſind ſie für die gelehrteſten ihres Ordens erklärt worden. Andererſeits hat man ihnen auch wieder allen wiſſenſchaftlichen Sinn abgeſprochen. Indeſſen aus dem reichen Bücherſchatze, welchen ſie beſeſſen haben,16) geht hervor, daß die hervorragenden Mönche der Jurisprudenz, Philoſophie und Geſchichte diejenige Aufmerkſamkeit ſchenkten, deren ſie ohne Zweifel bedurften, um als Lehniner Äbte und deren Ratgeber auch in die Brandenburgiſche Verwaltung eingreifen zu können. Verzichteten Prior und Abt auf ſchriftſtelleriſchen Ruhm, ſo war dies noch mehr bei den ſchlichten Mönchen der Fall, deren Spezialität hier der Ackerbau war. Man hat gewiß mit Recht vermutet, daß der jetzt für Berlin ſo wichtige Werder'ſche Obſtbau zuerſt durch die Lehniner Mönche eine Bedeutung erlangt hat. Auch die Mönchskolonie, welche von Lehnin in ſpäterer Zeit nach Ungarn ging, wird der Landwirtſchaft in der Mark keine Schande gemacht haben.

Dem Kloſter Lehnin hat eine der merkwürdigſten fürſtlichen Perſönlichkeiten und einer der gewandteſten Staatsmänner des Mittelalters angehört. Ottoko der Askanier heiratete 1279 eine der „ſechs lieblichen Töchter" Rudolfs von Habsburg, verlor ſie früh durch den Tod, trat in den Templerorden ein, „als er aber ire gottloſigkeit geſpurtt, vorleſt er den orden, und wird ein munnich Ciſtercienſerordens in Lenin." Er ſtarb am 6. Juli 1303 in Lehnin, wenn auch nicht als „neunter Küſter", wie Jemand aus ſeiner Grabſchrift herausgeleſen hat.17)

Der gewandte Staatsmann, welcher von Lehnin ausging, war ein Verwandter des Fürſten Bismarck. Er lebte unter dem Abte Nicolaus I. von Lietzow, jetzt Charlottenburg, in Lehnin und hieß Dietrich von Portitz, wird aber auch oft Kagelwit genannt. Als Cellerarius war er ein guter Verwalter des Kloſters. Auch als Official und Ketzerrichter des Biſchofs von Brandenburg behielt er als echter Ciſtercienſer beſonders den Landbau im Auge. Zu Rom wurde er Biſchof in partibus von Sarepta. 1353 wurde er Biſchof von Minden, lebte aber von 1355—1361 ausſchließlich am kaiſerlichen Hofe. Er legitimierte die unehelichen Kinder, zog den Judenzins ein und focht 1357 als Feldherr Kaiſer Karls IV. Später machte Karl IV. ſeinen Liebling zum Biſchof von Magdeburg. Er ſtarb am 17. Dez. 1367. Nicht in Lehnin, ſondern im hohen Chore zu Magdeburg liegt er begraben.[18])

In Lehnin war auf den Lietzower (Charlottenburger) Abt von 1335 bis 1342 Hermann II. von Pritzwalk gefolgt. Beſonders unter dem letzteren waren die Verhältniſſe im Kloſter noch trauriger, als in der ganzen Mark unter den Baiern. Jener Hermann, damals noch nicht Abt, ließ einen Ritter mit vier Begleitern ermorden, die im Kloſter übernachteten. Hermann bemächtigte ſich ihrer Waffen und unter ihm ging dann die gens tonsurata mit Schwert und Harniſch in den Kloſterhallen umher. Der Konvent warb Söldner und einzelne Mönche nahmen an Heerfahrten teil. Die Lehniner wurden daher malefactores et maleficiorum auctores genannt. (Ein noch vorhandener viereckiger Verteidigungsturm heißt: das Kuhbier.) Zu den rauhen kriegeriſchen Sitten wird ſich auch leicht der Umgang mit Frauen im Kloſter geſellt haben.[19])

In Vers 15 und 20 der Lehniniſchen Weisſagung werden die Löwen erwähnt, welche ſowohl die Baiern als die Luxemburger im Wappen führten. Mehr Eindruck macht freilich in der Weisſagung der Kaſſandra bei Aeſchylus ſogar die „Menſchenlöwin“ (Klytämneſtra), die beim Wolf (Aegiſtheus) geſchlafen habe, als der Löwe (Agamemnon) fern geweſen ſei, obgleich dies rein bildliche Ausdrücke ſind.

Die Urkunde, nach welcher Kaiſer Sigismund die Mark Brandenburg an den Burggrafen zu Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern abtrat, wurde erſt am 30. April 1415 vor der Wohnung des Kaiſers auf dem Concil zu Koſtnitz verleſen. Aber ſchon im Juni 1412 hatte ſich Friedrich in die Mark begeben gehabt und eine ihm ſchon damals zukommende bedingte Huldigung verlangt. Die Quitzow's und andere Ritter des Havellandes, welche ihm den Eid verweigerten, bekämpfte er durch die faule Grete. Von ſeiner Gemahlin, der ſchönen Elſe, war er in dieſer Zeit getrennt, feierte aber dann ein wahrhaft bräutliches Wiederſehen mit ihr bei den Mönchen in Lehnin. Die gaſtlichen Thore öffneten ſich der ſchönen Elſe im Winter am 28. Februar 1413, nachdem der Abt ſelbſt viel zur Beruhigung des Havellandes beigetragen hatte. Etwa Dreivierteljahr darauf gebar ſie auf der Burg zu Tangermünde den nachmaligen Kurfürſten Friedrich II., der noch mehr als ſein Vater das Kloſter Lehnin liebte[20]), deſſen Beziehungen zu demſelben aber dem Verfaſſer der Lehniniſchen Weisſagung nicht bekannt geweſen zu ſein ſcheinen.

Zweifelhaft iſt es indeſſen, ob Vers 40 der Lehniniſchen Weisſagung, der mit Bezug auf Friedrich's II. Bruder Albrecht Achilles ſagt:

Dum cogitat montem, Vix potest scandere pontem,

ſich zugleich auf Lehnin bezieht. Eine Handſchrift des Vaticinium berichtet nämlich, die Stelle beziehe ſich darauf, daß Albrecht Achilles habe wollen die Alpen erſteigen und in Italien einfallen, während er nicht einmal habe können die Kloſterbrücke von Lehnin betreten, als er dort habe wollen in die Kirche gehen, denn die Mönche hätten ihm „tamquam excommunicato a pontifice“ die Kloſterbrücke vor der Naſe aufgezogen. Kieſer verlegt dieſen angeblichen Vorfall ſogar in ein beſtimmtes Jahr, 1471. Richtig iſt, daß Albrecht Achilles ſich im Banne befand. Auch gehen diejenigen zu weit, welche ſagen, daß Lehnin nie eine Brücke gehabt habe. Es hat nur keine Havelbrücke, weil es nicht an der Havel liegt. Doch ſcheint die Erzählung eine Fabel zu ſein. Mehr Anklang findet jetzt die Erklärung, daß der mons, den Albrecht Achilles erſteigen wollte, Nürnberg, und der pons, den er nicht einmal erſteigen konnte, die Schlacht Albrechts gegen die Nürnberger bei Bruck oder ſein Angriff auf Hersbruck ſei.[21])

Hier möge ſich die Erläuterung von Vers 42 anſchließen: an die Mönche (fratres) kehrt ſich nicht, wer gar die Biſchöfe (patres) ausrotten will. Albrecht Achilles hatte wegen eines von ihm angenommenen Titels Streit mit dem Biſchofe von Würzburg bekommen, ebenſo gegen das Ende ſeines Lebens wegen des Zehntens und anderer Gefälle in Franken mit dem Biſchofe von Bamberg, der ſie ſich zueignete. Dieſer Biſchof oder beide thaten ihn dann in den Bann. Deswegen ſoll dann Albrecht Achilles an den Papſt geſchrieben haben, daß er mit einem Heere in Italien einfallen und ihn ſelbſt bekriegen wolle, worauf Vers 40 anſpiele.[22])

Von 1456—1467 war der „egregius et eximius doctor, sacrae theologiae professor Arnold von Monkedamm“ Abt in Lehnin. Er verkaufte Güter im Magdeburgiſchen jedenfalls viel zu billig an Hans von Barby, wobei es aber doch zweifelhaft bleibt, ob dies nur deswegen geſchah, weil die Mönche, die kaum noch die Hacke und den Spaten in die Hand nahmen, zu ihrer Bearbeitung und Verwaltung unbrauchbar geworden waren, oder ob er wirklich deswegen in Anklageſtand verſetzt zu werden verdiente. Als ſeine Stellung im Kloſter unhaltbar geworden war, ließ er ſich in Lehnin vier gute Pferde, zwei koſtbare Ringe, hundert rheiniſche und zwanzig ungariſche Gulden geben und gab vor, er wolle zum Generalkapitel reiſen. Er begab ſich aber in's Ciſtercienſer-Kloſter Altenberg bei Cöln, wo er bald Abt wurde, da der bisherige Abt wegen ſeiner Üppigkeit abgeſetzt wurde und ſich als Beichtvater in ein Nonnenkloſter zurückzog. Arnold klagte nun die Sitten der Lehniner Mönche und dieſe klagten ſeine Bewirtſchaftung an, wobei die Äbte von Zinna, Himmelpfort und Chorin ſowie der Landesherr in der Mark Brandenburg auf Seiten der Lehniner Mönche ſtanden. Arnold wurde jedoch ſeiner Frömmigkeit und Gelehrſamkeit wegen Ordenskommiſſar für ganz Deutſchland. Mit den Hohenzollern muß er ſich verſöhnt haben, denn 1481 wurde die große brandenburg-jülichſche Hochzeit auf dem Kloſterhofe zu Altenberg gefeiert, als deſſen Abt Arnold 1490 hochverehrt ſtarb.23)

Der letzte Abt Valentin mag aus Jüterbock geweſen und im März 1500 in ſein Amt eingetreten ſein. Bei Kurfürſt Joachim I. war er wohlgelitten. Luther war von Schamgefühl ganz verwirrt, als 1517 im Anfangsjahre der Reformation der Biſchof von Brandenburg dieſen ſo hervorragenden Abt zu ihm ſchickte (quod tantum abbatem tantus pontifex tam humiliter ad me mitteret). Doch wenn auch Luther ernſtlich gewollt hätte, ſo war die Reformation, „der mönchiſche Lärmen“, nicht mehr zu ſtillen. 1518 wohnte Abt Valentin der Leipziger Disputation bei. In demſelben Jahre ließ Abt Valentin einen prächtigen Altarſchrein herſtellen, welcher ſich jetzt im Dome zu Brandenburg befindet. In dem Zerwürfniſſe Joachim's I. mit der Kurfürſtin Eliſabeth ſpielte der Abt Valentin ebenſowenig mehr eine vermittelnde Rolle als die Äbte von Chorin und Zinna.24)

Der Abt Valentin und das Kloſter Lehnin fanden dann auch keine ſonderliche Berückſichtigung mehr, als Joachim I. ſtarb, Eliſabeth aus Sachſen in die Kurmark zurückkehrte und Joachim II. Proteſtant wurde. Valentin war nun, ohne ſeiner Konfeſſion viel zu vergeben, wieder der Abt, welcher Luther einſt durch ſeine Beſcheidenheit in Verwunderung geſetzt hatte. Den Proteſtanten ſich dadurch etwas zu nähern, daß er eine Pfarrſtelle in einem der Kloſterdörfer im Auftrage der neuen Behörden oder Kirchenviſitatoren beſetzte, ſchlug er ab. Doch bat er Joachim II. ihm und ſeinem Kloſter auch bei den veränderten Zeitläufen ein gnädiger Herr zu ſein. Um ſich deutlicher zu machen fügte er noch den Wunſch bei, daß ſeine Kurfürſtliche Durchlaucht ihm und ſeinen fratribus wie bisher etzliches Wildpret verehren möge. So iſt dann auch das letzte Lebenszeichen, welches von den Lehninern auf uns gekommen iſt, eine Bitte des „Priors, Subpriors und Seniors ſo zu Lehnin verharren,“ daß der Kurfürſt ihnen beim Mittageſſen vier, beim Abendeſſen drei Gerichte gewähren möge, ſodann wöchentlich eine Tonne Bier, jährlich acht Tonnen Wein, zu Neujahr und Mittfaſten aber etwas Pfefferkuchen.25)

Als Tag der Aufhebung des Kloſters wird am beſten der 4. Dezember 1542 angenommen. Jedoch ſchon am 19. November, welcher nach der heiligen Eliſabeth hieß, deren Namen aber auch die einſt aus der Mark entflohene Gemahlin Joachim's I. führte, mußten wie es ſcheint (wenn auch nicht zur

Sühne für die frühere Vertreibung der proteſtantiſchen Kurfürſtin) die meiſten Mönche aus dem 362 Jahre von ihnen bewohnten Kloſter weichen und das „ite in orbem universum“ anſtimmen. Außer an Matthäi 28,19 denkt man dabei auch an die Worte des alten Vagantenliedes:

Quum „in orbem universum“
Decantatur „ite!“
Sacerdotes ambulant,
Currant coenobitae.

Abt Valentin iſt jedoch in Lehnin als eine ſagenhafte Geſtalt verblieben, die bis auf den heutigen Tag den einſt ſo heiligen Ort zu bewachen ſcheint. In „ſpitzer Mütze“, womit wohl eine ſogenannte Zipfel- oder Nachtmütze angedeutet werden ſoll, ſo wie im braunen Rock mit großen Knöpfen, der jedenfalls von ſeinem Ordensgewande ſehr verſchieden iſt, wurde er in der Regel des Nachts auf einem Zaune in der Nähe der Kirche ſitzend geſehen, wie er den gleichfalls ſchon alten Nachtwächter des nunmehrigen Amtes Lehnin erwartete.38)

Denn ein Amthof war das Kloſter Lehnin ſchon ſeit dem 4. Dezember 1542 geworden. Der Ort Nädel wurde in kirchlicher Hinſicht die mater Lehnins. Wenn um's Jahr 1622 der lutheriſche Pfarrer Matthaeus Hieronymi zur Predigt auf ſein Filial Lehnin kam und erfuhr, daß der „Hauptmann“ (der Amtmann) nicht zu Hauſe ſei, kehrte er ſogleich wieder um. Wenn er aber den Gottesdienſt abhielt, ſo ſchob er in das Kirchengebet die Worte ein „der liebe Gott wolle uns vor der Türken grauſamer Tyrannei und der itzigen Calviniſten Wüten und Toben gnädiglich bewahren.“

Nun war aber Johann Sigismund ſelbſt 1613 reformiert geworden, worauf ſich Vers 62—65 der lehniniſchen Weisſagung bezieht. Wenn Matthaeus Hieronymi ſich im Brauhauſe zu Lehnin „daune und voll geſoffen“ hatte, ſo ging er noch in den Krug. Hier kam es 1618 nach einer lateiniſch geführten theologiſchen Unterredung zu einer Katzbalgererei, bei welcher der Prediger dem Hauslehrer des Amtsſchreibers Johannes Praetorius einen Schlag in's Geſicht gab und der Student Schunke, Sohn des Teerbrenners, dieſen Kandidaten Praetorius mit einer zinnernen Kanne warf und zum Zweikampfe herausforderte, aber faſt in demſelben Augenblicke heimtückiſch mit dem Degen ſchwer verletzte. Ein Bauer mit der Senſe machte den wütenden Studenten zum Gefangenen und übergab dem Vogte deſſen Degen. Allein der Pfarrer verſchaffte ihm den Degen wieder und fuhr mit dem Studenten davon. Bei dieſem Trinkgelage war auch Dionyſius Hieronymi als damaliger Hauslehrer des Amtmanns von Lehnin zugegen. Er wurde bald darauf Pfarrer in Bochow bei Lehnin, wo er im Kruge mit dem

Küſter und dem Schulzen in eine Prügelei geriet, welche die Frau des Küſters beendigte. Am ärgſten von dieſen lutheriſchen Pfarrern hat es Joachim Finx getrieben. Er verwundete 1654 in einem Dorfe des Amtes Lehnin einen Hirten mit dem Degen tötlich. Dafür iſt er ausgepeitſcht und des Landes verwieſen worden. Auf eine viel ehrenvollere Art hatte der wilde lutheriſche Pfarrer Matthaeus Hieronymi ſeinen Anteil an dem blutigen Auftritte gebüßt, welcher den Geiſt des Abtes Valentin, wenn er den lutheriſchen Pfarrer mit dem Studenten hätte aus Lehnin herausfahren ſehen, würde an einige der bedenklichſten Zeitabſchnitte in der Geſchichte der Ciſtercienſermönche von Lehnin erinnert haben. Im Jahre 1626 nämlich kamen Wallenſteinſche Musketiere in's Amt Lehnin. Matthaeus Hieronymi, welcher dabei allem Anſcheine nach eine beſondere Treue in ſeinem Bekenntnis und jedenfalls mehr perſönlichen Mut als der „Hauptmann“ bewies, wurde damals von einigen Musketieren getötet, von welchen einer zum Andern in ſeiner heimiſchen Mundart die nicht vergeſſenen Worte ſprach: „Scheuß den ketzeriſchen Pfaffen nurten donieder, denn er doch nichts als Ketzerei anrichtet!“[27])

Nach dem dreißigjährigen Kriege geriet für Lehnin eine Zeit lang die Theologie ganz in Vergeſſenheit. Es wurde nur noch der trefflichen Reiherjagd wegen beachtet, welche die Hohenzollern dort treiben konnten, da die fiſchreichen Seeen um das Kloſter her im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert doch noch immer zahlreiche Fiſchreiher nährten. Beſonders im April und Mai hielt ſich der große Kurfürſt der Reiherbeize wegen gern in Lehnin auf und ſchon im Mai 1648 verlangte er, daß das Brauhaus und das „kleine Häuschen im Garten“ abgebrochen werde, weil es die Ausſicht aus einem neuen Gebäude hindere, welches er für ſich bauen laſſen wollte. Anfänglich dachte der große Kurfürſt beſonders daran Lehnin auch für ſeine Luiſe Henriette behaglich einzurichten. Aber auch allein verweilte der große Kurfürſt dort. Seiner Schweſter, der Landgräfin von Heſſen, ritt er einmal von Lehnin aus eine halbe Meile weit entgegen. Auch die Hirſchjagden in Lehnin waren ihm lieb. Wie der ſinnige Monarch die Ausſicht auf die Eichenwälder und die Kloſterteiche von ſeinem Wohngebäude aus zu ſchätzen wußte, iſt ſchon oben gezeigt worden. So iſt er dann jedenfalls noch am 10. Mai 1687 in Lehnin geweſen. An die Reiherbeizen knüpfte dann das über die anfänglich für echt gehaltene Lehniniſche Weisſagung ausgeſprengte Gerücht an, „ſie ſeyn entweder in den letzteren Jahren des großen Kurfürſten oder in den erſten Jahren der Regierung ſeines Herrn Sohnes, welche dann und wann nach Lehnin, allwo der erſtere aus dem verfallenen Kloſter ein Schloß erbauet, gekommen ſind, und ſich mit der Reyherbeize beluſtiget haben, in einer alten Mauer oder Camin in ſogenannter Mönchenſchrift verfaßet, gefunden worden.“ Dieſes Gerücht war 1742 auch Gottſched bekannt.[28])

Die Lehniniſche Weisſagung kann auf keinen Fall um 1300 entſtanden ſein, weil ſonſt in Vers 63 nicht das Wort Jehova, das ein Mönch damals gewiß nicht kannte und wofür die Juden noch lange nachher Adonai ſagten, vorkommen würde.[29]

Ungefähr bis zum Tode des großen Kurfürſten enthält die Lehniniſche Weisſagung Wahrheit, dagegen ſpäteſtens von 1700 an nur Unwahrheit. Wenn z. B. in Vers 18 geſagt iſt, daß die Ränke des Kaiſers, Caesaris astus, den Stolz des Cerberus gebrochen habe, ſo iſt damit, da der Höllenhund Cerberus drei Köpfe hatte, nur in einem bedeutungsvollen Bilde berührt, daß Kaiſer Karl IV. der Luxemburger der Herrſchaft der drei Söhne Ludwigs des Baiern in Brandenburg, Ludwjgs des Älteren, Ludwig des Römers und Otto's ein Ende machte. Stolz ſchreibt der Dichter den Söhnen Ludwigs des Baiern zu, weil ſie gleich ihrem Vater zum Teil Gegner des Papſtes waren. Dagegen war Karl IV. voller Liſt, denn jenen Waldemar, welchen er anfänglich gegen die Baiern begünſtigte, ſchiebt er zuletzt ſelbſt bei Seite.[30] Damit vergleiche man nun eine der wichtigſten Stellen, die ſich auf die Zeit nach 1700 beziehen! Eine Weisſagung enthält der auf Friedrich den Großen zu beziehende Vers: Et perit in undis, qui miscet summa profundis allerdings, aber was für eine! Friedrich der Große hat allerdings die Wogen der Zeit aufgewühlt, aber um zu beweiſen, daß er darin umgekommen iſt, muß man zuletzt für die Wogen der Zeit die Waſſerſucht, an der er ſtarb, d. h. für den Tod auf dem Schlachtfelde den Lehnſtuhl oder das Bett zu Sansſouci, alſo gerade das Gegenteil, unterſchieben. (Vergleiche S. 34 und 45.)

Wie die Sage (in dieſem Falle nur ein wertloſes Gerücht) es zweifelhaft läßt, ob die Lehniniſche Weisſagung unter dem großen Kurfürſten oder unter Kurfürſt Friedrich III. in Lehnin gefunden ſei, ſo iſt es (was für uns wichtiger iſt) in der That zweifelhaft, ob die ſogenannte Lehniniſche Weisſagung unter dem großen Kurfürſten oder unter Kurfürſt Friedrich III. abgefaßt iſt. Im erſteren Falle dürfte nur Fromm, im letzteren nur Zitzwitz der Verfaſſer ſein. Jedenfalls iſt Fromm noch unter dem großen Kurfürſten geſtorben. Ich hoffe den Beweis, daß Zitzwitz der Verfaſſer ſei, zum Teil aus der Geſchichte des Amtes Lehnin von 1691 zu liefern. Dennoch verlaſſen wir jetzt im allgemeinen Lehnin und die geſchichtliche Darſtellung, weil wir die Verbreitung der lehniniſchen Weisſagung von ihrem Anfange bis zum Jahre 1808 zum Gegenſtande einer ſchwierigen, aber hoffentlich nicht erfolgloſen litterarhiſtoriſchen Nachforſchung machen müſſen.

III. Naive Auffaſſung der Lehniniſchen Weisſagung

bis zur Entdeckung, daß der Kammergerichtsrat Seidel der Verfaſſer ſei.

Ein Miniſter, wahrſcheinlich in Sachſen, erzählte in hohem Alter, daß ſein verſtorbener Vater noch zu den Lebzeiten des großen Kurfürſten die Lehniniſche Weisſagung aus Berlin mitgebracht habe. Wäre dieſe Handſchrift vorhanden, ſo würde es die älteſte ſein, aber von ihr iſt gar keine Rede. Der ältere Herr war gleichfalls ein Staatsmann und dürfte die amtliche Reiſe nach Berlin ſowohl vor als nach dem Tode des großen Kurfürſten gemacht haben. Wie leicht konnte da nach ſechzig Jahren in Betreff des jedesmaligen brandenburgiſchen Regenten ein Gedächtnisfehler eintreten! Wenn dieſe Nachricht richtig wäre, ſo könnte Fromm, der den Tod des großen Kurfürſten nicht erlebt hat, der Verfaſſer der Lehniniſchen Weisſagung ſein. Aber ſchon Gieſeler mußte der Anſicht ſein, daß ein ſo unbeſtimmter Bericht nicht entſcheiden kann, weil zu viel Anderes dagegen ſpreche, daß das Vaticinium Lehninense noch unter dem großen Kurfürſten gedichtet ſei.31)

Man ſetzte früher das erſte deutliche Hervortreten der Lehniniſchen Weisſagung in das Jahr 1697; doch hat Gieſeler nachgewieſen, daß das Vorhandenſein derſelben ſchon für das Jahr 1693 beſtimmt anzunehmen iſt, da der kurfürſtliche Rat und Leibarzt Martin Weiſe, welcher ſie abgeſchrieben hat, ſchon am 16. März 1693 ſtarb. In demſelben Jahre ſtarb auch ſchon der Kammergerichtsrat Martin Friedrich von Seidel, welcher Anmerkungen zum Vaticinium verfaßte.32) Der Leibarzt Martin Weiſe33) hatte 1646 den großen Kurfürſten in das fromme halbkatholiſche Univerſalbad Hornhauſen geführt. Der Kreis dieſer frommen Lutheraner in Berlin war noch von Paul Gerhardt, nach der Anſicht von Otto Schulz ſogar durch Fromm, angeregt. Seit der Schlacht bei Fehrbellin ſehnte ſich gewiß Mancher in der Mark nach einem weitergreifenden Frieden mit den Katholiken. Dies war der Fall bei den mit einander verwandten Weiſe's und Seidel's in

Berlin und zuletzt wie es heißt bei dem großen Kurfürſten ſelbſt. Wenn den alten Hofleuten, von denen Weiſe die faſt an Aberglauben grenzenden Badegebräuche in Hornhauſen als Arzt nichts weniger als anſtößig gefunden hatte, durch einen Geiſtesverwandten auf irgend eine Art die Lehniniſche Weisſagung geſchickt in die Hände geſpielt war, ſo mögen ſie dadurch ſehr beunruhigt aber doch auch, indem ſie dieſelbe vielleicht für echt halten mochten, in gewiſſen Anſchauungen beſtärkt worden ſein. Im Jahre 1705[34]) wurde dieſe Beſorgnis wie es ſcheint von der nunmehr königlichen Familie geteilt. In jenem Jahre gab aber Weiſe's Enkel einem Mitſchüler auf dem Joachimsthalſchen Gymnaſio die Abſchrift. Auch fertigte Profeſſor Beckmann in Frankfurt an der Oder eine Überſetzung der Weisſagung in achtzeiligen Verſen an, die er wahrſcheinlich von Georg Peter Schulz erhalten hatte.

Georg Peter Schulz erhielt während der Zeit, da er Profeſſor an der Berliner Ritterakademie war (1709—1711) eine Abſchrift der Lehniniſchen Weisſagung, die ihm wahrſcheinlich der damalige Rektor dieſer Anſtalt, Oberſt von Stapf, gegeben hatte. Schulz wurde 1723 der erſte Herausgeber der Lehniniſchen Weisſagung, und zwar in ſeinem „Gelahrten Preußen" Teil II Stück 4 Monat Juli. Er fügte auch Noten hinzu. Auch der bekannte Dichter Benjamin Neukirch, welcher mit Georg Peter Schulz zugleich, aber viel länger als dieſer, Lehrer der Ritterakademie geweſen war, ſoll an den erſten Erläuterungen der Lehniniſchen Weisſagung beteiligt geweſen ſein. Bruchſtücke der Weisſagung waren jedoch ſchon zwei Jahre früher, 1721, zu Lübben in einem Programme und zu Helmſtedt in Polykarp Leyſers historia poetarum et poematum medii aevi gedruckt worden.[35])

Brennend wurde nach dem bisher geſchilderten etwas trägen Verlaufe der Angelegenheit die Frage: was hat es für eine Bewandtnis mit der Lehniniſchen Weisſagung? erſt, als die Regierungszeit des neunten Gliedes herannahte, das in Vers 85 als „pessimus" bezeichnet war. Dreizehn Jahre nach dem erſten vollſtändigen Abdrucke der Lehniniſchen Weisſagung und vier Jahre vor ſeinem Regierungsantritte verlangte 1736 Friedrich der Große danach die Lehniniſche Weisſagung kennen zu lernen. Man erklärte ſie ihm. Mit Bezug auf jenen ihn betreffenden Vers rief er aus: „Je ne serai pas pessimus, je mourrai donc!" Um die Weisſagung Lügen zu ſtrafen, daß er der Schlechteſte ſein werde, wünſchte er vor ſeinem Regierungsantritte zu ſterben, wie er denn ohnehin damals kränklich war. Er machte ſich überhaupt über ſolche Weisſagungen luſtig. Es wird nicht deutlich, daß dabei insbeſondere das Vaticinium Lehninense als Fälſchung angeſehen worden wäre. Nun war aber Friedrich, wenn ich ſo ſagen darf, die Verkörperung der brandenburgiſchen Hoflitteratur. Wenn er daher nicht wußte, daß die Lehniniſche Weisſagung gefälſcht ſein ſollte, um den großen Kurfürſten noch zur Enterbung ſeines Sohnes Friedrich III. zu beſtimmen, ſo iſt es nicht ſehr wahrſcheinlich, daß ſolche Gerüchte vor dem Tode des großen Kurfürſten verbreitet waren. Man wird alſo aus einem ſolchen unmöglichen Gerüchte nicht mehr ſchließen können, daß die Weisſagung noch unter dem großen Kurfürſten geſchrieben und Jemand, der ihn nicht überlebte, der Verfaſſer ſei. Hätte Friedrich II. gewußt, daß man durch eine ſolche Fälſchung, das Vaticinium Lehninense, die Regierung des nachmaligen erſten Königs zu verhindern geſucht hatte, ſo würde er darüber ſogar in ſeinen Schriften, in denen er ſich über die Erhebung Preußens zum Königtum offen genug ausſpricht, kaum geſchwiegen haben. Gieſebrecht hat geſagt, Fromm hätte unmöglich mit ſolcher Gehäſſigkeit wie es in der Lehniniſchen Weisſagung geſchieht, gegen Kurfürſt Friedrich III. ſchreiben können, weil er nicht deſſen erſte Regierungsjahre geſehen hätte.[36]) Ich glaube auch, daß Fromm wohl nicht gerade in's Blaue hinein die Mütter zum Weinen über Friedrich III. aufgefordert haben würde. Auch behaupte ich: wenn die Lehniniſche Weisſagung eine gegen den Kurfürſten Friedrich (König Friedrich I.) unter Billigung ſeiner Stiefmutter zum Beſten ihres Sohnes des Markgrafen von Schwedt[37]) gerichtete Staatsſchrift wäre, ſo würde ſie als ſolche dem königlichen Geſchichtsſchreiber Friedrich II. nicht entgangen ſein; ſie würde aber, ſelbſt wenn ſie ohne die Abſicht dem Kurprinzen zu ſchaden noch vor dem Tode des großen Kurfürſten von Fromm abgefaßt und damals z. B. durch den ſächſiſchen Staatsmann vom Berliner Hofe mit nach Dresden genommen wäre, bereits durch die auf den Kurprinzen bezügliche ſchlimme Stelle, wie man jetzt ſagt, „aktuell“ geworden ſein. Durch die lächerliche Prophezeiung, daß Friedrich der Große der ſchlechteſte unter den Hohenzollern ſein werde, konnte die Dichtung freilich nicht mehr aktuell werden. Doch trat nun immerhin, wie ich ſchon angedeutet habe, ein Wendepunkt in der Auffaſſung des merkwürdigen Schriftſtückes ein. Man hütete ſich es noch ferner mit der Duldſamkeit wie Seidel und Weiſe hinzunehmen. Schlagfertig wie das friedericianiſche Preußen ſelbſt in litterariſchen Dingen war rüſtete es ſich in verſchiedenen Gangarten auch zur Widerlegung des Vaticinium Lehninense.

Zwei Bücher ſind hier zunächſt zu erwähnen: der „Preußiſche Wahrſager“ von Zoroaſter, d. i. nach Guhrauer Georg Daniel Seyler, von dem mir die Ausgabe von 1741 vorliegt (wohl die erſte), und „der europäiſche Staatsweisſager“, von welchem ich die „ganz neue mit vielen Zuſätzen und Anmerkungen verſehene Auflage“ von 1758 benutze. Beide Schriften drucken die Lehniniſche Weisſagung ab. Beide ſind noch für die „curieuſe Welt“

beſtimmt, alſo voll Aberglaubens, und auch die erſte enthält zugleich „Prognoſtica“ über Öſterreich, Polen und Schweden.

Nach Zoroaſter ſoll der Lehniniſchen Weisſagung gemäß nicht das Haus Hohenzollern, ſondern nur der Kurfürſtenſtamm der Hohenzollern erlöſchen, indem ihm auch noch die Kaiſerwürde zufällt, wobei von dem Übertritte der Hohenzollern zum Katholizismus vollſtändig abgeſehen wird. Damit ſtehen dann im Grunde zwei Viſionen in Verbindung, die Zoroaſter gleichfalls erzählt. Beide ſind durch die Lehniniſche Weisſagung entſtanden und ſetzen derſelben noch mehr den neuen preußiſchen Patriotismus entgegen. Wie das Vaticinium auf Lehnin zurückgeführt wird, ſo knüpft dieſe Geſchichte an den Berliner Dom an, der zur Zeit ihres Entſtehens vielleicht ſchon die aus Lehnin wieder abgeholten Hohenzollernleichen von Albrecht Achilles und Johann Cicero enthielt. Aus dem angeblichen Bruder Hermann iſt mit Recht ein Domküſter mit ſeinem Schwager Hainno Flörcke, Flöhrke, Flörke oder Flörken geworden.[20])

Merkwürdiger Weiſe iſt zwar der preußiſche Wahrſager von 1741 die eigentliche Quelle für die Geſchichte vom Domküſter, aber der Staatswahrſager enthält ſie ausführlicher und charakteriſtiſcher. „Wir gedenken auch hier (ſagt dieſer) der nachdenklichen Viſion eines Traums, welchen zu Berlin ein Dohm-Cuſtos 1620 in der Oſternacht zwiſchen den (sic) 8. und 9. April in einer ſonderbahren Entzückung empfunden, als er ihm gegen zwei Uhr vorkommen und nach drei Uhr ſich dieſe Viſion geendet, ſo er nach hero ſeiner Schweſter Mann, dem Hainno Flörcken, erzehlet, wie er dem damahligen Miniſterio zu Berlin den andern Tag darauf die gantze Viſion von Folge zu Folge hat erzehlen müſſen, und ſelbiges dem Archiv beygeleget worden. Dieſer Flörcke hat ſie von Wort zu Wort aus dem Munde des Dohm-Cuſtodis aufgeſchrieben, und iſt ſie hernach von den damahligen (?) Poeten Barthold Ringwald in Verſe gebracht worden, welche auch anno 1625 in der damahligen Rungiſchen Druckerey zu Berlin, im grauen Kloſter genannt, Reimweiſe gedruckt worden, welche dann auch in der Goldbeckiſchen Bibliothek (?) daſelbſt anno 1645 in der Kalliſchen Buchhandlung (?) nachgedruckt unter andern gefunden worden.“

Es wird wohl richtig ſein, wenn vermutet worden iſt, daß man ſich bei der proteſtantiſchen Flörcke'ſchen Prophezeiung ebenſo wahrheitswidrig auf Druckſchriften als in der katholiſchen Lehniniſchen Prophezeiung auf die Handſchrift von 1300 berufen hat. Eine Viſion, liegt aber meiner Anſicht nach bei Flörcke in der That zu grunde. Die Aufzeichnung iſt nicht zu bezweifeln und die Handſchrift oder das fliegende Blatt iſt im preußiſchen Wahrſager verſtümmelt, im Staatswahrſager aber vollſtändiger gegeben.

Man beachte das ſchon oben durch den Druck hervorgehobene Wort „Entzückung“. Auch wenn es nicht in der ſoeben angeführten Stelle vorkäme, ſo würde ich doch die Viſion des Domküſters zu den ſogenannten Entzückungsträumen rechnen. Ein ſolcher Fall wird von Julian Schmidt in ſeiner Litteraturgeſchichte erwähnt, weil er auf Moſer einen gewaltigen Eindruck machte. Jedoch nicht an dieſen Fall denke ich bei Gelegenheit des Domküſters, ſondern an Schwertfegers Entzückungstraum,20) der 1733 eine ganze Litteratur hervorgerufen hatte und meines Erachtens auf Klopſtocks Meſſias einwirkte. Auch in dem Entzückungstraume des Domküſters zeigt ſich der poetiſche und volkstümliche noch dem 17. Jahrhundert verwandte Sinn, der aber doch, weil der Domküſter das geiſtliche Gebiet Schwertfegers verläßt, wohl nicht vor ſondern ſogleich nach Schwertfeger, 1733, anzuſetzen iſt.

Der Domküſter hieß angeblich Andreas Otto. Sein Traum, bei welchem er wie Schwertfeger Alles wirklich zu erleben glaubte, begann in der Nacht um zwei Uhr. Er ſoll nachher darüber zu Protokoll gegeben haben: „Ein alt-belebter Greis kommt zu mir und ruft meinen Namen dreimal: Andreas ſtehe auf und gehe mit, ich will Dich führen, da du Wunderdinge ſehen ſollſt! Und da er mich zum Altan der erſten Ecke (des Schloſſes) geführet (denn der Altan war vom Schloß nach der Kirche im Quadrat in vier Ecken gebauet, daß man die Stadt an allen vier Ecken überſehen konnte) die nach der breiten Straße zu ging, mich an das Fenſter führete, und daſelbſt mir anzeigete, dabey auch ſagte: das was Du in den vier Ecken des Altans wirſt ſehen, wird in Zeit von zweihundert Jahren erfüllet werden. Den Greis betrachtete ich mit einem dreyfachen Geſichte und hierüber, da ich mich entſetzte, ſagte der Greis: Fürchte Dich nicht, dieſe Viſiones, ſo Du in den vier Ecken ſehen wirſt, werden unter vier Regierungen dieſes Hofes geſchehen. Es wird groß und herrlich werden und der letzte wird über alle emporſteigen und ein großer Monarch werden, ſo das antichriſtiſche Reich über'n Haufen und Gog und Magog ſtürzen wird.“

Außer dem Greiſe tritt auch mehrmals ein Jüngling zu dem Domküſter. So werden ihm an den vier Ecken des Altans wechſelnde Bilder aus der Baugeſchichte Berlins gezeigt. Zuletzt erblickt er die Magnifizenz und Herrlichkeit, welche im vollen Glanze „wieder hervorbrechen wollte“, daß auch alles Volk ſich munter regte und bewegte, die Gemüter in vergnügter Ruhe und Zufriedenheit lebeten und Alles in vollkommenem Flor ſich zeigte. „Dieſes alles betrachtende“ erſahe der Domküſter in einem Blitze eine große Krone über dem königlichen Palaſte „ſchimmernd ſchweben“, und neun kleinere „um derſelben herum, ſo gleichſam tanzend ſich bewegten mit der Schrift, die ein großer ſchwarzer Adler über der Krone ſchwebend im Munde führte, auf welchem einen esto fidelis und auf dem andern manebit ſtunde.“ Sodann ſieht der Domküſter noch ein großes W über der brennenden Petrikirche. Es ſcheint mir, daß der Feuerſchein beim Brand der Petrikirche ein ſolches W wirklich gebildet hat. Der Domküſter und Flörcke wiſſen das. Dennoch denken ſie dabei nicht an den Namen Wilhelm, ſo daß man es jetzt prophetiſch auf zwei Kaiſer Wilhelm beziehen konnte, ſondern nur an den Ausruf Wehe! Alsdann lautet das Schlußwort des Domküſters: „Hierauf erfolgte ein gräßliches Wehklagen und ich erſchrak, es zitterte mir mein ganzer Leib und darüber erwachte ich aus meinem ängſtlichen Traum, gleich da es drei Uhr war, konnte auch nicht wieder zu meinen Gedanken kommen, ſondern da mir dieſes ſtets in Sinn und Gedanken lag, den folgenden Tag dem hochwürdigen Miniſterio dieſen Traum offenbarte und erzehlete, die es aufnotiren ließen. Von der Zeit an ich alſo des Bettes bis an meinem Sterbetag hüten müſſen, welcher auch am Himmelfahrtstage des 18. Mai erfolgte, und alſo mein Leben beſchloß.“(!) Der Bericht bei der Geiſtlichkeit und der bald folgende Tod entſpricht ganz Schwertfegers Entzückungstraume, da Schwertfeger bereits in den Himmel entrückt geweſen war und daher der Geiſtlichkeit (bei Flörcke heißt dieſe Miniſterium) über das Jenſeits berichten mußte.

Nach dem preußiſchen und dem Staatswahrſager ſoll nun Flörcke zu einem der apokryphen Drucke dieſer Viſion eine Vorrede geſchrieben haben, worin er auf die Lehniniſche Weisſagung Bezug nimmt. Er ſoll in ihr geleſen haben, daß eine gebratene Gans dem Hauſe Brandenburg ein herrliches Mahl bereiten werde. Dies bezieht ſich darauf, daß Huß gerade zur Zeit der Belehnung Friedrichs I. mit Brandenburg zu Koſtnitz verbrannt wurde. Nach dieſer Lehniniſchen Weisſagung Flörcke's ſoll das ganze „pruteniſche Reich“ in der Sonne glänzen. Der ſchwarze Adler im weißen Thale ſoll heraufſteigen und mit ſeinen Rieſen das Gebirge überwältigen. Weil aber hiervon in der Lehniniſchen Weisſagung des Bruders Hermann nichts ſteht, ſo hat man wohl geglaubt, daß Flörcke noch eine ſolche gekannt habe, welche älter ſei als die nicht lange vor 1700 entſtandene. Man dachte dabei vielleicht an ſolche alte Verſe wie: „O felix Lehnin et tua filia Chorin“ (vergl. oben S. 14), welche aber keine Weisſagungen ſind.

Der Staatswahrſager bringt nun eben Beides mit der Lehniniſchen Weisſagung in Verbindung: nicht bloß Flörcke's apokryphes Citat aus derſelben, ſondern auch des Domküſters Traum. Es lohnt ſich daher wohl der Mühe, die Zeit der Geſichte des letzteren möglichſt genau zu beſtimmen. Als Entzückungstraum werden ſie in die Zeit um 1733 fallen. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſie etwas nach Schwertfegers geiſtlichem Entzückungstraume anzuſetzen ſind, alſo 1734. Vor 1730 iſt das Geſicht des angeblichen Domküſters auf keinen Fall zu vermuten. Sahen wir doch, daß es mit dem Brande des Petriturmes ſchließt. Dieſer Brand fand 1730 ſtatt. Nun wurde aber der Petriturm bis 1733 ſchöner wieder aufgebaut und ſtürzte dann 1734 noch einmal ein,**) ſo daß bis 1734 die Augen der Berliner auf den Petriturm gerichtet blieben. Es wäre alſo auch nach dieſer Berechnung möglich, daß das Geſicht des Domküſters nicht vor 1734 anzuſetzen iſt. Hilgenfeld hat ſogar mit Recht erkannt, daß Einiges erſt aus den erſten Regierungsjahren Friedrich des Großen herrührt.

Die erſte Schrift, welche nach Wahrheit ſtrebte, war der Reihenfolge des Erſcheinens nach die vom Prediger Henkel und die zweite die vom Prediger Weiß. Auf Weiß' Äußerung, es habe von der Weisſagung ein Autographon von Martin Friedrich Seidels Hand gegeben, ſtützte ſich dann Georg Gottfried Küſter in ſeinem „Vaticinii Lehninensis auctor detectus" (1759) und anderen Schriften, um dieſen ſelbſt als Verfaſſer hinzuſtellen. Obgleich Juriſt, ſo war doch auch er einmal als Lutheraner nicht gut behandelt worden. Er ſtarb als Kammergerichtsrat. Exercitii gratia scripsit, obscuro scribendi genere usus, meint Küſter. Richtig iſt nur, was er gleichfalls ſagt, daß der Dichter gleichſam vom Dreifuß herunter ſpreche. Dieſe Weisſagung in Hexametern erinnert allerdings an die Pythia, noch mehr an die Sibylle von Cumae. Nach meiner Auffaſſung war der Dichter in der Form für ſeine Zeit ſehr gewandt, er ſchrieb auch zur Ausfüllung müßiger Stunden. Aber daß es ihm nur um die Form zu thun geweſen wäre, möchte ich nicht behaupten: mit dem Inhalte war es ihm gleichwohl Ernſt. Für eine bloße Übung liegt offenbar der Inhalt dem Dichter viel zu ſehr am Herzen. In Bezug auf den Inhalt genügt es nicht, daß Küſter ſagt, Seidel ſei in der brandenburgiſchen Geſchichte ſehr bewandert, „rerum in patria gestarum callentissimus" geweſen. Ja, Küſter zeigt dadurch, daß er einen Mann von Seidels Stellung in der Hauptſtadt der Hohenzollern, der doch Proteſtant wenn auch von Synkretismus nicht frei war, für den Verfaſſer des Vaticiniums hält, noch immer etwas von der Naivität, von der die ganze bis hierher beſprochene Litteratur über die Weisſagung Zeugnis ablegt.

Muß es uns ſchon befremden, daß Küſter dem um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch herrſchenden Mangel an Kritik das Opfer gebracht hat, von Seidel für den Verfaſſer der Lehniniſchen Weisſagung zu erklären, ſo iſt es noch auffallender, daß der Geſchichtsſchreiber der Kreuzzüge, Oberbibliothekar Wilken, als der letzte Parteigänger Küſters in dieſer Frage noch in unſerem Jahrhunderte dieſe Anſicht teilen konnte. Wegen der Beunruhigung, die das Vaticinium (wie mir ſcheint noch in Folge ſeiner ſpäter zu beſprechenden Ausbeutung während der napoleoniſchen Zeit) bei Hofe erregte, wurde

Wilken 1821 von Hardenberg zu einer Art von Gutachten über daſſelbe veranlaßt. Ich kann der Vermutung nicht beiſtimmen, daß er dieſe Arbeit ſelbſt für zu ſchwach gehalten habe, um ſie zu veröffentlichen, und daß ſie deshalb erſt 1846 gedruckt ſei.41) Die Abhandlung iſt gut geſchrieben, die Darſtellung anziehend. Bloß das Ergebnis, ſo weit es Seidel betraf, war ſchwach, wenn es auch am meiſten zur Beruhigung Hardenbergs und des damaligen Hofes dienen mußte, das Vaticinium noch immer als das allerdings geſinnungsloſe Machwerk eines vornehmen, loyalen und ſogar durchaus wohlwollenden preußiſchen Staatsbeamten dargeſtellt zu ſehen.

Nach Wilken42) war der Verfaſſer des „ſogenannten Vaticinium Lehninense“ ein kenntnisreicher und ſcharfſinniger Mann — kenntnisreicher als irgend ein Ciſtercienſer. Wilken verweiſt auf Forcellini, um den Dichter gewiſſermaßen als durchaus gelehrten Kenner des Lateiniſchen hinzuſtellen. Falſch iſt daran nur, daß nach Wilkens Anſicht Niemand in klöſterlicher Zucht ſo kenntnisreich hätte werden können wie der Dichter des Vaticinium. Nicht ohne einigen Grund (ich komme darauf im nächſten Abſchnitte zurück) findet Wilken die Sprache unſeres Gedichtes gelehrt und rein. Allein er irrt ſchon wieder, wenn er keine Spur mönchiſcher Bildung darin findet. Aber dieſer Irrtum iſt ſehr erklärlich. Wilken denkt nämlich dabei an den Bruder Hermann, qui circiter annum 1300 floruit, nicht an den Abt Zitzwitz auf der Huysburg, welcher zuletzt in Beziehungen zu ſeinem Zeitgenoſſen Leibniz eintrat. Wilkens Ausſpruch, daß Niemand in klöſterlicher Zucht die zur Abfaſſung des Vaticinium nötige Bildung hätte erwerben können, hat alſo ein Janusgeſicht nach hinten und nach vorn: für die alten Bauernmönche von Lehnin iſt er wahr, für die ſpäteren Konvertiten von Huysburg und Leitmeritz aber gewiß nicht. Ich eigene mir aus Wilkens Aufſatze noch ausdrücklich die ſchon hervorgehobene Stelle an, daß das Vaticinium die Frucht müßiger Stunden ſei, welche von poetiſcher Geſchicklichkeit zeuge.43) Leider läßt ſich bei Übertragung dieſer Bemerkungen auf Zwitzwitz der letztere doch nicht von der Mitſchuld an der Veröffentlichung frei ſprechen, was bei dem Herrn von Seidel allerdings möglich wäre. Über die Entſtehungszeit des Vaticinii kommt Wilken bloß zu dem Ergebniſſe,44) daß es nicht vor 1674 geſchrieben ſei. Nach welcher Zeit das Vaticinium nicht angeſetzt werden ſoll, hat er nicht geſagt.

IV. Die Lehniniſche Weiſſagung,

1692 nach Einwanderung der reformierten Schweizerkoloniſten in Lehnin entſtanden als Nachahmung der Vergiliſchen Hirtengedichte.

Von der Litteratur der Lehniniſchen Weiſſagung bemerkte mit Recht
Gieſebrecht 1846: „Das oft Geſagte wird bis zum Überdruß wiederholt,
höchſt ſelten begegnet man einem neuen Argument.“45) Gieſebrecht war der
Erſte, dem die Entdeckung des Verfaſſers der Weiſſagung die Hauptſache
war. Allein wie Wilken, ſo war er gerade hierin nicht glücklich. Es lag
dies aber daran, daß er ſeine Arbeit ſchon im Jahre 1846 verfaßte. Die
Verdienſte derſelben liegen auf einem andern Gebiete. Allerdings hat Gieſe-
brecht etwas ganz Neues in die Unterſuchung über die Lehniniſche Weis-
ſagung gebracht, indem er Oelven, der erſt vor 1727 ſtarb,46) für
ihren Verfaſſer erklärte. Das war wie Seidel wieder ein Mann, der
den preußiſchen Hofkreiſen nicht fern geſtanden hatte, aber ebenſo lebensvoll
und beweglich wie Seidel ſteif und pedantiſch. Er war Soldat geweſen und
darf in der Geſchichte der Berliner Journaliſtik nicht unerwähnt bleiben.
An den zur Abfaſſung der Lehniniſchen Weiſſagung nötigen gelehrten Kennt-
niſſen hatte es ihm vielleicht nicht gefehlt. Nur fehlen alle andern triftigen
Gründe dafür, daß er ſie gemacht hat. Er wurde nicht ſehr rückſichtsvoll
behandelt, als er in Not war. Er mag Fehler gehabt haben, aber daß er
ſchlecht genug war, um die Lehniniſche Weiſſagung bloß aus Rache gegen
den Landesherrn zu ſchreiben, iſt nicht bewieſen. Er hat ſpäter als ge-
wandter Schriftſteller eine neue Weiſſagung geſchrieben.47) Sie verrät
ſeine Bekanntſchaft mit der Lehniniſchen, iſt aber, was die Politik anlangt,
im entgegengeſetzten Sinne, alſo panegyriſch gehalten. Wir können ihn
unmöglich gleich für den Verfaſſer aller beiden Weiſſagungen halten!
Mit Bezug auf Oelven wie auf von Seidel darf man gewiß Gieſelers
Wort48) gelten laſſen, daß eine ſolche Abneigung gegen die herrſchende

Familie, wie ſie ſich in dem Vaticinium ausſpricht, von einem Märker nicht zu erwarten ſei.

Für Fromm möchte ich dieſe Behauptung Gieſelers allerdings nicht unterſchreiben. Er war doch in religiöſen Dingen allzuſehr ein Gegner des großen Kurfürſten geworden, der freilich am meiſten im Vaticinium gefeiert wurde. Gerade Gieſeler hätte mit einem ſo allgemein gehaltenen Grunde Fromm's Autorſchaft nicht bekämpfen ſollen, da er mit Hilgenfeld am meiſten dazu beigetragen hat, daß man bei dem Vaticinium jetzt nur noch an Theologen denkt. Der Verfaſſer muß ſogar ein älterer praktiſcher Geiſtlicher von vieler Erfahrung ſein, denn die Salbung, welche jedes Wort des ſogenannten Vaticinium Lehninense durchdringt, kann weder auf dem Exerzierplatze noch auf dem Kammergerichte, ſondern nur in der Seelſorge erworben werden.

Könnte nun die Lehniniſche Weisſagung vor dem Tode des großen Kurfürſten geſchrieben ſein, ſo könnte Fromm beinahe eben ſo gut der Verfaſſer ſein als Zitzwitz. Daß er als Verfaſſer in Frage kam, war Gieſebrecht, Wilken und ohne Zweifel ſogar ſchon Küſter bekannt. Daß der letztere dies, wenigſtens in Fromm's lateiniſcher Lebensbeſchreibung und in Seidels lateiniſchem Lebensabriſſe[49]) gar nicht erwähnt, erregt ſchon einiges Bedenken gegen Fromm's Autorſchaft, wie unkritiſch Küſter auch in ſeinem auctor detectus zu werke gegangen iſt.

Eine völlig unbeſtimmte Nachricht[50]) ſagt, daß eine Abſchrift der Lehniniſchen Weisſagung etwa von 1700 vorhanden geweſen ſei, auf welche der Abſchreiber auch die Worte geſetzt habe:

„Hae nugae somnique Sunt scripta a Frohmio inique.
De log un de drohme Het schreven de Andreas Frohme.“

Dieſe Handſchrift ſoll aus Fromm's angeblichem Geburtsorte Ruppin (es war bloß die Heimat ſeiner Frau) nach Berlin gekommen ſein. Da er, als ſie angefertigt wurde, längſt tot war, ſo kann aus ihr nicht einmal geſchloſſen werden, daß er die Lehniniſche Weisſagung gekannt hat.

Andreas Fromm[51]) iſt in Wuſterhauſen um 1625 geboren. Er gehörte einer Superintendentenfamilie an, die beſonders in Wuſterhauſen und außerdem in Berlin blühte. Als der damals gleichfalls noch lutheriſche junge Herr von Zitzwitz Gymnaſiaſt war und die Schule zu Stolp aus eigenem Antriebe mit der zu Stettin vertauſchte, allem Anſcheine nach gerade Fromms wegen, fand er ihn dort, ohne Zweifel als lateiniſchen und Religionslehrer am Gymnaſio vor. Vermutlich hat aber Fromm in Stettin auch als Kanzelredner auf den jungen Adligen gewirkt.

Niclas von Zitzwitz33) war 1643 im adligen Hauſe Beſewitz im Herzogtum Pommern geboren. Wir wiſſen von Fromm, daß einer von deſſen geiſtlichen Verwandten, Joachim Fromm, in einer märkiſchen Kirche begraben liegt, wo er die Grabſchrift erhielt:

> Vor dieſem Pfeiler hier bekandt' ich Gottes Wort.
> Das lehrt' ich früh und ſpat und ſagt es meinen Schafen.
> Nun da ich ausgelehrt, erwehlt' ich dieſen Ort.
> Hier will ich hinter dieſem Pfeiler ſüße ſchlafen.

Wie in der märkiſch-pommerſchen geiſtlichen Familie der Fromm, ſo ſcheint auch in der pommerſchen Adelsfamilie der Herren von Zitzwitz eine gewiſſe melancholiſche Stimmung der Seele vorgeherrſcht zu haben. Ein Doctor Juris, Jakob von Zitzwitz, hatte zu Luthers Zeit in Wittenberg ſtudiert. Seine Verbindungen mit Wittenberg mögen lebhaft geblieben ſein, denn er brachte 1552 den paſſauer Vertrag mit zu ſtande. 1543 war er mit auf dem Reichstage zu Nürnberg und bereits Kanzler des Herzogs von Wolgaſt in Stettin. Als indeſſen eine wichtige Sache, in der er etwas zu ſelbſtändig vorgegangen war, keinen guten Ausgang zu nehmen ſchien, ſchnitt er ſich am 10. März 1572 mit ſeinem Federmeſſer den Hals ab. Anfangs wurde er im Schlafpelze in einen Sarg gelegt. Einige Wochen darauf aber nahm der Herzog mit dem ganzen Hofe an ſeinem feierlichen Leichenbegängniſſe in der Marienkirche teil.

Der König von Dänemark und „andere ausländiſche Fürſten" hatten ihm Jahrgelder gezahlt.34) Man nahm daran keinen Anſtoß. Auch der junge Niclas von Zitzwitz war noch wohlhabend. Schon aus dieſem Grunde entwickelte ſich der Charakter des jüngeren Proſelyten keineswegs ſo ungünſtig als der des Lehrers und Freundes. Dieſer mußte zuletzt, wieder von den Jeſuiten verlaſſen, wie es ſcheint ſeine Frau und fünf Kinder, deren Verſorgung ihm ſchon in Preußen mißglückt war, in's Kloſter ſchicken, um ſelbſt eine keineswegs reiche Pfründe in Leitmeritz zugewieſen zu erhalten.

Der Ruf, welchen Andreas Fromm in Stettin erlangt hatte, brachte ihm keinen Segen. Er war Licentiat der Theologie und während des größten Teiles der fünfziger oder ſechziger Jahre Propſt zu Cölln an der Spree ſowie Konſiſtorialrat. Er wurde benutzt, um die Vereinigung der Lutheraner und Reformierten herbeizuführen, täuſchte aber den großen Kurfürſten, indem er auf einer im ganzen 182 Meilen umfaſſenden Reiſe ganz im Gegenſatze dazu beſonders Verbindungen mit Katholiken anknüpfte. Endlich gab er ſich im Konſiſtorium durch eine hingeworfene lateiniſche Äußerung als ſtrengen Lutheraner zu erkennen. Sie wurde dem großen Kurfürſten hinterbracht und er entwich nach dem von mir im Anhange mitgeteiltem Schreiben deſſelben aus Berlin. Er begab ſich nach Kurſachſen, wo er ein gleich zweideutiges Spiel begann. Er hielt Vorleſungen in Wittenberg und ſollte unter bedenklichen Umſtänden Superintendent in Eiſenberg werden. Doch entwich er vorher nach Böhmen und ſtarb 1685 in Leitmeritz.

Küſter in ſeinem lateiniſchen Lebensabriſſe von Fromm gab nur der Entrüſtung des geſamten märkiſchen Lehrſtandes im 17. und 18. Jahrhundert, der doch eines Paul Gerhardt ſtets mit Liebe gedenkt, über Fromm Ausdruck. Ihn beſang nun ſogar der biedere havelbergiſche Diakonus Georgius Strubius, welcher, ſtolz auf die reine Lehre, die er verkündige, an eins der Gemeindeglieder, von denen er Korn als Abgabe bekam, die Verſe gerichtet hatte:

Trespen, Radel, Vogelwicken
Muß der Herr mir nicht mehr ſchicken.
Gottes Wort ich lehre rein,
So muß auch mein Brotkorn ſein.34)

In der Litteratur, die durch Fromm's Abfall entſtand, dürfte ein Beweis dafür, daß er die Lehniniſche Weisſagung geſchrieben habe, ſchwerlich zu finden ſein.

Wir haben jetzt die Anſprüche von Zitzwitz auf die Autorſchaft der Weisſagung zu prüfen. Niklas von Zitzwitz hatte ſich von Stettin nach Greifswalde begeben, um die Rechte zu ſtudieren. Von dort durch den bis auf's höchſte ausgearteten akademiſchen Pennalismus35) vertrieben, war er nach Helmſtedt gegangen, wo auch der Profeſſor der evangeliſchen Theologie Georg **Calixtus**, nach welchem die Ireniker und Synkretiſten ſich auch Calixtiner nannten, der Freund und ſogar der Lehrer des jungen Juriſten wurde. Nachdem er aber drei Jahre zu Helmſtedt die Rechte ſtudiert und Georg Calixtus ſtets gehört hatte, wurde er in Köln katholiſch und ging als Mönch in die Benediktinerabtei Werden an der Ruhr. Daß er gerade ein Mönch in Werden wurde, war vielleicht kein Zufall. Der Apoſtel der Niederſachſen, der das Liudgerikloſter zu Helmſtedt gründete, war zuletzt unter vielen Wundern im Kloſter zu Werden geſtorben.36) Den Frieden und das Glück, das Zitzwitz in Helmſtedt noch nicht gefunden, genoß er vier Jahre lang an Liudgers lieblichem Begräbnisorte. Nach vier Jahren aber trat der nicht bloß mit theologiſchen, ſondern auch mit juriſtiſchen und kameraliſtiſchen Kenntniſſen vortrefflich ausgerüſtete Mann in eine rege Thätigkeit ein, um dem weiteren Verfalle der Klöſter entgegenzuarbeiten. Seine Aufträge erhielt er durch die Bursfelder Kongregation. Unſer wackerer Valentin Heinrich Schmidt hat leider ſogar das Beſtehen derſelben für die Zeit von Zitzwitz bezweifelt, aber nur weil er die genauen

Angaben der kurzen Lebensgeſchichte von Zitzwitz in der Schrift von van Eß[57]) nicht gekannt hat. Bald als Reformator, bald als „Kellner“, bald als gewandter Vermittler zwiſchen Klöſtern und Städten, zwiſchen Biſchöfen und weltlichen Fürſten bedeckte Z. ſich mit Ruhm. Die Grundideeen ſeiner Thätigkeit finde ich ganz in der Lehniniſchen Weisſagung wieder, ſobald ich die Wiederherſtellung der geiſtlichen Güter als Hauptthema derſelben anſehe. Fromm hat ein ſo lebendiges Verhältnis zu den Klöſtern und Biſtümern wie Zitzwitz es hatte gar nicht gekannt. Für den Fürſtbiſchof von Münſter kämpfte Zitzwitz ſo leidenſchaftlich, daß er ſagte: „Wenn unſer Fürſt nur den Hafen erreicht, gern will ich den Wellen für ihn ein Opfer werden.“[58]) Dieſes ihm demnach geläufige Bild hat er meines Erachtens dann ſpäter in Vers 88, in der auf Friedrich den Großen zu beziehenden Stelle „Et perit in undis“, auf einen der Hohenzollern angewandt. Mit Bewilligung des großen Kurfürſten ſollte er am 21. Dezember 1676 im Auftrage der Bursfeldiſchen Kongregation einen neuen Abt zunächſt als Coadjutor in dem Benediktinerkloſter Huysburg bei Halberſtadt wählen laſſen, wurde aber ſelbſt einſtimmig gewählt. Die Mönche verzichteten auf die Wahl eines Coadjutors aus ihrer Mitte, damit die wirtſchaftlichen Verhältniſſe des Kloſters wieder geordnet würden, was auch durch Zitzwitz in hohem Grade gelang. Er ſtarb am 24. Oktober 1704.

Noch aber hoben ſich nicht wieder die zerfallenen Mauern und tecta Lehnini et Chorini, während doch Zitzwitz ſchon viel früher durch Beilegung von Rechtshändeln das ganze Kloſter Stadtberge im Cöllniſchen, um bildlich zu reden, wieder aufgebaut hatte. Dagegen traf in den neunziger Jahren, welche Fromm gar nicht erlebte, in dem nicht weit von der Mark entfernten Halberſtädtiſchen die Nachricht von einer neuen großen wirtſchaftlichen Veränderung in dem ehemaligen Kloſter Lehnin ein. Da es ſich dabei um reformierte Schweizer handelte, ſo wird ſie auch in den Klöſtern Aufſehen erregt haben. Wenn ſchon Gieſeler behauptete, daß dieſer Vorfall noch in der Lehniniſchen Weisſagung angedeutet ſei, ſo glaube ich beweiſen zu können, daß er dieſelbe bei dem vorzugsweiſe wirtſchaftlichen Gepräge derſelben ſogar veranlaßt hat.

Wir kehren daher zu der oben abgebrochenen Geſchichte Lehnins noch einmal zurück. Als Jagdſchloß wird es nach König Friedrich I. von andern Jagdſchlöſſern in Schatten geſtellt.[59]) Aber ſchon unter dieſem iſt es für die Geſchichte ſehr gleichgiltig, ob 1704 befohlen wird „die Entree im Garten en forme eines April zu verändern, durch die Wieſe hinter dem Garten einen Fahrdamm anzulegen, den langen Waſſergraben im Garten um einige Fuß zu verbreitern und an jedem Ende mit einem Teiche abzuſchließen.“ Auch kam nichts mehr darauf an, ob der König auf der Reiherbeize 1706 anordnete, daß noch zwei neue Teiche gegraben würden, oder ob das frühere Falkonierhaus 1700 dem ſchweizer Schulmeiſter als Wohnung angewieſen wurde. Allein die Herbeiziehung der Schweizer Hirten in der Mark und insbeſondere in Lehnin hundert Jahre früher als in Anhalt[80]) war in der That ein Ereignis von Bedeutung geweſen, denn es läßt ſich nicht leugnen, daß die Mark den Fremden aus verſchiedenen Ländern den Aufſchwung der Bodenkultur und vielleicht auch den der Viehzucht großenteils verdankt.

Nachdem Sello, mit dem ich nur an dieſer einen Stelle nicht übereinſtimmen kann, berichtet hat, daß große Bedenken gegen den vornehmen und verſchwenderiſchen Domänenpächter in Lehnin wachgerufen waren, die aber doch 1691 den Uebergang der Pachtung an deſſen Sohn, für welchen der zu große Aufwand auf der Domäne hauptſächlich gemacht war, nicht gehindert hatten, fährt er fort:[81]) „In dieſe verworrene Zeit fällt die Beſetzung des Amts mit Schweizerkoloniſten, wozu den Kurfürſten vielleicht die Bemerkung des älteren Clari veranlaßt hatte, daß immer noch Bauernſtellen vakant ſeien. Aus dieſer Lehniner Schweizerkolonie hat man noch in neueſter Zeit einen Anhalt für die Datierung des Vaticinium Lehninense gewinnen zu können gemeint, indem man den in ſeiner zweiten Hälfte wörtlich aus Vergil ſtammenden Vers 79 nil superest boni, veteres migrate coloni! auf ſie bezog. Der Verfaſſer ſei empört darüber geweſen, daß ehemaliges Lehniniſches Kloſtergut unter reformierte Koloniſten verteilt worden ſei. Dieſe Beziehung würde aber nur dann zutreffen, wenn bei der neuen Anſiedelung eine Benachteiligung der Märker ſtattgefunden hätte; in Wahrheit dienten die Ankömmlinge bloß zur Kompletierung der durch den großen Krieg und ſeine Folgen ſtark zuſammengeſchmolzenen Amtsunterthanen.“ So wie Sello hier annimmt, war es ja aber von Gieſeler, auf den ſich ſeine Worte beziehen, wohl nicht gemeint. In den Worten veteres migrate coloni! wird allerdings die Ankunft der reformierten Schweizer beklagt. Es wäre aber lächerlich, wenn der Dichter ihrethalben die Lutheraner auffordern wollte, ihre Bauernhöfe in Lehnin zu verlaſſen. Es kommen ihm dabei durch einen Gedankenſprung die erſten Bebauer der Gegend, die Mönche, als veteres coloni und umher irrende Coenobiten in den Sinn, die ſeit der Zeit der Reformation an ſo vielen Orten wieder haben zum Wanderſtabe greifen müſſen.

Jedenfalls aber enthält die erſte Hälfte des Hexameters, nil superest boni, eine indirekte Anerkennung des in der Stelle von der Schlange gleichfalls verurteilten Luthertumes, wenn auch nur als Scheidewand zwiſchen dem alten Katholizismus und dem neuen Kalvinismus in Lehnin. Allenfalls kann, wer bei dem veteres migrate coloni nicht an die alten Mönche denken will, immerhin an die Zurückſetzung der lutheriſchen Bauern bei der Ankunft der reformierten Schweizer denken. Denn eine Zurückſetzung der Landeskinder war noch unter Friedrich dem Großen bei der immerhin notwendigen Anſtellung weit weniger empfehlenswerter Koloniſten aus Sachſen und Böhmen in Treptow bei Berlin unvermeidlich, weil es den Regenten ſtets auch um die Vermehrung der Einwohnerzahl in ihrem Staate zu thun war und deshalb die eingeborenen Familien ſpäter ſelbſt durch Kauf nicht in den Beſitz der für die Fremden ſtets ſehr vorteilhaft bemeſſenen Grundſtücke gelangen ſollten. In Lehnin aber, wo der lutheriſche Pfarrer einſt ſelbſt im Wirtshauſe einen blutigen Streit mit anders denkenden Proteſtanten erregt hatte, mochten die altfränkiſchen Lutheraner wohl ſcheltend auf ihren Höfen ſitzen, als am 23. Mai 1691 der reformierte Prediger **Gerlach** mit ſeiner Frau, einem kleinen Kinde und einer Magd bei dem Amtmann Herberge nahm. Die reformierten Schweizer erhielten den öſtlichen Teil der alten Lehniner Kloſterkirche zur Benutzung. Er wurde 1695 von dem weſtlichen, in dem die Lutheraner Gottesdienſt hielten, durch eine Mauer getrennt. Ich bin daher mit Gieſeler der Anſicht, daß das Vaticinium erſt 1691 oder vielmehr 1692 geſchrieben iſt. Ich würde, wenn ſonſt nichts im Wege ſtände, ſogar mit W. Adolf Schmidt[62]) erſt 1695 als Jahr ſeines Urſprunges angenommen haben. Meine Anſicht iſt, daß Zitzwitz dabei Vergil's Hirtengedichte nachahmte.

Es ſind bereits früher in dem Vaticinium mehr Anklänge an Vergil als an andere römiſche Schriftſteller nachgewieſen worden. Vergil's Verhältnis zu den Mönchen und Klöſtern iſt bekannt. Niklas von Zitzwitz hatte gewiß nicht bloß die Aeneide, ſondern als hochgebildeter Verwalter von Kloſtergütern auch Georgika und Bucolica mit Vorliebe ſtudiert. Ich glaube ſogar ein eigenes Zeugnis für die Beziehungen von Zitzwitz zu Vergil aufbringen zu können: Als Bodenius, der ihn gekannt hatte, das Leben von Zitzwitz zu ſchreiben anfing, kam ihm zuerſt der Anfang der Aeneide „Arma virumque cano" in den Sinn. Bodenius begann vorſichtig: „Facta virumque canam". Als aber van Eß, der noch den Bodenius gekannt hatte, ſeinen Auszug aus dieſer Biographie verfaßte, die ihm noch vorlag, begann er ſeinen Auszug ebenſo. Bodenius hat dann meiner Meinung nach bei den Worten „Plura fecit, quae non sunt scripta in libro hoc"[63]) mit an die Lehniniſche Weisſagung gedacht.

Dieſe beſteht aus 100 Verſen. Das iſt auch die Durchſchnittszahl der Verſe in den zehn Hirtengedichten Vergil's. Die erſte Idylle deſſelben beſteht nämlich aus 83, die zweite aus 73, die dritte aus 111, die vierte aus 63, die fünfte aus 90, die ſechste aus 86, die ſiebente aus 70, die achte aus 109, die neunte aus 67, die zehnte und letzte aus 77 Hexametern. Nicht eine ſchülerhafte Nachahmung eines oder mehrerer dieſer römiſchen Gedichte war jedoch unſere märkiſche Kloſteridylle. Durch die Ackerverteilungen an die reformierten Schweizer in Lehnin empfing Zitzwitz, ein Mann von hervorragender Bildung und einem unüberwindlichen Hange zum klöſterlichen Landleben, die erſte Anregung zu einem Gedichte, bei dem ihm die Eklogen als Vorbild dienten, da ſie ſich bekanntlich an die Ackerverteilungen zur Zeit des Antonius und Octavianus in Oberitalien anſchloſſen, durch welche Vergil zuerſt arm und dann wieder begütert geworden war. Das Weitere hierüber muß ich für die Anmerkung aufſparen.[64])

Dabei ſtelle ich die Richtigkeit der älteren Behauptung, daß Daniel Kapitel 7 auf das Entſtehen des Vaticiniums eingewirkt hat, nicht in Abrede. In dieſem Geſichte Daniels iſt von vier Reichen die Rede, von denen das vierte das mächtigſte ſein ſoll. Das paßte auf die brandenburgiſchen Regentenhäuſer, während Flörke einfach daraus vier Hohenzollernſche Regenten macht, von denen auch der letzte der mächtigſte iſt. Ich teile die Anſicht, daß die elf hohenzollernſchen Fürſten, welche dem Vaticinium zufolge nach Joachim I. bis zum Untergange dieſes Hauſes bloß noch regieren ſollten, nur die elf Hörner eines in dieſem Gedichte Daniels vorkommenden Tieres ſind.[65]) Es war unter dieſen Umſtänden keine unverzeihliche Bosheit, daß das Ende der hohenzollernſchen Herrſchaft auf eine jetzt längſt überſchrittene Zeit beſtimmt wurde, ſondern es geſchah faſt gedankenlos nach einer apokalyptiſch-arithmetiſchen Formel, nach welcher auf jeden Regenten eine genügende Reihe von Regierungsjahren gerechnet iſt. Das Bibliſche iſt von dem Dichter ſehr geſchickt verbunden mit den Anregungen aus dem weltlichen Dichter, in deſſen vierter Idylle ſich ſogar die Schlange und das Gift findet, das auf Luthers Gevatterin, die Kurfürſtin Eliſabeth, übertragen wird. Daß Fromm, der ſo lange lutheriſcher Pfarrer war und wie Eliſabeth einſt in Wittenberg lebte, dieſe edle Dulderin, wenn auch wieder nur nach einem Schema, ſo geſchmäht hätte, halte ich nicht für wahrſcheinlich.

Nach Feſtſtellung des Jahres 1691 als der letzten Zeit, die in dem Vaticinium berückſichtigt wird, gehe ich nun zunächſt daran die Einwendungen zurückzuweiſen, welche noch gegen die Autorſchaft des Herrn von Zitzwitz gemacht werden könnten. Welche Beziehungen wird er zu dem großen Kurfürſten gehabt haben, den er in den Himmel erhebt? Er wird ihm ſchon wegen der Verbindung des großen Kurfürſten mit dem Biſchofe Bernhard von Münſter nicht fern geſtanden haben, ſagt Gieſeler[66]) und hat auch ſchon aus van Eß, den er für ſeine Zwecke allerdings nicht ganz zu würdigen verſtanden hat, herausgeleſen, daß Zitzwitz mit Vorwiſſen des großen Kurfürſten jene Wahl leitete, durch welche er ſelbſt auf der Huysburg Abt wurde. Ebenda hat aber Gieſeler überſehen, daß Zitzwitz auch zu Kurfürſt Friedrich III. nicht unfreundliche Beziehungen gehabt hat, der wegen ſeiner erſten Regierungszeit in dem Vaticinium ſo hart angegriffen wird. Es war nämlich Kurfürſt Friedrich III., der 1696 mitveranlaßte, daß das verarmte Kloſter zu Minden mit Huysburg vereinigt wurde. Doch war zu dieſer Zeit jedenfalls das Vaticinium ſchon geſchrieben. Aber erſt nach dieſer Vereinigung der Klöſter Huysburg und Minden, durch welche Zitzwitz auch dem Hofe eine Gefälligkeit erwieſen hatte, vielleicht erſt als Zitzwitz ſchon Beziehungen zu Leibnitz hatte, mag es dann geſchehen ſein, daß die geiſtvolle Kurfürſtin Sophie Charlotte ihm als Abt von Huysburg das Kreuz ſchenkte.67) Sie ſtarb erſt ein Jahr nach Zitzwitz 1705.

Man kann alſo immerhin mit Gieſeler der Anſicht ſein, daß das von Zitzwitz dem großen Kurfürſten erteilte Lob auch mit dem perſönlichen Verhältniſſe des Abtes zu dieſem Regenten wohl übereingeſtimmt habe, während man nicht wird behaupten müſſen, daß die von mir hervorgehobenen Beziehungen, die ſich auch zwiſchen Zitzwitz und dem Kurfürſten Friedrich III. herausſtellten, die Abfaſſung desſelben hätten verhindern können, da ſie erſt in eine ſpätere Zeit fallen. 1796 erfüllte er den Wunſch Friedrichs III., der allerdings im Intereſſe der Bursfelder Kongregation, aber gewiß auch im Intereſſe der durch den weſtfäliſchen Frieden von Preußen erworbenen Stadt Minden lag und nur dem von Zitzwitz gleichfalls neugeſchaffenen Kloſter Huysburg mehr zum Nachteile gereichte. Die Anerkennung oder Belohnung für Zitzwitz bleibt nicht aus. Es iſt vielleicht erſt in den glänzenderen Zeiten des preußiſchen Königtumes das Kreuz Sophie Charlotte's für den Abt des aufopferungsvollen Kloſters, falls nicht gar Beziehungen zu Leibnitz dasſelbe veranlaßten. Mit dem Allen ſtimmt es wohl überein und wird als Sühne für die Abfaſſung des Vaticiniums, in welchem übrigens weder der Papſt noch das Haus Öſterreich ſehr auffallend hervorgehoben war, gelten können, daß der Verfaſſer der Lehniniſchen Weisſagung, der nun auch in die Beziehungen zu Leibniz eingetreten iſt, als Patriarch mit dem freundlich-ernſten Gedanken an die Vereinigung der Katholiken und Proteſtanten ſtirbt.

So friedlich hätten ſich die ſpäteren Lebensbeziehungen von Zitzwitz nicht entwickeln und geſtalten können, wenn wirklich in dem Vaticinium ſchon jener furchtbare Haß gegen die Hohenzollern lebte, der durch die ſpäteren Verdrehungen hineingetragen iſt. Alles in Allem genommen erweiſt der Verfaſſer den Hohenzollern in der Mark faſt ebenſoviel Ehre als den Askaniern. Jedenfalls iſt nicht der Haß gegen die Hohenzollern, ſondern der Wiederaufbau der Klöſter der Grundgedanke des Gedichtes. „Zitzwitz (ſagt van Eß) war der zweite Fundator des Kloſters.68) Das hätten ſeine Nachkommen (die Benediktiner) beſſer gar nicht ausdrücken können als ſie es thaten. Auf einem in der Kirche, vom Eingange zur Rechten, befindlichen Gemälde ſieht man ihn unter dem Bilde von Chriſtus, und unſer Kloſter unter dem Bilde des zum Leben erweckten Lazarus vorgeſtellt, mit der Unterſchrift ſeiner Namen und ſeiner Titel.“ Mit dieſem Bilde haben die Benediktiner von Huysburg dem auch außerdem noch durch ein ſchönes dort vorhandenes Bildnis verherrlichten Mann ihren Dank ausgeſprochen, der zwar mit den Worten: „Priscaque Lehnini surgent et tecta Chorini“ zum falſchen Propheten werden mußte, aber doch die Klöſter zu Huysburg, Corvey, Stadtberge und Minden nach dem dreißigjährigen Kriege neu geſchaffen hatte. Es hieße jedenfalls die kameraliſtiſchen Kenntniſſe eines Mannes wie Zitzwitz, der auch einmal Kommiſſarius oder Präſident von Bremen und Verden wurde, zu tief herabſetzen, wenn man ihn nur als den auf ſeinen Vorteil ſinnenden Pfaffen darſtellen wollte. Aber man hat auch nicht Zitzwitz, wohl aber den Verfaſſer der Lehniniſchen Weisſagung als einen ſolchen hingeſtellt,69) womit dann doch zu vergleichen iſt, daß ſelbſt van Eß etwas dunkel ſagt, die erſte Operation, die Niklas von Zitzwitz als edler und kluger Mann zum Beſten des Kloſters unternommen und wodurch er deſſen jährliches Einkommen ſehr bald um die Hälfte vermehrt habe, ſei geweſen: ſchreibe fünfzig!70)

Ich glaube nun das Verhältnis von Zitzwitz zu den Hohenzollern einerſeits und zu den Klöſtern andererſeits für unſere Zwecke genau genug beſtimmt zu haben. Ich verſuche ein Gleiches für Fromm und finde verbürgte Nachrichten, die hierzu dienen können. In ſeiner Schrift „Betrachtung des ſchmerzlichen Leidens Chriſti“ hat ſich nämlich Cerenius folgendermaßen über ihn ausgelaſſen: „Ich weiß, daß der unfromme Andreas Fromm mehr bei ſeiner neuen Religion verlohren, als er ſein Lebenlang erworben, darum pflegte er auch alle Menſchen, die ihm von den unſern zuſprachen, vor allem Abfall mit ſeinem eignen Schaden zu warnen. Er konnte nicht genug beſchreiben, wie gar gröblich man ihn und ſeine Frau hintergangen, daß er ſolche Patronen (die Jeſuiten) auch flöhe wie das Feuer, und nur Gott dankte, daß er noch eine Präbende zu Leutmeritz die eben wenig einbrachte, überkommen, damit er aus ihren Händen gelangete.“ Dem Propſt Andreas Müller aus Berlin ſagte er, daß er gern wieder evangeliſch werden würde.71) Durch dies Alles gelange ich zu dem Schluſſe, daß Fromm, wie auch die im Anhange von ihm mitgeteilten Briefe beweiſen, im Herzen eigentlich ein ſtreng lutheriſcher Pfarrer war, der den ſchwierigen kirchlichen Verhältniſſen damaliger Zeit in Brandenburg allerdings weder durch ſeinen Charakter noch auch nur bei ſonſt guten Anlagen rein äußerlich durch ſein Verwaltungstalent gewachſen war. Immerhin hat er ſich auch den Reformierten einmal genähert; trotz der ergreifenden Scene mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern bei den Jeſuiten in Prag kann ich ihn mir mit ſeiner ſtarken Familie eher wie einen verfolgten Independentenprediger, denn als überzeugten und begeiſterten Mönch vorſtellen. Sein Intereſſe für das Mönchsweſen war wenigſtens nicht ſo bedeutend als das von Zitzwitz und um die Zeit, da er das Vaticinium geſchrieben haben müßte, haßte er ſogar im Herzen den Calixtus und die anderen Ireniker von Helmſtedt, mit deren Ideen von Zitzwitz immer vertrauter wurde. Den Erlaß des großen Kurfürſten, welchen ich im Anhange mitteile, hielt Andreas Fromm für ſtreng. Ich leugne nicht, daß er ſich gleichwohl überwunden haben könnte, den großen Kurfürſten im Vaticinium hoch zu erheben. Aber warum hätte er ſich an dem unſchuldigen Kurprinzen Friedrich verſündigen ſollen, da ein Regierungswechſel für Fromm oder ſeine Familie vielleicht ſogar noch die Gelegenheit zur Heimkehr nach Brandenburg hätte bieten können?

Wenn Niklas von Zitzwitz 1692 die Lehniniſche Weisſagung verfaßt und dann noch unter Friedrich III. eine nichts weniger als hochverräteriſche Thätigkeit folgen läßt, ſo erinnert das an ein noch größeres wirtſchaftliches Talent, den vornehmen Quäker William Penn, der genau zu derſelben Zeit durch Wilhelm III. von Oranien wegen Teilnahme an einer Verſchwörung zur Zurückführung der Stuarts nach England begnadigt ſich wieder nach Amerika einſchifft und dort eine nur noch reichere Thätigkeit für ſeine Kolonie entfaltet als vorher.[72]) Unter den Katholiken aber war die Hoffnung auf eine vollkommene Reſtitution 1691 noch lebendig. Sie beſeelte eben damals die Irländer und Bergſchotten, ſie lebte noch in König Jacob II. wie in Niklas von Zitzwitz und ſeinem Vaticinium. Dieſes iſt eine Fälſchung, aber es war doch kein Zufall, daß ſich gerade damals der apokalyptiſche Geiſt noch einmal regte.

Seit den Tagen Daniels war der Geiſt der Weisſagung in den Völkern lebendig. Daniel ſagte dem Nebukadnezar ſogar, was er geträumt hatte. Denn das verlangte Nebukadnezar plötzlich und hätte alle morgenländiſchen Traumdeuter hinrichten laſſen, wenn nicht der Jude Daniel während des babiloniſchen Exils ſeiner Deutung des Traumes ſogar eine Erzählung deſſelben hätte vorausſchicken können! Das war ein großes Vorſpiel der neuteſtamentlichen Apokalypſe! Bartholomäus Holzhauſer, welcher 1658 als Dechant in Bingen ſtarb und vom großen Kurfürſten hochgeehrt wurde, ſchrieb einen Commentar zur Offenbarung Johannis, bei welchem er höheren Beiſtand zu haben glaubte.[73]) Viele Weisſagungen des 17. Jahrhunderts bezogen ſich auf England,[74]) worüber man ſich nach dem oben geſagten nicht wundern wird. Luther nannte ſolche Weisſagungen „die heidniſche alte Kunſt,“[75]) ohne ſie ganz zu verachten. Goethe meint, daß tiefe Gemüter gern in der Gegenwart enthüllte und in der Zukunft verhüllte Weisſagungen verehren. Leibniz geſtand zu „que le présent est gros de l'avenir.“ Aber 1674 hatte ſich noch der reformierte Prediger Nicolaus Drabik aus Mähren als Öſterreichs Unglücksprophet zu Preßburg enthaupten laſſen. Sein Leib wurde mit ſeinem

Buche am Galgen verbrannt.76) Kurz, der apokalyptiſche Geiſt geht noch durch alle Konfeſſionen des 17. Jahrhunderts hindurch. Es entſpricht ihm auf der andern Seite auch die große Leichtgläubigkeit der gelehrten Volksſchriftſteller des 17. Jahrhunderts wie Johannes Praetorius,77) nicht minder der Umſtand, daß damals noch wirkliche neue Volksſagen und Volkslieder entſtanden.

Daß ſich der apokalyptiſche Geiſt auch ſonſt mit der Verehrung für den großen Kurfürſten in Verbindung zu ſetzen ſuchte, beweiſt die Gedächtnispredigt, die ihm ein Geiſtlicher zu Kalbe an der Saale Namens Hävecker hielt und in der auf der einen Seite an Daniel erinnert, auf der andern Seite ſchon von Brandenburg gerühmt wird:

Der Cedernzweig aus märkiſchem Sand
Beſchattet ſehr viel Volk und Land

Dieſe Gedächtnispredigt wurde 1689 in Magdeburg gedruckt unter dem Titel „Cedrus electoralis Brandenburgica“.78) Hävecker betrachtet ſich im Magdeburgiſchen vollſtändig als Brandenburger ſo wie es auch Zitzwitz in dem ſaekulaſierten Biſtum Halberſtadt gethan haben wird. Dieſe Gedächtnispredigt von 1689 iſt jedoch nicht zu verwechſeln mit dem ſchon 1682 erſchienenen Cedernhaine von Rentſch, auf den zuerſt Gieſebrecht als Hauptquelle für das Geſchichtliche in der Lehniniſchen Weisſagung hingewieſen hat. Man braucht ſchon deshalb nicht daran zu zweifeln, daß auch dem Abte Zitzwitz der in dem Vaticinium verarbeitete geſchichtliche Stoff zugänglich war. Übrigens ſtand gerade dieſer der Geſchichte nicht fern: denn er durchforſchte mit dem Polyhiſtor Chriſtian Franz Paullini die Geſchichte von Huysburg.79) Auch zu den Corveyer Geſchichtsquellen hatte Paullini Zutritt, was mit Bezug auf die ſpäteren dortigen Fälſchungen zu beachten iſt und vielleicht ſogar Harenberg teilweiſe entlaſtet.

Paullini war am 25. Februar 1643 in Eiſenach geboren, wurde Magiſter zu Wittenberg, nach 1675 Leibmedicus und Hiſtoriograph zu Münſter und 1678 Leibmedicus zu Wolfenbüttel. Er war Mitglied des Pegnitzordens und der fruchtbringenden Geſellſchaft. In Kopenhagen hat er theologiſche Vorleſungen gehalten. Trotz ſeines Symbolums: candore et labore muß namentlich ſeine religiöſe Haltung zweideutig geweſen ſein, da er zu Äbten, Biſchöfen, zur Univerſität Piſa, zu Socinianern und allen Möglichen Verbindungen unterhielt. Vermutlich hat er auf mancherlei Fälſchungen der Geſchichte Einfluß gehabt. Lieber als daß ich mich entſchlöſſe mit Guhrauer den öſterreichiſchen Jeſuitenpater Friedrich Wolff trotzdem daß Schwarzenberg im Vaticinium als Verräter behandelt wird für den Verfaſſer deſſelben zu halten, würde ich ſcherzweiſe Paullini, der am 10. Juni 1712 ſtarb, der

Autorſchaft beſchuldigen. Friedrich Wolff von Ludwigshauſen war am 16. October 1643 zu Dummburg in Liefland geboren, lebte am Hofe zu Polen, wurde einer der erſten Räte des Kaiſers zu Wien, Kaplan beim öſterreichiſchen Geſandten in Berlin, 1687 Rector des Jeſuitencollegiums in Breslau und ſtarb als Kanzler und Gründer der dortigen Univerſität am 17. April 1708.80) Auch dafür, daß er an der Ausbreitung des Vaticiniums beteiligt geweſen ſein könnte, ſpricht nichts. Dagegen iſt der Verdacht, daß der in Fälſchungen wahrſcheinlich nicht ganz unerfahrene Paullini dabei leicht herangezogen ſein könnte, ſchwer abzuweiſen.

Paullini, Friedrich Wolff, Fromm und Zitzwitz ſtanden in Bezug auf Latinitaet vielleicht alle den Zeitumſtänden nach ziemlich hoch. Ich habe ſchon geſagt, daß ich das Vaticinium als Gedicht nicht ſo gering ſchätze wie noch in neuſter Zeit oft geſchah. Für meine Anſicht kann ich mich auf Fontane und Wilken berufen. In Betreff der Latinitaet aber findet Guhrauer81) das Grammatiſche gar nicht übel, wenn auch die Proſodie weniger gut ſei. Ich würde ſogar ſchon vollkommen richtige Hexameter mit unleugbarer Vorahnung der Quantität nachweiſen können. Als leoniniſchen Verſen muß ich ihnen ſogar ſehr großes Lob erteilen. Man fühlt ſich durch ihre Form mehr an Ovids unwillkürlichen Hexameterreim „Quot coelum stellas, Tot habet tua Roma puellas“ als an die wirklichen leoniniſchen Verſe in der allgemeinen Geſchichte der Litteratur des Mittelalters von Ebert82) erinnert. Vielleicht bin ich ſpäter im ſtande darzuthun, daß Zitzwitz auch ſonſt „ſolche Verſe“ (wie die des Vaticiniums) gemacht hat. Seine Beziehungen zu Vergil glaube ich ſchon nachgewieſen zu haben. Sie beruhen, wie ſchon geſagt, wohl auch darauf, daß er als Abt praktiſcher Landwirt wurde. Poetiſche Stimmungen von mehr ernſten und erhabenen als durchaus natürlichen und wahren Empfindungen laſſen ſich bei ihm deswegen am leichteſten vermuten, weil der hochgebildete Mann den größten Teil ſeiner Zeit in der Einſamkeit der Wälder verbracht hat. Ganz in Übereinſtimmung damit meint Fontane,83) daß der Dichter des Vaticiniums wirklich etwas von einem Propheten hat. Das iſt richtig, ſoll aber natürlich nur zu ſeiner Charakteriſtik als Dichter dienen.

Da ich in meiner bisherigen Auseinanderſetzung bereits die Namen Harenberg und Paullini genannt habe, ſo will ich nicht länger unerwähnt laſſen, daß Harenberg84) bezeugt hat, Zitzwitz ſei der Verfaſſer des Vaticinium. Ein derartiges Zeugnis liegt für die Autorſchaft von Oelven, Wolff und (trotz S. 31) ſelbſt von Fromm keineswegs vor. Es iſt aber gegen das Zeugnis von Harenberg einzuwenden, daß er überhaupt für wenig zuverläſſig gilt. Wenn ich nun auch annehme, daß er beim Chronicon Corbeiense85) vielleicht ſchon durch Vorarbeiten Paullini's irre geleitet wurde, ſo bleibt doch der verdächtige Umſtand zurück, daß er glaubt, Zitzwitz ſei auch Abt des Huysburg benachbarten Kloſters Hamersleben geweſen und daß er zu einer Zeit, da Zitzwitz ſchon tot war, ihn als Abt in Hamersleben noch beſucht haben will. Indeſſen ſteht doch bei Harenberg das Zeugnis, daß Fabricius ihm geſagt habe, Zitzwitz habe ſich gegen ihn (Fabricius) als Verfaſſer des Vaticiniums bekannt, von allem Anderen unabhängig da. Erſt am Schluſſe hat Harenberg den Abt Zitzwitz mit dem Abte oder vielmehr dem Prior des benachbarten Kloſters Hamersleben, Heinrich Friedrich Wiſchmann,[66]) welchen er gekannt hat, auf eine klägliche Weiſe verwechſelt.

Durch eine Schilderung der kirchlichen Verhältniſſe in dem der Huysburg benachbarten braunſchweigiſchen Lande hoffe ich es wahrſcheinlich zu machen, daß die ohnehin feſtſtehende Verbindung von Zitzwitz mit den braunſchweigiſchen Calixtinern lebhaft genug geweſen ſein wird, um eine auf Zitzwitz bezügliche Tradition zu begründen, die in zuverläſſiger Weiſe bis auf den Profeſſor am Carolinum Harenberg gekommen ſein kann, welcher zu Schöningen in Braunſchweig auch proteſtantiſcher Abt war, aber als Geſchichtsforſcher ſtets viel in katholiſchen Klöſtern verkehrte. Zum mindeſten kann durch dieſe Darſtellung bewieſen werden, daß mit Harenberg nicht ſein Gewährsmann Fabricius, deſſen Freundſchaft den Abt Zitzwitz „bis auf ſeinen letzten Lebenshauch glücklich macht“[67]) gleich mit als Zeuge verworfen werden darf, wie ſchwankend auch ſeine religöſe Überzeugung als Proteſtant geweſen ſein mag.

Nachdem Zitzwitz die Univerſität Helmſtedt verlaſſen hatte, waren die Vereinigungsverſuche zwiſchen Katholiken und Lutheranern immer lebhafter geworden. Am Ende, ſagt Gieſeler, waren dieſe Vereinigungsverſuche, welche zwiſchen Molanus und Leibniz auf proteſtantiſcher Seite und Spinola und Boſſuet auf katholiſcher Seite lange fortdauerten, völlig erfolglos. Doch hat das ſiebzehnte Jahrhundert eine große Anzahl von Übertritten zum Katholizismus aufzuweiſen. Der Biſchof Spinola reiſte der Vereinigung wegen auf Veranlaſſung des Kaiſers, fand 1682 in Berlin wenig Anklang und beſchränkte ſich ſpäter mehr auf Hannover und Braunſchweig, wo auch die Früchte nicht ganz ausblieben. Im Lande Braunſchweig war zu Helmſtedt Georg Calixtus am 19. März 1656 geſtorben: in demſelben Jahre bereits, im welchem ſein Freund und Schüler Niklas von Zitzwitz in dem ſtillen Kloſter an der Ruhr ein Mönch wurde. Als Zitzwitz zwanzig Jahre ſpäter in die Gegend von Helmſtedt zurückkehrte, befand ſich in dieſer Stadt als einflußreicher Theologe deſſen Sohn Friedrich Ulrich Calixtus. Am 8. März 1622 zu Helmſtedt geboren war er nicht zu bewegen geweſen, ſich auf Schulen ganz regelmäßig auszubilden, hatte ſich aber nach kurzem Schwanken mit lebhaftem Eifer in die Theologie geſtürzt, ſeinem Vater als

Kampfhahn zur Seite geſtellt und ſich durch weite kirchliche Reiſen gebildet. Er mußte ſich in einer Flugſchrift ſagen laſſen: bei den franzöſiſchen Frauen, wo er das Chriſtentum als Eiferer geſucht habe, hätte er es freilich nicht finden können. Sein Vater ſetzte ihn noch zu Helmſtedt in alle Ehren der Facultät ein, wo der Sohn am 19. Januar 1701 ſtarb.[88]) Erſt nach dem Tode des jüngeren Calixtus und auch des Abtes Zitzwitz trat dann in der braunſchweigiſchen Regentenfamilie ein zweimaliger Übertritt zur katholiſchen Kirche ein, den die Calixtiner zu verantworten hatten. In Folge ſeiner Abhängigkeit von dem Herzoge Anton Ulrich mußte Fabricius 1709 ſeine Entlaſſung mindeſtens als Profeſſor der Theologie in Helmſtedt nehmen. Es handelt ſich zunächſt um ſeine Haltung bei dem Religionswechſel der Prinzeſſin Eliſabeth wegen ihrer Verheiratung mit Karl von Spanien. Die braunſchweigiſchen Hofprediger traten der herzoglichen Familie ſcharf entgegen. Als Anton Ulrich, welcher den Fabricius nicht vollſtändig ſchützen konnte, ſelbſt katholiſch geworden war, bat er den Papſt um den Kelch. Statt ihm dieſen zu gewähren ſchickte der Pabſt ihm Ablaß und Roſenkranz. Den Roſenkranz wies der Herzog ſeinem Vertrauten Fabricius und dieſer ſchrieb darüber: „Es hat aber der Herr dieſen pater noster in ſeinen Schapp gelegt in der Schlafkammer zu Sa' dahlen und da wird er auch wohl liegen bleiben.“

Joh. Fabricius war am 11. Februar 1644 zu Altorf geboren, kam gleichfalls erſt nach großen Reiſen in die theologiſche Fakultät zu Helmſtedt und ſtarb am 29. Januar 1729.[89]) Wie Harenberg und ſpäter Kampe war er beſonders braunſchweigiſcher Schulrat. An ſeiner genauen Bekanntſchaft mit Harenberg iſt bei der auch hier auf andere Weiſe noch in etwas verwandten Richtung nicht zu zweifeln.

Doch wozu dieſe Auseinanderſetzung noch weiter führen, da ſchon aus dem Zeugniſſe von Karl van Eß folgt, daß Niemand Zitzwitz näher ſtand als Fabricius und daß dieſer beſſer als jeder Andere über dasjenige unterrichtet ſein mußte, was Zitzwitz unternahm, um die Lutheraner wieder für die katholiſche Kirche zu gewinnen? Wie könnte es auch anders ſein, da Fabricius zuletzt ſogar zwiſchen Zitzwitz und Leibniz vermittelte? Aber freilich hat Hilgenfeld ſehr fein auseinandergeſetzt, daß ſich dabei Zitzwitz zu gar nicht unbedeutenden dogmatiſchen Zugeſtändniſſen bereit erklärt hat, was mit der Abfaſſung des Vaticiniums nicht übereinſtimme. Darauf erwidere ich, ohne das Gewicht jener Bedenken zu verkennen, daß das Vaticinium, welches in früherer Zeit gleichfalls den Wiedereintritt der Lutheraner in die katholiſche Kirche erſtrebte, einen Feuereifer und gewiſſe allgemeine vergröberte Umriſſe zeigt, die ſich in den ſcharfen Unterſcheidungen der Proſa des milden und verſöhnlichen Greiſes natürlich nicht wieder finden können. Trotz jener dogmatiſchen Zugeſtändniſſe würde Zitzwitz doch nie etwas anderes gewollt haben als daß die Lutheraner wieder katholiſch werden ſollten. Selbſt in den Augen eines **Andreas Proles**, der 1503 ſtarb und aus Mißverſtändnis oft als ein Vorläufer von Staupitz, ja, von Luther genannt wird, war das Mönchstum mit dem geregelten Dienſte der ſicherſte Weg zur Seligkeit.80) So wollte auch Zitzwitz die Klöſter nicht aufgeben. Er hat für ſie und ihre alten Coenobiten auch in der Lehniniſchen Weisſagung gekämpft.

Es lag nicht in der Aufgabe, welche ſich die Benediktiner von Huysburg ſtellten, weder eines Bodenius noch eines Karl van Eß, ihren Niklas von Zitzwitz anders denn als milden verſöhnlichen Greis zu ſchildern. Es iſt daher vielleicht überſehen worden, daß ſein Charakterbild durch die Züge aus dem Mannesalter, welche uns ſein Wirken für **Chriſtoph Bernhard von Galen** (Biſchof zu Münſter 1650—1678) an die Hand giebt, ergänzt werden muß. Dieſer hielt wie Zitzwitz im Sinne der bursfeldiſchen Kongregation auf ſtrenge Sitte. Seinen Feind, den abgeſetzten Dechanten Mallingkrott, der ſich als Schriftſteller bekannt gemacht hatte, ließ er aber unbedenklich in anſtändiger Gefangenſchaft ſterben. Er war ein kriegeriſcher Biſchof, was für ſeine Zeit doch ſchon ſehr auffallend war. Mehr als einmal hat er der Kirchengüter wegen ein für ſeine Verhältniſſe ganz bedeutendes Heer aufgeſtellt. Die Stadt Münſter hat er dreimal belagert! Was Albrecht Achilles für Nürnberg, das war er für Münſter. Alle Rechte der Stadt verſchwanden zum Vorteile des Biſchofs. Im Weſten legte er eine Citadelle an. Meiſt war er mit Ludwig XIV. im Einverſtändniſſe und fiel am liebſten in die Generalſtaaten ein, um ſeine Beſitzungen zu vergrößern. Auch gegen den großen Kurfürſten, wie gut er auch zuletzt mit ihm geſtanden, hat er einmal gerüſtet; doch folgte er den Wendungen der europäiſchen Politik.81) Bei der krauſen etwas kavaliermäßigen Form, in welcher das Vaticinium die Geſchichte von Brandenburg vorträgt, haben dem Abte Zitzwitz im allgemeinen noch die Kämpfe des Klerus von Münſter für die Kirchengüter vor Augen geſtanden. Für Bernhard von Galen wollte Zitzwitz ja einſt wie Friedrich perire in undis, wenn auch der Biſchof allein vielleicht vermiſcht hatte summa profundis! (S. 34.) Der Ausdruck „in den Wogen der Zeit umkommen“ bleibt ein ſelten gebrauchtes Bild. Ranke ſchreibt z. B. dafür: „Richelieu verkannte nicht, daß er ſelbſt verloren war, wenn die Sache mißlang. Aber er ſagt, wer ſich den öffentlichen Geſchäften widme, müſſe das Notwendige thun, ohne an ſich ſelbſt zu denken.“ Was Ranke von dem Biſchof von Galen ſagt, kann man auch von dem Dichter der Lehniniſchen Weisſagung ſagen: er ſchlägt den Kriegsmantel um ſein geiſtliches Gewand und durch ein ungebändigtes Feuer ſetzt er die Freunde in Erſtaunen, die Feinde in Schrecken.

V. Die ſpäteren Verdrehungen der Lehniniſchen Weisſagung.

Ich habe bei der Beurteilung der urſprünglichen Auffaſſung des Vaticinii den zuerſt von Guhrauer angedeuteten volkstümlichen Standpunkt im Auge gehabt, auf welchem eine öffentliche Meinung noch fehlt, was ſelbſt zur Zeit des aufgeklärten Küſter noch der Fall war.“91) Der Geiſt der Weisſagung und der Entzückungsträume war dagegen rege, die Sagenbildung und das Entſtehen von Volksliedern noch möglich. Wie volkstümlich das Vaticinium iſt, zeigt uns der Schlußhexameter. Er wird (was freilich immer der Fall iſt, wenn die Caeſur des leoniniſchen Verſes auf eine lange und betonte Silbe folgt) im Munde des der lateiniſchen Verskunſt durchaus nicht ganz unkundigen Dichters zum Hans-Sachſiſchen Knittelverſe.

Konnte ich daher dieſen unſern ernſten norddeutſchen Pater Abraham a Sancta Clara, den älteſten Vorkämpfer des neueren Feudalismus, nicht ſo ſtreng beurteilen als es in der Zeit des Kulturkampfes geſchehen iſt, ſo verdient doch die wirklich den Hohenzollern feindliche klerikal-politiſche Verdrehung, welche ſich namentlich ſeit 1806 der Lehniniſchen Weisſagung bemächtigt hat, eine deſto ſchärfere Verurteilung. Es iſt wohl nicht Gieſeler's Meinung, daß Leibniz ſelbſt bei den überraſchend ſchönen Worten, die Gieſeler zum Schluſſe von ihm anführt,“92) an Zitzwitz gedacht habe. Für diejenigen aber, welche ſpäter die Lehniniſche Weisſagung verdreht haben, würden ſie noch viel zu ehrenvoll und milde ſein. Leider kann ich die ſpäteren Benediktiner von Huysburg, hauptſächlich Einen derſelben, von der Mitſchuld dabei nicht freiſprechen.

Nachdem 1807 in der Schrift „Frater Hermann“ (wahrſcheinlich von dem Münſterſchen Minoriten Kindlinger) noch Vers 99 ſo geſchrieben et Veteri More CLerVs spLenDes CIt honore das Jahr 1812 als Jahr des Untergangs der Hohenzollern in der Mark beſtimmt war, folgte 1808

Kiefer's „Frater Hermann Cisterzienser Ordens Profess“[93]) und die gefährliche Schrift „Hermann von Lehnin . . . Bearbeitet durch einen Geſchichtsfreund.“ Der Geſchichtsfreund giebt ſich als den letzten Bibliothekar eines in den erſten Jahren dieſes Jahrhunderts aufgehobenen Benediktinerkloſters zu erkennen. In der Bibliothek habe er um 1780 das Vaticinium Lehninense gefunden, geſchrieben von der Hand eines früheren Abtes in dieſem Kloſter, Mitvorſteher der Bursfelder Congregation, zur Zeit der Churfürſten Friedrich Wilhelm oder Friedrich III. nach der 400 Jahre alten und bei Aufhebung des Kloſters Lehnin in dies Benediktinerkloſter gekommenen Handſchrift des Bruder Hermann. Anfangs habe er der Sache nicht ſonderlich geachtet. Nach dem Jahre 1806, d. h. in folge der beiden Schriften „Frater Hermann“, habe er ſich von der Wahrheit des Vaticiniums auch für die Zeit nach 1700 überzeugt. Gieſeler behauptet nun, daß hier von dem aufgehobenen Kloſter Huysburg die Rede ſei und daß es ſich um eine von Zitzwitz verfaßte Handſchrift des Vaticiniums handeln müſſe. Die Richtigkeit dieſer Behauptung, daß es ſich hier um das Benediktinerkloſter Huysburg handle, ſtellte auch Hilgenfeld nicht völlig in Abrede, legte aber keinen Wert darauf, da die Angaben, welche der Benediktiner über ſich ſelbſt macht, mehrfach ſeine Anweſenheit am Main und in Süddeutſchland bezeugen. Auch hatte Gieſeler, weil ihm die halberſtädtiſche Gelehrten- und Lokalgeſchichte fremd war, ſeine Anſicht nicht hinlänglich begründen können. Unter dieſen Umſtänden war es ihm ſogar entgangen, daß die Schrift des Geſchichtsfreundes (des letzten Bibliothekars der Benediktiner) die intereſſanteſten Vergleichungspunkte darbietet mit der Gieſeler allerdings auch bekannten 1810 erſchienenen Geſchichte des Kloſters Huysburg von Karl van Eß, und zwar keineswegs bloß da, wo es ſich um die Bursfelder Congregation und jenen Abt des 17. Jahrhunderts handelt. Der Benediktiner hat ſich vor der Aufhebung ſeines Kloſters nicht ernſtlich mit dem Vaticinium beſchäftigt und beginnt ſeine Vorrede „Die Aufhebung der Klöſter hat bekanntlich viele litterariſche Schätze der Welt bekannt gemacht, die im heiligen Dunkel vergraben vielleicht nie das Licht der Welt geſehen hätten.“[94]) Nun war aber nach Aufhebung des Kloſters Huysburg der als erſter Pfarrer dort zurückgebliebene Prior Karl van Eß der einzige Bibliothekar.[95]) Glücklicher Weiſe überheben mich jene Beziehungen, welche der „Geſchichtsfreund“ zu der Maingegend hat, der Notwendigkeit anzunehmen, daß der von mir hochgeſchätzte Karl van Eß auch der „Geſchichtsfreund“ ſei. Ich nehme vielmehr noch einen letzten oder vielmehr vorletzten Bibliothekar auf Huysburg an, der vielleicht 1804 nach Frankfurt und Mainz geht und dort nach 1806 mit der Feder für Napoleon wirkt. Aus den Angaben, die der Geſchichtsfreund über ſich ſelbſt macht, auch wenn ſie nicht abſichtlich verwirrt ſind, zu ſchließen, daß hier gar nicht von Huysburg die Rede ſein könne, iſt unmöglich.

Der Geſchichtsfreund ebenſo wie Karl van Eß erwartet ganz im Sinne von Zitzwitz die Einigung im Glauben durch Napoleon und die Univerſalmonarchie. Nachdem Karl van Eß erzählt hat, Zitzwitz habe noch auf dem Sterbebette die Einigung der Katholiken und Proteſtanten geweisſagt, fährt er 1810 fort: „O möchten wir die in dieſem prophetiſchen Worte gemeinten Nachkommen ſein! War es je eine Zeit dies zu glauben, ſo iſt es die jetzige. Was die kirchlichen Vorſteher der verſchiedenen Confeſſionen nicht thun wollten und konnten, das hat die neue Ordnung der Dinge oder man ſage vielmehr die Vorſehung Gottes zu Stande gebracht. Die geſetzliche Unabhängigkeit der verſchiedenen Confeſſionen von einander ſichern den Weg zur vollen Einigung im Geiſte und der Wahrheit des ſtarken Monarchen (Napoleon), der weiſe ſanfte Geiſt Pius des Siebenten ....., der deutſche Erzbiſchof, auf den die Freunde des Lichts und der Wahrheit ſo lange ſchon ſahen, und dann die Einigungsgeneigtheit der meiſten, beſten und frommeſten Gelehrten (Johannes von Müller?) aller chriſtlichen Confeſſionen berechtigen uns alle, die Erfüllung ihrer und unſerer geſpannteſten Hoffnungen zu erwarten." Der deutſche Erzbiſchof, dem hier wie Napoleon geſchmeichelt wird, kann wohl nur Karl Theodor Anton Maria Reichsfreiherr von Dalberg ſein. Er war der letzte Kurfürſt zu Mainz und Erzkämmerer. Für die Teilnahme an der Gründung des Rheinbundes hatte er auch Frankfurt am Main erhalten. Die angeführten Worte laſſen allerdings auf Verbindungen von Karl van Eß mit der Maingegend ſchließen, wo der Geſchichtsfreund ſeine den Hohenzollern ſo überaus feindliche Schrift hatte von Stapel laufen laſſen. Ich übergebe die folgenden Worte von Karl van Eß, in denen er nochmals die „Vorſehung" für das Jahr 1806 preiſt, und führe als Seitenſtück eine Stelle aus dem Geſchichtsfreunde97) an, welche zwei Jahre früher die „Vorſicht" aus gleichem Grunde geprieſen hatte „Wenn alsdann die Vorſicht ſo einen Mann wie Napoleon herführet, dann jagt er die bloß durch Zwang zuſammen gedrängten und durch keine Liebe an Regenten und Vaterland geketteten Truppen wie der Wind im Herbſt die Blätter vor ſich her .... Der Franzos lacht und ſagt: das iſt die Wirkung des großen Genie's unſers Kaiſers und unſerer Tapferkeit .... Der bigotte Katholik ſagt: ſo gediehen die geiſtlichen Güter, und die zwölf Biſtümer, die Brandenburg der Kirche entzog, die bringen dieſen Segen auf das Haus!" An einer andern Stelle98) ſagt der Geſchichtsfreund „Ich bin nicht reformirt, nicht lutheriſch, nicht Päbſtler — ich denke, iſt die Reformation ein Werk Gottes, ſo wird ſie ewig dauern wie Gott ſelbſt; iſt ſie aber ein Werk der Menſchen, ſo iſt ſie auch deren Schickſal, dem Wechſel und den Änderungen unterworfen wie der Menſch ſelbſt." Dieſen von Zitzwitz, Calixtus und

Fabricius herbeigewünſchten Wechſel glaubte Karl van Eß noch 1817 nahe. Er ſchrieb zum Reformationsfeſte eine kleine Schrift, worin er die Notwendigkeit kirchlicher Verbeſſerungen anerkannte, aber Luther nur in einer Anmerkung erwähnte, während er in einem Gebete die Reformation als Revolution bezeichnete und Gott bat, ihr durch Vereinigung der verſchiedenen Konfeſſionen ein Ende zu machen. Es war ein Seitenſtück zur damaligen Wartburgfeier, daß dieſe ireniſche Schrift von Karl van Eß durch die Primaner des Domgymnaſiums auf den Klusbergen bei Halberſtadt verbrannt wurde. Die Beurteilung Luthers durch den Geſchichtsfreund ſtimmt mit ihr überein. Da aber bei van Eß nur die Behandlungsweiſe, bei dem Geſchichtsfreunde aber ſogar mancher für Luther gebrauchte Ausdruck frivol iſt,99) ſo kann ich mir unter dem Geſchichtsfreunde nur einen mit van Eß zwar geiſtesverwandten aber nach Aufhebung des Kloſters wie Betzer mehr heruntergekommenen Benediktiner denken. Ich würde ſonſt gar kein Bedenken tragen, in Hermann von Lehnin100) ſelbſt die Erzählungen über den großen Kurfürſten Karl van Eß zuzuſchreiben. Es ſind Erinnerungen aus ſeiner weſtfäliſchen Heimat, die freilich auch die Heimat vieler andern Mönche auf der Huysburg war. Sie ſind ſo anziehend geſchrieben, daß man darin ein Vorbild für die ſpäteren Erinnerungen des Biſchofs Eylert ſehen könnte. Das Buch wird aber ſchon von einem Behſeſchen Hauche durchzogen. Sogar die Stellen über Friedrich II. ſind boshaft und beruhen zum Teil auf einer ſchlimmen Auslegung ſeiner Werke. Durch Gleim und Nathanael Fiſcher war in Halberſtadt die allgemeine Aufmerkſamkeit auf Friedrich und deſſen Schriften gerichtet. Dies teilte ſich auch dem Kloſter Huysburg mit, wie die Inſchrift (unten S. 58) an dem beſten dort noch vorhandenen Gebäude zeigt. Schon während des ſiebenjährigen Krieges hatte Gleim die Geſchichte dieſer Feldzüge ſchreiben wollen. Wie boshaft nun aber auch der Geſchichtsfreund über Friedrich den Großen ſpricht, ſo muß er doch einmal in Kreiſen gelebt haben, wo man über ihn, wenn auch nicht immer in guter, doch ſtets in ſehr ergiebiger Art unterrichtet war.

Alles in Allem gerechnet wird es mir nicht leicht, den Gedanken, der ſich mir aufdrängt: daß Karl van Eß auch der Geſchichtsfreund ſei, abzuweiſen. Meine Leſer erinnern ſich (S. 10) an die Erwähnung des heiligen Bernhard durch den Geſchichtsfreund. Nun geht aber aus einer Streitſchrift von Körte hervor, daß Karl van Eß in ebenſo auffallender Weiſe, wenn ſonſt auch in anderer Art, in der Schrift von 1817 ſich über den heiligen Bernhard vernehmen läßt. Körte beſchuldigt ihn geradezu, ſtatt über Luther habe er über den heiligen Bernhard geſprochen. Auch iſt es nicht richtig, wenn es im Converſationslexicon (11. Auflage) heißt, er ſei zwar zur Zeit der weſtfäliſchen Regierung zu hohen Würden gelangt, noch mehr aber in der ſpäteren preußiſchen Zeit, wo er allerdings mehr orthodox war. Nach der „allgemeinen deutſchen Biographie" war ihm nämlich in weſtfäliſcher Zeit eine geiſtliche Inſpektion im Saal- und Elbdepartement, ſpäter aber nur im Biſtum Halberſtadt übertragen. Indeſſen da ſein aufgeklärter Freund und Geiſtesverwandter Peter zuletzt in Halberſtadt Wundertropfen verkauft hat: warum ſoll nicht noch ein anderer als Reptil zum König Hieronymus von Weſtfalen gekommen ſein und mit der Lehniniſchen Weisſagung Geſchäfte gemacht haben?

Das Kloſter Huysburg hatte während der letzten Jahrzehnte ſeines Beſtehens durch van Eß[101]) mit der halberſtädtiſchen Gelehrtenrepublik in Verbindung geſtanden. Der Geiſt im Kloſter war bei deſſen Aufhebung ein wiſſenſchaftlicher, liberaler und aufgeklärter. Karl van Eß hat daran gedacht, in den leer gewordenen Räumen eine große Druckerei einzurichten. Einer oder mehrere Mönche könnten ſich ſchon 1804 nach Mainz oder Aſchaffenburg gewandt haben. In chronologiſcher Hinſicht ſtände kaum etwas im Wege, wenn man Alles, was Booſt, dieſer bairiſche Sebaſtian Brunner, 1848 über „die Weisſagungen des Benediktiners David Speer zu Benediktbeuern" vorgebracht hat, darauf zurückführen wollte, daß die bairiſche Weisſagung erſt durch die Anregung eines ſolchen nach Baiern ausgewanderten Benediktiners von Huysburg verfaßt ſei. Aber ein ſolcher Grad von Unwahrhaftigkeit iſt Booſt denn doch nicht zuzutrauen. Auch zeigt der ihm bekannte Text des Vaticiniums, den er einmal vollſtändig und einmal in der bairiſchen Abkürzung abdrucken läßt, nicht die Lesarten des Geſchichtsfreundes. Außerdem iſt in dieſem Punkte die größte Vorſicht nötig. Hat doch ohnehin 1850 Otto Wolff in ſeiner „berühmten Weisſagung" den Geſchichtsfreund noch in einem andern Benediktinerkloſter als in Huysburg ſuchen wollen. Ich beſtreite, daß die Mönche irgend eines andern Benediktinerkloſters die nötige allgemeine Bildung beſaßen, um unter der Maske dieſes Geſchichtsfreundes mitzuwirken. Den napoleoniſchen Kreiſen gehörte auch Johannes von Müller an, der mit den halberſtädtiſchen Gelehrten ſchon ſeit Gleims Zeit in Verbindung ſtand. Die Verbindung des Fürſtentums Halberſtadt mit Kaſſel mag aber in litterariſcher Hinſicht beſonders durch Jacobſon[102]) aufrecht erhalten worden ſein, den van Eß ſehr hoch ſchätzte. Wahrſcheinlich iſt die Schrift „Hermann von Lehnin" ſo wie ſie vorliegt erſt durch ein napoleoniſches Preßbureau als eine gegen die Hohenzollern gerichtete umfangreiche Flugſchrift zugeſtutzt worden. Daran iſt nicht zu denken, daß irgend Jemand, der unter der Firma dieſes „Geſchichtsfreundes" geſchrieben hat, an den Urſprung des Vaticiniums um 1300 glaubte. An einer ſchon beſprochenen Stelle der Vorrede entſchlüpft dem Benediktiner einmal in recht verdächtiger Weiſe der Ausdruck „vorgebliche Inſpiration". Wenn die Benediktinermönche zu Huysburg nicht durch eine Überlieferung in ihrem Kloſter wußten, daß Zitzwitz der Verfaſſer des Vaticiniums ſei, ſo haben ſie es noch durch die alten Kalixtiner im benachbarten Helmſtedt oder durch Harenbergs Aufſatz erfahren. Wäre dies aber auch nicht der Fall geweſen, ſo würden ſie ſich als hoch gebildete und ſogar der Aufklärung zugeneigte Männer[102]) nach den vorliegenden Umſtänden ſelbſt geſagt haben, daß es keine göttliche Offenbarung, alſo eine Fälſchung, ſei.

Ich glaube nun, durch Lehnins Geſchichte von 1691 und durch die Geſchichte der Huysburg bis 1810 dargethan zu haben, daß Zitzwitz allerdings der Verfaſſer des Vaticiniums iſt. In einer 1887 erſchienenen Schrift ſagte Schrammen,[103]) es ſei Niemand Gieſeler gefolgt. Doch alle, welche das Vaticinium nach 1685 verfaßt ſein laſſen, müſſen ihm beiſtimmen, wenn ſie nicht wollen Gieſebrecht oder Guhrauer folgen, die bloße Vermutungen aufſtellen konnten. Hilgenfeld aber hatte ein Jahr vor Herausgabe ſeiner Schrift in einem Feuilleton der Nationalzeitung vom 14. März 1874, welches ich faſt Wort für Wort unterſchreibe, Gieſeler ſelbſt zugeſtimmt. Wenn er dies Urteil ein Jahr ſpäter abänderte, ſo war gewiß nicht der wachſende Eifer des Kulturkampfes daran ſchuld, ſondern die ſehr gerechtfertigte Achtung für Zitzwitz. Allein die Milde deſſelben im Verkehr mit Kalixtinern kann nicht gehindert haben, daß er Luthers Lehre im Vaticinium als giftige Schlange darſtellte, da ſein Schüler, der aufgeklärte Karl van Eß noch 1817 einen ganz ähnlichen Anſtoß erregte. Daß aber Hilgenfeld mit Unrecht ſagt, das Vaticinium könne nur ein Märker geſchrieben haben, beweiſt Häveckers brandenburgiſche Feder, die ſchon vorher in Kalbe an der Saale entſtanden war. (Vergl. S. 41.)

Die Handſchrift des Benediktiners liegt dem Abdrucke bei Gieſeler und bei mir zu Grunde. Gieſeler hält dieſe Handſchrift für die beſte. In der That würde Fontane nicht Vers 69 des Vaticiniums ſinnlos gefunden haben, wenn er die Lesart des Benediktiners vor ſich gehabt hätte. Freilich iſt Vers 74 die Lesart des Benediktiners „Securitas gentis et fortitudo regentis“ bei weitem nicht ſo ſchlagfertig als die andere: „Securitas gentis est fortitudo regentis“.[104]) Aber können wir ſo geiſtvolle Gegenſätze mit den leoniniſchen Reimſpielereien verbunden im Vaticinium wohl erwarten und kann nicht hier das Geiſtvolle eine ſpätere Korrektur ſein? Im ganzen ſind die Abweichungen der Handſchriften nicht bedeutend. In den meiſten Lesarten herrſcht ein ſchlichter Ton vor. Keine dieſer Lesarten würde bewirkt haben, daß nicht nach und nach Alles, was über die Regenten nach Kurfürſt Friedrich III. geſagt iſt, ſich ſelbſt hätte als ſinnlos darſtellen müſſen, wenn nicht die ſpäteren nachhelfenden Veränderungen und Verdrehungen dies immer wieder zu verhindern geſucht hätten.

Es braucht nicht geleugnet zu werden, daß die auf Friedrich Wilhelm III. anwendbare Stelle auf den erſten Blick wirklich etwas Großartiges hat. Mit den zu deutenden Worten des Vaticiniums aber iſt es dem Benediktiner, dem Geſchichtsfreunde von 1808, in ſeiner Erläuterung ergangen wie es Ißwitz ſelbſt in Bezug auf Kurfürſt Friedrich III. ergangen war. Bis 1691 und bis 1808 trifft für Friedrich III. und Friedrich Wilhelm III. Alles zu, ſo fern man der Phantaſie etwas freies Spiel läßt. Nachher aber verkehrt ſich durch die ſpäteren glücklichen Erfolge dieſer Könige Alles in's Gegenteil: die Wahrheit ſchlägt noch in Lüge um. —

Die vorgenommenen Verdrehungen[106]) beſtanden darin, daß bei den elf Hohenzollern nach Eliſabeth Joachim II. ſelbſt nicht mitgerechnet wurde, weil ſie zur Zeit ſeiner Geburt noch katholiſch war, oder daß Friedrich der Große ausgelaſſen wurde, weil er ohne Erben ſtarb, und ſo fort. Durch dieſe Verſchiebungen wurde teils bezweckt, daß nicht Friedrich der Große, ſondern König Friedrich Wilhelm II. als der ſchlechteſte unter den Hohenzollern erſcheinen ſollte, teils daß das Vaticinium ſcheinbar bis auf Friedrich Wilhelm IV. und ſogar auf Kaiſer Wilhelm I. ausgedehnt werden konnte.

Zu den boshafteſten Fälſchungen hat Vers 94 „Israel nefandum Scelus audet morte piandum" Veranlaſſung gegeben. Der Benediktiner, dem Gieſeler in dieſer Beziehung natürlich nicht folgt, ſchreibt audit. Da er nun dieſen Vers ganz richtig auf Friedrich Wilhelm III. bezieht, ſo überſetzt er „Israel hört eine That, die man mit dem Tod ſonſt ſtraft." Dabei erinnert er an einen Unglücksfall, welcher während der Jugendjahre Friedrich Wilhelms III. geſchehen war.[107]) Im Jahre 1848 gehörte dieſer Vers zu denen, die auf Friedrich Wilhelm IV. bezogen wurden. Aber längſt las man: „Is rex (!) nefandum Scelus audet, morte piandum", „der nun führt endlich den Scepter, der ſeines Stammes der letzte. Er wird begehen die That, die mit dem Tode gebüßt wird". Auf dem langen Titel einer Schrift[108]) behauptete deren Verfaſſer auch noch, daß von den 100 „Prophezeiungen" d. h. Verſen des Vaticiniums „wunderbarerweiſe" 92 ſchon eingetroffen ſeien. Er ſetzte gleichfalls auf dem Titel hinzu: „die letzten acht Prophezeiungen von der größten Wichtigkeit über Preußens nächſte Zukunft ſcheinen ebenfalls ihrer Erfüllung nahe zu ſein." Der Leſer ſollte um ſo mehr neugierig gemacht werden, als die Überſetzung von Vers 92 mit einer nichtswürdigen Drohung geſchloſſen hatte, weil am 18. März auf das Volk geſchoſſen worden war.

Nicht immer war man mit der Lehniniſchen Weisſagung in der Hand dem „Romantiker auf dem Throne der Caeſaren", dem geiſtvollen und frommen Gemahl einer bairiſchen Prinzeſſin, ſo roh entgegen getreten wie hier und auch ſonſt von den gefährlichſten Wühlern geſchah. Doch hatte es in der feinen auf die kirchlichen Altertümer gerichteten Sinnesart dieſes Königs gelegen, daß man ihn ſchon früher mit derſelben auf's unverſchämteſte verfolgt hatte. Louis de Bouverot hatte ſchon 1830 an ihn als Kronprinzen ſowie an den damaligen preußiſchen Kultusminiſter die Prophetie des Bruder Hermann mit der Erklärung geſchickt: ſo wie Gott den Untergang von Ninive nicht gewollt habe, ſo wolle er auch nicht den Untergang der Hohenzollern, ſondern nur den der proteſtantiſchen Glieder mit dem elften derſelben ſeit Eliſabeth. Sogleich möge er daher katholiſch werden, um als Kaiſer die Einheit Deutſchlands herſtellen und dem Clerus ſein Eigentum zurückgeben zu können. „Dieu veut que les antiques bâtiments de Lehnin et de Chorin se relèvent!“ Und dieſe Zudringlichkeit hat Louis de Bouverot[109]) noch 1846 und 1848 wiederholt.

Merkwürdig war auch zur Zeit Friedrich Wilhelms IV. das Auftreten des pommerſchen Macpherſon, eines Schülers von Ludwig Theobul Koſegarten, **Wilhelm Meinhold**. Nachdem dieſer evangeliſche Pfarrer durch ſeine Novelle „die Bernſteinhexe“, die aus dem Nachlaſſe eines wirklich der Zauberei angeklagten Frauenzimmers ſtammen ſollte, genügende Verſuche über die Leichtgläubigkeit des Publikums gemacht hatte, erklärte er die Lehniniſche Weisſagung für echt und erfand mehrere ſchlaue Verdrehungen oder doch neue Deutungen des Textes, die bei den hiſtoriſch-politiſchen Blättern Anerkennung fanden, von Profeſſoren der Theologie, Kirchenräten, Conſiſtorialräten und Superintendeten wie Hilgenfeld, Gieſeler und Otto Wolff aber auf's bitterſte verſpottet wurden.[110]) Wie Bouverot verlangte er, daß Friedrich Wilhelm IV. zuerſt katholiſch und dann deutſcher Kaiſer würde. Als dieſer, der ſich anfänglich gegen ihn perſönlich höchſt liebenswürdig benahm, hierzu keine Luſt zeigte, nannte er die Abgeordneten in der Paulskirche, welche den König als Proteſtanten zum deutſchen Kaiſer machen wollten, „pfeifende Kirchenratzen“ und wurde endlich ſelbſt katholiſch. Die pommerſchen Bauern hatten dieſem neuen Bruder Hermann nicht getraut. Als er einſt von Krummin in ein anderes Dorf verſetzt werden ſollte, ſang man in dem letzteren nach bekannter Melodie:

Wir wollen ihn nicht haben
Den Paſtor von Krummin. — — —

Erſt hörten wir Geflüſter,
Dann hörten wir es laut:
Er prügelt ſeinen Küſter.
Das hat uns nicht erbaut.

Sein Sohn ſtarb jedoch 1888 als angeſehener evangeliſch-lutheriſcher Geiſtlicher in Pommern am Tage ſeines fünfzigjährigen Amtsjubiläums.[111])

Lächerlich waren die Verſuche die Lehninſche Weisſagung ſogar noch über Friedrich Wilhelm IV. hinaus zu deuten. Während des Kulturkampfes wurde behauptet, daß ſich Vers 93 auf Kaiſer Wilhelm I. beziehe. Mit dieſem ginge zwar nicht ſein Geſchlecht, aber der Proteſtantismus zu grunde, weil deſſen eigene Wurzeln unter ſeiner Regierung untergraben würden.112) Ja, Max Ruge, deſſen kleine Schrift über das Vaticinium während des Aufenthaltes des Kronprinzen in San Remo vier Auflagen erlebte, erzählt mit Entrüſtung, daß man auch die Krankheit des Kronprinzen im Vaticinium angedeutet finde. Man leſe heraus, daß er nicht zur Regierung kommen, daß aber unter dem wirklichen Nachfolger Kaiſer Wilhelms I. Deutſchland zu nie geahnter Größe gelangen und katholiſch werden würde.113) Wenn jedoch Deutſchland nur durch Kaiſer Wilhelm II., der ſich von Friedrich Wilhelm IV. in allem Weſentlichen unterſcheidet, katholiſch zu werden fürchten müßte, ſo könnte es ſich gewiß über dieſen Punkt beruhigen.

Die zuerſt 1848 von Booſt veröffentlichte, am beſten und ausführlichſten von Hilgenfeld beſprochene bairiſche Nachahmung des Vaticinium Lehninense ſchließt mit einem „optimus“, der ſehr einfach ein neues goldenes Zeitalter für Baiern und ſeinen Clerus wieder heraufführt. Dieſer optimus müßte offenbar König Ludwig II. ſein.114) Als derſelbe nun aber im Starnberger See umkam, hatte Bruder Hermann auch das ſchon prophezeit. Jetzt war Ludwig II. auf einmal zum pessimus geworden, der im Waſſer ſtirbt, was ſchlechterdings auf keinen Hohenzollern paßte. — — —

Nicht Kaiſer Wilhelm in Verſailles unterm 18. Januar 1871, wie die Sage erzählt, aber der preußiſche Kultusminiſter von Mühler am 3. Januar und 13. April jenes Jahres ordnete den „Reſtaurationsbau“ zu Lehnin an. Alſo doch! Nova restitutio fiet! Tecta surgent oder surgunt! Auch der Prediger von Lehnin, der im vorigen Jahrhundert jährlich zwei Fuder „Leuchtekiehn“ in ſeiner alten Wohnung verbrannt hatte, erhielt nun ein ſchönes neues Pfarrhaus. Die neue Einweihung der Kirche fand am 24. Juni 1877 in Anweſenheit des nachmaligen Kaiſers Friedrich III. ſtatt.115) „Wie ehedem (ſagt Sello) ziehen Glockenklang und Chorgeſang über die ſtillen Kloſtergewäſſer; iſt auch das kirchliche Bekenntnis der Beter ein anderes geworden, ſo loben ſie doch immer noch den alten Gott, der das erſte Haus geſegnet, und der das Fürſtengeſchlecht, welches daſſelbe auf's neue errichtet und ſeinem Dienſte geweiht, in Gnaden beſchützen wird.“

Kaum hat dieſes Fürſtengeſchlecht jemals geblüht wie in dieſem Augenblicke. Die zahlreichen kleinen kaiſerlichen Prinzen, die im Sommer 1888 ihre erſte Ausfahrt nach dem Oberhofe in Thüringen unternahmen, nach jeder zugeworfenen Blume ſich bückend, während der kleine Kronprinz aus Achtung vor dem Publikum kommandierte „Hut ab!“ dürften wohl am geeignetſten ſein dem Volke den letzten Überreſt der Furcht vor der Lehniniſchen Weisſagung vollends zu benehmen.

Anhang.

A. Das Kloſter Huysburg bei Halberſtadt,

in welchem Zitzwitz Abt und van Eß Prior war.

Luther war zwar ein Auguſtinermönch, aber es iſt doch nicht richtig, daß die Dogmen der Reformation ſchon vor ihm im Auguſtinerorden vorhanden waren. Allein der Auguſtinerorden bildete in Deutſchland unter Andreas Proles und dann unter Staupitz eine mächtige Kongregation. Die Kongregation war daher allerdings im Stande, den Bruder Martin zu ſtützen, aber der Bruder Martin war nicht Willens, dem Orden aufzuhelfen. Staupitz hat Thüringen und Sachſen nicht bloß darum verlaſſen, weil er ein Gegner der Prieſterehe war. Luther hintertrieb es, daß Staupitz noch ein Bistum erhielt, ehe ſeine beſcheideneren Superintendenturen in Gang kamen. Sein vornehmer und nicht ganz uneigennütziger Freund näherte ſich nun ſeinen Abſichten im Salzburgiſchen, aber auch dort nur, indem er in einen anderen Orden eintrat. Wie treu er im Salzburgiſchen Luther geblieben iſt, beweiſt ſein Briefwechſel und wahrſcheinlich auch die Schar jener ſalzburgiſchen Emigranten, die zweihundert Jahre ſpäter Thüringen und Sachſen lutheriſche Lieder ſingend durchzog, um in den Landen König Friedrich Wilhelms I. eine Zuflucht zu ſuchen.

Der harte Luther that aber wohl daran, daß er die Auguſtiner, die zu den Bettelmönchen gehörten, nicht bereicherte. Er erkannte, daß dieſe Bettler nur einer geiſtigen Fortentwickelung zum Proteſtantismus hin fähig waren. Sie waren gewiſſermaßen die Jeſuiten einer früheren Zeit geweſen. Hegten nicht die Auguſtiner der Kongregation jene Antoniusſchweine, welche bekränzt und mit einer Klingel am Halſe in den Dörfern umherliefen und zu Ehren des heiligen Antonius, des Schutzpatrons der Mönche, für die Klöſter gemäſtet wurden? Und nun gar die Auguſtiner, die ſich außerhalb der deutſchen Kongregation gehalten und dadurch der Reinigung ihrer Ordensregel entzogen hatten! Luther wußte ſehr gut, daß es nur von politiſchen Verhältniſſen abhing, welche Mönchsorden ſogleich eingehen oder vorläufig fortbeſtehen würden. Sonſt wäre er wohl an und für ſich eher ein Freund der reichen Gutsbeſitzer unter den Mönchen geweſen. Dieſen hatte man in den älteſten Zeiten große Wälder um ihre Klöſter herum geſchenkt, damit ſie Seelenmeſſen dafür läſen. Das thaten ſie getreulich, aber ſie bewirtſchafteten auch unſere deutſchen Wälder nicht zum ſchlechteſten. Es waren dieſelben Benediktiner, dieſelben Kuhlköpfe, von denen der Vegetarier Nagel behauptet, einige hätten nur von Pflanzenkoſt gelebt, deshalb aber Gemüſe und Obſt verhältnismäßig eben ſo gut zu bauen verſtanden wie jetzt die Mormonen. Es ſind dies jene grauen Mönche, welche die Volksſage noch heute als graue Männchen, zum Beiſpiel zwiſchen Hornhauſen und Neuwegersleben, erſcheinen läßt. Der ſchwarzen Mönche außer der Geſtalt Luthers gedenkt ſie ſelten. Aber daß der graue Mönnik, umgethan mit dem Saatlaken, noch in ſpäterer Zeit auf ſeinen eigenen Feldern umhergegangen iſt und dem Deutſchen auch noch ſeinen rationellen Ackerbau zu lehren angefangen hat, wird nie vergeſſen werden.

Eine alte Schule des Ackerbaues muß das Kloſter Huysburg geweſen ſein, denn es hat zur Gründung des Kloſters Walkenried Veranlaſſung gegeben. So wie die Mönche von Huysburg auf der Nordſeite des Huy's ohne Zweifel gelernt hatten, dem Oſchersleber Bruche etwas Ackerland abzugewinnen, wo in unſerer Zeit erſt die Familie Rimpau ihr ökonomiſches Meiſterſtück ablegte, die jetzt das Gut zu Langenſtein bei Halberſtadt als Eigentum beſitzt, ſo machten die Huysburgiſchen Koloniſten von Walkenried ſchon in alter Zeit die benachbarte Sumpflandſchaft, in welcher die ſächſiſchen Kaiſer ſo gern die wilden Enten und Gänſe mit Pfeilen erlegten, zu dem, was ihr den Namen die goldene Aue gegeben hat.

Der Huy, zwei Stunden nördlich von Halberſtadt, iſt einer der kleineren waldigen Vorberge des Harzes. Er liegt 600 Fuß über dem Meere, iſt anderthalb Meilen lang und durchſchnittlich drei Achtelmeilen breit. Trotz der Leichtigkeit, mit welcher man von Halberſtadt aus auf der Eiſenbahn Thale erreichen kann, fehlt es doch dort nicht an Perſonen, welche den beſchwerlichen Spaziergang zu dem Gärtner auf der Huysburg vorziehen. Von Huysburg aus aber, wo ſogar einige Sommerwohnungen von dem Kaſtellan vermietet werden, hat man überaus reizende Waldpromenaden im Haſelnußgebüſch nach der Sargſtedter Warte mit der ſchönen Brockenſicht oder nach der Schwanebecker Warte mit der Ausſicht auf blühende Ortſchaften in lachenden Fluren.

Nicht allzulange vor, aber auch noch nach dem Erlaß der preußiſchen Maigeſetze hätte der katholiſche Pfarrer, der ſich mit einem Kaplan noch auf der Huysburg befindet, das achthundertjährige Gedenkfeſt dieſes Kloſters feiern können. 1038 wurde dort die erſte kleine Marienkapelle gebaut. 1070 ſchloß man eine Einſiedlerin, die aus Quedlinburg kam, daneben ein. Am 13. Auguſt 1083 wurde die Kapelle des heiligen Sixtus für eine größere Menſchenmenge eingeweiht und am 28. Juni 1084 ſtarb der erſte Abt des Benediktinerkloſters Huysburg. Er ſoll eine eiſerne Kette und ein härenes Hemde auf dem Leibe getragen haben.

Außer ihm ſtarb auf Huysburg nach hundert Jahren noch ein anderer Geiſtlicher erſten Ranges. Der Biſchof Ulrich von Halberſtadt wagte es, Heinrich dem Löwen, dem Feinde des Kaiſers, entgegenzutreten. Da machte Heinrich einen Einfall in das Halberſtädtiſche, der mehrfach vom Epheu der Sage umwoben iſt, und an dem ſogar Thebel Unvorfehren (v. Walmoden) teil genommen haben ſoll. Es iſt ungewiß, ob Heinrich der Löwe wirklich die Kirche zu Roklum aus Neue gebaut hat, weil ihn der Rauch von Halberſtadt, das er in Brand geſteckt hatte, bis dahin verfolgte. Aber gewiß iſt, daß er dem Biſchofe von Halberſtadt, den er nach dem

Kloſter Huysburg verwies, niemals von dort zurück zu kehren erlaubte und daß derſelbe dort am 30. Juli 1183 geſtorben iſt. Das Kloſter im Buchenwalde war dadurch eine Zeit lang zur Biſchöflichen Reſidenz geworden. Freilich war die biſchöfliche Macht in Halberſtadt damals tief gedemütigt. Um ſo höher erhob ſie gerade dort zur Reformationszeit ihr Haupt.

Während der Reformation wurden die Klöſter im Kurfürſtentum Sachſen und den benachbarten Grafſchaften aufgehoben. Ja, die Aebtiſſin von Quedlinburg, die eine Gräfin zu Stolberg war, that mit ihrem Stifte, das urſprünglich für kaiſerliche Frauen eingerichtet war, und mit den übrigen Klöſtern ihres Ländchens ſo ziemlich daſſelbe. Das Bistum Halberſtadt wurde während der Reformation von Albrecht von Brandenburg verwaltet. Dieſer ſuchte gleichzeitig als Erzbiſchof von Mainz durch Ulrich von Hutten zu glänzen. Als Erzbiſchof von Magdeburg, was er gleichfalls war, mag er nicht unſchuldig daran geweſen ſein, daß dieſe Stadt, die ſich wegen ihrer feſten Lage, ihrer Reichtümer und der freien religiöſen Richtung ihrer Bürger gewaltig fühlte, mit wechſelndem Geſchick wie ein Spielball in der Hand der vaterländiſchen Geſchichte hin und her ſchwankte, bis endlich nach der Zeit Moritz' von Sachſens, Tilly's und Guſtav Adolf's der Große Kurfürſt ſie einfach gegen ihren eigenen Willen in eine preußiſche Citadelle verwandelte: denn nur dies iſt der richtige Ausdruck, wie ungeſchichtlich er auch ſein mag. Auf dem kleinen Bistum Halberſtadt lag die Hand des gewaltigen Kirchenfürſten ſchwerer als auf Magdeburg. Unter dieſen Umſtänden ließen wenigſtens die Klöſter im Halberſtädtiſchen die Reformation kühl an ſich vorübergehen. Das Kloſter Huysburg wurde ſelbſt im Jahre 1525 durch den Bauernkrieg, in dem ſeine Bibliothek verbrannte und ſeine Glocken geſtohlen wurden, nur ſchwach an dieſelbe erinnert.

Eine eigentümliche Rolle ſpielt das Kloſter Huysburg in der Geſchichte des Herzogs Heinrich Julius von Braunſchweig, des bekannten dramatiſchen Dichters. Da die Bewohner des Bistums Halberſtadt mit dem erſten Hohenzollern, der in ihm regierte — mit Albrecht von Mainz — keine guten Erfahrungen gemacht hatten, ſo ſetzten ſie ihre Hoffnung auf die Welfen und waren mit der Wahl des Prinzen Heinrich Julius zum Biſchofe von Halberſtadt ſehr zufrieden, obgleich er unmündig und ſeine Familie wie anfänglich auch die Hohenzollern teils katholiſch, teils proteſtantiſch war. Heinrich Julius wurde nun zu Gröningen, der zweiten Reſidenz des Fürſtentums Halberſtadt, nach gutgemeinten Vorſchriften, in Wahrheit aber leichtſinnig erzogen. Dagegen faßte der Dichter dort eine poetiſche Vorliebe für die katholiſche Kirche und nahm plötzlich im Kloſter Huysburg, welches näher bei Gröningen liegt als bei Halberſtadt, die Tonſur an. Dies aber war von einem halberſtädtiſchen Biſchofe, der nachher noch Herzog von Braunſchweig wurde, kaum gefordert und von dem jungen Dichter am wenigſten erwartet worden. Er mußte zu ſeinem Vater entfliehen, welchem es gelang die halberſtädtiſchen Stände noch zur Huldigung zu bewegen.

Es iſt nicht meine Abſicht die Leſer mit Konjekturen zu unterhalten. Aber eine Konjektur, die ſich auf das deutſche Theater bezieht und möglicher Weiſe Heinrich Julius auch als deutſchen dramatiſchen Dichter in nähere Beziehung zum Kloſter Huysburg bringen, vielleicht als Schüler der Huysburger Mönche in der

Dramaturgie zeigen könnte, ſcheint mir doch zu intereſſant, um ſie hier zu unterdrücken. Zufällig auf der Huysburg ſelbſt las ich in Wilhelm Scherer's deutſcher Litteraturgeſchichte, daß bei einem oder dem anderen Kloſter ein Sommertheater auf einem etwas freien Platze im Walde vorhanden geweſen iſt, wobei dann ein einzeln ſtehender Baum die Stelle bezeichnet hat, an der die Darſteller ſtanden. Dies ſcheint mir auf den ſogenannten „Spielplatz", eine Vertiefung in Geſtalt eines Parallelogrammes im Walde faſt an der Kloſtermauer von Huysburg zu paſſen. Vielleicht hat Heinrich Julius ſich in den letzten Jahrzehnten des ſechszehnten Jahrhunderts von den Mönchen auf der Huysburg nicht bloß die Tonſur, ſondern auch die dramaturgiſchen Anregungen geholt.

Etwas entfernter vom Kloſter als dieſer „Spielplatz" befinden ſich die berühmten vier mächtigen Buchen in der Nähe des Kloſtervorwerkes Röderhof. Der letzte Prior des Kloſters las an denſelben noch die Jahreszahl 1540. Daß im ſiebzehnten Jahrhundert Guſtav Adolf einſt unter dieſen Buchen geſpeiſt haben ſolle, erwähnt jener Prior — Karl van Eß — in ſeiner 1810 über das Kloſter erſchienenen Schrift.

Zu einer Geſchichte des Kloſters Huysburg hatte ſchon Nikolaus von Zitzwitz die Materialien geſammelt. Dieſer war von 1676 bis 1704 dort Abt. Nachdem ſich das Kloſter im Walde anderthalb Jahrhunderte lang vor den Einwirkungen der Reformation hatte verſchließen können, zeigten ſich dort endlich die erſten Einwirkungen derſelben. Sie beſtanden jedoch nur darin, daß Zitzwitz, ſo viel ich ſehe, von der Huysburg aus an den wichtigſten Beſtrebungen teil nahm, welche jemals zur Vereinigung der katholiſchen und evangeliſchen Konfeſſion hervorgetreten ſind. Lagen dieſe Beſtrebungen den Mönchen von Huysburg nicht ſehr nahe, nachdem der Dom zu Halberſtadt proteſtantiſche Domherren erhalten hatte? Die Hohenzollern hatten die Regierung im Fürſtentum Halberſtadt übernommen. Mögen auch wohldenkende Katholiken neuerer Zeit (z. B. van Eß) dem Herrn von Zitzwitz ſeine Vereinigungsverſuche noch ſo hoch anrechnen, ſo ſcheint mir doch aus der Lehniniſchen Fälſchung hervorzugehen, daß auch bei dieſen Vereinigungsbeſtrebungen wie früher durch den dreißigjährigen Krieg mehr oder weniger die Beſeitigung des Proteſtantismus in kirchlicher und politiſcher Beziehung beabſichtigt wurde.

Es huldigten die Mönche im Kloſter Huysburg jedenfalls um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der Aufklärung, ſtanden mit dem Halberſtädtiſchen Dichterkreiſe in Verbindung und gehörten zu den treueſten Unterthanen Friedrichs des Großen.

Es war eine eigentümliche Wendung des Geſchickes, daß in demſelben Kloſter, wo nach meiner Anſicht die Lehniniſche Prophezeiung gedichtet worden iſt, unmittelbar nach Beendigung des zweiten ſchleſiſchen Krieges ein noch jetzt vorhandener beinahe fürſtlicher Bau eine gleichfalls metriſche lateiniſche Inſchrift zu Ehren der preußiſchen Siege erhielt. Van Eß hat ſie alſo überſetzt:

„Sieh' den Bau, hier aufgeführt
Unter'm Sieg der Preußen Heere!
Nach dem Friedensbund gebührt
Dir, o Gott, allein die Ehre!"

Unter den Bildern, die ſich in den damals erbauten Geſellſchaftszimmern befinden, iſt faſt nur das Bild Friedrichs des Großen von Wert, wenn es auch einen geringeren äſthetiſchen Eindruck macht als manches der anderen. Der Maler war Lafontaine, der Vater des empfindſamen Romanſchriftſtellers, welcher den Feldzug in die Champagne als Feldprediger mitmachte. Der Maler Lafontaine lebte in Braunſchweig, wo ihm 1759 ſein Sohn, der nachmalige Romanſchriftſteller, geboren wurde. In derſelben Zeit mag er vielleicht auch dies zu wenig beachtete Bild des Königs gemalt haben. Er kopierte den Anzug, einen wenig maleriſchen „ſchlichtgrauen Sammetrock", ganz ſo, wie er ihn auf einem Portrait Friedrich's fand, welches „aus dem Kriege" an den Hof zu Braunſchweig gekommen war.

Beſonders charakteriſtiſch für den Geiſt, der um jene Zeit unter den angeſehenen Mönchen in dieſem Kloſter herrſchte, iſt folgender Vorfall. Iſrael Jakob aus Halberſtadt ging eines Tages hinter dem Huy mit einem jungen Handelsgehilfen. Dieſer konnte nicht mehr fort und er verlangte für ihn bei den Mönchen auf der Huysburg zu trinken, da die Quelle in der Waldſchlucht unterhalb des Kloſters in der That ſchwer zu finden iſt. Die Diener wollten ihm jedoch nur zu trinken geben, wenn er Schweinefleiſch äße. Iſrael wollte daher ſchon unverrichteter Sache wieder abgehen. Da kam der Abt Arnold. Er ließ nicht allein dem Juden zu trinken reichen für ſich und ſeinen Gefährten, ſondern übertrug ihm von nun an auch eine Lieferung nach der anderen für das Kloſter. Dadurch wurde der Grund zu dem Reichtum der Familie Jakobſon gelegt. Der Sohn Iſrael Jakob's war der jüdiſche Konſiſtorialpräſident Jakobſon zu Kaſſel. Sicherlich war auch dieſer ein Freund des aufgeklärten Priors van Eß, welchem ich jenen Vorfall nacherzähle.

Gleim's halb im Scherze, halb im Ernſte ausgeſprochener Wunſch war es, daß Friedrich das Kloſter Huysburg aufheben und in eine Stiftung für arme deutſche Poeten verwandeln möchte. Hatten doch dieſelben ſchon mehrere proteſtantiſche Kanonikate in Halberſtadt erlangt. Aber erſt nach Gleim's Tode, am 2. Oktober 1804, konnte einer der halberſtädtiſchen Schriftſteller, Kriegsrath Krieger, den in dem neuen Prachtſaale zu Huysburg verſammelten Mönchen in einer wohlgeſetzten Rede die Mitteilung machen, daß ihr Kloſter in Folge des Friedens zu Luneville aufgehoben ſei. Der bisherige Prior, Krieger's Freund van Eß, verſah noch ferner dort oben im Walde den katholiſchen Gottesdienſt. Der Mönch Placidus Behrens (S. 75) wurde ſein Kaplan und ſpäter ſein erſter Nachfolger. Der letzte Organiſt des Kloſters Namens Mangold wohnte ſeitdem in Halberſtadt, wo er mir noch Klavierſtunde erteilt hat. Auch der Mönch Ludwig Petzer zog nach Halberſtadt. Es war ſchwerlich im Geiſte eines van Eß, daß er ſich dort „durch ſein Wunderwaſſerdeſtilliren ziemlich bekannt" machte. Er ſtarb am 18. Juni 1808.

Karl von Eß beteiligte ſich an der von ſeinem Vetter Leander herausgegebenen katholiſchen Bibelüberſetzung, welche von ſeiner Kirche nicht approbiert wurde. Wie ich aus den Gleimſchen Papieren erſehe, hatte er ſich Herder zu nähern geſucht. Bei der Wiederkehr des Reformationsfeſtes im Jahre 1817 ließ er ſich durch den Umgang mit den aufgeklärten Halberſtädter Gelehrten, deren Aeußerungen er gemißdeutet hatte, zu dem Wagniſſe verleiten, die alten Zigwitz'ſchen Ideen in humaniſtiſchem Gewande noch einmal vorzutragen. Gegen ſeine Erwartung wurde er aber dafür von ſeinem früheren Freunde, dem Oberdomprediger Auguſtin, dem bedeutendſten Sammler und Kenner von Antiquitäten aus der Reformationszeit, ſcharf zurechtgewieſen. Er ſtarb, ein gebrochener Mann, obgleich hoch geehrt von ſeiner Kirche. Sein Umgang mit Proteſtanten dauerte bis zu ſeinem Tode fort. Zum mindeſten hat ihm niemand anders als ein evangeliſcher Pfarrer, der zuletzt verſtorbene Dichter des engeren Gleim'ſchen Kreiſes — Stephan Kunze — auf dem katholiſchen Kirchhofe in Huysburg ein Denkmal geſetzt, welches auch zugleich für ſeinen Kaplan und Nachfolger Placidus Behrens gilt.

B. Ein Brief des großen Kurfürſten

nebſt anderen Aktenſtücken aus Andreas Fromm's Leben.

Ich wiederhole ſie hier aus G. G. Küſter's lateiniſcher Lebensgeſchichte Fromm's „Memorabilium Coloniensium specimen decimum" S. 161—166.

Von Gottes Gnaden Friederich Wilhelm, Marggraf zu Brandenburg des h. Röm. Reichs Ertz-Kämmerer, und Churfürſt, in Preußen, zu Magdeburg, Jülich, Cleve, Berge, Stettin, Pommern ꝛc. Hertzog ꝛc.

UNſern gnädigen Gruß zuvor, Würdiger, Veſter, Hochgelahrte Räthe, und liebe Getreue, Euch iſt annoch erinnerlich, was Ihr Uns wegen des Pfarrers in Cölln, Licentiat Frommen, und wie derſelbe öffentlich im Consistorio unter andern dieſe Worte: quod ad instantiam Reformatorum in Marchia Lutherana Ecclesia vim patiatur, Lutherani leyden Hostilitäten von Reformirten ausgeſtoßen, unterm Dato des 3ten Aprilis jüngſthin gehorſamſt anhero berichtet. Nun hätten wir wohl damahls ſtracks Urſach gehabt, dergeſtalt wieder Ihn zu verfahren, wie er es mit ſeinen unbeſonnenen Reden verdienet, allein Wir haben glimpflichen Weg gehen, und zuförderſt durch eine gewiſſe an Unſere hinterlaſſene Geheime Räthe abgelaſſene Verordnung vernehmen wollen, ob er ſich anders begreiffen, ſeinen Unfug erkennen, und ſich darauf der Gebühr nach bezeigen wolte. Es fehlet aber ſo viel daran, daß er vielmehr in ſeiner Verantwortung ſich noch mehr vertieffet, und aus übel ärger machet, anjetzo zu geſchweigen, wie dem eingelangten Berichte nach, er ſich noch dazu in ſeinen Predigten ſo gar ſeltſam und wunderlich bezeigen, und andere moderate Prediger umb eben derſelben Moderation willen, ſo er ihnen ſelbſt inculciret hat, anjetzo verfolgen ſolle.

Wann Wir Uns dann noch wohl erinnern, welchergeſtalt dieſer Lic. Fromme hiebevor gantz andere Meynung geführet, wie er Uns, und Unſern Reformirten

Geheimen Räthen alles, was bißhero vorgegangen, ſelbſt an die Hand gegeben, wie er der Lutheriſchen Prediger Hefftig- und Bitterkeit beſchuldiget, auf der Cantzel öffentlich dagegen geprediget, ihre Irrthümer erkannt und refutiret, ja ſich ſelbſten ſchrifftlich erklähret, die Lutheriſche Lehre zu verlaſſen, und zu der Reformirten zu treten, auch unterſchiedliche und unter denen vornehmen Leuten disponiret, daß ſie zu der Reformirten Religion getreten, Lutherum öffentlich auch in Conviviis cenſuriret, deſſelben Lehre verächtlich gehalten, von dem H. Abendmahl ausdrücklich geſagt, es wäre eine Todt-Sünde zu glauben, daß Chriſti Leib im Nachtmahl gegenwärtig ſey, auch den geweſenen Consistorial-Praesidenten D. Chemnitium daher angeklaget, daß er ihm Frommen verwieſen, warum er die Formulam Concordiae nicht approbiren wolte, wie ſolches alles zum Theil in der Notorität beſtehet, theils ihm von glaubwürdigen Perſonen dargethan werden kan, durch welche Dinge dann er, wie auch bekandt, die Lutheriſche ſich zu feinde gemacht, und Wir dannenhero bey ſolchen widerwärtigen und gefährlichen Comportement einen Ernſt zu gebrauchen nöthig befunden, zumahlen, da er auf Unſere gnädigſte Ermahnung ſeinen Fehler nicht erkennen wollen; Als befehlen wir euch hiermit gnädigſt, beſagten Lic. Frommen vor Euch zu beſcheiden, ihm dieſes alles vorzuhalten, auch ſeine eigene Hand, woraus er, wie er hiebevor gar anders von der Reformirten Religion geurtheilet, überzeuget werden kan, vorzuzeigen, und ihm dabey anzudeuten, daß wir in Unſern Chriſtl. Gewiſſen nicht verantworten können, einem Manne eine ſolche Gemeine anzuvertrauen, und die Inspection über andere Prediger zu geben, der ſeinem eigenen Bekändtniß nach propter privatas hostilitates cum aliis ſich zu dergleichen wichtigen Dingen nicht allein gantz liederlicher Weiſe änderte, ſondern auch zu Zerrüttung des Kirchen-Friedens, zu Verkleinerung unſerer Edicten, zu Anfriſch- und Stärkung der Widerſpenſtigen, und zu Fomentirung allerhand Factionen und Unruhe im Lande, auch zu Untertretung deren, ſo ſich den Kirchen-Frieden bißhero angelegen ſeyn laſſen, nunmehr ſagen dörffe, daß die Lutheriſche Kirche Gewalt leyde, welches auch diejenigen nicht eins geſaget, die das Land dieſes Werks halber verlaſſen [Paul Gerhardt?], daß er gemeynet, die Reformirte ſich denen Lutheriſchen genähert, und er ihre Näherungen acceptiret, daß keine Tolerantia Ecclesiastica mit gutem Gewiſſen geſtifftet werden könte, daß es einem Chriſtl. Gewiſſen nicht möglich mit Reversen, die doch von allen Zeiten her geweſen, ſich zu verbinden, noch Reformatos ab Anathemate freyzuſprechen, daß durch Ausſtellung des Reversus seditio contra ecclesiam wegen etlicher decidirten Punkten in Libris Symbolicis werde verübet werden, da er doch ſelber zuvor zu Ausſtellung der Reversen gerathen, andere zu deren Unterſchreibung angehalten, ſich auch neulich ſelbſt verboten den Revers zu vollenziehen, auch die Worte de mutua tolerantia, die er nun durchaus nicht möglich hält, ſelbſt in den Revers inseriren laſſen, item, daß aus unſerer Lehre, und dem Studio tolerantiae Schismata, Aergerniß, Gewiſſens-Noth, Verjagung ꝛc. herauskomme, und uns ſolche alſo zu imputiren nicht undeutlich an Tag giebet. Dieſem allen nach nun, und damit wir dergleichen gefährlichen Practiquen hinführo nicht mehr gewärtig ſeyn, und andere ſeinem böſen ärgerlichen Exempel nachfolgen möchten, hätten Wir resolviret, Ihn ſeines Predigt-Ammts und Inspectorats zu entſetzen, geſtalt er dann auch hiermit und Krafft dieſes entſetzet ſeyn ſolle, wobey Ihr ihm zugleich in Unſerm Nahmen ernſtlich anzubefehlen habet, auſſer unſer Residentz nicht zu weichen, biß er ſich dieſer, und anderer ſeiner frembden Händel, und ungebührenden procedirens halber, deßhalb wir weiter Verordnung machen würden, behörig juſtificiret haben wird. Wann dieſes geſchehen, habt den Magiſtrat in Cölln vor Euch zu fordern, ihm der Urſachen ſolcher unſrer Verordnungen anzudeuten, und dabey zu verſichern, daß, weil Uns das Jus einen andern zu vociren zuſtünde, Wir eheſtens ein ſolches Subjectum vociren wolten, welches der gantzen Gemeine wohl anſtändig seyn ſolte.

Soltet Ihr auch ſonſten in einem und andern Unſerer Geheimen Räthe Hülffe und Assistentz von nöthen haben, werden ſie Euch auf beſchehenes Erſuchen ſolche gebührend leiſten, geſtalt wir Ihnen deßfals bey dieſer Poſt gnädigſten Befehl ertheilet. Seynd Euch mit Gnaden gewogen. Gegeben Cleve, den 6/15 Julii Anno 1666. Friedrich Wilhelm.

Denen Würdigen, Veſten, und Hochgelahrten Unſern lieben getreuen, Unſern zum Geiſtlichen Consiſtorio zu Cölln an der Spree verordneten Praesidenten und Räthen rc.

Hierauf fährt Küſter fort „Clanculum itaque quum se die XX. Jul. anni modo nominati (1666) subduxisset, Vitebergam veniebat ibique veritati Evangelicae se deditissimum esse significabat, litterisque die VII. Aug. ejusd. anni datis a sacro tribunali petebat, ut juramento, quod vocant, religioso se obstringere liceret, ad quod praestandum die XV. dicti mensis admittebatur, Formulaeque concordiae subscribebat.“ Die hier erwähnte Eingabe teilt Küſter in der Anmerkung zu dem Worte „litteris . . . datis“ mit:

Churfürſtliche Sächſiſche zum geiſtlichen Consistorio allhier hochverordnete Herren Praesident und Räthe / Wohl-Edle / Hoch-Ehrwürdige / Großachtbahre / und Hochgelahrte / allerſeits Hochgeehrte Herren Patroni, und zuverläßige Beförderer.

Ich bin leider vor dieſem durch die ſcheinbahre Argumenta des geſuchten Syncretismi cum Reformatis (praesertim Bergianis) hart eingenommen geweſen / und haben dieſelben Principia, doch bey einem hertzlich begierigen Abſehen auf 60 Jahr dort unterlaſſene Visitationes, auf disciplinam ecclesiasticam, Catechisationes der Unwiſſenden Jungen und Alten / Anrichtung wahrer Pietät und alles erbaulichen Weſens in den Märkiſchen Kirchen (welches mich auf die Studia bracht hat) eine ſolche Praxin bey mir im Consistorio, und ſonſten zuwegebracht / daß ich in tam perplexo statu Ecclesiae, und nachdem ich von anderen Herren Confratribus verlaſſen / und posthabitis gradibus bald zu hart tractiret worden, in Consiliis et conversatione cum Reformatis leider zu weit gangen bin.

Aber durch Gottes ſonderbahre Gnade und wunderliche Regierung auch vermittelſt Leſung hieſiger Herren Theologorum ausführlicher Schrifften / und da ich mehr und mehr gemerket / daß Reformati liſtiger Weiſe die Tolerantiam Ecclesiasticam zur Wegräumung der Lutheriſchen Kirchen in der Mark brauchen wollen / habe ich mich wieder gefunden / Gott die Ehre gegeben / und daran gedacht / wovon ich gefallen war / habe Buſſe / und die erſten Werke gethan nach der Vermahnung des heiligen Geiſtes / Apoc. 2 V. 5 und mich denen Reformirten und ihren Machinationibus aufs neue / ohne Ruhm / mit Ernſt und Eyfer widerſetzet / auch durch nichts / wie ſie denn manches verſuchet / mich aus vorige frembde Joch wieder wollen bringen laſſen / ſondern vielmehr / ſo ofte es die Gelegenheit gegeben / Ihnen alle Hoffnung deſſen gänzlich benommen. Daher es denn geſchehen / daß / da ich endlich im Conſiſtorio in dieſe Worte im Eyfer herausgebrochen: Vim patitur Ecclesia Lutherana etc. ich darüber erſt vom Consistorio, und bald darauf vom Pfarr-Ammt / Inspection und Direction bey Ordinationibus gänzlich entſetzet bin / und hatte noch eine miseriam perpetuae captivitati simillimam / wo nicht mehr / zu gewarten / ſo ich mich nicht weggemacht hätte.

Wenn ich denn nun mich alſo wieder zu dieſer Matriculae der reinen Lutheriſchen Kirchen / und auf dieſe berühmte Academiam / da ich vor 20 Jahren 3 Jahr ſtudiret / in Magistrum promoviret bin / und / ohne Ruhm / unterſchiedliche Collegia Philosophica (unter welchen ein Collegium Publicum Physicum im Druck iſt) auch indulgente privatim Lysero p. m. über ſeinem Summario Th. ein Collegium Theologicum Disputatorium gehalten / begeben / von hier ein Testimonium Orthodoxiae und andere Beforderung durch Gottes Gnade zu erlangen.

Als iſt an E. Magnif. Hoch-Ehrw. und Herrl. mein demüthiges Suchen und Bitten / dieſelben wollen ſich mein / in dieſer meiner Noth / in welcher ich propter confessionem gerathen / annehmen / und was in meinen vorigen tentationibus bey ſo verwirreten Statu Ecclesiae Marchicae / menſchliches vorgegangen / vergeſſen. Was ich in Studio Syncretistico contra libros nostros symbolicos wie ſie in dem Buche Concordia genannt beyſammen gefunden werden / geredet / gethan / und für genommen / das iſt mir von Herzen leyd / will es alles hiermit sincero animo cassiret haben / bin auch bereit das Juramentum Religionum abzuſtatten / und will mit der Hülffe Gottes die übrige Zeit meines Lebens in Unterthänigkeit meines Geiſtes gegen die Propheten und geiſtliche Väter ein aufrichtiges Gliedmaß der reinen lutheriſchen Kirche verbleiben / welchen ich aber an allen Orten / wo es fehlet / nach wie vor mit höchſt begierigen ängſtlichen Sehnen / welches Gott bekandt iſt / ein gutes Regiment / Kirchen-Zucht / Censuram morum / Catechisation der Unwiſſenden / Jungen und Alten (damit nicht ſo viel Unwürdige allezeit zum H. Abendmahl gehen mögen) durchgehende Pietät und alle gute Ordnungen / von Grunde meiner Seelen wünſche / und wenn es Gott alſo gefället mich wieder in das Ammt zu helffen / das er mir befohlen hat / nichts liebers ſeyn / als daß ich andern Vorgängern daran treulich mit arbeiten helffen ſoll.

Befehle E. Magnif. Hoch-Ehrwürd. und Herrl. in Gottes treuen Schutz und verbleibe

E. Magnif. Hoch-Ehrw. und Herrl.
Gebeths und Dienſt-ſchuldigſter
Andreas Fromm, S. S. Th. Lic.

Wittenberg 7. Aug. Anno 1668.

Die folgende Eingabe ſchließt ſich hier an:

Churfürſtliche Sächſiſche zum geiſtlichen Conſiſtorio allhier Hochverordnete Herren Praeſident und Räthe, Wohl-Edle / Hoch-Ehrwürdige / Großachtbahre und Hochgelahrte / allerſeits Hochgeehrte Herren Patroni und zuverläſſige Beforderer.

Ew. Magnif. Hoch-Ehrw. und Herrlichkeit meine ſchuldige Dienſte nebſt

Wünſchung alles erſprießlichen Wohlergehens zuvor / und erkenne mit ſchuldigem Dank / daß dieſelben auf das / was ich unlängſt geſuchet / hochgünſtige Reſolution zu meiner Beforderung gegeben. Ich werde mich morgen geliebt es Gott aufmachen nach Dreßden und die Interceſſionales ſelber überreichen.

Weil ich aber in gewiſſen Fällen / darnach die Umſtände lauffen / außer dem noch eines Testimonii von E. Hochlöbl. Consistorio in forma probante benöthigt bin; Als iſt an E. Magnif. Hoch-Ehrw. und Herrl. mein dienſtliches Suchen und Bitten / mir mit demſelben auch hochgünſtig zu willfahren.

Je eher ich durch derſelben Beforderung meines Kummers loß werde / je freudiger werde ich Gott wieder dienen / und mein Lebelang / wie ich ohne das bin / obligat ſeyn

E. Magnif. Hoch-Ehrw. und Herrl.
Als derſelben getreuer Vorbitter und Diener /
Andreas Fromm, Lic.
Wittenberg /
22. Novbr. 1666.

Hierauf folgte ſein Schreiben:

Churfürſtliche Sächſiſche zum geiſtlichen Consistorio in Wittenberg Hochverordnete Herren Director und Räthe / Wohl-Edle / Hoch-Ehrwürdige / Großachtbahre und Hochgelahrte / allerſeits Hochgeehrte Herren Patroni und zuverläßige Beforderer.

Denenſelben berichte ich hiermit freundlich / daß Se. Fürſtl. Durchl. von Sachſen-Altenburg ſich ſo gnädigſt heraus gelaſſen / daß mir die entledigte Superintendur [sic] zu Eilenberg ſolle conferiret werden / dabey aber unter andern die Condition angehenget iſt ein Attestatum von E. Hochlöbl. Consistorio zu Wittenberg einzuliefern / daß / als ich vor 3 viertel Jahren da kommen 1) mir gewiſſe Puncta, die guten Theils in dem Mandato Dimissorio und hernach in den gedruckten Brieffen zu finden geweſen / vorgehalten / und ich mich darauf erkläret habe / 2) daß ich das Juramentum religiosum praestiret / und 3) Formulae Concordiae subscribiret habe / darauf ich mich denn hie beruffen. Gelanget derowegen an E. Magnif. Hoch Ehrwürd. und Excell. mein Dienſtl. Bitten / mir zu meiner Beforderung mit eheſter Gelegenheit mit einem ſolchen Attestato zu willfahren. Solches mit allen möglichen Dienſten wieder zu verſchulden / werde ich ſtets gefließen ſeyn

Ew. Magnif. Hoch-Ehrwürdigen und Excell.
Gebeths- und Dienſt-ſchuldigſter
Andreas Fromm, Lic.
Altenburg / 21.
Mai 1668.

In mehr als Einer Hinſicht müſſen jedoch dieſe Eingaben an die Wittenberger Akademie trüglich geweſen ſein, denn Küſter führt S. 147 auch folgende Worte aus einem Briefe von Fromm an Zeidler an: „Zu Ende des Winters (1667) bin ich von der (Wittenberg) mit einem favorablen Zeugnüß der Academie, welches ich mit mir genommen / ſo ich hier (zu Prage) aufgewieſen / weggezogen / unter dem Praetext und Bemäntelung / als wolte ich das Recommendations-Schreiben mit nach Regenſpurg nehmen / und daſelbſt meine Familie und Geräthe niederlaſſen / und ferner um ſelbige Gegend in den Reichs-Städten um einigen Dienſt und Gelegenheit mich bewerben.“

Die ſoeben angeführten Worte ſind eine Anmerkung zu den Worten „Imminente quippe vere“ in folgender Stelle bei Küſter: „Imminente quippe vere cum vxore Elisabetha, Thomae Schoenbergii Archidiaconi Ruppinensis filia (quam anno LI die XXVII. Octobr. sibi in matrimonium adduxerat) quatuor filiis et vna filia testimonio academiae Vitebergensis honorifico instructus, quod simulans se Ratisponam concessurum emendicaverat, Pragam concessit ….. Primum missae sacrificium cum tanta celebritate et hominum omnis conditionis concursu, vt simile nihil vllus Pragae aut alibi se vidisse meminerit, peregisse refert Matthias Tannerus, vt si ter capacius fuisset templum multitudinem capere nequivisset. Addit quatuor filiolos ejus faces praetulisse, ac postmodum duo natu majores cum filia et ejusdem Conjuge divinam eucharistiam e manibus eius sumsisse tanta illustrimarum Comitissarum, quarum XXX circiter supremorum Procerum conjuges eam stipavere, teneritudine et devotione, vt vix vlla lacrymas prae gaudio et solatio tenuerit. Hactenus Tannerus …… Temperare mihi non possum, novum hunc Xaverium velut alterum Melchisedecum in scena esse exhibitum“ etc.

Die im Vorſtehenden mitgeteilten Aktenſtücke über Fromm dürften nur bei Küſter gedruckt ſein. Selbſt das wichtige Schreiben des großen Kurfürſten über ihn habe ich bei allerdings nur flüchtiger Durchſicht der „Urkunden zur Geſchichte des Churfürſten Friedrich Wilhelm“ dort nicht gefunden.

C. Ein Friedrich dem Großen feindliches Gedicht

im Anſchluſſe an die Lehniniſche Weisſagung.

In der der Stadt Berlin gehörigen Göritz-Lübeck-Stiftung befindet ſich ein Handſchriftenband „Allerhand ſatyriſche oder Lob- und Heldengedichte auf verſchiedene Politiſche Begebenheiten, Perſonen und Zufälle“, zuſammengetragen von einem Zeitgenoſſen Friedrichs des Großen. Hier findet ſich auch eine Abſchrift des Vaticinium Lehninense, von der in den bisherigen Schriften über daſſelbe keine Rede geweſen iſt.

Zu dieſer „Prophetia Fratris Hermanni de Lehnin, Cisterciensis Monachi de Domo Brandenburgica ab anno 1200 usque ad finem Familiae“ gehört ein Friedrich II. betreffender Anhang. Er lautet:

„Friedrich der Zweyte. a)
Den Schlimmen Ahnen folgt der ſchlimmſte in der Reih, b)
Er iſt im Haupt Verrückt c) und ſtifftet groß Verderben. e)
Er rufft ein Volck zu Hülff, dem ſtehet Gott nicht bey, d)
Schadt ſich am meiſten ſelbſt f) und muß im Waſſer ſterben. g).

Glossa.

a) Der Bruder Hermann von Lehnin
Der in dem Geiſt vorausgeſehen
Was für Regeſten zu Berlin
So nach und nach am Ruder ſtehen
Kommt nun auf Friedrichen den Zweyten
Und ſind die Verſe gleich Latein
So ſoll doch das was ſie bedeuten
Auff recht Guth Teutſch erkläret ſeyn.

b) Er heiſt und iſt viel ſchlimmer noch
Alß alle ſeine ſchlimme Ahnen
Wie ſchwehr Zieht nicht ſein Land am Joch
Wie ſeufftzen ſeine Unterthanen
Sind dieſe gleich jetzt frey von Peitſchen
So fühlen ſie den Scorpion
Und es verabſcheun fromme Teutſchen
Mit Recht ſolch einen Francmasson.

c) Er widerſpricht in ſeinem Buch
Und folgt im Thun dem Florentiner
Er kommt mit Dolch und Brand und Trug
Und nennt ſich Vetter Freund und Diener
Er führt des Winters die Soldaten
Mit leinen Hoßen in das Feld
Und meint vor ausgeſtopften Waden
Und Todten Köpfen bebt die Welt.

d) Doch daß ſein EhrGeitz allenfalls
Gantz Gwiß nicht ſoll die Seegel ſtreichen
Sucht er bei Frankreich Bayern Pfaltz
Und Heſſen Hülffe zu erreichen
Gott aber macht die freche Sünder
Recht ſichtbarlich zu Spott und Hohn
Und ja! Da ſingen Teutſchlands Kinder
Schon manches Gaſſen Liedgen von.

e) Er ſieht, daß er mit Rath und That
Das Reich in die Verwirrung bringet
Und da er Geld und Mannſchafft hat
Was Wunder daß es ihm gelinget
Doch ob er ſchon mit Tauſend Liſten
Das unterſte zu oberſt treibt
Man hofft doch, daß nach kurtzen Friſten
Er ſelbſt zu unterſt liegen bleibt.

f) Der Biſſen Fleiſch entfällt dem Maul
Das Geizig nach dem Schatten ſchnappet
Und iſt das Schickſal nur nicht faul
So wird der König bald ertappet
Er kann ſein Thun mit nichts beſchönen
Befördert ſeines Unglücks Lauff
Und wecket ſelbſt durch freches Tönen
Den Welts Gott zu der Rache auff.

g) Alleine welcher Todt ſofort
Soll des Monarchen Leben kürtzen
Man meinet aus des München Wort
Er würde ſich in's Waſſer ſtürtzen
Gwiß kann er nicht dem Todt entlauffen
Und ſonderlich der Waſſers Noth
Wird er in Thränen nicht erſauffen
So ſeufft er ſich in Caffée todt.

Noch ſei hier erwähnt, daß Henke in ſeinem Hermannus redivivus, 1746, S. 304 folgende Verſe mitteilt, die ein Tiſchler zu Breslau bei einer Feſtlichkeit zu Ehren Friedrichs II., die damals dort ſchon ſtattgefunden, an ſein Haus geſchrieben hatte:

Ach wie wollte ich doch lachen,
Wenn ich dem König dürfte eine Wiege machen!

Anmerkungen.

[1] Otto Schulz, die Lehnin. Weisſagung nebſt einem Anhang über Herzog Albrecht von Preußen. Berlin 1848. S. 4. Es iſt dies beſonders ein Wiederabdruck von Otto Schulz im Schulbl. f. d. Pr. Brandenburg 1846. E. W. Sabell, Litteratur der ſogenannten Lehnin'ſchen Weisſagung ſchematiſch und chronologiſch dargeſtellt. Heilbronn 1879. S. 86.

[2] Adler's mittelalteriſche Backſteinbauwerke des preußiſchen Staates. 6. Heft.

[3] Th. Fontane, Oſt-Havelland. Berlin 1873 (Wanderung durch die Mark Brandenburg. 3. Teil) S. 73.

[4] W. Gieſebrecht, die Weisſagung von Lehnin und Chriſtoph Heinrich Oelven in W. A. Schmidt's Ztſchr. für Geſch. 1846. S. 467, vergl. 451—452.

[5] Hermann von Lehnin, der durch die alte und neueſte Geſchichte bewährt gefundene Prophet des Haus Brandenburgs [sic]. Bearbeitet durch einen Geſchichtsfreund in dem dieſem Hauſe ſo fatalen Jahre 1807. Frankfurt und Leipzig 1808. [Ohne Angabe des Druckortes und Verlegers.] S. XIII—XVI.

[6] Charakteriſtiſche grammatiſche Eigentümlichkeiten ſind hier beibehalten.

[7] Vaticinium metricum .... oder: Bruder Hermanns .... vorgeſchriebene Weisſagung von den zukunftigen Begebenheiten der Mark Brandenburg .... durch und durch aus der Geſchichte erläutert, und mit nothwendigen Anmerkungen, woraus offenbar wird, daß es eine Brut neuerer Zeiten ſey, verſehen durch Einen Erforſcher der Wahrheit. Berlin 1764. S. 64—66. Der Verfaſſer heißt nach Sabell Weiß, nicht Weiſe. (Nach 95 iſt Regalis Leo Sigismund. Über Joachim II. ſ. vat. metr. 179.).

[8] G. Sello, Lehnin. Beiträge zur Geſchichte von Kloſter und Amt. Berlin 1881. S. 50.

[9] Vergl. die Geſch. der Nienburg bei Hunsburg in H. Pröhle, Goethe und der Harz (Weſtermanns Monatshefte September 1886.) Sello S. 65.

[10] Sello S. 2—5, 7, 10, 110. Adalbert Kuhn, märkiſche Sagen und Märchen. Berlin 1843. S. 72—79, Fontane S. 81—85.

[11] Sello S. 35—40 beſchreibt nicht nur die Gemälde vollſtändig, ſondern läßt auch die ſämtlichen leoniniſchen Verſe und ſonſtigen Inſchriften abdrucken.

[12] Neuzelle und Himmelpforte.

[13] Sello S. 20, 21.

[14] Sello S. 22 nach Märk. Forſch. IX. S. 343, 338.

[15] Sello S. 23.

[16] Siehe das Verzeichnis bei Sello S. 225—245. Vergl. S. 96, 97, 52, 170.

[17] Vergl. Sello S. 123—133.

[18] Sello S. 135—141.

[19] Sello S. 141—143, 45.

[20] Sello S. 154, 155.

[21] Sello S. 168.

[22] A. Hilgenfeld, die Lehniniſche Weisſagung … Leipzig 1875. S. 89, 90. (Nach S. 14 fand des Vignoles den Zuſatz „vor 400 Jahren“ auf der Lehniniſchen Weisſagung nicht vor. Bei Hilgenfeld 60 findet ſich, 1875, das Wort „Nihiliſmus“).

[23] Sello S. 161—168.

[24] Sello S. 171—178.

[25] Gieſeler in G. g. Anzeigen von 1851 über Heffter.

[26] Sello S. 178, 180.

[27] Sello S. 192—195.

[28] Sello S. 18, 198, 199, 203, 205.

[29] Vergl. G. E. Guhrauer, die Weisſagung von Lehnin. Breslau 1850 S. 21 und Hilgenfeld S. 99.

[30] Vatic. metr. S. 86, 87.

[31] J. C. L. Gieſeler, die Lehniniſche Weisſagung gegen das Haus Hohenzollern als ein Gedicht des Abtes von Hunsburg, Nicolaus von Zitzwitz, aus dem Jahre 1692 nachgewieſen, erklärt und in Hinſicht auf Veranlaſſung und Zweck beleuchtet. Erfurt 1849. S. 30, 31. Vergl. Hilgenfeld S. 8, 9. (Bei Gieſeler muß man nicht überſehen die Auseinanderſetzung Vorwort IV über Johann Cicero. Jedoch vergl. auch Gieſ. in gött. gel. Anz. 1850 und 1851).

[32] Gieſeler S. 22. Vergl. Guhrauer S. 4.

[33] H. A. Pröhle, Chronik von Hornhauſen. Oſchersleben 1856. S. 118, 119. Der Name heißt hier Weiße.

[34] Gieſeler S. 23.

[35] Vergl. Gieſebrecht a. a. O. S. 435. Gieſeler S. 25. Hilgenfeld S. 15, 16.

[36] Gieſebrecht a. a. O. S. 438, 439 mit Bezug auf die Verſe 76, 77: „qui successor erit“ bis „matres“.

[37] Gieſeler S. 24, 28, wo die weitere Quelle.

[38] Gieſeler S. 26 erwähnt dieſe Ausgabe, wohl die zweite, nicht. Sie iſt in 4° und hat 48 Seiten. Ohne Druckort. Die Flöhrcke'ſche Prophezeiung findet ſich bei Zoroaſter S. 12—16. Vergl. Vat. metr. S. 55, 56. Europäiſcher Staatswahrſager … Ganz neue mit vielen Zuſätzen und Anm. verſehene Aufl. Bremen 1785. S. 163—165 enthält das bei Zoroaſter Stehende ausführlicher. Gieſeler S. 26. Hilgenfeld S. 25, 26, 31. Guhrauer S. 85. Huß ſoll vor der Verbrennung geſagt haben „heute bratet Ihr eine Gans, aber über 100 Jahre werdet Ihr hören einen Schwan ſingen, den ſollt Ihr ungebraten laſſen.“ Jöcher, allgemeines Gelehrtenlexikon II. 1785.

[39] H. A. Pröhle S. 147—156, wo zu Anfang auch die Litteratur angegeben wird.

[40] Fidicin, Berlin. Berlin 1843. S. 131.

[41] In demſelben Bande von Schmidt's Zeitſchrift, in dem nach Anmerkung 4 vorher Gieſebrechts Aufſatz erſchienen war.

[42] A. a. O. S. 477, 478.

[43] A. a. O. S. 488.

[44] A. a. O. S. 485.

[65] Gieſebrecht a. a. O. S. 433.

[66] Gieſeler S. 45.

[67] Gieſebrecht S. 469. Vergl. Hilgenfeld S. 58, 59.

[68] Gieſeler S. 90.

[69] G. G. Küſters lateiniſche Schriften über von Seidel und Fromm befinden ſich in einem Quartbande „Schulſchriften. Berlin, Köllniſches Gymnaſium“ u. ſ. w. auf der K. Bibliothek zu Berlin.

[70] Vergl. Guhrauer S. 218.

[71] Vergl. außer Küſter, deſſen Arbeit über Fromm bisher überſehen iſt, auch Jöcher II. S. 782 und Otto Schulz in der beſonderen Schrift S. 8—10.

[72] Karl van Eß, Prior und erſter Pfarrer zu Huysburg, kurze Geſchichte der ehemaligen Benediktinerabtei Huysburg nebſt einem Gemälde derſelben und ihrer Umgebungen. Mit drei illuminirten Kupfern. Halberſtadt 1810. S. 26.

[73] Jöcher IV. S. 2213, wo für 1572 gedruckt iſt 1672. Niklas von Zitzwitz fehlt bei Jöcher.

[74] Küſter über Fromm S. 151.

[75] Eine gute Nachricht darüber bei van Eß S. 27.

[76] van Eß S. 28. Vergl. H. Pröhle, deutſche Sagen. 2. Aufl. S. 137, 316.

[77] van Eß S. 28, 29.

[78] van Eß S. 30.

[79] Sello S. 213, 212, 43.

[80] Vergl. Guſtav Heyſe, Beiträge zur Kenntnis des Harzes. Aſchersleben zuerſt 1857. S. 71—76 „Dammersfeld.“

[81] Sello S. 206, 207.

[82] Vergl. Sabell S. 97.

[83] van Eß S. 26, 37.

[84] Ich benutze die Ausgabe und Überſetzung der zehn Idyllen von Johann Heinrich Voß. Die eigentliche Veranlaſſung zum Vaticinium gab unter den bezeichneten Umſtänden von 1691 ſogleich die ecloga prima Tityrus. Hier klagt der vertriebene Hirt Meliboeus Vers 74:

Ite mene felix quondam pecus! ite capellae!	Geht, mein klägliches Volk, ſo beglückt einſt, gehet ihr Ziegen!

Hier iſt die Überſetzung von Voß nicht ausreichend, da ſie die Nachahmung des Meckerns, die in „mene“ und „capellae“ liegt, nicht genug andeutet. Es iſt dies die Stelle, die Schiller in dem „Zerſtreuet euch, ihr Lämmer auf der Heiden“ vor Augen hatte. In Vers 8 dieſer Idylle kommt das doch gerade nicht häufige Wort ovilia vor, deſſen Singular das letzte Wort der Lehniniſchen Weisſagung iſt.

Nebenbei iſt der eigentlich myſtiſche Inhalt des Vaticinii größtenteils durch Ecloga quarta angeregt, zunächſt durch die Erinnerung an die Sibylle von Cumae und die ſaturniſchen Zeiten in Vers 4—8:

Ultima Cumaei venit jam carminis aetas;	Schon iſt das äußerſte Alter genaht des kumaniſchen Liedes.
Magnus ab integro saeclorum nascitur ordo.	Wiederum erneut ſich die große Folge der Saekeln.

Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna;	Schon auch kehrt Aſtraea, es kehrt ſaturniſche Herrſchaft.
Jam nova progenies caelo demittitur alto.	Schon ein neues Geſchlecht entſteigt dem erhabenen Himmel.

Hierin lag auch die Anregung zu dem tecta Lehnini et Chorini surgunt. Daß die vier Verſe auf den Dichter des Vaticiniums einen bedeutenden Eindruck machen konnten, iſt um ſo weniger zu bezweifeln, als Voß in der Erläuterung (S. 166, 167) ſagt: „Der Inhalt iſt, daß jezo das Ende des eiſernen Volksalters erſchienen, wovon die kumaniſche Sibylle geweisſagt, daß mit der Geburt des erwarteten Knaben das goldene Zeitalter wiederkehren, und ſo wie jener zum Weltbeherrſcher heranwachſe, ſich allmählich verherrlichen werde. Welches erwarteten Knaben? Des Heilands! antworteten die Andächtigen“ u. ſ. w.

Noch merkwürdiger ſind aber in Ecloga quarta Vers 24 und 25:

Occidet et serpens et fallax herba veneni,	Sterben wird Schlangengezücht und die täuſchende Pflanze des Giftes,
Occidet! Assyrium vulgo nascetur amomum.	Sterben! und rings ſich erheben Aſſyriens edles Amomum.

Schlange und Gift kehren in bedeutſamer Art im Vaticinium Vers 47—49 wieder. Ecloga nona enthält dann in Vers 2—4 das veteres migrate coloni des Vaticiniums:

O Lycida! vivi pervenimus, advena nostri,	Lycidas, ach! wir erlebten ſogar, daß ein fremder Beſitzer,
Quod nunquam veriti sumus, ut possessor agelli	Welches wir nimmermehr argwöhneten, unſeres Gütchens,
Diceret: haec mea sunt! veteres migrate coloni!	Redete: dieſes iſt mein! zieht aus ihr alten Beſteller!

Das in Vers 53 des Vaticiniums ſtehende ite (in 79 migrate) kommt noch einmal vor als Schluß von Ecloga decima, wobei Voß nochmals in etwas das von Vergil durch die ae nochmals angedeutete Meckern der Ziegen wiedergiebt:

Ite domum saturae, venit Hesperus, ite capellae!	Heim nun, Heſperus kommt, geht heim ihr geſättigten Ziegen.

[65] Guhrauer S. 45—48, 189.

[66] Gieſeler S. 61. Wie Zitzwitz für die Klöſter wirkt S. 56.

[67] Huysburg S. 33, 37. 35. Zitzwitz früher „Kellner“ S. 29.

[68] Huysburg S. 41.

[69] Vergl. Guhrauer S. 178. Anmerkung S. 68.

[70] Huysburg, S. 34. Vergl. Gieſeler S. 56.

[71] Alle näheren Citate in Küſters latein. Biographie Fromm's, beſonders S. 151.

[72] L. Ranke, engliſche Geſchichte. VI. S. 180, 181, 214, 215.

[73] Guhrauer S. 38. 39.

[74] Guhrauer S. 141. Nach Sabell S. 100.

[75] Guhrauer S. 187. Goethe's Werke in 40 Bänden XXI. S. 74, vergl. Sabell S. 100.

[76]) Hilgenfeld S. 1.

[77]) Siehe ſeine Lebensgeſchichte von Zarncke in der allg. d. Biogr. Mit dem S. 19 erwähnten J. Praetorius kann er nicht zuſammenfallen.

[78]) Hävecker führt auch folgende Stelle aus dem Liede einer „gottſeligen Seele“ an, die diesmal ſchon ganz den Ton von Johann Chriſtian Günther anſchlägt und mit Bezug auf die erſten vier Zeilen, ſo wie auf den Gedanken (Erd' und Himmel! eine ſolche) in G. A. Bürger's „hohem Liede“ nachgeahmt worden iſt:

Andre mögen durch die Wellen,
Und durch Wind und Klippen gehn,
Ihren Handel zu beſtellen,
Und da Sturm und Not beſtehn:
Ich will meine Glaubensflügel
Schwingen an den Sternenhügel,
Ewig da bei Dir zu ſein,
Allerliebſtes Jeſulein.

[79]) Näheres darüber bei van Eß S. 34, 35. Paullini's Lebenslauf bei Jöcher III 1317—1319. Hier iſt beſonders zu beachten, daß einer der 1319 aufgeführten Schriften Paullini's Leben beigefügt ſein und daß er nach 1319 „annales Huysburgenses“ in der Handſchrift nachgelaſſen haben ſoll. Ob der Inhalt auf Bodenius und dann auf van Eß überging, iſt nicht zu erſehen

[80]) Guhrauer, beſonders S. 129—135.

[81]) S. 17.

[82]) Bisher 3 Bände 1874—1887.

[83]) S. 114.

[84]) J. C. Harenbergs Zeugnis für die Autorſchaft von Zitzwitz iſt mir im Hebopfer nicht zugänglich. Ich laſſe daher das Nötige hier nach Gieſeler S. 46, 47 abdrucken. Gieſeler ſagt: „Es iſt auffallend, daß die beſtimmte Erklärung des Propſtes und Profeſſors am Carolinum in Braunſchweig J. C. Harenberg über den Verfaſſer der Weisſagung bis jetzt ſo wenig beachtet iſt. Da das Werk, in welchem ſie ſich findet, ſelten geworden iſt, und auf ihre Faſſung für die Beurteilung Vieles ankommt, ſo möge dieſelbe hier wörtlich folgen. In dem Brem- und Verdiſchen freiwilligen Hebopfer, ſiebenter Beitrag (Stade und Leipzig 1758) S. 801 erzählt Harenberg unter den Merkwürdigkeiten ſeiner weſtfäliſchen Reiſe, wie er die Weisſagung auch bei dem reformierten Hofprediger in Minden, Georg Chriſtian Sagittarius, vorgefunden und mit demſelben über ſie geſprochen habe. Alsdann ſagt er: „„Ich konnte dabei meine Meinung nicht bergen, daß der bekannte Abt der Klöſter Huysburg und Hamersleben Adminiſtrator des Benediktinerkloſters S. S. Mauritii et Simeonis in Minden, Nicolaus von Zitzwitz, der Verfaſſer davon wäre, wie der ſel. Abt, Johann Fabricius, welcher denſelben zur Religionsvereinigung zugleich angeſpannet hatte, und vertrauet mit ſelbem umgegangen war, mir A. 1728 geoffenbaret. Dieſer ſagte, die Gelegenheit habe der Verfertiger von der unvermuteten Veränderung einiger Umſtände in den königlich preußiſchen Landen genommen, und habe er durch dieſes Gedicht die Brandenburger zur römiſch-katholiſchen Religion anlocken wollen. Und ich muß geſtehen, daß gedachter Abt an dergleichen Verſen, worin er zuweilen der Proſodie eine derbe Maulſchelle gab,

ein ſonderbares Vergnügen gehabt, und mir A. 1717 ein anderes Gedicht zu Hamersleben als ſeine Arbeit vorgelegt habe. Er hat bis auf ſeine Zeit von den vergangenen Dingen gut weiſſagen können, wiewohl er doch auch einen und andern Schnitzer in der Hiſtorie gemacht, welcher ſich zu einer göttlichen Offenbarung nicht reimen will. Die Abſchreiber haben unter der Hand das Gedicht in etwas geändert, vermehret und zu verſchiedenen Leſearten Anlaß gegeben. Gedachter Abt, Nicolaus von Zitzwitz, hat ein hohes Alter erreichet und iſt im Jahre 1719 zu Hamersleben geſtorben. In den letzten Zeiten merkte er, daß ſeine untergebenen Mönche nach abtlicher Würde ſtrebten und ihm den baldigen Abſchied wünſchten. Deswegen ſchrieb er an ſeine Thür den Vers Catonis:

In mortem alterius spem tu tibi ponere noli. Er war ein aufgeweckter und kluger Mann, ein guter Mathematicus, ſonderlich in mechaniſchen Sachen, ein Hofmann, ein mittelmäßiger Lateiner und ein vollkommener Weinkenner.““

Vergl. Hilgenfeld S. 44, 45. Guhrauer S. 113, 115, 116, 117, 129.

85) Vergl. Siegfried Hirſch und Waitz, kritiſche Prüfung des Chonicon Corbejense. Preisſchrift. Göttingen 1839. S. 38. Monumenta Germaniae Historica V. S. 2. Jaffé monumenta Corbeiensia S. 28. Wattenbach, Geſchichtsquellen. 5. Aufl. S. 4.

86) Kunze, Hamersleben S. 61.

87) van Eß S. 39.

88) Über beide Calixtus Jöcher I. 1565—1567.

89) W. Höck, Anton Ulrich S. 110, 134, 288. Gieſeler S. 37—40, 48, 52. Guhrauer S. 213, 217. Sabell S. 83.

90) Janeke in der allgem. deutſch. Biographie XXVI. S. 663.

91) Erhard, Geſch. Münſters. 1637. S. 474, 491, 538. Geisberg, Merkwürdigkeiten der Stadt Münſter. S. 6. Simſon im 2. Urkundenbande zur Geſch. des Churf. Fr. W. S. 297. Ranke, Fr. Geſch. III. S. 389, 395. Vergl. van Eß S. 29, 30.

91) Vergl. „Die Volkspoëſie in Norddeutſchland zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges“ und „Eintritt der volkstümlichen Richtung in die Kunſtpoëſie“ in H. Pröhle, „Friedrich der Große und die deutſche Litteratur“ S. 46—61.

92) Gieſeler S. 70, 71.

93) Hilgenfeld S. 48, 49, wo weitere Quellen.

94) Vergl. Hermann von Lehnin. Vorbericht III—V. Vergl. Hilgenfeld S. 50.

95) Die beſte Nachricht über die Bibliothek von Huysburg findet ſich bei van Eß (abgeſehen von S. 20, vergl. auch Anm. 101) S. 85, 86 folgendermaßen: „Zur rechten Seite der Kirche ſteht noch der Reſt einer älteren Kirche, die nachher durch Einſetzung des doppelten Mittelgewölbes in den einen Theil des Kreuzganges umgeſchaffen iſt. Der Einſturz ihres Dachſtuhls iſt nahe, und wird wahrſcheinlich die erſte Ruine der Huysburg. Auf dieſen folgt gleichfalls ein altes Gebäude in halb gothiſchem Styl mit einem Giebel von Backſteinen gebaut. Im zweiten Stockwerk deſſelben iſt die Bibliothek. Der Saal iſt ganz geeignet dazu; iſt gewölbt, lang und geräumig. Etwa 4000 gedruckte Bücher und einige hundert Manuſcripte waren vor der Aufhebung des Kloſters der Inhalt derſelben. Da das Kloſter im Jahr 1525 durch Raub und Brand alle ſeine Bücher verlor, ſo iſt es zu bewundern,

daß Bücher aus früheren Zeiten darin noch vorhanden ſind. Aber in allen dieſen ſteht es auch leider geſchrieben: difficillimis temporibus comparavit &c. Vorzüglich haben die ſechs letztern Aebte ihr Möglichſtes gethan, dies nutrimentum spiritus von Neuem zu ſchaffen und zu vermehren. Nach der Aufhebung unſers Kloſters wurde das Ganze der Univerſität Halle zur gefälligen Auswahl vermacht, welche nur einige hundert Bände, die nicht einmal ſämmtlich mehr vorhanden ſind, ſich erſt vor Kurzem davon ausgewählt hat, und die nun nächſtens, ſo fern ſie vorgefunden werden, auf höherer Behörde Befehl, dahin abgeſchickt werden ſollen. Alles andere, was davon noch übrig iſt, wird nun wohl dem Kaufmanne zur beliebigen Nutzung oder gar den zerſtörenden Elementen und Würmern Preis gegeben werden, wenn, wie jedoch nicht zu fürchten ſteht, mein, aus reiner Liebe für Litteratur und Vaterland, erſt neulich dafür gethanes Kaufgebot nicht angenommen werden ſollte."

[96]) Huysburg S. 39, 40.

[97]) Hermann von Lehnin S. 178, 179.

[98]) Vorwort IX. Man hat zu den im Texte angeführten Worten bis „nicht Päbſtler" in Parentheſe hinzugefügt „aber Katholik". Ein ſpäterer Schriftſteller, der das Buch nicht geſehen hat, nimmt die Worte „aber Katholik" nun ganz falſch in den Text des Geſchichtsfreundes auf. So liegt die Sache aber denn doch keineswegs. Der Schreiber gerade dieſer acht Worte ſagt, daß er kein Päbſtler ſei, verſchweigt aber, daß er nicht Iſraelit iſt. Die Stelle könnte daher vielleicht beweiſen, daß die Schrift des Benediktiners noch durch mehrere eilfertige ſpätere Redaktionen hindurchgegangen iſt. Angenommen z. B. den Fall, daß Jacobſon, ein Freund von Karl van Eß, welcher im Halberſtädtiſchen ein oder mehere aufgehobene Klöſter kaufte und in Caſſel jüdiſcher Conſiſtorialpräſident wurde, die Schrift auf ſeine Koſten hätte drucken laſſen: ſo könnten jene acht Worte ſogar abſichtlich gerade in dieſer Faſſung noch von ihm eingeſchoben ſein. Vergl. Anm. 102.

[99]) Hermann von Lehnin S. 40.

[100]) S. 89. Vergl. 149, wo ſogar der auch von Eylert geſchilderte Köckeritz erwähnt wird.

[101]) Vergl. H. Pröhle, Wielands Werke VI. S. 66, 67, wo ſich auch über Bücher von Huysburg etwas findet.

[102]) H. Pröhle, die Fremdherrſchaft S. 12—15. Vergl. Anm. 95.

[103]) Ich laſſe hier aus Fritſche's höchſt intereſſanter ungedruckter „Reiſe zu dem Harzgebige im July 1804" mit Erlaubnis der Eigentümer Herr und Frau Clemens in Berlin den Ausflug von Halberſtadt nach Huysburg folgen. Auffallend iſt, daß darin der Bibliothek nicht erwähnt wird. Placidus Behrens iſt derſelbe, der nach van Eß Pfarrer wurde. Der Mönch Ludovicus hieß Ludwig Peyer. Ihm und ſeinem traurigen Ende hat Karl van Eß S. 106, 107 ein Denkmal geſetzt. Die Stelle aus der ungedruckten Harzreiſe von Fritſche lautet: „Mittwochs den 25. July. Vormittags beſuchten wir den guten alten Herrn August Kühne, Madame Siebert und am Mittage wiederum Herrn Wilhelm Kühne, bei dem wir ſpeiſeten, und der uns jetzt einen Fuhrmann nachwies, mit dem man übereinkam, uns zu dem Brocken zu fahren; denn unſer Wagen und Pferde eigneten ſich bei dem gehabten Wetter und Regen nicht zu dieſer Fahrt, da der Weg, allen Ausſagen nach, ſteinigt und unſicher ſeyn ſollte, wie wir es nachher auch fanden

Nachmittags 3 Uhr machten wir und ſämmtliche junge Vetterſchaften auf 2 Wagen eine Spazierfahrt nach dem etwa 2 Meilen davon liegenden ſchönen Kloſter Huisburg. Unſer Vetter Bindſeil machte mit ſeinem Wagen und Pferde den Wegweiſer, und er war es, durch den wir dort eingeführt wurden, da er mit dieſen Mönchen ſehr gut bekannt iſt. Dieſes Kloſter liegt auf einer ſchönen bewachſenen Anhöhe, von wo man eine offene weite Ausſicht über ein fruchtbares und wohlbebautes Thal hatte, und die Stadt Braunſchweig genau vor ſich liegen ſah. Wir wurden ſehr gut aufgenommen, und einige Mönche führten uns in die ſehr ſchöne Kirche, welche in dieſem großen Gebäude iſt. Der Altar, welcher mit einem ſehr großen Gemählde, die Verklärung Chriſti enthaltend, geſchmückt iſt; die ziehmlich große Orgel und noch 2 ſchöne Gemählde, waren darin der Gegenſtand unſerer Bewunderung. Wir gingen von hier aus auf den Thurm, um die Ausſicht in noch größerem Maaße zu genießen, und von da wieder zu unſeren ſehr liberalgeſinnten Mönchen zurück. Ein junger Mönch Nahmens Placidus Behrens (S. 59) zeigte uns ſämmtliche Stuben, wovon einige mit Tapeten ausgeſchlagen waren, worauf mehrentheils Jagdſtücke gemahlt ſich unſerm Auge darſtellten. Er ſelbſt ein vorzüglich gebildeter und liebreicher junger Mann gab ſich alle Mühe uns auf das freundſchaftlichſte zu unterhalten. Seine Zelle glich mehr der Werkſtatt eines Künſtlers; Zeichnen, Mahlen, Muſick, Naturalien-Sammlen, ſchienen ſeine Lieblingsunterhaltungen zu ſeyn, und zu ſeinen ſelbſt geſammelten Mineralien, Inſecten und Pflanzen, hatte er ein beſonderes Cabinet. So wie er erzählte, beſchäftigt er ſich täglich mit dem Unterrichte der Jugend, die in der ganzen Gegend herum denſelben unentgeltlich genießt. Er war zugleich Bewahrer ſämmtlicher Kloſter-Koſtbarkeiten, die er uns bis auf das kleinſte vorwies. Darunter waren 6 ungewöhnlich große ſilberne Leuchter, eine Pyramide von Silber, die Demonſtrans (ein ſilberner Chriſtus am Creutz), ſehr koſtbare goldene Ringe und Ordenskreutze mit Diamanten beſetzt, prächtig geſtickte Chorhemden, Meßgewänder, und mehrere biſchöfliche Anzüge und Mützen. Alles war ſo ſchön, daß man es bedauern mußte nicht Tage lang dieſe mannigfaltigen Stickereien bewundern zu können. Jetzt ging es in die Zelle des Mönchs Ludovicus, der Vorſteher der daſigen Apotheke iſt. Er war ebenfalls ein ſehr humaner Mann, und belächelte ruhig die Neugier der Frauenzimmer, die faſt jede Büchſe eröffneten um zu ſehen was darinnen ſey. Ein jeder von uns kaufte hier ein Fläſchchen von den in der Gegend Halberſtadts ſo berühmten Wundertropfen für 8 ggl. das Glas, die gegen Kopf, Augen, Zahn und Leib-Schmerzen, Magenweh und fallende Sucht ſo vorzüglich würkſam ſeyn ſollen. Wir ſchieden ungern von dieſen guten Leuten, die uns dieſen Nachmittag ſo angenehm gemacht hatten. Sie begleiteten uns faſt alle bis vor die Thüre, und der ſehr freundſchaftliche Placidus ging noch eine viertel Stunde weit mit uns. Unter ihnen ſahen wir keinen von den ſonſt in ſich gekehrten Mönchen; aller Betragen war offenherzig und gutmüthig. Abends halb 10 Uhr langten wir in unſerer Wohnung wieder an, nahmen von unſern Vettern und Muhmen, die dieſe Fahrt mitgemacht hatten, Abſchied und begaben uns zur Ruhe.“ Die Auflöſung des Kloſters fand 3 Monat ſpäter ſtatt.

[104]) Des ſel. Bruders .... Prophezeiung S. 26. Dieſe Schrift iſt nicht etwa ultramontan.

[105]) Vergl. Hilgenfeld S. 73.

[106] Genaueres über die Verſchiebungen und Verdrehungen bei Gieſeler S. 17. Guhrauer S. 57. Hilgenfeld S. 102. Sabell S. 44, 58. Über Friedrich Wilhelm II. als pessimus beſonders der Benediktiner von 1808. S. 186.

[107] Der Benediktiner S. 159.

[108] Hundert Prophezeihungen über die Schickſale Preußens und ſeiner Regenten, welche im 13. Jahrhundert vom Bruder Hermann im Kloſter Lehnin niedergeſchrieben worden ..., Berlin S. 32–38. Nach Sabell S. 92 hieß der Verf. Bernh. Heßlein.

[109] Extrait d'un manuscrit relatif à la prophétie du frère Hermann de Lehninn. S. 168, 169.

[110] Vergl. Hilgenfeld S. 62, 64.

[111] Über beide Meinhold Voſſ. Ztg. 1888. Nr. 345, 347, 350, 352.

[112] Hilgenfeld S. 66—68. Max Ruge, die Lehniniſche Weisſagung. 4. Aufl. Berlin 1888. S. 12–14.

[113] Max Ruge S. 15.

[114] Vergl. Hilgenfeld S. 120—126.

[115] Sello S. 215, 219, 220, 221. Von Chorin handelten zwei Berichte der Voſſ. Ztg. 1888. Nr. 339 und 341. Der erſtere, erſchienen am 19. Juli, möge hier ſtehen: „Leibhaftige Geſpenſter haben ſich im alten Kloſter Chorin den ehrſamen Dorfbewohnern in dieſer Woche zu mitternächtlicher Stunde gezeigt. Es war am 17. d. Mts., die Nacht war düſter, und die Uhr hatte eben die zwölfte Stunde gemeldet, Alles lag in tiefem Schlummer, als ſich plötzlich ein frommes Lied in merkwürdigen, aber melodiſchen Klängen vernehmen ließ und immer deutlicher wurde, wie etwa der Geſang herannahender Mönche. Da, als eben die dichten Wolken am ſchwarzen Nachthimmel zerriſſen und ſich ein mattheller Schein über Chorin verbreitete — da trat aus einem der unterirdiſchen Kloſtergänge, den früheren Katakomben, ein Mönchszug hervor, an der Spitze Sanctus Benedictus mit würdigem, verklärtem Antlitz, einen mächtigen weißen Stab in der Hand. Lange ſchneeige Gewänder, die Kloſtertracht der Benediktiner, bekleideten die nächtlichen Geſtalten, die in gemeſſenen Schritten beim Sange eines ſchwermütigen Chorals über den Kloſterhof zogen und die Kreuzgänge und das Schiff der Kirche wie zu frommem Gebet betraten, dann in dem Garten erſchienen und wieder in den Kreuzgängen. Plötzlich iſt es ſtill geweſen, aber bald hat man auf dem Kloſterhofe wieder dieſelben Geiſter bemerkt, die hier in ſonderbarem Tanze hin und herſchwebten und wiederum Laute von ſich gaben von Kirchengeſängen, aber dann von tiefem Stöhnen und Klagen. Dabei lockten ſie eine helle Flamme aus dem Boden hervor. Endlich waren ſie im Kloſter verſchwunden und man ſah ſie nicht mehr. Die Landſchafter der Berliner Kunſtakademie, unter Profeſſor Bellermanns Leitung, hatten an demſelben 17. Juli einen Studienausflug nach dem romantiſchen Kloſter unternommen.“ Chorin war Ciſtercienſerkloſter. Vergl. „tecta Lehnini et Chorini“ in Vers 98.

◆

Kroll's Buchdruckerei, Berlin S., Sebaſtianſtraße 76.

Zu Seite VIII.

Bei dem Ausſpruch von Fromm „vim patitur ecclesia Lutherana“ handelt es ſich zwar im allgemeinen um Paul Gerhardt's Angelegenheit, insbeſondere aber um Johann Müller. **Otto Schulz**, der in vier Schriften über dieſe Angelegenheit ſpricht, ſagt dies in der letzten, „Paul Gerhardt's Andachten.“ Die dort gegebenen Aktenſtücke werden durch die von mir gegebenen ergänzt.

G. P.

Abhandlungen

über

Goethe Schiller Bürger

und einige ihrer Freunde.

Mit Kneſebeck's Briefen an Gleim
als Seitenſtück zu Goethe's Campagne in Frankreich.

Von

Dr. Heinrich Pröhle,
Oberlehrer am Luiſenſtädtiſchen Realgymnaſium zu Berlin.

Potsdam, 1889.
Aug. Stein.

611

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]

Meinen Landsleuten

dem Herrn Oberbürgermeiſter Brecht

und

dem Herrn Gymnaſialdirektor Dihle

in

Quedlinburg

hochachtungsvoll und dankbar gewidmet.

Vorwort.

Es iſt dies nicht die erſte Sammlung von Aufſätzen, aber die erſte Sammlung von nur litterarhiſtoriſchen Abhandlungen, welche ich herausgebe. Allerdings erſchienen im Jahre 1859 meiſt in der Provinz Sachſen von mir verfaßte Aufſätze unter dem Titel „Feldgarben“. Aber dieſe enthielten außer den litterarhiſtoriſchen Aufſätzen auch kulturgeſchichtliche und theologiſche Abhandlunden. Die Hauptarbeit in den Feldgarben war ſogar eine Geſchichte der proteſtantiſchen Freunde und freien Gemeinden. Vor dem Wiederabdrucke führte ich einzelne Partieen nach den Akten des Kultusminiſteriums über die Lichtfreunde mit Erlaubnis des Herrn von Bethmann-Hollweg weiter aus, wodurch aber die früher von mir für dieſe Abhandlung gewählte Form gänzlich zerſtört wurde. Eine derartige Formloſigkeit wurde 1871 in der zweiten Sammlung meiner Aufſätze vermieden. Dieſelbe führte den Titel „Patriotiſche Erinnerungen“. Außer einer größeren Zeitnovelle, welche ſich des Beifalls in einer Rezenſion von Theodor Fontane zu erfreuen hatte, enthielt dieſe Sammlung litterarhiſtoriſche, geſchichtliche und pädagogiſche Aufſätze aus der Zeit meiner erſten Thätigkeit als Lehrer in der Rheinprovinz und in Berlin bis 1870.

Die in dem hier vorliegenden Bande enthaltenen Aufſätze gehören inſofern meiner eigentlichen journaliſtiſchen Periode an, als ſie meiſt hervorgegangen ſind aus dem lebhaften Verkehr mit meinem verewigten Freunde Hermann Kletke. Da er als Chefredakteur der Voſſiſchen Zeitung ſich der Litteratur mehr entziehen mußte, ſo legte ſeine Nachſicht auf meine Anregungen nach dieſer Seite hin einen beſonderen Wert. Dies Verhältnis änderte ſich auch keineswegs, ſo lange er — ſchon ſehr leidend — nur noch die Sonntagsbeilage der Voſſiſchen Zeitung redigierte und die Politik ganz an Stephany abgab.

Um den Wiederabdruck der in dieſem Bande enthaltenen Abhandlungen zu rechtfertigen, will ich mich nicht auf den vornehmen Kollegen berufen, der mich noch ganz kürzlich im Tiergarten zu der

Sammlung aufforderte. Eher auf den Litterarhiſtoriker, für den ich einen der hier wieder abgedruckten Aufſätze ſelbſt auszog. Auch auf denjenigen Herrn, welcher, nachdem ich ihm ſelbſt noch zu einem der hier wieder zum Abdrucke gelangten Aufſätze verholfen hatte, dieſen mit erſtaunlicher Schnelligkeit als Plagiat verwertete. Als Plagiat kennzeichnete ſich ſeine Arbeit nicht durch wörtliches Abſchreiben, aber durch gänzliches Verſchweigen der ihm unmittelbar vorher ſo bereitwillig und vertrauensvoll dargebotenen alleinigen und unumgänglichen Quelle.

Um es genauer anzugeben, enthält die vorliegende Schrift eine verhältnismäßig kleine Auswahl aus denjenigen litterarhiſtoriſchen Abhandlungen, welche ich beſonders in der Sonntagsbeilage der Voſſiſchen Zeitung, nächſtdem im Feuilleton der Nationalzeitung, auch in Weſtermann's Monatsheften über Goethe, Schiller und Bürger veröffentlichte. Mit Bezug auf Goethe mag ungefähr ein Dritttel, mit Bezug auf Schiller ungefähr die Hälfte von dem, was ich über ſie ſchrieb, aufgenommen ſein; über Bürger ſo ziemlich Alles. Nur der erſte Aufſatz über Schiller, Schiller's Jugend, wird vielleicht ein richtiger Eſſay ſein. In dieſem Falle brachte der Gegenſtand das Gelingen dieſer Form mit ſich. Es koſtete mich aber einige Überwindung ihn aufzunehmen, da er nichts Neues enthält. Abhandlungen, die gar nichts Neues bringen, habe ich ſonſt ausgeſchieden. Mein Genre hält die Mitte zwiſchen Eſſay und Forſchung. Auch dieſes mittlere Genre hat ſeine beſtimmte Form, welche im Texte ſelbſt keine allzu große Fülle von unverarbeitetem Material verträgt. Die Gegenſtände, welche ich in den verſchiedenen Aufſätzen behandelte, habe ich nach dem erſten Abdrucke, ſo weit es bei der journaliſtiſchen Mannigfaltigkeit möglich war, im Auge behalten, und demnach die Abhandlungen für dieſes Buch verbeſſert. Doch iſt die urſprüngliche Form als maßgebend betrachtet, und was dieſe verwirren konnte, in die Anmerkungen verwieſen worden, welche ſich am Ende der Aufſätze finden. Einige größere Anmerkungen werden hoffentlich dazu beitragen, den Abhandlungen, zu welchen ſie gehören, den Wert von Monographieen zu ſichern. Ich hoffe, der Leſer wird mit meiner Überarbeitung dieſer Abhandlungen zufrieden ſein, wenn ich auch die Grundſätze der Redaktion hier der Kürze wegen verſchweige.

Unter den von mir hier weggelaſſenen Aufſätzen befinden ſich diejenigen über Goethe's Satyros, die zwar ſehr viel Neues enthielten, aber nur zu dem Anfange einer litterariſchen Unterſuchung gehörten, an deren Schluſſe ich mich nicht beteiligte. Wilhelm Scherer hatte Herder für das Urbild von Goethe's Satyros erklärt. Hiergegen war Julian Schmidt aufgetreten im Feuilleton der Nationalzeitung, deſſen Redakteur, Karl Frenzel, aber keineswegs mit ihm einverſtanden war. Es gelang mir nicht, Julian Schmidt durch eine Unterredung zu überzeugen, daß er im Irrtum ſei. Ich führte nun meine Anſicht in Nr. 45 der Sonntagsbeilage zur Voſſiſchen Zeitung vom 9. November 1879 aus. Ich ſagte unter anderem: „Scherer iſt, wie mir ſcheint, in ſeinen Unterſuchungen über den Satyros von einem bewunderungswürdigen Scharfſinn geleitet: denn abgeſehen von jener Verſtimmung Goethe's gegen Herder hat er faſt ohne alle eigentlichen Beweismittel nur aus der Sachlage gefolgert, und in gewiſſer Hinſicht bewieſen, daß Herder in Goethe's Satyros gemeint ſei. Er wagt ſeinen Hauptbeweis aus den Ideen zu entnehmen, die Herder in ſeiner Schrift: die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechtes niedergelegt hat. Er läßt ſich, eben ſo klug als ſicher, nicht einmal dadurch irre machen, daß das Zeitverhältnis der Beendigung der Schrift über die älteſte Urkunde zu derjenigen des Entſtehens von Goethe's Satyros nicht paßt. Es genügt Scherer mit Recht, daß die Grundgedanken dieſes Werkes bei Herder ziemlich alt ſind und Goethe thatſächlich auf irgend eine Weiſe bekannt geworden ſein konnten. Noch kunſtvoller hat Scherer einen anderen Punkt benutzt, aber wie mir ſcheint nicht völlig mit der nötigen Billigkeit gegen Herder. Goethe hatte Herder kennen gelernt als einen Menſchen, der eben aus engen Verhältniſſen in weitere eintrat und ſpäter mitunter in noch größere eingehen zu wollen träumte. Scherer ſagt, daß Herder der Lykurg in Livland habe werden und daß ein politiſches Werk ihm den Weg zur Kaiſerin von Rußland habe bahnen ſollen. Auch mit ſolchen Plänen Herder's konnte Goethe bekannt ſein. Vor allen Dingen fügten es die Umſtände, daß Goethe genau wiſſen konnte, wie ſich Herder als Bräutigam geberdete. Man könnte an einigen Stellen des Satyros glauben, daß Goethe Confeſſionen über ſein eigenes Verhältnis zum weiblichen Geſchlechte mache, wenn es nicht noch wahrſcheinlicher wäre, daß dieſe Stellen angeregt ſind, weil er Herder irgendwie auf Freiersfüßen beobachten konnte. Wie meiſterhaft Goethe's karikierte Schilderungen auch ſind, ſo beruht doch alles mehr darauf, daß er den verliebten Herder ſo wunderlich zu beobachten und zu ſezieren im Stande war, als daß dieſer nachmalige hohe Kirchenbeamte ſich wirkliche Blößen gegeben hätte. Vielleicht hätte ſich Scherer gerade dieſe ebenſo peinliche als mühſame Unterſuchung erſpart, wenn er nicht in Einem Punkte geirrt hätte. Bei ſeiner Verſicherung, das Geheimnis, daß Herder der Satyros wäre, ſei in keinem der Briefe dieſer Zeit preisgegeben worden, überſah er einen Brief von Wilhelm Heinſe, welcher es aus Düſſeldorf an Gleim ſchrieb." Nicht lange nach dem Erſcheinen meines Aufſatzes begegneten ſich Scherer und Julian Schmidt auf der Straße. „Was ſagen Sie nun?" rief Scherer. „Sehen Sie das Datum an!" antwortete Julian Schmidt. Damit wich er der weiteren Unterhaltung aus, entwickelte aber alsbald im Feuilleton der Nationalzeitung, daß unter dem Datum des von mir angeführten Briefes von Heinſe noch gar keine glaubhaften Nachrichten über Goethe aus Düſſeldorf gekommen ſein könnten, weil damals Goethe noch nicht in Düſſeldorf erſchienen und mit den Düſſeldorfern noch verfeindet geweſen ſei. Am Tage der Einweihung des Goethe-Denkmals in Berlin wies ich dann in einem zweiten hier nicht mit abgedruckten Aufſatze in der Voſſiſchen Zeitung nach, daß allerdings ſchon vorher mancherlei litterariſche Beziehungen zwiſchen Goethe und Düſſeldorf beſtanden hätten, z. B. durch die Fahlmer, und daß dies unter anderem durch einen von Freſe herausgegebenen Briefwechſel bewieſen werde, der wahrſcheinlich auch Scherer entgangen war. Hierauf konnte Julian Schmidt nichts mehr erwidern und jetzt endlich nahm Scherer die Sache wieder auf. Daß Herder allein Züge für den Satyros geliefert habe, hatte ich von Anfang an beſtritten. Man ſah nun davon ab.

Der ganze Streit zwiſchen Scherer und Julian Schmidt war ſehr charakteriſtiſch. Der Letztere hielt es für zwecklos, den eigentlich perſönlichen Anregungen nachzugehen, denen der Epiker und Dramatiker etwa gefolgt ſei. Scherer dagegen hatte ſchon früh behauptet, daß man in ſolchen Nachforſchungen nicht leicht zu kühn vorgehen könne. Ich laſſe dies dahin geſtellt ſein, darf aber wohl erwähnen, daß ich ſchon noch viel früher in meinem Leben Bürgers in der entſprechenden Art verfahren war und namentlich das Entſtehen der Ballade „des Pfarrers Tochter von Taubenhain" nach den mündlichen Mitteilungen einer Predigerwitwe zergliedert hatte. Sie hatte Bürger einſt mit dem Gerichtsamtmann Pfeil über den Schloßhof zu Rammelburg gehen ſehen. Es hat mich ſehr gewundert, daß in neuerer Zeit die Richtigkeit meiner Auseinanderſetzung über dieſe Ballade bezweifelt iſt. Jene Predigerwitwe machte mir gleichzeitig die erſten Angaben über Pfeil, die ich noch nicht einmal richtig verſtand, weil damals (ſpäteſtens

1844) außer dieſer Predigerwitwe, meiner Großmutter Hobohm, einer geborenen Günther aus Quedlinburg, noch Niemand von Pfeil ſprach. Da ſich nun die Nachrichten, welche ſie mir über Bürger's und Göckingk's Beziehungen zu Rammelburg gab, ſo unerwartet durch Pfeil aufgeklärt haben, ſo iſt auch an der Richtigkeit ihrer Nachrichten über des Pfarrers Tochter von Taubenhain nicht mehr zu zweifeln. Bürger wird ſie in den Kreiſen von Pfeil und Frieſen ſelbſt verbreitet haben, wenn dies bei denen, welche die Verhältniſſe genau kannten, überhaupt nötig war. Mit einigen Entſtellungen, welche jene Bekannte der Familie Frieſen verbeſſerte, wurde ſie auf dem öſtlichen Harze zur Volksſage.

Der Aufſatz „Schiller und Bürger“ wurde zuerſt in den Grenzboten gedruckt. Es gereichte mir zur großen Freude, daß ihn Julian Schmidt, auf deſſen Urteil ich hohen Wert legte, nicht allein im allgemeinen billigte, ſondern daß er auch fand, Einiges darin ſei für Bürger zu ungünſtig gefaßt. Wenn man nämlich nicht annimmt, daß auch Schiller immer den wirklichen Volkston getroffen hat, dagegen zugibt, daß die von Bürger infolge von Schiller's Recenſion in ſeinen Gedichten vorgenommenen Veränderungen deshalb mißglückt ſind, weil Schiller's Anforderungen nicht ganz richtig waren, ſo ändert ſich in der That das Verhältnis in etwas. Ich habe indeſſen doch gerade in dieſem Aufſatze hier gar nichts geändert. Es iſt meine Abſicht durch die Abhandlungen „Bürger's Lenore und die Deklamation“ dieſe nebſt dem wilden Jäger den Schulen (Prima und Sekunda) zu empfehlen. Ich ſcheue mich nun nicht an Bürger noch immer die ſtrengſte Kritik anzulegen, damit man meine Forderung nicht mit der Einwendung „wer zuviel beweiſt, beweiſt nichts“ zurückweiſen kann.

Auch die Aufſätze „Goethe und Euripides“ und „Hermann und Dorothea“ beziehen ſich auf den Unterricht in Prima und Sekunda.

Wenn mir bei dem erſten Abdrucke des Aufſatzes über Hermann und Dorothea einer unſerer bedeutendſten Goethekenner ſchrieb, er ſei mit der Schrift Wilhelm's von Humboldt das beſte, was über dieſe Dichtung erſchienen ſei, ſo glaube ich dies Urteil nur dem Patriotismus dieſes hohen Gönners zu verdanken. Gewiß richtig aber iſt ſein Zuſatz: beide Arbeiten ſtehen ſo ſelbſtſtändig neben einander, daß man beim leſen der einen von dem, was in der anderen geſagt iſt, gar nichts ahnt Ich bin von dem lebensvollen Inhalte des Gedichtes — der Anerkennung des deutſchen Reiches durch eine ganze vertriebene Gemeinde — aufs tiefſte ergriffen. Humboldt dagegen redet nur von der Form. Selbſt als er einmal in einer Kapitelüberſchrift von dem Gedichte ſagt: „Seiner Unbeſtimmtheit ungeachtet liegt ihm Wahrheit zu Grunde,“ kommt er doch nicht auf den Inhalt und hat bei den Worten etwas anderes im Sinn als man wünſcht. Auguſt Wilhelm Schlegel's kürzere Abhandlung, die Hettner nicht mit Unrecht noch für beſſer hält, kommt dem Inhalt der Dichtung doch nicht näher. Schlegel ſcherzt darüber, daß die Leſer ſich im Jahre 1797 beklagten, weil Hermann ſeine Dorothea als Magd in ſein Elternhaus einführt. Er ahnt aber ſelbſt nicht einmal, daß dies der Punkt iſt, um den in der Anekdote wie im Gedichte ſich alles dreht. Noch weniger ahnt er, daß Dorothea ſich dieſer Zucht unterwerfen muß, damit ſie gleich darauf durch die Sprache ihres beleidigten Selbſtgefühls ſich um ſo höher erheben kann. Ohne dieſen ſymboliſchen Zug hätte Goethe nicht in Hermann und Dorothea die Verherrlichung der preußiſchen Zucht durch die Salzburger zur vollen Geltung bringen können. Goethe hat die größte Meiſterſchaft bewieſen, indem er aus dem anfänglich linkiſchen Betragen des gleichwohl dem Dichter einigermaßen kongenialen Hermann gegen Dorothea die lebensvollſten Verwicklungen, die erwünſchteſten Aufklärungen und Überraſchungen, ſowie die höchſten Entſchließungen abzuleiten verſtanden hat. Wir Epigonen müſſen dies Gedicht mit dem herrlichen Januskopfe ſo anſehen wie ich, was Goethe's Zeitgenoſſen noch nicht konnten. Nicht umſonſt hat der gelehrige Goethe den Inhalt ſeines Epos aus einer großen preußiſchen Staatsſchrift geſchöpft, denn auch die zwei Jahre ältere Schrift, welche er nach Riemer benutzte, iſt keineswegs ein Büchlein voll Schnurren, wie man ſoſt allgemein glaubt, ſondern gleich der von Paſtor Göckingk eine der umfangreichſten preußiſchen Staatsſchriften, die Goethe, wenn er nicht gar Göckingk las, mit Nutzen geleſen hat. Durch die Abhandlung über Hermann und Dorothea glaube ich auch gezeigt zu haben, daß in einzelnen Fällen ein energiſches Eindringen in die Geheimniſſe der Dichterwerkſtatt ſelbſt für den Schulunterricht nützlich gemacht werden kann, was ſonſt meiſtens nicht der Fall iſt. Im Begriffe bald aus dem Lehrerſtande auszuſcheiden, wünſche ich, daß die Zukunft einige der Gedanken, an denen ich ſtets und auch durch mehrere Abhandlungen in dieſem Buche wieder mitgearbeitet habe, in der richtigen Art verwirklichen möge.

Berlin, den 27. Mai 1889.

Heinrich Pröhle.

Inhalt.

Vorwort.

A. Goethe.

Seite.

I. Über Goethe's Hermann und Dorothea (1797) 1
  1. Die Zeit der Idylle im preußiſchen Hofleben und in der deutſchen Litteratur 1
  2. Goethe's Hermann und Dorothea im Verhältniſſe zur deutſchen Geſchichte 9
  Anmerkungen 18

II. Iphigenie und das Wintermärchen 22
  1. Euripides und Goethe 22
  2. Euripides und Shakeſpeare 24
  Anmerkung 28

III. Goethe und der Harz 28
  1. Kyffhäuſerreiſe und Harzreiſe im Winter 28
  2. Goethe's zweite und dritte Brockenreiſe 45
  3. Goethe's Reiſe nach Helmſtedt im Jahre 1805 53
  Anmerkungen 68

IV. Goethe in Potsdam und Berlin vom 15.–23. Mai 1778. 73
  Anmerkungen 84

V. Wilhelmine Herzlieb (Goethe's Wahlverwandtſchaften) 85
  Anmerkung 93

VI. Goethe, Stephan Schütze und Pfeil 93
  Anmerkungen 101

VII. Zu Goethe's Fauſt. 101
  1. Fauſt und die Uhr von Sansſouci. 101
  2. Die erſte öffentliche Aufführung von Goethe's Fauſt 106
  Anmerkungen 110

B. Schiller.

I. Schiller's Jugendjahre und Erziehung 111
  Anmerkung 120

II. Schiller's Trauerſpiel „Die Räuber“, ſowie ſein Räuber- und ſein Reiterlied 121
  Anmerkung 125

III. Friedrich von Schiller, Charlotte von Lengefeld und ihr Sohn Ernſt. 125
  Anmerkungen 136

C. Zwei gemeinſame Freunde Goethe's und Schiller's.

Seite.
I. Chriſtian Gottfried Körner vor ſeiner Bekanntſchaft mit Schiller . . . 136
1. Körner bis 1779 . . . 136
2. Körner ſeit 1780 . . . 142
Anmerkungen . . . 148
II. Karl Philipp Moritz . . . 149
1. Bis zum zweiten Berliner Aufenthalte . . . 149
2. Akademie der Künſte . . . 158
3. Akademie der Wiſſenſchaften . . . 161
Anmerkungen . . . 168

D. Gottfried Auguſt Bürger.

I. Schiller und Bürger . . . 170
Anmerkungen . . . 176
II. Bürger's Lenore . . . 176
1. Bürger's Lenore und die Deklamation . . . 176
2. Bürger's Lenore und das Wunderhorn . . . 179
3. Bürger's Lenore und das Volkslied in Gottſchee . . . 185
Anmerkungen . . . 188
III. Bürger's Leben . . . 188
Anmerkungen . . . 193

E. Kneſebeck's Briefe an Gleim.

Aus der Zeit vom Feldzuge in die Champagne bis zum Raſtatter Congreſſe (1792—1798) . . . 195
Anmerkungen . . . 227

Zuſätze und Berichtigungen . . . 239

Geſamtregiſter
für das ganze Buch mit beſonderer Berückſichtigung der Perſonen- und Ortsnamen . . . 258

A. Goethe.

I. Über Goethe's Hermann und Dorothea.1)

1. Die Zeit der Jdylle im preußiſchen Hofleben und in der deutſchen Litteratur.

„Wer ſieht in die Zukunft?

Jch, Jhr Teuren, ſehe hinein! Wir haben einen neuen Landesvater! . . . . Wir hören täglich die Muſicalien ſeines königlichen Hüttenlebens!“

So ſchrieb der alte Gleim an Herder am erſten Weihnachtstage in dem Geburtsjahre Kaiſer Wilhelms I., um das Familienleben des jungen Königs Friedrich Wilhelm III. zu verherrlichen, der in jenem denkwürdigen Jahre, 1797, auch die Regierung antrat.

Und doch war das Geburtsjahr des Kaiſers in der politiſchen Geſchichte Deutſchlands zunächſt nur ein Schritt auf der abſchüſſigen Bahn. Damals nahm der Raſtadter Congreß ſeinen Anfang, welchem der Frieden zu Luneville folgte. Anders ſteht das Jahr 1797 in der Litteraturgeſchichte da. Jn ihr vollziehen ſich keine Geſchicke, aber der Geiſt bereitet in ihr auf länger hinaus das Künftige vor. Die signatura temporis war im Jahre 1797 Goethe's Hermann und Dorothea. Man kann dieſe ſchöne Dichtung von ſehr verſchiedenen Seiten betrachten. Der Jüngling, welcher ſeinen Hochzeitstag herbeiſehnt, merkt ſich daraus die Stelle, daß die Liebe die Nacht zur ſchöneren Hälfte des Tages mache. Der Volksredner drängt einige Verſe daraus in das geflügelte Wort zuſammen „Jn's Leben drängt der Tod den Weiſen.“ Der Schüler entwirft danach in ſeinem Aufſatze eine Charakterſchilderung des Predigers, des Wirts oder wohl gar des kribbeligen Apothekers. Aber in dem Allem iſt nichts zu merken von der signatura temporis, von dem Finger, den das Jahr 1797 in dieſem ſchönen Werke zeigend und warnend erhoben hat. Am Tage vor der Geburt Kaiſer Wilhelms I. legte Goethe die Feder aus der Hand, mit der er Hermann und Dorothea geſchrieben hatte. Vergegenwärtigen wir uns die ganze Conſtellation der Ideen und Richtungen am damaligen deutſchen Dichterhimmel in einer Weiſe, wie man früher dazu noch nicht imſtande war, ſo enthält Hermann und Dorothea die Forderung, daß die Monarchie aus den Stürmen der franzöſiſchen Revolution durch die Tiefe des deutſchen Gemütslebens, alſo auf eine andere Weiſe als durch den Feldzug in die Champagne, gerettet werden und noch eine lange, wo möglich eine ewige, Dauer erhalten müſſe. Auf dem Glücke des Hauſes, dem Wohl der Familie ſoll ſich ein kräftiges Staatsweſen auferbauen oder umgekehrt. Hermann's Blick in die Politik iſt groß und frei, wie eng auch ſein Bürgertum mit Wein- und Ackerbau umgrenzt iſt.

Wie kam nun Goethe im Jahre 1797 zu einer ſolchen signatura temporis? Ohne ein Prophet zu ſein, dichtete er im Gegenteil nach dem ſchon Durchlebten — und worin beſtand dies? Wie hatte ſich überhaupt das deutſche Leben bis zu dem Wendepunkte, zu dem man durch die franzöſiſche Revolution gelangt war, in den kleinen proteſtantiſchen Staaten entwickelt, in deren einem Goethe lebte?

Um dem Volke den evangeliſchen Glauben ſichern zu können, hatte Luther ihm nach dem Bauernkriege den unbedingten Gehorſam gegen ſeine Fürſten gepredigt und unter dieſen manche niederſächſiſche, z. B. mehrere Welfen, noch außerdem erſt zu einer kräftigen Regierung geſtärkt, indem er ſie durch ſeine Billigung der Einziehung mancher Kloſtergüter vom Bankerott errettete. Das Nationalgefühl, wenn es früher vorhanden geweſen wäre, hätte müſſen dem Volke nun doch verloren gehen. Von allen Feldherren, die unſern Glauben verteidigen mußten, wurde Guſtav Adolf, der Schwede, der vornehmſte. Als die Schweden 1675 noch einmal einen Einfall in Brandenburg machten, kämpften die märkiſchen Bauern zwar in Abweſenheit des Kurfürſten wie die Löwen gegen ſie, aber weil ſie ohne Nationalgefühl waren, ſo mußte der Hof für dieſe lutheriſche Bevölkerung erſt die Deviſe ausgeben und die Kurfürſtin ließ ihnen eine Fahne ſticken mit der charakteriſtiſchen Inſchrift: Wir ſind Bauern von geringem Gut und dienen unſerm Kurfürſten mit Leib und Blut. Der evangeliſche Glaube hatte dieſe Norddeutſchen zu ebenſo tapferen als frommen und demütigen Unterthanen ausgebildet, die wie Lämmerherden nach dem dreißigjährigen Kriege in die Kirchen ſtrömten, um Paul Gerhardt's ſchönes Danklied zu ſingen „Nun laßt uns gehn und treten mit Singen und mit Beten“

und die nach jedem Siege, welchen ſie im ſiebenjährigen Kriege für Friedrich den Großen gewannen, anſtimmten „Nun danket alle Gott“. Einige ausgezeichnete Offiziere Friedrich's des Großen wie der Major von Kleiſt und der General von Stille waren oft tief ergriffen von dem Eindrucke, welchen ſie an der Spitze dieſer gottesfürchtigen Armee von ihr empfingen. Und was war aus den deutſchen Fürſtenhöfen geworden?

Sie huldigten der Aufklärung vielleicht in einem noch höheren Grade, als es ſich mit dem Volkscharakter der damaligen Zeit vertrug, verleugneten das Deutſchtum und nahmen ſtatt der deutſchen die franzöſiſche Sprache an. Es iſt zwar nicht richtig, wenn man glaubt, daß dieſe Hofkreiſe durch die franzöſiſche Sprache ihrem Volke ganz entrückt worden ſeien, als ob eine chineſiſche Mauer zwiſchen Volk und Fürſten aufgeführt worden ſei. Für einen Fürſten wie Friedrich den Großen genügten ſo zu ſagen auch ſchon die dürftigen Polizeiberichte, die er über ſeine Unterthanen empfing, um auch in den unteren Schichten vollſtändig orientiert zu ſein. Es fragte ſich aber auf der anderen Seite, ob die Unterthanen für alle Zeit mit der Unterdrückung ihres Volkstums zufrieden ſein konnten. Es lag in dem eigentümlichen Entwickelungsgange des deutſchen Nationalbewußtſeins ſeit der Reformation, daß dieſes in Norddeutſchland nichts weiter verlangte, als die Schonung des proteſtantiſchen Glaubens, welche der alte Fritz bis auf die Schonung mancher proteſtantiſchen Kirchenlieder ausdehnte, die ihm mindeſtens ebenſo unverſtändlich waren wie Goethe's Götz von Berlichingen.

Nicht ſo leicht konnten ſich die deutſchen Unterthanen über einen andern Punkt beruhigen. Wegen Abſchaffung des Coelibates war ſeit der Reformation die Ehe noch heiliger geworden. Scheiterte eine Ehe an einem Fürſtenhofe, ſo waren die Herzen des Volkes bei der Frau, die, wie die Kurfürſtin Eliſabeth, die Gemahlin Joachim's I., ins Exil ging. Ich will nicht ſagen, daß zur Zeit Friedrich's des Großen die unterdrückte volkstümliche Richtung am Hofe der in Schönhauſen weilenden Königin einen Anhalt geſucht habe. Jedoch beruhte Friedrich's ſpätere ſehr fühlbare Vereinſamung in Bezug auf ſein Volk in gewiſſer Hinſicht auf der Trennung von ſeiner Familie. So blieb denn auch Friedrich Wilhelm der Dicke ſtets unpopulär, weil er trotz ſeiner kirchlichen Haltung und ſeiner mit Wärme ausgeſprochenen deutſchen Geſinnung ſich doch von einem unſittlichen Hofleben nicht losreißen konnte.

Die Unſittlichkeit des franzöſiſchen Hoflebens war allerdings unter den früheren Königen der belle France ſtärker geweſen als unter Ludwig XVI. Allein ſie war jedenfalls voll auf die deutſchen Höfe übergegangen, weil die vaterländiſche Sitte und Sprache in Deutſchland nichts galt. Von der Königin von Frankreich weiß man, daß ſie von ihren Richtern falſch beſchuldigt iſt. Wir wollen auch annehmen, daß ihr Verehrer König Guſtav III. von Schweden einen falſchen Bericht durch ſeine Geſandtſchaft erhielt, als dieſe ſich rühmte, die Königin habe ihre Liebe zu einem ihrer Attachés zu deutlich gezeigt und dieſer habe unter einem Vorwande, um ein Ärgernis zu vermeiden, Frankreich verlaſſen. Dem Ritter Gluck, dieſem merkwürdigen deutſchen Muſiker, war ſie wie eine Zauberin entgegengetreten, ſo daß der tiefe Eindruck, welchen das Hofleben in Paris auf ihn machte, ſich in der damals entſtandenen Armide widerſpiegelte. Es war dieſes ein muſikaliſches Vorſpiel der Zukunft, wie denn viele Militärperſonen am franzöſiſchen Hofe ſpäter noch zu den höchſten Offizieren Bonapartes gehörten, als der König und die Königin von Frankreich ſchon verweſt waren. Lieſt man in den Schriften von Erkman-Chatrian, ſo wundert man ſich, daß dieſe Schriftſteller, die uns Deutſchen doch immer noch ſehr nahe ſtehen, für die gefangene franzöſiſche Königsfamilie gar kein Mitleid zeigen. Man ſieht aber deutlich, daß die Urſache dieſer Härte darin ihren Grund hat, weil auch in Frankreich das Volksleben durch den Hof unterdrückt wurde. Nur handelte es ſich in Frankreich nicht um das Volkstum in geiſtiger und ſprachlicher, ſondern in materieller Hinſicht. Rechnet man zu der übertriebenen Ausbeutung des paysan durch den franzöſiſchen Hofadel noch die Unterdrückung der Gewiſſensfreiheit durch die mit dem Hofe zu Paris verbundenen katholiſchen Geiſtlichen, ſo kann man wohl ſagen, daß die Verhältniſſe in Frankreich und Deutſchland einander nicht unähnlich und daß die volkstümliche Freiheit in beiden Ländern zwar in verſchiedener Art, aber doch in faſt gleichem Maße durch die Fürſtenmacht gebunden war.

Die Bedenken gegen das deutſch-franzöſiſche Hofleben waren ganz allgemein. Unter den kleineren deutſchen Höfen verdiente kaum einer ſo viel Anerkennung als der zu Weimar. Allein um dieſelbe Zeit, da der franzöſiſch gebildete Wieland als Prinzenerzieher dorthin berufen war, verbrannte der Göttinger Dichterbund, welcher Franzoſenhaß und Tyrannenmord predigte, deſſen Schriften. Später ſchrieb Klopſtock einen Proteſt gegen Weimar. Graf Friedrich Leopold von

Stolberg wich der Berufung dahin aus. Dieſer ſang denn auch ſpäteſtens 1782:

> Meineſt Du, daß ewig das Joch unmenſchlicher Knechtſchaft
> Drücken ſollte? Folgen denn nicht die Lenze dem Winter,
> Nicht den Nächten die Tage? Dem allzuſichern Europa
> Sei es Warnung dereinſt, daß wenn die Sonne dem Inka
> Strahlet, unſere Welt in nächtliche Schatten gehüllt iſt!

Man ſieht aus dieſer Stelle des merkwürdigen Gedichtes „die Zukunft“, welches erſt im Archiv für Litteraturgeſchichte bekannt gemacht iſt, daß Graf Friedrich Leopold von Stolberg unter der Freiheit, die er predigte, nichts weniger als einen internationalen Sansculottismus, ſondern im Gegenteil die partikulariſtiſche Entwickelung der Stämme verſtand. Nicht bloß die Sonnenkinder von Amerika, die Inkas in Peru, auch die Nachkommen der alten Deutſchen ſollten wieder ein Volkstum haben und, wenn ſie wollten, ſich wie ihre Väter in nicht gegerbte Tierfelle kleiden und aus Büffelhörnern trinken dürfen. Das Maß der Freiheit, welches Stolberg und Klopſtock damals als Stimmführer Norddeutſchlands forderten, war ein ſo geringes, daß darüber gar kein Streit entſtehen konnte, wie denn in Deutſchland auch wirklich die Revolution unmöglich war. Jene deutſchen Dichterſchwäne, welche auf einer dünnen Eiskruſte auf den Seeen und Flüſſen an der Grenze zwiſchen Deutſchland und Dänemark zu ſtehen und Deutſchland wie Walküren zu bewachen ſchienen, verlangten von den ihrer Meinung nach entſittlichten Höfen weiter nichts als das *Recht auf Tugend* für das deutſche Haus und die deutſche Familie. „*Ahnentugend*“ nannten ſie es. Sie verſicherten, daß die Liebe und der Wein bei ihnen nicht völlig verbannt und ein deutſches Fröhlichſein nicht ausgeſchloſſen ſein ſolle. Aber Claudius, der dies Alles mit eben ſo viel Wärme als Bedachtſamkeit zu irgend einer Zeit formulierte, verſtieg ſich doch auch einmal in ſeinem Tugendſtolze zu der ſpartaniſchen Äußerung: Der König ſei der beſſ're Mann, ſonſt ſei der Beſſ're König. Und wirklich iſt ja damals die Revolution nicht ausgeblieben — in Frankreich.

Die Nachricht von der franzöſiſchen Revolution machte auch in Deutſchland einen tiefen Eindruck. Deutſchland und Frankreich haben ja ſchon an ſich manches Verwandte. Die Schickſale beider Länder von 1789 bis 1815 waren wenigſtens nicht ſo verſchieden. Als Napoleon durch ſeine Conſcriptionen zuletzt wahrhafte Knaben in Frankreich aushob, hatten auch unſere deutſchen freiwilligen Jäger, die ſich zu den Fahnen drängten, nicht mehr das richtige Kriegs- und Soldatenmaß. Diejenigen aber, welche als Stimmführer in Deutſchland die franzöſiſche Revolution mit Beifall begrüßten, gehörten der Zahl jener nordiſchen Dichterſchar an, welche, mit den deutſchen Fürſtenhöfen verfeindet, vornehm und kühl bis ans Herz hinan, nicht ohne Eitelkeit ihr ſtolzes Bild in den holſteiniſchen Seeen wie in einem Tugendſpiegel beſchauten. Die Vernichtung eines unſittlichen Hoflebens hatte nach ihrer Meinung die Blüte des Volkstums von ſelbſt zur Folge. Hatte man ſich ſchon früher für das Volkstum der Inkas in Südamerika begeiſtert, ſo konnte man auch aus einem gewiſſen abſtrakten Nationalgefühl der franzöſiſchen Revolution entgegenjubeln, weil ſie doch wenigſtens in negativer Weiſe von einem Volkstume Kunde gab. Daß Georg Forſter und ſeine Freunde der franzöſiſchen Revolution in einem anderen Sinne zujubelten, iſt keine Frage. Aber Klopſtock's anfänglicher Beifall für die franzöſiſche Revolution kann nur in dieſem Sinne aufgefaßt werden.

Während nun aber Klopſtock's Anſichten ſpäter einfach modifiziert wurden, was nach der ſo eben gegebenen Darſtellung gar nicht ausbleiben konnte, ſo wurde zu Weimar das Hofleben ſelbſt durch die verſchiedenen Meinungen, welche ſich an die franzöſiſche Revolution knüpften, wo nicht vollſtändig untergraben, ſo doch auf lange Zeit zu einem höchſt unerquicklichen gemacht.*)

Dem Weimariſchen Hofleben mit dem Goethe'ſchen Junggeſellenſtande war Herder's Prieſtertum mit der evangeliſchen Hausfrau und dem ganzen Reichtume einer aufblühenden Familie entgegengetreten. Dem aufgeklärten Herder war es ſehr gleichgiltig, ob der Hof zu Weimar mitunter „ſchwarz dinierte“. Seiner überwiegenden ſchriftſtelleriſchen Neigungen wegen machte er auch ſeine Stellung als evangeliſcher Geiſtlicher nicht mehr in dem Grade geltend, wie er in Bückeburg gethan hatte. Dennoch erdrückte dieſer von Goethe einſt als Satyros verſpottete Dichter den Muſenhof zu Weimar nun beinahe durch die ſittliche Reſerve, die ihm das von ihm zu allen Zeiten hoch gehaltene geiſtliche Amt auflegte. Schön und menſchlich faßte er es auf. Aus ſeinen 1797, im Geburtsjahre Kaiſer Wilhelms I., vollendeten Humanitätsbriefen ſind die Sympathieen dieſes iſolierten Prieſters am Hofe zu Weimar für die Republik nicht undeutlich zu erkennen. Menſchen allein wollten Männer wie Herder und Knebel damals ſein, nicht Hofleute. Am 29. März 1797 ſchrieb Knebel aus Weimar ſelbſt an Herder: „Ich kann mein Glück nirgend finden als darinnen, Menſch zu ſein. Dieſes Bedürfnis wächſt bei mir mit jedem Tage und ich ſehe mich hier (in Weimar) des Vermögens ſolches zu erfüllen faſt gänzlich beraubt.“ Am 4. Juli 1797 aber ſchrieb er aus Bayreuth, die Lebensart ſei doch viel menſchlicher und freier als in Weimar. Emigrierte gäbe es dort zwar auch, aber man ſähe ſie nicht ſo wie in Weimar, „wo ſie auf eine höchſt närriſche Weiſe faſt den Rang beſetzen. Höchſtens drängen ſie ſich an die kleinen Höfchens, beim Prinzen von Naſſau-Weilburg, von denen man aber hier keine weitere Notiz nimmt“. Am 22. September 1797 ſchrieb Knebel an Herder aus Nürnberg: „Ach, lieber! Wo nur ein Funke von Freiheit hintrifft, wie iſt doch das Menſchengeſchlecht anders! Es ſind nicht dieſelben Menſchen mehr. Ich kann nicht ſagen, wie nur hier mir alles in ihnen milder, alles gefälliger ſcheint. Wie arbeitet und bemüht ſich das Volk! . . . . . . Aber den preußiſchen Zwang wollen ſie gar nicht vertragen.“

Dieſer Angriff auf Preußen hatte kaum mehr eine Berechtigung, als kaum zwei Monate nach Abfaſſung jenes Briefes von Knebel Friedrich Wilhelm III. den Thron beſtieg. Wenigſtens das Hofleben wurde nun von Berlin, richtiger vielleicht von dem durch die Mitteilungen des Biſchofs Eylert ſo berühmt gewordenen Paretz, oder wie man nach Durchleſung der nachfolgenden Mitteilungen vielleicht ſagen wird, zuerſt von Giebichenſtein aus, reformiert.

„Es iſt höchſt intereſſant, das königliche Paar mit den menſchlichen, häuslichen, bürgerlichen Tugenden!“ ſchrieb Herder's Gattin an Gleim, nachdem ſie beide in Weimar von weitem geſehen hatte. „Ja, ich habe Ihren König geſehen (fügte Herder hinzu, 19. Juli 1799); geſprochen nur einige Worte, ſowie auch die Königin; es war in der Menge, und die Zeit litt nicht viel Geſprächs; unnützes Geſpräch ſcheint er auch nicht zu lieben. Ein ernſter ſchlichter Mann; dabei ſcheint er ſo feſt, ſo ruhig, abſagend allem eitlen Prunk. Wenn man von einem König ſagen kann: Ein guter König, der das Beſte will, ein ſicherer, geſetzter, reiner Mann, ein Freund der Wahrheit, ſo ſcheint es dieſer. Seine kurze Regierungsgeſchichte ſagt dies mehr und beſtimmter und lauter, als ich's vom kurzen Sehen ſagen könnte. Mich freut's aber, daß ich ihn geſehen habe. So auch die Königin: ein Weſen von der glücklichſten Natur, die Naivität und Grazie ſelbſt; dabei hat ſie wie ihre Schweſter die Taxis, die auch hier war und mit der ich mehr als mit ihr ſprechen konnte und wie ihr Bruder, der Erbprinz, ein trefflicher Menſch — alle haben einen Familienzug in der ſprechendſten Gegend des Geſichts (Stirn und Augen), der tieferes Gefühl und zwar wohlwollendes freundliches Gefühl mit Anmut, Frohſinn und Leichtigkeit vereint. Ein ſanfternſter König neben einer Gemahlin, die das Bild der Hebe, der frohen Jugend ſelbſt iſt, und die in einander den Wert erkennen, verdienen das glücklichſte Paar zu ſein und viel Glück um ſich zu verbreiten. Das thut, dünkt mich, der König auch und wird es thun; das halbe Deutſchland, ja, mehr als die Hälfte, hat ihm jetzt ſchon ſeine Errettung zu danken. Gebe der Himmel, daß in der Reihe von Jahren, in denen er regieren kann, die Menſchheit ihm noch tauſendfach mehr zu verdanken habe! Ach, ſie bedarf's.“ [3])

Überall, wo das preußiſche Königspaar ſich zeigte, empfand man, daß der Gegenſatz zwiſchen bürgerlichem Familienglück und Hofleben verſchwunden war. Die eudämoniſtiſchen Träumereien, die Wieland in ſeinen Romanen geſchildert hatte, ſchienen ſich verwirklichen zu wollen. Das arkadiſche Hirtenleben war in den Palaſt verlegt. Wieland's Merkur, der zuweilen den Inſpirationen folgte, die er aus Gleim's Hüttchen wie aus einer primitiven Centralſtelle für preußiſche Preßangelegenheiten erhielt, erzählte im Auguſt 1799, daß der König auf der Reiſe (wohl derſelben, die ihn auch nach Weimar geführt hatte) ſich in der Gegend von Halle über einen Studenten geärgert habe, der ihm mit einem Casquet auf dem Kopfe als franzöſiſcher Chaſſeur in den Weg getreten ſei. Das Feſt, welches man dem Könige im botaniſchen Garten zu Halle gegeben habe, ſei ihm nicht ländlich genug geweſen. Vor allem Pomp und allem Gedränge hatte ſein Miniſter Schulenburg nichts zu eſſen bekommen. Deſto vergnügter (ſo erzählte Wieland's Merkur) ſei Friedrich Wilhelm III. nachher in ſeinem Amtsgarten zu Giebichenſtein geweſen. Da habe er ſich zu den Füßen der Königin ins Gras geſtreckt und die ſaure Milch verzehrt, die ſie ihm zubereitet habe.

Der König erhielt Wieland's Merkur aus den Händen der Königin. Mehr als eins von ſeinen Geſprächen unter vier Augen hat dieſer, wie es ſcheint, beſonders für Friedrich Wilhelm III. geſchrieben. In demjenigen Geſpräche, worin ſich Geron mit dem vornehmen Unbekannten unterhält, hat man ſich unter dem ungenannten Fürſten Friedrich Wilhelm III. zu denken.[4]) Allerdings fehlt jede weitere Nachricht, ob Friedrich Wilhelm III. auch dieſes Geſpräch aus den Händen der Königin empfangen hat. Meiner Vermutung nach hat dieſes Geſpräch Friedrich Wilhelm III. mißfallen, weil Wieland darin dem Könige gegenüber allzuſehr den Mentor hatte ſpielen wollen. Deshalb hörte die Verbindung auf.

Schon Wieland's Merkur von 1797 hatte mit einer Parallele zwiſchen dem Hofleben König Friedrich Wilhelms II. und König Friedrich Wilhelms III. geſchloſſen. Der Merkur war bei dieſer indirekten Verherrlichung der Königin Luiſe ſeltſam genug von finanziellen und ſtatiſtiſchen Geſichtspunkten ausgegangen.

In den Jahren 1795 und 1797 lieferte die deutſche Idylle, genährt von dem Marke des griechiſchen Heldengedichtes, ihre beſten Erzeugniſſe. Dieſe deutſche Idylle war der höchſte Ausdruck des Familienſinnes, der nach der franzöſiſchen Revolution in Deutſchland erwacht war. Zufällig führt die Idylle von 1795 den Namen „Luiſe". Durch dieſe Dichtung verherrlicht Voß, einer jener nordiſchen Dichterſchwäne, welche ohne Wanken die Sitte und die Familie hochgehalten hatten, im Geburtsjahre des nachmaligen frommen Königs Friedrich Wilhelm IV. das evangeliſche Pfarrhaus als den Herd eines wahrhaft idealen Familienlebens. In der Idylle aus dem Jahre 1797, Hermann und Dorothea, iſt der einſeitige Gegenſatz von Familie und Staat überwunden und Goethe verherrlicht hier divinatoriſch mit gleicher Wärme das Bürgerhaus und die Monarchie.

2. Goethe's Hermann und Dorothea im Verhältniſſe zur deutſchen Geſchichte.

Der Inhalt des Goethe'ſchen Heldengedichtes aus dem Jahre 1797, Hermann und Dorothea, iſt der deutſchen und, wenn man der Sache auf den Grund geht, der preußiſchen Geſchichte entnommen. Der Stoff gehört den Reiſen der Salzburger Emigranten von 1732 an. Um aber dem deutſchen Volksbewußtſein in dieſer Dichtung einen kräftigen Ausdruck geben zu können, welches 1732 noch in keiner Weiſe vorhanden geweſen war, mußte Goethe die von ihm erzählte Begebenheit in die Zeit nach der franzöſiſchen Revolution verlegen. Dadurch büßte er das volkstümlich-maleriſche Colorit, das eine ſalzburgiſche Emigrantin in ihrer Nationaltracht ſeiner Erzählung hätte geben können, zum großen Teil ein, erreichte aber durch die Verzichtleiſtung auf die Vergangenheit eine entſprechende Ähnlichkeit aller geſchilderten Gegenſtände mit ſeiner Zeit und eine ſehr große Wahrheit für die Zukunft. Seine Idylle wurde zugleich Lehrgedicht.

In das Erzbistum Salzburg waren der Sage nach ſchon die alten Waldenſer eingedrungen, was freilich nicht geſchichtlich nachzuweiſen iſt. Eher könnte ſchon ein Teil der ſalzburgiſchen Emigranten zu der Nachkommenſchaft der weit umher verſprengten böhmiſchen Huſſiten gehört haben. Vor Allen aber hat Lutherus ſeine Freunde im Salzburgiſchen gefunden. War doch Luther ein Bergmannsſohn, und ganz Sachſen, worin er lehrte, eine Schule des Bergbaues. Im Salzburgiſchen aber fehlte es bei ſo vielfacher Gelegenheit zum Bergbau immer wieder an geſchickten Bergleuten. Da mag mancher Bergmann aus Sachſen mit Schlägel und Eiſen und mit der Luther'ſchen Bibelüberſetzung im Felleiſen eingewandert ſein.[5]) Daß aber alle dieſe ſalzburgiſchen Proteſtanten bald ein ſo lautes Zeugnis für ihren Glauben ablegten, war keineswegs zu verwundern, da ein Mann, der von Vielen mit Luther für den Urheber der Reformation gehalten wird, ſonderbar genug in Salzburg ſeine Tage beſchloſſen hat. Ich rede von Johann von Staupitz.

Es iſt nach den neueſten Forſchungen nicht richtig, wenn man glaubt, daß in den Auguſtinerklöſtern bereits reformatoriſche Ideeen vor Luther verbreitet waren. Allein die deutſchen Auguſtiner beſaßen durch ihre ſogenannte Congregation ſchon vor Luther einen bedeutenden Einfluß. Mit dieſem ſtützten ſie Luther, bis durch die Reformation naturgemäß zwar nicht der Auguſtinerorden, aber doch die einflußreiche Congregation der Auflöſung entgegenging. Staupitz, der Obere des Ordens, war in anderer Weiſe als Melanchthon Luther's milderer Freund. Vor der Aufhebung des Coelibates ſcheute er zurück. Er war auch nicht willens, auf Ehren und Reichtümer, die ihm die katholiſche Kirche bot, zu verzichten. Er trat daher in Salzburg noch in den reicheren Benediktinerorden ein und erlangte dort biſchöflichen Rang. „Mein Rat wäre (ſchrieb er an Luther), daß Du Dich eine Zeit wegbegäbeſt und zu mir kämeſt, daß wir mit einander leben und ſterben könnten. Dies iſt auch des Furſten, des Erzbiſchofs Lange, Rat.“ Allein in Lange hatte ſich Staupitz geirrt. Deshalb ſtarb Staupitz als ein vornehmer und reicher Mann, konnte aber für die ſalzburgiſchen Proteſtanten nichts thun. Dieſe verbargen ihren Glauben, bis 1728 der Gruß aufkam: Gelobt ſei Jeſus Chriſtus — In Ewigkeit, Amen. Gern hätten ſie auch dieſen noch mitgemacht wie die Meſſe, die Wallfahrten und das Tragen des Roſenkranzes. Aber da Allen, die alſo grüßten, ein Ablaß verſprochen war, ſo waren ſie dazu außer Stande. Auf ihrer Seite begannen die Proteſte, auf der anderen die Verfolgungen.

Die ſalzburgiſchen Emigranten fanden in Preußen eine Zuflucht, obgleich ihnen ihr Vermögen in der Heimat größtenteils entzogen ward. Das ganze proteſtantiſche Deutſchland war durch ihr Geſchick tief erſchüttert. So ſagt Goethe in Hermann und Dorothea:

Locket neue Wohnung Dich an und neue Verbindung,
So genieße mit Dank, was dann Dir das Schickſal bereitet.

Selbſt in den meiſten Dörfern, wo die Emigranten auf den Feldwegen vorbeireiſten, wurden die Glocken gezogen. Geld und Strümpfe, Bücher und Mützen wurden ihnen geſchenkt. Den Kindern, welche die Salzburgerinnen auf dem Rücken trugen, wurden Zehrpfennige und Puppen in die Windeln geſteckt, an die Vorſteher Fäſſer voll Wein und Bier abgeliefert. Krüppel, Lahme und Blinde wurden auf der Bagage gefahren, und daneben lachten kleine Kinder, die das Elend ihrer Pilgrimſchaft noch nicht ahnten, das Volk an. Die Ortsprediger hielten überall die rührendſten Anreden an die fremden Leute, welche einen wahren Heißhunger zeigten, geiſtliche Reden zu hören. Candidaten und Studenten liefen Meilen weit mit ihnen, um ihnen etwas vorzubeten. Einen halliſchen Studenten nötigten ſie, ein Reitpferd zu beſteigen, das ſie erſt für ihn beim Pferdeleiher gemietet hatten. Auch ſchleppten ſie ihm Kuchen, Braten, Wurſt, Schinken, Eier, Wein, Bier und Branntwein in Fülle zu. Mit dieſem halliſchen Studenten zog eine der Abteilungen der ſalzburgiſchen Emigranten in Berlin ein.

Denn nach Berlin wurden die meiſten dieſer Emigrantentrupps zuerſt geführt. Hierher gingen ſie zu König Friedrich Wilhelm I. wie zu einem Vater, als ob ſie ihm ſchuldig wären, ſich alle in ſeiner Hauptſtadt zu zeigen. Faſt weiß man nur von drei Frauenzimmern, die auf der Reiſe zurückblieben. Eine noch ſehr junge Dirne wurde mit Gewalt an einem kleinen Hofe zurückbehalten, um in ihrer ſalzburgiſchen Nationaltracht der Fürſtin Geſellſchaft zu leiſten. Den Salzburgern drohten politiſche Verwicklungen, als das Kind nicht zurückbleiben wollte. Da blieb es. — Der zweite Fall betraf eine Dirne, die in Dienſten eines ſalzburgiſchen Katholiken ſtand, während ihre Eltern ſchon nach Preußen gereiſt waren. Vergeblich erbot ſich der papiſtiſche Bauer, ihr Brotherr, ſie zu ſeiner Erbin machen zu wollen, wenn ſie zurückbliebe und katholiſch würde. Auf der Reiſe kam ſie jedoch in Naumburg den Emigranten abhanden. Ein Marktſchreier hatte ſie mit nach Leipzig genommen, wo ſie in jeder Beziehung vortrefflich gehalten war. Doch mußte ſie den die ganze Bewegung ſtreng überwachenden preußiſchen Behörden ausgeliefert werden.

Die dritte Geſchichte iſt diejenige, welche Goethe in Hermann und Dorothea bearbeitet hat. Eine Dirne aus dem Salzburgiſchen verließ Vater und Mutter wegen der Religion und reiſete mit ihren Landsleuten nach Preußen. Im Oettingiſchen kam eines reichen Bürgers Sohn 6) zu ihr und fragte, wie es ihr im dortigen Lande gefalle. „Herr, ganz wohl", antwortete ſie. Er fuhr fort, ob ſie bei ſeinem Vater dienen wolle. Sie antwortete: „Gar gerne!" Sie könne Kühe melken und Heu machen. Er ging aber zu ſeinem Vater, erinnerte ihn, wie er ihn ſo oft zum Heiraten angeſpornt, und meldete ihm, daß er ſich eine Salzburgerin als Braut ausgewählt habe. Wollte ihm nun der Vater nicht erlauben, daß er dieſelbe nehmen dürfe, ſo würde er auch niemals heiraten. Als der Vater nebſt ſeinen Freunden und dem herzugeholten Prediger ſich lange vergeblich bemüht hatte, ihm ſolches aus dem Sinne zu reden, es ihm aber doch endlich zugegeben, ſo ſtellte dieſer ſeinem Vater die Salzburgerin vor. Das Mädchen aber wußte nicht anders, als daß man ſie zu einer Dienſtmagd verlangte. Der Vater hingegen ſtand in dem Gedanken, als hätte ſein Sohn der Salzburgerin ſein Herz ſchon eröffnet. Daher fragte er ſie, wie ihr denn ſein Sohn gefiele und ob ſie den wohl heiraten wolle. Sie antwortete beleidigt, foppen ließe ſie ſich nicht. Der Sohn reichte ihr jedoch ein Ehepfand. Sie aber griff in ihren Buſen, zog einen Beutel heraus, darin zweihundert Dukaten ſteckten, und ſagte, ſie wollte ihm hiermit auch einen Mahlſchatz geben. Somit war die Verlobung richtig. 7)

An wenigen Orten waren die Salzburger ſo gut aufgenommen als in der Stadt, wo ſpäter Goethe geboren wurde. Die armen Waiſenkinder kamen ihnen entgegen, und indem ſie „mit weinender Stimme" ſangen: „Keinen hat Gott verlaſſen", führten ſie die Emigranten zunächſt in ihre Kirche. Dann ſangen die Salzburger unter freiem Himmel: „Ein' feſte Burg" und hiernach wurden ſie unter freiem Himmel geſpeiſt. Nach der Mahlzeit gingen ſie auf die Meſſe, wo ſie alles geſchenkt erhielten. Bei der Abreiſe ſangen ſie auch hier ihr Lied: „Ich bin ein armer Exulant." Einer der Herren Kandidaten, welche ſie auch hier begleiteten, ſegnete ſie zuletzt ein.

Weil Goethe die edle Einfachheit ſeiner Idylle dadurch erhöht hat, daß er die ausgewanderte Landgemeinde in Hermann und Dorothea in keine Stadt einführt, ſo braucht nicht geſchloſſen zu werden, daß der Durchzug der Salzburger durch Frankfurter Gebiet, mag er nun von demſelben gehört oder geleſen haben, gar keinen Einfluß auf ſeine Dichtung geübt hat. Es ſcheint im Gegenteil, wenn auch Goethe bei dem Gaſthofe in Hermann und Dorothea an den „goldenen Löwen“ zu Ilmenau gedacht hat, doch, als hätte er gewußt, daß die Salzburger von den Frankfurtern zunächſt auf einem benachbarten Dorfe begrüßt und beſchenkt waren. Die Herren Deputierten des Forſtamtes, die ſämtlichen Forſtbedienten, die Herren des Rats und der Herr Landamtmann (ſo erzählt Göcking),*) ritten und fuhren ihnen entgegen und empfingen ſie an der Grenze auf das Freundlichſte. Ehe man ſie nun weiterziehen ließ, wurden ſie mit einem Trunk Bier, Wein und Brot erquickt. Darauf führte man ſie durch einen Wald nach Oberrodt, welches ein Dorf iſt, das der Stadt Frankfurt zubehört. Der Herr Landamtmann und die Forſtbedienten begleiteten ſie zu Pferde, und von Frankfurt kam ihnen eine unglaubliche Menge Volks teils auf Wagen, teils zu Pferde, teils zu Fuße in dem grünen Walde entgegen, welche die Emigranten recht herzlich bewillkommneten, ihnen zum Teil auf die Gutſchen zu ſteigen erlaubten und ſie mit gutem Zuſpruch bis zur Ankunft in Oberrodt unterhielten. Dies mag im allgemeinen Goethe veranlaßt haben, in Hermann und Dorothea anſtatt eines Beſuches der ländlichen Emigranten in der Stadt den Auszug der Städter aufs Land zu ſchildern, bei welchem nicht funfzig von den Bewohnern der Stadt zurückgeblieben waren, wie der alte Wirt ſagt.

Goethe ſcheint anfänglich die Abſicht gehabt zu haben, ſeine Geſchichte wirklich von einer Salzburgerin zu erzählen. Er erkennt auch wirklich in ſeinem Gedichte noch jene politiſche Zucht an, wie ſie nur in dem Staate zu Hauſe war, nach welchem die ſalzburgiſchen Emigranten ſich hinbegaben: in Preußen. Allein wie hätte Goethe ſchon jenen großen Zuchtmeiſter König Friedrich Wilhelm I. gebührend anzuerkennen vermocht, der den Jugendfehlern ſeines Sohnes denn doch mit einer nicht unbedenklichen Strenge begegnet war, wenn er auch den Salzburgern und vielen anderen, die immer auf dem Wege der Tugend wandelten, ſtets nur als ein Vater erſchien? Daß aber wenigſtens ein Hauch jener preußiſchen Zucht auch auf das Epos nach Umwandlung des Stoffes überging, dieſer Umſtand hat ihm das Prophetiſche verliehen, infolge deſſen Goethe ſelbſt dieſer unmittelbar nach dem Frieden von Campo Formio in Deutſchland verbreiteten Dichtung noch 1814 gleichſam nach ſeinem traurigen Zauberſchlafe während der Zeit der Fremdherrſchaft das wunderbare Zeugnis geben mußte: „Ich wundere mich ſelbſt, da ich das Büchlein nicht angeſehen, wie genau nach ſo großen Veränderungen der Sinn noch paßt und zutrifft.“ Eine höchſt naive Äußerung, ein Wunder des erwachten Epimenides, der ſich 1806 mit der gleichſam „dienenden“ Chriſtiane Vulpius erſt hatte trauen laſſen, nachdem ſie zu ſeinen eigenen Gunſten auch noch eine Art Heldenthat gegen die Franzoſen (wie Dorothea ſchon vor der Verlobung) verrichtet hatte! Nur aus der Geſchichte der Salzburger ging in die von Goethe erdichtete Geſchichte die ernſte ſittliche Haltung und namentlich eine ſo würdevolle Auffaſſung der Ehe über, wie wir ſie ſonſt von ihm zu jener Zeit ſeines Lebens noch kaum würden erwarten können. Goethe's Verhältnis zu Chriſtiane Vulpius war ſeit der ganzen Zeit kurz vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution ohne die kirchliche Weihe fortgeführt worden.*) Chriſtiane Vulpius war aber gewiß in mancher Hinſicht Goethe's Urbild für die Dorothea. „Dienen lerne das Weib“ war ſein Grundſatz und der Lebenslauf jener Salzburgerin hatte ihn vielleicht dadurch zuerſt angezogen, weil ſie zuerſt als Magd in Hermann's Vaterhaus einzog. Daß das Verhältnis der beiden Liebenden in keiner Weiſe ein leichtfertiges ſein durfte, war in der Geſchichte der Salzburgerin, welche den Mahlſchatz aus dem Buſen zieht, beſtimmt genug vorgeſchrieben. Auch beſtand die Aufgabe des Goethe'ſchen Heldengedichtes, wie ich ſchon geſagt habe, gleichmäßig darin, die Familie und den Staat, die Ehe und die Monarchie zu verherrlichen. Wie glänzend Goethe dieſe Aufgabe auch löſt, ſo führt er uns doch nach ſeinen eigenen häuslichen Verhältniſſen eine Frau vor, die aus einem geringeren Stande hervorging als der Mann. Solche Frauen, die aus einem geringeren in ein höheres Hausweſen eintreten, gelten im allgemeinen für beſonders wirtſchaftlich. Die einfachen Aufgaben, welche ſie ſich ſtellen, bieten daher auch die ſicherſten Ausſichten auf den wirtſchaftlichen Erfolg, den Goethe in ſeiner Dichtung ſtets im Auge behält. Frauen dagegen, welche der höheren Sphäre angehören und in die geringere eintreten, tragen idealere Aufgaben in das Haus, in das Familienleben und in die Erziehung der Kinder hinein. Eine ſolche Frau iſt eher die Predigerstochter in Voſſens Luiſe, deren Ehemann von geringeren Eltern ſtammt.

Es hängt dies mit dem verſchiedenen Grundcharakter der beiden Dichtungen von Voß und von Goethe zuſammen. Jener will nur das Familienleben idealiſieren, dieſer es überhaupt nicht zeigen ohne den politiſchen und wirtſchaftlichen Hintergrund. In der während des Geburtsjahres von König Friedrich Wilhelm IV. zuerſt als

Ganzes erſchienenen Idylle tritt der von Goethe wohl gar nicht erwähnte Hochzeitstag in den Hintergrund. So ſchilderte Voß das Familienglück in wahrhaft lachenden Bildern nach dem Sinne derer, welche in der franzöſiſchen Revolution das Erwachen alles Bürgerglückes und alles Volkstums bei allen Nationen begrüßt hatten, ohne ſich damals viel um den Gegenſatz zwiſchen Deutſchland und Frankreich zu kümmern. Es war nicht zufällig, daß auch Schiller 1804 die lachendſten Bilder von Familienleben in ſeinem Wilhelm Tell gegeben hat, und daß ſie ſich dort an das Entſtehen der Freiſtaaten in der Schweiz anlehnen. Um das gebrochene Zwing-Uri herum gruppiert ſich in reizenden Gemälden das Hirtenleben, und aus den Ruinen blüht zuletzt Tell's Herd wie eine Alpenblume hervor. Die Hörner von Schwyz und Uri erſchallen hier als die Muſikalien des *republikaniſchen* Hirten- und Hüttenlebens. Keiner hat es ſo wie Schiller im Tell verſtanden, uns zu zeigen, wie das Grab der Tyrannei das Glück der Hütten iſt. Als Goethe in Hermann und Dorothea ſchon ſieben Jahre vorher in mehr puritaniſcher als franzöſiſcher Art bewieſen hatte, daß nicht die Monarchie, ſondern nur die Unſittlichkeit der Höfe der Ruin des Volks- und Familienglücks iſt, war dies Gedicht doch wohl eben deshalb nicht ſogleich allgemein verſtanden, weil jene theatraliſchen lachenden Bilder vom Familienglück nicht ſo wie in Voſſens Luiſe darin hervortraten. Selbſt Gleim, deſſen Urteil über äſthetiſche Gegenſtände ſich nicht wie ſein politiſches und moraliſches Urteil mit der Zeit verfeinerte und verbeſſerte, ſang daher:

> Luiſe Voß und Dorothea Goethe,
> Schön beide wie die Morgenröte,
> Stehn da zur Wahl,
> Und Wahl macht Qual.
> Doch, Freunde, ſeht, hier iſt nicht viel zu wählen,
> Hier kann die Wahl nicht fehlen:
> Luiſe Voß iſt mein in Lied und in Idyll,
> Die Dorothea Goethe nehme wer da will.

Voſſens Luiſe beſteht aus einzelnen Idyllen, welche zum Schluſſe durch die Trauung zuſammengehalten werden. Goethe benutzt die wahre Geſchichte von der Salzburgerin in entzückender Art als Faden für ſein Epos. Wenn er neben der politiſchen Belehrung, mit welcher er ſchließt, etwa ſeinen Zeitgenoſſen auch noch die Hochzeit geſchildert hätte, ſo würde der Schluß ein zweiköpfiges Ungeheuer geworden ſein und der Einheit entbehren.

Goethe predigt in Hermann und Dorothea die Monarchie, welche ſich auf das Bürgertum ſtützt und Volkstum und Fürſtentum in jener Verſöhnung zeigt, welche eben damals durch das Familienleben am preußiſchen Königshofe vollzogen wurde. Die Verwerfung nicht des Adels, aber des ſittenloſen franzöſiſch-deutſchen Hoflebens iſt dadurch in Hermann und Dorothea ausgeſprochen, daß Goethe in dieſer Idylle, welcher die franzöſiſche Revolution als Hintergrund dient, an die Stelle jener vornehmen franzöſiſchen Emigranten, die in Weimar bei ihm ſelbſt, bei Wieland und Karl Auguſt wohlgelitten, bei Knebel und auch bei Herder aber verhaßt waren, eine durchaus reine und edle vom linken Rheinufer her ausgewanderte deutſche Landgemeinde geſetzt hat.

Goethe hat ſehr fein darauf gehalten, daß die neue politiſche Lehre, die er ausſprechen will, nur von Hermann und den Frauen vertreten wird. Der Apotheker und der Wirt ſind durchaus als Typen des achtzehnten Jahrhunderts gezeichnet. Der Pfarrer ſteht nur in der Mitte zwiſchen alter und neuer Zeit. Iſt auch ſein Verſtändnis niemals ſchwankend, ſo überläßt er doch die Initiative bei den Ideeen einer hereinbrechenden großen Zeit immer Hermann, der ſonſt wortkarg iſt wie Friedrich Wilhelm III. Trotz aller Sentenzen, an denen auch der Apotheker und der Wirt als Männer von Erfahrung Anteil haben, greift der Prediger doch einmal fehl, als er Hermann unterſtützen will. Dabei iſt er aber von Goethe höchſt würdig ſeines Amtes gedacht, ähnlich etwa einem Herder, welcher den volkstümlichen Humanitätsbegriff des achtzehnten Jahrhunderts zum Abſchluſſe brachte, jedoch auch das in fürſtlichen Kreiſen aufblühende reizende Familienleben und ſeine möglichen Folgen nicht unbemerkt ließ. Während nun alle drei, auch der Pfarrer, eigentlich Söhne der Aufklärung ſind und einſt die franzöſiſche Revolution anerkannt haben, was Goethe kaum noch gelten laſſen möchte: ſo ſteht ihnen Hermann wie ein neunzehntes Jahrhundert, wie ein Jahr 1809 oder 1813 gegenüber. Je weniger der junge Bürgerſohn in der Schule (des achtzehnten Jahrhunderts) gelernt hat, um ſo mehr redet aus ihm das erwachende Volksbewußtſein und die deutſche Jugend. Plötzlich haben die Liebe und ein ernſter männlicher Sinn ihm das Verſtändnis für Leben und Welt eröffnet. Es ſind echte Hermanns- und Cheruskerworte, wenn er ſpricht:

> Nicht dem Deutſchen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
> Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin. —

Denn es werden noch ſtets die entſchloſſenen Väter geprieſen,
Die für Gott und Geſetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zuſammenſtehend erlagen.

Dieſe Verſe ſind einer jeden Zeit würdig, in der um Deutſchlands Weſtgrenze geſtritten wird. So hat dann auch Goethe den Wert der geringen und dienenden Hermannsbraut Dorothea auf das glücklichſte um vieles erhöht, indem er ſie durch ihr Geſchick als die wahre Urheberin ſolcher Geſinnungen in des Jünglings Bruſt darſtellt, ja, durch die von ihr ſelbſt ſchon in dem Kampfe am Rhein bewieſene Tapferkeit zur Verteidigung der bedrohten Unſchuld als eine Thusnelda an die Seite des bürgerlichen Hermann erhebt, dem ſie an edler, beinahe fürſtlicher Geſinnung mindeſtens gleicht.

Mit „Mut und Kraft“ (eine Wortverbindung, die ſich nicht im ſpäteren Liede, ſondern in dem erſten von den ſechs letzten Verſen des Goethe’ſchen Heldengedichtes zuerſt findet) ſollte Deutſchland nach Hermanns Anſicht hinfort von den jungen Männern verteidigt werden. Nicht Roß nicht Reiſige allein, auch Liebe des freien Manns ſollte den Staat hinfort beſchützen. Nicht Luxus und ſchale Repräſentation ſollte die Welt regieren, ſondern ganz etwas ähnliches wie die „Ahnentugend“ der nordiſchen Dichterſchwäne, wenn man auch ſeinen Rheinwein noch immer aus grünen Römern und nicht aus Stierhörnern trank.

Gelöſt ſind die Bande der Welt (ſagt Thusnelda-Dorothea bei Goethe) und Not muß ſie wieder anknüpfen. Ähnliche nur zartere Äußerungen hat die Königin Luiſe nach der Schlacht bei Jena gethan.

Goethe’s Hermann und Dorothea hat aber noch immer auch in politiſcher Hinſicht als Lehrgedicht ſeine urſprüngliche Bedeutung behalten. Es iſt die, daß das Familienglück nicht bloß im Kantönli lebt, was ſelbſt Schiller durch ſeinen vielleicht nur ſcheinbar republikaniſchen Wilhelm Tell wohl nicht hat behaupten wollen. Nicht nur die Hörner von Schwyz und Uri ſind die Muſikalien eines glücklichen politiſchen Hirten- und Hüttenlebens. An den Muſikalien aber, wie ſie Gleim 1797 etwa von Parez her vernahm, hängt die Zukunft der Monarchie.

Vater Gleim hatte nicht falſch gehört. — Als die Muſikalien aus der Zeit des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luiſe hat uns die deutſche Litteratur zwei charakteriſtiſche Dichtungen, Voſſens Luiſe und Goethe’s Hermann und Dorothea, überliefert.

Anmerkungen.

1) Um für die Erläuterung dieſes Epos in der Schule nach meiner Auffaſſung das Material möglichſt vollſtändig zu geben, laſſe ich hier auch noch meine erſte Behandlung des Thema's „Goethe und die Salzburger Emigranten“ folgen. Sie ſchloß ſich an Droyſen's Geſchichte der preußiſchen Politik an. Dieſer ſchöpfte aus dem Staatsarchive, mein Aufſatz im Texte aus der Litteratur des vorigen Jahrhunderts. Schon wegen dieſes Umſtandes wollte es mir nicht gelingen, beide Artikel, meine Recenſion von Droyſen und meine ſpätere Abhandlung zu verſchmelzen. Ich gebe aus dem an Droyſen anknüpfenden Artikel nur einen Auszug: „Durch Leopold von Ranke und durch Joh. Guſt. Droyſen's Buch über König Friedrich Wilhelm I. iſt man faſt gezwungen worden, von dem Danke, den man Friedrich dem Großen ſchuldet, auch ſeinem Vater einen wirklichen Anteil zu zollen. Kaum aber iſt dieſe günſtige Auffaſſung König Friedrich Wilhelm's I. durch J. G. Droyſen für die Geſchichte etwas näher begründet, ſo dringen ihre Reſultate auch ſogleich mit Lebhaftigkeit auf die deutſche Litteraturgeſchichte ein. Bekanntlich behandelte Leſſing in Minna von Barnhelm, dem beſten deutſchen Luſtſpiele, die Geſchichte Friedrich's des Großen. Aber auch Goethe beſchreibt durch ein Epos den Zug der ſalzburgiſchen Emigranten durch Deutſchland. Wie trefflich ſchildert er ſie in dem Dorfe,

> Wo in Gärten und Scheunen und Häuſern die Menge von Menſchen
> Wimmelte, Karre an Karre die breite Straße dahinſtand.
> Männer verſorgten das brüllende Vieh und die Pferd' an den Wagen,
> Wäſche trockneten emſig auf allen Hecken die Weiber,
> Und es ergötzten die Kinder ſich plätſchernd im Waſſer des Baches.

Das ganze Gemälde nun ſollte nach Goethe's Willen einen welthiſtoriſchen Hintergrund erhalten. Konnte für Goethe ſchon Friedrich Wilhelm I. ihn bilden? Dies war kulturgeſchichtlich unmöglich. Statt eines poſitiven gab er ſeinem Gedichte einen negativen welthiſtoriſchen Hintergrund: die Ausartungen der erſten franzöſiſchen Revolution. Aber der Dichter ſchweige darüber auch wie er will: was er der franzöſiſchen Revolution gegenüberzuſtellen hat, iſt doch nur die Zucht und die Frömmigkeit Friedrich Wilhelm's I., es iſt die Miſſion des aufblühenden preußiſchen Staates! — Zwar gehörte Salzburg damals zum bayeriſchen Kreiſe, aber grade das Kreisdirektorium wurde in dieſer Sache immer übergangen und alle Verhandlungen ſchienen außer dem Erzbiſchofe bloß den Kaiſer in Wien anzugehen. Dieſem Kaiſer aber hatte man — einen neuen Bauernkrieg von den Salzburgern in Ausſicht geſtellt! Weil das corpus evangelicorum zu Regensburg ſich bereits dafür verwendet hatte, daß den Unglücklichen gemäß dem weſtfäliſchen Frieden wenigſtens die Auswanderung geſtattet würde, ſo ergingen ſogar ſcharfe kaiſerliche Drohungen an die Stadt Regensburg, als ob von dort aus das „„Bauerngeſindel, das ſich unter dem Namen der Religion zuſammenrottieret““, aufgeregt ſei. Jedoch wurde mit Rückſicht auf die Forderungen des corpus evangelicorum in der That dann öſterreichiſcher Seits beſtimmt, daß die Unangeſeſſenen bis zu den Weihnachtstagen „„mit hintantragendem Sack und Pack““ über die ſalzburgiſche Grenze ziehen, während den Begüterten zur Ordnung ihrer Angelegenheiten ſtatt der geſetzlichen drei Jahre höchſtens drei Monate Zeit gegönnt werden ſollten. Damit waren nun aber wieder den größten Betrügereien in Bezug auf die Emigranten, von denen der Erzbiſchof ohnehin ein Abzugsgeld bekam, Thor und Thür geöffnet. Der Abzugstermin wurde zwar noch weiter hinausgeſchoben, jedoch keineswegs bis zur geſetzlichen

Friſt, weil die ſalzburgiſchen Proteſtanten nun einmal Empörer wären! Schon waren in Oſtpreußen Tauſende von evangeliſchen Auswanderern, namentlich aus der Pfalz und den Bistümern am Rhein, aufgenommen worden. Es lag in der Art des Königs, für die neuen Ankömmlinge genau Alles ſelbſt anzuordnen. Er dachte dabei an Haus und Stall, Acker und Ausſaat, Gerät und Viehſtand. Bereits im Auguſt 1731 beſchäftigte ihn der Gedanke, auch den Salzburgern ein Aſyl zu eröffnen. Nachdem ſpäter zwei ſeiner Geiſtlichen auf ihren Amtseid erklärt hatten, daß ſie in ihnen echte evangeliſche Chriſten gefunden hätten, ließ er den kaiſerlichen Miniſtern über die Religionsbedrückungen in den kaiſerlichen Erblanden und namentlich in Ungarn ernſte Vorſtellungen machen. Er erhielt die wunderlichſten Antworten, z. B. dem Erzbiſchof Firmian müſſe man durch die Finger ſehen, damit er ſich nicht den Prinzen Theodor von Bayern zum Coadjutor nehme. Von Preußen wurden den ſalzburgiſchen Emigranten Marſchgelder bewilligt, welche die zu ihrer Führung beſtellten Kommiſſare auszahlen ſollten. Bis ſie an Ort und Stelle wären, ſollte der Mann 4 Groſchen, die Frau 3 Groſchen und jedes Kind 2 Groſchen auf den Tag erhalten. Den katholiſchen Klöſtern und Kirchen in den Bistümern Magdeburg, Halberſtadt und Minden wurde angekündigt, daß ihr König ſie zu Repreſſalien benutzen würde, wenn der Erzbiſchof von Salzburg die Grauſamkeiten gegen die Proteſtanten ſeines Landes fortſetze. Und da dieſer jetzt auch von Wien aus gewarnt wurde, ſo begannen nun endlich die Emigrantenzüge aus Salzburg nach Preußen, teils den Rhein hinab durch Weſtfalen, teils an der Werra hinab durch Thüringen und teils mit Goethe's Dorothea aufwärts den Main unter den Hilfsleiſtungen, die Goethe eben ſo zart als großartig mit Hermann's Worten beſchreibt:

> Und ich löſte die Knoten der Schnur, und gab ihr den Schlafrock
> Unſers Vaters dahin, und gab ihr Hemden und Leintuch.
> Und ſie dankte mit Freuden und rief: Der Glückliche glaubt nicht,
> Daß noch Wunder geſchehn: denn nur im Elend erkennt man
> Gottes Hand und Finger, der gute Menſchen zum Guten
> Leitet. Was er durch Euch an uns thut, thu' er euch ſelber.
> Und ich ſah die Wöchnerin froh die verſchiedene Leinwand,
> Aber beſonders den weichen Flanell des Schlafrocks befühlen.

Am letzten April 1732 kamen die erſten 843 Emigranten nach Berlin. Man hatte nicht über 3000 erwartet, aber bald waren 9000 da. „„Die Manufakturiſten nach der Neumark, die Ackersleute nach Preußen"" war des Königs Weiſung. Bis Ende September 1732 waren ſchon 16848 Köpfe durch Berlin gezogen. Immer neue Züge folgten. Auch 1200 arme Leute des Abtes von Berchtesgaden, die evangeliſch geworden waren, wurden „„in Gottes Namen"" angenommen. Ueberhaupt fand Jeder Aufnahme, auch wenn er kein Vermögen mitbrachte. Mit Recht ſagt Droyſen: „„Was der König von Preußen an den armen Salzburgern gethan, trug ſeinen Namen in die Hütten der kleinen Leute; wo irgend ein Zug Auswanderer durchgekommen, ward des redlichen Königs gedacht, in deſſen Land ſie zogen"". Als der Kronprinz, nachmaliger König Friedrich II., 1739 nach Preußen kam, ſchrieb er an Voltaire, der König habe zu Anfange ſeiner Regierung dort 12—15 entvölkerte Städte, 4—500 wüſte Dörfer und ein verkommenes Land gefunden. Nun habe Lithauen über eine halbe Million Einwohner, mehr Städte als früher und größere Herden. Das Land ſei beſtellt und reicher und fruchtbarer als irgend eine Gegend Deutſchlands. Und ſo hatte ſich durch das Schickſal dieſer charakterfeſten Proteſtanten ſchon im Voraus Goethe's ſpäteres Wort in Hermann und Dorothea bewährt:

> Aber wer feſt auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt ſich.

Die vorſtehend im Auszuge wiedergegebene Anzeige ſeiner preußiſchen Politik hat Droyſen geleſen, aber ſich nie gegen mich darüber geäußert, ob er auf meine Kombinationen einging, wie denn auch jedenfalls ſeine Auffaſſung der Frage: Friedrich der Große und die deutſche Litteratur nicht mehr genügte.

2) Schiller kommt bei dieſen Erörterungen inſofern nicht in Betracht, als er ſeit 1790 mit einer vollkommen hoffähigen Familie durch Heirat verbunden, dagegen erſt ſeit 1799 in der Stadt Weimar anſäſſig war.

3) Dieſes Urteil Herder's und ſeiner Frau über Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luiſe findet ſich bei Düntzer, von und an Herder I. S. 258, die Briefſtellen von Gleim und Knebel ebenda I. S. 236 und III. S. 101, 103 und 113.

4) Ich habe dies teils aus den Geſprächen unter vier Augen, teils aus Gleim's Korreſpondenz mit Böttiger geſchloſſen. Dieſer ging Wieland bei der Redaktion des „Merkur“ zur Hand. Dies Geſpräch erſchien in Wieland's „Merkur“ vom 7. Oktober 1798. Mehr über dieſen Punkt ſteht im 6. Bande meiner Wieland-Ausgabe bei Spemann.

5) In Göcking's Emigrations-Geſchichte S. 691 wird ein Ort Dürrenberg im Salzburgiſchen erwähnt. Schon aus der Schrift, welche nach Riemers Ausſage Goethe benutzt haben ſoll, geht hervor, daß der Dürrenberg ein wirklicher Berg war, der doch nicht gut erſt von reiſenden Bergleuten den Namen erhalten haben kann. Das Salzbergwerk Dürnberg im Salzburgiſchen dürfte auch noch bedeutender ſein, als das Salzbergwerk Dürrenberge bei Merſeburg. Dürnberg liefert die Sole in Röhrenleitungen nach Hallein. Dorf Dürnberg oder der Dürenberg, beide bei Hallein, hatten Bergbau ſchon im 12. Jahrhundert. Nach gütiger Mitteilung des Predigers in Keuſchberg, deſſen Filial Dürrenberge iſt, iſt dieſes letztere ganz jung. Ich vermag alſo das Verhältnis nicht aufzuklären.

6) Angeblich aus Altmühl, doch weiſt Düntzer in Kürſchner's Nationallitteratur nach, daß es einen ſolchen Ort nicht giebt und daß hier eine Verwechſelung mit dem Flußnamen zu grunde liegt.

7) Hier nach der preußiſchen Staatsſchrift: „Vollkommene Emigrationsgeſchichte von denen aus dem Erzbisthum Salzburg vertriebenen Lutheranern. Francfurt und Leipzig, 1734.“ Der Verfaſſer dieſer 822 Quartſeiten ſtarken Schrift iſt Gerhard Gottlieb Günther Göcking. Nach mündlicher Mitteilung des Kammerherrn von Goeckingk in Wiesbaden gehörte er derſelben Familie an, aus welcher der Dichter Goeckingk hervorging. G. G. G. Göcking war Paſtor in Warnſtedt und ſchrieb dort am 1. März 1734 ſeine Vorrede. Eine zweite Vorrede verfaßte der berühmte Theologe Johann Lorenz Mosheim, welcher damals Abt zu Michaelſtein unweit Warnſtedt war und ihn für die Abfaſſung dieſer Staatsſchrift vorgeſchlagen haben könnte. Mosheim erklärte dieſe Schrift für die beſte über die Emigranten. Auf eine nach Warnſtedt bei Thale, Weddersleben und Quedlinburg gerichtete Anfrage in Betreff G. G. G. Göcking's erhielt ich unterm 22. April 1889 folgende von Herrn stud. theol. Bräuning verfaßte Antwort: „Leider kann ich Ihnen nur eine Ihrer Fragen beantworten, nämlich daß G. G. G. Göcking in jener Zeit hier Paſtor war. Daß er noch ziemlich jung geweſen ſein muß, iſt wohl aus folgendem Auszug aus dem Verzeichnis der Copulierten zu erkennen: „„Den

12. Jan. 1734 bin ich: Gerhard Gottlieb Günther Göcking, mit Jungfern Chriſtine Eliſabeth Warnecken, des ſel. Hrn. Joh. Heinrich Warnecken, weiland Kauf- und Handelsmanns in Helmſtedt, vierten Jfr. Tochter, ehelich zuſammengegeben."" Göcking iſt hierſelbſt am 15. Nov. 1733 eingeführt worden und hat ſein Amt bis 1742 verwaltet. Es ſind ihm während dieſer Zeit 4 Kinder geboren, von denen 3 in kurzer Zeit ſtarben. Die Namen ſind: 1. Chriſtian Friedrich Adolph, geb. 2. I. 35, 2. Theodor Chriſtoph Heinrich, geb. 27. XI. 36, † 12. VI. 41, 3. Friedrich Auguſt Heinrich, geb. 14. I. 39, † 2. VI. 41, 4. Louiſe Wilhelmine Clara, geb. 12. VI. 41, † 11. VII. 41. Die Mutter Göcking's iſt einmal unter den Taufzeugen erwähnt als: Sophie Eliſabeth verw. Göckingen von Voigdsdhalen." (Voigtsdahlum im Braunſchweigiſchen.) Die Schrift, welche Goethe den Anlaß zu Hermann und Dorothea gab, war jedoch nach dem 2. Bande von Riemer's Goethe angeblich: „Ausführliche Hiſtorie der Emigranten oder vertriebenen Lutheraner aus dem Herzogtume Salzburg. Leipzig 1732", namentlich in Teil 1 „Wunderbare Heirat".

*) S. 358.

*) Herr von Loeper macht in der zweiten Hempel'ſchen Ausgabe von Goethe's Gedichten eine intereſſante Mitteilung zur Erläuterung des Prooͤmium zu Hermann und Dorothea: „Alſo das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert?" Von den Gegnern der Xenien waren auch Goethe's damalige häusliche Verhältniſſe angegriffen worden. Darauf hat er in hochherziger Weiſe durch Hermann und Dorothea ein Gemälde des edelſten Familienlebens aus dem deutſchen Bürgerſtande aufgeſtellt. Das Gedicht hatte mit einer Verlobung, bei welcher in beinahe altväteriſcher Weiſe ein deutſcher Mahlſchatz überreicht wird, aber ohne jede Hindeutung auf die chriſtliche Trauung geſchloſſen. Dieſer ganz unverfänglichen, ja ſogar ſehr würdevollen Demonſtration hatte nun aber Goethe doch in dem Prooͤmium eine polemiſche Hindeutung beigefügt. Anknüpfend an die antiken Formen, welche ſeinem deutſchen Heldengedichte eigen waren, und zugleich mit Rückſicht auf den Ausdruck eines Gegners hat er ſich in dieſem zur Einleitung beſtimmten Gedichte auch einen Properz genannt. Dadurch hat er ſich im Widerſpruche mit ſeiner vaterländiſchen Idylle ſelbſt einen freieren ſittlichen Standpunkt zugeſchrieben, wie man ja in der That vermutet hat, daß auch ſeine römiſchen Elegieen zum Teil aus ſeinem Umgange mit Chriſtiane Vulpius hervorgegangen ſind. Chriſtiane Vulpius aber führte er in dem Prooͤmium ausdrücklich als ſeine „Gattin" ein, welche „das Feuer auf reinlichem Herde" ſchüre, während „der Knabe das Reis ſpielend, geſchäftig dazu" werfen ſollte. Schiller fürchtete mit Recht, daß die ſofortige Veröffentlichung dieſes Prooͤmiums nur neue Angriffe hervorrufen würde. Meiner Meinung nach würde Hermann und Dorothea mit dem Anfange „Alſo das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert?" von den Deutſchen bei ſeinem Erſcheinen noch in einem viel geringeren Maße verſtanden ſein, als dies ohnehin ſchon der Fall war. Hermann und Dorothea blieb daher vorläufig ohne das Prooͤmium. Dies wurde zuerſt 1800 an einer weit unverfänglicheren Stelle gedruckt. Als Einleitung zu Hermann und Dorothea iſt es erſt im Jahre 1820, vierzehn Jahre nach Goethe's Trauung und vier Jahre nach dem Tode ſeiner Gattin benutzt. Wie vortrefflich und an ſich ſeinem Inhalte nach berechtigt es auch wirklich iſt, ſo hat es doch auch dann noch redlich dazu beigetragen, den Deutſchen das richtige Verſtändnis von Hermann und Dorothea zu erſchweren.

II. Iphigenie und das Wintermärchen.

Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeſchichte.

1. Euripides und Goethe.

Von den Tagen der griechiſchen Tragiker bis auf Tacitus tritt kaum eine Sage des ſinkenden Heidentumes lebenskräftiger hervor als die von einer Göttin, deren Bild zu Schiffe oder zu Wagen von einem Volksſtamme zum andern und von einer Landſchaft zur andern geführt wird. Freude und Glück blühen, wo das Bild der Göttin anlangt. Dieſes bringt aber nicht bloß Fruchtbarkeit zu Lande und günſtige Winde zur See: an die Waſchungen, die mit dem Bilde vorgenommen werden, und an die Menſchenopfer, die ihm noch ab und zu geweiht werden müſſen, knüpft ſich die Sühne und Entſündigung der Menſchen, wonach jene dem Chriſtentume entgegenreifenden heidniſchen Stämme damals faſt eben ſo ſehr verlangten als nach der Fruchtbarkeit ihrer Felder.

So berichtet Tacitus von der Göttin Nerthus[1]) (Hertha), deren Bild bei deutſchen Stämmen auf einem mit Kühen beſpannten Wagen umhergefahren, dann aber auf einer Inſel von Knechten abgewaſchen wurde. Dieſe Knechte wurden, da ſie allein das ſonſt unter einer Plane verborgene Bild der Göttin erblickten, zuletzt ins Meer verſenkt, womit zugleich ein Menſchenopfer dargebracht ward, wie es Iphigenia auf Tauris gleichfalls darbringen ſoll, indem ſie aufgefordert wird, die gefangenen griechiſchen Fremdlinge zu opfern.

Die heilige Urſula, welche zu Schiffe in Köln ankommt, iſt gewiß nichts anderes als dieſe Nerthus. Die Sage von der umherziehenden alten heidniſchen Göttin iſt durch die ſtarken internationalen Einflüſſe am Rheine zur chriſtlichen Legende geworden. Die Jungfrauen, welche mit ihr ſtarben, waren urſprünglich germaniſche Prieſterinnen. Artemis, als deren Prieſterin Iphigenie erſcheint, iſt nicht die bloße Göttin der Jagd. In Aulis ſollte Iphigenie der Artemis geopfert werden, damit dieſe den günſtigen Wind für die Überfahrt nach Troja ſende. Artemis iſt alſo auch eine Göttin des Windes ebenſo wie Urſula oder Herodias, wenn ſie mit dem wilden Heere in Deutſchland ihren Umzug halten.

Galt den Heiden die Abwaſchung des Bildes der Nerthus, ja, vielleicht ſchon deſſen Umherfahren als Sühne, ſo wird dies bei dem Bilde der Artemis nicht viel anders geweſen ſein. Denn noch bei

Euripides ſoll ſich für die Griechen nach dem Ausſpruche des Apollo ſogar an den Raub des Bildes der Artemis eine Sühne oder doch ein Segen knüpfen. Es war ein ſchöner Gedanke, mag er nun mehr von dem dichtenden Volksgeiſte oder mehr von Euripides herrühren: die ſühnende Artemis oder ihr verſöhnendes Bild in nahe Beziehung zu der alten Familie von Verbrechern zu bringen, der Oreſtes angehört.

Nach Scherer's ſcharfer Kritik der deutſchen Mythologie iſt es von beſonderem Werte, am Schluß der „Iphigenia in Tauris“ von Euripides auf griechiſchem Boden, wo im allgemeinen ſchon Mannhardt ſeine Studien gemacht hat, ein anziehendes Gemälde des heidniſchen Altertums zu betrachten, durch welches auch auf den Glauben unſerer deutſchen Vorfahren ein merkwürdiges Licht fällt. Iphigenie weiß bereits, daß Oreſtes ihr Bruder iſt. Sie iſt jetzt entſchloſſen, beide Hellenen zu retten, ſie zu begleiten und bei der Entführung des Bildes der Artemis ſelbſt als Prieſterin mitzuwirken. Sie entwirft einen Plan, um den König Thoas zu täuſchen, welcher in ihr nur die Prieſterin der Gottheit ſieht und keinen Grund hat, ihr zu mißtrauen, wie der König Thoas bei Goethe. Da von den Hirten die Anfälle des Wahnſinns bei Oreſtes bemerkt und dadurch auch dem Könige bekannt geworden ſind, ſo ſpiegelt ſie dieſem vor, ehe Oreſtes geopfert werden könne, müſſe er im Meere entſündigt werden. Auch „der Göttin Himmelsbild“, welches Oreſtes ſchon berührt und dadurch entweiht habe, müſſe ſie als Prieſterin abwaſchen laſſen. „Auch dieſes heiß ich baden“, ſagt ſie, als wäre nicht vom Bilde der Artemis, ſondern der Nerthus die Rede. So wie die Abwaſchung des Bildes der Nerthus kein Sterblicher ſehen darf, ſoll ſich auch Thoas verhüllen, um die Reinigung des Bildes, die Sühne, nicht zu ſehen. Auf dieſe Weiſe gelingt bei Euripides die Entführung des Bildes der Artemis oder doch die Vorbereitung dazu.

In ſeiner ausführlichen Analyſe der verſchiedenen dramatiſchen Bearbeitungen der Sage von Iphigenie hat Koberſtein bemerkt, daß Goethe die Iphigenie zu einem deutſchen Drama gemacht habe, als er auf die Entführung des Bildes der Artemis nach Griechenland verzichtete. Vom Standpunkte der deutſchen Altertumskunde aus würde man das kaum zugeben können. Goethe's Abweichung iſt aber äſthetiſch ſicherlich gerechtfertigt, denn die Idee der Sühne und Entſündigung des alten Tantalusgeſchlechtes, die ſich bei Euripides deutlich an die Entführung des Götterbildes knüpft, iſt von dem deutſchen Dichter deſto tiefer erfaßt worden. Vergeblich ſucht man in Goethe's Iphigenie zu ergründen, wodurch und an welcher Stelle Oreſtes vom Wahnſinne befreit wird. Nicht dies, ſondern die Reinigung des ganzen Vaterhauſes durch die Heimkehr der Artemis-Prieſterin, eine Entſündigung ähnlich derjenigen von Athen durch Epimenides, hat dem Dichter der Iphigenie und des Epimenides deutlich vor Augen geſtanden. Goethe hat im weſentlichen den heidniſchen Gedanken der Entſündigung durch den Raub des Bildes der Schweſter Apollo's vollkommen erfaßt, ihn ſeines gröberen Stoffes entkleidet und beinahe in einen chriſtlichen verwandelt. In der „Iphigenia auf Tauris“ von Euripides überglänzt eine ſchöne Abendröte die heidniſchen Stämme, in Goethe's „Iphigenie“ tritt noch die Morgendämmerung einer allgemein menſchlichen Geſittung zu dem Kultus der Schweſter Apollo's und dem apolliniſchen Kultus des Schönen hinzu.

2. Euripides und Shakeſpeare.

Gervinus macht im zweiten Bande ſeiner Schrift über Shakeſpeare die Bemerkung, daß „das Wintermärchen“ eigentlich aus zwei Dramen oder wenigſtens aus zwei dramatiſchen Handlungen beſtehe, die ganz erſtaunlich locker verbunden ſeien. Er hätte das Verhältnis dieſer beiden Stücke oder Teile zu einander leicht genauer beſtimmen können. Die beiden Teile des Wintermärchens gehen eben ſo weit auseinander, als wenn Iphigenia in Aulis und Iphigenia auf Tauris trotz dem Unterſchiede des Raumes und der Zeit mit einander zu einem Stücke verbunden wären. Was die größten griechiſchen Dichter nicht wagten, weil ſie unter den Grundgeſetzen der Einheit des Raumes, der Zeit und der Handlung ſtanden, das wagte Shakeſpeare mit ſeiner freieren Technik. Gervinus übertreibt allerdings etwas, wenn er das Wintermärchen aus zwei Stücken beſtehen läßt. Das würde nur der Fall ſein, wenn Shakeſpeare nicht mit dem feinſten Verſtändniſſe ſeiner Kunſt die Liebesgeſchichte am Anfange vermieden hätte. Was der König von Sizilien zu Anfang in dieſer Beziehung zu ſehen glaubt, iſt ja nur Blendwerk. Selbſt was als unſchuldige Neigung der Königin von Sizilien zu dem Könige von Böhmen genommen werden könnte, ſoll nach Shakeſpeare's rührender Abſicht bloß Folie, Symbol und geiſterhaftes Vorſpiel für die ſpätere Liebe ihrer Tochter ſein.

Wie in dem Drama von Euripides Griechenland und Tauris, ſo iſt im „Wintermärchen“ Sizilien und Böhmen durch das Meer und die Schiffahrt verbunden. Es hätte bloß noch gefehlt, daß Shakeſpeare Böhmen auch zur Halbinſel gemacht hätte, und Böhmens Hauptſtadt Prag auch wie Tauris (die Krim) von der „dunkeln Flut in des Meeres Engpaß“ hätte umrollt werden laſſen. Iſt nun wirklich an dem bekannten geographiſchen Schnitzer, den Shakeſpeare im „Wintermärchen“ macht, nur ſeine Unkenntnis in der Erdkunde ſchuld oder ſtand ihm ähnlich wie einſt dem griechiſchen Dichter bei Abfaſſung der „Iphigenia in Tauris“ ein Verhältnis zweier Länder vor Augen, wobei das Meer als Hintergrund für die frei ſchaffende Phantaſie des Dichters nicht zu entbehren war? Franz Dingelſtedt macht in ſeiner Bearbeitung des Wintermärchens aus Böhmen Arkadien.

Auch im „Wintermärchen“ handelt es ſich um eine verlorene Königstochter, die nach langer Zeit wiedergefunden wird. Die Zahl der Jahre, welche ſie in der Fremde zubringt, kann bei beiden Stücken nicht ſo ſehr verſchieden gedacht werden, denn bei den griechiſchen Tragikern muß Oreſtes und bei Shakeſpeare die Perdita in der Zwiſchenzeit heranwachſen.

Die Ähnlichkeiten, die Übereinſtimmung in beiden Stücken ſcheinen ſich bloß in Nebendingen zu finden, wenigſtens wenn man „das Wintermärchen“, wozu man in Berlin ja vielfach Gelegenheit hat, aufführen ſieht. Oder ſollte nur Shakeſpeare's freies und überlegenes Schalten mit der dramatiſchen Kunſt der Sache dieſen Anſchein gegeben haben? Wenn bei Euripides auf Apollo und den Orakelſpruch Bezug genommen wird, ſo iſt und bleibt dies die Hauptſache in dem ganzen Stücke. Bei Shakeſpeare kommt zwar gleichfalls ein Orakelſpruch des Apollo als erſter Wendepunkt vor, aber nur als eine Art deus ex machina, da wir die im Wintermärchen auftretenden Perſonen kaum für wahre Heiden halten können. Sogar die Gerichtsſitzung verbindet Shakeſpeare, wie die Tragiker der Griechen, mit Apollo, wiewohl Apollo und die Gerichte doch ſonſt nicht viel mit einander zu ſchaffen haben.

Eine unweſentliche Ähnlichkeit iſt in beiden Stücken das Auftreten eines oder mehrerer Hirten, welche jedesmal an der Küſte die eindringenden Fremdlinge zuerſt bemerken. In dem Drama des Euripides ſehen die Hirten, welche die Rinder baden wollten, „in der Woge Tau“ die Hellenen „am Klippenufer des Euxinerſee's“. Bei Shakeſpeare ſind es Schafhirten, welche den zu Schiffe anlangenden Antigonus ſchon bemerkt haben, ehe er an der böhmiſchen Seeküſte von einem Bären zerriſſen wird; die Hirtenfamilie nimmt Perdita zu ſich und wird durch das Gold des Antigonus, das bei dem ausgeſetzten Kinde gefunden wurde, wohlhabend. Shakeſpeare's Beſchreibung einer feſtlichen Schafſchur, bei welcher Perdita ihre ganze jungfräuliche Lieblichkeit zeigt, gehört zu dem Schönſten, was wir von dem engliſchen Dichter beſitzen. Die Bemerkungen, welche er mit klaſſiſchem Humor über Balladen macht, enthalten die beſten Winke über dieſe noch immer etwas dunkle Gattung der Dichtkunſt.

Es fragt ſich jetzt, ob dieſe einzelnen Ähnlichkeiten beider Stücke, ohne daß Shakeſpeare's „Wintermärchen" den Eindruck der Nachahmung macht, doch die Annahme irgend einer Einwirkung der Iphigenie auf das Wintermärchen rechtfertigen. Sollte hier nur der Zufall gewaltet haben?

Wenn man die mittelalterliche Alexanderſage mit der Geſtalt Alexander's vergleicht, in welcher der Held in der alten Geſchichte daſteht, ſo iſt der Unterſchied ſchon groß. Er müßte noch größer erſcheinen, wenn auch der Name Alexander's der Sage oder Dichtung hätte verloren gehen können. Bei einer Überlieferung, die von vornherein ſchon Mythus geweſen iſt, wie die von Iphigenie, war auch dies möglich. Wo das Verſtändnis des Charakters einer beſtimmten Zeit einmal verloren gegangen iſt, da ſind in der Behandlung der ihr angehörenden Stoffe große Schwankungen denkbar, mögen die Veränderungen von dem dichtenden Volksgeiſte oder von einem einzelnen Dichter vorgenommen werden. Als Goethe in ſeiner „Iphigenie" Euripides nachſtrebte, hatte er den ganzen Vorſprung ſeiner klaſſiſchen Bildung vor Shakeſpeare voraus. In Goethe's Drama atmet jede Zeile wahres Griechentum oder doch die Sehnſucht danach. Man kann das z. B. von Shakeſpeare's „Timon von Athen" nicht ſagen.

Aber hatte denn Shakeſpeare im „Wintermärchen" wie Goethe in ſeiner „Iphigenie auf Tauris" überhaupt den Euripides vor Augen?

Nimmermehr! Er arbeitete ziemlich getreu nach einer engliſchen Novelle von Greene.

Bei Robert Greene heißt der König, welcher die Eiferſucht des andern Königs erregt, Egiſtus. Aegiſtheus war aber der Verführer der Klytämneſtra, und dieſer Name iſt allerdings ſchon ein etwas ſtärkerer Beweis, daß Greene's Novelle mit den Dichtungen von Oreſtes und Iphigenie zuſammenhängt. Andererſeits konnte Shakeſpeare, wenn ihm der Mythus von Iphigenie bekannt war, ſich durch den ſonderbaren Gebrauch, den Greene von dem Namen Aegiſtheus gemacht hatte, allein ſchon zu der von ihm vorgenommenen Veränderung aller bei Greene vorkommenden Namen bewogen finden.

Noch eine andere Willkür Greene's hat Shakeſpeare, wie ich glaube, wenigſtens mildern wollen. Er erklärt nicht in ſo auffallender Weiſe wie Greene, daß ſeine Geſchichte im heidniſchen Zeitalter ſpielt. Nur ſo glaubte er wohl den ſchon bei Greene vorkommenden Zug beibehalten zu können, daß die unglückliche Königin eine ruſſiſche Kaiſertochter iſt. Auch Genovefa iſt die Tochter eines Regenten, der höher ſteht als ihr anfänglich ſo grauſamer Gemahl, wodurch das Mitgefühl geſteigert wird.

Greene läßt den König, der mit der Tochter des Kaiſers von Rußland verheiratet iſt, ſich in Böhmen befinden, den andern König dagegen in Sizilien herrſchen. Shakeſpeare hat dies gerade umgekehrt. Dieſe Veränderung hat aber bei dem beinahe vollſtändigen Mangel der Charakteriſtik von Völkern und Ländern in dieſem Stücke nicht viel zu bedeuten. Den Hauptunterſchied zwiſchen Novelle und Drama bildet der Schluß. Im Drama wird zuletzt dem Könige Leontes kurz nach ſeiner Tochter Perdita, wie eine wiedergefundene Genovefa, auch ſeine Gemahlin Hermione zurückgegeben. Die ſinnliche Liebe, die ihn anfänglich bei dem Anblicke der Perdita ergriffen hat, iſt nur angedeutet und wird durch die Ähnlichkeit mit ihrer Mutter Hermione entſchuldigt. Dagegen ſucht in der Novelle der König, als ſeine Tochter nach ſechszehn Jahren noch unerkannt mit ihrem Bräutigam, dem Sohne des Königs Aegiſtheus, auf der Flucht in ihr Geburtsland zurückkehrt, ſich durch die ſchändlichſten Grauſamkeiten in den Beſitz der Jungfrau zu ſetzen. Aus Verzweiflung, weil er der Blutſchande nahe geweſen iſt, tötet er endlich ſich ſelbſt.

Erinnert die Ausſetzung der Königstochter in einem entfernten Lande an die Entrückung der Iphigenie nach Tauris, ſo erinnert ebenſo bei Greene (nicht bei Shakeſpeare) die Ankunft ihres königlichen Verlobten in der Heimat der Braut nochmals an das Auftreten des Oreſtes in dem Lande der Barbaren. Bei Greene ſagt der fremde Königsſohn zu dem Könige des Landes: „Harmloſe Fremdlinge behandelt man billig mit Freundlichkeit und Wohlwollen. Sie ſtehen unter dem Schutze der Götter. Sie mit Mißtrauen und Grauſamkeit zu verfolgen, widerſpricht den Sitten gebildeter Nationen und dem Völkerrecht.“ Bei dieſen Worten des vierundzwanzig Jahre vor Shakeſpeare verſtorbenen Novelliſten glaubt man Pylades zu hören, ſei es bei Euripides, ſei es bei Goethe.

Nach Jöcher's Gelehrtenlexikon war Robert Greene „ein luſtiger Poete, der allerhand angenehme Werckgen im Engliſchen edirte, übrigens ein liederlich Leben führte und 1592 endete, als er ſich in Picklingen und rheiniſchen Weine übernommen hatte". Gervinus vermutet, daß nur die Todesart Greene's auf Shakeſpeare übertragen wird, wenn man den dramatiſchen Dichter gleich ſeinem Novelliſten nach einem Gelage ſterben läßt.

Über Robert Greene's Novelle „Das Wintermärchen von Doraſtus und Faunia" kann ich aber doch nicht ganz ſo ungünſtig urteilen als Gervinus. Neben vielem Schlechten und Faden finde ich Stellen in dieſer Erzählung, welche mich daran erinnern, daß Robert Greene in einem Zeitalter lebte, in welchem noch einige unſerer beſten deutſchen Volksbücher geſchrieben wurden. Greene, bei dem die Königstochter in Sizilien ausgeſetzt wird und auch dort unter den Hirten heranwächſt, ſchildert ein arkadiſches Hirtenleben, welches mit der frühen Entwickelung der hohen geſellſchaftlichen Tugenden Faunia's nicht in ſo grellem Widerſpruche ſteht wie bei Shakeſpeare's Perdita unter den böhmiſchen Hirten. Gewiß iſt dies der einzige Punkt, worin Greene Shakeſpeare voranſteht. Ich bin überzeugt, daß er alles Gute, was ſich in ſeiner Novelle findet, aus einem italieniſchen oder franzöſiſchen Volksbuche geſchöpft hat.

Während der Zeit, da die indiſch-perſiſch-arabiſchen Märchen in Italien für den europäiſchen Bedarf eingerichtet ſind, dürfte dort auch eine griechiſche Sage über Iphigenia umgeſtaltet ſein. Ich vermute, daß Greene aus einer italieniſchen Erzählung ſchöpfte, welche zwiſchen Euripides und Greene-Shakeſpeare etwa in der Mitte ſteht.

Anmerkung.

[1] Ein weiterer Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeſchichte und Mythologie liegt vor in dem, was ſich in den Abhandlungen meiner „Brockenſagen" über Pentheus findet. Damit vergl. auch W. Schwartz in der Z. f. Völkerpſych. 1889, 1. Heft S. 72.

III. Goethe und der Harz.

1. Kyffhäuſerreiſe und Harzreiſe im Winter.

Das Jahrhundert der Reformation hatte ſeinen Forſchergeiſt dadurch bewieſen, daß in ihm zuerſt ein berühmter Naturforſcher den Brocken bereiſte und die Alpenflora auf ſeinem Gipfel entdeckte. In demſelben Jahrhundert konſolidierte ſich in unmerklichem Zuſammenhange mit der großen Veränderung der religiöſen Ideeen die Sage von den Hexen in der Walpurgisnacht ſo, daß ſie nicht mehr an vielen Bergen, ſondern nur noch am Brocken haftete. Das ſiebzehnte Jahrhundert fuhr in der Geſtaltung des neuen Aberglaubens fort und die Brockenreiſenden brachten in ihm ſolche Wundererzählungen zu Tage, daß man (aber mit Unrecht) zweifelhaft wird, ob die Reiſe ſelbſt ſtattgefunden hat. Das achtzehnte war auch für Reiſen in Deutſchland das Jahrhundert der Aufklärung. 1784 machten zwei Berliner Aufklärer, der Bibliothekar Bieſter und ein Prediger, die ſchleſiſchen Gebirge auf eine muſterhafte Weiſe der Leſewelt bekannt. Der Prediger nannte ſich J. C. T. und ging bei der Königin in Schönhauſen ein und aus. Er hatte wohl Grund, ſeinen Namen (Troſchel) zu verbergen, denn über den Grafen Haugwitz, den ſpäteren preußiſchen Miniſter, und deſſen Freund Kaufmann enthielt die beſonders für die ſchleſiſche Kirchengeſchichte wichtige Parteiſchrift die ſeltſamſten Dinge. Nicht lange vor 1784 hatte ein geiſtlicher Inſpector nach Giersdorf an der böhmiſchen Grenze, welches freilich nur aus acht Häuſern beſtand, das erſte Rindfleiſch nebſt Kaffee, Zucker und Gewürz holen laſſen. Der Harz war altes Culturland. In ſolcher Art wie in Schleſien auf dem Harze erſt für den Verkehr zu ſorgen, hatten die Philanthropen nicht nötig. Sie hatten ihn im achtzehnten Jahrhundert ſchon mit mehreren Schulen bereiſt und zehnmal ſo ſtarke Bücher über ihn geſchrieben als Troſchel über Schleſien, da endlich der Hauptaufklärer Nicolai aus Berlin mit vierzig Perſonen auf dem Brocken den Morgen erwartete und von drei Quedlinburgiſchen Muſikanten mit Hörnern und Klarinetten die Erleuchtung der Erde durch die aufgehende Sonne anblaſen ließ. Es war fünf Jahre nach Goethe's letzter und zwölf Jahre nach ſeiner erſten Brockenreiſe. Auf der Harzreiſe im Winter hat aber Goethe doch noch den alten Harz geſehen.

Goethe's „Fauſt“ hat mich von der Bühne herab jedesmal lebhaft wie kräftiger Fichtenduft an das Harzgebirge erinnert. Zwar weiß die echte Harzſage nichts vom Doctor Fauſt, außer daß Fauſt's Höllenzwang in der Kirche zu Zellerfeld liege. Auch iſt Mephiſtopheles, wie er der Hexe in der Meerſchweinchenſcene ſelbſt auseinanderſetzt, nicht mehr der alte Teufel von Walpurgis. Allein ſein Verhältnis zu der Hexe iſt von Goethe ganz nach Art der Walpurgisnacht gedacht. Man vergleiche dieſe Hexe mit der gemütlichen Zigeunermutter im

„Götz von Berlichingen“, und man wird nicht zweifeln, wo das echt Dämoniſche zu finden iſt. Gegen dieſe deutſche Hexe mit dem perſönlichen Verhältnis zum Teufel, bei der ſich alles um die blütentreibende erſte Mainacht dreht, ſind die weisſagenden Hexen im „Macbeth“, wenn auch nicht als gelehrte Frauen mit zweideutigen, ſibylliniſchen Büchern, doch in gewiſſer Hinſicht nur als Nebelbilder zu betrachten. Wie tief nun aber Goethe trotz aller Willkür in der Behandlung das Dämoniſche des Geiſteslebens der norddeutſchen Gebirgsbewohner auffaßt, ſo ſtellt er doch auch in Briefen und Tagebuchblättern im Gegenſatze dazu das Hohe und Edle in dem Charakter einer armen und arbeitenden proteſtantiſchen Bevölkerung gewiſſermaßen als taciteiſches Spiegelbild in merkwürdiger Klarheit und ſittlicher Reinheit dar. Kein Wunder deshalb, daß Goethe’s Beziehungen zum Harz ein beliebtes Thema geworden ſind, welches indeſſen von mir zuerſt und außerdem in den folgenden Zeilen zum erſtenmal vollſtändig behandelt iſt.¹)

Allerdings konnte Goethe durch die erſten Harzbewohner, mit denen er verkehrte, das Volksleben in keiner Weiſe kennen lernen. Er ſtudierte in Leipzig mit dem nachmaligen Beſitzer des jetzt preußiſchen Schloſſes Rammelburg Freiherrn Karl Auguſt von Frieſen, der als hochbeſtallter k. ſächſiſcher Kammerherr ſtarb. Mit ſeinem Hofmeiſter Pfeil²) ſah ihn Goethe in Schönkopf’s Weinſtube. Pfeil ſtarb auf Schloß Rammelburg als Amtmann des Freiherrn von Frieſen. Von Goethe’s Beziehungen zu den Familien Frieſen und Pfeil nach ſeinen Univerſitätsjahren iſt nichts bekannt. Indeſſen dürfte vielleicht nur eine Lücke in unſeren Nachrichten daran ſchuld ſein. Die Herrſchaft Rammelburg, welche Karl Auguſt von Frieſen, und die Enklave Allſtedt, welche Karl Auguſt von Weimar gehörte, lagen nahe beieinander. Doch kann es auch befremden, daß Goethe in ſeinen Aufzeichnungen über die Harzreiſe im Winter Göckingks nicht erwähnt, der mit der Familie Pfeil nahe verwandt war.³) Dieſer, ſpäter jedenfalls mit Goethe hinlänglich vertraut, lebte damals in Ellrich. Goethe kann am Schluſſe der erſten Harzreiſe höchſtens zwei Stunden rechts von Ellrich und Klettenberg, dem Schauplatze der Lieder zweier Liebenden von Göckingk und Nantchen, vorbeigeritten ſein.

Ehe Goethe die „Harzreiſe im Winter“ dichtete, hatte er ſchon einmal mit Karl Auguſt von Kalbsriet, Allſtedt und Tilleda aus den alten Kyffhäuſerturm beſucht. Beide zogen am frühen Morgen des 31. Mai 1776 zu demſelben empor. Aber Karl Auguſt bekam Streit mit einem der geringſten Forſtbeamten ſeines Nachbarn, des Fürſten von Schwarzburg-Rudolſtadt, welchem der Kyffhäuſer und die Rotenburg gehört. Der Jägerburſche behauptete, daß der ihm unbekannte Herr durch ſeinen großen Hund ſchon am frühen Morgen das auf dem Kyffhäuſer noch heute ungemein zahlreiche Wild beunruhige. — Goethe fing an zu zeichnen, wobei er zwiſchen dem Turme und der Rotenburg ſtand. Der Blick auf die Goldne Aue iſt bei dem Kyffhäuſerturm ſelbſt am ſchönſten. Zu ihr gehört auch die Rietgegend, welche zuerſt von Mönchen in niederländiſcher Weiſe angebaut war. Hier hauſte in Kalbsriet die Familie von Kalb, weshalb der Ort beſonders eine beliebte Station auf den Reiſen der Hofleute von Weimar nach Halberſtadt und Braunſchweig bildete. Karl Auguſt und Goethe fühlten ſich aber ſchon deshalb in der Goldenen Aue zu Hauſe, weil der ganze öſtliche Teil derſelben eine weimariſche Enklave im jetzigen Regierungsbezirk Merſeburg iſt. Es iſt dies die ſchon erwähnte Stadt Allſtedt. Dieſe Stadt ſoll ſchon Heinrich der Vogelſteller, der zu Memleben in der Goldenen Aue ſtarb, als Heiratsgut erhalten haben. Durch Thomas Münzer, der hier Prediger war, wurde ſie eine der wichtigſten Ortſchaften für den Bauernkrieg. Die Rückreiſe wurde nicht wieder über Allſtedt, welches ein bedeutendes Geſtüt hat, ſondern über Sachſenburg und Fronsdorf nach Weimar angetreten.

In das nächſte Jahr, 1777, in welchem, wie die Harzſage berichtet, die Zwerge verjagt wurden, fällt die erſte und bedeutendſte Harz- und Brockenreiſe des Dichters. Durch die Überſchrift eines Goethe'ſchen Gedichtes iſt ſie unter dem Namen „Harzreiſe im Winter" allgemein bekannt geworden. Ich vermute, daß vielleicht Goethe durch die von Käſtner und Mylius 1754 herausgegebenen „Phyſikaliſchen Beluſtigungen", Stück 24, die von Chriſtlob Mylius unternommene Brockenbeſteigung gekannt hat, wobei er ſich von Oderbrück aus den Weg durch drei Fuß hohen Schnee bahnte. Noch wahrſcheinlicher iſt es, daß ihm Zachariäs Winterreiſe von Goslar nach Klausthal bekannt war. Jedenfalls ſchildert der Profeſſor Zachariä den Klausthaler Bergmann ſchon ebenſo edel, nur pathetiſcher, wie Goethe und Heine, doch braucht darum keiner dieſer Schriftſteller von den Beſchreibungen der anderen viel gewußt zu haben. Weniger ehrenvoll für den Bergmann des Oberharzes waren die Schilderungen einiger Gelehrten wie Zückert und Gatterer. Auch machte gerade im Jahre der erſten Goethe'ſchen Harzreiſe eine Predigt des Generalſuperintendenten von Klausthal gegen die Harzweiber einiges Aufſehen. — Goethe, der im ganzen viermal über die Harzreiſe im Winter geſchrieben hat,4) giebt zwei Urſachen für dieſen prächtigen Ritt quer über den Harz hin an. Der Hauptgrund war der, daß er den jungen Pleſſing in Wernigerode kennen zu lernen wünſchte.

Es befand ſich nämlich an der Sylveſterkirche zu Wernigerode damals ein Oberprediger Namens Johann Friedrich Pleſſing, welcher am 28. Oktober 1720 in Weſtpreußen geboren war, 1786 noch den Titel eines Konſiſtorialrates erhielt, einige theologiſche Schriften herausgab und am 31. Dezember 1793 ſtarb. Sein Sohn Friedrich Viktor Lebrecht war am 20. Dezember 1752 zu Belleben im Saalkreiſe geboren, hatte die Kloſterſchule zu Ilfeld beſucht und zu Halle ſtudiert. Er predigte mitunter, wandte ſich aber immer mehr der Philoſophie zu. In dieſer Zeit ſchrieb er von ſeinem Vaterhauſe aus, aber vielleicht ſchon als Magiſter, zwei Briefe an Goethe, die dieſer unbeantwortet ließ. Pleſſing ſoll ſich darin Goethe als noch im Wertherfieber befangen vorgeſtellt haben. Hätte er Goethe ſchon als Dichter des „Fauſt" gekannt, ſo hätte er ſich dieſem, wie mir ſcheint, noch viel vertrauensvoller nähern können. Jedenfalls wußte Goethe aus den Briefen, daß er in dem Pfarrhauſe zu Wernigerode einen zweiten jungen Jeruſalem finden würde, in welchem mehr als in dem erſten Jeruſalem auch von einem Fauſt ſteckte. So kryſtalliſierte ſich dann auch während des Reitens an dieſer Fauſt-Stimmung und dem Gedanken an Pleſſing gewiſſermaßen das Gedicht „Harzreiſe im Winter", in welchem Goethe einen Ton anſchlägt, der ganz aus dem Geiſte des „Fauſt" hervorgegangen iſt.

Daß Goethe, damals ſchon angeſtellter Beamter, auch die Abſicht hatte, ſich in Klausthal über den Bergbau zu unterrichten, um bei Wiederaufnahme der Bergwerke zu Ilmenau in irgend einer Weiſe behilflich ſein zu können, unterliegt keinem Zweifel. Allerdings war Goethe's zweite und dritte Brockenreiſe in dieſer Beziehung noch wichtiger.

Ende Novembers 1777 wurde eine Jagdpartie auf wilde Schweine im Eiſenachiſchen vom Hofe zu Weimar unternommen. Während nun die Jagdluſtigen ſich nach einer andern Seite hin begaben, ritt Goethe ganz allein dem Ettersberge zu. Über dem von Süden herkommenden Dichter ſchwebte ein Geier in dem von Norden ſich heranwälzenden Schneegewölke. Dadurch wurde der herrliche Anfang von Goethe's „Harzreiſe im Winter" veranlaßt, in welchem Goethe ſein Lied — eigentlich den nach neuen Stoffen für ſeine Poeſie umherſchauenden

Dichter ſelbſt — dem mit ſanftem Fittig auf ſchweren Morgenwolken ruhenden Geier vergleicht.

Am Sonntag den 30. November erfreute ſich Goethe an der ſchönen Ausſicht auf die goldne Aue und die ferne Rotenburg am Kyffhäuſer. An den wunderlichen Turm- und Mauerbefeſtigungen von Nordhauſen kam er vorbei. Faſt auf der ganzen Reiſe war er zu Pferde, ſchloß ſich aber an einige Invaliden an, die ihren Gnadenlohn abholen wollten. In Niederſachswerfen, jetzt einer Station an der Eiſenbahn zwiſchen Nordhauſen und Ellrich, nahm er einen Boten mit einer Laterne, der ihn in tiefer Finſternis nach Ilfeld brachte.

Als er nun den Gaſthof zu Ilfeld hell erleuchtet fand und in ihm eine Geſellſchaft von Beamten (meiſt ſehr charakteriſtiſche Figuren) beim Schmauſen erblickte, machte dies ungefähr den Eindruck auf ihn, wie wenn er ein Feſt in einer erleuchteten Zwerghöhle voll wunderbarer Kryſtalle beobachtete. Es waren die Kommiſſarien verſchiedener Höfe aus der Nähe, die lange hier gearbeitet hatten, um verſchiedene Intereſſen zu vereinigen. Gerade an dieſem Abende wurde alles mit einem Feſtgelage beſchloſſen, an dem ſie auch ihre Schreiber teilnehmen ließen. An allen dieſen Räten, Sekretären und Gehilfen wurde Goethe vorbeigeführt in den Verſchlag der Gaſtſtube. Hier pflegten zu gewöhnlichen Zeiten die Wirtsleute zu ſchlafen. Von hier aus beobachtete Goethe etwas diaboliſch dieſe gemiſchte Trinkgeſellſchaft durch ein Aſtloch.

Es iſt nicht gelungen, die Akten aufzufinden, welche in Ilfeld von dieſer Geſellſchaft aufgeſetzt waren und welche, wie man mir ſcherzend ſchrieb, auch einen näheren Einblick in das von Goethe beobachtete Trinkgelage gewähren würden, da man wohl auf öffentliche Unkoſten geſchmauſt haben, alſo auch die nötigen Küchenzettel nebſt Rechnungen nachgelaſſen haben werde. Es befindet ſich in Ilfeld ein kleines Bergamt und ſo war es zu Verhandlungen zwiſchen Stolberg und Wernigerode beſonders geeignet. Es können aber außerdem bei Verhandlungen über Berg- und Waldbau hannöveriſche und braunſchweigiſche Kommiſſarien zugegen geweſen ſein. Der Gaſthof kann nur der „zur Krone" geweſen ſein.

Goethe reiſte am Montag früh um 7 Uhr ab. Da er wieder einen Boten hatte, ſo mag er über Sophienhof geritten ſein. Jedenfalls paßt ſeine Aufzeichnung „herrlicher Eintritt in Harz" auf alle oberhalb Ilfelds berganſteigenden Wege nach Haſſelfelde, am beſten aber auf den über Sophienhof.

Goethe war gegen Mittag in Elbingerode, deſſen direkte Verbindung mit dem Brocken er für diesmal teils wegen des Wetters, teils weil er meiner Vermutung nach mit Pleſſing den Berg zu beſteigen wünſchte, noch nicht benutzte. Bei leiſem Regen zog er den felſigen Bergweg im Bodethale nach Rübeland hinab. Auf ſeinen Ritt neben der Bode her am Nachmittage des 2. Dezember beziehen ſich die Worte „die Trauer an den langen ſeichten Waſſern hin in der Dämmerung!“

Montag, den 1. Dezember, gegen Mittag langte Goethe in Elbingerode an. Er wird ſich am Nachmittage mit dem dortigen Eiſenſteinbergbau beſchäftigt haben. Dienstag, den 2. Dezember, widmete er der Baumannshöhle in Rübeland. Die „ſchwarzen Marmormaſſen aufgelöſt, zu weißen kryſtalliniſchen Säulen wieder hergeſtellt“ ſcheinen ihm auf das fortwebende Leben der Natur zu deuten. Wieder ans Tageslicht gelangt, ſchrieb er den Anfang des Gedichts „Dem Geier gleich“ auf. Nach ſeinen erſten Reiſeaufzeichnungen iſt es ſogar nicht ganz unmöglich, daß er den Geier ſelbſt, deſſen Erſcheinen er ſo ahnungsvoll zu deuten wußte, erſt bei Elbingerode erblickt hatte.

Mittwoch, den 3. Dezember, ritt er von dem Elbingeröder Plateau nach Wernigerode hinab. Ob er gewußt hat, daß er noch auf der Höhe an der ſchönſten und merkwürdigſten Eiſenſteingrube des Harzes — der blauen Pinge auf dem Büchenberge — vorbeikam, iſt aus ſeinen Aufzeichnungen nicht zu erſehen. Auch des überraſchenden Anblickes, welchen Schloß Wernigerode dem Ankommenden im Mühlthale bietet, gedenkt er nicht.

Schon auf dem Ritte beſchäftigte ihn der Gedanke an Pleſſing ganz. Vielleicht dachte er daran, wie er einſt in der Verkleidung des Wirtsſohnes auf die Pfarre zu Seſenheim gegangen war und den Kuchen dorthin gebracht hatte. Auch auf der Pfarre zu Wernigerode trat er unter falſchem Namen auf und bediente ſich dabei zwar nicht der Kleidung, aber doch des Rates eines Kellners in der „Forelle“, wo er einkehrte.

Goethe war ſeiner Angabe nach der Maler Weber aus Gotha und an mehreren thüringiſchen Höfen wohlgelitten, mußte aber jetzt trotz des Winterwetters in Familienangelegenheiten zu einer Schweſter nach Braunſchweig reiſen. Dem Kellner legte er in vornehmer Art es nahe, ihm für die Zeit ſeines Aufenthaltes in der Stadt zu einer Bekanntſchaft mit einem jungen Gelehrten zu verhelfen. Dieſer war klug genug, die Gelegenheit zu benutzen, die ſich ihm bot, den jungen Pleſſing, ſeinen Schulfreund von den unteren Klaſſen des Gymnaſiums her, mit einem ſo feingebildeten und reichen Manne bekannt zu machen. Doch iſt kaum zu glauben, daß der Kellner dabei nicht noch einen anderen jungen Mann in Vorſchlag brachte. Es befand ſich nämlich damals ohne Zweifel auch Chriſtian Friedrich Schröder in Wernigerode, der die bedeutendſten Bücher über den Brocken ſeit 1785 herausgab.

Pleſſing, wie Jeruſalem der Sohn eines angeſehenen Predigers, mochte Goethe'n als ein ähnlicher Jüngling erſcheinen. Mit welcher Spannung er ſich dieſem neuen Werther näherte, zeigt ſein Gedicht „Harzreiſe im Winter“. Allein die perſönliche Bekanntſchaft machte es ihm noch deutlicher als die beiden Briefe, die er vorher empfangen und unbeantwortet gelaſſen hatte, daß Pleſſing zwar eine intereſſante Perſönlichkeit ſei, aber doch kalt laſſe und jedenfalls zu Goethe nicht paſſe. Dieſer führte ſich auch bei Pleſſing als hochgebildeten Künſtler ein. Den jungen Pleſſing brachte er zu der feſten Überzeugung, daß er im Gaſthofe zu Wernigerode zuerſt von ihm gehört habe. Pleſſing erkundigte ſich bei dem vorgeblichen Maler, der ihm von Wieland, ja von Muſäus und Bertuch erzählte, mit großer Spannung nach Goethe. Dieſer war gezwungen, die Vorleſung wenigſtens eines der Briefe anzuhören, welche er von Wernigerode empfangen hatte. Indeſſen ſtellten ſich keine näheren Berührungspunkte zu dem Menſchenfeinde im Pfarrhauſe heraus, auf den Goethe bereits die bekannten Verſe in der Taſche trug:

Aber abſeits wer iſt's?
In's Gebüſch verliert ſich ſein Pfad,
Hinter ihm ſchlagen
Die Sträuche zuſammen,
Das Gras ſteht wieder auf,
Die Öde verſchlingt ihn.

Der alſo Beſchriebene konnte zum Glück Goethe in der behaglichen Familienſtube, aus der die Verwandten bei Goethe's Eintritte raſch entflohen, mit einem „ſehr reinlich bereiteten kalten Abendbrote“ und einer Flaſche Wein bewirten, von welcher Pleſſing, der Menſchenfeind, allerdings ſein erſtes Glas ungefähr wie ein Wilddieb niederſtürzte. Es war vermutlich nach dem gemeinſamen ſehr angreifenden Spaziergange in den Bergen, denn im allgemeinen fehlte es dem jungen Manne nicht an Lebensart. Wie ich mir auch alles hier in Betracht kommende überlege, ſo kann ich doch nur glauben, daß Goethe und Pleſſing einige Höhen zu beiden Seiten des Zilliger Baches und des

Dorfes Röſchenrode oder gar nur auf einer Seite (Wall und Tiergarten oder die Höhen zwiſchen Röſchenrode und Haſſerode) beſuchten. Die ſteinerne Renne hätte Goethe damals gewiß höchſtens von Schröder nennen hören können.

Goethe unterſuchte, ob ſich Pleſſing wohl wie ein Kranker ſeiner Leitung anvertrauen würde. In dieſem Falle hätte er ihn, der ſich kaum erſt von der Theologie mehr zur Philoſophie gewandt hatte, vielleicht doch in Karl Auguſt's Ländchen gezogen. Er hätte auch wohl die Brockenreiſe ſchon von Wernigerode aus mit ihm gemacht. Allein Pleſſing wollte weder ſeinem Rate folgen, in dem Studium der Alten Beruhigung zu ſuchen, mit denen er ſich ſpäter unter Aufopferung ſeiner Geſundheit in der That näher bekannt machen mußte, noch war er geneigt, in der Natur Troſt zu finden, wie majeſtätiſch ſie auch zur Winterzeit und wie blühend im Frühling ſeine Vaterſtadt Wernigerode umgab. Er widerſprach Goethe's Schilderung der Baumannshöhle und bewies ſogar, daß es ihm an poetiſcher Empfindung fehlte. Selbſt Goethe's Erzählung von den „nächtlich rauſchenden, von des Boten Laterne zwiſchen Bergſchluchten flüchtig erleuchtet blinkenden Gewäſſern“ (der Behre vor Ilfeld, wo Pleſſing die Kloſterſchule beſucht hatte) ließ ihn kalt.

Indem Goethe, der die Vorleſung des zweiten an ihn ſelbſt abgeſandten Briefes nicht mehr geſtattete, aus dem Pfarrhauſe in die aufgehellte Winternacht hinaustrat, fand er Markt und Straßen mit Schnee bedeckt. Er beſchaute ſich die ganze winterliche Welt, wie ſie hier mit der Kirche und dem altertümlichen Rathauſe ſo eng vom Brocken und dem Schloßberge umgeben iſt. Sein Gaſthaus befand ſich am Markte. Es trägt nun die Inſchrift „Zur Erinnerung an Goethe's Harzreiſe im Jahre 1777“. Jetzt iſt es kein Gaſthof mehr.

Goethe entzog ſich einer empfangenen Einladung zum Mittageſſen beim ſpäteren Conſiſtorialrat Pleſſing durch ſchleunige Abreiſe. Nach einiger Zeit beſuchte ihn der junge Pleſſing in Weimar. Er war nicht ſehr erſtaunt, in Goethe den geheimnisvollen Reiſenden wiederzuſehen. Goethe fand ihn etwas maßvoller als früher. Nun trat er mit ihm in Briefwechſel, der ſich indeſſen beſonders auf Pleſſing's Verſorgung bezogen haben mag. Schwerlich ohne Goethe's Empfehlung wurde er Docent in Königsberg. Auf der Rückreiſe von dem Feldzuge in der Champagne beſuchte ihn Goethe als Profeſſor an der Univerſität Duisburg. Damals leiſtete er etwas in der Geſchichte der Philoſophie, die ſeine Werke noch jetzt unter ihren Quellen als Repertorien nennt.

Goethe erzählte den Beſuch bei Pleſſing zu Duisburg und zu Wernigerode in ſeiner Darſtellung des Feldzuges in der Champagne. Auch erklärte er alle dunkeln Stellen des Gedichtes „Harzreiſe im Winter“, als Kannegießer 1820 eine Erläuterung derſelben verſucht hatte. Er hat dadurch ſelbſt ein Muſter in der Erklärung deutſcher Dichter geliefert. Dieſe beiden Arbeiten über Pleſſing ſtellen ſich den lebensvollſten Stellen in Dichtung und Wahrheit an die Seite, ſchildern aber Goethe's erſte Harzreiſe nur bis Wernigerode.

Bei Tagesanbruch am Donnerstag, den 4. Dezember 1777, ritt Goethe aus der „Forelle“ fort nach Ilſenburg. Unter den Ruinen der Harzburg zog er ohne Zweifel vorbei, ohne ihre Bedeutung für die deutſche Geſchichte zu ahnen. Es war wohl noch die Zeit, da die Burgmieke, eine verrufene Bettlerin, in den Trümmern hauſte. Auch über Oker ritt er ohne Zweifel nach Goslar, kehrte aber am Sonnabend, den 6. Dezember, zur Beſichtigung der Hüttenwerke nach Oker zurück. In Oker unterhielt er ſich ſehr gut mit dem Zehntgegenſchreiber. Es war dies eine Beamtencharge beim vormaligen unterharziſchen Communionbergamte. Der damalige Zehntgegenſchreiber hieß Volkmar. Er wurde ſpäter Bergrat, ſodann Kammerrat und zuletzt Berghauptmann in Braunſchweig.[7] Auch über Scheffler, bei dem es ſich Goethe vom 4. bis zum 7. Dezember, Donnerstag bis Sonntag, in Goslar gefallen ließ, vermag ich die erſte Auskunft zu geben.[8]

Das Haus des Gaſtwirtes Johann Nicolaus Scheffler, der am 10. März 1799 ſtarb, liegt in der Worthſtraße (jetzt Nr. 2). Etwa 1846 hörte dies Goethehaus auf ein Gaſthof zu ſein, iſt aber gegenwärtig das Offiziercaſino zu Goslar. In dieſem Offiziercaſino ſchrieb Goethe: „Wie ſehr ich wieder, auf dieſem dunkeln Zug, Liebe zu der Klaſſe von Menſchen gekriegt habe! die man die niedere nennt! die aber für Gott gewiß die höchſte iſt. Da ſind doch alle Tugenden Beyſammen, Beſchränktheit, Genügſamkeit, Grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichſte Gute, Harmloſigkeit, Dulden — Dulden — Ausharren.“ Von Scheffler aber ſchreibt Goethe, daß er viel Väterliches habe, eine ſchöne Philiſterei ſei im Hauſe und es werde einem ganz wohl darin.

Nach der Ankunft in Klausthal notierte Goethe am Sonntag, den 7. Dezember, für ſich und Frau v. Stein: „Seltſame Empfindung aus der Reichsſtadt, die in und mit ihren Privilegien vermodert, hier heraufzukommen, wo von unterirdiſchem Segen die Bergſtädte fröhlich nachwachſen.“ Dieſe Stelle iſt dahin erklärt worden, daß die in ihren

Privilegien vermodernde Reichsſtadt Goethe's Vaterſtadt Frankfurt a. M. ſei. Goethe denkt aber hier an die freie Reichsſtadt Goslar, in welcher er allerdings am 5. Dezember auch in den Rammelsberg eingefahren war, von der aber doch im Vergleich mit den jüngeren Bergſtädten Klausthal, Zellerfeld, Lautenthal, Grund, Wildemann, Altenau und Andreasberg auf dem oberharziſchen Plateau damals mit Recht geſagt werden konnte, daß ſie in ihren alten kaiſerlichen Privilegien vermodere. Erſt die Pietät gegen das deutſche Altertum hat ihr wieder genützt. Gegen Goslar, wo er nicht einmal den damals noch vorhandenen Kaiſerdom beachtet, geſchweige denn die anderen Antiquitäten, hatte Goethe auch das Wetter verſtimmt. Die Veränderung des Klimas auf der Höhe entzückte ihn. Noch am Abende des Sonntages lag Klausthal und Zellerfeld weiß vom mondbeglänzten Schnee vor ihm. Montag, der 8. Dezember ſcheint weniger ſchön geweſen zu ſein. Aber am Dienstag, den 9., legte ſich der Nebel in leichte Schneewolken zuſammen. Die Sonne (ſchrieb Goethe an Frau v. Stein) ſieht durch und „der Schnee über alles macht wieder Gefühl von Fröhlichkeit“. In Klausthal war Alles lebensvoller als in Goslar, da der in Klausthal wohnende Berghauptmann zu jener Zeit volle landdroſteiliche Befugniſſe hatte und die bergmänniſchen Privilegien, die auch für Klausthal galten, ſehr wirkſam ergänzte.

Goethe hat, wie man glaubt, 1777 in Klausthal den Umſtänden nach auf dem Rathauſe in dem Zimmer gewohnt, welches jetzt die Nummer eins trägt. Das Rathaus brannte 1725 ab, wurde aber nach 1725 ſogleich größer wieder aufgebaut. Es ſteht alſo noch jetzt ſo da, wie Goethe es bewohnt haben wird. Das „Kabinet“ des Apothekers Ilſemann, welches Goethe am Dienstag, 9. Dezember, beſichtigte, war ein ſehr bedeutendes Mineralienkabinet, das über die oberharziſchen Gruben die beſte Überſicht gewährte. Am Montag, den 8. Dezember, war Goethe in den bekannten Gruben Dorothea und Karoline, am Morgen des 9. auf den Hütten.

Am Abende deſſelben Tages reiſte Goethe noch nach Altenau. Er kann auch dort nur im Rathauſe eingekehrt ſein,*) wo, bis 1881 wenigſtens, keine Veränderungen vorgingen. Von dem jetzigen Badeorte Altenau aus ging er mit einem Führer nach dem Forſthauſe Torfhaus, um von da aus wo möglich die Brockenſpitze zu erklimmen. Nach Goethe's Tagebuche ſcheint es, als wäre er (hinauf und hinunter) über die ſteile Wand und die Lerchenköpfe nach dem Torfhauſe gegangen. Das ſind aber zwei Wege, die einander ausſchließen. Er ging über die Lerchenköpfe und ſah die ſteile Wand nur liegen. Sein Weg waren die für ihn als Miniſter Karl Auguſt's wegen des Bergbaues in Ilmenau ſo lehrreichen Dämme, welche den Hütten zu Altenau und Klausthal das Waſſer vom Brocken her zuführen.

Goethe iſt nach ſeinen in etwa vier Worten beſtehenden Andeutungen am Mittwoch, den 10. Dezember, von Altenau aus zunächſt im Schulthale hinauf nach dem Lilienkopfe gegangen. Man ſieht auf dieſen ſchönen grünen Weg hinab von der Bank am ſchwarzen Berge, der die viele Digitalis hat. Der Lilienkopf bietet wenig Ausſicht. Das von Goethe erwähnte „Altenauer Glück“ war eine Grube oben am Bruchberge. Dorthin konnte er an dieſem Tage nicht gut gekommen ſein, auch wenn er nicht ſchon um $10^{1}/_{4}$ Uhr früh vom Torfhauſe aus weiter gegangen wäre. Er will aber bloß ſagen, daß er über den Altenau-Glückerſtollen oder -Graben weggeſchritten iſt, der die Wäſſer von dem Altenauer Glück in den Dammgraben führt. Vom Lilienwege war er nach dem Altenau-Glücker Stollen gegangen. Wo dieſer in den Dammgraben läuft, ſchritt er an dieſem aufwärts bis nach der Grube Engelskrone, die er erwähnt hat. Bei dem herrſchenden Schneewetter kann er hier nur hinter dem Grabenſteiger her in deſſen Fußtapfen gegangen ſein. An der Engelskrone ging er vorbei, weiter am Graben hinauf. Noch weiter hinauf, einer alten Köhlerſtelle gegenüber, laufen auch die Gewäſſer von Sonnenthal und Roten Bruch in den Dammgraben. Hier, wo ſich ſchöne Stellen in den Tannen zeigen, kommt auch der Ramenthaler Stollen heraus. Am Ramenthaler Waſſerfalle ging Goethe rechts vorbei. Wenige Schritte links und er hätte an einem der ſchönſten Punkte des Gebirges geſtanden, der freilich noch immer in der tiefen Gebirgseinſamkeit nur wenigen Reiſenden bekannt iſt, aber eine große Zukunft hat.

Der Ramenthaler Waſſerfall iſt weder groß noch ſteil. Aber die Geſtalt eines gewundenen Füllhornes, das zwiſchen Tannen und Farnkraut an den Uferſeiten ausgegoſſen wird, macht ihn einzig in ſeiner Art. Schief und unregelmäßig ſtürzt er in den Thonſchieferfelſen herunter. Die Bank liegt für die Ausſicht zu verſteckt. Beſſer iſt die Ausſicht vom Stege. Goethe ging nur bis dahin, wo jetzt die Stufen nach dem Waſſerfalle führen, und dann zunächſt bis zu der Holzbrücke, unter welcher ſich in ſehr ſpitzem Winkel das Waſſer des Ramenthaler Waſſerfalles vom Sonnenberger Waſſer abzweigt. Hier ſieht man das Waſſer in den Tannen auf drei Seiten fließen. Ein Lilienkelch ſcheint ſich zu öffnen. Doch iſt das Ramenthaler Waſſer vor den andern Gräben in den Tannen ausgezeichnet durch einen grünen Mooſteppich, der prächtig an ihm herunterhängt, wo der Namenthaler Waſſerfall gezogen wird. Das rote Bruchwaſſer zeigt ſich hier aufwärts ganz ilſefallartig. Hier ſchießt auf einer kurzen ſehr beſchränkten Stelle das Waſſer ſehr im Grünen erſt ſteil hinunter. Dann fließt es ſanfter und deltabildend am Felſen. In der Nähe der Stelle, wo der Namenthaler Waſſerfall gezogen wird, beginnt die ſteile Wand, die ſich nach der dem Goethe'ſchen Wege entgegengeſetzten Seite hinzieht.

Dieſer Weg geht nun in jungen Fichten, wo Goethe ſehr alte geſehen hat, über einen Berg, gelangt aber ſpäter wieder an das Namenthaler Waſſer. Im Sommer bietet hier die weit herum in den Fichten verteilte Altenauer Kuhherde einen prächtigen Anblick dar. Hier zeigt ſich quer hinüber nach den Lerchenköpfen ſehr beſtimmt noch der alte Weg, den ſchon Goethe benutzt haben muß. Etwas am Namenthaler Waſſer hinauf erſcheint die ſteile Wand ſchon impoſant genug. Die ausgehauenen Wälder gleichen freilich von hier aus geſchorenen Schafen. In grünen Fichten führt der Weg immer bergauf. Immer ſchöner wird die Ausſicht auf die ſteile Wand und den ganzen grünen Bruchberg, während man über die ähnlich geſtalteten Lerchenköpfe geht. Da, wo unſer Weg zieht, liegen zwei hohe grüne Berge einander gegenüber. Von dem unſeren heißt freilich nur ein Teil die Lerchenköpfe. Der grüne Weg von den Lerchenköpfen her mündet zuletzt noch auf kurze Zeit in den alten nordhäuſiſchen Handelsweg, welcher jetzt als muſterhaft chauſſierte Poſtſtraße von Harzburg nach dem Torfhauſe heraufkommt.

Das Torfhaus beſteht jetzt aus den Wirtſchaftsgebäuden des dortigen Förſters und Oberförſters. Das Haus des Förſters iſt zugleich Gaſtwirtſchaft und Poſtexpedition, jedoch ohne Pferdewechſel. Zugleich iſt es nach Art einer großen ſchleſiſchen Gebirgsbaude mit aller Bequemlichkeit für Viehzucht und Milchwirtſchaft erbaut. Das alte Forſthaus, wo Goethe einkehrte, lag daneben und iſt die jetzige Oberförſterei. Es brannte 1869 durch Blitzſchlag ab mit allen ſeinen alten Akten. Von 1873 bis 1876 wurde an derſelben Stelle für 23 000 Thaler die ziemlich elegante Oberförſterei erbaut. Nur der Backofen daneben iſt noch der alte.[19])

Der „gehende" (nicht „reitende") Förſter, den Goethe am 10. Dezember 1777 hier „bey ſeinem Morgenſchluck in Hemdsärmeln" ſitzend fand, hieß Degen. „Discurſive" redete Goethe vom Brocken. Im Sommer, ſagte der Förſter, ſei er oft oben geweſen; jetzt würde es vermeſſen ſein hinaufzugehen. Goethe „bat die Götter, das Herz dieſes Menſchen zu wenden". Nun können Sie den Brocken ſehen, ſagte der Förſter plötzlich. Goethe trat an's Fenſter, der dicke Nebel war verſchwunden und der Berg lag vor ihm klar wie ſein Geſicht im Spiegel. Da ging Goethe'n das Herz auf. „Und ich ſollte nicht hinaufkommen! (rief er). Haben Sie denn keinen Knecht? Niemanden?" Ich will mit Ihnen gehen, ſagte der Förſter. Man denkt hier an Goethe's Worte:

„Und Altar des lieblichen Dankes
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangener Scheitel,
Den mit Geiſterreihen
Kränzten ahnende Völker.
Du ſtehſt mit unerforſchtem Buſen
Geheimnisvoll offenbar
Über der erſtaunten Welt
Und ſchau'ſt aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die Du aus den Adern Deiner Brüder
Neben Dir wäſſerſt."

Wäre Goethe nicht ganz zum Dichter verklärt worden, ſeit er vom Fenſter des Torfhauſes aus den Brocken in der Sonne liegen ſah, ſo hätte er auf dem Fußwege vom Torfhauſe nach dem Brocken, welcher ſeit Jahrhunderten unverändert geblieben ſein mag, auch noch fernerhin Gelegenheit gehabt, den Bergbau, wenigſtens den Waſſerlauf vom Brocken zu den Hütten von Klausthal zu ſtudieren. Denn lange noch geht der Weg an dem Abbegraben, dem Anfange des ſpäteren Namenthaler Waſſerlaufs und des eigentlichen Dammgrabens hin. Hundert Schritte zur Linken wird er die Hopfenſäcke (Steine wie uneben und wulſtig voll Hopfen gepackte Säcke) und auf der anderen Seite zweihundert Schritte vom Wege die Quitſchenberger Klippen geſehen haben. Nun über eine Höhe, dann in den Tannen faſt bis hinauf: ſo war Goethe um 1¼ Uhr mit ſeinem Förſter auf dem Brocken.

Von dort aus ſchien die ganze Welt in Wolken und Nebel zu liegen, während oben alles heiter war. Goethe ſtand in der Mittagsſtunde, grenzenloſen Schnee überſchauend, zwiſchen „jenen ahnungsvollen Granitklippen", über ſich den vollkommen klaren Himmel, von welchem herab die Sonne gewaltſam brannte, „ſo daß in der Wolle des Überrockes der bekannte brandige Geruch erregt ward". Unter ſich ſah er ein unbewegliches Wogenmeer nach allen Seiten die Gegend überdecken und nur durch höhere und tiefere Lage der Wolkenſchichten die darunter befindlichen Berge und Thäler andeuten. Um vier Uhr traten ſie den Rückweg an. Goethe übernachtete auf dem Torfhauſe. Spät trat er noch einmal vor die Thür. Da lag der Berg noch im hohen herrlichen Mondſchein über den Fichten vor ihm. „Was ſoll ich vom Herrn ſagen mit Federſpulen, was für ein Lied ſoll ich von ihm ſingen?“ ſchrieb der beglückte Sänger an Frau von Stein. Auch oben auf dem Teufelsaltar ſtehend, hat er Gott gedankt. Und ſo ſagt er auch in dem Gedicht ebenſo fromm als fauſtartig:

Altar des lieblichen Dankes
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geiſterreihen
Kränzten ahnende Völker.

So hat er auch ſchon am Morgen vor dem Aufbruche nach dem Brocken ein Zeichen dankbarer Erinnerung in eine Fenſterſcheibe des Forſthauſes gegraben.

Donnerstag den 11. Dezember kehrte er über Altenau nach Klausthal zurück. Sein Pferd hatte er wohl nicht in Altenau, ſondern eines zuletzt jäh ins Okerthal hinabſtürzenden Weges halber ſchon in Klausthal ſtehen laſſen. Er hätte ſonſt nicht noch einmal nach Klausthal gebraucht, da das Dammhaus, welches er am Freitag den 12. Dezember zuerſt beſuchte, ziemlich nahe bei Altenau liegt. Er ſah alſo von der alten Harzwaſſerleitung ſelbſt das „Dammhaus“. Deshalb ſpricht er in dem Gedichte „Harzreiſe im Winter“ auch vom „Wäſſern“ des Gebirges und erklärt — jedoch nur im allgemeinen richtig — daß er dabei an den Bergbau gedacht habe. Von dem noch jetzt ſo ſchlicht wie ein harziſches Zechen- und Grubenhaus vor hundert Jahren daliegenden Dammhauſe folgte er nicht weiter der heutigen Poſtſtraße nach Andreasberg. Er wanderte bergauf und bergab, über den Bruchberg in die Schlucht[11]) hinab. Da ſein Pferd dabei offenbar meiſt von dem Boten geführt wurde und da er an den vorhergehenden Tagen die Brockenreiſe zu Fuße gemacht hatte, ſo ward ihm dieſer Tag ſehr ſauer, beſonders weil er wie in Goslar und Klausthal ſo auch hier wieder ins Bergwerk, den Samſon, einfuhr. Um ſo mehr erquickte ihn die anſcheinend von ihm ſelbſt bereitete Kalte Schale auf dem jetzt von Herrn Werner bewirtſchafteten Rathauſe, welches er nur bei Andreasberg ſelbſt als ſeine Herberge genannt hat.

Am 13. Dezember um ſechs Uhr brach Goethe in Andreasberg auf, um entweder im Oderthale oder im Sperrlutterthale, welche beide nach dem jetzigen Badeorte Lauterberg führen, anfänglich noch in völligem Dunkel und, wie es ſcheint, auf dem ganzen Wege „in glättendem Nebel“ hinabzureiten. „War ſchon feuchter,“ ſchreibt er, „doch noch Schnee.“ Während des Fütterns ſah er ſich auf der Königshütte bei Lauterberg um. Es war beim Ausreiten von Lauterberg, wo nicht ſchon von Andreasberg, als Goethe noch eine Blume für Frau von Stein unter einem Felſen brach. Er überſandte ſie der Geliebten erſt am 30. Dezember. Wahrſcheinlich war es eine Steinnelke, deren ſich viele noch zu ſehr ſpäter Jahreszeit auf dem Harze finden. Durch das Auffinden der Blume ſind wohl die Worte in der „Harzreiſe im Winter“ angeregt:

Umgieb mit Wintergrün,
Bis die Roſe wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!

Mit „feuchten Haaren“ gelangte der Dichter in Begleitung eines unwiſſenden Boten über Silkerode nach Duderſtadt. Es iſt der Hauptort des hannöverſchen Eichsfeldes, das mit ſeinen Kleefeldern und lachenden Wieſen die Goldene Mark genannt wird und keineswegs ſo arm iſt als das zur Provinz Sachſen gehörige Eichsfeld. Im Jahre 1777 war Duderſtadt noch eingerahmt von alten Feſtungswällen mit einem grünen Kranze mächtiger Linden und Kaſtanien. Vier ſchlanke Türme grüßten freundlich den ankommenden Reiter; ernſter blickte von der Anhöhe der alte mittelalterliche Warttum. Auch die gewaltige Maſſe des Harzes mit dem Brocken hätte Goethe hier bei hellerem Wetter noch einmal vor ſich ſehen, nicht minder den hellglänzenden Waſſerſpiegel des Seeburger Sees und die beiden Gleichen bei Göttingen erkennen können. Doch ſah Goethe ſchon darum von alledem nichts, weil ihm (wahrſcheinlich auf der Königshütte) etwas ins Auge geflogen war, ſo daß er ſich im Gaſthauſe zu Duderſtadt nur das Auge verband und ſchlafen ging.

Am 14. Dezember reiſte Goethe, wie beim Auszuge aus Weimar ohne Boten, in tiefem Nebel und Kot nach Mühlhauſen in Thüringen. Er verweilte dort von zwei Uhr nachmittags bis zum anderen Morgen. Am 15. beendigte er die Reiſe in Begleitung eines Poſtillons. Gegen elf Uhr früh war er im Eiſenachſchen, wo er den Herzog mit engliſchen Bereitern fand. Auf dieſe Weiſe ſchloß ſich Goethe noch an die „Brüder der Jagd“ an, die mit dem jugendlichen Übermut einer fröhlichen Mordſucht auf der Fährte des Wildes einhergegangen waren, während er von ſeinem Pferde aus ruhig beobachtet hatte, wie ſich das rauhe Wild in die Dickichtſchauer der Harznebel drängte. Nachts ergötzte und rührte er die Genoſſen bei einer praſſelnden Kaminflamme durch die Erzählung ſeiner wunderlichen Abenteuer. Am 16. Dezember langte er mit den Freunden in Weimar wieder an. Noch im Januar 1778 fehlte es hier trotz des Theaterſpielens bei wiederholten Schweinehetzen, wozu noch immer die dem Landbau ſchädlichen Eber aus Eiſenach in die Reitbahn geliefert wurden, nicht an bunten Erinnerungen an den Dezember des Jahres 1777. Am 16. Dezember brach Goethe „ein Eiſen in einem angehenden Schweine unter der Feder weg“. Doch ging der Segen, welchen er in der „Harzreiſe im Winter“ den Brüdern der Jagd gewünſcht hatte, an ihm ſelbſt nicht verloren. In der erſten Woche des Februars war er viel auf dem Eiſe in immer gleicher Stimmung, die er jetzt faſt zu rein fand. Er fühlte eine Vorahnung der Weisheit. Auch glaubte er, eine ſchöne Aufklärung über ſich ſelbſt empfangen zu haben. Er empfand eine beſtändige Freude an Wirtſchaft, Erſparnis und Auskommen und eine ſchöne Ruhe in ſeinem Hausweſen wenigſtens „gegen vorm Jahr“.

Goethes vierzehntägige erſte Harzreiſe ſteht in ſeinem Leben einzig da. Seine Stimmung auf der Reiſe war durch das Verhältnis zu Frau von Stein bedingt, welches damals jedenfalls noch ganz rein war und durch die Entfernung noch mehr idealiſiert wurde. Hätte Goethe die Reinheit, deren er ſich auf dieſen Irrfahrten rühmte, jemals in einem größeren Werke niedergelegt, ſo würden wir von ihm eine Verherrlichung unſerer arbeitenden Bevölkerung beſitzen, welche an ſittlicher Hoheit ſeine meiſterhafte Verrherrlichung des deutſchen Bürgertums in „Hermann und Dorothea“ noch weit überträfe. Hat er aber auch jene Reinheit ſeiner Empfindungen auf der Reiſe in keiner ſeiner größeren Dichtungen niedergelegt, ſo wäre doch ohne den Sinn für das Wirtſchaftliche, welchen er als Reiter mit dem hinten aufgeſchnallten „Mantelſäckgen“ gewonnen hatte, ſelbſt in dem ganz anders gerichteten zweiten Teile des „Fauſt“ manche Stelle nicht zu denken.

Der Ton für die Brockenſcenen im „Fauſt“ wurde durch die zweite und dritte Harzreiſe beſtimmt. Sie trugen einen ganz anderen Charakter als die erſte. Beiden lag ein höfiſches Intereſſe zu grunde, ſowohl in geſelliger Hinſicht als in Bezug auf den Bergbau zu Ilmenau.

Das bis zu der Enklave Allſtedt nach Norden reichende Ländchen Karl Auguſts wurde von Anhalt nur durch Sangerhauſen und Rammelburg getrennt. Anhalt zerfiel noch in mancherlei Linien, aber die Höfe zu Bernburg und ſpäter zu Ballenſtedt wie zu Deſſau verkehrten gern mit angeſehenen Schriftſtellern. Eine Fürſtin zu Bernburg hatte ſchon die Huldigungen Johann Georg Jakobis angenommen, der in Halle, wo das preußiſche Regiment ihres Mannes ſtand, Profeſſor war. Noch mehr als der Verkehr mit Anhalt mußte dem weimariſchen Hofe aber der Verkehr mit Braunſchweig ans Herz gewachſen ſein, da die verwitwete Herzogin von dorther ſtammte und durch die an dem Collegium Carolinum verſammelten Dichter bereits ein Vorbild für den Muſenhof zu Weimar erhalten hatte. Aus dieſen Beziehungen ging Goethes zweite und dritte Harzreiſe hervor.

Wenn der Reiſende jetzt auf der Eiſenbahn von Halberſtadt nach Blankenburg fährt, ſo glaubt er plötzlich in einem Hügel eine Anzahl Feuerſchlünde oder wenigſtens den aus dieſem ſcheinbaren Vulkane aufſteigenden Rauch zu erblicken. Dicht neben den Feuerſchlünden graſen Schafe, Ziegen und Gänſe. Eine fröhliche Kinderſchar tummelt ſich im Sonnenſcheine unter ihnen. Unter der mit Gras bewachſenen einen Meter hohen Erdſchicht befindet ſich ein harter, gelblicher Sandſtein. Einige arme Mietsleute aus dem nahen Dorfe Langenſtein gründeten ſich hier ein eigenes Haus, indem ſie Stuben, Kammern und Küchen in die Felſen meißelten. Durch Aushauen der Vorderwand zu Fenſtern wurde Licht geſchafft und endlich ſogar in die Decke ein Schornſtein gebohrt, ſo daß der Rauch fröhlich zwiſchen den graſenden Ziegen hindurch ſeinen Auszug nach dem blauen Himmel zu halten konnte. Ja, die Felſenhöhlen wurden mit Holz und Fachwerk ausgefüllt und inwendig mit Kalk übertüncht. Auch Stallungen legten die Troglodyten an. Selbſt ein Gärtchen mit Blumen und Gemüſe durfte vor den Höhlen nicht fehlen. Zu Goethes Zeit hatten die Dorfbewohner höchſtens ſchon einige Keller in den Felſen gehauen. Goethe ſah Ähnliches in Italien, aber nicht in Langenſtein. Damals winkte dem Dichter, wenn er nach Langenſtein kam, von hier aus eine Windmühle ſchon von weitem entgegen. Zwar iſt ſie jetzt verſchwunden, doch der Name Windmühlenberg iſt geblieben.

Dem Dorfe Langenſtein ſehen wir Goethe, wie von einem Magnet angezogen, mit ungewöhnlicher Schnelligkeit am 8. und 9. September 1783 zueilen, nachdem er am 7. September auf dem Gickelhahn in Thüringen das ergreifende Gedichtchen „Über allen Gipfeln iſt Ruh" in einem beinahe überirdiſchen Tone verfaßt hatte. Zu Langenſtein wohnte die Marquiſe Branconi, die Geliebte Karl Wilhelm Ferdinands von Braunſchweig. Dieſer war Kommandeur des preußiſchen Regimentes in Halberſtadt. Er hatte daher zwiſchen Halberſtadt und Schloß Blankenburg, welches ihm gehörte, ſeiner bekannten Geliebten, der Marquiſe von Branconi, den Gutshof gekauft. Goethe ſpricht in ſeiner Schrift über die Campagne in Frankreich die Anſicht aus, daß Karl Wilhelm Ferdinand, wenn er ihn auch während des Feldzuges als Hiſtoriographen möglichſt für ſich zu gewinnen ſuchte, ihm doch nicht aufrichtig zugethan geweſen ſei. Deſto mehr war ihm die Marquiſe von Branconi ergeben. Beinahe hätte der Herzog eine Anwandlung von Eiferſucht verſpüren können, wäre nicht ihr Verhältnis zu Lavater, Gleim und Zimmermann, wenn auch von ſeiten der Marquiſe weniger feurig, doch immerhin gleichfalls herzlich geweſen. So war denn auch Langenſtein ein Muſenſitz geworden, dem ſich Lavater und Gleim einſt disputierend nahten, indem dieſer jenen aufforderte, um die Thatkräftigkeit ſeines Glaubens zu beweiſen, den Hoppelnberg, welcher ſich bei dem Dorfe erhebt, als Bergrieſen in die Mark vor das Schloß Friedrich's des Einzigen zu verſetzen. Leſſing ſcheint die Branconi in Langenſtein nicht beſucht zu haben. Er erkletterte aber den „Gläſernen Mönch“ am Landhauſe, welchen er „den Juden“ nannte.

Goethe hatte auf dieſer zweiten Harzreiſe den Sohn der Frau von Stein bei ſich. Mit ihm verweilte er bei der Marquiſe von Branconi ungefähr acht Tage lang. Am 11. September beſuchten ſie von Langenſtein aus die Roßtrappe und ſpeiſten auf einem großen, in den Fluß geſtürzten Granitſtücke zu Mittag. Bei gleich ſchönem Wetter machten ſie am 12. September Ausflüge nach der Baumannshöhle, den Marmorbrüchen und der Marmormühle in Rübeland.

Am 14. September traf Goethe von Langenſtein aus mit dem geſamten braunſchweigiſchen Hofe, die Gemahlin Karl Wilhelm Ferdinands ausgenommen, in Halberſtadt zuſammen. Man hatte die verwitwete Herzogin von Weimar, welche einen Beſuch in ihrer Vaterſtadt gemacht hatte, bis dahin zurückbegleitet. Schon auf der Hinreiſe hatte ihr der Domdechant von Spiegel auf Gleims Wunſch ein Feſt auf den Spiegelsbergen gegeben, die er wie ein Pückler-Muskau des vorigen Jahrhunderts aus einer Wüſte in ein Paradies umgewandelt hatte. Goethe begleitete jedoch die Herzogin Amalia von Halberſtadt aus noch nicht nach Weimar zurück. Mit dem Sohne der Frau von Stein begab er ſich nach dem Oberharz. Am 18. September langten ſie in Klausthal oder richtiger vielleicht in Zellerfeld, wohin ſchon die Briefe beſtellt waren, an. Da ſeit 1780 Herr von Trebra zwar nicht Berghauptmann, aber Viceberghauptmann in der eng mit Klausthal verbundenen Bergſtadt Zellerfeld war, ſo legte Goethe, welcher beſonders im Hauſe der Frau von Stein mit ihm vertraut geworden war, auf der zweiten und auf der dritten Harzreiſe den eigentlichen Grund zu ſeinem mineralogiſchen Wiſſen. Am Sonntag den 21. September[13]) führt Herr von Trebra, deſſen Bericht nun vorliegt[14]), Goethe und den Sohn der Frau von Stein auch auf den Brocken. Auf dieſer zweiten Brockenreiſe kam Goethe mit Herrn von Trebra wieder nach dem Torfhauſe. Der Sohn der Frau von Stein ritt auf einem Pferdchen nebenher. Doch weder dieſer noch Goethe wurden anfänglich von Degen beachtet, welcher zwar bei dem ſchönen Wetter Tiſche und Stühle für die vornehmen Gäſte zurechtſetzte, aber dabei nur Herrn von Trebra, der ſein Vice-Berghauptmann war, jeden Wunſch vom Geſichte abzuſehen ſuchte. Endlich fiel ſein Blick während der Bedienung der Gäſte auch einmal auf Goethe. Er erkannte den vornehmen Herrn, der ihm für die Führung auf den Brocken einſt einen Louisdor gegeben hatte und machte einige Bemerkungen über jene Beſteigung des Brockens im Winter, die Goethe noch für ſeine Beſchreibung in Proſa benutzt zu haben ſcheint. Der Rückweg vom Brocken wurde diesmal unter Führung des Vice-Berghauptmanns über Schierke, Elend, Oberbrück, dann am Rehberger Graben hin nach Andreasberg genommen. Eine Stelle am Rehberger Graben iſt mit einem großen Haufen herabgeſtürzter Steine von Tiſch-, Stuhl- und Ofengröße verſchanzt, darunter Granit mit aufgeſetztem eingewachſenen dunkelblauen faſt ſchwarzen ſehr harten Thongeſtein. Trebra bemerkte, daß dies nur von den Rehberger Klippen herunterkommen könne. „Dahin müſſen wir!“ rief Goethe. „Die moosbedeckten, ſchlüpfrigen Felsſtücke liegen gefahrvoll durcheinander, wir können die Beine dazwiſchen brechen“, ſagte Trebra. „Nur fort! nur fort! Wir müſſen noch zu großen Ehren kommen, ehe wir die Hälſe brechen!“ erwiderte Goethe. Sie gelangten bis dicht an die Rehberger Klippe. Hier ergriff Goethe eine in den Felſen eingewachſene Strauchwurzel, ſchwang ſich auf Trebras Schultern und griff mit den Händen nach dem merkwürdigen Abſchnittsſtrich von hier eingewurzeltem Urgebirge blaßfleiſchroten Granits und darauf ſtehendem dunkel-, faſt ſchwarzblauem Thongeſtein. Auf dieſe Fahrt bezieht ſich eine in Goethe's Gartenhauſe erhaltene Tiſchplatte. Die Heimkehr nach Weimar wurde diesmal über Göttingen und Caſſel genommen.

Das Jahr 1784 iſt Goethe's eigentliches Bergmanns- und Granitjahr. Den Bergbau in Ilmenau eröffnete er nun durch eine Rede und über den Granit begann er zu ſchreiben. Seinen amtlichen Beſtrebungen ſo wie ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen entſprachen aber ſchon in „Wilhelm Meiſter", auf den auch wohl der Verkehr mit der Branconi einwirkte, gewiſſe Grundideeen ſeiner Dichtungen aus dieſer Zeit. Nur aus der Wahrheit Hand empfängt er den Schleier der Dichtung. Jedes Schöne erinnert an Frau von Stein. Die Sonne, welche die Bergnebel durchbricht, iſt das Lieblingsbild des Dichters geworden, der in dieſem Jahre von Karl Auguſt zu einer bergmänniſchen Reiſe nach dem Harze aufgefordert wird. Allerdings wurde ſie mit einem längeren Beſuche Goethe's und Karl Auguſt's am braunſchweigiſchen Hofe verbunden. Mit Einſchluß des Aufenthaltes in Braunſchweig befand ſich Goethe damals ungefähr vom 10. Auguſt bis zum 10. September auf dem Ober- und Unterharze. Die Hinreiſe nach Braunſchweig geſchah über Mühlhauſen, Dingelſtedt, Zellerfeld und Goslar, die Rückreiſe nach dem Herzogtum Weimar von Langenſtein quer über den Harz nach Allſtedt. Goethe konnte kaum, ohne das früher erwähnte Schloß Rammelburg zu berühren, von Langenſtein nach Allſtedt gelangen. — Am Hofe zu Braunſchweig mußte Goethe franzöſiſch ſprechen. Er hatte deshalb auch für die Zeit ſeines dortigen Aufenthaltes mit Frau von Stein einen franzöſiſchen Briefwechſel verabredet. Seine in Braunſchweig geſchriebenen Briefe reichen vom 18. bis 31. Auguſt. Er ſelbſt gefiel ſich ziemlich gut am Hofe Karl Wilhelm Ferdinand's, doch ſehnte ſich Karl Auguſt lebhaft von da in eine Köhlerhütte und nach ſeiner Pfeife. Über die neue Geliebte des Herzogs von Braunſchweig, von der die Branconi verdrängt war, urteilte Goethe ungünſtig. Er erwähnt einiger braunſchweigiſchen Soldaten, die der Merkwürdigkeit wegen bei Hofe auftraten, weil ſie in Amerika faſt zu Indianern geworden waren. Ein Urteil über die Verſendung der braunſchweigiſchen Soldaten nach Amerika wird nicht einmal angedeutet.

Nach dem Aufenthalte in Braunſchweig begab ſich Goethe mit Karl Auguſt nochmals nach Goslar. Hier aber trennte ſich der Herzog von Goethe, weil er lieber den Hof zu Deſſau beſuchen, als an Goethe's dritter Brockenbeſteigung und ſeinen fortgeſetzten mineralogiſchen Studien teilnehmen wollte. Der Herzog verfolgte überhaupt damals eifrig, beſonders in Braunſchweig, politiſche Pläne, worauf ich hier nicht eingehe. Treu ſtand Goethe der Maler und Kupferſtecher **Kraus** zur Seite, welchen er von Weimar mitgenommen hatte, um für Trebra's bahnbrechendes Werk „Erfahrungen vom Inneren der Gebirge" als Maler und Kupferſtecher zu wirken und auch für Goethe nach deſſen Auswahl ſeltſame Felsgebilde zu zeichnen.

So näherte ſich denn Goethe nochmals wie im Jahre 1777 von Goslar aus den Bergſtädten, die wegen ihres ſpäteren Urſprungs nach Einführung des Landfriedens ohne Türme und Thore weit hingeſtreckt in ihren Thälern zwiſchen den Gärten daliegen. Alle Häuſer waren damals nur von Holz erbaut und mit Holzſchindeln gedeckt. Zu jener Zeit liefen in Klausthal, deſſen Geſtalt eine „dreizinkige Gabel" darſtellt, noch viele Bergmannskinder in bloßen Hemden umher. Die Bergmannsfrauen trugen das Heu von den Wieſen, weit bis übers Knie aufgeſchürzt, auf dem Rücken nach Hauſe. Aber der Sonntagsſtaat des Bergmannes beſtand nach Günther's Angabe, wie vielleicht noch jetzt, aus einem dreieckigen ſchwarzen Hut, einem Grubenkittel aus ſchwarzem Barchent, einer mit halbkugeligen gelben Knöpfen beſetzten Weſte von rotem Tuche, weißen Strümpfen, dem Hinterleder von ſchwarzem Glanzkorduan und einem Rohrſtocke.

Trebra begleitete diesmal nicht wieder den Dichter vom Zellerfelder Plateau aus nach dem Brocken. Der Gipfel desſelben hatte damals noch nicht das Ausſehen wie jetzt mit dem großen Gaſthofe und dem hohen Ausſichtsturm. Während aller drei Goethe'ſchen Brockenreiſen befand ſich auf dem Brockengipfel erſt das Häuschen, welchem der mehrfach erwähnte Brockenſchriftſteller Schröder ſpäter den hübſchen Namen „Wolkenhäuschen" gab. Seine Wände ſind aus Stein und Moos aufgeführt. Der Botaniker kann an ihnen eine ſehr charakteriſtiſche Brockenflora ſtudieren. Ein kleines Gaſthaus befand ſich auf der nahen Heinrichshöhe. Es wurde von Schloß Wernigerode aus mit allem Nötigen verſorgt und ſcharf beaufſichtigt. Vielleicht ſchrieb ſich Goethe ſchon während der erſten Reiſe in das Brockenbuch ein oder verhehlte wenigſtens dem Förſter vom Torfhauſe und dem Brockenwirte ſeinen Stand und Namen nicht. Dadurch würde dann auch wohl die Familie Pleſſing in Wernigerode ihrem launiſchen und geheimnisvollen Beſucher allmählich auf die Spur gekommen ſein. Man brauchte ſich dann nicht mehr zu wundern, daß der junge Pleſſing Goethe einen Beſuch machte, nachdem dieſer ſeine Briefe unbeantwortet gelaſſen hatte.[15])

Bei ſeinem letzten Brockenbeſuche ſchrieb der Dichter die aus einem römiſchen Klaſſiker entlehnten Verſe ins Fremdenbuch:

Quis cœlum posset nisi cœli munere nosse
Et reperire Deum, nisi qui pars ipse Deorum est?

Nach meiner Überſetzung:

Wer kennt anders den Himmel als durch die Gabe des Himmels,
Und wer findet den Gott, der teil nicht hat an den Göttern?

Auch dieſe Worte zeigen, wie Goethe ſich auf dem Brocken mit Gedanken beſchäftigte, welche bald in dieſer, bald in jener Weiſe ſeiner Dichtung von Fauſt verwandt waren. Nicht von Goethe rühren jedoch folgende Verſe her, die er einſt in das Brockenbuch geſchrieben haben ſoll und die unter ſeinem Namen auf die jetzt als Brockenbücher ausliegenden Folianten mit goldenen Lettern eingegraben ſind:

Was leſ' ich hier, Gott ſteh' mir bei!
Verfluchen möcht' ich alle Tinten,
Empfind' ich der Empfindung Finten
Zu ekler Federfuchſerei!
Harzrieſe, laß dein Brockenbuch
Dir nicht von Stumpfſinn ganz verklexen,
Und mußt du dulden matten Lug
Verhunzter Seelen: dann, ihr Hexen,
Nehmt zu Walpurgis eure Beſen
Und fegt, als wär' er nie geweſen,
Den Wiſchwaſch aus dem Brockenbuch!

Nach einer gewiß richtigen Vermutung des Profeſſor Düntzer verhält es ſich mit dieſen Verſen alſo. Gleim hatte mit Anknüpfung an Goethe's Gedicht „Alexis und Dora“ folgende Verſe als Gegner Goethe's und Schiller's im Xenienkampfe drucken laſſen:

Alexis:
Haſt du den Almanach geleſen?

Dora:
Ich las und las und nahm den Beſen
Und fegte weg aus ihm, rein wegfegt' ich ꝛc.

Darauf erfolgte von Weimar aus die Antwort an Gleim:

Alexis:
Sag, wie kamſt du zu dem Beſen
Und, was ſchlimmer iſt, zum Reim?

Dora:
Bin in Halberſtadt geweſen
Bei dem guten Vater Gleim.

Die jetzt mit Goldſchrift auf dem Brockenbuche ſtehenden Worte ſcheinen von einem Halberſtädter, der Gleim's Angriff auf die Xenien und die Antwort darauf genau gekannt hat, erſt nach dem Xenienkampfe für das Brockenbuch verfaßt und fälſchlich Goethe zugeſchrieben zu ſein. Dieſe Aufſchrift oder wenigſtens Goethe's Name darunter ſollte alſo von den Brockenbüchern wieder verſchwinden. Bei dem zweiten Brocken-Beſuche ſchrieb Goethe bloß ſeinen Namen in das Brockenbuch.

Goethe und Kraus blieben in der Nacht vom 4. zum 5. September auf dem Brocken. Den 5. September verweilten ſie in der „Gegend von Schierke und Elend“. Kraus zeichnete und Goethe klopfte mit dem Hammer des Mineralogen bei ſchönem Wetter an jeden Felſen, vor allem wohl an die im „Fauſt“ erwähnten Schnarcherklippen. Da Goethe nun zum zweiten und letzten mal nach Schierke kam, ſo wurden ſeine Brockenſtudien zum erſten Teile des „Fauſt“ am 5. oder 6. September abgeſchloſſen. Vier Jahre ſpäter dichtete er im März 1788 in der Villa Borgheſe bei Rom die Hexenküche, 1800 aber zu Hauſe die Walpurgisnacht. Die Reiſe nach Italien trat er erſt an, nachdem ſich die Hoffnungen auf den Bergbau zu Ilmenau als eitel erwieſen hatten. Auf ſeiner vierten, die Reiſe nach Aſchersleben mitgerechnet fünften, Reiſe nach Niederſachſen wurde weder Zellerfeld noch der Brocken mehr beſucht. Doch blieb ſeine Verehrung und Dankbarkeit für den Viceberghauptmann von Treba ſtets unverändert. Ohne ihn würde ſelbſt Goethe's Genius den Weg ins Innere der Natur nicht ſo ſchnell gefunden haben. Auf dem Wege zu Frau von Branconi verfolgte er 1784 das erfriſchende Granitgebiet der Bode von Schierke bis zur Roßtrappe. Seine Beziehungen zu dem braunſchweigiſchen Hofe waren mit dem Beſuche bei Frau von Branconi noch nicht zu Ende.

Die Leſer werden erwarten, daß ich mich auch über die Sage von der Walpurgisnacht ausſpreche[16], da Goethe zwiſchen den Scenen von der Hexenküche und der Walpurgisnacht 1799 auch die ſpäter von Mendelsſohn komponierte Kantate „Die erſte Walpurgisnacht“ geſchrieben hat. Den Brocken hat der Dichter zwar in dieſer ſchönen Kantate nicht genannt. Aber der Berggipfel, der am 1. Mai mit „reinem Schnee“ bedeckt iſt, während ringsum alles grünt, kann nur der Brocken ſein. Auch iſt es ſchon bekannt, daß dem Gedichte die Abhandlung eines Altertumsforſchers zu Grunde liegt, welcher den Glauben an die Fahrt der Hexen nach dem Brocken zu erklären ſuchte.

Seine rationaliſtiſche Hypotheſe iſt aber falſch, gleichviel ob ſie an Karl den Großen, an einen Herzog von Braunſchweig oder an die Bewohner von Schloß Wernigerode geknüpft wird. An die letzteren erinnert der „Wall“ in Goethe’s Gedicht, da der ſchönſte Punkt auf Schloß Wernigerode noch jetzt der „Wall“ heißt. Der Inhalt der Kantate iſt daher etwa dieſer.

Nachdem das Chriſtentum mit Gewalt bei den Niederſachſen eingeführt war, bewirkte die Geiſtlichkeit, daß die heidniſchen Götter bei dem Volke höchſtens noch als Teufel und Unholde fortleben konnten. Gerade dieſes Aberglaubens wegen verurteilt Goethe die erſten Chriſten unter den Sachſen. Dagegen ſchreibt er den noch unter dem Volke verborgenen Heiden eine reine Lehre vom Allvater (Wodan) zu., Ihre Prieſter, die er fälſchlich Druiden nennt, wollen das Frühlingsfeſt am 1. Mai auf dem Brocken begehen. Aber die Pfaffenknechte haben einen Wall (Schloß Wernigerode?) aufgeworfen, um von da aus den kürzeſten Weg auf den Brockengipfel durch die ſteinerne Renne, das Thal der Holtemme, zu ſperren. Da brechen die weiſen Prieſter mit ihren Frauen bei Nacht ſich mit Feuerbränden in der Verkleidung von Unholden und Hexen Bahn zu Allvater und zum Brockengipfel. Die abergläubiſche Menge weicht ſcheu zurück und verbreitet das Märchen vom Hexenritte in der Walpurgisnacht.

Gegen dieſe Auffaſſung ſpricht zunächſt, daß für die Zeit Karl's des Großen und ſogar für die Zeit der Erbauung von Wernigerode noch nicht einmal der Name des Brockens urkundlich belegt werden kann. Es gibt in Deutſchland viele Hexenberge. Erſt im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert wird der vorher gar nicht erwähnte mons habens fontem in summo cacumine, der Brocken, alleiniger Hexenberg. 1620 wußte man beinahe17) von keinem anderen Hexenſabbath mehr in Deutſchland als von der Walpurgisnacht auf dem Brocken. Daß Goethe noch die Fauſtſage mit der Walpurgisnacht verband, hat die Volksüberlieferung nach ihrer edlen Einfachheit ſich ebenſowenig aneignen können als den Inhalt gewiſſer ſehr überladener Bilder, welche Goethe ebenfalls genial benutzte.

Es war jedoch nicht Goethe, ſondern 1756 Löwen aus Klausthal geweſen, der zuerſt Fauſt auf den Brocken geführt hatte. Im Vergleich mit Löwen's Walpurgisnacht hat ſogar Goethe dieſelbe von dem litterariſchen Ballaſt noch teilweiſe wieder befreit. Den Gedichten „Die erſte Walpurgisnacht“ und „Harzreiſe im Winter“, von denen auch das erſtere ſeiner Stimmung während der früheſten Brockenbeſteigung entſpricht, hat er einen noch viel höheren und reineren Gehalt gegeben, als der von ſchierikaniſcher Bergluft durchwehten Brockenſcene im „Fauſt".[19]

Der Gipfel der Goethe'ſchen Vertrauensſtellung in Weimar, zu welcher unbedingt notwendig war, daß die Herzogin zwiſchen Karl Auguſt und Goethe die dritte im Bunde wurde, war es, daß dieſe 1789 nur von Goethe, einigen Kammerfrauen und Lakaien nach Aſchersleben geleitet wurde, wo der Herzog bei ſeinem Regimente verweilte. Frau von Stein war empfindlich, weil die Herzogin mit Goethe die Reiſe allein gemacht habe. Die Herzogin äußerte, der Herzog habe es ſo gewollt. Für größere Geſellſchaften ſei in Aſchersleben kein Raum. Eine Garniſon ſei nicht der angenehmſte Aufenthalt. Sie habe aber von Aſchersleben aus auch bloß die Roßtrappe beſteigen wollen. Goethe war ohne Zweifel auch mit auf der Roßtrappe und ſo wäre dieſe, wie oben angedeutet, ſeine vierte Harzreiſe.

2. Goethe's Reiſe nach Helmſtedt im Jahre 1805.

Goethe machte die Reiſe nach Helmſtedt 1805 von Halle aus. Auf den Gedanken, Beireis in Helmſtedt mit ſeinem Sohne und mit F. A. Wolf zu beſuchen, kann Goethe auch durch den Romanſchreiber Lafontaine gebracht worden ſein.

In den Tages- und Jahresheften bemerkt Goethe bei dem Jahre 1803, daß ihm Wolf, Riemeyer und Lafontaine in Halle „mit gewohnter Freundlichkeit" entgegengekommen ſeien. Aus den Tages- und Jahresheften von 1802 dagegen wiſſen wir, daß Goethe damals vorzugsweiſe mit Reichardt verkehrte. Da nun in Lafontaine's Biographie von Gruber geſagt iſt, daß Goethe von Reichardt zu Lafontaine geführt wurde, ſo iſt mit Sicherheit anzunehmen, daß der in Lafontaine's Biographie beſchriebene Beſuch Goethe's in das Jahr 1802 fällt, daß ihm aber ein anderer gleichfalls für die Goetheforſchung bemerkenswerter Verkehr Goethe's und Lafontaine's nicht bloß 1803, ſondern auch 1805 gefolgt iſt. Reichardt hatte (1802) zu Lafontaine geſagt, daß er ihm in einigen Tagen einen Kaufmann aus Hamburg zuführen werde. Wirklich kam er dann mit einem Fremden zu ihm, den er durch einige unverſtändliche Worte vorſtellte. Man ging in den Garten bei Lafontaine's Beſitzung vor dem Thore. Den Fremden intereſſierte die lange Baumallee. Am Ende des Ganges blieb er ſtehen, betrachtete lange die Ausſicht und ſagte, ſelbſt in Italien habe er eine ſolche Menge großartiger Gebäude, wie ſich hier dem Blicke darſtelle, nie geſehen. Dadurch wurde das Geſpräch auf Kunſt und Altertum gelenkt. Lafontaine hörte mit Erſtaunen, wie voller Kenntniſſe der Kaufmann war. Das Intereſſe an demſelben wuchs von Minute zu Minute. Lafontaine pflegte ſeine Beſucher nicht nach ihren Namen zu fragen, vielleicht weil die Leſer ſeiner Romane, deren Kreiſen die Beſucher wohl meiſtens angehörten, nicht alle zum beſten Publikum gehörten. Aber beim Abſchiede ſagte er diesmal doch: „Mein Herr, Sie haben mir ein ſo großes Intereſſe eingeflößt, daß ich nicht unterlaſſen kann Sie um Ihren Namen zu bitten.“ „Mein Name iſt Goethe“, war die Antwort. „Mein Himmel“, rief Reichardt, „ich hab's Ihnen ja beim Eintreten geſagt“. Lafontaine erwiderte: „Was wollen Sie geſagt haben? Einen Kaufmann aus Hamburg haben Sie mir angemeldet und beim Eintreten haben Sie gar nichts geſagt, ſondern nur etwas gemurmelt. Wenn Sie künftig Goethe anmelden, ſo ſprechen Sie deutlich. Sie brauchen bloß ſeinen Namen zu nennen.“ Schnell eilte er nun zu ſeiner Frau und rief: „Geſchwind, Fiekchen,19) Goethe!“

Lafontaine und Weitze waren beide Theologen. Der eine hat, wie ſchon geſagt, Goethe vielleicht mit veranlaßt zu Beireis zu reiſen; den andern lernte Goethe, wie wir ſehen werden, auf der Reiſe kennen. Beide Theologen hatten auch bei Beireis in Helmſtedt gehört. Lafontaine, welcher wie Weitze in Helmſtedt ſtudiert hatte, pflegte zu erzählen: in einer ſeiner Lehrſtunden, welchen Lafontaine beiwohnte, habe Beireis ein Gläschen herumgereicht und verſichert, daß ein Tropfen dieſer Flüſſigkeit ſogleich die Zähne durchätzen würde. Das Gläschen wurde von allen behutſam angefaßt, bis es zu einem Hofrat und Prinzenführer kam, der ſehr ſtarke Getränke liebte. Er roch daran und nahm einen Tropfen auf die Zunge. „Um's Himmels willen!“ rief Beireis. Aber der Hofrat hatte ſchon das ganze verſchlungen und rief: „Ja ſtark iſt's, aber gut!“

Nach Weitze's Selbſtbiographie las der helmſtedtiſche Paracelſus abends im botaniſchen Garten publice. Sein Vortrag war nicht polemiſch, doch bekämpfte er immer Irrtümer, in die niemand mehr verfiel. Eitelkeit und Eigenliebe verdunkelten ſeine rieſige Gelehrſamkeit ſelbſt in den alten Sprachen. Bei der Lehre von Metallen gab er in Weitze's Gegenwart zu verſtehen, er könne Geld machen, unterlaſſe es aber aus politiſchen Gründen. Hierauf brachte ein keuchender alter Diener eine berliner Metze voll Goldſtücke. Nun forderte Beireis alle ſeine Schüler auf, das gemachte Gold herauszuſuchen. Da niemand den Haufen anrührte, ſuchte er ſelbſt einige Stücke hervor, die er für chemiſche Produkte erklärte.

Wie Weitze's Schilderung von Beireis, ſo kann auch ſeine Schilderung von Friedrich Auguſt Wolf, deſſen Schüler er zuletzt in Halle geweſen war, mit der von Goethe verglichen werden. Auf dem Lehrſtuhle — ſagt Weitze — habe Wolf ſelbſt vor Henke die Leichtigkeit der Bewegung und des Vortrages vorausgehabt. In einem litterariſch-gebildeten Converſationstone habe er ganz frei, ſtets lebendig, kurz, treffend, witzig und ſcharfſinnig, oft auch in feinſter Ironie oder ſchneidendem Sarkasmus, immer im Hinblick auf ſeine Zeit, ſich ausgeſprochen. Da er immer klar, immer zur Stelle, immer der Sache und einer wahren Geiſtesbildung entſprechend geredet habe, ſo ſei es eine Luſt geweſen ihm zuzuhören.

Goethe's und Wolf's Beiſammenſein 1805, im Mai zu Weimar, im Juni und Juli zu Halle, dauerte im ganzen etwa einen Monat, die „Reiſe nach Helmſtedt" jedoch nur vom 11. bis 25. Auguſt. Vom 3. Juli an hatte Goethe wieder in Lauchſtedt geweilt.

Friedrich Auguſt Wolf, Goethe und ſein Sohn fuhren von Halle aus zuerſt nach Magdeburg. Beide weit auseinander liegende Städte waren ſchon damals durch die unerhört langweiligen Reihen von Pappeln zu beiden Seiten der Heerſtraße verbunden. In Magdeburg wurde kein Beſuch gemacht, der Dom aber wiederholt beſichtigt und auch die Ausſicht hinter demſelben auf die Elbe und Kloſter Bergen beachtet. Nach einem nicht zu kurzen Aufenthalt ſetzte man den Weg auf Helmſtedt fort. Da die jetzige Eiſenbahn zwiſchen Magdeburg und Helmſtedt (Braunſchweig) bei Eilsleben durch eine Zweigbahn den Zuſammenhang mit Jerxheim (Börſſum) wahrnehmen muß, ſo führte der alte Weg zwiſchen Magdeburg und Helmſtedt über Eichenbarleben an dieſer Stelle etwas nördlicher durch das hochgelegene Erxleben. Die kleine Univerſitätsſtadt Helmſtedt war von einem ſchönen, mit Linden umpflanzten Walle umgeben. Goethe und Wolf wohnten im „Erbprinzen". Der große Platz des Holzberges, das Juläum und die Stephanskirche gefielen Goethe gewiß nicht minder als anderen Reiſenden. Dagegen konnte er auch hier noch nicht einmal ahnen, welche unvergleichlichen Schätze das Ludgerikloſter nur allein an uralten Teppichwebereien in ſich ſchloß. Die ſieben Wunder von Helmſtedt befanden ſich damals nur in den Händen von Profeſſor Beireis. Allein die Automaten und andere ſeltſame Dinge, für welche dieſer einſt bedeutende Summen hingeworfen hatte, waren nun veraltet und in Verfall. In einem alten Gartenhauſe ſaß der Flötenſpieler und flötete nicht mehr. Beireis gab zu verſtehen, die Freude an der Erhaltung dieſer Dinge ſei ihm verdorben. Ein Offizier ſei wegen Erzählung ſolcher Wunder Lügen geſtraft und im Duell erſtochen worden. Seitdem habe er ſich feſt vorgenommen, weder ſeine Bewunderer ſolcher Gefahr auszuſetzen, noch die Ungläubigen zu ähnlichen Greuelthaten zu veranlaſſen. Das größte Wunder, den Diamant in der Größe eines Taubeneies, zog er einſt ganz unerwartet aus der Hoſentaſche hervor, und Goethe hielt ihn für unecht. Unter ſeinen Gemälden und beſonders unter ſeinen Sammlungen auf naturwiſſenſchaftlichem Gebiete fand Goethe einzelnes ſehr wichtig. Schon längſt hatte Beireis als Gelehrter nur noch durch ſeine ärztliche Praxis eine Bedeutung. Ihr zuliebe trug er damals, fünfundſiebzig Jahre alt, noch rollenartige Locken über beide Ohren feſtgepicht. Das Vorderhaupt war mit einem Toupet geſchmückt. Auf dieſe Weiſe, ſagte er zu Goethe, laſſe er ſich jeden Abend friſieren. Zu welcher Stunde der Nacht er dann auch aus dem Schlafe geweckt und zu einem Kranken gerufen werde, ſo erſcheine er doch ebenſo anſtändig wie in jeder Geſellſchaft oder im Kolleg. Gut bezahlte Vorleſungen (ſie gehörten zu den Quellen ſeines Reichtums) hielt er ſogar über Äſthetik. Er war Hausarzt der Familie von Veltheim in dem benachbarten preußiſchen Dorfe Harbke. Eines Tages ſtellte er Goethe dort vor.

Goethe's außerordentliche Vielſeitigkeit auf den verſchiedenſten Gebieten der Wiſſenſchaften zeigt ſich vielleicht durch nichts ſo deutlich als dadurch, daß er ſchon zweiundzwanzig Jahre vor der Reiſe nach Helmſtedt an einen Beſuch in Harbke gedacht hatte. Es war 1783 bei Frau von Branconi. Allerdings hatte er zu dem damaligen Beſitzer von Harbke perſönliche und bergmänniſche Beziehungen. Ich kann daher nicht beweiſen, daß er 1783 die Wichtigkeit jener ganzen Gegend für den Botaniker und insbeſondere diejenige von Harbke für den Dendrologen bereits gekannt hat. Schon 1648 hatte der beſtallte braunſchweigiſche Gärtner Royer eine Beſchreibung des fürſtlichen Gartens zu Heſſen mit ſeinen künſtlichen Abteilungen, Quartieren, Gehecken, Gebäuden, Laubhütten, Waſſerkünſten, Brunnen und ausgehauenen Bildern herausgegeben. Die Schrift enthält eine Spezifikation aller derer Simplicium und Gewächſe, die von Anno 1607 bis 1647 in dem fürſtlichen Garten „mit großer Luſt und Verwunderung gezeuget worden“. Darunter ſind die Tartüffeln, welche als

Delikateſſe mit Wein, Gewürz, Salz und Ingwer gegeſſen wurden. Gleich darauf ſcheint auch der fürſtliche Garten zu Schöningen Beachtung gefunden zu haben. Aus dieſem wurden die Kartoffeln durch braunſchweigiſche Gärtner ihrer Blüte wegen als Zierpflanzen in den Luſtgarten zu Berlin und dadurch in die Mark Brandenburg überhaupt gebracht. Eine treffliche Baumkultur befand ſich nach dem ſiebenjährigen Kriege in Eſebeck bei Schöningen. Jedenfalls kannte Goethe 1805 den zweiten Band von du Rois' Harbke'ſcher wilder Baumzucht, welcher von dem herzoglichen Leibarzte J. A. Pott 1800 in der Schulbuchhandlung zu Braunſchweig herausgegeben war.

Der Beſitzer von Harbke war der Sohn jenes Herrn von Veltheim, den Goethe als Miniſter gekannt hatte. Goethe hat dem Sohne ſpäter die eichenähnliche Buchenart aus Thüringen geliefert, von deren Samen ſich noch die Erzeugniſſe in den Forſten bei Harbke finden dürften. Goethe ſah zu Harbke eine Kultur der Waldbäume, wie ſie erſt nach den Verſuchen des Herrn von Zanthier in Wernigerode und des Forſtrats Pfeil zu Thale in Norddeutſchland allgemein geworden iſt. Indeſſen rührte der wohlbeſtandene Wald von regelmäßig gepflanzten Weymuthskiefern, in welchem ſich Goethe unweit Harbke bei einem guten Frühſtück auf Moos lagerte, ſchon von dem Großvater des damaligen Beſitzers her. Durch bequeme Wege ſind dieſe Forſten mit jenen von Büſchen und Bäumen überſchatteten Hügeln verbunden, die von dem nach dem Parke zu ſchön aufgeſchmückten Schloſſe nur noch durch ebene reinliche Raſenflächen mit ihrem unvergleichlichen dunkelſaftigen Grün getrennt werden. War es zu verwundern, daß Goethe infolge der Einladung des Herrn von Veltheim gern längere Zeit verweilt hätte? Doch verlangte Wolf lebhaft nach Helmſtedt zurück, wo man ſich in dem Zirkel der Profeſſoren Pott, Lichtenſtein, Crell, Bruns, Bredow, auch wohl Häberlin und jedenfalls Henke ſehr wohl befunden hatte.

Dieſer berühmte Theologe begleitete Wolf und Goethe nebſt deſſen Sohne, aus ſeiner weißen Thonpfeife in der Kutſche rauchend, auch zum tollen Hagen auf der Rienburg.

Der Weg von Helmſtedt, Harbke und Sommerſchenburg nach der Rienburg beträgt nur einige Meilen. In alter Zeit wohnte auf der Sommerſchenburg ein mächtiges Grafengeſchlecht. Der von Sommerſchenburg aber erſchlug einſt einen Fährmann, welcher die Bewohner des Landes über einen jetzt ausgetrockneten See, den Oſchersleber Bruch, überſetzen mußte. Es war ein Vorfall von der Art, wie ſie in den Nibelungen erzählt werden. Nur die Reue des Grafen war größer, als ſie der grimme Hagen wohl in ſolchen Fällen empfand.20) Er baute das Kloſter Hamersleben auf der Höhe etwas nordwärts vom Bruche mit ſeiner teilweiſe im byzantiſchen Stile erhaltenen Kirche und den beiden ſchlanken Kirchtürmen.21) Das Kloſter beſaß ſo viele Hufen, als Tage im Jahre ſind, wenn auch die Hufen damals kleiner waren als jetzt. Die Biſchöfe von Halberſtadt, denen das Kloſter übergeben wurde, bauten nun einen Damm durch den Bruch nach Hamersleben zu, welcher für die Handelsverbindungen jener Zeit nicht unwichtig geweſen ſein kann. Das Kloſter erhielt auch die alte Burg Wegersleben diesſeit des Bruches als Vorwerk. Schon von Hamersleben an lenkte der Wagen unſerer Reiſegeſellſchaft in die Straße der alten Grafen, Biſchöfe und Mönche ein. In Wegersleben fuhr man an der unter Bäumen verſteckten Gartenthür vorbei, durch welche man bei der Eiſenbahn in den Park eintreten kann, wenn man den Schlüſſel zu dieſer Thür hat. Man erkennt in ihm noch einen mit mancherlei Altertümern geſchmückten Luſtgarten der Mönche. Unten etwas feucht, bietet der Park in einer oberen Grotte die herrlichſte Ausſicht über die Gegend, in welche Goethe nun hineinzog. Zunächſt fuhr der Wagen über die jetzige Eiſenbahn hinweg, dann über die Gräben, durch welche die halberſtadtiſchen Biſchöfe ſeit Heinrich Julius den Bruch trocken zu legen verſucht hatten. Ziemlich am Ende des Dammes, ohne Zweifel an der Stelle, wo der Fährmann erſchlagen war, fuhr man an dem alten Zoll vorbei. Er hat ſo gut ſeine Geſchichte gehabt wie die alte Fähre und wurde in Kriegszeiten zur Wegelagerung und Brandſchatzung benutzt. Das Gebäude ſelbſt iſt ein ſtattliches Haus der alten Biſchöfe von Halberſtadt mit Bilderſchmuck und Inſchrift. Gegenwärtig iſt es mit den geräumigen Viehſtällen ein Vorwerk der Domäne Schlanſtedt. Dieſe iſt noch jetzt eine Pachtung der Familie Rimpau, welche nach längerer muſterhafter Bewirtſchaftung dieſer Gegend das Gut Langenſtein durch Kauf erwarb. Der Geheimerat Rimpau war der Schwiegerſohn Henke's. Unter den herrlichen alten Linden des Schloßparkes der Rienburg lenkt endlich der Weg vom alten Zoll her in den Gutshof ein.

Herr von Hagen ſtand vielleicht mit Unrecht in dem Rufe eines Freigeiſtes. Seine Knechte und Mägde, wenn ſie am Sonntage nicht in die benachbarten lutheriſchen oder katholiſchen Kirchen gingen, erhielten kein Fleiſch zu Mittage. Er ſelbſt nach ſeiner mehr franzöſiſchen Bildung hielt ſich zur reformierten Kirche, in welcher er zu Magdeburg erzogen war. Dies hatte nun freilich die Folge, daß ſeine Kinder auf dem abgelegenen Gute faſt ganz ohne Religionsunterricht heranwuchſen. Nun hatte zu Anfang des Jahres 1805 der einundzwanzigjährige Weitze aus Hornhauſen, ein Lieblingsſchüler Henke's und Wolf's, das Rektorat in dem benachbarten Städtchen Schwanebeck einer Kollaboratorſtelle vorgezogen, weil er täglich auf einem ſchönen und ausſichtsreichen Feldwege zu Herrn von Hagen nach der Nienburg zu wandern und dort als Hausfreund gut bezahlte Privatſtunden zu erteilen gedachte. Der Religionsunterricht wurde anfänglich auch von ihm nicht verlangt. Ein Sohn Hagen's, vielleicht der älteſte, den aber Goethe doch wohl zu hoch auf zwanzig Jahre ſchätzt,22) erhielt eben damals erſt als Fähnrich in Magdeburg oder Halberſtadt unmittelbar vor ſeiner bis dahin verſchobenen Konfirmation Religionsſtunde. Allein der reformierte Prediger fand die Religionskenntnis des Fähnrichs ſo ungenügend und ſeine Auffaſſungsgabe ſo mangelhaft, daß der tolle Hagen einen Urlaub für den angehenden Krieger erbitten mußte, um ihm durch den nicht viel älteren Rektor Weitze den Heidelberger Katechismus einüben zu laſſen. Dies geſchah während der Ernteferien des Jahres 1805.

Für die Zeit derſelben hatten ſowohl der Rektor als der Fähnrich vollſtändig auf der Nienburg Quartier genommen. Eines Tages erfuhr Weitze beim Morgenkaffee den von Helmſtedt aus angekündigten Beſuch. Es mochte gegen zwei oder drei Uhr nachmittags ſein, als Herr von Hagen mit den Worten: „Willkommen, willkommen, Ihr erſten, bei einem der erſten Eurer Verehrer!“ die Reiſenden empfing.

Unglücklicherweiſe war erſt im Jahre 1805, als Deutſchland ſchon mit ganz anderen Dingen hätte beſchäftigt ſein ſollen, der Schluß von Thümmel's „Reiſen in das mittägliche Frankreich“ erſchienen. Obgleich die Zeiten bereits einen größeren Ernſt verlangten, ſo waren doch die Hofleute und der franzöſiſch gebildete Adel in Deutſchland noch von dem geiſtvollen, aber durchaus frivolen Romane entzückt. Die Proſa desſelben, durchbrochen von den ſchon damals veralteten Gedichten über den Amor, näherte ſich in manchen Stellen den Goethe'ſchen Romanen, hielt dabei aber niemals das von Goethe weiſe beachtete Maß inne. Geradezu obſcön war faſt zu Anfang des erſten Teiles die ausführliche Beſchreibung eines Gaſthausſchildes geweſen, durch welches eine Wirtin zu Harlem Gäſte anzulocken geſucht hatte. Ein anderweitiges Bild hatte nach Thümmel dann auch die Menſchenmenge aufgenommen, welche zu dem alten Harlemer Wirtshausſchilde emporſchaute. Von dieſem zweiten Gemälde hatte ſich Hagen durch einen nicht ungeſchickten Künſtler eine Kopie oder eine freie Nachahmung verſchafft und dieſelbe über ſeinem eben damals neuen Gaſthofe aufgehängt. Goethe war denn doch betroffen, als Hagen ſeine Gäſte ſofort nach der Begrüßung unter dies Wirtshausſchild führte. Er zeigte ſich gemeſſen und zurückhaltend. Indeſſen mußte er ihn bei einem Gange über den Gutshof nach dem Tafelzimmer zu als tüchtigen Landwirt bewundern. Beim Mittagstiſche that auch der aus Braunſchweig bezogene Burgunder, von welchem immer edlere Sorten zum Vorſchein kamen, ſeine Wirkung. So taute denn Goethe mehr und mehr auf, zumal als er ſah, daß er einen ſehr regen Geiſt und ein redliches Gemüt, welches der aufrichtigſten Hingabe und Bewunderung fähig war, hier vor ſich hatte. Der Dichter wurde auf eine Art geſprächig, wie Weitze es noch von niemand gehört hatte. Seine Mitteilung war ebenſo inhaltsreich als einfach und darſtellend. Gleich Herrn von Hagen ſechsundfünfzig Jahre alt, ſchien er ein kräftiger Vierziger zu ſein, dem die höchſte Anmut und Gewandtheit in Haltung und Ausdruck zu Gebote ſtand.

Goethe ſprach über Gebirgsſchönheiten und Ausſichten und was ſie bedinge, ſowie über Farben, Licht und Schatten und über Landſchaftsmaler. Geiſtvoll und klar widerlegte er Hagen's Behauptung, daß eine Perſon, welche die Erfüllung des kategoriſchen Imperativs in ſich darſtellte, zugleich als am meiſten ſittlich vollendeter Charakter der höchſte Gegenſtand einer ſchönen Darſtellung ſei.

Auch die Behandlung philoſophiſch-religiöſer Gegenſtände nannte Goethe einen widerſtrebenden Stoff. Hagen trug ein ſchönes gedrucktes Gedicht von Tiedge mit guter Betonung und vielem Wohlklang der Stimme vor. Goethe nahm das mit großer Freude auf, machte aber doch einige Einwendungen, ſei es gegen den Vortrag, ſei es gegen die Dichtung. Nun ſagte Hagen: Die Urania gefällt mir nicht. Als Philoſophen ſtört mich die Poeſie. Bei der Poeſie aber ſperrt ſich der Stoff, der ſich mir immer in philoſophiſcher Reinheit entgegendrängt. Bald iſt mir ſo, als wollte ich hier dem Apollo, und bald, als wollte ich dort der Venus ein Kleid von Drapd'or anziehen. Goethe ſtimmte bei. Er ſah ſich nach den erwähnten Statuen um und bemerkte, daß der tolle Hagen ſie bereits mit ſeinen abgelegten Manchetten geſchmückt hatte. Weitze hatte die jüngeren Perſonen von der ohnehin wohl etwas verſpäteten Mittagstafel hinweggeführt, um Goethe's Sohne die Anlagen am Wege nach Halberſtadt zu zeigen. Der tolle Hagen bemerkte die Entfernung der jungen Leute mit Vergnügen. Er nahm daher beim Nachtiſche den Statuen die Manchetten ab und wurde immer wilder. Endlich zogen aber die älteren Herren der Jugend nach oder ſpazierten wenigſtens im Garten.

Goethe hatte ohne Zweifel mit Vergnügen bemerkt, daß Weitze ſich mit Eifer ſeines Sohnes annahm. Aus Weitze's Geſprächen mit ſeinem Lehrer Henke war es ihm wahrſcheinlich bekannt, daß der junge Mann einen wohldurchdachten Plan entworfen hatte, um den Fähnrich etwas tiefer als durch das bloße Auswendiglernen des Heidelberger Katechiſmus in die chriſtliche Religion einzuführen. Am Abend nahm er den jungen Religionslehrer beiſeite und erfreute ihn durch ſeine Erinnerungen an den Religionsunterricht, welchen Herder ſeinem Sohne erteilt hatte. Voll von Bewunderung für den Freund, zergliederte und entwickelte er den Lehrplan dieſes großen Theologen bei ſeinem damaligen Konfirmandenunterrichte. Dem ſtrebſamen Weitze wurde es eine willkommene Mitgabe für ſein ſpäteres geiſtliches Amt, daß er von Goethe's Religioſität für immer durch ihn ſelbſt überzeugt war. Goethe hatte wie ein begeiſterter Prediger in Nachahmung Herder's ſogar ſelbſt eine Bibelſtelle einfließen laſſen.

Aber ſchon war man ja wieder im Speiſeſaale verſammelt, weniger zum Abendeſſen, deſſen es für niemand mehr bedurft hätte, als zu einem Trinkgelage! Henke trug als angeſehener Theologe vielleicht Bedenken, an demſelben noch fernerhin teilzunehmen. Auch hatte er etwas Halsweh. Er erbat ſich ein Glas einfaches Bier. Allein Hagen verlangte, daß er eine ſeltene Flaſche Wein, welche ein Jahr älter ſei als Goethe und er ſelbſt, zum mindeſten koſte. Er ernannte Goethe zum Richter, welcher ein Verfahren gegen Henke einleiten ſolle. Goethe befahl, daß der Abt Henke durch einen Syllogiſmus von Hagen, durch ein anakreontiſches Gedicht von Friedrich Auguſt Wolf und ein Diſtichon von Weitze noch einmal ermahnt, dann aber trinken und endlich durch ein allgemeines Vivat belohnt werden ſolle. Friedrich Auguſt Wolf improviſierte:

Schönſte Gaben,
Uns zu laben,
Reicht Lyäus mild und hold;
Und die Becher
Froher Zecher
Füllt er an mit flüſſ'gem Gold;
Und er lächelt zu den Zügen,
Die mit wachſendem Vergnügen
Jeder tiefer wiederholt;

Duldend doch auch, daß die Lippe
Mäßig nur und ſchüchtern nippe,
Wenn den Göttertrank er beut.
Schwer jedoch iſt das Vergehen,
Ganz die Gabe zu verſchmähen:
Dieſer Undank jeden reut:
Mit des Durſtes Höllenſchmerzen
Nach dem Becher ſtets im Herzen
Quälend Schmachten ſich erneut.
Doch vergebens! Ausgeſchlagen
Achtet er nicht Flehn noch Klagen!
Koſte drum! Er winkt dir heut!
Drum, wer den Wein kennt,
Weiß auch, wie Durſt brennt,
Und wer den Zorn des Gottes ſcheut,
Verſchmäht nicht, was er freundlich beut!

Nun ſprach Weitze noch ſein Diſtichon:

Golden perlet der Wein, das Bild der geiſtigen Freude;
Ähnlich dem ſinnlichen Rauſch ſchäumet das ſchlechtere Bier.

Nach dieſen Worten ſeines ehemaligen Lieblingsſchülers ſchob der Abt den Bierkrug beiſeite, und Goethe hat ihn nachher bis tief in die Nacht den Burgunder zum Fenſter hinausſchütten geſehen. Er blieb allein noch Goethe zur Seite, als dieſer ſpät in der Nacht dem tollen Hagen Geſangunterricht erteilte, wozu deſſen dritte Gemahlin auf dem Klavier ſpielen mußte.[20] Nach vielen mündlichen Berichten hatte Hagen die Gewohnheit, ſich über ſeine Gäſte luſtig zu machen. Goethe kehrte dies um und hat ſie alle an ihm gerächt.

In der gefährlichen Nachbarſchaft von Mönchen und Rittern war in dieſer Gegend die alte Ortſchaft Hohenneindorf, nachdem ſie noch 1257 zu einer eigenen Parochialſtätte erhoben war, wüſt geworden. Beſſer gedieh dann etwa ſeit 1480 hier die Rienburg. Es war ein recht ſtattliches Lehnsgut, das durch kluge Benutzung des ſogenannten Lehnsaſſekurationsgeſetzes ſchon 1732 als Allodium in den alleinigen Beſitz eines Dechanten am Moritzſtift zu Halberſtadt gekommen war. Er hieß Heiſing und hinterließ die Rienburg ſeiner Schweſter Eleonore, Gemahlin des Oberſten von Unruhe im Bredow'ſchen Infanterieregimente zu Halberſtadt. Als Witwe heiratete ſie im Alter von ſechzig Jahren den einundzwanzig Jahre alten, vielleicht ſchon damals in den halberſtädtiſchen Litteraten- und Offizierskreiſen beliebten Sekondlieutenant Karl Ernſt von Hagen, geboren am 2. Dezember 1750. Die Ehe war nicht glücklich und dauerte nur fünf Jahre. Inzwiſchen hatte Hagen noch ein Gut der Herren von Guſtedt gekauft und verheiratete ſich zum zweitenmal mit Sophie von Schliz, genannt Görz von Wrisberg. Auch dieſe ſtarb und wurde wie die erſte Frau im Grabgewölbe der alten Burgkapelle beigeſetzt. Eigentlich war dies die Kirche des uralten Bauernortes Hohenneindorf. 1858 aber wurde alles abgebrochen, um eine Spiritusfabrik an dieſe Stelle zu ſetzen.

Hagen führte auch die dritte Frau heim. Es war diejenige, die ihn während des von Goethe ihm erteilten Geſangunterrichtes auf dem Klavier begleiten mußte und von dem Dichter mit ſo vieler Teilnahme geſchildert wird, Wilhelmine Henriette Philippine von Arnſtedt, die leibliche Schweſter der Mutter des Feldmarſchalls Herwarth von Bittenfeld. Die Herwarth'ſche und die Hagen'ſche Familie waren beide in der Gegend von Nordhauſen zu Hauſe. Herwarth ging als Knabe auf der Rienburg aus und ein. Es war ein merkwürdiger Boden dort, gleichſam als brennten unterirdiſche Feuer, wo das alte Bauerndorf wüſt geworden war. Erſchien doch 1806 ſogar Schill auf der Rienburg. Er ließ ſich ſeine Kopfwunde von Auerſtedt oder Jena her verbinden und ſprach wie ein General. Weitze und Hagen blickten ſich erſtaunt an und ahnten etwas von der Zukunft. Als Herwarth von Bittenfeld's Tante den Verſuch machte, ihn mit etwas Wäſche zu beſchenken, ließ er das Bündel mit einem verbindlichen Schreiben auf der Rienburg zurück. Stolz zog er von dem einſamen Ritterſitze aus mit ſeiner blutigen Wäſche einem blutigen Schickſale entgegen.[24]).

Hagen war Landrat des Halberſtädter, Aſchersleber und Ermsleber Landkreiſes. Tiedge diente ihm mehrere Jahre als Sekretär. Er ſoll damals die unter Goethe's Zuſtimmung ſo ungünſtig beurteilte „Urania" begonnen haben. Drei bis vier Jahre lang wurde Hagen in der Verwaltung ſeines Landratamtes unterſtützt durch den Kammerreferendar Friedrich Chriſtian Adolf von Motz. Dieſer heiratete Hagen's älteſte Tochter, wurde preußiſcher Finanzminiſter und begründete den Zollverein. Hagen ſtarb am 15. Januar 1810. Sein älteſter Sohn, durch deſſen Schuld die blühende Beſitzung der Familie um 1824 verloren ging, ſtarb um 1870 auf einem kleineren Gute bei Nordhauſen.

Das alte Herrenhaus, in welchem das Sympoſion von Goethe und Wolf gefeiert wurde, war erſt von Hagen erbaut. 1876 iſt es ſchon wieder durch ein neues ſchönes Schloß erſetzt worden. Doch dürfte vielleicht, wenn ich die Bemerkung eines Arbeiters nicht mißverſtanden habe, das alte Wohnhaus unter den Wirtſchaftsgebäuden noch aufzufinden ſein.

Am anderen Morgen ſtanden wahrſcheinlich Hagen's Roſſe auf dem großen, etwas abſchüſſigen Hofe angeſchirrt, um Goethe und Wolf nach Halberſtadt zu fahren. Es iſt eine Meile von der Rienburg entfernt. Abt Henke, der bei Goethe's Abſchied die Thonpfeiſe hatte ruhen laſſen, nahm dieſelbe wieder zur Hand mit den zu Weitze geſprochenen Worten: „Nun wollen wir das theologiſche Air wieder annehmen.“ Etwas ſpäter reiſte er ohne Zweifel mit dem Helmſtedter Geſpann zurück. Ehe wir mit ihnen allen die Rienburg verlaſſen, treten wir in den Garten derſelben ein.

Das Gärtnerhäuschen iſt das einzige Gebäude auf dem ganzen Gute, welches unbedingt ebenſo zu Goethe's Zeit vorhanden war. Die damaligen Obſtbäume ſind jetzt meiſt durch reichere Anlagen verdrängt. Doch wird Goethe vielleicht auf dem ſchönen Platze unter vier mindeſtens hundertjährigen Kaſtanien geruht haben. Davor befindet ſich die halbmondförmige Bucht eines ſchönen Schilfteiches. Die Farn auf der vorſpringenden Steinerhöhung ſind freilich vom jetzigen Gärtner gepflanzt. Früher bildete das Waſſer hier eine Inſel. Daſelbſt befand ſich Hagen's Badehäuschen, das erſt vor einigen Jahren abgebrochen iſt. Wir können jedoch den anmutigen Waſſerlauf von hier aus noch weiter aufwärts verfolgen. Dann entdecken wir noch einen oder mehrere neue Teiche, welche mit ihren Waſſerpflanzen die Geſtalt eines lateiniſchen S annehmen. Hinter einer alten Linde mit einer Bank, die von Hortenſien umgeben iſt, nähern wir uns endlich der Quelle. Mit Verwunderung ſehen wir ſie neben einer frei und ſchlank im Garten ſtehenden Säule aus katholiſcher Zeit einer alten Grotte entſtrömen. Man freut ſich dieſes reizenden banduſiſchen Quells, wo Goethe geruht haben kann, und der germaniſchen irmensûl, wo der flüchtige Schill mit der Kopfwunde wieder ins freie Feld eingetreten iſt.

Vor dem alten Wirtshauſe befinden ſich ſteinerne Stufen mit eiſernem Geländer. Auf dem alten Thümmel'ſchen Wirtshausſchilde ſind (wie Chodowiecki'ſche Geſtalten) nur noch die zu dem Harlemer Gemälde emporſchauenden Männer und Frauen zu erkennen. Ein behagliches Herrenſtübchen und eine Laube im Garten heimelte mich im Sommer 1885 ſehr an. Etwas rechts vom Gaſthofe ſetzte Goethe in alten Hohlwegen ſeine Reiſe nach Halberſtadt über die öſtlichen Ausläufer des Huys hin fort. Zu dieſen führt links vom Gaſthofe jetzt die neue breite Steinſtraße gerade auf das Wäldchen zu, in welchem ſich Hagen mit ſeiner dritten Frau begraben ließ. Je höher wir auf der Chauſſee ſteigen, deſto herrlicher werden die Rückblicke nach Norden zu auf den von Weiden durchzogenen Bruch, auf das Brandsleber Holz und den Elm. Zu beiden Seiten der Straße kurz vor ihrem Eintritt in das Wäldchen fand ich zwei blühende Lindenbäume. Es war mehr ein Klopſtock'ſches Eichen- und Buchenwäldchen, was Hagen hier gepflanzt hatte. Seit zwanzig Jahren iſt es ein regelmäßig abgeteilter Birkenhain mit vielen niedrigen Nußbäumen dazwiſchen. Auf der öſtlichſten Ecke der Ausläufer des Huys befinden ſich die Gräber in einer Hecke und unter ſieben hohen Tannen. Ungeſtört ſpielen hier zahlloſe wilde Kaninchen, welche in dem nahen großen Kleefelde eine fette Weide finden. Die Verſe auf dem Denkmale ſind von Weitze. Ungefähr an dieſe Stelle war ohne Zweifel auch Goethe's Sohn, um Magdeburg noch einmal von ferne zu ſehen, durch Weitze geführt worden. Dieſer, der Verfaſſer der Inſchrift, war allerdings Hagen und ſeiner dritten Gemahlin noch zu lebenslänglichem Danke verpflichtet worden. Nicht lange nach Goethe's Beſuche auf der Nienburg ſchloß er aus Liebe eine völlig übereilte Heirat. Da gelang es Hagen, ſein Gehalt von zweihundert auf ſiebenhundert Thaler zu vermehren, indem er in ein Nonnenkloſter eindrang, die Jungfrauen durch eine Rede rührte und ihnen das Verſprechen abnahm, dem jungen Theologen und ſeiner Gattin zu helfen. Die Stiftsdamen hatten nämlich das Amt des lutheriſchen Pfarrers an ihrem Wohnorte zu vergeben, und dieſer war ſoeben (1806) unter den Händen der eindringenden franzöſiſchen Löffelgarde geſtorben. Weitze erhielt dieſe Stelle von den bald darauf aus ihrem Kloſter verjagten Konventualinnen.

Ich verzichte darauf, Weitze's Verſe auf Hagen hier mitzuteilen. Varnhagen war mit Recht der Anſicht, daß das richtige Urteil über Hagen zwiſchen Goethe's ſcharfer und Weitze's panegyriſcher Charakteriſtik in der Mitte läge. Jedoch kann man nicht ſagen, daß Goethe die guten Seiten nicht vollſtändig gekannt habe. Nur werden die Andeutungen, welche Goethe in dieſer Beziehung giebt, durch ſeine humoriſtiſchen Schilderungen in Schatten geſtellt.

Etwas höher als das Denkmal liegt der Gipfel des Berges, welchen Goethe's Fuhrwerk überſteigen mußte. Nachdem dies geſchehen war, hatte auch Goethe von ſeinen Hohlwegen aus die herrliche Ausſicht auf das Kloſter Huysburg ſowie auf die lachenden Felder und Ortſchaften im Süden bis zur Viktorshöhe und dem Brocken, welcher ſich ihm wohl niemals wieder in ſeinem Leben ſo herrlich gezeigt haben dürfte als an dieſem Tage. Kurz bevor man Halberſtadt erreichte, fuhr man noch einmal in einem Hohlwege durch das Dorf Klein-Quenſtedt und dann bei Gleim's Hüttchen durch die Holtemme.

Goethe's Aufenthalt in Halberſtadt war diesmal beſonders dem Andenken Gleim's gewidmet. Wie ein verglimmendes Licht ſah man noch die einſtmalige Zierde des halberſtädtiſchen Dichterkreiſes, ſeine hinſiechende Nichte Gleminde. Die beſte Aufnahme aber fand man bei ſeinem Großneffen Wilhelm Körte. Dieſer vielſeitige proſaiſche Schriftſteller blieb nicht allein mit Goethe noch längere Zeit im Verkehr, ſondern heiratete ſogar ſpäter die Tochter Friedrich Auguſt Wolf's. Goethe irrt in ſeinem Berichte, wenn er erzählt, daß er aus dem Bilderſaale, welcher die Porträts der Freunde Gleim's enthält, an deſſen Grab getreten ſei. Die Brief- und Gemäldeſammlung befand ſich ſchon damals in Gleim's Sterbehauſe hinter dem Dome. Goethe verwechſelt die Gemäldegalerie, welche mitunter der „Tempel der Freundſchaft“ genannt wurde, mit Gleim's „Hüttchen“, in welchem Gleim's Freunde ihre Namen mit Bleifeder an die Wand geſchrieben hatten. Es befand ſich in Gleim's Garten vor dem Gröper Thore, durch welches Goethe diesmal nach Halberſtadt hineingefahren war. Neben dem Hüttchen beſchaute Goethe zuletzt Gleim's Grab, welches er ſich wie Spiegel und Hagen in ſeinen Anlagen hatte bereiten laſſen.

Gleim hatte Goethe früher bei Hofe in Weimar rumoren geſehen und war ihm nicht nahe dadurch gekommen. Auch hatte Goethe Gleim einen Beſuch während der zweiten Harzreiſe gemacht an dem Tage, da er mit der Herzogin von Weimar dort zuſammentraf.[25]) An jenem Tage hatten Gleim und die Herzogin, die ſich durch Wieland's Vermittelung nahe genug ſtanden, ſich gegenſeitig ein Feſt auf den Spiegelsbergen bereiten wollen, bei welchem dann Goethe ſich beinahe mit der Rolle eines gewöhnlichen Kavaliers hätte begnügen müſſen. Darauf waren ſchlimmere Mißverſtändniſſe vonſeiten der Halberſtädter gefolgt. Gleim hatte für die Litteratur längſt gar keine Bedeutung mehr, aber die angeſehenſten Schöngeiſter und Offiziere der preußiſchen Kreiſe verehrten in ihm nicht ohne Grund den einſichtsvollſten Führer einer tiefer ins Herz der Nation greifenden patriotiſchen Richtung. Selbſt für Voſſens „Luiſe“ war Gleim's Hüttchen der Jungbrunnen geweſen, aus dem ſie teilweiſe entſprungen war. Auch dieſe Richtung der Halberſtädter und ihrer Freunde hatte Goethe durch den Gehalt, welchen er „Hermann und Dorothea“[26]) zu geben wußte, überflügelt.

Die Halberſtädter hatten ihn nun nicht mehr verſtanden. Um ſo beſſer aber verſtand er ſie. In dem, was er über ſeinen Aufenthalt in ihrer Stadt ſchrieb, legte er ein rührendes Zeugnis für Gleim's Bürgerſinn ab. Er ging ihm ſehr verſtändnisvoll nach in ſeine religiöſen Empfindungen. Er beſuchte den Dom, bei dem der Verblichene ein wichtiges Amt bekleidet hatte. „Die öden feuchten Räume des Doms" fand er „ſeines früheren religiöſen Lebens beraubt". Er denkt dabei nur an das alte Bistum. Aber gleich darauf verſchwand auch während der weſtfäliſchen Zeit der letzte Überreſt des proteſtantiſchen Domſtiftes, deſſen Blütezeit die Periode Gleim's geweſen war.

Goethe beſuchte auch die Spiegelsberge bei Halberſtadt. Die dortigen Statuen erklärte er in den Tages- und Jahresheften von 1805 für Hexen und Teufelchen, die dort in der Walpurgisnacht auf dem Wege zum Brocken verſteinert wären.

Von Halberſtadt begab ſich die Geſellſchaft (wie es ſcheint, auf dem nächſten Wege über Weſterhauſen) nach Thale. Goethe beſuchte das „Bodethal und den längſt bekannten Hammer". Von da aus ging er (aber ſchwerlich ſehr weit) wieder „das von Granitfelſen eingeſchloſſene rauſchende Waſſer" hinan. Wir erinnern uns, daß er während der zweiten und dritten Harzreiſe und wahrſcheinlich mit der Herzogin hier geweſen war. Diesmal dachte er im Bodethale über ſich ſelbſt und über ſeine früheren Harzreiſen nach. Als Naturforſcher glaubte er die Gebirgsſchönheiten jetzt objektiver zu betrachten. Doch wünſchte er die Zeiten zurück, in denen er als Reiſender mit künſtleriſchem Sinne Freud und Leid, Heiterkeit und Verwirrung auf ſein Objekt übertragen hatte. Das hatte er freilich noch während der dritten Harzreiſe mit Bezug auf den „Fauſt" gethan. Sollte aber nicht doch auch noch die vierte Reiſe in unſere Gegenden auf eine ähnliche Weiſe für ſeine ſpäteren Dichtungen haben von Wichtigkeit werden können? Man denke nur nicht an vollkommene Muſterbilder! Dann iſt ſelbſt ein Nebeneinfluß der Lehrer und Prediger Weitze und Henke oder eine gelegentliche Einwirkung der Anlagen von Harbke auf die „Wahlverwandtſchaften" nicht ausgeſchloſſen.

Dieſe vierte oder fünfte Harzreiſe hatte mit dem Beſuche des „Bodethales" eigentlich erſt begonnen. Wahrſcheinlich reiſte Goethe nicht über den Mägdeſprung in ſüdlicher Richtung nach Weimar zurück, ſondern am nördlichen Gebirgsrande hin über Suderode, den Stubenberg, Ballenſtedt, Mansfeld und Eisleben nach Halle, um Friedrich Auguſt Wolf ſeiner ſchönen Tochter wieder zu überliefern.[27])

Mein teurer Freund, der Profeſſor Guſtav Heyſe[28]) hatte den Vorſchlag gemacht, zum 21. September 1883 oder zum 4. September 1884 auf dem Brocken eine Gedenktafel, etwa am Wolkenhäuschen, herzuſtellen zum Andenken an Goethe's Brockenbeſuche, von denen der zweite und dritte an jenen Tagen im vorigen Jahrhundert ſtattfanden. Dieſer Plan iſt nicht ausgeführt worden. Guſtav Heyſe ſtarb, als ſeine Aufforderung gedruckt wurde. Von einer Gedenktafel auf der Nienburg iſt neuerdings mehrfach im Kreiſe Oſchersleben die Rede geweſen.

Anmerkungen.

[1]) Außer mir hat jedoch nur Jacobs in Wernigerode der Sache ſelbſt nachgeforſcht und zwar nur in Bezug auf die Familie Pleſſing. Seine Arbeiten ſind, ſeit er 1887 über dieſes Thema den Vortrag auf der Verſammlung des Harzvereins in Nordhauſen hielt, gedruckt im Montagsblatt der Magdeburgiſchen Zeitung 1887 Nr. 33—35 und in ſeiner Zeitſchrift (Zeitſchrift des Harzvereins).

[2]) Vergl. unten den Aufſatz über die Familie Pfeil.

[3]) Vergl. H. Pröhle, Harz und Kyffhäuſer S. 5. 64. 122.

[4]) In ſeinem Tagebuche, in den Briefen an Frau von Stein, in den Noten zu Kannegießer und in der Campagne in Frankreich.

[5]) Jetzt nicht mehr vorhanden, aber abgebildet in der Beilage zu Meyer's Aufſatze über die ehemalige Befeſtigung von Nordhauſen in der Zeitſchrift des Harzvereins 1887. (Zu S. 33 Zeile 5. 6 von oben gehörig. Das Anmerkungszeichen im Texte iſt aus Verſehen mehrere Male nicht beigeſetzt.)

[6]) Nach gefälligen Mitteilungen von Herrn Archivrat Jacobs in Wernigerode, Regierungsrat Kühnemann in Hannover und Direktor Schimmelpfeng in Ilfeld. — Die Voſſiſche Zeitung vom 30. Auguſt 1887, 2. Beilage, enthielt folgenden hier abgekürzten Bericht: „Ilfeld, 28. Auguſt (1887). Heute, an Goethe's Geburtstage, fand hier eine Goethefeier ſtatt. Ein aus den Zöglingen und dem Lehrerkollegium und einer Anzahl von Mitgliedern des Nordhäuſer Geſchichtsvereins beſtehender Feſtzug bewegte ſich Nachmittags vom Kloſter durch die Straßen unſeres Fleckens nach dem Gaſthauſe Zur Krone, über deſſen Eingange eine vom Nordhäuſer Geſchichtsvereine geſtiftete Denktafel angebracht war, welche enthüllt wurde. Die vergoldete Inſchrift meldet, „„vom 30. November zum 1. Dezember 1777 übernachtete Goethe auf ſeiner erſten Harzreiſe in dieſem Hauſe““. Nachdem die Zöglinge der Kloſterſchule ein Lied vorgetragen, hielt Direktor Dr. Schimmelpfeng aus Ilfeld die Feſtrede. Mit dem Wunſche, daß dieſe Denktafel den Bewohnern Ilfelds und den Zöglingen ſeiner Anſtalt ein Antrieb ſein möge, „„die Liebe zu den deutſchen Dichtern und die Liebe zum großen, ſchönen deutſchen Vaterlande““ zu pflegen, ſchloß die Rede. Profeſſor Dr. Krenzlin ſprach als Vorſitzender des Nordhäuſer Geſchichtsvereins dem Lehrerkollegium und den Zöglingen der Ilfelder Kloſterſchule Dank aus für Veranſtaltung der Feier und brachte der Kloſterſchule ein dreifaches Hoch. An den Anreger der Feier, Heinrich Pröhle in Berlin, ſandte die Feſtverſammlung durch den Telegraphen Gruß und Dank.“ (Zu S. 33 Z. 7 von unten.)

[7]) Briefliche Mitteilnng des Herrn Director Bräuning in Oker. Die Leſart beim Abdrucke von Goethe's Notizen: „Zu Zech, Gangſchreiber“, iſt Unſinn.

8) Ermittelungen des Herrn Gaſtwirt Paul (Beſitzer von Paul's Turm) in Goslar.

9) Mein Brockenführer Wiſſel aus Altenau (vergl. Grieben's Harz 10. Aufl., S. 110), der mir bei Ermittelung des Goethe'ſchen Weges von Altenau nach dem Torfhauſe die weſentlichſten Dienſte leiſtete, meinte, vielleicht irrtümlich: auch ſchon im Schützenhauſe zu Altenau habe Goethe einkehren können.

10) Zumteil nach ſchriftlichen Mitteilungen von Kühnemann und vom Oberförſter Fackel auf dem Torfhauſe.

11) Nicht zu verwechſeln mit der Wernigerödiſchen Ortſchaft Schluſt am Brocken.

12) Nach einem Aufſatze über Duderſtadt in „Aus der Heimat“ (Beilage des Nordhäuſer Courier). (Zu S. 43 Z. 8 von unten.)

13) Nur einen Monat vorher war der Berliner Pädagoge **Friedrich Gedicke** auf dem Brocken geweſen. Im Göttinger Muſenalmanach von 1796 S. 63—64 ſteht folgendes Gedicht von ihm, das hier Platz finden möge, da „Pleſſing“, vielleicht als Begleiter bei der Beſteigung des Brockens, darin erwähnt wird:

Beim Erſteigen des Brockens. (Heinrichs-Höhe, 17. Auguſt 1783.)

Mit raſchem Schritt, wenn gleich mit Schweißvergießen,
Stieg ich hinan den Berg,
Der, wie ein Rieſe niederblickend auf den Zwerg,
Sich über alle Nebenhügel bläht,
Den Berg, wo ſonſt des Teufels Majeſtät
Ihr Hochzeitsfeſt durch ein Ballet
Der Damen Ihres Hofes feiern ließen.
Hinan, hinan mit Muth und Kraft (vergl. S. 17) den ſteilen Brocken!
Rief mir mein Genius mit leiſer Stimme zu.
Hinan, und ſcheue nicht den Wind, der in den Locken
Dir ſauſt; denn ſieh, dort oben winket dir die Ruh'!
Wie ſchön dacht' ich, wann ich von jener Höhe
Im Morgenroth hinab in ferne Thäler ſehe!
Wie herrlich, wann ich dann mit trunknen Blicken
Und hingeriſſen von Entzücken
Rings um mich her den Bau
Des Schöpfers und der Menſchen ſchau'! —
Ich kam und ſah — ſah ſie verhüllt
Vor meinem Blick der Schöpfung große Scene! —
Wie trüb' und düſter war mir dieſes Bild!
Mit Wehmuth ward mein Herz erfüllt,
Und in mein Aug' ſtieg eine Thräne;
Denn ach! gleich froh ſtieg ich der Hoffnung ſteilen Hügel
Mit raſchen Schritten einſt hinan;
Mich hob die Phantaſie auf raſchem Flügel,
Bis ich des Gipfels Höh' gewann.
Da ſah ich rings um mich in weiter Ferne
Der Freude Roſenthäler blühn,
Sah über mir der hellen Zukunft Sterne
Mit goldnem Glanze glühn —
Doch bald — ach nur zu bald, mein Pleſſing, hüllten Dünſte
Den Horizont in dicke Nebel ein,
Und mir verſchwand, als wie durch Zauberkünſte
Der Zukunft Sonnenſchein.

14) Im Goethejahrbuch von Geiger IX. 1888 S. 11—20. Vergl. Düntzer, Karl Auguſt. 2. Auflage.

15) Ich meine, wenn auch Goethe bei ſeinem einmaligen Beſuche bei Pleſſing ſich nur als Maler Weber einführte, ſo könnte doch vom Brocken oder vielmehr

von der Heinrichshöhe aus nach Wernigerode eine Nachricht gekommen ſein, daß der vornehme und geheimnisvolle Reiſende der Dichter Goethe geweſen ſei und auch den Brocken noch beſtiegen habe, was er meiner Annahme nach mit Pleſſing gern ſchon von Wernigerode aus gethan hätte. Es iſt doch nicht ganz gewiß, ob das Incognito auf der gefährlichen Wanderung auch dem Förſter Degen und dem Brockenwirte gegenüber bewahrt iſt. Wäre es verraten, ſo würde ſich dann um ſo mehr erklären, daß der junge Pleſſing trotz ſeiner unbeantwortet gebliebenen Briefe Goethe ſpäter in Weimar den Beſuch macht und wenig erſtaunt, als er in Goethe den Maler Weber erkennt. Doch hat Goethe ſelbſt hierfür einen Erklärungsgrund angegeben, daß nämlich Pleſſing, ehe er in Weimar zu ihm kam, auf ſeine Anmeldung ein Goethe'ſches Billet erhalten hatte, wobei er ſogleich die Ähnlichkeit der Schriftzüge mit denen auf einem wernigerodiſchen Billete des angeblichen Malers Weber erkannt hatte. Dies war natürlich um ſo leichter, wenn Pleſſing ſchon vorher vermutete, daß der Maler Weber mit Goethe identiſch ſei. Man braucht aber gar nicht anzunehmen, daß Goethe's Name noch vom Brocken aus in Wernigerode bekannt geworden ſei. Pleſſing wird doch endlich ein Bildnis Goethe's geſehen haben und ſobald dadurch die Vermutung entſtanden iſt, daß Goethe der Maler Weber geweſen ſei, wird ſchon die Neugier ihn nach Weimar getrieben haben, beſonders da ihm nun die ſehr große Bedeutung der von dem angeblichen Maler Weber mündlich an ihn gerichteten Worte ſehr ſchwer aufs Herz fallen mußte.

[16]) Näheres über dies Alles in meinem 1888 erſchienenen Schriftchen „Brockenſagen. Mit einer Abhandlung über den Hexenzug nach dem Blocksberge."

[17]) Vergl. Grieben's Harz. 18. Aufl. S. 56.

[18]) Da, wie ich geſagt habe, noch lange nach Ablauf der heidniſchen Zeit nicht einmal eine Erwähnung des Brockens unter irgend einer Namenform vorkommt, ſo haben natürlich die jetzt dort an gewiſſen Steinen haftenden Namen Hexenkanzel und Hexenaltar gar keine Bedeutung. In meinen „Brockenſagen" habe ich nachgewieſen, daß das kleine Plateau auf dem Brocken, beſonders des Brunnens wegen, gegen Ende des 16. Jahrhunderts in den meiſten Hexenproceſſen beſchrieben wurde. In folge deſſen werden ſpäter die Reiſenden jenen Felſen den ganz modern klingenden Namen Hexenaltar u. ſ. w. gegeben haben. Der Hexentanzplatz über dem Bodethale und die Teufelsmauer bei Blankenburg kommen in Hexenakten nicht vor, jedoch in Sagen.

[19]) Fieke, Fiekchen für Sophie. Dieſe ganze Stelle nach Lafontaine's Biographie von Gruber, Halle 1823. S. 282. 283.

[20]) Sommerſchenburg bei Sommersdorf in der damals von Goethe durchzogenen Gegend iſt die Dotation Friedrich Wilhelm's III. an den Feldmarſchall Grafen von Gneiſenau. Nach deſſen Tode wurde dort eine berühmte Statue Gneiſenau's von Rauch an einer dieſe Gegend beherrſchenden hochgelegenen Stelle errichtet und an einem für den ganzen Regierungsbezirk Magdeburg feſtlichen Tage im Beiſein des Königs Friedrich Wilhelm's IV. enthüllt.

[21]) Im Jahre 1887 wurde die Kirche reſtauriert, wozu der damalige Kronprinz, wie der freundliche katholiſche Geiſtliche mir beim Herumführen ſagte, 30000 Mark verſchafft hatte.

[22]) Weiße hatte ſeiner eigenen Angabe nach auf der Rienburg anfänglich eine

Tochter und einen „Pflegling" Hagen's zu unterrichten. Ich weiß nicht, ob Goethe ſich irrt, wenn er dieſe beiden Kinder nicht erwähnt, ſondern zwei Kinder Hagen's, von denen der Sohn, der Fähnrich auf Urlaub, und eine Tochter aus der braunſchweigiſchen Penſion in den Ferien geweſen ſein ſoll. Wahrſcheinlich ſind aber dieſe beiden zu den beiden urſprünglichen Zöglingen von Weitze hinzuzurechnen.

[illegible]) Goethe hat in den Tages- und Jahresheften die Rienburg nicht genannt. Da er nur erzählt, wie er mit Hagen ſcherzte, ſo war es erwünſcht, daß auch Weitze's „Rückblick", eine Selbſtbiographie, 1841 erſchien. Er ſchweigt faſt ganz über dieſe Scherze, ſchildert aber Goethe's Auftreten. Auch hat Weitze nicht lange nach dem Sympoſion Friedrich Auguſt Wolf's ſeelenvolle Verſe zu Papier gebracht, die nur nach ſeinem Gedächtniſſe vorliegen. Weitze's „Rückblick" verſchweigt den Namen des Verfaſſers und den Hagen's. Es würde daher ohne meine früheren Erläuterungen der Name Hagen in der Goethelitteratur nicht vorkommen. Weitze's Buch teilte ich auch Varnhagen mit, der Goethe's Beſuch auf der Rienburg daraus zweimal und eine von Ludmilla Aſſing veranſtaltete Ausgabe mitgerechnet ſogar dreimal wörtlich abdrucken ließ. Da er den Namen Weitze nur aus meinem Munde hörte, ſo ſchreibt er fälſchlich Waitz. Ebenſo iſt dann bei Biedermann's Tages- und Jahresheften S. 431, da dieſer Varnhagen folgte, Weitze für Waitz zu leſen. Die Geſchichte des Kloſters Huysburg findet man im Anfange meiner Schrift „Die Lehnin'ſche Weisſagung". Auch gibt es eine eigene Schrift von Stephan Kunze über Hohenneindorf. Die die Familie Hagen betreffenden Angaben ſind briefliche Mitteilungen, die ich dem verſtorbenen Paſtor Opitz und beſonders dem verſtorbenen Generalfeldmarſchall Herwarth von Bittenfeld verdanke. — Da bei dem Beſuche auf der Rienburg durch Weitze's Aufmerkſamkeit Goethe's Sohn ſo angenehm wie ſonſt ſelten hervortritt, ſo erwähne ich, daß über Goethe's Familienleben, wie es unmittelbar vor der Reiſe nach Helmſtedt war, ein Aufſatz in der Voſſiſchen Zeitung von 1877 Nr. 210 (Sonntags Beilage) in einer für die Mutter des jungen Menſchen ſehr ungünſtigen Weiſe ſich ausſpricht. Er iſt betitelt „Goethe und Chriſtiane Vulpius. Von Dr. W. R." Ich kann hinzufügen, daß der Verfaſſer der Sanitätsrat Rintel, ein Enkel Zelter's, iſt und daß alſo der Brief Fritz Jacobi's über Goethe 1805, den Dr. W. R. nach dem Original ganz oder teilweiſe abdrucken läßt, an Zelter gerichtet war.

[illegible]) Näheres über Schill's Aufenthalt auf der Rienburg findet man in meinem Aufſatze „Goethe, Wolf und Schill auf der Rienburg" wieder abgedruckt in meinen „Feldgarben" 1859. Es war dies der Aufſatz, durch welchen auch zuerſt der Name des tollen Hagen in die Goethelitteratur eingeführt war. 1881 hörte ich von dem Kaſtellan auf der Huysburg bei Halberſtadt, daß Herwarth ſich bei ihm nach der nahe gelegenen Rienburg erkundigt habe, wo einſt der „tolle Hagen" wohnte, den Goethe dort beſuchte. Ich erbat mir nun von Herwarth Auskunft über ſeine Beziehungen zu dieſem Freunde Goethe's und erhielt folgende Antwort: „Bonn, 24. Oktober 1881. Euer Wohlgeboren gefälliges Schreiben vom 19. d. M. kann ich erſt jetzt beantworten, weil ich am 20. d. M. mein 70jähriges Dienſtjubiläum erlebt und dabei ſehr in Anſpruch genommen geweſen bin, nachdem aber mich nach Baden zu Seiner Majeſtät den Kaiſer und König begeben hatte. Jetzt bin ich damit beſchäftigt, einige hundert Glückwunſchſchreiben und Telegramme dankend zu erwidern und da ich von je an mehr ein Mann vom Leder als von der Feder geweſen bin, auch faſt 86 Lebensjahre zähle, ſo bitte ich ergebenſt Sich gefälligſt mit wenigen Zeilen genügen zu laſſen und wenn Sie Ausführlicheres und viele Details zu wiſſen begehren, mir die Ehre Ihres Beſuches in Berlin zu ſchenken, wohin ich wahrſcheinlich ſchon im Dezember d. J., beſtimmt aber im Januar k. J. zum Herrenhauſe und zu den verſchiedenen Ordenskapiteln dienſtlich erſcheinen muß, inſofern der liebe Gott mich nicht ſchon vorher abruft. Die Zeitungen melden jedesmal meine Ankunft und Logis nehme ich in Britiſh-Hotel Unter den Linden. Für heut alſo nur was folgt: Der Caſtellan auf der Huysburg hat lauter Kohl gemacht und was auf ſeine Mittheilungen gebaut, iſt als falſch zu bezeichnen. Mein ſeliger Vater hat 25 Jahre bei Regiment Herzog von Braunſchweig in Halberſtadt geſtanden und wurde 1805 als Regimentscommandeur nach Halle verſetzt. Damals war ich 9 Jahre alt und bin unzählige Male auf der Rienburg und auch ſpäter noch viele Jahre dort zum Beſuch geweſen. Meine Mutter, eine geborene von Arnſtedt, war die rechte Schweſter der dritten Frau des Landraths von Hagen, genannt der tolle Landrath, der alſo mein Onkel war. Dies habe ich vorausgeſchickt, um dadurch meine genaue Kenntniß der Rienburg erklärlich zu machen. Goethe's Annalen, von denen Sie ſprechen, kenne ich nicht, bezweifle aber, daß er jemals bei Hagen geweſen iſt. Schill hat vor dem unglücklichen Ausgang des Feldzugs 1806 vielleicht mal ein Nachtquartier dort bezogen, bekannt iſt er aber dort nicht geweſen. Das |von Hagen am Gaſthofe der Rienburg ausgehängte tolle| Wirthshausſchild iſt eine Copie einer Illuſtration in Thümmel's Reiſen durch das mittägliche Frankreich. Die Erklärung iſt aber anders als nach Ihrer Verſion Goethe mitgeteilt haben ſoll. Damit genug für heut, meine Zeit iſt abgelaufen. Mündlich ſtehe ich ferner zu Dienſten. Der gewünſchte Autograph liegt bei und ich empfehle mich mit aller Werthſchätzung als Ihr ganz ergebenſter von Herwarth, G. F. M." Im Jahre 1882 erſchien Herwarth noch einmal auf wenige Tage in Berlin. Nun begab ich mich mit Goethe's Annalen zu ihm, um ihm vorzuleſen, wie freundlich der Dichter von ſeiner Tante geſprochen hatte. Auch wollte ich ihn überzeugen, daß Schill nicht vor, ſondern nach der Schlacht bei Jena — mit einer tiefen Kopfwunde — bei ſeinem Onkel im Quartier gelegen hatte. Allein ich verfehlte ihn und er kam ſeitdem nicht wieder nach Berlin. Das ſchöne Albumsblatt mit farbigem Wappen, welches er dem ohnehin ſchon ganz mit eigener Hand geſchriebenen Briefe noch hinzugefügt hatte, lautete: „Arbeit iſt die Senſe der Zeit! Bonn, den 24. Oktober 1881. v. Herwarth, Generalfeldmarſchall."

[85]) Vergl. H. Pröhle, Leſſing Wieland Heinſe S. 103—105.

[86]) Vergl. oben S. 1—21 den Aufſatz über dieſe Dichtung.

[87]) Auf Goethe's diesmal überaus liebenswürdiges Urteil über Halberſtadt hatte es vielleicht einigen Einfluß, daß ſich dort die ſpäter ſo nahen Beziehungen zwiſchen F. A. Wolf und Körte anknüpften. Für Körte vergl. meinen Artikel über Aeſe in von Liliencron's allg. deutſch. Biogr. Ein Nachſpiel zu Goethe's Harzreiſen war die von Heine. Unmittelbar nach derſelben beſuchte er Goethe. Vergl. meine kleine Schrift „Heine und der Harz" (1888). Man beachte dort den aus dem Goethe-Archive wiederholten Brief Heine's an Goethe.

[88]) Vergl. Zeitſchrift des Harzvereins 1832 S. 205, 206 und Guſtav Heyſe's Geſchichte der Brockenreiſen in ſeinen „Beiträgen" S. 51—69.

IV. Goethe in Potsdam und Berlin vom 15. bis 23. Mai 1778.[1])

Es war etwas Eigenes um den jungen Goethe in ſeiner ſtillen Größe und ſeiner rieſenhaften Naturwüchſigkeit, was auch von einem Teile der Bewohner Berlins bei Gelegenheit des Götz von Berlichingen ſchon empfunden wurde. Eine Berliner Zeitung ſagte 1774 über die Frauen in dem genannten Drama: „Trugen dieſe Deutſchinnen keine Chignons und ellenlange Kleiderſchleppen, ſo hatten ſie doch auch ihren ſchönen Putz, und ſagten die galanten Damen damals nicht wie jetzt: mon cher, ſo ſagen ſie: mein lieber Junge." Das war Alles in demſelben Charakter und Stil, in dem Goethe ſelbſt nach ſeinem Briefe an Frau von Stein vom 9. September 1780, vielleicht mit dem Herzoge, ſich alle Mörder, Hehler und Diebe vorführen ließ. Ein Sohn beſchuldigte dabei ſich und ſeinen Vater des Mordes. Der Vater leugnete Alles ab. Hernach ging Goethe wieder auf die Berge, aß und ſpielte mit den Raubvögeln.

Dieſer naturwüchſige junge Goethe war es auch, der der Frau von Stein am 3. Mai 1777 einen guten Morgen aus kühlem Regenwetter rief und ſich am 22. Juli 1776 im Regen an der Felſenwand und den Fichten umſehen wollte. Das Spiel mit Raubvögeln aber trieb er gewiſſermaßen am großartigſten 1777 auf ſeiner Harzreiſe im Winter, auf der er ſich ſelbſt „dem Geier gleich" fand und auf welcher er vielleicht die reinſte Zeit ſeines ganzen Daſeins verbracht hat. Zu dieſer einſamen Harzreiſe im Winter bildete die nur fünf Monate ſpäter mit dem Herzoge wohl nicht ohne eine diplomatiſche Nebenabſicht unternommene Reiſe nach den beiden Hauptſtädten Friedrich's des Großen einen ſtarken Kontraſt, welchem Goethe in ſeinen damaligen Aufzeichnungen einen für Preußen wenig vorteilhaften Ausdruck gab, wie denn das Hofleben auf dieſer Berliner Reiſe im Mai zu dem Volksleben der Winterreiſe auf dem Harze für ihn in der That einen unerfreulichen Gegenſatz gebildet zu haben ſcheint.

Jedoch war der Anfang der Reiſe nach Berlin noch vielverſprechend. In Leipzig, wo der Herzog ihn erſt bei Tiſche am 11. Mai 1778 zu dem Ausfluge nach Berlin aufforderte, wurde am 12. Mai Auerbach's Hof beſucht. Ein Abendgang an den Seeen, Kanälen und Wäldchen im Park zu Wörlitz am 13. Mai kam ihm in einem Mairegen wie das Vorüberſchweben eines leiſen Traumbildes vor. — Am 14. Mai wurde in Treuenbrietzen übernachtet. Von da reiſte man am 15. nach

Potsdam. An demſelben Tage Abends um 9 Uhr war man in Berlin, wo man bis zum 20. Mai verweilte.

Es mag vielleicht nichts zu bedeuten haben, daß Goethe ſchon am 15. Mai 1778 nach dem Beſuche von Sansſouci in ſeinem Tagebuche den dortigen Kaſtellan einen Flegel nannte. Eine Verſtimmung gegen den Preußiſchen Hof ſelbſt aber iſt in ſeinen Aufzeichnungen unverkennbar. Gewiß wurde Goethe an demſelben keineswegs von allen Seiten ein Empfang zu Teil, wie der größte deutſche Dichter ihn hätte beanſpruchen können. Aber dieſer Hof, wenigſtens der König, lebte ja eben noch in den merkwürdigſten Täuſchungen über den Wert der damaligen deutſchen Litteratur und zum Unglück fiel Goethe's Beſuch gerade in die Zeit zwiſchen der Aufführung des Götz von Berlichingen und zwiſchen dem Erſcheinen der Schrift Friedrich's des Großen, worin er die vielen Berlinern ſo angenehmen Helden dieſes Goethe'ſchen Dramas mit den Helden Shakeſpeare's und dieſe letzteren wieder mit den Wilden von Canada verglich. Friedrich der Große lebte in litterariſcher Hinſicht ein Traumleben innerhalb der von ſeiner veralteten franzöſiſchen Bildung ihm auferlegten geiſtigen Schranken, aber er wußte wahrſcheinlich um Alles, was die deutſchen Autoren in Berlin oder gar in Potsdam betraf.

Noch am Abende des 15. Mai und ebenſo am 16. zu Mittag war Goethe in Berlin beim Prinzen Hans Georg. Den Miniſter von Zedlitz, der ſich zwar einſichtig, jedoch immer energielos gegen die deutſchen Dichter zeigte, beſuchte er am 19. Mai.

Tauſend Lichter gingen für Goethe, der ja immer im Anſchauen lebte, in der Mark auf. An Merck ſchrieb er: „Dem alten Fritz bin ich recht nahe worden; da hab ich ſein Weſen geſehen, ſein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien, zerriſſene Vorhänge, und hab über den großen Me[illegible]n ſeine eignen Lumpenhunde räſonniren hören." Je größer die Welt werde — ſchrieb Goethe an Frau von Stein — deſto garſtiger die Farce. Keine Hanswurſtiade ſei ſo ekelhaft als das Treiben der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander.

Goethe ließ die Mehrzahl der Berliner Schriftſteller dadurch ſeine Überlegenheit fühlen, daß er ihnen keinen Beſuch machte. Jedoch war er deſto liebenswürdiger gegen diejenigen, welche ihrerſeits ihm gegenüber den erſten Schritt zur Annäherung gethan hatten. Dies kam beſonders einem gewiſſen **Gottlob Wilhelm Burmann**[*]) zu gute. Dieſer war Redakteur der Spener'ſchen Zeitung, wie es ſcheint von

1774—1785. Als ausgezeichneter Klavierſpieler wird er im Berliner Muſen-Almanach für 1797 durch Herrn von Voß beſungen. Politiſcher Dichter und mit Ramler's litterariſchen Unternehmungen ebenſo in Verbindung als mit dem Muſen-Almanach von Schmidt und Bindemann, bildete er ſpäterhin den eigentlichen Vermittler zwiſchen der alten Preußiſchen Dichterſchule und der von Goethe in ſeinen „Muſen und Grazien in der Mark“ ſo arg verſpotteten märkiſchen Lokalpoeſie. Burmann hatte ſogleich, nachdem Goethe ſeine Stella geſchrieben, ein enthuſiaſtiſches Schreiben an ihn abgeſandt. Statt aller Antwort hatte ihm Goethe darauf ein in Roſa-Atlas gebundenes Exemplar dieſes „Schauſpiels für Liebende“ überſandt. Als er nach Berlin kam, ſuchte er Burmann auf. Es ſcheint, daß Burmann ſeine Freude durchaus nicht anders auszudrücken verſtand, als durch Wälzen am Boden: denn er forderte noch in dem ſchon erwähnten Berliner Muſenalmanach für 1797 und zwar in einem Gedichte auf eine Landpartie nach **Buchholz** die Berliner auf:

Drum wälze ſich ein Jeder nach Belieben
In Blumen oder Klee!

Goethe wußte ſich recht gut in die Manier dieſes Poeten und Kinderſchriftſtellers zu finden. Burmann mußte ihn erſt fragen, wer er ſei. Als ihm Goethe darauf ſeinen Namen nannte, ſprang Burmann vor Freuden hoch auf. Dann aber warf er ſich auf den Boden und wälzte ſich wie ein Kind darauf herum. Jetzt war das Fragen an Goethe, der nicht begriff, was Burmann habe. Jubelnd antwortete Burmann: ich kann meine Freude über Sie nicht beſſer ausdrücken. Nun, ſagte Goethe lachend, dann will ich mich auch zu Ihnen legen. So lagen ſie beide auf den Dielen des Zimmers. Nach einer andern Nachricht kullerte ſich Claudius, als dieſer bei Burmann vorſprach, dreimal mit ihm um den Tiſch herum. Es bleibt dahingeſtellt, ob dies vielleicht nur auf Goethe's Beſuch übertragen iſt.

Ich komme zu Goethe's Verkehr mit der **Karſchin**. Dieſe ſchrieb ſofort das folgende Gedicht:

am göthe
zu Berlin, Montags
den 18. May 1778.*)

Schön gutten Morgen Herr Doctor **göth**
Euch hab ich geſtern grüßen wollen
s iſt wieders Weiber Etiket
ich hätt's Vonn Euch erwartten ſollen
Daß Ihr Wie ſich's gebührt und ziemt
mich aufgeſucht und mich gegrüßet

Ihr aber ſeid gar Weltberühmt
s war möglich daß Ihrs bleiben ließet
Ihr ſeid des Herzogs Spiesgeſell
Habt mehr zu Thun und mehr zu ſchaffen
als mitt Euren auge groß und hell
nach Einem alten Weib zu gaffen
Drum ſprang ich über's Ceremoniel
hinweg mit leichtmuth und mitt lachen
zog mir mein Sontags Kleidchen ann
und ging Euch meinen Kniz zu machen
ſo tief ich immer kann
mitt Dorfgebohrnen Knie
ich ging umſonſt, Ihr wart
ſchon fort in aller fruhe
zu Männern ſeiner Art
nun will ich's nicht mehr wagen
mein geiſt Ein fixes Ding
ſoll gutten Morgen ſagen
Dir Muſendämmerling
Der Secretair des Fürſten
der auff dem Parnaß Sizt
und wenn die Dichter dürſten
mitt Waſſer Sie beſprüzt
auß Einem Born der mächtig
und Wunderthättig iſt —
Er macht's daß Du ſo prächtig
ſo ſtark imm ausdruck biſt
Daß Dir's Vomm Munde fließet
Wie Honig den imm Wald
Ein Wandersmann genießet
Den Seine Kräfte bald
erſchöpft ſind wie die meinen
Jüngſt ſollt ich im Revier
des Pluto ſchon erſcheinen
Ein Schiffer winkte mir
ich ward Ihm noch entrißen
Durch des Apollon Gunnſt
wies nachzuzeichnen wißen
Des Chodowiecky Kunnſt,
ich ſollte dich noch ſehen
geſchieht es nicht bey mir
kanns beim Andrè geſchehen
Der iſt ein Freund von Dir
Wies wenige nur giebet
Vonn Herzen ſchäzt Er Dich
und bey dem allen liebet
Er Dich nicht mehr als ich

Dieſes ſchelmiſche Gedicht, welches Goethe am 24. Mai der Frau von Stein ſchickte, das aber ſeinen Briefen an dieſe nicht mehr beigelegen zu haben ſcheint, that ſeine Wirkung. Am 27. Mai 1778 konnte nämlich die Karſchin an Gleim ſchreiben: „Vor's erſte wolt ich Ihnen gern erzählen daß Göthe hier war, Sie wißen's aber ſchon, ich hörtte Sein Hierſein als Er Vierundzwanzig Stunden zu Berlin war, denn der Bruder Vom Fürſten von Deßau wohnt nicht weitt von mir in Einem bekannten hauſe, ich ging Tages drauff in daß Logis der fremden Prinzen, ich wolte den göth überfallen, Er war ausgegangen, und ich ſchrieb am andern Morgen wieder meine gewohnheit im halbdrolligen Thon an Ihm, Er kam, laßen Sie ſich's meine Tochter ſagen wie Er gekommen iſt; uns gefiel er gut; Chodowiecky'n auch, aber die andern Herrn ſind gar nicht zufrieden mit ihm. Er machte keinem Dichter die Cour, ging nur bey Moſes Mendelsſohn bei Chodowiecky bei Mahler Friſch*) bey ſeinen Landsman den Thonkünſtler Andrä, und bey mich, hatte Sonntags ſchon kommen wollen, Andrä aber ſagtte daß ich doch nicht zu finden wäre, ſchon in der Kirche ſein möchtte, alſo blieb's, Er iſt Eines Tages bey Einem Baron auffm Concert geweſen, und da hatt Ihm die ganze Verſammlung ſehr Stolz gefunden, weill Er nicht bückerling und handkuß Vertheiltte, man ſpricht daß Ihm der Kayſer baroniſiren wird, und daß Er alsdann Eine Gemahlin aus noblen Hauſe bekomt, ich frug ihn ob Er nicht auch das Vergnügen koſten wollte Vater zu ſein; Er ſchien's nicht weitt von ſich zu werfen, Er iſt ein großer Kinderfreund und eben dieſer Zug laßt mich hoffen, daß Er auch ein gutter Ehemann werden wird und ſicherlich noch Ein rechtt gutter Menſch ders einmahl bereuet was in ſeinen Werken etwan anſtößig geweſen iſt, Vielleicht kommt Er bald mitt Seinen Herzog allein auff längere Zeit her, beim abſchied lies Er ſich ſo was verlautten ich gab Ihm Ein Paar friſche roſen und geſchwind hub Er Einen Strohhalm vonn der Erd auf, band damit die roſen Zuſammen, und ſtecktte Sie ſich auff den huth, Er liebt die freymüthigen offenherzigen leutte, und mag's gern haben wenn Er geliebt wird, daß gefällt Ihm beßer als hohes lob wieder Ein merkmahl Eines gutarttigen gemüths, Er ſcheint übrigens zum Hypochonder gebauet zu ſein, iſt kein Wunder, daß ſind alle gutten Köpfe."

Ich bin in der glücklichen Lage, jetzt auch den Brief der Frau Hempel, d. h. der ſpäter an Herrn von Klencke verheirateten Tochter der Karſchin, vom 27. Mai 1778, auf welchen die Karſchin Gleim in ihrem Briefe verweiſt und welcher die eigentliche Beſchreibung des Goethe'ſchen Beſuches bei der Karſchin enthielt, mitteilen zu können. Nach einigen Schmeicheleien für Gleim fährt Frau Hempel fort: „Möchte Göthe, den ich ſo lieb habe, doch nur einen ſichtbaren Theil dieſes nie genug zu preiſenden Herzens meines Gleim's haben! Dieſen Mangel verräth er noch bei aller ſeiner blendenden Größe und o! was könnte er ſein, wenn er wollte; der Schrankenloſe Kopf! der Cröſus-Lucullus von dem feinſten Menſchengefühl! Wenn Sie ihn hätten kommen ſehen, unerwartet in unſre Thür treten, mit den Augen meine Mutter ſuchen, mit ſeinen Augen ach! unausſprechlich reizend war die Scene. So kommt nur reuige Liebe zu Liebe." So komme, ſchreibt Frau Hempel weiter, das Kind an's Mutterherz. „Aber es war noch etwas ſüßer in ſeinem Weſen als das; doch wer kann noch ſagen, was für Weſen? das weiß ich, daß in ſeinen großen hellen Augen der ganze Göthe ſtrahlte, nicht der flammende, zugreifende, ungenügſame Göthe, der welcher Lotten Brot ſchneiden ſah, der war 's ungefähr, nur daß ſein Mund ſtumm blieb und Göthe ſtumm blieb bey Eintritt, beym Umarmen und einiger Wendung bis zum Sitze, da denn meine Mutter die erſte Frage an ihn that. Ich hätte gar zu gern die Hand auf ſeine liebe Bruſt gelegt, ob nur ſein Herz auch das geſchlagen hätte, waß ſein Seraphgleiches Stummſein verkündigte, aber der Menſch wirft ſo viel Reſpect aus ſeinen Augen, daß ich mich kaum traute, in ſeiner Gegenwart zu bleiben. Ich mußte ein paar Mal hinaus, lief aber geſchwind wieder hinein, und da hört' ich einmal, daß meine Mutter von Ihnen frug; er antwortete wieder ſeine Gewohnheit in dreyen Theilen darauf, und ich fühlt es das ihr [Ihr] Name ſein Ohr tränkte, und das er gerne mehr von Ihnen geſprochen hätte, wenn bey einem Feſt-Beſuche die Reden nicht zur bloßen Cour wären. Bei Chodowiecky iſt er zweimahl geweſen, und zwar das letzte mahl mit dem Herzoge: die ſchönſte Lobrede wer dieß hört für alle drey. Was ihm Chodowiecky unter allen ſeinen ſchönen Zeichnungen zuerſt wies, war jener Barbier. Ich glaube der Mann will ſich furchtbar machen, denn er zeigt dies Bild allen und jeden von dem er glaubt, das er's beurtheilen kann." Die Klenke (Frau Hempel) hatte damals drei Kinder. Das jüngſte war erſt vor einigen Wochen geboren. Mit Rückſicht auf dieſe ſchrieb ſie in dem genannten Briefe: „Das arme Kind iſt heute faſt krank, iſt ſonſt ein frommes liebes Mädchen, das beginnt hübſch und klug zu werden. Mama ſagte zu Göthe, ſie habe eine neugeborne Dichterin zur Enkelin, wie alt iſt ſie? vierzehn Wochen ſagte ſie „So laßen ſie dieſelbe Dichterin ſein bis ſie ſprechen kann“ war das wohl menſchenfreundlich von dem Unart? ſo vom Parnaß herunter den armen Dichterinnen den Laufpaß zu geben? Ich empfehle uns alle drey Ihrer beßern Meynung, bey der wir mehr Gedeyen.“

Am 20. Mai um 10 Uhr brach Goethe nach Schönhauſen und Tegel auf. Somit ſah er auch dieſen in ſeinem „Spuk in Tegel“ erwähnten Ort, welcher damals bei den Berlinern faſt noch beliebter war als jetzt. In ſeinem Muſenalmanach für 1795 fordert Schmidt von Werneuchen einen Berliner auf, für die Reiſe nach Tegel die Lorgnette zu ſich zu ſtecken. Morgen (ſagt Schmidt von Werneuchen:)

Morgen ſtatt des Kochs verwürzter Speiſen
G'nüge Dir ein ländlich Mittagsmahl;
Aermlich ſoll's nicht ſeyn: aus ſeinen Reiſen
Sucht der Fiſcher aus den beſten Aal.
Ihren feiſten Puter uns zu kochen
Weigert ſich die flinke Wirthin nicht;
Wilde Erdbeer'n bringen uns in Töpfen
Auch die Kinder gern zum Nachgericht.

Bauerbrot und friſche gelbe Butter
Soll uns mehr als Wienertort' erfreu'n.
Aber freilich Freund, ein Flaſchenfutter,
Wohlgefüllt muß unſre Sorge ſeyn!
Brunnenſchwengel, Gans und Glucke ſtimmen
Ein Terzett uns bei der Tafel an.
Und des Weinbergs ſchrägen Hang erklimmen
Wir vergnügt mit Weib und Kindern dann.

Nachdem Goethe auch Tegel geſehen hatte, kehrte er über Charlottenburg und Zehlendorf nach Potsdam zurück. Am 20. Mai, Abends 11 Uhr, langte er dort wieder an. Er verweilte in Potsdam noch den 21. und 22. Mai. Die Abreiſe erfolgte am 23. Mai früh. Man verweilte abermals am Deſſauiſchen Hofe und war am 1. Juni um 1 Uhr wieder in Weimar.

In einem von mir weggelaſſenen Schluſſe des Briefes der Karſchin an Gleim hatte dieſe die Abſicht ausgeſprochen, an Wieland zu ſchreiben. Davon war vielleicht ſchon die Folge, daß Wieland bereits am Tage der Rückkehr Goethe's und des Herzogs ſchrieb: „Alle Lande, wo ſie geweſen, ſind ihres Ruhmes voll“. Allein gerade mit Bezug auf die Mark war dies, wenigſtens für Goethe, nicht richtig. Er ließ ſich im Alter nicht einmal gern an ſeinen Aufenthalt in derſelben erinnern. Sein Aufenthalt in Potsdam behält etwas Rätſelhaftes. In Berlin ſoll ihn Moſes Mendelsſohn, als er ihn noch am Tage vor ſeiner Abreiſe beſuchen wollte, gar nicht angenommen haben. Davon ſcheint die Karſchin freilich nichts zu wiſſen. Aber dennoch wird es wohl richtig ſein, ſchon weil Mendelsſohn der vertraute Freund Nicolai's war. Daß Nicolai „die Freuden des jungen Werther“ geſchrieben, und Goethe deswegen jene Geſinnung gegen ihn hegte, die ſich unter anderm in einem Gedichtchen Luft gemacht hatte, welches Boie 1775 nicht in ſeinem Muſenalmanache abzudrucken gewagt hatte,[5] konnte ihm allein ſchon den Genuß von ſeinem Aufenthalte in Berlin verderben. Hätte nun gar der alte Fritz in allerhöchſteigener Perſon, wie Lewes in ſeiner Goethebiographie irrtümlich ſagt, ſein verächtliches Urteil über den Götz von Berlichingen wirklich ſchon „in demſelben Jahre mit großer Offenheit ausgeſprochen“ gehabt, d. h. 1778 ſtatt 1780, ſo würde Goethe vielleicht gar nicht nach der Mark gekommen ſein.

Goethe's Aufnahme in Berlin war ſeiner ebenſo wenig würdig als die Vorſtellung des Königs über ihn. Aber nach Allem, was vorliegt, war Goethe's Urteil über Preußen und ſeinen großen König in etwas ſpäterer Zeit doch gemäßigt und beſonnen, während allerdings ſein Urteil über märkiſche Landſchaft und Poeſie ſeit der Reiſe ungünſtiger war. Im Oktober 1778 wurde in Ettersburg eine neue Bearbeitung des Jahrmarktsfeſtes zu Plundersweilen aufgeführt. Bekanntlich iſt in das Jahrmarktsfeſt ein Drama eingelegt, in welchem ein König Alles anders anſieht, als ſein Volk und das Volk bloß ſeine Pſalmen ſingen läßt, weil es ihm ruhig die Steuern bezahlt. Man hat darin eine Anſpielung auf das große Uhrwerk mit der Walze gezeichnet F R und eine Anſpielung auf das ganze damalige preußiſche Staatsgetriebe ſehen wollen.[6]

Nach dem Erſcheinen der Schrift des Königs über die deutſche Litteratur diktierte Goethe am 6. Januar 1781 an einem darauf bezüglichen Geſpräche. Wir haben keine weitere Kunde darüber. Sehr einſichtsvoll aber war nachher Goethe's Erklärung der Abneigung des Königs gegen die deutſche Litteratur in Dichtung und Wahrheit. Indeſſen hatte Gleim dieſelben Entſchuldigungsgründe für den König ſchon am 30. Juli 1770 in einem Briefe an Wieland[7] eingehender dargelegt. Es war daher die dem Könige nahe ſtehende preußiſche Dichterſchule ſelbſt, welche zuerſt uneigennützig dieſe Verteidigungsgründe für ihren franzöſiſch redenden König aufſuchte.

Am 25. Oktober 1788 äußerte Goethe[8], daß es um Friedrich etwas Einziges ſei. Was aber Friedrich ſo durchgreifend, intereſſant und einzig machte, hat er nach Goethe doch von den Franzoſen gelernt. Es habe darin beſtanden, daß er jede bedeutende Sache, die er unternahm, ſo eifrig, ſo thätig betrieben habe, als habe er noch nie etwas anderes zu Stande gebracht. — Voltaire's Memoiren feſſelten Goethe in hohem Grade. Aber auch bei dieſer Gelegenheit gewann ſein beſonnenes und edles Urteil über Friedrich II. bald wieder die Oberhand. Es ſei als wenn hier ein Gott (ſo äußerte er am 7. Juni 1784 gegen Frau von Stein) über einen König und über das Hohe der Welt ſchriebe. Aber das ſei eine Canaille von einem Gotte. In Voltaire's witzigen Produkten, auch in den Memoiren, finde ſich kein Funke von Mitgefühl und Honettität. Wohl entzücke daran eine Leichtigkeit und hohe Sicherheit des Geiſtes. Aber die Höhe des Geiſtes ſei bei Voltaire nur die Höhe eines Luftballons, der ſich durch eine eigene Luftart über alles wegſetze und bloß Flächen unter ſich ſähe, wo wir Berge erblickten.

Wie den König Friedrich den Zweiten, ſo behielt Goethe die Litteraturverhältniſſe der Mark im Auge. Mit dem Tode Friedrich's verlor die preußiſche Dichterſchule, deren Kriegslieder Goethe mit Unrecht über die der Freiheitskriege ſtellte, ihre letzte Bedeutung, die nur in einem einſeitigen Gegenſatze gegen die franzöſiſche Richtung des Königs beſtanden hatte. Sie ging durch die Berliner Muſenalmanache von Jördens, Schmidt und Bindemann in jene märkiſche Beamtenpoeſie über, welche die Ideale der Dichtkunſt nicht wie Goethe in Griechenland und Italien allein ſuchte, ſondern ſie mit Johann Heinrich Voß vollſtändig nach Norddeutſchland übertragen wollte. Voß war auch darin das Vorbild dieſer märkiſchen Lyriker, daß auch ſie die alten Volkslieder durch Abfaſſung ſcheinbar anſtändigerer Gedichte im Volkston auf verſchiedene Stände und Handwerker zu verdrängen ſuchten. Bindemann's Lied „Ich fuhr mit Fiſchgeräthe“ iſt eines der beſten und bekannteſten dieſer Art. Goethe hatte dem deutſchen Volksliede ſo tief ins Herz geſehen, daß ſeine Abneigung gegen ſolche Künſteleien im allgemeinen vorausgeſetzt werden kann. Mitten zwiſchen der alten und neuen preußiſchen Dichterſchule ſaß in Berlin ſchon die Romantik und entſchieden waren die Romantiker gegen eine ſolche poetiſche Drainage auf dem Gebiete der Volkspoeſie eingenommen. Die neueſten Muſenalmanache wurden im Archiv der Zeit von 1796 durch Tieck einer beſonders in Bezug auf Schmidt von Werneuchen ziemlich ſcharfen Kritik unterworfen, worin demſelben vorgehalten wurde, daß er die Wirklichkeit copiere, ohne von einer einheitlichen Idee geleitet zu werden. Dieſe Kritik in dem Archive von Rambach, welcher ſelbſt zu den Almanachspoeten gehörte, ſoll 1797 Goethe's wohlgelungenes Gedicht „Muſen und Gracien in der Mark“ veranlaßt haben. Goethe ſcheint dafür neben einer kleineren Anzahl beſtimmter Stellen aus Schmidt's Gedichten wohl auch ſeine märkiſchen Reiſe-Erinnerungen an die ſchlanken Kirchtürme und die ſchlechten Gaſthöfe auf dem Lande von der Berliner Reiſe her noch benutzt zu haben.

Was einer ſo bitteren Satire gegenüber zu Gunſten dieſer Provinzialpoeſie noch geltend gemacht werden kann, das iſt der Umſtand, daß dieſe märkiſchen Almanachsdichter nach dem Vorgange von Johann Heinrich Voß, der indeſſen auch in dieſem Punkte nur auf Klopſtock's Schultern ſtand, der Familie einen Platz in der deutſchen Dichtung erobern halfen. Dieſe Havelländiſchen Naturſchilderer kämpften für die heiteren natürlichen und edeln Verhältniſſe des häuslichen Herdes. Es war für die Kulturgeſchichte nicht gleichgültig, daß ſie in ihren märkiſchen Gedichten die „Etiquette“ angriffen, welcher in demſelben Jahrzehnt Friedrich Wilhelm III. (er nannte die Oberhofmeiſterin ſeine „dame d'étiquette“) ſo gern eine Naſe drehte, wenn er mit ſeiner Luiſe den Leiterwagen in Paretz, dem märkiſchen Dorfe, beſtieg. Hätte nicht Goethe ſelbſt glücklicher als irgend ein anderer Dichter durch „Hermann und Dorothea“ für die deutſche Familie gekämpft, ſo könnte man verſucht ſein, eine Verteidigung der „dame d'étiquette“ in der Stelle ſeiner „Muſen und Gracien in der Mark“ zu finden:

> Geht es nicht in unſerm Hofe
> Wie im Paradieſe zu?
> Statt der Dame, ſtatt der Zofe
> Macht die Henne glu! glu! glu!

Doch die Zeiten ſind jetzt in der Mark längſt vorüber, da der Dichter Bindemann jeden Tag, „wenn Tauf und Trauung nicht verhindern“, wie er mit Rückſicht auf ſein Amt ſagt, ein Feſt im Kiefernwalde feierte, wo

> An der ſchwärzlichen Fichte
> Tanzt mit röthlichem Lichte
> Auf und nieder der Sonnenſtrahl

Vorüber ſind die Tage, da nach einem eigenen, von dem mehrerwähnten Gedichte noch verſchiedenen Epigramme Goethe's die Muſen und die Gracien in der Mark ſich ſo weit verirrten, daß ſie dem

Pfarrer die Perrücke nachtrugen. Wenn es dem Märker auch zur Genugthuung gereichen kann, daß in demſelben Jahre 1797, in welchem Goethe unſere Provinz durch die beiden Gedichte in Schiller's Muſen-Almanach verſpottete, in der Mark der Kaiſer geboren wurde, der das deutſche Reich wieder herſtellen mußte: ſo wird der gebildete Berliner und Potsdamer, wohin immer ihn ſeine Kremſer und ſeine Pferde-Eiſenbahnen führen, doch auch es mitunter gern empfinden, daß Goethe dieſe märkiſche Landſchaft beſucht hat.

Einſt aber war bei ihm in dem weimariſchen Arkadien große Tafel. Durchreiſende Tiroler ſangen und ſpielten im anſtoßenden Gartenzimmer, deſſen Thüren geöffnet waren. Plötzlich verſtummte die Muſik und die Gäſte verſchwanden. Goethe war unwillig, weil ſein Sohn die Tafel aufgehoben hatte. Der Alte wußte noch nicht, daß ſeinem Sohne ſoeben die Nachricht von Karl Auguſt's Tode durch den Kanzler von Müller überbracht worden war. Der Dichter zog ſich während der Beſtattungsfeierlichkeiten trauernd nach dem einſamen Dornburg zurück. Aber Karl Auguſt war doch nicht geſtorben wie ein arkadiſcher Hirt. Er ſtarb auf der Reiſe nach Preußen, wohin er früher ſo oft als Befehlshaber des Huſaren-Regiments in Aſchersleben gezogen war. Am 1. Juni 1828 war er in Glienicke bei Potsdam auf dem Schloſſe des Gatten ſeiner Enkelin angekommen. In Potsdam ſaß er mehrere Stunden lang mit Alexander von Humboldt allein auf dem Kanapee, wobei er abwechſelnd ſchlief und trank. So oft er aufwachte, fragte er nach einem der ſchwierigſten Punkte in der Phyſik, Aſtronomie, Meteorologie oder Geognoſie, dann klagte er beim Erwachen einmal wieder über den einreißenden Pietismus, der mit der dichteriſchen Verherrlichung des Mittelalters angefangen habe. Doch auch vieles Tröſtlichen in der chriſtlichen Religion gedachte er. Als Humboldt ihn kurz vor der Abreiſe bei dem Frühſtücke ſah, mochte er nichts genießen, fragte aber nach den Granitgeſchieben aus Schweden, nach der Wirkung von Kometenſchweifen auf die Atmoſphäre und nach der Urſache der großen Winterkälte an allen öſtlichen Küſten. Den Preußiſchen Hof freute er ſich bald darauf in Teplitz wieder zu ſehen. Aber er ſtarb ſchon am 14. Juni 1828 auf der Rückreiſe nach Weimar im königlichen Schloſſe Graditz bei Torgau.*) Sein Tod, der ihn aufrecht ſtehend und aus dem Fenſter ſchauend, kurz nach dem Beſuche der Pferdeſtälle ereilte, erinnert zu gleicher Zeit an den Tod Ernſt's von Mansfeld und an die letzten Lebensjahre von Karl Auguſt's Vetter, dem Herzog Oels.

Anmerkungen.

[1] Außer den ſpäter anzuführenden Quellen wurden zu dieſem Aufſatze die beiden Schriften „Goethe in Berlin“ (von Teichmann) und „Goethe's Briefe an Frau von Stein“, in zweierlei Ausgaben, ſowie Goethe's Tagebuch in allen verſchiedenen Abdrücken von mir durchgeſehen. Herr Dr Eduard Reuter aus Potsdam hat die Güte gehabt, mir folgende Bemerkungen zu „Goethe's Tagebuche“ (Ausgabe von Keil) mitzuteilen, für die ich meinen aufrichtigen Dank ausſpreche: 1778. Mai. d. 15. Exerzierſtall (Potsdam), der ſog. „lange Stall“, von Friedrich Wilhelm I. gebaut. Er geht vom Kanal nach der Garniſonkirche längs der Plantage. Der Eingang befindet ſich dicht bei der Garniſonkirche und iſt architektoniſch verziert. In einem von 4 Säulen getragenen Giebeldreieck ſind antike Waffenſtücke angebracht, kleinere Reliefs ſchildern das antike Soldatenleben, Statuen von Mars, Minerva und Herkules ſchmücken die Spitze und Ecken des Giebels. Das Gebäude dient noch heute dem Erſten Garde-Regimente zum Exerzieren bei ſchlechtem Wetter. Waiſenhaus, das von Friedrich Wilhelm I. angelegte Militärwaiſenhaus in der Lindenſtraße. Stall, der kgl. Marſtall am Luſtgarten, unter dem Großen Kurfürſten Orangeriegebäude. Nachmittag nach Sansſouci. Kaſtellan ein Flegel. Engelsköpfe u. ſ. w. Die „Engelsköpfe“ befinden ſich am Neuen Palais, am Ende des Parks von Sansſouci über den oberen runden Fenſtern (oeils-de-boeuf). Der als Flegel bezeichnete Kaſtellan iſt daher vielleicht im Neuen Palais und nicht im Schloſſe Sansſouci zu ſuchen. Was ihm Goethe's Kritik eingetragen, iſt nicht erſichtlich. Vielleicht handelte er nach höherer Inſtruktion und weigerte ſich etwas kurz, alle Zimmer zu zeigen. Jedenfalls würde derartiges ſchon genügen, um die Bezeichnung Flegel zu erklären. d. 20. Nachts 11 in Potsdam. Der Gaſthof, in welchem Goethe abgeſtiegen, iſt nicht bekannt. Vielleicht war es der alte Gaſthof, welcher an der Stelle der heutigen Kommandantur lag. d. 21. Nach Sansſouci. Bildergalerie. Garten. Hier iſt ſicher Schloß Sansſouci gemeint, in deſſen unmittelbarer Nähe ſich die Bildergalerie befindet. Garten = Park von Sansſouci. d. 22. Sternhaus früh, das noch heute unter dieſer Bezeichnung bekannte Jagdſchloß „Stern“, ſo genannt wegen der zahlreichen ſich dort kreuzenden Wege. Es liegt eine Stunde von Potsdam, iſt 1714 von Friedrich Wilhelm I. gebaut und enthält verſchiedene Gemälde und ſchöne Geweihe. Altes Schloß. Parade. Das ſogen. „Stadtſchloß“, vom großen Kurfürſten erbaut, mit dem Luſtgarten, in welchem die Soldaten üben und die Paraden abgehalten werden. Garniſonkirche, mit dem bekannten Glockenſpiel, von Friedrich Wilhelm I. erbaut. Gewehrfabrik Waiſenſtraße am Kanal, von Friedrich Wilhelm I. angelegt, ſpäter nach Spandau verlegt.

[2] Er war zu Lauban geboren. Der Berliner Muſenalmanach für 1791 nennt ganz falſch den 9. Mai 1746 als Jahr und Tag ſeiner Geburt. Es muß heißen 18. Mai 1737. Nach gefälliger Mitteilung des Paſtor prim. Schmidt war zwar im Taufbuche zu Lauban kein Burmann aufzufinden, wohl aber ein Gottlob Wilhelm Bormann, auch Bornmann, geb. den 18. Mai 1737, ein Sohn des Johann Gottlieb Bormann, auch Bornmann, Schreib- (oder was nicht genau zu ermitteln war, Schul-) und Viertelsmeiſters und deſſen Ehefrau Agneta, geb. Geißlerin.

G. W. Burmann ſtarb nach Karl Goedeke 1806. Vergl. auch „neueſtes gelehrtes Berlin“ 1795 I. S. 80—82 und Voſſiſche Zeitung vom 9. Auguſt 1884, 1. Beilage.

[3] Dieſes Gedicht wurde von mir nebſt dem zugehörigen Briefe der Karſchin zuerſt mitgeteilt in den ausführlichen Auszügen aus dem Briefwechſel zwiſchen der Karſchin, Gleim und Uz (Conſtantin Rößler's Zeitſchrift für preuß. Geſch. von 1875 S. 641—723). Der Brief von der Tochter der Karſchin über Goethe, auf welchen in dem Briefe der Karſchin verwieſen wird, iſt jedoch dort noch nicht veröffentlicht und erſt ſpäter in den Gleim'ſchen Papieren von mir aufgefunden worden.

[4] Ein kurzes Gedicht auf den Maler Friſch von Burmann wurde ſpäter in Jördens' Muſenalmanach für 1791 S. 49 gedruckt.

[5] Man ſehe dies Alles in Goethe's Gedichten, herausgegeben von Strehlke in Hempel's Ausgabe III (1. Aufl.) S. 198, 199.

[6] Vergl. Goethe und Friedrich II. Von Daniel Jacoby (Paul Lindau's Gegenwart 1878, Nr. 9 und 10).

[7] Abgedruckt in meiner Schrift Leſſing Wieland Heinſe S. 129, 230.

[8] Riemer's Goethe II, S. 692.

[9] Vergl. Düntzer, Goethe und Karl Auguſt, 2. Aufl. 1888.

V. Wilhelmine Herzlieb (Goethe's Wahlverwandtſchaften).

Wer kennt nicht Wilhelmine Herzlieb, welche Goethe's Urbild zu der Ottilie in den „Wahlverwandtſchaften“ geweſen iſt? Nicht ohne eine gewiſſe Scheu gehe ich daran, das gefährliche Thema von ihr zu behandeln, denn es ſind mir die Einwendungen alle bekannt, welche von Düntzer bis auf Pniower gegen diejenigen gemacht wurden, die von Wilhelmine Herzlieb erzählten. Indeſſen ermutigt mich der Umſtand, daß Herr von Loeper, welchem ich einige Fragen über Minchen Herzlieb vorlegte, in dankenswerter Art ſeine alten und neuen handſchriftlichen Aufzeichnungen über ſie mir mitteilte, die ich hier benutzen darf. Inbezug auf die Darſtellung ihres äußeren Lebensganges im allgemeinen folge ich der Schrift von Gaedertz: „Goethe's Minchen. Auf Grund ungedruckter Briefe geſchildert. Mit dem bisher unbekannten von Johanna Frommann gemalten Portrait Wilhelmine Herzlieb's und Facſimile.“[1])

Minchen wurde am 22. Mai 1789 als älteſte Tochter des Superintendenten Herzlieb in Züllichau geboren und kam als Waiſe in das Haus des Buchhändlers Frommann zu Jena. Hier lernte ſie Goethe kennen. Fragen wir zunächſt, ob Goethe Wilhelmine Herzlieb geliebt hat. Wir wiſſen es hauptſächlich durch einen Goethe'ſchen

Brief an Zelter. Dieſer ſandte nämlich **Minchen Herzlieb's Verlobten,** Pfund, Mitte Dezember 1812 mit einem Briefe an Goethe von Berlin nach Weimar und ſchreibt in dieſem Briefe: „Herr Pfund vom hieſigen Joachimsthalſchen Gymnaſio, Mitglied der Liedertafel und ein Liedermann, unterbricht das Schreiben. Er bittet mich um einen Brief an Sie, da er in dieſen Tagen nach Jena reiſet um ſeine **Braut zu holen,** die im Fromannſchen Hauſe lebt und ich gebe ihm dieſen mit." Goethe antwortete am 15. Januar 1813: „Seine Braut fing ich als Kind von acht Jahren zu lieben an und in ihrem ſechzehnten liebte ich ſie mehr als billig."

Eine ſo beſtimmte Erklärung über Wilhelminens Gegenliebe liegt durchaus nicht vor. Nur mit Mühe finden wir überhaupt eine Aufklärung nach dieſer Seite hin in den trefflichen Briefen, die Gaedertz in ſeiner Schrift in zarter und feinfühliger Weiſe veröffentlicht, wodurch er einen guten Grund für eine nicht mehr anfechtbare Charakteriſtik Minchen's gelegt hat. Die Hauptſtelle in dieſen Briefen, die ſich auf einen Aufenthalt Goethe's in Jena bezieht, iſt überhaupt folgende: „Ich kann Dir verſichern, liebe, beſte Chriſtiane, daß ich manchen Abend, wenn ich in meine Stube kam und Alles ſo ſtill um mich herum war, und ich überdachte was für goldene Worte ich den Abend wieder aus ſeinem Munde gehört hatte, und dachte was der Menſch doch aus ſich machen kann, ich ganz in Thränen zerfloß und mich nur damit beruhigen konnte, daß die Menſchen nicht alle zu einer Stunde geboren ſind, ſondern ein Jeder da, wo ihn das Schickſal hingeführt hat, wirken und handeln muß, wie es in ſeinen Kräften iſt und damit Punktum." Dieſe Worte laſſen die Entſcheidung darüber, ob Minchen Herzlieb Goethe leidenſchaftlich geliebt hat, zum mindeſten offen. Die Frage muß aber verneint werden, weil ſie, wie wir bald ſehen werden, damals von einer anderen Leidenſchaft erfaßt war.

Ich muß jedoch hier zunächſt auf eine entſprechende Stelle in den „Wahlverwandtſchaften" aufmerkſam machen. Gerade als hätte Goethe die auch in jenem Briefe ausgeſprochene Auffaſſungsweiſe ihres Verhältniſſes zu ihm gekannt, gleichſam zur Ergänzung, ſchreibt er in ſeinen „Auszugen aus Ottiliens Tagebuche" nach dem fünften Kapitel der „Wahlverwandtſchaften": „Gegen große Vorzüge eines Andern giebt es keine Rettung als die Liebe." Oder könnten dieſe Worte von Wilhelmine ſelbſt herſtammen? Vielleicht wüßten wir von dem ganzen Verhältniſſe Goethe's zu Minchen mehr; vielleicht wären ſogar Briefe Goethe's an ſie vorhanden, wenn ſie nicht nach der Schlacht bei Jena ihrer Freundin hätte geſtehen müſſen, „denke Dir, wie die Franzoſen hier einrückten, war ich ſo albern, alle meine Briefe zu verbrennen.“ Allein beſonders verbrannte ſie Briefe, die „den Abdruck eines liebenden Herzens enthielten.“ Aber darunter verſtand ſie in erſter Linie und vielleicht überhaupt nur die Briefe der Freundin. Sonderbarer Weiſe jedoch hallt auch hier eine Stimme „aus Ottiliens Tagebuche“ nach dem neunten Kapitel der „Wahlverwandtſchaften“ als Antwort wieder. Sie lautet: „Briefe hebt man auf, um ſie nie wieder zu leſen; man zerſtört ſie zuletzt einmal aus Diskretion.“ Das kann Wilhelmine ſo nicht von Goethe's Briefen geſchrieben haben. Aber Goethe könnte doch bei dieſer Stelle an ihr Verbrennen von Briefen gedacht haben. Nur wüßten wir dann immer noch nicht, daß ſie Goethe'ſche Briefe vernichtet hat. Selbſt wenn ſich aber unter den verbrannten Briefen ſolche von ihm befunden haben ſollten, bliebe es doch noch ſehr unwahrſcheinlich, daß gerade ihre Beziehungen zu ihm einen unheilvollen Einfluß auf ihr Gemütsleben ausgeübt hätten, da wir durch die Schrift von Gaedertz erfahren, wie ſie ſchon früher einen Herrn von Manteuffel geliebt hat. Am 27. September 1806 ſchreibt ſie über ihn an Chriſtiane: Du weißt wohl, wie ich für ihn glühte, und wie er gegen mich geſinnt war? Ach! was habe ich da alles gelitten, denn ich war mir ja ganz ſelbſt überlaſſen, ein Mädchen von noch nicht vierzehn Jahren. Mein Portrait hat er nicht von mir, und ich kann nicht begreifen, wie er dazu kömmt. Du glaubſt, er hätte mich noch nicht vergeſſen? Ach, er denkt gewiß nicht mehr an mich! und wenn er es auch thäte! Was könnte es uns helfen? Denn er iſt ja von Adel, und ich?“ Sie bittet dringend um weitere Nachforſchungen über Herrn von Manteuffel; Goethe, der zu dieſer Zeit auch in Jena war, wird in dieſem Briefe noch nicht einmal erwähnt. Befremden muß die Klage, daß Minchen ſchon als vierzehnjähriges Mädchen ſich ſelbſt überlaſſen geweſen ſei. Auch hierdurch werden wir im allgemeinen an die „Wahlverwandtſchaften“ erinnert, wo Eduard am Ende des zwölften Kapitels in bedenklicher Weiſe dem Hauptmann gegenüber ſeine Pläne durchzufechten ſucht, damit Ottilie nicht wieder als Waiſe ſich „in der verruchten kalten Welt jämmerlich herumdrucken“ müſſe.

Wilhelminen wurde dies Schickſal nach der Zeit, da ſie mit Goethe verkehrt hatte, nicht erſpart. Freilich begab ſie ſich aus dem Frommann'ſchen Hauſe zu ihren nächſten Verwandten. Aber der Grund ihrer Abreiſe wird nicht ganz klar. Die Annahme, daß durch ihr Verbleiben in Jena der Ehe Goethe's Störungen gedroht haben würden, beruht auf einem Rückſchluſſe aus den „Wahlverwandſchaften" auf ihr Leben. Gaedertz hat ſich davor zu hüten gewußt. Auch erklärt der Brief vom 10. Februar 1808 die Reiſe zu ihren Verwandten, wenn auch in etwas auffallender und kaum glaubhafter Art. Die Hochzeit ihrer Schweſter, zu welcher ſie reiſte, fand noch lange nicht ſtatt, obgleich die Verhältniſſe der Schweſter und ihres ſpäteren Ehemanns ſchon damals durchſichtig und wohlgeordnet und bloß die Verhältniſſe Wilhelminens ſelber wie immer unklar waren.

Wie ſchon erwähnt, hatte Minchen Herzlieb in Jena 1806 die Schreckenswoche mit durchlebt. Für den Mangel an Mitleid, den ſie in dieſen Tagen mit ihren beſiegten preußiſchen Landsleuten gezeigt hatte, gab ſie ſelbſt einen Grund an. Wenn nämlich die Franzoſen noch einmal aus Jena herausgeworfen worden wären, was den Jenenſern vielleicht mit Unrecht noch lange Zeit als möglich erſchien, ſo würde der Augenblick ihrer Flucht vielleicht mit den entſetzlichſten Gräueln erfüllt worden ſein. Die Jenenſer Schreckenswoche wurde erſt durch den Abend des darauf folgenden Sonntags geendigt. An dieſem Abende ließ ſich plötzlich bei der tiefen Stille eine Klarinette hören. Das Jahr darauf, 1807, war dann für das Frommann'ſche Haus zu Jena das luſtige Sonettenjahr, in welchem der Name Herzlieb durch Wortſpielereien nicht bloß von Goethe allein verherrlicht wurde. Einer der Luſtigſten von Weimar oder vielmehr von Jena war Riemer, den Fernow aus Italien mitgebracht und der 1802 den Frommann'ſchen Verlag durch ſein „Kleines griechiſch-deutſches Handwörterbuch" von 608 kompreß gedruckten Großoktavſeiten bereichert hatte. Riemer und andere ſollen ſich in der Geſellſchaft viel freier gegen Wilhelmine benommen haben, als Goethe.

So kam das Jahr 1808 heran. Da heißt es, daß Minchen's Schweſter Braut iſt und ſich im Sommer trauen laſſen will. Nahrungsſorgen ſind nicht zu „förchten": der Bräutigam hat ein eigenes Vermögen und eine einträgliche Stelle als Inſpektor am Züllichauer Gymnaſium. Minchen will zu der Schweſter reiſen, um Alles, was etwa ihr eigenes Herz kränkt, bei der Hochzeit über Bord zu werfen. Bis Leipzig reiſte ſie mit Frommann, dorthin kamen ihr einige der Züllichauer entgegen. Der Bräutigam der Schweſter war nicht unter ihnen; doch wie ſich auch die Hochzeit verzögerte, war er gleichwohl ſchon das Haupt der Familie. Minchen's Kniee zitterten, als der nicht ſchöne aber achtungswerte junge Mann zum erſten Male zu ihr hereintreten ſollte.

In demſelben Jahre 1808, in welchem Wilhelmine Jena verließ, hat dann Goethe die Wahlverwandtſchandtſchaften „ſchematiſiert.“ 1809 ſind ſie geſchrieben. Schon der entfernte Gedanke, daß Goethe bei ſeiner Ottilie an die nun in Züllichau verweilende junge Dame gedacht habe, mußte bewirken, daß man dieſe nur mit Verwunderung betrachten konnte. Wie in „Werther's Leiden“ für die Jüngeren, ſo ſchilderte Goethe in den „Wahlverwandſchaften“ leidenſchaftliche Liebe bis in den Tod für das Mannesalter. Es liegt in Goethe's innerſtem Weſen, daß er mit Werther und Eduard, in denen er vielleicht vorzugsweiſe ſich ſelbſt ſchildert, wohl hinter ſeinem eigenen künſtleriſchen Ideale zurückbleiben kann, aber umſoweniger mit den beiden Frauengeſtalten Lotte Buff und Ottilie, die er mit ſeiner Leidenſchaft überſchüttet. Wir erhalten in den „Wahlverwandtſchaften“ durch Eduard, den Hauptmann und Charlotte ein lebenswahres Bild der höheren gebildeten Geſellſchaft, wie ſie in den Jahren von 1790 bis 1810 in Deutſchland geweſen ſein mag. Was wird von jenen Dreien alles umgeworfen und gebaut! Wie ſchön wird das Entſtehen des neuen Parkes beſchrieben! Aber die höchſte Poeſie kommt doch erſt durch Ottilie, die bloß noch genießt, in den Roman. Auch über die Häupter der Andern fährt es nun wie ein Stern hinweg, der vom Himmel fällt. Ottiliens Leben im Park und in der Natur hat bei ſeiner Reinheit und idealen Richtung kaum ein Seitenſtück in der Litteratur. Welch ein Naturbild rollt uns Goethe durch den See auf, in den der Knabe von Ottiliens Arme entgleitet! Die außerordentlich lebhafte Zuneigung zu neugebornen Kindern hatte Wilhelmine Herzlieb mit Ottilie gemein. Lieber als zu ihren Verwandten in Züllichau würde ſie von Jena aus zu Chriſtiane, jener bereits verheirateten jungen Freundin in Lüneburg gegangen ſein, an welche die von Gaedertz mitgeteilten Briefe gerichtet ſind. Der Gedanke, zu dieſer Freundin zu gehen und ihr neugeborenes Kind zu pflegen, beſchäftigte Wilhelmine lebhaft in Züllichau, während der Plan von Seiten der Freundin keine Aufmunterung fand.

Ich zweifle nicht daran, daß Wilhelmine Herzlieb das Vorbild zu Ottilie geweſen iſt, aber mit den Beweiſen dafür bin ich ſchon zu Ende. Wie ſie den neugeborenen Lüneburger in die Hände zu bekommen ſuchte, konnte Goethe nicht ahnen, wohl aber wußte er, daß ſie während der Schlacht bei Jena nach kurzem Schrecken ganz mit den Unmündigen gelebt hatte. Wenn aber auch Goethe für Eduard, Wilhelmine für Ottilie das Vorbild geweſen iſt, ſo braucht doch nicht zwiſchen Goethe und Wilhelmine der Roman geſpielt zu haben, welchem Goethe mit Recht durch den Untergang Eduard's und Ottiliens einen tragiſchen Ausgang gegeben hat. In Wirklichkeit endete Wilhelmine lange nach ſeinem Tode nicht viel glücklicher als Ottilie. Am wenigſten ſind wir berechtigt, Goethe in ſeiner etwaigen früheren Verpuppung als Eduard für Wilhelminens ſpäteres Geſchick verantwortlich zu machen. Wurden wir daran ſchon durch ihr frühes Verhältnis zu Herrn von Manteuffel verhindert, ſo zwingt uns ein durch Gaedertz mitgeteilter Brief von Frau Frommann an die gemeinſame Freundin Chriſtine noch mehr, ſie nicht immer bloß im Lichte der „Wahlverwandtſchaften“ zu betrachten. Frau Frommann ſchreibt, Minchen habe mehrere Partieen ausgeſchlagen, weil ihr Herz immer Nein geſagt habe. Nun ſei ſie mit einem hervorragenden Schulmanne verſprochen, welcher ihr in aller Hinſicht der Mann zu ſein ſcheine, den ſie zeitlebens lieben und achten könne. Er ſei am Joachimsthal'ſchen Gymnaſium in Berlin angeſtellt und heiße Pfund. Pfund, in der Gegend von Züllichau geboren und dort erzogen, hatte Wilhelmine von früh auf gekannt. Minchen, welcher die Verzögerung der Hochzeit ihrer Schweſter in Züllichau mißfiel, drang auf ſchnelle Verheiratung. Pfund mochte doch zweifeln, ob ſie allein in der vollzogenen Verbindung mit ihm, wie Tieck ſagt, „des Lebens Überfluß“ finden könne. Zwar ließen ihn ſchon die Vorzüge der Anſtalt, welcher er angehörte, nicht zweifeln, daß er ſie auch durch angenehme Verhältniſſe werde feſſeln können. Allein er wollte doch auch erſt noch das Aufrücken in eine der beſſeren Stellen abwarten. Nicht ſo Wilhelmine, die im Spätherbſt 1812 in das Frommann'ſche Haus nach Jena zurückkehrte. Als Pfund ſich dann mit dem oben erwähnten Briefe von Zelter auf die Reiſe machte, empfing ihn Minchen in Jena kühl und Frau Frommann erklärte ihm, die Verlobung ſei aufgehoben. Wie ich höre, verfiel darauf Pfund in eine ſchwere Krankheit. Später verheiratete er ſich anderweitig. Sein freundlicher Verkehr mit Minchen Herzlieb wurde nach Auflöſung ſeiner Verlobung mit ihr wieder hergeſtellt. Herr von Loeper hörte ihn noch den Cicero interpretieren und bemerkt, daß unter ſeinen Mitſchülern das Gerücht umging, die Frau des Profeſſors Pfund ſei eine Geliebte Goethe's geweſen.

Am 24. Februar 1813 ſchrieb Goethe an eine Feundin Wilhelminens über die Aufhebung ihrer Verlobung mit Pfund: „Grüßen Sie Minchen. Ich habe immer geglaubt, dieſes Geiſtchen gehörte einem treueren Elemente an. Doch ſoll man ſich überhaupt hüten, mit der ganzen Sippſchaft zu ſcherzen." Nach dieſen Worten iſt es ganz unmöglich, ihre Rückkehr zu Frommann's und die Auflöſung der Verlobung im Zuſammenhange mit Goethe zu denken. Gaedertz vermutet eher, daß ſich ihr das Trugbild des geheimnisvollen Manteuffel wieder von fern gezeigt habe. Anſtatt Pfund's heiratete Minchen am 25. September 1821 den Profeſſor Walch in Jena. In den 1888 in den „Grenzboten" abgedruckten Erinnerungen aus Jena wird er ungünſtig geſchildert. Indeſſen beſaß er eine große Gutmütigkeit und Wilhelmine war durch ihn verſorgt. Auch nach einer, übrigens nie vor dem Gericht beantragten Trennung wurde das Zuſammenleben wiederholt verſucht, aber immer durch Minchen's krankhafte Heftigkeit unmöglich gemacht. Vor und nach Walch's Tode, der am 29. Juli 1853 erfolgte, lebte ſie nur beſuchsweiſe in Jena.

Am 6. Auguſt 1857 befand ſich Herr von Loeper eines Geſchäftes wegen in Züllichau. Am heißen Nachmittage ſuchte er das ſchattige, auf der Straße nach Grüneberg belegene Haus auf, in welchem die ſeit vier Jahren verwitwete Frau Walch mit ihrer Schwägerin, der gleichfalls verwitweten Frau Herzlieb, zuſammenwohnte. Er hatte es ſchlecht getroffen, denn kurz vorher hatte ſich eine Damengeſellſchaft zum Kaffee eingefunden und der Herrenbeſuch mußte möglichſt abgekürzt werden. Beide Hausfrauen empfingen ihn jedoch mit außerordentlicher Freundlichkeit. Beſonders ließ ſich Minchen ſogleich in ein belebtes Geſpräch über die Tage ihrer Jugend in Jena verwickeln. Sie ſtand damals bereits am Ausgange der Sechzig. Aber die vorzüglich erhaltene, große und ſchlanke Geſtalt, die blühende Geſichtsfarbe, die leichten Bewegungen, beſonders beim Gange, ließen ſie mindeſtens zwanzig Jahre jünger erſcheinen, als ſie war. Sie machte ganz den Eindruck, wie ſie bei Stahr geſchildert iſt. Das Buch von Lewes war damals ſoeben erſchienen, und Loeper erwähnte, daß Lewes ſie vor Erörterung der „Wahlverwandtſchaften" genannt habe. Auf ſeine Frage, ob ſie ſich in der Schilderung der Ottilie erkenne, verhielt ſie ſich ablehnend und verlegen ſchmunzelnd. Sie beſtritt mit Lebhaftigkeit, daß ſie Goethe's wegen in eine Penſion geſchickt ſei, wie Lewes behaupte. Sie ſei aus Urſachen, die mit Goethe nicht das Geringſte zu thun gehabt hätten, auf einige Zeit von Jena nach Züllichau zurückgekehrt. Als Loeper von den Sonetten ſprach, ſtellte ſie nicht in Abrede, daß „viele" davon an ſie gerichtet ſeien, bemerkte jedoch, daß ſie mehrere erſt durch den Druck kennen gelernt habe, die daher wohl Bettinen gehören könnten. „Aber,“ ſagte ſie mit Bezug auf ſich ſelbſt wiederholt und nachdrucksvoll, „die Sonetten ſind ſo ſchön und vollendet in ſich, daß es unrecht wäre, die thatſächlichen Beziehungen aufzuſuchen. Goethe war ja ein Dichter.“ Sie habe ihn gekannt von 1800 an bis etwa 1823 oder 1824. Als Loeper erwähnte, daß Goethe, als er die Sonette geſchrieben, beinahe ſechzig, ſie ſelbſt aber erſt achtzehn Jahre alt geweſen ſei, bemerkte ſie mit Lebhaftigkeit: „Goethe war immer jung mit Damen. Man bemerkte das Alter bei ihm nicht.“ Beſonders hob ſie hervor, daß ſie von ihm und von jener Zeit nur angenehme Erinnerungen habe. In Goethe's Gedichten war ſie erſtaunlich bewandert. Obgleich zurückhaltend und in ſich gekehrt, ging ſie doch mit anmutiger Feinheit auf die Unterhaltung ein. Nach einiger Zeit aber machte die Schwägerin derſelben ein Ende, weil die übrige Geſellſchaft warte, in Wahrheit aber, weil dieſes Geſpräch Minchen aufzuregen ſchien. Ohne Zweifel war die Schwägerin durch Minchens Gemütskrankheit, von welcher Loeper noch nichts ahnte, ſchon zur Vorſicht genötigt worden.

Die Goethe-Ausſtellung zu Berlin im Jahre 1861 hat Minchen keineswegs beſucht. Sie lehnte ſogar in einem eigenhändigen Schreiben an Herrn von Loeper jede Beteiligung an derſelben ab. Sie hat nach ſeiner Anſicht ſicherlich nie einen Brief Goethe's erhalten, ſondern nur Poeſieen. Drei Jahre nach der Goethe-Ausſtellung, 1864, mußte Wilhelmine in eine Heilanſtalt für Gemütskranke zu Görlitz gebracht werden, wo ſie am 10. Juli 1865 ſechsundſiebzig Jahre alt geſtorben iſt.

Unter Loeper's Mitteilungen fallen mir Riemer's Beziehungen zu Minchen Herzlieb auf. Vielleicht wird ſpäter noch etwas mehr über dieſelben bekannt. Vorläufig kann ich kaum die Frage aufwerfen, ob Riemer etwa Ottiliens Lehrer aus der Penſion ſei. Goethe hat Minchen Herzlieb auf jeden Fall als Ottilie geſchildert. Aber trotz der Ähnlichkeit zwiſchen Goethe's und Eduard's Verhältniſſen kann Goethe doch manches entweder erdichtet oder von Manteuffel mit auf Eduard übertragen haben. Einen krankhaften Zug an der hochbegabten Wilhelmine hat er erkannt, aber ſo ſtark verändert, daß ihre maßloſe Heftigkeit in Engelsgüte umgewandelt iſt, wodurch dann der Verlauf der „Wahlverwandtſchaften“ und ſelbſt die Umwandlung Ottiliens am Schluſſe faſt in die heilige Odilie erſt möglich wird.

Anmerkung.

¹) Die 2. Aufl. dieſes Buches gab mir zu Änderungen dieſes Aufſatzes keinen Anlaß. Die von mir benutzten handſchriftlichen Aufzeichnungen von Loeper lagen meiſt ſchon Düntzer vor.

VI. Goethe, Stephan Schütze und Pfeil.

Unter allen Perſonen, die als Freunde oder Bekannte Goethe's im vierten bis zum achten Bande des 1887 eingegangenen Archivs für Litteraturgeſchichte erwähnt wurden, befand ſich kaum noch eine, in Betreff deren die Angaben ſo ſehr der Ergänzung und Berichtigung bedurften, als die über Stephan Schütze und Pfeil.

Ich habe mir daher zunächſt Stephan Schütze's Selbſtbiographie verſchafft. Mit dem Bildnis des Verfaſſers erſchien ſie 1834 in zwei Bänden bei Eyraud in Neuhaldensleben. Sie iſt an und für ſich mehr in kultur- als in litterarhiſtoriſcher Hinſicht intereſſant. Stephan Schütze wurde am 1. November 1771 zu Olvenſtedt bei Magdeburg geboren. Ein Onkel Stephan's war ganz allein durch die ſtramme preußiſche Zucht, die er als Soldat Friedrich's des Großen kennen gelernt hatte, ſo geweckt worden, daß er nach der Rückkehr in die Heimat ſeine Bauernfamilie zu einem der erſten Handelshäuſer in Magdeburg erhob. Es gelang Stephan Schütze, dieſen Oheim durch litterariſche Anſtrengungen in der Jugend, denen er ſpäter kaum ähnliche Leiſtungen an die Seite ſtellen konnte, zu beſtimmen, ihm ein unabhängiges Daheim als Schriftſteller und Rentner in Dresden und Weimar zu ſchaffen. Er erhielt ſich an letzterem Orte faſt nur durch die Herausgabe des Taſchenbuches der Liebe und Freundſchaft im Gedächtnis des Publikums. Über Goethe enthält ſeine Biographie leider nichts. Man begreift das, wenn man durch Robert Boxberger's Mitteilungen aus Friedrich Schubart's Nachlaſſe im Archive weiß, von welcher Art das Verhältnis zwiſchen Goethe und Stephan Schütze war. Goethe pflegte während ſeines jährlichen Aufenthaltes in Karlsbad (ſo erzählt Schubart) mehrere aus Weimar anweſende Perſonen an ſich zu ziehen, welche ſpäter zu Weimar „in das hier beobachtete Verhältnis der Erſtarrung" zurücktraten. So hielt er es auch mit Stephan Schütze. Nach einer anderen Nachricht ſoll er ſich für dieſen auch in Weimar intereſſiert haben. Schütze ſaß einſt in einer Geſellſchaft zu Karlsbad Goethe gegenüber im Freien. Da ſah er deſſen Sohn von einem Berge herunterkommen. Der junge Menſch kam ganz unerwartet zu Fuße von Heidelberg her, wo er damals ſtudierte, und gab ein Zeichen, daß man ſein Herannahen dem Vater nicht verraten ſolle. Er ſchlich ſich leiſe an den Rücken des Vaters heran und hielt ihm plötzlich, wie man in Weimar zu thun pflegte, die Hand vor die Augen. Als Goethe ſich loswand und umdrehte, äußerte er in der Überraſchung eine ſo maßloſe Freude, daß die Zeugen dieſer Scene erſchraken und für ſeinen Verſtand in Beſorgnis gerieten.

Wichtiger waren im Archive die Mitteilungen von Karl Goedeke und G. von Loeper über Johann Gottlieb Benjamin Pfeil, jedoch zunächſt nur deshalb, weil Goethe ihn in Dichtung und Wahrheit ehrenvoll erwähnt hat. Er ſagt von Pfeil, der zu Goethe's Tiſchgenoſſen bei Schönkopf in Leipzig gehörte, daß Pfeil ihm eine ernſte Neigung bewieſen und ſein Urteil über manches zu leiten und zu beſtimmen geſucht habe. Durch Pfeil habe er das Bedeutende des Stoffes und das Konziſe der Behandlung mehr und mehr ſchätzen gelernt, ohne ſich jedoch klar machen zu können, wo jenes zu ſuchen und wie dieſes zu erreichen ſei. Demnach lohnt es ſich ſchon, die Frage aufzuwerfen: wer war dieſer Pfeil?

Loeper in Hempel's Ausgabe von Dichtung und Wahrheit weiß aus dem Perſonenverzeichniſſe zu Goethe's Werken, daß Pfeil Johann Gottlieb Benjamin hieß und in Leipzig Hauslehrer nicht der jungen Livländer, ſondern eines neunzehnjährigen Freiherrn von Frieſen war. Er weiß ferner, daß J. G. B. Pfeil Juſtizamtmann auf Rammelburg wurde. Er weiß auch aus Dichtung und Wahrheit, daß Pfeil Verfaſſer des Romans „Geſchichte des Grafen P." war. Aber darin, ſagte er in Hempel's Ausgabe, irrt Goethe: denn der Verfaſſer der Geſchichte des Grafen P. war älter. Es war der Prediger Johann Gebhard Pfeil. Einen Irrtum Goethe's über die litterariſche Thätigkeit ſeines Freundes anzunehmen mußte aber um ſo bedenklicher ſein, als zu vermuten ſtand, daß ſich die von Goethe an Pfeil's Namen geknüpfte Bemerkung auch auf deſſen Werke beziehen würde. In der That bewies dann auch Karl Goedeke im 7. Bande des Archives, daß J. G. B. Pfeil nicht allein Verfaſſer der Geſchichte des Grafen P., ſondern auch der Erzählung „der Wilde" und des Trauerſpiels „Lucie Woodwill" ſei. Pfeil hatte nämlich am 31. Januar 1787 von Rammelburg aus eine Erklärung über ein arges Plagiat abgegeben, das ein Franzoſe an einer ſeiner „moraliſchen Erzählungen", nämlich an dem „Wilden", begangen hatte. Bei dieſer Gelegenheit hatte er nicht allein den „Wilden“, ſondern auch „Lucie Woodwill“ ausdrücklich als ſeine ſchwachen Jugendarbeiten anerkannt. Lucie Woodwill war eins der früheſten bürgerlichen Trauerſpiele in Deutſchland und wird von Gervinus als Nachahmung der Miß Sara Sampſon erwähnt. Die Geſchichte des Grafen P. aber einem anderen Pfeil zuzuſchreiben, als dieſe beiden Arbeiten hielt Goedeke für unſtatthaft und darin ſtimmte ihm Loeper im 8. Bande des Archives bei. Auch machte nun Loeper ſelbſt darauf aufmerkſam, daß Goethe's Bemerkung über den nicht ungünſtigen Einfluß Pfeil's auf ihn deswegen gewiß richtig ſei, weil er ſich in ſeinem ſonſt ſehr verkehrten Trauerſpiele Lucie Woodwill doch immerhin als ein Schüler Leſſing's gezeigt habe, welcher auch ſonſt zu Gottſched's Gegnern auf der Bühne und in der Litteratur einige Beziehungen gehabt haben müſſe. Was ich im folgenden über Pfeil neues mitteile, kann zunächſt zur weiteren Erläuterung ſeiner Stellung in der Litteratur dienen, die ohne Zweifel als eine bedeutendere erſcheinen würde, wenn er nicht um die Zeit ſeiner Verſchwägerung mit dem Dichter Göckingk anſtatt mehr gereifte Werke auf ſeine Jugendarbeiten folgen zu laſſen, ſich einer juriſtiſchen und theologiſchen Volksſchriftſtellerei gewidmet hätte. Denn allerdings war Pfeil Göckingk's Schwager und hatte auch die Erklärung aus Rammelburg in dem früher von Göckingk herausgegebenen Journale von und für Deutſchland abdrucken laſſen, welches Jakob Grimm durch ſehr reichliche Auszüge für den Nachlaßband ſeiner Mythologie ausgezeichnet hat.

Schon vor Loeper und Goedeke hatte der Freiherr von Biedermann in ſeinem Buche „Goethe und Leipzig“ von Pfeil geſprochen. Er machte es wahrſcheinlich, daß Goethe Frieſen und Pfeil ſilhouettiert habe. In der That ſind dieſe Silhouetten inzwiſchen mit vielen anderen von Goethe in der Leipziger illuſtrierten Zeitung erſchienen. Auch wußte Biedermann bereits, daß der junge Frieſen Mitbeſitzer von Rammelburg, alſo Pfeil's Gutsherr, wurde. Ich füge noch hinzu, daß dieſer, Karl Auguſt Freiherr von Frieſen, verheiratet war mit Charlotte Friederike, geborene von Marſchall. Pfeil's erſte Frau auf Rammelburg war eine geborene Großin aus Leipzig. Jedoch habe ich den Namen Große vergeblich in den ausführlichen Schilderungen der damaligen Leipziger Geſellſchaft vom Freiherrn von Biedermann geſucht. Karl Auguſt von Frieſen, für den Pfeil zuerſt als Hofmeiſter und dann als Juſtizamtmann thätig war, ſtarb als kurfürſtlich ſächſiſcher hochbeſtallter Kammerherr. Er gehörte jener vornehmen ſächſiſch-preußiſchen Familie an, deren Namen in neuerer Zeit wegen eines hervorragenden ſächſiſchen Miniſters oft genannt wurde.

Die Rammelburg, jetzt preußiſch und wieder alleiniges Eigentum der Familie Frieſen, iſt bis auf den heutigen Tag ein ebenſo behaglicher als romantiſcher Wohnſitz. Sie liegt am ſchönſten Punkte des Wipperthales, ungefähr in der Mitte desſelben, zwiſchen den faſt ganz wüſten Burgen der Grafen von Mansfeld, welche wahrſcheinlich Rammelburg erbauten, und der längſt ausgeſtorbenen Grafen von Wipper, an deren Stelle neuerdings die Frieſen als Beſitzer des ganzen Wipperthales getreten ſind. Auf drei Seiten fällt der Fels, auf dem Rammelburg erbaut iſt, ſteil nach der Wipper hin ab. Auf der vierten Seite ſteht er durch eine Landzunge mit dem ſpäter zu erwähnenden Rammelburger Forſthauſe, das jetzt bloß noch Gaſthaus iſt, und der das Harzgeröder Plateau aufſchließenden Clus (einem von dem däniſchen Dichter Anderſen reizend beſchriebenen Fuhrmannsgaſthauſe) *) in Verbindung. Ein alter Reim ſchreibt unter den Mansfeldiſchen Schlöſſern Eisleben den Glockenklang und Rammelburg den Vogelſang zu. Auf dieſem reizenden Schloſſe ſelbſt lebte auch Pfeil und zwar in ausgezeichneten Verhältniſſen. Er dürfte nicht bloß Juſtizamtmann geweſen ſein, ſondern auch das große Vermögen ſeiner Gutsherrſchaft verwaltet haben. Außerdem war er jedenfalls durch ſeine zweite Heirat mit Göckingk's Schweſter wohlhabend geworden. Zu der Selbſtbiographie, die ſein Sohn Wilhelm im 26. und 27. Bande ſeiner kritiſchen Blätter für Forſt- und Jagdwiſſenſchaft begann, nennt er den Juſtizamtmann Pfeil auch Bevollmächtigten der Beſitzer des Amtes Rammelburg und ſchildert ihn als einen in der Gegend ſehr angeſehenen Mann. Wilhelm lebte als Gymnaſiaſt in Aſchersleben auf einem ſo hohen Fuß, daß wir uns auch ſein Vaterhaus auf Rammelburg trotz des großen Kinderſegens ſicherlich immer noch als ein glänzendes vorſtellen müſſen. Er hielt ſich als Gymnaſiaſt einen eigenen Bedienten, ging ſchon mit Offizieren um und war bereits Hausfreund in den vornehmen Familien auf dem Lande. In dem gaſtfreien Hauſe des Amtmanns Pfeil aber war der nur einige Stunden weit von Rammelburg geborene Gottfried Auguſt Bürger mit Göckingk während ſeiner letzten Lebensjahre zum Beſuche.

Dem Amtmann Pfeil wurden nach den Kirchenbüchern, die der vorvorige Paſtor (Liebau) zu Friesdorf bei Rammelburg 1878 für mich durchlas, von ſeinen zwei Frauen elf Kinder geboren. Zuerſt iſt angegeben, daß am 23. April 1771, abends 8 Uhr, dem hochedelgeborenen und hochgelahrten Herrn Johann Gottlieb Benjamin Pfeil, beider Rechte Doctor und wohlbeſtalltem Amtmann des hochfreiherrlich frieſenſchen Amtes Rammelburg, von ſeiner Eheliebſten Johanna, geborene Großin aus Leipzig, eine Tochter geboren ſei. Bei ihrer Taufe auf Rammelburg am 25. April 1771 waren drei Paten aus der Familie Frieſen zugegen. Pfeil erhielt von ſeiner Großin aus Leipzig dann noch drei Kinder. Doch kamen zwei davon tot zur Welt und der am 3. Auguſt 1777 tot geborenen Tochter folgte die Großin ſelbſt ſchon am 17. Auguſt 1777 im Tode nach. Unter großer Begleitung von Hoch und Niedrig wurde ſie in einem Erbbegräbniſſe beigeſetzt. Schon im nächſten Jahre wurde Pfeil am 13., 14. und 15. Sonntag nach Trinitatis zu Rammelburg und Gröningen bei Halberſtadt aufgeboten mit Eva Klara Johanna Leopoldine Göckingin, jüngſten Tochter des „hochbetraut geweſenen“ brandenburgiſchen Kriegs- und Domänenrates Chriſtian Friedrich Günther Göckingk. Die Hochzeit war am 29. September 1778 zu Gröningen. Die Göckingin gab ihrem Pfeil noch ſieben Kinder und ſtarb dann „ſanft und ſelig nach langem Krankenlager“ am 5. Dezember 1792.

Dem Freiherrn von Biedermann ſowie Goedecke und Herrn von Loeper iſt es entgangen, daß der Name Pfeil (abgeſehen von der gräflichen Familie dieſes Namens) eigentlich erſt durch Friedrich Wilhelm Leopold Pfeil bekannt geworden iſt. Er wurde am 28. Mai 1783 auf der Rammelburg von der Göckingin geboren. Die Forſtakademie zu Eberswalde kann ſeine Schöpfung genannt werden. Der alte Pfeil wünſchte aus Wilhelm einen Juriſten oder Kameraliſten zu machen. Der talentvolle junge Menſch ſaß im Spätſommer des Jahres 1800 bereits drei und ein halbes Jahr in der Prima des damals durch Sangerhauſen, einen Freund Gleim's, geleiteten Gymnaſiums zu Aſchersleben. Nur ſeiner Jugend wegen war er noch nicht zur Univerſität abgegangen. Da ſtarb plötzlich „der wohlgeborene und hochgelahrte Herr Dr. Johann Gottlieb Benjamin Pfeil, wohlbeſtallter hochgräflich frieſiſcher und hochgräflich-Hopfgart-Schamottiſcher Amtmann des wohllöblichen Amtes Rammelburg“ am 28. September, Nachts $^1/_2$12 Uhr im 68. Jahre ſeines Alters. Daß er am 1. Oktober 1800 um 6 Uhr abends nur ganz in der Stille, wenn auch unter Abſingung eines Liedes, begraben wurde, mag mit

Bayeriſche

ſeinen religiöſen Anſichten zuſammengehangen haben. Ich verſtehe aber nicht, weshalb im Kirchenbuche bemerkt wird, daß zu ſeiner Beerdigung auf dem meines Wiſſens zu Rammelburg gehörigen Kirchhofe zu Friesdorf die „Konſiſtorialkonceſſion“ nachgeſucht ſei — beſonders, da er ſchwerlich katholiſch war, auch ſein Tod infolge eines Schlagfluſſes ausdrücklich ein „ſanfter und ſeliger“ genannt wird.

Schon immer war die Neigung des Sohnes dahin gegangen, ſich dem Jagd- und Forſtweſen zu widmen. Dazu forderte ſchon der herrliche Wald um Rammelburg auf. Um 1840 befanden ſich ſogar in Wippra und Braunſchwende viele nicht ungebildete Forſtſchüler. Göckingk, welcher wohl die Vormundſchaft für den jungen Pfeil übernahm, gewann als hoher Finanzbeamter einen in ſeiner Art ausgezeichneten Lehrmeiſter für ſeinen Neffen. An einem trüben Novemberabende des Jahres 1801 hielt der halberſtädtiſche Poſtkarren vor dem K. preußiſchen Oberförſterhauſe in Königshof bei Elbingerode ſtill, um ſich ſeines einzigen Paſſagieres, des jungen Pfeil, zu entledigen und dann ſeinen Weg nach Nordhauſen und Caſſel fortzuſetzen. Der neue Eleve gelangte nur ſchwer durch die gefährlichen Jagdhunde hindurch in die Stube des Waidmannes. Das ganze Hausgeräte beſtand hier in Stühlen mit hohen Lehnen und gepreßtem Kalbleder, in einem Sofa von Eichenholz, einigen Tiſchen von Ahorn, einem Schrank von Eſchenholz, einem kleinen Spiegel mit braun gebeiztem Rahmen und einigen mit Hunderiemen und Hundepeitſchen behangenen Hirſch- und Rehbocksgehörnern. Obgleich nun ſchon in ſeinen Kinderjahren das Forſthaus bei Rammelburg der einzige Spielplatz des jungen Menſchen geweſen war und ſogar das Wipperthal ihm ſchon damals als Jagdgrund gedient hatte, ſo begann doch am Tage nach der Ankunft die Übung des Lehrlings damit, daß er, den Schweißhund am Riemen, immer 100 bis 120 Schritte hinter dem Jägerburſchen herſchleichen und jede ſeiner Bewegungen beobachten und nachmachen mußte, um lokalkundig zu werden und ſchleichen und ſpüren zu lernen. Alle Fehler, die der Schweißhund beging, das Raſcheln im trockenen Graſe, das Schütteln am Pürſchriemen, ſowie Feſtlaufen im Dickicht mußte der Lehrling entgelten. Indeſſen wurde er auf dieſe Weiſe zum vortrefflichen Jäger und bei eigenem Nachdenken auch allmählich zum guten Forſtmann ausgebildet. Das letztere war freilich erſt der Fall, als der Lehrling aus der Fichtenwaldung von Königshof in die Laubholzgegend von Thale verſetzt wurde. Hier wurde die Roßtrappe bereits ſeiner Obhut übergeben. Dies führte ſchon damals zu

Bekanntſchaften mit namhaften Reiſenden. Auch ſehen wir den Sohn des Romanſchreibers — den Forſteleven — ſchon als Mitarbeiter eines in Halberſtadt, wo damals eben die Gleim'ſche Zeit zu Ende ging, erſcheinenden Blattes. Nach einer bedeutenden wiſſenſchaftlichen Reiſe und nach einem Aufenthalte in Königsthal am Südharze brachte ihn ſein Onkel 1804 auf die von ihm ſelbſt verwalteten kurländiſchen Güter in Schleſien. Später finden wir ihn als Hauptmann der Landwehr in den Freiheitskriegen, als Profeſſor an der Forſtakademie ſowie an der Univerſität zu Berlin und endlich bis zu ſeinem Tode als Direktor der Forſtakademie in der märkiſchen Stadt Eberswalde mit ihrem Waldleben im kleinen. Er ſtarb jedoch zu Warmbrunn in Schleſien und zwar am 4. September 1859. Die Forſteleven hatte er aus Eberswalde oft nach Thale geführt und dort im großen Forſte unterrichtet. Seinem Waldwärter Fricke ließ er der Roßtrappe gegenüber auf dem Hexentanzplatze ein kleines Gaſthaus erbauen, das eins der größten am Harze geworden iſt, und jetzt dem Sohne des 1867 in hohem Alter verſtorbenen Waldwärters gehört. Zwiſchen dem Hexentanzplatze und Treſeburg ſteht jetzt Pfeil's Denkmal. Dieſe Stelle bietet keine Ausſicht, iſt aber wegen der Schönheit des Monumentes und der Erhabenheit der Forſten rings umher gleichfalls einer der beſuchteſten Punkte des Harzes geworden. Etwa 10 Minuten von dem Denkmale liegt das Dambachhäuschen im Walde verſteckt. Dort pflegte Pfeil faſt ganz einſam zu wohnen. Jetzt iſt es ein dem Prinzen Heinrich gehörendes Forſthaus.

Ich habe mich vergeblich bemüht, in den Aufſätzen des Eberswalder Pfeil eine Andeutung davon zu finden, daß ſein Vater Schriftſteller und ein Freund Goethe's geweſen iſt. Und doch ſcheint der Oberforſtrat Pfeil nicht allein ein Verehrer, ſondern auch ein Kenner Goethe's geweſen zu ſein. Es findet ſich nämlich im 37. Jahrgange ſeiner „Kritiſchen Blätter“ ein ohne Zweifel von dem damals bereits 73 Jahre alten Wilhelm Pfeil verfaßter Aufſatz mit der Überſchrift „Goethe's Charakteriſtik des Wuchſes der Eiche“, welcher auf eine nur mündlich von Goethe gegen Eckermann gethane Äußerung eingeht.

Goethe hatte zu Eckermann geſagt, im Dickicht des Waldes wachſe die Eiche nach oben und ſtrebe zum Lichte. Nach der Seite hin treibe ſie dort nur wenige ſchwache Äſte, und auch dieſe verkümmerten wieder im Laufe der Jahrhunderte und fielen ab. Fühle ſie ſich aber endlich mit ihrem Gipfel im Freien, ſo fange ſie an ſich nach der Seite hin auszubreiten und eine Krone zu bilden. Allein dann ſei ſie ſchon über ihr mittleres Alter hinaus. Ihr Beſtreben, ſich jetzt nach der Breite hin mächtig zu erweiſen, könne nicht mehr zu ihrer vollendeten Schönheit führen. Wachſe dagegen die Eiche an feuchten und ſumpfigen Orten und ſei der Boden zu nahrhaft, ſo werde ſie bei gehörigem Raume zwar frühzeitig viele Äſte und Zweige nach allen Seiten hin treiben; es würden jedoch dann die widerſtrebenden Einwirkungen fehlen und das Knorrige, Eigenſinnige und Zackige werde ſich nicht entwickeln. Der Baum werde nicht ſchön ſein, wenigſtens nicht als Eiche. An bergigen Abhängen werde ſie zwar knorrig und zackig erſcheinen bis zum Übermaße, aber zu frühzeitig in ihrem Wuchſe ſtocken, um unſere Bewunderung zu erregen. Ein ſandiger oder mit Sand gemiſchter Boden, wo ſie nach allen Seiten hin mächtige Wurzeln treiben könne, ſcheine demnach der Eiche am günſtigſten zu ſein.

Pfeil entwickelte, daß ſchmale lanzettförmige Blätter keinen Baumſchlag bilden und daß ein Baum mit rutenförmigen aufgerichteten und angedrückten Zweigen niemals ſchön ſei. Von der Blattform, dem Blattanſatze, von der Aſtverbreitung, von der Stärke und den Krümmungen der Äſte hänge die Schönheit der Waldbäume im Goethiſchen Sinne ſtets ab. Der Begriff von einem ſchönen Baum ſei jedoch viel unbeſtimmter als der von einer ſchönen Blume oder einem ſchönen Pferde. Bei der Blume komme es oft bloß auf die Farbe an; bei dem Pferde unter anderem darauf, daß die Formen ſchon die Fähigkeit zu erkennen geben, den an das Tier geſtellten Anforderungen zu genügen. Bei einem Baume wachſe die Schönheit oft ſogar mit der Maſſe. Die Eiche von zwanzig Klaftern werde bei gleicher Bildung der Schäfte und Äſte für ſchöner gehalten als die von einem Klafter. Wenn das Sprichwort ſagt: es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen, ſo kann auf der anderen Seite auch der Baum nie aus ſeiner ſchönen maleriſchen Umgebung herauswachſen. Immer wird er mit einem Blicke in allen ſeinen Einzelheiten aufgefaßt werden können, er ſei ſo groß als er wolle. Nur ein Boden, auf dem ein Baum ſeine volle Entwicklung im höheren Alter erreichen kann, iſt imſtande ſchöne Bäume zu erzeugen. Pfeil zeigt, daß der beſte „Eichenboden,“ der allein die ſchönen Eichen erzeugen kann, nicht der Sandboden iſt, wie Goethe meint, noch weniger das Sumpfland, ſondern ein gewiſſer Flußboden oder der tiefgrundige humoſe Lehmboden. Darum finden ſich in den Thälern der Elbe, der Oder und der Weichſel ſowie im aufgeſchwemmten Boden der Donauländer und im tiefgrundigen Boden Weſtfalens die ſchönſten Eichen. An den frei erwachſenen Eichen auf den Wieſen in den Flußthälern der Elbe und Oder zeigt es ſich, daß der zu nahrhafte Boden, falls es nur kein ungeſundes Sumpfland iſt, die Eiche in ihrer ſtarken Entwicklung der Äſte nicht hindert. Wenn Goethe annimmt, daß eine Eiche im Dickicht ihre ganze erſte Kraft auf den Höhenwuchs verwende und ihre Äſte darum nicht ſtark ausbilden könne, ſo hält Pfeil auch dies für einen Irrtum. In der Regel hat nämlich die Eiche mit 80—100 Jahren ihren Höhenwuchs vollendet. Ihre Lebenskraft iſt aber da noch keineswegs im Abnehmen begriffen. Selbſt die Holzmaſſe vergrößert ſich dann noch. Pfeil entwickelt ferner, daß der Forſtwirt mit Unrecht auch die langen ſäulenartigen Eichen mit gut abgewölbter Krone für ſchön hält. Nur die halbſtarke alte knorrige Eiche, der Stamm von ſchlechter Schaftbildung, aber mit langen vielfach gekrümmten Äſten, verdient ſchön genannt zu werden — darin ſtimmen Pfeil und Goethe überein. Der Maler hat nach Pfeil bei den Bäumen eigentlich nur ein Intereſſe für ungewöhnlich barocke Formen. Unter den deutſchen Forſtbäumen iſt die Eiche ſein Lieblingsbaum, weil ſie bei ihrer Größe, mit ihrem unendlich verſchiedenen Aſtbau am meiſten in die Augen fällt und zugleich die durchſichtigſte und am meiſten maleriſche Belaubung hat, welche die Äſte nicht ſo verſteckt wie es z. B. bei der Buche der Fall iſt.

So liefen auch die Verhandlungen Pfeil's des Sohnes mit Goethe wie die des Vaters auf äſthetiſche Fragen hinaus.

Anmerkungen.

[1] Rammelburg muß der erſt von mir feſtgeſtellte Name heißen, der verdruckt war. (Zu S. 94 Z. 16, 15 von unten).

[2] 8. Band von Anderſen's Werken. Leipzig Wiedemann. Vergl. jetzt auch Erich Schmidt über Pfeil in der A. d. B.

VII. Zu Goethe's Fauſt.

1. Fauſt und die Uhr von Sansſouci.

Man kann die erſten Anfänge einer Zauberei, die etwa mit der Fauſtſage zu vergleichen wären, bis auf gewiſſe Erſcheinungen im Heidentume zurückführen. Apollo zaubert auf einem Schiffe, deſſen Inſaſſen er zu delphiſchen Prieſtern machen will, auf ganz ähnliche

Weiſe einen Weinſtock hin wie Fauſt oder Mephiſto in Auerbach's Keller oder in Erfurt. Insbeſondere wird die Magie bei den Perſern und Medern gepflegt, bei denen zufälligerweiſe im Traume des Aſtyages wieder ein ſonderbarer Weinſtock vorkommt. Durch das Chriſtentum erhält nun die Zauberei einen Stoß. Dennoch dauert ſie fort, nur daß der Chriſt ſie nicht mehr in Gottes Namen ausübt, ſondern ſich ihr zu Liebe dem Teufel verſchreibt. Albertus Magnus, der Domherr Semica von Halberſtadt und beſonders Theophilus ſind die Fauſte der katholiſchen Kirche.

Einige Stellen aus Widmanns Fauſtbuche von 1799, auf welche Schröer[1]) aufmerkſam macht, laſſen keinen Zweifel darüber, daß der Charakter des Fauſt von der Reformationsſage genau feſtgeſtellt war. In der Vorrede führt Widmann eine Äußerung Luther's über Fauſt an, die ſich ſelbſt durch ihre Ähnlichkeit mit einem Worte Luther's über den Kaiſer Friedrich, der ſich im Kyffhäuſer wieder zeigte, als ein echtes Wort Luther's legitimiert, ſo wie ſie auch umgekehrt erſt jene Äußerung über den Kaiſer Friedrich noch glaubwürdiger macht. Luther ſoll geſagt haben: „Hätte der Teufel zuvorlängſt mir vermocht, Schaden zu thun, er hätte es lang gethan. Er hat mich wohl oftmals ſchon beim Kopf gehabt, aber mit Gottes Wort habe ich mich ſeiner erwehrt.“ Im erſten Kapitel von Widmann's Fauſt heißt es dann: „Als damals das alt päpſtliche Weſen noch im Gang war und man viel Segenſprechen und ander abergläubiſch Thun und Abgötterei trieb, beliebte ſolchs dem Fauſto überaus ſehr.“ Durch dieſen Gegenſatz zu Luther wird die Auffaſſung des volkstümlichen Fauſt von ſeiten des Proteſtantismus vollkommen klar. Indem er ſich dem Böſen ergiebt, iſt er in den Augen des Volkes nicht mehr zu retten. Aus dem, was ich bereits anführte, geht ſchon hervor, daß das Proteſtantenvolk die Zauberei noch mit dem Marienkultus in Verbindung brachte, durch welchen der katholiſch gedachte Theophilus ſich in der That noch gerettet hatte.

Goethe hat im erſten Teil des Fauſt, was von einem ſo großartigen Werke, das ſich aus den Tagen ſeiner Jugend herſchrieb, gar nicht anders zu erwarten war, dieſen volkstümlichen Standpunkt noch einigermaßen feſtgehalten, wie er denn Gretchen ihm geradezu zum Opfer bringt, welche nur ſcheinbar wahnſinnig, in Wahrheit aber ſehr erleuchteten Geiſtes die Strafe in Übereinſtimmung mit einer ſehr bedeutenden Rechtsauffaſſung als ihr Recht verlangt und wie der ärgſte Verbrecher nur durch Nacht zum Licht eingeht. Darin ſieht man am Ende des erſten Teiles ein ſymboliſches Gericht auch über Fauſt, welches um ſo mehr genügt, als doch auch ſchon der erſte Teil ſich wegen der an das Buch Hiob erinnernden Scene im Himmel als halb und halb religiöſes Schauſpiel der Form nach den ſtrengen Geſetzen der Tragödie entzieht. Wie ſchon der erſte Teil des Fauſt war, ſo konnte zwar Gretchen, aber nicht Fauſt noch einer ſtreng tragiſchen Entwickelung zum Opfer fallen.

Die Kunſtpoeſie der Aufklärungsperiode mußte Fauſt überhaupt bereits anders anſehen als die proteſtantiſche Volkslitteratur. Während der Vollendung des ganz von der Bibel losgelöſten Meſſias von Klopſtock hatte das Publikum viel darüber geſtritten, ob einer der in dieſer Dichtung vorkommenden von Gott abgefallenen Geiſter verdammt oder gerettet werden ſollte. So faßte dann auch Leſſing, auf den die Kultur- und Litteraturepoche des Meſſias von Klopſtock einen noch größeren Einfluß übte als auf Goethe, zuerſt den Entſchluß, durch Fauſt's Rettung die Fauſtſage umzugeſtalten. Und ſo gelangte dann auch Goethe immer mehr zu ſeiner „philoſophiſchen Behandlung“ der Fauſtſage, in welcher die Einbildungskraft ſich zum Dienſte einer Vernunftidee bequemen mußte und aus der namentlich der ganze zweite Teil des Dramas hervorgegangen iſt. Die Rettung des Fauſt mußte hierbei der Angelpunkt werden, um den ſich alles dreht. Erſt damit war nicht allein der Aufklärungsperiode, ſondern auch der nachmaligen philoſophiſchen Spekulation genügt.

Faſt in allen Teufelsſagen erfolgt die Verſchreibung der Menſchen an den Teufel nur bedingungsweiſe. Dieſe Bedingung giebt faſt ſtets noch Gelegenheit, daß der Satan als dummer Teufel von den Menſchen überliſtet wird. Mit der Liſt wird die Rettung der Seele des reuigen Sünders erreicht, aber nicht mehr als dies: denn der überwundene Teufel ſieht nun in der Zerſtörung deſſen, was er zum Glücke der Menſchen gebaut hat, die unumſchränkte Gelegenheit zur Entfaltung ſeines negativen Weſens. Wo der Humor dieſer Teufelsſagen ſehr geſteigert und moderniſiert iſt, bleibt auch wohl ausnahmsweiſe die diaboliſche Schöpfung dem geretteten Menſchen erhalten. Hier konnte Goethe mit Recht anknüpfen, da er den Humor für ſeinen Fauſt noch weit über den jeder weltlichen Teufelsſage hinaus verſtärkt hatte. Doch hätte es einer ſolchen Anküpfung für die im zweiten Teile, der lediglich zum Dienſte von Vernunftideen beſtimmt iſt, aufgerollte „Weltſatire“ kaum noch bedurft. Jedenfalls folgt Fauſt's Rettung aus der im Anfange dem Teufel geſtellten Bedingung, durch welche ſich Fauſt zu raſtloſer Thätigkeit verpflichtet. Dieſe Bedingung iſt aber völlig modern und ebenſowenig volkstümlich iſt es, daß er bei der raſtloſen Arbeit, alſo zu ſeiner Rettung, ſich noch fortwährend der Zauberei bedient. Dies wäre gar nicht möglich, wenn Mephiſtopheles wirklich nur der zerſtörende Teufel der Volksſage wäre. Es iſt zugleich ein Widerſpruch in ſich ſelbſt, der die ganze künſtleriſche Geſamtwirkung des zweiten Teiles aufhebt. Die ewige Liebe, die hinzukommende göttliche Gnade, das alles kann den Fauſt wohl vom theologiſchen Standpunkte aus retten, aber den tragiſchen Konflikt im gewöhnlichen Sinne weder ſchürzen noch löſen.

Indem der raſtlos ſchaffende Goethe im Alter Fauſt's Läuterung durch Thätigkeit darſtellt, fließt ihm deſſen Thun zuletzt mit dem raſtloſen Wirken des alten Fritz zuſammen. Namentlich wird im zweiten Teil Vers 493—528 nach Loeper's Zählung auf den Bromberger Kanalbau angeſpielt. Die Beſchreibung der Lokalität paßt: Das „Gebirge" iſt der uraliſch-baltiſche Landrücken. Den Kanalbau ſelbſt hat einer der lebhafteſten Gegner Preußens ganz ähnlich beſchrieben, wie Goethe Fauſt's Kanalbau ſchildert. Die Städte im Netzediſtrikt, ſo erzählt der hier gewiß unparteiiſche Wuttke[2]), hätten nach 1775 gänzlich darniedergelegen und ſeien verödet geweſen. Es habe in ihnen dreimal ſo viele wüſte Bauſtellen als Gebäude gegeben. Unter des großen Friedrich's „landesväterlicher Sorge" ſei der ganze Diſtrikt aufgeblüht. Friedrich ſei in dieſes Land gereiſt und habe ſogleich mit großen Unternehmungen begonnen. Auf ſein Geheiß ſeien die Striche längs der Netze entwäſſert, das Bett des Fluſſes tiefer gelegt und Strecken von Moräſten ausgetrocknet. Mehrere Quadratmeilen anbaufähigen Bodens ſeien der Gewinn davon geweſen. Dann ſeien unbenutzte Ländereien an neue deutſche Anſiedler ausgeteilt. Der König habe den 6924 Ruten langen Knanal zwiſchen Bromberg und Nakel ziehen laſſen. Da habe ſich in einem Menſchenalter Bromberg's Einwohnerzahl verzehnfacht. Thüringer, Sachſen und Böhmen habe der König zur Zeit einer an Hungersnot grenzenden Teuerung leicht in den Netzediſtrikt ziehen können. Der raſtlos eifrige König habe auf dem Lande den Flachs- und Hopfenbau, in den Städten die Tuchmacherei, die Weißgerberei, das Zuckerſieden und viele andere Gewerbe durch Deutſche zu heben geſucht und in der erſten Zeit allein jährlich über eine Million zu Bauhilfsgeldern verwendet.

Wie in Poſen, ſo entwäſſerte und koloniſierte Friedrich überall in ſeinem Reiche. Als er ſtarb, erwartete er ſehnſüchtig die aus

Spanien kommenden Merinoſchafe auf der Durchreiſe zum Beſuche in Potsdam, welche auf ſeine Domainen verteilt wurden. Über den ausgedehnteſten praktiſchen Wirkungen nach dem idealſten Maßſtabe überraſchte den großen König wie den Fauſt im zweiten Teile der Goethe'ſchen Dichtung der Tod. Schon bei dem Beſuche zu Berlin und Potsdam hatte 1778 auf Goethe, nachdem er hier durch „mancherlei Menſchen Gewerb und Weſen ſich durchgetrieben," der Staat des damals gerade abweſenden alten Fritz den Eindruck eines Uhrwerkes gemacht, das ſich von innen treibe. Damals hatte Goethe von der Bewegung der Puppen auf die verborgenen Räder, beſonders auf die große alte Walze, F. R. gezeichnet, mit tauſend Stiften, die dieſe Melodieen eine nach der anderen hervorbringe, zurückſchließen zu können geglaubt. Er hatte das ſchon am 17. Mai 1778 an Frau von Stein geſchrieben. Der alternde König in Sansſouci hatte die Gewohnheit, ſeine Wanduhr ſelbſt aufzuziehen. Es iſt daher jedenfalls leicht glaublich, daß ſie an ſeinem letzten Lebenstage verſäumt wurde und gerade in dem Augenblicke ſeines Todes plötzlich ſtill ſtand, wie mir 1879 in Sansſouci ein kaiſerlicher Diener erzählte. Ohne Zweifel wird dies Goethe in Weimar nebſt anderen Umſtänden vom Tode Friedrich's des Großen erfahren haben, da ja ſogar Napoleon die alte Uhr der Merkwürdigkeit wegen mit nach Paris nahm und Blücher es der Mühe wert hielt, ſie wieder mitzubringen und an der alten Stelle aufhängen zu laſſen.[8]) Es wundert mich recht, daß noch niemand geſehen hat, wie Goethe den Tod Friedrich's des Großen beſchreibt, wenn er Vers 534—538 Fauſt's Ende alſo ſchildert:

> Die Zeit wird Herr, der Greis hier liegt im Sand.
> Die Uhr ſteht ſtill — — — Steht ſtill! Sie ſchweigt wie Mitternacht.
> Der Zeiger fällt. — — — Er fällt, es iſt vollbracht. — — —
> Es iſt vorbei. — — — Vorbei! Ein dummes Wort.

Dieſe Worte ſtehen nun freilich im engſten Zuſammenhange mit den im erſten Teile vorkommenden Verſen 1345—1352:

> Werd' ich zum Augenblicke ſagen:
> Verweile doch! Du biſt ſo ſchön!
> Dann magſt Du mich in Feſſeln ſchlagen,
> Dann will ich gern zu Grunde gehn!
> Dann mag die Todtenglocke ſchallen,
> Dann biſt Du Deines Dienſtes frei!
> Die Uhr mag ſtehn, der Zeiger fallen,
> Es ſei die Zeit für mich vorbei.

Nicht umſonſt hat Mephiſtopheles hierzu im erſten Teile bemerkt:

„Bedenk' es wohl! Wir werden's nicht vergeſſen!“ Nach den angeſtellten Berechnungen iſt nicht daran zu zweifeln, daß auch dieſe Verſe im erſten Teile erſt nach dem Tode Friedrich's des Großen abgefaßt ſind.[4]) Da Goethe auf den Bromberger Kanal anſpielt, wird er auch bei der Uhr an den alten Fritz denken. Zu bemerken iſt jedoch, daß auch in einer Bearbeitung der Sage von Doktor Fauſt eine Uhr vorkommt. Ob ſich aber Goethe dieſer Stelle erinnert hat, als er die angeführten Worte ſchrieb? Der feige Doktor Fauſt ſieht da mit Zittern auf den Zeiger der Uhr, weil er weiß, daß genau um Mitternacht ihn der Teufel holt. Gekannt hat Goethe auch dieſe Uhr. Aber iſt das der Fauſt, deſſen Tod Goethe im zweiten Teile ſeines Dramas verherrlicht? Gewiß nicht! Der Tod des Goethe'ſchen Fauſt findet viel mehr in der Geſchichte der Uhr von Sansſouci, die Napoleon mitſchleppte und Blücher wieder brachte, eine paſſende Ergänzung und einen ſchönen Ausdruck.

2. Die erſte öffentliche Aufführung von Goethe's Fauſt.

Daß Goethe eine Weltlitteratur träumte, beweiſt das Büchlein „Goethe's Briefe an Soret. Herausgegeben von Hermann Uhde. Stuttgart, Cotta 1877.“ Der verſtorbene Friedrich Jakob Soret gehörte danach einer Familie an, die wegen der Aufhebung des Ediktes von Nantes aus Frankreich zunächſt nach der Schweiz übergeſiedelt war. Er wurde jedoch am 13. Mai 1795 in St. Petersburg geboren. Im Sommer 1822 ging er als Erzieher des Prinzen Karl Alexander nach Weimar. Für Goethe ordnete er deſſen Kryſtalle und überſetzte ſeine Metamorphoſe der Pflanzen ins Franzöſiſche. Goethe ſchenkte ihm ein Tintefaß mit der Inſchrift „Herrn Soret zum täglichen Erinnern. Februar 2. 1823. glückwünſchend Goethe.“ Am 4. Juli 1824 lud Soret Goethe's Enkel als Geſellſchafter des Prinzen Karl nach Dornburg. Auffallend iſt die Kühle, mit welcher Goethe noch am 15. März 1830 über Zahn ſchreibt, der damals im Begriff war, zum zweiten male nach Italien zu gehen. Er habe (ſo äußerte Goethe hier gegen Soret) keine Urſache die Vorſtellung des durch Weimar reiſenden Malers und Antiquars Zahn bei Ihren Hoheiten zu wünſchen, weil derſelbe eigentlich nichts Neues und Bedeutendes mit ſich führe. Da ſich nun ſogar einige Hinderniſſe gegen die frühere Abſicht, ihn zu empfangen, gezeigt hätten, ſo werde es wohl geraten ſein, ganz davon abzuſehen; von ſeiten der Kunſtfreunde ihn freundlich zu behandeln, und ihm auf den folgenden Tag, wo er abzureiſen gedenke, eine glückliche Fahrt zu wünſchen. Einen ganz anderen Ton ſchlug ſpäter Goethe in dem Briefe an Zahn an, den dieſer zuletzt als Greis in Berlin fakſimiliert zum Verſchenken ſtets mit ſich führte und durch anziehende mündliche Berichte über Goethe ergänzte. — Auch auf ſeinen Reiſen nach der Schweiz und Italien begleitete Soret den Prinzen. Er wurde Hofrat in Weimar und erhielt den Orden vom weißen Falken. Erſt nach vierzehn Jahren verließ er Thüringen wieder. 1842 war er Mitglied des großen Rates in Genf. In ſeiner Schweizer Novelle „Le diable des Alpes“ fand man Nachwirkungen der deutſchen Romantik. Seine „Vie d'une âme, histoire mystique“ klingt an Gedanken an, welchen, wie Uhde ſagt, auch Goethe in der letzten Lebenszeit vielfach nachhing. Gegen Ende des Jahres 1847 ward Soret von den drei Großherzögen von Sachſen, Oldenburg und Mecklenburg-Strelitz zu ihrem Vertreter in Paris ernannt. Der Ausbruch der Revolution von 1848 verhinderte jedoch dieſe diplomatiſche Sendung. 1865 beſuchte Soret noch der Großherzog Karl Alexander in Genf.

Die Schrift über Soret kann Naturforſchern empfohlen werden. Ich will jedoch auf den wichtigſten der behandelten litterar-hiſtoriſchen Gegenſtände eingehen: Die erſte öffentliche Aufführung von Goethe's Fauſt. Einzig und allein in dieſem Punkte kann ich den fleißigen Herausgeber ergänzen, weil ihm entgangen war, was durch W. Marr nach den Papieren ſeines Vaters H. Marr in der eingehendſten Weiſe über das Theater zu Braunſchweig unter dem vertriebenen Herzog Karl mitgeteilt worden war 8).

Als der älteſte Sohn des bei Quatrebras gefallenen Herzogs von Braunſchweig-Oels die Regierung antrat, hatte er über nichts ein ſo ſicheres Urteil, als über das, was ſich auf die Bühne bezog. Er hatte auf ſeinen Reiſen die ausgezeichnetſten Schauſpieler jener Zeit nicht allein bewundert, ſondern war auch im perſönlichen Verkehr mit ihnen über das, was z. B. die Grenzen der Darſtellung betraf, unterrichtet worden. Doch war ſeine Kenntnis der deutſchen Litteratur viel ſchwächer. Auch war die muſikaliſche Bildung des Herzogs noch beſſer als die dramaturgiſche. Die Sorge für Oper und Schauſpiel galt ihm als eine wichtige Aufgabe des Regenten. Er ſuchte die vormundſchaftliche Regierung, welche ihm geſetzt war, bloßzuſtellen, indem er die Zuſchüſſe für das Theater zu Braunſchweig nur in dem Maße gewährte und ſteigerte, in welchem er als Herzog unabhängiger geſtellt wurde. So mußte denn das „Braunſchweiger National-Theater“ am 29. März 1826 trotz der trefflichen Direktion von Auguſt Klingemann geſchloſſen werden, entſtand indeſſen ſchon nach zwei Monaten neu als „Herzogliches Hoftheater“, nachdem der Herzog ſich des Herrn von Schmidt-Phiſeldeck als Leiters der vormundſchaftlichen Regierung entledigt hatte. Von nun an waren die Leiſtungen der Bühne zu Braunſchweig, allerdings insbeſondere der Oper, ſehr bedeutend bis zur Adelsrevolution, welche den Herzog Karl am 6. September 1830 zur Flucht aus der Aufführung des Othello, zunächſt in ſein ſpäter in Brand geſtecktes Schloß, nötigte. Dem Heldenſpieler Wilhelm Kunſt, der mit ſechs Pferden in Braunſchweig einzog und ein halbes Jahr lang dort Gaſtrollen gab, ſchob der Welfe oft hinter den Couliſſen eine Rolle Gold in die Taſche. War er bei guter Laune, ſo präſentierte er unter den Schauſpielern in eigener Perſon Baiſers mit Schlagſahne. Mitunter wurde das Bühnenperſonal mitten in der Nacht zuſammengeholt, um den Herzog gegen eine gute Bewirtung durch Kunſtleiſtungen zu vergnügen. Zuweilen aber mußte man noch abends nach der Vorſtellung dableiben, um nach dem Schauſpiele zu ſingen oder den Herzog Tenor ſingen zu hören und nebenbei ihn auch die Manieren ſeines Opernperſonals, wiewohl er es vor den Schauſpielern noch bevorzugte, nachäffen zu ſehen. Zum mindeſten promenierte er noch lange mit Klingemann, der die Direktion des Hoftheaters wieder übernommen hatte, und mit Heinrich Marr nach der Vorſtellung auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, in lebhaftem Geſpräch. So geſchah es auch am Abend des 31. Oktobers 1828 nach Aufführung der Zauberkomödie „Fauſt. Dramatiſche Legende in fünf Akten“ von Klingemann*). Denn da Goethe's Fauſt nicht aufführbar zu ſein ſchien, ſo ſorgte zu jener Zeit ſowohl Klingemann als Holtei für einen ganz neuen Fauſt, um wenigſtens das von Goethe angeregte Intereſſe des gebildeten Bühnenpublikums an dieſem alten Zauberſtoffe zu befriedigen. „Bravo, bravo alter Herr! Haben Sie gut gemacht!“ ſtieß der Herzog in ſeiner Art gegen Klingemann nach Aufführung von deſſen Fauſt heraus. „Durchlaucht, es iſt kein Goethe'ſcher Fauſt,“ bemerkte Klingemann. „Goethe? Goethe?“ ſprach der Herzog. „Hat Goethe auch einen Fauſt geſchrieben? Müſſen mal geben.“ Klingemann prallte zurück. Man ſtellte dem Herzog vor, daß Goethe's Fauſt allerdings eine dramatiſche Dichtung, aber nicht für die Bühne geſchrieben ſei. Indeſſen nach vielem Hin- und Herreden wiederholte Herzog Karl noch immer: „Ich ſage Ihnen, wollen Goethe's Fauſt geben. Mir morgen das Buch ſchicken. Will's ſelbſt leſen.“

Klingemann und Heinrich Marr überlegten jetzt, ob ſie dem Herzoge Goethe's Fauſt überſenden ſollten oder nicht. Sie meinten, wenn der Herzog den Fauſt nicht läſe, ſo würde er die Aufführung unbedingt verlangen. Die Lektüre werde ihn aber vielleicht von der Unmöglichkeit der Aufführung überzeugen. Auch hofften ſie, daß er ſeinem Theaterdirektor nicht zumuten werde, durch Streichen im Texte und große Veränderungen ein Ragout von Goethe und Klingemann aufzuführen, deſſen günſtige Aufnahme von ſeiten des Publikums der kluge Theaterdirektor keineswegs vorausſah. Aus dieſem Grunde war, ehe Herzog Karl am nächſten Morgen aufſtand, Goethe's Fauſt im Schloſſe. Aber wehe! ſchon um 11 Uhr morgens brachte ein herzoglicher Lakai das Buch mit der Randbemerkung zurück: „Wird aufgeführt. Karl.“

In ſeiner Verzweiflung ſchrieb ſchon damals Klingemann einen Brief an Goethe und teilte Sr. Exzellenz den Willen des Herzogs mit. Er erſuchte Exzellenz von Goethe voll Pietät und Verehrung um ſeine gütigen Winke und Andeutungen, wie das Werk in des Dichters Sinne auf die Bühne zu bringen ſei. Nach beinahe vierzehn Tagen erſt traf die Antwort ein. Leider iſt dieſer Brief noch nicht wiedergefunden. Er lautet aber faſt wörtlich alſo:

„Euer Wohlgeboren.

Die Antwort auf Ihr Schreiben vom 4. November (möge ſein), daß meine Werke im Druck erſchienen und Gemeingut des Volkes geworden ſind. Ich füge hinzu, daß ich mich ſeit langer Zeit gar nicht mehr um das Theater bekümmere, machen Sie daher mit meinem Fauſt, was Sie wollen. von Goethe.“

Vielleicht hatte es auf den Ton dieſes Briefes an den Theater-Direktor Klingemann eingewirkt, daß der Hof des Herzogs Karl an den deutſchen Höfen und beim Bundestage in einer Art von Verruf war. Klingemann's Schauſpieler waren empört über das Schreiben. Indeſſen ſehe ich ſelbſt in dieſem Briefe weniger Kälte als eine durch Goethe's Erlebniſſe mit dem Theater zu Weimar herbeigeführte Reſignation. Klingemann, von Goethe in dieſer auch von ihm für ſehr verletzend gehaltenen Art abgewieſen, machte ſich nun auf ſeine eigene Hand ans Werk und ſtellte die Bearbeitung des Fauſt her, die Goethe doch mit einigem Vertrauen ihm überlaſſen hatte. In dieſer Bearbeitung wurde Goethe's Fauſt zum erſten male am

19. Januar 1829 zu Braunſchweig aufgeführt. Fauſt wurde von Schütz gegeben, Gretchen von Frau Berger, Mephiſtopheles von Heinrich Marr. Dieſer wählte ſeitdem die Rolle bei allen ſeinen Gaſtſpielen. In Hamburg fand eine Aufführung am 29. Juli 1831 ſtatt, wobei Schütz und Marr Gaſtrollen gaben. Manches Wunderbare hatte Klingemann beibehalten.

Man wird mit der Zeit nicht umhin können, dem Diamantenherzog es in Rechnung zu ſtellen, daß Braunſchweig unter ihm den Anlauf zu einem muſikaliſchen Bayreuth und einem dramaturgiſchen Düſſeldorf genommen hatte!

Anmerkungen.

[illegible]) Vergl. Goethe's Fauſt von Loeper, 2. Bearbeitung, 2. Teil 1879, und die Entſtehung von Goethe's Fauſt von Schröer in Weſtermann's Monatsheften von 1879. Auch Kuno Fiſcher Goethe's Fauſt, Stuttgart 1878, S. 75, 118, 134—136.

[illegible]) Städtebuch des Landes Poſen, Leipzig 1864, S. 224.

[illegible]) Vergl. H. Pröhle, Friedrich d. Gr. und die d. Litt. 1872, S. 194.

[illegible]) Friedrich hatte noch, als die Uhr 11 ſchlug, nach der Zeit gefragt und dann geſagt: „Um 4 will ich aufſtehen.“

[illegible]) Das Hauptmaterial über dieſen Gegenſtand iſt enthalten in W. Marr's Aufſatze: „Wie Goethe's Fauſt auf die Bühne kam“ (Gartenlaube 1875, Nr. 41). Vielleicht ſtammt aus derſelben Quelle der anonyme Aufſatz „Herzog Karl von Braunſchweig als Bühnentyrann“ (Gartenlaube 1876, Nr. 23). Hierzu kommt „Der letzte der alten Schule. Hinterlaſſene Memoiren von Heinrich Marr“. (Der Salon für Litteratur, Kunſt und Geſellſchaft 1877, Heft XI, XII und XIII.) In dieſen Mitteilungen wird die ganze Regierung des Herzogs Karl im Zuſammenhange mit den Bühnenverhältniſſen betrachtet. Der Druck dieſer Memoiren begann erſt, als das Büchlein über Soret ſchon erſchienen war. Als der verſtorbene Uhde 1875 die „Denkwürdigkeiten des Schauſpieldirektors Friedrich Ludwig Schmidt“ herausgab, auf welche er in dem Büchlein über Soret in Betreff der erſten Aufführung des Fauſt zu Braunſchweig verweiſt, lagen noch nicht einmal die Artikel der Gartenlaube vor.

[illegible]) Es ſcheint dieſe Zauberkomödie von Klingemann, nicht die auf Befehl des Herzogs vorgenommene Bearbeitung Goethe's zu ſein, die Guſtav Freytag in der Jugend aufführen ſah, wie er in den Lebenserinnerungen erwähnt, welche der Geſamtausgabe ſeiner Werke vorgedruckt iſt.

B. Schiller.

I. Schiller's Jugendjahre und Erziehung.

Im Jahre 1759 ſah es in Deutſchland kriegeriſch aus. Da iſt am Tage Simonis und Judae auch der „Hauptmann“ Schiller „marſchiert“ und in ſeiner Abweſenheit, am 10. November 1759, kurz nach einem Beſuche im Lager, gebar ihm Eva Dorothea Schiller zu Marbach einen Sohn.

Weltrich[1] erblickt in dem Menſchen dem Grundbeſtande der Anlagen nach ein Produkt ſeiner Vorfahren, eine Kombination von Elementen, deren Spuren Generationen aufwärts unter weſentlicher Erhellung der ſpäteren Individualität ſich überall würden verfolgen laſſen, wenn Familiengeſchichten mehr als Genealogieen zu ſein pflegten. Die Vererbungsgeſetze ſind nach Weltrich ebenſo intereſſant als rätſelhaft. Er erinnert dabei an den Umſtand, daß die Ähnlichkeit der Familienglieder vom Enkel häufig auf die Großeltern, die Eltern des Vaters, zurückſpringt, daß dieſe in ihm deutlicher erneuert erſcheinen als der „Durchgangspunkt“, der Vater. Während aber im Kinde, im Enkel Fähigkeiten und Neigungen bis auf die kleinſten Züge wieder auftauchen, handelt es ſich hierbei weder um eine bedingungsloſe Wiederkehr noch um eine Summierung von Kräften. Vielmehr ruft die Miſchung der elterlichen Kräfte nach Weltrich's Anſicht jedesmal bis zu einem gewiſſen Grade neues hervor und ſcheidet ſicherlich gewiſſe Überlieferungen aus. Das Dunkel dieſes ganzen Proceſſes wächſt nun gegenüber dem Genie, da die ihm eigentümliche außerordentliche Kraft auch dem Kreiſe der Vorfahren gegenüber als etwas Fremdes erſcheint. Wenn aber der Natur einmal eine ſolche gleichſam neue Organiſation gelingt: dann vollzieht ſich ein Ereignis, das Weltrich mit jenen Momenten der telluriſchen Schöpfungsgeſchichte vergleicht, in denen ſie unter dem günſtigen Zuſammentreffen zeugender Bedingungen den ringenden Formen organiſchen Lebens den höchſtmöglichen Typus gegeben hat.

Schiller's Vater erſcheint als ein überaus ſtrebſamer Mann, ſowohl als Feldſcheer wie als Hauptmann und auch als Direktor einer Baumſchule. Schon vor dem ſiebenjährigen Kriege hatte er militäriſche Abenteuer. 1749 hatte er die Reduktion ſeines Regiments als Feldſcheer nicht abwarten wollen und war aus Holland der Heimat zugeeilt. So war er am 17. März 1749 in Marbach eingeritten. Seine Schweſter war daſelbſt an den Fiſcher Stolpp verheiratet. Er ſelbſt kehrte in der Herberge zum „goldenen Löwen“ ein. Am 27. Juli 1749 verehelichte er ſich mit der Tochter des Löwenwirtes Eliſabeth Dorothea Lodweiſin. Sie war groß, ſchlank und wohlgebaut, hatte ſehr blondes, beinahe rötliches Haar und etwas kränkliche Augen. Ihren Mann haben wir uns als Lieutenant vorzuſtellen mit dem goldbordierten Dreimaſter auf dem Kopfe und dem Degen an der Seite. Er brachte in ſeinen ehelichen Hausſtand hinein eine Bibliothek von ſechs mediziniſchen Büchern, einem Geſangbuche und einer „Erkenntnus ſein ſelbſt“, außerdem faſt nichts als einen mit Silber beſchlagenen Stock. Das „Dorle“ bekam zur Ausſtattung die üblichen „Tüchle“, Hauben und Strümpfe. Das Vermögen der jungen Eheleute betrug 716 Gulden, wozu beide Parteien ehrlich die Hälfte beitrugen.

1765 finden wir den Vater des Dichters als Werbeoffizier an der württembergiſchen Grenze. Durch die unſtete Lebensweiſe, welche er führen mußte, bekam der Knabe ſchon früh etwas von der Welt zu ſehen. In wie origineller Weiſe er dabei auf die politiſche Bilderjagd ging, daran erinnerte ihn ſpäter der Vater brieflich mit den Worten: „Wiederum hat Er einen Galgen bei Schorndorf, als Mama mit ihm nach Schwäbiſch-Gmünd gefahren, einer Mausfalle verglichen.“

Inzwiſchen ſollte der Eifer und die Geſchicklichkeit des Vaters die Familie bald in eine wünſchenswertere Lage verſetzen. „Immer (ſo ſchrieb er) ſtudiere ich auf neue Vorteile, und wenn ich dann glaube, etwas Schickliches ausgedacht zu haben, ſo kommt es mir beinahe ſo luſtig vor, als wenn der Mathematiker einen Lehrſatz gefunden oder der Poet die wohlgeratenen Verſe noch ganz warm ſeiner Phyllis vorlieſet.“

Der Volkscharakter der Schwaben, in welchem Schiller's ganze Familie wurzelt, erfährt von Weitrich eine liebevolle Beurteilung. Die Sprache Süddeutſchlands (ſagt er) leiht dem Ausdrucke mehr Glut und ein ſatteres Kolorit und dabei ſind auch die Gebildeten dem Volkstum näher geblieben als im Norden. „Daß in Naturen wie Schelling und Strauß, wie Keppler und Robert Mayer ſich zum Geiſte der philoſophiſchen Abſtraktion, der naturwiſſenſchaftlichen Beobachtung ein Hang zur Phantaſiethätigkeit geſellt, iſt ein Charakterzug aus dem Fundament des ſchwäbiſchen Weſens." Was ein rechter Schwab iſt, wird nie ganz zahm, hat der Äſthetiker Viſcher geſagt. Aber Weltrich iſt ein viel zu feiner Kopf, um die Widerſprüche, die aus dieſem ſchwäbiſchen Charakterzuge gerade bei Schiller hervorgehen, ableugnen zu wollen.

Weltrich hat auch Schiller's Geburtsort Marbach geſchildert, das er einſt bei Mondſchein, gleichſam getragen von alter volkstümlicher deutſcher Sitte, ruhen ſah, einem Burgdorfe ähnlich mit den alten grauen ſteildachigen Giebelhäuſern zwiſchen umgürtenden Gräben, Mauerreſten und Obſtbäumen. Schiller's Geburtshaus, die ehemalige „Herberge zum goldenen Löwen", iſt einſtöckig und klein. Es hat einen rundlichen Thorbogen und überhängende Geſimſe. Das hohe Giebeldach iſt der Straße zugekehrt, die weiße Mauerfläche vom grauen Gebälke durchzogen. Der Schillerſtube gegenüber erhebt ſich bedeutſam ein Brunnen mit dem Standbilde des wilden Mannes, welcher der Sage nach hier einſt im großen Walde gehauſt und aus den Hirnſchalen erſchlagener Menſchen Wein getrunken hat. Dieſer alte Rieſe iſt jetzt vergeſſen über den neuen Rieſen ſeiner Vaterſtadt: Friedrich Schiller. Seinen Namen führt oben auf dem ſchlanken und ſpitzen Alexanderturm die Schillerglocke. An ſeinem von Ahornblättern bedeckten Denkmale fahren die Winzer vorbei, die mit ihren Karren von der Arbeit heimkehren.

In Lorch iſt die Natur ernſter und großartiger als in Marbach. Jenes Städtchen, im engen Remsthale auf Wieſengrund, umſchließen Fichten auf der einen und dicht gepflanzte Obſtbäume auf der anderen Seite. Hier liegt ein Römerturm verſteckt im Walde und aus einem „Götzenhain" kommt ein „Götzenbach" herab, der in Lorch an dem einſtöckigen Hauſe vorbeifließt, welches einſt die Familie Schiller gleich dem goldenen Löwen von Marbach bewohnt hat. Nur wenig oſtwärts erhebt ſich von einer höheren Stelle im Thale aus alten Eichenkronen das Kloſter Lorch, die Grabſtätte ſeines Gründers, Herzog Friedrich's von Hohenſtaufen. In dem Lorcher Eichenhain ſpazierte der Knabe Schiller und in Lorch war es, wo jener Pfarrer Moſer ſein Lehrer war, der zwar in Lorch den Ruf eines kraſſen Eiferers zurückgelaſſen, den aber doch Schiller als unerbittlichen Prediger der ewigen Vergeltung durch Nennung ſeines Namens in den Räubern verherrlicht hat. Die Zeit von Schiller's Knabenjahren bis zur Abfaſſung der Räuber ſtand nicht allein unter dem Einfluſſe von Klopſtock's Meſſias wie Goethe's Jugendzeit, ſondern ſogar (wie ich glaube hinzufügen zu dürfen) unter dem Einfluſſe von Klopſtock's dichteriſch-religiöſer Perſönlichkeit. Wie Weltrich bemerkt, ſo hat ſchon Boas nachgewieſen, daß es eine „Oemler'ſche Lüge“ iſt, wenn Schiller als Knabe unter dem Krachen des Donners auf den Gipfel einer Linde geſtiegen ſein ſoll, um ſich im „Arſenal der Schöpfung“ umzuſehen. Ich kann hinzufügen, daß in der That einmal zu Quedlinburg, wie ſchon bekannt, einer der jungen Klopſtocke während eines Gewitters auf einen Baum geſtiegen war, um „den großen Geiſt“ anzubeten. In dem jungen Schiller, der Prediger werden wollte und dem die frommen zum Himmel gerichteten blauen Augen, das rötlich gelbe Haar, welches eine feine Stirn umwallte und die oft mit Inbrunſt gefalteten kleinen Hände ein himmliſches Ausſehen gaben, lebte die Klopſtock'ſche Seele der damaligen Zeit. Wie Klopſtock's Auftreten jener Entzückungstraum ſchon vorausgegangen war, durch welchen ein Landmann Namens Schwertfeger ſich wiederholt in den Himmel verſetzt geglaubt hatte: ſo war es auch völlig im Geiſte des Zeitalters der Meſſiade, daß Frau Schiller — das „Dorle“ — und ihre Kinder auf der Wanderung zu den Großeltern plötzlich niederknieten, weil ſie ſich ſo lebhaft erinnert hatten, wie Chriſtus auf dem Wege nach Emmaus plötzlich zu den Jüngern getreten ſei.

Ich will ſehr gern zugeben, daß dieſe Klopſtock'ſche Richtung in jener Zeit etwas überſpanntes hatte. Wenn wir bedenken, welche Rolle Goethe den Abramelech in Dichtung und Wahrheit ſpielen läßt, ſo hatte ſie ſogar etwas Lächerliches. Allein auf der anderen Seite ſtelle man ſich das „Dorle“ vor mit ihren Kindern, wie ſich alle mit ſolcher Lebhaftigkeit in die Reiſe nach Emmaus verſetzen, und man muß ſagen: eine ſolche Familie hat ſelbſt etwas Verklärtes. Man möchte ſie in ihrer bäueriſchen Reinheit und in der Schwärmerei der Wüſtenbewohner gern dem Vaterlande erhalten ſehen, — aber bald greift ihr ein durch und durch unſittliches Hofleben an die Wurzel und dem Knaben wird nicht einmal die Karlſchule erſpart! Entſetzlich!

Schiller's erſte Dramen entſprangen ganz aus den Gefühlen, mit welchen „das württembergiſche Volk vom Treiben ſeiner Fürſten ſich Rechenſchaft gab, in den Strömungen des Widerſtandes gegen Hofpolitik und Hofleben, welche den Damm der Gewalt und die Selbſtbeſcheidung gutmütigen Gehorchens zuweilen heftig durchbrachen.“ Die Stände hatten ja ihre Vertreter, aber dieſe Männer waren nur von Hohn umgeben und mit Beraubung der perſönlichen Freiheit bedroht. Zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hatte unter Eberhard Ludwig ein gemeines Weib zwanzig Jahre lang den Vorſitz im Miniſterium des Herzogtums Württemberg geführt. Auch im Kirchengebete wurde ſie erwähnt, oder ſollte ſie erwähnt werden. Aber ein Prälat weigerte ſich das zu thun und gab als Grund an, es werde ihrer im Vaterunſer ſchon hinlänglich gedacht bei den Worten „Und erlöſe uns von dem Übel.“ Armut und Elend brachte Eberhard Ludwig durch den verſchwenderiſchen Aufbau des merkwürdigen Städtchens Ludwigsburg über Württemberg, wo Schiller in der Jugend gelebt hat. Unter ſeinem Nachfolger Karl Alexander trieb der Jud Süß ſein Weſen. Unter deſſen Nachfolger Karl Eugen wurde allerdings der Jud Süß aufgehängt und 1000 Stück Wild wurden im erſten Regierungsjahre Karl Eugen's niedergeſchoſſen. Aber der Wildſchaden wurde ein Jahr darauf doch wieder auf eine halbe Million Gulden veranſchlagt. Unter ſolchen Auſpizien begann der Begründer der Karlsſchule ſeine Regierung in Württemberg.

Allerdings trat le jeune duc Charles Eugène de Wurtemberg die Regierung nicht ſogleich wirklich an. Wegen Minderjährigkeit wurde er noch bei Friedrich dem Großen ausgebildet, dem er ſpäter durch Beteiligung am Kriege gegen ihn dankte. Die Söhne des Landes wurden bei Nacht aus den Betten geriſſen oder von der Kirche weg zu den Fahnen geſchleppt. Noch mehr als die Luſt am Soldatenweſen verwickelte ihn die Neigung, ſeine Kaſſe durch den Soldatenhandel zu füllen, in kriegeriſche Unternehmungen. Friedrich den Zweiten bekämpfte er im Solde Ludwigs XV. Frankreich gab ihm meiſtens die Tänzerinnen, die Tänzer und Schauſpieler, Italien die Muſiker, die Virtuoſen und Sänger. Denn die Opera buffa und beſonders das Ballet, die große italieniſche Oper mit ihrem ſüßlichen Arienſchwall, ihren in die Empfindungsweiſe des Rokoko verderbten Göttern und Helden ſowie mit ihren effektvollen Scenen: das waren die Zweige der Kunſt, welche in damaliger Zeit überhaupt und ganz beſonders bei Karl Eugen der höchſten Gunſt genoſſen und bei ihm wie bei vielen Anderen der „vibrierenden Sinnlichkeit unerſchöpfliche Nahrung verſchafften.“ So umſchwärmten dann auch eine Menge von Richtsthuern, darunter allein zwanzig Fürſten und Reichsgrafen, den Hof. Während des Winters war in jeder Woche einmal Kourtag und zweimal Redoute, von Komödie und Oper ganz zu geſchweigen. Auf hohen Bergflächen wurden mittem im Winter große Seeen gegraben, mit Waſſer gefüllt und Jagdſchlöſſer errichtet. Wie durch einen Zauberſchag ſtiegen Gebäude mit allen Reizen der Maler- und Bildnerkunſt geſchmückt, von hundert Säulen getragen, von tauſend Lampen erhellt und von Blumen durchduftet aus der Erde. Der ganze Olymp wurde verſammelt, den hohen Herrſcher zu preiſen, die Elemente und die Jahreszeiten brachten ihm ihre Huldigungen in zierlichen Serien dar.

Im Jahre 1764 bewirkte endlich eine Klage des ſtändiſchen Ausſchuſſes bei Kaiſer und Reich eine Art Ausgleichung zwiſchen Volk und Herzog. Um dieſe Zeit gewann auch die Freifrau Franziska von Leutrum auf dieſen einen guten Einfluß, welcher aber doch der Lage der Sache nach den Charakter der in Emilia Galotti und in Kabale und Liebe geſchilderten Zuſtände thatſächlich nie ganz verläugnen konnte. Der Herzog hielt es für angemeſſen, nun als Reformator, wo nicht der Sitte, ſo doch der Bildung ſeiner Zeit aufzutreten und neben den 800 Roſſen, die er in ſeinem Marſtalle hatte, noch die Pädagogik zu ſeinem Steckenpferd zu erheben.

Im Jahre 1762 waren von Frankreich hauptſächlich für das vom katholiſchen Schulweſen unabhängige Norddeutſchland durch Rouſſeau's Emil nicht unbedeutende pädagogiſche Anregungen gekommen. Baſedow war von einer Ritterakademie ausgegangen und hatte ſeine Philanthropine ſeit 1768 beſonders für vornehme und reiche Knaben oder Jünglinge zu gründen geſucht, welche zu Volksbeglückern erzogen werden ſollten. Die Idee einer allgemeinen Volksbildung iſt dann erſt in Halberſtadt, Rekahne und endlich in der Schweiz von den Baſedow'ſchen Beſtrebungen abgeleitet worden. Herzog Karl adoptierte von Baſedow, wie mir ſcheint, im ganzen genommen die Excluſivität ſeiner pädagogiſchen Beſtrebungen. Aber er unterſchied ſich dadurch von Baſedow, daß er ſeine Zöglinge, von „Garten- und Stuccatorknaben“ an bis zu den Schülern der Karlsſchule, nicht wie Baſedow zu Volksbeglückern, ja, nicht einmal zu freien ſelbſtändigen Leuten, ſondern ganz im Gegenteil, mit einer kleinen Nebenſpekulation auf ſeine zerrütteten Finanzen, zu billigen Beamten und Hofdienern erziehen wollte, wovon dann endlich Schiller's Flucht die Folge war.

In Bezug auf Schiller's Kenntniſſe ſelbſt darf die Karlsſchule kein zu harter Vorwurf treffen. Man wußte auf der Karlsſchule ſchon, „daß die griechiſchen Autoren zur Bildung des Geſchmackes mehr beitragen als ſelbſt die lateiniſchen." Aber dieſe Überzeugung brach ſich allerdings erſt ſpäter dort Bahn. Schiller brachte daher von der Karlsſchule nicht den „philologiſchen Schulſack" mit, wie Leſſing von Meißen. Dagegen wurde Schiller's Neigung zur Philoſophie in gewiſſer Hinſicht durch den Lehrplan der Karlsſchule hervorgerufen. Das Schlimmſte war an der Karlsſchule, daß ſie während der ganzen Zeit ihres Beſtehens vom Herzoge perſönlich geleitet wurde. Die Liebhabereien des Herzogs überwucherten auch ſeine pädagogiſchen Beſtrebungen. 1772 führten 30 Cavaliers die Jagd Heinrich's IV. und den Kaufmann von Smyrna auf, gegen 60 Zöglinge aber tanzten zwei Ballets von Balderoni, wovon das erſte aus Bauersleuten und Jägern beſtand. Zum Schluſſe folgte eine Pantomine, die ein Vogelſchießen darſtellte und worin endlich der Sieger mit großer Pracht im Triumphe aufzog. 1773 tanzte eine große Menge Eleven ein Ballet, welches aus Wilden beſtand. Die Karlsſchule — ſagt Weltrich — mißbrauchte die Jugend zu Zwecken, für welche dieſe zu gut iſt. Da ſie aber nebenbei ſo mancherlei nichtige Ziele verfolgte, ſo wurde es gerade für ſie um ſo gefährlicher, daß der Geiſt der Zeit auch in den Philanthropinen, denen ſie anderer Meinung nach auch hierin folgte, „im Übermaße ihrer Lokationsarbeiten und ihrer Prämien die Reizmittel für einen nach Schauſtellung des Verdienſtes verlangenden Ehrgeiz" zu hegen geneigt war.

Man hat mitunter die „Liberalität des an der Anſtalt herrſchenden Geiſtes" gerühmt. Von Weltrich's Standpunkte aus, dem ich hierin nicht entgegentreten kann, wird aber z. B. die folgende ſehr drollige Anekdote nur die hohe Überlegenheit des jugendlichen Schiller beweiſen. Schiller ahmte mitunter verſchiedene Perſonen mit großem Glücke nach. Der Herzog hörte davon und als er eines Tages mit Franziska die Akademie beſuchte, forderte er ihn auf, einmal ſeine Perſon nachzuäffen. Schiller weigerte ſich lange und ſtellte endlich die ſchon bedenkliche Bedingung, daß er auch den Stock des Herzogs haben müſſe. Kaum aber hatte er ihn empfangen, ſo warf er ſich in die Poſitur, welche der Herzog gegen die Karlsſchüler anzunehmen pflegte. Der Herzog wurde ſchon dadurch verblüfft und beſtand nicht beſonders in einem wiſſenſchaftlichen Examen oder gar in einem Diſciplinarverhöre, das Schiller mit ihm anſtellte. Da rief Schiller ihm zu: „Potz tauſend Sakerment, Er iſt ein Eſel!" Er nahm die Gräfin in Arm und wollte mit ihr fort. Dadurch wurde aber der Herzog nun geradezu beſtürzt. Er rief dem Dichter zu: „Hör Er, laß Er mir die Franzel!" Weltrich hörte dieſe Geſchichte von einer ſiebenundneunzig Jahre alten Dame zu Ludwigsburg erzählen.

Die Akademie umſchloß mit vier Flügeln und Quergebäuden drei Höfe. Heute dienen dieſe Baulichkeiten als Hofbureau und Wohnungen für Hofbeamte. Auch Marſtall und Leibwache ſind in ihnen untergebracht. In dem Speiſeſaale der Zöglinge und dem mit Säulen geſchmückten „Tempelchen", wo der Herzog tafelte, befindet ſich jetzt die Privatbibliothek des Königs von Württemberg. Hier trat einſt Schiller ſeine Lieblingsgerichte an einen Freund ab, um Wieland's Überſetzung des Shakeſpeare dafür einzutauſchen.

An den „Räubern" begann er 1777 zu arbeiten, als er auf einen ſchon früher im „ſchwäbiſchen Magazin" erſchienenen Aufſatz „Zur Geſchichte des menſchlichen Herzen" von Schubart aufmerkſam geworden war. Es iſt die Geſchichte zweier Brüder Karl und Wilhelm. Karl wird ein tapferer Soldat in König Friedrich's Armee, aber die Entlaſſung nach dem Friedensſchluſſe wird auch für ſein Geſchick der Wendepunkt. Der weitere Verlauf der Erzählung iſt dann in der That von der Art, daß ihr Einfluß auf die Räuber nicht zu bezweifeln iſt. Für den Lieblingshelden derſelben behielt Schiller ſogar den Namen Karl bei. Louis hatte er in einem älteren Entwurfe der Geſchichte von Schubart geheißen. „Wann er Geld hatte (ſagt Schubart in dieſem Entwurfe), ſo war er den Augenblick damit fertig. Was er nicht verthun konnte, das ſchenkte er ſeinen armen Kameraden. Man kann ſich denken, daß man den guten Louis oft übel vor ſeinem Mutwillen züchtigte.

Doch Louis ſetzt den Hut auf's Ohr
Und bleibt der Louis wie zuvor."

Noch einmal behandelte Schubart die Geſchichte (im Ulmer Intelligenzblatt), ehe er ſie im ſchwäbiſchen Magazine zum Abſchluſſe brachte. Nach dem Ulmer Intelligenzblatte kommt „Karl" deshalb nach Böhmen, weil er zu Leipzig einen Studenten gefordert und getötet hat, der behauptet hatte, Weiße's komiſche Opern ſeien dem Theater der Griechen, dem Shakeſpeare und Leſſing's ſämtlichen Schauſpielen weit vorzuziehen.

Im Hinblick auf die Erzählung von Schubart ſtimmt Weltrich der Äußerung von Schiller's Gattin bei, daß Herzog Karl's Verſtimmung gegen Schiller auch daher gerührt habe, weil die Geſchichte des alten Moor einen wahren Grund gehabt hätte. Es ſcheint ſich um eine Ansbach'ſche Familie zu handeln, welche Schubart zuletzt mit erdichtetem Namen von Buttwiz genannt hatte.

1781 erſchienen die Räuber. In der „Mäntler'ſchen Zeitung", welche Schiller damals redigierte, befindet ſich unter der Überſchrift „Empfindlicher Verluſt eines großen Gelehrten" in Form einer Korreſpondenz aus Braunſchweig vom 19. Februar eine Notiz, die aber Schiller aus mehrfachen Gründen nicht mit Sicherheit zugeſchrieben werden kann. Leſſing wird darin bezeichnet als „der Führer ſeiner Nation auf Wegen, die ſie noch nicht beſchritten hatte, deſſen feines Gefühl der Schönheit von der ausgebreitetſten Gelehrſamkeit unterſtützt werde, und der in jeder Wiſſenſchaft orientiert war, ſobald er ſich ihr näherte". In einer der Vorreden zu den Räubern fand ſich die Stelle: „Sie fiel recht artig, ſagt die gnädige Tante .... was koſtet Sie dieſe Eventaille, mein Kind? .... Und auch mit viel Expreſſion, viel submission .... Fahr zu, Kutſcher! .... Nun gehe man hin und frage! .... Sie haben die Emilia geſpielt!"

1780 war Schiller Regimentsarzt in Stuttgart geworden. Wohl konnte er 1789 ſeine Jugend eine traurige und düſtere, ſeine Erziehung eine herz- und geiſtloſe nennen. Nicht zu hart beurteilte er dieſe, als er 1785 an Körner ſchrieb: „Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte: das mißlungene, vielleicht große Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnſinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schickſals, die zweite und größere aber durch mich ſelbſt zernichtet." In den Räubern kommen ebenſowohl der Notſchrei des württembergiſchen Volkes, als die Diſſonanzen der Karlsſchule zum Ausdruck.

Leſſing hatte eine regelrechte Ausbildung an einer alten lateiniſchen Schule erhalten und Goethe war durch ſeinen Vater im ganzen genommen zu ſeinem Glück den Schwankungen des öffentlichen Erziehungsweſens im vorigen Jahrhundert ganz entzogen worden. Von dieſem Erziehungsweſen glaubte ich kürzlich in dem Stücke „Der Wildſchütz oder die Stimme der Natur", das im Berliner Opernhauſe trefflich geſpielt wird, ein wohlgelungenes Gemälde aufrollen zu ſehen. Vielleicht irrte ich mich darin. Jedenfalls hat es einem Kotzebue, dem urſprünglichen Verfaſſer dieſes Singſpiels, ganz fern gelegen, irgend ein pädagogiſches Syſtem vorzuführen. Aber dieſe Dorfſchule in unmittelbarer Verbindung mit der Jagd, wie ſie in dem Grafenſchloſſe mit Tüchern und Fahnen wedeln muß! Und der Lehrer, der ſeiner Behauptung nach bald das ABC, bald die Antigone traktiert! Der Theologe und Pädagoge Bahrdt mit der eiſernen Stirn hat faſt ſchlimmere Dinge gemacht als dieſer Schulmeiſter, und jedenfalls ſteht der Hof in Kotzebue's Wildſchützen, deſſen Grafen und Barone ungefähr denen in Goethe's Wilhelm Meiſter gleichen, höher als jener Hof zu Württemberg, an welchem Schiller und die „Karlsſchüler" ausgebildet wurden!

Anmerkung.

*) Friedrich Schiller. Geſchichte ſeines Lebens und Charakteriſtik ſeiner Werke. Unter kritiſchem Nachweis der biographiſchen Quellen. Von Richard Weltrich, Kgl. Profeſſor an der Kriegsakademie und dem Kadettencorps zu München. Erſte Lieferung (24 Bogen mit Vorrede). Mit dem Bildnis der Dannecker'ſchen Schillerbüſte. Stuttgart, Cotta, 1885. Mehr iſt nicht erſchienen. Die „Zeitgenoſſen" von 1829 enthalten „Anekdoten zu Schiller's Leben von einem Studiengenoſſen desſelben", der ſich W. B. M. unterzeichnet hat. In Schiller's Leben von Palleske und von Düntzer finden ſich die dort aufgezeichneten Züge nicht in derſelben Art, obgleich Schiller's Lebensweiſe in der Karlsſchule ſowohl von Palleske, als von Düntzer ähnlich geſchildert wird. Mit andern Biographieen habe ich den Artikel nicht verglichen. Es möge ein Auszug aus der Mitteilung in den „Zeitgenoſſen" hier ſtehen. Faſt keine Nacht konnte der Studiengenoſſe Schiller's, deſſen Bett dem ſeinen am nächſten ſtand, ruhig ſchlafen. Oft ſprang Schiller, von irgend einer Idee oder einem Intereſſe ergriffen, auf, um während der Nacht zu dichten, oder zu ſtudieren. Der Weg aus ſeinem Bette ging, wie W. B. M. behauptet, über das des Stubengenoſſen, und dieſer empfing dabei manchen Fußtritt von ihm. Wenn die Tiſchſtunde nahe war, ſo hatte der Studiengenoſſe die Aufgabe, Schiller für das Erſcheinen bei dem gemeinſchaftlichen Eſſen vorzubereiten. Es wurde dabei ſtreng darauf gehalten, daß niemand mit ungeordnetem Haupte erſchien. Schiller liebte es nicht, ſich zu friſieren. „Aber Fritz, wie ſiehſt Du wieder aus?" ſagte daher wohl der Freund, wenn die Eßglocke ertönte. „Ich wollte," rief Schiller dann, „daß der verdammte Zopf zum Henker wäre!" Gewöhnlich erbarmte ſich nun dieſer Stubenkamerad und drehte ihm den Zopf. Wahrſcheinlich ſehr übertrieben behauptet Schiller's Jugendfreund in den „Zeitgenoſſen" aber auch, daß Fritz, wenn man in Reih und Glied zur Tafel marſchiert ſei, oft keinen Schritt und keine Haltung habe bewahren können. Schiller's Gang war wohl überhaupt etwas ſchwankend. Er brauchte alſo nicht, wie W. B. M. meint, dann immer ſchon vor Tiſche zu viel Wein genoſſen zu haben, der bei Tafel ſelbſt nur in geringer Quantität gereicht wurde. Auch ſetzte der Jugendfreund Schiller's ſelbſt hinzu, daß jede Unregelmäßigkeit dieſer Art ſtets unbemerkt geblieben ſei. Schiller's Studiengenoſſen, die ihn wegen ſeines originellen Weſens, wegen ſeiner großen Herzensgüte und wegen ſeiner munteren Schwänke über alles geliebt hätten, ſeien eifrig bemüht geweſen, dazu beizutragen, daß für Schiller aus dergleichen Dingen keine Unannehmlichkeiten entſtanden wären. Auch habe das ſchon der esprit de corps in jeder Abteilung der Karlsſchule verboten. Derſelbe Korpsgeiſt habe aber auch verlangt, daß keiner ungeſtraft eine wirklich ehrloſe Handlung beging. Schiller habe in ſolchen Fällen trotz ſeines großen Anſehens darauf verzichtet, den Vorſitz bei

den Rechtsentſcheidungen zu führen. Wenn aber die Strafe feſtgeſetzt geweſen ſei, ſo habe er mit ſichtlichem moraliſchen Ingrimm, welcher ſeinem ſchwachen Arme eine entſetzliche Kraft verliehen habe, das Amt des Büttels verwaltet. Oft aber habe er auch die Strafe für Andere auf ſich genommen. Wer denkt dabei nicht an die Geſchichte mit dem Federball in Don Carlos? Deklamiert habe Schiller mit vielem Feuer, aber „das mimiſch plaſtiſche Talent der Deklamation“ habe ihm gefehlt, wie ſich das bei den dramatiſchen Aufführungen in der Karlsſchule oft genug gezeigt habe. In Shakeſpeare's Julius Caeſar habe Schiller den Brutus geſpielt. Privatim habe er auch Scenen aus ſeinen eigenen ſchon damals entſtandenen Dramen aufführen laſſen. Denn auch Kabale und Liebe ſei bis auf dieſe Zeit zurückzuführen. Viele unter den Perſonen, z. B. der Oberhofmarſchall Kalb, ſeien treu nach dem Leben gezeichnet.

II. Schiller's Trauerſpiel „Die Räuber“, ſowie ſein Räuber- und ſein Reiterlied.

Auch nach Karl Fulda's bei den Gebrüdern Paetel 1878 erſchienenem Buche „Leben Charlottens von Schiller, geborenen von Lengenfeld,“ läßt eine alte Sage an der Stelle der Stadt Marbach, in welcher der erſte dort nachweisbare Ahnherr Schiller's 1687 als Bäcker und Beiſitzer des Gerichtes ſtarb, in der Urzeit einen Rieſen hauſen, der ein leibhaftiger Heidengott geweſen ſein ſoll. Er wird wie es ſcheint mit Rückſicht darauf, daß dort der Urwald luſtigen Rebenhügeln hat weichen müſſen, mitunter Bacchus genannt, ſoll aber nach der gewöhnlichen Auffaſſung wohl als Gott Mars der ſchwäbiſchen Stadt Marbach den Namen gegeben haben. Nun, es kommt wenig darauf an, ob er Mars oder Bacchus geheißen hat, denn die gelehrteſte Etymologie wird weder beweiſen können, daß das Städtchen von dem einen, noch daß es von dem anderen Heidengotte ſeinen Namen erhalten hat. Der echte Heidengott von Marbach war der Dichter der Götter Griechenlands ſelbſt, der dort am 10. November 1759 geboren wurde. Darum ſagte wohl auch Schiller's Jugendfreund, der Bildhauer Dannecker, bei deſſen Tode: „Ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig werden als koloſſal.“ Schiller war auch der wahre Rieſe von Marbach, wie er denn ſpäter durch ſeine hohe Geſtalt mit dem ſtolz emporgerichteten Haupte und der breiten Bruſt auch der Rieſe von Weimar wurde. Er maß ſechs Fuß und zwei Zoll und recht charakteriſtiſch pflegte dieſer größte Mann von Weimar im Gehen ſeinen Stock mit der rechten Hand zu ſchwenken, gerade ſo wie der Rieſe im Volksmärchen ſeine Eiſenſtange ſchwenkt.

Aus dem Leben des Rieſen von Marbach hat Palleske im Leben Schiller's (Stuttgart bei Krabbe) manche luſtige Geſchichten zuſammengeſtellt. In dem Zimmer des Rieſenjünglings, einer nach Tabak ſtinkenden Höhle, fand man nichts als einen großen Tiſch, zwei Bänke, ein Paar angeſtrichene Hoſen, leere Teller, Bouteillen, einen Haufen Kartoffeln und in einer Ecke ganze Ballen ſeines im Selbſtverlage erſchienenen Trauerſpiels „Die Räuber."

Wenn wir bei Palleske oder anderswo leſen, daß die Vorſtellung, welche wir aus der Jugendlektüre von den Räubern im Kopfe haben, eine falſche iſt, ſo ſtutzen wir anfänglich. Leſen wir dann Schiller's Vorrede zu den Räubern, ſo wird uns die Sache ſchon klarer. Es iſt nur deshalb ſo ſchwer, dieſer Auseinanderſetzung des jugendlichen Dichters beizuſtimmen, weil man bei der Lektüre der Vorrede zu den Räubern ſeine ſpätere Flucht von Stuttgart vor Augen hat und auch durch ſeine noch ſpätere philoſophiſche Richtung verwirrt wird. Lieſt man die Räuber ſelbſt mit ungetrübtem Auge durch, ſo wird alles deutlich. Das Schlimme an ihnen, was ſich dem Gedächtniſſe am feſteſten eingeprägt hatte, ſind jene zügelloſen Verſe, die offenbar aus dem Geiſte mancher Karlsſchüler hervorgegangen ſind, und jene von dem ebenſo unreifen als genialen Dichter auf verſchiedene Weiſe, ſelbſt als kleine Zoten, verwendeten phyſiologiſchen Einzelheiten, welche er dem aufgezwungenen mediziniſchen Studium verdankt. Die eigentliche Tendenz der Räuber läßt ſich wirklich einigermaßen rechtfertigen. Sie ruht zunächſt entſchieden auf der Grundlage einer volkstümlichen Religionsanſchauung, die der unfertige Schiller, allerdings im Widerſpruche mit manchen andern Seiten ſeines damaligen Entwickelungszuſtandes, noch bewahrt hatte. Dieſen bloß von dem laſterhaften Franz Moor angegriffenen naiven Standpunkt Schiller's vertritt in den Räubern wie ein Seher der unter ſeinem wahren Namen eingeführte Paſtor Moſer, Schiller's Religionslehrer. Franz Moor möchte ſein Gewiſſen womöglich dadurch beſchwichtigen, daß er ſich von Moſer die ſchwerſten Sünden nennen läßt, um dieſelben mit ſeinen von ihm ſelbſt insgeheim an ſeiner Familie begangenen Verbrechen zu vergleichen. Allein der kindliche Moſer nennt ohne weiteres Vatermord oder Brudermord. Er thut dieſe Äußerung in ſeiner ganzen Naivität aus voller Überzeugungstreue. Die Beobachtung, daß Franz doch jedenfalls an Vater und Bruder einen moraliſchen Mord begangen, hat Moſer infolge einer gewiſſen Beſchränktheit, die allen Nebenfiguren der Räuber eigen iſt, kaum gemacht. Bei ſeiner Antwort denkt er ganz im Geiſte Schiller's und der Räuber etwa zu gleicher Zeit an eine Äußerung Lykurg's und an Kain's Brudermord. Und wenn er auch das Mißverhältnis Franz Moor's zu ſeinen Verwandten kennt, ſo iſt es doch trotz aller ſchneidenden Kälte ſein voller Ernſt, daß er ihm noch einen Troſt geben will, indem er ihn ſelbſt erwägen läßt, wie weit er ſich noch von Vater- und Brudermord entfernt glauben kann. Dadurch wird aber Franz Moor vernichtet und der höchſte Triumph einer Religion erreicht, an deren Wahrheit in Schiller's Räubern bloß das Laſter zweifelt.

Mit Karl Moor's Charakter als Räuber ſteht es nicht ſo ſchlimm, wenn auch ſeine Räuberbande eine echte Ausgeburt des jugendlichen Geiſtes der Karlsſchule — wie er ſich nämlich in Schiller ſpiegelte — ſein mag. Karl Moor iſt der Erbgraf in einer erlauchten deutſchen Reichsgrafenfamilie. Wenn er auch keine bloße Fehde gegen ſeinen unwürdigen Bruder führt, ſo erinnert doch die dritte Scene des zweiten Aktes der Räuber an die bekannte Scene im dritten Akte des Götz, wo dieſer unter anderem ſagt, die Aufforderung, daß er ſich ergeben ſolle, habe ein Pfaff gemacht. Weil ſich Karl Moor mitunter wie ein Reichsgraf beträgt, glückte es auch ſo leicht, das Trauerſpiel für die Bühne durch eine Bearbeitung um einige Jahrhunderte zurückzuverſetzen. Allerdings beſchränkten ſich dieſe unklaren Beziehungen zu einer wirklichen Feudalzeit nur auf Karl Moor's Handlungsweiſe. Sie ſind Karl Moor's Mittel, nicht ſein Zweck. Er kämpft gegen die Verderbtheit der vornehmen Geſellſchaft des achtzehnten Jahrhunderts, welche in Franz Moor auf eine abſchreckende Weiſe von dem jugendlichen Dichter dargeſtellt iſt. Karl Moor's Ziel iſt eine politiſche Umwandlung dieſer Gellſchaft. Da er die Alten vor Augen hat, ſo erſcheint ihm die verbeſſerte Geſellſchaft im Bilde der Republik, ohne daß deshalb in den Räubern die Republik als die einzig richtige Form der für nötig erkannten ſozialpolitiſchen Umwandlung erſchiene.

Ich habe bereits geſagt, daß die Räuber ſtellenweiſe durch Götz von Berlichingen angeregt ſind. Auch „Hermann. Baſtard von einem Edelmann,“ wie es im Inhaltsverzeichniſſe der Räuber heißt, oder „Hermann mein Rabe“, wie es in den Räubern ſelbſt heißt, erinnert (nicht an „Edmund Gloſter's Baſtard“, aber) an „Edgar Gloſter's Sohn“ in Shakeſpeare's König Lear. Beſonders aber können ſeit dem Erſcheinen der Schrift, die Auguſt Sauer über Brawe erſcheinen ließ, die Räuber nur noch betrachtet werden als ein Glied in einer Reihe von bürgerlichen Dramen, die durch Leſſing's Miß Sara Sampſon angeregt ſind. Die Vornamen Karl und Amalie, zumal aber engliſche Namen herrſchen in ihnen vor. Sauer hat in ſeiner Schrift über Brawe bereits der Lucie Woodvil von Pfeil gedacht. Ich habe das Drama des Letzteren in den neuen Erweiterungen des Erkenntniſſes und des Vergnügens von 1756 ſelbſt nachgeleſen und finde, daß ſich die Beziehungen der Räuber zu Lucie Woodvil nicht einmal auf den Vatermord beſchränken, welchen Sauer allein ins Auge faßt, weil er auch bei Brawe vorkommt. Der Liebhaber heißt in Lucie Woodvil wie in den Räubern Karl. Seine Schickſale erinnern an den ſpäteren Karl Moor, ſein Charakter auch an Franz. Der Diener Jakob ſteht dem Karl bei Pfeil ganz ſo gegenüber, wie der alte Daniel in den Räubern dem Karl und auch dem Franz. Wie nämlich Daniel den Karl Moor nicht vergiften will, ſo läßt Jakob den Karl bei Pfeil wieder entwiſchen, als er den — durchaus gerechtfertigten — Auftrag erhalten hat, ihn nach Amerika zu befördern. Derſelbe Jakob aber ſagt zu demſelben Karl bei Pfeil ganz ähnlich wie Daniel und Moſer zu Franz Moor: „Rufen Sie nicht dem Himmel, Ihre Freude zu ſehen, damit er ſich nicht dabei an Ihre Verbrechen erinnern möge." Karl antwortet ganz ähnlich wie Franz Moor: „Predige, alter Syrach, predige." Die bedeutendſte Ähnlichkeit der Lucie Woodvil mit den Räubern beſteht nun aber außer dem Vatermorde darin, daß Karl, der von ſeinem Vater nach Amerika zu gehen gezwungen werden ſollte, damit er nicht Lucie (ſeine Schweſter) heirate, plötzlich nach einem Schloſſe, welches dem des alten Moor ſehr ähnlich iſt, zurückkehrt. Hier ſteht er der Lucie, die nun ihren und Karl's Vater getötet hat, ganz ähnlich gegenüber, wie in den Räubern Karl der Amalie. Aber auch eine Amalie kommt in Lucie Woodvil vor und zwar in der Reinheit ihres Charakters der Amalie in den Räubern nicht ganz unähnlich. Ich halte daher den Einfluß Pfeil's, mit dem ich mich in einem eigenen Aufſatze beſchäftigte, auf Schiller noch für bedeutender als auf Goethe, der ihn in Dichtung und Wahrheit ziemlich ehrenvoll erwähnt hat.

Noch eine Einzelheit, die auch die 1781 erſchienenen Räuber betrifft, möge hier Platz finden. Wahrſcheinlich zwiſchen 1750 und 1780 wurde ein Lied von Räubern und Wilddieben bekannt, die in der Gegend von Stralſund hauſten. Es fängt an: „Im Walde alleine allhier auf dieſer Welt." Die zweite Strophe beginnt in dem mir vorliegenden Originaldruck: „Friſch auf Cammerathen ſeyd munter und Schnell, heute wollen wir bey die Wirthin fein luſtig leben."[1]

Die dritte Strophe fängt an: „Friſch auf Cammerathen was müſſen wir jetzt ſehen eine Menge Soldaten die auf uns losgehen." Ich glaube, daß Schiller durch dieſes Volkslied zu ſeinem gewöhnlich mit dem Anfange: „Ein freies Leben führen wir" citierten Liede angeregt iſt. An die ſchon von mir aus dem Volksliede angeführten Stellen erinnern in Schiller's Räuberliede die Stellen: „Der Wald iſt unſer Nachtquartier" und: „Heut laden wir bei Pfaffen uns ein, bei maſten Pächtern morgen." Wie in dem zahmen Stralſunder Räuberliede, ſo handelt in anderer Weiſe auch bei Schiller die letzte Strophe von der Hinrichtung. Ausdrücklich prophezeien ſich die Räuber in beiden Liedern ſelbſt den Galgen. Außerdem iſt zu bemerken, daß wir die Worte: „Friſch auf, Kameraden" vor dem Stralſunder Räuberliede nicht nachweiſen können. Ein Vers des Stralſunder Räuberliedes lautet ſchon ganz im Rhythmus des Reiterliedes in Schiller's Wallenſtein „Friſch auf, Kameraden, ſeyd munter und ſchnell." Die Worte: „Friſch auf, Kameraden" kommen dann zwar nicht in Schiller's Räuberliede, aber in der zweiten Scene des erſten Aktes der Räuber als Worte Spiegelberg's wieder vor. Später finden ſie ſich in Wallenſtein's Lager zweimal leiſe verändert. Das erſte Mal ſagt Schiller dort: „Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!" und das zweite Mal: „Drum friſch, Kameraden, den Rappen gezäumt!" In den Freiheitskriegen ſang man dann aber nach der Melodie des Reiterliedes aus Wallenſtein's Lager: „Friſch auf, ihr Brüder, wir müſſen in das Feld!"

Anmerkung.

[1] Man findet das alte Räuberlied und das Soldatenlied aus den Freiheitskriegen in meinen „weltlichen und geiſtlichen Volksliedern und Volksſchauſpielen" S. 184 und 189, die Originaldrucke aber in einer Sammlung fliegender Blätter in meinem Beſitze.

III. Friedrich von Schiller, Charlotte von Lengefeld und ihr Sohn Ernſt.

Je bewegter das Bild war, das wir in den vorigen Aufſätzen von Schiller's Jugend entwerfen mußten, um ſo friedlicher iſt das Bild, das uns während ſeiner Ehe von ihm entgegentritt und das wir jetzt zu entrollen haben. Ich ſchließe mich bei dieſem Gemälde zunächſt ganz an Fulda's ſchon erwähntes Buch über Charlotte von

Lengefeld an. Fulda lernte in ſeiner Jugend zu Meiningen Schiller's Lieblingsſchweſter Chriſtophine und Schiller's Tochter Frau Emilie v. Gleichen-Rußwurm perſönlich näher kennen. Er hat „gar vieles aus dem Munde dieſer beiden edlen Frauen Vernommene aufgezeichnet und manche intereſſante Züge daraus in ſeinem Buche mitgeteilt.“ Dieſen Kern ſeines Buches hat er durch Kompilationen zu einer allgemeinen Mitteilung erweitert. Und auch dieſe Kompilationen ſind dann doch wieder mit ſo vielem Geſchicke gruppiert, daß der Verfaſſer nicht ganz ohne Grund ſagen kann: die Lebensgeſchichte, dem deutſchen Volke nach langjährigen gereiften Studien erzählt, ſei ein nationales Werk. Selbſt ſeine Kompilationen verſteht Fulda zu anziehenden und lehrreichen Bildern des deutſchen Familienlebens der am höchſten und idealſten gebildeten Kreiſe zu miſchen.

Charlotte von Lengefeld, Schiller's Gattin, war geboren am 22. November 1766 zu Rudolſtadt. Die Mutter war eine geborene von Wurmb und gehörte ſomit einer bis auf die neueſte Zeit oft genannten adligen Familie an, welche auch ſonſt im vorigen Jahrhundert mehrfach die litterariſchen Kreiſe berührte. Der Herr von Lengefeld, ihr Gemahl, ſeit ſeinem zwanzigſten Jahre am rechten Arme und am linken Beine gelähmt, war gleichwohl Kammerjunker und zuletzt Oberlandjägermeiſter. Gegen Ende des ſiebenjährigen Krieges beſtellte ihn Friedrich der Große nach Leipzig und machte ihm Anträge, um ihn in ſeinen Dienſt zu ziehen. Seine Anhänglichkeit an Thüringen, welche Charlotte von ihm erbte, bewirkte, daß der kranke Mann, auf ſeinen Stock geſtützt, nach Rudolſtadt heimkehrte, wo er zwar nicht vom Platze wich, aber doch dem Monarchen, den er auf dem Gipfel ſeines Ruhmes geſehen hatte, eine hohe Verehrung bis in den Tod bewahrte. Großen Einfluß auf Charlotte hatte ein merkwürdiger alter Geiſtlicher, deſſen verklärtes Bild auch in Karoline von Lengefeld's Roman: „Agnes von Lilien“ wiederzukehren ſcheint. Dieſer Seelſorger des gelähmten Herrn von Lengefeld war taub. Wenn die große Glocke um 6 Uhr läutete, ſprach er ein Abendgebet. Wenn es aber ausgeläutet hatte, ſo ſchrie ihm ſeine Frau ins Ohr: „Glückſeligen guten Abend, Papa!“ Das vorige Geſchrei begann von neuem und die abendliche Geſelligkeit in dem patriarchaliſchen Hauſe ſcheint von dieſem Augenblicke an eine noch geſteigerte geweſen zu ſein. In ſolchen Verhältniſſen mochten ſich vielleicht die Kinder ihre eigene Welt hinter den blauen Bergen dichten. Aber dieſer erdichteten Welt gab denn doch wieder der alte Lengefeld durch den Lichtblick ſeines

Verſtandes feſte Umriſſe. Sein Tod war für die Familie 1775 ein harter Schlag. Die Kinder hatten in ſeiner Todesnacht von der Mutter durch einen alten Diener die Weiſung erhalten, auf ihrem Zimmer zu bleiben. Horchend ſchlichen ſie die Treppe hinab. Da vermeinten ſie, wie an die Mutter gerichtet und ihnen ſelbſt doch ſonderbar nahe, deutlich die Stimme des Vaters zu hören: „Weißt Du nicht, daß ein allmächtiger Gott lebt?“ Am anderen Morgen erfuhr man mit der ausführlichen Todesnachricht, daß Lengefeld um dieſe Zeit wenigſtens ſchon längſt ſprachlos geweſen ſei. Frau von Lengefeld wurde nach dem Tode ihres Mannes Oberhofmeiſterin in Rudolſtadt.

Und ſo blieb dann auch trotz einer gewiſſen Einfalt und Frömmigkeit der Familie bei ihr der im achtzehnten Jahrhundert übliche Gegenſatz eines geſteigerten Weltſinnes nicht aus, der durch das Hofleben in die vornehmen Häuſer eindrang, in der Litteratur aber vielfältig auch die entſchiedene Oberherrſchaft erlangte. Charakteriſtiſch in dieſer Beziehung iſt ein Brief, in dem Charlotte ſchreibt, es ſei ihr lieb, daß Johannes Müller die Geſchichte von Wilhelm Tell nicht widerlege, aber ihr Wohlgefallen an der Einfalt der Schweizerſage nur mit folgenden halb unſchuldigen, halb frivolen Worten zu begründen weiß: „Es ſoll gar nichts Artiges (!) auf der Welt mehr vorgehen; ein Pater von Erfurt hat auch die Geſchichte vom Grafen von Gleichen widerlegt. Sehen Sie, daß unſer Geſchlecht recht gut iſt; denn wir glauben gern, es könne wahr ſein, daß ein Mann exiſtiert habe, der zwei Frauen ſo lieben kann und der der erſten Geliebten doch immer ſo treu geblieben iſt, wie Graf Gleichen.“ O! über den ungläubigen Pater von Erfurt, welcher nicht einmal ſo viel Glauben hatte als die Poeten: denn dieſe ſchmuggelten ab und zu im Hinblick auf den patriarchaliſchen thüringiſchen Grafen mit unſchuldiger Miene etwas Bigamie in ihre Werke ein!

Mit richtigem ſittlichem Takte, wenn auch gerade nicht mit glücklichem litterar-hiſtoriſchen Inſtinkte hat ſpäter Lotte das „Ihr“ in den Briefen von Schiller, dem Bräutigam, mit welchem dieſer zugleich ihre Schweſter Karoline meint, in ein einfaches „Du“ verwandelt. Wo war da ihre Schwärmerei für den alten Grafen von Gleichen geblieben? Wo war aber auch der von Schiller wohl kaum geträumte doppelte Bräutigamſtand geblieben, als Schiller Bürger's Gedichte wegen der ſittlichen Mängel des Autors, bei denen doch die Eingeweihten zuerſt an deſſen Doppelehe denken mußten, für unvollkommen erklärte? Es iſt das Verdienſt der Schrift von Fulda, Schiller's Frau ihrer Schweſter Karoline, welche ſie in moraliſcher Hinſicht wahrſcheinlich noch übertroffen hat, auch in intellektueller Hinſicht völlig gleichgeſtellt zu haben. Ohne ſie dem häuslichen Kreiſe irgendwie entrückt zu ſehen, lernen wir ſie doch durch Fulda in ſo weit als edle und ziemlich formgewandte Nachahmerin lyriſcher Dichtungen von Schiller kennen, daß wir ihre Begabung durchaus nicht geringer zu ſchätzen brauchen als diejenige der Verfaſſerin des Romans Agnes von Lilien. Dieſer Roman iſt oft überſchätzt. Er enthält ebenſowohl etwas von dem Mechanismus der Schiller'ſchen Erzählungsart, als auch von den hochherzigen Weitblicken derſelben. Er zeigt die Verfaſſerin tief in die Gefahren des Hoflebens eingeweiht und ſteht doch einer ähnlichen Arbeit, dem Fräulein von Sternheim der Sophie Laroche, weit nach. Die Reiſe der Familie von Lengefeld nach der Schweiz war für die ſpätere Lebensgeſchichte der beiden Frauenzimmer von Bedeutung. Man reiſte mit Herrn von Beulwitz, Karolinens nachmoligem erſten Manne, ſah aber auch ſchon deren zweite Schwiegermutter, Frau von Wolzogen, und ſogar ſchon Schiller's Eltern. In der ſchweizeriſchen Geſellſchaft ſoll Charlotte durch ihre coquetterie d'esprit geglänzt haben, die man ja auch im edelſten Sinne des Wortes an manchen Schriften Schiller's bemerken kann. Karolihe zog ſich als badende Amazone im Genfer See eine Nervenkrankheit zu.

Wie Schiller nach Thüringen kam, iſt allgemein bekannt. Er lebte dort anfangs auf ſeine Weiſe. Den Klub verſäumt er, die Komödie beſucht er ſelten und in den Häuſern geht er vollends zu niemand. Aber eine ſchöne Natur wirkt auf ihn wie eine ſchöne Melodie. Wenn dann gar ein Schlitten mit Charlotte von Lengefeld vor ſeinem Fenſter vorüberſauſt, ſo jubelt er. Aber ſie ſollte nicht immer bloß ſo an ihm vorüberſauſen. In der ſchönen Jahreszeit 1788 fehlt es ſchon nicht an rendez-vous zwiſchen Schiller und der Familie Lengefeld. Ein kleiner Waldbach mündet in die Saale. Seine Brücke iſt nur ſchmal. Hier etwa ſahen nach langweiligen Kaffeeviſiten die Lengefeld'ſchen Damen Schiller entgegen, wenn er wie ein ſeliger Geiſt in ſeiner völlig idealen Geſtalt im Schimmer der Abendröte unter den Bäumen des Saalufers daher kam.

Als Schiller in Jena ſeine erſte Vorleſung hielt, war ein ſolcher Auflauf der Studenten, die ins Kolleg zogen, daß die Spießbürger vermuteten, es wäre Feuerlärm, und daß die Wache unters Gewehr trat. Sein erſtes Kollegiengeld erhielt er am 10. November 1789, ſeinem einunddreißigſten Geburtstag, von einem Studenten aus Bernburg. Als er weimarſcher Hofrat geworden war, wollte er nach Rudolſtadt ziehen, um dort Charlotte von Lengefeld zu heiraten. Ihre Mutter, die ſogenannte chère mère und Frau Oberhofmeiſterin, verlangte das nicht und wollte das Paar lieber in Jena ſelbſt glücklich ſehen.

Am 22. Februar 1790 wurde Schiller zu Wenigenjena in einer kleinen ſchmuckloſen Dorfkirche von einem „Kantiſchen Theologen," dem Adjunkt Schmidt, bei verſchloſſener Thür getraut. Er nannte das einen kurzweiligen Auftritt, bat ſich aber von dem Kantiſchen Theologen „das alte, das gewöhnliche" Trauformular dabei aus. Und ſo wurde er denn kopuliert vermittelſt des begehrten Trauformulars von Kraut und Diſteln auf dem Felde; daß er das verlangte, war aber nach ſeinen damaligen Worten gegen den Kantiſchen Theologen vielleicht nur eine zarte Aufmerkſamkeit für die Frau Oberhofmeiſterin.

So war denn nun alſo Schiller durch das Trauformular vom Kraut und von den Diſteln durch den Kantiſchen Theologen einem geordneten Hausſtande übergeben worden. Dazu paßte nur wenig, wie günſtig auch ſeine wahrſcheinlich ſehr glückliche Ehe auf das deutſche Familienleben eingewirkt hat, ſeine Tagesordnung. Er konnte ſich wohl aus alter Gewohnheit nicht von ihr losmachen. Sie hing mit ſeinem Seelenleben nahe zuſammen, mußte aber auf den Körper zerſtörend wirken. Wenn das Theater und die Geſellſchaften aus waren und alles ſich niederlegte, ſetzte er ſich an ſein Bureau zu angeſtrengten litterariſchen Arbeiten bis gegen vier Uhr morgens. Gegen neun Uhr ſtand er auf. Den Vormittag brachte er in Jena meiſtenteils in ſeinem Garten und im Gartenhäuschen zu. In Weimar wurde der herzogliche Park die Stätte ſeiner Meditationen, mit denen er ſich für die anſtrengende ſchriftſtelleriſche Thätigkeit der Nacht vorbereitete. Es war dies wohl nicht allein am Vormittag, ſondern auch am Nachmittag. Wir glauben ihn vor uns zu ſehen, nach der Beſchreibung bei Fulda „im Dunkel der mit Cypreſſen und Buchen bewachſenen Felswand, vor ſich die ſchattigen, undurchdringlichen Hecken, nicht fern vom holden Gemurmel einer über blanken Kieſel hinfließenden Quelle." Horch! wie er jetzt feurig und jetzt wieder ſchwermütig ſeine Verſe deklamiert. Jetzt aber ſeht, wie er allein in den verborgenſten Gängen luſtwandelt. In der Hand trägt er die Schreibtafel oder auch ein Manuſkript. Gern bleibt er ſtehen. Wenn er aber bemerkt, daß wir ihn beobachten, ſo ſchreitet er ſchneller vor und ſucht immer mehr labyrinthiſche, immer dunklere Gänge auf.

Auf den Spätnachmittag aber iſt es dann wohl, wo wir ihn als lebendes Bild in einer entzückenden Familiengruppe neben Charlotte auf dem Sopha ſitzend zu denken haben, wie er mit den Kindern auf ſeinem Schoße ſchäkert und tändelt.

In Jena, wo Schiller vorläufig noch ſeinen Hauptaufenthaltsort hatte, bezog er 1797 ſeinen vor dem Thore in der anmutigſten Gegend gelegenen Garten, den er für 1200 Thaler kaufte. Auf der Höhe des Berges aber, an dem ſich der Garten hinaufzieht, erbaute er ſich, wie Fulda erzählt, ein zweites Häuschen mit einem einzigen Zimmer. Der ganze Garten lag nach Palleske hoch am Rande eines Vorſprunges, zu deſſen Füßen ſich das kleine Flüßchen Leutra durch ein grünes Thal ſchlängelt. Gegenüber erheben ſich kahle, weißgraue Höhen, welche im rötlichen Spätlichte wie ferne Zeit und goldene Sagen glänzen. Von Gärten und Blumen war Schiller überhaupt ein großer Freund. Lilien hatte er vor allem gern. Lila war ſeine Lieblingsfarbe.

In Weimar kaufte Schiller 1802 das Schillerhaus für 4200 Gulden. Schiller's Zimmer hatte grüne Arſeniktapeten, welche nach der Anſicht des Apothekers Schulze zu Nordhauſen allein ſchon durch ihre Ausſtrömungen den frühen Tod des Dichters hätten bewirken müſſen. Da das Schillerhaus gegen die Sonnenſeite gerichtet iſt, ſo bewirkten die karmoiſinroten Vorhänge, welche Charlotte an den Fenſtern befeſtigte, einen beſonders ſtarken Lichteffekt, der auf Schiller's produktive Stimmung eine lebhafte Wirkung ausgeübt haben ſoll.

In einem Anhange erzählt uns Fulda viel vom Park zu Weimar, den Goethe 1778 gewiſſermaßen aus dem Nichts hervorgerufen habe. Der Stern, wo der Geburtstag der Herzogin Luiſe gewöhnlich gefeiert wurde, war überſchwemmt. Da baute Goethe in aller Stille ein Borkenhäuschen als Kloſter. Er legte am Geburtstage der Herzogin daſelbſt mit anderen Weimaranern eine Mönchskutte an und forderte in der Mönchskutte den Hof auf, diesmal im Kloſter bei armen Mönchen mit einer Bierkalteſchale fürlieb zu nehmen. Als alle die Naſe rümpften, öffnete ſich eine Thür. Muſik ertönte aus Gebüſchen, ein Bächlein fiel hernieder und auf einem ſchönen freien Platze, aus welchem dann der Park hervorging, ſah man einen Tiſch mit köſtlichen Speiſen ſtehen. Iſt es wohl zu verwundern, daß Charlotte, die an den kleinen thüringiſchen Höfen groß geworden war, ſich von den thüringiſchen Gärten und Bergſpitzen nicht losreißen konnte? Sie weinte faſt, als ſie die Bergſpitzen bei Weimar nach der Berliner Reiſe wieder erblickte. Iffland's Haus im Tiergarten hatte ihr indeſſen hier gefallen. Es ſei — ſchreibt ſie — ein Ideal von einer Gartenwohnung. Schiller ſagt nicht lange vor ſeinem Tode, Berlin ſei beſtimmt, die Metropole des Proteſtantismus zu werden. Vielleicht hat er darunter noch mehr verſtanden, als die Worte ſagen. Um einen Teil des Jahres in Berlin zu leben, verlangte Schiller am 28. Juni 1804 2000 Thaler. Man dachte nicht daran, ſie ihm zu verſprechen. Indeſſen ſah er Friedrich Wilhelm III., lernte den Prinzen Louis Ferdinand kennen, und ſein Sohn Karl befreundete ſich mit dem jungen Kronprinzen, weshalb dann nach Schiller's Tod auch einige goldene Denkmünzen für ſeine Kinder in Weimar eingingen.

Eine gute Beſchreibung von Schiller's letzter Krankheit hat Karoline von Wolzogen vorweggenommen. „Iſt das Eure Hölle, iſt das Euer Himmel?“ ſprach er einmal im Schlafe vor dem Erwachen. Eines Abends, als ſie vor ſein Bett trat und ihn fragte, wie es ihm gehe, drückte er ihr die Hand und antwortete, jedoch nur in Bezug auf ſeinen Seelenzuſtand: immer heiterer, immer beſſer. Es waren ſeine letzten an Karoline gerichteten Worte. Er ließ aber den Vorhang öffnen, weil er die Sonne noch einmal zu ſehen verlangte und ſchaute mit heiterem Blicke in den ſchönen Abendſtrahl.

Die Beſchreibung von Schiller's Begräbnis wird immer einen kläglichen Eindruck machen, wenn man auch beweiſt, daß dieſe oder jene Perſon deshalb kein Vorwurf trifft.

Später ſollte Schiller's Schädel auf der fürſtlichen Bibliothek aufbewahrt werden und es bedurfte der Dazwiſchenkunft des Königs Ludwig von Bayern, um den Großherzog davon abzubringen. Wegen unvermuteten Ablebens „des allgemein geſchätzten und um das Theater ſo ſehr verdienten Herrn Hofrats von Schiller“ wurde das Theaterperſonal in Weimar auf ſein Anſuchen von der Sonnabendsvorſtellung durch den Herzog entbunden. Nie hatte Karoline von Wolzogen einen ſo anhaltenden und volltönenden Geſang gehört als in Schiller's Begräbnisnacht.

Fulda erzählt, daß Schiller's Kinder mit in der Kirchhofskirche waren, als am Sonntag Nachmittage Mozart's Requiem geſungen und zu ſeinem Gedächtniſſe die Trauerrede gehalten wurde. Die kleine Emilie lachte während der Rede und ſoll dadurch die Herzen mehr bewegt haben als alle Worte des Predigers. Nicht lange darauf betrachtete die kleine Karoline die Wolkengebilde und ſprach: „Es iſt das Haus vom lieben Gott, aber Papa wohnt mit darin!“

Fulda entnimmt aus dem Briefwechſel zwiſchen Schiller und Cotta, daß dieſer an Charlotte weit mehr zahlte als ſie zu hoffen gewagt hatte: nämlich 30000 Thaler von 1812—1825. Nach ihrem Tode, in den darauf folgenden 25 Jahren, empfingen Schiller's Erben mit Einſchluß des Honorars für den Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe 70000 Thaler.

So war es denn Charlotte, die vielleicht nicht ohne manche äußerliche Bedenken in die Ehe mit Schiller eingetreten ſein mochte, glücklicher Weiſe vergönnt, in immer behaglicheren Verhältniſſen Schiller's Familie in jeder Beziehung emporkommen zu ſehen. Immer war es ſeine ideale Haltung, welche, verbunden mit den Einflüſſen der Religion und der höheren Geſellſchaftsſphäre, die ſinnige Dame im Alter eine vornehme, aber ſtets humane Haltung den Dingen gegenüber bewahren ließ. Es ſchmerzte ſie tief, daß das Große und Erhabene im Fluge vorübereile und das Gemeine ſo langſam zögernd an uns vorüberziehe. Die Geſchichte ſollte ihrer Meinung nach nur mit der Dichtung verbunden ſein, wie Schiller Dramatiker und Hiſtoriker zugleich geweſen iſt. Ohne die poetiſche Darſtellung erſchien ihr die Geſchichte nur als ein Gewebe von Liſt, Gewaltthaten und Krieg. Die geiſtvolle, dem Leben abgekehrte Witwe fand während der Schlacht bei Jena ein Aſyl in den Gemächern der Herzogin im Schloſſe. Als „Freund Goethe“ Großvater geworden war, lag es ihr vor allen Dingen daran, daß er „die Freude rein genieße“. Ein oder das andere mal ſchien ſich die hohe Frau durch den Entwicklungsgang ihrer Kinder befremdet zu fühlen. Jedoch erlebte ſie Freude an ihnen. Über Karolinchen ſchrieb ſie am 3. September 1814: dem Maler Kügelgen ſei ſie aufgefallen und ſie ſelbſt, die Mutter, finde im Stillen, daß Karolinchen den wahren jungfräulichen Ausdruck habe und dabei nicht verlegen, nicht ſchüchtern, ſondern immer gut und offen ſei. Sie, die Mutter, welche in der Welt nichts mehr zu ſuchen habe, ſei bis halb zwei auf einem Balle geblieben, weil ſie der Tochter keine Entſagung auflegen wollte. Karoline bildete ſich zur Erzieherin aus und kam als ſolche ſpäter an den Hof nach Stuttgart. Emilie vermählte ſich mit dem Herrn von Gleichen-Rußwurm. Von Schiller's Söhnen ſtarb Karl als Oberförſter und Kammerherr in Stuttgart.

In Bezug auf Schiller's Sohn Ernſt und den Tod Charlotten's von Lengefeld am Rhein kann ich Fulda's Buch ergänzen.[1]

Der zweite Sohn des Dichters Schiller, Dr. jur. Friedrich Wilhelm Ernſt von Schiller, trat ſehr früh in den preußiſchen Juſtizdienſt. Er fungierte an den Langerichten zu Köln und Trier und war zuletzt Rat am Appellationsgerichtshofe in Köln. 1823 verehelichte er ſich mit der Witwe von Maſtiaux in Bonn, einer Tochter des früheren kurkölniſchen Geheimrats und Appellationsgerichts-Direktors Pfingſten daſelbſt.

Bei großer Herzensgüte und reinem Sinn ging ein gewiſſer idealer Zug durch ſein ganzes Weſen. Er war ſehr ſtill und zeigte ſich nur im engſten Kreiſe geſprächig. Politiſieren und Kritiſieren war nicht ſeine Sache. Er beſaß aber eine nicht gewöhnliche allgemeine, beſonders litterariſche Bildung. Er war muſikaliſch und ſaß bis in die Nächte hinein am Klavier. Äußerlich ſoll er von den Kindern des Dichters am meiſten an dieſen erinnert haben, beſonders wenn man ſein Geſicht im Profil ſah. Die Geſtalt erinnerte auch durch die nach vorn gebeugte Haltung an ſeinen großen Vater. Auch ſtarb er in demſelben Alter und an derſelben Krankheit. Was etwa Ernſt von Schiller von Reliquien ſeines Vaters beſaß, z. B. die Bibliothek und den berühmten Schreibtiſch, in dem die faulenden Äpfel den beliebten Moſchusgeruch entwickelten, hat Ernſt von Schiller's Witwe, obwohl Univerſalerbin des Gatten, in gewiſſenhafter Pietät dem Bruder Ernſt von Schiller's übergeben. Ernſt von Schiller's Witwe war die Schweſter des Vaters der Frau Präſidentin Bleibtreu zu Kolmar im Elſaß. Die letztere erinnerte ſich 1880 noch Charlotten's, wie ſie mit einem grünen Augenſchirme auf dem ſogleich näher zu erwähnenden Familiengute Vilich verweilte. Denn im Beſitze der Frau Präſidentin bot es ihr und ihrem Gemahle mit ſeinen alten Erinnerungen 1879 noch einen erfriſchenden Herbſtaufenthalt. Auch der als öſterreichiſcher Major verſtorbene Fritz von Schiller, Enkel des Dichters, der als Knabe mehrere Jahre bei ſeinem Onkel, dem Appellationsgerichtsrat in Köln, lebte, war der Familie Bleibtreu noch als hochaufgeſchoſſene, an den Großvater erinnernde Geſtalt im Gedächtniſſe.

Mit dem zu Vilich angeſeſſenen Bruder ſeiner Frau lebte Ernſt von Schiller über zwanzig Jahre im innigſten Freundesverkehr. Er brachte daſelbſt in ländlicher Ruhe vorzugsweiſe gern ſeine Ferien zu und iſt an demſelben Orte den 19. Mai 1841 geſtorben. Seine

Ehe war kinderlos. Auch Charlotte weilte mit ihrer Tochter Emilie einige Zeit in Bilich nach Ernſt's Verheiratung. Hierauf am Staar erblindet, ſuchte ſie 1826 bei dem berühmtem Profeſſor von Walther in Bonn Hilfe. Nachdem die Operation geglückt war, ſtarb ſie im nämlichen Jahre am Nervenſchlage. Ernſt von Schiller iſt auf dem Friedhofe zu Bonn an der Seite ſeiner Mutter beſtattet.

Die beiden Gräber, die 1879 faſt wie Ein Grab erſchienen, befinden ſich nicht weit vom Haupteingange des Kirchhofes an dem nach rechts abführenden Wege, mit dem Kopfende etwa nach WNW. gerichtet. Das Denkmal, eine mehr als mannshohe, ſchwarze, gußeiſerne Tafel, iſt in die Kirchhofsmauer eingefügt und trägt folgende Inſchrift:

„Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen Weg? mir graut, ich bekenn' es.
Wandeln will ich ihn gern, führt er zu Wahrheit und Recht.[2])

„Hier ruhet die Aſche von Ernſt von Schiller, geb. zu Jena am 11. Julius 1796, geſt. zu Bilich am 29.[3]) Mai 1841. Herzensgüte, rechtlichen Sinn und Geiſtes-Wahrheit erbte er von ſeinem großen Vater, ſein letzter Wunſch war ein Grab neben dem Grabe ſeiner Mutter."

Weiter unten auf der Tafel ſtehen dann die Worte: „Hier ruht die Wittwe Friedrich's von Schiller, geborene Charlotte von Lengefeld, geſt. den 9. Julius 1826."

Zu beiden Seiten der gußeiſernen Tafel rankt alter, faſt armdicker Epheu die Mauer hinan, oben zuſammengewachſen und weithin die Firſte der Kirchhofsmauer mit ſeinem üppigen Grün bedeckend. Auch die Tafel beſchattet ſein grünes Laubdach. Das Grab ſelbſt war 1879 mit Buchsbaum eingefaßt. Innerhalb deſſelben wucherte wieder großblätteriger Epheu. Einige zwerghaft kleine Roſenſträucher waren die einzigen Blumen, die das Grab oder vielmehr die Gräber ſchmückten. Das Grab machte einen ganz eigenen, finſteren Eindruck. Es war nur von Einem Buchskranze eingefaßt, nur mit Einem Denkmale verſehen und auch nicht einmal von auffallender Breite. Rechts daneben iſt ein anderes Grab, links dagegen eine anſcheinend freie Stelle. Wenigſtens waren hier keine Spuren einer Ruheſtätte zu erkennen. In der Nähe des Schiller'ſchen Grabes, nur etwas weiter vom Eingang entfernt, war an derſelben Mauer, von einer mächtigen Eiche beſchattet, die Grabſtätte E. M. Arndt's, ſeiner zweiten Frau und eines ſeiner Söhne.

Anmerkungen.

1) Ich verdanke dieſe Notizen den rheiniſchen Angehörigen der Witwe Schiller's, insbeſondere dem jetzt verſtorbenen Präſidenten Bleibtreu zu Kolmar. Sein Neffe Dr. Paul Sabée, jetzt Seminardirektor in Königsberg in der Neumark, bewog ſeine Familie, mir dieſe Mitteilungen zu machen.

2) Der rheiniſche Dichter Smets hatte dies Diſtichon für das Denkmal aus Schiller's Werken ausgewählt.

3) Sollte 19. Mai 1841 heißen.

C. Zwei gemeinſame Freunde Goethe's und Schiller's.

I. Chriſtian Gottfried Körner vor ſeiner Bekanntſchaft mit Schiller.[1]

1. Körner bis 1779.

Was Gleim und Kleiſt zuſammen für den ſiebenjährigen Krieg waren, das wurde Theodor Körner für die Freiheitskriege. Aber Gleim war auch der erſte, der (ſchon von 1789 bis 1803) die Ideen entwickelte, welche der Volkserhebung von 1813 zu Grunde lagen. Theodor Körner's Kriegsmuſe war nicht bloß durch die Lieder des preußiſchen Grenadiers, ſondern auch durch Gleim's ſpäteren deutſchen Patriotismus vorbereitet. Es iſt intereſſant, daß in der Zeit zwiſchen dem Frieden von Hubertusburg und der franzöſiſchen Revolution gleichſam der leibliche und der geiſtige Vater Theodor Körner's zu einander in ein ſehr herzliches Verhältnis getreten ſind. Es war Gleim nicht vergönnt, Theodor Körner als Kind zu ſehen, welchen doch Schiller, der in anderer Beziehung ebenſo ſehr als Gleim Theodor's geiſtiger Vater war, und Goethe gekannt haben. Chriſtian Gottfried Körner vermittelte zwar Theodor's Verhältnis zu Schiller, aber faſt in keiner Weiſe zu Gleim. Chriſtian Gottfried Körner überlebt nicht bloß Gleim. Er tritt auch noch auf längere Zeit mit wahrhafter Würde die Ruhmeserbſchaft eines Sohnes an, der die ihm von den väterlichen Erziehungsprinzipien gewährte Freiheit nur benutzt hatte, um im höchſten Sinne die Bahn der Tugend zu beſchreiten.

Die Familie Körner gehörte jenem gelehrten Leipziger Patriziate an, aus welchem ſchon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges der Dichter Finkelthauß hervorgegangen war. Nur die Körner'ſche Gelehrtenfamilie gehörte jedoch der theologiſchen Fakultät an. Chriſtian Gottfried verleugnete zwar die angeerbte Orthodoxie, aber ſchon bei Theodor kam in gewiſſer Hinſicht wenigſtens die aſcetiſche Richtung noch einmal zum Vorſchein. Chriſtian Gottfried habilitierte ſich 1779 in der juriſtiſchen Fakultät. Wahrſcheinlich bald nach ſeiner Habilitation ſchrieb er auch folgenden Brief an Gleim, nachdem er deſſen Bekanntſchaft im Bade zu Lauchſtedt gemacht hatte, wo Gleim ſich 1779 nicht zum erſten male befand.

Leipzig, den 16. Juli 1779.

„Verehrungswürdiger, mir immer unvergeßlicher Mann. Noch voll vom Genuſſe der koſtbaren Stunden, die ich mit Ihnen in Lauchſtadt zubrachte, freute ich mich auf das Glück, wenigſtens einige Augenblicke mit Ihnen in Leipzig ſprechen zu können, wenn Sie gerade einen kleinen Zeitraum von Beſuchen Ihrer hieſigen Freunde und von Beſorgung Ihrer Geſchäfte frei wären. Allein der Umſtand, daß ich Sie vergebens im Hotel de Bavière[2]) aufſuchte, machte, daß ich nicht eher Ihre Wohnung erfuhr, bis es mir möglich war, Sie anzutreffen. Ich nehme mir daher die Freiheit, gegenwärtigen Brief die Stelle einer mündlichen Unterredung vertreten zu laſſen. Ihren Auftrag wegen des franzöſiſchen Bücherverzeichniſſes zu beſorgen, machte ich mir, ſobald ich nach Leipzig kam, zur Pflicht. — — —

Noch ein Umſtand war es, worüber ich auf Veranlaſſung eines unſerer neulichen Geſpräche mit Ihnen mich zu unterreden wünſchte. Der Zuſtand nämlich der vorzüglichſten Journale, worinnen Werke der Dichtkunſt beurteilt werden, iſt ſo auffallend, daß er ſelbſt anfängt, die Aufmerkſamkeit der Buchhändler[3]) zu erregen. Einer unter den hieſigen von der Mittelſorte hat wirklich die Abſicht eine neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften[4]) zu errichten, und einen meiner Freunde dazu aufgefordert, die Sache zu übernehmen und für Mitarbeiter zu ſorgen. Sowie ich davon erfuhr, ſah ich bald, daß eine ſolche Unternehmung von einigen ungenannten jungen Leuten ihr Glück nicht machen, und nach Lieferung eines Theils wegen der kalten Aufnahme des Publikums wieder aufhören würde. Meine Freunde, die dieſe Vermuthung für gegründet hielten, wurden gleichfalls abgeſchreckt, und die Sache blieb unausgemacht. Dies alles geſchah kurz vor unſerer Zuſammenkunft und dieſe brachte mich eben auf eine Idee, worüber ich Ihre Meinung zu wiſſen wünſchte. Ich ſehe nämlich, daß Sie, ſowie viele andere mit der Behandlung der wichtigſten Produkte unſerer beſten Köpfe in den berühmteſten Journalen unzufrieden waren. Sollte dieſen Mißbräuchen und überhaupt dem Verfall des Geſchmacks in Deutſchland dadurch können abgeholfen werden, daß ein Mann von allbekanntem Ruhme als Schriftſteller und Kunſtrichter ſich des allgemeinen Beſtens annähme, und ſich die Direktion eines weitläufig (denn die Anzeigen im Merkur[5]) ſind zu kurz) und genau kritiſirenden Journals gefallen ließe? und wäre jetzt hierzu nicht gerade ein ſchicklicher Zeitpunkt? Was könnte man nicht von Männern wie Sie, Leſſing, Wieland ꝛc. erwarten? Erführe ich von Ihnen, daß irgend ein Mann von dieſer Art von einer ſolchen Unternehmung nicht abgeneigt wäre, ſo ſollte es ſogleich durch mich veranſtaltet werden, daß der Buchhändler ſelbſt an dieſen Mann ſchriebe, und wegen der Bedingungen unmittelbar mit ihm Abrede nahme.[6]) Wäre die Frage von den Mitarbeitern, ſo käme es darauf an, ob man mit vier jungen Leuten zufrieden wäre, die ſämmtlich in der Weiß'ſchen Bibliothek arbeiten, und ſich auf Proben ihrer Art zu arbeiten, die in der Weiß'ſchen Bibliothek befindlich ſind, berufen, oder dergleichen einſchicken könnten. Unter dieſer Zahl bin ich. Dies wäre der Einfall, den ich Ihnen zur Beurtheilung vorlegen wollte. Iſt Ihnen vielleicht meine Zudringlichkeit beſchwerlich, ſo bedenken Sie, daß, wenn ein ſolcher Plan zu Stande käme, vielleicht unſere Literatur wirkliche Vortheile davon haben könnte. Ich bin mit aller Hochachtung Ihr aufrichtiger Verehrer

Ch. Gottfr. Körner."

Gleim antwortete:

Lauchſtädt, den 20. Juli 1779.

„An dem Vergnügen, lieber Herr Doctor, zu Leipzig Sie zu ſehen, und meine Freundſchaft und Hochachtung noch einmal Ihnen zu verſichern, hat mich ein kleiner Zufall verhindert. Ein Wagen ſtand im Wege meinem Kutſcher, welcher dem Hôtel de Bavière vorbei gefahren war, und umkehren wollte, weshalb ich ſagen mußte, nur weiter zu fahren in den blauen Engel. Aus dem blauen Engel ließ ich indeß ſogleich in das Hôtel de Bavière die Nachricht geben, daß, wenn jemand nach mir fragen möchte, derſelbe mich im blauen Engel finden könnte. Gleich den erſten Tag, mein l. Herr Doctor, nachdem ich den Herrn von Blankenburg[7]), den Neffen meines Kleiſt's geſehen, und ich mich krank gefreut hatte, wollte ich Sie aufſuchen, befand mich aber zum Gehen zu ſchwach, mußte mich pflegen mit Wein und ſchwarzem Brot, Sie hätten den Waſſertrinker ſehen ſollen, wie er den Wein hinunter brachte. Die Kräfte wurden hergeſtellt, er war im Stande mit Herrn Prof. Huber[8]) in die Mittwochsgeſellſchaft zu gehen und eine traurige Figur darin zu machen, denn der Geh. Rath Müller und Herr Prof. Platner[9]) waren munterer als der Waſſertrinker, lachten über Zimmermann und Käſtner, über welche der Waſſertrinker die Achſeln zuckte. Den zweiten Tag hätt' ich anders disponiert, wenn ich vorher geſehen hätte, wie er hingehen würde. Zwar hatt' ich die angenehmſten Morgenſtunden zu Connewitz[10]) beim Herrn von Blankenburg, lernte Herrn Aſſeſſor Soger kennen, ein ſehr vortreſſlicher Mann, mußte mich aber bequemen und mit dem Herrn v. Bl. und Herrn Prof. Oeſer[11]) zu Mittag zu ſein bei Herrn Reich, dem Buchhändler, und von dieſem ſchimpfen hören auf die arme Frau Karſchin, erzählen hören, daß der Prinz Heinrich, der Bruder meines Königs, den Herrn Buchhändler nach Dresden eingeladen hätte, daß der Herr Buchhändler dem Prinzen eine Zuſchrift übergeben hatte, daß der Herr Buchhändler vorher ſich habe merken laſſen, er würde für die Ehre der Zuſchrift kein Trinkgeld annehmen, daß der Herr Buchhändler kein Trinkgeld erhalten hätte, mußte hören, daß der Herr Buchhändler der Tochter des weiſen Sulzer ein Almoſen geben wolle. Hätten Sie, lieber Herr Doctor, mich im Wirthshauſe gefunden, dann wäre dieſer Tag weit beſſer angewandt. Sie hätten mich begleitet zu Ihren großen Männern und großen Künſtlern, zu Bauſe[12]), Geiſer, Hiller[13]) in dieſen Stunden des Nachmittags, in welchem ich mich nicht wohl befand. Herr Weiß[14]) war ausgeritten. Meinen Namen ſchrieb ich ſeiner Köchin auf. Der gute Mann! Er fürchtete ſich vor ſeinem Parthey, ſonſt wäre er nicht ausgeritten, wäre geweſen in der Mittwochs-Geſellſchaft, ich hätte ihn angetroffen zu Connewitz oder zu ....[15]). Eine neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften könnte, neben der alten, die auswärts im Verdacht der Parteilichkeit ſich befindet, gar wohl beſtehen und guten Ruhm ſtiften. Meine Meinung aber über ihre Nebenfragen, lieber Herr Doktor, möcht ich mündlich Ihnen ſagen. Sie kommen wohl noch einmal herüber und dann beantworten Sie mir zuerſt die Fragen: Wer ſind die drei Männer, Ihre Gehilfen? haben Sie Partei? Darf man zu Leipzig, wo man nicht in Zollikoffers[16]) Predigt gehen darf, ohnnachtheilig über alles im Reiche der Gelehrſamkeit ſein Urtheil frei ergehen laſſen und ſeinen Namen drunter ſetzen? Richter ohne Namen ſind mehrentheils Schurken; ſie ſtecken wie Wolf und Tiger in Schlupfwinkeln, um deſto ſicherer Thaten der Bosheit und Dummheit begehen zu können. Wär's nicht rathſam und möglich ohne Buchhändler?"

Im Oktober desſelben Jahres, in welchem Körner zu Lauchſtedt und Leipzig mit Gleim zuſammengetroffen war, trat Körner als Reiſebegleiter des jungen Grafen von Schönburg-Glauchau die große Kavaliertour durch England und Frankreich an. Man zog zuerſt über Eiſenach und Fulda nach Frankfurt am Main. Hier verweilte man einige Tage und von hier aus ſchrieb Körner ſeinen vorletzten Brief an Gleim:

Frankfurt am Main, den 7. Oktober 1779.

„Theuerſter Herr Canonikus.

Vielleicht liegt ſchon jetzt ein Brief wegen der bewußten Angelegenheit in Leipzig, indeß ich auf einer Reiſe nach Holland, England, Frankreich und Schweiz begriffen bin, oder wenigſtens haben Sie vielleicht mit Leſſing ſchon geſprochen und würden mir bald Nachricht gegeben haben. Auf dieſen Fall hielt ich es für nöthig, Sie von meiner Reiſe zu benachrichtigen. Unter anderthalb Jahren alſo, als welche Zeit ich unterwegs zubringen werde, könnte ich an der Ausführung des bewußten Planes nicht Antheil nehmen. Iſt Ihnen aber an ſchleuniger Ausführung gelegen und wünſchen Sie ſtatt meiner jemand anders zum Gehilfen, ſo ſchlage ich Ihnen Advocat Schreitern, bei D. Platner zu erfragen, vor, mit dem Sie gewiß zufrieden ſein werden. Könnte ich während meiner Reiſe Ihnen durch Beſorgung einiger Aufträge Gefälligkeiten erweiſen, ſo können Sie auf meine Bereitwilligkeit rechnen. Ihre Briefe dürfen Sie nur meinen Eltern zuſchicken. Ich bin Ihr aufrichtiger Verehrer

Dr. Chriſtian Gottfried Körner.“

Von Frankfurt am Main ging es nach Mainz, Koblenz, Neuwied, Bonn, Köln und Düſſeldorf. Hier befand ſich damals noch die berühmte Gemäldeſammlung, welche ſich jetzt größtenteils in München befindet, und deren Beſchreibung zu Wilhelm Heinſe's beſten, wenn auch nicht zu ſeinen bekannteſten Arbeiten gehört. Von Düſſeldorf reiſte man nach Geldern und Cleve. Am 15. Oktober erreichte man Nymwegen. Am 16. nahm man im „Parlament von England“ im Haag Quartier und erreichte am 3. November die engliſche Küſte.

Nach London ſchrieb Gleim folgenden Brief:

Halberſtadt, den 22. Februar 1780.

Unter welchem Volke, das das deutſche verachtet, Sie, mein lieber Freund, ſich aufhalten mögen, unter Franzoſen oder Engelländern, ſo muß ich Sie mit meinen Briefen bis zu ihnen verfolgen, denn Sie möchten unter den Dorats[17]) und den William Maſons[18]) (ich leſe ſeine Poëms jetzt mit vielem Vergnügen) der Gleime bald vergeſſen. Ueber den Inhalt aber Ihres angenehmen Schreibens werde ich nicht mit Ihnen ſprechen. Was könnt es helfen? Wir müſſen uns gedulden, bis Sie wieder zu Hauſe ſind — bis Sie, wie Ulyß, geſehen haben, mit unſerm deutſchen Homer zu reden,

> Die Länder und Staaten der ſterblichen Menſchen,
> Und die verſchiedenen Sitten
> Und zurückgekehrt ſind, belaſtet mit Weisheit.

Dann, mein Lieber, wollen wir auf unſerem Parnaß uns umſehen, wollen, wenn Sie's dann noch für nöthig halten, unſere Muſen beſchützen gegen die Faunen der Wälder und gegen die Unholden auf den Richterſtühlen. Von unſerem Jakobi[19]) hoffe ich den thätigſten Beiſtand, nicht von Leſſing, denn dieſer iſt Doctor der Theologie geworden unter Erneſti, ſchlägt ſich mit D. Götzen und wird nicht eher Frieden machen, bis er überwunden hat, nach ſeiner Weiſe, die Teufel und die Patriarchen.[20]) Von ſeinem Nathan dem Weiſen haben Sie doch ohne Zweifel in Paris oder London wohl gehört — ob die großen Geiſter in Paris und London dieſen Nathan für einen Weiſen halten, und ſeinen Erſchaffer ihren großen Geiſtern an die Seite ſetzen, das, mein lieber Freund, bitte ich auszuforſchen und mir die Wahrheit in's Ohr zu ſagen, denn ich habe mich geſtritten mit manchen von unſeren großen Krittmännern, die das herrliche Meiſterſtück herunterſetzen und wohl lieber einen Cato Gottſcheds, als Leſſings Nathan in Gottes Welt geliefert hätten. Zu Düſſeldorf haben Sie doch ganz gewiß den edlen Woldemar[21]) und meinen lieben Heinſe kennen gelernt. Treffen Sie den Letzten noch einmal auf Ihren Reiſen in Rom oder Athen, dann nehmen Sie den jungen vortrefflichen Mann zu Ihrem Begleiter, Sie haben dann bei ſich unſern Arioſt, unſern Pope, unſern Voltaire, denn er wird, was er will, einſt ſein. Sie ſehen, ich fange ſchon an zu ſtreichen, ich bin müde geworden vom Schreiben und man hat das Zimmer mir zu warm gemacht. Leben Sie alſo wohl, mein lieber Herr Doctor, und denken Sie zuweilen, wenn Sie können, an Ihren treuen Freund und Vater

Gleim.

Geht es nach meinem Wunſche, ſo bin ich im Mai bei Vater Bodmer zu Zürich, und bei meinem Uz in Anſpach!"

Ein zweiter und letzter Artikel wird uns Körner als einen ganz

Anderen zeigen: beſtürmt von den Eindrücken London's, der Schiller'ſchen Sturm- und Drangperiode und der Freiheitskriege!

2. Körner ſeit 1780.

Es iſt ſchon früher geſagt worden, daß die Eindrücke, welche die Reiſenden 1779 und 1780 in England erhielten, für die Deutſchen damaliger Zeit neu waren. Dies beſtätigt aber beſonders der nachfolgende Brief, der zu dem bedeutendſten gehört, was Körner jemals geſchrieben hat:

London, den 1. Auguſt 1780.

„(Empfangen den 6. November 1780.) Theuerſter Herr Canonikus. Urtheilen Sie nicht aus meiner ſpäten Antwort auf Ihren lieben Brief von der Größe der Freude, die er mir verurſacht hat. Sie, lieber Mann, werden ſo überhäuft mit Briefen, und ſind ſo gutherzig ſie zu beantworten, daß man wirklich Bedenken tragen ſollte, Ihnen die Zeit durch Briefe zu ſtehlen, ſobald man nicht durch Angelegenheiten dazu genöthigt wird. Ich bin nicht eitel genug zu glauben, daß ich durch mündlichen oder ſchriftlichen Umgang Männern von Ihrer Art beſonderes Vergnügen machen kann, und dies hält mich oft ab, Perſonen, die ich wahrhaft hochſchätze, durch öftere Beſuche und Briefe zu „beſchweren. England hat uns wider Vermuthen auf neun Monate beſchäftigt. Von Nathan, dem Weiſen Leſſings, ſowie von einer Menge unſerer beſten Geiſtesprodukte weiß man in England nichts, doch wird Nathan vielleicht bald von einem hierher verpflanzten Deutſchen überſetzt werden. Dies iſt das einzige Mittel Engländern, die ungemein ſelten Deutſch lernen, unſere Schätze bekannt zu machen. Die Erlernung der franzöſiſchen Sprache hält man wegen ihres ausgebreiteten Gebrauchs für ein nothwendiges Stück einer guten Erziehung eines Engländers, und dies macht, daß auch in ſpäteren Jahren franzöſiſche Schriften häufig geleſen werden. Viele, die bei Betreibung einer beſonderen Wiſſenſchaft erfahren, wieviel deutſche Schriftſteller darin geleiſtet haben, fangen an zu wünſchen, daß ſie Zeit und Geduld, die ihnen jetzt fehlt, in ihrer Jugend angewandt hätten, um eine Sprache zu lernen, die ihnen vorzüglich ſchwer vorkommt. Werke der Dichtkunſt aber im weitläufigſten Verſtande werden denjenigen Engländer, der nicht ſelbſt Dichter iſt, nicht leicht veranlaſſen, eine fremde Sprache zu lernen. Jeder, der hier nicht ganz dem ſinnlichen Vergnügen ergeben iſt, hat insgemein einen einzigen Punkt, wohin ſich ſeine ganze Thätigkeit richtet, Geld der große Hauſe, Ruhm oder ausgebreitete Wirkſamkeit die beſſeren Seelen. Er ſcheut keine Arbeit, die ihn dieſem Zwecke näher bringt, aber gegen alles Übrige iſt er gleichgiltig. Dichtkunſt ſchätzt er, inſofern ſie ihm ſeine Erholungsſtunden verſüßt, aber dann greift er nach dem, was ihm zunächſt iſt, nach dem, was ihm ſein Vaterland und Frankreich, deſſen Sprache ihm aus der oben erwähnten Urſache gleich geläufig iſt, in ſolchem Überfluſſe darbietet, daß es ihm faſt gar nicht einfallen kann, die Quellen ſeines Vergnügens durch mühſame Erlernung einer dritten Sprache zu vermehren. Dies hielt ich für nöthig anzuführen, um Sie zu überzeugen, daß nicht Stolz und Geringſchätzung bei dem beſſeren Theile die Urſache ihrer Unwiſſenheit von deutſcher Literatur iſt. Allein ich ſehe, daß durch mein Plaudern dieſer Brief länger geworden iſt, als ich dachte, und doch habe ich Ihnen noch ſo viel zu ſagen, daß ich nicht weiß, wie viel Sie noch jetzt werden von mir zu leſen bekommen, nun ich einmal die Grenzen dieſes Blattes überſchreiten muß. Unſtreitig erwarten Sie jetzt von mir einige Nachrichten vom Zuſtande der hieſigen Literatur. Außer den Facultätswiſſenſchaften iſt hier die Kenntniß der Natur auf dem Erfahrungswege die allgemeinſte Beſchäftigung der Gelehrten. Verſchiedene reiche Privatperſonen finden hierin ihr Vergnügen und ſelbſt Staatsmänner machen oft in ihren Nebenſtunden Sammlungen zur Naturgeſchichte oder ſpielen mit phyſiſchen und chemiſchen Verſuchen. Wenig Naturforſcher erlauben ſich die gemachten Erfahrungen mit einem philoſophiſchen Geiſte zu überſchauen, um alte Theorien zu widerlegen oder neue zu erfinden,17) und dadurch die Wiſſenſchaften ihrer Vollkommenheit näher zu bringen. Alles was den Namen Hypotheſe und Theorie hat, wird von der Menge derer verachtet, die bloß auf eine mechaniſche Art Stoff zuſammenſcharren und es der Nachwelt überlaſſen, ihm eine Geſtalt zu geben. Hierzu kommt, daß wegen des hohen Grades der Induſtrie, und der wenigen Hinderniſſe, die ihrer Äußerung in dieſem Land entgegenſtehen, diejenigen Gelehrten hier am meiſten geſchätzt und belohnt werden, die die Wiſſenſchaften auf Erfindung neuer Quellen des Reichthums oder beſſerer Benutzung der bekannten anwenden. Dies zieht oft die beſten Köpfe von denjenigen Wiſſenſchaften zurück, gegen die man gleichgiltig zu ſein pflegt, weil ſie weder unmittelbar den Weg zu Reichthum und Ehrenſtellen zeigen, noch zu einem Spielwerk für Erholungsſtunden dienen, da ſie ungetheilte Aufmerkſamkeit und anhaltende Anſtrengung erfordern. Aus dieſer Urſache vielleicht fehlt es jetzt in England an tiefſinnigen

Philoſophen, wenigſtens ſind ſie weit ſeltener als in Deutſchland. Theologiſche Streitigkeiten fallen hier weg, weil weder die angeſtellten Geiſtlichen durch Toleranz etwas verlieren, noch die unangeſtellten durch Neuerungen eine Beförderung oder andere Vortheile hoffen können. Religion iſt überhaupt hier mehr eine Sache der Weiber. Der thätige Theil der Nation iſt zu ſehr mit den Angelegenheiten des gegenwärtigen Lebens beſchäftigt, um viel an ein künftiges zu denken. Doch ſchließen ſich die niederen Klaſſen nicht häufig von gewiſſen kirchlichen Gebräuchen aus. Der vornehmere Theil der Nation iſt im Ganzen genommen gegen Religion ſo gleichgiltig, daß er ſie weder beſtreitet noch vertheidigt. In London beſteht eine deiſtiſche Kapelle, in welcher ein gewiſſer **David Williams** ſeine Meinungen ohne Zurückhaltung oft ganz wider die Grundſätze aller Religionen vorträgt, ohne weder verfolgt noch unterſtützt zu werden. Die Subſcription derer, die die Kapelle ordentlich beſuchen, reicht kaum zu, die Koſten zu bezahlen. Dies alles ſchließt natürlicher Weiſe nicht aus, daß nicht einzelne Perſonen, und ſelbſt gewiſſe Secten, als die Quäker, der Religion mit völligem Eifer ergeben ſind. Große Dichter hat England jetzt nicht. Satiriſche Gedichte mit Anſpielungen auf bekannte Perſonen und Schauſpiele von der komiſchen Gattung ſind noch die beſten dichteriſchen Produkte in ihrer Art, vielleicht weil ſie am meiſten geleſen und am beſten bezahlt werden. Im epiſchen und hohen lyriſchen Fache iſt keiner der jetzt lebenden Dichter berühmt. Die neuen Tragödien haben alltägliche Charaktere, unnatürliche Dialoge, abgedroſchene Situationen, aber fließende Verſification nicht ohne poetiſche Stellen. Die kleineren lyriſchen Gedichte, die zum Theil von Männern von Talenten und Geſchmack als dem letzten Lord Seyttleton in Nebenſtunden gemacht werden, ſind oft ſehr artig. Romane werden weniger außer von Frauenzimmern geleſen und zum Theil von Frauenzimmern geſchrieben. Die Mannigfaltigkeit in Erfindung der Situationen und Entwickelungen, die Annehmlichkeit des Styls, die Wahrheit des Dialogs, und die Spuren einer gewiſſen Kenntniß der Welt machen dieſe Romane oft auch für Deutſche unterhaltend, die die Mannigfaltigkeit der Charaktere und die Einſicht in die verborgenſten Tiefen des menſchlichen Herzens nicht in ihnen vermiſſen. Übrigens aber werden eine Menge guter Köpfe, die ſich ſonſt vielleicht den ſchönen Wiſſenſchaften weihen würden, hier von der Politik angezogen, die ihnen durch Artikel in Zeitungen oder politiſchen Aufſätzen anſehnliche Belohnungen und oft gute

Beförderungen verſpricht. Was Sie mir von ihrer Reiſe nach der Schweiz ſchrieben, machte mir Hoffnung, Sie dort zu finden, allein dies iſt mir jetzt unwahrſcheinlich, da wir uns hier ſo lange aufgehalten haben. Aus dieſer Urſache muß ich Sie jetzt um eine Gewogenheit bitten, die mir Ihre Abweſenheit von der Schweiz einigermaßen vergüten kann, das iſt entweder in Ihren Briefen an Ihre daſigen Freunde gelegentlich etwas weniges von mir zu erwähnen, oder mir einige Briefe für ſie zuzuſchicken entweder nach Brüſſel an Beuve von Sch.**) et fils oder nach Straßburg an die Brüder Frank. Ich gehe in wenig Tagen über Oſtende nach Brüſſel und Spa, und da ich von letzterem Orte vielleicht wieder nach Düſſeldorf gehe, ſo würden Sie mich ungemein verbinden, wenn Sie an einen der Brüder Jakobi etwas von mir ſchreiben wollten. Verzeihen Sie meine Zumuthungen, ich bin ebenſo bereit ſie zurückzunehmen, wenn ſie ihnen Beſchwerlichkeiten machen, als dankbar ich für Ihre Willfährigkeit ſein werde. Ich bin mit wahrer Hochachtung Ihr aufrichtiger Verehrer D. C. G. Körner."

Wie der Schluß des letzten Briefes vermuten läßt, ſo ging die Rückreiſe in der That über Belgien, durch das Elſaß und durch die Schweiz. Hier war Körner von Gleim offenbar, wie er gewünſcht hatte, in litterariſchen Kreiſen beſtens empfohlen worden. Von der Schweiz aus reiſte Körner mit dem Grafen noch nach Lyon und Paris.

Als Schiller 1789 durch ſeine erſte Vorleſung in Jena einen Auflauf hervorgerufen hatte, geſtand ihm Körner, daß er in Leipzig mitunter zu Anfang eines neuen halben Jahres am Fenſter auf die Zuhörer gelauert habe, wobei ihm jedes Stiefeltretſchen eine angenehme Muſik geweſen ſei. Beſſer vorbereitet als vor der Reiſe begann er Oſtern 1781 in Leipzig ſeine Vorleſungen von neuem. Er konnte nun unter anderem ſehr gut die politiſche Oekonomie leſen. Auch nach der Reiſe wurde er kein berühmter Univerſitätslehrer. Wohl aber erhielt er durch den Verkehr mit Friedrich Schiller eine früher nicht geahnte Bedeutung.

Mit einem Mitgliede der Schiller'ſchen Familie war Körner ſchon in London zuſammengetroffen. Die Hand desſelben war mit Blut befleckt, denn er war ein gefährliches Werkzeug bei dem Soldatenhandel der damaligen Regierungen. Seine Haushaltung und insbeſondere ſeine Stube in London ſcheint alle nur erdenklichen Sonderbarkeiten einer alten Junggeſellenwirtſchaft gezeigt zu haben:

elf Katzen, einen Hund und eine etwas verdächtige Haushälterin[90]). Welch ein anderer Mann war doch ſein Vetter Friedrich Schiller, der Sänger der Frauen und der Lieblingsdichter der deutſchen Familie!

Im Umgange mit dem Dichter der Räuber und des Fieſco bedurfte Körner offenbar des litterariſchen Verkehrs mit Gleim nicht mehr. Aber geſagt muß es doch werden, daß auch dieſer ſchon, ſo vorübergehend er war, die tiefere Einſicht in die Schäden der damaligen Litteratur zeigt, aus welcher dann auch hauptſächlich Körner's Verbindung mit Schiller hervorging. Dieſe Einſicht vermiſſen wir ſelbſt in den Briefen Gleim's nicht, der ja in der That mehr litterarhiſtoriſche Kenntniſſe und ein richtigeres Urteil über Politik beſaß als poetiſche Begabung. Einigermaßen ſtanden natürlich Körner und Gleim damals noch auf dem Standpunkte eines Nicolai und Weiße. Schiller's Horen, an denen Körner ſpäter beteiligt war, waren freilich bedeutender als das Unternehmen, welches einſt von Körner und Gleim geplant war. Aber ſchon vor ſeiner Bekanntſchaft mit Schiller war Körner durch ſeine Verlobung allmählich auf eine noch höhere Stufe der litterariſchen Bildung erhoben. Seine Braut gehörte einer der achtungswerteſten unter den Familien an, mit denen Goethe in Leipzig verkehrt hatte. Dennoch kann man nicht ſagen, daß der Großvater Theodor Körner's, welcher Superintendent und Profeſſor und einer der Antipoden des in dem hier veröffentlichten Briefwechſel erwähnten Zollikofer war, ſich einen unerklärlichen Mißgriff habe zu Schulden kommen laſſen, als er ſich in die Verlobung ſeines Sohnes mit einer Tochter des Kupferſtechers Stock nicht ſogleich hineinfinden konnte. Dieſer hatte einſt ſeine Frau in Nürnberg mit ihren kleinen Töchtern zurückgelaſſen, als er mit ſeiner Kupferſtechernadel nach Leipzig gegangen war. Gegen ſeinen Willen folgte ihm endlich die Frau mit den Kindern auf einem Wagen, der eigentlich nur beſtimmt war, Nürnberger Spielzeug zur Meſſe nach Leipzig zu befördern. Er empfing zwar die Frau ziemlich freundlich, erklärte aber ſpaßhaft den „Nürnberger Tand," die Kinder, die ſie ihm mitbrachte, für überflüſſig. Selbſt noch als Goethe bei ihm als ſechzehnjähriger Student in Leipzig die Kupferſtecherkunſt erlernte, ſpielten Stock und Goethe viel lieber mit dem Hunde als mit den Kindern. Dem Hunde wurde zu Weihnachten beſchert, den Kindern kaum. Aber gerade dem Verkehr mit den ſpäter zu ſchönſter Blüte herangewachſenen Töchtern Stock's hatten dann Ludwig Ferdinand Huber, der Sohn des in Gleim's Briefe erwähnten Michael Huber, und Chriſtian Gottfried Körner die Verbindung mit Schiller zu danken, keineswegs der eigenen Initiative. Die Verbindung von Minna Stock und Chriſt. Gottfried Körner brachte durch den Tod Theodor Körner's und ſeiner gleichfalls ganz idealen Schweſter den Ehegatten tief traurige Erfahrungen, aber keine Enttäuſchungen. Beide waren durchaus wahre und [illegible] Naturen. Für Chriſtian Gottfried Körner ſchien mit ſeiner Ehe erſt der Tag anzubrechen. Für Minna Stock war ſie ein „Sonnenlicht an tauſend Morgen.“

1783 wurde Körner ein vornehmer Beamter in Dresden. Der hochherzige Sinn der beiden Ehegatten konnte dem Sohne, Theodor, doch nur im allgemeinen durch die Erziehung den Charakter aufprägen. Die patriotiſche Richtung empfing er nicht in Dresden. Sie zeigte ſich erſt in Wien und nicht ohne daß er ſchon vorher in Berlin — an dem großen Feuerherde damaliger Zeit — gelebt hatte. Nun durchzucken ſchon die Proſa der Briefe an den Vater Stellen, wie die von den Buben hinter dem Ofen und dem aufſtehenden Volke. Aber Vater und Mutter verſtanden ihn nicht mehr.

„Theodor“ (ſagte der Vater im eigenen Hauſe zu Dresden zu Friedrich Förſter Ende Januar 1813) „denkt jetzt nur ans Heiraten.“

„Theodor“ (fügte die Mutter hinzu) „nimmt es mit einem ſo gewagten Schritt ſehr ernſt! Lies doch vor — hier wandte ſie ſich zu ihrem Manne — was er am Schluſſe des Briefes ſchreibt.“ Und Chr. Gottfr. Körner las aus Theodor's Briefe die Schlußworte: „Es naht ein großer Augenblick des Lebens heran. Seid überzeugt, Ihr findet mich Eurer nicht unwürdig, was auch die Zukunft bringen mag.“

Friedrich Förſter berichtete dies alles an Theodor und fügte hinzu: „Ja, mein Theodor, die Zeit, die wir ſo oft herangeſehnt haben, naht, und ſie ſoll uns bereit finden. Der gegenwärtige Krieg iſt nicht eine bloße lumpige Kabinetsfrage, er iſt eine Nationalangelegenheit, und das Volk wird ein Wort dabei mitzuſprechen haben. Auch Dein Wort und Deine oft bewährte Klinge werden nicht fehlen. Nach Jena habe ich das beifolgende Lied geſchickt; ſchreib doch einige Burſchenlieder, die der gegenwärtigen Stimmung angemeſſen ſind.“

Wer empfindet bei all dieſen Worten nicht ſchon, wie der Sonnenſchein vom Walde her glänzt und die gellenden Hörner darein erſchallen? Wer hört nicht, wie hier ſchon zur Brautnachtsmorgenröte ruft jubelnd die Trompete?

Theodor Körner ſtarb den Heldentod am 26. Auguſt 1813. Chriſtian Gottfried Körner verſchied am 13. Mai 1831 als Geheimer Oberregierungsrat in Berlin. Für den Schreiber dieſer Zeilen iſt es eine der liebſten Erinnerungen, daß er ſich der Mutter Theodor Körner's noch in deren letzten Lebensjahren nähern durfte. [illegible]

Anmerkungen.

[1] Die hier mitgeteilten ungedruckten Briefe befinden ſich in der Gleim'ſchen Familienſtiftung zu Halberſtadt. Das Material zu meiner Charakteriſtik Chr. G. Körner's iſt beſonders entnommen aus Jonas „Chr. G. Körner", und aus der Einleitung zu Adolf Stern „Chr. G. Körner's geſammelte Schriften" (Leipzig 1881).

[2] Noch jetzt einer der vornehmſten Gaſthöfe in Leipzig.

[3] Über Chriſtian Gottfried Körner's Verbindung mit Göſchen (erſt nach der Reiſe) ſiehe Stern S. 7 und 17. Über Göſchen meine Biographie Wieland's in Kürſchner's Ausgabe.

[4] Unter dieſem Titel hatte Nicolai 1757 und 1758 eine periodiſche Schrift mit Mendelsſohn herausgegeben, die dann Weiße übertragen wurde, während, als dieſer Brief geſchrieben wurde, Nicolai's allgemeine deutſche Bibliothek im Erſcheinen begriffen war. Sie ſtand hinter Nicolai's mit Leſſing und Mendelsſohn ausgeführten Journalen ſehr zurück.

[5] Von Wieland.

[6] Körner gedachte wohl ſchon damals, wie ſpäter in ſeinem Verkehr mit Göſchen, nötigenfalls ſein Geld in buchhändleriſchen Unternehmungen anzulegen.

[7] Friedrich von Blankenburg, Leſſing's Freund, geb. am 24. Januar 1744 zu Kolberg, hatte 1777 ſeinen Abſchied aus der Armee genommen und ſtarb am 4. Mai 1796 zu Leipzig. 1775 hatte er einen kulturgeſchichtlichen Roman herausgegeben.

[8] Gemeint iſt Michael Huber, der Vater von Ludwig Ferdinand und Großvater von Victor Aimé Huber.

[9] Über die Familie Platner iſt eine umfaſſende Schrift von dem Obertribunalsrat Platner (ſpäter am Reichsgericht) vorhanden. Gleim meint Ernſt Platner, geb. 11. Juni 1744 zu Leipzig und geſtorben ebenda 27. Dezember 1818.

[10] Connewitz, Dorf bei Leipzig.

[11] Der Maler, der beſonders durch Goethe bekannt iſt.

[12] Kupferſtecher wie der Vater von Körner's ſpäterer Gattin. Bauſe war geboren 5. Januar 1738 zu Halle, wurde Profeſſor der Kupferſtecherkunſt in Leipzig, und ſtarb am 3. Januar 1814 zu Weimar. Vergl. Stark Syſtematik, S. 156.

[13] Johann Wilhelm Hiller, geb. 28. Dezember 1728 zu Wendiſchoſſig bei Görlitz, hatte 1771 eine Singſchule für Frauen in Leipzig errichtet, in welcher unter anderen die Mara ausgebildet wurde. Er wurde Kantor an der Thomasſchule und ſtarb 16. Juni 1804.

[14] Weiße, Weiße und Weiß ſind immer dieſelbe Perſon. Vorher war wohl ein Freund Nicolai's, der mit Weiße wegen der Zeitſchrift zu verhandeln hatte.

Ein Parthey heiratete Nicolai's Erbin. In Berlin war ſpäter die Familie Körner außer mit Streckfuß und Nicolai's beſonders mit Parthey's befreundet.

[illegible]) Gleim deutet hier ſelbſt eine Lücke an, die er aus Mangel an Zeit bei der von dieſem Briefe zurückbehaltenen Abſchrift ließ.

[illegible]) 1758—1788 reformierter Prediger in Leipzig.

[illegible]) Geboren 31. Dezember 1734 in Paris, ſchrieb beſonders die Heroide „Réponse d'Abélard à l'Héloïse" und ſtarb zu Paris 29. April 1780, zwei Monate nach Abfaſſung dieſes Briefes von Gleim.

[illegible]) Gleichfalls ein franzöſiſcher Dichter jener Zeit.

[illegible]) Johann Georg Jacobi war wohl der tüchtigſte Recenſent der Bibliothek von Klotz geweſen. Er ſtand mit Leſſing im Verkehr und lebte abwechſelnd in Halberſtadt und Düſſeldorf.

[illegible]) Anſpielung auf Nathan den Weiſen.

[illegible]) Fritz Jacobi, Dichter des Woldemar.

[illegible]) Nach dieſer Briefſtelle war Körner ſchon auf eine Auffaſſung der Naturwiſſenſchaften geführt worden, wie ſie ſich etwa bei Schiller in deſſen genialen Stuttgarter Jugendarbeiten zeigte.

[illegible]) Die übrigen Buchſtaben ſind beim Entſiegeln des Briefes abgeriſſen.

[illegible]) Goedeke, Geſchäftsbriefe Friedrich's von Schiller. (Leipzig 1875.) S. 149. Vergl. Weltrich, Schiller I.

[illegible]) Der Direktor des Körnermuſeums in Dresden, Dr. W. Emil Peſchel, veröffentlichte unter anderen zwei Aufſätze in Nr. 253 und 317 des „Dresdener Anzeigers", betitelt „Friedrich Schiller in Dresden. Zur Erinnerung an den 12. Sept. 1785" und „Das Körner'ſche Haus in der Moritzſtraße" (Dresden). Wir werden durch dieſe Aufſätze daran erinnert, daß Körner's noch einen älteren Sohn gehabt hatten als Theodor. Der zweite Aufſatz handelt von Körner's Häuſern in und bei Dresden. Das Körnerhaus in der Moritzſtraße iſt von dem Körnermuſeum verſchieden.

II. Karl Philipp Moritz.

(Zum Teil nach den Akten des K. Geh. Staatsarchivs.)

1. Bis zum zweiten Berliner Aufenthalte.

Karl Philipp Moritz wurde am 15. September 1757 zu Hameln geboren. Daß ſein Vater Hoboiſt geweſen war und der Sohn bald in Braunſchweig heimiſch wurde, erinnert an einige Umſtände im Leben des faſt nur als Klopſtock's und Leſſing's Freund bekannten Bode. Der alte Moritz war ein religiöſer Schwärmer und hatte als ſolcher Verbindungen, die dem Sohne in ſeiner Armut zuerſt einige Vorteile verſchafften. Manche nebenſächliche Züge in deſſen Charakter, die ſich wie ein roter Faden durch ſein Leben ziehen, erklären ſich nur aus der überſpannten Richtung, die in ſeinem Elternhauſe herrichte. Was wiſſen wir jetzt noch viel von dem Moritz, der über Geiſterſeherei geſchrieben hat ſo gut als Juſtinus Kerner? Was wiſſen wir von Moritz dem Kanzelredner, der in Braunſchweig zwar nur den Abt Jeruſalem, den Vater des jungen Werther, hinzureißen vermochte, aber überall Gaſtpredigten gehalten zu haben ſcheint bis an ſein Ende?

Den Sektierern, unter denen er anfänglich lebte, muß man nachſagen, daß ſie ihn in der Jugend ernſtlich zu erziehen ſuchten. Doch beruhte vieles bei ihm auf krankhafter Naturanlage. Als Hutmacherlehrling in Braunſchweig ſtürzte er ſich aus Verzweiflung in die Oker. Der fromme Meiſter wollte ihn nun nicht länger behalten. Da gelang es den Eltern, ihn in ein hannöverſches Schullehrerſeminar zu bringen. Vielleicht erwarb er dort die Geſchicklichkeit im Unterrichten, die er ſpäter am Grauen Kloſter und am Kölniſchen Gymnaſium zu Berlin zeigte. Schon aber traten mächtigere Beſchützer für ihn ein, als der Hutmacher, bei dem er in die Oker ſprang. Er beſuchte mit Iffland zuſammen das Hannöverſche Gymnaſium. Beide ſchwankten dort zwiſchen ihrer Neigung zur Schauſpielkunſt und zur Theologie. Faſt ohne Geld verließ Moritz Hannover. Bei einer der berühmteſten Schauſpielertruppen in Thüringen und Sachſen wollte er eintreten. Allein auch die bekannteren Prinzipale waren damals ſchwer anzutreffen. Sie befanden ſich beſtändig auf Reiſen und waren mancherlei Unfällen ausgeſetzt. So begann denn Moritz einſtweilen zu Erfurt Theologie zu ſtudieren. Dann reiſte er einmal wieder einem Schauſpieldirektor nach: abermals umſonſt. Der Mann ſtarb, ehe er Moritz anſtellen konnte. Nun aber machte dieſer die Bekanntſchaft eines Herrnhuters, der ihn mit nach Barby nahm. Wer nur einmal vor vierzig Jahren den Frieden von Barby und Gnadau genoſſen hat, indem er in Gnadau für einige Stunden die Eiſenbahn von Magdeburg nach Halle verließ: der kann ſich eine Vorſtellung von dem Gnadau des achtzehnten Jahrhunderts unter dem herrnhutiſchen Biſchofe Spangenberg machen, welcher mit Goethe und Philipp Kaufmann befreundet war. Moritz, der im Sektenweſen aufgewachſen und dadurch allein ſchon den Herrnhutern ſympathiſch war, wurde von ihnen nicht beengt, ſondern nur gefördert. Bald ließen ſie ihn im benachbarten Wittenberg ſein Studium der Theologie fortſetzen. Man weiß aber aus ſeiner Studentenzeit kaum etwas anderes, als daß er mit den wildeſten Tönen in die Burſchenlieder einſtimmte. Nur wenn es auf dem einſam an der Straße nach Dresden gelegenen Wirtshauſe zum Lutherbrunnen, zu welchem wir jetzt wieder mit Andacht pilgern, zu blutigem Streite kam, machte er ſich wohl in der Stille davon. Von Wittenberg ging er nach Deſſau, wo er kurze Zeit Lehrer am Philanthropin war. Dann verſuchte er in Potsdam bei einem Regimente des alten Fritz Feldprediger zu werden. Als ſeine dortigen Abſichten ſcheiterten, brachte er die Nächte auf den Feldern zu und lebte wieder einmal von Wurzeln. Doch half ihm der Geograph Büſching, welcher ihn an die Berliner Gymnaſien brachte, an denen er ſich als Lehrer ſehr tüchtig erwies.

Noch mehr verbeſſerten ſich ſeine Verhältniſſe, als er Redakteur der „Voſſiſchen Zeitung" wurde und bei deren Verleger Wohnung nahm. Nur war man in Berlin mit Moritz ebenſowenig zufrieden als in Hamburg mit Johann Benjamin Michaelis, da dieſer das wichtigſte dortige Blatt redigierte. Die Abonnentenzahl der „Voſſiſchen Zeitung" ging unter der Redaktion von Moritz ſtark zurück. Die Politik ſchränkte er möglichſt ein. Er hätte am liebſten die ganze Zeitung mit Kunſt, Wiſſenſchaft und Litteratur gefüllt. Allein auch die Gelehrten zollten ihm keinen unbedingten Beifall. Am härteſten beurteilte er Schiller's Jugenddramen. Wenn auch dieſer ſelbſt bald darauf bei der erſten Bekanntſchaft mit Moritz dieſen in Leipzig auf Fehler aufmerkſam gemacht haben ſoll, die er in der Rezenſion ſeiner Jugenddramen in der „Voſſiſchen Zeitung" noch überſehen habe, ſo waren manche der andern von Moritz angegriffenen Autoren nur deſto erbitterter, ſämtliche Schauſpieler aber ihm wegen ſeiner Theaterrezenſionen auf das ärgſte verfeindet.

Nachdem Moritz die Redaktion der „Voſſiſchen Zeitung" niedergelegt hatte, lebte er in einem ſchönen Gartenhauſe. Faſt an jedem Morgen wurde bei der Kirche von Stralau gebadet. Dabei begleitete ihn ſtets ſein Freund Kliſchnig, der ſich ſpäter gemüßigt ſah, dem biographiſchen Romane von Moritz, „Anton Reiſer", einen fünften Band hinzuzufügen. Auch eine große Reiſe machten beide miteinander. Auf derſelben trafen ſie einen alten verkommenen ſächſiſchen Magiſter, der in einer Dorfſchenke bei Wittenberg ſein Weſen trieb. Moritz zog ihn zu Tiſche. Da die beiden Freunde ſich aber, vielleicht doch der Erſparnis wegen, für Handwerksburſchen ausgaben, wurde ihnen die Großſprecherei des Magiſters bald unerträglich. Moritz richtete daher eine lateiniſche Anrede an ihn, worauf der Magiſter entſetzt aufſprang und entfloh.

Moritz gab damals auch das „Magazin für erfahrungsmäßige Seelenkunde“ heraus. Er beſchäftigte ſich beſonders eifrig mit Wahnſinn und Wahrſagen. Da begab es ſich nun, daß ihn in dem Garten bei Berlin ein italieniſcher Graf, ähnlich dem Grafen in Bürger's bravem Manne, beſuchte, der ihm weisſagte, daß er in Italien durch das Studium der Altertumskunde den Grund zu einem glücklicheren Daſein legen würde. Ein ſolcher Ausſpruch in einem Augenblicke, da ſich die beſten Köpfe aus Deutſchland in Italien zu verſammeln ſchon angefangen hatten, mußte auf Moritz den größten Eindruck machen. Man zog hinterher Erkundigungen über den Fremdling ein, erfuhr aber nur, daß er an jenem Tage, an welchem er in dem Garten geſehen worden war, von einem Gaſthauſe aus Berlin verlaſſen habe. Moritz war nahe daran, die Erſcheinung für einen Geiſt zu halten. Vielleicht erſt infolge dieſes Ausſpruches entſchloß er ſich zu der italieniſchen Reiſe.

Das Verdienſt, dieſe möglich gemacht zu haben, kommt jedoch dem Bearbeiter des Robinſon, Campe, zu. Zu ihm mochte Moritz ſchon deshalb Beziehungen haben, weil beide am Philanthropin in Deſſau beteiligt geweſen waren. Indeſſen war Campe mit der erſten kleinen Druckſchrift, die er für ſeine „Schulbuchhandlung“ infolge ſeines Vertrages mit Moritz erhielt, aber doch mit dem buchhändleriſchen Erfolge derſelben nicht zufrieden: es war die Abhandlung „Über die bildende Nachahmung des Schönen“ (1788), aus der Goethe ſpäter in ſeiner „Italieniſchen Reiſe“ „einige Blätter aus der Mitte“ hat wieder abdrucken laſſen. Moritz konnte auf Campe's Einreden kaum mehr achten. Wir werden ſehen, daß er endlich ein Jahrgeld von der preußiſchen Regierung annahm und ſich erbot, dort der Schriftſtellerei faſt ganz zu entſagen, um ſich zum Lehrer an der Akademie für Berlin auszubilden. Wo blieb da ſein Vertrag mit Campe? Jedenfalls wurde er gegen ihn kontraktbrüchig, wenn er auch zuletzt das Geld zurückzahlte. Es brach ein Federkrieg zwiſchen ihnen aus. Moritz gab ſeine Erklärungen gegen Campe ſtets in der unter Goethe's Schutze ſtehenden „Literaturzeitung“ ab, Campe antwortete zuletzt nur noch in einem Lokalblatte. Endlich ſtellten ſie die alte Freundſchaft wieder her. Es blieb nicht unbemerkt, daß die Opfer dabei nur von Campe getragen wurden. Dies bezieht ſich jedoch erſt auf eine ſpätere Zeit in Moritzens Leben. Über ſeinem Aufenthalt in Rom waltete ein freundlicher Stern.

Ein ſchönes Frührot war überhaupt für das Verſtändnis der

Antike ſchon durch Winckelmann in Rom heraufgeführt worden. Als er aber 1768 wieder nordwärts pilgerte, um nebenbei den Freunden in ſeinem preußiſchen Vaterlande die neue Lehre zu verkünden, ſchien ihm ſchon in den Alpen das von den Kunſtwerken Griechenlands und Italiens abgezogene ſanfte Mondlicht wieder vor den Augen zu entſchwinden. Er kehrte um. Wenn auch dieſe Reiſeeindrücke mehr merkwürdigen Todesahnungen vor ſeiner nahen Sterbeſtunde geglichen hätten, ſo blieb doch nun Berlin in Bezug auf das Verſtändnis der griechiſchen Altertumskunde ungefähr bis zum Ablaufe der Regierungszeit Friedrich's des Großen in Dunkel gehüllt. Um dieſe Zeit wurde dem Verſtändniſſe der Archäologie dadurch ein weiter Spielraum geöffnet, daß ſie durch die faſt ganz gemeinſame Anweſenheit von Goethe und Moritz in Rom, 1786—1788, mit der durch Joh. Heinr. Voß dafür bereits vorbereiteten Nationallitteratur in Verbindung trat. Indeſſen hatte ſchon ohne Moritz nach dem Regierungswechſel in Preußen die Akademie der Künſte zu Berlin einen bedeutenden Aufſchwung genommen. Dies beweiſt der erſte Band der akademiſchen Monatshefte, welche ein Berliner Prediger Namens Riem herausgab. Als Titelblatt für das Jahr 1788, in welchem Moritz noch in Rom war, diente derſelben ein vortrefflicher Kupferſtich, das Bild der „hochfreiherrlichen Exzellenz" von Heinitz. Seinen Unterrichtsminiſter nennt ihn König Friedrich Wilhelm II. Moritz dagegen giebt ihm in der Widmung des erſten Bandes der „Anthuſa" an ihn eine ganze Menge anderer zum Teil ganz ſeltſamer Titel. Ebenſo werden ſeine Räte Mölten und Standtke, von denen der erſte unſerm Moritz beſonders wohl wollte, in den Akten Bergräte genannt. Zu den Mitarbeitern des erſten Bandes der akademiſchen Monatsſchrift gehörte der Gallerie-Inſpektor Puhlmann. Viel ſchwächer als die Berliner waren die Halberſtädter Mitarbeiter der akademiſchen Monatsſchrift. Denn die Halberſtädter durften nicht fehlen. War doch Gleim ſchon früher für das Modellſtehen und das Nackte eingetreten durch das Gedicht „die Kirſchen". Er hatte Heinſe zu demſelben veranlaßt und hatte dieſen lieber nach Berlin als nach Duſſeldorf geſandt. Während Gleim Gedichte beiſteuerte, lieferte ſein Nachbar Nathanael Fiſcher, ſchwerlich auf Gleim's Veranlaſſung, einen Aufſatz voll verſteckten Haſſes gegen den in ſeiner charakteriſtiſchen Dunkelheit überaus herrlichen, wenn auch etwas feuchten Dom. Die hochfreiherrliche Exzellenz hatte allen Grund, Moritz ein Jahrgeld zu geben, damit er zu ſeiner Zeit in Rom auch die Baukunſt ſtudierte, denn dieſer Aufſatz des

Rektors der Halberſtädter Domſchule zeigte von Kenntnis der antiken Baukunſt ebenſo wenig eine Spur, als von der mittelalterlichen. Über eine ſolche banauſiſche Auffaſſung der mittelalterlichen Baukunſt hatten ſchon Goethe und Herder in Straßburg zu Gericht geſeſſen.

Jetzt aber, 1787, ſtudierte Goethe in Rom die Antike mit Moritz. Mir ſcheint, daß ihm dieſer dort näher ſtand, als Männer wie Hackert und Meyer. Zwar hatten die Künſtler, mit denen Goethe in Italien verkehrte, wenig Ähnlichkeit mehr mit jenem aus Goethe's Werken bekannten Goldſchmied Benvenuto Cellini, dem dämoniſchen Zeitgenoſſen des Götz von Berlichingen jenſeits der Alpen. Aber Moritz hatte als Gelehrter und Dichter doch mehr Verſtändnis für ihn als die Künſtler. Moritz, obgleich er ſchon Gymnaſiallehrer geweſen war, beſaß ſeiner eigenen Schulbildung nach für einen Archäologen doch eine zu geringe Kenntnis der alten Sprachen. Über dieſe Schwierigkeit ſcheint ihm nun Goethe's Geſchick und glückliches Naturell mit hinweggeholfen zu haben. Welch' innigen Anteil Moritz, bis zu dem Erſcheinen der Voſſiſchen „Zeitmeſſung der deutſchen Sprache" der beſte Kenner der deutſchen Verskunſt, für die metriſche Umarbeitung der „Iphigenie", ja, für „Taſſo" zeigte, hat Goethe beinahe mehr als billig, da man auch an Herder denken muß, hervorgehoben. Varianten von Fauſt, die Goethe dann fallen ließ, hat Moritz aus Italien mitgebracht, z. B. die Worte des Mephiſtopheles:

„Sie meinen, wenn ſie Teufel ſagen,
Da ſagen ſie was rechts.
Mich darf man nicht auf's Gewiſſen fragen,
Ich ſchäme mich meines Geſchlechts."

Mitunter ſcheint es, als hätte Goethe in Moritz einen beſſer gearteten Pleſſing zu fördern geſucht. Zu helfen war ihm ja Bedürfnis. Er hat für ihn einen Brief an Campe und einen an eine Dame, die er vor der Römerfahrt in Berlin verehrte, geſchrieben. Bei ſolcher Gemeinſamkeit wurde Moritz durch Goethe in Italien zu einer höheren Geltung als Schriftſteller emporgehoben. Damit trete ich keineswegs der Schrift von Max Deſſoir entgegen, welche eine regelrechte Entwickelung der äſthetiſchen Anſichten von Moritz aus Shaftesbury, Baumgarten, Winckelmann und Herder nachzuweiſen ſucht[1]. Mit letzterem traf Moritz auch als Theologe vielfach zuſammen. Um die von Deſſoir aufs beſte abgeleiteten und nachgewieſenen wiſſenſchaftlich-äſthetiſchen Anſichten handelt es ſich bei Moritz, den übrigens Viſcher kaum erwähnt hat, hier weniger als um die vornehme Populariſierung derſelben, durch welche der Archäologie zur Zeit des gemeinſamen Aufenthaltes von Goethe und Moritz in Italien eine bedeutende Stellung in der Nationallitteratur der Deutſchen zugewieſen wurde. In dieſer Beziehung erſcheinen Goethe und Heinſe als die Mitſtrebenden von Moritz, während wohl auch noch an einige, allerdings vielleicht mehr als bloß formgebende äſthetiſche Aufſätze von Johann Georg Jacobi in ſeiner älteren „Iris“ erinnert werden kann. Moritz ſelber war kein Leſſing. Aber wie dieſer verſtand er an jeder wiſſenſchaftlichen Unterſuchung teil zu nehmen und zugleich auf eine ſpäter nur ſelten wieder erreichte Art ſchön zu populariſieren. Wie auch Goethe in der „Italieniſchen Reiſe“ andeutet, war Moritz in Rom ſchon durch ſein Buch über England ein berühmter Reiſender. Einem Winckelmann hatte es zu ſeinem Nachteile beim großen Publikum an dem Sinne für Naturſchönheiten gefehlt. Moritz hat dieſen Sinn unter anderem gezeigt, als er während ſeines langen Beſuches bei Bahrdt in Halle nicht ſatt werden konnte, Tag für Tag auf der alten Veſte Giebichenſtein umherzuklettern. Großartigere landſchaftliche Gemälde ſind in Büchern nicht zu finden als die von Goethe, wenn er auf dem Markusturme mit wenigen Worten Ebbe und Flut in Venedig ſchildert. Seine noch kürzere Erwähnung eines Erdbebens am Veſuv iſt anſchaulicher als Humboldt's ſpätere Schilderung des ungeheuren Erdbebens in Caracas. Eben im Jahre 1787 hatte dann Heinſe's „Ardinghello“ für die Schilderung von Land und Leuten in Italien auch ſchöne Muſter gegeben. Im übrigen waren Heinſe und Moritz zwei Kunſtſchriftſteller, deren faſt gleichzeitiges Auftreten nichts weniger als zufällig iſt. Moritz kann dabei einigermaßen als Nachahmer gelten. Wenn auch weniger als im „Ardinghello“, ſo herrſcht doch auch in den archäologiſchen Arbeiten die Phantaſie vor. In dem Aufſatze von G. A. Lenz bei Schlichtegroll heißt es mit Bezug auf die „Anthuſa“ von Moritz: „Die heiligen Gebräuche der Römer werden darin nicht ſo wie ſie wirklich waren, ſondern wie ſie die feinſten Genießer in den Inſeln der Seligen ſich träumen könnten, als eine ſchöne Religion der Phantaſie und als eine Weihung des wirklichen Lebens vorgeſtellt.“ Man erinnert ſich hierbei daran, daß Heinſe's „Ardinghello“ auch den Titel „Die Inſeln der Seligen“ führte. In Heinſe's Kunſtromanen finden ſich theoretiſche Einſchiebungen, die mit den Entwürfen, welche Moritz dem Miniſter einreichte, in der Form einige Ähnlichkeit haben. Dies gilt beſonders von dem erſten dieſer Entwürfe: „Der vollſtändige Begriff des Schönen“ (ohne Datum), den ich hier übergehe, weil er ſchon im „Archiv der Zeit“ abgedruckt und danach von Deſſoir ausführlich beſprochen worden iſt.

Über Moritz's Zurückberufung nach Berlin und ſeine letzten Lebensjahre enthalten die Akten des königlichen geheimen Staatsarchivs die intereſſanteſten Schriftſtücke. Am 13. Oktober 1787 ſchrieb Moritz aus Rom an den Unterrichtsminiſter von Heinitz: „Da mir Ew. Hochfreiherrliche Excellenz zu einer Lehrſtelle bei der Akademie der ſchönen Künſte, wo mein Geſchäft wäre, den jungen Künſtlern griechiſche und römiſche Geſchichte, Mythologie und Alterthümer vorzutragen, durch den Herrn Bergrath Standtke die gnädige Verſicherung haben ertheilen laſſen, und ich meinen Aufenthalt in Rom nur noch bis zum künftigen Frühjahr feſtgeſetzt habe; ſo wage ich es, Ew. Hochfreiherrliche Excellenz um die Beſtätigung jener gnädigen Verſicherung zu bitten. Die Hoffnung, an einem Inſtitut nützlich zu ſein, welches das Glück hat, unter dem Befehl Ew. Hochfreiherrlichen Excellenz zu ſtehen, iſt mir um deſto angenehmer, da ich ſchon ſeit acht Jahren in Berlin in einem öffentlichen Lehramte geſtanden habe, das ich bloß deswegen aufgeben mußte, weil ich meinen Wunſch, in Italien meine Kenntniſſe zu bereichern, auf keine andere Weiſe befriedigen konnte. Da ich nun dieſe Abſicht zu erweiſen mich bemüht habe, ſo iſt mir nichts dringender, als ſo bald wie möglich Gelegenheit zu haben, durch den Antritt und die Verwaltung einer Lehrſtelle, die völlig mit meiner Neigung und mit meinen Wünſchen übereinſtimmt, mich des Beifalls und des Zutrauens Ew. Hochfreiherrlichen Excellenz würdig zu machen.“

Nach der Antwort vom 8. November 1787 war man geneigt hierauf einzugehen. Doch hob der Miniſter in folgender Weiſe ſeine Bedenken hervor: „Einestheils ſind bis jetzt noch die Fonds der Akademie zu ſchwach, um außer den jetzt ſubſiſtirenden noch mehrere Lehrſtellen bei derſelben zu errichten; anderntheils aber wünſchte ich wohl, daß Sie mit obgedachtem Unterrichte die bei der Akademie ganz unentbehrliche Unterweiſung in der Architektur, Perſpektive und den mathematiſchen Wiſſenſchaften überhaupt ſo viel davon einem Künſtler zu wiſſen nöthig iſt, verbinden könten und in dieſer Rückſicht habe ich Ihnen die Stelle des betagten Profeſſoris Wagner mit einer dereinſtigen verhältnismäßigen Gehaltsvermehrung zugedacht. Solten Sie ſich in dieſen Wiſſenſchaften noch nicht ſo ſtark fühlen, um darin zweckmäßigen Unterricht ertheilen zu können, ſo wird es Ihnen doch bei Ihrem vortrefflichen Genie und bei ernſtlicher und anhaltender Bemühung nicht ſchwer fallen, ſich während ihres Aufenthaltes in

Rom auch hierin feſt zu ſetzen. Um Ihnen dieſes Studium zu erleichtern und Sie in den Stand zu ſetzen, ſich vorzüglich darauf zu legen, bin ich, vorausgeſetzt, daß Sie in dieſe meine Idee entriren. nicht abgeneigt, Ihnen ſo lange Sie ſich zur Erwerbung dieſer Kenntniſſe in Rom aufhalten, eine jährliche Unterſtützung an Gelde aus der akademiſchen Kaſſe zu bewilligen, bis Sie ſich ſtark genug glauben, vorgedachten vollſtändigen Unterricht mit Nutzen den akademiſchen Zöglingen ertheilen zu können.“

Unter dem 1. Dezember 1787 antwortete Moritz aus Rom, der Antrag des Miniſters ſei ihm um ſo erwünſchter geweſen, als er die mathematiſchen Wiſſenſchaften ſchon ſeit einiger Zeit ſtudiert habe. Die nun von Berlin aus empfangene äußere Veranlaſſung dazu vermehre nur ſeinen Eifer. „Was meine hieſigen bisherigen Einkünfte betrifft“ — ſo fährt er fort — „ſo gründen ſich dieſelben bloß auf ſchriftſtelleriſche Arbeiten: hundert Dukaten jährlich würden mich in den Stand ſetzen, mich bloß auf einen kleinen Theil dieſer Arbeiten, inſofern dieſelben in mein vorbereitendes Studium ſelbſt eingreifen, zu beſchränken und meine ganze übrige Zeit der Einſammlung von den mir nöthigen Kenntniſſen widmen zu können. Indes würde ich auf jeden Fall nach dem, was Ew. Hochfreiherrliche Excellenz mir bewilligen werden, meine Bedürfniſſe einſchränken und einige Zeit auszukaufen ſuchen, und mein ganzes Beſtreben dahin richten, auf meinem Poſten, der mit meinen Wünſchen und Neigungen vollkommen übereinſtimmt, dereinſt ſo nützlich ſein zu können als es nach dem Maß meiner Kräfte möglich iſt.“ Am 12. Januar 1788 giebt das Miniſterium ſeiner Freude darüber Ausdruck, daß er ſich der Einſammlung der für die Stelle noch nötigen Kenntniſſe widmen will. Am 30. Januar 1788 meldet Moritz, er hoffe es binnen einem Jahre dahin zu bringen, daß er die Stelle mit Nutzen verwalten könne. Er bittet dieſelbe bei Sr. Majeſtät für ihn zu beantragen, damit er ſich allein der Vorbereitung auf dieſelbe widmen könne.

So weit war man freilich in Berlin noch nicht. Die Antwort blieb diesmal ganz aus. So ſchrieb er denn am 21. Februar 1788 an Herrn von Heinitz: „Da ich in feſter Zuverſicht auf Ew. hochfreiherrlicher Excellenz mir am 8. November vorigen Jahres gethanes gnädiges Verſprechen ſogleich zu Anfange dieſes Jahres in der Mathematik, Proſpektion und ſchönen Architektur täglichen Unterricht genommen und meine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ausgeſetzt habe, um mich binnen einem Jahre in Stand zu ſetzen, die von Ew. hochfreiherrlichen

Excellenz mir zugedachte Lehrſtelle anzutreten; und da nun in fernerer Ermangelung der mir gnädigſt verſprochenen Unterſtützung meine mit gewiſſenhaftem Eifer ſchon einmal angefangene Vorbereitung zu dieſer Stelle wieder müßte unterbrochen werden; und ich zugleich wegen der Bezahlung des auf Ew. hochgräflichen Excellenz gnädige Veranlaſſung genommenen Unterrichtes in Verlegenheit kommen würde; ſo kann ich nicht zweifeln, daß Ew. hochgräfl. Excellenz ſowie höchſtdero gnädige Zuſicherung auch meine unterthänigſte Bitte erfüllen werden: mir zur Beſtreitung der nothwendigſten Ausgaben, die mein vorbereitendes Studium erfordert, nur hundert Thaler für jetzt zu bewilligen und das übrige alsdann anweiſen zu laſſen, wenn der Fond der Akademiekaſſe es verſtattet. Damit mir aber auch weiter keine Sorge übrig bleibe, als mich zu dieſer Stelle gehörig vorzubereiten, ſo wiederhole ich zugleich meine unterthänigſte Bitte an Ew. Hochgräfliche Excellenz, meine Anſetzung bei des Königs Majeſtät zu bewirken." — „Genung für Sie, daß Sie mein Wort haben," ließ ihm der Miniſter am 12. April 1788 ſchreiben. Auch dies habe er nur, wenn er bei Wagner's Abgange alles Geforderte vollſtändig leiſten könne. Da er aber in Mathematik, Perſpektive und ſchöner Architektur täglich Unterricht genommen und ſeine Schriftſtellerei deshalb eingeſchränkt habe, ſo ſollen ihm auf den nächſten akademiſchen Etat, von 1788 zu 1789, als Unterſtützung zweihundert Thaler bewilligt werden. Er könne ſie praenumerando in zwei Hälften, am 1. Juni und 1. Dezember, beziehen.

2. Akademie der Künſte.

Die Abſicht des Miniſters, Moritz bis zu Wagner's Tode in Rom ſtudieren zu laſſen, war die beſte, aber für dieſen nicht geeignet. Moritz näherte ſich bereits ſeinem Ende und durfte die Hauptaufgabe ſeines Lebens nicht hinausſchieben. Er entſchloß ſich Goethe nachzureiſen und durch einen Gewaltſchritt, zu deſſen Gelingen er auf Karl Auguſt's Einfluß bei dem Berliner Hofe rechnete, von Weimar aus ſeine Angelegenheit zu Ende zu führen. In Goethe's Hauſe ſchrieb er am 12. Januar 1789 an Herrn von Heinitz: „Da ich während meinem Aufenthalt in Rom, ſchon ſeit dem Anfange des vorigen Jahrs, die zu der von Ew. Hochfreiherrlichen Exzellenz mir zugedachten Lehrſtelle erforderlichen Wiſſenſchaften ſtudiert, mein Auge zur Betrachtung des Schönen in Kunſtwerken gewöhnt und in der Perſpektive es ſo weit gebracht habe, daß ich glaube, nützlichen Unterricht darin geben zu können; das fernere gründliche Studium der Mathematik aber in Berlin weit beſſer als in Rom von mir betrieben werden kann; und alſo mein fernerer Aufenthalt in Rom nicht zweckmäßig würde geweſen ſein; ſo bin ich in der Hoffnung, daß Ew. Hochfreiherrliche Exzellenz dieſen Entſchluß gewiß genehmigen würden, im November des vorigen Jahres von Rom abgereiſt und halte mich nun ſeit einigen Wochen in Weimar auf, wo ich in dem Hauſe des Herrn Geheimrats von Göthe bin, mit dem ich anderthalb Jahre zugleich in Rom gelebt habe, und durch deſſen lehrreichen Umgang und tiefe Kunſtkenntniſſe ich viele Aufſchlüſſe erhalte, welche für meinen künftigen Unterricht gewiß höchſt nützlich ſein werden. Bei der nächſten gelinden Witterung wäre ich alſo geſonnen, meine Rückreiſe nach Berlin fortzuſetzen, um Ew. Hochfreiherrlichen Exzellenz perſönlich unterthänigſt aufzuwarten, und Hochdero fernere gnädige Befehle zu vernehmen."

Der Plan glückte vollſtändig. Ein mit citissime bezeichnetes Schreiben der hochfreiherrlichen Exzellenz entwickelte am 13. Februar 1789 dem Könige Friedrich Wilhelm II., daß zur Vervollkommnung der Akademie der Künſte und mechaniſchen Wiſſenſchaften der Unterricht in der Theorie der ſchönen Künſte und dahin gehörigen Wiſſenſchaften notwendig ſei. Schon früher habe daher der Miniſter dem wegen ſeiner litterariſchen Kunſtkenntniſſe ſattſam bekannten Profeſſor Moritz zur Vorbereitung auf eine ſpätere Anſtellung in Berlin zweihundert Thaler bewilligt. Jetzt werde Sr. Majeſtät anheimgeſtellt, dem Moritz aus der akademiſchen Kaſſe zu den zweihundert Thalern noch hundert jährlich zuzulegen und ihm dagegen den Unterricht in der Theorie der ſchönen Künſte bei der Akademie ſowie die Mitarbeit der akademiſchen Monatsſchrift zu übertragen. Da der König nicht auf der Stelle antwortete, wagte der Miniſter, mit Berufung auf die Beziehungen, die Moritz zu Weimar hatte, ihn ſchon nach acht Tagen um eine Antwort zu mahnen. Darauf erwiderte Friedrich Wilhelm II. am 22. Februar 1789: „Mein lieber Unterrichtsminiſter, Herr von Heinitz, ich akkordiere ganz gern auf Euren Vorſchlag vom geſtrigen Dato." Die Berufung auf Karl Auguſt hatte gewirkt. In der Beſtallung, die zwei Tage nach der königlichen Kabinetsordre am 24. Februar 1789 ausgefertigt wurde, wird noch weiter ausgeführt, daß Moritz auch die „bereits ſo guten Fortgang habende akademiſche Monatsſchrift mit faßlichen und lehrreichen Beiträgen zu bereichern" verpflichtet ſei. Nach ihrem erſten Bande habe ich oben den Stand der Archäologie in Preußen vor der Heimkehr Goethe's und Moritz's aus Italien zu beurteilen verſucht. Jetzt war Moritz durch ſeine Beſtallung verbunden, durch dieſe Zeitſchrift in ſeiner eben ſo faßlichen als lehrreichen Art auf das Schöne in der Kunſt aufmerkſam zu machen und über die einzelnen dabei vorkommenden Gegenſtände mehr Licht zu verbreiten, um dadurch in den preußiſch-brandenburgiſchen Staaten den guten und reinen Geſchmack zu befördern. Dieſer Vorſchrift genügte Moritz durch den größeren Aufſatz: „In wiefern können Kunſtwerke beſchrieben werden?" Später redigierte dann aber Moritz ſelbſt die „Annalen der Akademie der Künſte und mechaniſchen Wiſſenſchaften" in Berlin. Bei Überſendung der Beſtallung vom 24. Februar 1789 war Moritz auch angewieſen worden, den Entwurf, wie er Kollegia leſen wolle, förderſamſt einzureichen. Vielleicht bezieht ſich dies nur auf ſeine Ankündigung derſelben, welche von der Spener'ſchen und Voſſiſchen Zeitung umſonſt gedruckt werden mußten. Ein zweites äſthetiſches Programm, welches ſich bei den Akten befindet und überſchrieben iſt „Entwurf zu dem vollſtändigen Vortrage einer Theorie der ſchönen Künſte, für Zöglinge einer Theorie der ſchönen Künſte", kann inſofern nicht gemeint ſein, als es ſchon vom 8. Februar 1789 datiert iſt. Es iſt gänzlich ungedruckt und lautet: (es iſt zu wünſchen) „1) daß den jungen Künſtlern der Begriff des Schönen deutlich entwickelt werde, in ſo fern dies durch Worte geſchehen kann. Denn es iſt nöthig, daß der eigentliche Werth des Schönen nicht nur mit der Einbildungskraft, ſondern auch mit dem Verſtande begriffen werde, wenn es ſich in ſeinem gehörigen Lichte zeigen und eben dadurch für das Ganze nutzlich werden ſoll, indem ſich alsdann alles übrige auch in den mechaniſchen Künſten nach dieſem einmal gefaßten Begriff des Schönen in gehöriger Stufenfolge richten und der ächte und wahre Geſchmack nothwendig immer mehr verbreitet werden muß. Da nun aber 2) der Begriff des Schönen durch die Betrachtung der vollkommenſten Kunſtwerke, die einmal da ſind, erſt vollſtändig werden kann; die Werke der Alten aber ohne griechiſche und römiſche Geſchichte, Mythologie und Alterthümer nicht völlig verſtanden und in ihrer eigentlichen Bedeutung empfunden werden können, ſo iſt es nöthig, daß alles Große und Schöne aus der Geſchichte der vergangenen Zeiten nicht bloß vor das Gedächtniß, ſondern vorzüglich vor die Einbildungskraft der jungen Künſtler geſtellt würde, um zu eignen kühnen Kunſtentwürfen ihren Muth immer mehr anzufeuern, damit ſie ſelbſt durch Hervorbringung echter eigner Kunſtwerke wiederum auf ihr Zeitalter wirken und der gute Geſchmack ſelbſt durch das Daſein ſolcher Kunſtwerke immer mehr befeſtigt werde. An dieſen Unterricht müßte ſich dann 3) vorzüglich das Studium der Perſp. anſchließen, deren richtiges Verſtändniß in den ſchönen Künſten überhaupt unentbehrlich iſt; und welche, auf die gehörige Weiſe vorgetragen, zugleich über den Begriff des Schönen ein neues Licht aufſteckt. An die Perſpektive aber ſchließt ſich natürlicher Weiſe der Unterricht in der ſchönen Architektur und Meßkunſt an, inſofern beides bei der Unterweiſung in der Perſpektive ſchon vorausgeſetzt wird, und beides auch zugleich dazu dienet, den eigentlichen Begriff des Schönen noch vollſtändiger aufzuhellen.“ Hierbei lag jedenfalls das Programm zu Grunde, wie es Moritz für ſeine Studien in Rom einſt von Berlin ſelbſt aus erhalten hatte.

Im Jahre 1790 las Moritz über einige der wichtigſten Kunſtwerke der Königlichen Gemäldegallerie zu Berlin. Die Billets verkaufte er zum Teil ſelbſt in ſeiner Wohnung bei Aſchenborn in der Grünſtraße. Darüber geriet er aber in Streit mit dem Gallerieinſpektor Puhlmann. Dieſer behauptete, daß er bei dieſer Gelegenheit von Moritz übervorteilt werde und ſchrieb an den Unterrichtsminiſter von Heinitz einen im Geheimen Staatsarchiv aufbewahrten Brief, worin es heißt: „Ihm iſt bewußt, daß Se. Majeſtaet mir zum Galerieinſpector gemacht“ (hat). Der Miniſter verteidigte ſeinen Liebling, deſſen Vorleſungen er zum Teil ſelbſt gehört haben ſoll, gegen den Vorwurf der Habſucht, gab aber ſonſt mit Vorwiſſen von Moritz im weſentlichen nach. Moritz hatte jedoch noch einen gefährlicheren Gegner als den Gallerieinſpektor Puhlmann. Es war Hertzberg, der hochverdiente Miniſter Friedrich's des Großen.

3. Akademie der Wiſſenſchaften.

Schon immer hatte ich vermutet, daß ſich im Geheimen Staatsarchive über die Stellung Friedrich's des Großen und Friedrich Wilhelm's II. zur Poeſie — denn beides gehört zuſammen — ſehr wichtige Aufſchlüſſe finden müſſen. Ganz unerwartet jedoch machten die dort befindlichen Aktenſtücke über den Eintritt von Moritz in die Akademie der Wiſſenſchaften unter Friedrich Wilhelm II., welcher ihn zunächſt in die Akademie der Künſte berufen hatte, mir die Stellung Friedrich's zur Litteratur ſehr anſchaulich. Von Kleiſt und Leſſing ſehe ich dabei ab. Was einem Leſſing geſchadet hat, iſt ja nun hinlänglich bekannt. Gegen Kleiſt aber wurde Friedrich durch eine nicht unwichtige Stelle in Gottſched's „kritiſcher Dichtkunſt“ dauernd ungerecht gemacht.

Ich muß vorausſchicken, daß ich nicht der Anſicht bin, Friedrich der Einzige, der König und Feldherr, ſei außerdem ein hohes geiſtiges Doppelleben in zwei Sprachen zu führen im Stande geweſen, indem er im Grunde doch auch die deutſche Litteratur ebenſogut zu würdigen verſtanden hätte als die franzöſiſche. Indeſſen war ihm der Gedanke an ein auguſteiſches Zeitalter ſchon durch Ludwig XIV. geläufig. Unter allen Umſtänden aber war er viel zu edelmütig und liebenswürdig, um gerade die vaterländiſchen Schriftſteller als die Parias der Geſellſchaft anſehen zu können. Und ſelbſt wenn er dies gethan hätte, ſo hätte er ihnen doch zu nützen geſucht, ſo viel er gekonnt hätte. Allerdings erinnert die Art und Weiſe, wie er ſich dabei benahm, mitunter an ſeine Randbemerkung mit Bezug auf einen früheren redlichen Beamten: „Ich habe den Eſel an die Krippe gebunden, warum hat er nicht gefreſſen?“ Am liebſten drückte er ein Auge zu, wenn die geiſtlichen Pfründen für die deutſchen Dichter ausgenutzt werden konnten. Die Nachſicht des alten Fritz gegen die Verwaltung des Halberſtädtiſchen Domes ging ſehr weit, wenn auch nicht die dem Dome gehörigen zwölf ſilbernen Apoſtel damals verſchwunden ſein werden. Wie die Umſtände auch ſonſt gelegen haben, ſo kann doch der „preußiſche Grenadier“, Gleim, nur als der Maecenas des damaligen preußiſchen Auguſtus angeſehen werden. Es war eben noch in der Zopfzeit, darum nahm alles eine ſonderbare Form an.

Vorſichtiger war der alte Fritz, wenn es ſich bei der Unterſtützung der deutſchen Litteratur nicht um Pfründen, ſondern um Fragen der Juſtiz und des Unterrichts handelte. Dann überließ er alles den Herren Suarez, von Zedlitz und von Carmer, jedoch auch im Grunde nur, weil ſie ſeine Vorliebe für die franzöſiſche Litteratur nicht teilten. Allein darin irrte der geiſtvolle Monarch ſehr, wenn er glaubte, daß ſie die Schwierigkeiten durch ein größeres Wohlwollen für die deutſche Litteratur überwinden würden. Selbſt die fortgeſchrittenſte Bureaukratie ſtand der deutſchen Litteratur gegenüber auf dem nämlichen Standpunkte wie er ſelbſt. Hätte er ſo viel wie ſie von Sturm und Drang gewußt, ſo würde er nicht gleich ihr von Haß dagegen erfüllt geweſen ſein. Leider war damals die Zeit, in der Klopſtock ſich über das kalte und beleidigende Lob der Zeitgenoſſen beklagte. Nicht umſonſt hatten Carmer und Suarez den alten Fabeldichter Lichtwer bei einer Reviſion am grünen Tiſche zu Tode geärgert, in deſſen Hauptgedichte „Die Katzen und der Hausherr: Tier' und Menſchen ſchliefen feſte“ doch von Sturm und Drang und von hohen Sprüngen außer von denen der Katzen nichts zu bemerken geweſen war. In dieſelbe Zeit fällt ein berüchtigter Briefwechſel zwiſchen Carmer und Zedlitz. Der Sinn desſelben war: wenngleich der churhannöverſche Juſtizamtmann Bürger ſich bekanntlich auch durch ſeine Überſetzung des Homer Ruhm erworben habe, ſo ſei er doch als Profeſſor in den preußiſchen Staaten nicht zu gebrauchen.

Der erſte Ratgeber König Friedrich's war der Herr von Hertzberg. Und dieſer große Führer der Friederizianiſchen Bureaukratie, welcher nicht bloß der erſte deutſche Patriot, ſondern auch der erſte Germaniſt war, ſollte nicht in Sachen der deutſchen Litteratur vorteilhaft auf den König eingewirkt haben? Die erſten Staatsſchriften, denen er ſeine hohe Laufbahn verdankte, waren nicht deutſch geſchrieben. Aber ſchon die Abhandlung „über die erſten Bewohner der Mark Brandenburg“, durch welche er damals Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften wurde, kennzeichnete ihn dem Lande und dem Könige als Sprachforſcher. Ich kann aber nicht finden, daß er im allgemeinen ſo zu Gunſten der deutſchen Schriftſteller auf den König einzuwirken geſucht hat, als man zu glauben ſcheint.

Während der erſten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's II. trat eine litterariſche Bewegung ein. Dieſe war jedoch ein totgeborenes Kind, weil ſie rein negativ gegen die vermeintlichen Fehler Friedrich's des Großen gerichtet war. Dieſelbe Bureaukratie, welcher der Philoſoph und Dichter auf dem Throne vielleicht gern den Schutz der deutſchen Litteratur überlaſſen haben würde, ſtand nun, ermutigt durch die Königin-Witwe und den jungen König, an der Spitze dieſer negativen Bewegung. Von Friedrich Wilhelm II. zum Grafen erhoben, ſtand Hertzberg doch eigentlich nur noch als Leiter des Seidenbaues und als Kurator der Akademie der Wiſſenſchaften in unbedingter Geltung. Niemals beſaß Berlin für die größten Geiſter der deutſchen Nation eine ſo geringe Anziehungskraft als unter Friedrich Wilhelm II. Indem Moritz für die Akademie der Künſte berufen wurde, war der Schwerpunkt der Wiſſenſchaften für Berlin aus der Akademie der Wiſſenſchaften in die Akademie der Künſte verlegt worden.

An der Akademie der Künſte hatte man Moritz im Vertrauen auf ſeine Vielſeitigkeit bald geſtattet, ſeine ganze Eigentümlichkeit beim Unterrichte geltend zu machen. Nur ſo konnten aus ſeiner dortigen Thätigkeit die wichtigſten Anregungen für die Kunſtmythologie entſpringen. Sein bedeutendſtes wiſſenſchaftliches Werk „Die Götterlehre“, mit den Abbildungen der Antiken, durfte er zuletzt ſeinen Vorleſungen zu Grunde legen. Nimmt man dieſe, die unter dem Namen Anthuſa gedruckt ſind, hinzu, ſo findet man bei Moritz ſchon den ganzen Plan, die Diſpoſition für die Behandlung der Mythologie der Klaſſiker, wie ſie noch Preller benutzte. Beſonders in den Vorleſungen hat freilich Moritz die Götterlehre mitunter ſonderbar genug aufgetakelt, z. B. wenn er ſagt: „Weil bei der Belagerung des Kapitols die Gänſe durch ihr Schnattern den mächtigen Einbruch der Gallier in die Feſtung verraten hatten und alſo Roms Retter geworden waren, indeß die trägen Hunde ſchlieſen, ſo wurde jährlich eine Gans mit koſtbarem Schmuck umgeben, auf einem prächtigen Tragſtuhl ſitzend, und ein Hund, den man ans Kreuz geſchlagen hatte, im feierlichen Pomp umhergetragen. Denn da man ſich die Gänſe damals noch von keiner Gottheit inſpiriert dachte, ſo trug man kein Bedenken, ihnen unmittelbar ſeine Dankbarkeit zu bezeigen." Das urſprüngliche Werk: „Die Götterlehre" iſt maßvoller gehalten. Geſchrieben in einem perlenden durchſichtigen Stile, iſt die klaſſiſche Schrift noch immer ein anregendes Leſebuch, das man in der neueſten Auflage nicht hätte umarbeiten, ſondern eher durch Anmerkungen und Einleitungen erläutern ſollen.[3])

Nach dem Erſcheinen dieſes Buches wünſchte nun der eitle Moritz zugleich Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu werden. Er ſtand wahrſcheinlich durch Zöllner bereits mit dem Grafen Hertzberg in Verbindung, traute ihm aber offenbar wenig Wohlwollen zu. Anſtatt ſich an den Grafen zu wenden, bat er die „Hochfreiherrliche Excellenz", den Kurator der Akademie der Künſte von Heinitz, dem Könige ein Exemplar der „Götterlehre" einzureichen und dabei um die Ernennung von Moritz vorläufig zum unbeſoldeten Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften zu bitten.

Der mit der Unterſchrift des Königs im Geheimen Staatsarchive aufbewahrte Erlaß des Königs, durch welchen Moritz Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften wurde, lautet: „Mein lieber Etatsminiſter Herr von Heinitz. Da ſich Eurer Anzeige vom 24. dieſes zufolge der bey der Kunſtakademie angeſtellte Profeſſor Moritz in verſchiedenen Fächern der Litteratur rühmlich bekannt gemacht hat, ſo habe Ich, um ihm einen Beweiß Meines Beifalls zu geben, an den Etatsminiſter Grafen von Hertzberg verfüget, daß derſelbe, bis zu entſtehenden Vacance, als ſupernummeräres Mitglied bey der Academie der Wiſſenſchaften aufgenommen werden ſoll. Ich überlaſſe es

Euch den Profeſſor Moritz davon zu benachrichtigen und bin Euer wohl affectionirter König. Friedrich Wilhelm. Berlin, den 26. Januar 1791.“ Die weitere Nachricht erhält dann der Brief des Grafen Hertzberg an den Freiherrn von Heinitz: „Eure Excellenz wollen mir nicht übelnehmen, daß ich gegen die Aufnahme des Profeſſors Moritz in die Akademie der Wiſſenſchaften auf eine Kabinetsordre bey Sr. Majeſtät Vorſtellung gethan habe, weil ſolche nach der Verfaſſung und den Statuten der Akademie durch die freie Wahl derſelben geſchehen ſoll; dahero Se. königl. Majeſtät mir auch geantwortet haben, daß es damit noch anſtehen ſoll. Es ſind hier mehrere und größere Gelehrte in Berlin, die ſtärkere Anſprüche darauf haben; es wird aber die Anzahl derſelben zu groß, ſo daß ſie nicht mehr Platz an den Tiſchen haben. Es exiſtirt auch noch keine wirkliche Vakanz von Beſoldung, indem die Wittwen von Ferber und Gladitſch die Beſoldungen noch einige Zeit ziehen. Der berühmte Graveur Wille zu Paris hat einen guten Kupferſtich Sr. königl. Majeſtät dedizirt, wovon ich auch Euer Excellenz ein Exemplar geſchickt habe. Ich weiß nicht, ob er ſchon Mitglied von Ihrer Akademie der Künſte iſt, oder ob ich Euer Excellenz antragen darf, ihn zum Ehrenmitgliede Ihrer Akademie zu wählen, wozu er bekanntermaßen genugſam qualificirt iſt. Berlin, den 28. Januar 1791. Hertzberg.“[3])

Dem Herrn von Heinitz aber durfte Moritz am 2. Februar 1791 folgenden Brief ſchreiben: „Aeußerſt niedergeſchlagen wegen einer wieder alles Erwarten vereitelten Hoffnung wage ich es Ew. Hochfreiherrlichen Excellenz unterthänigſt anheim zu ſtellen, ob Höchſtdieſelben den wiedrigen Streich, welchen mir dießmal das Glück geſpielt, durch eine Gnade vergüten wollten, deren Zutheilung im Grunde von Ew. Hochfreiherrlichen Entſchließung allein abhängt. Da nehmlich jede öffentliche Ehrenbezeugung für einen Schriftſteller in ſeiner Laufbahn von weſentlichem Nutzen, ſo wie jede öffentliche Zurückſetzung für ihn höchſt nachtheilig iſt; ſo würden Ew. Hochfreiherrliche Excellenz mir eine weſentliche Gnade erzeigen, wenn höchſtdieſelben in Beziehung auf den ſechſten Paragraphen des akademiſchen Reglements, nach welchem Mitglieder des akademiſchen Senats vom Kurator der Akademie des Königs Majeſtät zu Räthen vorgeſchlagen werden ſollen, mir den Hofrathscharakter von des Königs Majeſtät zu bewirken gnädigſt geruhen wollten. Da ich im akademiſchen Senat das einzige bloß Litterariſche Mitglied bin, ſo würde ich hierdurch eigentlich keinem in ſeinem Fache vorgezogen, damit aber doch, falls meine unterthänigſte Bitte ſtattfinden ſollte, die Künſtler ſich nicht zurückgeſetzt glaubten, würde ich es alsdann noch wagen, Ew. Hochfreiherrlichen Excellenz unterthänigſt anheimzuſtellen, ob Höchſtdieſelben nicht etwa einen oder den anderen zugleich mit zu dem Rathscharakter in Vorſchlag zu bringen geruhen wollten, damit die Aufmerkſamkeit hierbei nicht zu ſehr auf mich fiele." Mit Abſicht ließ man ein Vierteljahr bis zur Ernennung Moritzens zum Hofrat vergehen. Sie erfolgte am 26. April 1791 mit Befreiung von allen Gebühren. Bei dieſer Gelegenheit wird ſein treuer und rühmlicher Dienſteifer anerkannt.

Die Moritz betreffenden Akten im Geheimen Staatsarchiv, ſowie die in der Akademie der Künſte, ſagen uns nicht, daß er noch Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften geworden iſt. In Vogt's Verzeichnis der éloges und der Abhandlungen der Akademie der Wiſſenſchaften, ſowie in deren eigenen Publikationen kommt kein Moritz vor. Und dennoch iſt die in allen Handbüchern ſtehende Nachricht, daß Moritz auch Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften war, nicht falſch. Nach den Akten der Akademie der Wiſſenſchaften iſt Moritz am 6. Oktober 1791, alſo kaum ein halbes Jahr nach ſeiner Ernennung zum Hofrate, auch zum Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften ernannt worden.

Der alte Profeſſor Wagner, der ſchon, wie Goethe berichtet, der Lehrer Hackert's geweſen war, las an der Akademie der Künſte noch immer ſelbſt über Mathematik, als Moritz ſchon vollendet hatte. Am 27. Juni 1793 ſchrieb der Buchhändler Matzdorf im Namen ſeiner Schweſter, der Frau Hofrätin Moritz, einen Brief, in dem es heißt: „Geſtern als den 26. dieſes wurde mir mein geliebter Mann, der Hofrath Moritz, an einer Bruſtkrankheit durch den Tod entriſſen. Sein Tod verſetzt mich in die traurigſte Verlegenheit, da ich ſogar nicht einmal weiß, wie ich die nothwendigen Ausgaben dabei beſtreiten ſoll. Ew. Excellenz gegen meinen verſtorbenen Mann jederzeit geäußerte gnädige Geſinnung läßt mich die gegründete Hoffnung faſſen, daß Hochdieſelben meine gehorſamſte Bitte: mir zu dieſem Behuf eine kleine Gratifikation aus der Akademiekaſſe gnädigſt zufließen zu laſſen, erfüllen wollen." Das Geſchenk beſtand in Bewilligung von 75 Thalern als letzte großmütige Gehaltszahlung. Schwieriger war das Miniſterium, als Matzdorf noch 50 Thaler beanſpruchte, die er ſeinem Schwager zu einer Reiſe nach Dresden geliehen hatte und deren Wiedererſtattung von dem Miniſter bedingungsweiſe verſprochen war. Der üble Ruf der Frau Hofrätin war hierauf wohl von Einfluß. Nach einem von ihr gegebenen öffentlichen Ärgerniſſe hatte ſie ihn nach Dresden begleitet, aber gerade auf dieſer luſtigen Reiſe ſollte er ſich die letzte Erkältung zugezogen haben. An lehrreiche Aufzeichnungen über die Dresdener Kunſtſchätze, welche er dem Miniſterium vor der Abreiſe verſprochen, hatte er an der Seite der zweideutigen Schönen in Dresden nicht mehr gedacht. Ihr Bruder blieb jedoch in hoher Achtung. Mit Moritz zuſammen hatte er ſich als erſter Verleger Jean Paul's große Verdienſte um dieſen erworben und erntete dafür den verdienten Lohn, als dieſer nach Moritzens Tode in Berlin erſchien.

Es gingen eine Anzahl von Bewerbungen um die Stelle von Moritz ein, unter andern von Gleim. Dieſer meldete ſich allerdings nicht für ſich ſelbſt, ſondern für ſeinen Schützling Bouterweck in Göttingen. Am 30. Juli 1793 wurde folgendes abſchlägige Schreiben gleichlautend für Kosmann, Eſchke, Siede, Fiſcher und Rambach, der ſpäter die Stelle doch noch erhielt, im Namen des Miniſters abgefaßt: „Die durch den Todt des Profeſſors Moritz bey der meinem Curatorio anvertrauten Academie der bildenden Künſte erledigte Stelle wird vor der Hand nicht wieder beſetzet, ich bedauere daher ſehr außer Stande zu ſein auf die von Ew. Hochwohlgeboren in dero geehrten Schreiben mir gethane Offerte Rückſicht nehmen zu können.“ Dieſes Schreiben ging gleichlautend auch an Vater Gleim als Maecenas von Bouterweck, aber verzuckert: er allein erhielt es „mit Curialien und auf Brief Pappier“.

Moritz hatte in dem Roman „Anton Reiſer“ einen Teil ſeines Lebens beſchrieben, aber dabei noch mehr als ſein Meiſter Goethe „Dichtung und Wahrheit“ vermiſcht. Wie neuerdings in dem auf Strauß und Viſcher bezüglichen Frauenroman „Eritis sicut Deus“ geſchehen iſt, ſo hatte er leicht erkennbare Verhältniſſe falſch gezeichnet, und zwar zum Nachteile ſolcher Leute, die ihn ſämtlich überlebten. Kein Wunder, wenn dieſe nach ſeinem Tode an ihm Vergeltung geübt haben. Nur auf ſolchen Einfluß kann der von Lenz verfaßte düſtere Artikel über Moritz in Schlichtegroll's Nekrolog zurückgeführt werden, doch wurde Moritz durch ſeine Freunde an Schlichtegroll's Nekrologe gerächt. Es iſt jedoch noch nicht bekannt, wer von den beiden Verfaſſern der Xenien, Goethe oder Schiller, mit Bezug auf Moritz die gegen Schlichtegroll's Nekrolog gerichteten Pentameter geſchrieben hat: „Wer ſich lieſet in Dir, lieſt ſich zum Glücke nicht mehr", und „das nekrologiſche Thier ſetzt auf Kadaver ſich nur.“ So verteidigten die Xenien den angeſehenen Humaniſten, als ihn der Acheron verſchlang. Freilich, ein abſchließendes Urteil war damit über ihn nicht gegeben. Es mußte daher bei dem Urteile bleiben, das Goethe ſchon am 2. Oktober 1787 in Italien über ihn gefällt hatte: „Moritz iſt bisher mein liebſter Geſellſchafter geblieben, ob ich gleich bei ihm fürchtete und faſt noch fürchte, er möchte aus meinem Umgange nur klüger und weder richtiger, beſſer, noch glücklicher werden.“

Man könnte Moritz wohl den Pionier des Goethekultus oder, edler geſagt, der Goethegemeinde in Berlin nennen. Doch wäre es zwecklos ihn als ſolchen zu betrachten. Zwar habe ich gezeigt, wie Moritz durch Karl Auguſt und Goethe in Berlin eine einflußreichere Stellung als vorher erhielt. Aber die Beziehungen zwiſchen Preußen und Weimar nahmen weniger durch Moritz als durch den Feldzug in die Champagne und durch die Belagerung von Mainz, wobei Goethe, Karl Auguſt, die preußiſchen Prinzen zugegen und auch die zukünftige Königin Luiſe ſchon in der Nähe war, eine den jetzigen Verhältniſſen entſprechende Geſtalt an.

Anmerkungen.

[1] Eine Anzeige von L. in der Nationalzeitung beſtimmt den weſentlichen Inhalt der Schrift von Deſſoir, dem Sohne des berühmten Schauſpielers, noch folgendermaßen: „Der Satz, daß das Schöne ohne Begriffe gefällt, und der andere, daß das Kunſtwerk ohne jeden äußeren Zweck rein um ſeiner ſelbſt willen da iſt, das bildet den weſentlichen Ertrag der Moritz'ſchen Schriften, die ſonſt bei aller Vielſeitigkeit der Bildung zu einer klaren und gründlichen Auffaſſung der äſthetiſchen Probleme nicht beſonders viel beibringen. Dazu war der Mann viel zu unſtet und krankhaft phantaſtiſch.“ Die Biographie von Moritz ſchreibt Dr. Gotthilf Weißſtein.

[2] Mein ſehr günſtiges Urteil über die Götterlehre wird noch erweitert durch Stark's Syſtematik und Geſch. der Archäologie der Kunſt (1880) S. 237. Dort heißt es: „Die Auswahl aus der Lippert'ſchen und Stoſch'ſchen Sammlung traf mit ihm Asmus Carſtens und machte die einfachen, oft nur andeutenden aber bezeichnenden Umriſſe. Dies den eleganten illuſtrierten Werken der Jetztzeit gegenüber ſo unſcheinbare Werk muß der Grundanſchauung und dem Ton der Erzählung nach als ein ausgezeichnetes anerkannt werden.“ Vergleiche ebenda S. 70. — Es war jedenfalls nicht vor 1790, als der ſchon genannte Stephan Kunze, nachmals Verfaſſer des Heldengedichtes Heinrich der Löwe, damals Domſchuler in Halberſtadt, einen Freund Namens H**, welcher die Kunſtakademie in Berlin beſuchen wollte, hierher begleitete. Kunze erzählt in ſeiner Selbſtbiographie (der Landpfarrer von Schönberg 1819) II, S. 68—69, von Berlin: „Durch den biedern und zu früh vollendeten Profeſſor Hartmann hatte ich Gelegenheit, manches zu ſehen und zu hören und meine Begriffe und Kenntniſſe zu bereichern: ſogar wurde

mir durch denſelben geſtattet, auf der Akademie einer Vorleſung von Moritz in Gegenwart der gelehrteſten Männer Berlins beizuwohnen.“ Die Götterlehre von Moritz war wohl damals ſchon heraus und vielleicht die Hauptveranlaſſung der ganzen Unternehmung auch von Seiten des H**. Jedoch hatten die Knaben oder Jünglinge wahrſcheinlich auch Anton Reiſer geleſen, da die Reiſen nach dem Muſter dieſes Romans gleich den ſpäteren Schülerreiſen Kunze's wie die jugendlichen Reiſen von Moritz faſt ganz ohne Geld unternommen wurden. Ich glaube auch ſagen zu können, wer der „zu früh vollendete Profeſſor Hartmann“ war, welcher Stephan Kunze Einlaß in die Vorleſung von Moritz verſchaffte. Es war ohne Zweifel Gleim's Freund, Johann David Hartmann. Körte ſagt von ihm in Gleim's Leben S. 211—212: „Er hatte ſich bereits zur Annahme einer Lehrerſtelle in Aſchersleben verbindlich gemacht, aber Gleim wußte ihn davon loszumachen und ihn zu bereden, unter gleichen Vorteilen zu ihm nach Halberſtadt zu ziehen. Ein Jahr zum wenigſten, ehe Sie andre lehren, müſſen Sie frei ſein, und hierzu möcht' ich Ihnen gern die Hand bieten. So kam Hartmann zu Gleim (um 1784), welchem er eine Zeit lang zur beabſichtigten Sammlung ſeiner ſämmtlichen Werke behülflich war, bis er, als Lehrer der Domſchule bereits angeſtellt, 1788 als Profeſſor nach Berlin beruſen ward. Er kam ſpäterhin, 1790, nach Bielefeld, 1794 nach Herford und 1799 nach Holzminden, wo er 1801 als Director des Gymnaſiums ſtarb.“ Wenn Körte's Angabe, daß Hartmann ſchon 1790 nach Bielefeld kam, genau iſt, ſo hätten Kunze und H**, welcher vielleicht Hartmann's Namensvetter und Verwandter war, die Götterlehre von Moritz vor ihrer Berliner Reiſe noch nicht können geleſen haben. Als Kunze ſeine Selbſtbiographie herausgab, war allerdings Johann David Hartmann längſt tot. — Daß übrigens auch Gleim mit Anton Reiſer, wahrſcheinlich aber nur wegen des freien Tones in Bezug auf Perſonen, nicht einverſtanden war, beweiſt das Sinngedicht Nr. 110 „Audiatur et altera pars“ in ſeinen Werken V, S. 63:

Mit aller Welt, im Norden und im Süden,
Iſt Anton Reiſer unzufrieden.
Sagt mir, ihr Lieben, wenn ihr's wißt,
Ob ſie mit ihm zufrieden iſt.

*) Über Wille, Winckelmann's Freund, ſ. Stark S. 206, 371.

V. Gottfried Auguſt Bürger.

I. Schiller und Bürger.

Schiller's Rezenſion von Bürger's Gedichten bezeichnet für die deutſche Litteratur unter anderm auch den heilſamen Gegenſatz zu Tendenzen, wie ſie ſeit Goethe's „Stella" manche Verwirrung angerichtet hatten. Die Zeiten der ſittlichen Wiedergeburt Deutſchlands waren nicht mehr ſo fern, die „Wahlverwandſchaften" gingen ihnen beinahe noch vorher, und der Ehebruch durfte vor dem Gerichtshofe der poetiſchen Gerechtigkeit nicht länger ungeſtraft bleiben. Niemand aber verdiente auf dem deutſchen Parnaſſe eine moraliſche Zurechtweiſung mehr als Bürger. War doch bei ihm nicht bloß in der Jugend, ſondern auch das ganze Mannesalter hindurch eine Thorheit der andern gefolgt. Überdies war die ungünſtige Kritik Schiller's über Bürger durch Anſpielungen auf die Schiller'ſche Muſe provoziert worden. Freilich, daß Bürger in irgendeiner Weiſe von Schiller geſchont worden wäre, wird ſich nicht behaupten laſſen, aber auch, daß ihm zu viel geſchehen ſei, wird nach reiflicher Erwägung nicht aufrecht erhalten werden können. Dies darzuthun, iſt der nächſte Zweck dieſer Zeilen. Gleichzeitig handelt es ſich jedoch bei meiner Unterſuchung um den Unterſchied von Ballade und Romanze. Echtermeyer's Definitionen in betreff dieſer beiden Gattungen der Dichtung ſind bereits aufgegeben worden. Viſcher iſt ihm nur dankbar, weil er zu den Benennungen Ballade und Romanze noch das Wort „Märe" hinzugefügt hat. Allerdings paßt es recht gut für die Gedichte wie Uhland's „Schwäbiſche Kunde." Für die epiſchen Produkte Anaſtaſius Grün's und mancher andern Lyriker, obgleich ſie ſich der Form nach dem alten Heldenliede durch die neuere Nibelungenſtrophe wieder etwas genähert haben, paßt aber ſtets nur der allgemeinſte Name „erzählendes Gedicht."

Bürger'n ſollte es nie vergeſſen werden, daß er es ſich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, innerhalb der Kunſtpoeſie einer volkstümlichen

Richtung Bahn zu brechen, und daß er letztere mit ſeinem höchſt bedeutenden dichteriſchen Vermögen ſogleich auf einen gewiſſen Höhepunkt erhob. Schon in der Vorrede zur erſten Auflage ſeiner Gedichte 1778 wollte er dieſe ſeine Abſicht auch theoretiſch begründen. Er erklärte: „Alle darſtellende Bildnerei kann und ſoll volksmäßig ſein. Denn das iſt das Siegel ihrer Vollkommenheit.“ Weitere Erklärungen behielt er ſich vor und gab dieſelben in der Vorrede zur zweiten Auflage von 1789. Hier gebrauchte er ſtatt „volksmäßig“ das Wort „Popularität“ und wiederholte zunächſt: „Popularität eines poetiſchen Werkes iſt das Siegel ſeiner Vollkommenheit“. Popularität aber erklärt er als Anſchaulichkeit und Leben „für unſer ganzes gebildetes Volk — Volk, nicht Pöbel!“ Nicht ſeinen „Hurre hurre hop hop hop“ glaubte er ſeine Erfolge zu verdanken, ſondern dem Beſtreben, daß dem Leſer „ſogleich alles blank und baar, ohne Verwirrung in das Auge der Phantaſie ſpringe,“ „daß alles ſogleich die rechte Seite ſeiner Empfindung treffe.“ Hiernach könnte es ſcheinen, als ob Bürger unter Popularität nur Deutlichkeit und allgemeine Zugänglichkeit verſtünde und das Siegel der Vollkommenheit nicht bloß an einem Gedichte erkennen würde, deſſen Inhalt dem Leben und dem Gedankenkreiſe des Volkes entnommen wäre. Allein ſchon in der Vorrede zur erſten Auflage hatte er noch angedeutet, daß dies nicht ſeine Anſicht ſei. In der Vorrede zur zweiten von 1789, als Schiller dreißig Jahre alt war, erklärte ſich Bürger entſchieden gegen denjenigen, der die Poeſie von dem Markte des Lebens hinwegziehe und ſie in enge Zellen verbanne, „ähnlich denen, worin der Meßkünſtler mißt und rechnet oder der Metaphyſiker wenigen Schülern höchſt ſchwer oder garnicht verſtändlich etwas vorgrübelt.“ Kurz, Schiller wurde von Bürger nicht anerkannt, wenn er einen metaphyſiſchen Gegenſtand durch ſeine wunderbare Poeſie auch noch ſo ſehr verdeutlicht hätte. Weil für Bürger die volkstümlichen Stoffe die beſten waren, ſollten in der Poeſie keine andern mehr gelten. Das volkstümliche Gebiet ſollte innerhalb der Lyrik das höchſte ſein. Obgleich Bürger verſicherte, daß er nur ſcherze, wenn er immer ſein eignes Lob verkünde, ſo hatte er ſich doch, vielleicht nächſt Klopſtock, auf den er ſich ſchon in der Vorrede zur erſten Auflage berufen hatte, zu Schiller's und Goethe's Nachteil an die Spitze der deutſchen Lyrik ſtellen wollen.

Die Antwort darauf war 1791 Schiller's Rezenſion von Bürger's Gedichten. Sie iſt älter als Schiller's berühmte Abhandlungen auf

Kantiſcher Grundlage. Den von Bürger aufgeſtellten Satz, daß Popularität das Siegel der Vollkommenheit an einem übrigens ſchon vorzüglichen Gedichte ſei, unterſchreibt Schiller, wendet ihn aber zu Bürger's Nachteil auf dieſen ſelbſt an. Daß Bürger ein Volksſänger ſein will, läßt er gelten, aber nur um zu beweiſen, daß er es nicht ſei. „Glückliche Wahl des Stoffes und höchſte Simplizität in Behandlung desſelben" iſt nach Schiller das Mittel, um ein Volksſänger zu werden. Den Stoff ſoll der Volksſänger ausſchließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menſchen als Menſchen eigen ſind. „Alles, wozu Erfahrungen, Aufſchlüſſe, Fertigkeiten gehören, die man nur in poſitiven und künſtlichen Verhältniſſen erlangt, müßte er ſich ſorgfältig unterſagen, und durch dieſe reine Scheidung deſſen, was im Menſchen bloß menſchlich iſt, gleichſam den verlornen Zuſtand der Natur zurückrufen." Könnte man nach dieſen Worten es noch für möglich halten, daß Schiller der Richtung, welche Bürger durch Nachahmung des Volksliedes in die Kunſtpoeſie eingeführt hatte, gerade ihrer Volkstümlichkeit wegen einen beſondern Wert zugeſtehen würde, ſo würde dieſe Auffaſſung doch durch die bald darauffolgenden Worte Schiller's zerſtört werden: „Selbſt die erhabenſte Philoſophie des Lebens würde ein ſolcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflöſen, die Reſultate des mühſamſten Forſchens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimniſſe des Denkens in leicht zu entziffernder Bilderſprache dem Kinderſinn zu erraten geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntnis, brächte er die prompteſten Vernunftwahrheiten in reizender, verdachtloſer Hülle lange vorher unter das Volk, ehe der Philoſoph und Geſetzgeber ſich erkühnen dürfen, ſie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen." Durch dieſes Programm ſtellte Schiller ſich mit klarem Selbſtbewußtſein als den eigentlichen Volksdichter der Deutſchen hin, genau ſo wie die Nation ſelbſt es verſtand, für welche Bürger und der von ihm einzig gefeierte Klopſtock hinter Schiller mit Recht immer mehr zurücktreten mußte.

Schiller's Kritik war für Bürger gewiß um ſo ſchmerzlicher, als ſie auch den einſchneidenden Satz aufſtellte: „Kein noch ſo großes Talent kann dem einzelnen Kunſtwerke verleihen, was dem Schöpfer desſelben gebricht, und Mängel die aus dieſer Quelle entſpringen, kann ſelbſt die Feile nicht hinwegnehmen." Schiller überließ es dem Leſer, die Anwendung davon auf Bürger zu machen, der in ſeinen ſchönſten Liebesliedern, z. B. im „Hohen Liede" und in dem Gedicht „Ich lauſchte mit Molly tief zwiſchen dem Korn" für einen großen

Teil des Publikums gewiß ſchon zuviel aus ſeinem Leben erzählt, ſich aber gerade auch dieſer Liebeslieder wegen als einen echten Volksdichter, etwa als einen deutſchen Troubadour, betrachtet hatte. Daß der neueſte Herausgeber von Bürger's Gedichten, A. Sauer, überall mit Recht den Text der Ausgabe von 1789, auf welche Schiller's Rezenſion noch keinen Einfluß gehabt hatte, wiederhergeſtellt, iſt nur eine ſchwache Genugthuung für Bürger, weil man darin auch die Anerkennung des Schiller'ſchen Satzes ſehen könnte, daß die aus Mängeln der ſittlichen und intellektuellen Entwickelung eines Dichters entſpringenden Fehler des Gedichtes keine Feile hinwegnehmen könne.

Daß übrigens Bürger in den epiſchen Gedichten (abgeſehen von den komiſchen) weit weniger als in den erotiſchen Liedern ſich ſeine Aufgabe im allgemeinen zu niedrig geſtellt hat, beweiſt ſchon der Umſtand, daß er gerade da, wo er von den vaterländiſchen Stoffen redet, ſich auf Klopſtock beruft. Bürger hat bei den von ihm überhaupt für die Lyrik verlangten vaterländiſchen Stoffen doch vorzugsweiſe an die Ballade gedacht. Die Ballade iſt der auch ſchon von Schiller ahnungsvoll anerkannte Ausnahmepunkt, auf dem die Poeſie in der That nur vaterländiſche Stoffe gebrauchen kann. Iſt doch die Ballade an die Stelle des alten Heldengedichtes getreten, welches in jeder Beziehung national war.

Balladen und Romanzen, ſagt Viſcher, ſind Abkömmlinge der alten Heldenlieder.1) Wilhelm Wackernagel zeigt, wie das Volk im ſechszehnten Jahrhundert lyriſche Lieder dichtete: „Rein lyriſche ſowohl als ſolche, in denen die Lyrik ſich mit einer Epik von ungeſchichtlicher und unſagenhafter Art vereinte, Balladen, wie man ſie nennen mag . . . . zumeiſt alſo Liebeslieder . . . . auch die Balladen erzählten faſt nur von der Liebe Luſt und Leid.“ 2)

Der Unterſchied von Ballade und Romanze, den Echtermeyer früher mehr in den Inhalt ſetzte, wird jetzt richtiger mehr auf die Form des Gedichtes bezogen. „Die Ballade, ſagt Gottſchall,3) iſt von ſeelenvoller Kürze, die Romanze von farbenreicher Ausführung. Die Ballade hebt die Handlung in der Stimmung auf, die Romanze die Stimmung in der Handlung; die Ballade iſt ein Lied, die Romanze eine Erzählung.“

Wenn Echtermeyer es als das Weſentliche der Ballade betrachtete, daß in ihr eine dunkle Naturgewalt den Sieg davonträgt, während in der Romanze die ſittliche Idee triumphiert, ſo hatte er inſofern einigermaßen das Richtige getroffen, als der Inhalt, welchen er der

Ballade zuſchreibt, von der kurzen, volkstümlichen Form untrennbar iſt, und derjenige, den er der Romanze zuweiſt, die Form einer größern kunſtreichen Kompoſition erheiſcht. Dringt man tiefer in das Gebiet der Sage und der Volkspoeſie ein, ſo erkennt man, daß der hochgebildete Kunſtdichter in der Regel nur Romanzen zu dichten vermag, wogegen das Volkslied zur Ballade wird, wenn es das Gebiet der bloßen Erotik verläßt. Der Grund iſt ein doppelter. Das Volk vor einigen hundert Jahren, dem wir unſre echten Volkslieder verdanken, hatte keine von der Religion gelöſten ſittlichen Ideen. Es konnte ſie alſo auch nicht in weltlichen Reimen niederlegen. Es hatte aber auch, mag es ſich mit dem alten deutſchen Volksgedichte verhalten wie es will, zu jener Zeit kein Epos. Die Möglichkeit einer geſchichtlichen Darſtellung war alſo im echten Volksliede nicht vorhanden. Die Volksballade erzählte kunſtlos, ohne Logik mit vielen Gedankenſprüngen. Ihr Versmaß in Deutſchland war der Jambus mit Anapäſten. In der alten ſchottiſchen Volksballade, welche der deutſchen ähnlich, aber früher, als dieſe aufgezeichnet iſt, holt Wilhelm's Geiſt Margret, weil ſie ſich über ſeinen Tod nicht beruhigen kann. Sie unterliegt alſo allerdings einer dunkeln Naturgewalt. Bei Bürger dagegen holt Wilhelm Lenore ins Grab, weil ſie im Schmerze über ſeinen Tod Gott geläſtert hat. Iſt das noch ein Balladenmotiv wie in dem ſchottiſchen und deutſchen Gedichte? Jedenfalls nicht, denn nun ſiegt eine ſittliche Idee. Das Ganze iſt jetzt eine kunſtvolle Romanze, die für Schiller's Romanzen das unmittelbare Vorbild wurde. Auch das Versmaß iſt zu reinen und kunſtvollen Jamben komponiert und abgeglättet. Ebenſo wurde der „Wilde Jäger" unter den Händen des gebildeten Dichters zur Romanze, in welcher aller Spuk nur der ſittlichen Idee der Beſtrafung einer Anzahl von Freveln dient, die aus der übermäßigen Jagdluſt hervorgegangen ſind. Indem Bürger in der „Lenore" wie im „Wilden Jäger" vom Aberglauben zur ſittlichen Idee fortſchritt, fand er den Übergang zur neuen Romanze in der deutſchen Litteratur. Die vorhergegangenen Gleim'ſchen Romanzen mit ihrer „poſſierlichen Traurigkeit" und andres waren dagegen verhältnismäßig wertlos geworden. Aber übertroffen oder doch wenigſtens erreicht wurde Bürger ſelbſt hier durch Schiller, der ſogar in die Romanze ſeine komplizierten und reichen, zum Teil ſogar fremdländiſchen Stoffe einführte, welche ſein neues Programm, die Rezenſion von Bürger's Gedichten, in Ausſicht geſtellt hatte.

Bürger's Beſtreben war aber darauf gerichtet geweſen, die echte

Ballade in die Kunſtpoeſie einzuführen. Er ſprach mit einem viel größern Selbſtlobe von „Lenardo und Blandine“ als von „Lenore“, offenbar weil er erſt „Lenardo und Blandine“ für ganz volkstümlich hielt. Noch näher als in dieſem widerwärtigen Gedicht iſt er in „Des Pfarrers Tochter zu Taubenhain“ der Ballade gekommen. In beiden fehlen dann auch nicht die volkstümlichen Anapäſten zwiſchen den Jamben. Durch eine außerordentlich feine Naturbeobachtung ſucht ſich Bürger in „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ der in der Volksballade unbedingt herrſchenden Natur zu nähern. Nach Viſcher ſtellt nun allerdings ſowohl die Ballade als die Romanze, bei welch letzterem Worte der berühmte Äſthetiker hier mehr die ältere Gleim'ſche Romanze vor Augen zu haben ſcheint, Mordgeſchichten, Schickſale der Liebe und Kriegsauftritte dar. Sie liefern den echten Inhalt aber nur dann, wenn ſie von der Sage poetiſch zubereitet ſind. Sie haben auch wohl Elemente des Märchenhaften und Geiſterartigen aufgenommen, worin ein tiefer und rein menſchlicher Sinn eingehüllt iſt. Alle dieſe Merkmale, ſagt Viſcher, weiſen „der epiſchen Lyrik im Unterſchiede vom Epos den ahnungsvoll charakteriſtiſchen, nicht entwickelten Stil zu.“ Darf man ſchon hierbei wohl vorzugsweiſe an die Ballade im Unterſchiede von der Romanze denken, ſo iſt dies doch noch mehr bei ſeiner Bemerkung der Fall: „Die nähere Geſchichte iſt noch zu ſtoffartig“, während allerdings Gottſchall die Gegenwart ſelbſt für die Ballade nicht als ausgeſchloſſen betrachtet. Nicht mißzuverſtehen ſind (wenn auch keineswegs in Goethe's, ſo doch in Viſcher's Munde) die Worte, der Ballade komme eine myſteriöſe Stimmung zu. Nach allen dieſen Merkmalen aber iſt Bürger in „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ der echten Volksballade ſehr nahe gekommen. In dieſem Gedichte, ſowie in „Lenardo und Blandine“ hat Bürger ſogar die Motive von ſittlicher Art gefliſſentlich entfernt, wo nicht gar (wer wird dabei nicht an Schiller's Rezenſion denken müſſen?) umgewandelt, um den Charakter der echten Volksballade zu treffen. Das iſt aber gerade unnatürlich, denn in der Volksballade herrſcht eine natürliche Unbefangenheit, und bei ihrer weſentlich ſinnlichen Haltung kommt weder die Kategorie der Sittlichkeit noch die der Unſittlichkeit in Frage. Es war aber wiederum ein litterariſcher Durchgangspunkt, daß Bürger in der „Pfarrerstochter“ und in „Lenardo“ die ſittlichen Motive zurücktreten ließ, um nicht zu ſagen, negierte. Indeſſen zu Balladen konnten ſie dadurch noch nicht werden, ſelbſt wenn nicht auch dieſe beiden Gedichte wieder die Form von größern künſtlichen Kompoſitionen angenommen hätten.

Wie verhält ſich dies alles gerade entgegengeſetzt in Goethe's Balladen „Der Erlkönig" und „Der Fiſcher!" Muſterhaft war hier ſogleich die Wahl der Strophenform: beide male nur vierzeilige Strophen. Im „Erlkönig" benutzte Goethe den vierfüßigen anapäſtiſchen und akatalektiſchen Jambus, den Bürger aus dem deutſchen Volksliede allerdings auch ſchon für „Lenardo und Blandine" entnommen hatte. Im „Fiſcher" griff Goethe mehr auf ein beliebtes engliſches Versmaß zurück. Hier ließ er nämlich auf den vierfüßigen reinen Jambus jedesmal den dreifüßigen folgen, wie Klopſtock 1749 in dem „Kriegslied zur Nachahmung des alten Liedes von der Chevy-chase-Jagd" und darnach Gleim in den beſten „Liedern eines preußiſchen Grenadiers" gethan hatte. Sehr erleichtert hatte ſich Goethe im Vergleich mit Bürger das Genre der Ballade, indem er die ſonſt für das Volkslied ſo wichtige Liebe ganz wegließ oder ſie doch bloß myſteriös behandelte. Guſtav Schwab, der in ſeinem „Reiter auf dem Bodenſee" eine echte Kunſtballade lieferte, iſt Goethe auch in der Weglaſſung der Liebe gefolgt. So hatte Goethe auf dieſelbe Art, wie Kolumbus das Ei zum Stehen brachte, die echte Ballade in die Kunſtpoeſie eingeführt. Durch ihn war Bürger noch mehr in der Ballade als von Schiller in der Romanze übertroffen, und das auf ſeinem ureigenſten Gebiete!

Anmerkungen.

[1] Äſthetik, 3. T., 2. Abſchn., S. 1358—1366.
[2] Geſch. der d. Lit. 1851, V. Abt., S. 398.
[3] Poetik, 3 Aufl., S. 48.

II. Bürger's Lenore.

1. Bürger's Lenore und die Deklamation.

Die deutſche Lyrik vom Jahre 1773 bis zum Jahre 1840 ſteht ſo einzig da im Kulturleben der Völker, daß ihre Perlen zu dem beſten gehören, was die Schule bieten kann. Namentlich muß die Schule ſich ihrer auch mit Hilfe der Deklamation bemächtigen. Dieſe Übungen dürfen aber nicht bloß auf die jüngeren Schüler beſchränkt werden, welche dabei, wie ſchon Hiecke geſagt hat, den Eindruck von Marionetten machen. Auf der höheren Stufe iſt indeſſen nur noch von dem Beſten das Beſte zur Deklamation geeignet. Es ſind diejenigen Gedichte, welche ſich (wie ſchon Schiller im allgemeinen ſehr richtig von Bürger's Poeſieen, aber ganz irrig bloß von ſeinen Sonetten geſagt hat) auf den Lippen des Deklamators in Geſang verwandeln. Jedes bedeutende Gedicht trägt ja gleichſam ſeine Melodie in ſich. Der iſt gewiß kein guter Deklamator, der nicht aus Zumſteeg's Kompoſitionen zur Lenore einige Winke für den Vortrag dieſes Gedichtes zu entnehmen im ſtande iſt.

Sobald mit der Deklamation auf einer höheren Stufe wieder Ernſt gemacht werden ſoll, kann es ſich (wie ſehr auch ſonſt die Fülle einer empfindungsreichen nicht erotiſchen Lyrik die Jugend überſtrömen muß) dabei von ſelbſt nur um einen Kanon von wenigen, vorzugsweiſe für die Deklamation geeigneten Gedichten handeln. Es kommt ja nicht bloß auf eine reine Vokaliſation an, die, aufrichtig geſagt, wenn ſie bloß negativ darin beſteht, den letzten Reſt des Mundartlichen aus unſerer Ausſprache zu entfernen, nur von zweifelhaftem Werte iſt. Andererſeits kommt es auf alles Theatraliſche, auf Mimik und Geſtikulation, nicht an. Die erſtere, von Dräſeke wohl geübt, iſt auch von der Kanzel verſchwunden und die zweite ſoll ſchon Herder dort nicht geübt haben. Es kommt aber allerdings auf ein Sprechen an, welches der tiefen Empfindung der deutſchen Lyrik gerecht wird und daher vor allen Dingen eine taktvolle Interpretation zur Vorausſetzung hat. Wer in der Rede des Antonius in Shakeſpeare's Julius Cäſar die Worte: „Und Brutus iſt ein ehrenwerther Mann“, wenn auch nur zuletzt, ironiſch ſpricht, der vergißt, daß Antonius nur infolge eines Kompromiſſes mit Brutus Cäſar's Leichenrede halten darf und daß dieſelbe viel zu ſein angelegt iſt, um auf eine plumpe Weiſe ſelbſt zu verraten, welche Empfindungen ſie bei der Menge hervorrufen ſoll. Er entfernt einfach diejenige Zweideutigkeit aus dieſer Rede, durch welche ſie von Anfang bis zu Ende ein Meiſterſtück iſt. Wer in Schiller's Glocke, die noch mehr als dieſe Rede zu unſerm Kanon gehört, betont: „den ſchlechten Mann muß man verachten“, ſchiebt ſogar dem Glockengießer unter, daß er nicht alle ſchlechten Männer verachte. Und um zu Bürger zurückzukehren: wer im wilden Jäger betont: „Und wenns im dritten Himmel wär'“, ſtatt „im dritten Himmel“, vergißt, daß es ſich für den wilden Jäger bloß um den Gegenſatz von Himmel und Erde handeln kann und nicht um den Gegenſatz zwiſchen dem erſten und dritten Himmel. Da die Frage, wie viele Himmel es giebt, in den Rahmen des Gedichtes durchaus nicht paßt, ſo ſoll das Hauptwort durch Hinzufügung des Zahlwortes hier bloß als Blaſphemie gekennzeichnet werden. Wer in der Lenore betont „Graut Liebchen auch?“ ſtatt „Graut Liebchen auch?“, der ſcheint ſich einzubilden, daß Lenore mit dem Geiſte bei Mondenſchein ſpazieren reitet, um das Gruſeln zu lernen, wie jener Knabe im Märchen, der zuletzt mit kaltem Waſſer begoſſen wurde. Wenn Wilhelm ſich auch nicht ſogleich als Geiſt zu erkennen giebt, ſo meint er doch von Anfang an: Lenore'n darf nicht grauen wie den anderen Sterblichen, weil ſie ſich durch ihre übermäßigen Thränen um einen Toten der Geiſterwelt verlobt hat. Dies ſollte wohl in einer Lenore mit Anmerkungen, wie die von Sauer, erläutert ſein.

Während in Ernſt Moritz Arndt's Gedichte auf die Schlacht bei Leipzig die dumpfe Stimme des blutbedeckten Boten, in dem man einen Verwundeten oder gar den Geiſt eines gefallenen Helden zu denken hat, beim Vortrage in wirkſamen Kontraſt tritt mit der immer ſchwungvoller und heller ertönenden Stimme des wißbegierigen Volksmannes, der die Siegesbotſchaft vernimmt, und während in Schiller's Alpenjäger die liebliche Stimme der gütigen Mutter wechſelt mit der wilden des Jünglings und der tiefernſten rauhen des Berggeiſtes, giebt die Deklamation der Lenore zu einem noch viel reicheren Wechſel des Tones Veranlaſſung. Nur einige andere größere Gedichte, beſonders Schiller's Glocke, aber auch Goethe's Zueignung, wenn ſie mit wirklich eindringendem Verſtändniſſe geſprochen wird, kommen ihr darin gleich. Lenore iſt zwar in ihrer Leidenſchaftlichkeit immer dieſelbe, aber der Ton in der Stimme der verzweifelnden Lenore iſt ſchon ein ganz anderer als derjenige der hingebenden Geliebten nach der Rückkehr des Geiſtes. Sogar die Onomatopoien — wie verlegen man auch über das hurre, hurre, hop, hop hinwegeilen mag — verlangen mitunter ihr Recht in Bezug auf den Ton. Einmal hat ihn der Dichter ſelbſt vorgeſchrieben, indem er dem „klinglingling“ das „loſe leiſe“ hinzufügt. So herrſcht dann ein unvergleichlicher Wechſel des Tons bis zu der Mark und Bein erſchütternden Stimme des Geiſtes in den Worten:

Und horch und horch der Pfortenring
Ganz loſe, leiſe, klinglingling.
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich dieſe Worte:
Holla, holla! Thu auf, mein Kind!

Auch das Tempo, in dem die Worte geſprochen werden müſſen, bietet in der Lenore einen ſeltenen Wechſel dar: von der Schnelligkeit der Worte „Rapp, Rapp, mich dünkt, der Hahn ſchon ruft!“ und „Raſch auf ein eiſern Gitterthor“ bis gleich darauf zu der gerade durch das Tempo kontraſtierenden feierlich langſamen Schlußſtrophe: „Nun tanzten wohl bei Mondenglanz“. Die Wichtigkeit ſeiner Lenore für die Deklamation war Bürger von Anfang an beſſer als Anderen bewußt. Er ſchrieb in ſeiner Weiſe an die Freunde die auch von Sauer angeführten Worte: „Keiner von Euch Allen, er deklamire ſo gut er will, kann Lenoren aufs erſte mal in ihrem Geiſt deklamiren; *und Deklamation macht die Halbſchied von dem Stücke aus*. Daher ſollt Ihrs von mir ſelbſt das erſte mal in aller ſeiner Gräßlichkeit vernehmen. Dann ſollen Sie die Genoſſen des Hains (d. h. des Göttinger Dichterbundes) in der Abenddämmerung auf ein einſames, etwas ſchauerliches Zimmer zuſammen laden, wo ich, unbehorcht und ohngeſtört, das Gräßliche der Stimme recht austönen laſſen kann. Der jüngſte Graf (Chriſtian zu Stolberg-Stolberg) ſoll wie vor Lot's ſeligem Weibe davor beben.“ Daß Bürger als Deklamator „unbehorcht“ ſein wollte, läßt freilich nicht viel Gutes erwarten. Doch hat er ſich wohl nicht einer Reitpeitſche bedient, um den Eindruck der Stelle „Mit ſchwanker Gert' ein Schlag davor“ zu ſteigern. Für diejenigen, welche doch auch die Geſtikulation unbedingt dem Leſen hinzufügen wollen, ſei bemerkt, daß einige Stellen der Lenore allerdings auch dazu auffordern. Bei Stellen, wie „Wie flog, was rund der Mond beſchien, Wie flog das in die Ferne! Wie flogen oben überhin Der Himmel und die Sterne!“ bewegt ſich die Hand wie von ſelbſt.

2. Bürger's Lenore und das Wunderhorn.

Gottfried Auguſt Bürger's Lenore entſtand 1773. Der tote Soldat heißt in ihr bekanntlich Wilhelm. Denſelben Namen führt der Geiſt in einem Volksliede ähnlichen Inhaltes, das in einer Sammlung engliſcher und ſchottiſcher Volkslieder Aufnahme gefunden hatte, welche Percy 1765 unter dem Titel relicks herausgab. Bürger's Lenore hört darum nicht auf ein Originalgedicht im vollen Umfange des Wortes zu ſein. Indeſſen wurde viel Gewicht darauf gelegt, daß in der engliſch-ſchottiſchen Volkspoeſie ein ſolches Vorbild für Lenore vorhanden war, während Bürger und ſeine Freunde von einem deutſchen Volksliede desſelben Inhalts nicht mehr als ungefähr drei Verszeilen aufzufinden vermochten, durch welche Bürger ſelbſt zur Lenore angeregt zu ſein erklärte. Da erſchien im 2. Bande des Wunderhorns (1806—1808) ein neues Lied mit der

Überſchrift „Lenore“. Es war kurz, zeigte aber keinerlei Lücken. Es ſollte aus dem Odenwalde ſtammen und enthielt den Zuſatz „Bürger hörte dieſes Lied Nachts im Nebenzimmer.“ Ich vermute, daß die Herausgeber des Wunderhorn mit dieſen Worten nur ſagen wollten, die wenigen Verszeilen, welche Bürger vor Abfaſſung der Lenore ſingen hörte, ſeien hier weiter ausgeführt. Leider hat Voß, der ſelbſt nach dem entſprechenden deutſchen Volksliede geſucht haben ſoll, in ſeiner Recenſion des Wunderhorns ſich über dieſes Lied nicht ſpeziell ausgeſprochen. In Arnim’s Antwort an Voß aber darf man vielleicht die Stelle von den „Ergänzungen“, welche manches Schöne wieder in lebendige Berührung ſetzen ſollten, auf die Lenore im Wunderhorn beziehen, wie denn Arnim ſchon früher erklärt hatte, die Lieder ſeien von den Herausgebern des Wunderhorns geſammelt, geordnet und „ergänzt.“ Damit hätte nun die Sache wohl abgemacht ſein können. In neueſter Zeit aber iſt die Lenore im Wunderhorn für echt erklärt und dabei meine in Dresden erſchienene Biographie Bürger’s angegriffen worden. Da man nun das Gedicht im Wunderhorn immer nur nach dem Gefühl für unecht erklärt hat, ſo habe ich mich entſchloſſen, genau die Gründe anzugeben, weswegen es kein Volkslied ſein kann. Es iſt dies auch von mir früher noch nie geſchehen.

Ich frage zuerſt: welches iſt die Idee von Bürger’s Lenore? iſt dieſelbe volkstümlich? und wenn ſie volkstümlich iſt, findet ſie ſich im Wunderhorn ebenſo? und wenn die Idee in dem Gedichte des Wunderhorns nicht volkstümlich iſt, muß man daraus nicht auf die Unechtheit des Liedes ſchließen?

Bei vielen Völkern Europas und, wie zuerſt Adalbert Kuhn im erſten Bande der „Zeitſchrift für Mythologie“ nachgewieſen hat, auch bei den mit uns verwandten Indern und Perſern, findet ſich ſchon in ſehr alter Zeit die Idee, daß übermäßige Thränen die Ruhe der Toten ſtören. Kuhn hat auch gezeigt, daß bei den Aſiaten die Thränen der Hinterbliebenen den Eingang der Toten zur himmliſchen Seligkeit hindern und daß ſie die Thränen verzehren müſſen, welche um ſie vergoſſen werden. Bei Percy holt Wilhelm’s Geiſt die Margarete, die über ſeinen Tod untröſtlich iſt. Bürger in ſeiner kunſtvollen Ballade hat uns die heidniſche Idee, welche auch in der älteren Edda zu finden iſt, näher gerückt. Jedermann ſieht, daß Lenore, die ihr Rabenhaar zerrauſt, Thränen in Strömen vergießt. Aber dennoch kommt nicht einmal das Wort Thränen in der Ballade vor. Wilhelm holt Lenore ins Grab, weil ſie unablässig und vermeſſen mit der göttlichen Vorſehung hadert. In dieſem Gewande der Aufklärungsperiode iſt aber die heidniſche Idee noch vollſtändig zu erkennen. Dagegen iſt ſie vom Verfaſſer des Liedes im Wunderhorn ganz überſehen. Die Lenore im Wunderhorn trauert gar nicht um ihren toten Geliebten. Damit fällt aber für dieſen auch jeder Grund, ins Leben zurückzukehren, fort. Er kommt bloß aus Sentimentalität, als Romantiker, wieder. Trotz der künſtlich volksmäßigen Sprache iſt alſo das Lied im Wunderhorn modern gedacht.

Daß es in dreizeiligen Strophen abgefaßt iſt, beruht gleichfalls auf einem Mißverſtändniſſe des Verfaſſers. Es werden nämlich gewöhnlich drei deutſche Verszeilen angeführt, durch welche Bürger zur Abfaſſung ſeiner Lenore angeregt ſein ſoll. Deshalb mußte das Lied fürs Wunderhorn in dreizeiligen Strophen abgefaßt werden. Nun kommen aber dreizeilige Strophen in deutſchen Volksliedern ſehr ſelten vor.[1]) Angenommen, daß jene drei Verſe wirkliche Überreſte eines Volksliedes ſind, ſo hat dieſes doch wahrſcheinlich aus vier- oder ſechszeiligen Strophen beſtanden. Vielleicht aber iſt ein Volkslied, in dem ein Reiter ſeine verzweifelnde Geliebte nachholt, in Deutſchland wenigſtens ſeit langer Zeit nicht mehr vorhanden geweſen. In Karl Müllenhoff's ſchleswig-holſteiniſchen Sagen zeigt uns No. 224: „De Doot de ritt ſo ſnell“, daß der Mythus, welcher der Lenore von Bürger zu Grunde gelegt iſt, jetzt als Sage oder Märchen mit drei eingelegten Verſen im Umlauf iſt. Es wäre möglich, daß der Mythus, der in Bürger's Nähe bekannt war, ſelbſt der Form nach dem noch jetzt in Schleswig-Holſtein bekannten ſehr ähnlich geweſen ſei. Das Liebespaar heißt bei Müllenhoff Hans und Grete, wodurch man immerhin noch etwas an die Margarete bei Percy erinnert wird. Um eine Probe aus der ſchleswig-holſteiniſchen Sage zu geben, führe ich folgende Stellen an: As ſe nu en guden Ennen räden harren, ſo ſegt Hans:

De Maan de ſchint ſo hell,
De Doot de ritt ſo ſnell:
Myn Greetjen, gruut dy nie'?“

Es ſind dies die drei Verſe, welche Bürger jedenfalls gekannt hat, wozu dann Grete's Antwort, die bei Müllenhoff in Proſa ſteht, mitunter noch als ein vierter und fünfter Vers hinzukommt. Wie ich bereits ausſprach, iſt das Gedicht im Wunderhorn wahrſcheinlich nur, weil jene drei Zeilen vorlagen, in dreizeiligen Strophen abgefaßt.

Um ſo komiſcher iſt es, daß der Geiſt im Wunderhorn, weil er ohne Lenore zurückreiten muß, den wichtigſten Vers „Feinsliebchen, graut Dir nicht?“ gar nicht einmal anbringen kann und bei ſich behalten muß! Ich fahre jedoch in der Mitteilung des Liedes bei Müllenhoff fort: „„Nä, myn Hans““, ſegt ſe, „„wat ſchull my wull gruen? ik bün ja by dy““. Ganz wie bei Bürger wiederholt der Tod ſeine Rede, ebenſo Grete ihre mutige Antwort. Das letzte Mal aber wird Gretes Antwort ebenſo kleinlaut als die Lenorens. Wenn ich nun dabei auch bereits eine Einwirkung von Bürger's Lenore auf die Volksſage für möglich halte, ebenſo wie darin, daß ſich der Reiter bei Müllenhoff in den Tod ſelbſt verwandelt, ſo ſcheint mir doch eine ſolche Annahme für den Schluß, wie er ſich bei Müllenhoff findet, höchſt unwahrſcheinlich. Er lautet: „Do ſuus' dat Päert dreemael mit ſe 'rum innen Krink unn weg weren ſe“. Das klingt viel altertümlicher, als daß bei Bürger das Pferd ſich bäumt. Ja, der Einfall, daß die von Bürger hinzugedichteten Geiſter ſich zuletzt im Kreiſe drehen, ließe ſich, wenn der Dichter den Mythus ebenſo in Hannover gehört hätte, wie er in Schleswig-Holſtein erzählt wird, aus dieſem dreimaligen Umdrehen des Pferdes um ſo beſſer erklären.

Ferner erhellt daraus, daß der Geiſt im Wunderhorn aus Ungarn kommt, die Unechtheit dieſes Liedes. Auch dies beruht auf einem Mißverſtändniſſe der Ballade von Bürger. Er ſagt, daß Wilhelm mit König Friedrich's Heer in die Schlacht bei Prag gezogen ſei und nachher kein Lebenszeichen mehr gegeben habe. Man muß annehmen, daß Wilhelm 1757 bei Prag oder ſpäter bei Collin geblieben iſt. Nun wußte aber Bürger, der die Heimkehr eines Regiments aus dem ſiebenjährigen Kriege in Halle anſah, ohne Zweifel, daß viele Preußen, die 1757 von den Oeſterreichern in Böhmen gefangen genommen waren, von dieſen nach Ungarn in Sicherheit gebracht wurden. Unter dieſen Kriegsgefangenen iſt ein Herr von Bismarck geweſen. Er erblickte ſein Wappen an einem adligen Hofe in Ungarn. Es fand ſich, daß das Gut einer hochbetagten und kinderloſen Frau von Bismarck gehörte. Es wurde ihm angeboten katholiſch zu werden, um ſich von ihr adoptieren zu laſſen. Wegen der Bedingung ſchlug er das Anerbieten und mit ihm vorläufig auch die Freiheit aus. Ganz ähnliche Züge muß Bürger gekannt haben, denn um Lenore auf andere Gedanken zu bringen, läßt er von ihrer Mutter die Vermutung ausſprechen, Wilhelm könne in Ungarn katholiſch geworden ſein und ſich verheiratet haben. Lenore antwortete zwar: „Hin iſt hin“ und hält ſich auch in dem Falle, daß die Mutter das Richtige getroffen hat, nicht ohne Grund für gleich unglücklich. Aber ohne Zweifel ahnt ſie ſelbſt, daß ſie um keinen Falſchen und Unwürdigen mit Gott hadert, und Wilhelm's ſpäteres Wort: „Weit ritt ich her von Böhmen“ giebt ihr in dieſem Punkte recht. Das Wunderhorn aber iſt ſchon durch den von der Mutter gegen Wilhelm ausgeſprochenen Verdacht auf eine falſche Fährte geleitet, darum muß Wilhelm im Wunderhorn gerade noch einmal ſo weit reiten als bei Bürger. Nach dem Wunderhorn liegt er nicht in Böhmen, ſondern auf einer ungariſchen Heide begraben. Wo ſolche Verwechſelungen oder Zuſammenziehungen vorkommen, da haben wir natürlich nicht das Original vor uns. Hier zeigt ſich wieder als Quelle des Wunderhorns Bürger, aber nicht das Lied im Wunderhorn als Quelle Bürger's.

Ebenſo zeigt ſich die Unechtheit der Lenore im Wunderhorn, wenn wir ſie im Zuſammenhange mit „des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ betrachten, zu welcher Bürger gleichfalls durch ein im Wunderhorn mitgeteiltes angebliches Volkslied angeregt ſein ſoll, welches aber meines Wiſſens noch von niemand für echt erklärt iſt. Damit iſt Bürger jedenfalls ein großes Unrecht geſchehen, denn ſeiner Tochter des Pfarrers von Taubenhain liegt nicht einmal eine Sage zu Grunde. Durch die ſpäteren Schickſale einer Jugendgeſpielin, die nicht weit über die Familienkreiſe hinaus bekannt wurden, fühlte er ſich angeregt, die Fabel dieſer Ballade frei zu erfinden, um die gemeinſchaftliche Heimat in einer kleinen Folge von landſchaftlichen und Naturbildern ſehr ſchön zu beſchreiben. In demſelben Grade, in welchem des Pfarrers Tochter von Taubenhain mehr Original iſt als Lenore, iſt ſie noch tiefer in die niedrigſten Volksſchichten eingedrungen als dieſe. Die Ballade im Wunderhorn zieht auch hier ſehr ins allgemeine zuſammen, was Bürger an künſtlich verſchlungenen landſchaftlichen Bildern in das Gedicht auf ſeine Jugendgeſpielin verwebt hat. Tauſende haben den Schauplatz der Ballade von Bürger geſehen, aber dem Dichter der Pfarrerstochter von Taubenhain im Wunderhorn iſt derſelbe gewiß unbekannt geblieben. Und doch müßte dies Lied, wenn es ein echtes Volkslied wäre, wohl auf dem Harze entſtanden ſein, wo Bürger's Ballade ſpielt. Nehmen wir nun aber auch an, das im Wunderhorn gedruckte Gedicht des Pfarrers Tochter von Taubenhain könnte auf dem Harze in dem engeren Kreiſe, welchem die Schickſale der Jugendgeſpielin Bürger's bekannt wurden, ſchon vor Bürger's Ballade als wirkliches Volkslied entſtanden ſein, ſo fragt es ſich doch: wie kommt das Wunderhorn dazu, gerade zwei Quellen zu Balladen von Bürger vorzulegen, beſonders da die eine im Odenwalde und die andere weit davon auf dem Harze zu Hauſe ſein müßte, während ſie doch trotzdem eine gewiſſe Ähnlichkeit miteinander haben? Beide ſind nämlich im Verhältnis zu Bürger's Balladen nur kurz und beide in ſehr regelmäßigen Jamben geſchrieben, welche hier niemals mit Anapäſten wechſeln, was ſonſt in Volksliedern gewöhnlich iſt. Doch das Wunderhorn redet ja nicht von Taubenhain, ſondern von Taubenheim. Taubenheim aber iſt kein fingierter Name für das Harzdorf Pansfelde, ſondern ein wirkliches Dorf, welches dieſen oder einen ähnlichen Namen führt und dem Odenwalde, wo das Volkslied von Lenore zu Hauſe ſein ſoll, gar nicht ſo fern liegt als Pansfelde. Nun, iſt es ſo gemeint, ſo treffen wir auch hier wieder auf ein Mißverſtändnis im Wunderhorn: denn die Fabel und die Lokalität, welche uns Bürger in ſeiner Tochter des Pfarrers von Taubenhain vorführt, kann nun einmal von der Grafſchaft Falkenſtein auf dem Harze nicht getrennt werden. Ja, es würde, wenn auf das Vorhandenſein eines wirklichen Dorfes Taubenheim die Aufmerkſamkeit hingelenkt werden ſoll, der Vorwurf einer bedeutenden Fälſchung kaum abzuweiſen ſein, während ich ſonſt auf den Umſtand, daß die Lieder im Wunderhorn ſich die Namen Lenore und Taubenh. in den Überſchriften aneignen, kein großes Gewicht lege. Der Name Lenore iſt von Bürger frei gewählt, ſei es, daß er eine Dienſtmagd Lenore hatte oder daß er, wie Imelmann vermutet, dabei an die Eleonore Johann Chriſtian Günthers, von welchem er das Versmaß dieſer Ballade erlernte, gedacht hat.

Die Annahme, daß die Herausgeber des Wunderhorns ſelbſt durch Einſendung dieſer Gedichte getäuſcht ſind, wird mir nicht leicht gemacht. Die Gedichte ſind in ihrer Kürze zu vielſagend und in ihrer Einfachheit zu ſchön, als daß man nicht verſucht wäre, ſie ſo bedeutenden Dichtern wie Arnim oder Brentano zuzuſchreiben. Auch zeigen ſie trotzdem, daß die heidniſche Grundidee in der Wiederkehr des toten Geliebten verkannt iſt, doch einen gewiſſen Fortſchritt, der ſeit der Zeit des Hainbundes bis zu den Tagen der Romantiker in der Leichtigkeit der Auffaſſung und Behandlung volkstümlicher Gegenſtände gemacht war. Ich wiederhole aber, daß Arnim und Brentano einen litterarhiſtoriſchen Maßſtab an das Wunderhorn nur in geringerem Maße angelegt wiſſen wollten und ſich auch in ihm noch mehr oder weniger als Dichter fühlten, ſo daß von Fälſchungen hier unter allen

Umſtänden keine Rede ſein darf. Vielleicht lag es den Herausgebern des Wunderhorns bloß daran, die beiden am tiefſten ins Volk gedrungenen Balladen — des Pfarrers Tochter von Taubenhain und Lenore — in einer kurzen Reproduktion ihrer Sammlung einzuverleiben.

3. Bürger's Lenore und das Volkslied in Gottſchee.

Auch mir wurde in den fünfziger Jahren im Hannöverſchen verſichert, daß ein vollſtändiges Volkslied ungefähr mit dem Inhalt der Lenore im neunzehnten Jahrhundert vorhanden geweſen ſei. Allein mein Märchenerzähler Bertram in Lebbach[2]), der es auf der Lüneburger Heide noch mitgeſungen hatte, konnte ſich durchaus nicht mehr darauf beſinnen. Schon hielt ich ſelbſt die Nachricht für falſch und faßte den Urſprung der Lenore ſo auf, wie Sauer ihn in Bürger's Leben vor ſeiner Ausgabe von Kürſchner's Nationallitteratur vorträgt, nur daß ich das Märchen oder die Sage in Proſa beſonders in Müllenhoff's ſchleswig-holſteiniſchen Märchen und Sagen nachwies. Indeſſen ſchon 1868 hat der vielſeitige Karl Julius Schröer das ganze der Lenore zu Grunde liegende Volkslied ſo veröffentlicht, wie es zu Gottſchee (einer deutſchen Sprachinſel in Krain) von ihm aufgefunden war. Schröer's Veröffentlichung des von Johann Heinrich Voß, von Erk und von mir ſo viel geſuchten Liedes, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie[3]), iſt vollſtändig überſehen und ich würde ſtolz darauf ſein, dieſe Volksballade nun endlich einem größeren Leſerkreiſe bekannt zu machen, wenn ich mich nicht darauf beſchränken müßte, die von Schröer bei jeder Zeile hinzugefügte Überſetzung der Mundart von Gottſchee hier abdrucken zu laſſen. Die von Schröer „die Totenbraut" überſchriebene Ballade lautet demnach:

Es waren zwei Liebe
Der Liebe ward ins Heer geſchrieben
Ins Heer muß er marſchieren.
So ſpricht die Liebe:
„So komm mir, Lieber, zu ſagen,
Bei lebendig oder tot,[4])
Wie es Dir im Kriege wird ergehen."

Einmal klopft an der Liebe:
„„So thuſt Du, Liebe, nicht ſchlafen?
Oder thuſt Du, Liebe, wachen?""
„Ich thu, Lieber, nicht ſchlafen,
Ich thu, Lieber, wachen."
„„Komm heraus, Liebe mein!""
Und heraus kommt die Liebe

Er nimmt ſie bei ſchneeweißer Hand,
Er hebt ſie auf ſein hohes Roß,
Sie reiten dahin am Wege.
„„So thuſt Du, Liebe, Dich nicht fürchten?
Oder thuſt Du, Liebe, Dich fürchten?““
„Wie werde ich, Lieber, mich fürchten,
Wenn Du, Lieber, biſt bei mir?“

Wie edel da ſcheint der Mond,
Wie leiſe da reiten die Toten!
Sie reiten dahin zum Kirchlein,
Jawohl, dahin auf den grünen Friedhof!
So da ſpricht der Liebe:
„„Ruck Dich, ruck Dich, Marmelſtein!
Spalte dich, ſpalte dich, kohlſchwarze Erde!““

So verſchlinge du Erde die Toten,
So laß die Lebenden bleiben.
Als herum iſt gekommen der Morgen,
Keine Sprache hat ſie nicht verſtanden,
Keinen Menſchen hat ſie nicht gekannt.
Sie iſt zurückgegangen ſieben ganze Jahr,
Sieben ganze Jahr und drei Tage.

An und für ſich wäre es nicht völlig unmöglich, daß die erſten ſieben oder auch nur drei Verſe durch die Lenore entſtanden und ein kurzer volkstümlicher Auszug aus derſelben wären. Doch wäre dann die Verbindung mit den ſpäteren, in ihrer Altertümlichkeit beinahe an die Edden erinnernden Verſen ſo kunſtvoll hergeſtellt, wie man es in Volksballaden ſonſt nicht leicht findet.

Die letzten beiden Abſätze des Gedichtes beweiſen, daß hier die von Sauer, der dieſe Ballade nicht kannte, ausgeſprochene Anſicht: was an Lenorenliedern umgehe, möge wohl erſt nach dieſer gedichtet ſein, nicht paſſen. Dieſe fünfzehn Verſe ſind großartig und übertreffen in ihrer Art die Lenore ſo ſehr, als die Kunſtromanze überhaupt von der Volksballade übertroffen wird. Ich zweifle nicht im geringſten, daß die hannöverſche Volksballade, welche vielleicht noch aufgefunden werden wird, im weſentlichen dieſelbe war. Daß die Toten in der Ballade leiſe reiten, iſt beſſer, als daß ſie in Bürger's Romanze lärmen. Der Marmelſtein iſt ebenfalls vielſagender in der Ballade, als die Leichenſteine bei Bürger. Dieſe ganzen letzten fünfzehn Verſe der Ballade erinnern uns an die deutſche Kaiſerſage und an die Rückkehr derer, die ihn im Kyffhäuſer beſuchen, wobei es dann doch ſehr merkwürdig iſt, daß die Bewohner von Gottſchee aus Thüringen (alſo aus der Kyffhäuſergegend) ſtammen ſollen. Daß die Geliebte nicht bei den Toten in der Unterwelt bleiben darf, erinnert an die Griechen, bei denen Orpheus nicht in der Unterwelt bleibt.

Man vergleiche mit der Ballade aus Gottſchee das Lenorenlied im Wunderhorn, und man wird ſich überzeugen, daß daſſelbe nicht echt ſein kann. Jedoch ſcheint den Herausgebern des Wunderhorns eine Variante der Ballade aus Gottſchee vorgelegen zu haben. Ja, ich bin der Anſicht, daß Achim von Arnim — der mutmaßliche Dichter des an ſich vortrefflichen Lenorenliedes im Wunderhorn — nur eine Bearbeitung des jetzt in Gottſchee aufgefundenen Volksliedes, welches ihm anderswoher vorlag, zu geben glaubte. Wie ähnlich dieſe Bearbeitung nun auch Bürger's Lenore iſt, ſo kann dabei von einer beabſichtigten Fälſchung doch keine Rede ſein.

Meine Anſicht von dem Urſprunge der Bürger'ſchen Lenore aber faſſe ich nach dem Allen in folgende von dem, was bei Sauer und Grieſebach ſteht, durchaus abweichende Sätze zuſammen. 1) Das von Voß geſuchte Volkslied iſt im weſentlichen identiſch mit dem von Schröer in Gottſchee aufgefundenen. Wenn auch Bürger es nur einmal hörte, ſo entnahm er doch daraus, daß die deutſche Geiſterbraut zugleich eine Soldatenbraut iſt, was er in dem Gedichte ſehr glücklich mit dem ſiebenjährigen Kriege verbindet. Sollte vielleicht der Anfang der Ballade aus Gottſchee einige Veränderungen erlitten haben, als Bürger's Lenore ins Volk eindrang, ſo würde gerade Bürger vor Abfaſſung der Lenore den ſpäter etwas zuſammengezogenen Anfang der Volksballade noch in einer älteren und beſſeren Form gehört und für ſein Gedicht benutzt haben. 2) Aus dem ſchottiſchen Volksliede von William's Geiſte entnahm Bürger den Namen Wilhelm, der für einen preußiſchen Soldaten ſehr gut paßte. 3) Über den Beſuch des Geiſtes und den Geiſterritt, worin Bürger von der durch Schröer mitgeteilten Ballade bedeutend abweicht, war Bürger auch eine norddeutſche Sage bekannt, worin noch jetzt die abgeriſſenen Verſe vorkommen „Wo liefe, wo loſe rege hei den Ring“ und „der Mond, der ſcheint ſo helle, die Toten reiten ſchnelle, Feinslieblichen graut Dir nicht?“ Die Sage, nach der er den Schluß der Lenore ausarbeitete, kannte er ſo, wie ſie in Müllenhoff's ſchleswig-holſteiniſchen Sagen unter Nr. 224 ſpäter gedruckt iſt. Bei Müllenhoff lautet nämlich der Schluß: „Do ſuus dat Pärt dreemal mit ſe rum innen Krink (Kreis) unn weg weren ſe.“ Daher das bei Bürger auf die Geiſter angewandte „rundum herum im Kreiſe“, aber auch das Verſinken der Beiden mit dem Pferde.

Anmerkungen.

1) Die Zahl der Volkslieder des Wunderhorns in dreizeiligen Strophen ſcheint auffallender Weiſe bedeutend zu ſein im Vergleiche mit dem Zahlenverhältniſſe in anderen Sammlungen, beträgt aber nach einer flüchtigen Berechnung nur 6 unter 180 Volksliedern im 1., 4 unter 200 im 2., 2 unter 383 im 3., 6 unter 180 im 4. Bande, d. h. im ganzen etwa 19 unter 943 Liedern. Mitgerechnet iſt dabei die Lenore des Wunderhorns und das bekannte von Heine bearbeitete Volkslied vom Reif in der Frühlingsnacht. In meinen weltlichen und geiſtlichen Volksliedern iſt von 123 Volksliedern bloß das Lied „Es wollt' ein Mädchen gar früh aufſteh'n", S. 12, dreizeilig, aber gerade dieſes ſteht im Wunderhorn III, S. 66, und IV, S. 380, zweizeilig. In Nr. 1 wechſeln zwei- und dreizeilige Strophen. Das Lied „die luſtigen Hannoveraner" in den weltlichen und geiſtlichen Volksliedern ſollte nicht drei-, ſondern ſechs- oder vierzeilig gedruckt ſein. Wenn ſich im Wunderhorn und ſonſtwo verhältnismäßig viele Räuberlieder in dreizeiligen Strophen finden, ſo kann dies nur ein unaufgeklärter Zufall ſein. Unter den 569 Gedichten und Proſaſtücken der 174 fliegenden Blätter, die ich in der Anmerkung zum zweiten Aufſatze über Schiller erwähnte, herrſchen leider die gereimten und ungereimten Räuber- und Mordgeſchichten vor, aber dreizeilige Strophen hat dieſe Sammlung bloß in Ilgen's „Namen nennen Dich nicht", dem ſogenannten Lieblingsliede Jean Paul's. Das Stralſunder Räuberlied, welches Schiller gekannt haben muß, beſteht aus vier achtzeiligen Strophen. — Mein hier abgedruckter Aufſatz erſchien zuerſt 1879. Ludwig Erk, der die Unechtheit des Liedes im Wunderhorn dadurch für bewieſen hielt, machte mich damals darauf aufmerkſam, daß ſich das Lied, ſo viel er ſich entſinne, in Bettina's Nachlaſſe befinde (er hatte aus demſelben einen 4. Band des Wunderhorns herausgegeben) und daß aus der Handſchrift der Urſprung erhellen werde. Vielleicht giebt jetzt Herr Geh. Rat Grimm Auskunft.

2) Vergl. über ihn H. Pröhle, Kinder- und Volksmärchen Vorwort S. XVII und XVIII.

3) Philoſoph.-hiſtoriſche Klaſſe, Oktoberheft 1868, Band LX: „Ein Ausflug nach Gottſchee. Beitrag zur Erforſchung der Gottſcheer'ſchen Mundart," unter 164, 1868. In dem Separatabdruck „Wörterbuch der Mundart von Gottſchee" ſteht „die Totenbraut" S. 71—83. Daß das Lied in Gottſchee aufgefunden iſt, läßt ſich vielleicht auch daraus erklären, daß dort ſelbſt auf Hochzeiten Totentänze aufgeführt werden und daß Schröer dort noch mehrere andere Lieder vom Tode aufſand.

4) D. h. ob Du lebendig oder tot biſt. Doch iſt der Ausdruck „Sei lebendig oder tot" ſtärker. Die Braut ladet damit von vorn herein „den Lieben" auch als Geiſt ein.

III. Bürger's Leben.

Daß Bürger's Vater aus Pansfelde[1] (nicht Pomsfelde) am Harze und daß der Dichter in Molmerſchwende[2] (nicht Wolmerſwende) bei Pansfelde am 31. Dezember 1747 (nicht 1. Januar 1748) geboren wurde, iſt zuerſt von mir richtig mitgeteilt. Erſt dadurch wurde Daniel veranlaßt, ſein Programm über Bürger's Jugend zu ſchreiben.

Wie Luther war Bürger an der Sprachgrenze zwiſchen Ober- und Niederdeutſchem geboren. Der Dialekt, den beide in der Jugend ſprachen, muß — ſo weit es der Unterſchied der Jahrhunderte [illegible]ſtattet — faſt derſelbe geweſen ſein. Beide kennen in ihren Gedichten ziemlich daſſelbe Wiegenlied: Luther das Suſſaninne und Bürger das Suſu lullull. Wenn Bürger noch verhältnismäßig mehr falſche Reime gebraucht, als man bei ſeiner ſonſt ſo edlen Sprache erwarten ſollte (Anvermählten und Neubeſeelten, Mädchen und Boetchen), ſo wird wenigſtens Einiges davon durch ſeine Ausſprache zu erklären ſein. So reimt er z. B. im wilden Jäger „laßt" auf „graſt", weil er „laaß't" ſprach.

Den Wäldern zwiſchen Molmerſchwende und Pansfelde verdankte Bürger die erſten dichteriſchen Anregungen, nicht minder aber dem evangeliſchen Kirchenliede, und ſomit doch dem proteſtantiſchen Pfarrhauſe. Freilich war ſeine Mutter keine Zierde desſelben, obgleich Bürger ſein Talent hauptſächlich von ihr geerbt haben ſoll. Paſtor Bürger aber kann kein untüchtiger Pfarrer geweſen ſein. Er würde ſonſt nicht die Anwartſchaft auf die einträgliche Pfarre zu Weſtorf erhalten haben. Es war das erſte Unglück der Familie Bürger, daß ſein dortiger Emeritus — der halberſtädtiſche Hiſtoriker Caſpar Abel, der in einer Chronik den alten Fritz beſang — die Einführung ſeines Adjunctes immer hintertrieb, ſo daß dieſer in Weſtdorf faſt nur noch ſein Grab fand.

Von der Lage des Dorfes Molmerſchwende können ſich die Leſer der Biographieen Bürger's keine rechte Vorſtellung machen. Dagegen werden ſich die meiſten Harzreiſenden erinnern, daß auf der rechten Seite des Selkethales ſich das Harzgeröder Plateau erhebt, zu welchem man von der Selke in ſüdöſtlicher Richtung durch verſchiedene Päſſe von Alexisbad, Mägdeſprung, Selkemühle und vom Falken aus aufſteigt. Es gehört noch zu dem eigentlichen Harzgebirge, bietet aber ſchon manches Verwandte mit dem thüringiſchen Hügellande von Mansfeld und Eisleben dar, von welchem es nur durch das Frieſen'ſche Wipperthal getrennt iſt. Auf dieſem Plateau liegt Molmerſchwende. Es iſt von Halberſtadt vier bis fünf, von Aſchersleben, Stolberg und Sangerhauſen zwei bis drei, von Königerode, Pansfelde und der alten Anhaltburg — den Ruinen des Stammſchloſſes der Askanier — ein bis zwei Stunden entfernt.

Bürger verſäumte nicht, die Stelle aus dem Froſchmäusler zu überſetzen, in welcher der ältere Rollenhagen Bürger's Heimat — die Umgegend des Falkenſteins und der alten askaniſchen Burgruinen — alſo beſchreibt:

Wo Aſchanes mit ſeinen Sachſen
Des Harzes Felſen iſt entwachſen,
War mitten in dem grünen Wald
Ein ſpringend Brünnlein heiß und kalt,
Das an dem Falkenſtein herfloß,
In einen großen See ſich ergoß.

Ob Bürger, als er dies überſetzte, gewußt hat, daß Rollenhagen darin die Gegend von Alexisbad bis Aſchersleben beſchreibt, iſt ſehr zweifelhaft. Rollenhagen aber hat dieſe Verſe nicht verfaßt ohne genaue Kenntnis der Landſchaft, in welcher übrigens zu ſeiner Zeit der Name Alexisbad noch keineswegs vorhanden war. Wirklich floß die Selke zuletzt vom Harze in einen großen See, deſſen künſtliche Wiederherſtellung ſogar zuletzt die Nonnen des anhaltiſchen Kloſters Frohſe zu Bettlerinnen machte. Hatte Rollenhagen die Weſtſeite der Landſchaft im Froſchmäusler kurz beſchrieben, ſo ſchilderte Bürger ausführlichſt die Oſtſeite in „des Pfarrers Tochter von Taubenhain". Daß Pansfelde, welches allerdings nicht im Selkethale, ſondern in einiger Entfernung vom rechten Ufer desſelben liegt, „Taubenhain" iſt, beweiſt der Umſtand, „daß die Laube noch im Pfarrgarten iſt, auch das Plätzchen, auf welchem kein Gras wächſt, und der Unkenteich noch gezeigt wird." [3]) Trotz Benutzung der Lokalität iſt es doch erdichtet, daß Bürger die Pfarrerstochter zur Kindesmörderin macht. Auch weiſt das Kirchenbuch zu Pansfelde keine uneheliche Geburt einer Predigerstochter nach. Obgleich Bürger nicht (wie man aus Mißverſtändnis der Schrift von Karl Goedeke angenommen hat) erſt dadurch angeregt iſt, ſo hat doch auf die Ballade, wie ſie vorliegt, auch der Prozeß ſeinen Einfluß geübt, den er als Juſtizamtmann gegen Katharine Eliſabeth Erdmann aus Benniehauſen führen mußte, welche ihr Kind in der Nacht vom 5. auf 6. Januar 1781 ermordete. Mit dieſem Datum ſtimmt dann die bedenkliche Schilderung des vorhergehenden Zuſtandes der Wöchnerin überein, welche an Keckheit alles überſteigt, was von dieſer Art in den alten ſchottiſchen Balladen vorkommt, aber mit einer meiſterhaften Beſchreibung des Landlebens und der Jahreszeiten in Norddeutſchland in eine rührende Verbindung gebracht iſt. Der Kindesmord war an und für ſich zum Inhalt einer Volksballade, die ja mit der Mordgeſchichte nahe zuſammenhängt, ganz geeignet. So iſt die Arbeit trotz aller Hinderniſſe der echten Volksballade erſtaunlich nahe gekommen. Die Hinderniſſe beſtanden auch darin, daß das Gedicht wieder eine größere romanzenartige Kompoſition wie Lenore und der wilde Jäger — nicht wie die echte Volksballade ganz aus Einem Guſſe — war. Wie ſchwer mußte die gegen die Stellung des damaligen Adels gerichtete ſoziale Tendenz des Gedichtes im Volkstone durchzuführen ſein! Ein für die damalige Zeit außerordentlich charakteriſtiſches Bild zu dem Gedichte hat Chodowiecki gemacht. Die von ihrem Vater gemißhandelte Roſette tritt bei Nacht auf dem Falkenſteine in ein Zimmer. Der Junker, der noch vollkommen angekleidet iſt, empfängt die Unglückliche mit einem Windhunde, indem er ſie mit einer Kerze beleuchtet.

Da Strodtmann einen umfaſſenden Briefwechſel Bürger's herausgab, von welchem Karl Goedeke ſagte, er habe damit der Litteraturgeſchichte einen ſehr großen, Bürger ſelbſt aber einen ſehr ſchlechten Dienſt erwieſen: ſo zeugt es von der bedeutenden Umſicht, mit welcher Kürſchner die hiſtoriſch-kritiſchen Ausgaben in ſeiner „deutſchen Nationallitteratur“ leitet, daß er durch Aufnahme einer großen Teils auf dem Briefwechſel beruhenden neuen Lebensbeſchreibung Bürger's in dieſelbe einem dringenden Bedürfniſſe abgeholfen hat. Sauer hat überhaupt in der 125. Lieferung der Nationallitteratur als einer der beſten Kenner der deutſchen Litteratur des 18. und der auf ſie bezüglichen Arbeiten des 19. Jahrhunderts mit gewohntem Fleiße zuſammengerafft, was die nach dem Erſcheinen meiner Biographie Bürger's noch erſchloſſenen Quellen ergeben haben. Einiges iſt ihm allerdings noch entgangen. Indeſſen können trotzdem die von Sauer aus ſeinem Material abgeleiteten Urteile durch das, was etwa von ihm überſehen wurde, nicht mehr geändert werden. Auch ſind die ſittlichen Urteile ſtets mit der bei Bürger doppelt wünſchenswerten Beſtimmtheit ausgeſprochen. In dem Romane, zu dem der geiſtvolle Otto Müller Bürger's Leben ſchon vor dem Erſcheinen meiner Biographie Bürger's benutzte, war das noch keineswegs der Fall.

Strodtmann's 1,Aufſätze in der Gartenlaube 4) bezogen ſich auf Bürger's erſte und zweite Frau, die Töchter des Juſtizamtmanns Leonhart, alſo auf ſeinen Aufenthalt im Amte Altengleichen, ohne welchen er ſeine drei großen Romanzen und Balladen nicht hätte ſchreiben können. Man muß geſtehen, daß Bürger's Landleben ein äußerſt behagliches hätte ſein können. Durch den Juſtizamtmann

Leonhart wurde ihm ein Haus eröffnet, deſſen geſellige Verhältniſſe ſehr mannigfaltig und anziehend waren. Von Leonhart's beiden Töchtern, mit denen ſich Bürger verheiratete, beſaß die erſte jene vorzügliche Bildung, welche ſich eine Anzahl von Frauen des vorigen Jahrhunderts, die den großen Schriftſtellern nahe ſtanden, durch eigenes Verdienſt, Privatunterricht und Lektüre erworben hatten. Aber auch Molly kann nicht ungebildet geweſen ſein, denn ſie hat die Paſtellbilder ſelbſt entworfen, nach denen die Gartenlaube ihr und ihrer Schweſter Portrait veröffentlichte. Als Stiefkinder befanden ſich auch die Strecker'ſchen Kinder im Hauſe, welche katholiſch erzogen wurden. Der Ruf der jungen Damen war bis zu Bürger's Eintritt in das Haus der beſte und der der älteren Schweſter ſtets über jeden Tadel erhaben, was beſonders auffällt, wenn man mit dem nahen Göttinger Damenkreiſe einen Vergleich anſtellen will. Ihre Wirtſchaftlichkeit entſprach allerdings ihrem geringen Vermögen nicht. In dem flotten und gaſtfreien Leonhart'ſchen Hauſe wurde an die Zukunft nur wenig gedacht. Dies konnte indeſſen Bürger's Schuld nicht vermindern, welcher in die geſellſchaftlich ſo hoch ſtehende Leonhart'ſche Familie die Bigamie einführte, ſo daß Paſtor Zug wohl deshalb von der Kanzel zu donnern anfing. Bürger's Schuld würde allerdings ein wenig vermindert werden, wenn wirklich die erſte allzu duldſame Frau in Folge der Lektüre von Goethe's Stella ſich mit dem Gedanken an Bigamie befreundet hätte, wie Strodtmann meint.

In Bezug auf Bürger's dritte Ehe iſt es nicht leicht zu entſcheiden, wer recht und unrecht hat. Auf der einen Seite ſteht Bürger's grenzenloſer Leichtſinn. Zwei mehr als bedenkliche Einzelheiten, die durch den Briefwechſel bekannt geworden ſind (eine häßliche Äußerung nach dem Tode ſeiner Mutter und ſein frivoler Bericht über eine Nachtfahrt im Poſtwagen, der mit den Klagen um Molly's Verluſt nicht in Einklang zu bringen iſt), machen es unmöglich, in einer ſo bedenklichen Sache ohne große Vorſicht die Partei des Dichters zu ergreifen. Auch hat das „Schwabenmädchen" nach der Auflöſung der dritten Ehe Bürgers ſich durch patriotiſche Gedichte in den Freiheitskriegen und als Lehrerin der Schauſpielkunſt hervorgethan. Schiller empfahl ſie als Deklamatorin. Gegen Bürger's Nachkommen zeigte ſie ſich ſpäter wohlthätig, während Bürger bei der Eheſcheidung ihre Mitgift innebehalten hatte. Dennoch iſt ſie der ſchuldige Teil in dieſer unglücklichen Ehe, da Bürger ſie im Ehebruch ertappte. Am 8. Juni 1894 iſt Bürger 100 Jahre tot.

Anmerkungen.

1) Die gelehrte Sage leitete den Namen von dem Hirtengotte Pan ab. In einem mir von Herrn Göritz, Gründer einer Berliner ſtädtiſchen Bibliothek, gütigſt vorgelegten älteren Kartenwerke lautet der Name Panßfelde.

2) Nach den gefälligen Mitteilungen des Herrn Paſtors Zippel in Molmerſchwende war der Name des Dorfes bis zu Anfang dieſes Jahrhunderts in den Akten Molmerſchwende. So ſchrieb dann 1747 Bürger's Vater, 1777 Paſtor Gockingh (ohne Zweifel ein Verwandter des Dichters), 1788 Paſtor Schlegel und noch 1801 Paſtor Hobohm (mein Großvater) richtig Molmerſchwende und Paſtor Stürmer, der zwiſchen Schlegel und Hobohm dort Prediger war, vermutlich ebenſo. Heinrich Andreas Pröhle ſchrieb noch 1820 in den Kirchenbüchern des Dorfes richtig Molmerſchwende. Aber vielleicht ſprach Gottfried Auguſt Bürger in Göttingen ſelbſt zuletzt Molmerſwende und ſein Arzt und Biograph Althof ſchrieb 1798 in Bürger's mit lateiniſchen Lettern gedruckter Lebensbeſchreibung Wolmerswende. Auf Gußfeld's Karte vom Harz von 1808 ſteht richtig Molmerſchwende. Dagegen ſchrieb Paſtor Trude 1829 in den Kirchenbüchern Molmerswende und ebenſo ſteht in dem jetzt viel gebrauchten Ortslexikon von Rudolph, nach welchem der Ort 490 Einwohner hat. Die von Althof in der Litteraturgeſchichte und von Paſtor Trude wahrſcheinlich nur Althof's wegen in die Kirchenbücher eingeführte Schreibung Molmerswende iſt jedoch entſchieden falſch. Namentlich iſt an einen Genetiv Molmers nicht zu denken. Herr Paſtor Zippel ſchreibt mir: „Der Volksmund ſpricht Molmerschwenge (die Endſilbe ge nach Analogie von Kinger für Kinder, wie man hier ſpricht). Es endigen ſich hier eine Reihe von Dörfern auf —ſchwende, z. B. Braunschwende. Ein Dorf heißt geradezu Schwenda. Man ſchreibt aber amtlich jetzt Molmerswende.“ Dies ſollte doch aber der Ausſprache gemäß in Molmerſchwende zurückverwandelt werden, wie Bürger's Vater ſchrieb und das Volk noch jetzt ſpricht.

3) Worte in einem Briefe aus Pansfelde vom 28 Mai 1884. Es wäre intereſſant, wenn bewieſen werden könnte, daß der „Unkenteich“ dieſen Namen ſchon vor 1781 führte. In Niewegk und auch in anderen Gegenden ſind verſchiedene teichartige Lehmgruben, in welchen an Sommerabenden die „Unken“ ihre Stimme üben. Dieſe Rufe lauten „Unk! Unk!“ daher jedenfalls ihr Name. Die Unken bilden eine eigene Familie (Bombinatores) in der Ordnung der Froſchlurche (Anura). Dies ſpricht dafür, daß der Unkenteich bei Pansfelde dieſen Namen ſchon immer geführt und Bürger in dem Gedichte ſeine Heimat geſchildert hat, nicht etwa der Name Unkenteich mißverſtändlich aus der [illegible] auf den Harz übertragen worden iſt.

4) Die Bruchſtücke, welche Strodtmann aus Bürger's Biographie ſchon veröffentlichte (abgeſehen von dem, was Sauer kennt), ſtehen in der Gartenlaube Band XXI, S. 809—812, und Band XXII, S. 11—15, 42—44. Vor Jahren iſt von mir in der Sonntagsbeilage der Voſſ. Ztg ein angeblich aus dem Engliſchen überſetztes Gedicht mitgeteilt worden, welches den Verdacht erweckte, daß Bürger es fälſchlich als eine Überſetzung aus dem Engliſchen bezeichnete, weil er füglich in anderer Art es aus Rückſichten auf die damals in der That noch ſehr junge Molly nicht abdrucken zu laſſen wagte. Ferner bemerke ich, daß mir, nachdem ich in meiner in Dresden erſchienenen Biographie Bürger's eine Nachleſe zu Bürger's

Gedichten veröffentlicht hatte, ein Aufſatz über die Autoren des Muſenalmanachs zuging, welchen ich in Herrig's Archiv für 1858 abdrucken ließ. Der Aufſatz war nach den Papieren des Philologen Heyne (Bürger's Freund und Cenſor) von deſſen Sohne in Northeim entworfen, was mir erſt jetzt nach dem Tode des Verfaſſers jener von mir in Herrig's Archiv XXI, S. 57, ff. veröffentlichten „Zuſätze und Berichtigungen" zu ſagen erlaubt iſt. Dieſe „Zuſätze und Berichtigungen" zu meinem Leben Bürger's ſind nur mit den Worten „ſiehe Herrig's Archiv XXI, S. 57," citiert und es iſt ignoriert worden, daß meine Biographie Bürger's mit ihnen im engſten Zuſammenhange ſteht. Ebenſo ſind die vorſtehenden Aufſätze über Bürger bei ihrem erſten Abdrucke überſehen worden. Auch ein Verzeichnis des Heyne'ſchen Nachlaſſes ging mir bei jener Gelegenheit zu, welches ich noch veröffentlichen werde, da ich nicht ſehe, daß nach dem Tode des Amtmann Heyne in Northeim etwas daraus erſchienen, und da auch der Nachlaß in Dilthey's bekanntem Vortrage unerwähnt geblieben iſt. — Überſehen iſt auch mein Aufſatz „der Göttinger Dichterbund, Hölty und Gottfried Auguſt Bürger" in meiner Zeitſchrift „Unſer Vaterland", I, S. 401—412. Er enthält Mitteilungen nach den Angaben einer um 1860 noch lebenden Tochter Bürger's, auch folgenden oben S. 192, Z. 5 v. u., erwähnten bis dahin ungedruckten Brief Schiller's an Knebel: „Weimar, 8. Mai 1802. Eliſe Bürger bittet mich um eine Empfehlung nach Jena, wo ſie ſich in der Deklamation gern öffentlich hören laſſen möchte. Ich weiß ihr keine vollgültigere zu geben als an Sie, mein wertheſter Freund; ich weiß, daß in Ihrem Hauſe die muſikaliſchen Künſte geehrt und geſchätzt werden. Verſchaffen Sie ihr Gelegenheit ſich öffentlich hören zu laſſen und nehmen die verlaſſene Muſe in Schutz. Mit aufrichtiger Hochachtung der Ihrige Schiller." Der Aufſatz enthält auch ſonſt nicht bekannte Bilder.

E. Kneſebeck's Briefe an Gleim.

Aus der Zeit vom Feldzuge in die Champagne bis zum Raſtatter Congreſſe (1792—1798).

Als Seitenſtück zu Goethe's Campagne in Frankreich und Belagerung von Mainz.

Man kennt die ſtimmungsvollen beiden Schriften von Goethe, „Campagne in Frankreich“ (1792) und „Belagerung von Mainz“ (1793). Die nachfolgenden Briefe Kneſebeck's behandeln zunächſt dieſelben Themata, namentlich das erſte. Es hat einen eigenen Reiz, Aufzeichnungen eines der Feldherren der Freiheitskriege, wenn ſie auch eine frühere Zeit betreffen, mit denen eines Goethe zu vergleichen. Sie ſind der beſte Kommentar zu denſelben. An geſchichtlichem und kriegswiſſenſchaftlichem Werte würden ſie ihnen, wenn alle von Kneſebeck an Gleim und die litterariſche Geſellſchaft in Halberſtadt gerichteten Briefe vorlägen, weit voranſtehen. Kneſebeck, der jüngere Mann, verſteht zunächſt die Zeit beſſer als Goethe. Wer Sybel geleſen hat, wird manche der kühnſten politiſchen Phantaſieen des damaligen jungen preußiſchen Offiziers zu würdigen wiſſen, von denen ſich bei Goethe, dem Dichter, nicht einmal eine Andeutung findet. Einige kleine Sprachſchnitzer, die ſich in Kneſebeck's Briefen finden, ſind in Folgendem ſtillſchweigend verbeſſert. Sie waren bei Kneſebeck nicht wie etwa bei Blücher charakteriſtiſch.

Kneſebeck und Goethe ſprachen ſich beide über den Feldzug von 1792 nur mit Vorſicht aus. Goethe erzählt, daß der Herzog von Braunſchweig ihn als den bedeutendſten Zeugen der Vorfälle in der Campagne in ſeinem Urteile zu beſchränken und dadurch für ſich zu gewinnen geſucht habe. Kneſebeck ſcheint den Herzog gar der Verletzung des Briefgeheimniſſes beſchuldigen zu wollen. Vielleicht wurden eben durch das Öffnen der Briefe ſeine ſtrategiſchen Fähigkeiten zuerſt bemerkt, da ja ſeine Talente notoriſch ſchon in dieſem Kriege erkannt ſind. Schon damals wurde er zum Generalſtabe gezogen.

Bei den Unterſuchungen über die Farbenlehre, die Goethe in den

Kriegsbericht verwebt hat, wird dem Leſer faſt ebenſo bang zu Mute als es den Deutſchen 1806 geworden ſein mag, da ſie die Offiziere mit gefüllten Hühnerwagen und mit Klavieren in die Schlacht bei Jena ziehen ſahen. Übrigens ſtellt ſich Goethe ganz auf den Standpunkt des höfiſchen Geſchichtsſchreibers. Damit ſteht freilich ſein ganz abfälliges Urteil über die Emigration im Widerſpruch. Selbſt der Notable und „Ludwigsritter", bei welchem er ſich mit Gewalt einquartiert, gewinnt ihm nur ein Lächeln ab. Der Mann, ſchon früher Emigrant, tritt mit den deutſchen Truppen ſogleich wieder den Rückzug an. Dabei wirft er Goethe einen verächtlichen Blick zu und läßt ſich ſein kleines Bündel durch ſeinen Diener des Gedränges wegen auf dem Stocke vor oder nach tragen. Goethe deutet im Rahmen ſeiner Schrift über die Campagne in Frankreich dann ſelbſt noch an, wie er in dieſem Feldzuge die Eindrücke zum Bürgergeneral und den Geſprächen der Auswanderer empfing, wie aber dieſe Eindrücke doch zuletzt bis zur Darſtellung von Dorothea in Hermann und Dorothea geläutert ſeien.[1])

Es läßt ſich nicht nachweiſen, daß Goethe und Kneſebeck während des Feldzuges in perſönliche Berührung gekommen ſind. Unwahrſcheinlich iſt ihr damaliger Verkehr gerade nicht, wenn er auch in den mir von Kneſebeck, welcher als Mitglied der Halberſtädtiſchen litterariſchen Geſellſchaft vielleicht nicht ganz auf der Höhe der damaligen Litteratur ſtand, vorliegenden Briefen nicht erwähnt wird. Goethe erinnert ſich in ſeiner Schrift nicht bloß des preußiſchen Offiziers, der ſich rühmte, ihm oft als Page zu Weimar den Kaffee präſentiert zu haben. Er gedenkt auch ſeines Verkehrs mit den preußiſchen Offizieren von mehr äſthetiſcher als philoſophiſcher Bildung. Dieſe Stelle läßt ſich faſt nur auf unſere Halberſtadter deuten. In den nachfolgenden Briefen ſind nicht allein Kneſebeck's zum Teil gereimte Freundſchaftsergüſſe gegen Gleim durch Gedankenſtriche angedeutet, ſondern auch die Nachſchriften anderer Offiziere weggelaſſen, mit welchen man Gleim einen Veilchenkranz aus dem Felde überſandte. Jedenfalls ſtanden ſich das Halberſtädtiſche Regiment und das Aſcherslebiſche ſehr nahe. Zu dem letzteren hielt ſich Goethe, weil Karl Auguſt deſſen Kommandeur war. Beide Regimenter hatten nach Frankreich zunächſt denſelben Weg am nördlichen Harzrande hin zurückgelegt, der in Goethe angenehme Erinnerungen an ſeine Harzreiſe im Winter weckte und von dem er ſich gern erzählen ließ.[2])

Karl Friedrich Freiherr von dem Kneſebeck war am 5. Mai

1768 in Carwe bei Neuruppin geboren. Als junger Offizier bei dem Regimente des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig in Halberſtadt, wurde er Mitglied der litterariſchen Geſellſchaft. In ihr waren die letzten Sänger Friedrich's II., Gleim und Fiſcher, mit Gelehrten wie Nachtigal, dem erſten deutſchen Sagenſammler, und Streithorſt vereint. Die nachfolgenden Briefe ſcheinen in der litterariſchen Geſellſchaft vorgeleſen worden zu ſein. Einige zu ſcharfe Ausdrücke über die Franzoſen, die im Hauſe des Empfängers gemildert ſind, werden auch hier in der milderen Form abgedruckt.

Aber nicht Kneſebeck, ſondern Gleim erweiſt ſich in ſeinen Briefen als unbedingter Feind der Revolution. Seine Briefe, obgleich ich ſie nicht mitteilen will, beweiſen meine ſchon früher ausgeſprochene Behauptung, daß Gleim während ſeines Greiſenalters im ſteten Verkehr mit dem Hofe, dem Adel, der Büreaukratie, aber auch mit dem Volke, zuerſt die Ideeen entwickelte, die nach ſeinem Tode von Jahn und Körner vorgetragen wurden. Aus einer der Briefſtellen klingt der Proteſt des Arndt'ſchen „o nein, o nein, o nein!", auf eine an Niklas Becker's „Sie ſollen ihn nicht haben" erinnernde Art heraus.

Kneſebeck wollte von 1792—1798 noch auf den Friedericianiſchen Traditionen fortbauen. Der volkstümliche Standpunkt Gleim's lag ihm noch fern. Aber auch von der ſtrengeren Regierungspartei unterſchied er ſich durch ſeinen Liberalismus und durch die Thatkraft, welche er noch ohne eigentlich deutſchen Inhalt als einen deutſchen Chauvinismus von mehr negativem Urſprunge der franzöſiſchen Thatkraft entgegenſtellen wollte. Doch ich komme auf Kneſebeck am Schluſſe mit einigen Worten zurück und laſſe zunächſt ſeine ungedruckten Briefe aus dem Gleim'ſchen Familienarchive in Halberſtadt folgen:

Fritzlar,*) den 29. Juny 92.

„Erſt heute, lieber Alter, kann ich mein Verſprechen halten, und Ihnen einige Nachrichten von unſerem Marſche mittheilen. Sie werden ſchelten, daß es erſt von hier aus geſchieht, aber wahrlich, ich hatte bisher keine Zeit. Die Stunden eilen immer beflügelt aus unſeren Händen und am ſchnellſten aus der Hand des Reiſenden, der in einer ſo großen Geſellſchaft von Dorf zu Dorf und von einer Stadt zur andern wandert. Wer hier an jedem Orte immer alles Merkwürdige ſehen, und dennoch ſeine Pflicht dabei nicht vernachläſſigen will, hat alle Hände voll zu thun. Ermüdet kommt man in ſein Quartier, heute vom Regen durchnäßt, morgen von der Hitze bald gedorrt, und oft eh' er ſich noch der naſſen Kleider erledigt, ruft ihn die Pflicht ſchon wieder fort zu Geſchäften. Will er ſich nun noch etwas beſehen, ſo iſt der Tag ihm entwichen, und in den wenigen Stunden des Nachts verlangt die Natur ihr Recht, um 10 Uhr fallen die Augen ihm zu. Nur dann, wenn die Pflicht ihn wachen läßt, wie es bei mir heute der Fall iſt, hat er Muße, auch der Freundſchaft zu huldigen, und bei dem Andenken an ſeine Freunde bleibt er munter und wach. Auch von meinen Augen ſoll dies Andenken heut die Mohnenblätter fern halten, womit der Gott des Schlafes alle Müden ſonſt deckt, und ich will Ihnen erzählen, wie gut oder übel es uns bisher auf unſerem Marſche ergangen iſt, überzeugt, daß der alte Grenadier den wärmſten Antheil daran nimmt, wie es ſeinen Kindern ergeht. Fangen wir allſo von Halberſtadt an und fahren ſo fort. Ohne Abſchied bin ich von Ihnen gereiſt, aber nicht ohne Ihr Andenken, und Sie ſind nicht ohne das meinige zurückgeblieben, dies mag Ihnen dieſer Brief beweiſen, und deswegen ſind Sie der Erſte, dem ich ſchreibe. Welch' ein Wetter wir den Morgen hatten, wiſſen Sie, der Himmel war trübe, wie die Augen unſerer lieben Zurückgelaſſenen, und den andern Tag ergoß er ſich in ſtrömendem Regen und machte ſich Luſt durch ihn, wie die ſorgenſchwangeren Seelen unſerer Lieben durch die Thränen in ihren Augen entrannen. Wir glaubten in dem dicht zuſammengedrängten Regen ſie wieder zu erblicken, und traurig durch das Bild, und den zweiten ſehr ermüdenden Marſch, auf welchem auch kein Faden trocken an uns blieb, erreichten wir mit ziemlich misvergnügten Geſichtern die Thore von Goßlar, deßen gutmüthige Bürger uns Freuden genug vorbereitet hatten, unſern Mismuth in Frohſinn umzuwandeln. Vorher ſchon brach die Sonne durch die finſtere Wolken und erleuchtete uns ein Thal, ſo ſchön wie der Harz es nur hat. Die Wolken hatten ſich eben etwas aus demſelben in die Höhe gezogen, und man ſahe frey in ſelbigem die Oker*) ſich durchſchlängeln und an ſelbiger, ſo wie das Auge es zwiſchen den Bergen hin verfolgen konnte, die ſo ſchön daher ſchimmernden, und die Betriebſamkeit der Einwohner ankündigenden Schmelzhütten, die das Erz von den Bergwerken auf dem Rammelberge hier ſogleich verarbeiten. So ſchön dieſer Anblick war, ſo ward er doch von wenigen bemerkt, man war noch zu ſehr mit den ausgeſtandenen Unanehmlichkeiten beſchäftigt, und achtete des Winkes nicht, den der Himmel uns gab, daß die Sonne auch durch die dickſten Wolken ſich Ausſichten bricht. Erſt als uns Goßlar ſeine Thore öffnete, die es, um das Recht der freyen Reichsſtadt zu zeigen, bisher verſperrt hatte, um anzudeuten, daß es uns den Durchmarſch zu verweigern das Recht hätte,[5]) — und wir nun in ſeine Mauern einzogen, und einen jeden ſein Wirth mit freundlichen Geſicht und biederen Handſchlag bewillkommete, da vergaß auch der Müdeſte die ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten, und man hörte wieder Geſang in den Häuſern, und merkte die Freude in den Herzen. Und was vergißt auch der Soldat nicht, heißt ein freundlicher Wirth ihn willkommen und lacht ihm ein Mahl auf dem Tiſche! Und wie ſchon geſagt, das Regiment hatte hier eine Aufnahne, wie es ſelbige noch nie gehabt hatte. Wir bedauern alle, bey dieſen gutmüthigen Leuten nicht länger verweilen zu können, und unſern angenehmen Aufenthalt hier mit Seeſen[6]), unſerm Quartier, den 22. vertauſchen zu müſſen. Den 23. marſchierten wir bis Nordheim, einer Stadt in einer ganz angenehmen Lage, aber ſonſt ohne Merkwürdigkeiten, an der Ruhme, einem kleinen Flüßchen, das bald darauf mit mehreren Bächen vereinigt die Leine bildet. Den 24. war Ruhetag dort und den 25. kamen wir auf die Dörfer in der Nähe von Göttingen, deßen Nähe ich benutzte, um ſeine Merkwürdigkeiten zu beſehen. Der Doktor Reinhard hatte die Güte uns herum zu führen und die Zeit entfloh dabei ſo geſchwind, daß mir kaum einige Minuten übrig blieben, um den alten Käſtner, Heyne und Bürger[7]) perſönlich kennen zu lernen. Alle drei, wie auch Reinhard,[8]) empfehlen ſich Ihnen, lieber Vater, beſtens, und freuten ſich herzlich zu hören, wie wohl und munter Sie noch wären. In dem größten Platzregen ging es nun von hier wieder weiter zurück nach unſern Quartieren, das ich in dem Dorfe Parenſen hatte, merkwürdig das deßen mehrſte Bauern lauter Edelleute ſein wollten, und ſo das Dorf beinahe lauter Herrn v. Rodens hatte, die man weder durch Geiſtescultur, noch durch Sitten dafür erkannte, ſondern die ſich alle es für eine große Ehre ſchätzten, ihren Acker ſelbſt zu bebauen, und ſich alſo auch nicht einmal durch ihren Müßiggang als Edelleute ankündigten. In eben dem Regen, in welchem ich meine Hütte den Abend vorher erreicht hatte, brachen wir nun alle den 26. weiter nach Hannöverſch Münden hin auf. Eine Gegend, ſo ſchön, wie ich ſie bis jetzt nur geſehen habe, die recht dazu gemacht ſchien, uns auf die ſchönſten Naturſcenen Deutſchlands am Rheine vorzubereiten, und uns allmählich hinein zu führen und immer die Aufmerkſamkeit und die Erwartung höher zu ſpannen, wie ein guter Erzähler die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer immer mit wachſendem Intereſſe hinzuleiten weiß. In

Münden war den 27. Ruhetag und den 28. ging der Marſch auf die Dörfer in der Nähe von Caſſel, wo die Zeit bei unſerem Durchmarſche mir nur erlaubte, das Muſeum und den Springbrunnen auf dem Weißenſtein zu beſehen. Letzteres iſt gewiß einzig in ſeiner Art und wirklich ein großes Schauſpiel, was Natur und Kunſt zuſammen vereint einem darbieten. Den 29. ging unſer Marſch von der Gegend um Caſſel bis hierher, wo wir heute, als den 30. Ruhetag haben, von deſſen Merkwürdigkeiten ich aber bis jetzt noch nichts weiter ſagen kann, als daß die Stadt an Chur-Mainz gehört und ſehr altväteriſch gebaut iſt, und auch ſelbſt ſehr alt ſein ſoll. Unſere Burſche ſind munter und wohl und ſingen und laſſen es ſich wohl ſein. So iſt der Geiſt der meiſten; einige machen darin eine Ausnahme, dies war der Fall mit zwei Hohenſteinern von der Grenadier-Capit. Below-Compagnie und einem Ungar von der Leibcompagnie, denen es nicht mehr gefallen hat, mitzugehen und die deſertirt ſind, ohneractet der Ungar einen Thaler Zulage monatlich vom Herzog hatte, und ſich hier ganz wohl zu befinden ſchien. Auch haben wir bereits einen Bleſſirten, der zwar nicht von eines Franzoſen Hand verletzt iſt, ſondern durch ſeine eigene Unvorſichtigkeit in das Bajonett gefallen und ſo gefährlich verwundet iſt. So, lieber Alter, geht es bis jetzt auf unſerem Marſch, doch kommen uns ſchon die Hiobsnachrichten von der theuren Zeit bei Coblenz durch die zurückkommenden heſſiſchen Beurlaubten entgegen. Indeſſen hoffen wir, es ſoll ſo ſchlimm nicht ſein. Gedenken Sie indeß fleißig unſrer. Empfehlen Sie mich, wenn ich bitten darf, Ihrer Familie, Fiſcher, Nachtigal, Streithorſt, Tiedge, Lukanus, und was noch ſich meiner entſinnt, und theilen Sie Fiſcher einige Nachrichten von uns mit, denn ich glaube, ſie werden ihm angenehm ſein. Und jetzt mein herzliches Lebewohl, und für heute genug, lieber alter Vater. Gleißenberg, Wedell, Dewitz empfehlen ſich Ihnen. Niemand aber liebt und verehrt Sie mehr als

Ihr Ihnen mit ganzem Herzen ergebener
Kneiſebeck."

im Lager zu Rübenach, 1 Meile von Coblenz,
den 25. July 1792.

„Recht lange, lieber Alter, habe ich nicht geſchrieben, und doch ſind Sie der Einzige, der mir bis jetzt von Halberſtadt aus geantwortet hat, und ſo bald, und ſo herzlich und ſo warm wieder geſchrieben, daß ich mich über Vater Gleims lieben Brief recht herzlich gefreut habe, und ihm noch jetzt recht innig meinen Dank dafür ſage. Und hierbei noch zugleich meinen herzlichen Dank für die gütige Empfehlung in Marburg[9]). Schulenburg, Wedell und ich haben dort gemittagt, Freytag iſt auch mit da geweſen, und die liebe Preußin hat uns ſo liebreich, ſo herzlich aufgenommen, ſo trefflich bewirthet, daß uns Vater Gleims Geiſt in dem ganzen Hauſe umwehte. Wirth, Wirthin und Kinder, alle waren ſo recht ein Geiſt und eine Seele, und zwar ſo recht alt brandenburgiſch, wie unſere lieben Voreltern alle. Unſern Gruß an ſie, wenn Vater Gleim ſeiner Nichte ſchreibt, und noch einmal im Namen aller unſern herzlichen Dank. Wie wir von dort durch das Naſſauiſche über den Weſterwald nach den Nektar gebenden Rheinufern marſchirt ſind, und in Vallendar, ½ Meile von Coblenz, vom 11. bis zum 19. geſtanden haben, werden Sie ſchon wiſſen. Die ſchöne Ausſicht vergalt uns, was uns an Bequemlichkeit abging, und ſelbſt vergaßen wir darüber, daß wir an den Ufern des Rheins den ſchlechteſten Rheinwein tranken, den man nur genießen, ja, kaum genießen kann. Coblenz[10]) hat die ſchönſte Lage, die man nur ſehen kann. Die ſtille Moſell und der ehrwürdige Rhein vereinigen ſich hier und machen ein Paradies aus der Gegend. Dieſſeits des Rheins liegt die Feſtung Ehrenbreitenſtein auf einem hohen Felſen beinahe wie Silberberg[11]) aufgethürmt und commandirt Moſell und Rhein; über erſten geht eine Brücke von vielen Schwiebogen von Coblenz aus nach der Gegend von Lothringen zu. Links liegt an den Ufern des Rheins das neu erbaute prächtige Schloß des Kurfürſten, etwas rechts die Stadt ſelbſt auf der Erdzunge, zwiſchen Moſell und Rhein, und über letztere geht von der Feſtung aus eine fliegende Brücke immer hinüber und herüber. Doch reicht jetzt dieſe bei weitem nicht zu, alle Hinüberwollenden hinzuſchaffen. Eine Schiffsbrücke iſt daher noch tauſend Schritte links daneben geſchlagen, und eine Menge Kähne ſind dennoch immerwährend beſchäftigt, hin und her zu rudern. Das iſt hier ein Leben und eine Thätigkeit und ein Wimmeln auf dem Fluſſe und ein Sprechen und Schreien von Franzoſen und Deutſchen durch einander, daß man denkt, man iſt in dem alten Tyrus oder Karthago, oder zum wenigſten in London oder Amſterdam. Nun ſchifft man hinüber und befindet ſich nur in einer nicht ſonderlich großen, nur mittelmäßig gebauten Stadt, die zwar einigen Handel wegen ihrer Lage hat, der aber der Krieg für jetzt nur das große Leben mittheilt, das er überhaupt in den menſchlichen Geſchäften bringt. Man geht in ſelbigen umher und glaubt ſich nach Frankreich verſetzt, ſo wimmelt es von franzöſiſchen und franzöſirten Herren und Frauen allhier. Fürchterliche Schwerdter an der Seite ziehen einige gar leichtfüßige und behende Figürchen auf den Straßen umher und erhitzen ſich über dies und jenes und drohen ganz Frankreich zu verwüſten und fliegen auseinander, und wünſchen ſich zum Abſchied ſich in Paris wieder zu ſehen. So in Coblenz, will man den ganzen Wirrwar auf einmal ſehen, ſo kehrt man in Hôtel de Trève ein und geht, um den Tag ſchön zu beſchließen, in dem Schloſſe umher und beſieht die neu möblirten Stuben und die Kapelle des Churfürſten. — — — Seit vorgeſtern iſt der König hier und cantonniert in Schoenbornluſt, ein Luſtſchloß des Churfürſten, $^1/_2$ Meile von hier, und wir freuen uns über ſeine Gegenwart und Thätigkeit. Den Morgen um $^1/_4$4 kam er, um 6 ſchon war er auf und um 9 ſchon im Lager und beritt ſolches. Heute hat er ganz zu Fuß über den rechten Flügel der Armee Speial-Revue gehalten, und morgen geſchieht ſolches über den linken Flügel. So, lieber Vater Gleim leben wir jetzt hier in unſerm Lager, in dem wir jetzt mit allem Nöthigen verſehen ſind, in dem es aber die erſten Tage, ehe die Landleute ſich in ſelbiges herein wagten, nichts wie Commisbot und Waſſer gab. Indeß das achtet der Soldat nicht, wir ſind doch froh und bei guter Geſundheit. Wie lange wir noch hier bleiben, wiſſen wir nicht, geſtern iſt ein Courrier von unſerer Seite nach Paris abgegangen, und man vermuthet, daß er den König zu einem Congreß einladen wird, kommt er, ſo ſuchen wir mit ſeiner Genehmigung Ruhe zu ſtiften, und der executiven Macht Gewalt zu verſchaffen. Kommt er nicht, ſo wird dies angeſehen, als wenn er nicht frei iſt, und wir ſuchen ihn zu befreien, und gehen alsdann wahrſcheinlich über Trier durch das Luxemburgiſche nach Lothringen. Und bis dahin à Dieu, lieber Alter, tauſend Grüße von all' Ihren lieben Kindern und von mir an Ihr Haus, Benzler,12) Tiedge, Schmidt, Fiſcher, Nachtigal, Streithorſt, Lukanus von Ihrem Sie herzlich liebenden Kneſebeck."

im Lager vor Longwy, den 28. Auguſt 92.13)

„Morgen marſchieren wir weiter von hier, lieber Alter, vermuthlich nach Verdun zu, und ſo ferner nach den unruhigen Tollhäuſelern von Paris hin, um ihnen die Köpfe wieder zurecht zu ſetzen, die ihnen ſo verrückt ſind. Geſtern bin ich in Longwy geweſen, und dachte auf Beute für Sie, damit der alte preußiſche Grenadier nicht zu kurz kommen möchte bei den Eroberungen, die ſeine Kinder hier für den König der Frankreicher machen, und ſiehe, was ſich mir darbot, war nicht was von dem Wein, oder Fleiſch, oder Gemüſe aus jenen gefüllten Magazinen, nein, war dieſe Freiheitsmütze der Jakobiner, die ſo viel Unruhen in dieſem Reiche angerichtet haben, die ich für ihn erſtand. Ja, lieber Gleim, dieſe Jakobiner-Mütze, roth wie die blutgierigen Herzen derer, die ſie erfanden, dieſe iſt es, die ich als Beute für Sie von dem eroberten Longwy erobert habe. Und was könnte einem wahren Weiſen eine angenehmere Beute ſein, als das Feldzeichen der ſchwärmeriſchten Tollheit. Ja, deßen Herz für wahre Freyheit fühlt, wird um ſo mehr die falſch verſtandene Freyheit, oder richtiger den Despotismus von Tauſenden unter dem Deckmantel der Fahne mit dem Hut oder Mützen verachten, der ärger drückt wie der Despotismus der einzelnen Monarchen. Ja, lieber Gleim, ſo iſt dies der Fall hier mit Frankreich und wir alle freuen uns unſerer Beſtimmung, die vielleicht dieſen Millionen, die verloren, Ruhe und Glückſeligkeit wieder giebt. Mögen auch manche Opfer dabei von beiden Seiten fallen, die gute Sache gewinnt offenbar dadurch, denn jetzt bin ich überzeugt, daß man für die Mittelſtraße der Gegenwart und Vergangenheit wählen wird, und weder die jetzige Anarchie noch den vorigen Despotismus wieder herſtellen wird. Übrigens aber, lieber Alter, glaube ich, daß die mehrſten Auswärtigen von dem jetzigen Frankreich einen falſchen Begriff haben, ich zum wenigſtens glaubte, hier wüſte Felder und arme Dörfe zu finden, und es iſt gerade das Gegentheil, nie ſah ich ein bebauteres Feld, nie wohlhabendere Dörfer von außen. Das genauere Innere zu unterſuchen, habe ich bis jetzt noch keine Zeit gehabt, indeß glaube ich, daß es dem Äußern in der Hauptſache entſpricht, wenn man den Reichthum und die Glückſeligkeit nicht nach der Menge des Geldes, ſondern nach der Beſchaffenheit und der Zahl der wahren Güter ſchätzt. So weit wie wir jetzt in Lothringen vorgedrungen ſind, ſo iſt es eins der wohlhabendſten Länder, die man ſehen kann. Das ſchlimme Wetter verfolgt uns leider noch immer, und wir leiden durch daßelbe mehr wie durch den Feind, denn die ganze Wegnahme von Longwy[14] hat uns nicht mehr wie drei Mann gekoſtet. Bey den jetzigen Unruhen vermuthe ich, wird die National-Verſammlung bald ſelbſt auf unſerer Seite treten, wie der größte Theil der Nation es im Grunde des Herzens ſchon iſt. Die Dörfer halten uns am mehrſten auf, und beynahe ebenſo viel wie die Feſtungen, weil jedes Dorf doch ein Commando Huſaren verlangt, ehe es ſeine

Waffen übergiebt. Von den vielgeprieſenen großen Haupt-Armeen ſind wir noch nichts gewahr geworden, und es ſcheint beinahe, als wollten ſie uns keinen Widerſtand thun. So viel, lieber Vater, von unſeren Kriegsbegebenheiten hier in dieſem franzöſiſchen Theile Deutſchlands, wo man aber ſchon, ohne Franzöſiſch zu können, nicht zurecht kommt. Jetzt noch zu den Angelegenheiten der Freundſchaft, und da zuerſt eine kleine Erinnerung, daß Vater Gleim ſeit dem 4. July mir nicht geſchrieben hat, und mich ſchon lange nach ſeinen Nachrichten dürſtet, wie den einſamen Wanderer in der Wüſte nach einer alten Bekanntſchaft aus dem Vaterlande. Und wahrlich, uns geht es hier wie den Kreuzfahrern in Paläſtina, ganz abgeſchnitten von unſerer Mutter-Zone, umgeben von Leuten, die uns nicht verſtehen, wenn wir unſere Mutterſprache mit ihnen reden, und ebenſo unbekannt mit dem waren Zwecke unſeres Krieges, wie jene unſerer Vorfahren[15]) es waren. Vielleicht allein mit dem Unterſchiede, daß jene öffentlich für die Religion fochten, die in Rom ihren Sitz hat, und wir mehr im Verborgenen und nicht ſo öffentlich wie jene. Und hiermit à Dieu, lieber Alter. Tauſend Wünſche für Ihr Wohl und Ihrer ganzen Familie. Mein Bote will nicht länger warten. Die Jakobinermütze bitte ich als Zeichen der menſchlichen Verirrung, und als in dieſer Rückſicht auch für die Weiſen des Landes merkwürdig, der literariſchen Geſellſchaft mit einer Empfehlung von mir vorzuzeigen, und ſie ſodann als ein Andenken der Revolution unter die Antiquitäten zu verwahren. Wenn ſie Rückerinnerungen an mich gewähren, ſo mag ſie es nur in der Rückſicht thun, daß ſie einen Beweis giebt, daß ich auch in der Ferne an Halberſtadt's edle Freunde zurück dachte, und an keinen mehr, wie an meinen lieben Gleim,

Kneſebeck."[16])

Im Lager bei Verdun, den 3. September 1792.[17])

„Die größten Schwierigkeiten ſind gehoben, zwei Feſtungen ſind in unſeren Händen. Es hält uns nichts mehr auf, gerade nach Paris zu gehen! Gewiß, die Franzoſen werdens nicht beſſer machen, als die Beſatzung jener beiden Feſtungen, ſie werden ſich ergeben, und die ganze Sache iſt nächſtens aus! Bei Precourt[18]) nahm ich auf einen Tag Urlaub nach Longwy. So klein die Stadt iſt, ſo feſt iſt ſie dennoch, und ſie hätte ſich lange gegen unſere Armee halten können, aber die Bürgerſchaft zwang den Commandanten, ſich zu ergeben. Nur eine Nacht iſt ſie bombardirt worden, indeſſen unſere Bomben haben großen Schaden gethan, und die Scene ſoll fürchterlich in der Stadt geweſen ſein! Der zweite Commandant hat ſich erſäuft und der Beſatzung iſt von unſerer Seite bewilligt worden, abzuziehen, aber ſie hat vorher die Waffen abgeben und ſchwören müſſen, in Jahresfriſt nicht wieder gegen uns zu dienen. Zu Gefangenen ſie zu machen, wäre leicht geweſen, allein es iſt uns nicht daran gelegen, dergleichen Geſindel zu ernähren. An demſelben Tage, da ich zu Longwy war, kam auch der Bruder des Königs von Frankreich dahin. Die Bürgerſchaft empfing ihn mit einem Vivat und Jubelgeſchrei und brachten ihm einen grünen Lorbeerbaum. Alles trug weiße Cocarden, und die Nationalcocarden wurden im Abgrund verwünſcht. Überhaupt muß ich hierbei ſagen, daß die Franzoſen wirklich eine äußerſt leichtſinnige, niederträchtige Nation ſind. Heute vergöttern ſie den, den ſie geſtern ermorden wollten. Ich aß zu Longwy theuer und ſchlecht und hatte an dieſem Tage zugleich das Vergnügen, die ganze öſterreichiſche Armee, die unter dem General Clairfait auf der anderen Seite von Longwy ſtand, in ihrer größten Parade unter Gewehr zu ſehen. Ein Huſaren-Regiment unter ihnen war wirklich ſehr ſchön. Die ungariſchen Grenadiere waren vortrefflich, indeſſen hat mir doch manches nicht gefallen, und ich möchte nicht tauſchen. In dem Lager bey Precourt blieben wir bey beſtändigen Regenwetter noch einige Tage ſtehen. Das war ein Koth und Moraſt im Lager, denn der Boden iſt thonartig. Man blieb bei jedem Schritte ſtecken. In dieſer Witterung brachen wir auf und marſchierten in ein neues Lager bei Chatillon. Unſere Leute ſagten, dies ſey ihr ſauerſter Marſch geweſen. Indeſſen wir überſtanden es, und was das Beſte war, das Wetter klärte ſich auf. Den anderen Tag hatten wir bei entſetzlicher Hitze einen ſtarken Marſch bis ins jetzige Lager, eine halbe Stunde von Verdun. Dies iſt eine ungleich größere Stadt als Longwy, ohngefähr, wo nicht größer als Halberſtadt und ſehr ſtark befeſtigt. Von der franzöſiſchen Armee hat ſich noch kein Mann ſehen laſſen, und wir wiſſen ſelbſt nicht, wo Luckner[19]) ſteht. So viel iſt gewiß, daß man uns auf dem hieſigen Terrain die Einnahme von Verdun[20]) hätte ſehr ſchwer machen können. Die ganze Gegend iſt von Anhöhen umgeben, auf welchen eine Armee die Feſtung hätte vortrefflich decken können. Aber, wie geſagt, kein Mann läßt ſich ſehen. An demſelben Tage wurde die Feſtung aufgefordert, allein der Commandant ſagte, er würde ſich bis auf den letzten Mann wehren. Indeſſen iſt man doch gegen den von uns abgeſchickten

Offizier ſehr artig geweſen, hat ihm ein hübſches Dejeuner vorgeſetzt, auch dem König aus der Stadt Melonen und andere Früchte geſchickt, die er aber nicht angenommen hat. Den Officier hat man mit verbundenen Augen in die Stadt geführt, und unterwegs ſind eine Menge Bürger zu ihm gekommen, die ihm die Hände gedrückt und zugeflüſtert haben, daß ſie ſich gern ergeben wollten, wenn nur der Commandant dazu zu bringen wäre. Den Tag darauf wurde Anſtalt zum Bombardement der Stadt gemacht. Die Feſtung feuerte unaufhörlich, aber kein Mann von unſerer Armee iſt getroffen worden. Die Stadt wurde eingeſchloſſen und gegen Abend vier Batterien etablirt. Unſer Grenadierbataillon mußte zur Bedeckung der einen auf den Berg, der gerade vor der Stadt eine Viertelſtunde von unſerem Lager liegt. Hundert Mann wurden zu gleicher Zeit mit Spaten und Schaufeln beordert, um einen Graben aufzuwerfen. Gegen 11 Uhr Nachts war alles fertig. Die Grenadire gingen in den Graben in einem Gliede. Die Schützen aber und noch einige 20 Mann unter Lieutenant von Knorr und von Dolffs mußten mehr den Berg hinunter vor die Stadt. Ich und noch mehrere Officiere gingen auch hin auf den Berg, um das Schauſpiel mit anzuſehen. Um 12 Uhr ging das Bombardement an. Es iſt das ſchönſte Schauſpiel, das ich in meinem Leben geſehen habe. Die Nacht war Mondhell und kein Lüftchen rührte ſich. Plötzlich ging das Bombardieren aus allen vier Batterien mit glühenden Kugeln an. Wie prächtig es ausſieht die Menge Feuerbälle zu ſehen, die mit der größten Schnelligkeit die Luft durchſchneiden, iſt nicht zu beſchreiben. Etwas zu weit waren unſere Batterien gerichtet, denn die meiſten Kugeln erreichten ihr Ziel nicht. Zuletzt aber zündeten unſere Haubitz-Granaten, und es entſtand an drei Orten ein ſehr großes Feuer. Die Verwirrung ſoll ſchrecklich in der Stadt geweſen ſein. Man feuerte ſehr ſtark aus der Stadt mit 24pfündigen Kanonen und Bomben, allein keine einzige Kugel kam auf den Berg, wo wir ſtanden, ſchlugen hingegen unter uns in denſelben. Indeſſen iſt doch zu verwundern, daß kein Mann von dem Commando des Lieutenant v. Knorr und v. Dolffs getroffen iſt. Gegen 5 Uhr Morgens ging ich nach dem Lager zurück und ſchlief unter dem Donner der Kanonen recht ſanft. Unſere Grenadiere hatten einen ſauren Tag, ſie mußten 24 Stunden in dem aufgeworfenen Graben bleiben. Der Herzog ſorgte für Lebensmittel und ſchenkte ihnen ein Faß Wein. Am Tage waren unſere Batterien ſtille, aus der Stadt aber wurde, wiewohl ohne Wirkung, geſchoſſen. Zuletzt aber brachten ſie doch an 5 Kugeln über den Berg, wo die Grenadiere waren, und die eine iſt nicht zehn Schritt vom König, der ſich bey den Kanonen hingeſetzt hatte, in die Erde geſchlagen. Der König reitet darauf an die andere Seite der Stadt, da iſt daſſelbe geſchehen. An dieſem Tage wurde die Stadt zum zweiten Male aufgefordert. Der Commandant bat ſich 24 Stunden Bedenkzeit aus. Man bewilligte ſie ihm. Da er aber den anderen Tag lauter Winkelzüge machte, ſo wurde ihm von unſerer Seite alles rund abgeſchlagen, und neue Anſtalten zur ferneren Belagerung gemacht. In der folgenden Nacht ſollten ſämmtliche Batterien näher an die Stadt rücken, auch waren wieder 100 Arbeiter beſtellt, neue Graben zu machen. Von jedem Regiment ſollte auch eine ſtarke Bedeckung von Schützen und Gemeinen mitgehen. Lieutenant von Diezelsky und v. Dewiz waren ſchon dazu beordert. Aber auf einmal kam die Nachricht, die Feſtung habe ſich ergeben. Der Commendant, heißt es, hat ſich erſchoſſen. Wäre das zweite Bombardement vor ſich gegangen, ſo hätte es mehr Menſchen gekoſtet, weil unſere Leute der Stadt näher rucken mußten. Von unſerer Seite iſt vom Regiment von Könitz der Feldwebel todt geſchoſſen, und zwei Mann ſind verwundet worden. Sonderbar iſt es, daß in der Stadt nur ein Einziger verwundet worden iſt, und gerade ein Abgeſchickter von der National-Verſammlung, der erſt den Tag vorher mit Befehlen von Paris angekommen war. Beide Beine ſind ihm abgeſchoſſen. Wie ich eben höre, ſo beſteht die Beſatzung aus lauter Canaillen, ſie haben die in der Stadt befindlichen Magazine zerſtört, damit wir nichts davon nutzen ſollten. In Longwy fanden wir ein ſolch anſehnliches Magazin, daß Preußen und Oeſterreicher davon gewannen. Wie lange wir hier noch ſtehen, iſt ungewiß. Lange wird's nicht dauern, denn wir gehen, wie man allgemein ſagt, gerade nach Paris und dem Herzog wird daran gelegen ſein, noch vor dem 20. dieſes daſelbſt anzukommen, weil an dieſem Tage der National-Convent daſelbſt iſt. Wir werden wahrſcheinlich daſelbſt präſidiren. Bis Paris hin haben wir keine Feſtung mehr außer Chalons, welches aber nur einen Wall hat, wie Halberſtadt. Die Bauern bringen jetzt häufig Lebensmittel, und da alles Plündern gänzlich aufgehört hat werden ſie dreiſter. Freilich iſt alles theuer, aber ſo arg doch nicht, als man es bei Euch macht. Das Dutzend Eier 4 Groſchen 9 Pfennige, das Pfund Rindfleiſch 2 Groſchen, das Pfund Kaffee 10 Groſchen, und das Pfund Zucker 12 Groſchen. Die Diarrhoeen reißen ſehr bei der Armee ein, wahrſcheinlich von den vielen Kartoffeln verurſacht. Sonſt herrſcht keine Krankheit bei uns, ich kann auf Ehre verſichern, daß wir keinen einzigen beim Regiment haben, der eine galante Krankheit hätte. Auch von den anderen Regimentern habe ich dies gehört. Aber in Halberſtadt verſteht man ſich aufs Lügen! Geſtern iſt ein Knecht vom Reg. von Badberg in der Maas beim Tränken der Pferde ertrunken. Der Fluß iſt nicht breit, hat aber viele tiefe Löcher.

Alle Tage ſchleppen unſere Huſaren Fahnen und Nationalgardiſten zuſammen. Ou vaincre ou mourir ſteht auf den meiſten Fahnen. Geſtern brachte man zwei Offiziere der Nationalgarde, wovon der eine ein Fleiſcher und der andere gleichfalls ein Handwerker war. Aber gewiß, ſie hatten den vornehmſten Anſtand, ſowie dies hier beinahe bei jedem Bauer der Fall iſt. Sie machten ſaure Geſichter, als ſie auf der Brandwache in ein Soldatenzelt kriechen mußten. Waſſer wollten ſie nicht trinken, ſondern Wein, aber ſie werden es ſchon lernen. Soeben erfahren wir, daß geſtern Abend der Lieutenant Graf Henkel vom Koeler'ſchen Huſarenregiment[71]) zu Verdun vom Fenſter eines Hauſes heraus todtgeſchoſſen iſt. Es ſoll ein Bürger dieſen infamen Meuchelmord verübt haben. Was das für eine Nation iſt! Unſer Herzog handelt viel zu großmüthig gegen ſie."

Coblenz, 3. Dezember 1792.

„Die Unvernunft will und kann nur durch Vernunft beſiegt werden. Die Unmenſchlichkeit nur durch Menſchlichkeit, aber vertrieben werden beide nur durch noch größere Unvernunft und Unmenſchlichkeit, und dies iſt die Partei, die wir werden ergreifen müſſen, wenn der Krieg noch fortwährt. Edel iſt es, Menſchen zu ſchonen, hat man aber einen Krieg einmal angefangen mit einem Feinde, der keine ſchont, ſo iſt man unter durch[72]) bei dieſem Grundſatz und ohne Blutvergießen werden ſie nicht aus Deutſchland gehen. Man hätte dies eher bedenken ſollen, ehe man den Krieg anfing. Jetzt iſt es zu ſpät, jetzt gilt es, Gewalt durch Gewalt, und wenn wir immer ſo wie bis jetzt auf dieſe edle Schonung Rückſicht nehmen wollen, ſo wird Dumouriez[73]) in unſeren weſtphäliſchen Ländern ſein, ehe die Sonne dieſes Jahres untergeht. Ja, was hindert ihn, ſchon jetzt nach Jülich und Berge zu gehen? Nichts, wenn er nicht etwa das Fürſt Hohenlohe'ſche Corps der Kaiſerlichen, das einzige, was nun nach der Affaire von Lüttich noch auf den Beinen iſt, und jetzt gegen Kellermann[74]) bei Trier und Luxemburg ſteht, in der Mitte nehmen will. Die Niederlande wären alsdann ganz Sein, und was haben wir? Nichts, als die Hoffnung, daß er ſie vielleicht im folgenden Jahre wieder verlaſſen muß, weil ſie eben ſo leicht wieder zu nehmen, wie zu erobern ſind; und wie es jetzt hier heißt, die Brabanter ſelbſt gar nicht mit ihren neuen Gäſten zufrieden ſind, ſondern ihre alte Conſtitution beibehalten wollen, ſo wie ſie Franz zuletzt beſtätigt hat. Aber für dies Jahr wäre dann doch auch dieſe Hoffnung verloren. An das Gewinnen iſt zwar bei dieſem Kriege überhaupt nicht zu denken, denn ich wüßte nicht, was wir gewinnen wollten! Ruhe, und Deutſchland den Frieden! Ach den hätten wir ihm laſſen ſollen! Aber freilich, alle dieſe Bemerkungen ſind jetzt zu ſpät. Ich habe zwar auch ebenſo gedacht, ehe das Unweſen losging, und mein Urtheil richtet ſich nicht nach dem Erfolg. Jetzt aber iſt zu dieſem Zwecke der Ruhe und des Friedens kein anderes ehrenvolles Mittel wie der Krieg. Nun alſo nur drauf, die alten Preußen leben noch, Gott mit uns, Sieg oder Tod! Und will unſer Herrgott nicht mit uns ſein, ſo bleibe er, wie ſie ſagen, dann doch nur neutral, und wir wollen dann ſchon ſehen, wer den Sieg davon tragen wird. Sie haben ſehr recht, das Wetter hat uns aus Champagne vertrieben, Dumouriez nicht, er hat nur das Verdienſt, uns hineingelockt zu haben, und auch dies nicht einmal, das gebührt dem Monſieur[75] und dem Artois. Der Herzog hat platterdings nicht von Verdun weggewollt und alsdann wäre alles dies ganz anders gekommen. Doch es iſt alles gut, wie es iſt, und ich bin überzeugt, daß im Ganzen die Menſchheit auch durch dieſe neufränkiſchen Unmenſchlichkeiten gewinnt. Denn wiſſen wir, wie alle dieſe Dinge auf den Sultan in Konſtantinopel wirken, und ob durch dieſe Kannibalismen im Weſten nicht Sultanismen in Nord und Oſten noch auf künftige Generationen hin erſpart werden? Ja, Freund, doch ein andermal von dieſen Spekulationen, und das mündlich! Jetzt ein Vivat unſeren braven Frankfurtern, ob wir gleich hier heute ſelbſt noch nicht wiſſen, ob ſie ſchon befreit ſind. Es heißt, wir wären vorgeſtern dort eingrückt, ich glaube das aber nicht, weil ich keinen Grund ſahe, warum uns die guten Nachrichten verhehlt werden ſollten. Soviel iſt gewiß, daß der König und der Herzog ſchon den 26. mit allen Regimentern außer Schladen und unſerm Regiment nach der Gegend hin aufgebrochen iſt, um ſich mit den Heſſen zu vereinigen. Den 27. iſt eine kleine Affaire vorgefallen, wobei der Prinz Wilhelm, Sohn des Herzogs, mit 2 Kugeln in der Lende bleſſirt iſt, eine durch, die andere ſitzt noch. Er iſt jetzt hier bei unſerm Regiments-Chirurgus in der Kur, und noch nicht ganz außer Gefahr. Ich bedaure, weil ich ihm gut bin, übrigens iſt unzeitige Bravour die Urſache davon, indem er mit 10 Huſaren vorpreſcht, um einige Gefangene zu machen, wo es nichts mehr entſchied. Den 30. iſt Frankfurt aufgefordert worden, ob nun aber der Ausgang des Gefechtes bei Lüttich nicht eine Aenderung in unſerer Abſicht hervorbringen wird, und wir von hier fort noch den Ufern des Rheins eilen werden, um Weſtphalen zu decken, das iſt eine Frage. Ich dächte, es müßte geſchehen, und dann wird es ſchwer werden, Coblenz zu ſoutiniren. Wir haben zu wenig Truppen hier in den Gegenden, und die Laſt ruht allein auf uns. Währenddeß die Hauptarmee nach Frankfurt hin iſt, ſind von den hier ſtehenden Regimentern, dem unſrigen und Regiment Schladen, 3 Bataillone auf dem Hundsrück vorgerückt, wahrſcheinlich um die Communication zu unterhalten. Die Straße nach Mainz und Frankfurt hin iſt geſperrt, der Lärm und das Gefahre hier in der Stadt von geflüchteten Oeſterreichern, Courieren, Eſtafetten und Emigranten aber über alle Beſchreibung groß. Das weiß nun nicht, wo das hin ſoll. Die mehrſten gehen nach der Schweiz, Niemand will ſie haben, ſie ſind wie die Juden, ehe die Aufklärung ſelbige duldete, nur daß jene volle Beutel und dieſe nicht einen Pfennig haben. Es heißt, die geſchlagenen Oeſterreicher würden über den Rhein in Weſtphalen ſich ſammeln, um unſere Bruder hier zu decken. Ihr Lazareth kommt nach Cöln. Apropos — was ſagen Sie denn dazu, daß unſer erſter Artillerie-Oberſt v. T. — ſeit 14 Tagen auf der Feſtung ſitzt. Ich weiß ſein Verbrechen nicht und kann daher nicht darüber urtheilen. Traurig aber iſt's, ſo begraben zu werden und ſo viel Thätigkeit zu haben, und ſie ſo verändern zu laſſen. Er ſoll ſehr niedergeſchlagen ſein, und dies iſt mir unbegreiflich. Ich müßte mir wirklich eines Verbrechens bewußt ſein, um hierdurch niedergeſchlagen zu werden, und würde kalt und gelaſſen meinen Tod oder Befreiung erwarten, wenn ich nichts weiter gethan hätte, als was er gethan haben ſoll, nämlich daß er ſeine Meinung über die jetzige Lage der Sachen an den König geſchrieben haben ſoll. Dies iſt es, was man hier als die Urſache ſeiner Verhaftung angiebt, vermuthlich weil man die wahre nicht weiß, denn das glaube ich nicht, daß dieſe es iſt. Freilich kann er in der Hitze zu viel geſagt haben, denn ſein natürlich feuriger Geiſt wird durch Spiritus und Weingeiſt noch alle Tage erhitzt, ſo daß er oft ſeines Körpers nicht mächtig war. Nun à dieu lieber Alter. Ich habe immer auf entſcheidende Nachrichten von Frankfurt gewartet, ſonſt hätte ich ſchon eher geſchrieben. Doch Sie wiſſen davon vielleicht mehr als ich über Marburg und von Marburg aus. Schreiben Sie heute oder morgen dorthin, ſo bitte ich, mich Ihren lieben Braumanns[97] beſtens zu empfehlen. Ich bin den Heſſen von dem Augenblick an gut geweſen, da ich jene kennen lernte, und ſie gewinnen durch ihr braves Benehmen mit jedem Tage bei mir. Es ſind tüchtige Soldaten. Wer weiß, wo wir Winterquartier machen, denn in Ruhe ſind wir noch lange nicht. Nun nochmals Adieu. Ihren ſämmtlichen Hausgenoſſen meinen herzlichſten Gruß, und darf ich bitten ebenſo allen meinen daſigen Freunden. Für Sie die herzlichſte Umarmung, denn Ihr Herz lieber Alter, ſchlägt noch warm genug, um im 74. Jahre in dieſem Freundeskuß mit dem Feuer des Jünglings gleich zu fühlen, deſſen ganze Seele von Liebe, Freundſchaft und Achtung für Sie erfüllt iſt. **Kneſebeck.**

(Nachſchrift.) Was giebt es denn neues in der literariſchen Welt? Hier iſt in keinem Buchladen was anderes wie Gebetbücher zu bekommen, und mit dieſem Jahre geben ſogar die beiden einzigen Buchladen, die hier ſind, ein.

Im Kriege verwildert man ganz, und wer kein Friedrich iſt, hat keine Zeit für Wiſſenſchaften zu fühlen. Hier aber würde auch Friedrich darben, wenn ſeine correſpondirenden Freunde ihm nicht aushelfen. Um der Wiſſenſchaften halber haben Sie dieſe Barmherzigkeit um ſo mehr mit einem Nicht-Friedrich, ich komme ſonſt ganz zurück. K.

Coblenz, den 20. December 1792.

„Welch ein Unſtern über meinem Briefwechſel waltet, lieber Vater Gleim, das iſt mir unbegreiflich! Sie bekommen keinen von meinen Briefen und ich auch zum Theil nicht die Ihrigen. Seit dem vom 6. July bis zu dem vom 25. November habe ich keinen von Ihnen geſehen. — — —

Bin ich mit Verräthern umgeben? Mögen ſie es doch leſen, daß ich das Vaterland liebe, daß ich den Anfang dieſes Krieges nicht billige, daß ich lieber wünſchte, wir wären zu Hauſe geblieben, daß ich jetzt mit Leib und Seele für mein Vaterland ſtreite, daß ich den einen Räuber nenne, der meine Briefe ſtiehlt, mögen ſie dieſes alles leſen, immer werden ſie mich dennoch meiner Pflicht getreu haben handeln ſehen, wenn auch meine Überzeugung vorher nicht für den Krieg war; denn man muß auch ſeiner Pflicht in ſolchen Fällen getreu handeln können, wenn man dieſe Handlung auch nicht billigt, weil Pflicht die erſte Überzeugung und der erſte Grund der Handlung ſein muß! — Auch dieſes mögen ſie leſen, und immer werden ſie leſen und geleſen haben, daß ich Vater Gleim liebe, ſchätze und ehre von ganzem Herzen und Seele als ſein wahrer Freund.

Kneſebeck.

Neues kann ich nicht ſchreiben, denn es giebt nichts. Die Franken ſind noch immer in Königſtein. Die Affaire bei Hochheim werden Sie wiſſen, wie auch, daß wir Coblenz bald verlaſſen werden. Nochmals adieu.

Freilich**), lieber Vater Gleim, wären wir gern in Frankfurt a. M. in den Winterquartieren geweſen, aber auch hier giebt es manche frohe Stunde, und ich bereue es nicht, daß wir Frankfurts Mauern dieſen Winter nicht beſchützt haben; denn in einem herrlichen Zirkel von Menſchen lebe ich hier, und was giebt es für ein anderes Glück auf dieſer Erde, als das, was gute Menſchen uns gewähren? Ich habe auch hier dies Glück gefunden, und manchen Abend in Genuß für Herz und Geiſt dahin ſchwinden ſehen, wie ſie ſonſt Halberſtadt mir gewährte. Zwar iſt unter alle den Menſchen, mit welchen ich hier lebe, kein einziger Coblenzer, alles Preußen, ächte Preußen, lieber Gleim, wie ein Preuße ſein muß! Die hieſigen Einwohner ſind im Ganzen entſetzlich zurück. Herzlichkeit und feine Bildung ſind hier nicht zu Hauſe, es iſt, als wenn man nicht mehr in Deutſchland wäre. Kaufmannsgeiſt allein iſt der herrſchende Ton, und in den ſogenannten großen Häuſern ein Stolz, eine Dummheit und eine Ungaſtfreundſchaft, daß es ſo wenig rathſam und unintereſſant iſt als es ſchwer hält, Bekanntſchaften zu machen. Der Soldat iſt hier nicht allein der Stand, der am wenigſten geachtet wird, nein, er wird ſogar verachtet. Er gilt nur ſo viel, als er Gehalt bekommt, und man ſchätzt ihn als ein bezahltes Schlachtthier, das nun für ſeine 8 Thaler monatlich ſein Leben verkauft hat, und zu nichts weiter gut iſt, als ſich todtſchießen zu laſſen. Daß andere Beweggründe einen Menſchen beſeelen können, als**) Vaterlandsliebe, Ehrgeiz u. ſ. w., das fällt Niemand ein, man reducirt alles auf das Intereſſe, und wie natürlich, daß da der Soldat verachtet werden muß! Ich ſelbſt könnte den Menſchen nicht achten, der ſein Daſein, ſeine Freiheit, ſein Leben verkaufte. Daß wir Preußen uns mit dieſen Leuten nicht vertragen und nicht mit ihnen leben können, das, lieber Alter, werden Sie nach dieſem ſchon glauben. Dies hat denn aber wieder die gute

Folge gehabt, daß wir Geſellſchaften unter uns geſucht haben, und da hat ſich denn ein Jeder von gleichem Geiſte und gleichem Herzen zuſammen gefunden. Unſere literariſchen Verſammlungen waren mit eine Veranlaſſung dazu, und der Zirkel, in dem ich ſo frohe Stunden verlebt habe, beſteht außer denen vom Regiment, die Sie ja kennen, und die alle ihren lieben Vater Gleim herzlich grüßen, aus dem Grafen Lottum, Neffe des alten würdigen Greiſes, dem Lieutenant Beulwitz und Regiments-Quartiermeiſter Goslar, alle drei vom Füſelier-Bataillon Schenck, das ſonſt in Halle in Garniſon ſteht; drei herzlich gute Seelen von gebildetem Geiſt und feinen Sitten. Sie lieben die Wiſſenſchaften und ſchätzen ſie, und füllen nur die Stunden der Muſe damit aus, ohne ihre Pflicht darüber zu vernachläſſigen, ein ſonſt ſo gewöhnlicher Fehler, der den guten Muſen ſo viel Schaden gethan hat. Um unſere hieſige Geſellſchaft ein bischen anſehnlicher zu machen, haben wir jene drei gleich zu Mitgliedern ernannt. So waren wir am 24. Januar zu Ehren Friedrich's zum erſtenmale verſammelt, und ich überſchicke Ihnen vorläufig ein Trinklied, von Lieutenant von Beulwitz zu dieſem Tage gemacht. Friedrich's großem Verehrer, Friedrichs Barden, gebührt ein Lied ſeinem Andenken geweiht. Nehmen Sie es hin, lieber Gleim, von dieſem jungen Muſenſohn, der Sie liebt und ehrt mit wahrem warmen Herzen, und der ſich Ihnen beſtens empfiehlt. Er hat Talent und verdient Ihre Aufmunterung. In meinem nächſten Briefe an Fiſcher werden Sie eine andere Erzählung von ihm ſehen, wodurch er wünſcht, ſich zum Mitgliede der literariſchen Geſellſchaft zu qualificiren. Ich bitte im Voraus um Ihre Stimme. Nun adieu, lieber Alter. Alle Bekannte grüßen, lieben und ſchätzen Sie, beſonders Ihr W. Kneſebeck."

Cantonirungsquartier zu Dolgesheim, 5 Stunden von Mainz,
den 2. April 1793.

„Auch wo der Krieg im raſchen Lauf mit Roß und Mann die Saat zerknickt, blüht doch ein ſtilles Veilchen auf, das meine Hand Dir Vater pflückt. Ja, lieber Gleim, und die Morgenſonne glänzt ſo funkelnd in dem Thau auf der Wieſe, der an den Grashalmen perlet, alles iſt ſo ſtill, die ganze Flur ſo friedlich, und der unumwölkte Himmel verkündet einen gleich friedlichen Tag, als wollte er Vater Gleim's Geburtstag durch keine Blutſcenen entweihen.

So feiert die Natur und ich pflücke dies friedliche Blümchen auf deutſchem Grund und Boden, den kein Fußtritt von räuberiſchen

Franken mehr entweiht. Der großprahleriſche Cüſtine, der mit ſeiner ganzen Macht ausgezogen war, um uns im offenen Felde zu ſchlagen, iſt ſelbſt in vier verſchiedenen Gefechten aus dem Felde, und, was mehr als dies ſagt, aus Deutſchland geſchlagen; denn unſere leichten Truppen ſtreifen bis Speyer, und kein Feind iſt mehr zu ſehen, bis auf die Garniſon von Mainz, die ſich hinter Wälle und Mauern verkriecht. Dieſe iſt jetzt völlig eingeſchloſſen, und die erſten guten Fortſchritte laſſen auch hier auf baldige Entwickelung hoffen. Alles dies iſt in 5 Tagen und beinahe mit gar keinen Verluſt von unſerer Seite geſchehen. Und dieſe 5 Tage koſten dem Feinde 2 Generale, 12 Kanonen, 1500 Gefangene und 500 Todte. Seine Magazine bei Worms und Frankenthal hat er in Brand geſteckt, und ſich getheilt nach Mainz und Landau geworfen. Die Generals, die es ihm gekoſtet hat, ſind der General Florelle, der geblieben, und Neuwinger, der bleſſirt und gefangen iſt. Den Verluſt von unſerer Seite können wir in Allem mit Todten, Verwundeten und Gefangenen nur 150 Mann rechnen. Die Dragoner von Bayreuth haben den ſchönſten Coup dabei gemacht und ohne Verluſt von ihrer Seite 900 Gefangene gemacht. Die Hauptarmee iſt bei all dieſen Affairen nicht zum Feuer gekommen, denn ohnerachtet, daß der Feind eine ſehr feſte Poſition zwiſchen Bingen und Creuznach genommen, ſo verließ er ſelbige nach der Einnahme von Bingen doch ſo ſchleunig, daß es kaum der Avantgarde und Cavallerie möglich war, ihn einzuholen. Schon den 30. war Mainz auch von dieſer Seite eingeſchloſſen, und unſere Cantonirungen gingen von Alsheim am alten Rhein bis Ingelheim. Das Hauptquartier war in Alsheim, und der Feind, der nahe bei Oppenheim ſtand, attaquirte es des Abends gegen 6 Uhr, als der König, der Herzog und ein Theil der Generalität eben darin verſammelt, und zur Bedeckung nur eine kleine Wache darin war. Hätte er eine Viertelſtunde ſpäter an zu ſchießen gefangen, ſo wäre König und Herzog in ſeinen Händen geweſen. Durch einige Kanonenſchüſſe auf das Dorf aber allamirte er ſelbſt alles, und die nächſten Quartiere eilten ſogleich zur Bedeckung herbei, trieben ihn, nachdem er ſchon 3 Kanonen erobert hatte, noch mit einem Verluſt von 1 Kanone ſeinerſeits glücklich zurück. Währenddem überfiel das erſte Bataillon Bayreuth unter Anführung des Obriſt Pellet und Prinz Louis, Sohn des Königs, ein anderes Quartier des Feindes in Rhein-Türkheim; und hier eben war es, wo die 900 Gefangene gemacht wurden. Nach der Verſicherung des Obriſten Pellet hätten 9000 daraus werden müſſen, wäre er nicht zur Deckung des Hauptquartiers abgerufen worden. Den anderen Morgen verſammelte ſich die ganze Armee bei der Höhe von Alsheim und der Herzog recognoscirte den Feind, um ihn anzugreifen, alles wartete auf den Befehl vorzurücken, er aber hatte ſich die Nacht bereits nach Mainz zurückgezogen. Dies war enger eingeſchloſſen, das zweite Treffen mußte die Zelte aufſchlagen, die Wachen im Lager ausſetzen, hatte die Fronte nach Mainz und das erſte Treffen die Fronte nach Landau, und ſo ſtehen wir noch. Vermuthlich wird Mainz für das erſte blockirt und hernach zur Belagerung geſchritten. So, lieber Gleim, gingen alſo auch auf dieſer Seite die Sachen gut. Es macht der Klugheit und den Feldherrnkenntniſſen des Herzogs unendliche Ehre, dies alles in ſo kurzer Zeit und ſo wenig Verluſt bewirkt zu haben, da die Natur das feindliche Lager bei Bingen und Creuznach ſo überaus feſte gemacht hat, daß ſchon ein Jeder 14 Tage blos auf die Wegnahme deſſelben rechnete. Die Niederlande ſind bereits auch verlaſſen, und Gott gebe unſern Waffen ferner ein gutes Wetter und Sieg. Laſſen Sie Ihre Muſe die Thaten des Herzogs feiern, denn, wer wie Er den Sieg erringt, daß kaum ein Menſchenleben fällt, das, Vater Gleim, das ſei der Held, den Deine Muſe ſingt. **Kneſebeck.**“

Wald Leiningen, den 14. July 93.[30]

„Endlich einmal wieder ein Brief von Ihnen, lieber Vater Gleim. Manna in der Wüſte, worin ich lebe, denn wahrlich, Petrarka kann in ſeiner Grotte zu Vaucluſe nicht einſamer geweſen ſein, wie ich und die wenigen, die mit mir hier ſind, in dieſen vierzehn Hütten des Vogeſiſchen Gebirges, wo ich mit dem Hauptmann v. Griesheim und noch einem Officier vom Regiment Pr. Heinrich ſchon ſo lange als das Regiment bei Kaiſerslautern campirt, auf Commando ſtehen, um einen hier befindlichen Paß zu decken. Wie ſehr in ſolcher Einſamkeit das Vergnügen Briefe zu erhalten und zu ſchreiben, mit jedem Tage daß man in ihr lebt, wächſt, davon hatte ich keinen Begriff ehe ich es nicht empfand; und es iſt mir jetzt erklärbarer wie je, wie die mehrſten Schwärmer, die aus Neigung die Einſamkeit wählten, um ihren Empfindungen nur Luft zu machen, da ſie es gegen eine menſchliche Seele nicht konnten. — — —

Was ſoll ich Ihnen von unſeren kriegeriſchen Neuigkeiten ſchreiben, was von den Ausſichten zum Frieden? Ich ſelbſt höre hier nichts von der Welt um mich her, und von Frieden weiß ja Niemand noch nichts. Kaum iſt die Möglichkeit denkbar, wie weit mag die Wahrſcheinlichkeit ſein. Mainz koſtet mit jedem Tage mehr Menſchen, ſo mancher brave Man läßt ſein Leben davor, und der Übergabe ſieht man lange nicht entgegen[31]. Die Stadt liegt in der Aſche, aber die Feſtung ſteht noch und was geht einem fremden Commandanten eine fremde Stadt an? Was den Merlins das Leben von Tauſenden? Dem erſteren iſt's um ſeine Pflicht, um ſeinen Ruhm zu thun, dem letzteren um ſeine Erhaltung. Vielleicht kommt es vor der Übergabe noch zur Schlacht, denn kaum daß wir hier her marſchirt waren, ſo dachte die Armee von Weißenburg am Rhein durchzubrechen, und der Herzog iſt mit dem Regiment, dem Bataillon Pradich und Bayreuth'ſchen Dragonern wieder zurück nach Landau marſchirt.

Gott weiß, wie das enden wird. Was es aber auch für ein Ende nehmen wird, ſo bleibt meine Verehrung und Freundſchaft für Sie ohne Grenzen, ohne Ende. Kneſebeck."

Maynz, den 8. März 94.

„Zürnen Sie nicht, lieber Vater Gleim, daß ich auf vier Ihrer mir ſo werthen Briefe bis jetzt nicht geantwortet habe. Ich wollte Vater Gleim gern mit froher Laune ſchreiben, und hatte ſie nicht. Meine Geſundheit hat durch beide Campagnen gelitten, ich bin in Bodenheim die ganze Zeit kränklich geweſen. Die Ärzte ſagten mir, es ſtecke in dem Unterleibe, und wäre eine Folge meiner vorjährigen Krankheit, und bei einem ſonſt gern thätigen Geiſte macht mich dies Gefühl ſo verdrießlich, daß ich unthätig und unfähig zu allem ward. Die Begebenheiten bei der Armee, die Veränderungen des Commandos und das häßliche Wetter, was jede Bewegung verhinderte, vermehrten dieſe Unzufriedenheit noch. — — — Ja lieber Gleim, ſingen Sie uns bald wieder ein Lied wie das: Was wollen die Franken? Es liegt eben aufgeſchlagen vor mir, und erinnerte mich ſo lebhaft an die Tage, wo Sie uns aufmunterten Freudenlieder zu ſingen. Und Sie hatten wohl Recht, als Sie dabei ſagten: „Kinder, bringt wieder Freude unter die Menſchen oder die ganze Welt kommt in Flammen." Leider iſt nur das Letzte noch immer wahrſcheinlicher, als daß die Menſchen wieder froh werden und ſingen. Es hat nichts mehr Intereſſe für die Menſchheit, als Politik, und das Intereſſe ſteigt immer höher, ich ſelbſt habe es ſchon ſo oft verſucht ſie gänzlich aus meinem Kopfe zu verbannen, aber es iſt nicht möglich. Wer kann zum Beiſpiel ohne Intereſſe die letzten Reden von Robespierre und den Lord Landsdown leſen? Es iſt äußerſt merkwürdig, daß der Wüthrich Robespierre jetzt ſo ſanftmüthig ſpricht, und man ſieht daraus nur immer mehr, wie alle jene Schandthaten, die er erſt erweckte, planmäßig waren. Jetzt iſt Sanftmuth in ſeinem Plan, weil er ſieht, daß die Kannibalenwuth ihm ſonſt auch den Hals koſten wird; und daß Jourdan penſionirt[32]) und Weſtermann freigeſprochen iſt, zeigen, daß er die Armee anfängt zu fürchten und deshalb die Generale zu gewinnen ſucht. Die Commiſſärs in Frankfurt ſprechen aus demſelben Ton; Landsdown ſcheint alſo ſo ganz Unrecht nicht zu haben, wenn er im Oberhauſe die Möglichkeit des Friedens zu erweiſen ſucht, denn alle dieſe menſchenfreundlichen Geſinnungen des Convents haben wohl auch nichts anderes zum Zweck. Der Krieg hat ihre Macht gründen müſſen, nun da ſie gegründet iſt, wünſchen ſie Frieden. Da ſcheint es, daß alles auf die Begebenheiten in den Niederlanden ankommen wird; und hier macht man Wetten, daß Coburg[33]) nicht wird widerſtehen können. Die weſtphäliſchen und ſchleſiſchen Regimenter erhalten ihre Erſatzmannſchaft Anfang Aprill, den übrigen iſt noch nicht befohlen worden, ſie kommen zu laſſen, dieſe ſchmeicheln ſich daher noch mit dem nach Hauſe gehen; wenn ſie ihre Rekruten nicht nach der ruſſiſchen Grenze kommen laſſen müſſen; was der dictatoriſche Ton der Kaiſerin an uns und die Türken beynahe wahrſcheinlich macht. Denn dieſe ſcheint platterdings uns in ewigem Krieg erhalten zu wollen, um unſern Schatz zu ſchwächen, und am Ende ganz zu leeren; und ſo endlich eine Revolution in unſern Staaten zu bewirken. Man kann darüber nicht denken, ohne auf den Argwohn zu gerathen, daß alle Regierungen von Jakobinern geleitet werden. Denn ſcheint es nicht ein einziger Plan zu ſein, daß ſich alle erſt erſchöpfen, und an Frankreich oder Rußland ſtumpf arbeiten ſollen, bis endlich ihr Staats-Bankerott wie in Frankreich nahe kommt? So wie unſere Kriege hier die erſte Urſache einer Revolution werden, ſo waren es die Kriege Ludwig XIV. in Frankreich. Nur bin ich überzeugt, daß, wenn ein baldiger Friede dem nicht vorbeugt, Deutſchland nicht ſo entfernt mehr davon iſt, wie Frankreich zu Ludwig's XIV. Zeiten. Ich kann daher dieſen Weg nicht fort[34]) wünſchen, und bin mehr der Meinung, daß die Pariſer Buben durch den Frieden mehr geſchlagen werden, als durch jede Schlacht in einem Kriege. Und wenn der Sänger der Braunſchweigiſchen Freimaurer-Loge[35]) das „ſie muß geſchlagen ſein“ in dieſem Sinne meint, bin ich auch der Meinung, kann es aber ohnedem nicht ſein, weil jede Fortſetzung des

Krieges Deutſchland mehr wie Frankreich ſchlagen möchte. Dies iſt das politiſche Glaubensbekenntniß desjenigen, der mit ganzem Herzen den Sänger der Freimaurer-Loge zu Braunſchweig liebt und ehrt und ſchätzt. — — — Kneſebeck."

H. Quartier Creuznach, den 1. Sept. 94.

„Ja, lieber Vater Gleim, mich verlangt wahrlich wieder einmal recht herzlich nach einem Brief von Ihnen. Ein Wirrwarr, in welchem ich dieſen Feldzug zugebracht habe, bald hier- bald dahin geworfen, bald zu Dieſem, bald zu Jenem gebraucht, nur ein ſolches ewiges Getümmel konnte mich abhalten, Ihnen ſelbſt nicht eher zu ſchreiben. Überdem hätte ich gern immer recht viel Gutes geſchrieben, und leider erſcheint mir dies ſeltener, ſeitdem ich etwas mehr in den Geſchäften initiirt bin. Es iſt ein verwickelter Knäuel, bei dem auch gar kein Faden aufzufinden iſt, an dem er abzuwickeln wäre. Eine jede der Mächte, die ihn haben zuſammenſpinnen helfen, ſitzen nun an der Spindel und wickeln und wickeln, ohne den rechten Faden zu haben. England kommt mir dabei vor, wie der ſchwarze Genius beim babyloniſchen Thurmbau, der alle Sprachen verwirrte, um die Baumeiſter von ihrem Zwecke zu entfernen und zu ſeinem zu gebrauchen. So wird es in dem großen Gebäude der politiſchen Welt finſterer von Tage zu Tage. Eine vierte Campagne ſcheint durch die glücklich abgelaufene Negociation der Lords Spencer36) und Greenville am Wiener Hofe unvermeidlich. Eine traurige Folge davon iſt die Abdankung Coburg's, der wie der Herzog das Commando niederlegt, ſeinen Abſchied erhalten hat und heute von der Armee nach Coburg abgeht. Clairfait hat das Commando erhalten ſollen, hat es aber abgelehnt. Prinz Waldeck iſt ebenfalls von der Armee entfernt, und General Beaulin37) an ſeiner Stelle General-Quartiermeiſter geworden. Man ſagt, die Engländer wollen den Prinzen Carl und Mack38) wieder an das Ruder haben. Die ganze abgedankte Partei ſoll für den Frieden geweſen ſein. Sonderbares Schickſal in dieſem Kriege, daß die größten Feldherrn ihn ſatt werden, und nur die ſubalternen Köpfe ſich träumen, Lorbeeren in ihm zu erwerben, daß die erſten nur den Frieden wünſchen, und in ihm Rettung für Europas Ruhe ſehen, während die letzten immer Alles zum Kriege entflammen. Es muß unſerm Herzog eine große Genugthuung ſein, jetzt auch Coburg ausſpannen zu ſehen. Es iſt wirklich, als wenn alle große Feldherrn in ihm ſcheitern ſollten, wenn ſie in der Wirklichkeit auch mehr die gegen ſie in Werke ſeiende Kabale, als das Unglück des Krieges entfernt. Was ſagen Sie denn lieber Alter zu der jetzigen Veränderung in Frankreich? Es ſcheint denn doch, als wenn einmal ſich wieder Menſchen dort ſehen ließen, aber werden ſie aufkommen? War denn Talien[39]) ſchon in der erſten National-Verſammlung und wo iſt Sieyes[40]) jetzt? Ich glaube wirklich beinahe, daß er der Dirigirende iſt und hinter der Gardine bleibt. Haben Sie den Gang der Sachen noch verfolgt, ſo ſchreiben Sie mir doch einmal Ihre Meinung, ich bin ganz desorientirt ſeit Robespierre und St. Juſt fort ſind, von allen Sprechenden kenne ich keinen einzigen. Doch nun von Paris zu Halberſtadt, wie ſieht es denn da aus? Was macht Schmidt, was Tiedge, was Benzler? Ich höre von Keinem Nichts mehr. Oft wenn ein ſchöner Abend iſt, und ich ausreite, ſitze ich bei Ihnen in der Leſſings-Laube, und frage mich, was würde der[41]) jetzt wohl denken, was denkt Vater Gleim? Was machen ſeine Freunde? — — —

— — — Bis zu dem Frieden hänge ich meine Leyer in die ödeſte Halle, die ich finde, und ſage, ſie ſoll verſtummen in dieſen traurigen Zeiten.

Hätt' ich ein Hüttchen wie Gleim, ich kröche hinein und ließe nur vor den Muſen und Muſenfreunden mich ſehen, verbärge mich vor allen Zeitungen und politiſchen Journalen, um ganz und gar nichts zu hören, was rund um mich her vorginge, und in einer Ideenwelt zu leben, die ich mir träumte, da die wirkliche ſo wenig Tröſtliches mehr hat.

Doch ſo ein Hüttchen hab' ich nicht, mein Hüttchen iſt mein Zelt, und Gleim giebt mir ſein Hüttchen nicht, für alles Gold der Welt.[42])

Bardenheim, den 14. Oktober 94.

„Bis ſo weit, lieber Vater Gleim, hatte ich im Lager von Kalbach geſchrieben, wohin wir zur Wiederwegnahme von Trier vorigen Monat rückten; die aber, wenn die öſterreichiſchen Truppen geſchlagen würden, nicht Statt hatte. Wir Preußen zeigten bei Lautern wieder, daß wir noch die alten wären, und die Leute ſagten in der Gegend, die Preußen können wohl, wenn ſie nur wollten. Dennoch hat all unſer Wollen zur Wegnahme von Trier wenig gefruchtet, die Oeſterreicher wurden bald darauf zum zweiten Male angegriffen, und über den Rhein geſchlagen; und wir Subſidien-Truppen ſtehen noch dieſſeits. Seit geſtern ſind wir indeß von Creuznach nach dem Hundsrück abgezogen, um zuſammengedrängter den anrückenden Feind in der Gegend von Maynz zu erwarten. Dieſer iſt jedoch bis jetzt nicht gekommen, und wir ſtehen ruhig, um ihn ruhig zu erwarten. Vielleicht nur zu ruhig gegen das, was im Oſten vorgeht, wohin wir meines Erachtens ohne Verzug marſchieren ſollten, damit das Feuer auf eigenem Heerde aus Mangel an Löſchenden nicht ſo weit um ſich greife, daß es nachher nicht zu löſchen iſt. Aber es ſcheint, als dächte man hieran nicht, und als wäre wirklich dieſer Krieg die Wirkung einer geheimen Geſellſchaft, die Revolution auf der ganzen Erde beabſichtigte, ſowie er unter und durch ihre Einwirkung nur fortgeführt wird. Immer gewiſſer wird dieſer Gedanke bei mir. Ohnedem ſind ſelbſt die neueren Fortſchritte der Franzoſen unerklärbar; ohnedem unerklärbar, wie Oeſterreich und Preußen den Krieg auch künftig Jahr noch fortführen wollen, da es ausgemacht iſt, daß das Schickſal des ganzen cultivirten Europa's dabei auf dem Spiele ſteht, und es bei den Regierungen nicht an Köpfen fehlt, die dies einſehen, die da ſehen, daß man ſich in den Kräften Frankreichs gar ſtark verrechnet hat, und die dennoch zu glauben vorgeben können, daß man jetzt, da es um Eroberung der Niederlande[43]) reicher iſt, mehr gegen daſſelbe ausrichten werde. Bemerken Sie dabei die ſich ſo ähnelnde Verfahrungsart gegen Polen und Frankreich, um den Unruheſtiftern erſt Kraft und Einigkeit, und Gefühl ihrer Kraft einzuflößen, bemerken Sie, wie man bloß drohend zu Werke ging, um die Kräfte von allen Ecken auf einen Flecken zuſammen zu treiben, und Ihnen wird wie mir kein Zweifel daran übrig bleiben. Ich glaube zur Ehre der Menſchheit dabei, daß der Zweck der Geſellſchaft gut iſt, aber die Mittel ſcheinen ihr gleich zu gelten, die ſie zu dieſem Zweck in Anregung bringt. O ſchicken Sie mir doch Ihr „Hüttchen", vielleicht wohnt Vergeſſenheit darin; und ich möchte ſo gern Alles vergeſſen, was um mich vorgeht, nur nicht, was Vater Gleim mir ſagt. Alles, was ich in dem Muſenalmanach auf 95 von ihnen geleſen, trägt den Stempel der Unſterblichkeit an ſich. Es iſt als hätten ſie ſich in dieſem Jahre wieder ganz verjüngt. Auch Tiedge's[44]) Epiſtel an Lina iſt vortrefflich, Schmidt's Lied auf Gräfin Anna's Geburtstag und Recipe probatum ebenfalls. Ich wünſchte nur bey Ihnen zu ſein, um Alles ſo ganz zu empfinden. Sind wir einſt wieder in Ruhe, ſo entfernt mich nichts von den Muſen, die Welt iſt nirgends ſchöner, als wie dieſe ſie zeigen. Jetzt aber! Ach, wo ſind die Muſen! Wo iſt der Feind, iſt die Frage. Eben wird geantwortet. Im Abmarſch iſt er. Die Bagage ſoll zurück. Mit ihr meine

Tinte und Feder. Leben Sie wohl. Gern rechtfertige ich den Schweitzer gegen Sie. Nicht ſein Herz ſondern Kriegsklugheit ſprach S. 88. und 89. aus ihm und dieſe Politik ſtimmt freilich oft nicht mit Menſchlichkeit und Gefühl. Benzler[40]) iſt nicht gekommen. Sehnſuchtsvoll haben wir ihn alleſammt erwartet. Wir hätten ſeinem fein- und tieffühlenden Herzen die Gräuel des Krieges beſtmöglichſt verſüßen wollen. Tauſend herzliche Grüße an ihn und alle Freunde der Muſen. Wenn die Kriegskameraden ſich einſt auf Emmas „Fluren“ begrüßen, ſoll die Fortſetzung folgen. Indeß bitten wir alle, Friede ſei, Friede kann geſchloſſen werden, Krieger alle Welt iſt frei! — So ſingen wir, ſingen dem Barden, der es uns ſang. Wir, Schulenburg, der frohe Vater eines neugeborenen Sohnes, Gleichenberg, Wedel, der Sie mehr als alle liebende Kneſebeck. Leſen Sie doch: l'Etat de la France dans le moi de May par le Comte de Montgaillard und Moyens de faire la paix. Alles beides zwei ſehr merkwürdige Broſchüren. Sie werden in erſterem die Belege von manchem Urtheile des Schweizers finden.

Kelkheim, ohnweit Königſtein, den 5. November 94.

„Noch, lieber Gleim, ſind wir hier, aber immer gebe ich die Hoffnung noch nicht auf, Sie dieſen Winter perſönlich zu umarmen. Ohnerachtet die Franken immer mehr am linken Rheinufer ſich feſtſetzen, und vor einigen Tagen auch die Feſte Rheinfels gefallen iſt, ſo verzweifle ich nicht an dem Frieden, ſondern ſehe vielmehr gerade darin einen Grund für ihn. Ich kenne nachgerade den Stolz der Herrſcher, haben ſie noch einen Punkt, wo ſie über den Rhein zurück können, ſo tritt auch gleich der Gedanke ein, wieder nach Paris zu gehen. Hätte man den nicht noch voriges Jahr gehabt, wo der Schweizer ſo beſcheiden war, ihn den Herren nicht mehr zuzutrauen, ſo hätte der ehrliche Mack nicht ſeinen tollen Operationsplan auf jenen Zweck kalkulirt, und Alles wäre anders gekommen. Hätte man jenen Gedanken nicht gehabt, was hinderte es, voriges Jahr Friede zu machen? Der Januar voriges Jahr war der Zeitpunkt dazu. Jetzt wird man einen härteren Kampf haben. Aber ich weiß nicht, welch ein Dämon über alle Politik wacht und ſie ihre Fehler multipliciren läßt. Der ganze Krieg iſt politiſcher Rechenfehler, hätte man aber von 92 an angefangen, ihn zum Frieden zu dividiren, ſo wäre der Fehler jetzt wieder gut. Aber man macht immer größere. Glauben Sie nicht, daß ich zu denen gehöre, die Regierungen tadeln und

Unzufriedenheiten in den Gemüthern zu vermehren ſuchen, nein, bei Gott, lieber Vater, ich bin Ihrem wahren und echten Patriotismus noch nicht fremd geworden, aber es thut ſchrecklich wehe, wenn der Gang der Begebenheiten ſich wiederholt, und man ſieht, wie die Leute ſo ganz anders die Sachen ſehen, wie ſie wirklich ſind. Ich recommandirte Ihnen letzt den Montgaillard, haben Sie ihn geleſen? Der Mann ſagte einmal die Wahrheit, bis auf ſein Reſultat, das er als Emigrirter zog, — und weil er Frankreich ſo kraftvoll darſtellte, ward er verbannt. Jetzt hat er die Fortſetzung herausgegeben, und vermuthlich weil die Emigrirten ihn verfolgen, widerruft er. Ich bitte Sie ebenſo ſehr, leſen Sie noch folgende, vor allen Dingen die beyden Theile von: Gioranis Lettres aux *Français*, dann: Des moyens de faire la paix und: sur les Ordres privilégiés par Barlow.[47])

Es ſind drei fliegende Piècen, die ſich in dem Schwalm unſerer Brochüren ſehr auszeichnen. Sie enthalten viel Wahrheit, viel Gutes, und ſtehen meines Erachtens auf dem wahren Geſichtspunkt, den unſere Schriftſteller jetzt ſehr verfehlen, die, weiß Gott durch welchen Zauberſchlag, jetzt alle zu Ariſtokraten werden, und den Krieg auf Leben und Tod fortſetzen wollen. Es kommt mir vor, als wenn das engliſche Geld ſie bekehrt hätte. Unter die ſehr ſchief Sehenden gehört auch, — halten Sie mir meine Freimüthigkeit nicht für Arroganz oder glauben Sie, daß mir durch einigen Beifall ſo bald der Kamm gewachſen iſt — gehört auch Archenholz[48]). Der Mann ſpricht über den Krieg wie einer, der einmal geſehen hat, blind geworden iſt. Ich habe hier ſeinen September von der Minerva vor mir, und leſe die Abhandlung über die Deutſchland drohende Kriegsgefahr, wo er die Leute ſicher zu machen ſucht, daß die Franzoſen keine Progreſſen jenſeits des Rheins machen werden und es nicht nöthig hat, weil ſich keiner davor fürchtet. Solche Sicherheitsverſicherungen machen erſt unſicher. Nun erſt fürchten ſich die Leute, und die Könige fürchten ſich nicht. Wer jetzt den Frieden ernſtlich will und wünſcht und ihn herbeizuführen arbeitet, woran die öffentliche Meinung ſehr arbeiten kann, muß meines Erachtens nach ſich nicht von dem Grundſatze entfernen, den Königen zu ſagen, führt ihr den Krieg fort, ſo ſeid ihr verloren, und ſo den Franzoſen ebenfalls, geht ihr über den Rhein, ſo werdet ihr erſt ſehen, was deutſche Kraft iſt und vermag. Doch bin ich auch gewiß überzeugt, daß kein Franzoſe daran denkt, den Rhein zu paſſiren. Ob er auch nicht mehr daran denkt, den Rhein zur Grenze und Holland zu ſeiner Provinz zu machen, iſt eine andere Frage. Und ich zweifle leider, daß man es wird retten können. Sehe aber übrigens einen ſo großen Verluſt für Europa nicht darin, ſondern glaube einige Entſchädigungen in der Rivalität des Handels zu erblicken, der nun zwiſchen England und Frankreich entſtehen muß, dagegen ſonſt England Holland als Provinz betrachtete und allein die Preiſe ſetzte. Immer wird es beſſer ſein, den Frieden auch ſelbſt unter dieſer Bedingung zu machen, als den Krieg länger fortſetzen zu wollen, was bei dem großen Überdruß des Krieges bei den Armeen äußerſt gefährlich werden kann, wenn dieſe auch dieſes Jahr nicht einmal einen Verſuch zum Frieden ſehen ſollten. Und freilich muß man bei dem Frieden auf den Stolz der kriegführenden Theile noch mehr, wie auf Berechnung der Kräfte rechnen. Seine größte Schwierigkeit liegt in dem erſten Punkt, da er das Reſultat der letzten ſein ſollte. Doch genug Lieber — wir wollen ihn zum wenigſten erhoffen. Der Landgraf von Heſſen-Caſſel geht indeß mit 14000 Heſſen, um ihn zu erkämpfen an der Stelle des Hohenlohe'ſchen Corps, das ſchon im Abziehen nach Polen[47]) iſt, nur kommen die Heſſen nicht auf Hohenlohe's Stelle, ſondern bei Bacharach, und die Preußen rücken links herunter. Major Meyerinck geht wieder im Namen des Feldmarſchalls zum Könige, und man hofft, daß er Erlaubniß zum Antrage eines Waffenſtillſtandes mitbringen wird[48]). Gott gebe es! Wie ſieht es indeß mit der Geſundheit des Königs aus? Hier hat man ihn krank geſagt. Madalinski eingeſchloſſen und vor Warſchau die Ruſſen! O daß wir nicht die Ruſſen haben die Zähne ſtumpf beißen laſſen und es dann ſo gemacht haben, wie jene jetzt — ärgert mich ſehr!! Denken Sie einmal, wie feſt man mit ein 6 Feſtungen an der Weichſel das preußiſche Reich zwiſchen Weichſel und Oder hätte machen können! die beide auf einem Gebirge entſpringen, von dem man dann Herr war und zugleich Meiſter beider Ströme bis zu ihrem Ausfluß in das Meer!! — Dann war Preußen ein Damm gegen das Meer von Oſten, und konnte es mit jeder Macht in der Welt aufnehmen, wenn es ſeinen Bürgern ſelbſt Zufriedenheit und Wohlſtand erhielt! Dies war ein Krieg, den man mit Vortheil führen konnte, aber bei dieſen kann man nur verlieren, — nie gewinnen? Der Gewinnſt iſt alſo zu berechnen, der Verluſt nie. Er iſt alſo ein Hazardſpiel, und die Regierungen ſtraffällig nach ihren eigenen Geſetzen. Nun gute Nacht. Tauſend, tauſend Dank für Ihren gütigen, lieben Brief, in Fiſcher ſeinem die Einlage an Lafontaine[31]) habe ich beſorgt, wenn auch nicht perſönlich. Fiſcher, Benzler, Tiedge, Streithorſt, Cramer, Lucanus[32]), Schmidt und der glücklichen Familie Ihrer Nachbarſchaft, die uns Fiſcher zum Vergnügen aller Ihrer Bekannten beim Regiment in dem Becker'ſchen Almanach ſo hübſch geſungen hat, — bitte ich mein Andenken zu erneuern und mich beſtens zu empfehlen von dem, ſeinen lieben Vater Gleim aufs Höchſte ſchätzenden und liebenden Kneſebeck."

Dorf Bahren bey Nienburg, den 18. Mai 1798.

„Sie dachten an mich, lieber alter Gleim, Sie, der frohe alte Hüttner bei dieſen traurigen Zeiten. Sagen Sie mir, wie machen Sie es, ſo froh zu ſein? Ich lebe ſeit lange in einer Hütte hier am Weſerfluſſe, aber Skanderbeg's Säbel iſt nicht Skanderbeg's Arm — ſo froh, ſo heiter bin ich hier nicht in meiner Hütte in meinem 30. Jahre. — Aber wie ſollte ich es auch ſein? welch' eine Zeit, in der Sie Ihre Jugend verlebten gegen die jetzige[33]). Die ſchönſten Blüthen der Menſchheit entwickelten ſich in dem Zeitalter, da Sie ein Jüngling waren, jetzt weiß man nicht, ſind wir im Steigen oder im Fallen, wenn wir nicht wie Cromwell denken, daß man nie höher ſteigt, als wenn man nicht mehr weiß, wohin man ſteigt. Ja, lieber alter Freund, ſo kommt mir die Zeit vor, in der wir leben, und Ihr Kneſebeck hat ſehr mit ſich zu kämpfen, um nicht alle Hoffnung für die Menſchheit zu verlieren. Es kann indeß alles gut werden — wenn alles nach demſelben Princip handelt, das heißt, wenn alle zu den erſten Sätzen zurückgehen. Das ganze Übel liegt daran, daß, wie ich ſchon einmal wo geſagt hatte, die Staaten unter ſich noch im Naturzuſtande leben, daher, daß in der Politik jeder oberſte Grundſatz noch fehlt, alles nur nach willkürlicher Macht und augenblicklicher Pfiffigkeit handelt; ſo wird es fortgehen, bis wir alle zu natürlichen Grenzen zurückgekehrt ſind, und das Intereſſe der Nationen auseinander geſetzt iſt, wenn der Brite nicht mehr im Mittelmeere, und der Franzoſe nicht mehr in der Nordſee handelt, ſondern jeder da, wo ihm die Natur ſeinen Wirkungskreis angewieſen, wenn der Öſterreicher und der Preuße nicht mehr ungewiß ſein wird, wie weit er ſich in Weſten und Süden und Norden und Oſten ausbreiten will, wenn wir Hannover beſetzt, Mecklenburg eingetauſcht, Braunſchweig geheirathet und Sachſen und Dänemark erobert haben, dann, lieber Gleim, wird wieder Friede auf der Erde werden, dann wollen wir in die Wiſſenſchaft der Politik, wo das oberſte Princip noch fehlt, das des Rechtes und der Gerechtigkeit einſetzen. Was bis dahin fällt, das fällt, und mancher Jüngling, und mancher Staat wird noch, ehe es ſo weit kommt, ſein Grab finden, aber eher wird keine Ruhe aus dieſem Toben und Kreiſen. Und wollen wir früher gerecht ſein, ſo gleichen wir dem ehrlichen Mann unter der Spitzbuben-Bande. Wir werden wollen, ohne Kraft zum Wollen zu haben und — todtgeſchlagen werden. So, mein lieber Gleim, ſieht Ihr wandernder Freund die Dinge der Welt. Die Frage iſt wie beim Hamlet „Seyn oder nicht ſeyn?“ — Hier: Stehlen, oder untergehen? — Bei dem Privatmann würde zwiſchen beiden keine Wahl ſtattfinden, ohne anzuſtehen würde der tugendhafte Mann den Tod wählen. Den Staaten aber als Erdtheilen dieſes Weltkörpers hat die Natur durch ſehr deutliche Schriftzüge der Meere, Flüſſe und Gebirge ihre Grenzen angewieſen, und ſie haben eigentlich kein Eigenthum, ſondern die Natur-Hinderniſſe und das Intereſſe der Völker beſtimmen ihnen die Grenzen der Ausdehnung ihrer Verwaltung. Wenn ſie dahin arbeiten, ſo ſtehlen ſie alſo nicht, ſondern erwerben nur rechtmäßiges Eigenthum. Scheinen dieſe Sätze gleich anfänglich vielleicht dem alten ehrlichen Hüttner terroriſtiſch, parador — ſo wünſchte ich doch, daß er ſie ſeinem Dohm[36]) in Raſtadt vorlegte; denn wenn ſie auch nicht in dem Manuel des Congreſſes gedruckt ſind, nach denen die Directorial- und Imperatorial-Geſandten handeln, und wir gehen unter, wenn wir es nicht auch thun. Die Staaten können noch nicht tugendhaft handeln, ſie müſſen erſt nur darauf ſehen, daß ſie ſelbſtſtändig und aus eigenem Impulſe handeln können, dazu müſſen ſie aber vor allen dahin arbeiten, daß ſie aus dem allgemeinen Druck und Drang herauskommen, worin ihre innere Verwaltung und ihr äußeres Verhältniß ſie jetzt erhält. Es iſt gerade ſo, als wenn man im Naturzuſtande Tugend von einem Individuum verlangt hätte, wo ein Jeder geſtoßen und gepufft und gedrängt wurde. Erſt muß ſich ein Recht gründen, und eine Macht, die Recht ſpricht, und eine Gewalt, die den Rechtsſpruch durchſetzen kann, ehe man Rechtmäßigkeit von den Folgeleiſtern verlangen kann. Ohnedem iſt der Stärkere immer der Geſetzgeber, er ſei Monarchie, oder werde durch gewählte Stellvertreter redigirt. Doch was ſchweife ich da in dem Gebiete des Völkerrechts umher, das wollen wir den Kanten, Erharden u. ſ. w. überlaſſen, und hoffen, daß die dies ausmachen, durch ihre Vernunftſchlüſſe und Folgerungen, ſie aber nur allein mit einigen wenigen Gehilfen. Wir wollen uns nur die große Wahrheit abſtrahiren, daß Sicherheit des Eigenthums der erſte Grund aller Staaten iſt und ſeyn muß, kein kleiner, kein getheilter, kein ausgedehnter Staat dieſen Grund aber hat, weil — wenn er gegen innere Unruhen und Diebe das Gut ſeiner Bürger auch noch ſo gut zu ſchützen wüßte, er es nicht gegen äußere vermögen würde — wie das der Congreß zu Raſtadt uns jetzt hinlänglich lehrt. Sehen Sie, lieber alter Gleim, ſo philoſophirte der Hüttner am Weſerſtrande, und er glaubt nicht unter die Blinden, die nicht ſehen können, noch ſehen wollen, zu gehören, aber eben darum wünſcht er ſeinem Vaterlande, daß es durch allmähliche Abſchaffung und Reform aller Mißbräuche ſich innere, durch Erwerbung natürlicher Grenzen und Concentrirung ſeiner Beſitzungen ſich — äußere Stärke erwerben möge. Dann wollen wir, aber auch dann nur können wir den Feind geruhig erwarten. In ſo weit er Hoffnung hat, daß beides geſchieht oder nicht, in ſo fern fürchtet, oder lebt er zufrieden. — Zu der äußeren Stärke zu gelangen gehört zwar, wie er ſich nicht abläugenen kann, für unſern Miniſter etwas Wolf's Moral (das heißt, wie der hatte, den der Held Ferdinand erlegte, Gott bewahre ihn dafür, hierdurch den ehrlichen Wolfianern den Krieg machen zu wollen, wenn auch ſie das Erhaltungs-Eß-Syſtem nicht verachteten), aber dennoch wollen wir die unſchuldigen Lämmer gerne ſchonen, und nicht mehr eſſen, als nur gerade zu unſerer Exiſtenz nothwendig iſt — alſo das Recht der Selbſterhaltung für gut heißt. Übrigens wünſcht er recht ſehr, daß der preußiſche Adler erſt einmal ſeine gehörige Portion hätte, um für ſeine Perſon nicht ewig dem wandernden Odyſſeus zu gleichen, ſondern einmal ausruhen zu können in den Armen der Freundſchaft und der Muſen.

Wie ſehr hat Ihr verſtorbener Ewald Kleiſt Recht, wie wahr hat er geſungen in ſeiner Sehnſucht nach Ruhe. Ach, nur der Krieger kann ihm nachfühlen! — Ruhe und Freundſchaft, wann nehmt ihr mich einmal wieder in euren Tempel auf." — — —

* * *

Die heißerſehnte Ruhe ſollte Kneſebeck erſt nach Gleim's Tode und ſogar erſt nach den Freiheitskriegen finden.

Ich vermeide es hier auf ſeine Thätigkeit nach 1798 einzugehen. Man erinnert ſich an die Erörterungen, die von Max Lehmann über ſeine Thätigkeit in Rußland vor Napoleon's Feldzuge von 1812 angeſtellt ſind. Gern aber würde ich auf ihn einige Verſe aus

Max von Schenckendorf's Lied auf Scharnhorſt anwenden, wenn auch nicht das Wort „Heer, aus ſeinem Geiſt geboren“, aber jedenfalls die Verſe:

Näher ſtand dem König keiner,
Doch dem Volke galt ſein Herz.

Und ſo ſchenkte ihm denn auch ſein König nach den Freiheitskriegen das aufgehobene Kloſter Huysburg, zwei Stunden von Halberſtadt. Dort mag er oft vor dem Walde geſtanden und auf die vieltürmige Stadt mit Gleim's Hüttchen und der „Leſſinglaube“ daneben herabgeſehen haben, wo er mit Tiedge einſt um die Wette geſungen hatte. In dem Kloſtervorwerk Röderhof, auf der entgegengeſetzten Seite des Berges legte er eine noch jetzt blühende baieriſche Bierbrauerei, die erſte jener Gegend, an.

Bei dieſer Gelegenheit zeigte er, daß er keineswegs ſich Goethe's Wort am Schluſſe von deſſen Campagne in Frankreich angeeignet hatte. Goethe ſagte nämlich zu der Fürſtin Gallitzin mit Rückſicht auf den Katholicismus 1792[55]: „Was mir widerſteht, davon wend' ich den Blick weg, aber manches, was ich nicht gerade billige, mag ich gern in ſeiner Eigentümlichkeit erkennen; da zeigt ſich denn meiſt, daß die anderen ebenſo recht haben nach ihrer eigentümlichen Art zu exiſtieren als ich nach der meinigen.“ Hätte der alte preußiſche Generalfeldmarſchall dieſe Worte gekannt und befolgt, ſo hätte er wohl nicht die herrlichen Säulen aus dem Kreuzgange von Kloſter Huysburg[56] herausbrechen laſſen, um daraus den ſogenannten Biertempel in ſeinen Gartenanlagen auf dem Röderhofe zu bauen. In oder bei demſelben habe ich den Helden ſelbſt noch von Ferne geſehen. Er ſtarb als Generalfeldmarſchall außer Dienſt am 12. Januar 1848.

Anmerkungen.

[1] Goethe's Campagne im 25. Bande der Ausgabe ſeiner Werke von 1840 S. 215. Die natürliche Tochter aber wird von ihm an dieſer Stelle nicht erwähnt, obgleich letztere, d. h. der erſte Teil, ſchon 1803 vollendet, die Campagne aber erſt 1821 und 1822 abgeſchloſſen wurde. Vergl. über Hermann und Dorothea den 1. Aufſatz.

[2] Goethe's Campagne S. 13. 14.

[3] Jetzt Provinz Heſſen-Naſſau, Regierungsbezirk Kaſſel.

[4] Ueber das Okerthal und Goslar ſ. Grieben's Harz 19. Aufl. S. 86, 90 u. 96. Zeitſchr. d. Harzvereins S. 339–348.

[5] Goslar war damals noch freie Reichsſtadt. Vergl. auch Brederlow's Harz S. 206.

[6] Grieben S. 13.

[7] Sein Feldjägerlied entſtand jedoch erſt 1794.

[8] Er ſetzte Bürger's Muſenalmanach fort.

[9] Nach dem Briefe vom 3. Dezember 1792 an die mit Gleim verwandte Familie „Braumann“. Vergl. auch Körte, Gleims Leben S. 207.

[10] Auch Goethe beſchreibt Coblenz, jedoch bei Gelegenheit der Rückreiſe und nur kurz, S. 143.

[11] Das „ſchleſiſche Gibraltar“.

[12] Auch ein Brief von Kneſebeck an Benzler iſt in meinen Händen.

[13] Die erſte Aufzeichnung in Goethe's „Campagne in Frankreich“ iſt vom 23. Auguſt 1792.

[14] Goethe a. a. O. S. 10 und 11.

[15] Kneſebeck meint: wie die Kreuzzüge den muhamedaniſchen Bewohnern von Paläſtina unbegreiflich waren.

[16] Gleim ſchrieb hierunter: „Dieſer Brief iſt mir überbracht von Auguſt Looſ, Marketender bei Herrn Hauptmann v. Saliſch Comp. den 18. Septbr. 1792.“

[17] Goethe's 4. Aufzeichnung iſt gleichfalls vom 3. September 1792 datiert.

[18] Goethe ſchreibt Brocourt. Er bemerkt: „Longwy, deſſen Eroberung mir ſchon unterwegs triumphierend verkündigt war, ließ ich auf meiner Fahrt rechts in einiger Ferne und gelangte den 27. Auguſt Nachmittags gegen das Lager von Brocourt“ (a. a. O. S. 11).

[19] Luckner war 1722 in Bayern geboren, that in der Schlacht bei Roßbach den Franzoſen auf preußiſcher Seite vielen Schaden, wurde aber wie Tellheim in der Minna von Barnhelm nach dem ſiebenjährigen Kriege von Friedrich entlaſſen. Er trat in franzöſiſche Dienſte! Die Zeit, von welcher hier die Rede iſt, fällt zwiſchen den von ihm übernommenen Auftrag, in der Gegend von Châlons-ſur-Marne als Generaliſſimus ein neues Reſerveheer zu bilden und zwiſchen ſeinen Ende September gefaßten Entſchluß, nach Paris zu gehen und ſich gegen die Beſchuldigung, daß er Frankreich an Deutſchland verraten wolle, zu verteidigen. Am 4. Januar 1794 ſtarb er durch die Guillotine. Goethe erwähnt Luckner unter dem 27. September 1782 (a. a. O. S. 72).

[20] Man vergl. mit der hier folgenden vortrefflichen Kneſebeck'ſchen Beſchreibung der Belagerung von Verdun die Goethe'ſche a. a. O. S. 24—34.

[21] Dasſelbe Regiment auch bei Goethe erwähnt a. a. O. S. 113.

[22] Unter durch, darunter durch: verloren.

[23] Goethe ſchreibt über ihn unter dem 4. September 1792 (a. a. O. S. 35.)

[24] Kellermann, geb. bei Rothenburg an der Tauber, aber Oberbefehlshaber der franzöſiſchen Moſelarmee, hatte mit Dumouriez vereinigt 20. September 1792 die Kanonade von Valmy geliefert, welche den Rückzug der Deutſchen zur Folge hatte.

[25] So hieß vorzugsweiſe der älteſte Bruder des Königs von Frankreich.

[26] Vergl. den Brief vom 25. Juli 1792. (Das Zeichen der Anmerkung fehlt.)

[27] Vergl. Anm. 9.

[28] Der hier neu beginnende Brief, ohne Datum, aber geſchrieben (1793) vor Gleim's auf den 2. April fallenden Geburtstage, alſo im März, ohne Zweifel wie der vorige aus Coblenz, iſt an falſcher Stelle, vor demjenigen vom 3. Dezem-

ber 1792, eingebunden. Der darauf folgende Brief vom 2. April 1793 iſt dann eben an Gleim's Geburtstage ſelbſt verfaßt.

[29] „Als“ ſteht hier für „zum Beiſpiel“.

[30] Goethe, der inzwiſchen ſchon wieder in Weimar geweſen, war am 20. Mai 1793 von Frankfurt a. M. nach Höchſt gereiſt (Belagerung von Mainz a. a. O. S. 223).

[31] Sie erfolgte doch am 22. Juli 1793.

[32] Schon im Frühjahr 1794 wurde er wieder zum Kommando berufen.

[33] Vergl. Leo's Univerſalgeſch. 3. Aufl. IV. S. 719.

[34] Er meint: fortgeſetzt.

[35] Langer, der Nachfolger Leſſing's in Wolfenbüttel? Politiſche Gedichte von ihm aus damaliger Zeit von ſolcher Tendenz befinden ſich im Gleim'ſchen Familienarchive. Am 5. Januar 1864 habe ich in demſelben viele intereſſante, Langer betreffende Papiere geleſen. Ihren Hauptinhalt bilden die kriegeriſchen Unternehmungen der Deutſchen gegen die franzöſiſche Revolution unter Langer's Landesherrn, dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand. Langer geht in der reaktionären Auffaſſung der Zeitverhältniſſe noch über Gleim hinaus. Dieſer erklärt ſich bereit, auch den Frieden mit Frankreich zu beſingen. Langer, von welchem eine Anzahl politiſcher Strophen beigebunden iſt, will davon nichts wiſſen. Er proteſtiert dagegen, daß Gleim den Herzog ſein Orakel nennt, da er denſelben in dieſer Zeit gar nicht ſähe. Der ausführlichen Briefe Langer's an Gleim ſind ſieben. Dieſelben handeln nicht über Leſſing. Langer ſchreibt nur, indem er über die Ungeſundheit ſeiner Dienſtwohnung klagt, daß Leſſing zwar nicht in, aber an derſelben geſtorben ſei. Auch erwähnt Langer in einem der Briefe, daß ſich in der Bibliothek kein Ofen befinde, weswegen ſeine Hand halb erfroren ſei, was indeſſen ſeiner ausgezeichneten Handſchrift (er ſchreibt auf der Bibliothek) keinen Abbruch gethan hat. Auch einige Briefe Gleim's an Langer ſind in Abſchrift beigebunden. Beide alte Hageſtolzen unterhalten ſich in ziemlich leichtfertiger Weiſe über ihren Verkehr mit Frauenzimmern, wobei jedoch Langer's Liebeleien gefährlicher ſcheinen als diejenigen Gleim's. Da Langer, wenn auch dem Verehrer Goethe's bisher weniger bekannt, eine Stellung zu Goethe einnahm wie Behriſch und der ältere Pfeil, ſo laſſe ich hier noch nähere Mitteilungen über ihn folgen, deren Inhalte indeſſen lediglich ein faſt ganz überſehener Aufſatz von Paul Zimmermann in der Zeitſchr. des Harzvereins 16. Jahrgang 1883 erſte Hälfte, S. 1—78 zu grunde liegt. Ein alter Zieten'ſcher Huſar, der Bücherrecenſionen ſchreibt! Seinen Landesherrn, den Herzog von Braunſchweig-Oels, deſſen Zug im Jahre 1809 nur als ein großes Heldenſpiel für Deutſchland hätte betrachtet werden ſollen, hofmeiſtert er etwa in der Weiſe wie Ahasver den Heiland auf dem Wege nach Golgatha in der Goethe'ſchen Dichtung. Mit Hunden, Katzen und einer Art von alter Marketenderin ſetzt er in der Dienſtwohnung, die Leſſing mit ſeiner feinen Familie verlaſſen hat, die Gewohnheiten des Lagerlebens fort, iſt aber endlich ſo wenig mit ſich ſelbſt zufrieden, daß er durch ein großes Feuer ...... Doch wozu dieſer kurzen Lebensgeſchichte von Leſſing's Nachfolger in der Wolfenbütteler Bibliothek noch vorgreifen? Es iſt nicht immer gut, der Nachfolger eines berühmten Mannes zu ſein. Wenigſtens ärgerte ſich Ernſt Theodor Langer in Wolfenbüttel ſehr, als der „Leichenſänger Murr“, der ſchon bei Leſſing's Lebzeiten ſeiner eigenen Anſicht nach eben ſo ſchöne Sinngedichte gemacht hatte als Leſſing, nun gar kurz nach Leſſing's Tode an den neuen Bibliothekar ſchrieb: „Vielleicht könnte mich Ihre gütige Freundſchaft in

den Stand ſetzen, wichtigere Sachen aus der Herzogl. Bibliothek herauszugeben als Leſſing gethan hat.“ Man denke! Langer ſelbſt hat kein Buch geſchrieben, wohl weil er in einem inneren Zwieſpalt begriffen war. Auf der einen Seite ſtellte er die chriſtliche Religion und die alten Sprachen höher als alles Andere. Auf der andern verehrte und liebte er auch die deutſche Litteratur, aber nur bis zu Klopſtock und Leſſing. Nach ihrem Tode lohnte es ſich für ihn nicht mehr, mit ſeinem Namen Stellung zu nehmen in der deutſchen Litteratur. Nichts Schlimmeres konnte ihm geſchehen, als daß Goethe drucken ließ, er habe früher eine Geliebte gehabt! Und nun ſollte er noch ſelbſt vor die Öffentlichkeit treten? Er hielt es für beſſer, alles, was noch ſpäter an ſein Daſein erinnern konnte, durch ſeinen Freund und Nachbar, den Rechtsanwalt, dem Flammentode zu übergeben. Trotz dieſer juriſtiſchen oder gar nachrichterlichen Exekution, die er über ſich verhängte, wird man vielleicht hundert Jahre nach ſeinem Tode ſo viel von ſeinen intereſſanten Erlebniſſen und geiſtvollen Bemerkungen ausgemittelt haben, daß ein Buch über ihn — ſeine Biographie in einem ſtattlichen Bande — in der Wolfenbütteler Bibliothek als Langer redivivus ihren Einzug halten kann. Auf Veranlaſſung von Moriz Haupt hat ſchon der Obergerichtspräſident Hettling in Wolfenbüttel einige Nachrichten über Langer zuſammengeſtellt. Sie kamen jedoch nicht in die Öffentlichkeit. Herr von Loeper erkannte daher in ſeiner Ausgabe von Goethe's Dichtung und Wahrheit eine Lücke darin, daß jede genügende Nachricht über Langer fehle. Eine vorteilhafte Schilderung von ihm als Bibliothekar zu Wolfenbüttel hat allerdings ſeitdem der jetzige Nachfolger Leſſing's und Langer's, Herr von Heinemann daſelbſt, gegeben. Dagegen beruht nach Paul Zimmermann's Anſicht die Mitteilung über Langer in von Strombeck's „Darſtellungen aus meinem Leben und meiner Zeit“ auf einer Voreingenommenheit, welche wahrſcheinlich durch unfreundliches Benehmen von Seiten Langer's gegen Strombeck hervorgerufen iſt. Zurückhaltend und rauh, wie Strombeck ihn ſchildert, ſoll Langer allerdings geweſen ſein. Aber daß Selbſtſucht ſeinem Weſen zu Grunde gelegen habe, wird von Zimmermann mit Rückſicht auf Langer's Briefe und andere Zeugniſſe beſtritten. Ernſt Theodor Langer iſt in Breslau am 23. Auguſt 1743 geboren. Er iſt drei Tage darauf in der Marie-Magdalenenkirche getauft. Sein Vater war ein wohlhabender Kaufmann. Seine Mutter ſtarb nach zwei Jahren in einem neuen Wochenbette, worauf der Vater eine Schwägerin heiratete. Ernſt Theodor Langer ſcheint es nie gelungen zu ſein, ſich die Gunſt der mit ihm blutsverwandten Stiefmutter zu erwerben. Aber auch der Ernſt des Vaters gewährte ihm nichts weniger als eine Stütze. So ſchrieb dann Ernſt Theodor Langer ſpäter an Eſchenburg: „Da ich ſelbſt einen harten, ſehr harten Vater gehabt, ſo ſind Ihre zärtlichen Verhältniſſe mit Ihren Kindern ganz unbekanntes Land für mich.“ Er geriet in Entzücken, als Eſchenburg's Sohn Johannes Theologie ſtudieren wollte. Man ließ Langer nur kurze Zeit im Vaterhauſe. Aus Breslau, wo es doch an Bildungsanſtalten nicht fehlte, wurde er auf das Gymnaſium in Oels gebracht. War er in den Anfangszeiten der ſchleſiſchen Kriege geboren, ſo wirkte der Geiſt Friedrich's bald ſo mächtig auf ihn ein, daß er während des ſiebenjährigen Krieges als Schüler der erſten Klaſſe in einem Alter von kaum ſechszehn Jahren in die Armee eintrat. Er wurde gemeiner Soldat im Zieten'ſchen Huſarenregiment. Er kämpfte in mehr als einer Schlacht. Trotz ſeiner Jugend und trotz ſeines bürgerlichen Herkommens war er bald Offizier. Indeſſen machte eine ſchwere Schußwunde dieſer Heldenlaufbahn bald ein Ende. Mehrere Monate lag Langer nun in einem Lazareth zu Görlitz. Bei ſolchen Gelegenheiten werden die Studien, wo einmal der Grund zu ihnen gelegt iſt, gern wieder aufgenommen. Langer kehrte im Lazareth zu ſeinen Schulſtudien zurück. Nachmals erweiterte er dieſelben noch mehr in Züllichau. Dort hatte 1762 Steinbart als Paſtor Adjunktus am Waiſenhauſe ein höheres Erziehungsinſtitut eingerichtet. Seit 1766 hieß es erſt Pädagogium, wie die nicht für Waiſenknaben beſtimmte Schule bei den Franckeſchen Stiftungen in Halle, als deren Alumnus Bürger die Truppen aus dem ſiebenjährigen Kriege heimkehren ſah. Obgleich ſich eigentliche Dokumente darüber nicht vorfinden, ſo unterliegt es doch keinem Zweifel, daß der Lieutenant Langer in Züllichau wieder ein ſehr eifriger Gymnaſiaſt geworden iſt. Daß er ſeine Schulſtudien unter der Leitung des Predigers Steinbart beendigte, ſcheint zur Folge gehabt zu haben, daß er ſich mit religiöſen Fragen beſchäftigte und ſich gedrungen fühlte, ſchon früh Zeugnis abzulegen für ſein poſitives Chriſtenthum. Er ſchrieb nämlich an Gellert, der ihm in ſehr charakteriſtiſcher Weiſe am 29. Februar 1764 antwortete, indem er, wie in einem Diktat im Kollegio, einige Büchertitel hinzufügte, die er zu leſen empfahl und bei denen er ſogar das Format angab. Gellert preiſt Gott dafür, daß ſeine Lieder Langer genützt haben. Er glaubt auch Urſache zu haben, dieſem zu danken, daß er ihn davon in Kenntnis geſetzt hat. Er ermuntert ihn aller Schwierigkeiten ungeachtet, ſtandhaft auf dem Wege der Religion fortzugehen. Es ſei der einzige Weg zur Zufriedenheit im Leben und im Tode. Die Pflicht des Chriſten und ſein eigenes Glück behaupten, ſei ein und dasſelbe. Gott werde ihn zu einem tugendhaften, nützlichen und glücklichen Mann „erwachſen laſſen“, ſchreibt Gellert dem einundzwanzigjährigen Offizier, von dem es nicht einmal ganz feſtſteht, ob er ſich damals noch in Züllichau befand. Indeſſen iſt es wahrſcheinlich, daß er Züllichau erſt 1766 verlaſſen hat. Das kleine Pädagogium zu Züllichau hat, wenn ich nicht irre, den berühmten frommen Alumnaten in Halle und Kloſter Bergen bei Magdeburg nachgeeifert, welche mit einander in enger Verbindung geſtanden zu haben ſcheinen. Als Langer Hofmeiſter eines Grafen Hochberg wurde, ſetzte er es durch, daß dieſer in ſeiner Begleitung Schüler zu Kloſter Bergen wurde. Er mußte ſich freilich deshalb ſelbſt in das Lehrerkollegium aufnehmen laſſen. Jedenfalls erhielt er kein Gehalt aus den Mitteln der Schule. Dennoch wurde er in die „Streitigkeiten des herriſchen Abtes mit einem Beamten der Anſtalt“ hineingezogen und begab ſich deshalb mit Zurücklaſſung ſeines Schülers noch im Jahre 1767 plötzlich nach Leipzig, wohin ihn Gellert in dem erwähnten Briefe eingeladen hatte. Derſelbe wird dort wahrſcheinlich auch für ſein weiteres Fortkommen als Hofmeiſter geſorgt haben. Obgleich Langer ſich in Züllichau und wohl auch im Kloſter Bergen gar ſehr bemüht haben mochte, ſeine Bildung zu vertiefen, ſo konnte er ihr doch erſt in einer Bücher- und Univerſitätsſtadt wie Leipzig den Umfang geben, der in ihm den vortrefflichen Bibliothekar und nebenbei einen der fruchtbarſten und vielſeitigſten Rezenſenten in den Litteraturzeitungen ſeiner Tage zur Reiſe brachte. Indeſſen war es ihm nicht vergönnt, ſich bloß „Studierens halber“ in Leipzig aufzuhalten. Er wurde dort Hofmeiſter bei dem einzigen Sohne des Wirklichen Geheimen Rates und Kurſächſiſchen Oberſtallmeiſters von Lindenau. Sein Vorgänger in dieſer Stellung war Behriſch geweſen. Dieſer kam zwar in Deſſau, wo er Erzieher des Erbprinzen wurde, zu großem Anſehen, hatte aber die Stellung in Leipzig wegen ſeiner Freundſchaft mit dem ſungen Goethe verloren. Auch Langer wurde der Umgang mit ihm verboten. Indeſſen reizte das damals nur ſeine Neugierde. Nachdem ſich beide einmal geſehen hatten, wurde der Umgang fortgeſetzt. Da er nur heimlich betrieben werden konnte, ſo begleitete Goethe ihn ein- oder mehrmals auf dem gleichfalls heimlichen Gange zu einer Geliebten. Es war nun freilich eine ſeltſame Indiskretion, als Goethe dies ſpäter in Dichtung und Wahrheit verriet, dabei aber Langer doch voller Verehrung als ſeinen Führer zur Religion und zu den alten Sprachen darſtellte. Langer nahm dann jene Indiskretion, wie ſchon erwähnt, auch ſehr übel. Zwiſchen Langer und Goethe war jedoch jedenfalls eine Anzahl von Briefen gewechſelt worden. Leider heißt es in Langer's Teſtament von 1815: „Ausdrücklich verordne ich hiermit, daß alle unter meinem Nachlaſſe ſich befindenden Briefſchaften und beſchriebenen Papiere ſamt und ſonders in Gegenwart der Herren Teſtamentsvollſtrecker vernichtet und verbrannt werden ſollen“ u. ſ. w. Dieſe Beſtimmung konnte nicht einmal ganz ausgeführt werden, da Langer's auf die Bibliothek bezügliche Korreſpondenz nicht ſein unbedingtes Eigentum war. Auch iſt jedenfalls ein Brief Goethe's an Langer aus Frankfurt am Main vom 27. Oktober 1773 gerettet, den ich hier mitteile: „Als ich meinen Götz herausgab, war das eine meiner angenehmſten Hoffnungen, meine Freunde, deren ich noch manche in der weiten Welt habe, würden ſich nach mir umſehen und angenehmer ſich meiner erinnern, als wenn ich eine lange unbedeutende Verbindung mit ihnen unterhalten hätte. Und es iſt eingetroffen. Ihr Brief lieber Langer hat mir eine außerordentliche Freude gemacht. Ich habe Sie nicht vergeſſen und die Geſchichte ihres Lebens war mir unerwartet und höchſt intereſſant. Mein Wandern hat keine große Tagereiſe gemacht. Ich bin faſt immer auf dieſem Fleck geblieben. Meine Geſundheit nahm ſeitdem Sie mich verließen immer zu, aber weil ſie mir doch nicht erlauben wollte, im bürgerlichen Leben eine Rolle zu ſpielen, wie ich wohl wünſchte, ſo hab ich dem Trieb der Wiſſenſchaften und Künſte gefolgt, und nicht eher geruht, bis ich glaubte mich darſtellen zu dürfen. Ich habe ſogleich an die Herzen des Volkes angefragt, ohne erſt am Stapel der Kritik anzufahren. Doch geſteh ich gern der Beyfall der mir worden iſt überſtieg meine Hoffnungen. Auch ſoll ſo lang Krafft in mir iſt ſie nicht läſſig werden, mehr zu leiſten. In die bürgerlichen Geſchäfft miſch ich mich nach und nach, und auch da gibt mir der Genius auch gute Stunden. Mellin iſt vor wenigen Wochen nach Sachſen, in Condition als Hofmeiſter, bey einem Herrn v. Zedwitz denk ich, in der Gegend von Groſſen Hann. Er war hier lange außer Condition, vertrauerte und verlappte ſich, und iſt ſehr gut, daß er wieder ins Leben kommen iſt. Empfelen Sie mich Hrn. Graf Marſchall. Und behalten Sie mich lieb. Wenn Sie nach Hannover kommen, beſuchen Sie doch einen gewiſſen Archivsſecretär Keſtner, Sie werden an ihm und ſeiner Frau warme Freunde meiner finden. Ich ſag Ihnen nichts weiter von dem Werth dieſes Paars und von unſerer Relation. Sollten Sie an Behriſch ſchreiben, oder ſonſt ihn grüſen laſſen, viel Grüſe auch von mir. Goethe.“ Es bedarf kaum der Erinnerung daran, daß der Werther damals noch nicht erſchienen war. Nach einer etwas zweifelhaften Nachricht ſind noch mehrere andere Briefe Goethes an Langer, ſpäter an Dr. Karl Schiller in Braunſchweig gekommen und nach deſſen Tode mit andern Autographen aus Schiller's Nachlaſſe an einen Engländer verkauft. Paul Zimmermann konnte bis jetzt deſſen Namen nicht erfahren. Immanuel Schmidt in Lichterfelde, der Neffe Karl Schiller's, hat indeſſen verſprochen, denſelben zu ermitteln und mir gütigſt mitzuteilen. Schon im September 1769 hatte Langer Goethe in Frankfurt a. M. beſucht. Er machte damals mit dem Herrn v. Lindenau eine Reiſe nach der Schweiz, auf der er auch Wieland und Uz kennen lernte. Während eines jahrelangen Aufenthaltes in Lauſanne benutzte er den Einfluß der Familie von Lindenau, um ſich den Titel eines ſächſiſchen Legationsrates zu verſchaffen. Auf der Reiſe nach Petersburg lernte er in Königsberg Kant kennen. Von Petersburg aus aber begleitete er einen Grafen 1773 auf das Kollegium Carolinum zu Braunſchweig. Aus dieſer Zeit befindet ſich ſein Bild, mit Bleifeder gezeichnet', in der Wolfenbütteler Bibliothek. Das bartloſe Geſicht drückt Geiſt und Charakter aus. Langer ſitzt in einer Haltung, wie ſie dem früheren Offizier geziemt, auf einer Bank, den dreieckigen Hut auf dem Kopfe und bläſt gemächlich die Rauchwolken aus ſeiner Pfeife von ſich. Mit Frankfurt am Main, Düſſeldorf, Halberſtadt, Göttingen und Hamburg, wo Langer auf der Seereiſe von Rußland her Klopſtock kennen gelernt hatte, war damals auch Braunſchweig einer der Brennpunkte des litterariſchen Lebens in Deutſchland. Frühere Mitarbeiter der Bremer Beiträge hatten ſich dort zu einer fruchtbaren pädagogiſchen Thätigkeit zuſammengefunden. Noch mehr als in Göttingen wurde zu Braunſchweig in Folge der Beziehungen der Welfen zum britiſchen Königshauſe die engliſche Sprache und Litteratur ſtudiert. Zu der Reiſe nach England und Frankreich, die Langer nun mit dem ruſſiſchen Grafen unternahm, war der Beſuch des Kollegium Carolinum gewiß die beſte Vorbereitung. Wie Langer vor der Trennung von dem jungen Herrn von Lindenau noch längere Zeit mit ihm in Dresden gelebt hatte, ſo verweilte er vor der Trennung von dem ruſſiſchen Grafen nun auch in Rußland. Glückliche Umſtände — die ihm ſchon in der Jugend zu teil gewordenen Titel, die Bekanntſchaft mit Gellert u. ſ. w. — hatten ihm zu ſeiner ferneren Ausbildung die beſten Gelegenheiten eröffnet. In Rußland wurde er der Kaiſerin Katharina II. vorgeſtellt und um vollkommen hoffähig zu ſein, wurde er Oberſtlieutenant genannt. Später lebte er in Italien und lernte dort Philipp Hackert kennen. Selbſt nachdem er ſchon den Sommer 1780 mit Leſſing in Wolfenbüttel zuſammengeweſen war, reiſte er noch einmal nach Holland, während Leſſing noch einmal nach Hamburg zog. Vor dieſer Reiſe war Fritz Jacobi bei Leſſing in Wolfenbüttel und mit ihm in Halberſtadt. Es läßt auf die nahen Beziehungen Langer's zu Leſſing ſchließen, daß Langer Jacobi auf der Reiſe nach Holland in Düſſeldorf beſuchte. Langer hatte ohne Zweifel in Rußland ſo viel Geld erworben, daß er eine Zeit lang in Italien, Deutſchland und Holland ohne Sorgen leben konnte. Er ſuchte nun aber doch wohl für ſpäter eine Anſtellung. Der einflußreiche Fritz Jacobi, dem Heinſe ſein Glück verdankte, mag ſich im Sommer 1780 mit Leſſing verabredet haben, ihm eine Stelle zu verſchaffen. Leſſing empfahl ihn dem Herzoge von Braunſchweig. Wenn auch dabei ja von der Bibliothekarſtelle in Wolfenbüttel noch keine Rede geweſen ſein ſollte, ſo iſt es doch nur zu gewiß, daß er ſich keinen beſſeren Nachfolger wünſchen konnte als Langer. Langer's braunſchweigiſches Anſtellungpatent als „Rat und Bibliothekar“ iſt vom 29 Auguſt 1781. Ein direktes Urteil Leſſing's über Langer iſt nicht vorhanden. Es ſcheint, daß die braunſchweigiſchen Gelehrten — auch Leſſing — ſich anfänglich über Langer's Pedanterie als Bücherliebhaber luſtig gemacht haben. Indeſſen konnte Leſſing ſchon deshalb auf Langer nicht wie auf einen kleinlichen Bibliographen herabſehen, weil Langer durch ſeinen Aufenthalt in Italien und

Dresden auch Kunſtkenner geworden war und der Herzog zu Leſſing's Zeit an den Schätzen der Bibliothek, die zugleich Kunſtwerke waren, einen beſonderen Anteil gezeigt hatte. Ein Mann wie Langer, der noch im ſiebenjährigen Kriege Offizier geweſen war und der in alten und neuen Litteraturen ausgebreitete Kenntniſſe beſaß, konnte einem Leſſing, der an den Litteraturbriefen Anteil gehabt hatte, welche der Einleitung nach von einem verwundeten Offizier geſchrieben wurden, nicht gleichgiltig ſein. Aus Langer's Nachlaſſe, ſo weit er gerettet iſt, geht dann auch hervor, daß nur wenige Gegenſtände, beſonders ſo weit es ſich um Perſonalkenntnis handelte, zwiſchen Leſſing und Langer unbeſprochen blieben. Es hätte ſehr nahe gelegen, daß ein Mann, der ſo lebhafte franzöſiſche Aufzeichnungen über ſeine Erlebniſſe machte wie Langer, über ſeine Reiſen in einem Werke berichtet hätte, welches ungefähr zwiſchen Thümmels Reiſen im ſüdlichen Frankreich und zwiſchen der Reiſebeſchreibung Weber's (Verfaſſers von Demokritos) die Mitte gehalten haben würde. Es ſcheint, daß Langer Goethe's Dichtung und Wahrheit anfänglich gern geleſen und erſt durch die Erwähnung ſeines eigenen Liebesverhältniſſes darin gegen Goethe erzürnt ſei. Seine religiöſe Richtung verbot dem alten Offizier Friedrich's des Großen die Anerkennung einer mehr ſubjektiven Auffaſſung, wie ſie immer gewöhnlicher wurde in der deutſchen Litteratur. Ganz entſchieden blieb er auf dem Standpunkte der deutſchen Anakreontiker ſtehen, deren Lyrik im Ganzen genommen noch eine ſteife und lebloſe geweſen war. Was er von dieſem Standpunkte aus für Klopſtock und Leſſing empfand, war mehr das ſtets ungeſchwächte Gefühl der perſönlichen Hochachtung. Er wurde ein Gegner der Xenien. Da nicht allein derjenige, der den Bücherverkehr in großen Bibliotheken mehr oder weniger ſelbſtändig leitet, immer der am meiſten prompte Berichterſtatter über die neuen Litteraturerſcheinungen, ſondern auch derjenige, der auf eigene Produktionen verzichtet, oft der bedeutendſte Kritiker iſt, ſo wurde Langer unter den verſchiedenſten Chiffren noch einer der einflußreicheren Rezenſenten ſeiner Zeit. Er rezenſierte beſonders für Nicolai's allgemeine deutſche Bibliothek, aber auch für die Halliſche allgemeine Litteraturzeitung, für die Göttingiſchen gelehrten Anzeigen u. ſ. w. Der Wert einiger Arbeiten für die Göttinger Anzeigen iſt von dem Philologen Heyne bezeugt. Bei der Vielſeitigkeit ſeiner Kritiken macht ſein veralteter litterariſcher Standpunkt ſich weniger unangenehm geltend. Selbſt in Betreff der belletriſtiſchen Novitäten wurde er durch die Lebhaftigkeit ausgeglichen, den die Erinnerung an ſeine litterariſchen Bekanntſchaften, insbeſondere an Leſſing, ſeiner Schreibart verlieh. Wenn nun aber Langer's Kritik da, wo ſie ſich gegen den lebensvollſten Teil der Romantik — die Grimm'ſchen Forſchungen — wandte, ſchon entſchieden im Unrecht war, ſo finden wir (ganz abgeſehen von der Zeit der Campagne in Frankreich) auch nicht, daß der alte Offizier Friedrich's des Großen, der alte „polniſche Oberſtlieutenant", wie ihn die ruſſiſche Polizei tituliert hatte, die Zeit der Wiedergeburt Deutſchlands ſo verſtanden hätte, wie man es vielleicht bei der religiöſen Grundſtimmung ſeiner Seele erwarten ſollte. Indeſſen ſpottete der alte Soldat Friedrich's des Großen zur weſtfäliſchen Zeit über das ſchlechte Reiten der franzöſiſchen Kavallerie. Vor allen Dingen aber hätte ſein Verhältnis zu der herzoglichen Familie ſelbſt ſchon ihn während der Fremdherrſchaft vor Mißgriffen bewahren können. Langer war ein gern geſehener Gaſt auf einem Luſtſchloſſe bei Wolfenbüttel, ſo oft ſich dort fürſtlicher Damenbeſuch einfand. Karl Wilhelm Ferdinand übertrug ihm zeitweiſe, beſonders auf Reiſen, die Ausbildung ſeiner Söhne. Auf dieſe Weiſe wurde er auch mit dem nachmaligen Herzog Friedrich Wilhelm von Braunſchweig-Oels ſchon früh näher bekannt. Als dieſer nun 1809 ſeinen heldenmäßigen Zug durch Deutſchland machte, der ihn einem Schill und einem Andreas Hofer an die Seite ſtellte, wagte Langer freilich nicht, ihn vor Wolfenbüttel zu beſuchen. „Einen heftigen Stoß bekam meine Philoſophie (ſchrieb Langer am 28. Auguſt 1809 an Eſchenburg), als ich unſern Prinzen gleich einem Abenteurer vor 3 Wochen durch's Land mußte ziehen ſehen, oder vielmehr hören; denn abgewinnen konnt' ich mir's nicht, ihn perſönlich zu begrüßen. Was für traurige Folgen dieſer Streifzug für ſein Vaterland haben könnte und würde, war leicht vorher zu ſehen; und welch' ein Glück noch, mit blauem Auge davon gekommen zu ſein!" Ich weiß nicht recht, ob ſeine Philoſophie auch einen Stoß bekam, als er am 18. Juni 1813 den Beſuch Jerome's („*[illegible]*", wie er ſelbſt ſchreibt) auf der herzoglichen Bibliothek entgegennehmen mußte. Als nun ſein Zögling, der Herzog von Braunſchweig-Oels, in ſein Land eingezogen war, ſoll ihm Langer Vorwürfe über ſeinen großen Aufwand für das Militair gemacht haben. Der Herzog ſoll ſehr richtig erwidert haben, daß dies noch nötig ſei. Und freilich hat ihn Lord Byron in der Stelle von Childe Harold, die ſich auf ſeinen Tod bei Quatre-Bras bezieht, richtiger verſtanden als der alte polniſche Oberſtlieutenant. Byron läßt ihn auf einem Balle aufhorchen, als unerwartet die erſte Kanonenkugel von Quatre-Bras ertönt. Auf die erſte Kanonenkugel von Quatre-Bras hatte er wohl auch ſchon während ſeiner kurzen Regierungszeit zu Braunſchweig und Wolfenbüttel gelauſcht, dem alten polniſchen Oberſtlieutenant Langer war es nur nicht gegeben, ſeinen ehemaligen Zögling zu verſtehen. „Extinctus amabitur idem!" pflegte er aber zu bemerken, wenn einer dieſer Welfen ein jähes Ende nahm. Zwiſchen Hund und Katze lebte der alte Langer in ſeiner geräumigen Dienſtwohnung, welche nur Wenigen offen ſtand. Dagegen rauchte der alte Herr wohl abends in befreundeten Familien eine Pfeife und machte mit bevorzugten Geſellſchaftern weite Spaziergänge. Seine Kleidung war noch ſo wie ſie Goethe gekannt hatte. Als lebendiges Bild einer früheren Zeit ging er des Sommers in einem geſtreiften ſeidenen Hofrocke, friſiert und mit einem Haarbeutel; im Winter im Ueberrocke mit einer Taille, wie ſie in den ſiebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts Mode geweſen war. Wenn wir jetzt, nachdem wir Paul Zimmermann's Aufſatz über Langer geleſen haben, einmal wieder vor dem braunſchweigiſchen Schloſſe die charakteriſtiſchen Reiterſtatuen von Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm Oels, ſeinem tapferen Sohne, betrachten, ſo werden wir auch an ihren Bibliothekarium, den alten Zieten'ſchen Huſaren, gedenken. Hat er auch ſeinen Schüler, den tapferen Herzog Oels, und die in Braunſchweig erſchoſſenen Schill'ſchen Huſaren nicht verſtanden, ſo verſtand er doch nicht ſchlechter zu reiten als ſie und war einer der merkwürdigſten Bücherwürmer, die jemals zu Pferde geſeſſen haben. Iſt es zu verwundern, daß die Philoſophie des alten Zieten'ſchen Huſaren, der bei Gellert die Moral ſtudierte, durch den Herzog Oels einen Stoß erhielt, welcher noch in den Dichtungen von Rückert, Grabbe und Byron verherrlicht werden ſollte? Langer ſtarb erſt am 24. Februar 1820.

[38]) Geb. 1. Sept. 1758, kam nach des Vaters Tode ins Oberhaus, trat beim Ausbruche der franzöſiſchen Revolution auf die Seite der Miniſter und war unter dem Miniſterium Fox und Grenville auf kurze Zeit Staatsſekretair für das Innere. 1801 zog er ſich mit Pitt zurück. Er ſtiftete die bedeutendſte Privatbibliothek in Europa.

[37] Johann Pierre Freiherr von Beaulieu war auch ſchon 1789 Generalquartiermeiſter bei den gegen die belgiſchen Inſurgenten zuſammengezogenen öſterreichiſchen Truppen.

[38] Mack, geb. 25. Auguſt 1752 in Franken, war zuerſt öſterreichiſcher Fourier, 1785 geadelt, entwarf 1793 Feldzugspläne für den oben genannten Prinzen von Coburg, ergab ſich 1805 mit 20000 Mann in Ulm den Franzoſen und ſtarb 22. Oktober 1828.

[39] Tallien, geb. zu Paris 1769, war Sekretair des revolutionären Gemeinderates, gehörte im Nationalkonvent zur Bergpartei, wurde am Tage der Hinrichtung Präſident, 1793 durch die ſpätere Fürſtin Chimay umgeſtimmt, 1794 faſt Royaliſt, ſpäter Bonapartiſt, ſtarb faſt vergeſſen 1820.

[40] Sieyes, geb. 3. Mai 1748, hatte im Januar 1789 das Pamphlet „Qu'est-ce que le tiers-état?“ erſcheinen laſſen und ſtarb am 20. Juni 1836 als Mitglied der Akademie in Paris.

[41] Die Frage, was Leſſing zu den Umwälzungen von Frankreich her wohl geſagt haben würde, wenn er ſie erlebt hätte, wird hier zuerſt aufgeworfen. Nach 1806 wurde ſie von Adolf Stahr wiederholt. Sie lag freilich um ſo näher, als er den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, der von 1792 bis 1806 den meiſten Einfluß auf das preußiſche Heerweſen hatte, ſo genau wie Wenige kannte.

[42] Anſpielung auf Gleim's Gedichte auf ſein „Hüttchen“ (1794), von denen eins zum volkstümlichen Liede wurde. Der ganze Brief zeigt die innigſten Beziehungen Kneſebeck's zu dem Halberſtädtiſchen Kreiſe, und es iſt hier jedenfalls eher zu wenig als zu viel aus demſelben mitgeteilt. Ich konnte mich zu dem vollſtändigen Abdruck nicht entſchließen, obgleich derſelbe zur Charakteriſtik des ſinnigen Kriegers damaliger Zeit hätte dienen und in ſo fern den hier gebotenen, an ſich in kriegswiſſenſchaftlicher Hinſicht bemerkenswerten, jedoch von inneren Widerſprüchen nicht freien Kneſebeck'ſchen Aufzeichnungen zur Empfehlung gereichen können. Der weggelaſſene Teil des Briefes bezieht ſich auf Gleim's Geburtstag von 1794. Er iſt jedoch erſt mit dem folgenden Briefe vom 14. Oktober 1794 zuſammen abgeſchickt, der auf derſelben Seite beginnt, wo dieſer ſchließt. Geſchrieben iſt er nach dem Anfange des Briefes vom 14. Oktober „im Lager zu Kalbach“.

[43] Die Bewohner der Niederlande waren ſchon vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution in die Partei des Statthalters und in die Patriotenpartei geſchieden. Die letztere gab Zimmermann in ſeinem Oberhofe Veranlaſſung zur Vorführung des „Patriotencaspars“, der die „alte Orange vermoleſtiren“ half und gewiß eine dem Leben entnommene Figur iſt. Die Gemahlin des Statthalters war eine Schweſter König Friedrich Wilhelm's II. Die Patrioten hatten gegen ſich Preußen, Öſterreich und England, hielten es dagegen mit Frankreich und den nordamerikaniſchen Freiſtaaten. Ein halbes Jahr nach Abfaſſung des vorliegenden Briefes, am 16. Mai 1795, wurden die Niederlande als bataviſche Republik proklamirt. Schon vorher war der Statthalter mit ſeiner Familie nach England entflohen.

[44] Nach Gleim's Briefe vom 7. September 1794 war Tiedge mindeſtens ſeit einem halben Jahre bei Frau Stedern in Reinſtedt bei Thale. Vergl. auch H. Pröhle, Harz und Kyffhäuſer, S. 10—14.

[45] Starb als Wernigerödiſcher Bibliothekar.

[46] In Halberſtadt fließt die Holtemme. Daher reden die Halberſtädtiſchen Dichter, zu denen Kneſebeck gehört, bis ins 19. Jahrhundert von „Emma's Fluren". Sie erklären den Namen durch „hold'Emma", während er Holzfluß bedeutet.

[47] Vielleicht Joel Barlow, geb. 1755 in Connecticut und Feldprediger während des amerikaniſchen Freiheitskampfes, Verfaſſer der Dichtungen the vision of Columbus und the conspiracy of kings. Letzteres gab er, ſeit 1788 in England, 1792 für Frankreich gegen den Bund der Continentalmächte heraus. Um die Zeit der Abfaſſung des vorliegenden Briefes lebte er ab und zu in Paris. Er ſtarb bei Krakau am 22. Dezember 1812 auf dem Wege zu einer Konferenz mit Napoleon, die in Wilna ſtattfinden ſollte.

[48] Johann Wilhelm von Archenholz, geb. 3. September 1745, wurde im ſiebenjährigen Kriege bleſſiert, ſchrieb die Geſchichte deſſelben, begründete die zuletzt von Bran in Jena herausgegebene Minerva 1792 und ſtarb am 28. Februar 1812.

[49] In die zweite Teilung Polens 1793 willigte Friedrich Wilhelm II. auf Drängen Rußlands. Nach Kneſebeck's früher ausgeſprochener liberaler Anſicht hätte er Truppen in größerer Anzahl nach dem Oſten ſchicken, nicht den Kampf im Weſten fortſetzen ſollen. Er hätte ſich alſo dort zum Nachteile Rußlands nach Kneſebeck's Anſicht mehr Spielraum verſchaffen ſollen. Kurz bevor der Brief vom 5. November 1794 geſchrieben wurde, war (beſonders 10. Oktober, auch 4. November) von den Teilungsmächten im Oſten ſchon Kosciusco's Aufſtand unterdrückt worden. 1795 folgte die dritte Teilung Polens.

[50] Am 5. April 1795 ſchloß Friedrich Wilhelm II. den Separatfrieden zu Baſel, durch welchen er das linke Rheinufer an Frankreich abtrat.

[51] Der deutſche Romanſchriftſteller Lafontaine, geb. 10. Oktober 1759 in Braunſchweig, hatte in Helmſtedt Theologie ſtudiert, ging von Halle aus, wo er Hauslehrer war, 1792 als Feldprediger mit in den Krieg und kehrte erſt 1795 zurück. Er ſtarb in Halle als Privatgelehrter 20. April 1831. Vergl. oben S. 53, 54.

[52] Wohl der Hiſtoriker Lucanus, deſſen gediegene Halberſtädtiſche Geſchichte, mehr Quellenwerk und Bibliographie der Staatsſchriften, noch heute einen ausgezeichneten Wert hat.

[53] Kneſebeck hatte in ſeiner Jugend einen Krieg mitgemacht, an dem ſogar Goethe teilgenommen. Nach dieſer Stelle wußte er aber in der That nicht, daß ſeine Zeit in litterariſcher Hinſicht höher ſtand als die der ſchleſiſchen Kriege. Mit Recht jedoch fühlte er ſich wohl dadurch gedrückt, daß die damaligen preußiſchen Soldaten keine Grenadiere aus Gleim's Jugendzeit mehr waren.

[54] Dohm war geboren zu Lemgo 11. Dezember 1751, wurde von Friedrich Wilhelm II. geadelt, von Friedrich Wilhelm III. mit auf den Kongreß von Raſtatt geſandt und hatte ſchon vorher viel in dem Gleim'ſchen Kreiſe gelebt. Er ſtarb am 29. Mai 1820.

[55] Campagne in Frankreich S. 197. Von derſelben möge hier noch im allgemeinen geſagt ſein, daß ſie jetzt (wie ich ſchon in meiner Schrift über den deutſchen Unterricht wollte) auch in Schulen geleſen wird, z. B. bei dem deutſchen Unterricht in Frankreich. Zu vergleichen iſt auch Hermann Hüffer „Zu Goethe's Campagne in Frankreich" in Geiger's Goethejahrbuch, Band IV, S. 79—106. Nach Goethejahrbuch S. 83 merke ich an, daß Kneſebeck oben S. 204 Precourt, Hüffer dagegen Procourt ſchreibt. Zu Kneſebeck's Erzählung auf S. 208 vom „Lieutenant Graf

Henkel vom Köhlerſchen Huſarenregiment" vergl. Goethejahrbuch S. 89, wo er ebenſo „Lieutenant Graf Henkel von Köhler-Huſaren" heißt, aber auch Hüffer im Goethejahrbuch S. 104. Nach Hüffer S. 94 könnte der preußiſche Offizier vom Herzog von Weimar (Aſchersleben?), der Goethe als Page in Weimar Kaffee präſentiert hatte, vielleicht Puttkamer geheißen haben. Auch Hüffer bemerkt, daß mit Unrecht die bedeutende Einwirkung des Regens auf den Feldzug in der Champagne als eine falſche Behauptung Goethe's dargeſtellt worden ſei. Die Wahrheit der auch von Sybel angenommenen Behauptung geht am unumſtößlichſten hervor aus meiner gänzlich überſehenen, gleichfalls meiſt auf die Campagne in Frankreich bezüglichen Mitteilung „Aus dem Leben eines Deſerteurs" in meinen „patriotiſchen Erinnerungen" S. 119—128.

[64]) Meine Schrift „die Lehnin'ſche Weisſagung" enthält die Geſchichte der Klöſter Lehnin und Huysburg, da ich den Abt von Zitzewitz auf Huysburg für deren Verfaſſer halte.

Zuſätze und Berichtigungen.

Bei der Anordnung des Inhaltes iſt in dieſem Buche die ſchon in der Vorrede ausgeſprochene Abſicht feſtgehalten worden, nichts in den eigentlichen Text aufzunehmen, was nicht auch zur bloßen Unterhaltung geboten werden könnte. Aber auch umgekehrt ſind die Mitteilungen über Chriſtian Gottfried Körner und beſonders über Kneſebeck ihrer Lesbarkeit wegen einfach unter die Abhandlungen geſtellt, obgleich wenigſtens die Kneſebeck'ſchen Briefe wegen der Kürze meiner einleitenden und Schlußbemerkungen wohl hätten in einen „Anhang" verwieſen werden ſollen, der dann jedoch von den hier nachfolgenden „Zuſätzen" wieder hätte unterſchieden werden müſſen. — Die Kneſebeck'ſchen Briefe wurden nach Verabredung vortrefflich mit erneuter Schreibung, wie ſchon geſagt iſt, für ein ſehr großes Publikum von meiner Frau abgeſchrieben aus einem halberſtädtiſchen Manuſkriptbande: „Briefe Verſchiedener. 7. Band K." Derſelbe iſt durch die große Güte des Bibliothekars der Gleim'ſchen Familienſtiftung, Herrn Oberlehrer Schneider noch immer in meinen Händen. Auch bei dieſem zweiten Abdruck hatte ich das Original der Kneſebeck'ſchen und der Körner'ſchen Briefe während der Korrektur daher noch zur Hand und jedes Datum, jeder Name iſt von neuem nachgeſehen worden. Wenn ich an einigen Stellen in den Kneſebeck'ſchen Briefen bei der Korrektur auch die Buchſtabentreue herſtellte, ſo iſt nur verſucht worden, durch dieſe Stellen kleine Proben und Koſthäppchen von Kneſebeck's Orthographie zu geben, ohne daß deswegen auch an den andern Stellen, z. B. frei in frey und bei in bey zurückverändert worden wäre. Bei Korrektur des Aufſatzes über Moritz ſind mir durch die Güte des Herrn Dr. Meinecke im K. Geheimen Staatsarchive noch einmal die Akten vorgelegt und in dem kürzeren Artikel über Moritz iſt allerdings bei dem Wiederabdruck buchſtäbliche Treue erzielt worden. Die Briefe von Kneſebeck hatten ſchon bei dem erſten Abdruck in Paris bei einer militäriſchen Preßbehörde Aufmerkſamkeit erregt. Eine Reviſion der Briefe zunächſt mit Rückſicht auf alle Ortsnamen, zu welcher ſich mein in Metz bei dem ſiebenundſechzigſten Regimente ſtehender Sohn erboten hat, findet hoffentlich nun durch ihn noch nach dieſem Wiederabdrucke ſtatt. Wenn ich die doch zum teil neuen Mitteilungen über Langer nicht im Texte mit großer Schrift drucken ließ, ſo kann ich dafür auch den Grund angeben, daß er doch mehr Beziehungen zu Leſſing als zu Goethe hatte. Die Anmerkungen und die natürlich ſämtlich ſpäter entſtandenen Zuſätze, in welche nur das aufgenommen wurde, was für die Anmerkungen zu ſpät kam, habe ich mir als ein Repertorium gedacht, worin nicht bloß, was zur gelehrten Erläuterung und Ausführung, ſondern auch was zur Vervollſtändigung des Textes dient, während die unmittelbare Einſchiebung denſelben ungleichmäßig und unförmlich machen würde, Platz finden ſoll. Unter den „Berichtigungen" ſind keine ſchlimmen — ich meine keine ſinnentſtellenden — Druckfehler. Das wäre auch deswegen unmöglich, weil der Verleger, Herr Auguſt Stein, während des Druckes mit mir zuſammen der Durchſicht eine ausdauernde Sorgfalt gewidmet hat. Wie die Verbeſſerung zu Maſon Herrn

Oberlehrer Dr. Rudolf Palm in Berlin, ſo verdanke ich Herrn Stein unter Anderem in den „Zuſätzen“ die gewiß zutreffende Berichtigung zu Goethe's Eintragung bei Potsdam „Sternhaus.“

Zu Vorwort S. IX. Stark Syſtematik der Archäologie der Kunſt (1880) S. 274 ſagt über Wilhelm von Humboldt's Abhandlung über Hermann und Dorothea: „Es war dieſelbe Zeit, wo er in enge Beziehung mit F. A. Wolf getreten, ſich als ausſchließlichen Schüler der Philologie betrachtet wiſſen will, wo ihn die Griechen zunächſt in Pindar, Plato und Aeſchylos ganz „„abſorbiren““, wo er den Aufſatz über die Griechen an die Freunde zur erweiternden und kritiſchen Gloſſirung ſendet. Der Plan eines Geſammtwerkes Hellas, beſtehend in Überſetzungen und Charakteriſtiken wird entworfen. Für das Gebiet der Poeſie legt er ſeine Auffaſſung nieder in den Briefen über Hermann und Dorothea 1798; für das der bildenden Kunſt beginnt er in dem Aufſatz über das Musée des Petits Augustins zu Paris die Äſthetik praktiſch an Beiſpielen durchzuführen.“

S. 6, Z. 4 v. o. lies Dichterſchwäne für Dichterſchar.

S. 15, Z. 2 v. o. lies Vordergrund für Hintergrund.

S. 17, Z. 1. lies Völker für Väter.

S. 20, in Anmerkung 4, lies Böttiger für Bötticher. Gemeint iſt Karl Auguſt Böttiger, über den man Stark's Syſtematik der Archäologie der Kunſt beſonders S. 52 nachſehe.

Zu S. 20, Anmerkung 5. Am Schluß dieſer Anmerkung hätte wohl die Mitteilung des Herrn Paſtor Meyer in Keuſchberg ſelbſt abgedruckt werden ſollen. Ich laſſe ſie hier noch folgen: „Die Saline Dürrenberg verdankt ihr Entſtehen dem Kurfürſtl. Sächſ. Bergrat Borlach, welcher am 5. September 1763 hier die Soolquelle erbohrte, und ſchon während der Bohrarbeit das Kammergut Dürrenberg ankaufte. Die Namensgleichheit mit Dürrenberg bei Hallein ſcheint eine ganz zufällige; man nimmt hier allgemein als Urſprung des Namens den an, daß im Gegenſatz zu dem nahen ſehr fruchtbaren „„Auenland““ dicht an den Ufern der Saale weiter abwärts, die hier bei Dürrenberg ca. 40 Fuß anſteigenden Ufer der Saale und das daran ſtoßende minder fruchtbare Land als „Dürrer Berg“ bezeichnet worden ſind; auf dieſem bis nach Leipzig ſich erſtreckenden Plateau liegen hier die Ortſchaften Keuſchberg, Pochitz (?), Dürrenberg, letzteres in alter Zeit Dörrenberg geſchrieben.“

S. 45, über Z. 1 v. o., iſt die Überſchrift ausgefallen: „2 Goethe's zweite und dritte Brockenreiſe.“

Zu S. 50, Z. 12 v. u. Gleim hatte deswegen die Überſchrift von Goethe's ſchönem Gedichte „Alexis und Dora“ zu einem Epigramme im Xenien-Kampfe benutzt, weil er durch die Überſchrift ſeines natürlich viel matteren Gedichtes „Alexis und Eliſe“ die Veranlaſſung zu Goethe's Überſchrift „Alexis und Dora“ gegeben hatte. Man findet Gleim's, in vierzeiligen jambiſchen Verſen abgefaßtes Gedicht in deſſen ſämmtl. W. III, S. 135—157. Vorgedruckt iſt dort auf S. 133 und 134 Wieland's enthuſiaſtiſche Äußerung über Alexis und Eliſe vom 8. Mai 1771. Nach Gleim's Leben von Körte S. 165 war Alexis und Eliſe „ein idylliſches Gedicht, veranlaßt durch die Hochzeitsfeier der jüngſten Nichte Gleim's.“

S. 53 muß es in der dort befindlichen Überſchrift 3 ſtatt 2 heißen (vergl. zu S. 45.)

Zu S. 57, Z. 19 v. u. Die Richtigkeit dieſer Darſtellung finde ich im allgemeinen beſtätigt durch Peter Wilhelm Behrends. Er ſagt in der neuhaldenslebiſchen Kreischronik (1826) II S. 620 „Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lebte zu Harbke der Braunſchweigiſche Hofrichter Friedrich Auguſt von Veltheim, welcher die nachher ſo berühmt gewordenen Anpflanzungen ſeltener ausländiſcher Bäume und Gewächſe zu Harbke zuerſt angelegt hat. Sein gelehrter Sohn Graf Auguſt Ferdinand von Veltheim, Doktor der Weltweisheit und Kurf. Lüneburgiſcher Berghauptmann und Mitglied der K. Akademie der Wiſſenſchaften ſetzte die ſchönen Anlagen ſeines Vaters fort und gab ihnen noch mehr Vervollkommnung. Er ſtarb im Jahre 1801 als der Senior ſeiner Familie. Herr Graf Röttger von Veltheim auf Harbke, Aderſtedt und Groppendorf iſt der zeitige Gutsbeſitzer. Das Schloß zu Harbke, welches noch zum teil mit wohlerhaltenen Waſſergräben umgeben, iſt ein ſchönes ſolides Gebäude und enthält außer vielen anderen Prachtzimmern beſonders ein für die Bibliothek beſtimmtes, welches überall mit feinen Holzarten, ſo in Harbke gewachſen, ausgetäfelt worden. Auch die Wirtſchaftsgebäude und Viehſtälle und unter denſelben beſonders der für die Pferde ſind ausgezeichnet. Vor allem aber gewähren der Luſtgarten und die Luſtgehölze mit den Anpflanzungen fremder beſonders amerikaniſcher Bäume dem Naturfreunde einen reizenden Genuß. Eine Beſchreibung und einige Abbildungen dieſer Harbke'ſchen Anlagen findet man in dem tübingiſchen Taſchenkalender auf das Jahr 1803 für Natur- und Gartenfreunde und Naturgeſchichte, die der Anpflanzungen in des Dr. Du Roi Harbke'ſchen wilden Baumzucht, herausgegeben von Pott zu Braunſchweig von 1795 bis 1800." Das letztere Buch iſt auch oben erwähnt.

Zu S. 58, Z. 3 v. o. Nach Behrends a. a. O. II S. 554–571 ſoll das Kloſter Hamersleben von Mechtild, der Gemahlin des Pfalzgrafen Friedrich I. von Sommerſchenburg, der bald nach 1120 ſtarb, geſtiftet worden ſein, was keinen großen Unterſchied machen würde. Nach Behrends bildet Sommerſchenburg ſelbſt eine Dorfgemeinde, die 1823 ſchon 743 Einwohner zählte und ihre Kinder nach dem eine Viertelſtunde weſtwärts unterhalb der Sommerſchenburg gelegenen Pfarramte Sommersdorf 1823 mit nur 522 E. in die Schule ſchickte, jedoch um jene Zeit auch bereits einen eigenen Lehrer in der Perſon eines Offiziers aus den Befreiungskriegen beſaß. Von Sommerſchenburg kommt auch manches in Stephan Schütze's Lebensbeſchreibung vor.

S. 60, Z. 15 v. u., lies ungedrucktes für gedrucktes.

Zu S. 67, Z. 1 v. o. An dieſer Stelle habe ich Gleim doch Unrecht gethan. Die Annäherung war wie billig noch von ihm ausgegangen. Die Weisheit, durch welche er ſich in ſeinem hohen Alter in der Politik auszeichnete, hatte ihn im voraus auch noch zum Mitgliede der künftigen Goethegemeinde gemacht. Ich ſchließe dies aus folgendem Gleim's Werke VI. S. 333–334 abgedruckten Gedichte „An Se. des Erbprinzen von Sachſen-Weimar Durchlaucht, als von großen Unternehmungen die Rede geweſen war, 1801":

Etwas Großes unternimmt
Keiner unſrer Schriftverfaſſer,
Welcher, wie der Fiſch im Waſſer,
Im Vergnügen ſchwimmt.

Weisheit ſetzt der Freude Schranken;
Einſamkeit erzeugt Gedanken;
Stille Nächte ſind der Quell
Der erhab'nen, der Juwelen
Großer Geiſter, edler Seelen,
Und nur dieſen ſtrahlt er hell!

Etwas Großes unternimmt,
Wer allein geht, bei dem Neuen
Nicht verweilt, zu keiner kleinen
Unternehmung ſich beſtimmt.

Seiner Kindheit Morgenröthe
Sieht er ſchon nicht wie ein Kind.
Nein, er denkt bei Pitt, bei Göthe,
Wie ſie wurden, was ſie ſind.
Träumt und ſpricht von Odyſſeen,
Sieht ein Ilion in Brand,
Nimmt die Feder, ſchreibt „„Ideen““
Oder ſtirbt für's Vaterland.

Friederich, der große Preuße,
Schloß ſich ein zu Sans Souci,
Lernte da mit ſtillem Fleiße
Mark Aurel's Philoſophie.
Lernte ſeine, ward der Götter
Höchſter Liebling, ward Erretter
Seiner kleinen Monarchie.

S. 81, Z. 10 v. u., lies Fiſchergeräthe für Fiſchgeräte.

S. 84, Anmerkung 1 zu „Sternhaus“. „Das Sternemann'ſche Haus an der Ecke der Hintergaſſe iſt nach Palladio ſchön gebauet. Das erſte Geſchoß hat joniſche Dreyviertelſäulen, das zweyte Geſchoß hat korinthiſche Säulen, und über den Fenſtern Frontons, mit Fruchtgehängen. In der Attika, worauf Figuren ſtehen, iſt das dritte Geſchoß.“ (Fr. Nicolai, Berlin und Potsdam, 3. Afl. 1786 S. 1159.) Dieſes Haus exiſtiert noch; die Straße heißt jetzt Kaiſerſtraße. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Goethe am Vormittag auf dem ſchlechten Wege nach dem Jagdſchloß Stern gefahren iſt, um ein Gebäude zu ſehen, welches architektoniſch nichts bietet; er hätte zu dieſem Ausfluge etwa 3 Stunden gebraucht und wäre ſchwerlich rechtzeitig zur Parade zurückgekehrt. Die Potsdamer Bauten, welche römiſchen Originalen mehrfach nachgebildet ſind, konnten dagegen für Goethe wohl Intereſſe haben.

Zu S. 85, Anm. 9. Um auch mit Bezug auf das Thema „Goethe in Berlin und Potsdam“ das Material hier vollſtändiger, als es irgend wo anders ſteht, zu liefern, gebe ich hier zunächſt noch einen kurzen Auszug aus meinem Aufſatze „Goethe in Berlin“ in der Nationalzeitung vom 23. Juli 1889. Derſelbe iſt erſt nach dem Abdrucke obigen Aufſatzes im Texte erſchienen und lautet mit zwei Veränderungen: „Düntzer gab ſoeben heraus: „„Goethe's Tagebücher der ſechs erſten weimariſchen Jahre““. Es ſind dies die Jahre von 1776–1782. Wir erfahren durch die Einleitung, daß die Tagebücher Kalendereintragungen waren, zu denen ſich Goethe meiſt des „„Weimariſchen Schreibkalenders““ bediente. Die Kalendereintragungen ſind noch aphoriſtiſcher, als die meiſt nur zur Ergänzung eines perſönlichen Beiſammenſeins geſchriebenen Briefe an Frau von Stein, aber ſie ſind aus derſelben, ebenſo genialen als naiven Sinnesart hervorgegangen wie dieſe. Wo die Eintragungen von geſchäftlicher Art ſind, bleiben ſie doch für Goethe's Biographie unſchätzbar. — Goethe reiſte 1778 nach Berlin mit dem Herzoge Karl Auguſt, der den Namen von Wedell führte. Dagegen mußte ſich Herr von Wedell Kammerjunker von Ahlefeld nennen. Goethe behielt ſeinen Namen bei. — Am Abend des 14. Mai kam man in Treuenbrietzen an. Nach Düntzer's Erläuterung bezog ſich Goethe's Eintragung bei Treuenbrietzen „„Preußiſcher Adler. Sand"" nur auf das Geſpräch der Reiſenden, und nicht auf den Namen eines Gaſthofes. Auf die bei mir deshalb entſtandenen Zweifel hat mich nun mein Couſin Karl Hobohm, ſeit Jahren Superintendent in Treuenbrietzen, in einigen Zeilen zurechtgewieſen, die ich hier abdrucken laſſe, weil ſie nicht allein den beſtmöglichen Kommentar zu Goethe's Worten bilden, ſondern auch von der äußeren Erſcheinung der altbrandenburgiſchen Stadt Treuenbrietzen, welche die Treue im Namen führt, ein ähnlicheres Bild geben als Börne. Karl Hobohm ſchreibt mir aus Treuenbrietzen: „„Ein Gaſthof zum preußiſchen Adler exiſtiert jetzt hier nicht. Geſtern habe ich mehrfache Erkundigungen bei ſolchen, die es wiſſen könnten, eingezogen, ob ſie von früherer Exiſtenz eines ſolchen etwas wiſſen. Überall: nein! Auch unſere gedruckte Chronik von meinem Amtsvorgänger Biſchon und ähnliche Quellen wiſſen nichts zur Sache zu ſagen. Für Düntzer's Auffaſſung ſpricht doch manches. Kommt man nämlich aus Sachſen, von Wittenberg, auf dem Wege nach Berlin ins Preußiſche, ſo liegt die Grenze bei Rietz, kaum eine halbe Stunde vor Treuenbrietzen. Hatte Goethe dieſe paſſiert, ſo gelangte er in kurzem an unſer Leipziger Thor. Auf demſelben waren vielleicht ſchon damals wie jetzt zwei in die Augen fallende ſchwarze Adler angebracht. Sah er dieſelben, ſo konnte das leicht Anlaß geben zum Geſpräch darüber, daß man in das Gebiet des preußiſchen Adlers eingetreten ſei. Möglicher Weiſe war auch damals ſchon, wie jetzt, das Stadtwappen groß am Rathauſe angebracht und begrüßte die durch das Leipziger Thor Einpaſſierenden. Dasſelbe zeigt aber ein Stück Stadtmauer, flankiert von zwei Türmen, und darüber freiſchwebend den brandenburgiſchen Adler, welchen die Reiſenden leicht für den preußiſchen halten konnten."" — Eine Notiz über den Gaſthof, in welchem Goethe zu Berlin gewohnt hat, iſt nach einer Angabe in einem Buche von Julius Rodenberg folgendermaßen (bei Düntzer) gegeben worden: „„In Berlin ſtieg man im Gaſthof zum goldenen Stern Unter den Linden ab, der auf derſelben Stelle ſich befand, wo ſpäter das Haus Nr. 23 gebaut wurde. Sechsundzwanzig Jahre ſpäter, am 1. Mai 1804, kam dort Schiller an; der Gaſthof führte damals den Namen Ruſſiſcher Hof oder Hotel de Ruſſie. Er lag in der Mitte der bedeutendſten Häuſer der Hauptſtadt, auch des Palaſtes des Prinzen Heinrich, der ſeit 1814 der Sitz der Univerſität iſt."" Am Abende des 15. wie am Mittage des 16. Mai war Goethe bei dem Prinzen Hans Georg, gewöhnlich Hans Jürgen genannt. Es war dies der jüngere, damals dreißig Jahre alte Bruder des Fürſten von Anhalt-Deſſau. Er war Oberſt und Kommandeur des in Stettin ſtehenden Infanterie-Regiments von Haake Nr. 8. Infolge des drohenden Krieges zwiſchen Preußen und Öſterreich war er vor einiger Zeit nach Berlin gekommen. Die Eintragungen vom 16. Mai betreffen die Porzellanfabrik, das Opernhaus, die katholiſche Kirche, den Maler Graff aus Dresden, Chodowiecki, Wegeli und das Luſtſpiel „„Die Nebenbuhler"". — Am 18. Mai beſuchte Goethe das große Manufakturhaus von Johann Georg Wegeli. Es lag auf der Inſel in der Spree, auf welcher ſich heute das Kölniſche Gymnaſium befindet. Dieſe Inſel iſt jetzt verſchwunden, aber die

Namen Inſelbrücke und Inſelſtraße zeugen noch von ihr. 1687 war auf der Inſel ein Manufakturſpinnhaus errichtet. 1725 dämmte man bei Gründung der Wegeli'ſchen Fabrik die Inſel ſchon nach dem Lande hin zu. Am 19. Mai aß Goethe wieder im Gaſthofe mit Wedell. An dieſem Tage hörte er auch ein Konzert. Düntzer ſagt: „„Im Konzert traf er den Prinzen Friedrich Eugen von Württemberg, der im nahen Treptow lebte, denſelben, bei welchem ſein Schwager Schloſſer eine Zeit lang Sekretär geweſen war."" Das „„nahe Treptow"" iſt aber doch nicht unſer Treptow, ſondern Treptow an der Rega in Pommern geweſen. Die großen und kleinen Städte in Pommern waren ſchon um 1732, da Katharina II. als Tochter des Fürſten von Anhalt-Zerbſt in Pommern geboren wurde, mit fürſtlichen Kommandanten und Gouverneurs beſetzt. Nach mündlicher Mitteilung des Kandidaten Grunewald aus Treptow an der Rega ſind dort noch Erinnerungen an den Prinzen Friedr. Eugen von Württemberg vorhanden. — Am 21. Mai erwähnt Goethe den Kapitän „„Langler"". Friedrich Karl von Langelair war damals Kapitän im Infanterie-Regiment Anhalt-Bernburg-Schaumburg Nr. 3, das noch bis Ende der achtziger Jahre in Halle ſtand. Eine Eintragung vom 22. Mai erwähnt Boulet. Samuel von Boulet war damals Kapitän im Ingenieurkorps des Prinzen von Preußen, für welchen er Goethe's Werke auf ſeine Art ſogar kritiſch ſammelte, und der ihn nach ſeiner Thronbeſteigung zum Oberſtleutnant und Flügeladjutanten, ſowie mit vielen Andern in den preußiſchen Adelſtand erhob." — Es liegt auf der Hand, daß mit den in dieſem Artikel aus Rodenberg und Düntzer aufgenommenen Worten über das Haus, wo Goethe in Berlin wohnte, dieſe Frage nicht abgethan ſein konnte. Schon ehe ich Düntzer's Buch las, gaben mir die in meinem vorliegenden Buche S. 77, Z. 7–10, abgedruckten Worte aus dem Briefe der Karſchin Veranlaſſung, mich in Deſſau bei Oberſchulrat Krüger und Geh. Hofrat Hoſäus nach dem Hauſe, wo die deſſauiſchen Fürſten in Berlin gewohnt haben möchten, zu erkundigen, jedoch trotz der gütigen Bemühungen der Herren in Deſſau ohne Erfolg. Auch aus dem anhaltiſchen Landesarchive konnte ich in nachſtehendem dankenswerten Briefe gerade über die Häuſerangelegenheit nur wenig Auskunft erhalten: „„Zerbſt, Montag 15. April 1889. Es iſt mir aus unſern Archivpapieren ſehr wohl bekannt, daß Goethe am 14. Mai 1778 von Wörlitz nach Berlin gereiſt iſt mit dem Herzog von Weimar, dem (Oberforſtmeiſter) von Wedell und unſerm Fürſten Franz. Goethe kam am 23. mit den Weimarer Herren zurück, der Fürſt war ſchon am 22. wieder da. Alle drei Gäſte blieben in Wörlitz drei Tage, bis zum 26. Wo aber der Fürſt damals in Berlin gewohnt hat, weiß ich nicht. Ebenſowenig, ob einer der beiden jüngeren Brüder des Fürſten, Hans Jürge und Albert, dort ein Haus beſeſſen hat. Wenn anderweit bekannt iſt, [nein] daß ein Bruder des Fürſten Franz ein ſolches dort beſaß, vermuthe ich, daß dies Prinz Hans Jürge war. Dieſer trat 1768 in preußiſche Heeresdienſte, ward da Major und Oberſtleutnant, 1772 Oberſt, machte den ruſſiſchen Krieg gegen die Türken 1769 mit und ſuchte 1779 um ſeine Entlaſſung nach. (S. Militäriſcher Nachlaß von Graf Henkel von Donnersmarck, herausgegeben von K. Zabeler, Zerbſt 1846, Theil II.) Leider habe ich vergeblich in allen irgend einſchlägigen Acten (Briefwechſel, Nachlaßregulierungen, Erbvergleichen, Beſitzverzeichniſſen, Teſtamenten ꝛc.) nachgeſucht, um die Frage zu entſcheiden. Archivrath Profeſſor Franz Kindſcher."" War dieſer Brief meines Zerbſter Freundes und Gönners aber ſchon in anderer Hinſicht intereſſant genug, ſo ſollte ich doch auch in der Berliner Häuſerfrage noch von der großen Bauregiſtratur in Zimmer Nr. 100 des Berliner Rathauſes, als ich Kindſcher's obigen Brief dahin geſchickt hatte, folgende vielleicht ſchon genügende Auskunft erhalten, für die ich dem Briefſteller meinen verbindlichſten Dank abſtatte:

„Berlin, 18. Auguſt 1889.

Die Frage, wo Goethe (im Mai 1778) in Berlin gewohnt, iſt ſchon 1874 in der Dezemberſitzung des Vereins für die Geſchichte Berlins, von dem inzwiſchen verſtorbenen Rechtsanwalt Levin, dahin beantwortet worden, daß er im Gaſthof „„Zur goldenen Sonne,““ Unter den Linden (Nr. 23) logiert habe. Wie ich feſtgeſtellt, iſt dieſer Gaſthof erſt zu Beginn des Jahres 1778 — als einer der 9 Gaſthöfe I. Klaſſe — hergerichtet worden, und zwar führte er die Bezeichnung „„Hotel au Soleil d'or.““ Sein Beſitzer hieß Petſchke. Doch ſchon zu Ende desſelben Jahres ging dieſer Gaſthof durch Tauſch, auf den Beſitzer des Hôtel de Rome (Unter den Linden) über, und erhielt von dieſem erſt die Benennung „„Hotel de Russie.““ Hier auch ſtieg Schiller am 2. Mai 1804 ab, wie die Ungerſche (Voſſiſche) Zeitung meldet: „„Herr von Schiller, Hofrath aus Weimar, von Leipzig: Hotel de Russie.““ Wegen ſeines Abzeichens noch immer „„Zur goldenen Sonne““ genannt, gehörte das Hotel ſpäter dem Hof-Traiteur Jagor, und ſeit den fünfziger Jahren dem Traiteur Mielentz. Zwei Jahrzehnte ſpäter fiel das denkwürdige Gebäude der „„Paſſage““ zum Opfer. Wo der Herzog von Weimar und der Fürſt von Anhalt Zerbſt während ihrer hieſigen Anweſenheit (1778) gewohnt, habe ich nicht feſtzuſtellen vermocht; doch liegt die Vermuthung nahe, daß Beide in dem ſogenannten „„Fürſtenhauſe““ in der Kurſtraße Nr. 52 und 53 ihr Abſteigequartier genommen. Denn für ſolche Zwecke war das von Nering für den Freiherrn von Danckelmann erbaute Palais, nach dem Sturze des Miniſters eingerichtet worden. Hier logierten abwechſelnd der Prinz Eugen von Savoyen, Fürſt Menzikoff, der Herzog v. Marlborough und Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau. [Um Deſſau handelt es ſich hauptſächlich.] Auch das Haus „„Fürſtenhaus““ iſt, nachdem es ſpäterhin noch verſchiedenen Zwecken gedient, neuerdings bekanntlich der Bauſpekulation zum Opfer gefallen.

Ferdinand Meyer, Magiſtratsſekretair und Hauptſchriftwart
des Vereins für die Geſchichte Berlins.“

Fr. Nicolai a. a. Orte ſchreibt: „Stadt Rom, Unter den Linden, Beſitzer: Petſchke. Hotel de Russie, Unter den Linden, Beſitzer: Zeißberg.“ Der Gaſthof zur goldenen Sonne iſt 1786 nicht mehr verzeichnet.

Jedenfalls ſcheint es mir, als hätte Goethe ſich anfänglich, als die Karſchin nach ihm fragte, mit im Fürſtenhauſe aufgehalten und wäre ſpäter in den Gaſthof Unter den Linden 23 gezogen. Verſchweigt die Karſchin der Kürze wegen, daß ſie von Kurſtraße 52 und 53 noch nach den Linden 23 gegangen iſt und erſt Unter den Linden erfuhr, Goethe ſei ausgegangen? Ihren Worten nach iſt das beinahe ganz unmöglich. Goethe's Aufenthalt im Fürſtenhauſe, Kurſtraße 52 und 53 iſt hierdurch jedenfalls nachgewieſen, denn 1. ſuchte ihn die Karſchin im Hauſe eines oder mehrerer deſſauiſchen Fürſten, dieſe hatten aber 2. nach Hoſäus und Kindſcher offenbar kein eigenes Haus in Berlin, es hat alſo 3. Goethe ſich (wenigſtens anfänglich) in dem auch von den deſſauiſchen Prinzen nach Ferdinand Meyer benutzten Fürſtenhauſe in der Kurſtraße aufgehalten.

In Ed. Beurmann's anonym erſchienener Schrift (vergl. Bär 1880 Nr. 1)

„Vertraute Briefe über Preußens Hauptſtadt, 2. Ausgabe, Stuttgart 1841“ finden ſich einige Stellen, die mit Goethe's Tagebuch verglichen werden können. Beurmann kommt von Frankfurt am Main und lernt in der Mark auf der Poſt faſt ganz dieſelben Orte kennen wie Goethe. Vielleicht kommt hier in Betracht II S. 72 der Satz „Eine Stelle im Thiergarten, in der Nähe von Elyſium, eine Art von Inſel, Rouſſeauinſel, wurde mir als Lieblingsaufenthalt der verſtorbenen Königin bezeichnet.“ Goethe hat einmal notiert „Elyſium“. II S. 200—203 heißt es über Potsdam bei Beurmann: „Das Exercierhaus, der lange Stall genannt, in der Nähe der Garniſonplantage, welche zu einem Exercierplatze dient, wurde von Friedrich Wilhelm I. erbaut . . . . Die Garniſonkirche wurde von demſelben Regenten erbaut . . . . Man bewundert das vortreffliche Glockenſpiel derſelben, das zu den vorzüglichſten Europa's gehören ſoll. Im Übrigen iſt die Kirche ohne architectoniſchen Werth. Aber Friedrich II. ruhet hier aus von den vielen Schlachten und Wachtparaden, von der Spekulation und dem Unglauben, von ſeinen Thaten und Vorurtheilen. Unter der Kanzel iſt das Grab zweier Regenten, deren Einer das große Verdienſt hatte, einen Sohn wie Friedrich den Großen zu haben; der Andere bei allen Vorzügen, bei aller Hervorragung über ſeine Zeit den großen Fehler, daß er es nicht für möglich hielt, ein Volk von dem Mechanismus zur Selbſtſtändigkeit zu erheben. In Friedrich Wilhelm I. erblickt Ihr einen kleinen Exerciermeiſter, den Exerciermeiſter der rieſigen Potsdamer Garde; in Friedrich II. erblickt Ihr einen großen Exerciermeiſter, den Exerciermeiſter jenes Volkes. Hier übte er es für den Tod auf dem Schlachtfelde ein, dort für Kunſt und Literatur, dort endlich für Gewerbe und materielle Wohlfahrt. Friedrich Wilhelm I. erbaute den langen Stall, Friedrich II. das Königreich Preußen, das bis dahin kaum mehr als eine Idee geweſen war.“ Die falſche Beurteilung Friedrich Wilhelm I. hat Kaiſer Wilhelm I. durch Errichtung eines Standbildes des erſteren berichtigt. Nicht im Grabe, ſondern auf ebener Erde ſtehen die einfachen Särge der beiden Könige in einem kleinen abgeteilten Raume unter der Kanzel.

S. 89, Z. 2 v. o. lies Wahlverwandtſchaften.

Zu S. 93, Z. 18 v. o. In die kurze Erzählung von Stephan Schütze's Lebensgeſchichte hat ſich inſofern ein Irrtum eingeſchlichen, als der Onkel Stephan's, welcher die Bauernfamilie von Schnarsleben und Olvenſtedt zu einem bedeutenden Handelshauſe in Magdeburg machte, niemals Soldat war. Der Anfang von Stephan Schütze's Selbſtbiographie hat den Irrtum veranlaßt. Er lautet: „Vor ungefähr hundert Jahren lebte in dem Dorfe Snarsleben (Schnarsleben), zwei Stunden von Magdeburg, mein Großvater, der, weil er einen großen Ackerhof beſaß, zu den Reichen des Dorfes gehörte. Seine Frau gebar ihm drei Söhne, wovon der erſte Chriſtian, der zweite Johann, der dritte Stephan getauft wurde. Die meiſte Aufmerkſamkeit fiel auf Chriſtian, in dem man den künftigen Erben des Hofes ſah, weshalb man denn auch meinte, daß er ſich bei Zeiten um die Wirthſchaft bekümmern und mit nach dem Rechten ſehen ſollte, aber dazu bezeigte er auch nicht die mindeſte Luſt. Er ſaß immer und rechnete und ſchrieb, oder beſchäftigte ſich draußen mit künſtlichen Nebendingen. So ſchnitzte er ſich eines Tages einen Degen, ſchnallte ihn um, putzte ſich ſonſt noch heraus und gebehrdete ſich, indem er vor der Scheune auf- und abging, ſo poſſirlich-wunderlich, daß die Leute im Hofe lachend ſtehen blieben und ein alter, ſpaßhafter Dreſcher ihm von der Tenne lachend zurief: „„Hier, Herr Kammerjäger, hier haben die Ratten ihre

Gänge!'" Auch der Vater ſchüttelte gewaltig den Kopf dazu." Dieſer Onkel Chriſtian kam trotz dieſes Vorfalles nur durch Schreiben und Rechnen empor. Dagegen wurde der zweite Bruder, Johann, im ſiebenjährigen Kriege im Alter von vierzehn Jahren, weil er damals ſchon Mannesgröße hatte, zum Soldaten ausgehoben. Nach dem Kriege ſtützte er ſich ſtets auf den älteren Bruder, der unverheiratet blieb. Johann war der Vater des Dichters Stephan Schütze. Richtig iſt aber in dem von mir an dieſer Stelle Geſagten, daß Johann, ohne bei den Soldaten gut gedrillt zu ſein, den älteren Bruder nicht bei deſſen Unternehmungen, als ſie noch klein waren, in ſeinem eigenen Intereſſe hätte unterſtützen können.

S. 96, Z. 16 v. u., lies in für zu.

Zu S. 105, Z. 23 v. o., und S. 110, Anm. 3. Nach Stark S. 317 fand am erſten Jahrestage der Schlacht bei Jena eine Ausſtellung der 1806 nach Paris entführten Kunſtgegenſtände und Merkwürdigkeiten ſtatt, worüber ein eigener Katalog unter den Titel „Statues bustes basreliefs bronzes et autres antiquités peintures dessins et objets curieux conquis par la grande armée dans les années 1806 et 1807 dont l'exposition a eu lieu le 14 Oct. 1807 première aniversaire de la bataille de Jena. Paris, Dubray imprimeurs du Musée Napoléon 1807" in Oktav vorhanden iſt. — Über den 2. Teil des Fauſt findet ſich jetzt ein leſenswerter Aufſatz von Franz Kern in der Sonntagsbeilage der Voſſiſchen Zeitung vom September 1889.

S. 121, Z. 23 v. u. lies Lengefeld.

S. 131, Z. 8. v. u. iſt zu leſen: Geſang der Nachtigallen.

Zu S. 135. Um das Material über Schiller's Verwandte, wenigſtens mit Bezug auf ſeinen Schwager Reinwald und ſeine Schweſter Chriſtophine, zu erweitern, gebe ich hier einen Auszug aus meiner in der Sonntagsbeilage der Voſſiſchen Zeitung vom 4. Juli 1875 erſchienenen Beſprechung der Schrift „Schiller's Briefwechſel mit Reinwald, herausgegeben von Maltzahn (1875)". Es iſt eine nicht ſeltene Erfahrung, daß bedeutende Menſchen in Ruhe und Frieden ihr Talent zu entwickeln und in den hergebrachten Verhältniſſen deſſen Früchte zu genießen wünſchen, daß aber Neid und Brutalität dabei von außen ſtörend einwirken und durch Intriguen, ſcheinbar um die Autorität der Sitte und Religion, aber in Wahrheit um die Macht des Geldes und des Herkommens zu ſchützen, das Talent in eine neue Bahn drängen, in welcher es zunächſt ſeine Exiſtenz ſichern und zu dieſem Zwecke zerſtörend wirken muß. Das auffallendſte Beiſpiel hierfür in der deutſchen Litteratur wird wohl für alle Zeiten Schiller bleiben. Sein erſter Gedanke war, unter dem Beifalle ſeiner religiöſen Familie (die Schweſter Chriſtophine blieb ihr Leben lang fromm und ihr geiſtreicher vielſeitiger Gemahl Reinwald dichtete einige wirkliche Kirchenlieder) ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen. Schon als ein kleiner Knabe machte er ſich oft einen Stuhl zur Kanzel und hielt eine Predigt, welche die Bewunderung erwachſener Perſonen erregte. Bald kam er ſoweit in den Vorbereitungswiſſenſchaften des theologiſchen Studiums, das letzte Examen beim Konſiſtorio in Stuttgart beſtanden zu haben. Er hielt ſich bereit, in das unterſte der proteſtantiſchen Klöſter oder Seminarien im Württembergiſchen einzutreten. Da entſtand die Karlsſchule in Stuttgart. Unglücklicher Weiſe nannte der Lehrer Jahn in Ludwigsburg dem Herzog Karl von Württemberg Schiller als einen beſonders befähigten Schüler. Dieſer mußte in die Karlsſchule eintreten. Da aber dieſe nicht für Theologen eingerichtet war, ſollte er die Rechte ſtudieren. Der junge Schiller fügte ſich, wie ungern er auch nachgab. Als er ſich aber auch in die Jurisprudenz hineingearbeitet hatte, erklärte der Gebieter gegen Schiller's Vater, er habe es überlegt und werde ſeinen Sohn in dieſem Fache ſchwerlich anſtellen können: die Anzahl der herumlaufenden Candidaten juris ſei ſchon zu groß; wenn er aber Medizin ſtudieren wolle, verſpreche er ihm nächſtens eine Anſtellung. Der gute Schiller arbeitete ſich nun allerdings auch noch in die Medizin hinein; zum Doktor konnte die Karlsſchule Niemand ernennen, doch wurde auch der Anfang der mediziniſchen Praxis gemacht. Da Schiller aber innerlich auf das höchſte indigniert und mit dem oktroyirten Berufe unzufrieden war, ſo fielen die damals von ihm geſchriebenen „Räuber“ bekanntlich etwas wild aus. In der erſten Ausgabe derſelben kam eine Stelle vor, wo Spiegelberg zu Razmann ſagt: „Einen honetten Mann kann man aus jedem Weidenſtotzen formen; aber zu einem Spitzbuben will's Grütz, auch gehört dazu ein eigenes Nationalgenie, ein gewiſſes, daß ich ſo ſage, Spitzbubenklima, und da rath' ich Dir, reiſ' ins Graubündtnerland, das iſt das Athen der heutigen Gauner.“ Durch dieſe Stelle fühlte ſich der Hofmeiſter einiger Herren von Salis, obgleich kein Graubündtner, bewogen, gegen Schiller aufzutreten. Einige Graubündtner nahmen infolgedeſſen in Stuttgart einen Sachwalter an, der den jungen Schiller zu einem Widerrufe bewegen ſollte und dem Herzoge die in der Hamburger Zeitung gedruckten Angriffe jenes Hofmeiſters auf Schiller in die Hände ſpielte. Bei dem Herzoge aber war Schiller ſchon vorher als Satiriker und Freigeiſt denunziert. Der gnädigſte Landesvater verbot daher dem Dichter der Räuber die ganze Schriftſtellerei — außer in dem ihm von Sereniſſimus angewieſenen mediziniſchen Fache. Darauf entwich dann „der troſtloſe Schiller glücklich nach Mannheim“ zu Anfang Oktober 1782. „Sage mir doch, lieber! (ſo ſchrieb Schiller's Schwager Reinwald am 12 November 1786 an ihn), ob die Anekdoten von Dir wahr ſind, die vorm Jahr in der Deutſchen Zeitung ſtunden. Sie betrafen Deine Irrungen mit dem Herzog von Würtemberg. Ein Bonmot in den Räubern über die Graubündner ſollte ihn veranlaßt haben, Dir die Schriftſtellerei im Fache des Witzes zu unterſagen. Wäre das, ſo hätteſt Du jetzt Satisfaktion, da eine der unmenſchlichſten Räuberbanden aus Graubünden nach Würtemberg eingeliefert worden, deren Transport den Herzog ſchon 1000 Thlr. koſtet.“ Unter den vorliegenden Briefen iſt ein Brief Schiller's an ſeine Schweſter Chriſtophine, welchem zufolge Schiller bald nach ſeiner Flucht aus Stuttgart an eine Reiſe nach Berlin, ja, nach Petersburg gedacht hat. In dieſem Briefe Schiller's heißt es: „Auch der Himmel iſt es, dem wir die Zukunft übergeben, von dem Ihr und ich, Gottlob nur allein, abhängig ſind. Ihm übergebe ich Euch, meine Theuren, er erhalte Euch wohl und ſtark, meine Schickſale zu erleben, mein Glück mit der Zeit mit mir theilen zu können. Losgeriſſen aus Euren Armen, weiß ich keine beſſere, keine ſicherere Niederlage meines theuerſten Schatzes, als Gott. Von ſeinen Händen will ich Euch wieder empfangen, und — das ſei die letzte Thräne, die hier fällt. . . . Ich ſchreibe Dir gegenwärtig auf meiner Reiſe nach Berlin, wo es mir in mehr als Einem Fache nicht fehlſchlagen kann; wo, nach dem einſtimmigen Urtheil aller Menſchen, denen ich meine Umſtände vorlegte, mein Glück aufgehoben ſein muß. Auch iſt es möglich, daß, wenn mich bedeutende Connaiſſancen zu Berlin unterſtützen, ich nach Petersburg gehe. Erſchrick nicht, beſte Schweſter, daß ſo viel Meilen zwiſchen Euch und mich werden zu liegen kommen. Ihr ſollt jedes meiner Verhängniſſe mit mir theilen: ich ſuche mein Glück ebenſo ſehr für Euch, als für mich. Innerhalb weniger Jahre ſoll, wenn Gott will, kein Schuhbreit zwiſchen uns liegen. Bis dahin wache der Ewige über Euch und mich ..... Sobald ich in Berlin bin, kann ich in der erſten Woche auf feſtes Einkommen rechnen, weil ich vollgültige Empfehlungen an Nicolai habe, der dort gleichſam der Souverain der Literatur iſt, alle Leute von Kopf ſorgfältig anſieht, mich ſchon im Voraus ſchätzt und einen ungeheuren Einfluß hat beinah im ganzen teutſchen Reich der Gelehrſamkeit ..... Wenn mein Segen Kraft hat, ſo wird Gott mit Euch ſein. Ein inneres ſtarkes Gefühl ſpricht laut in meinem Herzen: ich ſehe Euch wieder — vertrauet Gott. Es wird kein Haar von uns allen auf die Erde fallen.“ Schiller's Flucht aus Stuttgart hatte ſtattgefunden in derſelben Nacht, da der herzogliche Hof die Ankunft des Großfürſten Paul, nachherigen Kaiſers, auf der Solitude erwartete, wobei alle Aufmerkſamkeit nur auf dieſen Beſuch gerichtet war. Daher vielleicht Schiller's Gedanken an Rußland noch auf der Flucht. Seine Abſicht, nach Berlin (und nach Sachſen) zu gehen, ſcheint übrigens zu zeigen, daß er Leſſing als Vorbild für ſeine litterariſche Haltung vor Augen hatte. Ihm war er auch darin ähnlich, daß er ſeine Hoffnung auf die Nationalbühne in Baden mehr und mehr ſcheitern ſah. Aber ſchon in den ſächſiſchen Ländern, beſonders erneſtiniſcher Linie, winkte ihm dauernd eine gaſtliche Aufnahme. Freilich hat man ihn auch dort faſt nie in eine ganz unabhängige Lage geſetzt. Am 27. Januar 1783 zwiſchen 11 und 12 Uhr konnte er vor Müdigkeit kaum noch die Feder halten, als er ein auf Beſtellung gearbeitetes Gedicht, worin er „Winke“ auf „Geſchenke“ gereimt hatte, noch mit einem Begleitſchreiben verſah. In demſelben ſchreibt er an ſeinen nachmaligen Schwager Reinwald: „Sie glauben nicht, wie wunderlich es mir vorkömmt, aus zwei Schauſpielen großen Inhalts herauszutreten und Prologen für Kinderfeſte zu machen. Nicht anders, als wenn einer aus der Schlacht kömmt und Flöhe fangen muß.“ Am 21. Februar 1783 ſchrieb Schiller an Reinwald: „Gelegentlich muß ich anerkennen, daß ich nunmehr der Meinung bin, daß das Genie, wo nicht unterdrückt, doch entſetzlich zurückwachſen, zuſammenſchrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt. Man ſagt ſonſt, es helfe ſich in allen Fällen ſelbſt auf — ich glaube es nimmer. Wenn ich mich im weiteſten Verſtand zum Beiſpiel geben kann, ſo beweiſt meine jetzige Seelenlage das Gegentheil. Mühſam, und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichteriſche Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehn Minuten bei einem gut denkenden Freunde ſonſt anwandelt. Oft auch bei einem vortrefflichen Buch oder einem offenen Himmel. Es ſcheint, Gedanken laſſen ſich nur durch Gedanken locken, und unſere Geiſteskräfte müſſen, wie die Saiten eines Inſtruments, durch Geiſter geſpielt werden. Wie groß muß das Originalgenie alſo ſein, das weder in ſeinem Himmelsſtrich und Erdreich, noch in ſeinem geſellſchaftlichen Kreis Aufmunterung findet und aus der Barbarei ſelbſt hervorſpringt!“ Ein Bild von Schiller's damaliger wenig lebhaften Geſelligkeit geben auch folgende Briefſtellen vom Ende Februar 1783: „Ich höre zu meinem Leidweſen (ſchreibt Schiller an Reinwald), daß Sie neulich einen Fehlgang um meinetwillen gemacht haben. Ich war bloß am Anfang des Waldes, als es mit Macht zu ſchneien anfing, und wandte aus keinem anderen Grunde um, als weil ich gewiß glaubte, das Wetter würde Sie abſchrecken. Mir ſelbſt wäre es ganz das nämliche geweſen, aber ich traute es Ihrer ſchwächeren

Natur nicht zu, und einen Fehlgang wollte ich um ſo weniger Gefahr laufen, weil ich mein Schauſpiel gern expediert hätte." Und dann: „Sie haben mich Samſtags vergeblich in Maßfeldt auf Sie warten laſſen und nicht genug, mich um Ihre Geſellſchaft zu bringen, mich auch unſchuldigerweiſe in die unangenehme Nothwendigkeit geſetzt, drei ſtarke Stunden unter erbärmlichen Altagsmenſchen hinzuſeufzen. Denn die obere Wirthsſtube war voll von Gäſten, die mit Schlitten kamen." Welche Anſtrengungen Schiller machte, um als Schriftſteller leben zu können, zeigen folgende Stellen aus ſeinen Briefen von Ende Februar und Anfang März 1783 an Reinwald: „Einen Verleger hätt' ich, und einen trefflichen. Er will mich aber ſchon zu Anfang breitſchlagen. Er ſchreibt: „„Da Sie nun, falls Sie meinen Verlag auf jeden Fall für den Druck Ihrer Manuſcripte wählen, und mir dieſes Vergnügen verſchaffen wollten, noch Zeit genug bis zum Druck behalten würden, ſo wünſchte ich, daß Sie ſich entſchlöſſen, noch zu der Luiſe Millerin (Kabale und Liebe) eine proſaiſche Geſchichte gütigſt zu verfertigen, und dies Beides zuſammen in einem ſaubergedruckten Bändchen mit einer ſchönen Octavvignette verſehen von mir herausgeben ließen, und dann ihm den Titel gäben: „„Das und das vom Verfaſſer der Räuber."" Das wollt' ich denn auch ſo drucken laſſen, daß man jedes a part kaufen könnte. Überlegen Sie das."" Ich hab' ihm die proſaiſche Erzählung abgeſagt, dafür aber meine Maria Stuart verſprochen." Aus Bauerbach, 27. März 1783, ſchreibt Schiller an Reinwald: „Bälder, als ich mit Spaniens Sitten und Regierung bekannt bin, kann ich meinen Plan nicht vollenden, und noch viel weniger eine Ausführung auf gerathewohl wagen. Daher hoffe ich, Sie werden meine Ungeduld wenigſtens mit einigen dahin einſchlagenden Worten befriedigen. Die Judith wird Abends, eh' ſie abgeht, bei Ihnen vorfragen und das, was Sie mir ſchicken wollen, abholen . . . . Einſamkeit, Mißvergnügen über mein Schickſal, fehlgeſchlagene Hoffnungen, und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüths, wenn ich ſo reden darf, verfälſcht, und das ſonſt reine Inſtrument meiner Empfindung verſtimmt. Die Freundſchaft und der Mai ſollen es, hoff' ich, auf's Neue in Gang bringen." In dem Briefe vom 14. April 1783, geſchrieben früh in der Gartenhütte, heißt es mit Bezug auf Don Carlos, Schiller wolle es ſich in dieſem Schauſpiel zur Pflicht machen, in Darſtellung der Inquiſition die proſtituierte Menſchheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu ſtellen. „Ich will — und ſollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehen, einer Menſchenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur geſtreift hat, auf die Seele ſtoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich nicht auslachen. — — — Theurer Freund! Ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können, aber das Schickſal ſtritt zu früh wider mich. Lieben und ſchätzen Sie mich wegen dem, was ich unter beſſern Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Abſicht in mir, die die Vorſicht in mir verfehlt hat." Am 22. Mai 1783 ſchreibt Schiller aus Bauerbach: „Ich hatte es auf mich genommen, auf die Ankunft der Fr. v. Wolzogen Haus und Garten in den Stand zu richten . . . . welches Gelegenheit zu einem ſehr angenehmen Abend gab. Von dem äußerſten Ende des Orts ließ ich eine Allee von Maien bis zu ihrem Hauſe anlegen. Am Hof des Hauſes war eine Allee von Tannenzweigen errichtet, die auch Sie noch mit anſehen werden, denn bald, ſehr bald müſſen Sie kommen, mein Beſter. Vom Hauſe ging es unter Schießen in die Kirche, die überall mit Maien vollgeſteckt war. Wir hatten artige Muſik mit Blasinſtrumenten, und der Pfarrer von Bibra hielt eine Einzugsrede." Und vom 11. Mai: „Geſtern hatten wir einen luſtigen Tag. Die Bauern des Dorfes haben in unſerm Hauſe getanzt und ich ſahe fröhliche Menſchen. Bauerbach iſt gewiß keine Barbarei. Ich habe ſchon manche Feinheit an den Leuten entdeckt, die mir um ſo ſchätzbarer war, je weniger ich ſie der rohen Natur zugetraut hätte. Vielleicht ſind dieſe Menſchen von den übrigens ſich beſſer dünkenden, nur wie die Gypsfigur von dem Gemälde verſchieden." Aus Thüringen ging Schiller nochmals nach Mannheim. Von dort ſchrieb er, als es zweifelhaft ſchien, ob nicht die Rückkehr nach Württemberg das beſte ſei, an ſeine Schweſter Chriſtophine: „Schweſter überdenke die Umſtände aufmerkſam, denn das Glück Deines Bruders kann durch eine Übereilung in dieſer Sache einen ewigen Stoß erleiden. Ein großer Theil von Teutſchland weiß von meinen Verhältniſſen gegen Euren Herzog und von der Art meiner Entfernung. Man hat ſich für mich auf Unkoſten des Herzogs intereſſirt. Wie entſetzlich würde die Achtung des Publikums (und dieſe entſcheidet doch mein ganzes zukünftiges Glück), wie ſehr würde meine Ehre durch den Verdacht ſinken, daß ich dieſe Zurückkunft geſucht — daß meine Umſtände mich meinen ehemaligen Schritt zu bereuen gezwungen, daß ich die Verſorgung, die mir in der großen Welt fehlgeſchlagen, aufs Neue in meinem Vaterland ſuche. Die offene, edle Kühnheit, die ich bei meiner gewaltſamen Entfernung gezeigt habe, würde den Namen einer kindiſchen Übereilung, einer dummen Brutalität bekunden, wenn ich ſie nicht behaupte. Liebe zu den Meinigen, Sehnſucht nach dem Vaterlande entſchuldiget vielleicht im Herzen eines oder des andern redlichen Mannes, aber die Welt nimmt auf das keine Rückſicht. Übrigens kann ich nicht verhindern, wenn der Papa es dennoch thut — und dieſes ſage ich Dir, Schweſter, daß ich, im Fall es der Herzog erlauben würde, dennoch mich nicht bälder im Württembergiſchen blicken laſſe, als bis ich wenigſtens einen Charakter habe, woran ich eifrig arbeiten will; im Fall er es aber nicht zugibt, mich nicht werde enthalten können, den mir dadurch zugefügten Affront durch offenbare Sottiſen an ihm zu rächen. Nunmehr weißt Du genug, um vernünftig in dieſer Sache zu rathen." Trotz des Gedankens an Heimkehr geſtand Schiller in dem Briefe an Reinwald aus Mannheim vom 5. Mai 1784, daß in Bauerbach bis dahin ſein ſeligſter Aufenthalt geweſen ſei. Reinwald antwortete den 19. Mai 1784: „Alles erwogen, iſt Mannheim Ihnen doch vorzüglich vortheilhaft und Ihre philoſophiſche Einſamkeitsliebe kommt wenigſtens um 20 Jahre zu früh. Machen Sie es, wie die Wiener Schöngeiſter und wie man es auch in Gotha macht. Halten Sie ſich manchmal etliche Tage in meinem Gartenhauſe in der Vorſtadt auf, um mit Himmel, Natur und Ihrem Genius ein Wort allein zu reden. Und alsdann vergeſſen Sie Ihren alten Liebling, Don Carlos, nicht." Schiller traf jedoch am 11. September 1785 in Dresden ein und lebte dort, ſowie in den benachbarten Orten Loſchwitz und Tharand bis zum 20. Juli 1787. Am Sonnabend, den 21. Juli 1787, gegen Abend kam er von Dresden in Weimar an. Er ſtieg am Markte im Erbprinzen, der damaligen Poſt, ab. „In welchem Zimmer (ſagt Maltzahn), darüber hat ſich keine Tradition erhalten. Am Abend war er bei Frau von Kalb. Ende Juli zog er nach dem Hauſe der Frau von Imhof, der Schweſter der Frau von Stein, auf der Esplanade, der heutigen Schillerſtraße." Maltzahn bemerkt hierzu: „S. Schiller's Eintritt in Weimar. Von Dr. Kuhlmey. Berlin, 1885. 4. Dieſer höchſt werthvolle Beitrag zu der

Lebensgeſchichte des Dichters hat leider nur eine geringe Verbreitung gefunden, indem er als Gymnaſial-Programm erſchien.“ Ich glaube, einem früh verſtorbenen, von Maltzahn noch öfter citierten Lehrer des Köllniſchen Gymnaſiums es ſchuldig zu ſein, durch Anführung dieſer Stelle zu zeigen, daß ſein Name in der Schillerlitteratur unvergeſſen iſt. Der Bibliothekar Reinwald war von Meiningen zweimal zu Schiller's Familie gereiſt. Gegen den Willen des Dichters hatte er ſich mit deſſen älterer Schweſter Chriſtophine verlobt, die er zuerſt durch einen Brief an ihren Bruder kennen gelernt. Er hatte ihn in deſſen Brieftaſche gefunden, welche der Dichter nach langem Warten einſt auf ſeinem Zimmer vergeſſen hatte. Eingetretene perſönliche Mißhelligkeiten und wohl auch die Rückſicht auf Reinwald's wenig einträgliche Stellung hatten Schiller's Rat beſtimmt. Indeſſen fügte er ſich brüderlich. Am 26. April 1786, noch vor der Hochzeit, ſchrieb ihm Reinwald: „Daß ich Dir nichts von meiner Reiſe nach Schwaben und von der Hochzeit gemeldet, geſchah größtentheils aus Mißmuth: ich habe ſchon lange einen Brief an unſern Herzog geſchrieben, der mir jüngſt auf Verlangen eine Beſoldungsaddition decretirt hatte, wie man ſie einem Lakaien oder Canzleicopiſten macht, der in behöriger Demuth ſeine dürftigen Umſtände unterthänigſt — treu — gehorſamſt zu Füßen gelegt hat, ich ſchrieb ihm, daß ich mehr brauche, ich hätte dem fürſtlichen Hauſe nun 24 Jahre gedient, mich verſchiedene Male krank gearbeitet, arbeitete noch immer und zwar gut, wie man das nur unterſuchen dürfte, ich brauchte nun etwas mehr, weil ich die Erdäpfel, das Sauerkraut und die halbgekochten Stücke Fleiſch aus unſern edeln Wirthshäuſern nicht mehr vertragen könnte und mir ſelbſt kochen laſſen müßte, weil ich keine Köchin haben wollte, die mich betrügen, ſondern die meine Freundin wäre und Schmerz und Freude mit mir theilen könnte u. ſ. w. Ich verlangte nur Hoffnung und ſein fürſtliches Wort meiner Verbeſſerung, und in dieſem Fall ſeine Erlaubniß zu meiner Verbindung, die ich nicht länger aufſchieben könnte. Darauf hab' ich nun noch immer keine Antwort. Sollte nicht eine kleine Rache mit dabei ſein, weil er mir einſt ein gewiſſes ganz artiges Mädchen vorſchlug, die franzöſiſch, italieniſch und engliſch kann, aber die er mit mir theilen wollte?“ Später nahm Reinwald wohl Gelegenheit, dem Schwager die Ordnung ſeiner Rangverhältniſſe in Meiningen durch die in ganz Thüringen damals ſehr einflußreiche Familie ſeiner Frau (Lengefeld-Wolzogen-Wurmb) ans Herz zu legen. Er bemerkte dabei, daß von dieſem Rangverhältniſſe auch dereinſt die Höhe der Penſion ſeiner Wittwe, der Schweſter Schiller's, abhängen werde. Dieſe bekannte ſpäter, daß die Lichtblicke in ihrem Leben kleine Reiſen mit Reinwald in Thüringen, die zu Zuſammenkünften mit dem Dichter und ſeinen neuen Verwandten benutzt wurden, geblieben ſeien. Schiller machte den Schwager zu einem Hauptmitarbeiter ſeiner periodiſchen Unternehmungen, und ihre beiderſeitigen geſchichtlichen kleineren Aufſätze ſehen einander ſehr ähnlich. Als in Schiller's Vaterhauſe eine Krankheit ausbrach, veranlaßte er, daß Chriſtophine auf ſeine Koſten dahin reiſte. Der Geſundheitszuſtand der ſchwäbiſchen Verwandten beſſerte ſich nun, aber durch momentan wieder ungünſtige politiſche Verhältniſſe, Unregelmäßigkeit der Poſten u. ſ. w. ſah ſich Reinwald bedenklich lange von der treuen Pflegerin abgeſchnitten. Wie er durch die gute Wirtſchaft der Schiller'ſchen Schweſter und durch die Honorare des Schwagers allmälig in beſſere Verhältniſſe kam und wie er ſeine Mußeſtunden teilte zwiſchen literariſchen Arbeiten und ziemlich hübſchen Berg- und Parkanlagen: das würde ich dem Leſer als idylliſches Lebensbild vorführen, zöge ich es nicht vor, den Raum noch zu Auszügen aus den Briefen Schiller's anzuwenden. Am 21. Auguſt 1794 ſchrieb Schiller aus Jena: „Unſere kleine Familie befindet ſich erträglich wohl auf, der Kleine wird mit jedem Tage ſtärker und macht uns unausſprechlich viel Freude. Er fängt an, am Leitband zu gehen, und zu ſprechen, obgleich ſein ganzes Dictionair in „„Hotto““ beſteht, und Du alſo noch nicht viel Material zu einem Idiotikon bei ihm ſammeln könnteſt.“ Der kenntnißreiche Schwager Schiller's war zugleich einer der früheſten Germaniſten. Reinwald und Friedrich Hofmann, letzterer beſonders durch die Gartenlaube bekannt, erwarben ſich das meiſte Verdienſt um den meiningiſch-hildburghäuſiſchen Dialekt; Reinwald hatte auch ſeine eigene Orthographie. — Zum Beweiſe, daß vor Altem auch Schiller der bekannten Gartenliebhaberei ſeiner Zeit den Tribut zollte, heißt es in dem Briefe aus Jena vom 17. Februar 1797: „Bei uns Gottlob iſt alles wohl, und mit meiner Geſundheit geht es wenigſtens ſo leidlich fort. Ich hoffe bald ſie merklich zu verbeſſern, denn wir ſind eben im Ankaufe eines Gartens und Gartenhauſes begriffen, wo wir den Sommer ordentlich leben können und vielleicht im Winter, wenn wir uns auf einige Bauveränderungen einlaſſen wollen.“ Schiller kaufte den jetzigen Garten der Sternwarte in Jena, um den ſich auch Prof. Hufeland bewarb. Das Wohnhaus lag vorn in der Mitte. Schiller baute ſich aber am oberen Ende gegen den Leutra-Bach hin noch ein beſonderes Häuschen. Aus Jena 19. Juli 1798 ſchrieb Schiller dann: „Es freute uns recht, von Deinem und meiner lieben Schweſter Wohlbefinden zu hören und von dem Gedeihen Eures Berges. Ich weiß es von mir ſelbſt, wie viel dieſe kleinen Anlagen und Einrichtungen zur Erheiterung des Gemüthes beitragen. Freilich habe ich in dieſem und im vorigen Jahre meinen Garten nur halb genießen können, weil ſo viel gebaut werden mußte, um unſere Familie, die doch 7 Köpfe ſtark iſt und alſo viel Raum gebraucht, bequem unterzubringen. Jetzt haben wir aber alle recht gut Platz und würden des Raumes wegen auch den Winter hier wohnen können, weil es hier ganz nah an der Stadt iſt, wenn man dem Wind und Schneegeſtöber in einem freiſtehenden dünn gebauten Hauſe nicht zu ſehr ausgeſetzt wäre. Wir haben uns in drei Stockwerke vertheilen, die Kinder und das Geſinde bewohnen den unteren Stock, meine Frau den mittleren und ich bewohne die Manſarden, wo ich mein großes Zimmer und zwei kleine Piècen habe. Die Küche iſt vom Hauſe abgeſondert. Auch habe ich dieſen Sommer einen Pavillon am Ende des Gartens bauen laſſen, von zwei Stockwerken, woraus man eine recht ſchöne Ausſicht hat. Meine Frau ſoll Euch gelegentlich einen Riß, ſowie auch einen Proſpekt des Gartens ſchicken.“ Am 10. Mai 1802 ſchrieb Schiller: „O liebe Schweſter, ſo ſind uns nun beide liebende Eltern entſchlafen, und dieſes älteſte Band, das uns ans Leben feſſelte, iſt zerriſſen. Es macht mich ſehr traurig und ich fühle mich in der That verödet, ob ich gleich mich von geliebten und liebenden Weſen umgeben ſehe, und Euch, ihr guten Schweſtern, noch habe, zu denen ich in Kummer und Freude fliehen kann. O laßt uns, da wir drei nun allein noch von dem väterlichen Hauſe übrig ſind, uns deſto näher aneinander ſchließen. Vergiß nie, daß Du einen liebenden Bruder haſt, ich erinnere mich lebhaft an die Tage der Jugend, wo wir uns noch Alles waren. Das Leben hat unſere Schickſale getrennt, aber die Anhänglichkeit, das Vertrauen, muß unverändert bleiben.“

S. 137, Z. 15 v. o., lies unmöglich für möglich.

Zu S. 141, Z. 2 v. o. und zur Berichtigung der Anmerkung 18 auf

S. 149. William Maſon, geboren 1725 als Sohn des Vicars von St. Trinity, Yorkſhire, genoß ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung in Cambridge. Dort ſchon begann jener Freundſchaftsbund mit Thomas Gray (dem Verfaſſer der beliebten Beggar's Opera und der berühmten Elegy written in a country-churchyard), der ihn faſt bekannter gemacht hat, als ſeine eigenen dichteriſchen Erzeugniſſe. Poetiſchen Sinn hatte ihm die Natur beſchert, aber angeborne Trägheit ließ die in ihn gelegten Gaben nicht zu voller Entwickelung gelangen. Sein Lebensgang bewegte ſich auf ebenen Bahnen. Nach der Univerſitätszeit trat er in den geiſtlichen Stand, wurde königlicher Kaplan, erhielt die Pfründe von Aſton und ſtarb als Vorſänger und Kanonikus der Kathedrale von York 1797. Er verſuchte ſeine dichteriſchen Kräfte auf verſchiedenen Gebieten (Dramatik, Lyrik, Lehrgedicht), aber gelangte nie über eine achtungswerte Mittelmäßigkeit hinaus. Im Drama lehnte er ſich ganz eng an die Antike an, da der Stil Shakeſpeares doch nicht zu übertreffen ſei, er führte ſogar den griechiſchen Chor in ſeine Stücke ein (Elfrida, Caractacus), aber ihre Darſtellung auf der Bühne brachte keinen Erfolg, zumal da die Sprache trotz einzelner ſchöner Wirkungen an Überladung litt. In ſeinen Oden (On Independence, Memory, Melancholy, the Fall of Tyranny) verliert er ſich ſogar in bombaſtiſche Ausdrucksweiſe. Außer durch ſeine Biographie Gray's (wertvoll durch die eingeſtreuten Tagebücher und Briefe) und die Herausgabe der Gedichte ſeines Freundes hat ſich Maſon litterariſches Verdienſt erworben durch das beſchreibende Gedicht The English Garden (in blank verse), das in 4 Büchern 1772—82 erſchien. Dieſes etwas weit ausgeſponnene, zuweilen trocken lehrhafte, aber auch ſtimmungsvolle und bilderreiche Gedicht fand bei der Mitwelt Beachtung und Anerkennung. Es wurde ſogar in deutſcher Überſetzung von C. F. Weiße (Leipzig 1773—83) herausgegeben. Auf dieſes Gedicht ſpielt vermutlich Gleim in ſeinem Briefe an. Einige Stellen von erleſener Schönheit werden in Chambers' Cyclopaedia of English Literature angeführt:

Von der „Zeit“ heißt es im English Garden:

Gradual touch
Has moulder'd into beauty many a tower
Which, when it frown'd with all its battlements,
Was only terrible.

Von der Haidelandſchaft ſagt er:

Many a glade is found
The haunt of wood-gods only; where, if art
E'er dared to tread, 'twas with unsandaled foot,
Printless, as if 'twere holy ground.

In einer der Oden ſingt er:

While through the west, where sinks the crimson day,
Meek twilight slowly sails, and waves her banners gray.

S. 148, Z. 1. v. u. iſt in Anmerkung 14 einzuſchieben: Vergleiche Anmerkung 4.

Zu S. 153, Z. 21 v. o. Stark S. 235 ſagt gewiß richtig: „In Berlin fand zuerſt Friedrich der Große in Georg von Knobelsdorf — ſtirbt 1783 — einen Jugendfreund, der „„zum Maler und großen Architekten geboren,““ der auf längeren Reiſen in Italien und Frankreich zum Künſtler gereift war und mit der Macht einer unwiderſtehlichen Neigung den König antrieb ihm zu folgen in der künſtleriſchen, an die klaſſiſchen Muſter wieder ſich anlehnenden Ausſtattung der

Reſidenz, aber nur allzu früh ließ ihn der König ſelbſt fallen, unbedeutenden Männern die Ausführung ſeiner Gedanken anvertrauend. Der Marquis d'Argens, der Bildhauer Cavaceppi, der ſächſiſche Agent Bianconi, der franzöſiſche Bildhauer Lambert Adam waren für Friedrich bei Ankauf von Antiken thätig, thätig bei Reſtaurationen und oft ſehr gewaltſamer Anpaſſung an die Einfälle des Herrſchers, in der Verwendung zum Schmucke des königlichen Schloſſes und Gartens u. ſ. w. Von Friedrich Wilhelm II. heißt es dann aber S. 238 im weſentlichen nur, „in Berlin treten Architekten auf, welche nicht allein griechiſche Vorbilder praktiſch verwerten, ſondern auf ein tieferes wiſſenſchaftliches Studium der Überreſte und Quellen dringen." Wären Stark die von mir aus den Akten im königl. Geheimen Staatsarchiv herbeigezogenen Quellen ſchon bekannt geweſen, ſo würde er wahrſcheinlich geſchieden haben zwiſchen der Zeit vor und nach der Rückkehr von Moritz nach Berlin, aber auch ſchon für die Zeit vor deſſen Rückkehr der Thätigkeit des Miniſters von Heinitz und ſeiner Räte, vielleicht ſelbſt mit Hinweiſung auf den erſten Band der amtlichen archäologiſchen Zeitſchrift, ehrenvoll gedacht haben. Die Geſchichte der archäologiſchen Beſtrebungen in Berlin gewinnt durch meine Auszüge aus den Akten für die Zeit Friedrich Wilhelms II. ein ganz anderes Anſehen.

S. 165, Z. 3 v. o. lies enthält für erhält.

Zu S. 168, Anmerkung 1. Stark S. 13 ſagt: „Es iſt als das Glück, aber auch als eine ſchwer wiegende Mitgift der Archäologie der Kunſt zu betrachten, daß ſie in Mitten der philoſophiſchen Bewegung und des Aufblühens unſerer neuen deutſchen Litteratur in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts neu geboren wird und daß unſere größten dichteriſchen Geiſter zugleich die Begründer unſerer heutigen äſthetiſchen Anſchauung ſind, archäologiſche Studien trieben, und dieſe ſofort mit den der Poeſie vor allem entnommenen poetiſchen Anſchauungen durchdrungen haben. Als unerläßliche Forderung für alle archäologiſche Arbeit ſetzen wir daher eine elementare Kenntnis dieſer äſthetiſchen Entwickelung voraus. Winckelmann ſucht und findet die Schönheit und zwar die reine, unbezeichnete Schönheit, die in Gott iſt, „„die edle Einfalt und ſtille Größe"" in den Werken der Alten und ſtellt ſie daher als Normen aller Schönheit auf. Leſſing geht von dem weſentlichen Unterſchiede der Poeſie und der Malerei, d. h. bildender Kunſt überhaupt aus und ſetzt ihn vorzüglich in den Gegenſatz von Schönheit und Ausdruck oder Charakteriſtik, auch auf die Gefahr hin, große Gebiete antiker Kunſt dadurch aus dem Bereiche der Kunſtbetrachtung zu verbannen oder zu verurteilen. Herder weiſt der Plaſtik gegenüber der Malerei ihre beſondere Stelle auf Grundlage der Taſtempfindungen als Kunſt der Formen der Körper, ſpeciell des menſchlichen Körpers zu und betrachtet die griechiſche Kunſt als Schule der Humanität, welche „„anſchauliche Kategorien der Menſchheit"" gegründet habe; er erwägt die der modernen Zeit gebliebenen Aufgaben. Schiller durch Kant's muſtergültige Betrachtungen des Schönen unter ſeinen vier Kategorien geleitet, aber nicht beſchränkt, führt einen großen Schritt weiter zur Schönheit, die zugleich reine Form und zugleich Leben iſt. Er hat die verſchiedene Stellung des antiken Künſtlers gegenüber dem modernen zum Begränzten und damit das Übergewicht der für das Auge bildenden Kunſt im Alterthum nachgewieſen. Er hat die Abſtufungen der äſthetiſchen Empfindungen und Urtheile (Reiz, Anmuth, Schönheit, Würde, Erhabenheit) zuerſt in vollendeter Weiſe aufgezeigt. Goethe geht als wahres Genie zunächſt aus von den individuellen ſchöpferiſchen Empfindungen und ihrem

Reſultat, der charakteriſtiſchen Kunſt, und bekämpft alle allgemeinen Grundprinzipien; mehr und mehr gelangt er aber zum Gegenſatz von Kunſtwahrheit und Naturwahrheit und findet jene vor allem bei den Griechen gegeben, und daran zu bilden."

S. 178, Z. 14 v. u. lies Onomatopoiien für Onomatopoien.

S. 186, Z. 9 v. o. lies Verbach.

Zu S. 186, Z. 21 v. o. Ich ſetze noch folgenden über Gottſchee ſehr gut orientierenden Auszug aus Schröer hierher, den ich in der Abendausgabe der Nationalzeitung vom 12. September 1880 finde: „Im Herzogthum Krain befindet ſich eine deutſche Sprachinſel, deren Bewohner bis auf den heutigen Tag ihr Deutſchthum und damit vor Allem ihre angeſtammte deutſche Sprache ſich gerettet haben, obwohl ſie ringsum von ſlaviſchen Landleuten, den ſogenannten Slowenen, umgeben ſind. Dieſe Sprachinſel heißt gemeiniglich „„Die Gottſchee““, beſitzt als Hauptort eine Stadt gleichen Namens und ihre Siedler nennen ſich darnach „„Gottſcheer““ oder „„Gottſcheewer““. Ein Mitarbeiter der „„N. Preuß. Nachr.““ ſucht die Aufmerkſamkeit auf dieſes verſprengte deutſche Völkchen zu lenken und erläutert dabei die verſchiedenen Hypotheſen, welche bisher über das Alter und die Geſchichte deſſelben aufgeſtellt worden ſind. Er kommt zu dem Schluſſe, daß man von einer Anknüpfung an alte germaniſche Stämme (man hatte die Gottſcheer für ein Überbleibſel der alten Vandalen gehalten) abſehen müſſe, „„da ſich nachweiſen läßt, daß das in Betracht kommende Land von den meiſten Strichen Krains wohl am ſpäteſten, nämlich erſt im vierzehnten Jahrhundert, einer völligen Wildniß abgerungen wurde““. Als einigermaßen ſichere Handhabe für den Urſprungsnachweis könne nur die Sprache dienen, und in dieſer Beziehung habe namentlich K. J. Schröer durch fleißige Arbeiten an Ort und Stelle das Material geſchafft. Danach ſei zu ſchließen, daß die Mundart der Gottſcheewer, abgeſehen von gewiſſen alterthümlichen Eigenheiten, welche an keiner anderen deutſchen Volksſprache, wie die deutſchen Hauptſtämme ſie ſprechen, mehr gewahrt werden können, im Großen und Ganzen aus alemanniſch-ſchwäbiſchen, bajuvariſchen und fränkiſchen Beſtandtheilen erwachſen iſt, und daß demnach auch das Völkchen der Gottſcheewer aus Alemannen-Schwaben, Baiwaren und Franken zu einem Ganzen zuſammenſchmolz. Als Beiſpiel gottſcheewer'ſcher Sange diene Folgendes (für dieſe Schrift nach [illegible] S. 278 revidiert):

Abſchied der Braut von ihrer Mutter:

So pehüet eu gott, muetar lieben main,
ih sich eu heint unt nimmarmër!
Won eu bil ih schöan urlop nëm.
So lat mih, muetar, in kärste gëan,
ih han wergëssen maine plëamiche schuech!
„In main dan kärsten kemst du nimmermër!"
So lat mih, muetar, in kärsten gëan,
ih han wergëssen maine strumpfpantlain!
heuer kemt eu maine strumpfpantlain,
in's jar kemt eu maine hergenpantlain!
„In main dan kärsten kemst du nimmermër!"

(So behüte Euch Gott, liebe Mutter mein, — ich ſehe Euch heute und nimmermehr! — Von Euch will ich ſchön Urlaub nehmen. — So laß mich, Mutter, in'n Kaſten gehen, — ich habe vergeſſen meine bunten Schuhe! — „In meinen Kaſten kömmſt Du nimmermehr!" — So laß mich, Mutter, in'n Kaſten gehen, — ich habe vergeſſen meine Strumpfbänder! — Heuer ſind ſie meine Strumpfbänder, — auf's Jahr werden ſie meine Wiegenbänder! — „In meinen Kaſten kömmſt Du nimmermehr!“) Dieſe wenigen Zeilen beweiſen, wie kräftig, aber auch wie ferndeutſch die Sprache der Gottſcheewer ertönt.“

Es wäre unverzeihlich, wenn ich nicht jetzt wenigſtens das S. 185 und 186 nur in Schröer's Überſetzung mitgeteilte Lied „die Totenbraut“ hier auch in der Mundart von Gottſchee (ſo weit es in der Eile noch möglich iſt buchſtabengetreu) abdrucken ließe. Schröer ſagt in den Sitzungsberichten, philoſophiſch-hiſtoriſche Klaſſe, Band 60, 1868, S. 235. 236: „Aus dem Munde einer alten Frau in Mitterdorf zeichnete nun Studioſus G. Jakitſch mit anderen Liedern, zu meiner großen Überraſchung, während meiner Anweſenheit in Gottſchee, das Folgende auf. Nachträglich fand ich dann, daß es überall in Gottſchee bekannt iſt;

Es hareten zbai lieben.
Dar liebe ist ime hin geschriben,
ime hin muoß ar marschieren.
Aß da sprichet dei liebe:
„so kim mir, lieber, ar sagen,
bai lantie boder tôaten,
hie a dir in kriege hert dergêan.“

Ahbet klockhet an dar liebe:
„so tuest du, lieben, et slafen?
boder tuest du, lieben, bâchen?“
„I tuen es, lieber, et slafen;
i tuen es, lieber, bâchen.“
„Kim außar, kim außar main lieben.“
Und außar kimet dei liebe.

Ar nimet sei bai zwêlbaiser hânt,
ar sezet sei af main hôachen ros;
sei raitent ahin an bâge. —
„So tuest du, lieben, dih et fürchten,
boder tuest du, lieben, dih fürchten?“
„Bea hertih ih, lieber, wih fürchten,
benn du, lieber, pist pai mir?“

Bie edel dâ schainet dar mâne,
bie stât da raitent di tôaten! —
Sei raitent ahin zan kirchle,
jaked ahin afe grüene vraithof.
Aso dâ sprichet dar liebe:
ruck dih, ruck dih, marlstein!
klieb dih, klieb dih, zbaisharzen erde!

So verslick, du erde, de tôaten,
so lâ de lantigen plaiben!
Benn umar ist kamen dar zbêrane
kein sprache hât si et verstêanen,
kein mensch hât si et gekennet.
Si ist hinterah gegêanen siben ganzen jar,
siben ganzen jar und drai tâge.

An dem am Schluſſe von S. 186 von mir Geſagten ändert es im Weſentlichen nichts, daß nach Schröer S. 192 nicht thüringiſcher, ſondern alemanniſcher und fränkiſcher Einfluß vorzugsweiſe in der Mundart von Gottſchee zu beachten iſt.

Berlin, den 16. October 1889.

Geſamtregiſter
mit beſonderer Rückſicht auf Perſonen und Ortsnamen.

(Die beigefügten Zahlen ſind die Seitenzahlen. Die wenigen römiſchen Zahlen verweiſen auf die Vorrede.)

A.
Abel (Caspar) 189.
Ahnentugend 17.
Akademie der Künſte zu Berlin 153. 158. 168.
Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin 158.
Akademie (Wiener) 185. 188. 256.
Akademiſche Monatsſchrift 153. 159.
Albertus Magnus 102.
Allſtedt 30. 31. 44. 48.
Alsheim 214.
Altenau 38. 69.
Altenauer Glück 39.
Altengleichen 191.
Alter Zoll (neuer Damm) 58.
Anderſen 96. 101.
Andrä 76. 77.
Andreasberg 42.
Anhaltburg 189.
Arndt (E. M.) 134.
Arndt's Gedicht auf die Schlacht bei Leipzig 178.
Arnim (Achim von) 187.
Arnim's Antwort an Voß 189.
Arnſtedt (von) 63. 72.
Artemis 22.
Aſchanes 190.
Aſchenborn 161.
Aſchersleben 53. 97. 169. 190.
Aſſing (Ludmilla) 71.
Auerbachs Hof in Leipzig 73.

B.
Bahrdt 155.
Balderoni (Ballet) 117.
Ballade 173. 190.
Ballade (Bemerkungen Shakeſpeare's über dieſe Gattung der Poeſie) 26.
Barby 150.
Barlow 222.
Baſedow 116.
Baumannshöhle 46.
Baumgarten 154.
Bause 139. 148.
Beaulieu (nicht Beaulin) 218.
Becker's Almanach 224.
Beireis 54. 56.
Benniehauſen 190.
Bengler 202. 219. 221. 224.
Berger (Schauſpielerin) 110.
Berlin 74. 242—46.
Beulwitz 213.
Bieſter (Aufklärer) 29.
Bindemann 81.
Blankenburg (Leſſing's Freund) 138. 148.
Bleibtreu (Präſident) 135.
Bode (Leſſing's Freund) 149.
Bodenheim 216.
Boie 80.
Bouterwek 167.
Boxberger (Robert) 93.
Branconi (Marquiſe von) 46. 51.
Brandsleberholz 65.
Braunmanns (Verwandte Gleim's in Marburg) 211.
Bräuning, Direktor in Oker. 68.
Bräuning in Warnſtedt 29.
Braunſchweig 48. 107. 110. 150. 229.
Braunſchweigiſches Nationaltheater (dann Hoftheater) 108.
Braunſchweide 193.
Brawe 124.
Bredow (Gabriel Gottfried, der Geſchichtſchreiber, in Helmſtedt) 57.
Brocken 52. 69. 70.
Brockenbuch (Brockenſtammbuch) 50.

Bruchberg 42.
Bruns (Profeſſor in Helmſtedt) 57.
Buchenberg 35.
Buchholz bei Berlin 75.
Bühren bei Nienburg 224.
Bürger (Paſtor in Molmerſchwende, Vater des Dichters) 193.
Bürger (Gottfried Auguſt) 96. 170. 231.
Bürger's Lenardo und Blandine 175.
Bürger's Lenore 174. 176. 185.
Bürger, Pfarr. Tocht. von T. VIII. 175. 183. 190.
Bürger's „wilder Jäger" 174.
Bürger's Überſetzung einer Stelle des Froſchmäuslers 190.
Burmann, Dichter und Redakteur 81.

C.

Campagne in Frankreich 168. 195.
Campe 152.
Campe's Schulbuchhandlung 152.
Carmer (von) 162. 163.
Caſſel 200.
Chalons 207.
Charlottenburg 79.
Chodowiecki 76. 191.
Claudius (Matthias) 5. 75.
Coblenz 209. 210. 211.
Coburg 217. 218.
Connewitz 139. 148.
Corpus evangelicorum 18.
Cramer (Biograph der Gräfin Aurora von Königsmark) 221.
Creuznach 218. 219.
Cuſtine 214.

D.

Dambachsthälchen 99.
Dammhaus 42.
Daniel (Herman) 189.
Dannecker's Schillerbüſte 120 (121).
Degen (Förſter auf dem Forſthauſe 1777) 40. (47).
Deklamation 176.
Deſſoir (Max) 154. 157.
Dewitz (von) 207.
Diezelsky (von) 207.
Dingelſtedt (Franz) 25.
Dingelſtedt (Stadt) 48.
Dolffs (von) 206.
Dolgesheim 213.
Dorat 141.
Dresdener Anzeiger 149.
Droyſen (J. G.) 18.
Duderſtadt 43.
Dumouriez 208. 209.
Düntzer 50. 242.
Dürrenberg 20. 240.
Düſſeldorfer Gemäldeſammlung 140.

E.

Eberhard Ludwig von Württemberg 115.
Eberswalde 99.
Eckermann 99.
Edda 180.
Ehrenbreitenſtein 201.
Eiſenach 44.
Eisleben 189.
Elbingerode 34. 91.
Elend (Dorf am Brocken) 51.
Eleonore 184.
Erk 185. 188.
Erneſtine 141.
„Es waren zwei Liebe" (die Totenbraut, Volkslied aus Krain) 185.
Ettersburg 80.
Euripides 22.

F.

Fackel (Oberförſter) 69.
Falkenſtein (Grafſchaft) 184.
Fauſt (ſiehe außerdem Goethe's Fauſt) 32. 44. 67. 101.
Ferber 165.
Fernow 88.
Fieſchen, Fieke 70.
Firmian, Erzbiſchof 19.
Fiſcher (Kuno) 110.
Fiſcher (Nathanael) 153. 200. 202. 213. 224.
Förſter (Friedrich) 147.
Frank (in Straßburg) 145.
Franzöſiſche Revolution 4.
Freſe VIII.
Freytag (Guſtav) 110.
Friedrich, Herzog von Hohenſtaufen 113.
Friedrich der Große 3. 19. 81. 84. 104. 105. 106. 161. 246.
Friedrich Wilhelm I. 13. 18. 84. 246.
Friedrich Wilhelm II. 159. 161. 165. 214. 237.
Friedrich Wilhelm III. 1. 8. 70. 82.
Friedrich Wilhelm IV. 9. 70.
Friesdorf 96.
Frieſen (K. A. Frhr. von) 30. 94. 95. 97.
Frieſenisches Geſchlecht 96. 189.
Friſch (Maler) 77. 85.
Fritzlar 197.
Frohſe 190.
Frommann 85.
Fulda (Karl) 121. 130.

G.

Gaedertz 85.
Gartenlaube 110. 191. 193.
Gedicke (Friedrich) 69.

„Gehender" Förſter 40.
Geiler 139.
Gervinus 24. 28. 95.
Giebichenſtein 7. 8. 155.
Gersdorf in Schleſien 29.
Gladitſch 165.
Gläſerne Mönch am Hoppelnberge 46.
Gleichen Rußwurm 132.
Gleim (J. W. L.) 1. 50. 66. 78. 136. 162. 195.
Gleimiſche Familienſtiftung in Halberſtadt 148.
Gleim's Alexis und Eliſe 50. 240.
Gleim's „Hüttchen" 220.
Gleißenberg 221.
Gleminde (Gleiminde) 66.
Glienicke 83.
Gluck (Ritter von) 4.
Gnadau 150.
Gneiſenau 70.
Göcking (G. G. G., Paſtor in Warſtedt) 20.
Göckingk (Chr. F. G.) 97.
Göckingh (Paſtor in Wolmerſchwende) 193.
Göckingk (der Dichter) 30. 95. 97.
Göckingin (C. M. J. L., Schweſter des Dichters) 97.
Goedecke 149. 191.
Goetheausſtellung (1861) 92.
Goethe (J. W. von) 1. 133. 148. 167.
Goethe's Alexis und Dora 50. 240.
Goethe's Bürgergeneral 195.
Goethe, Ottiliens Tagebuch 86.
Goethe's Annalen (Tages- und Jahreshefte) 67. 71.
Goethe's Campagne in Frankreich 195. 227.
Goethe's Erlkönig 176.
Goethe's Fauſt 154.
Goethe's Fiſcher 176.
Goethe's Harzreiſe im Winter 30.
Goethe's Hermann und Dorothea IX. X. 9. 13. 66. 196.
Goethe's italieniſche Reiſe 176.
Goethe's Jahrmarktsfeſt zu Plundersweiler 80.
Goethe's Satyros VI.
Goethe's Urteil über den Wuchs der Eiche, berichtigt vom Oberforſtrat Pfeil 99.
Goethe's Wahlverwandtſchaften 84.
Goethe's erſte Walpurgisnacht 51.
Goethe's Sohn 55. 83. 93.
Goethejahrbuch von Geiger 69. 237.
Goldene Aue 31.
Göritz 193.
Goslar 37. 48. 197. 213.
Göttingen 48.
Gottſchall 173.
Gottſched's kritiſche Dichtkunſt 161.
Gottſchee 185. 256.
Götzenhain und Götzenbach (Lorch) 113.
Gradiß bei Torgau 83.
Graut Liebchen auch? 178.
Greene (Robert) 26. 28.
Grenzboten IX. 91.
Griesheim (Hauptmann von) 215.
Griſebach 187.
Groſſin aus Leipzig 97.
Gruber (in Halle) 53. 70.
Günther (Schulinſpector in Klausthal) 49.
Güßfeld's Karte 193.
Guſtedt (von) 63.

H.

Häberlin (Profeſſor, Vater des Romanſchriftſtellers) 57.
Hackert 154. 233.
Hagen auf der Rienburg 58.
Hagen (der tolle) 71.
Hamburg 110.
Hameln 149.
Hamersleben 58.
Hans und Grete 180.
Hans Georg (Prinz) 74.
Harbke 56.
Harlemer Wirtshausſchild 50. 64.
Hartmann (Johann David) 169.
Harzgeröder Plateau 189.
Haugwitz (Graf) 29.
Heine (Heinrich) 73.
Heinitz (Freiherr von, Curator der Akademie der Künſte in Berlin und Miniſter) 153. 156. 165.
Heinrich der Löwe 168. 169.
Heinrichshöhe am Brocken 49. 69.
Heinſe VIII. 141. 153.
Heinſe's Ardinghello 155.
Heinſe's Gedicht „die Kirſchen" 153.
Helmſtedt 53. 55.
Henke 59.
Henkel (Graf) 208.
Herder (J. G. von) 1. 61. 154.
Herford 169.
Hertzberg (Graf von, Curator der Akademie der Wiſſenſchaften) 163. 165.
Herwarth von Bittenfeld 63. 71. 72.
Herzlieb (Wilhelmine) 85.

Heſſen bei Roklum 56.
Hettner X.
Hexentanzplatz (Familie Fricke) 99.
Henſe (Prof. in Aſchersleben) 68.
Hiller (J. A.) 139. 148.
Hobohm (Paſtor in Wolmersſchwende) 193.
Hobohm (Johanna) IX.
Hobohm (Superintendent in Treuenbrietzen) 243.
Hochheim 212.
Hohenmeindorf 62. 71.
Holtei 108.
Hopfgart-Schamottiſches Beſitztum 97.
Hôtel de Bavière in Leipzig 137.
Huber (L. F.) 146. 148.
Huber (M.) 147. 148.
Huber (V. A.) 148.
Humboldt (Alexander) 83.
Humboldt (Wilh.) IX. 18.
Hundsrück 219.
Huy (Wald) 65. 238.

J.

Jacobi (Brüder) 145. 149.
Jacobi (Fritz) 71. 233.
Jacobi's Iris 155.
Jacobs (Archivrat in Wernigerode) 68.
Jacoby (Daniel) 85.
Jena 130.
Jenenſer Schreckenswoche 88.
Jeruſalem (Abt in Braunſchweig) 150.
Iffland 150.
Ifflands Haus 131.
Ilfeld 33. 36. 68.
Ilmenau 32. 48. 51.
Illemann (Apotheker) 38.
Ilſenburg 37.
Imelmann 184.
Ingelheim 214.
Johann Chriſtian Günther 184.
Jonas (Schulinſpektor) 148.
Jördens 81.
Jourdan 217.
Iphigenie 22.

K.

Kalbach 219.
Kalbsriet 70.
Kannegießer (Direktor) 37. 68.
Karl (vertriebener Herzog von Braunſchweig) 107.
Karl Alexander von Weimar 106.
Karl Auguſt von Weimar 30. 48. 53. 73. 83. 158.
Karl Alexander von Württemberg 115.
Karl Eugen von Württemberg 115.
Karl Wilhelm Ferdinand 214.
Karſchin 75.
Käſtner 199.
Kellermann 208. 228.
Kelkheim, unweit Königſtein 221.
Kern (Franz) 247.
Kindſcher (Zerbſt) 244.
Klausthal 37. 42. 47. 48. 49.
Kleiſt (Ewald von) 161.
Klencke (Frau Hempel) 77.
Kletke (Herman) V.
Klingemann (Auguſt) 108.
Kliſchnig (Fortſetzer des Romans Anton Reiſer) 151.
Klopſtock (Friedrich Gottlieb) 6. 103. 114. 176.
Klotz 159.
Kneſebeck's Briefe an Gleim 195.
Knorr (von) 206.
Koberſtein 23.
Königshof bei Elbingerode 98.
Könitz (Regiment von) 207.
Körner (Chriſtian Gottfried) 136. 239.
Körner (Theodor) 147.
Körnermuſeum 149.
Körte (Wilhelm) 66.
Krain 185.
Kraus (J. Melch.) 49.
Krenzlin (Profeſſor) 68.
Kuhn (Adalbert) 180.
Kunze (Stephan) 71. 168. 169.
Kühnemann (Regierungsrat) 69.
Kürſchner's Nationallitteratur 185. 191.
Kyffhäuſergegend 186.
Kyffhäuſerreiſe Goethe's und Karl Auguſt's 29.

L.

Lafontaine (der Romanſchreiber) 53. 54. 70. 237.
Langenſtein bei Blankenburg 45.
Langer 229. 239.
Lauchſtedt 55. 137. 138.
Leine 199.
Lengefeld (Charlotte von) 121. 125.
Lengefeld (Karoline von) 125. 131.
Lenz (J. R.) 155. 167.
Lerbach 185.
Leſſinglaube in Halberſtadt 219. 227.
Lewes 80. 91.
Lichtwer 162.
Litteratur (engliſche im Jahre 1780) 143.

Löffelgarde (1806). 65.
Loeper (G. von) 21. 94. 97.
London im Jahre 1780. 142.
Longwy 202. 228.
Lotte Buff 89.
Lottum (Graf) 213.
Louis Ferdinand 131.
Löwen (Leſſing's Bekannter) 52.
Lucanus 200. 202. 224. 237.
Lückner 205. 228.
Ludwig XIV. 217.
Ludwig XVI. 4.
Ludwig von Bayern 131.
„Ludwigsritter“ in Goethe's Campagne in Frankreich 195.
Luiſe (Königin) 8. 9.
Lüneburg 89.
Luſtige Hannoveraner ſein wir, Volkslied 188.
Luther 10. 162. 189.
Lutherbrunnen 151.

M.

Macbeth 30.
Magdeburg 55. 65. 93.
Mahlſchatz 12.
Mainz 220.
Mansfeld 180.
Manteuffel (von) 87.
Mara 148.
Marburg 201. 211.
Märe 170.
Marienkultus 102.
Marmormühle 46.
Marr (H.) 107.
Marr (W.) 107.
Maunz 217.
Mendelsſohn (Moſes) 80.
Merinoſchafe 105.
Meyer (Freund Goethe's) 154.
Meyer (Ferdinand) 245.
Mittwochsgeſellſchaft auch in Leipzig 138.
Moſky 192.
Molmerſchwende 188. 193.
Mölter (nicht Mölten) 153.
Moritz' Annalen 160.
Moritz' Anthuſa 153. 156.
Moritz' Anton Reiſer 167.
Moritz' „Magazin“ 152.
Moritz (K. Ph.) 149.
Moſer (Schiller's Religionslehrer) 122.
Mosheim 20.
Motz (Chriſtian Adolf von, preußiſcher Finanzminiſter) 63.
Mühlhauſen in Thüringen 43. 48.
Müllenhoff (Karl) 181.
Müller (Otto, Romanſchreiber) 191.
Müller (Johannes) 127.
Münden (Hannöveriſch) 199.
„Mut und Kraft“ 17. 69.

N.

Nachtigal 197. 202.
Namenthaler Waſſerfall 39. (40. 41.).
Nathan der Weiſe 141. 142. 149.
Nationalzeitung VII. 168.
Napoleon I. 105.
Nerthus 22.
Netze Fluß 104.
Neues Palais 84.
Neuwegersleben (Wegersleben) 58.
Nicolai 29. 80. 148. 149.
Niederlande 220.
Niederſachswerfen 33.
Nordhauſen 33.
Northeim 194. 199.

O.

Oeſer 138.
Oker 37. 68.
Opitz (als Paſtor emer. in Wernigerode verſtorben) 71.
Orpheus 187.
Oſchersleben 68.

P.

Palleske 130.
Palm (Rudolf) 240.
Pansfelde 188. 193.
Parenſen 199.
Parthey 139. 148. 149.
Paretz 7. 82.
Paul (Goslar) 69.
Pentheus 28.
Percy 180.
Perſpective 161.
Peſchel (Emil) 149.
Pfeil (J. G. B., Amtmann) VIII. 30. 94.
Pfeil (F. W. L., Oberforſtrat) 97.
Pfeil's kritiſche Blätter 99.
Pfund (Profeſſor) 86.
Philanthropin 151. 152.
Philoſophie in England 1780. 144.
Philanthropiſche Reiſen mit und ohne Schulen 29.
Platner (Ernſt) 139. 148.
Platner (Reichsgerichtsrat) 148.
Pleſſing (Konſiſtorialrat) 32. 69?
Pleſſing (Profeſſor) 32. 34. 36. 49. 69. 70.
Poſen 104.
Potsdam 75. 84. 242. 246.
Pott (J. A.) 57.
Precourt 204.
Preller 164.
Pröhle (H. A., Paſtor in Molmerſchwende) 193.
Puhlmann 153. 161.

Q.

Quenſtedt (Klein-) 66.

R.

Rambach 167.
Rambach's Archiv der Zeit 156.
Rammelburg IX. 30. 96. 101.
Rammelsberg 38.
Ranke 18.
Regen während des Feldzuges in der Champagne 209. 238.
Rehberger Klippen 47.
Reichardt (Komponiſt in Halle) 53.
Reinhard 199.
Rekahne 116.
Reuter (Dr. Eduard) 81.
Riem 153.
Riemer 88. 92.
Rimpau (berühmter Ökonom) 58.
Rintel (W., Geh. Sanitätsrat) 71.
Roden (Herren von) 199.
Rois (du) 57.
Rollenhagens Froſchmäuſeler 190.
Römerturm 113.
Roßtrappe 46. 98.
Rover, Gärtner 56.
Rübeland 46.
Ruhme (Fluß) 199.

S.

Sadée (Seminardirektor) 135.
Salzburger Emigranten 9. 18.
Sangerhauſen (Freund Gleim's) 97.
Sansſouci 84. 105.
Sauer (A.) 124. 173. 179. 186. 191. 193.
Scheffler (Wirt in Goslar) 37.
Scherer (Wilhelm) VII. 23.
Schierke 47. 51.
Schill 71. 72.
Schiller (Friedrich) 17. 111. 167.
Schiller's Alpenjäger 178.
Schiller's Jugenddramen 151.
Schiller's Räuberlied 189.
Schiller's Rezenſion von Bürger's Gedichten 171.
Schiller's Verwandter in London 145.
Schiller's Wilhelm Tell 17.
Schiller (Fritz von) 133.
Schiller (Ernſt von) 133.
Schiller (Karl von) 132.
Schiller's Schwager Reinwald 247. 249—53.
Schiller's Schweſter Chriſtophine 248. 251. 252.
Schimmelpfeng (Direktor in Ilfeld) 68.
Schladen 209.
Schlegel (Auguſt Wilhelm) X.
Schlegel (Paſtor in Molmerſchwende) 193.
Schlichtegroll 165. 167.
Schlucht (Schluft) 42. 69.
Schmidt (Klamer) 219. 220.
Schmidt von Werneuchen 79. 81.
Schmidt (Erich) 101.
Schmidt (Julian) VII.
Schönburg-Glauchau (Grafen) 140.
Schönhauſen bei Berlin 79.
Schorndorf 112.
Schreitern 140.
Schröder (Chriſtian Friedrich, der Brockenſchriftſteller) 35. 36. 49.
Schröder (Karl Julius) 185. 187. 255.
Schubart (Friedrich) 93.
Schubart 118.
Schulenburg 221.
Schulze (Apotheker in Nordhauſen) 130.
Schütz (Schauſpieler) 110.
Schütze (Stephan) 93.
Schütze's Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft 93.
Schwabenmädchen 192. 194.
Schwäbiſches Magazin 118.
Schwäbiſch-Gmünd 112.
Schwenda 193.
Schwertfeger's Entzückungstraum 114.
Selkethal 189.
Shaftesbury 154.
Shakeſpeare 24.
Shakeſpeare's Julius Caeſar 177.
Siebenjähriger Krieg 182. 187.
Smets 135.
Sommerſchenburg 67. 70.
Sommersdorf 70.
Sonettenjahr (1807) 88.
Sophienhof 33.
Soret 106.
Spencer (Lord) 218.
Spiegelsberge bei Halberſtadt 66.
Staatsarchiv 156.
Standtke 153. 156.
Stark (Archaeolog) 168.
Stark (Kupferſtecher) 146.
Staupitz 10.
Stein (Frau von) 44. 46.
Steinnelke 43.
Stern (Adolf) 148.
St. Juſt 219.
Stolberg (Friedrich Leopold, Graf zu) 5.
Stolberg (Graf Chriſtian) 179.
Stralau 151.
Streckfuß 149.

Streithorſt 197. 202. 224.
Strodtmann 192. 193.
Suarez 192.
Sulzer 139.
Sybel 195.

T.

Talien 219.
Taubenhain 184.
Taubenheim 184.
Tartüffeln 56.
Tegel 79.
Teichmann 84.
Tell 127.
Thale am Fuße der Roßtrappe 67. 98.
Theorie der ſchönen Künſte 160.
Thümmel 59.
Tiedge (Auguſt) 60. 63. 200. 202. 219. 220. 224.
Torfhaus 39. 40.
Trebra (von) 47. 49.
Treuenbrietzen 73.
Troglodyten in Langenſtein 45.
Troſchel (Prediger in Berlin) 29.

U.

Uhde 110.
Uhr in Sansſouci 105.
Ungarn, in Bürger's Lenore und in der Lenore des Wunderhorns erwähnt 182.
Unkenteich 190.
Unterwelt 187.
Uraliſch-baltiſcher Landrücken 104.
Urſula 22.

V.

Varnhagen von Enſe 71.
Veltheim (Miniſter von) 57.
Verdun 204.
Viſcher 173.
Vokaliſation 177.
Volkmar (Bekannter Goethe's) 37.
Voltaire's Memoiren 81.
Voſſens Rezenſion des Wunderhorns 180.
Voſſens Zeitmeſſung 154.
Voß (J. H.) 153. 185. 187.
Voſſiſche Zeitung V. 151.

W.

Wagner (Profeſſor an der Akademie der Künſte) 156.
Walch 91.
Waldeck (Prinz) 218.
Walpurgisnacht 52. 70.
Walther in Bonn 134.
Wedel (von) 221. 224. 243.
Weiße 139. 148.
Weiße's komiſche Opern 118.
Weißtein (Gotthilf) 168.
Weitze 54. 59. 62. 65. 71.
Weltrich 111. 120.
Wenigenjena 129.
Wernigerode 34. 52.
Weſtermann 217.
Weſtermann's Monatshefte VI.
Weſtorf bei Aſchersleben 189.
Weſterwald 201.
Widmann's Fauſtbuch 102.
Wieland 8. 66. 79. 138.
Wildſchütz (von Kotzebue und Lortzing) 119.
Wilhelm (Sohn Karl Wilhelm Ferdinand's) 209.
Wilhelm I. 1. 246.
Wille 165. 169.
Williams (David) 144.
Winckelmann 153. 154.
Wintermärchen 24.
Wippra, Wipper, Wipperthal 96. 189.
Wittenberg 150. 151.
Wodan 52.
Wolf (Friedrich Auguſt) 53. 61. 67. 72.
Wolkenhäuschen 49.
Wolzogen (Karoline von) 131.
Wörterbuch der Mundart von Gottſchee 188.
Wrisberg 63.
Wunderhorn 179.
Wuttke (Heinrich) 104.

X.

Xenienkampf 21. 50.

Z.

Zahn (Maler) 105.
Zedlitz (von) 74. 162. 163.
Zehlendorf 79.
Zeitgenoſſen (Sammlung von Biographieen) 120.
Zellerfeld 47. 48. 49.
Zelter 71. 86.
Zimmermann (Paul) 329.
Zippel (Paſtor in Molmerſchwende) 193.
Zollikofer 139. 145.
Zöllner (Theolog) 164.
Zug (Paſtor) 192.
Züllichau 89.

◆

Druck von Edmund Stein in Potsdam. Jäger Komm. 9.

Bayerische
Staatsbibliothek

Bei Aug. Stein in Potsdam iſt erſchienen.

Alb. Benecke, Direktor der Sophienſchule zu Berlin: **Franzöſiſche Schul-Grammatik** mit Übungsſtücken. Erſter Teil. 9. Aufl. 2 ℳ. Zweiter Teil. 6. Aufl. [illegible]

— **Franzöſiſche Schul-Grammatik** mit Übungsſtücken. **Ausgabe B. Erſte** [illegible] 2. Auflage. 1,60 ℳ. **Zweite Abteilung.** 2. Auflage. 1 ℳ. **Dritte** [illegible] teilung. **Kurzgefaßte Syntax** mit einer Überſicht der **Formenlehre** [illegible] **Übungsſtücke zum Überſetzen** ins Franzöſiſche. 2 ℳ.

— **Exercitien und Extemporalien** zum Überſetzen ins Franzöſiſche. [illegible] Wörterbuch dazu 50 ₰. In 1 Bande geb. 1,90 ℳ.

— **Exercices syntaxiques.** Sammlung franzöſiſcher Sätze und zuſammenhängender Stücke zur Einübung der Syntax. (Originaltext der Exercitien und Extemporalien.) 1,20 ℳ.

— **Originaltext** (Schlüſſel) zu den zuſammenhängenden Übungsſtücken 1) [illegible] franzöſiſchen **Schul-Grammatik, Ausgabe B, 2. Abteilung, 2)** in der franzöſiſchen Schul-Grammatik, 2. Teil (Syntax). 60 ₰.

— **Franzöſiſche Vorſchule.** Für den Unterricht auf Töchterſchulen. **Dritte Auflage.** 1888. 1 ℳ. Kart. 1,20 ℳ.

— **Die Franzöſiſche Ausſprache.** Zum Schul- und Privatgebrauch. **Zweite,** neu bearbeitete Auflage mit **Index.** Br. 1,60 ℳ. Kart. 1,80 ℳ.

— **English Pronunciation and English Vocabulary.** Deutſch-Engliſches Vokabular und Methodiſche Anleitung zum Erlernen der **Engliſchen Ausſprache.** Mit durchgängiger Bezeichnung der Ausſprache (Ziffern). **Sechſte Auflage.** [illegible] Kart. 2,25 ℳ.

— **Engliſches Vokabular.** Mit Bezeichnung der **Ausſprache.** ([illegible] English Vocabulary and English Pronunciation.) 5. vermehrte [illegible] Br. 1,20 ℳ, kart. 1,40 ℳ.

Franzöſiſches Leſebuch. Anfangs- und Mittelſtufe. Von **Albert** [illegible] **Friedrich d'Hargues.** Mit ſachlichen und ſprachlichen **Anmerkungen** und Vokabular. 3. Auflage. Br. 1,60 ℳ. Kart. 1,80 ℳ.

Zur deutſchen Sprache und Litteratur. Vorträge und **Aufſätze** von **K. Silh.** [illegible] Inhalt: Heinrich von Kleiſt. Statiſtik in der Dichtung. **Petition** [illegible] Komödie an die Schillerpreisrichter. Berliner Shakeſpeare-Kultus. [illegible] Jambentragödie. Einteilung der deutſchen Litteraturgeſchichte. [illegible] neuhochdeutſchen Klaſſiker über ihre mittelhochdeutſchen Kollegen. [illegible] lutheriſche deutſche Bibelüberſetzung. Zeit der Abfaſſung von „[illegible] Burg iſt unſer Gott". Berliner Geſangbuchsfrage. Etymologie des [illegible] Sorge. **Wert** und Begriff der Poſſe. Entwurf eines neuen deutſchen [illegible]

Dramatiſche Studien. 3 Hefte in einem Bande von **K. Silh.** 2 ℳ. [illegible] Dramatiſche Frage der Gegenwart. Typiſche Charakterzeichnung im Drama. Über den dramatiſchen Stil.

Koriolan. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Den Bühnen gegenüber als [illegible] gedruckt von **K. Silh.** 1,50 ℳ.

Religiöſer Lernſtoff. Zum Gebrauch in Schulen zuſammengeſtellt von [illegible] **P. Erfurth.** Rektor der Charlottenſchule. Kart. 80 ₰.

Religiöſer Lernſtoff, enthaltend D. M. Luthers **Katechismus, Bibelſprüche,** [illegible] Kirchenlieder. Für evangeliſche Volksſchulen zuſammengeſtellt von **P. Erfurth,** Rektor und **W. Mieklen,** Hauptlehrer. Broch. 20 ₰. Mit Anhang, geb. [illegible]

Die deutſche Volksdichtung. Ihre Geſchichte, Bedeutung für das Volksleben und Stellung in der Volksſchule von **P. Erfurth.** Schulinſpektor u. Rektor. br. [illegible]

Deutſche Litteraturkunde. Auswahl charakteriſcher Stücke in Poeſie und Proſa, chronologiſch und nach Dichtergruppen geordnet, mit geſchichtlichen Einleitungen und Überſichten. Leſebuch für die oberen Klaſſen mittlerer und höherer Schulen von **P. Erfurth,** Rektor und **H. Lindner,** Konrektor. 4,50 ℳ, geb. 4,90 ℳ.

Leitfaden für den **evangeliſchen Religionsunterricht** in den oberen Klaſſen [illegible] Töchterſchulen von **Dr. P. Fritſch,** Oberlehrer. Kart. 60 ₰.

Grundriß der Weltgeſchichte für den Unterricht in Schulen von [illegible] Profeſſor. 4. Aufl. 2,40 ℳ. Geb. 2,65 ℳ.

Gleim auf der Schule.

Von

Dr. Heinrich Pröhle.

(Aus dem Programm der Louiſenſtädtiſchen Realſchule.)

Berlin, 1857.
Gebauer'ſche Buchhandlung, J. Petſch.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seit einer Reihe von Jahren hat man hie und da begonnen in Schulprogrammen und feſtlichen Schulſchriften gelegentlich zu veröffentlichen, was ſich aus den Schuljahren berühmter Dichter in Schularchiven vorfindet. Der Gewinn pflegt ein doppelter zu ſein und der Geſchichte theils der Literatur, theils der Pädagogik zuzufallen [1]).

Gleims Perſönlichkeit dürfte für eine kurze Darſtellung im pädagogiſchen Lichte ſchon wegen ſeiner mehrfachen Beziehungen zur Pädagogik geeignet erſcheinen. War es auch ein verfehlter Gedanke, daß Gleim ſein Buch „Halladat" hundertfach an Schulen verſchenkte, ſo würde doch eine Ausgabe ſeiner Fabeln und kleinen Erzählungen für unſre Jugend noch immer eine ſchätzenswerthe Gabe ſein. Auch dürfen wir hinweiſen auf einen gewiſſen ſehr beſtimmt hervortretenden pädagogiſchen Zug, der durch Gleims Leben und Wirken geht. Schon früh entſtand bei ihm „die Idee einer vorbereitenden Akademie zu Halberſtadt als eines trefflichen Mittels ſeine Freunde um ſich her anzuſiedeln, zum Ruhm und Nutzen ſeines Vaterlandes und um ſeines Friedrichs Zeit zur glänzenden Epoche großer, freier literariſcher Ausbildung zu erheben, und der deutſchen Nation ein goldnes Jahrhundert zu bereiten, gleich den Zeitaltern Auguſts und Ludwigs. Halberſtadt oder Berlin ſollte dann der Mittelpunct dieſer neuen Glorie ſein, deren Strahlen der Nachbarn Neid und der Nachwelt Eifer erwecken ſollten." [2]). Als Baſedow wegen der Stiftung des Philanthropins ſich an das wohlthätige Publicum Deutſchlands wandte, war Gleim der Erſte, von dem die erbetene Summe einlief. Noch jetzt verdankt ihm, wenn auch nicht ohne einige Modification teſtamentariſcher Verfügungen, das Domgymnaſium zu Halberſtadt ſeine Selecta und eine Verbeſſerung ſeiner Lehrergehalte.

Nicht ohne Bedeutung war Gleims, des preußiſchen Grenadiers, Beziehung zu dem Miniſter von Zedlitz. Mit vielen ausgezeichneten Philologen und Schulmännern unterhielt Gleim Verbindungen. Am Bekannteſten iſt ſein Verkehr mit Voß. Die Reiſen des Eutiner Rectors zu Gleim geſtalteten ſich zu heiteren Idyllen. Außer mehreren fürſtlichen Erziehern ſtanden zumal die Halberſtädter Schulmänner Streithorſt, Nachtigal und beſonders Nathanael Fiſcher Gleim nahe. Dieſer war wohl hauptſächlich durch Gleim zu ſeinen Oden- und Reden auf Friedrich den Großen angeregt [1]). Seinen Johann David Hartmann, welcher 1801 als Director des Gymnaſiums zu Holzminden ſtarb, zog Gleim zu ſich nach Halberſtadt, wo er an dem Domgymnaſium ſpäter ſeine frühſte Lehrerſtelle antrat. Die Stipendienvertheilung an Studirende behielt Gleim ſich noch vor, als er von ſeinen übrigen Geſchäften zurücktrat. Auch mit Schülern ſcheint er unausgeſetzt verkehrt zu haben.

---

[1]) Gerade nach der letztern Seite hin beabſichtige ich hier Gleims Schulleben einer etwas genauern Betrachtung zu unterwerfen. In literarhiſtoriſcher Hinſicht liefere ich weſentlich nur Material, da ich Gleims Leben ſpäter vollſtändig herauszugeben beabſichtige. Seine Jugendgeſchichte und überhaupt ſein Leben bis zum Beginne des ſiebenjährigen Krieges wurde bereits vor einem Jahre vollſtändig ausgearbeitet und wird einſtweilen in einer Zeitſchrift erſcheinen. Dieſer Theil meiner Biographie Gleims enthält ſeinerſeits manche Erläuterungen zu dem Nachfolgenden, welche hier nicht wiederholt werden konnten. Mein Vortrag: „Kriegsdichter des ſiebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege," welcher in dieſem Jahre gehalten und von Guſtav Mayer in Leipzig verlegt wurde, beſchäftigt ſich großentheils bereits mit Gleim.

[2]) Gleims Leben von Körte. 1811. S. 63.

Von ſeinen eigenen Studien hat Gleim ſehr leichtfertig geredet in den ſchon bekannten Worten:

Erſt ſollt' ich im ſchwarzen Kleide
Schwere Seelenſorgen lernen,
Weil es meine Mutter wollte;
Doch es rettete mein Vater
Mich von ſolchen ſchweren Sorgen;
Und da ſollt' ich wider Willen
Sorgen lernen für die Körper;
Aber es erfuhr mein Vater,
Daß ich lieber gar nichts lernte.

Gleim erwarb ſich gleichwohl während ſeiner Schuljahre die Zufriedenheit der Lehrer in ungewöhnlichem Grade. Er beſuchte von 1734[2]) -- 1738 die Oberpfarrſchule (das Lyceum) zu Wernigerode, gegenwärtig ein Progymnaſium. Wie es auf dieſer Schule noch kurz vorher zugegangen war, ſchildert uns zwar mit abſichtlicher Uebertreibung, aber ganz im Geiſte des damaligen Schullebens ein handſchriftlich noch vorhandenes niederdeutſches Schäfergedicht, das um's Jahr 1710 auf einem Actus des Lyceums vorgetragen wurde. Der Schäfer klagt darin ſeine Noth und Mühe, und blickt mit Neid auf die „Müßiggänger," wobei es heißt:

Hunnert Scheuler un Steddenten fräten wol öhr Brod umſüs.
Segt meck doch, wat daut ſei wohl? Lungern gahn dat is öhr Beſte.

---

[1]) Eine Sammlung derſelben beabſichtige ich gelegentlich als Beitrag zur Geſchichte jener Zeit aus Localblättern zu geben.

[2]) Das Jahr, in welchem Gleim, durch Privatunterricht vorbereitet, nach Wernigerode kam, iſt in Gleims Leben von Körte nicht angegeben. In Keßlins Nachrichten von Schriftſtellern und Künſtlern der Grafſchaft Wernigerode (1856) iſt 1731 Druckfehler. Gleim beginnt 1738 ſogleich ſeine lateiniſche Abſchiedsrede von Wernigerode mit den Worten: „Quadriennium prope modum effluxum est, ex quo dirigente ita Dei numine frequentiae hujus utriusque Wernigerodae Scholae et publicis praeceptoribus traditus ego sum. Habitus itaque sum per quatuor annorum fere spatium in eorum numero, qui in hoc phrontisterio literis operam dederunt, Musis litavere, junctaque industria adhuc litare student." Auch gibt über J. W. L. Gleims Ankunft und Abgang von Wernigerode folgender Auszug aus Schulacten genaue Auskunft, indem er zugleich zeigt, daß J. W. L. Gleim während der ganzen vier Jahre in Prima ſaß:

„Mich. 1734.
Cl. I.
Jo. Wilh. Ludov. Gleim, Ermslebio-Halberstadiensis.
Rec. et introd. d. 9. Nov. a. c.
Mich. 1738.
Jo. Wilh. Lud. Gleim
d. XI nov. publice gratias egit et scholae valedixit in oratione eleganti, cui Rector programma praemisit, in quo hunc juvenem dignis ornavit laudibus."

Außerdem beſuchten noch zwei Gleim das Lyceum nach den Acten deſſelben, nämlich: Matth. Lebrecht Caſpar Gleim, bis 1738 in Secunda (er war J. W. L. Gleims Bruder.) S. über ihn Körte S. 418—420. Und „Jo. Bernh. Gleim" (1774—1777 in Wernigerode auf der Schule). S. über ihn Keßlin S. 154.

Morgens willt ſe nich erut, luert in den warmen Neſte
As de Voß in ſienen Locke! Wenn ſe ſchölt nahr Schaule gahn,[1]
Schilt un ſchmählt ſe up den Küſter, dat et hat ſau freu eſchlahn.
Greiks (Griechiſch), Ebreiſch (Hebräiſch) un Latien ſchöllt ſe in den Köppen wetten,
Man de Leckſchen lehrt (die Lection lernen) ſe nich, de wert mannigmal vergetten.
Wenn ſe klein ſind helt ſe leiber Schlä un Knipken (Peinigung durch Kneifen) davor ut,
Meint, wenn ſe Stedenten heiten ſau is alles wedder gut.
Fudiſan (pfui) dat eck nich ock bin en Leddigänger werren,
Averſt ſau bin eck ebrüt (geplagt) un wer alle Da eſchoren.

In noch früherer Zeit waren Deutſche und Lateiniſche Tragödien unter Leitung des Rectors aufgeführt. Als der Rector auf dieſe Weiſe 1538 vor den beiden Grafen Wolfgang und Heinrich von Stolberg den Lateiniſchen Joſeph „ſpielte und figurirte," bekam er einen Gulden. Zu Weihnachten wurde die ſogenannte Chriſtkomödie gegeben, aber 1670 vom Conſiſtorium verboten. Lehrer und Schüler waren gegen die Abſchaffung, und weil Oſtern 1671 die Entſcheidung des Conſiſtoriums aufrecht erhalten werden ſollte, zog ein großer Theil der Schüler fort. Nun befahl der regierende Graf, daß nur der Bauer und „andere Exceſſe" aus der Chriſtkomödie entfernt würden, dieſe aber beibehalten werden ſolle. Weil jedoch die Geiſtlichen nicht gezwungen werden konnten, den Spielern die Meßgewänder zu leihen, war die Darſtellung von jener Zeit an doch unterblieben [2]).

Gleims Schulzeit war ungefähr die Blüthezeit des Lyceums [3]). Man kann in gewiſſer Hinſicht ſagen, daß Gleim bei der vorbereitenden Akademie, welche er nachmals begründen wollte, wohl einigermaßen das Bild des damaligen Lyceums vor Augen gehabt haben mag.

Der große und unverkennbare Einfluß, welchen Gleim freilich nur bis zum erſten Beginn des Alles voller und reifer herausarbeitenden Göttinger Dichterbundes geübt hat, ſcheint uns hier in den Uebungen der Schule förmlich vorbereitet zu ſein. Der Deutſche Unterricht nämlich zog aus dem Unterrichte in fremden Sprachen den köſtlichſten Gewinn, und die Dichtkunſt ſelbſt wurde wirklich ſehr ernſthaft geübt. Nicht allein Gleims Epoche machende Hinneigung zu Anakreon und Horaz, ſondern auch wie es ſcheint der Einfluß der franzöſiſchen Literatur auf ihn ſchreibt ſich aus dieſer Zeit her. Wenigſtens erwähnt er derſelben in ſeiner lateiniſchen Abſchiedsrede, die allerdings wohl von dem Rector verbeſſert ſein mag: „Gallia multa sane atque magna ingenia procreavit, quae in omnibus fere carminum generibus pangendis excelluerunt. Mollierius inter illos caput altius extulit. Tanta enim sermonis elegantia, tanta jucunditate sermonis usus est, ut eruditorum judicio nihil absolutius, nihil jucundius in eo scribendi genere apud Gallos habeatur." In den uns aufbewahrten Schularbeiten von verſchiedenen Schülern des Lyceums finden ſich auch metriſche Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen.

Die Schule erfreute ſich unter den Rectoren Euſtaſius Friedrich Schütze und Carl Fr. Schütze, alſo von 1715—1777 ſelbſt nach außen hin eines bedeutenden Rufes. 1743 wurde die Methode des Unterrichts am Lyceum in einer bereits durch vieljährige Uebung und Erfahrung, auch während der Gleim'ſchen Periode, erprobten Art zuſammengefaßt und feſt-

---

1) Vergleiche meine „weltlichen und geiſtlichen Volkslieder und Volks-Schauſpiele," 1855, S. 262 u. 314.

2) S. Joh. Chr. Fr. Kallenbachs Zuſätze zu ſeiner Geſchichte des Lyceums (1850) S. 22.

3) Den Beweis liefert die „Geſchichte des Lyceums u. ſ. w. zu der am 21. Auguſt 1850 zu begehenden Feier des 300jährigen Beſtehens dieſer Anſtalt, von Joh. Chr. Fr. Kallenbach" S. 17 u. 18.

geſetzt. Es wurde dabei beſonders das Verhältniß des rationalen Verfahrens zu dem mechaniſch einübenden dargeſtellt und der Lateiniſche Elementarunterricht auf allen Stufen in's Klare gebracht. Die Lateiniſche Sprache iſt der Hauptgegenſtand des Unterrichts. Das Griechiſche iſt wieder gegen die frühere Zeit, da Homer, Iſokrates, Plutarch geleſen wurden, zurückgetreten. Nur das neue Teſtament und eine Chreſtomathie wurden angewandt und die claſſiſche Bildung beruhte bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts im Grunde auf dem Lateiniſchen, wiewohl ſich aus dem Jahre 1739 eine Chrie in Griechiſcher Sprache findet.

Im Allgemeinen ſind mit Ausnahme der Naturwiſſenſchaften alle Lehrgegenſtände der heutigen Gymnaſien in den Lehrkreis aufgenommen, auch das Deutſche als Deutſche Rede- und Verskunſt [1]).

Das handſchriftlich noch vorhandene Actenſtück vom Jahre 1743 führt folgenden Titel: „Methodologie, welche 1743 im Monat November den geſammten Collegen der Oberſchule zu Wernigerode vorgeſchrieben und befohlen worden von Herrn Sam. Lau, Superint. und Herrn Werner Nic. Ziegler, Conſiſtorialrath und scholae Ephoro“ [2]). Leider erlaubt der Zweck unſerer Arbeit und der Raum uns für diesmal nur das in der „Methodologie“ den Deutſchen Unterricht Betreffende und auch dieſes nur zum Theil abdrucken zu laſſen:

„Von der Oratorie.

Es wird der Anfang darmit in Tertia gemacht. Man tractiret ſie aber hier mehr practice, und exerciret die Scholaren in der periodologie, Erzählungen, Geſprächen und Briefſchreiben. Was die periodologie betrifft, ſo erkläret man ihnen zwar, was ein periodus und wie mancherley ſey; man ſucht aber dis ſonderlich ihnen in vielen Exempeln Klärer zu machen. Man bedient ſich hierzu Freyeri erſtern und aller Kürzeſten Anweiſung zur teutſchen Beredſamkeit nach ſeinen Tab. orator. Man macht anfängl. ſelbſt in der Classe mit ihnen von einer jeden Art periodos, und giebt ihnen darauf propositiones logicas mit nach Hauſe, aus welchen ſie periodos machen müſſen.

Hat man ſie darin zieml. exerciret, ſo führet man ſie an, eine Erzählung aufzuſetzen. Man erzählet ihnen zu dem Ende eine Begebenheit; dictiret ihnen auch wohl hiezu die Sachen Satzweiſe, ohne Connexion, und läßt ſie denn dieſe Sätze in eine zuſammenhangende Erzählung bringen. Ferner ſtellt man mit ihnen öfters etwa Geſpräche an, und zwar von ſolchen Materien, die ſie verſtehen, oder man läßt 3 oder 4 mit einander discuriren, und Docens bemerkt die Fehler, und verbeſſert ſie. Er zeigt ihnen was die Höflichkeit im Reden ſey, und worinnen ſie beſtehe, führet ſie zu einer beſcheidenen und anſtändigen Dreiſtigkeit, und lehret, wie Complemente (!) zubeſtellen und vorzubringen ſeyn. Endlich führet man ſie zur Epistolographie. Der Docens bringt ihnen zwar das vornehmſte aus dem Menante davon bey: hält ſie aber dabey nicht lange auf, ſondern ſchreitet bald ad praxin.

---

[1]) Vergl. Kallenbachs Zuſätze zu ſeiner Geſchichte des Lyceums S. 28 u. 29.

[2]) Mein verehrter Gönner und Freund Joh. Chr. Fr. Kallenbach ſagt a. a. O., die „Methologie“ ſei gedruckt und der Druck in Schulze's Literaturgeſchichte der ſämmtlichen Schulen im Deutſchen Reiche (1804) verzeichnet. Schulze verweiſt auf die acta schol. IV, 1. Abthlg., wo ſich aber (S. 391) über die „Methodologie“ ſelbſt nicht mehr als 6 Zeilen finden.

Es wird ihnen neml. weil doch die Orthographie beſonders tractiret werden muß, öffters ein Brief aus **Menante** dictirt, den ſie abſchreiben und in forma eines Briefes zur Censur Docenti bringen müßen. Hier bekomt er Gelegenheit genug eins nach den andern, was bey Briefſchreiben in acht zunehmen, zuerinnern. Iſt dis eine weile geübet: ſo verſuchts Docens, und gibt den Scholaren eine Disposition, die aber in dieſer Classe noch ziemlich vollſtändig ſeyn muß, zu elaborirung eines Briefes mit nach Hauſe. Uebrigens ergreift man alle Gelegenheit, ſie in die teutſche grammatic zuführen, und im decliniren und conjugiren, im Gebrauch der particulen, und im teutſchen Syntax, zuüben, wozu Freyeri Anleitung zur teutſchen orthographia als die ohnedem in der Orthographie in allen Claßen zum Grunde liegen ſoll, gute Dienſte thun Kan.

In Secunda wird das vorige noch fleißig getrieben: Hiernechſt aus den Tabulis Oratoris Freyeri ſelbſt, pars propaedeutica und aus parte dogmatica vorneml. die Lehre de Chria ingl. de tropis, auch das vornehmſte de figuris erkläret. Es wird noch alles auf die teutſche Sprache adpliciret, und mit Exempeln aus derſelben erkläret. Die Uebungen werden auch in dieſer Sprache aufgegeben, außer daß Groß Secundani ſonderl. in der Lehre de periodis auch in lateiniſcher Sprache Verſuche machen müſſen.

In Prima wird die gantze Oratorie nach den benanten Tabulis Freyeri erkläret. Beym Parte propaedeutica gehet man geſchwind, weil der ſchon in secunda tractiret worden: Bey den übrigen aber langſamer. Die mehreſte Zeit aber wendet man auf partem practicam, und bey dieſen ſowohl als auch den vorigen auf praxin. Beym parte practica werden die in appendice angeführten Exempel mit Zuziehung ihrer dispositionen accurat geleſen. Und wenn von einer jeden Art eins oder mehrere geleſen und daran die dahin gehörige Theorie gehörig illustriret worden, werden einige Exempel denen Scholaren zu ihrer Uebung aufgegeben.

Wöchentl. müßen die Scholaren etwas zu elaboriren haben: In Secunda eine Chria, oder eine Hiſtorie, oder eine Epiſtel. In Prima wird alle 4 Wochen eine Disposition zu einer Oration gegeben. Und dieſe Menstrua werden nach und nach geleſen und in Classe censirt, eine oder ein paar aber vom Docente zu Hauſe corrigiret. Iſt eine Elaboration gut gerathen, ſo wird ſie zum Auswendig lernen aufgegeben, und von ihrem Auctore in der Classe recitiret. Es kann auch zuweilen eine Oration aus dem Cicerone oder einem neuern Scribenten, als Mureto, Cuneo unter mehrere zu gleichem Zweck aufgegeben werden."

Um's Jahr 1768 finden ſich Spuren von beſonders eifriger praktiſcher Einübung der Lehren von der Satzbildung. — Die proſaiſchen Abhandlungen der Schüler, aus denen uns wie aus den Gedichten eine Auswahl vorliegt, ſind nach einem beſtimmten Schema gearbeitet und faſt ſtets iſt das Schema bei fortſchreitender Entwicklung am Rande bezeichnet. So zerfällt Johann Wilhelm Küſters Deutſche „Chria verbalis in verba Ciceron. lib. 8 ep. 4. ad Atticum: In vitio ingrati animi nihil non mali inest" von 1739 in: Laus autoris, paraphrasis, aetiologia, exempla, amplificatio a contrario, amplificatio a testimonio, conclusio.

Wie man nun auch die Alten nachahmte, ſo verflüchtigte dabei doch auch in dieſen Schularbeiten die antike Form ſich faſt gänzlich. So war ja auch ſpäter in den Gleim'ſchen Nachahmungen antiker Dichter von deren Geiſte kaum noch ein Hauch zu verſpüren. Man verfertigte auf der Schule ſogenannte Deutſche Oden in Menge, aber nicht in den Versmaaßen der alten Dichter und Hexameter wurden nur in Lateiniſcher Sprache geübt. Dennoch bildete dieſes Verhältniß der Deutſchen Literatur zur Römiſchen und Griechiſchen einen nothwendigen Uebergang zu einem tieferen und wahrhaftigeren Verhältniſſe, welches nachmals in Voß ſeine Blüthen trieb. Unter den vorgenommenen Uebungen ſtellen wir billig die Ueberſetzungen und imitationes voran. Die imitationes ſetzten gewöhnlich bibliſche Stoffe an die Stelle derjenigen, welche urſprünglich von den Claſſikern behandelt waren. Wir wählen jedoch aus den unſerer Darſtellung zum Grunde liegenden handſchriftlichen Sammlungen der vorzüglichſten damaligen Arbeiten von Schülern des Lyceums eine Gleim'ſche imitatio von 1735 oder 1736, welcher die religiöſe Wendung fehlt, die ſich gleichwohl in ſeiner lateiniſchen Rede auf das Jeſulein und zwar nicht ohne beſondere Innigkeit findet.

Imitatio poetica ex fabula quinta Lib. I. Metamorphoseon Ovidii[1]

Notum est, quod tendant homines in viscera terrae,
Occultas et opes irritamenta malorum
Effodiant. Unde hoc? amor immoderatus habendi
Vexat eos fulva haec lapidosae poscere terrae.
Ast aurum casu tantum sit causa malorum,
Atque hinc praesentis discrimina concitat aevi,
Dum jam, quod credo, terras Astraea reliquit.

Versio germanica.

Es iſt mehr als bekant, daß die verweg'ne Schaar
Gewiſſer Menſchen ſich in keine Wege ſcheuet
  Vor Feuer, Waſſer, und vor Winden, ja ſogar
Sich in die Erde wagt die doch den Einfall dräuet.
  Allein was ſucht der Menſch in ſolcher Erdenkluft?
Was iſt's das ihn darin ſo ſäuberlich anlachet?
  Die Weisheit wehnt mit Recht daß er ſich eine Gruft
Zu vieler Reizung und viel Böſen ſelber machet.
  Es iſt das ſchnöde Geld, der Gold und Silber Schein
So ihm zu ſolchem Thun auffordert und beweget,
  Denn er will gerne reich und wohl begütert ſein,
Daher der ſtärkſte Fleiß ihn nicht zu ſchrecken pfleget,
  Zwar wäre an ſich ſelbſt das Erz des Goldes gut
Und könnte nimmermehr des Böſen Urſach heißen;
  Allein wer weiß nicht was der Menſch zufällig thut
Da er das Gute pflegt zum Böſen hinzureißen.
  Und ſoll ich ſagen, wo das Uebel von entſteht,
Daß man beſonders drauf verpicht zu unſern Zeiten:
  Die Urſach iſt, dieweil der Geiz im Schwange geht,
Und man von nichts faſt hört als Ungerechtigkeiten.

Johann. Guilelm. Ludov. Gleim.

Eine derartige Ueberſetzung iſt der imitatio ſtets angehängt.

Man übte während der Schütze'ſchen Rectorate Trochäen, Jamben, Daktylen in einfachen und gemiſchten Versmaaßen. 1736 blühte auf dem Lyceum das Sonett, welches man freilich wie Opitz mit dem Alexandriner verband, und ebendamals auch das Madrigal. Die künſtlichſten Uebungen kommen vor, ſelbſt „kabbaliſtiſche Verſe“. Von Joh. Ludw. Spangenberg wurde aufbewahrt eine „Ringelode. In gantzen Strophen beſtehend aus jambiſchen Verſen, da nur eine Zeile von einerley Worten am Anfang und Ende der Strophe vorkommt. Thema: Das bei einer angelegten Feuersbrunſt (31. Dec. 1734) sehr beſturtzte Wernigerode.“ Die erſte Strophe möge hier Platz finden:

---

[1] [illegible] benutzte eine Ausgabe der Metamorphoſen, in welcher die Bücher in einzelne Fabeln eingetheilt ſind. Die fabula quinta umfaßt Vers 125–150, in welchen das dritte, eherne Zeitalter geſchildert wird. Einzelne Ausdrücke ſind beibehalten: „in viscera terrae" (138) und „terras Astraea reliquit" (150). Den Vers „Effodiuntur opes, irritamenta malorum" (140) hat Gleim in's Activum umgeſetzt. Auch kommt vor „amor sceleratus habendi" (131).

„Erſchreckte Brocken-Stadt! Was iſt's, warum Du bebeſt,
Und bey beſtirnter Nacht ſo hoch beſturtzet lebeſt?
Es ſteigt ein Feuer auf, ſo Dich erwecket hat,
Du heiſt daher mit recht: Erſchreckte Brockenſtadt.“

Auch an Bilderreimen fehlte es nicht, welche in der Art mit langen und kurzen Zeilen wechſelten, daß ſie dem Auge ſich als Bäume mit Stamm und Zweigen oder als Sanduhren darſtellen konnten. Auch Akroſticha oder Formreime, Chronodiſticha, Chronographa und Fragreime wurden geübt.

„Chronodiſticha oder Zahl-Verſe.
O! VVeIne LeVtſChes ReiCh, erheb' DIe bange Noth,
So DV alſo hörſt: EVgenIVs[1]) iſt toDt. 1736.
Chronographon.“
SChLeſiens VVaſſer-fLVth rVft Den SVnDer zV Der BVße. 1736.
Joh. Lud. Bened. Hoppe.“

Auch Anagramme kommen vor, z. B. „Anagramma über das Wort Tugend, per Anagramma: gut End.“

Beziehungen auf neuere politiſche Vorfälle wurden nicht gänzlich vermieden. Gleim beſang zweimal Theodor von Neuhof[2]), indem er ſich ſchon damals in Zeitgedichten verſuchte und in dem zweiten Zeitgedichte auch die poetiſche Epiſtel übte:

„Ein Irrgedichte auf den ſogenannten König Theodor, als erwähltes Oberhaupt deren rebelliſchen Corſaren.

1.

Corſica iſt wohl recht glücklich,
Denn da es ſich Genua jüngſthin entgegen
Und deſſen Regiment ſich wiedrig zeiget;
So hat es einen Herrn,
Dem vorjetz der Glückes-Stern
Scheinet nebſt allen Corſaren gewogen,
Weil er klug und geſchicklich,
Und ihren Rechten wohl geneiget.

2.

Allein wie heiſſet er?
Iſt ſein Nahm' und Geſchlechte noch nicht kund?
Er wird, wer weiß es wohl recht, auf verſchiedne Art genennet,
Denn da ihn kein Menſch von Hauſe aus kennet,
Und Niemand weiß, aus welchem Land er her,
Es liegt wohl darunter ein heimliches Bund.
Man nennt ihn Theodor inzwiſchen, wie man höret,
Jedoch es iſt noch keiner recht davon belehret.
Joh. Wilh. Ludw. Gleim.“ (1736).

„Ein poetiſches Schreiben An einen guten Freund und Gönner.

Mein HErr, Erlaube mir, daß dieſes ſchlechte Schreiben
Dir von verbund'ner Hand wird zu Geſicht gebracht,
Es kan mein Feder Kiel mit nichten ſchuldig bleiben,
Wozu er ſich ſchon längſt verpflichtet hat gemacht.
Bisher iſt mancher Brief von mir dahin geflogen
Wo er bey Deiner Huld erwünſchte Ruhe fand:
Iſt mir nun Deine Gunſt bis dieſe Zeit gewogen,
So bricht auch dieſen auf die Neigung Deiner Hand.
Zwar unverhoft, ſagt man, pfleg't allzuoft zu kommen,
Ich komme unverhoft jedoch nach Deinem Winck
Und dieſes iſts, das mir die Blödigkeit benommen,
Als ſich mein ſchwacher Kiel zu ſchreiben unterfing.
Dein angenehmer Brieff womit Du mich beehret,
Trägt meiner Wenigkeit zu überſchreiben auf,
Was man noch fernerhin von jenen Neuhoff höret
Drum überſchreibe hier deſſelben fernern Lauf.
Das Glück iſt Kugelrund. Daß ſich dis ſo befinde,
Zeigt uns ein Theodor mit ſeinen Beiſpiel an:
Und warlich ſteigt man hoch ſo fällt man oft gelinde,
Weil ſelbſt die Höhe uns Zwiefältig fällen kan.

---

1) Geb. 1663 zu Paris, geſt. 1736 zu Wien. 2) Theod. Bar. v. Neuhof, geb. c. 1690 zu Metz, geſt. 1756 in England.

Bald König, bald Baron, und gar ein Banqu'routirer
  Baron von Habenichts, ein König ohne Land,
Ja ein Vourpateur und loſer Volcksverführer
  Wird Neuhoff jetz'ger Zeit in Amſterdamm genannt.
Als er, wie ſchon bekant, aus Corsica gereiſet,
  Und ſeinem Königreich den Rücken zugekehrt;
So hat ſich gegen ihn das Stieff-Glück ſo erweiſet,
  Daß er ihn ferner nicht als ſeinen Sohn verehr't.
Wie er von Corsica in Holland angeländet
  Um eine Summe Geld und Ammunition
Zu holen; wird er ſelbſt zum Creditiv verpfändet,
  Und das Gefängniß iſt ſein wohlverdienter Lohn;
In Amſterdam hat er die Hoffſtad aufgeſchlagen,
  Ich glaube daß ihn wohl nicht allzuwohl dabey
Wenn er anjetzo muß: Pardon ihr Herren, ſagen
  Macht mich doch einmahl nur aus dem Arreste frey.
Gewiß! man wundert ſich, daß er nach Holland gehet,
  Wo er ſchon ohnedem viel Summen ſchuldig iſt,
Wo hier ein Wechſel Herr und dort ein and'rer ſtehet,
  Der ihn nach Wechſel Recht den Schulden Brief verlieſt,
Jedoch des Glückes Lauff geht nicht auf gleichen Wegen,
  Krumm umme iſt der Weg der uns zum Glücke führt
Dis wird der Theodor auch im Gemüthe hegen,
  Wenn nur ſein Glücke nicht ein Wechſel Kind gebährt.
Mir deucht ſeyn Lorbeer Crantz womit er iſt gekrönet
  Legt nunmehr allgemach die grünen Blätter ab.
Das Reich wonach er ſich ſo inniglich geſehnet
  Legt ihn darüber wohl noch gar ins finſtre Grab.
Wo aber denck' ich hin wo irren meine Sinnen?
  Ich Ziehe dieſes mahl derſelben Segel ein;
Laß du nur deine Huld den dreiſtigen Beginnen
  Mein wehrtgeſchätzter Herr, nicht gantz Zu wieder ſeyn.
Die Feder hätte wohl noch ſonſten was zu ſchreiben,
  Doch da die Kurtze Zeit es jetzo nicht vergönnt
So ſoll dieſelbe es dermahlen ſchuldig bleiben,
  Ich aber bin, Mein Herr
      Dein ſchuldigſter Client.
    Johann Wilhelm Ludwig Gleim."

Wie der deutſche Unterricht im vorigen Jahrhundert fortfuhr, dem raſchen Aufſchwunge der deutſchen Literatur eifrig in die Hände zu arbeiten, iſt aus meinen Mittheilungen über Bürgers Schuljahre auf dem halle'ſchen Pädagogium in: **Gottfried Auguſt Bürger, ſein Leben und ſeine Dichtungen. Leipzig 1856**[1]) zu erſehen. Wenn Niemeyer zu Bürgers Zeit den Einfluß Klopſtocks auf ſeine Schulactus beklagte, ſo nannte dagegen Gleims Rector mit Stolz einen Weichmann, Brockes und Richey als die deutſchen Muſter dieſes weit vorgeſchrittenen Jünglings. Zum Abdrucke aus ſeinen noch ungedruckten Schularbeiten, zumal zur Veröffentlichung einer Art von Lehrgedicht, worin der ſpätere Mäcenas aus Dankbarkeit das Mäcenatenthum preiſt, wenden wir den übrigen Raum an. Was in unſerer Mittheilung an Gedichten Gleims aus der Schulzeit, die noch in den Sammlungen von Schülerarbeiten des Lyceums von ſeiner Hand ſich finden, abſichtlich unberückſichtigt bleibt, iſt ſchon in Körte's Biographie von Gleim unter der Ueberſchrift „Etwas von Gleims Schuljahren" vollſtändig mitgetheilt. Das Gedicht auf den Tod ſeines Vaters ließ Gleim ſelbſt als Schüler drucken.

„Den Nach dem Weiſen Rath GOttes Dahin ſinkenden Gleimiſchen Stamm-Baum, Solte, Bey dem ſeligen Ableben Des Hoch-Edlen und Hoch-Gelahrten Herrn, HERRN **Joh. Laurentz Gleim,** Sr. Königl. Majeſtät in Preuſſen Hochbeſtalten Ober-Einnehmers, Des Aſcherslebiſchen und Ermslebiſchen Creyſes, Nachdem Derſelbe im 59. Jahr ſeines rühmlichen Alters, den 28. April 1735. im HERRN entſchlafen, Mit betrübter Feder abſchatten Und hiemit ſeine liebe Fr. MAMA, ſich, und liebe Geſchwiſter beyderley Geſchlechts, wie auch alle übrige Anverwandten aufrichten deſſen ſchmertzlich betrübter Sohn Johann Wilhelm Ludwig Gleim; Phrontist. VVernig. Alumnus. WERNIGERODA, Gedruckt mit Struckiſchen Schrifften.

HErtzliebſte Frau Mama! der Schmertz, der Sie betrübet,
  Setzt mein beklemmtes Hertz in gleiche Kümmerniß;
Ich finde den erblaſſt, der Sie, der mich geliebet.
  Mein GOtt! was machſt du doch vor einen harten Riß?
Ich ſehe den Papa itzt in die Gruft verſencken,
  Drum lehr't die Kindes Pflicht, die ſich im Hertzen reg't,
Bey dieſen herben Schluß auf einen Baum zu dencken,
  Der als ein friſcher Stamm noch friſche Zweige träg't.

---

[1]) Einen Nachtrag zu dieſer Schrift habe ich in Herrig's Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, 1857, XXI. S. 169—179 veröffentlicht.

Ein Baum, ſo lange Wir den friſchen Stamm noch ſehen,
  So lange ſich an ihm ein guter Saft befind't,
So lange muß es auch gut um die Aeſte ſtehen,
  Die von denſelbigen mit Luſt entſproſſen ſind.
Was aber dünckei uns? wenn ſtrenge Winde kommen,
  Dadurch ein ſolcher Baum zur Erden niederſtürtzt:
Iſt nicht ſo gleich dadurch der Aeſte Kraft genommen?
  Wird nicht demſelbigen der Wachsthum abgekürtz't?
Ich glaube, der Papa, den wir anitzt verlohren,
  Hat dißfals allerdings dergleichen Eigenſchafft.
Der Höchſte hatte Uns Denſelben auserkohren,
  Und ſchenckte ihn, biſher vor uns zu ſorgen, Kraft;
Allein GOtt hat nun auch dem Tode zugewinket
  Nach ſeiner Weisheit, wie es Ihm ſein Wille war.
Uns ſchmertzet es mit Recht, daß Er zur Erden ſincket.
  Denn wir bedencken die obſchwebende Gefahr.
Wir wollen aber Uns zu unſerm Schöpfer wenden,
  Wir ſind bey dieſem Riß nach GOttes Willen ſtill,
Wir übergeben Uns deſſelben treuen Händen,
  Weil er die Vater ſtatt gewiß vertreten will.
Drum Höchſter! da wir denn auf deine Hülfe ſchauen,
  So ſiehe uns mit Troſt in Gnaden wieder an,
Laß mich auch jederzeit auf deine Treue bauen,
  Damit ich dir einmahl in Wahrheit dienen kan.
Stärck unſere Mama, und laß dieſelbe ſchmecken,
  Wie Ihr durch deinen Troſt, was wiedrig ſcheint, verſchwindt,
Du wirſt uns Kinder auch mit deinem Schirme decken,
  Ob wir gleich in der Welt verlaß'ne Wäyſen ſind."

„Lob- und Danck-Rede welche bey ſeinen Abzuge auf die Hälliſche Vniversitæt den 11. Novembr. 1738 Gleich nachgehaltener Lateiniſchen Abſchieds-Rede recitiret Johann Wilhelm Ludwig Gleim bürtig vom Ermsleben in Halberſtädtiſchen.

  Jetzt nimmt ein andrer Trieb ſo Blut als Adern ein,
Ein großes Gönner Paar muß noch geprieſen ſeyn,
Vergebt! Geehrteſte, die Ehrfurcht ſoll es wagen,
Muß gleich mein ſchwacher Mund von Unvermögen ſagen
Nimt gleich ein ſtamlend Wort der Sprache Zierde hin,
So weiß ich, daß ich doch der Demuth Dichter bin.
Dir, großer Reinhart, Dir iſt Güt' und Wohlthun eigen.
Wer zweiffelt? Kan ich's doch durch mein Exempel zeigen?
Du, milder Rüdiger, Du ſchätzeſt fremdes Leid
Ich ſelbſt kan Zeuge ſeyn von deiner Gütigkeit.
Ihr Zeilen! die ihr mir die Gönner zugeführet,
Was hab ich nicht vor Huld bisher von ſie verſpühret,
Drum ſchließt die Danckbahrkeit mir ſelbſt die Lippen auf.
Was ſtöhrt? Was hemt alſo der Worte freyen lauf?
Doch o verwegner Sinn; wie haſt Du denn vergeſſen
Daß dieſe Lippen nicht die Wohlthat längſt ermeſſen
Daß du anjetzo erſt an Huld und Güte denckſt
Und dadurch einen Schein des Undancks auf dich lenckſt.
Was wars? Was hielt dich auf? Das Beyſpiel jener Alten,
Die bis der Dicht Kunſt ſtets mit Rechte vorbehalten
Der Dicht Kunſt, welche ja der Tugend Herold iſt
Durch die, die Nachwelt noch derſelben Spuren lieſt.
Sie freut ſich ihre Pflicht auch jetzo zu vollbringen
Ach möcht' es ihr nach Wunſch nach Hertzens Wunſch gelingen.
Sie kommt, ſie giebt ſich ſelbſt bey meiner Schwachheit an
Ihr Einfluß macht mich Kühn, daß ich noch lallen kann.
Sonſt würde längſt die Krafft der blöden Zunge ſchweigen
Und nur in ſtiller Bruſt die Dankbegierde zeigen.
So aber ſteigt die Gluth durch ihren Trieb empor
Bald hält ſie mir die Schaar der neuen Dichter vor,
Bald ſpricht ſie: Wiltu nicht in jene Zeiten ſchauen?
Da muſte meine Kunſt der Wohlthat Pfeiler bauen.
Wie iſt mir? ſeh' ich nicht das graue Alterthum?
Dort öffnet ſich die Thür, dort prangt der Väter Ruhm
Dort ſteht das Ehren-Mahl ſo vieler weiſen Schriften

Wer iſt? Wer lehrt die Kunſt dergleichen auch zu ſtiften?
Ihr Männer grauer Zeit! Wer rühmt nicht Eure That?
Ihr preiſet, ihr erhebt den groſſen Maecenat,
Ihr wuſtet ſeiner Huld die Pfeiler aufzurichten,
Die keine Folge-Zeit, kein Wetter kan zernichten
Wer hat euch dis gelehrt? Kommt ſagt mir Eure Kunſt.
Wie? hat Euch ſolchen Geiſt Apollens reiche Gunſt
Wie? oder auch die Schaar der Muſen dargeliehen
Wie? oder trieb Euch nur ein treues Pflicht bemühen?
Ja, ja die Spuren ſind vollkommen offenbahr.
Was vor ein edler Trieb in euch geſchäfftig war.
Ihr ſuchetet, ihr riefſt die Muſen-Schaar zuſammen,
Sie kam, ſie zeigte ſich die Geiſter zu entflammen;
Euterpe gab euch ſelbſt die Feder in die Hand;
Ihr wurdet voller Gluth, entzündet und entbrand,
Es wich, was niedrig war. Da muſten Eure Sinnen
Was überirdiſches, ein hohes Lied beginnen.
Doch dieſes Fabel-Lands alt-Heidniſchen Verlag
Verlacht die Danckbahrkeit, ſie forſcht und dencket nach
Und ſucht und find't den Grund, wodurch gereizt getrieben
Die greiſe Alte Zeit ſo gründlich ſchön geſchrieben.
Warum hat deine Kunſt ſich ſo hervorgethan?
Wars nicht die Danckbahrkeit, Du Venusiner Schwan
Die deinen Kiel genetzt, um auch den ſpäten Zeiten
Von deines Gönners Ruhm die Palmen auszubreiten
Warum ſangeſt du ſo offt von des Maecenas Preiß
Und warum übte ſich in Sayten Spiel dein Fleiß.
Allein zu deſſen Lob, der dir und deinen Leben
Zum Wachsthum deines Glücks den erſten Safft gegeben
So wars, dein edler Sinn trieb dich zur Danckbarkeit;
Und iſt ſonſt alles nur ein Raub der ſchnellen Zeit
So kan man doch noch jetzt aus deinen Liedern leſen
Daß auch das Heydenthum nicht undanckbahr geweſen.
Auf mein erweckter Geiſt! Der blinden Heyden-Schaar
Nahm dort mit Ernſt und Luſt der Pflichten Uebung wahr,
Sie zeigte öffendlich, wozu ſie ſey verbunden,
Wenn ſich zu ihrem Heyl ein Helfer vorgefunden.
War ſchon die Danckbahrkeit der Heyden Eigenthum
Und breitete ihr Danck der milden Gönner Ruhm
Den ſpäten Zeiten aus? Was muß von Dir geſchehen
Da zweyer Gönner Huld dich gütig angeſehen
Dis Wort iſt meiner Bruſt ein ſüßer Nectar-Safft
Ein Balſam der noch Rath vor tiefe Wunden ſchafft.
Denn, ſehe ich betrübt auf jene Zeit zurücke;
Was Wunder? wenn ich nichts als Sorg u. Leid erblicke
Was Wunder? wenn ein Bach gerechter Zähren rinn't
Die meiner Kümmerniß und Wehmuth Zeugen ſind
Was Wunder? wenn ich noch des Schmerzens Würckung fühle,
Und nun mit ſtiller Hand nur trauer Sayten ſpiele
Was Wunder? Wenn der Schmerz den Harfen Klang verſtimmt
Da mir ein Klage-Ton, ſo Geiſt als Krafft benimmt
O! mehr als banges Wort! das Thränen in ſich faſſet
Die mich als Kind gezeug't, ach! ſind ſo früh erblaſſet.

Da kaum mein ſchwacher Fuß den erſten Tritt gethan,
Nachdem er ſich entſchloß auf der ſo ſauren Bahn,
Die zu der Weißheit geht, die Reiſe fortzuführen,
Da muß ich, Schmertzens-Wort! den beſten Stab verliehren.
Da muß der Eltern Tod die Urſach früher Pein,
Der Jugend Kümmerniß des Weges Hind'rung ſeyn.
O Himmel! wilſt Du es? bin ich nunmehr verlaſſen?
Wie? oder läſt Dein Rath mir noch ein Hertze faſſen?
Getroſt! der Himmel ſteht gekränkten Wayſen bey.
Er ruft und winckt mir ſchon, daß er ein Helfer ſey.
Ich ſoll mich nur getroſt in mein Verhängniß ſchicken.
Von ferne? Nein es ſcheint mein Glücksſtern in der Näh',
Wovon ich gantz erfreut die Strahlen ſchimmern ſeh'.
Wie? wird die Trauer Nacht durch ſolchen Schein getrennet,
Scheint nicht ein lichter Tag, der keine Schatten kennet
Mein Auge klärt ſich auf ich ſehe was ſich zeigt.
Den angenehmen Dampf, der durch die Lüffte ſteigt,
Das reine Opfer Feu'r von einen heißen Flehen,
Daß die Erbarmung ſelbſt in Gnaden angeſehen.
Was wirckt ein heißer Wunſch, der in dem Hertzen brennt
Daß durch die Traurigkeit ſich Troſts beraubet nennt
Hier iſt es offenbahr. Die Vorſicht ſieht von oben
Der Schwachen Seuffzer an. Dis wirckt ein freudigs Loben
In der bedrängten Bruſt und ſtärckt ein mattes Hertz,
Und lindert und verſüßt den vorempfundnen Schmertz
Wohin verführet mich das Leid verſtrichner Stunden?
Wie ſeh' ich nicht annoch die tief geſchlag'nen Wunden,
Mit Kummer offenſtehn, doch auch geheilt zugleich.
So iſts. Der Himmel macht der Gönner Hertzen weich,
Und lencket ihre Gunſt wie klahre Waſſer-Bäche.
Was ſpühret meine Bruſt, indem ich dieſes ſpreche
Nicht vor geheimer Luſt? O! Nahmen voller Krafft!
Die mir gleich Anfangs ſchon Muth, Geiſt und Gluth verſchafft.
O Gönner! deren Huld mein zeitliches Wohl vermehret,
Und vieler Sorgen Bley in ächtes Gold verkehret.
O Gönner! die mir ſelbſt der Himmel zugeſchickt.
Wie iſt mir? Welch ein Glantz! den mein Geſicht erblickt?
Wie irr' ich aber nicht? es ſind erwünſchte Strahlen,
Ein Bild der Gütigkeit mit Flammen abzumahlen.
Vergebens! Wo es nicht den Gönnern ähnlich ſieht
Von deren Gütigkeit mein Glücke Wachsthum zieht.
Da ſteht es. O ein Bild mit einem breiten Schilde
Es iſt die Mildigkeit in ihren eignen Bilde.
Des Ueberfluſſes Horn beſchweret ihre Hand.
Ich ſehe, ſeh' ich recht, ſie hat es umgewand.
Und was vor Nahmen ſind auf ihrer Schrifft zu leſen
Ach derer, die mir nun drey Jahre hold geweſen.
Dis Bild verdienet Lob, das ſolche Nahmen weiſt,
Die Nahmen, die mein Mund mit ſteter Ehrfurcht preiſt.
Es ſchalle dieſer Ruhm, daß man es ferner höret
Die ſelt'ne Mildigkeit hat ihren Preiß vermehret
Ein theurer Reinhart iſt ihr hochgeprieſner Sohn,
In einen Rüdiger ſieht man ein Bild davon.

Beſonders Glück vor mich! daß ſolche große Männer
Auch meine Noth geacht't. Wer Hochgeprieſne Gönner,
Wer zeiget meiner Pflicht das rechte Mittel an
Wie ich in etwas nur die Huld erwiedern kan,
Die Huld, ſo ſich auf mich nicht Bachen gleich ergoſſen
Nein, die mir wie ein Strohm gehäuffig zugefloßen.
Ihr ſeyd es, die ihr Euch den Himmel ähnlich macht
Ihr, deren mildes Hertz den Kummer noch gedacht,
Der Wayſen nagt und drückt. Ihr habt nicht nur erwegt
Was oft der Eltern Tod vor widrigs Glück erreget,
Noch mehr, der Balſam Baum von Eurer Gütigkeit,
Hat ſeine milde Frucht nicht ſparſam ausgeſtreut.
Die Liebe, ſo ſich gern zu fremden Nutz verſchwendet,
Hat ihren Ueberfluß gar reich auf mich gewendet
Ja mehr denn allzu reich. Durch Euch, durch Eure Hand
Hat ſie mir manches Guth freywillig zugeſandt,
Des Kummers Laſt geſchwächt, gemindert und gehoben.
Wie? Sollt ich nicht ſamt Euch des Schickſahls Güte loben?
Denn folgt auf Sturm und Blitz des Himmels holder Schein
So kan den Wandersmann ein lieber Tag erfreun,
Wenn er des Wetters Grimm gelaßen ausgehalten
Wenn er nach ſolcher Laſt mit Luſt die Hände falten,
Da preiſt, da rühmet er das göttliche Geſchick,
Vergiſt der bangen Noth, läſt ſeinen frohen Blick
Auf jenen Helffer gehn, erhebet Gottes Güte
Und ſetzet ſein bisher ſo trauriges Gemüthe,
In eine Freudigkeit, die eyfrig überdenckt
Wie weißlich Gottes Winck der Menſchen Führung lenckt
Ich folge dieſer Spuhr mit Luſt erfüllten Sinnen
Was aber ſoll dabey, ſo Danck als Pflicht beginnen
Es müſte meine Bruſt ein harter Felß und Stein
Der Laſter Innbegriff, des Undancks Wohnung ſeyn,
Wo ſie nach vieler Huld nach vielgenoßner Güte
Sich nicht um Danck und Pflicht mit ſtetem Ernſt bemühte.
So macht das Sonnen-Licht den Crayß der Erden grün
Muß nicht durch ihren Strahl der Weiſen Schönheit blühn?
Bekleidet nicht ihr Schein, ſo Feld als Blumen-Stücke?
Denck, was bekommt ſie denn vor ſolchen Dienſt zurücke?
Nur Dünſte, Dampf und Gifft als ihrer Wohlthat Frucht
Nach jener Eigenſchafft der boſen Natter Zucht,
Die, wenn ſie eine Bruſt zu ihren Wohl geheget,
Mit Stichen danckbahr iſt und ſo zu tage leget
Wie unwerth, ſo ein Hertz der Güt und Wohlthat iſt
Das, nach der Welt Gebrauch, ſo Danck als Dienſt vergiſt,
Sobald der Güte Baum die Früchte dargereichet.
O Laſter voller Schimpf, dem wohl kein anders gleichet
O Undanck dieſer Welt, womit die Bosheit lohnt
O Ottern gleiche Bruſt, in der dis Uebel wohnt,
Ich ſcheue deinen Greul, ich will mich ſtets beſtreben
Der Wohlthat Gunſt und Huld ein Wieder-Geld zugeben
Ein Wieder-Geld? Woher? aus der entflammten Bruſt
Der Wohnung, welcher zwar kein güldner Gleiß bewuſt,
Der zur Bezahlung hilfft, wenn viele Schulden drücken

Nein, die was theurers hegt den Sternen zuzuſchicken,
Den Weyrauch, deſſen Gluth allein der Himmel ſieht
Den Opfert Schuld und Danck die Andacht und ihr Lied.
Was kan die Armuth ſonſt vor einen Zinß entrichten
Die Dicht-Kunſt ruft mir zu: Die Uebung meiner Pflicht.
Diß ſah' das Fabel-Reich der Blinden Heyden ein.
Man kan, ſo ſprachen ſie, durch rühmen danckbahr ſeyn.
Man kan die Danckbahrkeit durch Worte kundbahr machen
Wenn keine Koſtbahrkeit, wenn keine theure Sachen
Statt der Vergeltung ſind. Und da macht der Apoll
Die ſchon vermehrte Zahl der After Götter voll.
Der ſolte ſeine Kunſt den Danck geflißnen lehren
Um holde Gütigkeit durch Rühmen zu verehren.
Drum führete Phoebus Kunſt als ein verknüpftes Band
Samt denen Gratien die Pfeiffen in der Hand
Um mit der Danckbahrkeit das loben zu verbinden
Ich ſoll ein gleiches thun. Wo ſoll ich Worte finden
Wer iſt? Wer liefert mir der Sprachen Reichthum ein
Vergönner ſolcher Art muß nichts gemeines ſeyn.
Der Kern der Poësie muß hier die Worte ſchmücken
Um Pflicht und Danckbahrkeit nach Würden auszudrücken
Es lebt, es würcket ſchon ein Zunder reiner Gluth
Die nie verlöſchen wird, die jeden Tropfen Bluth
Der meine Adern füllt, zur Danckpflicht angeflammet
Wovon ein jedes Wort verbundner Ehrfurcht flammet.
O möchte Kunſt und Geiſt den Reimen Schmuck verleih'n
Ich wolte Eurer Gunſt geſchickt're Lieder weih'n
Und durch die Danckbahrkeit allein dazu getrieben
Mein ſchwaches Saiten Spiel zu Eürem Lobe üben
Ihr habt es ja verdient. Verachtet nur die Pflicht
Und wie der Danckbahrkeit der Dichtkunſt Opfer nicht,
Der Dichtkunſt, die bey mir noch in der Wiege ſinget
Und hier den Erſtling nur aus Danck und Ehrfurcht bringet.
Seh't, groſſe Gönner, ſeh't auf den ergebnen Sinn
Ich dencke bloß auf Euch, und nicht wie ſchwach ich bin
Drum ſeyd nur, wenn ich mich vielleicht zuviel erkühne
Auch meiner Kühnheit hold, damit die Hoffnung grüne,
Es werde, wenn ich gleich muß ſchlechte Myrthen ſtreun
Auch nur der Trieb dazu des Beyfalls würdig ſeyn,
Doch, wie? verſchmäht Ihr wohl verwayß'te Pierinnen,
Die Hoffnung Eurer Huld läſt beſſern Troſt gewinnen,
Ihr Gönner, darf mein Mund nur frey herausgeſtehn
Wer kan Eur mildes Hertz nicht aus den Wercken ſehn
Wie viele Proben ſind an mir allein erwieſen
Wenn werden die genung, wenn würdig gnug geprieſen
Der Vorſatz war gerecht, der Dicht-Geiſt gab mirs ein
Ich müßte Eurer Huld ein Lob- und Danck-Lied weihn
Das Roſt und Zeiten trotzt. Ach! aber man mag wagen
Ein ſchwaches Flügelwerck der Sternen beyzutragen.
Nein, Eurer Tugend Preiß erhebt ſich allzuhoch
Und iſt kein Werck vor mich, vor mich, der ich annoch
Nichts hohes wagen kan. Ich will Eur Lob verſchweigen
Doch, was Ihr mir gethan, dis, dieſes muß ich zeigen

Und nichts hält mich zurück. Nichts hindert meine Pflicht
Nichts ſchreckt den Willen ab, wenn gleich die Krafft gebricht.
Und warum ſollt ich auch die Wohlthat nicht beſingen.
Denn dieſes muß ja wohl der Ohnmacht ſelbſt gelingen.
Hier, hier bedarf man nicht, Neun Muſen anzuſchreyn
Und recht; kein Fabel-Land ſoll meinen Trieb entweyhn
Ich ſuchte ja genung in Reime einzuſchließen.
Ach! mehr denn allzuviel. Drum will kein Wort mehr fließen
Ich denk und rede nicht ſo viel ich will und ſoll:
Mein Lied geräth zu kurtz das Hertze iſt zu voll.
Die Inbrunſt iſt bemüht noch kürtzlich dis zu ſagen
Vor die Vergeltung wird der Himmel Sorge tragen:
Ich aber ſchätze ſtets die Ehre Eurer Huld.
Und was? ich rühme mich derſelben großen Schuld
Womit ich Euch verwand mit Recht zu allen Zeiten
Und dieſes ſoll mir dann ein ſtilles Lob bereiten
O! lebet Ihr nur ſtets in hohen Wohlergehn.
Ihr Gönner, die bisher mich gütig angeſehn,
Ihr Gönner, die ich ja als theure Väter ehre,
(O mehr als ſüßes Wort, das ich jetzt ſchallen höre)
Seht! wie mein offnes Hertz, ſo offenhertzig ſpricht.
Seht! meine Niedrigkeit ſieht Eure Hoheit nicht
Sie ſetzt Euch ohne Scheu in dieſen Liebes-Orden
Weil Eure Huld an mir faſt väterlich geworden.
Verleyht mir dieſes Glück, daß meine Demuth ſich
Noch länger rühmen kan: Sie thaten väterlich;
Geprieſne, wenn ich Euch ſchon in der Forme (Ferne?) ehre,
Und die entglommne Bruſt mit ſteten Flammen nehre.
Wovon die glimme Gluth ſich zu den Wolcken ſchwingt,
Und durch das Wolcken-Zelt bis zu den Sternen dringt.
Es laſſe nur die Zeit dereinſten deutlich leſen
Auch ſolcher Weyrauch ſey nicht ohne Frucht geweſen.
Der Himmel, deßen Huld den Wünſchen Vortheil ſchafft
Erfüll auch folgendes durch ſeiner Allmacht Krafft
Es laſſe Euch der HErr den reichen Seegen blicken.
Womit ſein Seegens-Quell die pfleget zu beglücken,
Die vorgehaußter Noth nicht blind vorübergehn
Nein, die des Nechſten Leid mit ofnen Augen ſehn
Und nicht nur ſehn allein, Nein, Liebes-Pflichten üben,
Und ſo mit Werck und That des Nechſten Wohlfahrt lieben.
Sey ſolcher Gönner Schutz, und immer feſter Schild;
Gott! der Du allerdings die Wohlthat lohnen will
Laß ſie die Lebenszeit mit ſteter Wonne führen,
Laß Ihre Häuſer nie des Unglücks Stürme ſpüren.
Laß Sie noch lange Zeit auf feſten Pfeilern ſtehn.
Ja, laß Sie immerhin des Glückes Strahlen ſehn.
So lebt, Geprieſ'ne, lebt, es blühe Euer Leben
Biß Neſtors Ehren-Schnee die Häupter wird umgeben.
Lebt wohl, und bleibt mir hold, und bleibt mir zugethan,
Daß ich mich Eurer Huld von ferne rühmen kan.
So wird ein ſtetes Glück die Blicke zu mir neigen
Die Hoffnung grün't und blüht; die Demuth heißt mich ſchweigen."

Aus Johann Wilhelm Ludwig Gleim's „Oratio invectiva in ingratum." (Zu Anfang des Jahres 1737, vielleicht auch erſt zu Anfang des Jahres 1738.)

„Geehrteſte Aufmerker!

Dero Stillſchweigen verſichert mich eines erwünſchten Beyfalles. Bishero aber habe ich nur von der Undankbarkeit gegen Gott gehandelt; Nun aber frage ich meinen Gegner, wie es mit der Dankbarkeit gegen die Wohlthäter, gegen die Eltern und Praeceptores ſtehe? Werde ich es nicht errathen, wenn ich ſage: Sehr ſchlecht. Ich will anjezo Weitläuftigkeit zu vermeiden nur bei uns und unſerm Zuſtande bleiben. Dannenhero frage ich dich: Wie biſtu gegen deine Lehrer und Praeceptores geſinnet? Nimmſt du ihre Wohlthat ihre Mühe und Arbeit, aus dich unnützen Holtze einen Mercurium zu ſchnitzen, auch mit danckbahren Gemüthe an? Ich ſehe es dir ſchon an deiner Stirn und an deinen Augen an, du haſt das gottloſe verhartete undankbahre Hertze wiederum mit in die Schule gebracht. Haſtu dein altes undanckbahres Hertz auch aus den alten mit in das neue Jahr gebracht? Haſtu dich noch nicht geändert? O! da dem alſo iſt, wenn du noch meinen Rath folgen möchteſt, wenn du doch dieſen Muſen Sitz, je eher je lieber räumen möchteſt. Nimm mit dich heraus alle deine getreue Bundes-Genoſſen, von der undanckbahren Rotte. Es iſt unmöglich dich länger zu dulden. Du kanſt dich (nicht) länger als eine Krähe unter die Heerde Pfauen miſchen. Die höflichen Muſen können dich nicht länger leiden. Wiltu noch mehr junge Gemüther mit deiner Gottloſigkeit anſtecken? Gehe fort, eile, packe dich, ehe du mit größeſter Gewalt ausgeſtoßen wirſt. Wir können, wir mögen, und wollen dich nicht länger leiden. Ein Heyde iſt vorlängſt der Meinung geweſt, daß auf der Erde nicht ſchlimmer ſey, als ein undanckerer. Ich erſtaune, wenn ich an deine Geſtalt gedencke. Du giebeſt offenbar zu erkennen, was du im Schilde führeſt. Deine äuſere Aufführung zeuget von der innern. Du giebeſt äuſerlich kein Zeichen eines danckbahren Gemüthes, von dir, wie viel weniger kan man es von den innern hoffen. O! du undanckbahrer Judas, Warum und weswegen thuſt du das? Du ſolteſt wohl nichts darnach fragen, wenn ſich deine Lehrer an dich zu Tode arbeiteten, ohne ihnen die geringſte Vergeltung wiederfahren zu laßen. Ob du gleich durch ihren täglichen ſauren Schweiß und Mühe etwas erlerneſt, ſo biſtu doch ſo boßhaftig, daß du das bisgen Witz anwendeſt, ſie zu läſtern, zu ſchmähen, zu ſpotten, zu verfolgen, und gleichſam mit ihren Schwerte zu erwürgen. Dabey meineſtu noch Wunder, wie klug, wie politiſch, wie ſcharfſinnig du ſeyſt. Der Fabul hanß Aesopus erzehlet, es habe eins mahls ein Wandersmann, eine ſchöne bunte todt gefrorne Otter gefunden, dieſer habe aus Erbarmen das bunte Thierchen aufgehoben, in ſeinen Buſen geſtecket, geheget und gewärmet, alß nun die Otter durch Wärme wieder lebendig worden, habe ſie durch ihren giftigen Biß in die Bruſt den Wandersmann getödtet. Gewiß es kan kein Ey dem andern ſo ähnlich ſeyn, als du Ottergezüchte dem giftigen Thiere. Scheinet dir dieſe Vergleichung all zu hart zu ſeyn, ſo mache es mit dem Aesopus und der weiſen Schaar der gottſeligen Alten aus. Zum wenigſten iſt gewiß, daß, wo noch ein Fünckchen von redlichen Gemüthe anzutreffen iſt, der wird einen Abſcheu haben mit dir Umgang zu pflegen. Was iſt dannenhero, das dich in dieſer beluſtigen kan, weßen kanſtu dich erfreuen? da ſich Niemand, außer deine getreue Mitbrüder findet, welcher nicht eine ſchaudernde Furcht vor deiner Gottloſigkeit, und einen herzlichen Haß gegen das ſchändliche Laſter der Undanckbahrkeit habe. Dein Heyland ſagt, und die Reguln des Chriſtenthums erfordern es auch, daß du deine Feinde lieben ſolt; Wie viel mehr haſtu nicht Uhrſach deine Wohlthäter lieb und werth zu halten, fürnemlich diejenigen, welche für dein zeitliches und ewiges Wohlergehen ſorgen, Ja wie ſchöne nimſtu nicht die Liebe gegen dich ſelbſt in acht? Denn, wie kan ſich der lieben, welcher ſein beſtes verhindert; Welcher mit ſeiner Undanckbarkeit ſo viel ausrichtet, daß ſeine Lehrer ihr Amt mit Seufzen thun müßen, welches verurſachet, daß er der Verheißung, welche das 4te Geboth mit ſich bringet, verluſtig wird, und ſich des ewigen Fluchs und Unſeegens theilhaftig machet. Was meineſtu wo von Kanſtu dich einen größern Vortheil verſprechen; Wenn du Danckbarkeit ausübeſt, oder wenn deine Lehrer deine verfluchte Undanckbarkeit klagen müßen. Sonſt pflegt man zu ſagen:

Liebe erwirbt Liebe.

Mir deucht dieſes habe ſeine vollkommene Richtigkeit. Denn, wenn du voraus ſeheſt, wie eines jeden Menſchen Gemüth von Natur beſchaffen ſey, ſo kanſtu auch leicht ſchließen, daß ein gutthätiges Gemüth, lieber demjenigen Wohlthaten, Liebe und Güte erzeuget, von welchen es gewiß verſichert iſt, daß es gut angeleget wird. Hingegen ſoll ein Wohlthätiges Gemüth dich undanckbahren und gottloſen **Nero**, etwas gutes erweiſen, ſo fällt ihm gleich ein was **Cicero** mit **Ennio** ſagt: **Benefacta male locata male facta sunt putanda.** Und da kanſtu leicht draus abnehmen, wie unvernünftig du mit dir ſelbſt umgeheſt. Bleibe nur jezo bey denen Wohlthaten ſtehen, welche du deinen Lehrern zu dancken haſt, und überlege mahl in deinem Gemüthe, wie es ausſehen würde wenn ſolche wegfallen ſollten. Ich frage dich einmahl, wie würde es mit dir ſtehen? Was würdeſt du ſeyn ohne Beßerung deines Verſtandes und Willens, da du von Natur ganz **corrupt** und verdorben biſt. Dein Verſtand iſt einem Bogen Papiere gleich, auf welchen nichts geſchrieben ſtehet, ſondern noch ganz ledig und leer iſt; ſoll er nun mit guten Künſten, Sprachen und Wißenſchaften vollgefüllet werden, ſo muß es nechſt Gott, durch den Fleiß und Bemühung, deiner getreuen Lehrer geſchehen. Iſt das nicht der größeſten Danckbarkeit werth? Wie viel großer Fleiß, Mühe und Arbeit gehöret nicht dazu? Solteſtu nun ein ſolches mühſames Amt, da ſie bisweilen **Augiae** Stall auszumiſten haben, mit deiner Undanckbarkeit noch verdrießlicher und beſchwerlicher machen. Solteſtu ſie nicht vielmehr durch ein danckbahres Gemüthe animiren damit ihr ſaurer Schweiß doch noch auf einige Art verſüßet würde. Wie kann es aber geſchehen, wenn ſie ſehen, daß ihnen ihre ſchwere Schul-Arbeit mit lauter Undanck belohnet wird. Thun ſie doch auch alle Ihr möglichſtes den Grund zu deinen Zeitlichen und ewigen Wohl zu legen. Solteſtu ſolches nicht erkennen? Solteſtu nicht auf alle nur erſinnliche Art und Weiſe dein danckbahres Gemüthe zeigen. Zur Danckbahrkeit gehöret ſonſten, daß man zu verſtehen gebe, wie lieb, wie angenehm, uns die erwieſene Wohlthaten ſeyn, ich muß meinen Wohlthäter nicht in Ungewißheit laßen, ob ich mir was aus der Wohlthat mache, oder nicht, ich muß vielmehr zeigen, wie bereitwillig ich ſey, wenn es möglich die Wohlthaten zu vergelten. Hieraus folget nun nothwendig, daß der Danckbahre ſein Gemüthe, wo nicht in der That, doch in Worten und Geberden an den Tag legen muße. Jedoch der Wille iſt nicht einmahl bey dir, vielweniger die That. Du wirfſt alle genoßene Wohlthaten in die Tieffe des Meeres der Vergeßenheit. Du erkenneſt ſie ſo wenig, alß wenig du bedacht biſt ſie zu vergelten. Ja was das ſchlimmſte? Du beleidigeſt deine **Praeceptores** noch wohl dazu, auf eine unerlaubte höchſt ſündliche Art und Weyſe. Wo du es ja noch nicht ſo grob macheſt oder nicht machen darfſt, wie die gottloſen Schüler des **Johann Scotus** und **Cassianus**, welche ihre **Praeceptores** gar mit Meßern und

Griffeln zu Tode geſtochen, ſo haben deine Lehrmeiſter doch Uhrſach, oft mehr über dich zu klagen, als Plato über ſeinen Schüler den Aristoteles, den er pfleget ein Füllen zu nennen, alß deſſen Art, wenn es ſich von der Mutter ſatt geſogen, hernach mit Ferſen in ſie zu ſchlagen. Iſts nicht wahr? Kanſtu es auch leugnen? Macheſtu es wohl anders? Warum ſchweigeſtu denn? Ich will dich noch mehr überzeugen, wo du ſo boshaftig ſeyn wilſt, und es leugnen wilt. Ach ſieheſtu nicht, wo und in was vor einer Verſammlung du biſt; unter was vor einem Dache du ſieheſt. Hier! hier, unter der höflichen Muſen-Schaar, läßeſt du dich blicken, der du deine getreue Lehrer mit Undanck, mit Läſtern, Berichten, Tadeln, Verfolgung, belohneſt. Wie ſchwer wirſtu es nicht zu verantworten haben. In der Jugend fängſt du ſchon ån, den Grund zu deiner Unglückſeligkeit zu legen. Deine Undanckbarkeit wird dir dein Lebelang ein beißender Wurm in deinen Gewißen ſeyn. Da du denn erſt zurücke dencken wirſt: Was hab' ich gethan? Was hab' ich begangen? Da geſchichts alsdenn im Alter, daß ſo viele klagen müßen, über die Sünden ihrer Jugend, Wenn alßdann das Gewißen recht aufwachet? O! du Thore und Narre, iſt dir der Wille Gottes nicht beßer belehret. Weißeſtu nicht, daß du deine Schul-Lehrer, lieb und wehrt halten, und ihnen dienen mußt. Soll ich dir ein Exempel ſagen von einem Undanckbahren Menſchen, welcher von gleichem Schrott und Korn, und mit den du, daß ich ſo rede, über einen Leiſten geſchlagen biſt, ſo erinnere dich einmahl des Neronis, mit welchen Nahmen ich dich ſchon etlichemahl beleget habe. Dieſer hatte auch einen recht getreuen, fleißigen, gelehrten, und aufrichtigen Praeceptor den Seneca. Jedoch als er ſeinen Lehrling den Nero nun aus der Dummheit herausgerißen, alß er ihn in Sprachen und Künſten unterrichtet, und alle das äußerſte bewieſen ihn geſchickt zu machen; Was kriegte er zum Lohne? Nero war römiſcher Kayſer, machte er ihn etwa zu ſeinen hohen Staats-Ministre? Beſchenkte er ihn etwa mit einen, einen Kayſer anſtändigen Geſchencke? Was gab er ihm zum Lohne? Ach! in den Tod muſte er gehen, er ließ ihm zur Danckbarkeit die Adern öfnen, und alſo muſte er ſeinen Geiſt aufgeben. O! teufliſche Undanckbarkeit. Warum haſtu nicht mit Alexandern erwegen können, wie viel du deinem Praeceptor ſchuldig ſeyſt? Wie viel du ihm zu dancken? Was haſtu nun du ſchandbahrer Nero von deiner gottloſen Undanckbarkeit? Einen ewigen Schimpf, eine ewige Blame wirſt du behalten. Wenn dieſe beyde unterſchiedene Monarchen im Reiche der Todten eine Zuſammenkunft halten ſolten, der Weltberühmte Alexander, würde den tollen Nero wegen ſeiner recht teufliſchen Undanckbarkeit nicht wenig carpiren. Was meineſtu aber wenn er anjezo auftreten ſolte, und dir deine Undanckbarkeit vorhalten, wie würden die Worte klingen? Ich bin verſichert, er würde kein Blat vor die Mund nehmen, bevorab da du gar zu vernünftig biſt. Weiß doch ein tummes Vieh z. E. ein Hund, daß es den, der ihn ernehret, gehorchen und dancken müße, welches er auch durch ſeine Geberden, Minen und liebkoſendes Weeſen gnug zu erkennen giebt; Wie vielmehr iſt es nun ein vernünftiger Menſch ſchuldig, wie du doch auch wohl ſeyn wilt, der von ſeinem Lehr-Meiſter ſo viele geiſtliche und unvergängliche Wohlthaten geneußet. Ein Geber leiblicher Gaben ſorget nur vor deine Zeitliche Glückſeeligkeit, allein deine Lehrer beſorgen dein ewiges, und zugleich leibliches Wohl. Auch, der du ſchon weiter gekommen, erkenneſtu den ſauren Schweiß deiner getreuen Lehr-Meiſter mit ergebenſter Danckbarkeit. Biſtu nicht froh, daß du aus einem unvernünftigen ein vernünftiger Menſch geworden biſt? Jener Vater ſahe es wohl ein, was ein redlicher Lehr-Meiſter an ſeinem Untergebenen thun könte, und annenhero übergab er ſeinen

Sohn der Aufſicht eines Praeceptoris mit folgenden Worten: Trado Tibi belluam, ut reddas mihi hominem.

Solteſtu nicht dein Lebelang an die Arbeit deiner Lehrer, welche dich von Jugend auf unterrichtet haben, gedencken. Solteſtu nicht an deinen Vorigen Zuſtand zurück gedenken, und mit Horatio von Priapo ausrufen:

Olim truncus eram ficulnus inutile lignum.

Der Lehrer hat deine ſtammelnde Zunge gleichſam gelöſet, und du brauchſt ſie ihm zu verunglimpfen; Deinen Verſtand hat er durch göttliche Gnaden Krafft erhellet, und verbeſſert, und du wendeſt ihn jetzt an denſelben damit zu berichten; Er hat dir gleichſam die Augen geöfnet, und da du nun kaum ſehen gelernet, ſieheſtu mit deinen blinzenden Augen ihn kaum über die Achſeln an; Er hat dich gelehret, auf den Wege der zum Leben führet, einherzutreten, und nun möchteſt du ihn wohl unter deine Füße treten. Zum wenigſten ſchlägeſtu, wie ein muthiges Füllen hinter dir aus. Ach bedencke doch wie ſchändlich, wie gottloß, und wie teufliſch es ſey: Wohlthaten annehmen und ſie nicht erkennen. Improbus est homo qvi beneficium scit sumere et reddere nescit.

Meineſtu ich thue dir zu viel, wenn ich ſage: teufliſch? Ich will dir des alten Kirchen-Lehrers Augustini Worte vor die Augen legen, daraus wirſtu ſehen, daß ich nicht der erſte bin, der deine Gottloſigkeit mit ſolchen Characters beehre, ſie lauten aber alſo:

Reddere bonum pro bono est humanum;
Reddere malum pro bono est diabolicum,

iſt das nicht eben das? Ja weißeſtu auch wohl daß unter deinen Laſter alle Gottloſigkeit verborgen lieget, haſtu dannenhero wohl gehöret, was ſchon die Alten geſagt haben:

Ingratum si dixeris omnia dixeris.
Undanck iſt aller Laſter Gang.

Ach ſolte man nicht billig vor dich erſchrecken, und einen Abſcheu vor dir tragen. Wie ſehr haben nicht ſchon kluge Heyden ſich vor der Abſcheulichkeit dieſes Laſters gehütet; und ſich auf alle Art und Weiſe beſtrebet, damit ſie nicht den verruchten Nahmen eines Undanckbahren möchten davon tragen. Damit ich aber nichts ohne Grund, dich nur zu überführen herbey bringen möge, ſo ſey ſo gütig und beſchaue die Schriften des Cicero, ſo wirſt du in denſelben finden, wie viel er aus der Danckbarkeit mache. Ich will dir nur einen Ort aus der Orat. pro Cnejo Plancio vor die Augen legen, daraus du abnehmen wirſt, wie ſehr er ſich der Danckbarkeit befliſſen. Er ſpricht aber alſo: Etenim, Judices, cum omnibus virtutibus me affectum esse cupiam, tamen nihil est, quod mallem, qvam me et gratum esse et videri. Hingegen was iſt ſchändlicher als die Undanckbarkeit des Pomponius Laenas, welcher eben den Cicero, der ihm doch erſt vom Tode errettet, zum Tode gebracht. Ingleichen die Undanckbarkeit des letzten Königes in Egypten, welcher eben den groſſen Pompejum hat hinrichten laſſen, der doch vorher dieſes Königs Vater bey der Crone erhalten. Wird ihre Gottloſigkeit auch aus denen Geſchichten ausgelöſchet werden? Werden ſie nicht den üblen Nachruhm behalten müſſen? Steht es gut, wenn Cicero (Orat. pro Roscio) ausruffen muß: O! ingrati Argivi, inanes Graji immemores beneficii. Mir deucht ein jeder wird bey ſich ſelbſt gedacht haben: Biſtu auch deren einer. Dannenhero ruffe ich auch dich zu: O! ingratus Cuculus, immemor Dei ac Praeceptoris beneficiorum. Wohl!

wenn du anbey die Worte eines hocherleuchteten Paulus zu einer Ermahnung annimmſt, welche
er alle und jeden Chriſten zu beobachten vorgeleget. Wenn er ſich hören laßt: Saget Danck
,allezeit für alles. Und an einem andern Orte: Seyd danckbar in allen Dingen, denn das iſt
der Wille Gottes in Christo Jesu an euch. Hier höreſtu daß es dein Heyland haben will.
Deine Pflicht erfordert. Es iſt dir auch heylſam und erſprießlich. Denn, ſagt Cicero ſchon:
Immemorem beneficii omnes oderunt, ſo kanſtu dir unter Chriſten ein ſolches noch eher ver-
ſprechen, wenn du erwegeſt, wie die Chriſten von den wahren und falſchen, viel beſſer unterrichtet
ſind, alß die blinden Heyden, welche alles aus der bloßen Vernunft beurtheilen müßen, dennoch
haben ſie ſehr wohl eingeſehen, was die Undanckbarkeit vor ein abſcheuliches Laſter ſey. Ein
heydniſcher Keyſer Gordianus III war von großer Einſicht, von mehrer Erkäntlichkeit, denn ſei-
nen geweſenen Praeceptorem den Trimiſicles, ehrete er ſo hoch, daß er ihn gar zu ſeinen Schwie-
ger-Vater erwehlete. Kayſer Gratianus hat den Ausonium der ihn informirt hatte zum Burge-
Meiſter in Rom gemacht. Die gantze Natur ſpricht dir gleichſam ins Angeſichte und hat einen
Abſcheu vor dir. Und was hat nicht ehemahls dieſes Laſter ſchon angerichtet? Um der Un-
danckbahrkeit willen verlohren ehemals die Spartaner eine trefliche Schlacht, und zwar gegen eine
kleine Mannſchaft, ja die gantze ſchöne Stadt Sparta wurde ruiniret von denen Thebanern. Die
Athenienser haben öfters erfahren müſſen, was die ſchnöde Undanckbarkeit vor ſchlimme Folgen
nach ſich ziehen könne; und das alte Rom hat öfters ihre Undanckbarkeit ſo ſie gegen wohlver-
diente Männer ausgeübet genugſam beſeufzen müßen. Zugeſchweigen was die Kinder Israël mit
ihrer Undanckbarkeit verdienet. O! ich wünſchte, daß ich Demosthenes Zunge, und Ciceronis
Beredtſamkeit beſäße, ſo wolte ich nicht ablaßen, dir deine Boßheit aufzudecken, deine Gottloſigkeit
zu wiederlegen, und wieder das entſetzliche Laſter der Undanckbarkeit einen Eckel zu veruhrſachen.
Allein ich glaube, wenn Cicero und Demosthenes ſelbſt aufträten, ſie würden dich nicht auf an-
dere Gedancken bringen. Was ſoll ich dannenhero ferner reden? Ich ſehe deine Stirn bleibt
unbewegt ſtehen. Dein Geſichte komt mir noch eben ſo verwegen vor, alß wenn ich noch nichts
geſagt hätte. Deine Farbe bleibt noch vor wie nach. Ich vernehme, je mehr ich mich beflei-
ßige, dir dein Undanckbahres Weeſen vor die Augen zu mahlen, je dreiſter ſieheſtu mich an. Du
erſchrickeſt nicht vor der greulichen Strafe, welche du einmahl zu gewarten haſt. Verlangeſtu
ich ſoll mit dir noch deutlicher reden? ſo mercke: Diejenige Erde, welche dir allerley Gutes zu
deiner Nahrung hervorbringet, redet wieder dich. Ach! Himmel und Erde, wie könnet ihr ferner
anſehen, wie ihr beleidiget werdet. Wollt ihr nicht eure Rache gegen euren Beleidiger ſehen
laßen. Ihr Berge wie könnt ihr ſo veſte ſtehen, daß ihr nicht über ihn fallet und ihn bedecket.
Erde wie biſtu du ſo geduldig, daß du den trägeſt und duldeſt, der deine Gaben die du auf dem
Befehl des HErrn hervorbringeſt mit Füßen tritt. Jedoch fahre nur fort, Undanckbahrer Gaſt,
der HErr wird Rächer ſeyn über das alles. Er wird dir es vergelten. Es wird dir alles auf
deinen Kopf kommen; Wenn du dir nicht wilt ſagen noch rathen laſſen; wenn du noch länger
ein ζωφὸν πρόςωπον ſeyn wilt. Bedenckeſt du nicht, was Syrach von einen ſolchen undanck-
baren Vogel, wie du biſt, vor ein Urtheil fället? Höre! Er ſpricht: Den böſen Buben die
nicht dancken vor die Wohlthat wirds nimmermehr wohlgehen. Ja ſchreibe auch forn in dein
Diarium, und mit güldenen Buchſtaben in dein Hertz, die Worte, welche der Geiſt Gottes durch
die geheiligte Feder eines erleuchteten Königs in Israël in den weiſen Sprüchen aufzeichnen laßen:

Wer Gutes mit Böſen vergilt, von des Hauſe wird Böſes nicht laßen. Dieſe Wände, in welchen du deinen greulichen Undanck bereits haſt blicken laßen, werden wieder dich reden. Sie werden dir ins Angeſicht ſprechen. Sie hören wie viel Gutes deine getreue Praeceptores zu deinen Beſten reden. Sie wißen wie viel Stunden nur in einen Jahre auf dich gewandt werden. Alle deine Commilitones werden aufſtehen, ihre Stimme wieder dich erheben und dich aus ihrer Geſellſchaft ſtoßen. Jedoch was iſt dir du Undanckbarer Cuculus? Was horchſtu ob ſie reden werden? Warum verwunderſtu dich über ihr Stillſchweigen? Warum warteſtu ihr Judicium über dich zu hören? Da ſie dich in ihrer Geſellſchaft leiden, kanſtu es nur völlig ihrer Gedult und Hoffnung zuſchreiben. Ja nicht allein dieſe deine Mitſchüler, ſondern auch deine getreue Lehrer, welche du keinesweges ihre Arbeit und Mühe nach Verdienſt belohnen kanſt, werden herzlich froh ſeyn, wenn ſie deine gräßliche Undanckbarkeit abgeſchaffet ſehen, ſie werden ihr mühſames Amt mit vielmehr Vergnügſamkeit verwalten. Mir deucht, wenn du undanckbahrer Vogel, unſre Schule erſt wirſt geräumet haben, ſo werden wir vielleicht in kurtzer Zeit ſehen, was es unſrer gantzen Schule vor Vortheil ſtiften wird. Unſere Theureſte Lehrer werden vielmehr Luſt bekommen, uns in guten Künſten und Sprachen zu unterrichten. Ey! ſo bringet es denn dahin, daß ich meinen Endzweck erlange. Laſt uns mit geſamter Hand, und gleichſam eines Sinnes auf unſern Feind loß gehen, und das verfluchte Laſter der Undanckbarkeit völlig aus unſerer Schule verbannen. Ob du undanckbahrer Cuculus gleich ſo ſcheel ſieheſt, ſo werden wir uns doch nicht dran kehren. Ich höre in meinen Ohren wie du gegen mich murreſt. Ich mercke, du wilt mit jenen Egyptier ſprechen: Wer hat dich zu einen Richter über mich geſetzt! Und du ſprichſt bey dir ſelbſt: Wie könte uns dieſer weiſen was recht iſt. Ich weiß ſchon zum Voraus, daß ich mit dieſer meiner Vorſtellung nichts alß Haß und Undanck bey dir erlangen werde. Denn: Veritas odium parit ſagt Terentius. Allein demohngeachtet ſage ich nochmahls: Du undanckbahrer Gaſt, gehe fort, packe dich, eile.

Nun werdet ihr erlauben, Wertheſte Commilitones, daß ich mich ein wenig zu Euch wende. Ihr habt bishero mit angehöret, wie ich den fürnehmlich in Schulen bekanten Vogel der Undanckbarkeit tractiret habe. Es iſt gewiß kein Vogel Phoenix, welchen man kaum alle 1000 Jahr einmahl zu ſehen bekommt, auch kein Paradies-Vogel, welchen unſere Augen ſelten beſchauen können. Ich halte davor, wir dürfen nicht weit gehen, wir dürfen keine weite Reiſen in entfernte Länder nach Asia, Africa, und America anſtellen, ein wahres Contrefait von demſelben zu ſehen, ſondern wir dürffen nur in unſern Ring-Mauern bleiben, und uns in dieſem Lehr-Saale ein wenig umſehen, ſo werden wir nicht allein vielleicht wahre Contrefaits, ſondern auch wahrhafte Originale zu ſehen bekommen. Denn war unter Zehnen, welche der Heyland von Ausſatze befreyet, nur ein danckbahrer, was meinet ihr wenn wir eine Division anſtelleten, und hernach die Subtraction auch alſo einrichteten; Was würde vor eine geringe Zahl herauskommen, derer die Danckbahre wären. Nur Schade! daß nicht die paar Worte welche Philippus Macedo einsmahls einen der undanckbahrſten Gäſte mit einen glühenden Eiſen vor der Stirn brennen ließ, vor eines jeden Undanckbahren Stirn zu leſen ſind. Ich bin gewiß verſichert, es würden viele mit gebrandmarckter Stirne einhergehen. Indeßen gehe ein Jeder in ſich, er examinire ſich und frage ſich ſelbſt: Biſtu auch deren einer? Laßet es aber nicht dabey bewenden, ſondern gebrauchet rechten Ernſt, dieſes Laſter gleich einen Gift und Peſt zu fliehen, damit das Teutſche Sprichwort: Undanck iſt der Welt Lohn, nicht auch von Euch mit Wahrheit könne geſagt werden.“ U. ſ. w.

Anfang von J. W. L. Gleim's „Oratio in verba Virgilii: Labor improbus omnia vincit.“ (Frühestens im Herbſt 1736, jedenfalls noch vor der oratio invectiva in ingratum.)

„Hoch- und Vielgeneigte Anweſende!

I. **Exordium.** Es darf ſich Niemand wundern, daß der heydniſche Poët Virgilius noch zu dieſen Zeiten von denen Gelehrten mit großer Aufmerckſamkeit geleſen werde, ſintemahl dieſer vortreffliche, und von der gütigen Natur, mit allen ihren Gaben reichlich verſehene Mann in ſeinen Schriften, ſo viele ſinnreiche Sententien, und nachdenckliche Sprüche hinterlaßen hat; und es ſolte einen faſt ſchwer fallen, die beſte darunter zu erwehlen, ſintemahl eine der andern, als ein Stern der andern, an Glanz und Vortrefflichkeit gleichet. Dem allen aber ſey wie ihm wolle, ſo gefället mir jetzt vor andern der herrliche Spruch des weiſen Heyden, darin er die Arbeit und den Fleiß allen Sterblichen anpreiſet; wenn er ſagt:

Labor improbus omnia vincit.

Welches ein teutſcher Dichter bekantermaßen alſo überſetzet hat:

Luſt und Liebe zum Dinge Macht alle Arbeit geringe.

II. **Propositio.** Nachdem es noch nicht gar lange, als in einer wohl elaborirten Rede[1]) bewieſen worden iſt, daß Müßiggang viel böſes nach ſich ziehe, nachden bekannten Sprichwort: Otia dant vitia, ſo werden Dieſelben nicht ungütig deuten, wenn ich mir dieſes mahl vorgenommen habe, in einer kleinen und geringen Rede darzuthun, daß in Gegentheil Fleiß und Arbeit viele unerträglich geſchiene Beſchwerlichkeiten überwinde, wozu mir dann vorito oben angeführte Worte dienen ſollen. Captatio benevolentiae. Ich bitte dannenhero nochmahlen, meine hochgeneigte Anweſende wollen mir Dero allerſeits Wohlgewogenheit angedeyen laſſen, und mir, als einen Anfänger in der Rede Kunſt, zu gute halten, wenn in dieſer geringen Rede weder ein beredter Weiſe noch tiefſinniger Lohenſtein nachgeahmet werden, da ihnen diejenige Regul gar wohl bekannt iſt, welche einen Anfänger und Lernenden bey ſeinen Fehlern und Verſehen noch einigermaßen entſchuldiget, wenn es heißt: Qui nunquam male nunquam bene.

Explicatio. Soll ich demnach meine Meynung von dem eigentlichen Sinne dieſer dem Golde und Perlen gleichenden Worte ſagen, ſo gehet derſelbe kürzlich dahin: Die Arbeit drückt zwar mit ihrer Beſchwerlichkeit, die Schultern aller Sterblichen Menſchen, und mache ihnen keine geringe Bekümmerniß, alſo daß es kein Wunder, daß ſich ſo viele Liebhaber des ſchnöden Müßiggangs finden, welche dieſelbe ärger als einen Gift und Peſt fliehen, allein ſie ſey doch das einzige Mittel, und der einzige Weg, dadurch man zur Tugend und erwünſchten Zweck gelangen könne; Ob man wohl nicht anders, als durch ſaure Mühe, ſchwere Arbeit, und unverdroßnen Fleiß dahin kommen möge. **III. Amplificatio.** a) a contrario. Ob nun wohl die Arbeit, mit ſolchen rauhen und harten Weiſen begleitet wird, daß wegen der beſchwerlichen und mühſamen Umſtände, womit dieſelbe umgeben, ſolche allen Menſchen nunmehro nach den verderbten Sünden-Fall unſerer erſten Eltern, eine Laſt iſt; ſo kehren ſich doch diejenigen, welche nach Ehre und Tugend in der Welt ſtreben, in keine Wege daran, ſondern weil ſie wißen, und aus der Erfahrung gelernet haben, daß man im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brod eſſe, wie der Befehl Gottes ſelbſten lautet, ja weil ihnen nicht unbekannt, daß derjenige, welcher nicht arbeitet, auch nicht eßen ſoll, ſiehe, ſo übernehmen ſie doch ohne alle Furcht und Bangigkeit auch die härteſte und ſchwerſte

---

[1]) Von Immanuel Schütze. Sie iſt gleichfalls aufbewahrt.

Arbeit, und dauern darin ſo lange mit höchſter Gedult aus, bis ſie zu ihren Zweck und Ziel 6) [illegible] unter göttlichen Seegen glücklich gelanget ſind. Wer weiß hingegen nicht, daß denenjenigen, welche die Arbeit gleich einer Schlange fliehen, ja nur beſtändig drauf ſtudiren, wie ſie dem ſauren Schweiß entgehen mögen, den Müßiggang hingegen und der Faulheit Thür und Thor aufthun, der Ehren- und Tugend-Tempel je und alle Wege verſchloßen ſey, und ſolche Menſchen ihnen und andern nur eine Laſt ſeyn. Warum wurde doch dorten den Knecht, der nur 1 Pfund von ſeinen Herrn bekommen, auch das eine genommen, und dem gegeben, der 10 Pfd. hatte? Ohnzweiffel darum: Weil er ſich nicht gehöriger Maaßen beſtrebete, mit den ihn verliehenen wenigen zu wuchern, und durch unermüdeten Fleiß, daßelbe zu vermehren, ſondern vielmehr die Faulheit zu lieben. Ey lieber! ſage mir, wozu gebrauchet man doch einen Müßiggänger? Zu Nichts. Was erwirbet ein Müßiggänger? Nichts. Zu welcher Ehre und 7) [illegible] Würde wird ein Müßiggänger befodert? Gewislich zu Keiner. Stehet es denn nicht beßer ein arbeitſahmer Schweizer, alß in Faulheit und Müßiggang verſoffener Scythe zu ſeyn? Ja ſollte es wohl nicht vortheilhafter ſeyn, ein wenig Mühe, Fleiß und Arbeit in der Welt zu übernehmen, und mit Tugend, Ehre und Gütern becrönet zu werden, als bey Faulheit und Mü- 8) [illegible] ßiggang, Schmach, Schande, Armuth und Dürftigkeit erdulden. Verlanget jemand dieſes in einen ſinnreichen Gedichte zu ſehen, der erinnere ſich, was der heydniſche Fabul-Dichter Aesopus von einer Heuſchrecke, und Ameiſe aufgezeichnet, und denen Faulen zur Erinnerung und Schande, denen Fleißigen aber zu Lobe hinterlaßen hat; Wie nemlich die faule Heuſchrecke zur Winterszeit, zu einen Hauffen fleißiger Ameiſen gekommen, und ſelbige gebethen, ſie möchten ihr doch ein wenig Brods geben, damit ſie ihren Hunger ſtillen, und ſich den Tode entreißen könte, welche aber dieſer zur Antwort gegeben: Haſtu im Sommer gepfiffen, ſo kanſt du nun zur Winters-Zeit auf den Schnee und Eyſe tanzen. Hiemit hat der fabulirende Heyde Zweifelsohne lehren wollen, daß bey Fleiß und Arbeit Brod und Nahrung, hingegen bei Müßiggang und Faulheit Mangel und Dürftigkeit ſey. Muſte nicht dorten im Evangelio der verlohrne Sohn darben, nachdem er ſeine von den noch lebenden Vater geerbte Güter, durch die verſoffne Kehle gejaget, und liederlich durchgebracht hatte; Gewiß! hätte derſelbe die klugen Worte unſers Poëten bey ſich überleget, und anſtatt des Faullenzens, Müßiggehens und liederlichen Lebens, die Arbeit geliebet, und durch Mühe und Fleiß ſeine empfangene Güter in guten Stande zu erhalten geſucht, es würde ſo weit nicht gekommen ſeyn, daß er ſich um die Träber welche die Schweine fraßen hätte bekümmern dürfen, allein da er das Gegentheil von der Arbeit liebete, ſo muſte er auch mit allen Müßiggängern erfahren, was der erleuchtete Paulus in ſeinen heiligen Schriften meldet, wenn er ſaget: So jemand nicht will arbeiten, der ſoll auch nicht eßen." U. ſ. w.

Der Abdruck der vorſtehenden Gleim'ſchen Arbeiten in Verſen und in Proſa hat ſich genau an die Handſchriften gehalten und wir ſind von keinem Buchſtaben abſichtlich abgewichen. Eine Ausnahme machten faſt nur die wenigen hier vorkommenden Griechiſchen Wörter. Von ihnen und von einigen in Gleims Schularbeiten noch ſonſt befindlichen Griechiſchen Wörtern iſt im Original beinahe keines richtig geſchrieben, während er offenbar recht gute Kenntniſſe im Lateiniſchen beſaß. Dies führt uns zum Schluſſe auf die Betrachtung, daß erſt gerade mit dem genaueren Verſtändniß der Griechiſchen Sprache oder Literatur, welches Voß ſich auf der Univerſität erwarb, Göthe in einem Wendepunkte ſeiner Entwickelung ſich aneignete, Schiller wenigſtens dem Reſultate nach zu ergreifen ſuchte, die entſcheidendere und allgemeinere Wirkung der claſſiſchen Studien auf die Deutſche Literatur begann. Erſt die vollkommnere Kenntniß der Griechiſchen Literatur erſchloß das rechte Verſtändniß der Form. Mit der Beibehaltung der antiken Versmaaße im Deutſchen feiert die Ueberſetzungskunſt ſogleich ihre Triumphe, während ſie früher kaum vorhanden war, und nur als Spielereien erſcheinen uns noch die poetiſchen Schulübungen, welche von der Anwendung derſelben auf die Deutſche Litteratur noch keine Ahnung hatten.

Unſer
Vaterland.

Bilder
aus der
Deutſchen Geſchichte, Cultur und Heimathkunde.

Herausgegeben
von
Dr. Heinrich Pröhle.

Erſter Band.

Mit lithographischen Kupfern und Holzschnitten.

Berlin.
Verlag von Oswald Seehagen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalts-Verzeichniß.

Erſte Abtheilung: Bilder aus der deutſchen Geſchichte und dem deutſchen Leben.

Seite
Ernſt Moritz Arndt und ſeine Zeit: Vom Oberlehrer Dr. David Müller. (Mit Holzſchnitten.) . 3
Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms IV. 21
Friedrich Wilhelm IV. Vom Oberlehrer Dr. Laſſen. (Mit Holzſchnitten.) 30
Schleswig-Holſtein. Rückblick in ſeine älteſte und jüngſte Vergangenheit. Von Dr. Guſtav Bolze 40
König Wilhelm von Preußen. (Mit Holzſchnitt.) 54
Der verhängnißvolle Doppelſchuß am 18. März 1848 und ſein Zwillingsbruder am 3. April 1615.
Ein Stück Berliner Geſchichte 63
Goethe und Frankfurt am Main. Von Dr. W. Stricker 66
Die Wahrzeichen und Denkmäler Berlins. Vom Oberlehrer Dr. W. Schwartz. (Mit Holzſchnitt.) 82
Die Univerſität zu Berlin 92
Der Herzog von Bernburg 94
Graf Hermann von Weimar 95
Die Bärenſage von Bern. Von Heinrich Pröhle 96
Aachen, die Kaiſerſtadt. Vom Lieutenant Max Jähns. (Mit Holzſchnitten.) 97
Die Wartburg. Von Wilhelm Girſchner. (Mit Holzſchnitt.) 131
Eine Sage von der Schlacht bei Fehrbellin. Vom Provinzialſchulrath Carl Bormann 147
Jahn und das Turnen 148
Die Stadt Braunſchweig. Von Carl Schultes. (Mit Holzſchnitten.) 155
Die Entwickelung des deutſchen Volksbewußtſeins. Vom Profeſſor Wilhelm Gieſebrecht 172
Breslau und ſeine Univerſität. Von Dr. Max Ring 185
Schloß Oranienburg. Von Theodor Fontane 193
Das Nürnberger Rathhaus. Von Georg Horn (Mit Holzſchnitt.) 207
Die Reformation und die Schulen. Von Heinrich Pröhle 213
Der Herzog von Braunſchweig-Oels 215
Die Krönung der preußiſchen Könige. Von Dr. Max Ring. (Mit Holzſchnitten.) 217
General v. Günther. Von Theodor Fontane 224
Die Rheinsberger Kirche 229
Mordanfälle auf Preußens Könige 233
Erzherzog Albrecht von Oeſterreich. Von Dr. G. E. Haas 237
Die ſchildgetragenen deutſchen Könige 240
Der Rheinbund. Von Dr. Guſtav Bolze 241
Die Verhältniſſe zwiſchen Deutſchland und Frankreich während der letzten Jahrhunderte. Von
Dr. W. Stricker 249
Erzherzog Johann und der Brandhof. Von Dr. G. E. Haas. (Mit Holzſchnitten.) 258
Die Rudelsburg 261
Adlersberg bei Regensburg. Vom Oberlieutenant Karl Woldemar Neumann 263
Patriotismus der Markaner 264
Quedlinburg. Von Heinrich Pröhle. (Mit Holzſchnitten.) 265
Ludwig Uhland 283
Blücher's Uebergang über den Rhein 288

Zweite Abtheilung: Deutſche Cultur- und Sittenbilder.

Schloß Cöpenik. Von Theodor Fontane. (Mit Holzſchnitten.) 291
Ueber Ehe und Hochzeit in Deutſchland. Von Heinrich Pröhle 303
Deutſche Gaſtlichkeit. (Mit Holzſchnitt.) 307
Colonie Königswille, oder: Eine Ackerſeparation im vorigen Jahrhundert. Ein Beitrag zur
Geſchichte Friedrichs des Großen. Zum erſten Male nach Familiennachrichten mitgetheilt von A. Freiherrn v. Seld 328
Der Maikönig. Von Heinrich Pröhle 339
Das Kölniſche Muſeum Wallraf-Richartz und ſeine Stifter. Von Dr. Wolfgang Müller von
Königswinter. (Mit Holzſchnitt.) 340
Die Burg von Nürnberg. Von Georg Horn 346
Faſtnacht 352
Die Oſterwölfe in Stralſund 352
Von einzelnen Ueberreſten des alten Naturzuſtandes in der heutigen Lebensweiſe der Deutſchen.
Vom Oberlehrer Dr. W. Schwartz 353
Andreas Hofer und das Paſſeierthal. Von Eugen Kühnemann 359

Seite
Der Kyffhäuſer und die falſchen Kaiſer. Von Wilhelm Girſchner. (Mit Holzſchnitt.) 363
Die rothen Aermel von Luzern. Von Heinrich Pröhle 368
Berliner Schulen 368
Friedrich der Große und die Fontainen. Von A. Freiherrn v. Seld. (Mit Holzſchnitt.) 369
Burg Rheineck. Von Dr. Wolfgang Müller von Königswinter 379
Blumberg. Von Theodor Fontane 385
B. G. Niebuhr. Von Dr. W. Stricker 397
Der Wallenſteinstag in Stralſund (24. Juli) 400
Der Göttinger Dichterbund. Hölty und Gottfried Auguſt Bürger. Von Heinrich Pröhle (Mit Holzſchnitt) 401
Friedrich Frieſen. Von A. Freiherrn v. Seld 412
Friedrich Wilhelm III. (Mit Holzſchnitten.) 420
Das Kaiſergebirge und ſeine Bewohner. Von Adolph Pichler 439
Oſtfriesland und ſeine Bewohner. Von A. Freiherrn v. Seld 453
Das Schembartlaufen. Von Georg Horn 463
Denkſtein ehelicher Liebe und Treue 464
Das ſchwarze Buch 465
Das große Weinfaß von Gröningen 480

Dritte Abtheilung: Natur- und Landſchaftsbilder aus Deutſchland.

Alpenheimath. Von Carl Schultes 483
Die Fichte. Eine äſthetiſche Skizze. Vom Mathematikus H. W Hertzer 484
Heimiſche Tauben. Von Hermann Peſche. (Mit Holzſchnitt.) 489
Solingen. Von Eduard Uhlenhuth 494
Warum gewiſſe Vögel, die nicht Hausthiere ſind, unſere Städte und Dörfer zum Aufenthalte wählen. Von Hermann Peſche. (Mit Holzſchnitt) 501
Der Fall der Krimler Ache im Pinzgau und der Rheinfall bei Schaffhauſen. Von Eugen Kühnemann 503
Der Dachs. Von Eduard Uhlenhuth. (Mit Holzſchnitt.) 505
Etwas über Winter und Sommer. Von Hermann Peſche 510
Holz, Torf und Kohlen. Von Eduard Uhlenhuth 513
Die Roßkaſtanie. Ein Frühlingsbild. Vom Mathematikus H. W. Hertzer. (Mit Holzſchnitt.) . 521
Wiesbaden. Von Eugen Kühnemann 526
Der Harz. Von Heinrich Pröhle 528
Aus der Rheinpfalz. Von Eugen Kühnemann. (Mit Holzſchnitt.) 529
Der Hecht 535
Der Flachs. Von Eduard Uhlenhuth. (Mit Holzſchnitt.) 537
Die Sennhütte auf der Gerlosplatte und das Krimlthal. Von Eugen Kühnemann 545
Das Havelländiſche Luch 550
Am Waſſerfall der Radau bei Harzburg. Von San-Marte (Regierungsrath Schulz im Provinzial-Schulcollegio zu Magdeburg) 552
Die Krammetsvögel und der Dohnenſtieg. Von Karl Ruß 553
Die Ernte und die Weinleſe. Von Wilhelm Girſchner 557
Das Fichtelgebirge. (Mit Holzſchnitt.) 561
Das Schwein. Von Eduard Uhlenhuth. (Mit Holzſchnitt.) 569

Verzeichniß der lithographiſchen Kupfer.

Zu Seite
Illuſtrirter Titel zu „Unſer Vaterland“. Componirt und lithographirt von Ludwig Burger. } vorn an.
Portrait Ernſt Moritz Arndt's. Componirt und lithographirt von Ludwig Burger. }
Portrait Friedrich Wilhelm's IV. Lithographirt von Süßnapp 21
Portrait König Wilhelm's von Preußen. Lithographirt von Süßnapp 54
Anſicht von Aachen. Farbenlithographie von A. Haun 97
Portrait Jahn's in ganzer Figur. Lithographirt von Süßnapp 148
Erzherzog Johann von Oeſterreich als Gemſenjäger. Lithographirt von Süßnapp 261
Kaiſer Heinrich I. Lithographirt von Süßnapp 267
Der Maikönig. Originallithographie von Ludwig Burger 339
Burg Rheineck. Farbenlithographie von A. Haun 379
Portrait von Gottfried Auguſt Bürger. Nach einem Gemälde von Tiſchbein dem Aeltern. Zum erſten Male lithographirt von H. Böhme 401
Das Bärenthal am Kaiſergebirge. Farbenlithographie von A. Haun 451
Der Krimler Waſſerfall im Pinzgau. Farbenlithographie von A. Haun 546

Erſte Abtheilung.

Bilder aus der deutſchen Geſchichte und dem deutſchen Leben.

Ernſt Moritz Arndt und ſeine Zeit.

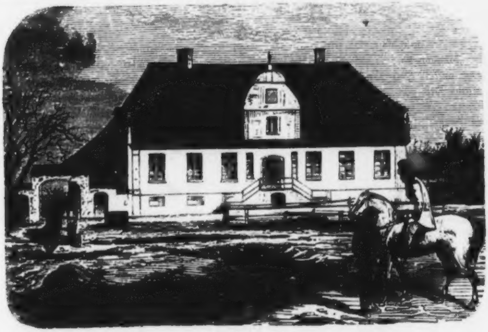
Von Dr. David Müller.

Wo die weißſchimmernden Kreidefelſen als äußerſte Warte deutſchen Landes in das blaue Meer hinausgetreten; wo die Wellen im engen Kreiſe ein Landſchaftsbild umſchließen, das die Natur unſerer Oſtſeeküſten — klare Landſeen, ſchattigen Buchenwald, ſchirmende Dünen und Felſenbollwerke — gleichſam im Kleinen noch einmal abſpiegelt: dort auf dem ſchönen, vom Wanderer heut ſo gern beſuchten Rügen, ſtand das Vaterhaus des Mannes, um den ganz Deutſchland, als er nach langer Erdenwallfahrt in's Grab ſtieg, getrauert hat wie kaum um einen andern ſeiner edelſten Söhne — das Vaterhaus von Ernſt Moritz Arndt. Ein ländliches Dach: aber unter einem ſolchen ſind in Deutſchland die Männer erwachſen, die beſtimmt waren, unſer Volksleben auf Jahrhunderte hinaus zu verjüngen; ein ſolches ragte über Luther's, über Schiller's, über Scharnhorſt's Wiege. Vielleicht, daß unſerm Arndt, als er, ſchon ein Greis, die „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ niederzuſchreiben begann, bei den Eingangsworten dieſes köſtlichen Büchleins ein anderes vorſchwebte, welches, gleich dem ſeinen, vom Bauernhauſe ausgehend, ein frommes, friſches Naturkind hinausbegleitet in die ereignißvolle, frevelvolle Welt, und am ſchlichten Sinne des Unſchuldigen die Verderbniß der Zeit mißt — der Simpliciſſimus: jedenfalls erinnert daran der kecke Humor, mit dem Arndt die launige Unterſuchung anſtellt, in welchem Sinne auch er, „mit ſeiner bäuriſchen Herkunft, der Sohn eines Freigelaſſenen“ hoch- und wohlgeboren zu nennen ſei. In der That durfte Arndt auf ſein ländliches Herkommen mit Freuden und Stolz blicken, und hat dies ſein ganzes Lebenlang gethan: denn in der urgeſunden Jugend, die er genoſſen, beruht weſentlich die Größe und Bedeutung des Mannes. Und darum ſind auch in bewegteſter Zeit nach der Heimath, nach dem Vaterhauſe ſeine Gedanken oft zurückgerichtet: ich ſah — ſo ſingt er mitten in den Stürmen von 1813 —

Ich ſah, da ſtand ein ſtrohen Haus,
da flogen Tauben ein und aus,
und girrten luſtig auf dem Dache,
auch hielten Hähne Thürewache,
und krähten froh aus friſcher Bruſt
die Liebe und die Morgenluſt:
auch alle Schwalben unterm Dach
begrüßten mit den jungen Tag.
Das Häuschen ſelbſt, nicht hoch noch lang,
war nett von außen, die Fenſter blank,
die Ständer grün, die Wände weiß,
gefegt, geziert umher mit Fleiß.

und Balſamin und Rosmarin
prangten rings in Töpfen roth und grün.
Und in des Hauſes Thüre ſtand
ein Weib, wie her aus fernem Land,
mit blauen Augen, gleich Himmelsſchein,
ſchaut's in das Lenzgewimmel hinein,
ſah freundlich aus und gar beſcheiden,
wie Engel ſich mit Demuth kleiden,
oft auch die lächelnde Geberde
ſie ſenkte halb zur grünen Erde.

So voll Leben ſchildert er die Mutter, ſo Schoritz, das väterliche Landgut, wo er ſeine glückliche Jugend verlebte.



Geburtshaus Arndt's.

Der junge **Ernſt Moritz** war im Jahre 1769, alſo im gleichen Jahre mit dem großen Corſen, in deſſen Bekämpfung die Aufgabe ſeines Lebens einſt geſetzt ſein ſollte, am zweiten Weihnachtstage als ſchwediſcher Unterthan geboren. Die Inſel Rügen gehörte zu den Verluſten, mit denen das deutſche Reich im Weſtfäliſchen Frieden 1648 die verderbliche Hilfe des Auslandes theuer bezahlt hatte. Die Bevölkerung, deutſch in Sprache und Geſinnung, hing gleichwohl mit treuer Liebe an dem fremden Herrſcherhauſe, dem ſie nun ſchon länger denn ein Jahrhundert angehörten. Die zündende Nationalitätenfrage war noch nicht in die Zeit geſchleudert worden; das Lutherthum, für deſſen Rettung in der Volksanſchauung ja **Guſtav Adolf** nur allein gerungen, bildete ein, damals die Nationalität erſetzendes Band. Dazu kam das Meer, das den ſchwediſch-deutſchen Küſtenanwohner bequem mit dem herrſchenden Lande verband und ihm eine Menge von Lebensbedürfniſſen und Bequemlichkeiten leichter und reichlicher bot, als ſie z. B. der benachbarte Preuße in ſeinem durch ſtrenge Zölle auf ſich ſelber angewieſenen, armen Land genoß. Auch herrſchten die Schweden über ihre deutſchen

Zugehörigen nicht wie Fremde über Fremde, nicht wie heut der Däne über den Schleswig-Holſteiner herrſcht: was Wunder alſo, wenn in der Lebensbehaglichkeit, die alle Stände umſpann, für politiſche Unſelbſtſtändigkeit ein Erſatz gefunden wurde.

In ſolchen Verhältniſſen erwuchs der junge Arndt. Das Geſchlecht, dem er entſtammte, war ein Heldengeſchlecht an Körperkraft und Lebensdauer; ſeine Vettern und Ohme faſt ohne Ausnahme „Männer von reiſiger Größe und Stärke, mächtige Jäger vor dem Herrn," doch alle voll des „heißen Arndtsblutes," das, wenn ihm ſelbſt oder Fremden ein Unrecht widerfuhr, aufkochte; Männer, von denen das Alter, das der Pſalmiſt dem Menſchen als höchſtes ſetzt, oft noch, wie von Ernſt Moritz ſelber, in blühender Kraft überſchritten wurde, ſo unverwüſtlich erſchien in ihnen die durch Einfachheit der Sitten geſparte Lebenskraft. Arndt's Vater entſprach ſeinem Geſchlecht: hart, ſtreng und wacker, heftig und lebhaft, und doch zugleich wieder freundlich und mild, tief und fromm: „er konnte bei rollendem Gewitter und im Morgen- und Abendroth mit gefalteten Händen ſtundenlang auf einer Höhe in ſeinem Garten ſitzen und ſchweigend und anbetend in die Unendlichkeit hinausſchauen." Das edle Bild der Mutter „in ihrer klaren und ſicheren Natürlichkeit" haben wir oben ſchon gezeichnet geſehen.

Auch fehlte in des Knaben nächſter Umgebung nicht was ein Familienleben reich und mannigfaltig macht, die Einſeitigkeit der Eltern ausgleicht und die Beobachtungs- und Vergleichungsgabe eines Kindes weckt. Da ſtand neben dem ſtrengen Elternpaare die milde Tante, die dem in den Teich gefallenen und nun in der ceremoniöſen Geſellſchaft unvermerkt ſich abfrierenden Burſchen heimlich trockene Kleider gibt und ihn in's Bett ſchickt; ſtand der Oheim, der den Buben auf's Roß wirft, ihn auf der Jagd mit durch Wald und Sumpf hetzt und ihn mit erlegten Haſen und Füchſen behängt. Da waren ferner die Hausfreunde: der alte preußiſche Major mit dem ſchweren Degen, dem klirrenden Sporn, den Stulpenſtiefeln, ein Nachbild Friedrich des Großen und des ſiebenjährigen Krieges; die zierlichen Frauen und Fräulein, die auf den hohen Abſätzen, mit hochaufgebauten gepuderten Locken Sonntags zum Beſuch vorfahren, zum Gruß einiges Franzöſiſch radbrechen, dann eine kurze Zeit ſich hochdeutſch mühen, bis ſie zuletzt in ihr trauliches Platt fallen. Es bildete das Alles eine kleine, aber nicht arme Welt, gerade ſo groß, wie ein Kind ſie geiſtig umfaſſen kann. Durch das Haus und die Umgegend gingen die Klänge der Sage und die Schauer volksthümlichen Aberglaubens, und tränkten die Phantaſie des Knaben: da wandelte in dem dunklen Gang zwiſchen den Scheunen und im hohlen Erdgeſchoß nächtlich der Geiſt des alten Reichsfreiherrn; im Teich hinter den Wieſen hauſten gekrönte Schlangen, die den Kühen auch wohl gelegentlich die Milch ausſogen; hier hatte Olaf Trygweſen den rettenden Sprung in's Meer gewagt, dort, wo einen andern König die Fluth begraben, blinkte noch in der Johannisnacht die goldene Krone aus der Tiefe. Da waren endlich rings um die Güter, die Arndt's Eltern mit ſteigendem Wohlſtande pachtweiſe nach einander bewirthſchafteten, Wälder, Gebüſche, Teiche und alte Hünengräber, zwiſchen denen die Knaben in fröhlichem Jagen ſich tummelten.

So wuchs er auf, geſammelten Geiſtes und friſcher Kraft, nicht wie meiſt die Jugend in unſeren Städten und Schulen, früh zerſtreut und zerſplittert: Bibel und Geſangbuch, wie bei ſo vielen unſerer größten Geiſteshelden, ſeine erſte unſterbliche Nahrung, ſpäter alte Geſchichtsbücher und Chroniken. Mit zuviel Lernen nicht geplagt, iſt früh mit Sonnenaufgang die muntere Lerche (Lewark nannten ſie ihn in ihrem Rügenſchen Platt) ſchon munter, und oftmals treibt er, ein Eumäus oder Simplicius, die Kühe auf die Weide, oder reitet nackt die Pferde in die Schwemme. Ein Sturz vom wilden Roß, ein Einbruch durch die dünne Eisdecke, ein gefährlicher Fall unter den Wagen, auch wohl ein Sich-Verſpäten und Verſchlafen hinter dem Hagedorn am Meer — ein neuer Hauslehrer, deſſen ſächſiſchen Dialekt die Knaben belachen und wenn dann der Rohrſtock ſauſt, auch wohl beweinen; faſt alle Jahr ein neues Brüderchen oder Schweſterchen — das ſind die einfachen Erlebniſſe des Knaben. Aber ſchon zeigt ſich der webende Dichtergeiſt in dem einſamen Schweifen durch die Mondnacht; in dem „Geſchichten treiben", wie es die Geſchwiſter nennen, wenn ſie im „Gruſeln" des langen, dunklen Winterabends ſich im Bett Märchen erſinnen und erzählen. Bald fängt der jüngere Bruder Fritz ernſtlich zu dichten an, und ſo gehts an Wettgeſänge, deren einen (er ſchaut uns wie mit unſchuldigen Kinderaugen an) Arndt in den Erinnerungen aufbewahrt hat. Zuletzt bringt ein, von der eben herrſchenden Sturm- und Drangperiode unſerer Literatur ſchon angewehter Hauslehrer die Begeiſterung für Klopſtock, für die Dichter des Göttinger Bundes — Voß, Stolberg, Hölty — den werdenden Jünglingen ins Haus und ins Herz.

Dieſer Kreis der engen Abgeſchloſſenheit begann ſich zu erweitern, als Arndt, anfangs von verborgen gebliebenen Wohlthätern unterſtützt, ſpäter von dem wohlhabender gewordenen Vater allein erhalten, auf das Gymnaſium zu Stralſund überging. Im grünen, vom Landſchneider auf Zuwachs zugeſchnittenen Rock trat hier der bäueriſche Jüngling auf; das zur rechten Zeit aufſiedende „Arndtsblut" aber gab dem Geneckten raſch Reſpect: eiſerner Fleiß, ſtrenger Ernſt, ja eine gewiſſe trotzig düſtere Abgeſchloſſenheit, die ſich in einſamen meilenweiten Wanderungen gefiel, gab dem Jünglinge bald etwas Eigenes, von Lehrern, älteren Freunden und Mitſchülern Geachtetes. Hoc tibi proderit olim (einſt wird Dir's frommen) war ſein Wahlſpruch und

Wohl bedurfte der Mann der feſten und ſtahlenen Rüſtung,
welche der Knabe ſich ſchon hart um den Buſen gelegt,

hat er noch anno 12 im Ruſſiſchen Exil ſelbſt von ſich bezeugt. Hätte nicht dieſer tüchtige, ſittlich-practiſche Nützlichkeitsſinn ihn vor genialem Wüſtlingsweſen geſchützt: leicht hätte der Ort mit ſeinen altreichsſtädtiſchen Erinnerungen, ſeiner noch nicht ganz verblichenen Herrlichkeit, ſeinem Selbſtgefühl, ſeiner Lebensluſt, wo die Sitten im Geiſte der im langen Frieden erſchlafften Zeit „ſinnlich und auf Lebensgenuß geſtellt waren", dem Jüngling zum Fallſtrick werden können. Aber es lag ein unverwüſtlicher, germaniſcher Ernſt, eine nordiſche, ja Taciteiſche Strenge in dieſer Seele. Und als zuletzt einmal das Blut ihm zu heiß fiebert, da reißt er ſich aus den Studien wie von den Gelagen der Freunde: es überkommt — wie den alten deutſchen Recken die Furcht ſich zu „verliegen" — ſo ihn der Schreckgedanke, „er könne ein weichlicher und liederlicher Lappen werden", und plötzlich geht er durch, in die weite Welt hinein, ohne ein anderes Ziel als ſich ſelber zu entlaufen und in der freien Gottesnatur ſich wiederzugewinnen. Das iſt ſein erſter Ausflug in die Welt, charakteriſtiſch genug für dieſen Mann. Er kehrte heim als der friſche Wind da draußen und guter Rath eines wohlwollenden Mannes, bei dem er am dritten Tage vorgekehrt, ſeinen — man erlaube ein altdeutſches aber hier paſſendes Beiwort — „tumben" Sinn gekühlt und geordnet; und ſtudirte nun im elterlichen Hauſe, in der phyſiſch und moraliſch ſtärkenden Einfachheit des Landlebens ſeinen Gymnaſialcurſus zu Ende, in fortgeſetzter ſtrengſter Askeſe; „um den in üppiger Jugendkraft ſchwellenden Leib Tapferkeit und Gehorſam zu lehren."

Aus der Zeit ſeines Stralſunder Aufenthalts ſtammen denn auch ſeine früheſten Gedichte, die er der Mühe werth gehalten hat aufzubewahren. Sie zeigen die Doppelſeite ſeines damaligen Lebens: hier teutoniſche Urkraft in Klopſtockiſch-Göttingiſcher Weiſe, dort heitere Geſelligkeit im Gleim'ſchen Styl — nur verleugnet er ſelbſt im Trinklied ſeine rüſtige pommerſche Natur nicht; ſolls denn zum Schattenlande gehen:

e Charon, ich rudere mit eigener Hand,
vom Trunke geſtärkt, an den dämmernden Strand:

alſo ſelbſt da noch drängts ihn, anzupacken.

Er ſtudirte von 1792 an, zuerſt im nahen Greifswald, dann in Jena, ohne beſondere Auszeichnung, ja ſelbſt ohne daß ſeine „Erinnerungen" irgend eine bedeutende Anregung, die er empfangen, irgend einen hervorragenden Mann, der auf ihn gewirkt, aufzuführen wüßten. Arndt iſt langſam und ſchwer gereift — er war eben kein Göthe: weder die dichteriſche Genialität, die mit dem Griff der alten Göttersage, was ſie berührt, auch das Alltäglichſte in Gold verwandelt; noch auch der Feuereifer des Strebens, der bereits anerkannte Größen auf die werdende aufmerkſam macht, waren ſeine Gabe. Und ſo kehrte er nach dem herkömmlichen Triennium zurück, ſaß zwei Jahre im elterlichen Hauſe, in dem vor wie nach ſein ganzes ſittliches Daſein wurzelte, als Lehrer ſeiner jüngeren Geſchwiſter; bald ſchien auch eine Pfarrſtelle zu winken; nichts verrieth den ſeltenen, zu Großem berufenen Mann. In dem gemüthlich ſchwediſch-rügenſchen Paticularismus gefiel ſich die einfache, kräftige Natur, die noch von keinen großen, allgemeinen Ideen erfaßt war. Auch darin war er manchem edlen Zeitgenoſſen ähnlich; wie ſchwer z. B. war es einem Spalding gefallen, ſein ſchwediſch-pommerſches Bahrdt gegen die Reſidenz Friedrich des Großen zu vertauſchen! Noch war er ein guter Schwede, fern lag ihm das, ſeinem Schiffbruch entgegentreibende deutſche Vaterland, und doch kaum ferner als es um dieſelbe Zeit Göthen und Schillern in ihrem Weimar, mitten im Herzen Deutſchlands, lag; denn noch galt es für das Merkmal freier Geiſtesbildung, Vaterlandsliebe für Beſchränkung, Weltbürgerthum für die einzige würdige Lebensform zu halten. In die Poeſie, doch auch mehr in ihr leichtes Spiel als in ihre tiefen Aufgaben, zog ihn damals wieder Koſegarten, zu dem er eine Zeitlang als Hauslehrer ging. Und indeſſen krachte ſchon die alte Welt in ihren Fugen, erhob ſich der Mann, der ſpäter das Ziel ſeines Zornes und Kampfes werden ſollte, in plötzlicher, furchtbar-ſchöner Größe und Mächtigkeit: aber während Bonaparte an die Pforten Wiens klopft, dichtet Arndt Lieder der Liebe, des Weins und der Freundſchaft — ihm iſt er wie ein ferner Schatten.

Aber in wem einmal der Beruf zukünftiger That ſchläft, der hat als unverwüſtliches Zeichen in ſich die nagende Unruhe mitten in der Behäbigkeit und im Glück. Sie überkam auch unſeren Arndt, mitten im ſchönſten Lebensgenuß, ja beim Aufkeimen ſeiner erſten Liebe. Sie äußerte ſich darin, daß er, „nachdem er bereits mit Schall und Beifall gepredigt," der Theologie entſagte, wie er ſich vorredete, weil die Theologen ſeiner Heimath zu wenig ihrem Stande entſprachen und er ſich ihnen zu gleichen fürchtete: in der That wohl, weil ihn ein Vorgefühl hinaustrieb. Dieſem Drange nun gehorchend, griff er noch einmal zum Wanderſtab, brach den Bann ſeiner engen Inſelheimath, und wanderte hinaus in die weite, weite Welt: eine zweite Flucht gleichſam vor ſich ſelber, wie jene vom Gymnaſium zu Stralſund, doch ſchon eine Mannesthat, bewußter und zweckvoller. Er war faſt dreißig Jahr geworden, auch hatte er nichts gethan, was ihn ausgezeichnet: nun wollte er wenigſtens die Welt ſehen. Er hat ſeine große Reiſe (vom Frühling 1798 bis zum Herbſt 1799) durch Deutſchland, Italien und Frankreich, gleichwohl noch mit gehaltenen Augen, „wie ein Bruder Sorgenlos" gemacht; mehr mit dem martialiſchen Sinne des berühmten Touriſten, der drei Jahre ſpäter ſeinen „Spaziergang nach Syrakus" antrat, als mit dem weiten offnen Weltblicke Göthe's, der zehn Jahre früher das Reiſen nach Italien gelehrt und in Aufnahme gebracht hatte.

Und welches war die Welt, in welche im Frühling 1798 der rüſtige junge Mann hineinſchritt? In der That eine drohende, wildbewegte, und doch ſpannende und gewaltig erregende Welt — wohl geeignet den Tieferſchauenden zu reizen! Sein Weg führte ihn zuerſt nach der Hauptſtadt Preuſſens. Es war in den erſten Zeiten Friedrich Wilhelms III. Dem unverdorbenen Manne konnte es nicht entgehn, wie viel Halbes, Schwaches, mit Worten Prahlendes, mit Geiſt Brillirendes, und doch wieviel Erbärmlichkeit jetzt in der ehemals ſo ſpartaniſch geſinnten Hauptſtadt dieſes ſchon verbleichenden Militairſtaates herrſchte! Im Heere der Zopf und öder Mechanismus, oder, was der geiſtvolle Louis Ferdinand vertrat, überſtrömende, keine Schranken und Sitten achtende, zügelloſe Kraft und Genialität. Am Hofe mächtig die Politik von Haugwitz und Lombard, und wenn von der eben zu Grabe getragenen Sittenloſigkeit und Frivolität die Blicke ſich getröſtet auf den jungen König richteten, ſo ſah man in ihm und ſeiner herrlichen Gemahlin wohl einen reinen Spiegel der Ehre und bürgerlichen Tugend, aber man ſah neben dem noch jugendlich Unſicheren die Beſchränktheit und Spießbürgerlichkeit in der Perſon eines Köckeritz geſtellt. In die wohlhabenden Mittelſtände beſonders der Reſidenz hatten ſich vom vorigen Hofe her das feine Gift der Frivolität, hatten ſich aus den Zeiten Friedrichs II. her der Unglaube und Zweifel verbreitet: auch hier Genußſucht oder überfeinerte Geiſtigkeit, wie ſie beſonders in den von der Romantik berührten Kreiſen der Reſidenz ihr Weſen trieb. Denn literariſch feierte eben das von jeher wenig productive, das immer mehr räſonnirende und kritiſirende Berlin, in der Romantik ſeine Blüthezeit. Die Schlegel, Tiek, damals mit ihnen im Bunde auch der jugendlich ſchwärmende und geiſtig-genießende Schleiermacher, in engſter Beziehung mit den geiſtvollen jüdiſchen Kreiſen, bildeten damals, wenn auch nicht eine friſch duftende natürliche Frühlingsblüthe, ſo doch ein dem Treibhauſe entnommenes zierlich geordnetes Bouket. — Unſern Sohn des Nordens mußte dieſe raffinirte Welt entſetzen, ja es mochte ihm wohl ein Grauen aus ihr entgegenwehen: ſah er den dunkeln vorausfallenden Schatten baldigen Unheils, das auch ihn nur zu ſehr mit treffen ſollte? — Für ihn war hier kein Weilen. Und ſtieg er nun über die Berge in das ſchöne Oeſtreich hinüber, welche Welt empfing ihn hier? Eine ruhigere, conſervativere, weniger raſch und fieberhaft ſich umgeſtaltende freilich; das Volk von der alten naturwüchſigen Kraft und Friſche, der Adel in alter, großartiger Sorgloſigkeit, der Hof, trotz mancher nach außen hin empfangenen Demüthigung, in altem kaiſerlichen Selbſtgefühl und trotz der bedenklichen Finanzen in altgewohnter Pracht. Seit dem Beginn des Decenniums war man von Joſeph's II. extravaganten Bahnen in den alten behaglichen Schlendrian mehr und mehr wieder eingelenkt. So war der Zuſtand, der offen lag. Was von dem Kaiſer, dem Erben der glorreichen Würde der Hohenſtaufen, dem Reiche im Stillen für Unheil ſeit dem Frieden von Campoformio bereitet ward, das freilich ließ ſich für einen fremden Touriſten nicht ſo leicht erſchauen: ſchon war durch verrätheriſchen Vertrag das linke Rheinufer Preis gegeben; ſchon plünderte das franzöſiſche Directorium ungeſtraft die neutrale Schweiz; ſchon rückten öſtreichiſche Truppen in das von Frankreich treulos verkaufte Venetien: ſchon war durch Bonaparte der innere deutſche Hader geſäet, indem an Oeſtreich Salzburg und die baieriſchen Lande öſtlich vom Inn zugeſagt waren, wogegen dies darüber wachte, daß Preußen ſich nicht vergrößere: ſo lauerten ſchon tiefere Schäden, als Arndt das ſchöne Land durchwanderte. Mußte ſich nicht unwillkürlich der Gedanke aufdrängen, was dieſe beiden Großmächte ſein könnten, wenn ſie mit gemeinſamer Kraft und ohne Eiferſüchtelei den gemeinſamen Feind bekämpften? Als er dann nach längerem Verweilen in Wien und Ungarn die Alpen überſtieg, der uralten Sehnſucht folgend, die den Sohn des Nordens nach dem Land, wo die Citrone blüht, geheimnißvoll treibt: ſo trat ihm dort im ſchroffſten Gegenſatze das junge franzöſiſche Weſen in ſeiner ſchonungsloſen Energie, in ſeinem räuberiſchen Egoismus, in ſeiner blendenden phraſenhaften Rhetorik vor Augen. Hier in den jungen, nach galliſchem Muſter zugeſchnittenen Republiken — der ciſalpiniſchen, liguriſchen, römiſchen, parthenopäiſchen — hatten die Ströme der Weltgeſchichte noch jüngſt gebrauſt, und die Riſſe und das Geſchütt der Wildwaſſer bezeichneten noch überall ihre Pfade. Statt der Antike konnte er hier friſches, welthiſtoriſches Leben ſtudiren. In Florenz erjagte ihn der Kriegslärm — das Auftreten der zweiten Coalition gegen Frankreich — und er wandte ſich, ohne Rom und Neapel geſehen zu haben, auf Paris. Noch war ihm das bewegliche, glühende Volk, welches eben von ſeinem großen Blutrauſch ausruhte, mehr ein Gegenſtand des erſtaunten Prüfens, denn des Haſſens: es mußte doch aus dieſer, von Thatenerinnerung erfüllten Atmoſphäre, den deutſchen Stilllebenden ganz ſeltſam anwehen: vielleicht, daß ein Anflug von Bewunderung ihm nicht fern blieb, vielleicht daß in die Schilderung des „Mächtigen," den er mit allgemeinen Umriſſen in einem Gedichte dieſer Zeit beſchreibt, unwillkürlich ſich einige Züge ſtehlen, die der Wirklichkeit entnommen, die jenem Gewaltigen entlehnt ſind, der nun bald die Zügel Frankreichs ergreifen ſollte. Kurz nachdem Arndt Paris verlaſſen, kehrte Bonaparte aus Aegypten zurück, und trat an den großen Wendepunkt ſeines Lebens. Arndt war bereits auf dem Heimwege; durch Belgien an den Rhein zurückgekehrt, ſchwoll dem Wanderer zum erſtenmale das deutſche Herz; von den Schaaren des Speſſarter Landſturmes Albini's umbrauſt, von Baraguai d'Hilliers in Frankfurt einige Tage eingeſperrt, erlebte er gleichſam eine Vorgeſchichte künftiger Tage und „würde ſich gefreut haben, wenn durch einen Engel Gottes, wie weiland den Schaaren Sanherib's geſchehen, die Franzoſen um Frankfurts Mauern in Einer Nacht alle als Leichen gelegen hätten." Das leuchtete noch zuletzt wie ein Blitz als Reſultat ſeiner Reiſe in ſeine Seele, und ſo brachte er heim, was ſo mancher aus der Fremde heimgebracht hat: geſteigerte Vaterlandsliebe, geſchärften Widerſtand gegen das anmaßlich Fremde.

Die Zeiten des Stilllebens für Arndt waren vorüber. Zwar verheirathete er ſich bald nach der Rückkehr, aber das Schickſal verbot ihm, früh häuslich zu werden: ſeine Frau ſtarb ſchon ein Jahr darauf und hinterließ ihm einen Knaben, ſeinen Carl Treu, wie er ihn in ſeiner tapferen Weiſe zubenannte. Die Ehren der Profeſſur hatte er nach ſchwediſch-kleinſtaatlicher Weiſe durch Protection und Vetterſchaft erhalten; aber die Ehrenkrone echten Verdienſtes errang er ſich ſelber, als er gegen das Rügenſche Junkerthum mit einem kühnen Büchlein auftrat: „Verſuch einer Geſchichte der Leibeigenſchaft in Pommern und Rügen 1803". Nach einer hiſtoriſchen Erörterung über die Entſtehung der Leibeigenſchaft in Deutſchland, ſpeciell den ehemals wendiſchen Ländern öſtlich von der Elbe, beweiſt er, wie der Zuſtand der leibeigenen Bauern bis zu Ende des 16. Jahrhunderts beſſer geweſen ſei als zu ſeiner Zeit; rügt er das Auskaufen freier Bauerndörfer durch adlige Herren, das Zuſammenhäufen und Zuſammenpreſſen großer Latifundien auf Koſten eines geſunden Bauernſtandes. Sein erſtes Auftreten richtet ſich alſo gegen Unrecht und Gewalt; er ſpricht zum Schutz des Volkes, des kernigen Standes, dem er ſelbſt entſproſſen. Unluſt und Freude hat er an dem Büchlein erlebt; aber es hat gewirkt, er hat die Freude gehabt, in dem ſchönen Kampfe ſeinen geliebten Bruder Fritz, der Juriſt geworden war, an ſeiner Seite zu ſehen; es war immer eine tüchtige That durch die der mannhafte Schriftſteller ſich der Welt verkündigte. Noch in demſelben Jahre 1803 flog ſein „Germanien und Europa" in die Welt; wir werden nicht irren, wenn wir es als ein nachträgliches Reſultat der großen Reiſe bezeichnen. Seit 1800 hatte Napoleons Genie ſich in ſeiner ganzen Furchtbarkeit entfaltet: und Arndt wandelte, ſeit der Schlacht von Marengo, ein Grauen an vor dieſer von ſo Vielen vergötterten Geſtalt. Arndt nennt beſcheiden ſein Werk eine wilde und bruchſtückliche Ausſprudelung ſeiner Anſicht der Weltlage von 1802. Wir möchten, ihn ſelbſt berichtigend, ſagen, es iſt, Angeſichts der Gefahr des Vaterlandes, eine Proteſt gegen die falſche Begünſtigung der Zeit, ſpeciell der damaligen deutſchen Bildung. Er will kein künſtleriſch allgemeiner Menſch ſein, wie es damals noch Schiller, Schleiermacher, Fichte waren und wie es Göthe ſtets geblieben iſt, der ganz außer einer beſtimmten Nation ſtehe. Er ſucht die in Philoſophie und Poeſie verhimmelnde Zeit in die weiſen Schranken irdiſcher, menſchlicher, und doch ewiger, Gottgegebener Verhältniſſe zurückzulenken. Das Büchlein iſt begeiſtert geſchrieben, noch ohne die Arndt'ſche Manier, die erſt mit dem etwas deutſchtümelnden Geiſte der Freiheitskriege ihn erfaßt, vielleicht unwillkürlich beeinflußt von dem mächtigen Styl Johannes Müllers. Freilich, Arndt iſt, indem er gegen die Zeit kämpft, doch ein Kind derſelben: er conſtruirt ſich die Geſchichte; ausgehend von der Platoniſchen Dreitheilung des Menſchen in Geiſt, Seele und Leib, zeigt er, wie die Völker verdarben, die den erſteren vor den beiden letzteren vorwiegen ließen: er will ſagen, die die natürlichen Lebensbedingungen eines Staates falſchem Idealiſmus opferten. Ihn ekelt es an, dies reflectirende, dies am Rande des Abgrunds nach deutſcher Unſitte noch raiſonnirende Geſchlecht. „Lange lernen und beſchwatzen die Griechen nicht, was ſie können und eben deshalb können ſie lange Großes". So ſtellt ſich ſeine kräftige Bauernnatur, ſein altſächſiſcher, feſt in der Wirklichkeit wurzelnder Sinn der feigen und feilen Verflüchtigung des nationalen Geiſtes entgegen; nicht genial ſind die Gedanken des Werkes, obwohl mit genialer Beredtſamkeit vorgetragen: genial aber iſt der Wille und Charakter dieſes Mannes, der ohne es ſelbſt zu wollen und zu wiſſen, gleichſam ſeiner Nation zuruft: „So bin ich, ſo iſt ein Mann, und ſo ſolltet auch Ihr ſein!"

Nach einer Reiſe, die ihn von 1803—1804 durch Schweden geführt hatte, brach das verhängnißvolle Jahr 1805 herein; das ſchwerere von 1806 folgte. Beide deutſche Großmächte fielen nach einander vor den Waffen der Fremden. Beide waren längſt moraliſch beſiegt geweſen. Seit dem Lüneviller Frieden ſah Arndt das Unglück kommen; die Auflöſung des Reiches nahm ihren Gang. Für das abgetretene linke Rheinufer ſollten die dabei betheiligten deutſchen Fürſten auf Koſten ihrer geiſtlichen Mitſtände und der freien Reichsſtädte auf dem rechten Rheinufer entſchädigt werden. Nun begann unter franzöſiſcher und ruſſiſcher Vermittelung jenes ſchmähliche Handeln und Feilſchen deutſcher Fürſten um Länderwerb; man kroch vor Napoleon und Alexander, vor Talleyrand und deſſen Maitreſſe. Auch Preußen, das ſeine alten, linksrheiniſchen Lande verlor, hatte ſich mit dem ſchmählichen Austauſchen entweiht. Wohl erklärlich, daß damals ein ehrliebendes, gerades deutſches Gemüth verbittert wurde; daß dieſe Verbitterung entweder, wie bei Niebuhr, ſich feſtfraß ins Herz fürs ganze Leben, oder wie bei Arndt in plötzlichen Zornesblitzen ſich Luft machte. So hatte er damals ein Duell mit einem Läſterer deutſcher Ehre, einem ſchwediſchen Offizier, das ihm eine Verwundung zuzog; aber er vollendete auch in jener Zeit ſeinen erſten Band vom „Geiſt der Zeit" 1805. Im Ganzen iſt das Werk eine Wiederholung und Vertiefung der in „Germanien und Europa" ausgeſprochenen Gedanken, die nur noch mit mächtigerer Beredtſamkeit vorgetragen werden. Kaum iſt in dieſer Zeit neben einzelnen Aufſätzen Johannes von Müllers, neben Genz Einleitung in „das Europäiſche Gleichgewicht," neben einzelnen kleineren Schriften Schleiermachers etwas Beredteres geſprochen: keinenfalls etwas Eigeneres, Charaktervolleres, Heilſameres. Als dann in Süddeutſchland die Kriegsgewitter tobten, **Macks** ſchmähliche Capitulation von Ulm das Trauerſpiel der Schande eröffnete, dann die Trauer von Auſterlitz kam, wo der Feind, der zwiſchen den verbündeten Heeren erdrückt werden konnte, wenn Preußen der ruſſiſchen und öſterreichiſchen Coalition beitrat, durch Haugwitz' „dieſes Sünders, dieſes zweiten Macks" Frivolität aus der Schlinge gelaſſen wurde; als dann neues Unheil ſie bereitete, Preußen durch die Beſchenkung mit Hannover unheilbar compromittirt war: da begann Arndt einen zweiten Theil ſeines „Geiſtes der Zeit", der unter den fernen Donnern der Schlacht bei Jena fortgeſetzt und in Schweden vollendet wurde. „Unglück haben wir viel erlitten, Schande mehr." Beide Theile behandeln weſentlich daſſelbe Thema, wenngleich der zweite ſchon mehr von den allgemeinen Gedanken zu einer ſachlichen Expoſition der politiſchen Verhältniſſe übergeht. Arndt wird nicht müde, der Zeit ihre Sünden vorzuhalten: ihre hochmüthige Entfernung von den geſunden Grundbedingungen eines ſittlichen Daſeins. „In denſelben Tagen, wo das Herz des alten Europa, Germania, nicht mehr mit dem fröhlichen Puls des eignen Lebens ſchlagen ſoll; wo die ſchändlichſte Sklaverei alles Ehrwürdige beſudelt; in denſelben Tagen, wo alles Erhabene und Heilige des Geiſtes eines Volkes und einer Menſchheit als Aberwitz und Tollheit verrufen wird: hofften unſere Barden und Philoſophen Erlöſung und Freiheit der Enkel gerade durch einen Geiſt der Geduld und Erſchlaffung, der die Blüthe der Tapferkeit der alten Welt verdarb. Kümmerlinge Ihr, Eure nachgeſungenen Hellenentöne werden die Begeiſterung des Volkes nicht wecken!“ — Aber trotz dieſes glühenden Haſſes gegen alle überſpannte Geiſtigkeit erkennt er doch ſchon damals, daß eben die Macht freier Geiſtigkeit, nicht die dämoniſche Naturkraft, die in noch rohen Völkern lebt, es ſein muß, aus der einſt die Erlöſung kommt. „Wodurch wir jetzt ſchwach ſind, dadurch müſſen wir ſtark werden; das Feuer, das uns verbrennt, muß uns erleuchten.“ Er hat es prophetiſch vorausgefühlt, was, wenn Alles andere verſunken wäre, deutſche Wiſſenſchaft noch uns ſein könnte: wie die geſchmähte Philoſophie bald ſich zur That, wie die ſpeculirende Theologie ſich zur kräftigſten Frömmigkeit, wie die im Schrankenloſen ſchweifende Poeſie bald ſich zu Vaterlandsgeſängen umgeſtalten ſollten, wie aus der deutſchen Wiſſenſchaft, namentlich aus der damals von den jugendlichen Grimm's begeiſtert getragenen deutſchen Alterthumsforſchung, auch ein thatkräftig patriotiſcher Sinn ſich erzeugen ſollte. Und was er hier prophetiſch geſprochen, hat ſich bewahrheitet, als ſieben Jahre ſpäter gerade von dem rationaliſtiſchen Königsberg, dem alten Sitze der Kantiſchen Philoſophie, die gewaltige That der Befreiung ausging: gleichſam als ob ihm und der Welt hätte gezeigt werden ſollen, daß nicht bloß ſinnliche Gläubigkeit wie in Spanien und Tyrol, ſondern auch ſtrenggeiſtige Sittlichkeit, wie im proteſtantiſchen Norden, denkwürdige Thaten gebären kann. Schärfer und beſtimmter tritt auch in dieſem Werke der Haß gegen Napoleon, „gegen den großen Mongolen und Sarazenen von Corſika“ hervor; er erſcheint ihm bereits als das perſonifizirte böſe Prinzip der Zeit, gleichwie er Fichten in den Reden an die deutſche Nation als der perſonifizirte Egoismus gilt. Die Sprache Arndts rollt vor allem in dieſem Werke oft in den erhabenen Donnern altteſtamentlich-prophetiſcher Rede; bitter zuckt ſein Spott über die Afterweisheit des ſich klug dünkenden Geſchlechtes. Noch war der zweite Theil nicht ganz vollendet, als auch über die Monarchie Friedrich des Großen der unendliche Jammer und die brennende Schmach hereinbrach — ſo gab die Zeit ſelbſt das Thema zu noch einer zweiten Hälfte des Büchleins. Die Trümmer des Preußiſchen Heeres, in denen noch Ehre lebendig war, in denen noch alte Kriegstüchtigkeit ſich regte, wälzten ſich dem baltiſchen Meere zu. In Lübeck fiel mit Blücher die letzte Hoffnung; nun war auch Schwediſch-Pommern nicht mehr ſicher, und Arndt, der kühne Widerſacher des Gewaltigen, mußte ſich flüchten. Am zweiten Weihnachtstage 1806, gerade an ſeinem Geburtstage, landete er in Stockholm, noch immer die Reſidenz ſeiner politiſchen Heimath: ſein Herz aber war jenſeits des Meeres im deutſchen Vaterlande.

Als Schwede hätte Arndt ſich hier glücklich fühlen können: er fand ein Amt und ehrenvolle Thätigkeit, und, davon zeugen ſeine Lieder aus dieſer Zeit, über denen ein nordiſches Sommerlicht ſpielt, eine ihn feſſelnde, halbheimiſche Natur und einen geiſtig belebten Kreis. Aber ſein Leben hatte nun ſeine Richtung gefunden, ſein Blick hing an der Heimath. Preußen, in allen Hoffnungen gebrochen, von ſeinem Bundesgenoſſen Alexander, der einſt dem Könige Friedrich Wilhelm am Grabe Friedrich's des Großen Treue geſchworen und ſich jetzt mit dem Raube Preußens bereicherte, treulos in der letzten Gefahr preisgegeben, ſchloß den unglücklichen Frieden zu Tilſit. Es verlor durch ihn die Hälfte ſeines Gebietes. So tief war Deutſchland geſunken, daß in den Hauptſtädten der Napoleoniſchen Satrapen dieſer Friede mit Jubel und Illuminationen gefeiert wurde. Immer feſter ſchienen ſich die Feſſeln um Europa zu winden; Oeſtreich lag am Boden; auf des Herrſchers Wink entſtand in Deutſchland das Königreich Weſtfalen; die Fürſten des Südens und des Weſtens, von dem großen Sieger nach Laune bereichert und beraubt, belobt und beſchimpft, dienten ihm als „Rheinbund“ zu dienſtwilligen, ja auf die Knechtſchaft ſtolzen Werkzeugen. Alles ſchien dem Eroberer zu gelingen, ſelbſt Spanien ſchien Anfangs ſich ohne Schwierigkeit einer napoleoniſchen Dynaſtie zu beugen. Nun reichten ſich gar Napoleon und Alexander, die beiden Mächtigen des Continents, zu Erfurt die Hand, und die allergefährlichſte Verbindung, die ſo die Freiheit Europas bedrohen kann, war geſchloſſen: geſchloſſen zunächſt gegen das noch unbezwungene England. Ja, auch in Schweden fiel der phantaſtiſche Guſtav IV., deſſen Wahlſpruch: „Keinen Frieden mit Bonaparte,“ ſo recht aus Arndt's Seele gegriffen ſchien; auch Schweden ordnete ſich dem franzöſiſchen Einfluß unter. Arndt hatte jetzt auch hier keine Ruhe mehr: es zog ihn zurück nach Deutſchland, nach Preußen, auf das im Stillen ſchon die hoffenden Blicke der Nation ſich richteten. Hier hatte Stein an der Spitze des Miniſteriums den kühnen Neubau des Preußiſchen Staates, Scharnhorſt den des Preußiſchen Heeres begonnen. Zwar war Stein ſchon ſeit dem 5. December 1808 durch Napoleon's Machtſpruch gefallen, gefallen unter dem Jubel der inneren Reactionspartei; irrte geächtet ſeit dem Beginne des Jahres 1809 in Böhmen und Oeſtreich umher: aber wie nun ſich auf ihn die Augen der Nation nur um ſo lieber richteten, ſo hatte dieſer ſchon längſt ſeine Augen auf Arndt geworfen; beide Männer ſollten ſich bald ſuchen und finden. Das große Jahr 1809 bereitete ſich vor. In Spanien erfuhr der Tyrann zum erſtenmale unerwartet den Widerſtand eines ganzen Volkes; daſſelbe bereitete ſich in Oeſtreich vor, fand im Kampfe der Tyroler ſeinen herrlichſten Ausdruck. Der Heldenzug des Herzogs von Braunſchweig-Oels, der mit ſeiner ſchwarzen Schaar von Böhmen bis zur Nordſee ſich einen Weg bahnte; der Kampf Schill's, der, ſo unglücklich er endete, doch wieder den Beweis gab, daß deutſcher Muth noch nicht erſtorben ſei; der Aufſtand Dörnberg's — das Alles zuckte wie eine Ahnung beſſerer Zeiten durch das deutſche Volk. Und noch einmal waren alle dieſe Hoffnungen getäuſcht; Preußen hatte den geeigneten Zeitpunkt, mit loszuſchlagen und die Befreiung Deutſchlands nur mit deutſchen Kräften herbeizuführen, in Unſchlüſſigkeit vorbeigezaudert: ein ſchmählicher Friede demüthigte nun auch Oeſtreich und machte es fortan dem Weltbezwinger faſt ebenſo dienſtgefällig, wie die Rheinbundfürſten es waren. Preußen hatte ſich durch ſeine Unentſchiedenheit nirgends Dank verdient; Napoleon mistraute ihm, Deutſchland achtete es nicht mehr. „Das war ein Jahr, 1809!“ ruft Arndt noch 30 Jahre ſpäter in den Lebenserinnerungen: „es hatte mit der Aechtung des edlen Miniſters von Stein begonnen — es endete mit der Auslieferung und Hinrichtung des frommen Andreas Hofer.“ Jetzt litt es Arndt nicht länger mehr in Schweden. Unter fremden Namen kam er im Spätherbſt 1809 unter Lebens- und Freiheitsgefahren in ſeiner alten Heimath an; verweilte einige Zeit auf Trantow, dem väterlichen Pachtgut, wo er freilich den Vater nicht mehr lebend fand. Von da ging er als „Sprachmeiſter Allmann“ nach Berlin, wo er grade eintraf, als Friedrich Wilhelm III. und ſeine Gemahlin den Wiedereinzug in ihre Reſidenz nach langer Abweſenheit in Königsberg feierten; eine weinende Freude ging durch das Volk, durch Arndt's Augen, als die Langvermißten wieder begrüßt wurden: der königliche Herr kalt, ernſt und blaß, die ſchöne Königin verweint und abgehärmt, den Todeskeim im Herzen. Wie anders war doch dieſes Berlin in den 10 Jahren geworden, daß Arndt es nicht geſehen! Mochte immerhin das Geſchmeiß noch nicht ſo ganz ausgeſtorben ſein, über das der edle Niebuhr zürnt: es ergötzte ſich „an faulem Läſtern“ ohne die Kraft und den Willen zu handeln oder zu dulden, — es hielt ſich in den Winkeln verſteckt; die Edleren aber rafften ſich auf, und Arndt konnte gerade jetzt inne werden, wie die eiſerne Zeit die Bekehrung, auf die er ſtets gedrungen, die Umwandlung geiſtiger Genußmenſchen in ſittlich ſtarke Charaktere, zu vollbringen anfing. Schleiermacher forſchte hier jetzt nicht mehr „nach dem eigentlichen Kern ſeiner Individualität,“ er hatte in der Wirkung eines echten Predigers ſeiner Nation ſeine ernſtere Beſtimmung gefunden; Fichte philoſophirte nicht mehr über Ich und Nicht-Ich: im Preußiſchen Staate, im großen deutſchen Volke an das er (Winter 1807—1808) ſeine Reden gehalten, hatte er, mit Arndt's Worten, „ſein Nicht-Ich gefunden“ — ſeinen realen objectiven Beruf. Und nun dies Preußiſche Volk im Ganzen, von unerträglichen Laſten gedrückt, von Napoleons großen und kleinen Beamten ausgeſogen und ausgeplündert, unter offener

Verhöhnung des Rechtes und der Verträge beſchimpft und zu Boden getreten: wie hatte es längſt alles Liebäugeln mit franzöſiſchem Weſen gründlich verlernt, wie brütete es jetzt mit der ſtillen, nachhaltigen Energie des Nordens über ſeiner Befreiung und Rache! Das war wieder eine Zeit für unſern Arndt! Bei ſeinem edlen Freunde Georg Reimer lebte er eine Zeit lang verborgen in Berlin. Dann iſt er, als ſeine pommerſche Heimath an Schweden wieder zurückgegeben war, noch einmal nach Greifswald gegangen, und hat ſich hier noch etwa ein Jahr lang eines Amtes angenommen; aber es ließ ihm keine Ruhe. Das Jahr 1811 „mit ſeinem herrlichen Cometenſommer" brachte durch die großen Rüſtungen der öſtlichen und weſtlichen Weltmacht gegeneinander wieder einmal in Deutſchland, beſonders aber in Preußen, eine Stimmung her wie die vom Jahre 1809: Napoleon ſtand mehremals vor dem Entſchluß, Preußen, deſſen Volk er als „die Jacobiner des Nordens" haßte, überhaupt von der Karte zu tilgen, zu erklären, das Haus Hohenzollern habe aufgehört zu regieren: dennoch zauderte man an entſcheidender Stelle auch noch jetzt mit einem entſchiedenen Entſchluß, der bei der damaligen Weltlage nur in einem offenen Anſchluß an Rußland beſtehen konnte; dennoch verband man ſich zuletzt, obwohl widerwillig, mit dem „Erbfeind." Arndt aber in ſeinem Charakter vertritt die Ungeduld und die mühſam gedämpfte Energie des Volkes: er nahm ſeinen Abſchied und ging wieder abenteuernd in die Welt. Es zog ihn mit ihm ſelbſt unwiderſtehlicher Macht. In kalter Winternacht, kurz vor dem Beginn des großen Jahres 1812 hat er von den Seinen abermals Abſchied genommen; und als ſein Sohn ihm nachlief, und weinend ſich noch einmal an ihn hing: „da ward ſeine Seele in ihm zornig und flüchtig." Das Maaß, das ein deutſches Herz dulden kann, war voll. Aber die Decemberſonne ging hell und glänzend auf, und er nahm es als ein glückweiſſagendes Zeichen für ſeine Wanderung. Wieder ging es, durch Späher und Feinde mitten hindurch, nach Berlin, dann mit Graf Chazot nach Breslau, und dann auf ein ſchleſiſches Landgut der Familie Dohna. Arndt lernte diesmal die bedeutendſten Menſchen, die einer Erhebung harrten, kennen: Blücher, „mit den ſchwarzdunkeln Augen, die der Meeresſchwermuth glichen;" Scharnhorſt „mit dem geſenkten Haupt, den halbverſchloßnen Augen, aber den kühnen Gedanken und Entſchlüſſen;" Gneiſenau, Chazot und manchen andern Edlen dieſer großen Zeit. Es herrſchte in dieſen Kreiſen ein herrlicher Schwung, der ohne Bund und äußeres Zeichen ſich offenbarte, aber in ſeiner feinen Geiſtigkeit dem Tyrannen und ſeinen Schergen unergreifbar war. In dieſe trat Arndt nun ein; offenbar noch mehr der Empfangende, als der Gebende. Namentlich mit Scharnhorſt, mit deſſen Tochter und ihrem Gemahl, dem edlen Burggrafen Friedrich zu Dohna, war er in dieſem Frühling in der ſchönen Waldeinſamkeit der ſchleſiſchen Gebirge viel allein. Dann eilte er, der nunmehr vierzigjährige, friſch und elaſtiſch, wie ein Jüngling, in kräftigen Fußwanderungen über die böhmiſchen Berge dem flüchtigen Gruner nach, der für einen Mittelpunkt aller Erhebungsgedanken gegen Napoleon angeſehn werden durfte, nach Prag. Hier traf ihn der Ruf Stein's, und abermals auf abenteuerlicher Fahrt, als Commis eines pfiffigen Kaufmanns, ging er unter falſchem Paß nach Rußland, zu Stein.

Und nun beginnt Arndts größte Zeit. In Rußland wehte ihm gleich beim Eintritt die friſche Begeiſterung, gekleidet in das demüthige Gewand des Glaubens wie in den Stolz der Nationalität, die die Scharen zum Kampfe begleitete, erquicklich, wahlverwandt entgegen. Von Brody über Moskau gings nach Petersburg, wo er Ende Auguſt eintraf. Hier begrüßte er Stein. Stein hatte ihn nach Rußland berufen, wohin er ſelbſt, der verbannte Freiherr und Miniſter, ſich gewandt hatte, um als Rathgeber auf Kaiſer Alexander zu wirken; er hatte ſchon früher Arndt aus ſeinem zweiten Theile des Geiſtes der Zeit kennen lernen und von dem Werke geurtheilt, daß es mit erſchreckender Wahrheit geſchrieben ſei; er hatte in ihm ſofort den Mann erkannt, der in ſeinem Sinne durch Lieder und Flugſchriften auf das deutſche Volk einwirken müſſe. In der That glichen und ergänzten ſich die beiden Männer wunderbar: hier der ariſtokratiſche, in feinſter edelmänniſcher Sicherheit und doch durchgreifend und kraftvoll ſich bewegende Reichsfreiherr aus uraltem deutſchen Geſchlecht: geiſtesmächtig, Zorn und Entſchluß blitzend, mit jener dämoniſchen Plötzlichkeit in Wort und That, wie ſie dem fränkiſchen Stamme eigen; geſchaffen für weite Ideen, für Grundlegung umfaſſender Organiſationen, für rückſichtsloſe Politik im Großen — eine altdeutſche Kaiſernatur, nur in der Zeit verſpätet — und ihm gegenüber der bäueriſche, biderbe Arndt, mit ſeiner ſchallenden Stimme, ſeinem unbefangenen, dreiſten aber eckigem Auftreten, der Sohn des Volkes, und mehr und mehr in ſeinen Schriften nach dem Ton des Volkes ſagend: Das Spiegelbild eines altſächſiſchen Freien und Proteſtanten zugleich — beide aber Naturen, in denen jeder Zoll ein Mann war, überquellende Charaktere, beide Feind der that- und ſchöpfungsloſen Reflexion, beide glühend von nationalem Ehrgefühl und Haß gegen das Fremde: die im großen Styl dichtende Geſchichte mußte ſie zuſammenführen. „Seinen Herrn" nennt Arndt ſelbſt mit altgermaniſchem Stolz des Dienens dieſen Mann. Es iſt die einzige perſönliche Dienſtbarkeit, die Arndt als Mann je getragen, und fügen wir hinzu, die einzige, die ſeiner würdig war. Als Arndt zum erſtenmale vor dem Gewaltigen ſtand — vor ihm, mit dem freien, durchdringenden Auge, mit der gewaltigen Naſe und der zurückgeſchlagenen energiſchen Stirn — da rief es in ihm „Fichte!" Und in der That, wie Fichte ein Held auf dem Gebiete des abſtracten Denkens, ſo dieſer ein Held in der wirklichen Welt: beide zum Gebieten geſchaffen, und beide längſt im Dienſte derſelben großen Sache. —

Arndt ſollte zunächſt für die in Rußland ſich bildende deutſche Legion, ſpäter, wenn das Schickſal eine Wendung herbeiführte, für ganz Deutſchland wirken als Schriftſteller und Dichter. Wir würden ſeine Wirkſamkeit heut zu Tage als Publiziſtik bezeichnen; dieſelbe lag aber damals der Poeſie näher als heut zu Tage. Da die Nation noch nicht in Detail politiſirte, ſo galt es, große und allgemeine Ideen in mächtiger Beredſamkeit vorzutragen. In dieſem Sinne hat Arndts Wirkſamkeit, wie ſie nun beginnt, Aehnlichkeit mit der der altteſtamentlichen Propheten, die, gleich ihm, mehr mit allgemeinen ſittlichen Ideen, als mit realen Einzelheiten Politik trieben; die ſentenzenvoll, ideale, poetiſche Weiſe ſeines Styls erinnert an die Art wie ein Solon im Alterthum, wie Dante im Mittelalter politiſche Flugſchriften erließen. Seine Macht iſt ſein kräftiges Lieben und Haſſen, ſeine Waffe der Pfeil feuriger Beredſamkeit. Aber war Arndt, dürfen wir fragen, nun auch Dichter? Wer ihn nur aus dem Liede kennt, welches ſo unglücklich nach dem nie ſich zeigen wollenden deutſchen Vaterlande fragt, — jenem Liede, das man unſeliger Weiſe zu unſerem Nationalliede hat ſtempeln wollen — der möchte es vielleicht bezweifeln; und er ſelbſt in ſeiner liebenswürdigen Beſcheidenheit hat anerkannt, daß ihm von dem eigentlichen magnetiſchen Fluidum, das den Dichter mache, doch wohl zu wenig zu Theil geworden ſei. Und in der That, Arndt entbehrt des Wohllauts, wie des ſchöpferiſchen Rhythmus: er ſchließt ſich in ſeinen Formen bald an Schiller, bald an Göthe, ſpäter lieber an die Romantiker und an das Altdeutſche an. Aber er iſt doch ein echter Dichter, der größte unter den Dichtern des Freiheitskrieges, unter unſern politiſchen Dichtern überhaupt. Er iſt ein Volksdichter: wo er den Klang ſeiner Jugenderinnerungen findet, wo die Wunder der Zauber und Märchenwelt durch ſeine Saiten zittern, da zuerſt offenbart er ſich als ſolcher: ſo z. B. im Lied vom kleinen Jacob, oder im Lied: „Und die Sterne machten den weiten Ritt um die Welt ꝛc.;" — dann da, wo der kindliche Geiſt aus ihm ſpricht, wie z. B. im „Gebet des kleinen Carl am Heiligen Chriſt"; zuletzt, wo die ſüße Liebe im innigſten Naturlaut tändelt — Da iſt er heimiſch. Aber zum politiſchen, zum nationalen, zum Freiheitsdichter hat ihn doch die Zeit erſt gemacht. Schon 1803 dringt dieſer neue Geiſt ſelbſt in ein Lied der Geſelligkeit:

Mein viertes Glas, ein heil'ges Glas,
ſoll vollen Klangs erſchallen,
für die, ſo im Tyrannenhaß
für's Vaterland gefallen!

Doch nur erſt als vereinzelter Klang: Die Zeit wird eiſern, und nun erſchallt 1806 ſein „Lob des Eiſens" und endlich, im großen Jahre 1812, ſchwingt ſich ſeine Dichterkraft zum höchſten Wurf:

Der Gott, der Eiſen wachſen ließ,
der wollte keine Knechte!

neben Körner's „Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los," das erhabenſte Kampflied, welches die Freiheitskriege uns gebracht. In Arndt iſt nicht blos das gewaltige Pathos der Rhetorik, wie in Körner, in ihm iſt auch echte Volksthümlichkeit (ein Lied wie das von Schill und von Blücher hätte Körner nie geſungen); in ihm iſt nicht die mittelalterige Trübung, die bei aller Weichheit, Lieblichkeit und Kraft uns doch in Schenkendorf ſtört; in ihm iſt die volle, klare Manneskraft, in ihm der Sinn der Stein, der Blücher, der Gneiſenau am treueſten ausgeprägt. Und zu dieſem publiciſtiſchen und poetiſchen Talent geſellt ſich in Arndt, nach der Seite concreter Anſchauung und Schilderung hin, ein eminent hiſtoriſches. Scharnhorſt, Blücher, York, von ihm in charakteriſtiſchen Worten gezeichnet, leben in der Phantaſie des Leſers, wie vor unſern Augen Rauch's Statuen, die von jenen Schilderungen gleichſam nur Ueberſetzungen in Marmor und Erz ſind. Mit furchtbarern, belebtern Zügen, als die Schilderung des franzöſiſchen Rückzuges von 1812, wie ſie ſich im dritten Bande des „Geiſtes der Zeit" findet, iſt kaum je zeitgenöſſiſche Geſchichte geſchrieben worden ſeit des Thucydides und des Boccacio berühmten Peſtſchilderungen — ſchade darum, daß die deutſche Nation ſie ſo ganz vergeſſen hat! —

Herrliches wirſt Du noch ſehen, Du heiliges Volk der Germanen,
wieder ein ritterlich Volk ſtehen gerüſtet mit Kraft!

So hatte er eine deutſche Fürſtentochter, ſo ſich ſelbſt getröſtet in dem ahnungsvollen Winter, den er in Petersburg verlebte. „Ich habe mein Gepäck wohl ſchon drei- oder viermal verloren; man muß ſich gewöhnen, es hinter ſich zu werfen," und „weil wir ſterben müſſen, ſollen wir tapfer ſein" — ſo hatte Stein geſprochen. Und der große Moment kam: die Flammen Moskaus glühten am Himmel auf, der furchtbare Vertilger, der grauſige Winter, trat daher: da machten ſich die Männer — der alte gewaltige Herr und ſein Sänger — auf, in Schlitten gings der deutſchen Heimath zu, am Sterbelager des edlen Chaſot ſprach man noch vor, dann gings durch das Klirren des Froſtes und das Geheul der Wölfe bald auf der von den Leichen furchtbar gekennzeichneten Bahn der „großen Armee" auf Wilna zu. Hier holte man die Reſte der Flüchtigen ein: ſchwankende, todtblaſſe, blaue Geſtalten, Pferdefleiſchfreſſer, elendeſte Menſchen, den Sterbenskeim im Herzen — ſo zogen ſie auf dem eiſernen Froſte daher: in den Vorſtädten, an Kirchen und Kirchhofsmauern ſah man die gefrorenen Leichen wie Holz aufgeſchichtet, auf einer Leiche hielt der Schlitten unſerer Reiſenden ſtundenlang im Hofe. Alle ſchrieen ſie Rache zum Himmel, dieſe Leichen, wider den großen Frevler, deſſen Maaß nun voll war. So, mit dieſen Boten des Schreckens und mit dieſer „Nervenfieberarmee" trafen zugleich auf deutſchem Boden die Befreier ein: von der einen Seite York mit dem durch den glorreichen Verrath von Tauroggen geretteten Preußiſchen Heere; von der andern Stein im Namen des von ihm fortgeriſſenen Kaiſers Alexander, und Arndt, jetzt, wie einſt als Knabe, die Lerche, die die erſten Frühlingstöne der Befreiung in den Himmel wirbelte.

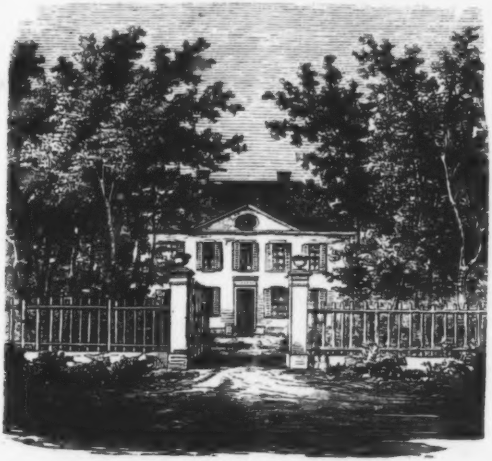
Wer kennt nicht die großherzige, ſchöne Zeit der Erhebung, die jetzt von Preußen ausging? Arndt hat ſie nicht nur in vollen Zügen geiſtig mitgenoſſen, daß noch in ſpäten

Jahren ſein Auge leuchtete, wenn er auf dieſe Zeit in der Erinnerung zurückkam; er hat ſie durch den heiligen Eifer ſeines Wortes wie kaum ein Anderer mitgefördert. Noch in Königsberg begann er einen dritten Theil vom Geiſt der Zeit: eine hiſtoriſche Darſtellung des Vernichtungsjahres 1812 und Rathſchläge und Mahnungen an die deutſche Nation, was nun zu thun ſei; ein Buch, „an dem er Freude erlebte.“ Ferner ſchrieb er hier den „Katechismus für den deutſchen Wehrmann,“ ein Büchlein, das in ſeiner kräftigen, frommen Bibelſprache für Tauſende, die zum heiligen Kampfe ſich vom heimiſchen Heerde, von Eltern oder von Weib und Kind losgeriſſen, ein Troſt geworden iſt bis in die letzten Momente des Todes auf den Schlachtfeldern oder in den Lazarethen. Er ſchrieb auf Stein's Verlangen „Was iſt Landwehr und Landſturm?“ eine Flugſchrift, die gerade auf dieſen ſo wichtigen Beſtandtheil des Preußiſchen Heeres begeiſternd einwirkte. Zu Anfang des Jahres 1813 dichtete er auch ſeine Lieder auf deutſche Helden, auf Gneiſenau, Dörnberg, Schill und Chazot. Dann folgte Arndt „ſeinem Herrn,“ Stein, der in Breslau am Nervenfieber auf den Tod erkrankt, von ſeinem König ungnädig gemieden, vom Hofe verleugnet, erſt durch den Fremden, durch Alexander zu Anerkennung und Einfluß wieder erhoben war, und der jetzt Arndt nachkommen ließ; und ſo finden wir ihn im Laufe des Sommers in Dresden, dann nach einer kurzen Reiſe in die Heimath in Berlin, dann in Schleſien, dann wieder dem großen Zuge der Dinge weiter nach Weſten hin folgend. Er begleitete den Weltkampf in allen ſeinen Zuckungen: in den Hoffnungen und Befürchtungen, wie ſie der glückliche, kühne Anfang, und dann bald das zaudernde Stocken wechſelweiſe erzeugten — „Deutſches Herz, verzage nicht!“ ruft er ſich und der Nation zu, wenn die Ausſichten trüber werden. Den großen Scharnhorſt, der in Folge der Lützener Wunde geſtorben war, feiert er „als den würdigen Boten an die abgeſchiedenen Helden der Nation, zu verkünden: Unter Joch, das wollen wir zerſchlagen!“ Endlich kann er den großen Sieg der Leipziger Schlacht, kann er die Befreiung des Vaterlandes feiern:

Wo kommſt Du her in dem rothen Kleid,
Und färbſt das Gras auf dem grünen Plan?
Ich komme her aus dem Männerſtreit,
Ich komme her von der Ehrenbahn!
Wir haben die blutige Schlacht geſchlagen,
Drob müſſen die Weiber und Bräute klagen,
Da ward ich ſo roth!

Dieſelbe Schlacht, die auch Rückert gefeiert, die Körner nicht mehr mitſchlagen konnte! Und nun begrüßt er noch den Helden des Jahres, ihn, deſſen Alter „ſo friſch blüht wie greiſender Wein,“ den Blücher, der mit dem Degen war, was Arndt mit ſeinem Geſange: beide verwandte, beide ſo volksthümliche Naturen! Aber mitten in dem Getümmel des Krieges verleugnen ſich ſein urgeſunder Sinn und die friſche Lebensluſt nicht, die in ihm weben. Als er in Reichenbach während des traurigen Waffenſtillſtandes mit Körner, Schenkendorf, Niebuhr verweilte, und dort, ehe er bei dem edlen, geiſt- und lebenſprudelnden Freunde Stein's, dem Grafen Geßler, gaſtliche Herberge fand, in ſeinem Nachtwächterhäuschen auf der Stadtmauer ſich einquartiert hatte: ſchrieb er ſein: „Lug ins Leben,“ (Ged. pag. 255—263.) eine in Epigramme zuſammengefaßte Erinnerung ſeiner Jugend-Entwicklung, ſchrieb „ſeiner Zukünftigen,“ den „Lebenstraum“ (Ged. pag. 263—268.): der jugendlich-friſche 44jährige Mann wollte nach langer Unruhe, nun, wenn aus den Flammen die verjüngte Welt des Friedens und der Ordnung wieder aufſtiege, auch „ſein Bräutchen grüßen“ und ein Neſt ſich zu bauen, ob auf „der Inſel der Heimath“ oder „am heiligen Rhein,“ läßt er noch unentſchieden. So herbergt dieſe Bruſt das Größte und das Kindlichſte nebeneinander.

Napoleon war beſiegt, ein raſches Vordringen der Verbündeten hätte ihn jetzt ſchon völlig vernichten können; aber die Heere blieben am Rhein ſtehn, es begann in Frankfurt, jetzt dem Sammelplatze von Fürſten und Miniſtern, jenes erbärmliche diplomatiſche Spiel, dem zufolge ſich das nun wieder geeinigte und befreite Deutſchland, wie es eben dynaſtiſchen Intereſſen genehm war, winden und ſchmiegen ſollte. Oeſtreich begann ſeine falſche Doppelrolle gegenüber der Preußiſchen Ehrlichkeit wie Ungeſchicktheit; man war von allen Seiten ſehr geneigt mit der Rheingrenze ſich zu begnügen, damit (ſo drückte ſich das überhöfliche Manifeſt der Verbündeten aus) Frankreich innerhalb ſeiner natürlichen Grenzen, dem Rhein, den Alpen und den Pyrenäen, „groß, ſtark und glücklich ſei, weil die franzöſiſche Macht, groß und ſtark, eine der Hauptgrundlagen des europäiſchen Staatengebäudes ſei.“ Daß Deutſchland daneben dann — klein, ſchwach und unglücklich ſein würde, ſchien Niemanden zu kümmern. Nur die Verblendung und Unnachgiebigkeit Napoleons hat zum Glück für Deutſchland einen Frieden auf ſo ſchmachvoller Baſis verhindert. Gerade damals trat Arndt wieder mit einer Flugſchrift — einer der wirkungsvollſten — vor das deutſche Volk: „Der Rhein Deutſchlands Strom aber nicht Deutſchlands Grenze“. Das Büchlein lehrte manchem der damaligen Deutſchen erſt, daß das franzöſiſche Märchen von der „natürlichen



Arndt's Wohnhaus in Bonn.

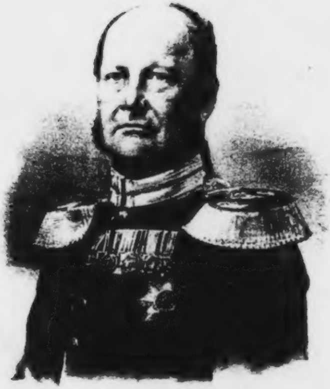
Rheingrenze" ein abgeſchmacktes albernes Wort ſei; es erwies aus hiſtoriſchen, politiſchen und geographiſchen Gründen — was freilich ein Blick von dem Siebengebirg oder dem Kaiſerſtuhl in die prächtigen Rheinebenen hinunter heut zu Tage jedem Deutſchen ſagt: daß nimmer und nimmermehr hier mit mörderiſchem Schnitte Gleiches vom Gleichen getrennt [illegible]en dürfe. Das Geſchick meinte es mit Deutſchland ehrlicher, als Oeſtreich und ſeine Diplomaten, und die fortan ihm zugewandten ehemaligen Rheinbundsfürſten; es vernichtete Napoleon durch ſeine eigene Schuld. Der Feldzug von 1814, der einzige, den ſeit 600 Jahren das ganze Deutſchland wieder gemeinſam ausführte, bietet, trotz ſeines endlich glücklichen Ausganges, ein Jammerbild: wie wir es heute vielleicht wieder ſehen würden, wenn ohne eine veränderte Bundeskriegsverfaſſung uns die gefährliche Probe eines Krieges bevorſtünde. Ruhm, That, Entſcheidung blieb doch zuletzt nur bei Preußen, vor allem bei dem Mann, der raſtlos trieb und drängte, bei Blücher. Unſer Sänger hat dieſen Krieg, der ſo unendlich abſticht von dem des Jahres 1813, auch nur mit kärglichen Liedern begleitet. Er wanderte ſtatt deſſen lieber im Frühlinge und Sommer 1814 an dem neu erworbenen Rheine auf und ab: als Fußreiſender, den Wanderſtab in der Hand, den Säbel an der Seite iſt er in Coblenz, in Straßburg, im ganzen Elſaß geweſen. Dabei beſchäftigte ihn unabläſſig das künftige Geſchick des Vaterlandes; eine Reihe kleiner Schriften ſind auf dieſen friſchen Wanderfahrten erdacht, unter denen ein Büchlein „Ueber künftige ſtändiſche Verfaſſungen in Deutſchland" ſeine damaligen Grundanſchauungen von einem conſtitutionellen Staatsleben enthält; ein Büchlein, noch voll der Ideale des Mittelalters und unreif, wie überhaupt damals noch alles Politiſiren, doch trotzdem kerngeſund, abhold allem, was unfrei und undeutſch heißt. Als dann die Diplomaten von Paris zurückkehrten, traf er Stein gerade auf dem Wege zwiſchen Frankfurt und Mainz: Stein kommandirte ihm kurz ein „Gleich umgekehrt!" zu, nahm ihn in ſeinem Wagen mit nach Frankfurt, und hier verbrachte Arndt in hoher und höchſter Geſellſchaft (z. B. des Kronprinzen Ludwig von Baiern) einige belebte Wochen. Dann folgte er ſeinem alten Herrn auf deſſen nun wiedererworbenen Erbſitz, den Stein an der Lahn, und wanderte von dort, als jener zu dem Wiener Congreſſe reiſte, abermals zu Fuß quer durch Norddeutſchland nach Berlin.

Preußen war ſein Vaterland geworden; er hatte nach der großen That von 1813 es ſich frei gewählt, noch ehe ſein Geburtsland wirklich preußiſch ward — er hat es fortgeliebt bis zum Tode, weil er in Preußen das wieder verjüngte und künftig einmal einige Deutſchland erblickte. Napoleon's Rückkehr (1815) und der wiederbeginnende Krieg rief ihn raſcher als er ſelbſt gedacht wieder an den Rhein, nach Aachen und Cöln; im letzteren Orte gab er ſeine Zeitſchrift, den „Wächter," heraus; als Wächter wollte er künftig am Rheine ſtehen. Der Lebenstraum aus dem Reichenbacher Nachtwächterhäuschen begann ſich zu erfüllen; er konnte, nachdem der ſchöne Sieg von Bellealliance alle Gefahr von Frankreich her beſeitigt, am „heiligen Rhein" leben; ob in Cöln oder in Bonn wußte er noch nicht. Als aber Bonn zur Univerſität erhoben wurde, trug der Staatskanzler Hardenberg eine nationale Schuld des Dankes an Arndt ab; er ernannte ihn zum Profeſſor der neueren Geſchichte in Bonn. Hier ſiedelte er ſich an; hier ward auch ſein Traum von „ſeiner Zukünftigen" wahr, indem er in Schleiermacher's Halbſchweſter Nanna Maria ein „treues und tapferes" Weib gewann; hier erwarb er ſich hart am Rhein ſein kleines, von Obſtgarten und Weinberg umgebenes Haus, das nach der Stromſeite hinaus den Blick auf die ſchönſten Bergformen, die es in Deutſchland giebt, auf das Siebengebirge darbot; hier erblühten ihm Kinder, hier lebte er im Kreiſe edler Freunde: ſeine weltgeſchichtliche Wirkſamkeit war geſchloſſen.

Nicht ſo ſeine deutſch-nationale Thätigkeit, nicht ſo ſein Geſchick. Eine Reihe wechſelnder Ereigniſſe ſollten ihn noch mit kräftigen Banden von Freud und Leid an's Leben ketten, das ihm noch faſt ein halbes Jahrhundert beſcheert blieb. Dieſe letzte Hälfte des Arndt'ſchen Lebens würde an ſich Stoff genug bieten für eine Biographie; ſie könnte zeigen, was ein deutſcher Mann, ein um's Vaterland hochverdienter und doch ſo harmloſer Dichter im Preußiſchen Polizeiſtaat, der bald das friſche Weſen von 1813 verleugnete und verfolgte, zu leiden hatte: wir beſchränken uns nach dem vorliegenden Zweck der Biographie auf das Nöthigſte. Es iſt ein Zeichen der eingetretenen Herabwürdigung der Nation, wie ſie durch die eigenen Regierungsgewalten über das deutſche Volk gebracht wurde, wenn wir Arndt ſchon im Jahre 1818 mit Abſetzung bedroht, wenn wir ihn von 1819—1822 vor unverſtändigen, dummen und naſeweiſen Poliziſten auf der Anklagebank ſehen. Als der ſchwüle dumpfe Geiſt ſeit 1815 ſich auszubreiten begann, der alles religiös und politiſch Krankhafte, was hie und da ſchon in der großen Begeiſterung von 1813 ſich angedeutet hatte, zur Reife brachte, alles wahrhaft Herrliche und Lebensfähige erſtickte; als von Oeſterreich her der pfiffige, blaſirte Metternich alle Fürſten vor ihren Völkern warnte und unabläſſig mahnte, der doch einmal unvermeidlich hereinbrechenden Fluth noch ſo lange als möglich Nothdämme zu ſetzen; als die Häupter Deutſchlands, eiferſüchtig auf die eben erſt zurückgeſchenkte Souveränität, ſchon jeden Gedanken einer deutſchen Einheit als verbrecheriſch ſtempelten; als Preußen, ſtatt Träger des Geiſtes von 1813 zu bleiben, ſich von Oeſterreich einſchüchtern und gängeln ließ; als es die Geiſter der Stein, Humboldt und Gneiſenau anfing für gefährlich zu halten, und lieber in der Frivolität und Verwirrtheit der Hardenberg und Wittgenſtein ſeinen Troſt fand; als in Berlin Kamptz und Genoſſen ihre Demagogenriechereien begannen, als man Spione in Schleiermachers Predigten ſchickte, als man die Turnplätze ſchloß, auf den Univerſitäten gute phantaſtiſche Jungen wegen ſtaatsgefährlicher Verbindungen verfolgte — da, als dieſer furchtbare, geiſttödtende Umſchwung der Dinge ſich vorbereitete, hatte Arndt einen vierten Theil vom Geiſt der Zeit geſchrieben, in dem er der beginnenden Erkrankung der Zeit kühn und frei die Diagnoſe geſtellt, wohl ſich bewußt ſeines echt patriotiſchen, der Revolution geradezu entgegenarbeitenden Zieles. Und eben dieſes Buch zog ihm eine Rüge des Staatskanzlers zu, brachte ihn ſpäter vor das polizeilich organiſirte Gericht, wo man ihm ſelbſt begeiſterte Stellen aus den Schriften von 1813 zum Vorwurf machte. Arndt hat ſich mit edler Würde vertheidigt, hat namentlich in dem Briefe an den Staatskanzler geſprochen, wie ein Held. Dennoch ward er in ſeine Lehrthätigkeit, die einſtweilen ſiſtirt war, nicht wieder eingeſetzt, ſeine Unſchuld, gegen die ſelbſt dieſes gerichtliche Verfahren nichts hatte conſtatiren können, ward niemals vor 1840 öffentlich anerkannt. Arndt hat die ſchweren Jahre getragen mit Faſſung und Kraft, doch blieb auf lange Zeit ſeine Friſche und Fröhlichkeit gefährdet. Er hat das ganze ſeltſame Prozeßverfahren gegen ihn ſpäter in ſeinem „Nothgedrungenen Bericht“ dem ſtaunenden Urtheil der Nachwelt überliefert. Wurden ihm ſo die Tage, wo andere zu ruhen beginnen, von dem unwürdigen Theil der Nation verbittert, ſo ſuchte der andere ihm die erlittene Noth reich zu erſetzen. Jung und Alt ſtrömte zu ſeinem gaſtvollen, „rebumwebten“ Häuschen an der Coblenzer Straße; ſelten führte ein Schiff die Muſenſöhne vom Commers aus dem ſchönen Rolandseck zurück, ohne daß es ſeine Flagge gehißt, und dem Alten, wenn er im weißen Kragen und ſchwarzen Sammtbarett auf den Altan hinaustrat, mit einem Hoch begrüßt hätte. Jeder Frühling fand ihn mit Hacke und Karſt von neuem in ſeinem Garten thätig, lockte ihn zu neuen Liedern, bald fröhlichen, bald wehmüthigen und frommen Inhalts, oder lud ihn hinaus zu Wanderungen, die an Weite und Beſchwerde denen ſeiner früheren Jugend um nichts nachſtanden. Jeder Sommermorgen, ja ſelbſt noch der ſpäte October ſah ihn zum Rhein hinabſteigen, wo der alte Recke die braunen, ſehnigen Glieder im Bade erquickte — in dem geliebten Strome, der ihm doch das Bitterſte gethan, der vor den Augen des verzweifelnden Vaters ſeinen geliebten Knaben in den Tod hinabgeriſſen hatte. In den Jahren von 1820—1830 ruhte meiſt ſeine Feder von politiſcher Arbeit; nicht ſein Geiſt, und er war auf dem Kampfplatze, ſobald durch die Julirevolution gleichſam das Siegel vom Munde der Zeit gelöſt war.

Seine Schriften, die nun noch folgten, ſind freilich nur ein Nachhall der früheren; aber ſie enthalten Lehren, welche die Nation immer wieder hören muß: Warnungen namentlich vor dem Nachbar im Weſten. Er hat darauf die bange, ſchwüle Zeit bis 1848 unter wechſelnder Hoffnung und Furcht mit ſeinem Volke durchlebt; die Dankbarkeit deſſelben hat ihn dann in das Nationalparlament nach Frankfurt berufen; man hat den nun faſt Achtzigjährigen unter unendlichem Jubel auf die Tribüne gehoben, und er hat hier erklärt, daß er „wie ein gutes, altes Deutſchen Gewiſſen" in dieſer Verſammlung ſtehn werde; daß er „an die Ewigkeit ſeines Volkes glaube." Damals hat er mit dieſem, ſeinem Volke gehofft auf deutſche Einheit, auf das Auferſtehen des Kaiſers, des alten Barbaroſſa, aus ſeinem verzauberten Felſenſchloſſe. Und wieder hat er dieſe Hoffnung ſehn zu Grabe tragen, ungebeugten Glaubens, und wieder hat er friſch hoffen dürfen, als 1858 Preußen ſeine neue Bahn betrat, als 1859 in ganz Deutſchland eine Flamme vom alten Zorn des Jahres 13 gegen den Feind aufloderte, der nach dem Rheinufer Gelüſte zu tragen ſchien. — Als dieſer letzte Sonnenblick über ſein Leben glänzte, als er ſah, daß jetzt in den Millionen ſeines Volkes lebte, was er einſt, vereinzelt und nur mühſam gehört, gepredigt hatte, als den Neunzigjährigen bei ſeinem letzten Geburtstage (26. December 1859) die Nation mit Liebkoſungen faſt erdrückte — da endlich iſt ihm der Tod nahe getreten, mild und ſanft, nach einem großen und ſchönen Leben — und am linken Rheinufer, das über 40 Jahre der Deutſcheſte der Deutſchen gleichſam als deutſch mit feſtem Fuß markirt hatte — erhebt ſich nun ſein Grab und bald ſein Monument, an dem der Dank der Nation es nicht wollte fehlen laſſen: eine beredte, mächtige Predigt, daß, wo nicht ſeine Leiche im Grabe ſich umkehren ſoll, nie ein Franzoſe ſiegreich darüber hinſchreiten darf. —

* * *



Friedrich Wilhelm III

König von Preussen

Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelm's IV.*)

Im Frühjahr 1808 ſchrieb die Königin Louiſe an ihren Vater, den Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, über ihren älteſten Sohn, den Kronprinzen: „Der Kronprinz iſt voller Leben und Geiſt. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er iſt wahr in allen ſeinen Empfindungen und Worten, und ſeine Lebhaftigkeit macht Verſtellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolg Geſchichte, und das Große und Gute zieht ſeinen Sinn an. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und ſeine komiſchen und überraſchenden Einfälle unterhalten uns ſehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter und er kann nicht reiner ſein, als er iſt." Es iſt wunderbar, mit welcher Geiſtesklarheit der Blick der Mutter den Sohn durchſchaut, mit welcher Sicherheit ſie in wenig Zügen ein treues Bild von ihm entwirft. So wie ihn die Königin ſchildert, ſo iſt er geblieben als Jüngling, als Mann, als Greis. „Voller Leben und Geiſt" nannte ihn die Königin Mutter, und freut ſich ſeines Witzes. Bei dieſem ſprudelnden Leben ging dieſer originelle Geiſt freilich gern ſeinen eigenen Weg und der ungewöhnliche Grad von Witzesgabe ließ dem Begabten zuweilen nicht Zeit, zu erwägen, ob ſein Einfall ſchmerzlich traf. Davon geben viele Züge ſchon in ſeiner Kindheit Zeugniß. Eines Tages ſagte die Königin dem Stallmeiſter Rabe, der den Kronprinzen, welcher damals zwölf Jahr alt war, Reitunterricht gab: „Lieber Rabe, können Sie denn nicht machen, daß der Fritz ein wenig beſſer zu Pferde ſitzt? Er hat doch gar keinen hübſchen Anſtand beim Reiten." „Ich bedaure, daß ich das wirklich nicht machen kann," erwiderte der Stallmeiſter. „Wie ſo nicht?" fragte die Königin verwundert. „Wenn ich Seine Königliche Hoheit bitte, ſich zuſammen zu nehmen, damit die Haltung eine andere werde, erwidern mir Höchſtdieſelben: Laſſen Sie mich reiten, wie ich reite, ich komme doch, wohin ich will!" Vergebens ſprach die Königliche Mutter zu ihrem Sohn, er blieb bei ſeiner Art und Weiſe, und iſt denn auch wirklich im ganzen Leben kein Reiter geworden; das heißt, er hat nie zu Pferde den ſchönen Anſtand gehabt, durch den ſein Vater ſich ſo ſehr auszeichnete, der wohl der kunſtgewälteſte und ritterlichſte Reiter in der ganzen Armee war — aber er iſt friſch und fröhlich drauf los geritten und hat damit oft ſeine Umgebung und ſein Gefolge in die peinlichſte Beſorgniß verſetzt. Da er keine Gefahr ſcheute, vielleicht nicht kannte, denn ſeine Kurzſichtigkeit ließ ihn Hinderniſſe im Wege gar nicht bemerken; da er außerdem gern raſch über das fortging, was unangenehm war, ſo galoppirte er gerade da, wo Steine und Wurzeln, wo Löcher und Holzwerk die Paſſage erſchwerten, ſo unbefangen und zuverſichtlich fort, daß ſeine Umgebung oft für ihn zitterte, aber auch für ihr eigenes Leben beſorgt war, um ſo mehr, da ſie doch in der Regel nicht ſo gut beritten war, als der hohe Herr; dennoch hat ſie nicht den Muth, ihn auf die Gefahr aufmerkſam zu machen, und da Furcht zu zeigen, wo er keine hatte; bei alledem iſt ihm weder als Kronprinz, noch als König ein Unfall begegnet, während ſeine Brüder, die zum Theil treffliche Reiter ſind, mehrmals von Unfällen betroffen wurden, die recht üble Folgen hatten.

---

*) Wir verdanken dieſe faſt ohne Ausnahme noch ganz unbekannten Charakterzüge einem geehrten Mitarbeiter in Potsdam, welcher dem Könige nicht fern ſtand.

Dieſen Mangel an Rückſichtsnahme auf die Ermahnungen des Reitmeiſters zeigte der Kronprinz als Knabe auch gegen den Sprachmeiſter. Er hatte einen wohl leicht erklärlichen Widerwillen, ja ſelbſt Haß, gegen alles, was Franzoſe oder franzöſiſch war, das ging ſo weit, daß er eines Tages den franzöſiſchen Sprachlehrer erklärte, er nehme keinen franzöſiſchen Unterricht mehr. Da Gegenvorſtellungen nichts fruchteten, ſelbſt die Hinweiſung, daß nichts anders übrig bliebe, als dem Könige Meldung davon zu machen, ohne allen Erfolg blieb, ſo mußte die Meldung endlich ſtattfinden; aber auch dem Vater gegenüber blieb der Sohn, der ſonſt voll Pietät war, bei ſeinem Entſchluß; da bekam er Arreſt. Nach einiger Zeit gefragt, ob er nicht lieber nachgeben wollte, erwiderte er kämpfend zwiſchen Unmuth und Uebermuth: „Nun gut, ich will. Hat der Vater die Franzoſen nicht ſchlagen können, ſo muß der Sohn freilich franzöſiſch lernen, damit er unterhandeln kann mit ihnen.“ —

Vielleicht hat ihm dies Wort ſpäter leid gethan, wie ſelbſt im Mannesalter noch manches, das er raſch und lebhaft ausſprach und weshalb er ſich, nachdem er's ausgeſprochen ſelbſt gegen ſeine Umgebung ſtrafte, indem er ſagte: „Da habe ich einmal wieder einen dummen Streich gemacht!“ Aber nicht nur zu Worten, auch zu Handlungen, die ihm bald leid wurden, konnte ihn das Flammige ſeines Gemüths hinreißen, es ſei nun zu Handlungen übermüthigen Scherzes oder unmuthiger Gereiztheit, doch war ſein Charakter ſo groß, daß er ſein Unrecht nicht nur erkannte, ſondern, was dem Königsſohn und König hoch anzurechnen iſt, auch bekannte.

Als er zwiſchen den Knaben- und Jünglingsjahren ſtand, bemerkte er bei einem Spaziergang durch einen Königlichen Park, daß eine Hofdame eine große Furcht vor Fröſchen zeigte, er fing einen und verfolgte ſie damit, ſie lief ſchreiend bis er ſie einholte; als er ihr nahe war, warf er ihr den Froſch zu, der — war's Abſicht oder Zufall — ſie auf den bloßen Hals traf. Ganz außer ſich vor Schreck, Abſcheu und Aerger vergaß ſie ſich ſo weit, daß ſie dem jungen Herrn — eine Ohrfeige gab. Beide ſtanden einen Augenblick erſtarrt. Der Kronprinz ſammelte ſich zuerſt; er beruhigte die Hofdame, die ſo außer aller Faſſung war, daß ſie keine Worte finden konnte, um ihre Gefühle auszuſprechen, und ſagte: „Ich bin nur beſtraft, wie ich's verdiene, darum küſſe ich die Ruthe, die mich ſtrafte,“ damit küßte er ihr die Hand.

Leutſelig gegen ſeine Bedienung und gegen Untergebene, und in jeder Hinſicht ein wohlwollender an ihren häuslichen Leiden und Freuden theilnehmender Herr, konnte er ſich's doch nicht verſagen, auch ſie durch einen Scherz in Verlegenheit zu ſetzen. So ſah er einſt auf einer Gemälde-Galerie ein friſchgemaltes Bild, das weniger als mittelmäßig war, das von einem Beamten derſelben gemalt und in eitler Selbſtüberſchätzung dort aufgeſtellt war, um des Kronprinzen Augen auf ſich zu ziehen. Die Abſicht glückte, verwundert ſah der Kronprinz das Bild an und fragte den Maler, der in geſpannter Erwartung daneben ſtand: „Von wem iſt das Bild?“ „Von mich!“ ſprach mit tiefer Verbeugung und ſtrahlendem Antlitz der Gefragte. „Von wem?!“ fragte der Kronprinz. „Von mich!“ wiederholte Jener. „Den Kerl kenn' ich nicht!“ ſagte der Fürſt kopfſchüttelnd und ging weiter. — Er gedachte gern ſeiner fröhlichen Jugend und freute ſich, wenn er an Scenen aus derſelben erinnert wurde. Im Jahre 1813 war während des Waffenſtillſtandes eine Zeitlang das Hauptquartier auf dem Gute Kreyſau in der Nähe von Schweidnitz. König Friedrich Wilhelm und der Kaiſer Alexander behalfen ſich dort in dem Wohnhauſe der Gutsherrſchaft, und führten Beide ein anſpruchsloſes, einfaches Leben. Im herrſchaftlichen Garten ſtand ein alter, mächtiger Kirſchbaum, deſſen Früchte der Kaiſer ſehr gerühmt hatte, ſie wurden deshalb für ihn beſonders gehegt und ein alter Knecht als Hüter der für jeden Andern verbotenen Frucht an den Baum geſtellt. Der Kronprinz ſtrich im Garten umher, ſah die lockende Frucht, ſah den Wächter am Fuße des Baumes auf dem Rücken liegen und ſanft ſchlummern, kletterte den Stamm hinauf in die Aeſte hinein und labte ſich an der ſüßen Frucht nach Herzensluſt, aber die Luſt wäre nur halb geweſen, wenn der Wächter nicht erwacht wäre, er warf alſo mit Kirſchkernen ſo lange nach ſeinem Geſicht, bis ihn einer traf. Er, erweckt und erſchreckt, ſah in die Höhe und erblickte entrüſtet über ſich den lachenden königlichen Kirſchenräuber. Aber vergebens ſchalt er, der Kronprinz warf ihn zur Antwort mit Kirſchkernen und bombardirte ihn zuletzt mit Kirſchen, die er handvoll auf ihn warf. Da ergrimmte der alte Wächter und drohte, wenn er nicht ginge, würde er ihn gleich herunter holen. „So komm doch!“ lachte der Jüngling aus ſeiner ſicheren Höhe, „komm doch und hole mich!“ Da eilte der Alte fort, kam mit einer langen Bohnenſtange bewaffnet wieder und ſtieß und ſtach nach dem jungen hohen Herrn, daß der endlich um Pardon bitten und den Rückzug antreten mußte. Ohne daß Beide wußten, hatte der Kaiſer Alexander den ganzen Hergang vom Fenſter aus mit angeſehen, hatte den König rufen laſſen, und Beide ſchauten, der König mit ſinnigem Lächeln, der Kaiſer mit herzlichem Gelächter, dem ungleichen Kampfe des Wurfgeſchoſſes mit der Lanze zu. Der Kaiſer beſchenkte den getreuen Wächter reichlich, aber noch reichlicher neckte er den Kronprinzen mit ſeinem unfreiwilligen Rückzuge. — Nach einer Reihe von Jahren (wenn ich nicht irre im Jahre 1820) beſuchte der Kronprinz zum erſten Mal die Provinz Schleſien. Sein bevorſtehender Beſuch war lange Zeit vorher bekannt. Die Beſitzerin des Gutes Kreyſau, auf welchem jener Kirſchenraub ſtattgefunden, Frau von Dresky, ließ den Kirſchbaum, der gerade in dieſem Jahre voll der ſchönſten Früchte prangte, mit einem haushohen Wall von Erde und Raſen umgeben, ließ den mit einigen Luft- und Lichtlöchern verſehenen Wall oben mit Balken und Brettern bedecken und dieſe mit Erde beſchütten, ſo daß der Baum und ſeine Frucht, wie in einem dunkeln, kühlen Keller ſtand; ſo vor den Strahlen und Gluthen der Sonne geſchützt, behielten die Früchte ihren Saft und ihr Anſehen, bis zu einer Zeit, in der es längſt keine Kirſchen mehr gab, bis zu der Zeit, da der Kronprinz Schleſien und unter anderen Städten auch Schweidnitz beſuchte. Am Tage ſeiner Ankunft ließ Frau von Dresky den Baum ausgraben, ſo daß ſeine Wurzeln mit einem großen Erdballen umgeben blieben, ließ den Baum ſammt den Ballen auf ein Geſtell von Bohlen bringen, das Geſtell auf Walzen legen und auf dieſe Weiſe den Kirſchbaum in der Nacht durch zwölf Ochſen nach Schweidnitz transportiren. Dann ließ ſie ihn vom Geſtell herunter heben, und ihn unter den Fenſtern des Kronprinzen, die nach dem Garten herausgingen, eingraben, ſo daß es ausſah, als wären die Früchte unter ſeinen Fenſtern gereift. Am Morgen ließ ſie ſich bei ihm melden und ſagte, ſie wiſſe aus Erfahrung, daß ſeine Königliche Hoheit ſich gern die Kirſchen von dieſem Baume mit eigner Hand pflückte, deshalb hätte ſie ſich erlaubt, den Baum hierher zu verpflanzen. Den Kronprinzen amüſirte dies ganz ungemein, er nahm die originelle Gabe mit lebhaftem Dank und ſichtbarer Freude entgegen und bereitete dadurch der Geberin eine ſehr große Freude, aber ſie hatte noch eine andere daran, ſowie ſie noch einen andern Zweck dabei gehabt hatte. Ein junger Mann aus edler Familie hatte in jugendlicher Unbeſonnenheit ein Vergehen begangen, daß ihm nach dem Spruch des Geſetzes auf einige Zeit ſeine Freiheit nahm; Frau von Dresky benutzte die fröhliche, freundliche Stimmung des Kronprinzen, um ihn zu bitten, ſich bei ſeinem Königlichen Vater um Begnadigung für jenen Unglücklichen zu verwenden; das wurde huldvoll zugeſagt und führte bald zum erwünſchten Ziel. Als aber am Abend deſſelben Tages, an welchem die Stadt dem Kronprinzen ein Feſt gab, der Kommandant General von Stutterheim die anweſenden Damen dem hohen Herrn präſentirte und daſſelbe auch mit Frau von Dresky thun wollte, wies das der Kronprinz mit Lachen und mit den Worten zurück: „Die brauchen Sie mir nicht zu präſentiren, die hat mir heut früh ſchon ein Regiſter meiner Jugendſünden vorgeleſen.“ — — —

Eines Abends vor dem Schlafengehen verlangte Friedrich Wilhelm IV., vielleicht nur in der Zerſtreuung, vom Kammerdiener einen Dienſt, der die Sache des Lakaien war und ſich auch wohl nur für dieſen ziemte; der Kammerdiener ſagte: „Erlauben Königliche Hoheit, daß ich den Lakaien rufe!“ da wallte, durch den Widerſpruch gereizt, der Gebieter auf und befahl ſtreng: „Ich habe geſagt, Sie ſollen es thun!“ Beſcheiden, aber feſt ſprach der Kammerdiener noch einmal: „Geſtatten Ew. Königliche Hoheit, daß ich den Lakaien rufe!“ da ſchritt der nun doppelt Gereizte heftig auf ihn zu, trat ihn auf den Fuß und rief: „Werden Sie's auf der Stelle thun?“ Der Getretene zog den Fuß nicht zurück, er blieb ruhig ſtehen und ſah ſeinem Gebieter traurig in's Auge; da erſchrak der über das was er gethan, er wandte ſich ab und ging in's Nebenzimmer; dort ging er mit ſtarken Schritten eine Zeitlang auf und ab, während der Kammerdiener jenen Dienſt nicht leiſtete, aber auch den Lakaien nicht rief, ſondern unbeweglich ſtehen blieb. Die Schritte im Nebenzimmer wurden ruhiger und hörten bald ganz auf, ein Schubfach wurde aufgeſchloſſen, und bald darauf kam der Kronprinz in's Zimmer zurück, ging mit milderem Weſen auf den Kammerdiener zu, bat ihn in liebreichem Tone: „Vergeſſen Sie, was ich that!“ nahm ihn bei der Hand, drückte ſie ihm und wollte eine goldene Doſe hineinlegen. Der überraſchte Diener ſagte, indem er die Doſe beſcheiden ablehnte: „Königliche Hoheit, eine Doſe kann das nicht gut machen!“ „Das ſoll ſie auch nicht,“ rief der Kronprinz, „ſie ſoll Ihnen nur zeigen, wie leid mir das iſt, was ich gethan habe, ſie ſoll Ihnen nur ein Zeichen ſein von meiner Liebe, von meiner herzlichen Achtung!“ Da ſtürzten dem wackern Diener die Thränen über's Geſicht, er küßte des Prinzen Hand und rief in tiefer Bewegung: „Königliche Hoheit, dann wird ſie mir ein ewig theures Andenken ſein!“ Und Herr und Diener ſind ſeitdem faſt unzertrennlich geweſen, bei jeder Gelegenheit zeichnete der hochſelige Herr ihn aus, der Diener aber hing mit einer Treue, mit einer Hingebung an jenem, die man eine mütterliche, ja bräutliche nennen möchte.

Gewiß hat der Kronprinz bei dieſer wie bei mancher andern Gelegenheit den feſten Vorſatz gefaßt, ſich nie wieder von einer heftigen Aufwallung hinreißen zu laſſen; eine ſolche Gelegenheit war bei der Thronbeſteigung, wo er, der ſich ſeiner hohen, heiligen Verpflichtungen ſo tief bewußt war, ganz gewiß auch die ſich vorhielt, daß der Herrſcher vor Allen ſich beherrſchen ſoll, wahrſcheinlich mochte er wie ſeinem Herrn im Himmel ſo auch ſeinen beſten Freunden auf Erden, ſeiner Gemahlin das Verſprechen gegeben haben, als König nur königlich zu denken, zu ſprechen, zu handeln; wenigſtens deutet darauf ein Wort mit blitzähnlicher Wirkung, das einſt bei Tafel fiel. Der neue König war durch eine Unſchicklichkeit und Säumniß eines Dieners in heftige Aufregung und zu leidenſchaftlichen Worten hingeriſſen worden; da irrte der Blick der Königin wie ſuchend im Zimmer umher. „Was ſuchſt Du?“ fragte der König, und halb ſchüchtern, halb mahnend ſprach ſie: „Ich ſuche den König.“ In demſelben Augenblick war jede Heftigkeit überwunden, ein dankbarer Blick, ein kaum vernehmbares Nicken deuteten an: Ich habe Dich verſtanden.

Das Verhältniß beider Ehegatten zu einander war ein überaus inniges, zartes. Die rückſichtsvolle Aufmerkſamkeit, die ritterliche Galanterie, die der König als Kronprinz der Braut erwieſen hatte, erwies er der Gemahlin in demſelben, ja in erhöhtem Grade.

Das Verhältniß beider Ehegatten war aber auch nicht allein ein liebreiches, ſondern ein liebliches, trotzdem oder vielleicht eben weil beide ungemein verſchieden waren, der König lebhaft poetiſch, phantaſiereich, wohl einmal in Hyperbeln ſprechend, die Königin ruhig beſonnen, durchaus wahr, des Königs Züge und Haltung beweglich und oft bewegt, die der Königin ſtets gemeſſen, ohne je abgemeſſen zu ſein, denn eine milde Mütterlichkeit belebt das große, offene und dabei doch ſinnende Auge. In der Rede wie in der Richtung wendete ſich der König oft zu ihr und machte ſie mit Mienen und Worten auf das aufmerkſam, was intereſſant für ſie ſein konnte, mehr mit ihr als mit ſich beſchäftigt. Das zeigte ſich auch in der Krankheit im Jahre 1859, wo er ſeinen Geburtstag ganz vergeſſen, aber ſich anhaltend und lebhaft mit dem der Königin beſchäftigt hatte. Was irgend im Leben Beide berührt, das theilen ſie ſich mit, es müßte denn etwas Unangenehmes ſein, womit die Königin den Gemahl gern verſchonte, wenn's möglich war, denn ihr Zuſammenleben war viele Jahre ein faſt unausgeſetzt heiteres. Der König hatte von jeher die Gabe, das, was hinter ihm lag, ganz hinter ſich liegen zu laſſen, und wenn ein Geſchäft beendet war und wenn es das unangenehmſte geweſen, ſogleich zu einem andern, angenehmen, oder auch zu einer fröhlichen Unterhaltung, nicht etwa nur mit äußerlicher Theilnahme, nein, mit ganzem ungetheiltem Herzen überzugehen. Dies erklärt wenigſtens zum Theil die ihm innewohnende beiſpielloſe Arbeitskraft.

Der Geheimrath von L., der mit ihm, als er noch Kronprinz war, und der Miniſter von T. der mit ihm, als er noch König war, viel gearbeitet, verſicherten, ſie wären oft nach vielſtündiger Thätigkeit mit ihm ſo erſchöpft geweſen, daß ſie mit einer Ohnmacht gekämpft, ſo abgeſpannt, daß ſie nach beendeter Arbeit nicht eſſen, nicht ſchlafen, kaum noch etwas klar denken konnten; während der König in derſelben Friſche wie zu Anfang der Arbeit geblieben und ſofort auf etwas anderes mit unerſchöpfter Kraft und unerſchöpflicher Laune übergegangen war. Dieſe raſtloſe Rührigkeit hatte für ſeine nächſte Umgebung etwas ſehr Aufregendes aber dadurch für viele auch Aufreibendes. Mancher, der früher lächelte, wenn er von Nervenſchwäche reden hörte, iſt in des Königs Nähe nervös geworden, und das lange und eigenthümliche Nervenleiden, dem der Kabinetsrath Niebuhr erlag, hat wohl zum Theil auch ſeinen Grund in jener königlichen Eigenthümlichkeit. Herr von Niebuhr kam auf Empfehlung von Alexander von Humboldt in des Königs Nähe. Das Jahr 1848 veranlaßte den König zu ſo vielen Schreiben, die nicht eigentlich durch das Kabinet und die Behörden gehen konnten, und die der König oft viele ganze Nächte hintereinander eigenhändig verfaßte, daß die Aerzte die allerſchlimmſten Folgen befürchteten und der König endlich nachgab und Herrn von Niebuhr von Magdeburg, wo er damals Aſſeſſor war, zu ſich berief, damit ihm derſelbe einen Theil ſeiner Correſpondenz beſorgte. Es muß ſehr ſchwer, wenn nicht unmöglich ſein, für einen ſolchen Herrn, in deſſen Sinn und Seele einen Brief zu ſchreiben; iſt ſeine Form ſchon nothwendig eine durchaus unnachahmliche, ſo muß auch der Inhalt der Schreiben oft von keinem andern als von ihm ſelbſt geſagt werden können; ja, wenn man ihn auch errathen hatte, geſagt werden dürfen; das zeigte ſich ſchon beim erſten Briefe, den Herr von Niebuhr ſchrieb; er entſprach ſo wenig dem, was der König gewollt und dem, wie er ſich's gedacht, daß der hohe Herr ganz außer ſich war, und ein ganzes Jahr verging, ehe Herr von Niebuhr wieder einen Auftrag erhielt. Das war eine peinliche Stellung für ihn! Seinem tiefen Wiſſen, ſeiner hohen Begabung gelang es mit der Zeit, ſich dem König unentbehrlich zu machen, ſo daß er ihn mit beſonderm Vertrauen und in mannigfachſter Weiſe beſchäftigte, wodurch Herr von Niebuhr freilich vielen, die darin eine Beeinträchtigung ihrer Wirkſamkeit ſahen, ſehr unbequem und unangenehm wurde.

Etwas unbequem, wenn das Wort hier erlaubt iſt, war des Königs ſtets ſchlagfertige witzige Rede, zuweilen für diejenigen, die eben bei ihm eintraten, die er mit einem ſolch fröhlichen Witzwort empfing, und die, wenn ſie nicht ganz beſondere Geiſtesgegenwart hatten, oft nur mit einer heitern Miene antworten konnten, die ein Vergnügtſein ausdrücken ſollte, aber wenn ſie ehrlich geweſen wäre, ein Verdrießlichſein ausgedrückt hätte; ſo empfing er Nagler, der ſich als General-Poſtmeiſter in ſeiner nicht ſehr geſchmackvollen Uniform (orange mit Gold geſtickt) präſentirte mit den Worten: „Sieht der Mann nicht aus, als komme er eben aus der Broncefabrik?“ ſo begrüßte er den hannoverſchen Geſandten Ompteda, der oft verreiſt war, bei ſeiner Wiederkehr mit den Worten: „Ompte da, Ompte dort, Ompte da."

Ein junger Herr aus einer dem Hofe naheſtehenden Familie hatte ſein Examen für die diplomatiſche Carrière gemacht, aber nicht glücklich, ſo daß er's noch einmal machen ſollte; als er kurz nach dem unglücklichen Examen an den Hof kam, gratulirte ihm die Kronprinzeß, die nur wußte, daß er es gemacht, aber nicht wie, zum glücklich überſtandenen Examen; da rief ihr der Kronprinz zu: „Er hat's ſo gut gemacht, daß die Examinatoren alle gerufen haben: da capo!" — Das war ſicher auch einer von den Einfällen, den er gern wieder zurückgehabt hätte, denn nichts lag ihm ferner, als gerade abſichtlich weh zu thun, aber es iſt das eine Eigenthümlichkeit aller Witzigen, daß ſie faſt außer Stande ſind, einen witzigen Einfall zurückzuhalten. Doch fallen jene Einfälle ſämmtlich in die Zeit, da er noch Kronprinz war; in dieſe Zeit fällt auch folgende Mittheilung, die hier erzählt aber nicht verbürgt wird.

Bei einem Morgenſpaziergange ſah der Kronprinz in der Nähe von Sansſouci einen Knaben ſtehen, der in der einen Hand einen Brief, in der andern einen vor einen Karren geſpannten Eſel hielt; der Knabe blickte ängſtlich um ſich her, als ob er rathlos wäre, und fing endlich an zu weinen, da fragte ihn der Kronprinz was ihm fehle und hörte, daß der Knabe den Brief da oben im Schloſſe an eine Küchenfrau abgeben ſolle. „Nun ſo thue das doch!" ſagte der Kronprinz. „Ja," erwiderte der Knabe, „dann läuft mir der Eſel davon." „So binde ihn doch hier an das Stacket!" „So klug würde ich ſelber ſein, aber dann ſcheuert er ſo lange mit dem Kopf am Zaune, bis er die Halfter abgeſcheuert hat, und und dann krieg' ich Prügel, und wenn ich den Brief nicht beſtelle, krieg' ich auch Prügel, und ſo krieg ich auf jeden Fall Prügel."

Der Kronprinz ſah ſich ringsum und ſprach: „Wenn doch Jemand da wäre, dem ich ſagen könnte, daß der den Eſel ſo lange hielte." „Iſt aber doch Niemand da," ſagte der Junge, ſah dann den freundlichen Herrn bittend an, und ſprach: „Ach wären Sie wohl ſo gut und hielten mir den Eſel einen Augenblick, ich ſpringe geſchwind hinauf und bin gleich wieder hier. Der Kronprinz lachte und ſagte: „Gieb her den Strick, aber mach geſchwind." Der Knabe lief in vollem Springen, aber — kam nicht wieder. Minute auf Minute verging, dem hohen Hüter wurde die Zeit ſehr lang, denn der Eſel wurde von Fliegen und Bremſen geplagt, wurde ſehr unruhig und wollte durchaus nach Hauſe. Vergebens ſah ſich der Kronprinz nach allen Seiten um, ob nicht Jemand käme, der ihn ablöſte, aber es kam Niemand, und ſo hielt er denn ſein Wort und den Eſel, bis endlich nach länger als einer Viertelſtunde der Junge in vollem Springen den Berg herunter kam, voller Freude erzählte, er hätte die Frau erſt gar nicht finden können, nachdem er ſie aber endlich gefunden, habe ſie ihm zwei Groſchen geſchenkt, und weil er den Eſel ſo ſchön gehalten, ſolle er einen davon nehmen, damit reichte er ihm die Hälfte ſeines Trinkgeldes hin. Vergebens wies der Kronprinz ihn lachend zurück, der Junge bat ſo zutraulich, ſo dringend, er möge ihm doch die Liebe erweiſen und den Groſchen nehmen, daß der Kronprinz nachgab, den Groſchen in die Weſtentaſche ſteckte, ſich ſchön bedankte und heimkehrte. Als er zu ſeiner Gemahlin kam, ſagte ſie: „Du haſt mich heut recht lange warten laſſen!" „Ich habe mir erſt etwas verdienen müſſen!" „Was denn?" Der Kronprinz nahm das Biergeld, das er empfangen, aus der Taſche, legte es auf die flache Hand, hielt es hin und ſagte: „Den Groſchen hier!" „Womit denn?" „Ich habe einen Eſel gehalten."

Dieſe Begebenheit wird von Einigen für eine unbeſtrittene Thatſache erklärt, von Andern bezweifelt; jedenfalls fehlt es ihr nicht an innerer Wahrheit, denn beide: die Gewiſſenhaftigkeit, mit der er dem armen Knaben gegenüber ſeine übernommene Verpflichtung erfüllte (wie Mancher würde den Eſel an das Stacket gebunden haben!) — der Humor, den er dabei zeigte, beide gehörten zu ſeinen Eigenthümlichkeiten.

Dieſen Humor ließ er frei walten in den kleinen Abendzirkeln, in denen geiſtreiche Spiele, muſikaliſche Aufführungen und dergleichen ſtattfanden, und manche Hofdame iſt bei ſolchen Gelegenheiten der Gegenſtand ſeiner ungezügelten Einfälle geweſen.

Wenn ſolche kleine Wehthaten gern getragen wurden, weil jeder ſich ſagte, daß der König nie wehe thun wollte, ſo vermochte er auch auf liebenswürdige Weiſe wohl zu thun. In der Zeit, da die Fürſtin von Liegnitz erſt kürzlich Gemahlin Friedrich Wilhelm III. geworden und ihre Aufnahme nicht bei allen Mitgliedern der Königlichen Familie eine herzliche war, mußte in einem Geſellſchaftsſpiel jeder ſeine Lieblingsblume nennen. „Meine Lieblingsblume," rief der Kronprinz mit einem innigen Blick auf die Fürſtin, „iſt ein Stiefmütterchen!" und als er bemerkte, wie dankbar froh ſie das aufnahm, ſchenkte er ihr bald darauf ein Geſchmeide, deſſen Edelſteine lauter Stiefmütterchen darſtellten; die Fürſtin aber überwand nach und nach durch ausdauernde Demuth und edlen Sinn alle Vorurtheile und erwärmte die Herzen endlich zu inniger Zuneigung, namentlich gelang ihr das bei der damaligen Großfürſtin, ſpäteren Kaiſerin von Rußland, durch einen Zug, der wohl der Aufbewahrung werth iſt. Friedrich Wilhelm III. beſaß einen Zobelpelz von außerordentlicher Schönheit, den einſt die Königin Louiſe vom Kaiſer Alexander geſchenkt bekommen, ſeine älteſte Tochter hatte öfter ſchon den Wunſch nach dem Beſitze dieſes ſchönen Pelzes blicken laſſen, ohne ihn erfüllt zu ſehen. Am Geburtstage der Fürſtin von Liegnitz gab der König ihr die koſtbare Gabe mit andern reichen Geſchenken; als er ſie fragte, ob ſie denn zufrieden ſei, erwiderte ſie, ſie ſei überreich beſchenkt und doch habe ſie noch eine Bitte auf dem Herzen, wenn der König ihr die noch erfülle, dann ſei ſie ganz glücklich. Der König ſagte: „Im voraus verſpreche ich nichts, Du weißt aber, daß ich Dir jeden Wunſch gern erfülle, der recht und billig iſt, alſo ſprich!" Da ſagte ſie, das Geſchenk jenes Pelzes bedrücke ſie, die Gabe ſei zu koſtbar, auch fühle ſie, wie die älteſte Tochter daran viel mehr Anſprüche habe, wolle der König ihr eine recht große Geburtstagsfreude machen, ſo möge er der Tochter den Pelz geben, aber ja nichts von ihrer Bitte erwähnen. Da ſagte der König bewegt: „Sie ſoll den Pelz haben, aber wiſſen muß ſie's, daß das von Dir ausgeht, damit ſie Dich kennen lernt, wie ich Dich kenne." Der König that, was er geſagt und erreichte, was er gewollt. Auch er wußte mit einer großen Anmuth zu ſchenken, ſo fand der Kronprinz einſt auf ſeinem Weihnachtstiſch zwei Situationspläne, auf dem einen ein einfaches Landgut mit Aeckern und Wieſen, auf dem andern eine Königliche Villa mit dazu gehörigen Gebäuden und großartigem Park, auf dem erſten war Charlottenhof gezeichnet, wie es damals war, der zweite ſtellte es nach einem Schinkel'ſchen Entwurf ſo dar, wie es durch den Kronprinzen werden ſollte, dabei lag die Schenkungsurkunde des Guts und eine Anweiſung zu den Baukoſten. Welch durchgebildeter Geiſt dazu gehörte, dem Beſitzthum ſeine jetzige wunderbar anziehende Geſtalt zu geben, kann nur der erfaſſen, der es einſt als ſumpfige Wieſe und unfruchtbaren Acker gekannt hat.

Auch Friedrich Wilhelm IV. gab mitunter reiche Gaben, ſinnreich waren ſie immer, ſo gab er dem Hofſchlächter Rabe in Potsdam, der ihn zu Weihnachten mit Wurſt beſchenkt, als Gegengabe eine goldene Doſe, die in Form einer Wurſt gearbeitet war, darauf die Worte: Wurſt wieder Wurſt. Aber wie gern er auch gab und vergab, er konnte auch verſagen. Gleich nach ſeiner Thronbeſteigung ſchrieb eine Tänzerin an ihn, wie ſein Hochſeliger Vater ihr alljährlich ein Weihnachtsgeſchenk von vierzig Friedrichsd'or gemacht, wie ſie, da dieſe Gabe niemals ausgeblieben, ſie als einen Theil ihres Gehalts angeſehen und ihren Haushalt danach eingerichtet habe, ihre Verlegenheit daher groß ſein würde, wenn dieſe Einnahme künftig wegfallen ſollte, und ſie deshalb die frohe Zuverſicht hegte, Seine Majeſtät würde ihr dieſes Gnadengeſchenk ferner gewähren. Der König ſchrieb an den Rand der Bittſchrift: „Non."

Ein Friſeur wandte ſich in derſelben Periode an ihn, bezog ſich darauf, daß der König (deſſen Haupthaar ſchon ungewöhnlich früh dünn war und ſpäter faſt ganz ausging) ſchon als Kronprinz immer von ſeinem Haarwuchs befördernden Oel gebraucht, und daß der Bittſteller deshalb die Hoffnung und Bitte wage, der König würde ihn mit dem Prädikat Hoffriſeur beglücken. Der König ſchrieb an den Rand: „Wenn's wird geholfen haben.“

Daß der, der ſelbſt in die trockenen Geſchäfte hinein Humor brachte, ihn bei der Tafel nicht verſchmähte, verſteht ſich wohl ungeſagt. Es herrſchte während derſelben faſt unausgeſetzt eine heitere Stimmung, und wenn auch die Gäſte dabei nie vergaßen, daß ſie an einer Königlichen Tafel waren, ſo beherrſchte der König, der eigentlich die ganze Tafel wie der Muſik-Director ein Orcheſter leitete, und dabei ſtets die erſte Violine ſpielte, doch die Stimmung ſo vollkommen, daß nie etwas Störendes aufkommen konnte.

Wenn der König jeder Art von Prüderie fremd war in Dingen, die zu den natürlichen Dingen und Bedürfniſſen gehörten, ſo blieb doch Alles zweideutige, obſcöne entſchieden fern, es konnte wohl einmal ein Wort fallen gegen das die Sitte, aber niemals gegen das die Sittlichkeit etwas einzuwenden hatte. Wenn der König einmal, was freilich nicht oft vorkam, einen Abend ganz für ſich, das heißt im kleinſten häuslichen Zirkel, nur mit der Königin, ihren Hofdamen, den dienſtthuenden Kammerherrn und Adjutanten und vielleicht einen oder einigen Gäſten verlebte, dann war er ganz beſonders innerlich vergnügt, es war, als fühlte man es ihm an, wie wohl ihm dieſe Häuslichkeit that. Der Abend ging dann ſtill traulich hin, in einem Gleichmaaß, das ſelbſt äußerlich nicht einmal durch die Abendtafel unterbrochen wurde. Eine Hofdame machte den Thee in der Geſellſchaft auf einem runden Tiſch, der dicht an dem ſtand, an dem das Königspaar ſaß, der Thee wurde aus einfachen Taſſen getrunken und Backwerk und Butterbrot dazu gegeben. Da kam es vor, daß einmal, nachdem der König von dem Präſentirteller genommen, der Lakai weiterging, der König ihn am Arm faßte, ihn zurückzog, zu demſelben ſagte: „Nee, liebe Seele, ich habe noch lange nicht genug!“ und ſich nun noch eine tüchtige Portion nahm. Kam die Stunde des Abendbrots, ſo wurde die Tafel nicht gedeckt; vor jedem Anweſenden wurde ein runder Strohteller, neben demſelben ein ſchmaler, in der Form eines Unterſatzes zu einer Lichtſcheere, hingeſtellt, auf den runden wurde der Teller, auf den länglichen Meſſer und Gabel gelegt; die Lampen, die Bücher und Zeitungen des Königs, die Stickerei der Königin blieben auf dem Tiſche liegen. Jeder nahm oder nahm nicht einen Teller mit Speiſe aus der Hand des präſentirenden Lakaien, der zugleich mit der Flaſche Wein umherging, um dem, der danach verlangte, einzuſchenken. Der König trank in der Regel gar keinen Wein. Hatte man abgegeſſen, ſo wurde ebenſo unbemerkt das Geräth wieder fortgenommen, die Unterhaltung war durch die Tafel auch nicht einen Augenblick unterbrochen oder geſtört worden.

Man fühlte in dieſem kleinen Zirkel wohl, daß man bei ſehr wohlwollenden, bei ſehr feingebildeten Menſchen, man fühlte vor Allem, daß man bei einem glücklichen Ehepaar zu Gaſte war, aber daß man bei Hofe, daß der Hausherr der Landesherr, die Hausfrau die Landesmutter war, davon empfand man nichts, und wenn es einmal zur Sprache kam, ſo geſchah es auf eine Weiſe, daß man's eben nur mit Luſt empfand. So ſagte einmal der König, nachdem ſchon die Rede von fremden hohen Herrſchaften, die kommen wollten, geweſen war, zur Königin: „Du, die — kommen auch!“ „Was wird das wieder koſten!“ ſagte die Königin, und der König erwiderte mit einem leichten Achſelzucken: „Dafür ſind wir eine Großmacht, das bringt's Geſchäft mit ſich!“

Zuweilen theilte der König etwas aus Zeitungen mit, von denen ein ganzes Heer auf dem Tiſche lag. Der König beherrſchte dies Heer mit Hülfe eines andern, das, wenn nicht das muthigſte, doch das anmuthigſte war, das je für einen Herrſcher gekämpft. Da er unmöglich alle Zeitungen leſen konnte, las die Königin ſie für ihn und die Hofdamen mußten ihr dabei behülflich ſein, jeder wurden eine Anzahl von Zeitungen zugetheilt, die ſie durchleſen, und diejenigen Stellen, von denen ſie glaubten, daß ſie der Mittheilung werth ſeien, mit einer beſonderen Marke bezeichnen mußten; darauf las die Königin die markirten Stellen durch und wählte aus ihnen wieder diejenigen aus, auf welche ſie mit einer anderen Marke den König hinweiſen wollte. Die Hofdamen mußten auf die Art viel Politik treiben, wenn auch nicht mehr als ihnen gut, ſo doch mehr als ihnen lieb war.

Worauf auch die Rede kam, es ſei das Alltäglichſte oder Sublimſte, überall war der König zu Hauſe. Daß er ſprechen konnte wie kein Anderer, iſt bekannt, ſeine Reden haben die Reiſen um die Welt gemacht. Weniger bekannt iſt, daß er hören konnte, wie kein Anderer; nicht nur, daß er die leiſeſte Andeutung verſtand, dem entwickeltſten Ideengange folgte, er hörte auch der beſchränkten, der breiten, der befangenen Rede mit mehr als Geduld, mit liebreicher Theilnahme zu. Wo er befriedigt war, zeigte ſich das oft durch einen lauten Ausbruch, zum Beiſpiel: prächtig! deliciös! wo er nicht befriedigt ſein konnte, durch ein freundliches Nicken mit dem Kopf, durch ein mildes, theilnehmendes Hm! oder auf irgend eine Weiſe, die dem Stockenden Muth, dem Bittenden Hoffnung gab. Und das that ein König, von dem ein engliſcher Staatsmann ſagte: Friedrich Wilhelm IV. iſt von allen Monarchen, die je geherrſcht haben, der Einzige, der, wenn er vom Thron ſtiege, in jeder beliebigen Wiſſenſchaft ſein Brot als Profeſſor finden könnte.

Er ſchien unermüdlich und doch wurde er müde, da der Lebensabend nahte; das fühlten die ihm Naheſtehenden kurz bevor der Schlaganfall ihn im Herbſt 1857 traf. Er hatte die Mitglieder des in Berlin verſammelten evangeliſchen Bundes nach Potsdam eingeladen, und redete dort mit Vielen von ihnen. Zu einem ihm bekannten Geiſtlichen, dem jüngeren Strauß, deſſen Mutter kürzlich geſtorben, ſprach er: „Ihr Mütterchen iſt nun auch zur Ruhe — ach ich ſehne mich auch recht nach der Ruhe!“ Wenige Tage darauf gab ihm jener Anfall, wenn auch noch nicht die ewige Ruhe, doch das Ausruhen von ſeinem königlichen Beruf.

Vor zwanzig Jahren hatte er geglaubt noch zwanzig Jahre zu leben. Bald nach ſeinem Regierungsantritt hat er den General-Gartendirector Lenné zu ſich kommen laſſen und zu ihm geſprochen: „Der Herzog von Deſſau hat aus ſeinem Lande einen Garten gemacht, das kann ich mit dem meinen nicht, dazu iſt's zu groß, aber aus der Umgegend von Berlin und Potsdam könnt' ich einen Garten machen, ich kann vielleicht noch zwanzig Jahre leben, in der Zeit läßt ſich ſchon etwas ſchaffen, machen Sie mir einen Plan mit Rückſicht auf die Worte, die ich eben zu Ihnen geſprochen!“

Zwanzig Jahre ſpäter ruhte das Herz des Königs in der Gruft ſeiner Eltern.

Friedrich Wilhelm IV.

Von Laſſon.

Ein Ereigniß, lange erwartet, aber deshalb nicht weniger ſchmerzlich empfunden, hat den Anfang des Jahres 1861 bezeichnet. Friedrich Wilhelm IV. iſt nicht mehr. Es iſt wohl eine Pflicht dieſer Blätter, der Erinnerung an dieſen Fürſten, der als Menſch ſo hoch begabt, wie als Fürſt für Preußens und Deutſchlands Größe begeiſtert war, noch einen weiteren Ausdruck zu geben.

Friedrich Wilhelm IV. wurde am 15. October 1795 geboren. Die erſten Jahre verlebte er unter der treuen Obhut eines Elternpaares, das alle Tugenden innigen Familienlebens von der Höhe des Thrones aus leuchten ließ. Es genügt, den Namen ſeiner hochherzigen Mutter, der edlen Louiſe, zu nennen, um die heiligſten Erinnerungen des preußiſchen Volkes wachzurufen. Die ſittliche Tüchtigkeit und im Innerſten geſunde Natur des Vaters, des „Heldenkönigs" Friedrich Wilhelm III., begegnete beim Sohne von früh an einer tief gewurzelten, nie ſich verleugnenden Pietät. Frühzeitig erweckte Wort und Lehre der Mutter in dem Knaben die Liebe zum deutſchen Vaterlande. Deutſche Geſinnung konnte ſpäter der König als das Erbtheil ſeiner unvergeßlichen Mutter bezeichnen. Mit äußerſter Sorgfalt wurde des jungen Prinzen Erziehung geleitet. Sein Erzieher, der ſpätere Geheime Rath und Superintendent Delbrück († 1830), ein wackerer und durchaus achtungswerther Mann, ſtand ſeinem wichtigen Amte in den Jahren 1800—1809 vor. Der Zögling hat ihm immer eine dankbare Erinnerung bewahrt. Mit ungewöhnlicher Schnelligkeit entfalteten ſich die herrlichen Anlagen des Kronprinzen, und die ſchönſten Hoffnungen bauten Alle, die ihm nahe kamen, auf ſeine weitere Entwickelung. Eilf Jahre zählte der Kronprinz, als im franzöſiſchen Kriege jene entſetzliche Kataſtrophe eintrat, die den preußiſchen Staat an den Rand des Verderbens zu bringen ſchien. So griff das allgemeine Unglück des Staats und das beſondere der königlichen Familie in das Leben des Knaben hinein; er theilte die Flucht ſeiner Eltern an die äußerſten Grenzen des Königreichs, die mehr als bürgerliche Beſchränkung, die dem königlichen Hausſtande auferlegt war, alle dieſe großen und kleinen Bedrängniſſe, die des ganzen Landes Elend der königlichen Familie ſo nahe brachten; und das jugendliche Gemüth kann nicht ohne tiefe Eindrücke geblieben ſein bei dem allgemeinen Zuſammenſturz, in dem ſich ſo viele Schuld mit ſo vieler Schwäche verbunden zeigte. Zu dem Unglück, das aus den Einbußen des Staates entſprang, kam in dem Tode der edlen Königin (19. Juli 1810) ein unerſetzlicher Verluſt für die königliche Familie, ein Verluſt, der bis ins innerſte Herz traf. Wie der König eine innig geliebte Gemahlin, ſo betrauerte der Kronprinz eine angebetete Mutter. Aber eben dieſe Jahre boten zugleich das Schauſpiel eines durch weiſe und kräftig durchgeführte Reformen neu belebten Staatsweſens, eines herrlichen Aufſchwungs des Volksgeiſtes, und zeigten den Triumph der Vaterlandsliebe und des Nationalgefühls. Als der glorreiche Kampf des Jahres 1813 begann, war der Prinz noch zu jung, um irgend wie eine ſelbſtändige Thätigkeit zu entfalten. Aber er zog mit hinaus in das Feld, wo die Schlachten der Freiheit geſchlagen wurden, und das alte Erbtheil des Hohenzollerngeſchlechts, kriegeriſche Tapferkeit, verleugnete ſich auch bei ihm nicht. Beſonders in der Schlacht bei Groß-Görſchen gab der Kronprinz herrliche Beweiſe von kriegeriſchem Ungeſtüm und Heldenmuth.

Von der früh gereiften geiſtigen Entwickelung des Kronprinzen giebt es einen Beweis in einem Selbſtgeſpräch, das er am 17. October 1808 beim Antritt ſeines vierzehnten Lebensjahres in Königsberg aufgezeichnet hat. Schon in dieſem frühen Alter bricht die geiſtreiche, tief erregte Anlage des hohen Geiſtes hindurch, und ein Theil der Ueberzeugungen, die in ſeinem ſpäteren Leben ſeine Leitſterne waren, kam ſchon hier in edelſter Weiſe zum Vorſchein. Schon damals erſcheinen ihm „Wahrheit und Recht und die ſtandhafte Liebe beider als das wirkſamſte Mittel der inneren Ordnung und der äußeren Sicherheit aller geſellſchaftlichen Verhältniſſe, welchen am beſten gerathen iſt, wenn unter dem Einfluſſe zweckmäßiger Bildungsanſtalten Kirche und Staat, Kunſt und Wiſſenſchaft, Gewerbe und Verkehr unter dem Geſichtspunkte göttlicher Weltordnung zu einem Ganzen ſich vereinigen.“ Schon hier zeigte ſich eine für dieſe Jugend außerordentliche Kraft des Gedankens und ein ſchönes Intereſſe an der edelſten geiſtigen Beſchäftigung; eine Strenge und Gewiſſenhaftigkeit, die Gewohnheit, auf ſich zu achten, ſowie die Spuren jener Sprachgewalt und phantaſievollen Eigenthümlichkeit des Styls, die dem dereinſtigen Herrſcher in ſo ausgezeichnetem Grade eigen war. Als dem Knaben am 18. Januar 1808 die Würde eines Rectors der Univerſität Königsberg übertragen wurde, hätte die gelehrte Körperſchaft wohl ein gelehrteres Haupt erwählen können, aber ſicher keines, das für die Herrlichkeit der Wiſſenſchaften eifriger erglüht geweſen wäre. Am 20. Januar 1813, kurze Zeit vor dem Aufbruch zum Freiheitskriege, ward der Kronprinz zu Potsdam confirmirt.

Die weitere Erziehung des Kronprinzen leiteten beſonders Niebuhr als Lehrer der Geſchichte, Ancillon und Savigny als Lehrer der Politik und Jurisprudenz, während Scharnhorſt und v. Kneſebeck denſelben in den militairiſchen Wiſſenſchaften unterwieſen. Die geiſtige Ausbildung des Zöglings entſprach den Bemühungen ſo ausgezeichneter Männer. Friedrich Wilhelm IV. hat von ſeiner Jugend an den Wiſſenſchaften nicht bloß eine aufrichtige Liebe gewidmet; er hat in mehr als gewöhnlicher Weiſe ihre ſchönſten Früchte ſich ſelbſtändig angeeignet. In ſeiner Seele lag ein tiefes Bildungsbedürfniß, das ihn jedes, was ihn geiſtig fördern konnte, mit Freude ergreifen ließ. Ein lebhaftes Intereſſe beſeelte ihn von früh an für die ſchönen Künſte, die ihm ſeine leicht bewegliche Phantaſie und ſein zartes Gefühl beſonders nahe legte. Er hat es vorzüglich in Baukunſt und Malerei zu einer gründlichen Kennerſchaft nicht allein, ſondern auch zu eigner Production gebracht. Die lebendige Bewegung der deutſchen Litteratur am Anfange dieſes Jahrhunderts konnte an dem aufgeweckten Geiſte des jungen Fürſten nicht ohne bleibende Anregung vorübergehen. Bei ſeinem Aufenthalte in Paris im Jahre 1814, als er mit den ſiegreichen Heeren der Alliirten dorthin gekommen war, intereſſirte ihn an der großen Hauptſtadt nichts ſo ſehr, wie die in ſo vielen Kriegsjahren erbeuteten und geraubten und im Louvre zu einem Muſeum einziger Art verſammelten Kunſtwerke, die er mit merkwürdiger Ausdauer zum Gegenſtande tiefſten Studiums machte. So ſammelten ſich in des Kronprinzen edlem Geiſte die ſchönſten Richtungen des deutſchen Geiſtes und verbanden ſich mit jener ſittlichen und religiöſen Grundſtimmung, mit jener geiſtigen Lebendigkeit und bildſamen Phantaſie zu einem harmoniſchen Ganzen, das wohl Bewunderung und Liebe überall gewinnen mußte. Es muß eine herrliche Perſönlichkeit geweſen ſein, dieſe begabte, mit reichen Schätzen der Bildung ausgeſtattete, für das Beſte und Edelſte glühende Jünglingsſeele auf den Höhen des Lebens, und es mußte dem Vaterlandsfreunde die freudigſten Hoffnungen erwecken, daß die Geſchicke des Vaterlandes einſt in ſolchen Händen ruhen ſollten. Niebuhr beſonders, ein Mann, deſſen Grundſtimmung doch als eine ſehr trübe und melancholiſche bezeichnet werden kann, giebt in ſeinen Briefen dieſen Gefühlen Ausdruck und äußert ſich mit wahrhafter Begeiſterung über die herrlichen Eigenſchaften ſeines königlichen Schülers. „Ich habe nie eine ſchönere Jünglingsnatur geſehen.“ — „Sein Herz iſt ſo tief bewegt, wie ſeine

Phantaſie leicht beflügelt." — „Man kann von ihm für Preußen und Deutſchland große Tage verheißen." — „Er gewinnt die Herzen aller derer, die ſich ihm nähern." — „Seine innere Reife iſt bewunderungswürdig." — „Man ſollte Gott auf den Knieen danken, daß das Land einen ſolchen Thronerben hat, der in ganz Europa nicht ſeines Gleichen hat." — Das ſind Urtheile Niebuhr's aus der Zeit von 1814—25.

Auch das ſpätere Leben des Kronprinzen bis zu ſeiner Thronbeſteigung war am allermeiſten der Ausbildung dieſes edlen Geiſtes gewidmet; mit beſonderer Ausdauer widmete er ſich der politiſchen und militairiſchen Thätigkeit. Als Mitglied des Staatsrathes ſeit 1819 wandte er den öffentlichen Angelegenheiten ein aufmerkſames und eifriges Streben zu. Während der Abweſenheit des Königs zum Congreß von Verona 1822 war der Kronprinz Stellvertreter des Vaters. Seit 1822 zum Vorſitzenden der Commiſſion für Errichtung der Provinzialſtände ernannt, ſammelte er die reichſten Erfahrungen auf einem Gebiete, auf dem ſich während ſeiner Regierung ſeine organiſatoriſche Kraft am meiſten bewähren ſollte. Vielfache Reiſen, der vertraute Umgang mit hervorragenden Künſtlern und Gelehrten erhielt ſeinen Blick offen für die höchſten geiſtigen Intereſſen. Im Jahre 1838 auf einer Reiſe durch die Rheinlande nahm er die begeiſtertſten Huldigungen entgegen und befeſtigte die enge Verbindung der neu gewonnenen Provinzen mit dem Staate und dem Königshauſe. Im Jahre 1818 beſuchte er Rußland, 1828 Italien und 1833 bereiſte er noch einmal die nördlichen Theile dieſes Landes. Seine ernſte Theilnahme für die Angelegenheiten der Alterthumswiſſenſchaft bewies die Uebernahme des Protektorats des Inſtituts für archäologiſche Correſpondenz, das Gerhard in Rom gegründet hatte. Im Jahre 1827 traf der Kronprinz mit Goethe zuſammen, und dieſer ſagt darüber: „Er war gegen drei Stunden bei mir und es kam mancherlei zur Sprache, welches mir von dem Geiſt, Geſchmack, den Kenntniſſen und der Denkweiſe dieſes jungen Fürſten eine hohe Meinung gab." Und noch ſpäter äußerte er: „Große Hoffnung ſetze ich auf den jetzigen Kronprinzen von Preußen. Nach alledem, was ich von ihm kenne und höre, iſt er ein ſehr bedeutender Menſch." Am 29. November 1823 begründete der Kronprinz ſein häusliches Glück durch ſeine Vermählung mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Baiern. Es war ihm vergönnt, gleich ſeinem erhabenen Vater, ſeinem Volke ein Muſter ehelicher Liebe und Treue zu geben. Die beiden königlichen Gatten haben in treuer Eintracht und Innigkeit zu einander geſtanden in Freude und Leid. Noch iſt die hingebende Liebe in friſcher Erinnerung, mit welcher die edle Königin dem Gemahl in den drei Jahren des ſchmerzlichſten Leidens beigeſtanden. Wie innige Gefühle der König zu ſeiner Gemahlin gehegt hat, davon legt die nach ſeinem Tode veröffentlichte Verfügung, die er über ſein Begräbniß getroffen hat, das rührendſte Zeugniß ab. Auch dem Lande iſt die Königin Eliſabeth durch ihren mildthätigen, frommen Sinn und ihre hilfsbereite Hand theuer geworden.

Friedrich Wilhelm IV. war ſchon als Kronprinz eine volksbeliebte Perſönlichkeit. Als Chef des zweiten Armeekorps und Statthalter von Pommern vermochte er, ſeine edlen Eigenſchaften in weiteren Kreiſen geltend zu machen und ſich bei Allen, die ihm nahe kamen, Liebe und Vertrauen zu gewinnen. Beſonders ſein ſchlagfertiger Witz wurde im Volke gerühmt. Der Zauber ſeiner Perſönlichkeit, ſeine liebenswürdige, herzgewinnende Freundlichkeit und ſeine hohe geiſtige Bildung gewannen ihm die allgemeinſte Bewunderung. Er war entſchieden der gebildetſte Fürſt ſeiner Zeit; an ſeinem reichen Verſtande, an ſeinem für das Gute begeiſterten Willen vermochte Niemand zu zweifeln. Kein Wunder, daß man auf ſeine dereinſtige Regierung die ſchönſten Hoffnungen ſetzte.

Es kam das Jahr Vierzig, das ſo oft einen Wendepunkt in der Geſchichte Brandenburgs und Preußens bezeichnet hatte, und mit ihm das ſchmerzliche Ereigniß, das Friedrich Wilhelm IV. auf den Thron des ſchönſten Reiches berief. Nach ruhmvoll vollbrachtem Tagewerk beſchloß Friedrich Wilhelm III. lebensmüde ſeine durch ſo große Wechſelfälle bezeichnete königliche Laufbahn. Der allgemeine Schmerz des Volkes, das dieſen König mit wahrer Liebe verehrt hatte, begleitete ihn in's Grab. Aber an der edlen Geſtalt ſeines Nachfolgers richteten ſich getröſtet alle Gemüther auf ,und unter den außerordentlichſten Erwartungen begann Friedrich Wilhelm IV. ſeine Regierung. Gleich ſeine erſten Regierungshandlungen rechtfertigten die hochgeſpannteſten Hoffnungen. Man fühlte, daß dies ein wahrer König ſei. Dies lebendige, tiefe Gefühl, der hinreißende Schwung der Beredtſamkeit, die großen, wahrhaft königlichen Geſichtspunkte, die er ausſprach, riſſen Preußen, Deutſchland, Europa zu allgemeiner Bewunderung hin. Es wird uns jetzt ſchwer, uns in die Stimmung ungetheilter Begeiſterung zu verſetzen, die ſein erſtes Auftreten begleitete. Und doch, es iſt unzweifelhaft: es iſt die innerſte, eigenthümlichſte Anlage dieſes Geiſtes, die damals alle Herzen ihm ſchlagen machte; es iſt zugleich dieſelbe, die allmälig die Geſinnung der Wortführer von ihm abwendete.

Gleich der Erlaß, mit welchem der König am 17. Juni jenes berühmte Dokument, den „letzten Willen" ſeines verewigten Vaters veröffentlichte; die Antwort, die er der Berliner Condolenz-Deputation gab, ſeine Anrede an die Miniſter bei deren Vereidigung, zeichneten eine von großen Gedanken und edlen Geſinnungen getragene Perſönlichkeit. Es war eine eigenthümliche, unnachahmbare Herzlichkeit und eine überſtrömende Gemüthsfülle, die ſich in jedem Worte des Königs ausſprach. Am 10. Auguſt erfolgte ein Amneſtiedekret. „Ich rechne auf keinen perſönlichen Dank," erklärte der König, „glücklich in dem Gefühl, ein heiliges Vermächtniß des Hochſeligen Königs erfüllt und an Sein Andenken neuen Segen geknüpft zu haben." Zwei allverehrte Männer, Arndt und Boyen, jener ſeit 1820 ſeiner Profeſſur in Bonn enthoben, dieſer, ſeitdem er 1819 vom Kriegsminiſterium zurückgetreten war, in ländlicher Zurückgezogenheit lebend, wurden dem Staatsdienſte zurückgegeben. Der Streit mit den katholiſchen Biſchöfen, der die letzten Lebensjahre Friedrich Wilhelm's III. verbittert hatte, wurde durch verſöhnende Schritte einer Löſung entgegen geführt. Nach alter Sitte wurde der Huldigungslandtag der Provinz Preußen nach Königsberg berufen und auch die Stände des Großherzogthums Poſen eben dahin beſchieden. Am 10. September fand in der alten Hauptſtadt der Provinz Preußen die Huldigung Statt. Hier zuerſt offenbarte die Beredtſamkeit des Königs ihre ganze hinreißende Macht. Hier war es, wo er jene Worte ſprach: „Ich bitte Gott um den Fürſtenſegen, der dem Geſegneten die Herzen der Menſchen zueignet, und aus ihm einen Mann nach dem göttlichen Willen macht — ein Wohlgefallen der Guten, ein Schrecken der Frevler! Gott ſegne unſer theures Vaterland! Sein Zuſtand iſt von Alters her oft beneidet, oft vergebens erſtrebt. Bei uns iſt Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürſt und Volk, im Großen und Ganzen herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach einem ſchönen Ziel: nach dem allgemeinen Wohl in heiliger Treue und wahrer Ehre. Aus dieſem Geiſte entſpringt unſre Wehrhaftigkeit, die ohne Gleichen iſt. So wolle Gott unſer preußiſches Vaterland ſich ſelbſt, Deutſchland und der Welt erhalten, mannigfach und doch Eins! wie das edle Erz, das aus vielen Metallen zuſammengeſchmolzen, nur ein einziges, edles iſt — keinem andern Roſte unterworfen, als allein dem verſchönernden der Jahrhunderte!" Konnte der ergreifende Eindruck ſolcher Worte noch geſteigert werden, ſo geſchah es durch die Reden des Königs bei der Berliner Huldigung vom 15. Oktober. Wären ſie auch nicht Worte eines Königs, nicht bei ſo wichtiger Gelegenheit geſprochen, ſie wären, auch abgeſehen von den Geſinnungen, die ſich in ihnen ausdrücken, durch die Form des ſprachlichen Ausdrucks Meiſterſtücke der Beredtſamkeit, die eine Bereicherung der nationalen Litteratur bilden. Nicht leicht hat Jemand der lieben deutſchen Mutterſprache vollere, reichere, mächtigere Laute entlockt, ihr ihren innerſten Genius ſo treulich abgelauſcht, wie Friedrich Wilhelm IV. Dieſe Meiſterſchaft der Form aber ſtammt aus der tiefen Fülle des Gemüthes, der lebendigen Ergriffenheit der Perſönlichkeit, die ſich mit ihrem ganzen phantaſievollen Schwunge in die Bedeutung des Augenblickes zu verſetzen und ihren ganzen Inhalt auszudrücken vermag. Es iſt nicht der redneriſche Schmuck, es iſt die einfache innige Wahrheit, die Aufrichtigkeit des Gefühls, die Herzlichkeit des Ausdrucks, die dieſen Reden eine Wirkung ſondern Gleichen verſchaffte und ihnen einen unvergänglichen Werth für alle Folgezeit ſichert.

Dieſe Reden enthalten in der That in kurzen, meiſterhaften Umriſſen die leitenden Grundſätze der Regierung des neuen Königs. Er iſt ihnen nie ungetreu geweſen. Aber die begeiſterte Zuſtimmung, die ſie zuerſt überall fanden, mußte ſich nothwendig in den ſchneidendſten Widerſpruch verwandeln. Man hatte beim erſten mächtigen Eindruck überſehen, in wie tiefem Gegenſatze dieſe Prinzipien und Ueberzeugungen zu dem herrſchenden Zuge der Zeit ſtanden.

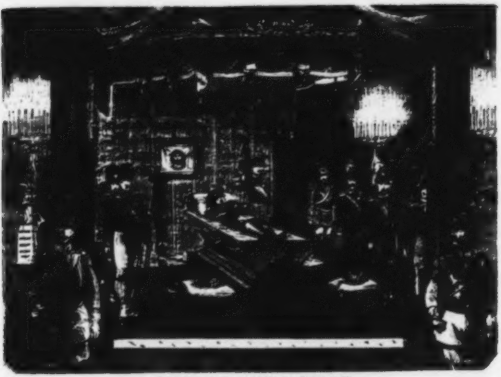
Es war eine tief erregte Zeit, der gegenüber der König ſeine Stellung zu nehmen hatte. Die Regierung Friedrich Wilhelm's III., geſegnet wie ſie war an Früchten des Friedens und der Ordnung, hatte doch große Fragen ungelöſt gelaſſen. Ein gewiſſes Gefühl des Mißbehagens, das nur die Pietät gegen einen allverehrten König, die Gerechtigkeit und weiſe Mäßigung eines vernünftigen Regiments, von lärmenden Aeußerungen zurückhielt, hatte ſich unzweifelhaft über eine große Menge der intelligenteren Bevölkerung verbreitet. Die Theorien, die man kurzweg als die liberalen bezeichnen kann, herrſchten in den gebildeten Ständen; in die Maſſen waren ſie nicht gedrungen. Im Wege dieſer Theorien lag auch das preußiſche Verfaſſungsleben. An der todten Einförmigkeit der Bureaucratie ärgerten ſich lebhaftere und unruhigere Geiſter; man begehrte für die Mehrzahl eine Theilnahme an den ſtaatlichen Angelegenheiten. Der König hatte wiederholt ſeine Abſicht, eine reichsſtändiſche Verfaſſung zu ſchaffen, zu erkennen gegeben. Auf eine ſolche war Aller Hoffnung gerichtet, und eine allgemeine Sehnſucht beherrſchte die Gemüther, zu ſein wie andere Völker und — eine Konſtitution zu haben. Nahe verwandt war das Streben nach größerer Oeffentlichkeit des gerichtlichen und politiſchen Lebens, nach dem Rechte der freien Meinungsäußerung auch in politiſchen Dingen, nach Freiheit der Preſſe. Mit geringerer Deutlichkeit, aber allmälig an Kraft wachſend, tritt ſodann die Sehnſucht nach einer Umänderung des deutſchen Bundes im Sinne größerer Einheit der verſchiedenen Staaten hervor, der Wunſch für eine würdigere und mächtigere Stellung der deutſchen Nationalität. Die Stürme von 1830 waren an Preußen faſt ſpurlos vorübergegangen: aber eine Aufregung der Geiſter blieb. Großes allerdings hatte Preußen unter Friedrich Wilhelm's III. wackerer Regierung erreicht. Mit Stolz durfte der Preuße auf ſeinen Beamtenſtand hinweiſen, der in Kenntniß, Treue, Unbeſtechlichkeit nicht ſeines Gleichen hatte, mit Stolz auf die weiſe Ordnung der Finanzen, die freiſinnige Städteordnung, den hohen Ruhm der wiſſenſchaftlichen Anſtalten, der Volks- und Gelehrtenſchulen, und vor Allem auf die herrliche Armee, Preußens ſchönſtes Beſitzthum. Das innige, pietätsvolle Verhältniß zwiſchen Fürſt und Volk war ungetrübt, der Wohlſtand und die Bevölkerung in ſtetigem, ſchnellem Wachsthum, das Anſehen in Deutſchland und Europa ungeſchmälert. Aber hinter allen dieſen Segnungen ſchlummerte der Keim einer weitgreifenden Unzufriedenheit. Die Wünſche großer Volksklaſſen waren mit der beſtehenden Ordnung des Staatsweſens nicht mehr in Einklang. Forderungen, die man an Friedrich Wilhelm III. nicht zu richten wagte, geſtalteten ſich zu Hoffnungen, die man auf ſeinen Sohn ſetzte. Nun hatte ſich die königliche Geſtalt dieſes Sohnes und Nachfolgers dargeſtellt. Man fand einen außerordentlichen, höchſt bedeutungsvollen Mann in ihm: das mußte alſo der Mann nach dem Herzen der Volksſtimme ſein, und man vergaß, daß er erklärt hatte, er wollte vor Allem ein Mann nach dem Willen Gottes ſein.

Die Regierung des Königs fällt in eine Zeit der tiefſten Gegenſätze. Die Geiſter ſind der bloßen Autorität und des Gehorſams entwöhnt. Die litterariſchen Umwälzungen der

Allem des deutſchen Geiſtes, die thatſächlichen Umwälzungen der franzöſiſchen Revolution hatten das Ausſehen Europa's ſeit 60 Jahren umgeſtaltet. Auch in Deutſchland wankte Alles in Staat und Kirche: nicht mehr die ſchlichte Gewalt der Sitte und des Herkommens, der geſchichtliche Beſtand und ſeine Ueberlieferung, das nächſte praktiſch Erreichbare und Wünſchenswerthe iſt der Gegenſtand des Denkens, Trachtens und Strebens. Man trug ſich mit weitgreifenden Plänen, und wollte die Welt auf dem Boden ſubjectiver Theorien neu aufbauen. Unter dieſen Elementen nimmt der neue König ſeinen Platz, und ſchnell ergreift er ſeine eigenthümliche Stellung. Es iſt ein zu eigenthümlicher Geiſt, um ſich von außen Geſetze auferlegen zu laſſen. Nicht der Strom des herrſchenden Geiſtes reißt ihn mit ſich fort: er iſt im Gegentheil feſt entſchloſſen, ihn zu bändigen. Aber auch nicht die Autorität des bloßen Herkommens, die Staatsmaſchine, wie ſie ihm überliefert iſt, kann ihm genügen. Auch hier weiß er ſich ſelbſtſtändig, und der trockne pedantiſche Ernſt der bloßen Bureaukratie, die ideenlos von dem nächſten Bedürfniſſe lebt, widerſteht ihm. Er weiß ſich ſtark und feſt genug nach dieſer, wie nach jener Seite. Wenn die Zeit Ziele haben ſoll, ſo iſt er der Mann, der Zeit dieſe Ziele zu ſtecken. Im unerſchütterlichen Glauben an ſeine hohe, königliche Stellung, an ſeine großen Aufgaben hat er zugleich eine ihm eigenthümliche Anſchauung von den Pflichten und Aufgaben dieſer Zeit. Ein Ideal ſchönen, menſchlichen Daſeins, ſtaatlicher Herrlichkeit und Größe ſchwebt ſeinem Geiſte vor, ein Ideal aus geiſtiger Vertiefung, geſchichtlicher Kenntniß und religiöſer Gemüthsfülle entſprungen. Dieſes Ideal will er verwirklichen mit den Mitteln, die ihm zur Hand ſind, mit der Geſinnung, die er in ſeinen ausführenden Dienern findet, mit dem Geiſte, der in den Gebildetſten ſeines Volkes lebt, mit der noch unerſchütterten, treuen Hingebung der Maſſen an ſeine königliche Gewalt, mit der Feſtigkeit ſtaatlicher Inſtitutionen, wie ſie ungebrochen und ungebeugt ihm überliefert worden. Aber will er das Seinige durchführen, ſo muß er das Fremdartige brechen. Er iſt viel zu edel und viel zu großmüthig, um an den wahren Beſtrebungen der Zeit die edlere Seite zu verkennen. Mit der Perſönlichkeit zumal weiß er ſich ſchnell in Beziehung zu ſetzen: einem Jeden trägt er ein warmes, empfängliches Herz entgegen; aber den Prinzipien gilt ſein Widerſtand. Was er begehrt, ſteht in vielen Punkten in Beziehung zu den Forderungen der Zeit: nicht todte Einförmigkeit, ſondern gegliederte, lebendige Unterſchiedenheit im Staatsleben, hohe Ziele einer geiſtigen und materiellen Entwickelung, ein herrliches, in lebendiger Gliederung einiges Deutſchland. Aber auch wo er das dem Zeitgeiſte Verwandte will, will er es auf andrem Grunde und aus andrem Grunde. Gegen eine Anſchauungsweiſe, die alles Große verflacht, alles Ethiſche auf die äußerlichſten Geſichtspunkte juriſtiſcher Normen oder der Zweckmäßigkeit für den nächſten greifbaren Nutzen zurückführt, die im Staatsleben, wie im Familienleben nur ein formales Vertragsverhältniß zu finden vermag: dieſer Anſchauungsweiſe gegenüber gilt es ihm um die innere Gediegenheit einer ſittlichen Grundmacht. Ihm kommt es auf den geſchichtlichen Zuſammenhang an, auf die Heiligkeit des Beſtehenden und deſſen gedeihliche Fortentwickelung, nicht auf den Bruch mit der Vergangenheit. Dem Grundſatz der Ungebundenheit und der Selbſtſtändigkeit der Vielen ſtellt ſich bei ihm die Herrlichkeit der ſittlichen Ordnung, die innere Heiligkeit der ſittlichen Gewalten gegenüber. Soll denn ein neuer Zug in's Staatsleben kommen, ſo muß es die Wärme des Gemüthes, der aus dem innerlich ergriffenen, begeiſterten Herzen entſpringende Gehorſam, der Glanz und die Herrlichkeit eines in organiſcher Mannigfaltigkeit ſich aufbauenden Geſammtlebens ſein.

Aber an einem Punkte iſt es doch zumeiſt, wo der unverſöhnliche Widerſpruch des königlichen Strebens zu der aufgeklärten Meinung hervortritt. Was der König will, er will es um Gottes willen; chriſtliches Leben im Staate, im Volke wie in der Regierung, das iſt ſein höchſter Geſichtspunkt. Wenn dem Zeitgeiſte die Religion als Gegnerin, die Aufklärung als

Zweck erſcheint, ſo iſt dem König die Religion Grundmacht des Daſeins und oberſtes Prinzip aller Wirkſamkeit. Zugleich aus der Fülle des inneren Glaubenslebens und mit ſtaatlicher Weisheit wird die Religion auch als politiſche Macht betont; der chriſtliche Staat und die chriſtliche Weltanſchauung als der leitende Grundſatz der politiſchen Thätigkeit bezeichnet. Seine Aufgabe iſt dem Könige vor Allem ein von Gott gegebenes Amt, ſein Königthum ein Königthum von Gottes Gnaden. Grade an dieſen Punkt knüpft der erbittertſte Widerſtand an. Die Bildung der Zeit freilich folgt ganz anderen Prinzipien. Wo nicht offenbare Indifferenz in religiöſen Dingen herrſcht, da hat die „aufgeklärte" Geſinnung Platz gegriffen. Der Glaube iſt zurückgedrängt in der Stimmung des Zeitalters. So wird die Auflehnung zunächſt gegen die kirchliche und religiöſe Richtung der Regierung immer mächtiger und greift immer weiter um ſich. Von dieſem Punkte aus entſpringt zumeiſt die Entfremdung der Gemüther, die ſich immer trotziger von dem Könige abwenden, ſeine beſten Abſichten verdächtigen. Es iſt unzweifelhaft: grade das chriſtliche Bekenntniß des Königs hat ihm die erbittertſte Gegnerſchaft zugezogen.



Paradeausſtellung der Leiche Friedrich Wilhelms IV.

So mußte der edelſte, hochſinnigſte König ein Gegner werden des in der Zeit waltenden Zuges. Aber nicht durch die Macht der äußern Gewalt wollte er wirken. Er ſelbſt hatte eine natürliche Vorliebe für die freie Bewegung der Geiſter. Dem ſpäteren Geſchichtsſchreiber wird ein reichhaltiges Material zu Gebote ſtehen für den Nachweis, daß Friedrich Wilhelm IV. noch weit mehr, als er ausgeführt hat, für die Niederreißung unnöthiger Schranken vorbereitet hatte, ſchon vor dem Jahre 1848. Die Natur ſeiner Stellung als europäiſcher Fürſt und insbeſondere als Fürſt des deutſchen Bundes hat ſeinen Arm vielfach gehemmt. Aber vor Allem wollte er den ungeſtümen Drang der Geiſter nach dem, was nicht zu frommen ſchien, hemmen und zügeln. In der Ueberzeugung, daß „alles Gute ſeine Zeit fordere," wollte er der Erzieher ſeines Volkes werden. „Ich ſtrebe nicht nach eitler Volksgunſt," ſagte er. Wie er „das Gewiſſen ſeines Vaters ſegnete, der eigne frühe Triumphe verſchmähte," um ſein Volk vor ſpäterm Verderben zu bewahren," ſo wollte er „nicht gleich durch Neulingshaſt des Vaters eben vollendetes Werk in Frage ſtellen." An Bildung und geiſtiger Vertiefung war der König gewiß den Meiſten überlegen. Ob ſein Streben immer auch politiſch klug war? Nach dem augenblicklichen Erfolge zu urtheilen, iſt immer das Bequemſte, aber ſelten das Richtige. Wahrhaft und aufrichtig war jenes Streben, und was in ihm gut war, wird trotz alledem in der weitern Entwicklung des preußiſchen Staatslebens nachwirken. Ein neues Element hatte der König mit ſeinem erſten Erſcheinen in dies Staatsleben eingeführt. Er ſprach ſich aus, und gab ſeinen Regierungstendenzen eine theoretiſche Begründung vor allem Volk. Es war nicht mehr der Gehorſam um des Befehles und der Macht willen, den er forderte; er wollte auch davon überzeugen, daß er aus treuem Herzen, in beſter Geſinnung, und vor Allem mit begründeter Kenntniß handle. Der Macht kann man nur gehorchen und der Autorität ſich fügen. Der Ueberzeugung aber ſtellt ſich die Ueberzeugung gegenüber, den Gründen widerſtehen Gegengründe. Der König ſtieg ſelbſt auf den Kampfplatz herab und ging ein in den Kampf der Prinzipien. Durch das bloße Auftreten des Königs war Oeffentlichkeit in das Staatsleben gekommen: ſie ließ ſich nicht mehr unterdrücken. —

Seine Sorgfalt für die Entwicklung der ſtändiſchen Einrichtungen ſeines Vaters bekundete der König zunächſt im Februar 1841 durch das Zugeſtändniß einer beſchränkten Veröffentlichung der Verhandlungen der Provinziallandtage, durch die zugeſicherte regelmäßige Berufung im Zeitraum von zwei Jahren, durch die Berufung der vereinigten Ausſchüſſe im Herbſt 1842 und endlich durch die Begründung des vereinigten Landtags vom 3. Februar 1847. Dem Ausbau des deutſchen Bundes und der Herſtellung innigerer Vereinigung zwiſchen den verſchiedenen Gliedern der deutſchen Nation hat der König immer eine ernſte Mühe gewidmet. Den beredteſten Ausdruck fand dies Streben in des Königs Rede bei der Grundſteinlegung des Kölner Dombaues am 4. September 1842. Von des Königs lebendiger Perſönlichkeit ſtrahlte ein Geiſt erhöhter Regſamkeit durch alle Zweige der Staatsverwaltung. Die Mündlichkeit des Prozeßverfahrens wurde vorbereitet. An dem glänzenden Aufſchwunge der induſtriellen Thätigkeit des Landes und an der Schöpfung gewaltiger Hülfsmittel für dieſelbe, insbeſondere an der Vollendung des Eiſenbahnnetzes und dem Abſchluß von Handelsverträgen, hat der König einen hohen perſönlichen Antheil des Verdienſtes. Der Wiederaufnahme des Kölner Dombaues bewies der König das thätigſte Intereſſe, und regen Antheil nahm er im Verein mit England an der Begründung eines evangeliſchen Biſthums in Jeruſalem 1841.

In den Jahren 1840—1848 zeigten ſich überall die Spuren eines höchſt bedenklichen Geiſtes. Das Attentat des Bürgermeiſters Tſchech am 26. Juli 1844 war die That eines Einzelnen, eines verkehrten und frevelhaften Menſchen. Aber von allen Seiten, in der Preſſe, wie im thatſächlichen Leben zeigte ſich ein feindſeliger Geiſt auf kirchlichem, politiſchem, ſozialem Gebiete. Die franzöſiſche Revolution vom 24. Februar 1848 hatte in ihrem Gefolge auch die Erſchütterung des bürgerlichen Friedens in Preußen. Nachdem der König durch weitgehende Conceſſionen die aufgeregte Stimmung beſchwichtigen zu können geglaubt hatte, brach nichtsdeſtoweniger ein blutiger Straßenkampf in Berlin aus. Der König, ſchonungsvoll und den Umſtänden weichend, zog die Truppen aus der Hauptſtadt, und Preußen ſah ſich plötzlich in die Form eines conſtitutionellen Staats verſetzt. Der König ſchloß ſich mit aufrichtiger Seele dem Charakter dieſer neuen Zeit an; ja, in den erſten Tagen konnte er noch hoffen, ſich an die Spitze der Bewegung zu ſtellen, und vor Allem diejenige Richtung des öffentlichen Geiſtes zu leiten, welche auf die Herſtellung eines einigen Deutſchlands ging. Aber die Bewegung des Jahres 1848 nahm einen andern Gang, als man erwartet hatte. Der Liberalismus hatte die Maſſen für ſich auf den

Kampfplatz geführt, er hatte aber dadurch einer neuen Macht das Daſein gegeben. Die Demokratie überholte bei Weitem alle Grundſätze des Liberaliſmus. Durch das Miniſterium Manteuffel wurde dieſe Richtung zwar beſiegt, doch aus eigenem Antriebe gab Friedrich Wilhelm IV. ſeinen Verfaſſungsentwurf. — Nach ſtattgefundener Reviſion wurde dieſer Entwurf zur Verfaſſungsurkunde des preußiſchen Staates umgeſtaltet und vom Könige am 6. Februar 1851 beſchworen. Dem getreuen und redlichen Sinn des Königs verdankt Preußen ſeine Verfaſſung.

Nicht ſo gelang es dem edlen und aufrichtigen Streben Friedrich Wilhelm's IV., dem deutſchen Verfaſſungswerke einen befriedigenden Abſchluß zu geben. Der Reichstag in Frankfurt hatte am 28. März 1849 die Vollendung ſeiner Berathungen über eine Verfaſſung des deutſchen Reichs bewirkt und die erbliche deutſche Kaiſerkrone dem Könige von Preußen übertragen. Friedrich Wilhelm IV. aber fand es unmöglich, eine ohne die Zuſtimmung der deutſchen Regierungen durch den Willen des Reichstags, der für ſich zu ſolchem Beſchluß nicht berechtigt war, ihm übertragene Gewalt anzunehmen, zumal wenn er ſich zugleich auf eine Verfaſſung verpflichten ſollte, wie ſie das Frankfurter Parlament beſchloſſen hatte. Gleichwohl ſetzte der König ſeine Bemühungen für die Einigung Deutſchlands auf dem Boden des Rechts fort. Dafür zeugt das Dreikönigsbündniß vom 26. Mai 1849, die Berufung des Erfurter Parlaments im März 1850, der Fürſtenkongreß vom Mai deſſelben Jahres und die ernſte Ausdauer der Unionsbeſtrebungen. Von Oeſterreich angefeindet, von den Bundesgenoſſen im Stich gelaſſen, blieb Preußen nur die Wahl, entweder im Bunde mit der Revolution den Bruderkrieg gegen die rechtmäßigen Gewalten in Deutſchland zu führen, oder ſeine bisherige deutſche Politik aufzugeben und dem Streben, aus den unheilvollſten Bewegungen eine gute Frucht herauszuſchälen, zu entſagen. Daß die traurige Nothwendigkeit der Zeit zu dem letzteren Entſchluſſe zwang, iſt eine der bitterſten Erfahrungen in des Königs Leben. Aber des Königs Schuld war es nicht, wenn damals auch die gerechtfertigten Einheitsbeſtrebungen der deutſchen Nation, für die er ſein ganzes Streben eingeſetzt hatte, einen ſo ſchmerzlichen Schiffbruch erlitten. —

Zum zweiten Mal, am 22. Mai 1850, rettete die Vorſehung den König von einem Mordverſuch. Bis zum October 1857 führte der König das Scepter ſeines Staates und erhielt ſeinem Volke in den ſchwierigen Verwickelungen der Jahre 1853—56 die Wohlthaten des Friedens. Die Hilfsquellen des Landes und der materielle Wohlſtand nahmen ſeit dem wiedergewonnenen bürgerlichen Frieden in ungemeiner Schnelligkeit zu. Für die Begründung einer preußiſchen Kriegsflotte, nachdem die Anfänge einer deutſchen Flotte einen ſo traurigen Ausgang genommen hatten, war insbeſondere die Erwerbung des Jahdebuſens wichtig. In dem Streite der religiöſen Parteien hielt der König, ſo wenig er Geiſteszwang wollte und ſo ſehr er die treue Anhänglichkeit an die Confeſſion zu würdigen wußte, das Unionswerk ſeines Vaters aufrecht.

Am 8. October 1857 betraf den König ein Schlaganfall. Ein ſeitdem fortdauernder Krankheitszuſtand erlaubte ihm nicht die Fortführung der Regierungsgeſchäfte. Sein ritterlicher Bruder, der Prinz von Preußen, übernahm die Regierung und führte ſie mit kräftiger Hand. Die treueſte Pflege, die die edle Königin dem leidenden Gemahl widmete, und mehrere zur Wiederherſtellung der Geſundheit des Königs unternommene Reiſen: nach Tegernſee (im Sommer 1858) und über Meran nach Italien (vom October 1858 bis zum Mai 1859) vermochten die Fortſchritte des unheilvollen Leidens nicht zu verhindern, das dieſen hellen und gebildeten Geiſt zerrüttete. Am 22. December 1860 trat ein erneuerter heftiger Anfall der Krankheit ein, und am 2. Januar 1861 hauchte der edle Dulder das Leben aus. —

Von der allgemeinen Theilnahme, die ſein Tod hervorrief, zeugten die Menſchenmaſſen, die trotz der außerordentlich ſtrengen Kälte von weit und breit herbeiſtrömten, um den todten Monarchen zu ſehen, am ſeinem Leichenbegängniß beizuwohnen.

Die königliche Leiche ſtand im Schloſſe Sansſouci am 5. Januar zur Parade aus, und war zu dieſem Behufe das Schlaf- und Sterbezimmer Friedrich's des Großen, nach Beſeitigung aller Möbel, durch ſchwarzen Behang der Fenſter, Spiegel und Wände zu einer chambre ardente umgewandelt worden.

Das Zimmer war dergeſtalt hergerichtet, daß der alkovenartige Raum — unſere Abbildung zeigt ihn — in welchem ſeither das Bett Friedrichs des Großen ſtand, und welcher, durch zwei Säulen geſchieden, faſt wie ein ſelbſtſtändiges kleines Zimmer neben dem größeren liegt, um einige Stufen erhöht war. Den Boden der Empore bedeckte eine ſchwarze, mit breiten Hermelinſtreifen eingefaßte Decke, und das niedrige Gerüſt, auf welchem der Sarg ſtand, wurde durch eine Purpurſammetdecke verhüllt. Die Königliche Leiche war mit der Uniform des erſten Garde-Regiments zu Fuß bekleidet, die Hände zuſammengelegt, und ein friſcher Lorbeerkranz ruhte auf denſelben. Die ſämmtlichen General- und Flügel-Adjutanten, ſowie vier Oberſten verſahen den Ehrendienſt der Leichenwache. — Die chambre ardente war durch Wachskerzen erleuchtet, der Alkoven an den Wänden mit Ziersträuchern geſchmückt.

Am 7. Januar wurden die ſterblichen Ueberreſte des Königs in der Friedenskirche bei Sansſouci unter dem üblichen Gepränge beigeſetzt. Sein Herz ruht, der eigenen Beſtimmung des Monarchen zufolge, im Charlottenburger Mauſoleum zu den Füßen ſeiner Eltern. —

Es lag in der Natur der Dinge, daß bei der Todesnachricht ſich vor Allem menſchliche Theilnahme und die Anerkennung des menſchlichen Werthes des Verewigten offenbarte. Doch iſt Friedrich Wilhelm IV. als König nicht zu unterſchätzen. Wir wollen nicht im Einzelnen auf die großen Reſultate ſeiner Regierung aufmerkſam machen; ſie liegen am Tage. Die geordneten Zuſtände, deren ſich das Vaterland erfreut, das wiederhergeſtellte öffentliche Recht, das verfaſſungsmäßige Leben, — das alles iſt ſein Werk. Er hat ſein Volk wahrhaft geliebt; er war für Deutſchlands Größe begeiſtert. Und mag man über den König denken, wie man will: an dem Menſchen wird man nothwendig eine begeiſterte Freude empfinden. So gehäſſig iſt nicht der Haß, ſo parteiiſch nicht die Parteiung, daß ſie die edle, reine Stimmung dieſes königlichen Gemüthes anzweifelte. Und gerade nach dieſer Seite hin hat er die heilſamſte Wirkung auf ſein Volk geübt. Dieſer König, in deſſen Seele der lebendige Glaube an Chriſtum und an die Heiligkeit des chriſtlichen Gedankens den Mittelpunkt alles Denkens und Strebens bildete, wandte ſich mit begeiſterter Liebe aller ideellen Thätigkeit zu. Die Nachwirkungen ſeines Einfluſſes auf kirchlichem Gebiete werden niemals untergehen. Die Wiſſenſchaft und die Schule verdankt ihm die höchſten Wohlthaten, die Kunſt die bedeutſamſten Anregungen. Faſt unglaublich iſt es, wie reichen Schmuck an Gebäuden, zum Nutzen, wie zur Zierde, an Werken der plaſtiſchen Kunſt, wie der Malerei ihm die Hauptſtadt verdankt. Den glänzendſten Aufſchwung hat unter ſeiner Regierung die Induſtrie genommen; Berlin iſt an Einwohnerzahl, Gewerbthätigkeit und Reichthum eine Weltſtadt geworden. Keine der übrigen Seiten des Staatslebens iſt von Friedrich Wilhelm IV. ohne Förderung und Anregung geblieben. Von ihm ging ein neuer, belebender Hauch der Begeiſterung für die nationale Größe Deutſchlands aus, an ihm durfte ſich die Hoffnung der Patrioten aufrichten. Und ſein Verdienſt iſt es, wenn Deutſchland in Preußen den Hort ſeiner Wünſche, den Vertreter ſeiner Lebensintereſſen ſehen darf.

Soll man glauben, daß dieſes königliche Leben umſonſt gelebt iſt? Nimmermehr. Des Königs ideale Beſtrebungen haben in mehreren Beziehungen nicht die Macht gehabt, einer kälter geſtimmten Zeit gegenüber ſich durchzuſetzen. Aber eine Macht ſind ſie auch in dieſer Zeit geweſen, und dieſe Macht wird mit der Zeit wachſen. Nicht im Laufe einer ruhigen Entwicklung; mit Sturmesgewalt iſt Preußen plötzlich in die Bahn ſchrankenloſer Oeffentlichkeit und konſtitutioneller Formen geſchleudert worden. Zur Sicherung und Unterſtützung muß es dem Königthum gereichen, wenn es mit verfaſſungsmäßigen Formen umgeben iſt. Eine öffentliche Meinung der Beſten und Gebildetſten muß ſich ausſprechen können in freier Discuſſion, und die Maſſe muß zu einem ſittlichen Geſammtgeiſte erzogen werden. So kann innerhalb der Verfaſſung jene ſittliche Gediegenheit erſcheinen, die der verewigte König mehr als Alles wollte.

Der Organismus des preußiſchen Staates, den die Weisheit und Gewiſſenhaftigkeit ſo vieler Herrſcher, der tüchtige Geiſt des Volks in ſo vielen Jahrhunderten, eine Geſchichte einziger Art geſchaffen hat, iſt ungebrochen und im Gegentheil vervollſtändigt, wie wir hoffen dürfen. So dürfen wir der Zukunft getroſt ins Auge ſehen. Ein edler Fürſt iſt Preußen, iſt Deutſchland entriſſen worden. Aber die heiligen Güter des Vaterlandes ruhn in würdigen Händen; das iſt der Troſt für diejenigen, die trauernd am Grabe des königlichen Dulders ſtanden.

Schleswig-Holſtein.

Rückblick in ſeine älteſte und jüngſte Vergangenheit.

Von Dr. Guſtav [illegible]

> „Dieſe vorbenannten Lande geloben wir nach allem unſerem Vermögen in gutem Frieden zu erhalten und daß ſie ewig ungetheilt beiſammen bleiben.“
>
> Urkunde Chriſtian's I. vom 5. März 1460.

Es iſt ein tiefgehendes Intereſſe, welches das deutſche Volk an dem Geſchicke der beiden Herzogthümer Schleswig und Holſtein nimmt, ein Intereſſe, das ſelbſt über die nächſten Fragen dieſer Länder weit hinausgeht. Jedermann fühlt es: wer das letzte Wort über Schleswig-Holſtein ſpricht, entſcheidet damit über die nächſte politiſche Zukunft des deutſchen Vaterlandes. Darum das gemiſchte Gefühl von Bangigkeit und ſehnſüchtiger Hoffnung, das uns bei dem Hinblick auf dieſe Länder erfüllt. Giebt dies den dort wohnenden deutſchen Stämmen zur Zeit eine außergewöhnliche Bedeutung, ſo läßt ſich doch auch ſagen, daß ſie einen vollgültigen Anſpruch auf eine ſolche Theilnahme erworben haben durch die Art, wie ſie das Geſchick, das wie ein Verhängniß über ſie gekommen, getragen und abzuwehren geſucht haben: Muth und Selbſtbeherrſchung, Treue und Mäßigung, Sicherheit im Handeln und politiſchen Takt haben ſie in hohem Maaße bewieſen. Dazu die nicht geringe Wichtigkeit, die ihr Land ſeiner geographiſchen Lage nach für das geſammte Deutſchland hat. An der Nordſeite Deutſchlands, weit in das Meer hinausragend, bildet die Halbinſel, deren ſüdlichen Theil Schleswig und Holſtein einnehmen, die natürliche Verbindungsſtraße zwiſchen dem Norden und Süden Europa's. Umſtrömt von den beiden deutſchen Meeren, der Nord- und Oſtſee, bietet ſie einen gemeinſamen Berührungspunkt für den Verkehr des Oſtens und Weſtens. Es iſt nicht zufällig, daß wir auf holſteiniſchem Gebiete die mächtigſte deutſche Handelsſtadt zu ſuchen haben, und es iſt keine Frage, daß wir ohne dieſe Lande an die Begründung einer bedeutungsvollen deutſchen Seemacht nicht denken dürfen. Was aber dieſem Gebiete ein eigenthümliches Gepräge in ſeinen Zuſtänden wie in ſeiner geſchichtlichen Entwickelung gegeben hat, iſt die ſchon früh eingetretene, mannichfach geartete Berührung der ſkandinaviſchen und deutſchen Germanen. Freilich in älteſter Zeit können nur deutſche Stämme die ganze Halbinſel inne gehabt haben. Jene Völker, die in wildem Anlauf drohend an den Grenzen des römiſchen Reiches erſchienen und damit unſere Geſchichte eröffnen, die Cimbern und Teutonen, ſollen nach den Berichten der Alten und nach den Ergebniſſen neuerer Sprachforſchung hier ihre Heimath gehabt haben. Die früheſten Nachrichten nennen hier als ſeßhafte Völker die Jüten, Frieſen, Angeln und Sachſen, welche letzteren zumal auch jenſeit der Nordſee ſich einen ruhmreichen Namen erworben haben, indem ſie der britiſchen Inſel ihre germaniſche Bevölkerung, ihren deutſchen Namen und den germaniſchen Geiſt ihrer ſtaatlichen Einrichtungen gegeben haben. Als nun die germaniſche Welt von jenem Wanderungstriebe ergriffen ward, der ganze Völker aus den heimathlichen Sitzen fortdrängte und die im Norden und Oſten wohnenden ſüd- und weſtwärts zog, da wurden weite Strecken deutſchen Landes leer und verödet, und ſo geſchah es, daß von Oſten her die Slaven oder Wenden, von Norden her die Dänen in die leeren Wohnſtätten der germaniſchen Völker einrückten. Das geſchah im fünften und ſechſten Jahrhundert, und ſeitdem finden wir Dänen auf der jütiſchen Halbinſel, im Norden vorwiegend, je weiter nach Süden, um ſo mehr gegen das deutſche Element zurücktretend. In der Südweſtecke der Oſtſee aber, in dem Gebiete, das nördlich der Lübecker Bucht halbinſelartig nach Nordoſten heraustritt, der Inſel Fehmern gegenüber, ließen ſich eingedrungene Wenden nieder, Wagiren genannt, nach denen das Land im Mittelalter Wagrien hieß. So im Norden und im Oſten von fremden Völkern umgeben und zu Zeiten hart bedrängt, ſind die deutſchen Stämme hier frühzeitig in einen hartnäckigen Kampf mit feindlichen Nationalitäten hineingezogen, aber nicht zum Nachtheil ihres Charakters. Vielmehr hat er frühzeitig ihre geiſtigen Anlagen geweckt, ihre Kraft geſtählt, ihren Blick geſchärft und ihnen Entſchloſſenheit und Umſicht angeeignet. Freilich ſind ſie nicht, wie andere Grenzvölker, von leichter Beweglichkeit, dafür haben ſie aber mit nachhaltiger Kraft und mit ausdauernder Entſchiedenheit deutſche Sprache, deutſche Sitte, deutſchen Geiſt gegen jeden fremdländiſchen Einfluß geſchützt und rein erhalten, wie wir es von keinem andern deutſchen Grenzvolke in dem Maaße rühmen können. Jacob Grimm's Ausſpruch: „Es iſt, als ob die herrſchende Sprache und entſcheidende Kraft eines großen Volks lieber an ſeinen Seiten, als in ſeiner Mitte ſich aufthue,“ gilt recht eigentlich von Schleswig-Holſtein, das ſich als „deutſcher Sitte hohe Wacht“ zu allen Zeiten bewährt hat. Es iſt nun ganz natürlich, daß bei der angedeuteten Mannigfaltigkeit der Bevölkerungsverhältniſſe die Kämpfe, die zwiſchen den widerſtreitenden Elementen hervorgerufen wurden, namentlich die Kämpfe der Deutſchen mit den Dänen, einen weſentlichen Theil der Geſchichte des Landes ausmachen, ja man darf ſagen, daß Schleswig, in dem die Bevölkerung ſtets eine gemiſchte war — während bis in Holſtein nie däniſche Elemente eingedrungen ſind — in ſeiner Begründung als Herzogthum als das Ergebniß des in älteſter Zeit ſtattgehabten Kampfes der nationalen Gegenſätze anzuſehen iſt.

In Schleswig ſind es beſonders zwei deutſche Stämme, die ſich mit zäher Kraft durch alle Jahrhunderte gegen das däniſche Uebergewicht behauptet haben: die Angeln an der Oſtſeite zwiſchen dem Flensburger Buſen und der Schlei und die Frieſen an der Weſtküſte. Das Land Holſtein zerfiel in alter Zeit in drei Gebiete: das öſtliche, Wagrien, deſſen bereits gedacht iſt; das mittlere, das eigentliche oder urſprüngliche Holſtein, bewohnt im Süden von den Stormarn, weſtlich von dieſen von den Holſaten, Holſten; endlich das weſtliche, an der Nordſee, zwiſchen Elbe- und Eidermündung, das die Ditmarſchen inne hatten. Die letztgenannten drei Stämme wurden auch als nordelbiſche Sachſen bezeichnet. Als Karl der Große das Land der Sachſen ſeinem Reiche einverleibt hatte, trug er ſeine Waffen auch über die Eider, um dem feindlichen Vordringen der Dänen zu wehren; er ſetzte die Eider als

Grenze, und fränkiſche Beamte, Geſetze, Inſtitutionen, namentlich das Chriſtenthum und kirchliche Einrichtungen machen ſich in dem Lande zwiſchen Elbe und Eider geltend. Damals entſteht die Eſſeveldeburg an der Stör, das ſpätere Itzehoe (im Jahre 809). Zum Schutz der deutſchen Reichsgrenze ward das Gebiet, das nördlich der Eider unmittelbar anliegt, zu einer Mark eingerichtet, die aber wiederhergeſtellt und beſtimmter ausgebildet wurde von Heinrich I. Durch Verpflanzung einer ſächſiſchen Colonie in dieſe Gegend ſuchte er dies Grenzland, die Schleswiger Mark, um ſo kräftiger zu ſchützen. Aber auch die Dänen errichteten um dieſelbe Zeit als „ſicherſten Schutz wider die Wuth der Deutſchen" das Danewirk, eine feſte Verſchanzung mit Wall und Graben, die ſüdlich der Schlei in ſüdweſtlicher Richtung bis zur Nordſee längs der Eider ſich erſtreckte. Jedoch ſo lange die kräftigen Herrſcher aus dem ſächſiſchen Hauſe in Deutſchland walteten, hatte in dieſen Landen die deutſche Bevölkerung das Uebergewicht, und übermüthiges Vordringen der Dänen war kaum zu fürchten. Das iſt nun freilich unter den folgenden deutſchen Kaiſern anders gekommen. Ihren politiſchen Plänen lagen dieſe nördlichen Landſchaften fern, ſie wurden meiſt ganz überſehen oder in unbegreiflicher Weiſe den Dänen preisgegeben. Um ſo höher iſt es anzuſchlagen, daß dieſe deutſchen Stämme in ihrer iſolirten und vom Reiche oft vernachläſſigten Stellung aus eigenem Willen und mit eigener Kraft die Ehre des deutſchen Stammes durch die heftigſten Stürme der Zeit gewahrt haben. Gleichwohl iſt die feſtere Begründung und Verbreitung des Chriſtenthums hierſelbſt von Deutſchland ausgegangen, und ſind die Segnungen der abendländiſchen Cultur dieſen Ländern ausſchließlich von hier aus zu Theil geworden.

Es war nun von der weſentlichſten Bedeutung für dieſe nordalbingiſchen Landſchaften, daß zu einer Zeit, wo das im Oſten Holſteins begründete Wendenreich dem deutſchen Elemente eine gefahrvolle Nachbarſchaft war, verheerende Ueberfälle von hier aus Chriſtenthum und germaniſches Weſen bedrohten, der Herzog Lothar von Sachſen, derſelbe, der ſpäter zur Kaiſerwürde gelangte, um das Jahr 1110 die Grafſchaft über Holſten und Stormarn dem Adolf von Schauenburg übertrug. Das Geſchlecht dieſes Adolf ſtammte wahrſcheinlich aus altem ſächſiſchen Adel und war an der Weſer angeſeſſen, woſelbſt noch heute im Thal bei Rinteln die Ruine des Schloſſes Schauenburg zu ſehen iſt. Fortan beginnt eine neue Entwickelung in den Verhältniſſen dieſer nordelbiſchen Länder, die vor allem von den glorreichen Fürſten des Schauenburger Hauſes geleitet wird. Schon Adolf I. war eine kraftvolle Perſönlichkeit, die ſich den mannichfach verwirrten Verhältniſſen des Landes gewachſen zeigte. Die Wenden wies er mit kräftiger Hand zurück, und Ausbreitung des Chriſtenthums und Sittigung fanden durch ihn Schutz und Förderung. Er war erſt eben dem däniſchen Prinzen und Herzog zu Schleswig Knud bei der Anlegung einer Feſte, die ihm gefahrbringend erſchien, feindlich entgegengetreten, als er (im Jahre 1128) ſtarb.

Bis zur Großjährigkeit ſeines Sohnes führte die Mutter die Verwaltung der Grafſchaft. Vom Jahre 1135 ab übernahm nun Adolf II. ſelbſt das Grafenamt. Er war urſprünglich für den geiſtlichen Beruf erzogen worden und hatte daher die gelehrte Bildung ſeiner Zeit genoſſen. Er hat ſich als einen Fürſten von heldenmüthigem Charakter und hoher politiſcher Weisheit erwieſen, er gehört zu den bedeutendſten Männern ſeiner Zeit und iſt einer der hervorragendſten des Schauenburger Geſchlechts. Er ſchirmte den Frieden, wie er nur konnte, denn ihm galten die Werke des Friedens höher, als die Thaten des Krieges, darum pflegte er Recht und Gerechtigkeit im Innern, förderte durch ſeinen Schutz die Wirkſamkeit des um die Einführung des Chriſtenthums und um die Ausbreitung chriſtlicher Geſittung hoch verdienten Vicelinus, betrieb und begünſtigte den Anbau des Landes Wagrien, das der ſlaviſchen Herrſchaft entzogen und mit Holſtein verbunden ward, indem er Leute aus Weſtfriesland, Flandern und Weſtphalen anſiedelte; er legte ein Salzwerk zu Oldesloe an und baute an dem Zuſammenfluß der Trave und Wakenitz die Stadt Lübeck, die bald zu einer mächtigen Handelsſtadt emporblühte. Beide Anlagen erregten ſogar den Neid ſeines mächtigen Lehnsherrn und Waffengefährten, des Herzogs Heinrich des Löwen. Seine hohe Fiedensliebe muß ihm Anfangs vielfach den Vorwurf der Feigheit oder Unmännlichkeit Seitens der Holſten zugezogen haben. In einem Kampfe wider den Dänenkönig ſieht er ſich plötzlich von ſeinem Bundesgenoſſen verlaſſen, und von 4000 Reiſigen, die mit ihm auszogen, blieben ihm nur noch 400; trotzdem beharrte er bei dem Entſchluſſe, mit den Feinden zu kämpfen. „Jetzt, Gefährten," rief er aus, „iſt es Zeit, zu erproben, wer ein kühner und tapferer Mann iſt, der bereitwillig der Gefahr ſich entgegenwirft. Gar oft haben mir unſere Landsleute ſchmähend vorgeworfen, ich hätte ein weibiſches, ſtets zur Flucht geneigtes Herz und wehrte die Kriegesleiden mehr mit der Zunge, als mit dem Arme ab. Dies aber habe ich nicht ohne Ueberlegung gethan, ſo oft Kriegen ohne Blutvergießen vorgebeugt werden konnte. Jetzt aber, wo die dringende Gefahr die Thätigkeit des Armes erheiſcht, werdet ihr ſehen können, ob ich, wie ihr ſagt, nicht mehr Muth beſitze, als ein Weib; ihr ſollt vielmehr, ſo Gott will! erfahren, daß ich ein Mannesherz beſitze." Nun harren die Genoſſen erfreut und ermuthigt bei ihm aus. Nach lange zweifelhaftem Kampfe entſcheidet ſich der Sieg zu Gunſten Adolfs, der mit Ruhm bedeckt und im Beſitze angeſehener Gefangener in ſein Land zurückkehrt. In einem Kampfe gegen die Wenden, den Heinrich der Löwe unternahm und zu dem Adolf dem Aufgebote deſſelben zufolge mit ſeinen Mannen auszog, fiel er im Jahre 1164. Als der Herzog nach Beendigung der ſiegreichen Schlacht ſah, daß Graf Adolf und die tapferſten Reiter gefallen waren, zerfloß er in einen Strom von Thränen. Er ließ den Leichnam des Grafen einbalſamiren, damit er fortgeſchafft und im Grabe ſeines Vaters beigeſetzt werden konnte. Ein Zeitgenoſſe, Helmold, dem wir einen großen Theil der Geſchichte jener Zeit verdanken, rühmt ihm treffliche Eigenſchaften nach: „So groß war ſeine Treue, ſeine Herzensgüte, ſeine Umſicht und Klugheit, daß ihm jede Tugend eigen zu ſein ſchien. Er ward als einer der Krieger des Herrn in der Ausbreitung ſeines Berufs als gar brauchbar befunden; er rottete Aberglauben und Götzendienſt aus und beſchaffte die Gründung neuer Anpflanzungen, welche ſegensreiche Frucht bringen mögen. Zuletzt, als er an das Ziel ſeiner wohlvollbrachten Reiſe gelangte, erhielt er die Siegespalme. Er trug das Banner im Lager des Herrn, er ſtand da als Vertheidiger des Vaterlandes, treu den Herrſchern bis zum Tode." An einer andern Stelle rühmt er die Verdienſte des Grafen um das Volk der Holſten: „Er gewährte ſeinem Volk Gerechtigkeit, indem er Zwiſtigkeiten ſchlichtete und die Unterdrückten aus der Hand der Mächtigen befreite. Viel Mühe aber gab er ſich, die aufſäſſigen Holzaten zu bezwingen, denn dies Volk, frei und unbezähmbar, wild und unbezwungen, wehrte ſich dagegen, das Joch des Friedens zu tragen. Jedoch überwand ſie die überlegene Klugheit dieſes Mannes und er zeigte an ihnen die Kraft ſeines Geiſtes. Denn er lockte ſie durch allerhand Vorſpiegelungen heran, bis er dieſen, ich möchte ſagen, unbezähmten Waldeſeln den Zügel angelegt hatte."

Sein Sohn Adolf **III.**, der ihm nach einer vormundſchaftlichen Zwiſchenregierung ſeiner Mutter folgte, hatte nicht die großen Eigenſchaften ſeines Vaters, vor allem aber war er weniger glücklich, als ſein Vorgänger. Er war eine ehrgeizige, gewaltſame Natur, im eigenen Lande nicht beliebt, jedoch tapfer und von ächter Rittertreue. Vergebens trachtete er nach dem Beſitze Ditmarſchens, und dies trotzige freiheitsliebende Volk hier mag es ihm nachgetragen haben: vielleicht, daß ſie aus Haß und Rache die Eroberungsgelüſte des Herzogs von Jütland, Waldemar, eines Bruders des Dänenkönigs Knud, beſtärkten und förderten. Der Sturz Heinrichs des Löwen und die Auflöſung des ſächſiſchen Herzogthums, dazu die politiſchen Parteikämpfe der Staufen und Welfen waren dem Vorhaben der Dänen günſtig. Graf Adolf wird von Waldemar beſiegt im Jahre 1201. Flüchtig eilt er aus dem Lande, um mit fremder Hülfe zurückzukehren. Inzwiſchen gehen die wichtigſten Punkte an die Dänen verloren, und als er im Winter zurückkehrt, geräth er in däniſche Gefangenſchaft. Er erhielt ſeine

Freiheit erſt im Jahre 1203 wieder, nachdem er auf alle ſeine Rechte verzichtet und das Verſprechen gegeben hatte, nie wieder das holſteiniſche Land zu betreten. Er zog ſich nach ſeinem Schloſſe Schauenburg an der Weſer zurück, und treu dem einmal gegebenen Verſprechen, hat er nie den Verſuch gemacht, ſich der verlorenen Grafſchaft wieder zu bemächtigen. Holſtein ward nun ein däniſches Lehn und ward als ſolches einem Verwandten des däniſchen Königs, dem Albrecht von Orlamünde, verliehen. Als aber ſpäter Waldemar II, ſchon ſeit 1202 König von Dänemark, in deutſche Gefangenſchaft gerieth 1223, und nur gegen das Verſprechen, die nordalbingiſchen Lande dem deutſchen Reiche zurückzugeben, frei gelaſſen ward, der Graf Albrecht aber als däniſcher Reichsverweſer dieſe Einigung verwarf, nahmen die Dinge in Holſtein eine andere Wendung.

Denn Adolf's III. jüngerer Sohn, Adolf IV. von Schauenburg, erſchien nun auf holſteiniſchem Boden, um die väterliche Grafſchaft wiederzugewinnen. Als er in Begleitung des Erzbiſchofs von Bremen vor Itzehoe zog, fiel Alles dem Sprößling des edlen Grafenhauſes zu, Graf Albrecht ward gefangen genommen, und der König Waldemar mußte nun noch einen viel ungünſtigern Vertrag eingehen im Jahre 1225. Freilich ließ er ſich nach Freigebung ſeines Sohnes, den man als Geißel für das zu zahlende Löſegeld gefangen gehalten hatte, durch den Papſt von dem geleiſteten Eide entbinden und griff noch einmal zu den Waffen. Der Ausgang des Kampfes mußte entſcheidend ſein für die Zukunft des nordalbingiſchen Landes. Es war ein Glück, daß die frühere Uneinigkeit der Städte und Fürſten einer feſten und innigen Verbindung gewichen war; Graf Adolf, der Graf von Schwerin, die Mecklenburgiſchen Fürſten, der Erzbiſchof von Bremen, die Stadt Lübeck, der ſächſiſche Herzog hielten eng zuſammen; man vereinigte ſich in Lübeck und zog dem Waldemar entgegen, der im Lager zu Bornhöved des Angriffs harrte. Hier kommt es am 22. Juli 1227 zu einer heißen, für Holſtein entſcheidenden Schlacht. Graf Adolf trug durch Kühnheit, Umſicht und durch Anfeuerung und Ermuthigung wankender Reihen weſentlich zur Erlangung des Sieges bei. Doch ſoll auch der Abfall der Ditmarſchen, die auf däniſcher Seite kämpften, viel zum ſiegreichen Ausgang des Kampfes gewirkt haben. Der meineidige König Waldemar ſoll nur mit Mühe Leben und Freiheit gerettet haben. Alle ſeine Eroberungspläne gegen die deutſchen Lande mußte er nun für immer aufgeben. Mit dem Grafen Adolf trat er in ein Schutz- und Trutzbündniß. Jener regierte noch bis zum Jahre 1239 zum Segen ſeines Landes, dann aber zog er ſich von der Verwaltung der Grafſchaft zurück und ward einem Gelübde zufolge, das er in der Schlacht bei Bornhöved gethan hatte, Franziskanermönch, machte eine Pilgerfahrt nach Rom und trat nach ſeiner Rückkehr von hier in das von ihm geſtiftete Marienkloſter zu Kiel, woſelbſt er im Jahre 1261 ſtarb.

Faſt anderthalb Jahrhunderte hatte das Geſchlecht der Schauenburger ruhmreich in Holſtein gewaltet: das Land hatte durch ſie Anſehen und Ruhm nach außen erworben, im Innern hatten chriſtliche Lehre und Geſittung tiefe Wurzeln geſchlagen und die politiſchen Zuſtände waren durch eine weiſe Verwaltung in die Bahnen einer geordneten Entwicklung gebracht worden. Dieſer vielverſprechende Gang der Dinge ward nun nach Abdankung Adolfs IV. auf eine Zeit lang unterbrochen. Adolfs Söhne waren noch minderjährig, als der Vater die Regierung niederlegte, und für ſie führte bis zu ihrer Großjährigkeit der Herzog von Schleswig, Abel, ihr Schwager, die Verwaltung des Landes. Kräftig ſtand er den jungen Fürſten zur Seite und vertheidigte die Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit Holſteins wider die Angriffe des eigenen Bruders, des Dänenkönigs Erich, der noch einmal die Pläne ſeines Vaters Waldemar auszuführen verſuchte. Was aber beſonders die Macht und das Anſehen des Landes ſchwächte, war der Umſtand, daß die in Deutſchland geltende Sitte, Land und Herrſchaft unter mehrere Söhne eines Fürſten zu theilen, auch hier in Holſtein herrſchend wurde. So theilten ſich die beiden Söhne Adolfs, Johann und Gerhard das Land, Johann ward Begründer der Kieler, Gerhard I. Urh[illegible] Itzehoer Linie, und da Gerhard drei Söhne hinterließ, ſo fand unter dieſen eine abermalige Landestheilung ſtatt, und die Itzehoer Linie zerfiel in die Plöner, Schauenburger und Rendsburger. Dieſe Zerſtückelung und Vielherrſchaft konnte natürlich nur ſchwächend und verwirrend auf die Verhältniſſe Holſteins wirken. Wilde Ausbrüche der Gewalt, Fehdeweſen und Raubritterthum waren die ſchlimmen Früchte jener unheilvollen Sitte. Auch hat es nicht an Feindſeligkeiten unter den einzelnen Grafen gefehlt; in Fehden und Kriegen mit andern Herren haben oft die Vertreter der verſchiedenen Linien einander gegenübergeſtanden. Doch geſchah während dieſer Periode das Folgenreichſte für die zukünftige Entwickelung des Landes: es ward der Weg gebahnt zu der ſtaatsrechtlichen Verbindung des Herzogthums Schleswig mit der Grafſchaft Holſtein.

Das Land Schleswig, das ſeit dem Anfange des 11. Jahrhunderts vollſtändig unter der Herrſchaft der däniſchen Könige ſtand, hatte als Grenzland gegen Deutſchland eine beſondere Wichtigkeit für Dänemark, die ſich noch bedeutend ſteigerte, ſeit im Laufe des 11. Jahrhunderts die benachbarten Oſtſeeſlaven die umliegenden Landſchaften mit ihren wilden Raubzügen heimſuchten.

So wurden nun zu Statthaltern, die bisher immer von den däniſchen Königen zur Verwaltung und Vertheidigung des Landes eingeſetzt worden, in jener Zeit königliche Prinzen beſtimmt. Es iſt ein früh hervortretender Zug in der Geſchichte dieſer Statthalter, daß ſie, um den Verſuchen der däniſchen Könige, das Herzogthum vollſtändig mit dem däniſchen Reiche zu verbinden, mit Erfolg entgegenzutreten, Hülfe und Bündniß in Deutſchland ſuchen, vorzugsweiſe aber ſind es die holſteiniſchen Grafen, die ihnen in den Kämpfen wider die Dänen Beiſtand leiſten. Bedeutſam war es, daß der König Waldemar II. die beſondere, von Dänemark getrennte Stellung des Herzogthums durch die Annahme des Titels eines Herzogs von Jütland ausdrücklich anerkannte. Denn unter Jütland verſtand man damals däniſcherſeits alles Land der Halbinſel bis an die Schlei. Im Jahre 1232 ward Waldemars II. Sohn Abel mit dem Herzogthum belehnt. Dieſer vermählte ſich mit der Mechthilde, der Tochter des holſteiniſchen Grafen Adolf IV., und ein Chroniſt macht die Bemerkung: „Von dieſem Tage hörte niemals auf der innere Krieg in Dänemark zwiſchen den Königen und Herzogen.“ Das Herzogthum blieb anderthalb Jahrhunderte als Lehn der Krone Dänemark erblich in dem Geſchlechte Abels. Nichts war natürlicher, als daß das Haus Abels in ſeinem Streben, ſich immer unabhängiger zu machen von den däniſchen Königen, die kräftigſte und bereitwilligſte Hülfe bei den ihnen verwandten holſteiniſchen Grafen ſuchte und fand. Durch dieſe Verhältniſſe ward die Verbindung des Herzogthums mit Holſtein vorbereitet. Doch währte es noch lange Zeit, bis die ſtaatsrechtliche Verbindung beider Länder wirklich vollzogen ward und dauernde Anerkennung fand. Vorübergehend freilich, aber in großartiger Weiſe kam es ſchon im 14. Jahrhundert zu einer Vereinigung. Verhältniſſe und Zuſtände, die nur als das Ergebniß einer naturgemäßen Entwicklung der Dinge dauernden Beſtand verſprechen, können wohl durch die außergewöhnliche Kraft großer Geiſter wie mit einem Zauberſchlage hervorgerufen werden. Aber ſie erſcheinen wie eine unreife Frucht; fehlt die Kraft, die ſie geſchaffen, ſo machen ſich die Geſetze gewöhnlicher Entwicklung wieder geltend. Doch kommt ſchwerlich alles wieder ins alte Geleiſe, und prophetiſche Bedeutung haben ſicher ſolche außerordentliche Erſcheinungen, wenn doch einmal die treibende Macht der Fortentwicklung auf daſſelbe Ziel hindrängt.

Der Mann aber, dem es gelang, durch eine ihm inne wohnende ungewöhnliche Geiſteskraft, Schleswig aus ſeinem Verbande mit Dänemark zu löſen und mit Holſtein auf das engſte zu verbinden, wenn auch nur auf verhältnißmäßig kurze Zeit, iſt der Graf Gerhard III. von Holſtein-Rendsburg. Ein Urenkel des Grafen Adolf IV. und der Rendsburger Linie angehörig, ein Mann von gewaltiger Thatkraft, eine ächte Heldengeſtalt, hat er ſeiner Regierung eine Bedeutung gegeben, die über die eigne Zeit hinaus weit in die Zukunft hineinragte. Sein Leben war vielbewegt, thatenreich, und weil all ſein Vorhaben und Thun einen kühnen, großen und außergewöhnlichen Charakter an ſich trug, mußte ſeine Perſönlichkeit einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des Volkes hervorbringen, daher bemächtigte ſich ſchon bald nach ſeinem Tode die verherrlichende Sage ſeiner Geſchichte. So ward erzählt, daß er Anfangs ärmlich und elend lebte, nichts beſaß, als ein Paar Jagdhunde; da nahm ſich der Ritter Hartwig Reventlow ſeiner an, ſchenkte ihm Waffen und Pferde und mit dieſen zog er aus wider die Stammesvettern, erkämpfte ſich eine Herrſchaft und wurde der Schrecken aller ſeiner Feinde. Zu ſeiner Zeit regierte als Herzog von Schleswig Erich II. aus Abels Stamm. Dieſer vermählte ſich mit der Schweſter Gerhards, Adelheid. Dadurch ward das verwandtſchaftliche Band zwiſchen den Schauenburgern und Abels Geſchlecht erneuert. Nun geſchah es, daß, als Erich II. im Jahre 1325 ſtarb und einen minderjährigen Sohn, Waldemar (V.), hinterließ, der däniſche König Chriſtoph II. das Schleswigſche Land mit einem Heere beſetzte und Gottorp belagerte, um die Vormundſchaft über den jungen Fürſten an ſich zu bringen. Aber ſofort erſchien Graf Gerhard mit ſeinen Kriegsſchaaren: die Dänen wurden geſchlagen, und Gerhard übernahm die Vormundſchaft über ſeinen Neffen und die Regierung des Landes. Der König Chriſtoph gedachte durch Verbündete das Verlorene wiederzugewinnen, allein die Dänen, die dem gewaltſamen, unruhig abenteuerlichen Manne abgeneigt waren, nahmen ſeinen Sohn gefangen, der auf Vertheidigung des Reiches ausgeſchickt war, und da der König das hörte, floh er über das Meer nach Roſtock und ließ ſeine ganze Herrſchaft in Stich (1326). Die Großen Dänemarks wählten nun den Nächſtverwandten aus dem königlichen Geſchlechte, und das war der Herzog von Schleswig, Waldemar. Dieſer aber war noch ein Kind, und ſo ward nun der Graf Gerhard von den Dänen zum Verwalter des däniſchen Reiches oder, wie man ſagte, zum „Vormund des Reiches Dänemark" beſtellt. Aber der weitſchauende Mann wollte vor allem die Verhältniſſe für die Zukunft geſichert wiſſen. Auf dem Reichstag zu Nyborg (1326) läßt er ſich von dem jungen Könige mit Zuſtimmung der Großen des däniſchen Reichs das ganze Herzogthum Jütland (Schleswig) als Lehn übertragen. Dann ward vom König in der ſogenannten Waldemar'ſchen Conſtitution vom 15. Auguſt 1326 die Verſicherung ausgeſtellt, daß „das Herzogthum Süderjütland dem Reiche und der Krone Dänemark nicht vereinigt noch verbunden werde, ſo daß ein Herr über beide ſei."

Jedoch ward nach einigen Jahren der König Chriſtoph zurückberufen, und nun erhielt der junge Waldemar das Herzogthum Schleswig zurück, das alſo Gerhard wieder abtreten muß. Dafür aber erhielt er die Belehnung mit Fühnen für ſich und ſeine Erben auf ewige Zeiten, zugleich wird die Zuſicherung ertheilt, daß, wenn der Abelſche Herzogſtamm ausſterbe, das Herzogthum Schleswig an das holſteiniſche Grafenhaus fallen ſollte; zugleich empfängt er bereits jetzt die Mitbelehnung, doch ſoll dann Fühnen an das Reich zurückfallen. Dies ward im Jahre 1330 feſtgeſetzt.

Ein abermaliger Verſuch Chriſtoph's, ſich mit Gerhard im Kampf zu meſſen, hatte einen ſchlimmen Ausgang. Der König erlitt eine vollſtändige Niederlage (1331), und nun werden dem Grafen Gerhard Nordjütland und Fühnen für 100,000 Mark Silber verpfändet. Der König Chriſtoph ſtarb bald darauf arm und verlaſſen. Nun blieb das däniſche Reich mehrere Jahre ohne König, und während dieſer Zeit hatten die holſteiniſchen Grafen Gerhard und ſein Vetter Johann III. der Milde (von der Plöner Linie) die meiſte Gewalt in Dänemark. Namentlich war es Gerhard, der ſich thatſächlich als Herr und Gebieter des ganzen Reiches anſah. Da, mitten in ſeiner Laufbahn unter großartigen und kühnen Entwürfen, noch in der Blüthe männlicher Kraft erliegt er einem gewaltſamen Tode. In der jütiſchen Stadt Randers wird er von einer ſchweren Krankheit ergriffen; ſchon hat er ſich zum Tode vorbereitet, und wurden die Dänen mit froher Hoffnung erfüllt; da verbreitet ſich die Kunde, daß er ſich erhole, und nun verbanden ſich 60 Dänen, unter ihnen Niels Ebbeſen, der von Gerhard perſönlich beleidigt war. Sie ſchlichen ſich bei Nacht in das Gemach des kranken Grafen und erſchlugen ihn auf ſeinem Bette (den 1. April 1340).

Mit Recht hat man ihm den Beinamen des Großen gegeben. Er hat die holſteiniſche Grafſchaft zu großer Bedeutung erhoben, er hat auf das kräftigſte das deutſche Element im Norden ausgebreitet und gefördert, vor allem hat er den Grund zu der Verbindung Holſteins und Schleswigs gelegt.

Die holſteiniſche Herrſchaft in Dänemark hörte nun auf. Auf den däniſchen Thron ward Chriſtoph's Sohn Waldemar (Atterdag) berufen. Dem Grafen Gerhard folgten ſeine Söhne Heinrich, genannt der Eiſerne und Nikolaus oder Klaus. Der erſtere war einer der gewaltigſten Krieger ſeiner Zeit, man kannte den Ruhm ſeiner Thaten in ganz Europa, er diente nach einander vielen Fürſten und Ländern, in der Schlacht bei Crecy 1346 hat er unter dem engliſchen Heere mitgefochten; und er iſt es auch, der daheim die von ſeinem Vater angeſtrebte Verbindung Schleswigs mit Holſtein unter der Herrſchaft des ſchauenburger Geſchlechts in Wirklichkeit vollzog.

Denn Heinrich, der letzte Herzog aus Abels Geſchlechte, ſtarb im Jahre 1375 ohne Erben, und nun erhoben die Söhne Gerhards den ihrem Vater und deſſen Erben zugeſicherten Anſpruch auf das Herzogthum. Die däniſche Königin Margaretha mußte dieſen Anſpruch anerkennen, und da inzwiſchen Heinrich der Eiſerne ſein thatenreiches Leben beſchloſſen im Jahre 1385, ward ſein älteſter Sohn Gerhard (VI.) von der Königin und ihrem Sohne Oluf mit Schleswig belehnt 1386. Margaretha und Oluf ſaßen auf dem königlichen Throne, umgeben von vielen weltlichen und geiſtlichen Großen aus Dänemark und Holſtein, ſie belehnten Gerhard und ſeine Erben durch Darreichung der Fahne mit dem Herzogthum, „daſſelbe ewig zu beſitzen" und Gerhard leiſtete für ſich und ſeine Erben dem Oluf die Huldigung und den Eid der Treue.

Ein großes Ziel hatten nun die Schauenburger erreicht: ſie hatten nicht blos das Herzogthum vor der Vereinigung mit der däniſchen Krone gewahrt, ſie hatten es nun ſelber gewonnen zu erblichem Beſitz. Holſtein und Schleswig traten nun unter ein regierendes Fürſtenhaus. Von jetzt ab haben Schleswig und Holſtein immer unter denſelben Fürſten geſtanden. Zwar war Holſtein urſprünglich ein Lehn des ſächſiſchen Herzogs, Schleswig ein däniſches Lehn, ihre ſtaatsrechtliche Grundlage ſomit verſchieden, dagegen waren ſie eng verknüpft durch innere Intereſſen, Sitten und Gewohnheiten.

Aber der erſte Herzog von Schleswig aus dem ſchauenburger Hauſe fand früh ſeinen Tod in einem Kampfe mit jenem Volke der Ditmarſchen, das ſchon mehrere ſeiner Vorfahren, auch Gerhard der Große, vergebens bekriegt hatten. Sein Bruder Albrecht war bereits gefallen 1403, und Gerhard (VI.) wollte nun Unterwerfung des Landes um jeden Preis. Mit der Blüthe ſeines Adels rückte er vor, aber da er ſich unvorſichtig verwagte, ward er von den tapfern Bauern erſchlagen 1404. Ueber dreihundert aus der ſchleswig-holſteiniſchen Ritterſchaft fanden zugleich ihren Untergang. Die Freiheit der Ditmarſchen war abermals gerettet. Der Sieg ward durch Lieder gefeiert und durch Schenkungen an die Kirche verherrlicht.

Durch dieſen frühen Tod Gerhards ward der Königin Margaretha wieder Gelegenheit, ſich in die ſchleswig-holſteiniſchen Angelegenheiten einzumiſchen. Denn der Herzog Gerhard hinterließ drei Söhne: Heinrich, Adolf und Gerhard. Heinrich war erſt ſieben Jahr alt, und der jüngſte Gerhard ward erſt nach dem Tode des Vaters geboren. Margaretha hatte damals die drei nordiſchen Reiche Schweden, Norwegen und Dänemark in ihrer Hand vereinigt und nach dem Tode ihres Sohnes Oluf bewirkt, daß Erich von Pommern, der Enkel ihrer Schweſter, als König dieſer drei Reiche anerkannt wurde. Jetzt gedachte ſie nun auch Schleswig mit Dänemark zu verbinden. Erſt wandte ſie Liſt, dann Gewalt an, doch mußte ſie nach einer von dem ſchleswig-holſteiniſchen Heere den Dänen beigebrachten Niederlage einen Waffenſtillſtand eingehen. Doch nach ihrem Tode ging Erich offen darauf aus, den minderjährigen Söhnen Gerhards das Herzogthum Schleswig wegzunehmen und daſſelbe unter däniſche Herrſchaft zu bringen. Wie wenig aber der Kaiſer Sigismund die deutſchen Intereſſen wahrnahm, erſieht man daraus, daß er die Anſprüche Erichs auf Schleswig anerkannte. Es begann nun ein Kampf, der mit vielen Unterbrechungen zwanzig Jahre, d. i. bis 1435 währte. Die jungen Grafen von Holſtein hatten noch einen Oheim Heinrich, der in den geiſtlichen Stand getreten und Biſchof von Osnabrück geworden war. Als jetzt das Land ſeiner Ahnen in großer Bedrängniß war, entſagte er der geiſtlichen Würde, kam nach Holſtein und trat ſeinen Neffen als Mann von kluger Einſicht und von kriegeriſchem Muthe zur Seite. Als die jungen Grafen waffenfähig geworden waren, zeichneten ſie ſich durch ritterlichen Heldenmuth in dem Kampfe mit den Dänen aus, die den Krieg oft mit entſetzlicher Grauſamkeit führten. Später wurden die Hanſeſtädte die Verbündeten der holſteiniſchen Grafen und das gab dem Kriege eine glückliche Wendung. Doch fiel Heinrich, der älteſte der Brüder, bei der Erſtürmung eines Schloſſes bei Flensburg im Jahre 1427 und da auch Gerhard bald auf einer Reiſe zu Emmerich am Rhein ſtarb, ſo war nun Adolf der alleinige Herr von Schleswig-Holſtein. Es kam endlich im Jahre 1435 zum Frieden. Darnach ſollte Adolf VIII. das Herzogthum Schleswig auf Lebenszeit behalten, mit Ausnahme der Stadt und des Amtes Hadersleben und der Inſel Arröe; nach ſeinem Tode ſollte der Streit zwiſchen dem Könige von Dänemark und den Erben des Herzogs entſchieden werden.

Daß die Bevölkerung Schleswigs den Schauenburgern mehr geneigt war, als der däniſchen Herrſchaft, hatten ſie durch ihre ſtandhafte Treue in dem langjährigen Kriege bewieſen. Erichs Herrſchaft war in Folge der vielen Kriege und der dadurch hervorgerufenen Laſten den Völkern der drei Reiche verhaßt geworden. Die Unzufriedenheit entſtand zunächſt in Schweden, verbreitete ſich aber von hier aus auch über Dänemark. Erich, unfähig die Aufregung der Gemüther zu dämpfen, ließ die dreifache Krone in Stich und ging nach Gothland (1438), ſpäter nach Pommern. Er hatte Schleswig mit Gewalt an ſich bringen wollen und hatte darüber drei Königreiche verloren. Es iſt, als ob ſich das Schickſal Chriſtoph's II. an ihm erneuerte, der den gleichen Plan hegte und darüber gleichfalls zu Grunde ging. Dem Erich folgte ſein Schweſterſohn Chriſtoph III., und dieſer erkannte den holſteiniſchen Grafen Adolf (VIII.) als erblichen Herzog von Schleswig an.

Der Herzog Adolf war ein Mann von hoher Weisheit, Mäßigung und ächt fürſtlichem Sinne. Er widmete alle ſeine Fürſorge dem durch die langen Kriege vielfach zerrütteten Lande, um Glück und Wohlfahrt zu verbreiten. Er ward von ſeinem Volke verehrt und geliebt und genoß hohes Anſehen bei andern Fürſten. Ein Zeitgenoſſe nennt ihn einen „ehrenreichen Fürſten, großthätigen, frommen, rechtfertigen Ritter, milden, friedſamen, wohlthätigen Herrn, der Mannen Fürſt und Vater.“ Noch lange hat man im Volke „des guten Herzogs“ gedacht. Es war daher nicht zu verwundern, daß, als der König Chriſtoph III. 1448 ohne Erben ſtarb, die däniſchen Reichsräthe dem Herzog Adolf die Königskrone antrugen. Dieſer aber ſchlug die Krone aus. Er ſchützte ſein Alter vor, allein er war erſt 47 Jahre alt. Es mochten ihn daher Erwägungen tieferer Art zu dieſem Ablehnen beſtimmt haben. Nahm er die Krone an, ſo drohten jedenfalls neue Verwicklungen wegen des Verhältniſſes von Schleswig zu Dänemark, und er hatte ja doch den größten Theil ſeines Lebens hindurch für die Sicherſtellung dieſes Landes gegen die däniſchen Anſprüche gekämpft. Seine

Herzensneigung war den Ländern Schleswig und Holſtein zugewendet, die Fürſorge für ein anderes Reich würde ihn dieſen Landſchaften entfremdet haben. Er lehnte alſo ab und beſtimmte den däniſchen Reichsrath, dem er ſelber als Mitglied angehörte, ſeinen Schweſterſohn, den Grafen Chriſtian von Oldenburg, zum Könige zu wählen. Nun hatte Adolf, der dem Chriſtian ſehr zugethan war, da er keine Kinder hatte, dieſen ſchon früher zu ſeinem Nachfolger in Holſtein und Schleswig beſtimmt, und die Landſtände hatten ihm auch bereits den Huldigungseid geleiſtet. Bevor nun die Wahl Chriſtian's zum König vollzogen ward, ſuchte Adolf das Herzogthum Schleswig gegen Dänemark ſicher zu ſtellen. Chriſtian verzichtete alſo auf die bereits von den Landſtänden geleiſtete Huldigung und ſtellte eine Urkunde vom 28. Juni 1446 aus, in welcher er ſagt, daß ihm wegen des Herzogthums Schleswig alte Schriften und Handfeſten von König Waldemar und dem Reichsrath zu Dänemark gegeben und beſchrieben ſind aus dem Jahre 1326; dieſen vorbenannten Artikel wolle er und ſollen ſeine Leibeserben in ſeiner Kraft unverletzt erhalten. Es wird alſo ausdrücklich hier die Waldemarſche Conſtitution beſtätigt, wonach Schleswig nicht mit dem Königreiche verbunden werden ſolle.

Herzog Adolf VIII. ſtarb nach raſtloſer, hingebender Thätigkeit für die Wohlfahrt ſeines Volkes am 4. December 1459. Mit ihm ſinkt der letzte Nachkomme Gerhard's des Großen in die Gruft, mit ihm erliſcht die Herrſchaft der Schauenburger in den nordalbingiſchen Landen. Würdig ſchließt er ſich an die Reihe großer Fürſten aus dem Geſchlechte der Schauenburger an, die hier in den nördlichen Grenzlanden Deutſchlands mit hohem Ruhme, mit deutſcher Kraft und in deutſchem Sinne gewaltet haben.

Freilich war das ganze Geſchlecht der Schauenburger noch nicht ausgeſtorben. In dem Stammlande an der Weſer lebte der Graf Otto mit ſeinen Söhnen. Dieſem ſtand auch nach altem Recht die Erbfolge in Schleswig-Holſtein zu. Auch machte er ſeine Anſprüche geltend. Allein gleichfalls behaupteten der König Chriſtian von Dänemark und ſeine Brüder, daß ihnen die Nachfolge in beiden Ländern zuſtehe. Von beiden Seiten wurden nun Unterhandlungen mit den Ständen eingeleitet. Dieſe geriethen ins Schwanken und es entſtanden Parteiungen unter ihnen. Doch über einen Punkt vereinigte man ſich, daß Schleswig und Holſtein nicht getrennt werden dürften; die Landſtände ſchwuren, einträchtig einen Herrn wählen zu wollen. Es fanden in Neumünſter und Rendsburg vorberathende Verſammlungen ſtatt, die namentlich das Recht und die Anſprüche der einzelnen Bewerber prüfen ſollten. Man faßte hier den Entſchluß, in einer demnächſt zu Ripen abzuhaltenden Verſammlung die Forderungen des Königs Chriſtian zu vernehmen und dann nach 14 Tagen in Lübeck die endliche Entſcheidung zu treffen. Es war am erſten Sonntag in den Faſten des Jahres 1460 (am 3. März), als der König Chriſtian in Ripen, einer im Süden Jütlands gelegenen Stadt, mit ſeinem Gefolge und den däniſchen Reichsräthen erſchien. Es hatten ſich ferner eingefunden die Räthe oder Landſtände der beiden Länder Holſtein und Schleswig, dazu viele Ritter und Vornehme aus Dänemark und den beiden ſüdlichen Landſchaften. Man trat auf dem Rathhauſe zur Verhandlung zuſammen. Der König erklärte, die übrigen Bewerber durch Abfindungen zur Verzichtleiſtung beſtimmen zu wollen. Da wurden Stimmen laut, daß man nur ſchnell den König zum Landesherrn wählen und ihm überlaſſen möge, ſich mit ſeinen Mitbewerbern abzufinden. Draußen ſtand erwartungsvoll eine dichtgedrängte Volksmenge von Dänen und Deutſchen. Da trat der Biſchof von Schleswig, Nikolaus, aus dem Rathhauſe und verkündete der harrenden Menge unter lautloſer Stille mit feierlicher Stimme: daß der Rath der Schleswig-Holſteiner um des Beſten ihrer Lande willen den König Chriſtian von Dänemark zu einem Herzoge von Schleswig und Grafen von Holſtein erkoren habe.

Mit Staunen und Ueberraſchung vernahm man dieſe Kunde. Man hatte noch nicht die Vollziehung der Wahl erwartet, und namentlich waren es die Schleswig-Holſteiner, die über dieſen Beſchluß ihrer Stände unzufrieden waren, denn nur mit Beſorgniß konnten ſie jetzt in die Zukunft ſchauen. —

Doch nicht bedingungslos hatte man den König zum Herrn von Schleswig-Holſtein gemacht. Chriſtian ſtellte dem ſchleswig-holſteinſchen Volke eine Urkunde aus, die man als eine wahre **Magna Charta**, als einen Freiheitsbrief betrachten kann. Dieſe Urkunde iſt datirt vom 6. März 1460.

In dieſer Urkunde geſteht der König ausdrücklich zu, daß er zu einem Herrn dieſer Lande gewählt ſei, nicht als ein König zu Dänemark, ſondern aus Gunſt, die die Einwohner dieſer Lande zu ſeiner Perſon haben. Er räumt den Einwohnern für alle Zeiten das Recht ein, den Landesherrn zu wählen, doch ſollen ſie an das Geſchlecht des Königs in ihrer Wahl gebunden ſein. Wenn er Krieg anfange, ſo ſoll dazu die Zuſtimmung des Landes erforderlich ſein. Und dann: „Dieſe vorbenannten Lande geloben wir nach allem unſeren Vermögen in gutem Frieden zu erhalten und daß ſie ewig ungetheilt beiſammen bleiben.'

Bald darnach gab der König bei ſeiner Anweſenheit in Kiel „eine tapfere Verbeſſerung der Privilegien,“ worin das Nähere über die Erbfolge feſtgeſetzt wird.

Unter ſolchen feierlichen Zuſagen gelangte das Haus der Oldenburger zur Herrſchaft über Schleswig-Holſtein. In jenem ganzen Verhältniß, das ſich jetzt zwiſchen der däniſchen Krone und den beiden Ländern Schleswig-Holſtein gebildet, ſtellt ſich der bedeutungsvolle Abſchluß einer voraufgegangenen Entwickelung dar. Beide Länder waren jetzt zu einem Staatskörper vereinigt; ihre Verbindung, ihre Rechte und Freiheiten gegenüber dem däniſchen Staate waren durch öffentliche Akte anerkannt.

Uebrigens bewirkte der König Chriſtian, daß die Grafſchaften Holſtein und Stormarn vom deutſchen Kaiſer zu einem Herzogthum erhoben wurden im Jahre 1474, ſo daß von nun an der Landesherr den Titel eines „Herzogs von Schleswig-Holſtein“ führte.

Im Laufe der folgenden Jahrhunderte wurde das ſchleswig-holſteiniſche Staatsrecht noch in zwei Punkten modificirt. Der König und Herzog Friedrich III. erließ nämlich im Jahre 1650 ein Erbſtatut, worin das Recht der Erſtgeburt und der Linealfolge im Mannesſtamme feſtgeſetzt wurde. Ferner wurde am 2. Mai im Jahre 1658 das Lehnsverhältniß zwiſchen Schleswig und Dänemark aufgegeben. Dadurch trat Schleswig zu der däniſchen Krone in die gleiche Stellung wie Holſtein.

Etwa ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts war die Landesherrſchaft in Schleswig-Holſtein getheilt bis zum Jahre 1773. Es theilten ſich die Söhne des Königs in die Regierung des Landes, während nur einer zugleich die Krone Dänemarks trug. Im Jahre 1559 geſchah es endlich, daß das Volk der Ditmarſchen nach tapferer blutiger Gegenwehr von den ſchleswig-holſteiniſchen Herzögen niedergeworfen und ihr Land mit Holſtein verbunden ward. Der Untergang dieſes eigenthümlichen Bauernſtaates, der bisher ſo trotzig ſiegreich allen Angriffen auf ſeine Freiheit widerſtanden hatte, erregte die theilnehmende Aufmerkſamkeit der Zeitgenoſſen.

Im Jahre 1773 vertauſchte der damalige Herzog Paul, der nachherige Kaiſer von Rußland, ſeinen Antheil an Holſtein gegen die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt an den König Chriſtian VII., und ſo hat ſeit jenem Jahre über Schleswig-Holſtein immer nur ein Regent geherrſcht und zwar derſelbe, der zugleich die Krone von Dänemark trug. Nach den franzöſiſchen Kriegen erhielt Dänemark als Erſatz für das mit Schweden vereinigte Norwegen das Herzogthum Lauenburg.

Wir haben die letzten Jahrhunderte ſeit dem Antritt der Oldenburger nur mit wenigen

Zeilen beſprochen; nur die Hauptpunkte der Entwicklung in den Verhältniſſen der deutſchen Herzogthümer haben wir angedeutet. Die Grundlage des Rechts und der Selbſtändigkeit der beiden Länder war geſichert, geſichert durch die voraufgegangene thatenreiche Epoche, in der ſich das heroiſche Zeitalter Schleswig-Holſteins darſtellt. Wir haben vorzugsweiſe dieſen Jahrhunderten unſere Aufmerkſamkeit zugewendet, weil hier eine Geſtaltung politiſchen Lebens ſich mit urſprünglicher Kraft und mit entſchiedenem Bewußtſein durchſetzt, die dem deutſchen Namen zur Ehre gereicht. Deutſches Leben und deutſche Cultur ſind hier unter Kampf und Drangſalen mancher Art von deutſchen Grenzſtämmen gehegt und gepflegt. Iſt dieſe Arbeit, ſind dieſe Kämpfe und Heldenthaten vergebens geweſen? Wer die ältere Vergangenheit jener Landſchaften kennt, muß von Unwillen erfüllt ſo fragen, wenn er die jüngſte Geſchichte Schleswig-Holſteins betrachtet.

Nach Friedrichs VI. Tode 1839 beſtieg Chriſtian VIII. den däniſchen Thron. Das Erlöſchen des oldenburgiſchen Königshauſes ſtand in ſicherer Ausſicht. Der damalige Kronprinz Friedrich (gegenwärtig König) war bereits zweimal vermählt geweſen; beide Ehen waren kinderlos und wurden getrennt. Nach däniſchen Geſetzen gilt das Erbrecht auch in der weiblichen Linie, während nach dem Erbgeſetze der deutſchen Herzogthümer nur die Mannslinie erbberechtigt iſt. Um nun einer demnach bevorſtehenden Auflöſung der Regentengemeinſchaft zwiſchen Dänemark und Schleswig-Holſtein vorzubeugen, faßte der König Chriſtian VIII. den unglückſeligen Plan, ſämmtliche Länder, die unter däniſchem Scepter ſtehen, mittelſt einer gemeinſchaftlichen Verfaſſung zu einem „Geſammtſtaate" zu verbinden.

Dänemark auf der einen Seite, die deutſchen Länder auf der andern, ſollten gleichberechtigte, ſelbſtändige Theile eines Ganzen bilden. Der allſeitige heftige Widerſpruch, der ſich ſofort gegen dieſes Vorhaben erhob, hinderte ein weiteres Vorgehen in dieſer Sache.

Doch war zu verſchiedenen Malen vom Könige Chriſtian die Erklärung abgegeben worden, daß durch die Geſammtſtaats-Verfaſſung keineswegs eine Veränderung in der bisherigen Verbindung Schleswigs mit Holſtein beabſichtigt werde. Eine gleiche Erklärung erließ der gegenwärtige König Friedrich VII. bald nach dem Antritt ſeiner Regierung am 28. Januar 1848. Als aber wenige Wochen darauf die revolutionären Stürme die europäiſchen Länder erſchütterten, wurden auch die Leidenſchaften einer jungdäniſchen Partei in Kopenhagen entfeſſelt. Das ſogenannte Caſinominiſterium hob die bisherige Verfaſſung Dänemarks und Schleswig-Holſteins auf, erklärte die Trennung Schleswigs von Holſtein wider die altgeheiligten Verträge und gegen den entſchiedenen Willen der Bevölkerung und ließ ein däniſches Heer in Schleswig einrücken, um ſeinem Beſchluſſe, das Land mit Dänemark zu verbinden, thatſächlichen Nachdruck zu geben.

Das Land erhob ſich in gerechter Nothwehr gegen dieſen gewaltthätigen Akt. Man bemächtigte ſich der Stadt Rendsburg und wählte eine proviſoriſche Regierung. In der deutſchen Nationalverſammlung zu Frankfurt wurde die Sache der Herzogthümer als eine gerechte und der deutſchen Nation heilige erklärt. Ein aus Preußen, Hannoveranern, Mecklenburgern, Hanſeaten und Oldenburgern beſtehendes Heer zog unter dem Befehl des preußiſchen Generals Wrangel in Schleswig ein, vertrieb die Dänen und rückte ſogar in Jütland ein. Die Dänen blokirten nun die meiſten deutſchen Häfen der Nord- und Oſtſee und übten hierdurch, wie durch Wegnahme deutſcher Handelsſchiffe, einen empfindlichen Druck auf die deutſchen Handelsintereſſen aus. Da fühlte man allgemein den Mangel einer deutſchen Flotte, und mit großem Eifer wurden überall Sammlungen zu Beiſteuern für Beſchaffung von Kriegsſchiffen veranſtaltet. Die Herrichtung einer Achtung gebietenden Flotte war indeß nicht in kurzer Zeit zu erwarten, inzwiſchen machte ſich die Sperrung der Häfen in der deutſchen Handelswelt immer fühlbarer. So erhielt Preußen die Vollmacht, mit Dänemark einen Waffenſtillſtand zu verhandeln, der denn auch am 27. Auguſt 1848 zu Malmö auf 7 Monate abgeſchloſſen ward. Jedoch enthielt derſelbe manche bedenkliche Punkte, ſo daß die Nationalverſammlung auf den Antrag Dahlmanns dem Waffenſtillſtande die Beſtätigung verſagte. Dadurch ſah ſich das Reichsminiſterium, das einem ſolchen Beſchluſſe entgegen war, genöthigt, abzutreten, doch die Schwierigkeiten, welche die Bildung eines neuen Miniſteriums fand, und die Hoffnung auf Milderung einiger Vertragspunkte Seitens der däniſchen Regierung bewirkten doch noch die nachträgliche Anerkennung des Waffenſtillſtandes. Aber jene Hoffnung ward gar ſehr getäuſcht.

Dänemark ſtützte ſich auf den Rückhalt, den ihm einige europäiſche Mächte boten, namentlich Rußland und England, und die Aufkündigung des Malmöer Waffenſtillſtandes im März 1849 von Seiten der Dänen hatte den Wiederbeginn der Feindſeligkeiten zur Folge. Deutſche Heerhaufen, beſtehend aus Preußen, Baiern, Hannoveranern und andern, rückten in Schleswig ein. Das Glück ſchien Anfangs den deutſchen Waffen günſtig. Ein däniſches Linienſchiff, Chriſtian VIII., und die Fregatte Gefion, die in den Hafen von Eckernförde eingelaufen waren, wurden von den Strandbatterien ſo heftig beſchoſſen, daß das Linienſchiff in Brand gerieth und die Gefion ſich ergeben mußte, welche dann der deutſchen Flotte einverleibt ward. Nachdem darauf die Düppeler Schanzen im Sundewitt von Sachſen und Baiern, ſpäter die Stadt Kolding erſtürmt waren, und der Krieg für das deutſche Reich den beſten Verlauf nahm, da allmählich machte ſich der Einfluß der andern Mächte und die ganze Richtung, die inzwiſchen die Regierungen eingeſchlagen, auch auf den Gang dieſer Angelegenheit geltend. Der Krieg war läſſig und kraftlos geführt, und nachdem es ſogar den Dänen gelungen war, einen Vortheil über das holſteiniſche Heer zu erringen, ward abermals ein Waffenſtillſtand geſchloſſen bis zum 1. Januar 1850. Schleswig ward von Holſtein getrennt und erhielt eine durch die Mächte beſtimmte Bundesregierung, ſowie eine aus Schweden, Preußen und Dänen beſtehende Beſatzung, während die von der deutſchen Centralgewalt eingeſetzte Statthalterſchaft für Schleswig und Holſtein aus dem Lande weichen mußte und ſich nach Kiel zurückzog. Preußen trat dann durch den Frieden vom 2. Juli 1850 vom Kriegsſchauplatze ab. In allgemeinen Ausdrücken waren die Regelung der ſchleswig-holſteiniſchen Angelegenheit und die Rechte des deutſchen Bundes vorbehalten, aber für die nächſte Zukunft war das Schickſal dieſer Länder entſchieden.

Zunächſt ſetzten die Schleswig-Holſteiner mit eigenen Kräften den Kampf fort. Die Statthalterſchaft berief den preußiſchen General Williſen zum Oberbefehlshaber der ſchleswig-holſteiniſchen Armee. Die Dänen drangen in Schleswig ein, bei Idſtedt, im nördlichen Schleswig gelegen, ſtießen beide Heere am 25. Juli 1850 auf einander. Vom Morgen bis zum Mittag ward mit wechſelndem Erfolge gekämpft. Noch war die Schlacht nicht entſchieden, als auf Befehl des Führers die Schleswig-Holſteiner den Rückzug antraten. Wohl fanden nachher noch einige Gefechte ſtatt, zu einer entſcheidenden Schlacht kam es nicht wieder. Dänemark ſuchte die Vermittelung der deutſchen Mächte zu gewinnen, und es geſchah zum Erſtaunen und zum tiefen Schmerze der ganzen deutſchen Nation, daß Preußen und Oeſtreich eine Armee gegen die ſchleswig-holſteiniſche Grenze rücken ließ, um das Land zu pacificiren. Die Statthalterſchaft mußte am 1. Februar 1851 abtreten, die ſchleswig-holſteiniſche Armee die Waffen niederlegen, und nach Jahresfriſt waren beide Herzogthümer der däniſchen Regierung wieder übergeben worden. Freilich hatte die däniſche Regierung in Betreff der Rechte der beiden Herzogthümer Zuſicherungen ertheilen müſſen.

Ein Erlaß vom 28. Januar 1852 gab den Inhalt jener Zuſage an. Der frühere Plan Chriſtians VIII. war wieder erneuert: ein Geſammtſtaat ſollte errichtet werden, in welchem Dänemark, Holſtein, Schleswig und Lauenburg als gleichberechtigte, ſelbſtändige Theile erſcheinen. Die alte Verbindung von Holſtein und Schleswig ſollte aufhören, und nur Ritterſchaft, Univerſität, Taubſtummenanſtalt, Irrenanſtalt, das Brandverſicherungsweſen und das

Zuchthaus ſollten beiden Ländern gemeinſam bleiben. Auch ward verſprochen, Schleswig nicht dem däniſchen Staate einzuverleiben. Jedoch ſollte die geſammtſtaatliche Verfaſſung nur unter Mitwirkung der in den einzelnen Ländern beſtehenden Volksvertretungen zu Stande kommen. Endlich erſchien am 20. October 1855, aber ohne alle vorherige Verhandlungen mit den Ständen Holſteins, Schleswigs und Lauenburgs, eine Geſammtſtaatsverfaſſung, nach welcher die Herzogthümer gänzlich den Beſchlüſſen eines überwiegend aus Dänen beſtehenden Parlaments untergeordnet wurden, während beide Länder viel ſtärker, als Dänemark, für die Beiſteuer zu den Staatslaſten herangezogen werden ſollten. — Inzwiſchen war auch in dem ſogenannten Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 eine neue Erbfolgeordnung-unter Zuſtimmung der Großmächte feſtgeſtellt. Mit Umgehung der ſchleswigſchen und holſteiniſchen Stände ward das Erbfolgegeſetz im Jahre 1853 am 31. Juli publizirt, wonach beim Erlöſchen des gegenwärtigen Mannsſtammes die Krone auf den Prinzen Chriſtian von Schleswig-Holſtein-Glücksburg übergehen ſoll, obgleich mehrere der in Schleswig-Holſtein näher zur Erbfolge berechtigten Agnaten keinen Verzicht auf ihre Rechte geleiſtet haben.

Indeß nahmen die Zwangsmaßregeln in den Herzogthümern, polizeiliche Willkür und Bedrückungen aller Art ſo ſehr überhand, daß ſich endlich die beiden deutſchen Großmächte gedrungen fühlten einzugreifen. Die deutſche Bundesverſammlung erklärte am 11. Februar 1858 die Geſammtſtaatsverfaſſung in Betreff Holſteins und Lauenburgs für ungültig und forderte die däniſche Regierung auf, den gemachten Zuſagen gemäß die Angelegenheiten der beiden Länder zu ordnen. Doch ſchien ſich Dänemark nicht herbei laſſen zu wollen, dem Bundesbeſchluſſe Folge zu leiſten. Indeß fand der Miniſterwechſel in Preußen ſtatt, und es ward nun wohl ein ſtärkerer Druck auf die Regierung zu Kopenhagen ausgeübt. Mittelſt Erlaſſes vom 6. November 1858 ward die Geſammtſtaatsverfaſſung von der däniſchen Regierung aufgehoben. Aber verfaſſungsmäßige Zuſtände ſind noch nicht wieder hergeſtellt worden; vielmehr herrſchen Willkür und Ausnahmemaßregeln. Vor allem wird in Schleswig deutſche Sprache und deutſches Leben geſchändet und mit Füßen getreten, deutſche Beamte werden verjagt und däniſche in ihre Stelle geſetzt; die öffentliche Meinungsäußerung wird mit Gewalt, zum Theil in kleinlich lächerlicher, zum Theil in ſchnöder und alles Recht verletzender Weiſe unterdrückt. Die Zeitungen bringen darüber tagtäglich neue Thatſachen. — Das iſt die neueſte Geſchichte der beiden Herzogthümer. Sie iſt noch im Gedächtniſſe der Mitwelt, die ein tiefes Weh empfunden, als die Erhebung dieſes edlen und tüchtigen deutſchen Stammes von Deutſchen ſelber unterdrückt ward. Die nachlebenden Geſchlechter in unſerm Vaterlande werden mit Staunen den Verlauf dieſer Geſchichte leſen, ſie werden, das iſt zu hoffen, von ihrem Standpunkte aus nicht ohne tiefe Schamröthe auf ſolche Zeiten zurückblicken. Denn zweierlei iſt es, das unwiderleglich aus dieſer jüngſten Entwicklung jener Länder hervorgeht: auf der einen Seite das entſchiedene Recht der beiden Herzogthümer, und das politiſch gereifte Bewußtſein des ſchleswig-holſteiniſchen Volkes, ſeine treue Standhaftigkeit, ſeine Beſonnenheit und Thatkraft, und auf der andern Seite die Zerfahrenheit und Willenloſigkeit, die im deutſchen Vaterlande dieſer heiligen Nationalſache gegenüber geherrſcht hat. Tauſendfach iſt der Ruf laut geworden: „Hier — in Schleswig-Holſtein — iſt die deutſche Ehre verpfändet!“ — Verſchloſſen liegt die Zukunft vor uns. Ein tiefes Sehnen und Hoffen geht durch das deutſche Land, — was davon die Zukunft erfüllen wird, wer mag es ſagen? Aber alle wahre Größe eines Volkes beruht auf ſeiner Thatkraft, dieſe allein geſtaltet die Zukunft, und ſie allein kann die im Norden verpfändete deutſche Ehre wieder einlöſen, und das wäre der Beginn einer beſſeren Zukunft im deutſchen Vaterlande! —

König Wilhelm von Preußen.*)

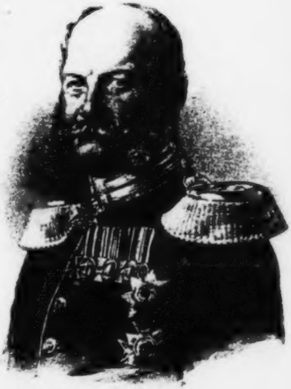
Fürſtliche Perſönlichkeiten erleiden in der Entfaltung ihres beſonderen Weſens im höchſten Grade den Abbruch, welchen geſteigerte Bildungsverhältniſſe auch in den niederen Schichten der Geſellſchaft bedingen werden; die ganze Kraft ihrer Natur darf nicht lernen ſich geltend machen, ſondern ein guter Theil derſelben zehrt ſich in Rückſichten und im Conventionellen auf: die Maſſenhaftigkeit wie der Ernſt der vielfachen Lebensbeziehungen tritt zu mächtig heran, als daß ein Fürſt nicht zu der Reſignation gedrängt werden müßte, ſein Weſen mehr oder weniger mit widerſtrebendem Bewußtſein oder unwillkürlicher Nachgiebigkeit ihnen zum Opfer zu bringen. Aber den Preußen erlaubt der Ruhm ihrer Vergangenheit, der Perſönlichkeit ihrer Könige einen Werth über die Dinge hinaus beizulegen. Ein Volk, das zu den zwölf Fürſten, welche die ziemlich übereinſtimmende Meinung der Geſchichte durch den Ehrennamen des Großen auszeichnet, ungeachtet ſeines kurzen Beſtandes unzweifelhaft ein Sechstheil geſtellt hat, darf auch unter gewöhnlichen und einfachen Verhältniſſen das Intereſſe für die Perſönlichkeit ſeines neuen Königs mehr in den Vordergrund rücken und den ehrenwerthen Grundzug eines beharrlichen Monarchismus offenbaren; um wie viel mehr, wenn die Dinge ſich erfüllen, welche zwar blutige aber doch kernloſe und ziellos irrende Kometen tagesgeſchichtlicher Ereigniſſe vorzubedeuten ſcheinen, wenn Rechte und Pflichten für dieſen Fürſten durch die Noth und Verwicklung der Zukunft ſich ſteigern werden.

Das Intereſſe, welches Preußen und Deutſchland an König Wilhelm nimmt, belohnt ſich leicht durch die Beobachtung ſeines einfachen, verſtändigen, energiſchen Weſens. Nach der Fülle der Offenbarungen von Geiſt und religiöſer Tiefe, welche in dem hochſeligen König Friedrich Wilhelm IV. leuchteten, aber unter dem Drange außergewöhnlicher Ereigniſſe nur zum geringen Theile ihre erwärmende und ſegnende Kraft verſuchen und ſpenden konnten, erſcheint ſein Bruder, um in der geſchichtlichen Erinnerung ſeines Volkes das ganze Bild des Vaters zu wecken. Alle diejenigen, welche noch, wäre es auch nur mit den erſten Kindheitsgedanken, in die Regierung Friedrich Wilhelm's III. zurückreichen, müſſen ſich eines Wortes der Königin Louiſe faſt nothwendig entſinnen, welches die hohe Frau im Frühling des Jahres 1808 über ihre Kinder an ihren Vater, den Herzog von Mecklenburg-Strelitz, ſchrieb: „Unſer Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie ſein Vater, einfach, bieder und verſtändig. Auch in ſeinem Aeußern hat er die meiſte Aehnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht ſo ſchön.“ Aber ein reiches Leben hat hier einen Charakter hervorgebracht, der neben dem glänzenden Geiſte des älteren Bruders nur vorübergehend mit ſeiner Schlichtheit hat zurücktreten müſſen, um den innerſten Kern ſeines Weſens in einer aufbehaltenen Zeit darzulegen. Nicht eine blitzende Reihe geiſtreicher Aperçus erweckt Hoffnungen, welche überdies für den künftigen Inhaber eines Thrones nicht einmal unbedenklich ſind; ſondern Züge eines ehrenhaften, früh in ſich feſten und klaren Weſens treten hervor.

König Wilhelm wurde als der zweite Sohn des damaligen Kronprinzen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Louiſe am 22. März 1797 zu Berlin geboren, als der ältere, zur Thronfolge beſtimmte Bruder ein und ein halbes Jahr alt war,

---

*) Wir erhalten dieſe Mittheilungen aus der Feder eines namhaften Gelehrten.



Wilhelm

König von Preußen

und mit vollem Namen **Friedrich Wilhelm Ludwig** genannt. Die beiden Prinzen erhielten bereits im Auguſt 1800 einen gemeinſamen Erzieher in dem philologiſch tüchtig gebildeten Theologen **Johann Friedrich Gottlieb Delbrück**, welcher ſpäterhin als Superintendent von Zeitz ſich durch ſeinen Eifer für die Einführung der Preußiſchen Agende hervorthat. Es ſcheint, daß **Delbrück's** Einfluß auf den jüngern Prinzen **Wilhelm** tiefer war als auf den kleinen geiſtreich beweglichen Kronprinzen; die ganze, mehr dem praktiſch Religiöſen zugewendete Richtung des etwa 32jährigen Erziehers, welcher das volle Vertrauen des königlichen Vaters beſaß, ſchien in dem Prinzen **Wilhelm** einer urſprünglichen, natürlichen Anlage zu begegnen; indeß bei dem von Scherz und kindlicher Rede nicht eben überfließenden Knaben alle geiſtigen Motive in die Tiefe des Gemüthes ſtill zurückzutreten pflegen, geht ſein Handeln ſchon in den früheſten Lebensjahren auf das gegebene Ziel ehrlich und beſtimmt hin. Wer Gelegenheit hatte, die beiden königlichen Prinzen in der Mitte der ihnen durch **Delbrück** und den tüchtigen Lehrer **Reimann** mit prüfender Sparſamkeit auch aus den bürgerlichen Ständen erwählten Spielgenoſſen zu ſehen, konnte leicht beobachten, wie gern der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV. ſich in dem Gefühl ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit abzuſondern und neckiſch in die Spiele der andern einzugreifen pflegte, indeß ſein jüngerer Bruder nicht ſelten mit den Freunden Parthei gegen dieſe Störungen und den mannigfachen geiſtreichen Unfug des Kronprinzen bilden mußte. Es kam ſogar zu förmlichen Revolutionen in dieſem kleinen Reichsorganismus, in welchem der herrſchluſtige Muthwille des Kronprinzen Friedrich Wilhelm durch einen gemeinſamen Aufſtand gebrochen werden mußte, wobei Prinz **Wilhelm** ſeine Pflicht redlich that. Sonſt fand ſein tiefes Gefühl in bewegteren Momenten nicht bequem und leicht den angemeſſenen Ausdruck, ſo daß er bisweilen dem wenig erfahrenen Beobachter geradezu für gemüthlos gelten konnte. Als nach den traurigen Schlachten von Jena und Auerſtädt Königin Louiſe mit ihren beiden Söhnen thränenvoll aber noch nicht ganz hoffnungsleer von Berlin nach Stettin flüchtete, wußte der Kronprinz durch manches ſüße Wort das Herz ſeiner ihm ſcheinbar darum mehr zugewandten Mutter zu erfreuen, indeß Prinz **Wilhelm** die neuen, mächtig beſtimmenden Eindrücke ſtill mehr in die Tiefen ſeines Gemüths ſammelnd hinabzog. Nicht anders ſtellte ſich der Gegenſatz der beiden kindlichen Naturen, als König Friedrich Wilhelm III. in der Nacht vom 18. — 19. Juli 1810 von Berlin nach Hohenzieritz eilte, ob er die geliebte Gattin noch am Leben treffen würde: dieſelbe Erleichterung des Schmerzes durch geiſtreich ſpielende oder tief und ſeeliſch mitempfindende Rede bei dem älteren, daſſelbe ſtille oder doch wortkarge Hineinziehen des ganzen Ernſtes der ſchmerzlichen Lage in die Gemüthstiefe beim jüngeren Prinzen.

Die Opfer, welche die königliche Familie mit einem bis dahin noch nie in ſolchen Kreiſen für das allgemeine Beſte hervorgetretenen Sinn ſich ſelbſt auferlegte, ſtählten ſchon jetzt den kindlichen Charakter des Prinzen **Wilhelm**; während der Kronprinz der Lehre des ſeit dem Auguſt des Jahres 1810 berufenen **Friedrich Ancillon** als einem geiſtreich vermittelnden Spiel zwiſchen Extremen gern folgte, wendete ſein jüngerer Bruder mit Klarheit und Beſtimmtheit ſich militäriſchen Studien zu, welche er durch ſeine Theilnahme an den Befreiungskriegen der Jahre 1813—14 zugleich auch ſittlich und praktiſch förderte. In derſelben Richtung wirkten auf ihn tüchtige mathematiſche und hiſtoriſch-politiſche Lehrer: unter den letztern **Joh. G. Woltmann**, deſſen lebendige Weiſe, geſchichtliche Auffaſſung und combinationsreichen Vorträge mannigfache Anregungen univerſellſter Art in den Geiſt des werdenden Jünglings hinüberführten, ohne die Ausbildung ſeiner ſtaatlichen Grundſätze irgend durch des Lehrers mit Recht getadelte principielle Unſicherheit in Schwankung zu verſetzen. Der Kern ſeiner religiöſen Anſchauungen, welche bereits durch **Delbrück** eine ſehr beſtimmte Richtung erhalten hatten, geſtaltete ſich zu ſittlicher Feſtigkeit unter **Friedrich Ehrenberg's** Einfluſſe. Die ſcharfe Beobachtung, die humane Energie, welche dieſen ſein empfindenden Verliner Hofgeiſtlichen in ſeiner glänzenden, ſeelſorgeriſchen Thätigkeit fortdauernd ausgezeichnet haben, ſollten ſich auch hier offenbaren, und in dem Glaubensbekenntniſſe, welches nach ſtehendem Brauche Prinz Wilhelm am 8. Juni 1815 in der königlichen Schloßkapelle zu Charlottenburg abzulegen hatte, wie in den bei dieſer Gelegenheit abgefaßten „Lebensgrundſätzen", trat der ganze wohlthätige Einfluß des tiefen, praktiſch-religiöſen Lehrers hervor. Man verſpürt ſchon eine ſehr beſtimmte Antipathie gegen religiöſe Spitzfindigkeiten; die Richtung auf das lebendige Chriſtenthum als eine Totalität iſt dem jungen Prinzen ſchon ſehr beſtimmt die Hauptſache. Damit werden auch die ſtaatlichen Anſchauungen in Zuſammenhang geſetzt: der junge Prinz bekennt, daß ſeine Kräfte der Welt, dem Vaterlande gehören; daß er daher unabläſſig in dem ihm angewieſenen Kreiſe thätig ſein, ein aufrichtiges und herzliches Wohlwollen gegen alle Menſchen, auch gegen die geringſten, denn ſie ſeien alle ſeine Brüder, bei ſich erhalten und beleben wolle; ſeiner fürſtlichen Würde werde er ſich gegen Niemand überheben, Niemand durch ſein fürſtliches Anſehen drücken, und wo er von andern etwas fordern müſſe, ſich dabei herablaſſend und freundlich zeigen, und ihnen die Erfüllung ihrer Pflichten, ſo viel er könne, zu erleichtern ſuchen; doch wolle er alles aufbieten, daß das Werk der Heuchelei und Bosheit zerſtört, das Schlechte und Schändliche der Verachtung preisgegeben werde.

Die folgenden Jahre nahmen Studien mannigfacher Art, beſonders aber militäriſche Beſchäftigungen ein; doch verfolgt der Prinz mit großer Aufmerkſamkeit alle Momente ſtändiſcher Entwicklung, zu der die ganz neue Geſchichte der Provinzialſtände reichliche Gelegenheit bot. Der immer mehr ſich entwickelnde, praktiſche Ernſt ſeines Weſens bedurfte einer idealen Ergänzung, welche ihm am 11. Juni 1829 durch die Verheirathung mit der noch nicht achtzehnjährigen geiſtreichen Prinzeſſin Auguſta von Sachſen-Weimar zugeführt ward. Die hohe Frau rechtfertigte bei ihrem Erſcheinen in der preußiſchen Reſidenz durchaus Goethe's Urtheil über ſie, daß ſie „wirklich ſo bedeutend als liebenswürdig ſei", und ſie war in ihrem geiſtvollen Weſen vollkommen im Stande, den hohen Gemahl, deſſen vorwiegend ethiſch geſtimmter Natur die militäriſche und innere Entwicklung des preußiſchen Vaterlandes näher lag als der äſthetiſche Genuß des Lebens, in künſtleriſche Auffaſſungen intereſſirend einzuführen. Die harmoniſche Verbindung ſo bedeutſamer Lebensrichtungen in dieſem fürſtlichen Elternpaar mußte den beiden Kindern, dem Prinzen Friedrich Wilhelm (geb. den 18. October 1831) und der Prinzeſſin Louiſe Marie (geb. den 3. Dezember 1838) für ihre Bildung zum höchſten Segen gereichen. Vorläufig war dieſer hochbeglückten Familie noch ein einiges Stillleben gegönnt, ſoweit überhaupt ihr Rang ein ſolches zuließ: mit dem Tode Friedrich Wilhelm's III. erweiterte ſich aber der Wirkungskreis des Prinzen ſehr erheblich. Noch ehe der königliche Vater beſtattet war, wurde der Prinz durch Cabinets-Ordre ſeines regierenden Bruders Friedrich Wilhelm's IV. vom 10. Juni 1840 als muthmaßlicher Thronerbe zum „Prinzen von Preußen" ernannt; am 16. deſſelben Monats erhielt er den Vorſitz im Staats-Miniſterium, am 10. September wurde er zum General der Cavallerie und am 17. Januar 1841 zum Statthalter von Pommern berufen.

Fortdauernd war er veranlaßt, ſich mit der inneren Verfaſſung des Königreichs tiefer zu beſchäftigen. Am 25. Mai 1841 erhält er den Auftrag, der Conferenz zur Erlaſſung der ſieben Landtagsabſchiede zu präſidiren, am 7. Januar 1842 während der engliſchen Reiſe des Königs die Staatsgeſchäfte zu leiten; beſonders wichtig aber war ſeine Theilnahme an der Berufung und an der Thätigkeit des erſten vereinigten Landtags vom Jahre 1847.

In das große Publikum gelangten aber nur Notizen über den Prinzen von Preußen, ſoweit ſich deſſen Thätigkeit auf das Militäriſche bezog. Unter den traurigen Mißverſtändniſſen des Jahres 1848 war das für Preußen nicht das geringſte, daß aller Groll des Berliner Märzkampfes ſich auf dieſen Prinzen, als den eigentlichen Urheber des militäriſchen

Widerſtandes gegen die volksthümliche Bewegung häufte. Er mußte im eigentlichſten Sinne flüchten und begab ſich nach England. In vielen Kirchen ließ man die übliche Fürbitte für ihn weg: ſo war der Schrecken der Lynchjuſtiz ſelbſt in die heiligen Räume gedrungen. Als das Miniſterium Camphauſen ſeine Zurückberufung dringender betrieb, kam es zu allerlei Tumulten, bis der Prinz im Juni 1848 den heimiſchen Boden wieder betrat, ja ſogar in die Nationalverſammlung gewählt wurde.

Eine neue große, wenngleich nicht mit vollem Danke anerkannte Thätigkeit ſollte ihm Süddeutſchland im Frühling des Jahres 1849 eröffnen. Die Revolution hatte Baden und die Pfalz in allen Verhältniſſen aufgelöſt; der Prinz erhielt den Auftrag, mit preußiſchen Truppen die Ordnung wiederherzuſtellen, welche die Grundlage alles ſtaatlichen Lebens iſt. Sein Erſcheinen übte ſofort einen bedeutenden Eindruck aus: am 20. Juni überſchritt er unweit Bruchſal den Rhein und betrat badiſches Gebiet; am 23. Juli hatte er Raſtatt zur Capitulation gezwungen und am 18. Auguſt konnte der Großherzog von Baden in ſeine Hauptſtadt zurückkehren.

Eine friedlichere Miſſion wurde dem ſiegreichen Prinzen in ſeinem eignen Vaterlande beſchieden: er wurde im Oktober deſſelben Jahres 1849 zum Militär-Gouverneur vom Rhein und von Weſtphalen ernannt. Hier in dieſen ſchönen Grenz-Provinzen, wo alle Wellenſchläge deutſcher und franzöſiſcher Bewegung ſich zu kreuzen pflegen, ſollte er ſich und damit dem preußiſchen Staate Herzen erwerben. Die ritterliche Zuverläſſigkeit ſeines Weſens und die geiſtvolle Grazie ſeiner hohen Gattin haben dieſe Eroberung glänzend vollendet. Die Genugthuung einer ſolchen unmittelbaren glücklichen Erfahrung, war indeß auch dem Gemüthe des Prinzen durchaus nöthig; die ſüddeutſche Stimmung gegen Preußen war immer unreider geworden; es kam der klägliche Tag von Bronzell und der noch kläglichere von Olmütz; ſeit dem Herbſt des Jahres 1853 nahm die orientaliſche Frage einen dauernd ernſthaften Charakter an: ſchon bemühte ſich Rußland dringend um Preußens Beiſtand. Der Ausbruch des orientaliſchen Krieges mußte den Prinzen auf das Heftigſte aufregen; „Preußen darf in ſo entſcheidenden Augenblicken ſeinen Säbel nicht in der Scheide ſtecken laſſen“ rief er unwillig und flüchtete ſich aus dem ſorgenſchweren Berlin wieder nach dem freundlich winkenden Coblenz. In Zuſammenhang mit der Intention des Prinzen ſtand es, wenn der Kriegsminiſter v. Bonin mit der ihm eigenen unerſchrockenen Aufrichtigkeit ſich gegen Rußland erklärte, um unmittelbar nachher ſein Portefeuille niederlegen zu müſſen. Die trübſeligen ſpannenden Verhältniſſe, welche hierauf zwiſchen den Höfen von Berlin und Coblenz eintraten und in denen ein Lindenberg eine bis dahin in der preußiſchen Geſchichte unerhörte Rolle ſpielte, mußten den Prinzen tief verletzen, aber ſie brachen nicht ſeine Zuverſicht auf Preußens Zukunft; nicht einmal in ſeiner Pietät gegen ſeinen regierenden Bruder wurde er weſentlich geſtört, ſo weit auch beider Naturen und Anſchauungen auseinander gehen mußten.

Von zwei Seiten kam mittlerweile tröſtend das Glück über das königliche Haus von Coblenz. Im Juni 1854 war die ſilberne Hochzeit gefeiert, der Prinz durch Ernennung zum Generaloberſt der Infanterie und zum Gouverneur der Bundesfeſtung Mainz geehrt worden. Am 14. September des folgenden Jahres 1855 ſtattete der Prinz Friedrich Wilhelm am engliſchen Hofe zu Balmoral einen Beſuch ab, der Hoffnungen anregte, wie ſie ſich bei ſeiner hohen Schweſter in Deutſchland ſchon eher erfüllten: am 30. September wurde Prinzeß Louiſe mit dem Prinz-Regenten von Baden verlobt und am 20. September 1856 mit ihm als Großherzog Friedrich Wilhelm Ludwig verheirathet. Aber auch die Beziehungen zu dem engliſchen Hofe geſtalteten ſich während des Jahres 1857 enger; am 25. Januar 1858 fand die Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzeß Royal von Großbritannien Victoria ſtatt, und der Jubel des preußiſchen Volkes bei Empfange des hohen Paares, beſonders in Berlin am 8. Februar, zeigte, welche Bedeutung man dieſer

Verbindung beilege. Der Jubel galt nicht allein den perſönlichen Tugenden des trefflich gebildeten jungen Prinzen und ſeiner geiſtreichlebendigen jungen Gattin, ſondern auch den Beziehungen, welche ſich daran für Preußen und England knüpfen könnten.

In der Freude über das Glück ſeiner Kinder wurde aber der Prinz von Preußen durch die ſich ſteigernde Krankheit ſeines königlichen Bruders geſtört. Bereits am 23. Oktober 1857 war eine dreimonatliche Stellvertretung des Königs durch den Prinzen von Preußen nöthig geworden, welche durch die Kabinets-Ordre vom 6. Januar, 9. April und 25. Juni je dreimonatliche Verlängerungen erfuhr. Mit wie großer Pflichttreue auch der Stellvertreter alle ſeine perſönlichen Wünſche und Anſichten den bekannten Intentionen des leidenden Königs unterordnete, ſo war ſelbſt auch für die weniger Feinfühligen ſchon der Hauch einer andern Zeitrichtung bemerkbar. Der wohlerklärliche Verſuch eines Antrags auf eine ſechsjährige Wahlperiode ſcheiterte, und als nun endlich am 7. Oktober deſſelben Jahres 1858 der Prinz von Preußen als Prinz-Regent die Zügel der Regierung zu ergreifen hatte, lag ſeinen befreiten Abſichten und Entſchlüſſen wenigſtens kein Abgeordnetenhaus mit einer längern Wahlperiode im Wege.

Die erſte Maßregel war die Entlaſſung des Miniſters des Innern v. Weſtphalen; an ſeine Stelle trat der Präſident Flottwell, ein Mann von natürlichem Ungeſtüm, aber großem praktiſchen Blick, raſcher Entſcheidung und klarer Ehrlichkeit, den man leider in früheren Jahren die glücklich begonnene Germaniſirung Poſens nicht hatte vollenden laſſen. Der ſchleunig berufene, am 20. Oktober zuſammengetretene Landtag erkannte die Nothwendigkeit der Regentſchaft verfaſſungsmäßig an, und ſchon brachten 128 Mitglieder des Herrenhauſes dem neuen Herrſcher den eiligen Ausdruck ihrer Ergebenheit dar.

Es iſt wahrſcheinlich, aber nicht hinlänglich verbürgt, daß die Mitglieder des bis dahin beſtehenden Miniſteriums dem Prinz-Regenten die Bereitwilligkeit erklärten, ſich ſeinen neuen Intentionen anbequemen und ſomit ſich ſelbſt verleugnen zu wollen. Die Einfachheit und Biederkeit des Prinz-Regenten vermochte ſich aber in dieſe Art von Reſignation nicht zu finden. Bis auf den Handels- und den Juſtiz-Miniſter und den interimiſtiſchen Miniſter des Innern, legten die alten Miniſter ihre Stellen nieder; am 5. November erhielt der Fürſt von Hohenzollern-Sigmaringen den Befehl, ein neues Miniſterium zu bilden, und außer dem Fürſten als Präſidenten und den genannten drei Miniſtern, traten der Oberpräſident v. Auerswald, v. Bethmann-Hollweg, General v. Bonin, Freiherr v. Schleinitz, Freiherr v. Patow und Graf Pückler in das neue Miniſterium ein. Der Beſtätigung dieſes in einem ziemlich einheitlichen Geiſte gebildeten Staats-Miniſteriums durch Allerhöchſten Erlaß vom 6. November folgte am 8. November die Einführung des Prinzen Friedrich Wilhelm in das Staats-Miniſterium durch ſeinen Vater. Ein Konflikt des Kriegsminiſters v. Bonin mit dem Prinz-Regenten in bedeutſamen militäriſchen Fragen, deren ſelbſtſtändige Entſcheidung der preußiſche Kriegsherr ſich nach den Ueberlieferungen ſeines Staats immer wird vorbehalten müſſen, hatte am 29. November deſſen Entlaſſung und am 5. December die Berufung des Generallieutenants v. Roon zu Folge, eines Mannes, der wohl durch ſeine hohe Bildung und außerordentlichen Talente, weniger aber in ſeinen politiſchen Anſchauungen zu dem neuen Miniſterium zu ſtimmen ſchien.

Die Wahlen zum Abgeordnetenhauſe für die Legislaturperiode von 1859—1861 waren eine unmittelbare Antwort des ganzen Landes auf die neue Wendung, welche die Regierung eingeſchlagen hatte: ſie waren faſt durchaus miniſteriell. In einer ſeltenen Uebereinſtimmung der eigentlich freien und der eigentlich regierenden Faktoren des preußiſchen Staatslebens, mit alleiniger, faſt bizarrer Ausnahme des darum für anomal zu erachtenden Herrenhauſes hätte nun die Weiterbildung des Gemeinweſens vor ſich gehen können, wenn nicht der mit blutigem Leichtſinn angeregte und geführte italieniſche Krieg alle Verhältniſſe und Anſchauungen verwirrt hätte. In dem Augenblicke aber, da die neutralen Mächte Entſcheidendes vorbereiten, überraſchte ſie der modernſte journée des dupes — der 11. Juli 1859 des Friedens von Villafranca. Die preußiſche Mobilmachung war dem öſterreichiſchen Kaiſer zu ſpät gekommen, ſo daß er über ein Verlaſſenſein von natürlichen Bundesgenoſſen mehr ſentimental als wahr klagen konnte, dem franzöſiſchen Kaiſer aber zu früh, weil nun zu unbequemer Zeit der Krieg vielleicht auch an den Rhein zu ſpielen geweſen wäre.

Kurz vor dem Frieden von Villafranca, am 3. Juli, hatte der Prinz-Regent an Stelle des zurückgetretenen interimiſtiſchen Miniſters des Innern Flottwell den Grafen Schwerin-Putzar berufen, und damit ſeinem Volke ein ſehr klares Zeugniß gegeben, daß er auf einem der frühern Richtung entgegengeſetzten Wege die Ordnung der innern Verhältniſſe ſeines Staats herbeizuführen beabſichtige. Indeß hielt ihn dauernd ein zartes Pietätsverhältniß zu dem noch lebenden unheilbar kranken Bruder ab, ganz frei einzugreifen. Dieſe letzte Feſſel wurde gelöſt durch den Tod Friedrich Wilhelms IV. am 2. Januar 1861, und an die Stelle des heimgegangenen künſtleriſchen, geiſtreichen Fürſten trat nun mit freier Gewalt die einfache und verſtändige Energie König Wilhelms.

Was für ein königlicher Charakter fortab die Geſchicke Preußens beſtimmen werde, ergiebt ſich aus dieſer flüchtigen Ueberſchau der perſönlichen Geſchichte König Wilhelms auch für den einfachſten Blick von ſelbſt.

Am ſchärfſten tritt die militäriſche Seite ſeines Weſens heraus, ein Erbtheil des großen Fürſten, der ſich freiwillig damit ſchmückte, Friedrichs des Großen, noch mehr aber des erlauchten Vaters des gegenwärtigen Königs, dem die Noth eine Tugend daraus machte, Friedrich Wilhelms III. Angeborne Neigung und Lebensgang haben den König fortdauernd mit dem Militärweſen im ernſteſten Zuſammenhange erhalten; was ihm in den Märztagen des Jahres 1848 als Schimpf angerechnet wurde, hat ein Jahr ſpäter das gerettete Baden geſegnet; was uns im Augenblick noch als eine geſteigerte Vorliebe erſcheinen mag, kann vielleicht das Vaterland befreien müſſen. Die Gedanken des Königs ſind eifrig auf Vermehrung der Kriegsmannſchaften gerichtet und darum den Vertretern des Landes ſo ſchwierige, von ihnen nur zaghaft hinausgeſchobene Anforderungen des Militär-Budgets vorgelegt werden; gezogene Kanonen und Verbeſſerungen der Zündnadelgewehre dünken dieſem Fürſten wohl gelegentlich ſo wichtig als Schulgeſetze und fürwahr die Zeit klopft ſchon an die Thüren, da wir die materiellen Waffen nöthiger haben werden, als die geiſtigen. Man darf aber nicht fürchten, daß durch dieſe Betonung des Militäriſchen ein Bruch in unſer Volksthum kommen werde, an dem ſich der geſunde Organismus verbluten könnte wie an der Prätorianerwirthſchaft des neuen Cäſarenthums ein Nachbarland; das preußiſche Heer iſt ein Stück Volk und König Wilhelm hat ſich keine Legitimität zu erobern.

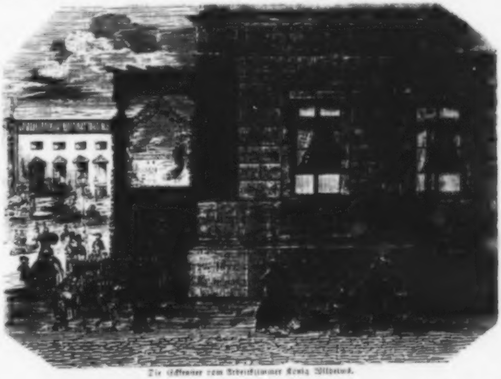
Einem gefährlichen Idealismus werden dieſe militäriſchen Neigungen niemals dienen; das Weſen des Königs iſt der vollſte Gegenſatz zu allem Idealismus; ſelbſt da wo er am meiſten an ſeinem Platze wäre, auf dem Gebiete des Religiöſen mag ſein klarer Kopf und ſein beſonnenes Herz nichts davon wiſſen. Selbſt wenn der König nicht Mitglied, nicht Generalgroßmeiſter der Freimaurerloge wäre, ſo könnte man aus verſchiedenen Aeußerungen und Regierungsmaßregeln doch den ſichern Schluß ziehen, daß hier einfach die Religionsanſchauungen, welche vor 45 Jahren ſein Lehrer Ehrenberg ihm vorgetragen, zur Reife männlicher Grundſätze gelangt ſeien. Auch jetzt noch und beſtimmter noch hängt das religiöſe Intereſſe des Königs an der Totalität einer ſittlichen, ſich klaren, einfach liebenden Natur; die Haarſpaltereien dogmatiſcher Begriffe ſind ihm fremd. Man erinnert ſich in engern Kreiſen einer Frage an eine Paſtoren-Deputation, welcher der König mit einer Achtung fordernden Ehrlichkeit äußerte, daß er das Evangeliſche begreife, daß er die Union verſtehe, nicht aber das Lutheriſche noch das Reformirte u. ſ. w. So ſträubt ſich die ſittliche Natur und die einfache Verſtändigkeit des Fürſten gegen die Auflöſung des Religiöſen durch confeſſionelle Zerſplitterung, und am ſchärfſten hat er ſeinen Widerwillen gegen dieſe Vernichtung des Evangeliſchen in der Anrede an die neuen Miniſter bei Uebernahme der Regentſchaft ausgeſprochen: „In der evangeliſchen Kirche, wir können es nicht leugnen, iſt eine Orthodoxie eingekehrt, die mit ihrer Grundanſchauung nicht verträglich iſt, und die ſofort in ihrem Gefolge Heuchler hat. Dieſe Orthodoxie iſt dem ſegensreichen Wirken der evangeliſchen Union hinderlich in den Weg getreten, und wir ſind nahe daran geweſen, ſie zerfallen zu ſehen..... Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenweſen als Mittel zu egoiſtiſchen Zwecken iſt zu entlarven, wo es nur möglich iſt. Die wahre Religioſität zeigt ſich im ganzen Verhalten des Menſchen; dies iſt immer in's Auge zu faſſen und von äußern Gebahren und Schauſtellungen zu unterſcheiden.“ Dieſe einfachen Worte, welche nur der unmittelbare Ausdruck einer im praktiſchen Leben gereiften, nicht aber philoſophiſch oder dogmatiſch zurechtgelegten Religionsanſchauung ſind, haben bei den entgegengeſetzten Partheien eine entgegengeſetzte Aufnahme gefunden. Aber ihr Inhalt iſt weder ein Proteſt gegen das Chriſtenthum, noch eine exacte Glaubensformel; gleichweit entfernt von der halbfrivolen Zulaſſung jeglicher Façon zur Erlangung der Seligkeit und von einer ſubjectiven Coquetterie mit kirchlichen Richtungen gehen die Worte auf den Begriff der ſittlichen Perſönlichkeit aus. Es iſt darum weder ein Widerſpruch noch eine Konzeſſion, wenn der König im Kirchenbeſuch ſelbſt ein Beiſpiel geben und von ſeinen Beamten gegeben wiſſen will: im Anſchluß an die Gemeinde, durch Union im Kleinen und Großen tritt die einzelne ſittliche Perſönlichkeit erſt in ihren rechten, activen Zuſammenhang.

Mit dieſem vorwiegenden Sinne für die ſich bethätigende Sittlichkeit iſt die umfaſſende Toleranz des Königs verbunden, nicht als Ausfluß einer aufgeklärten Blaſirtheit, ſondern als praktiſcher Ausdruck einer chriſtlichen Beſcheidenheit. Denn der König iſt weit davon entfernt, die ewig gültigen Grundwahrheiten des Chriſtenthums anzugreifen und aus Indifferentismus tolerant zu ſein; ſondern weil er weiß, was es mit einem ſichern ſittlichen Handeln auf ſich habe, achtet er jeden Verſuch religiös-thätigen Ringens. Seine Toleranz wie die jedes wahren Menſchen, beruht nicht auf dem Zweifel an der göttlichen Offenbarung ſondern auf dem Zweifel an der Zulänglichkeit der menſchlichen Kraft, den ganzen Inhalt jener göttlichen Offenbarung auch nur annähernd vollſtändig aufzufaſſen und im ſittlichen Leben darzuſtellen: ein einfacher Sinn überwindet in dieſer Lieblingsfrage der modernen Kirchlichkeit ſo die Eitelkeit der Sophiſtik.

Dieſer einfache und klare Sinn des Königs ſteigert ſich angeſichts der verwickelten Fragen, welche er zu beherrſchen verſucht, zu jener Gerechtigkeit, welche gleichfalls eine Zierde an dem Weſen des Vaters geweſen war. Das Unrechte widerſteht ihm wie alles Unklare. Darum wird er darauf dringen, daß die Verfaſſung Wahrheit werde, die Verfaſſung aber auch in ſich klar und unzweideutig. Es war ein Zug großherziger Selbſtverleugnung, als ſchon vor Jahren der damalige Prinz von Preußen Gelegenheit nahm auszuſprechen, daß er in ganz anderen Anſchauungen erwachſen und erzogen ſei als denjenigen, welche das neue Zeitalter fordere, aber daß es Pflicht der Fürſten ſei, die Geltung des Neuen zu erkennen und anzuerkennen. Er weiß, wo die natürlichen Wurzeln dieſes Neuen für Preußen liegen: in der großen Wiedergeburtsepoche zur Zeit der Erniedrigung, in der Bewegung der Jahre 1808—13, und wenn er erklärt, daß er nicht mit der Vergangenheit brechen werde, ſo meint er nicht das Geſtern, ſondern jene größere Vergangenheit. Aus dieſer ausdrücklichen Rückbeziehung auf jene wunderbare Epoche des Preußenthums laſſen ſich ſichere Schlüſſe auf die Zukunft der inneren Politik ableiten, wenn dieſe nicht ſchon durch die Berufung des Grafen Schwerin-Putzar in das Miniſterium des Innern auf das beſtimmteſte vorbedeutet wäre. Das Recht des Adels, das immer in einem natürlichen

Parteiverhältniß zu der erblichen Monarchie ſtehen wird, darf nicht fürchten angetaſtet zu werden, und die Widerſprüche des Herrenhauſes gegen die Möglichkeit einer freien Gerechtigkeit liegen nicht in ihm beſchloſſen: aber der König wird das Grundſteuerſyſtem als eine von ſeinem gerechten Vater ererbte Staatspflicht und Anderes durchführen.

Derſelbe Gerechtigkeitsſinn wurde durch die Verfaſſungsfrage in Schleswig-Holſtein und Kurheſſen in Anſpruch genommen. Wenn aus einem dunklen Winkel das Schimpfwort „Pfutſchpiemonteſer" erſcholl, ſo machte der Erfinder des unſaubern Zurufs der Unterthanentreue der kleinern Staaten, denen er ohne Zweifel angehört, ein ſchlechtes Compliment, denn jenes wenig lobenswerthe politiſche Prinzip bedarf noch ſchlimmerer Vorausſetzungen bei denjenigen Staaten, in denen es Ausſicht haben ſoll ſich geltend zu machen. Für zweideutige Vergrößerungsgelüſte bot die Trübung aller Verhältniſſe während des italieniſchen Krieges den geeigneten Augenblick: die preußiſchen Machthaber haben die Gelegenheit verſäumen wollen. Man kann freilich dem patriotiſchen preußiſchen Soldaten es nicht verargen, wenn er in gelegentlicher Aufwallung die Hoffnung äußert, daß doch „zum wenigſten" der junge Prinz Friedrich Wilhelm zum „Deutſchen Kaiſer" avanciren werde, denn dieſe Truppen entſinnen ſich, daß ſie in Baden, in der Pfalz und in Sachſen die einheimiſchen Regierungen vor den Angriffen oder der Ohnmacht ihrer eigenen Unterthanen haben ſchützen müſſen. Aber der König Wilhelm wird niemals die Grenzen ſeiner Gerechtigkeit überſchreiten wollen, auch nicht einmal in der lockenden phantaſtiſchen Vorſtellung dieſer oder jener Eventualität, ſondern er gönnt Fürſten und Völkern das ihnen zuſtehende Recht, denn er ſagte einmal: „Unrecht zeugt Unruhe."


Die Eckfenſter vom Arbeitszimmer König Wilhelms.

Wie bei allen klaren, ihrer Ziele und Aufgaben ſicheren Köpfen, ſo erſcheint auch in dem Könige Wilhelm eine ſeltene Energie. Für ihn hat das, was er als das Rechte erkannt hat, ein unzerſtörbares Recht. Daher ſind an ihm nie diejenigen irre geworden, welche ihn näher haben beobachten können, und ſeit der Regentſchaft hat ihn faſt ſein ganzes Volk beobachten können. Seine große Zuverſicht zum königlichen Herrn entſpricht vollkommen der Geſchloſſenheit des Charakters, den er bis jetzt gezeigt hat.

Bis in das Einzelne wird Erſcheinung und Lebensweiſe durch die Grundzüge ſeines Weſens beſtimmt. Er tritt wahrhaft königlich auf, mit markirten, feſten Zügen, welche einen entſchiedenen Gegenſatz zu dem geiſtreichen Mienenſpiel des heimgegangenen Bruders bilden; die hohe Geſtalt und beſonders die gleichmäßige Miſchung des menſchlichen Wohlwollens und der fürſtlichen Beſtimmtheit in ſeinem Blicke erinnern unwillkürlich an den königlichen Vater; bei beiden hat die militäriſche Bildung eine faſt gleich große Sorgfalt in dem äußeren Auftreten erzeugt. In der Handhabung des Wortes ſteht aber der König mitteninnen zwiſchen dem Lakonismus des Vaters und der nun ſeit lange verſtummten glänzenden Beredſamkeit des Bruders, durch welche dieſer ſich zum erſten Redner des neunzehnten Jahrhunderts und zum erſten fürſtlichen Redner aller Jahrhunderte erhob; aber der König ſpricht, auch ohne Vorbereitung, treffend und exact, er regt nicht die Phantaſie an noch nimmt er das Gefühl ſchmeichleriſch gefangen, ſondern ſeine Beredſamkeit iſt eine faſt militäriſche mit der ſicher treffenden Kraft einer unerbittlichen Logik. Er darf ſo reden, denn ſeine Gedanken und ſein Herz ſind durchaus grade. Mit einer unermüdlichen Arbeitskraft, welche jeden Privatmann ehren würde, ſucht er in das Weſen der Dinge und der Menſchen einzudringen, deren Regierung ihm anvertraut iſt; wer an einem frühen Wintermorgen zwiſchen ſeinem Palais und dem Denkmale Friedrich's des Großen vorbeiſchritt, konnte ihn ſchon thätig in dem bekannten Eckzimmer auf und ab ſchreiten ſehen und ſich zu der ernſten Erwägung veranlaßt fühlen, ob das eherne Haupt der Heldengeſtalt, das draußen in den Morgennebel aufragt, weiter greifende Kriegsgedanken hat hegen müſſen, als ſie vielleicht dem drinnen raſtlos arbeitenden König noch beſchieden ſein werden. —

Der Ernſt der Aufgaben und die Gewiſſenhaftigkeit, mit der er ſie zu löſen verſucht, geſtatten dem Könige keine weitern über ſie hinausreichenden Intereſſen. Nur das Schauſpiel liebt er vorzugsweiſe, worin er ebenfalls dem königlichen Vater ähnlich iſt. Indeß darf man nicht fürchten, daß die Künſte vor dem Ernſt des Lebens werden zurücktreten müſſen, welche durch die außerordentliche Begabung des heimgegangenen Königs ſo mannigfache Anregungen empfangen hatten: denn neben dem König ſteht ſeine hohe Gemahlin, in welcher die ganze Fülle geiſtreicher Beobachtung und tiefſinniger Theilnahme an dem Schönen thätig wohnt, wie ſie nur die glänzende Zeit des weimariſchen Hoflebens einer hochbegabten Frau hat verleihen können. König Wilhelm iſt hochherzig genug, um in würdiger Weiſe die künſtleriſche Erbſchaft des genialen Friedrich Wilhelm IV. antreten und verklärend erweitern zu können.*)

---

*) Der Herausgeber erlaubt ſich, hier noch einen ſinnreichen Zug anzufügen, welcher charakteriſtiſch iſt für das Verhältniß Friedrich Wilhelm's IV. zu ſeinem Bruder, der während ſeiner Krankheit die Regentſchaft für ihn führte. Der hochſelige König brachte in der Regel alljährlich zur Jagdzeit einige Tage auf der alten Aſſeburg'ſchen Harzburg Falkenſtein zu. Der Beſitzer hatte ihm darin ein Zimmer eingerichtet, das nur für den König beſtimmt war. Während des letzten königlichen Aufenthaltes daſelbſt, vielleicht während ſein Bruder in England war, brachte ein junger Künſtler den aus Elfenbein trefflich und ähnlich geſchnitzten Kopf des Prinzen von Preußen. Der Hofmarſchall kaufte ihm denſelben ab und äußerte zu Aſſeburg: „Ich möchte den Kopf wohl dem Könige überreichen, ich weiß aber nicht recht, ob ich's wohl wagen darf.“ „Ei,“ ſagte Aſſeburg, „laſſen Sie ihn mir ab. Ich werde einen Stock aus meinen Eichenwäldern ſchneiden, den Kopf als Knopf darauf befeſtigen und ihn dann dem Könige ſchenken.“ Das geſchah. Der König zeigte ſich innig erfreut über das Geſchenk, ſtützte ſich recht mit Behagen auf den Stock und ſagte: „Was mir das für eine Freude iſt, daß ich mich ſo auf meinen Bruder ſtützen kann!“

◆

Der verhängnißvolle Doppelſchuß am 18. März 1848 und ſein Zwillingsbruder am 3. April 1615.

Ein Stück Berliner Geſchichte.

Wie im Leben des Einzelnen, ſo giebt es auch im Leben ganzer Völker Momente, wo alle menſchliche Berechnung durch einen ſich dazwiſchen ſchiebenden Umſtand zu Schanden wird; die Entwicklung plötzlich eine nicht geahnte Richtung nimmt. Den empfindlichſten Stoß erlitt die Dynaſtie Louis Philipps dadurch, daß die Pferde am Wagen des Herzogs von Orleans ſcheuten und dem Bürgerkönig, deſſen Thron ganz auf Volksgunſt begründet war, den beliebteſten und thatkräftigſten ſeiner Söhne, den künftigen Thronerben, welcher recht eigentlich geſchaffen ſchien, des Vaters Werk fortzuführen, zur Leiche machten. Die Geſchichte zeigt auf jedem ihrer Blätter derartige Beiſpiele. So war es auch am 18. März in Berlin ein verhängnißvoller Doppelſchuß, welcher wie ein von dämoniſcher Hand losgebrannter Zunder in die aufgeregten Gemüther mit furchtbarer Gewalt fuhr und wie mit einem Zauberſchlage Freude in Wuth, Befriedigung in Rache kehrte und eine ganze Stadt in einen Taumel fortriß, aus dem ſie erſt nach langer Zeit wieder erwachte.

Man hat vielfach in demſelben ein berechnetes Manöver zu finden geglaubt, welches in neueren Revolutionsdramen auch wirklich öfters abſichtlich herbeigeführt worden iſt, um eben die leicht entzündbare Menge von der Aufregung zur Gewaltthat hinüber zu reißen; indem mit einem ſolchen Schuſſe die Brücke für friedliche Erwägung abgebrochen, Blut ſchon gefloſſen zu ſein ſchien; aber unbefangene Berichte haben die Zufälligkeit des erwähnten Factums über allen Zweifel geſtellt, und eine merkwürdige Parallele bietet uns ein ganz ähnliches Ereigniß, welches ſich faſt an derſelben Stelle ein Paar Jahrhunderte früher zutrug und genau dieſelbe pſychologiſche Entwicklung bewirkte, wenn auch unter kleineren Dimenſionen und minder furchtbar für unſer Vaterland.

Berlin hat nämlich am 18. März 1848 nicht zum erſten Male Aufruhr in ſeinen Mauern toben ſehen. Schon Herr v. Minutoli hat in einem intereſſanten Aufſatze auf die Parallele hingewieſen mit dem Jahre 1451, wo der Friedrich mit den eiſernen Zähnen, welcher klug den Zwieſpalt zwiſchen Rath und Bürgerſchaft benutzt hatte, um feſten Fuß hier zu faſſen, erſt des Aufſtandes der Bürgerſchaft Herr werden mußte, ehe er die alte Selbſtſtändigkeit Berlins brechen und nicht bloß ſein Schloß, ſondern überhaupt landesherrliche Hoheit im Sinne neuerer Zeiten hier dauernd begründen konnte, worauf der Bär im Berliner Wappen nicht mehr ſtolz aufrecht gehen durfte, ſondern die Kette als Halsband, den landesherrlichen Adler aber, als des Kurfürſten Zeichen, auf ſeinen Schultern tragen mußte. Auch im Jahre 1615 ſehen wir die religiöſen Gegenſätze der Lutheraner und der Reformirten hier in Berlin auf einander platzen, und da der Kurfürſt für die Letzteren Partei genommen, wieder den wilden Aufruhr auf der Straße ſich entfeſſeln, und eben bei dieſer Gelegenheit war es, wo ein zufällig losgehender Schuß aus dem Gewehr eines der kurfürſtlichen Leibtrabanten die Gemüther der Bürger zu Cöln an der Spree ebenſo entflammte, wie am 18. März 1848 kaum 5 Minuten davon die ſich entladenden Gewehre des Grenadier Kühn und des Unteroffizier Hettgen.*)

Um dieſe Parallele noch lebendiger zu empfinden, wollen wir uns beide Situationen vergegenwärtigen, wobei wir mit dem 18. März 1848 beginnen. Der Umſchlag der Stimmung zu dem tragiſchen Drama dieſes Tages von der größten Freude zur fieberhafteſten Aufregung in einer Stadt von faſt einer halben Million von Menſchen entwickelte ſich bekanntlich in der Spanne einer kurzen Zeit von kaum einer Viertelſtunde. Die Aufregung, welche die Ereigniſſe, die Europa fieberhaft durchzuckten, hervorgerufen hatten, war nämlich durch beſondere Elemente hier in Berlin noch befördert worden und hatte ſelbſt die patriotiſchſten Männer, die nicht ahnten, was Revolution eigentlich ſei, in dem Wahn mit fortgeriſſen, als gälte es ſo im fieberhaften Anlauf des Vaterlandes Größe zu erſtürmen, daher man auch im Durchſchnitt die Ereigniſſe auf den Straßen, welche ſich zu entwickeln begannen, als nothwendige Uebel ſolcher Zeit geringer anſchlug, aber ebenſo freudig ſich der erregteſten und hoffnungsreichſten Stimmung hingab, als das Patent des Königs am 18ten Alles erfüllt zu haben ſchien.

Der Verfaſſer, den ſein Amt des Weges führte, erzählt hier auch aus eigener Anſchauung, und wenn ein Tag, ſo hat dieſer vor Allen im Jahre 48 es gelehrt, daß das Volk nur der Strömung ſeiner Empfindungen folgt, nur die Einzelnen ſich über die Region der Gefühle in das Gebiet der Erwägung der Thatſachen zu erheben vermögen.**) Von dem oben geſchilderten Gefühl der Dankbarkeit gegen den König aus, ſtimmte denn auch eine große Zahl ohne Bedenken in das wohl berechnete Geſchrei Einzelner ein, die auf das Zurückziehen des Militärs wie Raſende drangen, weil ſie wußten, daß es eine Unmöglichkeit war, es zu erreichen, andererſeits ſich aber auch ſagten, daß es der beſte Erisapfel ſei, den ſie den eben erſt beruhigten Gemüthern hinwerfen könnten. Bekanntlich erfolgte endlich das Ausrücken der Truppen aus dem Schloſſe um den Platz zu ſäubern. Noch ſtand die Stimmung auf der Schwebe, noch konnte ſich das Volk, da Alles erreicht war, verlaufen, da ſchallten plötzlich jene Schüſſe und mit dem Ruf: „Verrath! Man ſchießt auf die Bürger! Zu den Waffen!“ zerſtreuten ſich die Maſſen durch die Stadt, die Sturmglocken ertönten, Barrikaden wuchſen aus der Erde auf, und als der Verfaſſer in ſeine nur eine Viertelſtunde entfernte Wohnung gelangte, entſtand ſchon eine ſolche vor ſeinem Hauſe, und als er der Menge gegenüber zu ſchildern verſuchte, was er erlebt, und wie es nur ein paar zufällige Schüſſe könnten geweſen ſein, welche zu dieſem Mißverſtändniß Veranlaſſung gegeben, mußte er ſich vor dem entfeſſelten ſouveränen Volkswillen, welcher durch den Mund eines buckligen

---

*) Die Berliner Märztage, vom militäriſchen Standpunkte aus geſchildert. Berlin 1850. S. 23. Um die Menſchenmenge zwiſchen der langen Brücke und Breitenſtraße zu entfernen, rückte der Schützenzug der I. Compagnie des Kaiſer Franz Grenadier-Regiments gegen die lange Brücke vor. „Bei dieſer Gelegenheit entlud ſich das Gewehr des Grenadier Kühn dadurch, daß derſelbe mit dem Hahn des Gewehrs am Säbel hängen blieb; ein zweiter Schuß fiel, indem ein Bürger dem Unteroffizier Hettgen mit einem Stock auf das Piſton ſchlug.“

**) Eins der wunderbarſten pſychologiſchen Bilder bot an dieſem Tage die Menge unter Anderm auf dem Monbijouplatz, wo der Premier-Lieutenant v. Reibnitz, da an eine Vertheidigung Monbijous mit den Waffen nicht zu denken war, durch ſeine Kaltblütigkeit allein Monbijou mit ſeinen Kunſtſchätzen rettete. Hier kamen ſolche Scenen vor, daß die Menge ihn ſogar zuletzt, weil ſie einen ſolchen Reſpect vor ihm bekommen hatte, gelegentlich hochleben ließ, und als er es ächt ſoldatiſch mit einem Hoch auf den König erwiderte, dieſelben Menſchen, die erſt Barrikaden gebaut und den Soldaten, obwohl vergeblich, die Waffen abgefordert hatten, in daſſelbe laut mit einſtimmten; ja einen ihrer Anführer, einen kleinen weſtphäliſchen Studenten, welcher dem Lieutenant den Degen entreißen wollte, und von dieſem eine Ohrfeige erhielt, daß ihm das Blut aus der Naſe ſchoß, ſelbſt noch obenein durchprügelte. Siehe den Bericht eines Augenzeugen in Schneiders Soldatenfreund. XVII. Jahrg. 6. Hft. Seite 4. ff. „Sonderbare Erſcheinung,“ ſagt auch der Berichterſtatter, „mit Gewalt der Waffen kämpften ſie in offener Empörung gegen die königliche Gewalt und riefen doch dem König ein enthuſiaſtiſches Hurrah!“

Schneiders faſt ſchon mit Lynch-Juſtiz drohte, in ſein Haus flüchten. Die Vernunft ſchwieg, und 1848 nahm ſeinen Anfang. — Nicht daß nicht noch andere Umſtände dieſelbe Entwickelung hätten hervorrufen können, aber wie es geſchehen, waren die verhängnißvollen Schüſſe der Wendepunkt der Kriſis! —

Hierzu bietet alſo der Aufſtand des Jahres 1615 in ſeiner Entwicklung eine merkwürdige Parallele. Schon einige Jahre hatte die Parteiwuth der Lutheriſchen und Reformirten die Gemüther erbittert, und namentlich hatte der Uebertritt des Kurfürſten Johann Sigismund und der Prinzen ſeines Hauſes zur reformirten Kirche die Erregtheit der Lutheraner auf's Aeußerſte geſteigert, ſo daß alle Maßregeln in dieſer Beziehung um die Sache beizulegen, eitel waren. Nicht bloß von der Kanzel herab wurde gegen die Calviniſtiſche Lehre, als gegen eine Lehre, die ärger ſei als die des Teufels, gepredigt, die Landſtände klagten und auch das Volk blieb nicht müßiger Zuſchauer. In vielen altmärkiſchen Städten ahmte man des Abends bei brennenden Fackeln das Brotbrechen der Reformirten nach und trieb allerhand pöbelhaften Spott. Am Hofe ſelbſt fand das Lutherthum einen Rückhalt an der Kurfürſtin, welche nicht bloß, als ſie zum erſten Male den reformirten Hofprediger auf der Kanzel im Dom erblickte, mit ihrem ganzen Hofſtaat die Kirche verließ, weil ſie einen lutheriſchen Prediger erwartet hatte, ſondern auch bei anderer Gelegenheit ihre Vorliebe für das Lutherthum entſchieden zur Schau trug, welche ſie auch bis zu ihrem Tode bewährte. Da geſchah es nun im März des Jahres 1615, daß des Kurfürſten Bruder Johann Georg, während deſſen Abweſenheit, aber auf ſeinen Befehl, ſämmtliche Bilder, Crucifixe Altäre, überhaupt Alles, was noch an das Papſtthum zu erinnern ſchien, und was das Lutherthum noch geduldet hatte, aus der Domkirche entfernen ließ, wobei freilich nicht mit der gehörigen Rückſicht und Vorſicht verfahren ſein mag. Da beſtieg der lutheriſche Diaconus Peter Stuler am nächſten Sonntag den 2ten April die Kanzel der Petrikirche und donnerte gegen dieſe Neuerung. Am folgenden Tage überſchlich ihn aber doch einige Beſorgniß wegen dieſes Schrittes, zu dem er ſich hatte verleiten laſſen, und weil er an die Folgen dachte, die derſelbe möglicher Weiſe haben könnte, ging er bei den Gemeindemitgliedern umher und bat um Hülfe und Beiſtand. Dann aber fühlte er ſich auch ſo noch nicht ſicher genug und verließ gegen Abend heimlich die Stadt. Kaum verlautbarte dies in Cöln an der Spree, ſo verſammelten ſich viele Bürger vor ſeinem Hauſe, und weil die Frau Prediger einen nicht unbedeutenden Bierſchank betrieb, (woran man alſo damals nichts Anſtößiges fand,) wurde ihnen fleißig eingeſchenkt, wodurch die ſchon aufgeregten Gemüther nur noch mehr erhitzt wurden.

In dieſer Stimmung zog man vor das Haus des reformirten Hofpredigers Füßel und hier begann ein wilder Straßenunfug, indem man das Haus mit Steinen bombardirte. Der Statthalter Johann Georg war ſchon im Begriff ſich auszukleiden, als er die Kunde davon erhielt. Er ſtieg zu Pferde und begleitet von acht Hoftrabanten und einigen Hofleuten erſchien er auf dem Schauplatze des Tumults.

Zum Unglück nun, ſagt ein alter Bericht, ging die Piſtole eines ſeiner Begleiter, man weiß nicht, ob mit Willen, oder von ungefähr, los. Dies war das Zeichen zur Wuth. Die Sturmglocke ertönte und rief immer mehr Menſchen herbei. Der Aufſtand kam zum Ausbruch. Der Bürgermeiſter von Cöln, Jahn, wurde herbeigeholt und erſchien eiligſt im Schlafpelz, um die Menge zu beſänftigen. Aber vergeblich redete er und der Statthalter zum Volke. Erſt meinte man, als man den Bürgermeiſter an des Prinzen Seite erblickte, er ſollte in dieſem Zuſtande gefangen fortgeführt werden, dann, als man ſeine beſchwichtigenden Reden vernahm, beſchuldigte man ihn umgekehrt des Verraths an der gemeinſamen Sache. Die Wuth war vollſtändig entfeſſelt, Steinwürfe und Schüſſe folgten. Verwundet mußte der Statthalter ſelbſt nach dem Schloſſe zurückkehren, und die Menge ward Herr des Platzes.

Des Hofpredigers Haus wurde geſtürmt, Alles zerſtört und ausgeplündert, nur mit Mühe rettete er das nackte Leben, indem er mit Weib und Kind über das Dach in ein benachbartes Haus flüchtete. So endete dieſer Tag und auch wir könnten die Darſtellung hier abbrechen, wenn es nicht doch dem Leſer intereſſant ſein dürfte, den ſchließlichen Verlauf der Sache zu erfahren. Den andern Tag kam Stuler zurück und ſetzte das begonnene Werk der Aufregung fort, auch die Menge zeigte Luſt, das an Füßels Haus Vollbrachte an des kalviniſtiſchen Kanzlers Prückman Haus zu wiederholen, und nur durch geſchickte Gegenmaßregeln wurde es verhindert. Andererſeits beſtieg auch der Hofprediger Füßel am nächſten Charfreitage, um die Theilnahme ſeiner Gemeinde zu erregen, im bloßen Unterkleide, grüner Weſte und geborgtem Mantel die Kanzel und donnerte gegen die Lutheraner. So zog ſich die Sache hin, bis der Kurfürſt zurückkam; der übertrug die Unterſuchung und Entſcheidung den verſammelten Rittern und Ständen. Da kam ſogar die Kurfürſtin mit hinein in die Sache, ſie ſollte geſagt haben, die Cölner hätten Recht, daß ſie ſich ihren Prediger nicht nehmen laſſen wollten. Die Sache wurde denn auch diesmal ſehr mild behandelt. Der Kurfürſt erklärte zunächſt darauf, das ſei eine abſichtsloſe Aeußerung geweſen, und die Bürger hätten nicht ſeiner Gemahlin, ſondern ihm den Eid der Treue geleiſtet; im Uebrigen fiel das Endurtheil dahin aus, daß der Rath und die Bürger beider Städte Berlin und Cöln durch eine Schrift erklären mußten, wie ſie ſolchen Tumult verabſcheuten, und ſich in Zukunft nur an ihren Landesherrn halten würden. Nur Stuler wurde des Landes verwieſen, bekam aber bald in Sachſen wieder eine Pfarre.

W. Z.

* * *

Goethe und Frankfurt am Main.

Von Dr. W. Stricker.

Kein deutſcher Dichter hat ſeiner Vaterſtadt ein ſo ſchönes Ehrendenkmal geſetzt als Goethe. Trieb das Schickſal ſo viele Andere früh fort von der Stätte der Geburt, ehe die Umgebungen einen Einfluß auf ihre Bildung üben konnten, ſo war es Ihm vergönnt, dieſen Einfluß mit Bewußtſein zu empfinden. Goethe hat die Einwirkung ſeiner Umgebungen, der todten wie der belebten, mit unerreichter pſychologiſcher Meiſterſchaft wiedergegeben; Frankfurt in der Epoche von 1750—70 und die bedeutenden Männer der Stadt ſind jedem Gebildeten in Deutſchland bekannt. Und doch: wie viel fehlt zu einem vollen befriedigenden Verſtändniß dieſer Lebens- und Bildungsgeſchichte für Jeden, der ihren Schauplatz gar nicht oder nur unvollkommen kennt? — Vieles hat Goethe nur angedeutet, was jetzt unbedenklich ganz ausgeſprochen werden kann; in manchen Punkten hat ſein Gedächtniß ihn getäuſcht; viele Localitäten, die er erwähnt, ſind jetzt vollſtändig umgeändert, andere haben mit ſeltener Treue ihr alterthümliches Gepräge bewahrt. Die „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele“ werfen ein helles Licht auf den Charakter und die Stellung vieler in der Lebensgeſchichte vorkommenden Perſonen, und auch ſonſt hat die Frankfurter Localgeſchichte, ſowie die Goetheliteratur, einander ergänzend, eine Menge Beiträge zur Erläuterung einzelner Stellen geliefert. Wir unternehmen es deshalb, an der Hand von Goethe's Erzählung in „Dichtung und Wahrheit" den Leſer in die topographiſchen und ſocialen Verhältniſſe der alten Reichsſtadt einzuführen, und hoffen, daß manch kulturhiſtoriſch intereſſantes Ergebniß dieſe Wanderung lohnen werde!

Zum näheren Verſtändniß wird für den Leſer freilich eine geſchichtliche Kenntniß von Frankfurt, wie ſie jedes Converſations-Lexicon bietet, und ein allgemeiner Begriff von den topographiſchen Verhältniſſen der Stadt, wie ſie aus jedem Stadtplan eines Reiſehandbuchs zu entnehmen iſt, erforderlich ſein.

I.

Die Zuſtände der deutſchen Reichsſtädte bildeten vor einem Jahrhundert einen ſchroffen Gegenſatz zu dem centraliſirten Staate, wie ihn der große Kurfürſt und Ludwig XIV. zu bilden begonnen. Statt der hier nach allgemeinen Grundſätzen geordneten großartigen Verhältniſſe fand ſich dort das irrationelle kleinliche Staatsweſen des Mittelalters, entſtanden aus dem Streite der Intereſſen und ihren gegenſeitigen Compromiſſen. Wie kleinlich ſelbſt in Frankfurt der Zuſchnitt des öffentlichen Lebens war, wird man aus dem Folgenden erſehen; man denke erſt an die dorfähnlichen Reichsſtädte in Schwaben (Isny, Giengen, Pfullendorf, Buchhorn, Aalen ꝛc.), oder an Regensburg, das noch vier Reichsſtände in ſeine Mauern einſchloß (das biſchöfliche Hochſtift und die Klöſter St. Emmeran, Ober- und Niedermünſter).

Wir ſprachen oben von dem Streit der Intereſſen und wollen dieſen ausführlicher betrachten, weil auf dieſem Wege am leichteſten eine klare Einſicht der damals beſtehenden Zuſtände gewonnen wird. Wir ſehen zunächſt in der oberſten Stelle den Streit des Stadtraths mit dem Kaiſer. Es lag in der wachſenden Anarchie, in der Abnahme des kaiſerlichen Anſehens begründet, daß der Stadtrath aus einer reinſtädtiſchen Verwaltungsbehörde allmälig eine politiſche mit auswärtigen Beziehungen wurde. Der kaiſerliche Statthalter war der Schultheiß; auch ſeine Stelle kaufte die Stadt, nachdem ſie dieſelbe mehrmals pfandweiſe erworben, 1372 endgültig an ſich und nun war der Schultheiß der erſte ſtädtiſche Beamte geworden, lebenslänglicher Vorſitzender des Rathes und des Schöffengerichts, ſeit Karl VII. auch durch ſeine Stelle „kaiſerlicher Rath". Gleich nach dem Tode eines Stadtſchultheißen wurde zur Wahl ſeines Nachfolgers geſchritten; es geſchah dies weniger wegen einer um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts noch obwaltenden Unſicherheit der Anſprüche, denn noch 1648 und 1680 hatte der Kaiſer das Wahlrecht der Stadt ſelbſt als „wohlfundirt" anerkannt, als aus alter Gewohnheit. Bei der Wahl ſchrieb jedes Rathsglied drei Schöffen auf einen Zettel, die drei meiſtbeſtimmten kamen in die Kugelung und die goldne Kugel ſchuf den neuen Schultheiß.

Dann kommt der Streit zwiſchen der Patrizierherrſchaft und den Zünften. Auswärtige Adelige waren in die Stadt gezogen, hatten ſich zu Geſellſchaften (Frauenſtein und Limburg) vereinigt, angeſehene Bürger in ihren Kreis gezogen und allmälig Ehre und Nutzen der Herrſchaft an ſich geriſſen. Das ging in Zeiten der Ruhe ſo fort, aber große Unglücksfälle, welch[illegible]ie Stadt betrafen, wie die Niederlage bei Cronberg am 14. Mai 1389, oder gewaltige Bewegungen politiſcher und ſocialer Natur, welche die Zeit beherrſchten, riefen Unruhen hervor, deren bedeutendſte in die Jahre 1355—1368, 1389, 1525, 1612—1616 und 1705—1726 fallen und nach langen Erſchütterungen eine Einigung der Parteien zur Folge hatten, welche demokratiſche Elemente dem Rathe beifügten, ohne daß eine durchgreifende Aenderung dadurch bedingt wurde. Wenigſtens waren die größten Kenner der Frankfurter Verfaſſung darüber nicht einig, wie ſie ihrer Natur nach zu definiren ſei, und halfen ſich mit dem Ausdruck: „Die Regierungsform der Stadt Frankfurt iſt eine gemäßigte Ariſtokratie, oder aus Ariſtokratie und Demokratie zuſammengeſetzt.“ Zwiſchen der herrſchenden Claſſe ſelbſt war Streit; als die Geſellſchaften Limburg und Frauenſtein ſich adelige Vorrechte anmaßten, ſtellten ſich die Graduirten (Doctores) als beſondere Corporation ihnen gegenüber und verlangten den Vortritt, zunächſt bei den Krönungsfeierlichkeiten zu Ehren des Kaiſers Joſeph I. 1705, ein Streit, der, öfter beſchwichtigt, bei verſchiedenen Gelegenheiten wieder ausbrach und ſich unerledigt bis zum Ende des Reiches hinzog.

Daß zwiſchen den Zünften Streit war über den Umfang ihrer Befugniſſe, bedarf keiner beſondern Erwähnung, denn es iſt noch heute ſo; aber der Hader erſtreckte ſich herab bis auf die Hafenarbeiter. Die „Einzler“ (d. h. mit einem Pferd fahrende zünftige Fuhrleute) beſchwerten ſich gegen die zweirädrigen Karren der Schiebkärcher, und dieſen wurde 1737 durch Rathsbeſchluß verordnet, daß ſie dieſelben nur allein, ohne Beihülfe eines zweiten Mannes, ziehen ſollten. Mit den Nachbarn war beſtändiger Hader; die Ritter am Taunus machten den Handel unſicher; mit den Herren von Solms entſtand Streit über Rödelheim, einen wichtigen Niddaübergang, welchen die Stadt gleich jenen zu Nied, Hauſen, Bonames ꝛc. in der Hand zu halten wünſchte; mit dem Grafen von Hanau wurde der Streit über den „Bornheimer Berg“, den größten Theil des von Frankfurt angeſprochenen Gebietes, 1481 gegen die Stadt vom Kaiſer entſchieden. Der wichtigſte aber unter den Nachbarn war der Kurfürſt, Erzbiſchof von Mainz, Erzkanzler des heiligen Römiſchen Reichs durch Germanien. Mit dem mächtigen Herrn, zu deſſen Diöceſe Frankfurt gehörte und der nach der Einführung der Reformation in der Reichsſtadt der natürliche Schutzherr der in der Stadt gelegenen Stifter (St. Bartholomäus, St. Leonhard, Liebfrauen) und Klöſter (Karmeliter, Dominicaner, Capuziner, Roſenberger Einigung) war, bot ſich gar mancherlei Gelegenheit zu Spänen dar. Er nahm die Oberherrlichkeit über den ganzen Main in Anſpruch und wollte in Folge davon den Reichsſtädtern die Jurisdiction auf den bei ihrer Stadt gelegenen Schiffen verwehren und maßte ſich noch 1726 die in ihrem Gebiete etwa angeſchwemmten Inſeln an.

Wenn die Stifter und Klöſter den Polizeimaßregeln, die im Intereſſe der Geſundheit und Sicherheit getroffen wurden, ſich widerſetzten, ſo fanden ſie in Mainz allemal Unterſtützung. Und wie hätten confeſſionelle Streitigkeiten in einer Stadt von Deutſchland fehlen ſollen, das den Zänkereien der Theologen ſeine Macht und Größe geopfert hat! Die beſchränkte Intoleranz der herrſchenden lutheriſchen Staatskirche vertrieb die calviniſtiſchen Franzoſen und Niederländer nach Hanau und Frankenthal und ließ ihren Reichthum und ihre Betriebſamkeit andern Ländern zu Gute kommen — immer noch ein geringeres Unheil, als das aus dem Zwieſpalt zwiſchen dem lutheriſch gewordenen Erzbiſchof von Köln, Hermann v. Wied und den reformirten Niederländern, oder zwiſchen dem calviniſtiſchen König von Böhmen, Pfalzgraf Friedrich, und dem lutheriſchen Kurfürſten von Sachſen entſproſſen. — Schon 1561 wurde den erſt 1555 in Frankfurt eingetroffenen Niederländern der öffentliche reformirte Gottesdienſt unterſagt, worauf viele wegzogen. Seit 1595 hielten ſie denſelben auf gräflich hanauiſchem Boden in dem benachbarten Bockenheim; 1601 wurde ihnen erlaubt, außer der Stadt ein hölzernes Bethaus aufführen zu laſſen, auch ihnen Prediger, Predigt und Kommunion geſtattet, Taufe und Trauung jedoch wegen des Geldpunktes der lutheriſchen Geiſtlichkeit vorbehalten, aber ſchon 1608, nachdem eine Feuersbrunſt das Bethaus zerſtört hatte, wurde jenes Zugeſtändniß ihnen entzogen. Vergebens waren wiederholte Geſuche, vergebens die Interceſſion der benachbarten reformirten Fürſten. Die Erbitterung der lutheriſchen Partei ging ſo weit, daß während der Anweſenheit eines reformirten Monarchen oder eines Geſandten, wie der preußiſche oder holländiſche, denen ſie den Hausgottesdienſt nicht wehren konnten, die Zugänge zu dem Local mit Soldaten beſetzt wurden, welche alle Einheimiſchen abwieſen. 1686 wurde ſogar im Rath beſchloſſen, keine weitere Vorſtellung der Reformirten in dieſer Sache anzunehmen. Endlich 1733 betraten die deutſch- und franzöſiſch-reformirten Gemeinden den theuern Rechtsweg beim Reichshofrath in Wien. Der lutheriſche Rath widerſtand ſogar der Fürbitte Kaiſer Karl VII., der zur Verſöhnlichkeit mahnte, und dem Anerbieten der Reformirten, welche 1747 die von den lutheriſchen Geiſtlichen bei den Reformirten vollzogenen Tauf- und Trauungshandlungen mit 15,000 Gulden ablöſen und für die Erlaubniß des Kirchenbaues 50,000 Thaler an's Aerar zahlen wollten. Erſt 1787 hatte die neue humanere Zeit die Vorurtheile ſoweit geklärt, daß den Reformirten eine freie Gemeinde-Verfaſſung und der Bau zweier Kirchen innerhalb der Stadt zugeſtanden wurde. Als ein ferneres Beiſpiel der engherzigen Geſinnung heben wir hervor, daß die Wundärzte noch 1760 einen Proteſt gegen die Aufnahme des Bruchſchneiders Schüttich aus Glarus erhoben, weil er reformirt ſei. Es bedarf ſonach kaum noch der ausdrücklichen Erwähnung, daß gleich den Katholiken auch die Reformirten damals aus dem Rathe ausgeſchloſſen waren. Den Katholiken wurde ſogar der Zutritt zu den Zünften erſchwert, denn als 1765. ein katholiſcher Maurergeſell Meiſter werden wollte, ſchlug man es ihm ab, weil in dem Normaljahr 1624 kein katholiſcher Maurermeiſter in Frankfurt geweſen ſei. Der Mann ging an's Kammergericht; die katholiſchen Mitglieder deſſelben gaben ihm Recht, die proteſtantiſchen Unrecht; ſo entſtanden paria vota. Er ging an Kaiſer und Reich, um eine authentiſche Interpretation von Artikel 5. §. 35. des weſtfäliſchen Friedens zu erlangen; endlich aber 1777 verglich er ſich mit dem Rathe und verzichtete auf ſein Anſinnen.

Die Juden bewohnten ſeit 1462 an der nordöſtlichen Grenze der Altſtadt eine zwiſchen zwei Mauern eingeſchloſſene und mit drei Thoren verwahrte enge Straße, welche 1612 aus 195 Häuſern beſtand und von 454 Familien bewohnt war. Die Gaſſe brannte am 14. Januar 1711 nebſt der Synagoge ganz ab, war aber ſchon 1713 größtentheils wieder erbaut. Die Juden durften nur in der Gaſſe wohnen, wurden vielfach in ihrem Handel beſchränkt und mit Abgaben belaſtet, z. B. mußten ſie mit beſonderen Abgaben das Recht erkaufen, an Sonn- und Feiertagen zunächſt die Gaſſe verlaſſen und dann das Stadtthor paſſiren zu dürfen; jedoch genoſſen ſie eine ziemlich freie Gemeinde-Verfaſſung unter zwölf ſelbſtgewählten „Baumeiſtern." Die Zahl der Juden iſt ſehr verſchieden und meiſt zu hoch angegeben worden, wahrſcheinlich aus demſelben Grund, warum dies noch heute geſchieht, nämlich weil Viele in der fremdherrlichen Umgebung wohnende ihrer Geſchäfte wegen den größten Theil des Tages ſich in Frankfurt aufhalten. 1711 wird ſie auf 11 — 14,000, alſo ein Drittel bis faſt die Hälfte der damaligen chriſtlichen Volkszahl, 1777 aber nur zu 6,600 geſchätzt. —

In ſolcher Beſchränkung lebte die in ſo zahlreiche Kreiſe abgeſchiedene Stadtbevölkerung einige Monate hin, bis im Frühjahr und Herbſt die Meſſe durch Erbauung einer neuen Stadt von Buden und das Zuſtrömen fremder Bevölkerungsmaſſen bei der Bürgerſchaft ihre Beziehungen zu der übrigen Welt in den Vordergrund treten ließ. Es konnte nicht fehlen bei der centralen Lage der Stadt, daß außer dem Handel auch fremde Händel hier hereinſpielten.

Großes Aufſehen erregte 1753 die auf Befehl Friedrich's des Großen in Frankfurt vollzogene Verhaftung Voltaire's, welche, wie wir aus Goethe's Mittheilungen erſehen, ſeinem Vater Veranlaſſung gab, häufige Betrachtungen über die Ungewißheit der Fürſtengunſt anzuſtellen. Der Vorgang war folgender. Der König fürchtete, daß Voltaire, welcher am 26. März 1753 von Potsdam nach Leipzig abgereiſt war, mit den Briefen und Gedichten, die er in Händen hatte, Mißbrauch treiben und durch Veröffentlichung derſelben auch politiſche Nachtheile für Preußen verurſachen könne. Am 11. April unterzeichnete der König einen Befehl an den königlichen Reſidenten in Frankfurt, v. Freytag, mit Zuziehung des dortigen Hofraths Schmid dem Voltaire im Namen Seiner Majeſtät den Kammerherrnſchlüſſel, wie auch das Kreuz und Band pour le mérite abzufordern, ſein Gepäck durchzuſuchen und alles Beſchriebene wegzunehmen. „Da aber," lautete der Befehl weiter, „dieſer Voltaire ſehr intrigant, ſo haben Sie beiderſeits alle Präcaution zu nehmen, daß er Ihnen nichts verhehlt und unterſchlägt. Nachdem Alles wohl durchgeſuchet und in Empfang genommen worden, ſo muß es wohl eingepackt und an Mir nach Potsdam geſandt werden. Allenfalls er ſich mit Gutem Obiges nicht wollte nehmen laſſen, ſolle er mit Arreſt bedrohet werden, und ſo dieſes nicht helfen möchte, ſoll er wirklich arretiret werden und ohne Complimente Alles genommen, ihn aber alsdann reiſen laſſen." Die Thorſchreiber am Friedberger und Allerheiligenthor wurden von Schmid mit der Meldung von Voltaire's Ankunft beauftragt, und als dieſer am 31. Mai nach längerem Aufenthalt in Leipzig hier anlangte und im „goldenen Löwen" (jetzt Württemberger Hof) in der Fahrgaſſe abſtieg, in der Abſicht, am folgenden Tage abzureiſen, begab ſich Freytag mit dem Senator Dr. Rücker und einem preußiſchen Werbeoffizier am 1. Juni zu Voltaire und theilte ihm den Befehl des Königs mit. Voltaire lieferte ein Pack Geſchriebenes aus, aber von einem Band Gedichte, an welchem dem König beſonders viel lag, erklärte er, daß er ſich in Hamburg oder Leipzig befinde, worauf ihm Freitag Verhaft bis zu deſſen Herbeiſchaffung ankündigte. Um ſeine Haft zu löſen, ſchrieb Voltaire einen Brief an den Kaiſer, worin er ihn als den ehrlichſten Mann in Europa anredete und ſich als gentilhomme ordinaire de Sa Majesté très-chrétienne unterzeichnete. Der Brief, in welchem Voltaire den Schutz des Kaiſers gegen ungeſetzliche Verhaftung in ſeiner Krönungsſtadt anruft und deſſen Ueberſendung Graf Friedrich Stadion vermittelte, blieb ohne Erfolg, und erſt nach Ablieferung des mittlerweile von Leipzig eingetroffenen Buches durfte Voltaire am 6. Juli Frankfurt verlaſſen.

II.

Die Stadt Frankfurt iſt in dem letztverfloſſenen Jahrhundert faſt bis zur Unkenntlichkeit verändert worden. Damals war die Begrenzung der Stadt eine doppelte, gebildet durch zwei nicht koncentriſche Kreiſe, welche ſich am ſüdweſtlichen Endpunkt, am Main berührten. Der innere Ring, welcher zwei Thore, wenn auch nicht mehr geſchloſſen, aufzeigte: den Bornheimer Thurm (abgeriſſen 1765) und die Katharinenpforte (1790), und an zwei andern Punkten, der Haſengaſſe und am Salzhaus durchbrochen war, umſchloß mit mittelalterlichen Stadtmauern und Thürmen die Altſtadt; ſeine Stelle iſt noch jetzt durch Straßen bezeichnet, die den Namen: „Graben" führen (Wollgraben, wo die Rahmen der zahlreichen Wollweberzunft [„Wollknappen"] aufgeſtellt waren, Baugraben, Holz- und Zimmergraben, Hirſchgraben). Der am längſten beſtehende Theil des Grabens war der erſt zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts angebaute Hirſchgraben, wo Göthe's Geburtshaus errichtet wurde. Die Hirſche waren im Graben, deſſen Grund eine mit Nußbäumen beſetzte Wieſe bildete, in ſolchem Ueberfluß vorhanden, daß man ſie öfter verſchenkte oder auch zum Verkauf niederſchießen ließ. An dem jährlichen Hirſcheſſen, wozu ein oder mehrere Stück Wein aus dem Rathskeller geliefert wurden, nahmen, außer den Rathsfreunden und ihrer zahlreichen Sippſchaft, die Haupt- und Amtleute, die Advokaten, Aerzte, der Stadt- und Gerichtsſchreiber mit ihren Untergebenen, der Oberrichter und die weltlichen Richter, dann Prälaten Prieſter, Mönche u. a. Gäſte Theil.

Der äußere Bering der Stadt war urſprünglich ebenfalls mit einer bethürmten Mauer und einem Graben umgeben, auch mit feſten Thoren und an denſelben mit vorliegenden Werken verſtärkt; dann aber war mit raſtloſer Anſtrengung unter dem Druck der Kriege des ſiebzehnten Jahrhunderts ſeit 1628 ein Wall mit elf Baſtionen und breiten, vom Bockenheimer Thor bis zum Untermain doppelten Waſſergräben noch darum gelegt. Die Wälle waren mit Linden bepflanzt und dienten als Spaziergang.

Im Gegenſatz zu den engen Gaſſen und den dichtgedrängten hohen Giebelhäuſern der Altſtadt zeigte der zwiſchen beiden Befeſtigungsringen ſich ausdehnende Stadttheil (Neuſtadt) mehr ländlichen oder Vorſtadt-Charakter. Breite Straßen und große freie Plätze (Fiſcherfeld, Klapperfeld, Peterskirchhof, Rahmhof ꝛc.) waren mit meiſt niedrigen Häuſern eingefaßt. Hier reihten ſich ſtraßenweiſe die Fuhrmannswirthſchaften mit geräumigen Höfen und dazwiſchen Nutz- und Bleichgärten und die Ziergärten der Patrizier und reichen Kaufleute oder auswärtiger Fürſten.

Die Stadt zählte um die Zeit von Göthe's Geburt etwa 30,000 chriſtliche Bewohner in 3000 Häuſern. Die Staatsſchuld betrug 1749: 1,517,495 fl. 26 kr. zu 4¼, 4½, 5 und 6 vom Hundert verzinslich mit einem Zinserforderniß von 64,476 fl. 34 kr. Die Straßen waren mit Baſalt gepflaſtert, aber nicht gewölbt, ſondern meiſt nach der Mitte zu geſenkt. Eine öffentliche Straßenbeleuchtung war zuerſt 1707, dann 1711 verſucht, auch durch ein Kaiſerliches Reſkript von 1724 eingeſchärft worden, aber erſt 1762 entſchloß man ſich, die Laternen und ſonſtigen Erforderniſſe dazu auf Staatskoſten anzuſchaffen, wegen der Unterhaltung aber eine Abgabe auf ſämmtliche Häuſer der Stadt zu legen. Dies hatte ſeine Schwierigkeiten, da der katholiſche Klerus für ſeine Gebäude ſich widerſpenſtig und die auswärtigen Fürſten, Grafen und Herren für ihre Beſitzungen ſich ſäumig erwieſen, zu dem gemeinnützigen Werke ihres Theils beizutragen. Es war dazu erſt ein Reichshofraths-Reſkript von 1762 erforderlich, worauf die Laternen allmählig auf 600 vermehrt wurden.

Um die Zeit von Goethe's Geburt waren die Häuſer noch nicht numerirt, ſondern jedes mit einem Sinnbild verſehen, nach dem es den Namen führte, der jedem angeſeſſenen Bürger bekannt war. Erſt die Ueberfluthung der Stadt mit Fremden durch die Einquartirung in Folge der Franzöſiſchen Beſetzung machte es nöthig, den Buchſtaben des Stadtquartiers und eine Zahl (**Litera** und **Numero**) an jeder Hausthür anzuſchreiben.

III.

So war das Gemeinweſen beſchaffen, in welches der Schmiedegeſelle Friedrich Georg Goethe, Sohn eines Hufſchmidts zu Artern an der Unſtrut, geboren 1658, einwanderte. Er war in erſter Ehe ſeit 1687 mit der Schneiderswitwe Anna Eliſabeth Lutz verheirathet und zeugte in dieſer Ehe fünf Kinder: 1. Bartholomäus, geb. 1688, über deſſen ſpätere Schickſale nichts bekannt iſt. 2. Johann Michael, 1694—1733. 3. Johann Jakob, 1694—1717. 4. Hermann Jakob, geb. 1697, Zinngießermeiſter, kam in den Rath 1747, und ſtarb 1761. Seine drei Söhne: a. Johann Friedrich, (1728—33), b. Joachim, (1732—33) und c. Johann Kaſpar, (1732—42) ſtarben im Kindesalter. 5. Johann Nikolaus, (1700—1705)

In zweiter Ehe war Friedrich Georg Goethe nach dem im Jahre 1700 erfolgten Tode ſeiner Frau ſeit 1705 mit der Witwe Cornelie Schellhorn geb. Walter, geb 1668, der wohlhabenden Beſitzerin des „Weidenhofes", eines Gaſthauſes auf der Zeil, verheirathet. Aus dieſer Ehe entſproſſten drei Kinder: 1. Anna Sibylla, (geb. und geſt. 1706). 2. Johann Friedrich (1708—1724) und 3. Johann Kaſpar, des Dichters Vater (1710—1782).

Johann Kaspar Goethe konnte nicht bloß darum nicht in den Rath kommen, weil ſein Schwiegervater, Johann Wolfgang Textor, Stadtſchultheiß war, ſondern auch weil ſein Stiefbruder ſich darin befand, indem durch Kaiſerliche Reſolution von 1725 von einem zu Erwählenden gefordert wurde: „daß nicht ſchon ſein Vater, Sohn, Bruder, Geſchwiſterkind, Schwiegervater, Tochtermann, Gegenſchwager, leiblicher Schwager oder Schweſtermann ſich im Rath befindet.“ — F. G. Goethe ſtarb 1730, ſeine Witwe 1754.

Früher als die Goethe'ſche Familie war die Textor'ſche nach Frankfurt gekommen. Der Textor'ſche Stammbaum läßt ſich bis auf Georg Weber zu Weikersheim an der Tauber zurückführen. Goethe's Urgroßvater, Johann Wolfgang Textor (die lateiniſche Ueberſetzung von Weber), geb. 1638 zu Neuenſtein im Hohenlohiſchen, war Conſulent und erſter Syndikus zu Frankfurt ſeit 1691 und ſtarb 1701.

Sein Enkel gleichen Namens war Dr. juris und ſeit 1747 Stadtſchultheiß, auch kraft ſeines Amtes Wirklicher Geheimer Rath, 1693—1771. Er war vermählt mit Anna Margarethe Lindheimer 1711—83, (nicht Lindheim, wie Goethe in ſeinem Leben berichtet), der Tochter des Dr. jur. und Kammergerichts-Prokurators zu Wetzlar Cornelius Lindheimer. Drittes Kind und erſte Tochter nach zwei im früheſten Kindesalter verſtorbenen Söhnen war Katharina Eliſabeth Textor (1731—1808) getraut am 20. Auguſt 1748 mit Johann Kaspar Goethe, Dr. juris und K. M. wirklichen Rathe. Die von Goethe beſchriebene Wohnung des Großvaters Textor lag an der Stelle, wo ſpäter die kleine Friedberger Gaſſe durchgebrochen wurde; über die ſpäteren Schickſale dieſer Räume berichtet Goethe an Schiller unter dem 17. Auguſt 1797 (Briefwechſel, Ausg. von 1856, I. 351.):

„Der Raum meines großväterlichen Hauſes, Hofes und Gartens iſt aus dem beſchränkten patriarchaliſchen Zuſtande, in welchem ein alter Schultheiß von Frankfurt lebte, durch klug unternehmende Menſchen zum mächtigſten Waaren- und Marktplatz verändert worden. Die Anſtalt ging durch ſonderbare Zufälle bei dem Bombardement (durch Kleber am 13/14. Juli 1796) zu Grunde und iſt jetzt größtentheils als Schutthaufen, noch immer das Doppelte von dem werth, was vor elf Jahren von den gegenwärtigen Beſitzern an die Meinigen bezahlt worden.“

Goethes Eltern wohnten in einem alten, aus zwei durchbrochenen Häuſern gebildeten Hauſe am Hirſchgraben, deſſen Beſitzerin die Großmutter Cornelia war. Hier wurde der Dichter am 28. Auguſt 1749 Mittags mit dem Glockenſchlage zwölf geboren. Der Stadtſchultheiß nahm an der bei der Entbindung ſeiner Tochter bewieſenen Ungeſchicklichkeit der Hebamme Veranlaſſung, den Wundarzt Georg Sigismund Schlicht als Geburtshelfer und Hebammenlehrer anzuſtellen. Er wurde am 2. Dezember 1749 verpflichtet, ſtarb aber ſchon Ende 1754. — Goethe erwähnt in ſeinem Leben die drei Söhne des Vorgängers ſeines Großvaters, des Stadtſchultheißen Ochs von Ochſenſtein (1674—1747), welche ihn zu muthwilligen Streichen angereizt; dieſe waren: Johann Sebaſtian, Kreisgeſandter, 1700—1757; Heinrich Wilhelm, Senator, 1702—1751, beide unverheirathet, und Heinrich Chriſtoph, Fürſtl. Iſenburgiſcher Geheimrath in Offenbach, 1715—1773, der die Familie im Großherzogthum Heſſen fortgepflanzt hat. Nach dem 1754 erfolgten Tode ſeiner Mutter Kornelia ſchritt Johann Kaspar zum Umbau ſeines Hauſes, da aber eine am 27. Juli 1719 erlaſſene und noch am 6. Mai 1749 eingeſchärfte Bauordnung die Ueberhänge nur im erſten Stock erlaubte, ſo ſah er ſich, zur Umgehung dieſes Geſetzes, zu jenem, von Göthe ſo anſchaulich geſchilderten, allmähligen Aufbau veranlaßt. Die Unbequemlichkeiten dieſes Verfahrens trieben den Knaben zu Ausflügen, auf welchen er ſeine Vaterſtadt allmählig kennen lernte.

IV.

Wir wollen nun die Lokalitäten näher betrachten, welche der Knabe mit ſeinen Geſpielen auf dieſen Streifereien am liebſten aufſuchte. Es war zunächſt die Mainbrücke, welche, nachdem ihr zwei hölzerne, durch das Waſſer zerſtörte Brücken vorangegangen waren, nach der großen Ueberſchwemmung des Mains im Jahre 1342, auf 14 gewölbten Bogen ruhend, in einer Länge von 950 und einer Breite von 27½ Fuß aus rothen Sandſteinquadern erbaut wurde. Der Saalhof ſteht nur noch auf der Stelle des 822 von Ludwig dem Frommen erbauten Pallaſtes. Aus der älteſten Zeit iſt nur ein Theil der Grundmauern vorhanden; die jetzt in Zimmer verwandelte kleine Kapelle zur heiligen Eliſabeth iſt wahrſcheinlich in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, der Bau nach der Saalgaſſe zu 1604, der weſtliche Theil des Gebäudes nach dem Main 1717, der öſtliche erſt 1842 aufgeführt. An der Bartholomäus-Kirche, wie ſie jetzt ſteht, iſt vom Jahre 1238 bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts gebaut worden. Der hohe Chor wurde 1315 bis 1338, der (unvollendet gebliebene) Thurm von 1415 bis 1512 bis zur Höhe von 260 Fuß aufgeführt. Die Kirche mißt im Lichten in ihrer größten Länge 240, in ihrer größten Breite 216 Fuß; ſie enthält die Wahlkapelle der deutſchen Kaiſer und iſt 1855 bis 56 gründlich reſtaurirt worden. Von 1525 bis 1548 (Interim) und 1631 während der Höhe von Guſtav Adolf's Macht gehörte die Domkirche dem proteſtantiſchen Ritus an. In der Kirche liegt Kaiſer Günther von Schwarzburg begraben, deſſen Lebenslauf auf eine jugendliche Phantaſie einen beſonders tiefen Eindruck zu machen pflegt und denſelben auch auf den jungen Goethe nicht verfehlte. Am 27. Mai 1349 war Günther halbtodt auf einer Bahre mit allen Zeichen der königlichen Würde nach Frankfurt gebracht worden. Am 17. Juni verzichtete er auf das Reich, nannte ſich wieder Graf Günther von Schwarzburg und entband Bürgermeiſter, Schöffen, Rath und Bürger ihres Eides. Am 18. Juni ſtarb er im Johanniterhofe am „ſchwarzen Tode“, der gleichzeitig binnen 72 Tagen 2000 Menſchen in Frankfurt wegraffte. Seine Familie ließ ihm ein Denkmal in der Mitte des hohen Chores der Domkirche ſetzen, welches im Dezember 1352 vollendet, 1743 aber an die Seite des Eingangs der kaiſerlichen Wahlkapelle auf Anordnung Kaiſer Karls VII. verſetzt wurde, bei welcher Gelegenheit ſämmtliche es umgebende Wappenſchilde verwechſelt und mit rother Farbe überſtrichen wurden. Auf Veranlaſſung der Fürſten von Schwarzburg iſt es jedoch 1855 auf Grundlage von Zeichnungen aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wieder in ſeinen frühern Zuſtand hergeſtellt worden. — Pfarreiſen hieß der mit einem eiſernen Gitter abgeſperrte Gang zwiſchen der Nordſeite des Domes und der 1829 abgeriſſenen Michaelskapelle; er bildet jetzt einen Theil des Domplatzes und iſt gleich jenen Buden verſchwunden. Es bildet einen intereſſanten Gegenſatz zu der Energie napoleoniſcher Stadtverſchönerung, wenn wir leſen: „Nur verdroß es uns, daß nicht an der Liebfrauenkirche eine Straße nach der Zeil zu ging und wir immer den großen Umweg durch die Haſengaſſe oder die Katharinenpforte machen mußten,“ und vernehmen, daß erſt etwa hundert Jahre, nachdem Goethe und ſeine Spielgenoſſen dieſe begründete Klage ausgeſprochen, derſelben durch Abbruch zweier Häuſer (1853) abgeholfen wurde.

Von den burgartigen Räumen innerhalb der Stadt, deren Zahl ſehr groß war, nennt Goethe den Nürnberger Hof zwiſchen Markt und Schnurgaſſe, urſprünglich Herberge der die Meſſe beziehenden nürnberger Kaufleute; das Compoſtell, nordweſtlich vom Dom, dem Kurfürſten von Mainz gehörig; das Braunfels am Liebfrauenberg, 1495 und 1496 Sitz des Reichskammergerichts, im November 1631 von Guſtav Adolf bewohnt, ſpäter als Hochzeitshaus und Kaufhaus benutzt, von 1694 bis zur neueſten Zeit Eigenthum der Geſellſchaft Frauenſtein; endlich das Stammhaus derer von Stalburg, welches Ende des achtzehnten Jahrhunderts abgebrochen wurde, um der deutſch-reformirten Kirche Platz zu machen. Die Familie Stalburg, welche 1447 zuerſt in Frankfurt vorkommt, iſt im Mannesſtamm erloſchen. Johann von Stalburg war während der Belagerung, welche die verbündeten Fürſten, Markgraf Albrecht von Brandenburg, Johann Albrecht und Georg, Herzoge in Mecklenburg, Chriſtoph, Herzog in Baiern und Pfalzgraf Otto Heinrich vom 17. Juli bis 9. Auguſt 1552 gegen die Stadt verhängten, älterer Bürgermeiſter. Jene Belagerung und die Geſtalt der Stadt zu jener Zeit iſt vortrefflich dargeſtellt in dem von Goethe erwähnten großen Plan in zehn Blättern, welchen Hans Grave in Holzſchnitt ausgeführt. Das Rathhaus, Römer genannt, mit ſeiner 1412—16 erbauten Halle und der 1742 erweiterten und geſchmückten Kaiſertreppe, iſt von außen ziemlich unverändert. Deſto vortheilhafter iſt ſeit 1843 der Kaiſerſaal verändert, indem an die Stelle ſcheußlicher Tünchereien durch die Munificenz von Fürſten, Vereinen und Privatperſonen eine Reihe Kaiſerbilder geſetzt wurden, welche theilweiſe auf Kunſtwerth Anſpruch machen können.

Früher diente der Kaiſerſaal den Schulactus (Progreſſionen) des Gymnaſiums; ſeit ſeiner Wiederherſtellung hat er außerdem noch zu andern Zwecken gedient: 1846 wurde hier die erſte Germaniſtenverſammlung gehalten, 1848 regierte hier der Fünfzigerausſchuß, 1859 wurde hier die Schillerfeier akademiſch begangen.

Schon den Knaben fiel es auf, „daß nur noch Platz für das Bild Eines Kaiſers übrig bleibe.“ Das merkwürdige Verhängniß, welches in die letzte Niſche des Kaiſerſaales auf dem Römer den letzten deutſchen Kaiſer brachte, iſt in der neueren Geſchichte nicht ohne Gegenſtück. Die Paulskirche bei Rom (San Paolo fuori le mura) war zur Aufnahme der Bildniſſe ſämmtlicher Päpſte beſtimmt, aber nach Pius VII. war in Rom, wie nach Franz II. in Frankfurt, kein Platz mehr. Aber die Löſungen des Problems waren verſchieden; unter jenem Papſte brannte die Paulskirche nieder, unter Franz II. wurde das Reich aufgelöſt. Im Regierungsgebäude zu Lima war ebenfalls ein Saal für die Bildniſſe der Vicekönige von Peru beſtimmt; doch fand gerade nur eine Reihe von 44 Köpfen, von Pizarro bis Pezuela, Platz; der Saal war gefüllt, als das Heer der Patrioten in Lima einrückte und dem Vicekönigthum ein Ende machte.

V.

Mittlerweile war das Haus fertig geworden und häusliche Beſchäftigungen bannten nach ungewohnter Freiheit den Knaben an die verſchönerte Heimat. Zunächſt ſehen wir, wie mittlerweile die Familienverhältniſſe ſich geändert hatten. Auf Johann Wolfgang folgten noch fünf Kinder, von denen aber nur die älteſte Schweſter, Cornelia, zu reiferen Jahren heranwuchs. Es waren: 1) Cornelia Friederike Chriſtiane, geb. 7. December 1750, copulirt 1. November 1773 mit Johann Georg Schloſſer, damals Amtmann in Emmendingen, der 1739 zu Frankfurt geboren war und nach einem bewegten Leben 1799 als Syndicus ſeiner Vaterſtadt ſtarb; Cornelia ſtarb 1777 zu Emmendingen. 2) Hermann Jacob, 1752—1759. 3) Katharina Eliſabeth, 1754—1756. 4) Johanna Maria, 1756—1759, und 5) Georg Adolf, 1760—1761. Von weiteren Familienereigniſſen erwähnen wir, daß die „lebhafte Tante“ Johanna Maria Textor, geb. 1734, geſt. 1823, im Jahre 1751 mit dem Handelsmann Georg Adolf Melber (nicht Melbert, wie Goethe ſchreibt, 1725—1780) und die „ruhigere Tante“ Anna Maria (1738—1794) im Jahre 1756 mit dem Prediger Dr. theol. Joh. Jak. Starck (1730—1796) ſich verheirathete *).

---

*) Als temporäre Hausgenoſſen erwähnen wir auch die zu deſſen Ausſchmückung herbeigezogenen Künſtler, welche Goethe namhaft macht. Man kennt drei Frankfurter Maler Namens Hirt: Friedrich Chriſtoph, Sohn des Malers Michael Conrad, geb. 1685 in Durlach, 1717 in Frankfurt verheirathet,

Der Schauplatz des Knabenmärchens hat ſeitdem ſeinen Namen gewechſelt. Goethe ſagt: „Ich kam in die Gegend, welche mit Recht den Namen „„ſchlimme Mauer““ führt, denn es iſt dort niemals ganz geheuer.“ Der Knabe Goethe ſchien alſo eine Art Makel in dem Namen zu finden, und ebenſo haben auch die Bewohner derſelben 1855 die Veränderung deſſelben in „Stiftsſtraße“ nachgeſucht und erhalten. In der That aber hat dieſe Straße den Namen von dem Beſitzer einer großen Liegenſchaft in derſelben, Slymme erhalten und kommt im vierzehnten Jahrhundert als Slymmengaſſe, ſeit dem ſiebzehnten als Schlimmauer vor. Sie zieht im Bogen von der Zeil am Senckenbergiſchen Stift vorbei zum Eſchenheimer Thurm.

Wo Goethe ſeine Lehrzeit in einer öffentlichen Schule beſchreibt, ſagt er: „Unſre Lehrer behandelten uns oft ſehr unfreundlich und ungeſchickt mit Schlägen und Püffen.“ Dieß veranlaßt uns, einige Worte über das Schulweſen der Reichsſtadt zu ſagen, welches ſehr vielen der kleineren proteſtantiſchen Staaten jener Zeit weit nachſtand. Ein Rathſchluß von 1739 hatte die Zahl der Privatſchulen auf 24 beſchränkt. Das Recht eine Schule zu halten, wurde durch Erbſchaft oder Kauf oder beſondre Erlaubniß des Raths erworben; immer aber war eine Prüfung die nothwendige Vorbedingung zur Uebung dieſes Rechtes. Wenn ein Schulmeiſter ſtarb, ſo ging das Schulrecht auf ſeine Wittwe über, welche mit einem geprüften Gehülfen die Schule fortführen konnte. Es war dies alſo wie bei andern Zünften. Es konnten Hypotheken auf das Schulrecht aufgenommen werden, und wenn es wegen moraliſcher Untüchtigkeit des Beſitzers nicht geübt werden durfte, ſo konnte es verkauft werden. Zum Verkehr mit der den Schullehrern vorgeſetzten Behörde, dem lutheriſchen Conſiſtorium, wählten ſie jährlich zwei Vertreter, hatten ihre Zunftlade und ſeit 1729 auch eine Wittwenkaſſe. Um 1755 beſtanden 21 Schulen mit 1547 Schülern, welche ſehr ungleich vertheilt waren, ſó daß eine 145, fünf über 100, zwei dagegen weniger als 25 Schüler zählten. An Schulgeld wurden, je nach den Verhältniſſen der Eltern und den Lehrgegenſtänden, an welchen die Kinder Theil nahmen, 2—6 fl. jährlich bezahlt, außerdem im Winter 20 Kr. Holzgeld. Man rechnete bei 100 Kindern auf 300 fl. Einnahme. Der angehende Schulmeiſter wurde in Gegenwart des Conſiſtoriums von einem Pfarrer und den beiden Vorſtehern der Schullehrer im Buchſtabiren, Leſen, Schreiben, Religion und Rechnen geprüft. Als Schullokal dienten oft Hinterhäuſer enger Nebengaſſen, wo eine Schulſtube von 400 Geviertfuß 200 Kinder 6 Stunden täglich beherbergte. Die Kinder ſaßen nach den Geſchlechtern und dann noch nach dem Alter in je zwei, zuſammen alſo in vier Abtheilungen, geſondert in demſelben Raume, und oft unterrichtete die Frau Lehrerin die jüngſten Kinder im Buchſtabiren.

ſtarb 1763: Friedrich Wilhelm, 1721—1772, Heinrich, geb. 1727, beides Söhne des erſteren. Joh. Georg Trautmann, kurpfälziſcher Hofmaler, war 1713 zu Zweibrücken geboren und ſtarb 1769 zu Frankfurt. Sein Sohn Joh. Peter, 1745—1792, war ebenfalls Maler. Chriſtian Georg Schütz, geb. 1718 in Flörsheim a. M., kam 1731 nach Frankfurt; 1744 verheirathete er ſich und wurde Bürger als Decken- und Zimmermaler. Später bildete er ſich unter dem Schutze v. Häckel's, der ihm ſeine Gallerie zur Verfügung ſtellte (von Häckel wird ſpäter die Rede ſein) als Landſchaftsmaler aus. Er wurde von verſchiedenen Höfen beſchäftigt und bereiſte den Rhein und die Schweiz (1762) zum Behuf landſchaftlicher Studien. Er ſtarb 1791 und hatte drei Söhne: Franz, 1753—1781; Johann Georg, geb. 1755, ſtudirte in Düſſeldorf ſeit 1776 und in Rom ſeit 1784, wo er Goethe kennen lernte und wurde ſpäter von Laroche in Offenbach beſchäftigt; und Heinrich Joſeph, 1760-1822. und eine Tochter, Philippine, 1767—1797, Landſchaftsmalerin. Ein Neffe des Chriſtian Georg Schütz war ſein gleichnamiger Pathe, 1758—1823. Juſtus Junker, geb. 1701 zu Mainz, kam früh nach Frankfurt und war gleich Chr. G. Schütz ein Schüler von Hugo Schlegel. Er verheirathete ſich hier 1736, lebte ſpäter einige Zeit in London und ſtarb 1767. Sein Sohn Iſaak war ebenfalls Maler, ſtarb 1789. Joh. Conrad Seekatz, vielleicht aus Ungarn ſtammend, wo der Name Szekacz ſehr häufig iſt, war geb. 1718 in Grünſtadt, kurpfälziſcher und landgräflich heſſiſcher Hofmaler, lebte in Darmſtadt und ſtarb daſelbſt 1768.

Goethe erzählt uns den Verfall, wegen deſſen er dem gemeinſamen Unterricht bald wieder entzogen wurde. Der Vater übernahm wieder die Leitung der Bildung ſeines Sohnes, und aus dieſer Zeit beſitzt die Frankfurter Stadtbibliothek ein Heft Schönſchriften und Exercitien in deutſcher, lateiniſcher, griechiſcher und franzöſiſcher Sprache, welches Goethe in ſeinem ſiebenten bis neunten Jahre geſchrieben und Dr. H. Weismann unter dem Titel: „Aus Goethe's Knabenzeit 1757—59. Mittheilungen aus einem Original-Manuſcript der Frankfurter Stadtbibliothek. Mit 6 Seiten Facſimile." (Frankfurt, Sauerländer 1846) herausgegeben hat. Es enthält theils Dictate des Vaters, theils eigne Ausarbeitungen des Sohnes in proſaiſcher und poetiſcher Form.

VI.

Goethes Vater gehörte unter die „Zurückgezogenen, welche unter ſich niemals Societät machen;" ſeine Vorgänger und Geſellen waren die Brüder Uffenbach; 1. Zacharias, 1683—1732, welcher 1727 jüngerer Bürgermeiſter war und als Schöffe ſtarb. Auf großen Reiſen, welche er in dem Buche: „Reiſen durch Niederſachſen, Holland und England," beſchrieb, brachte er eine Bibliothek von 30,000—40,000 Bänden und Manuſcripten zuſammen, welche noch bei ſeinen Lebzeiten größtentheils an die neue Hochſchule Göttingen verkauft wurde. Sein gelehrter Briefwechſel, 10 Bände, befindet ſich auf der Frankfurter Stadtbibliothek; ſeine Münzenſammlung wurde nach England verkauft. 2. Johann Friedrich, 1687—1769, Königlich Großbritanniſcher Oberſtlieutenant der Artillerie, Mitglied der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen, war 1749 mit Friedrich Maximilian von Günderode Bürgermeiſter und ſtarb als Kaiſerlicher Wirklicher Rath und älteſter Schöffe. Er war ein Raritäten- und Kunſtfreund und ſelbſt Baumeiſter, Zeichner und Verfertiger von optiſchen, mathematiſchen und mechaniſchen Kunſtwerken. Da die Bürgermeiſter damals wie noch heute in Frankfurt nach römiſchem Vorbild jährlich wechſelten, ſo kann in römiſcher Weiſe Goethe als Gunderrodio et Uffenbachio consulibus natus bezeichnet werden. Ein weiterer römiſcher Anklang iſt, daß Frankfurt ſeit 1614 in 14 Quartiere getheilt iſt, welche den römiſchen Regionen auch darin entſprechen, daß 12 auf einer, 2 auf der andern Seite des Fluſſes liegen.

Es gehörte ferner hierher der Freiherr Friedrich von Häckel, ein geborner Holſteiner, der durch Heirath mit der reichen Wittwe eines Herrn von Roſt in den Beſitz des Hauſes zu den zwei Bären in der Dönges- (eigentlich Antonius-) Gaſſe gelangte und im Januar 1760, 78 Jahr alt, als Kaiſerlicher Obriſtwachtmeiſter ſtarb, und Johann Michael von Loen welcher aber, entgegen Göthe's Angabe, daß er nicht von Frankfurt gebürtig geweſen ſei, daſelbſt 1694 geboren war. Er ſtammte aus einem wegen der Religion im ſechszehnten Jahrhundert aus den Niederlanden ausgewanderten Geſchlecht und wurde 1753 von Friedrich dem Großen zum Geheimen Rath und Regierungspräſidenten der Grafſchaften Tecklenburg und Lingen ernannt, 1766 auf ſeine Bitte in den Ruheſtand verſetzt, blieb jedoch in Lingen, wo er 1776 ſtarb. Auch er hatte eine bedeutende Sammlung von Büchern, Handſchriften und Kupferſtichen zuſammengebracht. Dr. Joh. Phil. Orth, 1698—1783, Verfaſſer des ſechsbändigen Werkes: Commentar über die Frankfurter Statuten, die ſogenannte „Stadtreformation," 1731—1774, der Abhandlung über die „Reichsmeſſen" 1765 und der Sammlung merkwürdiger Rechtshändel, 1763—1778, 17 Theile, gehörte ebenfalls jenen Zurückgezogenen an und vermachte 30,000 fl. zu einem Waiſenhauſe. Johann Sebaſtian von Ochſenſtein, der älteſte jener drei von Göthe aus ſeinen früheſten Jugenderinnerungen erwähnten Brüder, machte ſich bei ſeinem 1756 erfolgten Tode durch die allem Herkommen zuwiderlaufende Anordnung eines einfachen Leichenbegängniſſes bemerklich. Sein

Vorbild muß aber doch keine ſehr allgemeine Nachfolge gefunden haben, denn ein uns aufbewahrtes, drei Octavſeiten langes Verzeichniß der Ausgaben bei einem Leichenbegängniß des beſſeren Mittelſtandes aus dem Jahr 1788 ergibt, obgleich nicht alle Rubriken ausgefüllt ſind, immerhin eine Geſammtausgabe von 425 fl., davon für die Flöre 113 fl., für die Leichenträger 66 fl., für die Nebengänger 22 fl., den Leichenbitter 11 fl. ꝛc. Wir haben früher meiſt der Schattenſeiten reichsſtädtiſchen Weſens gedacht; hier wo wir von Senckenberg zu reden haben, iſt es am Platze, des größten Vorzugs dieſer Gemeinweſen zu gedenken, des Gemeinſinnes, der ihre Bürger beſeelt und der die Mittel, welche der Handel zu erwerben geſtattet, zu reichen Stiftungen zu verwenden treibt. Von Orth und Senckenberg geht eine Reihe ſolcher Männer herab bis auf die Gegenwart, bis auf Städel, Bethmann, H. Mylius, Kröger, Brönner, Dyck, St. v. Guaita und v. Wieſenhütten, Namen, welche in ächtem Glanze ſtrahlen und deren Gedächtniß in der Vaterſtadt nimmer ſchwinden wird. Die Familie Senckenberg ſtammt aus Friedberg in der Wetterau wo Joh. Hartmann S. 1665 geboren wurde; er kam 1682 als Arzt nach Frankfurt und ſtarb daſelbſt 1730. Er hatte drei Söhne: Joh. Chriſtian, geb. 1707, ſeit 1737 ebenfalls Arzt in Frankfurt, ſeit 1757 als Heſſen-Caſſel'ſcher Hofrath und conſultirender Leibarzt. Er war dreimal verheirathet, aber ſeine beiden Kinder ſtarben in früher Jugend. Durch Stiftung vom 18. Auguſt 1763 vermachte er ſeiner Vaterſtadt ſein Vermögen von 95,000 fl. nebſt Haus und Sammlungen „zum Beſten der Arzneikunde und Krankenpflege" in der Art, daß zwei Drittel für ein mediziniſches Inſtitut: Anatomie, botaniſcher Garten, chemiſches Laboratorium, Bibliothek und Naturalienſammlungen, und ein Drittel für ein Bürgerhoſpital verwandt werden ſollten. Als er den Bau des letzteren beſichtigte, ſtürzte er vom Gerüſt und ſtarb am 15. November 1772.

VII.

Goethe hat uns im zweiten Buche ſeiner Selbſtbiographie (Ausgabe von 1860, IV. 13.) den Zuſtand der Parteiung geſchildert, in welchen der ſiebenjährige Krieg das Gemeinweſen und die eigene Familie verwickelte. Der Staat ſelbſt mußte als Reichsſtand ſeit 1757 am Kriege Theil nehmen. Die Reichsſtadt unterhielt damals eine Artillerie-Compagnie, 61 Köpfe auf dem Friedensfuße ſtark, und zehn Compagnien Fußvolk zu etwa 80 Mann auf dem Friedensfuß. Vor der Krönung Karl's VII. (12. Februar 1742) war die Beſatzung nur 643 Mann ſtark, wurde damals aber auf 1000 Mann verſtärkt. Vor dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution zählte ſie 865 Mann. Die Eintheilung dieſer zehn Compagnien war nun dieſe, daß drei derſelben als Stabs-Compagnien, deren Chefs der Oberſt, Oberſtlieutenant und Major waren, die ſtändige Garniſon der Stadt bildeten, während ſieben ſogenannte Kreis-Compagnien im Kriegsfall mit dem Naſſau-Weilburgiſchen Truppen ein Regiment der Oberrheiniſchen Kreistruppen bildeten. Am 7. Juni 1757 alſo zogen die ſieben Kreis-Compagnien zum Allerheiligenthor hinaus auf's Fiſcherfeld und ſchlugen dort Lager, um noch andere Kreisvölker abzuwarten, mit welchen ſie nach vier Wochen zur Reichsarmee abgingen. — Auch Frankreich nahm, in Folge des Verſailler Vertrages vom 1. Mai 1756 ſeit 1757 am Kriege Theil, und am 4. A[illegible] 1757 hatte der Kaiſer an alle Kreiſe ſich mit der Bitte gewandt, den franzöſiſchen Hülfstruppen Durchzug zu geſtatten. Am 30. Dezember 1758 aber ſchloß Frankreich mit Oeſtreich einen neuen Vertrag, welchen Schloſſer mit Recht „unbegreiflich" nennt, da alle Vortheile des Verſailler Tractats aufgegeben waren und Frankreich wie ein macht- und willenloſer Vaſall Oeſtreichs nur den läſtigen Theil der früheren Bedingungen beibehalten und die Zahlungen erhöht hatte. Der Zerfall des Reichsverbandes trat recht offen zu Tage; während die mächtigeren Fürſten nach ihrer Convenienz für Oeſtreich oder Preußen kämpften, hätten die weniger mächtigen Reichsſtände am liebſten jeder Theilnahme am Kriege ſich ganz entzogen. Nach dem Gange, welchen im Feldzuge von 1758 die Kriegsereigniſſe genommen, waren den Franzoſen für den folgenden Winter die Quartiere in der Wetterau angewieſen, und dazu der Beſitz von Frankfurt unentbehrlich; aber in die Mauern dieſer Stadt konnten die kaiſerlichen Bundesgenoſſen nur durch den Ueberfall vom 2. Januar 1759 gelangen. Nach längeren Verhandlungen vertrugen Wirthe und Gäſte ſich zuletzt leidlich, obgleich die Extraausgaben der erſten drei Monate bereits auf mehr als 320,000 Gulden ſich ſtellten. Die franzöſiſchen Befehlshaber nahmen auf das A und O der damaligen Frankfurter, die Meſſen, gebührende Rückſicht, und zogen während dieſer Zeit die, anfangs vierzehn Bataillone meiſt deutſcher Soldtruppen ſtarke, Beſatzung größtentheils aus der Stadt, und dafür richtete die Stadt dem Prinzen Soubiſe ein ſtandesgemäßes Quartier im „Römiſchen Kaiſer“ her, wo die ſeidenen Tapeten allein 840 Gulden koſteten. Die Räumung der Stadt begann Ende 1762 und war im Frühjahr 1763 vollendet.

Der Schauplatz der franzöſiſchen Bühne, welche auf den Knaben einen ſo unauslöſchlichen Eindruck machte, war der Concertſaal im Junghof, welcher 1859 abgeriſſen worden iſt, um einem, ähnlichen Zwecken dienenden, großartigen Baue Platz zu machen.

Die Theaterzettel waren in beiden Sprachen verfaßt; in der Eingangsformel hatte die franzöſiſche Militair-Behörde den Vortritt vor der deutſchen Civilgewalt:

„Par permission de Monseigneur le Maréchal Duc de Broglio et de
Messieurs les Magistrats de la ville libre de Francfort,“

Die Künſtler, welche der Königs-Lieutenant auf Empfehlung ſeines Hauswirthes in Nahrung ſetzte, ſind uns alle bekannt, bis auf Nothnagel, Johann Andreas Benjamin, geb. 1729 zu Buch am Forſt im Sachſen-Coburg'ſchen, welcher 1747 nach Frankfurt kam, 1751 Bürger wurde und die Fabriken von Wachstuch gründete, welche Goethe erwähnt und welche zu Ende der achtziger Jahre 50 Perſonen beſchäftigten. Nothnagel ſtarb 1804. Der Hausgenoſſe, welcher nach dem Abzug des Königs-Lieutenants einzog, war Johann Friedrich Moritz, geb. zu Worms 1717, königlich däniſcher Legationsrath, verſchiedener Stände und Fürſten Hofrath und Kreisgeſandter zu Frankfurt, Verfaſſer einer hiſtoriſch-diplomatiſchen Abhandlung vom Urſprung der Reichsſtädte, insbeſondere ſeiner Vaterſtadt, geſtorben 1771. Als neue Figuren auf dem ſeltſam gewundenen Bildungswege Goethe's treten uns hier entgegen der „Aeſop mit Chorrock und Perrücke,“ der Rector des Gymnaſiums Johann Georg Albrecht (1728 Conrector, 1747 Adjunct des Rectors und 1748 Rector, geſtorben 1770.) und die Senioren Freſenius und Plitt. Johann Phil. Freſenius, geboren 1705 zu Niederwieſe bei Alzei, Sohn des dortigen Pfarrers, ſtudirte in großer Dürftigkeit 1723 — 25 zu Straßburg, und wurde, nachdem er in mehreren Stellen zu Gießen und Darmſtadt gewirkt, 1743 an die St. Peterskirche zu Frankfurt berufen und 1748 zum Senior des evangeliſch-lutheriſchen Prediger-Miniſteriums und Hauptprediger an der Barfüßerkirche ernannt. Er ſtarb 1761 und darf als das Urbild des Oberhofpredigers in den „Bekenntniſſen einer ſchönen Seele“ (W. Meiſter 14. Buch) betrachtet werden. Der von ihm „bekehrte freigeiſtige General“ war der ſächſiſche General-Lieutenant v. Dyhern, tödlich verwundet in der Schlacht bei Bergen am 13. April 1759. Johann Jakob Plitt, der Nachfolger von Freſenius, geboren 1727 zu Wetter in Heſſen, war ſeit 1748 Pfarrer in Caſſel und kam von Rinteln, nicht von Marburg, wie Goethe angiebt, nach Frankfurt. In Rinteln war er ſeit 1755 Profeſſor und wurde 1762 zum Senior in Frankfurt erwählt, wo er 1773 ſtarb.

War der Winter mit ſolchen Studien verbracht, ſo lockte das Frühjahr zu Ausflügen in die Vaterſtadt, wobei den alterthümlichen Reſten der Vergangenheit beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet wurde. Hier wurde denn auch das „Schandgemälde“ auf die Juden beachtet, welches unter dem Brückenthurm zu ſehen war. Sein unſauberer Gegenſtand iſt ſo oft beſchrieben und abgebildet, daß wir hier ſchon deshalb nicht darauf eingehen wollen. Erwähnenswerth ſcheint uns jedoch, daß daſſelbe noch 1709 auf Staatskoſten neu hergeſtellt wurde. 1803 mit Abbruch des Brückenthurms wurde es beſeitigt.

Noch einer Gruppe von Männern haben wir zu erwähnen, welche nach dem Geſtändniß des Dichters einen „bedeutenden Einfluß auf ſeine Jugend geübt.“ Es waren dies: 1) Johann Daniel Olenſchlager, geb. 1711 als Sohn eines wohlhabenden Frankfurter Kaufmanns, welcher in Leipzig und Straßburg ſtudirt und 1736 promovirt hatte, Italien und Deutſchland bereiſte, 1737 Advocat in Frankfurt, 1738 ſächſiſch-polniſcher Hofagent und 1748 kaiſerlicher Freiherr, im ſelben Jahre Senator, 1761 Schöff wurde und 1778 ſtarb. Seine „Erläuterungen zur goldenen Bulle“ erſchienen 1766. Er war ſeit 1747 mit Sara (von) Orth verheirathet und hatte zwei Söhne, deren älteſter, Johann Philipp, 1749—1813 taubſtumm, aber dennoch zuerſt Frankfurter Artillerie-Lieutenant, dann heſſiſch-darmſtädtiſcher Oberforſtmeiſter war. Der zweite Sohn, Johann Nicolaus, 1751—1820, war Schöffe; ein Sohn deſſelben ſtarb 1812 ohne Nachkommen. Offenbar iſt J. D. Olenſchlager das Vorbild des „Narciß“ in den „Bekenntniſſen einer ſchönen Seele.“

2) Friedrich Ludwig Reineck, geboren 1707, Weinhändler gleich ſeinem Vater, wurde 1729 geadelt, als er ſich mit Maria Juliane v. Damm verheirathete, ſpäter Hofrath und polniſch-ſächſiſcher Geheimer Kriegsrath, nach dem 1735 erfolgten Tode ſeiner Gattin 1741 zum zweiten Male mit Suſanne Gertrud v. Stockum verheirathet. F. L. v. Reineck ſtarb 1775 und hinterließ aus jeder ſeiner Ehen einen Sohn und eine Tochter. Es iſt alſo nicht richtig, wenn Goethe ſagt, daß ſeine „einzige“ Tochter durch den Hausfreund entführt wurde. Dieſe Tochter war Maria Salome, 1735—1803, ihr Gatte der Frankfurter Major Alexander Klenck, geſtorben 1768. Mit F. L. v. Reineck's Sohn zweiter Ehe („der jüngere Sohn“ bei Goethe) Adelbert iſt 1822 die Familie in Frankfurt erloſchen und das Reineck'ſche Haus an die Stadt gefallen; es ſteht auf der Haſengaſſe Nr. 6. und dient gegenwärtig als preußiſche Kaſerne. „Er verfolgte ſeinen Schwiegerſohn mit dem heftigſten Prozeß“ und verlangte von dem Reichshofrath nichts weniger als die Hinrichtung Klenck's wegen Entführung ſeiner Tochter, welche, um den Mißhandlungen ihres Vaters, der ſie zu einer verhaßten Ehe zwingen wollte, zu entgehen, aus dem väterlichen Hauſe entflohen war.

3) Friedrich Wilhelm Malapart, aus einer italieniſchen, zuerſt nach Mons (Bergen) in Flandern, dann nach Frankfurt ausgewanderten Familie, welche jetzt Malapert ſich ſchreibt und in deren Beſitz ſeit 1657 die Salzwerke zu Soden ſich befanden, geboren 1700 in der Herrſchaft Solms-Braunfels, 1753 geadelt, geſtorben 1773 als heſſen-caſſeliſcher und ſchwediſcher Major, beſaß den jetzt parcellirten Garten auf der Bockenheimer Landſtraße Nr. 16—20.

4) Heinrich Sebaſtian Huisgen, entgegen Goethe's Angabe zu Frankfurt geboren 1744, geſtorben 1807 als fürſtlich öttingiſcher Rath und heſſen-homburgiſcher Hofrath, Verfaſſer der Nachrichten von Frankfurter Künſtlern und Kunſtſachen (1780) und Herausgeber des artiſtiſchen Magazins 1790.

Die reizende Erzählung des Verhältniſſes zu Gretchen, welche das fünfte Buch füllt, iſt von dem Dichter ſo unbeſtimmt gehalten, daß der Commentator keinen Anhaltspunkt findet. Nur dem, wie es ſcheint, unausrottbaren Volksglauben, welcher auch wiederholt ſeinen Weg in die Preſſe gefunden hat, müſſen wir entgegentreten, als ob die 1860 niedergeriſſene Schenke und Fußherberge „zum Puppenſchränkchen“ („Bobbeſchenkelche“ nach Frankfurter Mundart) der Schauplatz jener Liebe geweſen ſei. Sagt doch Goethe ſelbſt: „Der Schenkwirth wohnte über der Straße,“ wonach das Haus keine Schenke geweſen ſein kann, und noch mehr: „ich kam nicht wieder in dieſe Gegend,“ während das bezeichnete Wirthshaus kaum fünfzig Schritte von Goethe's väterlichem Hauſe entfernt lag.

VIII.

Mit dem zweiten Theile von „Dichtung und Wahrheit“ geht der dauernde Frankfurter Aufenthalt Goethe's zu Ende. Wir ſehen ihn zuerſt ſeit 1765 in Leipzig, dann ſeit 1770 in Straßburg, und haben alſo indem wir die Commentirung von Goethe's Aufenthalt in jenen Städten Kundigeren überlaſſen, hinfort nur die fortdauernden Beziehungen zur Vaterſtadt und die vorübergehenden Aufenthalte daſelbſt zu behandeln, um mit der Ueberſiedelung nach Weimar dieſe Mittheilungen über Goethe's Jugendzeit ganz zu beenden. Wir ſehen ihn zunächſt, nachdem er am 28. Auguſt 1768, ſeinem neunzehnten Geburtstage, Leipzig verlaſſen hatte, einen Winter in Frankfurt verleben, der vielfach durch die Nachwirkungen der in Leipzig überſtandenen Krankheit getrübt war.

In dieſem Zuſtande war er dem Einfluß des Fräulein Suſanne Katharine v. Klettenberg (1723—74) zugänglich, einer Freundin ſeiner Mutter, „aus deren Unterhaltungen und Briefen die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele entſtanden ſind.“ Bei Olenſchlager und Freſenius haben wir einzelne Beziehungen dieſer merkwürdigen Epiſode W. Meiſters, wie ſie Dr. J. M. Lappenberg in ſeinem erſchöpfenden Werke: „Reliquien des Fräulein S. K. v. Klettenberg“ (Hamburg 1849) entwickelt hat, bereits angeführt; hier ſind als weitere zu erwähnen: Philo iſt Friedrich Karl v. Moſer (1728—1798) und der „adelige Apoſtel“ iſt Friedrich v. Bülow-Plüskow. Endlich der Arzt, „ein unerklärlicher, ſchlaublickender, freundlich ſprechender, übrigens abſtruſer Mann,“ iſt, zufolge Goethe's brieflicher Mittheilung an Lavater Dr. J. F. Metz, welcher 1724 in Tübingen geboren war und ſeit 1765 in Frankfurt als Arzt lebte, wo er 1782 ſtarb. Der Weyland, mit welchem Goethe im Juni 1771 die Vergnügungsreiſe in die Vogeſen machte, iſt wahrſcheinlich Friedrich Leopold Weyland, welcher 1772 in Straßburg promovirte und 1772 in Frankfurt als Arzt aufgenommen wurde. Er lebte ſeit 1782 als heſſen-darmſtädtiſcher Hofrath und Leibarzt des Erbprinzen zu Buchsweiler und ſtarb ſchon 1787.

An Goethe's Promotion in Straßburg am 6. Auguſt 1771 knüpft ſich eine Sage von kaum minderer Zähigkeit als die auf Gretchen bezügliche, oben erwähnte. Es iſt die von einer Diſſertation über die Flöhe, welche Goethe bei dieſer Gelegenheit verfaßt und ſpäter in Frankfurt herausgegeben habe. Dieſe Erdichtung des Dr. med. und Buchhändler Vogler in Halberſtadt, welcher unter dem Namen Glover eine Schmähſchrift gegen Goethe*) veröffentlicht hat, erhält eine gewiſſe Conſiſtenz dadurch, daß eine achtbare Berliner Buchhandlung die Schrift unter Goethe's Namen veröffentlicht hat.**) Schon vor zwanzig Jahren hat Herr v. d. Hagen den Ungrund dieſer Angabe dargethan und nachgewieſen, daß die Dissertatio de pulice ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert (1688) erſchienen iſt und einer Gattung von ſatyriſchen Schriften angehört, in welchen übrigens mehr juriſtiſche Gelehrſamkeit angehäuft iſt, als Goethe wohl je zu erwerben bemüht war. Es iſt nicht anzunehmen, daß, obgleich eines Stadtſchultheißen Enkel, Wolfgang mehr als ſeine Mußeſtunden mit juriſtiſcher Praxis ausgefüllt habe, denn nur eine vereinzelte Anzeige im Frankfurter Intelligenzblatt zeugt von derſelben, welche unter dem 10. Juni 1774 ſo lautet:

„Es werden hierdurch alle diejenigen in und außer Frankfurt, ſo noch an die B.- und B.'ſchen Herren Erben, wegen einiger von der alten ſolche Firma führenden Handlung, empfangenen Waaren im Rückſtand verblieben, auf das höflichſte erinnert, die Zahlung von dato 14 Tagen an dero nunmehro Endesunterzeichneten Bevollmächtigten ſo gewiß zu leiſten, als ſonſt dieſelbe gegen die Säumigen ernſthaftere Maßregeln zu ergreifen, wiewohl ungern, ſich gemüſſiget ſehen dürfte.

Dr. und Adv. ord. J. W. Goethe.

---

*) Goethe als Menſch und Schriftſteller, aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen verſehen von A. Glover. 1824.

**) Goethe's Abhandlung über die Flöhe. Berlin, Alexander Duncker. 1839.

Unter den Genoſſen des fröhlichen geſelligen Treibens, welches den jungen Doctor in der Vaterſtadt erwartete, nennt Goethe zu Anfang des zwölften Buches den Kaſtenſchreiber Rieſe, an welchen ein Brief Goethes aus dem Jahr 1814 noch vorhanden iſt. Er gedenkt darin mit Behagen „jener ſo ruhigen als unſchuldigen Zeiten, in welche wir einer heitern und luſtigen Jugend genoſſen,“ und erinnert ſich der Wunde, „welche Sie mir ſchlugen, als ich mit demſelben unter einer Forſthauslaube etwas ſchalkiſch auf ein herankommendes Frauenzimmer deutete, dem wir Beide gewogen waren. Wir bereiteten uns eben, einen Teller Schinken zu verzehren, und Sie hatten das aufgehobene Meſſer in der Hand, welches zu meiner Beſtrafung ſich etwas eilig niederſenkte.“ In demſelben Briefe wird „unſer Fränzchen“ erwähnt, womit Fräulein Maria Katharina Franziska Kreſpel, ſpäter verehel. Jacquet, gemeint iſt, deren Bruder, der Hofrath Bernhard Kreſpel, welcher bei der Poſt angeſtellt war, gleichfalls zu Goethe's Jugendfreunden gehörte. Die Novelle von E. T. A. Hoffmann „Rath Kreſpel,“ zu welcher angeblich Clemens Brentano dem Verfaſſer das Material geliefert hat, giebt ein ganz falſches Bild von dieſem Manne. In die letzten Tage des Jahres 1774 fällt das Verhältniß zu Lili (Eliſabeth Schönemann). Karl Jügel, Buchhändler zu Frankfurt, durch ſeine Frau Neffe von Lili, hat in ſeinem, zum Beſten der Schillerſtiftung veröffentlichten Buche: „Das Puppenhaus,“ ein würdiges Denkmal dieſer Frau errichtet, welche in ihrem ſpäteren Leben gezeigt hat, daß die „Staatsdame,“ die der alte Goethe nicht zur Schwiegertochter haben wollte, den Kern in ſich trug, auch in den ſchwerſten Schickſalen aufrecht zu ſtehen, zu tragen, zu entſagen und nie die Freiheit des Entſchluſſes zu verlieren.

Anna Eliſabeth Schönemann war geboren in dem jetzt Benn'ſchen Hauſe (auf dem großen Kornmarkt 15), und am 23. Juni 1758 getauft. Ihr Vater, Johann Wolfgang Schönemann, ſtarb 1763; ihre Mutter, geb. d'Orville, ſetzte nach ſeinem Tode das Banquiergeſchäft [illegible]rt. Bei Verwandten dieſes Namens wohnte Lili in Offenbach, und zwar in dem Hauſe „auf dem Linſenberge,“ wo der Grammatiker Karl Ferdinand Becker ſpäter eine Erziehungsanſtalt errichtete. Hier wurde auch die Verlobung Goethe's mit Lili durch ein Feſt begangen, aber nicht an Lili's Geburtstag, wo er ſchon auf der Schweizerreiſe begriffen war. Auch darin irrt Goethe, daß er „von der Landſtraße zwiſchen Offenbach und Frankfurt, die Stufen hinauf, welche nach den Weingärten führen,“ zum Röderberg gelangt ſei, es kann vielmehr nur der auf dem linken Mainufer gelegene Mühlberg gemeint ſein.

Lili vermählte ſich am 25. Auguſt 1778 mit dem Straßburger Banquier Bernhard Friedrich v. Tückheim (1752—1831). Aus dieſer Ehe entſproſſen vier Söhne: Friedrich, Karl, Wilhelm und Heinrich, und eine Tochter Eliſabeth. Im Jahre 1793 mußte Tückheim fliehen, um nicht unter der Guillotine zu fallen; er wandte ſich mit ſeinen Söhnen Karl und Wilhelm und ſeiner Tochter nach Frankfurt. Ihm folgte ſpäter ſeine Frau, welche, als Bäuerin gekleidet, mit ihrem älteſten Sohne an der Hand, ihrem jüngſten auf dem Arm, zu Fuß bis nach der Vaterſtadt gelangte. Die Familie wohnte längere Zeit in dem Gontard'ſchen Garten vor dem Untermainthor, und zog ſpäter, theils weil die Franzoſen auch in die Rheingegend eingedrungen waren, theils der Erſparniß wegen nach dem preußiſchen Erlangen, wo ſie beſonders mit der Familie des Hofraths Breyer innig befreundet war. Nach dem Siege der gemäßigten Parteien Frankreichs kehrten ſie nach Straßburg zurück. Lili ſtarb am 6. Mai 1817 auf ihrem Gute im Dorfe Krautergersheim im Ober-Elſaß.

Und ſo mag denn dies „ſchmerzlichſt ſüßeſte Lebensjahr“ Goethe's eine Darſtellung beſchließen, welche ſich zur Aufgabe geſetzt hat, die Geſchichte ſeiner Jugendzeit in den Beziehungen auf die Vaterſtadt zu erläutern. Mit dem Augenblick, wo er am 7. November 1775 in Weimar einfuhr, erachten wir unſere Aufgabe für beendet.

* * *

Die Wahrzeichen und Denkmäler Berlins.

Von Dr. W. Schwartz.

Berlin, die Hauptſtadt des preußiſchen Staates, iſt in ihrer jetzigen Geſtalt weſentlich eine neue Stadt, recht eigentlich eine Schöpfung der preußiſchen Könige. Nichts deſtoweniger hat ſie eine lange mannigfache Geſchichte, und wenn wir die Wahrzeichen und Denkmäler ihrer Vergangenheit ſchildern wollen, müſſen wir uns der Hauptepochen erinnern, an welche jene anknüpfen. Als die Mark Brandenburg durch Albrecht den Bären an der Havel begründet ward und ſich unter ſeinen Nachfolgern auch im Oſten über das Land ſüdlich und nördlich von der Spree ausbreitete, fand ſie hier, wo jetzt Berlin liegt, ſchon zwei, für die damaligen Verhältniſſe nicht unbedeutende Orte vor, die nur ein Arm der Spree trennte. Südlich auf Teltowiſcher Seite lag Cöln, nördlich auf Barnimſcher, Berlin. Kaum werden dieſe Städte als zur markgräflichen Herrſchaft gehörig erwähnt, ſo treten ſie auch ſchon mit einer gewiſſen Bedeutſamkeit auf, was offenbar in ihrer geographiſchen Lage begründet war, und ſchon nach hundert Jahren ſehen wir die beiden Städte, zu einer vereint, alle übrigen in der Mark, ſelbſt die alte Kurſtadt Brandenburg an Wichtigkeit überragen. In bewußter Selbſtſtändigkeit erſcheinen ſie während der unruhigen Zeiten der bairiſchen und luxemburgiſchen Markgrafen an der Spitze der Städte-Bündniſſe, welche zur Sicherung der Landſtraßen geſchloſſen wurden, und in der innigſten Beziehung zur nordiſchen Hanſe. Dies war gleichſam der erſte Theil der brandenburgiſchen Zeit des vereinigten Berlin und Cöln, die Zeit freier Selbſtſtändigkeit in den geſchloſſenen Formen eines ſtädtiſchen Gemeinweſens, wie es das Mittelalter hervorbrachte. Der zweite Abſchnitt derſelben beginnt mit dem Hohenzoller Friedrich II. und reicht bis zum großen Kurfürſten. Das wieder getrennte Berlin und Cöln iſt die Kurfürſtlich-Brandenburgiſche Reſidenz geworden, und zu Cöln an der Spree erhebt ſich das Schloß des Landesherrn; die Stadt aber verkümmert gegen das Ende dieſer Zeit unter den Folgen des dreißigjährigen deutſchen Krieges. Da tritt der große Kurfürſt mit ſeiner ſchöpferiſchen Kraft ein, mit ihm beginnt eine neue Epoche auch für dieſe Stadt, welche wir nicht anders als gleich die preußiſche nennen können, wenngleich ſein Sohn erſt der Herrſchaft und ihrer Reſidenz dieſen Namen verlieh. Schon unter dem großen Kurfürſten ſelbſt wurde eine dritte und vierte Stadt den zweien, Berlin und Cöln, hinzugefügt, der Friedrichswerder und die Dorotheenſtadt, welchen unter ſeinem Sohne König Friedrich I. dann die Friedrichsſtadt folgte, und 1709 werden alle dieſe Städte zu einer vereinigt, und es entwickelte ſich in ſtetem Fortſchreiten unter der Pflege ſeiner Könige das Berlin, welches als die Hauptſtadt des preußiſchen Staates jetzt unter die Weltſtädte Europa's eingereiht iſt. — Wir werden nach einander die Wahrzeichen und Denkmäler beider Epochen der brandenburgiſchen und preußiſchen durchgehen.

Nur wenige Wahrzeichen ſprechen von der brandenburgiſchen Vergangenheit Berlins, wo aber die Geſchichte ſchweigt, iſt die Sage ſelbſt in der Stadt deſto thätiger geweſen, und ſo durchwandern wir zuerſt an ihrer Hand die Vergangenheit.

Am alten Markt Berlins oder, wie er ſeit der mildthätigen Kurfürſtin Catharine, der erſten Gemahlin Joachim Friedrichs, genannt wird,*) am Molkenmarkt fällt unſer Auge auf ein Paar ſogenannter Wallfiſchrippen, welche an dem Hauſe gegenüber dem Polizei-Präſidium in der Höhe des erſten Stockwerks angeheftet ſich finden. Die von A. Kuhn und dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes aus dem Munde des Volkes geſammelten „Norddeutſchen Sagen,“ welche neben den „Märkiſchen Sagen“ dem zunächſt Folgenden überhaupt zu Grunde liegen, berichtet hiervon aus dem Munde eines alten Arbeitsmannes die alte Tradition, nach welcher es Rippen ſeien, die von einem Rieſen herrührten, der hier gehauſet haben ſollte. „Hier in dieſer Gegend der Stadt“ — es iſt in der Nähe des alten berliner Rathhauſes — „ſei überhaupt die wahre Bärengrube geweſen. Der Rieſe aber ſei ſo groß geweſen, daß man ihn bei ſeinem Tode nicht auf einen Kirchhof hinbekommen, ſondern auf allen Kirchhöfen Berlins hätte unterbringen müſſen.“

---

*) Von ihrem Cölner Vorwerke, was zwiſchen der jetzigen Jäger- und Kronenſtraße lag, ließ ſie die Milch hier verkaufen und von dem Erlös gewährte ſie den Armen freie Medicin aus der Schloßapotheke.

Da wir mit dem Rieſen und der Bärengrube ſchon die ächt mythiſche Zeit berührt haben, ſo knüpfen wir gleich analoges Sagenhaftes daran, welches ſich an das berliner Schloß, alſo eigentlich erſt an die brandenburgiſch-hohenzollerſche Zeit heftet, es iſt die Sage von der weißen Frau, welche als Familiengeiſt der Hohenzollern umgeht. Bald ſoll ſie an der Wiege der neugebornen Kinder ſitzend geſehen worden ſein, wenn die Ammen eingeſchlafen, bald ſoll ſie ſich zeigen, wenn ein Todesfall in der Familie bevorſteht, im langſamen Schritt die langen Gänge des Schloſſes durchwandelnd. Es iſt noch ein Stück alten Heidenthums, was hier haften geblieben iſt, und auch ſonſt wiſſen märkiſche Sagen zu erzählen von der weißen Frau, die ſich ſehen läßt in Wald und Feld oder bei alten Burgen und Klöſtern ihr Weſen treibt, wie man es auch anderwärts in Deutſchland erzählt. Die hohenzollerſche weiße Frau aber, welche ſelbſt einem Napoleon unheimlich vorkam*), ſcheint aus der alten Heimath, aus Franken, mit herübergewandert zu ſein, wenigſtens hat ſich dort die Sage reicher entfaltet und will den Urſprung der Erſcheinung ſelbſt nachweiſen, indem ſie angiebt, es ſei eine Gräfin Beatrix oder Kunigunde von Orlamünde geweſen, welche aus Liebe zum ſchönen Albrecht von Hohenzollern ihre eigenen Kinder habe tödten laſſen, von denen ſie geglaubt, daß ſie einer ehelichen Verbindung mit ihm im Wege ſtänden, und welche deshalb ruhelos umginge.**)

Wie der alte Berliner von der weißen Frau erzählt, ſo weiß er auch von dem heimlichen Gericht, dem ſogenannten Jungfern-Küſſen, in den Kellern der alten hohenzollernſchen Burg. Dort ſoll nämlich eine eiſerne Jungfrau mit beweglichen Armen und Schwertern an denſelben geweſen ſein, welche als Richtwerkzeug gedient habe, indem beim Betreten der Platte vor derſelben durch einen Mechanismus die Arme mit den Schwertern zuſammenſchlugen und das zwiſchen ihnen befindliche Opfer zerhieben und tödteten, worauf die Maſchine ſich wieder öffnete, der Leichnam in einen Schacht hinabſank und von den dort an den Seiten angebrachten Schwertern in Stücke zerfetzt in die Tiefe fiel, welche dann durch die Spree fort geſchwemmt worden ſeien. Daß dort ein Gefängniß zur Kurfürſten-Zeit geweſen, ſteht feſt, aber kein hiſtoriſches Zeugniß ſpricht ſonſt für die Sage, ja die gründlichen Unterſuchungen des verſtorbenen Königl. Preuß. Baumeiſter Rabe haben den letzteren Umſtand, die Anlage über der Spree, als höchſt unwahrſcheinlich, ja unmöglich nachgewieſen. Die Sage kommt überdieß auch anderweitig z. B. in Dresden vor, wo das Jungfern-Küſſen am Oſtende der Terraſſe ſich befunden haben ſoll, aber auch dort wird die Sache bezweifelt. Es iſt möglich, daß dies eine der ſogenannten Wanderſagen iſt, wie wir eine derartige auch noch in Berlin in einer ſich an die Parochialkirche knüpfenden Geſchichte finden, welche ebenſo vom Straßburger Münſter erzählt wird.*) Veranlaſſung könnte zur Sage überhaupt aber gegeben haben ein im Mittelalter übliches Marterwerkzeug einer ähnlichen Maſchinerie, nur ohne Schwerter, die ſogenannte engliſche Jungfrau; ſonſt klingt eine andere in der Dresdner Chronik gegebene Erklärung auch nicht unwahrſcheinlich, daß nämlich, wovon wir auch ein Beiſpiel weiter unten bekommen werden, die Sage aus dem Mißverſtändniß eines Bildes entſtanden ſei: nämlich der vor den Gerichtshöfen oftmals abgebildeten und dem Volke unverſtändlichen Jungfrau Themis mit dem Schwerte.

---

*) Im Bayreuther Schloſſe ſollte ſie dem franzöſiſchen General d'Espagne im Jahre 1809 erſchienen ſein, womit man in der franzöſiſchen Armee ſeinen Tod bei Aspern in Verbindung brachte. Napoleon ward es 1812, als er auf dem Zuge nach Rußland dort durchkam und übernachtete, ſo unheimlich, daß er am 3. Auguſt 1813, als er wieder in die Lage kommen ſollte, lieber den Abend noch weiter fuhr, als dort blieb, obwohl Alles zu ſeinem Nachtquartier ſchon eingerichtet war. Minutoli, Die weiße Frau. Berlin 1850.

**) Minutoli erklärt dies zum Theil aus dem Mißverſtändniß der Bilder auf den betreffenden Leichenſteinen. — Nach Berliner Verſion der Sage ſoll die weiße Frau aber der mahnende Geiſt der ſchönen Gießerin Anna Sydow, der Geliebten Joachims II., ſein, welche ſein Sohn Johann Georg nach des Vaters Tode auf die Feſtung Spandau ſchickte, wo ſie im Elend ſtarb. — Gelehrte haben dieſelbe endlich in Verbindung gebracht mit dem Schutzgeiſt der Roſenbergs in Böhmen, der weißen Frau Berchtha v. Roſenberg, mit welcher Familie die Hohenzollern durch Joachim's II. Tochter Sophia verwandt wurden, welche den Oberburggrafen, Gubernator Wilhelm von Roſenberg heirathete.

Da wir einmal beim Schloſſe verweilen, ſo nehmen wir gleich noch eine an dieſelbe ſich knüpfende Sage mit, welche auch den eben erwähnten Urſprung mancher Sagen beſtätigt. Auf dem erſten Schloßhofe am Waſſer fanden ſich oberhalb des Portals nach dem Dome zu Reliefs angebracht, welche jetzt übertüncht ſind, von welchen das eine eine Jungfrau mit einem Pferde darſtellte. Dieſelben Darſtellungen finden ſich in der Bildergallerie des Schloſſes im Hautrelief wieder, es ſind Allegorien des berühmten Baumeiſter Schlüter, die verſchiedenen Erdtheile darſtellend, und wie Afrika repräſentirt erſcheint durch eine Jungfrau mit einem Löwen, ſo ſollte die Jungfrau mit dem Pferde Europa vorſtellen. Die Sage hat aber aus jenem Relief eine eigene Geſchichte gebildet, indem ſie es als Wahrzeichen gelten läßt aus alter Zeit für eine ebenſo wunderliche als unnatürliche Begebenheit, die zum ewigen Andenken dort eingemeißelt ſei.**)

Doch wir verlaſſen jetzt das Gebiet der Mythe und kommen zu den hiſtoriſchen Denkmälern jener alten Zeit, an welchen nur gelegentlich noch die Sage einen Zug angeſetzt hat. Da hat Berlin aus dem Mittelalter, dem erſten Abſchnitt der brandenburgiſchen Zeit, eigentlich nur zwei aufzuweiſen, unſcheinbar aber bedeutſam. Das eine befindet ſich an der Marienkirche, ein einfaches, ſteinernes Kreuz, etwa zwei Fuß hoch, welches herrührt aus der Zeit der bairiſchen Herrſchaft, wo Markgraf Ludwig durch ſeinen Vater, den Kaiſer Ludwig, die Kirche zur Feindin hatte. Da nahm der Probſt Cyriax von Bernau, wie die Geiſtlichen in der Mark überhaupt, Parthei für den Herzog Rudolph von Sachſen, welcher die Mark als anhaltiniſches Erbe beanſpruchte. Wenn ſchon dies die Berliner, welche es mit Ludwig hielten, erbitterte, ſo ſteigerte ſich dies noch, als der Probſt in einer Predigt einige unvorſichtige Aeußerungen gegen die Berliner that, mit welchen er wegen einiger Hebungen, die ihm zukamen, in Streit lag. Als er nun aus der Kirche trat, brach der Unwille der Menge los, welche zahlreich, es war gerade Markt, zuſammen ſtrömte. Von Schimpfreden kam es zu Thätlichkeiten, die Gemüther erhitzten ſich immer mehr, der Probſt wurde erſchlagen und ſein Leichnam auf dem Neuen Markte verbrannt. Schwer büßte die Stadt dieſe Gewaltthat. Eilf Jahre war ſie deshalb im Bann und erſt da gelang es ihr unter ſchwerer Buße ſich von demſelben zu löſen. Sie mußte 750 Mark Silbers an ihren geiſtlichen Oberherrn, den Biſchof von Brandenburg, zahlen, alljährlich am Tage des Mordes Seelenmeſſen für den

---

*) Wie vom Straßburger Münſter ſo wird auch von der unter Friedrich I. gebauten Parochialkirche erzählt, die Löwen oben am Thurm hätten urſprünglich zu dem ſchönen Spielwerk der Kirche gebrüllt. Der Rath der Stadt hätte aber dem Meiſter, damit er nicht noch ein zweites derartiges Kunſtwerk baue, die Augen ausſtechen laſſen. Da hätte er gebeten noch einmal hinaufgeführt zu werden, und als dies geſchehen, hätte er an einigen Schrauben gedreht, und ſeit der Zeit ſeien die Löwen verſtummt.

**) Rabe, die eiſerne Jungfer. Berlin 1847. S. 4.

Verſtorbenen leſen laſſen, eine ewige Lampe zu ſeinem Gedächtniß ſtiften*) und an der Stelle, wo die Gewaltthat geſchehen, ein ſteinernes Kreuz errichten, welches noch jetzt an dieſer Stelle ſteht. — Das zweite Denkmal aus der alten Zeit rührt von Friedrich dem erſten Hohenzoller her und befindet ſich in der alten Franziskaner Kloſterkirche. Als nämlich Friedrich noch als Statthalter Kaiſer Sigismunds die Mark regierte, fielen die Pommern-Herzöge, welche es mit den Quitzows hielten, in die Mark ein. Am Kremmner Damm, wo ſpäter die berühmte Schlacht von Fehrbellin ſich entſpann, ſtellte ſich ihnen Friedrich. Von ſeiner fränkiſchen Begleitung fielen hier der Graf Johann von Hohenlohe und zwei Ritter Krafft von Leutersheim und Philipp von Uttenhofen; dem erſten und letzten ließ Friedrich in der Kloſterkirche, wo ſie beerdigt wurden, ein Denkmal errichten. Das für den Grafen von Hohenlohe iſt noch vorhanden und ſtellt einen jungen Ritter, unſtreitig den Grafen ſelbſt, in ſchwarzem Kleide und Harniſch mit weißem Mantel in betender Stellung vor dem gegeißelten und ſtark blutenden Heilande dar. Ueber ihm iſt ein Adler gemalt, ſchräge getheilt in Schwarz und Roth, und daneben ein Wappenſchild mit zwei übereinander ſchreitenden Löwen, dem Wappenſchild der Hohenlohe. Von der faſt ganz verloſchenen Umſchrift iſt nur unzweifelhaft zu leſen: Johannes von Hohenlohe dem Gott genade; anno 1412.**)

Aus der zweiten Hälfte der brandenburgiſchen Zeit, wo Berlin die Reſidenz der Kurfürſten geworden, ſind die ſchönen Denkmäler Johann Cicero's und beſonders Joachim's I. im Dom, dem Erbbegräbniß der hohenzollernſchen Fürſten, zu erwähnen. Es ſind erzene, von Peter Viſcher's Sohn Johannes auf Befehl Joachim's II. verfertigte Grabmonumente, mit welchen er die Kirche des alten Dominicanerkloſters in Cöln zu einem Domſtift des kurfürſtlichen Hauſes gleichſam einweihte. Es waren übrigens beide Kurfürſten die erſten Hohenzollern, welche, nachdem die Verbindung mit Franken gelöſt, der Mark ganz angehörten und auch hier ihre Ruheſtätte fanden. — Noch ein Denkmal aus dieſer Periode findet ſich in einem Zimmer des Hinterhauſes Poſtſtraße Nr. 5. Eine einfache eiſerne, in die Mauer eingelaſſene Tafel berichtet, daß hier Kurfürſt Johann Sigismund, jener ſtaatskluge Herrſcher, welcher die cleveſche und preußiſche Erbſchaft dem brandenburgiſchen Hauſe erwarb, geſtorben iſt. Er hatte nämlich, vom Schlage gerührt, im November 1619 die Regierung ſeinem Sohne Georg Wilhelm übergeben, wo ihn dann der Tod in jenem oben erwähnten Hauſe, welches ſeinem Kämmerer Freitag gehörte, in dem durch die Tafel bezeichneten Hinterzimmer am 23. Dezember ereilte.

Mit ihm ſchließt für die berliner Denkmäler die brandenburgiſche Zeit ab, wie denn überhaupt mit dem nun beginnenden dreißigjährigen Kriege Berlin gänzlich in Verfall gerieth.

Wie aber der große Kurfürſt eigentlich der Gründer des preußiſchen Staates iſt, welchem ſein Sohn Friedrich nur den noch fehlenden Titel verlieh, ſo ſchuf er auch, wie wir ſchon oben angedeutet haben, das königliche Berlin. Er verbot die Strohdächer, ließ zuerſt die Straßen pflaſtern und verwies die Säue der Ackerbürger von denſelben, wovon noch ein lebendiges Denkmal eine Anekdote iſt, nach welcher ſein Vetter, der Prinz von Naſſau, bei ſeiner Ankunft auf dem Schloſſe ſich als Prinz Naß habe anmelden laſſen, da, wie er gehört, man in Berlin jetzt die Sau zu Hauſe laſſen müſſe. — Des großen Kurfürſten Statue, von ſeinem Sohne ihm auf der langen Brücke errichtet, iſt deßhalb ein Bild nicht bloß des Gründers des preußiſchen Staates, ſondern auch des neuen Berlins. Von den großartigen Fortificationen, mit welchen er Berlin umgab, iſt freilich keine Spur mehr zu finden, nur ein alter Waſſerthurm, ein ſogenannter Bär, ſteht noch auf dem Hofe eines Hauſes, da wo der alte Befeſtigungsgraben von Cöln, der ſogenannte grüne Graben, unter der Roßſtraße fortgeht. An die großartigen Erweiterungen, welche Berlin aber dann unter den erſten Königen erfuhr, erinnert noch dies oder jenes characteriſtiſche Wahrzeichen, was wir beſprechen wollen, ehe wir zu den claſſiſchen Denkmälern der preußiſchen Geſchichte, welche Berlin zieren, übergehen. Jene Wahrzeichen ſind aber beſonders bezeichnend für den Character der Regenten, wenigſtens in ſo fern ſie in hervorſtechender Weiſe zeigen, wie ihn theilweiſe das Volk faßte.

---

*) Der Sage nach war dieſelbe am Hauſe Spandauerſtr. 70. angebracht, woher ſich die Benennung des dort ſeit alter Zeit wohnenden Schmieds als des „Lampenſchmieds" ſchreiben ſoll.

**) Ein anderes Wahrzeichen in der Mauer der Kloſterkirche erinnert ſich der Verf. noch in ſeiner Jugendzeit geſehen zu haben, es war das Wappen des berühmten Alchymiſten und Doctor Thurneiſer, welchem Johann Georg die Räume des ſäculariſirten Franziskanerkloſters zu ſeinem Laboratorium angewieſen hatte. Bei der letzten Reſtauration der Kirche im J. 1844 iſt es abhanden gekommen.

Das erſte knüpft an Friedrich Wilhelm I. an, der nicht bloß ein ſparſamer Haushalter, ſondern im beſten Sinne auch der Zuchtmeiſter ſeines Volkes war, und gerade in dieſem Sinne ſchildert ihn die Sage, von der wir reden. Der König liebte es durch die Straßen Berlins zu wandern und ſich ſelbſt von dem Thun und Treiben ſeiner Bürger zu überzeugen; ſo war ihm in einem kleinen Hauſe der Heiligengeiſtſtraße ein armer Goldſchmid aufgefallen, der ſpät und früh fleißig bei ſeiner Arbeit war. Friedrich Wilhelm I. begnügte ſich aber nicht mit der Bekanntſchaft durch's Fenſter, ſondern trat bei dem Manne ein und weil er in ihm einen geſchickten Arbeiter fand, bedachte er ihn mit immer größeren Beſtellungen. Als er einſtmals wieder bei dem armen Goldſchmid war, um nachzuſehen, wie es mit der aufgetragenen Arbeit ginge, bemerkte er in dem gegenüberſtehenden Hauſe eine Frau im Fenſter liegend, welche die widerlichſten Grimaſſen ſchnitt. Auf ſeine Frage, was das heißen ſolle, hörte er, daß es die Frau eines reichen Goldſchmids ſei, der dort wohne, welche erbittert über die Gunſt die ihrem armen Nachbar widerführe, demſelben bei jeder Gelegenheit Grimaſſen ſchnitte. Der König beſchloß ſie in ſeiner Weiſe zu beſtrafen. Er ließ dem armen Goldſchmid ſtatt ſeines kleinen Hauſes ein ſtattliches aufführen und über der Thür einen weiblichen Kopf mit Schlangenhaaren anbringen, daß die mißgünſtige Frau gegenüber ihr Ebenbild immer vor Augen habe. Das iſt der Neidkopf Heiligegeiſtſtraße 38, der noch jetzt zu ſehen iſt, aber freilich nicht alle Mißgunſt in Berlin ausgerottet hat. — Ebenſo launig, nur noch derber, iſt das Wahrzeichen eines Hauſes am Alexanderplatz in angeblich 99 Schaafsköpfen beſtehend, welches auf Friedrich den Großen zurückgeführt wird, den das Volk ſich gern in einem gewiſſen pfiffigen Humor denkt, wohin auch alle die Geſchichten gehören, die es ſich von ſeinen Neckereien mit dem alten Ziethen erzählt. Hier iſt es freilich ein ſimpler Bürger, welcher für ſeine Unverſchämtheit von dem Könige in etwas derber Weiſe abgefertigt wurde. Der König hatte ihm nämlich, heißt es, aus irgend welchem Grunde ſeine Gnade zugewandt und ließ ihm, wie er ſo viele Häuſer in Berlin und Potsdam baute, auch ein Haus an jener Stelle errichten. Unſer Mann war aber nicht damit zufrieden und hatte bald Dies bald Jenes auszuſetzen. Zuletzt querelirte er noch um Verzierungen an dem Hauſe. Der alte Fritz hieß ihn gehen und gab dem Baumeiſter den Befehl am Firſt des Hauſes 99 Schaafsköpfe anzubringen. Jammernd kam der Bürger gelaufen und wollte remonſtriren, der alte Fritz aber erwiderte ihm, er hätte ja Verzierungen haben wollen, daß ſie nicht nach ſeinem Geſchmack ſeien, dafür könne er nicht, er ſolle ſich nur in's Fenſter legen, dann wäre das Hundert voll.

In die erſten Regierungs-Jahre Friedrichs des Großen oder in die letzten ſeines Vaters fällt auch die Errichtung eines andern Wahrzeichen, welches ſich an dem Hauſe, Wallſtraße 25 in Form eines Reliefs findet, das einen Mann darſtellt, der ein Thor auf dem Rücken trägt. Dort ſtand nämlich das alte Köpnicker Thor und zum Wahrzeichen deſſen ließ der Hausbeſitzer das Bild fertigen, als in den letzten Regierungs-Jahren Friedrich Wilhelm I. die Stadtmauer auf der Cölniſchen Seite vom Unterbaum bis Oberbaum da hinaus gerückt wurde, wo ſie jetzt noch ſteht. Man hat in dem Hauſe noch lange die Haſpen des alten Thores aufbewahrt, die Sage aber deutet trotzdem die Sache ganz anders. Sie erzählt das Haus habe ein armer Schuhmacher gebaut, welcher dort gewohnt und einmal ein Lotterieloos genommen. Das habe er herumliegen laſſen, ſeine Kinder hätten damit geſpielt und es zuletzt an die Thür geklebt. Als nun das große Loos darauf gefallen, habe der Mann nichts anderes thun können, als mit der Thür auf dem Rücken nach der Lotterie gehen um ſich ſeinen Gewinn zu holen, deshalb habe er das Bild an dem Hauſe, welches er ſich gebaut, anbringen laſſen. Es iſt das eine Art von Sage, auf die wir ſchon oben beim Jungfernküſſen und bei der Prinzeſſin mit dem Pferde hingewieſen haben, wie ſie häufig aus der unmittelbaren Anſchauung eines Bildes entſteht, deſſen eigentliche Bedeutung das Volk nicht kennt. — Dies iſt das letzte der Wahrzeichen der Reſidenzſtadt Berlin, wie ſie jeder Handwerksburſche im vorigen Jahrhundert, der eine Zeitlang in Berlin gearbeitet hatte, kennen mußte, denn eine ſolche Kenntniß der Stadt galt als einzige ſicherer Beweis, daß der Geſell auch wirklich dort gearbeitet habe. Der Verfaſſer erinnert ſich auch aus ſeiner Jugend noch oftmals geſehen zu haben, wie Rekruten, die aus der Provinz kamen, von ihren alten Kameraden in einem ähnlichen Sinne zu dieſem oder jenem Wahrzeichen geführt wurden, um ſo gleichſam in die Geheimniſſe Berlins eingeweiht zu werden. Jetzt iſt das freilich Alles anders geworden; wie bei der Freizügigkeit von einer ſpecifiſch-berliniſchen Bevölkerung nicht mehr die Rede iſt, und Berlin nicht bloß der Mittelpunkt des preußiſchen Staats, ſondern im gewiſſen Sinne des ganzen nördlichen Deutſchlands geworden iſt, ſo haben auch nur noch die preußiſch-deutſchen Denkmäler eine allgemeinere, lebendigere Bedeutung, zumal die Kunſt auch gerade in ihnen ihre Triumphe feiert.

Dieſe klaſſiſchen Denkmäler Berlins knüpfen ſich nun aber an die drei großen Epochen, den großen Kurfürſten, den alten Fritz und die Zeit Friedrich Wilhelms III., d. h. die Freiheitskriege. Sie concentriren ſich meiſt zwiſchen den majeſtätiſchen Plätzen und Paläſten von der langen Brücke bis zu den Linden, wo mitteninne das Schloß der Hohenzollern ragt und hinüber ſieht hier nach dem großen Kurfürſten, dort nach dem alten Fritz, bei dem in der Nähe die Helden der Freiheitskriege um den alten Blücher ihre Stätten gefunden haben, während dem Könige ſelbſt, der ſein Volk rief, „daß Alle, Alle kamen," — im grünen Dunkel des Thiergarten von den dankbaren Berlinern ein Denkmal errichtet iſt.

Der Ueberſicht halber aber geben wir dieſe Denkmäler nach den Zeiten, welche ſie repräſentiren, durch. Die erſte Statue iſt alſo die coloſſale Reiterſtatue des großen Kurfürſten von dem berühmten Meiſter Schlüter auf Befehl Friedrich I. errichtet, ein großartiges, herrliches Kunſtwerk nach Kompoſition und Ausführung. In der Tracht eines römiſchen Imperators, den Commandoſtab in der Hand, das Schwert zur Seite, ſitzt der große Kurfürſt hoch zu Roß und ſchaut hinüber nach dem Schloſſe, als wache er über Preußens Ehre und Größe. Am Fuße des Piedeſtals ſind 4 gefeſſelte Männer gruppirt, die zu ihm aufſehen, ein Symbol der Herrſchaft nach dem Geſchmack des achtzehnten Jahrhunderts. Die Ausführung iſt aber ſo künſtleriſch ſchön und großartig, daß Niemand, auch von ganz andern Anſchauungen, ſich dadurch im Eindruck geſtört fühlen dürfte. An dieſe Statue hat die Sage auch noch einige Züge angefügt. Schlüter ſoll nämlich, als er darauf aufmerkſam gemacht wurde, daß das Pferd keine Hufeiſen habe, und er ſich davon überzeugte, daß er ſie vergeſſen, auf der Stelle ſeinen Tod im Waſſer geſucht haben. So die Sage; wenngleich Schlüter ſelbſt weder ſich das Leben nahm, noch es als einen Mangel erachtet und auch deshalb nicht beim Könige Friedrich I. an Gunſt verloren haben dürfte, die ihm allerdings ſpäter beim Schloßbau entzogen wurde, welcher ſtatt ſeiner dem Eoſander von Göthe übertragen ward. Er ſollte nämlich den ſogenannten Münzthurm am Schloſſe bis auf 280' erhöhen. Trotzdem er davon abgerathen hatte, da das Fundament die Laſt nicht tragen dürfte, mußte er ſich dazu bequemen. Aber ſo vorſichtig er auch zu Werke ging, der Bau mißglückte und dies bewirkte, daß er ſeiner Stellung als Hofbaumeiſter enthoben war, welche

Göthe erhielt, und bloß die eines Hofbildhauers behielt. Er ſtarb übrigens erſt 1714, gerade als Peter der Große ihn nach Rußland berufen und mit einer Menge Aufträge beehrt hatte. Derſelbe Arbeitsmann aber, welchen wir oben aus den norddeutſchen Sagen citirten, berichtete auch noch als des Volkes Rede, daß vorn aus dem Mantel des Kurfürſten ein Paar Kinderköpfe herausguckten, ſie habe der Künſtler angebracht, weil der Kurfürſt einmal bei der Erſtürmung eines Dorfes mit eigner Hand zwei Kinder, die er in einer Wiege liegend fand, auf dieſe Weiſe in ſeinen Mantel gehüllt und gerettet habe. Ein ſcharfes Auge ſieht freilich nur den Bauſch des Kleides, wie es auch vergeblich beim hellſten Sonnenſchein in die Tiefe des Waſſers hinab ſchauen möchte, um die 4 Sklaven zu erblicken, die dort unten am Fuße des Brückenpfeilers ſitzen ſollen, auf welchem die Statue ſteht.*)

Von den Generalen des großen Kurfürſten hat keiner in Berlin ein öffentliches Denkmal gefunden, wie ſie auch, ſo bedeutend ſie waren, neben ihm in dem Hintergrund treten. Nur in der Marienkirche findet ſich an dem Erbbegräbniß der Sparre das Bild des Feldmarſchall Otto Chriſtoph von Sparre, welcher 1656 die dreitägige Schlacht von Warſchau zu Gunſten der vereinigten Brandenburger und Schweden entſchied. Es iſt in Marmor gehauen und ein Meiſterwerk des berühmten Artus Quellinus aus Antwerpen. Vom alten Derflinger hat ſich nur noch die Erinnerung bewahrt, daß das Haus, auf welches die breite Straße am Cölniſchen Fiſchmarkt ſtößt, wo jetzt der Conditor d'Heureuſe wohnt, das ſeinige war, wo auch Peter der Große bei ſeinem Aufenthalt in Berlin dann abſtieg.

Die in der Zeit am nächſten drauf folgenden Statuen, ſind die von Friedrich dem Großen und ſeinem Nachfolger Friedrich Wilhelm II. errichteten Standbilder des alten Deſſauer und der Helden der ſchleſiſchen Kriege, welche ſich jetzt auf dem Wilhelmsplatze vor dem früheren Palaſt des Johanniter Heermeiſters, dem jetzigen Palais des Prinzen Carl, zuſammengefunden haben. Da ſteht neben dem Fürſten Leopold von Deſſau, dem Gründer des Kriegsruhms der preußiſchen Infanterie in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der bei Turin und Malplaquet die Preußen führte und noch als Greis ſich die Lorbeern von Keſſelsdorf pflückte, Schwerin, ohne den Mollwitz verloren geweſen wäre, und der bei Prag mit ſeiner Fahne fiel, da der alte Ziethen unſer preußiſcher Huſarenkönig, da Seydlitz, welcher die Franzoſen bei Roßbach jagte, dem Friedrich auch den Sieg bei Zorndorf verdankte, da Keith, welcher bei Hochkirch fiel, und Winterfeld, von welchem der große König bei der Nachricht ſeines Todes ſagte: „Gegen meine Feinde, da fände ich noch eine Wehr, doch einen Winterfelden nimmermehr.“

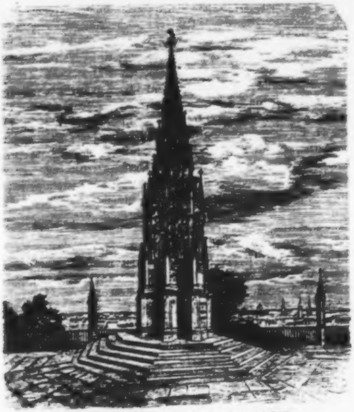
Dieſe Denkmäler wurden noch im vorigen Jahrhundert errichtet, die dem Standbild des großen Kurfürſten entſprechende Reiterſtatue des alten Fritz ſelbſt gehört aber erſt der Neuzeit an. Friedrich Wilhelm III. ließ noch wenige Tage vor ſeinem Tode am 1. Juni 1840 zu ihr den Grundſtein am Anfang der Linden legen, unter ſeinem Sohne Friedrich Wilhelm IV. ward dies Meiſterwerk Rauchs am 31. Mai 1851, dem Jahrestage des Regierungsantritt Friedrichs des Großen, enthüllt. Ein 25 Fuß hohes Poſtament, das, mit Bildwerken reich verziert, die Geſchichte ſeines Lebens, ſeiner Zeit und Helden ſchildert, trägt die Statue, welche den alten Fritz, wie er im Volke fortlebt, mit Dreimaſter und Krückſtock — und doch jeder Zoll ein König, auch wenn der umgeworfene Hermelinmantel nicht daran erinnerte, — hoch zu Roß und gleichſam in der Mitte ſeines Volks von einem einfachen Spazierritte zurückkehrend darſtellt.

Der nächſte Cyclus von Denkmälern iſt der Erinnerung an die Freiheitskriege geweiht. Durch die Franzoſen wurde zunächſt zu einem Denkmal die Siegesgöttin auf dem Brandenburger Thore, welches noch Friedrich Wilhelm II. nach dem Muſter der Propyläen in Athen hat errichten laſſen. Jeder Preuße weiß von ihr zu erzählen, wie die Franzoſen ſie 1807 mitgenommen, das Thor ſeines Schmuckes beraubt daſtand, bis preußiſche Bayonette und Vater Blücher ſie im Triumph zurückführten.*) Das war die Zeit hehrer Begeiſterung, wie ſie ſich noch in Körner's, Arndt's u. a. Liedern wiederſpiegelt, wo Rückert ſang:

---

*) Dieſe Sage iſt vielleicht daraus entſtanden, daß die Bogen der Brücke unten mit Seegöttern und Najaden geziert ſind, welche aber ſchon im vorigen Jahrhundert ruinirt waren.

> Boruſſia! in dieſem Augenblicke
> Iſt Deutſchlands ganzes Aug' auf Dich gerichtet;
> Denn nicht iſt zwiſchen Dir und ihm vernichtet
> Das alte Blutband. Deins iſt ſein Geſchicke ......
> Jetzt gieb ein Beiſpiel Fallens oder Siegens,
> Auf, und greif nach des Kriegsglücks dunklen Ständern
> Keck mit dem Wahlſpruch: Gottes Hände wiegen's!



Das National-Krieger-Denkmal auf dem Kreuzberge bei Berlin.

Und Vorwärts ging's mit Gott für König und Vaterland, und — Preußens Schaale ſtieg. Siegreich zurückgekehrt ließ Friedrich Wilhelm III. auf dem Kreuzberge vor dem halliſchen Thore nach dem Entwurfe Schinkels allen Mitſtreitern ein National-Denkmal errichten. Es iſt daſſelbe eine gußeiſerne gothiſche, oben mit dem eiſernen Kreuz geſchmückte Spitzſäule, welche ſich auf einem mit Steinplatten belegten Platze, zu dem 11 Stufen führen, bis zu einer Höhe von 61' erhebt. An der Vorderſeite ſteht die Inſchrift: „der König dem Volke, das auf ſeinen Ruf hochherzig Gut und Blut dem Vaterlande darbrachte; den Gefallenen zum Gedächtniß, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geſchlechtern zur Nacheiferung." An den Seitenniſchen des Denkmals wird der 12 Hauptſchlachten des Kampfes gedacht. — Am entgegengeſetzten Ende der Stadt, am Königsthor, erinnert ein einfaches Kreuz an eins der erſten Opfer in dieſem heiligen Kampfe, welches in Berlin fiel. Als nämlich Tettenborn mit den Ruſſen 1813 das von den Franzoſen unter Augerau noch beſetzte Berlin durch einen Handſtreich zu nehmen dachte, und Koſacken dieſes Thor ſtürmten, fiel hier ein preußiſcher Offizier, der ſich ihnen angeſchloſſen. „Alexander Freiherr von Blomberg," ſagt die Inſchrift, „geboren zu Iggenhauſen den 31. Januar 1788, fiel als erſtes Opfer im deutſchen Freiheitskampfe am 20. Februar 1813." — Die Hauptdenkmäler dieſer Zeit concentriren ſich aber um die Königswache. Da ſteht ihr gegenüber, zwiſchen dem Opernhauſe und dem Palais des jetzigen Kronprinzen, Blücher, deſſen Statue ein Werk Rauch's am 18. Juni 1826 dem Schlachttage von Belle-Alliance, aufgeſtellt wurde. Sie iſt 13' hoch und erhebt ſich auf einem 10' hohen Fußgeſtell. In Generalsuniform von einem Reitermantel ſo umgeben, daß die Bruſt und der rechte Arm unverhüllt erſcheint, ſteht er da, in der geſenkten Rechten das Schwert, während die Linke ſich auf den Fuß ſtützt, der auf ein zerſprungenes, feindliches Geſchütz geſtemmt iſt. Das greiſe, unbedeckte Haupt blickt nach Weſten, dem Schauplatz ſeiner Siege, und in der Richtung der preußiſchen Victoria auf dem Brandenburger Thore. Neben Blücher haben 1855 durch Friedrich Wilhelm IV. der ſtrenge, eiſerne York und der Schlachtendenker Gneiſenau eine entſprechende Stätte gefunden, während gegenüber, der Königswache zur Seite, ſchon früher den Generalen Scharnhorſt, dem Schöpfer der Landwehr, und Bülow, welcher Berlin bei Großbeeren rettete und von dem Siege bei Dennewitz ſeinen Beinamen Bülow von Dennewitz empfing, Statuen errichtet waren. In der Nähe dieſer zwiſchen der Königswache und dem Zeughauſe ſtehen, von einem eiſernen Gitter umgeben, drei ſchwere franzöſiſche Geſchütze, Beuteſtücke, von denen das mittlere größere, trotzdem daß nur über eine Generation ſeit ihrer Aufſtellung verfloſſen, das Volk naiver Weiſe für die faule Grete aus Friedrich's I. Zeit ausgiebt.*)

---

*) Bekannt iſt die daran ſich knüpfende Anekdote vom Turnvater Jahn, welcher einen Jungen am Brandenburger Thore fragte, was er ſich dabei denke, wenn er das Thor leer ſehe, und als dieſer ſagte „Nichts," mit einer Ohrfeige ihm deutlich machte, daß man dabei denken müſſe, wie man die geraubte Siegesgöttin wiederhole.

Daß Friedrich Wilhelm III. dem Gerechten ſelbſt von den dankbaren Berlinern ein Denkmal in edler Einfachheit nach dem Entwurf Drake's im Thiergarten errichtet worden iſt, haben wir ſchon oben erwähnt.**)

Hiermit ſchließt die Reihe jener claſſiſchen Denkmäler. Wie aber Friedrich Wilhelm III. noch lange den Segen des in jenen Kämpfen erworbenen Friedens mit ſeiner reichen Entwickelung in allen Zweigen der Cultur erlebte, ließ er in dankbarer Erinnerung an dieſe

---

*) Dabei mag auch eine hiſtoriſche Anekdote vom Bau der Königswache ſelbſt erwähnt werden. Da, wo ſie jetzt ſteht, hielt früher ein Knapphans ſeine Würſte u. dergl. feil und fand bei der dort täglich ſtattfindenden Parole reichlichen Abſatz. Inzwiſchen hatte ſich auch ein Verhältniß zwiſchen ihm und König Friedrich Wilhelm III. angebahnt. Täglich, wenn der König früh morgens am Fenſter ſeines gegenüberliegenden Palaſtes erſchien, lüpfte unſer Knapphans, welcher darauf gewartet hatte, ſeine Kappe und glaubte ein gnädiges Nicken ſeines königlichen Herrn wahrzunehmen. Als nun der Bau beginnen ſollte, fürchtete er von ſeiner Stelle vertrieben zu werden und ſchrieb deshalb an den König. Weil er aber hörte, daß ſelbiger die Kürze liebe, faßte auch er ſich kurz; ſeine Eingabe lautete: „Da Königswache gebaut wird, wo bleibt Knapphans?" Ein gnädiger Beſcheid war ſeine Antwort, der aber nur in ſeinem eigenen Briefe beſtand, in welchem von des Königs Hand zwei Wörter geändert und umgeſtellt waren, ſo daß es hieß: „Wo Königswache gebaut wird, da bleibt Knapphans."

**) Wie die Sage ſich an hervorſtechende Einzelnheiten heftet und der jüngern Generation andererſeits Fr. W. III. ſchon ferner ſteht, hat eine Marmorader am Stiefelblatt des Königs, welche wie eine Flicke ausſehen kann, die Sage erzeugt, der Künſtler habe mit dieſer Flicke die Sparſamkeit des hochſeligen Herrn ausdrücken wollen. Von ſolchen Zufälligkeiten iſt es oft abhängig, wie das Volk einen Character faßt. (Ein beſonderer Aufſatz über Friedrich Wilhelm III. wird Näheres über das ſchöne Denkmal enthalten. Die Red.)

Wohlthat 1839 auf dem Belle-Alliance Platze den Grundſtein legen zu der 22′ hohen granitenen Friedensſäule, welche oben eine Victoria ziert. Am 3. Auguſt 1843 bei dem feierlichen Begehen der 1000jährigen Jubelfeier der Selbſtſtändigkeit des deutſchen Reichs wurde ſie unter Friedrich Wilhelm IV. enthüllt. — Was Friedrich Wilhelm's IV. Kunſtſinn für Berlin gethan, iſt zum Theil ſchon erwähnt, gehört aber hauptſächlich in den Bereich der Baudenkmäler Berlins, die einer eigenen Behandlung werth ſind. Dennoch iſt unter ihm noch manches Kunſt-Denkmal projectirt worden, was erſt jetzt, wie das Steins, zur Ausführung kommen wird. Auch für Schiller und Göthe wird ſchon die Stätte am Schauſpielhauſe bereitet, Schinkel ſoll an der Bauſchule ſeine Stelle finden, neben Beuth und Thaer, den Männern, denen preußiſche Induſtrie und Ackerbau ſo viel ſchuldet. Dieſe Beziehungen ſind glücklich gewählt. Den Helden des Volks, welche mit ihrem Leben eintraten für des Vaterlandes Heil, deren Größe ſich in ihrem Character zeigt, kann man überall Denkmäler errichten, ſie gehören dem Volke recht eigentlich an und ſtehen überall an ihrem Platze; bei den Denkmälern anderer großer Männer iſt, wenn ſie nicht in Beziehung gebracht werden zu den Kreiſen, wo ſie wurzelten und mit denen ſie ſtets verbunden bleiben, nur zu leicht zu befürchten, daß ſie für kommende Geſchlechter zu reinen Antiquitäten werden. Dieſe Bemerkung drängt ſich unwillkürlich dem Beſchauer auf, wenn er das Maaßvolle betrachtet, das bisher in Berlin in dieſer Hinſicht gewaltet, das nur zu leicht bei dem Drange, allen großen Männern in dieſer Weiſe ſeine Dankbarkeit zu erweiſen, durch Ueberladung geſtört werden könnte. Man braucht ja nur die Kirchhöfe Berlins zu durchwandern, namentlich den Dorotheenſtädtiſchen und Invalidenkirchhof, welche Fülle von Namen tritt einem nicht da entgegen, die als Sterne erſter Größe geglänzt haben in Kunſt und Wiſſenſchaften, in Frieden und Krieg mitgebaut haben an Preußens und Deutſchlands Ruhm, — an Stoff zu Denkmälern fehlt es Preußens Hauptſtadt wahrlich nicht: an ein öffentliches Denkmal macht man aber mit Recht den Anſpruch, daß ſich bei ihm das ganze Volk auch etwas denken könne und ſolle.

Möge dieſer Aufſatz in etwas beitragen zur Kenntniß der Denkmäler, die Berlin hat und das preußiſch deutſche Bewußtſein an ihnen immer mehr erſtarken, daß die Enkel nie vor den Bildern der Heroen ihres Volks zu erröthen brauchen.*) —

---

*) Ein lokales Denkmal iſt noch die 1855 den Koppe'ſchen Eheleuten, welche ſich im vorigen Jahrhundert um die Armenpflege Berlins ſehr verdient gemacht haben, vom Magiſtrat errichtete Säulenhalle mit einer Denktafel auf dem Koppenplatze in der alten Spandauer Vorſtadt. An der Bank iſt ferner links vom Eingange eine Bronzetafel zur Erinnerung an den am 18. März 1848 hier in ſeiner Pflicht gefallenen Wachtpoſten, den Grenadier Thieſen, aus dem Kr. Cochem, Regierungsbezirk Coblenz — das erſte Opfer dieſes Tages — auf Befehl Friedrich Wilhelms IV. angebracht worden.

* * *

Die Univerſität zu Berlin.

Der Tag von Jena hatte den preußiſchen Staat, dieſen ſtolzen, kühnen Bau, den der Heldenmuth großer Fürſten, die Treue und der Muth vieler Geſchlechter im Laufe mehrerer Jahrhunderte aufgerichtet hatten, niedergeſchmettert; der Friede von Tilſit, der faſt ein Jahr ſpäter nach blutiger, aber erfolgloſer Gegenwehr geſchloſſen ward, beſiegelte den Sturz der preußiſchen Monarchie. Theils mit dumpfer Gleichgültigkeit, theils mit grollender Verzweiflung ſah man im Volke den jäh hereinbrechenden Kataſtrophen zu; gar Viele gaben alle Zukunft des Vaterlandes auf und wurden Lobredner der fremdländiſchen Herrſchaft, nur wenige hatten ſich den Muth der Hoffnung bewahrt. Aber worauf konnte ſich dieſe Hoffnung gründen, da alle Keime nationalen Lebens vom Feinde mit erbarmungsloſer Hand erſtickt wurden? Freilich lag das Schwert Deutſchlands zerbrochen zu den Füßen des Siegers, aber es gab noch andere Waffen, die den Wälſchen unbekannt und unſichtbar tief im Buſen der Nation verborgen waren. Es war das Schwert des Geiſtes, das geſchwungen ward, um Muth und Kraft in den Gemüthern zu wecken; die ideale Macht unſrer Bildung, bisher dem nationalen Leben in hohe Ferne entrückt, war es, die jetzt die Gedanken der Freiheit und Unabhängigkeit, die Gefühle des Haſſes und Abſcheus wider Tyrannei und Fremdherrſchaft mit aller Energie ergriff und den Maſſen einflößte. Aus dieſer mächtigen, in ihrer Art neuen Bewegung der Geiſter ging auch der Gedanke der Gründung einer Univerſität zu Berlin hervor. So hängt dieſe Schöpfung mit der tiefſten Erniedrigung und zugleich mit der Wiedergeburt Preußens zuſammen. Niemand hat dieſen Zuſammenhang ſinniger und ſchlagender ausgedrückt, als der König Friedrich Wilhelm III. Als man nämlich in Halle erfuhr, daß zufolge des Tilſiter Friedens die Länder links der Elbe an Frankreich abgetreten waren, ſchlug der Profeſſor Schmalz der Deputation des Univerſitäts-Conciliums vor, bei dem Könige in Memel darüber vorſtellig zu werden, daß die Univerſität Halle nicht zum Gebiete Magdeburgs gehöre, ſie ſei eine allgemeine Landes-Univerſität des Königlichen Hauſes; man wolle daher den König bitten, die Univerſität über die Elbe zu nehmen, wo kein Ort dafür ſchicklicher ſcheine, als Berlin. Dieſer Vorſchlag ward genehmigt. Die Profeſſoren Schmalz und Froriep reiſten ab, und am 10. Auguſt 1807 ſtanden ſie vor dem Monarchen und trugen ihre Bitte vor. Des Königs Antwort lautete:

„Das iſt recht, das iſt brav! Der Staat muß durch geiſtige Kräfte erſetzen, was er an phyſiſchen verloren hat.“

Während die Angelegenheit nicht ohne aufrichtigen Eifer, aber noch ohne einen in nächſter Zeit zu erwartenden Erfolg betrieben ward, trat in der oberſten Leitung des preußiſchen Unterrichtsweſens eine wichtige, verheißungsvolle Aenderung ein. Stein mußte bekanntlich in Folge des franzöſiſchen Einfluſſes im Jahre 1808 aus dem Miniſterium treten; Graf Dohna erhielt das Miniſterium des Innern, und Wilhelm von Humboldt, der bisherige preußiſche Geſandte in Rom, ward am 20. Februar 1809 in dieſem Miniſterium Director der Section für den Cultus und den öffentlichen Unterricht. Dieſer Mann, den größten Geiſtern der Nation innerlich verwandt, „ein Staatsmann von perikleiſcher Hoheit des Sinnes“, Philoſoph, Dichter und gelehrter Forſcher, war für ſolch eine Aufgabe geſchaffen: nicht einen zweiten gab es, der ein ſolches Werk zum unſterblichen Ruhme unſeres Volkes, wie er es vollbracht, hätte ausführen können. Mit der ganzen, ihm eigenen Entſchiedenheit des Willens, mit der Klarheit und Umſicht eines ächten Staatsmannes und dem tiefgegründeten, gediegenen Urtheil eines Gelehrten faßte er den Plan einer Univerſität auf; es konnte daher nur ein wiſſenſchaftliches Inſtitut im größten Style ſeinen Anſchauungen und Abſichten entſprechen. Mit treuer Hingebung und raſtloſer Anſtrengung arbeitete er auf ſein Ziel los, klug und entſchieden wußte er alle großen und kleinen Hemmniſſe wegzuräumen, die oft genug ſeine Geduld und Seelenſtärke auf die Probe ſtellen mochten. Im Sommer 1809 ſchreibt er: „Man muß auch am Rande des Abgrundes das Gute nicht aufgeben. Ich arbeite mit ununterbrochenem Eifer fort, und wie ſchlimm auch die Sachen kommen könnten, ſehe ich doch den Zeitpunkt nicht, wo uns nicht von einer Seite ein lebendiges und nützliches Wirken übrig bliebe.“ Auf ſeinen Betrieb ward noch zu Ende des Sommers 1809 den vier Lehrern Wolf, Schleiermacher, Schmalz und Fichte die Erlaubniß ertheilt, im Palais des Prinzen Heinrich, das man wegen ſeiner Räumlichkeiten, wie ſeiner vortrefflichen Lage zum künftigen Univerſitätsgebäude auserſehen hatte, im nächſten Winter öffentliche Vorleſungen zu halten. Das war ein vorläufiger Beginn, dem erſt ein Jahr ſpäter die wirkliche und förmliche Eröffnung der Univerſität folgte. Auf Grund einer Kabinetsordre ward eine Kommiſſion „zur Einrichtung der Univerſität“ niedergeſetzt, die aus Uhden, Süvern und Schleiermacher beſtand; auch andere ſachkundige Männer wurden auf den Wunſch Humboldt's herangezogen.

Das „Heinrich'ſche Palais“ ward zu Hörſälen eingerichtet. Das Lectionsverzeichniß wies 58 Docenten auf, darunter die bewährteſten Lehrer, die glänzendſten Namen der deutſchen Wiſſenſchaft, unter ihnen Schleiermacher, Marheineke, de Wette, Savigny, Hufeland, Gräfe, Wolf, Böckh, Fichte, Heindorf, Klaproth und viele andere. Am 6. October 1810 begann die Immatriculation. Die Zahl der Studierenden belief ſich im erſten Semeſter auf 256.

Am Mittwoch den 10. October 4 Uhr Nachmittags im Jahre 1810 verſammelten ſich auf Einladung des Rektors Schmalz die Dekane und mehrere Profeſſoren zum erſten Male im Univerſitätsgebäude. Der Rector verpflichtete die Profeſſoren durch Handſchlag an Eidesſtatt zum Gehorſam gegen den König und zur Treue im Beruf.

Die Vorleſungen ſollten am 29. October ihren Anfang nehmen.*)

Ohne prunkende Aufzüge, ohne den Pomp ceremonieller Feierlichkeiten ward die Hochſchule eröffnet. Als ſie aber am 15. October 1860 ihr fünfzigjähriges Jubiläum beging, durfte ſie mit ſtolzem Hochgefühl auf die zurückgelegten Jahrzehnte zurückblicken. Obwohl die verjüngſte der deutſchen Univerſitäten, hat ſie ſchon in den erſten Decennien alle andern überragt an Glanz der wiſſenſchaftlichen Namen, an univerſellem Geiſt der durch ſie geförderten Studien und an großartiger, weitreichender Wirkſamkeit.

Was ſie aber einzig in ihrer Art und ewig denkwürdig macht, iſt ihr national-politiſcher Urſprung. Ein Denkmal der Thatkraft und der Seelengröße unſerer Väter ſoll ſie uns mahnen, raſtlos an der geiſtigen und politiſchen Fortentwickelung des Vaterlandes zu arbeiten und dem Vaterlande zu dienen mit Treue und Selbſtverleugnung! — Keine andere als eine wahrhaft patriotiſche Jugend darf ſie in ihren Mauern erziehen.

---

*) Einzelne Anführungen in dieſem Aufſatze ſind dem Buche von R. Köpke, die Gründung der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Univerſität, entnommen. Mit muſterhafter Sorgfalt ſind hier die einzelnen, dem Buche angehängten Urkunden benutzt worden zu einer Geſchichte der Gründung und der beiden erſten Triennien, die im Detail viel Intereſſantes darbietet.

* * *

Der Herzog von Bernburg.

Vor Kurzem ſtarb ein angeſehener Arzt in Quedlinburg. Bei Gelegenheit ſeines Todes erinnerte man ſich an ſeinem Wohnorte der im Folgenden erzählten merkwürdigen Begebenheit, die hier mit ihrem Zubehör erzählt wird, um einer Fälſchung der deutſchen Geſchichte unſerer Tage, wenn auch auf einem kleinen Punkte, vorzubeugen.

Der Doctor hatte beſonders in früherer Zeit auch eine anſehnliche Praxis in der zwei Stündchen entfernten Nachbarſtadt Ballenſtedt, der zweiten Reſidenz des Landes Anhalt-Bernburg. Eines Tages befand er ſich wieder in Ballenſtedt. Nachdem er ſeine Kranken beſucht hatte, ſaß er behaglich an der Mittagstafel im „großen Gaſthofe," welcher ein herzogliches Gebäude iſt und dicht neben dem herzoglichen Schloſſe, nur wenig tiefer, liegt.

„Was gibt's Neues?" fragten die anweſenden Ballenſtedter den Arzt aus der Nachbarſtadt.

„Das fragt Ihr mich?" antwortete der Doctor und ſchenkte ſein Glas voll. „Und Ihr lebt in Ballenſtedt und wißt nicht, daß der Herzog eben heute einen Gemeinen zum Hauptmanne gemacht hat. Er ließ ſein Taſchentuch aus dem Fenſter fallen. Die Wache brachte es ihm und: „Du biſt Hauptmann!" rief der Herzog zum Danke ihm zu, weil er Aehnliches von Napoleon auf dem Schlachtfelde ſo eben geleſen hatte. Der Soldat ließ ſich das ſchriftlich geben. Verächtlich zeigte er es dem Lieutenant, der ihn zu Rede ſetzen wollte, weil er ſeinen Poſten verlaſſen hatte. Schon hat man zu Ehren des Offizierſtandes den neuen Hauptmann penſionirt. Aber das Land wird ihm ſein Jahrgeld zahlen müſſen."

Die anweſenden Anhaltiner warfen ſich bedeutſame Blicke zu und ſchwiegen. Unmöglich ſchien ihnen die Sache nicht. Nicht als ob ſchon etwas Aehnliches bei Hofe vorgefallen wäre. Aber die Soldaten, welche vor dem Herzoge auf dem Poſten ſtanden, bettelten denſelben an, wenn er zum Fenſter hinausſah. Auch war er ſo gutmüthig, daß Jeder, der wegen Holzdiebſtahls zu Gefängnißſtrafe verurtheilt war, auf ſeinen Spaziergängen in Ballenſtedt's Wäldern ihm zu begegnen ſuchte, um das Begnadigungsrecht anrufen zu können. Wie der Herzog mit deſſen Ausübung nicht kargte, ſo wußte er in ſeiner Gutmüthigkeit kaum einem ſeiner Unterthanen etwas abzuſchlagen. Konnte daher die Geſchichte von der Ernennung des Hauptmannes nicht wahr ſein?

Sie war es nicht! Sie war eine Erfindung des Arztes.

Indeſſen wurde die Angelegenheit an der Wirthstafel nicht aufgeklärt. Die anweſenden Handelsreiſenden ließen ihre Wägelchen anſpannen, fuhren in's Preußiſche und Braunſchweigiſche hinein und fingen noch denſelben Tag an, die ſchnurrige Anekdote auszutragen und den Grund zu ihrer mündlichen Verbreitung durch ganz Deutſchland zu legen.

Die anweſenden Landeskinder gingen gleichfalls ihres Weges. Sie zogen aber Erkundigungen ein, um ſo mehr, als ſie die Penſion des Hauptmanns hätten aufbringen müſſen. So kam es, daß gegen fünf Uhr einige Männer im großen Gaſthofe erſchienen, welche den fremden Arzt verhaften ſollten. Dieſer aber hatte diesmal ſehr früh anſpannen laſſen und befand ſich um dieſe Zeit ſchon wieder in Quedlinburg.

Lange durfte der Arzt ſich in Ballenſtedt nicht blicken laſſen. Endlich aber wurde die Geſchichte vergeſſen und er ſetzte ſeine Praxis in Ballenſtedt ungehindert bis zu ſeinem Tode fort.

Die Anekdote: „Du biſt Hauptmann!“ wurde allgemein geglaubt als ein charakteriſtiſches Zeichen der deutſchen Kleinſtaaterei. Manchem Uebelgeſinnten mochte es wohlthun, in dieſer Art einen deutſchen Fürſten als Nachahmer Napoleon's erniedrigt zu ſehen. Aber ſogar ein ehrenwerther und berühmter Schriftſteller erzählte die Geſchichte, freilich nur mit Andeutung des Herzogs, wobei ein den Herzog portraitirender Holzſchnitt die Scene verſinnlichen ſollte. Vermuthlich aus dieſer Anekdote entſtanden dann noch andere Anekdoten mit der unverkennbaren Tendenz der Verſpottung der kleinen Regierungen. Alle dieſe Erfindungen erhielten gerade dadurch ſelbſt in den conſervativſten Kreiſen Eingang, daß ihre Wahrheit verbürgt ſchien, weil niemals ein Widerſpruch erfolgte. Daß ſie ſchon deshalb nicht wahr ſein konnten, weil die Regentſchaft des Ländchens lange Zeit ausſchließlich im Namen des Herzogs geführt wurde, bedachte man nicht. Das Sonderbarſte und Beſchämendſte für uns Deutſche aber iſt dabei, daß trotz, vielleicht gerade wegen dieſer Anekdoten die jedenfalls durch Sparſamkeit ausgezeichnete Bernburgiſche Regierung ſich einer bedeutenden Popularität erfreute. Freilich entging das Land 1848 der Revolution nicht. Die Worte des Liedes: „Sein Vaterland muß größer ſein!“ möchten allein die Urſachen derſelben darlegen. Bei den eigenthümlichen Verhältniſſen war ſie, zumal nach dem Vorgange Preußens, nicht ſchwer herbeizuführen.

Wie man bei der Erbauung der kleinen Zweigbahn von Köthen nach Bernburg die Erfindung ausgebreitet hatte: „Eine Eiſenbahn will ich haben, und wenn ſie hundert Thaler koſtet!“ ſo wurde im Jahre 1848 nach der Schablone ſogar das Wort erfunden und hier und da geglaubt: „Ich will auch eine Revolution haben! Republik! Republik!“ Gerade umgekehrt iſt auch dieſer Fürſt erſt den Stürmen des Jahres 1848 erlegen, ſo daß erſt nach denſelben Veranſtaltungen getroffen wurden, durch welche ſeine alleinige Unterſchrift keine Geltung mehr hatte.

Von den Hauptorten der Bernburgiſchen Regierung (Ballenſtedt, Alexisbad, Bernburg) lebt er ſeitdem entfernt in ſeinem großen Dorfe Hoym zwiſchen Halberſtadt, Quedlinburg, Ballenſtedt und Aſchersleben. Unter der Obhut eines Arztes gebraucht er dort die Waſſercur in der Ebene am Fuße der alten Anhaltburgen des Harzes, von welchem aus ſeine Verwandten, die alten Anhaltiner, die Mark Brandenburg gründeten und deutſche Sprache, deutſche Sitte und wahres, die Völker ſegnendes Chriſtenthum mächtig vorſchoben nach Norden und Oſten. Seine Unterthanen erinnern ſich nur noch ſeiner begnadigenden Unterſchrift und ſeiner Güte.

* * *

Graf Hermann von Weimar.

Graf Hermann zu Weimar war 1342 zu Erfurt und hatte einen Tanz mit den reichen Frauen auf das Rathhaus gelegt und war fröhlich. Da ritt Landgraf Friedrich von Thüringen mit ſeiner Ritterſchaft durch Erfurt, wie einem Fürſten zukam mit Pfeifen und Poſaunen. Da lief Graf Hermann mit den Frauen an die Fenſter und wollte den Herrn ſchauen, und rief zu dem Fenſter heraus: „Sage, Friedrich, wo willſt Du hin?“ Da warf der Landgraf das Haupt auf und ſprach: „Wahrlich, lebe ich noch eine kleine Zeit, ſo will ich machen, daß Du mich Herr nennſt.“ Dieſer kleine Zug veranſchaulicht uns deutlich das Leben an den Höfen jener Zeit.

* * *

Die Bärenſage von Bern.

Mitgetheilt von Heinrich Pröhle.

Im Jahre 1191 hatten die Uechtländiſchen Landesherren das Landvolk zum Aufruhr gegen ihren Fürſten, Herzog Berchthold den Fünften von Zäringen, verführt, alſo daß alles oberländiſche Uechtland zum Ungehorſam bewegt ward. So zog denn Herzog Berchthold mit ſeiner Macht hinauf und ſchlug mit ihnen am ſtillen Freitag den 12. April 1191 und machte ſie gehorſam. Wie er aber täglich das aufſäſſige Weſen geſpürt, beſchloß er, eine Stadt im Uechtlande zu bauen, und da er allenthalben ſein Land mit Jagen oft durchwandelte, fragte er ſeinen Jägermeiſter, wo ihm am beſten ſcheine eine Stadt zu bauen, damit er das Land meiſtern könne. Der Jägermeiſter gab ihm zur Antwort, er wüßte keine beſſere Gelegenheit, als bei ſeiner Veſte Nidegk den Wald, der „im Sack“ heißt und an die Aar ſtößt, auszureuten und allda eine Stadt zu bauen. Dorthin auf eine Grenze an die Aar geſtellt, werde die Stadt gar wohl zur Beſchirmung zweier Lande dienen.

Auf dieſen Rath iſt der Herzog mit dem Jägermeiſter in einen Wald geritten und nahmen Jagdhunde mit, ob ſie von ungefähr in dem Wald Wildbrät fänden. So fanden ſie im Holze einen Bären, den hetzten ſie und fingen ihn. Das hielt der Herzog für ein gutes Zeichen und gefiel ihm die Gelegenheit gar wohl, denn er fand die Hofſtätte wehrlich und wohl gelegen, zumal weil der Hals und der Eingang ſchmaler als der Stadtplatz war und zu dreien Seiten auf einer Höhe lag. Alſo beſchloß er, die Stadt zu bauen und wegen des Fanges Bern zu nennen.

Alsbald ließ er den Wald, der eitel Eichen hatte, niederfällen und das Holz alles zum Bau der Stadt zimmern, und war der Zimmerleute Sprüchwort:

Holz, laß dich hauen gern!
Die Stadt wird heißen Bern.

Das Berner Wappen ward ſchnell mit drei Strichen bereitet. Zwei ſind roth, das Mittel gelb, darin ſteht unverblichen der Bär gar ſchwarz gemalt, er iſt ſchwärzer denn eine Kohle, aber roth ſind ihm die Klauen, damit ſoll er Preis und Ehre erjagen. Denn Bern ward unter den Städten ein Haupt und eine Krone. Bern war ein Saal und ein Spiegel der Helden ohne Wanken. Männiglich ſoll dieſe Stadt loben und alles Deutſchland ſie preiſen, die Jungen und die Alten.*)

---

*) Wegen dieſer Sage werden auch in Bern noch vier Bären im Bärengraben gehalten. Als 1798 die franzöſiſchen Truppen als Sieger in Bern eingezogen waren, ſchlachteten die Franzoſen die Bären und verwandten das für deren Unterhalt beſtimmte Geld zu ihrem eigenen Nutzen. Aber ſpäteſtens im Jahre 1815 hinterließ eine alte Bernerin ein Teſtament, welches vier Bären zu ihren lachenden Erben einſetzte. Die überaus reich bedachten Bären wurden alſo wieder in den Bärengraben gebracht. Im März 1861 fiel ein vornehmer Engländer in den Bärengraben und wurde von einem Bären getödtet. Bei Gelegenheit dieſer letzteren Zeitungsnachricht erzählte der frühere preußiſche Gouverneur von Neuenburg, der Freund Heinrichs von Kleiſt und berühmte Schwimmer, den wir ſchon früher als geiſtreichen Beobachter der Thierwelt zu bewundern Gelegenheit hatten, die Geſchichte der von der Stadt Bern gehaltenen Bären. Er hatte Gelegenheit gehabt, die ungemeine Gewandtheit eines der Bären zu bewundern, welcher, um ein Stück Semmel zu erlangen, ſich zuerſt um ſich ſelbſt drehte, dann aber, als er hierdurch nicht mehr zum Ziele kam, alle Viere in die Luft ſtreckte und endlich die Vorder- und Hintertatzen zuſammenrollte. Die Bären hatten auch ein Behälter an der Mauer. Der berühmte Schwimmer wurde auf einem für die Wärter beſtimmten Gange in dieſes Gemach geführt, während der Eingang von der Bärengrube aus geſchloſſen war. Sobald die Bären die Anweſenheit eines Menſchen in ihrem Gemache witterten, eilten ſie heran und konnten nun beſonders ſchön beobachtet werden, indem ſie ſich an dem Gitter ihres Gemaches aufrichteten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Aachen, die Kaiserſtadt.

Von Max Jähns.

„Zu Aachen in ſeiner Kaiſerpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim feſtlichen Krönungsmahle.
Die Speiſen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es ſchenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne ſich ſtellt,
Umſtanden geſchäftig den Herrſcher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben."

Schiller.

I.

Die politiſche Strömung hat abermals ein Loſungswort an die Oberfläche der Zeit gehoben, das ſeit einem Jahrtauſend ſtets von Neuem das Herz Europas erſchütterte.

Es iſt des Deutſchen unwürdig, auch nur zu antworten auf die bodenloſen Anſprüche aufgeregter Franzoſen und ihrer übelwollenden oder unwiſſenden Zeitungsſchreiber; denn die Volksangehörigkeit der linksrheiniſchen Länder deutſcher Zunge iſt über jedem Zweifel erhaben; wohl aber wird es grade dieſen Anmaßungen gegenüber die ſchöne Pflicht öffentlicher Stimmen, ſich jenen Landen reger zuzuwenden, ihre Eigenthümlichkeiten klar und ruhig zu beſprechen, mit inniger Liebe ſich ihres Beſitzes zu erfreuen, und die heiligen Bande der Geſchichte, die uns mit ihnen verbinden, durch freudige Erinnerung von neuem feſt und feſter zu knüpfen. — Für ſolche Beſtrebungen ſind die vorliegenden Blätter der geeignetſte Boden; ihr Zweck aber wird ſicherlich weniger leicht durch Kritik und Polemik, als durch treue Lokalſchilderungen erreicht, und eine ſolche iſt diesmal unſere Abſicht.

Wenn wir von Land und Volk, vom Vaterlande reden, ſo verdient gewiß diejenige Stadt hervorragende Beſprechung, welche lange Jahrhunderte hindurch die Metropole deutſcher Macht und Herrlichkeit geweſen, und deßhalb erſuchen wir den geneigten Leſer, einen Gang durch Aachen mit uns zu machen. Wir führen ihn in das Stufenland zwiſchen Maas und Roër, wo die nördlichen Ausläufer des Hohen-Been den Uebergang zum flachen Lande bilden und die Sprachſcheide zwiſchen mitteldeutſcher und niederdeutſcher Mundart beginnt.

Hier beſteigen wir einen langgeſtreckten, lindenumrauſchten und tannengekrönten Berg, den wir erwählen, um die herrliche Rundſchau zu genießen, welche ſein Gipfel gewährt. — Sanftanſteigende, zum Theil dicht bewaldete Höhen, Ausläufer der Eifel und der Ardennen, umſchließen von allen Seiten ein fruchtbares, prächtig bebautes Thal; wie ein Teppich breitet es ſich aus, und in ſeiner Mitte, hart herantretend bis an den Südfuß des Lousberg, erhebt ſich der „Königliche Stuhl, des heiligen Römiſchen Reiches Kaiſerliche freye Haupt- Kron- und Kurſtadt Aachen." — Aus der Menge der Dächer, Giebel und kleinen Thürme ragen dicht hintereinander in großen Maſſen Dom und Rathhaus hervor. Ihre ſcharf charakteriſtiſche Form iſt das eigentliche Wahrzeichen der Stadt, und ſie ſelbſt erſcheinen als hiſtoriſcher Kern der reichen, lebenentfaltenden Landſchaft. — Aber neben dieſen Herolden der Vergangenheit ſtreben obeliskenſchlanke, dampfende Eſſen empor und reden verſtändlich von der rüſtig ſchaffenden Gegenwart. — Die von drei Bächen durchfloſſene Stadt liegt unter 50° 4' n. Br. und 23° 25' öſt. Lg., zählt zwanzig Kirchen, über 3000 Wohnhäuſer und 77 Straßen. — Ueber ſie hinaus nach Süden hebt ſich das Erdreich, und Aachen geht ununterſcheidbar in die Schweſterſtadt Burtſcheidt über, hinter deren hochragender Abtei ſanfte Waldrücken das friſche Bild umſchließen. — Nach Norden aber dehnt ſich, ganz allmälig ſteigend, ein herrliches Gelände aus. Ueber die wogenden Saaten, die Teiche und Landhäuſer der „Soers" eilt der Blick zu den fernen Wellenlinien des Horizontes, und auch dort verkündet leiſe ziehender Rauch den thätigen Gewerbfleiß jener kohlenreichen Gegend. — Faſt all das Land, ſo weit die Augen reichen, war einſt das Eigenthum der freien Kronſtadt. Der Bürger ſah mit ſtolzem Blick über dieſe Flur; ſchon die Luft ſeiner Bannmeile machte ſelbſt die Reichsgeächteten frei, und freudigen Herzens ſprang der Verfolgte über den „Landgraben" und betrat ſein Aſyl: „das Reich von Aachen."

Und es iſt wahrlich eine reiche Flur! — Die ſtürmiſchen Winde brechen ihre Kraft an den ſchützenden Höhen; reichlich ſtrömt der Regen; bei einer mittleren Jahrestemperatur von 10° Celſius entfaltet die wildwuchernde Flora auf dem nährenden Erdreich gegen tauſend verſchiedene Blüthenpflanzen; weithin iſt die Kultur des Bodens berühmt, und wenn auch ſeit dem 16. Jahrhundert der Weinbau in dieſem Thal erloſch, ſo erzeugt es doch noch jetzt eine Fülle der üppigſten Gartengewächſe, und Weizen und Roggen tragen das Zwanzigfache der Ausſaat. — Noch reicher aber ſprudelt der unmittelbare Segen aus dem mütterlichen Schooß der Erde. — An den Abhängen der Hügel, welche das Thalbecken erfüllen, entſpringen in mehren Gruppen heiße Schwefelquellen, und dieſe wohlthätigen Waſſer ſind es, welche den Baum von Aachens Größe befruchteten.

Als die Eburonen, die ſeit grauer Vorzeit in dieſen Landen hauſten, ſich vergebens an die Spitze der germaniſchen Belgier geſtellt, vergebens dem unwiderſtehlichen Andrang des großen Cäſar Trotz geboten, da zog römiſche Sitte und Bildung in die bewaldeten Thäler, und der feine Sinn der Eroberer freute ſich der köſtlichen Thermen. — Dicht an den Bädern, von denen uns nur wenige Reſte geblieben, bauten ſie dem keltiſchen, graniſchen Apollo den Geneſungstempel, und fünfhundert Jahre lang blieb **Aquisgranum** in den Händen der Römer. — Dann regten ſich allmälig die Wogen der Völkerwanderung. Vor ihrer Brandung zerbarſt der Damm der antiken Kultur; die Sturmfluth der Deutſchen ſtieg über den Rhein zurück, und in **Germania inferior** ſchlugen die Ripuariſchen Franken ihren Wohnſitz auf. Zwei Jahrhunderte lang huldigten ſie dem Königsgeſchlecht der Merovinger, und das Chriſtenthum war weit verbreitet, als der Herzog von Heriſtal den Grund zur weltgeſchichtlichen Macht der Karolinger legte. — Dies Fürſtenhaus war im Lande geboren, und ſchon Pipin der Kurze hing mit Liebe an der königlichen Pfalz, die man vom uralten, waſſerbedeutenden Worte „aha" nach ihren Quellen Ach, Aachen, Aich oder Aaken nannte. An die Geſtalt ſeines Sohnes aber knüpfen ſich **pro urbe et orbe** jene großartigen Erinnerungen, welche Deutſche und Franzoſen mit gleichem poetiſchen Zauber verklärten. Nach dem Münſter, der Lieblingsſchöpfung des großen Kaiſers, heißt „das andere Rom" **Aix-la-Chapelle**. —

So begann die erſte Jugend der Stadt. Jetzt hat ſie unter dem Zepter der Hohenzollern eine zweite angetreten; aber der Ort, an dem wir ſtehen, trägt ein Denkmal ihrer Altersſchwäche, ihres Falles, und ruft trübe Erinnerungen empor. Den Gipfel des Lousberges, achthundert Fuß über dem Meeresſpiegel, faſt dreihundert über dem Boden der Stadt, bezeichnet nämlich ein Obelisk, der als Triangularnetzpunkt dient. Er ſtammt aus jener Zeit, wo Aachen aufgehört hatte, deutſch zu ſein und 1801 durch den treuloſen Frieden von Luneville zur Präfecturalſtadt des „**Departement de la Roër**" herabgeſunken war. Die Inſchrift lautete:

A Napoléon le Grand
premier Empereur des Français
et Roi d'Italie.

Jetzt ziert die Pyramide den heraldiſchen Adler von Preußen.

Einen tiefergelegenen Abſatz des Berges ſchmückt ein prächtiges dreiſtöckiges Belvedere mit Säulenporticus und ſtattlicher Kuppel, wie es die elegante Badeſaiſon begehrt. Das moderne Gebäude hat ein ſonderbares Gegenſtück an der benachbarten, nur durch eine Wegſchlucht getrennten Salvatorkapelle, die einſt mit einem Kloſter der Benedictinernonnen verbunden war, und die ſo uralt ehrwürdig iſt, daß Ludwig der Deutſche ſie ſchon um das Jahr 870 in baufälligem Zuſtande fand. Aber ſie ſteht noch heut, und wenn ſie auch im Mittelalter oft bis zur Räuberhöhle entwürdigt war — das Volk wallfahrtet nach einem Jahrtauſend noch in jeder Faſtenzeit andächtig hinauf. — Wie mag es wohl in zehn Jahrhunderten mit dem Belvedere ſtehn? —

Noch einen Blick werfen wir auf das „imperium aquense" oder wie der Niederdeutſche ſagt „t'Rijk van Aken"; dann verlaſſen wir den Berg. Wir folgen jener Schlucht, und kaum ſind wir niederſteigend an ihrem Ausgang angelangt, ſo tritt, 20 Schritt vor uns, aus der Umwallung der Stadt ein mächtiger Rondellthurm vor. Karthaunenkugeln haften in ſeinem Mauerwerk; über den Reſt der Zinnen weht luſtiges Gebüſch, und Epheu hält ihn mit grünen Klammern freundlich zuſammen. Wir ſtehen vor einer der ſchönſten Ruinen jener großartigen Befeſtigungsanlagen, die noch jetzt, obgleich die bedürftige Nachwelt ſie arg zerſtört hat, an die Blüthezeit von Aachen mahnen.

In Karls des Großen Tagen, wie in denen ſeiner nächſten Folger war Aachen als villa regia unbefeſtigt geblieben. Es lag nicht an der Hauptſtraße, und noch Widukind, der Otto I. Krönung beſchreibt, nennt die Kronſtadt einen „Jülich benachbarten Ort". Erſt Friedrich Barbaroſſa, der in dem parteiiſch zerriſſenen Deutſchland dem Hauſe Hohenſtaufen dauernde Herrſchergewalt erobern wollte, war bedacht, die Stätte der Krönung, den Aufbewahrungsort der Reichskleinodien, den „Königlichen Stuhl dieſſeits der Alpen" ſeinem Stamme zu ſichern. — Er begnadigte die Stadt mit herrlichen Privilegien, und die Bürger gelobten ihm eidlich, ſie zu befeſtigen. Es geſchah; und wenn die Umwallung auch weder dem Könige Philipp von Schwaben noch Friedrich II. den Herrſcherſitz dauernd erhalten konnte, ſo ſtrahlt doch die treue Anhänglichkeit der Bürgerſchaft als leuchtender Stern in der erinnerungsreichen Geſchichte der Hohenſtaufen. Denn als Friedrich II. in den Bann gethan und Wilhelm von Holland, der Gegenkaiſer, die Stadt mit großer Heeresmacht einſchloß, leiſtete ſie voll höchſter Aufopferung den äußerſten Widerſtand, und ergab ſich erſt, als faſt nach einem Jahre Hungersnoth und Elend zum Gipfel geſtiegen und Deicharbeiten frieſiſcher Krieger eine fürchterliche Ueberſchwemmung in allen Straßen erzeugt.

Bald wurde die bisherige Umfaſſung zu eng. Ausgedehntere Erdaufwürfe und Palliſadenreihen gewährten nur kargen Schutz, und ſo entſtand das Bedürfniß der gewaltigen Anlagen, die Ritter Chorus in den Tagen des Glanzes begründete und vor deren Trümmern wir ſtehn. — Jetzt ſind die Gräben zugeworfen und wie die Wälle in Promenaden verwandelt, auf denen hochſtämmige Linden und weithinſchattende Kaſtanien freundliche Hallen bilden. Wir treten hinein und brauchen nicht weit zu wandeln, ſo ſehn wir vor dem finſteren doppelten „Ponthor", deſſen dunkelgraue Mauermaſſe mit Machiculis und Fallgattern einen trotzig drohenden Eindruck macht.

Von dieſer Seite, wo der nahe Höhenzug die Kaiſerſtadt beherrſcht, erlitt ſie die häufigſten Angriffe. Von hier aus bedrohte ſie der alte Spinola im Jülich'ſchen Erbfolgekriege. Lange Zeit ſchon lagen die Religionsparteien in heftigem, ja blutigem Kampfe. Fabrikanten aus Frankreich und Flandern hatten die Lehre Calvins verbreitet, und bald hatten die Altgläubigen, bald die Proteſtanten die Oberhand. Indeß war dieſer Kämpfe wegen Aachen in die Acht erklärt; die Herzoge von Limburg und Jülich hatten ſie befehdet; die Reformirten aber ſaßen am Ruder, beſetzten den Magiſtrat und hatten brandenburgiſche Hülfe empfangen. — Da zogen die Spanier mit gewaltiger Macht heran; furchtbarer Schrecken durchlief die Stadt, und die brandenburgiſche Beſatzung wurde von der geängſteten Bürgerſchaft genöthigt, abzuziehn. So rückte denn der verwundete Obriſt von Pottlitz mit allen kriegeriſchen Ehren aus der Stadt, und die Spanier errichteten eine neue katholiſche Regierung. Die Acht wurde aufgehoben; aber ſechszehnhundert der tüchtigſten Bürger zogen von Heimath und Herd in die Fremde. — Von derſelben Seite wurde Aachen durch den Marquis de Grana im dreißigjährigen Kriege belagert. Auf dem Salvatorsberge bei der Kapelle ſtanden die Batterien, und ihre Feuerkugeln zwangen die Stadt nach rüſtiger Gegenwehr zur Uebergabe. — Mit mehr Erfolg ward kurz vor dem Frieden von Nimwegen der Angriff des Münſteriſchen Generals von Wedell zurückgewieſen.

Wenn wir der Stadtmauer folgen, ſo begegnen wir zunächſt wieder einem hohen aus gewaltigen Steinen aufgemauerten Thurm, der einen Hügel krönt und jetzt als Pulvermagazin der Garniſon dient. — In ſeiner Nähe befindet ſich ein unanſehnlicher Eingang in der Umfaſſung der Stadt. Es iſt das „Königsthor“. Hier trat die alte Römerſtraße von Coriovallum in die Stadt; durch dieſe Pforte, durch dieſe ärmliche, unfreundliche Gaſſe, die wir nur zögernd betreten, zogen einſt die deutſchen Könige mit feierlicher Pracht zu ihrem Krönungsſitz. Hier wechſelten ſie die Pferde; denn dem Wächter dieſes Thores verfiel nach altem Herkommen das Roß, das den Herrſcher bis dahin getragen. Hier in dieſen hügeligen, ſchmalen und winkeligen Gaſſen umdrängten die jubelnden Bürger den kaiſerlichen Zug. — Da kam zuerſt die adelige Reiterei, dann die Geiſtlichkeit mit den Reliquien Karls des Großen, dann die Herzoge und Kurfürſten, von denen der Erzmarſchall das bloße Reichsſchwert trug, und endlich der König im goldenen Gewande auf weißem Pferde, rechts und links die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln. Daran ſchloß ſich dann ein ungeheures, oft ſtundenlanges Gefolge von Geſandten, Edelleuten und Leibgarden, und ſo lange der Einzug währte, warfen drei Ritter unaufhörlich Geld in die wogenden Maſſen des Volkes.

Links in die Königſtraße mündet der baumbepflanzte „Tempelgraben“, der früher eine Beſitzung der deutſchen Ordensritter war. Jetzt erheben ſich an ihm die Gebäude des Düſſeldorf-Maſtrichter Bahnhofs, die nicht ohne Aufwand, aber leider in einem etwas zwitterhaft altdeutſchen Styl gehalten ſind, wie er überall da entſtehn muß, wo man nicht mit dem Geiſt, ſondern nur mit den conventionellen Formen einer ausgeprägten Bauart an moderne Bedürfniſſe herantritt.

Rechts ſchließt ſich der „Karlsgraben“ an, wo die noch jetzt beſtehende ehrenfeſte Geſellſchaft der Karlsſchützen einſt ihr Scheibenſchießen hielt.

In dieſem nordweſtlichen Theil der Stadt iſt der eigentliche und urſprüngliche Sitz der Tuchfabrikation, welche von älteſten Zeiten her zu Aachen blüht und ſeit faſt achthundert Jahren die ergiebigſte Quelle ſeines Wohlſtandes iſt. — Wie von den orientaliſchen und altrömiſchen Paläſten eine große Zahl von Handwerkern jeder Gattung abhing, ſo wurde auch die Hofhaltung der fränkiſchen Könige von den umwohnenden Leibeigenen verſorgt. — Die reichen Vertheilungen von Gewändern, welche die Sitte der Zeit erheiſchten, gaben den Tuchmachern einen beſonderen Vorſprung. — Später erhielt die reichsſtädtiſche Regierung den guten Ruf der Manufacturen durch Tuchſchauen und Tuchproben, und die großen Aachener Weber, die den Titel: mercatores regii führten, waren mit werthvollen Freiheiten ausgeſtattet. — Das hat ſie denn reich, mächtig und natürlich auch übermüthig und hoffärthig gemacht, ſo daß ſchon im 12. Jahrhundert eine höchſt originelle Volksdemonſtration gegen ſie losbrach. — Ein Bauer im benachbarten Cornelimünſter, wo ebenfalls die Tuchweberei blüht, baute nämlich ein auf Rädern bewegliches Schiffchen und nöthigte mit ſeinen Geſinnungsgenoſſen die Weber ſeiner Vaterſtadt, dies Sinnbild nach Aachen zu ziehn. — Hier empfing ſie eine ungeheure Volksmaſſe; die reichen Königlichen Kaufleute wurden ergriffen, und die Gewalt der Maſſe nöthigte ſie, ſich vor das Schiff zu ſpannen und bis

Maſtricht mit ihm fortzutraben. Hier verſah man es mit Maſt und Segel, und trotz der Abmahnung des Biſchofs mußten es die Tuchmacher nach St. Truyden fahren, wo es auf den Markt geſtellt ward, während man die Kaufherrn zwang, es Tag und Nacht ehrerbietig zu bewachen. — Als aber dieſe ſonderbare Ausſchweifung zu einer Reihe wüſter nächtlicher Orgien führte, in denen Weiber die Hauptrolle ſpielten, verbot der Herzog zu Löwen die Einführung des Schiffs in ſein Gebiet; ſetzte ſeinen Willen aber erſt in Folge eines höchſt blutigen Gefechtes durch. — Dergleichen kommt nun freilich nicht mehr vor; aber an Arbeiteraufſtänden hat es auch in dieſem Jahrhundert nicht gefehlt.

Faſt alle Kaiſer beeiferten ſich, das hervorragende Gewerbe ihrer Kronſtadt zu begünſtigen. Karl IV. ertheilte den Aachener Tuchmachern zollfreien Handel durch ganz Deutſchland und allenthalben Königsfrieden, und in Folge ſolcher Begünſtigungen beſaßen ſie im 14. Jahrhundert zu Venedig und Antwerpen große Lagerhäuſer; ja in letzterer Stadt hieß ein ganzes Quartier „das Haus von Aachen.“

Unter ſo glücklichen Auſpizien erhielt ſich die Manufactur im Wechſel ſtürmiſcher Zeiten. Burgund und Frankreich begnadigten ſie; ja noch Louis XV. befreite ihre Geſchäftsträger vom droit d'aubaine.

Während des vorigen Jahrhunderts ſtand beſonders die berühmte Clermond'ſche Fabrik in hoher Blüthe, bei welcher Peter der Große, von Holland heimkehrend, ſeine Garde einkleidete. Gegenwärtig nehmen wohl die Anſtalten des Herrn Biſchof und des päpſtlichen Grafen von Nelleſſen die vorzüglichſten Stellen ein. Es beſtehn 51 Fabriken mit 2324 Stühlen. Den Hauptabſatz findet das Fabrikat in Amerika, und ſchon ſeit langer Zeit hat die Aachener Waare auf dem Markte von New-York die engliſche verdrängt.

Lebhafte Thätigkeit entwickelt neben der Tuchfabrikation die Maſchinenſpinnerei, die meiſt durch Dampf und Waſſer bewegt wird und 30 Anſtalten zählt. Weniger bedeutend erſcheint die Seide- und Sammet-Fabrikation; denn da bei dieſen Artikeln noch immer die eigentliche Handarbeit der der Maſchinen vorzuziehen iſt, ſo beſchäftigen ſich vorzüglich die Weber des flachen Landes damit.

Indem wir den Karlsgraben verlaſſen, betreten wir die St. Jakobsſtraße, die ſchon der alten innern Stadt angehört. Da, wo ihre Verlängerung die äußere Mauer ſchneidet, erhob ſich einſt in der Nähe der unanſehnlichen Jakobskirche auf einem Hügel die feſte Reichsburg Berinſtein. Barbaroſſa legte ſie an; ſpäter kam ſie an die Herzoge Jülichs, dann an den deutſchen Orden und endlich an die Kronſtadt. Jetzt iſt jede Spur von ihr verſchwunden. Kaum anderthalb Stunden von hier iſt die holländiſche Grenze. Der nächſte Ort iſt Vaels, wohin Jahrhunderte lang die nicht katholiſchen Bürger Aachens genöthigt waren, zur Kirche zu gehen.

In der Jakobsſtraße entſtand im Mai 1656 eine entſetzliche Feuersbrunſt, das gewaltigſte Unglück, das Aachen in den letzten Jahrhunderten betroffen. Im Laufe von wenigen Stunden lag die halbe Stadt in Aſche. Faſt 5000 Häuſer wurden von den Flammen verzehrt. Die Bibliothek, das Archiv, die Dächer des Rathhauſes und des Münſters — Alles wurde zerſtört, und die Lage der Abgebrannten war lange Zeit verzweiflungsvoll, obgleich Lüttich, Maſtricht und Köln mit werkthätiger Hülfe zur Hand waren.

Die meiſten Häuſer in der Jakobsſtraße wie des größten Theiles der Altſtadt ſtammen aus den Jahren kurz nach dem furchtbaren Brande; ſie ſind unanſehnlich und ſtehen meiſt mit der ſchmalen Giebelfront nach der Straße. Stattlicher tritt das Gebäude der Königlichen Ober-Poſt-Direktion hervor, das in unſerer Zeit gut umgebaut worden. — Gegenüber erhebt ſich die Kirche St. Paul. Sie gehörte früher den Prediger-Mönchen. Von Außen iſt ſie unſchön; aber das gothiſche Innere mit den drei gleich hohen Schiffen empfiehlt ſich durch die Leichtigkeit und Eleganz der Wölbung.

Unmittelbar neben der Poſt ſteht das ehemalige adelige Kloſter der Weißen Frauen, welches jetzt die geiſtliche Schweſterſchaft vom armen Kinde Jeſu inne hat. — Die Conventualen — etwa neunzig an der Zahl — beſchäftigen ſich mit dem Elementar-Unterricht weiblicher Jugend. Außer dieſem Kloſter beſtehn noch fünf geiſtliche Schweſterſchaften: Chriſtenſerinen, Franziskanerinen, barmherzige Schweſtern, Eliſabethanerinen und die Schweſtern vom guten Hirten. Im ganzen giebt es etwa 250 Nonnen. Die Zahl männlicher Conventualen iſt viel geringer. Sie machen keine vierzig Seelen aus, von denen die Hälfte Alexianer, die Hälfte Jeſuiten ſind. Letztere haben ihr Kloſter mit einer kleinen Kirche auf dem „Drieſch“. — All dieſe Orden verfolgen milde praktiſche Zwecke und widmen ſich vorzugsweiſe der Armen- und Kranken-Pflege.

Höchſt anmuthig iſt die Kapelle „zum Kinde Jeſu“, und es bringt eine ſchöne Wirkung hervor, wenn man an einem warmen Sommerabend aus dem lauten Gewühl der Gaſſe plötzlich in ihren ſtillen und kühlen Frieden tritt. In getragenen Tönen ſchallt der Geſang der Hora, und neben leiſe bebenden, durchſichtigen Sopranen hört man oft Altſtimmen von ſeltener Größe und Fülle. Es herrſcht in dem architectoniſch einfachen Inneren liebenswürdige Sauberkeit und Grazie, und man könnte errathen: über dem Ganzen liege der holde Einfluß weiblicher Hände. — Die ewige Lampe, welche vor dem Altar Tag und Nacht träumeriſch leuchtet, erzählt von einem der bedeutſamſten Ereigniſſe der Aachener Geſchichte.

Es war unter der Regierung Rudolfs von Habsburg, als der mächtige und ſtreitbare Nachbar der Reichsſtadt, Graf Wilhelm von Jülich, in Fehde mit dem Erzſtift Cöln lag. — Schon lange auf Aachen ergrimmt, weil ihm die Schutzvoigtei, auf die er Anſprüche zu haben glaubte, vorenthalten wurde, beſchloß er endlich, die Stadt mit einem kühnen Schlag zu überwältigen. Es fehlte ihm nicht an Anhang in der Bürgerſchaft, und eine anſehnliche, über das Regiment unzufriedene Partei verſprach, ihm mit Gut und Blut zuzufallen, ſobald er in der Stadt erſcheinen würde.

So langte Wilhelm denn an einem dunklen Märzabend vor dem Kölner Thore an. Die Verſchworenen, welche hier die Wache hatten, öffneten es, und ein reiſiger Zug von 500 Rittern und Knechten, den Grafen mit ſeinen drei Söhnen an der Spitze, ritt raſch und ſchweigſam bis auf den Markt. Hier plötzlich erhob die Schaar, im Vertrauen auf die zugeſagte Unterſtützung, lautrufend das Feldgeſchrei: „**Julia, Julia nostra domina!**“ Aber es wurde nicht erwidert. — War es Feigheit? War es Verrath? Kurz, die erwartete Hülfe blieb aus. Indeſſen hatten die Bürger jeden Zugang zum Markt verrammelt, hatten die Zwiſchenwände ihrer Häuſer durchſchlagen, ſich geſammelt, und nun brachen ſie maſſenhaft hervor. Ein fürchterliches nächtliches Blutbad begann; die Sturmglocken heulten und die Gaſſen hallten vom Wuthgeſchrei und vom Stöhnen der Sterbenden. Endlich ſah der Graf nur noch Heil in der Flucht. Er ſprengte mit ſeinen Söhnen in die Jacobsſtraße; ſchon ſchien er freie Bahn zu haben, da fiel „an den weißen Frauen“ ein rieſiger Schmied ſeinem Roſſe in die Zügel und ſchlug den ſchwergerüſteten Herrn mit einem einzigen Hammerſchlag zu Boden. Seine Söhne fielen mit ihm, und von den 500 Reitern kam auch nicht einer mit dem Leben davon. —

Wir wollen — weniger haſtig als der unglückliche Graf — den umgekehrten Weg einſchlagen und gelangen ſo auf den Markt, der auf dem höchſten Hügel in der Mitte der Stadt ein von anſehnlichen Häuſern umgebenes Dreieck bildet. — Wir ſtehn auf einem allen Deutſchen heiligen Boden; denn an der Südſeite des Marktes erhebt ſich das Rathhaus, der Reſt der alten kaiſerlichen Pfalz, die noch im 13. Jahrhundert ſo herrlich erſchien, daß der Dichter des jüngeren Titurel die Burg von Monſalwatſch nicht höher zu preiſen weiß, als mit dem Ausruf: Gein rom, gein ache den verten wart nie den geliche!

Selbſt Rom, ſelbſt Aachen, die werthen, waren ihr nicht gleich!

Jetzt iſt die alte Herrlichkeit längſt dahin; aber noch immer macht das Gebäude, das die erhabene Stelle einnimmt und noch manche Trümmer der älteſten Pracht umſchließt, einen würdevollen Eindruck.

Mächtige Quadern bilden die breite und maſſige Façade, welche engſtehende ſchlanke viereckige Fenſter durchbrechen und ein ſteiles Dach alterthümlich krönt. — An den Seiten wird dieſe 175' lange Front von jenen ſonderbaren Thürmen eingerahmt, deren charakteriſtiſche Form wir ſchon vom Lousberg aus bewundert. — Im Oſten erhebt ſich der viereckige Granusthurm. Die Sage läßt ihn auf den Fundamenten eines Tempels ruhn, den die Römer dem Graniſchen Apoll gebaut. Der Thurm ſelbſt ſtammt aus der Hohenſtaufenzeit und ward als ſogenannter „Berchfriet" von den Guelfen errichtet, um die ghibelliniſche Bürgerſchaft im Zaum zu halten. König Richard ſchenkte ihn der Stadt, und da im Mittelalter der Glaube herrſchte, Granus, ein Bruder Nero's, habe die Thermen entdeckt und Aachen gegründet, ſo mag damals der Thurm ſeinen Namen erhalten haben. Das ſonderbare, vielförmig gebogene Spitzdach iſt ebenſo wie das des Weſtthurms nach dem großen Brande 1566 vom Stadtzimmermeiſter Kraus erbaut. Dieſer Weſtthurm, in dem eine Wendeltreppe liegt und der jetzt Uhr und Glocken enthält, gehört zu den karolingiſchen Thürmen, die den Mauerabſchluß des Vorhofs unterbrachen. Von ſeiner Höhe mag Ludwig der Fromme betend und ſinnend den Kometen von 887 beobachtet haben.

Den erhabenen „Palas", von dem dieſer Thurm übrig geblieben, hatte man im Sinne jener römiſchen Fürſtenvillen angelegt, deren Grundriß ſich aus der Abmarkung kriegeriſcher Lager entwickelt. Er beſtand aus großen einfachen nebeneinandergethürmten Maſſen, aus denen die Hauptgebäude mit ehernen Kuppeln hervorragten. Aber der düſtere Ernſt, deſſen Gepräge er trug, verwandelte ſich an den entſcheidenden Orten durch Vergoldung und Moſaikſchmuck in majeſtätiſche Pracht. — Der Herrſcherſitz zerfiel in zwei Haupttheile. Der öſtliche tiefergelegene umſchloß als ſein vorzüglichſtes Gebäude die warmen Bäder. Rings vertheilt lagen dann die Wohnungen der Hofbeamten und Leibwachen, die Hochſchule (Palatina), das Kloſter und die Wirthſchaftsgebäude. — Die weſtliche höherliegende Hälfte umgab einen freien Hofraum, namentlich den noch jetzt zwiſchen Rathhaus und Münſter gelegenen „Katſchhof". Im Süden erhob ſich die Schloßkapelle, das Münſter, im Norden das eigentliche „Kunigliche Hus". Beide waren durch eine Säulenhalle verbunden, an der ein römiſcher Heerweg vorbeizog und die daher von einem Hauptthor des Palaſtes durchbrochen war. In dieſem Portal erhob ſich nach uralter Sitte die Gerichtsſtätte des Kaiſers oder ſeines Pfalzgrafen. Dieſe Pallaſtgrafen Aachens ſind die ſpäteren Stifter jener köſtlichen und einſt ſo mächtigen Herrſchaft der „Pfalz am Rhein". — Das „Kunigliche Hus" ſelbſt — das Prätorium des Caſtrum — zerfiel in die abgeſchloſſenen Räume, welche den Frauen und dem Familienleben gewidmet waren, und in die eigentliche Königliche Pfalz, die dem öffentlichen Verkehr des Herrſchers diente. Als Reſt dieſer aula regia muß das heutige Rathhaus betrachtet werden, und die Feſthalle derſelben, der ſpätere Krönungsſaal, nahm das zweite Stockwerk des Hauptgebäudes ein.

Bei der Anlage dieſes Saales wurde die eigenthümliche Form der doppelten ſpätrömiſchen Bankettſäle, der ſogenannten Triclinien, angewandt. Hierin lag die Aehnlichkeit mit den Bauten Leo's III. zu Rom, die dem fränkiſchen Königsſitz den Namen des „Lateran von Aachen" erwarb. Der Hauptzweck eines Triclinium war die Feier des Weihnachtsfeſtes, das Karl der Große und noch eine lange Reihe ſeiner Nachfolger regelmäßig zu Aachen verlebte. In einer Apſis des Saales ſaßen ſie an runder Marmortafel, nach Chriſti Beiſpiel mit zwölf Genoſſen, während ſich rechts von ihnen ein zweiter Thron oder ein Altar erhob, wo ein Evangelienbuch die heilige Gegenwart des Königs aller Könige ſymboliſch in's Gedächtniß rief. An dieſe urſprünglich oſtrömiſche Sitte haben die Dichtungen der Tafelrunde angeknüpft, und der Heiligenſchein, den die hierarchiſchen Anſprüche um das Haupt des byzantiniſchen Herrſchers verbreiteten, wurde auch von den Fürſten des Abendlandes ſehr lebhaft erſtrebt. — An die Feier des Weihnachtsfeſtes erinnert noch heut ein verſtümmeltes Basrelief, das in den weſtlichen altkarolingiſchen Thurm des Rathhauſes eingemauert iſt und die Anbetung der heiligen drei Könige darſtellt.

In der beſchriebenen Geſtalt befand ſich der Herrſcherſitz, deſſen rieſige Maſſen den Verheerungen der Normannen widerſtanden, noch 978, als Kaiſer Otto II. vom franzöſiſchen Könige Lothar plötzlich überfallen wurde. Otto hatte ſich eben nichtsahnend zur Tafel geſetzt, und kaum gelang es ihm, ſich mit Theophania, der Tochter des [illegible]ſchen Kaiſers, ſeiner Gemahlin, nach Köln zu flüchten. Die Franzoſen plünderte[illegible]chen, und zum Zeichen, daß Lotharingen nunmehr zu Frankreich gehöre, wendeten ſie [illegible]en Adler, der die höchſte Kuppel des Palaſtes ſchmückte und den Blick nach Südoſten gerichtet hatte, höhnend nach Weſten. — Aber die Rache blieb nicht aus. Bald hatte der ſtarke und geiſtvolle Otto ein Heer geſammelt; ſiegreich drang er bis Paris vor, verbrannte die Faubourgs und zwang den Feind, auf Lotharingen durch einen feierlichen Schwur für ewig zu verzichten.

Im 12. Jahrhundert zerſtörte eine Feuersbrunſt den weſtlichen Theil der Königlichen Pfalz. Die casa regia ſcheint wenig gelitten zu haben; denn Barbaroſſa hielt darin nach ſeiner Krönung eine Fürſtenverſammlung. In Friedrichs Seele lebten weitgreifende Gedanken. Der weltgeſchichtliche Kampf zwiſchen Reich und Kirche drängte zur Entſcheidung. Nicht nur die elaſtiſche Guelphenpartei Italiens, nicht nur die politiſche Gährung Nordeuropas und den Aberglauben der Völker bot Papſt Alexander III. für ſeine Zwecke auf: ihn erfüllte der großartige Plan einer unmittelbaren Verbindung der lateiniſchen und griechiſchen Kirche unter päpſtlicher Autorität, und daher bot er dem byzantiniſchen Kaiſer die Oberhoheit über ganz Europa. Da galt es für die Ghibellinen neue Waffen zu gewinnen; es galt, Glauben zu wecken an eine göttliche Miſſion des Kaiſerthums; es galt, der Krone religiöſen Schimmer zu verleihen. Und ſo beſchloß denn der Reichstag im Aachener Feſtſaal 1166 die Seligſprechung Carls des Großen, und Paſchalis III., Alexanders Gegenpapſt, beſtätigte den Act. In der Urkunde, worin Friedrich über dieſe Canoniſation des Reichsſtifters Rechenſchaft giebt, heißt es von Carl: „In fide quoque christi dilatanda et in conversione gentis barbaricae fortis athleta fuit et verus apostolus.“ (In ſeiner innigen Liebe zu Chriſtus und in der Bekehrung des barbariſchen Volks war er ein gewaltiger Kämpfer und ein wahrer Apoſtel.)

So ſuchte der Rothbart der idealiſtiſchen Richtung ſeiner Zeit zu genügen. Wie er aber auch practiſch für die Kronſtadt wirkte, der er Münz- und Meß-Recht ertheilte, davon haben wir geſprochen, als wir vor den Ringmauern von Aachen ſtanden. — Den Palaſt ließ er zwar nicht in ſeiner alten Größe und Ausdehnung herſtellen; denn der unaufhörliche Thatenſturm ſeines Lebens gönnte ihm wenig Zeit zu ſo ruhigen Werken; aber der noch vorhandene Theil „die Aula“ ward ſorgfältig in brauchbarem Zuſtande erhalten.

In dieſen ehrwürdigen Räumen hielt Richard von Cornwallis jene glänzenden Feſte, wodurch er die deutſchen Fürſten in Erſtaunen ſetzte, und hier

Saß König Rudolf's heilige Macht
Beim feſtlichen Krönungsmahle. —

Rudolf von Habsburg war es auch, der nach einer abermaligen Feuersbrunſt den Palaſt ſchmucklos zu reſtauriren unternahm. Aber man ſchritt langſam damit vor, bis unter Ludwig dem Bayer die Fortführung des Baues der Reichsſtadt übertragen ward. Und da iſt es dann derſelbe Mann, den wir ſchon bei der Stadtbefeſtigung kennen gelernt, Freiherr Gerard von Scheilart, genannt Chorus, der hochbegabte Bürgermeiſter Aachens, durch deſſen künſtleriſchen Geiſt die Reſte der kaiſerlichen Aula unter innigſter Anſchmiegung an die uralte Grundform eine herrliche Erneuerung erfahren.

Die Marktfaçade des Gebäudes wurde 1353 aufs Reichſte und Sinnigſte mit einer ſtaunenerregenden Fülle von Basreliefs und Statuen verziert und von einer durchbrochenen graziöſen Balluſtrade gekrönt. In der Mitte der Front führte zu den Räumen des zweiten Geſchoſſes eine gerade Freitreppe, über der ſich ein leichter Steinbaldachin erhob. Ueber und neben der Pforte waren in Goldbuchſtaben drei Inſchriften angebracht. Die erſte lautete zu deutſch:

Hier iſt der Sitz jenſeits der Alpen, das Haupt aller Städte und Provinzen Galliens.

Sie iſt wörtlich dem angeblichen Privilegium Carls des Großen entnommen, das dem falſchen Schenkungsbriefe Conſtantins an Papſt Sylveſter nachgebildet war, und auf das ſich ſchon Otto I. bezieht. — Die zweite Inſchrift iſt nur eine poetiſche Umſchreibung der erſten; deſto eigenthümlicher aber erſcheint die dritte. Sie beſtand aus den fünf Vocalen, den vielgedeuteten Initialen vom Wahlſpruche Friedrichs III. und aus den Worten, die dieſer Kaiſer ausrief, als ihm Conſtantinopels Einnahme durch die Osmanen gemeldet ward.

A. E. J. O. U.
Fridericus. Romanorum. Imperator.
Rerum. Irrecoperabilium
summa felicitas est oblivio.

(Friedrich, Römiſcher Kaiſer. — In unabänderlichen Dingen iſt Vergeſſen das höchſte Glück.)

Nicht mindere Sorgfalt wie dem Aeußeren des Palaſtes hatte Chorus dem Inneren zugewandt. — Ehe wir aber das Rathhaus ſelbſt betreten, wollen wir noch einen Blick auf den Marktplatz werfen.

Hier ſchlug einſt Karl der Kühne, als ihm Kaiſer Friedrich zu Trier die Königswürde von Burgund verſagt, ein Lager auf, und ließ ſcheidend ſein Prachtzelt ſtehn, um anzudeuten, daß er die Macht habe, den Königlichen Stuhl zu beſteigen, von dem der Kaiſer nur den Namen trüge. Hier tanzten Aachens Bürger um den von Dumouriez gepflanzten Freiheitsbaum. — Die Mitte des Marktes ziert ein Springbrunnen,

Wo zu der Hochgeſtalt des ehrnen Kaiſers
Die zwei Delphine Silberſtrahlen treiben.

Das Waſſer fällt zunächſt in ein 12,000 Pfund ſchweres Meſſingbecken und aus dieſem in einen großen Behälter von ſchwarzgrauem Stein. Aus dem inneren Becken erhebt ſich eine Säule mit der ſechs Fuß hohen, früher vergoldeten, Broncestatue Carls des Großen, der geharniſcht, in würdiger Haltung, Reichsapfel und Zepter ſinnend in den Händen wägt. — Die Fontaine, von der rechts und links kleinere, mit Adlern geſchmückte Brunnen ſtehn, iſt von Chorus gegründet und 1730 durch Baumeiſter Couven im Rococogeſchmack erneuert. — Dieſer Mann leitete zugleich im Rathhauſe die Ausbeſſerung des Untergeſchoſſes, das gegenwärtig nur der Caſtellan bewohnt, und den Bau der jetzigen Freitreppe, welche durchaus nicht mit dem gothiſchen Ganzen in Einklang ſteht. — Beim Graben ihrer Fundamente entdeckte man 10 bis 15' tief unter der Erde die karolingiſchen Stufen, welche einſt dem altfranzöſiſchen Epos „die Greden des Palaſtes“ den Namen gaben. Man hegt den Plan, die vorhandene Treppe ſtylgemäß zu erneuern; doch iſt augenblicklich dazu wohl ebenſo wenig Ausſicht, wie zur Vollendung der 1853 begonnenen Wiederherſtellung der Marktfaçade.

Steigen wir denn die Rococotreppe empor und treten wir ein! Wir durchwandeln den ſchönen hochgewölbten Flur und befinden uns nun in dem neuen Treppenhauſe, welches Stadtbaumeiſter Ark im Sinne der beſten Gothik trefflich entworfen. Zwei Stufenreihen vereinigen ſich vor einem lichten Erker, der freie Ausſicht auf das ehrwürdige Münſter vergönnt. Dann trennen ſich die Treppenarme wieder und führen zur jetzigen Hauptpforte des alten Kaiſerſaals, deſſen Reſtauration vor zwei Jahrzehnten begann.

Der vielberühmte Raum iſt 162' lang, 60' breit und verhältnißmäßig niedrig. Der Länge nach theilen ihn vier Pfeiler, von denen die Gurtbogen der Kreuzgewölbe ſich zu den Umfaſſungsmauern ziehn, in Hälften. Auch der Höhe nach zerfällt er in zwei gleiche Abtheilungen, von denen die untere durch gerade Wandflächen begränzt, die obere von den Wölbungen der Spitzbogenlogen eingenommen iſt. Schlanke, helle Fenſter durchbrechen die Langſeite im Norden und zeigen das bunte Getreibe des Marktes. Die Südwand und die Schmalſeiten prangen mit einer fortlaufenden Reihe bedeutender Freskogemälde.

Alfred Rethel, ein geborner Aachener, der düſſeldorfer Schule angehörig, hat die Cartons entworfen und die vier erſten Bilder ſelbſt ausgeführt. Otto III. in Carls d. Gr. Gruft, der Sturz der Irmenſäule, die Schlacht bei Cordova, Carls Einzug in Pavia, Wittekinds Taufe, die Kaiſerkrönung in Rom, die Erbauung des Münſters und die Erhebung Ludwigs des Frommen zum Kaiſer — das ſind die großgedachten Gegenſtände dieſes Bilderkreiſes. Die Charakteriſtik der Figuren und die Lebendigkeit der Zeichnung ſind außerordentlich ſchön, und treten namentlich in dem „Triumph von Pavia“ und in der noch nicht vollendeten „Krönung Ludwigs“ auf's Intereſſanteſte hervor. Leider iſt im Farbenton ein tiefer, ſtörender Unterſchied. Die von Rethel ſelbſt gemalten geſtaltenreichen Bilder zeichnen ſich durch faſt ſtumpfe Mattigkeit des Colorits aus, die von der viel ſchärferen und klareren Färbung, welche ſein Nachfolger Joſeph Kehren entwickelt, ungünſtig abſticht. Mit der Trauer über dieſe unglückliche Farbengebung hat man ſogar jene Gemüthskrankheit in Verbindung gebracht, die den talentvollen Künſtler ſeiner Thätigkeit entriß und von der ihn 1859 der Tod befreite. — Eine Fülle bedeutungsvoller Standbilder, welche Fenſterwand und Pfeiler zieren ſollen, Vergoldung der Gurtbogen und reiche Parquetirung des Fußbodens werden die moderne Ausſtattung des Krönungsſaales vollenden.

Die Reſtauration Gerhard Chorus' war in vielen Beziehungen von der heutigen verſchieden. Unter ihm prangten beide Langſeiten des Saales mit ſtattlichen Fenſterreihen, deren farbige Scheiben verklärenden Glanz über Wand und Pfeiler ergoſſen. Nur in der Nähe der öſtlichen Schmalſeite fielen die Fenſter der Nordwand fort, um den Sitz des Herrſchers in jenes geheimnißvolle Helldunkel zu hüllen, das die Pracht des Mittelalters in ſo hohem Grade liebte. Auf Conſolen, unter Tabernakeln erhoben ſich zwiſchen den Fenſtern Bildſäulen der Kaiſer; es wird nicht an farbigem Schmuck gefehlt haben; aber der höchſte Glanz der Vergoldung, der Moſaiks und der brokatnen Teppiche umgab die erhabene Stätte, wo Thron und Marmortiſch des Königs ſtanden und wo der vorhin erwähnte Evangelienaltar den Anbau einer kleinen Kapelle veranlaßt hatte, vor der man an jedem erſten Maitag Meſſe las.

In ſolcher Einrichtung beſtand der deutſche Krönungsſaal noch bis vor 150 Jahren. Da aber die Kaiſer ſich — den Beſtimmungen der goldenen Bulle entgegen — ſeit Maximilian II. im Bartholomäusdom zu Frankfurt krönen ließen, da es an freudiger und lebenswarmer Anregung des alten Stolzes fehlte und da endlich der Wohlſtand durch die heftige, faſt ein Jahrhundert währende Confeſſionsfehde, durch die Stürme des dreißigjährigen Krieges und den entſetzlichen Brand von 1656 tief erſchüttert war — ſo erloſch allmählig jedes Intereſſe für das herrliche Gebäude, und der geweihte Ort wurde den materiellen Intereſſen der Bürgerſchaft übergeben.

Die Südhälfte des Krönungsſaales ward in mehrere Gemächer zerlegt, die man Verwaltungszwecken beſtimmte. Die Nordſeite verkürzte man, und behielt ſo einen ziemlich großen Saal, den ſogenannten Speicher zurück, den man im Sinne des Jahrhunderts mit verſchwenderiſcher Roccocopracht überlud.

In dieſem Raume erfolgten die Friedensſchlüſſe von 1668 und 1748; hier fand die Huldigung der preußiſchen Rheinprovinzen an derſelben Stelle ſtatt, wo das Frankenreich dem großen Carl einſt den Eid der Treue leiſtete; und in dieſem Raume bewirthete Friedrich Wilhelm III. am Jubeltag der Leipziger Schlacht die Fürſten, welche der Congreß vom Jahre 18 in Aachens Mauern zum Abſchluß der heiligen Allianz verſammelte.

Nach ſehr lebhaften Streitigkeiten ſchritt man endlich unter dem Protectorate Friedrich Wilhelms IV. zu der Reſtauration des ehrwürdigen Gebäudes, welche noch heut im Gange iſt, leider aber den Erwartungen nur theilweiſe entſpricht. Denn ſo ſchön das von Ark angelegte Treppenhaus auch iſt: — der alte Aufgang im Weſtthurme mußte feſtgehalten, die dort gelegene Wendeltreppe erweitert werden. Nicht eine leere Fenſterreihe, ſondern den königlichen Stuhl und die Kapelle mußte der Blick des Eintretenden treffen. Schon die Pfeilerſtellung drückt das ebenſo deutlich aus, wie ſie an der ſüdlichen Langſeite die alte Fenſterflucht erheiſcht. Denn gegenwärtig, wo man zu Gunſten der Freskogemälde die Fenſter vermauert hat, ſind die Beleuchtungsverhältniſſe des Saales durchaus verſchoben; nun werfen die Pfeiler in die Südhälfte des Saales dunkle Schatten, die ebenſowohl dem heiterprächtigen Anblick des Ganzen, als auch den neuen Bildern ſchaden, welche für die Fenſter den Schmuck farbiger Scheiben auf immer unmöglich machen.

Es iſt traurig, daß dieſe weſentlichen Umſtände nicht zur Geltung gekommen; aber der Wunſch, Fresken zu beſitzen, überwog die höheren hiſtoriſchen und architectoniſchen Rückſichten. Jede Zeit hat ihre Manier! — Das vorige Jahrhundert ſcheute ſich nicht, die gewaltigen Glieder der würdigſten Kathedralen mit Stuccatur zu überkleiſtern; es blieb unſerer Zeit vorbehalten, ſelbſtſtändige Bauwerke, ja ſogar Heiligthümer der Geſchichte nur als Rahmen für Wandgemälde zu betrachten.

Wir verlaſſen den Kaiſerſaal, den Schauplatz ſo vieler großartiger Erinnerungen, und ſteigen wieder in das zweite Geſchoß hinab, wo die „Brüſſel" genannte Schöffenkammer unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. — Den ſchöngewölbten Raum, die frühere Tanzkammer des kaiſerlichen Hauſes, ſchmückt auf's Würdigſte eine Sammlung bedeutender hiſtoriſcher Oelgemälde. Vorzüglich ausgezeichnet erſcheinen: die älteſte vorhandene Darſtellung Carls des Großen, das Portrait Maria Thereſias, das Friedrich Wilhelms III. und die Figurenbilder Napoleons I. und Joſephinens, von der Hand David's, und vom Kaiſer der Stadt als einer der 40 „guten" des Reichs geſchenkt. Außerdem bilden die Portraits der Geſandten, welche in dieſem Rathhauſe den Oeſterreichiſchen Erbfolgekrieg beſchloſſen, einen intereſſanten Cyclus. Graf Kaunitz, Lord Sandwich, die niederländiſchen Botſchafter Baron Boetſelaer und Graf Bentick, der Preußiſche Herr von Ammon und der Genueſe Franz Maria Doria traten durch die Lebendigkeit der Darſtellung hervor.

In dieſem Saale tagt gegenwärtig unter dem Präſidium des Oberbürgermeiſters und ſeiner vier Beigeordneten der Gemeinderath, welcher in Verbindung mit dem Landrathamt des Stadtkreiſes, dem Rath der Werkverſtändigen und der Handelskammer die Verwaltung Aachens leitet und ſich an ſo würdiger Stätte wechſelnd des herrlichen Gedeihens der Stadt, wie ihrer großen geſchichtlichen Erinnerungen freuen mag. — Denn ſeit dem Beginne der Preußiſchen Herrſchaft iſt die Bevölkerung um mehr als das Doppelte geſtiegen und zählt jetzt ohne Burtſcheidt, das über 8000 Einwohner hat, allein faſt 60,000 Seelen; unaufhaltſam verbreitet ſich der Umfang der Stadt, und Induſtrie wie Handel haben in den letzten fünfundzwanzig Jahren nie geahnten Aufſchwung gewonnen. — Indeß mag es der Gemeinde auch nicht an Sorgen fehlen, und die Armuth, welche in Fabrikſtädten meiſt ſo ſchroff neben blendendem Reichthum auftritt, dürfte zu den ſchwerſten gehören. Der öffentlichen Armenpflege fallen etwa 5000 Perſonen zur Laſt, von denen der zehnte Theil lediglich von Almoſen lebt. — Das ſind jedoch freilich nur die offiziellen Zahlen, die äußerſten Spitzen der Noth.

Die Armencommiſſion verwendet jährlich 60,000 Thaler zu Unterſtützungszwecken und neben dieſen Mitteln wirken noch viele wohlthätige Stiftungen, unter denen das Thereſianum für alte gebrechliche Perſonen, das Poloclinium, in dem man jährlich an 1200 arme Kranke unentgeltlich behandelt, und die Gräfl. Hardkamp'ſche Fundation zur Unterſtützung zurückgekommener Familien namentlich Erwähnung verdienen. — Aber ungeachtet ſo vieler Hilfsbedürftiger iſt der allgemeine Wohlſtand im entſchiedenſten kräftigſten Wachsthum, und darin liegt reiche Entſchädigung für den Verluſt morſchgewordener Selbſtherrlichkeit und zuletzt höchſt illuſoriſcher Gerechtſame. — Die Privilegien Aachens klingen zwar köſtlich, und Jahrhunderte hindurch, als die Stadt über 100,000 Einwohner zählte und ein Hauptglied des niederrheiniſchen Städtebundes war, hatten ſie auch ihren reellen Werth. — Die Stadt war Hüterin der Reichskleinodien, die zu jeder Frankfurter Krönung feierlich von ihr entlehnt werden mußten. Die Bürgerſchaft war zu alter Zeit im ganzen deutſchen Reiche frei von Hand- und Kriegs-Dienſten, Arreſten Verpfändungen und Abgaben. Vor einem auswärtigen Gericht konnte kein Bürger belangt werden, ſondern nur vor ſeinem Schöffenſtuhl. Die Stadt war befugt, Landfriedenbrecher in die Reichsacht zu erklären, und ein ſolcher Ausſpruch galt im ganzen Reiche. Beim Regensburger Reichstage ſaß Aachen auf der Rheiniſchen Bank im Collegium der Reichsſtädte; auf den Weſtphäliſchen Kreistagen ſtritt es mit Köln um den erſten Platz.

Die Verwaltung der kaiſerlichen Hoheiten und Rechte „die Vogtei und Meyerei" beſaßen in wenig unterbrochener Folge die Grafen und Herzoge von Jülich, die ihrerſeits einen „Vogt-Major" ernannten. — Bis 1450 war die obrigkeitliche Gewalt, die majestas der Reichsſtadt, in den Händen eines heiligen und unverletzlichen Erbrathes, zu dem außer den Bürgermeiſtern namentlich die ſogenannten „Chriſtophel", die Abgeordneten der neun ſtädtiſchen Grafſchaften, gehörten. Nach langen Unruhen wurde im 15. Jahrhundert die ariſtocratiſche Verfaſſung dahin geändert, daß aus den 11 Gaffeln (den Zünften) eine Anzahl wählbarer Rathsmitglieder „die Guettsmänner" als democratiſches Element des großen Rathes hinzutraten. So regierte denn dem Anſcheine nach die ganze Bürgerſchaft, in Wahrheit aber herrſchte an der Spitze des kleinen geheimen Rathes, der die Executive hatte, der Bürgermeiſter, den die grade überwiegende Partei oft nach heftigen Kämpfen oder liſtigen Mäkeleien an die Spitze geſetzt, wie ein durchaus unumſchränkter Regent. Unaufhörliche Wirren erſchütterten das ſtädtiſche Gemeinweſen. Obſervanz und Herkommen, die bei wenig umfaſſender Geſetzgebung aushelfen mußten, führten zur äußerſten Willkühr; die Wahlbeſtechungen hatten betrügeriſche Verwaltungen zur Folge; unaufhörlich erlaubten ſich die Beamten des Rathes Uebergriffe, und ſo kam es nach manchem harten Zuſammentreffen und manchem ſeichten Compromiß 1768 zu einem neuen gewaltſamen Angriff auf den verſammelten Rath. — Das Reich ſchritt ein und Kurbrandenburg (Cleve) trat an die Spitze einer Kreisdirectorialcommiſſion zur Unterſuchung und Abſtellung der Mißbräuche.

Als Preußiſcher Subdelegat arbeitete damals Friedrich Wilhelm von Dohm den Entwurf einer verbeſſerten Conſtitution aus, die ſich auf den alten Gaffelbrief von 1450 ſtützte. Die franzöſiſchen Revolutionsheere warfen ſie bald genug über den Haufen.

Hauptſchauplatz dieſer bürgerlichen Bewegungen, wie früher des kaiſerlichen Hoflebens war wohl der „Katſchhof" zwiſchen Münſter und Rathhaus, den die dankbare Gegenwart „Chorus-Platz" genannt. Hier hielt die ſtädtiſche Miliz, eine Grenadier- und eine Füſilier-Compagnie, ihre Exerzitien, hier fand der Jahrmarkt ſtatt, hier waren in den ehemaligen kaiſerlichen Arkaden bis zum 14. Jahrhundert die Tuchniederlagen eingerichtet, hier ſtand der Pranger, die Münze und ſpäter das alte Komödienhaus. Von beſonderer Wichtigkeit aber war der „Herrenkeller" der öſtliche Eingang des Münſterkreuzgangs; denn hier hauſte der Kapitelskellner, der die Weine, welche das Stift reichlich als Zehenten von der Moſel her erhielt und ohne Acciſe einführte, in geräumigen Kellern bewahrte und billig verzapfte. Dahin wandelten denn Abends die Aachener Bürger, ehrſam und gemüthlich in blaue Mäntel gehüllt, nahmen im kühlen Kreuzgang Platz und politiſirten „wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander ſchlugen" oder begutachteten Privilegien und Regiment, oder debattirten über die Prozeſſe des Kapitels mit der Stadt, über das Lombard (Pfandhaus) des Herzogs von Jülich, oder über den ewig neuen Rechtsſtreit mit Nürnberg wegen eines Theils der Reichskleinodien — ein Thema, das ſelbſt den ruhigſten Bürger aufregen konnte — bis endlich die „Pfortenglocke" vom Rathhausthurm verkündete, daß die inneren Stadtthore geſchloſſen, auch wohl etliche Straßen mit Ketten geſperrt würden, und daß es nun Zeit ſei, nach Hauſe zu gehen.

Auf dem Katſchhof, wo ſich einſt das Gerichtsmal des Kaiſers oder des Pfalzgrafen befand, erhob ſich auch „die Acht", ein Gebäude, in dem die Schöffen unter dem Vorſitz des „Vogt-Major" ein ſehr geachtetes Gericht bildeten. „Der hohe Schöppenſtuhl" ſtammte aus karolingiſcher Zeit, behauptete die Reichsunmittelbarkeit, erhielt ſich durch eigene Wahl, adelte jedes Mitglied, und entſchied endgültig und ohne Rekurs. Seine Gerichtsbarkeit erſtreckte ſich in alter Zeit weithin über die öſtlichen Niederlande und bis an den Rhein. — Außer dem Schöffenſtuhl gab es noch für Criminal-, Fiscal- und Schuld-Sachen, das Chur-, das Verhör- und das Baum-Gericht, ein Synodal-Gericht unter einem Erzprieſter des Krönungsſtiftes für Eheſachen und ein Werkmeiſtergericht.

Der Sitz des Schöffenſtuhls, die Acht, war mit der Figur des Granus und der Ueberſchrift: S. P. Q. A.: (Senatus populusque aquensis) bedeutſam verziert.

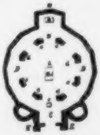
Ueber der Acht befand ſich die Stadtſchule. Gegenwärtig iſt das ganze Gebäude, ſowie das nebenſtehende alte Komödienhaus Schulzwecken gewidmet. Es beſtehen zu Aachen: 1 Gymnaſium, 1 Domſchule, 1 Real- und 1 Provinzial-Gewerbeſchule, 2 höhere Töchterſchulen, 1 Bau- und Handels-Schule, und eine bedeutende Anzahl Elementaranſtalten. — Höchſt bemerkenswerth erſcheint es, daß Aachen in Rückſicht auf ſeine große Fabrikthätigkeit die einzige Stadt der Preußiſchen Monarchie iſt, welche den Schulzwang nicht kennt.

Das Arz'ſche Treppenhaus, das aus der ſüdlichen Stirnmauer des Rathhauſes vorſpringt, iſt zur Zeit der größeſte Schmuck des Chorus-Platzes. — Vor dieſem tritt man in die ladenreiche Krämergaſſe, an deren Ausgang die St. Foillanskirche, die älteſte Pfarre der Stadt, an derſelben Stätte liegt, wo einſt der Haupteingang des karolingiſchen Palaſtes war. Hier erhob ſich die prächtige, nun längſt verſchollene Reiterſtatue des großen Theodorich, die Karl von Ravenna nach Aachen geführt. Nackt, nur von einer fliegenden Löwenhaut umflattert, ſaß der Gothenkönig auf dem bäumenden Roß und ſeine Rechte ſchwang drohend den Speer. Es war eine würdige Stätte für den gothiſchen „Thiudareik", den deutſchen Dietrich von Bern, den herrlichen chriſtlichen „Volksfürſten"; denn hier ſtand er angeſichts der Krönungskirche, in welcher die Beherrſcher des abendländiſchen Reiches lange Jahrhunderte hindurch immer wieder das Haupt dem kreuzgeſchmückten Diadem gebeugt.

Nur noch wenige Schritte haben wir zu thun, um das Heiligthum der Stadt, das ehrwürdige Münſter in voller Ausdehnung vor uns zu ſehen. Auf den erſten Blick zerfällt es in zwei große Haupttheile: das byzantiniſche Octogon und den gothiſchen Chor. — Zwiſchen beider Erbauung liegt ein Zeitraum von ſechshundert Jahren; beide ſind getreue Träger der Kunſtrichtung ihrer Tage, und ſo erſcheint denn die Geſammtgeſtalt des ganzen Gebäudes mehr eigenartig, ſonderbar und characteriſtiſch als gerade ſchön. — Richten wir unſere Aufmerkſamkeit zunächſt auf das Octogon, auf die karolingiſche Kapelle.

Eginhard, der Biograph Carls des Großen, den man lange fälſchlich als Führer des Münſterbaus angeſehn, erzählt, daß Carl 796 mit Eifer und Liebe den Neubau einer Baſilika unternommen. Er hatte ſie aus Vätertagen vorgefunden. Geſchleifte Feſtungsmauern

Verduns lieferten ſchwere Quadern; Rom und Ravenna ſpendeten Säulen und Marmor und aus Italien ſandte Papſt Hadrian geübte Architecten, die den geprieſenen Entwurf geſtalten ſollten, welchen der Abt Anſigis von Fontanell, ein Normanne, in jenem bedeutungsvollen Styl entworfen hatte, der ſich zu Byzanz aus der Verbindung antiker und orientaler Elemente erzeugt, der in der Sophienkathedrale ſeine höchſte Blüte trug und der in ganz Weſteuropa nur ſo äußerſt ſpärliche Vertreter zählt.

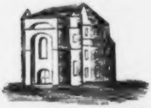


A. Octogon.
B. Marienkapelle (Sanctuarium.)
C. Im Erdgeſchoß: die Eingangshalle. Im erſten Stock: Frühmeßkirche. — Im Obergeſchoß: Heiligthumskammer.
D. Umgang.
E. Treppenthürme.

a. Grab Carls des Großen.
b. Hochaltar.
c. Kaiſerſtuhl im Hochmünſter.
d. Hauptpfeiler.

Grundriß der karolingiſchen Hofkapelle.

Unmittelbares Vorbild des Baues war die Vitaliskirche zu Ravenna. Acht gewaltige Pfeiler, mit 48′ Durchmeſſer im Kreis geſtellt und durch Rundbogen überwölbt, bilden das mächtige Scelett des Münſters und ſtellen in Form eines Achtecks das innerſte Heiligthum dar. — Außerhalb der Pfeiler folgt ein concentriſcher Raum, ein Umgang mit ſechszehnmal gebrochenen Umfaſſungsmauern. Dieſe Mauern beſtehen aus Schieferſchichten, die mit Mörtel verbunden und zum Theil mit Quadern unterbaut und bekleidet ſind. Ueber der großen Pfeilerſtellung des Centrum erheben ſich zwei Obergeſchoſſe und ſtützen achteckig gebrochen die Kuppel. Der Umgang dagegen trägt nur noch ein Stockwerk, das Hochmünſter. Die halben Tonnengewölbe, welche es ſchließen, lehnen ſich an das Kerngebäude und erzeugen eine ſehr originelle Gliederung. Die Kuppel, welche den Innenbau deckt, iſt flach und beſteht aus acht nach dem Mittelpunkt zuſammengebogenen Dreiecken.



Die karolingiſche Hofkapelle.
Erſte Geſtalt des Aachener Münſters.

Von Außen ſehn wir vom Centralgebäude nur das oberſte Geſchoß, das mit einer kleinen romaniſchen Säulengallerie verziert iſt. Daran grenzen unten die Dächer des Hochmünſters mit einer Balluſtrade aus rothen Ziegeln, oben aber acht ſpitze Giebelfelder, welche mit der romaniſchen Gallerie erſt unter den Hohenſtaufen erbaut worden ſind. Ueber den Giebelfeldern endlich erhebt ſich ein graues ſechszehnmalgefaltetes, mit einer Laterne gekröntes Spitzkuppeldach von höchſt charakteriſtiſcher Form. Dies Dach hat nichts mit dem karolingiſchen Bau zu thun, denn nach dem großen Brande von 1656 trug die urſprüngliche Königskapelle die oben dargeſtellte, faſt flache Bedachung, deren Scheitelpunkt ein vergoldeter Pinienapfel krönte. Nach der Feuersbrunſt des 12. Jahrhunderts ſcheint man außer den Giebelfeldern noch ein ſehr ſchlankes, ſpitzthurmartiges Dach über die innere

Kuppel gebaut zu haben, bis auch dies endlich dem gegenwärtigen ſechszehnflächigen wich, dem die Franzoſen 1794 die alte Bleibedeckung raubten, ſo daß es jetzt nur noch Schieferplatten aufweiſt.

Außer dieſem großen Hauptkörper hat die karolingiſche Baſilika noch mehre Nebenglieder. Zunächſt einen maſſiven viereckigen Vorbau. Sein unterer Theil dient als Eingangshalle. Das mittlere Stockwerk, die jetzige Glöcknerſtube, war einſt zur Frühmeßkirche geweiht, und hinter dem Obergeſchoß, das einen unförmlichen Bogen mit gothiſchen Fenſtern zeigt, und die Kammer enthält, in der die Heiligthümer bewahrt werden, ſteht unter niederem Zeltdach der Glockenſtuhl. Von hier aus führt zur Kuppel des Centralgebäudes eine gewölbte Brücke, die aus dem 14. Jahrhundert ſtammt und eins der ſonderbarſten Elemente des ganzen Münſters bildet.

Rechts und links des Vorbaus erheben ſich enge Rundthürme zur Aufnahme ſteinerner Wendeltreppen, die auf das Hochmünſter und die Heiligthumskammer führen.

Der Eingangshalle gegenüber erweiterte ſich der untere Umgang urſprünglich zu einem kleinen viereckigen Ausbau, der prächtig verzierten Marienkapelle, die den Hochaltar enthielt. Die ſpätere großartige Erweiterung dieſes Ausbaus iſt der heutige Chor. Ueber jenem Hochaltar unſerer lieben Frauen ſtand der berühmte Marienſchrein, den wir ſpäter betrachten werden, und ferner ein goldenes Käſtchen mit der Inſchrift: „Noli me tangere!“, von dem der Chroniſt erzählt, daß ein Dechant, der es vorwitzig öffnen wollen, „von Gott behend mit Blindheit geſchlagen worden.“

Sehr eigenthümlich iſt der Hauptſchmuck des inneren Octogons. In die hohen offenen Bogen, welche das mittlere Stockwerk des Kerngebäudes durchbrechen und vom Hochmünſter freien Blick in den Binnenraum geſtatten, ſind doppelt übereinander geſtellte korinthiſche Säulen ſeltſam eingefügt. Dieſe Säulen ſind bezeichnend für jene Zeit, wo die antike Welt dem germaniſchen Barbarismus Tribut zahlte. Sie erſcheinen in den verſchiedenſten Farben; ſie ſind aus Rom, Trier, Ravenna hergeführt; ſie ſtammen aus toscaniſchen, laconiſchen, ja egyptiſchen Steinbrüchen, und der Jura-Oolith mancher Baſis läßt auf Quadern von Verdun ſchließen. Jeder Bogen nimmt zunächſt zwei Säulen auf, deren Kapitelle ein kleiner Bogen verbindet, während ſie ſich an die Hauptpfeiler, zwiſchen denen ſie eingeſetzt ſind, mit graden Balken ſtützen. Auf dieſen Verbindungen ruht ein wagerechter Sims, welcher abermals zwei kleineren Säulen zum Standpunkt dient, deren Kapitelle bis dicht an die Soffite des großen Hauptbogens reichen. An dieſen ſtoßen ſie unſchön mit ſchräg behauenen Kämpfern. Als der Druck franzöſiſcher Unterjochung auf Weſtdeutſchland laſtete, brachen die republicaniſchen Eroberer dieſen Schmuck von 32 Säulen aus ſeinen uralten Fugen und ſchleppten ihn, wie ſo viele Kunſtſchätze, nach Paris, um vor der gaffenden Menge als Trophäen und „Reliques de Charlemagne“ zu glänzen. Der Sieg der deutſchen Waffen brachte die Säulen zurück; aber erſt die neueſte Zeit entzog ſie dem Dunkel des Kreuzgangs, in dem ſie verborgen lagen, und hat ſie an ihre alte Ehrenſtelle geſetzt. Vor den Säulen ziehn ſich bronzene Balluſtraden von edler Zeichnung hin. Auch ſie ſtammen aus der Zeit der erſten Anlage.

Wandern wir nach dieſem allgemeinen Ueberblick noch einmal durch den karolingiſchen Bau, um einige bedeutungsvolle Denkmale in Augenſchein zu nehmen. — Gleich die Flügelthüren der Eingangshalle, in einen kaum hundert Jahr alten, kleinlichen Vorſprung eingeſetzt, ſind intereſſant. Die Flügel des Hauptportals wie die der beiden Nebenthüren ſind nämlich Bronzewerke des 8. Jahrhunderts. An den Rändern ſind ſie ſehr einfach mit Schlangeneiern verziert und die Mitte jedes Flügels zeigt einen Löwenkopf als Ringhalter.

Zu beiden Seiten der Portale erheben ſich auf Steinpfeilern die aus Meſſing gegoſſenen Bilder einer Wölfin in natürlicher Größe und eines rieſigen Pinienapfels. Beide gehörten zu einem Springbrunnen, einem Reinigungsquell, der einſt den Vorplatz des Domes geſchmückt. Ihr Urſprung iſt unbekannt; gewöhnlich werden ſie für römiſch erklärt. Die Wölfin iſt gut und durchaus realiſtiſch modellirt. Ein auf dem Transport nach Paris verlorenes Bein iſt wieder erſetzt.

Wir durchſchreiten die Eingangshalle und treten in den unteren Umgang. Dabei müſſen wir drei Stufen hinabſteigen; denn ſeit den Tagen Karls des Großen hat der Schutt verwüſtender Jahrhunderte die Umgebungen des Münſters bedeutend erhöht. — Der Umgang iſt düſter. Die acht Hauptpfeiler ſind durch immer wiederholte geſchmackloſe Uebertünchung zu unförmlicher Dicke gewachſen. Zwiſchen ihnen durch tritt man in das innere Achteck, und da begrüßt das Auge zunächſt das Heiligthum von Aachen: das Grab Carls des Großen.

Auf dem Fußboden bezeichnet ſich durch eingelegte Metallſtreifen ein Rechteck und darin die einfache, aber ſo unendlich inhaltreiche Widmung: **Carlo Magno.** — Dies Grabmal iſt aus unſeren Tagen; doch welche Vergangenheit knüpft ſich daran!

Als Karl Martells Enkel, der ſeit dem zwölften Lebensjahr die königliche Krone trug, als Karl der Große das lombardiſche Reich gedemüthigt, Pavia zerſtört und den ſtolzen Deſiderius in das einſame Kloſter verbannt, da hatte er hier ein Heiligthum erbauen wollen zur Ehre des Gottes, deſſen Segen er im Sieg erkannte. Und während er die Sachſen ſchlug und wieder ſchlug, den Khalifen von Cordova bekämpfte und die ſpaniſche Mark eroberte, während Roland in den Roncevaller Schluchten mit ſehnſüchtigem Horntone den Geiſt der Karolinger in die Dichtung kommender Geſchlechter hauchte, während Wittekind endlich den ſtarren Nacken ſeufzend im Baptiſterium gebeugt und Thaſſilo, der Baiernherzog, dem ſiegenden Stamme der Franken erlag, während das kaiſerliche Schwert zum erſten Mal in jene Lande blitzte, die ſpäter Brandenburg und Oeſtreich hießen, während ſo heißer, ſo gewaltiger Kämpfe wölbte ſich allmälig ruhig und feſt das Münſter unſrer lieben Frauen.

Am erſten Weihnachtstage 800 n. Chr. jubelte das Volk in der Peterskirche dem „**Carolo Augusto**, dem von Gott gekrönten, großen und friedebringenden Kaiſer von Rom Leben und Sieg“ entgegen, und 804 erſchien Papſt Leo III. zu Aachen und weihte am 6. Januar das Münſter ein. — Hier wurde deutſch gepredigt, deutſch gebetet. Andächtig ſaß der Kaiſer im Hochmünſter, die Geiſtlichkeit im Octogon, das Volk im untern Umgang, und in deutſchen Lauten klang das „Vater unſer“ in die tönende Kuppel. Hier brauſte die von Harun-al-Raſchid geſchenkte Orgel; hier feierte der Held, der ſein Reich vom Ebro bis zur Theiß, von Neapel bis zur Eider glorreich ausgedehnt, mit frommem Herzen im Schooße ſeines Hauſes die heilige Weihnacht. Und alle die Seinen liebten ihn. Einfach und beſcheiden verherrlichte er die Königswürde durch ſeine eigene Größe; beredſam und belehrend, kräftig und männlich, milde und gnädig hatte er das ächte deutſche Herz für die Familie. Seine Kinder, ſeine Mutter, das waren die Brennpunkte ſeines engſten liebevollen Waltens.

Hier im Dome krönte Carl ſeinen Sohn Ludwig den Frommen 813 eigenhändig zum Kaiſer. Es war eine feierliche und ahnungsvolle Handlung. Das bange Volk las ſeines Helden nahes Scheiden aus einer Reihe erſchreckender Zeichen. Am Himmelfahrtstage ſtürzte die prachtvolle Arkade ein, die Dom und Platz verband; es erbebte der Palaſt; den Pinienapfel, der die Münſterkuppel zierte, ſchlug ein Wetterſtrahl herab, und in der Weih-Inſchrift, welche um das Sims des Hochmünſters lief, erloſch nach und nach das Schlußwort „**Princeps**“.

Nach einer Regierung, die das ganze Abendland in allen Grundformen neu begründet, neu geſtaltet, nach einem Leben, in dem das germaniſche Weſen zum erſtenmale auch von Seiten der Cultur und der Geſittung zur vollgeltenden Erſcheinung kam, nach jener gewaltſam blutigen Berührung und endlichen Verbindung mit dem zukunftsſchwangeren Sachſenthum, nach der idealen und hierarchiſchen Erneuerung des welthiſtoriſchen Cäſarenthums, nach der Saat ſo unberechenbarer und ſo verhängnißvoller Keime trat dem gewaltigen Kaiſer der Tod an's Herz. Im Mittelpunkte ſeiner Macht, von wo aus er majeſtätiſch die ſtarke Hand über halb Europa herrſchend ausgeſtreckt, hier, von wo der Schall ſeines Namens das ferne Morgenland mit ſtaunender Bewunderung erfüllt, hier, im Aachener Münſter ward er beigeſetzt.

Thronend auf einem mit goldenen Platten beſchlagenen Marmorſtuhl, im kaiſerlichen bienengeſtickten Feſttalar, die Krone auf dem Haupt, Schwert und Pilgertaſche an der Seite, ein Evangelienbuch auf den Knien und ein Stück des heiligen Kreuzes auf der Bruſt — ſo ward er in die Gruft hinabgelaſſen. Ueber ihr erhob ſich ſein Bild und ein vergoldeter Bogen mit der Inſchrift:

> „In dieſer Gruft ruht der Körper des großen und rechtgläubigen Kaiſers Carl, welcher das fränkiſche Reich herrlich vergrößert und 47 Jahre glücklich regiert hat.“ —

Glücklich regierten die Karolinger nicht mehr. Schon 888 plünderten die Normannen Pfalz und Münſter, und die Kapelle ward zum Stall für ihre Pferde. — Karl der Kahle verlegte den Aachener Markt nach St. Denis bei Paris. — Erſt die Sächſiſchen Kaiſer brachten beſſere Tage, und Deutſchland, und mit ihm Aachen, hob wieder freudig das Haupt. —

Otto III., „das Wunder der Welt,“ hat Aachen ſehr geliebt. Unter ihm ſchmückte der altberühmte Maler Johann, von deſſen Thätigkeit ſein Grabſtein zu Lüttich ſpricht, das Münſter mit ſeiner Künſtlerhand, da die Normannen den alten Moſaikſchmuck vernichtet. Nur an der Kuppel erhielt er ſich bis in's 18. Jahrhundert, und auch an Wand und Eſtrich treten noch heut hie und da Reſte zu Tage.

Während der Sachſenkaiſer ſich mit großen Entwürfen trug, durchſtrömte im Jahre 1000 bange Sorge die geſammte Chriſtenheit. Die Prophezeihungen der Apokalypſe, die Gedanken vom 1000jährigen Reiche, von der Wiederkunft des Heilandes und vom Weltuntergang fuhren wie Sturm durch die bebenden Herzen. In ſolcher Stimmung pilgerte Otto nach Gneſen zum Grab des heiligen Adalbert; in ſolcher Stimmung öffnete er auch die Gruft Karls des Großen, die erſt nach mühſamen Nachgraben in der verwüſteten Baſilika gefunden ward. — Bei geheimnißvollem Fackelſchein kniete er vor der noch immer feſten Hochgeſtalt, und der leidenſchaftliche Kampf in Otto's Seele, der Kampf zwiſchen der unglücklichen Liebe zum Römiſchen Weltreich und der Treue gegen das Deutſche Nationalkönigthum, dieſer Kampf, der noch heute nachbebt, hat dort ſeine jungen Pulſe mit Fieberſchlag bewegt. — Er nahm die Reichsinſignien aus der Gruft; den noch unverweſten Heros zeigte er dem verehrenden Volk und bettete ihn dann in einen antiken Sarkophag. Das Volk erzählte ſich: die Nägel Karl's ſeien ihm durch die Handſchuh gewachſen; wundervoller Duft ſei von ihm ausgegangen, und in der Nacht ſei ſein Schatte dem jungen Kaiſer erſchienen und habe ihm den nahen Tod verkündet. — Und der Mannesſtamm des Sächſiſchen Königshauſes erloſch. Zu Paterna wühlte ſich italieniſches Gift durch die Adern Otto's, und die Wälſchen verfolgten ſelbſt ſeinen Leichnam mit glühendem Haß, als der heilige Heribert ihn nach Aachen führte. Hier fand er in der Marien-Kapelle des Münſters ſeine Ruheſtatt und hier gedenken wir wehmüthig jenes Klagelieds, das ihm Platen in den Mund gelegt:

O Rom, wo meine Blüten
Verwelkt wie dürres Laub,
Dir ziemt es nicht zu hüten
Den kaiſerlichen Staub!
Die mir die Treue brachen,
Zerbrächen mein Gebein:
Beim großen Karl in Aachen
Will ich beſtattet ſein! —

Es kamen öde Jahre über Deutſchland. — Dann ſah das Aachener Münſter die Reihe der Saliſchen Kaiſer das Erbe Karl's des Großen antreten, und war Zeuge, wie jeder von ihnen muthig den Handſchuh hinwarf zu jenem raſtloſen Kampfe zwiſchen Staat und Kirche, zwiſchen Königthum und Vaſallenmacht. — Hier beſtieg der erſte Hohenſtaufe den Thron, und hier, in dieſer Baſilika, forderte die glühende Begeiſterung Bernhards von Clairvaux das Deutſche Volk zum Kreuzzug auf.

So kam denn Barbaroſſa's Zeit heran; es kam die Seligſprechung Karl's des Großen, und Friedrich ſtiftete über dem Grabmal des neuen Heiligen jenen koloſſalen, vergoldeten Bronzekronenleuchter, der noch jetzt den Mittelpunkt des uralten Bau's bezeichnet. Es iſt, als hätte der Rothbart den Heiligenſchein, mit dem er das Haupt des Kaiſers geiſtig umgeben, auch ſinnlich zur Erſcheinung bringen wollen. Der ſehr ſteife Kronenleuchter iſt mit 16 Laternenthürmchen von abwechſelnder Größe verziert und mit einer Denkſchrift in lateiniſchen Hexametern geweiht. Er iſt von Meiſter Wibertus gefertigt. Obgleich Karl's Canoniſation von den Guelfiſchen Päpſten niemals gutgeheißen worden, ſo war ſeine Verehrung doch weitverbreitet und trat am lebendigſten hervor in Aachen, Sachſen, Minden, Weſtphalen, Würzburg, Krain, Frankreich, Holland, Flandern, Spanien und in der Schweiz. —

Als Friedrich Barbaroſſa durch die Fluten des ſyriſchen Kalykadnus hinabgeſtiegen war in die Tiefen des Kyffhäuſer, um lange, nur allzulange zu ſchlafen und zu harren, da wurden Heinrich VI. und ſpäter Otto IV. zu Aachen gekrönt. Als dann Philipp von Schwaben den Stuhl Karl's des Großen beſtieg, beſtritt ihm Otto von Braunſchweig die Krone und öffnete ſich ſtürmiſch mit bewaffneter Fauſt das vertheidigte Thor von Aachen. Aber das Haus Hohenſtaufen war noch voll Lebenskraft, und 1215 ward Friedrich II. im Münſter geſalbt. Sein Haupt trug ſieben Kronen, und ſeine Regierung bezeichnete die intereſſanteſte und glänzendſte Periode des Mittelalters. Auf Aachen fallen nur wenige Streiflichter; denn Rom und Jeruſalem ſind die Brennpunkte der Zeit geworden. Die Gebeine Karl's des Großen legte Friedrich in den prächtigen, mit Juwelen und plaſtiſchem Schmuck reich verzierten Sargkaſten, der ſie noch heut umſchließt, und nagelte ihn vor allem Volk mit eigenen, königlichen Händen zu. 1220 ließ der Kaiſer ſeinen Sohn Heinrich in Aachen zum Römiſchen König und zum König von Sizilien krönen, denſelben, der funfzehn Jahre ſpäter, vom Papſt verführt, am eignen Vater zum Rebellen ward und im apuliſchen Gefängniß ſtarb. — Die Namen Konrad's IV., Wilhelms von Holland, Richards von Cornwallis erinnern an eine Zeit der traurigſten Zerriſſenheit. Endlich ging mit Rudolf von Habsburg Deutſchland wieder eine Sonne auf. Am 28. Oktober 1273 fand im Aachener Münſter die berühmte Krönung ſtatt, bei der Rudolf an Stelle des Scepters das Cruzifix zum Schwur gebrauchte und bei der Graf Friedrich von Hohenzollern, der vorzüglich zur Erhebung des Habsburgers beigetragen und ihm vor Baſel die erſte Nachricht ſeiner Wahl perſönlich überbracht, im Aachener Münſter mit der erblichen Burggrafſchaft von Nürnberg belehnt ward.

Die Krönungen ſind von nun an faſt die einzigen Glanzpunkte der Geſchichte des Aachener Münſters; aber wenn ſich jetzt ſeine alte königliche Bedeutung verringert, ſo tritt die äußere Erſcheinung in ein neues, glänzendes Stadium. Es beginnt der Bau des gothiſchen Chores, des zweiten Haupttheils des heutigen Münſters, an den wir jetzt herantreten. — Aber indem wir die karolingiſche Kapelle verlaſſen, werfen wir noch einen Blick auf die letzten Pfeiler des Octogons, zwiſchen denen man zum Chore ſchreitet. Beide Pfeiler zeigen auf ſchmalen Metallſtreifen mit rothen Buchſtaben in Goldgrund höchſt alterthümliche Inſchriften. — Die rechte lautet:

Clauditur hic magnus Leopardus nomine clarus
Cujus in obsequio regnabat tertius Otto.

zu Deutſch:

Hier ruht der große Leopardus, glänzenden Namens,
Bei deſſen Leichenfeier Otto III. geherrſcht.

die linke:

Clauditur hoc tumulo martir Corona benigna,
Tertius hic Caesar quam ducens condérat Otto.

zu Deutſch:

In dieſer Gruft ruht die Blutzeugin, die huldvolle Corona.
Die Kaiſer Otto III. hierhergeführt und beſtattet.

Otto III. hatte nämlich im Jahre 1000 die Gebeine des heiligen Leopardus, eines edlen Römers, und die der heiligen Corona nach Aachen geführt und in den Quadraträumen des ſechszehneckigen Umgangs, die den oben bezeichneten Pfeilern zunächſt liegen, beigeſetzt. — Als Friedrich Barbaroſſa das Grab Karl's des Großen öffnete, erſchloß er auch die Gruft des heiligen Leopardus und legte einen Theil ſeiner Gebeine mit denen des Kaiſers auf den Altar der Baſilika nieder. Zu Ehren der Sancta Corona ſtiftete Otto III. 997 bei der alten Kapelle Ludwigs des Deutſchen auf dem Salvatorberge ein Nonnenkloſter. Vor etwa zwölf Jahren bewerkſtelligte Nachgrabungen brachten die Bleiſärge wieder ans Tageslicht, und in ihnen fand man die auf loſe Metallſtreifen eingegrabenen Inſchriften. Ihre gegenwärtige Stelle verdanken ſie der Veranlaſſung des General-Directors der Königlichen Muſeen, des Dr. v. Olfers.

Und nun betreten wir den Chor. — Drei Seiten der ſechszehneckigen Umfaſſungsmauer der alten Kapelle ſind durchbrochen und verbinden das geheimnißvoll dunkle, ſchwere und maſſenhafte Karolingiſche Octogon mit dem leichten, lichten und ſchlanken Neubau des 14. Jahrhunderts. — Der germaniſche Geiſt, der ſich unter dem Sohn Pipins erſt Bahn brach, und unter byzantiniſchen Formen erſchien, dieſer Geiſt hat in den Tagen Ludwigs des Bayern ſeine eigenſte und würdigſte Geſtaltung gefunden.

Der gothiſche Chor iſt 114 Fuß hoch, 80 Fuß lang und 40 Fuß breit. Die Chorhaube hat eine kühne Wölbung von neun Säulenweiten, und dreizehn Fenſter ſpenden eine Fülle von Licht. Der der edelſten Periode der Gothik angehörige Bau bezeichnet zugleich den Glanzpunkt des bürgerlichen Lebens in Aachen.

Zugleich mit der Reſtauration des Rathhauſes begann Gerhard Chorus den Neubau des Chors. — Es kam darauf an, die Karolingiſche Kirche zu Gunſten der Gemeinde zu erweitern. Dieſer war ja, wie wir geſehn, nur die Vorhalle und der Umgang zugänglich, da das Hochmünſter dem Hofe, das Octogon dem Klerus beſtimmt war. Im 14. Jahrhundert hatte nun das ehrwürdige Gebäude längſt aufgehört, Kapelle des Hoflagers zu ſeyn; die Bedeutung der Bürgerſchaft war dagegen großartig gewachſen, und um ihr auch das Octogon einräumen zu können, entſchloß ſich das reiche Kapitel, für ſeine eigenen Bedürfniſſe den Chor hinzuzufügen. — Kühn und glänzend baute man im Styl jener Neuzeit über die alte Marien-Kapelle hinaus. — Der Hochaltar blieb indeß noch lange, beſonders überwölbt, an ſeiner alten Stätte zwiſchen beiden Bauten; über ihm, an ihrem heutigen Platze, befanden ſich Orcheſter und Orgel, und ſeltſamer Weiſe wehten hier lange Jahre die Leichentücher der beiden damals letztverſtorbenen Könige von Frankreich. Der gegenwärtige Hochaltar im Sanctuarium des Chors iſt geſchmacklos und überladen.

Zwiſchen zwei Nebenaltären deutet ein flachliegender Denkſtein das Grab Otto's III. an, der ſo ſehnſüchtig gewünſcht, hier zu ruhn. Der Stein trägt keine Inſchrift; eine ſolche befindet ſich vielmehr in der Sakriſtei und lautet:

Romani imperii decus amplum, tertius Ottho.
Corpus Aquisgranum, Augusta sed exta tenet.

zu Deutſch:

Otto III., des Römiſchen Reiches herrlichſter Schmuck.
Aachen bewahrt den Leib, das Eingeweide Augsburg.

Der Schluß bezieht ſich darauf, daß die Eingeweide des Kaiſers, als ſeine Leiche aus Italien geflüchtet ward, zu Augsburg beigeſetzt werden mußten. Vor dem Grabe Otto's ſteht ein Ambo, ein Pult, das bei feierlichen Meſſen das Chorbuch trägt. Das Fußgeſtell iſt gothiſch; das Pult ſelbſt, in Geſtalt eines Adlers, ſcheint römiſchen Urſprungs. Hinter dem Grabſtein prangt ein Bronzekandelaber, ein ſehr geſchätztes Kunſtwerk des Mittelalters, mit einer Epiphaniasdarſtellung und der Statuette Karl's des Großen. Es trägt zwölf Leuchter, und ſeiner Subtilität wegen war die Reinigung dem Goldſchmiedgewerk übertragen.

Vom Scheitelpunkt der Chorhaube hängt ein holzgeſchnitztes farbiges Marienbild herab, das mit ſeinem großen ovalen Strahlenkranze viel Platz fortnimmt und den Geſammteindruck des edlen Chors leider unſchön unterbricht. Aehnliche geſchnitzte, aus dem 15. Jahrhundert ſtammende, ſtylgemäß reſtaurirte und bemalte Figuren der Madonna, des heiligen Karl und der Apoſtel ſchmücken die Pfeiler zwiſchen den Fenſtern, überſtrahlt von der leuchtenden Pracht der 27 Fuß hohen Glasmalereien, die das Leben der Maria, ihre Verklärung und die Weihung des Münſters in glänzender Folge zur Anſchauung bringen. — Als ſich nämlich in der Mitte unſres Jahrhunderts dem alten Dome wieder lebhaftes patriotiſches Intereſſe zugewandt, faßten mehrere Vereine und vor allem der kunſtfördernde Bürgermeiſter Graf Karl von Nelleſſen den ſchönen Zweck ins Auge, durch die in unſern Tagen neubelebte Kunſt der Glasmalerei den Chor des Münſters zu verherrlichen. Den offenen Händen dieſer Donatoren, namentlich aber der großartigen, immer neuen Munifizenz König Friedrich Wilhelm's IV. iſt es zu verdanken, daß der ſtrahlende Cyclus faſt vollendet iſt. Die glühende Farbenpracht dieſer Bilder hebt den Gegenſatz zwiſchen dem Octogon und dem Chor noch ſchärfer hervor. Himmelfahrt und Krönung der Maria ſind nach einer Zeichnung P. von Cornelius' angefertigt. Die techniſch ſehr ausgezeichneten Gemälde gingen aus der Königlichen Glasmalerei-Anſtalt zu Berlin hervor.

Auch im Münſterchor finden wir jene geheimnißvolle Inſchrift: A. E. J. O. U., deren wir beim Rathhauſe gedachten. Hier erſcheint ſie mit der Jahreszahl 1486 und erinnert uns daran, daß Kaiſer Maximilian I. das Symbol des großen Hohenſtaufen zu dem Seinigen gemacht.

Die wahrſcheinlichſten Erklärungen der Deviſe ſind:

Aquila electa juste omnia vincit*)

oder:

Aquila evolat inter omnes volucres.**)

Von entſchiedenem Localcharakter ſind die folgenden Deutungen:

Austria erit in orte ultima.***)
Aquisgranum eminet inter omnes volucres.†)
Aller Ehren iſt Oeſtreich voll.
Am Ende iſt Oeſtreich übrig.

Im Vordergrunde des Chors, beim Eingang zur Sacriſtei, erhebt ſich die ſogenannte Evangelienkanzel, ein Holzſchnitzwerk des 11. Jahrhunderts, mit Goldblech überzogen und mit köſtlichen Edelſteinen reich beſetzt. Die Kanzel iſt ein Geſchenk Kaiſer Heinrich's II.,

---

*) Der erwählte Aar ſiegt mit Recht überall.
**) Ueber alles Geflügel erhebt ſich der Aar.
***) Das letzte Reich der Welt wird Oeſtreich ſein.
†) Aus allen Städten ſtrahlt Aachen hervor.

jenes ruhmwürdigen Fürſten, der während ſeines ganzen Lebens in nie endenden Kämpfen ſtets kraftvoll durchdrang und ſiegte, der Italien, Burgund und Polen dem Deutſchen Reiche unterwarf und von Papſt Benedict VIII. zum erſten Mal den goldenen Reichsapfel als Symbol der kaiſerlichen Weltherrſchaft erhielt. Es iſt derſelbe Fürſt, der auch den Beinamen des Lahmen trägt, und der mit ſeiner Hausfrau Kunigunde ewige Keuſchheit gehalten, ſo daß er auf dem Todtenbette zu ſeinen Edlen ſprechen konnte: „Eine Jungfrau gabt Ihr mir, eine Jungfrau geb' ich Euch zurück!“ — Das Ehepaar wurde ſpäter heilig geſprochen. —

Der Bau des Chors währte 60 Jahre; 1413 wurde er vollendet.

Das Karolingiſche Octogon und der germaniſche Neubau ſind nun die Räume, in denen ſich die Gebräuche und das glänzende Ceremoniell der deutſchen Königskrönungen endgültig ausbildeten. — Die Brennpunkte der großartigen Feierlichkeit waren der Hochaltar und der Königsſtuhl, der dem erſteren gegenüber auf dem Hochmünſter ſteht. Dieſer Marmorſtuhl ſtammt aus der Gruft Karl's des Großen, und auf ihm empfingen ſeit Otto III. bis 1558 alle Beherrſcher Deutſchlands die erſte Huldigung. Er ſteht auf fünf Marmorblöcken und iſt gegenwärtig von einem häßlichen Schrein umgeben. Bei den Krönungen ſtrahlte er von der Pracht koſtbarer Goldplatten, und herauf zu ihm vom Chor aus führte eine für das Feſt eigens erbaute mit Scharlach belegte Freitreppe, die über das ganze Octogen hinwegführte. So wurden alle Theile des Domes unmittelbar mit dem Thron verbunden.

Das Geläut der 16000 Pfund ſchweren Marienglocke und der halb ſo ſchweren des heiligen Karl empfing am Vorabend der Krönung die Prozeſſion, welche den römiſchen König zum Dom geleitete. Am Portal ſtieg er ab und beſchenkte mit ſeinem Roß den Marſchall des Herzogthums Jülich. Die Geiſtlichkeit empfing ihn und führte ihn in die Mitte des Chors, wo er, auf einem Sammtſtuhl knieend, den ambroſianiſchen Lobgeſang hörte. Nach Opferung einiger Goldſtücke auf den Marienaltar verließ er das Münſter. —

Am folgenden Tage wogte dann der eigentliche Krönungszug durch die Stadt. Im unendlichen, jubelnden Gewühl des Volkes gingen Edelknaben und Edelherren, Biſchöfe und Herzoge dem Kaiſer voran und die weltlichen Kurfürſten folgten ihm. Die geiſtlichen Fürſten dagegen und der Klerus begrüßten ihn am Münſter mit Gebeten. — Am Fuße des Altars ſtreckte ſich der Kaiſer auf einen Teppich aus, und der Erzbiſchof von Köln ſegnete ihn. Nun hob das Hochamt mit dem Gregorianiſchen Geſange an, und der Kaiſer lauſchte ihm auf einem Seſſel gegenüber dem Muttergottesaltar, von allen Kurfürſten, Erzbiſchöfen und Herzogen umgeben. Nach der Sequenz nahmen die Erzbiſchöfe von Mainz und Trier dem Kaiſer das Oberkleid ab; er kniete abermals am Altare nieder und ſie beteten über ihn. War die Litanei geendigt, ſo frug ihn der Kurfürſt von Köln in lateiniſcher Sprache: Willſt du den katholiſchen Glauben halten und durch gerechte Werke bekräftigen? Willſt du Schützer und Vertheidiger der heiligen Kirche und ihrer Diener ſein? Willſt du die Königlichen und des Reichs Gerechtſame, auch die hievon ungerechterweiſe fortgeriſſenen Güter wiederſuchen, erhalten und zum Nutzen des Königlichen und Römiſchen Reiches getreulich verwalten? Willſt du Armen und Reichen gleiches Recht widerfahren laſſen, auch ein Beſchützer der Wittwen und Waiſen ſein? Willſt du dem heiligſten Vater und Herrn, dem römiſchen Biſchof und der heiligen Römiſchen Kirche die ſchuldigſte Unterthänigkeit und Treue ehrerbietig beweiſen? —

Auf jede einzelne Frage antwortete der König: „Volo! Ich will!“ ſtieg mit den Kurfürſten von Trier und Mainz die Stufen des Altars hinauf und ſchwor auf das Evangelienbuch, das aus Karls des Großen Gruft genommen war „er wolle mit Hülfe Gottes und durch das Gebet der Chriſtgläubigen unterſtützt, ſein Verſprechen treu erfüllen, ſo wahr ihm Gott helfe und alle ſeine Heiligen.“

Nun wandte ſich der Kurfürſt von Cöln an alles Volk und frug, ob ſie ſich dieſem Fürſten unterwerfen, ſein Reich beſtätigen, durch Treue befeſtigen und ſeinen Befehlen gehorchen wollten, gemäß dem apoſtoliſchen Spruch: „Jede Seele ſei unterthan der höheren Gewalt, oder dem Könige, oder einer vorzüglichen Perſon." — Und das Volk antwortete: „Fiat! fiat! fiat! Ja, ja, es ſoll geſchehn!" — Dann ſetzte ſich der Kurfürſt und ſalbte den König, deſſen Kleid Oeffnungen hatte, auf Scheitel, Bruſt, Nacken, zwiſchen den Schultern, auf dem rechten Arm, in das Gelenk dieſes Armes und in die flache Hand. Bei jeder Salbung ſprach er: Ich ſalbe Dich zum König, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. — Die Weihbiſchöfe von Mainz und Erfurt trockneten den König mit Wolle und Roggenbrot ab, und darauf geleiteten ihn die Fürſten in das Conclave, die Sacriſtei, wo ihm nürnberger Abgeordnete Schuhe und Strümpfe des Ornats anzogen, der brandenburgiſche Geſandte ihn mit Dalmatica und Alba bekleidete, und der Kurfürſt von Brandenburg als Erbkämmerer ihm die Stola umwarf. Der Kaiſer trat dann wieder in die Kirche vor den Altar und empfing aus der Hand des Kurfürſten von Trier das entblößte Schwert Carls des Großen, das er nach kurzer Zeit dem Kurfürſten von Sachſen als Erbmarſchall übergab, der es in die Scheide ſtieß und den Kaiſer damit umgürtete. Nun reichte ihm der Kurfürſt von Cöln Armband, Mantel und Ring, Scepter und Reichsapfel; der Reichserbſchatzmeiſter brachte die Reichskrone herbei und die drei geiſtlichen Kurfürſten ſetzten ſie als Erzkanzler der drei Reiche Deutſchland, Arelat und Italien gemeinſchaftlich auf das Haupt des knieenden Geſalbten. Hierauf erſtieg der Kaiſer mit den Prälaten die Freitreppe und ließ ſich auf dem Karlsſtuhle nieder, um die Glückwünſche der Kurfürſten zu empfangen, und der Erzbiſchof von Mainz ſtimmte am Hochaltar das Te Deum an. Endlich folgte der Ritterſchlag mit dem Schwerte Carls des Großen. Die Familie Dalberg hatte ſeit Friedrich Barbaroſſa den erſten Anſpruch darauf, und trat keiner ihrer Sproſſen vor; ſo erging der Ruf: „Iſt kein Dalberg da?" laut in das Münſter. Poſaunen und Paukenſchall ertönte bis der Kaiſer mit den Reichsinſignien und unter goldnem Baldachin, vom donnernden Jubel des Volkes begrüßt, den Dom verlaſſen.

Die beiden großen Hauptbauten des Aachener Münſters umgiebt ein Kranz von Kapellen. Der Eingangshalle zunächſt, auf der Südſeite, erhebt ſich die Ungariſche Kapelle, 1574 von König Ludwig I. von Ungarn zu Gunſten magyariſcher Pilger gegründet. Maria Thereſia ließ ſie in unglaublich plumpem und widrigem Zopfſtyl, der das Aeußere des Münſters tief entſtellt, erneuen. Bei dieſer Reſtauration ſtieß man auf die Reſte eines Römerbades. — Dem häßlichen Rococogebäude ſteht die kühn gewölbte gothiſche Nicolaskapelle gegenüber, die aus derſelben Zeit ſtammt, wie der große Chor. Sie war Begräbniß der Canonici des Stifts und beſitzt ein altes, ſehr werthvolles hölzernes Crucifix. Ebenfalls aus der Mitte des 15ten Jahrhunderts ſtammt die St. Annenkapelle. Sie zeigt den feinſten germaniſchen Styl und liegt auf dem Hochmünſter über der Sakriſtei neben dem Archiv des Krönungsſtiftes. — Auch eine Kapelle aus dem 16ten Jahrhundert befindet ſich auf der Emporkirche, zu welcher eine Gallerie voll meiſt wenig bedeutender Oelgemälde führt. — Neben der Pforte, die ſich nach der Krämerſtraße öffnet, erheben ſich übereinander die Karls- und die Hubertuskapelle, beide aus den Tagen edler Gothik. — Von der St. Nicolaskapelle führt eine Thür in den quadratiſchen Kreuzgang, der ſieben Stufen höher als das Münſter liegt, und von dem zwei Quadrat-Seiten aus dem 14ten Jahrhundert herrühren. Er ſchließt die myſteriöſe halb verfallene Arme-Seelenkapelle ein, die, aus dem 11ten Jahrhundert ſtammend, ganz romaniſchen Typus zeigt. Der Kreuzgang hat zwei Ausgänge. Einer mündet auf den Chorusplatz und iſt der ſchon früher beſprochene ſogenannte Herrenkeller; der andere öffnet ſich mit einem alten gothiſchen Portal nach der Kloſterſtraße und heißt: das Drachenloch.

Die Sakriſtei bewahrt einen Schatz von Reliquien, Gewändern, Schreinen und Weihgefäßen, wie er faſt einzig in ſeiner Art ſein dürfte.. Faſt alle dieſe Reliquien werden in den koſtbarſten und kunſtreichſten Monſtranzen und Kaſten bewahrt, welche Geſchenke der zu Aachen gekrönten Herrſcher oder freigebiger Wallfahrer ſind. Am nennenswertheſten erſcheinen: Der lederne Gürtel Chriſti mit den ächten Siegeln Kaiſer Konſtantin des Großen; ein Theil des Strickes, damit der Heiland gebunden ward; der linnene Gürtel Marias und eine Rippe des heiligen Stephanus, in 90 Pfund ſchwerem mit Schmelz und Perlen verzierten Gehäuſe, das die Geſtalt einer gothiſchen Kirche zeigt. Ein ganz ähnlicher, ebenſo ſchwerer Kaſten umſchließt Reliquien des heiligen Kreuzes und ein Schienbein Karls des Großen. Das vergoldete Standbild des heiligen Petrus hält ein Glied der Kette, mit der der Apoſtel gefeſſelt war; ein Behälter von Silber und Email in byzantiniſcher Tempelform hegt das Haupt das heiligen Anaſtaſius; in einem Achatfläſchchen bewahrt man Oel aus den Gebeinen von Sancta Katharina; ein Theil der Hirnſchale Karls des Großen befindet ſich in dem ſilbernen, prächtig gekrönten Bruſtbild des Kaiſers; und zur Aufnahme des rechten Oberarmknochens Karls hat Louis XI. von Frankreich einen ſilbernen Behälter in Armform geſchenkt. — Die übrigen Gebeine des großen Kaiſers ruhn in 6½ Fuß langem, 2¾ Fuß hohen und faſt 1¾ Fuß breiten Sargkaſten von romaniſchem Styl mit ſchrägem Dach. Der Kaſten iſt von Aachener Künſtlern angefertigt, und beſteht aus Holz, das mit früher ſtark vergoldeten Kupferplatten beſchlagen iſt. Email und Edelſteine ſind reich verwendet. Die Giebelſeiten zeigen ſilberne Statuen der Muttergottes und Karl des Großen mit dem Weihmodell des Künſtlers. Die Langſeiten dagegen ſind durch 16 Statuen in Aachen gekrönter Könige geziert, deren Reihe mit Friedrich II., unter deſſen Auſpizien der Sargkaſten entſtand, ſchließt. Außer den Statuen ſchmücken ihn noch werthvolle Basreliefs, welche mythiſche und hiſtoriſche Scenen aus Karls Leben darſtellen.

Aehnlich dieſem Sarge, der den Mittelpunkt der kleinen Heiligthümer bildet, iſt der, einige Jahrzehnte ſpäter vollendete, berühmte gothiſche Marienſchrein geſtaltet, in dem ſich die großen Heiligthümer befinden, ein Kunſtwerk, welches an Reichthum und Pracht, an Schwung und Eleganz der Arbeit ein Werk des Ruhmes deutſcher Kunſt iſt. Wie der Karlsſchrein hat er einen Holzkern; aber er unterſcheidet ſich bedeutend von ihm durch ſeine Kreuzform. Lang iſt er faſt 6, breit 1¼ und hoch 3 Fuß. Ein ſchräg abfallendes Dach bedeckt ihn, und in den dadurch entſtehenden Giebelfronten thronen Chriſtus, Maria, Karl und Leo IX. Das Dach trägt romaniſche Reliefdarſtellungen aus dem Evangelium. In kleinen Niſchen der Langſeiten ſitzen die 12 Apoſtel, Statuetten von vergoldetem Silber. 1200 Edelſteine, darunter antike Gemmen, Emaillen, Filigran und getriebene Arbeit überſtrahlen ſich, und deuten den Werth an, den man auf den Inhalt des Schreines legte und noch heute legt.

Die großen Heiligthümer, welche die capsa S. Mariae umſchließt, ſind folgende:

1) Ein gelbweißes baumwollenes Kleid der Mutter Gottes, fünf und einen halben Fuß lang, mit eingewebter Randverzierung;
2) Die Windeln Chriſti von ſchwammartigem bräunlichen Filzzeuge;
3) Das Perizonium, das Tuch, welches die Lenden des Gekreuzigten umgab. Es iſt grobe ungebleichte Leinwand voll Blutſpuren;
4) Das viereckige, ebenfalls blutige Tuch von gutem Leinen, auf dem Johannes der Täufer enthauptet ward.

Karl der Große erhielt dieſe Heiligthümer theils von Harun-al-Raſchid, theils vom Patriarchen Jeruſalems, theils auch aus Konſtantinopel. Sie ſind in Seide gewickelt und dann mit prächtigen Tüchern umhüllt, die aus Gold- und Silberſtoffen gewirkt und reich mit Perlen beſetzt ſind. Die ſpaniſche Infantin Iſabella ſchenkte ſie 1599 an das Münſter.

— Vor den wilden Normannen flüchtete man die Heiligthümer nach Stablo, vor den franzöſiſchen Republicanern nach Paderborn. Ueber ihre Aufbewahrung lagen die Regierung der Reichsſtadt und das Kapitel des Domſtifts in Jahrhunderte währendem Streit. Nur alle ſieben Jahre werden ſie vom 10. bis zum 24. Juli während der „Heiligthumsfahrt“ gezeigt, und nur ausdrückliches Begehren des Landesherren oder anderer gekrönter Häupter iſt der einzige Grund für eine Ausnahme. Eröffnung und Verſchluß des Marienſchreins geſchehen jedesmal unter genau vorgeſchriebenen Gebräuchen in Gegenwart des Kapitels und des Stadtrathes. Nachdem der verlöthete Kaſten durch den Goldſchmied geöffnet worden, nimmt der Dechant unter tiefen Ehrfurchtsbezeugungen die Heiligthümer heraus und beweiſt dem Magiſtrat die Unverletztheit aller Siegel. Jeden Mittag während der Wallfahrtszeit werden dann die Reliquien von der Heiligthumskammer und von der Brücke der Münſterthürme einer oft unabſehbaren Volksmaſſe gezeigt. Poſaunentöne ſchallen aus der Höhe herab, von denen freilich der Chroniſt ſagt: „ſie könnten unten auf der Erde nicht wohl gehört werden wegen der Heiligthumshörner, ſo aus Erd’ gebacken, roth oder blau gefärbt, darinnen Kinder und große Leute unter dem Zeigen dermaßen ſtark hinzublaſen, daß zwei Nebeneinanderſtehende ſich nicht erhören mögen“. Dieſe Sitte iſt jetzt erloſchen, und auch die Volksfeſte haben den alten Glanz verloren, den ſie in jenen Tagen haben mochten, von denen derſelbe Gewährsmann erzählt, „daß, ſo einiger Bürger alsdann ohne Gaſt wäre, würde ſolches demſelben ein halber Deſpect ſein, und ginge eben wie ein Hund ohne Schwanz“. Dieſe Heiligthumsfahrt hat im 11. oder 12. Jahrhundert zum erſten Male ſtattgefunden; bald ging ihr Ruf durch ganz Europa, und ſie führte immer gewaltigere Volksmaſſen nach Aachen. 1496 zogen an einem Tage 142,000 Pilger in die Stadt, und man fand in den Opferſtöcken 80,000 Goldgulden. — Die letzte Heiligthumsfahrt fand im Sommer 1860 ſtatt. Am 15. Juli jenes Jahres zogen 15,000 Wallfahrer, am 22. 52,000 durch Aachen. Dieſe Zahlen ſind gegen die des 15. Jahrhunderts klein, und erſcheinen noch geringer, wenn man die ungeheure Erleichterung der Verkehrsmittel in Erwägung zieht.

Außer den Heiligthümern bewahrt der Aachener Schatz noch eine Fülle intereſſanter anderer Gegenſtände; z. B. das Jagdhorn Karls des Großen mit der räthſelhaften Deviſe: „**Dein ein**“; das edelſteinbeſetzte Kreuz Lothars des Erſten mit dem in Onyx geſchnittenen Bilde des Kaiſers; ein ſilbernes, faſt drei Fuß hohes Marienbild; eine goldene Krone Maria Stuarts; Prachtgewänder für die Muttergottesſtatue, eigenhändig von der Kaiſerin Eleonore und der Infantin Iſabella geſtickt; das blaue, mit Perlen bordirte Meßgewand, in dem der heilige Bernhard, der honigfließende Lehrer, 1146 zu Aachen Meſſe las; den Krönungsmantel Richards von Cornwallis und endlich den antiken Sarkophag von pariſchem Marmor, in welchem Barbaroſſa die Gebeine Karls legen ließ, „darauf ausgehauen: raptus Proserpinae*) oder dergleichen Poetrei“.

---

*) Raub der Proſerpina.

II.

Wir verlaſſen das Münſter und ſchreiten durch das Hauptportal auf den Domvorplatz, den ſogenannten „Parwiſch". Der Name kommt entweder von Paradiſum, wie man die Baſilikenvorhöfe nannte, oder von: ante parvas capellas*). Der Platz wird links von dem uralten, maſſenhaften und würfelförmigen Baptiſterium begrenzt, darin bis 1803 alle Kinder der Stadt getauft wurden. Unſer Weg führt uns vorüber auf den Fiſchmarkt, und hier fällt das Auge auf ein ebenfalls uraltes Gebäude. Es iſt „das Gras", das einſtige Prätorium, das ehemalige Rathhaus der Stadt. Laut der Inſchrift wurde die verwitterte Front, die vor uns ſteht, unter Richard von Cornwallis erbaut. Kern dieſer Inſchrift iſt ein Vers aus der alten Sequentia in laudem Caroli magni:

„Urbs aquensis, urbs regalis, prima regum curia." —
Stadt von Aachen, Stadt der Kaiſer: aller Kön'ge erſter Sitz!

Dem damals herrſchenden Interregnum klingt das faſt wie Spott.

Statuen der ſieben Kurfürſten, hart und roh ausgeführt, ſchmücken den Bau. Sie ſcheinen den Landfrieden zu beſchwören. Jahrhunderte durch diente das merkwürdige Gebäude als Bürgergefängniß; auf ſeinem Hof fanden die Hinrichtungen ſtatt, und das Domkapitel nahm das ſonderbare Recht in Anſpruch, alle Gefangenen freizulaſſen, wenn es in Prozeſſion mit den Heiligthümern am Kerker vorüberzog. Man ſchaffte daher ſpäter die Verbrecher vor ſolchen Gelegenheiten bei Seite. — Hinter dem „Gras" liegt jetzt die große Kornhalle der Stadt, und früher ſtand in dieſem alten Rathhauſe die Stadtwage. Hier war auch der Mittelpunkt des Geldverkehrs.**)

Vom Fiſchmarkt werfen wir einen Blick in die Annenſtraße. Dort erhebt ſich in der Reihe der Häuſer die jetzige evangeliſche Kirche, wo auch der Gottesdienſt der engliſchen Gemeinde ſtatthat. Dieſe Kirche, welche einen ſehr langweiligen Eindruck macht, gehörte zu einem von der Markgräfin Sybille von Brandenburg geſtifteten Kloſter, in dem ſich jetzt die proteſtantiſchen Schulen befinden. Es giebt etwa 2000 Evangeliſche in Aachen.

Wir betreten nun wieder den eigentlichen Münſterplatz, wo der Doppelbau klar und ganz vor uns liegt. — Freiherr Gerhard von Schellart hatte den großartigen und ſchönen Plan, dieſen ganzen Platz mit einem reichen Kranz gothiſcher Gebäude zu umgeben; leider reichten die Mittel nicht aus, und die dem Dom gegenüberſtehende Eliſabethinerinnen-Kirche iſt nüchtern wie eine getünchte Wand. In Gerhard Chorus concentrirt ſich im höchſten Sinne der veredelte Geiſt des alten Aachener Bürgerthums; raſtlos ſtrebſam, überall für das Schöne wirkend, erwarb er ſich die unbedingte Liebe ſeiner Mitbürger. Kaiſer Ludwig der Baier ſchlug ihn zum Ritter, und die Inſchrift ſeines Grabſteins enthält die trefflichen Worte:

Urbem dilexit et gentem splendide rexit.***)

Zwiſchen dieſem Manne und uns liegen Jahrhunderte voll wüſter Glaubenskämpfe, voll Pedantismus und barbariſchem Ungeſchmack. Da ward das Innere des Karolingiſchen Octogons mit Stuckaturſchnörkeln bekleiſtert und mit ſchlechten Fresken beſchmiert, das Aeußere aber mit einer Anzahl Hüttchen und Häuschen beklebt, die ſich zwiſchen alle Pfeiler wie ſchmutzige Schwalbenneſter klemmten. — Endlich trat 1849 der Karlsverein zur Reſtauration des Münſters unter dem Protectorate Friedrich Wilhelms IV. ins Leben. Er hat die hiſtoriſch-treue Wiederherſtellung des Gotteshauſes aus freiwilligen Beiſteuern zum Zweck. Schon hat er die Auswüchſe beſeitigt, den Chor innen und außen zu altem Glanz emporgehoben, ein leuchtendes Kreuz auf ſeinen Giebel gepflanzt und wird immer mehr und immer Beſſer leiſten, wenn — die Mittel ausreichen, die freilich nur allzu ſpärlich fließen.

---

*) Vor den kleinen Kapellen.

**) Man rechnete früher zu Aachen nach Rthlr. zu 54 Mk. à 6 Buſchen. 1 Rthlr. = 24 Sgr. preuß. Courant. Geprägte Münzen waren: Dukaten nach holländiſchem Gewicht, Rathspräſentger (in Silber) zu 32, 16 und 8 Mk. und Buſchen zu 4 Hellern. Noch heut bezeichnet man unter „Buſchen" Geld im Allgemeinen.

***) Er hat die Stadt geliebt und herrlich die Gemeinde verwaltet.

Auf den Münſterplatz mündet die Urſulinerſtraße mit dem Präſidialgebäude, das z Zeit der Regierungspräſident Kühlwetter bewohnt, und deſſen modern griechiſcher Anbau u plötzlich in die nächſte Gegenwart verſetzt. Hier war das Haus des Biſchofs, der in Aach unter Napoleoniſcher Aegide 1802 ſeinen Sitz aufgeſchlagen. Es war Marcus Antoni Berdolet. Vorher hat Aachen ſtets zur Diözöſe Lüttich, ſpäter zu Köln gehört. — Auß den Mönchen giebt es gegenwärtig zu Aachen dreißig katholiſche und zwei evangeliſche Gei liche. Dazu kommen die Mitglieder des Domſtiftes, nämlich der Domprobſt, zwei Kanoni ſechs Chorvicarien und fünf Schulvicarien. — Im Mittelalter gehörte das Kapitel zu d mächtigſten und reichſten Deutſchlands; es war gleichzeitig mit dem Münſter von Karl de Großen geſtiftet, indem er zwanzig Geiſtliche aus der von der Kaiſerin Helene erbaut Kreuzkirche zu Sinzig nach Aachen zog. Alle ſpäteren römiſchen Kaiſer waren Mitglieder d Kapitels, wurden als ſolche unmittelbar nach der Krönung durch einen feierlichen Schw verpflichtet und ließen ſich ſtets durch beſondere Vicarii regis vertreten.

Nicht mit Unrecht heißt die Gaſſe, in welche wir von der Urſulinerſtraße treten, d Edelgaſſe; denn in ihr begegnen wir ja der älteſten Cultusſtätte jenes großen Naturheiligthums, der erſten Thermalheilquelle Aachens, dem Kaiſerbade. — Das ſind die Waſſe die der alte Hufeland einen „ehrwürdigen Quell“ nennt „herrlich in ſeinen Kräften un mit ungeſchwächter Kraft fortwirkend und heilbringend durch ſo viele Jahrhunderte hindur bis auf den heutigen Tag“. Die Kaiſerquelle gehört zu den „Oberen Schwefelquellen Aachens, zu denen auch noch die Quirinusquelle auf dem „Hofe“ zählt, und ſpeiſt auß dem Kaiſerbade das Neubad und das zur Königin von Ungarn. Dieſe „oberen Quellen ſind die heißeſten; ſie bilden die Thermen der Römer und die Bäder in Karls des Groß „Hof“, die ihm Aachen ſo lieb gemacht. In weiten Baſſins ſammelte er die wohlthuende dampfenden Waſſer; von der Jagd heimkehrend, ergötzte er ſich mit Söhnen und Freunde

. . . . . . Wo jener Quell entſpringt,
der Sieche heilt und kräftigt, der Greiſe wieder jüngt.

Oft badeten mehr als hundert Menſchen, Paladine und Geſinde zugleich und bewunderten die Kraft und Geſchicklichkeit, die der Kaiſer im Schwimmen bewies.

Die Sage läßt ihn die Quellen auf der Jagd entdecken, und Uhlands Wort vo alten Rauſchebart gilt auch von Karl:

Ein angeſchoſſener Eber, der ſich die Wunde wuſch,
Verrieth vormals den Jägern den Quell in Kluft und Buſch;
Nun iſt's dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waſchen und zu ſtrecken den königlichen Leib.*)

---

*) Die Kaiſerquelle hat nach Profeſſor v. Liebig 44°, die Quirinusquelle 40° R. Friſch geſchöpf iſt das Quellwaſſer klar und farblos; an der Luft trübt es ſich und ſetzt feinen Niederſchlag von Schwefel an; der Geruch iſt ſchwefelig, der Geſchmack ſchwach ſalzig. — Die Hauptzüge der chemiſchen Zuſammenſetzung des Thermalwaſſers ſind nach Dr. Monheim folgende:

Gaſe (auf 100 Kubikzoll)	69.5	Stickſtoff,
	30,0	Kohlenſäure,
	0,5	Schwefelwaſſerſtoff,
Feſte Beſtandtheile (auf 100 Gran)	2,69	Chlornatrium,
	0,08	Schwefelnatrium,
	0,86	Kohlenſaures Natron,
	0.27	Schwefelſaures Natron,
	0,03	organiſche Materie,
	0,07	Kieſelerde,
	0,03	Kohlenſaure Kalkerde

und endlich noch andere ſehr kleine Mengen kohlenſaurer und phosphorſaurer Verbindungen.

In dieſer Zuſammenſetzung ſtehn die Heilquellen Aachens unter allen bekannten alkaliſch-muriati ſchen Schwefelthermen vorzugsweiſe hoch, und übertreffen ſogar durch ihren Gehalt an Salzen, der ſie

Die heißen Quellen, welche dem Hügelboden des Aachener Beckens, dieſer auch in geognoſtiſcher Beziehung höchſt intereſſanten urweltlichen Meeresbucht, entſpringen, deuten auf eine raſtlos fortarbeitende, der Erdoberfläche nicht zu ferne vulkaniſche Kraft, die ſich im Lauf der Geſchichte auch nicht ſelten drohend Bahn gebrochen. Schon unter Karls des Großen Herrſchaft hören wir von Erderſchütterungen; ſie wiederholten ſich im 9. Jahrhundert, dann während des 30jährigen Krieges ſo heftig, daß der Thurm der Auguſtinerkirche zuſammenſtürzte, und von 1755 bis 1773 folgten ſich in kurzen Pauſen ſechs nicht unbedeutende Erdbeben. Das erſte, deſſen Stöße in einer Dezember-Mitternacht fühlbar wurden, erſchreckte in dem Grade, daß ein Theil der Bürger aus der Stadt floh und im Felde Baracken baute. „Und hierin" erzählt der Chroniſt, „verbarg ſich der Sterbliche gleich ſeinem ſündigen Urvater in dem innerſten Gehölze des Paradieſes vor dem Angeſicht Gottes, um nicht nach dem Beiſpiel jener Unglückſeligen zu Liſſabon unter dem Schutt begraben zu werden." In dem Erdbeben von 1776 ſah man „Vorboten jenes ſchweren Ungewitters, das ſo lang über die Geſellſchaft Jeſu geſchwebt hatte, und nun endlich losbrach."

Die Edelgaſſe führt auf den „Büchel", (Hügel) auf dem das Neubad und der berühmteſte Gaſthof Aachens „Zum großen Monarchen" von Dremel gelegen ſind. Außerdem iſt hier das Atelier des Herrn Bothly, der ſich in neuſter Zeit durch die bedeutende Erfindung ſeiner Metallophotypien, nämlich unmittelbar hergeſtellter und höchſt präziſer lebensgroßer Photographien einen Namen erworben.

Wir folgen dem Büchel bis zur Cöln-Straße und treten in die außen ſehr unſcheinbare Nicolauskirche, die aber innen mit drei gleich großen Schiffen, hoch und hell, eine treffliche Wirkung macht. Sie iſt in gothiſchem Styl, doch mit ungegliederten runden Säulen erbaut. Der Hochaltar hat drei ausgezeichnete übereinanderſtehende Gemälde von Diepenbeck, welche verſchiedene Momente der Kreuzigung darſtellen. — Kaiſer Heinrich II. hat die Kirche gegründet; in ſpäterer Zeit gehörte ſie den Minnebrüdern.

Neben und hinter der Kirche, in den Gebäuden des ehemaligen Stiftes befinden ſich Juſtiz-Palaſt und Gefangenhaus. Hier fungiren Land- und Handels-Gericht. Das geltende Geſetzbuch iſt, wie in allen linksrheiniſchen preußiſchen Landen der Code Napoleon. Es giebt gegen hundert ſtudirte Juriſten zu Aachen. Von den vorkommenden Kriminalprozeſſen betrifft ein verhältnißmäßig ſehr großer Theil Vergehen gegen die Sittlichkeit, wie das in Fabrikſtädten faſt überall der Fall iſt.

Das Ende der Groß-Cölnſtraße erweitert ſich zu einem kleinen Platz, dem ſogenannten „Hauptmann", wo ein Brunnen mit einem plumpen Obelisken ſteht. Die Fortſetzung der Straße bis zum Cölnthor führt den Namen Kaiſer Alexanders, der hier während des Monarchenkongreſſes 1818 reſidirte. In der Nähe erhebt ſich die Pfarrkirche zu St. Peter. Eine andere Straße, von einer unglaublichen Anzahl Kinder belebt, führt ſteil anſteigend zum

---

den Thermen Burtſcheidts, Badens i. d. Schweiz, Wiesbadens und Carlsbads nähert, die berühmten Schwefelthermen der Pyrenäen, denen ſie durch ihren Schwefelgehalt und ihre Wärme ebenbürtig zur Seite ſtehen.

Vorzugsweiſe wirkſam iſt beim Baden der Gehalt an Koch- und Laugen-Salz. Die gewöhnliche Temperatur, in der man die Bäder braucht, iſt 28° R. Als unmittelbare Wirkung erſcheinen Neigung zur Tranſpiration, vermehrte Nierenabſonderung und ein allgemeines phyſiſches Wohlbehagen. Als Schwefelwaſſer wirken die Aachener Thermen vorzüglich auf Unterleib und Leber durch Veränderung der Blutmiſchung und freieren Blutumlauf; als alkaliſch-muriatiſche Waſſer bringen ſie eine wohlthätig erregende, nicht aber aufregende und erhitzende Wirkung hervor, welche erhöhte Lebensthätigkeit und freieren Stoffwechſel zur Folge hat.

Vorzügliche Einrichtungen von Douchebädern, Dampfbädern und ſehr geſchickte Frotteurs unterſtützen dieſe natürlichen Einflüſſe, welche ſicher und beſtimmt, ſelten aber in ſtürmiſchen Kriſen wirken. — Leiden, welche vorzugsweiſe Heilung und Linderung zu Aachen finden, ſind chroniſche Hautkrankheiten bis zu den eingewurzelten Flechten, Gicht, Rheumatismus, Neuralgien und Krankheiten der Gelenke, gegen welche namentlich Douchen und Dampf ſegensreich angewandt werden: ferner Katarrhe, auch der Nieren und der Blaſe, Aſthma, Mercurialaffectionen, u. ſ. w.

„Sandkaulthor" und eine dritte der „Seilgraben" zum „Driſch", wo der „Bend" (Wieſe), der ſommerliche Jahrmarkt, ſeine fröhlichen Tage mit Thierbuden und Drehbrettern feiert.

Wir widerſtehen dieſer lockenden Verſuchung und folgen der „Comphausbadſtraße", die während der Badeſaiſon einen der Brennpunkte des geſellſchaftlichen Lebens bildet. Auf ihrer rechten Seite liegen die „Unteren Thermen": Roſenbad, Corneliusbad, Carlsbad und Comphausbad, und gegenüber das Kurhaus und die alte Redoute.

Die „Unteren Quellen" ſind nur wenig von den oberen verſchieden und erfreuen ſich wie jene des lebhafteſten Beſuchs. — Der Ruf der Aachener Thermen als Heilmittel iſt uralt; ſchon 1064 gebrauchte hier Kaiſer Heinrich IV. auf Rath und unter Leitung ſeiner Leibärzte die Badekur. Im ſpäteren Mittelalter und während der Reformationszeit geriethen ſie in eine Art Vergeſſenheit, bis ſie im 18. Jahrhundert wieder zu voller Geltung kamen. Eine Reihe erlauchter Perſonen fand damals in ihnen Herſtellung, ſo König Friedrich IV. von Dänemark und Wilhelm V. von den Niederlanden, und die Saiſons von 1765, 68 und 70 führten zu den glänzendſten Verſammlungen deutſcher und fremder Fürſten und Herren in den Thermen von Aachen. 1804 gebrauchte Kaiſerin Joſephine die Kur, 1850 König Max von Bayern, 1856 Prinzeß Luiſe, die jetzige Großherzogin von Baden, und 1859 die Prinzeſſin Karl von Preußen.

Die Bäder ſind durchweg elegant und ſolide eingerichtet; Marmorbaſſins nehmen den Badenden auf, und die architectoniſche Anordnung einiger der bedeutendſten und älteſten Anſtalten trägt antiken Typus.

Die Sitte früherer Zeiten verband mit dem Baden immer den Nebenbegriff des Schweigens, was jetzt ſo leicht Niemandem mehr einfällt. Die alten Bücher eifern daher fortwährend gegen den Genuß von würzigen Weinen und ſchweren Speiſen im Bade und rathen zu Citronen, Obſt und Eingemachtem. Auch gegen das übermäßige, viele Stunden lange Baden predigen ſie „dabey du aber des ingemein wiſſen ſolleſt, daß den Frauenleuten das lange baden nicht leichtlich ſchade, weil ſie feuchter und kalter Complexion ſind."*)

1811 nahm ein Befehl Napoleons plötzlich der Stadt das Eigenthum ihrer Thermen, die ſie ein Jahrtauſend durch ungeſtört beſeſſen, und ordnete an, daß ſie, nachdem die Stadt alle darauf haftenden Schulden bezahlt, in den Beſitz des Staates übergeben ſollten. Die Maßregel verbreitete große Beſtürzung; Friedrich Wilhelm III. indeß gab auch hier wieder einen Beweis ſeines ſtets regen Gerechtigkeitsgefühls, und 1818 erhielt die Stadt ihr Eigenthum ohne Weiteres zurück.

Den unteren Bädern gegenüber erhebt ſich das Kurhaus, ein ſchönes 1782 gegründetes Gebäude, in deſſen erſtem Stockwerk ſich der impoſante mit Stuckatur reich verzierte Kurſaal befindet, wo Bälle und Conzerte die elegante Welt verſammeln. Gut ausgeſtattete Leſecabinets bieten den Badegäſten aller Zungen willkommene Lectüre, und aus den großen, der Straße abgewandten Balconfenſtern des Kurſaals überſieht man den Garten, wo jeden Nachmittag während der Saiſon vielbeſuchte Conzerte des ſtädtiſchen Orcheſters ſtattfinden. Neben dem Kurhauſe, in der ſogenannten „Alten Redoute", gegenwärtig das Lokal der wiſſenſchaftlichen Geſellſchaft, waren früher die Hauptanſtalten der großartigen Haſardſpiele. Bis zum Jahre 1854, wo die Regierung es unterſagte, etablirte ſich nämlich während jeder Saiſon eine bedeutende Spielbank zu Aachen. 1763 verpachtete die Stadt ſie zuerſt für jährlich 800 Thlr., 1777 bereits für 4000 Thlr.; 1793 zahlte der Pächter 25,000 Thlr., 400 Thlr. an das Armenhaus und 300 an Hausarme. Zuletzt warf die Bank der Stadt einen jährlichen Nettogewinn von 80,000 Thalern ab, ganz abgeſehen davon, daß die Haſardſpiele eine unglaubliche Anzahl grade wohlhabender und ſplendider

---

*) Solche biederen wohlgemeinten Rathſchläge ſchließen dann mit der goldenen Regel:

Balnea, vina, Venus corrumpunt corpora nostra;
Restituunt eadem Balnea, vina, Venus.

Fremder anlockten, die der Stadt indirect noch größeren Nutzen brachten. Nach der Aufhebung der Bank machte ſich auch ſofort eine ſtarke Verminderung des Fremdenverkehrs geltend; jetzt fängt er aber ſchon an, ſich wieder fühlbar zu heben; denn wahrhaft Treffliches und Unentbehrliches wie die Thermen behält ſeinen Werth unter allen Umſtänden. — Hauptſächlich wurden Rouge et noir und Roulet geſpielt.

Die Komphausbadſtraße hat ihren Namen von dem Komphauſe, dem Armenbade. Kump heißt Tiefe. — Dieſe Straße führt uns auf den „Dahmengraben", der den Namen einer alten Aachener Familie führt, die zum Theil noch jetzt an der Spitze der Stadtverwaltung ſteht. An dieſen Graben ſchließt ſich der „Holzgraben", der mit dem vorigen, mit der Komphausbadſtraße, dem Seilgraben, dem Tempelgraben, dem Carlsgraben u. ſ. w. den Umfang der alten Stadt bezeichnet, wie er vor Thorus mit Wall und Graben umgeben war. Es ſind das alſo die Boulevards von Aachen. Dahmengraben und Holzgraben ſind reich an brillanten und ſchön ausgeſtatteten Läden, die ſich namentlich durch die prachtvollen, den Stolberger Fabriken entnommenen Spiegelſcheiben der Schaufenſter auszeichnen. Hier befindet ſich auch die bedeutende Buchhandlung von Benrath und Vogelgeſang. Es giebt zu Aachen neun Buch-, Kunſt- und Muſikalienhandlungen. Der Hauptverlag bezieht ſich auf aſcetiſche Bücher; denn alles, was den Katholicismus in ſeiner ganzen Kraft und Schroffheit vertritt, findet hier den gedeihlichſten Boden. Aachen ſteht z. B. hinſichtlich ſeiner Beiträge für das katholiſche Miſſionsweſen nicht nur in der Kölner Erzdiözeſe an erſter Stelle, welche ihrerſeits unter allen Diözeſen des Erdkreiſes den vierten Platz einnimmt, ſondern es überbietet auch das faſt doppelt ſo ſtark bevölkerte Köln abſolut; und gewinnt verhältnißmäßig allen übrigen katholiſchen Städten den Vorrang ab. In literariſcher Beziehung findet dieſer Ultramontanismus ſeine Vertretung durch das „Echo der Gegenwart", ein Blatt von außerordentlicher Verbreitung und nicht leicht zu berechnendem Einfluß. Von durchaus anderer, höchſt klarer und verſtändnißvoller Richtung iſt ein zweites Tageblatt die „Aachener Zeitung", welche ſehr gediegen redigirt iſt. Noch in den Zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts erſchien dreimal wöchentlich eine franzöſiſche Zeitung; jetzt dürfte ſie wenig Leſer finden.

An den Holzgraben ſchließt ſich der „Friedrich Wilhelms-Platz", eine beliebte freundliche Promenade, deren eine Seite der 1824 vollendete „Eliſenbrunnen" begränzt. Eine 220 Fuß lange doriſche Façade mit Flügelgebäuden und Kolonaden erhebt ſich in der Mitte zu einem ſchönen 50 Fuß hohen Rundbau, unter dem der Sprudel, welcher ſein Waſſer aus der Kaiſerquelle empfängt, tief unter dem Horizont hervorbricht. Zwei Treppen führen hinab, und über dem Quell prangt die Büſte der verwittweten Königin von Preußen in carrariſchem Marmor von der Meiſterhand Tiecks. Zum Eliſenbrunnen gehört ein ſehr geſchickt angelegter, freundlicher Garten, der zur Urſulinerſtraße führt. Die Trinkkur wurde 1658 zum erſtenmal durch den Arzt Blondel eingeführt. Ihre Wirkung iſt eine angenehm wärmende und macht ſich beſonders in erhöhter Thätigkeit der Schleimhäute geltend, die den Erfolgen des Bades meiſt wirkſame Nachhülfe gewährt. Jeden Morgen um 7 Uhr vereinigt das Frühconzert die Badegäſte am Eliſenbrunnen, und der ſchweigende Engländer, der bewegliche Franzoſe, manches allerliebſte Geſicht von altruſſiſchem Zuſchnitt, in neuſter Zeit viel Schwediſche Herrſchaften drängen ſich mit ihren bunten Brunnengläſern zu der geſchäftigen Hebe, welche den dampfenden, ſchwefelduftenden Geneſungsnectar ſchenkt.

Dem Eliſenbrunnen gegenüber erheben ſich mehrere ſtattliche Gebäude, darunter „Nuellens Hotel" und die „Erholung", das Lokal einer großen bürgerlichen Caſinogeſellſchaft, in dem auch der „Inſtrumentalverein" ſeinen Sitz hat. Dies tüchtige Inſtitut repräſentirt mit der Liedertafel und dem Concordiageſangverein die muſikaliſche Thätigkeit Aachens, welche nicht unbedeutend iſt, leider aber faſt als der einzige Kunſtzweig erſcheint, den die alte

Kaiſerſtadt einigermaßen kultivirt; denn die materiellen Intereſſen des Tages laſſen in dem raſtlos thätigen Fabriktreiben, in der geſchäftigen Haſt des Fremdenverkehrs keine idealen Elemente keimen und reifen. Auch über dem geſellſchaftlichen Verhältniß laſtet dieſer Druck. Enger Umgang von Familie zu Familie, namentlich reges Aus- und Eingehen junger Leute in befreundeten Häuſern, wie das rechts der Weſer und Elbe etwas ſo Gewohntes und Liebes iſt, kommt in Aachen, ja in den meiſten niederrheiniſchen Städten, unglaublich ſelten vor. So findet denn auch kein Ideenaustauſch zwiſchen den verſchiedenen Ständen, Lebensaltern und Geſchlechtern ſtatt; und wenn man ſich nicht im Winter zuweilen auf den Vauxhallbällen des Kurhauſes oder in einigen ſeltenen Soireen träfe, ſo würde man kaum eine Ahnung von der gegenſeitigen Exiſtenz haben. Zeremonielles Kaſtenweſen, ſo oft der Typus einer arbeitſamen Handelsſtadt, herrſcht auch in Aachen. Die Damen verkehren leidlich mit einander, die Herren aber ſitzen den Tag über im Bureau oder Comtoir und des Abends beim Schoppen in der „Erholung“ oder in dem excluſiveren „Caſino“. Dies liegt am Theaterplatz, den wir ſoeben betreten. — Vor uns erhebt ſich freiſtehend das Theater, ein längliches Viereck, 1822 vom Baurath Cremer in griechiſchem Styl erbaut. Es iſt 208 Fuß lang, 83 Fuß breit und 63 Fuß hoch. Das Giebelfeld, mit einem etwas überladenem Basrelief, aus dem jedoch die Figur des Genius der Künſte edel und ſchön hervortritt, wird von acht joniſchen Säulen getragen. Auf dem Fries prangt die Inſchrift:

„**Musagetae Heliconiandumque Choro.**“*)

Das Schauſpielhaus ſcheint in der That faſt für dieſe allein erbaut zu ſein; denn der große 1400 Menſchen faſſende Zuſchauerraum mit ſeinen vier freundlichen Logenreihen iſt meiſt bedenklich leer. Im Sommer ſucht das Stadttheater durch eine Oper und durch Gäſte der Badeſaiſon Genüge zu leiſten, und das gelingt auch meiſt; im Winter aber kann ſich keine einigermaßen gute Schauſpielergeſellſchaft in den öden Räumen halten, darin man, wenn es nicht gerade Sonntag iſt, immer wieder und wieder nur die wenigen, altbekannten Abonnentengeſichter in den unabänderlichen Logen findet, wo ſie irgend ein Luſtſpiel pflichtgemäß zum zehnten Male ſehen. Es iſt kein Intereſſe für dramatiſche Kunſt in Aachen.

Vom Theater gelangen wir, der Promenade folgend, in die „Franzſtraße“, die den Namen des einſt hier reſidirenden Oeſterreichiſchen Allirten trägt. Ihre Verlängerung die „Kleine Marſchierſtraße“ führt zum Münſter und zur Jeſuitenſtraße, wo einer Kaſerne, dem früheren „Prinzenhof“ des Fürſten v. Ligne, die St. Michaelspfarrkirche gegenüber liegt. Das ſchwerfällige Gebäude ward 1628 geweiht und enthält eine ſchöne Pieta von Gerhard Honthorſt. Früher gehörte die Kirche den Jeſuiten, welche ſie indeß bei ihrer Rückkehr ebenſowenig wieder erwerben konnten, wie es ihnen bisher gelungen iſt, ein eigenes Lehrinſtitut in Aachen zu begründen. Zum Erſatz konnten ſie es durchſetzen, daß mehrere wohlhabende Familien ihre Söhne in das Jeſuitencollegium nach Feldkirch ſandten. So verbreitet ſich allmälig ihr Einfluß, nicht ohne den eigentlichen Pfarrgeiſtlichen unheimlich und ungewünſcht zu ſein, die ſich nicht ſelten von ihren Beichtkindern zu Gunſten der kleinen Kirche auf dem Drieſch verlaſſen ſehn.

In der Franzſtraße treffen wir auf die große „Marienthaler Kaſerne“ mit ihren zwei Hauptgebäuden, von denen das eine ein altes Kloſter iſt, das andere als hoher ſtattlicher Neubau erſcheint. Ein Exerzierplatz für den Detaildienſt dehnt ſich vor beiden aus. Das Kloſter wurde 1475 geſtiftet. 1794 wurde es franzöſiſches Militairhospital und iſt ſeitdem in den Händen des Militairfiscus geblieben. Die Garniſon von Aachen beſteht aus dem Stab, dem erſten und dem Füſilierbataillon zweiten Rheiniſchen Infanterie-Regiments (Nr. 28.) und aus dem erſten Bataillon erſten Rheiniſchen Landwehr-Regiments (Nr. 25.). —

---

*) Dem Muſenführer und dem Muſenchor.

Der große Exerzierplatz liegt eine volle Meile vor der Stadt. Intereſſant angelegte und ſchöne Schießbahnen ſind in neuſter Zeit bei dem freilich auch fernen Rohenheide erbaut.

Nahe der Franzſtraße begrüßen wir die 1775 geſtiftete Freimaurerloge, und dann verlaſſen wir an der St. Leonhardskirche vorüber, die mit einem Mädchenpenſionat verbunden iſt, durch das finſtere, alterthümliche Marſchierthor die eigentliche Stadt. Heraustretend ſehn wir rechts die prächtigen Gebäude des zweiten Bahnhofs der Düſſeldorfer Eiſenbahn und nach wenigen Schritten den Bau des Rheiniſchen Bahnhofs. Zwiſchen dieſem und der ehemaligen Umfaſſung der Stadt hat ſich eine Menge neuer Straßen gebildet: ſaubere, raſch aufgeſchoſſene, hohe und ſchmale Gebäude, wie ſie ſich jetzt in der ganzen Welt unter einander ſo verzweifelt ähnlich ſehen. Das Centrum dieſes neuen Stadttheils war eigentlich der Eiſenbahnhof, von dem ſich die Straßen fächerförmig verbreiteten; indeß iſt man darauf bedacht geweſen, durch Stiftung einer gothiſchen Votivkirche zu St. Maria die Lage des Schwerpunktes zu verändern. Im Frühjahr 1859 legte der Cardinal Erzbiſchof von Cöln, Johann von Geißel, den Grundſtein, den der Papſt perſönlich geweiht, und ſchon erheben ſich die Mauern des Gotteshauſes zu ſtattlicher Höhe. Die Grundſteinlegung geſchah in feierlicher, großartiger Prozeſſion unter Vortragung der Heiligthümer und mit allem Pomp, den die Kirche bei ſolchen Gelegenheiten zu entfalten verſteht. Aachens Geſchichte iſt reich an kirchlichen Feſten; in ſeinen Mauern haben acht Synoden ſtattgefunden. Die bedeutendſten ſind die von 799 und die von 842. Auf erſterer fand unter perſönlicher Theilnahme Karls des Großen der adoptianiſche Streit ſeine Erledigung, jenes Schisma, wo auf der einen Seite Felix von Urgel erklärte, die menſchliche Natur Chriſti ſei nur adoptirt von Gott, während die Akademie Karls, Alcuin an der Spitze, dieſem Arianismus die ſpezifiſch-katholiſche Anſicht entgegen ſetzte, Chriſtus könne nie ohne ſeine göttliche Natur gedacht werden und der heilige Geiſt gehe auch vom Sohne aus. — Auf der Synode von 842 wurde Lothar zu Gunſten Ludwigs des Deutſchen und Karls des Kahlen des Reiches für verluſtig erklärt. Die Synode war ein Vorläufer des Vertrages von Verdun.

Die Wallſtraße, in welcher die Marienkirche gebaut wird, führt uns auf die Hochſtraße, welche vom Theater aus mäßig anſteigend, als die ſchönſte, breiteſte und als eine der längſten Straßen von Aachen erſcheint. Es dürften in der That nicht viele Städte Straßen beſitzen, welche einen ſo edlen und heitern Eindruck machen. Sie iſt in ihrer ganzen Ausdehnung erſt in neuerer Zeit entſtanden. Da, wo ſie in den Theaterplatz übergeht, zeichnet ſich das 1828 erbaute ſehr ſchöne und ſolide Regierungsgebäude aus. Auf ſeinem Hofe ruht eine 7400 Pfund ſchwere dunkelgraue metalliſche Maſſe, die man 1762 beim Pflaſtern auf dem Büchel gefunden. Sie beſteht aus Eiſen mit 15 Prozent Arſenik, läßt ſich außerordentlich fein poliren und wird allgemein als ein Meteorſtein betrachtet. Früher hatte man die ſonderbare Vermuthung ausgeſprochen, es möchte die im 12. Jahrhundert zuſammengeſchmolzene Reiterſtatue Theodorichs des Großen ſein. Ebenfalls der Hochſtraße gehört das Hauptbureau der berühmten Aachen-Münchener Feuerverſicherung an. Sie wurde 1825 unter den Auſpizien Hanſemann's, des ſcharfſinnigen Vertreters kaufmänniſcher Politik, der ſich 1817 als Wollhändler zu Aachen etablirte, mit einem Anlage-Capital von 1 Million gegründet. Seitdem hat ſie ſich die großartigſte Stellung verſchafft; ihre Actien werden mit 600 Thlr. über Pari bezahlt; 1856 war die laufende Verſicherungsſumme 792,307,555 Thlr., der Jahresgewinn 482,000 Thlr.; und da die Hälfte davon wohlthätigen Zwecken gewidmet iſt, ergiebt ſich eine Dividende von 72 Thlr. pro Actie. — Wenn wir die Hochſtraße bergan bis zu Ende gehen, ſo gelangen wir auf den „Verbindungsweg“, eine ebenfalls ſehr elegante, breite und bedeutende Straße neuſten Urſprungs. Die eine Häuſerreihe derſelben gehört ſchon zu Burtſcheid. Die meiſten Gebäude eignen hier reichen Fabrikanten, deren Thätigkeit in den letzten Jahrzehnten ſo großen Aufſchwung genommen hat. Denn außer den Tuchmanufacturen, von denen wir früher geſprochen, haben in Aachen auch die Nadelfabriken hervorragende Bedeutung. Die erſte wurde im 16. Jahrhundert von Gauthier Weimar gegründet. Im 17. Jahrhundert befahl der Rath, die Nadeln nicht mehr als „Spaniſche“ zu verkaufen. Die Stecknadelfabriken wurden lebhaft von Napoleon protegirt. Gegenwärtig zählt Aachen 14 Nadelfabriken mit mehr als 1200 Arbeitern.

Der „Verbindungsweg“ führt nach Burtſcheidt, der Schweſterſtadt Aachens. Ueber unſeren Weg fort zieht ſich der faſt 900 Fuß lange großartige Viaduct der Rheiniſchen Eiſenbahn, der mit ſeinen 25 gewaltigen, ſchlanken Backſtein-Bogen in einer Höhe von 72 Fuß das Thal pittoresk überſpannt. Der Eingang Burtſcheidts iſt überaus freundlich. Im Schatten ſchöner Bäume „am neuen Victoria-Trinkbrunnen“ ſpielt während der Saiſon ein gutes Orcheſter, und die große Zahl von Fremden, die die Thermen Burtſcheidts beſucht, freut ſich der höchſt eigenthümlichen Umgebung dieſes Platzes.

Wir aber, die wir ja nur Aachen umwandeln wollen, eilen ihm vorüber, wir folgen der Höhe, auf der die majeſtätiſche Abtei von Burtſcheidt thront, und ſchreiten einem Tunnel zu, welcher den Damm der Rheiniſchen Eiſenbahn durchbricht. Und indem wir von hier aus langſam bergaufwandeln, begleitet von blühenden Hecken und dem wechſelnden Blick in die bewegte, heitere Landſchaft, über die ſich der Lousberg mit ſeinem weißen Belvedere freundlich erhebt, da fühlen wir uns plötzlich aus dem gewerbfleißigen ſtädtiſchen Getreibe in die behagliche, wohlthuende Stille der Natur verſetzt. Da ſteigen Bilder der Sage und Dichtung mit leiſen Tönen auf, ungeſtört von der Arbeit der modern gewordenen Kaiſerſtadt, deren Laute nur ſelten herüberſchallen. Da knüpft das Gemüth romantiſche Gewebe an, wenn man es ausſpricht, daß das Felſenbette dieſes Bachs, der ſo ruhig unſerem Pfade folgt, den alten Heerweg bezeichnet, der einſt von Lothringen nach Isle-de-France geführt. Der ganze Sagenkreis der Paladine regt ſich in unſrer Seele, und wir ſind freudig erſtaunt, wenn ſich nun wirklich vor unſeren Augen ein bedeutungsvoller Bau erhebt, der als Reſt jener Tage uns zum Pfande ihrer vielbeſungenen dichteriſchen Schönheit wird.

Das iſt die Frankenburg! Das iſt der See Faſtrada’s! Faſtrada’s, deren Name durch ein Jahrtauſend von der zauberiſchen Macht der Schönheit wiederklingt. Faſtrada war das geliebteſte Weib des großen Karl; ſie war es, die dem ernſten, gewaltigen Manne, der die Hand über dem Erdkreis hielt, das Herz mit neuer Liebe, mit neuer Jugend füllte. Da klangen Mainz und Ingelheim vom Jubel glänzender Feſte; da ſpiegelte der Rhein buntbewimpelte, tanzende Schiffe; auf dem ſchönſten aber ſtanden Kaiſerin und Kaiſer, und der Zauber von Faſtrada’s Auge ruhte auf den Paladinen, die als leuchtende Trabanten ſiegesfreudig und heldenſtolz den königlichen Doppelſtern umkreiſten. Rheinabwärts ſegelten die Schiffe, nach Aachen, nach der Pfalz der Ahnen; und Karl’s Blicke lachten, und der Rhein rauſchte auf und ſchäumte vor Luſt.

Das waren goldene Zeiten! — Dann ſtarb Faſtrade! — Weh zuckte durch das ganze Land; der Kaiſer aber wollte es nicht glauben und glaubte es nicht: — Tage lang, Nächte lang lag er im Mainzer Dom an ihrem offenen Sarge; keine Bitte ſeiner Räthe, kein Rufen ſeines Volkes zog ihn empor aus dieſem unglückſel’gen Schmerz. — „Sie ſchläft nur, ſie ſchläft!“ ſo wies er Jeden zurück, der von Tod und von Beſtattung reden wollte. Verhängnißvoller Liebeswahnſinn ſchien den Kaiſer zu umnachten — was ſollte aus der Krone, was aus dem Reiche werden? — Da gab ein Traumgeſicht dem heiligen Turpinus die Rettung in’s Herz und zeigte ihm den Talisman, der mit dämoniſcher Gewalt den Herrn der Chriſtenheit gefeſſelt. Und der heilige Biſchof ſprang vom Lager und eilte in den Dom.

„Der Dom war leer! Vor dem Altare
Stand nur ein hoher Sarkophag,
Drauf ruht’ die Kaiſerin, die klare!
Und rings umher am Boden lag
Der Paladine Schaar im Kreiſe,
Gegürtet nach der Büßer Weiſe.

Dort lag der Kaiſer! Weinend neigte
Die Stirn er an das kalte Erz,
Das Haupt, das keine Krone beugte,
Sein edelſteinern Kaiſerherz,
Sie ziehen jetzt voll Erdenſchwere
Zur Erde hin die Fürſtenehre. . . .

Und durch die Beter eilig gleitet
Der Heil'ge, der zu retten kam,
Naht ſich dem Sarkophage, ſchreitet
Empor die Stufen wunderſam,
Schiebt Leuchter raſch zur Seite hin
Und hebt Faſtradens Hermelin,

Ergreift die Hände, die längſt kalten,
Am krummen Arme, ſchlank und ſteif,
Und zieht mit ſänftlichen Gewalten
Vom weißen Finger golden Reif.
Und von der Paladine Herz
Löſt es ſich wie ein Centner ſchwer.

Und all' die Helden, die als Beter
Im Kuttenkleid am Sarge knien,
Sie ſchaun ſich an! Es werden röther
Die Wangen ihnen, bis ſie glühn.
Der Kaiſer aber fährt empor
Und ſpricht zu ſeinem Heldenchor:

„Wie lange iſt's, daß wir getrauert?
Zu lange däucht mir ſicherlich! —
Wo iſt mein Kanzler? Traun, mir ſchauert!
Mich dünkt, mein Volk, es rufet mich. — —
Die Kaiſ'rin ſenket in die Erden,
Die nimmer wir vergeſſen werden!“ — *)

Aber des Zauberringes magiſche Kraft wirkte fort; Karl konnte nicht laſſen von dem heiligen Prälaten, der ihn von nun an trug. Dem graute vor der geſpenſtiſchen Gewalt, und in einſamer Stunde ſchleuderte er das Kleinod in den ſtillen Waldſee, an deſſen Rande wir ſtehen. Seit der Zeit war der Kaiſer an Aachen gefeſſelt. Mitten in der Flut baute er ſich ein Schloß, und wenn er in geweihten Stunden alten ſüßen Erinnerungen lauſchen wollte, dann kehrte er hieher zurück, und wenn er in den dunklen Spiegel des ruhigen Sees träumenden Blickes ſtarrte, dann ſtieg Faſtrada's Bild im Mondenlicht mit weißen Waſſerlilien auf, und der Kaiſer ſeufzte vor Sehnſucht! — Das iſt die Frankenburg! —

Das Rittergeſchlecht, das von ihr den Namen führte und die Schutzherrſchaft von Burtſcheid beſaß, iſt längſt ausgeſtorben. Die Burg kam dann an die Merode's, und gegenwärtig gehört ſie den Herren von Cöls. Hier lebte auch Max von Schenkendorf und ſang ſein Lied: „Ich zieh' in euch, ihr Mauern!“ —

Die Straße, die an Frankenberg vorbeiläuft, führt uns zum Adalbertsthor von Aachen, wo auf einem plötzlich jäh aufſteigenden Felſen jene Kirche emporragt, die Otto der Dritte, von Gneſen kommend, zu Ehren des dort verehrten Heiligen Adalbert, des Slaven-Apoſtels, gegründet, und die Heinrich II. vollendet. Das reich dotirte Stift hoben die franzöſiſchen Republikaner auf. — Vor dem Adalbertsthore, an einer gegenwärtig höchſt unpaſſend gewordenen Stelle, gegenüber dem katholiſchen Kirchhofe und neben den Fundamenten eines neuen Zuchthauſes erhebt ſich das Friedensdenkmal, das 1844 zum Andenken an den Monarchenkongreß von 1818 errichtet ward. Es hat die Form einer Kapelle, iſt mit den Medaillonportraits der Verbündeten geſchmückt und erſcheint als charakteriſtiſches Denkmal der heiligen

---

*) Aus Max Maria's: Roland's Graalfahrt.

Allianz. Der Entwurf iſt von Schinkel, aber dennoch iſt der Eindruck kein befriedigender; wozu freilich die Umgebung das Ihrige beitragen mag.

Wenn wir vom Adalbertsthore der großen, die Stadt umſchließenden Promenade folgen, ſo gelangen wir zu dem prächtigen Spital „Maria-Hilf“, das ſeit 1849 unter Leitung des Stadtbaumeiſters Ark nach dem Muſter von Bethanien erbauet worden. Die Revenuen der Hasardbank fanden hier eine höchſt ſegensvolle und edle Verwendung. Das Gebäude, das für circa 1300 Kranke eingerichtet iſt, zeichnet ſich in jeder Beziehung aus, und die lange ſchön gegliederte Front wird in der Mitte von einer Kuppel überragt, der man nur einen etwas größeren Durchmeſſer wünſchte, um mit der bedeutenden Ausdehnung des Ganzen in noch vollkommenerer Harmonie zu ſtehen.

Hinter dem Hoſpital ſteigt das Terrain zum „Weingartsberge“ an, einem Vorläufer des Lousbergs, mit dem er in Verbindung ſteht. Wir beſteigen ihn und genießen eine Ausſicht, faſt noch reicher als jene, der wir uns zum Anfang unſerer Wanderung beim Obeliſken freuten. Das Auge überſchaut den ganzen Kreis, den wir durchwandelt, überall haftet es auf Denkmalen bedeutender menſchlicher Thätigkeit, ein Jahrtauſend rollt vorüber, und wir empfinden mit freudigem Verſtändniß, wie ja die Gegenwart Summe aller Vergangenheit und ein ſchimmernder vollgültiger Tropfen im Meere aller Tage ſei.

Der Mai liegt über der alten Stadt
Mit heiterm warmen Schein,
Es ſehn die Kuppeln und Thürme froh
In's grüne Land hinein.

Es breitet ſich der wald'ge Berg
Behaglich blühend aus,
Und Sonnenblicke jagen ſich
Vergnügt von Haus zu Haus.

O alte Stadt, o Kaiſerſtadt,
Du träumſt von grauer Zeit,
Da du, des heil'gen Reiches Stuhl,
Geſtrahlt in Herrlichkeit;

Du träumſt, wie dir der alte Schmuck
Begraben worden iſt,
Und wie du, das Jahrtauſend durch,
Gemach gealtert biſt.

Und wie ſich ewig und ewig jung
Der Frühling dir erneut
Und lächelnd aneinander knüpft
Die alt' und neue Zeit. —

Der Lenz liegt über der Kaiſerſtadt
Mit warmem Sonnenſchein;
Es ſchau'n die Kuppeln und Thürme ſtolz
In weites Land hinein;

Durch hohe Bogenfenſter bricht
In das duſtere Münſter der Mai,
Und in dem Hauch des Frühlings ſchwebt
Der Zeiten Leid vorbei! —

* * *

Die Wartburg.

Von Wilhelm [illegible].

„[illegible] entflammt
[illegible] die hohe Wartburg ragen,
[illegible] das Licht von ihr [illegible]
[illegible] alle Welt getragen."

(L. Bechſtein.)

I.

Im Herzen unſeres Vaterlandes, in jenem von der Natur ſo reich geſegneten, ſagenumſchlungenen Thüringen erhebt ſich eine ſeiner ſchönſten und denkwürdigſten Burgen — die *Wartburg*. Wie ſie eine liebliche romantiſche Natur mit allen Reizen umgiebt, ſo hat ſie Sage und Geſchichte mit einem immergrünen Kranze geſchmückt; und die Erinnerung daran wird dauern, wenn auch Wartburgs Mauern längſt in Trümmer geſunken. —

Hoch und weitſchauend thront dieſer uralte Stammſitz der Landgrafen von Thüringen auf einem der Waldberge, welche der nordweſtliche Ausgang des Thüringerwaldes ausſendet. Dieſer Berg liegt 1251 Fuß über dem Meeresſpiegel und 600 Fuß über der Stadt Eiſenach, die ſich an die äußerſte Spitze ſeines nördlichen Fußes ſchmiegt. Die Umgebung iſt wahrhaft reizend: wild-romantiſche Felspartien, dicht bedeckte Waldberge und lieblich grüne Thäler. Von drei Seiten iſt die Burg von Waldbergen eingeſchloſſen, und ſüdöſtlich, wo das Gebirge bis zum Inſelsberge, einem ſeiner höchſten Punkte, allmählig emporſteigt, erhebt ſich ein waldgekröntes Haupt immer über das andere; gegen Norden allein liegt ſie frei. Südlich und nördlich fällt die Felſenſtirn, auf der ihre Mauern ſich erheben, in jähen und ſchroffen Wänden herab, und beſonders auf der Südſeite finden ſich hohe und ſteile Felſenmaſſen, die dem Bergabhange einen wild-romantiſchen Charakter verleihen. Von Eiſenach aus hat der Wanderer mühſam zu ſteigen, ehe er an das alte Burgthor gelangt; aber eine labende Ausſicht auf das herrliche Waldpanorama und über das geſegnete Thüringerland hin lohnt dafür reichlich. So ruht dieſe graue Tochter des Mittelalters in ihrem grünen Waldeskranze wie eine ehrwürdige Greiſin von blühendem Leben umfangen. Man kann ſtundenweit umherwandern, immer grüßt ſie noch von fern und tritt dann plötzlich hinter einem Berge hervor wie ein heller Stern in das freudig überraſchte Auge.

Ihr Anblick muß für jeden Deutſchen etwas Herzerhebendes und Ergreifendes haben. Es iſt, als umſchwebe ein milder Heiligenſchein die alten Mauern. Dreimal ergoß ſich von hier aus an der Schwelle einer neuen Zeit das Licht der Erleuchtung und Befreiung in die Welt hinaus. In der Blüthezeit des Ritter- und Minnethums iſt ſie der Sitz eines der tapferſten und edelſten Fürſtengeſchlechter, die gaſtliche Pflegerin der gefeiertſten ritterlichen Sänger; und die begeiſterten Lieder himmliſcher und irdiſcher Minne tönen aus ihren Hallen über die ganze nachfolgende Zeit hin. Und drei Jahrhunderte ſpäter nimmt ſie jenen Gottesmann in den Schutz ihrer Mauern, welcher in der Uebertragung der heiligen Schrift eine Waffe ſchmiedet, mit der er die Feſſeln römiſcher Hierarchie und Verfinſterung zerbricht. Und abermals nach drei Jahrhunderten, als nach Beſiegung des franzöſiſchen Unterdrückers das Bedürfniß nach freiern Formen und höherer Entwicklung in Staat und Geſellſchaft erwacht iſt, leuchtet wiederum in jener doppelten Siegesfeier des Geiſtes und des Schwertes, welche am dreihundertjährigen Geburtsfeſte von Luthers Errungenſchaft eine Schaar der edelſten Jünglinge Deutſchlands hier vereint hat, die Morgenröthe einer neuen Zeit von Wartburgs Zinnen herab. So iſt ſie eine Zionsburg der Deutſchen geworden, „eine ewige

Denkſäule", wie ein thüringiſcher Dichter ſagt, „daran ein Jahrhundert nach dem andern ſeine ſchmückenden Kränze aufgehangen." Acht Jahrhunderte rauſchten bereits mit ehernem Fittig an ihren Mauern vorüber, und noch iſt ſie wohl erhalten, während viele ihrer gleichzeitigen Schweſtern, ſelbſt die alte Burg der Hohenſtaufen, in Schutt und Staub geſunken.

Sie iſt eines der ſchönſten nichtkirchlichen Gebäude romaniſchen Styls und das einzige dieſer Art im ganzen nördlichen Deutſchland. Vieles iſt aus alter Zeit und in der alten Geſtalt noch vorhanden, und was der Lauf der Jahrhunderte geſtürzt und verwiſcht, hat die neue Zeit trefflich gelungen wieder aufgerichtet und erneuert. Carl Alexander von Weimar, der würdige Enkel Carl Auguſts, hat es vor einigen Jahren unternommen, die romaniſche Wiege ſeiner Ahnen ganz im mittelalterlichen Geſchmack und nach dem urſprünglichen Grundplan wieder herzuſtellen; Malerei und Sculptur haben gewetteifert, das ehrwürdige Haus herrlich auszuſchmücken; und in nächſter Zeit wird wieder wie vor achthundert Jahren die hohe Felſenburg mit ihren ſchlanken Zinnen und Giebeln in neu-alter Geſtalt auf Thüringens Gaue herab ſchauen. Jahr aus Jahr ein führt der Schienenweg zahlloſe Waller aus allen Gegenden Deutſchlands herbei. Kein Gnadenbild und kein Ablaß lockt ſie an; aber jedes Herz fühlt ſich hier, wo der ritterliche und fromme Geiſt der Vorzeit weht, wo die Großthaten und die Herrlichkeit der deutſchen Geſchichte zu leſen ſind, wo aus Thal und Höhe liebliche Sagen- und Märchenſtimmen flüſtern, geſtärkt und geläutert.

Laſſen wir uns Sage und Geſchichte, denn beide gehen Hand in Hand, von ihren Schickſalen erzählen; laſſen wir jene lieblichen Märchenklänge aus dem Jugendmorgen unſeres Völkerlebens herüberklingen und die alten Landgrafen wieder aus ihren Gräbern erſtehen!

Wartburgs Erbauer iſt Ludwig der Springer, welcher die Feſte Schauenburg bei Friedrichsrode im Thüringerwalde zu ſeinem Ritterſitz hatte. Als er einſt, ein Stück Wild verfolgend, in dieſe Gegend gerieth und den ſteilen Felſenberg erblickte, der ihm zur Burg wie geſchaffen erſchien, rief er die Worte aus: „Wart' Berg, du ſollſt mir eine Burg werden!" Und alsbald begann er hier eine Feſte zu bauen, der er darum den Namen Wartburg gab. Da aber Grund und Boden den Herren der benachbarten Burg Mittelſtein gehörte, erſann er, den Berg an ſich zu bringen, eine Liſt, ließ heimlich des Nachts in Körben Erde von der Schauenburg darauf tragen, und als ihn nun die Eigenthümer bei Kaiſer und Reich verklagten, konnten zwölf ſeiner Ritter als Eideshelfer beſchwören, daß er auf ſeinem eigenen Grund und Boden gebaut habe. Auf dieſe Weiſe brachte er den Berg an ſich. Die Burg aber, welche ſich um's Jahr 1070 hier erhob, war der prachtvollſten eine in Deutſchlands Gauen. Die Dächer waren mit Blei gedeckt, Schnitzwerk, Bildhauerei und andere Zierrathen im Innern mit großer Verſchwendung angebracht. Mit den Thüringern und Sachſen, die ſich den Zehnten nicht ſollten auferlegen laſſen, gegen Kaiſer Heinrich IV. in Krieg verwickelt, gerieth Ludwig dreimal in deſſen Gefangenſchaft. Einmal wußte er ſich von der Feſte Giebichenſtein bei Halle durch einen kühnen Sprung in die Saale zu retten, daher er den Zunamen „der Springer" erhielt. Der Welthändel müde, trat er 1122 die Regierung ſeinem Sohne, Ludwig I., ab. Da er den Pfalzgrafen Friedrich von Sachſen ermordet hatte, um deſſen ſchöne Gemahlin Adelheid zu freien, ſo erbaute er jetzt, dieſe Blutſchuld zu ſühnen, das Kloſter Reinhardsbrunnen am Fuße des Inſelberges, ward ein Mönch deſſelben und liegt dort begraben. Ludwig I. (1128) iſt der erſte ſelbſtändige Landgraf von Thüringen, wozu er auf dem Reichstage zu Quedlinburg 1130 von Kaiſer Lothar erhoben wurde. Sein Sohn, Ludwig II. der Eiſerne (1140) iſt wieder ein Günſtling der Sage. Er iſt es, der ſeinem Schwager, Friedrich dem Rothbart, als ſich dieſer über die Schutzloſigkeit der Neuenburg bei Freiburg verwundert hatte, allda ſeine lebendige ſtattliche Rittermauer zeigte. In ſeiner Jugend ein Sohn der Luſt und Fröhlichkeit, war er mildherzig und nachſichtig. Darum lebten ſeine Vaſallen, Grafen und Ritter in Saus und Braus, drückten die Unterthanen mit Schoß und Steuern und machten ihnen das Leben ſauer und bitter. Deshalb ſchmähten dieſe auf den Landgrafen und waren ihm gram. Einſt nun auf der Jagd verirrt, mußte Ludwig bei einem Schmied in der Ruhl übernachten, dem er ſich für einen Jägerknecht des Landgrafen ausgab. Der Schmied arbeitete die ganze Nacht, ſchlug mit ſeinem großen Hammer auf das Eiſen, ſagte Alles her, wie es im Lande beſchaffen war, fluchte und ſchalt dabei auf den Landgrafen und rief: „Landgraf Ludwig werde hart, werde hart!“ Ludwig, der Alles mitangehört, nahm es ſich zu Herzen, ward fortan hart und eiſern, trug ein Kleid von Eiſen, das ihm der Ruhlaer Schmied hatte fertigen müſſen, den er überdies noch reichlich beſchenkte, und hieß der eiſerne Landgraf. — Ferner wird von ihm erzählt, er habe ſeine empörten Vaſallen, die er bei der Neuenburg beſiegt, vor den Pflug geſpannt und einen Acker mit ihnen umgepflügt, welcher fortan der Edelacker hieß. — **Ludwig III.** (1172), ſein Sohn und Nachfolger, wegen ſeiner Sanftmuth und Frömmigkeit **der Milde** genannt, war als Anhänger Barbaroſſa's in den Kampf gegen Heinrich den Löwen verwickelt, in deſſen Gefangenſchaft er gerieth. Er iſt der Stifter der St. Georgenkirche in Eiſenach und ſtarb auf einem Kreuzzuge in Cypern (1190). Nach ihm kam ſein Bruder **Hermann I.** zur Regierung, der berühmte und gefeierte Sängerfreund. Obgleich er zu Thüringens großem Nachtheile an den Kriegen der Gegenkönige, Otto's IV. und Philipps von Schwaben, mit denen er es abwechſelnd hielt, vielfach Theil nahm, ſo feierte doch die Wartburg unter ihm, der in der Pflege der Poeſie mit einem Heinrich VI. und Richard Löwenherz wetteiferte, die Zeit ihrer höchſten Blüthe und ihres größten Ruhmes. Durch ihn wurde ſie eine gaſtliche Herberge der berühmteſten Minneſänger, welche durch die melodiſchen Klänge ihres jugendlich-träumeriſchen, zarten und reinen Geſanges, in welchem ſich die ganze Schönheit und Biegſamkeit der deutſchen Sprache entfaltete, das erſte Blüthenalter unſerer Dichtkunſt bezeichnen; und wie von Schwertern und Lanzen, ſo ſcholl es jetzt auch von Saitenſpiel und Geſang von Wartburgs Höhe herab. Es war eine edle, hochherzige Zeit in der deutſchen Geſchichte, welche das deutſche Leben unverfälſcht und nach ſeiner ſchönſten Seite ſpiegelt, als Kampf, Minne und Lied die Aufgabe des Lebens waren, als auf allen Burgen, in allen Städten, in allen Hainen jene Nachtigallenlieder ertönten, welche, wie das deutſche Leben ſelbſt, Herrendienſt, Frauendienſt und Gottesdienſt in ſchöner Harmonie vereinigten.

Aus dieſer Zeit berichtet uns die Sage von dem berühmten „Sängerkriege auf Wartburg“ um das Jahr 1206. Die Theilnehmer waren ſechs edle und berühmte Minneſänger, die ſich oft an Hermanns Hofe zuſammenfanden und mit ihren ſelbſtgeſchaffenen Liedern um die Wette ſangen: **Walther von der Vogelweide**, ein geiſtreicher, ſeine Zeitgenoſſen weit überragender Liederdichter, der lange Zeit an dem Hofe des Herzogs Friedrich von Oeſtreich gelebt hatte, nach deſſen Tode aber als wandernder Sänger auch auf die Wartburg kam. Er iſt als Geißler der Sittenverderbniß der Höfe und der weltlichen Anmaßungen des Papſtes, wie als beſonderer Lobſänger der Frauen bekannt. **Heinrich von Ofterdingen**, gebürtig aus dem Dorfe Ofterding zwiſchen der Donau und der Traue, ſchon als zarter Jüngling in Dienſten des Herzogs Leopold IV. von Oeſtreich ſtehend und der Zeit Bürger von Eiſenach. **Wolfram von Eſchenbach**, aus ritterlichem Geſchlechte entſproſſen und gebürtig von Eſchenbach, einem Städtchen bei Ansbach in Baiern, der Dichter des Parcival und Titurell, voll edeln, ſittlichen Ernſtes und chriſtlicher Geſinnung. **Heinrich von Veldeck** (auch Heinrich der Schreiber genannt), ein mit der Ritterwürde bekleideter Kanzler des Landgrafen, der älteſte deutſche Nachahmer der Aeneide, in welche er auch Kaiſer Friedrichs I. Thaten mit einflocht, und bei den ſpäteren Meiſterſängern in großem Anſehen ſtehend. **Biterolf**, zur Dienerſchaft der Landgräfin gehörend und aus Stolla in der Gegend von Mansfeld gebürtig. Der ſechſte endlich **Reinhart von Zweţen**, ein Rheinländer. Von ihnen ſagt ein altes Gedicht:

„Die Sechſe waren Meiſter zu dichten,
Manch Liedlein ſie ausrichten,
Mit gar vernunftigen Sinnen
Konnten ſie dar beginnen.
Geiſtlich und auch weltlich,
Behendiglich und auch zärtlich."

Dieſe ſechs Meiſter, wird erzählt, kriegten und kämpften einſt gegen einander in Gegenwart der Ritter und Edelfrauen mit ihren aus dem Stegreif geſchaffenen Liedern. Es ging her wie bei einem ritterlichen Turnierſpiel. Merker (Kampfrichter) und Grieswarte (Sekundanten) wurden beſtimmt. Der Preis der Fürſten war der Gegenſtand des Streites. Ofterdingen trat zuerſt in den Kreis und warf mit dem Lobe des Herzogs von Oeſtreich den Fehdehandſchuh hin. Die übrigen Sänger ſtimmten das Lob anderer Fürſten, vornehmlich des kunſtſinnigen Landgrafen Hermann an, und es wurde viel mit liſtigen Worten und künſtlichen Weiſen geſtritten. Immer heftiger wurden die Parteien, und die Erbitterung wuchs auf's Höchſte, daß man beſchloß, der Unterliegende ſolle durch die Hand des Scharfrichters fallen, wozu der Landgraf, trotz der harten Bedingung, um ihrer kunſtreichen Weiſen willen, ſeine Einwilligung gab. Da verſchlangen ſich in wunderſamen Bildern und Reimen, wie ein Gewebe aus Blumen, die künſtlichen und ſinnreichen, mitunter auch leidenſchaftlichen und verletzenden Geſänge der Streiter, von denen fünf gegen einen, den eiteln und prahleriſchen Ofterdingen, ſtritten, den ſie gern vom Hofe gehabt. Dieſer verglich ſeinen Helden mit der Sonne, alle andern Fürſten hingegen mit den Sternen, welche von dieſer überſtrahlt würden; ſeine Gegner aber nannten den Landgrafen den Tag, dem die Sonne erſt nachfolge. Ein Bild und ein Wort überbot das andere; endlich ſchien Ofterdingen zu unterliegen. Da ward er es inne, daß ſie ſich alle gegen ihn verſchworen hatten, und ſein Saitenſpiel einſtellend, rief er ſeinen Gegnern zu: „Traun, Ihr Herren, es ſcheint, in Thüringen legt man falſche Würfel vor, womit ich leicht verſpielen konnte! Klinſor von Ungarland! auf Dich beruf' ich mich, Du ſollſt entſcheiden, ob Du des Meeres Sand ſollteſt zählen und einzeln alle Sterne nennen, ich bin unverloren!" Man ſtimmte aber für ſeinen Tod, und ſchon wollte ihn der Henker erfaſſen, da entfloh er zu den Füßen der Landgräfin Sophie, welche ihn ſchützend in die Falten ihres Mantels barg und, die Rechte über ihm erhoben, die Kampfrichter abwehrte und begütigte. Die Sänger waren es nun zufrieden, daß Klinſor entſcheiden ſollte, und bewilligten Ofterdingen hierzu ein Jahr Friſt. Dieſer Klinſor war ein weitberühmter Sterndeuter und Schwarzkünſtler am Hofe des Königs Andreas II. von Ungarn und einer der größten Sangesmeiſter. Als nun Ofterdingen zu ihm kam, ſagte er freudig zu, die Fahrt mit ihm nach der Wartburg zu machen, um den Streit zu entſcheiden. Aber unter allerlei Kurzweil verſtrich die bewilligte Friſt unvermerkt, ohne daß Klinſor die Abreiſe beſchickte. Als jedoch der letzte Tag herbeigekommen war, tröſtete er den klagenden Ofterdingen, der nun glaubte, wortbrüchig und landesflüchtig werden zu müſſen, mit den Worten: „Sei unbeſorgt, mein Sohn, wir haben ſtarke Pferde und einen leichten Wagen!" Und Abends verſenkte er ihn durch einen Trunk in einen feſten Schlaf, hüllte ihn und ſich ſelbſt in eine Lederdecke und ließ ſie beide von ſeinen Geiſtern durch die Lüfte nach Eiſenach entführen; und als kaum die Wieſe vom Frühthaue troff, waren ſie dort in der beſten Herberge angelangt, wo Ofterdingen bei den Glockentönen zur Frühmette erwachte und zu ſeinem großen Erſtaunen erkannte, wo er ſich mit einemmale befand. Klinſor wurde vom Landgrafen mit Ehren und Hulden empfangen, und als die Sänger wieder im Saale beiſammen waren, trat er in den Kreis und bewies, daß der Tag von der Sonne komme, und wenn die Sonne die Erde nicht beleuchte, ſo wäre kein Tag, und wußte ſchließlich, freilich nach manchem harten Kampfe, wobei er all ſeine Wiſſenſchaft an den Tag legte, den Zwiſt alſo beizulegen, daß man von der Hinrichtung Ofterdingens abſtand. Aber

W. v. Eſchenbach iſt noch wider Klinſor und tritt muthig mit den Worten gegen ihn in die Schranken: „Der Sieg iſt in Gottes Hand; wenn der mir hilft, was brauche ich Euch zu ſcheuen?“ Klinſor ſucht ihn nun durch allerlei künſtliche Räthſelfragen zu ſchlagen; es gilt jetzt nicht mehr dem Preiſe der Fürſten, ſondern der eigenen Vortrefflichkeit und Gelehrſamkeit. Aber Wolfram weiß zu Klinſors Erſtaunen die ſchwierigſten Räthſel zu löſen, und da es ihm nicht gelingt, ihn zu verwirren, geht er hinaus und ruft den Teufel Naſon zu Hülfe, der in Geſtalt eines ſchönen Jünglings hereintritt und Wolfram wieder allerlei Fragen aus den Geheimniſſen der Natur und von dem Laufe der Sterne vorlegt. Dieſer aber weiſt jetzt jede Wiſſenſchaft der Art von ſich ab und beruft ſich auf Den als ſein Ein und Alles, der die Feſte des Himmels beſchloſſen hat und uns mit ſeinem Tode von der Hölle gelöſet, giebt dem Teufel ſelbſt allerlei Fragen auf, und als er auf die heilige Wandlung des Brodes in den Leib Chriſti kommt, vermag ihm dieſer nicht mehr zu antworten, und ſo bleibt Wolfram der Sieger.

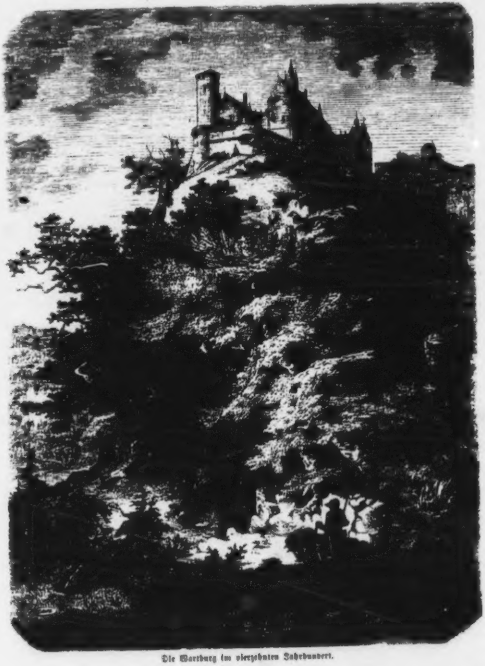
Der Wartburger Sängerkrieg iſt eine ſchöne und ſinnreiche Sage, die den Kampf der zwiefachen Richtung des Mittelalters, des weltlich-heidniſchen Ritterthums, der heidniſch-magiſchen Wiſſenſchaft (Ofterdingen und Klinſor) gegen die einfache Demuth und das Schwärmeriſche eines kindlichen Chriſtenglaubens (W. v. Eſchenbach) veranſchaulicht, und ſind wohl auch urſprünglich dieſe ſich feindlich gegenüberſtehenden Principien mehr noch als die äußere Urſache des Fürſtenlobes Veranlaſſung des Streites. Richard Wagner hat in ſeinem „Tannhäuſer“ die Sage vom Sängerſtreite mit einer andern vom Tannhäuſer vermiſcht, einem fränkiſchen Ritter am Hofe Herzog Friedrichs II. von Oeſtreich, um 1228 lebend, der ſein Vermögen verpraßte und ein fahrender Sänger wurde, weshalb ihn die Sage eine Zeit lang in dem Venusberge (Hörſelberge bei Eiſenach) bei Frau Venus ſich aufhalten läßt, worüber er aber ſpäter tiefe Reue empfindet. Aus dieſem Grunde wird Ofterdingen häufig für Tannhäuſer gehalten. —

Wir kommen zu einer anderen Kunde aus Wartburgs Vorzeit, welche zu dem Schönſten und Beſten unſerer Sagen- und Legendenpoeſie gehört. In der heiligen Eliſabeth, der Gemahlin von Hermanns Sohne und Nachfolger, Ludwig dem Heiligen (1217), tritt uns ein ſchönes deutſches Frauenbild aus der Zeit der keuſchen Minne entgegen, mit dem Scheine chriſtlicher Tugend und Frömmigkeit umſtrahlt und von der Sage mit dem farbenreichſten Geſpinnſte umwoben. Wir werden ſo ganz in den Gedanken- und Anſchauungskreis jener einfach-frommen und wunderreichen Zeit verſetzt; irdiſche und himmliſche Freude und Sehnſucht durchklingen unſere Bruſt.

Gerade zur Zeit des Sängerkrieges wurde Eliſabeth ihrem Vater, dem Könige Andreas von Ungarland, geboren. Klinſor hatte zu Eiſenach ihre Geburt aus den Sternen verkündet und geweiſſagt, daß ſie, dem Sohne des Landgrafen zur Ehe vertraut, durch ihre Heiligkeit die Freude und der Troſt der ganzen Chriſtenheit werden würde. Landgraf Hermann merkte ſich dieſe Weiſſagung wohl und ſandte nach drei Jahren eine ſtattliche Geſandtſchaft an den Hof des Königs von Ungarland, für ſeinen Sohn um deſſen Tochter Eliſabeth zu werben. Der König willigte ein, und ſo kam die junge vierjährige Prinzeſſin, ausgeſtattet mit köſtlichen Geräthſchaften und Schmuckſachen und einem glänzenden Gefolge, mit den Geſandten zurück an den Thüringer Hof. Nie hatte man in Thüringen einen ſo ſtattlichen Brautzug geſehen. Mit vier Wagen waren die Boten ausgefahren und mit dreizehn fuhren ſie wieder heim. Es erfolgte ſogleich eine vorläufige prieſterliche Einſegnung mit dem erſt eilfjährigen Bräutigam. Die beiden Kinder wuchſen zuſammen auf, und Eliſabeth wurde auf der Wartburg ſittiglich und tugendſam erzogen. Schon früh war ſie mehr dem Himmel als der Erde zugewandt. Bereits in ihrem zehnten Jahre wählte ſie ſich nach damaliger frommer Chriſten Beiſpiele den Apoſtel Johannes zu ihrem Schutzpatron. Wegen ihrer allzugroßen Frömmigkeit und Demuth, und weil ſie allem äußeren Prunke, auch in ihrer

Kleidung, abhold und gegen Arme und Niedere mildthätig und herablaſſend war, wurde ſie von der Landgräfin Sophie und deren Tochter Agnes oft verſpottet und geſcholten, weil ſie ſich ihrer ſchämten. Eliſabeth ertrug dies Alles mit Geduld und Ergebenheit. — Einſt fiel ſie in der Kirche zu Eiſenach vor dem Crucifix nieder, das ihrem Stande gegenüber hing, hatte den Perlenkranz aus ihrem Haar geneſtelt und auf die Bank gelegt. Als ihr die Landgräfin und Agnes ob ſolchen vermeintlich unſinnigen und vor Aller Augen wenig geziemenden Beginnens Vorwürfe machten, erwiderte ſie: „Wie könnt Ihr mir ſolches verargen, liebe Mutter? hier hängt zum Erbarmen der Heiland mit Dornen gekrönt; höhnt ihn nicht meine Perlenkrone?" — Als Eliſabeth 9 Jahr alt war, fiel ihrem Verlobten nach dem Tode ſeines Vaters die Herrſchaft zu. Er war ein wohlgeſtalteter, keuſcher und milder Jüngling, der ſeine Eliſabeth innig lieb gewonnen hatte und ſie auf alle Weiſe zu tröſten und zu beſchützen ſuchte. Vergebens ſuchten ihn jetzt Mutter und Schweſter, ſowie die Hofleute, denen die künftige Herrin nichts weniger als ein üppiges und rauſchendes Leben auf Wartburg verſprach, zu bewegen, ſie wieder zu ihrem Vater oder in ein Kloſter zu ſchicken; und als er zum Ritter geſchlagen war, hielt er, 21 Jahr alt, mit ſeiner 14jährigen Eliſabeth ein glänzendes fürſtliches Beilager. Vielleicht iſt ein ſchönerer Bund zwiſchen Fürſtenkindern niemals geſchloſſen worden. Die beiden Gatten liebten ſich zärtlich und waren ſich treu wie Gold. Nie kehrte Ludwig von ſeinen ritterlichen Zügen heim, ohne ſeiner Eliſabeth irgend Etwas mitzubringen, ſei es einen Roſenkranz von Korallen, ſei es ein Kreuzlein oder ſonſt ein Kleinod. Dieſe aber hatte während dem ſittiglich daheim geſeſſen und geſponnen und Kleider für die Dürftigen gewoben. Denn auch als Landgräfin ſtrebte ſie danach, als Muſter allen Frauen des Landes vorzuleuchten. Sie kleidete ſich wie eine ſchlichte Bürgerin. Allnächtlich verlies ſie ihr Lager, kniete davor und betete. Am Fuße der Wartburg ſprudelt eine klare friſche Quelle hervor, noch heute der Eliſabethbrunnen geheißen. Hier weilte die Fürſtin gern, legte daneben einen Garten an und baute ein Siechhaus für Arme und Kranke, denen ſie täglich, von der ſteilen Wartburg hinabwandelnd, ſelbſt Kleidung und Speiſe brachte; ja ſie wuſch oft mit eigener fürſtlicher Hand am Brunnen die Wäſche derſelben. Hier iſt auch der Ort, lange Zeit „die Armenruh" geheißen, wo ſie die Armen in ganzen Schaaren zu umdrängen pflegten, um ihre Gaben in Empfang zu nehmen. Der Himmel ſegnete all ihr Thun und that Wunder durch ſie, wie uns die fromme Vorzeit berichtet, die ſie darum als eine Heilige verehrte. Die Gaben mehrten ſich in ihrem Schoße, Kranke und Gebrechliche heilte ſie durch bloße Berührung, Engel ſchützten und ſchirmten ſie vor jeglicher Gefahr, der Regen näßte ſie nicht, böſe Seuchen ſteckten ſie nicht an.

Ein Ritter tauſchte ihren Handſchuh, den ſie vor der Kirchthür, von zahlloſen Armen umdrängt, als ſie aus ihrem Metſchger Nichts mehr zu geben hatte, einem halbblinden Greiſe gereicht, von dieſem gegen eine Summe Geldes ein, befeſtigte ihn als ein Kleinod auf ſeinem Helme, und als er in's heilige Land zog, war ihm dieſe Helmzier ein ſchützender Talisman. In ſeine Heimath glücklich zurückgekehrt, nahm er in ſein Wappenſchild ein Bild des Handſchuhs auf, und ſterbend küßte er noch die heilige Reliquie. — Während der Abweſenheit ihres Gemahls hatte ſie einem armen kranken Einſiedler, Namens Eli, der bei Eiſenach in einer Höhle lebte und bei ihr Hülfe ſuchte, geſäubert und gewaſchen und dann ſogar in das fürſtliche Ehebett gelegt. Bei der Rückkehr des Landgrafen führte ihn ſeine Mutter vor das Bett, um ihn mit eigenen Augen ſchauen zu laſſen, wie es ſeine Gemahlin treibe, — aber, o Wunder! als Ludwig die Decke wegriß, erblickte er im Bette an Stelle des Einſiedlers ein gekreuzigt Chriſtusbild. Tief gerührt umarmte er ſeine Gemahlin und ſprach: „Liebe Schweſter, halte feſt an Deiner Tugend und laß Dich durch Niemanden irren!" Eli aber genas und wurde ein frommer Klausner, zu dem man als einem Heiligen wallfahrtete. — Bei einer großen Hungersnoth theilte Eliſabeth ſo reichliche Spenden an die Hungernden und Darbenden aus, für die ſie eigens mahlen und backen ließ, daß man hätte



Die Wartburg im vierzehnten Jahrhundert.

meinen ſollen, ſie verſchenke mit der Zeit all ihr Gut und Habe. Die Höflinge ſahen dies mit ſcheelen Augen an; beſonders war das landgräfliche Küchenamt im Geheimen darüber entflammt. Man raunte es dem Landgrafen in's Ohr und ſtellte ihm die Sache ſo gefährlich vor, daß er ſeiner Gemahlin verbot, allzu freigebig zu ſein. Dieſe aber übte ihre Wohlthätigkeit jetzt im Verborgenen und ſtahl ſich oft zu einem verſteckten Pförtchen hinaus nach der „Armenruh." Einſt begegnete ihr auf ſolchem Wege, als ſie den Abhub der Tafel im Korbe unter dem Mantel barg, ihr von Eiſenach kommender Eheherr. „Was traget Ihr da? laſſet ſehen!" ſprach er zu der Erſchrockenen und hob dabei ihren Mantel und den Deckel des Korbes auf — der aber war voll duftender Roſen. Zugleich leuchtete über ihrer reinen Stirn wie ein Diadem ein wunderbares Crucifix. Erſtaunt und gerührt ſteckte der Graf ein Röschen auf ſeinen Hut, küßte ſeine fromme Gemahlin und ließ ſie ungehindert ziehen. Fernerhin war er ihr ſelbſt dazu förderlich, auf alle Weiſe wohlzuthun, und zu den Hofleuten ſprach er: „Laſſet ſie Almoſen geben um Gottes Willen; wenn wir nur die Wartburg behalten, Gott kann Alles erſetzen!" An jene Stelle aber, wo das Wunder geſchehen, ließ er ein ſteinern Bild ſetzen zum ewigen Gedächtniß. — Auch auf den Landgrafen übertrug ſich von ſeiner Gemahlin die ſchützende Wunderkraft, darum man ihn gleichfalls den Heiligen nannte. Als ſich einſt ſein großer Löwe aus dem Käfig befreit hatte und ihm auf dem Burghofe entgegentrat, brauchte ihn Ludwig nur mit beherzter, drohender Stimme anzuſchreien, und augenblicklich ſchmiegte ſich der Löwe wie ein Lamm zu ſeinen Füßen, und der herbeieilende Wärter brachte ihn wieder hinter ſein Gitter. Zum Andenken an dies Ereigniß ward am Burgthor ein mit einem Löwen kämpfender Ritter in Stein gehauen, der noch heute allda zu ſehen iſt. — Ebenſo war Ludwig gleichfalls mild und gütig gegen Arme und Hülfloſe. Auf dem Jahrmarkte zu Eiſenach ſah er einſt einen Krämer, der mit Kurzwaaren handelte, und fragte ihn, ob er ſich auch ernähren könne, worauf der Krämer erwiderte, daß es mit Gottes Hülfe wohl mit ihm gehen würde, wenn er nur freies Geleite hätte. Darauf wandte ſich der Landgraf zu dem ihn begleitenden Kämmerer und befahl ihm, dem Krämer einen Geleitsbrief auszufertigen, verſprach dieſem auch, daß er in allen ſeinen Gebieten zollfrei ſein ſolle, kaufte ihm dann ſeinen ganzen Kram ab, für den er 10 Schillinge forderte, und ſprach: „Ich will Dein Theilhaber ſein, gelobe mir treue Geſellſchaft, und ich will Dich ſchadlos halten." Der Krämer zog nun weit und breit umher, und ſein Handel mehrte ſich ſo, daß er einen Eſel kaufen mußte, die Menge köſtlicher Waaren zu tragen. Als er einſt mit Waaren von Venedig nach Würzburg zurückgekehrt war und von da nach der Wartburg ziehen wollte, um ſeiner Gewohnheit nach zu Neujahr ſeinen Herrn und Genoſſen zu beſuchen, wurde er von fränkiſchen Rittern überfallen und all ſeiner Waaren ſammt dem Eſel beraubt. Traurig kam er auf die Wartburg zum Landgrafen und klagte ihm ſein Leid. Dieſer aber zog von Stund an mit ſeinen Rittern und Knechten nach Franken, richtete dort großen Schaden an und ruhte nicht eher, bis der Biſchof von Würzburg von jenen Rittern den Eſel und den Kram zurückerſtatten ließ.

Im Jahre 1227 folgte auch Landgraf Ludwig dem Kaiſer Friedrich II. auf dem Kreuzzuge nach dem heiligen Lande. Eliſabeth begleitete ihn mit ſeiner Mutter und ſeinen Brüdern bis nach Schmalkalden. Als ſie ſich hier beim Abſchiede mit ihm letzte, zeigte er ihr einen Siegelring, in deſſen Stein ein Agnus Dei gegraben war, und ſagte: „Allerliebſte Schweſter, dies Fingerlein ſoll Dir eine wahre Botſchaft meines geſunden Lebens oder meines Todes ſein, wenn Dir das Jemand bringen wird."*) Sie hatte aber ihren Gemahl zum letzten Mal geſehen: Ludwig ſtarb auf der Meerfahrt im neapolitaniſchen Hafen von Otranto. Ueber Eliſabeth erging nun eine Zeit der tiefſten Demüthigung und Erniedrigung.

---

*) Ein ſchönes Frescogemälde auf der Wartburg, das wir weiterhin noch erwähnen werden, ſtellt dieſe ergreifende Scene dar.

Der Bruder ihres Gemahls, Heinrich Raspe, welcher Vormund ihrer drei Töchter und ihres Sohnes Hermann und Regent des Landes ward, trachtete danach, wie er ſich der Herrſchaft ganz und gar bemächtige und vertrieb Eliſabeth wie ein übelthätiges, ſchnödes Weib mit ihren Kindern von der Wartburg. Ihre verwaiſten Kinder an der Hand und auf dem Arm, nur mit den nöthigſten Bedürfniſſen verſehen, ſchritt die unglückliche Königstochter aus Wartburgs Thore. Ohne zu wiſſen, wohin, durchirrte ſie mitten im Winter die Straßen von Eiſenach, da ſie auf Raspe's ſtrenges Verbot Niemand aufnehmen wollte; ja Manche, denen ſie einſt wohlgethan, läſterten und ſchmähten ſie noch. In dem Kloſter der Barfüßer fand ſie endlich eine ſtille Zuflucht. Sie verſetzte ihr Geſchmeide, um die Kinder zu ernähren, und ſpann und arbeitete, ſoviel ſie konnte. Die Hülfe des Himmels, auf die ſie demüthigen und ergebenen Herzens gebaut, blieb nicht aus. Ihr Oheim, der Biſchof von Bamberg, als er ihr Leid vernahm, räumte ihr Schloß Bottenſtein ein, wo ſie ehrbar gehalten wurde. Im folgenden Jahre, um der Beiſetzung der Gebeine ihres Gemahls in Reinhardsbrunnen mit beizuwohnen, erſchien ſie wieder in Thüringen, das ihre Kindheit und Jugend ſah und das ſie ſo ſchmählich verſtoßen hatte. Sie klagte den anweſenden Edeln des Landes ihre Unbill und Schmach, und dieſe ſetzten dem Regenten in freier und kühnlicher Rede alſo zu, daß er die Verbannte wieder auf die Wartburg zurücknahm und ſie in ihr Wittwengut wieder einſetzte. Aber Eliſabeth ſehnte ſich bald hinweg nach klöſterlicher Einſamkeit und Stille, weshalb ihr Raspe die Stadt Marburg mit allem Zubehör und Einkünften gab. Hier wohnte ſie in einem ärmlichen Häuschen, ſtiftete ein Hospital und widmete ſich ganz der Wohlthätigkeit und Andacht. Sie ſtarb in der Blüthe der Jahre, erſt 24 Jahr alt, im Jahre 1231. Ihr Leben war „ein kurzer Liebestraum von tiefem irdiſchen Leid und hoher göttlicher Freude.“ Ueber ihrem Grabe erhob ſich jener herrliche St. Eliſabethdom im reinſten gothiſchen Stile, in welchem ihr Standbild und ihr prächtiger Sarkophag ſteht.*)

Eliſabeths einziger Sohn, Hermann II., übernahm in ſeinem 16. Jahre 1239 die Regierung ſelbſt, ſtarb aber ſchon 1240, wahrſcheinlich von Raspe vergiftet. Dieſer ſpielte nun als Landgraf eine glänzende Rolle. Als Kaiſer Friedrich II. nach Italien ging, wurde er zum Reichsverweſer beſtellt, und in den Streitigkeiten zwiſchen Kaiſer und Papſt erklärten die geiſtlichen Fürſten ihn zum Gegenkönig, daher man ihn ſpottweiſe den Pfaffenkönig nannte. Mit ſeinem Tode i. J. 1247 erloſch die ältere Landgrafenlinie, da er keine Erben hinterließ. Um den Beſitz ſeiner Länder, Thüringen und Heſſen, wurde nun ein neunjähriger blutiger Krieg geführt, zwiſchen dem Markgrafen zu Meißen, Heinrich dem Erlauchten, welcher 1242 bereits vom Kaiſer die anwartſchaftliche Belehnung erhalten hatte, und Sophie, verw. Herzogin von Brabant, einer Tochter Eliſabeths, welche das Beſitzthum für ihren unmündigen Sohn Heinrich beanſpruchte. Die Vaſallen des Landes waren theils auf der Seite des Markgrafen, theils auf der, des Brabanter Prinzen. Letzterem fielen auch die Eiſenacher und die Herren der Burg Mittelſtein zu, und die Herzöge von Braunſchweig und Brabant eilten ihm zur Hülfe. Der Schauplatz des Krieges war meiſt die Gegend um Eiſenach und die Wartburg, da letztere der Markgraf bereits gut befeſtigt und bemannt hatte. Bei dieſer Gelegenheit wurde auch die der Wartburg gegenüberliegende Burg Mittelſtein zerſtört, eine der ſchönſten in ganz Thüringen. Durch Waffenglück trug der Meißener den Sieg davon. Man erzählt, er habe den Eiſenacher Rathsherrn Heinrich Belsbach, weil er die Bürger zur Parteinahme für den Brabanter Prinzen bewogen, auf einer

---

*) Dieſer Sarg, ein prachtvolles und koſtbares Denkmal mittelalterlicher Kunſt, befindet ſich in der verſchloſſenen Sacriſtei neben dem Hochaltare, ſteht aber ſeit 1539 leer, wo Philipp der Großmüthige, um den Wallfahrten und dem abgöttiſchen Treiben ein Ziel zu ſetzen, die Gebeine herausnehmen und heimlich verbergen ließ. 1627 ſoll ſie Landgraf Georg II. dem Kurfürſten von Cöln geſchenkt haben. Der Schädel wird aber auch zu Breslau, zu Prag und zu Beſançon gezeigt, und im Sommer 1855 wollte man in der Eliſabethkirche ſelbſt die Gebeine in einem alten Sarge gefunden haben. 1810 hatten die Franzoſen den Sarg nach Caſſel gebracht und ihn ſeiner ſchönſten Edelſteine beraubt.

Steinſchleuder von der Wartburg herabſchleudern laſſen. Durch die Luft fahrend ſoll dieſer noch mit lauter Stimme gerufen haben: „Eiſenach gehört doch dem Kinde von Brabant!" — Nach dem Friedensſchluſſe 1262 wurde das Land getheilt. Thüringen behielt der Markgraf und gab es ſeinem Sohne Albrecht, Heinrich von Brabant mußte ſich mit Heſſen begnügen und iſt der Stammvater der heſſiſchen Fürſtenhäuſer.

Albrecht war der erſte Thüringiſche Landgraf aus dem Wettin-Meißener Hauſe. Die Geſchichte hat ihn mit Recht mit dem Beinamen **des Unartigen** geſtempelt. Er war vermählt mit Margarethe, einer Tochter Kaiſer Friedrich II., hatte aber eine leidenſchaftliche Liebe zu einem ihrer Hoffräulein, der ſchönen **Kunigunde von Eiſenberg** gewonnen, weshalb er, von dieſer angeſtachelt, ſeinen Eſeltreiber auf der Wartburg beſtach, ſeiner Gemahlin des Nachts als Teufel zu erſcheinen und ſie zu erdroſſeln. Als aber der Knecht die ſcheußliche That vollführen wollte, ſchlug ihm das Gewiſſen, und er entdeckte der Herrin den Mordanſchlag ihres treuloſen Gemahls. Zu ihrer Rettung ſchien die augenblickliche Flucht das Rathſamſte, zu welcher ihr der Knecht und ihr Haushofmeiſter behülflich waren. Auf dem Gange über der Mauer zunächſt dem Ritterhauſe wurde ſie mit wenigen Begleitern aus einem Fenſter in der Wohnung des Eſeltreibers an Bändern und Stricken hinabgelaſſen, und entfloh im Dunkel der Nacht. Zuvor war ſie noch in die Schlafkammer ihrer drei Knaben geeilt, von denen ſie ihren Liebling Friedrich beim Abſchiedskuſſe in die Wange biß, damit er an dieſes Scheiden gedenken ſollte, ſo lange er lebe. Darum erhielt dieſer ſpäter als Landgraf von Thüringen den Beinamen „**der Gebiſſene**." — Die unglückliche Margarethe erlag in Frankfurt a. M., wohin ſie geflüchtet war, nach wenigen Monaten ihrem Kummer (1270). Albrecht aber vermählte ſich mit ſeiner Buhlerin, mit der er bereits einen Sohn, Opitz erzeugt hatte, den er bald zum Erben des Landes beſtimmte. Um ſich dem Anblick ſeiner Söhne Heinrich, Friedrich und Diezmann zu entziehen, hatte er ſie zu ſeinem Bruder Diezmann, Herrn des Oſterlandes, gegeben. Als ſie aber mannhaft geworden waren, kamen ſie, ihr rechtmäßiges Eigenthum zu erobern und die Unbill zu rächen, und ſo entſtand 1281 zwiſchen ihnen und dem Vater ein förmlicher Krieg. Anfangs hatten die Söhne Unglück. Friedrich wurde bei Weimar gefangen und vom Vater in einen tiefen Thurm der Wartburg geworfen. Ein Jahr lang ſaß er hier und grub mit ſeinen Nägeln ein Crucifix in das harte Geſtein, bis es endlich ſeinen Freunden gelang, ihn heimlich zu befreien. Heinrich, dem der Großvater das Pleißener Land übergeben hatte, wurde vertrieben und ſtarb bald darauf. Kurz nach Friedrichs Befreiung ſtarb ihr Oheim Diezmann und auch ſein ſchwacher, erbenloſer Sohn, Friedrich der Stammler, überlebte ihn nicht lange, weshalb ſeinen Vettern Friedrich und Diezmann, die ihr Oheim für dieſen Fall zu Erben beſtimmt hatte, das Oſterland zufiel. Auch als ein Jahr ſpäter der alte Markgraf von Meißen, Albrechts Vater geſtorben war, kam Friedrich dem Letzteren in der Beſitznahme dieſes Landes zuvor. Darüber entflammte des Vaters Haß noch mehr und der Krieg begann von neuem. Das Schickſal wollte, daß der unnatürliche Vater dießmal ſelbſt zwiſchen Gotha und Eiſenach in die Gefangenſchaft ſeiner Söhne gerieth, welche ihn nach Landsberg in Verwahrung brachten und nicht eher wieder herausgaben, bis ſich Kaiſer Rudolph ins Mittel ſchlug und Frieden ſtiftete. Friedrich ſollte Meißen und Diezmann das Oſterland behalten. Aber der alte Haß flammte immer wieder auf. Friedrich erinnerte der Biß an ſeine unglückliche Mutter und auch Albrecht hielt weder Gunſt noch Treue, ließ ſeinen Sohn für ehelich erklären, wandte ihm Alles zu und verſetzte ein Schloß nach dem andern. Auf alle Weiſe ſuchte er in ſeiner gegenwärtigen Ohnmacht ſeinem unnatürlichen Haſſe Luft zu machen. Kunigunde von Eiſenberg war während der Kriegshändel geſtorben (1286). Das Erbe der rechtmäßigen Söhne durch neue Nachkommenſchaft zu ſchmälern, verheirathete er ſich wieder mit Adelheid, Gräfin von Arnshaugk; doch die Ehe blieb kinderlos. Bald bot ſich eine andere Gelegenheit zur Ausübung ſeiner Rache dar. Dem neu erwählten römiſchen Könige Adolph von Naſſau gebrach es zu dieſer Würde an Land, dieſem verkaufte er mit Ausnahme der Wartburg und deren Bezirk ganz Thüringen für 1000 Mark Silbers (1294). Friedrich und Diezmann und viele Edle und Städte des Landes erhoben ſich dagegen, daher ſich neuer und verderblicher Krieg entſpann. Adolph zog mit großer Heeresmacht heran, die in Thüringen die abſcheulichſten Verwüſtungen und roheſten Gräuel anrichtete; Klöſter wurden beraubt und feſte Schlöſſer und Städte gebrochen. Die jungen Markgrafen bewieſen ſich tapfer, beſonders Friedrich, der jetzt öfter „der Freudige“ genannt wurde. Als Adolph i. J. 1289 Krone und Leben verloren hatte, gelang es ihnen, ganz Thüringen bis auf Eiſenach und wenige andere Städte in ihren Beſitz zu bringen. Und als ſich Friedrich mit Eliſabeth, einer Tochter erſter Ehe ſeiner Stiefmutter, verheirathet hatte und Opitz (1300) mit Tode abgegangen war, ließ ſich Albrecht zu einem Vergleiche zwiſchen ſeinen Söhnen überreden, wodurch ihnen mehrere Ortſchaften abgetreten wurden, obgleich er nie für ſie geſinnt war. Aber ſchon 1306 wurde die Ruhe Thüringens wieder gewaltig geſtört. Der neue König Albrecht, von Eiſenach angeſtachelt, das ſich zur freien Reichsſtadt zu erheben ſuchte, nahm die Anſprüche Adolphs auf Thüringen wieder auf und rückte mit ſeinen Kriegsleuten, von mehreren thüringiſchen Städten unterſtützt, in's Land. Friedrich lag es jetzt vor allem daran, die ihm höchſt wichtige Wartburg zu erhalten, die Albrecht noch inne hatte, dem er nicht traute. Mit Hülfe ſeiner Stiefmutter, die ihren Eidam herzlich liebte, gelang es ihm, ſich ihrer zu bemächtigen. Am Anfang der durchs Marienthal bei Eiſenach führenden Straße, der gehauene Stein genannt, führt zur Linken ein ſchmaler Pfad durch einen engen Gang in eine geräumige, von hohen Bäumen überſchattete Felſengrotte, noch heute das Landgrafenloch geheißen. Hier verbarg ſich Friedrich zur Nachtzeit mit 15 ſeiner treueſten Mannen, und in der folgenden Nacht gelang es ihm, mit Hülfe einiger Burgleute, die die Stiefmuttter gewonnen, die Mauern der Burg an der Südſeite ſonder Mühe zu erſteigen und den Vater ohne Schwertſtreich zu fangen. Dieſer mußte am andern Tage die Wartburg räumen und zog nach Erfurt, wo er acht Jahre darauf (1314) in dürftigen Umſtänden ſtarb. Aber Friedrich hatte noch manchen harten Strauß zu beſtehen. Die Eiſenacher umzingelten mit des Königs Mannſchaft und den von Erfurt, Mühlhauſen und Nordhauſen herbeigerufenen Hülfsvölkern die Wartburg, waren Tag und Nacht rege, bewachten ſie ſtreng und ſetzten ihr mit Blindenwerfen hart zu. In dieſen bedrohlichen Kriegsläuften gebar Friedrichs Gattin auf der Wartburg eine Tochter. Aber es war kein Prieſter da, das Kind zu taufen, auch gingen die Lebensmittel zu Ende. Da ritt Friedrich zur Nachtzeit muthig aus Wartburgs Thore, mit ihm zwölf Kampfgeſellen, in ihrer Mitte die Amme zu Roß mit dem Kinde. Die Feinde verfolgten ſie, und eilig ging die Flucht über Thal und Höhen. Da verkündigt der Säugling durch Schreien ſeinen Hunger. „Halt!“ rief der Landgraf, „das Kind muß trinken, und koſte es das Thüringer Land!“ Die Krieger ſchaarten ſich alle um die Amme, und das Kind trank. Obgleich ihnen die Feinde bereits ſo nahe waren, daß man den Hufſchlag ihrer Pferde vernahm, gelangten ſie doch glücklich nach Schloß Tenneberg, wo das Kind vom Abte von Reinhardsbrunnen getauft wurde und mit der Amme blieb. Friedrich aber eilte von da nach Braunſchweig und rief ſeinen Schwager, den Herzog zu Hülfe, ſein Bruder kam mit Kriegsvolk aus dem Oſterlande herbei, und ſeine ihm treu gebliebenen Vaſallen brachten ihm 300 Wagen voll Lebensmittel, die er unter ſtrenger Bewachung glücklich auf die Wartburg hinaufbrachte. Die Eiſenacher wurden hart bedrängt, ihr königlicher Vogt, Graf von Willnau, gefangen und auf die Wartburg geſetzt, wo er ſtarb. Um dieſe Zeit fiel Diezmann in Leipzig durch Meuchelmörderhand. Friedrich eilte auf die Nachricht davon nach Sachſen und ſchlug die Feinde, die des Königs Ruf dort gegen ihn verſammelt hatte, bei Lucka aufs Haupt (1307). Als ihm vor der Schlacht der Rüſtmeiſter den Helm aufband, ſoll er geſagt haben:

„Heut' bind' ich auf Meißen,
Thüringen und Pleißen,
Und Alles, was meiner Aeltern je gewart,
Gott helfe mir auf dieſer Fahrt!“ —

Da nun ohnedies im folgenden Jahre König Albrecht von ſeinem Neffen Johann von Schwaben ermordet wurde und der neue Kaiſer Heinrich VI. Friedrich als Herrn von Thüringen anerkannte, machte Eiſenach und andere ihm feindlich geſinnten Städte Friede mit ihm und unterwarfen ſich. Friedrich, dem nun auch die Länder ſeines Bruders zugefallen waren, beſaß nun auch Meißen und Lauſitz, in welchen Beſitzungen ihn der Kaiſer beſtätigte.

Friedrich der Gebiſſene verſchönerte die Wartburg auf alle Art. Er legte eine Art hängender Gärten an, worin er auch Wein anpflanzte, und den großen Ritterſaal ließ er mit Wandgemälden von ſeinen Schlachten ausſchmücken, die freilich längſt verſchwunden, und brachte eine Menge Koſtbarkeiten aus dem Meißener- und Oſterlande hierher. Bei einem geiſtlichen Schauſpiele „von den fünf klugen und den fünf thörichten Jungfrauen,“ das man 1322 zu Eiſenach aufführte, in welchem Marias und aller Heiligen Bitten Gottes Gericht über die thörichten Jungfrauen nicht ändern konnten, ſoll er ausgerufen haben: „Was iſt denn der Chriſtenglaube, wenn ſich Gott bei Mariens und aller Heiligen Bitten nicht über uns erbarmen will?“ — und darauf in religiöſe Zweifel und eine unheilbare Gemüthskrankheit verfallen ſein. Daher mußte fortan ſeine Gemahlin die Regierung bis an ſeinen Tod führen (1324).

Das Leben ſeines Sohnes, Friedrich II. des Ernſthaften iſt gleichfalls eine Reihe von Fehden und Kriegen, die er meiſtens ſiegreich ausfocht; ſo den thüringiſchen Grafenkrieg gegen die Grafen von Schwarzburg und Orlamünde. Da ſeine Gemahlin eine Tochter Ludwig des Baiern war, ſo war er auch mit in alle Händel deſſelben verwickelt. Die Geſchichte rühmt ihn als einen der tapferſten und mächtigſten Landgrafen, weshalb man ihn auch 1348 zum römiſchen Könige gegen Carl IV. wählte, welche Würde er aber ausſchlug. Nach ſeinem Tode (1349) regierten ſeine drei Söhne: Friedrich III. der Strenge, Balthaſar und Wilhelm über 30 Jahre lang in muſterhafter Einigkeit über das Thüringerland und hatten ihren Sitz zum großen Theil auf der Wartburg. Aber 1379 theilten ſie die Lande: Friedrich erhielt das Oſterland, Wilhelm Meißen und Balthaſar Thüringen. Balthaſar's Sohn und Nachfolger Friedrich IV. der Einfältige war ein ſchwacher und von ſeiner Gemahlin Anna, einer Tochter Günthers XXIX. von Schwarzburg-Sondershauſen und ſeinem Schwiegervater beherrſchter Regent, der meiſt in Weimar und Weiſſenſee wohnte, an welchem letzteren Orte er 1440 ſtarb. Ueber ſeinem Grabe ſchließt ſich die Geſchichte der thüringiſchen Landgrafen und die glorreiche Landgrafenzeit der Wartburg. Denn da er keine Erben hinterließ, ſo fiel Thüringen an das ſächſiſche Fürſtenhaus, an ſeine Vettern, von denen jener in Altenburg, dieſer in Weimar reſidirte. Die Wartburg wurde mit Vögten beſetzt, ſtand trauernd und verwaiſt, und ungehindert nagte der Zahn der Zeit daran.

Aber noch einmal ſollte die alte Burg von einem Sonnenblicke der Geſchichte vergoldet werden. Indem ſie jetzt einen Sohn des Thüringerlandes, den Lichtträger der evangeliſchen Freiheit als Gaſt empfing, iſt ſie das Heiligthum der proteſtantiſchen Welt geworden. Sachſens Churfürſt, Friedrich der Weiſe, dieſer edle Freund Luther's ließ ihn bei ſeiner Rückkehr vom Reichstage zu Worms in der Nähe des Dorfes Altenſtein im Thüringerwalde heimlich aufheben, (am 4. Mai 1521) und ſpät Abends als einen gefangenen Ritter auf die Wartburg bringen, um den in die Acht Erklärten vor ſeinen Feinden zu ſchützen. Hier ſaß er, über der Stadt, wo er einſt als armer Knabe in die Schule gegangen und als Currende vor den Thüren ſein Brod erſungen, in Ritterkleidung als Junker Görg in einem im oberen Stock des „Ritterhauſes“ gelegenen kleinen Zimmer, von zwei Edelknaben bedient. Er wurde verſteckt gehalten und Niemand durfte ihn ſehen, ſelbſt ein Herzog nicht, der mit hohen Frauen auf die Wartburg kam. Daher kam er wenig aus und las und ſchrieb den ganzen Tag. Das kleine Zimmer auf Wartburg iſt die Geburtsſtätte von vielen wichtigen Schriften Luthers, die der lichtbedürftigen Welt das Heil brachten: „Gegen die Ohrenbeichte,“ „Ueber den Mißbrauch der Meſſe,“ „Gegen die geiſtlichen und Kloſtergelübde,“ die Auslegung der Pſalmen u. v. a. Vor allem ſei jedoch die Ueberſetzung des neuen Teſtamentes genannt, die bedeutendſte Arbeit der Reformation. Wartburg und die deutſche Bibel ſind in den Gedanken des deutſchen Volkes nothwendig vereinigt, und merkwürdig, wie der Sängerkrieg eine für die deutſche Poeſie wichtige Epoche bezeichnet, ſo iſt die Wartburg auch die Wiege des Fundaments der deutſchen Proſa. — Allſonntäglich hielt Luther ſeinem Wirth, dem Burghauptmann, und deſſen Freunden in der jetzt noch ſtehenden Kapelle eine Predigt. — Nach einiger Zeit machte der einſame Ritter in Begleitung eines reiſigen Knechtes kleine Ausflüge, beſonders in das nahe gelegene Gellthal, denn um die Wartburg herum grünte und blühte der anmuthige Frühling und Sommer. Dann ſammelte er am Schloßberge Erdbeeren, lauſchte dem Geſange der Vögel, oder ſang mit lauter, fröhlicher Stimme ein ſelbſtgedichtetes frommes deutſches Lied. Zuweilen zog er auch mit dem Burghauptmann Hans v. Berlepſch auf die Jagd. Aber trotzdem war er oft von trüben Gedanken erfüllt und es bemächtigte ſich ſeiner ein quälender Unmuth. So ſchrieb er nach einer ſolchen Jagdpartie an ſeinen Freund Spalatin: „Ich bin letzten Dienstag auf der Jagd geweſen, zwei Tage, um auch jenes bitterſüße Vergnügen der Helden kennen zu lernen; wir haben gefangen zwei Haſen und einige Rebhühner; fürwahr eine gar paſſende Beſchäftigung für müſſige Menſchen! Ich aber machte mir auch unter den Hunden und Netzen theologiſche Gedanken, und ſoviel Luſtbarkeit mir jenes Schauſpiel verſchaffte, ſoviel mengte das dahinter verborgene Myſterium Mitleid und Schmerz darunter. Denn was Anderes bedeutet jenes Bild, als daß der Teufel hinterliſtig durch ſeine Gottloſen, Meiſter und Hunde, das iſt: die Biſchöfe und Theologen, nachjagt den unſchuldigen Thierchen? Nur gar zu ſehr trat vor meine Seele das betrübte Myſterium von den einfältigen und gläubigen Seelen. Und dazu kam noch ein ſchrecklicheres Bild und Zeichen. Denn da wir auf mein Verwenden ein Häschen lebendig erhalten hatten, und ich es in die Aermel meines Rockes eingewickelt hatte und eine Weile wegging: da tödteten derweil die Hunde den armen aufgefangenen Haſen, biſſen ihm durch den Rock durch das rechte Bein ab, und erwürgten ihn. Ja, ſo wüthet der Papſt und der Satan, daß er auch die geretteten Seelen wieder verderbt und meine Mühe vereitelt. Ich bin ſatt dieſer Art Jagd, und ſchmeckt mir die andere Art ſüßer, wo mit Wurfſpießen und Pfeilen Bären, Wölfe, Eber, Füchſe und andere gottloſe Lehrer erlegt werden.“ — Wir ſehen, mit welchem Mißmuth die Einſamkeit und Thatenloſigkeit den raſtlos kühnen Geiſt erfüllte, wie ihn das Verlangen ergriff, ſich wieder in Perſon auf den Plan zu begeben. Daher nennt er die Wartburg wohl ſein Patmos, bald aber auch ſeine Wüſtung und die Region der Vögel. In ſolcher Stimmung mag wohl ſeiner lebhaften Einbildung leibhaftig der Teufel ſelbſt erſchienen ſein, nach dem er das Dintenfaß geſchleudert. — Endlich, als in Wittenberg und anderen Orten der von ihm entzündete Freiheitsgeiſt in eine wilde Zügelloſigkeit ausartete und es ihn gewaltig dorthin zog, beſchloß er ſeine Gefangenſchaft zu enden, und am 15. März 1522 verließ er mit Vorwiſſen des Churfürſten und des Schloßhauptmanns in ritterlicher Kleidung und langem Barte die Wartburg.

Drei Jahrhunderte waren ſeitdem vergangen, als die alte Wartburg am 18. Oktober 1817 in ihren Mauern jene für das deutſche Leben ſo bedeutungsvolle Doppelfeier erlebte: das dreihundertjährige Erinnerungsfeſt der durch Luther erkämpften Glaubensfreiheit und die vierte Jahresfeier jener großen Völkerſchlacht, die Deutſchland aus ſchmählichem Joch gerettet. Das Morgenroth eines ſchönen Tages ſtieg über unſer Vaterland herauf. Der freiſinnige Herr der Wartburg, der edle und hochherzige Carl Auguſt, hatte die Feier begünſtigt und auf alle Weiſe gefördert. An 500 der edelſten Jünglinge von faſt allen deutſchen Hochſchulen hatten ſich zu dieſem Nationalfeſte zuſammengefunden; die Bürger Eiſenachs nahmen ſie alle gaſtlich und freundlich, ohne Entgelt, bei ſich auf. Alle waren ſie von einem Gefühle beſeelt, von einem Bruderbande umſchlungen. Es wehte ein neuer und friſcher Geiſt in dieſer Jugend! Der ſiegreiche Freiheitskampf hatte das deutſche Volk aus ſeinem Schlummer gerüttelt. Das Gefühl ſeiner Bedeutung, ſeiner Einheit, das Verlangen nach freieren Formen und freierem Geiſte ſtieg wie ein Phönix aus der Aſche empor; der Haß alles welſchen Landes erfüllte jede Bruſt. Ein Gott, ein deutſches Schwert, ein deutſcher Geiſt für Ehre und Gerechtigkeit war auch der Wahlſpruch dieſer Jünglinge, und verjüngt ſtrömte dieſer Geiſt aus ihrem Jugendbunde wieder in das ganze deutſche Volk zurück.

Als der Morgen des 18. Oktobers ſchön und heiter heranbrach und das feierliche Geläute der Glocken von den Thürmen der Stadt ertönte, da ging es Hand in Hand, die Mützen mit deutſchem Eichenlaub umwunden, voran das Banner von vereinten Frauen geweiht und die ſchwarz roth goldene Fahne, in feierlichem Zuge und unter den Jubeltönen der Muſik zur Wartburg hinauf, deren graues Gemäuer mit grünen Tannenreiſern geſchmückt war. Auf dem mit Eichengewinden und Kränzen gezierten Ritterſaale wurden die Burſchen von den Behörden und der Geiſtlichkeit von Eiſenach und vier Jenaer Profeſſoren (Schweizer, Keiſer, Oken und Fries) empfangen. Von nah und fern war eine unzählige Menſchenmenge herbeigeſtrömt. Luthers Andenken zu Ehren ließ der hundertſtimmige Chor das ſtärkende Kampfeslied erſchallen: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott,“ daß die gewölbten Hallen erzitterten. Der Feſtredner Riemann aus Ratzeburg, mit dem eiſernen Kreuze geſchmückt, von frommem und kräftigem Aeußern, beſtieg den eichenbekränzten Rednerſtuhl, und ſeine Worte der Weihe und Kraft, womit er die Burſchen begrüßte, drangen zu begeiſterten Herzen. Mehrere akademiſche Lehrer ermahnten ſie zu treuem, brüderlichem Zuſammenhalten, damit ſie dem Volke dereinſt als Prieſter ſeines Heils voranleuchten mögen, und darauf ergoß ſich das lang verhaltene Gefühl der Hörenden in dem Feierliede: „Nun danket alle Gott“ in vollen Strömen. Thränen der Rührung und Begeiſterung netzten die Wangen aller Anweſenden, Jeder fühlte die hohe Bedeutung des Feſtes, die Burſchen reichten ſich brüderlich die Hände. Bei einem gemeinſchaftlichen Mittagsmahle in dem Minneſängerſaale wurde noch manches fröhliche Lied geſungen, mancher Trinkſpruch auf Luther und die Sieger bei Leipzig ausgebracht, auch das Andenken Schills, Scharnhorſts und Körners geehrt. Am Abend zogen die fröhlichen Burſchen mit Fackeln auf den der Wartburg gegenüberliegenden Wartberg, auf dem der Landſturm zum Empfang der Hinaufziehenden jetzt achtzehn mächtige Holzſtöße angezündet hatte, deren Flammen die alte Wartburg wunderbar beleuchteten. Ein feuriger Rheinländer, Ludwig Rödiger, ergriff das Wort, rief Luthers Geiſt an und begrüßte die verſammelten Brüder mit dem Erſten und dem Letzten, was in allen Herzen wiederklingt, mit dem Rufe: „Heil uns, daß wir in dieſer Zeit geboren ſind, und dreimal Heil! denn wir haben Gott erkannt und weihen uns ihm, dem ewigen Geiſte der Wahrheit, Schönheit und Gerechtigkeit! Für ſeine Anerkennung hat Chriſtus den Kreuzestod erlitten, für ſeine Würdigung Luther geſtritten und hat man auf Leipzigs Auen gekämpft!“ — Dann führte man eine Copie von Luthers Bullenbrande auf. Ein Redner verlas eine Reihe das deutſche Volksthum ſchmähender und unſittlicher Schriften (darunter Werners Weihe der Kraft und Kotzebue's Geſchichte des deutſchen Reichs), welche dann unter lautem Jubel und mit dem Rufe: „Ins Feuer, ins Feuer!“ den Flammen überliefert wurden. Zuletzt verbrannte man noch unter dem Abſingen des luſtigen Burſchenliedes: „Gaudeamus igitur“ ꝛc. einen Zopf, ein Schnürleib und einen Corporalſtock. Mit Gott war das Feſt begonnen, mit Gott wurde es geſchloſſen. Am folgenden Tage communicirten die Burſchen in der Stadtkirche zu Eiſenach.

II.

Wir wollen einige Andeutungen über die jetzige äußere Geſtalt der Wartburg geben. Mannigfache Veränderungen durch Brand, Einſchlagen des Blitzes und den Zahn der Zeit hat ſie im Laufe der Jahrhunderte erlitten, wobei ganze Gebäude verſchwanden, und bis noch vor wenigen Jahren würde Ludwig der Springer nichts weniger als ſeinen Prachtbau in ihr erkannt haben. Seit 1855 aber läßt ſie der Großherzog Carl Alexander von Weimar in ihrer urſprünglichen Geſtalt nach altem aufgefundenen Plane und nach den Entwürfen v. Ritgens gründlich wieder herſtellen. Wie der Verfaſſer kürzlich bei ſeiner Anweſenheit auf der Wartburg vernommen, wird die Reſtauration erſt im Jahre 1868 vollſtändig beendigt ſein und dann eine feſtliche Einweihung durch ein großartiges Sängerfeſt im großen Ritterſaale ſtattfinden. Doch ſtammt der Grundbau unſtreitig noch aus Ludwig II. Zeiten zu Ende des 11. Jahrhunderts. Der Bauſtil iſt der romaniſche. Durch die alten Thore in den innern Burghof tretend, hat man zur Rechten das ſogenannte Ritterhaus, deſſen Grundlage ohne Zweifel aus der Zeit der erſten Langrafenreihe ſtammt, wenn auch die innere Einrichtung anders geworden und der Aufbau dem 15. Jahrhundert angehört. Durch ſeine alte Pforte ſind die Minneſänger, die Ritter und Damen geſchritten. Es befindet ſich darin die Wachſtube, die Gaſtwirthſchaft und die Wohnung des Burgkaſtellans. Auf dem weſtlich daran ſtoßenden Seitenflügel ſitzt ein Stockwerk von Holz, worin ſich Luther's Gemach befindet. Daſſelbe iſt wenig verändert und werden künftig Fresken aus Luthers Leben den Eingang zieren. Der Tiſch ſeiner Großeltern, welcher 1811 von Möhra hierher geſchenkt wurde, ſeine Trinkkanne, ſein Bücherſchrank, ſein Fußſchemel, Briefe, Bildniſſe u. dergl. von ihm werden darin gezeigt. — Die Krone der ganzen Wartburg aber iſt das Landgrafenhaus am ſüdlichen Ende der Oſtſeite, das uralte, aus der Zeit der alten Landgrafen ſtammende Hauptgebäude der Burg, worin die Fürſten Hof hielten und die Minneſänger ihre Wettkämpfe anſtellten. Es ſteht unmittelbar auf dem Felſen des Berges, und die öſtliche Front bildet mit der ſenkrechten Klippe faſt eine Wand von ſchwindelnder Höhe. Seine Reſtauration iſt vortrefflich gelungen. Während früher ſich an Stelle der Fenſter nur viereckige Löcher zeigten, die alten Arcaden wegen Baufälligkeit vermauert, neue Thüren unten und oben gebrochen waren, und die frühere Geſtalt faſt unkenntlich geworden, ſind die Fenſter wieder hergeſtellt, die Arcaden ſind frei geworden, Fries und Sims treten hervor, und die Fenſtergruppen ſchmücken eine Menge byzantiniſcher Säulen. Auch die inneren Räume ſind angemeſſen ausgeſtattet und mit Moritz von Schwinds und Rudolph Hoffmanns herrlichen Frescen geziert. In den unteren Räumen befindet ſich eine werthvolle Sammlung alter Rüſtungen und Waffen, beſonders thüringiſcher Landgrafen, (Ludwigs des Eiſernen, Albrechts des Unartigen, Friedrichs des Gebiſſenen, Diezmanns, des Prinzenräubers Kunz von Kaufungen, Bernhards von Weimar, auch angeblich der Kunigunde von Eiſenberg, u. a. Unter den Harniſchen ſoll ſich auch der vom Landgrafen Hermann I. befinden. Ferner werden hier eine Menge Fahnen und Flinten aus dem 30jährigen Kriege aufbewahrt. Aus dem Erdgeſchoſſe, in welchem ſich in alter Zeit eine Küche mit großem Kamin und andere Räumlichkeiten für das Geſinde befanden, gelangt man auf der noch vorhandenen alten Steintreppe zunächſt in den Sängerſaal, welcher uns die glänzenden Zeiten Hermanns I. und des Sängerkrieges lebhaft ins Gedächtniß zurückruft. Denn hier führten die Dichter ihre Geſänge auf und er war zu jenen Zeiten der Feſtſaal. Urſprünglich reichte er bis zum ſüdlichen Giebel des Gebäudes und ſchloß den Raum mit ein, welcher jetzt die Lutherkapelle bildet. Ueber der aufſteigenden Treppe war ein kleiner Theil davon in der Weiſe geſchieden, daß dadurch eine ſchmale erhöhte Bühne entſtand.

welche „die Laube“ hieß, und hier traten die Sänger auf. Ihr gegenüber an der Südwand befand ſich eine um 3 Stufen erhöhte Eſtrade, „die Bühne“ genannt, auf welcher der Landgraf und ſeine Gäſte Platz nahmen. Als i. J. 1317 durch Einſchlagen des Blitzes der vordere nördliche Theil des Landgrafenhauſes abbrannte, ließ Friedrich der Gebiſſene 1319 bei der Wiederherſtellung den ſüdlichen Theil des Saales abtrennen und zu einer Capelle einrichten. Nach der Reſtauration ſehen wir den Sängerſaal ganz nach der damaligen Anordnung wieder hergeſtellt, nur, da die Capelle bleiben mußte, um ein Drittel kleiner. Die lange weſtliche Wand ſchmückt ein großes, trefflich gelungenes Freskogemälde von Schwinds, den Moment des Sängerkampfes darſtellend, wo der beſiegte Ofterdingen, den der Henker eben erfaſſen will, ſich zu den Füßen der Landgräfin niederwirft und um Schutz bittet. Ueber der Scene erblicken wir Klinſor auf Wolken, den Höllenhund zur Seite; die Freunde Ofterdingens blicken nach der Erſcheinung und hoffen auf Rettung für ihn. Auch die Wand der Sängerlaube iſt mit Frescen des Darmſtädter Malers Rudolph Hoffmann in treffender und geiſtreicher Weiſe ausgeſchmückt. Den drei Arkadenöffnungen entſprechen drei einfach gefärbte Teppiche, welche durch leichtes Bandwerk zu einem Ganzen verbunden ſind, und dieſes iſt zu beiden Seiten durch eine reich gemalte Borde von Rankenwerk abgeſchloſſen, in welches die Geſtalten der Sänger, jede nach ihrer bekannten Eigenthümlichkeit treu gezeichnet, verſteckt und verwebt erſcheinen. Auf jedem dieſer Teppiche ſtehn die ſchönſten und charakteriſtiſchen Stellen jedes dieſer ſieben Dichter mit goldenen Lettern geſchrieben. — Das nördlich an den Sängerſaal ſich ſchließende Landgrafenzimmer, noch heute ſo genannt, weil es in alter Zeit das Wohn-, Sitzungs- und Arbeitszimmer der Landgrafen war, enthält die Fresken: „Wart' Berg, du ſollſt mir eine Burg werden.“ die Rittermauer von Neuenburg, „Landgraf werde hart!“ Ludwig der Heilige und der Löwe, Ludwig der Heilige und der Krämer von Würzburg, Albrecht der Unartige erblickt bei der Hochzeit zum erſten Male die Kunigunde von Eiſenberg. Durch das Landgrafenzimmer werden wir weiter geführt in das Familienzimmer des landgräflichen Paares, das mit den herrlichſten Säulen und einem mit Säulenfenſtern verſehenen Erker geſchmückt iſt, von wo aus ſich eine herrliche Ausſicht öffnet. An der Weſtſeite des Sängerſaales läuft eine ſchmale Galerie hin, der ſogenannte Eliſabethgang, mit Fresken aus dem Leben der heiligen Eliſabeth geſchmückt. In kleineren Bildern ſieht man, wie ſie die Hungrigen ſpeiſt, die Nackten kleidet, die Kranken pflegt u. ſ. w., und einige größere ſtellen ihre Ankunft auf der Wartburg, die Sage von der Verwandlung der Brode in Roſen, Ludwigs Abſchied von ihr in Schmalkalden, ihre Austreibung durch H. Raspe, ihren Tod und ihr Begräbniß dar. — Auch die auf der Südſeite dieſer Etage ſich befindende Lutherkapelle iſt ganz im Stile ihrer urſprünglichen Gründung hergeſtellt und eine der ehrwürdigſten Zierden der Wartburg. Die herrlichen Glasmalereien konnten größtentheils nach noch vorhandenen Muſtern ausgeführt werden. Am 7. Juni 1855 ward die in Eiſenach ſtattfindende deutſche evangeliſche Kirchenkonferenz mit Einweihung dieſer Capelle eröffnet. — Durch das dritte Geſchoß des Landgrafenhauſes zieht ſich ein 120' langer und 38' breiter Ritterſaal, welchen man häufig, aber irrthümlich für den Sängerſaal hält. Urſprünglich war nämlich das Landgrafenhaus zweiſtöckig. Ludwig I. aber, als er vom Kaiſer Lothar zum Landgrafen von Thüringen erhoben war, richtete eine größere und glänzendere Hofhaltung ein, weshalb er die dritte Etage als einen einzigen großen Feſtſaal erbaute, während der untere Saal der Sängerſaal blieb. Bei einem nothwendig gewordenen Dachbau zu den Zeiten der ſächſiſchen Churfürſten, welche wenig mehr an die Wartburg wenden mochten, wurde er durch eine eingebaute Decke ſehr verunſtaltet und diente längere Zeit zum Heuboden, iſt aber jetzt ganz im alten Sinne und ſeiner urſprünglichen Beſtimmung gemäß wieder hergeſtellt. Allerlei geſchnitzte groteske Thierfiguren (Adler, Affen, Katzen u. dgl.) und üppige

Schlingpflanzen ſind theils die Träger der Balken und der ſie verbindenden Stangen, theils kauern ſie in den Ecken. Die Wände zieren die Bildniſſe der Landgrafen al fresco, und eine prächtige Galerie läuft durch den ganzen Saal. — Noch ſei der nördlich am Landgrafenhauſe ſich erhebende, den ganzen Bau beherrſchende 110′ hohe Thurm erwähnt, von deſſen Zinnen ſich das Auge einer überraſchenden Umſicht erfreut. Als bemerkenswerthe Punkte wollen wir nur die Kette des Thüringerwaldes mit dem Inſelsberge, den ſagenreichen Hörſelberg hinter Eiſenach, den hohen Ettersberg bei Weimar, das Rhöngebirge, den Meißner bei Caſſel und den 13 Meilen entfernten Brocken hervorheben.

Mögen ſich noch Jahrhunderte des Anblicks der alten denkwürdigen Burg erfreuen, möge ſie noch fernen Zeiten und kommenden Geſchlechtern ein Hort deutſchen Sinnes und deutſchen Lebens ſein!

* * *

Eine Sage von der Schlacht bei Fehrbellin.

Von K. Bormann.

Unter dem Titel: „Die Wahrzeichen und Denkmäler Berlins“ wird auf Seite 38 der erſten Abtheilung dieſes Werkes von Dr. W. Schwartz berichtet, daß nach des Volkes Rede vorn aus dem Mantel der Statue des großen Kurfürſten ein Paar Kinderköpfe herausguckten; ſie habe der Künſtler angebracht, weil der Kurfürſt einmal bei der Erſtürmung eines Dorfes mit eigener Hand zwei Kinder, die er in einer Wiege liegend fand, auf dieſe Weiſe in ſeinen Mantel gehüllt und gerettet habe. In dieſer Weiſe hat dieſe Sage keinen Anſchluß an das Erzbild, an dem wie Dr. Schwartz richtig bemerkt „ein ſcharfes Auge nur den Bauſch des Kleides ſieht.“ Ich habe jedoch die Sage aus dem Munde eines Handwerkers anders gehört. Der Bruſtharniſch des Kurfürſten, wie Schlüter ihn dargeſtellt hat, geht nämlich unten in einem Minervenbilde aus. Man ſieht daſſelbe am deutlichſten, wenn man das Standbild von der Seite betrachtet. Dem Unkundigen kann dieſe Verzierung wie ein Kind vorkommen, das vor dem Kurfürſten auf dem Pferde ſitzt. So iſt ſie von dem Volke verſtanden worden, das mit Beziehung auf dieſe Auffaſſung folgende Geſchichte erzählt. Als der Kurfürſt am Morgen des 18. Juni 1675, des Schlachttages von Fehrbellin, durch ein Dorf reitet,, das in der Nacht zuvor von den flüchtenden Bewohnern verlaſſen war, ſah er vor einem der verödeten Häuſer ein Kind ſitzen, das die Eltern in der Eile der Flucht vergeſſen hatten. Der Kurfürſt befahl, das Kind zu ihm aufs Pferd zu heben, und mit dieſem Kinde vor ſich ſchlug er die ſiegreiche Schlacht. — So wird das Kind in der Anſchauung gleichſam zu dem Schutzengel des hohen Herrn an dem Tage, den er mit einem Werke der Barmherzigkeit beginnt, der in ſeinem Verlauf mit ſo vielen Gefahren ihn umdroht, und der in ſeinen Erfolgen ſo ſiegreich endet. Und wer möchte dieſe fromme Deutung eines ſchwer erkennbaren antiken Zierraths an der Rüſtung des Helden von Fehrbellin nicht ſinnig, nicht liebenswürdig finden?

* * *

Jahn und das Turnen.

„Der zweite Sam' und das iſt Jahn,
Der unſer Volksthum geſchrieben,
Von dem, da es fraß Feuerzahn,
Die Ueberſchriften uns blieben.
Drauf hat er noch mit gutem Stift
Beſchrieben eine Runenſchrift,
Der nordiſche Runenmeiſter.“

Rückert.

Im Jahre 1859 hieß es:

Jetzt ſind es grade hundert Jahr,
Herr Guts Muths*) da geboren war.
Er wanderte an ſeinem Stab
Mit gutem Muthe bis an's Grab.
Sein Meiſter war Herr Salzmann fein,
Hat von dem Salz den Namen ſein.
In Vogelſang und Schnepfenthal,
Da war Studieren keine Qual u. ſ. w.

Guts Muths iſt der Vater der neueren Leibesübungen bei den Deutſchen. Jahn gab dieſen Leibesübungen eine patriotiſche Richtung. Im Jahre 1861 feiert man das fünfzigjährige Jubiläum der Begründung des deutſchen Turnplatzes auf der Haſenheide bei Berlin.

Die Haſenheide mit ihrem kleinen Bergrücken, welcher auf dem faſt zierlich abgegrenzten Turnplatze als Terraſſe die Zuſchauer aufnimmt mit ihren ziemlich friſchen Wäldern, ihren Schluchten und Zäunen iſt ſchon an und für ſich eine Erinnerung an die Begründung des Turnens und an Jahn. Sie ſoll noch außerdem nun die Grundſteinlegung des Jahndenkmals ſehen.

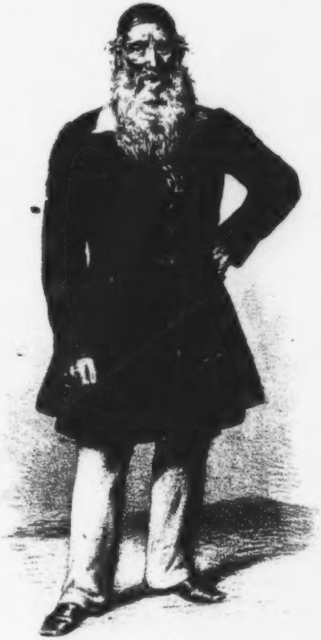
Ein Blick auf Jahns Leben dürfte daher an dieſem Orte gar wohl gerechtfertigt ſein.

Friedrich Ludwig Jahn wurde am 11. Auguſt 1778 zu Lanz bei Lenzen in der Priegnitz geboren. Im Elternhauſe ging es altfränkiſch her.

Von Friedrich Ludwig Jahns Schwager, Pfarrer Tittmann zu Lanz, dem Nachfolger des Paſtor Jahn, erfuhr der wackere Dürre, daß ſeine Mutter mit ihrem Manne immer auf einem ſehr förmlichen Fuß gelebt und ihn immer mit „Sie“ angeredet habe. Sie ſprach von ihrem verſtorbenen Manne immer mit großer Hochachtung und ſcheint in allen ihren Verhältniſſen, obſchon ſie eine ſehr feurige Frau war, in großer Ergebenheit zu ihrem Gemahl gelebt zu haben. Wenn er von dem Filial heimgekehrt, ſoll ſie jedesmal ſeine Pfeife ſchon geſtopft und zum Anzünden bereit gehabt haben und ihm mit brennendem Fidibus entgegen gegangen ſein. In der Erziehung ihrer Kinder ſcheint ſie ſehr ſtreng geweſen zu ſein. Schon im vierten Jahr ſoll ihr Sohn in der Bibel leſen gelernt haben. Oftmals hat ſie, um

---

*) Es ſei hier bemerkt, daß ein Sohn von Guts Muths als Zeichenlehrer in Clausthal am Gymnaſie beſchäftigt war und andere Verwandte von ihm, darunter der Naturforſcher Lenz, noch in Ibenhain oder Schnepfenthal leben. In der Provinz Sachſen und Weſtphalen iſt ſein Name noch ſehr häufig. Wohl ein Neffe von ihm war der unglückliche Naturdichter Guts Muths zu Quedlinburg. Als Müller in der goldnen Aue ergab er ſich gleichzeitig der Muſe und dem Trunk, mußte ſeine reiche Mühle in der goldnen Aue verkaufen und lebte zuletzt von Betteleien in ſeiner Vaterſtadt Quedlinburg. Seine einzeln gedruckten langen Gedichte auf die Roßtrappe und die Victorshöhe, obgleich ohne Werth, ſind durch blühende Sprache und phantaſtiſche Auffaſſung von Natur und Sage doch in der Gegend allgemein bekannt geworden.



Gut Wort [illegible] Herz und Hand

Friedrich Ludwig Jahn

[redacted]

ſeinen Lehreifer zu ſteigern, ihn unter Vorſchützung von Hausgeſchäften abgewieſen, wenn er zu ihr kam, um eine Leſeſtunde zu nehmen. Wenn er aber ungezogen geweſen, mußte er in den Büchern der Könige und Chroniken die Eigennamen leſen, bei deren Verſtümmlung es dann wohl nicht ohne Denkzettel abgegangen ſein mag. Jahn, der überhaupt mancherlei Muſik gar nicht vertragen mochte, konnte nicht ſingen, hatte dagegen, wie aus Allem, was er geſchrieben hat, hervorgeht, einen gewaltigen Sinn für alles Rhythmiſche. In dieſer Weiſe trug er oftmals, die logiſche Betonung ganz überſehend, Gedichte in ſcharfaccentuirtem Steigen und Fallen der Stimme mit begleitenden Bewegungen der Arme und des Körpers vor. Oefters ſchob er dabei den linken Fuß und den ganzen Körper vorwärts. Man glaubt, daß dieſer Mangel an Geſang der Geſangloſigkeit ſeiner Mutter zuzuſchreiben iſt, während ſein Vater ſehr ſchön geſungen haben ſoll. Die Erziehungsgrundſätze der Mutter waren einfach und feſt. Während Jahn ſelbſt in ſeinen Reden ein unſauberes Wort, ſofern es nur den rechten Gedanken ausdrückte, nicht verſchmähte, mußte man dagegen bei ſeiner Mutter mit Mühe errathen, was ſie meinte, wenn ſie von irgend einem unſauberen Geſchäfte ſprach. So war ſie ſelbſt außerordentlich ſauber, wenn auch einfach gekleidet, immer ſehr rein gewaſchen und mit geordnetem Haar auch in den Frühſtunden zu finden. Auf Schamhaftigkeit hielt ſie beſonders. Sie that ſich etwas darauf zu Gute, daß ſie bei dem Auskleiden eines Kindes nie das alte Hemde fallen ließ, bevor das friſche den ganzen Körper bedeckte.

Sie hatte einen feſten Bibelglauben und fand ihren einzigen Troſt in der Bibel und im Gebet. Sie konnte deshalb — und das war auch ihrem Sohne eigen — aus allen Büchern des alten und neuen Teſtaments Stellen citiren und zum Theil ganz herſagen. Sie wußte damit ihre Rede zu ſchmücken, indem ſie, wenn ſie bewegt wurde, ſich oft mit einer Beſorgniß erregenden Stärke vor die Bruſt ſchlug. So wie ſie in den Eingaben und Rückſchriften, welche ihr Mann ihr gewöhnlich vorlas, mit einem einſchmeichelnden Tone die etwaigen Härten zu rügen und damit zu beſeitigen wußte, ſo hatte ſie auch eine komiſche Förmlichkeit und Höflichkeit gegen fremde Perſonen und Bekannte. Dürre hat dies auch bei Jahn zuerſt auf einer Reiſe von Jauer aus, wo er mit Jahn das Lützow'ſche Corps verließ, bemerkt. Beim Eintreten in die Commandantur, etwa zu Bunzlau, nahm Jahn eine liebliche Stimme und ſehr feine Bewegungen an, die er nie an ihm gewohnt geweſen. Beim Bitten um eine Kleinigkeit machte Jahns Mutter auch ſolche Höflichkeiten; aber wenn man ihr einen verſprochenen Dienſt nicht erzeigte, dann wußte ſie zu pochen, indem ſie ſagte, daß man nicht hätte verſprechen ſollen, wenn man nicht halten wollte oder konnte. Aehnliches iſt bei Jahn vorgekommen.

Hart war die alte Frau außerordentlich gegen ſich ſelbſt. Sie brachte, wiewohl es ſie ſehr angriff, ſchon früh Morgens Bett und Zimmer in Ordnung, wollte nicht, daß Jemand, wenn ſie unwohl war, bei ihr wache und begnügte ſich mit wenig Koſt. Vielleicht iſt auch Jahns Bedürfnißloſigkeit früherer Jahre das Reſultat ſeiner früheren Erziehung. Die alte Frau war ſehr ſparſam, doch liebte ſie auch Geſchenke zu geben und ſuchte dabei nicht eben zu knauſern. Mehrmals ſagte ſie zu Dürre: „Ei was, ſpring' ich über den Hund, ſo ſpring' ich auch über den Schwanz."

Vielleicht iſt gerade der Mangel an Sparſamkeit bei ihrem Sohne, der Alles weg gab, wenn's ihm nöthig ſchien, aber auch von Anderen Gleiches verlangte, eine Wirkung der mütterlichen Grundſätze.*)

---

*) Die Mittheilungen über Jahn S. 148—150 ſind einer Aufzeichnung von Dürre entnommen, die wir der Zuſendung unſeres verehrten Gönners des Direktor Kloß in Dresden verdanken. Wie in dieſem Punkte, ſo will überhaupt dieſer Aufſatz eine Ergänzung zu „Jahns Leben" (Berlin, 1855) ſein.

Ueber ſeine Schuljahre hat ſich Jahn ſelbſt mehrmals ausgeſprochen. In Salzwedel mußte er ſeinen Kameraden, die alle älter und größer waren als er, allerlei Eßwaaren und Gebäck holen. Er that dies gern. Da man ihm aber ſeine Bemühungen mit Undank belohnt, ja ſogar ihn mißhandelt hatte, bildete ſich in ihm der Oppoſitionsgeiſt, der ihn auch weiter auf die Univerſität verfolgt hat. Auf dem Berliner Gymnaſium zum Grauen Kloſter war er gleichfalls Schüler. Er ſprach mit einem gewiſſen Wohlgefallen von dem feinen adligen Mutterſöhnchen, das mit einem ſehr ſchönen Pelzmuff angethan in die Klaſſe gekommen ſei und dem er glühende Kohlen in den Muff gelegt habe.

Jahn's Univerſitätsjahre ſind für ſein ganzes Leben beſonders entſcheidend geweſen. In Jena hatte er mit dem ſpäteren Regimentsarzt Feuerſtein in ſehr freundſchaftlichen Beziehungen gelebt. Dieſer hat Dürre mehrmals von dem wilden Aufzuge und von dem ungeſtümen Kampfe Jahn's gegen die Verbindungen, die Landsmannſchaften und Kränzchen erzählt. Jahn lebte, wahrſcheinlich von Halle fortgeſchickt, in Jena unter dem Namen Fritz. In Kunitz war ein bekannter Wirth, deſſen Pfannkuchen berühmt waren. Als ſich dieſer einſt in großer Noth befand, hatte ihm Jahn eine Bittſchrift an die Studenten aufgeſetzt, die große Wirkung hervorbrachte und den Bittſteller aus ſeinem Elend riß. Der Wirth ſprach mit großer Rührung von ſeinem Wohlthäter. Bekannt iſt das Leben Jahn's in Halle, wo die Landsmannſchaften den ſogenannten „breiten Stein", die mittlere größere Steinreihe, behaupteten und wo bei Begegnung vieler Studirenden gewöhnlich eine Maſſe von Duellen ſich entſpann. Jahn hat erzählt, daß er eines Tages, aus dem Collegium des Theologen Knapp kommend, ſämmtliche ihm begegnende Landsmannſchaften oder Kränzianer (Mitglieder der Kränzchen) vom breiten Stein heruntergeſchuppt habe. Das mag die Veranlaſſung zu einem allgemeinen Kriege gegen ihn, dem er ſich durch einen Aufenthalt in einer Höhle der Felſen von Giebichenſtein entzog, geweſen ſein. Als Dürre mit Jahn im Jahre 1813, unmittelbar nach der Schlacht von Leipzig, in Halle war, führte er ihn in die Höhle, indem er noch alle von früherher bekannten Fußtritte mit gemſenartiger Schnelligkeit auffand, ſo daß Dürre, der noch nicht ſiebenzehnjährige Burſche, ihm kaum folgen konnte. Es war ein heller Octobertag und Jahn, eingedenk ſeines früheren Lebens, eingedenk auch des eben über den Erzfeind Deutſchlands erfochtenen Sieges, hatte jene fröhliche Stimmung, bei der er nicht ſeinen gewöhnlichen Witz ſprühen ließ, ſondern das Innerſte entfaltete. Er ſprach hauptſächlich von dem Leſen des Romans Dia-Na-Sore von Meyern und zeigte Dürre die Stelle, wo ihm bei der Leſung dieſes Buchs eine ganz neue Welt aufgegangen ſei. Aber der Schalk in ihm mußte ſein Recht haben. Denn mit einem ganz tollen Geſichte und mit einer meckernd lachenden Fiſtelſtimme erzählte er auch, wie einige Kränzianer ihn hätten in der Höhle überfallen wollen, wie er ſich aber auf einzelnen Felspunkten Steine geſammelt und ſie damit in der von ihm verlaſſenen Höhle bombardirt habe. Bei der Rückkehr begegneten Jahn und Dürre dem Romanſchreiber Lafontaine, den Jahn zwar kannte, aber nicht anredete, nicht weit von der Stelle, wo Jahn ſich als Student durch einen dicken Trupp Handwerksburſchen, welche auf Studenten lauerten, hatte durchſchlagen oder vielmehr mit ſeinem Stocke, dem „Ziegenhainer" durchſtoßen müſſen. Um dabei recht ſicher zu gehen, hatte er ſich das Sacktuch zuſammengedreht in den Rockärmel auf die Schulter geſteckt; im Hut hatte er ſchon beſtändig ein zuſammengedrehtes Sacktuch oder Handtuch getragen.

Eine kaum glaubliche Mittheilung behauptet, daß Jahn noch als Lehrer in einen Kampf mit Müllerburſchen verwickelt worden ſei. Er unterrichtete am Gymnaſium zum grauen Kloſter und an der Privatſchule des Dr. Plamann in Berlin. Sie wurde 1812 in eine eigentliche Erziehungsanſtalt, ähnlich dem Peſtalozziſchen Inſtitute, verwandelt. „Dies geſchah in dem ehemaligen Haugwitziſchen Palais, Lindenſtraße Nr. 4., mit einer Einrichtung in großartigem Styl: geräumige, helle Säle im Hauſe, hinter demſelben Turnplatz und Garten."*)

Dieſe Räume hatte der Staat auf das freigebigſte hergegeben, um eine an Leib und Seele geſunde Jugend aufblühen zu laſſen. Hier alſo arbeitete Jahn gemeinſam mit Frieſen. Dieſen Mann, der nachmals durch Meuchelſchuß in den Ardennen fiel, hat deutſche Treue auf einem Kirchhof Berlins begraben, eingedenk vielleicht des zu jeder Nation geſagten tiefſinnigen Bibelworts, „daß gefordert werde von dieſem Geſchlecht aller Propheten Blut, das vergoſſen iſt, ſeit der Welt Grund gelegt iſt." Denn einen Propheten dürfen wir jenen Liebling der deutſchen Jugend in ſeiner Art wohl nennen, welcher den ſo ungewöhnlich reinen und ſchönen Gedanken hatte, ſein Vaterland durch die Turnkunſt zu befreien und vor Allem ſein Blut für Deutſchland vergoß.

An dem Freiheitskriege von 1813 nahm auch Jahn Theil. Franzoſen und falſches Geld, hatte es geheißen, führt der Teufel durch die ganze Welt. Nun kam aber Jahn ſelbſt als Sieger nach Paris. Der Staatskanzler von Hardenberg lud ihn ein und ergötzte ſich an ſeinem wilden Ausſehen. Mit ſeinen Geſellen ſetzte ſich Jahn im Palais Royal feſt und dort erſtaunten über ſein in aller Kraft und Breite ſich entfaltendes Deutſchthum ſowohl Franzoſen als Deutſche. Zu den Aufwärtern in der Kaffee-Kneipe wurde deutſch geſprochen, mit den undeutſchen Gäſten nicht viel Federleſens gemacht, bei Streitigkeiten gleich die Schelle oder die Fuchtel angeboten. Die Spaziergänger ſammelten ſich und ſtaunten die „deutſchen Bären" an. Auch auf den Wiener Kongreß kam Jahn. Auffallen mußte er ſchon durch ſeinen Bart, ſeine langen Haare, ſeine altdeutſche Tracht, nicht weniger aber durch die Entſchiedenheit und den Trotz ſeiner Meinungen, den rückſichtsloſen Ausdruck ſeiner kurzen Rede. Man konnte nicht leugnen, er hatte durch ſein Weſen großen Einfluß. Dem Finanz-Miniſter Freiherrn von Bülow, der ſich gutwillig zur Verhandlung einiger Fragen hergab, ſagte er ohne Blödigkeit harte Lehren, und da er wußte, daß er durfte, einige Grobheiten. Noch 1817 waren hohe Generale und Miniſter die Zielſcheibe ſeines Spottes und ſeiner ſcharfen Rügen, mit Ausnahme des Staatskanzlers, von dem er gut dachte und noch vieles hoffte.

Die Feier des 18. Octobers 1817 gab Gelegenheit, die von Jahn vertretene Seite des Lebens in Berlin auf das glänzendſte hervorgekehrt zu ſehen. Alle andern Feſtlichkeiten wurden verdunkelt durch die der Turner; ihre Uebungen, Lieder, Reden und Sprüche hatten etwas Begeiſterndes, das die Menge fortriß.**)

Aus guter Quelle erfahren wir, daß die Uebernahme des Turnens als Staats-Anſtalt in naher Ausſicht ſtand. Allein Jahns auffallende Perſönlichkeit, welche täglich im lauten Geſpräche mit den Turnern unter den Fenſtern Friedrich Wilhelm III. vorbeiſchritt, beunruhigte den König und verdarb ſeinen Freunden im Miniſterio die Rechnung.

---

*) Vergl. L. Wieſe's Schrift über den trefflichen Plamann: Rede bei der Säcularfeier von Peſtalozzi's Geburtstage den 12. Januar 1846. In dieſer Schrift heißt es mit Rückſicht auf Jahn und Frieſen: „Harniſch, der ſelbſt dieſem Kreiſe angehörte, ſagt in dem Denkmal, welches er Frieſen geſetzt hat: „„Hätte die Plamann'ſche Anſtalt auch keine andere Wichtigkeit für den Erzieher, ſo würde ſie ſchon darum merkwürdig ſein, weil ſie dieſe zwei Männer beſaß."" Derſelbe rühmt die Freiheit und Selbſtſtändigkeit, mit der die Peſtalozzi'ſche Methode, gerade durch Männer wie Frieſen, allmälig von Einſeitigkeit befreit, dort zur Anwendung gebracht worden ſei, ſo daß es eine Zeit gegeben habe, wo die Plamann'ſche Anſtalt höher ſtand, als die Peſtalozzi'ſche in Iferten, womit K. v. Raumer's Erfahrung übereinſtimmt, der 1810 von Iferten nach Berlin kam, und das freie ſelbſtbewegliche Leben von Frieſen und Harniſch, gegen das kalte, methodiſch genirte vieler Peſtalozziſchen Lehrer, ſehr abſtechend fand. Was ſoll man aber dazu ſagen, daß derſelbe Harniſch, nachdem er ſo viel Rühmliches von der Plamannſchen Schule geſagt, in ſeinem Kaskorbi Perſonen und Einrichtungen derſelben, freilich mit fingirten Namen, aber kenntlich genug, auf Spott zu ziehen ſuchte?"

**) K. Varnhagens Denkwürdigkeiten bei dem Wiener Congreß, ſowie aus den Jahren 1813 und 1817.

Es war nun im Jahre 1820, als man in den Straßen Kolbergs einen Mann von ſonderbarem und ungewöhnlichem Aeußeren erblickte. Er trug einen ſchwarzen oder grauen kurzen Rock, hinten an den Schößen ungetheilt, mit kurzem, ſtehenden Kragen, mit einer einzigen Reihe von Knöpfen, bis oben hin zugeknöpft; Beinkleider von derſelben Farbe, wie der Rock; hatte weder Halstuch noch Binde um, ſondern ging bloßen Halſes, wie Knaben, mit einem weißen Hemdkragen über den Rock. Sein Gang war feſt und kräftig; ſein Anſehn ernſt und ſtreng. Eine hohe, ſchon etwas gerunzelte Stirn ging aus in eine bis zum Hinterhaupte ſich erſtreckende kahle Platte; aber das hintere und Seitenhaar des Kopfes, ſchon ein wenig in Grau übergehend, hing in langen Locken über die Schultern. Der Blick war durchdringend, aber nicht abſchreckend; ein Bart war nicht nur oberhalb der Oberlippe oder an beiden Backen, ſondern hing weit auf die Bruſt herab. Es war der Doctor Jahn, ein Hebel der Freiheitskriege, der als Angeklagter bis zu ſeiner Freiſprechung ſich auf der Feſtung Kolberg befand.

In kleinen thüringiſchen Städtchen verlebte er nach der Freiſprechung den Reſt ſeines Lebens. Von Freiburg an der Unſtrut wurde er nach Kölleda verwieſen. Von hier aus aber ſchrieb er „am Kuhkölniſchen Schweinemarkt“, 2. Juli 1835: „Mein Entſchluß ſteht nun feſt, Kuh-Köln, wo nicht zu allen Zeiten Milch und Butter zu haben iſt, ſpäteſtens künftigen Sommer zu verlaſſen und nie wieder zu ſehen. Nach dem Abzug der Huſaren, der wahrſcheinlich Ende Auguſts erfolgt, wird hier Bauerhauſen völlig verdorfen, und die Spannung mit den Ehrenbürgern ſich noch weiter dehnen. Wohin? weiß ich noch nicht. In der Nähe bleibe ich ſchwerlich, denn ich verlange nicht viel, aber eine Stadt reinlich und feuerſicher im Innern, mit Wochenmärkten, mit Gelegenheit zum Luſtwandeln umher, Schüttſtraßen mit Schnellpoſten, eine Druckerei oder mehrere, weil ich ſonſt ſelbſt eine anlegen müßte.“

Als er dann wieder in Freiburg an der Unſtrut wohnte und eine Reiſe nach dem verachteten Kölleda machte, brannte das Haus zu Freiburg ab, in welchem er zur Miethe wohnte. Bei dieſem Brande forderte ein Grobſchmied im gewaltigen Schurzfelle einen Lehrling auf, der in einem oberen Stockwerke in Gefahr war, in ſeine ausgeſtreckten Arme zu ſpringen, und fing ihn in den Armen auf. Dieſes Heldenſtück, welches die Zeitung damals erzählte, regte unſere jugendliche Phantaſie mächtig an. Freiburg an der Unſtrut erſchien wie eine Wohnung der Rieſen und Jahn als der heidniſche Gott Thor unter ihnen. Jahn ſoll freilich ſelbſt als faſelnder Alter zu jungen Beſuchern geſagt haben, doch im Norden ſei noch ein Ort, wo ſich heimliche Anbeter des Thor verſammelten, und zu dieſen ſich zu geſellen, ſehne er ſich. Den gewaltigen Tonfall ſeiner Worte zu zeigen, den er förmlich mit einer Art von Tanz, wenigſtens von rhythmiſchem Gehen, begleitete, ſtehe hier der Kern einer von ihm verfaßten ungedruckten Spruchreihe, die er 1847 von zwei jungen Mädchen bei Ueberreichung einer Fahne an den Geſangverein von Freiburg ſprechen ließ:

Der Starke bleibt einzeln ohne Macht,
Im Verein wird nicht der Schwache veracht.

Wie zu Feld ein Dornbuſch einzeln ſteht,
So der Mann, der einſam durch's Leben geht.

Die Freundſchaft iſt oft ein leeres Wort,
Geſinnung und Thatluſt mehren den Hort.

Als Schreckbild droht das Geſetz von fern,
Die Sitte ſteht über den mächtigſten Herrn.

Die Kraft und Macht ſind nichts ohne Geiſt,
Unſterblich ſich der in der Dichtkunſt weiſt.

Die Mutterſprache bleibt Landes Ehr',
Das Volkslied rüſtet des Volkes Wehr.

Des Vaterlands Bande iſt die Sprach',
Die wecken nur die Lieder wach.

Die Sprache des Volkes Seele waltet,
Ohne Geſang ſie doch bald erkaltet.

Ohne Lied, ohn' Red' und Feſtgeſang
Ein Volk nicht lange dauern mag.

Die Zeit entflieht in jedem Verein,
Das Gedächtniß darf nicht von heute ſein.

Drum wünſchen wir, daß im Vaterland
Der heutige Tag ſei des Rechtes Pfand.

Die Fahne iſt Zeichen einer Schaar,
Sie leb' und wehe recht viele Jahr.

Sie führe der Zeiten Wechſelgang
Zu treuen Söhnen des Vaterlands.

Sie halte Falſche und Feige fern,
Vereine Biedre und Brave gern.

Sie ſei das Banner der Mutterſprach,
Sie ziehe des Liedes Strahlen nach.

So wirke nun wacker und wohlgemuth,
Und halte die Fahne in guter Hut.

Jahn hatte ſich im beſten Mannesalter als einen „alten Deutſchen" gegeben. Auch während ſeines thüringiſchen Aufenthaltes wurde er noch ſo angeſehen und zog in dieſem Sinne die Jugend an. Indem er aber vielmehr durch und durch noch einer der lebendigſten Zeugen aus den Freiheitskriegen war, mit welchem der Umgang hier vielen nachgeborenen Jünglingen gegönnt war, die auf andere Weiſe nie in ein unmittelbares Verhältniß zu jener eben ſo großen als nahen Vergangenheit gekommen wären, war demjenigen, welcher ſchon in ſeiner Jugend über die Vermehrung des Patriotismus geſchrieben hatte, in ſeiner Abendzeit ein ſchöner Wirkungskreis ungeſucht zugefallen. Dieſe Aufgabe des Greiſes wurde aber von Wenigen verſtanden. Als im Jahre 1843 gegen die damals noch verbotenen Studentenverbindungen unbedeutende neue Unterſuchungen begannen, unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV., glaubte man in ſeltſamer Verblendung durch nächtliche Boten den ehemaligen Gefangenen von Kolberg wegen einer etwa bevorſtehenden Beſchlagnahme ſeiner Papiere warnen zu müſſen. Der Turnvater empfing dieſe Jünglinge, von denen der eine jetzt Syndikus der Ritterſchaft in einem Deutſchen Staate und der andere Polizei-Lieutenant in Berlin ſein dürfte, als hätte er ihren nächtlichen Beſuch längſt erwartet. In gewaltiger Aufregung ſchritt der alte Offizier der Lützower durch's Zimmer, hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf jedes Wort der Erzählung, vermied aber jede Frage und Wechſelrede. Den überbrachten Brief ſteckte er haſtig zu ſich, als ſolle Niemand beweiſen können, daß er ihn geleſen habe. Freundlich brachte er dieſe Boten zu Bette und ſpäter verabſchiedete der alte Schulmann ſie liebevoll, aber ohne daß er ſich herabließ, ſein Stillſchweigen über den Zweck ihres Beſuches zu brechen. Der Verkehr mit der Jugend war Jahn unter allen Umſtänden Herzensbedürfniß. Hoffnung, Freiheit, Licht und Luft fand er nur, wo Knaben athmeten. Vom Turnen konnte der Staat ihn losreißen. Aber ſein Verkehr mit Knaben und Jünglingen wurde ſelbſt in abenteuerlichen Formen fortgeſetzt. Unter dieſen hatten, wie es zu geſchehen pflegt, ſeine eignen Kinder zu leiden, die nun alle todt oder verſchollen ſind. Wie Jahn ein ſonderbarer Pädagog war, ſo war er auch ein ſonderbarer Hausvater. Sein Hausweſen war zerrüttet, aber ſeine Ehen waren ſehr glücklich. Mit den Freiburger Bürgern lebte er gleichſam auf dem Kriegsfuß. Ich erinnere mich, daß er uns auf einem Spaziergange aufforderte, mit ihm davon zu laufen, weil ſein Hund hinter einem Zaune ein fremdes Huhn zerriſſen hatte. Die Bürger beſchuldigten ihn bei ſeiner langen Muße der Klatſchhaftigkeit, welche ſich bis auf ihre Kochtöpfe „und noch weiter“ erſtrecke.

Als Jahn am 15. Oktober 1852 ſtarb, wurde er keineswegs betrauert wie Arndt bei ſeinem Tode. Der Hauptgrund ſeiner damaligen Unpopularität war aber trotz ſeiner Fehler kein anderer als ſeine abſichtliche Zurückgezogenheit nach dem Deutſchen Parlamente. Mit Lichnowsky und Auerswald war er dort verfolgt. Seitdem war er innerlich gebrochen, wandte furchtbare Stellen aus Jeremias auf die Deutſchen an und wurde von Zweifeln über die demagogiſche Seite ſeines vergangenen Wirkens gequält. Eine verſöhnende Genugthuung ganz in ſeinem eignen Sinne war es daher, als es nach ſeinem Tode gelang, zunächſt durch eine planmäßige Entwickelung ſeiner Verdienſte um die Freiheitskriege ſein Bild in den Herzen wieder aufzurichten. Alsbald verlangte die erwachende Liebe der Deutſchen zu ihrem Turnvater nach feſteren Beweiſen von Stein und Erz. Längſt ſteht auf ſeinem Grabe jetzt ein Denkmal. Zu einem größeren wird der Grundſtein auf der Haſenhaide gelegt werden. In einer Verſammlung wegen dieſes Denkmals nahm ein alter Küſtriner Feſtungskommandant, über den Jahn als Gefangener ſich bitter beklagen zu dürfen glaubte, freundlich und ſorglich das Wort. Läßt ſich ein größerer Umſchwung der öffentlichen Meinung zu Gunſten des Turnvaters denken? Er, der den Straßenjungen unter dem Brandenburger Thore gepredigt hatte, weil er ſich bei dem Fehlen der Siegesgöttin nichts zu denken wußte, und als Gefangener aus Berlin geführt war, wies ſpäter alle Einladungen dahin zurück. Wenn er wieder käme, ſollte ſich Niemand an ihm ärgern und nur an einem Tage gerechter Wiedervergeltung ſchien er kommen zu wollen. Ein ſolcher Tag iſt der Tag der Grundſteinlegung in der Haſenhaide, und der größte Triumph für Jahn iſt die heutige Stellung des Turnens. Allerdings würde er noch die Uneinigkeit über die verſchiedenen Syſteme der Turnkunſt tief beklagen. Für das ſchwediſche Turnen, das bei unſerm Militair eingeführt iſt, würde er ſich in Berlin nicht entſcheiden. Das Spieß'ſche Turnen aber, eine zweckmäßige Veränderung des Jahn'ſchen Turnens für die Schulen, würde bei ruhiger Ueberlegung ihn freuen mit ſeinem Stangengerüſt und andern trefflichen Einrichtungen auf unſern Schulhöfen.

Ueberhaupt hat man eine Scheidung zu machen, wenn man jetzt vom Turnen ſprechen will. Für ſich zu betrachten iſt das Turnen, inſofern es mit unſeren Schulen verbunden iſt. Für ſich zu betrachten ſind die Turnübungen desjenigen Theiles der deutſchen Jugend, welcher, ohne dem Soldatenſtande anzugehören, zu der Schule in keinem Verhältniſſe ſteht. Mit Rückſicht hierauf mögen noch einige einzelne Bemerkungen ſich hier anſchließen.

Die von Schulen ausgehenden Reiſen blühten ſchon zur Zeit der Philanthropine. Seitdem haben ſie ſich nicht ſo verallgemeinert, wie man wünſchen möchte. Eiſenbahnen und zahlreiche Chauſſeen haben ſie kaum gefördert. Das Charakteriſtiſche ſolcher Reiſen iſt, daß Schüler in größerer Anzahl mit ihrem gemeinſamen Lehrer zu Fuße reiſen, daß ſtarke Tagesmärſche mit Rückſicht auf geſchichtliche Punkte gemacht und in einem Bogen jedesmal möglichſt große Theile des deutſchen Vaterlands in Augenſchein genommen werden. Dieſen Charakter werden Schulreiſen faſt nur unter Leitung des jedesmaligen Turn- oder Geſchichtslehrers vollkommen entwickeln können. Sollte aber Jemand eine bunte Schaar von Schülern, deren Lehrer er nicht iſt, als Reiſeführer zuſammenpferchen, ſo würde das weniger empfehlenswerth ſcheinen. Obgleich auf die Perſönlichkeit Alles ankommt, ſo wäre es, von dieſer abgeſehen, eine Kleinkinderbewahranſtalt auf Reiſen, und doch wären die geleiteten Knaben und Jünglinge keine Kinder mehr. Die väterliche Gewalt oder das Anſehn des Lehrers wird entwürdigt durch die Uebertragung für die Dauer eines bloßen Vergnügens. Wir ſchweigen von den Hauslehrern, welche mit zwei bis drei reichen Knaben ſtatt zu reiſen ſich wochenlang an einem ſchönen Punkte niederlaſſen. Mit einem ſolchen ſind wir unlängſt auf der Eiſenbahn gefahren. Er ſchrieb Alles auf, was ſeine Zöglinge begannen, bis einer von ihnen ſich ein Polſter zurechtmachte und ſich der Länge nach auf die Bank legte. Da ſchlug er behutſam ſein Tagebuch zu und ſteckte es ein. So ſollten Schüler gewiß nicht reiſen nach Salzmann, Jahn und Frieſen.

Das Turnen der Kaufleute, Handwerker und Studenten ſoll keine bloße Gymnaſtik, ſondern eben für die Erwachſenen ſoll mit dem Turnen auch etwas Geiſtiges verbunden ſein. Nicht als Staatsumwälzer ſoll der Turner in die Zukunft blicken. Ungekünſtelt ſoll er die Vergangenheit anſchauen und ſo der Zukunft gleichſam vorgebildet und gewappnet entgegentreten. Patriotiſche Geſinnungen und die Lieder der Freiheitskriege gehören recht eigentlich auf den Turnplatz, am meiſten auf die Haſenheide. Zweck des Turnens iſt die Blüthe und Geſundheit des Staats und der Familie an Leib und Seele. Die großen Ideen nationaler Einheit ſollen von den Turnern nicht ſowohl verbreitet als im Innerſten gehegt werden. Eine heilſame antinapoleoniſche Richtung haben die Schickſalsnornen der Turnkunſt ſchon in der Wiege verliehen. Der Sinn ihrer Runenſprache aber iſt, ſo lange der Wind den Staub der Haſenheide aufweht, Wiedergeburt von unten nach oben, damit nie wieder ein Heinrich von Kleiſt ſingen kann:

„Es bricht der Wolf, o Deutſchland,
In deine Hürde ein und deine Hirten ſtreiten
Um eine Hand voll Wolle ſich!"

H. P.

* * *

Die Stadt Braunſchweig.

Von Carl Schiller.

„Brunswick Leu,
ſtark und treu!"

I.

Tauſend Jahre! Was ſind 1000 Jahre in dem Meere der Ewigkeit? Noch nicht der tauſendſte Theil eines Tropfens, und doch welch eine lange Spanne iſt es, nehmen wir zum Vergleiche das Leben der Menſchen und das Beſtehen ihrer Werke. — Tauſend Jahr! Nicht viel früher datirt ſich das Erwachen unſeres theuren Vaterlandes, und was iſt in dieſen tauſend Jahren an demſelben vorübergegangen? —

Wer den Geiſterſchritt der Cultur verfolgt, muß bewundernd unſer Vaterland anſtaunen, denn nirgend hat er ſo tiefe gewaltige Spuren hinterlaſſen, als in dem geſegneten deutſchen Lande. — Deutſcher Geiſt, deutſcher Fleiß und deutſche Kraft haben in dieſen tauſend Jahren ein Land geſchaffen, das beſtehen wird: „Trutz jedem Feinde!" bis die Erde zerfällt! —

In unſerem Vaterlande giebt es wenige Städte an denen ſich das Wachſen und Gedeihen des deutſchen Volkes ſo nachweiſt, als an dem alten „Brunswick;" denn nicht leicht hat eine zweite Stadt in Deutſchland (Nürnberg ausgenommen) eine ſo bewegte, ereignißvolle Geſchichte aufzuweiſen.

Und dieſe Stadt, deren hohes Alter Jedem, der ſie nur betritt, in die Augen ſpringen muß, feiert ihr tauſendjähriges Beſtehen am 20. Auguſt 1861, dem Namenstage des Schutzpatrons der Stadt des heiligen Autor. —

Der heilige Autor, deſſen Name in vielen Geſchichten der Heiligen nicht zu finden iſt, war Erzbiſchof zu Trier, und wurden deſſen Gebeine von der Großmutter Heinrich's des Löwen, der Markgräfin Gertrudis, auf ſchlaue Weiſe aus dem Kloſter St. Marimin in Trier entwendet und nach dem von ihr geſtifteten Mönchskloſter St. Egydien gebracht.

Früher in Trier nicht viel beachtet, erhielt der heilige Autor in Brunswick große Verehrung, und aus Dankbarkeit entſchloß ſich der gute Selige zu einem großen Wunder. Er erſchien 1199 bei Belagerung der Stadt (durch Philipp von Schwaben gegen Otto IV.) mit einem feurigen Schwerte, welches lange Zeit von den Mönchen zu St. Egydien natürlich ohne Feuer den Gläubigen gezeigt wurde, auf der Stadtmauer, und das feindliche Lager kam dadurch ſo in Furcht und Schrecken, daß von Stund an die Belagerung aufgehoben wurde.

„O heiliger Autor, nur noch ein Mal verrichte ein gleiches Wunder, kehre aber vorher nach deiner Heimath Trier zurück, und ſtrecke ein Flammenſchwert gegen Weſten hin!“ —

Die Entſtehung Brunswick's wird folgender Maßen erzählt: Zwei Söhne des Sachſenherzogs Ludolf (aus Wittekinds's Stamme?), Tankward und Bruno, ſiedelten ſich hier an der Owekra, Okera, Oker an, um 861.

Tankward erbaute am linken Ufer, wo heute die Burg-Caſerne ſteht, die Burg Tankwarderode, und Bruno gründete am rechten Ufer, etwa wo heute noch der Theil der Stadt „Altewyk“ heißt, den Wyk oder Weiler: Bruno's-Wyk. —

Als Beleg für dieſes hohe Alter, welches nach Einigen auf die Jahre 850 und 890 vorzurücken wäre, nach Andern aber noch weiter zurückgeſetzt wird, indem Carl der Große ſchon 780 an Stelle eines hier zerſtörten Götzen-Altars eine dem heiligen Polycarp geweihete Kapelle gegründet haben ſoll, aus der hernach die Jacobi-Kirche entſtand, welche erſt 1794 abgebrochen wurde und von der nur einige Mauer- und Spitzbogenfenſter-Reſte in dem ſogenannten kleinen Gewand-Hauſe übrig geblieben ſind, mag aber eine kleine, in den Chroniken angezogene Tafel gelten, die im Knopfe jener Kirche bei einer Ausbeſſerung derſelben im Jahre 1375 vorgefunden wurde, und als die älteſte vorhandene Nachricht beſtimmt das Jahr 861 angiebt, ſo daß wir wohl mit Recht mit eben dieſem Jahr der Gründung der älteſten Kirche zugleich die einer Gemeinde Brunswick anzunehmen berechtigt ſind.

Die Burg Tankwarderode machte um dieſe Zeit noch keinen Theil von Brunswick aus. Kaiſer Heinrich IV. belagerte 1060 den Markgrafen Egbert II., den Hauptanführer des Sachſenaufſtandes, in dieſer Burg; konnte ſie aber erſt nachdem Egbert in der Seite Hohewort bei Eiſenbüttel meuchlings erſchlagen worden, erobern.

Später wurde ſie von den Brunswickern zurückerobert, die bayriſche Beſatzung des Kaiſers erſchlagen, und die Sieger führten Egbert's nach Scheverlingenberg geflüchtete Schweſter nach Brunswick zurück und bauten eine neue Burg an Stelle der zerſtörten; dieſe Schweſter Egberts war Gertrudis, der wir den Herrn Autor verdanken. — Heinrich der Löwe vereinigte den „Hagen“, eine nur theilweiſe bebaute Gegend mit der Stadt, gründete mehrere Kirchen, und verſah die einzelnen Theile der Stadt ſchon mit Mauern und Thoren. Er ſtarb 1195 am 6. Auguſt in ſeinem von ihm erbauten Lieblingsſitze, dem Moſthauſe, vor welchem ſich ſein Löw. (vielleicht auf der Gießhütte am Bruche gefertigt und ſchon 1166 aufgeſtellt) befindet.

Die Erhebung zur eigentlichen Stadt erhielt aber Brunswick erſt nach der Belagerung von 1199, indem Otto IV. Mauern und Gräben ringsumher aufführen ließ, wie die ſächſiſche Chronik (beſſer Brunswicker Chronik) von Conrad Bodo, einem Braunſchweiger Bürger, meldet. Dieſe Chronik, unter dem Namen „Bilder-Chronik“ wegen der vielen Holzſchnitte bekannt, wurde 1492 zu Mainz von Peter Schöffer von Gernsheim gedruckt.

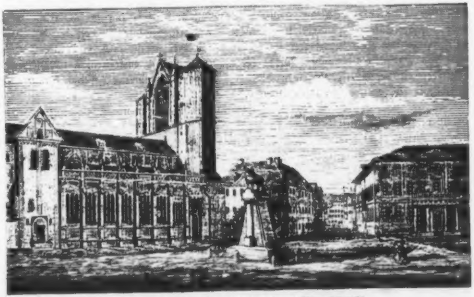
Unter den Nachkommen Heinrichs des Löwen blühte Braunſchweig immer kräftiger empor.

Otto IV. verlieh der Stadt für ihre Treue bei der Belagerung die Zollfreiheit durchs ganze römiſche Reich, und die ganze Altewyk erhielt, wie gemeldet, eine Mauer, welche auch das Egydienkloſter mit einſchloß. Von der Neuſtadt beſtanden damals die Kaiſer- und die Reichsſtraße; die dort liegende St. Andreaskirche wurde erſt ſpäter gebaut, noch ſtand hier eine Kapelle, von der ein Theil, wohl eines der älteſten Bauwahrzeichen Braunſchweigs, in der Kröppelſtraße zu ſehen iſt.

Unter Otto's IV. Regierung entſtand auch das fünfte Weichbild der Stadt nahe der Burg „der Sack.“

Dieſe fünf Weichbilder der Stadt (von denen eigentlich jedes eine Stadt für ſich mit Mauern und Thoren bildete) hießen: die Altewyk, die Altſtadt, die Neuſtadt, der Hagen und der Sack.

Otto IV. ſchenkte der Stadt die von Heinrich dem Löwen erbaute St. Martinskirche, als eine Haupt- oder Marktkirche.



Der Domplatz mit dem Dome und dem ehernen Löwen Heinrichs.

Nach Otto's Tode kam Braunſchweig an deſſen Bruder, Pfalzgrafen Heinrich, und von dieſem an ſeines jüngſten Bruders Wilhelm Sohn Otto, als Kind.

Otto verlieh dem Orte Brunswick für bewieſene Treue der Bürger, als er aus der Lübecker Gefangenſchaft kam, das erſte Stadtrecht und viele Freiheiten.

Schon 1228 brachten Braunſchweiger Kaufleute ihre Waaren nach Dänemark, und Waldemar II. befreite ſie dort vom Zoll- und Strandrechte wegen ihrer Anhänglichkeit an Otto. 1230 erhielt die Stadt durch Gründung des Kreuzkloſters neuen Zuwachs, und Balduin von Campen war der Stifter. In demſelben Jahre bekamen die Braunſchweiger vom Könige von England das Privilegium: in ſeinem Lande frei handeln zu dürfen und Schutz zu genießen, wenn ſie vom Herzoge einen Schein hätten, daß ſie ſeine Unterthanen wären.

Es dürfte hier die Stelle ſein, einer Anſtalt zu gedenken, die nach Heinrich des Löwen Tode (deſſen zerfallendes Land die Rechts- und Sittenloſigkeit beförderte) neben den Fürſten und Herren eine offene Macht bildete, und nur errichtet ſchien, um Gewalt mit Gewalt zu unterdrücken. Es iſt dies das Vehm- oder Freigericht, auch „die heilige Vehme“ genannt.

Zwei Rathmeiſter der Altſtadt traten bei eingetretenem Verdacht mit einem oder zwei ehrenwerthen Bürgern in Verbindung, um über Zuläſſigkeit eines „Vehmdinges" zu berathſchlagen. War ſolche entſchieden, ſo wurden zur beſtimmten Zeit vor Anbruch des Tages die Thore geſchloſſen. Auf dem Martinikirchhofe ſammelten ſich die Wiſſenden, gaben dem Vehmſchreiber die Inſtruktion und mußte der Vehmbote die Klage ihm eröffnen. — Und dann —

„Wannte man den groten Klocken lud, ſo ſammend ſik die Herren (Wiſſende und Rath); ſo man lud ok dryn to ſerme, ſo gad de Herren unde dat Volk tomale ute ſuate Peters Dore uppe den Vemegraven (Vehmgraben, wo heute noch das „Aichthal"): ſo blift de Rad uppe den vorneſten bleke, ſuate Peters Dore negeſt, unde dat Volk gevt tomale uppe dat andere del, den Graven lenges hen, ſo ropet de bödele (Bote, Bötel) to dem Volke: Gy den Herren gad in de Achte, de ute der olden ſtadt, ute der neuen, ute den Hagen, Oldenwik unde Sacke, dat ſe ſik beſprucken!"

Die Vehmboten forſchten indeſſen unter dem Volke nach dem Thatbeſtand der Verdachtspunkte, gaben ſie dem Vehmſchreiber zu Protokoll, welches ſodann der Freigraf vorlas. Der Angeklagte wurde vorgefordert und verhört. Ein Eid reinigte ihn von der Beſchuldigung; zum zweiten Male vorgeladen, mußte er den Kläger überſiebenen, die dritte Anklage konnte er nur durch die beſtandene Probe des glühenden Eiſens entkräften. — Noch heutigen Tages hüllt der Aberglaube einen Theil des Vehmplatzes in das geheime Grauen des Geiſterreiches ein, denn es ſoll dort „ſpöcken."

Das letzte Vehmgericht in den braunſchweigiſchen Landen wurde 1568 unter Herzog Wilhelm bei Celle gehalten.

Nach Otto's 1252 erfolgtem Tode kam Brunswik an ſeinen Sohn Albrecht den Großen.

Er beſtätigte in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder Johann der Stadt alle von Otto verliehenen Rechte.

In dem Jubiläumskalender für 1861 hat der Herr Regiſtrator Sack, deſſen hier als des ſtadtgeſchichtskundigſten Braunſchweigers ehrenvolle Erwähnung geſchehen muß, die merkwürdige bisher noch nicht gedruckte Art der damaligen Huldigung von Seite der Bürger aus einem alten Stadtbuche (1268 und 1279) mitgetheilt. Sie lautet: „Sollte man eines Tages dem Fürſten huldigen, ſo wäre dem Rathe und der Stadt Noth, daß ſie ſich verdedingen, daß der, dem ſie huldigen, ohne Noth keinen Krieg anfange, er thue es denn mit ihrem Wiſſen und Willen." Der zweite Satz lautet erzählend: „Nach Abſterben des Herzogs Albrecht († 1279) verſprach die Stadt Braunſchweig, ſeinen Söhnen ſo lange treu und ergeben zu ſein, als ſie die Stadt gut behandeln würden ꝛc."

Nur corrumpirte Zeiten und Zuſtände konnten ſpäter aus ſolchem klaren gegenſeitigen Uebereinkommen Unterthanenpflichten entſtehen laſſen.

1278 und 1290 wurde Brunswik von zwei furchtbaren Feuersbrünſten heimgeſucht, und die letzte war ſo ſchrecklich, daß der dritte Theil der Stadt in Rauch aufging und man vom Egydien-Markte bis an das Petrithor ſehen konnte. Der Platz „Wüſtewort" erhielt in jener Zeit ſeinen Namen. — Doch konnte dem Handel und Gewerbe kein großer Schaden geſchehen, indem der Wohlſtand der Stadt ſchon eine bedeutende Höhe erreicht hatte.

Gefährlicher als dieſe Feuersbrünſte hätte der nach Herzog Wilhelms Tode, 1292 entſtandene erſte große Aufruhr der Stadt werden können.

Wilhelms Bruder Heinrich ſuchte ſich mit Hülfe der Gilden Brunswiks, zum Nachtheil ſeines Bruders Albrecht in Göttingen, zu bemächtigen. Die aufgehetzten Bürger empörten ſich gegen den Magiſtrat und wählten 12 Gildemeiſter, die Recht ſprechen ſollten. Dieſe tagten im Lauenthurm, machten ſich aber bald durch ihre Herrſchſucht verhaßt, es entſtand Unzufriedenheit, und am Autorstage kam es beim Umzug zu blutigen Händeln. Der Rath verſuchte Güte, aber die Gilden wurden noch trotziger und wählten ſogar neue Bürgermeiſter. Der Rath bat nun Herzog Albrecht um Hülfe, und ein Müller, Namens Curd, führte ihn und ſeine Ritter in der Nähe der Neuſtadtmühle bei Nacht über den Graben. Albrecht beſetzte die Rathhäuſer und Stadtthore und forderte die Unruheſtifter vor ſich. Ihr Wortführer, Johann Drake, erſchien mit einem Hute, deſſen Rand mit braunſchweigiſchen Pfennigen benäht war, und die übrigen Aufrührer folgten. Als aber Albrecht Ernſt zeigte, machten ſich Herzog Heinrich, Drake und 40 Gildebrüder heimlich auf und davon. Zehn Gildemeiſter mußten mit dem Strange büßen und der alte Dietrich von Ahlfeld wurde enthauptet; Viele wurden auf ewige Zeiten verwieſen, und nun huldigte die Stadt einſtimmig dem Herzoge Albrecht.

Wir werden im Verlaufe dieſer Skizze noch auf einige bedeutende Aufruhre in der Stadt Braunſchweig ſtoßen und immer finden, daß die Gilden das große Wort ſprachen, höchſt ſelten aber bei ihrer Starrſinnigkeit zu einer Einigung unter ſich kamen und daher ſtets gebeugt wurden, wenn auch ſchon eingeſtanden werden muß, daß ſie in ihrer einfachen, derben Art und Weiſe den Junkern und Pfaffen (ſiehe Hennig Brabant) an Liſt und Schlauheit nie gewachſen waren.

Der Reichthum der Stadt fing an immer größer zu werden, und mit ihm kamen Ueppigkeit und Schwelgerei an die Tagesordnung. Dem Luxus ſuchte der Rath vergebens durch Geſetze zu ſteuern. So galt in Braunſchweig das Geſetz, daß kein Bürger, bei fünf Mark Strafe, Gold, Silber oder Perlen an ſich tragen durfte; welche Jungfrau oder Frau ihre Haare mit Goldfäden oder farbiger Seide umwinden würde, die ſollte mit einer Mark geſtraft werden. — Ein anderes Geſetz verbot, auf Brautgelagen mehr denn ſechszig Schüſſeln aufzutragen. — Zu ſolchen Feſtlichkeiten durften überhaupt nur ſechs Schüſſelträger, eben ſo viele Schenken, Dienerinnen, Spielleute und zwei Köche gemiethet werden. Den Gäſten war es verboten, von ſilbernen Schüſſeln zu ſpeiſen, nur Braut und Bräutigam durften ſolchen Luxus an ihrem Ehrentage treiben.

Einen Blick in die Küche unſerer Vorfahren zu werfen, darf nicht unterlaſſen werden. (Das damalige Geld iſt nach jetzigem Münzwerthe abgeſchätzt ohngefähr: 1 Mark Silber = 10 Thlr.; 1 Ferding = 2 Thlr. 15 Gr.; 1 Schilling = 10 Gr.; 1 Silberpfennig = 8 Pfennig und 1 Pfund = 6 Thlr. 20 Gr.)

Nach einer Prozeſſion am Freitag Abend (Frohnleichnams-Prozeſſion) hat der Rath ein großes Feſteſſen gegeben, und der Kämmerer hat nach dem Speiſezettel in ſeiner Kämmerei-Rechnung Folgendes angeführt: „Dies kam zur Koſt, nämlich ½ Pfd. Ingwer = 23 Gr. 3 Pf., ¼ Pfd. Pfeffer = 12 Gr. 9 Pf., dem Fiſcher 10 Gr.; für Stockfiſch 2 Thlr. 10 Sgr., den andern Fiſchern 20 Gr., für 3 Pfd. Mandeln 17 Gr. 5 Pf., für Saffran 1 Thlr. 5 Gr., für Nelken 13 Sgr. 3 Pf., für Hopfen 5 Gr., für Sydemanen 15 Gr. 3 Pf., für Zucker 20 Gr.;" dieſe genannten Gewürze gehörten zur Fabrikation des beliebten Claret, und der Rath beſaß dafür in ſeiner Küche einen Kräuterbeutel und ein Kräuterfaß. Höchſt ergötzlich iſt in der Rechnung des Kämmerers, der ein Schalk zu ſein ſcheint, die Zuſammenſtellung „für Stockfiſch — und den andern Fiſchern." Ferner, ſagt der Kämmerer, zu einem Muße (Mandelmuß): für Mandeln 1 Thlr., für Reis 5 Gr., für Stockfiſche vom Rathe im Sacke(!) noch 1 Thlr. 10 Gr., für einen Hecht 16 Gr. 6 Pf., für Bohnenſchoten 19 Gr. 1 Pf., für erwitschoden (grüne Erbſen) 15 Gr., für Aal in den Kohl 1 Thlr. Denen Männern ſo bei den gefangenen Fiſchen wachten(!) 10 Gr., für Kerſebeeren (Kirſchen) 3 Gr. 2 Pf., für Stroh 3 Thlr. 22 Gr., für Saffran (muß ſehr beliebt geweſen ſein) 18 Gr. 6 Pf., für Gras 1 Gr. 6 Pf., für Mai 3 Gr. 3 Pf. — die beiden Letzten wurden friſch auf Treppen und Säle geſtreut. — Es muß auffallen, daß hier (Ende Mai fällt Frohnleichnam) ſchon von Kirſchen die Rede iſt, was für ganz andere Klimatiſche Verhältniſſe zeugt, als wir jetzt haben, da Treibhäuſer damals nicht exiſtirten. Ebenſo beſaß der Rath vor 500 Jahren mehrere Weinberge vor den Thoren, und der Vorſtand verehrte ſeinen Mitgliedern zu Johanni (!) hier gereifte Trauben! — Nun zum Feſteſſen zurück:

Für Erdbeeren 15 Gr., für Oel 16 Gr. 6 Pf., für Weißbrod 1 Thlr. 2 Gr. 5 Pf., für Roggenbrod 1 Thlr., für Covent (ſehr leichtes Nachbier) 20 Gr., für gutes Bier 1 Thlr. 4 Gr., für Feuerwerk 20 Gr., (Brennmaterial ſchreibt Sack, es iſt aber kaum anzunehmen, daß der Rath einen Pfennig für Brennholz ausgeben durfte, und es muß entweder „Räucherwerk“ geweſen ſein, oder gar die erſten Anfänge der „Pyrotechnik“ zum Ergötzen des Rathes, was nicht unmöglich iſt, da wir ſpäter ſehen werden, daß 1354, alſo 31 Jahre früher in Braunſchweig ſchon Pulver fabrizirt wurde.) —

Nun folgen andere Ausgaben: dem Koche 1 Thlr. 5 Gr., der Köchin oder Kuchenbäckerin (**Kokenbeckersche**) 20 Gr., den Fiſchern noch 20 Gr., zu der Suppe noch 2 Gr. 5 Pf., dem Geſinde 1 Thlr. 5 Gr. Dies waren ſämmtliche Ausgaben, welche damals der geſammte hohe Rath zu einem „Feſteſſen“ ſich erlaubte, und ſie machen in Summa 33 Thlr. 8 Gr. 9 Pf. C. W. Sack äußert ſehr naiv dabei: „Wenn der wohllöbliche Rath allhier 1861 an dem großen Feſte ein Eſſen veranſtaltete, ſo möchte er mit dieſer Summe wohl nicht ganz ausreichen!“ — Es liegen noch mehrere dergleichen Rechnungen vor, beſonders eine vom Jahre 1391, in welcher das „Pfefferbrod“ (Lebkuchen) zum erſten Male erwähnt wird. — Von Fleiſch iſt aber nirgend bei dieſen Abendeſſen die Rede!

Wenn die Gilden einen Um- und Aufzug halten wollen, könnten ſie um allen Streit wegen der Ordnung zu vermeiden, ſich an den Befehl des Rathes vom Jahre 1377 halten, welcher die Reihenfolge ſo beſtimmt:

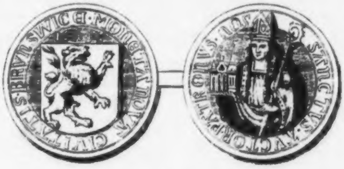
Zuerſt hinter dem Leichname unſeres Herrn ſollen diejenigen Perſonen aus den Gilden kommen, welche die florirenden Lichte, Leuchten oder Laternen tragen, ohne Anſehn der Perſon, dann die Kaufleute und die Mülter oder Malzmacher, nächſt ihnen die Wandſchneider (Gewandſchneider), darnach auch die (?) aus dem Hagen, dann die Wechsler, die Goldſchmiede, die Krämer, die Lackenmacher, die Beckenſchläger (Beckenwerchter), die Schneider, die Schmiede, die Meſſerſchmiede, die Leineweber und dann die Hutmacher. Nach dieſen ſollten die Calanden zu St. Gertrud in der Burg, zu St. Magni, zu St. Petri, zu St. Michaelis folgen: hierauf die Bewohner des Pflegehauſes Unſer lieben Frauen (jetzige Waiſenhaus). Den Schluß machten die Dreher oder Seiler, die Müller und zuletzt die Bader. — Allen vorauf zogen die Pfeifer und Spielleute, welche ungeachtet ihrer beliebten Kunſt mit unehrlichen Leuten gleichſtunden, zu keinem Gewerke zugelaſſen wurden, ſogar (in Nürnberg) mit Lotterern in eine Klaſſe kamen. —

Um 1352 beſoldete jedoch der Rath ſeinen Pfeifer in der Altſtadt ſchon mit 10 Thlr. jährlich, und er erhielt nebſt ſeinen Geſellen eine beſondere Kleidung von grünem und weißem Tuche im Sommer, und für den Winter von braunſchweiger Grau. Er hatte ein eigen Schild oder Wappen, das er gleich andern Rathsdienern auf der Kleidung tragen mußte.

Die Gehülfen müſſen „dünne Brüder“ genannt worden ſein, da 1360 zu einer „Brautlacht“ (großen Bürgerhochzeit) 6 Spielleute und 2 „dünne Brüder“ muſiciren durften. Höchſt ſonderbare Namen finden ſich bei dieſen Spielleuten, ſo hieß (1466) ein bekannter Pfeifer „Spel—den—Sommer“ und ein anderer „Quel-Eiſen“, der erſtere hat ſicher den Vorzug vor dem letzteren gehabt! —

Früher ſchon wurden, urkundlich nachweisbar, von Tegel Büſſendreyer (Büchſendreher) 1354 „Feuerrohre“ gefertigt und in demſelben Jahre hat der Rath der Altſtadt dem Baliſtario Heinrich 1 Mark, desgleichen Conrad dem Viurſchütten (Feuerſchützen)

1 Ferding 15 Mariengroſchen, Hannſen Schütten 3 Ferding 1 Loth für Pulver, endlich Ulrich Scütten für 3 Feuerrohre 1 Mark und 1 Loth ausbezahlen laſſen. — Es iſt dies um ſo bemerkenswerther, als der Gebrauch des Schießgewehres gewöhnlich viel ſpäter angeſetzt wird, und ſelbſt nach Fr. Steger in ſeinem trefflichen Werke „das Haus der Welfen“ (1843 Braunſchweig, Oehme und Müller) bei Gelegenheit der Schlacht bei Wieſen an der Aller 1388, Havemann einen groben Fehler vorwirft indem er ſage: Friederich eilte ſeinem Bruder zu Hülfe mit Wagen, die mit „Waffenſtücken und Büchſen“ beladen waren. Steger ſetzt hinzu „Büchſen! 1388!!!“ — Nach den vorhergehenden authentiſchen Nachrichten über Verfertigung der Schießgewehre ſchon 1354 iſt aber kein Zweifel mehr möglich, und es wird beſtätigt durch Vergleichung der Chronika ep. Mind. c. 1., wo Herrmann von Lorbeck in ein ſehr großes Wehklagen und Schelten über die Bosheit der Brunswicker in der Schlacht bei Wieſen ausbricht, indem ſie auf ganz unritterliche Weiſe gekämpft hätten. Was kann denn unter dieſer „unritterlichen Weiſe“ anderes gemeint ſein, als die neue, furchtbare Schießwaffe, welche den Feind aus größerer Ferne tödtete, ſeine bisher ſchußfeſten Rüſtungen durchbohrte und lange Zeit als „unritterliche“ Waffe galt.



Ein Autors-Groſchen von 1398.

Das prachtvolle gothiſche Bauwerk des Mittelalters, das Braunſchweiger Altſtadt-Rathhaus, mit deſſen Bau ſchon 1250 begonnen wurde, erhielt nach den älteſten vorhandenen Bau-Rechnungen in den Jahren 1393—1396 den von Weſten nach Oſten ziehenden Flügel, indem der frühere Bau nicht mehr für die Verſammlungen des Rathes ausreichte, auch der untere Raum, wo das „Geſchütz des Rathes“ hinkommen ſollte, eine bedeutende Größe verlangte. Die am Bau betheiligten hauptſächlichſten Werkmeiſter waren: der Zimmermeiſter Berndt, der Maurer Knokenbower, der Steinhauer Hans, der Stein- und Schieferdecker Godecke, der Schmied Hans Norten, der Bildhauer Hans Heſſe, der Maler und Vergolder Gerd und der Vergolder Tyle Schilder. Der Bau koſtete, mit Ausnahme der Vorbauten, ungefähr 657 Mark, was zu 10,000 Thalern anzurechnen iſt. Die Bogengänge oder Vorlauben wurden 1438 bis 1487 ausgeführt, und die Statuen der Kaiſer und Herzöge mit ihren Gemahlinnen, von Hans Heſſe gefertigt und durch Meiſter Gerd vergoldet, die Lauben aber durch Hinrik den Steinhawer und Hinrik Stenberſt ausgeführt. Vor dem Rathhauſe ſteht ein pyramidal aufgebauter, zierlicher Brunnen, 1408 aus Blei in der Gießhütte gegoſſen, welche ſich hier „auf dem Brüche“ ſchon längſt befand.

Auf dem Altſtadt-Rathhauſe wurde dem Herzoge Friederich gehuldigt, und als er ſich 1390 mit Anna von Sachſen vermählte, wurde er daſelbſt bewirthet und beſchenkt. Die Geſchenke waren: der Frau Herzogin einen vergoldeten Kop (ein rundes Trinkgefäß) für

90 Thaler, und darin 20 Goldſtücke, dies war anfänglich das übliche Huldigungsgeſchenk, welches die Stadt den Fürſten und Fürſtinnen gab. Der Zuchtmeiſterin 5 Gulden, vier Jungfrauen, jeder 5 Gulden, der Kemenadenmagd 2 Gulden. Zwei Rittern, jedem 5 Gulden, (was würden die Ritter heut zu Tage zu ſolchem Geſchenke ſagen, das ihre Altvordern begierig einſtrichen?) zwei Kämmerern, jedem 1 Gulden, dem Kammermeiſter (auch) 5 Gulden, dem Kammerknechte 1 Gulden, zwei Schließern und einem Koche, jedem 1 Gulden, zwei Wagenknechten 1 Gulden. Der Herzog Friederich erhielt nur 50 Gulden, da ihm ſchon einmal gehuldigt war. Ferner 12 Stübchen Einbeck'ſch Bier, 26 Stübchen Ehrenwein und noch 17 Stübchen Wein. Zum Abendtanze auf dem Rathhauſe (wo noch öfter und ſpäter die Fürſten und ihre Gemahlinnen mit den angeſehenen Bürgern, deren Weibern und Töchtern in ihren „ſtriveten Tanzelröcken“ (geſtreiften Tanzröcken) ſich lange vergnügten, wurden aus der Apotheke 3 Stübchen Claret und 5 Pfund Krüde (Kräuter, Gewürze) dahin geſchickt. 6 Pfund Wachs kamen zu den Kerzen (die beim Tanzen in der Hand gehalten wurden) und 5 Pfund Lichte für's Rathhaus, ſo wie für 6 Pfennig Gras. Das letzte Geſchenk, welches der Rath dem Herzoge Friederich machten, waren 150 Thaler, als er nach Frankfurt zur Kaiſerwahl (1400) reiſte, woſelbſt die meiſten Stimmen auf ihn kamen, er aber auf der Rückkehr nach Braunſchweig bei Fritzlar von dem Grafen von Waldeck, Heinrich dem Jüngeren, überfallen, und im ungleichen Kampfe durch den Ritter Erich von Hertinghauſen erſchlagen wurde. Sicher war Friederich einer der größten Welfen, dem Braunſchweig viel zu danken hat und der, wäre er nicht verrätheriſch ermordet worden, vielleicht der ganzen inneren Entwicklung Deutſchlands eine andere Richtung gegeben hätte.

Unter der Regierung Friederichs (1384) errichteten die jungen Geſellen (Fante), Söhne der wohlhabenden Familien, einen Orden, eine kriegeriſche Geſellſchaft, welche eine Lilie zwiſchen zwei ſpringenden Löwen als Wahrzeichen führte, ſich „Lielien-Bänte“ (Lilien-Bente) nannte und zu jeder Stunde zum Schutze und zur Vertheidigung der Stadt gerüſtet war. Die vielen Plackereien der umliegenden Raubneſtbewohner und die Kämpfe mit den „Sternern“ (Ritterbund) des Herzogs Otto der Quade, mögen den Anlaß zu dieſem gewiſſermaßen erſten ſtehenden Heere gegeben haben. Anfänglich war die Zahl der jungen Geſellen 63 oder 67, welche mit ihren Knechten zuſammen 402 Pferde in's Feld ſtellten. Später belief ſich ihre Zahl auf 300 Ritter und 2000 Knechte, eine für damalige Zeit höchſt reſpektable ſtehende Macht, und es läßt ſich daraus erklären, daß Herzog Friederich mit 800 Wagen Braunſchweiger ſeinem Bruder in Celle zu Hülfe eilen konnte. Dieſe Lilien-Bente (Fante) bildeten den Anfang der nachherigen braunſchweigiſchen Conſtabeln, welche ihre Zuſammenkünfte auf den Klipp- oder Klub-Häuſern der Stadt hielten.

Noch ſei hier eines Wahrzeichens der Stadt Braunſchweig gedacht, welches höchſt wahrſcheinlich gegen Ende des 14. Jahrhunderts erfunden wurde, nämlich: der Mumme. Die Mumme iſt ein ſtarkes, ſehr dickes, gewürzreiches Bier von weinartigem Geſchmacke, deſſen Zubereitung früher, ehe die andern Biere es verdrängten, einen Hauptnahrungszweig der Braunſchweiger bildete.

Man nimmt gewöhnlich an, daß der Brauherr Chriſtian Mumme dieſes Getränk, das nach ſeinem Namen benannt wurde, erfunden haben ſoll, und zwar 1499. Wenn aber die Namenableitung richtig iſt, muß Chriſtian Mumme 100 Jahre früher gelebt haben, da die Mumme bereits im Anfange des 15. Jahrhunderts ſchon ſehr bekannt war. Die „Mumme“ wurde bald weit und breit verſendet, ja, man fing an, ſie als Arzenei zu gebrauchen, und ihr Ruhm ſtieg ſo hoch, daß man ſie als Univerſalmittel (noch heutzutage werden in Braunſchweig verſchiedene ſolche „für Alles helfende“ Mittel den Leichtgläubigen angeprieſen und verkauft) galt. — Es ſind beſonders zwei Arten dieſes Bieres bekannt: die einfache oder Stadtmumme, welche raſch weggetrunken wird, und die doppelte oder Schiffmumme, welche ihren Namen davon erhalten hat, daß ſie auf den Schiffen getrunken wurde, indem ſie ohne Nachtheil die Linie paſſiren kann.

So ausgebreitet der Vertrieb der Mumme ehedem war, ſo ſehr iſt ihr Abſatz in neuerer Zeit gefallen, da die Mumme ſelbſt hier faſt nur als Arzenei getrunken wird. — Chriſtian Mumme's Wohnhaus iſt noch zu ſehen am alten Petrithore. — Jetzt wird die Mumme noch von Nettelbeck, Hegeborn und Häſeler gebrauet.

Man hat viele Lieder und Gedichte auf die Mumme. Die bekannteſte dieſer Dichtungen und förmlich Nationallied, iſt das Mummenlied aus der Oper Heinrich der Finkler, und wurde daſſelbe 1718 von dem Schauſpieler Riedel, welcher dabei eine Schlackwurſt und ein Glas Mumme in den Händen hielt, zum erſten Male auf dem fürſtlichen Hoftheater geſungen. Es heißt:

Brûnſewik du leiwe Stad,
Vor vel duſend Städen,
Dei ſau ſchöne Mumme hat,
Dar ik Werſt kann freten.
Mumme ſmekt no mal ſo ſken.
Aß Tokay- und Meßler-Wien —
Slakwerſt füllt den Magen —
Mumme fettet Neiren-Talg,
Kann dei Winne ut den Balg,
Aß ein Snaps verjagen.

Wenn ik gnurre, koſe, brumm',
Sleye mik mit Sorgen,
Ei, ſo geit mi gute Mumm',
Wet dann lechten Morgen!
Mumme un ein Stümpel Werſt,
Kann den Hunger und den Derſt,
Ok de Venusgrillen,
Kulk, Pedal und Täne Bien,
Sup ik tain Halſtöſken in,
Ogenblicklich ſtillen.

Hinrik mag dei Vögel fangen,
Droſſeln, Artſchen, Finken,
Loven mit den Liemen-Stangen,
Ik will Mumme drinken;
Vor dei Slakwerſt lat ik ſtah'n
Sienen beſten Uer-Hahn;
Kann ik Werſt geneiten,
Seih ik mik na niß mehr um,
Lat darup ſlei Stefflen Mumm'
Dör de Kehle ſleiten. —
Je, jau? Du ehrliche brunſwiker Mumm',
Du ſtärkſt das Herz, machſt den Kopf gleich dumm!

Ein ſonderbares Volksfeſt, das 1389 zuerſt erwähnt wird, iſt die ſogenannte „Ochſenjagd" zu Pfingſten geweſen.

Wahrſcheinlich eine plumpe und poſſierliche Nachahmung der Thiergefechte der Römer, wurden ſolche „Ochſenjagden" in allen fünf Weichbildern Braunſchweig's (reſpektive auf deren Turnierplätzen) um Pfingſten 1389, 1471, 1490 und 1525 zum letzten Male gehalten. Im Jahre 1588 herrſchte übrigens noch die Sitte (als Ausfluß dieſer Feſte) alle ſieben Jahre der fürſtlichen Küche zu Wolfenbüttel um Pfingſten das Viertel eines Ochſen zu liefern, wofür die Kuchenbauer 1 Thaler aus fürſtlicher Kammer-Kaſſe geſchenkt erhielten. —

Ein anderes Feſt war das Einſchlachten eines fetten Ochſen am St. Gallustage, welches bis Anfang dieſes Jahrhunderts beſtand und ſelbſt ſeine Poeten gefunden hat. Eine ſehr nette Anekdote, die Görges in ſeinen „Denkwürdigkeiten" erzählt, mag hier zugleich als

Sprachprobe des jetzigen „brunswiker Platt“ ein Plätzchen finden: „Ein Bäkker to Brunswick, de wat grot was, hätte ſine Ere darin, dat he alle Jaar up ſunte Gallen den gröteſten Oſſen kofde, un wän he ön ſlagdete, it der heilen Stad kund dede, ſe ſcholden komen, und den groten Oſſen beſein. Daar kwemen (kamen) dän alle, de de Oſſenvorſtand (Ochſenverſtand) hadden und beſtunden de Wampen un Woiſten, dat Neirentalg un de Tunge, de Lögenſtrive un dat Broſtſtükke, un kreegen to drinken un to äten. — Enes Jaares hadde he enen Oſſenreeſen (Ochſenrieſen) ſlagdet, un alle wüſten vor Stunen un Wundern nig, wat ſe ſäggen ſcholden, do ſmeet he ſik in de Bruſt un ſä: „Jau! ſo lange ik to Brunswick up dem Steinwäge (Straße) wohne, bliv 'er de größte Oſſe uppe!“ —

Ein drittes braunſchweiger Volksfeſt im Mittelalter war das Groel- oder Grael-Feſt, welches ebenfalls alle ſieben Jahre ſtattfand. Wahrſcheinlich wurde es auf dem jetzigen Nußberge vor dem Fallersleberthore abgehalten, und Eſſen, Trinken, Tanzen, Spielen und Toben (groelen) waren die Hauptvergnügungen, wie bei allen Volksfeſten. Die ſtolzen Frauen der Hägener (aus dem Hagen) hatten einige ſchöne Gezelte inne, in denen je zwei in außerordentlichem Schmucke ſaßen und — Glücksſpiele leiteten. Man konnte um alles Erdenkliche ſpielen, ſelbſt eine reiche Patrizier-Jungfrau ſollte einſt der Preis eines Paſches ſein, aber der Einſatz war ſo hoch, daß der Junker, welcher um ſie zu ſpielen begehrt hatte, auf den Wurf verzichtete.

Aus dieſen Groel-Feſten (das letzte wurde 1481 gehalten) ſcheinen die Schützenfeſte und Königsſchießen hervorgegangen zu ſein, welche jedoch erſt 1545 eine ſtatutenmäßige Einrichtung erhielten und bis in die neueſte Zeit fortbeſtehen.

Die Entſtehung dieſer vielen Volksfeſte deutet auf einen weit vorgeſchrittenen Luxus, und wenn im Anfange des Aufblühens der Stadt der vornehmſte Bräutigam ſeiner Braut wohl ein Paar Holzſchuhe zum Hochzeitsgeſchenke verehrt hatte, ſo trug am Ausgange des 14ten Jahrhunderts ſchon Alles Lederſchuhe. Sonſt gingen ehrbare Bürgerdirnen mit einem groben Wettertuche über dem Kopfe zur Kirche, jetzt trugen ſie Tücher von geſtreifter Seide, und auf den großen mit Pelz verbrämten Mänteln ſtanden Namen, Blumen und Denkſprüche zierlich eingenäht. — Rathsherren und Beſitzer gingen wohl ſonſt auch zu Biere und machten ein Spiel mit Würfeln, jetzt aber „doppelte“ (würfelte) Alles, und zwar ſo ohne Maß und Ziel, daß der Rath ſtrenge Geſetze dagegen erlaſſen mußte. —

Die große Peſt, welche 1349 wüthete, brachte ohnedies das vorher vielfältig vertheilte Gut in wenige Hände zuſammen, da ging es denn, wie gewöhnlich nach dem Schrecken, nur um ſo luſtiger her, und Kleiderpracht, Faſtnachtsſpiele, Dobbeln, Volksfeſte wurden noch eifriger gepflegt als vorher.

Die jungen Geſellen aus der Altſtadt (von den Geſchlechtern) ritten im grünen Anzuge, der mit Edelſteinen beſetzt war, auch hatten ſie ſpitze Schnabelſchuhe; die Jungfrauen aber waren roth gekleidet, trugen ſammtne Hüte mit Federn und goldene Ketten. Dagegen kleideten ſich die ſtolzen „Hägener“ (aus dem Hagen) buntſcheckig wie Papageien, und ihre Frauen waren auf fremde Art geſchmückt. Je närriſcher deſto beſſer, gerade wie die Damen-Moden unſerer Zeit!

Der Clerus wetteiferte in der Verdorbenheit mit den Laien, und man darf nur Rethemeier nachleſen, um zu ſehen, welcher Art die Nonnenklöſter damals waren, und wie die Domherren lebten, ſo hat man ſicher genug.

Durch ſeinen Reichthum nur hatte ſich Braunſchweig zu Ende des 14ten Jahrhunderts von der landesherrlichen Gewalt faſt ganz frei gemacht und beſaß Münze, Gerichte, Schoß, kurz alle weſentlichen Rechte und Einkünfte, welche ſonſt den Fürſten gehörten. Braunſchweig war die dritte der vier Quartierſtädte der Hanſa und erſchien nächſt Lübeck und Hamburg als die mächtigſte Stadt im nördlichen Deutſchland. — Das Innungsweſen ſtand auf der höchſten Stufe, und der Stolz der Innungsgenoſſen rieb ſich unaufhörlich an dem Hochmuth des Stadtadels, der im Aufruhre unter Mitwirkung Albrecht's geſiegt hatte. — Die Geſchlechter der Altſtadt behaupteten ſogar einen Vorrang gegen ihre Genoſſen in den andern Weichbildern der Stadt, und nannten ſich „Goldringe," wogegen jene nur „Silberringe" hießen, und die Abſonderung der Bürger ging in's Lächerliche. Das wollte jedoch der Stadtadel, indem er bei ſolcher Abſonderung leichtes Spiel im Regieren hatte, denn nur aus „Geſchlechtern" beſtand der Rath, und dieſer drückte, des wachſenden Unmuthes nicht achtend, Gilden und Gemeinen mit Steuern, während die Patrizier ihre Güter frei zu erhalten wußten.

Vorſtellungen und Bitten dagegen wurden nicht gehört, vielmehr ließ der Rath die Anführer der Zunft-Deputationen bei nächtlichem Schmauſe gefangen nehmen, prozeſſirte ſie als Aufwiegler und mehrere wurden ſogar enthauptet. — Nun ergriff der grimmigſte Zorn die Gildegenoſſen, und ſie beſchloſſen furchtbares Gericht über den Rath zu halten, der zu ſeiner Härte und Untreue nun auch noch Grauſamkeit gefügt hatte.

Am zweiten Montage nach Oſtern des Jahres 1374 hielten die Zünfte ihre herkömmlichen Zuſammenkünfte, und ſo waren die Gerber und Schuhmacher in ihrem Innungs-Gebäude auf der Gördelingerſtraße (im „Schuhhofe") verſammelt, und ſie brachen zuerſt los.

Ganz in der Nähe war das Haus „zu den 7 Thürmen (exiſtirt noch), welches der Bürgermeiſter „Tile von dem Damme" bewohnte. Dieſes Haus wurde erſtürmt, Tile, der in ein Nachbarhaus geflohen war, bald aufgefunden und im Triumphe nach dem Hagen geſchleppt, wo man ihn im Hauſe Eckermann's an eine Säule band. Der Bürgermeiſter „Tile Döring" flüchtete, nachdem inzwiſchen der Aufruhr gewachſen war, mit anderen Herren aus dem Rathe auf den feſten Thurm des Michaelithores. Ein Bürgermeiſter auf dem „Sacke," welcher das Volk von dem ſträflichen Beginnen abmahnen wollte, wurde auf dem Papenſtiege ſogleich todtgeſchlagen, und nun ſtürmte Alles gegen das Michaelithor. Tile Döring ſtieg, nachdem ihm und ſeinen Freunden Leib und Leben zugeſichert wurde, vom Thurme herab und wurde gefeſſelt in den Kerker geworfen.

Am Mittwoch darauf führten die Zünfte zwei von den gefangenen Bürgermeiſtern, Tile von dem Damme und Hans von Himſtedde aus dem Kerker auf den Hagenmarkt, wo weiße Lacken ausgebreitet waren, auf denen ſie enthauptet wurden. Welche Wuth und Raſerei die Leute ergriffen haben mußte, geht daraus hervor, daß Tile von ſeinem eigenen Pathen geköpft wurde. Zwei andere Bürgermeiſter, Ritter Hermann von Guſtedde und Hennig Lucken wurden vor dem Neuſtädter Rathhauſe, und noch zwei, Hanns von Göttingen und Bruno von Guſtedde vor ihrer eigenen Wohnung hingerichtet. — Am Freitag ſtellte man Tile Döring und Ambroſius von Sonnenberg vor Gericht, und ſie wurden ohne lange Prüfung ſchuldig befunden: verderbliche Anſchläge wider die Stadt erſonnen zu haben. Man führte ſie allſogleich auf den Altſtadt-Markt, der bereits mit Sand überſchüttet war, und Sonnenburg wurde niedergeworfen und enthauptet. Der alte Tile Döring, ein 76jähriger Greis, begehrte zu ſprechen und hielt eine eindringliche Rede, in welcher er das Volk ermahnte, einen neuen Rath zu wählen, ſich vor der Gewalt der Herzöge zu hüten, und fragte zuletzt die Häupter des Aufruhrs, welche ihn umſtanden, warum er ſterben ſollte? Alle ſchwiegen! Tile bat nun Jeden, den er etwa beleidigt hätte, ſo beweglich um Verzeihung daß wenige Augen trocken blieben. Da wurden die Anführer ungeduldig, ſchrieen wild: „Kop ahe!" und das ehrwürdige Haupt rollte in den Sand.

Viele von den Geſchlechtern entwichen und andere mußten zur Sühne faſt ihr ganzes Vermögen opfern. — Während dieſe Gräuel in den vier Weichbildern: Altſtadt, Hagen, Neuſtadt und im Sacke vor ſich gingen, blieb die Altewyk in ungeſtörter Ruhe, indem der Rath und die Bürger einig waren, ihre Brücken aufzogen und die Thore ſchloſſen.

Die Aufrührer wählten einen neuen Rath, an deſſen Spitze die Gerber ſtanden, welche bisher das große Wort unter ihrem Hauptmann Claus von Böde geführt hatten. Aber ſie konnten ſich nicht in die Geſchäfte finden und mußten froh ſein, daß noch einige Mitglieder des alten Rathes lebten und ihnen halfen. Die Folgen blieben nicht aus. Die vertriebenen Geſchlechter fanden überall die freundlichſte Theilnahme, und auf ihr Begehren legte man aller Orten nur zu gerne Beſchlag auf die Kaufmannsgüter der Braunſchweiger. — Die Hanſa ſtieß Braunſchweig aus dem Bunde und die adeligen Schnapphähne fielen von allen Seiten über die Stadt und ihre Bewohner her, ſo daß zuletzt kein Bürger außerhalb der Mauer ſicher war. Die Materialien zur Handwerksarbeit blieben aus, und kein fremder Kaufmann hatte fortan Braunſchweiger Producte. Noth und Armuth zwangen nach 5jährigem (nicht, wie Venturini ſchreibt, nach 8jährigem) Trotze 1379 die Stadt zur Nachgiebigkeit, und ſie flehte demüthig um Wiederaufnahme in die Hanſa, welche denn auch unter den härteſten, obgleich nicht unbilligen Bedingungen, zugeſtanden wurde. — Venturini berichtete nach Rethmeier und Havemann, daß die Anführer des Aufſtandes am Leben beſtraft worden ſeien, in ſtädtiſchen Urkunden und in Sartorius „Geſchichte der Hanſa" iſt aber nichts davon zu finden. Nach dieſem Aufſtande entſtand die Lilien-Vente, welche wahrſcheinlich zur Sicherheit der Geſchlechter vorerſt diente und dann zunächſt den Stegreifrittern um die Stadt das Handwerk legte. — Braunſchweig erhielt zur Zeit des Aufruhrs ſogenannte „Landwehren," Wachtthürme mit Gräben, eine äußere Circumvallations-Linie an der Bannmeile der Stadt, um ſich gegen unvermuthete Ueberfälle zu ſchützen, und noch heute exiſtiren, wenigſtens dem Namen nach, der Wenden-Thurm, der Gliesmaroder Thurm ꝛc. ꝛc. als Vergnügungsorte.

Nach der Wiederaufnahme in die Hanſa ſchien Braunſchweig eine faſt reichsunmittelbare Stadt geworden zu ſein; denn wie es Münze und Schoß beſaß, ertheilte ihr Rudolf II. das Privilegium, „daß Braunſchweigiſche Bürger in Civil- und peinlichen Sachen blos vor dem ſtädtiſchen Gerichte ſelbſt belangt werden könnten!"

Wir kommen nun auf die Uebergangsperiode aus dem Mittelalter in die neuere Zeit, und das Dahinſterben des Alten fand unter heftigen Zuckungen ſtatt. Da man im Reiche und in der Kirche nicht wußte, wer Koch oder Kellner war, konnten auch die einzelnen Glieder von der Verwirrung nicht verſchont bleiben, und in Braunſchweig war der Streit mit den nachfolgenden Herzögen Tagesordnung in der Stadt. 1436 verheerte Wilhelm der Siegreiche das ſtädtiſche Gebiet und ſuchte die Bürger in einen Hinterhalt zu locken. Die Brunswicker aber verſchoben ihre Rache, fielen mit großer Macht in's Kalenbergiſche, kehrten mit reicher Beute unangefochten heim und prahlten, daß der Herzog nicht gewagt habe, ſie im freien Felde anzugreifen. Erſt 1442 wurde die Stadt durch Ludwig von Heſſen mit Wilhelm verſöhnt und huldigte ihm.

Unter Heinrich dem Aelteren wurde 1492 (in dem Güterſtreite), vom 10. bis 13. September die Stadt zum erſten Male beſchoſſen, und beide Theile wütheten bei der nachfolgenden Blokade mit der ausgeſuchteſten Grauſamkeit gegen einander, ſo daß ſelbſt wehrloſe Frauen vor der Stadt von den Herzoglichen auf das Aergſte mißhandelt wurden. Der Mangel an Lebensmitteln ſtieg während des Winters ſo ſehr in der Stadt, daß ſie die Hülfe von Verbündeten erflehen mußte. Die Hildesheimer fanden ſich bereit, und am 12. Februar beſiegte das Städteheer (7400 Mann Fußvolk und 300 Reiter) den Herzog bei Bleckenſtedt, wobei ſein ganzes Geſchütz und Gepäck in den Händen der Städter blieb. Erſt 1494, nach fortwährendem Kampfe, kam ein Vergleich zu Stande, welcher den Braunſchweigern alle jene Güter ſicherte, über welche es zum Streite gekommen war.

Als Herzog Erich ſich 1528 in Italien befand, hatte der Magiſtrat, dem Andrange der Bürger nachgebend, die neue Kirchenordnung durch Dr. Johann Bugenhagen einführen laſſen, und ſelbſt des Herzogs Gemahlin Eliſabeth von Brandenburg trat zur neuen Lehre über. Obgleich nun Erich ſeinem Glauben treu blieb, ſo hinderte er doch nicht die Kirchenreform der Stadt.

Zu dieſer Zeit ging auch eine Erfindung von Braunſchweig aus, welche den Keim zu Großem in ſich trug, nämlich die des Spinnrades durch den Bürger und Steinmetz, auch Bildſchnitzer Hanns Jürgen, welcher ſich zu Nürnberg in ſeiner Kunſt ausgebildet hatte und in ſeiner Heimath ehrenvolle Aufnahme und vielfältige Beſchäftigung fand. Seine Erfindung fällt in das Jahr 1521, und Volkerings ungedruckte Chronik der Stadt Braunſchweig berichtet von Hanns Jürgen: „daß er in der Hildesheimer Stiftsfehde mit vor dem Schloſſe Peine gelegen habe und in der Geſchützkunſt wohlerfahren geweſen ſei. Auch habe er bei einem Brande im Dorfe Watenbüttel bei Brunswick (er war Beſitzer des „Kruges" daſelbſt) mehreren Menſchen durch ſeine Geiſtesgegenwart und Stärke das Leben gerettet, welches ihm Segen gebracht. Für ſeine Erfindung ſei ihm von Einem Edlen Rathe ein kleines, „nicht ganz" ſilbernes Spinnrad verehret worden, über welche Ehre er große Freude empfunden habe." — Von der Bildhauerkunſt des Spinnrad-Erfinders hat die St. Martinikirche zu Braunſchweig ein Epitaphium aufzuweiſen. Daſſelbe befindet ſich der Kanzel gegenüber und iſt dem Bürgermeiſter Gerhard Paul (bei deſſen Tode 1554 man zum erſten Male mit „Klocken" läutete) von ſeinen Söhnen errichtet. Unten hat der ehrliche Hanns Jürgen ſein eigen Conterfei, mit mächtigem Barte und großer Pelzſchaube angebracht. Jürgen ſoll große Reiſen unternommen haben und am 4. Dezember 1559 geſtorben ſein. 1550 wurde Braunſchweig durch Herzog Heinrich den Jüngeren wieder belagert. Diener des Herzogs hatten Straßenräuberei getrieben und die Brunswicker überrumpelten dafür 32 Diener des Herzogs bei einer Hochzeit in Barbecke, von denen ſie zwei auf der Stelle köpften, darüber kam es zum Streite. Heinrich hatte die Abſicht, die Stadt gänzlich zu unterwerfen und ließ vor dem Egydienthore ein feſtes Lager errichten, dem er den Namen „Steuer-Braunſchweig" gab. Die Bürger aber wehrten ſich tapfer mit ihrem Geſchütz, bei welchem eine der größten Kanonen damaliger Zeit „die faule Metze" war, und nach achtwöchentlicher Belagerung fand ſich der Herzog zu einem Vergleiche bereit, der Alles beim Alten ließ, den Bürgern jedoch größere Rechtsſicherheit verſprach.

Der Uebermuth der Städter ſtieg dadurch natürlich immer mehr, und der Herzog Heinrich Julius mußte einmal die Beleidigung erfahren, daß ihn die Bürger am Röhringerthore in einem Platzregen zwei Stunden warten ließen, und als man endlich öffnete, ſchoſſen die zum Salutiren aufgeſtellten Leute ſo heftig und unvorſichtig, daß die glimmenden Pfropfen in den Wagen des Fürſten flogen. Dabei äußerten ſie ſpöttiſch: „Der junge Herr müſſe auch einmal Pulver riechen."

Dem Herzoge Heinrich Julius wollten die Bürger durchaus nicht huldigen, wie denn das Sprüchwort ging, „lieber den Türken als den Herzog in der Stadt," ja, man verſuchte ſogar, den Herzog zu fangen. Dieſes mißglückte, und die Reichsacht traf die Stadt, welche ſich jedoch darum nicht kümmerte, da ihr Reichthum und die Unterſtützung der Hanſa ſie übermüthig gemacht hatte. — Zu dieſen Streitigkeiten nach Außen geſellten ſich noch Wirren in der Stadt.

Die Patrizier hatten faſt unbemerkt wieder das ganze Regiment an ſich geriſſen, und die Bürger unterdrückt. Dazu kam noch, daß bei den Streitigkeiten mit dem Herzoge die Geſchlechter um ihre Lehne von der Stadt beſorgt, dem Fürſten unbedingt den Lehnseid geſchworen hatten, was ſie nach ſtädtiſchen Geſetzen nicht durften. Darin ſahen nun die Bürger die offenbare Abſicht der Junker die Stadt zu verrathen, und die Erbitterung ſtieg mächtig. Als die Geiſtlichkeit mit den Bürgern gemeinſchaftliche Sache machte, legten 28 Patrizier am 4. und 7. Januar 1602 ihre Stellen nieder, und Bürger traten an ihre

Stelle. Nun herrſchte Jubel, daß der „neue Receß“ die Verwaltung der Stadt in getreue Bürgerhände legen werde. Der Magiſter Kaufmann und der Bürgerhauptmann Hennig Brabant hatten dieſe wichtige Veränderung bewirkt. Während aber Brabant, der als Advokat allgemeines Zutrauen erworben hatte, ein offener, redlicher, guter Mann war, kann Kaufmann dieſes nicht nachgerühmt werden. Er zeigte ſich vielmehr hochmüthig, herrſchſüchtig und ſo falſch, daß er mit den geſtürzten Junkern ſich ſchnell wieder verband, als ſie ſich den Pfaffen gegen die Bürger anboten.

Der neue Rath nun war den ſchwierigen Verhältniſſen nicht gewachſen, und fand ſelbſt bei Brabant Oppoſition. Die Unzufriedenheit ſtieg, und als der Nothſtand bei den fortwährenden Händeln mit dem Herzoge zunahm, gelang es den hinterliſtig arbeitenden Junkern, Hennig Brabant, der ſich auch um den Frieden nach Außen bemühte, als einen Feind der Stadt und Anhänger des Herzogs zu verdächtigen. Nun hielten es die Pfaffen an der Zeit, offen gegen die Hauptleute der Bürger aufzutreten. Der Vorwand gab ſich leicht. Ein liederlicher Bürger, Namens Schmidt, war gegen den „neuen Receß“ in ſeinem Hauſe verhaftet worden, mußte auf Proteſtation der Hauptleute gegen Caution aber frei gegeben werden und entfloh. Nun ſtellte die Geiſtlichkeit die Einmiſchung der Hauptleute als Rebellion hin, ſchalt Hennig Brabant und ſeine Genoſſen meineidige Verräther und excommunicirte ſogar ſämmtliche Anführer der Bürger. Selbſt die dumme Lüge, daß Brabant ein Bündniß mit dem Teufel hätte, verſchmähten die Pfaffen nicht. — Endlich ſollte ein künſtlich veranſtalteter, von den Junkern und Geiſtlichen offen angeführter Aufruf dem Werke die Krone aufſetzen, und als Brabant's Vorſchlag: in Maſſe den Aufrührern auf dem Hagenmarkte zu einer Beſprechung entgegen zu gehen, nicht durchdrang, war für das Volk Alles verloren.

Brabant entfloh (das Haus in der Katrepeln-Straße wird noch heute gezeigt), brach beim Hinunterſpringen über die Stadtmauer ein Bein, entkam aber trotzdem mit Hülfe ſeines Freundes Devenau bis Breitzen. Ein Leinweber, der ihn auf dem Rücken bis dahin getragen hatte, verrieth den Unglücklichen für 100 Thaler, und berittene Stadtdiener brachten Brabant nach Braunſchweig zurück. Die folgende Prozedur gegen Hennig Brabant und ſeine Genoſſen überſteigt an Scheußlichkeit Alles, was aus jenen rohen Zeiten gemeldet wird. Wer ſich ein Bild davon machen will, leſe Görges „Denkwürdigkeiten“ darüber, oder Strombecks „Hennig Brabant und ſeine Zeitgenoſſen.“

Gegen die verhaßten Demokraten ſchien den Pfaffen und Junkern Alles erlaubt, ſie wurden auf das Unmenſchlichſte gefoltert, und geſtanden natürlich Alles, was man von ihnen verlangte. Zwei der Angeklagten ſtarben während der Folter, acht wurden durch das Schwert hingerichtet und Hennig Brabant unter den größten Scheußlichkeiten geviertheilt. Er ſtarb ungebeugt, und gleich muthig gingen ſeine Genoſſen dem Tode entgegen. — Der Herzog hatte für Brabant Partei genommen, aber jede Vertheidigung war den Verurtheilten verweigert worden, ja der ganze Prozeß wurde in ſo ſchmählicher Eile geführt, daß in dreizehn Tagen Alles vorüber war.

Wie hatten die Landsknechte Recht, die da ſangen:

„Fürſtenlaſt drückt ſchwer,
Nach Bürger-Regiment kein Begehr',
Aber lieber in Teufels Küche fall'n,
Als in der Pfaffen ſpitze Krall'n.“

II.

Nach dieſem Siege über das Volk dachten die Patrizier ernſtlich daran, ſich mit dem Landesherrn zu verſöhnen, aber deſſen Bedingungen ſchienen den Hochmüthigen zu hart, und als der Herzog zur Bezwingung der Stadt 16,000 Mann Fußvolk und 1500 Reiter ausrüſtete, ſprach ein Bürgermeiſter im Rathe: „Wir fürchten uns vor dem kommenden Sturme nicht. Brunswick iſt mächtig durch den Bund der Hanſa und ſo reich, daß die Bürger vor jedes Stadtthor eine Braupfanne ſetzen und mit Geldſtücken anfüllen können. Iſt das Geld verkriegt, ſo kann die Bürgerſchaft die zurückgelegten Roſenobel hervorlangen, und hat man die ausgegeben, ſo bleibt noch Geld genug, um den Kampf zu führen!“ Faſt wäre aber am 14. Oktober 1605 die Stadt durch einen Ueberfall genommen worden, wenn nicht ein 70jähriger Greis, Georg von der Schulenburg, die fliehenden Bürger aufgehalten und durch flammende Rede ermuthigt hätte. Beſchämt gingen die Brunswicker zum Angriff über, und die Herzoglichen leiſteten langen Widerſtand. Nun folgte eine regelmäßige Belagerung, und nachdem die Stadt durch die zweimal aufgeſtaute Ocker und durch Feuer furchtbaren Schaden gelitten hatte, auch die Bürger zu murren anfingen, baten die Patrizier um Gnade, und Herzog Julius, nicht gewarnt durch frühere, öftere Treuloſigkeit derſelben, gewährte ſie am 16. März 1606. Als nun der Rath Luft bekam, trieb er ſein altes Spiel, wollte ſogar am 4. April deſſelben Jahres den Herzog auf einem Spazierritte fangen, der aber glücklich entkam. Der Rath hatte die Frechheit, ſich beim Herzoge darüber zu entſchuldigen: „Es ſei nicht ernſtlich gemeint geweſen.“ — Nun verband ſich die Stadt auf 20 Jahre zu Schutz und Trutz mit Hamburg, Lübeck, Lüneburg, Magdeburg, Hildesheim und Bremen, und verfuhr immer feindſeliger gegen den Landesherrn. Dieſer ſuchte Schutz beim kaiſerlichen Kammergerichte; aber die Bürger kümmerten ſich weder um Acht noch Aberacht und verſpotteten ſogar die kaiſerlichen Herolde, ohne daß Jemand im Reiche daran dachte, den Frevel zu ahnden. Dennoch litt die Stadt bedeutend nach Außen durch die Acht. Der Handel kam in Abnahme, da den brunswicker Kaufleuten von dem beuteluſtigen Adel, noch dazu in legaler Weiſe, aller Wegen aufgelauert wurde. — Zu jener Zeit begann der Verfall der Stadt, und ſie konnte ſich nie wieder zu dem früheren Glanze erheben. In Görges „Denkwürdigkeiten“ ſind die Belagerungen Brunswicks unter Herzog Heinrich Julius von einem Zeitgenoſſen höchſt anziehend beſchrieben.

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß Heinrich Julius, bekannt als Gelehrter und Dichter, der erſte Fürſt in Deutſchland war, der ein ſtehendes Hoftheater errichtete. Trotz ſeiner Gelehrſamkeit war er jedoch ein eifriger Hexenverfolger, wie denn zu keiner Zeit mehr dieſer unglücklichen Weiber gefoltert und hingerichtet wurden als unter ihm. Die Hexenbrandſtätte im Lechelnholze bei Wolfenbüttel ſoll von den vielen Zauberpfählen einem kleinen Walde geglichen haben. Das Bezeichnendſte für die Zeit aber iſt, daß Heinrich Julius die Alchymie trieb, welche doch damals mit der „Zauberei“ Geſchwiſterkind war. —

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts kam die Peſt, und 1597 ſtarben in Braunſchweig über 10 Prozent der Bevölkerung. Mit der Peſt kamen, man möchte, um die Zeit zu kennzeichnen, faſt ſagen „natürlicher Weiſe“ die Judenverfolgungen wegen Brunnenvergifterei ꝛc., und nach der Peſt regte ſich, wie früher bei ähnlicher Gelegenheit, Schwelgerei und Luxus mächtiger denn je. Der *Branntewein*, welcher während der Epidemie als Arzenei galt, kam immer mehr in Aufnahme, ja er wurde ſelbſt den Brautjungfern bei der Hochzeit vorgeſetzt und blieb als wahre „Peſtbeule der Menſchheit“ von nun an im Schwunge.

Auch die „*Mode*“ begann ihr ſteifes Reich und verſchlimmerte die Sitten. Von den Brunswickern heißt es: Der reiche Bauer, welcher an der Stadt wohnte, war mit einheimiſchem Tuche zum Sonntagsrocke nicht mehr zufrieden, der gemeine Bürger trug ſich wie ſonſt der

Wohlhabende, und der jetzt Wohlhabende mußte natürlich wie ein fürſtlicher Diener gehen. Jeder Doktor in Brunswick trat einher mit ſammtenen Schuben, großen Rabatten, ſtattlichem Mantel und gravitätiſchem Zwickelbarte und trug an der Hüfte ein ſpitzes Rapier, oft noch im Gürtel einen trefflichen Dolch. Die Weiber ſchienen aber gar „toll“ geworden zu ſein. Sie trugen ſich auf „wälſche Art“ mit entblößtem Halſe und offener Bruſt. Die vornehmeren Weiber hatten „große Eiſen“ (nichts Neues unter der Sonne: Crinoline!) unter dem Rocke oder ungeheure Wülſte, und die ganz reichen trugen ſchon ſeidene Strümpfe, als eine Königin Eliſabeth nur zwei Paar hatte. Die Mägde nahmen Flor und farbige Schnüre um den Hals und trippelten in hohen Klipp- und Tripp-Schuhen daher, während ihre Herrſchaft ſilberbeſchlagene Schnabelſchuhe zur Schau trug. Die natürliche Folge: Schulden, Ruin ſelbſt der Reicheren, Entſittlichung beim ſchönen Geſchlechte, blieb nicht aus, und 1598 mußte Herzog Heinrich Julius am 8. Dezember eine geſchärfte Verordnung wider dergleichen Dinge bei — ſeinem Hoflager erlaſſen.

Der Wuchergeiſt regte ſich, Kipper- und Wipper-Künſte kamen in Aufnahme, das Geld verſchlechterte ſich, die Preiſe der Lebensmittel ſtiegen mit entſetzlicher Schnelle, und mit der alten brunswicker Ehrlichkeit ſchien es zu Ende zu gehen. Während der kriegeriſche Herzog Chriſtian „Gottes Freundt, der Pfaffen Feindt“ in den braunſchweiger Landen regierte, brach der 30jährige Krieg in Deutſchland aus, und obwohl das Land ringsher arg verwüſtet wurde, ſo blieb doch die Stadt vom Feinde ziemlich verſchont, da ſie den Schweden wie den Kaiſerlichen ihre Thore verſchloß, und nur die neuen und vielfachen Steuern, welche aber den ſteuerfreien Adel nicht berührten, trieben auch hier die Noth auf's Höchſte. Noch aber war die Stadt nicht in der Gewalt des Landesfürſten. Erſt 1671, als die Schuldenlaſt durch ſchlechte Verwaltung des Rathes, Schwelgerei der Junker und erbärmliche Zeitläufe auf 2 Millionen Thaler geſtiegen war und ein offener Aufruhr auszubrechen drohte, gelang es dem Herzoge Rudolph Auguſt nach kurzer Beſchießung, den Rath und die Stadt zur Unterwerfung zu bringen. — Die Stadt verlor ihre wichtigſten Rechte, mußte herzogliche Beſatzung aufnehmen und war ganz der Gnade des Fürſten anheimgegeben. Die Hauptſache war aber, daß nur die Geſchlechter geſtraft wurden, denn der Bürger gewann offenbar, indem er ſtatt der „vielen hochweiſen Gebieter“ nun einen Herrn bekam. Man muß übrigens die zähe Kraft der Brunswicker bewundern, welche durch faſt 400 Jahre den Landesherren trotzte und ihnen ſtets nur unter Vorbehalt huldigte. Dieſer Trotz und dieſe zähe Kraft ſcheinen noch den Brunswickern eigen.

Dem Herzoge Rudolf Auguſt verdankt die Stadt die Regelung ihrer Meſſen und dadurch neues Emporblühen. Durch Verlegung auf günſtigere Monate, ein Kaufgericht, eine Markt-, Wechſel- und Gerichts-Ordnung gelangten ſie zum ſchönſten Flor und die Bürger wieder zu Reichthum. Es wurden viele treffliche Bauten vorgenommen (Waiſenhaus zu Unſerer lieben Frauen), die alten Feſtungswerke demolirt und neue beſſere angelegt.

Unter Herzog Anton Ulrich wurde an der Stelle des alten Hagen-Rathhauſes ein Opernhaus erbaut, in dem italieniſche Opern unter Leitung und Mitwirkung eines Graun und Haſſe aufgeführt wurden, „die — nach dem Ausſpruche eines Zeitgenoſſen — den herrlichſten Prachtſpielen in Verſailles nichts nachgaben.“ In dieſer Zeit entſtand, wie überhaupt im deutſchen Reiche, auch in der Stadt Braunſchweig jener ſchale, hohe Ton, der Prunk mit Worten und Titeln, mit einem Worte, jene franzöſiſche „Windbeutelei“, welche ſo wunderſam gegen die treuherzige Einfalt unſerer Väter abſtach. — Die „Armeen“ wurden ein Zeitvertreib, und im Braunſchweigiſchen waren, wie Venturini ſchreibt, „die nützlichen Stimmen der Hofnarren verhallt, um dieſem verderblichen Spiele Einhalt zu thun.“

Unter Herzog Carl I. wurde 1745 das nach Abt Jeruſalem's Plane geſtiftete Collegium Carolinum eröffnet, das noch heute blüht. Auch das Muſeum wurde in Angriff genommen und die Reſidenz von Wolfenbüttel nach Braunſchweig verlegt. Neubauten und beſſere Straßen verſchönten die Stadt, die Polizei wurde geregelt, Straßenbeleuchtung und Reinigung angeordnet und die Kirchhöfe vor die Stadt verlegt.

Der muſikaliſche Kunſtſinn des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand brachte den berühmten Conzertmeiſter Peich, die Violinvirtuoſen Nardini und Lolli nach Braunſchweig, und die italieniſche Oper wurde ſo bevorzugt, daß ſie einen jährlichen Zuſchuß von 70,000 Thalern nöthig hatte. Leider, muß hier hinzugefügt werden, fand der große Leſſing nicht ſolche Gnade vor den Augen des Fürſten, denn ein deutſches Theater war nicht nach ſeinem Sinne. — Leſſing ſtarb 1781 am 15. Februar im Angott'ſchen Hauſe auf dem Egydienmarkte und ruht unter einem einfachen Stein auf dem Magnikirchhofe. Erſt 1853 wurde ihm ein ehrenvolles Monument (von Rietſchel's Meiſterhand modellirt) in Braunſchweig errichtet.

Die neue Zeit bricht nun mit Gewalt herein und die Stadt wurde zur offenen, indem die Wälle in treffliche Parkanlagen ſich verwandelten.

1806 am 26. Oktober ſah Braunſchweig die erſten Franzoſen einziehen, und unter den furchtbaren Contributionen, dem Drucke der Continentalſperre ſank der Wohlſtand der Stadt, der unter der weſtphäliſchen „Jeremiade“ ſich nicht verbeſſern konnte. Was die Braunſchweiger unter der Führung des Helden-Herzogs Friedrich Wilhelm an tapferem Muthe geleiſtet, lebt im Volksmunde in tauſend Liedern.

Nach dem Tode des Helden, unter der vormundſchaftlichen Regierung, kamen die von den Franzoſen geſtohlenen Kunſtſchätze des Muſeums wieder zurück; ein von Klingemann trefflich geleitetes Nationaltheater wurde begründet und der eiſerne Obelisk zum Andenken der beiden Welfenhelden 1823 errichtet.

1837 wurde den Schill'ſchen Helden, welche (14 an der Zahl) 1809 bei St. Leonhardt erſchoſſen wurden, ein Denkmal auf ihrer Todesſtätte errichtet, und ſpäter wurde auch Schill's Haupt aus unwürdigen Händen erlöſt und hier beigeſetzt. Die Kapelle neben dem Wächterhauſe enthält Schill'ſche Reliquien. Seine Büſte von König Ludwig von Bayern geſchenkt, Schill's Säbel, Cartouche, Piſtolen, Geldbörſe, Huſaren-Jacke und Weſte; ferner drei Geſchütze vom Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, dann die Bilder des Herzogs Friedrich Wilhelm, des Erzherzog Carl und des Tyrolerhelden Hofer, als heiligſtes Vermächtniß aber — Schill's Brieftaſche mit den Zeilen der Königin Louiſe von Preußen. Möge dieſer Talisman jede neue Schmach von Braunſchweig fern halten!

* * *

Die Entwickelung des deutſchen Volksbewußtſeins.*)

Von Wilhelm Gieſebrecht.

Die Urgeſchichte unſres Volkes hängt, wie jedermann weiß, mit der Geſchichte jener in Mittel- und Nord-Europa weit verbreiteten germaniſchen Stämme zuſammen, welche der große *Julius Cäſar* mit ſcharfem Blick zuerſt von den Kelten deutlich unterſchied und als eine beſondere Völkergruppe hinſtellte. So irrig es auch iſt, Germanen und Deutſche in dem Maaße zu identificiren, wie es oft geſchieht, die Wurzeln unſerer deutſchen Geſchichte greifen dennoch ſo tief in die Verhältniſſe der germaniſchen Ur- und Vorzeit hinein, daß man unmöglich die Entwickelung unſerer Nationalität von ihren Anfängen verfolgen kann, ohne von den germaniſchen Zuſtänden auszugehen. Das Glück hat gewollt, daß dieſe Zuſtände einen Schriftſteller Roms angezogen haben, der zu den größten aller Zeiten zählt und überdies einen feineren Sinn für ethnographiſche Verhältniſſe beſaß, als er ſonſt den Schriftſtellern des Alterthums beizuwohnen pflegte. Die *Germania* des *Tacitus* mit ihren wenigen Blättern iſt für das Studium unſerer nationalen Geſchichte ein Buch von unberechenbarer Bedeutung. Seit Jahrhunderten ſchöpft unſere Wiſſenſchaft aus demſelben, ohne es erſchöpft zu haben; wir danken ihm *ſichere* Ausgangspunkte, von denen jede hiſtoriſche Betrachtung unſerer Verhältniſſe anheben muß, und man hat nur einmal einen Blick in die dunkelen Anfänge anderer Geſchichten zu werfen, um zu begreifen, wie viel mit der Germania für unſere Urgeſchichte gewonnen iſt. Gegen das Ende des erſten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung iſt das Buch geſchrieben, aber es ſchildert Zuſtände, die im Weſentlichen ſeit unvordenklichen Zeiten dauerten, da die Germanen mit großer Zähigkeit an dem Herkommen hielten. Die Zuſtände der Sachſen und Frieſen waren noch nach ſieben Jahrhunderten, die der Schweden nach einem Jahrtauſend denen überaus ähnlich, die Tacitus darſtellt. Selbſt ein Jahrtauſend hatte wenig da geändert, wo ſich das germaniſche Leben frei von ſtarken äußeren Einflüſſen verlief.

---

*) Dieſe Ausführung bildete den Kern eines Vortrages, der am 21. März 1861, am Vorabende des Geburtsfeſtes König Wilhelms I., zu Königsberg vor einem aus Männern und Frauen beſtehenden größeren Zuhörerkreiſe gehalten wurde. Die Einleitung und der Schluß deſſelben, mehr auf den Tag und augenblickliche Verhältniſſe Bezug nehmend, ſind hier nicht wiedergegeben; auch ſonſt iſt Manches in der Darſtellungsweiſe geändert, die für den Zuhörer andre Rückſichten auferlegte, als für den Leſer. Aber Alles ließ ſich nicht beſeitigen, was an die urſprüngliche Beſtimmung dieſer Erörterungen erinnerte, und der Leſer wird nachſichtig ſein, wenn er bisweilen auf Wendungen ſtößt, die mehr der lebendigen Rede eigen zu ſein pflegen.

Daß der Vortrag unmittelbar an die Nationalitätenbewegung unſerer Tage anknüpfte, möchte ſchon aus dem hier Mitgetheilten erkenntlich ſein. Um jedoch den Geſichtspunkt, aus welchem der Verfaſſer dieſe große Zeitfrage betrachtet, von vorn herein klar zu bezeichnen, möge es erlaubt ſein, einige Worte aus der Einleitung des Vortrags zu wiederholen. „Folgt die Bewegung der Nationalitäten" — ſo wurde bemerkt — „ihrem bisherigen Gange und wendet ſich vor Allem feindlich gegen die Deutſchen, ſo wird ſich bald, wie wir hoffen, das deutſche Volk einmüthig erheben und ſeinen Feinden nicht ſowohl mit den Buchſtaben der Verträge entgegentreten, wie vielmehr das Recht ſeiner eigenen Nationalität gegen ſie wenden. Dann wird ſich erweiſen, daß unſer Volk, trotz ſeiner weit über ein Jahrtauſend hinausreichenden Entwickelung unerſchöpft, mit dem Siegel der Macht bei ſeinem erſten Eintreten in die Geſchichte geſtempelt und heute noch dieſes Signum unverkennbar tragend, deſſen Kämpfe und Siege ſich hindurchziehen von den Blättern der alten Geſchichte bis auf die zuletzt beſchriebenen der jüngſten Zeit und das vielleicht noch größere Erfolge auf den Gebieten der Kunſt und Wiſſenſchaft gewonnen hat, — daß unſer Volk nicht ein gleiches Recht mit anderen Nationen hat, ſondern ein höheres, daß ihren Adel die deutſche Nation für kein leeres Wort hält."

Kein Volk des Abendlandes kann ſeine Geſchichte weiter zurück verfolgen, keines hat eine längere mannigfaltigere und reichere Entwickelung durchlebt, als das deutſche. Dieſe Entwickelung auch nur in ihren Spitzen zu bezeichnen, wäre ein Werk langen Athems und iſt nicht dieſes Ortes; es ſoll hier lediglich an einzelnen hervorragenden Thatſachen dargethan werden, wie ſich das nationale Bewußtſein bei uns im Laufe der Jahrhunderte von dunkeler Ahnung zu immer größerer Klarheit erhoben hat, wodurch es genährt iſt und wie es ſich bethätigt hat. Es iſt da kaum Neues zu ſagen, aber das enge Zuſammenrücken weit durch die Jahrhunderte getrennter Vorgänge in ihrer gemeinſamen Beziehung auf das Wachſen der nationalen Idee bietet doch vielleicht dem Leſer einiges Intereſſe dar.

Tacitus zeigt nun die Germanen politiſch in der größten Zerſplitterung. Die Nation — wenn man von einer ſolchen damals reden kann — zerfällt in eine große Zahl kleiner Stämme und damit kleiner Staaten, die in ſehr verſchiedener Weiſe geordnet ſind, obſchon eine Miſchung von fürſtlicher Gewalt und Gemeindefreiheit bei allen die gemeinſame ſtaatliche Grundlage bildet. Bei manchen Stämmen herrſchen Erbkönige aus uraltem, bis in die mythiſche Götterzeit hineinragendem Adel, bei andern Gerichtsherren und in Kriegszeiten Herzöge, durch Wahl aus der Mitte der freien Männer erhoben; die Rechte der Gemeinde ſind bei einem Stamme größer, bei dem andern geringer. Die Stämme ſtehen zum großen Theil ohne alle politiſche Verbindung neben einander; ſie bekriegen ſich gegenſeitig und öfters mit ſolcher Erbitterung, daß ganze Völkerſchaften vertilgt werden. So iſt es namentlich bei den Germanen des Weſtens, während die öſtlichen Stämme allerdings ſchon in einer näheren Verbindung erſcheinen und ſich hier über den einzelnen Stammesnamen der gemeinſame, weitumfaſſende der Sueven erhebt. Aber als gemeinſam den ſueviſchen Stämmen werden doch vorzugsweiſe beſtimmte Religionshandlungen und Eigenthümlichkeiten der Tracht hervorgehoben. Daß die Sueven auch ſtaatlich durch eine Bundesverfaſſung geeinigt waren, iſt nicht unwahrſcheinlich, aber jedenfalls war der politiſche Verband ein loſer und hatte nur kurze Dauer.

Zerſplitterung und Zwietracht ſind Tacitus recht eigentlich die hervortretenden Kennzeichen der germaniſchen Staatsverhältniſſe, und die Sicherheit Roms vor germaniſcher Ueberwältigung ſieht er nur dann verbürgt, wenn dieſe Zerſplitterung und Zwietracht ſich erhalten. Deshalb fleht er die Götter an, daß die Germanen nicht zum Gefühl ihrer Einheit kommen. Denn daß ſie eine ſolche bilden, entgeht ihm nicht. Es iſt, ſagt er, ein Volk urſprünglich und unvermiſcht, eigenſter Art und nur ſich ſelbſt gleich, und ſein Buch hat zunächſt den Zweck, die Römer über dieſe eigene Art der Germanen aufzuklären. Offenbar meint Tacitus, daß ſie trotz ihrer gemeinſamen Nationalität ohne das Bewußtſein derſelben ſeien, und hat dazu guten Grund. Aber Ahnungen, daß ſie Alle einem großen Ganzen angehörten, daß es ein Gemeinſames gab, welches ſie von andern Völkern unterſchied und unter einander verband, waren dennoch vorhanden. Zwar hatten ſie, unſeres Wiſſens, keinen Volksnamen, unter dem ſie ſich alle begriffen — Germanen nannten ſie nicht ſich ſelbſt, ſondern die Kelten gaben ihnen dieſen Namen, welchen Römer und Griechen dann weiter verbreiteten —, aber ſie führten ſich auf einen Stammvater zurück, den Mann, den Sohn des erdgebornen Gottes Tuisco; von Mann's Söhnen, meinten ſie, ſeien die einzelnen deutſchen Stämme entſproſſen, ſtänden alſo in brüderlichen Verhältniſſen zu einander. Und wie hätte ihnen auch, ſobald ſie mit andern Völkern in Berührung kamen, entgehen können, daß ſie in Sprache und Sitte ſich ebenſo nahe ſtanden, wie ſie ſich von andern Nationen unterſchieden? Am deutlichſten trat ihnen vielleicht in der Religion ihre Gemeinſchaft entgegen, da ja das religiöſe Leben bei allen Naturvölkern mächtig zu ſein pflegt und gerade die germaniſchen Stämme ein beſonders ſtarker Zug zu dem Ueberſinnlichen von jeher gekennzeichnet hat. Ahnungen eines nationalen Zuſammenhanges ſehen wir denn auch ſchon in den älteſten Geſchichten der Germanen durchſcheinen. Denn was anders verbindet ſie zu dem heldenmüthigen Widerſtand gegen die in ihr Land eindringenden Römer? Armin vertheidigt doch nicht die Sache der Cherusker allein: er iſt der Vorkämpfer ganz Germaniens und wirft einen tiefen Haß auf Marbod, der ſich der gemeinſamen Sache des Vaterlandes entzieht. Aber, ob ſolche dunkeln Ahnungen nationalen Zuſammenhanges in den alten Germanen lebten, von der Ahnung zum Bewußtſein iſt ein weiter Weg, den manches Volk, wie mancher Menſch, nie zurücklegt.

200. Etwa hundert Jahre nach Tacitus beginnt ein gewaltiger Umſchwung in den Verhältniſſen der meiſten germaniſchen Stämme, der nur die nordiſchen oder ſcandinaviſchen Stämme (die Nordmannen) wenig oder gar nicht berührte. Im mittleren Europa gaben damals die kleinen germaniſchen Stämme ihre Beſonderheit auf und verſchmolzen zu größeren Stammgruppen, zu umfaſſenderen Gemeinweſen. Was bisher ſelbſtſtändige Volkſchaft war, wird Theil eines größeren Ganzen; die Bedeutung des Staats geht auf die Geſammtheit der zu einer neuen Stammeseinheit verwachſenden Volkſchaften über. Die alten Stammesnamen verſchwinden zum großen Theil, um nie wieder aufzuerſtehen. Neue Namen tauchen auf, die bis auf den heutigen Tag unter uns fortleben, wie die Namen der Sachſen, Alemannen, Baiern. Wo ſich die alten Namen erhalten, gewinnen ſie eine veränderte und allgemeinere Bedeutung, wie bei den Frieſen, Longobarden, Gothen u. ſ. w. Zu derſelben Zeit nimmt auch die monarchiſche Gewalt bei den Germanen einen kräftigen Aufſchwung. Wo das Königthum von Alters her beſtanden hatte, wird ſeine Gewalt beſchränkt; Stämme, die daſſelbe nicht gekannt hatten, werden königlich; wo ſich das Königthum nicht durchſetzt, wird mindeſtens das Herzogthum eine ſtätige Macht, deren Unterſchied von der königlichen kaum in etwas anderem ruht, als daß die Herzöge ihren Stammbaum nicht zu den Göttern der Mythenzeit hinaufführen können. Nur bei den Sachſen der Heimath und den Scandinaviern erhält ſich damals noch die alte Freiheit der Gemeinden unbeſchränkt; ſonſt bildet ſich bei allen Germanen die monarchiſche Gewalt durch, die Gemeindefreiheit vielfach beſchränkend, aber nirgends geradezu aufhebend. Die neuen Stammesſtaaten werden ſogleich zu Stammesreichen; indem die Germanen ſich zu größeren Gemeinweſen vereinen, ſtellen ſie auch ſofort einheitlichere Gewalten an die Spitze derſelben.

Sehr viel war damit für eine größere Einigung des germaniſchen Lebens gewonnen. Was dieſen Umſchwung herbeigeführt hat, meldet keine Ueberlieferung und wird immer ein Räthſel bleiben. Wahrſcheinlich begann er unter großen Bedrängniſſen von äußeren Feinden, wohl zur Zeit des Vordringens der ſlawiſchen Völkerſchaften; zum Abſchluß kam die Entwickelung erſt unter den Stürmen der großen Völkerwanderung. Was die geeintere Kraft der Germanen vermöge, trat ſogleich an den Tag. In der Zerſplitterung hatten ſie Jahrhunderte lang ſich der Römer mit Mühe erwehrt: jetzt unter ihren Königen und Herzögen gingen ſie zum Angriff über und erfochten Siege auf Siege. Die Geſchichte dreier Jahrhunderte verläuft ſich faſt nur in einer ſelten unterbrochenen Reihe germaniſcher Waffenthaten. Kaum eine Provinz des römiſchen Reichs gab es, wo ſich germaniſche Heere mit römiſchen nicht gemeſſen und ſie beſiegt hätten. Mehr als einmal haben die Gothen Macedonien, Griechenland und die aſiatiſchen Landſchaften verheerend durchzogen; mehr als einmal haben ſie vor den Thoren von Conſtantinopel geſtanden. Und indeſſen fiel Rom
410. in Alarichs Hände, und die römiſchen Provinzen des Abendlandes wurden von den Germanen erobert und zu germaniſchen Stammesreichen umgeſtaltet.

476. Die Zerſtörung des Römerreichs im Abendlande iſt die folgenreichſte That der Germanen in der Weltgeſchichte, das unmittelbare Reſultat ihrer geeinteren Kraft. Von den ſcandinaviſchen Völkern abgeſehen, gibt es kaum einen germaniſchen Stamm, der nicht zu ihr mitgewirkt hätte. Inſofern kann ſie als eine gemeinſame That der Germanen gelten. Aber aus dem Bewußtſein einer Allen gemeinſamen Nationalſache gegen das Römerthum iſt ſie mit nichten hervorgegangen. Die germaniſchen Könige und Führer ſtritten jeder auf eigene Hand und verfochten jeder ein beſonderes Intereſſe; nur eine ihnen unbewußte

Macht leitete ihre Unternehmungen zu demſelben Ziele. Das große Endergebniß mit ſeinen Folgen haben ſie weder geahnt noch angeſtrebt; wiederholentlich haben ſie der Erhaltung des römiſchen Reichs zeitweiſe ihre Waffen geliehen, wiederholentlich ſelbſt eine Herſtellung deſſelben verſucht. Es geſchah mehr, was ſie nicht wollten, als was ſie wollten; ſie waren gleichſam die willenloſen Werkzeuge des Verhängniſſes.

Ahnungen des nationalen Zuſammenhangs haben wir ſchon in den früheſten Zeiten bei den Germanen bemerkt: haben ſie fortgelebt und fortgewirkt in den großen germaniſchen Reichen, die ſich aus dem Ruin des römiſchen Kaiſerreichs im Abendlande bildeten? Haben die Germanen ſie in die weite Ferne mit hinaus genommen, die ſie jetzt großentheils von der alten Heimath trennte? Daß dieſe Ahnungen in der Fremde ganz erloſchen ſeien, ließe ſich nicht behaupten; ſie klingen ab und zu in den Sagen und Liedern wieder, die dort inmitten der Kämpfe erwuchſen und in vielfachen Abwandlungen ein Eigenthum aller germaniſchen Völker wurden. Aber doch hat das Gefühl der Gemeinſamkeit bei den Germanen gerade in dieſer Zeit ihrer großen Eroberungen eher an Kraft verloren, als gewonnen. Vieles trug dazu bei. Faſt in allen germaniſchen Reichen blieb eine ſtarke römiſche Bevölkerung zurück, die mit ihrer Sprache und ihren Sitten täglich und unmittelbar auf die Eroberer wirkte und die alten nationalen Traditionen abſchwächte. Ueberdies ſtanden die germaniſchen Herrſcher meiſt in Krieg mit einander oder beobachteten doch eiferſüchtig einer das Wachsthum des andern; die einzelnen Reiche ſchloſſen ſich politiſch feſter und ſchroffer ab, als es die kleinen Volksſtaaten der Urzeit gethan hatten und zu thun vermochten. Das Stammesbewußtſein, in einem größeren ſtaatlichen Organismus nun befriedigter, bildete ſich weit beſtimmter und mächtiger aus und drängte jene dunklen Ahnungen eines natürlichen weiten Zuſammenhanges, der ſich aber äußerlich nirgends geltend machte, mehr und mehr zurück. Vor Allem aber trennte jetzt die Religion die Germanen. Das Chriſtenthum hatte bei ihnen Eingang gefunden und zwar von Anfang an in verſchiedenen, ſich feindſelig gegenüberſtehenden Bekenntniſſen. Mehrere Stämme wandten ſich dem Arianismus*) zu, andere dem katholiſchen Dogma. Daneben blieben manche Stämme bei dem alten Götterdienſt, und bei nicht wenigen kämpfte noch der neue Glaube mit dem alten. Das einſt Alle umſchlingende Band der Religion war ſomit gelöſt: religiöſe Differenzen ſpalteten die Germanen und haben Jahrhunderte lang viel ſtärker auf ſie gewirkt, als alle Ahnungen des nationalen Zuſammenhanges, in welchem ſie ſtanden.

Das Römerthum, obwohl überwunden, behielt einen ſtärkeren Zuſammenhalt, als ihn die Germanen jemals beſeſſen hatten und namentlich jetzt beſaßen. Hieraus erklärt ſich, daß es in Kirche, Sitte und Sprache doch faſt überall wieder die Oberhand gewann und die germaniſche Art auf dem neu gewonnenen Boden dauernd nur da ſich erhielt, wo die römiſchen Elemente bei der Eroberung ſo gut wie vernichtet waren. So erhielt ſie ſich in England, ſo am linken Rheinufer, ſo in den Gegenden zwiſchen der Donau und den Alpen. In Italien, in Spanien, in dem größten Theil von Gallien wurden die Germanen allgemach romaniſirt und ihre Reiche gingen einem ſchnellen Verfall entgegen. In eigenthümlichſter Weiſe verband ſich römiſches und germaniſches Weſen in dem fränkiſchen Reiche der Merovinger von deſſen erſten Anfängen an. Chlodovech und ſeine Nachkommen herrſchten über Länder, die von einer dichten römiſchen Bevölkerung erfüllt waren; die Hauptſitze ihrer Herrſchaft waren Mittelpunkte der römiſchen Verwaltung geweſen. Aber zugleich hatten ſie ſich weite Gebiete auf beiden Ufern des Rheins unterworfen, wo jene germaniſchen

---

*) Nach dem von Arius zu Alexandria in der erſten Hälfte des vierten Jahrhunderts aufgeſtellten Lehrbegriff war Chriſtus ein Geſchöpf des Vaters, wenn auch das erſte und vollkommenſte, aber dem Vater nur weſensähnlich, nach dem katholiſchen war er von Ewigkeit her und dem Vater weſensgleich.

Zuſtände, aus denen ſie ſelbſt hervorgegangen waren, fortdauerten und ſelbſt das Heidenthum noch beſtand. Aber trotz dieſer engen und unmittelbaren Verbindung mit rein germaniſchen Völkern und urgermaniſchem Boden verfielen die Merovingiſchen Könige dem Romanismus, und das Frankenreich wäre, wie die anderen Stammesreiche, früh untergegangen, wenn nicht ein Geſchlecht aus den germaniſchen Theilen des Reichs — die Erbgüter lagen zwiſchen Rhein und Maas — im entſcheidenden Augenblick das Reich gerettet und 700. die Herrſchaft an ſich geriſſen hätte. Es war das Geſchlecht Pipin's von Heriſtall, das Karolingiſche Geſchlecht, wie man es ſpäter genannt hat.

Weltbekannt iſt, wie dieſes Geſchlecht aus dem Dienſtadel zum Königthum, dann zur kaiſerlichen Gewalt ſich erhob, wie es das ſinkende Frankenreich aufrichtete und weit über das Abendland ausbreitete, wie es zugleich das Chriſtenthum und mit ihm die Formen der römiſchen Kirche bei allen ſüdgermaniſchen Stämmen zur alleinigen Herrſchaft brachte. In dem 800. Reiche Karls des Großen, der in jedem Betracht großartigſten Schöpfung des Mittelalters, geſchahen nun Rieſenſchritte zur Einigung jener bisher immer getrennt gebliebenen germaniſchen Völker, welche die Mitte Europas, unſer Vaterland, bewohnten und ſich nun bald Deutſche zu nennen anfingen. Zum erſten Mal wurden ſie Alle jetzt einem und demſelben großen Staatsorganismus einverleibt, zum erſten Mal gleichen kirchlichen Formen unterworfen, zum erſten Mal erhielten ſie daſſelbe weltliche, daſſelbe geiſtliche Oberhaupt. Sehr gefliſſentlich hat Karl die Selbſtſtändigkeit der einzelnen Stämme zu brechen geſucht. Die bisherigen Häupter derſelben, die Herzöge, hat er aller Orten entfernt, mit der Grafſchaft gleiche Formen des Kriegsweſens, der Verwaltung und der Jurisdiction überall eingeführt. Beſtanden auch die alten Particularrechte der einzelnen Stämme fort — Karl, der überall geſchriebenes Recht wollte, ließ ſie ſogar mehreren Stämmen erſt aufzeichnen — ſo erhob ſich doch über jenen die Geſetzgebung der Capitularien als die Grundlage eines Alle beherrſchenden Reichsrechts. Am hartnäckigſten widerſtrebten bekanntlich die Sachſen den Karolingiſchen Einrichtungen, und nie wird vergeſſen werden, mit welcher furchtbaren Härte Karl ihren ſtarren Stammesſinn endlich bezwang. Die Frieſen und Sachſen, die Baiern und Schwaben, die Thüringer, die Franken am Main und Rhein und weiter bis zur Moſel und Maas hin — alle dieſe Stämme, in denen ſich noch rein die alte Sitte und Sprache der Germanen erhalten hatte, wurden ſo politiſch und kirchlich verbunden und einander damit näher gebracht, als ſie ſich jemals geſtanden hatten.

Karl ſah ſich, ſo viele romaniſche Stämme er auch beherrſchte, doch durchaus ſelbſt als einen germaniſchen Franken an. In Tracht, Sitte und Sprache verleugnete er nicht die Abkunft ſeines Geſchlechts. Seinen Staat gründete er weſentlich auf germaniſchen Fundamenten und unterließ Nichts, um immer von Neuem dieſe Fundamente zu verſtärken. Die Erhaltung und Bildung ſeiner Mutterſprache, ihre Anwendung in Kirche und Schule lag ihm ſehr am Herzen, nicht minder die Bewahrung der alten kriegeriſchen Tüchtigkeit und Kraft der Germanen. Wenn ſein Kaiſerreich auch ein römiſches hieß, er wollte, daß der Kern deſſelben germaniſch ſein ſollte: darin ſah er die Grundbedingung der Stärke und Dauer deſſelben. Aber, ob dem ſo war und ob Karls Reich gleichſam die Wiege der deutſchen Nationalität wurde, läßt ſich ihm ſelbſt nicht die Abſicht beimeſſen, ein excluſives Nationalgefühl in ſeinen germaniſchen Völkern zu fördern und ſie dadurch von den anderen unterworfenen Stämmen zu trennen. Sein Reich war vielmehr ein Stammesreich, wie andere der Germanen in früherer Zeit: in demſelben herrſchten die Franken, und die Baiern, Schwaben, Sachſen u. ſ. w. waren jenen in derſelben Weiſe, wie die romaniſchen Bevölkerungen in Italien, in der Provence und an anderen Orten, untergeben. Wo Karl ſich über den Geſichtskreis ſeines Stammes erhob, ging er in die Ideen einer Univerſalherrſchaft ein, die ſich nicht auf germaniſche Anſchauungen gründete, ſondern ſich innerhalb der römiſchen Welt ausgebildet hatte. Die Zuſammengehörigkeit ſeiner germaniſchen Unterthanen den Romanen gegenüber beſonders hervorzuheben, konnte er ſchon deshalb nicht gewillt ſein, weil dies eine Spaltung ſeiner Völker herbeigeführt haben würde, welche der Einheit des Reiches Gefahr drohte, und dieſe Einheit mußte er um jeden Preis zu erhalten ſuchen.

So wenig Karl die Herausbildung der gemeinſamen Nationalität bei ſeinen germaniſchen Völkern beabſichtigte, ſie erfolgte dennoch. Sobald dieſe einmal im Frankenreich ſich nahe getreten waren, leuchtete der Gedanke nationalen Zuſammenhanges in ihnen auf. Grade daß ſie noch in demſelben Reichsverband mit Völkern anderer Zunge und anderer Sitte ſtanden, machte ihnen den Gegenſatz ihrer Nationalität zu jenen und ihr näheres Verhältniß zu einander erſt recht klar. An ihrer gemeinſamen Sprache vor Allem erkannten ſie ſich als ein einiges Volk, und nach dieſer ihrer deutſchen, d. h. Volksſprache, nannten ſie ſich fortan nun mit einem Namen: die Deutſchen. So iſt unſre Sprache die Mutter unſres nationalen Bewußtſeins, und unter der Pflege und Zucht dieſer Mutter iſt es genährt, erſtarkt und vor dem Verderben zu aller Zeit bewahrt worden. Erſt ſeit der Karolingiſchen Zeit kennt man den Namen der Deutſchen; ſeitdem erſt gewinnt der Begriff der deutſchen Nationalität eine feſte Beſtimmung, einen deutlichen Inhalt. Die Deutſchen unterſcheiden fortan ſich nicht allein von den Romanen, ſondern auch von den ſlawiſchen und anderen Völkern des Oſtens; ſie unterſcheiden ſich trotz naher Stammes- und Sprachverwandtſchaft nicht minder von den Angelſachſen in Britannien, weil dieſe nicht zum Karolingerreich gehörten; ſie unterſcheiden ſich endlich von den Nordmannen, mit denen ſie weder die gleiche Religion noch dieſelben ſtaatlichen Formen des Frankenreichs verbanden. Kurz, die Deutſchen heißen fortan die Geſammtheit der germaniſchen Stämme, welche in das Reich Karls des Großen und den Verband der römiſchen Kirche eingetreten waren, dabei aber ihre alte Volksſprache bewahrt hatten: das iſt der Urſprung des deutſchen Namens, da liegen die Anfänge der deutſchen Nationalität in ihrer eigentlichen und beſonderen Bedeutung.

Ueberaus merkwürdig iſt, wie ſich unmittelbar bei dem Hervortreten der deutſchen Nationalität ſogleich ein heftiger Antagonismus zwiſchen den Deutſchen und den Scandinaviern entwickelte, obſchon ſie in gleicher Weiſe der großen germaniſchen Völkerfamilie angehörten. Er mag zunächſt und am meiſten durch den Gegenſatz der Religion hervorgerufen ſein, aber doch gewiß nicht hierdurch allein. Das politiſche Leben der Nordmannen mit ſeinem Uebermaaß von Willkür im Innern, ihre ſchonungsloſe Härte gegen äußere Feinde, ihre Luſt an Beutezügen und Seeraub — das Alles, obſchon urgermaniſch wie irgend etwas, erſchien den Deutſchen bereits damals als Barbarei. Denn in der Verbindung mit dem Karolingiſchen Reich hatten ſie bereits höhere Vorſtellungen vom ſtaatlichen Leben gewonnen und ihre Verhältniſſe ſo umgeſtaltet, daß jene Urzuſtände germaniſcher Vorzeit, wie ſie im Norden fortdauerten, ſie nicht anheimelten, ſondern mit Abneigung erfüllten. Man thut deshalb Unrecht, wenn man den Werth und die Bedeutung unſerer Nationalität, wie es ſo oft geſchehen iſt, allein in ihre Urſprünglichkeit und Reinheit ſetzt; ſie liegen eben ſo ſehr in ihrer unendlichen Bildungsfähigkeit. Durch dieſe erhebt ſich unſer Volk von einer Stufe der Vollkommenheit zur anderen, ohne daß dabei ſeine natürliche Anlage verloren geht, die ſich vielmehr immer freier und edler entfaltet. Als das deutſche Volk in die Geſchichte eintrat, hatten die einzelnen Stämme bereits die germaniſchen Zuſtände hinter ſich: ſie hatten feſtere ſtaatliche Formen gewonnen und geſchriebene Geſetze angenommen, das Chriſtenthum war bei ihnen heimiſch geworden, die Litteratur, wenn auch noch im römiſchen Gewande, begann ſich bei ihnen einzubürgern. Mehr oder weniger war ihnen das Alles von außen gekommen, aber ſie wußten es ſich anzueignen und zu bildenden Kräften ihres eigenen Lebens, auch zu einem Band ihrer nationalen Einigung zu machen.

Sobald ſich die Deutſchen im Karolingiſchen Reich als ein Volk erkannt hatten, ſuchten ſie auch ſtaatlich ſich als ein ſolches darzuſtellen. Sie ſchaarten ſich insgeſammt um Ludwig, 843. jenen Enkel Karls des Großen, der ſich für alle Zeiten den Beinamen des Deutſchen gewonnen hat. Das Reich des deutſchen Ludwig, wie es die Verträge von Verdun und Merſen feſtſtellten, fiel mit den Grenzen der deutſchen Sprache und Nationalität zuſammen; es war der volle und ganze deutſche Beſtandtheil des großen fränkiſchen Kaiſerreichs, deſſen Zuſammenhang ſich ſchnell lockerte und bald ganz auflöſte. Als die Nachkommenſchaft Karls 911. des Großen in Deutſchland ausſtarb, war allerdings noch einmal in Frage geſtellt, ob die Deutſchen in einem Reiche vereinigt bleiben, ob ſie ferner einen König über ſich anerkennen würden. Denn die Stammesintereſſen wirkten noch gewaltig und hatten bei dem überaus ſchwachen Regiment der letzten Karolinger ſich ungehemmt wieder entfalten können. Die einzelnen Stämme hatten ſich aufs Neue um Häuptlinge aus ihrer Mitte geſammelt, die den alten Namen der Herzöge führten. In Deutſchland ſtanden die Stämme der Baiern, Schwaben, Franken, Lothringer, Sachſen faſt wie ſelbſtſtändige Reiche neben einander, und es ſchien kaum abzuſehen, welche Stellung die Könige einnehmen ſollten, wenn man ſich ferner noch ſolche ſetzen würde. Trotzdem beſchloſſen die deutſchen Großen — und die norddeutſchen drangen beſonders darauf — das Königthum als ein Band der Nation zu erhalten.

Die Beſtrebungen des erſten Wahlkönigs, Konrads von Franken, die Einheit des Reichs zu kräftigen und die Herzöge der Krone zu unterwerfen, ſcheiterten völlig. Glücklicher war 919. ſein trefflicher Nachfolger, Heinrich von Sachſen; er verſtand es, die Herzöge der Krone dienſtbar zu machen und den königlichen Namen wieder zu Ehren zu bringen. Aber die Verbindung der Stämme blieb unter ihm ungemein locker, und als ſein Sohn, Otto der 936. Große, ſie feſter anziehen wollte, gerieth er in lange furchtbare Kämpfe. Daß er als Sieger aus ihnen hervorging, gab ihm endlich eine Macht in die Hände, wie ſie noch nie ein König unter den Deutſchen beſeſſen hatte. Die Idee eines einheitlichen deutſchen Reichs in die Wirklichkeit zu führen, war dann recht eigentlich der Zielpunkt aller ſeiner Gedanken und Thaten, und er kam ſeinem Ziel mindeſtens nahe. Vielleicht nie iſt das deutſche Volk politiſch ſtärker geeinigt geweſen, als in den ſpäteren Jahren dieſes willensmächtigen und hochgeſinnten Fürſten; jeder Widerſtand gegen die königliche Autorität ſchien da von vorne herein als ein verurtheiltes, als ein gottloſes Unternehmen.

Das deutſche Reich war das erſte, in dem eine Nation der neueren Zeit ſich wirklich geeinigt darſtellte. Frankreich war noch ein loſes Conglomerat verſchiedener Lehnsherrſchaften, das Königthum dort nur ein Schatten des Schattens. Italien war zerriſſen und ſtand unter der Tyrannei der Griechen, Araber und Burgunder. Das angelſächſiſche Reich hatte ſich erſt kürzlich aus einer ziemlich lockeren Vereinigung verſchiedener Herrſchaften gebildet, und bald wurde dieſer bald jener Theil von ſkandinaviſchen Abenteurern beſetzt. Im Norden und Oſten Europas ſetzten ſich kaum die erſten Keime zu ſtaatlichen Bildungen an. Und im hellſten Glanz des Ruhms trat das deutſche Reich in die Geſchichte ein. Wie zeigte ſich abermals die unwiderſtehliche Kraft germaniſcher Stämme, ſobald ſie zu gemeinſamen Unternehmungen ſich die Hände reichen, ſobald der Gedanke nationaler Einheit ſie ergreift! Das deutſche Volk wurde das herrſchende Europas. Das Anerkenntniß ſeiner Herrſchaft lag in dem Kaiſerthum, welches an die deutſchen Könige kam und damals ihnen mehr als leere Titel gab. Das deutſche Kaiſerreich war die Großmacht der Zeit: die Großmacht, denn mindeſtens im Abendlande gab es keine andere. Unſere Lage inmitten Europas iſt ſo, daß wir bis auf die erträumte ſelige Harmonie aller Völker entweder gegen unſere Nachbarn eine gebietende Haltung einnehmen oder in eine gedrückte und abhängige Stellung von ihnen gerathen müſſen. Das deutſche Volk nahm gleich im Anfange die gebietende Stellung ein und meinte, daß ſie ihm von Rechtswegen gebühre. Nicht immer hat es ſie mit gleicher Entſchiedenheit behauptet, aber doch bis auf den heutigen Tag nie die letzten Poſitionen ſeiner Herrſchaft über das Ausland aufgegeben. Gott bewahre, daß wir dieſe Schmach erleben!

Nur hinzudeuten iſt hier auf die Geſchichte unſerer großen Kaiſer, der Ottonen, der Heinriche und Friedriche. Sie iſt ein Gemeingut unſer Nation, wie kein anderer Theil unſerer überreichen Geſchichte. Bei jedem neuen Aufſchwung unſeres Volks hat ſie noch immer unmittelbar in das Leben ſelbſt wieder eingegriffen, iſt vor Allem der Schatten Friedrichs des Rothbarts umgegangen. Man erinnere ſich, welchen Zauber ſein Name in der Reformationszeit und noch in den letzten Freiheitskriegen übte. Der unverſiegliche Urquell unſers Volksbewußtſeins iſt unſere Sprache, aber reiche Nahrung iſt ihm auch aus einer andern Quelle, unſerer Kaiſergeſchichte, zugeſtrömt und ſtrömen ihm noch immer zu.

Jenes alte wunderbarprächtige Kaiſerthum iſt längſt untergegangen. Nicht in den Kämpfen mit den Päpſten und Lombarden ſo ſehr lagen die Gründe ſeines Falls, wie in der Unfügſamkeit der deutſchen Fürſten und dem Freiheitstrotz der deutſchen Stämme; mit dieſen Widerſachern haben die Kaiſer drei Jahrhunderte gerungen und ſie nie bezwingen können. Das Kaiſerthum wäre nimmer untergegangen, wenn es das deutſche Volk nicht verlaſſen hätte. Man kann begreifen, daß es geſchah. War in dieſem Kaiſerthum doch ſo Manches, was nicht dem eigenſten Geiſt der Nation entſprach, nicht aus ihm hervorgegangen war. Dieſe deutſchen Kaiſer nannten ſich römiſche und ließen in Rom ſich krönen; die Hohenſtaufen ſuchten die Geſetze der alten römiſchen Imperatoren hervor und begründeten auf ſie Machtbefugniſſe, wie ſie nie ein deutſcher Fürſt geübt hatte; das Kaiſerthum romaniſirte ſich endlich, je mehr es Boden dieſſeits der Alpen verlor, mehr und mehr und ſuchte ſeinen Schwerpunkt im Süden. Es hat allerdings Zeiten gegeben, wo der ganze Enthuſiasmus der Nation an den Kaiſern hing, und dann waren ſie immer unüberwindlich. Aber es kamen andere, und ſie traten öfters ein, wo die Kaiſer mit der Mißgunſt des deutſchen Volks zu kämpfen hatten, und dann waren ſie nur zu verwundbar. Alles in Allem ließe ſich nicht ſagen, daß das Kaiſerthum in der Zeit ſeiner Blüthe populär geweſen ſei: es war damals mehr gefürchtet, als geliebt. Die Deutſchen wußten damals recht wohl, daß ſie die Schiedsrichter der Nationen waren — ſo nennt ſie auch ein Engländer des zwölften Jahrhunderts —, ſie kannten die ungeheuren Vortheile ihrer Stellung, und es entging ihnen nicht, daß dieſelben weſentlich auf jener Einheit beruhten, die ihnen eine ſtarke monarchiſche Gewalt gab, doch ſie wollten die Einheit nicht auf Koſten der Freiheit, und dieſe glaubten ſie unter einem romaniſirenden Kaiſerthum gefährdet.

Aber eine tiefe Verehrung haben die Deutſchen doch ihren großen Kaiſern nach dem Fall des alten Reiches bewahrt. Wie oft ſind ſie zu ihren Gräbern gepilgert, die weithin über die Erde zerſtreut liegen! Nicht allein in Magdeburg, Speier, Bamberg und Aachen hat man ſie zu ſuchen, auch in Rom und Palermo, und des Rothbarts Gebeine wurden nach Tyrus und Antiochia zerſtreut. Wo und wie aber dem Andenken dieſer gewaltigen Herren die Deutſchen dankbare Verehrung zollten, ſie war in vollem Maaße verdient. Denn wenn in den folgenden Jahrhunderten trotz aller Zerſplitterung und Zerfallenheit des Reichs doch das deutſche Land und deutſche Volk zuſammenblieben, ſo kam es nicht zum Wenigſten daher, daß das Nationalbewußtſein durch die großen Thaten jener Kaiſer ſo belebt war, daß es ſelbſt bei einer ſchwachen Reichsgewalt nicht mehr untergehen konnte. Wie mächtig auch die lokalen und territorialen Intereſſen noch waren, wie beſtimmt ſich die Unterſchiede der Stände jetzt herausarbeiteten, das Bewußtſein der Gemeinſchaft, in der alles Deutſche ſtand, blieb ungemein ſtark. Schon hatte ſich inzwiſchen die Nationalität der Italiener, Franzoſen, Engländer ſehr deutlich entwickelt, aber die deutſche Nation ſtand noch in erſter Stelle, und die Völker des Nordens und Oſtens gingen gleichſam in ihrem Gefolge.

17. Man pflegt wohl die Zeit von dem großen Interregnum bis zu den Anfängen der Reformation als die farbloſeſte und eintönigſte unſerer Geſchichte anzuſehen. Und allerdings folgt man dem Laufe der großen und meiſt doch ziemlich kleinlichen Staatsactionen, ſo bietet ſie wenig Glanzpunkte dar. Der Gang des Kaiſerthums iſt im Ganzen ſchläfrig und matt, überall durch die Anſprüche des Papſtthums und des gegen Rom nur allzu nachgiebigen Fürſtenthums behindert. In dem auswärtigen Einfluß des Reiches findet ſich eher Rückſchritt als Fortſchritt; im Inneren reihen ſich Fehden an Fehden, von denen die eine der anderen auf den erſten Blick bis in die Einzelnheiten ähnlich ſieht, nur daß der Streitpunkt bei der einen immer noch dürftiger erſcheint als bei der anderen. Und doch iſt dieſer Theil unſerer Nationalgeſchichte von dem höchſten Intereſſe, ſobald man von der Geſchichte des Reiches zu der Entwickelung des ſtändiſchen Lebens den Blick lenkt. In dieſer Entwickelung bewegt ſich damals ſo zu ſagen das ganze Leben unſeres Volkes. Die Durchführung der Landeshoheit, die Befeſtigung des Erbfürſtenthums, die Feſtſtellung der reichsſtändiſchen Ordnungen, die Anfänge landſtändiſcher Verfaſſungen, die Begründung der reichsſtädtiſchen Freiheit, die Knüpfung der eigenthümlichen und mannigfaltigen Verbände der Ritterſchaft gehören weſentlich dieſer Zeit an, die dem Gedeihen corporativer Bildungen überaus günſtig war und deren Fehdeluſt eher ein Beweis für die Ueberfülle von ſtarken, nach Freiheit ringenden Kräften in der Nation iſt, als ein Document verſiegenden Lebens. Auch darf man nicht vergeſſen, daß das deutſche Volk in dieſer Zeit Eroberungen gemacht oder doch erſt befeſtigt hat, die weit folgenreicher geweſen ſind, als alle Erwerbungen unſerer großen Kaiſer. Damals wurden die wendiſchen Länder germaniſirt, damals wurde der deutſche Ordensſtaat an Weichſel und Pregel begründet und nach Liefland, Eſthland und Kurland die deutſche Sprache und Nationalität verpflanzt. An dieſen Erwerbungen haben die Kaiſer keinen irgend erheblichen Antheil gehabt, aber die deutſchen Fürſten und deutſchen Ritter, die deutſchen Bürger und deutſchen Bauern haben gleichmäßig bei denſelben mitgewirkt.

Der nationale Geiſt war damals ſo wenig erſtorben, daß er vielmehr erſt jetzt zu rechtem Durchbruch in den mittleren und unteren Kreiſen des Volkes kam. Nichts würde dies vielleicht deutlicher zur Anſchauung bringen, als eine erſchöpfende und geiſtvolle Geſchichte des deutſchen Bürgerthums, wie wir ſie nicht beſitzen und bei der Schwierigkeit der Ausführung wohl noch lange entbehren werden. Iſt es nicht, wenn wir die Bilder jener alten Rathsherren des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts betrachten, als ob der deutſche Geiſt uns in ihnen gleichſam verkörpert entgegen träte? Meinen wir nicht, in den alten Städten, die zu jener Zeit in Blüthe ſtanden, noch heute den vollkommenſten Ausdruck deſſen zu ſehen, was echtdeutſche Art hervorbringen kann? Und deuten nicht ihre gewaltigen Bauwerke ſchon darauf hin, daß trotz aller corporativen Abſchließung ein großer nationaler Zug durch dieſe Zeit geht? Sollten dieſe Monumente nicht dem Ruhme des deutſchen Volks dienen, und ſcheinen ſie nicht, großartig im Entwurfe ohne Gleichen, auch in der Ausführung auf die Hülfsmittel der ganzen Nation berechnet? Sie wirken noch auf uns als eine der ſtärkſten Manifeſtationen des deutſchen Geiſtes.

Und nicht minder deutlich zeigt den Aufſchwung des deutſchen Volksbewußtſeins die Litteratur. Wie mächtig auch die Mutterſprache auf die Erweckung des nationalen Lebens gewirkt hatte, wie mächtig ſie fortwirkte, ſie konnte ihre volle und ganze Gewalt auf das Volk nicht üben, ſo lange die Schriftſprache überwiegend die lateiniſche blieb. Jetzt aber bildete ſich eine poetiſche Litteratur von eigenthümlicher Bedeutung und großem Umfange in der Mutterſprache aus, die auch durch die Schrift Verbreitung ſuchte und fand. Von den Höfen der Fürſten drang die Poeſie allgemach in die Werkſtätten der Meiſter ein, und was ſie dabei an Anmuth verlor, gewann ſie an Volksthümlichkeit. Zugleich erhob ſich die deutſche Proſa. Die myſtiſche Theologie und die Chronik fingen an in deutſcher Sprache zu reden. Die Geſetze und Rechtsbücher wurden in einer dem Volke verſtändlichen Sprache abgefaßt. Die Urkunde hörte auf von einem gelehrten Lateiner concipirt zu werden, und der Deutſche konnte nun ſelbſt ſehen, was ſein verbrieftes Recht ſei. Daß dies die Befreiung von einem ſchweren geiſtigen Druck, unter dem unſer Volk Jahrhunderte lang geſchmachtet hatte, in ſich ſchloß, liegt auf der Hand. Denn kein Volk kann ſich wahrhaft ſelbſtſtändig fühlen, ohne frei ſeine Sprache, wo und wie es ihrer bedarf, zu handhaben. Mit dem Vordringen der deutſchen Schriftſprache bis in die unteren Schichten des Volkes war dann zugleich ein neuer ſtarker Hebel zur Weckung des nationalen Bewußtſeins gewonnen.

Hatten die Stände des Reichs früher nach Freiheit von kaiſerlicher Oberherrſchaft getrachtet, ſo hatten ſie die jetzt in Fülle und konnten in dem Genuß einer wenig beſchränkten Selbſtſtändigkeit ſchwelgen. Aber mehr als einmal machte ſich denn doch bemerkbar, daß ohne eine ſtarke Obergewalt die Nation in den größten Gefahren ſchwebe. Der Fall der Marienburg und noch mehr der Friede von Thorn, die kühnen Unternehmungen Karl's von Burgund, die Ausbildung einer ſtarken monarchiſchen Gewalt in Frankreich, wo man ſchon lüſtern nach der Rheingrenze blickte, die immer näher ſich heranwälzende Heeresmacht der Osmanen: dies und vieles Andere mahnte daran, daß die deutſche Freiheit leicht und bald in die unerträglichſte Knechtſchaft ſich verkehren könne, wenn nicht alle Kräfte der Nation von einer ſtarken Hand zuſammengefaßt würden. Man fing an tiefer als je ſich nach den alten Kaiſern zu ſehnen: die Herſtellung eines mächtigen Kaiſerthums wurde der Gedanke aller Stände.

Der Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts war eine Zeit, wo ſich das Streben nach 1500. Herſtellung der alten Reichseinheit, nach politiſcher Einigung der Nation auf das Lebendigſte regte. Die Fürſten trugen ſich mit einer großen Reformation des Reichs, und Kaiſer Max hatte ſelbſt dahin gerichtete Ideen; die Städte und der Bauernſtand verlangten nach der Kraft des alten Kaiſerthums, die Gelehrtenwelt und ein großer Theil der Kleriſei nach einer Macht, welche ſie von dem immer wachſenden Druck des Papſtthums befreie. Jedermann wollte neue, feſtere Ordnungen des Reichs. Aber ſobald man an ihre Begründung ging, zeigten ſich die größten und mannigfaltigſten Schwierigkeiten. Nicht mehr die Stämme widerſtrebten ſo ſehr der Reichseinheit, als die mächtig gewordenen Stände. Die Standesintereſſen waren zuletzt doch noch durchgreifender, als die nationalen; jeder Stand wollte gewinnen, keiner opfern. Dennoch kam es zur Begründung einiger Reichsordnungen, die mühſam in das Leben geführt wurden und dann lange ein ſchwächliches, aber zähes Daſein hingeſchleppt haben. Sie haben noch drei Jahrhunderte das deutſche Reich zuſammengehalten und ganz ohne Wirkung auf die Entwickelung des nationalen Lebens ſind ſie nicht geblieben, aber tief ergriffen und energiſch gefördert haben ſie daſſelbe mit Nichten; auch war der Gang der Ereigniſſe einer kräftigen Entfaltung der Reichsordnungen wenig günſtig.

Ein folgenſchweres Mißgeſchick war es, daß gerade in dem Zeitpunkt, wo das deutſche Volksbewußtſein ſich beſtimmter als je entfalten zu wollen ſchien, die Regierung des deutſchen Reichs ein König von Spanien überkam, deſſen Politik unmöglich eine ausſchließlich deutſch-nationale Richtung einſchlagen konnte. Ein anderes und noch größeres Hemmniß erwuchs der Einigung durch das Eintreten der großen Kirchenſpaltung, die bis auf den heutigen Tag unſer Volk im Glauben ſcheidet. Die Reformation Luther's — ein Werk, 1517. in der tiefſten Tiefe des deutſchen Weſens wurzelnd, unternommen und durchgeführt in der ganzen Treue und Lauterkeit eines deutſchen Herzens, eine nicht nur kirchliche, ſondern auch welthiſtoriſche That, wie ſie keinem anderen deutſchen Manne gelungen — dieſe Reformation hatte zwar eine allgemeine Bedeutung für die geſammte Chriſtenheit, aber ſie faßte zunächſt doch die Bedürfniſſe des deutſchen Volks in das Auge, und zwar des deutſchen Volks in ſeiner Totalität. Auch ſchien Anfangs die Hoffnung nicht zu kühn, daß ſie alle

Verhältniſſe der deutſchen Kirche und damit auch die des Reichs im nationalen Sinne umgeſtalten würde: indeſſen zeigte ſich bald genug, daß dies nicht zu erreichen war. Das Reichsoberhaupt war Luther und ſeinem Werke von vorn herein abgeneigt; unter den deutſchen Fürſten erwuchſen ihm erbitterte Gegner; die Reichsſtände, welche ſeine Sache ergriffen, mußten bald gegen die Beſchlüſſe der Reichstage als Proteſtanten auftreten. Das religiöſe Bekenntniß warf die deutſchen Reichsſtände und die ganze Nation ſo in zwei feindliche Heereslager auseinander. Man weiß, wie der innere Krieg entbrannte, ſobald Luther's Gebete für den Frieden verſtummten, wie nach der mühſam erlangten Waffenruhe die Streitigkeiten der Theologen ſich abermals auf das Aeußerſte erhitzten und in alle Kreiſe des Volks getragen wurden, wie endlich ein neuer Religionskrieg ausbrach, der ein Menſchenalter hindurch Deutſchland auf eine ſolche Weiſe verwüſtete, daß noch jetzt, nach zwei Jahrhunderten, nicht alle Spuren derſelben verwiſcht ſind.

1630. Niemand vermöchte auszuſagen, was der dreißigjährige Krieg Deutſchland gekoſtet hat. Man pflegt wohl die materiellen Verluſte in die erſte Linie zu ſtellen, aber die geiſtigen waren bei weitem ſchwerer. Alles Selbſtgefühl der Nation war herabgedrückt: die Grenzen des Reichs ſah ſie verrückt, alle ihre Intereſſen ein Spiel fremder Mächte, und als eine fremde Macht erſchien faſt das Habsburgiſche Kaiſerhaus ſelbſt, welches den allgemeinen Ruin noch am leichteſten zu überdauern hoffen durfte. Ueberdies war die Nation in ſich zerriſſener als je. Es trennten nicht allein die noch immer nicht ganz verwiſchten Stammesunterſchiede, nicht allein die ſehr mächtigen Gegenſätze der Stände, ſondern auch und vor Allem die Verſchiedenheit des Bekenntniſſes. Die Religion, einſt ein Bindemittel der Nation, zerklüftete ſie jetzt mehr als alles Andre; Religionshaß und das ſchlimmſte Mißtrauen vergifteten alle nationalen Beſtrebungen. Kunſt und Wiſſenſchaft verloren zugleich ihre Ehre und Würde; Sprache und Litteratur verwilderten; man ſchrieb in fremder Sprache oder in einem Kauderwälſch, gemiſcht aus lateiniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Brocken. Das nationale Bewußtſein war ſo gut wie entſchwunden, und der Particularismus machte reißende Fortſchritte. Bei der Schwäche der Reichsgewalt entwickelte ſich die Landeshoheit der Fürſten mit eilenden Schritten zu völliger Selbſtſtändigkeit; die letzten ſchwachen Fäden ſchienen zu zerreißen, welche die Deutſchen noch im Reiche verbunden hatten. Man kann es als ein Wunder anſehen, daß ein deutſches Reich ſich noch erhielt und der Begriff eines deutſchen Volkes mit ihm beſtehen blieb.

Wer wollte es leugnen, daß es vor Allem die Kirchenſpaltung geweſen iſt, die Deutſchland politiſch zerriſſen und das Volksbewußtſein nahezu vernichtet hat? Aber es iſt ſehr einſeitig, alle Schuld, wie es ſo oft geſchieht, der Reformation beizumeſſen. Die Gegner derſelben haben eine gleiche oder wohl größere Laſt der Verantwortung zu tragen. Ueberdies hat die Reformation die Wunden, welche ſie unſerer Nation geſchlagen, zum guten Theil wieder zu heilen gewußt. Es iſt ſtaunenswerth, wie ſchnell ſich mitten aus dem Jammer der Zeit von Neuem höhere und freiere Beſtrebungen erhoben, und gerade aus den Ländern gingen ſie hervor, in welchen ſich die Kirchenreformation durchgeſetzt hatte. Anziehend würde ſein, im Einzelnen den Nachweis zu führen, daß alle jene geiſtigen Beſtrebungen nicht allein mit Luthers Wirkſamkeit als Reformator der Kirche und Schule, mit ſeinen politiſchen Anſchauungen, mit ſeiner Wirkſamkeit als Schriftſteller zuſammenhängen: es würde ſich darthun laſſen, daß alle die Wiſſenſchaften und Künſte, in denen die Deutſchen ſich nun ſelbſtſtändig zur Meiſterſchaft Bahn brachen — Theologie, Philoſophie, Sprachwiſſenſchaft, Poeſie, Muſik — wie ſie in Luthers Natur und in ſeinen beſonderen Neigungen Anknüpfung fanden, ſo gerade von ihm den kräftigſten Anſtoß erhalten haben. Aber es genügt hier, auf jene großen Männer hinzuweiſen, die unmittelbar wieder dem deutſchen Leben eine höhere Richtung gaben und deren Arbeiten dann der weiteren Entwickelung vor Allem die Bahnen verſchrieben. Ich meine Spener, Leibnitz und den großen Churfürſten. Wer iſt der todten Rechtgläubigkeit und dem dogmatiſchen Formelkram entſchiedener entgegen getreten, als Spener? Wer hat lebendiger als er auf das wahre Chriſtenthum des Herzens in einer Zeit gedrungen, als es hüben und drüben wie vergeſſen ſchien? Und wer hat je die Macht des deutſchen Geiſtes in faſt allen Zweigen der Wiſſenſchaft der Welt klarer vor Augen geſtellt, als Leibnitz, ein Mann, der für jede Größe ſeines Vaterlands und ſeines Volks auf das Lebendigſte fühlte, alle Schäden des nationalen Lebens kannte und alle zu heilen verſuchte? Und zu derſelben Zeit gründete der große Churfürſt einen Staat, an dem ſtaunend die Zeitgenoſſen inne wurden, was ein deutſcher Fürſt freien Geiſtes mit geringen Mitteln zu leiſten vermöge, einen Staat, der als ein Wunder deutſcher Politik ſich neben den großen Schöpfungen fremder vielgeprieſener Staatskunſt erhob. Aber dieſe Männer und Alle, die in ähnlichem Geiſte wirkten, waren in proteſtantiſcher Umgebung geboren und erzogen und begannen ihre Arbeit zunächſt unter Proteſtanten, freilich in einem freieren religiöſen Sinne, als man ihn vordem gekannt hatte. Eben deshalb ging ihr Wirken auch über die Grenzen des evangeliſchen Bekenntniſſes alsbald hinaus, fand Anerkennung und weckte Nacheiferung bei allen aufſtrebenden Geiſtern in der Nation; es bahnte Wege und Mittel innerer Verſtändigung in ihr an, als die äußeren Bande mehr und mehr ſich löſten und endlich ganz zerriſſen wurden. 1640

Die deutſche Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts iſt voll der mannigfaltigſten und großartigſten Verwickelungen, ihre Reſultate ſind von hervorragender Bedeutung für die Entwickelung der Welt. Daß Friedrich der Große Preußen zu einer europäiſchen Großmacht erhob, veränderte nicht allein alle Machtverhältniſſe der deutſchen Staaten, ſondern die ganze Lage Europas. Die Stellung Preußens war geraume Zeit die Hauptfrage der allgemeinen Politik und erregte Kämpfe, deren Schauplatz ſich weithin über den Erdkreis ausbreitete. Indem zugleich mehrere der erſten Throne des Auslands deutſchen Fürſten zugefallen waren, wurden die Deutſchen faſt in alle Verhältniſſe der großen Politik hineingezogen, an allen betheiligt. Die Blicke des Volks erweiterten ſich ſo mit Nothwendigkeit; die Theilnahme an den politiſchen Dingen und den großen Welthändeln ſteigerte ſich unaufhörlich. Aber das nationale Intereſſe, wie wir es jetzt verſtehen, war damit keineswegs im Wachſen, vielmehr wandten ſich damals alle Sympathien der Verſelbſtſtändigung der einzelnen Staaten, der völligen Auflöſung des Reichsverbandes zu. Wie ſtark hat ſich nicht der preußiſche Patriotismus an den Thaten Friedrichs des Großen entwickelt? Und der öſterreichiſche Patriotismus ging mit ihm nahezu gleichen Schritt. Faſt in jedem Staat, bis zu dem kleinſten herab, bildete ſich allgemach bei der Bevölkerung ein die Nationalität völlig zerſetzendes Selbſtgefühl aus, oft bis zum lächerlichſten Dünkel, von den Regierungen meiſt mehr genährt als beſchränkt. Der Particularismus triumphirte aller Orten. Eine Theilnahme für das Reich, für die Gemeinſamkeit deutſcher Intereſſen kannte jene Zeit kaum; ein deutſcher Patriotismus war kaum vorhanden. So geſchah das Unvermeidliche. Unter den Einflüſſen der franzöſiſchen Revolution und der Napoleoniſchen Herrſchaft brach das Reich zuſammen, und Deutſchland zerſplitterte in eine Anzahl anſcheinend völlig ſelbſtſtändiger Staaten; nur anſcheinend ſelbſtſtändig, denn die Mehrzahl derſelben war ſchon unter dem Protectorat des franzöſiſchen Kaiſers gefallen, und als Preußen ſich in die ſchmachvolle Abhängigkeit der Rheinbundfürſten nicht zwängen laſſen wollte, büßte es in dem unglücklichſten Kampfe auch ſeine Selbſtſtändigkeit ein. Noch einmal griff dann Oeſterreich zu den Waffen, aber nur, um das Schickſal Preußens zu theilen. Der Friede brachte es in eine ähnliche Abhängigkeit von dem franzöſiſchen Gewalthaber, der bald die Tochter des letzten deutſchen Kaiſers als Gemahlin heimführte und unverhohlen als Nachfolger Karls des Großen und Erneuerer des alten Kaiſerthums auftrat. Jahre tiefſter Erniedrigung durchlebte unſer Volk. Die deutſchen

1740

1806.

Staaten waren weſentlich nichts anders als Provinzen des franzöſiſchen Kaiſers: deutſche Heere mußten ihm dienen und gegen Rußland folgen. Das war das nothwendige Ende des ſtaatlichen Sonderweſens, das ſeit Jahrhunderten das nationale Bewußtſein der Deutſchen erſtickt hatte. Mit der Einheit ſchien man jetzt auch die Freiheit zu Grabe getragen zu haben.

So troſtlos war jene Zeit, daß ſelbſt geiſtesſtarke Männer an der Gegenwart verzweifelten und erſt mühſam ein neues Geſchlecht zur Sprengung der Ketten erziehen wollten. Aber es bedurfte nicht weitausſehender pädagogiſcher Experimente. Wenige Jahre der Knechtſchaft genügten, um die deutſchen Völker mit dem heißeſten Freiheitsdurſt zu erfüllen und die Ueberzeugung bei ihnen zu erwecken, daß die Freiheit in ihrer Einigkeit beſchloſſen liege. Und, ſobald man nun die Augen aufthat, ſah man, wie viel geiſtig Einendes man beſaß, welche gemeinſamen Schätze die Nation bewahrte. Wie lohnte es ſich nun, daß man ſchon vor mehr als einem Jahrhundert die Wege der Toleranz eingeſchlagen und das Weſen des Chriſtenthums in etwas anderem als dogmatiſchen Spitzfindigkeiten geſucht hatte! Welcher Gewinn war es, daß alle jene wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Beſtrebungen, deren Anfänge oben berührt wurden, ſich in der impoſanteſten Weiſe entwickelt hatten! Durch ganz Deutſchland hatte Kant alle denkenden Köpfe in ſeinen Ideenkreis gebannt. So weit die deutſche Zunge reichte, hatten Goethes und Schillers Dichtungen alle Klaſſen des Volkes ergriffen und mit Begeiſterung erfüllt. Die Deutſchen hatten eine Litteratur gewonnen, die in einzelnen Zweigen von anderen Völkern übertroffen ſein mag, in ihrer Totalität unvergleichlich iſt. Sie hatten die höchſte Meiſterſchaft in der Kunſt erreicht, in der jedes Volk am unmittelbarſten ſeine Gefühle ausdrückt, ſich ſelbſt am unmittelbarſten empfindet — in der Muſik. Gewiß, alle dieſe rein geiſtigen Beſtrebungen wurzelten urſprünglich nicht in nationalen Tendenzen: aber ſie ergriffen doch die ganze Nation, und alle Erzeugniſſe deſſelben wurden als ein Gemeingut derſelben betrachtet. Und gerade in dieſen Tagen der Schmach wandten ſich die Wiſſenſchaften nun auch unmittelbar den nationalen Intereſſen zu; ſie erſchloſſen alle Quellen unſeres Volkslebens und Volksbewußtſeins, unſre Sprache, unſre Geſchichte, unſre alte Litteratur. Was deutſches Weſen ſei, wurde niemals beſſer begriffen.

So erwachte das Gefühl der Einigkeit aller Orten, und mit ihm erſtarkte der Glaube an die Freiheit. Es bedurfte nur des Rufes der Fürſten, und überall erhob ſich das Volk gegen die Fremdherrſchaft wie zu einem heiligen Kriege. Nie hat ſich die Einigkeit der Deutſchen ſchöner und energiſcher gezeigt, als in den letzten Freiheitskämpfen; dicht neben den ſchmachvollſten Blättern unſerer Geſchichte ſtehen die rühmlichſten. Deutſchland befreite nicht allein ſich, es befreite abermals die Welt von einer unerträglichen Zwangsherrſchaft. Aber bei der Abrechnung fand das deutſche Volk nicht den Lohn, den es verdient und erwartet hatte. Es hatte als Kampfpreis die Zurückgabe der deutſchen Länder beanſprucht, die Frankreich einſt dem Reiche entriſſen: Lothringen und der Elſaß blieben franzöſiſch. Es hatte, wie es ſich einig erhoben und vereint gekämpft hatte, eine Verfaſſung gehofft, welche die Einheit Deutſchlands vor Allem ſicherte und eine weitere Ausbildung im einheitlichen Sinne nicht nur ermöglichte, ſondern forderte: die Bundesverfaſſung entſprach ſolchen Hoffnungen nicht. Auch ihre Vertreter haben kaum anderes zu ihrer Vertheidigung geſagt, als daß ſie unter den obwaltenden Verhältniſſen die einzig mögliche und deshalb nothwendig war. In den Zwang der Umſtände hat man ſich zu fügen, doch Niemand wird Liebe und Hingebung für ein Werk des Zwanges erwarten.

1815. Seit der Aufrichtung des deutſchen Bundes haben die nationalen Tendenzen bei uns unaufhörlich Fortſchritte gemacht, aber weniger durch den Bund, als trotz deſſelben. Sie beherrſchen Wiſſenſchaft und Kunſt, die Litteratur, das ganze geiſtige Leben; ſie beherrſchen nicht minder auch das materielle. Wie viele Schranken ſind gefallen, wie viele Hemmniſſe des Verkehrs in den letzten Jahrzehnten beſeitigt! Das alte Abſonderungsſyſtem der Einzelnſtaaten iſt unhaltbar; ſie müſſen in Geſetzgebung und Adminiſtration ſich nähern und ausgleichen. Das Verlangen nach einer feſteren Centralgewalt, als ſie im Bundestage gegeben iſt, lebt in der Nation ſo allgemein, daß es ſich nicht mehr unterdrücken läßt; auch denkt daran wohl keine Regierung mehr im Ernſt. Aber die Schwierigkeiten, eine ſolche Centralgewalt zu begründen, ſind bei der Stellung der beiden deutſchen Großmächte zu einander und bei der Selbſtſtändigkeit, welche alle deutſchen Staaten einmal vertragsmäßig gewonnen haben, ſo groß, daß auf dem Wege allſeitiger Verſtändigung kaum ein befriedigendes Reſultat zu erwarten iſt. Daß die Bundesverfaſſung Zähigkeit genug in ſich hat, auch eine gewaltige innere Bewegung zu überdauern, haben wir erlebt. Aber ein heftiger Anſturm der feindlichen Nationalitäten, der die Deutſchen alle ihre Kräfte feſt zuſammenzuhalten zwänge, dürfte doch den deutſchen Staatenbund leicht in einen Bundesſtaat mit einer ſtarken Centralgewalt verwandeln. So könnte die Bewegung der Nationalitäten, in deren Mitte wir ſtehen, das erreichen, was ſie am wenigſten will: die Conſtituirung eines einheitlichen Deutſchlands, dem die imponirendſte Machtſtellung in den europäiſchen Angelegenheiten nach ſeiner unerſchöpften Kraft, ſeiner geographiſchen Lage und ſeinen hiſtoriſchen Traditionen gewiß ſein müßte. In dem Tage, wo die deutſchen Heere vereint gegen einen äußeren Feind ausziehen, ſollten wir Freudenfeuer auf allen Höhen anzünden. Dann würde die Reviſion der Verträge von 1815 nicht fern ſein, nach der Frankreich jetzt ein ſo heißes Verlangen zeigt, nachdem ſie das deutſche Volk ſchon ſeit nahezu einem halben Jahrhundert erſehnt hat.

Es wäre thöricht, an der Zukunft unſeres Volkes zu verzweifeln, weil nicht ſogleich alle Wünſche ſich erfüllen. Durch Alle Wechſel ſeiner Geſchicke geht ein großer Fortſchritt von dunkelen Ahnungen natürlicher Gemeinſchaft bis zum Bewußtſein geiſtiger Einheit, von ſtaatlicher Zerſplitterung zu feſterer Einigung, von Culturtrieben zu der höchſten Entwickelung nationaler Bildung, von dem Inſtinct einer welthiſtoriſchen Beſtimmung zur Erkenntniß derſelben. Das nationale Bewußtſein iſt ſtärker und gereifter als je. Sobald die Deutſchen zu gemeinſamer That ſich erheben, liegen neue weite Bahnen des Ruhmes vor ihnen: unſer Volk wird ſie, ſo hoffen wir zuverſichtlich, in Kürze beſchreiten.

Breslau und ſeine Univerſität.

Von Max Ring.

Die Jubelfeier der Breslauer Univerſität ruft eine Reihe von Erinnerungen wach an die alte Haupt- und Reſidenzſtadt Schleſiens. In einer fruchtbaren Ebene, die von den blauen Bergen der Sudeten begrenzt wird, erhebt ſich die Stadt Breslau an beiden Ufern der Oder, welche hier ſchon eine ſtattliche Breite zeigt. Ehrwürdige Kirchen mit hohen Thürmen und alterthümliche Gebäude erklären ſchon von Weitem ihre hiſtoriſche Bedeutung und eine inhaltsreiche Vergangenheit. Vor Allem feſſelt das ſchöne, zum Theil im gothiſchen Style erbaute Rathhaus die Aufmerkſamkeit des Beſchauers durch ſeine eigenthümliche Architektur. Mitten auf dem großen Markt, nach ſchleſiſcher Art der „Ring“ geheißen, ragt es unter den übrigen Häuſern mit ſeinen durchbrochenen Erkern und kleinen Thürmen mächtig hervor, reich an hiſtoriſchen Erinnerungen und intereſſanten Begebenheiten. Ein Stück mittelalterlicher Romantik ruht auf den alten, grauen, von grünem Epheu umzogenen Mauern und bildet einen wohlthuenden Kontraſt mit dem proſaiſch nüchternen, geſchäftigen Treiben der Gegenwart. Von jeher herrſchte ein kräftiger Bürgerſinn in der Hauptſtadt Schleſiens, der ſich in früherer Zeit beſonders häufig in trotzigen Kämpfen des Volkes gegen Patricierthum und Geiſtlichkeit bethätigte.

Aufſtände folgten auf Aufſtände und mehr als einmal krachten die eiſernen Thore des alten Rathhauſes unter den Angriffen der gegen den übermüthigen Magiſtrat empörten Bürger. Damals, als der ſchwache Wenzel von Böhmen Deutſcher Kaiſer war, verſchworen ſich die erbitterten Zunftgenoſſen gegen die Bedrückungen des ſtolzen Magiſtrats. In der St. Clemens-Kapelle in der Neuſtadt nahmen ſie das heilige Sakrament, worauf ſie am nächſten Morgen beim Schalle des Hirtenhorns und unter dem Läuten der Sturmglocke nach dem Rathhauſe zogen. Ein Bürgermeiſter und mehrere beſonders verhaßte Rathsherren wurden auf dem Platze vor der Rathstreppe ſogleich enthauptet, ein Magiſtratsmitglied, das ſich auf den Thurm geflüchtet, nach böhmiſcher Sitte herabgeſtürzt und von den Spießen der Aufrührer aufgefangen. Manche wichtige Urkunde und die alten Freiheitsbriefe der Stadt gingen bei dieſer Gelegenheit verloren. König Wenzel war zu ſchwach, der Empörung zu ſteuern, um ſo ſchwerer war das Gericht, welches ſein Nachfolger Sigismund über die aufſtändiſche Stadt verhing. Auf die Klage der Geſchlechter wurden die Aelteſten der Zünfte gefangen genommen und drei und zwanzig Theilnehmer an der Verſchwörung hingerichtet. An der Ecke des Ringes auf dem Eliſabethkirchhof wurde ihnen von den Richtern, die um den ſchwarzbehangenen Tiſch ſaßen, ihr Urtheil verkündet, welches in der Burg vor dem Oderthore von acht Henkern unter den Augen des Kaiſers vollſtreckt wurde. Ihre Köpfe wurden auf die Thürme der Stadtmauer aufgepflanzt, ihre Leichname aber unter die großen viereckigen Steine begraben, auf denen man vom Markt nach der Eliſabethkirche geht, damit alle frommen Kirchgänger oft an dieſen Frevel denken und die Verbrecher mit Füßen treten möchten. — Aber nicht bloß ihrem eigenen Magiſtrat, ſondern ſelbſt einem ſo mächtigen Könige, wie Georg Podiebrad, leiſteten die Breslauer tapfern Widerſtand, längſt der böhmiſchen Herrſchaft müde, und aus dieſem Grunde als eifrige Katholiken den huſſitenfreundlichen Fürſten bekämpfend. Sie gaben ihm den Spottnamen „Girſig“ und ſangen Schandlieder auf ihn, außerdem faßten ſie den Beſchluß: Podiebrad's Wahl nicht anzuerkennen und ihn nimmermehr als ihren Erbherrn anzunehmen, trotzdem der Papſt ſelbſt ihnen gütlich zuredete. „Aller kluger Rath,“ ſagt der treffliche Stadtſchreiber Eſchenloer in ſeiner Chronick von Breslau, „mußte verborgen bleiben, und welche am beſten ſchelten und trinken konnten, die waren die klügſten und chriſtlichſten. Sie lernten das von den Predigern; denn wer auf dem Predigtſtuhl am beſten ſchelten und ketzern konnte, den hörte man am liebſten. Es waren zu dieſer Zeit ſo viele Rathleute in Breslau als Trinker, Säufer, Spieler und Letten. Dieſe regierten, dieſe hatten der Stadt Macht, was dieſe wollten, das mußte geſchehen. Das war eine verkehrte Ordnung. Die Unterſten über die Oberſten.“ Auch dießmal mußte Breslau ſchwer für ſeinen muthigen Widerſtand büßen und den Frieden theuer genug erkaufen. Der ſchleſiſche Adel, welcher auf Seiten des böhmiſchen Königs zum größten Theil ſtand, befehdete die Stadt und that derſelben den größten Schaden, bis es endlich den Bürgern gelang, die Burgen der ärgſten Raubritter zu brechen und die Beſitzer derſelben gefangen zu nehmen und hinzurichten.

Alle dieſe Umſtände trugen dazu bei, den Haß gegen die Böhmen zu ſteigern und die Breslauer im Gegenſatz zu ihren huſſitiſch geſinnten Nachbarn zu eifrigen Katholiken zu machen. Dieſe politiſch religiöſe Stimmung erreichte ihren höchſten Grad, als der bekannte italieniſche Franziskaner-Mönch, Johann von Capiſtrano in den Mauern der Stadt erſchien und öffentlich ſeine Predigten hielt. Trotzdem er nun in lateiniſcher Sprache redete, die dem großen

Haufen unverſtändlich blieb, war der Zulauf des Volkes und die Wirkung ſeiner Reden ungeheuer. Auf dem Salzring verbrannte er die aus der ganzen Stadt freiwillig herbeigetragenen Karten- und Bretſpiele, Spiegel, Larven und Sammtkleider, welche die Frauen, aller weltlichen Eitelkeit entſagend, in ihrer Schwärmerei ſelbſt in die Flammen warfen. Aber auch einundvierzig Juden mußten den Scheiterhaufen beſteigen, weil ſie der fanatiſche Mönch beſchuldigte, eine heilige Hoſtie geſtohlen und mit Ruthen gepeitſcht zu haben. — Nichts deſto weniger machte die Reformation gerade in Breslau ſehr bedeutende und ſchnelle Fortſchritte, wozu das ärgerliche Leben der katholiſchen Geiſtlichkeit hauptſächlich beitrug. Bei einer ſtreitigen Biſchofswahl ließen die entzweiten Parteien die ſchändlichſten Schmähſchriften gegen einander anſchlagen und verbreiten, in denen ſie ſich, nach dem Bericht eines Zeitgenoſſen, „Dinge vorwarfen, die kein Gaukler einem Lotterbuben, kein Mörder einem Räuber, vorwirft. Zwiſchen den Franziskanern und den benachbarten Nonnen von St. Clara war ein Streit ausgebrochen, wobei die Aebtiſſin den Guardian ergriff und ins Gerinne warf, daß der Korb über ihn zuſammenſchlug, mit großem Gelächter des zulaufenden Volkes, welches laut ausrief: in nomine domini raufen ſich Mönche und Nonnen.“ Trotz der Gegenbeſtrebungen des beſonders katholiſch geſinnten Domſtiftes machte die Reformation mit jedem Tage größere Fortſchritte, ſo daß die Mehrzahl der Einwohner ſich zu der Lehre Luthers bekannte und trotz des fanatiſchen Ferdinands und ſeiner Jeſuiten derſelben treu blieb. Unter ſolchen Verhältniſſen wurde von der Mehrzahl der Einwohner der kühne Einfall Friedrich des Großen in Schleſien mit Freude begrüßt, obgleich der Magiſtrat anfänglich eine ſtrenge Neutralität zu behaupten ſuchte. Am 10. Auguſt rückten die Preußen ohne Schwertſtreich ein und beſetzten die Stadt. Eine Ohrfeige, welche der preußiſche General einem Stadtſoldaten gab, der als Schildwacht ſich weigerte, ihn einzulaſſen, war die einzige Waffenthat und genügte, die Eroberung und Oeffnung des Thores herbeizuführen. Spätere Verſchwörungen, die von dem katholiſchen Domſtift und einigen adligen Familien ausgingen, ſcheiterten an Friedrichs Wachſamkeit, der nach der Sage einen preußiſchen Officier in Frauenkleidern ſich unter die Verſchworenen miſchen und ſo ihre Pläne auskundſchaften ließ. Seitdem blieb Breslau unter preußiſcher Herrſchaft und theilte die Geſchicke der Monarchie, indem es 1806 von einem meiſt aus Baiern und Würtembergern beſtehenden Heere unter dem Befehle des franzöſiſchen Generals Vandamme belagert und eingenommen wurde. Später bildete es den Ausgangspunkt der Befreiungskriege; hier verſammelten ſich in dem denkwürdigen Jahre 1812 die Häupter der Patrioten, Gneiſenau, Blücher, Scharnhorſt, Arndt, Juſtus, Gruner, zu denen ſpäter Stein und Hardenberg ſich geſellten, hier fand der König und ſeine Familie einen Zufluchtsort, als er ſich in Berlin nicht mehr ſicher fühlte, in Breslau erließ er jenen berühmten Aufruf: „An mein Volk!“ — Von allen Seiten ſtrömten hierher die begeiſterten Männer und Jünglinge, um zu den Waffen zu greifen. Lützow ſammelte hier ſeine „verwegene Schaar,“ in die der jugendliche Dichter Theodor Körner, der Deutſche Tyrtäus, die „Leier mit dem Schwert“ verbindend, eintrat. In jenen Tagen gewann Breslau eine große, weltgeſchichtliche Bedeutung für den preußiſchen Staat, indem es gleichſam die Wiege der Befreiungskriege wurde.

Doch wir kehren von dieſen hiſtoriſchen Erinnerungen zu unſerem Ausgangspunkte zurück, um einige Minuten in dem berühmten Rathhauskeller zu verweilen, welcher in der Volksſprache nur der „Schwein'ſche Keller, von dem früher ausſchließlich daſelbſt ausgeſchänkten „Schweidnitzer Bier“ genannt wird. Das beſagte Bier ſpielte in den älteſten Zeiten der Stadt eine bedeutende Rolle. Es war nämlich ein Fuder Schweidnitzer Bier, das der Herzog von Liegnitz ſeinem Bruder, einem Breslauiſchen Domdechanten ſchickte, von dem Magiſtrate aber wegen verweigerten Zolles confiſcirt wurde, die Urſache, daß die wegen ſolcher Beraubung ihres Lieblingsgetränkes empörte Geiſtlichkeit die Stadt mit ihrem Banne belegte; woraus eine Reihe höchſt ärgerlicher Händel folgten, welche in den ſchleſiſchen Chroniken mit dem Namen des „Pfaffenkrieges" belegt wurden. Noch heute lieben die Breslauer ein gutes Glas Bier, wenn auch das Schweidnitzer längſt ſeinen alten Ruf eingebüßt hat und zumal dem Bairiſchen weichen mußte. Der Keller ſelbſt, welcher ſich weit unter dem Rathhauſe hinſtreckt, hat noch manche hiſtoriſche Reliquie aufzuweiſen, ſo die bekannte „Lümmelglocke", welche geläutet wurde, ſo oft ein Gaſt ſich unmanierlich betrug, ferner das große Meſſer für Aufſchneider und Prahler und außerdem allerlei ſinnige Gedenkſprüche und komiſche Verſe, wie ſie der Humor unſerer Vorväter liebte.

Aber nicht bloß durch Politik und heiteren Lebensgenuß zeichneten ſich von jeher die guten Breslauer aus, ſondern eben ſo ſehr durch ihre Liebe für Wiſſenſchaft und Kunſt, wie dies Auguſt Kahlert in ſeiner Schrift „Schleſiens Antheil an deutſcher Poeſie" bereits nachgewieſen hat. Die Schleſier ſind ein dichteriſches Volk von jeher geweſen und haben ihren redlichen Beitrag zur deutſchen Poeſie geliefert. Wir brauchen nur von Aelteren die Namen **Opitz**, **Andreas Gryphius**, **Logau**, **Hoffmannswaldau**, **Lohenſtein**, des tiefſinnigen **Angelus Sileſius** und des genial unglücklichen **Chriſtian Günther** zu nennen, den ſelbſt Goethe mit Bewunderung anerkannt. Von Neueren erwähnen wir vor Allen den liebenswürdigen **Carl von Holtei**, den Dichter der „Lenore", der trefflichen „Vagabunden", gleich ausgezeichnet als Dichter wie als Vorleſer, ein echter ſchleſiſcher Troubadour, der die ganze Welt durchzog und überall durch ſeine vaterländiſche Gemüthlichkeit und durch ſein Talent ſich Freunde erworben hat. Als junger Mann war er der treue Schildknappe des Breslauer Falſtaffs, wie der geiſtreiche Laube den bekannten **Carl Schall** in ſeinen „modernen Charakteriſtiken" treffend genannt hat. Wie der edle Sir John, von Shakeſpeare's Meiſterhand gezeichnet, war auch ſein ſchleſiſcher Bruder durch des Leibes Umfang ausgezeichnet, ein Freund des Sektes und der Auſtern, ſprudelnd von Witz, ein Verehrer der Damen, die er in zierlichen Verſen auf feinſtem Roſapapiere feierte, aber auch ein anerkennungswerther Dichter, dem das deutſche Theater „die unterbrochene Whiſtpartie" und noch manches andere treffliche Luſtſpiel verdankt. Wie der engliſche Ritter hatte auch Schall fortwährend mit Schulden und unbarmherzigen Gläubigern zu kämpfen, dagegen war er keineswegs ſo feig als ſein Ebenbild, wie ſchon der Umſtand beweiſt, daß er einem durch ſeine Kritiken beleidigten Schauſpieler, der ſich handgreiflich an ihm rächen wollte, mit der ſchnell ergriffenen Papierſcheere ſo muthig auf den Leib rückte, daß der beſtürzte Gegner ſchleunigſt die Flucht ergriff.

Vorzugsweiſe aber erfreute ſich das Breslauer Theater in früherer Zeit eines hohen Ranges, beſonders unter der Leitung des wackeren, gelehrten **Rhode**. War auch der alte Kunſttempel „die kalte Aſche" kein Prachtgebäude und nur durch ſeine übermäßige Einfachheit bemerkenswerth, ſo ragten die Künſtler ſelbſt um ſo mehr durch ihr Talent hervor, während dies leider in der neueſten Zeit in Breslau wie an vielen andern Orten der umgekehrte Fall iſt. Hier ging zuerſt das glänzende Geſtirn des genialen **Ludwig Devrient** auf, der in Breslau die verdiente Anerkennung fand. Neben ihm entwickelten ſich der berühmte **Anſchütz**, **Stawinsky**, **Seydelmann**, der Komiker **Schmelka**, in deſſen Fußtapfen der noch lebende **Beckmann** trat. Auch die berühmte **Sonntag** feierte in Breslau ihre erſten Triumphe und war ſchon hier von einer getreuen Schaar von Enthuſiaſten umgeben, an deren Spitze Schall ſtand. Eine goldene Feder von der Hand der ſchönen Sängerin war der Lohn des treuen Ritters, der in Proſa und Verſen die jugendliche Göttin verherrlichte.

Neben der heitern Kunſt fand auch die ernſte Wiſſenſchaft ihre würdigen Vertreter in Breslau. An ihrer Spitze ſtand der berühmte Philoſoph **Wolf**, ein geborener Breslauer, der Vorläufer eines Kant, bekannt durch ſein Syſtem und ſeine Schickſale unter dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm dem Erſten, der den Philoſophen, weil er von ſeiner Lehre

„der vorausbeſtimmten Harmonie" einen übeln Einfluß auf die Potsdamer Garde fürchtete, aus Halle bei Strafe des Stranges verbannte. Die ehrenvolle Weiſe, wie Friedrich der Große den Fehler ſeines Vaters wieder gut zu machen wußte, bewies, welchen Werth der weiſe König dem berühmten Gelehrten beilegte, indem er die größten Opfer brachte, um den beleidigten Wolf als Univerſitätslehrer wieder zu gewinnen. Nicht minder zeichnete ſich Chriſtian Garve durch ſeine Moralphiloſophie aus, weniger durch neue und originelle Gedanken, als durch ſeine populäre Schreibweiſe und eine geſunde Ethik. Kant ſelbſt, deſſen Lehre von Garve angegriffen wurde, erklärte dieſen für einen Philoſophen in der vollen Bedeutung des Wortes. Friedrich der Große ehrte auch ihn und veranlaßte ihn zu ſeiner meiſterhaften, durch Bonnel neuerdings zum Gegenſtande einer eigenen, eben ſo gründlichen als fruchtbaren Unterſuchung gemachten Ueberſetzung der Bücher Cicero's „von den Pflichten."

Auch der berühmte Leſſing lebte als Sekretair des Generals Tauenzien, des tapferen Vertheidigers der Stadt, einige Zeit in Breslau und arbeitete daſelbſt mitten in Zerſtreuungen aller Art an ſeinem „Laokoon" und ſeiner „Minna von Barnhelm", dem beſten deutſchen Luſtſpiele. Noch heute heißt ein Haus auf dem Tauenzienplatze: „Zum Leſſing," wo der große Kritiker und Dichter bei einem Pfefferküchler gewohnt hat, den er nicht wenig durch ſein nächtliches Herumſchwärmen und ſpätes Nachhauſekommen geärgert haben ſoll, ſo daß der Breslauer Philiſter, wie man behauptet, um ſich zu rächen, einer häßlichen Pfefferkuchenfigur den Namen Leſſing beigelegt und ſie öffentlich verkauft hat. —

Schon im Jahre 1505 ging der Breslauer Magiſtrat mit dem Gedanken um, nach dem Beiſpiele anderer Städte eine Hochſchule zu gründen. Der Stadtſchreiber Gregor Mohrenberg, der ſich am königlichen Hoflager aufhielt, betrieb die Sache mit großem Eifer und erwirkte auch in der That einen Stiftungsbrief. Kanzler der neuen Univerſität ſollte der Biſchof, Vicekanzler der Domdechant ſein und Beide ſollten in Gemeinſchaft mit dem Rathe die Statuten entwerfen. Auch der Papſt wurde um Ausfertigung der nöthigen Bullen angegangen und hatte ſeine Zuſtimmung hoffen laſſen. Schon wurde für die neue Anſtalt ein großes Gebäude auf dem Eliſabethkirchhofe eingerichtet. Demungeachtet ſcheiterte die Angelegenheit theils an der Abneigung der Breslauer Geiſtlichkeit, welche einen Theil ihrer Pfründen und Einkünfte durch die Unterſtützung der Univerſität einzubüßen fürchtete, theils durch die Eiferſucht der bereits beſtehenden Hochſchule zu Krakau, welche eine ſo benachbarte Nebenbuhlerin nicht aufkommen laſſen wollte. Erſt der preußiſchen Regierung war es vorbehalten, den urſprünglichen Gedanken auszuführen, indem im Jahre 1811 die Hochſchule zu Frankfurt a. O. nach Breslau verlegt und mit hinlänglichen Einkünften aus den eingezogenen geiſtlichen Gütern dotirt wurde. Zum Univerſitätsgebäude ſelbſt dient das ehemalige, prachtvolle Jeſuiten-Collegium, das ſich längs der Oder in zwei ungleichen Theilen ausbreitet, und trotzdem es nach dem urſprünglichen Plane nicht vollendet ſcheint, dennoch durch ſeine Größe und ſolide Bauart, wie die meiſten Bauten des Ordens, ſich auszeichnet. Im weſtlichen Theile des Gebäudes befindet ſich der herrliche, imponirende Saal, der durch ſeinen Namen „Aula Leopoldina" an den Stifter der im Jahre 1702 von den Jeſuiten errichteten, ſeit 1811 aber mit der Frankfurter Viadrina vereinigten Leopoldiniſchen Univerſität erinnert, welche jedoch hauptſächlich früher nur zur Ausbildung katholiſcher Theologen benutzt wurde und daher höchſtens den Namen einer Facultät verdiente, am allerwenigſten aber unſern heutigen Begriffen und Anſprüchen entſprach.

Im Auguſt wurde die ſo umgewandelte Univerſität feierlich eröffnet; unter den erſten Lehrern derſelben befand ſich Link aus Roſtock als Profeſſor der Chemie und Botanik, der bekannte Philologe Heindorf, der Geſchichtsſchreiber Raumer und deſſen Bruder, der treffliche Pädagoge, welcher ſeine einflußreiche Stellung in der Nähe des Staatskanzlers Hardenberg aufgegeben hatte, um ſich der Erziehung und Belehrung der Jugend ganz zu widmen.

Außerdem wirkten Paſſow, Unterholzner, der freiſinnige Wachler und der geiſt- und phantaſievolle Steffens anfänglich als Lehrer der neuen Univerſität, an welcher der jetzige Profeſſor Braniß als der erſte Studirende eingeſchrieben war. Die nächſte, ſtürmiſche Zeit der Befreiungskriege konnte unmöglich ohne einen bedeutenden Einfluß auf Studenten und Profeſſoren bleiben, die von dem Wehen des neuen vaterländiſchen Geiſtes zunächſt und am allermeiſten ergriffen werden mußten. Dieſen Gefühlen lieh der feurige Steffens in ſeinem Collegium begeiſterte und begeiſternde Worte, indem er, noch ehe der König ſeinen Aufruf erlaſſen, die akademiſche Jugend aufforderte, Blut und Leben für die Befreiung des Vaterlandes hinzugeben und gegen den Feind und Bedrücker zu den Waffen zu greifen. Wie zündender Blitz ſchlug ſeine Rede in das dicht gedrängte Auditorium und in die Herzen ſeiner Zuhörer, welche ſich um den verehrten Lehrer ſchaarten und mit ihm in die Reihen des Heeres traten. Hatte ſich auch Steffens im Felde ſelbſt nicht eben durch kriegeriſche Thaten berühmt gemacht, ſo bleibt ihm doch das Verdienſt, durch ſein Wort und Beiſpiel die tapfere Jugend hingeriſſen und mit jenem Geiſt erweckt zu haben, der das Größte und Herrlichſte vollbracht hat. Auch nach dem Kriege war die Strömung noch zu bewegt, um ſo leicht in das gewohnte Bett des gelehrten Stilllebens ſogleich zurückzukehren. Der Student, welcher die Schlachten des Vaterlandes geſchlagen, deſſen Bruſt mit dem eiſernen Kreuze geſchmückt war, glaubte auch ein Recht zu haben, an der Leitung und Verfaſſung deſſelben Theil zu nehmen. Vor Allem hatte in der Jugend der Gedanke eines einigen Deutſchlands, deutſcher Art und Sitte tiefe Wurzeln gefaßt. Es konnte nicht ausbleiben, daß dies Streben auf vielfachen Widerſtand bei den Behörden und Anhängern der ſogenannten Ordnung und Autorität ſtieß. In Breslau ſelbſt entſpann ſich zunächſt ein ärgerlicher Streit wegen des Turnweſens, an dem ſich hauptſächlich Steffens von der einen, der junge Wolfgang Menzel und der Seminardirector Harniſch von der andern Seite betheiligten. Beide Parteien zeigten dabei ſo wenig Mäßigung, daß die Behörden ihnen die Fortſetzung ihres literariſchen Kampfes über dieſen Gegenſtand unterſagten.

Auch in Breslau hatten ſich unter den Studirenden burſchenſchaftliche Verbindungen nach dem Vorbilde anderer Univerſitäten gebildet. Die Wartburgfeier und die Ermordung Kotzebue's gaben der Regierung die willkommene Gelegenheit, die Turnanſtalten zu ſchließen und die Burſchenſchaften aufzulöſen. Es kam die Zeit der traurigen Karlsbader Beſchlüſſe und der Demagogenverfolgungen in Preußen, von denen auch die Breslauer Univerſität hart betroffen wurde. Gerade die begabteſten und edelſten Jünglinge mußten ſchwer für ihre Begeiſterung und edle Schwärmereien büßen. Viele ſchmachteten in langer Unterſuchungshaft und wurden um geringe Schuld zu mehrjährigem hartem Gefängniſſe verurtheilt und in ihrer Laufbahn vielfach aufgehalten und geſtört. Trotzdem lebte die alte Burſchenſchaft im Geheimen fort und trotzte allen Verfolgungen. In Breslau waren es die ſogenannten „Ratſchekianer", nach dem Namen des Wirthes, bei dem ſie ſich zu verſammeln pflegten, ſo geheißen, welche nach wie vor den Geiſt der alten Burſchenſchaft bewahrten und ungeachtet aller Strafen und wiederholten Auflöſungen ſich bis in die neueſte Zeit behaupteten. In demſelben Maße aber, als die Burſchenſchaft verboten war, erhoben ſich die Landsmannſchaften, unter denen die Sileſen und Boruſſen den erſten Rang einnahmen. In dieſen geſtatteten Verbindungen entwickelte ſich das Studentenleben Breslau's, deſſen eigentlichen Höhepunkt der berühmte, in neueſter Zeit in Verfall gerathene „Zobtner Kommerſch" bildete. Wochen und Monate lang bildete derſelbe den Mittelpunkt aller Geſpräche und der großartigſten Vorbereitungen. Bücher und abgelegte Kleider wurden verkauft und verſetzt, um das nöthige Geld aufzutreiben, mancher kühne „Pump" riskirt, die „Philiſter" und Pferdeverleiher in Contribution geſetzt. Da gab es keinen noch ſo elenden, lendenlahmen Gaul, der nicht einen Miether fand, kein noch ſo zerrüttetes Fuhrwerk, das nicht zu dieſem Zwecke ſich ächzend und ſtöhnend in Bewegung ſetzen mußte. Endlich kam der große, längſt erwartete Tag. Schon am frühen Morgen füllten ſich die Straßen mit Neugierigen, welche den Studentenzug erwarteten. Derſelbe wurde von den „Chargirten" der verſchiedenen Verbindungen in vier- und ſechsſpännigen Extrapoſt-Kutſchen eröffnet, umgeben von Vorreitern, die den „Stürmer" auf dem Haupt und den „blanken Schläger" in den Händen trugen, die Bruſt mit breiten Burſchenbändern von den verſchiedenſten Farben geſchmückt. Hinterdrein folgte der tollſte Maskenſchwarm, wie ihn keine Dichterphantaſie abenteuerlicher erſinnen kann: Damen mit langen ſchwarzen Bärten und Kanonenſtiefeln, Stutzer, halb in Leibröcken, halb in weiblichem Ballcoſtüme; Don Quixote auf ſeiner Roſinante neben Sancho Panſa auf ſeinem Eſel, Fauſt und Mephiſto, Don Juan und Leporello, Mönche und Nonnen in zärtlichſter Umarmung auf einem Pferde. Wie bei den römiſchen Saturnalien war auch beim Zobten-Kommerſche der Satyre und dem Humor der freieſte Spielraum geſtattet und ſelbſt die ſonſt ſo verpönte politiſche Carricatur nicht ausgeſchloſſen. Hier ſah man Rothſchild an einer goldenen Leine die deutſchen Fürſten, oft in höchſt wohlgetroffenen Portraits, gängelnd, dort den damals noch weit mehr gefürchteten Bundestag als eine Verſammlung chineſiſcher Pagoden, welche auf Befehl des deutlich zu erkennenden Metternich mit den Köpfen wackelten. Die bedeutendſten Ereigniſſe der Zeit, ihre Verirrungen und Thorheiten bildeten einen reichen Stoff, der oft mit vielem und ſcharfem Witze ausgebeutet wurde: ſo Allopathie und Homöopathie, welche ſich um den ſterbenden Patienten prügelten und mit Klyſtirſpritzen und Streukügelchen beſchoſſen, bekannte Schriftſteller und Blauſtrümpfe mit ihren literariſchen Mißgeburten in koloſſalen Spiritusflaſchen. Am ergiebigſten waren aber die lokalen Beziehungen, verſchiedene allbekannte komiſche Perſönlichkeiten, an denen Breslau niemals Mangel litt, welche unter dem Jauchzen des verſammelten Publikums vorgeführt wurden, wobei die Heiterkeit oft noch dadurch geſteigert wurde, daß die betreffenden Originale ſich unter den Zuſchauern ſelbſt befanden. Gleich dem wilden Heere zog der tolle Schwarm brauſend, ſauſend, lärmend und ſchwärmend durch die volksbelebten Hauptſtraßen, deren Häuſer und Fenſter beſonders von dem ſchönen Geſchlechte beſetzt waren. Galante Grüße und Handküſſe flogen zu dem Damenflor empor, oft begleitet von duftenden Blumenſpenden, welche mit Hilfe rieſiger Holzſcheeren bis zu dem erſten und zweiten Stockwerk emporgehoben wurden.

Unter Singen, Jodeln, Jauchzen und Lachen erreichte der Zug nach mehrmaliger Wanderung durch die Stadt endlich das Thor und die Chauſſee, welche nach Zobten führt. Unterwegs wurde jedoch mehrfach Halt gemacht und das Bier vor jeder einigermaßen reſpektablen Schenke gekoſtet. So kam man langſam, aber in heiterſter Stimmung nach dem bekannten Städtchen am Fuße des pittoresken Zobtenberges, auf deſſen Gipfel eine Kapelle ſtand, welche 1834 durch den Blitz zerſtört wurde. Früher zog der würdige Magiſtrat von Zobten den fröhlichen Gäſten mit den Schlüſſeln der Stadt entgegen, um ſie mit einer erhabenen Anſprache zu begrüßen, nachdem die weibliche Bevölkerung zuvor in Sicherheit gebracht worden war. Sämmtliche Häuſer prangten im Feſtſchmuck bunter Kränze und grüner Laubgewinde; der Marktplatz hatte ſich in einen Feſtſaal verwandelt, beſetzt mit großen Tiſchen und langen Bänken, an denen die Studenten ſich niederließen. An jeder Tafel ruhte auf hölzernen Stützen das rinnende Faß, mit dem vielbegehrten „Stoff" gefüllt, der in unglaublichen Quantitäten vertilgt wurde. Die Chargirten der verſchiedenen Verbindungen führten das Präſidium und verkündigten noch einmal mit lauter Stimme ein Comment suspendu, d. h. daß an dem heutigen Tage Alles vergeſſen und vergeben ſei und kein „Tuſch" erfolgen dürfe, eine Maßregel, welche bei den leicht erhitzten Köpfen nur die vollſte Anerkennung verdiente. Hierauf begann der eigentliche Kommerſch mit Abſingung des Landesvaters und dem üblichen Trinken, mit dem die beliebteſten Studentenlieder abwechſelten.

In den Zwiſchenpauſen wurden zwiſchen männlichen Rittern, die ſich herausforderten, glänzende Turniere abgehalten, bei denen die Gläſer die Stelle der Lanzen vertraten und ſtatt Blut nur Bier floß. Bis in die ſpäte Nacht und oft bis zum grauenden Morgen dauerte das frohe Gelage, worauf der Heimweg, wenn auch nicht in der gewohnten Ordnung, angetreten wurde. So mancher edle Held blieb in Zobten liegen und lernte am nächſten Tage den Geiſt des „Katzenjammers" kennen; Andere kamen wohl glücklich in Breslau an, mußten aber Wochen lang „krumm liegen", d. h. ſich kaum erdenkbare Beſchränkungen auferlegen, um die durch den Zobtenzug verurſachten Ausgaben und Schulden durch derartige Erſparniſſe zu tilgen. Aber Keiner war gewiß zu finden, der ſich nicht „gottvoll amüſirt" und nicht noch heut der ſchönen Tage mit Rührung und Freude gedenkt. Auch die ſogenannten Hoftage der Verbindungen gaben vielfach Gelegenheit zu witzigen Scherzen und Aufzügen, die durch den leider zu früh geſtorbenen Doktor Wollheim poetiſch verherrlicht wurden. Für einen ſolchen Hoftag dichtete derſelbe das bekannte Lied: „Sind wir nicht zur Herrlichkeit erkoren?" und die höchſt gelungene Parodie des Tannhäuſers: „Die Keilerei auf der Wartburg."

Neben dem luſtigen Treiben und Leben der Breslauer Studentenwelt fehlte es keineswegs an wiſſenſchaftlichem Eifer und höherem Streben, genährt durch eine Anzahl ausgezeichneter Lehrer in allen Fakultäten. In der Philoſophie machte ſich beſonders Braniß durch ſeine ſcharfſinnigen Vorträge bemerkbar, der nebenbei einer der ausgezeichnetſten Muſikkenner iſt. Als Anatom wirkte Otto, gleich tüchtig als Theoretiker und Praktiker, indem er die trockene Lehre von den Knochen durch ſeine witzigen Vorträge zu würzen verſtand. Ebenſo glänzte Purkinje als tiefſinniger Phyſiologe. Die Botanik wurde durch den geiſtreichen Nees von Eſenbeck in würdigſter Weiſe vertreten. Ein ähnliches Schickſal, wie jenen, traf den bekannten Hoffmann von Fallersleben, den gelehrten Naturhiſtoriker und politiſchen Dichter voll beißenden Witzes, aus demſelben Grunde, der Verluſt des Amtes nämlich wegen rückſichtsloſen Freiſinns. Die juriſtiſche Fakultät fand in Huſchke, Wilda, Unterholzner u. ſ. w. ausgezeichnete Lehrer, während der originelle Schön als Lehrer der Staatswiſſenſchaften, Stenzel und Röpell als Geſchichtsforſcher allgemeine und verdiente Anerkennung fanden. In der katholiſch-theologiſchen Fakultät wirkten Ritter und Elvenich, der als gelehrter Hermeſianer nach Rom wanderte, um für ſeinen verehrten Lehrer in die Schranken zu treten und das ihm drohende Verdammungsurtheil abzuwenden, was ihm jedoch, wie bekannt, nicht gelang. Der beſchränkte Raum geſtattet nicht, all die berühmten Namen zu nennen, welche zu dem Ruhme der Breslauer Hochſchule beigetragen haben. Die Jubelfeier der Breslauer Univerſität iſt zugleich eine Feier deutſcher Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit, ein Erinnerungsfeſt geiſtiger Errungenſchaften in der ſchönſten Bedeutung des Wortes.

* * *

Schloß Oranienburg.

Von Theodor Fontane.

Die ſtille klare Havel, mit jener Fülle von Seen, die ſie an ihrem blauen Bande aufreiht, iſt mir immer wie ein Strom vorgekommen, der eigens dazu da ſei, um als Spiegel für unſere königlichen Schlöſſer, für Pfaueninſel und Glienicke, für Babelsberg und Marmorpalais zu dienen. Die Schönheit widerſpiegelnd, verdoppelt ſie den Reiz.

So erſcheint die Havel auf ihrem Mittellauf, zwiſchen Tegel und Brandenburg. Aber nicht überall iſt ſie ſie ſelbſt; ſchlicht, ſchmal, ein Wäſſerchen wie andere, tritt ſie aus dem Mecklenburgiſchen in die Mark, um dann auf ihrem ganzen Oberlauf ein Flüßchen zu bleiben, das nicht Inſeln wie Nymphaeenblätter trägt, ſondern ſich theilen muß, um eine Inſel zu bilden, oder ein Stück Land mit dünnen Armen zu umſpannen. Nicht das Waſſer der Sieger, ſondern das Land.

So iſt die Havel bei Oranienburg, dem unſere Wanderung gilt. Bei leis ſtäubendem Regen verlaſſen wir die Reſidenz. Unſer Weg führt uns zunächſt durch den Wedding, dann, rechts an Tegel vorbei, bis nach dem romantiſchen Sandkrug, wo die Stehkrippen von unſeren zwei Braunen, die den Weg zu kennen ſcheinen, mit lebhaftem Pruſten begrüßt werden. Der Sandkrug verdient den Beinamen, den wir ihm ſo eben gegeben, denn die dunklen Forſten, die ihn einfaſſen, ſind faſt der einzige Punkt noch in der Umgegend Berlins, darin ſich ein Stückchen romantiſcher Wegelagerei erhalten hat, freilich von jener unpoetiſcheren Art, die ſtatt des lauten Angriffs in Stahl und Eiſen die Schoßkelle leiſe beſchleicht und ſich damit begnügt, ſtatt der Hälſe — die Koffer abzuſchneiden.

Der Sandkrug iſt halber Weg; noch eine anderthalbſtündige Fahrt an Tannenholz und Dörfern vorbei und wir halten auf einem großſtädtiſch angelegten Platz, über dem ſich eben der prächtigſte Regenbogen wölbt. Das iſt der Schloßplatz von Oranienburg. Das Wetter klärt ſich auf; die Sonne iſt da. Das Haus, das uns aufnehmen ſoll, verbirgt ſich faſt hinter den Lindenbäumen, die es umſtehen, und erweckt, neben manchem Anderen, unſere günſtigſten Vorurtheile auch dadurch, daß wir vernehmen, es ſei Rathhaus und Gaſthaus zugleich. Wo Juſtiz und Gaſtlichkeit ſo nahe zuſammen wohnen, da iſt es gut ſein. In alten Zeiten war das häufiger; unſere Altvordern verſtanden ſich beſſer auf Gemüthlichkeit als wir.

Die Luft iſt warm und weich und ladet uns ein, unſern Nachmittagskaffee im Freien zu nehmen. Da ſitzen wir denn auf der Treppe des Hauſes, die ſich nach rechts und links hin zu einer Art Veranda erweitert, und freuen uns der Stille und der balſamiſchen Luft, die uns umgeben. Die Kronen der Lindenbäume ſind unmittelbar über uns, und ſo oft ein Luftzug über den Platz weht, ſchüttelt er aus dem dichten Blattwerk einzelne Regentropfen auf uns nieder. Zu unſerer Linken, ziemlich in der Mitte des Platzes, ragt die Statue der hohen Frau auf, die dieſer Stadt den Namen und, über ihren engſten Kreis hinaus, zuerſt ein Anſehen in der Geſchichte unſeres Landes gab; dahinter, zwiſchen den Stäben eines Gitterthors, ſchimmern die Bäume des Parks hervor, unmittelbar vor uns aber, nur durch die Breite des Platzes von uns getrennt, ragt der alte Schloßbau ſelbſt auf, deſſen Bild und deſſen Geſchichte uns beſchäftigen ſoll.

Wir haben die Front des Schloſſes in aller Klarheit vor uns, aber doch iſt es nur die kleinere Hälfte, deren wir von unſerem Platz aus anſichtig werden. Die Form des Oranienburger Schloſſes in ſeiner Blüthezeit war die eines lateiniſchen H, oder mit anderen Worten, es beſtand aus einem Haupt- oder Mittelſtück (corps de logis), an das ſich zwei Vorder- und zwei Hinterflügel lehnten. Die beiden Hinterflügel exiſtiren noch, entziehen ſich aber unſerem Blick; von den Vorderflügeln wurde der eine (der rechts gelegene) durch Feuer zerſtört.

Schloß Oranienburg, wenn wir dieſe Bezeichnung zunächſt unterſchiedlos und mit einer Art rückwirkender Kraft feſthalten wollen, iſt ein alter Schloß- und Burgbau, der ſich an derſelben Stelle, d. h. alſo auf der kleinen vor uns gelegenen Havelinſel, ſeit nahe an 700 Jahren erhebt. Wir haben bei dem Schloſſe Oranienburg drei Epochen zu unterſcheiden, drei Epochen, die ſich in aller Kürze durch drei beſtimmte Worte bezeichnen laſſen: Burg, Jagdhaus, Schloß. Erſt das „Schloß“ (wir werden bald ſehen, aus welcher Veranlaſſung) empfing den Namen Oranienburg, während Burg und Jagdhaus den Namen Bötzow, d. h. den Namen jenes uralten wendiſchen Dorfes führten, den die vordringenden Deutſchen bei ihrer Eroberung des Landes bereits vorfanden. Die Geſchichte kennt alſo bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts hinein nur eine „Burg Bötzow“, reſp. ein „Jagdhaus zu Bötzow“; erſt von den Tagen der Oranierin an, die hier ein „Schloß“, einen verhältnißmäßig prächtigen Neubau, an alter Stelle erſtehen ließ, exiſtirt ein Oranienburg.

[Burg und Jagdhaus Bötzow von 1200—1650.] Wann Burg Bötzow gegründet wurde, iſt nicht genau erſichtlich, wahrſcheinlich zwiſchen 1170 und 1200, von einem der unmittelbaren Nachfolger Albrecht des Bären. 1217 iſt urkundlich von einer Feldmark zu Bötzow die Rede, aber freilich erſt 1288 von einer Burg zu Bötzow. Nichtsdeſtoweniger iſt der Schluß berechtigt, daß ſie ſchon volle hundert Jahre früher exiſtirte. Oefter genannt wird die Burg zu den Zeiten des Markgrafen Waldemar; Leben und Farbe indeß erhalten die Ueberlieferungen erſt zu Anfang des 15. Jahrhunderts während der Quitzow-Zeit.

Verſuch' ich es, in kurzen Zügen ein Bild jener Epoche zu geben.

1402 war Bötzow eine markgräfliche oder churfürſtliche Burg, die durch einen Burgvoigt im Namen des Markgrafen Jobſt von Mähren, oder vielleicht auch ſeines Statthalters, Günther von Schwarzburg, gehalten wurde. Das Elend des Landes ſtand damals auf ſeiner Höhe; wie ein hingeworfener Fetzen lag es da, von dem jeder Nachbar, ja jeder ehrgeizige Vaſall im Lande ſelbſt, glaubte nehmen zu dürfen, was ihm gut erſchien. Sie hatten es ſammt und ſonders leicht genug; um aber noch ſicherer und bequemer zu gehen, vereinigten ſie ſich zu gemeinſchaftlichen Angriffen, nachdem die Vertheilung der Beute zuvor feſtgeſetzt worden war. Im genannten Jahre (1402) kam es zu einer Art von nordiſchem Bündniß gegen die offen daliegende Mark, zu einer Ligue, die aus den Herzögen von Mecklenburg und Pommern, ſowie aus den Ruppin'ſchen Grafen beſtand, deren Seele jedoch die Quitzow's waren. Die letztern, wiewohl ſelber Lehnsträger des Markgrafen, verfolgten, politiſch genommen, den richtigen und gut zu heißenden Plan, ſich in dem immer herrenloſer werdenden Lande ſchließlich ſelber zum Herrn zu machen, und die Bündniſſe, die ſie ſchloſſen, dienten ihnen nur als Mittel zum Zweck. Die Völker der Ligue fielen endlich in die Mark ein, ſengten und plünderten, wohin ſie kamen, erſtürmten Burg Bötzow und legten an Stelle der märkiſchen nunmehr eine pommerſche Beſatzung in die Burg. Die Mark, nachdem die churfürſtliche Autorität durch dieſe Vorgänge, beſonders aber in Folge der Gefangennahme des Statthalters Günther von Schwarzburg (durch die Quitzows 1404), einen Schlag nach dem andern erfahren hatte, ſuchte endlich eine Ausſöhnung mit ihren gefährlichſten Gegnern, den Quitzows, herbeizuführen und war in ihren Verhandlungen —

vielleicht eben deshalb, weil die beiden Brüder ein eben ſo feines wie kühnes Spiel ſpielten — glücklich genug, dieſe ſelbſt und ihren nächſten Anhang auf ihre Seite zu ziehen. Burg Bötzow wurde nun abermals geſtürmt, diesmal von den Märkern, und die gefangenen Pommern im Triumph nach Berlin geführt; eine Quitzow'ſche Beſatzung aber (keine churfürſtliche) ward in die Burg gelegt.

Von da ab, auf faſt zehn Jahre hin, blieb Bötzow eine Quitzow'ſche Burg, bis zum endlichen Untergang der Familie. In dieſer Zeit wird die Burg vielfach genannt. Nach Burg Bötzow war es, wohin die Quitzows den Herzog Johann von Mecklenburg-Stargard (1407) als Gefangenen abführten, nachdem er zuvor in ihrer Burg Plaue geſeſſen hatte; in denſelben Thurm ſetzten ſie 14 Monate ſpäter den Berliner Rathsherrn Nicolaus Wins, den ſie, mit andern Berliner Bürgern, bei der Tegeler Mühle (3. September 1410) geſchlagen hatten, und noch 1414, als der Stern des Hauſes bereits im Niedergange ſtand, geſchah es, daß ihr Hauptmann, Werner von Holzendorff, dem ſie die Vertheidigung der Burg anvertraut hatten, den Boten Churfürſt Friedrichs I. (der die Aufforderung zur Uebergabe brachte) in den Thurm werfen und mit Ruthen ſtreichen ließ. Aber das war das letzte Aufflackern; das kecke, kriegeriſche Leben hier ging ſeinem Ende raſch entgegen. Klugheit und Politik traten an die Stelle der Sturmleitern, und ohne Schwertſtreich hielten alsbald die Hohenzollern ihren Einzug. An die Zeit der Quitzows aber erinnert der „Quitzen- (Quitzow-) Steig", der bei dem nahe gelegenen Havelhauſen vorbeiführt.

Von da ab iſt die Geſchichte Burg Bötzows ſtumm; Verpfändungen und Einlöſungen folgten einander, bis endlich um 1550 die Burg ſelbſt verſchwindet und ein „Jagdhaus" an ſeine Stelle tritt. Aber auch über dieſem Jagdhaus liegen Dunkel und Schweigen. Wir irren wohl nicht, wenn wir uns einen Bau mit Eckthürmen und gothiſchem Dache denken; aber kein Bild des alten churfürſtlichen Hauſes iſt auf uns gekommen, noch weniger ein Bericht von Vorgängen innerhalb ſeiner Mauern. Churfürſt Joachim gab den Spreeforſten den Vorzug und das Jagdhaus zu Bötzow kam, dem Favorit-Jagdſchloß zu Cöpenick gegenüber, nur ausnahmsweiſe zu Ehren, wenn ſich dem Reiz der Jagd überhaupt noch der Reiz der Abwechſelung hinzugeſellen ſollte. Burg und Jagdhaus Bötzow ſind ſpurlos verſchwunden; nur bei dem Umbau, dem, in jüngſter Zeit erſt, Schloß Oranienburg unterworfen wurde, ſtieß man auf gewölbte Feldſtein-Fundamente, die zweifellos wohl der alten Zeit von Burg Bötzow angehörten und bei weiterer Nachforſchung (die ſich leider nicht ermöglichte) vielleicht einzelne Aufſchlüſſe über die Vorgeſchichte dieſes Punktes gegeben hätten.

[Schloß Oranienburg.] So kam das Jahr 1650. Die Churfürſtin Louiſe Henriette, geborene Prinzeſſin von Oranien (ſeit dem 7. December 1646 dem großen Churfürſten vermählt), pflegte ihren Gemahl auf ſeinen Jagdausflügen zu begleiten. Einer dieſer Ausflüge führte das junge Paar im Laufe des Sommers 1650 auch in die Nähe von Bötzow, und hier war es, wo die junge Fürſtin beim Anblick der lachenden Wieſen, die den Lauf der Havel einfaßten, ſich lebhaft in die fruchtbaren Niederungen ihrer holländiſchen Heimath zurückverſetzt fühlte und der Freude darüber den unverkennbarſten Ausdruck gab. Der Churfürſt, deſſen Herz Liebe und Verehrung gegen die ſchöne, an Gaben des Geiſtes und Gemüthes gleich ausgezeichnete Frau war, ergriff mit Eifer die Gelegenheit, ihr ein erneutes Zeichen dieſer Liebe zu geben und ſchenkte ihr das „Amt Bötzow mit allen dazu gehörigen Dörfern und Mühlen, Triften und Weiden, Seen und Teichen." Die Schenkung wurde dankbar angenommen, und an die Stelle des alten Jagdhauſes aus der Zeit Joachims II. trat jetzt ein Schloß, das im Jahre 1652, in Huldigung gegen die Oranierin, deren Eigenthum und Lieblingsſitz es inzwiſchen geworden war, den Namen „die Oranienburg" erhielt. In kürzeſter Friſt that auch die zu Füßen des Schloſſes gelegene Stadt ihren alten Namen Bötzow bei Seite und nahm den Namen Oranienburg an. Das Jahr 1650 (eigentlich 52) bezeichnet alſo einen Wendepunkt; bis dahin Burg und Stadt Bötzow, von da ab Schloß und Stadt Oranienburg.

Auch die Geſchichte von Schloß Oranienburg, der wir uns jetzt zuwenden, ſondert ſich in drei bemerkenswerthe Gruppen; in die Zeit der Churfürſtin Louiſe Henriette von 1650—1667, in die Zeit ihres Sohnes, des erſten Königs von 1688—1713 und in die Zeit des Prinzen Auguſt Wilhelm, von 1744—1758. Alles Andere wird nur in Kürze zu erwähnen ſein.

[Die Zeit Louiſe Henriettens von 1650—67.] Kaum war die Schenkungsurkunde ausgeſtellt, ſo begann auch die Thätigkeit der hohen Frau, die durch den Anblick friſcher Wieſen nicht nur an die Bilder ihrer Heimath erinnert, die auch vor Allem einen Wohlſtand, wie ihn die Niederlande ſeit lange kannten, hier in's Daſein rufen und nach Möglichkeit die Wunden heilen wollte, die der 30jährige Krieg dieſen ſchwer geprüften Landestheilen geſchlagen hatte. Koloniſten wurden in's Land gezogen, Häuſer gebaut, Vorwerke angelegt und alle zur Landwirthſchaft gehörigen Einzelnheiten alsbald mit Emſigkeit betrieben. Eine Meierei entſtand und Gärten und Anlagen faßten alsbald das Schloß ein, in denen der Gemüſebau, die Baum- und Blumenzucht das Intereſſe der Churfürſtin und die Arbeit der Koloniſten gleichzeitig in Anſpruch nahmen. Sie war eine ſehr fromme Frau (ihr Leben und ihre Lieder zeugen in gleicher Weiſe dafür) aber ihre Frömmigkeit war nicht von der blos beſchaulichen Art und neben dem „bete“ ſtand ihr das „arbeite“. Mild und wohlwollend wie ſie war, duldete ſie doch keine Nachläſſigkeit, und in dieſem Sinne ſchrieb ſie z. B. am 27. April 1657 nach Oranienburg, daß es ſchimpflich für alle Beamten und geradezu unverantwortlich ſei, daß in allen Gärten nicht ſo viel Hopfen gewonnen werde, wie zum Brauen erforderlich und könne davon nichts als eine ſchändliche Faulheit die Schuld ſein.

Eine Muſterwirthſchaft nach Holländiſchem Vorbild ſollte hier entſtehn, aber die Hauptaufmerkſamkeit der hohen Frau war doch dem Schloßbau, der Gründung eines Waiſenhauſes und der Aufführung einer Kirche zugewendet. Von dem Schloßbau werden wir ausführlicher zu ſprechen haben; nur der Kirche ſei ſchon hier in aller Kürze erwähnt. Mit großer Munifizenz ausgeſtattet, war ſie nur wenig über hundert Jahr eine Zierde der Stadt. Im Jahre 1788 brannte ſie nieder und nichts blieb übrig oder wurde aus dem Trümmerhaufen gerettet als ein kleiner Sandſtein, der als Inſchrift die Buchſtaben trägt: L. C. Z. B. G. P. V. O., M. D. C. L. VIII. (Luiſe, Churfürſtin zu Brandenburg, geborene Prinzeſſin von Oranien 1658). Dieſen Sandſtein hat man bei Aufführung des kümmerlichen Neubaues, der ſeitdem an die Stelle der alten Kirche getreten iſt, in die Außenwand, nahe dem Eingang, eingefügt. Inſoweit gewiß mit Unrecht, als er nunmehr die irrige Vorſtellung weckt, daß dieſer Bau es ſei, den die fromme Werkthätigkeit der Churfürſtin habe entſtehen laſſen.

Waiſenhaus und Kirche entſtanden unter der chriſtlichen Fürſorge Louiſe Henriettens, aber früher als beide, entſtand ihr Wohnſitz, das Schloß ſelber. Die Frage drängt ſich uns auf: wie war dies Schloß? Es war, nach allgemeiner Annahme, ein drei Stock hohes, fünf Fenſter breites Gebäude von Würfelform, das nur mittelſt eines ſtattlichen Frontiſpice's den Charakter eines Schloſſes erhielt. Dies Frontiſpice war drei Fenſter breit und vier Stock hoch, ſo daß es nicht nur das Hauptſtück der ganzen Front bildete, ſondern auch den übrigen Theil des Gebäudes thurmartig überragte. Auf dem flachen Dache befand ſich ein mit einer Gallerie umgebener Altan, auf dem ſich in der Mitte ein hoher und an jeder der vier Ecken ein kleinerer Thurm erhob. Der Schloßhof war mit einem bedeckten Gange umgeben, auf deſſen Plattform zur Sommerzeit zahlreiche Orangenbäume ſtanden. So war

Schloß Oranienburg in den Jahren, die ſeiner Gründung unmittelbar folgten. Nichts davon iſt der Gegenwart geblieben, und wir würden, da keine gleichzeitigen Pläne und Beſchreibungen exiſtiren, darauf verzichten müſſen, uns eine Vorſtellung von dem damaligen Anblick des Schloſſes zu machen, wenn nicht in dem Waiſenhauſe ein großes für die Local-Geſchichte Oranienburgs höchſt werthvolles Gemälde exiſtirte, das, früher den Prachtzimmern des Schloſſes ſelber angehörig, ſpäter ein Unterkommen im Waiſenhauſe fand und in Ermangelung anderer Anhaltepunkte am eheſten geeignet iſt, uns über die Geſtalt der damaligen Oranienburg annähernden oder doch muthmaßlichen Aufſchluß zu geben. Dies wandgroße Bild (etwa 11 Fuß im Quadrat) von dem ſich eine gleichzeitige Copie als Plafond-Gemälde in einem der Säle, wahrſcheinlich in einem der Pavillon-Zimmer befand, ſtellt, unter Benutzung der alten Dido-Sage, die Gründung Oranienburgs dar.

In der Mitte des Bildes erkennen wir das Churfürſtliche Paar, angethan mit allen Abzeichen ihrer Würde; Louiſe Henriette als Dido. Hinter dem Churfürſten, den Speer in der Hand, ſteht der Oberſt La Cave, während die Gräfin von Blumenthal, eine ſchöne, ſtattliche Dame, die Schleppe der Churfürſtin trägt. Weiter zurück, der Gräfin Blumenthal zunächſt, erblicken wir den Oberjägermeiſter von Hertefeld und einen von Rochow (die Angaben ſchwanken, welchen). Alle die Genannten füllen die linke Seite des Bildes, während zur Rechten des Churfürſten der Geheimrath Otto von Schwerin ſteht, in wenig ſchmeichelhafter Weiſe mit zurückgeſchlagenen Hemdsärmeln und im günſtigſten Fall in der Rolle eines behäbigen Gerbermeiſters. Er hält eine Kuhhaut (mit der Inſchrift plus outre, „immer mehr") in der Linken, während er mit der Rechten bemüht iſt, die Haut in Streifen zu ſchneiden. Dieſe Streifen werden von drei oder vier geſchäftigen Dienern zur Abſteckung einer weiten, ſich im Hintergrund markirenden Feldfläche benutzt, aus deren Mitte ſich in grauweißer Farbe ein Schloß erhebt; nur ſkizzirt, aber doch deutlich genug erkennbar, um ein verſtändliches, anſchauliches Bild zu geben. Dieſe Skizze, deren Details mit Frontiſpice und Thürmen ich weiter oben beſchrieben habe, iſt der einzige Anhaltepunkt, den wir für die damalige Form von Schloß Oranienburg haben, ein Anhaltepunkt, deſſen Stichhaltigkeit allerdings ziemlich gerechtfertigten Bedenken unterliegt.*)

Schloß Oranienburg, wie es jetzt vor uns liegt, zeigt nichts mehr von dem Bau, den ich vorſtehend beſchrieben habe; weder Frontiſpice noch Säulengänge, weder Altan noch Thürme bieten ſich gegenwärtig dem Auge dar, und die Umwandlung, die im Laufe von zwei Jahrhunderten erfolgte, iſt eine ſo vollſtändige geweſen, daß es zweifelhaft bleibt, ob auch nur eine einzige Außenwand des oraniſchen Schloſſes ſtehen geblieben und dem Neubau, der 1688 begann, zu gute gekommen iſt. Ein ähnliches Schickſal hat über Allem gewaltet, was die fromme Oranierin mit ſo viel Liebe und Eifer in's Daſein rief. Von der Kirche ſprach ich ſchon, ſie brannte nieder; ein gleiches Schickſal traf das Waiſenhaus, ſo daß Alles, was die Churfürſtin hier entſtehen ließ, wohl in Wort und Weſen, aber nicht in ſeiner urſprünglichen Form auf uns gekommen iſt. Das Schloß, die Kirche, das Waiſenhaus von heute, ſie ſind nicht das Schloß, die Kirche, das Waiſenhaus von damals, und ſeit wir nunmehr (ich verweiſe auf die vorſtehende Anmerkung) aus der Lebensbeſchreibung Auguſtin Terweſtens mit Beſtimmtheit wiſſen, daß das große, im Waiſenhauſe aufbewahrte Bild nicht zwölf Jahre vor dem Tode Louiſe Henriettens, wohl aber fünfundzwanzig Jahre nach dem Tode derſelben gemalt worden iſt, ſo exiſtirt, mit alleiniger Ausnahme eines angeblichen Portraits der Churfürſtin, das ebenfalls im Waiſenhausſaale aufbewahrt wird, in Stadt und Schloß Oranienburg nichts mehr, was ſich mit einiger Beſtimmtheit auf die Epoche der Oranierin zurückführen ließe. Aber leider ſind auch gegen die Aechtheit dieſes eben genannten Portraits begründete Zweifel zu erheben, begründet ſchon dadurch, daß dieſes Bruſtbildniß nicht die geringſte Aehnlichkeit mit jener wirklichen und hiſtoriſch beglaubigten Louiſe Henriette zeigt, der wir auf dem Terweſten'ſchen Bilde begegnen. Dies Bruſtbild (übrigens vortrefflich gemacht) iſt ſehr wahrſcheinlich das Portrait einer ganz anderen fürſtlichen Dame und zwar, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuſcht, das Portrait der Königin Marie von England, der Gemahlin Wilhelms von Oranien, älteſten Tochter des vertriebenen Jacobs II. Es iſt wahr, ſie trägt einen Orangeblüthen-Zweig (ich bin nicht völlig ſicher mehr, ob in Haar oder Hand), aber wenn dieſer Schmuck überhaupt mehr als ein Zufall und wirklich, was noch dahin ſteht, von ſinnbildlicher Bedeutung iſt, ſo konnte ihr dieſe Huldigung allenfalls ebenſo gut als Gemahlin des Oraniers, wie als einer gebornen Prinzeſſin von Oranien dargebracht werden. Kein Kupferſtich exiſtirt, der uns dieſe oder auch nur verwandte Züge als das Bildniß Louiſe Henriettens überlieferte, und ſo war es in der That wohlgethan, daß unſer Bildhauer Friedrich Wilhelm Wolff, als ihm der Auftrag wurde, das Standbild Louiſe Henriettens für die Stadt Oranienburg zu fertigen, an dem Reiz dieſes Bildes (es iſt ein ſehr anſprechendes Geſicht) vorüberging und die Züge der Churfürſtin nach jenem minder reizvollen Kopf modellirte, dem wir auf dem großen Bilde Terweſtens begegnen. Wolff, ein geborner Fehrbelliner und halb Nachbarskind von Oranienburg, unterzog ſich der ihm gewordenen Aufgabe mit Liebe und Geſchick, und ſeit dem Herbſte 1858 erhebt ſich auf dem Schloßplatz zu Oranienburg das überlebensgroße Erzbildniß der frommen Frau, die beide, Schloß wie Stadt, mit ihrem Namen und ihrer eignen Geſchichte auf immer verwob.

---

*) Paſtor Ballhorn, in ſeiner trefflichen Geſchichte Oranienburgs, hat dieſer architektoniſchen Skizze im Hintergrunde des großen Bildes eine Beweiskraft beigelegt, die ſie wohl kaum beſitzt. Paſtor B. vermuthet, daß das Bild zwiſchen 1653 und 1654 gemalt worden ſei, was aber unmöglich iſt, da der holländiſche Maler, Auguſtin Terweſten, von dem es herrührt, erſt 1649 geboren wurde. Auguſtin Terweſten (von 1696 ab Director der Akademie der Künſte) kam 1690 nach Berlin, wohin er, 40 Jahre nach der Gründung Schloß Oranienburgs, durch Churfürſt Friedrich III. gerufen wurde. Er begann damit, die Churfürſtlichen Luſtſchlöſſer mit großen Tableaux zu ſchmücken und da um 1690 Schloß Köpnick bereits beendet und Schloß Charlottenburg noch nicht angefangen war, ſo iſt es wohl möglich, daß er in den Sälen von Schloß Oranienburg debutirte, das eben damals einem Umbau im großen Styl unterworfen wurde. Da dieſer Umbau bereits 1688 begann, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß Auguſtin Terweſten das urſprüngliche Schloß, wie es die Churfürſtin hier entſtehen ließ, gar nicht mehr geſehen hat. Dennoch möcht' ich auf dieſen Umſtand kein allzu bedeutendes Gewicht legen, da es, zwei Jahre nach dem Neu- und Umbau des urſprünglichen Schloſſes, allerdings nicht ſchwer für den Künſtler halten konnte, bei Malern und Architekten ſichre Auskunft darüber zu erhalten, wie denn eigentlich das Schloß der Oranierin geweſen ſei, vorausgeſetzt, daß ihm daran gelegen war, über dieſen Punkt wirklich zuverläſſige Auskunft zu empfangen. Es iſt aber ſehr zweifelhaft, daß ihm daran lag. Denn wir durften nicht vergeſſen, daß er den Moment der Landesſchenkung (1650) bildlich darzuſtellen hatte, alſo einen Moment, der dem Schloßbau um vier, mindeſtens aber um zwei Jahre voranging. Er konnte ſich alſo in ſeinem künſtleriſchen Gewiſſen nicht im Geringſten gedrungen fühlen, ein Schloß in hiſtoriſcher Treue darzuſtellen, das 1650 noch gar nicht exiſtirte, ſondern 1654 erſt fertig aus der Hand des Baumeiſters hervorging.

„Der hohen Wiederbegründerin dieſer Stadt, Louiſe Henriette, Churfürſtin von Brandenburg, geb. Prinzeſſin von Oranien, zum dauernden Gedächtniß die dankbare Bürgerſchaft Oranienburgs," ſo lautet die Inſchrift. Was ſie ſchuf, es hat das Kleid gewechſelt ſeitdem, aber die Dinge blieben, der Segen lebt fort und mit ihm der Name und das Gedächtniß der Gründerin.

[Die Zeit Friedrichs III. von 1688—1713.] Schloß Oranienburg war, wie wir es geſchildert haben, ein Bau von mäßigen Dimenſionen (nur fünf Fenſter breit), als 1688, nach dem Tode des großen Churfürſten, der prachtliebende Friedrich III. zur Regierung kam. Es war eine Zeit für die bildenden Künſte in unſerem Lande, wie vielleicht keine zweite,*) zumal wenn man die verhältnißmäßig beſcheidenen Mittel in Anſchlag bringt, die dem fürſtlichen Bauherren zur Verfügung ſtanden. Schloß Cöpenick, wo der Churfürſt die letzten

---

*) Die Zahl der Baumeiſter, Bildhauer und Maler belief ſich damals im Brandenburgiſchen auf 143.

Jahre vor ſeiner Thronbeſteigung zugebracht hatte, wurde zuerſt beendet; dann folgte, mit einer Munificenz, die noch weit über das hinausging, was in Köpenick geleiſtet worden war, der Ausbau des Oranienburger Schloſſes. Ob der Churfürſt damals die Abſicht hatte, das Schloß an der Ober-Havel zu ſeinem bevorzugten Aufenthalt zu machen, oder ob er ſeiner Stiefmutter, der holſteinſchen Dorothea, in nicht mißzuverſtehender Weiſe zeigen wollte, wie heilig, wie werth ihm die Schöpfung und Hinterlaſſenſchaft ſeiner rechten Mutter ſei; gleichviel, Schloß Oranienburg wuchs alsbald aus ſeiner engen Umgrenzung heraus und ein Prachtbau ſtieg empor, wie die Marken damals, mit alleiniger Ausnahme des Schloſſes zu Cölln an der Spree, keinen zweiten aufzuweiſen hatten. Von 1688 bis 1704 dauerte der Bau, und das Schloß nahm im Weſentlichen die Geſtalt und Dimenſionen an, worin wir es noch jetzt erblicken. An ein reich ornamentirtes Mittelſtück (corps de logis) lehnten ſich zwei Vorder- und zwei Hinterflügel, zwiſchen denen ein nach einer Seite hin geöffneter Hofraum lag. Ganz wie jetzt. Am Ende jedes der vier Flügel erhob ſich ein Pavillon und das corps de logis trug zwiſchen dem Dach und den Fenſtern des dritten Stockes die Frontal-Inſchrift: A Ludovica princip. Auriac. matre optima exstruct. et nom. gentis insignit. aedes Fridericus Tertius Elector in memoriam Parentis pietiss. ampliavit, ornavit, anno MDCXC. (Dies von der beſten Mutter, der Prinzeſſin von Oranien, Louiſe, gebaute und durch den Namen ihres Geſchlechts ausgezeichnete Schloß hat der Churfürſt Friedrich III. zum Gedächtniß der frömmſten Mutter erweitert und geſchmückt im Jahre 1690.) Dieſe Inſchrift exiſtirt noch.

Es kann nicht Zweck dieſer Zeilen ſein, mit Hülfe noch vorhandener Aufzeichnungen den Leſer durch eine lange Reihe von Prachtzimmern und Gallerien, von Sälen und Porzellan-Cabinetten zu führen, von denen, mit Ausnahme weniger Zimmer, die ich gegen den Schluß des Aufſatzes hin zu beſchreiben gedenke, auch jede Spur verloren gegangen iſt; nur Einiges werde ich hervorzuheben haben, um wenigſtens eine Andeutung von dem Reichthum zu geben, der innerhalb dieſer Mauern heimiſch war. In dem Treppenhaus, das faſt die halbe Breite des corps de logis einnahm, ſprang eine Fontaine und trieb den Waſſerſtrahl bis in das dritte Stock hinauf; die Treppe ſelbſt aber war unten mit vier Jaſpis- und weiter oben mit vier Marmorſäulen geſchmückt. An der gewölbten Decke waren die vier Laſter des Hofes: Gleisnerei, Verläumdung, Neid und Habſucht dargeſtellt, wie ſie von eben ſo vielen Engeln aus dem Himmel geſtürzt werden. Deckengemälde, zum Theil ähnlichen ſymboliſchen Inhalts, befanden ſich in faſt allen größern Sälen. Im Vorzimmer des Königs befand ſich (an den Plafond gemalt) eine Copie des großen, vielerwähnten Terweſten'ſchen Bildes, während im ſogenannten „Orangeſaal" ein anderes großes Deckengemälde die Verherrlichung des Oraniſchen Hauſes ſymboliſch darſtellte. In der Mitte deſſelben erblickte man eine weibliche Figur mit dem Oraniſchen Wappen und einem Orange-Bouquet im Haar, während ſie zugleich eine Schnur mit Medaillons in Händen hielt, wodurch die Geſchlechtsfolge des Hauſes Oranien veranſchaulicht werden ſollte. Neid und Verrätherei mühen ſich, die Schnur zu zerreißen, aber ein Blitzſtrahl aus den Wolken fährt zwiſchen ſie.

In demſelben Saale befanden ſich die Bildniſſe der Fürſten von Oranien von 1382 ab, daneben aber das Portrait König Friedrichs I. ſelbſt, mit dem bekannten Diſtichon als Unterſchrift, durch das einſt der Königsberger Dichter Bödecker die Geburt Friedrichs verherrlicht und ſeine künftige Königſchaft vorhergeſagt hatte:

Nascitur in Regio Fridericus Monte, quid inde?
Praedicunt Musae: Rex Fridericus erit.
(Königsberg heißt die Geburtsſtadt des Prinzen Friedrich; was folgt daraus?
Muſen künden es laut: König wird Friedrich uns ſein.)

So waren Säle und Treppenhaus; faſt noch prächtiger war die Capelle: die Wände waren mit Marmor bekleidet und die Decke mit Kirchenbildern geziert, während der Altartiſch auf vier vergoldeten Adlern ruhte. Biſchof Urſinus hielt hier 1704 die Einweihungsrede. Nun iſt Alles hin, Alles verweht und zerſtoben; nur Orgel, Kanzel und königliche Loge exiſtiren noch; ſie ſind nach Franzöſiſch-Buchholz hin verpflanzt worden und zieren dort die Kirche bis dieſen Tag.

So war Schloß Oranienburg in den Tagen, die der oraniſchen Prinzeſſin unmittelbar folgten. Wir fragen weiter, wie war das Leben in dieſen Räumen? Darüber liegen leider wenige Aufzeichnungen vor und wir müſſen auf Umwegen und durch Schlüſſe zu einem Reſultat zu gelangen ſuchen. Daß der Churfürſt häufig hier verweilte, geht weniger aus der Reichthumsfülle hervor, mit der er das Schloß ausſtattete (eine prächtige Ausſtattung verräth noch keine perſönliche Theilnahme, keine Herzensbeziehungen), als aus dem Eifer, mit dem er die Herrſchaft Oranienburg zu erweitern und die einzelnen Dörfer, wie vorgeſchobene Poſten, in Einklang mit dem Schloſſe ſelbſt zu bringen ſuchte. Dieſe ſorgliche Faſſung, die er dem ſchönen Steine gab, bewies am beſten, wie ſehr er an dem Steine ſelber hing. So wurden Grabsdorf und Lehnitz, Goſſebant und Perwenitz, vier in der Nähe gelegene Güter, angekauft und in Vorwerke oder Coloniedörfer umgewandelt. Grabsdorf erhielt ein Jagdſchloß, das innerhalb ſeiner ſchmuckloſen Mauern bis dieſen Augenblick noch die eiförmigen Zimmer zeigt, die, nach damaliger Mode, ihm gegeben wurden. Dabei wurde der Name Grabsdorf, der an unbequeme Dinge erinnern mochte, bei Seite gethan und in „Friedrichsthal“ umgewandelt, unter welcher Bezeichnung Dorf und Jagdſchloß bis dieſen Tag noch vorhanden ſind. Auch Goſſebant verlor ſeinen alten Namen und trat die Erbſchaft des vakant gewordenen Namen „Bötzow“ an. Das heutige Bötzow hat alſo nichts gemein mit Burg und Stadt Bötzow, die bis 1650 an Stelle des jetzigen Oranienburg zu finden waren, ſondern iſt ein in der Nähe gelegenes Dorf, das bis 1694 den Namen Goſſebant führte.

Dieſe Neuſchöpfungen, mit denen der Churfürſt Schloß Oranienburg umgab, beweiſen genugſam, daß dies Havelſchloß, dies Vermächtniß von der Mutter her, ein bevorzugter Aufenthalt des Churfürſten und ſpätern Königs war, aber auch einzelne Berichte ſind uns zur Hand, die uns, trotz einer gewiſſen Dürftigkeit der Details, den Churfürſten (damals ſchon König) direct an dieſer Stelle zeigen. „Im Sommer 1708,“ ſo erzählt Pöllnitz, „riethen die Aerzte dem Könige, das Karlsbad in Böhmen zu gebrauchen, wohin er ſich im Laufe des Sommers auch wirklich begab. Vorher war er in Oranienburg und hatte auf dem dortigen Schloſſe eine Zuſammenkunft mit dem regierenden Herzog von Mecklenburg-Schwerin (Friedrich Wilhelm). Dieſe Zuſammenkunft war nicht ohne Bedeutung; ſie hatte zunächſt nur eine Erneuerung und Beſtätigung des alten Erbfolgevergleichs im Auge, der im Jahre 1442, zu Wittſtock, zwiſchen Friedrich II. (dem Eiſernen) und den Herzögen von Mecklenburg, geſchloſſen worden war, mußte aber natürlich, da man Gefallen an einander fand, einige Monate ſpäter die Schritte weſentlich erleichtern, die (im November 1708) zu einer dritten Vermählung des Königs, und zwar mit Luiſe Dorothee, der Schweſter des regierenden Herzogs von Mecklenburg führten. „Am 24. November,“ ſo fährt unſere Quelle fort, „traf die neue Königin in Oranienburg ein und wurde daſelbſt vom Könige und dem ganzen Hofe empfangen. Nachdem die Vorſtellung aller Prinzen und Prinzeſſinnen ſtattgefunden hatte, verließ man das Schloß und begab ſich nach Berlin, wo am 27. deſſelben Monats die Königin ihren feierlichen Einzug hielt.“ Der König, trotz ſeiner Jahre, war anfänglich von der Königin bezaubert; keine Ahnung beſchlich ſein Herz, daß vier Jahre ſpäter dieſelbe Prinzeſſin geiſtesgeſtört, wie eine Mahnung des Todes, an ihn herantreten werde. Das war im Berliner Schloß, in den Januartagen 1713. Der König, krank ſchon, ruhte auf ſeinem Armſtuhl und war eben eingeſchlummert, als er ſich plötzlich angefaßt und aus dem Schlaf gerüttelt fühlte. Die geiſteskranke Königin, die eine Glasthür erbrochen hatte, ſtand weißgekleidet und mit blutenden Händen vor ihm. Der König verſuchte, ſich aufzurichten, aber er ſank in ſeinen Stuhl zurück. „Ich habe die weiße Frau geſehen.“ Wenige Wochen ſpäter hatte ſich die alte Prophezeiung ſeines Hauſes an ihm erfüllt. Nicht zu ſeinem Glück hatte die Mecklenburgiſche Prinzeſſin das Land und als erſte Stufe zum Thron, die Marmortreppe von Schloß Oranienburg betreten.

[Die Zeit des Prinzen Auguſt Wilhelm von 1744—58.] Der Tod Königs Friedrichs I. traf keinen Punkt des Landes härter als Oranienburg; bis dahin ein Lieblingsſitz, wurde es jetzt von der Liſte der Reſidenzen ſo gut wie geſtrichen. Dem Soldatenkönige, deſſen Sinn auf andere Dinge gerichtet war als auf Springbrunnen und künſtliche Grotten, genügte es nicht, die Schöpfung ſeines Vaters ſich ſelbſt zu überlaſſen; er griff, voll feſten und praktiſchen Sinnes ſelbſtthätig mit ein, um die, in ſeinen Augen bald nutzloſe, bald koſtſpielige Hinterlaſſenſchaft nach Möglichkeit zu verwerthen. Bauten wurden abgebrochen und die Materialien verkauft; die Faſanerie, das Einzige, woran er als Jäger ein Intereſſe hatte, kam nach Potsdam; die 1029 Stück eiſerne Röhren aber, die der Waſſerkunſt im Schloſſe das Waſſer zugeführt hatten, wurden auf neun Oderkähnen nach Stettin geſchafft.

Schloß und Park verwilderten. Wie das Schloß im Märchen, eingeſponnen in undurchdringliches Grün, lag Oranienburg da, als 31 Jahre nach dem Tode des erſten Königs ſein Name wieder genannt wurde. Im Jahre 1744 war es, wo Friedrich II., in Betreff ſeiner Brüder, allerhand Ernennungen und Entſcheidungen traf. Prinz Heinrich erhielt Rheinsberg, Prinz Ferdinand das Palais und den Garten in Neu-Ruppin; der älteſte Bruder Auguſt Wilhelm aber, unter gleichzeitiger Erhebung zum Prinzen von Preußen, wurde mit Schloß Oranienburg belehnt.

Ueber die baulichen Veränderungen, die in dieſe Epoche von 1744 bis 58 fallen, wiſſen wir nichts; muthmaßlich waren ſie allergeringfügigſter Natur; aber einzelne Berichte von Bielefeld und namentlich von Pöllnitz ſind auf uns gekommen, die uns zum erſten Mal Gelegenheit geben, die bis hierher nur äußerlich beſchriebenen Prachträume, auch mit Geſtalten und Scenen zu beleben. Der Prinz bewohnte nur einen einzigen Flügel, alſo ungefähr den fünften Theil des Schloſſes, aber die entſprechenden Zimmer genügten vollſtändig, zumal zur Sommerzeit, wo der Park und ſeine Laubengänge aushelfen konnten. Bielefeld entwirft von dieſem Park folgende anſprechende Schilderung: „Den großen, nach Le Notre's Plan angelegten Garten, fand ich, durch die Verwilderung, zu der die lange Zeit von 1713—44 vollauf Gelegenheit gegeben hatte, wunderbarerweiſe verſchönt. Die ſeit 1713 nicht mehr verſchnittenen Buchenhecken haben ſich verwachſen und verſchlungen und bilden einen Gang, der ſo dicht jetzt iſt, daß weder Sonne noch Wind hindurchdringen kann. In der größten Mittagshitze gewährt er Kühlung und Schatten und Abends ſpeiſt man darin, ohne daß die Luft die Kerzen auslöſcht. Ein geſchickter Gärtner, der die Verwilderung benutzte, hat viele geſchmackvolle Gartenhäuſer aus der Erde wachſen laſſen.“ Dieſe Schilderung paßt noch heut'; nur die Gartenhäuſer ſind ſchließlich wieder verſchwunden.

Prinz Auguſt Wilhelm lebte nur zeitweilig in Oranienburg; ſein Regiment (das Regiment Prinz von Preußen) ſtand zu Spandau in Garniſon und die Pflichten des Dienſtes feſſelten ihn an den Standort ſeines Regiments. Aber die Sommermonate führten ihn ſo oft und ſo lange wie möglich nach dem benachbarten, durch Stille und Schönheit einladenden Oranienburg, und hier war es auch, wo er im April 1745 den Beſuch ſeiner Mutter, der verwittweten Königin Sophie Dorothea empfing. Ueber dieſen Beſuch liegt uns die Schilderung eines Augenzeugen vor, — unverkennbar Pöllnitz ſelber, wenn ſein Name auch nicht ausdrücklich genannt iſt.

Am 14. April, ſo heißt es darin, brach die Königin Mutter von Berlin auf und traf am Nachmittag deſſelben Tages in Oranienburg ein. Ihr Hofſtaat folgte ihr in einer langen Reihe von Karoſſen, wohl dreißig an der Zahl. Die Prinzeſſin Amalie ſaß im Wagen der Königin. Sobald dem Prinzen Auguſt Wilhelm das Herannahen des Zuges gemeldet war, eilte er die große Allee hinauf, dem Zuge entgegen, ſprang angeſichts des Wagens der Königin Mutter vom Pferde und begrüßte ſie, indem er entblößten Hauptes an den Schlag des Wagens trat. Dann ſchwang er ſich raſch wieder in den Sattel und eilte dem Zuge in geſtrecktem Galopp voraus, um vor dem Eingang des Schloſſes die Honneurs machen zu können. Ihm zur Seite ſtanden ſeine Gemahlin die Prinzeſſin von Preußen, (eine geborne Prinzeſſin von Braunſchweig) die Prinzen Heinrich und Ferdinand, außerdem die Hofdamen von Wolden, von Henckel, von Wartensleben, von Kamecke, von Hacke, von Pannewitz und von Kannenberg. Die Königin umarmte ihre Söhne auf's zärtlichſte, begrüßte die Umſtehenden und wurde dann die große Treppe hinauf in das für ſie beſtimmte Schlafgemach geführt, daſſelbe, das König Friedrich I. bei ſeinen Beſuchen in Schloß Oranienburg zu bewohnen pflegte. Die Königin fand in dieſem Zimmer ein Staatsbett von rothem Dammaſt vor, ebenſo einen Fauteuil, einen Ofenſchirm und vier Tabourets von demſelben Stoff und derſelben Farbe. Bald, nachdem die hohe Frau ſich eingerichtet und an dem Anblick von Park und Landſchaft erfreut hatte, erſchien der Prinz, um ihr drei ſchöne Figuren von Dresdner Porzellan zu überreichen, an denen die Königin Mutter, wie der Prinz wußte, eine beſondere Freude zu haben pflegte. Aber die Königin Mutter war es nicht allein, an die ſich die Aufmerkſamkeiten dieſes liebenswürdigen Prinzen richteten, auch Baron von Pöllnitz wurde einer ähnlichen Aufmerkſamkeit gewürdigt. Seine Königliche Hoheit kannten ſehr wohl die Vorliebe des alten Barons (v. Pöllnitz) für alle Antiquitäten und Curioſitäten aus der Zeit König Friedrichs I. her, der ihm immer ein guter und gnädiger Herr geweſen war, und eingedenk dieſer Vorliebe, überreichten Seine Königliche Hoheit dem alten Baron eine reich mit Gold geſtickte Morgenmütze und ein Paar Pantoffeln, deren ſich König Friedrich I. bei ſeinen Beſuchen in Oranienburg zu bedienen pflegte und die nun ſeit über 32 Jahren unbeachtet und ungewürdigt in einer halb vergeſſenen Truhe geſteckt hatten. Nach Sonnenuntergang folgten Promenaden in den Park; dann wurden Spieltiſche arrangirt, bis gegen 10 die willkommene Nachricht, daß das Souper angerichtet ſei, das Spiel unterbrach. Welche Feinheiten und Ueberraſchungen aus dem Bereich der Küche, welche hochqualificirten Weine, welch' Frohſinn, welche Heiterkeit der Gäſte! Und doch zuletzt vollzog ſich das Unvermeidliche, was ſchon König Dagobert ſeinerzeit ſo bitter beklagt hat, daß auch die beſte Geſellſchaft ihr Ende habe und ſich trennen müſſe.

Das war am 14. April. Früh am andern Morgen und früher faſt als uns lieb war, weckten uns ungewohnte Klänge; der Hirt trieb ſeine Heerde, am Schloß vorbei, auf die friſchen Felder hinaus. Den Beſchluß machte ein Stier von ſo extraeleganter Schönheit, daß er kein anderer als der wohlbekannte glückliche Liebhaber der Jungfrau Europa ſein konnte, ja die Art wie er ſich trug, dazu die Kraft ſeiner Bruſttöne, ſchienen andeuten zu wollen, daß er ein Erſcheinen unſerer Damen an den verſchiedenen Fenſtern des Schloſſes erwartet habe; aber er ſah ſich getäuſcht, unſere Damen, die die Geſchichte geleſen haben mochten, fürchteten ſich und hielten ſich zurück, um ſich und ihre Reize nicht ähnlichen Gefahren auszuſetzen. Wie dem immer ſei, der Morgenſchlummer war geſtört und an die Stelle des Schlafs, der nicht wieder kommen wollte, traten Promenaden in leichtem, flatterndem Morgenkoſtüm, und nach eingenommenem Frühſtück, die gegenſeitigen Beſuche. Die Prinzeſſin Amalie empfing die Huldigungen, die ihrer Schönheit dargebracht wurden; ſie trug ein Corſet von ſchwarzem Atlas, das mit weißer Seide geſteppt war und darunter ein ſilbergeſticktes Kleid mit natürlichen Blumen aufgenommen. In dieſem Koſtüm ſtand ſie da und übte ſich im Flötenſpiel; Euterpe ſelbſt hätte ſie beneiden können.

Nach Tiſch empfing die Königin Mutter alle anweſenden Damen in ihrem Bettzimmer; diejenigen, die eine Handarbeit dem Kartenſpiel vorzogen, ſetzten ſich auf Tabourets um die Königin her, während Baron Pöllnitz ſeinen Platz als Vorleſer einnahm und in der Lektüre von „La Mouche oder die Abenteuer des Mr. Bigand" fortfuhr. Die Königin folgte der Vorleſung und zog Goldfäden aus (se mit à effiler de l'or.) Den Beſchluß des Tages machte ein Ball in dem hell erleuchteten Tanzſaal, woran ſich ein Souper in dem Staatszimmer, am Ausgang der Porzellan-Gallerie, anſchloß. Als die Königin eben in das Staatszimmer eintrat, bemerkte ſie durch die hohen, gegenübergelegenen Fenſterflügel, wie es plötzlich, inmitten des dunklen Parks, wie ein Flammenbaum aus der Erde wuchs. Immer deutlicher geſtaltete ſich das Bild, bis es endlich wie ein feuriger Laubengang daſtand, der an höchſter Stelle eine Krone und darunter die Worte: „Vivat Sophia Dorothea" trug.

So lebte man 1745 in Oranienburg. Sechs Wochen ſpäter wurde die Schlacht bei Hohenfriedberg geſchlagen, an welcher Prinz Auguſt Wilhelm, der eben noch Zeit zu Geplauder und Feuerwerk gehabt hatte, einen rühmlichen Antheil nahm.

Die Beziehungen der drei jüngern Prinzen (Auguſt Wilhelm, Heinrich und Ferdinand) zu ihrem älteren Bruder, dem Könige, waren damals noch kaum getrübt. Es iſt wahr, ſie lebten, zumal wenn ſie in Potsdam, alſo in ſeiner unmittelbaren Nähe waren, unter einem gewiſſen Druck, aber man fand dieſen Druck gleichſam in der Ordnung; er war der älteſte, der begabteſte und — der König. Dabei ließ er es ſeinerſeits, um ſtrengen Forderungen ein Gegengewicht zu geben, an Huldigungen nicht fehlen und beſonders war es der „Prinz von Preußen", für den er die zarteſten Aufmerkſamkeiten hatte. Er widmete ihm ſein großes Gedicht „die Kriegskunſt", er widmete ihm ferner „die Geſchichte ſeines Hauſes" und ſprach es in der meiſterhaften Widmung dieſes Werkes vor der ganzen Welt und vor der Zukunft aus, warum er dieſen ſeinen Bruder, der ihn einſt beerben ſolle, als Freund und Fürſten beſonders liebe. „Die Milde, die Humanität Ihres Charakters iſt es, die ich ſo hoch ſchätze; ein Herz, das der Freundſchaft offen iſt, iſt über niedern Ehrgeiz erhaben; Sie kennen kein anderes Gebot, als das der Gerechtigkeit, und keinen andern Willen, als den Wunſch, die Hochſchätzung der Weiſen zu verdienen."

So war das Verhältniß zwiſchen den beiden Brüdern, als die ſchweren Tage, die dem Unglückstage von Kollin folgten, dieſem ſchönen Einvernehmen plötzlich ein Ziel ſetzten. Prinz Auguſt Wilhelm erhielt bekanntlich den Oberbefehl über diejenigen Truppen, die ihren Rückzug nach der Lauſitz nehmen ſollten; Winterfeldt wurde ihm beigegeben. Die Sachen gingen ſchlecht und bei endlicher Wiederbegegnung der beiden Brüder fand jene furchtbare Scene ſtatt, die Graf Schwerin, der Adjutant Winterfeldt's, mit folgenden Worten beſchrieben hat: „Ein Parolekreis wurde geſchloſſen, in dem der Prinz und alle ſeine Generale ſtanden. Nicht der König trat in den Kreis, ſondern Winterfeldt ſtatt ſeiner. Im Auftrage des Königs mußte er ſagen: „Sie hätten Alle verdient, daß über ihr Betragen ein Kriegsrath gehalten würde, wo ſie dann dem Spruch nicht entgehen könnten, die Köpfe zu verlieren; indeß wolle der König es nicht ſo weit treiben, weil er im General auch den Bruder nicht vergeſſe." „Der König ſtand unweit des Kreiſes," ſo fährt Graf Schwerin fort, „und horchte, ob Winterfeld ſich auch ſtrikte der ihm anbefohlenen Ausdrücke bediene. Winterfeldt that es, aber mit Schaudern, und er konnte den Eindruck ſeiner Worte ſogleich ſehen, denn der Prinz trat augenblicklich aus dem Kreiſe und ritt, ohne den König zu ſprechen, nach Bautzen."

Im Spätherbſt deſſelben Jahres finden wir den Prinzen wieder in Oranienburg, an ſelbiger Stelle, wo er uns zuerſt als liebenswürdiger und aufmerkſamer Sohn und geübt in den feinen Künſten der Ueberraſchung, entgegentrat. Aber wir finden ihn jetzt in Einſamkeit und gebrochenen Herzens. Ob er ſich in ſeiner Liebe zum König oder in ſeiner eignen Ehre ſchwerer getroffen fühlte, iſt ſchwer zu ſagen. Gleichviel, unheilbare Krankheit hatte ſich ſeiner bemächtigt und er litt an Leib und Seele. Ueber die letzten Momente ſeines Lebens iſt nichts Beſtimmtes aufgezeichnet, doch verdank' ich den Mittheilungen einer Dame, die noch den Hof des Prinzen Heinrich und dieſen ſelbſt gekannt hat, allerlei Züge und Andeutungen, aus denen genugſam erhellt, daß der Ausgang ſo erſchütternd wie möglich war. Die Gemüthskrankheit hatte ſchließlich die Form eines nervöſen Fiebers angenommen und die Bilder von Perſonen und Scenen, die ſeine Seele ſeit jenem Unglückstage nicht los geworden war, traten jetzt aus ſeiner Seele heraus, nahmen Geſtalt an und ſtellten ſich wie faßbar und leibhaftig an ſein Lager. Den Schatten Winterfeldt's rief er an, und als ſich die Geſtalt nicht bannen ließ, ſprang er auf, um vor dem Gehaßten und Gefürchteten zu fliehen. Das waren die letzten Momente Prinz Auguſt Wilhelms; er ſtarb im Fieber, am 12. Juni 1758, im Schloſſe zu Oranienburg. Der König war bei der Nachricht von ſeinem Tode tiefgebeugt; im Volke hieß es, er ſei vor Gram geſtorben. 1790 errichtete ihm ſein jüngerer Bruder Heinrich den oft beſchriebenen Obelisken, gegenüber dem Rheinsberger Schloß, nachdem die ſterblichen Ueberreſte des Prinzen ſchon früher im Rheinsberger Parke beigeſetzt worden waren. Dieſer Punkt iſt in Dunkel gehüllt, weshalb ich hier — damit Eingeweihtere entſcheiden mögen — die alte Verſion und meine eignen Aufzeichnungen aus dem Rheinsberger Park zuſammenſtelle. Prediger Ballhorn in ſeiner Geſchichte Oranienburgs ſchreibt: „Seine Leiche wurde zuerſt in einem Gewölbe der hieſigen Kirche aufbewahrt, dann aber am 10. Juli von ſeinem Regimente nach Berlin abgeführt. Prinz Heinrich widmete ihm zu Rheinsberg ein prachtvolles Monument, das *zugleich die Urne umſchließt, in welcher ſein Herz aufbewahrt wird.*" Zwei Dinge erſcheinen hierin unrichtig: erſtlich ſtand das Regiment des Prinzen von Preußen damals im Felde (Friedrich der Große ſchreibt eigens: „der Anblick des prinzlichen Regiments erneuert mir jedesmal den Schmerz um ihn") und zweitens befindet ſich die Urne nicht eingeſchloſſen im Monument, ſondern ſteht frei und offen an einer ganz andern Stelle des Parks. Dieſe Stelle, in unmittelbarer Nähe des „bekannten Theaters im Grünen" gelegen, zeigt unter einer Baumgruppe zwei Marmorarbeiten: eine große Urne auf einem Piedeſtal und zweitens eine Art Herme, die aber ſtatt des Hermenkopfes die trefflich ausgeführte Büſte des Prinzen Auguſt Wilhelm trägt. Beide Arbeiten ſtehen ſich, in Entfernung von etwa ſechs Schritt, einander gegenüber. Das Piedeſtal der Urne trägt die Inſchrift: „Hic cineres Marmor exhibit." und darunter: „August Gullielm. Princeps Prussiae Natus Erat IX Die Mens. Aug. Ann. 1722, Obiit Die XII Mens Jun. Anno 1758." Die Inſchrift unter der Büſte aber lautet: „Hic Venustum Os Viri, veritatis, virtutis, patriae amantissimi." (Hier das freundliche Antlitz des Lieblings der Wahrheit, der Tugend, des Vaterlands.)

Die erſte dieſer Inſchriften: „Hic cineres Marmor exhibit." alſo: „dieſe Urne umſchließt ſeine Aſche," ſchafft die eigentliche Streitfrage. Ruht der Prinz Auguſt Wilhelm, ſo müſſen wir nunmehr fragen, im Dom zu Berlin, oder ruht er (laut vorſtehender Inſchrift) im Rheinsberger Park. Vielleicht müßte die Inſchrift lauten: „Dieſe Urne umſchließt die Aſche ſeines *Herzens*." Dann hätte Paſtor Ballhorn in der Hauptſache Recht, nur nicht hinſichtlich der *Aufſtellung* der Urne.

An jenem Tage, als der Prinz Auguſt Wilhelm aus dem Schloßportal getragen wurde und 50 Bürger dem Sarge folgten, um ihm bis Havelhauſen das Geleit zu geben, an jenem Tage ſchlief das Leben in Schloß Oranienburg überhaupt. Auf ein Jahrhundert voll Glanz und lachender Farben folgte ein anderes voll Oede und Verwahrloſung. Andere Zeiten kamen; der Geſchmack ging andere Wege, — Schloß Oranienburg war vergeſſen.

1802 wurde der prächtige alte Bau, deſſen zahlreiche Deckengemälde allein ein bedeutendes, wenn auch freilich todtes Capital repräſentirten, für 12,000 Thaler mit all und jeglichem Zubehör verkauft und der Käufer nur zur Herausgabe der Eingangs erwähnten vier Jaſpis- und vier Marmorſäulen (im Treppenhauſe) verpflichtet. Schloß Oranienburg wurde eine Kattun-Manufaktur. Wo die Edeldamen auf Tabourets von rothem Damaſt geſeſſen und der Vorleſung des alten Poellnitz gelauſcht hatten, während die Königin-Mutter Goldfäden aus alten Brokaten zog, klapperten jetzt die Webſtühle und lärmte der alltägliche Betrieb. Aber noch triſtere Tage kamen, Krieg und Feuer, bis endlich in den zwanziger Jahren ein chemiſches Laboratorium, eine Schwefelſäure-Fabrik, hier einzog. Die Schwefeldämpfe ätzten und beizten den letzten Reſt alter Herrlichkeit hinweg. Ich entſinne mich der Jahre, wo ich als Kind dieſes Weges kam und von Platz und Brücke aus ängſtlich nach dem unheimlichen alten Bau herüberblickte, der, grau und rußig, in Qualm und Rauch dalag, wie ein Gefängniß oder Landarmenhaus, aber nicht wie der Lieblingsſitz Friedrichs I.

Nun iſt das alte Schloß der Kolben und Retorten wieder los und ledig und friſch und neu, beinahe ſonntäglich blickt es wieder drein. Aber es iſt das moderne Allerweltskleid, das es trägt; die Borten und Kanten ſind abgetrennt und der Königsmantel iſt ein Bürgerrock geworden. Noch im Jahre 1861 wird das alte Schloß von ehedem neue Gäſte empfangen; wie Schloß Cöpenick iſt es beſtimmt, als Schullehrer-Seminar in ſein drittes Jahrhundert einzutreten. Sei es. In den neuen Bewohnern wird wenigſtens ein Bewußtſein davon zu wecken ſein, welcher Stelle ſie angehören, und leiſe berührt von der Macht und dem Zauber hiſtoriſcher Punkte werden ſie ſpäter den Namen und die Geſchichte Schloß Oranienburgs in die Kreiſe ihres Berufs hinaustragen. So wird die alte Fabel immer wieder neu und Leben durchdringt den Stein.

Unter den Linden des Gaſthofes, während der Sommerwind die Tropfen von den Bäumen ſchüttelte, hab' ich dem Leſer die Geſchichte des alten Schloſſes erzählt, die Bilder aufgerollt ſeines Glanzes und ſeines Verfalls. Die Frage bleibt noch übrig: haben die letzten hundert Jahre Alles zerſtört? Haben Krieg und Feuer, Retorte und Siedepfanne von dem alten Glanze auch keine Ahnung übrig gelaſſen? Iſt Alles hin, bis auf die letzte Spur? Der Pietät des hohen Herrn, der nun vor'm Altar ſeiner Friedenskirche in Frieden ruht, der Pietät Friedrich Wilhelms IV., dem es ſo oft zum Verbrechen angerechnet wurde, daß er das wahren und halten wollte, was des Wahrens und Haltens werth war, dieſem hohen Liebesſinne, der auf das Erhalten gerichtet war, haben wir allein es zu danken, daß wir der aufgeworfenen Frage mit einem „Nein" entgegentreten können, — es iſt nicht Alles hin, es exiſtiren noch Spuren, gerettete Ueberbleibſel aus alter Zeit her und ihnen gilt zum Schluß unſer Beſuch.

Wir verweilen nicht bei zerſtreuten Einzelnheiten, die da, wo ſie zufällig verloren gingen, auch zufällig aufgeleſen und in die Wand oder den Fußboden des einen oder andern Zimmers wie ein Basrelief oder ein Moſaikſtück eingelegt wurden, — wir gehen an dieſen Einzelnheiten ohne Aufenthalt vorüber und treten in den nach Weſt und Norden zu gelegenen Hinterflügel ein, wo wir noch — auf Anordnung Friedrich Wilhelm IV. vor der nivellirenden Hand des Seminar-Nutz-Baues gerettet — einer zuſammenhängenden Zimmerreihe aus der Zeit König Friedrichs I. begegnen. (Daraus, daß das vorzüglichſte dieſer Zimmer an den vier Ecken des Plafonds mit eben ſo vielen Sternen des Hoſenbandordens geſchmückt iſt, ein Orden, auf deſſen Beſitz König Friedrich I. bekanntlich einen ganz beſonders hohen Werth legte, würde ſich mit ziemlicher Beſtimmtheit ableiten laſſen, wann dieſe Zimmerreihe überhaupt angelegt wurde.) Es ſind ſechs Zimmer, von denen zunächſt zwei durch ihre Ausſchmückung unſer Intereſſe in Anſpruch nahmen. Sie bilden die beiden Grenzpunkte der ganzen Reihe, ſo daß das eine (das kleinere) dem corps de logis, dem großen Mittelpunkt des Schloſſes, zu gelegen iſt, während das andere am äußerſten Ende des Flügels liegt und den Blick ins Freie auf Fluß und Wieſen hat. Das kleinere Zimmer bildete entweder einen Theil der ſeinerzeit viel berühmten und von Touriſten jener Epoche oft beſchriebenen Porzellan-Gallerie, oder war ein Empfangs- und Geſellſchafts-Zimmer, wo die fürſtlichen Perſonen in Geſellſchaft ihres Hofſtaats den Thee einzunehmen pflegten. Das Decken-Gemälde, das ich gleich näher beſchreiben werde, ſcheint mit ſeinen vielen Porzellangeräthſchaften zunächſt für die erſtere Annahme zu ſprechen; ein ſchärferes Eingehen aber macht es beinah zweifellos, daß es das Theezimmer war. In der Mitte des Deckenbildes erblicken wir nämlich eine ſtarke, blühend ausſehende Frauensperſon mit rothen Roſen im Haar; in ihrer ganzen Erſcheinung einer Holländiſchen Theeſchenkerin ſehr ähnlich. Mit der linken Hand drückt ſie eine blau und weiß gemuſterte Theebüchſe feſt ans Herz, während ſie mit der Rechten einen ebenſo gemuſterten porzellanenen Theetopf einer gleichfalls wohlbeleibten, blonden, hochroth gekleideten Dame entgegenſtreckt. Dieſe ihrerſeits (durch die Schlange, die ſich um ihren weißen Arm ringelt, als Hygea charakteriſirt) hält der Theeſchenkerin einen Spiegel entgegen, als ob ſie ihr zurufen wolle: „erkenne dich ſelbſt und ſchrick zurück vor dir ſelber, wenn du dich als Lügnerin, d. h. deinen Thee als ſchlecht und unecht erkennſt.“

Die Malerei iſt vortrefflich (man merkt durchaus die gute holländiſche Schule) und viele unſerer Maler werden von Glück ſagen können, wenn ihre Deckengemälde ſich nach mehr als 150 Jahren noch ähnlich gut präſentiren. Auch die dieſen Bildern zu Grunde liegenden Ideen, denen es an Humor und Selbſtperſiflage gar nicht fehlt, ſind leichter zu verſpotten, als beſſer zu machen. Es ſind doch immerhin Ideen, mit denen total gebrochen zu haben wir häufig zur Unzeit ſtolz ſind.

Das am entgegengeſetzten Ende liegende Zimmer iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach das ehemalige Wohn- und Lieblingszimmer Friedrichs I., daſſelbe, in das (wie ich oben beſchrieben habe) am 15. April 1745 die Königin Sophie Dorothea eintrat und im Eintreten durch das prächtige Feuerwerk überraſcht wurde, das im ſelben Moment wie eine Flammenlaube mitten aus dem Dunkel des Parks emporwuchs. Dies Zimmer, das nach drei Seiten hin Balkone hat, von denen aus man nach Gefallen den Park, das offene Feld oder den Hofraum überblickt, iſt ſehr geräumig (dreißig Fuß im Quadrat) und mit acht marmorirten Säulen derart umſtellt, daß ſich an den vier Wänden entlang eine Art deutlich markirter Gang bildet, der nun das kleiner gewordene Viereck des Saals wie eine Colonnade umſpannt. Der Zweck dieſer Einrichtung iſt ſchwer abzuſehen. Vielleicht diente das Zimmer auch als Tanzſaal und die Tänzer und Tänzerinnen hatten den innern Raum für ſich, während die plaudernden oder ſich ausruhenden Paare wohlgeborgen unter dem Säulengange ſtanden. Das Wichtigſte iſt auch hier das Deckengemälde. Ich ſchicke zunächſt die bloße Beſchreibung voraus. In der Mitte des Bildes befindet ſich eine weiße, hochbuſige Schönheit mit pechſchwarzem Haar, welches letztere von Perlenſchnüren durchzogen iſt; in der Linken hält ſie eine Art Zauberlaterne, in der Rechten einen kleinen Oelkrug. Allerhand pausbackige Genien halten Tafelgeräth und Kannen empor, andere entſchweben mit leeren Schüſſeln, noch andere kommen mit Theegeſchirr herbei und gießen den Thee in kleine Schälchen. Dieſe Scenen füllen zwei Drittel des Bildes. Links in der Ecke hält Apoll mit ſeinen Sonnenroſſen. Vor den Roſſen her ſchwebt bereits Aurora; das Haupt des Sonnengottes ſelbſt aber ſtrahlt nicht, ſondern iſt von einer dunklen Scheibe umhüllt. Es iſt nun allerdings fraglich, ob das Schwinden des Tages und das volle Platzgreifen von Abend und Nacht, oder umgekehrt, das Schwinden der bis dahin herrſchenden Nacht vor dem hereinbrechenden Tage angedeutet ſein ſoll. Das Letztere iſt aber das Wahrſcheinlichere.

Neben dieſem Staatszimmer, demſelben, das den Stern des Hoſenbandordens in ſeinen vier Ecken zeigt, befindet ſich ein ſehr kleines Gemach, nicht viel größer als ein altmodiſches Himmelbett. Dies iſt das Sterbezimmer des Prinzen August Wilhelm. Die Wände ſind ſchmucklos, ebenſo die Decke, nur an der Hohlkante zwiſchen beiden zieht ſich eine ſchmale Borte von geſchnitztem, ſchwarzen Holz entlang. Sie iſt wie ein Trauerrand, der dieſes Zimmer einfaßt, und mahnt deutlich an die letzten, halb in Dunkel gehüllten Stunden eines liebenswürdigen und unglücklichen Prinzen.

Aus dieſem engen Raum, der ſo trübe Bilder weckt, treten wir (da die übrigen Zimmer unſerer Betrachtung nichts bieten) wieder in den Corridor hinaus und über den noch immer impoſanten Vorflur endlich in's Freie.

Der Ball der untergehenden Sonne hängt am Horizont, leiſe Schleier liegen über dem Park und die Abendkühle weht vom Fluß und den Wieſen her zu uns herüber. Wir ſitzen wieder auf der Treppe des Gaſthofs und blicken durch die Umrahmung der Bäume in das Bild abendlichen Friedens hinein. Muſikanten ziehen geſchäftig am Hauſe vorbei, über die Havelbrücke weg, hinein in die Vorſtadt; — den Beſchluß macht wie immer der Baß. Hinter den Muſikanten her folgt allerlei Volk. Was iſt es? „Das Theater fängt an,“ ſo lautet die Antwort, „die Stadtkapelle macht ſich auf den Weg, um mit dabei zu ſein.“ Wir leſen jetzt erſt den Theaterzettel, der, in gleicher Höhe mit uns, an einen der Baumſtämme geklebt iſt. „Das Teſtament des großen Churfürſten, Schauſpiel in fünf Aufzügen.“ Wir lieben das Stück, aber — wir kennen es eben, und während die Sonne hinter Schloß und Park verſinkt, ziehen wir es vor, in Bilder und Träume gewiegt, auf „Schloß Oranienburg“ zu blicken, eine jener wirklichen Schaubühnen, auf der die Geſtalten jenes Stücks mit ihrem Haß und ihrer Liebe heimiſch waren.

* * *

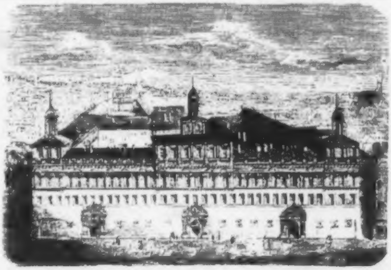
Das Nürnberger Rathhaus.

Gefängniß und Kaiſerwohnung, Ballhaus und Criminalgericht, Repräſentantenhaus und Schatzkammer, Pantheon und Folterkammer. — Alles iſt in dieſem einen Hauſe vereinigt. Nichts charakteriſirt die ehemaligen Verfaſſungszuſtände Nürnbergs ſo ſehr, als dieſes Haus. Es verſinnlicht die ganze gewaltige Macht, die hier von Einzelnen geübt wurde, und welche von der unumſchränkter Fürſten nur durch den Namen verſchieden war. Von der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts an war Nürnberg von Außen nicht mehr beläſtigt worden. Der Rath, das heißt die Geſchlechter, benutzten dieſe Zeit, ſich und ihre Macht nach Innen zu vergrößern und zu befeſtigen. Sie waren der Staat, ſie herrſchten, ſie ernteten, und das arme Volk mußte arbeiten und gehorchen. In einem monarchiſchen Staate wäre dieſes Mißverhältniß weniger fühlbar geweſen. Der Regent war hier von vorn herein von den Regierten durch eine Schranke geſchieden. In einem republicaniſchen Staate aber war jeder berechtigt an der Herſtellung und Aufrechthaltung des öffentlichen Wohles Theil zu nehmen, und die unumſchränkte Gewalt in den Händen einiger

Weniger mußte immerhin als eine Uſurpation erſcheinen, welche man im Lau und durch das Recht der Zeit zuletzt als die vollkommenſte Berechtigung darzuſtellen bemüh war. Der Ausdruck und Abſchluß dieſes Strebens iſt die ſtolze und imponirende Façad des Rathhauſes, das verſteinerte Autoritätsprincip. Die Vorgänger des jetzigen müſſen ſei unſcheinbar geweſen ſein. Das erſte ſtand an der Ecke des Marktes. Die Erweiterun und zunehmende Blüthe der Stadt machte auch den politiſchen Organismus verzweigte man baute ein neues auf der Stelle des heutigen, das ſpäter vergrößert und durch den Ba des jetzigen ganz beſeitigt worden wäre, wenn nicht der rollende Donner des dreißigjährige Krieges Bauherrn wie Arbeitsleuten ſein furchtbares „Halt“ entgegengerufen hätte.

Im Jahre 1616 war der Grundſtein dazu gelegt worden, im Jahre 1619 war de Bau bis zu ſeiner jetzigen Ausdehnung gediehen. Mit dem Aeußern hatte abe auch das innere Weſen ſeinen Höhepunkt und Stillſtand erreicht. Von da an hörte da Regiment des Nürnberger Staates auf, ſich auszudehnen, zu erneuern. Bis zur Auflöſun der Reichsfreiheit der Stadt war daſſelbe nur von dem Streben beſeelt, ſich im ungeſchmälerten Beſitze der Gewalt zu erhalten. Dieſes Regiment war durch einen großen und einen kleinen Rath vertreten, der erſte hatte nur berathende, letzterer allein die executive Gewalt. Der erſte von unbeſtimmter Zahl, aber über zweihundert, war eine Art Berathungsausſchuſſes, gebildet aus Repräſentanten der ganzen Bevölkerung, ein matter Nachklang des mittelalterlichen Ständeweſens, wurde aber nur dann zuſammenberufen, wenn der engere Rath den Kopf verloren hatte, meiſtens bei großen verzweifelten Finanzoperationen. Sie hießen „die Genannten.“ Der kleinere Rath beſtand aus 34 Gliedern, von denen acht aus dem Handwerkerſtande die „alten Genannten“ hießen. Ihr numeriſches Verhältniß der ariſtokratiſchen Mehrheit gegenüber deutet auch auf ihren Einfluß hin, der null war. Alle Gewalt, Verwaltung, Juſtiz, weltliche und geiſtliche Angelegenheiten waren bei den ſechsundzwanzig des kleinen Rathes vereinigt, die den Geſchlechtern angehörten. Sie hießen Bürgermeiſter und theilten ſich in alte und junge, die am zweiten Oſterfeiertage neu gewählt wurden. Ein alter und ein junger Bürgermeiſter waren abwechſeld 28 Tage lang in Funktion. Sie waren eine Art Unterſtaatsſekretaire, die älteren dazu beſtimmt, Geſandte zu empfangen, den Rath wie es ihnen gut dünkte, zu verſammeln, demſelben zu präſidiren, während die jüngeren die Einläufe beſorgten, die Stimmen ſammelten. Von dieſen 26 waren wieder dreizehn „Schöffen,“ zur Beſorgung der Kriminalrechtspflege da. Aus dieſem kleinen Rath war aber wieder ein innerer Rath ausgeſchieden, ein Ausſchuß, der alle inneren Angelegenheiten, ehe ſie an die größere Rathsverſammlung gelangten, prüfte und erwog. Man nannte ſie die ſieben älteren Herren. Aus ihnen gingen die Spitzen der Totalgewalt, die triumviri hervor, von denen aber wieder der Oberſte des Kriegsweſens nicht die Macht und das Anſehen beſaß, wie die duumviri, die beiden Loſunger, deren Aelteſter („vorderſter“) der erſte Mann im Staate war. Sie handhabten die Grundlage aller politiſchen Exiſtenz, die Finanzen des Staates, ſie beaufſichtigten die Loſung d. h. Steuer, ſie waren die eigentlichen Lenker des Staatsſchiffes, eingeweiht in alle Geheimniſſe, die dem beſchränkten Unterthanenverſtande zu wiſſen nicht von Nöthen, die Unnahbaren, die Nürnberger Olympiſchen. So organiſch gegliedert war dieſe Verfaſſung, ſo fein berechnet in ihren Abſtufungen, daß immer noch eine Idee demokratiſchen Verfaſſungszuſtandes da war, während die Spitze in eine ariſtokratiſche Willkürherrſchaft auslief. Die Macht und der Einfluß der Rathsariſtokratie muß durch den leiſen Terrorismus einerſeits und durch die Macht der Gewohnheit des Volkes andrerſeits ſo groß geweſen ſein, daß wir im Laufe der ganzen Nürnberger Geſchichte nur zwei Demonſtrationen begegnen, die gegen die Autorität des Rathes gerichtet waren. — Wie die Gegenſätze zwiſchen Ariſtokratie und Demokratie ſich im Ganzen und Großen zwiſchen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem

Baier ausgeprägt hatten, ſo auch im Kleinen innerhalb der Mauern Nürnbergs. Die Geſchlechter hatten ſich der Regierung bemächtigt, das Volk hatte keine Rechte, nur Pflichten. Der Kampf brach nach dem Tode Ludwigs des Baiern aus, des Abgottes der Nürnberger, welche ſich auch für deſſen Sohn erklärten. Die Gewerke verabredeten ſich an einem beſtimmten Tage 1349, das Rathhaus zu erſtürmen und die Rathsherren zu erſchlagen. Ein Dominikanermönch hatte in einem Kreuzgange ſeines Kloſters die Verſchwörer belauſcht und betreffenden Ortes davon Anzeige gemacht. Im ſtolzen Wahne achtete nur der kleinere Theil des Rathes der Warnung. Der Aufruhr brach aus, die verhaltene Volkswuth machte ſich in Greuelſcenen aller Art Luft. Die Geſchlechter flohen ſämmtlich aus der Stadt, ihre Häuſer wurden geplündert, das Rathhaus geſtürmt, und ein neuer Volksrath eingeſetzt. Die neue Herrlichkeit dauerte aber nicht lange. Von Frankfurt zog Kaiſer Karl IV. mit einem Heere gegen die Stadt, ſtrafte die Aufrührer an Leib und Leben, und wer den Vogel abgeſchoſſen hatte, das war die Ariſtokratie, die ſich in ihren behaupteten Vorrechten ſicher fühlte. Die einzige Konzeſſion, die man dem andern Theil machte, war die Aufnahme von acht Handwerkern in den engeren Rath und nach Art der Herren des Raths das Recht — der Trinkſtuben. Die ſpäter beim Reichshofrath in Wien angebrachte Klage der Bürgerſchaft war finanzieller Natur. Die Loſunger legten zwar den ſieben älteren Herren Rechnung von Staatsausgaben und Einnahmen, doch den Beſtand der Schatzkammer kannten nur ſie, und darüber brauchten ſie Niemanden als dem Kaiſer Rechenſchaft abzulegen. Durch die politiſche Stellung Nürnbergs waren aber in Folge der Kriege, der Abnahme der Staatseinnahmen, durch den abnehmenden Handel die öffentlichen Laſten in einem Grade geſtiegen, daß 1716 die Kaufleute bei den älteren Herren klagend über die drückenden faſt nicht mehr zu erſchwingenden Auflagen auftraten. Im Jahre 1730 wiederholte ſich dies durch 82 Kaufleute, die an den Reichshofrath nach Wien gingen, der dann auch eine Kommiſſion zur Unterſuchung einſetzte und 1754 den Bittſtellern endlich erlaubte — ihre Klage aufzugeben. — Ein beſſeres Reſultat erzielte, in Folge der vor dem Hauche der neuen Zeit immer morſcher werdenden alten Inſtitutionen, eine Klage der Genannten gegen den kleinen


Das Nürnberger Rathhaus.

Rath über Eingriffe in die Rechte der Genannten durch eigenmächtige Ausſchreibung einer Kopfſteuer, in Folge deren den Genannten ausgedehntere Befugniſſe zugeſtanden wurden. La médecine avant la mort. Wie tief, wie frei muß das Volk aufgeathmet haben, als es von dem Alpdrücken einer dem Ruine entgegenführenden Reichsfreiheit erlöſt wurde, als die neue Zeit der armen Stadt die Erlöſungsſtunde von Jahrhundert langer, patriziſcher Tyrannei ankündigte, und ſie ihrem Befreier, der Krone Bayern zur Wiederherſtellung ihrer einſtigen Größe und Bedeutung in die Arme führte!

Sechs und dreißig Fenſter mißt die Fronte des Rathhauſes, drei große Erker und eine Galerie krönen das Dach. Der Styl iſt der italieniſche. Der Baumeiſter war Carl Holzſchuber. Drei mit Sculpturen gekrönte Portale führen in das Erdgeſchoß, in eine von mächtigen Pfeilern gebildete Halle, von der eine breite ſteinerne Treppe in das erſte Stockwerk führt. Der Hof bildet ein Oblongum; der uniforme Styl der Rückſeite des Rathhauſes wird nach Oſten durch wunderſchöne, von ſteinernen Balken geſtützte Gänge, Ueberbleibſel des alten Rathhauſes, ſehr angenehm unterbrochen. Der Brunnen in der Mitte iſt von dem Erzgießer Pankratius Labenwolf gegoſſen. Weitere Ueberbleibſel des alten Rathhauſes ſind an dem Rückgebäude der prächtige in Eiſen gefaßte Chorbau, und daneben der berühmte Rathhausſaal mit den vor Alter geſchwärzten Mauern, dem gothiſchen Giebel, der ſich nach einer alten Zeichnung an der Vorderſeite wiederholte, dem breiten Bogenfenſter und dem uralten Chörlein. Es giebt kein Uebel, das nicht ſeinen Vortheil hätte. So hat man der Einſtellung des Rathhausbaues die Erhaltung dieſes koſtbaren Reſtes aus der beſten Zeit deutſchen Styles zu danken. In den unteren Räumen des Saalbaues hat ſich Nürnberger Kleinhandel angeſiedelt. Der nach rechts ſchauende Adler an der Rückſeite des Saalbaues iſt eine der älteſten Steinſculpturen. Der ſteinerne, vom Saalbau zu dem bereits erwähnten chorartigen Ausbau gehende Balken ſoll zum Galgen für den des Diebſtahls bezüchtigten erſten Loſunger Niklaus Muffel gedient haben. In einem Höfchen befinden ſich köſtliche Ueberreſte des alten Rathhauſes in einem Chörlein und der zu dem großen Saale führenden Treppe. Im erſten Stock des Vordergebäudes hat der Magiſtrat ſeinen Sitz, im zweiten das Bezirksgericht der Stadt Nürnberg. Hier iſt der kleine Saal, in welchem die Republik die Geſandten des Kaiſers und der anderen Fürſten empfing, jetzt Lokal für die öffentlichen Sitzungen des Bezirksgerichts. Die urſprüngliche Geſtalt dieſes denkwürdigen Raumes iſt erhalten worden. Ueberhaupt muß man es der bayriſchen Regierung nachſagen, daß ſie bei Uebernahme der Stadt um die Erhaltung der hiſtoriſchen Denkmale eifrig bemüht war.

Der Saal trägt ganz die ſchwerfällige Pracht ſeiner Zeit. Die Wände zieren die Bildniſſe der Männer, die ſich durch wohlthätige Stiftungen um die Stadt verdient gemacht haben. Hier und in den anſtoßenden Gemächern wurden einſt die Bilderſchätze der Stadt aufbewahrt. Nürnberg beſitzt von dem größten ſeiner Söhne, von Albrecht Dürer, nur noch ein Originalbild, das Portrait des alten Holzſchuber. Der Rath war mit den Werken Dürers gegen Fürſten allzu freigebig. In dem kleinen Saale hingen die vier Apoſtel, jetzt eine Zierde der Münchener Pinakothek, die letzte große Arbeit und ein Geſchenk des Meiſters an ſeine Vaterſtadt. Hier war auch das Bild „Adam und Eva im Paradieſe", aus dem Jahre 1503, welches die Stadt Kaiſer Rudolph II. zum Geſchenk machte, der ein beſonderes Wohlgefallen an Dürer's Bildern hatte, namentlich wenn ſie ihm nichts koſteten. Der Rath betrieb die Sache ſo heimlich, daß er das Bild Nachts forttragen und an ſeine Stelle eine Copie von Paul Juvenell ſetzen ließ. Das Original von „Adam und Eva" iſt verſchwunden. Die Copie haben die Franzoſen, im Wahne, es ſei das Original, mitgenommen. Sie war einige Zeit, wie Nagler in ſeiner Monographie Dürer's erzählt, in Paris, bis Napoleon das Bild der Stadt Mainz zum Geſchenke machte, wo es in der Provinzial-Gallerie noch zu ſehen iſt.

Die große, von dem mächtigen Treppenhauſe überwölbte Treppe führt in den großen Rathhausſaal, einen achtzig Fuß langen, fünfzig Fuß breiten, durch zwei Stockwerke gehenden Raum, überdeckt von einem coloſſalen Tonnengewölbe, angefüllt mit den ſchönſten und reichſten Erinnerungen. Hier gingen die Haupt- und Staatsactionen vor ſich, hier wurden ſpäter die Reichstage gehalten, während früher der Kaiſerſaal auf der Burg dazu diente, hier hielten die Geſchlechter ihre Tänze. Es exiſtirt noch ein altes colorirtes Bild, einen Tanz auf dem Rathhauſe vorſtellend. In feierlicher Proceſſion und in den phantaſtiſchen Coſtümen der Zeit hatten die Frauen ihren Rundgang im Saale, den man Tanz nannte, während der Büttel das durch die Thüren hereindringende Volk zurückſcheucht. Unter dem „Pfeiferſtuhl“ ſitzen drei einzelne weibliche Perſonen. Es ſind „gemeine Töchter aus dem Frauenhauſe“, die bei ſolchen Gelegenheiten, aber nur zu dreien, in dem Rathhausſaale erſcheinen, ihren Platz aber nur unter dem „Pfeiferſtuhle“ nehmen durften. In dieſem Saale wurde auch am 25. September 1649 der weſtphäliſche Frieden mit dem großen Zweckeſſen, das deutſche Friedensmahl genannt, gefeiert.

Es muß dabei in ächt deutſcher Weiſe weidlich gegeſſen und getrunken worden ſein, und eine ſo ungeheure Heiterkeit geherrſcht haben, daß der ſchwediſche Feldmarſchall Wrangel am Ende des Mahles eine Piſtole nach einem Fenſter des Saales mit den Worten abſchoß: „Weil der Friede nunmehr geſchloſſen iſt, ſo habe ich kein geladenes Gewehr mehr nöthig.“ Der Saal war auf's prachtvollſte geſchmückt, mit Thronhimmeln von blauer und gelber Seide über den Sitzen der drei vornehmſten Herren, Octavio Piccolomini's, des kaiſerlichen Delegirten, des Pfalzgrafen, ſpäter ſchwediſchen Königs, Carl Guſtav's und des Churfürſten Carl Ludwig's von der Pfalz.

Zweihundert Flammen brannten. Der Saal war mit Laub beſtreut, unter das Volk wurden zwei Ochſen vertheilt, rother und weißer Wein ſprang aus der Figur eines Löwen, der heut noch im Chörlein des Saales zu ſehen; ein Rauchberg verbreitete köſtliche Düfte, und unter dem Abſingen des Liedes: „Herr Gott, Dich loben wir!“ wurden nicht weniger als ſechshundert Speiſen aufgetragen. Ein Beweis, wie tief zu jener Zeit das Friedensbedürfniß war, ſo daß der Jubel ſelbſt aus unſchuldigen Kinderſeelen hervorbrach, iſt die Thatſache, daß an hundert Nürnberger Knaben, auf Steckenpferden reitend, vor das Quartier des kaiſerlichen Geſandten zogen, um ihm die Honneurs zu machen.

Lüſtre und Decke des Saales, an deren Enden die Wappen der Churfürſten des heiligen römiſchen Reiches, ſind ein Meiſterwerk Nürnberger Tiſchlerarbeit. Auf dem uralten Stuhle in der Ecke neben dem Chörlein belehnten die Kaiſer. Ueber dieſem Chörlein der alte Wahlſpruch: „Salus populi suprema lex esto.“ An der Fenſterſeite auf die Pfeiler ſind politiſche Sinnbilder gemalt, darunter die Sühne der Schuld durch den Staat, dargeſtellt durch die Guillotine, ganz ſo, wie ſie die franzöſiſche Revolution nicht erfand, wie dieſes Bild zeigt, das bereits 1619 gemalt war, ſondern nur wieder in die Mode brachte. Die künſtleriſche Zierde des Saales iſt das an der nördlichen Saalwand ſich hinziehende Wandgemälde, der Triumphzug Kaiſer Maximilians I., nicht, wie gemeiniglich falſch angenommen wird, von Dürer gemalt, ſondern nur nach ſeiner Zeichnung von einem ſeiner Schüler in Oel ausgeführt. Die Idee iſt von Dürer's Freund, dem gelehrten Wilibald Pirckhaimer, dem Maler an die Hand gegeben worden. Bei aller Achtung vor dem trefflichen Manne hätten wir ihm gerne ſeine Gelehrſamkeit gegen Dürer's künſtleriſche Urſprünglichkeit erlaſſen. Der Kaiſer ſitzt in vollem Reichsornate auf einem Triumphwagen, den zwölf Pferde, geführt von allegoriſchen Regententugenden, ziehen, während andere vor demſelben und zur Seite gehen, und die Siegesgöttin den Kranz über dem Haupte des Herrſchers emporhält. Dieſer allegoriſchen Darſtellung entſprechend, befindet ſich am andern Ende dieſer Wand eine Scene, einen Richter mit Eſelsohren darſtellend, zwiſchen der Unwiſſenheit und dem Verdachte. Zu Füßen des

Richters kniet der Angeklagte, hinter ihm ſtürmen alle die Laſter auf den Richter ein, welche die Gerechtigkeit hindern können. Ueber dem Haupte des Richters der deutſche und lateiniſche Spruch: „Ein Richter ſoll kein Urtheil geben, er ſoll die Sach' erforſchen eben." Wenn wir ſchon glauben, daß die enorme Vielſeitigkeit Dürer's ſich auch einen ſeiner künſtleriſchen Individualität fremden Gegenſtand, wie dieſen hier, in einem Grade aneignen konnte, daß noch immer ein höchſt bedeutendes Werk daraus wurde, ſo läßt dieſe Darſtellung bei aller Vollendung der äußeren Form, die Dürer in dem Gegenſtande über ſich ſelbſt hinausführte, doch kalt. Der Strom der warmen unmittelbaren Empfindung weht dem Beſchauer nicht entgegen. Ein Stück vollen, ſaftigen Lebens ſchaut aber aus dem zwiſchen beiden Darſtellungen gemalten Stadtorcheſter, einem Genrebild voll Humor und kräftiger Charakteriſtik.

Vier Zugänge führen an dieſer Seite in den Saal. Die oberſte niedrige Thüre mit dem Spruch: „Eins mann's red' iſt eine halbe red, man ſoll die teyl verhören bed" verſtattete den Ausgang in das „Gänglein" vor der Rathsſtube, die zweite Thür war für den Aufgang von dem kleinen Hofe aus beſtimmt, die dritte von der Haustreppe, durch die vierte, die von dem übrigen Raum durch ein von Peter Viſcher gegoſſenes Bronzegitter abgeſchloſſen war, gelangte man in die Loſungsſtube und von dieſer in die Schatzkammer, einen Raum, zu dem weder Luft noch Licht Zugang hatten und wo in gewaltigen Truhen die Nürnberger Staatsklugheit in Baarem aufgehäuft lag. Niemand außer den beiden Loſungern kannte den Eingang in die Schatzkammer, und erſt bei dem Uebergang der Stadt an Bayern entdeckte man denſelben in einem in der Täfelung der Wand angebrachten Geſchiebe. Das Nürnberger Finanzſyſtem war das bequemſte, gemüthlichſte auf der Welt. Mit der Zeit immer größere, drückendere Auflagen und die einzige Controle — Treu und Glauben auf die beiden Loſunger, die keine Oberrechnungskammer, kein Kammerfinanzausſchuß, dieſe ſchändlichen Ausgeburten der modernen Zeit beläſtigte. O ja, eine Controle war ihnen doch in dem angeſehenſten der acht alten Genannten aus dem Handwerkerſtande beigegeben. Die einzige dieſem eingeräumte Befugniß war aber die eines Portiers, die Thür zu öffnen und zu ſchließen und die Ausgehenden zu begleiten.

Es konnte im Mittelalter in der Welt nirgends blitzen, ohne daß es in Nürnberg nicht einſchlug, im Guten wie im Schlimmen. Nürnberg war eine der wackerſten Kämpferinnen bei dem großen Culturaufſchwunge auf der Schwelle des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts; es hatte aber auch den Barbarismus der mittelalterlichen Kriminalrechtspflege auf's Weiteſte in ſich ausgebildet. In Nürnberg wurde gehangen, verbrannt, gerädert, geſchunden, erdroſſelt, ertränkt, in Oel geſotten, daß der Henker ein reicher Mann dabei wurde. Das eclatanteſte Beiſpiel Nürnberger Rechtspflege war die Hinrichtung des verdienten Loſungers, des erſten Mannes der Stadt, Niklaus Muffel, im Jahre 1469. Er ſtand in Verdacht, die Loſungskammer beſtohlen zu haben. Beim Ausgange aus derſelben ſollen ihm Goldſtücke aus der Taſche gefallen ſein. Auf die Folter geſpannt, bekannte er das Verbrechen, das er ſpäter als ein von den Schmerzen erpreßtes widerrief. Er wurde zum Tode verurtheilt und an dem ſteinernen Balken hinter dem Rathhauſe aufgeknüpft, unſchuldiger Weiſe, wie man zu glauben wohl berechtigt ſein dürfte, als ein Opfer Privathaſſes und politiſcher Cabale. Die Folterkammer im unterirdiſchen Theile des Rathhauſes, im ſogenannten Lochgefängniß, wird noch jetzt gezeigt. Inſtrumente, von denen der Hofantiquar Pickert in Nürnberg eine reiche Auswahl hat, fehlen. Das Prokruſtesbett und die Schraubenbalken ſind aber noch vorhanden.

Durch ein Schalloch über dem Eingange ſetzte ſich der Richter mit dem Gemarterten ins Vernehmen. Im Jahre 1795 geſchah die letzte Folterung und zwar, wie es ſich herausſtellte, an einem Unſchuldigen.

Die Gefängniſſe ſind aus Stein erbaute Höhlen mit einem hölzernen Lager, einem

Tiſch, Stuhl, Kohlenbecken, einem matten Strahl des Tageslichtes oder dürftigen Lämpchens — und der Verzweiflung. Zwei Gefängniſſe heißen „Kindbettſtüblein," weil hier gefallene Frauenperſonen ihre Niederkunft halten mußten. Brachte der ſchuldige männliche Theil vorher noch eine beſtimmte Summe zuſammen, ſo wurde das Paar hier getraut und die Geburt war wieder ehrlich. Nach den dazu beſtimmten Räumen zu ſchließen, müſſen dieſe Fälle ziemlich ſelten geweſen ſein. Schwere Verbrecher wurden in die Eiſen gethan. In der „Katze," einem wohnlicher ausgeſtatteten Gemache, über deſſen Eingang der Volkshumor eine Katze mit einer Maus im Maule gemalt hat, hörte die Hoffnung auf. Kam Einer hierher, ſo wußte man, daß er in drei Tagen würde hingerichtet werden. Auch der ſogenannte „Drudenkorb", in den die Hexen eingeſchloſſen wurden, iſt noch vorhanden. An manchen Stellen ſtößt man auf Spuren von Nachgrabungen nach Schätzen, die hier verborgen ſein ſollten. Von dem Souterrain des Rathhauſes führten gewölbte unterirdiſche Gänge nach allen Theilen der Stadt, auf die Burg, in alle Geſchlechtshäuſer. Einer erſtreckt ſich ſogar bis auf den ½ Stunden von der Stadt entfernten Dutzendteich. Das Ganze iſt ein Labyrinth von Gängen und Räumen, mit ſchweren eiſernen Thüren und koloſſalen Schlöſſern, bequem jeden Augenblick aus den oberen Räumen entfliehen, oder wie ein Fallſtrick Andere überraſchen zu können, und aus deſſen Moder man mit freierem Athemzuge an die Sonnenhelle der Humanität des neunzehnten Jahrhunderts emporſteigt.

Die Reformation und die Schulen.

Von Heinrich Pröhle.

Es iſt leider nur zu bekannt, wieviel zur raſcheren Einführung der Reformation der Umſtand beigetragen hat, daß durch ſie die geiſtlichen Stiftungen mehr oder weniger in den Beſitz der weltlichen Fürſten, Grafen und Herren kamen. Wurde auch nicht Alles zu reinem Privatbeſitze, ſo iſt doch nur ein unbedeutender Theil von dem ſo Gewonnenen nach der Reformationszeit für Schulen verwendet worden, und mancher fromme Herr, der ſehr wohl weiß, daß ſeine Familie hauptſächlich Luther ihr Vermögen verdankt, trägt gar kein Bedenken, ſich an den ihm obliegenden Bau einer Schule oder einer evangeliſchen Kirche von den oberſten Behörden ſchlimmer als ein Heide mahnen zu laſſen. Die gute Stadt Quedlinburg ſchien zur Reformationszeit in einem andern Falle zu ſein. Sie war zwar mit Kloſtergütern reich geſegnet, allein die deutſchen Kaiſer hatten die Stadt an die Aebtiſſin von Quedlinburg und an das ihr untergeordnete Frauenſtift geſchenkt. So wenig aber als dieſer Umſtand die Klöſter von Quedlinburg vor der Reformation ſchützte, eben ſo wenig wurde durch ihn ein Unterſchied in Betreff der Verwendung der Kloſtergüter bewirkt. Die Aebtiſſin war die Tochter eines angeſehenen Grafen, der bei Einführung dieſer Aebtiſſin in Quedlinburg ſelbſt zugegen war. Trotz ihrer geiſtlichen Würde verſtand es die Tochter, auf eine kluge Weiſe das Verhalten des Vaters nachzuahmen, der alsbald zur evangeliſchen Lehre übertrat und die Kirchengüter einzog. Wie ihr Vater mit den Kloſtergütern ſeine Familie bereicherte, ſo bereicherte die kluge Aebtiſſin mit den Gütern der faulen Mönche ihr Frauenſtift.

Ohne Zuthun der Aebtiſſin hatte die Reformation freilich in Quedlinburg ſchon längſt ihren Anfang genommen, ehe jene Aebtiſſin ſich für ſie erklärte. Ein Auguſtiner, Namens

Johann Buſch, welcher über die Reformation der Klöſter geſchrieben hat, war ſchon unter einer früheren Aebtiſſin zur Viſitation eines Kloſters nach Quedlinburg gekommen. Er ſpricht von dieſer Viſitation in jenem Buche über die Kloſterreformation, ſagt aber dabei wenig mehr, als daß der Probſt des Kloſters, voll brennenden Eifers für alles Gute, ihn vorzüglich bewirthet habe. Auch erfährt man aus dem Buche, daß die Aebtiſſin und ihre vornehmſte Untergebene, die Pröbſtin, ihn zu ſeiner Stärkung mit Liqueur, Met, Wein, Doppelbier und Fiſchen bewirtheten, und bereits ihre Freude darüber ausſprachen, einen für die Reformation der Klöſter ſo eifrig wirkenden Mann gefunden zu haben. Johann Buſch ſetzte jedoch trotz all dieſer Stärkungen die Reformation in Quedlinburg nicht durch und ſelbſt Luther vermochte es nicht. Die Quedlinburger mußten es ſich gefallen laſſen, daß ihr Reformationsprediger Runge bald evangeliſch predigte und bald in Folge einer Einſchüchterung wieder nicht. Sie machten auf ihn den Reim:

Doctor Runge
Hat eine falſche Zunge.

Dem blinden proteſtantiſchen Prediger Kirchhoff aber wurde der Zulauf dadurch abgeſchnitten, daß der Stiftshauptmann ſelbſt die Stadt zu Pferde mit Dragonern umkreiſte. Erſt der Bauernkrieg führte die Reformation in Quedlinburg ein.

Als die Bauern im Bauernkriege nach Quedlinburg kamen, vertrieben ſie die Mönche und verſchonten das Frauenſtift. Die Aebtiſſin ſelbſt, deren Vater bereits evangeliſch war, ſah ihnen ruhig zu. Ein Prediger, der das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt austheilte, wurde zwar vor dem Altare gefangen genommen, aber auf dem Schloſſe, wo die Aebtiſſin reſidirte, freigelaſſen. Die Mönche kamen zwar nach dem Abzuge der Bauern zum Theil wieder, aber eine vollſtändige Wiederherſtellung der Klöſter fand keineswegs ſtatt. Was konnte auch einfacher ſein, als daß die Kloſtergüter mit den Beſitzungen des Frauenſtiftes vereinigt wurden, welches Stadt und Umgegend regierte? Und damit war die Reformation im Stifte Quedlinburg eingeführt. Jene Gräfin war die erſte lutheriſche Aebtiſſin.

Da begab es ſich, daß eines Tages ein armes Schulmeiſterlein nach Quedlinburg kam und den Rathsherren einen Brief überbrachte. Das Schulmeiſterlein war aus Mansfeld gebürtig, der Brief aber war aus Wittenberg datirt und von Magiſter Philipp Melanchthon geſchrieben. Melanchthon nahm ſich die Freiheit, den Ueberbringer dringend zu einer Anſtellung im Schulfache in Quedlinburg zu empfehlen. Der große Reformator, der Lehrer Deutſchlands, wie man Melanchthon genannt hat, ſchrieb, daß ihn die Quedlinburger Jugend jammere, und gab zu verſtehen, daß es eine Schande ſei, die Kloſtergüter einzuziehen und nicht einmal die Lehrer anſtändig davon zu beſolden. Das wirkte ohne Zweifel um ſo mehr, als der Brief aus Wittenberg kam, aus der Hauptſtadt des ſächſiſchen Regentenhauſes, welches die Schirmvoigtei über Stift und Aebtiſſin ausübte. Melanchthon wurde durch ſeinen kühnen Brief der geiſtige Urheber des Quedlinburger Gymnaſiums, und von den Kanzeln wurde ſo lange gegen die Kirchenräuber gepredigt, bis die Aebtiſſin ſich entſchloß, einen ſogenannten Gotteskaſten zu gründen, aus dem die Lehrer in Quedlinburg noch jetzt einen Theil ihres Gehaltes beziehen. Das Gymnaſium wurde in das Gebäude des nach dem Bauernkriege nicht wieder hergeſtellten Franziskanerkloſters verlegt. Da dieſes alte Gebäude jetzt einzuſtürzen drohte, ſo iſt ein neues herrliches Gymnaſialgebäude zu Quedlinburg erbaut, welches Lehrern und Schülern die köſtlichſte Ausſicht auf den Harz bietet. In einer ſchönen Niſche über dem Eingange wird die Statue Philipp Melanchthons ſtehen. Einem Bilde zum Andenken jener Aebtiſſin aus gräflichem Geſchlechte iſt ein beſcheideneres Plätzchen zugedacht.

* * *

Der Herzog von Braunſchweig-Oels.*)

In dem Frieden von Tilſit verlor Preußen alle Länder zwiſchen Rhein und Elbe. Dieſe von Preußen abgetretenen Gebiete nebſt Kurheſſen, Braunſchweig und dem ſüdlichen Theil Hannovers vereinigte Napoleon zu dem neuen Königreiche Weſtphalen mit der Hauptſtadt Caſſel, und ſetzte daſelbſt ſeinen Bruder Hieronomus als König ein. Seine Mutter hielt ihren feierlichen Einzug in Caſſel in einem Glaswagen, in dem man ſie von allen Seiten ſehen konnte. Sie trug ein diamantenes Diadem, war geſchminkt und ihr ſtolzes Geſicht war kalt und unbeweglich.

Der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunſchweig hatte keinen Verzicht auf ſein dem Königreiche Weſtphalen einverleibtes Herzogthum geleiſtet. Er nahm dadurch von vorn herein eine kühne und gefährliche Stellung ein. Gerade ihn unter den Braunſchweigern nennt unſer Volk mit dem vollſten Herzogstitel den Braunſchweig-Oels. Im Magdeburgiſchen verwandelte man 1809 den Namen Schill unwillkürlich in Schild. So hat ſich auch gerade an das Wörtchen Oels die Vorſtellung von einem koſtbaren Wundenöl und von einer unbeſchreiblichen Vaterlandstreue gehängt. Den edlen Braunſchweig nennt Arndt den Herzog. Anfangs hielt ihn nach einer wilden Jugend ein ſüßes Familienleben zurück. Da ſtarb ihm ſeine heißgeliebte Gattin. Nun ſchrieb er nach Braunſchweig am 29. Mai 1808 die inhaltsſchweren Worte: „Unglück und harte Prüfungen ſind gewiß oft in der Welt nöthig, um uns zu einer beſſern Zukunft vorzubereiten, ſowie hier auf der Erde kälter und überlegter zu machen. Ob dieſes letztere mir ſo nöthig war, wage ich nicht zu beurtheilen.“ Und ſiehe! die Kälte des edlen Braunſchweig war Todesverachtung. Seine Ueberlegtheit nahm die Geſtalt eines ſtrategiſchen Meiſterzugs von der böhmiſchen Grenze bis zur Nordſee an. Von der Saale her ritt der Herzog tiefer in das Königreich Weſtphalen hinein. In Halle, wo er einſt als Preußiſcher Offizier in Garniſon gelegen und nur zu oft dem Jugendmuthe ſeiner Heldenſeele hatte die Zügel ſchießen laſſen, hielt er im ſchwarzen und blonden Rocke ernſt auf dem Markte. Nur als er einem Bürger die Hand vom Pferde herab reichte, erheiterten ſich ſeine Züge ein wenig. Auch einer alten Frau, die bei ihm gedient hatte, reichte er in Halle vom Pferde herab die Hand. Er ſchien dort Allen verloren. Der Herzog aber hielt drei merkwürdige Bivouacs, vor Halberſtadt am Judenkirchhofe, vor Wolfenbüttel und Braunſchweig. Bei Halberſtadt und bei Oelper eine halbe Stunde von Braunſchweig ſchlug er ſich ſehr gut. Halberſtadt eroberte er. Welcher Wechſel in einer Stadt, die aus den Händen weſtphäliſcher Gendarmen für kurze Zeit in ſeine Hände überging! In dem mit ſeinen Thorflügeln ſehr zerſchoſſenen Kühlingerthore wurden die Kanonenkugeln eingemauert mit der Beiſchrift: Gedenke des 29. Juli 1809.

Der edle Braunſchweig im Jahre 1809 gelangte mit ſeinen Soldaten bis vor die nächſte große Welfenſtadt. Einige herzogliche Ulanen und Huſaren ſprengten durch Wolfenbüttel. Ihr Anblick belebte unbeſchreiblich den Patriotismus. Wußte man doch, daß draußen vor dem Herzogsthore der Herzog lag. Der Herzog, der Niemanden des Eides für ſein Haus entbunden hatte! Zunächſt: was konnte man dieſem Fürſten erzeigen? Man nahm Brot und Lebensmittel in unbeſchreiblicher Fülle und trug ſie hinaus vor das Herzogsthor für ſeine Schwarzen, von deren Tſchako hinter einem Roßſchweife der weiße Todtenkopf die Braunſchweiger anblickte. Und ſodann: wie fand man ihn? Er ſaß und kochte ſich ſelbſt die Mahlzeit in ſeinem Feldkeſſel. Er wollte zeigen, daß ein braver Mann im Jahre 1809 nichts als Soldat ſein könne. Aber keinen Vorwurf ſprach er aus. Sein Ausſehen war ernſt, ja finſter; in ſeinen Reden wie in ſeinen Handlungen auf dem Erbe ſeiner Väter war er die Leutſeligkeit ſelbſt. Er, den man in überſprudelnder Jugendluſt gekannt hatte, trug den Todtenkopf vor ſeiner überhangenden Mütze mit rothem Streif. Auf ſeiner Bruſt ſah man nur einen kleinen Stern. Ein ſtarker brauner Knebelbart, und der Backenbart, welcher das Geſicht gleichmäßig bedeckte, bildete einen Contraſt gegen die ganz weißen Augenbrauen.

---

*) Bei dem durch das Jubiläum erwachten Intereſſe für die Stadt Braunſchweig erlaubt ſich der Herausgeber, dieſe Mittheilung theils nach ſeiner 1858 erſchienenen Schrift „die Fremdherrſchaft“ verbeſſert zu geben, theils nach einer kleinen Mittheilung, die ihm der unvergeßliche Wilhelm Grimm nach Leſung jener Schrift zugeben ließ.

Nach dem ſiegreichen Gefechte bei Oelper ſetzte der Herzog ſeinen Marſch fort. Schwarze Huſaren rückten in Bremen ein, verließen es aber alsbald wieder. Der Herzog marſchierte durch das Oldenburgiſche und ſchien ſich in Oſtfriesland einſchiffen zu wollen. Plötzlich aber ging er bei Huntebrück über die Hunte, welche ſich in die Weſer ergießt. Er bemächtigte ſich der zu Elsfleth meiſt leer liegenden Handelsſchiffe und Weſerfahrzeuge, verſchaffte ſich die nöthigen Seeleute, zog die britiſche Flagge auf und ging am 7. Auguſt Morgens unter Segel.

Nach manchen Abenteuern ſchwamm der Herzog glücklich am 8. Auguſt an den rothen Strand der grünen Nordſeeinſel Helgoland heran, welche durch die Zeitverhältniſſe in die wunderlichſte Lage gekommen war, und auf der man während der Continentalſperre einſt für ein Ei ein Pfund Kaffee hingab. Die Schwarzen wurden wild in der Welt umhergeſchleudert, ſeit die Fiſcherkähne von Helgoland ſie gewiegt und die Sirenen der Nordſee um dies ſchöne Eiland her ihnen ihr Lied geſungen hatten. Vergeßt uns nicht! riefen die Braunſchweiger in einem Liede ihnen nach.

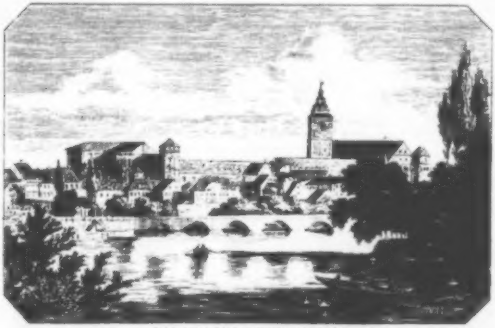
Der edle Herzog von Braunſchweig-Oels mag mehr Soldat als Staatsmann geweſen ſein. Als er endlich zur Regierung gelangte, ſah man ihn ruhelos mit einem ganz kurzen Pfeifenſtummel im Munde auf dem Schloßhofe und in den Pferdeſtällen herumwirthſchaften und die Abwartung ſeiner Pferde beaufſichtigen. An einem einzigen Tage jagte er zu Pferde von Braunſchweig nach Wolfenbüttel, von Wolfenbüttel nach Blankenburg, von Blankenburg zurück nach Braunſchweig und nahm an jedem dieſer Orte die Revue ab. Zugleich aber zeugte die Zuſammenſetzung der höchſten Behörde von einer kaum begreiflichen Mäßigung und, wir dürfen nicht daran zweifeln, von großer Weisheit. Doch war ihm eine längere friedliche Regierung nicht beſchieden. Eine Kugel tödtete ihn am 16. Juni 1815 in der Schlacht von Quatrebras. Entſetzen ergriff die Braunſchweiger bei der Todesnachricht; Theilnahme und Kummer waren bei den Unterthanen ſo groß, daß an ſeinem Begräbnißtage buchſtäblich kein Strohlager in Braunſchweig mehr zu finden war. Vier Tage danach aber verbreitete ſich das Gerücht, der Held commandire unabläſſig in der Domkirche. Acht bis neun Tage, ſo wird erzählt, hielt das Commando an und Niemand getraute ſich mehr an der Domkirche vorbeizugehen.

Der Rock und die Mütze des Herzogs, ſein Bündel Stroh und den Bivouac unter dem grünen Baume vor ſeiner Hauptſtadt: welches Volk könnte ſolche Dinge aus dem Gedächtniſſe verlieren? Die Geſchichte war in dieſem Falle noch tiefſinniger als die Sage, welche den todtgeglaubten Heinrich den Löwen gerade am Tage der Wiedervermählung ſeiner Frau durch die Luft heimkehren, auf dem Gießberge vor Braunſchweig einſchlafen und dann in Begleitung des Löwen als Bettler nach dem Schloſſe gehen läßt, das ihm mit der Herzogin und dem ganzen Lande endlich wieder zufällt. Den Tod des Herzogs von Braunſchweig hat Lord Byron würdig beſungen.

Die Krönung der preußiſchen Könige.

Von Max Ring.

Durch die Siege des großen Churfürſten und ſeine weiſe Verwaltung war Brandenburg in die Reihe der europäiſchen Staaten in Achtung gebietender Weiſe eingetreten. Sein vielfach unterſchätzter Nachfolger behauptete mit Klugheit und Energie die einmal errungene Stellung, ſo daß er mit Recht die Königswürde, welche ſein Nachbar Auguſt der Starke als König von Polen erlangt hatte, für ſich beanſpruchen durfte. Nicht bloße Prachtliebe und Eitelkeit, weil ihm bei einer Zuſammenkunft bei dem Könige Wilhelm von England im Haag die Ehre des Armſtuhls verſagt worden war, beſtimmte ihn zu dieſer großen Forderung, ſondern weit mehr das Gefühl der eigenen Würde und die zunehmende Machtentfaltung ſeiner Monarchie. In den Kriegen des deutſchen Kaiſers mit der Ländergier Ludwig des Vierzehnten von Frankreich hatten die preußiſchen Truppen am Rhein, in Italien und an der türkiſchen Grenze mehr als einmal den Sieg entſchieden und durch ihre Tapferkeit ſich und ihrem Fürſten einen glänzenden Namen erworben. Preußiſche Regimenter hatten die glorreiche engliſche Revolution und den Sieg des Proteſtantismus über jeſuitiſche Ränke und Despotismus mit herbeigeführt, preußiſcher Einfluß dem verſchwägerten Hauſe von Hannover die Churfürſtenwürde zu verſchaffen gewußt. Kein Wunder, daß Friedrich III. unter ſolchen Verhältniſſen ſeinen Blick auf die Königskrone richtete und dieſelbe als gerechten Lohn ſeiner unzähligen Opfer für Kaiſer und Reich forderte. Im Vorgefühl der zukünftigen Größe Preußens weigerte ſich das Haus Oeſterreich lange Zeit, ihm dieſe Würde zuzuerkennen;



Das königliche Schloß in Königsberg in Preußen.

auch die eigenen Räthe, vorzugsweiſe aber die Miniſter Fuchs und Schmettan, warnten vo dieſem kühnen Wagniß und vor der Annahme eines Titels, welcher der damaligen Mach Brandenburgs nicht zu entſprechen ſchien und neue unerſchwingliche Opfer dem Lande aufzulegen drohte. Alle dieſe Hinderniſſe und Schwierigkeiten ſchreckten indeß den willensſtarke Churfürſten nicht zurück. Wiederholt drang er, durch ſeinen Geſandten, den Grafen Chriſtoph von Dohna, auf Erfüllung ſeines Wunſches, bis ein glückliches Mißverſtändniß, wi der bekannte Pöllnitz in ſeinen Memoiren erzählt, ſeine Beharrlichkeit mit dem glücklichſte Erfolge krönte. Schon war Graf Dohna, am Erfolge ſeiner Miſſion verzweifelnd, vo Wien abgereiſt, als an den zurückgebliebenen preußiſchen Reſidenten, Geheimen Rath Chriſtian Friedrich Bartholdi, eine neue Depeſche gelangte, worin ihm aufgetragen wurde, noc einen Verſuch bei einem kaiſerlichen Miniſter zu wagen und dieſem eine anſehnliche Summ anzubieten, um ihn zu gewinnen. Der in Chiffren undeutlich geſchriebene Name des Miniſters wurde von Bartholdi mit dem des Pater Wolff, eines einflußreichen Jeſuiten un kaiſerlichen Beichtvaters, verwechſelt, der ſich durch das ihm geſchenkte Vertrauen ſeh geſchmeichelt fühlte und in der That ſeinen ganzen Credit daran wendete, um dem Churfürſten die Königswürde zu verſchaffen. Von Allen war der eben ſo politiſch kluge als tapfere Prinz Eugen mit dieſer Erhöhung nicht einverſtanden, indem er, mit ſcharfem Blic in die Zukunft ſchauend, die charakteriſtiſche Aeußerung that: die Miniſter, die dem Kaiſer gerathen hätten, den König in Preußen anzuerkennen, verdienten, gehangen zu werden.

Groß war die Freude Friedrich III. über die glückliche Erfüllung ſeines Lieblingswunſches. Kaum war der ſogenannte „Krontractat“ im November 1700 unterzeichnet, als er trotz der ungünſtigen Jahreszeit, alle Vorbereitung zu ſeiner feierlichen Krönung traf un bereits den 17. December mit ſeinem ganzen Hofſtaat die Reiſe nach Königsberg zu dieſem Behufe antrat. Nicht weniger als 300 Caroſſen und Packwagen dienten zur Beförderung, 30,000 Pferde wurden als Vorſpann benutzt. Die Reiſe ſelbſt dauerte zwölf Tage. A jedem Ruhepunkte wurde Mittags große Galatafel gehalten und der Abend mit Feſtlichkeiten ausgefüllt. Die Königin Sophie Charlotte, die geiſtreichſte Fürſtin ihrer und vielleicht alle Zeiten, fuhr im prachtvollen Staatswagen; als Kutſcher diente ihr Markgraf Albrecht, ih galanter Schwager, der, trotz Froſt und Unwetter, in geſticktem Sammtrock, mächtiger Allongeperrücke und in ſeidenen Strümpfen vom Bock herab die feurigen Roſſe eigenhändig leitete. Unterdeſſen beſchäftigte ſich eine eigens niedergeſetzte Commiſſion fortdauernd mit den weitläufigen Ceremonien. Drei Tage vor der Krönung wurden dieſelben in Königsberg feierlich von prächtig gekleideten Herolden, gefolgt von einer Dragoner-Abtheilung, in den Straßen verkündigt. Am Vorabende noch ſtiftete Friedrich den ſchwarzen Adlerorden ode den Orden von Oranien, wie er urſprünglich hieß. Nur zwanzig Ritter wurden bei der Stiftung mit den Inſignien dieſer höchſten Auszeichnung im preußiſchen Staate bekleidet.

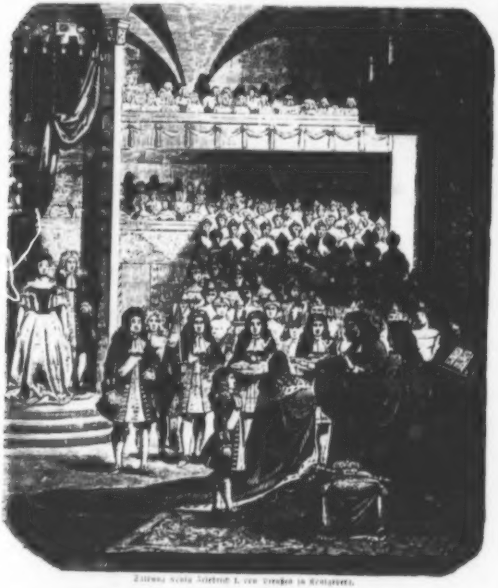
Am Krönungstage ſelbſt, am 18. Januar 1701, erſchien der König im prachtvollen Krönungsſtaat. Er trug ein Scharlachkleid mit Demantknöpfen beſetzt, von denen das Stück auf 3000 Dukaten geſchätzt wurde; darüber wallte der weite Krönungsmantel von purpurfarbenem Sammet, über und über mit in Gold geſtickten Kronen und Adlern bedeckt und von einer köſtlichen Agraffe zuſammengehalten, welche von drei großen Demanten gebildet wurde, zuſammen eine Tonne Goldes werth. So bekleidet beſtieg der König den im Saale des Königsberger Schloſſes errichteten Thron und empfing die von dem Oberkammerherrn, Grafen Kolbe von Wartenberg, ihm knieend dargereichte Krone, die er ſich ſelbſt auf das Haupt ſetzte, worauf von den anweſenden Prinzen und Herren ihm in vorgeſchriebener Weiſe gehuldigt wurde. Unterdeß wartete die Königin in ihren Gemächern, nicht minder herrlich gekleidet, obgleich ſie den Prunk des Hofes in ihrer hohen Seele innerlich verachtete. Nur aus Rückſicht auf den prachtliebenden Gemahl hatte ſie heute ein Kleid von Goldſtoff mit Ponceau-Blumen angelegt, deſſen Näthe mit Demanten bedeckt waren. Die Bruſt ſchmückte ein Strauß der größten und ſchönſten Perlen, während ihre weißen Schultern von dem ſchweren, ebenfalls mit Gold geſtickten Mantel umwallt wurden. Knieend empfing ſie aus den Händen des Königs die Krone, über deren wahren Werth ſie ihrem Freunde Leibnitz treffende Bemerkungen ſchrieb. Selbſt in dieſem feierlichen Moment behauptete ſie ihre heitere Unbefangenheit, die ſo weit ging, daß ſie ſich nicht enthalten konnte, während der etwas langweiligen Ceremonie eine Priſe Schnupftaback zu nehmen, was, ſo heimlich dies auch geſchehen mochte, von dem gravitätiſchen Könige geſehn und übel vermerkt wurde.

Von hier aus ſetzte ſich der feierliche Zug nach der Kirche in Bewegung. Voran ſchritten die beiden Obermarſchälle, die Grafen Lottum und Wallenrode mit ihren Stäben, der Kanzler von Kreytzen mit dem Reichsſiegel, der Landhofmeiſter von Perband mit dem Reichsapfel auf ſeidenen Kiſſen, endlich der Oberburggraf Ahasver von Lehndorf mit dem blanken Schwerte. Der König ſelbſt trug die Krone auf dem Haupte und das Scepter in der Hand, gefolgt von dem Oberkammerherrn Kolbe, welcher die lange Schleppe des Mantels trug, während der Königin derſelbe Dienſt von der Herzogin von Holſtein-Beck geleiſtet wurde, deren Gemahl als Gouverneur von Preußen dem hohen Paare zur Seite ging, begleitet von dem Grafen Dohna mit dem Reichspanier. Eine unüberſehbare Menge glänzender Kammerherren, prächtig gekleideter Pagen und hoher Beamten beſchloſſen die lange Prozeſſion, welche von der geſammten Geiſtlichkeit unter lautem Trompetenſchall und Orgelklang begrüßt wurde. Zwei vom König erſt neu ernannte und geadelte Biſchöfe, Benjamin Urſinus von Bär von reformirter, und der Dr. Bernhard von Sanden von lutheriſcher Seite, verrichteten den Gottesdienſt und reichten dem Könige und der Königin das Abendmahl, worauf Beide mit dem heiligen Oele geſalbt wurden. Bei der Rückkehr des Zuges nach dem Schloſſe warf der Geheime Kammerdiener von Stoſch goldene und ſilberne Krönungsmünzen, im Betrage von zehntauſend Thalern, unter das jubelnde Volk.

Während des Bankets im großen, ſogenannten moscowitiſchen Saale, wo die Majeſtäten aus goldenen Schüſſeln ſpeiſten, wurde, wie bei der Kaiſerkrönung in Frankfurt, auf dem freien Platze vor dem Schloſſe ein ganzer gebratener Ochſe, mit Schafen, Ferkeln, Rehen, Haſen und Hühnern gefüllt, „als Zeichen von Seiner Majeſtät ſich über Alles erſtreckenden Herrſchaft", dem Volke preisgegeben. Zugleich ſpendeten zwei Springbrunnen rothen und weißen Wein in Ueberfluß. Abends war die mit Blumen und Kränzen geſchmückte Stadt feſtlich erleuchtet; überall ertönte Muſik und Geſang; auf allen Plätzen brannten Freudenfeuer. Unter dem Läuten ſämmtlicher Glocken fuhr der König mit ſeinem Gefolge in ſechzig Kutſchen durch die illuminirten Straßen und „beſah mit beſonderem Vergnügen die ſchönen Emblemate an den Häuſern." Es folgten im Laufe des Januars eine Reihe von Feſten und Aufführungen von Gelegenheitsſtücken im Style jener Zeit, worin der König als ein „zweiter Salomo" gefeiert wurde. Erſt am 8. März geſchah die Rückreiſe nach Berlin, wo die Bürgerſchaft einen großartigen Empfang dem neu gekrönten Herrſcherpaare bereitete.

Sieben Ehrenpforten waren von dem damaligen Georgenthore, das von nun an das Königsthor, ſowie die frühere Georgenſtraße die Königsſtraße hieß, bis zur Stechbahn aufgerichtet und nach Angabe der erſt ſeit Kurzem in's Leben gerufenen Akademie der Künſte mit paſſenden Symbolen und Inſchriften verſehen. Die Gewerke und übrigen Bürger bildeten neununddreißig Compagnien, die in den Waffen geübt und von Zeit zu Zeit gemuſtert wurden. Die Kaufmannſchaft von Berlin erſchien in weißen Röcken von feinſtem Tuch mit ſilbernen Treſſen beſetzt; die franzöſiſchen Cadets trugen blaue Waffenröcke und Hüte mit weißen Federn, die franzöſiſchen Grenadier-Compagnien weiße Röcke und rothe Grenadiermützen, auf welchen ein Schild mit dem königlichen Namenszuge prangte. Nicht minder zeichneten ſich die Berliner Fleiſchhauer durch ihre ſchönen Pferde, hellpolirte Cuiraſſe und neue Elendleder-Collette aus. Eine große Zahl von Deputirten aus den Provinzen hatte ſich ebenfalls zur Huldigung eingefunden.

Am 17. März war der König bereits in der Mark angelangt, noch bevor alle die großartigen Vorbereitungen zu ſeinem Empfange beendet waren. Erſt am 6. Mai konnte der feierliche Einzug erfolgen, der von den Gensd'armes und Grands Mousquetairs eröffnet wurde. In ſechsſpännigen Staatswagen folgten die Deputirten der Provinzen und die Staatsminiſter, dann die Kutſchen und Handpferde des Hofes und die der anweſenden fremden Fürſten, des Landgrafen von Heſſen und des Fürſten von Anhalt.



Salbung König Friedrich I. von Preußen in Königsberg.

Von Hoftrompetern und Paukern begrüßt erſchienen der König und die Prinzen zu Pferde, umgeben von der Schweizergarde und einer großen Zahl von Läufern und Lakaien. Die Königin fuhr mit der Gemahlin des Markgrafen Philipp Wilhelm in einem prächtigen, von acht Pferden gezogenen vergoldeten Staatswagen, von drei Compagnien der Gardes du Corps begleitet und von acht Kutſchen gefolgt, in denen ihre Hofdamen ſaßen. Die Berliner Fleiſchhauer hatten die Ehre, den Zug zu beſchließen, deſſen Glanz durch die vierundzwanzig Hoftrompeter und Pauker in koſtbarer, reicher Uniform nicht wenig erhöht wurde.

Sobald der König ſich der Stadt näherte, begann das Geläute aller Glocken; zugleich ertönte der Donner von mehr als zweihundert Kanonen auf den Wällen und von den auf der Spree befindlichen Jachten und Fregatten. Mit großer Mühe und Geſchicklichkeit hatte der Kupferdecker Bertram noch ſechs Geſchütze auf die oberſte Dachkappe des Marienthurms gebracht, welche von außerordentlicher Wirkung waren und die er unter Schwingen von großen Fahnen und Herabwerfen von Schwärmern dreimal abbrannte. — An jeder Ehrenpforte wurde der König von einer Deputation empfangen. Zwanzig als Gartennymphen gekleidete junge Mädchen warfen Blumen und Kränze dem Herrſcherpaare zu, und auf zwei Poſtamenten ſtanden zwei römiſch gekleidete Jungfrauen, welche Lieder zu Ehren des Königs und der Königin abſangen. Nur langſam bewegte ſich der Zug, der von drei Uhr bis ſieben Uhr Nachmittags dauerte, nach dem Schloſſe, wo die Feierlichkeit mit neun Salven aus allen Geſchützen endete. Mehr als fünfzehntauſend Fremde wohnten dem prachtvollen Schauſpiele bei, abgeſehen von der Bevölkerung Berlins, die an einem ſolchen Tage natürlich ſich in allen Straßen und auf allen Plätzen drängte.

Am nächſten Tage war Berlin ſo herrlich erleuchtet, daß nach der Beſchreibung des bekannten Hofdichters und Ceremonienmeiſters, Herrn v. Beſſer, „Berlin nicht ſchimmerte, ſondern in allen Gaſſen von Lichtern, Lampen und Freudenfeuern gleichſam brannte." Beſonders zeichnete ſich das Feuerwerk aus, welches vor dem Leipziger Thore der Markgraf Philipp zum Beſten gab. Zum Schluſſe der Feſtlichkeiten erließ der fromme König den Befehl, daß in allen Kirchen wegen der dem königlichen Hauſe verliehenen neuen Würde ein Dank-, Buß- und Bettag abgehalten werden ſollte, wobei als Text der Pſalm 64, 10 vorgeſchrieben war: „Alle Menſchen, die es ſehen, die werden ſagen, das hat Gott gethan, und merken, daß es ſein Werk ſei." —

Minder glänzend und koſtſpielig waren die folgenden Huldigungen, da weder Friedrich Wilhelm I., noch Friedrich der Große die Prachtliebe des erſten preußiſchen Königs theilten und Beide, wenn auch aus verſchiedenen Gründen, den Prunk der Herrſchaft und des Hofes verachteten. Bei der Huldigung des neu eroberten Schleſiens bediente ſich der Letztere ſeines Degens, auf den er ſtatt des Scepters die Stände der Provinz den Eid der Treue ſchwören ließ. Auch die Huldigung Friedrich Wilhelm des Zweiten, ſo ſehr er auch von ſeinem Volke anfänglich geliebt und mit Freude begrüßt wurde, ſtand der Huldigung des erſten Königs nach und beſchränkte ſich lediglich auf das einmal hergebrachte Ceremoniel.

Um ſo größer war der Jubel des Landes bei der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelm des Dritten und ſeiner angebeteten Louiſe, obgleich Beide allen Prunk und allen Aufwand in ihrem ſchlichten, bürgerfreundlichen Sinn verſchmähten und ſich ausdrücklich durch mehrere Cabinets-Ordres verbaten. Aber die Liebe des Volkes ließ es ſich nicht nehmen, dem theuren Herrſcherpaare eine Reihe fortlaufender Triumphzüge zu bereiten, die für das beiderſeitige Verhalten ein ebenſo glänzendes als charakteriſtiſches Zeugniß ablegten und mehr dem innigen Empfange eines zärtlich geliebten Familienhauptes, als den befohlenen Feſtlichkeiten eines gebietenden Monarchen glichen. Beſonders glänzte bei dieſer, wie bei allen andern Gelegenheiten, die geliebte Louiſe durch ihre Herzensgüte und ihren angeborenen Takt, während der ernſte König durch männliche Würde und ſeine Gerechtigkeitsliebe imponirte.

Am 25. Mai 1798 reiſte der König in Begleitung ſeines Adjutanten, des Oberſten v. Köckeritz, von Berlin nach Königsberg zur Huldigung. Die Königin, welche ſich zum vierten Male Mutter fühlte, folgte in kürzeren Tagereiſen nach. Ihre Reiſebegleiterinnen waren die Oberhofmeiſterin Gräfin v. Voß und die Hofdame v. Viereck. In Stargard wurde ſie von neunzehn kleinen Mädchen in weißen Kleidern mit rothen Bändern und grünen Kränzen empfangen, die aus ihren Körbchen Blumen ſtreuten. Die Kinder liebende Königin gewann bald das Vertrauen der Kleinen, die ihr unbefangen erzählten, ſie ſeien urſprünglich zwanzig geweſen, aber die Eine ſei wieder nach Hauſe geſchickt worden, weil ſie ſo häßlich ausgeſehen habe. „Das arme Kind,“ äußerte die Königin mitleidsvoll, „hat ſich gewiß recht auf meine Ankunft gefreut und muß nun zu Hauſe ſitzen und wird bittere Thränen weinen!“ Auf der Stelle ließ ſie die zurückgeſetzte Kleine herbeiholen und zeichnete das „ſo häßlich ausſehende Mädchen“ merklich von den andern Kindern durch freundliche Worte und Geſchenke aus. Eben ſo huldvoll nahm ſie die Einladung der Bauern eines Dorfes in der Nähe von Cöslin an, die ihr durchaus ein „Tractement“ aufnöthigten, „damit die Städter nichts vor ihnen voraus haben ſollten.“

Die Huldigung ſelbſt fand am 5. Juni in der hergebrachten Weiſe ſtatt. Bei dem Ballfeſte, das der König den Ständen im Moscowiterſaale gab, trug Louiſe als einzigen Schmuck zwei lange Schnüre von Bernſtein, ein Geſchenk der Königsberger Bernſteinarbeiter, für das ſie ihnen die Huldigungs-Medaille als Gegengeſchenk verlieh. Dieſe zeigte auf der Vorderſeite den König im lorbeerumwundenen Helme, auf der Rückſeite einen antiken Jüngling, die Rechte geſtützt auf den mit einer Sphinx gezierten Helm der Minerva, der auf einem Würfel, als Sinnbild der Beſtändigkeit, ruhte, umgeben von den Attributen der Künſte, Wiſſenſchaften, des Handels und der Gewerbe. Des Jünglings Linke deutete auf den Helm des Mars, der ebenfalls auf einem Würfel lag, an dem Schild und Spieß lehnen, mit der Umſchrift: „Nur Euch zu ſchützen, will ich mich mit dieſem rüſten.“

Von Königsberg reiſte das Herrſcherpaar über Warſchau nach Breslau, wo ihm ein überaus gemüthlicher Empfang bereitet wurde. Vor dem Thore kamen der Königin die Söhne und Töchter der ſogenannten Kräuter (Gemüſe- und Krautgärtner) entgegen, ihr Blumen ſtreuend und ein Gedicht in der Mundart des ſchleſiſchen Volkes überreichend, mit der Aufſchrift: „Vu da Kreitern üm Braſſel a poor Tage vor Johanne,“ dem wir folgende charakteriſtiſche Verſe entlehnen:

Vu Freiheit ſchwatze, wer de mag;
  Mir annen guden Harrn
Und anner Frå vu ſchem Schlag,
  Dann 'r dient ma dartlich garn.
Mer bleeben unſerm König treu,
  Sie hat a Harz und Hand.
Gott ſagn' ihm alle Morgen nei!
  Su freet ſich Stadt und Land.
Ga gab Dere Freede, Glück und Ruh,
  Und Denen Kindern ze,
Du gude Landesmutter Du,
  Du brave Königsfra!

Hieran ſchloß ſich das Geſchenk der Breslauer Kaufmannſchaft, welches der Königin von zwei der angeſehenſten Frauen dieſes Standes überreicht wurde. Es beſtand aus einem Gewebe der feinſten ſchleſiſchen Leinwand, einem vollſtändigen Kinderzeug, einem trefflich gearbeiteten Wiegenband und einer Kinderklapper an goldener Kette mit Schellen und kleinen Medaillen, welche das Bildniß der hohen Eltern dem zu erwartenden Kinde mit der Umſchrift zeigten: „Werde wie dieſe!“ — Das Wiegenband enthielt einen poetiſchen Gruß der ſchleſiſchen Mütter, verfaßt von dem bekannten Profeſſor Manſo, welcher folgendermaßen lautete:

Klein nur iſt das Geſchenk, das der hoffenden Mutter die treuen
Mütter Schleſiens weih'n, aber Du adelſt das Herz.
Fürſtin, wir wünſchen ſo ſehr, daß Du des Landes gedächteſt,
Das ſo herzlich Dich liebt. Darum verehren wir Dir,
Was es ſelber erzeugt und gepflegt und bereitet, und knüpfen
An die Empfindung es an, die Dich als Mutter durchdringt.

Die Königin war ſo ergriffen, daß ſie in die Worte ausbrach: „Ich werde die guten Schleſier nie vergeſſen!" Auch die übrigen Stände ließen es bei der Huldigung nicht an ſinnigen Gaben und Aufmerkſamkeiten fehlen.

Am 26. Juni reiſte das hohe Herrſcherpaar nach Berlin, wo ſie neue Feierlichkeiten erwarteten, bei denen jedoch auf ausdrücklichen Wunſch des Königs aller Pomp vermieden werden ſollte. Eine im Luſtgarten errichtete Tribune mußte wieder abgebrochen werden, um die freie Ausſicht dem Volke nicht zu nehmen. Das Feſt wurde durch einen feierlichen Gottesdienſt im Dom eingeleitet, wo der Hofprediger Sack, der Friedrich Wilhelm III. getauft, confirmirt und getraut hatte, auch die Huldigungsrede hielt. Der König, der den Namen des „Gerechten" ſich erworben, hatte als Text den Spruch Salomonis gewählt: „Durch Gerechtigkeit wird der Thron befeſtigt." Aus der Kirche begab ſich der König zu Fuß nach dem Schloſſe zurück, wo die Stände ihm den Schwur der Treue leiſteten. Abends wurde im Nationaltheater ein Feſtſpiel von Iffland „der Veteran" aufgeführt und die Stadt erleuchtet. —

Die folgende Huldigung Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1840 trug weniger einen patriarchaliſchen, als einen politiſchen Charakter; ſie war mehr als ein bloßes höfiſches Schauſpiel, oder ein gemüthliches Familienfeſt. Große Erwartungen knüpften ſich an die Thronbeſteigung des neuen Herrſchers, den das Schickſal auserwählt hatte, eine neue, bedeutende Zeit und Umgeſtaltung ſeines Volks herbeizuführen. Bekannt ſind die Worte, welche der König bei der Huldigung in Königsberg und Berlin geſprochen; ſie fanden einen Widerhall in der Bruſt des Volkes, das nicht bloß ein ſtummer Zuſchauer blieb, ſondern, gleichſam von ihm ſelbſt gerufen, ſich ſeiner Stellung und Aufgabe immer mehr bewußt wurde. Es war ein feierlicher Moment von wahrhaft hiſtoriſcher Bedeutung, als Friedrich Wilhelm der Vierte aus dem Schloſſe ſeiner Väter heraustrat und zu ſeinem Volke unter dem freien Himmel ſprach, nachdem er im weißen Saale die übliche Huldigung der Stände entgegengenommen hatte. Vor der Bedeutung dieſes Augenblicks verſchwanden all die übrigen hergebrachten Formen, die feſtlichen Aufzüge der Gewerke, die Bankette und Illuminationen. Aus ſeinen Worten wehte der Geiſt der neuen Zeit, der nach ſchmerzlichem Kämpfen und Ringen ſich endlich Bahn gebrochen und den Sieg erkämpft hat.

Die Saat im Sturm geſäet iſt unter ſeinem Nachfolger Segen verheißend aufgegangen. Von Neuem rüſten ſich Stadt und Land, dem bereits bewährten und aus Prüfungen mancher Art glänzend hervorgegangenen Könige ihre Huldigungen darzubringen. Es iſt das erſte Mal, daß Preußen mit ſeinem conſtitutionellen Fürſten das Feſt der Treue und der Liebe feiert, die es zu allen Zeiten ſeinem Herrſcherhauſe bewahrt und jetzt ſicher doppelt feſt und kräftig bewahren wird.

* * *

General von Günther.

Von Theodor Fontane.

Johann Heinrich Günther, ein ausgezeichneter Führer leichter Truppen, der glorreich fortſetzte, was unter Zieten und Belling begonnen worden war, wurde im Sommer 1736, alſo in demſelben Jahre, in dem Kronprinz Friedrich nach Rheinsberg überſiedelte, zu Neu-Ruppin geboren. Er war aus bürgerlichem Stande. Sein Vater ſtand als Feldprediger beim Regiment Kronprinz und zeichnete ſich durch große Kanzelgaben aus. Bald nach dem Tode des Vaters, der bereits einige Monate vor der Geburt Johann Heinrichs erfolgte, wurden mehrere Bände ſeiner Predigten herausgegeben.

Sein Sohn, unſer General Günther, gehört unbeſtreitbar zu den bedeutendſten Perſönlichkeiten, die aus den Mauern Neu-Ruppins hervorgegangen ſind; dennoch bin ich nicht völlig ſicher, ob unſere Darſtellung vor dem alten Reitergeneral Halt machen und ihm die pflichtſchuldigen Honneurs erweiſen würde, wenn nicht im Laufe der Zeiten die Perſon Günthers durch das Gerücht, „er ſei ein illegitimer Sohn des Kronprinzen Friedrich,“ ein geſteigertes Intereſſe gewonnen hätte, oder, wie Droyſen ſich ausdrückt, „wenn nicht das Gerücht entſtanden wäre, daß der Kronprinz bei der ſchönen Predigersfrau in Neu-Ruppin die Rolle des Jupiter in Amphitryon's Haus geſpielt habe.“ Dies Gerücht (wir werden zu unterſuchen haben, woher es entſtanden) war ſicherlich ohne alles Fundament; dennoch hat es ſich erhalten, auch jetzt noch, wo die Glaubwürdigkeit deſſelben wenigſtens ſtark erſchüttert iſt. Günthers Biograph (der ſpätere Kriegsminiſter v. Boyen, der während des polniſchen Feldzugs, als Adjutant des Generals, auch in perſönlich nahe Beziehungen zu demſelben trat) ſpricht von der Mutter deſſelben als von einer „guten und frommen Frau“, eine Bezeichnung, die er vermieden haben würde, wenn er irgend welche Veranlaſſung gehabt hätte, jenes Gerücht als begründet anzuſehen. Die Frage bleibt freilich: wie konnte ſolch Gerücht überhaupt entſtehen, welche Beweggründe waren thätig, um einer müßigen Erfindung wenigſtens das Kleid einer gewiſſen Wahrſcheinlichkeit zu leihen? Es iſt wahr, man hat von einer frappanten Aehnlichkeit zwiſchen dem General und dem großen König geſprochen, hat in dem Aufſteigen eines Bürgerlichen und Feldpredigerſohns bis zum Freiherrn und zum General-Lieutenant den Beweis erblicken wollen, daß es mit dem alſo Ausgezeichneten „noch etwas Beſonderes auf ſich gehabt haben müſſe,“ aber man hat dabei überſehen oder überſehen wollen, daß eine frappirende Aehnlichkeit zwiſchen den Hohenzollern und den Offizieren ihrer Armee bis dieſen Augenblick eine täglich wiederkehrende Erſcheinung iſt, und daß ferner die hohen Auszeichnungen, deren ſich gegen das Ende ſeiner Tage hin unſer General allerdings zu erfreuen hatte, ihm nicht vom großen Könige, ſondern von den beiden Nachfolgern deſſelben, zumal von Friedrich Wilhelm III., zu Theil wurden. Kurz heraus, die Sache iſt eine Mythe, für deren Entſtehung wir, außer dem Umſtand, daß das Oberſt v. Wreech'ſche Haus, welches der Kronprinz in Ruppin bewohnte, allerdings durch ſeinen bloßen Namen ſchon an die kurz vorhergegangenen intimen Beziehungen des Prinzen zur ſchönen Frau v. Wreech (in Tamſel bei Küſtrin) erinnerte, keine andere Erklärung, als die Sucht des Menſchenherzens finden können, hervorragende Perſönlichkeiten durch Ausſtaffirung mit ſogenannten „intereſſanten Verhältniſſen“ wo möglich noch intereſſanter zu machen.

Nach dieser Abschweifung, die zur Aufklärung über einen oft streitigen Punkt nöthig war, fahre ich in Zusammenstellung des biographischen Materials fort, das ich im Stande gewesen bin, über unseren Helden zu sammeln.

Johann Heinrichs Jugendjahre, die er zunächst im Hause seiner verwittweten Mutter verlebte, scheinen Jahre der Entbehrung gewesen zu sein. Nichtsdestoweniger legte die Mutter Alles daran, ihn für das geistliche Amt zu erziehen, in dem der Vater des Knaben bereits Befriedigung und Auszeichnung gefunden hatte. Die Universität Halle bot dazu in mehr als einem Sinne die Mittel. Bald nach Ausbruch des Siebenjährigen Krieges, wahrscheinlich im Jahre 1757, trat unser Günther seine theologischen Studien an der berühmten Hochschule an. Aber diese Studien wurden bald unterbrochen. War es, daß die wachsende Noth des Vaterlandes den jähen Willen heranreifte, Gut und Blut für die Sache des Königs einzusetzen, oder war es — wie eine andere Version lautet — die Ueberzeugung, daß vielleicht morgen schon ein Zwang da eintreten möchte, wo heute noch die Möglichkeit eines freiwilligen Entschlusses war, — gleichviel, der Eintritt in die preußische Armee erfolgte.

Ernst Moritz Arndt, in seinen „Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn v. Stein", erzählt den Hergang nach Mittheilungen, die er dem Geheimen Kriegsrath Scheffner (in Königsberg) zu verdanken scheint, im Wesentlichen wie folgt:

„Bald nach Ausbruch des Siebenjährigen Krieges standen vier untereinander befreundete Jünglinge in den Listen der Hochschule Halle eingeschrieben. Sie hießen Scheffner, Neumann, l'Estocq und Günther. Alle vier haben sich später auf verschiedenem Felde ausgezeichnet. Eines Abends beim Commers führte das Gespräch darauf hin, daß sie binnen kürzester Zeit für die Armee gepreßt und eingekleidet werden würden. Nach einigem Hin- und Herwägen reifte der Entschluß in ihnen, lieber gleich als Freiwillige in ein berühmtes Husarenregiment einzutreten. Scheffner, nachdem er abermals gedient, lebte nach 1813 als Kriegs- und Domainenrath in Königsberg; Neumann wurde durch seine tapfere Vertheidigung Kolbergs, l'Estocq durch seinen entscheidenden Angriff in der Schlacht bei Preußisch-Eylau berühmt; Günther aber glänzte, zumal während des polnischen Feldzuges von 1794, durch seine organisatorischen Talente und verdient in gewissem Sinne ein Vor-Scharnhorst genannt zu werden."

Preuß stellt den Hergang minder poetisch dar. Darnach war es kein „berühmtes Husarenregiment", in das unser Günther zunächst eintrat, sondern das „Commissariat", eine wichtige, aber doch immerhin ziemlich prosaische Sache. Er gab diese untergeordnete Stellung aber bald auf, stand zunächst im Frei-Bataillon von Angelelli, dann im sogenannten Trümbach'schen Corps und kam erst nach dem Schluß des Krieges als Stabs-Rittmeister zum Kürassier-Regiment Seydlitz. Während des Krieges war er mehrfach verwundet worden. Die Beförderungen gingen jetzt langsamer denn je, und zwanzig Jahre verliefen, bevor er vom Stabs-Rittmeister bis zum Oberstlieutenant avancirte. Als solcher erhielt er 1783 das Commando über die schwarzen Husaren. Zwei Jahre später avancirte er zum Obersten und 1788 ernannte ihn König Friedrich Wilhelm II. zum Chef des Bosniaken-Regiments.

Diese fünfundzwanzig Friedensjahre — der bairische Erbfolgekrieg war kaum als ein Krieg zu rechnen — hatten unserem Günther wenig Gelegenheit gegeben, nach außen hin zu zeigen, von welchem Metall er war. Nur in einem allerengsten Kreise wußte man schon damals, was man an ihm besaß. In kleinen Garnisonstädten vergingen ihm die Jahre; 1789 ward er General-Major. An dem Champagne-Feldzug und der Rheincampagne nahmen die Truppen, bei denen Günther stand, nicht Theil, und auch die letzten zehn Jahre seines Lebens würden wahrscheinlich ohne kriegerische Momente für ihn geblieben sein, wenn nicht Kosciuszko's Auftreten und der unvermuthete Angriff Madalinski's auf eine kleine Garpreußische Landstadt (am 15. März 1794) das Signal zu einem kurzen, aber erbitterten Kampfe an den Ufern der Weichsel und des Narew gegeben hätte. Die nun folgenden Sommermonate waren es, die unserem Günther Gelegenheit boten, sich als einen Parteigänger und Avantgarden-Führer von ungewöhnlicher Begabung zu zeigen, als einen tapfern und kühnen Reitergeneral, wie er seit den Tagen Zieten's nicht dagewesen war. Droysen, in seinem Leben York's (York war Offizier in Günther's Corps), schildert unsern General wie folgt: „An der Spitze seiner Bosniaken, in den hastigen Plötzlichkeiten des Parteigängerkrieges, war er in seinem Element, er selbst immer voran. Seine Schlauheit und körperliche Gewandtheit gab ihm die Lust der Gefahr; er verstand es, sie bei seinen Leuten bis zur Tollkühnheit zu steigern; aber indem er es rücksichtslos mit jedem Feinde aufzunehmen schien, lag seiner Kühnheit die besonnenste Berechnung zum Grunde. So verstand er es, den Leuten die Zuversicht des Erfolges zu geben. Eine kurze Anrede — dann ging es mit niederwerfendem Ungestüm auf den Feind. Kam es besonders hart, so hielt er wohl eine Anrede, wie die folgende: „Alles ist reiflich und behutsam erwogen; auch habe ich gethan, was zu allen Dingen den Segen bringt, habe Gott den Herrn um seinen allmächtigen Beistand angefleht, wenn wir aber doch nicht gewinnen, so hole Euch verfluchte Kerle alle der Teufel, denn dann tragt Ihr allein die Schuld!“

Nach Voranschickung dieser allgemeinen Bemerkungen, die den Mann und den Geist, der in seiner Truppe lebendig war, sehr anschaulich schildern, wenden wir uns den Ereignissen selber zu, die ihm Gelegenheit gaben, solche Ansprache zu halten.

Die polnischen Besitzungen Preußens (das sogenannte Süd-Preußen) waren damals viel ausgedehnter als jetzt und mit Rücksicht auf das weite, weder durch Kunst noch Natur befestigte Areal sehr schwach mit Truppen belegt. Die nächste Aufgabe, die den Truppenführern nach Ausbruch der Feindseligkeiten zufiel, war die, eine unendlich langgezogene Grenze mit einer Armee zu decken, die kaum 10,000 Mann zählen mochte. Unser Günther erhielt den linken Flügel und hatte eine zwanzig Meilen lange Linie, die sich am Narew und seinen Nebenflüssen entlang, von Ostrolenka bis Grajewo erstreckte, mit zehn Escadrons und einem Bataillon zu vertheidigen. Es schien fast unmöglich; das Land lag offen da und der an Zahl weit überlegene Feind hatte es thatsächlich in seiner Macht, überall nach seinem Belieben durchzubrechen. Hier war es, wo die Prinzipien sich glänzend bewährten, nach denen Günther eine Reihe von Jahren hindurch die ihm untergeordneten Reiter-Regimenter im Dienst geübt und in mehr als dem gewöhnlichen Sinne für den Krieg vorbereitet hatte. Der Kern dieses seines Prinzips hatte nämlich darin bestanden, die einzelnen Escadrons, die von Stadt zu Stadt in den Grenzdistrikten Süd- und Ostpreußens in Garnison lagen, in einer fortlaufenden Kriegführung mit und unter einander zu erhalten. Es war immer Krieg. Wie eine Art Reise-General war er bald hier, bald da, stellte sich an die Spitze bald dieser, bald jener Schwadron und fiel, bei Tag, bei Nacht, über die Truppen eines andern Garnisonplatzes her. Dadurch hatte er in vieljähriger Uebung ein Corps von seltener Schlagfertigkeit ausgebildet, eine Truppe, genau der Art, wie sie jetzt erfordert wurde, wo es darauf ankam, eine Handvoll Leute über weite Strecken hin gleichsam wie auseinanderzuspannen und auf ein gegebenes Zeichen im Nu wieder zu concentriren. Es war die Kunst, mittelst eines lebendigen, aus vielen Theilen zusammengesetzten Gliederstabes heut auf 20 Meilen hin eine dünne Grenzlinie zu ziehen und morgen diesen lang ausgezogenen Stab zu einem compacten und widerstandsfähigen Bündel zusammenzuklappen. In dieser Kunst erwies sich Günther als Meister. Spione und eingebrachte Gefangene erhielten ihn über alle Pläne des Feindes in voller Kenntniß, und wo immer dieser den Durchbruch versuchen mochte (um dann im Rücken das Land zu insurgiren), fand er entweder den Riegel schon vorgeschoben, oder Günther ergriff die Offensive, warf ſich auf die Anrückenden und ſchlug ſie direkt, oder imponirte ihnen doch genugſam, um ſie zum Rückzug zu bewegen. Die Gefechte bei Kolno und Demniki (am 9. und 18. Juli) werden nicht nur für die Lebensgeſchichte Günthers, ſondern namentlich auch für die Geſchichte des „kleinen Kriegs“ ein paar Muſter-Beiſpiele bleiben.

Die Geſchicklichkeit, mit der General Günther operirte, konnte nicht ermangeln, an höchſter Stelle die Aufmerkſamkeit auf einen ſo ausgezeichneten, ſo hingebenden und zu gleicher Zeit ſo vom Erfolge gekrönten Offizier hinzulenken, und wiewohl er erſt der dritte General beim Corps war, übertrug ihm der König (während die Truppen in Süd-Preußen unter den Befehl des Generals Favrat geſtellt wurden) das Oberkommando über alle am rechten Weichſel-Ufer (ſo ſchreibt Boyen; es muß aber unbedenklich das linke heißen) ſtehenden Truppen, deren Beſtimmung es war, mit den Ruſſen unter Suwaroff gemeinſchaftlich gegen Warſchau vorzudringen und durch Einnahme der Hauptſtadt den Heerd des Aufſtandes zu erſticken. So ſah ſich Günther, der bis dahin über den Parteigängerkrieg nicht hinausgekommen war, plötzlich an die Spitze einer „Armee“ geſtellt und der Beſtimmung gegenüber, ſelbſtſtändig und im großen Styl zu operiren. Freudig und muthvoll erfaßte er die ihm gewordene Aufgabe und ſah im Geiſte bereits eine zweite ruhmreiche Schlacht bei Warſchau geſchlagen, unter deſſen Mauern die Brandenburger ſchon einmal gekämpft und den lange ſchwankenden Kampf zur Entſcheidung gebracht hatten. Aber es war anders beſchloſſen; noch ehe das Corps die Weichſel überſchreiten konnte, traf die Nachricht von der Erſtürmung Praga's ein. Warſchau, zitternd vor der eiſernen Hand Suwaroff's, hatte ſeine Thore den Ruſſen geöffnet. Der Krieg war zu Ende, und nach einer interimiſtiſchen Verwaltung der Provinz (Süd-Preußen) nahm der Friedensdienſt und das Garniſonleben in kleinen Städten auf's Neue ſeinen Anfang. Günther und die Bosniaken, deren Chef er blieb, kamen nach Tykoczin. Die Auszeichnungen drängten ſich jetzt. 1795 ward er Generallieutenant; zwei Jahre ſpäter erhob ihn Friedrich Wilhelm III. (gleich nach ſeiner Thronbeſteigung) in den Freiherrnſtand; endlich 1802, nach der Revue, erhielt er den ſchwarzen Adlerorden. Aber nur eine kurze Spanne Zeit noch blieb ihm, ſich dieſer Ehren und Auszeichnungen zu erfreuen. Ein halbes Jahr ſpäter, am 22. April 1803, ſtarb er. Als der Adjutant bei ihm eintrat, fand er den General am Schreibtiſch, den Kopf auf die Seite geneigt — todt.

Der Tod war als ein längſt erwarteter an ihn herangetreten. Schon am Tage zuvor hatte er zu ſterben geglaubt und bei einer Truppenvorſtellung, die er ſelbſt noch leitete, ſeinen Adjutanten gebeten, ihm zur Seite zu bleiben, um ihn auffangen zu können, wenn er vom Pferde ſtürze. Bis zuletzt war ihm das „Ich dien!“ ein Stolz und ein Bedürfniß geweſen.

Günther war 46 Jahre lang Soldat. Immer zeigte er ſich treu in Erfüllung ſeiner Pflicht, immer war er ein ſittliches Vorbild, ein organiſatoriſches und militairiſches Talent, und doch, ohne jene kriegeriſche Epiſode am Narew, würden wir wenig oder nichts von ihm wiſſen. Selbſt die Sage, die ſich an ſeine Geburt knüpft, würde nicht ausgereicht haben, ihn vor dem Vergeſſenwerden zu bewahren, denn ein pikant anekdotiſches Element ſteigert wohl ein ſchon vorhandenes, auf Thaten gegründetes Intereſſe, iſt aber zu ſchwach, es zu wecken. Günthers Ruhm und Bedeutung wurzelt in den kurzen Kämpfen von 1794. Wenn trotz dieſer Kämpfe ſein Name nicht heller glänzt, ſo liegt das in einer Verkettung äußerer Umſtände, unter deren Ungunſt manche hervorragende Kraft jener Zeit und ſpeziell jener polniſchen Kämpfe zu leiden gehabt hat. Der Krieg war unpopulär, die Theilung Polens eine Maßregel, der die Sympathien der Völker niemals zur Seite geſtanden hatten, und die Schroffheit Suwaroff's, die des Guten in derſelben Weiſe zu viel that, wie die zweifelhafte Haltung preußiſcherſeits (freilich ohne Verſchulden unſeres Günther) des Guten zu wenig leiſtete, war nicht geeignet, dem ganzen Kampfe die Sympathien zu erwecken, die ihm bis dahin gefehlt hatten. Man ſchämte ſich faſt des Krieges, man hatte keine Freude daran und die einzelne Großthat litt unter dem Mißkredit, in dem das Ganze ſtand. Dies würde Alles genugſam erklären, aber was den Ausſchlag gab, war noch ein Anderes. Kaum iſt es nöthig, es zu nennen. Der Untergang des alten Preußen und die Wiederaufrichtung eines neuen waren Weltereigniſſe, die dieſen Vorgängen der neunziger Jahre auf dem Fuße folgten und die wie eine mächtige Fluth all' die Markſteine einer kleineren Geſchichtsepoche umwarfen und hinwegſpülten. Es iſt Aufgabe ſpäterer Zeiten, ſolche in Triebſand begrabene Denkſteine neu aufzurichten. Dazu ſollten dieſe Zeilen ein Verſuch ſein.

Günthers eigentlichſte Bedeutung ſcheint übrigens, nach dem übereinſtimmenden Urtheil ſeiner Zeitgenoſſen, vor Allem in ſeiner Perſönlichkeit gelegen zu haben. Boyen preiſt ihn auf jeder Seite, und da junge Adjutanten gewöhnlich diejenigen ſind, die ihrem alten General (oft mit gutem Grund) am allerwenigſten voll Bewunderung entgegentreten, ſo ſind wir wohl zu dem Schluß berechtigt, daß in dieſem Falle eine ſiegende Gewalt vorlag, die alles Bekritteln todt machte. Das Myſteriöſe, das um und an ihm war, ſteigerte allerdings die Macht ſeiner Perſönlichkeit nicht wenig. Es hieß von ihm, daß er wie ein Ordensbruder die drei Gelübde der Keuſchheit, der Armuth und des Gehorſams abgelegt habe. Daß dies von Jedem geglaubt wurde, zeigt am eheſten, wie ſein Leben war. Es galt dafür, daß er nie ein Weib berührt habe, darum ſei er ſo gewaltig von Körper.*) Das Gelübde der Armuth hielt er nicht minder treu. Von ſeinem reichen Gehalt nahm er für ſeine Perſon nur dreihundert Thaler, was von dem Uebrigen nicht für die Offiziertafel und für Lohn und Bedienung darauf ging, wurde den Armen gegeben. Die Tafel war reichlich beſetzt, aber er ſelbſt aß regelmäßig nur eine Soldatenſuppe und ein einfaches Stück Fleiſch. Als er einen jungen Offizier zum Nachbar flüſtern hörte, daß der Alte ſich ſeine frugale Koſt ſehr gut ſchmecken laſſe, ward auch noch das Fleiſch aus der Suppe gethan.

Wie er an Umſicht, Raſchheit und verſchlagener Tapferkeit ein Geiſtesverwandter des alten Zieten war, ſo war er es auch in Schlichtheit, Rechtſchaffenheit und Unbeſtechlichkeit. Die Worte des Prinzen Heinrich, die den alten Huſaren-General ſo ſchön charakteriſiren („er verachtete alle Diejenigen, die ſich auf Koſten unterdrückter Völker bereicherten"), paſſen ebenſo auf Günther. Seine kurze Verwaltung Südpreußens war deshalb in mehr als einer Beziehung ein Segen für jene Landestheile. Seine Uneigennützigkeit erwarb ihm die Achtung von Freund und Feind, und ſelbſt die polniſche Bevölkerung näherte ſich ihm und unterwarf ſich in ſtreitigen Fällen ſeiner Entſcheidung. Von Suwaroff, den er öfter ſah, wurde er in auszeichnender Weiſe empfangen. „Ich freue mich, heute einen wahren General kennen zu lernen!" waren die erſten Worte, womit der damals im Zenith ſeines Ruhmes ſtehende Praga-Erſtürmer unſern General begrüßte, und als Günther mehrere Jahre ſpäter ein in Süd-Preußen zurückgebliebenes, völlig vergeſſenes ruſſiſches Magazin unaufgefordert an Suwaroff zurückliefern wollte, rief dieſer verwundert aus: „Solch einen Glauben hab' ich in Iſrael nicht gefunden." Freilich, es war ſo unruſſiſch wie möglich.

An Gehorſam, an Dienſttreue war ihm Keiner gleich. Seine ſtete Befürchtung war, daß der König ſchlecht bedient werde. In vollem Maße gehörte er noch jenem Krieger-Orden an, der ſich während der Regierungszeit des großen Königs gebildet hatte, deſſen erſte und einzige Regel lautete: „im Dienſt des Vaterlandes zu leben und zu ſterben.“ Das Opfer war Gebot, war Leidenſchaft. Preußen über Alles. Noch wenige Wochen vor ſeinem Tode, als ihm erzählt wurde, daß die Grenadier-Bataillone die alten Grenadier-Mützen wieder erhalten hätten, rief er aus: „Gott gebe, daß mit den alten Mützen auch der alte Geiſt der Gleim'ſchen Grenadiere wieder da ſein möge, dann werden ſie und Preußen unüberwindlich ſein!“ Der Tod erſparte ihm die bittere Erfahrung, daß der „alte Geiſt“ unwiederbringlich verloren war. Seine letzten Momente hab' ich bereits geſchildert.

---

*) Boyen hat auch in Bezug hierauf eine etwas proſaiſchere Verſion. Er ſchreibt: Günther zog ſich früh aus dem Treiben der Welt und der Geſellſchaft zurück. Was ihn zu dieſer Zurückgezogenheit beſtimmte, ob es ſchmerzlich zerriſſene Lebensverbindungen waren (alſo unglückliche Liebe), mag dahin geſtellt bleiben. Auch der „Gewaltigkeit ſeines Körpers" erwähnt Boyen nicht, im Gegentheil ſpricht er viel von der Kränklichkeit des Generals, die nur in deſſen moraliſcher Kraft ihr Gegengewicht gefunden habe. Er war auch hierin dem alten Zieten verwandt, der bekanntlich immer leidend und zu Zeiten völlig hinfällig war.

Es war ihm in einem dem Dienſt und der Pflicht gewidmeten Leben verſagt geblieben, die höchſten Aufgaben zu löſen, Aufgaben, zu denen er, der Ausſage aller Derer nach, die ihm nahe ſtanden, wohl befähigt war. Aber wenn ihm das Höchſte verſagt blieb, das Beſte, Edelſte lebte und webte in ihm. Möge es Preußen nie an Männern fehlen, wie General Günther!

* * *

Die Rheinsberger Kirche.

Die Bredows ſind faſt ausſchließlich im Havellande zu Hauſe und der alte Rhin bildet, für ihren gegenwärtigen Beſitzſtand, nach Norden hin die Grenze. Bis in's 17. Jahrhundert hinein, waren ſie auch im Ruppinſchen reich begütert und namentlich Beſitzer der ſpäter ſo berühmt gewordenen Herrſchaft Rheinsberg. Sie trugen dieſe Herrſchaft zuerſt von den Ruppiner Grafen, dann, nach deren Ausſterben (1524) von den Hohenzollern zu Lehn und machten ſich durch gutes Regiment, fromme Stiftungen und inſonderheit durch Ausbau der alten Rheinsberger Kirche, um Stadt und Land verdient.

Dieſe um's Jahr 1568 durch Achim von Bredow erweiterte und verſchönerte Kirche iſt der einzige Punkt in Rheinsberg, wo man auf Schritt und Tritt den Bildern zweier völlig gegenſätzlicher Epochen begegnet, und dieſen Gegenſatz als ſolchen empfindet. Die Prinz-Heinrich-Zeit und die Bredow'ſche Vorzeit treffen hier wie Waſſer und Oel zuſammen. In Schloß und Park ſtören die franzöſiſchen Inſchriften nicht; die Baulichkeit, die Gartenanlagen, alles erſcheint hier wie aus einem Guß, und entweder vergeſſen wir, dem maleriſchen Reiz des Bildes hingegeben, überhaupt, daß es ein preußiſches Schloß iſt, in dem wir uns bewegen, oder wir finden die Sprache gleichgültig, in der die Dinge an uns herantreten, etwa wie es Zuhörern, die beider Sprachen mächtig ſind, von keinem Belang iſt, ob ſie den Shakeſpeare deutſch oder engliſch ſpielen ſehn. So iſt es in Schloß und Park, aber nicht in der Kirche; in dieſer hat das franzöſiſche Pfropfreis den alten Stamm nicht überwinden können und muß ſich nun damit begnügen, die Rolle des Paraſiten an und neben demſelben zu ſpielen.

Wir treten von der Seite her, durch eine Art Vorbau, ein. Gleich dieſer Vorbau, der ſein ſpärliches Licht nur mittelſt der offen ſtehenden Thür empfängt, durch die wir eben eintreten, zeichnet ſich durch den angedeuteten Gegenſatz aus. Zur Linken, faſt ein Viertheil des ganzen Raumes ausfüllend, erhebt ſich ein grau getünchtes Backſtein-Monument, das genau die Form und die Größe jener altmodiſchen Kachelöfen hat, denen man in Bauerſtuben begegnet. Es iſt das Grabdenkmal, das Prinz Heinrich dem Andenken ſeines Vielniſten Ludwig Chriſtoph Pitſchner (geb. den 5. März 1765) hat errichten laſſen und trägt folgende Inſchrift:

Un prince, Ami des Arts, secondant mon Genie —
Dejà l'Ecole d'Italie
A l'Allemagne mon Berceau
Promet un Amphion nouveau:
Mais comme j'avancais dans ma carrière illustre
J'ai vu de mes beaux jours s'eteindre le flambeau
Sans passer le milieu de mon cinquième Lustre
Muses! pleurez sur mon Tombeau.

Alſo etwa in freier Ueberſetzung:

Gepflegt, getragen durch fürſtliche Gunſt,
Verſprach ich, ausübend italiſche Kunſt,
Meiner Heimath zwiſchen Rhin und Rhein
Demnächſt ein neuer Amphion zu ſein.
Doch während ich leuchtend wuchs und ſtieg,
Stieg die Sonne meines Lebens herab.
Dem Tod gehört der letzte Sieg
Und die Muſe weint an meinem Grab.

So reimte man damals in Rheinsberg. Dem Pitſchner'ſchen Monument gegenüber aber ſtehen, an der Wand entlang, ſechs aufgerichtete Grabſteine der Bredow'ſchen Familie, drei Männlein und drei Fräulein, die bis vor Kurzem im Schiff der Kirche lagen und blicken mit Harniſch und Halskrauſe und mit ernſt verwunderten Geſichtern zu dem Kachelofen hinüber, an dem ſie mit Mühe den Namen Pitſchner entziffern. Zum Glück verſtehen ſie nicht franzöſiſch, ſie würden ſonſt noch ernſthafter drein ſchauen.

Wir treten nun in die Kirche ſelbſt. Sie iſt vor Kurzem reſtaurirt worden und gewährt einen freundlichen Anblick. Die Hauptſehenswürdigkeit, die auch ſogleich das Auge des Eintretenden auf ſich zieht, iſt das große Achim von Bredow'ſche Grabmonument (links neben dem Altar), deſſelben Achim von Bredow, der im Jahre 1568 die Kirche erneute und erweiterte. Es iſt ein Denkmal von ganz ungewöhnlichen Dimenſionen, das bei wenigſtens 10 Fuß Breite gewiß die doppelte Höhe hat. Es beginnt über der Holzeinfaſſung des Chorſtuhls und reicht faſt bis zur Decke der Kirche hinauf. Das Monument, das eben ſo ſehr für den Reichthum und kirchlichen Sinn der Familie, wie für die Kunſtfertigkeit des Steinmetzen ſpricht, der es hergeſtellt hat, beſteht aus vier klar gegliederten Theilen. Zuoberſt das Bredow'ſche Wappen, an beiden Seiten von allegoriſchen Figuren eingefaßt; darunter zwei Basreliefs: links die Auswerfung des Jonas aus dem Wallfiſchbauch, rechts die Auferſtehung Chriſti; darunter in Lebensgröße die Bildniſſe Achim von Bredow's und ſeiner Gemahlin, einer gebornen Anna von Arnim; und endlich viertens unter dieſen beiden Bildniſſen folgende Inſchrift:

O frommer Chriſt, urtheile mild
Der du anſchaueſt dieſes Bild.
Fragſt du, wer ich ſei im Grab?
Geweſen bin ich und Jßt ab:
Verfolgung, Sorge, Kreuz ohn' Zahl
Die mir begegnet überall
Ich ritterlich überwunden hab'
Und ruhe nun in meinem Grab.
Auch mit Geduld der Welt Bosheit
Hab' ich ertragen allezeit,
Nach Gottes Willen, welcher iſt
Der allerbeſt zu jeder Friſt —
Gelobt ſeiſt Du, Herr Jeſu Chriſt.

Welch einfach-ſchöne Worte; die ganze Schlichtheit und Kernigkeit jener Zeit kann einem nicht faßbarer entgegen treten.

Wie marklos nehmen ſich dagegen die franzöſiſchen Verſe aus, die einer der Hofpoeten des Prinzen Heinrich, zu Ehren eines Fräulein Eiſener's gedichtet und unter Einfügung eines Aſchenkrugs in einen der gothiſchen Pfeiler, mit dünnen Buchſtaben an die Conſole dieſes Aſchenkrugs geſchrieben hat:

La vertu, la douceur, les charmes,
La firent aimer ici bas;
Aussi voit-on que son trépas
A chacun fait verser des larmes.

Wir liebten ſie, weil ſie lieblich vereint
Tugend, Sanftmuth und Zauber der Wangen,
Jetzt nun, wo ſie hinübergegangen,
Folgt ihr die Klage und jeder weint.

Solchen und ähnlichen Verſen begegnet man vielfach in Rheinsberg, zumal an den Bauten und Büſten des Parks; ſie ſind in der Regel trivial, im günſtigſten Falle ſinnig, niemals erhebend. Ein philoſophiſcher Nothbehelf an Stelle eines freudigen Glaubens. Im Grün des Parks, wo die alten Griechengötter von allen Seiten her durch das Grün der Zweige blitzen, freut man ſich dieſer Betrachtungen, weil ſie zu allem Uebrigen paſſen; hier in der Kirche aber ſtören ſie und würden ſelbſt dann noch ſtören, wenn ſie bedeutender wären als ſie ſind. Man erkennt deutlich, daß die Kirche der gemiedene Schauplatz der Voltairianer war, eine Art gothiſch gewölbter Keller, für den es ſich nicht verlohnte, wenn wirklich mal eine Eiſener oder gar ein Pitſchner ſtarb, eine beſonders poetiſche Anſtrengung zu machen.

Die Rheinsberger Kirche enthält noch eine Reihe kleiner Denk- und Sehenswürdigkeiten, die wir wenigſtens in Kürze namhaft gemacht haben möchten. Da iſt der Kryſtallglas-Kronleuchter, den die Rheinsberger Jungfrauen hier aufhingen und zum erſten Mal mit Lichtern ſchmückten, als im Sommer 1763, in Gegenwart des Prinzen Heinrich, das Friedensfeſt gefeiert wurde; da iſt der alte, aus gebranntem Thon gefertigte, mit Wappen und Malereien verzierte Taufſtein, den drei Geſchwiſter Sparre, (Franz, Anna und Sabina) in der Mitte des 16. Jahrhunderts der Kirche ſchenkten, und da iſt, ziemlich aus derſelben Zeit, die alte Kanzel, eine Stiftung der Anna Hahn'in, Jobſt von Bredow's getreuer Wittwe, mit allerhand Wappen der Bredow's, Hahn's und Schulenburg's. Gegenüber dieſer Kanzel, an der ſchweren alten Eichenthür, die von dem Eingangs beſchriebenen Vorbau in die Mitte der Kirche führt, ſtand am Pfingſtſonntage 1737 König Friedrich Wilhelm I., als er nach Rheinsberg gekommen war, um ſeinen Sohn, den Kronprinzen, zu beſuchen. Er war als frommer Chriſt, der keiner Predigt vorbei gehen wollte, lieber erſt in die Kirche getreten, eh' er den Sohn im Schloß überraſchte. Der König war ein frommer Herr, aber freilich, wie alle Welt wußte, auch ein ſehr geſtrenger Herr, und der alte Geiſtliche (Johann Roſſow), der das Glück oder Unglück hatte, den König von früher her zu kennen, erſchrak beim Anblick Sr. Majeſtät dermaßen, daß ihm das Wort verſagte und er nur fähig war, mit zitternder Stimme den Segen zu ſprechen. Der König drohte mit dem Stock, eine Aufmunterung, die begreiflicherweiſe völlig ihres Zwecks verfehlte. Johann Roſſow ſtarb bald nachher; ob in Folge des Schrecks, ſteht wie billig dahin. Im Uebrigen muß Rheinsberg zu allen Zeiten eine geſunde Luft gehabt haben; — von 1696 bis 1848, alſo in mehr als 150 Jahren, hat es nur vier Prediger gehabt.

Noch eines Kinder-Grabmals ſei erwähnt. Es ſtammt ebenfalls aus der Alt-Bredow'ſchen Zeit her und lehnt ſich rechtwinklich an das umfangreiche Monument des Achim von Bredow'ſchen Ehepaar's, das ich oben beſchrieben. Ich würde dieſes kleineren Denkmals, das die mittelmäßigen Bildniſſe zweier Kinder, eines Mädchens und eines Knaben von 3 und 4 Jahren, zeigt, gar nicht erwähnen, wenn nicht die in Rheinsberg gang und gebe Erzählung, die ſich an dieſes Denkmal knüpft, einen Beleg für die ſagenbildende Neigung im Volke und zugleich deutliche Anhaltepunkte dafür böte, wie und woraus Geſchichten entſtehn. Es wird einem nämlich erzählt, beide Kinder hätten am Ufer des See's geſpielt und wären durch einen nicht aufgeklärten Unfall ertrunken. In der Hoffnung, näheren Aufſchluß darüber zu gewinnen, entzifferte ich die Umſchrift beider Steine. Das Mädchen war am 25. Februar, der Knabe am 4. März 1586, alſo acht Tage ſpäter geſtorben. Die einfache Angabe der Sterbetage genügte hier völlig, um die Erzählung von dem gemeinſchaftlichen Tode im See als ein bloßes Mährchen hinzuſtellen. Aber eine eingehende Prüfung der Bildniſſe ſelbſt ergab mir auch bald den Urſprung der Fabel. Das lang herabhängende blonde Haar des Mädchens ſah täuſchend aus wie halbkrauſes Lockenhaar, das im Waſſer ſeine Lockigkeit verloren hat, und nur noch leiſe gewellt, vom Waſſer zuſammengehalten, wie eine compacte Maſſe über den Nacken fällt. Der Anblick dieſes Haars, das einfach deshalb ſo vom Waſſer zuſammengehalten ausſieht, weil es der Steinmetz nicht beſſer und natürlicher machen konnte, hat augenſcheinlich der kleinen Erzählung, von den im See ertrunkenen Geſchwiſtern, die Entſtehung gegeben.

Ihre größte Sehenswürdigkeit hat die Rheinsberger Kirche ſeit etwa fünfzehn Jahren eingebüßt: es war dies das alte Grabgewölbe, in dem ſich die Särge der Familien von Eichſtädt und Sparre und beſonders der Familie von Bredow befanden. Damals war dieſe Gruft noch zugänglich, jetzt iſt ſie vermauert, und nur am Schall des Trittes erkennt man noch, daß der Boden hohl iſt, über den man ſchreitet. Als die Uebermauerung vorgenommen werden ſollte, lüftete man zuvor das Gewölbe, ſchaffte die alten Särge, wohl vierzig an der Zahl, an's Tageslicht und öffnete die Deckel. So ſtanden ſie im Schiff der Kirche wochenlang. Vor demſelben Altar, wo die Geſtalten einiger Bredow's in die großen Sandſteinplatten eingegraben waren, ſtanden nun, halb aufgerichtet, die geöffneten Särge, und die Todten blickten geſchloſſenen Auges auf ihre eigenen Bildniſſe herab. Nach längerer Zeit war das Gewölbe wieder eingerichtet und die alten Bewohner zogen wieder ein. Den Reigen eröffnete Achim v. Bredow. Man hatte ihm eine Flaſche mit in den Sarg gelegt, in der ſich ein Zettel befand. Auf dieſem Zettel ſtand zunächſt, daß Träger dieſes Herr Achim v. Bredow ſei, der in Genoſſenſchaft von vielen Bredow's, Eichſtädt's und Sparre's hier dreihundert Jahre lang geſchlummert, dann (behufs Lüftung ſeiner alten Wohnung) vier Wochen lang im Kirchenſchiff zu Rheinsberg ausgeſtanden und im Maimonat 1844 ſeine alte Wohnung wieder bezogen habe. Dann eine Geſchichte der letzten drei Jahrhunderte im Lapidarſtyl und darunter die Namen von Bürgermeiſter und Rath. — Während der Zeit, daß die geöffneten Särge im Schiff der Kirche ſtanden, trug ſich eine Geſchichte zu, die, mit ihrem Anflug von Geſpenſtiſchem, die Gemüther der Rheinsberger wohl auf Wochen hin beſchäftigen durfte. Unter den Todten befand ſich auch eine Margarethe v. Eichſtädt, eine ſchöne Frau, die bei jungen Jahren geſtorben war. Die weißen Grabgewänder waren noch wohl erhalten; um den Hals trug ſie ein reiches Geſchmeide und einen ſchmalen Trauring am Ringfinger der rechten Hand. Tag und Nacht hatten Wächter bei den Todten geſtanden; als die Zeit kam, wo die Särge wieder geſchloſſen werden ſollten, bemerkte man, daß der Ring am Ringfinger Margaretha's v. Eichſtädt fehle. Ein gewöhnlicher Diebſtahl konnte nicht vorliegen; das reiche Halsgeſchmeide war unberührt geblieben, nur der Ring fehlte. Wer trug ihn jetzt? —

* * *

Mordanfälle auf Preußens Könige.

Der Anfall Becker's auf den König von Preußen in Baden erinnert an Fälle ähnlicher Art; denn leider ſind Verſuche gegen das Leben preußiſcher Könige nichts Unerhörtes. Archenholz in ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges ſpricht von einem ſolchen, den ein Kammerdiener des großen Königs mit vergifteter Chocolade gegen denſelben unternommen haben ſoll. Dieſer Kammerdiener, mit Namen Glaſow, der während des Aufenthaltes in Lockwitz bei Dresden die Stelle des erkrankten Geheimkämmerers Fredersdorf verſah, ſoll in der Küche von einem Knaben belauſcht worden ſein, wie er gemeinſchaftlich mit dem königlichen Cafetier Völcker des Königs Frühſtücks-Chocolade vergiftet habe; der Knabe ſoll zum König geeilt ſein, um ihn zu warnen, worauf dieſer, als Glaſow die Chocolade präſentirte, ihn mit ſo durchdringendem Blick angeſehen, daß der Verbrecher beſtürzt ſich vor ihm niedergeworfen und ſein Vorhaben bekannte. Auch in den von Fiſchbach, Hoßmann und Heinſius herausgegebenen „Denkwürdigkeiten und Tagesgeſchichte der Mark Brandenburg“, ſowie in mehreren Volksbüchern iſt dieſe, wiederholt durch Kupferſtiche illuſtrirte Begebenheit mitgetheilt worden und hat dadurch allgemeine Verbreitung im Volke gefunden; dennoch erſcheint ſie bei näherer Prüfung völlig unglaubhaft. Büſching behauptet, Glaſow ſei zu jener Zeit wegen Betrugs, den er in Gemeinſchaft mit dem ebengenannten Völcker und unter Benutzung des königlichen Petſchaftes verſucht habe, beſtraft worden. Es ſpricht für dieſe Behauptung ein im königlichen Archiv befindliches Immediat-Geſuch vom 22. Juni 1757, in welchem der Vater jenes Glaſow, damals Zeuglieutenant zu Brieg, den König bittet, ſeinen zu einem Jahr Feſtung verurtheilten Sohn zu begnadigen, aus Rückſicht darauf, daß er als ein junger Menſch, in Ermangelung reifen Verſtandes, leicht zu verführen geweſen; worauf der König unter das Schreiben decretirt: „Seines Sohnes Verbrechen iſt ſehr groß, etwas habe mitigirt.“ Das Geſuch wie der Beſcheid laſſen Beide wohl die Vermuthung eines Betrugs, aber nicht einer Königsvergiftung zu; da aber zu jener Zeit noch kein öffentliches Strafverfahren ſtattfand, ſo konnte das Publikum, welches nur erfuhr, daß der Kaffeekocher und der Kammerdiener des Königs auf die Feſtung geſchickt wären, leicht auf den Gedanken kommen, der Eine habe Gift gebraut und der Andere es präſentirt.

Minder zweifelhaft, wenn gleich nicht völlig beglaubigt, erſcheint, was Eylert in ſeinen Charakterzügen Friedrich Wilhelm des Dritten mittheilt. Er erzählt: Bei des Königs Aufenthalte in Erdmannsdorf, welches er in der romantiſchen Lage am Fuße des Rieſengebirges ſehr liebte und wo er, entfernt von der großen unruhigen Welt, glücklich ſich fühlte, empfing er einſt ein anonymes Schreiben, dem Poſtzeichen nach aus Breslau. In demſelben wurde der König in einer zwar ungebildeten, doch treuherzigen, gutmüthigen Sprache gewarnt, mehr auf ſeiner Hut zu ſein, und gebeten, eine Wache vor ſeinem Hauſe aufſtellen zu laſſen, nicht ferner mehr bei unverſchloſſenen Thüren zu ſchlafen und namentlich nicht Abends, wie bisher geſchehen, allein und ohne Begleitung in den benachbarten Eichen- und Buchenwald zu gehen. Der anonyme Schreiber bat ſehr dringend, die gutgemeinte Warnung zu beachten, weil er gewiß wiſſe, daß ein Böſewicht, der Arges im Sinn habe, Erdmannsdorf umſchleiche. Der König lächelte, als er den Brief geleſen, theilte den Inhalt erſt ſpäter mit und änderte nichts in ſeiner einfachen, harmloſen, patriarchaliſchen Lebensweiſe. Als er ſeiner liebgewonnenen Gewohnheit nach an einem ſchönen Sommerabende, ſtillen Betrachtungen nachhängend, in dem prächtigen Eichen- und Buchenwalde wieder ganz allein auf- und abging und eben an der wunderbaren Beleuchtung der untergehenden Sonne ſeine Freude hatte, trat plötzlich ein Menſch mit finſterem Angeſicht, ſtruppigem Haar und arm gekleidet, welchen, da er hinter einem Baume ſtand, der König bis dahin nicht wahrgenommen hatte, an ihn heran. In barſcher, ungeziemender Sprache und reſpektloſer Stellung ſprach der Mann: „Hier ſtehe ich und warte ſchon lange. Es iſt mir lieb, daß ich die Majeſtät endlich einmal treffe. Ich bin Ihr Unterthan, mir geht es ſchlecht. Sonſt wohlhabend, bin ich arm geworden durch einen langjährigen Prozeß, den ich, wenn noch Gerechtigkeit auf Erden wäre, hätte gewinnen müſſen und doch verloren habe; ich bedarf und verlange Hülfe!" Ruhig, mit feſtem Blick den Sprecher vom Kopf bis zur Fußſohle meſſend, erwiderte der König: „Können ſchriftlich einkommen! Die Sache unterſuchen laſſen; es ſoll Ihnen werden, was recht iſt!" — „Ja, einkommen," entgegnete der Menſch, „das habe ich ſeit drei Jahren wiederholentlich gethan, aber das hat mir nichts geholfen. Meine wiederholte, Allerhöchſten Orts eingereichte Klage iſt zum gutachtlichen Berichte immer wieder an dieſelbe Behörde zurückgeſchickt, die mich verurtheilt hat, und da bin ich immer wieder abſchläglich beſchieden. Ich kenne die Stadt- und Landgerichte; eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus. Zur Verzweiflung gebracht, hat meine Geduld nun ein Ende, ich fordere mein Recht!" — „Sie begreifen doch," antwortete der König, „daß ich hier gleich auf der Stelle Ihre Wünſche nicht erfüllen kann. Ruhig ſein, nicht ſo heftig und ungeſtüm, gelaſſen mir mal die ganze Sache und ihren Hergang erzählen, aber redlich und aufrichtig." Der Mann that das auf dem Rückwege, aber ſtoßweiſe, unter Flüchen; doch wurde er ruhiger, nachdem der König immer beſänftigende Worte eingeſchoben. Darüber war man an's Landhaus des Königs zurückgekommen und er ließ ſofort in ſeiner Gegenwart den Ankläger zu Protokoll nehmen und ſetzte immer ſelbſt hinzu, was ihm günſtig ſein konnte. Nachdem das Geſchäft beendigt, ſprach er zu ihm: „Wohl hungrig, durſtig und müde? Erquicken, ausruhen!" und befahl, den Mann gut zu bewirthen und ihm ein Schlafzimmer für die Nacht anweiſen zu laſſen. Des andern Tags ließ er ihn nochmals vor ſich kommen, mit der Verſicherung, ſeine Klage ſolle gründlich unterſucht und Gerechtigkeit ihm zu Theil werden; er entließ ihn dann mit einem anſehnlichen Geſchenk. Das Ergebniß der genau und gewiſſenhaft angeſtellten Reviſion des Prozeſſes fiel für den Kläger ungünſtig aus und das frühere, durch alle Inſtanzen gegangene Urtheil mußte beſtätigt werden; der König aber half ihm nun auf andern Wegen, ſo daß er doch zufrieden geſtellt wurde und wieder zum Wohlſtande gelangte. Späterhin hat er ſeinem Beichtvater, einem würdigen Manne, vor dem Genuſſe des heiligen Abendmahls bei Ablegung ſeines Sündenbekenntniſſes geſtanden: „Ich lauerte auf den König im Walde bei Erdmannsdorf, weil ich wußte, daß er Abends oft und zwar allein und ohne Begleitung dahin zu gehen pflegte. Im Zuſtande der Verzweiflung, da ich kein Recht finden konnte, war ich perſönlich gegen ihn erbittert, weil er mir helfen konnte und doch nicht half, und hatte, bewaffnet mit einem in meiner Weſte verſteckten Dolche, Böſes im Sinne. Aber Gott mag wiſſen, wie es kam — als ich dem König in's Auge blickte und er mich anſah, wurde mir auf einmal ganz anders zu Muthe und ich fühlte: nein, das geht nicht! Es war mir, als wenn der Teufel von mir gewichen und ein Engel mit ſeiner Hülfe zu mir getreten wäre; mein bitteres Herz wurde weich und zitterte in mir und ich knöpfte feſter mein Wamms zu, damit ich nicht zum Dolche kommen konnte. Ich war müde, konnte aber doch des Nachts nicht ſchlafen vor innerer Angſt. Als ich des andern Morgens vor ihm ſtand, kamen mir Thränen in die Augen, und wie er mich beſchenkte, wollte ich knieen und ſeine Füße küſſen; das litt er aber nicht, und noch ſehe und höre ich ihn ſagen: „Ruhig ſein und hoffen! Es geht wohl mal ſchlimm, wird dann aber auch wieder beſſer." Wie danke ich Gott, daß ich's nicht gethan habe und nicht als Meuchelmörder in den Abgrund, an deſſen Rand ich ſtand, geſtürzt bin! O, wie hab' ich nun den König ſo lieb!"

Die ganze Erzählung hat in ſich ſo viel Glaubwürdiges, daß man trotz manches unwahrſcheinlichen Beiwerks gern daran glaubt, während die von einer Lebensrettung des Königs durch den Grafen Roß*) und namentlich das Schreiben Hardenbergs an den Letztern ſe handgreiflich den Stempel ungeſchickter Erfindung trägt, daß jeder Beſonnene die Täuſchung durchſchauen muß.

Freilich iſt nicht Alles wahrſcheinlich, was wahr iſt. Als am 26. Juli 1844 die Kunde durch Berlin lief, es ſei auf Friedrich Wilhelm IV. geſchoſſen worden, da wollte das Keiner glauben, der König ſelbſt wollte es nicht glauben. Er war eben mit der Königin in den Wagen geſtiegen, um nach dem Frankfurter Bahnhof zu fahren und eine Reiſe nach Schleſien anzutreten; eine große Anzahl von Menſchen hatte ſich vor dem Schloß verſammelt, um das Königspaar abreiſen zu ſehen; da drängte ſich durch die Menge ein Mann, legte ein Piſtol auf den Schlag des Wagens, deſſen Fenſter offen ſtanden, zielte auf den König und drückte ab; als er ſah, daß der König unverletzt war, zog er ein zweites Piſtol hervor und ſchoß noch einmal. Der König, der keine Verwundung fühlte und in dem kein Gedanke aufkam, daß man ihm an's Leben wolle, glaubte, die beiden Schüſſe ſeien ein paar unbeſonnene Freudenſchüſſe geweſen; er wandte ſich zum Fenſter hinaus zur erſchreckten Menge, rief, um ſie zu beruhigen: „Es iſt weiter nichts; es war nur ein dummer Spaß!" und befahl, nach dem Bahnhof zu fahren. Als er dort ausſtieg, fühlte er einen Druck an der linken Seite, der ſo zunahm, daß er dem Arzt davon ſagte. Da nun dieſer ihn erſuchte, ſich zu entkleiden und ihm dabei behülflich war, fiel ihm eine Piſtolenkugel entgegen; jetzt erſt erkannte der König, daß eine Mörderhand das Geſchoß gegen ihn gerichtet hatte, und die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen.

Bei näherer Unterſuchung fand ſich, daß die Kugel des einen Schuſſes in der Decke des Wagens ſaß, die des zweiten aber die Richtung nach dem Herzen genommen hatte, durch die Falten des Mantels aber, die ſich ſo übereinander gelegt hatten, daß der Mantel ſiebenmal durchbohrt war, war die Kraft der Kugel ſo gelähmt worden, daß ſie nur eine zwar ſchmerzhafte, aber gefahrloſe Quetſchung hervorgebracht hatte. Ungeachtet der beruhigenden Worte des Königs hatte die Menge, ſowie der König abgefahren, geſchrieen: „Der hat den König todtſchießen wollen!" Sie war über Tſchech hergefallen, der nur mit aller Anſtrengung der Polizei geſchützt und zum Arreſt gebracht werden konnte. Der König, der nichts von dem wußte, was nach ſeiner Abfahrt vom Schloß geſchehen, befahl ſeiner Umgebung, daß von dem Vorfall nicht weiter geredet würde, und dieſer Befehl wurde ſo genau durchgeführt, daß in Frankfurt, wo der König die Nacht zubrachte, der Vorfall am andern Tage erſt dann bekannt wurde, als eine Deputation des Berliner Magiſtrats daſelbſt ankam, um den König zu ſeiner Rettung aus Lebensgefahr zu beglückwünſchen.

Tſchech war früher Bürgermeiſter geweſen, hatte ſein Amt wegen mancher Regelwidrigkeiten ohne Penſion aufgeben müſſen, war um ein nicht unbedeutendes Vermögen theils durch übermäßigen Aufwand, theils durch falſche Speculationen gekommen und befand ſich ohne alle Ausſicht für die Zukunft. Da gerieth er auf die Idee, ſich durch eine kühne That eine glänzende Zukunft zu bereiten. Er glaubte, das Volk verlange nach Republik, es werde Dem, der ihm von ſeinem Oberhaupte helfe, zujauchzen und dem Thäter eine bedeutende Stellung gewähren. So faßte er den Vorſatz, den König zu erſchießen.

Am Tage vor der beabſichtigten That ging er zu einem Daguerreotypiſten, ließ ſein Bild in einer höchſt theatraliſchen Stellung aufnehmen und ſagte dem Künſtler, daß dies

---

*) S. Dorow's „Erlebtes", Theil II., S. 60 und 61.

Bild das Glück des Verfertigers machen werde, denn es würde bald von ganz Europa gefordert werden.

Tſchech geſtand ſein Verhalten unumwunden ein und betheuerte, er würde, wenn ſich Gelegenheit dazu böte, die Tödtung des Königs von Neuem verſuchen. Dennoch konnte ſich der König nicht entſchließen, das gegen ihn ausgeſprochene Todesurtheil zu beſtätigen, und erſt, als alles Mögliche vergeblich verſucht worden war, Tſchech zu einer Sinnesänderung zu vermögen und ſämmtliche Miniſter erklärten, daß ſie im Fall einer Begnadigung ihr Amt niederlegen müßten, gab der König nach.

Während ſeiner Haftzeit auf der Hausvoigtei (dem Gerichtshof für die damals noch Eximirten) hatte er ſelbſt in den Freiſtunden mit keinen der Mitgefangenen Gemeinſchaft halten oder auch nur ein Wort ſprechen mögen; er erklärte das unter ſeiner Würde, weil ſie ſämmtlich ſpitzbübiſche und betrügeriſche Beamte ſeien. Als er aber hörte, daß ein Gefangener eingebracht ſei, den die Strafe wegen Beleidigung einer Behörde treffe, erklärte er: „Mit dem werde ich mich unterhalten." Für jeden geiſtlichen Zuſpruch blieb er unzugänglich und zeigte auch in den letzten Augenblicken vor der Hinrichtung keine Reue und keine Erſchütterung.

Sechs Jahre ſpäter, am 22. Mai 1850, ſahen die Bewohner der Leipziger Straße zu Berlin mit unruhigem Erſtaunen, daß ein Spitzreiter (der Stallbediente, der den königlichen Equipagen voranreitet) in ängſtlicher Haſt durch die Straße jagte. Jeder ahnte, daß ein Unglück vorgefallen. Bald verbreitete ſich die Nachricht, daß der Reiter einen Arzt hole, da ein ehemaliger Artillerie-Unteroffizier Sefeloge den König auf dem Potsdamer Bahnhof durch einen Piſtolenſchuß verwundet habe. Der Mörder, der einen Militair-Mantel angezogen, hatte in dieſer Kleidung ſich dicht vor den König geſtellt und in dem Augenblick, da derſelbe die paar Stufen des Perrons herunterſtieg, zwei Schritte vor ihm die Piſtole nach ſeiner Bruſt abgefeuert. Durch ein wunderbares Geſchick hatte der König in demſelben Augenblick eine Stufe verfehlt und im Straucheln unwillkürlich den Arm gehoben, ſo daß die Kugel nicht das Herz, ſondern das dicke Fleiſch des ausgeſtreckten Vorderarms traf. Der Mörder wurde ergriffen und niedergeworfen. Der König befahl, ihn ſchonend zu behandeln und behielt ſo ſehr ſeinen fröhlichen Gleichmuth, daß er zu dem zufällig in der Nähe weilenden Doctor Böhme, als dieſer beim Verbande es wiederholt rühmte, wie glücklich der Schuß gefallen, lächelnd ſprach: „Am Ende muß ich mich bedanken, daß er es ſo gut gemacht!" — Der Mörder, der ſchon früher Spuren von Geiſtesſtörungen gezeigt hatte, wurde von den Aerzten für wahnſinnig erklärt und nach einem Irrenhauſe gebracht, woſelbſt er nach einigen Jahren ſtarb.

Der neuſte Anfall Becker's auf König Wilhelm in Baden lebt noch ſo friſch in Aller Gedächtniß, daß es thöricht ſein würde, das Bekannte zu erzählen; er zeugt, wie die früheren, von der wunderbaren Bewahrung der preußiſchen Herrſcher und von der ungetrübten Seelenruhe des Königs, der nur für die Königin beſorgt war. Dagegen tritt in den Motiven zu den Attentaten eine merkwürdige Verſchiedenheit hervor: in Erdmannsdorf war es perſönliches blindes Rachegefühl, was den Genannten auf Mordgedanken brachte; er glaubte ſich durch die Schuld des Königs in ſeinem Recht verletzt. Tſchech wurde vom Ehrgefühl geſtachelt, er mochte es nicht ertragen, unbedeutend zu ſein und wollte ſich Stellung und Geltung verſchaffen um jeden Preis, war's auch um den eines Königsmordes. Bei Sefeloge dürfen wir kaum nach den Motiven fragen, wir müſſen den Sachverſtändigen glauben, daß er wahnſinnig war und der Wahnſinn handelt ohne Sinn nach bloßem Wahne. Bei Becker zeigt ſich als Motiv kalte grauſame Selbſtſucht in der Durchführung einer Idee; ſeine eigene Erklärung und ſein ganzes Benehmen zeugt davon, daß er dem König nicht feind iſt, er achtet ihn hoch, aber er hält ihn nicht für geeignet, die Idee der deutſchen Einheit zu verwirklichen, darum will er ihn erſchließen. Steht er mit dieſen Grundſätzen nicht allein da, dann konnte der König in ſeiner Antwort an das Beileidſchreiben der Badener Stadtbehörden mit Recht von dem tiefen Schmerz ſprechen, den dies Zeichen der immer weiter um ſich greifenden Entſittlichung und Nichtachtung göttlicher und menſchlicher Ordnung in ihm hervorrufe. Nachdem der König jene Worte geſprochen, hat es ſich freilich gezeigt, daß Deutſchland eine Stellung zu dieſem Attentate einnimmt, welche, wenn irgend etwas, wohl geeignet ſein müßte, es ſelbſt von der feinſten geiſtigen Mitſchuld an demſelben zu reinigen. Dies ſtellt ſich ganz deutlich heraus, wenn man die Haltung bei dem Tſchech'ſchen Attentate mit der Haltung bei dem Becker'ſchen Attentate vergleicht. Während dieſes die Veranlaſſung zu zahlloſen Huldigungen für König Wilhelm wurde, war der edle Friedrich Wilhelm IV. auch bei jener Gelegenheit der von ſeinem Volke nicht verſtandene König. Verfaßte doch der verſtorbene Friedrich Saß in Berlin ein Leierkaſtenlied mit dem Anfange: „Ihr Leute tretet näher 'ran und nehmt Euch ein Exempel d'ran," welches, einer bekannten Melodie angepaßt, mit dem Anfange: „Niemals war ein Menſch ſo frech, als der Bürgermeiſter Tſchech," bald aus der Provinz als vielgeſungenes Lied nach der Hauptſtadt zurückkehrte und den anfangs ſo erſchrockenen Berlinern den Hergang ironiſch erzählte.

Das Becker'ſche Attentat, vereinzelt wie es iſt, muß eben hauptſächlich dem Freunde der Jugend zu ernſten Betrachtungen Anlaß geben. Sand, ein ähnlicher Frevler, aber doch immer ein andrer Mann als Becker, hatte ſeinen Mordangriff nicht gegen einen Fürſten, ſondern gegen einen unſittlichen Schriftſteller gerichtet. Sand war ein Schwärmer; bei Becker tritt, ungeachtet aller gelöſten Preisfragen, der Mangel an wirklicher Bildung und Klarheit auf eine ſo erſchreckende Weiſe hervor, daß ſein Weſen in ſeiner Subjectivität durchaus als das Erzeugniß eines wahrhaft ruſſiſchen Bildungsganges erſcheint, deſſen Spuren überhaupt in Deutſchland zu finden wahrhaft niederſchlagend iſt. Wie es für die Litteratur beſchämend iſt, daß ein ſo unreifer junger Menſch als Makler und Zwiſchenhändler zwiſchen deutſcher und ruſſiſcher Litteratur mit ihr ſchon ſeine Verbindungen anzuknüpfen gewußt hatte, ſo mahnt Becker, noch dazu der Sohn eines Pädagogen, daran, daß man das innere Leben der Jugend in unſerer Zeit mehr, als oft geſchieht, beachten ſoll und daß wenigſtens die Familie den ſtudirenden Jüngling in ſeiner Abſonderung nicht einer troſtloſen geiſtigen Verkommenheit anheimgeben darf, die bei Becker ſelbſt bis zum verheimlichten ſchleichenden Wahnſinne ausgeartet zu ſein ſcheint, während er mit ſeinen ärmlichen Kenntniſſen noch akademiſche Lorbeeren erjagte!

Erzherzog Albrecht von Oeſterreich.

Von Dr. G. C. Haas.

Zu den bedeutendſten Geſtalten des Hofes und der kaiſerlichen Familie in Oeſterreich zählt Erzherzog Albrecht, derſelbe Prinz, der mit zarten diplomatiſchen Miſſionen beauftragt, unter den noch lebenden öſterreichiſchen Erzherzogen im Ausland am bekannteſten ſein dürfte.

Der Prinz und Senior ſeines Hauſes iſt der Sohn Erzherzogs Carl Ludwig, des großen Heerführers wider Napoleon und der menſchenfreundlichen überaus edlen Prinzeſſin Henriette von Naſſau-Weilburg. Er wurde vier Jahre nach Beendigung der Franzoſenkriege und vier vor dem Tod Napoleon's zu St. Helena, alſo im Jahr 1817 geboren.

Erzherzog Albrecht ſteht gegenwärtig im fünfundvierzigſten Jahre und kann als der wahre Erbe der väterlichen Talente und großen Eigenſchaften angeſehn werden, die gewinnende Leutſeligkeit aber vererbte von der Mutter auf den Sohn, während Erzherzog Carl bei einem nicht minder edlen Herzen doch eine ſo ſittlich-ſtrenge und militäriſch-ernſte Außenſeite darbot, daß ſich nur Wenige zu ihm hingezogen fühlten.

Aeltere Leute erinnern ſich noch wohl, wie die edle Mutter des Erzherzog Albrecht, dieſelbe Prinzeſſin, welche die Sitte der Chriſtbäume bei uns einbürgerte, kurz vor der Weihnachtszeit geſchäftig von Verkaufsladen zu Verkaufsladen eilte und mit freundlicher Haſt Gaben auf Gaben ſchichtete, um den häuslichen Chriſtbaum würdig zu rüſten, gleichzeitig aber zur Ausſtattung aller Chriſtbäume beizutragen, welche an der Schwelle der Armuth und Verlaſſenheit gepflanzt worden. Die würdige Prinzeſſin hätte die perſonificirten Weihnachten vorſtellen können, jene luftigen, märchenhaften Weihnachten, wie ſie Boz auswählte, jene Weihnachten allgemeiner Menſchenliebe und practiſchen Chriſtenthums; wäre es auf ſie angekommen, ſie hätte einen Chriſtbaum aufgerichtet, deſſen Wipfel den Himmel berührt und deſſen Gezweig alle Nothleidenden der weiten, weiten Erde umſpannt hätte. Ein ſolches Herz zählt nicht den Barvorrath, ſondern nur die Wunden, die es zu heilen, die Leiden, die es zu lindern gilt; die Prinzeſſin gab und gab mit vollen Händen und würde Schatzkammern geleert haben — es giebt ſo viel Elend und Jammer, ſo viel Noth und ſo wenig freigebige Menſchen und Herzen!

Wie heiß der Erzherzog Carl ſeine Gemahlin liebte, die ſein Inneres ſo wohl verſtand, das ihm Fehlende ergänzte und auf die ſtrengen, ſchweigſamen Lippen das ſo lange daraus verbannte Lächeln zurückzauberte, bezeugt jenes feenhafte Schloß „Weilburg", das ſich im Waldthal der Schwechat gleich hinter Baden erhebt.

Der Erzherzog ſetzte in dieſer ſanften Erinnerung an frohe Jugendzeit und in der glänzenden Nachahmung des heimathlichen Hauſes ſeiner Liebe ein dauerndes Monument.

So lange dieſe weißen glänzenden Mauern aus dem Dunkel alten Epheu's und dem ſaftigen, hellen Grün blühender Sträuche hervorſchimmern, ſo lange die alten Föhren zu Häupten des Schloſſes wie zahlloſe Chriſtbäume im Strahl der auf- oder niedergehenden Sonne geiſterhaft aufleuchten, ſo lange wird man ſich auch jenes reinſten Ausdruckes ächter Weiblichkeit der ſchönen, geiſtreichen, milden Prinzeſſin Henriette erinnern.

Die Erzherzogin ſtarb, wie ſie gelebt hatte, in Ausübung einer jener zahlloſen menſchenfreundlichen Handlungen, ohne welche ſie keinen Tag vorübergehen ließ.

Der Erzherzog überlebte die engelgleiche Frau noch lange, lange Jahre, ſein Antlitz wurde jedes Jahr düſterer, bis er, ſechsundſiebenzigjährig, nicht lange nach Ausſöhnung mit dem ſeit Wagram (1809) entzweiten Bruder Johann nach kurzer Krankheit, die mehr ein Unwohlſein ſchien, im Jahre 1847, alſo im Jahr vor der Zertrümmerung des alten Staatsſyſtemes, verblich.

Erzherzog Albrecht hatte ſich vier Jahre zuvor mit der bairiſchen Prinzeſſin Hildegarde, einer Tochter König Ludwigs vermählt. In der glücklichen Wahl einer Lebensgefährtin artete er dem erlauchten Vater nach. Ueber die Erzherzogin iſt das Urtheil der öffentlichen Meinung abgeſchloſſen und fertig. Sie gilt als Muſter und Vorbild edlen Frauenſinnes, als liebevoll, mildthätig, herablaſſend und menſchenfreundlich. Im häuslichen Kreiſe ſoll ſie mittheilſam, heiter und geſellig ſein.

Der Erzherzog hatte im Jahre 1848 ein ähnliches Loos wie der damalige Prinz und gegenwärtige König von Preußen.

Als Militairkommandant von Wien verfügte der Erzherzog über die Vertheilung der Truppen und ließ am 13. März 1848 um zwei ein halb Uhr die Pioniere unter Obriſt Frants in die Herrengaſſe rücken, um die Straße zu ſäubern. Der Erzherzog ſelbſt mahnte in leutſeligem Tone, das Volk möchte ſich zerſtreuen. Die zu lange gedrückte, zurückgehaltene öffentliche Meinung war durch den inneren Widerſpruch, der ſich in den höheren Regionen geltend machte, ſo ſehr verbittert und verwirrt, daß Unwille an die Stelle der Ueberlegung trat; das gemeine Volk fing alſo, ſtatt der Mahnung des Erzherzogs Folge zu leiſten, das Militair zu beſchimpfen an; als nun ein höherer Offizier von einem aus dem Fenſter niedergeſchleuderten Ziegelſteine getroffen niederſtürzte, feuerten die hinterſten Glieder, wie die Hofpartei behauptete, ohne alles Commando, in die Volksmenge. So viel ſteht feſt, daß der Erzherzog vielleicht der letzte Mann in Wien war, in deſſen Charakter ein ſo gefährlich-voreiliger Befehl begründet geweſen wäre. Der Pöbel, von fremden Emiſſären aufgeſtachelt, bezeichnete den Erzherzog als den Urheber des Blutbefehls. Wer die loyale Tapferkeit, den ritterlichen Sinn des Erzherzogs kannte, mußte, ohne auch nur einen Augenblick zu zaudern, die Unmöglichkeit einſehen; die Gegenwart des Erzherzogs war ganz im Gegentheil eine Bürgſchaft des friedlichen Vorganges. Das hinderte nicht, daß der Erzherzog die öffentliche Meinung gegen ſich hatte. Er gab ſein Commando ab, das Windiſchgrätz, als man einen Augenblick wirklich daran dachte, Gewalt anzuwenden, übernahm.

Der Erzherzog begab ſich zur italieniſchen Armee. Bei Novara hielt 1849 der Erzherzog mit d'Aſpre bis zur Ankunft der verſchiedenen Armeecorps, nur zwanzigtauſend Mann ſtark, den geſammten Streitkräften der Piemonteſen unter Chrzanowski Stand. Mit untadelhafter Umſicht und Beharrlichkeit traf er, eine echte Feldherrnnatur, mitten im Kugelregen alle Anordnungen und erwarb ſich durch Muth und Ausdauer, nächſt d'Aſpre, das größte Verdienſt um die Lorbeern dieſes Tages.

Ein ohne Vergleich mißlicherer Wirkungskreis wurde dem Erzherzog ſpäter in Ungarn eröffnet, wo ihn die Regierung als General-Gouverneur beſtallte. Der Erzherzog verhehlte ſich keinen Augenblick die Schwierigkeiten dieſer Sendung; trifft den Prinzen ein Tadel, ſo iſt es der einer übel verſtandenen Opferwilligkeit; der Erzherzog mußte eine unmögliche Stellung nie annehmen, und das iſt das Einzige, was die Feinde dem Prinzen vorzuwerfen haben. Waren aber die Würfel einmal gefallen, hatte der Erzherzog angenommen, ſo konnte er ſein Amt auch nicht beſſer, gerechter und hingebender verwalten, als er gethan.

Statt in Ungarn freie Hand zu haben, wie es unter den damaligen Umſtänden jedem Gouverneur, einem Erzherzog Statthalter aber unbedingt nothwendig war, fühlte ſich der Prinz allſeitig beengt; der ihm beigegebene Hofrath ſcheint mit der Wiener Regierung in unmittelbarer Beziehung geſtanden und mit geheimen Inſtruktionen ausgerüſtet geweſen zu ſein. Der Erzherzog, ein Mann voll Fähigkeiten, mußte, an Händen und Füßen gebunden, zuſehen, wie ſich die Zuſtände mit jedem Tag verſchlimmerten; ſeine Vorſtellungen waren vergeblich, ſein Rath wurde gering geachtet — der Erzherzog legte ſeine Stelle nieder.

Daß der Erzherzog trotz ſeiner ſchwierigen Stellung, die ihm nicht das geringſte Zugeſtändniß an Ungarn, das in jener Zeit mit etwas politiſchem Scharfblick und bei einiger Humanität leicht zu befriedigen geweſen wäre, zu machen geſtattete, ſein Anſehen behauptete, ja, ſelbſt die Anhänglichkeit der Ungarn mit aus dem Lande fortnahm: das bewirkte einzig die perſönliche Liebenswürdigkeit des Fürſten, der kluge Takt, den er ſtets bewahrte, und die Muſterhaftigkeit des häuslichen Lebens, welches die Ungarn zu achten gezwungen waren.

Während des italieniſchen Krieges wurde der Erzherzog wiederholt mit Vertrauensſendungen nach Berlin beauftragt. Der Erzherzog wußte von nichts als dem buchſtäblichen Inhalt ſeines Auftrages. Er gehorchte als braver Soldat und kehrte, als er die Fruchtloſigkeit ſeines Aufenthaltes einſah, nach Wien, oder vielmehr nach der geliebten Weilburg nächſt Baden zurück. Als es dem Publikum einleuchtete, daß die Hauptſchuld des Mißlingens aller Pläne an den Führern lag, da wandten ſich Aller Blicke auf den Sohn des großen Feldherrn der Franzoſenkriege, auf den Mann, welcher ſelbſt Bürgſchaften überlegener Talente geſtellt hatte. Der Erzherzog war mit keinem Commando betraut worden, während es von unfähigen Generälen in der Ebene der Lombardei wimmelte.

Der patriotiſche Zorn des Volkes hatte damals etwas Impoſantes; Wien grollte, die Monarchie war unwillig, nur Diejenigen, die auf den Untergang des Reiches ſpekulirten, theilten die Entzückungen der verblendeten Miniſter und großprahleriſchen Generäle.

Der Erzherzog, ſo heißt es, ſaß unzufrieden in ſeinem Eden, ſeinem hellen Blick konnte die nächſte Zukunft kein Räthſel ſein, er muthmaßte die furchtbaren Niederlagen; was er aber nicht muthmaßte, auch in Berlin nicht von ferne ahnte, war der plötzliche, wie vom Himmel gefallene Friedensſchluß von Villafranca.*)

Die ſchildgetragenen deutſchen Könige.

Unſer Volk liebte es in den älteſten Zeiten, wichtige Acte und Ereigniſſe des öffentlichen und häuslichen Lebens unter Anwendung ſinnlich lebendiger Formen zu begehen. Hochwichtig für das geſammte Volk waren Königswahl und Antritt des gewählten oder erblichen Königs in ſeiner neuen Würde. War der neue König in öffentlicher Verſammlung unter freiem Himmel gewählt, ſo hoben ihn die Volksgenoſſen auf einen Schild und trugen ihn dreimal in der verſammelten Menge umher, auf daß ihn alles Volk ſehe, und dieſes giebt durch Zuſammenſchlagen der Hände und lautes Zurufen ſeinen Beifall zu erkennen. So meldet es die Geſchichte von den älteſten deutſchen Männern, den Gothen, Longobarden und Franken. Nach und nach hörte dieſer Brauch auf, indem unter dem Einfluß der chriſtlichen Kirche an Stelle deſſelben die Salbung trat. Doch erhielt ſich noch längere Zeit die öffentliche Begrüßung und Anerkennung des neugewählten Königs. Als König Heinrich I. die dargebotene Krone angenommen und öffentlich zum Volke geredet hatte, erhob die Menge die Rechte zum Himmel und ließ den neuen König mit kräftigem Ruf zu wiederholten Malen hoch leben. Und als der Erzbiſchof den erwählten König Otto I. in der Kirche zu Aachen allem Volke zeigte, ſprach er: Wenn euch dieſe Wahl gefällt, ſo beweiſt es, indem ihr die Rechte zum Himmel erhebt. Darauf erhob alles Volk die Rechte in die Höhe und wünſchte dem neuen Gebieter unter gewaltigem Geſchrei Heil und Segen. — Die friſchen, kräftigen Formen der alten Zeit ſind geſchwunden, — es liegt in der nothwendigen Entwickelung der Dinge. Was aber ewig ſeine Geltung behalten wird, iſt die unlösliche Verknüpfung des ächten im Rechte waltenden Königthums und des geſunden, unter dem Königthum gedeihenden Volkslebens. Wilhelm I. iſt der Träger eines ſolchen Königthums, und wenn er nach ſeiner zweiten Hauptſtadt gegangen iſt und dort vor den Abgeordneten des geſammten Volkes ſich die Krone ſeiner Vorfahren aufs Haupt geſetzt hat, und wenn ihn dort jubelnder Zuruf begrüßte, ſo beweiſt dies, daß er allem Volke im beſten Sinn des Wortes ein ſchildgetragener König iſt.

G. B.

* * *

---

*) Man erzählte ſich in Berlin, Wrangel habe dem Erzherzoge in ſeiner Wohnung zu Berlin geſagt: „Wie aber, wenn Preußen Oeſterreich Hülfe zuſagt und Napoleon verſtändigt ſich dann ſofort mit Oeſterreich?“ Der Erzherzog habe geantwortet: „Ich ſetze meinen Kopf zum Pfande, daß Oeſterreich auf eine ſolche Verſtändigung nicht eingeht.“ Gleich darauf habe Wrangel auf der Straße die Nachricht vom Frieden zu Villafranca erhalten, ſei wieder zum Erzherzoge zurückgekehrt und habe die Mittheilung davon mit den Worten eingeleitet: „Ich bitte mir Ihren Kopf aus!“ Der Herausg.

Der Rheinbund.

Von Dr. Guſtav Beitz.

Wenn wir im Folgenden unſere Blicke auf die unſtreitig traurigſte und ſchmachvollſte Epoche unſerer Geſchichte richten, ſo geſchieht es freilich nicht, um durch neue Mittheilungen den Eindruck zu erhöhen, den das Gemälde unſerer tiefſten Erniedrigung auf jedes deutſche Gemüth hervorbringt. Aber es giebt nicht einen zweiten Abſchnitt der deutſchen Reichsgeſchichte, der uns tiefer das Grundübel der nationalen und politiſchen Schwäche Deutſchlands erkennen lehrte, keinen, der durch die Schauſtellung unſerer Gebrechen und durch die thatſächliche Hinweiſung auf das, was Noth thut, lebhafter unſern Haß und unſere Liebe in vaterländiſchen Dingen erweckte.

Trotz der erſchütternden Kataſtrophen, die ſeit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis zum erſten Jahrzehnt des gegenwärtigen über die deutſchen Länder hereinbrachen, iſt Deutſchland durch die innerſte Lebenskraft ſeiner Völker vom wirklichen Untergange gerettet worden; unſer Name iſt nicht ausgelöſcht in der Reihe der ſelbſtſtändigen Nationen, wir haben den Tod des Reiches überlebt, wir haben Nationalität und Freiheit durch einen Kampf, der unſere Lebensfähigkeit und unſere Zukunft verbürgte, wieder errungen. Deutſchland hat von da an eine neue Entwickelung begonnen, die nach Form und Inhalt von aller frühern charakteriſtiſch verſchieden iſt. Gleichwohl ſind die Grundzüge unſerer germaniſchen Natur dieſelben geblieben, wie vor Jahrhunderten, ja, weil wir uns ihrer Kraft und Hoheit in und nach der Zeit unſeres Unglücks bewußter geworden ſind und wir erprobt haben, daß dieſe Natur, wie ſie uns zu Falle gebracht, auch wieder errettet hat von Tod und Verderben, haben wir mehr, als je geſchehen, den Sinn für unſere geſchichtlich überlieferte Eigenthümlichkeit geweckt und gebildet, um zu erkennen, welche Seiten unſeres Weſens wir kraftvoll herauszukehren haben, um eine würdige, unſerer geſchichtlichen Aufgabe entſprechende Machtſtellung unter den Völkern Europas einzunehmen. Dieſe Erkenntniß zu vertiefen und zu befeſtigen, können wir nicht oft, nicht ernſt genug in eine Zeit zurückblicken, wo Tod und Leben des deutſchen Volkes mit einander gerungen, wo Schmach und Elend über Deutſchland kam und kommen mußte, um das Verlangen nach Wiederherſtellung der ſchon längſt verlorenen nationalen Ehre zu entzünden und die edleren Kräfte der Nation wachzurufen.

Der Rheinbund war das letzte Ergebniß einer politiſchen Entwickelung, die mit dem weſtphäliſchen Frieden, als ihrem Ausgangspunkt, begonnen hatte. Dieſer Friede hatte die kaiſerliche Gewalt zu einer inhaltsloſen Würde herabgedrückt, hatte den deutſchen Fürſten Landeshoheit zugeſprochen, die Zahl der einzelnen politiſchen Exiſtenzen, die zur Beſchickung des Reichstags berechtigt waren, beträchtlich vermehrt, endlich den Schwerpunkt der Reichsgewalt in den Reichstag gelegt, einen politiſchen Körper, der eben durch die Vermehrung der ſtimmberechtigten Glieder, wie durch ſeine ganze Organiſation ſchwerfällig geworden war, daß ſeine unfruchtbare Thätigkeit alle Bedeutung für die Nation verlor. Wie ſehr das Band, welches das Reich und ſeine Glieder umſchlang, gelockert ward, zeigt jener übel berufene Artikel, der den einzelnen Reichsgebieten ausdrücklich das Recht zuerkennt, ſelbſtſtändig Krieg und Frieden zu machen und völkerrechtliche Bündniſſe zu ſchließen. Es war eine verhängnißvolle Beſtimmung, wie die fernere Geſchichte offenbaren ſollte.

Die Schwächung des Reiches in ſeinen wichtigſten Organen hatte das Uebergewicht des weſtlichen Nachbars und ſeine verſteckte, wie ſeine gewaltthätige Einmiſchung in die innern deutſchen Angelegenheiten zur Folge. So beginnt ſeit dem Frieden von 1648 ein allmäliches Abſterben des deutſchen Reichs; alles nationale Leben verödete, Selbſtvertrauen und Ehrgefühl verloren ſich aus dem Herzen des deutſchen Volkes. Die großen und herrlichen Erſcheinungen der Folgezeit, vor Allem Friedrich der Große, der trotz aller franzöſiſchen Bildung ein Mann von ächt deutſcher Art, ein wahrhaft deutſcher König, durch ſeine unwiderſtehliche Thatkraft die Nation aus ihrer dumpfen Ruhe aufrüttelte, ſie einmal wieder zur Bewunderung längſt entbehrter Größe hinriß und ſie dadurch wieder mit Selbſtvertrauen erfüllte, waren nicht aus dem trägen und müden Geiſte des deutſchen Reichslebens hervorgegangen. Friedrichs Heldenthaten waren vielmehr feindliche Stöße wider den altehrwürdigen Reichskörper; Niemand hat entſchiedener und gewaltſamer den Beſtand der ausgelebten Reichsverfaſſung erſchüttert, als dieſer preußiſche König. Nun iſt es in den Beziehungen Friedrichs zum deutſchen Reiche doch ein beachtenswerthes Symptom, daß dieſer Fürſt zwei Jahre vor ſeinem Tode mit allem Nachdruck und dem Feuer eines jugendlichen Eifers eine Verbindung Preußens mit den kleinern deutſchen Staaten anſtrebte zum Schutze der Reichsverfaſſung. Dieſer zunächſt gegen die ehrgeizigen Pläne des Kaiſers Joſeph im Jahre 1785 errichtete deutſche Fürſtenbund hat freilich eine weitgreifende Wirkſamkeit nicht ausgeübt, aber es erwies ſich daraus ſchon damals, daß der Grundtrieb unſerer Geſchichte nicht auf die abſolute Zerſetzung des großen deutſchen Stammes, nicht auf die iſolirte ſelbſtſtändige Entwicklung ſeiner einzelnen Glieder hinzielt. Die Verſuche, die Zwecke jener Union zu Gunſten eines neuen Nationalgeiſtes zu erweitern, verkümmerten bei der tief gewurzelten Gleichgültigkeit gegen derlei allgemeine Intereſſen. Freilich konnte der Bund nur dann eine Zukunft haben, wenn er die unglückſelige Reichsverfaſſung nicht zu erhalten, ſondern vielmehr in der rechten Weiſe umzubilden bezweckte.

Der Fürſtenbund ward bald unter den Stürmen des folgenden Jahrzehnts vergeſſen. Unter furchtbar veränderten Verhältniſſen kam man im Jahre 1806 auf den Gedanken einer norddeutſchen Union zurück, — es war zu ſpät; es ſollte uns die herbe Erfahrung nicht erſpart werden, wohin es mit Deutſchland kommt, wenn ſeine einzelnen Glieder die Solidarität ihrer Intereſſen verleugnen, das Bewußtſein ihrer Zuſammengehörigkeit erſticken und einem frevelhaften Particularismus ſich hingeben.

Die feindlichen Beziehungen, in welche in Folge der franzöſiſchen Revolution das deutſche Reich zu dem ſturmbewegten Nachbarlande trat, trieb die durch und durch ungeſunde Entwickelung der deutſchen Reichszuſtände zu ihrem Höhenpunkte. Dieſe ſeit 1792 begonnenen Kämpfe der deutſchen Mächte gegen Frankreich ſtellen ein Drama dar, von dem jeder Act mit einer Demüthigung und Erniedrigung Deutſchlands, der letzte mit der Auflöſung des deutſchen Reichs endete. Es war in jedem Falle ein ſchlimmes Zeichen für den Geiſt, der in den deutſchen Verhältniſſen herrſchte, daß in dem Baſeler Frieden 1795 Preußen ſich von der Theilnahme an dieſem Kriege losſagte und von dem Feinde Neutralität erlangte. In dem einen Theile des Reiches ſah man alſo im Genuſſe eines geſicherten Friedens zu, wie in dem andern Theile die Kriegsfurien wütheten und die Stammgenoſſen durch die Greuelthaten eines übermüthigen Feindes in die ſchwerſte Bedrängniß verſetzt wurden. Inzwiſchen erſchien jener außerordentliche Mann auf dem Schauplatz, in deſſen Händen das Geſchick Europas auf lange Zeit ruhen ſollte. Er hatte auch ſeine Miſſion für Deutſchland. Alles Ungeſunde, was die kosmopolitiſche Bildung im deutſchen Leben groß gezogen und gepflegt hatte, mußte an das helle Tageslicht treten; dieſer weltbürgerliche Geiſt mußte die Sphäre ſeiner gemüthlich behaglichen Exiſtenz verlaſſen, um ſich in den großen Welthändeln, in denen es ſich um Sein oder Nichtſein handelte, zu erproben, vielmehr, um hier die ganze Haltloſigkeit und Unwahrheit dieſer Bildungsart in furchtbarer Weiſe an den Tag zu legen. Bonaparte war berufen, dieſe Kriſis herbeizuführen; er hat hierdurch, natürlich, ohne es zu wollen, den geſunden Kräften und dem beſſern Geiſte der deutſchen Nation Raum geſchafft.

Die glänzenden Erfolge, die der franzöſiſche General über die deutſchen Waffen davon trug, erhielten zunächſt ihren Abſchluß in dem folgenreichen, verhängnißvollen Frieden zu Lüneville (9. Februar 1801). Hier ward das linke Rheinufer, ſchon ſeit Jahren von franzöſiſchen Armeen beſetzt und gebrangſalt, vom deutſchen Reiche als Eigenthum der franzöſiſchen Republik anerkannt. Kein Laut der Klage und des Schmerzes ließ ſich aus dieſen Landen vernehmen, als ſie von dem Reiche, dem ſie durch Abſtammung, Sprache, Sitte und Geſchichte ſeit einem Jahrtauſend angehörten, losgeriſſen wurden. Sie hatten nur zu ſehr an ſich ſelbſt die klägliche Unbehülflichkeit des Reichskörpers, wie den ſchnöden Sondergeiſt deutſcher Fürſten und Stämme erfahren. Dazu die geiſtliche und weltliche Kleinſtaaterei, unter der die Bevölkerung geiſtig und materiell verkommen und der ſie nun unter dem Schirm einer einheitlichen Macht von dreißig Millionen enthoben war. Alles dies und nicht von vorn herein die franzöſiſchen Doctrinen von 1789 haben damals hier in den Rheinlanden die Herzen dem deutſchen Weſen entfremdet.

Unheilvoll aber ward beſonders der ſiebente Lüneviller Artikel, nach welchem den durch die Abtretung des linken Rheinufers außer Beſitz geſetzten weltlichen Fürſten eine Entſchädigung im Schoße des Reiches gewährt werden ſollte. Dieſe Entſchädigungen fanden vorzugsweiſe auf Koſten der geiſtlichen Territorien ſtatt. Eine noch im Jahre 1801 vom Reichstage zu Regensburg gewählte Deputation ward mit der Vollführung dieſes Geſchäfts betraut.

Doch war es Deutſchland bei ſeiner troſtloſen Ohnmacht und Zerriſſenheit nicht vergönnt, nach eigenem Willen über ſeine Gebiete zum Behuf der Entſchädigung zu verfügen. Nicht in Regensburg, ſondern in Paris lag die Entſcheidung über dieſe Angelegenheit. Frankreich und Rußland, beide im Bunde, hatten nicht bloß im Geheimen ihre Hand im Spiele, ſondern offen und in unverhohlen drohender Haltung ſetzten ſie die Annahme des von ihnen beliebten Entſchädigungsplanes durch. Im ſogenannten Reichsdeputationshauptſchluß vom Jahre 1803 erhielt das Entſchädigungswerk endlich ſeinen Abſchluß. Es war die revolutionärſte Umgeſtaltung des deutſchen Reiches, die ſich denken ließ, mit unerhörtem Frevel gegen alles Recht und alle Geſchichte zu Stande gebracht. Das Schlimmſte aber war, daß die ſittliche Verſunkenheit der deutſchen Nation und ihrer Vertreter und der Mangel an aller Nationalehre durch ſerviles Entgegenkommen und durch die niedrigſte Gewinn- und Länderſucht ſich in ſchamloſer Weiſe den franzöſiſchen Machthabern in Paris enthüllte. Bonaparte lernte hier die Wege kennen, die er einzuſchlagen habe, um Deutſchland von ſich abhängig zu machen. Die großen, wie die kleinen Reichsſtände beeilten ſich, auf jede Weiſe und durch jedes, auch das unwürdigſte Mittel die Gunſt des allmächtigen Herrn v. Talleyrand und ſeiner Unterbeamten zu erlangen, denn jeder wollte für das Verlorene nicht bloß Erſatz, ſondern wo möglich doppelte und dreifache Entſchädigung, natürlich auf Koſten der Mitſtände. Um ſich bei den einflußreichen Cirkeln in Paris beliebt zu machen, tanzten und muſicirten die deutſchen Reichsbarone, ſpielten Plumpſack und blinde Kuh. Alles ſuchte namentlich in Herrn Talleyrand's Haus Zutritt, wo ein verzärteltes Pflegekind und ein Schoßhündchen von den deutſchen Geſandten mit der größten Aufmerkſamkeit behandelt wurden. Man tändelte mit dem Kinde und war beſorgt, ob es auch bemerkt würde; man trug das Schoßhündchen von einer Stelle zur andern. Hans v. Gagern, der Vertreter Naſſaus in Paris, der uns dies Alles aufrichtig genug erzählt, rühmt ſich, daß er dieſe altdeutſche Strafe des Hundetragens doch nicht erlitten habe. Das wirkſamſte Mittel freilich, ſich bei dieſer Ländervertheilung einen gewinnreichen Antheil zu ſichern, war Geld. Ungeheure Summen wurden dem Herrn v. Talleyrand in's Haus geliefert; Heſſen-Darmſtadt verſprach eine Million, Würtemberg ſandte ſeine Summen centnerweiſe, Baden zahlte 6000 Louisd'or an die Franzoſen, Wittgenſtein 2000 u. ſ. f.; auch die Reichsſtädte blieben nicht zurück. Wer dieſe Mittel verſchmähte oder knauſerte, mußte es ſchwer büßen. Ein Unterbeamter im Miniſterium, Jacob Mathieu aus Straßburg, der die deutſchen Sachen zu bearbeiten hatte und in deſſen enger Dachſtube die deutſchen Reichslande zerſchnitten wurden, ward gleichfalls mit Gunſtbezeugungen und Geld bedacht. Hans v. Gagern, der ſeine Bekanntſchaft auf das Eifrigſte kultivirte, verſichert, ihm mehr als einmal bei vertraulichen Gaſtmählern geſagt zu haben: „Herr, Sie werden reich werden, denn Jeder wird ſich beeilen, Ihnen ſeine Erkenntlichkeit zu zeigen!"

Es iſt nicht überflüſſig, an dieſe Vorgänge der Jahre 1801, 1802 und 1803 zu erinnern, denn damals knüpfen ſich die erſten Fäden eines Einverſtändniſſes zwiſchen Frankreich und den ſüd- und weſtdeutſchen Staaten an, das ſehr bald in dem Rheinbunde ſeinen Ausdruck erhielt. Jetzt ward die Saat geſäet, die 1805 und 1806 üppig genug aufging. Die deutſchen Regierungen ſelbſt und ihre Vertreter in Paris hatten die Saat geſtreut; ſie hatten ſich herbeigelaſſen, mit den Feinden des Reichs am eignen Vaterlande das ſchreiendſte Unrecht zu begehen, das Recht zu brechen um ſchnöden Gewinnes willen; ſie hatten Treu und Glauben in der Nation erſchüttert, ſie hatten durch die Nachahmung franzöſiſcher Gewaltmaßregeln ein böſes Beiſpiel gegeben, — was war da von der Zukunft zu erwarten?

Der Lüneviller Friede und der Reichsdeputationshauptſchluß haben das deutſche Reich in Trümmer zerſchlagen. Mit frivolem und gewaltthätigem Sinn wurden geſchichtlich zuſammengehörige Landestheile auseinander geriſſen, ſämmtliche geiſtliche Fürſtenthümer aufgehoben, außer dem Kurfürſtenthum Mainz, mehr denn vierzig Reichsſtädte unter fürſtliche Souverainetät gethan, Reichsgrafen und Ritter ihrer Reichsunmittelbarkeit beraubt u. ſ. w., und dies Alles durch den Willen ausländiſcher Mächte, auch nicht im Geiſte reformirender Beſtrebungen, deren die morſche Reichsverfaſſung längſt bedürftig war, ſondern in niedrigem Egoismus.

Die ſüd- und weſtdeutſchen Staaten hatten durch die Entſchädigungen reichlich gewonnen. Baden, Würtemberg und Heſſen-Kaſſel erhielten außerdem den Churhut, eine Würde, die bei dem dermaligen Zuſtande des Reichs ihre alte Bedeutung vollſtändig verloren hatte. Dieſe Rangerhöhung diente nur dazu, die Regierungen dieſer Länder enger an Frankreich zu knüpfen, dem man die neue Würde verdankte.

Es war im September 1804, als Napoleon am linken Rheinufer erſchien und hier den ganzen Pomp ſeines neugeſchaffenen Kaiſerthums entfaltete. In der ſchmachvollſten Weiſe wetteiferten in Köln und Mainz die deutſchen Bürger in Darbringung ſerviler Huldigungen. In Köln ſpannten die Bürger die Pferde aus und zogen den Wagen des Kaiſers mit eigenen Händen nach ſeinem Palaſte. Die ſüddeutſchen Fürſten, die Diplomatie und ein großer Theil des hohen deutſchen Adels fanden ſich wie zur Revue vor dem neuen Imperator ein. Möglich, daß hier in Mainz mit den künftigen Rheinbundsfürſten wegen Errichtung eines franzöſiſch-deutſchen Bundes mündlich verhandelt ward, doch ward noch nichts Beſtimmtes verabredet.

Als der franzöſiſche Kaiſer im Jahre 1805 gegen Oeſterreich den Krieg vorbereitete, wußte er ſich zeitig genug die Mitwirkung der ſüdweſtlichen deutſchen Staaten zu ſichern. Baden, Würtemberg und Baiern ſtellten anſehnliche Contingente zu der franzöſiſchen Armee, die zu einem Kampfe wider das Oberhaupt des deutſchen Reiches ausrücken ſollte. Wie ſchwer und widerwillig war man ſonſt dem Aufgebot des Reichstags nachgekommen, wenn es ſich um Abwehr von Reichsfeinden handelte! Und nun brachte man in kürzeſter

Friſt auf Andringen der gefährlichſten Reichsfeinde bedeutende Mannſchaften zuſammen, um eben dieſen ſelbſt wider die eigenen Stammgenoſſen zu helfen!

Die Schlacht bei Auſterlitz beugte Oeſterreich unter die harten Friedensartikel von Preßburg. Es verlor 1140 Quadratmeilen. Mit den abgetretenen Ländern wurden die deutſchen Verbündeten des franzöſiſchen Kaiſers belohnt; außerdem wurde den Kurfürſten von Baiern und Würtemberg die Königskrone verliehen; beide Könige und der Kurfürſt von Baden ſollten in allen ihren Landen „der vollen Souverainetät und aller daraus fließenden Rechte" genießen, ganz ſo wie der Kaiſer von Oeſterreich und der König von Preußen in ihren deutſchen Landen.

Man ſieht, das deutſche Reich war bereits thatſächlich zerfallen. Es hing nur von der Laune des franzöſiſchen Despoten ab, die Trümmerhaufen des alten Gebäudes in dieſer oder jener Art für ſeine Zwecke zu verwenden.

Es war im Frühling des Jahres 1806, als ſonderbare Gerüchte von außerordentlichen Dingen, die in Paris betrieben würden, nach Deutſchland gelangten. Auch zu Herrn v. Gagern, der nach Beendigung des Entſchädigungswerkes Paris verlaſſen hatte, war ſolche räthſelhafte Kunde gelangt. Er begab ſich ſofort nach Paris, um das Intereſſe des Hauſes Naſſau wahrzunehmen.

Von allen Seiten ſtrömte man von den deutſchen Höfen nach Paris, um die bedrohte Exiſtenz zu retten, oder bei dem ſchamloſen Länderhandel, der bereits im Gange war, ſich ſeinen Vortheil zu ſichern. Denn wie der Lüneviller Friede die Säculariſationen hervorgerufen hatte, betrieb man jetzt in den geheimen Verhandlungen, die zwiſchen den ſüddeutſchen Staaten Baiern, Würtemberg, Baden und dem Kaiſer Napoleon ſtattfanden, die Mediatiſirungen. Wiederum ſehen wir daſſelbe ekelhafte Schauſpiel, wie in den Jahren 1802 und 1803. Die Vertreter deutſcher Mächte, längſt an Unterwürfigkeit gegen die Franzoſen und an feiges Aufgeben der heiligſten Nationalrechte gewöhnt, buhlten um die Gunſt der mächtigen Herren in Paris, ſchmeichelten, intriguirten und beſtachen, um auf Koſten gleichberechtigter Mitſtände ſich mit einigen Quadratmeilen deutſchen Landes aus dem allgemeinen Raube zu bereichern. Wieder wanderten bedeutende Summen deutſchen Geldes nach Paris. Nach dem Ausdruck eines Franzoſen (Montgaillard) wurden die diplomatiſchen Geſchenke wie Börſengeſchäfte verhandelt. So mußte ein deutſcher Fürſt, über dem das Damoklesſchwert der Mediatiſirung hing, um ſich zu retten, einem der franzöſiſchen Machthaber 200,000 Flaſchen Champagner um ungewöhnlich hohen Preis abkaufen. Der Herzog von Mecklenburg ſchützte ſich mit 120,000 Friedrichsd'or vor einer Mediatiſirung, doch wurden ihm in Folge des ruſſiſchen Einfluſſes ſpäter zwei Drittel erlaſſen.

Im franzöſiſchen Miniſterium war damals ein Unterbeamter, Namens Labesnardière, dem die Bearbeitung der deutſchen Angelegenheiten oblag. Er war jedoch dieſer complicirten Verhältniſſe wenig kundig und daher genöthigt, ſich Raths zu erholen bei dem achtzigjährigen, in deutſchen Sachen ſehr erfahrenen Pfeffel, dem ehemaligen jurisconsulte du Roi aus den Zeiten Ludwigs XVI. Herr v. Talleyrand hatte dieſen Emigranten ſchon vor längerer Zeit zurückrufen laſſen, und Gagern, der ihn von früher kannte, ſuchte ihn jetzt häufig auf, um von dem Gange der neuen Projecte zu hören. Hier in der Wohnung Pfeffels, in einer engen Kammer in der Rue de Grenelle, ſind die Grundzüge der rheiniſchen Bundesacte entworfen. Es geſchah nicht ſelten, daß Gagern die enge Kammer durch die Hinterthür verließ, wenn Labesnardière gemeldet wurde. Von Pfeffels Hand erhielt Gagern einſt ein Billet, das erſte — geſchriebene, was über den rheiniſchen Bund zum Vorſchein gekommen iſt; es enthält bereits die weſentlichſten Beſtimmungen der ſpäter officiell veröffentlichten Bundesacte.

Einſt — es war in der Nacht vom 6. auf den 7. Juli 1806 — war Geſellſchaft bei Herrn v. Talleyrand. Da nahm dieſer den Herrn v. Gagern in ſein Cabinet und las ihm die Acte vor. Aehnliches war kurz zuvor mit einigen andern deutſchen Geſandten vorgenommen. Die ganze Mittheilung geſchah in einer Weiſe, die einen Widerſpruch oder ein Ablehnen nicht aufkommen ließ. Gagern wenigſtens bemerkt: „Es iſt wohl nicht dem mindeſten Zweifel unterworfen, daß die leiſeſte Weigerung, in den Bund zu treten, das Verdammungs- und Mediatiſirungs-Urtheil gegen das Naſſauiſche Haus würde zur Folge gehabt haben.“

Am 12. Juli 1806 ward der rheiniſche Bund zu Paris geſchloſſen, am 17. Juli zu St. Cloud ratifizirt. Die Errichtung dieſes Bundes war die Frucht einer von Deutſchen ſelbſt geſtreuten Saat, der Rheinbund war die faſt nothwendige Conſequenz der vorausgegangenen Entwickelung des öffentlichen Geiſtes in Deutſchland. Man hatte ſich längſt an dem Heiligſten der Nation verſündigt, man hatte ſich ſchon ſeit einigen Jahren redlich bemüht, die ganze franzöſiſche Verwaltungs- und Polizei-Maſchinerie auf deutſchen Boden zu verpflanzen, was Wunder, daß nun dieſe franzöſiſch zugeſtutzten Staaten ſich von dem mächtigen Imperator, als ihrem gnädigen Protector, einreihen ließen in ſeine Univerſalmonarchie, in der ſie nicht mehr bedeuteten, als die Präfecturen Frankreichs! Zwar hatten ſie ihre eigenen Fürſten, aber dieſe waren eben nur dienſtergebene Präfecten, Vaſallen des franzöſiſchen Oberlehnsherrn.

Die Glieder des Bundes waren: die Könige von Baiern und von Würtemberg, der Kurfürſt Reichserzkanzler und Kurfürſt von Baden, der Herzog von Berg und Cleve, der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, die Fürſten von Naſſau-Uſingen und Weilburg, von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, von Iſenburg-Birſtein, der Herzog von Arenberg, der Fürſt von Lichtenſtein und der Graf von der Leyen. Das Herzogthum Cleve-Berg war erſt ſeit einigen Monaten gebildet und einem franzöſiſchen Reitergeneral und Schwager des Kaiſers Napoleon, dem Prinzen Murat, verliehen worden. Hier und da ward man wohl inne, welcher Schimpf damit dem deutſchen Reiche angethan war, daß ihm dieſer ausländiſche Abenteurer als Reichsfürſt aufgedrungen ward. Aber man wußte bereits in Paris, was man den Deutſchen bieten konnte.

Als Grund des Vertrages war angegeben: „durch angemeſſene Anordnungen den innern und äußern Frieden des ſüdlichen Deutſchlands zu ſichern, da daſſelbe nach langer und ganz neuerlicher Erfahrung keine Art von Garantie mehr in der Conſtitution Deutſchlands finden könnte.“ „Die Staaten der Verbündeten ſollen für immer vom Gebiete des deutſchen Reichs getrennt bleiben und durch eine beſondere Einigung unter dem Namen: Rheiniſche Bundesſtaaten, verbunden werden.“ Alle die Verbündeten betreffenden Reichsgeſetze wurden für nichtig erklärt und außer Wirkſamkeit geſetzt, daher die Bundesglieder auf alle Titel Verzicht leiſteten, welche irgend ein Verhältniß zum deutſchen Reiche ausdrückten.

Der franzöſiſche Kaiſer, der zu ſeinen Zwecken den Bund geſtiftet und als „Protector“ deſſelben die eigentlich beſtimmende Macht in demſelben ward, belohnte mit freigebiger Hand die einzelnen Bundesglieder, die ſich als ſo brauchbare Werkzeuge ſeines Willens erwieſen hatten, mit Titeln und Würden. Der Kurfürſt Reichserzkanzler erhielt den Titel: „Fürſt Primas.“ Der Träger dieſer Würde war der bekannte Karl Theodor v. Dalberg, der ächte Typus für die deutſche Bildung jener Tage: enthuſiaſtiſch den Intereſſen der Kunſt und Wiſſenſchaft hingegeben, fein und hochgebildet, aber von ſchmachvoller Characterloſigkeit, die ihn alle Stadien deutſcher Erniedrigung mit hohlen, lügneriſchen Phraſen übertünchen ließ. Er hat den napoleoniſchen Tendenzen, ſo viel er konnte, Vorſchub geleiſtet, um vor Allem ſich und ſeine Exiſtenz zu retten. — Der Kurfürſt von Baden, der Herzog von Berg und Kleve und der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt nahmen den Titel „Großherzog“ an.

Sie ſollten königliche Rechte, Ehren und Vorzüge genießen. Das Haupt des Hauſes Naſſau erhielt den Titel „Herzog", der Graf von der Leyen den des „Fürſten."

Wie der Bund aus Treuloſigkeit und Verrath hervorgegangen war, ſo zeigte auch die Bundesacte den Stempel wälſchen Trugs. So handelten mehrere Artikel derſelben von einer Bundesverſammlung, die zu Frankfurt ihren Sitz haben und in zwei Kollegien, das der Könige und das der Fürſten, zerfallen ſollte. Alle gemeinſchaftlichen Angelegenheiten ſollten hier verhandelt, alle Streitigkeiten zwiſchen den Bundesgenoſſen hier entſchieden werden. Der Zeitpunkt des Zuſammentritts dieſer Bundesverſammlung, die Art der Zuſammenberufung, die Gegenſtände ihrer Berathung und Anderes, ſollten in einem Grundſtatut beſtimmt werden, welches der Fürſt Primas einen Monat nach der zu Regensburg am Reichstage geſchehenen Bekanntmachung dieſes Vertrages den verbündeten Staaten zur Genehmigung vorlegen ſollte. Keine dieſer Beſtimmungen iſt je ins Leben getreten. —

Die verbündeten Fürſten ſollten unabhängig ſein von jeder dem Bunde fremden Macht; ſie durften nirgendwo Dienſte irgend einer Art nehmen, als in den Staaten der Bundesgenoſſen oder den mit dem Bunde verbündeten Staaten. Im Sinne dieſes Artikels waren alſo die außerhalb des Bundes ſtehenden deutſchen Staaten, wie Preußen und Oeſterreich, fremde Mächte, wogegen Frankreich als verbündete Macht den vollgültigſten Anſpruch auf die Hülfsleiſtungen der Bundesgenoſſen hatte!

Napoleon, als Protector des Bundes, hatte das Recht, über die Aufnahme neuer Mitglieder zu entſcheiden, bei einem drohenden Kriege die Rüſtungen anzuordnen und nach dem Tode des jedesmaligen Fürſt Primas deſſen Nachfolger zu ernennen.

Tief eingreifend waren dann die zum Behuf der Abrundung und Vergrößerung der Rheinbundſtaaten vorgenommenen Gebietsveränderungen. Tauſch und gegenſeitige Abtretungen, vor Allem aber Mediatiſirungen waren in der umfaſſendſten und rückſichtsloſeſten Weiſe vorgenommen. Mit derſelben revolutionären Gewaltthätigkeit, wie einige Jahre zuvor bei den Säculariſationen, wurde eine ganze Anzahl weltlicher Reichsſtände durch einen Federſtrich beſeitigt und ihr Gebiet den begünſtigten Bundesſtaaten einverleibt. Viele von jenen hatten es verabſäumt, Gunſt und Protection in Paris zu ſuchen, Manchen mochten die Summen fehlen, die erforderlich waren, das Wohlwollen der pariſer Staatsmänner zu gewinnen. Mehr als 550 Quadratmeilen mit 1,200,000 Seelen wurden auf dieſe Weiſe eingezogen. —

Die Souverainetätsrechte der Rheinbundsfürſten beſtanden in der Geſetzgebung, der oberſten Gerichtsbarkeit, der höhern Polizei, der Conſcription und dem Rechte der Auflagen.

Es war nach alle dem, was wir von der Entſtehung des Bundes wiſſen, ganz natürlich, daß die Rheinbundſtaaten in ihren Beziehungen nach Außen ausſchließlich durch die napoleoniſche Politik beſtimmt wurden. Es heißt daher ausdrücklich, daß jeder continentale Krieg, in welchen einer der contrahirenden Theile verwickelt würde, ſofort allen übrigen gemeinſchaftlich ſein ſollte. Das Contingent, das jeder Bundesfürſt zu ſtellen hatte, war in der Acte ſelbſt angegeben. —

Das alſo war das Werk, das zur Schmach des deutſchen Stammes von einheimiſchen Fürſten unter dem beſtimmenden Einfluſſe eines fremden Despoten aufgerichtet ward! Wohl mit Recht nannte Friedrich Gentz dieſe Acte eine „Schimpf- und Spottconſtitution, gebildet aus drei köſtlichen Beſtandtheilen, einem Sclavenvolke unter einem doppelten Herrn, Despoten in erſter Potenz, ſelbſt Sclaven eines höhern Gebieters, und einem ſelbſtgeſchaffenen, Alles verſchlingenden Oberdespoten."

Nach dem dritten Artikel der Bundesacte ſollte die Trennung der Rheinbundsfürſten vom Reiche am 1. Auguſt der Reichsverſammlung mitgetheilt werden. Die betheiligten Fürſten und der franzöſiſche Kaiſer gaben an dem genannten Tage ihre Erklärungen an den Regensburger Reichstag ab, daß ſie durch die Errichtung des neuen Bundes fortan das deutſche

Reich als aufgelöſt betrachteten. Von beiden Seiten ward die deutſche Reichsverfaſſung einer Kritik unterzogen, ihre Unzulänglichkeit und Verfallenheit nachgewieſen und daraus die Nothwendigkeit eines neuen Bundes unter der Garantie einer bedeutenden Schutzmacht deducirt. Die Rheinbundsfürſten entblödeten ſich nicht, in der Erklärung, die ihre Geſandten zu geben hatten, auszuſprechen, daß die Abſichten jenes Monarchen, in deſſen mächtigen Schutz ſie ſich begeben, ſich ſtets mit dem wahren Intereſſe Deutſchlands übereinſtimmend gezeigt hätten.

Es blieb nun noch übrig, daß auch das Reichsoberhaupt ſich dieſen Vorgängen gegenüber erklärte. Dieſe Erklärung ließ nicht lange auf ſich warten. In einer Acte vom 6. Auguſt entſagte Franz II. der deutſchen Kaiſerwürde und entließ alle Stände des Reiches aus den Pflichten, die ſie bisher gegen das Reichsoberhaupt gehabt. In förmlichem, nüchternem Amtsſtil war dieſe Mittheilung des letzten deutſchen Kaiſers abgefaßt. Sie ward faſt nur an die Vertreter der Rheinbundsfürſten gerichtet, denn faſt dieſe allein hatten ſich zum Reichstage und zur Beſtattung des deutſchen Reiches eingefunden. Ein tauſendjähriges Leben mit den herrlichſten und wundervollſten Erinnerungen, mit einer geſchichtlichen Vergangenheit ohne Gleichen ging hiermit zu Ende. Aber kein Gefühl des Schmerzes durchzuckte die Nation, als ſich die Nachricht hiervon verbreitete. Schon längſt waren Kaiſer und Reich dem Leben des Volkes entfremdet, beide waren ſchon ſeit langer Zeit keine Factoren mehr in der Entwicklung des deutſchen Geiſtes und der deutſchen Zuſtände. Man konnte in vieler Beziehung ſagen, daß das Große und Gute, das in der letzten Lebensperiode des Reiches geſchah, trotz Kaiſer und Reichsverfaſſung zu Stande gekommen war. Wo ſich eine Wirkſamkeit des Reichstages bemerklich machte, war es immer der Eindruck der Schwäche, der Hülfloſigkeit, der Halbheit, die ſein Gebahren auf die Nation hervorbringen mußte. In dem letzten Jahrzehnt war dies Alles in der grellſten Weiſe zu Tage gekommen. Die deutſchen Völker hatten ſich alſo längſt gewöhnt, das Reich und ſeine Organe als Nullitäten anzuſehen, kein Wunder, daß man die Kunde von ihrer Auflöſung kühl und gleichgültig entgegennahm. Es war nicht ganz unrichtig, was die Mainzer Zeitung kurz vor der Stiftung des Rheinbundes in einem Artikel ausſprach, wenn wir auch heutzutage nicht ohne Wehmuth jene merkwürdige Stelle leſen: „Es iſt kein Deutſchland mehr. Was man für Anſtrengungen einer gegen ihre Auflöſung kämpfenden Nation zu halten verſucht werden könnte, ſind nur Klagen weniger Menſchen an dem Grabe eines Volkes, das ſie überlebt haben. Sie glaubten an eine Nation, weil eine gemeinſchaftliche Sprache und gemeinſchaftliche Sitten ihnen ein Volk zuſammen zu halten ſchienen. Deutſchland iſt nicht heute erſt untergegangen. Es ſelbſt hat ſeine Auflöſung beſchleunigt und ſeinem Daſein durch wiederholte politiſche Bruder- und Selbſtmorde ein Ende gemacht."

Wir bezeichneten zu Anfang den Rheinbund als den Abſchluß einer durch die Politik des weſtphäliſchen Friedens eingeleiteten Entwickelung. Je zerſplitterter und haltungsloſer das Reich ward, deſto mehr ſtieg der franzöſiſche Einfluß in Europa. Immer mehr und mehr ſchwoll der unnationale, dem Wälſchen zugewendete Sinn in Deutſchland an; er zog unſere Literatur und Kunſt in ſeine Bahnen und erzeugte eine Reihe der widerwärtigſten Erſcheinungen, und als nun der deutſche Genius unſere urſprüngliche Geiſteskraft in ihrer Reinheit wieder hergeſtellt hatte, mußte unſer politiſches Leben den gleichen Proceß durchlaufen. Die dürftige Hülfloſigkeit und ſtarre Ohnmacht des Reiches weckte und nährte ſelber jene unheilvolle Sympathie für das Franzoſenthum, die wie ein Gift an unſerem innerſten Mark gezehrt hat. Der Rheinbund ward der geeignete Boden, auf dem ſich dieſe Sympathie der deutſchen Stämme ausleben konnte — zu ihrer eigenen Schmach und zum Heil für eine geſündere Zukunft.

Der weſtphäliſche Friede hatte in einem Artikel den einzelnen Gliedern des Reiches das

Recht eingeräumt, ſelbſtſtändig völkerrechtliche Bündniſſe zu ſchließen. Von dieſem Rechte war jetzt ein umfaſſender Gebrauch gemacht. Deutſche Fürſten hatten mit dem langjährigen Reichsfeinde einen Bund geſchloſſen, der dem Reiche ſelber den Todesſtoß verſetzte. Das war gewiß die beſte Probe auf die Politik des weſtphäliſchen Friedens.

Die Urſachen aufzuweiſen, aus denen die Entſtehung des Rheinbundes zu erklären, den Geiſt zu charakteriſiren, aus dem dieſer Bund geboren, das war im Vorliegenden die Aufgabe. Es mag einer andern Beſprechung vorbehalten bleiben, die weitere Geſchichte, die äußere wie die innere, dieſer Rheinbundſtaaten in ihren Hauptzügen darzuſtellen. — So weit wir in die Vergangenheit zurückſchauen: wir finden kein Volk, das die wahre politiſche Freiheit erlangt durch den Verrath an ſeiner Nationalität um den Preis ſeiner nationalen Unabhängigkeit; vielmehr wer dieſe aufhebt, zerſtört die Grundbedingung aller freiheitlichen Entwickelung. Dazu giebt die Geſchichte der Rheinbundſtaaten, wie wir ein ander Mal nachweiſen wollen, den trefflichſten, unwiderleglichen Commentar, und das iſt ihre weſentlichſte Bedeutung für das deutſche Volk.

* * *

Die Verhältniſſe zwiſchen Deutſchland und Frankreich während der letzten Jahrhunderte.

Von Dr. W. Streiter.

I.

Unter allen nationalen Gegenſätzen iſt von Seite unſeres Volkes keiner vielfacher in Betracht genommen worden, als der zwiſchen den Franzoſen und den Deutſchen. Die ganz verſchiedene politiſche Entwickelung der zwei die centralſte Lage in Europa einnehmenden Culturvölker hat dieſen Gegenſatz ſo geſchärft, daß, wo in Deutſchland von nationalen Verſchiedenheiten die Rede iſt, dieſer zuerſt betont wird. Und in der That zeigt ein Blick auf die Karte deutlicher als lange Auseinanderſetzungen die Schwere des Gegenſatzes. Während von der Rhein- und Scheldemündung bis zur Narva und von der Eider bis zur Etſch die meiſt machtloſen Trümmer unſers Weltreichs theils die Landkarte mit buntem Moſaik überdecken, theils fremden Staaten zugefallen ſind, und keine Stadt den vollen Ausdruck unſerer Nationalität zuſammenfaßt, umzieht ein einfacher, ſtets ſich ausdehnender Farbenreif das franzöſiſche Gebiet, und eine rieſige Hauptſtadt gilt ebenſowohl als höchſte Autorität in Wiſſenſchaft und Kunſt, wie im Gebiet der Moden. Es hat das ganze Elend des Wahlreichs, der Bürgerkriege, der Religionsſpaltung, der Auswanderung und des fremden Kriegsdienſtes dazu gehört, um die Deutſchen allein von allen germaniſchen und romaniſchen Nationen von der Bildung eines Nationalſtaates abzuhalten, und — trotz dem Glück der Habsburger, welche ein Königreich nach dem andern ererbten und erheiratheten — die Macht des unter der engliſchen Fremdherrſchaft gebeugten, von Bürger- und Religionskriegen zerriſſenen, endlich aber zur Einheit zuſammengefaßten Frankreichs über unſer zahlreicheres und das Herz von Europa einnehmendes Volk zu erheben.

Auf die deutſchen Fürſten, welche mit dem Feinde ſich verbündeten und ihn ins Reich geführt, fällt die Hauptſchuld dieſes herben Geſchickes; die Franzoſen haben nur die ihnen gebotene Gelegenheit benutzt. Verhängnißvoll war die Wahl von Paris, ſtatt Orleans oder Tours zur franzöſiſchen Hauptſtadt. Gerade hier, von den reichen Niederlanden und dem unzugänglichen Lothringen her, bedrohte die furchtbare habsburgiſche Macht aus überlegenen Angriffspoſitionen das Herz des franzöſiſchen Staates, und es war eine Lebensfrage für denſelben, die Hauptſtadt beſſer zu ſichern. Der hiſtoriſche Verlauf, wie allmälig die Grenze weiter von Paris weggeſchoben und ſelbſt jenſeits der Grenzen jede bedrohliche Macht beſeitigt wurde, iſt ſo lehrreich, daß wir ihn hier an der Hand der Spruner'ſchen Karte im Zuſammenhang betrachten wollen, um ſo mehr, als wir auf dieſe Weiſe den politiſchen Theil unſerer Aufgabe erledigen und uns der ſocialen, wiſſenſchaftlichen und literariſchen Wechſelwirkungen zwiſchen beiden Völkern vorwaltend zuwenden können.

Wir ſchlagen Karte 13 auf: „Weſteuropa um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts", und finden Frankreich im Weſentlichen begrenzt von Somme, Maas, Saône und See-Alpen, und rings umgeben von den Beſitzungen des damals auf der Höhe ſeiner Macht ſtehenden Hauſes Habsburg: im Norden die Niederlande, im Weſten die Grafſchaft Charolles, gleich dahinter die Franche-Comté, von welcher Breisgau und Burgau die Verbindung mit der dahinterliegenden Ländermaſſe vermittelt; weiter ſüdlich Mailand, von Tirol durch Schweizer und Venediger Gebiet getrennt, im Südoſten endlich Spanien, von wo die Balearen und Sardinien die Brücke zu Neapel und Sicilien bilden. Angeſichts dieſes Mißverhältniſſes der Kräfte — denn wir haben uns noch die außerhalb der Karte liegenden habsburgiſchen Beſitzungen in der neuen Welt hinzuzudenken — erſcheint es den franzöſiſchen Königen durch die Pflicht der Selbſterhaltung geboten, der drückenden Umarmung ſich zu entziehen, und die Religionskriege in Deutſchland bieten die Gelegenheit dazu. Die nächſten Karten, welche ſich auf unſern Gegenſtand beziehen, Nr. 15. und 17., zeigen als Reſultat des weſtphäliſchen Friedens ſchon ein ganz anderes Bild, den Keim veränderter Geſtaltungen. Das Elſaß iſt von Frankreich erworben, mehr eine Leiter zu höheren Zielen, als an ſich ein bedeutender Gewinn, denn der König von Frankreich hat nur das früher öſterreichiſche Plattland als directes Eigenthum; über die zehn Reichsſtädte: Colmar, Hagenau, Schlettſtadt, Landau, Weißenburg, Oberehenheim, Türkheim, Roßheim, Kaiſersburg und Münſter im Gregorienthal aber nur die Rechte des Kaiſers erworben; Mühlhauſen bleibt bei ſeinem Verbande mit der Eidgenoſſenſchaft und Lothringen liegt zwiſchen dem Elſaß und Frankreich. Die Niederlande, die Freigrafſchaft Burgund und Mailand gehören jetzt wenigſtens einer andern, der ſpaniſchen Linie der Habsburger an und entbehren ſo des directen Rückhalts an den der deutſchen Linie abgetretenen Erblanden. Toul, Metz und Verdün ſchützen jetzt, da die franzöſiſche Grenze über die Maas bis zur Moſel vorgeſchoben iſt, die Hauptſtadt. — Preußen, welches auf der Karte Nr. 13. kaum die Größe Baierns erreichte und der von Frankreich abgelegenſte Reichsſtand war, zeigte ſich 1648 mit dem brandenburgiſchen Hauptlande bis Halberſtadt vorgerückt, und in den Landen an Weſer und Rhein: Fürſtenthum Minden, Grafſchaft Ravensberg, Herzogthum Cleve, Grafſchaft Mark, erblicken wir die Keime der heutigen Rheinprovinz und Weſtfalens. Karte Nr. 18: „Mittel-Europa bis 1788," zeigt die Ergebniſſe der Kriege Ludwigs XIV. und der freiwilligen Abtretung des Reichslandes Lothringen an Ludwig XV. im Intereſſe der habsburgiſchen Hauspolitik.

Nun bietet der reine Umriß der weiten uniformen Fläche des franzöſiſchen Reiches einen ſchreienden Contraſt zu den zerſtückten Gefilden Italiens und Deutſchlands. Nur Hanau-Lichtenberg und rheingräfliche Landestheile an der oberen Moſel, Mühlhauſen, Mömpelgard und Avignon erſcheinen als fremdländiſche Enclaven in franzöſiſchem Gebiet, wogegen Landau in das umgekehrte Verhältniß getreten iſt. Elſaß, das jetzt die Reichsſtädte, zumal Straßburg umſchließt, und nicht mehr vom Hauptland getrennt iſt, hat ſeine ganze aggreſſive Bedeutung erlangt. Zwar ſind die bedeutend beſchnittenen Niederlande wieder öſterreichiſch geworden, aber die Verbindungen mit dem Hauptland fehlen; nicht mehr deckt die Franche-Comté die ſchweizer Grenze gegen einen franzöſiſchen Angriff; das Herzogthum Mailand iſt durch das Haus Savoyen geſchwächt; ſeine Grenze liegt jetzt hinter dem Ticino; Corſica iſt franzöſiſch, die Inſel Sardinien mit Piemont vereinigt. — Preußen hat durch Beſitznahme des untern Weichſelthales ſeine altpreußiſchen mit den brandenburgiſchen Landen vereinigt und durch die Eroberung Schleſiens ſeine Hauptſtadt gegen einen Angriff aus Süden ſicher geſtellt; nach Weſten iſt es weiter ins Reich hineingewachſen in nördlicher Richtung durch Erwerbung von Oſtfriesland, Lingen, Tecklenburg, in ſüdlicher durch die von Anſpach und Baireuth.

Karte Nr. 21 zeigt uns Europa im Zeitalter Napoleons und damit die grauenvollſte Verhöhnung jedes Grenzprincips. Zur Erklärung der Grenze des franzöſiſchen Kaiſerreichs, welche von Lübeck nach Weſel, von da, dem Rhein folgend, nach Baſel läuft, dann längs dem Jura, den Centralalpen und dem Po zum Apennin gelangt, dies Gebirge überſchreitet und bei der neapolitaniſchen Grenze ſchließt — reicht weder die Theorie der „natürlichen Grenzen," noch die der Nationalität hin.

Der Halbmond Lübeck-Cattaro umfaßt und bewacht die widerwilligen Bundesgenoſſen: den Rheinbund und das Königreich Italien. Oeſterreich, aller italieniſchen Länder und der deutſchen Gebiete Vorderöſterreich und Tirol, ſowie des Landes jenſeits der Save, beraubt, iſt auf ſeine magyariſchen und ſlaviſchen Länder zurückgeworfen und vom Meere abgeſchnitten. Preußen, welches ſoeben durch die dritte Theilung Polens ſeinen größten Umfang, 800 □Meilen größer als heute, erreicht hatte, iſt hinſichtlich ſeiner Beziehungen zu Deutſchland, um 250 Jahre zurückgeworfen. Alle die Etappen von der Elbe zur Weſer, zum Main und Rhein, ſind verloren und wie ein Knie ſtemmen ſich die zum Großherzogthum Warſchau vereinigten polniſchen Lande in die ſchmächtige Stelle zwiſchen Brandenburg und Schleſien. Dafür iſt ein ſchlechter Troſt, daß wenigſtens die Verbindung zwiſchen Brandenburg und Preußen erhalten iſt.

Zwei feſte Warten, die eine mitten in Preußen, die andere mitten im Rheinbund gelegen, Danzig und Erfurt, waren unmittelbar von Franzoſen gehütet. Der ganze Bau war ſo wohl gefügt, daß eine unbefangene Betrachtung der Dinge zugeſtehen muß, Napoleon I. habe ſein Werk ſelbſt vernichtet. Ohne den Feldzug von 1812, welcher ſein furchtbares Heer vernichtete und den Angriff Rußlands hervorrief, fehlte all' dem patriotiſchen Zorn in Preußen die Gelegenheit, in beiſpielloſer Aufopferung ſich kund zu thun. Der Wiener Congreß ließ Deutſchland weſentlich in der politiſch-militäriſchen Begrenzung, wie Napoleon I. ſie ſeinen Zwecken gemäß im Intereſſe Frankreichs angeordnet hatte. Vergleichen wir die Karte von 1788 mit der von 1815, ſo finden wir die Enclaven im Oberelſaß, Mühlhauſen, Mömpelgard und Avignon mit Frankreich vereinigt, dagegen Landau und Saarlouis ihm entriſſen. Der Congreß handelte, als ob die Bourbonen noch Menſchenalter lang auf dem Thron eines erſchöpften Frankreichs ſitzen müßten, und als ob die Jahrhunderte alten Erfahrungen von der Schwäche des zerſtückelten Gebiets am Oberrhein, zumal einem Waffenplatz wie Straßburg gegenüber, nicht vorhanden wären. Aber nur funfzehn Jahre dauerte die Herrſchaft der älteren Bourbonenlinie und nur ſo lang ruhten die territorialen Veränderungen. Das gegen Frankreich gegründete und auf Koſten Deutſchlands durch Lützenburg und Theile von Preußiſch-Geldern verſtärkte Königreich der Niederlande, an ſich ſchon mit geringerer Widerſtandskraft begabt, als da Flandern und Brabant zur öſterreichiſchen Militärmonarchie gehörten, zerfiel 1830 unter weſentlicher Mitwirkung des einen ſeiner Gründer (Großbritannien) und unter thatloſem Zuſehn der Oſtmächte in ein ſüdliches Königreich, welches ſeine Exiſtenz Frankreich verdankt und jährlich mehr franzöſirt wird, und in ein nördliches, welches für ſich allein nie eine Landmacht war. In das gleiche Jahr fällt die

Eroberung Algiers, einer unſchätzbaren Kriegsſchule für Frankreich. 1860 brachte die Erwerbung Savoyens und Nizza's und 1861 noch ein weiteres Vorrücken an der Riviera di Ponente durch den Kauf Mentone's und Roccabruna's. —

II.

Die Anfangs ſo bedeutende Ueberlegenheit Deutſchlands hat den Beſtrebungen Frankreichs nach der Erweiterung ſeiner Grenzen einen ſo chroniſchen Charakter gegeben, und andrerſeits ſind die Urſachen des Zerfalls der deutſchen Macht ſo alt, daß man mit Erſtaunen Aeußerungen findet, welche, vor drei bis vier Jahrhunderten ausgeſprochen, für die Gegenwart geſagt ſcheinen. Da Frankreich dem deutſchen Gebiete die empfindlichſten Verluſte beigebracht und den Beſtand der deutſchen Nation von jeher am ernſtlichſten bedroht hat, ſo ſind die Mahnungen zur Einigkeit, welche nach keiner ſchweren Zeit, wenn auch ohne weſentlichen Erfolg, gefehlt haben, immer in Hinblick auf die Franzoſen gegeben, und man möge es für kein Abirren von unſerm Thema anſehen, wenn in den Stellen, welche wir anführen, nicht immer die Franzoſen namentlich erwähnt ſind.

Es ſchreibt Aeneas Sylvius i. J. 1439: „Ein Grund des Sinkens Deutſchlands iſt die Vielheit der Fürſten. Dem Kaiſer gehorchen ſie nur, wenn und ſoweit ſie wollen; aber ſie wollen gar nicht. Alle wollen ſouverän ſein; keiner will dem Kaiſer geben, was des Kaiſers iſt, jeder ſorgt nur ſich ſelbſt. Daher die häufigen Fehden, die unaufhörlichen Kriege, Raub, Brand, Mord und tauſend andere Uebel. Denn wer ſelbſt nicht gehorchen will, kann auch nicht über andre herrſchen. Wie furchtbar wären die Deutſchen, wenn ſie einig wären!“ — Am 19. November 1444 ſchreibt Peter van Haſſelt an Jacob von Sierck: „Der franzöſiſche König Karl VII. ſagte: „„Er wolle für deutſche Freiheit und Adel gegen das Haus Oeſterreich ſtreiten, das müſſe kleiner werden. Auch hörte ich, er habe geſagt: er wolle dem Hauſe Oeſterreich in Ungarn und Böhmen ein Spiel ſpielen, deſſen es ſich nicht verſehen werde. Frankreich müſſe das Land bis zum Rheine haben, und er fürchte die deutſchen Fürſten nicht, die wolle er alle ſchlagen, den einen nach dem andern, aber er fürchte die deutſchen Städte und Bauern.““ — Machiavelli um 1520 ſchreibt: „An der Macht Deutſchlands darf man nicht zweifeln, denn es hat Ueberfluß an Menſchen, an Reichthümern und Geld. Jede Stadt hat einen baaren Schatz, der bei Straßburg ſich auf einige Millionen Gulden belaufen ſoll, und hält Lebensmittel für ein Jahr vorräthig. Für Soldaten geben ſie nichts aus, weil ihre Einwohner bewaffnet und geübt ſind, und an Feſttagen, ſtatt zu ſpielen, üben ſie ſich in den Waffen.“ Jedoch, ſetzt er hinzu, werde Deutſchland ſeinen Nachbarn nicht gefährlich werden, weil die Deutſchen zu wenig einig ſeyen.

Man berichtet ein Wort Solimans von 1529: „Die Deutſchen berathen, ich handle! Die deutſchen Fürſten ſind wie die Füchſe Simſons, die mit ihren Köpfen jeder wo anders hinaus wollen, während ſie mit den zuſammengebundenen Schwänzen ihr eigenes Reich in Brand ſtecken.“

In den „Geſchichten Philander's von Sittenwald“, 1650 fragt Moſcheroſch: „Welches unvernünftige Thier iſt doch, das, dem andern zu gefallen, ſeine Sprache und Stimme änderte? Haſt du je eine Katze, dem Hunde zu gefallen, bellen; einen Hund, der Katze zu gefallen, miauchzen hören? Nun ſind wahrhaftig in ſeiner Natur ein feſtes deutſches Gemüth und ein ſchlüpfriger welſcher Sinn anders nicht als Hund und Katze gegen einander geartet, und gleichwohl wollet ihr, unverſtändiger als die Thiere, ihnen wider allen Dank nacharten? Haſt du je einen Vogel blärren, eine Kuh pfeifen hören? Und ihr wollet die edle Sprache, die euch angeboren, gar nicht in Obacht nehmen in eurem Vaterland!“ Aehnlich klagt ein niederſächſiſcher Satiriker jener Zeiten, der Hamburger Lauremberg, 1654:

Seht, ſüll Schipbroek hefft de dudſche Sprak geleden.
De franzſche hefft er de Neſe affgeſchneden,
Un hefft ene fremde Neſe wedder angeflicket,
De ſick to de dudſche Ohren nich wol ſchicket,

weil man angeblich damals das Deutſche durch die Naſe ausſprach.

Hören wir die Klagen über die politiſche und geſellſchaftliche Erniedrigung der Nation von Solchen ausſprechen, denen es nicht vergönnt war, die Hand zur Verbeſſerung ſolcher Zuſtände anzulegen, ſo thut es um ſo wohler, ein mannhaftes Wort des Großen Churfürſten zu finden, welcher ſich 1667 alſo vernehmen läßt: „Es ſeynd etliche, welche vorgeben, daß ein jeder ihm ſelbſt und nicht dem gemeinen Vaterland rathen ſoll; aber alſo wird weder euch noch dem Vaterland gerathen und vorgeſtanden. Wenn dieſes wohl ſtehet, ſo ſtehet es wohl um alle; wenn aber dieſes umgekehret, ſo kann niemand ſtehen. Indem jeder einzelich für ſich ſtreitet, ſo werden ſie alle überwunden. Wer ſeine eigene Feuersbrunſt ganz allein verhüten will, wird doch endlich durch eine allgemeine, wenn er einer ſolchen keinen Widerſtand thuet, umkommen.“

Aber es war nicht die deutſche Uneinigkeit allein, ſondern insbeſondere auch die Benutzung deutſcher Söldnerſchaaren gegen das eigene Vaterland, was den Franzoſen ihre Erfolge erwarb. In Bezug darauf hatte Johannes Riſt (1667) geſungen:

„Mein eignes Volk bezwinget
Sich ſelbſt mit eigner Hand.“

und ausführlicher ſpricht ſich in kräftiger Proſa darüber aus der Verfaſſer des Simpliciſſimus, Samuel Greiffenſohn von Hirſchfeld, welcher um 1669 im „Stolzen Melcher“, ſchreibt: „Die Deutſchen müſſen den Franzoſen zugleich für Vorfechter, für Schanzkörbe und lebendige Faſchinen dienen, ſie durch ihre Beſchirmung in den gefährlichſten Scharmützeln zu bedecken und den Feind in die Flucht zu wenden, in den Beſtürmungen aber die Gräben auszufüllen. Es iſt gewiß, daß niemals die Deutſchen anders als durch Deutſche überwunden werden können, das wiſſen die Franzoſen, und derowegen ſehen wir, daß ſie zu unſern Zeiten um unſer Geld, das wir beides um franzöſiſche Waaren und mit unnöthigen koſtbaren Reiſekoſten in Frankreich hineinvernarren, unſere junge Mannſchaft an ſich locken und hernach um derſelbigen Tapferkeit, Mühe, Arbeit, Blut und Leben ſowohl die großen Städte, als die Victorien im Feld von Deutſchen wider Deutſche erkaufen; werden auch mit ſolcher Mode uns da und dort zu zwacken nicht aufhören, wenn wir die Augen nicht aufthun, bis ſie uns endlich gar noch um unſre Freiheit, um Hab und Gut, ja um Alles, was Deutſchland groß und ruhmreich macht, gebracht haben werden.“

Im folgenden Jahre (1670) gab der große Leibnitz eine Schrift heraus, in welcher die Stelle vorkommt: „Deutſchland wird nicht aufhören, ſeines und fremden Blutvergießens Materie zu ſein, bis es aufgewacht, ſich vereinigt und allen Freiern die Hoffnung, es zu gewinnen, abgeſchnitten. Alsdann werden unſere Sachen ein ander Anſehen haben. Ganz Europa wird ſich zur Ruhe begeben, in ſich ſelbſt zu wühlen aufhören und die Augen dahin werfen, wo ſo viel Ehre, Sieg, Nutzen, Reichthum mit gutem Gewiſſen auf eine Gott angenehme Art zu erjagen. — — Frankreich iſt von der Vorſehung berufen, ein Führer der chriſtlichen Waffen in der Levante zu ſein, das ihm gegenüberliegende Afrika anzugreifen, die Raubneſter zu zerſtören, Egypten ſelbſt, eins der beſtgelegenen Länder in der Welt, anzugreifen und zu erobern.“

Prinz Eugen, der Sieger von Salankemen ſelbſt, mußte am Ende ſeiner glorreichen Laufbahn in die troſtloſen Worte ausbrechen (1708): „Der Herr vergebe den Deutſchen, denn ſie wiſſen ſeit dem weſtfäliſchen Frieden nicht einmal, was ſie thun, noch weniger, was ſie wollen, am wenigſten aber, was ſie ſind. Anſtatt auf Vereinigung der Streitkräfte gegen den gemeinſamen Feind zu denken, hadert man um eine Dorfkirche oder ein Schulhaus,“ — und 1714 (nach dem Frieden von Raſtadt): „Ich weiß leider nur zu gut, daß, nachdem die politiſchen Verhältniſſe Europas nunmehr für alle künftigen Jahrhunderte verdorben worden, ſelbſt der beſte Friede mit Frankreich ein ſtummer Krieg iſt. Es läßt ſich ſehr leicht berechnen, daß Frankreich bei der nächſten Gelegenheit immer weiter gehen und den Rhein zur Grenze verlangen wird.“ Der Inhalt aller dieſer Klagen iſt von Chriſtian Wernicke († 1720) in folgende Verſe zuſammengefaßt:

> Zu Regensburg fünf kurze Fragen,
> Auf welche mancher Mund muß ſeine Antwort ſagen,
> Und zu Verſailles ſoviel Wort',
> Die manche Hand ausführt an manchem Ort.
> Die machen, daß uns Frankreich drucket,
> Und die verſtellte Kret' oft unſern Adler pflücket.
> Bei uns heißt's: Ob, wie, wenn, was, wer?
> Und dort in einem Zug: Denn das iſt mein Begehr!

III.

Wir haben nun die tiefſte ſoziale Erniedrigung Deutſchlands unter dem Uebergewicht Frankreichs zu betrachten, bis mit den Siegen Friedrichs des Großen die aufſteigende Bewegung wieder beginnt. Gehen wir auf die älteſten Zeugniſſe über das Wechſelverhältniß zwiſchen beiden Nationalitäten zurück, ſo finden wir den Eid Ludwigs des Deutſchen zu Straßburg 842 als älteſtes Denkmal der franzöſiſchen Sprache und Ludwig IV. d'Outremer († 954) als den letzten Carolinger, welcher Deutſch ſprach, weil er dieſe Sprache in Deutſchland erlernt. Schon im dreizehnten Jahrhundert war Franzöſiſch allgemeine Hofſprache. Die mittel-hochdeutſchen Minneſänger eiferten den franzöſiſchen Troubadours und Trouveres nach und nahmen Worte aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche herüber. Wolfram von Eſchenbach nahm ſeinen Stoff zum Parcival aus franzöſiſchen Heldenliedern.

Franzöſiſch war auch die Mutterſprache Karls V., und ſein Vaterland, mächtige und hochgebildete franzöſiſch redende Striche, gehörten ſeit 1506 zu dem deutſchen Reiche.

Jetzt finden wir zuerſt franzöſiſche Staatsbriefe und Urkunden ſtatt lateiniſcher oder deutſcher. Die Verbindung deutſcher Fürſten mit Frankreich, in Folge des ſchmalkaldiſchen Krieges, wodurch die drei lothringiſchen Bisthümer dem Reiche verloren gingen (1552), wies ſie nach Weſten hin und ließ ſie in dem ſteigenden Glanze des franzöſiſchen Hofes und in dem Aufenthalte zu Paris ein Bildungs- und Unterhaltungsmittel finden, das bald von den meiſten deutſchen Fürſtenſöhnen, wieder zum Nutzen feinerer Lebensart, als zum Schaden vaterländiſcher Geſinnung, benutzt wurde. Die vom König Franz I. und vom Herzog Alba vertriebenen Proteſtanten bildeten in vielen Hauptſtädten Deutſchlands franzöſiſche und walloniſche reformirte Gemeinden, Pflanzſtätten fremder Sitte und Sprache, welche um ſo mehr Eingang fanden, als jene zugleich die Träger feinerer Bildung und höheren Gewerbfleißes waren. In den franzöſiſchen Religionskriegen führten deutſche proteſtantiſche Fürſtenſöhne, beſonders aus der Rheingegend, deutſche Reiterſchaaren (Reitres) ihren Glaubensgenoſſen zur Hülfe zu. Allmälig aber wurde aus dem Kriegsdienſt um den Glauben ein Dienſt um Ehre und Geld, und ſo kamen jene deutſchen Adelsfamilien: die Roßwurm, Schwarzenberg, Betzſtein (Baſſompierre), Schönberg (Schomberg) ꝛc. in franzöſiſchen Dienſt, welche in der ſpäteren Zeit gegen das urſprüngliche Vaterland kämpften.

Bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges dauerte die Ueberlegenheit deutſcher Waffen über die franzöſiſchen fort. Es iſt zu bekannt, um hier wiederholt dargelegt zu werden, daß Frankreich nur durch deutſche Soldtruppen, insbeſondere durch Bernhard von Weimar und ſein Heer, alle Vortheile, zumal den Beſitz des Elſaſſes, erlangte. Dem oben erwähnten Ausſpruche Leibnitzens gemäß wurde jener Krieg, deſſen Schauplatz von Siebenbürgen bis an die holländiſche Küſte, von Livland bis ins Veltlin, von Wien bis Paris ſich erſtreckte, während die Völker von der Ukraine bis zu den ſchottiſchen Hochlanden, von den Finnmarken bis Sicilien daran Theil nahmen, bei ſeinem Ausbruch von einer Schrift Martins Opitz begleitet; worin er ſagt: „Wir unternehmen gefahrvolle und koſtbare Reiſen ins Ausland und ringen mit allen Kräften danach, uns und dem Vaterlande nicht mehr ähnlich zu erſcheinen. Während wir mit maßloſer Gier die fremde Sprache erlernen, bringen wir die unſrige in Verachtung. Eher ſollten wir ſtreben, gleich wie wir von Franzoſen und Italienern Geiſt und Eleganz erborgen, auch unſre Sprache nach ihrem Vorbild zu glätten und auszubilden, aber wir ſchämen uns unſers Vaterlandes und trachten danach, daß wir nichts weniger als die deutſche Sprache zu verſtehen ſcheinen. Aus dieſer Quelle ſtrömt das Verderben für Vaterland und Volk; wir verachten uns ſelbſt und werden deshalb verachtet.“ Mit dieſer Selbſtverachtung der Deutſchen in jener Zeit ſtimmt freilich durchaus nicht eine Stelle aus Richelieu's Denkwürdigkeiten von 1633, wo er ſagt: „Wallenſtein äußerte gegen fremde Mächte und Nationen jenen Haß und jene Verachtung, welche den Deutſchen gleichſam angeboren ſind.“

Mit dem Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens beginnt in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts die Zeit des tiefſten Verfalles deutſcher Volksthümlichkeit. Das Schlimmſte war nicht die Verminderung des deutſchen Volkes auf ein Drittel ſeiner früheren Zahl, die Verwüſtung und Verarmung des Landes, die endgültige Abtrennung der Schweiz und der Niederlande; — noch trauriger war der politiſche Stumpfſinn, da der Reichstag trotz der dringendſten Gefahr zu keinem Entſchluß gegen Frankreich gelangen, jeden Reichskreis für ſich handeln ließ. Das offene Bündniß deutſcher katholiſcher Fürſten: Bayern, Köln, Münſter u. a. mit Frankreich hatte nicht einmal die Entſchuldigung der Religionsgefahr zur Seite.

Je tiefer Deutſchland verſank, deſto heller leuchtete Frankreichs Herrlichkeit, ein Vorbild den Fürſten, welche in ihren neu erbauten, welſch genannten Schlöſſern „Bellevue“ u. ſ. w. ein Verſailles im Kleinen ſich ſchufen, ein Vorbild dem Adel, der ebenſo ausſchließlich franzöſiſch ſprach und ſchrieb, wie die Gelehrten lateiniſch, ſo daß die Gefahr nahe lag, das Deutſche werde allmählich ohne literariſche Geltung in die unterſten Schichten des Bürger- und Bauerſtandes herabgedrückt werden.

Nicht nur auf das Theater und den Hof, als etwas in ſeiner neuen Form Fremdes in Deutſchland, äußerte das franzöſiſche Vorbild ſolche Wirkung, daß alle Kunſtausdrücke franzöſiſch gemodelt wurden, ſondern auch zwei der volksthümlichſten Inſtitutionen in Deutſchland, das aus dem Landsknechtsſyſtem ſchon vollſtändig geordnete und mit deutſchen Benennungen für alle Heertheile, Befehlshaberſtellen, Waffen und Feſtungswerke ausgeſtattete Kriegsweſen, und das eigenthümlich entwickelte Studentenleben unterlag dieſen Einflüſſen. Das letzte wurde nach dem Ordensweſen am Hofe Ludwigs XIV. geordnet und es ſchlichen ſich zahlreiche franzöſiſche Ausdrücke ein: **cartel, commerce, corps, charge,** force (forſch), **renonce, comment suspendu, chapeau d'honneur** u. ſ. w.

Der große Friedrich hat ſelbſt dieſe Verhältniſſe in ſchärfſter und geiſtreichſter Weiſe gegeißelt: „Die Mehrzahl der kleinen Fürſten, namentlich der von Deutſchland, richten ſich zu Grunde durch die mit ihren Einnahmen nicht im Verhältniß ſtehende Verſchwendung, zu der ſie die Trunkenheit ihres falſchen Stolzes verleitet; ſie ruiniren ſich, um die „Ehre ihres Hauſes“ zu retten und ſchlagen aus Eitelkeit den Weg zum Elend ein. Der jüngere Sohn eines jüngeren Sohnes einer abgefundenen Linie glaubt etwas Aehnliches wie Ludwig XIV. zu ſein; er baut ſein Verſailles, er hält ſeine Maitreſſen und ſeine Armee. Es giebt gegenwärtig einen Fürſten in Deutſchland (Ernſt Auguſt von Sachſen-Weimar), welcher mit ausgeſuchter Eitelkeit genau alle Truppenabtheilungen hält, welche das Heer eines großen Herrſchers bilden würden; natürlich iſt jedes einzelne ſo klein, daß die ganze Armee vielleicht hinreichen würde, auf dem Amphitheater zu Verona eine Schlacht aufzuführen.“

IV.

Der Anſtoß zur Beſſerung ſo troſtloſer Zuſtände ging von dem preußiſch-brandenburgiſchen Staate aus. Der Nachfolger des großen Churfürſten lag zwar noch ganz in den Banden franzöſiſcher Nachahmung, aber Friedrich Wilhelm I. hatte, der einzige unter den größeren deutſchen Fürſten, das Verdienſt, daß er ſich nicht ſchämte, ein Deutſcher zu ſein, daß er altväterliche Einfachheit in ihre Rechte einſetzte und, wälſchem Prunke abhold, die Mittel ſchuf zur Größe ſeines Sohnes. Friedrich der Große bietet das merkwürdigſte Beiſpiel vom Einfluß des politiſchen Ruhmes auf die Erſtarkung des Nationalgefühls. Obgleich gänzlich franzöſiſch gebildet, die deutſche Sprache verachtend, die Deutſchen ſelbſt gering ſchätzend, unter allen Eigenſchaften nur ihren Muth rühmend, war er doch, da er wenigſtens Einen deutſchen Staat vor der Welt zu Ehren gebracht, der Schöpfer eines allgemeinen deutſchen Nationalgefühls, das ſelbſt die Stämme hob, welche ihn bekämpfen mußten.

Friedrich der Große rief in der Sprache, über die er ſpottete, eine nie geahnte literariſche Blüthezeit hervor; er trug den deutſchen Namen weiter, als je ein Mann zuvor; bis zu den Völkern des fernſten Indiens und des innerſten Afrika drang ſein Ruhm; Rußland und Frankreich ahmten mit ängſtlicher Treue die preußiſchen Militäreinrichtungen bis auf's Aeußerliche nach. Dagegen Joſeph II., trotz ſeiner deutſchen Geſinnung, konnte in Oeſtreich wegen mangelnder Vorbildung keine der in Norddeutſchland erblühten ebenbürtige Literatur hervorrufen, weckte im Gegentheil durch ſeine gewaltſame Germaniſirung die Slaven und Magyaren aus ihrer nationalen Erſtarrung und machte die durch Maria Thereſia eingeleitete allmälige Verdeutſchung derſelben unmöglich.

Noch zu Anfang der ſiebziger Jahre berichtet Chr. F. D. Schubart: „Der deutſche Sinn war von franzöſiſchen Bächen ſo verſchwemmt, daß man die Pfälzer ebenſo leicht für eine Colonie von Franzoſen, als für deutſche Provinzialen halten konnte. Ueberall, wo man hinkam, ſprach man die Naſenſprache (vergl. oben das Citat aus Lauremberg) und drückte das Deutſche nur halb und kraftlos aus."

Die deutſche Literatur und Kunſt machte ſich durch Winkelmann, Leſſing und Klopſtock von franzöſiſchen Anſchauungen und Theorien frei und ſchritt fort, eher ſtolz gehoben als gebeugt in Norddeutſchland durch die Gleichgültigkeit Friedrichs des Großen, in Süddeutſchland durch die franzöſiſchen Einrichtungen der würtembergiſchen Karlsſchule, in welcher der Schiller'ſche Kreis, gerade aus Oppoſition gegen den Herzog, ſich ſo eifrig der heimathlichen Literatur zuwandte. In die Literatur ſelbſt übertrug ſich der Kampf zwiſchen der humanen und patriotiſchen Richtung, jene durch Herder, dieſe durch Klopſtock vertreten, und auch directe Anſpielungen auf die Zeitereigniſſe fanden ſich nicht ſelten. So ſingt Uz über den ſiebenjährigen Krieg:

> Wie lang zerfleiſcht mit eigner Hand
> Germanien ſein Eingeweide!
> Beſiegt ein unbeſiegtes Land
> Sich ſelbſt und ſeinen Ruhm zu ſchlauer Feinde Freude?
> Sind nicht die Spuren unſ'rer Wuth
> Auf jeder Flur, an jedem Strande!
> Wann ſtrömte nicht das deutſche Blut?
> Und nicht zu Deutſchlands Ruhm, nein, meiſtens ihm zur Schande!

Und Seume klagte:

> Haß und Spaltung herrſcht in unſern Stämmen,
> Eintracht nur kann das Verderben hemmen,
> Und die Eintracht flieh'n wir wie die Peſt!

Dieſe Eintracht blieb freilich bei dem Dualismus zwiſchen Oeſtreich und Preußen ein frommer Wunſch. Da die jüngeren Söhne der zahlreichen deutſchen evangeliſchen Fürſten und Adeligen nicht gleich den katholiſchen die Domkapitel der geiſtlichen Staaten zur Verſorgung in Ausſicht hatten, ſondern allein auf den Kriegsdienſt angewieſen waren, ſo wurden die Heere nicht nur Oeſterreichs und Preußens, ſondern auch Frankreichs, Rußlands und der Generalſtaaten, von Schweden und Dänemark mit deutſchen Offizieren angehäuft, welche im Kriegsfall gegen das eigene Vaterland und die eigene Familie zu kämpfen hatten. So nahm 1745 bei Sorr Ferdinand von Braunſchweig in preußiſchen Dienſten ſeinem in öſterreichiſchen Dienſten ſtehenden Bruder Ludwig eine Batterie ab.

Das vortreffliche Einvernehmen zwiſchen Maria Thereſia und der Marquiſe Pompadour, ſpäter die Heirath Maria Antonia's mit Ludwig XVI. ſchien auf alle Zeiten durch die Eintracht der Häuſer Habsburg-Lothringen und Bourbon den europäiſchen Frieden zu verbürgen.

Die deutſchen Reichsfürſten, welche zugleich Beſitzungen in Frankreich inne hatten, Hanau, Heſſen-Darmſtadt, Pfalz-Zweibrücken, Würtemberg u. ſ. w. waren gleichzeitig kaiſerliche oder Reichs- und franzöſiſche Feldherren; naſſauiſche und andere Fürſten befehligten die deutſchen Sold-Regimenter in franzöſiſchen Dienſten, welche gerade die Grenzfeſtungen Landau, Saarlouis, Weißenburg, Straßburg beſetzt hielten. König Ludwig von Baiern iſt bekanntlich in Straßburg geboren, wo ſein Vater, der Erbprinz von Pfalz-Zweibrücken, als franzöſiſcher Oberſt des deutſchen Regiments Royal ſtand. Als der tapfere Huſarenführer Luckner aus preußiſchen Dienſten in franzöſiſche trat, ſagte der alte Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunſchweig, der Franzoſenſieger, zu einem Franzoſen: „Glauben Sie mir, es giebt keinen hohen Offizier in Deutſchland, und wenn er ein Prinz wäre, der ſich nicht glücklich fühlte, wenn er in franzöſiſche Dienſte übergehen könnte. Welches Glück, auf franzöſiſcher Seite Krieg zu führen, mit Franzoſen den Winter in Paris zuzubringen! Nicht, weil Sie Franzoſen ſind, um Ihnen zu ſchmeicheln, ſondern, weil es wahr iſt, ſchwöre ich Ihnen: es iſt kein Einziger unter uns, der nicht entzückt wäre, in Frankreich zu dienen!“

Dieſe Aeußerung kann als der Gipfelpunkt der unpatriotiſchen Geſinnung derer betrachtet werden, die Deutſchland leiten und vertheidigen ſollten. Die Folge ſolcher Geſinnung war eine immer mehr ſich ſteigernde äußere Abhängigkeit Deutſchlands von Frankreich, nachdem einmal das Selbſtgefühl aller Franzoſen durch ihre erſte Revolution gehoben war. So wurden denn zuletzt in der Dachſtube des Herrn Matthieu aus Straßburg in Paris, des Gehülfen Talleyrand's, die deutſchen Provinzen zerſchnitten. An Talleyrand und Matthieu gingen von den deutſchen Reichsſtänden ungeheure Summen, um die geſuchten Entſchädigungen und Vergrößerungen ſich zu erkaufen. Naſſau-Weilburg verſprach den Franzoſen 600,000 Fl., weil es aber nur 400,000 Fl. zahlte, wurden die zugeſagten Entſchädigungen um ein Drittel geſtrichen. Heſſen-Caſſel bot 20,000 Louisd'or, welche mit Verachtung zurückgewieſen wurden; dagegen bezahlte Heſſen-Darmſtadt eine Million und bot Herrn Matthieu noch überdies zwei Rittergüter; Würtemberg, wie es ſich in aufrichtigem Schmerzensruf ſelbſt berühmte, lieferte ſeine Summen centnerweiſe und als geringen Abfall Herrn Matthieu überdies noch eine Rente von 80,000 Fl., dem Geſandten Laforêt 1000 Louisd'or baar und eine Doſe von 20,000 Fl. Werth. Derſelbe Matthieu erhielt von Baden an Gold und Koſtbarkeiten 6000 Louisd'or.

Mit ungeheuren Opfern wurde der Schmach der Franzoſenherrſchaft ein Ende geſetzt. Der Freiherr Karl vom Stein ſchrieb in dieſer Kriſis: „Ich habe nur ein Vaterland, es heißt Deutſchland, und da ich nach alter Verfaſſung nur ihm und keinem Theil deſſelben angehörte, ſo bin ich nur ihm und nicht einem Theile deſſelben von ganzem Herzen ergeben. Mir ſind die Dynaſtien in dieſem Augenblick großer Entwickelung vollkommen gleichgültig; es ſind bloße Werkzeuge; mein Wunſch iſt, daß Deutſchland groß und ſtark werde, um ſeine Selbſtſtändigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität zu erlangen und gegen Frankreich und Rußland behaupten zu können.“

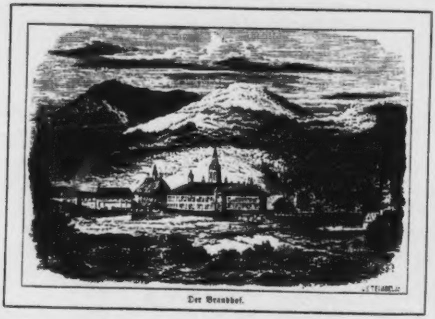
Und ſo ſollten alle Vaterlandsfreunde ihr Augenmerk unabläſſig auf die Einigun d. h. die Exiſtenzfrage des Vaterlandes richten, nach den ſchönen Verſen H. Hoffman von Fallersleben:

Deutſchland erſt in ſich vereint!
Laſſet Alles, Alles ſchwinden,
Was ihr wünſchet, heißt und meint,
Alles andre wird ſich finden.
Deutſchland erſt in ſich vereint!
Wenn uns das einmal gelinget,
Hat die Welt noch einen Feind,
Der uns wiederum bezwinget?

* * *

Erzherzog Johann und der Brandhof.

Von Dr. G. C. Haas.



Der Brandhof.

Zu den Männern, welche eine Biographie in „Unſer Vaterland“ verdienen, gehört ohne allen Zweifel auch der Erzherzog Johann. Obgleich er trotz ſeiner perſönlichen Tapferkeit ſich als Feldherr keinen Ruhm erworben, und obgleich er das ihm zugeſchriebene Wort „Kein Oeſterreich! kein Preußen! ein einiges Deutſchland!“ nicht geſprochen hat, ſo iſt er doch in die Geſchichte der Kämpfe gegen Napoleon auf eine ſo bedeutende Weiſe verflochten, und uns Allen durch ſeine kurze Verwaltung als Reichsverweſer immerhin ſo nahe getreten, daß man ihm gern hier begegnen wird.

Seit dem Jahre 1809 und auf den Wunſch Franz I., ſein Bruder möge ſich von Tyrol fern halten, baute ſich der Erzherzog den Brandhof hoch oben am Seeberg nahe bei dem großen Grasrevier des Hochſchwab; ſeit der Zeit lebte er in Steiermark als der gute Genius des Landes. Die Vorliebe des Fürſten für die Steiermark überſchritt zuweilen ſelbſt das richtige Maaß; ſo ſoll es ſeinem Einfluß hauptſächlich zuzuſchreiben geweſen ſein, daß die Eiſenbahn mit den ungeheuerſten Unkoſten über den Semmering und mitten durch die Steiermark geführt wurde, während ſich doch anderwärts viel günſtigere Terrainverhältniſſe gefunden hätten. Erſt ſehr ſpät und mehr ſeinem Sohn, dem Grafen von Meran, der ſeinen Namen von einer tyroliſchen Landſchaft führt, zu Gefallen, wandte ſich Erzherzog Johann wieder dem Land ſeiner erſten Begeiſterung zu. Bleibend aber und unzerſtörbar lag dem Erzherzog die Steiermark am Herzen. Der ganze Mann verwob ſich im Lauf der Jahre ſo innig mit dem Weſen des Landes und ſeinen Bewohnern, daß man den Erzherzog in ſeinen älteren Tagen kaum getrennt von beiden denken kann. Die Förderung, welche Erzherzog Johann, der ſelbſt ein Induſtrieller und ein vortrefflicher Landwirth war, der Induſtrie und der Landwirthſchaft angedeihen ließ, iſt allgemein anerkannt. Es giebt keinen Zweig der Staatswirthſchaft, in welchem ſich der Erzherzog nicht für das Land wohlthätig erwies. Die Forſtcultur, deren wiſſenſchaftlicher Betrieb für das entholzte Land ſo nothwendig wurde, zählt den Erzherzog zu ihren mächtigſten und einflußreichſten Beförderern, aber auch Kunſt und Wiſſenſchaft gingen nicht leer aus. Der Erzherzog that für ſie mehr als mancher Souverain während einer langen Regierungsperiode.

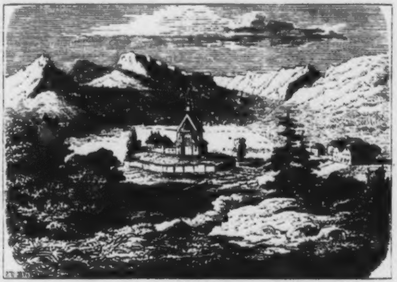
Pilgern wir zu ſeinem Grab, es iſt hoch oben am Seeberg in ſeinen geliebten Brandhof. Wir eilen längs der Murr aufwärts nach Bruck; von da thaleinwärts an den Ruinen der alten Bergfeſte Schachenſtein vorüber nach Afflenz, in dem Bergkeſſel Seewieſens und den Seeberg hinan: hart an der Straße, dreitauſend vierhundert Fuß über der Meeresfläche liegt der Brandhof, ein unanſehnliches Gebäude, kein Schloß, keine Reſidenz, weit eher einem weitläufigen Wirthſchaftshof ähnlich. Von dieſem Haus nannte ſich die Gemahlin des Erzherzogs, die Poſtmeiſterstochter von Auſſee, Gräfin von Brandhof.

So geringe Erwartungen das Aeußere dieſes Gebäudes erregt, ſo angenehm wird man durch die innere Einrichtung überraſcht. Man empfindet alſogleich, daß hier ein reicher, überlegener Geiſt thätig war. Allen äußern Prunk ſcheuend, hatte der Erzherzog im Innern den Muſen und Grazien geopfert. Glas- und Oelmalerei, Werke der Sculptur, und bloße Jagderinnerung wechſeln mit einander ab.

Die Bildniſſe Maximilians, des Jägerfürſten, und Hofers, des Freiheitskämpfers, wiederholen ſich in mehr als einem Zimmer, aber auch Ferdinand von Tyrol, der erlauchte Vorgänger des Erzherzogs, welcher gleich ihm die Tochter eines Unterthans als Gattin heimgeführt, die Standbilder Maria Thereſia's und Franz I., dann des ſteiermärkiſchen Gründers der jüngeren Habsburgiſchen Linie, Carl II., ſchmücken die Säle und Zimmer. Beſondere Verehrung hegte der Prinz für Ferdinand von Tyrol, welcher ſich gleich ihm ſelbſt durch die bürgerliche Heirath langjährige Ungnade des Hofes zugezogen hatte. Was Ferdinand das böhmiſche Bergſchloß Pürglitz war, wurde für Johann der ſteieriſche Brandhof. Noch muß auf die Aehnlichkeit aufmerkſam gemacht werden, daß die Welſer und Plochl gleich liebenswürdige Frauen waren, deren ſchöne äußere Hülle edle Herzen umſchloß.

Die Gattin des Erzherzogs war ein ſteiermärkiſches Landeskind. Sie ſoll den Erzherzog in der Verkleidung eines Poſtillons, als Niemand daheim war, der fahren konnte, ein Paar Meilen weit durchs Land geführt haben. Es war nicht mehr als billig, daß ſie der edel denkende Prinz dafür durch's ganze Leben führte. Auf die Liebe des Erzherzogs zu Anna Plochl ſind Lieder gedichtet und geſungen werden, und wir befinden uns zufällig in Beſitz ſolcher längſt verklungener nunmehr wenig gekannter, bald ganz vergeſſener Texte.

Der Brandhof umfaßt eine Kapelle, ein kleines Bijou von alterthümlicher Bauform, die Altarblätter ſind aus der Künſtlerhand Ferdinand Schnorr's und das Sacramenthäuschen iſt ein Meiſterwerk der Holzſchnitzerei. Die alten im Lied geprieſenen Cedern des Lidavon gaben dazu den Stoff. Unmittelbar unter dem Altan iſt die Gruft, da liegt nun der kühne Jäger, der geehrte Volksmann, der Menſchenfreund, der ſchlechte General, der ſein Leben lang zu den zweideutigſten, undankbarſten Rollen verurtheilte Erzherzog, deſſen Volksthümlichkeit ſtets als Schild gegen den Unwillen des Volkes benützt wurde, obgleich man ihm eben aus der Anhänglichkeit des Volkes, die man ſo gut auszubeuten verſtand, ein Verbrechen machte. Wenn den Erzherzog ein gerechter Vorwurf trifft, ſo iſt es der, zu allen den unklugen oder unlöblichen Machinationen Anderer die Hand geliehen zu haben. Erzherzog Johann war der volksthümlichſte Mann ſeines Hauſes, ſo lange Lothringen in Oeſterreich herrſcht, aber auch früher, noch unter den alten Habsburgern, gab es keine beliebtere Perſönlichkeit. Und doch hatten es die Leute, welche ſich des Anſehens bedienten, das der Erzherzog im Volk genoß, dahin gebracht, daß der perſönlich allgemein verehrte Prinz zuletzt der Lugenhanſl genannt wurde. Die Tyroler, welche dem Erzherzog bis an ſeinen Tod blind ergeben blieben, dieſelben Tyroler ſind die Erfinder des Lugenhanſls.

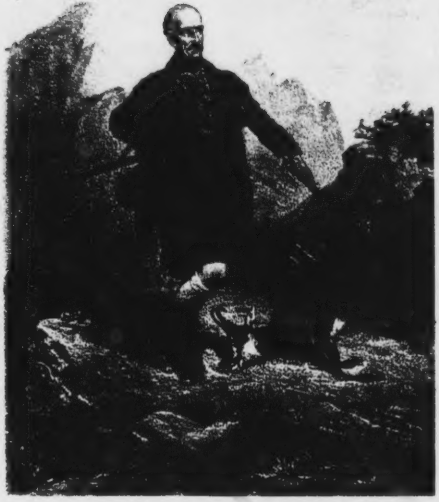


Seewieſen.

Der Erzherzog, der alle Welt gern glücklich geſehen hätte, ließ ſich den Tyrolern gegenüber, welche er für die Landesvertheidigung wiederholt begeiſtern ſollte, zu Verſprechungen verleiten, welche von maßgebender Seite nicht anerkannt wurden.

Von den alten Habsburgiſchen Erbleidenſchaften beſaß Erzherzog Johann einzig die große Jagdluſt. Eine Folge dieſer Neigung war die ſorgfältigſte Hegung des Wildes in den erzherzoglichen Revieren. Ein ausgedehntes Jagdgebiet befindet ſich in der nächſten Nähe vom Brandhof und umfaßt bedeutende Theile der Hochſchwabenkette, deren gewaltigſtes Haupt, der Hochſchwab ſelbſt, 7144 Fuß emporragt.

Die Beſteigung des ſteieriſchen Bergrieſen lohnt ſich, man genießt einer entzückend ſchönen und weit umfaſſenden Ausſicht. Niemand wußte das beſſer, als der Erzherzog, der den Hochſchwab beſſer kannte, als mancher Wiener ſeinen Kahlenberg. Der Aufſtieg wird gewöhnlich vom Weichſelboden aus unternommen. Weichſelboden iſt ein Bergkeſſel, in welchem einige gemeinſchaftliche Wohnungen für Holzknechte, ſogenannte Kaſſännen,



[illegible] Simon von [illegible]
als Gemsjäger

ein Wirthshaus, Kirche und Pfarrhaus liegen, eine halbe Stunde aufwärts iſt die Höhl, mit einem Jägerhaus und weiter nichts als ſtarrem Fels. Die mauerähnlich die Höhl umgebende Felswand heißt der Ring. Dieſer Ring bildet den Mittelpunkt einer der großartigſten Gemsjagden Europa's.

Der Erzherzog war wie ſchon bemerkt ein leidenſchaftlicher Jäger, aber es gab um den Hochſchwab herum in Seewieſe, Weichſelboden und Wildalpen noch andere Herren, welche dieſe Leidenſchaft theilten und da ſie kein eignes Revier beſaßen, als Wildſchützen ihrem vornehmen Hang fröhnten. Der Erzherzog und die Wildſchützen hatten einerlei Geſchmack und trafen auch in dem Punkte überein, daß ſie den Ring zum Haupttummelplatz ihrer Jagdluſt auserſahen. Der Erzherzog war ein vortrefflicher Schütze, aber ſeine Nebenbuhler bewunderten ihn und beſchloſſen, es dem Erzherzog zuvor zu thun, was auch ein und dem Andern gelang. Die Folge dieſer Rivalität war eine merkliche Verminderung des Wildſtandes. Der Erzherzog war ein Volksfreund und da man ſeine Freunde kennen muß, ſo kannte der Prinz auch das Volk, er ließ ſich die kühnſten Raubſchützen vorführen und — etwa den Gerichten übergeben? — Nein, dazu hatte der Erzherzog zu lange unter dem Volk gelebt — er ernannte die größten Wilderer zu Forſtwärtern, Hegern, Waldbereitern. Seit dieſem denkwürdigen Peerſchub war kein Wildſtand geſchützter, als der des Erzherzogs.

Gegenwärtig mag dieſes eine Revier des Erzherzogs oder nunmehr Grafen von Meran an dreihundert Gemſen zählen, ſo daß mancher Schweizer-Canton, der dem Gebiet der Hochalpen angehört, nicht die Hälfte dieſer Anzahl Gemſen eines einzelnen Bergreviers der Steiermark beſitzt.

Die Rudelsburg.

„An der Saale hellem Strande
Stehen Burgen ſtolz und kühn.
Ihre Dächer ſind zerfallen,
Und der Wind ſtreicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin!“*)

Die Rudelsburg wird in Urkunden vom Jahre 1171 zum erſten Male genannt, doch ſoll ſie ſchon im Jahre 972 auf Anregung des Kaiſers Otto des Großen von dem Edlen Rudolf von Münchhauſen, welcher am Saalſtrome ausgedehnte Beſitzungen hatte, zur Abwehr der Sorben und Wenden erbaut worden ſein. Sie enthielt indeß damals außer dem Wohngebäude nur einen einzigen Wachtthurm. Seine Ställe, Vieh und Scheunen hatte der Beſitzer auf dem gegenüber liegenden Dorfe Kreipitzſch, welches damals ganz mit Wald umgeben war. Vermählt war er mit Adelgunde, der Erbtochter eines Birken von Dauba, welche zur Erbauung der Dom- und Stiftskirche in Naumburg einen reichlichen Beitrag gab und ſich dadurch die Ehre erwarb, nach ihrem Tode in dieſer Kirche beigeſetzt zu werden. Ihre Grabſtätte bezeichnete früher ein ſchönes Epitaphium bei dem hohen Altar gegen Oſten, auf welchem ſie in Lebensgröße ausgehauen war und das die Jahreszahl 1098 trug. Die Rudelsburg ward von nun an ein Familienerbſitz und ihre Beſitzer nahmen nicht ſelten Theil an den Fehden und Kämpfen der Kaiſer gegen die Reichsfeinde in Deutſchland und Italien. So finden wir einen Hatto Richard von Münchenhauſen an der Seite des unglücklichen Kaiſers Heinrich IV., welcher die unſeligen Kämpfe gegen Alexander XI. und Gregor VII. unternahm und am Ende unterliegen mußte. Richard focht mit ihm in der blutigen Schlacht bei Merſeburg gegen Rudolf von Schwaben, den Gegenkaiſer, welcher daſelbſt eine Niederlage erlitt, und kehrte nachher auf ſeine Burg zurück. Aber ſchon mit dem Sohne dieſes Richard, Namens Otto, erloſch der Mannsſtamm der Münchhauſen und die Rudelsburg ging auf deſſen einzige Tochter Hildegardis über. Sie vermählte ſich mit dem damaligen Beſitzer der gegenüber gelegenen, jetzt ſpurlos verſchwundenen Kraineburg, Ludwig von Gültenberg, deſſen Herz ſich die ſchöne Jungfrau durch die Klänge ihrer Harfe gewonnen hatte, die ſie meiſterlich zu ſpielen verſtand.

---

*) Das Gedicht „An der Saale hellem Strande“ wurde von Franz Kugler zu Ehren der Rudelsburg verfaßt

Die Ritter der Rudelsburg hatten es ſich immer zur Aufgabe gemacht, die auf der Landſtraße vorüberziehenden Handelsleute gegen räuberiſche Ueberfälle zu ſchützen und da die Unſicherheit namentlich da, wo eine Furth durch die Saale führte, die noch heutigen Tages die „Jüdenfurth" heißt, am größten war, ſo beſchloß der erwähnte Beſitzer der Rudelsburg dort, wo die Saale einen Winkel bildet, eine zweite Burg, die Saalecksburg, aufzuführen und ſie mit Mannſchaft zu belegen, um die Vorüberziehenden beſſer ſchützen zu können, zugleich aber auch von ihnen einen mäßigen Zoll zu erheben. Nach und nach aber artete dieſe Zollerhebung in ein förmliches Raubſyſtem aus, wie denn auch die Rudelsburg ſelber in den folgenden Jahrhunderten zu einem wahren Raubneſt herabſank, „darauf ſich freches Geſindel aufgehalten, welches den Kaufleuten von Nürnberg und Frankfurt ꝛc. großen Schaden gethan." Deßhalb wurde ſie auch mehrmals, namentlich im Jahre 1319, von dem Markgrafen Friedrich mit der gebiſſenen Wange und 1348 von Naumburger Bürgern unter Anführung ihres Stadthauptmanns Hans von Dreißen, belagert und erſtürmt. Später, im Jahre 1450, als ſie in den Beſitz der Edlen von Bünau übergegangen war, belagerte und eroberte ſie der Kurfürſt Friedrich mit Hülfe der Bürger von Erfurt, weil ſie im ſächſiſchen Bruderkriege es mit dem Herzog Wilhelm gehalten hatten. Wie früher, ſo wurde ſie jedoch auch diesmal wieder aufgebaut und erſt in den ſturmvollen Zeiten des dreißigjährigen Krieges ward ſie durch Zerſtörung dem Untergange geweiht. Seitdem blieb ſie eine Ruine. Von jener Zeit an hörte man in ihren Mauern weder mehr das Wiehern der Roſſe, noch das Commandowort der Ritter.

„Zwar die Ritter ſind verſchwunden,
Nimmer klingen Speer und Schild;
Doch dem Wanderer erſcheinen
Auf den altbemoosten Steinen
Oft Geſtalten zart und mild.

Droben winken holde Augen,
Freundlich lacht manch rother Mund.
Wanderer ſchaut wohl in die Ferne,
Schaut in holder Augen Sterne,
Herz iſt heiter und geſund!"

Die Rudelsburg liegt gleich eines Adlers Horſt auf einem röthlichen, aus den Fluthen der Saale ſich ſteil emporhebenden Sandſteinfelſen, an deſſen Fuße das Dampfroß wie ein Ungethüm das Thal durchbrauſt. Man gelangt zu ihr auf einem allmälig aufſteigenden Fahrwege und Herren wie Damen bedienen ſich nicht ſelten der Maulthiere, um des beſchwerlichen Bergſteigens überhoben zu werden. Man ſtößt zunächſt auf den Ueberreſt eines alten Thurmes, welcher die Zierde des äußern Burgthores gebildet zu haben ſcheint, und befindet ſich dann inmitten des einſtigen Burghofes, der noch von einzelnen geringen Spuren des Gemäuers umgrenzt wird. Auf einem Hügel, der noch die Grundmauern eines alten Thurmes trägt, erblickt man das die Landſchaft belebende Bild einer deutſchen Windmühle, und einige Schritte weiter gelangt man auf einer hölzernen Brücke über den breiten Burggraben und bald darauf durch ein zweites Thor in die eigentliche Burg, die ein regelmäßiges Viereck bildet und nach oben ganz frei iſt. Nur zur Linken befindet ſich eine überbaute Halle, mit

Tiſchen und Bänken für die müden Wanderer, und in ihr findet man Schutz gegen Sturm und Wetter und auf Verlangen auch mancherlei Erquickung aus den Händen des bekannten Wirthes Samiel. In dieſer Halle wurde im Jahre 1852 der verewigte König Friedrich Wilhelm IV., als er dem großen Manöver beiwohnte, von den Kreisſtänden gaſtlich bewirthet, bei welcher Gelegenheit die Burg herrlich geſchmückt und deren Thurm mit einer preußiſchen Flagge geziert war. Dieſe Flagge weht noch jetzt auf dem weſtlichen Gemäuer und überſchaut ſtolz das weite ſchöne Thal. Von der alten Burg iſt außer den Umfaſſungswänden mit ihren Fenſterhöhlen und Schießſcharten nur noch ein links am Eingang befindlicher hoher, oben mit einer Haube verſehener Thurm vorhanden, der aber ſeit 30 — 40 Jahren ebenfalls ſehr wandelbar geworden iſt. Schreiber dieſes erinnert ſich noch, als Knabe dieſen Thurm beſtiegen zu haben, unter welchem das Burgverließ ſich befunden zu haben ſcheint; denn es waren in demſelben noch Spuren von eiſernen Ringen und menſchlichen Ueberreſten wahrnehmbar. Man gelangte in das ſchauerliche Gewölbe durch einen unterirdiſchen Gang, welcher im Burgkeller einmündete und nur mit Fackeln beſchritten werden konnte. Jetzt iſt dieſer Gang verſchüttet und auch der Thurm kann ohne Gefahr nicht mehr beſtiegen werden.

Der ſchönſte Genuß auf dieſer Burg iſt die herrliche Ausſicht auf die reizvolle und romantiſche Umgebung, die namentlich einen entzückenden Anblick aus dem kleinen Stübchen, die „Kapelle" genannt, gewährt, deſſen Fenſter mit bunten Glasſcheiben verziert iſt.

Um die Burg herum führt ein gebahnter Weg und der ſteile Abhang iſt mit einem ſtarken Geländer gegen alle Gefahr geſchützt. Der ſchönſte Punkt iſt unſtreitig der unter dem Fenſter der Kapelle, wo der Felſen jäh in die Tiefe hinabfällt. „Ferner" — ſchreibt der Verfaſſer der „Hiſtoriſchen Erquickungsſtunden" 1616 — „ſiehet man hinunter in die Saale ſo tief, daß einem das Geſicht vergehet und ſoll es einer nicht glauben, was vor eine ſchreckliche Höhe und Tiefe es iſt. Auch iſt vornean ein Berg, welcher ein Fels iſt, ſo abgearbeitet, als wenn er mit allem Fleiß mit einer Säge in die Saale hinunter abgeſchnitten wäre, daß es unmöglich iſt, hinaufzukommen oder mit Geſchütz dahin zu reichen." Von hier aus läßt ſich ein großer Theil des Saalthales und auch die Gegend nach Norden überblicken und das Auge des Beſchauers weilt mit lieblichem Entzücken auf der herrlichen Landſchaft, die wie ein paradieſiſcher Garten nach allen Seiten hin ſich ausbreitet.

„Und der Wandrer zieht von dannen,
Denn die Trennungsſtunde ruft,
Und er ſinget Abſchiedslieder,
Lebewohl tönt ihm hernieder,
Tücher wehen in der Luft."

Adlersberg bei Regensburg.

Von Karl Woldemar Neumann.

Eine Stunde von Regensburg entfernt, rechts von der Nürnberger Straße, auf einer Anhöhe, liegt Adlersberg. Da ſtand vor Zeiten ein Klöſterlein, darinnen viel edle Frauen in ſtiller Beſchaulichkeit ihr Leben verbrachten. Vordem aber lebten ſie zu Pettendorf, nicht weit von da, ihrem Gelübde, in geweihten Mauern, die, — ein Werk der Sühne, — dem „ſtrengen Ludwig" ihr Daſein verdankten.

Die Stiftung des reuigen Herzogs hatte kurzen Beſtand, denn bald nach ſeinem Tode gingen „Kirchlein und Kloſter“ in Rauch auf, und die frommen Schweſtern waren genöthigt, bei gutherzigen Leuten ihre Unterkunft zu ſuchen, bis ihnen Kaiſer Ludwig der Bayer, der Sohn ihres Fundators, auf dem Adlersberg, in liebevoller Weiſe, eine neue, ſchönere Heimath geſchaffen. Sie dankten's ihm dadurch, daß ſie ihn von nun an, als ihren wahren Stifter betrachteten, und ſeiner in ihrem frommen Gebete bis auf ſpätere Jahrhunderte gedachten. Den Namen ihres früheren Aſyles behielten ſie jedoch zum Andenken an ihren erſten Wohlthäter, Herzog Ludwig, nach wie vor, bei, und nannten ſich: „Die armen Schweſterlein von Pettendorf“, — denn ſo wollte es der edle Kaiſer.

Da die „neue Lehr“ zu Regensburg Wurzel faßte und ihren verführeriſchen Lichtſtrahl auch in die ſtillen Zellen der Nonnen warf, da kam an einem ſchönen Frühlingsmorgen der Prior der Dominicaner in obiger Reichsſtadt, „Herr Moritz Fürſt“, auf einem ſtattlichen Rößlein gen Adlersberg geritten, ſah aber nichts weniger, als einem Mönch gleich, denn er trug, ſtatt der Kutten, gar weltliche Kleidung, und hatte die Tonſur, an Stelle der Kapuze, mit einer goldverbrämten Haube bedeckt. Zur Seite ritt ihm dagegen ein anderer Kloſterbruder in der Tracht ſeines Ordens, — der war des Priors erprobter Freund und hieß: „Hans Beck.“ Die Blume, die der Pater aus dem Garten der Nonnen da holen wollte, war nichts mehr und nichts weniger, als die ſchöne Aebtiſſin von Adlersberg: „Käthchen die Hinzhauſerin!“ — Die nahm der Prior mit ſich und verließ mit ihr, wie der Chroniſt ſagt: „den alten Glauben, Kloſter und Stadt,“ — denn er führte ſie gen Nürnberg, als ſein „ehelich's Gemahl!“ — Das Bild des heiligen Sebaſtian, — den Finger des heiligen Blaſius, und manch anderes Silbergeräth, — wohl achtzehn Mark an Gewicht, — das ließ er aus ſeinem Kloſter als ein „Heirathsgut“ mitſpazieren. Was aus ihm und dem „Käthchen“ weiters geworden, iſt nicht bekannt. Vom Kloſter zu Adlersberg aber weiß man, daß es darnach nicht lange mehr beſtanden hat, und die „treuloſen Nonnen“ wieder in das Weltleben traten, dem ſie bereits auf ewig entſagt hatten.

Noch ſteht ihre Kirche, — ſeitdem vom Volke zur „verlaſſenen Muttergottes“ genannt. Von ihrem verſchmähten Kloſter, und ihrem eigenen Daſein, iſt bis auf wenige Grabſteine, die zertrümmert und vom Graſe überwuchert auf dem Wege zum Wirthshaus umherliegen und ein ſchmerzliches Bild weltlicher Vergänglichkeit bieten, jedwede Spur verſchwunden.

* * *

Patriotismus der Markaner.

Die Bewohner der Grafſchaft Mark in Weſtphalen waren ſeit alter Zeit ſo patriotiſch, daß während des ſiebenjährigen Krieges nach ſolchen Schlachten, die viel Menſchenleben gekoſtet hatten, viele ihrer rieſigen Söhne ihre Brotbeutel mit Pumpernickel und Schinken füllten und freiwillig als Rekruten zu ihrem Könige Friedrich dem Großen zogen. Sie waren gekleidet in weiße und blaue Kittel und hielten Eichenſtöcke in ihren Fäuſten. Die Erſten, welche alſo kamen, fragte Friedrich der Große: „Was wollt Ihr?“ Sie antworteten: „„Unſerm Könige helfen.““ „Wer hat Euch denn recrutirt?“ „„Keiner.““ „Wer hat Euch geſchickt?“ „„Unſere Väter.““ „Welcher Officier hat Euch geführt?“ „„Keiner.““ „Wer hat Euch commandirt?“ „„Wir ſelbſt.““ „Wie viele ſind von Euch unterwegs deſertirt?“ „„Keiner.““ Da rief der König: „Seid mir willkommen, wackere Männer, brave, redliche Markaner, auf Euch kann ich bauen!“

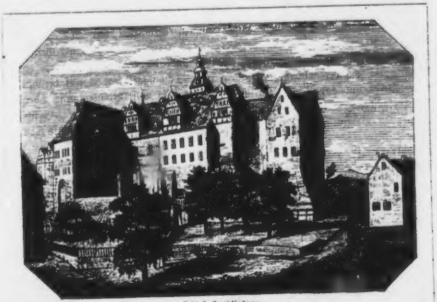
* * *

Quedlinburg.

Von Heinrich Pröhle.

Die Stadt.

Wenige Städte, ohne einen ſehr bedeutenden Strom und ohne ſehr große Gebirge in ihrer unmittelbaren Umgebung, bieten einen ſo maleriſchen Anblick dar, wie die Stadt Quedlinburg mit ihrem Schloſſe und dem vielbeſuchten Münzenberge gegenüber. Auch den wohlthuenden Eindruck des Alterthümlichen empfängt man ſogleich. Der ganze enge und unſcheinbare Ort iſt ein herrliches Denkmal von dem Ruhme deutſcher Kaiſerzeit. Deshalb hat nicht allein das Alterthümliche hier erhöhte Bedeutung, ſondern auch das bloß Altfränkiſche hier ſeinen Reiz. Mit Verwunderung ſieht der Wanderer daher bei ſeinem Einzuge in Quedlinburg hie und da noch innerhalb der Fenſter altväteriſcher Häuſer ein kleineres Fenſter, Gucker genannt, ſich öffnen, welches kaum groß genug iſt, den Kopf eines Neugierigen hindurch zu laſſen. Statt der Klingelzüge ſind noch viele Klopfer an den Thüren angebracht. Das Kuchenblech über des Bäckers Thür wird von Engelbildern gehalten. Sein liebſtes Zimmer hat mancher Bürger noch in dem Erker, der wie ein Vogelbauer an den Häuſern hängt. Hier ſitzt er behaglich mit ſeiner Frau und hier empfängt er ſeine Gäſte. Und dort jene runden ſteinernen Sitze, welche zu beiden Seiten der Thür unter den beiden Niſchen ſich finden — ſollte man nicht meinen, daß Heinrich der Vogelſteller mit ſeiner Gemahlin ſo eben von ihnen aufgeſtanden und wegen der Abendkühle in das Haus gegangen ſei? — Wie ſchief und winklig, wie ſtill ſind dieſe Straßen! — Und dennoch ver-



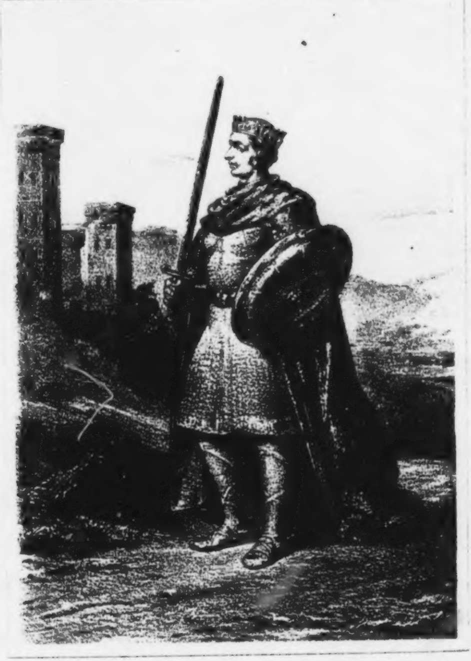
Schloß Quedlinburg.

ſammelten ſich einſt auf ihnen zu dem Gerichte unter dem ſogenannten hohen Baume die Fürſten aus Sachſen, die benachbarten Prälaten, die Biſchöfe von Halberſtadt und Magdeburg. Dieterich von Kirchberg hatte ein Vermächtniß geſtiftet, um beim hohen Baume vor einem Stückchen vom Kreuze Chriſti eine ewige Lampe zu unterhalten. Vor dieſen Häuſern wurde über Herzöge Gericht gehalten, und die wichtigſten Angelegenheiten der Großen wurden hier entſchieden. Das Voigteigericht wurde bis 1807 auf den Straßen gehalten.

Treten wir in eins der alten Bürgerhäuſer ein, ſo finden wir mindeſtens im Geſindezimmer auf dem Eßtiſche noch zinnerne Teller und ein ſchweres blaues Tiſchtuch. Die ganze häusliche Einrichtung iſt berechnet auf die alten drei Nahrungszweige der Quedlinburger: Ackerbau, Kornbranntweinbrennerei und Schweinemaſt, welche keinen äußeren Glanz begünſtigen. Einen guten Trunk herzuſtellen, ließen die Quedlinburger ſich ſeit alten Zeiten angelegen ſein. Um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts zahlten ſie Weinzehnten und Weinzins und ihr Weinbau war von Wichtigkeit. Das Bierbrauen ging „reihum.“ Das anrüchigſte von dieſen Getränken, der Kornbranntwein, wurde ein bedeutender Ausfuhrartikel, durch welchen Quedlinburg ſich für die eingebüßte Stellung als Stapelplatz in Bezug auf den Handel Thüringens und Sachſens mit Heringen, Gewürzen und anderen Waaren zu entſchädigen ſuchte. Otto III. hatte der Stadt 993 Handelsrechte und Freiheiten zwiſchen Saale, Unſtrut, Oker und Bode verliehen. Aber auch hier hatten endlich die hohen Zölle und Abgaben den Handel gelähmt und als ehrloſer Schmuggel war er auf die benachbarten braunſchweigiſchen und anhalt'ſchen Ortſchaften, beſonders auf Blankenburg, übergegangen.

Der Geſchichte der Nachbarländer Anhalt und Braunſchweig ſteht die Geſchichte von Quedlinburg an Bedeutung nicht nach. Denn obgleich das Stift, welchem die Königin Mathilde ihre Wittwengüter hinterließ und welchem Heinrich der Finkler ſogar das Voigtland geſchenkt hatte, zuletzt nur wenige Quadratmeilen umfaßte, ſo ſtand es doch immer unmittelbar unter dem deutſchen Kaiſer und war bis zu ſeinem Ende ein für ſich beſtehender Theil des deutſchen Reiches. Es gehörte zum oberſächſiſchen Kreiſe. Die Aebtiſſin des Stiftes war unmittelbarer Reichsſtand und die vornehmſte Prälatin des Reiches. Sie hatte am Reichstag zu Regensburg Sitz und Stimme auf der rheiniſchen Prälatenbank. Zwei Vorlege- oder Credenzmeſſer mit goldenen Griffen waren ihre Wappen. Unter ihren Münzen waren die Quedlinburger Fiſchpfennige bekannt. An die verſchiedenen Capitelsperſonen (Aebtiſſin, Pröbſtin, Dechantin und Canoniſſin) erinnern noch jetzt am Fuße des Schloſſes die großen Gärten mit ihren ungeheuern Blumenfeldern, der Abteigarten und Probſteigarten, welche, ſeit der weſtphäliſchen Zeit in Privathände gekommen, Quedlinburg durch ſeinen Samenhandel zu einem deutſchen Harlem gemacht haben. Die Capitelsperſonen wählten ihre Nachfolgerinnen ſelbſt und mußten mindeſtens immer Freifrauen ſein.

Die Geſchichte von Quedlinburg können wir in drei Zeitabſchnitte eintheilen. Der erſte umfaßt die zwei Jahrhunderte der ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſer (etwa von 933, dem Jahre der Begründung der Stadt Quedlinburg, bis 1125) und der näheren Beziehungen des Frauenſtiftes zum deutſchen Kaiſerthum. Der zweite Abſchnitt enthält die Zeiten der gräflichen und herzoglichen Schutzherren; der dritte und letzte Abſchnitt gehört der preußiſch-brandenburgiſchen Geſchichte an und beginnt mit dem Jahre 1698. Welch eine Geſchichte von der Königin Mathilde bis zur Gräfin Aurora! von Heinrich dem Vogelſteller oder einem der früheren Herzöge von Sachſen, die eben ſo wenig als die deutſchen Kaiſer eine beſtimmte Reſidenz hatten und hier das erſte Jagdſchloß auf dem Felſen erbauten, bis zu der Beſetzung von Quedlinburg durch brandenburgiſche Truppen im ſiebenzehnten oder gar bis zum Auftreten des preußiſchen Stiftshauptmanns von Plotho im achtzehnten Jahrhundert! Was das Schloß zu Anfang geweſen, ein Jagdſchloß, wurde es zuletzt noch einmal unter Friedrich Wilhelm IV.



Kaiser Heinrich I.

Die Zeiten der ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſer.

„Herr Heinrich ſaß am Vogelheerd“, ſingt ein deutſcher Dichter, und aus dem Vogelheerde läßt die Sage die Stadt Quedlinburg erwachſen. Heinrich der Vogler nämlich, „ein anſehnlicher Herr von Perſon, an Verſtande ſcharfſinnig, in Rathſchlägen bedächtig, freundlich gegen die Leute, daneben tapfer und ernſtlich“, ſoll ſich an dem kleinen eckigen Platze in Quedlinburg, welcher jetzt der Finkenheerd heißt, gern mit dem Vogelfange beluſtigt haben, während ſein Hofgeſinde in der Gegend des Blaſiikirchhofes gewohnt haben ſoll. Um den Finkenheerd herum war Wald. Aber da, wo jetzt die kleinen lieben Häuſerchen am Blaſiikirchhofe ſtehen, lag ſchon das uralte Dorf Quitlingen mit ſeinen ſpäter ausgegrabenen heidniſchen Aſchen- und Thränenkrügen. Ja, die Gegend am Nordrande des Harzes war mit ſechszehn großen und kleinen Dörfern überſäet, deren Einwohner durch weiſe politiſche und militairiſche Veranſtaltungen Heinrichs I., welcher die Deutſchen zu größerer Gemeinſamkeit gewöhnte, hauptſächlich dem glanzvoll erhobenen Quitlingen (nun Quedlinburg) und dem Bürgerthume zueilten, während daneben auch ein bäuriſcher Niederſchlag aus den ſechszehn Dörfern ſich bis auf den heutigen Tag in dem alten und merkwürdigen, aber ſehr vergrößerten Dorfe Ditfurth erhalten hat. Ein Hund, welcher im Quedlinburger Stadtwappen in einem offenen Thore ſitzt, ſollte, wie man lange glaubte, derſelbe ſein, den Heinrich I. ſtatt des Tributes den Ungarn ſchickte, hat aber wohl nur den Zweck, die Bürger zur Wachſamkeit für die Stadt zu mahnen. Wie gewaltig verfolgte Heinrich der Finkler ſeine Abſicht, die Deutſchen an den feſteren Plätzen zu ſammeln! wie ſehr mochte er dadurch eine größere und feinere Geſittung der Sachſen, welche noch als die echten Träger des Deutſchthums daſtanden, bewirken! Vom felſigen Ausgange des Bodethales, vom Fuße der Roßtrappe her, entbot er die vornehmen, aber in unwirthbarer Gegend darbenden Nonnen in ein Kloſter, das auf dem Berge neben dem Quedlinburger Schloſſe gegründet wurde. Spät erſt wurde dieſe Abſicht des Finklers erreicht, denn die alte bäueriſche Aebtiſſin Diemoth, welche in Quedlinburg nicht wieder Aebtiſſin wurde, wollte lange nicht aus ihren dunklen Forſten weichen. Indem nun ſo das höfiſche Frauenſtift faſt mit ähnlicher Gewalt wie die feſten Plätze des Bürgerthums gegründet ward, ſah ſich Heinrich der Vogelſteller in Bezug auf die geiſtliche Schöpfung durch ſeine eben ſo anmuthige und verſtändige als fromme und tugendhafte Gemahlin, die Königin Mathilde, auf eine wohlthuende Weiſe ergänzt, wie er denn noch auf dem Sterbebette ihr ein ſegensreiches Wirken an ſeiner Seite bezeugte. Mathilde, eine Grafentochter aus Wittekinds altem Sachſengeſchlechte, war von ihrer Großmutter Adelheid, der Aebtiſſin eines älteren Frauenſtiftes zu Herford in Weſtphalen, erzogen. Herzog Otto der Erlauchte von Sachſen, der Vater des Finklers, hatte die geprieſene Jungfrau zu ſeiner Schwiegertochter erwählt und war ſelbſt deshalb mit ſeinem Sohne nach Herford gereiſt. Wallhauſen zwiſchen dem Südharze und dem Kyffhäuſer mit ſeinen Auen wurde Mathildens Hochzeitsort und Hochzeitsgeſchenk. Ihre Ehe war ſehr glücklich. Aus Weſtphalen aber blieb der Königin auch in Sachſen eine Neigung für das klöſterliche Leben und für die Stiftung von Klöſtern, welcher Heinrich der Vogelſteller, zumal in ſeinen letzten Lebensjahren, gemüthvoll nachgab. Er ſtarb 936 zu Memleben an der Unſtrut und wurde zum Begräbniſſe nach Quedlinburg gebracht. „Liegt unter einem weißen Marmor begraben“, ſagt ein älterer Schriftſteller. — Nach ſeiner Beiſetzung in dem damals erſt angefangenen Münſter ſoll der Schloßberg an verſchiedenen Orten Flammen geſpieen haben.

Nächſt dem Kyffhäuſerthurme*) bewahrt der enge, abſchüſſige Finkenheerd in Quedlinburg die liebſte und ſinnigſte Erinnerung der Deutſchen an ihre Kaiſerzeit. Auch iſt die Sage, daß Heinrich nicht etwa auf ſeinem Schloſſe, ſondern auf dem Vogelheerde daneben die Nachricht von ſeiner Kaiſerwahl erhalten hat, tiefſinnig genug ausgedacht vom deutſchen Volke, welches ihn gerade mit dem Beinamen des Vogelſtellers zu ſeinem Lieblinge erhob. Denn wie Heinrich die Deutſchen nur ſchwer und durch die wieder bevorſtehenden Angriffe der Ungarn gezwungen ihrer ländlichen Sitze entwöhnen konnte und wie jene Diemoth in ihren Wäldern das höfiſche Kloſter mied, ſo zeigt uns die Sage gar ſchön das eigene tiefe Gemüth des ſchlichten Kaiſers, indem ſie neben ſeine drei Schöpfungen, Burg, Kloſter und Stadt, noch den ſächſiſchen Wald mit dem Vogelheerd ſetzt, und ihn zürnen läßt, weil die Reichsboten mit der Krone ihm einen Zug Finken verſcheucht hätten. Für die Freuden der Natur und des Landlebens, welche für den Kaiſer wie für ſeine Unterthanen nun mehr in die Ferne gerückt wurden, konnte ſtädtiſcher Reichthum und kaiſerlicher Glanz nicht entſchädigen. Das etwa mag die Sage andeuten, die uns den Kaiſer voll tiefen Gefühls für den Werth und die Schönheiten einer geringeren Culturſtufe zeigt in dem Augenblicke, da er ſein Volk einer höheren und wie immer deshalb äußerlich reicheren Stufe zuführen muß.

---

*) S. 264 von „Unſer Vaterland.“

Nicht leicht hat ein König ſo königliche Nachkommenſchaft hinterlaſſen, wie Heinrich der Finkler. Drei ſeiner Söhne kämpften nicht ohne inneren Grund um die Herrſchaft und noch ein vierter, der im Kloſter erzogen war, verſtand die ſchwere Kunſt des Regierens. Unter ſolchen Umſtänden war ſein Sohn Heinrich, der Sohn, welcher dem Vater an Geſtalt und Charakter am ähnlichſten ſchien, der Augapfel der Mutter und der Liebling der Sachſen, als Nachfolger dem Vater noch zu ſchlecht. Otto, obgleich ſchon vor Heinrichs Königswahl geboren, wurde zum König beſtimmt mit richtigem Blick. Nicht den Vogelfang liebte er, ſondern die Falkenjagd und wenn er in einiger Entfernung von ſeinem Gefolge dahin ſchritt, ſo hörte man ihn oft in den Wäldern auf's herrlichſte ſingen. Er war nicht mehr der Sachſenherzog am Vogelheerde, ſondern ſeine Chriſtenſeele ſchwang ſich frei und jubelnd zu großen, gewaltig durchgeführten Plänen über das ganze deutſche Land und zum Himmel hinan. Ruhelos war ſein Daſein und wo weit über Sachſen hinaus in Deutſchland ſich Ungewöhnliches zeigte, da erſchien Otto der Große als Herrſcher auf dem Platze. Das traute Quedlinburg blieb ihm nur ein lieber Ort, wo er gern die großen Feſte feierte und an glänzenden Hoffeſten ſelbſt bei Tafel mit den Großen des Landes mitunter wichtige Dinge beſprach. Dem Frauenſtifte ſchenkte er die Stadt Quedlinburg und vieles Andere, darunter den Zehnten von der Jagd in Bodfeld und Siptenfelde und einen Antheil am Ertrage von Wein und Honig in Ingelheim. Streng und andächtig folgte Otto dem Gottesdienſt in der Schloßkirche, verließ ſie aber dann mit kaiſerlichem Gepränge, indem er ſich brennende Kerzen vortragen ließ. Am Oſtertage in Quedlinburg 941 ſollte Otto von ſächſiſchen Verſchworenen überfallen und ermordet werden, damit Heinrich noch die Herrſchaft erhielte. Otto wurde indeſſen von der durch ſeinen Bruder wider ihn angeſtifteten Meuterei unterrichtet und die ungetreuen Großen ſahen den erhabenen Monarchen ruhig, aber immer unter der ſtärkſten Bewachung ſeiner getreuen Vaſallen das kirchliche Feſt feiern. Von dreien der Verſchworenen, welche hingerichtet wurden, ſollen ſich die Schädel und Hände auf dem Rathhauſe zu Quedlinburg befinden. Heinrich wurde in die kaiſerliche Pfalz zu Ingelheim am Rhein geſchickt und ſtreng bewacht. Dort aber entfloh er und als Otto im Dome zu Frankfurt in der Frühe des Chriſtmorgens das Weihnachtsfeſt zu feiern begann, erſchien er barfuß und im härenen Gewande vor dem Kaiſer. Es wird erzählt, daß dieſer ſich anfangs geweigert habe, dem Bruder nochmals völlig zu vergeben, der ſchon vieles Unheil gegen ihn erſonnen hatte. Aber ein Abt ſoll geſagt haben, daß Chriſtus gelehrt habe, man ſolle ſeinen Feinden nicht ſiebenmal, ſondern ſiebenmal ſiebenzig Mal vergeben. Unter den feierlichen Geſängen der Chriſtmette bot der Kaiſer den Bruder auf, verzieh ihm völlig und bald glaubte man zu bemerken, daß dieſer an ſeiner Regierung treuen Antheil habe.

Die verſchiedene Stellung des ſchlichten Finklers und des gewaltigen und weitblickenden Kaiſer Otto zeigt ſich ſchon darin, daß jener mit einer weſtphäliſchen Grafentochter und dieſer mit der angelſächſiſchen Königstochter Editha vermählt war. Und der Unterſchied ihrer Beſtrebungen bei mancher Gemeinſamkeit ſpricht ſich darin aus, daß jener nur an dem kleinen Bodenrutſche zwiſchen engen ſteilen Hügeln ſein Frauenſtift zu begründen ſuchte und dieſer das mächtige Erzbisthum Magdeburg, welches durch ſeine Lage an der Elbe, zwiſchen Havel und Saale, ein Brennpunkt für die deutſche Geſchichte geblieben iſt. Beide Könige waren dabei äußerlich oder innerlich durch ihre Frauen angeregt und beide ſtießen dabei auf engherzigen Widerſtand. Vor ſeiner Vermählung mit Editha hatte Otto von einer vornehmen Wendin ſeinen außerehelichen Sohn Wilhelm erhalten, welcher Erzbiſchof von Mainz wurde und an ſeiner Stelle mit der ganzen Frömmigkeit und dem vollen Eifer des ſächſiſchen Hauſes dem Vater bei dem chriſtlichen Aufbau des deutſchen Vaterlandes half. Als aber, tiefergriffen von dem Tode ſeiner rechtmäßigen Gemahlin, der liebenswürdigen Editha, welche in dem von ihr begründeten Moritzkloſter zu Magdeburg beigeſetzt wurde, Otto das Erzſtift gründen wollte, wandte Wilhelm ſich ſelbſt nach Rom, um mit kleinen und kurzſichtigen pfäffiſchen Gründen die Ausführung eines Werkes zu hindern, welches ſogleich für die Ausbreitung des Chriſtenthums nach Oſten von unabſehbaren Folgen ſein mußte. Auch der Biſchof Bernhard von Halberſtadt lehnte ſich gegen die Errichtung des neuen Erzbisthums in der Nähe ſeines Biſchofsſitzes auf. Es wird erzählt, daß Otto ihn deshalb in ein Gefängniß nach Schloß Quedlinburg bringen ließ, wo er einige Zeit geſeſſen haben ſoll. Dort ſoll er ſich ſeine biſchöflichen Inſignien verſchafft und am grünen Donnerstage den Kaiſer zu ſich geladen haben. Dieſer ſoll geglaubt haben, daß der Biſchof ihm nun den Bau des Magdeburger Domes geſtatten wolle. Aber der Biſchof ſtand in ſeinem ganzen Ornate da (noch jetzt zeigt man bei der Krypta die Stelle), von mehreren Geiſtlichen umgeben hielt er den Biſchofsſtab in der Hand und ſprach den Bann gegen ihn aus. Otto verlachte anfangs den Biſchof; dann aber entließ er ihn und begleitete ihn ſelbſt nach Halberſtadt. Der Biſchof legte jetzt die größte Geringſchätzung gegen den Kaiſer an den Tag. Da verließ der Kaiſer Halberſtadt auf kurze Zeit, kehrte als Reuiger mit nackten Füßen zurück, warf ſich vor dem Biſchof nieder und verlangte die Befreiung vom Banne. Nun ſoll ihn der Biſchof erſucht haben, abermals ſeinen Biſchofsſitz zu verlaſſen und im kaiſerlichen Schmucke wiederzukehren. Da empfing er ihn mit allen gebührenden Ehren und fröhlich feierten ſie in Halberſtadt zuſammen das Oſterfeſt.

Die Begründung des Erzbisthums und des Domes zu Magdeburg aber ruhete. Noch immer lebte die alte Königin Mathilde. Als ihr Ende nahe ſchien und der Kaiſer fern war, beſuchte ſie noch jener Erzbiſchof Wilhelm, ihr Enkel, in Quedlinburg. Krank und deshalb beſchenkt mit den Decken der Königin, welche ſchon alles Andere den Armen gegeben hatte, reiſte er wieder ab, um die Nachricht von dem Tode ſeiner Großmutter in der Nähe zu erwarten. Aber dieſe, welche den Enkel um zwölf Tage überlebte, ordnete in Quedlinburg noch das Glockengeläut bei der Nachricht vom Tode des Erzbiſchofs an. Kurz vor dem Erzbiſchof Wilhelm war Biſchof Bernhard von Halberſtadt geſtorben, und ſo ſtand der Begründung des Erzbisthums Magdeburg nichts mehr im Wege, welches der Papſt ſchon im Voraus trotz des Widerſtandes der Biſchöfe mit Conſtantinopel verglichen und den erſten Metropolen der Chriſtenheit gleichgeſtellt hatte.

Als erſte Aebtiſſin von Quedlinburg wird oft irrthümlich eine Tochter Heinrichs des Finklers genannt, welcher nur den Grund zu dem Frauenſtifte gelegt hatte. Wie Otto der Große dieſe Schöpfung erſt vollendete, ſo eröffnet deſſen ſtaatskluge Tochter Mathilde die Reihe der Aebtiſſinnen, welche alle zu nennen wir nicht beabſichtigen. Einſt war der Vater der Aebtiſſin und ihr Bruder nach glücklich beendigtem Kriege in Italien zur Feier des Oſterfeſtes bei ihr geweſen. Als dann auch der treue Sachſenherzog Otto's des Großen, Hermann Billung, in Quedlinburg ſtarb, ſchien der Kaiſer nur noch unter dem Schatten des Todes zu wandeln. Am Mittwoch vor Pfingſten verſchied er wie ſein Vater zu Memleben in der goldenen Aue. Zwiſchen den hohen Feſten im Frühlinge des Jahres 973 hatte dieſer rieſige Kaiſer an den engen Lieblingsplätzen ſeines Vaters ſein großes Leben ausgelebt. Magdeburg aber empfing die Kaiſerleiche.

Die nächſten beiden Sachſenkaiſer Otto II. und Otto III. ſtarben weit von den Bergen des Harzes und von Thüringens Auen in Italien. Dort hatte fünf Jahre nach Edithas Tode der ſtaatskluge Otto der Große ſeine zweite Gemahlin, die ſchöne Königswittwe Adelheid, genommen. Nicht der angelſächſiſchen Editha, ſondern Adelheids Sohn war Otto II. Deſſen Gemahlin war die Tochter des griechiſchen Königs Romanus, Theophania. Doch feierte Otto II. mehrmals während ſeiner zehnjährigen Regierung das Oſterfeſt zu Quedlinburg in Friede und Freundſchaft mit ſeiner Mutter Adelheid und ſeiner Schweſter, der Aebtiſſin. Seine griechiſche Gemahlin aber mag ein merkwürdiges altes orientaliſches Gefäß nach Quedlinburg gebracht haben, das als Krug von der Hochzeit zu Canaan unter den Reliquien der Schloßkirche gezeigt wird. Als Herzog Heinrich II. von Baiern, ein Enkel Heinrich des Finklers und ein Sohn jenes von Otto dem Großen in Frankfurt begnadigten Heinrich, in der Verbannung den Tod Otto's II. erfuhr, bemächtigte er ſich des jungen Otto III. zu Cöln, vermehrte ſeinen Hofſtaat und ging mit Otto III. nach Quedlinburg, um daſelbſt Oſtern zu feiern. Allein die Aebtiſſin Mathilde, die Mutter und die Großmutter des jungen Kaiſers, Theophania und Adelheid, eilten aus Italien herbei und verglichen ſich mit Heinrich, der durch das Erſcheinen eines wunderbaren Sternes von ferneren Gewaltſtreichen zurückgehalten ſein ſoll. In ihrer Gegenwart warf er ſich zu Frankfurt dem jungen Kaiſer zu Füßen. Nun ging der Baiernherzog als Oberhofmeiſter mit dem Kaiſerlichen Hofe zur Pfingſtfeier nach Quedlinburg und hier war die Pracht der Feſtlichkeiten von 984 größer als je. Faſt alle deutſche Fürſten waren verſammelt. Mizislaus von Polen und Boleslaus von Böhmen brachten koſtbare Geſchenke für den jungen Kaiſer und auf Theophania's Anſtiften wurde dieſer an einer erhöhten halbmondförmigen Tafel bedient.

Wenn auch durch dieſe Herrſchaft geiſtvoller und hochgebildeter Frauen während der Regierungszeit eines Kindes die vaterländiſche Entwickelung nicht gewinnen konnte, ſo litt doch die Verbindung von Quedlinburg mit dem Reiche nicht darunter. Ja, als der reifere Otto III. immer mehr von ſeinem Vaterlande ſich abwandte, um im Süden die Ideale aufzuſuchen, welche die fremden Frauen ihm gezeigt haben mochten, hielt ſeine Großtante Mathilde noch kräftig das Reich zuſammen, berief Reichstage und regierte Deutſchland bewundernswürdig von der Quedlinburger Abtei aus. Sogar ein deutſches Mädchen, eine thüringiſche Grafentochter, welche Otto III. gern geſehen hatte, ſchien ſie für ihn zu erziehen und für den abweſenden Kaiſerjüngling gefangen zu halten, der aber vor ſeinem Ende noch um eine Braut in Conſtantinopel warb.

Als die ſtaatskluge Tochter Otto's des Großen 997 neben ihrem Großvater und ſeiner Gemahlin zu Quedlinburg beigeſetzt wurde, war der Geiſt Heinrichs des Finklers von Deutſchland gewichen und ein tiefer Riß ging durch das nun verwaiſte deutſche Reich. Zu ihrer Nachfolgerin hatte ſie freilich Adelheid, die Schweſter Otto's III., ernannt. Aber mit dem koſtbaren Biſchofſtabe, den der junge Kaiſer der Schweſter ſchickte und der noch jetzt in der Schloßkirche gezeigt wird, verſtand ſie Deutſchland nicht mehr zu leiten. Deſto weniger aber fehlte es an glänzenden Feſten, welche jetzt in Quedlinburg gefeiert wurden. Ihre prächtige Einweihung durch den Biſchof Arnulf und ſein Einzug in Quedlinburg gefiel der Aebtiſſin Adelheid ſo wohl, daß ſie ihren Bruder, welcher im Jahre 1000 bei ihr das Oſterfeſt feierte und im Jahre 1001 in Quedlinburg eine Kirchenverſammlung hielt, für den Biſchof von Halberſtadt um die Erlaubniß zu einer jährlichen Wiederholung des biſchöflichen Einzuges am Palmſonntage bat. Trotz der Warnungen Otto's nahm in Folge deſſen doch das koſtbare Schauſpiel der alljährlichen Palmfeier ſeinen Anfang, das ſpäter ärmeren Aebtiſſinnen ſehr läſtig wurde und dem Biſchof als ein gefährlicher Vorwand für eine beanſpruchte Obergewalt über das zwar noch immer unmittelbar unter Kaiſer und Papſt geſtellte, ſeiner vornehmſten Verbindungen aber mehr und mehr beraubte Frauenſtift diente. Eine Aebtiſſin wurde in den Bann gethan, weil ſie die Palmfeier abſchaffen wollte. Die Palmfeier aber beſtand darin, daß der Biſchof von Halberſtadt den Herrn Jeſus vorſtellte und auf einer Eſelin nach Quedlinburg geritten kam. Ein Füllen ging neben ihm. Acht Palmbrüder, welche dazu im Stifte unterhalten wurden, hieben Zweige von den Bäumen ab und ſtreuten ſie auf den Weg. Damit es nicht an Jüngern fehle, die Jeſum auf ſeinem Zuge nach Jeruſalem begleiteten, und am Volke, welches: Hoſiana! rief, ſo brachte der Biſchof nicht nur die zu ſeinem Capitel gehörigen Perſonen, ſondern auch noch eine Menge von Mönchen, Edelleuten und vornehmen Herren als Gefolge mit. Ueber zweihundert Thaler reichten nicht zur Anſchaffung der Fiſche für Eine Mahlzeit, obgleich Quedlinburg von Moräſten, Teichen und Seen umringt war. Einſt wurde beſtimmt, daß der Biſchof nicht über ſechzig Pferde mitbringen dürfe. Bei ſeiner Ankunft wurden die Glocken geläutet. Er hielt in der Stiftskirche Gottesdienſt und ertheilte Ablaß gegen Bezahlung. Zuletzt ſprach er den Bann gegen die Widerſacher des Stifts aus. Wie weit war dieſes Schauſpiel mit ſeinem Pompe und ſeiner Luſt entfernt von dem ſchlichten Sinne und den reinen Freuden Heinrich's des Vogelſtellers!

Jener Stab, welchen Otto III. ſeiner Schweſter ſchickte, beſteht aus einer Weinrebe, die mit dunkelrothblauem Sammet überzogen iſt. Er hatte einen Goldbeſchlag mit ſchlangenförmig ſich windenden ſchmalen Kanten. Während der weſtphäliſchen Zeit wurde der Stab nach Caſſel geſchickt und dort von den Franzoſen geplündert. Das Gold wurde abgenommen und falſche Edelſteine wurden an die Stelle der echten geſetzt. So kam er als entlaubter Rebſtock nach Quedlinburg zurück: ein trauriges Sinnbild jener Ottonen, welche die heimiſche Sitte gegen fremden Flitter vertauſchten und insbeſondere des Kaiſerjünglings Otto's III., deſſen Gebeine aus der undankbaren Fremde, die ſein Tod war, entſeelt nach Aachen in ſein Vaterland zurückgebracht wurden, welches ein Wunder an Wiſſen und Begabung in Theophania's Sohne verehrt hatte!

Der Tod des Bruders gab der unter den Sachſen durch ihre Geburt noch immer ſehr einflußreichen Aebtiſſin Gelegenheit, bei den in Werla, unweit Goslar, zur Berathung über die Königswahl verſammelten ſächſiſchen Großen die Wirthin zu machen und auf eine kluge Weiſe noch mit Erfolg für das Geſchlecht Heinrichs des Vogelſtellers zu ſorgen. In Baiern nämlich regierte noch ein Urenkel Heinrichs des Vogelſtellers, der Sohn jenes Baiernherzogs, welcher ſchon faſt die geiſtvollen kaiſerlichen Frauen um das vormundſchaftliche Regiment betrogen gehabt hätte. Dieſer Urenkel des Finklers bewog durch einen Vaſallen, den er nach Quedlinburg ſchickte, Adelheid, mit ihrer Schweſter in Werla für ihn zu wirken. Als aber die Tiſche gedeckt waren für ein reiches Gaſtmahl, welches die Schweſtern am Tage der Entſcheidung in Werla ihren Anhängern geben wollten, drang der ruhmvolle Markgraf Egbert von Meißen, welcher gleichfalls nach der Krone ſtrebte, mit jenem Biſchof Arnulf von Halberſtadt und andern Anhängern in den Saal, wo ſie als ungebetene Gäſte die Mahlzeit verzehrten. Dieſer Spaß Egberts, des erſten Kriegsmannes ſeiner Zeit, erſchien ſchon den Zeitgenoſſen als ſo roh, daß ſie die Beleidigung der Aebtiſſin vielfach als Urſache ſeiner Ermordung zu Pöhlde durch die Söhne des Grafen von Nordheim betrachteten und ein Verbrechen durch ihn zu erklären ſuchten, welches um ſo dunkler war, als es der 1002 wirklich erwählte König Heinrich II., der Heilige, nicht rächte.

Unter den fränkiſchen oder ſaliſchen Kaiſern, welche mit den Sachſenkaiſern verwandt waren, glänzte der Stadt Quedlinburg noch die Sonne des alten Kaiſerthums. Gar herrlich leuchtete ſie, als der Erſte in dieſer Reihe, Conrad II., welcher 1024 gewählt war, zu Anfang ſeiner Regierung ſich's gefallen ließ, hier nach alter Königsſitte am Grabe Heinrichs des Vogelſtellers das Oſterfeſt zu feiern, wenn auch nachmals die Verwandtſchaft mit dem unglücklichen Heinrich IV. ſeiner Schweſter, der Aebtiſſin Adelheid II. von Quedlinburg, nur Wermuth gebracht haben mag, wie denn ſelbſt die Gegenkaiſer zum Oſterfeſte in der trauten Stadt ſich einzufinden begannen.

Die Zeit der Schutzherren bis zur Gräfin Aurora von Königsmark.

Bei den Kämpfen, in welche Heinrich IV. und Heinrich V. mit den ſächſiſchen Fürſten geriethen, die ſogar nach der Schlacht am Welfesholze Quedlinburg beſetzten, konnte das Stift, dem nicht damit gedient war, daß ſeine Erbſchutzherren, die deutſchen Könige, nur dann und wann auf ihren Kriegszügen dort ihr Lager aufſchlugen, von dieſen nicht mehr den nöthigen Schutz gegen ſeine nächſten Umgebungen empfangen. Wie daher das Königthum mehr und mehr Partei wurde und die große Spaltung der Welfen und Ghibellinen ſich vorbereitete, wurden eigene Schutzherren aus der Nähe ein Bedürfniß für die Aebtiſſin, welche keine Soldaten hielt, und die Schweſter Heinrichs IV. ſelbſt machte den Herzog Magnus von Sachſen zu ihrem Schutzherrn. So ſehen wir denn ſogar einen neuen Sachſenkaiſer, jenen Lothar, der aber nur aus Parteigründen zwiſchen die fränkiſchen und die ihnen verwandten hohenſtaufiſchen Kaiſer geſchoben wurde, dieſe Schutzherrſchaft nicht wieder mit dem Kaiſerthum verbinden, obgleich er oft und lange in Quedlinburg war, wo er Pfingſten feierte, die abgebrannte Stiftskirche einweihen half, einen Reichstag hielt und noch 1136, ein Jahr vor ſeinem Tode, ſich unter allerlei bedeutſamen Himmelszeichen aufhielt. Seine Wittwe Richenza, welche die Reichskleinodien in Händen hatte, ſchrieb in den Streitigkeiten, die nun den wirklichen Uebergang der Königskrone an die Hohenſtaufen begleiteten, auf Lichtmeſſen 1138 einen Fürſtentag nach Quedlinburg aus, und hier war es auch, wo auf dem Reichstage 1139 Heinrich der Stolze, der welfiſche Hauptgegner des erſten hohenſtaufiſchen Kaiſers Conrad III., an Gift ſtarb. Wie alle Sachſenkaiſer die Abtei zu Quedlinburg immer als ihr trauliches Familienzimmer betrachtet hatten, an deſſen Heerd ſie aus allen Stürmen des Lebens gern zurückkehrten, ſo waren auch noch einmal die erſten beiden Hohenſtaufenkaiſer, Conrad III. und Friedrich I., Blutsverwandte der Aebtiſſin Beatrix II., einer Herzogin von Schwaben. Erſt in dem beim traurigen Untergange der hohenſtaufiſchen Macht eintretenden Interregnum, das ein deutſcher Dichter ſo ergreifend als „die kaiſerloſe, die ſchreckliche Zeit“ überſetzt hat, wurde auch der feine Nerv durchſchnitten, welcher Quedlinburg noch immer eng mit dem Reiche verband. Die Schutzherrſchaft aber war vor dem Ende des fränkiſchen Kaiſerhauſes an die benachbarten Anhaltiner oder Ballenſtedter, die Nachkommen des Herzogs Magnus von Sachſen, übergegangen. Und ſo liegt denn ein eigener Troſt darin, wenn wir bei der auf dieſem Punkte ſo früh eintretenden Verringerung der kaiſerlichen Macht den tapferen anhaltiſchen Bär ſelbſt am Thore von Quedlinburg befehlen ſehen und mit ordnender Hand hier ſogleich das friſch auftretende Geſchlecht erblicken, welches durch die Mark Brandenburg den Staat geſchaffen hat, auf dem die Zukunft Deutſchlands zu beruhen ſcheint, wie denn ſogar ein Minneſänger des ballenſtedtiſchen Hauſes in Brandenburg, Markgraf Otto mit dem Pfeile, während der Wirren des Interregnums 1270 hier einen Fürſtentag hielt und die Straßenräuber vertilgte.

Den alten Kaiſertöchtern aus dem ſächſiſchen und fränkiſchen Hauſe kamen die ſpäteren Aebtiſſinnen an Sittenreinheit bald nicht mehr gleich. Zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts wurde eine Aebtiſſin, die Geliebte des Abtes von Nienburg, verklagt, weil ſie gottlos und ausſchweifend ſei und die Thürme des Stiftes argen und ſtraßenräuberiſchen Leuten zur Wohnung einräume. Eine Aebtiſſin im vierzehnten Jahrhundert ließ die Pröbſtin, ihre Schweſter und die älteſte Chorfrau gefangen halten, verſchuldete und vernachläſſigte die Stiftsgüter und ſogar das Voigtland, ſchickte die koſtbarſten Kirchengeräthe heimlich fort und folgte ihnen nach zu Albert von Braunſchweig. Aber auch die Schutzherren der Abtei waren keine Ottonen mehr. Nicht allein die Aebtiſſinnen fingen an, mit der Schutzherrſchaft einen Handel zu treiben, wobei ſie ſich nur etwa die Schutzherrſchaft über die Juden der Stadt als gute Geldquelle unmittelbar vorbehielten, ſondern noch unter den Ballenſtedtern kam die üble Sitte der Einſetzung von Afterſchutzherren auf, welche geringeren Familien angehörten und ſich mitunter wie Raubritter verhielten gegen das Stift, das ſie beſchützen ſollten. Albrecht von Regenſtein, welcher nicht ganz begründete Anſprüche auf die Schutzherrſchaft mit Gewalt geltend zu machen ſuchte und dann in einem eichenen Kaſten auf dem Rathhauſe zu Quedlinburg gefangen gehalten wurde, gilt ſogar in Deutſchland vorzugsweiſe als Charakterbild des echten Raubritters. Aber nicht bloß vom Regenſtein aus nahm er den Bürgern von Quedlinburg das Vieh weg, ſondern er verwandelte das nach dem Regenſtein zu gelegene Kloſter der treuloſen und zügelloſen Wipertinermönche vor Quedlinburg in eine Feſtung, aus welcher er ſeine Ausfälle machte. Nach einer Schlacht im Jahre 1336 wurde er durch die Nachhut der vereinigten Quedlinburger, Halberſtädter und Aſchersleber Bürger gefangen genommen. Man verurtheilte ihn zum Tode und das Tuch, auf welchem er gerichtet werden ſollte, war ſchon ausgebreitet, als er noch durch einen für Quedlinburg ſehr vortheilhaften Vertrag ſich befreite.

Die treuloſen Wipertinermönche beendigten mehr als hundert Jahre ſpäter, indem ſie in Prozeſſion vor das Rathhaus zogen und den Magiſtrat in Bann thaten, dieſe Fehde des verbündeten Mönchweſens und Raubritterthums gegen das aufſtrebende Bürgerthum. Da dieſes indeſſen ſogar dem Hanſabunde ſich angeſchloſſen hatte und auch der Stiftsregierung unkluge Schwierigkeiten bereitete, ſo erhob ſich ihm etwa zwanzig Jahre nach dieſer Prozeſſion in einer Fürſtenmacht, welche ſich im völligen Einverſtändniß mit der Aebtiſſin der Schutzherrſchaft bemächtigte, ein gefährlicherer Gegner. Ungefähr die dreiundzwanzigſte in der Reihe der Aebtiſſinnen nämlich war Hedwig, Herzogin von Sachſen. Bei dem Anſehen ihres Hauſes verſchaffte ſie ſich einen neuen kaiſerlichen Schutzbrief und geſtützt auf dieſen rief ſie bei einer Streitigkeit mit dem Magiſtrat ihre Brüder, die durch den ſächſiſchen Prinzenraub und als Begründer der erneſtiniſchen und albertiniſchen Linie bekannten Herzöge, zu Hülfe. In der ganzen Friſche und Raſchheit eines aufſtrebenden Fürſtenhauſes ſtellten die Brüder ſächſiſche Truppen mit der erſten zu Dresden gegoſſenen Kanone 1477 vor Quedlinburg auf. Da ein in der Vorſtadt Weſtendorf gegen den Bürgerhauptmann, welchen die Quedlinburger ſonderbarer Weiſe aus der bekannten Raubritterfamilie von Schwicheldt genommen hatten, glücklich ausgeführter Ueberfall die Fehde noch nicht beendigte, ſo ſoll ein Kuhhirt am frühen Morgen den Sachſen das Thor geöffnet haben. Die Sachſen überfielen nun die Rathsherren auf dem Rathhauſe, ſtießen den Roland der Stadt um und nahmen ihr die kaiſerlichen Privilegien. Bei der Theilung zwiſchen Ernſt und Albrecht fiel die Schutzherrſchaft über das Stift der albertiniſchen Linie zu, welche es dann, beſonders unter Moritz von Sachſen, immer mehr an ſich zu ziehen ſuchte.

Das ganze Stift wurde nach dem Bauernkriege unter einer ſtolbergiſchen Aebtiſſin lutheriſch. An ſie erinnert noch ein ſchöner großer Stein im Schloſſe, an dem namentlich die einzelnen Gegenſtände des ſtiftiſchen, ſtolbergiſchen und Reichswappens ſich vereint finden: Reichsadler, Löwe, Hirſch, Forelle und Credenzmeſſer oder gekreuzte Schwerter. Eine ſpätere lutheriſche Aebtiſſin wurde von tiefer Sehnſucht nach der katholiſchen Kirche ergriffen. Einſt wollte ſie fliehen und das Schloß war deshalb zur Nachtzeit von Katholiken umſtellt.

Die andern Stiftsdamen waren jedoch wachſam und Flucht und Uebertritt wurden nicht ausgeführt. Nach dieſer Zeit legte die lutheriſch gebliebene Aebtiſſin ihre ſchwermüthigen Empfindungen in geiſtlichen Liedern und in einem namhaften Erbauungsbuche nieder.

Im dreißigjährigen Kriege hatte Quedlinburg viel zu leiden, und wohl verſteht man die Inſchrift auf dem Marmorgrabmale der Aebtiſſin, die von 1618 bis 1645 regierte und im ſchwarzen Oberrocke und Stuartkragen, mit welchem ſie ſo ernſt im Bilde jetzt uns anſchaut, keine frohen Stunden erlebte. Die Inſchrift lautet:

Nun hab' ich, was ich haben ſoll:
Ich ruh' in Gott und mir iſt wohl.

Was jeder kühnen Macht vor der alten nie genug bewachten Stiftsſtadt glückte und zuletzt noch den Brandenburgern gelingen ſollte, hatten auch die Schweden einmal ausgeführt: eines Morgens früh bei Eröffnung des Thores drängte ſich Oberſt Reichwald mit dreihundert ſchwediſchen Reitern ein. Die folgende Aebtiſſin, eine Pfalzgräfin, verſchaffte ſich manche Vortheile durch eine Reiſe in's ſchwediſche Hauptquartier, was indeſſen nicht den luſtigen Brautſpaß hinderte, daß bald darauf ein ſchwediſcher Rittmeiſter in ein Hochzeitshaus zu Quedlinburg einfiel und die Muſikanten wegnahm. Beſonders auf Hochzeiten ließen die Quedlinburger unter der Pfalzgräfin vor und nach dem Kriege ſich nichts abgehen. Ein Koch war noch im Traume während der Nacht nach einer Hochzeit ſo lebhaft mit der Bereitung von Spanferkeln beſchäftigt, daß er ſeinen Schlafkameraden, einen Maler, tödtlich mit dem Meſſer verwundete. Gedankenlos ſtaunte man in Quedlinburg ein wahres Sinnbild des Kriegsungeheuers an, welches Deutſchlands Saaten damals zertrat: einen für Geld gezeigten Elephanten nämlich, der Fahnen ſchwang, einen Degen führte und Piſtolen losſchoß.

Im Jahre 1642 hatte der ſchwediſche General Königsmark die Stadt erobert und geplündert, deſſen Enkelin, die geiſtvolle und ſchöne Gräfin Aurora gleichwohl ſpäter nicht Aebtiſſin, aber doch Pröbſtin mit einem Einkommen von achttauſend Thalern wurde. Die Königsmark waren eine heldenmüthige Abenteurerfamilie aus der Altmark, die in Schweden heimiſch geworden war. Aurora wurde um 1670 zu Stade geboren. Ihr Vater fiel als General in holländiſchen Dienſten, und die Mutter, Wrangel's Tochter, begab ſich als lebensfrohe Wittwe mit den Töchtern nach Hamburg, in den Mittelpunkt zwiſchen den holſteiniſchen und meklenburgiſchen Höfen. Endlich ging ſie mit ihnen an den ſchwediſchen Hof, wo „die hochgeprieſene königliche Huld ihr alle Mühſeligkeiten des Lebens verſüßte.“ Nach dem Tode der Mutter vermehrte Aurora von Hamburg aus ihre Kenntniß der deutſchen Höfe und trat beſonders mit der Kurprinzeſſin von Hannover in Verbindung, welche zu Aurora's Bruder in ſtrafbarem Verhältniß geſtanden haben ſoll. Als die Stellung des Grafen Königsmark in Hannover unhaltbar geworden war, wollte er auf eine freche und herausfordernde Weiſe mit einem großen Troß von Dienern, Pferden und Maulthieren an den Hof nach Dresden ziehen und zugleich, wie man glaubte, die Kurprinzeſſin entführen. In dieſem Augenblick, bereits wieder zum ſächſiſchen Generalmajor ernannt, verſchwand er plötzlich und für immer, und gegen die Churprinzeſſin, eine geborne Prinzeſſin von Celle, begann eine Unterſuchung, welche ihr Leben gänzlich zerrüttete. Aurora's Bruder hatte ſehr klug bei mannigfaltigen Bewerbungen die Verheirathung ſeiner Schweſter leiten wollen. Es ſchien aber, als ſollte es einem ſo unſittlichen Manne nicht gelingen, auch nur in Bezug auf die Schweſter eine einigermaßen reine oder wenigſtens nützliche Ehe zu Stande zu bringen. Gerade durch die Frivolität und das Geſchick ihres Bruders gerieth Aurora auf die ſchlüpfrige Bahn, welche von dem Wandel ehrbarer Frauen ſo weit ablag, und als in Hannover mit dem letzten Grafen Königsmark die Sonne dieſes Grafenhauſes geſunken war, ging die ſchwediſche Morgenröthe am Hofe Auguſt's des Starken zu Dresden wieder auf. Nachdem nämlich Aurora ſich wegen des Grafen Königsmark, deſſen noch als möglich gedachte

Rettung eine bereits verheirathete und durch Erbſchaftsſtreitigkeiten mit ihm zerfallene Schweſter wenig kümmerte, ſich vergeblich an ihre Verehrer unter den norddeutſchen Fürſten gewendet, von dieſen aber nur theilnehmende Redensarten über ihren „lieben Bruder“ erhalten hatte und dann etwa mit einem „Adieu, mon cher ange“ entlaſſen war, begab die Jungfrau ſich an den Hof des jugendlichen Auguſt des Starken, welcher unbegreiflicher Weiſe für die Rettung ſeines neuen Generalmajors nichts verſucht hatte. Aber auch hier erreichte Aurora nichts für ihren Bruder, und deſſen Freund und Vertrauter in früheren Liebesabenteuern, Auguſt der Starke, wurde ihr Verführer. Um den durch die Umſtände doppelt abſcheulichen Frevel nur in wenig milderem Lichte erſcheinen zu laſſen, hat man nichts anführen können, als daß Aurora damals etwa vierundzwanzig Jahr und nicht ſechszehn Jahre alt war, wie man lange geglaubt hat, da ihre Eitelkeit wenigſtens im höheren Alter die Feſtſtellung ihres Geburtsjahres nicht begünſtigte. Die kurze Zeit ihres näheren Verhältniſſes zu Auguſt dem Starken fällt vor und nach deſſen erſtem Feldzuge gegen die Türken als kaiſerlicher Heerführer.

Als die Herzöge Ernſt und Albrecht ſich der Schutzherrſchaft des Stiftes für Sachſen bemächtigten, wurden ſie in den Bann gethan von dem Biſchofe von Halberſtadt, welcher die Palmfeier nicht vergeſſen konnte und Quedlinburg als ſeinen „rechten Arm“ betrachtete, wie denn dieſe Biſchöfe in dem Streite um die Schutzherrſchaft immer tapfer mit den Raubgrafen mitgetobt hatten. Wie nun Brandenburg in Folge des weſtphäliſchen Friedens Halberſtadt bekam, nahm es die ſonderbaren Anſprüche des Biſchofs von Halberſtadt in Betreff der Schutzherrſchaft über Quedlinburg wieder auf und wurde nicht müde, die Aebtiſſin zu beunruhigen. Die gute Dame ſah ſich dadurch veranlaßt, an dem Hofe ihres Schutzherrn Auguſt’s des Starken auch wirklich Schutz zu ſuchen. Da es nicht leicht war, ihn dort zu erhalten, ſo verſicherte ſich die Prinzeſſin Anna Dorothea von Sachſen-Weimar als Aebtiſſin in Dresden der Fürſprache der Gräfin Aurora, welche ſchon vor dem Untergange ihres Bruders in der Abtei zu Gaſt geweſen war und jetzt die Freundſchaft der Aebtiſſin benutzte, um ſich in das Stift einzudrängen. Statt des Dresdner Hofes wählte Aurora die Quedlinburger Abtei, das „freie weltliche Stift“, als den Ort aus, wohin ſie ſich vor der Geburt des bekannten Marſchalls von Sachſen begab. Ganz in der Nähe, in Goslar, wurde der Marſchall geboren und durfte freilich im Taufregiſter daſelbſt nur als „ein Kind vornehmer Eltern“ verzeichnet werden, da ſein hoher Papa zu jener Zeit ſich in Wien um die kaiſerliche Beſtätigung von Aurora’s Verſorgung in dem Stifte bemühte. So fand dieſe in den Zeiten einer großen Schwäche des Stiftes den Eingang in daſſelbe. Ihre Epoche bezeichnet den Uebergang der Schutzherrſchaft von Sachſen an Preußen. Auguſt der Starke verkaufte die Schutzherrſchaft des Stiftes für 324,000 Thaler an Brandenburg, weil er zur Uebernahme der polniſchen Königskrone Geld gebrauchte, und trat dadurch Aurora’s Angelegenheit bald ganz fern. Dieſe befreundete ſich aus Klugheit ſogar mehr mit den Brandenburgiſchen Beamten als die übrigen Damen des Kapitels. In der Regierung des Frauenſtiftes konnte ſie wenig Boden gewinnen und ſuchte nach außen hin in größeren Verhältniſſen eine durch den Umgang mit Männern gewürzte diplomatiſche Thätigkeit zu entfalten, wobei dann immer noch, wie ſchon bei den Schritten für ihren Bruder, wenigſtens ihre Schönheit die erwünſchte Anerkennung fand. Zur Entfaltung ihrer diplomatiſchen Thätigkeit kaufte ſie ſich ein eigenes Rittergut im Mittelpunkte zwiſchen Polen und Sachſen und erſchien unerwartet zu Warſchau bei König Auguſt dem Starken in der Abſicht, ſich von da aus in das Feldlager des ſchwediſchen Königs Karl XII. zu begeben, welcher mit ihrem ehemaligen Geliebten Krieg führte. Da ſie den Verſuch machen wollte, durch eine Unterredung mit Karl XII. die Quellen ihres Familienreichthums in Schweden wieder zu öffnen, ſo beauftragte Auguſt der Starke ſie auch mit Friedensvorſchlägen. Karl XII. aber wollte deſſen ehemalige Geliebte weder jetzt noch ſpäter ſprechen. Dagegen verſchmähte der Kronprinz von Rußland es nicht, mit ſeiner Braut, der bekannten Prinzeſſin von Wolfenbüttel, der Pröbſtin Aurora und dem ganzen Frauenſtifte einen merkwürdigen Beſuch zu machen.

Am 20. Juli 1711 wurde das unheimliche Pärchen bei klarem Sommerwetter vom ganzen Kapitel in den Probſteigarten geleitet, wo ihnen zur Beglückwünſchung „einiges Quedlinburgiſches Frauenzimmer“ zugeführt wurde. Voran gingen die Harfeniſten „romaniſch ſchön“ mit Kränzen auf den Häuptern und ſpielten ihre Harfen. Zwei anſehnliche Rechtskandidaten als Marſchäle mit bekränzten Stäben führten „das Frauenzimmer“ an, machten ihre unterthänige Reverenz und ſtellten ſich dann mit den Harfeniſten zu beiden Seiten auf, damit „das Frauenzimmer“ den hohen Herrſchaften nahen konnte. Darauf trat die Tochter des Conſiſtorialrath Kegel hervor, geführt und begleitet durch zwei kleinere Jungfrauen. Alle waren in bloßen Häupten mit Blumen und Schmuck geziert; die Jungfer Kegelin aber, als eine Braut mit einem ſchönen Kranze, grüßte ehrerbietig und ſprach „mit ſonderbarer Wohlredenheit, Modeſtie, Vernunft und Wohlanſtändigkeit“ ein längeres Gedicht. Der Hoheitsglanz, ſagte ſie, treibe ſie zwar von dem Großfürſten zurück, aber Amor rufe ſie wieder heran. Drum kämen ſie, ihn zu verehren, wenn ihm das auch wenig gelten könne:

Denn wie die Morgenſonn' aus Orient herblitzet,
Ein ſolches weites Reich auch Deine Macht beſitzet.

Sogleich fuhr ſie naiv fort:

Wie könnten wir die Völker nennen,
Die Ruſſens Monarchie verbindt?
Die Zahl und Namen (wir bekennen)
Zu ſchwer für unſre Zungen ſind.
Vom Weſt zum Oſten hin, und wo das Eismeer fließet,
Der Perſianerthron die ferne Grenze ſchließet.

Die Tochter des Bürgermeiſters, in ähnlicher Weiſe von zwei kleineren Jungfrauen geleitet, überreichte am Schluſſe des Gedichts dem Großfürſten einen mit koſtbarem Bande gezierten Myrthenkranz auf einem ſchönen Kiſſen. Die Jungfer Kegelin that nun folgenden Wunſch an das Braunſchweig-Wolfenbüttelſche Haus:

Preiſe, Brune, Dein Geſchicke,
Das noch täglich höher ſteigt;
Durch der ſchönen Töchter Blicke
Sich der Kaiſer Herze neigt.
Flieht ihr Adler zu den Schönen,
Hymen jauchze voller Ruhm!
Bringe, Guelfens Blut zu krönen,
Ein gedoppelt Kaiſerthum.

Noch zehn andere Jungfrauen folgten. Der Vater der Jungfer Kegelin in ſeinem „geweihten Myrthenkranz“ vergleicht ſie mit Mirjam, Debora und der Tochter Jephtha, die auch wohl einen Auszug mit Pauken und Reigen gemacht hätten. Pauken, Trompeten und Tanz fehlten auch im Probſteigarten nicht und eben ſo wenig ein kurzweiliger Lauf nach einem Hammel und ein Schäferſpiel. Die hohen Perſonen ſaßen auf einem über dem Bodefluſſe gebauten, inwendig mit grünem Buſchwerke künſtlich ausmeublirten Luſthauſe. Die Muſik tönte vom Lande und von Kähnen her. Am andern Tage nach dem Mittagsmahle im großen Abteiſaale ſchied man in höchſtem Vergnügen. Den Gäſten wurde der bombaſtiſche Nachruf gewidmet:

Das Ehrenglück, ſo Aurors*) Stift gehabt,
Wird Quedel nimmermehr vergeſſen.
Wo Dankbarkeit noch fromme Seelen labt,
Kann Nachwelt nie genug ermeſſen,
Daß Ruſſens Gunſt und Guelfens Staat
Das Vaterland beſuchet hat.

---

*) Des Vogelſtellers.

Der nordiſchen Politik wendete ſich Aurora's Blick noch einmal zu, als ihr Sohn, der tapfere und kriegskundige, aber ſittenloſe Marſchall von Sachſen, deſſen zerrüttetes Familienleben im Stifte ſchon großes Aergerniß gegeben hatte, von Paris aus nach Quedlinburg kam, um mit dem Gelde der liebevollen Mutter weiter nach Oſten zu ziehen und hauptſächlich durch ein neues Liebesabenteuer das Herzogthum Kurland zu gewinnen. Das völlige Scheitern dieſes weitgreifenden Planes, welcher allein Aurora's Lebensende verherrlichte, ſollte ſie nicht mehr erleben. Wie ſie denn viele Schulden und wenig baares Geld hinterließ, ſo erbat ſie von Auguſt dem Starken als letzte Gnade, daß er drei große, in Dresden verſetzte Perlen einlöſen und ihrem Erben verabfolgen laſſen möge, und ſtarb dann im Februar 1728.

Aurora von Königsmark wurde in allen Kirchen des Stiftes vier Wochen lang beläutet und in der Abtei zu Quedlinburg beigeſetzt. Frühzeitig aus der gefährlichen Nähe Auguſt's des Starken entfernt, erhielt ſie unverdient eine ehrenvolle Ruheſtätte dicht bei der Krypta, welche die Gebeine Heinrich des Finklers und ſeiner Gemahlin Mathilde einſchließt, während ihr leicht ein ähnliches Schickſal hätte bereitet werden können wie ihrem Bruder oder wie ihrer Freundin, der Prinzeſſin von Wolfenbüttel, welche, nachdem in Rußland ihr Scheinbegräbniß ſtattgefunden hatte, wegen Ehebruchs nach Sibirien geſchickt, aus Sibirien aber allerdings von einem kühnen Abenteurer, der dort als Schornſteinfeger auftrat, gerettet ſein ſoll. Müßten wir erklären, wie gerade auf Aurora's Vergehen noch ein wenigſtens äußerlich ehrenvolles Leben und Sterben folgen konnte, ſo dürften wir uns an die edle und tugendhafte Abſicht erinnern, in der ſie ſich ihrem Verführer zuerſt näherte, deſſen Gemahlin ſelbſt ihr verzieh und ihre beſſeren Eigenſchaften ſchätzte. Wir könnten dann auch wohl ihrer künſtleriſchen Ausbildung im Spielen der Gambe und der Laute, im Geſange und im Zeichnen, ganz beſonders aber ihrer poetiſchen Ader gedenken, der Voltaire großes Lob ertheilt, wie er ſie denn nicht ohne Grund die berühmteſte Frau zweier Jahrhunderte genannt hat. Wegen einer nur zufällig entdeckten Eigenthümlichkeit des Gewölbes, in dem ſie beigeſetzt wurde, iſt ihr Leichnam unverweſt geblieben und wird für Geld gezeigt. In Seidendamaſt liegt ſie da, mit echten Spitzen angethan, wie eine faſt zweihundertjährige Matrone, aber zugleich als ein Opfer der ſittenloſen Höfe ihrer Zeit und ein abſchreckendes Bild von der Hinfälligkeit aller Erdenſchönheit, vor welchem wir uns nicht ohne Schaudern an die Worte in einem nach dem Verſchwinden des Grafen Königsmark an Aurora geſchriebenen Briefe des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz erinnern können: „die liebe Venus macht manchen unglücklich und koſtet ihm wohl gar das Leben, doch ſchadet es nicht, wenn es noch der Liebe werth iſt."

Die preußiſch-brandenburgiſche Zeit.

Es war in der Frühe des Morgens am 30. Januar 1698, ſechs Tage nach Beſtallung der Gräfin Aurora als Pröbſtin und drei Jahre vor der erſten preußiſchen Königskrönung, als der Poſtillon vor einem der Thore Quedlinburg's blies. Weil Quedlinburg damals ſchon den Hund im Thore als Sinnbild der Wachſamkeit im Wappen führte, ſo öffnete die Bürgerwache vorſichtig nur erſt das Pförtchen im Thore. Aber einige Soldaten drangen durch das Pförtchen, ſchlugen das Thorſchloß ab und zwei brandenburgiſche Compagnien kamen unter dem Oberſten von Dönhof nach, verlangten einquartirt zu werden, ließen von den Quedlinburgern ein „Herr Gott dich loben wir" ſingen und von dem Halberſtädtiſchen Generalſuperintendenten eine Huldigungspredigt in Quedlinburg für den neuen brandenburgiſchen Schutzherrn halten. Nun folgte eine Reihe meiſt ſehr kleinlicher Mittel, welche alle auf den Zweck hinausliefen, die ſtiftiſche Verwaltung zu Grunde zu richten, um Quedlinburg an die preußiſche Monarchie zu binden. Wie wunderlich daher die brandenburgiſchen Chikanen und Corporalſpäße den Stiftsdamen gegenüber uns auch erſcheinen, ſo mußte man, damit man z. B. bequem mit der preußiſchen Poſt von Halberſtadt aus nach Quedlinburg hineinfahren konnte, doch erſt in Halberſtadt der alten verbotenen ſtiftiſchen „Landgutſche“ mit dem Stiftswappen und dem quedlinburgiſchen Poſthorn ein Pferd ausſpannen. Preußen begünſtigte es, daß das Stift nach dem Tode der frommen Prinzeſſin von Sachſen-Weimar, die bei Ernennung ihrer Nachfolgerin mehrere Formfehler begangen hatte, vierzehn Jahre lang ohne Aebtiſſin blieb. Während dieſer Vacanz erzwang der neue König Friedrich Wilhelm I. durch harte Geldſtrafen von den Beamten des Stiftes die Huldigung. Ungehindert arbeitete in dieſer Zeit die Weltluſt der Pröbſtin Aurora an der völligen Auflöſung der frommen Zucht unter den Stifsfrauen, die vor der Reformation noch von allem unnützen Geſchwätze abgemahnt waren. Endlich im Juni 1718 zog unter großem Jubel der Bürger als neue Aebtiſſin Maria Eliſabeth, Herzogin von Holſtein-Gottorp, in Quedlinburg ein. Von der Oebringer Brücke an bis zum Thore waren Blumen geſtreut. Blumenpyramiden und Blumengehänge waren aufgeſtellt. Paarweiſe gingen die Rathsherrn vor dem abteilichen Wagen her und neben ihm ſchritten zwölf angeſehene Bürger mit Partiſanen in ſchwarzen Mänteln. Die Aebtiſſin aber begann alsbald ihre „freundmühmlichen“ Streitigkeiten mit Preußen. Sie verbot den Quedlinburgern, die preußiſche Acciſe zu zahlen. Die Quedlinburger dankten ihr gerührt, doch vermochte ſie die Steuerverweigerer nicht zu ſchützen. Der Advocat Henneberg wurde von preußiſchen Soldaten aus der Blaſiikirche geholt und unter die Reiter geſteckt. Als aber nun die Aebtiſſin dem Könige Friedrich Wilhelm I. auch die Werbung im Stifte verbot, wurde ihr eine ſehr nachdrückliche Zurechtweiſung zu Theil. Ein Militaircommando rückte auf den Schloßhof unter die Fenſter der Stiftsfrauen und ein Unteroffizier las den Befehl vor, daß das Edict über die Werbungen vom Scharfrichter verbrannt werden ſolle. Hierauf übergab er es dem Scharfrichter. Dieſer zerriß es, machte Feuer an und verbrannte es in einem aufflackerndem Bunde Stroh.

Aber alle dieſe piquanten Züge charakteriſiren den Geiſt der quedlinburgiſchen Politik Friedrich Wilhelms I. nicht ſo ſehr wie der Name ſeines dortigen Stifthauptmanns, des Baron von Plotho. Von ihm entwarf nachmals Goethe in ſeiner Schilderung der Kaiſerkrönung folgendes köſtliche Bild: „Dieſer Mann, der durch eine gewiſſe Spärlichkeit, ſowohl in eigner Kleidung als in Livreen und Equipagen ſich auszeichnete, war vom ſiebenjährigen Kriege her als diplomatiſcher Held berühmt, hatte zu Regensburg den Notarius April, der ihm die gegen ſeinen König ergangene Achtserklärung von einigen Zeugen begleitet zu inſinuiren gedachte, mit der lakoniſchen Gegenrede: Was! Er inſinuiren? die Treppe hinuntergeworfen oder werfen laſſen. Das erſte glaubten wir, weil es uns beſſer gefiel, und wir es auch dem kleinen, gedrungenen, mit ſchwarzen Feueraugen hin und wieder blickenden Manne gar wohl zutrauten. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, beſonders wo er ausſtieg. Es entſtand jederzeit eine Art von frohem Ziſcheln, und wenig fehlte, daß man ihm applaudirte, Vivat oder Bravo zugerufen hätte.“

In Quedlinburg bedurfte Friedrich II. keines Baron von Plotho mehr. Dieſer König war klug genug und befand ſich durch die vorhergegangenen Kämpfe ſeines um ihn eben ſo wohlverdienten als ſeinetwegen verkannten Vaters in der Lage, mit dem Stifte ſeinen Frieden machen zu können, und es doch mehr als je auszunutzen. Seine Schweſter Anna Amalia wurde trotz ihres reformirten Bekenntniſſes Aebtiſſin in dem lutheriſchen Stifte, wo ſie in der Regel nicht einmal reſidirte. Ihr Bild hängt noch im Schloſſe zu Quedlinburg, ein Stern iſt darüber abgebildet und auch Roſen fehlen nicht darauf. Von dem Dichter Giſecke als Oberhofprediger wurde ſie eingeführt, wie ſie denn auch mehrere namhafte Gelehrte als Geiſtliche anſtellte. Den neuen Stiftshauptmann und andere preußiſche Beamten führte im ſiebenjährigen Kriege aus Quedlinburg die Reichsarmee mit ſich.

Auf Friedrich des Großen Schweſter folgte ſeine Nichte, auf die reformirte Aebtiſſin, die Geliebte Trenk's, zugleich die letzte Aebtiſſin, etwa die ſechsunddreißigſte in der Reihe, die königlich ſchwediſche Prinzeſſin Sophie Albertine, welche von den Oekonomen in grünen und von den Branntweinbrennern in dunkelblauen Röcken empfangen wurde. Sie war eine Dame voll der blühendſten Geſundheit. Bei einer dramatiſchen Darſtellung in einem Zimmer des Schloſſes ſchöpfte ſie Waſſer in eine Schale aus einem Springbrunnen und überreichte ſie als Hygiea dem durchreiſenden König Guſtav III. von Schweden, der nach ſeiner Ermordung durch Ankarſtröm im Stifte beläutet wurde. Da dieſes im Jahre 1803 als ein Theil der Entſchädigung für den Verluſt des linken Rheinufers völlig Preußen einverleibt wurde, kehrte ſie nach Stockholm zurück und erhielt dreißigtauſend Thaler Tafelgelder. Das Geld verlor ſie, während Quedlinburg weſtphäliſch war. Jerome ließ nun alle werthvollen Sachen aus dem Schloſſe nach Caſſel ſchaffen, ließ aus dem Silber Geld ſchlagen und verkaufte das Grundeigenthum. 1813 feierten 24,000 Franzoſen unter Ney das Oſterfeſt in Quedlinburg. Sie wollten die Stadt wieder befeſtigen und zogen Gräben ringsum. In einer Nacht aber waren ſie verſchwunden und zur Schlacht bei Lützen aufgebrochen. Als ſchon die Koſacken in der Gegend ſchwärmten, wurde noch von ehrloſen Quedlinburgern das Mobiliar des Schloſſes zu Gunſten der Franzoſen unter den Hammer gebracht, wobei Stühle von zehn Thalern am Werthe kaum mit einem Groſchen bezahlt wurden. Das war das Ende vom Frauenſtifte Heinrichs des Finklers, welches nach ſolchen Verwüſtungen nicht einmal durch die Schlacht bei Leipzig wieder hergeſtellt wurde.

Das Schloß.

Schloß Quedlinburg war nun wieder aus dem Gedächtniß der Menſchen verſchwunden, wie nach der Zeit Kaiſer Otto's IV., welcher ſogar einſt durch ſein Teſtament deſſen Abtragung bewirkt hatte. Aber wegen des geſchichtlichen Glanzes, der auf ihm ruht, wurde ihm eine Nachfeier ſeiner ehemaligen Größe durch den ſinnigen König Friedrich Wilhelm IV. zu Theil, welcher es zum Jagdſchloſſe machte und viermal mit großem Gefolge, zuletzt im Jahre 1847, beſuchte. Da waren ſie wieder da und ſchalteten wieder im Schloſſe, nur mit neuen Namen, Trachten und Aufgaben, die alten fürſtlichen Diener, Miniſter, Geſandte, Kämmerer, Silberverwalter und freilich auch der moderne Caffetier. Gern ſah der König hier Gäſte, auch aus dem Bürgerſtande, aber der heiterſte bei Tafel war immer er ſelbſt.

Das erſte Zimmer des Schloſſes, in welches der Caſtellan die Beſucher einführt, wird an der Decke von zwei ungeheuren Bäumen als Balken durchſchnitten und war zuletzt die Jagdhalle. Sie wurde herrlich mit Laub und Blumen geſchmückt und ein Trompetercorps blies hier, wenn Friedrich Wilhelm IV. zugegen war. Einen gar bunten Kronleuchter zu dieſer Jagdhalle verehrte 1842 der Halberſtädter Dom. Er beſteht aus einem Delphin, den Neptun am Zügel hat und ruht in einem merkwürdigen Hirſchgeweih, einem mächtigen Vierzehnender. Das zweite Zimmer, ein großer blauer Saal, war ſeit alter Zeit der Speiſeſaal. Die Säulen, die ihn tragen, gehen bis an's Dach. Die Decke zeigt die koſtbarſte Stuckaturarbeit, gerade in der Mitte des Saales eine Schneckenroſette mit Verzierungen: an den Enden ſtellt die Stuckaturarbeit Baldachine und Pyramiden dar und mit Sternen iſt das Ganze beſät. Unter dieſer Decke hatte die Aebtiſſin den kaiſerlichen Hofſtaat zu ſpeiſen. Das dritte Zimmer iſt das Empfangszimmer, aus deſſen Camin uns die Behaglichkeit unſerer Vorfahren mit ihrer ganzen Gluth entgegen ſtrahlt. Um ihn zu heizen, müſſen große Holzkloben aufrecht geſtellt und brennende Spähne oben darüber gelegt werden, damit das Feuer von oben nach unten brennt. Ueber dem Kamine glänzt ein großes Spiegelfach von altem venetianiſchem Glaſe aus dem zwölften Jahrhundert. Das neunundvierzigſte Zimmer, das Zimmer der Kanoniſſin, welches bei den großen Jagden vom Prinzen Carl bewohnt wurde, iſt durch einen großen ſchwediſchen Ofen von weißem Porzellan in Geſtalt einer Pyramide ausgezeichnet.

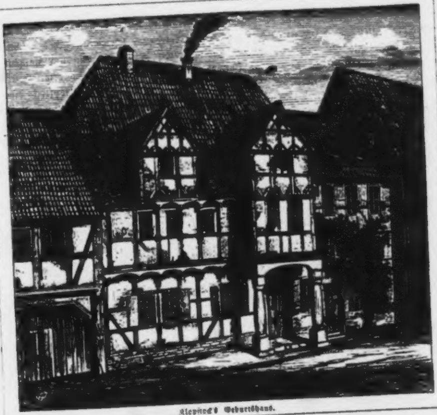
Das vierte Zimmer prangt in herrlichen Damaſttapeten aus der Zeit von Anna Amalia, der Schweſter Friedrichs des Großen. Es iſt der Audienzſaal, der frühere Thronſaal. Der Thür gegenüber ſtand der Thronſeſſel. Darüber ſind Krone und Baldachin abgebildet, und vom Throne laufen im herrlich getäfelten Fußboden Strahlen wie die Sonne aus. Von den Fenſtern zur Seite des Thrones aus erblickten die Kaiſer die großen und kleinen grünen Bergkegel der Ebene in maleriſcher Gruppirung; ſie haben das Eigenthümliche, daß ſie ſich wie ein Spiel aufgeſtellter Kegel immer höher erheben, bis die Spitze des Brockens, obgleich dieſer die Kegelform nicht mehr wiederholt, als König die aufſteigende Reihe beſchließt.

Die auf das vierte folgenden Zimmer ſind ein Anbau aus dem Ende des ſechszehnten Jahrhunderts. Das fünfte diente als Wohnzimmer Friedrich Wilhelms IV. Im buntgetäfelten Fußboden wechſelt Nußbaumholz mit anderem Holze ab und eine Blume iſt in jeder Ecke angebracht. Das kleine ſechſte Zimmer enthält in einer Niſche der Wand noch unverändert des Königs Bett. Unter dem gleichfalls ſehr kleinen achten Zimmer, dem Schreibzimmer des Königs, in welchem kaum Tiſch und Sopha ſtehen können, iſt auf dem Sandſteinfelſen des Schloſſes ein kleines Gärtchen mit einem verborgenen Zugange verſteckt, deſſen ſeltene Kühlung die Stiftsdamen an Sommernachmittagen erquickte. Das elfte Zimmer iſt die Wohnung der Dekaniſſin und zeichnet ſich durch ein über dreihundert Jahre altes tief ergreifendes Holzbild aus. Das Bild ſtellt einen Gefangenen an der Kette dar, welchem eine Fluth (die Verzweiflung) immer näher kommt und dem die Worte in den Mund gelegt werden: „Ich armer Menſch, wer will mir helfen?" Hinter ihm ſteht der Teufel, neben ihm das Kreuz und vor ihm ein Engel. Der Engel zeigt nach oben, wo Jeſus ſteht.

Dies ernſte Bild mahnt uns an die nahe Schloßkirche. Wir dürfen ſie um ſo weniger übergehen, als die deutſchen Kaiſer in Quedlinburg vorzugsweiſe die kirchlichen Feſte feierten. Vorzüglich zu Oſtern, wie wir geſehen haben, waren ſie gern in Quedlinburg. Dies Feſt nämlich war hier beſonders heilig durch das Marienkloſter auf dem Münzenberge, welches an einer früher der Göttin Oſtara, die im Frühlinge verehrt wurde, geweihten Stelle erbaut zu ſein ſcheint. Noch jetzt umgeben Buden und Verkäufer mit ihren Oſtereiern und Sülzärfeln als verkommener volksthümlicher Reſt der früheren kaiſerlichen Oſterfeier zu Oſtern die Gegend des Schloſſes und unabänderlich halten die Einwohner des dem Schloſſe gegenüber liegenden Münzenberges an ihr feſt, wenn auch bei ihrer Armuth die Feier ſich darauf beſchränkt, daß die Gaſſen mit gelbem und weißem Sande bunt beſtreut ſind, ſo wie darauf, daß man einige verkleidete Spaßmacher vor den kleinen Thüren zu einem gemeinſamen Mahle betteln und zur Geige eines Invaliden zwei betrunkene junge Männer mit ihren bemitleidenswerthen Frauen auf eine wilde und Ekel erregende Weiſe tanzen ſieht. Wegen ſolcher Entartung des deutſchen Volkslebens ſuchen wir Troſt an ſeiner Quelle bei den alten Kaiſern und fliehen vor ihr zu den Gräbern der Familie Heinrichs des Vogelſtellers in der Krypta. Er liegt dort begraben in einem aus Stein gehauenen krippenförmigen Sarge. Sein zerbrochener Grabſtein von Marmor, in eine eichene Bohle eingefügt, liegt vor dem Altar. Daneben liegen die Grabmäler der Königin Mathilde und ihrer Enkelin, der Aebtiſſin Mathilde, von Sandſtein. Die freilich geſchichtlich ungenaue Grabſchrift ſagt:

Heinrich der Erſte Kaiſer berühmet war
Unter den Fürſten allzumahl,
Der Herzog von Sachſen Kron',
Bekriegt den Harz und als er gewann,
Stift' er dies Jungfrau-Kloſter fein,
Sein' Tochter Mathild' ſetzt hinein:

Eine fromm' Aebtiſſin ſie ward,
Hielt ihren Orden treu und hart
In Gottesfurcht und Keuſchheit rein,
Wie Gott recht will geehret ſein.
Allhier vor Sanct Peters Altar
Legte ſie ihres Vaters Haut und Haar,
Sein Fleiſch und Bein; aber die Seel'
Im Himmel lebt vor Gottes Stuhl,
Erwartet fröhlich Gottes Gericht,
Bis auch der Leib werde lebendig
Und ſammt der Seel leb' ewiglich.



Klopſtock's Geburtshaus.

In herrlichen Gängen, von deren mit ſchwachem Roth bemalter Decke das Abendroth doppelt wehmüthig wie ein ſanfter Abglanz der Vergangenheit wiederſtrahlt, gelangen wir aus der Krypta in die weiteren Kirchenräume. Die Kirche enthält in der Predigerſacriſtei die berühmten geiſtlichen und weltlichen Reliquien aus der Kaiſerzeit, neben dem mit einer Silberplatte ausgelegtem Holze vom Kreuze Chriſti den Kamm von Heinrich dem Vogelſteller und Aehnliches.

Da wir nun durch die Gänge im ausgehauenen Sandſteinfelſen heruntergehen, auf welchem das Schloß erbaut iſt, gelangen wir auf einen Platz, wo auch das Haus ſteht, in dem der Meſſiasſänger Klopſtock am 2. Juli 1724 geboren wurde, ganz in der Nähe des Finkenheerdes, deſſen Vogelſteller er mit liebevollem nachbarlichem Eifer beſungen hat. Anfangs wollte der Jüngling Klopſtock den Nachbar vom Vogelheerde ſogar zum Helden ſeines großen Epos erwählen, zu welchem er ſpäter den Meſſias erkor. Es iſt aber ein ſchönes Zeugniß ebenſowohl für die Macht der Jugenderinnerungen in Klopſtock, als für das ſchlichte Leben und lautere Wirken Heinrichs des Vogelſtellers, daß der Poet in ſeinen Gedichten dieſen Herzog vom Vogelheerde, den er in der engen Krypta der Vaterſtadt Quedlinburg wie in einem engen Familienzimmer bei den königlichen Frauen unter dem Marmor geborgen wußte, immer als das Muſter für andre deutſche Fürſten hinſtellt. Wenn dieſer, dachte Klopſtock, doch noch einmal unter dem Marmor der Krypta hervor könnte!

Werfen wir noch einen Blick auf das alterthümliche Geburtshaus des Dichters ſelbſt. Es erſcheint recht wie die zugehörige Form für jenen originellen Geiſt, den biedern und herzhaften Vater des Dichters, der an Ahnungen und Geſpenſter glaubte und ſich viel mit dem Teufel zu ſchaffen machte. Bei dem Anblicke dieſes Gebäudes, welches ein behaglicher Tummelplatz für das Wirken einer Frau, wie die fromme Großmutter des Dichters, ſein mochte, erinnert man ſich gern daran, daß für Klopſtocks Bildungsgang und namentlich für ſeine religiöſe Denkweiſe die Erziehung im väterlichen Hauſe entſcheidend geweſen ſein ſoll.*)

Wir ſuchen den Brühl bei Quedlinburg auf, in dem man Klopſtock ein Denkmal geſetzt hat. In alten Zeiten ſoll er Acker geweſen und den luſtigen Wipertinermönchen auf einige Jahre für Seelenmeſſen verliehen ſein. Während dieſer Zeit aber ſollen ſie ihn mit Eicheln und Nüſſen beſät und dadurch für alle Zeiten in ein Luſtholz verwandelt haben. Mit ſeinem herrlichen Baumwuchſe bietet er die köſtlichſte Abwechſelung dar. Eine Brücke mit einem ungeſtalten Geländer von ungeſchälten krummen Baumſtämmen führt nach einer einſamen kleinen Inſel, wo zwiſchen ſehr hohen Bäumen eine Bank und ein alter Tiſch ſteht. Hier dem Waſſer nachzublicken, welches am Ende der Inſel unter überhangendem Gebüſche verſchwindet, iſt an heißen Nachmittagen ein herrlicher Genuß. Dabei hört man aus den Feldern ſogar die Wachtel und aus den Baumkronen die mannigfaltigſten Waldvögel. Hier in der Nähe des alten königlichen Vogelheerdes ſind die Nachtigallen ſo zahlreich, daß ſie bis dicht an die Gärtnerhäuſer kommen, wo man ihnen wohl in den Lauben ein abgekochtes Ei hinſetzt, damit ſie heller und lauter ſingen. In der Mitte des Brühls befindet ſich wie ein großer Markt ein freier Platz. Von ihm laufen ſtrahlenförmige mächtige Wege nach allen Seiten aus. Wie mit Neſtern iſt das ganze Wäldchen mit heimlichen Plätzen im Buſchwerke verſehen. An einem Seitengange iſt Klopſtocks Büſte aufgeſtellt unter Weimuthskiefern und zwiſchen ehernen Vaſen. Das Denkmalsplätzchen trägt die Inſchrift aus Klopſtocks Ode: „Mein Wäldchen“:

> Wenn von dem Sturm nicht mehr die Eich’ hier rauſchet,
> Keine Lispel mehr wehn von dieſer Weide:
> Dann ſind Lieder noch, die von Herzen kamen,
> Gingen zu Herzen.

Noch rauſchen wohl die Eichen im Brühl und noch wehn die Lispel der Weiden daneben, wo duftiger Feldkümmel am ſteinigen Bette der Bode blüht. Aber die Geſellſchaft frommer und geiſtreicher proteſtantiſcher Theologen und Schriftſteller, die zu verſchiedenen Zeiten hier lebten, ein Arnd (Verf. des wahren Chriſtenthums), ein Scriver, der Naturforſcher Götze und die drei von Klopſtock beſungenen: jener Ungar Giſeke und die beiden Cramer, wandeln nicht mehr durch den Brühl hin. Nur ein großer ſteinerner Mönch ohne Naſe ſteht noch als Andenken an die Stiftszeit mitten in dem Blumenmeere des herrlichen Probſteigartens und ein Unheil entſteht nach dem Volksglauben, wenn man ihn hinwegnimmt. Unbeſchreiblich ſchön iſt in der Frühe der Blick über dieſe Blumengärten hinweg nach dem Schloſſe, das dann wie eine große Perle im Dufte des Morgens zu ſchwimmen ſcheint.

---

*) Klopſtock's Geburtshaus wird jetzt von dem durch ſeine Architekturgemälde mit Schnee bekannten Maler Steuerwald bewohnt, dem unſre Leſer die Zeichnung von dieſem Hauſe und vom Quedlinburger Schloſſe verdanken.

Aus einem der Thore, in welche einſt brandenburgiſche Truppen liſtig mit Hülfe eines blaſenden Poſtillons drangen, reiten jetzt ſtattlich und ſicher am frühen Morgen preußiſche Cuiraſſiere in glänzenden Panzern zu ihren Uebungen unter Trompetenſchall. Bald aber wird man gar Klopſtock's prophetiſches Wort von der Bode: „Ah, Zukunft! Dampf ſteigt nun von dem Fluß empor!“ ſtatt auf die Nebel am Ufer, auf den Dampfwagen beziehen können, der an Quedlinburgs Königsgrabe vorbei bis an den Fuß der Roßtrappe dahinrollen, und ſelbſt an Dimot's ehemaliger Kloſterſtelle den Sieg der neuen Zeit verkünden wird.

⁂

Ludwig Uhland. *)

Ein rüſtiger Greis, wandert Uhland durch die Straßen und die Umgegend von Tübingen, und manches Auge erglänzt heller, wenn ſein bekannter Anblick ihm im Herzen wohl thut, Mancher, dem es zum erſtenmale gelingt, den Dichter zu ſehen, der ſeine Jugend entzückte, fühlt ſich gehoben und beglückt dadurch. Aber wer ihn kennt, wer das Glück hat, mit dem zurückgezogen Lebenden perſönlich verkehren zu dürfen, der fühlt ſich immer auf's Neue angezogen von der markigen Kraft ſeiner Rede, von dem milden Ernſt ſeines Urtheils, von ſeinem unbeſtechlichen Rechtsgefühl und der goldestreuen Zuverläſſigkeit ſeiner Geſinnung. Es iſt bekannt und oft erzählt worden, daß Uhland in ſeiner äußeren Erſcheinung nicht der Vorſtellung entſpricht, welche man ſich gewöhnlich von einem Dichter macht, und diejenigen, welche in ihm auf den erſten Blick etwas Geniales, Phantaſievolles zu ſehen, und gewandte geiſtreiche Reden zu hören hofften, fanden ſich oft enttäuſcht. Dagegen tritt ein anderes Element, das ſich bei ihm auf ſeltene Weiſe mit dem dichteriſchen Vermögen verbindet, mehr in die äußere Erſcheinung. Es iſt dies die klare Verſtändigkeit, die ſichere Auffaſſung und die Beherrſchung ſeines geiſtigen Beſitzes, welche Jedem, der ein Auge hat für inneren Gehalt, in ihm den Mann von Bedeutung, den tiefblickenden Gelehrten erkennen läßt. Für gewöhnlich wortkarg und wohl auch mit dem Ausdruck ringend, wird Uhland doch nicht ſelten in kleinerem vertrauten Kreiſe, ſobald ſich das Geſpräch auf irgend einen ihm am Herzen liegenden Gegenſtand wendet, zu einem Feuer und einer gehobenen Ausdrucksweiſe hingeriſſen, in der man den Dichter wiedererkennt. Nicht erſt das ſpätere Alter hat ihm die Ruhe und das Gleichmaß der Gefühle gegeben, die mitunter wohl als Kälte und Trockenheit erſcheinen können, er iſt ſich vielmehr ſeit ſeinen Jugendjahren in ſeltener Weiſe gleich geblieben. Aber wie rege das innere Leben ſein mußte bei einem Manne, der ſich in Poeſie, Gelehrſamkeit und die Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens mit gleicher Energie zu vertiefen wußte, mag ein Blick auf ſein Leben beweiſen.

Ludwig Uhland wurde am 26. April 1787 zu Tübingen geboren als der einzige Sohn des Univerſitätsſecretärs, und Enkel eines Profeſſors der Theologie. Er verlebte ſeine Jugend in den gebildeten, ſolid bürgerlichen Kreiſen der Univerſitätsſtadt, war bald ſeinen Altersgenoſſen an Reife des Geiſtes und Kenntniſſen voran, und begann ſchon mit 15½ Jahren ſeine Univerſitätsſtudien. Dem Beiſpiele des Vaters folgend, wählte er das Studium der Rechtswiſſenſchaft, ohne jedoch von den damaligen Lehrern beſondere Anregung zu empfangen. Im Ganzen war die Univerſität damals nicht ſehr blühend, doch hatte ſie ſeit der Aufhebung der hohen Karlsſchule zu Stuttgart wieder eine größere Mannigfaltigkeit an Studirenden

---

*) Aus der Feder eines namhaften Würtembergiſchen Gelehrten.

verſchiedener Fakultäten gewonnen. Unter ſeinen Mitſtudirenden fand Uhland einen Kreis gleichſtrebender, poetiſch angeregter Genoſſen, mit denen er regelmäßige Zuſammenkünfte hielt, die jedoch nicht den Charakter der gewöhnlichen ſtudentiſchen Verbindungen trugen. Unter ihnen finden wir ſeine noch lebenden Freunde Juſtinus Kerner und Karl Mayer. Neben ihren Fachſtudien folgten dieſe Jünglinge auch den Anregungen der Romantik, dichteten oder philoſophirten, je nach dem Drange ihrer Natur. Eine Zeit lang war ihr geiſtiger Verkehr durch ein handſchriftliches Unterhaltungsblatt vermittelt, das ſie dem damals ſehr nüchternen, antiromantiſchen Geiſte des Cotta'ſchen Morgenblattes entgegenſetzten und wöchentlich auf Kerner's Stube, welche der Sammelplatz der Genoſſen war, vorlaſen. In dieſem Blatt erſchienen von Uhland und Kerner manche ihrer ſchönſten Gedichte, die ſpäter in ihre Sammlungen aufgenommen und hier einſtweilen von den Freunden bewundert wurden. So ſtammen mehrere von Uhland's tiefſten und vollkommen reifen Liedern und Balladen aus ſeinem ſiebzehnten und achtzehnten Jahre. In dieſem Sonntagsblatte findet ſich auch aus Uhland's Feder ein geiſtreicher Aufſatz über das Romantiſche, dem man die Bekanntſchaft mit Schelling'ſcher Naturphiloſophie anfühlt. Das erſte, was er von ſeinen Gedichten veröffentlichte, erſchien ſodann in den Jahren 1807 und 1808 in dem Muſenalmanach von Leo von Seckendorf. Der Drang des poetiſchen Schaffens ging aber bei ihm Hand in Hand mit dem Triebe nach wiſſenſchaftlicher Arbeit, und ſchon damals beſchäftigte er ſich mit Sagenforſchungen und war mit dem Heldenbuche vertraut geworden. Was hätte ihm daher willkommener ſein können, als die von den Romantikern gegebene Anregung, die Schätze des Mittelalters zu heben. Görres hatte durch ſeine Volksbücher, Dippold durch ſein Leben Karl's des Großen auf die Stoffe der altfranzöſiſchen Heldenſage hingewieſen, die Schlegel hatten durch Ueberſetzung ſpaniſcher und altfranzöſiſcher Dichtungen die Blicke auf dieſes Gebiet gezogen. Dies Alles mußte Uhland in hohem Grad intereſſiren. Doch war es nicht ſeine Sache, auf Liebhabereien ſeinen Lebensplan zu gründen, und er ſorgte vor Allem für gehörigen Abſchluß ſeines Fachſtudiums. Im Jahre 1808 beſtand er ſein Examen und wurde unter die Zahl der Königlichen Advokaten aufgenommen; ſodann ſchrieb und vertheidigte er im Februar 1810 eine juridiſche Diſſertation über die Natur der Servituten, in Folge deren er die Würde eines Doctors beider Rechte erhielt. Nun begab er ſich nach Paris, nicht um den Glanz der durch Napoleon gehobenen Weltſtadt zu ſchauen und dem Franzoſenthum zu huldigen, ſondern um auf der kaiſerlichen Bibliothek, welcher damals auch die Handſchriften der Vaticana einverleibt waren, ſich in den Born der alten romantiſchen Poeſie zu verſenken. Die Frucht dieſer einjährigen Studien war zunächſt eine jetzt noch klaſſiſche Abhandlung über das altfranzöſiſche Epos, welche er in Fouqué's Muſen 1812 veröffentlichte. Es war dies, wie ein neuerer Gelehrter ſich treffend ausdrückte, gleichſam der erſte, von Freude durchdrungene Bericht über ein neuentdecktes Land, deſſen Vegetation, deſſen Umriſſe und Geſtalt auf eine Weiſe dargelegt wurden, daß jeder nachfolgende Forſcher die richtige Auffaſſung des erſten Betrachters zu rühmen hatte. Die Abhandlung gilt, ſo viel auch indeſſen geſchrieben und im Einzelnen vervollſtändigt iſt, immer noch als die erſte Grundlage, auf der man fortzubauen hat. Es war dabei freilich nicht Uhland's Art, die gewonnenen Schätze in reichlicher literariſcher Thätigkeit auszubeuten, vielmehr genügte es ihm, nur die ſtreng concentrirten Reſultate der Welt mitzutheilen, und das geſammelte Material zu künftiger Verwendung im eigenen Geiſte zu bewegen. Eine beabſichtigte Darſtellung der germaniſchen Poeſie des dreizehnten Jahrhunderts kam nicht zur Ausführung, wurde aber ſpäter zu akademiſchen Vorleſungen verwendet. Außerdem verdanken wir jenen Forſchungen aber auch einen nicht geringen Theil ſeiner trefflichſten Gedichte, deren Stoff aus dem Altfranzöſiſchen genommen iſt.

Nach der Rückkehr von Paris gab Uhland mit Kerner und Schwab 1812 den poetiſchen

Almanach, und 1813 den Dichterwald heraus, worauf im Jahre 1815 die Sammlung ſeiner Gedichte folgte. Nun drang ſein Ruf durch alle Gauen Deutſchlands, und faſt noch ſchneller als die ſchwäbiſche Heimath begrüßte ihn der Norden als einen unſerer erſten Dichter. Zuerſt hatte er ſich in Tübingen und dann 1812 in Stuttgart als Rechtsconſulent niedergelaſſen, und theilte nun ſeine Zeit zwiſchen Proceſſen, gelehrten Studien und Poeſie. Die Letztere fand durch die politiſchen Bewegungen in Würtemberg eine neue Anregung, und er trat in einer Reihe von Gedichten als Vertreter des alten guten Rechts auf, das König Friedrich mit einem neu gemachten vertauſchen wollte. Nicht aus engem, ſpießbürgerlichem Provinzialpatriotismus, wie ſchon hie und da übelwollende Kritik behaupten wollte, ſind dieſe Gedichte hervorgegangen, nein ſie ſind durchglüht von der reinſten Begeiſterung für ein neues Leben der Nation, und wer könnte noch heute ohne Bewegung die beiden Lieder zum 18. Oktober 1815 und 1816 leſen, wovon das eine beginnt:

„Die Schlacht der Völker ward geſchlagen,
Der Fremde wich von deutſcher Flur,
Doch die befreiten Lande tragen
Noch manches vor'gen Dranges Spur:
Und wie man aus verſunknen Städten
Erhabne Götterbilder gräbt,
So iſt manch heilig Recht zu retten,
Das unter wüſten Trümmern lebt;“

und das andere:

„Wenn heut ein Geiſt herniederſtiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein ſolcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der ſänge wohl auf deutſcher Erde
Ein ſcharfes Lied, wie Schwertesſtreich,
Nicht ſo, wie ich es künden werde,
Nein! himmelskräftig, donnergleich.“

Einen thätigen Antheil an der Feſtſtellung des Rechtes für ſein Heimathland zu nehmen, wurde Uhland im Jahr 1819 berufen, wo er zum Vertreter ſeiner Vaterſtadt auf dem verfaſſunggebenden Landtage gewählt und dadurch Mitbegründer der würtembergiſchen Verfaſſung wurde. Mittlerweile waren zwei größere dramatiſche Dichtungen von ihm erſchienen: „Herzog Ernſt von Schwaben“ (1816) und „Ludwig der Baier“ (1819). Die Letztere war durch Anregung eines vom König von Baiern ausgeſetzten Preiſes entſtanden, um welchen ſich Uhland damit bewarb. Da man jedoch in München eine Verherrlichung des bairiſchen Fürſtenhauſes gewünſcht hatte, während Uhland in Ludwig das deutſche Kaiſerthum feierte und damit weit über die Grenzen des Stammespatriotismus hinausging, ſo wurde ihm bei aller Trefflichkeit des Stückes der Preis nicht zuerkannt. Herzog Ernſt wurde auf der Stuttgarter Bühne mehrmals mit Beifall aufgeführt und hat durch ſeinen ergreifenden nationalen Inhalt, ſeine begeiſterte Verherrlichung der Freundſchaft, ſeine ſchöne körnige Sprache Anſpruch darauf, wieder und wieder geleſen zu werden. Es drückt ſich in dieſen beiden Dramen, wenn ſie auch, als Kunſtwerke betrachtet, nicht auf derſelben Höhe ſtehen, wie viele ſeiner lyriſchen Gedichte, die Eigenthümlichkeit Uhland's in beſonders ſprechender Weiſe aus.

Einige Jahre ſpäter erſchien wieder eine Probe aus ſeinen literargeſchichtlichen Studien: die Monographie über Walther von der Vogelweide, welche nicht nur der deutſchen Nation zuerſt das Bild dieſes ihres größten Minneſängers vor Augen geſtellt hat, ſondern auch eine Grundlage für die Geſchichte dieſes Zweiges der Dichtung geworden iſt.

Das äußere Lebensziel Uhland's war auf eine akademiſche Wirkſamkeit gerichtet, es war längſt ſein Wunſch, die Geſchichte der deutſchen Poeſie auf einem Lehrſtuhl zu vertreten. Aber ſeine ausgeſprochene Parteinahme in den Verfaſſungskämpfen ſeines Heimathlandes, die ihn bei der Regierung mißliebig machte, hinderte die Erfüllung dieſes Wunſches. Er dachte daran, außerhalb Würtembergs eine derartige Stellung zu ſuchen: in Baſel, Frankfurt, Heidelberg ſchien ſich nach einander Ausſicht zu eröffnen, allein ohne daß es zu einem beſtimmten Antrage kam. Indeſſen blieb Uhland Mitglied der Ständeverſammlung und war in einer politiſch ſchlaffen Zeit einer der Wenigen, welche ihre Stimme für die Rechte des Volks kräftig erhoben. Mitten in dieſen unſicheren Verhältniſſen gelang es ihm, ſein häusliches Glück zu begründen durch die Verbindung mit Emma Viſcher, der Tochter einer ſehr angeſehenen Familie Stuttgart's. Nicht ohne Schwierigkeiten erreichte der Dichter dieſes Ziel einer tiefen Neigung, die ſein folgendes Leben verſchönern und beglücken ſollte. War es einerſeits für ihn die höchſte Befriedigung, eine Lebensgefährtin gefunden zu haben, die, fähig und geneigt, mit ganzer Seele auf ſeine Beſtrebung einzugehen, ihm in jeder Lage treu zur Seite ſtand, ſo diente andererſeits dieſe Verbindung auch dazu, ſein äußeres Leben unabhängiger zu geſtalten. Er kam dadurch aber auch in Verwandtſchaft mit vielen ehrenwerthen, anderer politiſchen Richtung angehörenden Männern, gegenüber von denen er, obwohl im beſten Vernehmen mit ihnen ſtehend, die Selbſtändigkeit ſeines Charakters erproben konnte. Endlich ſchien die Verwirklichung ſeines Lieblingsplanes heranzunahen, als im Jahr 1827 der Senat zu Tübingen einſtimmig beantragte, den im Jahr 1818 gegründeten, aber noch immer nicht beſetzten Lehrſtuhl der deutſchen Literatur durch Uhland zu beſetzen. Aber die Regierung zögerte lange, den Mann, an deſſen vorzugsweiſer Tüchtigkeit für die Stelle Niemand zweifeln konnte und dem nur politiſcher Widerwillen entgegenſtand, an die Univerſität zu berufen. Erſt nachdem vom Senat aus wieder daran erinnert worden war, erfolgte endlich im December 1829 ſeine Ernennung zum außerordentlichen Profeſſor (jedoch mit voller Beſoldung) und Mitglied der philoſophiſchen Fakultät. Die Freude der Studirenden über dieſe Berufung war groß, und nicht leicht wird ein Profeſſor mit ſo froher Erwartung aufgenommen worden ſein, wie Uhland. Aber es war auch etwas Ungewöhnliches, was den Zuhörern durch ihn geboten wurde. Nicht nur daß er ſich, wie jeder gewiſſenhafte Lehrer, auf ſeine Vorleſungen ſorgfältig vorbereitete, ſondern das, was er in denſelben über deutſche und romaniſche Poeſie und Sage gab, waren die Früchte beinahe zwanzigjähriger Forſchungen, die er hier zum erſtenmale im Zuſammenhang und mit unmittelbarer Friſche darlegen durfte. So viele Literaturgeſchichten auch ſeitdem erſchienen ſind, ſo hat wohl keine derſelben die mittelalterliche Poeſie ſo meiſterhaft behandelt, indem gründliche Quellenkenntniß, warme Liebe zum Gegenſtande und ſchöne Darſtellung ſich bei Uhland vereinigten und auf die Zuhörer unvergeßlichen Eindruck machten. Uhland's Vorleſungen waren ein Glanzpunkt des damaligen Tübinger Lebens und weckten bei Manchem ein tieferes Intereſſe für Poeſie und Geſchichte. Sehr anregend wirkte er auch dadurch, daß er den Studirenden Anleitungen zu eigenen Ausarbeitungen in Poeſie und Proſa gab, die er an einem beſtimmten Tag in der Woche vortragen ließ und mit kurzer Kritik begleitete, bei welcher er wohlwollende Aufmunterung und Schärfe des Urtheils glücklich zu verbinden wußte. Leider wurde dieſe ſchöne Wirkſamkeit ſchon nach ein paar Jahren durch den Ruf zu politiſcher Thätigkeit nicht nur unterbrochen, ſondern aus derſelben politiſchen Unduldſamkeit, die ſeiner Anſtellung lange hindernd in den Weg getreten war, für immer abgebrochen.

In Folge der Julirevolution war auch in Würtemberg ein neues conſtitutionelles Leben erwacht, und als im Herbſt 1832 neue Wahlen ſtattfanden, konnte ſich Uhland der Bitte der Stadt Stuttgart, ſich von ihr zum Abgeordneten wählen zu laſſen, nicht entziehen. Es wurde ihm aber von der Regierung der zum Eintritt in die Ständeverſammlung nöthige Urlaub verweigert, und obgleich er mit großer Liebe an ſeinem Lehrberuf hing, ſo trug er doch kein Bedenken, dem politiſchen Berufe ſeine Stelle zu opfern, und bat um ſeine Entlaſſung. Er, dem der Urlaub verweigert worden war, weil er an der Univerſität unentbehrlich ſei, erhielt nun den Beſcheid, daß man ihm ſeine Entlaſſung „ſehr gerne“ gewähre. So vertauſchte er denn abermals die friedliche wiſſenſchaftliche Thätigkeit mit dem parlamentariſchen Kampfplatz und wurde einer der Führer der Oppoſition, welcher auch ſeine Freunde Schott, Römer, Walz, Pfizer, Duvernay angehörten. Er unterſtützte die Motive Pfizer's gegen die freiheitsfeindlichen Beſchlüſſe des Bundestags, und als der Geheime Rath der Kammer zumuthete, dieſe Motive „mit verdientem Unwillen“ zu verwerfen, war es Uhland, der als Mitglied der ſtaatsrechtlichen Commiſſion eine energiſche Gegenerklärung entwarf, die, mit großer Stimmenmehrheit angenommen, die plötzliche Auflöſung der Ständeverſammlung zur Folge hatte. Wie bei dieſer Veranlaſſung ſeine Stimme gleichſam den Ausſchlag gab, ſo erſcheint er bei verſchiedenen Gelegenheiten jener Zeit als der Wortführer, deſſen Bedeutung bei Freund und Feind anerkannt wurde, deſſen Theilnahme an einer Sache je nach dem Standpunkt Vertrauen einflößte oder Furcht erregte. Im Jahre 1833 wurde er von der Stadt Stuttgart wieder gewählt und nahm bis zum Jahr 1839 lebhaften Antheil an den ſtändiſchen Verhandlungen. Die neue Wahl aber lehnte er, wie mehrere ſeiner Geſinnungsgenoſſen, ab, in der Ueberzeugung, daß ſeine Wirkſamkeit unter den beſtehenden Verhältniſſen doch keinen Erfolg haben würde. Seinen Wohnſitz zu Tübingen hatte er beibehalten und ſich dort ein eigenes Haus am Ufer des Neckar's erworben, hinter dem ſich ein terraſſenförmig anſteigender Garten mit Rebengelände erhebt, von wo aus man einen herrlichen Blick in das fruchtbare Neckarthal und auf die begränzenden Höhen der ſchwäbiſchen Alp genießt. Dem Hauſe fehlte zwar der Segen eigener Kinder, aber nicht lebensvoll heranwachſender Jugend. Er hatte in dem Sohne eines früh verſtorbenen Geiſtlichen, wie in dem ſeiner einzigen, geliebten Schweſter zwei Pflegekinder angenommen, an denen ſein und ſeiner Gattin Herz mit hingebender Liebe hing, und die ihm, zu tüchtigen Männern herangereift, auch jetzt noch ſehr nahe ſtehen. So lebte er nun in ſeiner Vaterſtadt wieder der Wiſſenſchaft und dem lebhaften Verkehr mit manchen lieben Freunden, und wurde auch von vielen Freunden aufgeſucht, die ſtets gaſtfreundlich bei ihm aufgenommen waren. Mit mehreren Univerſitätslehrern hatte er regelmäßige Zuſammenkünfte, und in einem dieſer Kreiſe wurden wiſſenſchaftliche Vorträge gehalten; da war es für die Theilnehmer immer eine Freude, wenn Uhland aus ſeinem reichen Schatz etwas zum Beſten gab. Einer ſeiner intimſten Freunde, Guſtav Schwab, mit dem er ſchon in Stuttgart viel zuſammen gelebt hatte, war ihm als Geiſtlicher eines benachbarten Dorfes nahe gerückt; Paul und Guſtav Pfitzner beſuchten ihn fleißig, und bald wurde auch einer ſeiner älteſten Jugendfreunde, Karl Mayer, nach Tübingen verſetzt. Aber ſein Verkehr beſchränkte ſich nicht auf dieſen engen Kreis, vielmehr führten ihn alljährliche kleinere oder größere Reiſen durch alle Gauen Deutſchland's und der Schweiz. Eigenthümlich iſt es wohl, daß ſeinem deutſchen Herzen der ſonſt Dichtern ſo lockende Zug über die Alpen fremd blieb. An den Ufern des Bodenſees brachte er manchen ſchönen Tag bei dem ritterlichen Gelehrten Freiherrn von Laßberg zu, mit dem er durch alte deutſche Studien innig verbunden war, ſowie öftere Beſuche in Weinsberg bei ſeinem Dichtergenoſſen Kerner die alte Freundſchaft lebendig erhielten.

Die von ihm erwartete Kriſis blieb nicht aus, das Jahr 1848 ergriff auch ihn, und er war Einer der Erſten, welche der allgemeinen Stimmung Ausdruck gab, indem er in einer Volksverſammlung den Entwurf einer Adreſſe an den ſtändiſchen Ausſchuß vorlegte, in welchem die Forderung eines deutſchen Parlaments ausgeſprochen war. Bald darauf wurde er von dem neuen Märzminiſterium als einer der ſiebzehn Vertrauensmänner nach Frankfurt geſendet, und aus ſeiner Vaterſtadt mit einer Ehrenbezeugung — einem großartigen Fackelzuge — entlaſſen, die zeigte, daß man ſtolz darauf ſei, einen ſolchen Mann zu dieſem Amte ſtellen zu können. Bekannt iſt, daß er nachher auch von dem Bezirke Tübingen zur Nationalverſammlung gewählt wurde, und daß er ſeine Stellung darin auf der linken und großdeutſchen Seite eingenommen hat. So ſehr auch Uhland von der Zeitſtimmung ergriffen war, reiſte er doch nicht mit großen Erwartungen nach Frankfurt, ſondern behielt eine mehr nüchterne und ſkeptiſche Auffaſſung bei, die ſpäter nur zu ſehr gerechtfertigt wurde. Daß ſein Einfluß in Frankfurt nicht ſo bedeutend war, wie man nach ſeiner früheren Wirkſamkeit in Würtemberg hätte vermuthen können, lag zum Theil daran, daß er ſich ſeine Selbſtſtändigkeit bewahren und ſich an keine Partei binden wollte, im Grunde aber wohl an ſeiner eigenthümlichen Natur, nach der er bei lebendigſter Erfaſſung der Idee doch mehr ein Mann der Rechtsanſchauung als der Politik iſt. So nahm er auch an dem hoffnungsloſen Rumpfparlamente zu Stuttgart noch Antheil, weil er nicht von ſeinem Poſten weichen wollte, nicht weil die revolutionären Zwecke deſſelben auch die ſeinigen geweſen wären. Aber nach der Vereitlung ſo mancher Hoffnung war er dann auch nicht in dem Grade gebrochen wie Andere, die mit höher fliegenden Erwartungen und beſtimmterer Parteinahme ſich betheiligt haben. Mit Ruhe konnte er ſagen, daß er ja nie auf das Gelingen ſicher gerechnet habe, daß auch das Werk der Einigung nicht ſowohl an dem böſen Willen der Parteien, als hauptſächlich an der Schwierigkeit der Verhältniſſe geſcheitert ſei. Von jeder politiſchen Thätigkeit hielt er ſich nun ferne, um ſo mehr, da die im Jahr 1848 von den würtembergiſchen Ständen modificirte Verfaſſung nachher von der Regierung fallen gelaſſen und die alte wieder octroyirt wurde, welcher er die Rechtsgültigkeit abſpricht. —

Aus Uhland's eigenem Munde erinnern wir uns gehört zu haben, wie das Gedicht, die Nonne:

„Im ſtillen Kloſtergarten
Eine bleiche Jungfrau ging.“

über das ein Recenſent hergefallen war und es als ein Beiſpiel angeführt hatte, wie Uhland gewaltſam das Mittelalter wieder hervorſuche und veraltete Stoffe bringe, für die ſich Niemand mehr intereſſiren könne, aus einem Prozeß entſtanden ſei, den ein Verwandter des Dichters gerade in jenen Tagen für ein armes, von ſeiner Familie ins Kloſter geſperrtes Fräulein zu führen hatte, deſſen rührende Geſtalt ihm das Motiv lieferte. Was ihn als Dichter am meiſten von den Romantikern unterſcheidet, iſt die durchaus geſunde, allgemein verſtändliche und das deutſche Gemüth anſprechende Auffaſſung.

* * *

Blüchers Uebergang über den Rhein.

In jeder frohen Sylveſternacht ſollte in Deutſchland auch des Uebergangs der preußiſchen Truppen über den Rhein während des Befreiungskrieges gedacht werden. Es war nämlich gerade in der Neujahrsnacht von 1813 zu 1814 mit dem Schlage zwölf, als das preußiſche Hauptheer unter Blücher bei Kaub über den Rhein ging. Am 31. December ſollte ſich kein Soldat in der Nähe des Rheines ſehen laſſen, damit die Feinde nicht merkten, wie nahe man war. Beim Ueberſetzen des York'ſchen Corps war es ſo ſtill drüben, daß man irgend eine Hinterliſt vermuthete, aber ohne Grund. Erſt als die Füſiliere aus den Kähnen ſprangen und dabei gegen das Verbot das linke Rheinufer mit einem lauten Hurrah begrüßten, fielen einige Schüſſe aus einem Duanenhäuschen am Ufer, welche einen Jäger und einen Führer verwundeten, der ſich freiwillig erboten hatte, die erſten Truppen über den Rhein zu führen. Das Ueberſetzen dauerte den ganzen Tag unter dem größten Jubel der Bewohner, unter beſtändigem Jauchzen und Muſiciren zwiſchen den im Winterſchmucke entzückend ſchönen Ufern. Noch die nächſten Tage währte der Rheinübergang einzelner Truppenabtheilungen. Möge er, wenn er noch einmal nöthig wird, auch nicht ſchwerer ſein!

Zweite Abtheilung.

Deutſche Cultur- und Sittenbilder.

Schloß Cöpenick.

Von Theodor Fontane.

> „Wo liegt Schloß Cöpenick?“
> An der Spree;
> Waſſer und Wald in Fern' und Näh
> Die Müggelberge, der Müggelſee.

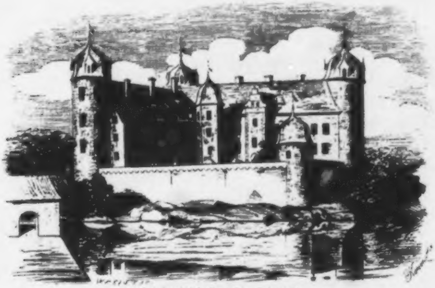
Schloß Cöpenick iſt eines der vielen hohenzollerſchen Schlöſſer, die ſich unter den mannigfachſten Namen, deutſchen wie franzöſiſchen, im Spree- und Havellande vorfinden und von deren Nochvorhandenſein die wenigſten unter uns eine Kenntniß haben. Wir entſinnen uns in der Regel, von dieſem und jenem Schloß in dieſem oder jenem Geſchichtsbuch geleſen zu haben, aber die unklare Vorſtellung, die halbe Erwartung pflegt ſich daran zu knüpfen, daß dieſe Schlöſſer mit verſchwunden ſeien, als die Perſonen vom Schauplatz abtraten, die ihnen zuerſt ein hiſtoriſches Leben liehen. Die Anſtrengungen unſrer Phantaſie, wenn wir von Königlichen Schlöſſern ſprechen hören, gehen gemeinhin nicht viel über die Bilder von Sansſouci und Charlottenburg hinaus und einem glücklichen Zufall bleibt es vorbehalten, uns durch Augenſchein oder Erzählung zu belehren, daß auch Schwedt und Küſtrin, Rheinsberg und Wuſterhauſen, Fürſtenwalde und Oranienburg, noch ihre wirklichen Schlöſſer haben. Zu dieſen ſeitab gelegenen und verſchollenen Reſidenzen, die ihre Exiſtenz immer neu beweiſen müſſen, gehört auch Schloß Cöpenick.

Schloß Cöpenick liegt an der Einmündung der wendiſchen Spree (auch Dahme genannt) in die eigentliche Spree. Lange bevor ſich hier eine Stadt erhob (das jetzige Cöpenick) ſtand hier bereits eine Burg und beherrſchte das Land. Die natürliche Sicherheit, die ein Netz von Seen und Flußarmen der großen Waldinſel giebt, an deren äußerſter Weſtecke Schloß Cöpenick gelegen iſt, mußte in älteſten Zeiten ſchon dahin führen, eine „Burg“ hier zu errichten, eine weit hinaus lugende Veſte zur Vertheidigung der Spree-Territorien, des „Gau's Spriavana“. Die Lage von Stadt und Schloß iſt der des weiter flußabwärts gelegenen Spandau in vielen Stücken ſo verwandt, daß man ſich faſt wundern muß, die von der Natur gebotene Gelegenheit zur Anlage einer Spree-Feſtung, auch in der rechten Flanke der Hauptſtadt, ſo gar nicht benutzt zu ſehen.

Keine Feſtung, aber drei verſchiedene Schlöſſer haben ſich im Lauf der Jahrhunderte auf der Sumpf- und Wald-Inſel erhoben, die von der wendiſchen und der eigentlichen Spree an dieſer Stelle gebildet wird und haben dadurch drei beſtimmte Perioden in der Geſchichte Schloß Cöpenicks vorgezeichnet. Wir unterſcheiden ein altes Schloß Cöpenick bis 1550; ein mittleres Schloß Cöpenick bis 1677, und ein neues Schloß Cöpenick von 1677 bis auf dieſen Tag. Von den beiden ältren Schlöſſern werden wir in aller Kürze, vom neuen Schloß aber ausführlicher zu ſprechen haben.

Das alte Schloß Cöpenick ſtand ſchon, als die erobernden Deutſchen ins Land kamen. Jatzko oder Jaxo, der letzte Wendenfürſt, an deſſen Bekehrung die ſchöne Schildhornſage anknüpft, reſidirte daſelbſt. Nach ſeiner Unterwerfung wurde die alte Wendenfeſte eine markgräfliche Burg und endlich ein kurfürſtliches Schloß. Ob askaniſche Markgrafen und hohenzollerniſche Kurfürſten einfach in das alte Steinneſt einzogen, das Jazko ihnen leer gelaſſen hatte, oder ob die Jahrhunderte ſiegreich vordringenden Deutſchthum's aus der alten heidniſchen Veſte einen gothiſchen Schloßbau ſchufen, muß dahin geſtellt bleiben; wir wiſſen es nicht. Unſere Archive geben uns Aufſchluß über die Beſitzverhältniſſe des alten Schloſſes; aber nicht Bild nicht Beſchreibung ſind auf uns gekommen, die uns veranſchaulichen könnten, wie Schloß Cöpenick war. Es muß uns genügen, daß es war. Auch ſeine Geſchichte verſchwimmt in blaſſen und charakterloſen Zügen, und alles, was mit beſtimmtem Gepräge an uns herantritt, iſt das eine, daß es an dieſer Stelle, im alten Schloſſe zu Cöpenick war, wo ein Ottenſtedt an die Thür ſeines kurfürſtlichen Herren die Worte ſchreiben konnte:

Jochimken, Jochimken höde Dy,
Wo wi di krigen da hängen wi Dy.



Das Jagdſchloß Cöpenick im Jahre 1640.

Das alte Schloß Cöpenick ſtand bis 1550; da trat ein neuer Bau an die Stelle des alten. Kurfürſt Joachim II., ein leidenſchaftlicher Jäger, deſſen Waidmannsluſt ihn oft in die dichten Forſten um Cöpenick herum führte und dem das alte Schloß zu eng verwachſen ſein mochte mit dem Ottenſtedt'ſchen Reimſpruch, ließ den alten Bau niederreißen und ein Jagdſchloß an Stelle deſſelben aufführen.

Dies Jagdſchloß Joachim's II., das mittlere Schloß Cöpenick, wie wir es Eingangs genannt haben, ſtand wenig über 100 Jahre, aber ſeine Geſchichte tritt ſchon in beſtimmteren Umriſſen an uns heran und die Merian'ſche Topographie, dies intereſſante und verdienſtvolle Werk, dem wir, neben ſo vielem andern, auch eine bildliche Darſtellung des alten Berlin verdanken, hat uns unter ſeinen zahlreichen Blättern auch ein Bild des damaligen Jagdſchloſſes zu Cöpenick (wie ſich daſſelbe im Jahre 1640 präſentirte) aufbewahrt. Nach dieſem Bilde ſtellte das Ganze ein regelmäßiges Viereck dar, das zur Hälfte aus zwei rechtwinklig auf einander ſtoßenden Flügeln, zur andern Hälfte aus zwei niedrigen, aber das Viereck abſchließenden Mauern beſtand; der ganze Bau von fünf Thürmen überragt, vier an den Außenecken, der fünfte innerhalb des Schloßhofs, in dem von den beiden Flügeln gebildeten rechten Winkel.

Joachim II. weilte gern in Schloß Cöpenick. Sein Hof- und Jagdgeſinde war dann um ihn her, auch die Söhne wohl, die ihm Anna Sydow „die ſchöne Gießerin," geboren hatte. In frühren Jahren hatte die ſchöne Gießerin ſelbſt bei dieſen Luſtbarkeiten nicht gefehlt, bis ein an und für ſich geringfügiger Vorfall, einen tiefen Eindruck auf des Kurfürſten Herz machte. Die Bauern ſahen, bei einer der Jagden, Anna Sydow ſammt ihren Kindern neben dem Kurfürſten ſtehn und fragten ſich einander: „iſt das unſres gnädigſten Herrn unrechte Frau? ſind das die unrechten Kinder? wie darf er's thun und wir nicht?" Der Kurfürſt hörte alles und flüſterte der Gießerin zu: „Du ſollteſt bei Seite gehn." Seitdem mied ſie die öffentlichen Feſte.

In dieſem Jagdſchloß zu Cöpenick, das ſich Joachim II. um 1550 erbaut hatte, ſtarb er, zwanzig Jahre ſpäter, am 3. Januar 1571. Eine Wolfsjagd ſollte abgehalten werden, trotz der bittren Kälte die herrſchte, und der ſechsundſechzigjährige Joachim freute ſich noch einmal des edlen Waidwerks, dran zeitlebens ſein Herz gehangen hatte. Gegen Abend kehrte er aus den Müggelſee-Forſten nach Schloß Cöpenick zurück und verſammelte ſeine Räthe und Diener um ſich her; — Diſtelmeier der Kanzler, Matthias von Saldern, Albrecht von Thümen, der General-Superintendent Musculus, alle waren zugegen. Man ſetzte ſich zu Tiſch und ſpeiſte in chriſtlicher Fröhlichkeit. Der Kurfürſt empfand nur ein leiſes Unbehagen. Der Diskurs ging bald von geiſtlichen Dingen und der Page wurde beauftragt, Dr. Lutheri Predigt über die Weiſſagung des alten Simeon (Paul Luther, ein Sohn des Reformators, war Leibarzt des Kurfürſten) vorzuleſen. Nach der Vorleſung wurde viel von Chriſti Tod und Auferſtehung geſprochen, von ſeiner großen Liebe und ſeinen bittren Leiden; dabei zeichnete der Kurfürſt ein Crucifix auf den Tiſch, betrachtete es andächtiglich und ging dann zu Bett. Als er indeſſen kaum einige Stunden geruht, überfiel ihn eine Preſſung auf der Bruſt, mit einer ſtarken Ohnmacht. Der Kanzler und die Räthe wurden geweckt, aber das Uebel wuchs raſch und nach einigen Minuten verſchied der Kurfürſt mit den Worten: „das iſt gewißlich wahr."*)

Wir hören vom Schloß Cöpenick (demſelben Jagdſchloß das Joachim II. erbaut hatte) erſt wieder als im Jahre 1631 König Guſtav Adolph ſein Hauptquartier in eben dieſem Schloſſe nahm, und an den ſchwankenden Kurfürſten George Wilhelm die Aufforderung ſchickte, ihm die Feſtungen Cüſtrin und Spandau ohne Weiteres einzuräumen. Dieſer Brief führte zu jener bekannnten Zuſammenkunft im Gehölz bei Cöpenick, die von dem entſchloſſenen, keine Halbheit duldenden Guſtav Adolph mit den Worten abgebrochen wurde: „Ich rathe Eurer churfürſtlichen Durchlaucht Ihre Parthei zu ergreifen, denn ich muß Ihnen ſagen, die Meinige iſt ſchon ergriffen."

Neun Jahre ſpäter machte der Regierungsantritt des „großen Kurfürſten" dem Elend des Landes ein Ende, aber Schloß Cöpenick ſank an Anſehn und Bedeutung. Eine neue

---

*) Nicht im Schloſſe zu Cöpenick, aber freilich nur eine halbe Meile davon entfernt, in unmittelbarer Nähe des reizend gelegenen Dörfchens Grunau, ſtarb am 18. Juli 1608 der Enkel Joachims II., Kurfürſt Joachim Friedrich, derſelbe dem die Marken die Gründung des Joachimsthal'ſchen Gymnaſiums verdanken. Er kam von Storkow und war auf dem Wege nach Berlin, als ihn der Tod, im Wagen, überraſchte. An der Stelle, wo er muthmaßlich geſtorben iſt, hat man jetzt ein einfaches, aber eigenthümliches Denkmal errichtet. Es iſt ein Steinbau, eine Art offner Grabkapelle, deren auf vier Pfeilern ruhendes Dach, ſich über einem Grabſtein wölbt. Zu Häupten dieſes Steins, in der einen Schmalwand der Kapelle (die beiden Fronten ſind offen und haben nur ein Gitter) befindet ſich ein gußeiſernes Kreuz, das einen Kurhut und darunter die wenigen Worte trägt: „Hier ſtarb den 18. Juli 1608 Joachim Friedrich, Kurfürſt von Brandenburg." Der Anblick des Denkmals, namentlich um die Sommerzeit, wenn man, durch den offnen Rundbogen hindurch, die jungen Eichen grünen ſieht, die die Hinterfront der kleinen Kapelle umſtehn, iſt überaus reizend und maleriſch.

Zeit und ein neuer Geſchmack waren gekommen; die Zeit des franzöſiſchen Einfluſſes begann, und die alten Jagdſchlöſſer mit gothiſchen Thürmen und Giebeln, mit ſchmalen Treppen und niedriegen Zimmern, konnten ſich neben der Pracht und Stattlichkeit der Renaiſſance nicht länger behaupten. Sie ſchienen nicht ebenbürtig mehr und räumten das Feld. 1658 wurde ein alchymiſtiſches Laboratorium, eine Goldmacher-Werkſtatt in denſelben Zimmern eingerichtet, drin Kurfürſt Joachim kaum 100 Jahre früher, den ſelbſterlegten Hirſch auf reichbeſetzter Tafel gehabt hatte und endlich 1677 fiel das alte Jagdſchloß gänzlich, um einem Neubau, dem dritten alſo der ſich an dieſer Stelle erhob, Platz zu machen.

Dieſem dritten Schloß Cöpenick, einer Schöpfung Rütger's von Langenfeld, der es um die angegebene Zeit für den Kurprinzen Friedrich erbaute, gilt nunmehr unſer Beſuch.

Wir benutzen den Omnibus, der zwiſchen Berlin und Cöpenick fährt, haben, ähnlich wie auf einer Fahrt nach Charlottenburg, ein ſauberes, ſorglich gepflegtes Gehölz zu beiden Seiten und rollen an einem klaren Herbſttage die Chauſſée entlang, in das Wäldchen hinein. Die Bäume um uns her ſind noch jung, kaum älter als wir ſelbſt, aber ſie führen uns doch an Plätzen hiſtoriſcher Erinnerung vorbei, zunächſt an jener Waldwieſe, wo einige Heißſporns vom ſchwer beleidigten märkiſchen Adel den jugendlichen Joachim aufzuheben gedachten, dann um jenes oben erwähnte Rendezvous herum, wo Guſtav Adolph und Kurfürſt George Wilhelm zuſammentrafen und ſo wenig befriedigt von einander ſchieden. In raſchem Trabe geht es dahin, die Pferde werfen die Köpfe und ziehen die Luft mit einem Behagen ein, als freuten ſie ſich der Herbſtesfriſche. Die Eichen und Birken, die eingeſprengt im Tannicht ſtehn, laſſen die Landſchaft in allen Farben ſchillern und der herbe Duft des Eichenlaubes dringt zu uns in den Wagen hinein. Jetzt aber trifft uns ein Luftzug mit ſeiner feuchten Kühle, der dem Reiſenden ein Waſſer ankündigt, auch bevor er es geſehen, und im nächſten Augenblick haben wir ein breites Strombett vor uns, an deſſen jenſeitigem Ufer, aus hohen Pappeln hervor, ein graugelber Schloßbau ragt. Ueber die Brücke hin rollt der Wagen, verkündigt ſeine Ankunft durch lautes Glockenläuten, als hielte eine Abtheilung Feuerwehr ihren Einzug in die Stadt, und hält jetzt auf einem unregelmäßigen, ziemlich geräumigen Platz, der zwiſchen dem Schloß und der Stadt Cöpenick liegt. Wir ſteigen aus, werfen nach links hin einen Blick in eine leiſ' gebogene Straße hinein, deren beſchnittene Lindenbäume dem Ganzen ein freundliches Anſehn leihn, wenden uns aber, nach kurzem Aufenthalt, ſofort wieder nach rechts hin, wo unmittelbar vor uns Schloß Cöpenick mit allen ſeinen Dependenzien emporſteigt. Wir paſſiren die Brücke des Schloßgrabens, dann das dahinter gelegene Sandſteinportal und befinden uns nun auf einem viereckigen, vielfach mit Blumenbeeten eingefaßten Platz, der nach rechts und links hin von Schloß und Schloßkapelle, nach vorn und hinten zu von den alten Bäumen des Parks und dem Sandſteinportal, das wir eben paſſirten, gebildet wird. Wir blicken einen Augenblick in die ſchattigen Gänge des Parks hinein, auf deſſem thaufeuchtem Raſen ſchon mehr abgefallenes Laub als heitrer Sonnenſchein liegt, dann aber machen wir eine Schwenkung nach rechts und haben die Hauptfront des Schloſſes, den alten ſtattlichen Bau vor uns, den Rütger von Langenfeld 1677 an dieſer Stelle begann und 1682 beendete.

Das gegenwärtige Schloß Cöpenick hat drei Stockwerke und beſteht aus einem Corps de Logis und zwei Seitenflügeln. Die Stellung dieſer Seitenflügel iſt eigenthümlich, indem dieſelben nicht nach einer Seite hin (wie gewöhnlich) ſondern nach vorn und hinten zu kurz vorſpringen und dadurch den übrigens beabſichtigten Eindruck verſtärken, daß das Schloß zwei Fronten habe, die eine nach dem Platz hinaus, auf dem wir ſtehen, die andere nach dem Fluſſe hin, deſſen lange, höchſt maleriſche Brücke wir bei unſerer Ankunft paſſirten. Das

Ganze unverkennbar eine venetianiſche Reminiscenz: die Facaden ziemlich einfach und ſchmucklos und nur das Frontiſpice mit Reliefs und Statuen geſchmückt. Dabei der Dachfirſt zu einem Baluſtradengange, zu einer Art Colonnade abgeflacht.*) Das Aeußere des Schloſſes, ſtattlich wie es iſt, deutet doch in nichts auf die Pracht und Munifizenz hin, die man bei Herrichtung ſeiner inneren Räume hat walten laſſen. Nirgends ein Geizen mit dem Raum, die Treppen breit, die Flure und Corridore hell und licht, die Zimmer hoch, luftig, geräumig; — es iſt, als habe der Baumeiſter nichts ſo ängſtlich vermeiden wollen, als die Enge und Gedrücktheit der Thurm- und Erkerſtuben, die ſonſt hier heimiſch waren. Nirgends ein Geizen mit dem Raum, aber auch nirgends ein Geizen mit dem, was unterhält, erheitert und ſchmückt. Wohin wir blicken, eine Fülle von Ornamenten, die vielleicht den Eindruck der Ueberladung machen würden, wenn nicht die Macht des Raumes ſiegreich über allem ſchwebte und ein ſich Vordrängen des Einzelnen unmöglich machte. Die Caryatiden, die Pfeiler und Säulen mit reichgegliedertem Capitell treten dienend in den Hintergrund zurück, und die ſchweren Stuck-Ornamente, die an den Decken hängen, verlieren ihre Schwere und fügen ſich wie leichtgeſchwungene Arabesken in das Bild des Ganzen ein. Zu den Stuck-Ornamenten geſellen ſich Plafond-Bilder, die durch alle Säle des Schloſſes hin, den Jagdzug der Diana, ihren Zorn über Aktäon und ihre Liebe zum Endimyon darſtellen, aber wenige von dieſen Gemälden, wahrſcheinlich Schöpfungen eines italieniſchen oder franzöſiſchen Meiſters, ſind bis auf unſere Zeit gekommen, und dieſe wenigen verbergen ihre Exiſtenz hinter einer ſorglich aufgetragenen Bekleidung von Mörtel und Gyps. Sie warten auf die Stunde, wo das alte Schloß, das ſeit 50 Jahren und darüber der triſteſten Proſa oder doch der bloßen Nützlichkeit hat dienen müſſen, die poetiſchen Tage alter königlicher Pracht neu in ſeinen Mauern erblicken wird, um dann auch ihrerſeits aus ihrer Hülle herauszutreten und den neu einziehenden Glanz ſelbſt in altem Glanz zu begrüßen. Dies gilt namentlich von dem im erſten Stockwerk gelegenen „Königsſaal", der eine Fülle der ſchönſten Bilder- und Plafond-Ornamente hinter einer Kalkhülle verbergen ſoll.

Wir haben in dem Beſtehn Schloß Cöpenick's drei Perioden unterſchieden und in Erinnerung an die mannigfachen Bauten die hier ſtanden, von einem alten, einem mittleren und einem neuen Schloß Cöpenick geſprochen. Aber auch dies neue Schloß Cöpenick, das wir eben in ſeiner Totalerſcheinung zu beſchreiben ſuchten, theilt ſein 200 jähriges Leben wieder in verſchiedene Stadien, in alte und neue Perioden ein, unter denen wir mit Umgebung gleichgültigerer Jahrzehnte, vier Hauptepochen unterſcheiden.

Dieſe vier Hauptepochen des neuen Schloß Cöpenick's ſind die folgenden: Erſtens die Zeit des Kurprinzen Friedrich von 1682—88; zweitens die Zeit Friedrich Wilhelms I., inſonderheit das Jahr 1730; drittens die Zeit Henriette Maria's, gebornen Markgräfin von Brandenburg-Schwedt von 1749—82 und viertens die Zeit des Grafen von Schmettau, von 1804—1806. An eine Beſprechung dieſer 4 Hauptepochen wird ſich ſchließlich noch eine kurze Darſtellung der Schickſale zu knüpfen haben, die Schloß Cöpenick ſeitdem erfuhr.

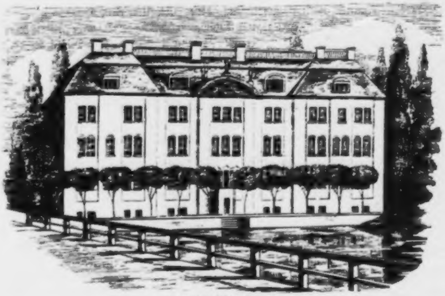
(Die Zeit des Kurprinzen Friedrich von 1682—88.) In welchem Jahre Kurprinz Friedrich ſeinen Einzug in Schloß Cöpenick hielt, iſt nicht genau mehr feſtzuſtellen, wahrſcheinlich um 1680. Der Schloßbau wurde zwar erſt um 1681 beendet und das mehrerwähnte Sandſteinportal, durch das wir in den Schloßhof eintraten, trägt ſogar die Jahreszahl 1682, es iſt indeß nicht unwahrſcheinlich, daß Kurprinz Friedrich die Vollendung des ganzen Bau's nicht erſt abwartete und ſich, zwei Jahre früher bereits, mit dem begnügte was fertig war. Die Verhältniſſe zwangen ihn faſt dazu. Seiner alten Feindſchaft mit ſeiner Stiefmutter, der holſteiniſchen Dorothea, war im Jahre 1679, bei Gelegenheit ſeiner Vermählung mit der heſſiſchen Prinzeſſin, zwar eine Verſöhnungsſcene gefolgt, aber dieſe Verſöhnung hatte die Abneigung der Mutter und das Mistrauen des Sohnes um nichts gebeſſert. Todesfälle und plötzliche Erkrankungen regten den Verdacht und die alten Befürchtungen wieder an und nachdem Kurprinz Friedrich ſelbſt, bei Gelegenheit eines Feſtmahls das ihm die Stiefmutter gab, von einem heftigen Kolikanfall heimgeſucht worden war, ſteigerten ſich ſeine Befürchtungen bis zu ſolchem Grade, daß er ſeinen Vater um die Erlaubniß bat, ſich nach Schloß Cöpenick zurückziehen zu dürfen. Nicht in Freuden zog er in die ſchönen Räume ein, die zum Theil noch ihrer Vollendung entgegen ſahn; das Schloß das ihn aufnahm, war mehr rettendes Aſyl als eine Stätte heitrer Flitterwochen und die Ueberſiedlung ſelbſt glich mehr einer ängſtlichen Flucht, als ruhiger Wahl und Ueberlegung. Troſtloſe Tage müſſen dieſe erſten Tage des neuen Schloſſes geweſen ſein, troſtloſer, trüber, als die alten Schlöſſer, die vordem hier heimiſch waren, ſie jemals gekannt hatten, trüber als die Tage in denen Otterſtedt ſeinen Reimſpruch an die Thür des churfürſtlichen Zimmers ſchrieb und trüber als der Winterabend, an dem der todesahnende Joachim, gläubig und ergeben das Crucifix auf die ſchwere, eichene Tiſchplatte malte. In Bangen und Einſamkeit vergingen dem Prinzen hier die Tage ſelbſtgewählter Verbannung. Sein ſchwacher Körper verbot ihm die Freuden der Jagd und lauter Luſtbarkeit. Die Decken-Gemälde, die Jagdzüge Diana's, die um ihn her entſtanden, erinnerten ihn nur an alles was ihm gebrach. Gleichförmig öde ſpannen ſich Wochen und Monde in Schloß Cöpenick ab und was die Gleichförmigkeit unterbrach, waren jene froſtigen Feſte, die dem Tod zu Ehren gefeiert wurden. Am 7. Juli 1683 ſtarb des Kurprinzen Gemahlin; die alten Verdächtigungen wurden laut; nichts änderte ſich, die bleierne Schwere blieb. Da kam Sonnenſchein. Das Trauerjahr war um, der Flor fiel, Hochzeit gab es wieder und bunte Fahnen, — Sophie Charlotte hielt ihren Einzug in die Marken. Zwanzig Jahre lang ſtand die helle Sonne dieſer Frau über dem dunklen Tannen-Lande und gab ihm eine Heiterkeit, die es bis dahin nicht gekannt hatte, aber ihr lachendes Auge das über ſo vielem leuchtete, leuchtete nicht über Schloß Cöpenick. Waren ihr die Zimmer zu hoch, die Bäume zu dunkel, die Traditionen zu triſt, — gleichviel, ſie vermied Schloß Cöpenick, wo die heſſiſche Prinzeſſin, die erſte Gemahlin des Kurprinzen, ihre Tage hinweg geängſtigt hatte und die ſonnenbeſchienenen Abhänge des Dorfes Lützow, die ein glückliches Ohngefähr ſie hatte kennen lernen, entſprachen mehr ihrem heitren Sinn. Schloß Cöpenick verödete, wurde ſtiller, verlaſſener als es je geweſen war und Schloß Charlottenburg mit funkelnder Kuppel und goldnen Figuren wuchs ſtatt ſeiner empor.

---

*) Man erzählt im Schloß, daß dieſer abgeflachte Dachfirſt, der mit Längsbohlen gedeckt iſt und in der That die Länge und Breite einer ſplendid angelegten Kegelbahn hat, im vorigen Jahrhundert wirklich als ſolche gedient habe. Iſt dem ſo, ſo darf man kühnlich behaupten, daß wenigſtens in den Marken an keiner ſchöneren Stelle jemals Kegel geſpielt worden iſt. Die Ausſicht, die einen Kreis von faſt vier Meilen umfaßt, iſt entzückend, Wald und Waſſer ſoweit das Auge reicht und mitten im Bilde die Müggelsberge.

(Die Zeit Friedrich Wilhelms I.) Schloß Cöpenick ſtand leer, an die zwanzig Jahre und drüber, bis der ſoldatiſche Sohn Sophie Charlottens wieder neues Leben in die ausgeſtorbenen Mauern trug. Die Jagdpaſſion kam wieder zu Ehren; Tage brachen wieder an, wie ſie Kurfürſt Joachim nicht wilder, nicht waidmänniſcher gekannt hatte, und die Dianenbilder an Plafonds und Simſen, die dreißig Jahre lang wie ein Hohn im neuen Jagdſchloß zu Cöpenick geweſen waren, kamen jetzt zum erſten Mal, ſeit Rütger von Langenfeld dieſe Säle und Corridore mit ihnen geſchmückt hatte, zu ihrer Bedeutung und ihrem Recht. Jagd tobte wieder um Cöpenick her wie in alter Zeit und Fangeiſen und Hörner waren wieder im Schloſſe zu Haus.

Dieſe Jagden zeichneten ſich durch die Gefahren aus, die es für guten Ton galt, lieber aufzuſuchen als zu vermeiden. Züge eigenthümlicher Ritterlichkeit machten ſich geltend, die an den Hof Franz I. erinnert haben würden, wenn nicht an Stelle galanten Minnedienſtes jene kurbrandenburgiſche Derbheit vorgeherrſcht hätte, der zu allen Zeiten ein Kraftwort weit über das beſte Wortſpiel ging. Bei dieſen Jagden, wie Schloß Cöpenick ſie damals häufig ſah, wurde faſt jedesmal der eine oder andere getödtet oder ſchwer verwundet. In ein viereckiges Gehege von 6 bis 700 Schritten, das von Leinen eingeſchloſſen war, ließ man oft zwei oder dreihundert wilde Schweine von jedem Alter und jeder Größe einlaufen. Hier erwarteten ſie die Jäger, je zwei und zwei, um die wild hereinbrechenden auflaufen zu laſſen. Verfehlten ſie das Thier oder zerbrach das Fangeiſen, ſo wurden ſie oft über den Haufen geſtoßen und von dem verwundeten Schweine übel zugerichtet. Zuweilen nöthigte der König auch wohl ſeine Jäger und Pagen die größten Keiler bei den Ohren zu faſſen und mit Gefahr ihres Lebens ſo lange feſtzuhalten, bis er ſelbſt herbei kam um ſie abzufangen. Wer ſich zu ſolchem Dienſte weigerte, galt für feige. Der König ſelbſt wurde auf einer dieſer Jagdpartieen, in unmittelbarer Nähe von Cöpenick, ſtark verwundet und würde ſein Leben eingebüßt haben, wenn ihm nicht einer ſeiner Jäger rechtzeitig beigeſprungen wäre.



Das jetzige Schloß Cöpenick.

Blutend ſchaffte man ihn nach Cöpenick. Das war am 15. Januar 1729. Das nächſte Jahr aber brachte gewichtigere Tage, Tage die den Namen Schloß Cöpenick's mit einer der intereſſanteſten Epiſoden unſerer Geſchichte für immer verwoben haben. Am 25. October 1730 trat hier das Kriegsgericht zuſammen, das über den Lieutenant Katt vom Regiment Gensdarmes, ſowie über den „deſertirten Obriſtlieutenant Fritz" Urtheil ſprechen ſollte. Dieſe höchſt denkwürdige Sitzung fand in dem bereits erwähnten Wappenſaale ſtatt, deſſen eingehendere Beſchreibung wir zunächſt hier folgen laſſen. Unter den vielen Sälen des Schloſſes, iſt er nicht nur der hiſtoriſch intereſſanteſte, ſondern auch dadurch vor allen andern bemerkenswerth, daß er in ſeiner Einrichtung und Ausſchmückung weder bedeutend gelitten, noch auch, hinter einer Gyps- und Mörtelverkleidung (wie der Königsſaal) ſeine Vorzüge verborgen hat. Dieſer Wappenſaal (der jetzt, wegen einer in ihm aufgeſtellten Orgel, den Namen „Orgelſaal“ führt) iſt zwei Treppen hoch gelegen und blickt mit ſeinen Fenſtern auf die wendiſche Spree hinaus. Im Verhältniß zu ſeiner Tiefe iſt die Decke etwas niedrig und würde bei ihrer reichen Ornamentik noch viel mehr den Eindruck davon machen, wenn nicht die hellen Farbentöne, die in dem ganzen Saale vorherrichen (weiß und lila) eine gewiſſe Luſtigkeit wieder herſtellten. Die völlig weiß gehaltene Decke wird anſcheinend von etwa zwanzig Caryatiden geſtützt, die alle vier Seiten des Saales umſtehen und auf ihrer Bruſt die Wappenſchilder der verſchiedenen churbrandenburgiſchen Länder jener Epoche tragen. Eine beſtimmte Reihenfolge nach den Provinzen iſt bei Aufſtellung derſelben nicht beobachtet worden und Caſſuben und Wenden, Jägerndorf und Minden, Ravensberg und Gützkow, Ruppin, Camin, Mark, Croſſen, Barth, Pommern, Cleve u. ſ. w. folgen ſich bunt auf einander. An den beiden Längswänden befinden ſich ein paar große Kamine, reich verziert mit allerhand Emblemen und Wappenfiguren; alles weißer Stuck, wie der ganze Reſt der Ausſchmückung überhaupt. Das Ganze, ohne ſchön zu ſein, hat ein entſchieden hiſtoriſches Gepräge und macht es einem glaublich, daß hier an langer Tafel das Kriegsgericht ſaß, das über Tod und Leben eines Prinzen aburtheilen ſollte und dieſes Urtheil wirklich ſprach.

Der Tag, an dem dieſe Kriegsgerichtsſitzung im „Wappenſaale zu Cöpenick“ ſtattfand, war, wie bereits erwähnt, der 25. October 1730 und die Mitglieder derſelben waren die folgenden: der Generallieutenant von der Schulenburg; die General-Majors von Schwerin, von Dönhoff, von Linger; die Oberſten von Derſchau, von Reding, von Wachholz; die Oberſtlieutenants von Schenk, von Weyher, von Milagsheim; die Majors von Einſiedel, von Leſtwitz und von Lüderitz; die Capitains von Itzenplitz, von Zeetz, von Podewils; der Geheime-Rath Mylius und der Auditeur des Regiments-Gensd'armes. Förſter, in ſeiner Geſchichte Friedrich Wilhelm I., ſpricht nur von einer Kriegsgerichtsſitzung und zwar am 25. Oktober; Preuß aber, in ſeinem trefflichen Werke über den großen König ſelbſt, giebt auf das Beſtimmteſte an, daß zwei Sitzungen ſtattgefunden haben, am 25. Oktober und am 1. November. In jener erſten Sitzung (am 25. Oktober) ſaß man nur über Katt zu Gericht, der vom Gericht zu Caſſation und Feſtungsbauſtrafe condemnirt, erſt hinterher, durch einen eigenmächtigen Akt des Königs, durch einen Cabinetsbefehl, zum Tode verurtheilt wurde. An demſelben Tage (1. November) an dem der König in Wuſterhauſen dieſen Cabinetsbefehl erließ, fand, nach Preuß, in Cöpenick jene zweite Kriegsgerichtsſitzung ſtatt, die den deſertirten „Oberſtlieutenant Fritz“ zum Tode condemnirte. Ohne zwiſchen den Angaben von Preuß und Förſter eine Entſcheidung treffen zu wollen, ſteht doch ſo viel feſt, daß jene denkwürdige Kriegsgerichtsſitzung, gleichviel ob ſie in einem oder in zwei Akten in Scene ging, im großen Wappenſaale zu Cöpenick ſtattgefunden hat. Vielleicht wäre es angebracht, wo nicht ein hiſtoriſches Bild das den Vorgang darſtellt, doch wenigſtens eine Gedächtnißtafel aufzurichten, die die Erinnerung an den 25. Oktober 1730 an dieſer Stelle wahren möchte.

(Die Zeit Henriette Marie's von 1749—1782.) Henriette Marie geb. Prinzeſſin von Brandenburg-Schwedt, hatte ſich, mit 14 Jahren bereits, an den Herzog von Würtemberg-Teck vermählt und war mit 29 Jahren Wittwe geworden. Sie lebte als ſolche in Berlin und erſchien während der letzten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms I. bei allen Hoffeſten, auch unter dem großen König noch. So gingen die Dinge bis 1749, in welchem Jahre ihr Schloß Cöpenick als Wittwenſitz angewieſen wurde. Es hieß damals „ſie ſei verbannt“; auch ſcheint ſie von jenem Zeitpunkt ab am Berliner Hofe (wenn damals von einem ſolchen die Rede ſein konnte) nicht länger erſchienen zu ſein. Welche Gründe den König zu dieſer Verbannung vermochten, iſt nur zu muthmaßen, nicht nachzuweiſen. Es heißt, daß Friedrich II. an dem wenig correkten Lebenswandel der Prinzeſſin Anſtoß genommen habe, doch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß andere Empfindungen mit in's Spiel kamen und den Ausſchlag gaben. Die Seitenlinie Brandenburg-Schwedt, die, zum wenigſten was ihre Beſitzverhältniſſe anging, erſt den Einflüſterungen und Machinationen der zweiten Gemahlin des großen Kurfürſten ihre Entſtehung verdankte, wurde vom großen König mit demſelben Mangel an Sympathie betrachtet, den ſein Vater und namentlich ſein Großvater (Friedrich I.) gegen dieſelbe unterhalten hatte und „wie es in den Wald hinein ſchallte, ſo ſchallte es, aller Wahrſcheinlichkeit nach, wieder heraus." So groß jene Zeit in vielen Stücken war, ſo war ſie es doch keineswegs in allen und Klatſch, Intrigue und Chronique ſcandaleuſe hatten ein unglaublich großes Feld. Wir werden kaum irren wenn wir annehmen, daß Prinzeſſin Henriette Marie ihre Zunge weniger im Zaum gehalten habe, als wünſchenswerth geweſen wäre und daß dieſer Umſtand zur unfreiwilligen Muße von Cöpenick führte: um über Schweigens Weisheit nachzudenken. Daß die Prinzeſſin dem nachgekommen ſei und in Schloß Cöpenick dreißig Jahre lang die Kunſt des Schweigens geübt habe, haben wir nicht die geringſte Urſach anzunehmen, gegentheils ſcheint es daß man ſich die einſamen Tage in Cöpenick durch pikante Plaudereien nach Möglichkeit vertrieben und die Mesquinerieen eines kleinen Hofes, als beſtes Mittel die Zeit hinzubringen, mit leiblicher Virtuoſität geübt habe. Ueber das damalige Leben in Schloß Cöpenick (die Zeiten der Wolfsjagden und der Kriegsgerichte waren vorüber) geben einige Notizen Aufſchluß, denen wir in einer Biographie des Freiherrn von Krohne, der ſich Königlich Polniſcher Wirklicher Geheimerath nannte, begegnen. Dieſer Abenteurer, der überall im Trüben zu fiſchen und an kleinen Höfen ſein „Fortune" zu machen ſuchte, kam auch an den Hof des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt, des regierenden Bruders unſerer Henriette Marie, deren Hofſtaat der Markgraf aus den Revenuen ſeines Schwedter Markgrafenthums zu unterhalten hatte. Prinzeſſin-Schweſter brauchte mehr als Markgraf-Bruder zu zahlen liebte und ſo wurde denn Freiherr von Krohne, der eben ſeine Dienſte angeboten hatte, an den Cöpenicker Hof geſchickt, vorgeblich um der Prinzeſſin als Kammerherr zu Dienſten zu ſein, in Wahrheit aber um die Ausgaben, zu denen ihre Freigiebigkeit oder ihre Verſchwendung führte, zu controliren. Freiherr von Krohne traf eine, debütirte mit Geſchick, wußte einen Hofrath, der ihm in Schwedt als Hauptträger des Verſchwendungs-Syſtems bezeichnet worden war, glücklich zu entfernen und ſtand bereits auf dem Punkt, ſich als erſter Miniſter und Plenipotentiair am Hofe von Cöpenick zu etabliren, als die beiden alten Günſtlinge der Prinzeſſin, die bis dahin auf gegneriſchem Fuße geſtanden und einander die Waage gehalten hatten, ſich zum Untergang des Eindringlings verſchworen. Kammerherr von Wangenheim und Hofprediger St. Aubin*) ſchloſſen Frieden, entlarvten den immer mächtiger werdenden Freiherrn als eine Kreatur des Schwedter Hofes und ſtürzten ihn auf der Stelle. Kammerherr von Wangenheim, von dem eigends hervorgehoben wird, daß er ein ſehr ſtarker Mann geweſen ſei, übernahm zu größerer Sicherheit die Executive ſeiner eigenen Maßregeln und ſchaffte den geſtürzten Nebenbuhler bis vor das Portal des Schloſſes. So lebte man damals in Schloß Cöpenick. Klein und bedeutungslos vergingen die Tage, die ſelbſt in der Ausſtattung und Einrichtung des Schloſſes nichts geändert zu haben ſcheinen. Wie konnten ſie auch! Der prinzeßliche Hof zu Cöpenick war ein bloßes Filial des markgräflichen Hofes zu Schwedt, der doch ſeinerſeits auch nur wieder ein Filial, eine bedeutungsloſe Abzweigung des wirklichen Hofes war, wie er zu Berlin oder Potsdam exiſtirte.

---

*) Hofprediger St. Aubin erhielt von der Prinzeſſin die kleine reizende Beſitzung geſchenkt, die, in unmittelbarer Nähe Cöpenicks gelegen, den Namen „Bellevue" führt. Dies Bellevue iſt ein Garten mitten im Sande, eine Oaſe in mehr als einer Beziehung. Mr. St. Aubin erbaute ſich daſelbſt ein Herrenhaus, ein „Schlößchen" mit Speiſehalle und Gartenſaal, mit Bibliothek und Empfangszimmern. Der gegenwärtige Beſitzer des Guts iſt Paſtor Pabſt, früher Geſandtſchaftsprediger in Rom. Vor ihm beſaß es der als Dichter rühmlichſt bekannte Bernhard von Lepel, der hier, in poetiſcher Zurückgezogenheit, einige ſeiner beſten Sachen componirte, z. B. „die Zauberin Kirke." 1852 war „Bellevue" der Sommeraufenthalt Franz Kuglers und Paul Heyſe's. Comfort, Kunſt und Dichtung waren, ſo ſcheint es, immer an dieſer Stelle zu Haus und niemand gewann Hausrecht hier, der nicht zuvor in Rom geweſen war. Der Verf. dieſes Aufſatzes hat die Zimmer des Schlößchens nie anders geſehn, als im Schmuck italieniſcher Bilder und oft lagen mehr Pinienäpfel auf den Schränken und Kommoden des Gartenſaals umher, als Tannäpfel in den Steigen des Gartens.

Das dreißigjährige Leben einer Prinzeſſin in Schloß Cöpenick hat keine Spur daſelbſt zurückgelaſſen, aber was ihr Leben nicht vermochte, das hat ihr Tod gekonnt. Henriette Marie ſtarb in Schloß Cöpenick und iſt in der Schloßkapelle, einem äußerlich unſcheinbaren Gebäude, das dem Schloſſe ſelbſt gegenüber liegt, begraben worden. In der jedem Beſucher zugänglichen Gruft der Kapelle ſteht ein ſchwerer Eichenſarg, der auf ſeinem oberſten Brett ein vergilbtes ſeidenes Kiſſen und auf dem Kiſſen eine Krone von dünnem, verbogenen Goldblech trägt. Hebt man den Deckel ab, ſo erblickt man die in ihrem achtzigſten Jahre verſtorbene Prinzeſſin als Mumie. Sie iſt wohlerhalten, aber viel aufgetrockneter als z. B. die Mumien in der Kirche zu Buch (in Nieder Barnim). Tüllhaube und Seidenband legen ſich noch um Stirn und Kinn und das ſchwere gelbe Brokatkleid zeigt noch ſeine Falten und raſchelt und kniſtert, als wäre es geſtern gemacht. Wir ſchließen den Deckel wieder und ſteigen hinauf in die Kapelle. Eine hohe, reich verzierte Decke wölbt ſich über uns und macht den Eindruck des Freundlichen ohne den des Feierlichen vermiſſen zu laſſen; links vom Altar aber, in einem Fenſterpfeiler eingelaſſen, erblicken wir eine prächtige Tafel von polirtem ſchwarzen Marmor, auf der wir in Goldbuchſtaben die Worte leſen: „Dieſe Gruft umſchließt die verweslichen Ueberreſte der durchlauchtigſten Fürſtin und Frau, Henriette Marie, geborene Prinzeſſin von Preußen und Brandenburg, vermählte Erbprinzeſſin und Herzogin von Würtemberg und Teck. Sie war geboren den 11. März 1702, vermählt den 8. December 1716 mit dem Erbprinzen Friedrich Ludwig von Würtemberg, ward Wittwe den 23. November 1731, entſchlief in dem Herrn den 7. Mai 1782. Dieſes Denkmal ſetzet ihr ihre einzige Tochter Louiſe Friederike, Herzogin von Meklenburg-Schwerin, geborne Herzogin von Würtemberg und Teck."

Schwerlich ahnte die Tochter, als ſie in gebotener Pietät dieſes Denkmal aufrichten ließ, daß nach ſo kurzer Zeit ſchon dieſe Marmortafel das einzige Zeichen ſein würde, das wenigſtens die Stelle angiebt, wo ihre Mutter gelebt.

(Die Zeit des Grafen Schmettau von 1804—1806.) Nach dem Tode Henriette Marie's wurde Schloß Coepenick völlig vernachläſſigt und endlich im Jahre 1804 an den Grafen von Schmettau (Friedrich Wilhelm Carl) verkauft. Dieſer Graf Schmettau; ein beſonderer Liebling Friedrich's II., iſt derſelbe, der von Seiten des großen Königs zum Adjutanten ſeines jüngſten Bruders, des Prinzen Ferdinand von Preußen, ernannt wurde und in dieſer intimen Stellung zu einer Fülle pikanter Anekdoten und on dit's Veranlaſſung gab, an denen das preußiſche Hofleben jener Zeit ſo reich war. Zu unterſuchen, wie viel Wahrheit oder überhaupt ob irgendwelche Wahrheit dieſen anekdotiſchen Ueberlieferungen zu Grunde liegt, liegt jenſeits unſerer Aufgabe: wir begnügen uns damit, das zu conſtatiren, worüber Freunde und Feinde des Grafen (wenn er Feinde hatte) zu jeder Zeit einig waren, ſeine Gelehrſamkeit und ſeine weltmänniſche Bildung, ſeine militäriſchen Kenntniſſe und ſeine Tapferkeit. Als der Krieg mit Frankreich mehr und mehr unvermeidlich zu werden drohte, gehörte er zu denen, denen Armee und Volk das meiſte Vertrauen entgegentrugen. Beim Ausbruch der Feindſeligkeiten führte er als Generallieutenant ſeine Diviſion nach Thüringen und trat unter den Oberbefehl des Herzogs von Braunſchweig. Beide theilten wenige Tage ſpäter daſſelbe Schickſal.

Bei unſerem heutigen Beſuche im Schloß Cöpenick indeß lernen wir den Grafen Schmettau weder als Cavalier und Weltmann, noch als Kriegsmann und Heerführer kennen; ſinnig, ein heitrer Philoſoph, ein Freund der Wiſſenſchaft und aller Künſte des Friedens, ſo tritt er an uns heran. Nur zwei kurze Jahre waren ihm an dieſer Stelle gegönnt, aber ſie genügten ihm, um überall eine Spur ſeines Wirkens den charakteriſtiſchen Stempel ſeines Geiſtes zurückzulaſſen. Wir übergehen kleinere Dinge, Urnen und Inſchriften die ſich in den ſchattigen Gängen des Parkes vorfinden und treten im erſten Stock des Schloſſes, nachdem wir eine Reihe von Gemächern und Corridoren paſſirt haben, an ein nach Süd-Oſten hin gelegenes Eckzimmer, deſſen eines Fenſter auf den Park, das andere auf die wendiſche Spree herniederblickt. Eine Doppelthür bildet den Eingang. Es iſt nicht leicht möglich, beim Durchſtöbern alter Schlöſſer einem überraſchenderen Anblick zu begegnen, als ihn dieſes Zimmer bietet. Der ganze Raum iſt zeltartig mit weißer und gelber Gaze ausgeſchlagen und zwar ſo, daß die obere Gaze-Drapirung die Decke in zwei gleiche Hälften theilt. An jeder der beiden Stellen, wo die Gaze wie zu einer Art Betthimmel zuſammengefaltet iſt, befindet ſich ein Deckengemälde allegoriſchen Inhalts. Auf dem erſten, mehr dem Fenſter zu gelegenen Bilde, bringt Mercur der Minerva eine Pergamentrolle, auf der der Name Roßbach ſteht; Minerva ihrerſeits hält einen Lorbeerkranz in der Rechten, bereit ihn gegen die Siegesbotſchaft auszutauſchen. Das zweite Bild, ungleich beſſer in Compoſition und Farbe als das erſte, ſtellt eine Apotheoſe des großen Königs dar. Auf einer Felſenburg zur Linken ſtehen Bewaffnete und blicken einer Anzahl davon eilender Genien nach, die das goldumrahmte Bildniß Friedrichs in ihrer Mitte tragen und mit ihrer Laſt dem Tempel des Ruhmes zuſchweben. Zur Rechten ragt der Tempel ſelber auf, an deſſen Stufen die hohe Göttin ſteht, bereit, das Bildniß des Königs mit ihrem Sternen-Diadem zu krönen. Von Mobiliar keine Spur in dieſen vier Wänden. Seit Schmettau vor mehr als 50 Jahren dieſe Zimmer verließ, ſind ſie unbewohnt geblieben und dieſe Dekoration von Gaze und Spinnweb, dieſes Durcheinander von Farbenfriſche und blinden Fenſterſcheiben, von Apotheoſe und Staub, macht eine Wirkung, der ſich wenige Beſucher werden entziehen können. Höchſtes und Niedrigſtes, das Ewigſte und das Hinfälligſte, durch die Wunderhand von Zeit und Zufall hier zuſammengeſtellt. Alles Mobiliar fehlt, aber ein eigenthümlicher Zimmerſchmuck iſt dennoch dieſen Mull- und Gazewänden geblieben. Die ganze hintere Hälfte des Zimmers iſt mit großen Schlachtplänen dekorirt, die wohl ziemlich unzweifelhaft von der Hand des Grafen ſelbſt herrühren dürften. Graf Schmettau geſellte nämlich zu ſeinen übrigen Gaben und Talenten, auch die eines glänzenden Topographen und Kartenzeichners und die berühmte General-Karte des preußiſchen Staats, die bis dieſen Augenblick in dem Kartenſaal des Kriegsminiſteriums aufbewahrt wird, bewahrt gleichzeitig den Namen Schmettau's in ehrendem Andenken. Die Aufſchrift dieſer General-Karte, die auch ſchlechtweg den Namen der Schmettau'ſchen Karte führt, lautet, wie folgt: „Tableau aller durch den Königlich Preußiſchen Oberſten Grafen von Schmettau von 1767 bis 1787 aufgenommenen und zuſammengetragenen Länder.“ Dieſelbe geſchickte Hand, die dieſes berühmte „Tableau“ zuſammentrug, hat ſehr wahrſcheinlich auch die ſieben Schlachtpläne gezeichnet, denen wir in dieſem abgelegenſten und ungekannteſten Zimmer des Coepnicker Schloſſes begegnen. Nur die Siegesſchlachten des großen Königs haben hier Aufnahme gefunden und die Inſchriften der verſchiedenen Blätter lauten wie folgt: Bataille und Belagerung von Prag; Schlacht bei Roßbach; Bataille bei Lowoſitz; Schlacht bei Zorndorf; Schlacht bei Liegnitz; Schlacht bei Torgau und Schlacht bei Leuthen. Die einzelnen Tableaux ſind von verſchiedener Größe (namentlich die Bataille und Belagerung von Prag ſehr ausgeführt und größer als die übrigen), aber alle verrathen dieſelbe Meiſterhand und tragen ſämmtlich, ſtatt der üblichen Holzeinfaſſung einen künſtlichen Lorbeerkranz als Umrahmung.

Wie billig drängt ſich dem Beſucher Schloß Cöpenicks die Frage auf: was war die

Bedeutung dieſes Zimmers? Die Antwort iſt nicht ſchwer; es war die Stätte eines loyalen Cultus, ein Andachtsplatz, an den ſich, in Zeitläuften, die jedes andere Gepräge eher als das des großen Königs trugen, die ſchwärmeriſche Verehrung für den Hingeſchiedenen zurückzog, um einer großen Zeit zu gedenken, die nicht mehr war. Wir billigen dieſen Cultus nicht, denn es ſteht geſchrieben: „Du ſollſt keine andern Götter haben neben mir", aber wir begreifen ihn.

In dieſem Zimmer ſicherlich war es, wo Graf Schmettau die letzten Augenblicke zubrachte, bevor ihn die Ereigniſſe des Jahres 1806 aus der Stille von Schloß Cöpenick wieder in den Lärm des Krieges riefen. Und was er an dieſer Stelle gelobt hatte, das hielt er. Am Unglückstage von Auerſtedt (unglücklich nicht durch ſeine Schuld) erſtürmte er, an der Spitze ſeiner Bataillone, die Höhen von Haſſenhauſen, die der Feind unter'm Schutz eines herbſtlichen Morgennebels ſchon vor ihm beſetzt hatte. Zweimal nahm er ſie und zweimal war er gezwungen ſie wieder aufzugeben. Als er ſich zum dritten Angriff anſchickte, um den entſcheidenden Stoß zu thun und die mehr und mehr in Unordnung gerathenden Franzoſen in das Saalthal hinabzudrängen, traf ihn eine Kartätſchenkugel und warf ihn tödtlich verwundet vom Pferde. Vier Tage nach der Schlacht verſchied er, am 18. Oktober 1806. So ſtarb Friedrich Wilhelm Karl Graf von Schmettau; nicht an Glück, aber an kriegeriſchen Tugenden, ſo wie an jeglichen Gaben des Herzens und Verſtandes jenen Schmettau's gleich, die unter Eugen und Marlborough zuerſt die Schlachtfelder Europa's betraten und unter dem großen König ſiegreich kämpfend, den Ruhm ihrer Familie begründeten.

Schloß Cöpenick war wieder verwaiſt. Die Krone kaufte im Jahre 1811 den Beſitz zurück, aber Zimmer und Treppen blieben öde. Das Laub an Ulmen und Ahornplatanen kam und ging, ohne daß die Gänge und Grasplätze des Parks ein anderes Leben geſehen hätten, als die laute Heiterkeit der Schuljugend, die hier ein prächtiges, Geſtrüpp-durchwachſenes Terrain fand für ihre Spiele, für „Hirſch und Jäger" und „Wanderer und Stadtſoldat."

Jahrzehnte vergingen, da zog wieder Leben ein in Schloß Cöpenick, aber welch ein Leben! Die Fenſter, die nach dem Waſſer hinaus lagen, wurden mit Holz bekleidet, und nur ein ſchmaler Streifen blieb offen, der dem Lichtſtrahl von oben her einen Eingang geſtattete. Geſchloſſene Wagen rollten über die Brücke, Alles war in Dunkel und Geheimniß gehüllt, „es ging ein finſtrer Geiſt durch dieſes Haus". Die hohen Schwarzpappeln, die alten Wächter am Portal, ſtanden unheimlicher da denn je zuvor und in den Gängen des Parks klang das Rufen und Lachen nicht mehr, das die Knabenſpiele früherer Jahre ſo laut und herzlich begleitet hatte. Hunderte hatten Platz gefunden hinter den Gitterfenſtern, die doch keine Fenſter mehr waren, aber nichts unterbrach die Stille und Oede des Orts; wie das Licht, ſo ſchien auch der Klang von ſeinen Mauern ausgeſchloſſen zu ſein. Das war in den 20er Jahren dieſes Jahrhunderts; eine trübe Zeit. Uebermuth hatte gefehlt, und Mangel an Muth hatte zu Gericht geſeſſen; waghalſige Schwärmerei, mißleitete Begeiſterung, büßten hart für den eitlen Irrthum einer Stunde*).

Und wieder andre Zeiten kamen. Wie einen ſchweren Traum ſchüttelte Schloß Cöpenick ſeine jüngſte Vergangenheit ab. Die Fenſter blitzten wieder, wenn die Morgenſonne darauf fiel, das Geſtrüpp verſchwand, das den Park zu einer halben Wildniß gemacht hatte, und auf dem Platz, der zwiſchen Schloß und Schloßkapelle liegt, entſtand ein Garten: —

---

*) In Schloß Cöpenick befanden ſich damals die „Demagogen" in Unterſuchungshaft; — jetzt iſt es Seminar.

Blumen blühten wieder in Schloß Cöpenick. Heitere Jugend hielt ihren Einzug in die Säle und Corridore, aber ſie kam nicht, um für Eitelkeit und Uebermuth zu büßen (wenn auch zu ſtreng), ſie kam, um in Demuth und Beſcheidenheit zu lernen. Und dieſe Jugend weilt noch darin. Allabendlich, wenn um die Dämmerſtunde die Orgel zu Geſang und Andacht ruft, und Lehrer und Schüler ſich im alten Wappenſaal des Schloſſes verſammeln, iſt es, als würde der alte Spuk aufgejagt, der einſtens hier zu Hauſe war, und huſchte wieder ängſtlich hin und her; aber die leiſen Klageworte des Kurprinzen, der hier Schutz und Zuflucht ſuchte, das finſtere Todesurtheil, das hier geſprochen wurde, die Seufzer derer, die hier nach Licht und Freiheit bangten, Alles verklingt zuletzt wie eine leiſe Diſſonanz in dem vollen Brauſen des Orgelchors, der eben jetzt das große Vertrauenslied in die ewigen Rathſchlüſſe des Himmels anſtimmt, das Kraft- und Troſteslied: Ein' feſte Burg iſt unſer Gott.

* * *

Ueber Ehe und Hochzeit in Deutſchland.

Von Heinrich Pröhle.

Der franzöſiſche Schriftſteller J. Michelet gab zwei merkwürdige Schriften heraus: **La Femme** und **L'Amour**. Dieſelben ſchildern die Ehe in Frankreich als in größerer oder geringerer Auflöſung begriffen. Durch ein ſeltſames Zuſammenwirken von ſocialen, religiöſen und ökonomiſchen Umſtänden, ſagt Herr Michelet, lebe der Mann in zunehmendem Maße getrennt vom Weibe. Sie gingen nicht bloß auf verſchiedenen Bahnen neben einander her, ſondern glichen zwei Reiſenden, die von denſelben Stationen abreiſten, aber auf auseinander laufenden Schienen. Bald würde es vielleicht in Frankreich ſtatt zwei verſchiedener Geſchlechter zwei verſchiedene Völker geben. Schon ſei der Heerd des Franzoſen kalt und ſein Tiſch ſtumm.

Hiermit verglichen dürfen wir die Eheverhältniſſe in Deutſchland noch hoch ſtellen. Fern liegt dem Deutſchen jener „wilde Zuſtand, wo die Liebe nur noch ein Krieg gegen das weibliche Geſchlecht iſt.“ Noch hat er nicht „Augen voll Ehebruchs.“ Tannenduft mit Wachsduft gemiſcht zieht wie ein Opfer zur Feier des Familienſinnes von ſeinem Weihnachtsbaum aus durch die feſtlichen Häuſer. Aber auch in Deutſchland ſtellen ſich der Eheſchließung jetzt Schwierigkeiten entgegen, welche ebenſowohl in dem Verſchwinden der tüchtigen und ehrenfeſten Sitten unſerer Altvordern als in mehr äußerlichen Umſtänden ihren Grund haben.

Ein bedeutendes Hinderniß der Ehe iſt die oft während eines beträchtlichen Lebensabſchnittes zu geringe Einnahme der Männer. Sie wird um ſo beklagenswerther, wenn der Staat ſie ſelbſt verſchuldet. Die jüngeren Söhne der Bauern lebten oft als wirkliche Familienglieder bis zum Tode im Hauſe des Vaters und des allein ſein Gut erbenden Bruders. Der junge Bergmann aber, dem der Staat lange einen viel zu geringen Lohn zahlt oder gar die Heirath verbietet, geht in unſittliche Verhältniſſe über, verläßt ſein Vaterhaus und zieht zu einer Wittwe, mit deren Tochter er einſtweilen in wilder Ehe lebt. Er nennt dies „als Burſch“ leben, weil er in der Ehe noch ledig iſt.

In der Regel aber bereiten dieſelben Umſtände der Ehe Schwierigkeiten, welche ſchon Juſtus Möſer in ſeinem „Briefe eines alten Hageſtolzen“ ſo vortrefflich entwickelt hat. Es ſind die hohen Anſprüche der Frauen. Der Hageſtolz glaubt, ſeine Bedürfniſſe ganz nach den vorhandenen Mitteln einſchränken oder ausbreiten zu können, während er in Wahrheit nur entweder der eignen Genußſucht oder den zwingenden Umſtänden nachgibt. Mit der Ehe aber treten allerdings Anſprüche nach einem allgemeinen Maßſtabe an den Mann heran, unter welche ſeine Privatverhältniſſe ſich beugen ſollen. Dieſe Anſprüche werden ſich oft ſteigern bei dem geringſten Anwachſen der Mittel. Im günſtigſten Falle tritt eine genügende Ausgleichung ein, nicht ohne daß zu beiden Seiten in der Ehe die ſittlichen Kräfte wachſen.

Dieſe läuternde Kraft der Ehe iſt dem Hauſe um ſo nöthiger, als die weibliche Erziehung unſerer Zeit ohne Zweifel ſehr bedeutende Mängel hat. Aus dem an ſich zweckmäßigſten Unterrichte, welchen manche Damen empfangen mögen, ſchöpfen ſie doch ſtatt wahrer Bildung oft nur eine feinere Verbildung, weil die Gemüthsbildung nicht mit der Verſtandesbildung gleichen Schritt hält und alle Harmonie des weiblichen Daſeins inſofern zerſtört wird. Zu Wilhelm Hauff's Zeit wurde der Glauben, wo er ſich fand, wie ein räudiger Hund zum Fenſter hinausgeworfen. Jetzt muß durch literarhiſtoriſche Handbücher vor ihm gewarnt und dabei auch der nöthige Aufſchluß über den Mann gegeben werden.' — L. Wieſe verlangt in ſeinem Schriftchen über die Stellung der Frauen, daß die deutſche Hausfrau ein erquickliches Bild von Beſonnenheit im Empfinden, von ruhiger Energie in der Leitung des Hausweſens, von ernſter Fürſorge in der Kinder-Erziehung und von gleichmäßiger Thätigkeit und Ordnung ſein ſoll. Wie aber verträgt ſich ſelbſt bei den trefflichſten Examinatoren das Lehrerinnen-Examen mit dieſen Anforderungen, das jetzt ſelbſt von reichen Erbinnen gemacht wird, mehr für den Salon als für die Schule?

Um ſich den Kampf zwiſchen dem Hauſe und zwiſchen weiblicher Verbildung anſchaulich zu machen, ſtelle man ſich ein mehr kleinſtädtiſches und altväteriſches Bürgerthum gegenüber einer gröberen, vielleicht nur auf wenigen Stichwörtern der Cultur beruhenden weiblichen Verbildung vor. „O ſeht doch, wie Luna lacht!" ruft die ſchwärmeriſche Frau im Familienkreiſe; „wer lacht?" ruft der ergrimmte Mann und muſtert ſtreng die Mienen der Mägde. Ich führe den Leſer nach einer übrigens vortrefflichen Stadt, wo man einſt ein ungeheures Schwein portraitiren ließ, deſſen Bild noch jetzt in der Wohnſtube der Familie als „Familienſchwein" gezeigt wird. Kornbranntweinbrennerei iſt dort das Hauptgewerbe. Nun hatte ein ehrſamer Brenner eine ſentimal-verbildete Frau geheirathet, welche in der patriarchaliſchen Wohnſtube des Hauſes ſeine Damengeſellſchaften gab. Bis dahin waren dort die fremden Knechte von den Dörfern gut bewirthet worden und hatten ſich am Ofen ſogar der naſſen Stiefel entledigt. Jetzt ſollten ſie zu den Pferden in den Stall, und der Branntweinbrenner ſah mit Gram ſeine „Nahrung" ſchwinden, da ſie allmälig ihren Branntwein bei ſeinen Nachbaren holten. Da faßte er einen heldenmäßigen Entſchluß. „Folget mir nach!" ruft er einer Schaar von Knechten zu, welche während einer Geſellſchaft ſeiner Frau auf ſeinem Hofe ausgeſpannt hat. Zuerſt geht er voran durch die Pfütze des Hofes. Dann führt er die Knechte in ſeine Wohnſtube ein, ſtellt ſich mit ihnen im Halbkreiſe vor den Damen auf und nimmt durch eine feierliche Anſprache wieder für ſie Beſitz von dem patriarchaliſchen Wohnzimmer.

Ueber der wirthſchaftlichen Verrichtung körperlich und geiſtig begabter Frauen liegt ein namenloſer Zauber. Unbeſchreiblich ſchön iſt die Scene in Grabbe's Hermannſchlacht, wo Thusnelda wie eine deutſche Bauerfrau mit den Knechten und Mägden das Mittagsmahl hält und den Schweinjungen ſein heidniſches Gebet herſagen läßt.

Vor den feſtlich geſchmückten Gemahlinnen der jungen Tarquine gaben römiſche Krieger auch an Schönheit der Lucretia den Vorzug, welche einſam unter ihren Mägden am Abende Wolle ſpann. Nicht allein die Ausſchweifung lockte ihre Erſcheinung an: Roms Geſchick wurde an ſie geknüpft.

Aus dem beglückten Walten der Hausfrau erwächſt jene altteſtamentliche Fülle des

Hauſes, welche Schiller in der „Glocke‘ gefeiert hat. Der ſegnende Einfluß dieſer Fülle überſchreitet die Grenzen des Hauſes ſelbſt. In einfachen Verhältniſſen wird die Hand der Hausfrau im gefüllten Hauſe mitunter ein Rettungsanker für die ärmere Nachbarſchaft. Solches Hausweſen läßt ſich nicht machen: es wird und wächſt. Von dieſem ehrenfeſten Hausweſen haben wir daher oft nur noch ein ſchwaches Surrogat vor Augen, wenn wir ſagen: „Er macht ein Haus.“ Die Reize eines ſolchen Hausweſens aber nach der geſelligen Seite hin hat Goethe in ſeiner köſtlichen Idylle von der Seſenheimer Friederike unvergleichlich geſchildert.

Wenn nun das Haus in allen Familienfeſten ſich ſelbſt feiert, ſo legt es nach deutſcher Sitte in dem Hochzeitsfeſte alle ſeine Tugenden dar. Vor der Entwickelung des jetzigen Wirthshauslebens waren die Hochzeitsfeſte der Tummelplatz des größten Luxus. In der freien Reichsſtadt Nordhauſen wurde ein Geſetz gegeben, wonach keine Hochzeit länger als drei Tage hinter einander gefeiert werden durfte. Da ſchliefen die Bürger am vierten Hochzeitstage ruhig ihr Räuſchchen aus und feierten dann vom fünften bis zum ſiebenten Tage weiter.

Nach väterlicher Sitte iſt das Hochzeitshaus gaſtlich im umfaſſendſten Sinne: auf Wohlthätigkeit und Geſelligkeit läßt ſich faſt Alles zurückführen, was um ein Haus her geſchieht, welches an einem Hochzeitsfeſte alle ſeine Schleuſen geöffnet hat. Aepfel und Nüſſe ſtreut die Braut vom Lande auf Kirchweg und Brautfahrt aus. Vor vierzig Jahren war es nicht ungewöhnlich, daß ein reicher Bauer bei derſelben Gelegenheit einhundert Thaler jauchzend unter die Menge warf. Nach der Trauung kommen die oberſten Schulknaben in's Brauthaus, ſetzen ſich im Gaſtzimmer um den Tiſch, Braut und Bräutigam zur Seite, laſſen ſich die Brautſuppe auftragen und ſingen aus Leibeskräften:

Halleluja, Lob, Preis und Ehr'
Sei unſerm Gott je mehr und mehr.

Je zwölf Gäſte ſitzen zu Ehren der Apoſtelzahl an jedem Tiſche des Hochzeitshauſes. Ein tüchtiger Stier, einige Schweine, eine kleine Heerde von Hammeln, Kälbern, Hühnern und Gänſen werden theils von den Gäſten, theils von ihren Kindern hinter den Stühlen verzehrt, theils in Hochzeitsbündeln mitgenommen. Je größer die Hochzeitsbündel, um ſo größer die Ehre des Hauſes. Klapperſtörche, Lämmchen und Glucken mit Küchlein von Butter werden zum Nachtiſche von den Bauern verzehrt. Der Brautkuchen iſt mit halberhobenem Bildwerke geziert. Davon wird dem Bräutigam das Bild der Braut, der Braut das Bild des Bräutigams als Kuchen überreicht und vor Liebe eſſen ſie einander auf.

In den Wohlthätigkeitsſinn der großen Hochzeiten wurde ſelbſt ein Krämer zwiſchen Hun- und Elmwald hinein gezogen, welcher ſich berufen fühlte, ſeiner ungetreuen Braut bei ihrer Hochzeit mit einem jungen Bauern, der ſie ihm abwendig gemacht hatte, zur Verdächtigung ihrer Tugend Häckſel auf den Kirchweg zu ſtreuen. Er miſchte nämlich ſo viel Kaffeebohnen unter den Häckſel, daß die Dorfarmen am ganzen Hochzeitstage daran aufzuleſen hatten. Auf dem Lande ehrt ein Brautpaar durch eine große Hochzeit ſchon deshalb ſich ſelbſt, weil eine ſolche mit einer unzweifelhaft beſcholtenen Tugend gar nicht vereinbar ſein würde. Wie ſehr nun auch jetzt in den großen Städten der Aufwand, welcher eine Beſchränkung auf beſtimmte Tage faſt nicht mehr leidet, die Feier der Hochzeitstage herabgedrückt hat, ſo hat man doch auch hier noch ein wachſames Auge darauf, daß die Schmuckloſigkeit des Hochzeitstages nicht zweideutig wird und als eine Verachtung der Ehe oder der weiblichen Tugend gedeutet werden kann. — Statt des Myrtenkranzes wurde ſonſt auf dem Lande der Rosmarienkranz getragen. Er wurde künſtlich in das ſcharf und blank aufgekämmte Haar geflochten und hatte die Form eines Herzens. Eine Brautkrone von golddurchwirkten Bändern welche bis auf die Ferſe hinabhingen, war „aufgebunden“. Bei großen, ſehr feierlichen

Bauernhochzeiten am Huy wird die Tugend der Brautleute ſogar noch durch die pomphaften Brautkaſſen verherrlicht: zwei ellenhohe Stäbe, oben mit einem Kranze und einem brennenden Lichte, unten mit einem weißen Tuche geſchmückt. Ihren Namen haben ſie angeblich von dem Geſange casta virgo, keuſche Jungfrau. Am Polterabende werden ſie mit den Kränzen für Bräutigam und Braut von den Brautjungfern bereitet. Die Brautkaſſen werden von den Eltern auf die Kinder vererbt. Aehnliche Stäbe werden mit ſchwarzem Bande umwunden und mit ausgelöſchten Lichtern vor den Särgen der Jungfern und Junggeſellen einhergetragen.

Die Hochzeit auf dem Lande iſt in ſofern ein öffentliches Feſt, als ſie der Gemeinde neue Nachbarn, einen neuen Hausvater, eine neue Familie gibt. Muß bei der Brautfahrt die Grenze zweier oder mehrerer Dörfer überſchritten werden, ſo belebt ſich die ganze Gegend. Bei großen Bauerhochzeiten, die zwei Dörfer durch Heirath neu verbinden, durchziehen Brautdiener als Hochzeitbitter zu Pferde die ganze Gegend. Mann und Roß ſind ſo mit Sträußen, Flittergold, Tüchern und Bändern überdeckt, daß man ſie ſelbſt darunter kaum entdecken kann.

Bei der Brautfahrt pflegt der Bräutigam mit ſtarkem Gefolge voran zu reiten und überall kleine Münze unter die Leute auszuſtreuen. Alle Pferde ſind mit Kniſtergold und Bändern geſchmückt. Ebenſo die Fuhrleute, an deren Rücken außerdem die ihnen geſchenkten Hemden und Tücher befeſtigt ſind. „Alles, was die Braut an Mobiliar-Ausſteuer dem Bräutigam zubringt, wird auf hochbeladenen Wagen, mit muthigen Pferden beſpannt, im Staat und mit Jubel dem Bräutigam in's Haus gefahren; denn ſie iſt, und will's auch künftig ſein, wie ein Kaufmannsſchiff, das ſeine Nahrung von Ferne bringt.“ Die Braut „ſitzt auf dem Spinnſtuhl, den Spinnrocken vor ſich, ringsum die Brautbetten und die auseinander geſchlagene bunte Himmelsſponde.“ Auf der Grenze des Dorfes, wohin die Braut geführt wird, macht Alles Halt. Der Großknecht, welcher die Braut fährt, nähert ſich ihr und fordert ſie in alterthümlichen Reimen auf, vor allen Zeugen zu erklären, daß ſie freiwillig und gern über dieſe Grenze ziehe, damit Niemand ſagen könne, der Teufel habe ſie entführt. Nach ihrem lauten „Ja!“ fällt die Muſik ein. Im wilden Jagen wird die Braut mit ihren Gütern der neuen Heimath zugeführt.

Bis auf den heutigen Tag hat der Deutſche an dem Schauſpiele einer großen Hochzeit eine herzliche Freude. Auch wo Hochzeiten eine politiſche Bedeutung haben und das Beſtehen von Staaten und Herrſchergeſchlechtern an ſie geknüpft iſt, ſieht er ſie noch gern von der gemüthlichen Seite an. Darum hieß es bei Victoria's und Friedrich Wilhelm's Hochzeit:

Nehmt Kränze von Orang' und Myrten
Und ſtimmet hohe Lieder an!
Auch uns will dieſer Tag bewirthen
Mit Freudenwein von Canaan.

Und in der That legte jene Hochzeit Alles, ſelbſt den Zug über die Grenze, im großartigſten Maße vor dem Auge auseinander. Den Preis aber trug doch bei den Deutſchen der auch bei dieſer Hochzeit in feſtlicher Weiſe naturgemäß vergönnte Anblick des Hausweſens und Familienlebens der königlichen Schwiegermutter davon.

Deutſche Gaſtlichkeit.

Ich habe durch die Art meiner Reiſen Gelegenheit gehabt, die Gaſtlichkeit der Deutſchen im ausgedehnteſten Maaße kennen zu lernen; in meiner Jugend machte ich längere Fußreiſen durch Böhmen, Sachſen, Ungarn, Schleſien, Galizien, Polen und durch die Küſtenländer der Oſtſee und Nordſee. Zu dieſen Reiſen trieb mich kein beſonderer Beruf, nicht das Verlangen, ſchöne Gegenden kennen zu lernen: mich trieb das Verlangen, den Einwohnern näher zu treten. Mit ihren Sitten und Gebräuchen, mit ihren Anſchauungen und Neigungen, mit ihrem Familienleben bekannt zu werden, war mein Ziel und meine Luſt; dazu boten die Gaſthöfe keine Gelegenheit, davon war Nichts auf der Landſtraße zu finden; die Gaſthöfe aller Länder haben eine gewiſſe Familienähnlichkeit, ein Zug der Habgier geht durch alle hindurch, und im beſten Falle bieten ihre Beſitzer keine Gelegenheit, mit ihrem Familienleben vertraut zu werden — auf den Landſtraßen aller Länder findet man vorherrſchend Geſindel; und an den Landſtraßen wohnen im beſten Falle Menſchen von abgegriffenem Gepräge, ohne Naturwüchſigkeit; ſie wiſſen aus Erfahrung, daß viel Geſindel die Straße daherzieht, ſo halten ſie denn alles dafür, was wandert; deshalb vermied ich die Gaſthöfe ganz, die Landſtraßen ſo viel als möglich; ich ging meilenweit neben ihnen her und brachte nur dann meine Nächte in Städten zu, wenn ich ſicher war, Herberge in Privathäuſern zu finden. Im Mannesalter mußte ich, freilich ſehr gegen meine Neigung, die Fußreiſen aufgeben; ich reiſte da für Zwecke der innern Miſſion, beſonders für die Zwecke der Mäßigkeitsſache; da galt es, die Zeit auszukaufen, und Fußreiſen koſten viel Zeit. Für jene Zwecke bereiſte ich Braunſchweig, Hannover, die Hanſeſtädte, Litthauen, die Marken, Oſt-Friesland, Oſt- und Weſtpreußen, Polen, Pommern und Rügen, die Rheinlande, Sachſen, Schleſien, Weſtphalen und einen Theil der kleinen deutſchen Lande und Ländchen. In den meiſten der genannten Gauen brachte ich, während ich oft täglich den Ort wechſelte, Monate, in einigen halbe Jahre zu; überall fand ich gaſtfreie Aufnahme, überall lebte ich im Familienkreiſe meiner Wirthe, ſo daß ich während meines ganzen Lebens nur etwa fünf oder ſechsmal in die unangenehme Nothwendigkeit gerieth, in Gaſthöfen zu wohnen. Die ärmſte Hütte war mir lieber, als das prächtigſte Hotel; während ich aber auf meinen Jugendreiſen nicht ſelten in Köhlerhütten, für gewöhnlich bei Bauern und Büdnern, bei Hirten und Heuerlingen, bei Fiſchern und Förſtern Herberge nahm, fand ich im Mannesalter häufiger Aufnahme bei Prieſtern und Predigern, bei Profeſſoren und Profeſſioniſten. In Schlöſſer kam ich nur ſelten und wo es geſchah, da waren ihre Beſitzer Männer, die ſich durch tiefe Geſinnung und Höhe der Bildung auszeichneten; weil ſie aber Ausnahmen waren, können ſie nicht als Maaßſtab dienen für die Beurtheilung des Landes. Im Allgemeinen haben die Vornehmen aller Länder eine gewiſſe Aehnlichkeit der Sitten und Gebräuche, Gaſtlichkeit iſt darin nicht vorherrſchend. Diejenigen Länder, deren Adel darin eine Ausnahme macht, ſind nicht deutſche Länder. In den mittlern und untern Ständen dagegen üben die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Landesſtrecken einen ſichtlichen Einfluß auf die Gaſtlichkeit der Bewohner, ſo daß in derſelben Provinz, je nach Lage und Boden, dieſe Tugend ſich ſehr verſchieden ausprägt; das zeigt ſich ganz beſonders in der Mark. Reiſende, welche dieſe Provinz nur durch ihre Reiſen nach der Hauptſtadt kennen, haben das Vorurtheil allgemein verbreitet, als beſtände dies ganze Land nur aus einer großen Sandwüſte und doch enthält es zwei ausgedehnte Strecken, die zu den fruchtbarſten Gegenden der ganzen Monarchie gehören, die Uckermark und den Oderbruch; beide unterſcheiden ſich weſentlich von den übrigen Theilen der Mark, beide aber auch weſentlich von einander. In der Uckermark iſt Alles fett und ſchwer, nicht nur der Boden. Die Menſchen, die Pferde, die Garben, die Gänſe, alle ſind koloſſal; die letzten von einer Größe und einem Gewicht, daß die berühmten pommerſchen wie Enten dagegen erſcheinen. Die Zähigkeit des Bodens, die Schwerfälligkeit der Thiere ſcheint ſich allen dortigen Verhältniſſen aufzudrängen. Die Uckermärker ſind langſam in Bewegungen und Begriffen, daher zurückhaltend, ja mißtrauiſch gegen Fremde und ſchwer bereit zur gaſtlichen Aufnahme; hat man aber ihr Zutrauen ſich erworben, dann hat man feſte Freunde an ihnen, dann kann man noch nach vielen Jahren einer biederherzigen Aufnahme gewiß ſein, dann ſind ſie zu jedem Opfer bereit. Sie hängen treu am Alten, es ſeien Gewohnheiten, Bekannte oder Herrſcher. Unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III. fuhren die Bauern einer Uckermärkiſchen Gemeinde ihren Weizen nach Berlin; während der Nachtherberge in einem Wirthshauſe an der Straße wurde ihnen ein Pferd aus dem Stall geſtohlen; ſie verfolgten den Dieb, holten ihn ein und berathſchlagten, was ſie mit ihm beginnen ſollten. Nach langer Ueberlegung vereinigten ſie ſich dahin, daß ſie ihn dem Kammergericht nicht übergeben wollten; ſo ein Prozeß mache dem allergnädigſten König viele Koſten, und die Franzoſen koſteten ihm ohnedies ſo viel; gehängt würde der Spitzbube am Ende doch, (nach der ältern Geſetzgebung wurden alle Pferdediebe gehenkt) es ſei alſo das kürzeſte, ſie hingen ihn ſelber auf. Das thaten ſie denn auch, indem ſie eine Birke niederbeugten, den Dieb an den Gipfel derſelben knüpften und den Baum dann in die Höhe ſchnellen ließen. Reiſende, die vorüberfuhren, ſahen mit Grauſen dieſe ſeltſame Baumfrucht hängen. Die Bauern aber gingen ſogleich nach ihrer Ankunft in Berlin auf's Kammergericht und meldeten, daß ſie, um dem allergnädigſten König Koſten zu erſparen, einen Pferdedieb aufgehängt hätten. Sie wurden, da ſie ſämmtlich geſtändig waren, einen Menſchen abſichtlich und mit voller Ueberlegung getödtet zu haben, zum Tode verurtheilt, aber vom König zu einer bedeutenden Geldſtrafe zum Beſten des Invalidenfonds begnadigt.

Wenn es nicht leicht iſt, ihr Gaſt zu werden, ſo iſt es auch nicht leicht, ihr Gaſt zu ſein; man muß ſich gefangen geben in ihre Gewohnheiten, man muß ruhen — oder da ruhen nicht das rechte Wort iſt — man muß balanciren auf ihren wallhohen wurſtartig geſtopften Unterbetten und unter ihren wollſackartigen runden Deckbetten, man muß eſſen, viel, ſehr viel von ihren Schinken und Spickgänſen, obgleich beide von einer Fettigkeit ſind, die, was die Schinken betrifft, nirgend in ganz Europa ihres Gleichen finden. Wie die Leute feſt halten an allem was ihnen lieb, ſo möchten ſie auch den Gaſt feſt halten, wenn er ihnen lieb geworden iſt; ſie können es nicht begreifen, daß er ſich von ihnen trennen will; er könnte Wochen, Monate, Jahre lang bleiben, ſein Aufenthalt würde ihnen nie zu lange währen oder zur Laſt werden. „Wir haben ja zu eſſen genug!" iſt die ſtehende Formel, mit der ſie ihn feſtzuhalten ſuchen.

Völlig verſchieden von der Uckermärkſchen iſt die Gaſtlichkeit im Oderbruch. Der Bruch wurde von Friedrich dem Großen zu beiden Seiten der Oder trocken gelegt und das dadurch gewonnene fruchtbare Land an Coloniſten gegeben, deren Nachkommen theilweiſe noch heut im Beſitz deſſelben ſind. Coloniſten ſind mit ſeltenen Ausnahmen nicht gerade die ſittlichſten Leute; das zeigt ſich auch hier; es giebt kaum irgend einen Theil des Staats, in welchem es mit der Sittlichkeit ſo traurig ſtünde. Die Oderbrücher kennen alle feinen Genüſſe und Unſitten der Städte, ohne zugleich deren verfeinernde Sitten und Gewohnheiten angenommen zu haben; wo ſie Gaſtfreiheit üben da geſchieht es, um ſich zu zeigen; ihre Feſte und Gaſtereien zeichnen ſich durch eine Ueppigkeit aus, die ihren Grund eben ſo ſehr in Genußſucht als in Ehrſucht hat; daß es auch hier ehrenwerthe Ausnahmen giebt, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Wie nun der Oderbruch und die Uckermark ſich weſentlich von der übrigen Mark unterſcheiden, ſo zeichnen ſich in dieſem übrigen Theil die Umgebungen von Berlin durch eine große Wohlhabenheit der ländlichen Bewohner aus; es hat dieſelbe zum Theil darin ihren Grund, daß die Ackerbauer ihre Erzeugniſſe vortheilhaft an die Großſtädter abſetzen, beſonders aber darin, daß ſie ihr Heu und Stroh verkaufen können, anſtatt es wie die entfernter wohnenden Ackerleute verkaufen müſſen. Das Sprichwort: „je mehr er hat, je mehr er will“, gilt ganz beſonders von den Bauern in der Umgebung Berlins; ſie glauben, daß die Großſtädter ſie bei jeder Gelegenheit drücken und preſſen und glauben ſich deshalb berechtigt, Wiedervergeltung zu üben; die Gelegenheit dazu bietet ſich weniger auf den Wochenmärkten, wo die Concurrenz ſie im Zaum hält — aber deſto mehr, wenn die Städter das Land beſuchen, es ſei auf Stunden, als Caffeegäſte oder auf Monate als Sommergäſte. Da ſchützt keine Verpflichtung, keine Bekanntſchaft, keine Verwandtſchaft vor Prellereien aller Art. Dieſer Eigennutz iſt den Leuten ſo eigenthümlich, daß er zuweilen eine komiſche Seite gewinnt und dadurch leichter zu tragen iſt. Ich wohnte in meinen jüngeren Jahren fünf Sommer hinter einander anderthalb Meilen von Berlin bei einer Bauerfrau, deren Sohn ſo geringe Anlagen hatte, daß er in der Dorfſchule nicht mit fortkommen konnte; ich nahm mich ſeiner an, unterrichtete ihn täglich ein paar Stunden und ſorgte für ſeine Bücher und andere Unterrichts-Bedürfniſſe; natürlich unentgeltlich. Eines Tages trat ſeine Mutter während des Unterrichts in die Stube, in der Hand ein Ei von der Größe eines Taubeneies. Es war dies das erſte Ei eines ganz jungen Huhnes, ſo klein, daß es auf dem Markt nicht verkäuflich war; ſie trat an mich heran und ſagte mit freundlicher Miene: ich kann das nicht ſo mit anſehen, wie Sie ſich mit meinem Sohne die Kehle wund reden müſſen, da bringe ich Ihnen ein rohes Ei! Dieſe Freigebigkeit überraſchte mich ſo, daß ich es erſtaunt annahm. Seit dieſer Zeit ſprach die Frau bei jeder Gelegenheit zu mir von dem Ei, nicht nur in dieſem Sommer, ſondern auch in den folgenden; wohl mehr als zwanzig Mal fragte ſie mich: wiſſen Sie wohl noch, wie ich Ihnen das Ei brachte, weil Sie meinen Sohn unterrichteten? ich kann Nichts für umſonſt annehmen! und dabei ſetzte ſie jedes Mal mit großer Selbſtgefälligkeit hinzu: ja ſehen Sie, ſo bin ich!

Die Frau war im Uebrigen eine brave Frau, eine zärtliche Mutter gegen ihre Kinder und eine gute Herrſchaft gegen ihr Geſinde. Wenn ſie an Markttagen durchnäßt oder durchfroren aus der Stadt heim kam, hielt ich es für meine Pflicht, ſie mit einem heißen Thee oder Kaffee zu erquicken; es kam öfter vor, daß ich Beſuch gehabt und dabei meine Sahne verbraucht hatte, dann ſagte ich ihr: Mutterchen, die Sahne müſſen Sie ſich heut ſelbſt dazu beſorgen. Das that ſie denn auch, ſetzte mir aber den Betrag dafür jedes Mal auf meine Wochenrechnung; denn ſie meinte, wenn ich ſie traktiren wollte, ſo wäre es doch billig, daß ich ſie auf meine Koſten traktirte und nicht auf ihre. Darin hatte ſie gar nicht Unrecht; wenn ich aber ſage, daß bei ſolchen Leuten von Gaſtfreiheit nicht die Rede ſein kann, ſo habe ich wohl auch nicht Unrecht.

Dieſer Eigennutz iſt kein märkiſcher Charakterzug, im Gegentheil geben die märkiſchen Landleute gern, ſie theilen das Wenige, was ſie haben, gern, aber ſie haben oft ſehr wenig. Nirgend als in der Mark und der angrenzenden Lauſitz habe ich ganze Dörfer gefunden, in denen auch nicht in einem einzigen Hauſe Milch oder auch nur Brod oder Butter zu finden war, Kartoffeln und Kaffee dagegen in allen, und Branntwein in den meiſten; und bei all dieſer Armuth nahmen mich die Leute gaſtfrei auf und ſchickten nach dem Nachbardorfe, um dort ein Brod zu borgen bis zur nächſten Ernte. — Nirgends als in der Mark habe ich in dürren Sommern Häuſer und Ställe ohne Dächer gefunden. Das Stroh der Dächer war abgedeckt werden, um mit demſelben das Vieh zu füttern und es mit dieſer kärglichen Koſt vor dem Hungertode zu ſchützen, bis der Acker wieder einen Ertrag lieferte. Obgleich ſie ſo arm ſind, oder vielleicht eben weil ſie ſo arm ſind, geben ſie gern. Als unter **Friedrich Wilhelm III.** ein großes Luſtlager bei Charlottenburg ſtattfand, war dazu auch ein ſchleſiſches Cavallerie-Regiment (das I. Küraſſier-Regiment, das in Breslau ſteht) kommandirt; da erzählten mir die Soldaten, ſo lange ſie durch Schleſien marſchirten, wurden ſie von den Bauern unentgeltlich bewirthet, keiner nahm von ihnen die fünf Silbergroſchen, die jeder Burſche als tägliche Marſchzulage bekam; als ſie zu den armen Landleuten in der Mark kamen, erbaten ſich **dieſe** die Hälfte jener Zulage, damit ſie ihnen Fleiſch kaufen konnten, was ſie oft ſelbſt ſeit Monaten, vielleicht ſeit Jahren nicht genoſſen hatten*). Sobald die Küraſſiere aber bei den wohlhabenden Bauern in der Nähe Berlins ins Quartier kamen, mußten ſie nicht nur für eine ſehr ſchlechte Bewirthung ihre **ganze** Marſchzulage hergeben, ſondern bekamen auch täglich zu hören, daß es unmöglich ſei, ſie dafür zu beköſtigen.

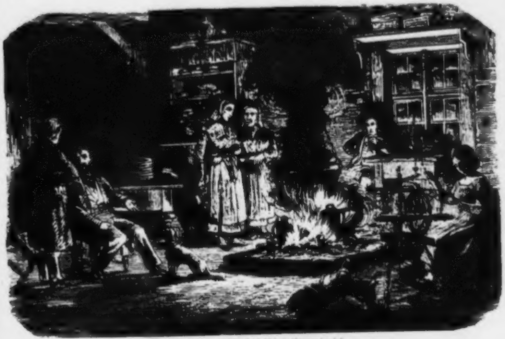
In Sachſen iſt jede Art von Freundlichkeit ſo zu Hauſe, daß auch die Gaſtfreundlichkeit nicht fehlen kann, und doch fühlt man's an der ganzen Weiſe der Aufnahme, daß die Sachſen eben nur aus unüberwindlicher Artigkeit gaſtfrei ſind. Sie thun alles Mögliche, um dem Gaſte Annehmlichkeiten zu erweiſen; aber man erkennt eben an der peinlichen Mühe, welche ſie ſich geben, daß es nicht ihre gewohnte Weiſe iſt, und ungeachtet aller Sorge fehlt es doch an Manchem, vor allem daran, daß man ſich heimiſch fühlt, während man ſich in den Häuſern, in denen Gaſtfreundſchaft heimiſch iſt, gar nicht als Beſuch, ſondern als Hausgenoſſe fühlt; man bemerkt gar nicht, daß durch unſere Anweſenheit etwas in der Ordnung des Hauſes ſich ändert, und es ändert ſich auch in der That nichts; die Aufnahme von Gäſten iſt ein **Bedürfniß** der Herzen, eine **Gewohnheit** des Hauſes; die Hausfrau meint nicht, daß ſie etwas Beſonderes damit gebe, der Gaſt fühlt nicht, daß er etwas Beſonderes damit empfange, er iſt **zu Hauſe** und zu Hauſe verſteht ſich das Alles von ſelbſt. Dieſe Art der Gaſtfreiheit fand ich in Sachſen nur in ſeltenen Fällen, z. B. in Naumburg. — Einige Aehnlichkeit mit der ſächſiſchen Gaſtfreiheit hat die hannöverſche, doch iſt die hannöverſche höflicher, die ſächſiſche freundlicher, während im Braunſchweigiſchen eine gewiſſe Ungebundenheit dem Gaſt das Recht zu gleicher Freiheit einräumt. Das ſind **Erfahrungen**, die ich in den beiden letztgenannten Ländern machte, die mich aber noch nicht berechtigen, ſie als ein allgemein gültiges Urtheil zu geben, da mein Aufenthalt darin kürzer währte, als in den meiſten andern Ländern, ich auch wenig Gelegenheit hatte, mit den unterſten Schichten des Volkes zu verkehren. Deſto mehr Gelegenheit zu ſolchem Verkehr bot ſich mir bei wiederholtem längern Aufenthalt in Schleſien. Der Schleſier hat weder die Freundlichkeit der Sachſen, noch die Höflichkeit der Hannoveraner; aber er hat dafür eine Traulichkeit, die ſich eben ſo fern hält von Gemeinheit als von Feinheit; was er giebt, giebt er herzlich gern, das fühlt man und nimmt's deshalb auch gern. Die Landleute verzehren dort häufig ihr Mittagbrot vor der Thür des Hauſes unter dem Schatten der Bäume; „kummen Sie, aßen Sie mit," riefen ſie mir, dem ihnen ganz Fremden, zu, wenn ich auf meinen Wanderungen vorüberſchritt, und oft habe ich mich zu ihnen geſetzt und ihre Schlippermilch (dicke Milch) oder ihre Klieſel mit gutem Appetit verzehrt, obgleich die Klieſel (Klöße) ebenſo gut Kieſel heißen durften. Oft habe ich geſehen, daß, wenn ein Handwerksburſch die Bauerfrau um ein Stück Brot bat, ſie freundlich nach dem Spind zeigte und ſprach: **Gih a ock und nahm a ſich** (Geh er nur und nehm er ſich), und wenn er das gethan, ſie ihn aufforderte, das Brot auch mit *Quark* (weißem weichen Käſe) zu *beſchmieren*. Ich ſah einſt, wie eine ſehr arme Weberfrau im Gebirge eine Eierſpeiſe bereitete; da ich wußte, daß ein ſo koſtbares Gericht nicht auf ihren Tiſch kam, fragte ich ſie nach der Beſtimmung deſſelben und hörte, daß in dem Dorfe ein zweiundachtzigjähriger ſehr ſchwacher Weber wohne, der die gewöhnliche Koſt nicht vertragen könne; da hätten ſich denn ſieben ſeiner Nachbarn zuſammengethan, jeder habe einen beſtimmten Tag in der Woche, an welchem er dem Alten ein Gericht bereitete. Eine ähnliche Geſinnung, eine trauliche Gaſtlichkeit fand ich häufig auch unter den Mittelſtänden, doch ſprech ich da nur von Niederſchleſien und vom Gebirge; in Oberſchleſien, namentlich in den Bergwerks- und Hüttengegenden fand ich unter den Gebildeten viel Ueppigkeit und ſelbſt Völlerei, unter den unteren Ständen viel Mißtrauiſches, Abſtoßendes; in den Gegenden aber, die durch Hungertyphus vor etwa zwölf Jahren eine traurige Berühmtheit erlangt haben, fand ich einen beinah thieriſchen Sinn; ich fand Familien, die Jahr aus, Jahr ein faſt nur von Kartoffeln lebten, die aber, wenn einmal ein Schwein geſchlachtet wurde, Wochenlang hinter einander nur Fleiſch und Speck verſchlangen, ſelbſt in der Nacht aufſtanden, um wieder zu ſchlingen und dann, wenn Alles verzehrt war, wieder zu ihren Kartoffeln zurückkehrten. Zu welcher Zeit aber, ob in der fetten oder in der magern, man zu ihnen kommt, ſie laſſen Jeden das, was vor ihnen ſteht, miteſſen, denn ſie ſind nur ſchwachſinnig, aber nicht böswillig. Von eigentlicher Gaſtfreundſchaft iſt aber kaum wohl bei ihnen die Rede; ſie haben zur Ausübung derſelben keine Gelegenheit, und hätten ſie die, ſo hätten ſie doch keine Freude daran, ſie haben an nichts Freude, als am Branntwein. In der letzten Zeit ſollen ſie ſich etwas gehoben haben (ich war ſeit dreizehn Jahren nicht dort), doch iſt von der jetzigen Generation wenig zu hoffen; ſie ſtehen geiſtig niedriger, als alle Völkerſchaften, mit denen ich auf allen meinen Reiſen in Berührung gekommen bin; *körperlich* ſtehen die ſchleſiſchen Weber freilich nicht unter ihnen.

---

*) Ich kenne Rittergüter in der Lauſitz, z. B. B——f bei Guben, wo das Geſinde nur dreimal im Jahre Fleiſch erhält, zu Weihnachten, Oſtern und zu Pfingſten, alſo einmal weniger als die Bewohner unſerer Zuchthäuſer, die außer in jenen hohen Feſttagen doch noch am Königs-Geburtstage Fleiſch erhalten.

Einen Gegenſatz zu beiden bilden die Pommern, da iſt alles derb und kernig; das erſcheint oft wunderbar, denn die Armuth in den Tagelöhnerwohnungen erreicht oft eine Höhe, die Alles übertrifft, was mir im Leben vorgekommen; ſelbſt bei den ärmſten polniſchen und oberſchleſiſchen Tagelöhnern fand ich wenigſtens eine Bank und einen Tiſch, oft vom Hausvater ſelbſt roh genug gezimmert; bei den hinterpommerſchen fand ich oft als einziges Stück Möbel einen Hauklotz, auf dem der Hausvater ſaß, wenn er ſein Mahl verzehrte, während die Frau und die Kinder ſich mit der Thürſchwelle und dem Fußboden begnügten, der nicht von Brettern genagelt, ſondern von Lehm geſtampft war. Die Koſt beſtand Tag für Tag aus Kartoffelſuppe am Morgen, aus Kartoffeln in der Schale am Mittage, aus Kartoffelſuppe am Abend; Brot gab's gewöhnlich nur zum zweiten Frühſtück und zum Abend, Fleiſch zuweilen im ganzen Jahr nicht; denn ein Schwein zu ſchlachten, dazu kommen die Tagelöhner nicht bei den drei Silbergroſchen Tagelohn im Winter und bei den vier im Sommer; bei den zweiundzwanzig Scheffel Roggen, die ſie ausdreſchen müſſen, ob ſie *einen* davon als Dreſcherlohn erhalten, bleibt nicht ſo viel übrig, um Fleiſch kaufen zu können, um ſo weniger, da das, was übrig bleiben könnte, für Tabak und Branntwein verwandt wird. Bei alledem iſt der ganze Menſchenſchlag geſund und kräftig und liefert die ſtärkſten und größten Rekruten, und es iſt eine wahre Freude, die paus- und rothbäckigen Geſichter mit den ſchönen weißen Zähnen darin zu ſehen, ein Schmuck, der freilich *da* mehr und mehr verſchwindet, wo der Kaffee ſich Eingang verſchaffte. Bis jetzt iſt er in den meiſten Gegenden Pommerns ein Vorrecht wohlhabender Bauern geblieben, deren Frauen und Töchter man häufig an den fehlenden Vorderzähnen von den niedern Klaſſen unterſcheiden kann; aber ſelbſt bei den reichſten Bauern (es ſei denn, daß ſie in der Nähe der Städte ſchon ſtädtiſche Cultur angenommen hätten), findet man *hölzernes* Tafelgeſchirr, in der Regel wird das Eſſen in einem Fäßchen aufgetragen, die Suppe und der Brei mit hölzernen Löffeln gegeſſen, während der blecherne Löffel die Stelle von Meſſer und Gabel vertritt, denn eine Gabel kennt man gar nicht; das Brot wird vom Hausherrn oder in größern Haushaltungen vom jüngſten Knecht vorgeſchnitten, der, wie jeder andere, ſein Zulegemeſſer bei ſich führt; hat aber einer der Hausbewohner das ſeinige verloren oder zerbrochen, ſo behilft er ſich oft Monatelang nur mit dem Blechlöffel. Wie viel oder wie wenig aber auch auf den Tiſch, oder richtiger, welch magere Koſt auch auf den Tiſch kommt, denn wenig kommt nie auf denſelben — ob der Hausherr reich oder arm iſt; was auf den Tiſch kommt, das wird von Herzen gern gegeben, ohne Redensarten, ohne Nöthigung; ihre Stelle erſetzt ein ſtetes Vorlegen und berghohes Anhäufen der Speiſen auf dem Teller oder dem Platz des Gaſtes, denn ich habe es mehrmals erlebt, daß die Kartoffeln auf den Tiſch geſchüttet wurden und keine Schüſſel und kein Teller auf denſelben kam.

Wie verſchieden auch die Sitten der Bewohner von Hinterpommern und Neuvorpommern ſein mögen, in der Gaſtfreiheit findet kein Unterſchied ſtatt. Sonſt aber zeigt Neuvorpommern, das bis vor einem halben Jahrhundert ſchwediſch war, noch viel ſchwediſche Gebräuche. Man bietet den Gäſten unmittelbar vor der Mahlzeit einen Imbiß von geſalzenem oder geräuchertem Fleiſch und Fiſch, Brot und Wein oder Branntwein an und ſetzt ſich dann erſt zur Tafel, die mit einem Fleiſchgericht beginnt und mit einer Suppe endet. Auch auf Rügen herrſchen noch manche ſchwediſche Sitten und unter den ältern Bewohnern noch manche Neigungen für Schweden; außerdem zeichnet ſich Rügen vor allen mir bekannten Strichen der Monarchie durch die Freiheit ſeiner Prediger und die Gemeinheit ſeiner Tagelöhner aus. Die Pfarrſtellen ſind größtentheils ſo reich dotirt, wie nirgends im ganzen Lande; man ſagte mir, die beſten brächten 4000 Thlr. jährlich ein. So überraſchte es mich, als ich einmal bei einem Landprediger ſechszehn ſchöne Pferde im Stalle fand und ein anderer mit vier Pferden und einem betreßten Livreekutſcher bei mir vorgefahren kam; in andern Gegenden möchte es kaum einen Prediger geben, der die Mittel dazu, aber noch weniger einen, der den Muth dazu hätte; auf Rügen fiel das nicht auf. Dieſe reichen Einnahmen der Pfarrſtellen geben den Pfarrhäuſern eine ſehr ſtattliche Aeußerlichkeit und Innerlichkeit; ſechs, acht elegant tapezierte, reich meublirte, mit Bild- und Kunſtwerken aller Art geſchmackvoll decorirte Zimmer fand ich nicht ſelten; ausgeſuchte Weine, Geſellſchaften und Unterhaltung, die in ſolche Zimmer gehörten, fehlten nicht; die Prediger waren faſt durchgängig feingebildete Männer, die eine liebenswürdige Gaſtfreundſchaft übten, wiſſenſchaftliche Kränzchen hielten, in deren einem ſie die Bibel in den Urſprachen mit einander laſen, während ſie in einem andern theologiſche Ausarbeitungen über aufgegebene oder ſelbſtgewählte Themata vortrugen. So angenehm der Aufenthalt in ſolchen Häuſern, ſo anziehend der Umgang mit ihren Bewohnern war, es entſtand doch zuweilen die Beſorgniß in mir, ob nicht die ſchönen Teppiche auf den Dielen, die ſeidenen Bezüge auf den Seſſeln in manchem armen Arbeiter die Furcht erzeugen möchten, durch das Betreten und Berühren derſelben mit ſchmutzigen Füßen und groben Kleidern den Herrn Prediger und mehr noch die Frau Predigerin zu erzürnen, ob das nicht manchen von ihnen dem Predigerhauſe fern halten und ob nicht die Seelſorge darunter leiden könnte, und doch bietet Rügen für dieſe Sorge ein überreiches Ackerfeld dar. Ein ſo rohes, wüſtes, für alles Höhere unzugängliches Volk als das Volk der rügenſchen Tagelöhner iſt mir nirgend vorgekommen; ſeine Stube iſt wie ſeine Rede, voll Unflath, und ſeine Gärten ſind wie ſein Herz, voll Unkraut. Es war mir unbegreiflich, daß die Gärten bei den Wohnungen der Tagelöhner durch üppig wucherndes Geſtrüpp, durch mannshohe Neſſeln trefflichen Boden bekundeten, und dennoch keine Spur von Bearbeitung zeigten, ſie mußten ſeit vielen Jahren ſchon unbenutzt geblieben ſein, und doch iſt ein fruchtbarer Garten dicht am Hauſe ein Kapital, das hohe Zinſen tragen kann. Wie man mir ſagte, hat jene Erſcheinung in Folgendem ihren Grund: die Gutsbeſitzer ſchließen mit den Tagelöhnern Contrakte, durch welche dieſen für ihre Arbeit Wohnung, Garten, Geld und Naturalien gewährt wird, aber ſie ſchließen dieſelben *immer nur auf ein Jahr*, damit ſie alljährlich mit ihren Tagelöhnern wechſeln können; durch dieſen Wechſel verhüten ſie, daß die Leute Heimathsrechte und dadurch Anſprüche auf die Unterſtützung der Herrſchaft erlangen, wenn Krankheit und Alter ſie um die Möglichkeit bringen, ihren Lebensunterhalt durch Arbeit zu beſchaffen. Bei dieſem ſteten Wechſel kömmt der Arbeiter in die Gewohnheit des Umherziehens; es findet kein Band der Anhänglichkeit zwiſchen ihm und der Herrſchaft ſtatt, er gefällt ſich in dem Bewußtſein ſeiner Unabhängigkeit, er thut nichts für ſeine ärmliche Wohnung, ſie iſt ihm nicht lieb geworden durch längern Beſitz, keine Erinnerungen, keine Hoffnungen knüpfen ſich daran, ſie iſt ihm nur, wie dem Thier ſeine Höhle, ein *Schutz gegen die Witterung*, den es in einer andern Höhle eben ſo gut findet. Er weiß, daß ſein Garten im nächſten Jahr in andere Hände kommt; deßhalb hütet er ſich, Fleiß und Arbeit auf das Ausroden deſſelben zu verwenden, das ja zum größten Theil nicht ihm, ſondern ſeinen Nachfolgern zu Gute kommen würde; und wie die Gärten verwildern, ſo verwildern die Kinder bei dem oft geſtörten und ſtets wechſelnden Beſuch der Schule und des Confirmandenunterrichts. So ziehen Hunderte von Familien als halbe Vagabonden umher, ſie ſind *nirgends* zu Hauſe und *fühlen* ſich nur zu Hauſe — im Wirthshauſe.



Das Innere eines oſtfrieſiſchen Bauernhauſes.

So erzählte man mir. Aus eigener Anſchauung lernte ich nur einen Prediger in der Seelſorge und nur einen Gutsbeſitzer in ſeinem Verhältniß zu dem Tagelöhner kennen; in beiden Fällen mußte ich ihrer Wirkſamkeit hohe Achtung zollen, aber in beiden Fällen fehlte es, im Pfarrhauſe wie in den Gärten, an prächtigen Seſſeln und mächtigen Neſſeln.

Einen auffallenden Gegenſatz zu den rügenſchen Tagelöhner-Verhältniſſen bilden die Oſtfrieſiſchen, wie ich denn überhaupt die Oſtfrieſiſchen Zuſtände ſo abweichend von den unſern fand, daß es mir oft vorkam, als wäre ich auf einer neuentdeckten Inſel, oder doch mindeſtens in einem außereuropäiſchen Lande, von dem ich bis dahin noch Nichts gehört. Vielleicht geht's den Leſern ähnlich und ſie laſſen ſich's deßhalb gefallen, wenn ich bei Oſtfriesland etwas länger verweile als bei den andern Ländern. Aeußerlich bietet's wenig Anziehendes dar: denn, was eine Landſchaft anziehend macht, Bäume, Berge, Bäche fehlen, die letzten beiden ganz, die erſten faſt ganz; die rauhen Nordſeewinde laſſen nicht einmal ein Geſträuch aufkommen, ſo daß der König von Hannover, der ein Sommerpalais auf der oſtfrieſiſchen Inſel Norderney bewohnt, genöthigt iſt, doppelte Erdwälle aufzuführen, um die Elſen zu ſchützen, die zwiſchen jene aufgepflanzt werden, damit ein ſchattiger Gang von der Höhe eines niedrigen Zimmers ermöglicht würde, in welchem der König ſpazieren geht.

Einförmig wie der Charakter des Landes iſt die Bauart der Häuſer. Menſchen und Vieh, Wagen und Pflüge, Getreide, Kartoffeln, Heu und Torf, Alles ruht unter einem Dache. Es giebt Bauern in Oſtfriesland, die funfzig Stück Rindvieh und zwanzig Pferde beſitzen, aber es giebt keine Landwirthſchaft daſelbſt, die mehr, als ein Gebäude zählt. Küche und Scheune bilden die beiden Beſtandtheile eines ſolchen ländlichen Hauſes, die Küche für die Menſchen, die Scheune für Vieh und Feldfrüchte; aber die Küche bildet einen Saal, in dem ich oft Verſammlungen von mehreren hundert Menſchen abgehalten habe. Gegenüber der Thür einer ſolchen Küche befindet ſich ſtets ein Heerd in gleicher Höhe mit dem Fußboden; ein mächtiges Torffeuer glimmt darauf, und über dem Feuer ſchwebt ein großer Theekeſſel an einer Kette, die aus dem Schornſtein herabhängt. Um dies Feuer herum ſitzen die Männer auf Strohſtühlen und Federkiſſen im Halbkreiſe, hinter ihnen die Frauen mit Feuerſtübchen unter den Füßen; der Ehrenplatz, den der Hausherr einnimmt, iſt links am Heerde; tritt ein Gaſt ein, ſo ſteht der Hausherr auf, dreht das Kiſſen um und nöthigt den Gaſt, dieſes Kiſſen einzunehmen, eine Thonpfeife wird ihm ſofort gereicht; die Sitte erfordert es, daß es jedesmal eine neue iſt; will man dem Hausherrn dieſe Ausgabe ſparen und zugleich andeuten, daß man das Haus öfter beſuchen wird, ſo ſchreibt man ſeinen Namen auf den Kopf der Pfeife, dann wird ſie ſorgfältig aufbewahrt und bei der Wiederkehr dem Gaſte gebracht. Die Küche iſt oft ſelbſt bei Predigern Eßzimmer, Beſuchzimmer, Studirzimmer u. ſ. w. Sie iſt ſo ſehr ihr Ein und Alles, daß in der oſtfrieſiſchen Zeitung immer, auch in der Stadt, nur eine Küche zum Vermiethen angeboten wird; die andern Räume, als Stuben, Kammern, Keller, Bodenräume und was ſonſt noch zur Wohnung gehört, verſtehen ſich dabei von ſelbſt, ſowie bei uns, wenn eine Wohnung ausgeboten wird, es ſich von ſelbſt verſteht, daß eine Küche dabei nicht fehlt. Die Phyſiognomie der Küche iſt Sommer und Winter dieſelbe, deſto verſchiedener iſt die der Scheune in beiden Jahreszeiten. Im Winter Alles gefüllt von Vieh und Vorräthen, im Sommer alle Räume völlig geleert, ſauber aufgeräumt und ſelbſt die Viehſtände blank geſcheuert und mit friſcher Farbe geſtrichen; denn alles Vieh, vom größten bis zum kleinſten, lebt während der Zeit vom Anfang Mai bis Ende October Tag und Nacht unter freiem Himmel in den Koppeln. Im Winter dagegen kommt weder Menſch noch Vieh über die Grenze des Hauſes hinaus. Die Wege ſind in den fetten Gegenden ſo unwegſam, es iſt ſo gar nichts für deren Verbeſſerung geſchehen, daß ſie oft Monate lang von keinem Wagen befahren werden können und die nächſten Verwandten oft ebenſo lange ohne alle Verbindung unter einander bleiben. Die Pferde kommen oft vier bis fünf Monate lang nicht von der Krippe fort; ſie werden jeder Arbeit entwöhnt, und ich konnte im Frühjahr oft in vielen Dörfern nur deshalb kein Fuhrwerk erhalten, weil die Pferde noch nicht eingefahren waren. Aber auch in den Städten hält man es in der naſſen Jahreszeit für unthunlich, eine Ausfahrt zu unternehmen; ſelbſt Fußgänger kommen in der naſſen Jahreszeit auf der Landſtraße nicht fort und gelangen nur dadurch von einem Ort zum andern, daß ſie über Fluren und Wieſen gehen, die durch ihren üppigen Graswuchs ſie vor dem Verſinken bewahren. Da dieſe Fluren aber durch tiefe und breite Gräben häufig unterbrochen werden, ſo kann man dieſelben nur mit Hülfe eines Springſtockes überfliegen. Ein ſolcher Springſtock beſteht aus einer langen Stange, an deren unterm Ende ein hölzerner Teller befeſtigt iſt, ähnlich der Stange eines Butterfaſſes. Dieſer Springſtock wird nun mit ſeinem Teller in den moorigen Grund des Grabens geſetzt und der Graben mit einem Sprunge überflogen. Auch greiſe ehrbare Prediger fliegen ſo durch die Luft, und es gewährt einen ſonderbaren Anblick, wenn ein alter, ſonſt ſehr förmlicher, reformirter Prediger mit ſeinem dreieckigen Hut, im Leibrock und dem langen, ſchleppenden, ſchwarzen Schweif am Rockkragen, ohne den er niemals ausgeht, hoch an der Stange in der Luft ſchwebt. — Dieſe Luftſprünge ſind aber auch die einzige Raſchheit, die mir in Oſtfriesland begegnete; es geht ein Zug der Ruhe und Stille und Schweigſamkeit durch's ganze Land: ernſt und bedächtig ſitzen die Männer am Kaminfeuer, ernſt und bedächtig hinter ihnen die Frauen und Jungfrauen, ernſt und bedächtig hinter dieſen die Knaben und Mädchen.

Im Anfang vermißte ich wohl oft das fröhliche Treiben der Kinder, ihre zutrauliche muntere Annäherung; aber bald verſöhnte mich der Geiſt der Zucht und Ordnung, den ich in den Familien, und die Achtung und den Gehorſam, den ich bei den Kindern gegen die Eltern fand. Ich habe ſechs Monate in Oſtfriesland zugebracht, im nächſten häuslichen Verkehr mit den Bewohnern, und nicht ein einziges Mal habe ich geſehen, daß Eltern ihre Kinder züchtigten. Wer hätte nicht ſchon die Bemerkung gemacht, daß gerade in den Häuſern die Kinder am ungezogenſten ſind, wo am meiſten geſtraft wird, und daß oft da die Eltern eine Züchtigung verdient hätten, wo die armen Kinder ſie erhielten, weil nicht Liebe, die beſſern will, ſondern Laune, Mißmuth, Rachſucht zum Strafen hinriß?

In einem Lande, in welchem Stille und Zurückgezogenheit zu den hervorſtechendſten Eigenthümlichkeiten gehören, weiß man natürlich nichts von Volksfeſten, ja nicht einmal etwas von Familienfeſten, ſelbſt Kindtaufen und Hochzeiten geben keine Veranlaſſung dazu. Ich habe einige der letztern mit angeſehen; Braut und Bräutigam kamen in gewöhnlicher Kleidung, der Bräutigam in blauer Tuchjacke und Hoſe, die Braut im wollenen Rock und Mieder zum Prediger auf die Stube und ſetzten ſich ihm gegenüber hin. Er las ihnen die Copulationsformel vor, trug die Trauung in's Kirchenbuch ein und wünſchte ihnen Glück. Darauf ging das junge Paar nach Hauſe, wo vielleicht noch einige der nächſten Verwandten bei einer Taſſe Thee einige Stunden beiſammen ſaßen.

Eine ſchöne oſtfrieſiſche Sitte nennt die Armenhäuſer Gaſthäuſer. Jede Stadt, jeder Flecken, jedes anſehnliche Dorf hat dergleichen, wie denn überhaupt Wohlthätigkeit in Oſtfriesland zu Hauſe iſt. An Gelegenheit dazu fehlt es nicht; denn wie ungewöhnlich wohlhabend auch der Bauernſtand iſt, ſo drückende Armuth fand ich doch oft unter der Klaſſe der Tagelöhner. Ich habe das Elend der ärmſten Klaſſen oft in den Jammerhöhlen der Kellerwohnungen, in den Elendsneſtern der Dachſtuben in den Städten kennen gelernt; es überraſchte mich nicht, es auch in den oſtfrieſiſchen Städten zu finden: aber auf dem Lande hatte ich es nicht vermuthet. Einen großen Theil der Schuld trägt gewiß die Armenverwaltung. In ganz Oſtfriesland wird eine Armentaxe gezahlt, zu der jeder Selbſtſtändige beitragen muß, der nicht Almoſenempfänger iſt. Sie beträgt für manches Dorf jährlich über fünfzehnhundert Thaler, ja in einem Flecken überzeugte ich mich mit eigenen Augen aus den Acten des Gaſthauſes, denn meinen Ohren hätte ich nicht getraut, daß in demſelben Jahre ein dortiger Bürger dreihundert Thaler zur Armentaxe beiſteuern mußte. Als ich einer Almoſenvertheilung beigewohnt hatte, wunderte ich mich nicht mehr darüber; geſunde kräftige Männer, wahre Athleten traten mit feſtem Schritt und trotzig ſicherem Blick vor den Zahltiſch hin, um das wöchentliche Almoſen wie einen Tribut hinzunehmen, den man ihnen ſchuldig war. Allerdings war es Winter und wenig Ausſicht vorhanden, Etwas zu verdienen; im Frühling, Sommer und Herbſt fehlt es aber nie daran, und der Tagelöhn iſt ſo hoch dort, wie in Berlin, obgleich Miethe und Feuerung um das Vierfache und die übrigen Lebensbedürfniſſe mindeſtens um die Hälfte billiger zu ſtehen kommen. Da könnte ein ſorgſamer Haushalter recht wohl in der Arbeitszeit ſo viel ſparen, daß er ſich und ſeine Familie durch die arbeitsloſe Zeit hindurchbrächte, aber das Haushalten fehlt eben. Der Tagelöhner weiß, daß er erhalten wird, wenn Noth da iſt, darauf verläßt er ſich und ſo kommt er nie aus der Noth. —

An geiſtiger Pflege fehlt es den Leuten nicht; in ganz Oſtfriesland fand ich kein einziges Dorf, das nicht ſeine eigene Kirche, ſein eigenes Schulhaus, ſeinen eigenen Prediger und Lehrer gehabt hätte, auch wenn das ganze Dorf nur aus acht Feuerſtellen beſtand. Der Fall, daß ein Prediger mehrere Kirchen zu beſorgen hatte, kam nie vor, aber wohl öfter der Fall, daß an einer Dorfkirche, zu der nur einige hundert Seelen gehören, zwei Prediger angeſtellt waren; da ſie faſt immer in der, ſtets mit Ziegeln gepflaſterten Küche ſich aufhalten, ſo hat der Tagelöhner keinen ſcheelen Blick von der Pfarrerfrau zu erwarten, wenn er zum Pfarrer kommt; aber man begnügt ſich nicht damit, daß er Beſuche annimmt: er muß Beſuche machen; läßt er einmal ein Haus ſeiner Gemeindeglieder wochenlang unbeſucht, ſo machen ſie ihm das zum Vorwurf.

Die Oſtfrieſiſche Gaſtfreiheit beſteht darin, daß man den Leuten, die da kommen, Thee vorſetzt, denn Thee wird unaufhörlich getrunken, viermal des Tages regelmäßig und unzählig oft unregelmäßig; eine andere Art der Gaſtfreundſchaft kennt man kaum, weil es keine andern Gäſte giebt, als Theegäſte von früh bis auf den Abend. Die Leute reiſen faſt gar nicht; ich war vielleicht der erſte Reiſende, den ſie geſehen, für die Meiſten gewiß der erſte, den ſie beherbergt, und doch nahmen ſie mich mit einer Treuherzigkeit, einer Opferwilligkeit auf, die ſich freilich nicht durch lebhafte Worte, aber durch Thaten, wenn gleich etwas bedächtige Thaten zeigte. Langſamkeit gehört nicht zu meinen Fehlern und Geduld nicht zu meinen Tugenden, ich war bei den Oſtfrieſen in einer trefflichen Schule, davon nur einen Zug:

Ein oſtfrieſiſcher Landmann hatte mir ſeine Küche hergegeben, um darin eine Verſammlung abzuhalten. Als ich die Anſprache geſchloſſen, glaubte ich, die Verſammlung würde nun auseinandergehen, aber Männer wie Frauen, Alt und Jung, blieb ruhig ſitzen. Ich erklärte daher, daß die Anſprache beendet ſei und der Verein nun unter ſich ſeine Angelegenheiten beſprechen wolle. Die Verſammlung blieb ruhig ſitzen; da wurde ich deutlicher und ſagte, der Hauswirth habe ſeine Küche zu einer öffentlichen Verſammlung hergegeben, dieſe ſei nun beendet und ſie würden gewiß ſeine Güte nicht mißbrauchen, ſondern nach Hauſe gehen. Es rührte ſich Keiner. Da ſagte ich: ich weiß, Sie ſind ſo gütig und laſſen uns nun allein; es will nur Keiner den Anfang machen, aber Sie, (ich redete die auf der erſten Bank Sitzenden an) Sie machen den Anfang, nicht wahr? dann folgen die Anderen Ihnen von ſelbſt. Nicht wahr meine lieben Freunde, Sie machen den Anfang? — Es rührte ſich Keiner. Da ging ich denn mit ſehr freundlichem Geſicht (leider nicht mit ganz ſo freundlichem Herzen) auf einen der Vorderſten zu, nahm ihn bei der Hand und bat ihn: Thun Sie mir die Liebe und machen den Anfang! Er folgte mir auch ganz gutwillig. Ich brachte ihn bis vor die Thür. Als ich zurückkehrte, ſaßen die Andern alle in ungeſtörter Ruhe. — Ich nahm nun Mann oder Frau, Jüngling oder Jungfrau, Eins nach dem Andern bei der Hand und führte ſie ſehr höflich, als ob ich ſie zur Tafel führe, vor die Thür. Sie ließen ſich alle ſehr leutſelig führen. Weil dies Geſchäft indeſſen etwas zeitraubend war, ſo dachte ich es abzukürzen: ich brachte ſie alſo nur auf den halben Weg, ließ ſie, da ſie einmal in Gang gebracht waren, wieder los, und kehrte zurück um Andere in Gang zu bringen. Als ich aber an die Stelle kam, wo ich die Vorgänger losgelaſſen hatte, ſtanden ſie unbeweglich da, ſie waren nicht einen Schritt weiter gegangen, als ich ſie geführt hatte. So blieb mir denn nichts Anderes übrig, als jeden Einzelnen und jede Einzelne mit der größten Freundlichkeit vor die Thür zu ſetzen. Ich glaube, ſo lange die Welt ſteht, iſt noch nie eine große Geſellſchaft mit ſo vieler gegenſeitiger Freundlichkeit und Höflichkeit zur Thüre hinausgeworfen worden. Kein Einziger machte eine böſe Miene und auch meine anfängliche Ungeduld verlor ſich ſo gänzlich, daß ich mein eigenthümliches Geſchäft zuletzt mit wahrer Fröhlichkeit vollbrachte.

Nachdem es vollbracht war, gingen wir Uebrigen an unſere Berathungen, als ſei Nichts vorgefallen.

Bei aller Langſamkeit und Schwerfälligkeit der Bewegung wohnt dennoch in den Oſtfrieſen ein treffliches Gemüth, das nur nicht bei jeder Veranlaſſung hervortritt; ſpricht man zu ihnen von dem, was in der Regel bei uns Gegenſtand der Unterhaltung iſt, ſo ſagen ſie nur: „Was ſoll man dazu ſagen?“ und verſinken dann wieder in ihr früheres Schweigen; aber das Schweigen ſagt ganz laut: „So Etwas iſt nicht der Rede werth!“ Spricht man aber zu ihnen von dem, was ihr Herz erfüllt, dann geht ein ruhiger, aber goldener Strom der Beredtſamkeit über ihre Lippen; was ſie ſagen iſt ſo tief und ſo klar und ſo wahr, daß man, nachdem ſie geredet, gleich ihnen ſprechen möchte: was ſoll man dazu ſagen? weil man ſich ſagen muß, daß Alles, was man hinzufügen könnte, leer und nichtig gegen das ſein würde, was man eben gehört, ſo daß man's lieber ſtill in ſich bewahrt und verarbeitet. Dies Gefühl hab' ich oft gehabt, nicht allein bei Predigern, Schiffern, Bauern, nein ſelbſt bei alten, armen Frauen.

Dieſe tiefe Innerlichkeit, die an Nichts Theil nimmt, was ſich nur auf's Außenleben bezieht, aber wohl an Allem, was das Seelenleben betrifft, ſo daß ich oft bei Bauern unſere Kirchenzeitungen fand und ſie mit den Kämpfen auf dieſem Gebiet oft vertrauter waren als ich — dieſe Innerlichkeit läßt den Mangel an Anmuth und geſelliger Sitte ſehr bald vergeſſen; wohlthuend iſt die große Anhänglichkeit an ihr Vaterland, ihre Vorliebe für Alles, was oſtfrieſiſch iſt; wie oft haben mich Knechte und Mägde gefragt: „Sie ſind ſo weit herumgekommen, nicht wahr, ein ſchöner Land giebt's doch wohl nicht, als Oſtfriesland?“ Viele Länder habe ich freilich wohl ſchöner gefunden, aber lieb iſt mir's geworden, ſehr lieb, ſo daß ich Manches überwinden konnte, was Anfangs nicht ganz leicht zu überwinden ſchien, z. B. den Torfgeruch und Torfgeſchmack, der alle Räume und alle Speiſen und warmen Getränke durchdringt, das Uebermaaß von Süßigkeit und Fettigkeit, das man ſich bei der Bewirthung gefallen laſſen muß. Buttermilch mit ſehr viel Syrup, oder Buchweizengrütze mit wenig Wein aber ſehr vielen Roſinen und noch mehr Syrup gekocht, alles Backwerk mit Milch, Eiern, Butter, Citronenſchalen, aber vor Allem mit ſehr vielem Zucker und noch mehr Roſinen gebacken, wiederholte ſich täglich. In den meiſten Haushaltungen wurden die Speiſen in Fett ſchwimmend auf den Tiſch gebracht. Ich ſah oſtfrieſiſche Landleute aus den fetten Gegenden, die das zerlaſſene Schweinefett mit Löffeln wie Waſſerſuppe aßen. Nun verletzt aber nichts mehr, als wenn man ſeine Lieblinge verſchmäht ſieht, es ſeien Lieblingskinder oder Lieblingsgerichte; es galt alſo meinen großen Widerwillen gegen alles Fette und alles Süße zu überwinden, und es gelang mit dem Süßen leichter als mit dem Fetten; das erſte hatt' ich doch nur im Magen, das letztere auch ſtets im Auge; denn in allen Küchen, die, wie eben erwähnt, Wohn-, Beſuch-, Studir- und Eßzimmer ſind, hängen ſtatt Kronleuchtern und Ampeln gewaltige Speckſeiten von der Decke herab; Speckſeiten, die ſo ſtark ſind, wie man ſie nirgends, ſelbſt in der Ukermark nicht, findet, und die dadurch, daß man ſie ſchräg ſchneidet, noch breiter erſcheinen und erſcheinen ſollen, als ſie wirklich ſind; ſelbſt die Prediger legen auf fette Schweine faſt ſo viel Werth, als auf fette Pfründen. Die letztern ſind freilich in Oſtfriesland nicht zu Hauſe, doch ſind die Pfarrſtellen auskömmlich dotirt und haben die Ausſicht, es für alle Zeiten zu bleiben, denn ihre Einnahme beſteht in Pachtgeldern für das Land, welches zur Pfarre gehört. Dies Pachtgeld ſteigt mit dem Preiſe der Lebensbedürfniſſe, während unſere mit Geld dotirten Pfarrer in hundert Jahren kaum trockenes Brod haben werden, da nach den bisherigen Erfahrungen das Geld ſo auffallend im Werthe ſinkt, daß es nach einem Jahrhundert kaum noch den dritten Theil ſeines Werthes behält. Vor hundert Jahren bekam ein Lieutenant jährlich vierundachtzig, ein Großknecht zehn, eine Magd ſechs Thaler. Wie könnten ſie jetzt bei dieſem Einkommen beſtehen?

Aehnlich, wie die Prediger, fand ich auch die Lehrer mit Land dotirt, das verpachtet wurde. An jeder Schule, ſie möchte in der Stadt oder auf dem Lande ſich befinden, war nur ein Lehrer angeſtellt; ging die Arbeit über deſſen Kräfte, ſo nahm er ſich Gehülfen an, wie der Schuhmacher ſich Geſellen nimmt, wenn er allein die Kunden nicht mehr befriedigen kann; auch lernen die Lehrer in Oſtfriesland Schule halten, wie man bei uns Schuhe machen lernt; Staats-Inſtitute für dieſen Zweck giebt es nicht. Ein Knabe, der ſich dem Schulfach widmen will, geht zu einem Schullehrer in die Lehre, gegen ein Lehrgeld von vielleicht fünfzig bis ſechzig Thalern; hat er ausgelernt, ſo wird er Gehülfe gegen ein Gehalt von demſelben Betrage; iſt er eine Zeitlang Gehülfe geweſen, ſo macht er ſein Meiſterſtück, d. h. er hält ſeine Probelection und iſt dann wählbar zum Lehrer. Die Gemeinden haben das Wahlrecht und betheiligen ſich fleißig an den öffentlichen Schulprüfungen, nicht nur in ihrem Dorfe, ſondern auch in den benachbarten Gemeinden, ſo daß ſie ganz gut Beſcheid wiſſen, wie es unter Lehrern und Schulen ſteht, und es ſteht gut damit; ich habe in Deutſchland wohl mehr als tauſend Landſchulen beſucht, aber nie ein Land gefunden, in welchem die Kinder in der Bibel, im Katechismus, Leſen, Schreiben, Rechnen, und allem, was ihr Vaterland betraf, ſo zu Hauſe und tüchtig waren, als in Oſtfriesland. Dadurch, daß ſich in allen deutſchen Ländern, die ich bereiſte, Hunderttauſende in die Liſten der Mäßigkeitsvereine eintrugen, bekam ich zugleich einen Ueberblick, wie es mit der Schreibefertigkeit der Erwachſenen ſtand; da fand ich denn im übrigen Deutſchland mitunter Dörfer, in denen die Alten faſt alle des Schreibens unkundig waren; die jüngern, wenn ſie ſchreiben konnten, faſt unleſerlich ſchrieben. In ganz Oſtfriesland iſt's mir nicht ein einziges Mal vorgekommen, daß ein Menſch nicht ſchreiben konnte, ſelbſt die Handſchrift älteſter Männer und Frauen war feſt und zierlich; auch das Alter ſchien keinen Einfluß auf die Feſtigkeit der Schriftzüge auszuüben. Als ich dieſe Bemerkung den Lehrern mittheilte, ſchien ſie ihnen große Freude zu machen; ſie bilden unter ſich eine Art geſchloſſener Zunft; ſo gaben ſie unter anderm ein Journal heraus, das den Namen führte: „Der Lehrer Schriftwechſel“, das nur von Schullehrern geſchrieben wurde und von keinem Andern gehalten werden durfte als von Schullehrern. —

Sind die Stellen der Prediger und Schullehrer überall ziemlich gleichmäßig dotirt, d. h. nicht ſehr fett und nicht ſehr mager, ſo gilt das nicht von der Fruchtbarkeit des Oſtfrieſiſchen Bodens; in allen den Gegenden, die der Nordſee abgewonnen ſind, herrſcht eine Fruchtbarkeit, die Alles übertrifft, was ich je geſehen habe, während der innere Theil des Landes aus Sand und Moor beſteht. Wenn in beiden Strichen die Menſchen innerlich viel Aehnlichkeit haben, ſo ſind ſie dagegen äußerlich in hohem Grade verſchieden; die aus fetten Gegenden, die faſt nur von Fleiſch und Speck leben, ſind häßlich, haben ordinaire Geſichtszüge und oft etwas ſinnige; — die aus den magern Gegenden, die oft Wochenlang faſt nur von Buchweizen leben, haben edle Geſichtszüge und einen klaren Teint. Noch ſtehen mir die ſtattlichen Verſammlungen vor Augen, die ſich in den ſchönen hohen Kirchen einfanden, — in den erſten Reihen des Halbkreiſes ſaßen auf Strohſtühlen die alten Männer und Greiſe, manche darunter ſchon mit grauem und weißem, aber noch vollem Haar, den Nacken ungebeugt, das Auge ernſt und forſchend, die Geſichtsfarbe jugendlich friſch; dahinter die Frauen und Jungfrauen, kräftig ſchöne Geſtalten, wahre Thusnelden, ruhig und edel in der ganzen Haltung; zuletzt die jüngern Männer und Jünglinge, aufrecht ſtehend, kräftigen Wuchſes, wie mächtige prächtige Eichen, ohne Regung und Bewegung, mit geſpannter fragender Miene, alle, ſogar die älteren Frauen mit glühenden blühenden Wangen und rothleuchtenden Lippen, dabei in der ganzen Verſammlung eine Stille, in der kein Athemzug hörbar, aber das Weben des Geiſtes fühlbar. — Wenn in andern Ländern unmittelbar nach der Schlußrede Hunderte ſich zu mir drängten, um ihre Zuſtimmung, ihren Beitritt zum Verein zu erklären, ſo dauerte es in Oſtfriesland Stunden, ja Tage lang, ehe ſie ſich zu einem ſolchen Schritt entſchloſſen. — Es wird mir ſchwer, mich von dem Lande zu trennen; ſollte ich aber Alles mittheilen, was da anders war, als anderswo, ſo könnte ich nimmer aufhören, denn Alles war anders. Darum reiß' ich ſchnell mich los und reiſe zu den Litthauern, dem Gegenſatze der Oſtfrieſen.

Wie ich nie ein langſameres, beſonneneres Völkchen fand, als dieſe, ſo nirgends ein ſo regſames, aber bei aller Lebendigkeit beſcheidneres, bei aller Friſche zarteres Völkchen als jene. Da aber der Gegenſatz gar zu ſchroff wäre, ſo mag's wohl gut ſein, daß die Reiſe dahin mich durch Weſt- und Oſtpreußen führte, wodurch eine Art von Vermittelung für mich entſtand und für den Leſer entſteht.

Von Weſtpreußen iſt wenig Erfreuliches zu ſagen, es hat keinen beſtimmten Charakter; die untern Stände, die früher ganze Polen waren, ſind noch halbe Polen; ſie haben wie die polniſchen Pferde die Eigenthümlichkeiten der Race verloren, es iſt keine Race mehr in ihnen. Pferdekenner werden verſtehen, was das ſagen will; Leſer, die das nicht ſind, mögen einen Pferdekenner fragen; ſie werden leichter einen ſolchen finden, als einen weſtpreußiſchen Gutsbeſitzer, bei dem ihnen wohl wird, es ſei denn, daß ſie an hohem Spiel, niedriger Geſinnung, feinen Weinen und rohen Späßen, am Ueberfluß aller materiellen und Mangel an allen geiſtigen Genüſſen Freude hätten. Denn es gilt von den Gutsbeſitzern, was von den Bauern gilt; ſie haben die guten Eigenſchaften der Polen abgelegt und die ſchlechten der Deutſchen dafür angenommen; die aber, die von außerhalb einwanderten und ſich in Weſtpreußen ankauften, kamen ſo nach und nach, daß ſie nach und nach den Ton annahmen, den ſie fanden, ſo daß es kaum ein Land giebt, in dem die Geſelligkeit der ſogenannten gebildeten Stände eine ſo ungebildete geweſen wäre, als die weſtpreußiſche. Nur eine Klaſſe zeichnet ſich vortheilhaft vor allen übrigen aus, das ſind die Mennoniten, die in der Weichſelniederung angeſeſſen ſind; in deren Häuſern herrſcht gaſtliche Sitte, muſterhafte Sauberkeit und große Einfachheit bei wahrer Bildung. Ihre Religion verbietet ihnen zu ſchwören und Blut zu vergießen; ſo geſtattet ihnen die Geſetzgebung, daß ſie ihre gerichtlichen Ausſagen nur mit einem „Ja!" bekräftigen und keine Kriegsdienſte thun; weil aber das Land zuletzt wehrlos werden müßte, wenn ſie ſich immer mehr ausbreiteten, ſo dürfen ſie nur ſolche Beſitzungen erwerben, die ſchon in den Händen von Mennoniten ſind. Das vertheuert ihnen die Grundſtücke ſo ſehr, daß die Erwerber derſelben oft einen Preis dafür zahlen müſſen, der doppelt ſo hoch iſt, als der anderer Grundſtücke von ſonſt gleichem Werthe; durch Fleiß und eine ſehr ſorgſame rationelle Bewirthſchaftung ſuchen ſie das auszugleichen, ſo daß die Mennonitengüter ſich in dieſer Hinſicht vor allen andern vortheilhaft auszeichnen; ungeachtet ihre Beſitzer zu großen Einſchränkungen genöthigt ſind, üben ſie unbeſchränkte Gaſtfreundlichkeit, geben auch ſonſt freudig für alle guten Zwecke; dazu haben ſie Geld, weil die koſtbaren Thorheiten, für welche die meiſten Menſchen das ihrige verwenden, ihnen keins koſten.

Wenn nicht eine gleiche Einfachheit, doch eine ähnliche Liebenswürdigkeit fand ich bei den oſtpreußiſchen Gutsbeſitzern; man fühlt, daß ihnen Gaſtfreiheit nicht eine Pflicht, ſondern eine liebe Gewohnheit iſt; ihre Ungezwungenheit in geſellſchaftlicher Umgebung, die ſich eben ſo fern von Steifheit, als von ungeſitteter Schrankenloſigkeit hält, ihre Freigebigkeit mit dem, was das Haus bietet, die aber nicht in luxuriöſem Aufwand, oder gar in Schwelgerei ausartet, macht mir die Erinnerung an die Tage und Monate, während ich die Provinz bereiſte, zu einer ſehr lieben, da ich auch die Prediger in ähnlicher Weiſe und in den untern Ständen eine Offenheit, Zutraulichkeit und Empfänglichkeit fand, wie ich ſie nur ſelten gefunden. Doch gilt das mehr von den Landleuten als von den Bewohnern der Städte, namentlich der kleinern; die meiſten der letztern machen einen bedrückenden Eindruck; vernachläſſigtes Pflaſter, ſchiefe Häuſer, verfallene Mauern und ähnliche Zeugen der Armuth, bekunden den Mangel an Induſtrie und Verkehr.

Vielleicht würde der vortheilhafte Eindruck, den Oſtpreußen auf mich machte, noch tiefer geweſen ſein, wenn er nicht zum Theil durch meinen unmittelbar darauf folgenden Aufenthalt in Litthauen, etwas in den Hintergrund getreten wäre. — Schon mein Eintritt in dies Land erweckte ein günſtiges Vorurtheil für daſſelbe.

Ich hatte mir in Labiau ein Schiffchen mit zwei Schiffern und einer Schifferin bemannt gemiethet, das mich über das kuriſche Haff bringen ſollte; eine unüberwindliche Abhaltung verzögerte meine Abfahrt um fünf Stunden, dadurch hatten meine armen Schiffer eine ſaure Arbeit bekommen. Der Wind, der noch am Mittag ſo günſtig geweſen war, daß wir in ein paar Stunden ohne alle Anſtrengung unſer Ziel erreicht hätten, war umgeſprungen; ſie konnten jetzt von den Segeln keinen Gebrauch machen, ſondern mußten bis ſpät in die Nacht hinein mit aller Anſtrengung rudern. Die Sommernacht war ſehr ſchwül, der Schweiß rann ihnen in Strömen über die gebräunten Geſichter. Als ich ihnen mein Bedauern darüber ausſprach und wie leid es mir thäte, daß ich die Veranlaſſung zu ſo ſaurer Arbeit ſei, erwiederten ſie freundlich: *Ob das ſchadet nichts, der liebe Gott will uns nur auf die Probe ſtellen, ob wir auch nicht murren werden.* Nun ſie beſtanden die Probe ganz vortrefflich, blieben freundlich und liebreich und ſuchten mit zarter Aufmerkſamkeit meine kleinen Bedürfniſſe zu errathen und zu befriedigen.

Als wir in der Nacht ankamen, mußte ich ihr ſehr reines Bett, das einzige, das ſie hatten, einnehmen. Sie machten ſich, wie ich ſpäter erſt erfuhr, viel Mühe, um etwas Milch für mich aufzutreiben, da ſie unterwegs bemerkt hatten, daß ich aus einer mitgenommenen Flaſche Milch trank; ſie heizten in der Nacht auch den Backofen, damit ich am andern Morgen friſchen Kuchen bekäme, und führten mich gegen zehn Uhr Vormittags zur Kirche, die auf einer kleinen Inſel lag.

Am Ufer ſtanden Böte in großer Zahl angebunden, ich zählte über hundert; das waren die Fahrzeuge, in denen die Kirchengänger angekommen waren. Denn in jenem Theil von Litthauen giebt es keine andere Verbindung der Ortſchaften unter einander, als zu Waſſer.

Viele der Kirchengänger hatten Stunden lang, ja die Entfernteren ſechs und ſieben Stunden rudern müſſen, um zur Kirche zu kommen. Sie hatten alſo, die Heimkehr mitgerechnet, zwölf- bis vierzehnſtündige Arbeit zu verrichten, um ihre Kirche beſuchen zu können, und doch verſäumten ſie den Gottesdienſt nie.

In der folgenden Nacht reiſte ich weiter. Ich wollte meinen lieben Wirthen ein Geſchenk geben für ihre Bewirthung; ſie wollten keins annehmen, ja ſie wollten nicht einmal das Geld nehmen, das für die Ueberfahrt ausbedungen war.

An einem Mittwoch Nachmittag um vier Uhr war eine Verſammlung in der Dorfkirche einer ſehr großen Gemeinde oder vielmehr ſehr vieler kleiner Gemeinden angeſetzt; als ich um zwei Uhr in dem Dorfe ankam, hörte ich, daß in der Kirche ſchon geſungen wurde. Ich war verwundert und fragte, ob vielleicht ein Irrthum Statt gefunden, die Verſammlung ſei ja erſt zu vier Uhr angeſetzt. „Ach nein," erwiderte man mir, „das ſind die Litthauer, die darin ſingen, die machen das immer ſo; die kommen immer ein Paar Stunden vor Anfang des Gottesdienſtes in die Kirche, ſetzen ſich hin und beten ſtill vor ſich, bis einer ſich erhebt und ein Kirchenlied anſtimmt, die Kirchenlieder kennen ſie alle auswendig, und ſo ſtimmen ſie denn alle mit ein. Iſt das Lied zu Ende, ſo beten ſie ſtill wieder für ſich, bis einer ein anderes Lied anfängt. So ſingen und beten ſie abwechſelnd bis der Gottesdienſt beginnt. — Als die Verſammlung gegen Mittag beendet und ich nach meiner Wohnung gegangen war, kamen einige Männer zu mir, und baten mich, ob ich wohl an demſelben Tage noch eine Verſammlung in einer Kirche abhalten wolle, die einige Meilen entfernt war. Ich bedauerte, daß ich das ablehnen müſſe, weil ich für den folgenden Vormittag ſchon eine Verſammlung in einer Gemeinde angeſetzt habe, die in einer ganz entgegengeſetzten Richtung liege und es unmöglich ſei, daß ich zu dieſer Verſammlung zurecht käme wenn ich ihre Bitte erfülle. Sie erwiederten, das wiſſen wir, daß ſie morgen früh dort ſein müſſen, aber wir haben ſchon Alles eingerichtet, daß Sie dort zu'r rechten Zeit ſein werden.“ Ich entgegnete ihnen nun, daß wenn ich ihrem Wunſche auch nachgeben wollte, es ja doch unmöglich ſei, in dieſer kurzen Zeit die vielen, meilenweit zerſtreuten Gemeinden zu benachrichtigen und zu verſammeln. „Oh!“ erwiederten ſie, „die ſind ſchon Alle zuſammen, die warten ſchon auf Sie!“ und als ich nun fragte: „aber lieben Leute, wußtet ihr denn, daß ich kommen würde?“ da ſagten ſie: ja, wir haben gedacht, wir würden Sie recht bitten, und dann würden Sie's uns ſchon zu Gefallen thun; da haben wir denn ſchon überall umhergeſchickt, und die Leute eingeladen und haben ihnen ſagen laſſen, ſie ſollten nur kommen, denn wir würden nicht mit Bitten nachlaſſen, bis Sie uns verſprächen, daß Sie auch kommen würden. Nun mußt ich ja wohl zuſagen. Doch war ich nicht ohne Beſorgniß, ob mich die lieben Litthauer in ſo kurzer Zeit wohl an's Ziel bringen könnten. Landwege giebt's in jener Gegend nicht, nur Waſſerverbindungen, und wie angeſtrengt ſie auch rudern mochten, ſo ſchien mir doch unmöglich, es durchzuſetzen. Aber ſie ſetzten es durch, freilich auf eine Art, von der ich bis dahin noch keine Ahnung gehabt hatte.

Nachdem ich meine Einwilligung gegeben, nahmen mich ein Paar fröhlich an die Hand führten mich nach einem Kanal, in dem ein Kahn ſtand; der war mit Blumen und Binſen geſchmückt, quer über lag ein Brett, auf das ein geſteppter Weiberrock gebreitet war, darauf mußte ich mich ſetzen. Ein Mann ſtellte ſich an's Steuerruder, und zwanzig andere zogen den Kahn an einem langen Seile, der am Maſt befeſtigt war, indem ſie am Ufer entlang in vollem Rennen liefen.

Ich erkannte dankbar den guten Willen, dachte aber im Stillen: Wie lange werden ſie das aushalten? doch wurde mein Kleinglaube ſehr bald beſchämt. Als wir etwa 20 Minuten, ſo ſchnell gefahren, wie ein tüchtiges Pferd trabt, ſah ich von Weitem einen Haufen Männer am Ufer ſtehen; ich ahnte, was ſie wollten und meine Ahnung trog mich nicht; ſie löſten ihre laufenden Brüder ab, und ſo ging es weiter in vollem Rennen; alle halbe Meilen ſtanden friſche Zugkräfte, und wir waren pünktlich zur feſtgeſetzten Stunde am Ziel, an dem wir ſchon Tauſende verſammelt fanden, während das Ufer dicht mit Kähnen beſetzt war; denn in Litthauen geht Niemand zu Fuß in den Waſſer- und Sumpfgegenden, wo das Elenthier noch hauſt, wo es kein Getreide, keine Kartoffeln giebt, wo die Leute nur von Fiſchen leben und von dem, was ſie für die Fiſche eintauſchen; in dieſen Gegenden giebt es nur Waſſerwege, da fährt Alles auf Kähnen zu'r Stadt. In den Ackerbau treibenden Gegenden aber reitet Alles, Männer und Knaben, Frauen und Mädchen reiten zur Kirche, zur Kirmes, zur Hochzeit und zur Arbeit. Wenn der Knecht ein Rad zur Schmiede bringt, ſo beſteigt er ein Pferd, läßt ſich das Rad vor ſich auf's Pferd geben, hält es mühſam in der Schwebe und reitet das Rad in die Schmiede.

Bei den Verſammlungen fand ich oft Hunderte von Pferden an den Zäunen des Dorfes angebunden, es waren die Pferde der Zuhörer, die von fern herbei galoppirt waren. — Oft wenn ich im ſtrömenden Regen (der dort noch ganz anders ſtrömt, als bei uns) durch's Land fuhr, kamen quer über das Feld Frauen oder Jungfrauen auf ihren raſchen Pferden an meinen Wagen herangeſprengt, fragten: wo wird die Verſammlung ſein und wann wird ſie ſein? und wenn ſie Beſcheid hatten, wandten ſie das Pferd, ſtießen ihm die Hacken in die Rippen, daß es über den Graben der Landſtraße ſetzte und jagten dann über die weite Ebene nach den zerſtreuten Dörfern. Da konnte ich denn oft ſehen, wie wenige Minuten nach ihrer Ankunft ganze Schaaren von Reitern und Reiterinnen nach dem bezeichneten Verſammlungsorte hin galoppirten.

Sonderbar ſahen die Frauengeſtalten aus. Sie reiten wie die Männer, den einen Fuß im linken, den andern im rechten Steigbügel; ihre weiten Röcke dienen ihnen als Beinkleider, ſo daß ihre Haltung ganz züchtig iſt. Dabei tragen ſie ſehr große weiße Tücher, die ſie über den Kopf geſchlagen und unter dem Kinn zugeheftet haben. Dieſe Tücher verhüllen faſt die ganze Geſtalt; wenn ſie nun im Sturm flattern und wallen und eine Schaar von hundert oder mehr ſolcher weißen Geſtalten in Nebel, Regen und Dämmerung angejagt kommt, ſo gewährt dies einen traumhaften Anblick. —

Im Allgemeinen fand ich bei den Predigern keine ſo liebreiche Aufnahme, als bei den andern Ständen, daran mochte ich wohl ſelbſt ſchuld ſein.

Die dortigen Predigerſtellen ſind größtentheils ſehr einträglich. Bei der Abgeſchloſſenheit, in der die Prediger leben, bei dem Mangel an gebildetem Umgange liegt für Viele die Verſuchung nahe, ſich an leibliche Nahrung zu halten. Ich habe in keinem Lande ſo ausgeſuchte Tafelgenüſſe bei den Geiſtlichen gefunden, als bei den dortigen Predigern; ihre Frauen und Töchter ſcheinen bei franzöſiſchen Köchen und bei Schweizerkonditoren Lehrjahre durchgemacht zu haben. Daß ich alle dieſe Genüſſe verſchmähte und bei meiner einfachen Lebensweiſe blieb, machte einen unangenehmen Eindruck; und doch durfte ich von dieſer einfachen Lebensweiſe nicht abgehen. — Bei der Gaſtfreiheit, mit der ich oft in den Häuſern der Aermſten aufgenommen wurde, hätte es die Hausfrauen wohl bedrückt, mir das nicht geben zu können, was ich gewohnt ſei; ich mußte es alſo nicht anders gewohnt ſein, als ſie's mir geben konnten, deshalb aß ich weder in meinem eigenen Hauſe, noch bei einer Feſtlichkeit je mehr, als ein Gericht, d. h. entweder Suppe oder ein anderes Eſſen, aber nie beides, denn weniger als ein Gericht hatte auch der Aermſte nicht; von dieſer Regel durfte ich nie eine Ausnahme machen, ſonſt hätte jede Hausfrau gemeint: wenn ich ihm nur mehr vorſetzen könnte, er würde ſchon eine Ausnahme bei mir machen! Blieb ich längere Zeit in einer Provinz, ſo ſagte oder ſchrieb eine Hausfrau der anderen: „machen ſie keine Umſtände mit ihm, es hilft Ihnen nichts, er iſt es doch nicht!" dafür hatt' ich denn wohl einmal die Freude, daß mir eine Hausfrau ſagte: „Sie ſind recht leicht aufzunehmen!" das ſchmeckt beſſer, als die ſchönſten Gerichte.

Während ich bei den Geiſtlichen eine bunte Mannigfaltigkeit der Tafelgenüſſe fand, zeigte ſich in der Tracht der gemeinen Litthauer eine große Vorliebe für Buntheit und für Farbenpracht, ſo daß ihre Kleidung, beſonders die weibliche, ſich durch lebhafte Farbenzuſammenſtellung und durch bunte Stickereien auszeichnet, ein Schmuck, den auch die männliche Kleidung nicht verſchmäht. Dabei iſt die Form und Farbenwahl immer geſchmackvoll und hat, was die weibliche Kleidung betrifft, eine auffallende Aehnlichkeit mit der neugriechiſchen, ja, ich habe, als ich Abbildungen der letztern mit denen der litthauiſchen Bräute und Brautjungfern verglich, gar keinen Unterſchied finden können.

Ein Bekannter von mir, der lange Jahre in Griechenland gelebt, ſah eines Tages Abbildungen der litthauiſchen Trachten bei mir, er hielt ſie für neugriechiſche und es war ſchwer, ihn von ſeinem Irrthume zu überzeugen. Noch merkwürdiger aber war es mir, daß er mir verſicherte, wie das, was ich ihm von den Gebräuchen und Begrüßungsformeln bei litthauiſchen Hochzeiten erzählte, in Griechenland ganz gerade ſo ſtattfinde, ja, daß die gebräuchlichen Reden und Gegenreden von Wort zu Wort übereinſtimmten.

Nach der Verſicherung des Oberlehrers K. in Tilſit hätten die litthauiſche und griechiſche Sprache ſo viel Aehnlichkeit miteinander, daß ſie auf einen gemeinſchaftlichen Stamm ſchließen ließen. Ich habe ſo wenig von der litthauiſchen Sprache gelernt, daß ich mir ſelbſt kein Urtheil hierüber bilden konnte, das aber fiel mir auf, wie der Klang beider Sprachen eine merkwürdige Uebereinſtimmung hatte. Hörte ich eine lithauiſche Predigt, ſo war es mir während der ganzen Zeit, als ob ich griechiſch ſprechen hörte, und ich ſtrengte mich fortwährend an, irgend ein Wort davon zu verſtehen, was mir freilich niemals gelang; denn wenn ich einmal ein Wort im Gedächtniß behielt und ſpäter nach ſeiner Bedeutung fragte, ſo ſtimmte ſie niemals mit der griechiſchen überein.

Frägt man mich nun, wie bei meiner Unbekanntſchaft mit der litthauiſchen Sprache ein Verkehr mit den Litthauern möglich geweſen ſei? ſo diene zur Antwort, daß die meiſten Männer unter ihnen Soldaten waren, alſo ſchon dadurch deutſch gelernt haben, daß aber auch ſonſt viele von ihnen, ja ganze Gemeinden deutſch ſprachen und daß da, wo das nicht der Fall war, ein litthauiſch ſprechender Geiſtlicher, der mich begleitete, in der Kirche, nachdem ich deutſch geſprochen, die eben gehaltene Rede in der Landesſprache wiederholte.

Eine eigenthümliche Gemeinſchaft lernte ich in Litthauen kennen. Ich wurde zuerſt in einer Kirche darauf aufmerkſam, als ich zu meiner Ueberraſchung nichts als braun und blau vor Augen ſah. Unten auf den Bänken ſaßen blau gekleidete Frauen, über mir auf den Emporen ſtanden braun gekleidete Männer. Die Kleidung der Frauen beſtand aus ſelbſt gewebten blauen Zeugen, woraus ihr Rock, ihr Mieder, ihre Schürze, ihr Kopftuch gefertigt war; die Kleidung der Männer aus ſelbſt gewebtem braunen Haartuch. Kein buntes oder auch nur ein weißes Band bei den Frauen, kein metallner oder hörnerner Knopf bei den Männern unterbrach die Einförmigkeit der Farben, denn bei jenen waren auch die Bänder blau und bei dieſen nirgends Knöpfe zu ſehen, ſondern die Röcke mit Haken und Oeſen zugeheftet, und als Kopfbedeckung tragen ſie eine Mütze von demſelben braunen Haartuch und von einer eigenthümlichen Form, die vielerlei Veränderungen geſtattet, je nachdem Froſt oder Sonnenſchein, Sturm oder Regen es gebieten.

Sie werden von den Andern, nicht als Spottnamen, aber als Bezeichnung, Suremniker genannt, was ſo viel heißt, als Verſammler, weil ſie regelmäßige Verſammlungen halten. Iſt irgend eine Mißhelligkeit oder auch nur Meinungsverſchiedenheit wegen Mein und Dein bei ihren Mitgliedern vorgekommen, ſo wird nach einer ſolchen Verſammlung den Familienälteſten dieſe vorgetragen und was die entſcheiden, dem unterwirft ſich Jeder. Zu Prozeſſen kommt es nie.

Ein alter Gerichts-Director ſagte mir: wenn wir lauter Suremniker hätten, dann wären wir Juriſten unnütz. Während der dreißig Jahre, die ich hier Beamte bin, iſt mir noch kein Fall vorgekommen, daß einer von ihnen prozeſſirt hätte; werden ſie aber wegen einer Zeugungsausſage vor Gericht geladen, dann kann man ſich auf jedes Wort, welches ſie ausſagen, verlaſſen.

Ihre Zahl beträgt, wie man mir ſagte, etwa ſechs bis ſieben tauſend. Ich würde ſie auch von den andern Landleuten unterſcheiden können, wenn ſie ebenſo wie dieſe gekleidet wären. Ihr Weſen hat etwas Edles, ich möchte ſagen Majeſtätiſches, dabei haben aber ihre Züge nichts Strenges, es liegt im Gegentheil in der Haltung ihres Hauptes, die etwas Geneigtes hat, in dem Ausdruck ihres Auges, das immer mit dem ganzen Blick auffaßt, etwas ſo Gewinnendes, daß ich mich, wie widerſprechend es auch ſcheinen mag, gehoben und gedemüthigt unter ihnen fühlte. Dabei ſind ſie einen halben Kopf größer als die andern Litthauer. Lauter kräftige, ſchön gebaute Geſtalten, ſelbſt die Alten haben eine geſunde Geſichtsfarbe, und einen klaren leuchtenden Kindesblick, der wie ein Sonnenſtrahl wohlthut. — Wie kommt es aber, daß ſie größer ſind, als die andern Bewohner rings umher, die doch in demſelben

Klima, in denſelben Wohnungen leben, ſich auf dieſelbe Weiſe beſchäftigen, von denſelben Lebensmitteln nähren? — Der berühmte Reiſende Violet, der faſt ſein ganzes Leben unter den Indianern zubrachte giebt die Erklärung. Er erzählt, wie der Stamm der Schoichonen, der einzige Indianerſtamm ſei, der noch dieſelbe Größe und Schönheit des Körperbaues ſich bewahrt habe, welche man ſonſt bei den Indianern gefunden, alle übrigen Stämme ſeien verkrüppelt, verkommen durch den Branntwein und ſeien durchſchnittlich um einige Zoll kleiner geworden als früher, während nur die Schoichonen durch das Fernhalten von Branntwein ſich die urſprüngliche Größe erhalten hatten. Auch die Litthauer waren einſt, ehe der Branntwein zu ihnen kam, ein großer ſchöner Schlag von Leuten, vielleicht der größte in unſerm Vaterlande. Sie lieferten, wie mir ältere Offiziere ſagten, damals die meiſten Mannſchaften zur Garde du Corps und zum erſten Garde Regiment, während jetzt die Mehrzahl von ihnen nicht einmal die für die Linienregimenter vorgeſchriebene Größe erreicht. Die Suremniker allein haben gleich den Schoichonen ihre Schönheit und Größe behalten, weil jeder, der zu ihrer Gemeinſchaft gehört, ſich des Branntweingenuſſes vollſtändig enthalten muß.

Ich fragte einen von ihnen, ob ſie Anſtoß daran nähmen, daß ich einen Siegelring trüge, da ſie ſorgfältig alles Glänzende von ſich fern hielten. Er erwiederte mir darauf: „Uns ſteht kein Urtheil über Sie zu; wir wiſſen ja nicht, ob Sie durch ſolche Dinge in Verſuchung geführt werden. Bei uns Litthauern iſt die Neigung zu Putz und Schmuck eine ſehr gefährliche und viele von uns bringen ſich dadurch in Schaden; deßhalb tragen wir, um ſolchen Verſuchungen zu entgehen, die Kleidung welche Sie an uns ſehen.“

Trotz dieſer Eigenthümlichkeit ſondern ſie ſich in keiner Art ab, ſie leben in gutem, freundſchaftlichem Verkehr mit den andern Landleuten, ſie halten ſich zur Kirche, die ſie ſehr regelmäßig beſuchen, geben gern und reichlich zu Bibel- und Miſſionsvereinen und werden deßhalb auch von keiner Seite angefeindet. Für mich ſind ſie eine der lieblichſten Reiſeerinnerungen und ich war überraſcht, daß ich bisher noch nie etwas von ihnen gehört hatte.

Vielleicht geht's manchem Leſer ähnlich. —

Fand ich in Litthauen in den unterſten Ständen eine überraſchende Gaſtlichkeit, ſo ſtehen ihnen die höchſten Stände des benachbarten Kurlands darin nicht nach. Der kuriſche Adel iſt auf ſeinen Edelhöfen ganz dazu eingerichtet, mehrere Familien Tage und Nächte, ja Wochen und Monate lang bei ſich aufzunehmen. Hat man ſich eben vorgenommen, einen Nachbar (der Begriff „Nachbar“ erleidet dort oft eine ſehr weite, ja viele Meilen weite Ausdehnung) zu beſuchen, und bekömmt man ſelber Beſuch, ſo iſt das kein Grund, die Reiſe aufzugeben; nein, es iſt ein Grund mehr, ſie auszuführen. *Man nimmt den Beſuch mit ſich*, denn man weiß, daß man doppelt willkommen iſt, weil man doppelt zahlreich ankommt. Es giebt kuriſche Gutsbeſitzer, die beſondere Gebäude zur Aufnahme von Gäſten, andere für deren Dienerſchaft haben; die Gaſtzimmer ſind im Winter, auch wenn ſie leer ſtehen, täglich geheizt, damit etwa ankommende Gäſte, eben ſo warm von den Wänden, als von den Wirthen empfangen werden.

Eine ähnliche Gaſtfreundſchaft fand ich nur in Polen, wo ſie aber ſogar in Gewaltſamkeit ausartet. Ich habe es erlebt, daß mich, als ich bei einer Durchreiſe dort auf einen Edelhof fuhr, um mich nach dem Wege zu erkundigen, der Gutsherr auszuſteigen und ſein Gaſt für dieſen und den folgenden Tag zu ſein *zwang*. Wie am dritten Tage kein Zureden half, und ich anſpannen und vorfahren ließ, beorderte er ſeine Leute, daß ſie mir ein Rad vom Wagen abnehmen und es in der Wagenremiſe verſchließen ſollten. So wurde ich noch zwei Tage gefangen gehalten. Dieſe Gewaltſamkeit ging jedoch aus keiner beſonderen Vorliebe für meine Perſon, ſondern aus einem verletzten Nationalgefühl hervor, das ſich gegen jeden Gaſt geltend gemacht haben würde, der es ſich herausgenommen hätte, *das Recht* auf einen Gaſt zu verletzen; dabei wußte mein gewaltſamer Wirth nicht, wer ich war und zeigte auch gar kein Verlangen es zu erfahren. Die kuriſche Gaſtfreundſchaft hat etwas — zahmeres, ſie ſorgt auch für die Dienſtboten der Gäſte, woran in Polen Niemand denkt. Das Verhältniß eines polniſchen Dieners zu ſeiner Herrſchaft hat die größte Aehnlichkeit mit dem eines Hundes zu ſeinem Eigenthümer. Dieſer ſorgt für das Futter, für's Lager mag der Hund ſelbſt ſorgen, er wird wohl einen Platz finden! den findet denn der polniſche Bediente auch zuweilen auf der Thürſchwelle im Zimmer, häufiger noch vor demſelben. Hier liegt er zuſammengerollt wie ein Igel, eingewickelt in ſeinen Pelz, um ſogleich bei jedem Ruf ſeines Herrn zur Hand zu ſein. Ein beſonderes Zimmer oder auch nur Lager für ihn, das wäre ein unerhörter Luxus; einen ſolchen treibt der Gaſtgeber nicht mit der Bedienung ſeiner Gäſte; ebenſowenig bekümmert er ſich um ihre Beköſtigung; für dieſe ſorgt der Gaſt ſelber, freilich auf Koſten ſeines Wirthes. Es iſt nämlich Sitte, daß jeder Gaſt ſeinen eignen Bedienten bei Tiſch hinter dem Stuhl ſtehen läßt; da legt der Herr ſich denn ſehr reichliche Portionen vor, ſtochert etwas darin und reicht dann den Teller ſeinem Bedienten zum wechſeln, dieſer ſättigt ſich nun nicht allein an dem, was er auf dem Teller findet, ſondern ſteckt davon auch wohl ein Stück Fleiſch oder Fiſch, ein Rebhuhn oder eine Hühnerbruſt in ſeine weite Taſche, wenn ſein weiter Magen keinen Raum mehr bietet. Nicht allein dieſe, ſondern manche andere Seite der polniſchen Gaſtfreundſchaft hat etwas — wildes. Dazu gehört auch der ſogenannte Kulik. Zu einem ſolchen Kulik, der faſt immer nur in der Carnevalszeit ſtattfindet, verbinden ſich mehrere Familien, ſetzen ſich maskirt auf Schlitten und überraſchen einen Gutsbeſitzer; hier werden ſie mit Freuden empfangen; der Wirth ſorgt für Trinken, die Hausfrau für Eſſen, Muſik zum Tanze bringt man mit; nach einem Aufenthalt von ein Paar Stunden bricht man auf, die gutsherrliche Familie ſchließt ſich maskirt dem Zuge an, und ſo geht's zum Nachbar; kommt die Nacht, oder vielmehr der Morgen, denn die Nacht wird durchjubelt, ſo wird eine große Streu gemacht, auf welcher beide Geſchlechter ein paar Stunden ruhen; die bewirthende Familie ſchließt ſich dann dem Zuge wieder maskirt an, der wie eine Lavine von Gut zu Gut immer größer wird, ſo daß aus einem Zuge, der mit vier bis fünf Schlitten ausgefahren iſt, endlich fünfzehn bis zwanzig Schlitten werden, und man erſt am vierten oder fünften Tag heimkehrt.

Am wohlthuendſten war mir bei ſolchen Streifzügen die züchtige Sitte, die bei aller Ausgelaſſenheit doch nie verletzt wurde, und die Liebenswürdigkeit der Hausfrau, wenn ſelbſt dreißig bis vierzig Perſonen plötzlich unangemeldet als Gäſte einrückten. Sie gab immer, was Küche und Speiſekammer eben vermochten; man ſah keine Aengſtlichkeit und hörte keine Entſchuldigungen. Bedächten doch unſere deutſchen Hausfrauen, daß man bei einer Hausfrau Alles leichter entſchuldigt, als Entſchuldigungen!

Wenn dieſe Gaſtfreiheit der Kuliks ein Eigenthum der mittleren Stände iſt, denn die vornehme Welt iſt zu vornehm, die arme Welt zu arm dazu, ſo iſt dagegen die Gaſtfreiheit mit dem Geweihten ein Eigenthum aller Stände. Vor dem Oſterfeſte, mit dem die ſiebenwöchentlichen Faſten zu Ende ſind, zieht Alles zur Kirche, um dort die langentbehrten Fleiſchſpeiſen, Eier und Butter einweihen zu laſſen; ſolch Eſſen wird „Geweih'tes" genannt. Selbſt der Aermſte iſt nicht ſo arm, daß er am erſten Oſterfeiertage nicht etwas Geweih'tes auf ſeinem Tiſche hätte; denn Keiner würde ſo hart ſein, ihm dazu eine Gabe zu verſagen; aber nicht um des eigenen Genuſſes, nein um des Bewirthens willen, freut ſich jeder auf das Geweihte. Da ſtehen alle Thüren offen, da ſind alle Tiſche gedeckt, bei den Aermſten mit Schinken, Eiern und Butter, bei den Reicheren neben dem Genannten, welches nie fehlt, noch mit ausgeſuchten Fleiſchſpeiſen. An dieſem Tage iſt keiner zu Hauſe, man würde ſeine Bekannten kränken, käme man nicht zu ihnen das Geweih'te wenigſtens zu koſten. So zieht man Tage lang von Einem zum Andern, aber nicht ein Bekannter, Jeder iſt da ein willkommener Gaſt und eben, weil jede Familie dieſe Gaſtfreiheit übt, iſt ein Mißbrauch gar nicht möglich. In den Oſtertagen giebt's keinen Hungrigen, kann's keinen geben, denn alle Thüren öffnen ſich ihm und alle Herzen heißen ihn willkommen. Wer das Elend der ärmſten Klaſſen kennt, für den liegt ein freudiger Troſt in dem Bewußtſein: Nun, in dieſen Tagen hungert doch Keiner.

Eine ſolche Gaſtfreiheit im Großen und Ganzen, in der jedes Haus ein Gaſthaus, das ganze Land ein Gaſtmahl und jeder Hausvater nicht nur Gaſtwirth, ſondern Gaſt und Wirth zugleich iſt, giebt es wohl nur einmal in der Welt; um der Eigenthümlichkeit der geſchilderten Zuſtände willen, vergeben mir wohl Herausgeber und Leſer, daß ich „unſer Vaterland", etwas überſchritten habe, ich reiſe aber ſchon wieder dahin zurück und zwar aus dem gaſtlichſten aller Länder, nach dem ungaſtlichſten, nach der Rheinprovinz. In dieſen Worten werden die vielen Rheinländer, die mich wohlwollend aufnahmen, eine Undankbarkeit finden, aber ſie thun mir Unrecht; ich bin ihnen nicht trotz, ſondern wegen jener Anſicht ſehr dankbar, ja doppelt dankbar; denn ihre Liebenswürdigkeit tritt um ſo mehr hervor, jemehr gaſtliche Aufnahme bei ihnen zu den Ausnahmen gehört; der Reiſende aber wird das Gefühl nicht los, daß er ſich in einem Ausnahmezuſtande befindet; es drückt ihn, daß ſeine Anweſenheit einen ſolchen erzeugt. Wie viel Mühe und Sorgfalt die liebenswürdigen Gaſtgeber auch anwenden, der Gaſt fühlt an tauſend Dingen, daß er zu einer ungewohnten Erſcheinung gehört, auf die man ſo gar nicht eingerichtet iſt; bald fehlt ein Spiegel oder Seife oder ein Stiefelknecht, oder ein paar Streichhölzer und hundert ähnliche Kleinigkeiten, die man da niemals vermißt, wo ein Zimmer ſtets als Gaſtzimmer benutzt wird. Ich bin das Bewußtſein des Ausnahmezuſtandes in der Rheinprovinz gar nicht los geworden, und meinen gütigen Wirthen iſt's gewiß nicht anders ergangen; ich fühlte, daß ſie gaſtfrei waren, wenn ich kam; und ich wußte, daß ſie gaſtfrei waren, wenn ich ging.

Ein ähnliches Gefühl hatte ich in Weſtphalen, doch nehme ich die Bauern im Ravensbergiſchen aus; auch ſie ſind nicht daran gewöhnt, Gaſtfreiheit zu üben, denn der Weſtphale überhaupt lebt ſehr zurückgezogen, aber ſie geben etwas ſo Geſundes, Treuherziges; ſie geben, was ſie geben, ſo mit ganzem Herzen, daß der Gaſt ſich wohl bei ihnen fühlt. Einen ſchmerzlichen Eindruck machten mir die Heuerlinge (Arbeitsleute), die in früherer Zeit von den Bauern Land in Pacht hatten, den Pachtzins durch ihre Hülfe bei der Feldarbeit abtrugen und in der freien Zeit mit ihrer ganzen Familie ſpannen und ſpulten. In neuerer Zeit fanden es die Bauern vortheilhafter, das Land, welches ſie bisher den Heuerlingen gaben, ſelbſt zu bewirthſchaften; dadurch, ſowie durch die Spinnmaſchinen und den Verfall des Leinwandhandels ſind jene armen Leute in ſchwere Bedrängniß gerathen. Wer unter ihnen das Reiſegeld aufbringen konnte, ging nach Amerika, ſo daß es Jahre gab, in denen aus einem einzigen Kirchſpiel über dreihundert auswanderten. Der Zurückbleibenden, die das Reiſegeld nicht aufzubringen vermochten, hatte ſich ein finſterer Mißmuth bemächtigt. Es erregte ſchmerzliche Theilnahme, wenn man ihre vergrämten Züge, ihre bleichen Geſichter, mit den zufriedenen Mienen der von Kraft und Geſundheit ſtrotzenden Bauern verglich. Merkwürdig waren mir die Hände der Frauen und Töchter der Heuerlinge; etwas Feineres und Kleineres habe ich außerdem nur einmal bei ein paar indiſchen Fürſtentöchtern gefunden, die ein Miſſionar nach Europa gebracht hatte. Jene Feinheit und Kleinheit hat ihren Grund wohl großentheils darin, daß die weiblichen Familien-Mitglieder ſeit Jahrhunderten nie etwas Anderes gethan, als geſponnen und geſpult haben, doch muß ſie auch ein Eigenthum des Stammes ſein; denn in den ſchleſiſchen Weberfamilien, woſelbſt ein ähnliches Verhältniß ſtattfand, waren die Hände zwar auch auffallend klein, aber die Finger doch bei Weitem nicht ſo ſchlank und fein. Unfeiner als ſonſt irgendwo in Weſtphalen, und zwar nicht nur in Hinſicht von Hand und Fuß, ſondern in jeder Hinſicht, fand ich die Landleute im Paderborniſchen: plump und grob in Werk und Wort, finſter in der Miene und ſcheu im Weſen, während die Münſterländer einen heitern, offnen Sinn, frei von jedem Mißtrauen, zeigten. Dieſe Zutraulichkeit erkennt man ſelbſt an den Haus- und Stubenthüren; ich fand keine, die verſchloſſen, aber nicht ſelten ſolche, die gar nicht verſchließbar waren. Als ich in der Hauptſtadt des Ländchens Münſters einen Beamten aufſuchte, der von Berlin dahin verſetzt worden war, fand ich Niemand zu Hauſe, aber alle Thüren offen; er erzählte mir ſpäter, daß er Anfangs ſeine Wohnung ſtets verſchloſſen gehalten, daß er aber mit ſeinem Berliner Mißtrauen ſo lange geneckt worden ſei, bis er endlich die Münſterſche Sitte mitgemacht, und daß er noch nie Veranlaſſung gehabt habe, es zu bereuen.

Eine beſondere Art der Gaſtlichkeit fand ich in der Rheinprovinz und in Weſtphalen bei den katholiſchen Geiſtlichen. Ohne die Freuden, aber auch ohne die Sorgen und Ausgaben, die eine Familie mit ſich bringt, geben ſie viel auf und für eine gute Tafel; da deren Genüſſe aber nur durch Geſellſchaft die rechte Würze erhalten, ſind ihnen Gäſte immer willkommen. So war ich's ihnen denn auch, bis ſie mich näher kennen lernten; dann wurde ich ihnen durch die Einfachheit, ja Kargheit meiner Lebensweiſe ein ſehr unbequemer Tiſchgenoß und mußte einige Mal von ihnen hören, ich würde mich trefflich zum Capuziner eignen. Da ich ſehr zweifelhaft war, ob ſie damit ein Lob ausſprechen wollten, ſo konnte ich ihnen beiſtimmen, ohne unbeſcheiden zu ſein.

Die Geiſtlichen fand ich auffallend verſchieden in dem Grade ihrer Kenntniſſe und Bildung, je nachdem ſie dieſe auf Univerſitäten oder in theologiſchen Seminaren erhalten hatten, aber auch, je nachdem ſie an Kirchen angeſtellt waren, die ſich an der Gränze und umgeben von einer großen Theils evangeliſchen Bevölkerung befanden, oder an ſolchen, die mitten im Lande und von lauter Katholiken umgeben waren; — in jenen lernte ich fein gebildete Männer kennen, die ſich beſtrebten, den Schein fanatiſcher Intoleranz zu vermeiden und Werth darauf legten, daß ſie mit unſerer Literatur, ja ſelbſt mit den Kernliedern unſerer Kirche bekannt waren, während die andern jede Unterhaltung, die auf ein ſolches Gebiet führen konnte, vermieden und nur Luſt an guten Speiſen und Getränken und an derben, jovialen Anekdoten zeigten, in denen ſie unerſchöpflich waren. Die katholiſche Kirche beſetzt wie ein kluger Feldherr die gefährlichen Außenpoſten mit ausgeſuchten Truppen, während ſie die ſchwächern im Innern des Landes verwendet, weil da ihre Schwäche dem Feinde nicht bemerkbar iſt, und ſie für den Erfolg minder nachtheilig wirkt. Jene oben erwähnte Jovialität bewährten die katholiſchen Geiſtlichen auch dann, wenn ſie ſich in Weinſtuben zuſammenfanden, die ausſchließlich von ihnen beſucht wurden. Es herrſchte da eine Ungebundenheit in der Unterhaltung, die keine Spur von paſtoraler Würde zeigte. Bei Gelegenheit der Jeſuitenmiſſionen, die ich mehrmals kommen und gehen ſah, konnte ich ſehr wohl bemerken, daß die Geiſtlichen ſie lieber gehn, als kommen ſahn; und das iſt kein Wunder, denn ſo lange eine ſolche Miſſion in einer Parochie weilt, treten die Ortsgeiſtlichen ſo gänzlich zurück, daß ſie wie Fremdlinge in ihrer eigenen Heerde erſcheinen. Nur ſchwer widerſtehe ich der Verſuchung, von den Eindrücken zu ſprechen, welche die Jeſuitenpredigten auf mich machten; aber es iſt ja nur meine Aufgabe, von der deutſchen Gaſtlichkeit zu reden; dieſe Aufgabe iſt erfüllt, doch darf ich, bevor ich ſchließe, mir die Bitte nicht verſagen, daß kein Leſer ſich berechtigt halten möge, aus dem Grade der Gaſtfreiheit eines Volkes auf den Grad ſeines Werthes oder Unwerthes zu ſchließen, das wäre ein Trugſchluß; wohl aber darf man aus dem Grade der Gaſtlichkeit eines Landes auf den Grad ſeiner Civiliſation ſchließen: je gaſtlicher ein Land, deſto unciviliſirter. Wo es keine Eiſenbahnen und Landſtraßen, wo es wenig Verkehr alſo auch keine Gaſthöfe giebt, da iſt jeder Gebildete darauf angewieſen, bei ſeinen Standesgenoſſen Herberge zu ſuchen, da iſt Gaſtfreiheit eine Pflicht der Selbſterhaltung, denn Jeder weiß, daß er nächſtens in die Lage kommen kann, von ſeinem Gaſte das zu fordern, was er ihm eben gegeben. Aber auch Gaſtfreiheit gegen fremde Durchreiſende, die wohl kaum je in die Lage kommen können, ſie zu erwidern, iſt in verkehrloſen Gegenden nicht frei von Egoismus. Wo die Einförmigkeit des täglichen Lebens nur ſelten durch einen Beſuch unterbrochen wird, da iſt ein ſolcher Beſuch ein Feſt, da iſt der Gaſt ein Fund, um den die Nachbarn den glücklichen Finder beneiden. Die Neuheit ſeiner Erſcheinung gewährt einen Genuß, den man nur ungern verliert, und an dem man noch zehrt, wenn er längſt vorübergezogen iſt; in hochciviliſirten Ländern dagegen, wo Poſten, Dampfſchiffe und Eiſenbahnen täglich Fremde bringen, wo jeder Reiſende alle Bequemlichkeiten im Gaſthofe findet, wo man durch überhäuften Verkehr mit Bekannten oft ſo ermüdet und von ſeinen Berufspflichten ſo abgehalten wird, daß man die Tage, ja ſelbſt die Stunden ungeſtörter Einſamkeit und Stille als einen ſelten gebotenen Genuß betrachtet, da iſt die Aufnahme eines Gaſtes oft eine Laſt, die in gar keinem Verhältniß ſteht zu der Wohlthat, die dem Gaſte erwieſen wird. Darum noch einmal: mangelnde Gaſtfreiheit iſt kein Tadel, gern geübte Gaſtfreiheit iſt kein Lob für ein Land; beide geben nur einen Maßſtab für die Civiliſation deſſelben. Gaſtfreiheit iſt eine Tugend der Wüſte.

Colonie Königswille, oder: eine Ackerſeparation im vorigen Jahrhundert.

Ein Beitrag zur Geſchichte Friedrichs des Großen.

Zum erſten Male nach Familiennachrichten mitgetheilt
von A. Freiherrn von Golz.

I.

Im letzten Decennium ſeiner Regierung*) reiſte Friedrich der Große nach Schleſien zur Revue. Er ſandte, wie gewöhnlich, einen Feldjäger voraus, der ihm Quartier machte. Als dieſer nach dem Dorfe Göhren, zwiſchen Sommerfeld und Croſſen, kam, um bei dem dortigen Prediger Quartier für den König zu beſtellen, fand er die Wohnung im Pfarrhauſe verſiegelt. Der Prediger war geſtorben, ohne eine Ehegattin oder majorenne Kinder zu hinterlaſſen; es war deßhalb der Nachlaß vom Gericht unter Siegel gelegt worden. Der Feldjäger, gewohnt den Befehl ſeines Königlichen Herrn unbedingt auszuführen, war eben im Begriff, die Siegel abzureißen und Beſitz von der Wohnung zu nehmen, als der Gutsherr, Baron von Blomberg, dazu kam und als Gerichtsherr ſowie als Polizeiobrigkeit Proteſt gegen dies gewaltſame, durch die Geſetze mit harter Strafe verpönte Verfahren einlegte, und als dies nicht wirkte, ſich mit ſeinem Jäger vor die verſiegelte Thür hinſtellte und erklärte, er würde der Gewalt Gewalt entgegenſetzen, und der Feldjäger möge verſuchen, wer der Stärkere ſei. Zugleich ließ er den Wirthſchafter rufen, gab ihm in Gegenwart des Feldjägers den Befehl, ſogleich ein Pferd zu beſteigen, damit nach der nächſten Poſtſtation zu jagen, dort Extrapoſt zu nehmen, beim König, der ſich in Frankfurt an der Oder befand, um Audienz zu bitten und ſich über dies gewaltſame Verfahren zu beſchweren. Das wirkte. Der Feldjäger bat, die Abſendung des Boten zu unterlaſſen; er werde die Siegel nicht verletzen, obgleich er nicht wiſſe, wo er Quartier für den König machen ſolle. Der Gutsbeſitzer ſtellte ſein ganzes Haus zur Verfügung. Darauf erwiderte jener nicht ohne einige Verlegenheit, der König habe ihm zur Pflicht gemacht, nicht bei den Edelleuten, ſondern bei Predigern Quartier für ihn zu machen; dieſen letzteren gebe der König jedesmal für die Aufnahme vierzig Friedrichsd'or; dadurch ſeien ſie reichlich belohnt und erlaubten ſich nicht, noch irgend eine Gnade für ihre Bemühungen zu erbitten; den Edelleuten könne er kein Geld geben, und dieſe verlangten allerlei Gunſt und Gnade, die ihm unbequemer und koſtſpieliger wären, als ein Geldgeſchenk, und dabei glaubten ſie doch noch, daß ſie dem Könige einen beſonderen Dienſt geleiſtet hätten. Als der Gutsbeſitzer verſicherte, daß er ſich überreich belohnt fühle durch die Ehre, Seiner Majeſtät auch nur den kleinſten Dienſt geleiſtet zu haben, daß er keinen Wunſch irgend einer Art hege, er auch den König ſchon deshalb nie um eine Gunſt bitten werde, damit es nicht das Anſehen habe, als verlange er für die große Freude, die ihm der hohe Gaſt durch ſeinen Beſuch bereitet, auch noch eine Vergütigung — war der Feldjäger zwar beruhigt, doch war er immer noch in Sorge, daß der König ungehalten ſein könne darüber, daß das Nachtquartier nicht, wie befohlen, beim Prediger ſtattfinde. Als ihm entgegnet wurde, daß der König erfahren ſolle, wie der Feldjäger alles Mögliche gethan, um des Königs Befehl durchzuſetzen, und nur durch Gewalt verhindert worden ſei, das Predigerhaus in Beſitz zu nehmen, bat er dringend, den König nichts davon wiſſen zu laſſen, daß er hätte die Siegel des Gerichts verletzen wollen, weil Seine Majeſtät ſonſt gewiß ſehr ungehalten auf ihn ſein würden. Er zeigte überall große Beſorgniß vor dem Mißfallen des Monarchen und gab zu verſtehen, daß es ungemein ſchwer ſei, es demſelben recht zu machen, ſo daß der Gutsbeſitzer und mehr noch deſſen Familie mit einiger Aengſtlichkeit dem hohen Beſuche entgegen ſahen. Auf Befragen, ob denn irgend etwas zum Empfange geſchehen dürfe, und was für die Bequemlichkeit oder für die Küche zu thun ſei, erwiderte der Feldjäger, daß jede Art von Empfangsfeierlichkeiten unterbleiben müſſe, daß der mitgebrachte Küchenmeiſter alles für die Tafel Nöthige bei ſich führe, und das Einzige, was daher von Seiten des Gutsbeſitzers geſchehen könne, beſtehe darin, daß viel Knoblauch vorräthig gehalten würde, weil davon ſtets eine große Menge für die Königliche Küche verbraucht würde, und der Küchenmeiſter gern friſchen Knoblauch fände; ſonſt wäre ſchönes Obſt das Einzige, was der König zuweilen annehme, doch möchte auch dies hier lieber unterbleiben; denn in der Regel glaube der König, man präſentire es ihm nur, um etwas dafür zu haben, und er nehme es daher nur von ſolchen an, denen er ſchon viel geſchenkt, wo er alſo das Obſt als ein Gegengeſchenk anſehen könne, für deſſen Annahme er keine Verpflichtung auf ſich lade. So habe er früher immer beim Umſpannen in Kamenz Obſt angenommen. Das aber wäre unerläßlich, daß von Elſenholz ein tüchtig Kaminfeuer in dem Schlafzimmer des Königs unterhalten werde. Auf die verwunderte Frage, ob bei der jetzigen warmen, faſt ſchwülen Witterung das Zimmer dadurch nicht zu heiß würde, erwiderte der Feldjäger, wie Seine Majeſtät ohne Rückſicht auf die Jahreszeit das ganze Jahr hindurch auch in Allerhöchſt Ihren Schlöſſern täglich Kaminfeuer im Schlafzimmer unterhalten ließen, weil ſie der Meinung wären, daß dadurch reine Luft erzeugt würde, und dies der Geſundheit ſehr zuträglich ſei.

---

*) Das Jahr vermag der Verfaſſer nicht genau anzugeben, da leider alle über dieſe Angelegenheit ſprechenden Familien-Papiere im Kriege verloren gegangen ſind, und er nur erzählen kann, was ihm (Baron von Blomberg war ſein Großvater) in ſeiner Jugend erzählt worden iſt.

Auf die Frage, ob der König jetzt kein Obſt mehr in Kamenz annähme, erwiderte der Feldjäger mit einem Kopfſchütteln: „Der König läßt nicht mehr in Kamenz umſpannen.“ Die Erwiderung geſchah aber in ſo eigenthümlicher Art, daß man ſogleich erkennen konnte, es habe damit eine beſondere Bewandtniß. Der Feldjäger gab dies zu und erzählte nach einigem

Bitten den Zuſammenhang. Der frühere Probſt des Kloſters hatte dem König bekanntlich einſt einen großen Dienſt erwieſen. Er hatte ihn, als der König, der ſich beim Recognoſciren zu weit gewagt und beinahe von Panduren gefangen worden wäre, in eine Mönchskutte geſteckt, war mit ihm in die Kirche gegangen und hatte dort mit ihm und ſämmtlichen Mönchen ſich um den Hochaltar geſtellt und die Meſſe geleſen. Als die Panduren in die Kirche traten und dort die Geiſtlichen erblickten, beugten ſie ſich andachtsvoll, verließen die Kirche, der König wurde dadurch gerettet, ſein Adjutant dagegen gefangen. Zur Erinnerung daran wurde die Erzählung dieſer Begebenheit in eine broncene Tafel eingegraben und dieſelbe in der Nähe des Altars in die Mauer eingefügt, wo ſie heut noch zu ſehen iſt. Seitdem beehrte ihn derſelbe oft mit Geſchenken, z. B. mit einem Service aus der Berliner Porzellanfabrik, mit ſchönen Weinen, auch mit Obſt aus den Treibereien von Sansſouci und nahm auf der Durchreiſe immer Erfriſchungen von ihm an. Als der Probſt geſtorben war, und deſſen Nachfolger beim Umſpannen an den Wagen des Königs trat, fragte derſelbe huldvoll, ob er einen Wunſch für das Kloſter habe. Der Probſt, ein ungebildeter Menſch, war in dem Augenblicke ſo beſtürzt, daß er ſich auf nichts beſinnen konnte; da fiel ihm plötzlich ein, daß dem Kloſter ſo eben ein Baßſänger aus dem Sängerchor geſtorben war, und er bat, Majeſtät möchten geruhen und dem Kloſter einen Baßſänger ſchenken, den ſie hier nicht aufzutreiben wüßten. Der König ſah ihn auf dieſe wunderliche Bitte einen Augenblick ſcharf an und ſagte dann: „Gut, ich werd' es mir notiren und Euch einen aus Neuſtadt an der Doſſe ſchicken.“

Dort hatte der König ein Geſtüt von Mauleſeln angelegt. Das wußte aber der gute Probſt nicht; er glaubte, das ſei eine Sängerſchule für die neu errichtete Oper. Da nun jeder, der ins Kloſter tritt, ſeinen weltlichen Namen aufgiebt und zu Ehren eines Schutzheiligen einen geiſtlichen Namen bekommt, nach dem er fortan genannt wird, ſo wollte der glückliche Probſt dem Könige eine beſondere Ehre für die ſo ſchnell gewährte Bitte erweiſen, und erwiderte mit einer tiefen Verbeugung: Im Namen des Kloſters ſprech' ich meinen ehrfurchtsvollen Dank aus, der Sänger ſoll zur ewigen, dankbaren Erinnerung **Friedericus secundus** (Friedrich der Zweite) heißen! Da rief der König, ohne ihm zu antworten, raſch dem Kutſcher zu: „Fahr zu!“ drückte ſich in die Ecke des Wagens und ſagte nach einer Weile zu dem Fürſten von Hohenlohe, der neben ihm ſaß: „Sehen Sie, mein lieber Vetter, das hat man von ſolchen **mauvaises plaisanteries**.“ Der gute Probſt aber mag lange ſehnſüchtig auf den Sänger gewartet haben, bis er ſich wohl bei dem Gedanken beruhigte, die Sache ſei vergeſſen. Erfahren hat er wohl nie, welchen Bock er geſchoſſen.

Der König aber ließ von der Zeit an nicht mehr in Kamenz halten, ſondern in einem Dorfe umſpannen, das eine halbe Meile weiter entfernt iſt.

Am nächſten Tage langte der König in Göhren an mit einem Reiſewagen, der mit acht Extrapoſtpferden, und mit einem Gefolge von fünf Wagen, deren jeder mit ſechs Bauernpferden beſpannt war. Der Reiſeſtallmeiſter des Königs war dem Gutsbeſitzer aus früherer Zeit her bekannt; er machte ihn auf den Königlichen Reiſewagen aufmerkſam, der ein ſehr alterthümliches Anſehen hatte. Der Stallmeiſter erzählte, daß der Wagen ſeit beinahe vierzig Jahren ſeine Dienſte thue, daß er auf allen Reiſen bei den ſchlechteſten Wegen benutzt werde, und daß er dem ungeachtet auch nicht die geringſten Reparaturkoſten verurſacht habe. Als Herr von Blomberg, darüber verwundert, ihn in genaueren Augenſchein nahm und eine Schraube bemerkte, die erſt in neueſter Zeit angeſetzt ſein konnte, lächelte der Stallmeiſter und ſagte: „Es iſt gut, daß der König ſich nicht die Sache ſo genau anſieht, wie Sie.“ Auf die Frage, wie er das meine, theilte jener mit, daß der König glaube, wenn ein Wagen gut gebaut ſei, dürfe nichts daran entzwei gehen; es dürfe ihm daher niemals etwas für Reparaturkoſten in Rechnung geſtellt werden; man hatte zwei Wagen, die ſich vollkommen gleich ſähen, und die, ſobald etwas daran entzwei ginge, ſo reparirt würden, daß nichts von der Reparatur zu ſehen ſei. Der Wagen hing in ſtarken Riemen; der Kaſten war blau angeſtrichen, das Königliche Wappen auf dem Wagenſchlag; inwendig war er mit gelbem Plüſch ausgeſchlagen; das Geſtell war roth angeſtrichen, der Plüſch verſchoſſen, aber ſonſt ſo gut im Stande, daß Herr von Blomberg fragte, wie es möglich ſei, daß der vierzig Jahre lang gehalten. Der Stallmeiſter erwiderte, daß der Bezug ſchon zweimal völlig erneuert worden ſei, daß man für ſolche Erneuerung aber das Zeug ſo lange der Luft, der Näſſe und der Sonne ausſetze, bis es ebenſo verſchoſſen ausſehe als das alte, an deſſen Stelle es treten ſolle, ſo daß die Erneuerung niemals ſichtbar werde; der König merke daher niemals etwas davon und glaube nun, daß an ſeinem Wagen nie etwas ſchadhaft würde, und lache ſeine Königlichen Verwandten aus, daß ſie ſich betrügen ließen, wenn ſie für Reparaturen etwas bezahlen müſſen, bei ihm dürfen gar keine Reparaturen vorkommen. Auf die Frage, wer denn nun die vorkommenden Ausbeſſerungen bezahle, erwiederte der Stallmeiſter, daß bei dem Contract mit dem Hofſattler demſelben zur Bedingung gemacht worden, er müſſe die Königlichen Reiſewagen unentgeldlich ſo im Stande halten, daß nie eine Erneuerung ſichtbar ſei, dagegen ſei ihm geſtattet, die andern Arbeiten etwas höher in Anſatz zu bringen. Eben ſo wenig, als für Reparaturen an ſeinem Wagen, wolle der König Geld hergeben für ſeine Leibwäſche; die Schweſtern des Königs, die das wüßten, ſorgten daher für dies Bedürfniß, ohne daß es der König erführe; vielmehr glaube er, ſeine Leibwäſche, die er trage, ſei noch dieſelbe, die er als Kronprinz getragen.*) Die älteſte, ſchon erwachſene Tochter des Gutsbeſitzers (die Mutter vom Schreiber dieſer Zeilen) nahm ein beſonderes Intereſſe an den Speiſen, die für den König zubereitet wurden, und der Küchenmeiſter, den das Intereſſe für ſeine Kunſt erfreute, geſtattete ihr, der Zubereitung beizuwohnen. Die Suppe beſtand aus ſehr kräftiger Bouillon, in welche ein gehäufter Eßlöffel voll fein geſtoßenem Cayenne-Pfeffer, Muscatblüthe und Ingwer gemiſcht wurde; ſodann folgte ein Stück **boeuf à la Russienne**, d. h. Rindfleiſch in Madeira gedämpft, zu dem aber eine Taſſe voll vom ſtärkſten Franzbranntwein gegoſſen wurde; dann gab es eine **polenta**, halb aus türkiſchem Weizen, halb aus geriebenem Parmeſankäſe bereitet; dazu wurden drei Eßlöffel ausgepreßten Knoblauchſaftes gethan, und das Ganze ſo lange in Butter geröſtet, bis ſich eine harte braune Kruſte gebildet hatte; zuletzt folgte eine große eingemachte Seeſpinne! Da der König allein ſpeiſte, ſo durfte man vorausſetzen, daß er das verzehrt hatte, was an den Speiſen fehlte, die man aus ſeinem Speiſezimmer wieder heraus brachte; danach zu urtheilen, hatte der König dreimal mehr zu ſich genommen, als gewöhnlich ein Menſch verzehrt; von der **polenta** war faſt nichts übrig geblieben.

Herr v. Blomberg war am andern Morgen ſchon in aller Frühe in vollem Anzuge, denn er hatte gehört, daß der König zuweilen ſeinen Wirth rufen ließe, um über dies und jenes Auskunft zu erhalten, und wirklich kam um halb ſechs Uhr früh ſchon der Befehl, vor dem Könige zu erſcheinen. Als er in des Königs Zimmer trat, ging dieſer auf und ab, ließ ſich nicht ſtören, und ſetzte ſeinen Gang noch einige Minuten fort; dann trat er plötzlich auf Herrn v. Blomberg zu und fragte: „Wie viel Rindvieh haben die Bauern hier?“ Der Gefragte zögerte einen Augenblick, um die Zahl zu ſummiren. Da ſagte der König: „Wenn Er es nicht weiß, ſo ſage Er's; nur keine Rodomontaden!“ Herr v. Blomberg erwiderte: „Ich bitte, daß Eure Majeſtät mir einen Augenblick Zeit laſſen, damit ich die Summe ziehen kann.“ „Nehm' Er ſich Zeit!“ ſagte der König und ging wieder auf und ab. Als Herr

---

*) Als nach dem Tode der Königlichen Schweſter ihre Fürſorge aufhörte, wollte Niemand das Geld zur Anſchaffung neuer Wäſche hergeben; dieſelbe war daher, als der König ſtarb, in ſo ſchlechtem Zuſtande, daß nicht ein ganzes Hemde darunter war, und ſein Kammerhuſar eines von den ſeinigen hergab, damit der König doch nicht in einem zerriſſenen Hemde in Parade ausgeſtellt werden mußte.

v. Blomberg die Summe genannt hatte, ſagte der König: „Das iſt wenig!“ und jener erwiderte: „Allerdings könnten die Leute viel mehr Vieh halten, wenn ſie die Stallfütterung einführen wollten.“ Der König erwiderte: „Das iſt nichts mit der Stallfütterung; wo ſollen die Leute das Futter hernehmen, wenn ſie das Vieh nicht auf die Weide treiben?“ Herr v. Blomberg ſetzte dem Könige auseinander, wie der Miſt dem Lande durch das Austreiben des Viehes verloren ginge, und die Leute durch ſtärkere Düngung und Anbau von Futterkräutern mehr Futter erzeugen könnten. „Setze Er ihnen das auseinander und gehe Er ihnen mit gutem Beiſpiele voran!“ ſagte der König. „Das würde ich gern,“ erwiederte der Gutsbeſitzer, „aber die Aecker der Leute und meine Aecker liegen im Gemenge; ſie, wie ich, müſſen es ſich gefallen laſſen, daß zu einer feſtgeſetzten Zeit das Vieh über den Stoppeln treibt; ſo würden alle Futteranlagen verwüſtet werden.“

„Warum werden denn die Aecker nicht zuſammengelegt?“ fragte der König. „Viel Köpfe, viel Sinne!“ erwiderte der Gutsherr; „die Leute ſind gegen alle Neuerung eingenommen und ſehr mißtrauiſch, ſie würden glauben, ich ſuche einen Vortheil.“ „Da werden ſie wohl Recht haben, die armen Bauern werden immer geſchunden. Er wird auch keine Ausnahme machen.“ „Darüber ziemt mir kein Urtheil, darüber können meine Bauern am Beſten urtheilen.“

Der König ſah Herrn v. Blomberg ſcharf an, ſchwieg einen Augenblick ſtill, ſagte dann plötzlich: „Serviteur!“ und drehte ſich um. Sobald der Gutsbeſitzer ihn verlaſſen hatte, ſchickte der König in's Dorf und ließ den Schulzen und die Gerichtsleute kommen, that viele Fragen an ſie und hörte von ihnen, ohne ſich direct danach zu erkundigen, daß der Gutsherr ſehr gut gegen die Bauern geſinnt ſei. Nachdem der König die Bauern entlaſſen hatte, wurde jener von Neuem zum König befohlen. Der König ſagte: „Laß Er anſpannen, ich werde mir mit Ihm das Land beſehen.“ Beide fuhren nun drei und eine halbe Stunde lang durch Feld, Wald und Wieſe umher. Herr v. Blomberg machte den König aufmerkſam auf die vielen Raine (unbeackerte Landſtriche), welche auf den Feldern die Aecker der verſchiedenen Eigenthümer von einander trennten, auf die Verzettelung von Kraft, Zeit und Dünger, die dadurch entſtand, daß die Ackerſtücke deſſelben Beſitzers oft halbe Stunden weit von einander getrennt lagen, auf die dadurch bedingte Nothwendigkeit, über den Acker des Nachbars fahren zu müſſen, um auf den eigenen gelangen zu können, auf die Uebelſtände, welche das allgemeine Behüten der Felder hervorbrachte, und wies auf die Vortheile hin, die durch das Verfahren entſtänden, welches heut zu Tage Separiren genannt wird, und welches in dieſem Jahrhundert in vielen Ländern, im Preußiſchen faſt in allen Provinzen, ſeit langer Zeit ſchon durchgeführt iſt. Der König hörte das ruhig mit an, machte ſelten einen Einwurf, that aber zuweilen eine landwirthſchaftliche Frage, die von genauer Bekanntſchaft mit der Sache zeugte, die aber ganz außer dem eben behandelten Gegenſtande lag, ſo daß man wohl erkannte, er wolle ſich überzeugen, ob der Gefragte Beſcheid wiſſe. War die Antwort nach ſeiner Anſicht richtig, ſo ſagte er jedesmal mit ſichtbarer Befriedigung: „Das iſt recht!“ Einmal fragte er, auf die Pferde vom Wagen zeigend: „Wo hat Er die Pferde gekauft?“ und auf die Antwort, daß die Pferde nicht gekauft, ſondern auf dem Gute gezogen wären, ſagte der König: „Zieht Er die Pferde zum Verkauf?“ „Nein, Ew. Majeſtät, nur was ich davon zur Wirthſchaft gebrauche!“ „Daran thut Er recht; unſere Gegenden hier taugen nicht zur Pferdezucht; halte Er Kühe, das iſt beſſer. Braucht Er die Pferde auch zum Pflügen?“ „In der Regel pflüge ich mit Ochſen, nur im Nothfall nehme ich die Pferde zu Hülfe.“ „Warum pflügt Er nicht mit Kühen?“ „Weil ſie alsdann weniger Milch geben.“ „Aber doch mehr als die Ochſen.“

Darauf war nichts zu erwidern, oder doch nur eine längere Auseinanderſetzung, die Herr v. Blomberg ſich nicht erlauben wollte; er ſchwieg alſo. Bald darauf kamen ſie an eine

Haide von Kienenholz, das einen verkümmerten Wuchs zeigte. Der König fragte: „Wem gehört das?" „Leider mir!" erwiederte Herr v. Blomberg. „Er hat recht, daß Er ſagt leider, das iſt ein miſerabler Anblick; warum läßt Er das nicht abholzen und mit Kienäpfeln beſäen?" „Die Bauern haben das Recht, in dieſer Haide zu hüten; da beißt das Vieh die Wipfel der jungen Bäume ab, und ſo verkümmern ſie; das Säen würde alſo nichts helfen." „Weiß er denn, wie die Kienäpfel geſäet werden müſſen?" „Vom Morgen gegen Abend, Ew. Majeſtät." „Weshalb denn?" „Weil vom Morgen die meiſten Stürme kommen."*) „Das iſt recht!" ſagte der König mit Befriedigung, „wo weiß Er das her?" „Ich habe auf meinem Gute Forſten, und da habe ich es für meine Pflicht gehalten, mich etwas mit der Forſtwirthſchaft vertraut zu machen. Wenn ich aber dieſen Fleck Haide von ſeinem Weideſervitut befreien könnte, würde ich ihn doch nicht mit Kienäpfeln beſäen." „Was würde Er damit machen?" „Ich würde es zu Ackerland machen und eine Colonie darauf anlegen." „Warum eine Colonie?" „Es iſt zu entfernt von meinem Gute, als daß es ſich vortheilhaft von da aus bewirthſchaften ließe; auch fehlt's hier an Arbeitskräften." „Alles will Colonien anlegen, und ich ſoll das Geld dazu hergeben; aber daraus wird nichts, non habeo pecuniam." „Wenn ich eine Colonie anlegte, würde ich mir von Ew. Majeſtät nicht einen Groſchen dazu erbitten, ſondern nur die Vergünſtigung, daß die Coloniſten zehn Jahre vom Militairdienſt und von Abgaben freiblieben, damit ſie Luſt bekommen, ſich niederzulaſſen." „Das iſt mir ſchon recht; ich will von ihnen nichts haben, wenn ſie nur von mir nichts haben wollen. Womit will Er aber die Bauern entſchädigen, wenn die ihr Vieh nicht mehr in der Haide hüten dürfen?" „Ich wollte jedem ein Stück Wieſe geben, das ihm doppelt ſo viel Futter einträgt, als er durch die Weide hatte." „„Wer ſoll das taxiren?" „Die Leute ſollen das ſelbſt abſchätzen." Der König ſchwieg; auch auf dem Rückwege ſprach er kein Wort; ſelbſt wenn Herr v. Blomberg ſich erlaubte, ihn auf etwas aufmerkſam zu machen, erwiderte er nichts, ſo daß jener darin eine Weiſung erkannte, auch zu ſchweigen. So kamen Beide auf dem Schloßhofe an. Der König ging, von Herrn v. Blomberg begleitet, nach ſeinem Zimmer; an der Thür deſſelben ſagte er: „Serviteur!" und deutete damit an, daß der Begleiter entlaſſen ſei. Dieſem war nicht ganz wohl zu Muthe; er glaubte durch irgend etwas das Mißfallen des Königs erregt zu haben und theilte ſeine Beſorgniß dem Stallmeiſter mit. Der ließ ſich das Vorgefallene erzählen und meinte, der König litte oft an Gichtſchmerzen in den Zehen, er klagte nicht darüber, wenn ſie aber recht heftig würden, dann würde er verdrießlich und ſchweigſam, und ſeine Umgebungen wüßten dann ſchon, daß ſie auch ganz ſtill ſein müßten; in dieſem Falle aber glaube er, daß der König, der mit den zunehmenden Jahren immer mißtrauiſcher werde, verdrießlich darüber ſei, daß er nicht beim Prediger eingekehrt, der mit den vierzig Friedrichsd'ors vollſtändig bezahlt ſei, ſondern beim Edelmann, der für die Aufnahme etwas haben wolle, und der am Ende Anſprüche auf pecuniäre Unterſtützung zu der Ausführung des beſprochenen Agrarplans haben wolle. Er rathe ihm, deshalb nicht wieder davon anzufangen, ſondern abzuwarten, ob der König auf den Gegenſtand zurückkomme; geſchehe das nicht, ſo ſei daraus abzunehmen, daß er entſchieden dagegen ſei.

Herr v. Blomberg befolgte den Rath; er glaubte bemerkt zu haben, daß der König ein ſehr lebhaftes Intereſſe für ſeinen Plan gezeigt, und ſo hoffte er von Minute zu Minute, daß ihn der Monarch zu ſich beſcheiden würde, aber vergeblich. Schon waren alle Vorkehrungen zur Weiterreiſe getroffen, die Wagen ſtanden angeſpannt vor der Thür, da wurde er zum König befohlen. Er eilte hin; der König ſagte ſehr gnädig: „Sein Plan wegen der Zuſammenlegung der Aecker hat mir ſehr wohl gefallen; Er ſcheint mir der Mann dazu, ihn durchzuführen; Geld kann ich Ihm nicht geben für die Moleſten, die Ihm meine Aufnahme verurſacht hat; aber weil ich Ihm obligirt bin, ſo will ich Ihm zum Dank die Ausführung übertragen; ſchick' Er mir den Plan dazu ein, ich will Ihm plein pouvoir geben." Herr v. Blomberg war auf's Aeußerſte überraſcht, er fand nicht gleich Worte; der König aber fügte ſeinen Worten hinzu: „Aber mit Geld kann ich Ihm nicht helfen, denn ich bin arm wie eine Kirchenmaus; und ſorge Er davor, daß die Bauern nicht mit Klagen zu mir kommen wegen Bedrückung, ſonſt werde ich Ihn davor anſehen." Herr v. Blomberg ſagte: „Ew. Majeſtät meinen, daß keine begründete Klagen kommen, denn Klagen werden gewiß kommen." Da ſah ihn der König mit einem ſcharfen Blicke an und ſprach: „Da Er ſo genau weiß, was ich meine, ſo richte Er ſich danach! Serviteur!" Damit ging der König nach dem Wagen, ſtieg ein und fuhr ab.

---

*) Ganz ähnliche Unterhaltungen führte der König auch ſonſt. Vergl. „Zwei Tage aus dem Leben Friedrich's des Großen" in den „Feldgarten" (Leipzig, 1859).

II.

Herr v. Blomberg machte ſich nun ſogleich ans Werk. Ohne den Bauern von ſeinem eigentlichen Plane etwas mitzutheilen, ſagte er ihnen nur, daß der König wiſſen wollte, welchen Ertrag ihre und des Gutsherrn Aecker, Wieſen und Hutungen lieferten, und welche Bodengüte ſie hätten; ſie möchten deshalb einen Taxator aus ihrer Mitte wählen; auch er würde einen ſtellen, und ſie wollten dann gemeinſchaftlich einen unparteiiſchen Obmann wählen, der, wenn die beiden Taxatoren uneins wären, den Ausſchlag gäbe. Die Bauern einigten ſich darüber, daß ſie ihren Schulzen dazu ernannten; Herr v. Blomberg ernannte ſeinen Inſpector, einen alten, erfahrenen Landwirth; zum Obmann ſchlugen die Bauern einen Ziegeleibeſitzer aus der Nachbarſchaft vor, der früher lange Gutspächter geweſen, und der ſehr geſchickt im Kuriren des Viehes war. Da er Herrn v. Blomberg als ſtreng rechtlicher Mann bekannt war, ſo erklärte er ſich mit der Wahl einverſtanden. Die Bauern zerbrachen ſich den Kopf darüber, welchem Zwecke dieſe Abſchätzung dienen ſollte; aber keiner, ebenſo wenig einer der Taxatoren, erfuhr den wahren Grund. Es wurde nun die Ertragsfähigkeit des Bodens, ſo wie der Futterwerth der Hutungsberechtigungen taxirt. Da eine Karte von der Feldflur des Dorfes ſchon in früheren Jahren angefertigt war auf Koſten des Gutsherrn, und beim ganzen Geſchäft nach ſehr einfachen Grundſätzen verfahren wurde (man nahm nur drei Bodenklaſſen an) ſo ging Alles raſch von Statten, daß Herr v. Blomberg ſchon nach einigen Monaten den Plan zur Zuſammenlegung der Aecker und zur Ablöſung der Weideberechtigung dem König einſenden konnte.

Es währte einige Monate, ehe ein Beſcheid einlief. Der König hatte, wie Herr v. Blomberg ſpäter erfuhr, den Plan einigen erfahrenen Männern zur Beurtheilung eingeſandt; ſie hatten ſämmtlich ihr Urtheil dahin abgegeben, daß die Ausführung ein großer Gewinn für die Bewirthſchaftung der Ländereien ſein würde; alle hatten die Bemerkung dabei gemacht, daß der Länderaustauſch ſehr zum Nachtheil des Gutsbeſitzers eingerichtet ſei.

Das war allerdings der Fall. Herr v. Blomberg war wohlhabend; er beſaß außer Göhren noch das Majorat Sergemiten in Kurland und ſuchte eine Ehre darin, ſeine Idee durchgeführt zu ſehen; er hoffte durch freiwillige Opfer, die er brachte, jeder Klage zu begegnen; er hoffte, daß der glückliche Erfolg der hier zum erſten Male verſuchten Zuſammenlegung der Aecker dahin führen würde, daſſelbe auch auf andern Dörfern auszuführen; er ſah ſich im Geiſte als den Schöpfer einer neuen Aera in der Landwirthſchaft an und fand darin eine ſo große Befriedigung, daß ihm jedes Opfer dagegen geringfügig erſchien.

Sobald er im Beſitz der königlichen Genehmigung war, die nicht allein den Plan billigte, ſondern ihm die Ausführung deſſelben vollſtändig übertrug, ſchritt er ſogleich an's Werk. Er ließ die Bauern zuſammenkommen, wies ihnen die Vortheile nach, die durch das Zuſammenlegen der Aecker und durch die Ablöſung der Hütungsgerechtigkeiten für ſie entſtänden;

ſagte ihnen, daß die Durchführung dieſes Planes des Königs Wille ſei; daß ihm, dem Gutsbeſitzer, dieſelbe übertragen, und daß er feſt entſchloſſen ſei, den königlichen Willen durchzuſetzen; daß er ſich dabei an die Taxe halten würde, die ſie ſelbſt aufgeſtellt, und daß er, um ſie zu überzeugen, wie er nicht ſeinen Vortheil, ſondern ihr Beſtes dabei ſuche, ihnen ein Drittel Land mehr von dem ſeinigen geben werde, als ihnen nach den von ihnen ſelbſt aufgeſtellten Grundſätzen zukommen würde.

Die Bauern erwiederten kein Wort; ſie gingen anſcheinend einverſtanden nach Hauſe, hielten aber noch an demſelben Tage eine Berathung im Kruge, deren Endreſultat war, daß ſie ſich eine ſolche Umwälzung durchaus nicht könnten gefallen laſſen, daß ſie Alle dadurch ruinirt würden, daß der König das auf keinen Fall haben wolle und daß ſie ſich bei ihm beſchweren müßten. Das thaten ſie denn auch wirklich. Einer von ihnen, der etwas Schulkenntniſſe hatte, ſetzte eine Beſchwerdeſchrift auf, worin ſie ſich beklagten, daß der Gutsherr ſie betrügen wolle, daß er das beſte Land für ſich ausgeſucht, und ihnen das allerſchlechteſte geben, und ihnen ihr Hutungsrecht auf ſeinen Feldern und in ſeinen Wäldern nehmen wolle, und daß die Folge davon ſein würde, wie ſie künftig keine Abgaben mehr würden zahlen können, weil ſie alle miteinander verhungern müßten. Zwei von ihnen wollten, damit dieſe Beſchwerdeſchrift ſicher in die Hände des Königs gelangte, ihm dieſelbe perſönlich übergeben und zu dieſem Zwecke nach Potsdam gehen; dort wollten ſie bei der Wachtparade, indem einer von ihnen die Schrift hoch über dem Kopfe hielte, ſich ſo ſtellen, daß ſie dem Könige in die Augen fiele.

Der Gutsherr, der von dieſem Plane hörte, erbot ſich ihnen als Ortspolizeibehörde einen Paß für dieſe Reiſe auszuſtellen; ſie befürchteten aber, daß das eine Falle ſei, lehnten das Anerbieten ab und machten ſich ohne Paß auf den Weg. Sie kamen auch glücklich und unangefochten nach Potsdam und ſtellten ſich in verabredeter Weiſe auf. Der König bemerkte ſie, ließ ihnen durch einen Adjutanten die Schrift abnehmen und nachdem er gehört, woher ſie waren, und was ſie wollten, ließ er ſie auf das Schloß von Sansſouci befehlen. Dort ſprach er ſehr leutſelig mit ihnen, verſprach ihnen, daß ihre Beſchwerde unterſucht und ihnen Beſcheid zugeſchickt werden ſollte; zugleich gab er ihnen auf ihre Bitte eine Ordre an den Gutsherrn mit, welche demſelben aufgab, bis nach unterſuchter Sache Alles im vorigen Stande zu belaſſen. Als die Boten mit dieſer Botſchaft heimkehrten, gab's im Dorfe groß Frohlocken, und die Leute ſahen den Gutsherrn mit triumphirenden Blicken an. Die verheißene Unterſuchung ließ nicht lange auf ſich warten. Eine Commiſſion, beſtehend aus einer Gerichtsperſon, einem Actuar und einem ſachverſtändigen Landwirth kam, und verglich unter Zuziehung des Gutsbeſitzers und des Dorfſchulzen den dem Könige eingereichten Plan und die darin vorgeſchlagenen Austauſchungen mit dem Befunden an Ort und Stelle und mit dem von den Bauern ſelbſt angegebenen Boden und Ertragswerthe und fand, daß der Gutsherr, wo er davon abgewichen, das immer nur zum Beſten der Bauern und zu ſeinem eigenen Schaden gethan habe; ſie erklärten das den Bauern, ohne ſie zu überzeugen, und berichteten das Reſultat der Unterſuchung an den König. Der erließ nun eine ſehr ungnädige Kabinetsordre an die Dorfgemeinde, worin er ſie warnte, ſie möchten ſich nicht unterſtehen, noch einmal mit ſolchen Unwahrheiten vorzugehen, widrigenfalls er ſie ſtreng beſtrafen und die unbefugten Schriftſteller in das Kowalski'ſche Strafregiment einſtecken werde. (Unter „unbefugten Schriftſtellern" verſtand der König die Concipienten der Beſchwerde; das Kowalski'ſche Strafregiment aber war ein Garniſonregiment, in welches ſowohl Offiziere als Gemeine verſetzt wurden, die Schulden oder andere leichtſinnige Streiche gemacht hatten. Der General Kowalski, der es kommandirte, war durch ſeine Strenge berüchtigt. Man erzählte, daß er jedem neuen Soldaten, gleich nach ſeinem Eintritt dreißig Hiebe aufzählen, ihn dann vorführen ließ und ihn fragte: „Was haſt Du gethan, daß Du die Hiebe bekommen haſt?" Wenn dann der Gefragte erwiederte: „Ich habe nichts gethan!“ ſo fuhr ihn der General an: „Siehſt Du, Du Höllenhund, wenn Du ſchon ſolche Hiebe bekömmſt, wenn Du nichts gethan haſt, dann kannſt Du Dir denken, was Du für Hiebe bekömmſt, wenn Du was gethan haſt; alſo nimm Dich in Acht!“)

Das Kowalski'ſche Strafregiment war damals gefürchtet, wie heut zu Tage das Zuchthaus, es wagte daher keiner der Leute eine zweite Beſchwerdeſchrift aufzuſetzen. Der Gutsherr ging, ſowie die Ernte vorüber war, an die energiſche Ausführung des Ackeraustauſches. Das Haideland, in dem die Bauern bisher gehütet, wurde mit einem tiefen Graben umgeben, und auf dem Lande, das ihm zufiel, ließ er ſofort die nöthigen Arbeiten und Verbeſſerungen vornehmen. Die Leute, die beim Könige kein Recht fanden, glaubten, ſie müßten ſich ſelbſt Recht nehmen. Sie meinten nicht eigentlich, daß ihnen im Prinzip Unrecht geſchehen wäre, denn der Wille des Königs galt ihnen für Geſetz; aber ſie hielten das Geſetz für ungerecht, weil ſie meinten, daß es ihnen Schaden thue, und ſie übervortheilt würden; auch glaubten ſie, daß die mit der veränderten Bewirthſchaftung unvermeidlich verbundenen Koſten ſie zu Grunde richten würden. Sie wendeten nun ein eigenthümliches Verfahren an. Sie ließen die Aecker, die ihnen zugetheilt waren, unbeackert liegen; dagegen zogen ſie bei Nacht auf die Strecken, die dem Gutsherrn zugefallen, und vereitelten dort durch gemeinſame Thätigkeit alle Arbeiten, die derſelbe am Tage hatte verrichten laſſen; die aufgeworfenen Gräben warfen ſie wieder zu; das mit dem Pfluge umgewandte Land, deſſen Grasnarbe, damit ſie faulen ſollte, nach unten lag, wandten ſie in der Nacht um, ſo daß die Narbe wieder nach oben lag. Anfangs glaubte der Gutsherr, es würde ihm gelingen, ſie durch Ausdauer zu ermüden; er ließ daher tagtäglich die zerſtörten Arbeiten von Neuem verrichten; aber die Leute waren unermüdlich; ſie ſchliefen bei Tage und arbeiteten bei Nacht, unbekümmert um ihre Zukunft, die eine bedenkliche werden mußte, da ſie ihre Aecker unbebaut ließen, alſo im künftigen Jahre keine Erndte zu erwarten hatten.

Vergeblich verſuchte der Gutsherr vernünftige, liebreiche Vorſtellungen; der Sinn der Leute, der bisher ſich immer fügſam und gutmüthig gezeigt, wurde von Tage zu Tage erbitter und trotziger. Gewalt mochte Herr v. B. nicht verſuchen; denn er ſagte ſich ſelbſt, daß die phyſiſche Uebermacht auf ihrer Seite ſei, und daß jeder verunglückte Verſuch ſie zu überwältigen, ſein Anſehen vollſtändig untergraben müſſe; und doch durfte dieſe Art von Kriegszuſtand, bei der zuletzt beide Theile zu Grunde gehen mußten, nicht länger dauern. Er ließ deshalb die Gemeinde zuſammen berufen, um ihnen zu erklären, daß er über ihre Widerſetzlichkeit an den König berichten müſſe, der Mittel finden würde, ſie zu brechen, und daß ſie zu ihrem eigenen Beſten nachgeben möchten, dann ſolle Alles vergeben und vergeſſen ſein. Die Gemeinde kam nicht, und als er dem Schulzen vorſtellte, was er der Gemeinde hätte vorſtellen wollen, erwiderte der, wenn ſie nachgäben, wären ſie ruinirt, ſo wollten ſie lieber durch Gewalt ſich ruiniren laſſen, als ſich freiwillig ruiniren; dann könnten ihre Kinder doch ihnen keine Vorwürfe machen, wenn ſie betteln müßten.

Da berichtete Herr v. Blomberg an den König über den Stand der Dinge, und bat um militairiſchen Beiſtand. Er erhielt die Antwort, daß der Kommandeur in der nächſten Garniſon den Befehl erhalten habe, ihm ſo viel Truppen zu ſchicken, als er fordern würde, daß er es aber noch einmal verſuchen ſolle, die Leute in Güte zur raison zu bringen. Das geſchah. Da die Leute nicht zu ihm kamen, ging Herr v. B. zu ihnen in die Häuſer, aber ohne allen Erfolg; ſie hielten ſeine freundlichen Ermahnungen für Schwäche und Furcht, und ihre Nichtachtung und Erbitterung gegen den Gutsherrn ſtieg in einem ſolchen Grade, daß ſie aus dem Hinterhalt mit Steinen auf ihn warfen und er es nicht mehr wagte, anders als mit geladenen Piſtolen auszugehen.

Da ſchrieb Herr v. Blomberg an den Kommandeur der nächſten Garniſon und erſuchte ihn, ſechzig Mann Executionstruppen nach Göhren zu ſchicken. Der ſchrieb ihm zurück, ein Unteroffizier würde hinreichen, um die Bauern in Reſpect zu ſetzen; da es aber ſchiene, als ob der Gutsherr große Furcht vor den Bauern habe, ſo werde er zu ſeiner Beruhigung einen Fähnrich und zehn Mann ſchicken, die übermorgen in Göhren eintreffen ſollten. Herr v. B. ſchickte ſogleich eine Stafette an den Kommandeur und ſtellte ihm vor, daß eine ſo geringe Mannſchaft bei der erbitterten, zahlreichen Bauernſchaft Gefahr liefe, offenen Widerſtand zu finden und den Kürzeren zu ziehen, und bat ihn dringend, kein Kommando abzuſchicken, ehe nicht der König, dem er ſo eben Meldung gemacht, ſelbſt entſchieden habe, wie ſtark die Truppenſendung ſein ſolle. — Da es aber möglich, ſogar wahrſcheinlich war, daß das Kommando ſchon abmarſchirt war, ehe das Schreiben in die Hände des Kommandeurs gelangt war, ſo fuhr er dem Kommando entgegen, um den Führer dringend zu bitten, Halt zu machen, bis auf weitere Ordre. Leider mißglückten alle Verſuche, das geahnte Mißgeſchick abzuwehren Das Schreiben an den Kommandeur lief erſt ein, nachdem das Kommando bereits abgegangen; das Kommando aber wurde von Herrn v. Blomberg verfehlt; denn bei den damals noch ganz vernachläſſigten Wegen und dem Mangel an Wegweiſern hatte das Kommando den richtigen Weg verlaſſen, marſchirte bei ihm vorbei und in Göhren ein, ehe er wieder zurückgekehrt war. Der Fähnrich ritt an der Spitze ſeiner zehn Mann in Göhren ein; die ganze Bauernſchaft, ſelbſt Weiber und Kinder, empfing ihn; auf allen Geſichtern lag Hohn, finſterer Trotz und wilde Erbitterung; er ritt auf den Haufen los und fragte in barſchem Tone nach dem Schulzen. Ehe der Gefragte noch antworten konnte, ſchlug ihm der Fähnrich den Hut vom Kopfe mit den Worten: „Kann Er Bauernlümmel nicht den Hut" — ehe er noch ausgeſprochen, war er ſchon von der empörten Menge vom Pferde geriſſen, Männer wie Frauen fielen über ihn her, zerbrachen ihm den Degen, riſſen ihn zu Boden, traten ihn mit Füßen und mißhandelten ihn auf jede Weiſe, daß er blutend und beſinnungslos auf der Erde lag; die Soldaten, die ihm zu Hülfe eilen wollten, waren ſo dicht eingedrängt, daß ſie keinen Gebrauch von ihren Gewehren machen konnten, ſie wurden ihnen entriſſen, ebenſo ihre Seitengewehre und die Entwaffneten mit Hohnlachen zum Dorfe hinausgejagt; doch wurden ſie nicht gemißhandelt.

Als der Gutsbeſitzer heimkehrte, fand er den Fähnrich noch ohne Beſinnung in einem Zimmer des Schloſſes im Bett liegend, wohin ihn die Dienerſchaft auf Befehl der herrſchaftlichen Familie gebracht hatte; er erholte ſich unter der Behandlung des ſofort herbeigeholten Arztes, und es fand ſich, daß er keine lebensgefährliche Verletzung davon getragen.

Der Gutsbeſitzer ſandte ſofort die zweite Stafette an den König, worin er das Vorgefallene mittheilte und um weitere Verhaltungsbefehle bat. Er erhielt raſche Antwort, in der es hieß, die Bauern müßten eigentlich aufgehangen werden; weil ſie aber in der Dummheit gehandelt, ſo ſolle Herr v. Blomberg die Sache unterſuchen und die Schuldigſten Spießruthen laufen laſſen, ihnen aber anzeigen, daß jeder, der noch einmal die geringſte Widerſetzlichkeit beginge, ſogleich aufgehängt würde. Zugleich lag eine Abſchrift bei von der Kabinetsordre, die der König an den Kommandeur erlaſſen; in derſelben hieß es: Er hat durch ſeine Dummheit meine Armee ſo beſchimpfen laſſen, daß die Kanaille einen preußiſchen Offizierdegen zerbricht; aber das iſt meine Schuld, warum mache ich einen ſolchen Eſel zum Kommandeur; ich habe Ihm geſagt, Er ſoll dem Blomberg ſo viel Mannſchaft ſchicken, als er verlangt; wenn er verlangt, daß Er ſelber mitkommen ſoll, ſo muß Er kommen!

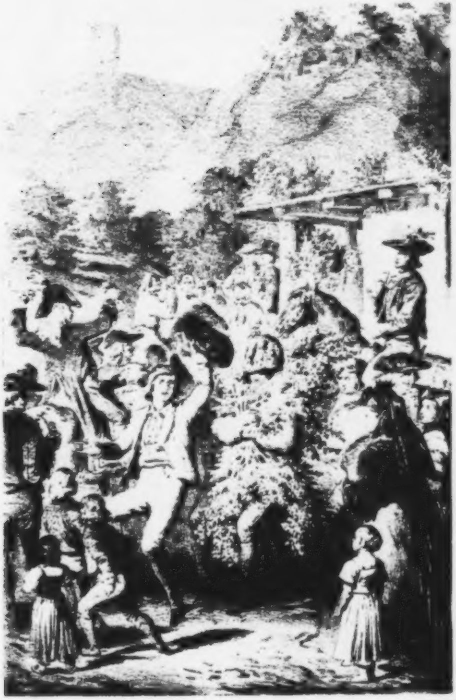
Herr v. Blomberg verlangte nun eine ganze Kompagnie, die auch nach zwei Tagen unter Trommelſchlag in Göhren einrückte. Diesmal ließ ſich kein Menſch von den Dorfbewohnern blicken, nicht einmal ein Kind; ſo wie die Trommel von weitem zu hören war, zogen ſich alle, die ſich gerade außer dem Hauſe befanden in die Häuſer und Ställe zurück.

Die Kompagnie vertheilte ſich, ſo daß fünfzehn Mann bei einem Bauer einquartirt wurden; von Zeit zu Zeit wechſelten ſie mit ihren Quartieren, ſo daß die Laſt von allen gleichmäßig getragen wurde. In dem Gericht, das abgehalten wurde, verurtheilte Herr v. Blomberg, dem der König freie Hand ließ, jeden Schuldigen zu dreißigmal Spießruthen laufen, und da der König nichts von den Frauen geſagt, ſo blieben ſie ſtraffrei; jeder Bauer aber, von dem eine Ehefrau ſich bei den Mißhandlungen betheiligt hatte, mußte zehn Gänge mehr durch die Spießruthen machen, weil er ſeine Frau nicht beſſer gezogen hatte. Jungfrauen hatten ſich merkwürdigerweiſe bei dem Exceß nicht betheiligt.

Die Soldaten zogen täglich förmlich auf die Wachtparade; ſtarke Patrouillen ſtreiften bei Nacht auf den Feldern umher und verhüteten ſo jeden Verſuch, die Ackerarbeiten der Gutsherrſchaft wie bisher zu vernichten; doch wären die Patrouillen wohl kaum nöthig geweſen. Der Muth der Leute war gebrochen; ſie fügten ſich in das, was ſie jetzt als unabänderlich anſahen, nach dem Ausſpruch, den man in jenen Gegenden öfter von den Landleuten hört: „Wenn man muß, dann thut man's gern;" ſie fingen ſogar an, die ihnen zugewieſenen Aecker zu bearbeiten; ſie erſchienen ſämmtlich, als der Gutsherr ſie auffordern ließ, ſich zu einer Verſammlung einzuſtellen, und als er ihnen ſagte, es thäte ihm leid, daß das Executionskommando ihnen ſo große Koſten verurſache, — wollten ſie ihm verſprechen, daß ſie ſich künftig ruhig verhalten würden, ſo wolle er beim Könige darauf antragen, daß die Truppen zurückgezogen würden — da verſprachen ſie das ſämmtlich; die Truppen verließen Göhren und die Ruhe blieb ungeſtört. Herr v. Blomberg führte nun die beabſichtigte Stallfütterung durch, die Bauern folgten langſam nach; das Heideland wurde an Coloniſten ausgegeben und nach und nach bebaut; das alte trauliche Verhältniß aber, das früher zwiſchen der Gutsherrſchaft und den Bauern beſtanden, kehrte nicht wieder. Dem Gutsbeſitzer wurde dadurch der Aufenthalt verleidet; er verkaufte Göhren und kaufte Liebthal bei Croſſen, wo er nur noch einige Jahre lebte, nicht lange genug, um die Früchte ſeiner uneigennützigen Beſtrebungen in vollem Maße zu ernten. Hätte er zehn Jahre länger gelebt, ſo würde er die große Freude gehabt haben, aus dem Munde der Göhrener Bauern zu hören, wie der Schreiber dieſer Zeilen es oft gehört hat: „Aus der Erde möchten wir unſern Herrn kratzen, um ihm zu danken, was er an uns gethan, jetzt erſt ſehen wir ein, wie gut er's gemeint!"

Die Göhrener Gemeine wurde die wohlhabendſte in der ganzen Umgegend, ſo wohlhabend, daß ſie der Herrſchaft das Rittergut abkaufte, die Aecker unter ſich vertheilte, die Wirthſchaftsgebäude niederriß und von den Baumaterialien ihre bäuerlichen Gebäude vergrößerte und vermehrte, das Schloß aber vermiethete. Ungeachtet jener dankbaren Anerkennung zeugt noch heut, und wird vielleicht noch in fernſter Zukunft ein Name von der Feindſchaft zeugen, die einſt zwiſchen der Herrſchaft und den Bauern beſtanden. Herr v. Blomberg hatte zur Erinnerung daran, daß er nur durch den entſchiedenen Willen des Königs ſeinen Plan durchgeſetzt, die neue Colonie: Königswille genannt; die Regierung hatte das genehmigt, und ſo ſteht in allen amtlichen Verfügungen und auf allen Specialkarten der Name: Königswille; die Bauern aber, welche die Anlage verſpotteten und andeuten wollten, daß daraus nimmermehr Etwas werden könne, und daß jeder, der ſich da anbaue, verhungern müſſe, nannten die Colonie: hungrige Fuchs. So heißt ſie noch heut im Munde des Volks, und wer ſie aufſuchen und unter dem Namen: Königswille erfragen wollte, würde keine Auskunft erhalten; er muß nach dem hungrigen Fuchs fragen, den kennt dort jedes Kind; aber ſelbſt von den Erwachſenen weiß wohl kaum einer mehr, woher der Name entſtanden.

* * *



Der [illegible]

Der Maikönig.*)

Von Heinrich Pröhle.

Um die Frühlingszeit werden in Deutſchland viele ſchöne Feſte gefeiert. In Thüringen und Sachſen wird zu Pfingſten der alte Mann (der Winter) in's Loch gekarrt. Reiter mit verbundenen Augen ſtechen nach dem Strohmann; Biſchof und Schellenmoritz ſammeln Eier, Speck und Butter zu einer gemeinſamen fröhlichen Mahlzeit. Beſonders anziehend ſind diejenigen Feſte, bei welchen Menſchen rings in Laub eingekleidet werden. Der wilde Mann wird mit Laub und Moos umhüllt, an ein Seil gebunden und beim Gabenſammeln zugleich als Bär gezeigt. Ein Burſche und ein Mädchen kleiden ſich in Laub ein und verſtecken ſich außerhalb des Dorfes im Gebüſch oder im hohen Graſe. Mit Muſik zieht das ganze Dorf aus, ſie zu ſuchen, und mit Jubel wird es in's Dorf geführt. Ein prächtiges Frühlingsfeſt aber iſt vor Allem das Suchen des Maikönigs am Fuße des Kyffhäuſers. Eine große Anzahl von Männern des Dorfes verſammelt ſich zu einem bunten, faſt militäriſchen Aufzuge. Einige Männer ſind zu Pferde; niemals fehlt ein wunderlicher Arzt, ein Quackſalber wie man ſie früher auf Märkten ſah; er reitet mit ſeinen Medicinflaſchen auf einem gelben Ochſen.

So zieht der wunderliche Zug vom Dorfe fort und greift einen Mann als Maikönig auf. Eine Verabredung iſt nicht vorher getroffen. Der Maikönig würde ſonſt im Dorfe ſchon bekannt ſein, während alle Theilnehmer an dieſem Zuge wünſchen müſſen, daß er ſo ſpät als möglich errathen wird. Aus dieſem Grunde wird der Maikönig auch ſo mit Laub umkleidet, daß Niemand ihn erkennen kann. Zuletzt wird ihm eine Blumenkrone aufgeſetzt, in welcher eine Glocke hängt.

Indem die Glocke unausgeſetzt klingelt, wird der Maikönig von dem Feſtzuge vor das Maienzelt auf der Tanzwieſe geführt. Der Pfarrer und der Amtmann und Alle, die außer ihnen nicht zum Feſtzuge gehörten, werden aufgefordert zu rathen, wer der Maikönig iſt. Die Aufforderung zum Rathen erfolgt mit dem alten Reime

Thun Sie ihn nicht rathen,
So geben Sie eine Flaſche Wein oder einen Braten.

Jeder darf drei Namen nennen. Iſt auch der dritte Name nicht richtig, ſo muß er der Geſellſchaft, die am Feſtzuge Theil nahm, jetzt in der Regel Geld zum Beſten geben.

So oft ein falſcher Name genannt wird, ſchüttelt der Maikönig ſeine Blumenkrone mit der Glocke.

Endlich wird der Maikönig errathen. Nun geht's in's Maienzelt. Da beginnt der Tanz und man labt ſich am Wein und am Braten, von welchem jener Reim ſprach.

---

*) Am 5. Februar 1861 vorgeleſen in der Geſellſchaft für neuere Sprachen und Literaturen in Berlin.

* * *

Das Kölniſche Muſeum Wallraf-Richartz und ſeine Stifter.

Von Wolfgang Müller von Königswinter.

Es giebt keine deutſche Stadt, die ſo reich an architektoniſchen Monumenten iſt, wie das alte heilige Köln. Die meiſten derſelben gehören der Vorzeit an. Unter ihnen lockt jedenfalls der Dom die größte Anzahl von Fremden zur Betrachtung und Bewunderung. Hat nun der Laie auch im Ganzen Recht, daß er dieſen gewaltigen gothiſchen Bau in erſter Reihe aufſucht, ſo üben alte Reſte aus der römiſchen, merowingiſchen und vorzugsweiſe aus der romaniſchen Architekturperiode auf den Kenner eine nicht geringere Anziehungskraft. Wir halten namentlich die romaniſchen Kirchen für ganz wundervolle Werke, die in ſolcher Vollſtändigkeit an keinem andern Orte der Welt aufs Neue angetroffen werden. Allerdings iſt auch der deutſche Styl vortrefflich vertreten. Ueberhaupt kann man die Architektur des Mittelalters bis in das fünfzehnte Jahrhundert wohl nirgends in ſchönern und reichhaltigern Beiſpielen verfolgen. Köln war in der alten Zeit im wahren Sinne des Wortes eine monumentale Stadt.

Die Urenkel ſcheinen aber den Urvätern nacheifern zu wollen. Nicht allein zeigt ſich heutigen Tags allerwärts das Beſtreben, die Monumente der frühern Perioden zu erhalten und zu erneuern, es ſind auch, ſeitdem das linke Rheinufer wieder zu Deutſchland zählt, eine Reihe von Bauwerken entſtanden, die ſich zum Theil würdig an die Seite der frühern Bauten ſtellen. Am großartigſten erſcheinen wohl in dieſer Beziehung verſchiedene Anlagen, welche dem Handel und dem Verkehre dienen. Die Eiſenbahnen, die den Norden mit dem Süden und den Weſten mit dem Oſten verbinden, ſind mitten durch die volkreiche Stadt gelegt worden und haben große Umgeſtaltungen hervorgebracht, an ſie knüpft ſich das rieſenhafte Unternehmen der gewaltigen Rheinbrücke, die mit Stein und Eiſen gefügt, die Ufer des ſchönen breiten Stroms verbindet und nicht allein Fußgängern und Wagen, ſondern ſogar langen mächtigen Eiſenbahnzügen einen geſicherten Uebergang gewährt. Die Alten würden dieſe Schöpfung unter ihre Wunderwerke aufgenommen haben, ſo kühn und ſtark ſchwingt ſie ſich, dem Wanderer eine weite Umſicht in das Land verſtattend, hoch über die Wellen des Fluſſes. In ähnlicher Weiſe iſt die Gemeinde thätig geweſen, welche eine große Anzahl von trefflichen Schulen und den großen Concert- und Ballſaal Gürzenich baute und welche auch jetzt wohl bald eine Reſtauration des alten Rathhauſes vornehmen wird. Auf die vielen ſchönen Privathäuſer, welche ſich von Jahr zu Jahr mehren, können wir nur vorübergehend aufmerkſam machen.

Dagegen ſoll uns ein anderes edles Werk beſchäftigen, das ſeinen Urſprung weder der Kirche noch dem Staate, noch der Gemeinde, noch irgend einer großen induſtriellen Genoſſenſchaft, ſondern der echten reinen Heimathliebe zweier braven Kölner Bürger verdankt. Wir meinen das Muſeum Wallraf-Richartz, deſſen Vollendung und vollſtändige Anordnung bevorſteht. Im Angeſichte einer für Köln, den Rhein und gewiſſermaßen für das ganze Vaterland ſo wichtigen Ereigniſſes wird es aber nicht ohne Intereſſe ſein, wenn wir einen kurzen Bericht über die Entſtehung dieſes durch herrlichen deutſchen Bürgerſinn entſtandenen Werkes geben.

Zu dieſem Zwecke brauchen wir nun keineswegs in alte Zeiten zurückzugehen: die Geſchichte der meiſten Gallerien und Muſeen, die ſich einiger Bedeutung erfreuen, zieht ſich durch mehrere Jahrhunderte. Vorzugsweiſe ſind ſie Schöpfungen kunſtliebender Fürſten, die über große Mittel zu gebieten haben, wie die Sammlungen in Rom, Florenz, Wien, München, Dresden, Berlin, Paris, London und Madrid, oder ſie gehen von reichen Städten aus, wie die Gallerien in Amſterdam und Antwerpen. Die Grundlage zu dem hieſigen Muſeum wurde dagegen am Ende des vorigen Jahrhunderts gelegt. Es verhält ſich mit demſelben ungefähr wie mit dem Städel'ſchen Inſtitut in Frankfurt a. M. und mit dem Schletter'ſchen Muſeum in Leipzig, die gleichfalls von Privatleuten geſtiftet wurden. Allerdings aber findet in Bezug auf die Gründer ſelbſt wieder ein großer Unterſchied ſtatt. Städel und Schletter waren reiche Leute; während der Kölniſche Sammler nur ein armer Mann genannt werden kann. In dieſer Beziehung bietet die Entſtehung ſeiner Stiftung ein ungleich größeres Intereſſe.

Ferdinand Franz Wallraf wurde am 20. Juli 1748 zu Köln am Rhein geboren. Sein Vater war ein einfacher ehrſamer Schneidermeiſter, ſeine Mutter, Catharine Nettesheim die Tochter eines wohlhabenden Brauers. Beide Aeltern hatten das Gefühl der alten reichsſtädtiſchen Bürger in hohem Maaße und leiteten ihre Namen von alten berühmten Geſchlechtern ab. Er wollte von dem alten patriciſchen Hauſe der Walrave, ſie von dem Stamme entſproſſen ſein, dem auch der abenteuerliche Schriftſteller Cornelius Agrippa von Nettesheim angehörte. Ein gewiſſer Ahnenſtolz iſt auch das Erbtheil des Sohnes geblieben, der ſich ſchon in frühen Jahren den Wiſſenſchaften widmete. In der That ward er ein fleißiger Schüler, Gymnaſiaſt und Student, der eine Menge von Büchern zuſammenſchleppte und raſtlos in ihnen herumſtöberte. So erwarb er ſich den Ruf eines äußerſt ſtrebſamen und tüchtigen jungen Mannes, deſſen Neigungen immer mehr und mehr auf das Lehrfach hinausgingen. Nach vollendeten Studien wurde er und zwar bereits im Jahre 1769 Lehrer am Montaner Gymnaſium. Da er zugleich Theologie ſtudirt hatte, ſo erhielt er im December 1772 die Prieſterweihe. In der Folge wurde er Profeſſor an der Kölner Univerſität, wo er Botanik und ſpäter Aeſthetik lehrte. Während dieſer Zeit erlebte er mancherlei Verdrießlichkeiten, weil er entgegen den orthodoxen Principien, die an den Lehranſtalten ſeiner Vaterſtadt herrſchten, eine humaniſtiſche Richtung anſtrebte. Er ſtand deshalb mehrere Mal im Begriff, nach Bonn überzuſiedeln, wo die neuerrichteten Lehranſtalten eine freiere Bahn einſchlugen. Den damals begonnenen Streitigkeiten machte der Einzug der Franzoſen ein Ende. Die Eroberer gründeten in Köln eine Centralſchule, an welcher Wallraf eine Stelle als Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften erhielt. Als ſpäter das linke Rheinufer wieder deutſch wurde, lebte er als einfacher Geiſtlicher. Er ſtarb allgemein geliebt, geachtet und beweint am 18. Mai 1824 als fünfundſiebenzigjähriger Greis.

Man ſieht, an äußerlichen Schickſalen iſt das Leben dieſes Mannes nicht beſonders reich. Er hat die heimathliche Scholle nur bei Gelegenheit von kleinen Reiſen verlaſſen. Auch in die Ereigniſſe ſeiner Zeit griff er keineswegs mit ſtarker Hand ein, mag er auch ihre vielfachen Wechſelfälle, welche mit der franzöſiſchen Revolution, der Weltherrſchaft Napoleons und aus der Wiedererhebung des deutſchen Volkes hervorgingen, tief und herzlich empfunden haben. In wiſſenſchaftlicher Beziehung hat Wallraf gleichfalls keine beſondere Werke an den Tag gefördert. Man hat ſich zwar in Köln mitunter Mühe gegeben, ihn zu einem großen Philologen, Aeſthetiker, Hiſtoriker und ſogar zum Dichter zu machen, aber es iſt doch nicht gelungen, ihm einen Platz unter den Männern zu ſichern, die ſich um die Bildung des Menſchengeſchlechts verdient gemacht haben. Allerdings war er ein gewandter Lateiner, der einzelne prägnante Inſchriften erfunden hat, wie unter anderm den Gruß am Kölner Kirchhof: „have Viator, mox noster." Unter den lateiniſchen und deutſchen Oden, die er dichtete, findet ſich keine originelle Schöpfung. In ſeinen hiſtoriſchen Aufſätzen, die ſich übrigens alle auf ſeine Vaterſtadt beziehen, ſind einzelne verdienſtvolle Forſchungen enthalten. Im

Ganzen ſteht er aber auch hier auf dem Standpunkt voreingenommener Meinungen. Er wollte Alles auf römiſchen Grund und Boden aufbauen. Der wackere alte Herr war in dieſer Beziehung ſogar komiſch. Uebrigens leidet die Stadt noch gegenwärtig an den Folgen ſeiner ſeltſamen Erfindungen. Dies iſt namentlich in Betreff ſeiner Straßenbenennungen der Fall. So machte er z. B. aus den deutſchen Namen Marktplatz und Marktpforte Marsplatz und Marspforte, aus Pfaffenpforte porta Paphia, aus Katzenbuckel Kattenbug, aus Hundsrücken Hunnenrücken u. dgl. m. Es iſt eigentlich nicht recht, daß man die guten deutſchen Namen nicht längſt wieder hergeſtellt hat. Man übertreibt alſo, wenn man Wallraf als eine Leuchte der Wiſſenſchaft und Kunſt hinſtellen will. Als einen echten braven humanen Mann kann man ihn aber nicht genug preiſen. Er gehörte noch zu den trefflichen Schülern der humaniſtiſchen Prieſter, welche der Katholicismus in jenen Tagen heranzog. Ohne indifferent in Glaubensſachen zu ſein, bewies er in allen geſelligen Beziehungen jene echte Milde, Freundlichkeit und Wärme des Gemüths, welche in ſeinem Stande leider von Tag zu Tag ſeltener wird. Feind von aller Verfolgungsſucht, von allem Zelotismus, von allem Beſſer-wiſſen-wollen, erſchien er als eine reine, harmloſe Natur, welche Gott gab, was Gottes, und dem Menſchen, was des Menſchen iſt. Will man den Mann rühmen, ſo rühme man ihn von dieſer Seite.

Aber beſtand ſein Verdienſt denn nicht in ſeinen Kenntniſſen der bildenden Künſte? Aufrichtig geſagt, Nein! Er liebte die Kunſt mit begeiſterter Seele, aber er kannte ſie nicht, wie wir ſie kennen. Zu ſeiner Zeit war auch eine ſolche Kenntniß noch unmöglich. Was wir ihm höchſtens zugeſtehen können, das iſt eine mäßige Kunde der Kunſt des Alterthums, zu der Winckelmann damals die Bahn gebrochen hatte. Die Forſchungen über die Kunſt des Mittelalters begann aber erſt in dieſem Jahrhundert. Sie waren noch nicht zum Abſchluß gebracht, als Wallraf ſtarb. Wenn er ſich gleichwohl unermeßliche Verdienſte um die Kunſt erworben hat, ſo liegen dieſe nicht in ſeiner Einſicht in die Sache, ſondern in ſeiner Liebe zur Sache. Wallraf war eine geborene Sammlernatur. Er hatte etwas vom Hamſter in ſich. Dieſe Leidenſchaft, die ſchon in ſeiner erſten Jugend auftritt, zeigte ſich gleichzeitig für Bücher und Antiquitäten. Die erſte Hälfte ſeines Lebens war nun hauptſächlich den Antiken gewidmet, als aber die Boiſſerees und Bertram den Anregungen der romantiſchen Schule folgend die mittelalterlichen Bildwerke aufſuchten, da blieb neben vielen andern Wallraf nicht zurück, ja er übertraf alle andern Genoſſen an raſtloſer Emſigkeit und Thätigkeit. Daß ſeine Kunſtkenntniſſe nicht bedeutend geweſen ſind, gewahrt man, wenn man ſeine Sammlungen durchforſcht. Mit weiſer Kritik iſt er nicht ans Werk gegangen ſonſt würde man nicht auf ſo viele unbedeutende Arbeiten ſtoßen. Es ging ihm mehr um multa als multum. Glücklicher Weiſe befindet ſich aber unter multa multum. Er hat ein wahrhaft koloſſales Material zuſammengebracht, das wiederum wahre Edelſteine enthält.

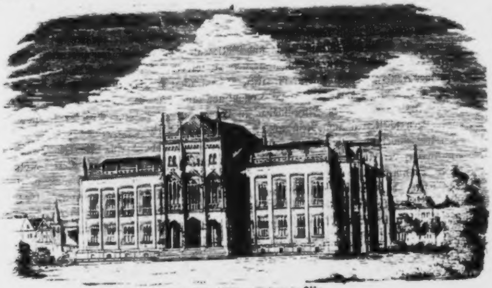
Und auf welche Weiſe iſt es ihm gelungen, dieſe Sammlung zurecht zu ſtellen? Gerade bei dieſem Werke muß uns die Geſtalt des edlen Greiſes die höchſte Achtung einflößen und zur Rührung fortreißen. Kölns Ruhm und Ehre füllte ſeine ganze Seele. Nun hatte er das Bewußtſein, daß ein großer Theil dieſes Ruhms und dieſer Ehre in der alten Kunſt liege. Viele Männer, die ſeine Heimath beſuchten, beſtätigten ihm dieſe Meinung. So war es das Ziel und Ende all ſeiner Beſtrebungen, auf dieſem Felde zu retten, was in jenen kritiſchen Zeiten, wo das Vaterland in tauſend Wirren ſteckte, zu retten war. Leider ſtanden ihm keine reichen Mittel zu Gebote. Dennoch gelang ihm das Unmögliche. Nicht allein ſeine eigenen kleinen Einkünfte verwandte er auf den Ankauf von Kunſtwerken aller Art, er bettelte auch um die Mittel, ja, er bettelte um die Sachen ſelbſt. Seine Zeitgenoſſen erzählen, daß er Hunger und Durſt gelitten, daß er im Winter die Heizung geſpart und daß er die fadenſcheinigſten Kleider getragen habe, nur um ſeiner Sammelluſt fröhnen zu können. Schließlich aber krönte er ſein Werk dadurch, daß er ſeine ſämmtlichen Beſitzthümer der Stadt, wo er geboren und erzogen war, vermachte, und ſie dadurch in den Beſitz einer Gabe brachte, welche die rheiniſche Kunſt vergangener Jahrhunderte in wunderbarer Weiſe repräſentirt. — Iſt das nicht ein Bürger nach dem Segen Gottes?

Als die Stadt das reiche Erbe angetreten hatte, war es keine kleine Schwierigkeit, einige Ordnung in das Chaos zu bringen, welches wirr und bunt in der Wohnung des Verſtorbenen aufgethürmt lag, denn in dem Raume des alten Herrn muß es wunderlich ausgeſehen haben. Göthe hat in ſeinen Reiſeblättern mit milder Schonung davon geſprochen. Die Kölner Bekannten Wallrafs ſchildern ſein Zimmer als Muſter eines Antiquitäten-Kabinets, in dem der tollſte Wirrwar herrſchte. Seine Beſitzthümer nahmen nicht allein die Wände und Boden, Ecken und Winkel, Tiſche und Stühle ein, ſo daß niemals ein Sitz für den Beſucher vorhanden war, ſondern ſogar den größten Theil des Bettes ein, in dem der alte Prieſter ſich Abends ein beſcheidenes Plätzchen ſuchte. Nach ſeinem Tode wurde die Sammlung in den Kölniſchen Hof, das jetzige Wallrafianum übergeſiedelt. Zur Aufſtellung kamen indeß nur diejenigen Werke, welche am wenigſten Schaden gelitten hatten. Der größte Theil der Gemälde, die ſich allerdings vielfach in einem traurigen Zuſtande befanden, wanderte zur weiteren Aufbewahrung in die Rumpelkammer und auf die Söller. Natürlich tauchte ſofort der Wunſch auf, die reiche Erbſchaft in einem würdigen Hauſe zur Anſicht des Volkes zu bringen. Aber der Menſch denkt und Gott lenkt. Man redete fünfundzwanzig Jahre von dieſer Angelegenheit, ohne ſie im mindeſten zu fördern. Erſt nachdem immer dringender Stimmen laut geworden waren, die alten Schätze nicht in Schutt und Moder aufgehen zu laſſen, berieth im Jahre 1851 eine Kommiſſion aus dem Gemeinderathe mit einigen Kunſtfreunden, um den neuen Muſeumsbau in Erwägung zu ziehen. Aber vergebens, die Verhandlungen ſcheiterten aufs Neue an der Finanzfrage.

Da trat unverhofft eine plötzliche, überaus glückliche Wendung ein. Zu dem Sammler der Kunſtwerke, der ein begeiſterter Kölner geweſen war, geſellte ſich ein begeiſterter Kölner, der dieſen Sammlungen ein Haus zu bauen beſchloß. Was der eine Bürger nicht zu thun vermocht hatte, das that ein anderer aus jüngerer und fürwahr nicht ſchlechterer Epoche. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich plötzlich die Kunde durch die Stadt, daß Herr Johann Heinrich Richartz ſich die Aufgabe geſtellt habe, ſeine Vaterſtadt mit einem Muſeum zu ſchmücken. Dieſer treffliche Mann wurde am 15. März 1796 von bürgerlichen Eltern geboren, die alten eingeſeſſenen Familien der früheren Reichsſtadt angehörten. Nachdem er das Gymnaſium beſucht hatte, beſtimmte er ſich dem Kaufmannsſtande und bildete ſich in Mainz, Brüſſel und Antwerpen aus. In die Heimath zurückgekehrt, begründete er ſein Geſchäft in Köln, in deſſen Intereſſe er ſpäter viele große Reiſen nach den europäiſchen Seeſtädten machte. So kam er nach England, Frankreich und ſogar bis Cadix und Gibraltar. Vorzugsweiſe pflegte er die Verbindungen mit Nord- und Südamerika und hat auf dieſe Weiſe den Grund zu der Blüthe ſeines Hauſes gelegt. Ja, er hat gewiſſermaßen den Häutehandel in Köln begonnen, der ſpäter von vielen Firmen mit außerordentlichem Glücke betrieben worden iſt. Das Werk ſeines frühern Lehrers Wallraf fortzuſetzen, gereichte ihm zur größten Freude. Wie waren nun mit einemmale alle Augen auf den ſchlichten einfachen Richartz gerichtet, der ſich als gediegener tüchtiger Kaufherr ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, von dem er, da er ohne Frau und Kinder war, mit dem beſten Gewiſſen einen Theil als patriotiſche Gabe zum Beſten ſeiner Heimath zu verwenden ſich entſchloß! Man brachte ihm Fackelzüge und feierte ihm Feſte. Sein Name wurde als der Name eines hochherzigen deutſchen Bürgers in ganz Deutſchland genannt.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir die Geſchichte des Baues erzählen wollten. Sein Grundſtein wurde am Tage, wo auch der Grundſtein der Brücke gelegt wurde, von

König Friedrich Wilhelm IV. geweiht. Heut ſteht das ſtattliche Gebäude faſt vollendet vor unſern Augen. Seitwärts von der gothiſchen Minoritenkirche erhebt es ſich an der Stelle des früheren Kloſters, das zu dieſer Kirche gehörte, und umſchließt den ſchönen Kreuzgang, deſſen ornamentale Structur auch der Structur des Gebäudes zu Grunde gelegt worden iſt. Sein Baumeiſter iſt der Kölner Joſeph Felten, ein Architekt von dem entſchiedenſten Talente für feine und harmoniſche Gliederung in den Verhältniſſen. Das Werk bildet einen nach Norden liegenden Hauptbau mit zwei Flügeln, die ſich gegen Weſten und Oſten erſtrecken. Die nördliche Façade mit ihrer ſtattlichen Mittelpartie im Spitzbogenſtyl und ihrer breiten Entfaltung nach beiden Seiten macht ſich überaus prächtig. In gleicher Weiſe ſind die Seitenflügel großartig und herrlich anzuſehen. Auch giebt der am Aeußeren verwandte Tuffſtein dem Gebäude einen ernſten und harmoniſchen Charakter. Außerdem wird das Ganze noch bedeutend durch die im Hintergrunde emporragende Kirche, welche der edle Bauherr gleichfalls reſtauriren läßt, gehoben. So gereicht denn das Gebäude, das, beiläufig geſagt, ohne den von der Stadt hergegebenen Platz an 200,000 Thaler koſtet, der rheiniſchen Metropole in jeder Weiſe zum Schmuck und zur Ehre.



Das Wallraf-Richartz-Muſeum in Köln.

In ſeiner ganzen Pracht und Herrlichkeit wird es freilich erſt dann erſcheinen, wenn die lichten hellen Säle, die ſich durch zwei Stockwerke ziehen, und die theilweiſe Oberlicht erhalten werden, mit den Kunſtwerken, welche Wallraf ſammelte, und welche ſpäter hinzugekommen, angefüllt ſind. Seitdem nämlich der Bau eine Wirklichkeit geworden iſt, hat ſich auch der Stadtrath entſchloſſen, die nöthigen Summen herzugeben, um die alten Bilder zu reſtauriren, welche auf den Kammern, Gängen und Söllern des Kölniſchen Hofes aufgeſtellt waren. In der That iſt man mit dieſen Arbeiten auch ſchon ziemlich fortgeſchritten. Diejenigen Gemälde, welche bis jetzt nicht ausgeſtellt waren, ſind aber vielleicht noch zahlreicher, als die jetzige Sammlung im Wallrafianum. Das im Jahre 1815 von dem früheren Oberſecretair und Archivar Peter Fuchs aufgenommene Inventar enthält 1616 Gemälde, von denen 376 der italieniſchen, 304 der niederländiſchen, 8 der franzöſiſchen, 309 der altdeutſchen und 358 der Kölniſchen Schule zugeſchrieben werden. Außerdem führt es 261 Portraits auf. Aber Wallraf hat nicht allein Gemälde zuſammengebracht, ſeine

Aufmerkſamkeit erſtreckte ſich in gleicher Weiſe auf Antiken, die theilweiſe aus Rom, theilweiſe aus den römiſchen Colonien am Rhein ſtammen, auf deutſche Sculpturen aus dem Mittelalter und der Renaiſſanceperiode, auf Metallarbeiten, Gefäße, Geräthe, Waffen und Rüſtungen aller Art, ſowie auf eine immenſe Anzahl von Kupferſtichen, Holzſchnitten, Manuſcripten, Urkunden, Incunabeln und Büchern.

Man darf indeß nicht glauben, daß es ſich in dieſer Sammlung um nur vorzügliche Werke handle. Wir haben ſchon bemerkt, daß Wallraf kein ſcharfer Kritiker war, und daß er vielfach zuſammenhäufte, weil es ihm im Blute lag. So läßt ſich denn auch nicht behaupten, daß die römiſchen Gegenſtände, obgleich mancherlei Intereſſantes dabei iſt, von hervorragender Bedeutung ſind. Ebenſo bieten die Gemälde, die über das Jahr 1550 hinausgehen, wenig Hervorragendes. Mit wenigen Ausnahmen ſind ſie namentlich in Bezug auf die Italiener, Spanier und Niederländer meiſtens mit falſchen Namen belegt. Man wird jedenfalls wohl thun, eine Menge von dieſen mittelmäßigen Werken der Kritik des Publikums in dem neuen Gebäude nicht auszuſetzen. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß das neue Muſeum ſich ganz beſonders durch ſeine alten Bilder von der Kölniſchen und Rheiniſchen Schule im Allgemeinen auszeichnen wird. In dieſer Beziehung ſind dem alten Wallraf eine Menge von Schätzen in die Hände gefallen, von deren Reichthum und Umfang man kaum eine Ahnung hat, denn zu den bekannten Bildern des Kölniſchen Hofes kommen eine Menge von Arbeiten, die erſt bei der letzten Reſtauration an das Licht getreten ſind. Dieſelben umfaſſen die Zeit von 1300 bis 1550 und geben ein klares Bild der Entwickelung der Malerei an den Ufern des Rheines. Man findet unter ihnen eine große Anzahl von Bildern, welche noch dem ſogenannten germaniſchen Style angehören und welche vielfaches Licht über die Zeit vor Meiſter Wilhelm verbreiten werden. Dieſer letztere Maler iſt dann mit der Schule, die er bildete, und die außerordentlich groß geweſen ſein muß, ganz überaus reich vertreten. Daß die Bilder des Meiſters Stephan im Ganzen ſelten ſind, beweiſt auch der Zuwachs des Wallrafianums, der durch die neuen Reſtaurationen entſtanden iſt, denn es haben ſich nur wenige Arbeiten gefunden, die an ſeine Art und Weiſe erinnern. Sehr vollſtändig erſcheinen dagegen die Werke, die, aus der Schule des ſogenannten Iſrael v. Meckenen hervorgehend, den Einfluß jener realiſtiſchen Richtung verrathen, die, durch die Gebrüder van Eyck in den Niederlanden gepflegt, bald den Kreislauf über ganz Deutſchland antraten. Auch auf dieſem Felde haben die Reſtaurationen eine Menge von höchſt intereſſanten Gemälden an den Tag gefördert. Eben ſo wenig fehlt es an Arbeiten der folgenden Zeit, von denen leider die Namen der Maler nicht zu ermitteln ſind, bis Bartholomäus de Bruyn, Anton von Worms und Johann von Aachen ſchließen. In dieſen eben aufgeführten Bildern liegt der Schwerpunkt der Schule. Sind ſie erſt aufgeſtellt, ſo wird auch die Kunſtgeſchichte manche Bereicherung aus ihnen erhalten. Freilich darf man ſie nicht ſo ſehr mit den Anforderungen der Aeſthetik, als vielmehr mit hiſtoriſchem Auge betrachten. Außerdem aber enthält die Sammlung auch einzelne koſtbare Bilder aus der niederländiſchen Schule, einen herrlichen Albrecht Dürer, einen Lukas Cranach, einen Rubens, der indeß bezweifelt wird, eine Jordan's, vortreffliche Bildniſſe und verſchiedene ſchöne moderne Bilder von K. Begas, E. Bendemann, C. F. Leſſing und Julius Schrader. Unter den letzteren befinden ſich einige Erwerbungen des in Köln ins Leben gerufenen Muſeumsvereins. Auch haben manche andere Privatleute treffliche Gaben in das Wallrafianum geliefert, wie H. v. Herwegh, der ihm die berühmte Madonna in der Roſenlaube vererbte, Herr Stadtbaumeiſter Weyer, v. Ammon, Herr Merlo u. a. m.

Im Ganzen aber iſt das Kölner Muſeum das Werk zweier edlen Kölniſchen Bürger, deren Namen es denn auch bis in die fernſten Zeiten tragen wird.

* * *

Die Burg von Nürnberg.

Nürnberg, unter den Städten des Frankenlandes die vornehmſte, die geiſteshohe, unter den Städten des Reichs die kaiſerfreundliche, unter den Städten der Städte die Weihnachtsſtadt, Nürnberg iſt der Stolz Deutſchlands. In die erſten Jahre unſeres Lebens klingt ſein Name ſchon ſo hell und freundlich, und noch in den ſpäteſten, wenn ſchon längſt alle Saiten des Herzens ausgeklungen haben, ſchlägt der Laut ſo ſehnſüchtig noch an der letzten, an dem deutſchen Heimathsgefühle an. Dieſes Gefühl zieht jährlich Tauſende in ſeine Mauern, und Jeder fühlt ſich hier froh und glücklich, angeheimelt von dem mächtigen Zauber all des Unſagbaren und doch ſo Einfachen, des ſo Gewaltigen und doch ſo Zarten, was man deutſches Gemüth zu nennen pflegt, und deſſen Heimathsort Nürnberg iſt. Es iſt deutſcher Boden, auf dem man wandelt, deutſche Luft, die man athmet, jeder Stein ein Denkmal deutſcher Geſchichte. Wenn es in Nürnberg überhaupt einen Fremden deutſcher Zunge geben kann, ſo möchte ich ihn, um ein unauslöſchliches, charakteriſtiſches Erinnerungsbild in ſeine Seele zu drücken, eines ſonnigen Sommernachmittags an den Eingang des großen Marktes führen, eines Sonntagsnachmittags, wenn die Feiertagsmenſchen außer den Thoren ſich unter grünen Lauben tummeln, wenn die engen, alten Gaſſen, die menſchenleeren Plätze, froh, der quälenden Laſt der Menſchen entledigt zu ſein, im jungen Sonnenſcheine Feiertagsruhe halten; wenn die Brunnen rauſchen, rings von Fenſtern und gothiſchen Chörlein Blumen lächeln und duften, und man aus der niedrigen, runden Thür des Hauſes jeden Augenblick ein Gretchen möchte treten ſehen.

Ungeſtörter iſt die Illuſion, zauberiſch iſt der Eindruck, wenn tief in ſchweigender Winternacht ſich die Mondſchatten auf dichter Schneedecke über Erker und Giebel dehnen — da thut ſich das Geheimniß der Vergangenheit auf. Aus den hohen geöffneten Kirchenthüren ſtrahlt Kerzenglanz, ſtrömt Weihrauchduft, glänzt Prieſtergepränge; lange, feierliche Proceſſionen wallen durch die Straßen, durch die Reihen emſigen, friſchen, luſtigen Volkes, das heute ſo recht mit Bewußtſein lungert, hier und da ehrerbietig oder trotzig Platz machend den Herren vom Geſchlecht, die in ſchwarzem Gewande zu Rathe gehen, während andere, unbekümmert um das Treiben da draußen auf den Straßen, in ihren Werkſtätten ſchaffen, ſinnen und erſinnen, was zur Nothdurft und Schönheit des Lebens gehört, ſeien es ſchlichte Handwerker, oder Männer des forſchenden Geiſtes, ſeien es Dichter, oder Künſtler. — Da blitzt dort aus dem Fenſter ein Licht heraus in die Mondnacht, luſtige Geſänge heimkehrender Zecher widerhallen an den düſteren Häuſern, der Geiſt erwacht aus der träumeriſchen Verzauberung der Phantaſie, und es iſt Einem, als wäre man in den Mauern einer verſunkenen Stadt gewandelt, darüber die Fluth des klaren, ſternenglänzenden Himmels und jenſeits derſelben — die Welt wirklicher Weſen, auf deren feſtem Boden man ſich wieder ſicher fühlt.

Hoch über der Stadt, auf der Nordſeite derſelben, erhebt ſich die Burg von Oſten nach Weſten auf einem Keuperſandſteinfelſen. Sie iſt das eigentliche Wahrzeichen der Stadt, ohne ſie wäre Nürnberg nicht, in ihr verkörpert ſich die Geſchichte der Stadt. Jetzt hat ſie die Rolle der Ehrendame übernommen, welche dem Ankömmling ſchon aus der Ferne artig und würdevoll die Honneurs der Stadt macht, ſtillſchweigend zu dem Beſuche derſelben wie ihrer ſelbſt einladend. Wohnung räumt ſie aber nur Königen, den Herrn des Landes ein. Nehmen wir den Weg von der Stadt, ſo empfängt uns das lachende Grün des Burgberges mit prächtigen alten Linden, von der Hand Friedrich Pirkhaimer's, des Onkels des berühmten Willibald, gepflanzt. Der Oelberg am Fuße des Schloßberges iſt eine Stiftung Martin Kötzel's. Weiter hinauf ſtreckt ſich, zwiſchen zwei Thürmen eingeſchloſſen, die Fronte eines langen düſteren Gebäudes aus Sandſtein. Es iſt die Kaiſerſtallung, die 1494 durch Hans Behaim, dem Nürnberg mehrere ſeiner alten öffentlichen Bauten verdankt, an der Stelle der Burggrafenburg erbaut wurde, nachdem dieſe in einer Fehde des Burggrafen mit dem Herzog Ludwig von Bayern-Ingolſtadt durch den bayeriſchen Pfleger in Lauf, Chriſtoph Laiminger, im Herbſte 1420 niedergebrannt worden war. Es geht die Sage, als habe der Rath von der Abſicht des Pflegers gewußt und gerade in dieſer Nacht einen Tanz auf dem Rathhauſe abgehalten. Die Zerſtörung der Burg war für den im Norden Deutſchlands zurückgehaltenen Burggrafen die Hauptveranlaſſung, ſeine Gerechtſame an die Stadt zu verkaufen, um der ewigen Plackerei mit derſelben los zu ſein. Wie die Herren von Nürnberg immer zwei Fliegen mit einem Schlag zu treffen wußten, ſo diente dieſes Gebäude mit ſeinen großen Speichern als Kornmagazin und zugleich in ſeinen unteren Räumen als Stallung für die Pferde der kaiſerlichen Hofhaltung. Bei Gelegenheit eines Beſuches Carls V. 1541 in Nürnberg, erzählt Hans Sachs, habe der Kaiſer, die verſchiedenen öffentlichen Gebäude beſuchend, zu ſeinem größten Erſtaunen Korn gefunden, das hundert und ſiebenundneunzig Jahre alt war, ihm zu Ehren zu Brod gebacken und präſentirt wurde.

Der rechts an der Kaiſerſtallung zunächſt gelegene ſchlanke Thurm mit den vier Erkern, „Lug ins Land“ genannt, wurde 1367 von der Stadt an die Burggrafenburg geſetzt, um ſich von Allem, was in derſelben vorging, zu überzeugen. Zugleich hatte man um dieſelbe eine Mauer gezogen, deren Thor Nachts verſchloſſen wurde, angeblich, um ſich vor dem Uebermuthe des burggräflichen Geſindes zu ſichern, das in die Stadt hinablief und allerlei Poſſen trieb, im Grunde aber, weil die Stadt im Stillen für ihre Unabhängigkeit fürchtete und ſich für alle Fälle ſicher ſtellen wollte. Der unweit belegene fünfeckige Thurm, deſſen abnorme Bauart aber nur vom Stadtgraben aus ſichtbar iſt, iſt das älteſte Bauwerk der Stadt, um das ſich dieſe und ihre Geſchichte kryſtalliniſch angeſetzt hat. Auf dem kleinen Flecke zwiſchen dem „Lug ins Land“ und fünfeckigen Thurm ſpielt der Hauptact der Nürnberger Geſchichte, der Widerſtand der Stadt gegen die Burggrafen von Hohenzollern, der alle ihre Kräfte herausforderte, der ſie groß und mächtig machte. Von dem Gebäude aus zieht ſich eine Mauer, die den Blick in das nördlich gelegene üppige Gartenland, das ſogenannte Knoblauchsland, ſchweifen läßt, bis an das erſte Burgthor.

In der Mitte der Brüſtung dieſer Mauer ſind zwei Hufeiſen eingehauen zum Andenken an den Schelmenſtreich, den Eppelin (Apollonius) von Gailingen den Nürnberger Herren geſpielt hat. Je reicher nämlich die Stadt durch den Handel ihrer Bürger wurde, in deſto höherem Grade erregte ſie den Neid und Aerger des auf ſeinen feſten Schlöſſern wohnenden Landadels, der, um irgend einen ritterlichen Vorwand für einen ganz gewöhnlichen Raub zu haben, das ſogenannte „Abſagen“ erfand. Man ſagte z. B. der Stadt ab, wenn man zu einer Forderung, die der Einzelne an den Einzelnen in der Stadt hatte, nicht kommen konnte, und glaubte ſich dadurch berechtigt, von dem fahrenden Gut des Bürgers ſein Eigenthum zu nehmen, wo man es fand. Der Kunſtausdruck für dieſe kunſtreiche Methode war „Krempeln auf der Straß“. Einer der genialſten Krempler war Eppelein von Gailingen; er hauſte auf ſeinem feſten Schloſſe Trameviel bei Muggendorf. Sein Name war der Ausdruck für alle Tollkühnheiten und Schelmenſtreiche jener tollen Zeit. Er war im Volkslied gefeiert, wie nur immer einem Helden eines anderen Volkes dieſe Ehre widerfahren konnte. Ein geſchworener Feind derer von Nürnberg, lauerte er ihnen auf der Straße auf; er trieb ſeinen Schabernack mit ihnen auch in ihrer eigenen Stadt, in die er ſich öfters einzuſchleichen wußte. Einſtmals nahm er ſogar am hellen Tage ein ſilbernes Vogelhaus, eine Auslage mit Münze und Geſchmeide von hohem Werthe, das vor dem Rathhauſe hing, hinweg und ſuchte damit das Weite. Endlich gelang es den Nürnbergern, ſich ihres gefährlichen Feindes zu bemächtigen. Er wurde in ſicheren Gewahrſam gebracht und zum Tode verurtheilt. Als der ihn beſuchende Beamte ihm das Recht einer letzten Bitte ankündigte, verlangte er, noch einmal ſein Roß beſteigen zu dürfen. Man führte es ihm vor, er ſchwang ſich flugs in den Sattel, drückte die Sporen feſt ein und ſetzte über den Burggraben, den Nürnbergern noch ein höhniſches Lebewohl zurücklaſſend. Als er auf der Landſtraße mehreren Landleuten begegnete, und dieſe auf ſeine Frage: wohin ſie denn gingen, ihm antworteten: nach Nürnberg, um der Hinrichtung des Eppelein von Gailingen beizuwohnen, erwiderte er: „Ah, die Nürnberger hängen Keinen, ſie hätten ihn denn.“ Jenes Lebewohl war aber kein Lebewohl für immer, er entging ſeinem Schickſale nicht. Im Jahre 1381, nachdem er den Nürnbergern abermals die Pferde von 32 Wagen ausgeſpannt hatte, wurde er mit zweien ſeiner Spießgeſellen und vier Knechten gefangen und die ganze ehrenwerthe Geſellſchaft auf Anklage Nürnbergs und anderer fränkiſcher Reichsſtädte zu Neumarkt hingerichtet.

In dieſer Sage mag ſich die Tradition an die alten Burggräben fortgepflanzt haben, denn nach der heutigen Entfernung müßte man dem fränkiſchen Ritter eine Doſis übernatürlicher Kräfte zuſchreiben. Die Breite des Stadtgrabens, wie wir ſie jetzt ſehen, datirt nämlich erſt aus dem Jahre 1538, wo man die Baſtionen hinter der Burg umlegte (daher man dieſe in Nürnberg ſelbſt nur „die Veſte“ nennt) und den Graben weiter hinausrückte.

Zur Bewachung des Schloſſes waren vier Burghuten errichtet, deren jeder die Aufſicht über ein zur Burg führendes Thor zuſtand. Das Thor mit dem kaiſerlichen Adler führte zu der eigentlichen Burghut des Grafen von Zollern, die den wichtigſten Zugang zu bewachen hatte, das heutige Veſtnerthor, das in das Freie führt und durch welches ſpäter nur der Loſunger und die Aelteſten des Rathes ausreiten durften.

Im Vordergrunde liegt „die Freiung“ mit dem entzückenden Blick auf die Stadt und deren Umgebung. Wie in mehreren Klöſtern der Stadt, ſo fanden hier die Verbrecher ein Aſyl. Der Ueberblick über dieſelbe war mit einem edlen, milden Gefühle geweiht. Links von der Freiung die „Walburgiskapelle“, einſt als „Ottmarskapelle“ die Hauskapelle der Burggrafen und ohne Zweifel eines der älteſten kirchlichen Gebäude der Stadt. Sie brannte 1420 mit der burggräflichen Burg ab, und auf ihren Trümmern ließ die Stadt eine neue, der heiligen Walburgis geweihte Kapelle errichten. Rechts von der Freiung der Veſtner Thurm, den der Nürnberger Witz als den höchſten, wegen ſeiner hohen Lage, als den niedrigſten im Vergleich mit den übrigen der Stadt durch ſeine geringe Höhe, als den dickſten durch die Stärke ſeiner Mauern, als den dünnſten durch den äußeren Umfang bezeichnet. Er gehörte zu der Haſenburg, der dritten Burghut, welche die Aufſicht über das unter der Freiung ſichtbare Himmelsthor hatte, den in Felſen gehauenen, von der Stadt heraufführenden Haupteingang, durch welchen auch die Kaiſer mit ihrem Gefolge einritten. Auf dieſem Veſtner Thurm beſteht jetzt noch eine Art von Burghut, aber nicht über die Ritter und Reiſigen, die da an die Thore geſprengt kommen, ſondern über Alles, was grüne Schleier, Plaids und rothe Reiſehandbücher trägt. In die Entzückung über den ſich darbietenden Anblick der Stadt, tönt plötzlich eine Stimme von oben — aber nicht die Stimme des Weltgerichtes, ſondern nur des Thürmers, um die Fremden zu einem Beſuche ſeiner an Ausſicht allerdings ſehr reichen Wohnung einzuladen.

Eines der intereſſanteſten Bauwerke iſt der links am Schloßeingange gelegene ſogenannte „Heidenthurm,“ ſo benannt, weil man die an ſeiner Außenſeite befindlichen Spuren aus der erſten Zeit der chriſtlichen Kunſt für Götzenbilder hielt. Dieſer Thurm, der noch ſehr deutliche

Spuren romaniſcher Bauart trägt, war früher höher. Im Jahre 1529 wurde das ganze Schloß getüncht und von dem Heidenthurme wichtige Denkmäler der chriſtlichen Kunſt in dem Unverſtande der damaligen Zeit als „allerlei Poſſen“ entfernt, ſowie der Thurm, der ein ſpitzes Dach mit vier Erkern gehabt haben ſoll, welches letztere aber mit dem urſprünglichen Style ſehr wenig harmoniren und darum zweifelhaft ſein möchte, abgetragen.

Zwei ſchlanke Pappelbäume bilden die ſtumme, noch nie abgelöſte Wache vor dem Thore der ehemaligen kaiſerlichen Reſidenz. Das Thor trägt den Doppeladler des alten deutſchen Reichs mit dem Herzſchilde des Erzhauſes Oeſterreich. Ueber der Wölbung des Einganges ſteht die Zahl 1552, deſſelben Jahres, in welchem ſich die Stadt in ihrem inſtinktiven Gefühle drohender Gefahr von Seite des alten Gegners jetzt in der Perſon des Markgrafen Albrecht Alcibiades rüſtete, darüber die drei Wappen der Stadt, denen man an öffentlichen Gebäuden ſo oft begegnet, der Doppeladler auf Nürnbergs Reichsunmittelbarkeit zurückweiſend, ein getheilter Schild, die Grenzflüſſe des ehemaligen Gebietes Nürnbergs andeutend, das dritte, das Geheimſiegel des ehemaligen Rathes, ein Adler mit Kopf und Büſte einer Jungfrau, die eine Mauerkrone trägt, der ſogenannte Jungfernadler, der nach Heifeld auf das im Mittelalter berühmte Pantoffel-Regiment der Nürnberger Frauen, nach des galanten Conrad Celtis Auslegung aber auf die unwiderſtehliche Holdſeligkeit und Anmuth derſelben gedeutet wird.

Man zieht die Glocke. Schon der öffnende Kaſtellan iſt eine intereſſante Perſon. Er gehört der Künſtlerfamilie Kellner an, die ſich um die Wiedererweckung der Glasmalerei, namentlich was die Farbe betrifft, große Verdienſte erworben hat. Wir ſtehen im Burghofe. Dreißig deutſche Kaiſer ſind in dieſen Burghof eingezogen — acht Jahrhunderte ſchauen auf uns herab — es iſt eine geweihte Stätte des Vaterlandes. Hier wurde von Kaiſer Heinrich III. der Krieg gegen die Ungarn berathen, hier hat der unglückliche Heinrich IV. die Geſandten ſeines großen Gegners Gregors VII. empfangen, hierher flüchtete er nach der ſchmachvollen Demüthigung von Canoſſa, hier weilte Friedrich Barbaroſſa, ehe er gegen Mailand zog, empfing die Geſandten des griechiſchen Kaiſers und des Sultans von Iconium, hier legte Friedrich II. 1219 den Grund zur Größe der Stadt durch Verleihung des großen Privilegiums. Auf die Hohenſtaufen folgten die Habsburger, dazwiſchen die Günſtlinge jener wechſelnden Zeit, in der die Weltgeſchichte mit der deutſchen Kaiſerkrone ein launenhaftes Spiel treibend, dieſe als Zankapfel bald in dieſes, bald in jenes Haus ſchleuderte. Ludwig der Bayer, der Liebling der Stadt, wählte die Burg zu ſeinem Aufenthalte. Von 1322—1325 war ſie ſein feſter Wohnſitz. Sie war auch der Lieblings-Aufenthalt Kaiſer Friedrichs III., der vor dem Schloſſe hängende Gärten errichtet hatte, hier 1487 den Dichter Conrad Celtis krönte und einen großen Reichstag abhielt, eines Tages auch alle Nürnberger Kinder in den Garten hinter der Burg kommen ließ und ſie mit Honigkuchen, darauf des Kaiſers Bildniß war, beſchenkte, wovon dieſelben auch nachher den Namen „Kaiſerlein“ behalten haben.

Bei ſeiner Anweſenheit im Jahre 1491 wohnte Maximilian I. der Hochzeit des Stephan Tucher mit Jungfrau Urſula Muffel bei, 1517 feierte er fröhliche Faſtnacht, im Jahre 1541 bereitete die Stadt Kaiſer Carl V. bei ſeinem Einzuge in die Burg einen großartigen Empfang. Die nachfolgenden Kaiſer hatten faſt alle den Tribut ihrer Würde in einem Beſuche der Burg dargebracht, wenn auch die ſpäteren Beſucher von Kaiſer Matthias an ihre Räume nicht mehr zur Wohnung benützten, und es vorzogen, auf dem Rathhauſe oder in einem Privathauſe zu wohnen. Der letzte Kaiſer, der ſeinen Kaiſergang zu ihr machte, war Joſeph II. im Jahre 1781. In ihm nahm ſie für ewig Abſchied von den Herren des deutſchen Reiches. Neue Zeiten — neues Leben! Die Kaiſer ſind todt — es leben die Könige, die ihr neues Leben gebracht haben. Sie fühlt ſich wieder ſtolz und erhaben, ſie iſt im verjüngten Glanze zum Wohnſitz eines Königs erhoben worden. Die Beſtimmung der einzelnen Gebäude, wie ſie von Alters her waren, iſt auch in neueſter Zeit bei der Reſtauration, die 1852—1857 auf Befehl des Königs Max II. vorgenommen wurde, beibehalten worden. Links nach Süden der Pallas, mit den Gemächern des Kaiſers. Dieſen bewohnt jetzt König Max; der Mittelbau nach Weſten, die Kemnate war für die Wohnungen der Frauen beſtimmt und iſt jetzt für die Königin, ihre Damen und die beiden Prinzen eingerichtet; rechts nach Norden, da wo jetzt eine leere Mauer, befand ſich die Dienerſchaft mit der Burgküche; die Gänge, die dieſen Theil mit dem Hauptgebäude verbanden, ſind noch zu ſehen.

Die große Linde mitten in dem Schloßhofe ſchreibt die Sage Friedrich III. zu. Sie iſt ſehr alt und wird noch immer nicht müde, mit ihrem Grünen und Blühen dieſen ſtillen ja abgeſtorbenen Räumen das Lied des ewigen Sproſſens und Treibens der Natur, das Lied vom Leben zuzurauſchen — und freut ſich der vier ſchmucken Cavaliere, die man ihr in der neueſten Zeit in den lebensgroßen, aus Gyps gegoſſenen und broncirten Fackelträgern zur Geſellſchaft gegeben hat. Unter dieſer Linde hielt auch Friedrich Pirkhaimer ſeinen Hochzeitstanz an eben dem Tage, als Albrecht Dürers Vater als wandernder Goldſchmiedsgeſelle in Nürnberg einzog. Dieſer wurde ſpäter befreundet mit Pirkhaimer und zog in deſſen Hinterhaus, wo ihm jener Sohn geboren wurde, der Europa mit dem Ruhm ſeines Namens erfüllen ſollte und mit dem Neffen Willibald den Bund der Alten in einem noch tieferen geiſtigen Verhältniſſe deutſcher Freundſchaft erneuern ſollte.

Das Erdgeſchoß des Hauptgebäudes war früher zur Wohnung des Schultheiß und kaiſerlichen Kaſtellans eingerichtet, welches Amt immer der erſte Loſunger, Präſident des Raths und erſter Würdenträger des kleinen Staats bekleidete, daher der Umſtand, daß die Gemächer, das Zeitalter Ludwig XIV. und XV. repräſentirend, Umwandlungen nach dem Geſchmacke der Zeit und des Bewohners erfahren haben.

Der Kaiſer- oder Banketſaal im Erdgeſchoſſe iſt ganz in ſeiner urſprünglichen Bauart erhalten und ohne Zweifel der Saal, in welchem die Reichstage abgehalten wurden, und deſſen Decke bei der Hochzeit des deutſchen Königs Heinrich mit Margarethe von Oeſtreich 1225 einſtürzte und gegen funfzig Perſonen erſchlug. Der König war nur dadurch gerettet worden, daß er ſich während der Cataſtrophe in einer der durch die dicken Mauern gebildeten Niſchen befand. Wände und Decke getäfelt, letztere wie die größeren meiſt nicht gewölbten Räume aus dieſer Zeit mit einem mächtigen, von einer Holzſäule geſtützten Durchgangsbalken getragen. Ein Prachtſtück der Töpferkunſt iſt der koloſſale Ofen mit Fruchtſtücken und den vier Welttheilen. Von künſtleriſchem Intereſſe iſt eine Sammlung altdeutſcher Bilder, darunter gute Copien nach Dürer, auch die Bruſtbilder jener vier in der Münchener Pinakothek befindlichen Apoſtel, die, ein Geſchenk Dürers an die Stadt, der Rath von Nürnberg 1625 dem Churfürſten Maximilian I. ſchenkte, der damals eine drohende Stellung gegen die Stadt annahm. Das Original erſetzte er durch dieſe Copie vom Maler Fiſcher, einem Schüler Dürers. In dieſer Sammlung befindet ſich auch die Copie von dem in der Münchener Pinakothek bewunderten Original-Bildniſſes Albrecht Dürers. An dieſe Copie knüpft ſich folgende intereſſante Thatſache. Ein Nürnberger Maler Namens Küffner hatte vom Grafen Eckard in München den Auftrag zu einer Copie des Dürer'ſchen Bildniſſes, das auf dem Rathhauſe aufbewahrt war. Man trug kein Bedenken, den Schatz dem Maler auszuliefern, nachdem man vorher das Amtsſiegel auf die Rückſeite der Holztafel gedruckt hatte. Küffner copirte nicht nur das Bildniß, ſondern auch das Stadtſiegel, gab ſtatt des Originals ſeine Copie zurück und verkaufte jenes nach München. Später entdeckte man erſt den Betrug. Doch ſollte der Betrüger ſeiner Strafe nicht entgehen. Er endete ſein Leben in der Strafhaft wegen Falſchmünzerei auf der Veſte Rothenburg. — Einige Stufen führen in die St. Ottmars- oder

Kaiſerkapelle, die über die Margarethenkapelle erbaut iſt, und deren Bodenraum innerhalb der vier Säulen ſich über jener gleich der Doppelkapelle auf dem Schloſſe zu Eger geöffnet haben ſoll. In die untere Kapelle eintretend, glaubt man in der That in den Moder und in die Finſterniß des zehnten Jahrhunderts, die Zeit ihrer Entſtehung, zurückzugehen. Ihre Bauart trägt ganz das Schwere und Strenge des byzantiniſchen Bauſtyls an ſich, während die Kaiſerkapelle in der leichteren blühendern Form des Uebergangs in das Romaniſche gehalten iſt.

Die prächtigen ſchlanken Säulen ſind aus Marmor, man hält dafür, daß ſie Kaiſer Friedrich Barbaroſſa aus Italien hierher gebracht habe. Daß ſie italieniſchen Urſprungs ſind, dafür ſpricht auch ſchon die Sage einer Wette des Burgkaplans mit dem Teufel, wonach dieſer, ehe jener eine Meſſe leſen, die zur Kapelle nothwendigen Säulen aus Rom herbeiſchaffen wurde. Der fromme Mann gewann die Wette, denn er hatte eben ſeine Meſſe beendet, als Herr Satanas mit der vierten Säule ankam, die er dann aus Zorn ſo heftig zu Boden ſchmetterte, daß ſie entzwei ſprang, daher der dicke Ring um den Schaft einer der Säulen. Die über dem Eingange zum Chor der Kapelle gemalte Fratze ſoll das treue Portrait des Gottesmannes ſein, dem Teufel ſieht es aber eher ähnlich. Die Kapelle hat einen Haupt- und zwei Nebenaltäre mit alten Holzſculpturen aus der beſten Zeit der Gothik. Die Flügelthüren des Seitenaltars zur linken Hand ſind von Wohlgemuth gemalt. Als Seltenheit iſt ein byzantiniſches Bild, Kaiſer Conſtantin und Kaiſerin Helena aus dem zwölften Jahrhundert hervorzuheben. Der größte künſtleriſche Schatz der Kaiſerkapelle iſt die unter dem Namen des Roſenkranzes bekannte goldene Tafel, welche Darſtellungen vom Sündenfall und aus dem Leben Jeſu in halbrunden aus Holz geſchnitzten Figuren umrahmen, während den unteren Theil derſelben das jüngſte Gericht mit der Figur des Welterlöſers und darüber Gott Vater in der Verſammlung der Heiligen in kreisförmiger Gruppirung einnehmen, das Ganze von einer Zartheit der Empfindung, einem Reichthum der Phantaſie, von einer Vollendung in der techniſchen Ausführung, daß man es nur einem Meiſter wie Veit Stoß zuſchreiben möchte. — Durch einen engen dunklen Gang ſtehen die Gemächer der Königin mit dem Arbeitszimmer des Königs in Verbindung. Von der äußeren der Stadt zugekehrten Seite des Schloſſes iſt dieſes durch den neuen bis in das erſte Stockwerk reichenden Einbau eines dreitheiligen gothiſchen Fenſters kenntlich. Vielleicht iſt es daſſelbe Fenſter des kaiſerlichen Schlafzimmers, von dem ein Erker hinaus nach der Stadt ſchaute, der aber 1485 abgetragen worden war. Bei dem neuen Einbau iſt man auf die Spur eines mit dem Heidenthurme conformen Bauſtyles geſtoßen. Ein wunderliebliches Gemach, an deſſen Wänden die bis zur halben Manneshöhe hinaufſteigende durchbrochene Schnitzerei gothiſcher Spitzen aus Eichenholz, die um und über den Thüren in ihrem verſchwenderiſchen Reichthume faſt einen kirchlichen Character annimmt, einer der Ledertapete in Weiß und Gold nachgeahmten Bekleidung Platz macht. Seidene von vergoldeten geſchnitzten Baldachinen an Fenſter und Alkoven herabhängende Vorhänge verbreiten ein ſüßes Halbdunkel, und in den Hauch der Ruhe und Erhabenheit, der zu dem großen Berufe eines Regenten ſtimmt, miſcht ſich in dem Ausdruck jener auf den beiden Enden des königlichen Schreibtiſches befindlichen Büſten der beiden deutſchen Geiſtesheroen, Göthe's und Schiller's, die Verkündigung der Rechte des Herzens und Geiſtes, des reinen Menſchenthums, deren Achtung hier ſo überzeugend ausgeſprochen, deren Wahrung hier ſo wohlthuend wirkt. Die ſchweren gold- und blaugewebten Damaſtgardinen werden zurückgeſchoben — das Fenſter öffnet ſich — ein Blick, — und der unempfindlichſte Sinn muß in einen Ausruf des Entzückens ausbrechen.

Die ebene, von Gebirgs- und Weikenhügeln eingeſäumte Landſchaft eröffnet ſich weit, weit hin. Aus dem treuen alten Gefährten der Stadt, dem Reichswald, taucht hie und da eine bewaldete Kuppe, wie im Oſten der Schmauſenbuck, weiter der Moritzberg auf; Gärten und Alleen und das glänzende Waſſerband der Pegnitz umgürten die Stadt, und aus dem durch die Unebenheit des Bodens hervorgebrachten Gewirre von Erkern, Giebeln, Dächern ſteigen die ſpitzen Thürme von Sct. Lorenz und Sct. Sebald, dort die Kuppel der deutſchen Herren und in der Runde die zahlloſen Thor- und Wachtthürme auf neben den Thürmen, die die Neuzeit baut, den Fabrikſchlöten, aus denen der moderne Opferrauch in das Blaue emporwirbelt. Der Pegnitzfluß ſchlängelt ſich mitten durch die Stadt, ſie in zwei, nach den Hauptkirchen Lorenz und Sebald benannte Hälften theilend. Sebaldſeite iſt die ältere Geſchichte der Stadt, ſie führte das Regiment, hier wohnte die Ariſtokratie in ihren Geſchlechtshäuſern, drüben auf Lorenzſeite wohnte das Volk mit ſeiner Induſtrie, ſeinem Handel, und ſo iſt es faſt noch heute. Sct. Sebald iſt die Vergangenheit, St. Lorenzen die Gegenwart, und in jenem impoſanten Neubaue, in den eben das rauchende, puſtende Dampfroß mit einem langen Zuge einfährt, — iſt die Zukunft der Stadt.

* * *

Faſtnacht.

In Faſtnacht wird in Pommern „karindelt"; wie zu Weihnachten verkleidet man ſich auch jetzt als „Bullkater". Der Verkleidete trägt eine Ruthe mit blauen Bändern zu Bekannten umher und ſingt:

In der Nacht, da ich im Traum
Erblickt ein' grünen Baum,
Wovon wir längſt geſprochen,
Hab' eine Ruth' gebrochen:
Und weil es in der Faſten,
Kann ich ich's nicht unterlaſſen,
Ihn' eine Ruth zu ſchenken
Von mir zum Angedenken.
Mein Nam' darf ich nicht nennen:
Ich hoff' Sie werden ihn kennen.

Hierauf bekommt der Sänger „Heißwecken", eine Art aufgequollenen Kuchens, der in Milch gekocht und mit Zimmet beſtreut iſt.

In Leipzig iſt zu Faſtnacht der ganze Markt mit Ruthen gefüllt. Sie werden von den Hausfrauen viel gekauft und mit ihnen ſtreichen am Aſchermittwoch die Kinder den Alten die Sünden ab.

* * *

Die Oſterwölfe in Stralſund.

In Stralſund werden vor Oſtern die Oſterwölfe für alle Familien gebacken. Es ſind Brote aus Weizenmehl, welche vier Zipfel haben. Die Zipfel ſollen die vier Füße des Wolfes vorſtellen.

* * *

Von einzelnen Ueberreſten des alten Naturzuſtandes in der heutigen Lebensweiſe der Deutſchen.

Von Dr. W. Schwarz.

Unter allen wiſſenſchaftlichen Disciplinen hat beſonders die Culturgeſchichte ſich in der neueſten Zeit des lebhafteſten Intereſſes zu erfreuen gehabt. Man überzeugte ſich dabei immer mehr, daß gerade die Formen des Lebens und die Gebräuche eines Volkes, wie ſie ſich in den verſchiedenen landwirthſchaftlichen Kreiſen durch die Tradition fortpflanzen, die charakteriſtiſchſten Merkmale für den Volksgeiſt darbieten. Deutſche Wiſſenſchaft war es auch hier wieder, welche, geführt durch die Brüder Grimm, in der größten Reichhaltigkeit das Material zunächſt für Culturgeſchichte der Deutſchen ſammelte und ſichtete und dadurch auch belebend auf die der andern Völker einwirkte, wovon namentlich die neueren Werke für claſſiſche Alterthümer und Klemm's umfaſſendes Werk der Culturgeſchichte der Menſchheit Zeugniß geben.

Gerade dieſe Studien ſind es aber, welche bei richtiger Anwendung für die Pſychologie des Menſchengeſchlechts und ſeine Entwickelung von der größten Bedeutung ſind, denn gerade in den Gebräuchen ſind die erſten ſittlichen Gefühle nicht bloß zur Anſchauung, ſondern auch zu einer gewiſſen Geltung im Leben der Völker gelangt; in ihnen entwickelte ſich langſam, inmitten aller Wildheit und Rohheit leidenſchaftlicher Naturzuſtände, zunächſt innerhalb der einzelnen Volksſtämme, diejenige Art des menſchlichen Denkens, welche vom civiliſirten Standpunkte aus man nur zu leicht geneigt iſt, als etwas allgemein Menſchliches von vornherein anzunehmen. Die Culturgeſchichte zeigt uns aber, daß überall es erſt beſtimmter Gebräuche bedurfte, um ſittliche Empfindungen edlerer Art allmählich an ihnen heranwachſen zu ſehen, und daß, wo eben ſolche Gebräuche fehlten, von allgemeiner Sitte noch nicht die Rede iſt. Am Charakteriſtiſchſten tritt dies aber hervor bei dem Verhalten des Menſchen bei den drei wichtigſten Lebensmomenten, bei der Geburt, Verheirathung und beim Tode. Wo bei Völkern ſich keine Gebräuche an dieſelben angeſchloſſen haben, wie z. B. bei Buſchmännern und Papua-Negern, wo man nicht ein Bedürfniß fühlt, das neugeborne Kind zu nennen und als ein menſchliches Individuum ſo zu bezeichnen, wo Mann und Weib, nur von Leidenſchaft und Bedürfniß getrieben, zuſammen ſich finden und zuſammenbleiben, ſo lange es ihnen gefällt; wo man die Todten ohne Weiteres den Thieren der Wüſte preisgiebt, da kann von einer ſittlichen Auffaſſung dieſer Verhältniſſe im Volksgeiſte, mag auch ein Einzelner momentan dabei empfinden, was er will, doch nicht die Rede ſein. Ebenſo zeigen uns oft Völker in anderen Dingen, die man für allgemein natürliche halten möchte, gerade dem gegenüber oft eine verkehrte Entwickelung und beſtätigen ſo den eben aufgeſtellten Grundſatz einer tabula rasa oder eines unbeſtimmten Chaos, von welchem man in der Culturgeſchichte als dem Urſprünglicheren ausgehen muß. Xenophon z. B. erzählt von einem Volke in Kleinaſien, daß es in tauſend Dingen anders handelte, als griechiſche, und wir können hinzuſetzen, allgemein menſchliche Sitte ſei. Im Verkehr mit Weibern kannten ſie keine Scham und andere Dinge machten ſie ganz verkehrt; ſie pflegten öffentlich zu thun, was andere Menſchen geheim, und umgekehrt, ſie redeten für ſich, lachten für ſich, tanzten, wo ſie gerade ſtanden, alles Dinge, die gerade umgekehrt bei Nichtbarbaren nur im Verkehr mit anderen Menſchen hervorträten. — So Xenophon.

Aus ſolchen Geſichtspunkten ergiebt ſich eben, was man eigentlich unter einem rohen Naturleben zu verſtehen hat. Es iſt ein Zuſtand, *welcher noch nicht durch etwas Allgemeineres, durch die Volksſitte geregelt wird, wo nur der Zufall und die augenblicklichen Umſtände und des Einzelnen Willkür alle Verhältniſſe beſtimmt und entſcheidet.* Er hört auf, wo ſchon gewiſſe traditionell gewordene Gebräuche, Gewohnheiten und Anſichten, verbunden mit der ſich daran knüpfenden abergläubigen Scheu, davon abzuweichen, eine, wenn auch noch ſo unvollkommene ſittliche Empfindung einem Jeden von Jugend an einflößen. Der rohe Menſch läßt, wenn es ihm unbequem iſt, zu helfen, einen Hülfloſen, den er am Wege antrifft, verkommen; — er wendet alle Kräfte an, ihn zu retten, wenn er von Jugend auf gehört hat, daß, falls Jener durch ſeine Schuld umkomme, der Geiſt des Unglücklichen ihn nach dem Tode plagen könne. Die Gewohnheit iſt eben, wie auch ſchon das lateiniſche Sprüchwort ſagt, eine zweite Natur, und die Gewohnheit, in beſtimmter Weiſe menſchlich zu denken und civiliſirt zu empfinden, begründet ſich bei einem Volke auf ſeine Sitten. Es würde um die Reinlichkeit z. B. bei den europäiſchen Völkern eben ſo ſchlecht beſtellt ſein, wie bei den rohen, wenn ihnen nicht im Allgemeinen das tägliche Waſchen als etwas Natürliches anerzogen oder die Scheu vor Ungeziefer von Jugend auf eingepflanzt würde, ohne daß erſt Jeder, ſelbſtſtändig und durch eigene Erfahrung, an ſich dieſe Entwickelung zu der höheren Culturſtufe von Sauberkeit durchzumachen braucht. So wie hiermit, iſt es mit alle dem, was die Geſchichte als die allgemeine Lebensweiſe der europäiſchen Völker im Laufe von Jahrhunderten entwickelt hat. Alle, auch die einfachſten Verhältniſſe reguliren ſich im Allgemeinen nach den Gewohnheiten und Sitten, welche die Cultur gezeitigt, und je nach den verſchiedenen Kreiſen erſcheint dies oder jenes als lobenswerth, da es eben nach dem Maßſtabe der in dem Kreiſe geltenden Sitte bemeſſen wird. Wie verſchieden nüanciren ſich nicht z. B. die Begriffe von Sauberkeit und Ordnung, ſelbſt in ſonſt analogen Kreiſen? und nun erſt bei größeren Gegenſätzen! Eine Städterin geht ruhiger durch den Schmutz, wenn es ſein muß, ſie weiß, daß ſie, wenn ſie nach Hauſe kommt, die Strümpfe wechſelt, ein Bauermädchen aber hielte dies gerade für unſauber in Rückſicht auf die ſchönen Strümpfe, ſie zieht unbedenklich dieſe aus und geht ſo durch das Waſſer, denn ſie iſt gewohnt, auch barfuß zu gehen und ihre Füße kann ſie nachher leicht abtrocknen und ſo Alles wieder in Ordnung bringen. Die Verhältniſſe ſind eben der Regulator für die Anſchauungsweiſe der Menſchen überhaupt. Auf einem Gehöft hatte ſich eine Kuh aus dem Stalle losgeriſſen, eine Frau beſchädigt, dann war ſie ſelbſt in die Pfütze gerathen und zu Schaden gekommen. In der Stadt würde man nur von der Frau geſprochen haben, auf jenem Gehöft aber ſpielte die Kuh eine größere Rolle, denn ſie koſtete 40 Thlr. und konnte nicht einen Tag ohne Schaden in der Wirthſchaft entbehrt werden. So wie in der Beurtheilung dieſes Falles, iſt es mit allen auf Gewohnheiten, wie auf poſitiven Lebensverhältniſſen beruhenden Anſichten. Die Gaſtfreundſchaft iſt auf dem Lande eine eben ſo ſchöne als natürliche Tugend, in der Stadt, namentlich in einer großen Stadt, muß ſie von ſelbſt verkümmern. Sie iſt unausführbar, ebenſo wie es unmöglich iſt, die ſchöne Sitte des Landes beizubehalten, nach der man jedem Begegnenden einen guten Tag wünſcht. Kurz, „jede Gegend hat ihre Mode“, ſagt der Bauer, „und es giebt Gegenden, wo ſie in der Kirche Pumpernickel ſingen“. Eine große culturhiſtoriſche Wahrheit, die in dieſem bäuriſchen Ausſpruch liegt; nichts iſt ſo wunderbar, daß es nicht in einem Winkel der Erde die Verhältniſſe und Gewohnheiten irgend einmal producirt hätten.

Wenn nun aber bei den europäiſchen Völkern die eigene Cultur und das Chriſtenthum die Wahrzeichen jenes oben ſkizzirten rohen Naturzuſtandes in dem *öffentlichen* Leben und Sitten in gewiſſer Hinſicht faſt verdeckt hat, und nur die Criminalgeſchichte noch Beiträge dazu zu liefern ſcheint*), ſo treten doch in der allgemeinen Lebensweiſe immer noch einzelne Momente hervor, durch welche man an die erſten rohen Verhältniſſe erinnert wird, wie ſie ſich nur bei uncultivirten Völkern finden. Nicht bloß in Sprache und Aberglauben klingen noch die Töne nach von jener Urzeit, welche man in der Wiſſenſchaft die indogermaniſche nennt, die ſchon die Anfänge eines cultivirten Lebens in Viehzucht und Ackerbau und eine Fülle gemeinſamer Sitten und Gebräuche entwickelt hatte, nach welcher bei Indern ſowohl als dem deutſchen Stamme der Heruler die Frau den Scheiterhaufen des geſtorbenen Gatten mit beſtieg; ſondern darüber hinaus greifen noch einige Momente ſelbſt im heutigen Europa und ſo auch bei uns Deutſchen hinüber in den oben charakteriſirten Naturzuſtand, wo die Exiſtenz und die Art des Lebens auf einer mehr dem Zufall anheimfallenden und den augenblicklichen Umſtänden gemäßen Befriedigung des Bedürfniſſes beruhte. Der Zweck dieſes Aufſatzes iſt es, dieſen Punkt ſpeciell durch einige Beiträge zu beleuchten und vielleicht ſo Veranlaſſung zu geben, die Sache von dieſem Standpunkte aus weiter zu verfolgen.

Zunächſt fällt hier die Art der Wohnung in Betracht. Freilich muß man da ganz von den Städten abſehen, aber auch auf dem Lande hat Wohlhabenheit und Cultur ſchon ihren Einfluß ſo geübt, daß nur gelegentlich noch in einzelnen Theilen Deutſchlands Repräſentanten jener Urzeit uns entgegentreten. Die charakteriſtiſchſten fand der Verfaſſer, abgeſehen von mancher improviſirten Waldhütte, eines Theils in den Gebirgsgegenden Süddeutſchlands, anderntheils in den Moorgegenden des nordweſtlichen Flachlandes. Dort waren es einfache Holzhäuſer, ähnlich, wie ſie die älteſten Nachrichten von den Deutſchen uns als ganz allgemeine Sitte ſchildern. Ohne Mörtel und unbetüncht zeigen ſie die einfachſte und natürlichſte Bauart. Einige in die Erde gerammte Baumſtämme, mit einfach verhauenen Brettern verkleidet, machten dort den ganzen Bau aus, während hier Schichten von Torf die Wände bildeten, wo Bäume eine Seltenheit ſind und der Boden andererſeits dies als natürliches Material lieferte. Zu dieſen einfachen Conturen menſchlicher Wohnung kamen nun noch gelegentlich Einzelheiten der Lebensweiſe, welche das Bild vervollſtändigten. Dort war ein Bergquell benutzt worden, um durch ein kleines Räderwerk die Wiege des Kindes in Bewegung zu ſetzen, hier von der benachbarten Verſchälung der Schwanz einer Kuh hindurchgezogen worden, damit das Thier durch das Zucken mit demſelben eben dieſen Dienſt leiſte. Wenn ſchon in ſolchen Momenten die ganze zufällige Geſtaltung des Lebens ſich bekundete, ſo erinnerte ein unter der Aſche ſorgſam verborgener Brand, um an ihm das Feuer des Heerdes wieder zu entzünden, an die alte urſprüngliche Schwierigkeit des Feueranmachens, wie ſie uns z. B. bei den Griechen noch zur homeriſchen Zeit entgegentrit, wenn der Dulder Odyſſeus auf Scheria, wie er in Laub eingehüllt die Nacht im Walde zubringt, mit einem ſolchen Feuerbrande verglichen wird, den der Landmann unter der Aſche birgt, daß er ihm zum Saamen für neues Feuer diene.

Noch mehr aber als in der Wohnung und derartigen Zufälligkeiten, wie ſie die Hülfsloſigkeit des Lebens immer wieder erzeugen kann, blickt der alte Naturzuſtand noch hier und da in der Ernährung des Menſchen hervor, und da gilt es nicht bloß, die Kreiſe des Landes, ſondern auch die der Armuth in den Städten aufzuſuchen, welche von den alten Gewohnheiten noch vielerlei feſtgehalten haben oder aus Noth auch wieder zu denſelben zurückgekehrt ſind. Als ein Hauptmoment nämlich der Umwandlung des Naturzuſtandes in ein civiliſirteres Leben in Betreff der Nahrung des Menſchen iſt die Anwendung des Feuers bei Bereitung der Speiſen anzuſehen. Damit fällt nun aber nicht Alles, was wir noch roh genießen, dem Ueberreſt des alten Naturzuſtandes anheim, ſondern Alles, was der Menſch ſich ziehet, pflanzt oder ſäet, damit er es genieße, gehört ſchon der Cultur an; Viehzucht, Garten- und Ackerbau ſind die erſten Stufen derſelben. Hingegen was der Menſch nur zufällig findet, die Natur ihm ohne ſeine Pflege bietet, und was er doch gewohnt iſt, zu verbrauchen, gehört in jene Kategorie. Und wie wir es z. B. als ein Zeichen rohen Naturzuſtandes bei den Buſchmännern anerkennen, wenn ſie von wilden Früchten ſich nähren, die Eier der Vögel ausſaugen, Ameiſen eſſen u. dgl., ſo befinden ſich nicht bloß in dieſem Naturzuſtande noch unſere Kuh- und Bauerjungen, wenn ſie es ebenſo mit den Eiern, die ſie finden, machen, ſondern im civiliſirteſten Leben findet man noch ſogar davon Einzelnes feſtgehalten. In welcher Menge werden nicht noch jetzt zur Frühjahrszeit Kiebitzeier geſucht und zu Markte gebracht, oder im Herbſt den Zugvögeln (Droſſeln u. a.) ihr Tribut abgenommen, beides Dinge, welche nur bei der Maſſe der Conſumenten heutzutage an Bedeutung verlieren. Das Auſtern-Eſſen liefert aber von den rohen Genüſſen der Urzeit das hervorragendſte Beiſpiel und gilt obenein noch als eine Delicateſſe. Daneben ſtellt ſich aber ſofort als in dieſelbe Categorie gehörig der Genuß der Früchte, wie ſie der Wald von ſelbſt bietet, wie Erdbeeren, Heidel- und Brombeeren, welche freilich bei unſerm Klima nur periodiſche Nahrung gewähren; dann aber die Benutzung der verſchiedenen eßbaren Pilze u. dgl.; vor Allem aber gehören hieher die ſämmtlichen Ergebniſſe der Jagd und des Fiſchfanges. Freilich können dieſe Dinge heutzutage nur noch in ſecundärer Weiſe als Lebensunterhalt der Menſchen gelten, früher aber bei größerer eigener Fülle auf der einen und Mangel an Nahrung auf der andern Seite ſpielten ſie, ſelbſt noch gedörrt und geſalzen, eine bedeutendere Rolle; wie ſie es noch jetzt bei roheren Völkern in umfaſſender Weiſe thun, Fiſche z. B. ein Hauptnahrungsmittel der Nordſibirier, Grönländer und Eſkimo's ausmachen.

---

*) Bei den alten Britten herrſchte z. B. Gemeinſchaft der Weiber, beſonders bei Brüdern; es iſt aber noch nicht 10 Jahre her, daß ein Fall hier in Norddeutſchland vorkam, daß eine Frau auf Scheidung klagte, weil ihr Mann vor der Eheſchließung auch einen derartigen Pact mit ſeinem jüngeren Bruder, mit welchem er zuſammenlebte, gemacht hatte, und nun die Frau natürlich ſich dem nicht fügen wollte.

Beſonders aber in dem Gegenſatz deſſen, was allgemein als civiliſirt gilt, zu genießen, und deſſen, was in landſchaftlichen Kreiſen noch ungeſcheut verzehrt wird, tritt uns oft das Bild jener alten Zeit entgegen, welche ohne Rückſicht Alles verbrauchte, was dem Menſchen in den Weg kam und die Natur ihm bot, wenn es nur nicht als ſchädlich ſich erwieſen hatte. Der menſchliche Geſchmack hat eben auch ſeine Entwickelung und Geſchichte. So iſt es bekannt, daß unſere heidniſchen Vorfahren z. B., als es noch Pferde wild gab, Pferdefleiſch aßen und dies, wie den Genuß mancher Vogelarten, als Krähen und Störche, erſt das Chriſtenthum allmählig abgeſchafft hat.*) Aber noch jetzt ißt der Tagelöhner auf dem Lande bei uns ruhig junge Krähen, ſo lange ſie noch nicht geaaſt haben, und bringt dieſelben ſowie Dohlen auch wohl gerupft als Tauben zu Markte. Kaninchen und Ziegenfleiſch gilt in den unteren Ständen oft als ein ſchmackhafter Braten, obwohl immer als etwas Beſonderes, von dem die wohlhabenderen Klaſſen ſich bei uns entwöhnt haben, während es z. B. andererſeits in London als ein allgemeiner Handelsartikel erſcheint, indem aus Oſtende wöchentlich 50—100,000 Stück Kaninchen dorthin ausgeführt werden. Ueberhaupt ſind die Armen auf dem Lande, ſo wie Hirten und Jäger vermöge ihrer beſonderen Lebensſtellung oft nicht allzu wähleriſch in der Benutzung deſſen, was ihnen das Thierreich gelegentlich bietet, ſie benutzen eben einfach die Natur, ohne andere Schranken zu kennen, als ihr Belieben. Andrerſeits wird in den großen Städten beim Verſchwinden jeglicher Sitte und bei dem durch die Verhältniſſe herbeigeführten Mangel eines innigeren Verhältniſſes zu den dem Menſchen ſonſt lieben Hausthieren, ſelbſt oft der

---

*) Papſt Zacharias verbot den Deutſchen Häher, Raben und Störche zu eſſen: aber noch im 12. Jahrhundert wurden Kaninchen, Störche, Schwäne, Rohrdommeln und Krähen gekocht und gebraten als ausgeſuchte Speiſen geſchätzt. K. Weinhold, d. deutſchen Frauen i. M. S. 142.

Hunde nicht zeichnet, ſo daß mancher Hundebraten im Stillen von den Armen verzehrt wird. —

Noch eigenthümlicher tritt aber ſtellenweiſe der Genuß gewiſſer Amphibien als landſchaftliche Eigenthümlichkeit auf. Von den Auſtern haben wir ſchon oben geredet. Allgemein verbreitet iſt ebenſo im nördlichen Deutſchland der Genuß von Froſchkeulen, wobei auch Krotenkeulen in Menge unterlaufen, während in Süddeutſchland die Weinbergſchnecken vielfach die Stelle der Krebſe vertreten, ja noch immer ein Handelsartikel ſind und förmlich gezogen werden. Nach Nürnberg und Wien gehen ſie z. B. aus Schwaben in großen Ladungen und werden auf das kunſtvollſte zubereitet theils warm theils kalt genoſſen. Dazu ſtellen ſich an der Seeküſte die ſogenannten Porzellanſchnecken, ja auch die Schiffsbohrwürmer werden häufig von den Armen gegeſſen. Auch der ſogenannte geſpickte Maikäfer, welcher noch in manchen Land-Apotheken verzuckert figurirt, iſt wohl nur ein Ueberreſt eines allgemeineren Genuſſes. Was iſt aber für ein Unterſchied zwiſchen derartigem und dem Genuß der Regenwürmer und Ratten bei den Chineſen, was europäiſcher Geſchmack nur mit Widerwillen denkt, als eben nur die Sitte, die mit entwickelterer Cultur immer wähleriſcher geworden iſt und ſich mehr von dem nährt, was der Menſch ſelbſt zieht und dadurch gleichſam ſelbſt ſchon civiliſirter erſcheint? oder zwiſchen dieſen Reſten eines alten Naturzuſtandes und der Lebensweiſe der Feuerländer, deren einzig ſichere Nahrung nach Cook die Napfſchnecke ausmacht, als daß europäiſches Land und der Anbau einen derartigen Verbrauch beſeitigt oder unnöthig gemacht hat? In Perſien und Marocco fallen noch die Fleiſchpreiſe, wenn Heuſchrecken in größerer Menge zu Markte gebracht werden, und warum ſollte man ſie auch, wenn Noth iſt, weniger nützen, als z. B. die fingerlangen, kleinen Seekrebſe, welche überall in den Seeſtädten an der Nordſee genoſſen werden? Wenn ſchon die angeführten Beiſpiele genügen werden, noch jetzt hier und da die Art und Weiſe hindurchblicken zu laſſen, wie in alten, rohen Zeiten auch unſere Vorfahren, ehe ſie Viehzucht und Ackerbau trieben, ihren Hunger befriedigten, ſo zeigen uns die verſchlungenen Pfade des Aberglaubens noch eigenthümlichere Erſcheinungen, welche die Tradition feſtgehalten hat. Ekel erfüllt uns, wenn wir von Völkern leſen, denen ſo wenig Widerwille vor dem Ungeziefer innewohnt, daß ſie ſich nicht ſcheuen, mit einem ſolchen Thiere in den Mund zu fahren, mit Abſcheu hören wir, daß es Völker giebt, die Menſchenblut trinken: innerhalb des Gebietes des Aberglaubens findet aber auch dies bei uns in gewiſſem Sinne noch Analoga. Denn nicht allein, daß es, um einige Beiſpiele anzuführen, in Norddeutſchland allgemein auf dem Lande als ein Mittel gegen das Fieber angerathen wird, eine in ein Backwerk eingebackene Laus zu eſſen, oder kleine Eidechſen ſtückweiſe gegen die Schwindſucht verſchluckt werden, — noch in dieſem Jahre haben wir es erlebt, daß nach dem Bericht des Frankfurter Journal bei der Hinrichtung des Mörder Rolte am 15. Januar 1861 in Hanau Menſchen ſich vom Aberglauben getrieben auf das Schaffot ſtürzten, um das Blut deſſelben zu trinken.

Faſſen wir aber ein anderes Moment noch ſchließlich in's Auge, nämlich die Art, wie bei rohen Völkern ſich der Schönheitsſinn am eigenen Leibe zuerſt entwickelt, ſo finden wir auch davon noch in unſerm civiliſirten Zuſtande Anklänge. Der Wilde bemalt ſeinen Leib oder einzelne Theile deſſelben, beſonders der Krieger, um deſto furchtbarer auszuſehen, er tätowirt ſich Arm und Bruſt, indem er allerhand geheimnißvolle Zeichen ſich in die Haut brennt. Daneben werden Ohren, Naſe und Lippen durchbohrt und mit allerhand Zierrathen beſchwert. Von den europäiſchen Völkern färbten ſich z. B., wie Caeſar meldet, die alten Britten blaugrün mit Waid, gefärbt gingen auch nach Tacitus die deutſchen Harier in die Schlacht. — Damit hängt zuſammen das Schminken und Färben der Augenbrauen, wie es ſchon frühzeitig künſtleriſch bei den Völkern des Orients ausgebildet wurde und auch beim ſchönen Geſchlecht in Deutſchland wie im übrigen Europa bis in die neueſten Zeiten ſeine

Rolle geſpielt hat. Ebenſo tritt in Kriegszeiten das Tätowiren der Männer wieder hervor, wenn gleich, da die Kultur ſie jetzt bekleidet gehen läßt, es nur in beſchränkterer Weiſe ſich natürlich geltend macht, indem Schlachtennamen oder andere kriegeriſche Symbole beſonders auf den Armen eingebrannt werden, wie noch mancher Kämpfer aus den Freiheitskriegen beſtätigen kann. — Schmückt der Europäer auch andrerſeits nicht ſeine Naſe oder Lippen, wie der Botocude, ſo gehört doch in dieſelbe Kategorie das Durchbohren der Ohren und Tragen von Ohrringen. Freilich hat ſich das auch mehr auf das weibliche Geſchlecht beſchränkt, aber unter der erſten Generation dieſes Jahrhunderts fanden ſich noch viele Männer, die im linken Ohre einen kleinen ſilbernen Ring trugen und bei Schiffern namentlich ſieht man es noch jetzt öfters.

Derartige Beobachtungen laſſen ſich in abgelegneren Theilen Deutſchlands gewiß noch mannigfache machen, namentlich in ſo fern ſie materiell und häuslich, die Lebensweiſe anbetreffen. Es ſind ja von Haus aus meiſt natürliche Verhältniſſe, die nur die Cultur zurücktreten läßt, die aber auch ſofort wieder in der ganzen Ausdehnung des Naturzuſtandes eintreten, wenn z. B. Mißwachs eine Gegend heimſucht oder der Krieg alle Verhältniſſe der Civiliſation umſtürzt, und die Noth das Gebot iſt, welches alle andern Empfindungen zum Schweigen bringt. Die Blätter der Geſchichte zeugen überall davon, zu welchen Nahrungsmitteln dann der Hunger oder Durſt den Menſchen greifen läßt, wie er dann vor nichts zurückſchreckt, oder wie oft das Lagerleben für den einzelnen Soldaten einen Zuſtand herbeigeführt hat, der bei mangelhafter Verpflegung ihn in Betreff Lagerſtätte und Ernährung auf die roheſten Urzeiten zurückverſetzt. Erſt die neueſten Zeiten haben mit ihrer Civiliſation und den eminenten Verkehrsmitteln auch in dieſer Hinſicht die Verhältniſſe ſo geändert, daß, was die Chroniken früherer Jahrhunderte melden, nur noch höchſt vereinzelt vorkommt und für uns oft faſt als eine Mythe erſcheint. Aber es ſind eben nur die mühſelig durch die Cultur errungenen Zuſtände und vor Allem das in das Blut der europäiſchen Völker gleichſam übergegangene Chriſtenthum, welches es dahin gebracht hat, daß auch in den furchtbarſten Lagen heut zu Tage menſchliche Sitte immer noch meiſt einige Schranken aufbaut, welche nur noch der Fanatismus der Parteileidenſchaft — der gefährlichſte Feind der civiliſirten Menſchheit — zu Zeiten zu überſpringen wagt. Um aber ganz die Wildheit auch unſerer Vorfahren zu ermeſſen, wie ſie ſich in ſolchen Lagen bekundete, genügt es ſchließlich, an eine grauſe Stelle des Nibelungenliedes zu erinnern, wo die Burgunder im brennenden Hauſe bei des Kampfes Arbeit vor ſtarker Hitze faſt verſchmachten und wo Tronje Hagen den Rath giebt, das ſtrömende Blut zu trinken:

Da begann von Tronje Hagen, der Ritter gut:
„Wen der Durſt bezwinget, der trinke hier das Blut.
Das iſt in ſolcher Hitze beſſer noch als Wein:
Zu eſſen und zu trinken kann hier nichts Anderes ſein."

Da ging zu einem Todten ein Recke gleich zur Hand,
Er kniet' ihm zu der Wunde, den Helm er niederband;
Da hob er an zu trinken das fließende Blut:
So wenig er's gewohnt war, er fand es köſtlich und gut.

Nur wo das Geſetz des Chriſtenthums dem Menſchen zu einer andern Natur geworden, da feiert es auch in ſolchen Lagen ſeine Triumphe, daß ſo das Leben zu erhalten ſchlimmer dünkt, als der Tod. —

* * *

Andreas Hofer und das Paſſeierthal.

Von Eugen Löhnemann.

Am weſtlichen Abhange des Jauffenberges führt ein Saumpfad zum Paſſeierthale — zum Pfeier, in der Sprache des Landes zu reden — hinab. Zu ſeiner Linken öffnet ſich der Berg zu einem tiefen Thale. Bald drängt der ſchmale Pfad hart an den Rand, bald ſchlängelt er ſich von ihm weg zwiſchen Bäumen und hohem Geſträuch hindurch. Dieſe Bäume und die ganze Vegetation verrathen unverkennbar, daß der Wind, der dieſe Seite des Jauffens beſtreicht, ein anderes, ein wärmeres Klima gekoſtet hat, als der jenſeitige. Der aromatiſche Duft des wälſchen Nußbaums dringt zwiſchen den Aeſten ſeiner niedrigern Nachbarn hernieder und hängt ſich an jeden Tropfen, der zur Erde fällt — die Nachwehen des letzten Regens. Den Blick in das Thal hält eine reiche Vegetation auf. Die Sträucher neben unſerm Wege hängen ihre weiten Aeſte in jenes hinüber und aus ihm dehnen ſich eben ſolche hinauf. Der Wind läßt die auf- und abwehenden ſich berühren. Es iſt die eine Natur, die von Berg zu Thal erfriſchend und belebend athmet. Der Vogel hüpft von dem Aſte eines Baumes, unter dem wir eben Schatten gefunden, auf den eines ſolchen, deſſen Wurzeln weit unter uns ſich in den felſigen Bergabhang einzwängen. Das ſieht ſo leicht und gefahrlos aus, daß es lockt, verweilend den freieren Blick zu ſuchen. Zur Tiefe des Thals reicht das Auge entfernt nicht. Sie iſt verdeckt durch den Baumwuchs hüben und drüben. Dieſe grünende Straße täuſcht den Blick wie die Waſſerſtraße des Meeres. Die Sennerhütte auf der andern Seite erſcheint wie ein nur eben aus dem Grün ſich dunkel erhebender Punkt. Dieſer Punkt iſt der Wohnſitz nicht nur einer ganzen Familie, ſondern auch alles deſſen, was ſie ſonſt Lebendes um ſich hat. Wir erreichen ihn nicht. Die laut rufende Stimme verhallt in dem Thale. Das Echo wiederholt den Ruf ſo oft, daß es den Anſchein gewinnt, es habe die neckiſche Freude dieſes Nachäffens ſo gar ſelten, daß es ihrer nicht froh genug werden könne. Da werden die verſchwimmenden Laute voller wieder und tönender. Will das Echo ſich in ſich vermehren? Und kann der lebloſe und gefühlsbaare Ton zu ſo warmem Leben anſchwellen? Iſt das der Geiſt Gottes, der auf der Gebirgshöhe reiner ſich vernehmen läßt, auf der Höhe, von der das Abendlied, der Abendſegen ſeiner ſingend betenden Bewohner einfältig ſtolz rühmt:

„Auf der Alm da giebt's ka Sünd."

Nein, das ſind andere Stimmen. Aus dem Thal, durch die Bäume dringt kräftiger und beſtimmter nach und nach einer Glocke Schall. Dort unten ſteht die Kapelle. Das Auge ſieht ſie nicht. Auch hat's genug empfangen an dem Anblicke des kräftigen Friedens, der friedeverſöhnenden Kraft, die das Land herum zeichnen. Ob auch die Leute? Die Frage verſtummt, denn nur das Ohr hat eben ſein Recht. Die Kapelle ſpricht hier hinauf, ſpricht dort hinüber. Das iſt der Ruf, der über das Thal verſtanden und Verſtändniß verbindend, dringt. Da erhebt ſich der Senner von dem Schemel vor ſeiner Thüre und die Sennerin thut's. Er zieht die Mütze vom Haupte und drückt ſie mit beiden Händen, die Augen aufwärts gerichtet, an die Bruſt. Sie faltet die Hände und ſieht in demüthiger Einfalt zur Erde. So oft auch die Glocke ertönt, und wäre es während der drängendſten Arbeit, ſieht das Kind ſeine Eltern durch den fremden Schall bewegt und erbeben. Eines fremden Menſchen Wort ſtört ſelten das ſtetige Einerlei ihrer Geſpräche. Nur das tiefe, volle, ernſte, heilige Wort dieſes myſtiſchen Tons ruft in die Arbeit und ruft in Ruhe, ermuntert in die Saat und jubelt in die Erndte. Es iſt der ſtille Bote in das Thal, aus dem Thal. Es iſt der Rufer zu dem Senner auf dem nächſten Berg und ſo von Berg zu Berg, vom Berg zur Ebene. Wenn da der Schütz, der nur der Gems nachjagt und der Bauer, der ſein Stückchen Land vor der Wuth des Gebirgsbaches im Thal zu ſchützen ſucht, wenn die zum erſten Male ſich begegnen und wenn bei ihrem Handdruck beider treueſter Freund mahnend ruft „haltet feſt," wenn die Glocke ruft — ſoll das nicht einen Bund geben, geweiht durch die heiligſten Erinnerungen aus früheſter Kindheit her? Der todte Senner, der ſelige, fromme Vater der bei jenem Ruf ſich ſtets erhoben, ſchaut auch auf dieſen Bund erhobnen Hauptes.

Derlei Glockenſtimmen ertönten dem lauſchenden Ohre. Wie ſie ſich brechen an der ſchroffen Felswand, unter dem dichten Blätterdache, da ſchien's, als ob ihr feierlicher Ernſt auch noch andere als freudige Kunde zu bringen hätte. Aber wo kommt ſie her nach dieſen ſtillen, faſt unbewohnten Höhen? fragt das Auge, ſcheu blickend. In geringer Ferne iſt ein Stab ſichtbar, an dem ein Brettchen angeſchlagen, ſo daß das Ganze die ungefähre Form eines Kreuzes hat. Das iſt Menſchenwerk und ſoll an Menſchenwerk ſich allſogleich Menſchenleid heften? Das Kreuz hängt über den Abgrund hinaus. Es trägt einen faſt verwiſchten Namen und unter ihm die Worte:

Frommer Wandrer, Du wolleſt meiner gedenken
Und mir ein Vater noſter, Ave Maria ſchenken.

Der Name gehörte einſt einem ſolchen frommen Wanderer. Er mag auf ſeiner Wanderſchaft vor eben ſolchem Kreuze ſtille geſtanden ſein — denn der weite Weg weiſt derer manche — und mag in den Abgrund geſehen haben tief, tief, bis ihm die Augen übergingen. Es ſieht ſo ſchön dieſes Thal und hat ſo viele ſchon begraben, die, durch einen heftigen Windſtoß gepackt, den ſchmalen, unſichern Pfad verließen, ihn mit dem jählings zum ſichern Tode führenden zu vertauſchen.

Das iſt ein trübes Geſicht, das ſchnell, wie es gekommen, auch geht. Heute kräuſelt kein Wind die Aeſte, daß ſie ſich ängſtlich ſuchen, ſich ängſtlich fliehen. Zu dem reinen blauen Himmel dringt, durch nichts als durch Vogelgeſang und Waldesweben gehindert, der Glocke Schall. Wir folgen ihm und je weiter, deſto weniger ſteil wird der Pfad. Dort ein Vorſprung. Ein freier Blick in das weite Thal. An den Berg lehnt ſich ein reinlich und reichlich gebautes Dorf in nicht unbeträchtlichem Umfange. Es iſt St. Leonhard, des Pſeiers bedeutendſter Ort. Seine Kirche mit hohem ſpitzen Thurme ſieht nach beiden Seiten in das Thal hinein, das ſich hier theilt und weſtlich gegen das Oetzthal mit ſeinen Gletſchern ſich erſtreckt, ſüdlich aber mit dem Paſſer vorwärts drängt.

Die Kirche ſelbſt iſt höher gelegen als die Häuſer des Dorfs und wer in ſie eintreten will, der gewinnt äußerlich ſchon einen freien, weiteren Blick. Aber auch in getragenerer Stimmung wird er die Schwelle des Gotteshauſes betreten. Denn wie dieſes in ſich ſeine lebenden Gläubigen verſammelt, ſo liegt es ſelber inmitten ſeiner ruhenden. Der Kirchhof iſt um die Kirche herum gelegen. Das war einſt die Regel und über Gräber ging, wer die Verkündigung des ewigen Lichts und Lebens andachtsvoll empfangen wollte. Die wehmüthige Erinnerung die aus dem Steine mit den goldenen Namen hervortrat, ſtimmte zu der Nothwendigkeit des Gefühls, „das darf kein bloßer Name mehr ſein, daran muß ſich Leben und Wahrheit knüpfen." Die heilige Stille über den Gräbern ſtimmte zu Fragen, die in der leiſantönenden Orgel harmoniſche Antwort fanden.

Von dieſen Gräbern führt in der Richtung des Paſſer zwiſchen hohen Mauern ein Weg thalwärts. Er windet ſich bald inmitten von Rebenfeldern fort. Ein ſeltener, ein langentkehrter Anblick. Das wogende Roggenfeld mit ſeinem Zauber für Auge und Ohr iſt dem Gebirg eine unverſtandene Kunde, wie der Ebene die hohe Schönheit des Gletſchers. Jene Schau bot das Paſſeierthal auch nicht, die dem darin verwöhnten Auge Norddeutſchlands alltäglich erſcheint, die Schau auf faſt unabſehbare Aehrenfelder, die unbewußt die rauſchende, wiegende Meeresfläche nachahmen. Allein zu beiden Seiten des Weges reifte das Getreide doch in ſolcher Fülle der Ernte entgegen, daß es nur in den weit aus einander ſtehenden Bergen ſeine Grenze gefunden zu haben ſchien. Doch dem war lange nicht ſo. Eine kurze Wanderung enthüllte die Täuſchung. Der Fuß des Berges plattet ſich nicht mehr zu einer Ebene ab, auf der in jedem Frühjahre neue Saat ausgeſtreut werden könnte, ſondern ſteigt ſteiler bis zu ſeinem Bache hinunter. Nur den Namen eines Baches ſchien er zu verdienen, wie er ſich, in enge Ufer gequetſcht, über Steine plätſchernd hinweg eilend, in beſchleunigter Ruhe zu bewegen ſchien. Allein das breite Thal klagt es in tauſend zerklüfteten Spalten, daß es das Bette eines reißenden Stromes ſei. Kein Grashalm, geſchweige denn Baum oder Strauch gedeiht, ſo weit der Paſſer ſeine Fluthen wild um ſich peitſcht. Steine, Grand, Geröll, wild über einander gehäuft, ſind jetzt das Ufer; ſobald das Waſſer anſchwillt, das Bett des Paſſers. Ein wenig erfreulicher Anblick. Deshalb erſcheinen auch die gewaltigen Nußbäume, die ſich bald wie eine Scheidewand gegen das Flußpanorama ſtellen, um ſo erfriſchender. In ihrem Schatten findet der Weg wiederum Abwechſelung, und iſt ſich dieſer kaum bewußt geworden, als er auf das erſte Haus von St. Leonhard aus, eine halbe Stunde von dort entfernt, führt.

Dieſes erſte Haus iſt auch ein Haus für ſich allein. Eine Freitreppe in Schweizer Bauart, nach der Straße zu belegen, ladet offen und freundlich zum Eintritte ein. Sie erweitert ſich vor der Thür zu einem Balkone. Einige Stühle auf ihm warten, daß man ſich ihrer bediene. Man darf es dreiſt thun. Von hier aus giebt es einen Blick auf das Paſſeierthal von wahrhaft landſchaftlichem Reiz. Vor dem Hauſe ſtehen zwei hohe, ſchön und gleich gewachſene Nußbäume. Ihre höhern Aeſte ſind in einandergewachſen, ſo daß ſie den durch die Stämme gebildeten Rahmen für das dahinter liegende Bild in lebendigſter Weiſe zum krönenden Abſchluſſe bringen. Das Bild ſelbſt iſt voll Abwechſelung und Leben. Den gegenüberliegenden waldigen Höhen dient die Grundfarbe des Thals zum Abſchluß und Contraſt zugleich. Auch auf ihnen iſt kein Haus ſichtbar. Dieſes hier in grüner, friſcher Farbe, mit den wenigen Fenſtern nach der Straßenſeite, den beiden im zweiten Stock nach der andern zu belegenen beherrſcht weit die Umgegend. Es ſcheint auch, als ob es das mit beſonderm Rechte thäte. Aus ſeinem Giebel ragt eine lange Stange weit über die Straße und an ihr iſt eine goldene Krone befeſtigt. Sie war durch einen ſcharfen Luftzug hin und her bewegt und berührte ſich mit der Krone der Bäume. Sie ſchienen ſich gegenſeitig zu fragen: „wo iſt das ruhmeswerthe Haupt, für das wir gehören, dem wir Schatten bieten können nach des Tages Mühen?“

Ein halbes Jahrhundert iſt vergangen, ſeit dieſes Haupt für ſein geliebtes Vaterland auf italieniſchem Boden fiel. Es war das Haupt des Sandwirths, Andreas Hofers, des Landeshauptmanns von Tyrol. Sein war das Haus, vor dem wir ſtehen, das Haus am Sand, ſein ſind die Erinnerungen, die es durchweben. Wir treten ein. Vor langen Tiſchen ſtehen hölzerne Bänke; es iſt immer noch die Behauſung eines Wirths. Nur daß die nächtlichen Wände, die ſtummen Beſchauer einer männlichen Wirkſamkeit, die ſtummen Zeugen einer von Freiheits- und Vaterlandsliebe zu Heldenthaten geſtärkten biedern Seele eines einfachen Tyroler Schützen, heute auf andere Gäſte ſehen. Mag auch das Verlangen nach Erfriſchung den und jenen hieher führen, weit mehr ſuchen die einfachen Bänke auf, um ſtille auf ihnen zu ſitzen und das beredte Schweigen des Orts an Andreas Hofer erinnern zu laſſen. Abgelegen von der Wirthsſtube iſt eine andere dem Andenken an den einſtigen

Herrn dieſes Hauſes geweiht. Es ſteht noch alles drinnen, wie zu ſeiner Zeit, und ſein einfaches Bild an der Wand, unter Glas in beſcheidenem Rahmen, zeigt die kräftige Geſtalt, die kräftige Worte den Freunden in die Seele gerufen, ſie zu wecken für die ſchwere Reiſe gegen den Feind der bedrohten, lieben Berge. Das offne Auge ohne Falſch und Fehl, der vorgeſtreckte, auf dem Stutzen ruhende Arm, die entſchloſſene und doch anſpruchsloſe Geſtalt erweiſen es, daß ihr Träger gethan, was er gemußt, um Gottes und ſeines Vaterlandes willen. Um Gottes Willen hatte der Mund hier einen Freund und dort einen erregt. Auf dieſes Auge und ſeine heilige Einfalt bauend pürſchte der edle Schütz Joſeph Speckbacher nicht ferner mehr auf das Wild der Berge, ſondern auf ihre und ſeine Feinde, die Franzoſen; ſchwang mit dem Schwerte das Crucifix Joachim Haspinger, der Kapuziner. Das Crucifix fand eine laute Zunge in dem weckenden, mahnenden Ruf der Kirchenglocken. Von Berg zu Berg, von Thal zu Thal wälzte ſich der eine, der mächtige Nothruf und auf die Noth kam Hilfe.

Der aber, der ſie gebracht, ſah ſie nicht mehr. Am 20. Februar 1810 fiel er zu Mantua, und man mochte es dem Auge, das auf dem Bilde an der Wand leblos dreinſah, wohl glauben, daß es einſt nicht litt, verbunden zu werden, als zum Tode die Kugel für ſeinen Mann geladen wurde. „Feuer!“ commandirte der Mund, der einſt dem Land Tyrol als Herr befohlen hatte, und Andreas Hofer war nicht mehr. Seine Gebeine brachte man dreizehn Jahre ſpäter nach Insbruck. Dort liegen ſie in der Franziskaner Kirche. Sie enthält das Mauſoleum des Kaiſer Max, den ſie den letzten Ritter heißen, und auf dieſen ritterlichen Vertreter ſeines geliebten Kaiſerhauſes weiſt die erhobene Linke der in Marmor von Schaller ausgearbeiteten Statue Hofers hin. Mächtiger als das ſteinerne Denkmal bewegt hier das der Reliquien des Landeshauptmanns. Man bewahrt und zeigt willig die Kleidungsſtücke, die er getragen: das grüne Mieder, die breiten, rothen Hoſenträger, den kurzen, braunen Rock mit den Aufſchlägen in derſelben Farbe und den mächtigen breitkrämpigen Hut mit der einzigen Auszeichnung vor dem der andern Schützen dieſes Thales, einem breiten, ſchwarzſeidenen Bande mit goldenen Franzen und den in Gold geſtickten Buchſtaben E. V. A. H. L. H. V. T. (Edler von Andreas Hofer Landes-Hauptmann von Tyrol) und endlich eine goldene Ehrenkette, ſeines geliebten Kaiſers Franz Geſchenk.

Ein Wind weht um das Haus und durch der Bäume volle Aeſte. Die mannigfachen Stimmen aus allen herumliegenden Bergen, die er zuſammengetragen, reden über den elegiſch ſich füllenden Augenblick nicht weg. Der alte Baum erzählte der jungen Krone und erzählt dem Wanderer auf ſeinem weitern Wege von vergangenen Zeiten, von Schmach, Befreiung, Sieg und von Andreas Hofer.

Noch über drei Stunden lang dehnt ſich in der ſchon eingeſchlagenen Richtung das Thal aus. Je mehr es ſeinem Ausgangspunkte, der der Schönheit ihrer Lage wegen hochberühmten Stadt Meran, ſich nähert, deſto mehr wandelt es ſich zu freundlicherer Milde. Freilich wird ſie nicht ohne Mühen erreicht. Die Berge zu beiden Seiten des Fluſſes rücken ſich näher. Jeder beſtimmt betretene und ausgeprägte Weg verliert ſich in dem dichter aufgeſchichteten Kies. In den eigenſinnigſten Krümmungen fließt der Paſſer. Er erſcheint nur ein Bächlein noch. Wieder und immer wieder trägt ein Sprung über dieſes uns vorwärts, denn es hat die Brücke, ein einfaches Brett, entweder Zufall oder Abſicht eben entfernt. Zur Erholung plätſchert es eine Weile, in Pfähle gedämmt, neben einem blühenden Garten, dem man es recht anſieht, daß er zur Reife ſich ſputen muß, damit der anſchwellende Herbſtſtrom ihn nicht vernichte. Endlich ſteigen zur rechten Seite des Thales die Berge wieder ſteil auf — ein fahrbarer Weg zieht ſich längs der Höhe hin. Der kühlende Schatten eines Kaſtanienwaldes fordert zur Ruhe und Umſicht auf. Umhergeſtreut hängen an den Bergen jenſeits und dieſſeits eine Anzahl kleiner Häuschen, Schildhöfe genannt. Sie waren meiſt dem hinter Meran liegenden Schloſſe Tyrol lehnspflichtig. In einiger Entfernung betrachtet geben ſie bei ihrer Maſſe den Bergen eine eigenthümliche und höchſt erwünſchte Staffage, die der Abwechſelung auch ſofern nicht entbehrt, als den kleinen Sennen das größere Felſenſchloß Auer einen bedeutenden Mittelpunkt giebt und als zu ihnen der hohe alterthümliche Kirchthurm von Schönna hinaufſieht. Auf eine Senne auf dieſem Wege wird jedes Kind des Thals vor allen weiſen. Sie liegt ein wenig nördlicher nach dem Timbler Joche zu und war der Verſteck Hofer's, als ein Preis von den Franzoſen auf ſeinen Kopf geſetzt wurde und dieſen Preis, nach eines Landmanns Bericht, — trotz aller geſchichtlichen Widerrede — der feile Verwandte des Sandwirths verrathend ſich erwarb. Sei dem, wie ihm wolle, dort iſt die Senne gebrandmarkt und — Andreas Hofer lebt in dem ſchlicht beredten Munde des Volkes.

Auf freundlich bequemem Wege läßt man ihn nach der anſtrengenden Fußwanderung gern zu ſich ſprechen. Es wird belebter auf jenem. Arbeiter gehen zu Felde und bieten als Gruß ihr „Gelobt ſei Jeſus Chriſt", dem Gegengruſſe „in Ewigkeit Amen" freundlich zuwinkend. Die Trachten dieſer Leute werden bunter. Freilich der Paſſer trägt ſeine Wellen in die Etſch und die Etſch iſt der Fingerweis auf Italien. Auf Italien mochte auch das Ende des Weges deuten, der nach des Thales letztem Orte, nach dem Dorfe Riffian, einführt. Der Kaſtanienwald hat ſich durch die Weinberge verdrängen laſſen. Die Reben ſind nicht, wie am Rhein, an einzelnen Stäben hinaufgezogen. Die höhern Stangen ſind in gleichmäßiger Entfernung von einander aufgeſtellt und an ihnen ziehen ſich jene von der Spitze der einen nach der ihr zunächſt ſtehenden. So bilden ſie ein dichtes Laubdach. Ihr Wuchs iſt von üppiger Fülle. Die Reben an dem Abhange des Berges links vom Wege heben ſich über dieſen hinweg zu dem Weine rechts von demſelben den Berg hinan. Dieſes Weinlaubdach und die vollen quellenden Trauben fordern zu träumeriſchem Genuß auf. Warum auch nicht ſich ihm hingeben? Der Tag iſt reichlich angefüllt. So mag denn die Abendſonne ihre Streiflichter durch das dichte Weinlaub drängen und mag, nachdem ſie ihre blendende Strahlenkrone abgelegt, mit dem roſigen Hauch der Freude in das Antlitz des Wanderers ſehen, der hingeſtreckt träumt, und träumen darf. Die reichen Bilder, die durch ſeine Seele ziehen, verhauchen ja nicht mit dem Augenblicke, in dem die Wirklichkeit in ihr Recht tritt.

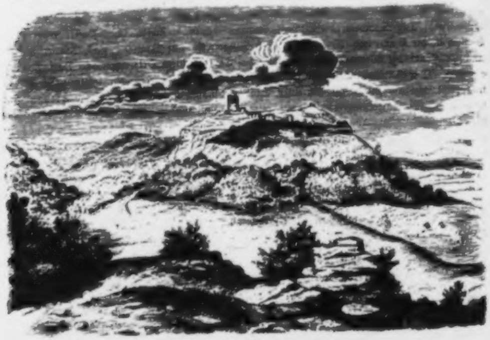
Der Kiffhäuſer und die falſchen Kaiſer.

Von Wilhelm Stricker.

> „Tief im Schooße des Kiffhäuſers,
> Bei der Ampel rothem Schein,
> Sitzt der alte Kaiſer Friedrich
> An dem Tiſch von Marmorſtein."

Wer kennt nicht jene ſinnigen, tiefpoetiſchen Sagen, deren Schauplatz der Kiffhäuſer iſt? in denen bald Kaiſer Friedrich der Rothbart eine Rolle ſpielt, der mit all ſeinen Schätzen und Hofgeſinde verzaubert im Berge ſitzt, bald neckiſche Kobolde und Zwerge, bald jene freundliche Prinzeſſin, die zuweilen unter dem alten Gemäuer dem einſamen Beſucher ſich blicken läßt und Armen und Bedrängten oft als ein rettender Engel ſich erwies? Sagen, denen der Knabe und Jüngling mit immer neuem Entzücken lauſcht, und die ſchon ſo manchen Jugendtraum verſchönert haben. Es ſollte daher kein Reiſender, den ſein Weg durch Thüringen oder nach dem Harze führt, verſäumen, auch dem Kiffhäuſer einen Beſuch zu machen, dem ſchönſten und ſagenreichſten Punkte Thüringens.

Aus der Ebene der „goldenen Aue,“ welche von Nordhauſen aus an der Grenze zwiſchen Thüringen und dem Harze weithin ihre geſegneten Fluren erſtreckt, erhebt ſich ziemlich ſteil das blauduftige, durch ſeine bedeutende Höhe weithin ſichtbare, aber nicht ſehr ausgedehnte Kiffhäuſergebirge, dicht bewaldet und voll tiefer Thäler und Schluchten in der verſchiedenſten Färbung. Vom Unterharze iſt es durch das Thal der Helme getrennt, welche durch die goldene Aue ſich ergießt, und von weſtlichen und ſüdlichen Bergen Thüringens durch das Thal der Wipper. Auf einem nordweſtlich vorſpringenden Berge ſtehen die Ruinen der alten Rothenburg, gegen Oſten aber erreicht der Bergzug ſeine höchſte Höhe in einem 1550 Fuß über der Meeresfläche erhabenen Bergkegel, welcher ſchroff zur güldenen Aue herabfällt, und von deſſen Scheitel der mächtige Thurm der ehemaligen Bergveſte Kiffhauſen, Kiffhäuſer genannt — welchen Namen auch der Berg führt — weit in die lachende Gegend hinausſchaut. Wie dieſer ſchon viele Jahrhunderte hindurch den Stürmen der Zeit muthig getrotzt hat, ſo wird er auch noch für ferne Zeiten eine Zierde der Gegend bleiben. Früher Schirm und Schutz und in jenen unſicheren Zeiten von den von der Leipziger Meſſe zurückkehrenden Nordhäuſer Kaufleuten als „Vorgebirge guter Hoffnung“ begrüßt, dient er gegenwärtig den Thalbewohnern zum Wetterpropheten. Ein Thüringiſcher Vers ſagt:



Der Kiffhäuſer.

„Steht Kaiſer Friedrich ohne Hut,
Bleibt das Wetter ſchön und gut;
Iſt er mit dem Hut zu ſehn,
Bleibt das Wetter nicht beſtehn.“

Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts ſah es auf dem Kiffhäuſer wild und unheimlich aus, und berüchtigte Räuberbanden, Zigeuner und Schatzgräber trieben dort ihr Weſen. Aber auch hier begegnen wir jetzt den Spuren der Cultur, die ſelbſt bis auf die einſamſten Gebirgshöhen gedrungen. Der Kiffhäuſer iſt jetzt ein Hauptvergnügungsort der

Anwohner. Ueberall führen bequeme Wege, und freundliche Sitze laden den Wanderer zur Ruhe ein. Von den am nordweſtlichen Fuße des Gebirges gelegenen Städtchen Kelbra führt eine breite geebnete Straße, der ſogenannte Rennweg, über die Rothenburg auf dem Rücken des Gebirges hin bequem hinauf, ebenſo von dem am öſtlichen und nördlichen Fuße gelegenen Dörfern Tilleda und Sittendorf. Wählen wir die erſtere dieſer Straßen, ſo gelangen wir zunächſt zu dem einzigen Eingange der Veſte, dem Erfurter Thore, ſo genannt, weil man von deſſen Wölbung bei hellem Wetter die Thürme jener alten Hauptſtadt Thüringens erblicken kann, in das Innere der weitläuftigen, mit Gebüſch durchwachſenen Ruine. Unter dem Erfurter Thore hat ſich eine Wirthſchaft eingerichtet, welche dem Wanderer Stärkung und Erfriſchung bietet; auch erblickt man hier durch ein in der Mauer angebrachtes rundes Glas in einem Panorama den alten Kaiſer Barbaroſſa am Steintiſche ſitzend und ſchlummernd. Auf dem höchſten Punkte des Bergkegels feſſelt unſere Blicke der ſchon erwähnte „Kaiſer Friedrichs Thurm.“ Dieſer Thurm iſt gegen 80 Fuß hoch, und eine Oeffnung, welche vermuthlich Schatzgräber in denſelben gebrochen, zeigt eine Dicke von 13 Fuß. Er war früher von einem zum Theil in den Felſen gehauenen Graben und ſtarken Mauern umſchloſſen, wovon noch Ueberreſte zu ſehen ſind. Die Seitenwände haben gewaltige Riſſe und ſich etwas von einander getrennt; aber ſchon ſeit hundert Jahren ſoll er ſo da ſtehen, und wird auch wohl noch lange Stand halten. In ſeiner Nähe bietet ſich dem Auge die herrlichſte Ausſicht auf die lachenden, reichgeſchmückten Fluren der goldenen Aue, die blauen, vom hohen Brocken überragten Höhen des Harzes und auf die Bergzüge des Eichsfeldes dar, und bei hellem Wetter erblickt man ſogar in duftiger Ferne das Thüringerwaldgebirge mit dem Inſelsberge.

Viele Reiſende ziehen die Ausſicht vom Kiffhäuſer der vielgerühmten vom Brocken vor, weil dort das Auge über das weit ſich erſtreckende Harzgebirge hinweg nur nach fernen Gegenden ſchweift, in denen man die Thürme und Schlöſſer nur wie Nadelſpitzen und die Berge wie kleine Hügel erblickt, während hier die Gegenſtände viel näher und größer erſcheinen und die herrlichſten Anſichten im mannigfaltigſten Wechſel ſich darbieten: blaue Gebirgszüge, blühende Auen, grünende Wälder, zahlreiche, dicht umbuſchte Dörfer, thurmreiche Städte, ſchimmernde Schlöſſer und altersgraue Ruinen. Jeder Beſchauer wird daher begreifen, wie der Graf Botho von Stolberg, als er, von einem Zuge aus dem heiligen Lande zurückkehrend, vom Kiffhäuſer herab zum erſtenmale wie er die goldene Aue erblickte, in die Worte ausbrechen konnte: „Gebt mir mit dem gelobten Lande, ich lobe mir die güldene Aue dafür!“ — Auf der mittägigen Seite des Berges, welche durch ungeheure Weitungen verſchiedener Steinbrüche entblößt iſt, erblickt man das von ſteilen Waldbergen eingeengte, wildromantiſche Kiffhäuſerthal, auch die Wollweda genannt. Zwiſchen bald ſchroffen, bald überhängenden Felſenmaſſen drängt ſich das anmuthige Grün der Büſche, und die Tiefe des Thales durchrieſelt der klare Taterborn. —

Weiter hinab, auf der öſtlichen Spitze des Berges, ſtehen noch die Mauern der Kapelle „zum heiligen Kreuz.“ Es iſt dies noch der am beſten erhaltene Theil der Burg. Die Kapelle ſteht in ihren Haupttheilen noch vollſtändig da, und iſt von einer ſtarken Mauer umgeben, die zugleich den ehemaligen Friedhof einſchließt. In der letzten Hälfte des fünfzehnten und auch noch im ſechszehnten Jahrhundert war ſie ein berühmter Wallfahrtsort, als die alte Burg ſchon längſt zerfallen war. Im Jahre 1433 hatte Graf Heinrich XXIII. von Schwarzburg, der damalige Beſitzer von Kiffhauſen, die frühere Burgkapelle bedeutend erweitern und zu einem Gotteshauſe für Wallfahrer herſtellen laſſen. Tauſende ſuchten hier Ablaß und Ruhe für ihre Seelen oder eine Grabſtätte in geweihter Erde. Aber ſeit Luthers Auftreten verödete und zerfiel auch ſie gleich der Burg. —

Der letzteren, welche ihren Namen wohl von Kopphaus, d. i. Haus auf der Koppe oder dem Kopfe eines Berges, erhalten hat, ſcheint ein hohes Alter zuzukommen. Die Zeit ihrer Erbauung weiß man freilich nicht mit Sicherheit zu beſtimmen. Alte Thüringiſche Chroniken nennen das Jahr 530 n. Chr. Einige ſchreiben ſogar die Gründung Kiffhauſens dem Julius Cäſar zu, und behaupten, daß derſelbe die Burg, „dieweil er das damalige Königreich Thüringen mit ſeinen Kriegen verwirret“ Confuſio genannt habe, woraus ſpäter Kiffhauſen entſtanden ſei. Doch erſieht man aus der Geſchichte dieſes berühmten Heerführers nirgends, daß er bis in dieſe Gegenden des alten Germaniens vorgedrungen ſei.

Die Gegend um Kiffhauſen, der frühere Helmgau, gehörte im 10. Jahrhundert den Sächſiſchen Kaiſern, welche ſich hier häufig in den nahegelegenen Pfalzen zu Wallhauſen, Allſtedt und Tilleda aufhielten. Von dieſen drei Orten, für deren hohes Alter altgermaniſche Begräbnißplätze ſprechen, iſt beſonders Tilleda, ganz nahe am ſüdöſtlichen Fuße des Kiffhäuſers gelegen, das auch in den Kiffhäuſerſagen ſehr häufig eine Rolle ſpielt, beſonders erwähnenswerth, denn hier erfolgte im Jahre 1194 die Ausſöhnung des Herzogs Heinrich des Bären von Braunſchweig mit Kaiſer Heinrich VI. —

Die erſte ſichere Kunde von dem Vorhandenſein Kiffhauſens haben wir aus dem Jahre 1116. Als ſich um dieſe Zeit Ludwig der Springer mit dem Pfalzgrafen Friedrich ausſöhnte, „bemächtigte ſich der Letztere“, wie die Chronik erzählt, „des Berges Kuffeſe, verſah ihn mit Beſatzung, und übertrug den tapferſten Männern darauf zu bauen. Durch das Gerücht von dieſer That aufgeregt, kamen die Sachſen zuſammen, ſchloſſen auf Betrieb des Herzogs Ludger den Berg ein, ſteckten die Burg in Brand, und machten ihre Mauern und Wälle der Erde gleich.“ Doch ſtieg die Burg bald wieder neu aus der Aſche empor, wahrſcheinlich ſchon in der erſten Hälfte des 12. Jahrhunderts, da in dieſer Zeit in alten Urkunden oft Burgmänner von „Kuffeſe“ aufgeführt werden. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts gelangten die Grafen von Beichlingen zum vollen Beſitze Kiffhauſens, obwohl die Kaiſer ihre Anſprüche daran nicht gänzlich aufgaben. Doch ſahen ſich erſtere drückender Schulden halber genöthigt, die Burg 1333 dem Landgrafen von Thüringen als Lehen zu überlaſſen. Im Jahre 1407 werden die Grafen Heinrich XXV. und Günther XXIX. von Schwarzburg von dem Landgrafen Friedrich dem jüngeren von Thüringen mit dem Schloſſe und Berge Kiffhauſen beliehen, und als im Jahre 1411 die Schwarzburgiſchen Lande getheilt wurden, fiel es an die Schwarzburg-Rudolſtädtiſche Linie, welche es gegenwärtig noch im Beſitze hat. —

Allein die einſt ſo ſtarke Veſte, die noch bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts in wohnlichem Zuſtande war, wurde gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts verlaſſen, verfiel immermehr, und die gewaltigen Mauern ſtürzten endlich zuſammen. Der alte Glanz, welcher Kiffhauſen einſt umgeben hatte, war nun verſchwunden, und wo einſt die deutſchen Kaiſer in ihrer Herrlichkeit gethront, wuchert dichtes Geſtrüpp zwiſchen den Ruinen; aber die Sage hat wie immergrüner Epheu ihren Arm um das alte Gemäuer geſchlungen, und weiß uns vieles Wunderbare zu vermelden. —

Die allgemein verbreitete Sage von Kaiſer Friedrichs Wiederkehr benutzend, traten von Zeit zu Zeit Männer auf, welche Frechheit und Gewandtheit genug beſaßen, ſich für den verſchwundenen Kaiſer auszugeben. So kam im Jahre 1285 ein gewiſſer Thilo Kolup nach Cöln und ſagte, er ſei Kaiſer Friedrich und komme aus dem Kiffhäuſer, wo er ſich bisher aufgehalten, um nun die Regierung ſelbſt wieder zu übernehmen; Kaiſer Rudolph ſolle daher die Krone niederlegen, zu ihm kommen und ihm den Eid der Treue ſchwören.

Es war ein abgefeimter Schelm, der ſeine Rolle meiſterhaft zu ſpielen und ſich vielen Anhang zu erwerben wußte. So ließen ſich auch der Herzog von Braunſchweig, die jungen Landgrafen von Thüringen und der Markgraf von Meißen von ihm bethören, traten auf ſeine Seite, und ſchenkten ihm zur Geltendmachung ſeiner Anſprüche 21,000 Mark Silbers.

Die Sache nahm eine immer gefährlichere Wendung. Der Pſeudo-Kaiſer ſchlug zu Wetzlar ſeine Reſidenz auf und hielt ſich einen glänzenden Hofſtaat. Dies bewog den Kaiſer Rudolph, ſchleunigſt ein Heer zu ſammeln und Wetzlar zu belagern; und die Stadt ſah ſich endlich genöthigt, den Betrüger auszuliefern, welcher nach einem auf der Folter abgelegten Bekenntniſſe zu Neuß verbrannt wurde. —

Im Jahre 1545 ſahen einige Hirten und Landleute einen abenteuerlichen, phantaſtiſch gekleideten Menſchen in der Kapelle des Kiffhäuſers bei einem Feuer ſitzen, deſſen aufſteigender Rauch ſeine Gegenwart kund gethan hatte. Sein Haar war grau und weiß und ſeltſam verwirrt, die Geſichtsfarbe fahl, wie die eines Menſchen, der lange Zeit im Kerker geſchmachtet. Am Kinn zog ſich ein langer, ſchwarzer Bart herab. Bekleidet war er mit einem ſeltſamen, weißen Mantel und ledernen Hoſen; neben ihm fand man zwei irdene Töpfe und ungewöhnlich geformte Waffen. Er trieb wunderliche Reden und berühmte ſich vieler Königreiche. Auf die Nachricht hiervon eilte eine Menge Volks aus der Umgegend auf's Gebirge. Auf die Frage Einiger, wer er ſei, gab er die Antwort: „Ich bin Kaiſer Friedrich, und da ich ſchon lange mit betrübtem Herzen den traurigen Zuſtand meines Volks geſehn, ſo bin ich hier erſchienen, um wieder Frieden in die Welt zu bringen, denn die jetzigen Fürſten werden's nicht ausmachen!" Die Menge jauchzte ihm Beifall zu und wollte den wiedererwachten Kaiſer im feurigen Enthuſiasmus gleich mit ſich führen. Er aber verweigerte das, da er noch eine Zeit lang hier verborgen bleiben müſſe, bis er erſt mehr Anhang gewonnen habe. Auch habe er mehrere Herren und Fürſten um Unterſtützung ſeines Vorhabens gebeten, deren Antwort er erſt abwarten müſſe. Das Volk, dem dies einleuchtete, verließ den Berg, um dem alten Kaiſer noch mehr Anhänger zu werben. Von Tage zu Tage wuchs die Menſchenmenge, welche auf den Kiffhäuſer ſtrömte, den vermeintlichen Kaiſer mit Speiſe und Trank verſah und Leib und Leben, Hab' und Gut für ihn zu laſſen verſprach. Aber die Sache konnte nicht länger verborgen bleiben und breitete ſich bis in die entfernteſten Gegenden aus. Die Fürſten erſchraken, und die meiſten glaubten in allem Ernſt, Barbaroſſa ſei wirklich zurückgekehrt. Soll doch Luther, den man um ſeine Meinung darüber befragt, geſagt haben: „Ich weiß nicht, was ich davon halten ſoll, der Teufel hat vordem mehr den Leuten eine Naſe gemacht!"

Aber Graf Günther von Schwarzburg griff die Sache ernſtlich an, ſandte ſeinen Landvogt von Brüneck ſpät Abends, weil man die fanatiſche Volksmenge fürchtete, auf den Kiffhäuſer, und ließ den vermeintlichen Barbaroſſa heimlich feſtnehmen und nach Sondershauſen führen. Letzterer erklärte ſich auch gleich bereit, dem Landvogt zu folgen. Als man ihm aber die Hände binden wollte, bat er, ihn damit zu verſchonen; man möge ihn anſtändig wie einen Kaiſer und nicht wie einen Schalk führen. Bei der über ihn angeſtellten Unterſuchung ergab ſich, daß er ein wahnwitziger Schneider aus Langenſalza ſei, Namens Johannes Leupold.

Als das Volk am andern Morgen ſeinen Barbaroſſa nicht wieder fand, glaubte es, da die Schwarzburgiſchen Behörden das tiefſte Schweigen in der Sache beobachteten, er habe ſich wieder in das Innere des Berges begeben, und man hofft ſeitdem noch im Volke auf ſeine dereinſtmalige Wiederkehr zu einer gelegneren Zeit.*)

---

*) Einige wirkliche Kaiſerſagen vom Kiffhäuſer wird der Herausgeber, der ſie wieder ſammelte, gelegentlich mittheilen.

* * *

Die rothen Aermel von Luzern.

Mitgetheilt von Heinrich Pröhle.

Im Jahre 1331 vereinigten ſich etliche Bürger von Luzern, fürnehme Perſonen, daß jeder einen rothen Aermel als Kennzeichen an ſeinen Rock oder Juppe machen ſollte, ſchwuren einen Eid und Bündniß zuſammen und ſetzten ein großes Nachtmorden auf Peter und Pauli feſt. Ihr Anſchlag war, daß ſie in dieſer Nacht ſich unterm großen Schwibbogen bei der Schneider-Trinkſtube verſammeln wollten. Wie ſie nun aber da beiſammen waren und das Weitere berathſchlagten, kam ein Jüngling, näher den Knabenjahren, von ungefähr und hörte ihren Anſchlag. Als ſie ihn bemerkten, ergriffen ſie ihn und ließen ihn ſchwören, daß er nichts von ihrem Vorhaben verrathen wolle. Dann hatten ſie nicht ſonderlich mehr auf ihn Acht und er ſchlich ſich davon. Auf der Gaſſe ſah er ſich überall um und erblickte noch Licht in der Metzger-Trinkſtube. Es waren aber noch einige Bürgergeſellen allda, die ſpielten und tranken, zu denen lief der Jüngling raſch, ſtellte ſich in der Stube gegen den Ofen und ſprach: „O Ofen! Ofen!“ Die Geſellen ſprachen zu ihm: „Was hat Dir der Ofen gethan?“ Da nun der Jüngling merkte, daß ſie ihn gehört hatten, ſprach er abermals mit noch lauterer Stimme: „O Ofen! Ofen! ich ſage Dir, daß ſich Leute unterm Schwibbogen verſammeln mit Gewehr und Harniſch und wollen dieſe Nacht ein großes Morden anſtellen an allen denen, die am Bunde der Waldſtädte ſchuldig ſind, und hab' ich ihnen müſſen ſchwören, ſolches keinem Menſchen zu ſagen, darum ſag' ich's Dir, Ofen, für eine ganze Wahrheit.“

Da die Geſellen das hörten, lief Alles raſch dem Schwibbogen zu. Die Verſchworenen aber eilten wieder in ihre Häuſer zurück. Einige wurden jedoch in ihrer Rüſtung gefangen. Die bekannten den Anſchlag und offenbarten, wie die rothen Aermel ihr Kennzeichen geweſen wären. Danach entſtand das Sprüchwort: „Hüte Dich vor den Geſellen mit den rothen Aermeln.“

* * *

Berliner Schulen.

Unter den ſtädtiſchen Berliner Schulen haben ſich in letzter Zeit die Realſchulen einer lebhaften Fürſorge von Seiten ihrer Behörden zu erfreuen gehabt. Die Mehrzahl dieſer Realſchulen beſteht im Jahre 1861 gerade ein Vierteljahrhundert. So feierte zu Oſtern die Dorotheenſtädtiſche Realſchule, und feiert zu Michaelis die Louiſenſtädtiſche das fünfundzwanzigjährige Jubiläum. Letztere wurde in dieſer ganzen Zeit von dem jetzigen Director Grohnert geleitet. Die Anfänge der jetzt ſo ſtattlich daſtehenden Schule waren dürftig, und einmal wurde ſie ſogar in ein Cholera-Hoſpital verwandelt. Wenige Schulen Deutſchlands aber dürften in derſelben Zeit eine ſolche Reihe namhafter Lehrer aufzuweiſen haben, wie dieſe, an der auch der Pädagog Mager und der Literarhiſtoriker Julian Schmidt thätig geweſen ſind.

* * *

Friedrich der Große und die Fontainen.

Von A. Freiherrn von Seld.

Am dreizehnten Mai des Jahres ſiebenzehnhundertachtundvierzig ſtand Friedrich der Große auf der oberſten Terraſſe, des „Weinbergs,“ wie damals die Anlagen hießen, die jetzt den Namen Sansſouci führen; denn in den erſten Jahren nannte der König das Schloß und die ganze Anlage immer nur la vigne; nur ein Plätzchen, auf dem der König eine Gruft hatte erbauen laſſen, in welcher er einſt ruhen wollte, nannte er Sansſouci, weil er dann erſt sans souci ſein würde, wenn er dort ruhte. Der König hatte für jedes der Schlöſſer, in denen er abwechſelnd reſidirte, eine eigene Bibliothek, deren Bücher mit den Anfangsbuchſtaben der Schlöſſer bezeichnet waren, denen ſie zugehörten; die Bücher auf Sansſouci ſind ſämmtlich mit einem V bezeichnet. Der König hatte eins dieſer Bücher in der Hand, ſchaute aber darüber hinweg in die Ebene zu ſeinen Füßen, die damals zum größten Theil noch kahl und nur mit wenigen neu angepflanzten Ziersträuchern beſetzt war; ſein Blick verweilte wie prüfend auf einem und dem andern Punkte. Plötzlich drehte er ſich um, ging in das Schlößchen zurück in ſein Arbeitszimmer, ſetzte ſich an den Schreibtiſch, nahm ein Quartblatt Papier und bemalte daſſelbe mit Strichen und Kreiſen; aus dem Mittelpunkt der Kreiſe ſtiegen Linien in die Höhe, die wie Reiherfedern, oder Kometenſchweife ausſahen. Er vertiefte ſich immer mehr in ſeine Arbeit und ſagte, ohne daß er aufblickte, zu ſeinem Kammerhuſaren: „Baumann ſoll kommen.“

Baumann war Schloßbaumeiſter und hatte alle Bauten unter ſich, zu denen der König die Gelder aus ſeiner Chatulle hergab. Als er in das Zimmer trat, fragte ihn der König: „Er iſt ja wohl ein Holländer?“

„Zu Befehl, Ew. Majeſtät.“

„Dann kann Er auch Fontainen machen?“

„Zu Befehl, Ew. Majeſtät.“

Das Wort: „Zu Befehl!“ war geſprochen, ehe es bedacht war, und wie ſehr es auch der Beamte bereute gleich nachdem er's geſprochen, wie viel er auch darum gegeben, wenn er es hätte ungeſagt machen können, es war geſprochen und damit des armen Schloßbaumeiſters Zukunft entſchieden und dem Könige eine lange Reihe von Verdrüßlichkeiten und eine noch längere Reihe von hohen Geldrechnungen herbeigeführt.

Der König bemerkte das verlegene Geſicht des Architekten nicht, ſondern ſprach: „Das iſt mir lieb, denn ich will unter der Freitreppe Fontainen anlegen; das Reſervoir dazu kann auf den Höneberg kommen; (der jetzige Ruinenberg) das Waſſer kann aus der Havel genommen werden. Ich habe hier den Plan dazu aufgezeichnet. (Dieſer von Friedrich dem Großen eigenhändig gezeichnete Entwurf wird heute noch in Sansſouci aufbewahrt.) Hier oben, rechts und links vom Ausgange, ſollen zwei Sprudelfontainen zu ſtehen kommen; unten, gerade vor der Freitreppe, als point de vue ein großes Baſſin mit einer Haupt-Fontaine; zu beiden Seiten derſelben vor den Orangeriehäuſern (heut ſtehen an der Stelle derſelben die Gemäldegalerie und das Cavalierhaus) ſollen ein paar Nebenfontainen hinkommen und dort weiter links am Abhange eine Muſchelgrotte mit Nymphen, die Waſſer aus Krügen in gerippte Becken gießen. Hat Er mich verſtanden?“

„Zu Befehl, Ew. Majeſtät.“

„Wie ſchaffen wir aber das Waſſer auf den Höneberg?“

„Durch eine Waſſermühle*).“

„Gut, mache Er das, aber raſch!“

Da wurde dem armen Baumeiſter angſt; denn er mußte ſich geſtehen, daß er vom Fontainenbau weder Kenntniſſe noch Erfahrung habe; und in ſeiner Angſt fiel er auf einen Ausweg — den einzigen, der ihm helfen konnte in ſeiner Noth — er ſagte: „Bei ſolcher Arbeit iſt unausgeſetzte Mitwirkung nöthig; die kann ich wegen meiner übrigen Arbeiten nicht durchführen; ich bitte Ew. Majeſtät daher um die Erlaubniß, einen Fontainenmacher aus Holland verſchreiben zu dürfen, der unter meiner Leitung arbeitet.“

„Gut, laſſe Er einen kommen, aber raſch.“

Baumann fiel ein Stein vom Herzen. Er ſchrieb ſogleich nach Amſterdam an ſeinen Bruder; dieſer gewann einen Kunſtgärtner Heinze, welcher dort ſchon einige zierliche Fontainen für reiche Kaufleute errichtet und ſich dadurch einen Namen gemacht hatte, für das Amt eines Königlich preußiſchen Fontainenmachers. Freilich war der Strahl jener Fontainen nicht über vier Fuß hoch geſtiegen und das dazu gehörige Waſſer durch einen Arbeiter in das Faß gepumpt worden, welches als Reſervoir diente; aber Herr Heinze, dem bei ſeinem Engagement gleich mitgetheilt worden, daß er ein Reſervoir auf einem hundertfünfzig Fuß hohen Berge mit Waſſer zu füllen habe, welches ausreichend ſein müſſe, um viele, großartige Fontainen zu ſpeiſen, hatte ſich für dieſen Fall vorgeſehen. Er beſaß die Beſchreibung von einer Maſchine, welche ein gewiſſer Setton Michols im Jahre ſiebzehnhundertfünfundzwanzig in einem engliſchen Kohlenbergwerke erbaut hatte, durch die er die wilden Waſſer des Bergwerks faſt zu gleicher Höhe hob und ſich dabei als Triebkraft des Dampfs von kochendem Waſſer bediente. Dieſer Beſchreibung war ein erläuternder Kupferſtich beigegeben; den ließ er ſauber copiren, ſchrieb darunter Heinze inv. et fecit und begab ſich ſo gerüſtet nach Potsdam. Hier weigerte er ſich entſchieden, ſowohl dem Schloßbaumeiſter Baumann, als dem Hauptmann von Knobelsdorf (der damals die Entwürfe zu den Prachtbauten lieferte) ſeine Pläne mitzutheilen; er behauptete, im Beſitze eines Geheimniſſes zu ſein, daß er nur dem Könige anvertrauen könne. Dieſer befahl, ihn vorzulaſſen. Heinze war ein ächter Holländer, breit und plump; im Gegenſatze zu den franzöſiſchen Windbeuteln, die der König leicht durchſchaute, war er ſchwerfällig, langſam und voll gravitätiſcher Ruhe; er trug ſeine ſogenannnte Erfindung mit eben ſo großer Weitſchweifigkeit als Confuſion vor; denn die Idee war ihm ſelbſt wohl nicht ganz klar. Friedrich begriff nur ſo viel, daß der Waſſerdampf als bewegende Kraft benutzt werden ſollte, erklärte das für eine lächerliche Thorheit, ſagte dem verblüfften Fontainenmacher, er möge ſich auf etwas beſſeres beſinnen; denn mit ſolch blauem Dunſt dürfe man ihm, dem Könige, nicht kommen. Nun waren dem Holländer die Waſſermühlen ſeines Vaterlandes recht gut bekannt; aber für ein ſolches Genie, wie das ſeine, war eine ſolche Anlage viel zu gewöhnlich; er ſann daher auf etwas anderes ganz Beſonderes. Er ritt wochenlang meilenweit auf einem Maulthier umher; denn mit Maulthieren wurden damals die königlichen Gärten bearbeitet; mit Maulthieren wurden die königlichen Küchenwagen und die königlichen Sänger und Tänzer zwiſchen Berlin und Potsdam hin und her befördert. Heinze recognoscirte die Gegend und brachte endlich als Frucht dieſer Recognoscirungen dem Könige einen Plan, nach welchem in der Gegend der Jungfernhaide, zwiſchen Berlin und Spandau belegen, ein Canal von der Havel bis an den Fuß des Höneberges geführt und mit dem Waſſer des Canals ein Werk in Bewegung geſetzt werden ſollte, welches das für die Fontainen beſtimmte Waſſer den Höneberg hinauftriebe.

---

*) Was man hier zu Lande Waſſermühlen nennt, davon hat man in Holland keinen Begriff: denn dergleichen Mühlen können nur da angebracht werden, wo das Waſſer ein ſtarkes Gefälle hat; daran fehlt es aber in dem durchaus ebenen Holland völlig. Man kennt daher dort nur Windmühlen und bezeichnet mit dem Namen Waſſermühlen ſolche Windmühlen, die zum Waſſerſchöpfen beſtimmt ſind, während die andern Mahlmühlen genannt werden.

Friedrich der Große, der durch Felddienſtübungen und Manöver genau mit dem Terrain und mit dem niedrigen Waſſerſtande während des Sommers bekannt war, machte den Waſſerbaumeiſter darauf aufmerkſam und fragte ihn, wo er denn im Sommer das Waſſer hernehmen wolle. Da erwiderte dieſer mit unerſchütterlicher Ruhe: „Ja Ew. Majeſtät, im Sommer müſſen die Fontainen ſtill ſtehen.“

„Im Winter kann Er ſie für ſich behalten!“ ſagte der König und drehte ihm den Rücken. Beim Hinausgehen aus dem Zimmer ſagte er mit umgewandten Kopfe: „Rede Er mit Baumann!“

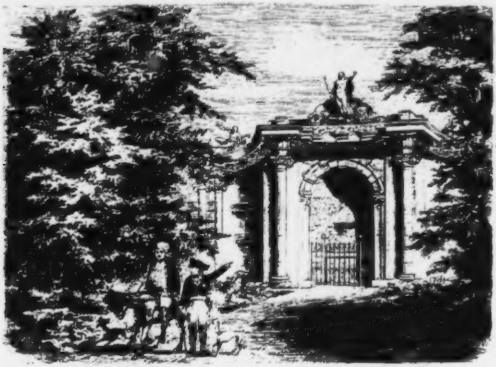
Dazu mußte ſich nun der Fontainenmacher, ſo ſchwer es ihm auch wurde, verſtehen und beide arbeiteten gemeinſchaftlich einen Plan aus nach der dem König hingeworfenen Aeußerung Baumanns, die ja auch damals die königliche Genehmigung erhalten hatte. Der Plan wurde ſauber gezeichnet dem Könige vorgelegt, von ihm genehmigt und die Gelder dazu angewieſen. Während beide mit ſeiner Ausführung beſchäftigt waren, hatte der König mit Knobelsdorf gemeinſchaftlich die Prachtbauten entworfen, von denen die Fontainen umgeben werden ſollten. Auf dem Gipfel des Höneberges im Rücken von Sansſouci ſollte ſich dicht am Reſervoir eine mächtige Ruine erheben, welche dem Charakter des Waſſers entſprechend das Amphitheater einer großen Naumachie darſtellte; denn Friedrich liebte es, an der Außenſeite ſeiner Bauten, deren Inhalt oder Beſtimmung darzuſtellen. Er ging dabei oft mit großer Naivität zu Werke. So ſtehen auf dem Portal zum Stall der königlichen Wagenpferde in mehr als Lebensgröße, aus Stein gemeißelt, Reitknechte und Kutſcher in Livrée mit Zopf und Perrücke, wie ſie Decken ausklopfen, Lederzeug bürſten und dergleichen; im Giebelfelde des damaligen Schulhauſes, jetzigen Pfarrhauſes, an der Nicolaikirche ſitzt ein Candidat, erkennbar an den Päffchen; ein Kind liegt ihm auf den Knieen, deſſen Händchen aufgehoben iſt und deſſen Füße von einem andern Kinde feſtgehalten werden, während der Candidat mit hoch geſchwungener Ruthe auf den entblößten Theil losbaut.

Bei dem Bau auf dem Höneberge, der nur einen Proſpect von Sansſouci aus gewähren ſollte, blieben alle Ornamente fort, da ſie in ſolcher Entfernung nicht erkennbar geweſen wären; dagegen erhielt der Berg an der Vorderſeite einen großartigen Schmuck durch einige mächtige doriſche Säulen, an die eine umgeſtürzte ſich anlehnt, und die einen imponirenden Eindruck machen, heut gewiß mehr als in den Tagen ihrer Anlage; denn der Zahn der Zeit hat ſie benagt und ſie in wirkliche Ruinen verwandelt. Man erkennt Knobelsdorfs Genius in dieſer Schöpfung und kann nur bedauern, daß der Italiäner Bellavita, der auf des Königs Befehl dieſe Schöpfung verſchönern ſollte, eine zierliche, oben offene Miniatur Rotunde und eine lächerlich kleine Pyramide hinzugefügt hat. Zum Glück zerfällt die Letztere immer mehr, während die Erſtere wenigſtens einmal im Jahre einen intereſſanten Anblick gewährt, wenn zur Feier der Schlacht von Leipzig ein großes Feuer in derſelben flammt.

Außer dieſem großartigen Bau ließ der König den ſogenannten Rehgarten in der Hauptallee, die nach dem — damals noch nicht vorhandenen — Neuen Palais führt, da wo jetzt zwei Halbkreiſe von dunkeln Tannen ſtehen, eine Colonade von Marmor erbauen, die gleichfalls nach Knobelsdorfs Plänen, zwei Hauptzirkel eines Säulenganges bildeten. Er beſtand aus ſechzehn Säulen, zwiſchen denen bleierne vergoldete Figuren ſich erhoben. Von all den Herrlichkeiten iſt keine Spur mehr vorhanden; die Bleifiguren oxidirten und waren bald ſo zerfreſſen, daß ſie zu gräulichen Ungeſtalten wurden und als alt Blei verkauft werden mußten; die Säulenhalle wurde unter Friedrich Wilhelm II. abgebrochen und der Marmor zum Schmuck eines Luſtſchloſſes verwandt, das ſich der König in einem von ihm angelegten Garten erbaute; jener führt den Namen neuer Garten, das Schloß den Namen Marmorpalais. Dagegen finden ſich noch heut die Werke der Skulptur, die Friedrich der Gro theils von Ludwig dem funfzehnten zum Geſchenk bekam, theils von franzöſiſchen Bildhauern meißeln ließ, und die unterhalb der Terraſſe im Kreiſe die Hauptfontaine umſtehen; eben ſo iſt die nach Knobelsdorfs Zeichnungen erbaute Neptunsgrotte erhalten, die in der Nä

Vorgartens der Gemäldegalerie ſich befindet. Alle dieſe Werke ließ der große König errichten, in der Zuverſicht, daß ſie bald von ſprühenden Waſſerſtrahlen belebt werden würden. Es wurde auch in der That rüſtig an der Ausführung der Fontainen gearbeitet und Friedrich gab ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit die bedeutenden Geldſummen her, welche die Bauführer forderten.

Die Waſſermühle wurde erbaut, wo heut der Eingang nach dem Charlottenhof von der Victoriaſtraße her ſtattfindet; ein noch heut beſtehender Canal, Schaafgraben genannt, wurde von dieſem Bau nach der Havel geführt, um ein heut nicht mehr vorhandenes Reſervoir mit dem Waſſer derſelben zu füllen; durch ſechs Pumpen ſollte dies Waſſer in ungefähr vier Zoll weiten Röhren nach dem Höneberge getrieben werden. Zu dieſen Röhren wurden, was heut jedem Architekten, ja jedem Brunnenmacher unglaublich erſcheinen mag, und was den völligen Mangel an Erfahrung der beiden Brunnenmacher bezeugt, Faßdauben angewandt, die mit eiſernen Reifen und Zwingen zuſammengehalten wurden, oder richtiger, zuſammengehalten werden ſollten. Es waren dazu aus den königlichen Forſten 800 mächtige Kieferſtämme angefahren, in Bohlen geſchnitten und, nachdem ſie nothdürftig getrocknet, im folgenden Jahre unter Aufſicht eines eigens dazu aus Holland verſchriebenen Zimmermeiſters, Namens Adrian van Ouden, zu Röhren in der angegebenen Art verarbeitet, die Röhren ineinander geſteckt, mit Werg und Pech gedichtet, und durch dieſelben ein achttauſend Fuß langer Röhrenzug nach dem Reſervoir auf dem Gipfel des Höneberges geführt worden. Auch die Mühle war vollendet; ein Müller Bärend wurde bei derſelben mit dem Titel „Kunſtmeiſter“ angeſtellt; Herr Heinze bekam den Titel „königlicher Fontainier und Grottier.“ Das Pumpwerk wurde in Gang gebracht und arbeitete Tag und Nacht; aber vergeblich ſah man im Reſervoir dem Eintritt des Waſſers entgegen, es blieb trocken; dagegen wurde das Erd-



Friedrich der Große und der holländiſche Fontainenmacher bei der Neptunsgrotte.

reich, das der Richtung des Röhrenzuges zunächſt lag, immer naſſer, und als man dadurch aufmerkſam gemacht, den Röhrenſtrang aufdeckte, fand ſich, daß der Druck des Waſſers die Röhren zerſprengt, ehe daſſelbe noch den ſechſten Theil des ihm zugedachten Weges zurückgelegt hatte.

Jetzt ſagte man ſich — und konnte nicht begreifen, daß man ſich das nicht ſchon von Anfang an geſagt — daß Faßdauben nicht im Stande wären, einem ſolchen Druck Widerſtand zu leiſten; man mußte dem Könige den Unfall anzeigen und ihn um andere zahlreichere Stämme aus den königlichen Forſten bitten, um durch gebohrte Röhren das Reſervoir zu füllen. Der König bewilligte Alles, trieb aber zur Eile; denn ſchon waren faſt drei Jahre ſeit dem Beginn des Unternehmens vergangen; die großartigen Anlagen ſtanden bereit, die Waſſerſtröme in ſich aufzunehmen und wieder von ſich zu geben. Der König führte ſeine Gäſte umher; aber die Gäſte mußten mit ihrer Phantaſie den noch immer mangelnden Hauptſchmuck derſelben erſetzen.

Nachdem wiederum ein Jahr vergangen, war der Röhrenſtrang von gebohrten Röhren gelegt. Man hatte, um den Luftdruck zu verringern, und den Erfolg zu ſichern, fünf Ventouſen (Windkeſſel) mit großen Koſten angebracht, und dazu neunundzwanzig und einen halben Centner Kupfer verwandt. Die Pumpen wurden von neuem in Gang gebracht. Niemand zweifelte an der erſehnten Ankunft des Waſſers auf dem Höneberge, aber zum Schrecken der Fontainenmacher blieb es auch diesmal aus. Freilich hatte es über die Hälfte ſeines Weges glücklich zurückgelegt, dann aber die Röhren ſo vollſtändig geſprengt, daß jede Hoffnung aufgegeben werden mußte, auf dieſem Wege zum Ziele zu kommen. Es blieb nun den niedergeſchlagenen Baumeiſtern nichts anderes übrig, als dem Könige zu berichten, daß ſie ſich in ihren Annahmen geirrt hätten; daß keine hölzernen Röhren, ſondern nur ſolche von Gußeiſen den ihnen zugemutheten Druck zu widerſtehen vermöchten; die letzteren aber könnten hier zu Lande nicht angefertigt werden, vielmehr müßte man ſie im Harz beſtellen, woſelbſt ſich die nächſten Eiſengießereien befänden.

Vier Jahr hatte der König mit bewundernswürdiger Geduld ruhig ausgehalten; jetzt brach der verhaltene Groll hervor, aber er machte ſich auf humoriſtiſche Weiſe Luft. Er ließ in aller Stille zwei Bilder anfertigen, auf deren jedem ein mit Oelfarben gemalter Eſel ſtand, darunter die Worte: „Holländiſcher Fontainenmacher.“ Ueber dieſe Oelbilder wurde mit leicht abzuwaſchender Waſſerfarbe die Kunſtmühle gemalt, ſo daß der nächſte Regen das obere Gemälde abwaſchen und die Eſel mit ihrer Unterſchrift zum Vorſchein bringen mußte; dieſe Bilder ließ er über die Thüren der Häuſer befeſtigen, welche Heinze und Baumann bewohnten. Wie geheim aber auch die Sache betrieben war, Beide erfuhren davon; Baumann ging tiefſinnig umher, Heinze verfiel in ein Nervenfieber und phantaſirte unaufhörlich von der Schande, die ihm bevorſtand. Da wagten die Frauen und Kinder beider einen Fußfall bei dem Könige, umklammerten ſeine Kniee und baten für ihre Gatten und Verſorger. So ernſt hatte der König ſich wohl die Folgen nicht gedacht; er befahl, daß die Bilder weggenommen würden, doch verlor Baumann ſeine Stelle und bekam eine geringere als Landbaumeiſter; Heintze ſtarb, ehe noch ſein Schickſal entſchieden war.

Das Verunglücken der Fontainen wurde öffentliches Geſpräch; die großartigen Bauten, die vergebens ihres Hauptſchmucks harrten, ſtanden vor Aller Augen da; Reiſende trugen die Kunde des Mißlingens nach allen Ländern und verbreiteten die Anſicht, daß der ſein Glück machen könne, der im Stande ſei, den Lieblingswunſch des Königs zu erfüllen und Leben in die todten Maſſen zu bringen. Es iſt ungewiß, ob angelockt durch dieſe Kunde, ein gewiſſer van Oſten, der ſich unter dem Namen eines Waſſerbaumeiſters bei dem König meldete und ſichere Ausführung der Waſſerwerke verſprach, ſich wirklich dazu befähigt glaubte, oder ob er nur täuſchen und einen unredlichen Gewinn ziehen wollte. Der König vertraute ihm und gab ihm zweitauſend Thaler zur Anſchaffung von eiſernen Röhren, deren er wirklich einige, neun Zoll im Durchmeſſer ſtark, aus dem Harz verſchrieb. Seine vollſtändige Unwiſſenheit und Rathloſigkeit trat aber ſo bald an den Tag, daß er entlaſſen wurde, ehe er noch eigentlich ſeine Arbeit begonnen hatte. Erſt nach ſeiner Entlaſſung ermittelte man, daß er kein Hamburger Waſſerbaumeiſter, ſondern ein brodloſer Brunnenmacher aus Utrecht war.

Der König wandte ſich nun an den Heſſen-Kaſſelſchen Miniſterreſidenten Waitz, den er als einen wiſſenſchaftlich gebildeten und in den mechaniſchen Künſten erfahrenen Mann ſchätzte, mit dem Geſuch, ihm einen Sachverſtändigen zu empfehlen, worauf dieſer ihm den Rothgießer George empfahl, einen ehrlichen, in ſeinem Fach tüchtigen Handwerker, der aber von Hydraulik nichts verſtand. Auf deſſen Rath wurde eine zweite Mühle dicht am Fuße des Höneberges in der Nähe des Bornſtädter Teiches, der heut eine anmuthige Partie dieſes königlichen Chatullengutes bildet, angelegt, weil er meinte, daß eine Mühle nur ſehr ſchwer und jedenfalls zu langſam das nöthige Waſſer bis auf den Gipfel des Berges ſchaffen könne. Schon die Wahl dieſes Platzes für eine Wind-Waſſer-Mühle bezeugte, daß George kein Sachverſtändiger war; an Waſſer fehlte es zwar nicht, aber wohl an Wind, der das Waſſer heben ſollte; die Mühle lag tief im Grunde, umgeben von Buſch und Berg, die der Luft überall den freien Zugang wehrten. Dennoch zeigte George ſchon im ſechſten Monat nach dem Antritt ſeines Berufes an, er wolle eine Probe geben und die Hauptfontaine ſpringen laſſen; Se. Majeſtät möchten den Tag allergnädigſt ſelbſt beſtimmen. George hatte nämlich bemerkt, daß durch einen ungewöhnlich ſtarken Schneefall ſich etwas Waſſer im Reſervoir des Hönebergs geſammelt hatte, er ließ nun den Schnee, der ringsum ellenhoch lag, zuſammenſchaufeln und in das Reſervoir werfen, und vermehrte dadurch das in demſelben befindliche Waſſer, um dem König eine Probe von der Wirkſamkeit der Hauptfontaine zu zeigen.

Sechs Jahre lang hatte der König große Rechnungen bezahlen und viel Verdruß ertragen müſſen, ohne irgend einen Erfolg zu erlangen; jetzt endlich ſollte er das Ziel ſeiner Wünſche erreicht ſehen! Wie ungünſtig auch die Witterung war, er beſtimmte ſchon den folgenden Tag zur Probe. Es war am Charfreitag des Jahres 1754; Regen und Schnee wurden vom Sturm durch die Luft gejagt; dazwiſchen fielen große Hagelkörner, aber des Königs Verlangen war ſtärker als der Sturm. Er kam vom Potsdamer Stadtſchloß her, wo er in der Regel während des Winters reſidirte, nach dem Eingang des Gartens am Obelisk geritten, ſtieg dort ab und ging zu Fuße, nur vom Marquis d'Argens und dem Grafen Gotter begleitet, nach dem Rande des Baſſins, ſtellte ſich an demſelben auf und winkte, zum Zeichen, daß der Strahl ſich erheben ſolle. Unverwandt richteten der König und ſeine Umgebungen den Blick auf die Mündung des Rohres in der Mitte des Baſſins; aber kein Waſſerſtrahl erhob ſich; der Sturm peitſchte dem Könige große Tropfen und Hagelkörner in's Geſicht; er verzog keine Miene. Alles ſtand in ängſtlicher Spannung — da plötzlich ſchoß ein kurzer Strahl aus der Röhre; er ſenkte ſich; ein zweiter, höherer folgte, der ſich weniger tief ſenkte; ein dritter, ein vierter folgten, die ſich gar nicht mehr ſenkten. Immer höher ſtieg der Strahl, trotz des Sturmes, der ihn beugte, wohl gegen vierzig Fuß hoch. Keiner hatte den Muth, ſeine Ueberraſchung, ſeine Freude auszudrücken, denn des Königs Mienen blieben unverändert. Auf ſeinen Stock geſtützt, ſah er unverwandt zum Strahl hinauf. Der Sturm nahm zu, Schnee und Regen fielen dichter; die Herren waren ſchon ganz durchnäßt; auch der König mußte es ſein; denn Alle waren ohne Mäntel, die zu der Zeit nur von den Huſaren getragen wurden. Vergebens hofften die Herren, der König würde das einförmige Schauſpiel, mehr noch das abſcheuliche Wetter ſatt bekommen; doch getraute ſich keiner, ſeine Hoffnungen, ſeine Wünſche merken zu laſſen; nur Herr George vermochte es nicht, ſie für ſich zu behalten; wenn er es auch nicht wagte, ihnen Worte zu geben, drückte er doch durch Mienen, durch Geſten aus, der König würde ſich erkälten; ſie möchten doch den König darauf aufmerkſam machen. Die Herren thaten, als bemerkten ſie ſeine Bemühungen nicht; der König aber ſchien nichts zu beachten; was um ihn her vorging, ſein Blick hatte auch nicht einen Augenblick ſich vom Waſſerſtrahl abgewandt.

Mit einem Mal ward er niedriger, von Sekunde zu Sekunde niedriger und hörte dann plötzlich ganz auf.

„Was iſt das?" fragte der König. — Keine Antwort. — „Warum hört der Strahl auf?" fragte er, zu George gewandt. Kleinlaut erwiderte der: „Majeſtät, das Waſſer iſt abgelaufen." „Schon?" fragte der König. „Wann kann der Strahl wieder ſteigen?" „Das hängt vom lieben Gott ab, wenn der uns viel Regen und Schnee giebt; denn — den Kunſtmühlen traue ich nicht recht."

Der König wandte ſich ab, ohne etwas zu erwidern, ging nach dem Ausgange des Parks, beſtieg ſein Pferd und ritt mit den Herren nach dem Schloß zurück, ohne das Vorgefallene mit einer Silbe zu erwähnen. Als er heimgekommen war, ſchrieb er an Voltaire und ſchickte ihm ein Epigramm, worin er ſich luſtig darüber machte, daß die Souveraine ſich im Beſitz des Dreizacks dünkten, mit dem ſie die Wogen des Krieges ebnen könnten; daß ſie das Waſſer aber nicht zu zwingen vermöchten, bergan zu ſteigen. George erhielt ſeine Entlaſſung in Gnaden. Während eines halben Jahres war von den Fontainen nicht die Rede; die Arbeiten daran ruhten gänzlich; es war Niemand da, der ſie betrieb, auch kein Geld dazu angewieſen. Die Umgebungen des Königs glaubten, er habe, ermüdet durch ſo viel unangenehme Erfahrungen, die ganze Idee aufgegeben. Da ließ ſich im Herbſt des Jahres 1754 ein Stücklieutenant Sr. Churfürſtl. Gnaden von Mainz, Valentin Pfannenſtiel, beim Könige melden, und als er nach ſeinem Begehr gefragt wurde, erwiderte er, daß er im Beſitz eines großen Geheimniſſes ſei, durch welches er, wenn ihm der Fontainenbau ausſchließlich übertragen würde, bisher noch nie Dageweſenes leiſten könne, das Geheimniß ſei aber von ſolcher Wichtigkeit, daß er es Niemandem anvertrauen könne: als dem Könige ſelbſt.

Dieſer mußte ein großes Verlangen tragen, ſeinen Lieblingswunſch endlich verwirklicht zu ſehen; denn er, ſonſt ebenſo ſcharfſichtig als mißtrauiſch, ließ ſich zum dritten Male täuſchen. Er forderte zwar anfänglich die beiden Baumeiſter Hildebrandt und Büring auf, ſich gutachtlich über die Pläne des Stücklieutenants zu äußern; Beide aber, abgeſchreckt durch Baumanns Schickſal, erklärten, daß ſie vom Fontainenbau keine Kenntniß hätten und daher außer Stande wären, dem königlichen Befehle nachzukommen. So unterzog ſich denn der König ſelbſt der Prüfung des ihm vorgelegten Planes. Sie mußte zu ſeiner Zufriedenheit ausgefallen ſein; denn er ernannte den Valentin Pfannenſtiel zum Königlichen Waſſerkunſtdirector und befahl ihm, ſich in Verbindung mit dem Geheimen Kämmerir Fredersdorf zu ſetzen. Im Publikum wird der Geheimkämmerir häufig mit dem Oberſt-Kämmerir verwechſelt, und doch ſtehen beide Chargen in einem größeren Abſtand von einander, als Wachtmeiſter und Oberſt-Wachtmeiſter; der Oberſt-Kämmerir hat dem Range nach die höchſte Stelle im Staate inne, während der Geheimkämmerir nichts iſt als derjenige Bediente des Königs, der deſſen perſönliche Ausgaben beſorgt. Faſt immer ſind dieſe ſogenannten Geheimkämmerire Menſchen ohne alle Schulbildung; ſie haben ihre Laufbahn in der Regel als Leibjäger und Lakaien, ja ſelbſt als Stalljungen angetreten und gehören zum Hofgeſinde, wenn auch ihr naher Verkehr mit dem Herrſcher ihnen oft einen bedeutenden Einfluß und beträchtliche Vortheile gewährt. So war auch jener Fredersdorf einſt nur Pfeifer bei der Regimentsmuſik zu Rheinsberg geweſen, woſelbſt der König als Kronprinz reſidirte und Gefallen an dem hübſchen Menſchen befand. Er hatte ihn erſt zum Lakaien, dann zum Kammerdiener gemacht und ihm bei ſeinem Regierungsantritt den Poſten eines Geheimkämmerirs übertragen. Fredersdorf war ein beſchränkter Kopf, aber der König hatte eine beſondere Vorliebe für ihn; denn er war zuverläſſig und wußte ſich in die Eigenheiten ſeines Gebieters zu finden. Als in der Schlacht von Sorr die Kroaten ſich in das preußiſche Lager geſchlichen und des Königs ganze Garderobe geplündert hatten, ſchrieb dieſer eigenhändig an Fredersdorf nach Potsdam, ſchickte ihm ein Verzeichniß der Sachen, die er ihm zum Erſatz der verlorenen ſenden ſollte, und beklagte ſich über einige Dummheiten, die Fredersdorf's Stellvertreter begangen, und ſagte: „Wenn Du hier geweſen wäreſt, ſo wäre das nicht geſchehen.“ Fredersdorf, der nie glauben wollte, daß die Schlacht bei Sorr gewonnen worden (denn wie konnte das eine gewonnene Schlacht ſein, in welcher der König ſeine Garderobe verlor), bezog jene Aeußerung auf den Verluſt der Schlacht und blieb dabei, daß der König gemeint habe, wenn er, Fredersdorf, mit ſeiner militairiſchen Erfahrung bei ihm geweſen, wäre die Schlacht nicht verloren worden! — Wie treu er aber auch ſeinem Könige diente, er glaubte nicht die gleiche Verpflichtung gegen den Waſſerkunſtdirector zu haben, ließ ſich vielmehr durch einen Verwandten, den Baucondukteur Manger*), bewegen, dieſem unter dem Gelöbniß tiefſter Verſchwiegenheit Einblick zu gewähren in die Pläne des Fontainenmachers, und namentlich in das wichtige Geheimniß, das keinem Andern als dem Könige vertraut werden ſollte. Manger erſchrak; eine ſolche Unwiſſenheit, ja Albernheit, hatte er nicht für möglich gehalten. Das Geheimniß beſtand in nichts Anderem, als in der ſcharfſinnigen Behauptung, daß man das Waſſer dadurch leichter auf einen Berg brächte, wenn man es dahin bringen könne, daß es die Hälfte des Weges bergab laufe; man müſſe deshalb die Röhren dergeſtalt legen, daß ſie abwechſelnd auf- und abſtiegen; dann würde durch den Druck ſeines Falles das Waſſer von ſelbſt in die Höhe geſtoßen und dadurch die Arbeit der Mühlen faſt auf Null reducirt werden.

Aber der König hatte den Bau genehmigt; der König vertraute dem Charlatan; ſo hielten es Beide für gerathen, ſich gar nicht in die Angelegenheit zu miſchen, ſondern ihre Entdeckung für ſich zu behalten. Dennoch konnte der treue Fredersdorf es nicht über ſein Herz bringen, daß ſo viel ſchönes Geld weggeworfen werden ſollte; er bat den König, dem Geheimrath Waitz, zu dem derſelbe großes Vertrauen hatte, den Plan des neuen Direktors mitzutheilen. Das geſchah. War Waitz aber zu ſehr Hofmann, um dem Könige zu ſagen, daß er ſich von einem völlig Unwiſſenden habe hintergehen laſſen, oder wußte er ſelbſt nicht, was jetzt jeder Tertianer weiß, daß das Waſſer ſich immer nur wieder in's Niveau ſetzt, ſich alſo nicht ſelbſt hebt — er äußerte nur Bedenken gegen das Gelingen des Pfannenſtielſchen Planes, ohne ſeine Unhaltbarkeit, ja Albernheit darzuthun. Doch theilte Friedrich des Miniſters Bedenken dem Direktor mit; dieſer aber ſetzte ſich auf's hohe Pferd und ſpielte den Beleidigten; er beſchuldigte den Miniſter der gröbſten Unwiſſenheit und erklärte, er würde ſich mit dem ganzen Werke gar nicht befaſſen, wenn ihm nicht zugeſagt würde, daß kein Anderer, wer es auch ſei, dazwiſchen reden oder ſich in ſeine Anordnungen miſchen dürfe; auch müſſe ihm ohne jede Einſchränkung geſtattet ſein, Werkführer und Arbeiter ganz nach Belieben anzuſtellen und zu entlaſſen; und endlich müßten alle von ihm für das Werk geforderten Geldforderungen am Ende jeder Woche ausgezahlt werden. — Als ihm das Alles genehmigt wurde, ſtellte er ſogleich eine große Zahl von Aufſehern und Gehülfen aller Art an. Das Erſte, was er that, beſtand darin, daß er die vorhandenen bleiernen Röhren einſchmelzen und andere gießen ließ, die ſich von den eingeſchmolzenen in nichts unterſchieden; ſodann ließ er die Eingangsthüre der Windmühle, welche das Waſſer in die Röhren treiben ſollte, mit einem prächtigen Portal verſehen, deſſen Sims von doriſchen Säulen getragen wurde, zu dieſen Säulen führte eine breite Treppe in geſchweifter Form und bildete mit dem antiken Portikus und dieſer mit der Windmühle ſelbſt einen lächerlichen Contraſt. Dann erbaute er ein Gerüſt, in welchem die im Zickzack aufſteigenden Röhren aufgehängt wurden, dieſe Röhren ließ er mit einem großen Aufwand von Zeit und Geld glänzend poliren und dieſe Arbeit ſtets von Neuem wiederholen, da das Blei, welches jedem Witterungswechſel ausgeſetzt war, in ganz kurzer Zeit ſtets von Neuem blind wurde. So arbeitete er zwei Jahre lang ungeſtört weiter. Der König blieb ſeinem Verſprechen treu und geſtattete ſich keine Einrede. Von ſeiner Umgebung hatte Keiner den Muth, ihn auf das thörichte Treiben des Waſſerkunſtdirectors aufmerkſam zu machen; auch hatte der König ſeinen Kopf ſo voll von den Sorgen und Arbeiten, welche ihm das von allen Seiten heranziehende Gewitter des ſiebenjährigen Krieges verurſachte, daß er, namentlich im letzten Jahre, wohl kaum an die Fontainen dachte. Als der Krieg ausbrach und alle disponiblen Gelder in Anſpruch nahm, hörten die Zahlungen an Pfannenſtiel auf. Seine dringenden Geſuche blieben unbeantwortet; Niemand kümmerte ſich um ihn und die Fontainen; er gerieth dadurch in drückende Noth und veräußerte, vom Mangel getrieben, erſt die Metallvorräthe und ſodann alle irgend verkäuflichen Gegenſtände des Werks; ſeine ſchöne, gemiethete Wohnung gab er auf und bezog die Kunſtmühle mit dem prächtigen Portal. In derſelben wohnte er noch einige Jahre, ſelbſt während des Winters, in Mangel und Elend und endete endlich, charakteriſtiſch genug für ihn, ſein Leben in einer Windmühle. Erſt nach ſeinem Tode ermittelte man, daß er nie Stücklieutenant geweſen, ſondern ein verarmter Kupferſchmied aus Mainz war, der ſich in allerlei abenteuerlichen Unternehmungen verſucht und dadurch ſein Vermögen verloren hatte. Nach ſeinem Tode gingen die Werke immer raſcher ihrem Verfall entgegen; von den bleiernen Röhren war bald keine Spur mehr zu ſehen; die hölzernen Gerüſte fielen zuſammen; was davon nicht geſtohlen wurde, verfaulte am Boden. — Endlich gab der Hubertsburger Frieden dem großen Könige ſeine friedlichen Beſchäftigungen wieder. Mit dem Aufbau des Neuen Palais in Potsdam begann er die Reihe der Prachtbauten und wurde dadurch gemahnt, den auf dem Wege dahin befindlichen Anlagen ihren Hauptſchmuck durch die endliche Vollendung der projectirten Waſſerkünſte zu gewähren. Er mochte noch nicht vergeſſen haben, daß der Geheimrath Waitz es verſucht hatte, ihn vor Pfannenſtiels Aufſchneidereien zu warnen und wandte ſich deshalb von Neuem an ihn, mit der Bitte, ihm einen Plan zu entwerfen, wie die Fontainen zum Ziele geführt werden könnten. Waitz gab den Rath, einen neuen Verſuch mit den beiden Kunſtmühlen zu machen; die Arbeit derſelben aber dergeſtalt zu theilen, daß die ältere das Waſſer nach dem Höneberge triebe, die neuere aber nur zur Füllung eines kleineren Reſervoirs verwendet würde, welche die Nebenfontainen ſpeiſte. Die genauere Projectirung und die Anfertigung der Anſchläge, um welche der König ihn gleichfalls erſuchte, lehnte er ab unter dem Vorgeben, daß er mit den hier zu Lande üblichen Preiſen und Arbeitslöhnen nicht genau genug bekannt ſei. Baumanns Nachfolger erhielt nun zum zweiten Mal den Auftrag, dieſe Arbeit zu übernehmen, entzog ſich ihr aber auch jetzt wieder mit der Erklärung, daß es ihm an den dazu nöthigen Kenntniſſen fehle; dagegen reichte ſein College Hildebrandt unaufgefordert einen Anſchlag ein, der ſich auf dreitauſendvierhundert Thaler belief. Die Geringfügigkeit der geforderten Summe machte den König mißtrauiſch gegen den ganzen Plan; er ließ ſich nicht darauf ein, ſondern wandte ſich an Waitz mit dem Geſuch, ihm einen Architekten für dieſe Arbeit vorzuſchlagen. Der brachte den Bau-Conducteur Manger in Vorſchlag. Dieſer hatte nicht den Muth, die ihm angetragene Aufgabe abzulehnen, aber eben ſo wenig Neigung, ſie durchzuführen; er kannte des Königs Sparſamkeit und hoffte, daß ein hoher Anſchlag denſelben bewegen würde, die ganze Ausführung fallen zu laſſen; er forderte alſo einhundertundzwanzigtauſend Thaler. Was er gehofft, das geſchah: der König ſagte: „Das iſt verteufelt viel Geld!“ und legte den Plan bei Seite.

---

*) Derſelbe, der ſpäter die Baugeſchichte Potsdams und eine Anleitung zum Bergbau ſchrieb, die zu ihrer Zeit große Anerkennung und eine faſt europäiſche Verbreitung fand.

Der Fontainenbau blieb nun wieder liegen; die Kunſtmühlen verfielen immer mehr; ſelbſt die Verſchalungen der Kanäle verfaulten. Endlich, nachdem ſiebenzehn Jahre vergangen waren, ohne daß irgend Jemand den Muth gehabt hatte, den König an dieſe verdrießliche Angelegenheit zu erinnern, wandte das Bau-Comtoir ſich am ſiebenten September 1780 an den König, mit der Anfrage, ob er befehle, daß die Mühlen, die einer Hauptreparatur bedurften, wenn ſie nicht ganz und gar zu Grunde gehen ſollten, in Stand geſetzt würden, und ob er die dazu nöthigen Gelder anweiſen wolle. Schon am Tage darauf erfolgte nachſtehende Antwort:

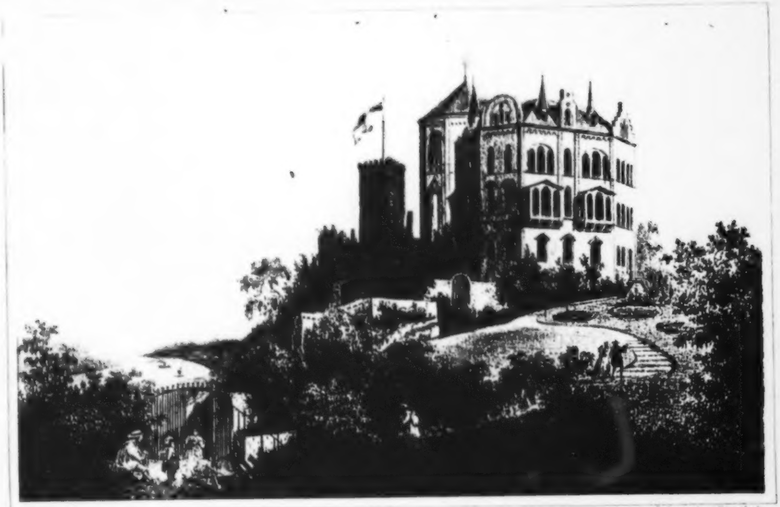
„S. K. M. v. Pr. laſſen dem Bau-Comtoir auf deſſen Anzeige vom ſiebenten dieſes, wegen der nöthigen Reparatur der Fontainen-Mühle und des daneben ſtehenden Gebäudes hierdurch zu erkennen geben, daß Höchſtdieſelben nicht geſonnen ſind, das repariren zu laſſen. Es iſt zwar mal im Werke geweſen, da eine Waſſerkunſt anzulegen; nachdem ſie aber die Idee längſtens fahren laſſen, wollen ſie auch nichts weiter daran repariren laſſen; vielmehr, und wenn noch Sachen daran ſind, die noch zu gebrauchen ſtehen, ſo können ſolche, ehe ſie verderben, beſtmöglichſt verkauft werden; wonach das Bau-Comtoir ſich zu richten hat.“

Potsdam, den achten September 1780.

Friedrich.

Des Königs Wille wurde raſch durchgeführt. Es war, als wollten die Bau-Beamten ihn und ſich von dem Anblick der Reſte des verunglückten Unternehmens und von den dadurch erzeugten widrigen Gefühlen, ſo ſchnell als möglich befreien — in kurzer Zeit war keine Spur mehr von den Baulichkeiten der beiden Kunſtmühlen zu ſehen.

Es wird behauptet, Friedrich der Große habe alle Rechnungen vernichten laſſen, welche über die Baukoſten des Neuen Palais vorhanden waren; damit die Nachwelt nicht erfahren ſolle, welche Summen er auf dieſen Prachtbau verwendet habe. So unwahrſcheinlich dieſe Behauptung auch iſt, ſo fehlt doch jede Ueberſicht der auf jenen Bau verwendeten Koſten. Wenn der große König die eigentlich viel näher liegende Abſicht gehabt hat, den Koſtenbetrag für die verunglückten Fontainen geheim zu halten, ſo iſt ihm dieſe Abſicht vollſtändig mißglückt; der vorgenannte Bau-Conducteur Manger hat in ſeiner Baugeſchichte Potsdam's dieſe Baukoſten auf Groſchen und Pfennig angegeben. Nach dieſer Angabe betragen ſie 399,368 Thaler 15 Groſchen 7 Pfennig. Von dem was mit ſo enormen Koſten (nach jetzigem Geldwerth über eine Millionen Thaler) geſchaffen wurde, iſt heute nichts mehr vorhanden als die Neptunsgrotte, die 32,538 Thaler 16 Groſchen 1 Pfennig gekoſtet und die genau nach den urſprünglichen Plänen von Friedrich Wilhelm IV. wieder hergeſtellt wurde; nur die bleiernen vergoldeten Tritonen, von denen der Zahn der Zeit keine Spur übrig gelaſſen hatte, wurden als gar zu geſchmacklos nicht erneuert. Zu gleicher Zeit mit dieſer Herſtellung, beinahe ein Jahrhundert ſpäter, als Friedrich der Große den Plan entwarf, Sansſouci mit Fontainen zu verſchönern, nahm Friedrich Wilhelm IV. dieſen Plan wieder auf und zwar mit mehr Glück als ſein großer Vorfahr. Im Frühjahr 1841 begann der Bau und ſchon anderthalb Jahre ſpäter ſprangen die Hauptfontainen am Fuß der Freitreppe und die beiden Sprudelfontainen auf dem Plateau vor dem Schloſſe von Sansſouci. Sie entſprachen und entſprechen heut noch mit allen ſeitdem dazu gekommenen Waſſerkünſten; merkwürdiger Weiſe werden ſie durch die Kraft getrieben, deren Anwendung der große König als ein thörigtes Hirngeſpinſt verwarf — durch die Kraft des Dampfes.



Farbendruck v. [illegible] Berlin

Burg Rheineck

Burg Rheineck.

Von Wolfgang Müller von Königswinter.

Wenn die Natur dem Rheine mit verſchwenderiſcher Hand hundertfache Anmuth und Schönheit gegeben hat, ſo verlieh ihm auch die Geſchichte ein nicht minder bedeutendes Intereſſe. Wer ihn kennen lernen will, der durchwandert ſeine altberühmten Städte, der freut ſich ſeiner Kirchen, Klöſter und Dörfer und beſteigt ſeine Burgen und Schlöſſer, die in den gebirgigen Strecken meiſtens von felſigen oder von bewachſenen Gipfeln in das Thal ſchauen und der Landſchaft einen ganz beſonderen Reiz gewähren. Allerdings ſind die meiſten dieſer alten Sitze des Feudalthums Trümmer und Ruinen. Ja Trümmer und Ruinen! Und doch gab es eine Zeit, wo man eine ganz beſondere Vorliebe für die gebrochenen Thürme und zerbröckelnden Mauern hegte, an denen der Epheu ſeine grünen Ranken hinſchlingt, auf denen der Ginſter und das Gras im Winde weht, und durch deren Fenſterhöhlen Sonnenſchein und Wetter ſich den Weg bahnen. Selbſt heutzutage finden ſich noch viele Bewunderer dieſer verlaſſenen Felſenneſter, die ihnen gerade deshalb ſo eigenthümlich erſcheinen, weil der Menſch ſie verlaſſen hat, und die ſie deshalb auch höher ſchätzen als bewohnte Stätten. Wir können dieſe Meinung nicht theilen, und fühlen uns dem Leben zugethan, dort am Behaglichſten, wo Leben blüht und waltet.

Der Rheinreiſende, der von Köln oder Bonn den Fluß aufwärts fährt, hat bald Gelegenheit, ſolche verfallene Schlöſſer zu betrachten, gleichviel, ob er die Reiſe mit dem Dampfſchiffe oder mit der Eiſenbahn unternimmt. Er begrüßt zunächſt die Godesburg, die auf dem linken Ufer die letzte aus dem Gebirge hervortretende Baſaltkuppe krönt, er begrüßt auf den Trachitkegeln des Siebengebirges die Ruinen Drachenfels und Löwenburg, er begrüßt auf dem Rolandseck den Bogen, der wie ein melancholiſches Auge aus vergangener Zeit in die wundervolle Gegend hinabſchaut. Gewiß ſind alle dieſe Punkte von ausgezeichneter Schönheit. Aber die Vergänglichkeit ſo mächtiger, durch Menſchenkraft und Menſchenfleiß geſchaffener Werke miſcht dem Genuſſe doch auch ein Gefühl der Bitterkeit bei. Wir empfinden deshalb eine freudige Ueberraſchung, wenn wir, nunmehr weiter ſchreitend, ein Burghaus in das Gefilde des Thales ſchauen ſehen, das glänzend und freudig, mit fertigem Thurm und Mauern, mit hochgegiebelten Dächern und blinkenden Fenſtern über die Lande emporragt. Wir meinen das Schloß Rheineck.

Rheineck liegt auf dem weſtlichen in das Rheinthal abfallenden Abhange der Eifel, die ſich bekanntlich nordwärts von der Moſel längs dem Rheine nach den Maasgegenden und in die niederrheiniſchen Ebenen erſtreckt. Die Kuppen dieſes eigenthümlichen Gebirgslandes treten in der Umgebung der Burg am mächtigſten und ſchroffſten an den Fluß. Wenn zwiſchen Rolandseck und Remagen nur niedrige Berge erſcheinen, ſo erheben ſie ſich zwiſchen Sinzig und Andernach zu ziemlich beträchtlichen Wänden. Wir befinden uns hier zwiſchen zweien der waſſerreichſten Bäche, welche der Eifel entſtrömen. Unterhalb Sinzig mündet die Ahr, oberhalb Andernach die Nette. Ungefähr mitten zwiſchen ihnen ragt über dem Thale des Vingſtbaches der Gipfel empor, welcher Rheineck trägt. Wir weilen hier in einer Gegend, die auch vom geologiſchen Standpunkte aus höchſt intereſſant iſt, denn es bieten ſich ringsum dem Naturforſcher die verſchiedenſten Produkte eines erloſchenen Vulkanismus, der lange vor Menſchengedenken in dieſen Strecken gewaltet hat. Außer Baſaltgebilden verſchiedener Art ſtößt man auch auf Tuf- und Bimſtein, die Ergebniſſe von

Schlammvulkanen ſind. Man wandert an alten Kratern hin, die theilweiſe trocken, theilweiſe ſowie der reizende von Buchenwald umgebene Laacherſee mit Waſſer angefüllt erſcheinen. Ueberdies dringen an vielen Orten Mineralquellen, die ſich namentlich durch einen großen Gehalt von Kohlenſäure auszeichnen, aus den Spalten des Geſteins. Und wie vielfältig und reich entwickeln ſich hier in den Gebirgen, durch in das Flußthal hinein die landſchaftlichen Schönheiten! Schon einzig und allein vom äſthetiſchen Standpunkte aus mußte es überaus lohnend ſein, ſich über allen dieſen Herrlichkeiten einen Sitz hoch in die Lüfte hinein zu gründen.

Freilich iſt es eine große Frage, ob dieſe Anſchauung bei den erſten Anſiedlern auf der Kuppe zur Geltung kam. Man hat auf dem Berge, wie es heißt, Anticaglien gefunden und daraus auf die frühere Anweſenheit der Römer geſchloſſen. Iſt dieſe Annahme gegründet, ſo ſtand hier vielleicht im Wachthurm gegen die Germanen auf dem rechten Ufer des Stromes. Die Geſchichtſchreiber der Burg, der Geheime Medicinal-Rath Dr. Julius Wegeler und der wohlbekannte rheiniſche Antiquarius Ch. v. Stramberg in Coblenz, nehmen an, daß Breiſig, Lützingen und Rheineck im elften Jahrhundert ein Gebiet bildeten, welches dem Pfalzgrafen von Aachen gehörte. Pfalzgraf Otto ſchenkte das Land 1045 dem Stifte Eſſen, wo ſeine Schweſter Theophania Aebtiſſin war. Die Vogtei übergab er ſpäter ſeinem Nachfolger, Jülich, Rheineck aber behielt die Gemahlin des Pfalzgrafen Siegfried nach deſſen Tod im Gefechte von Warnſtadt 1113. Dieſelbe hieß Gertrud und heirathete in zweiter Ehe den Grafen Otto von Salm. Sichere Nachrichten über Rheineck kommen erſt in einer Urkunde des Jahres 1124 vor. Damals ſaß Heinrich V. auf dem deutſchen Thron. Als Beſitzer der Burg aber wird jener ſchon erwähnte Graf Otto von Salm aufgeführt, der ein Sohn des Gegenkönigs Heinrich IV., nämlich des Grafen Hermann von Salm aus dem altluxemburger oder Ardenniſchen Geſchlechte war und meiſtens vereint mit ſeinem wahrſcheinlich ältern Bruder Hermann II. in den Schriften der Zeit erſcheint. Er wird als ein reicher und mächtiger Herr geſchildert, der in vielen öffentlichen Angelegenheiten auftritt. Die Brüder begegnen uns in der Folge ſtets als treue Anhänger Kaiſer Lothars und deshalb als Gegner der Hohenſtaufen, die ihnen deshalb nicht freundſchaftlich geneigt waren. Otto ſo wie ſein gleichnamiger Sohn Otto II. bewarben ſich nach dem Tode des letzten Pfalzgrafen vergeblich um dieſe Würde. Kaiſer Konrad gab ſie zunächſt an Heinrich Jaſomir und als dieſer kurz nachher, ſeinem Bruder Leopold V. folgend, Markgraf von Oeſtreich geworden war, dem Grafen Hermann von Stahleck bei Oberweſel. Es brach nun eine Fehde zwiſchen beiden Parteien aus. Pfalzgraf Hermann beſiegte und nahm Otto II. von Rheineck gefangen, um ihn im Gefängniſſe zu erdroſſeln. Der Vater überlebte ihn nur um zwei Jahre. Burg Rheineck wurde 1151 zerſtört.

Zur Zeit Friedrich des Rothbarts ſehen wir einen neuen Streit um den Beſitz des Berges entbrennen. Es ſcheint, daß die Erzbiſchöfe von Köln ſich ſtillſchweigend auf der Höhe von Rheineck feſtgeſetzt hatten. Reinold von Daſſel, der große Prälat und Erzkanzler des Reiches ſaß damals auf dem Stuhle zu Köln. Bei der Belagerung von Mailand im Jahre 1161 gerieth er in Streit mit dem damaligen Pfalzgrafen Konrad, der ein Bruder des Rothbart war, weil Kölniſche Leute eine mailändiſche Geſandſchaft, die mit Konrad unterhandeln wollte, und welcher freies Geleit zugeſagt war, ſchädigten. Dieſer Zwiſt ſpielte bis nach Deutſchland hinüber. Der Pfalzgraf gedachte jetzt nämlich Rheineck wieder als ein Lehen ſeines Palatinats einzuziehen und ſandte in des Erzbiſchofs Abweſenheit Krieger dahin, um ſich des Berges zu bemächtigen. Aber die Kölner hatten daſelbſt ein neue Burg gebaut, auf welcher ſie ſo kräftig vertreten waren, daß die Pfalzgräfiſchen unverrichteter Sache abziehen mußten. Der Kaiſer war zwar ungehalten über den Handel, aber der kluge Kanzler Reinold wußte die Sache beizulegen. Seitdem wurde Rheineck Grenzveſte des Kölner Stiftes im Süden und bildete eine ſeiner vier Säulen; dieſelben waren nämlich in alter Zeit Rheineck und Drachenfels im Ober-, und Alpen und Odenkirchen im Niederſtifte.

Seit dieſer Zeit ſaßen auf der Veſte Kölniſche Burggrafen, die indeß in ihrer langen Reihe meiſtens mehr für ihre eigenen, als für die Angelegenheiten des Erzſtiftes beſorgt waren, und mitunter ſogar recht trotzig und widerſpenſtig auftraten. Etwa vom Jahre 1190 bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts theilen ſich drei Häuſer in die lange Reihenfolge dieſer Beamteten, die wir natürlich nicht Mann für Mann durchgehen, weil ſie in Bezug auf die allgemeine Geſchichte zu wenig Intereſſe bieten. Die erſten Burggrafen gehörten wahrſcheinlich zu dem Geſchlechte der Ueimen aus der Eifel, denn das Rheineck'ſche Wappen ſtimmt mit dem der Bouen, Herrn von der Oberburg zu Ueimen faſt ganz überein. Ihre Linie erloſch im Oktober 1539 mit Jakob II., Burggrafen zu Rheineck, Herrn zu Bruch und Tomberg, Ritter und Richter der Edeln der Fürſtenthümer Luxemburg und der Grafſchaft Chiny.

Das Erzſtift Köln zog darauf das erledigte Lehen ein und beſtellte Friedrich v. Metternich aus dem Hauſe Brohl zum Befehlshaber des Schloſſes. Zu gleicher Zeit erhielt der Schultheiß von Breiſig, Claeſſen Honen die Kellnerei. Gegen dieſe Anordnung erhoben ſich aber die Brüder Johann und Philipp von Warsberg, deren Mutter Metza eine geborne Burggräfin von Rheineck geweſen war. Das Geſchlecht ſtammt von Warsberg zwiſchen St. Avold und Saarlouis. Trier und das Florinsſtift in Koblenz hatten den beiden Rittern die frühern Familienlehen ohne Anſtand verliehen. Gegen Köln, das ſich weigerte, den gleichen Weg einzuſchlagen, wurde das gerichtliche Verfahren begonnen, und das prieſterliche Kammergericht entſchied 1567 zu Gunſten der Warsberg, und 1571 kam zwiſchen ihnen und dem Kurfürſten Valentin von Köln ein Vergleich zu Stande, der ſie in Beſitz der Burg brachte. Aber die Familie blieb nicht ſo lange in dieſem Eigenthum wie die erſten Burggrafen. Einer ihrer Nachkommen, der Burggraf Johann Philipp, Amtmann zu Saarburg, erbte zwar viele Güter aber auch viele Schulden, ſo daß er genöthigt war, im Jahre 1654 die Burggrafſchaft zu veräußern. Der neue Ankäufer, Graf Rudolf von Sinzendorf erſtand ſie um 7000 Dukaten. Uebrigens leben die Warsberg bis in unſere Zeit. Einer aus dem Hauſe war 1732 Curmainziſcher Statthalter in Erfurt und hatte dort Ungelegenheiten mit den Preußen, welche die Stadt überrumpelten. Der letzte Sproß verkaufte ſeine Güter an Saar und Moſel und iſt nach Gratz in Steiermark gezogen.

Die dritte Familie der Burggrafen von Rheineck, die Grafen von Sinzendorf, gehören zu einer Familie Oeſterreichs ob der Enns. Rudolph, der Ankäufer von Rheineck wird als geſchickter Diplomat geſchildert. Dieſes Geſchlecht hat, ſoviel wir wiſſen, niemals auf der Burg gewohnt. Zu den angeſehenſten Perſönlichkeiten deſſelben gehörte Philipp Ludwig (geb. 1671), der erſt zum geiſtlichen Stande beſtimmt, ſpäter, als ſeine Brüder ſtarben, ein bedeutender Staatsmann wurde und in Wien hohe Aemter bekleidete, ſo wie manche diplomatiſche Miſſionen ausführte. Sein gleichnamiger Sohn wurde 1732 Fürſtbiſchof zu Breslau. Er ſtand bekanntlich mit Friedrich dem Großen auf dem beſten Fuße und erhielt 1743 den ſchwarzen Adlerorden. Die Sinzendorf blieben bis zur Beſitznahme des linken Rheinufers Eigenthümer von Rheineck und wurden 1801 im Frieden von Luneville durch das Dorf Winterrieden in Würtemberg und 1500 Gulden Rente entſchädigt. Und ſo ſind wir denn mit der Reihe der Burggrafen zu Ende.

Wir haben aber noch einige Thatſachen in Beziehung auf das Schloß zu berichten. Im dreißigjährigen Kriege, als eine Menge von Burgen zerſtört wurden, litt Rheineck keinen beſondern Schaden. Baudiſſin beſetzte die Burg 1532, ließ ſie aber unverſehrt. Bekanntlich hauſten die Franzoſen in den von Ludwig XIV. geführten Raubkriegen viel toller am Rhein, als es die Schweden gethan hatten. Rheineck fiel 1689 dieſen Mordbrennern zum Opfer. Kurkölniſche Soldaten vollendeten 1692 die Vernichtung aus purem Uebermuth. Nur der Wartthurm und die Kapelle wurden verſchont. Im Jahr 1718 begann man eine allmälige Herſtellung des Schloſſes in geringem Umfange, aber ſchon 1785 am Pfingſtmontage trat ein neues Unheil ein, indem Feuer ausbrach, das in kurzer Zeit die ſämmtlichen Gebäude einäſcherte. Ein neuer Aufbau kam nicht zu Stande. Man begnügte ſich mit der Einrichtung einer einfachen Verwalter-Wohnung. Dieſes Amt verſah ſeit 1749 Johann Adam Schurp. Sein Nachkomme Wenzeslaus Schurp kaufte das Schloß, zwei Gärten, eine Wieſe und neun Morgen Weingärten für 3,870 Francs im Jahre 1805 von den Franzoſen, welche das Gut als Domaine eingezogen hatten.

So war denn aus der mächtigen Burggrafſchaft, welche das Kurfürſtenthum Köln unter ſeine Säulen zählte, ein kleines einfaches Weingut geworden. Es herrſchte tiefe Stille und Einſamkeit auf der Höhe, die jetzt ſtatt von Rittern und Kriegern nur von beſcheidenen Naturfreunden Beſuch erhielt; auch der Schreiber dieſer Zeilen ſah als Knabe die Ruine und den Maierhof. Im Jahre 1832 aber wurde dem Gute ein beſſeres Loos beſchieden, wie den verfallenen Schlöſſern auf dem Godesberg, dem Drachenfels, dem Rolandseck und dem benachbarten Hammerſtein. Der Profeſſor an der rheiniſchen Hochſchule, Herr M. A. v. Bethmann-Hollweg, ein in der Rechtsgelehrſamkeit berühmter Mann, erwarb die Burg mit den dazu gehörigen Weinbergen, Feldern, Wieſen und Wäldern. Wenn der neue Beſitzer nun auch im Laufe der Zeit darauf bedacht war, die Güter zu vermehren, ſo daß im Jahre 1845 ein Beſtand von wohl tauſend Morgen zuſammenkam, worauf das Gut denn auch die Qualität eines Rittergutes erhielt, ſo war es doch ſeine nächſte Sorge, das Schloß aus ſeinen Trümmern zu erheben. Man wird dem Unternehmen erſt die rechte Würdigung zollen, wenn man erfährt, daß dieſer Burgbau der zweite in ſeiner Art am ganzen Rheinſtrom war. Nur der Prinz Friedrich von Preußen, der damals in Düſſeldorf reſidirte, war mit einem guten Beiſpiele vorangegangen, indem er die Burg Faitzberg unterhalb Bingen zu dem jetzt Rheinſtein genannten Schlößchen in den Jahren von 1825 bis 1829 umgeſtaltete. Aber Herr von Bethmann überbot von vornherein jene reizende und viel beſuchte Anlage, indem er ſeinem Landſitz eine ungleich größere Ausdehnung gab.

Zunächſt muß es ganz beſonders hervorgehoben werden, daß der neue Gutsherr ſich einen vortrefflichen Architekten wählte. Derſelbe war der damalige Bauinſpektor Johann Claudius von Laſſaulx (geboren in Coblenz den 27. Mai 1781 und geſtorben daſelbſt den 14. October 1848). Wie Gärtner in München, Moller in Darmſtadt, und Hübſch in Carlsruhe, gehört er zu den Künſtlern, welche ſich vorzugsweiſe der Aufnahme des romaniſchen Styles zuwandten. In dieſem Sinne hat Laſſaulx die Kirchen in Winningen, Vallendar und Treis, ſowie eine Menge von kleinern Bauten gedacht und ausgeführt, und alſo einen Weg eingeſchlagen, deſſen Verfolgung von vielen Kunſtgelehrten um ſo mehr empfohlen wird, als dieſer Styl ſich trefflich zu allen Arten von Gebäuden eignet und einer bei weitem größern Entwickelung fähig iſt, als die bereits im Mittelalter zu ihrer höchſten Vollendung gediehene gothiſche Baukunſt. Und ſo wählte er denn auch bei dem Plan für die Burg Rheineck die romaniſche Weiſe. Wie wir ſie heute ſehen, entfaltet ſie ihre glänzendſten Seiten in drei maſſive Fronten nach Norden und Oſten, die mit reichgearbeiteten Giebeln und Ecken ausgeſtattet ſind und den Hof umſchließen. Daran reiht ſich über dem Schloßthor ein thurmartiger Bau, welcher die Kapelle, die auf alter Grundlage aufgeführt iſt, und weiter darüber einen achteckigen Saal mit doppelten Säulen an den Fenſtern enthält. Weiter nach Süden ragt, von dem Schloſſe getrennt, der alte Wartthurm, der, 65 Fuß hoch, mit 7 Fuß dicken Mauern angelegt, die Fahne des Beſitzers in die Lüfte trägt. Außerdem iſt die Burg mit reizenden Anlagen auf verſchiedenen höhern und niedern Terraſſen umgeben.

Wurde auf dieſe Weiſe dem Baumeiſter die beſte Gelegenheit geboten, ſein Talent zu entfalten, ſo haben auch die übrigen Künſte in der Burg die beſte Pflege gefunden. Unter dem Portal der Burg ſchaut uns ein Chriſtuskopf, wenn ich nicht irre von Wittich in Berlin, an, während uns im Hofe über der Hausthür ein ſegnender Engel die Hände entgegenbreitet. Die Kapelle beſitzt ein Crucifix in carrariſchem Marmor von Achtermann in Rom, der ſich bekanntlich von einem einfachen Bauer zum trefflichen Bildhauer bibliſcher Gegenſtände herangebildet hat. Die bedeutſamſten Arbeiten finden wir aber auf dem Gebiete der Malerei, denn die Kirche wurde von dem berühmten Maler Eduard Steinle in Frankfurt a. M. ausgeſchmückt. Die betreffenden Bilder ſind al fresco gemalt und enthalten fünf große und fünf kleine Darſtellungen. Sie beginnen mit der Bergpredigt, führen uns dann die in derſelben enthaltenen acht Seligpreiſungen vor Augen und ſchließen mit Chriſtus, welcher ſich im Kreiſe der Seliggeſprochenen befindet. Zur Perſonifikation der Sprüche ſind verſchiedene Gegenſtände aus dem alten und neuen Teſtamente gewählt, welche wir nicht näher bezeichnen können, weil uns dieſe Beſchreibung zu weit führen würde. Daß der Beſitzer ſich indeß hier gleichfalls an den rechten Mann gewendet hat, weiß Jeder, dem Steinle's Bedeutung in der neuern Kunſtgeſchichte bekannt iſt. Auch außerdem enthalten die ſchönen und geräumigen Säle und Zimmer der Burg eine Menge von Gegenſtänden, die ſowohl der Kunſt, als dem Kunſthandwerk angehören. Ein Bild von Velasquez, Familienportraits, Glasgemälde, Waffen finden ſich in den bald im alten, bald im modernen Geſchmack eingerichteten Gemächern.

So bietet ſich hier dem Auge wie dem Geiſte die vielfachſte Anregung. Die reiche Freude des Herzens wird aber noch erhöht durch die wunderbaren Reize, welche die Natur ringsum auf Thal, Strom und Gebirge ausgegoſſen hat. Gleichviel, ob man aus den Fenſtern der Burg ſchaut oder in den nächſten Umgebungen luſtwandelt, überall erſcheinen dem Blick die herrlichſten Bilder. Nach Süden ſchaut man durch die enge Rheinſtraße, in welcher die Berge unmittelbar an den Fluß treten, über die alten Thürme von Andernach hinüber nach den Gegenden des Neuwieder Beckens. Anmuthige Dörfer ſpiegeln ſich im Strome. Hoch ragt der dunkle Hammerſtein, Rheineck gegenüber. Im Weſten buchtet ſich das Thal zu einem mit Feldern und Fruchtbäumen geſegneten Grunde, in dem Rheinbrohl und Höningen und auch das mächtige Schloß Ahrenfels liegen. Nach Norden fließt der Rhein an der goldenen Meile, einem reichen Ackerſtriche, vorbei. Man ſieht Sinzig, Linz, Remagen und den Apollinarisberg, und darüber hinaus ſchließen die ſtolzen Kuppen des Siebengebirges die Landſchaft. Es ſind Gemälde der glänzendſten Art. Wendet man ſich wieder nach Oſten, ſo trifft das Auge auf das ſtille Wald- und Wieſenthal des Vingſtbaches, der am Fuße des Berges in den Rhein mündet. Erklimmt man aber die Höhen über der Burg, ſo öffnen ſich hier eigenthümliche Ausſichten in die öden ſtillen Gegenden der Eifel, aus denen das alte Schloß Olbrück, die Berge, die den Laacherſee kränzen, und die Hochacht emportauchen. Ueberall aber zollt man dem Burgherrn, der, ſeitdem er den Bau begann, Curator der Univerſität Bonn geworden und gegenwärtig preußiſcher Cultusminiſter iſt, die vollſte Anerkennung, daß er ſeine reichen Mittel auch in ſchöner Weiſe angewandt hat.

Zum Schluſſe ſei es dem Verfaſſer dieſes Berichtes erlaubt, einige Verſe zu citiren, die, wenn ſie ſich auch nicht grade auf die Burg Rheineck beziehen, doch ſeine Freude über die am Rheine vorgenommenen neuen Schloßbauten an den Tag legen:

O ſeht, es rettet ſchon die Gegenwart
Mit frommem Sinne, was in Staub vermodert.
Sie hemmt den Zahn der Zeit, der, grauſam hart,
Nothwendig ſeine ew'gen Opfer fodert.
Seht, wie erneut der Burgbau zauberhaft
Im lichten Tage auf dem Felſen lodert.
Die Mauern ſtehn in grauer Felſenkraft,
Die Sonne leuchtet um die Zinnen helle.
Die Fahne wallt vom Thurm am ſchlanken Schaft.
Mit farb'gen Fenſtern blinket die Kapelle.

Mir wird, ich ſollte ins Feudalthum ſchau'n,
Mir wird, ich hörte ſchon den Thurmwart rufen,
Sein Horn ertönet weit durch Berg und Au'n,
Die Brücke ſinkt und dröhnt von Roſſeshufen.

Das Fräulein ſchaut holdſelig vom Balkon,
Der alte Ritter harret auf den Stufen
Und grüßet mich, des Liedes frohen Sohn.
Rings ſtehn die Lanzenknechte, Bogenſpanner,
Die Halle winkt, dort glänzt der Sieger Lohn,
Erſchlagner Feinde Panzer, Helme, Banner.

Hinauf, hinauf! — Wie ruhig iſt es hier
Und Alles zeugt vom Frieden und vom Glücke,
Hoch in die Lüfte ragt des Baues Zier,
Herabgelaſſen ruht die Kettenbrücke.
Die hohen Thürme ſtehen unbewacht,
Schießſcharten drohen nicht mit arger Tücke,
Des feinen Steinwerks Blumenzauber lacht
An Wappen, Fenſtern, Erkern, Sims und Thoren.
Um dieſe Mauern tobte nie die Schlacht,
Sie ſtehn unangetaſtet, friſch geboren.

Ich zieh hinein. Kein Wächter ruft mich an,
Kein Krieger weiſet trotzig mich von dannen.
Ein Leu aus Stein zeigt mir am Thor den Zahn,
Mich kann ſein träger Anblick nicht entmannen.
Auf ſeinem Rücken eine Taube girrt,
Um jede Furcht den Sinnen zu verbannen.
Dann wird der lange Corridor durchirrt,
Gewundne Treppen leiten durch die Hallen.
Der einz'ge Klang, der mir den Geiſt verwirrt,
Es iſt im Bau der Schritte dumpfes Schallen.

Die Zimmer laden freundlich mich herein,
Schlingpflanzen klimmen an den Fenſtergittern,
Und golden ſchaut hindurch der Sonnenſchein. —
Hier koſen wohl die Frauen mit den Rittern?
Horch, durch der Harfe Silberſaitenſpiel
Im Erker hör' ich leiſe Töne zittern.
Das that ein Hauch, der durch das Fenſter fiel.
Unfertig ruht die Schärpe auf dem Tiſche. —
Sind Thränen drein gewebt und Seufzer viel? —
Ein Jünglingsbildniß ſchaut aus jener Niſche! —

Und weiter geht's. Das iſt der Ritterſaal.
Sieh, wie von Rüſtungen die Wände prunken.
Helm, Schiene, Lanze ſtarrt von kaltem Stahl,
Die Speere blitzen und die Schwerter funken.
Und dort der Tiſch! Kaum ließen ſie das Mahl,
Es ſind nur halb die Humpen ausgetrunken.
Die altgeſchnitzten Stühle ſonder Wahl
Stehn hier und dort. — Wohin ſind ſie gezogen? —
Zieht ihr zu halten Jagd in Berg und Thal?
Stürmt ihr auf Hengſten in der Schlachten Wogen? —

* * *

Blumberg.

Von Theodor Fontane.

Die alten Namen, die alten Herrn,
Sind all' hinüber, ſind alle fern.
Die Roebel, die Burgsdorf, die Canitz ſind ſtumm,
Aber Frühling iſt wieder und jubelt ringsum.

Zu Blumberg iſt mein Sitz, wo nach der alten Weiſe,
Mit dem, was Gott beſcheert, ich mich geſegnet preiſe.
Canitz an Euſebius von Brand. (1692.)

Ein Frühlingstag führt uns nach Blumberg hinaus, einem Arnimſchen Gut in der Nähe von Berlin, und nach raſcher Fahrt, an lachenden Dörfern vorbei, biegen wir aus der ſtaubigen Pappel-Allee in die windgeſchützte, ſtille Dorfgaſſe ein. Es iſt Mittagsſtunde, der Sonnenſchein liegt blendend auf den neugedeckten, rothen Dächern, die Bäume ſtehen im erſten Grün und auf dem hohen Schornſtein des Herrenhauſes, aus deſſen Seitenöffnungen der weiße Rauch phantaſtiſch emporwirbelt, erfreut ſich eben ein Storchenpaar in ſeinem Neſt und unterbricht die Mittagsſtille durch ſein raſches und eifriges Geklapper. Es klingt als würde eine Senſe gewetzt, oder als ginge eine Mühle unten im Garten.

Blumberg, an der Stettiner Steinſtraße gelegen, iſt ein großes und freundliches Dorf, faſt ſo freundlich wie ſein Name und gerade groß genug, um uns die Verſicherung alter Urkunden glauben zu machen, „daß Blumberg vordem ein Städtchen, ein oppidum geweſen ſei“. Ein großes Dorf war es gewiß, aber vor allem auch reich und fruchtbar genug, um das Auge der Kirche, die immer ſcharf blickte in ſolchen Dingen, auf ſich zu ziehen. So geſchah es denn, was nicht ausbleiben konnte, und bald, nachdem ſich die Nachfolger Albrecht des Bären zu Herren im Teltow und Barnim gemacht hatten, wurde Blumberg Kirchengut und zwar Beſitzthum der reichen Biſchöfe zu Brandenburg.

Blumberg blieb biſchöfliches Gut bis zur Reformationszeit, bis zu jenen Tagen, wo Joachim II. den Kampf in ſeinem Herzen ausgekämpft und ſein chriſtlich Gewiſſen über die feierliche Zuſage geſetzt hatte (über die Zuſage, auszuharren beim alten Glauben), die er ſeinem Vater auf dem Todbette hatte leiſten müſſen. Vieles wurde nun anders im Lande; die Einziehung der Kirchengüter drohte von Tag zu Tag und die klugen Herren zu Brandenburg, die nicht Luſt hatten, ſich überraſchen zu laſſen, veräußerten rechtzeitig allerlei Beſitzthum, das über kurz oder lang doch zerrinnen mußte, — viele Güter wurden verkauft, darunter Blumberg.

Der Käufer war Hans von Krummenſee. Die Krummenſee waren damals eine der reichſten Familien im Lande; ſie beſaßen die Stadt Alt-Landsberg, die ziemlich in der Mitte des Geſammt-Areales lag, das ſie durch Kauf und Erbſchaft im Laufe der Jahrhunderte an ſich gebracht hatten. Jetzt, durch den Ankauf von Blumberg, dehnten ſie ihren Beſitz bis an die Bernauer Feldmark und bis an die Grenzen jenes andern großen Güter-Complexes aus, der, nördlich von Berlin, ſich in den Händen der reichen und angeſehenen Familie von Roebel*) befand; aber mit der Erwerbung von Blumberg war plötzlich dem wachſenden Reichthume der Krummenſee ein Ziel geſteckt. Von da ab ging es rückwärts: der 30jährige Krieg that das Seine, Gut auf Gut ging verloren, 1701 das letzte —

---

*) Im 17. Jahrhundert war die große Mehrzahl (17) aller, im zweimeiligen Umkreis nördlich von Berlin gelegenen Güter, in Händen von nur drei Familien: Roebel, Krummenſee, Seeben.

Schöneiche. Ihrem reichen Beſitze iſt ſeitdem das Geſchlecht ſelbſt gefolgt. Der Letzte war Carl Aegidius Ludwig von Krummenſee, geſtorben 1827 als Canonikus zu St. Nicolai in Magdeburg.

Blumberg beſaßen die Krummenſee nur etwa 80 Jahre. Eine Sandſteinplatte vor dem Altar der alten Blumberger Kirche bewahrt ihren Namen. Die Inſchrift des Steines lautet in der ſchlichten, herzhaften Sprache jener Zeit: „Im 58ten Jahre und 3 Wochen, iſt meine liebe Hausfrau Katarina Moermen allhier begraben und iſt mein, Hans Krummenſee's, allerliebſt Gemahl geweſt. 1596."

1602 verkaufte Hans von Krummenſee ſein Gut Blumberg, ſo wie die Güter Dahlwitz, Eiche und Heimsdorf an den churfürſtlichen Kanzler Hans von Loeben, bei deſſen Nachkommen Blumberg ein volles Jahrhundert blieb. Die Kirche, in die wir eben eingetreten ſind und an deren Wänden wir eine beträchtliche Anzahl alter Bildwerke erblicken, giebt uns die beſte Gelegenheit, die zum Theil hiſtoriſchen Geſtalten jenes Jahrhunderts, in raſchem Wechſel an uns vorüberziehen zu laſſen; unſer erſter Blick aber gehört der Kirche ſelbſt.

Es iſt ein alter Bau, an dem auch das Auge des Laien zwei verſchiedene Epochen ohne Mühe unterſcheiden kann: einen älteſten Theil mit Pfeilern und Kreuzgewölben aus der Zeit der Brandenburger Biſchöfe, und einen Anbau mit Altar und Kanzel aus der Zeit etwa des erſten Königs. Die Bilder, die die Kirche enthält, ſind im Einklang damit gruppirt; Alles was älter iſt, als der Anbau, befindet ſich auch in dem alten Theile der Kirche; was ſpäter hinzugekommen (Bilder und Denkmäler), ſchmückt die Wände des Anbaues.

[Der Anbau. Philipp Ludwig von Canſtein und ſeine „hochbetrübteſte Wittwe".] Dieſe Bildwerke des Anbaues, theils Grabdenkmäler, theils Oelbilder und Reliefs, ſind es nicht eigentlich, die uns nach Blumberg und in die Blumberger Kirche geführt haben; dennoch verweilen wir einen Augenblick bei denſelben, wenigſtens bei den hervorragendſten.

Da iſt zunächſt das beinahe pomphaft ausgeführte Denkmal des Oberſten Philipp Ludwig von Canſtein, eines jüngeren Bruders Carl Hildebrandt's von Canſtein, jenes frommen Mitarbeiters am Werke Francke's und Spener's, deſſen Name und Wirken in der Canſteinſchen Bibelanſtalt zu Halle dauernd fortlebt. Der Oberſt von Canſtein erbte Blumberg bei jungen Jahren; aber der Beſitz des ſchönen Gutes war ihm nur kurze Zeit gegönnt. Die blutigen Schlachten des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, die (zumal bei Turin und Malplaquet) auch brandenburgiſcherſeits ſo ſchwere Opfer heiſchten, rafften auch ihn hinweg. Das Denkmal, das ihm von Seiten ſeiner Wittwe noch im Jahre ſeines Todes errichtet wurde, iſt ganz im Geſchmack jener Zeit und auf ſeinen Kunſtwerth geprüft, nichts weiter als eine mit Munificenz ausgeführte Dutzendarbeit. Auf dem Steinſarkophag ſteht wie immer die Büſte des Hingeſchiedenen, Kriegstrophäen und Wappenſchilde gruppiren ſich drum herum; ein Genius preßt den Lorbeerkranz auf die Allongenperrücke, und die vergoldete Front des Marmorſarges trägt in Schnörkelſchrift die üblich ſtyliſirte Inſchrift. Dieſe Inſchrift wiederzugeben, iſt hier nöthig, weil ſie eine irrthümliche Angabe über den Todestag des tapferen Oberſten beſeitigt. Er fiel nämlich nicht bei Malplaquet, wie immer gedruckt wird, ſondern ein Jahr früher bei Oudenarde. Die Inſchrift lautet:

> Dem Hochwohlgebornen Herrn, Herrn Philipp Ludwig Freiherrn von Canſtein, Herrn der Herrſchaft Canſtein, Schönberg, Neukirch, Blumberg, Eiche und Heimsdorf, Seiner Königlichen Majeſtät in Preußen Obriſten zu Roß der Gensdarmes, welcher geboren A. D. 1669 den 11. April, durch Geſchlecht und Tugend, durch Gottesfurcht und Tapferkeit Ehr' und Lob verdienet und erworben, und im Treffen bei Oudenarde wider die Franzoſen, im Lauf des glücklich erfolgten Sie-

> gen durch einen tödtlichen Schuß rühmlich und auf dem Bette der Ehren verſtorben, im Jahre des Heils 1708 den 11. Juli, des Alters 39 Jahr und drei Monat, — hat dieſes Denkmal zum Zeichen beſtändiger Liebe und Treue ſetzen laſſen, deſſen hochbetrübteſte Wittwe, Ehrengard Maria Freifrau von Canſtein, geborne v. d. Schulenburg, 1708.

Die „hochbetrübteſte Wittwe" indeß war ein Kind ihrer Zeit, d. h. ſie verheirathete ſich wieder und zwar in kürzeſter Friſt. Sie wurde dann abermals eine Wittwe, aber nur um ſich bald darauf zum dritten Mal zu vermählen. Das war damals Landesbrauch in den Marken, und wir werden noch im Lauf dieſes Aufſatzes die Bekanntſchaft eines hervorragenden Mannes jener Epoche machen, der außer ſeinem Vater und Schwiegervater zwei Stiefväter und zwei Stiefſchwiegerväter hatte, alſo ſechs Väter im Ganzen. (Der große Kurfürſt war zweimal, der alte Derfflinger zweimal, König Friedrich I. dreimal verheirathet; ſo viele Andere noch.) Es war damals, als ob Alles, was lebte, ſich einen Zuſtand der Eheloſigkeit nicht denken konnte, und einzelne Ausnahmefälle abgerechnet, ſprach ſich in dem Allen viel weniger eine Frivolität, als eine Fülle des Lebens aus. Man hielt das Trauerjahr und war in aller Aufrichtigkeit ein tief betrübter Wittwer, oder eine „hochbetrübteſte Wittwe". Aber ſobald die Trauerkleider fielen, gehörte man wieder dem Leben; das Blut, das voll zum Herzen drang, forderte ſein Recht. Das ſinnliche Leben überwog noch das geiſtige, und die Welt feinen Empfindens war noch wenig erſchloſſen. Aber freilich auch die Irrwege nicht, zu denen die Feinheit der Empfindung ſo leicht verführt.

Auch von der betrübten Wittwe unſeres tapferen Obriſten findet ſich ein Bildwerk im Anbau der Kirche vor; kein Grabdenkmal, nichts von Senſenmann und Sarkophag, vielmehr ihr Oelportrait in ganzer Figur, friſch, blühend, voll. Es iſt ein ſehr intereſſantes Bild, einmal als künſtleriſche Leiſtung überhaupt, ungleich mehr aber durch die ingeniöſe Art, wie der Maler es verſtanden hat, die drei Ehemänner der auch ſtattlichen Frau bald huldigend, bald decorativ zu verwenden. Wie Macbeth in der bekannten Hexenkeſſel-Scene die Könige Schottlands an ſich vorüber ziehen ſieht und zwar ſo, daß die letzten, die der Zeit nach am weiteſten von ihm entfernt ſind, immer kleiner und blaſſer werden, ſo hier die 3 Ehemänner. Den noch lebenden (oder jüngſt verſtorbenen) hält ſie, als Medaillenportrait, mit dem Ausdruck ruhigen Beſitzes, feſt in ihrer Rechten; der zweite, noch klar erkennbar, zieht ſich bereits in den Hintergrund des Bildes zurück; unſer Freund der Oberſt aber, deſſen ganze Schuld darin beſtand, ſchon 20 Jahre vor Entſtehung dieſes Bildes den Heldentod geſtorben zu ſein, verliert ſich völlig in nebelhafter Ferne und wirkt nur noch mit, um das Enſemble und die ſymmetriſche Anordnung des Ganzen nicht zu ſtören. Möglich, daß ſolche Bilder öfter ſich vorfinden, mir war es das erſte der Art.

[Johann von Loeben.] Der Anbau der Kirche enthält noch manches andere von Bildwerken und Denkmälern, wir treten aber, von dem Bildniß der ſtattlichen Frau hinweg, in den alten Theil der Kirche zurück, wo wir, genau an der Stelle, wo Behufs des Anbaues die alte Giebelwand durchbrochen wurde, an den pfeilerartig ſtehengebliebenen Mauerreſten, verſchiedenen alten Portraits aus dem Anfang und Schluß des 17. Jahrhunderts begegnen, Portraits, die, wenn man den Ausdruck geſtatten will, der eigentlichen Zeit Blumbergs, ſeinem hiſtoriſchen Jahrhundert (eben dem 17.) angehören. Dieſe Bilder geleiten uns durch drei (genauer genommen vier) Generationen einer und derſelben Familie, aber es iſt weibliche Deſcendenz und ſo wechſeln die Namen: Loeben, Burgsdorf, Canitz.

Da haben wir zunächſt, halb verſteckt unter einem Behang von Spinnweb, die Bildniſſe Johann von Loebens und ſeines Ehegemahls. Er iſt ein alter Herr und die ſpaniſche Tracht von ſchwarzem Sammt, dazu die goldne Kanzlerkette, würden keinen Zweifel über die Vornehmheit des Mannes laſſen, wenn auch die Züge weniger Entſchloſſenheit und die großen hellen Augen minder Würde und Leutſeligkeit ausdrückten. Die Umſchrift des Bildes lautet: „Johann von Loeben, Churfürſtlich Brandenburgiſcher Geheimer Rath und Kanzler hat 1602 die Güter Blumberg, Eiche, Dalwitz und Helmstorff erkauft, chriſtlich und weislich ſolchen vorgeſtanden und regieret 34 Jahr, und iſt geweſen ein weiſer und vortrefflicher Mann von ſeinem Geſchlecht.“ Unmittelbar vor dem Bilde hängt das alte Banner der Familie, von der Decke herab, das in goldner Schrift die Angaben des Bildes theils beſtätigt theils erweitert: „Der hochedle, geſtrenge und hochbenannte Herr Johann von Loeben (Ihrer Churfürſtlichen Durchlaucht zu Brandenburg, Joachim Friedrich, hochlöbſeligſten Gedächtniſſes, vornehmer Geheimer Rath und Kanzler) auf Blumberg, Dalwitz, Eiche und Falkenberg, iſt allhier zu Blumberg ſelig im Herrn entſchlafen, den 26. Juli anno 1636, ſeines Alters 75 Jahr.“ Ueber dieſer Inſchrift, ſtark nachgedunkelt aber immer noch deutlich erkennbar, zeigt ſich das alte Loeben'ſche Wappen: ein Schachbrett mit der Prinzeſſin aus Mohrenland. Schon 723, war ein Loeben (die Geſchichte verſchweigt ſeinen weiteren Namen) in die üble Lage gekommen, mit einer Prinzeſſin aus Mohrenland auf Tod und Leben Schach ſpielen zu müſſen. Glücklicherweiſe gewann er die Parthie, ein Umſtand den wir nicht hoch genug anſchlagen können, weil wir ohne denſelben, um die ganze Erzählung gekommen wären; Schachbrett und Prinzeſſin aber kamen in's Loeben'ſche Wappen. Ob die edle Kunſt des Schachſpiels ſeitdem in der Familie gehegt und gepflegt wurde, mag dahin geſtellt bleiben, nur unſer alter Kanzler war jedenfalls ſeines Ur-Ahnen werth; auch er war ein Meiſter im Spiel und that gute und ſichre Züge auf dem diplomatiſchen Schachbrett. Dabei liebte er ehrlich Spiel, keine Finten, keine Hinterhalte. Der Kurfürſt ſetzte ein unbegrenztes Vertrauen in ſeine Klugheit und Redlichkeit und als er, (der Kurfürſt) an die Gründung eines permanenten „Geheimen Rathes“ *) ging, (die nächſte Veranlaſſung dazu gab eine längere Anweſenheit des Kurfürſten im Herzogthum Preußen) war es ſelbſtverſtändlich, daß Johann von Loeben als erſter Rath in dieſen Regentſchafts-Körper berufen wurde. Aus dieſem damals gegründeten „Geheimen Rath“ ging ſpäter der „Staats-Rath“ hervor. Johann von Loeben wurde Kanzler (bei jungen Jahren noch) und ſtieg ſo hoch wie ein Diener ſteigen mag im Dienſt und in der Liebe ſeines Herrn, aber Leid und Bitterkeit des Lebens erreichten auch ihn. Wie er die höchſte fürſtliche Gnade kennen gelernt hatte, ſo kam Ungnade über ihn, wie der Dieb in der Nacht. Faſt unmittelbar nach Joachim Friedrichs Tode (1609) ſchied er aus dem Staatsdienſt, um „procul negotiis“ in der heitren Umgebung Blumberg's, die Freuden und Leiden glänzenderer Tage zu vergeſſen. 1629, in mitten der Wirren des 30jährigen Krieges wurde er noch einmal auf den Schauplatz berufen, um der ſchwachen und unhaltbaren Politik George Wilhelms Halt und Richtung zu geben, aber wo keine Kraft der Ausführung war, da wogen der Rath des Weiſen und das Wort des Thoren gleich ſchwer und nach kurzem Verweilen am kurfürſtlichen Hofe, zog er ſich zum zweiten Mal in die Stille ſeines Landguts zurück. Nur als Beobachter folgte er den Begebenheiten, und die letzten Jahre ſeines Lebens, verbittert durch ſo manche Erfahrung, brachten ihm wenigſtens die eine Freude noch, daß ihm vergönnt war, den Stern ſeines Schwiegerſohns, Conrads von Burgsdorf, glänzend aufgehen zu ſehen.

[Frau von Burgsdorf.] Die Bildniſſe des alten Kanzlers und ſeines Ehegemahls blicken dem Anbau und der Kanzel abgewendet, in das alte Kirchenſchiff hinein; an der

---

*) Dieſer „Geheime Rath“ beſtand aus 8 Mitgliedern, darunter 3 Doktoren der Rechte, die auch ſpäter noch meiſt aus bürgerlichem Stande genommen wurden. Die 8 Mitglieder waren: Hieronymus Graf von Schlick, Präſident; Johann von Loeben, Kanzler; von Benkendorf, Vize-Kanzler; Chriſtoph Friedrich von Wallenfels; Hieronymus von Dieskau; Friedrich Pruckmann; Simon Ulrich Piſtoris; Johann Hubner.

Innen-Seite der beiden Pfeiler aber, ſo daß ſie ſich einander in's Auge ſehen, hingen bis vor Kurzem zwei andre intereſſante Portraits, die Bildniſſe der alten Frau von Burgsdorf (der Tochter Johanns von Loeben) und ihres Enkels des Poeten Canitz. Dies tête à tête zwiſchen Großmutter und Enkel iſt neuerdings geſtört worden; die Kirchenvorſtände haben das Bildniß des Poeten in unerklärlicher Verblendung für eine kaum nennenswerthe Summe verkauft. Es iſt dies um ſo beklagenswerther, als die Kirche jedes andren Bildes eher entbehrt haben könnte als dieſes einen. Denn die eigentliche Glanzzeit Blumbergs fällt nicht nur in die Tage, wo Canitz hier dichtete und heitre Gaſtfreundſchaft übte, nein ſelbſt der Name des Dorfes würde nie, über ſeine nächſte Umgebung hinaus, bekannt geworden ſein, wenn ihm nicht die Alexandriner des märkiſchen Poeten zu einem Plätzchen in der Literatur-Geſchichte und zu einem ähnlich guten Klange verholfen hätten, wie ihn Wandsbeck, oder Gohlis oder Alten-Gleichen haben.

Das Bildniß der alten Frau von Burgsdorf, dem wir uns jetzt zuwenden, iſt wohl erhalten und trägt folgende Inſchrift: „Die Verwittwete Frau Oberkammerherrin von Burgsdorf, geborne von Loeben, bekommt nach Abſterben ihrer Frau Mutter alle Güter, ſo ihr Herr Vater, der Herr Kanzler von Loeben in Beſitz gehabt; ſtehet ſolchen mit beſondrem Ruhm und Leutſeligkeit vor; aus Liebe für die Blumberg'ſchen und Eichiſchen Unterthanen, legirt ſie in ihrem Teſtament den Armen von beiden Gütern ein Capital von 500 Thalern. Sie ſetzet annoch bei ihrem Leben den klugen Staatsminiſter Freiherrn von Canitz als ihren einzigen Enkel, zum Erben ihrer Güter ein. Erlanget von dem Höchſten die Verheißung langen Lebens und bringet ſolches auf 77 Jahr.“

Das Bild (wie wir aus der Unterſchrift ſchließen müſſen, erſt nach dem Tode der alten Dame gemalt) iſt wahrſcheinlich die Copie nach einem früheren Gemälde, das bereits bei ihren Lebzeiten exiſtirte, denn der lebensvolle Kopf, der aus dem ſchlichten Holzrahmen heraus, hier zu uns ſpricht, iſt nicht der Kopf einer 77jährigen Greiſin, ſondern der Kopf einer Frau in den beſten Jahren, deren Embonpoint ſie ſiegreich ſchützt gegen die verrätheriſche Furchenſchrift der erſten 50er Jahr, und deren lang herabhängende dunkle Locken, noch den Vorſatz der Trägerin ausſprechen, nicht alt ſein zu wollen.

Das Koſtüm iſt ſo ziemlich daſſelbe, wie unſre Damen jetzt es tragen. Das Kleid iſt weit ausgeſchnitten, aber ein reiches Kantenhemd umſchließt den Nacken bis hoch herauf, und allerhand Schnüre und Borten ziehen ſich decent über den geſtickten Bruſtlatz hin. Die Aermel ſind kurz und weit und überdecken kaum zur Hälfte den reichen Unterärmel von Brüſſeler Spitzen. Der Ausdruck des Kopfes iſt der einer ſelbſtbewußten, herrſchgewohnten Frau, deren natürliche Gutmüthigkeit ſich gegen die Regungen des Stolzes eben ſo ſehr wie gegen die harten Schläge des Schickſals behauptet hat. Nichts Weichliches, nichts Sinnliches in den Zügen; die ganze Erſcheinung ſtreng und wohlwollend zugleich. Von ſchweren und harten Schlägen, die ſo leicht eine angeborene Milde in Herbigkeit umwandeln, war ſie freilich vielfach betroffen worden. Wenn das Leben ihres Vaters Gegenſätze geboten hatte, ſo bot das ihre deren mehr. Sie hatte die Tage ſeltenen Glückes geſehen, aber auch Tage tiefen Falles. Ihr Ehgemahl, eine genialiſche Natur, halb Held, halb Libertin, hatte ſich nicht begnügt, wie ihr Vater, der Kanzler, als erſter Diener neben dem Thron des Fürſten zu ſtehen; nicht der Diener ſeines Herrn, ſeines Herrn Herr hatte er zu ſein geſtrebt, war er in Wirklichkeit geweſen. Daß er es hatte bleiben wollen, das hatte ihn geſtürzt. Was Kurfürſt Friedrich Wilhelm tragen konnte, als er, faſt ein Knabe noch, in's Land kam, in ein Land, das der ſchlaue Muth Konrad's von Burgsdorf ihm ſchrittweis erſt erſchließen mußte, das mußte allmälig zur Verſtimmung und endlich zum Bruche führen, als der jugendliche Fürſt „der große Kurfürſt“ zu werden begann. Der kluge Günſtling, der ſo Vieles ſah, ſah dieſen Wechſel nicht, wollte ihn vielleicht nicht ſehen, und an dieſem Irrthum oder Eigenſinn ging er zu Grunde. Seine Gegner hatten leichtes Spiel. Die Wüſtheit ſeines Lebens kam ihnen zu Hülfe, und die Verbannung vom Hofe wurde ausgeſprochen. Er ging nach Blumberg; aber der Haß ſeiner Feinde ſchwieg auch jetzt noch nicht. Man bangte vor ſeiner Rückkehr, und hundert geſchäftige Zungen trugen es durch die Stadt, „daß der geſtürzte Günſtling 18 Maß Wein tagtäglich bei Tafel getrunken habe und ein gewaltiger Courmacher und Serenadenbringer geweſen ſei.“ Man wußte wohl, was man that, daß man dieſe Dinge in Umlauf ſetzte und keine andern; denn Kurfürſtin Henriette Louiſe war eine fromme Frau, der alles Laſterleben ein Greuel war, und nachdem Unzucht und Völlerei ſo lange ihr wüſtes Haupt auf den Tiſch gelegt hatten, wurde eben damals die Sitte erſtes Gebot. Konrad von Burgsdorf ſtarb bald; es heißt, daß er „ſinn- und troſtlos“ geendet habe; ſein ehlich Gemahl aber, deren Bild jetzt eben von der Pfeilerwand auf uns hernieder blickt, überlebte den Sturz ihres Mannes um faſt volle dreißig Jahre. Blumberg, der Ort ihrer Kindheit, drin ihr Vater und dann ſpäter ihr Gatte vor der ſchneidenden Eisluft der Ungnade Zuflucht geſucht hatten, blieb ihr lieb, weil die Geſchichte ihres Lebens mit ihm verwachſen, und die Stille ſeiner Felder ihr mehr und mehr ein Bedürfniß geworden war. Aber freilich der Frieden des Gemüths, nach dem ſie rang, blieb ihr im Alter verſagt, wie er ihr in der Jugend verſagt geweſen war. Neue Kränkungen geſellten ſich zu alter Bitterkeit, Kränkungen, die dadurch nicht geringer wurden, daß ſie unbeabſichtigt waren. Den Kummer ihres Alters ſchuf ihr ihre eigene Tochter, ihr einziges Kind. Dieſe ſchien ganz ihres Vaters Kind zu ſein, von dem wir bereits wiſſen, daß er zu ſeiner Zeit „ein gewaltiger Courmacher und Serenadenbringer“ geweſen war. Dreimal verheirathete ſich dieſe Tochter. Ihr erſter Mann, ein Freiherr von Canitz, ſtarb, — das war ein Unglück; von ihrem zweiten Manne, einem General v. d. Goltz, ließ ſie ſich ſcheiden — das war nicht hübſch, indeß es war erträglich; daß ſie ſich aber zum dritten Male verheirathete und dieſen dritten Mann, einen alten Franzoſen, den ſie nie geſehen hatte, aus Paris ſich ſchicken ließ, das war mehr, als die Oberkammerherrin von Burgsdorf, die ein halbes Jahrhundert lang erſt als die Tochter und dann als die Gattin des vornehmſten Mannes in Churmark Brandenburg gelebt hatte, ertragen konnte. Dieſe Heirath zehrte an ihrem Herzen und vergällte ihr das letzte Jahrzehnt ihres Lebens; die Ehe ſelbſt aber, die zu dieſer Verbitterung Anlaß gab, bildet einen zu charakteriſtiſchen Zug für die Sittengeſchichte jener Zeit, als daß ich es mir verſagen könnte, den Hergang derſelben hier ausführlicher zu erzählen.

Frau von der Goltz (geborene von Burgsdorf, verwittwete von Canitz, geſchiedene von der Goltz) war kaum von ihrem zweiten Manne getrennt, als ſie den Vorſatz faßte, ſich zum dritten Male zu verheirathen, und da ihr, bei ihrer Schwärmerei für alles Franzöſiſche, jeder Franzoſe in ganz beſtimmter nationaler Vollkommenheit erſchien, ſo kam auf die Wahl im Beſonderen nicht eben viel an. Frau von der Goltz entſchloß ſich raſch; ſie ſchrieb ihrem Pariſer Commiſſionair, der ſich bis dahin durch ſeinen feinen und guten Geſchmack in der Ueberſendung von Coiffüren und Modeartikeln bewährt hatte, ihr einen Mann zum Heirathen zu ſchicken, der jung, hübſch, rüſtig, fein und geiſtvoll und ſelbſtverſtändlich auch von Adel ſei. Der Auftrag wurde prompt ausgeführt. Nach etwa vier Wochen traf in Berlin ein Franzoſe von über fünfzig Jahren ein und meldete ſich bei Frau von der Goltz als derjenige, den ſie gewünſcht habe. Sein Name war Peter von Larrey, Baron von Brunbosc, aus einer alten Familie in der Normandie. Die Ehe kam wirklich zu Stande, und war glücklich. Frau von Burgsdorf konnte aber über die Kränkung, die ihr dieſer abenteuerliche Vorgang bereitet hatte, nicht hinweg; die Partie mit dem normanniſchen Baron, der vielleicht keiner war, zehrte an ihrem Leben, und ſie ſtarb, nachdem ſie längſt vorher mit Umgehung ihrer Tochter, den Sohn dieſer Tochter aus erſter Ehe, den Freiherrn von Canitz, zum Erben all ihrer Güter, das ſchöne Blumberg mit eingeſchloſſen, eingeſetzt hatte.

[Freiherr von Canitz.] Und dieſem Freiherrn von Canitz wenden wir uns nun ausführlicher zu. Sein Bildniß fehlt jetzt zwar an dem breiten Mauerpfeiler, an dem es früher hing und Großmutter und Enkel, das Lächeln der einen, der herbe Geſichtsausdruck der andern, begegnen ſich nicht länger an dieſer Stelle; aber das Totalbild des „Poeten,“ ſeinen Charakter wie ſeine Erſcheinung, hat uns eine zeitgenöſſiſche Feder aufbewahrt und mit Hülfe dieſer Aufzeichnung erneuern wir auf Momente das Bild und führen es an dem Auge unſerer Leſer vorüber.

„Canitz der Poet“ war von mittlerer, wohlgewachſener Geſtalt, in den ſpäteren Jahren etwas unterſetzt und ſtark; ſein Geſicht voll, offen, wohlgebildet, ſeine blauen Augen lebhaft, ſein Anſehn männlich. Bei einer weißen Haut und freien Stirn, hatte er einen freundlichen Mund, der ſich nur manchmal eines ſpöttiſchen Lächelns nicht erwehren und ſeine angeborene Neigung zur Satire nicht ganz verbergen konnte.

So ſchildert ihn ſein Biograph und dieſe Züge mochte das Bildniß zeigen, das einſt hier hing, aber am letzten Sonntage des Monats Juni 1699, als er zum letzten Male in dieſen Chorſtuhl uns zur Rechten eintrat, um andächtiglich der Rede des Geiſtlichen zu folgen, zuckte kein ſpöttiſches Lächeln mehr um ſeinen Mund und die „angeborene Neigung zur Satire“ hatte längſt einem beſſeren Platz gemacht. Er wußte, daß ein anderes Leben ſeiner harre und von Todesgewißheit erfüllt, hatte er in tiefer Rührung zu Spener die Worte geſprochen: „wenn Gott mich wieder aufrichtet, ſo will ich dem eitlen Weſen dieſer Welt mich ganz entziehn und mich dem widmen, was das allein Nothwendige iſt.“ Canitz wußte, daß er nur noch Wochen zu leben habe (die Aerzte hatten es ihm geſagt, weil er es zu wiſſen verlangt hatte), und die Textesworte, die eben jetzt geleſen wurden, trafen ſein Herz. „Es wird geſäet verweslich und wird auferſtehen unverweslich; es wird geſäet in Unehre und wird auferſtehen in Herrlichkeit.“ Die Worte trafen ſein Herz, aber die Bilder des Todes, die vor ihn hintraten, erſchreckten ihn nicht. Ruhig folgte er dem Gang der Predigt.

Nun iſt die Predigt vorüber und an der Sakriſteithür dem Geiſtlichen freundlich und zuſtimmend die Hand drückend, ſchreitet er über die Gräber hinweg und durch das hollunderüberwachſene Kirchhofsthor, dem Herrenhauſe zu, das von der andern Seite der Dorfſtraße her, zwiſchen Pappeln und Linden hindurch, freundlich ſeinen Herren grüßt. Der Junimorgen, ſo friſch und ſo warm zugleich, macht ihn aufathmen wie in alter Luſt und Fülle des Lebens und ſtatt in die Kühle des Hauſes einzutreten, tritt er in den lachenden Park. Wir folgen ihm leiſe. An dem Birkenwäldchen vorbei, den erhöhten Kiesweg entlang, der bald die Windungen des Bachs begleitet, bald ſie kreuzt und überbrückt, — ſo hat er endlich die hochgelegene Lieblingsbank am Rande des Parks erreicht, die, von Buchenzweigen weit überſchattet, nach vorn hin einen Blick gönnt auf Felder und wogendes Korn. Er läßt ſich nieder hier und Figuren in den Sand zeichnend, ziehen die wechſelnden Bilder ſeines Lebens an ihm vorüber.

Das ſind die ſonnigen Tage ſeiner Jugend. Die krainiſchen Alpen liegen hinter ihm, eine kurze Meerfahrt iſt überſtanden und um die Spitze des Lido herum, biegt er ein in die Lagunenſtadt. Welche Welt thut ſich vor ihm auf; die Thürme und Kuppeln blinken im Sonnenlicht und als zöge man hinaus, um feſtlich einen Fürſten einzuholen, ſo ſchwimmt die Königin der Meere auf hundert Barken ihm entgegen. Aber was wie ein Wunder ſcheint, iſt nur ein glückliches Ohngefähr; die heiteren Reiſegötter führen ihn in die Lagunenſtadt juſt am Tage der Meervermählung, wo der Doge im Bucentauro hinausgleitet, um den Ring, das Zeugniß und die Beſiegelung des Bundes, in das Meer zu ſenken.

Die Bilder Venedigs verſinken hinter ihm, aber der Kahn des Traumes führt ihn weiter, jetzt zurück auf die hohe See, jetzt an dem Küſtenbogen entlang, der zwiſchen Sorrent und Neapel ſich ſpannt, jetzt den Rhein hinunter und jetzt die Themſe hinauf, hinauf bis an die Londonbrücke, wo die Schiffe den Strom ſperren und die Maſten im Fluß und die Thürme am Ufer den Blick bezaubern und verwirren. Die alte Landungstreppe ſteigt er hinan, die abgetreten und ausgewaſchen zum Quai hinaufführt, und das Geräuſch der City nimmt ihn auf. Immer wachſendes Gedränge umwogt ihn hier und endlich Stand nehmend auf der Hügelkuppe von Ludgate Hill, wo eben die Quaderſteine geſchnitten werden, aus denen dereinſt die neue Paulskirche ſich aufrichten ſoll, ſieht er jetzt, von einem der hohen Steinblöcke aus, die Lordmayors-Prozeſſion in alterthümlichem Pomp an ſich vorüberziehen. Die Themſeſchiffer in rothen Röcken eröffnen den Zug, dann ſchmettern Pauken und Trompeten, bis endlich all der muſikaliſche Lärm in dem Jubelgeſchrei des Volkes erſtickt, denn ſchwerfällig, aus Eichenholz geſchnitzt, die Kutſcherperrücken ſteif und wulſtig, und die Bedientenröcke ſchwer von Golde, ſo ſchwankt die Lordmayorskutſche eben jetzt vorüber und der erwählte Cityherrſcher grüßt mit gravitätiſchem Kopfnicken nach rechts und links.

Vereinzelte Rufe eines Kuckuks klingen jetzt leiſe herüber, wie aus weiter Ferne her, und der kranke Poet unterbricht ſich in ſeinem Figurenzeichnen und horcht auf. Aber wie unſre Seele gern wieder anknüpft an Träume, die ihr lieb geworden, ſo fällt er bald in altes Sinnen und Träumen zurück.

Immer lachendere Bilder tauchen auf. Es iſt wieder ein Feſtzug, eine Prozeſſion, aber diesmal auf heimiſchem, auf eignem Boden und der Gefeierte iſt er ſelbſt. Ein Junitag iſt's wie heute, aber ſo viel heiterer und ſchöner, als die Augen damals heller leuchteten, die in den Tag hineinſahen, denn neben ihm auf dem breiten Sitz des Wagens, in dem er ſo eben einfährt in die feſtgeſchmückte, mit Laubgewinden überſpannte Dorfgaſſe, ſitzt ſeine heißgeliebte Braut, ſeit geſtern ſein Gemahl. Sie iſt keine leuchtende Schönheit, aber ſie hat jenen blendenden Teint, der der Schönheit nahe kommt, der wie ein Schleier iſt, hinter dem die Unregelmäßigkeit der Züge ſich lieblich verſteckt oder in Zauber und Reiz ſich verwandelt. Die blühenden Wangen wurden roſiger von der Fahrt und das rothblonde Scheitelhaar flattert halb losgelöſt im Winde. Die blauen Augen leuchten wie der Himmel über ihnen und der Ausdruck jedes Zuges iſt Liebe und Güte, iſt Glück und Genügen. Die Bauern, zu Pferde und mit bebänderten Hüten, folgen dem Zuge, die Frauen im Sonntagsſtaat ſtehen in den Thüren oder am Heck und heben die Kinder in die Höh, die Störche klappern auf allen Dächern, als hätten ſie ein Wort mit zu reden bei ſolchem Einzug und die Feldlerchen begleiten von draußen her den Zug und erzählen ſich jubelnd hoch oben von dem Glück, das ſie dort unten geſehen.

Und ein volles Glück war es, das ſie ſahn, nicht ſpärlich zugemeſſen, wie ſonſt wohl. Nicht über kurze Tage, über ſorgloſe Jahre hin dehnte ſich die Zeit der Flitterwochen, und Blumberg, wie es der tägliche Zeuge ehelichen Glückes, innigſten Zuſammenlebens war, ſo wurde es auch ein gefeierter Sitz edler Gaſtfreundſchaft, ein Mittelpunkt geiſtigen Lebens, dichteriſchen Schaffens, wie damals kein zweiter in Mark Brandenburg zu finden war. Johann von Beſſer, Euſebius von Brand waren oft und gern geſehene Gäſte und von hier aus ergingen an den vielbewährten Jugendfreund und Studiengenoſſen unſres Poeten, an den Kirchenrath Japſe in Zeitz, in Vers und Proſa die oft wiederholten Einladungen, „das Harfenſpiel wieder von der Wand zu nehmen und das Hoflager in Blumberg zu beziehen.“ Briefe gingen hinüber und herüber, und als die Schilderungen ehelichen Glückes, die Canitz regelmäßig mit einem „nun gehe hin und thue desgleichen“ zu ſchließen pflegte, endlich ihren Einfluß geübt und den ehrbaren Magiſter und Kirchenrath auch an den Altar geführt hatten, da ging von Blumberg ein Gratulationsbrief folgenden Inhalts nach Zeitz:

> „Deine Heirath und die Art derſelben gefällt mir ſehr wohl; weil Du mir aber die Sache ohne ſonderliche Umſtände ſchlechthin berichtet, ſo will ich auch Dir wieder nur mit ein paar Worten, doch von Herzen, tauſend Glück und Vergnügen wünſchen und daß Deine Liebſte, wo nicht ein fruchtbarer Weinſtock, doch ein immergrüner Tannenbaum ſei."

So gingen die Tage. Ein volles Glück war es, ein Glück über Jahre hin und doch zu kurz für das beneidete und beneidenswerthe Paar, deſſen Herzen in ſelt'nem Gleichklang zuſammenſtimmten. Der alte Neider Tod trat zwiſchen ſie, und die Erinnerung an jene bitteren Tage ſcheucht auch in dieſem Augenblicke noch die heiteren Träume von der Seele unſeres Poeten, und trübe Bilder ziehen herauf. Das Zimmer iſt dunkel verhangen, und an dem Lager einer Sterbenden kniet der Tiefgebeugte. „Daß Du bleiben könnteſt!" klingt es bittend von ſeinen Lippen; ſie aber ſchüttelt den Kopf und ſpricht: „Du biſt ſo oft von mir gegangen, nun gehe ich von Dir; ſehet, ich ſchlafe ſchon." Dann entſchlief ſie wirklich, ohne Zucken, ohne Schmerz.

Das einförmige Rufen des Kuckuk klang lauter und näher jetzt herüber, und Canitz richtete ſich auf, als wolle er die Rufe zählen; da ſchwieg der Kuckuk. Ein Lächeln, halb Freude, halb Schmerz, zuckte um ſeine Lippe, dann ſchritt er durch die Gänge des Parks in den ſtillen Schloßhof zurück.

Das war am letzten Juniſonntage 1699. Am 11. Auguſt deſſelben Jahres begegnen wir ihm noch einmal. Seine Kräfte waren ſchwächer geworden und das heitere Poetenherz, das einſt durch tauſend große und kleine Wünſche an das Leben gekettet war, es hatte nur noch einen Wunſch: zu ſterben wie die Theure, Heimgegangene, geſtorben war. Und dieſer letzte Wunſch ward ihm erfüllt. Am frühen Morgen des genannten Tages ſtand er auf, ließ ſich völlig ankleiden und trat an das Fenſter, welches er öffnete, um friſche Luft zu ſchöpfen. Die Sonne ging eben auf, und mit freudigem Staunen genoß er den Anblick der wundervollen Pracht. Als er eine Weile unverwandt hinausgeſchaut, ſagte er zu einer Verwandten, die ihn ſtützte: „Ei, wie ſchön iſt heut der Himmel!" und ſank, von einem Schlagfluß getroffen, todt in ihre Arme.

So ſtarb „Canitz, der Poet." Schon am Tage darauf wurde er in der Marienkirche beigeſetzt. Acht Tage darauf hielt Spener in der Nikolaikirche ihm eine Gedächtnißpredigt. Sein Grabſtein iſt verloren gegangen; den Inhalt ſeines Lebens aber ſtellen wir zu folgender Grabſchrift zuſammen:

> „Friedrich Rudolf von Canitz, Sr. churfürſtlichen Durchlaucht zu Brandenburg wohlbeſtallter Geheime-Rath und Staatsminiſter, geb. zu Berlin (nach anderen zu Lindenberg bei Berlin) den 27. November 1654, geſt. den 11. Auguſt 1699, im 45. Jahre ſeines Alters. Was das Leben erhöht und verſchönt, das übte und pflegte er. Er liebte die Kunſt und die Menſchen; die Freundſchaft hielt er hoch, die Treue am höchſten. Er war klug ohne Arg; ein männlicher Sinn, ein kindliches Herz. Er liebte die Welt, aber er empfand ihre Eitelkeit; Glaube und Sehnſucht wuchſen in ſeinem Herzen und trugen ihn aufwärts."*)

---

*) Die Grabdenkmäler Canitz's und ſeiner gefeierten Doris habe ich — wie ſchon angedeutet — in der Marienkirche vergeblich erfragt und geſucht. Ich hielt eine Verwechslung der Kirchen für möglich und ſetzte deshalb meine Nachforſchungen in der Denkmal- und Grabſtein-reichen Nikolaikirche fort, aber ebenfalls ohne Erfolg. Es bleibt deshalb nur die Annahme übrig, daß man den Grabſtein Canitz's und ſeiner Frau, bei den mannigfachen Reparaturen, denen die Marienkirche unterworfen wurde, wie ſo viele andere Grabdenkmäler, für die die Pietät der Hinterbliebenen und Familien-Angehörigen nicht eintrat, beſeitigt hat. Canitz aber hinterließ keine Angehörigen. Sein einziger Sohn ſtarb kurze Zeit nach ihm, und das jetzt noch blühende Geſchlecht der Canitze, gehört anderen Linien an.

Ich habe in Vorſtehendem den Menſchen Canitz, eine liebenswürdige, fein und innerlich angelegte Natur zu ſchildern verſucht, es bleibt noch die Frage übrig nach ſeiner politiſchen Bedeutung, nach ſeinem poetiſchen Werth. War er ein Staatsmann? war er ein Poet? Das Erſtere gewiß, das Zweite kaum minder.

Die Natur ſchien ihn für die diplomatiſche Laufbahn wie im Voraus gebildet zu haben, und ſeine Erziehung, ſeine Lebensumſtände, ja die eigenthümlichen Verhältniſſe ſeiner Familie (ich beziehe dies auf die Stiefväter und Stiefſchwiegerväter, denn auch die Mutter ſeiner Frau war dreimal verheirathet), hatten von Jugend auf dahin gewirkt, dieſe natürliche Anlage auszubilden. Eine Schilderung ſeines Weſens und Charakters, die uns aufbewahrt worden iſt, zeigt am beſten, wie außerordentlich geeignet er für eine Laufbahn war, in der damals, ungleich mehr noch als jetzt, alles an dem Erkennen und an der richtigen Benutzung von Perſönlichkeiten gelegen war. „Er war geſprächig, höflich, frei von Eigenſinn und Widerſpruchsgeiſt, für Jedermann gefällig und aufmerkſam, Fähigkeiten und Neigungen leicht durchſchauend, jedem Gegenſtande, wie jeder Perſönlichkeit und jedem Verhältniſſe ſich leicht bequemend — ein vollkommener Mann von Welt." Seine Rechtſchaffenheit, ſein Haß gegen Lüge und Zweideutigkeit unterſtützten ihn eher, als daß ſie ſein Auftreten gehemmt, ſeine Erfolge behindert hätten. Bei großer Leichtigkeit war er von vorſichtiger Haltung; er wußte Ernſt und Sanftmuth zu vereinen, um zu überreden und zu gewinnen. „Im Friedenſtiften, Vermitteln, Verſöhnen beſaß er einziges Talent." Die Inſchrift unter dem Bildniß der alten Frau v. Burgsdorf hatte alſo völlig Recht, von ihm als von dem „klugen Staatsminiſter von Canitz" zu ſprechen, aber er ſuchte, wie ſchon angedeutet, dieſe Klugheit nicht in jenem Intriguenſpiel und in jener Kunſt der Täuſchung, die damals an den Höfen blühte. Er kannte dies Spiel und war ihm gewachſen, aber ſein redlicher und reiner Sinn lehnte ſich gegen dieſe Kampfesweiſe auf. Deshalb zog es ihn immer wieder in die Stille und Unabhängigkeit des Landlebens und in einfach natürliche Verhältniſſe zurück. „Der Hof — ſo ſchrieb er bald nach dem Tode des großen Kurfürſten — hat wenig Reiz für mich, und ich betrachte die Würden und Aemter, die Andere ſo eifrig ſuchen, nur als eben ſo viele Feſſeln, die mich am Genuſſe meiner Freiheit hindern, der Freiheit, die über alle Schätze der Erde geht und deren ächten Werth zu würdigen, den gemeinen Seelen verſagt iſt." Er kannte dieſen „ächten Werth der Freiheit" wohl, aber die Verhältniſſe geſtatteten ihm nicht, ſich dieſer Freiheit ſo völlig zu freuen, wie es ſeinen Wünſchen entſprochen hätte. Es geſchah, was ſo oft geſchieht, man ſuchte die Dienſte desjenigen, der, im Gefühl ſeines Werths, dieſe Dienſte anzubieten verſchmähte, und wie oft er auch, um ſeinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, die Erfahrung gemacht haben mochte, „daß Andere die goldnen Aepfel aufläſen, während er beim heißen Lauf ſich abmühte", ſo war doch Gehorſam und Nachgiebigkeit in allen jenen Fällen geboten, wo Weigerung den Vorwurf des Undanks oder doch der Gleichgültigkeit gegen die allgemeinen Intereſſen auf ſich geladen hätte. Canitz drängte ſich nicht zu Dienſten, aber ſo oft er ſie übernahm, zeigte er ſich ihnen gewachſen. Leicht und gewiſſenhaft zugleich, ging er an die Löſung empfangener Aufgaben, und die graziöſe Hand, mit der er die Fragen berührte, pflegte zugleich eine glückliche Hand zu ſein. Faſt an allen deutſchen Höfen war er eine wohlgekannte und wohlgelittene Perſönlichkeit, und Kaiſer Leopold bezeugte ihm vielfach ſeine Gnade und ſein beſonderes Wohlwollen.

Canitzen's letztes und vielleicht bedeutendſtes diplomatiſches Auftreten war im Haag, wo damals die Minen gelegt wurden, um den Ryßwicker Friedensſchluß, der ſo viele Intereſſen verletzte und ſo viele Gefahren heraufbeſchwor, wieder zu ſprengen. Canitz zeichnete ſich auch hier durch jene Klugheit und ſeine Beſonnenheit aus, die, weil ſie gefliſſentlich leiſe die Fäden zu ſchürzen oder zu entwirren weiß, gemeinhin auf den Beifall zu verzichten hat, der ſo leicht da ſich einſtellt, wo ein Diplomat ſo undiplomatiſch wie möglich den Knoten zerhaut. Das herausfordernde Wort Deſſen, deſſen Punktum bereits ein erſter Kanonenſchuß iſt, wird jubelnd aufbewahrt, während die kluge Haltung Deſſen, der eine heranziehende Gefahr beſchwört, gemeinhin unbeachtet bleibt. Das Laute, das Sichtbare, das ſich zu einem beſtimmten Bilde abrundet, iſt immer im Vortheil über das Stille und Unplaſtiſche, das ſich leiſe vollzieht, und jener Erich Chriſtoph v. Plotho, der zu Regensburg mit jenem berühmt gewordenen: „was! inſinuiren??“ den kaiſerlichen Notar, Dr. April, die Treppe hinunterwarf, hat ein ganzes Dutzend Diplomaten in Schatten geſtellt.*) Ueberall da, wo das Wort Friedrichs des Großen gilt: „Mach' Er nur, ich ſtehe mit 200,000 Mann hinter Ihm!“ iſt es nicht ſchwer, dem guten Ruf der Kraft auch den der Klugheit hinzuzufügen, und das Achſelzucken, das unſere preußiſchen Diplomaten ſo oft hinnehmen müſſen, hat in ganz anderen Dingen ſeinen Grund, als in Mangel an Einſicht und ſtaatsmänniſcher Bildung.

Canitz Verdienſte als Diplomat ſind unbeſtritten, ſeine Verdienſte als Poet ſind kaum geringer. Wer auf gut Glück hin und ohne den Vorſatz liebevolleren Eingehens, den Band ſeiner Dichtungen aufſchlägt und (übrigens in einem an Schönheiten reichen Gedichte) folgende Anfangsſtrophe findet:

Laß, mein beklemmtes Herz, der Regung nur den Zügel,
Begeuß mit einer Fluth von Thränen dieſen Hügel,
Weil ihn mein treuſter Freund mit ſeinem Blut benetzt:
Auf dieſer Stelle ſank der tapfre Dohna nieder,
Hier war ſein Kampf und Fall, hier ſtarrten ſeine Glieder,
Als ein verfluchtes Blei die theure Stirn verletzt,
Das, eh' der Sonne Rad den andern Morgen brachte,
Ihn leider, ach zu bald zu einer Leiche machte.**)

wer ſolche und ähnliche Strophen findet, wird freilich zunächſt den Kopf ſchütteln und ſeine Ungläubigkeit ausdrücken, daß es mit ſolchen zopfigen Alexandrinern irgend etwas auf ſich habe. In gewiſſem Sinne mit Recht. Wir dürfen dieſe Dinge aber nicht mit einem Maßſtabe meſſen, den wir dem gegenwärtigen Stande unſerer Literatur entnehmen, ſondern wir müſſen uns die Frage vorlegen: was waren dieſe Gedichte in und zu ihrer Zeit. Sie waren zu ihrer Zeit ſehr viel. Wenn ihnen jetzt, wie das gelegentlich geſchieht, mit herablaſſender Miene zugeſtanden wird, daß ſie das Verdienſt der gewählten Sprache, der Reinheit und

---

*) Ich hätte hier auch ein anderes Beiſpiel citiren können, ein Beiſpiel aus der Canitz'ſchen Zeit und noch dazu ein Vorkommniß, in dem der Spezialfreund unſeres Poeten, der ſchon ebengenannte Johann von Beſſer, die Hauptrolle ſpielt. Beſſer war 1686 kurbrandenburgiſcher Geſandter in London, und es handelte ſich, nach erfolgtem Tode Karl's II. für das ganze diplomatiſche Corps darum, dem nunmehrigen König Jacob II. die Glückwünſche ihrer reſp. Höfe zu überreichen. Der alte venetianiſche Geſandte Vignola verlangte den Vortritt vor Beſſer; Beſſer verweigerte dies. Man einigte ſich endlich dahin, daß der den Vortritt haben ſolle, der zuerſt auf dem Platz erſcheinen würde. Der alte Italiener kam früh, aber Beſſer kam früher: er hatte ſich nämlich die Nacht über in eins der königlichen Vorzimmer einſchließen laſſen, und ſtand bereits da, als Vignola eintrat. Dieſer war unklug genug, nach wie vor auf den Vortritt zu beſtehen. Beſſer warnte ihn. Als der Ceremonienmeiſter die Thür öffnete, ſprang Vignola vor, Beſſer aber, der von großer Körperkraft war, packte im ſelben Augenblick den alten Schelm hinten am Hoſenbund und ſchnellte ihn mit geübter Ringerkunſt mehrere Schritte hinter ſich. Ohne eine Miene zu verziehen, trat er darauf, völlig feſt und geſammelt, an die Stufen des Thrones und hielt ſeine Anſprache. Alles war entzückt, der König nichts weniger als beleidigt und der franzöſiſche Geſandte ſagte ruhig zum alten Vignola: „Caro vecchio avete fatto una grande caduta.“ Der Vorfall machte in ganz Europa Senſation und wurde wie ein neuer Sieg Brandenburgs gefeiert, nicht viel geringer, als ſei eine zweite Schlacht von Fehrbellin geſchlagen und gewonnen worden.

**) Der Titel des Gedichtes lautet: „Elegie; letzte Pflicht der Freundſchaft, dem ſel. Grafen von Dohna auf derjenigen Stelle abgeſtattet, wo derſelbe, wenig Wochen zuvor, den tödtlichen Schuß empfangen hatte.“ (Es geſchah dies bei dem berühmten Sturm auf Ofen 1686; die Brandenburger, von den Türken die „Feuermänner“ geheißen, wurden von General v. Schöning geführt.)

Eleganz hätten, ſo genügt dieſe Anerkennung keineswegs; denn es iſt das ein Zugeſtändniß, das ſo ziemlich jedem modernen Dichter gemacht werden kann, während unter all' unſeren zeitgenöſſiſchen Poeten dennoch nur wenige ſind, die für unſere Zeit das Maß von Bedeutung beanſpruchen dürfen, was Canitz für ſeine Zeit beſaß. Er war einer von denen, denen die Aufgabe zufiel, uns erſt eine Sprache und innerhalb derſelben ein Geſetz zu geben. Dies Geſchenk, dieſe Hinterlaſſenſchaft iſt nicht hoch genug zu ſchätzen. Wir ſtehen auf den Schultern derer, die damals thätig waren, und wenn Canitz auch nicht in die Reihe der epochemachenden, literariſchen Reformatoren jener Zeit gehört, die ſich (wie namentlich Opitz) für die Geſammtentwicklung deutſcher Sprache und Dichtung von nachhaltiger Bedeutung erwieſen haben, ſo war er dennoch das für unſre Mark, was andre für weiter gezogene Kreiſe waren. Er zeigte zuerſt, daß die Mark und die Muſen nicht völlige Gegenſätze wären.

Aber die Verdienſte der Canitz'ſchen Gedichte ſind keineswegs nur ſprachlicher Natur; ſie haben auch ihren dichteriſchen Werth. Es iſt wahr, daß er das Dichten zum Theil wie andre angenehme Unterhaltung trieb, wie Spiel und Zeitvertreib (er ſelbſt nannte es in ſeinen Briefen „die Kurzweil des Reimens"), aber wir würden ſehr Unrecht thun, wenn wir nach jenen zahlreichen, ſcherzhaften Reimereien, wie ſie bei Feſtſpielen, den ſogenannten „Wirthſchaften," damals Mode waren, den Werth ſeiner Dichtungen überhaupt abſchätzen wollten. Gewiß, er trieb das Dichten wie Tagewerk, aber er trieb es auch, und zwar in beſtem Sinne, wie man ein poetiſches Tagebuch führt, darin er Allem zu einem dichteriſchen Ausdruck verhalf, was der Lauf des Tages brachte. Der Tag brachte vieles, Großes und Kleines, Abſonderliches und Alltägliches, und dieſen Wechſel zeigen auch ſeine Dichtungen, aber ſie ſind einig in dem einen, daß ſie, ob groß, ob klein, ein Erlebtes wiederſpiegeln; ſie ſind nicht Fiktion, ſie ſind wirklich, ſie haben einen realen Inhalt; dieſer Inhalt iſt nicht immer poetiſch, weder in ſich, noch in der Art, wie er ſich giebt, aber es fehlt auch überall die Gefahr, ſich in's Nichts zu verflüchtigen. Der alte Bodmer ſagte von dieſen Gedichten: „Canitz legete nichts Fremdes in dieſelben, was nicht zuvor in ſeinem Sinn und Herzen geweſen wäre." Das iſt ſehr richtig und der Stempel des Aechten, Wahrhaftigen, an ſich ſelbſt Erfahrenen (auch da, wo es ſich um bloße Reflexionen handelt) hält ſchadlos für den fehlenden Hochflug, auch für einen gewiſſen Mangel an Kraft, Tiefe und Originalität, den wir nicht in Abrede ſtellen wollen.

Ein einziges Gedicht rührt von ihm her, das an Sprache, Form und namentlich an Innerlichkeit Alles weit zurückläßt, was er außerdem geſchrieben hat, und nicht nur einen relativen, ſondern einen abſoluten und unbedingten poetiſchen Werth beanſpruchen darf. Es iſt dies das Gedicht: „An Doris," oder: „Ueber den Tod ſeiner erſten Gemahlin," wie es in einer älteren Ausgabe genannt wird. Es gilt von dieſem Gedicht etwas Aehnliches, wie Schlegel von Bürger's „Lenore" geſagt hat: „daß es allein ſchon ausreichen würde, den Namen des Dichters der Nachwelt zu überliefern." Die Zeiten ändern ſich freilich und es wird Manchem jetzt pedantiſch erſcheinen, 27 Trauerſtrophen (noch dazu die Arbeit von Jahren) auf den Tod einer hingeſchiedenen, geliebten Frau gedichtet zu ſehen; aber das Lächeln über die altfränkiſche Mode iſt unberechtigt. Es iſt mit einem ſolchen Gedicht, wie mit einem Bildhauer, der ſeine Frau verliert und ihr ein Monument errichten will. Er hat ſie ſelbſt am beſten gekannt, trägt ihr Bild am treuſten in der Seele, und ſo geht er freudig und gutes Muthes an die Arbeit. Die Arbeit iſt mühevoll und koſtet ihm Jahre, aber endlich hat er's erreicht und Niemand tritt jetzt heran und wundert ſich, daß er Jahre gebraucht hat zu einer Schöpfung der Liebe und Pietät. So muß man eine ſolche „Trauer-Ode" auffaſſen, die damals gemeißelt wurde, wie in Stein. Wir geſtatten jetzt nur eine hingeworfene Skizze, einen lyriſchen Anruf, als Ausdruck des Gefühls. Aber Beides kann neben einander beſtehen, jedes iſt eine berechtigte Art und es iſt falſch, einfach zu ſagen, die alten Poeten von damals, weil ſie weder in Deſperation, noch in Melancholie dichteten, hätten überhaupt nichts empfunden. Man leſe die Dinge ohne Vorurtheil, und man wird an der Wirkung auf das eigene Herz wahrnehmen, daß ein Herz in dieſen zopfigen Strophen ſchlägt.

Canitz hat ſich durch dies eine Gedicht als einen wirklichen Poeten beglaubigt; aber auch dann noch, wenn ſeine Bedeutung für die Geſammtentwicklung deutſcher Poeſie geringer wäre, als ſie es iſt, würden wir ihm zu huldigen und ſeiner in Dankbarkeit zu gedenken haben, als des erſten Poeten, den die Mark Brandenburg geboren und groß gezogen.

* * *

B. G. Niebuhr.

Von Dr. W. Stricker.

B. G. Niebuhr, der Sohn des berühmten Reiſenden nach dem Orient, Carſtens Niebuhr, 1733—1815, war geboren zu Kopenhagen am 27. Auguſt 1776, kam aber in zarter Jugend nach der Heimath des Vaters, nach Meldorf in Süderditmarſen und erhielt dort die erſte Erziehung. Philoſophiſch gebildet wurde er auf dem Gymnaſium in Eutin, commerziell auf Büſch's Handelsſchule in Hamburg. Von 1793—94 ſtudirte er die Rechte in Göttingen, von 1794—95 Naturwiſſenſchaften in Edinburg. 1795 wurde er Privatſekretair des däniſchen Finanzminiſters Schimmelmann und trat 1798 in den däniſchen Staatsdienſt, in dem er 1803 die Stelle eines Mitdirectors der Bank und 1804 die eines Commiſſars beim Commerzcollegium erlangte; 1806 trat er in preußiſche Dienſte als Mit-Director der Seehandlung, wurde 1808 mit dem Titel Staatsrath dem Finanzminiſterium beigegeben und war mit den wichtigſten Unterhandlungen in dieſem Fache betraut. Nach Gründung der Berliner Univerſität 1810 hielt er ſeine Vorleſungen über römiſche Geſchichte, welche die Grundlage ſeines berühmten Werkes über dieſelbe wurden. In die politiſchen Verhältniſſe des Tages griffen ein ſeine beiden Flugſchriften: „Preußens Recht gegen den ſächſiſchen Hof" (1814) und: „Ueber geheime Verbindungen in der preußiſchen Monarchie und deren Denunciation" (1815). Von 1816—23 war er preußiſcher Geſandter in Rom und zog ſich 1823 zu einem rein wiſſenſchaftlichen Leben nach Bonn zurück, wo er am 2. Januar 1831 ſtarb. Nach ſeiner römiſchen Geſchichte ſind zur Kenntniß dieſes ausgezeichneten Gelehrten am wichtigſten die „Kleinen hiſtoriſchen und philologiſchen Schriften", 2 Bände, Bonn 1828—43, und die „Nachgelaſſenen Schriften nicht philologiſchen Inhalts". Hamburg 1842.

Als die am 22. Februar 1860 im 90. Lebensjahre verſtorbene Schwägerin Niebuhr's, Frau Dr. Hensler, in den Jahren 1838 und 39 bei Friedrich Perthes in Hamburg in drei Bänden die „Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr aus Briefen deſſelben und aus Erinnerungen einiger ſeiner nächſten Freunde" herausgab, hoffte ſie dazu beizutragen, „daß unſer Volk und namentlich unſere Jugend, indem ſie das Andenken von Männern, wie Niebuhr, lebendig und in Ehren hält, darin zugleich ſich ſelbſt einen Schatz zu mannigfaltiger wiſſenſchaftlicher und ſittlicher Erhebung und Bildung ſammle und bewahre."

Es liegt aber wohl in dem Umfang des Buches begründet, wenn dieſer Zweck nicht in dem Maße erreicht wurde, um es überflüſſig zu machen, daß wir an dieſer Stelle es unternehmen, eine Reihe von Ausſprüchen des großen Mannes meiſt über nationale Anliegen der Gegenwart zuſammenzuſtellen.

Seinen eigenen Standpunkt hat er in dem Briefe vom 16. Februar 1817 angegeben, wo er bei Gelegenheit von Goethe's Beſchreibung ſeiner italieniſchen Reiſe des Dichters Gleichgültigkeit gegen das Volkswohl tadelt. Es heißt da: „Es iſt mir gräßlich, wenn man ſo eine ganze Nation und ein ganzes Land bloß als Ergötzung für ſich betrachtet, in der ganzen Welt und Natur nichts ſieht, als was zu einer Ergötzung des Lebens gehört, alles geiſtig und menſchlich Große, Alles, was zum Herzen ſpricht, wenn es da iſt, vornehm beſchaut, wenn es zum Entgegengeſetzten verdrängt und überwältigt worden, an der komiſchen Seite des letzteren ſich ergötzt;“ und dann fährt er fort: „Ich weiß ſehr wohl, daß ich in das andere Extrem gehe, daß mein politiſch-hiſtoriſcher Sinn ſich ſchon mit dem ganz befriedigt fühlt, wofür Goethe keinen Sinn hat, und daß ich in Moor und Heide unter freien Bauern, die eine Geſchichte haben, vergnügt lebe und keine Kunſt vermiſſe.“ Alſo mit der männlichen Tüchtigkeit (virtus) ſeiner Landsleute, der Dithmarſen, und der Römer, deren Geſchichte ſein unſterbliches Meiſterwerk iſt, fühlt ſein hiſtoriſch-politiſcher Sinn ſich befriedigt. Es war ihm vergönnt, Jahre lang Rom zu bewohnen und mit den Stätten der alten Größe zugleich den Sittenverfall der Nachkommen zu ſehen.

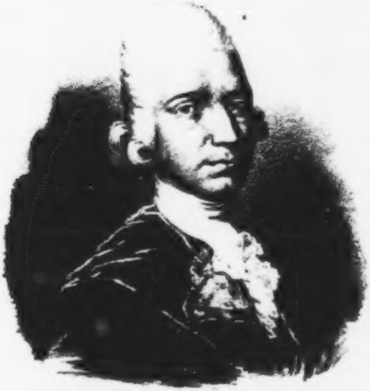
Niebuhr wollte nicht die Befreiung Deutſchlands von der Fremdherrſchaft, um alles Schlechte, wenn es alt war, wiederhergeſtellt, alles Gute, wenn von dem Feinde eingeführt, abgeſchafft zu ſehen. Er wollte das Volk belohnt ſehen für ſeine Aufopferung durch freie Inſtitutionen, geſchützt vor der Wiederkehr ſo ſchmachvoller Unterdrückung durch die Bildung eines gewaltigen norddeutſchen Staates, durch die Vergrößerung ſeines Adoptiv-Vaterlandes Preußen. Wir führen einige darauf bezügliche Aeußerungen an. Zunächſt den Brief aus Berlin vom 13. Februar 1813: „Das Gedränge der Freiwilligen, die ſich einſchreiben laſſen, iſt heute auf dem Rathhauſe ſo groß, wie bei Theuerung vor einem Bäckerladen. Erſt vor drei Tagen iſt die Bekanntmachung deßhalb erſchienen und heute fährt die Poſt ſchon mit neun Beiwagen voll derſelben ab, außer denen, die zu Fuße gehen oder mit andren Gelegenheiten reiſen. Natürlich iſt dieß nur ein ſehr kleiner Theil, die meiſten haben noch Geſchäfte und wollen ſich noch equipiren. Es gehen junge Leute aus allen Ständen; Studenten, Gymnaſiaſten, Commis, Apotheker, Handwerker, gereifte Männer von Amt und Stand, Familienväter.“ Und am 21. März: „Prächtig war der Einzug unſeres Corps. Einen ſolchen Anblick habe ich nie gehabt und nie geglaubt, daß er ſo vollkommen ſchön ſein könne. Seitdem Scharnhorſt unſere Armee reorganiſirt hat, iſt ſie von aller Steifheit und Schwerfälligkeit befreit; in keiner andern gewiß iſt der Soldat ſo ſehr Gentleman als bei uns. Man hat alles Unnöthige, Erſchwerende, weggeworfen und die ganze Sorgfalt auf die Ausbildung jedes Einzelnen zu einem ſelbſtſtändigen Theile des Ganzen gewandt. — Haben die Franzoſen im Revolutionskriege uns mit Maſſen geſchlagen, ſo müſſen wir ſie nun beides: mit einer vortrefflichen Armee, die ſie damals nicht hatten, und mit Maſſen ſchlagen. Vorläufig wird der Vierzigſte von der ganzen Bevölkerung zur Landwehr genommen. Nur die, welche körperliche Unfähigkeit nachweiſen können, ſowie Prediger und Lehrer ſind frei, ſonſt müſſen alle anderen Männer von 18—45 Jahren looſen. — Ein Offizier hat die ſämmtlichen Revenüen ſeines Gutes, 3000 Thaler geſchenkt, ein anderer gibt fünf Cavalleriepferde, alle tüchtige Arbeitspferde von ſeinen Gütern zum Train, 300 Scheffel Getreide, unterhält eine Anzahl Dienſtpferde und ſtellt ſich mit zwei Leuten beritten; ein dritter Offizier zieht als Gemeiner mit ſieben, auf ſeine Koſten montirten und bewaffneten Cavalleriſten; ein hieſiger Bankier hat 20 Freiwillige gekleidet und beritten gemacht; ein Gelbgießer iſt mit allen ſeinen Geſellen und Arbeitern ausgezogen, Dienſt zu nehmen und hat ſein Haus geſchloſſen. Hier in Berlin ſollen mehr als 11,000 Freiwillige ſich gemeldet haben. Freudig zu geben iſt eine ſo allgemeine Sache, daß Niemand ſich damit eitel machen kann; das Gegentheil macht Schande. Als der König Potsdam verlaſſen wollte, wurden Pferde zur Ausbebung gefordert; die Franzoſen waren Herr im Lande; alle wurden geſtellt, ohne Ausnahme. Die Beurlaubten blieben nirgends aus; unter den Augen der Franzoſen zog man ſie zuſammen und ſchickte ſie nach Schleſien. Sie fragten nur ängſtlich, ob es gewiß auch gegen die Franzoſen gehe. Und die Offiziere durften es ihnen nur durch Winken zuſichern. Die Rüſtungen, während die Franzoſen hier mit einer Armee ſtanden, gehören zu den ſonderbarſten und merkwürdigſten Ereigniſſen. Als die Cocarde aufgeſteckt ward, erwarteten die Franzoſen ganz beſtimmt eine Inſurrection. Es gibt das Maß ihrer Furcht, daß ſie nicht wagten, irgend Jemand zu arretiren." Und am 7. October ſchreibt Niebuhr: Habt ihr den Geiſt bewundert, mit dem unſere Nation zu den Waffen griff, ſo müßt ihr es noch mehr, da dieſer Geiſt unter Mangel, namenloſen Schwierigkeiten und mancherlei niederſchlagenden Umſtänden mit ganz ungedämpftem Feuer fortlebt. Noch nicht fünf Millionen, verarmt, ſeit ſieben Jahren zerriſſen, haben 250,000 Mann geſtellt, und wann hat eine Armee heldenmüthiger gekämpft für ihre und Aller Freiheit?" Dieſe Anſtrengungen ſollten in Gebietserweiterungen ihren entſprechenden Lohn nicht finden. Das Mißtrauen gegen die Monarchie Friedrichs des Großen, welches die leitende Idee des Wiener Congreſſes war, ließ das Gebietsprogramm, welches die preußiſch-deutſche Partei (E. M. Arndt, Gneiſenau u. ſ. w.) aufgeſtellt, nicht zur Wahrheit werden. Niebuhr verlangte in ſeiner Schrift: „Preußens Recht gegen den ſächſiſchen Hof" (Berlin 1814) ganz Sachſen. Wenn gleich die Schrift keine unmittelbare Wirkung übte, ſo iſt ſie doch merkwürdig durch einzelne Aeußerungen, welche heute noch den Gegnern der preußiſchen Hegemonie erwidert werden können. Es heißt da: „Wir wollen es wünſchen, daß Deutſchland, wie ſchwer auch die zum Theil ſehr widerſtrebenden Körper ſich einer engeren Verknüpfung fügen, aus der gegenwärtigen Auflöſung eine politiſche Nationaleinheit gewinnen möge. Es iſt möglich, wie wenig auch viele Umſtände zur Hoffnung ermuntern, das Rechte und Nothwendige iſt vor unſeren Augen auf ſo wunderbaren Wegen erreicht worden, daß man nicht mehr aufhören darf zu hoffen, wenn kein Weg zum Ziel ſichtbar iſt, oder der, den die Begebenheiten zu nehmen ſcheinen, in einer dem Anſehen nach andern Richtung liegt. Wenn aber auch dieſes Ziel erreicht ſein, und Gewohnheit der neuen Ordnung Stärke gegeben haben wird, anſtatt der Künſtlichkeit und Schwäche, an der ſie anfänglich kränkeln muß, ſo lehren doch Erfahrung und Natur der Sache, daß Deutſchland von der Föderation viel Heil für die innere Freiheit hoffen mag, aber den größten und weſentlichſten Theil ſeiner Kraft gegen das Ausland und das einzige Mittel aufzuhören, der Wohnplatz fremder Heere zu ſein, von dem großen und in ſich ſtarken Staaten, die es in ſich beſchließt, erwarten muß. — — In der jetzigen preußiſchen Monarchie ſind eine Menge kleiner Völkerſchaften enthalten. Ihre Eigenthümlichkeiten ſind durchaus unverändert, Weſtfälinger, Niederländer, Frieſen, Pommern und Märker haben ihren Charakter nicht aufzuopfern gebraucht, um Preußen zu ſein. Aber neben der Familieneigenthümlichkeit ihres engern Bezirks gehören ſie einer Nation an, deren Namen ſie mit Stolz ausſprechen. Von dem Ganzen geht Kraft in den Einzelnen, und der Pommer hat die Kraft ſeiner Ahnen nicht nur bewahrt, ſondern erhöht, und iſt der Spartaner und Samniter Deutſchlands geworden. — An ſich iſt es ein Segen, einer ſtarken Nation anzugehören; was man durch ihre Bürgerſchaft gewinnt, iſt mehr als Hab und Gut. Was der preußiſchen Nation darin eigenthümlich iſt, zeigt das herzliche Gefühl unſerer abgeriſſenen Provinzen, und das Beiſpiel aller proteſtantiſchen Länder, welche allmählich mit uns verbunden ſind. Mit welchen Vorurtheilen wurde in den fränkiſchen Markgrafſchaften die Verbindung mit Preußen erwartet, und nach fünfzehn Jahren war die Anhänglichkeit Leidenſchaft geworden! Selbſt von Pommern zeigt die Geſchichte, wie ſich Stettin und die vorpommerſchen Städte gegen den großen Kurfürſten vertheidigten, und wie bald wurden ſie Grundpfeiler des Staates! Preußen iſt kein abgeſchloſſenes Land: es iſt das gemeinſame Vaterland eines jeden Deutſchen, der ſich in den Wiſſenſchaften, in den Waffen, in der Verwaltung auszeichnet. Eben dadurch hat Preußen ein ſo friſches Leben in ſeiner Nation erhalten, daß die Völkerſchaften deren Geſammtname Preußen iſt, von ſo großer Eigenthümlichkeit ſind, und daß der Staat immer froh geweſen iſt, ſich mit den Blüthen Deutſchlands zu ſchmücken. — Kann es für den Deutſchen etwas Fördernderes geben, als Miſchung der ausgezeichneten Individuen ſeiner verſchiedenen Stämme und ein allgemeines Ablegen kleinlicher Vereinzelung?"

Da aber auf dem Wiener Congreß nicht einmal der Gebietsumfang für Preußen zu erlangen war, den es vor dem Kriege von 1806 beſeſſen hatte, ſo hoffte Niebuhr durch eine Verfaſſung für Preußens innere Stärkung wirken zu können. Er ſchreibt am 12. Dezember 1815: „Es iſt mir, als ob ein weſentlicher Beruf meines Lebens verfehlt und vereitelt geweſen wäre, wenn ich an der Abfaſſung der Conſtitution keinen Theil genommen; etwas im Ganzen ſchon jetzt weſentlich Reifes und Gutes läßt ſich von dieſer Arbeit nicht erwarten. Es kann nur ein Anfang oder ein Keim ſein, den Zeit und Bedürfniß allmählich entwickeln werden. Auch ein Geringes, bei einer ſolchen Gelegenheit durchgeſetzt, kann bleibende Folgen haben."

Bekanntlich wurde Niebuhr nicht zur Theilnahme an dem Verfaſſungsausſchuß berufen, ſondern es wurde ihm der preußiſche Geſandtſchaftspoſten in Rom übertragen. Statt einer Verfaſſung für Preußen brachte der Gang der Reaction vielmehr die Verfolgung der demagogiſchen Umtriebe. Bei Gelegenheit des Wartburgfeſtes ſchrieb Niebuhr aus Rom am 13. Auguſt 1819: „Ob unter den jungen Leuten eine Art Verſchwörung beſteht, weiß ich nicht. Wenigſtens iſt es eine fanatiſche politiſche Secte, die gefährlicher iſt als eine Verſchwörung, weil ſie Wurzeln hat, die man nicht ausrotten kann, außer wenn man den Boden bearbeitet, welches nicht zu erwarten ſteht von Regierungen, die das Uebel haben unter ihren Augen entſtehen ſehen, ohne ihm durch Weisheit und Tugend entgegen zu arbeiten. Und dies war möglich: 1814 war der Boden beſtellt und fruchtbar, aber es ward keine Saat eingeſtreut und das Unkraut mußte wuchern. Damals war Liebe in Aller Herzen und Alle waren für Gutes und Schönes empfänglich. Jetzt ſind die Gemüther verwildert und Gott weiß, wie zu helfen ſteht." Mit ähnlicher Schärfe ſprach ſich Niebuhr am 20. October 1819 über die Karlsbader Beſchlüſſe aus: „Es iſt ſo unſinnig als ungerecht, zu ſtrengen Zwangsmitteln gegen eine Partei zu ſchreiten, ohne ſich ſelbſt im Allergeringſten zu reformiren, ohne eine einzige der gerechteſten Beſchwerden abzuſtellen. Die Machthaber bei uns begreifen nicht, daß Preußen nur auf einer geiſtigen und moraliſchen Baſis beſtehen kann."

Der Wallenſteinstag in Stralſund (24. Juli).

Am Wallenſteinstage, dem 24. Juli, einem für die Stralſunder höchſt wichtigen Feſte, wo in allen Kirchen drei Mal Gottesdienſt gehalten wird, ſingt man am Vormittag das Tedeum ſtehend mit Poſaunenbegleitung. Beim Hinausgehen aus der Kirche, um 11 Uhr, wird feierlich vom Thurme geblaſen, zum Zeichen, daß zu dieſer Stunde Wallenſtein noch vor den Thoren lag. Nach beendigtem Gottesdienſte, Nachmittags um 3 Uhr, wird ein luſtiges Stück vom Thurme der Hauptkirche geblaſen. Um die Zeit war der mächtige Feind Wallenſtein abgezogen.



[illegible]

Der Göttinger Dichterbund, Hölty und Gottfried Auguſt Bürger.*)

Von Heinrich Pröhle.

Es war in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, als in unſerer Litteratur ein herrlicher deutſcher Geiſt erwachte, wenn auch anfangs in ſonderbarer Form. Da wurden in einem poetiſchen Kalender die Namen der Heiligen mit Dichternamen vertauſcht. Der Dichter Günther, welcher in ſeiner Sinnlichkeit untergegangen war, ſtand am Aſchermittwoch im Kalender. Aber Klopſtock, der Meſſiasſänger, war zu Weihnachten angeſetzt. Ein ſatiriſches Märchen ging durch's Land von 400 deutſchen Barden, welche beſtändig Eichenkränze trügen, in Ziegenfelle gekleidet auf einem Berge opferten, Wodan und Klopſtock anriefen und keinen Wein, aber gewaltig viel Bier tränken. Wegen der Lage des Brockens in der Grafſchaft Stolberg-Wernigerode, aus den Verhältniſſen Gleims zur Grafſchaft Wernigerode und aus der Betheiligung der Grafen Friedrich Leopold und Chriſtian von Stolberg, welche freilich weder in Wernigerode noch in Stolberg zu Hauſe waren, fand ſogar in die Schrift eines Mitgliedes der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin über die Litteratur der preußiſchen Monarchie die Nachricht Eingang, daß in einem großen Saale auf Schloß Wernigerode die Barden Deutſchlands unter dem Aelteſten Gleim an einem Tiſche, deſſen Ehrenſitz für Klopſtocks Geiſt leer gelaſſen werde, bei Bier und Taback ein jährliches Feſt begingen.

Alle dieſe Fabeln waren gelehrte Scherze über den Göttinger Dichterbund, deſſen Gründung und erſte Einrichtung denn doch von ganz anderer Art war. Am 12. September gingen nämlich eine Anzahl ſchon vorher dem Muſengotte Apollo verbundener Göttinger Studioſen, Voß, die beiden Miller, Hahn, Hölty und Wehrs, noch des Abends nach einem nahe bei Göttingen gelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond war voll. Sie überließen ſich ganz den Empfindungen der ſchönen Natur. In einer Bauerhütte aßen ſie Milch und begaben ſich darauf in's Feld. Hier fanden ſie einen kleinen Eichengrund und kamen auf den Gedanken, unter dieſen in der Vorzeit ſo heiligen Bäumen einen Freundſchaftsbund zu beſchwören. Für dieſen Abend bekränzten ſie die Hüte mit Eichenlaub, faßten ſich bei den Händen, tanzten im Ringeltanze um den eingeſchloſſenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne als Zeugen ihres Bundes an und verſprachen ſich ewige Freundſchaft.

Wie ſchon früher, ſo verſammelten ſich die Jünglinge auch nach dieſer Zeit jeden Sonnabend um 4 Uhr auf der Stube eines Bundesgliedes. Klopſtocks Oden, Ramlers lyriſche Gedichte und ein goldverziertes in ſchwarzem Leder gefaßtes Bundesbuch mit den beſten Gedichten der Geſellſchaft lagen auf dem Tiſche.

---

*) Dieſer Aufſatz entſtand aus dem Wunſche, das in unſerer Schrift über Bürger (Leipzig, bei Guſtav Mayer, 1856) Enthaltene im Weſentlichen theils weiteren Kreiſen zugänglich zu machen, wie wir denn auch die ſchönen Züge der Popularität Bürgers aus andern Biographien unſern Leſern nicht vorenthalten wollten, theils zu ergänzen.

Zu den Ergänzungen wurden wir beſonders durch Mittheilungen aus der Umgebung von Bürgers noch lebender Tochter in den Stand geſetzt. Dem beigegebenen intereſſanten Portrait Bürgers liegt ein auf Gleims Veranlaſſung von Tiſchbein dem Aelteren angefertigtes Gemälde zu Grunde. Dahingegen wollen die Mittheilungen über den Göttinger Dichterbund nichts Neues bieten und ſchließen ſich an die Geſchichte deſſelben von Prutz an. Der Aufſatz wurde auch bereits vor einem größeren gemiſchten Publikum zum Beſten eines dem Geographen Carl Ritter in Quedlinburg zu ſetzenden Denkmales in größerem Umfange vorgeleſen.

Sobald alle zugegen waren, las einer eine Ode aus Klopſtock oder Ramler vor. Man beſprach dieſelbe und urtheilte auch über die Declamation des Vorleſenden. Dann wurde Kaffee getrunken, und dabei laſen die Anweſenden ihre Gedichte vor, welche in dieſer Woche entſtanden waren. Aber auch außerdem hielten die Jünglinge bedeutſame Zuſammenkünfte, bald klein, bald groß. Einſt gingen Voß, Hahn und Graf Friedrich Leopold von Stolberg in einer beſonders für dieſen charakteriſtiſchen Scene bis Mitternacht ohne Licht bei einem Gewitter in Voſſen's Stube herum. Sie ſprachen von Klopſtock, Freiheit, großen Thaten und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unſchuld nicht achte. Blitz und Donner machten ihr ohnehin ſchon heftiges Geſpräch ſo wüthend und zugleich ſo feierlich ernſthaft, daß ſie ſelbſt in dieſem Augenblicke ſich zu jeder großen Handlung für fähig hielten.

Die antifranzöſiſche Richtung des Bundes gab ſich ſehr lebhaft kund. Da ſaß einſt bei Ewalds Abſchiedsmahle Boie, überhaupt die Seele des Bundes, obenan im Lehnſtuhle. Zu beiden Seiten der Tafel, die mit Eichenlaub bekränzt war, ſaßen die Bardenſchüler und zechten wie Anakreon und Flaccus. Da nahm Boie das Glas und rief: Klopſtock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen, und erſt nach einem feierlichen Stillſchweigen trank er. Ramlers Geſundheit wurde ſchon nicht ſo voll und feierlich getrunken. Andere Geſundheiten folgten. Als aber der Name eines Dichters, der leichtere Sitten predigte, genannt wurde, ſtanden die Jünglinge zornig mit den vollen Gläſern in der Hand auf und brachten ihm ein Pereat. Franzöſiſche Regeln ſollten die deutſche Litteratur nicht mehr beherrſchen.

Noch weiter gaben die Jünglinge ihren deutſchen Sinn kund bei ihrer Feier von Klopſtock's Geburtstage. Vorher gingen ſie in der Mitternacht aus, von der Bundeseiche Zweige zu dem feſtlichen Tage zu brechen. Gerade über der Bundeseiche ſtand ein funkelnder Stern. Schon von ferne kündigten ſie der Eiche ihren Bund für's Vaterland an, liefen und riefen ihr Wodan's Geſang entgegen, traten hierauf ſtill und langſam näher hinzu, faßten Aeſte, brachen Zweige und riefen laut: „Unſerm Vater Klopſtock!" Am Geburtstage Klopſtock's ſelbſt regnete es und gleich nach Mittag kamen die Jünglinge auf der Stube ihres „feurigen Hahn" zuſammen. Dort war eine lange Tafel gedeckt und mit Blumen geſchmückt. Obenan ſtand ein Lehnſtuhl, der mit Roſen und Levkoyen beſtreut war, und auf welchem Klopſtock's Werke lagen. Hahn las einige Triumphgeſänge und einige Oden auf Deutſchland von Klopſtock vor. Dann trank man Caffee und zündete ſich die Pfeifen an mit Fidibus aus Wieland's Schriften. Hierauf wurden in Rheinwein getrunken Klopſtock's Geſundheit, Luther's und Hermann's Andenken, die Geſundheit des Bundes, Ebert's, Goethe's und Herder's. Unter andern wurde jetzt noch Klopſtock's Ode: „Der Rheinwein," geleſen, welche bedeutungsvoll ſchließt:

> Noch viel Verdienſt iſt übrig. Auf! hab' es nur.
> Die Welt wird's kennen. Aber das edelſte
> Iſt Tugend! Meiſterwerke werden
> Sicher unſterblich; die Tugend ſelten.
>
> Allein ſie ſoll auch Lohn der Unſterblichkeit
> Entbehren können. Athme nun auf und trink.
> Wir reden viel noch, eh' des Aufgangs
> Kühlungen wehen, von großen Männern.

Das Geſpräch wurde jetzt ſehr warm. Die Hüte auf dem Kopfe tragend ſprachen die Jünglinge von Freiheit, von Deutſchland und von Tugendgeſang. Dann aßen ſie, punſchten und zuletzt verbrannten ſie Wieland's Idris und Wieland's Bildniß.

Zu jener Zeit waren in Göttingen die bedeutendſten dichteriſchen Talente, Hölty und Voß. Beiden eigenthümlich iſt eine tief mit ihrer Poeſie zuſammenhängende Sehnſucht nach Natur und Unſchuld. Einſt gingen Beide nach einem nahen Dorfe, Kleiſt's Frühling in der Taſche. Sie aßen zuerſt im Wirthshauſe eine Schale Milch und wollten ſich nun in den Garten des Wirthes unter einen blühenden Baum legen. Aber der Garten war klein und mit Wäſche behangen. Deshalb erbaten ſie ſich die Erlaubniß, im Pfarrgarten leſen zu dürfen. Dort ſetzten ſie ſich in eine Laube, die aus Apfelbaum und Hollunder geflochten war, und Hölty las den Frühling vor, während Voß eine Pfeife rauchte. Ringsum war Alles Frühling. Die Nachtigall ſang, die Tauben girrten, die Hühner gackerten, von ferne ließ ſich eine Schaar Knaben auf Weidenflöten hören und die Apfelblüthen regneten ſo auf ſie herab, daß Hölty ſie vom Buſen wegblaſen mußte. Als ſie fertig waren, lagerten ſie ſich noch eine Stunde unter einem blühenden Baume und beobachteten die kleinen Lämmer, die im fetten Graſe herum ſchwärmten. Hierauf bedankten ſie ſich, aßen ein Butterbrot in der Schänke und gingen im Weben der Abendlüfte wieder nach Göttingen.

Hölty lagerte ſich bei kleinen vertraulichen Schmauſen, beſonders wo Rheinwein blinkte, auf Roſenblätter und ſalbte ſeinen Bart wie Anakreon. Eine Hütte, ein Wald daran, eine Wieſe mit einer Silberquelle und ein Weib in ſeine Hütte war Alles, was Hölty ſich wünſchte. Wenn die Wieſen von Heu dufteten, lagerte er ſich in der Dämmerung auf einem Heuſchober und hing ſeinen Phantaſien nach, bis der ſilberne Mond, der am Himmel hervorging, ihn angenehm überraſchte.

Vor und nach dem kurzen Beſtehen des Dichterbundes lebte in Göttingen **Gottfried Auguſt Bürger**, auf deſſen vollendetſte Dichtung ein Bundesmitglied großen Einfluß hatte, obgleich Bürger gerade damals nicht in, ſondern nur bei Göttingen wohnte. Er nannte ſich den Adler, den Condor des Dichterbundes. Der Bund aber erkannte ſcherzend, daß ihm durch den Büttel des Bundes ſeine Fittige abgeſchnitten und vor die Augen gehalten würden, damit er ſehe, daß es nur Sperberfittige ſeien, und daß ſeine Fittige hierauf, ihm zur wohlverdienten Strafe, Andern aber zum gerechten Abſcheu und Exempel, an ſein eigenes Scheunenthor genagelt werden ſollten. Mit dem Dichter Bürger wollen wir uns jetzt näher beſchäftigen.

Zu Anfang des Jahres 1729 ſtarb zu Aſchersleben ein Mann Namens David Kolbe, der reiche Kolbe genannt. Ein Bäcker, Namens Bauer, Gottfried Auguſt Bürger's Großvater, erbte von ihm ein anſehnliches Vermögen und vermehrte es durch eigenen Fleiß. So beſaß er viele Felder auf der Aſchersleber Flur. Ein Drittel derſelben wurde erſt vor achtzehn Jahren von den Erben ſeiner Enkelin Philippine, der Schweſter Bürger's, für 11,000 Thlr. verkauft. Dieſer Enkelin gab er 1762 bei ihrer Verheirathung mit dem Magiſter Oesfeld eine Mitgift von 1000 Thlrn., einen noch vorhandenen Schmuck für 300 Thlr. und eine Ausſtattung, von der noch jetzt Manches von Tiſch- und Bettwäſche in einem ſächſiſchen Pfarrhauſe vorhanden iſt. Bauer war ein braver, rechtlicher und gutmüthiger Mann, und dieſen Charakter zeigt auch ein in jener Pfarre noch vorhandenes großes Oelgemälde von ihm. In dieſer Familie lebt auch noch Fräulein Bürger, eine Tochter Gottfried Auguſt Bürger's. Während ſo Bürger's ſchöne und ſehr begabte Schweſter und ihre Familie reichlich erbt, macht es einen traurigen Eindruck zu ſehen, wie unter gleichen Umſtänden die Familie des Dichters verkommt, ohne Zweifel vorzugsweiſe wegen der ſittlichen Mängel des Dichters.

Bürger's Mutter ſoll ihren Anlagen nach eine der begabteſten Frauen ihrer Zeit, aber ſehr roh und ungebildet geweſen ſein. Sie war nichts weniger als ſchön, und ein noch vorhandenes großes Oelgemälde zeigt ſie als eine corpulente Frau mit ſehr harten Zügen. Ihr Mangel an Bildung ſoll ſo weit gegangen ſein, daß ſie einen Theil der alten Kirchenacten des Ortes zum Eingraben der Speiſen benutzt haben ſoll.

Bürger wurde 1747 im Pfarrhauſe zu Molmerſwende in der damaligen Herrſchaft und jetzigen Grafſchaft Falkenſtein geboren. Seine Biographen ſagen, der Dichter habe als Knabe die Einſamkeit der Wälder geſucht; ich muß aber geſtehen, daß die umliegenden

Wälder das Gefühl der Einſamkeit in mir kaum lebhafter hervorriefen, als die Lage ſeines Geburtshauſes, welches ſcheinbar wenigſtens ſelbſt von den übrigen Häuſern des Dörfchens völlig abgeſchloſſen iſt. Selbſt wenn man das Haus kennt, bedarf man noch eines Führers, um das Thor zu finden, das am Giebel des Gebäudes hinter der Kirche verſteckt liegt. Auf dem Hofe wächſt jetzt hohes Wieſengras in ſolcher Ueppigkeit, daß es wiederholt im Jahre gemäht werden kann. Mitten aus dem hohen Graſe ragt ein uralter Brunnen hervor. Dem Thorwege gegenüber, am entgegengeſetzten Ende des Hofes, iſt Garten und Feld, welches ſich an einem kleinen Hügel hinanzieht; die Wohnſtube iſt eng und unheimlich, überaus freundlich dagegen im erſten Stocke zur Rechten der Treppe das niedrige Stübchen, wo der Dichter der Lenore das Licht der Welt erblickte. Ein tieferes Stillleben kann man ſich nicht denken, als das ſich hier dem Auge bietet, wenn man von dem Fenſter dieſes Stübchens auf die grünenden Gärten und Obſtbäume hinblickt, welche ſich zur Seite der Kirche vor dem Auge ausbreiten. Dem Fenſter gegenüber an der Wand befindet ſich die Stelle, wo Bürger geboren iſt. Bürger's Geburtshaus, wie es jetzt iſt, zeigt unſere Abbildung.

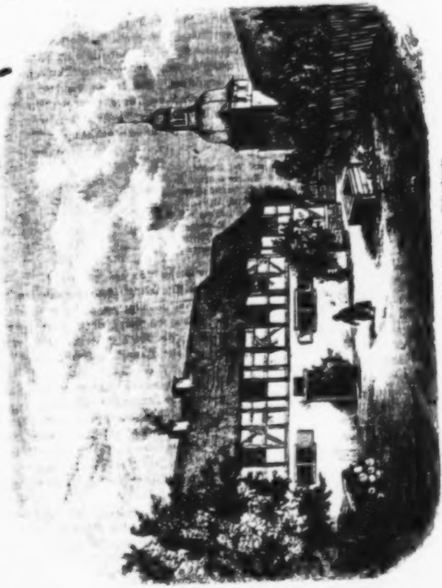
Von dem Dorfe ſelbſt heißt es: „Das iſt ein Dörfchen in der Aſeburger Herrſchaft Falkenſtein, zum Fürſtenthum Halberſtadt gehörig, im Mansfelder Gebirgskreiſe des Merſeburger Regierungsbezirks. Die Anhaltiſche Grenze iſt wenige tauſend Schritte im Süden; zwei Stündchen nach Norden liegt das alte Schloß Falkenſtein. Die Umgegend hat etwas Einſames und Abgeſchiedenes, aber ſonſt viele Reize. Ein lieblicher Wechſel zwiſchen Hügel und Niederung, bald Kornfelder, bald kleine Hölzer und Wäldchen, in der Nähe ringsum friſche und kräftige Forſten und der tiefe, ſchattige Grund der Leine, etwas entfernt das Thal der Eine, beides überaus anmuthige Stellen, wenn ſie auch nicht in der Route der gewöhnlichen Touriſten liegen.“

Das Eigenthümliche dieſer zu der Harzgeroder Hochebene gehörenden Umgebung vom Geburtsorte des Dichters hat auch der Knabe Bürger wohl empfunden und in ſich aufzunehmen gewußt. „Er liebte vorzüglich die freien, grünen und mit ſparſamem Buſchwerk bewachſenen Hügel, wo er jeden Buſch, jede Staude, jeden Diſtelkopf um ſich her beleben konnte. Das Grauſen, welches uns oft in der Einſamkeit oder in der Dämmerung, wenn Tag und Nacht ſich ſcheiden, oder im Mondſchein, oder in dunkeln Wäldern ankommt, verurſachte ihm eine ſehr angenehm erſchütternde Empfindung.“

Von dem Großvater zu Aſchersleben ſoll Bürger hauptſächlich erzogen ſein. Der Tradition nach ſoll er auf der Schule in Aſchersleben ein wilder Burſche und ausgemachter Schelm geweſen ſein. Daß der Knabe für ein ſatiriſches Gedicht in Aſchersleben hart gezüchtigt wurde, ſteht feſt, und wir können es dahingeſtellt ſein laſſen, ob es den Haarbeutel eines Primaners oder gar die ungeheure Perrücke des Rectors Auerbach ſelbſt betraf.

Bürgers Aufenthalt auf dem Pädagogium zu Halle fällt in die letzten drei Jahre des ſiebenjährigen Krieges. Inſpector war damals Johann Anton Niemeyer (Großoheim des verſtorbenen Directors der Francke'ſchen Stiftungen Niemeyer), welcher in den bedrängten Zeiten für die Scholaren große Sorgen hatte, da die nöthigſten Bedürfniſſe oft für ſchweres Geld nicht zu erhalten waren. Bald mußte eine Conferenz ausfallen, weil eine Menge feindlicher Offiziere ſich herumführen ließ, bald hatte ein brauchbarer Lehrer im Zeichnen das Weite geſucht, und man erinnerte ſich bloß ſeiner bedenklichen Worte, daß doch kein beſſer Leben anjetzo als das Soldatenleben ſei, indem Niemand Brot als nur dieſe Leute hätten. Sogar der Nachtwächter machte dem Inſpector Sorge, und er hat Folgendes über ihn notirt: „Die Werbung iſt ſtark, und da er lang iſt, trauet er ſich nicht auf die Straße zu gehen.“ In einer ſo tumultuariſchen Zeit erhielt der Dichter den bedeutendſten Theil ſeiner Jugendbildung. Der auf der Anſtalt herrſchende Geiſt, welcher von Niemeyer ausging, war der der ſtrengſten lutheriſchen Orthodoxie.

Während des erſten Semeſters nach Bürger's Aufnahme waren die Scholaren von Hopfgarten und von Wagenſchütz ſeine nächſten Stubengenoſſen in dem Inſtitute. Beide kommen in Niemeyer's Charakteriſtiker übel weg. „v. Hopfgarten," ſchreibt er, „iſt ſehr ſchwach und macht ſich aus dem Wege zur Seligkeit eine Dornhecke." „v. Wagenſchütz iſt



Geburtshaus G. A. Bürger's, das Pfarrhaus zu Molmerswende.

ein einziger Sohn, der ein ungeheures Vermögen hat und noch mehr erwerben ſoll, iſt ſchrecklich geizig." Von Michaelis 1761 bis Oſtern 1862 wohnte Bürger außer mit dem nachmaligen preußiſchen Stats- und Juſtiz-Miniſter von der Reck mit dem nachmaligen Regierungsrathe v. Wangerow zuſammen („hat ein ſchönes Gemüth, iſt gottesfürchtig und ſehr fleißig"); ferner mit Rudolphi und Behnsdorf aus Schwedt, — „die liederlichſten Knaben unter Allen, die bei uns ſind," ſagt Niemeyer.

Das äußere Wohlbefinden Bürger's war während ſeines Aufenthaltes auf dem Pädagogium kein ungeſtörtes. Im Sommer 1761 litt er an Blutauswurf, im Januar 1762 am rothen Frieſel. Ueberhaupt aber muß ſeine ganze Erſcheinung etwas Unanſehnliches gehabt haben, wenigſtens haftet ihm in Niemeyer's Munde das Prädicat „des Kleinen" faſt mit derſelben Zähigkeit an, wie jenem Töffel im Dorfe, das an die Mulde ſtieß. „Der kleine Bürger iſt krank — dem kleinen Bürger ſind vier Thaler geſtohlen;" noch bei ſeinem Abgange als ſechzehnjähriger Primaner heißt er unabänderlich „der Kleine."

Bürger hat wohl die Rückkehr des damals in Halle ſtationirenden Bernburgiſchen Regiments aus dem ſiebenjährigen Kriege mit angeſchaut. Wir können annehmen, daß er in dieſen Tagen die Eindrücke empfing, welche ſeiner „Lenore" den welthiſtoriſchen deutſchen Hintergrund gaben und aus denen die bei dem veränderlichen Geſchicken der Völker, bei dem Wechſel von Krieg und Frieden, gewiß noch immerfort in manchem deutſchen Ohre wiederklingende Strophe hervorging:

Der König und die Kaiſerin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede.
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenſchlag und Kling und Klang,
Geſchmückt mit grünen Reiſern,
Zog heim zu ſeinen Häuſern.

Am 3. September 1763 notirte Niemeyer Folgendes über den Dichter:

„Bürger, des alten Hoſpitalproviſors Bauer in Aſchersleben Enkel, bekam einen Brief, wie auch ich, von ſeinem Großvater, daß er auf Michaeli weggehen ſollte; es iſt ein alter eigenſinniger Mann. Der kleine Enkel ſitzt in Prima ein halb Jahr lang und iſt etwa 15 Jahr alt. Er weinte und bat, ich möchte doch ſeine Stelle nicht vergeben, er wolle beim Großvater um Prolongation bitten. Aber der alte Mann hat's abgeſchlagen."

1764 bezog Bürger die Univerſität Halle.

In Halle beſtanden damals unter den Studirenden noch wirkliche Landsmannſchaften, welche nicht erlaubt, doch nach ihrem Vorhandenſein bekannt waren. Märker, Pommern und Andere hatten ihre Senioren, hielten ihre Zuſammenkünfte und ſogar „öffentliche Comödien unter einander." Bürger mag ſchon in der erſten Univerſitätszeit zu einer Verbindung von Niederſachſen gehört haben, die dann gezwungen oder freiwillig ſich auflöſte oder zerfiel. Actenmäßig wiſſen wir, daß er, als ſie im Juni 1767 wieder zuſammentreten wollte, zu ihren Führern, zwar nicht zu den drei Senioren, aber zu den Adjutanten erwählt ward und dadurch in Unterſuchung kam.

Die Verwickelung in dieſe Angelegenheit war der Grund, weshalb Bürgers Großvater Gerüchte über das lockere Leben des Enkels in Halle zu Ohren kamen und weshalb er ihn von Halle fortnahm. Gottfried Auguſt verweilte wieder in Aſchersleben und ſtudirte dann noch in Göttingen.

Von Göttingen aus wuchs Bürgers Ruf allmählig über die akademiſchen Kreiſe hinaus. Am 15. Januar 1771 ſchrieb Vater Gleim in Halberſtadt: „In Göttingen, mein liebſter Herr Boie, ſoll ein ganz vortrefflicher Kopf ſich aufhalten, Namens Bürger; er ſoll in Aſchersleben gebürtig und folglich eine Meile von mir zu Hauſe ſein. Man hat mir Wunder von ihm erzählt. Er ſoll den Homer überſetzen und vortrefflich. Können Sie mir's verdenken, wenn ich mich augenblicklich nach ihm erkundige?" Göttinger Studenten hatten in den Weihnachtsferien dem als Mäcen berühmten Canonicus ohne Zweifel zuerſt den Na-

men des jungen Talents genannt, und wie dieſe Anfrage an Boie, welche — ſehr charak-
teriſtiſch — von Halberſtadt ausging, Bürgers Briefwechſel in ſeinen ſämmtlichen Werken
jetzt ſehr paſſend eröffnet, ſo iſt ſie auch das erſte Zeugniß, das uns von dem Hinauswach-
ſen ſeines Ruhmes über die akademiſchen Kreiſe noch übrig iſt. Aber obgleich Gleim da-
mals von Bürger noch ſehr wenig wußte, ſo war doch — abermals wie bezeichnend! —
ſchon mit der erſten Kunde von dem „luſtigen Unbekannten“ die Nachricht mit nach Halber-
ſtadt gedrungen, daß ſeine Sitten nicht die beſten ſeien. Schade, hatte der Erſte geſagt,
der bei Gleim Bürgers Namen genannt, ſchade, daß er ſich dem Trunk zu ſehr ergeben hat!
Und der Herr Canonicus bittet ſeinen Göttinger Freund, mit dem Genie Bekanntſchaft zu
machen und es in beſſere Geſellſchaft einzuführen. Boie hat indeſſen Bürger bereits vorher
kennen gelernt. „Er hat — ſchreibt er — in Halle Theologie ſtudirt, unter Meuſeln ein-
mal disputirt und, mehr durch Genie als durch Fleiß, ſo viel gelernt, daß er ſicher ſein
Glück gemacht haben würde, wenn nicht ſein freies luſtiges Leben die Herren Theologen
verhindert hätte, ihm gute Zeugniſſe zu geben.“ Er wird übrigens als ein reuiger Sünder
geſchildert, der ſich jetzt mit Eifer auf die Rechte geworfen hat.

Im Jahre 1772 wurde Bürger durch Boie's Vermittelung, noch nicht 25 Jahre alt,
ſchon Juſtizamtmann der Herren von Uslar im Amte Altengleichen bei Göttingen, wo er
nach und nach an verſchiedenen Orten ſeines Gerichtsſprengels wohnte.

Einſt, wie er mehr als ein Mal erzählt hat, hörte er im Mondſcheine ein Bauermäd-
chen ſingen:

„Der Mond der ſcheint ſo helle,
Die Todten reiten ſo ſchnelle:
Fein's Liebchen, graut Dir nicht?“

Dieſe Worte tönten immer in ſeinem Ohre und wirkten ſo auf ſeine Einbildungskraft,
daß er ſchnell mehrere Strophen von der einige Monate nachher vollendeten Lenore entwarf,
welche Boien, dem er ſie mittheilte, ſo ſehr bezauberten, daß dieſer ihm keine Ruhe ließ,
bis das Stück fertig war. Mit dieſer Vollendung ging es freilich ſehr langſam und es
blieben immer einzelne Strophen, die erſt zuletzt ein Faden aneinander reihte. Das ſo
berühmt gewordene Gedicht äußerte ſeine volle Wirkung zuerſt in dem poetiſchen Cirkel zu
Göttingen, dem nichts davon verrathen worden war. Als es vorgeleſen wurde und Bürger
bei der Stelle:

„Raſch auf ein eiſern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit ſchwanker Gert' ein Schlag davor
Zerſprengte Schloß und Riegel,“

mit ſeiner Reitgerte an die Thür des Zimmers ſchlug, ſprang Friedrich Stolberg in vollem
Schrecken vom Stuhle auf. Bürger, der bisher nur mit ängſtlicher Beſorgniß an das Schick-
ſal eines von aller conventionellen Form ſo abweichenden Gedichtes gedacht hatte, glaubte
nun ſelbſt etwas Gutes hervorgebracht zu haben, und es wurde ihm, als er bald nach dem
Abdrucke im Muſen-Almanach eine Reiſe in ſeine Heimathgegend machte, die Freude, in
einer an ſeine Schlafkammer ſtoßenden Bauerſtube ſeine Lenore vom Schulmeiſter unter
dem lauteſten Beifalle der ländlichen Zuhörer vorleſen zu hören.

Die Freunde haben Bürgers praktiſche Stellung für ihn möglichſt günſtig aufgefaßt
und Graf Chriſtian von Stolberg ſang an Bürger von der Juſtiz, nachdem er dieſe hart
beſchuldigt:

Beide lächelte ſie, edler Cheruskerſohn,
Dir, o Bürger, der du heiligen Druiden gleich
Richtertugenden übſt, heiligen Barden gleich
Braga's Kranz um die Locken ſchlingſt.

Sein Großvater, erfreut, daß der Enkel ſich um ein Amt bewerbe, brachte die verlangte Cautionsſumme. Weil er ſie dem Enkel nicht anvertrauen wollte und deſſen Freund Boie nicht zu Hauſe fand, ſo legte er ſie in die Hände eines Hofraths Liſte nieder, der unſern Gottfried Auguſt ſpäter faſt gänzlich darum betrog. Dieſe Summe, in Bürgers Hände gelegt, würde, vorausgeſetzt, daß der Dichter ſich damals ſelbſt ſchon klar war, ihm noch die Möglichkeit eines mehrjährigen Aufenthalts in Göttingen gegeben und zur Begründung einer rechtzeitigen Stellung an derſelben Univerſität gerade hingereicht haben, an die er ſpäter nach doppeltem und dreifachem Schiffbruche aus dem Amte Altengleichen doch wieder zurückkehrte.

Liſte hatte beſonders mitgewirkt, ihm ſein Amt zu verſchaffen. Bürger wohnte zu Gelliehauſen, einem ſchmutzigen, in einem Keſſel gelegenen und von Holz eingeſchloſſenen Orte als Amtmann von Altengleichen in ſeinem Hauſe und aß an ſeinem Tiſche; wie ſchon früher Andere gethan hatten, beſang er Liſte's Frau und zwar als ein erhabenes Weſen, deren Wahnſinn ihn ſpäter hauptſächlich in das Haus des benachbarten Juſtizbeamten Leonhard trieb, mit deſſen einer Tochter er ſich alsdann verheirathete. Er wurde dann von Liſte nicht allein wie ſchon erwähnt betrogen, ſondern dieſer war es auch, der eine Anklage gegen ihn wegen Vernachläſſigung ſeines Amtes veranlaßte und verfaßte. Aus der Zeit des Bürgerſchen Landlebens liegt mir ein ungedruckter Brief an Lichtenberg vor, aus dem nur folgende an einem Sonntage geſchriebene bedenkliche Stelle, die für Bürger ſehr charakteriſtiſch iſt, angeführt werden kann: „Ich danke es meinem Gott, daß ich mich nicht ſo ſehr nach ſeinem, oder um auch in unſchuldiger Trivialität nicht zu blasphemiſiren, daß mich nicht ſo ſehr wie andere fromme Chriſten nach Paſtor Zuck's Wort hungert, um mit in die kalte Kirche zu laufen. Bei ſo kaltem Wetter ſollte man die Verſammlung wo möglich in der Hölle halten. Apropos! Bei dieſer Gelegenheit fällt mir allerlei ein, was ich von Strafbarkeit der wirklichen ſowohl als vermeintlichen Blasphemie halte. Die gemeinen Begriffe davon ſind unſinnig und abgeſchmackt. Ja, wenn der Leibarzt Zimmermann der liebe Gott wäre, ſo ließe ſich wohl denken, daß er über irgend einen luſtigen Einfall eines jovialiſchen Erdenkloßes gleich mit Donner und Blitz um ſich herum zu werfen geneigt wäre. So aber glaube ich, er nimmt einen Naſenſtüber, den man, mir nichts, dir nichts, der frommen Unſchuld giebt, weit mehr übel" u. ſ. w. Das Ende des langen Briefes iſt verloren gegangen. Der Anfang bis zu der mitgetheilten Stelle beſteht leider meiſt aus Unſauberkeiten, welche auch die wörtliche Mittheilung eines langen nach Quedlinburg gerichteten Schreibens aus Gelliehauſen vom 24. November 1773 unmöglich machen. Der mir unbekannte Empfänger war ein Aſſeſſor, welchen der Dichter glücklich preiſt, weil er noch bei den Fleiſchtöpfen, Ochſenzungen, Schinken, Capern und Sardellen ſeines Vaters ſitze. „Wart' Du verdammter Aſſeſſeur! (ſo beginnt Bürger ſeinen Brief voll derben Volkswitzes, der aber leider wieder inſofern charakteriſtiſch iſt als er ſich nur um die gewöhnlichſten Dinge dreht, wie er denn unter Anderm dem Selbſtgefühl des jungen Patrimonialrichters und Amtmanns, welcher über den Paſtor gehe, einen ſpaßhaften Ausdruck giebt). Du wollteſt mehr ſein als wie ich, der Amtmann des Gerichts Altengleichen? Wahrlich Du ſollteſt nicht ſo geſchwind Antwort auf Deinen letzten Brief erhalten, wenn Du nicht einen ſo vermeſſenen Dünkel darin geäußert hätteſt. Sieh mir doch mal einer den Aſſeſſeur an. Was haſt Du denn zu befehlen, Du Appendix der Quedlinburger Regierung? Auf die Sache kommt es an, nicht aber auf das Wort. Ich bin in meinem Gericht Souverainer Herr über Leben und Tod, Galgen, Rad, Staupenſchlag, Zuchthaus, Karrenſchieben, Halseiſen, ſpaniſche Jungfer, Buckel voll Prügel, kurz, was ich will, kann ich erkennen. Kannſt Du das auch, Du Zaunkönig? Ich habe auch ein ſtarkes Militair unter meinem Commando. Eine Armee von 24 Mann Landmiliz, die auf meinen Wink marſchfertig ſein müſſen und wodurch ich meinen Staat im Zaum halte. Und wenn ein Fürſt in meinen Gränzen Verbrechen begeht, ſo laſſe ich ihn durch meine dienſtfertigen Geiſter greifen und hege mein hochnothpeinliches Halsgericht über ihn. Hüte Dich alſo, Du vermeſſenes Affenfratzchen, wenn Du herkommſt, nicht etwa über die Saat zu reiten" u. ſ. w. Später heißt es: „Wo Du mir hinfort nicht fleißiger ſchreibſt, ſo ſoll meine richterliche Ungnade Deine Strafe ſein, und ich will Dich auch allenfalls auf ein paar Stunden Hundeloch, bei Waſſer und Brod, wenn Du einmal meine Gränzen betreten ſollteſt, tractiren. Wenn ich aber binnen hier und den künftigen Hundstagsferien wenigſtens alle Monat einen Brief bekomme, ſo ſoll Dir große Ehre widerfahren, Du ſollſt durch eine Garde eingeholt werden und eine Schildwache vor Deine Thür bekommen. Auch will ich allenfalls Dir zu Ehre einigen armen Sündern die Köpfe abſchlagen laſſen." Eine Reiſe in die Gegend von Quedlinburg und Aſchersleben müſſe der Dichter wegen ſeiner richterlichen Arbeiten verſchieben, weil die Bauern im November das meiſte Geld zu Prozeſſen hätten. Endlich rühmt ſich Bürger, daß er bei den Mädchen ſeiner Nachbarſchaft in ganz gutem Credit ſtehe.

Bürgers Verheirathung mit der älteſten Tochter des Beamten Leonhart fand im Jahre 1774 ſtatt. Er bezog mit ihr das für ſie eingerichtete Bauernhaus in dem zu ſeinem Gerichtsſprengel gehörigen Dorfe Wöllmershauſen. Die im Geiſte einer Zeit, welche ſchönen Leidenſchaften ein unbedingtes und deshalb zerſtörendes Recht zuzuſtehen geneigt war, aus dieſer Heirath hervorgegangenen moraliſchen Verirrungen ſind bekannt. Jedoch hat Bürger keineswegs genau darüber berichtet, wenn er ſeine erſte Gattin nie geliebt haben will. Seine eigne berüchtigte Nachricht davon lautet: „Ich habe zwei Schweſtern zu Weibern gehabt. Auf eine ſonderbare Art — zu weitläufig, hier zu erzählen — kam ich dazu, die erſte zu heirathen, ohne ſie zu lieben. Ja, ſchon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendſten Leidenſchaft für die Zweite, die damals noch ein Kind und kaum vierzehn bis funfzehn Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl; allein aus ziemlicher Unbekanntſchaft mit mir ſelbſt hielt ich es, ob ich's mir gleich nicht ganz ableugnen konnte, höchſtens für einen kleinen Fieberanfall, der ſich bald geben würde. Hätte ich nur einen halben Blick in die grauſame Zukunft thun können, ſo wäre es Pflicht geweſen, ſelbſt vor dem Altare vor dem Segensſpruche noch zurückzutreten. Mein Fieber legte ſich nicht, ſondern wurde durch eine Reihe von faſt zehn Jahren immer heftiger, immer unauslöſchlicher. In eben dem Maße, als ich liebte, wurde ich von der Höchſtgeliebten wieder geliebt. O, ich würde ein Buch ſchreiben müſſen, wenn ich die Martergeſchichte dieſer Jahre und ſo viele der grauſamſten Kämpfe zwiſchen Liebe und Pflicht erzählen wollte! Wäre das mir angetraute Weib ein Weib von gemeinem Schlage, wäre ſie minder billig und großmüthig geweſen (worin ſie freilich von einer Herzensgleichgültigkeit gegen mich unterſtützt wurde), ſo wäre ich zuverläſſig längſt zu Grunde gegangen und würde jetzt dieſe Zeilen nicht mehr ſchreiben können. Was der Eigenſinn weltlicher Geſetze nicht geſtattet haben würde, das glaubten drei Perſonen ſich zu ihrer allſeitigen Rettung vom Verderben ſelbſt geſtatten zu dürfen. Die Angetraute entſchloß ſich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die Andere, insgeheim es wirklich zu ſein."

Im Jahre 1778 übernahm Bürger zu ſeinem Juſtizamte noch die Herausgabe des Göttinger Muſenalmanachs. 1780 (bis 1783) übernahm er ſogar eine Gutspachtung, ſo daß wir ihn zu gleicher Zeit auf Beiträge von den Halberſtädtern und auf Regen für ſeine Felder warten ſehen. Die Pachtung befand ſich in dem gleichfalls in ſeinem Gerichtsſprengel liegenden Dorfe Appenrode und gehörte einem der Herren von Uslar, die ſeine Gerichtsherren waren. Ohne Zweifel ſchon, weil er dem Oeconomiebetriebe nicht gewachſen war, gerieth er in arge Mißhelligkeiten, und wiewohl Pachtung und Juſtizamt nicht eins waren, ſo war der Beſitzer des von ihm gepachteten Gutes doch ſpäter derjenige unter ſeinen Gerichtsherren, der die vom Hofrath Liſte gegen ihn als Juſtizamtmann aufgeſtellten Beſchuldigungen der Vernachläſſigung ſeines Dienſtes zu den ſeinen machte.

Friedrich der Große gab in dieſer Zeit eine Eingabe Bürgers wegen einer Anſtellung in Preußen an ſeine Räthe ab, und auf dieſe Eingabe bezieht ſich das berüchtigte Schreiben des Herrn von Zedlitz an von Carmer:

> „Wenn auch gleich der jetzige Chur-Hannoverſche Juſtiz-Amtmann Bürger durch ſeine von Zeit zu Zeit herausgegebenen überſetzten Stücke des Homer eine nicht gemeine Kenntniß der Alten bewieſen und auch als Dichter ſich bekanntlich Ruhm erworben hat, ſo iſt er doch, wie das der Fall der heutigen mit dem Genieweſen ſich auszeichnenden Schöngeiſter iſt, zum Erzieher und Jugendlehrer nicht zu gebrauchen. — Ueberhaupt iſt an Leuten, die die alten Sprachen verſtehen, eben kein Mangel, und da ich beſonders darauf Bedacht nehme, alle Gelegenheit aus dem Wege zu räumen, daß die Jugend keinen frühen Hang zu der alle Seelenkraft und alle zu Geſchäften erforderliche Thätigkeit untergrabenden Poeterei bekomme, ſo kann ich mit gutem Gewiſſen den Bürger, ſo ſehr ich ihn auch ſchätze, in meinem Departement nicht verſorgen, welches Ew. Excellenz unter Zurückſendung der mir communicirten Originaleingabe ganz dienſtlich zu erwidern die Ehre habe."

Am 30. Juli 1784 ſtarb Bürgers Frau, Dorette, die Schweſter ſeiner Molly. Seiner Verbindung mit dieſer ſtand jetzt nichts mehr im Wege. Es läßt ſich leicht denken, daß er ſich jetzt wie ein leichtbeſchwingter Vogel erſchien und ſein Leben auch äußerlich freier und heiterer zu geſtalten ſuchte. Schon vor Dorettens Tode übrigens hatte er ſein Amt freiwillig niedergelegt oder doch gekündigt, und er beſchloß zunächſt als Privatlehrer an die Univerſität Göttingen zu gehen.

Wie übel er zu jener Zeit in Göttingen anlief, ſollte er ſpäterhin noch erfahren; denn es ſagte dort dem Sänger der Lenore einer ſeiner Collegen ganz freundlich: er habe einen ungemeinen habitum in allotriis (große Uebung in nichtgelehrten Schnurren), wo er denn nur all das Zeugs hernähme? und derſelbe fragte ihn auch, ob es wahr ſei, daß er ein Kalendarium Muſarum (Muſen-Almanach) herausgäbe: er habe es von ſeiner Tochter gehört, denn er ſelbſt leſe dergleichen nicht.

Bei allem Mißlichen und Widrigen nun aber, das ihm entgegentrat, ließ ſich doch die Hauptſache gut an. Man iſt daher der Anſicht, daß Alles gelungen ſein würde, wenn nicht Molly, die aus einer leichtfertigen Geliebten eine ganz muſterhafte Hausfrau geworden war und außerdem ſelbſt mit ihrem Witze in der Göttinger Geſellſchaft dem Dichter Bahn brechen half, ſchon 1786 geſtorben wäre.

Einige Zeit nachdem Bürger Profeſſor geworden war, knüpfte ſich durch das ohne Wiſſen der Verfaſſerin in einer Stuttgarter Wochenſchrift gedruckte Gedicht des ſogenannten Schwabenmädchens jenes letzte wunderliche Verhältniß an. Heiß erſehnt langt endlich ihr Bild in Göttingen an, haſtig wird es eröffnet, aber Angſt und Schrecken ergreifen den Dichter, als er das Bild einer ſchönen Brünette erblickt. Er wirft es unter den Tiſch und eilt ins Freie. Hier kommt er an ein gelbes Weizenfeld. Da fällt es mit Centnerlaſt ihm aufs Herz: Molly war blond! und jede Aehre ruft ihm zu: fliehe die Brünette! Später gewöhnt er ſich doch an das Bild und holt ſein Schwabenmädchen als Gattin von Stuttgart ab. Im Jahre 1792 erlangt er gerichtliche Scheidung von dieſer Verworfenen.*)

Bürger ſtarb am 8. Juni 1794, 46 Jahre alt.

---

*) Wie ſehr Schiller Bürger wehe that durch die Recenſion ſeiner Gedichte, iſt bekannt. Merkwürdig iſt daher folgender bisher ungedruckte Brief an Knebel, worin Schiller lange nach Bürgers Tode deſſen untreue Gattin empfahl.

Von Bürgers Noth vor ſeinem Tode iſt ſo viel geſchrieben, ſein Dichterelend ſo erſchütternd dargeſtellt worden, daß ich die hierauf bezügliche Stelle in einem Briefe des Pfarrer Eckart im Königreich Sachſen, wo Bürgers Tochter noch jetzt lebt, wörtlich hier einfügen zu müſſen glaube:

> „Ueber Bürgers Vermögensverhältniſſe erlaube ich mir, Ihnen noch mitzutheilen, daß dieſe auf jeden Fall nicht ſo ſchlecht waren, als er ſie ſelbſt häufig in ſeinen Briefen ſchildert. Auch in dieſem Punkte hat er wohl, wie in vielen andern, unvorſichtig gehandelt und ſich ſchlechter dargeſtellt, als er wirklich war. Bürger hatte von ſeinen Aeltern vielleicht kein Vermögen, allein von dem Großvater Bauer ererbte er ebenfalls bedeutende Grundſtücke in der Nähe von Aſchersleben. Dieſe verkaufte er kurz vor ſeinem Tode für ziemlich 4800 Thaler. Mit dieſer Summe wollte er ſeine ſämtlichen Schulden tilgen und den Reſt zum Ankaufe eines Hauſes mit einem daran befindlichen Garten in einer Vorſtadt von Göttingen verwenden. Er äußerte mit Beziehung darauf noch kurz vor ſeinem Tode: wie werden meine Feinde und Neider lange Geſichter machen, wenn ſie hören, Bürger, den ſie für bankerott halten, habe ſich Haus und Hof gekauft und Alles baar bezahlt. Leider ließ der Tod dieſen Plan nicht zur Ausführung kommen. Vielmehr verfolgte auch hier Bürger ein beſonderer Unſtern, der ſeinen Ruf, ohne daß er es verſchuldet hatte, ſchänden mußte. Die erwähnten 4800 Thaler für die Felder waren nämlich bei Bürgers Tode noch nicht ausgezahlt. Die Vormünder der Kinder legten daher ſofort auf das Geld Beſchlag, um deren mütterliche Erbtheile, die nicht ganz unbedeutend waren, ſicher zu ſtellen. In Folge deſſen brach zu Bürgers Nachlaß der Concurs aus. Ueber die Reſultate deſſelben weiß ich weiter nichts, als daß die hauptſächlich aus neuern deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen ſchönwiſſenſchaftlichen Werken beſtehende Bibliothek für circa 500 Thaler verkauft wurde. Wäre Bürger ein beſſerer Wirth geweſen und hätte er ſeine dritte Frau nicht genommen, ſo hätten bei ihm finanzielle Verlegenheiten wohl nicht vorkommen können. Für ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten erhielt er von den Buchhändlern anſehnliche Honorare, eben ſo wurden ihm Privatſtunden, welche er beſonders Lievländern und Curländern, die in Göttingen ſtudirten, ertheilte, gut bezahlt, mitunter die Stunde mit einem Ducaten. Auch war das Hausweſen Bürgers durchaus nicht ſchlecht beſtellt. Logis und Möbel waren anſtändig, und über den Tiſch, der geführt wurde, ſagt ſeine Tochter, daß er zwar nicht ſo luxuriös beſtellt geweſen ſei, wie es damals in den Häuſern vieler Profeſſoren der Fall war, aber daß ihre Familie beſſer lebte, als jetzt viele zu den angeſeheneren Ständen gehörende Familien in unſerem Sachſen; eigentliche Noth habe niemals in ihres Vaters Hauſe geherrſcht. Die beiden erſten Frauen waren gute Wirthinnen, und nach Molly's Tode hatte er eine Haushälterin, die ebenfalls das Hausweſen in Ordnung hielt, zugleich aber auch auf Bürgers Hand ſpeculirte.“

„Weimar, 8. Mai 1802.

Eliſe Bürger bittet mich um eine Empfehlung nach Jena, wo ſie ſich in der Declamation gern öffentlich hören laſſen möchte. Ich weiß ihr keine vollgültigere zu geben, als an Sie, mein werthbeſter Freund: ich weiß, daß in Ihrem Hauſe die muſikaliſchen Künſte geehrt und beſchützt werden. Verſchaffen Sie ihr Gelegenheit, ſich öffentlich hören zu laſſen und nehmen die verlaſſene Muſe in Schutz.

Mit aufrichtiger Freundſchaft
der Ihrige
Schiller.“

Ueber Bürgers Beſtattung, welche ärmlich geweſen ſein ſoll, ließ uns ſeine noch lebende Tochter ſagen, ihr Vater ſei, nach der damaligen Sitte in Göttingen, Morgens in der Stille beigeſetzt worden. Prunkvollere Leichenbegängniſſe ſeien faſt nicht vorgekommen, und ſie könne ſich nur auf eine einzige öffentliche Beerdigung beſinnen, welche dem Profeſſor Michaelis gegolten habe. Ueber die in Göttingen zweifelhaft gewordene Stelle, wo ihres Vaters Grab ſich befinde, wiſſe ſie nur im Allgemeinen anzugeben, daß ſie in der Mitte des Gottesackers geweſen ſei. Sie ſelbſt habe vier Wochen nach ihres Vaters Tode Göttingen verlaſſen und ſei nicht wieder dahin zurückgekehrt.

Hier nehmen wir Abſchied von Bürger mit einem wehmüthigen Blicke auf ſein Bild. Mit Rückſicht auf das Originalgemälde von Tiſchbein dem Aelteren ſchrieb Eliſe von der Recke an Bürger nach einem Aufenthalte bei Gleim, dem Beſitzer des Bildes: „Oft, wenn wir Ihr Bild ſahen, miſchte ſtille Schwermuth ſich in unſere Empfindungen.“ Und wie Eliſe auch dieſe Schwermuth zu entſchuldigen ſucht, ſie wird der allgemeine Eindruck ſein, welchen dies Portrait hervorruft. Hat doch auch Bürger ſelbſt von ſich geſagt:

Meiner Palmen Keime ſtarben,
Eines beſſern Lenzes werth.

* * *

Friedrich Frieſen.

I.

Unter den Männern, deren Herz und Schwert für's Vaterland ſchlug, ragt einer hervor, gewaltig an Geſtalt und Geſinnung, Wenigen bekannt, denn er ſtarb in der Blüthe, ehe die Blüthe ſich noch zur reifen Frucht entwickeln konnte; den Wenigen aber unvergeßlich; für dieſe Wenigen aber iſt's eine Ehrenſchuld, daß ſie ſein Bild nicht nur treu bewahren im eigenen Herzen, ſondern daß ſie darauf hinweiſen, daß ſie der Mitwelt und namentlich der Jugend zurufen: „Werdet wie er, werdet Männer!“

Friedrich Frieſen war ein Mann in der ſchönſten, reichſten, vollſten Bedeutung des Wortes, obwohl er von keinem Manne erzogen wurde. In Magdeburg geboren, verwaiſete er ſchon früh; die Mutter, eine der edelſten ihres Geſchlechts, übernahm ſeine Erziehung. Daß bei der weiblichen Pflege die ſtählende Kraft, der mahnende Ernſt des Vaters als erziehendes Moment nicht fehle, trat in die Stelle des Vaters das Vaterland. Die Mutter ſorgte mit zartem Walten für Leib und Gemüth des Knaben, der ihr vergalt mit innigſter Anhänglichkeit, mit ſchwärmeriſcher, faſt leidenſchaftlicher Hingebung. Jedes Lob des Lehrers, jede Auszeichnung in der Schule war ihm ein Geſchenk, deſſen höchſter Reiz für ihn darin beſtand, daß er dies Geſchenk ſeiner Mutter heimbringen konnte, daß ſie ſeiner Freude ſich freute. Dieſes Zuſammenleben beider nahm zu, als er Jüngling und Mann ward; es erhielt in ihm bei üppigſter Kraft die Milde und Zartheit, die Jungfräulichkeit und Reinheit, die dem Manne nicht der Mann, die nur die Frau ihm geben, heben und heiligen kann. Wer die Mutter ſah mit ihrem bleichen Antlitz und ſinnenden Blick, wie ſie aus den tiefgeſenkten Augenlidern und den langen Wimpern heraus mutterſelig herniederblickte in die leuchtenden Augen des Sohnes, wie ſie die vollen blonden geſcheitelten Locken ihm ſtreichelte und nie mit beredten Worten, aber mit deſto beredteren Blicken ſeiner lieblichen Schönheit ſich freute, wie ſie, als er heranwuchs, eine ſchlanke und doch kräftige Eiche, hinaufblickte zu ihm, in ſein glühendes ſprühendes Auge, der freute ſich, auch ohne die Beiden zu kennen, über das glückliche Paar, der konnte ahnenden Geiſtes wahrſagen, daß der Knabe, der Jüngling einſt ein bedeutender Mann werden würde; denn faſt alle bedeutenden Männer haben bedeutende Mütter gehabt, und faſt alle bedeutenden Männer bekennen, daß ſie ihr Beſtes der Mutter danken. Ja in den Händen der Mütter liegt die Zukunft unſeres deutſchen Landes; aus den Geſchichten, die ſie den Söhnen erzählen, erwächſt die Geſchichte, die dieſe einſt erleben, erzeugen. Auch Friedrich Frieſen's Mutter erzählte ihrem Sohne zeitig ſchon von den Großthaten der Männer alter und neuer Zeit, vor Allem von den hervorragenden Männern des deutſchen Vaterlandes; ſie lernte Geſchichte, um ſie zu lehren; ſie lernte nicht allein Geſchichte, ſie lernte Alles mit, was der Sohn lernte; in den meiſten Dingen ließ ſie ſich von ihm belehren, und gewöhnte ihn dadurch ſchon zeitig, klar und lebendig zu erfaſſen, um das Erfaßte klar und lebendig wiedergeben zu können. „Sage nicht: ich weiß es, ich kann's nur nicht ſagen!“ warnte die Mutter, „kannſt Du's nicht ſagen, ſo weißt Du's auch nicht!“

So wurde der Knabe, ohne daß er ſeinen künftigen Beruf ahnte, vorgebildet zum Lehrerberuf, und immermehr verwuchſen die Herzen von Mutter und Sohn miteinander. Sie war kein Weib, das mit der Liebe tändelte, mit der Liebe, die eigentlich nur Selbſtſucht iſt, die dem geliebten Gegenſtande Alles gewährt, auch das Schädliche, weil ſie ſich ſelbſt nichts verſagen mag und die deshalb vom verzogenen Liebling nimmer Dank erhält, weil ſie ihn nimmer verdient hat. Sie verſagte, wo es Noth that; aber ſie verſagte mit Liebe und mit Schmerz, und ihr Schmerz that dem Sohne ſo weh, daß er jede Gelegenheit ſorgfältig mied, ihr ſolchen Schmerz zu verurſachen; daß er nie forderte, wo er auch nur ahnen konnte, daß ſie verſagen müßte. Dies zarte, faſt bräutliche Verhältniß zwiſchen Mutter und Sohn wurde mit den Jahren eine Art von Ehe, in der die Leidenſchaft an Lohe abnimmt, aber an intenſiver Wärme zunimmt. Das Bild der Mutter trug er bei ſich wie ein Amulet, das vor Giften bewahrt; es erhielt ihn heil und heilig, gab und mehrte in ihm den edlen Zorn gegen alles Gemeine und hob in ihm den Adel der Geſittung und Geſinnung, der unter ſeinen Mitſchülern, ſelbſt unter denen, die ihn nicht verſtanden, eine gewiſſe Scheu erzeugte, daß ſie ſich kaum je einen rohen Scherz mit ihm, ja in ſeiner Gegenwart nicht einmal mit Andern erlaubten. Dieſe Scheu hatte ihren eigentlichen Grund in der Hoheit des Geiſtes, mit der Frieſen ſeine Mitſchüler überragte; aber ſie wurde gefördert auch durch die Hoheit ſeines Leibes; er war um einen Kopf größer als ſeine Gefährten, dabei von breiten Schultern und gewölbter Bruſt, ſtattlich wie eine prächtige, mächtige Eiche. Wenn er in edlem Zorn ſein Lockenhaar ſchüttelte, ſo war's, als ob ein Sturm die Krone des Eichbaums durchwühlte, ein Sturm, der als Vortrab einer Gewitterſchlacht zum Angriff bläſt, und wie der Forſt in bangem Schweigen dem Ausbruch der Schlacht entgegen harrt, ſo ſchwiegen auch Frieſen's Mitſchüler in banger Erwartung; aber der Ausbruch kam nicht. Kein heftiges, kein unbedachtes Wort, am wenigſten ein verletzendes, kam je über ſeine Lippen; er beherrſchte ſich; das Schütteln ſeines Hauptes genügte. Einen eigentlichen Schulfreund hat er nicht gehabt; ſeine Mitſchüler hatten ihn lieb, ſie ehrten ihn, aber es war Keiner unter ihnen, zu dem er hinaufblicken konnte; deshalb begann die Periode der Freundſchaft erſt, als er Männern näher trat, die ihm an Altersweisheit überlegen waren. Sein eigentlicher Umgang beſchränkte ſich auf die Wiſſenſchaft und auf die Mutter; daß aber die Manneskraft in ſolchem Umgange nicht entmannt würde, blieb ihm ein feſter Halt, ein Haken, an dem er ſich hielt, ob er ihn auch zerfleiſchte, das war das Vaterland. Gerade in Frieſen's erſter Jugendzeit traten Männer, wie Zerboni und Held auf, die in ungeſtümer und vielleicht ungeſchickter Weiſe, aber mit Mannesmuth den gefürchteten Gewalthabern ihre Willkür und ihre Ungeſetzlichkeit vorhielten und deshalb büßen mußten im Kerker, dafür aber Theilnahme fanden bei allen kühnen Herzen. Frieſen kannte die

Männer nicht; aber er empfand tief die Schmach, von der dadurch das Vaterland betroffen wurde; er ſagte ſich, ohne die Krankheit deſſelben zu durchſchauen, daß es recht krank ſein müſſe, und wie ein Wetterleuchten trat damals ſchon, als über die vielen Gebrechen der Zeit geſprochen wurde, das Wort über die Lippen des Jünglings:

Laßt uns beſſer werden,
Gleich wird's beſſer ſein.

Was dazu geſchehen müſſe, wie auch er dazu mitwirken könne und ſolle und in welchem beſtimmten Beruf, darüber hatte er ſelbſt noch kein Bild.

Als es galt, für eine Laufbahn ſich zu entſcheiden, entſchied er ſich für's Baufach. Jean Paul ſagt: In jeder Kunſt ſteckt ein Rieſe, aber er muß herausgefühlt werden; in der Baukunſt tritt er gleich vor uns hin. Frieſen hatte einen ſolchen Rieſen täglich vor Augen, den Magdeburger Dom; manche Stunde hat er darin zugebracht in ſtillem Sinnen, und da er in Berlin Zögling der Bauakademie ward, hat er oft die Sehnſucht ausgeſprochen, nur zuweilen einmal eine halbe Stunde in jenem Bau ſich wieder zu ſammeln aus dem lauten unlautern Treiben der Reſidenz.

Als 1806 Preußen in übereilter Haſt in den Kampf zog gegen das übermächtige und übermüthige Franzoſenthum, da hoffte auch Frieſen, wie damals die ganze Jugend Preußens, auf kühnen Kampf und raſchen Sieg. Als jede Ausſicht zu Schanden, als Alles in dumpfer Hoffnungsloſigkeit verſunken war, als man das Joch unerträglich fand und es doch trug, da verlor Frieſen wohl ſeine Fröhlichkeit, aber nicht ſeinen Muth, nicht ſeine Hoffnung. Er richtete ſich auf an den einzelnen Erſcheinungen, wie Blücher, Nettelbeck, Courbiere. Wir müſſen Männer werden, ſprach er, dann brauchen wir das Joch nicht zu tragen; und mit tiefer Seele und mit ganzem Herzen erfaßte er den Gedanken Scharnhorſt's: die innere Kraft zu ſtärken, da die äußere durch Verträge beengt und beſchränkt war. Männer zu werden im ganzen Sinne des Wortes, das war die Aufgabe der Jugend, Männer zu bilden im ganzen Sinne des Wortes, das erkannte er als ſeine beſondere Aufgabe, und ſein Leben und Streben hatten jetzt nur noch dies eine Ziel. Er trat Männern der Wiſſenſchaft näher; Alexander von Humboldt zog ihn in ſeine Nähe und an ſeinen Arbeitstiſch; die gelungenſten Zeichnungen des großen mexikaniſchen Atlas ſind von Frieſen's Hand. Neben ſeinen Berufsſtudien beſchäftigte ihn vor Allem, was ſein Vaterland betraf, ſeine Geſchichte, ſeine Sprache und ſeine Flora, von der Wurzel bis zur Blüthe. Es war bei ihm tiefes, aber kein todtes Wiſſen; alles Wiſſen ſollte dienen, der einen höchſten Aufgabe dienen, das Vaterland zu heben durch ſeinen Bürger. Als ein Fachgenoſſe einen Säulengang im klaſſiſchen Styl entworfen hatte, ihn, wie das wohl den Baukünſtlern geht, im Geiſte ausgeführt vor Augen ſah und begeiſtert ausrief: „Die Zeit muß kommen, in der unſere Bürger unter ſolchen Hallen wandeln," da erwiderte Frieſen: „Die Zeit muß kommen, in der unſere Bürger werth ſind, unter ſolchen Hallen zu wandeln!" Daß ſie's würden, daran mitzuarbeiten fühlte er ſich immer entſchiedener berufen, dies Bewußtſein trieb ihn in's Lehrfach. Im Alter von vierundzwanzig Jahren war er Oberlehrer und unterrichtete in der Plaumann'ſchen Anſtalt.

Mit einer Schaar, die faſt ganz aus Plaumann'ſchen Schülern beſtand, bezog Jahn im Frühjahr 1811 den neueröffneten Turnplatz der Haſenhaide. Um dieſen Kern ſchaarten ſich immer mehrere. Die Turnkunſt wurde zu einem Syſtem ausgebildet, wie der Turnplatz ſelbſt ſich erweiterte. Bei dieſer Ausbildung und Erweiterung war Frieſens Beirath und Beiſtand für Jahn ein hochgeſchätzter Erwerb. Er übertrug ihm das Ordner-Amt, und er hätte es keinem Kundigeren übertragen können. Beide bildeten eine Ehe, in der ſich Mann und Weib ergänzen. Jahn war feſt aber rauh; er ſtieß zum Handeln mit Schlagworten und Schlagthaten; ſtolz wie es dem Manne ziemt, aber zugleich ſtarrer und ſchroffer, als es manche tragen konnten, verletzte er leicht; was ihn bewegte, trat gewaltſam hervor; ihm galt die Sache Alles, ihn kümmerten die Menſchen nicht; daß der Sieg nur durch Menſchen gewonnen werden konnte, daß es alſo galt, auch die Menſchen zu gewinnen, das berückſichtigte er nicht; da ſtand Frieſen ſchonend und mildernd, löſend und lockend zur Seite. Wo Jahn, mit Sturmesgewalt hingeriſſen von Thatendrang, Alles im Augenblick zur raſchen Erſcheinung drängte, arbeitete Frieſen die nöthigen Uebergänge, die vermittelnden Gedanken ſinnend und ſorgend aus; Sinner der Turnkunſt nannte ihn Jahn, vertraute ihm gern und ganz, und hatte, je mehr er fühlte, daß es ihm daran fehlte, ſeine Freude an der Anmuth bei höchſtem Muth, an der jungfräulichen Grazie bei höchſter Manneskraft, die Frieſen ſo eigen waren, daß er eine ſtille aber unwiderſtehliche Gewalt ausübte über Alle, mit denen er in Berührung kam, daß er, der nie Wunden ſchlug, außer mit dem Schwert, die Wunden heilte, die Andere ſchlugen mit übereilter Haſt, mit ungeſtümem Eifer. Dieſes wohlthuende Gleichmaß, das bei aller Gluth der Empfindung doch nie zur praſſelnden Lohe wurde und daher nie Brandſchaden anrichtete, dieſe ſiegesgewiſſe Stille, mit der er eine wunderbare Herrſchaft über Andere ausübte, der ſich Jeder gern unterwarf, weil er nichts von Unterwerfung ahnte, war wohl eine glückliche von Gott verliehene Gabe Frieſens; aber ſie wurde ihm immer mehr gefördert durch den ſteten innern und äußern Verkehr mit ſeiner herrlichen Mutter. Was ihn bewegte, das theilte er ihr mit; was er that, was er dachte, das that er, das dachte er in ihrer geiſtigen Gegenwart; und in ihrer Gegenwart wäre ihm ein rohes, verletzendes Wort, ja auch nur ein unedler, unſchöner Gedanke unmöglich geweſen. Dieſe ſtille, veredelnde Gewalt, die der Geiſt ſeiner Mutter auf ihn ausübte, übte Frieſen ſelbſt auf Jahn aus, der gegen Alle rückſichtslos, gegen ihn rückſichtsvoll war, ſich ſelbſt unbewußt. Es war ein anziehender Anblick, die beiden Männer walten zu ſehen unter der Jugend, die ihnen ganz angehörte; denn für die Jugend muß der Gedanke eine körperliche Geſtalt haben, ſie folgt weniger einer Idee als dem Träger, dem Heros derſelben. Dieſe Idee, verkörpert in Jahn und Frieſen, war damals eine große, allgemeine und deshalb offene Verſchwörung gegen den Zwingherrn und deſſen Schergen, die unſer Vaterland knechteten, preßten und ausſogen. Gott ſchlug ſie mit Blindheit und Taubheit, daß ſie mitten im feindlichen Lager nichts ſahen, nichts hörten von den Rüſtungen zu ihrem Untergange, die doch in gewaltſamen Bewegungen, in mächtigen Tönen ſich kundgaben. Schlachten wurden eingeübt unter ihren Augen, entflammende Schlachtlieder, zündende Spottlieder wurden geſungen vor ihren Ohren; aber ſie blieben blind und taub, und ſelbſt als der franzöſiſche Kaiſer, gewarnt von einzelnen Spähern, ſeinen Geſandten zu Vorſicht und Bericht aufforderte, verſicherte dieſer, er ſorge unnütz, Preußen ſei Frankreichs beſter Freund.

Mitten in die ſteten, ſtillen Rüſtungen für den Tag der Rache, ohne daß einer ahnte, wann der Tag kommen würde, — aber daß er kommen würde, kommen müſſe, das wußte Jeder — mitten in dieſe Rüſtungen hinein brach wie eine Sturmfluth die Nachricht von der Niederlage Napoleons in Rußland. Der Tag war da. Noch hatte der König das entſcheidende Wort nicht geſprochen. Die That ging dem Wort voran. Alles waffnete; das Land war ein großes Heerlager; es bildeten ſich beſondere Kriegsgenoſſenſchaften; Freunde ſchloſſen unter ſich einen Kampfesbund, wie die Helden Homers; auch Frieſen ſchloß einen ſolchen mit Auguſt von Vietinghof; denn ob auch der Krieg noch nicht erklärt war, der Krieg war da; er wurde jetzt noch geführt durch den ſpitzen Dolch und das blitzende Schwert des Auges, mit dem die Schaaren der Freiwilligen und die franzöſiſchen Krieger ſich anblickten, die immer noch unſere Verbündete hießen, aber jetzt freilich in ohnmächtigem Grimm erkannten, daß ſie ſchon dem Feinde gegenüber ſtanden. Der König ging nach Breslau, um in der Provinz, die frei von Franzoſen war, freier wählen, walten zu können. Jahn und Frieſen folgten ihm am 28. Januar. Noch immer war der Krieg nicht erklärt, noch immer hieß es in den Manifeſten: Das Vaterland iſt in Gefahr! ob durch Rußland, mit dem wir im Kriege waren, ob durch Frankreich, deſſen Verbündete wir waren, das ſtand nicht auf dem Papier; aber in den Herzen ſtand's geſchrieben mit Flammenſchrift; ein fernerer Bund mit Frankreich wäre damals unmöglich geweſen, ſelbſt Friede mit ihm undenkbar.

Eine Zeit wie dieſe hat weder Preußens Geſchichte noch die eines andern Landes, weder vordem noch nachdem aufzuweiſen; ein Herzſchlag ging durch's ganze Volk. Wer die Zeit nicht erlebt hat, wer ſie nicht kennen gelernt aus eigner Anſchauung, dem erſcheint ſie wie eine Fabel, wenn er davon erzählen hört; ſo groß war die Zeit, daß Alles, was ſonſt für groß galt, klein dagegen ſchien, oder ganz verſchwand. Man hörte damals nur ein Wort: Zu den Waffen! rief's durch's ganze Land; wer die Waffen ſelbſt nicht tragen konnte, der waffnete die andern. Da gab Jeder das Liebſte her, was er hatte; goldenen Schmuck zu tragen war Schande; Eheleute, Wittwen ſelbſt, die gebeten hatten, ihnen die Trauringe mit in den Sarg zu legen, gaben ſie her zur Bewaffnung des Heeres; Frauen und Kinder ſahen ihre Verſorger nicht mit Schmerz, nein, mit Stolz ſich rüſten zum Kriege; die Liebe zum Vaterlande war ſtärker als die zum Vater; ſelbſt das Sittengeſetz ward ein anderes; Söhne entliefen dem Vater, Mündel dem Vormund, beſtahlen ihn, und ernteten Ehre ſtatt Schmach, denn ſie thaten's um Waffen zu kaufen, um zum Heere zu eilen; Jungfrauen traten die Sitte mit Füßen, zogen Mannskleider an, gaben ſich für Jünglinge aus und gingen unter die Reiter, und die Männer verachteten ſie nicht, und ſelbſt die Weiber verachteten ſie nicht, jene prieſen, dieſe beneideten ſie. — Das Alles geſchah getrieben von einem übermächtigen Zuge, entflammt von dem Gluthauch eines Feuers, zu dem der Feind ſieben Jahre lang Brennſtoff gehäuft, zu dem die Turner in keckem Muth Angeſichts des Feindes viel Zündſtoff gelegt. In höchſter Spannung erwarteten ſie das Losbrechen der allgemeinen Brunſt.

Endlich am dritten Februar folgte der Kriegsruf; er änderte kaum etwas; die Regung und Bewegung war ſo groß, daß ſie nicht größer werden konnte. Nur die Hörſäle waren öde, nur die Turnplätze waren leer; wie Gießbäche, vom Wolkenbruch geſchwellt, ſtrömte, ſtürzte Alles dahin, wo Kriegsſchaaren ſich ſammelten; es war eine wilde Jagd, die durch's Land zog. Jahn's und Frieſen's Turnſchaar ſchloß unter ihren Führern ſich der wilden Jagd an, die unter Lützow ſich ſchaarte; ſie ſollte nach Scharnhorſt's Plan eben ſo ſehr mit dem Schwerte des Geiſtes und mit der Feuerwaffe des Wortes, als mit Säbel und Büchſe kämpfen, ſie ſollten in Streifzügen durch alle deutſchen Gauen fliegen und die Jugend entflammen und fortreißen zum allgemeinen begeiſterten Kampf; und ob ſie auch, geſtört durch Mancherlei, das nicht vom Feinde kam, das Größte nicht erreichte, hat ſie doch ſo Großes gethan, daß ſie Napoleons Wuth erregte und er ihre Vernichtung beſchloß um jeden Preis, ſelbſt um den Preis der Ehre. Wie ſie nach geſchloſſenem Waffenſtillſtand bei Kitzen verrätheriſch überfallen und zum großen Theil vernichtet wurde, die Erinnerung daran lebt fort, und ſoll fort und fort leben. Frieſen ſchlug ſich durch. Lützow wählte ihn zum Adjutanten und vertraute ihm mehr und mehr; denn immer mehr erkannte er in ihm den geborenen und gebildeten Krieger. In dieſer Zeit ſtrahlte Frieſen in ſeiner größten Herrlichkeit; ſein rieſiger Körperbau, ſein anmuthiges Haupt, die kriegeriſch kühne Haltung des edlen Leibes in ſchwarzer Kriegstracht, die feinen Geſichtszüge, umwallt von blonden, reichen Locken und von dem ſchwarzen Haarbuſch, geſtalteten ihn zu einer Erſcheinung, daß Freund und Feind, daß Männer und Frauen bewundernd zu ihm hinaufſchauten. Es war, als ſchämte er ſich ſeiner Schönheit, denn für gewöhnlich hielt er ſeinen Blick geſenkt, halb bedeckt von den Lidern und den langen, weichen Wimpern. Frieſen war damals achtundzwanzig Jahre alt in der höchſten Glorie der Manneskraft, ein Kind an Gemüth, eine Jungfrau an Reinheit, ein Löwe an Muth. An dieſe edlen Züge traute ſich die röſtende Sonne nicht; während alle Andern von ihr gebräunt wurden, blieb er wie Milch und Blut.

II.

Derſelbe Mann, der wie eine ſchüchterne Jungfrau mit geſenktem Blick dahinſchritt, wurde in der Schlacht zum Wetterſtrahl, war ein ernſter, ſelbſt ſtrenger Vorgeſetzter, aber auch ein vorſorglicher und, was man am wenigſten geglaubt hatte, ein practiſcher Hausvater, der für die Bedürfniſſe der ihm untergebenen Krieger nicht nur mit höchſter Treue, ſondern mit höchſter Umſicht ſorgte. In einem Bivouak, in dem die Leute Fleiſch und Mehl, aber kein Salz und kein Gewürz hatten, wollte das nüchterne Mahl ihnen nicht munden. Frieſen blickte um ſich, ging zu einer nahen Hecke und kehrte wieder, die Taſchen gefüllt mit halbreifen Schlehen, ließ Fleiſch und Brühe noch einmal in die Keſſel legen, legte dazu die Schlehen, ließ das Ganze aufkochen, und Jeder aß nun mit Behagen das Fleiſch mit der angenehm ſäuerlich ſchmeckenden Brühe. Er hatte dieſen gelungenen Verſuch ſeiner Kochkunſt ſeiner Mutter in einem fröhlichen Briefe mitgetheilt; denn wie überhäuft auch ſeine Adjutanten-Geſchäfte waren, zum Schreiben an die Mutter fehlte ihm nie die Zeit, und war's auch nur mit Bleiſtift beim Wachtfeuer, das Knie als Schreibtiſch. Die Mutter ſchrieb ihm eben ſo oft. Nach der Schlacht von Leipzig blieben ihre Briefe aus; ſie war am fünften November geſtorben. Er trug ſchwer daran, doch trug er's ohne Klage. Er ſagte den Freunden, daß er ihnen nun ungetheilt gehöre, daß er friſch bleiben müſſe, denn es gälte mit friſcher und ganzer Kraft für die große Zeit zu wirken. In der Neujahrsnacht vom dreizehnten zum vierzehnten zogen die Preußen bei Caub über den Rhein in Feindesland. Frieſen war damals noch auf deutſchem Boden; denn das Lützow'ſche Corps half Hamburg belagern. Erſt im März betrat Frieſen mit zwei Schwadronen Lützower Frankreichs Erde. Ehe er ſie betrat, gab er ſich mit ſeinem Freunde Vietinghof das Wort, wenn einer von ihnen dort fiele, ſo ſolle der Ueberlebende die Gebeine da nicht ruhen laſſen, ſondern ſie in deutſcher Erde begraben. Frieſen betrat den feindlichen Boden mit Todesahnungen; ſie ſollten bald erfüllt werden, aber anders, unrühmlicher als ſie ihm vorgeſchwebt. Kurz zuvor, ehe ein Theil der Lützow'ſchen Freiſchaar ſich mit dem Blücher'ſchen Heere vereinte, hatte der alte Vorwärts Napoleon bei Laon geſchlagen. Der ruſſiſche General St. Prieſt, der die Abtheilung befehligte, zu der Lützow ſtieß, wähnte ſich daher ſicher vor jedem feindlichen Angriff und verwarf alle Warnungen und Mahnungen des preußiſchen Generals Jagow, der ihn auf das Gefährliche ſeiner ungedeckten Stellung aufmerkſam machte, verwarf ſogar die Möglichkeit, daß er angegriffen werden könne, als er ſchon angegriffen war; denn er hielt in unſeliger Verblendung den Angriff für eine bloße Recognoscirung. So wurden unſere Truppen plötzlich von zehnfacher Uebermacht umringt, ungeachtet des tapferſten Widerſtandes ihre Reihen durchbrochen und zerſprengt; Alles löſte ſich auf in einzelne Abtheilungen; Frieſen war bei einer ſolchen; bald war er ganz allein, ſein ermattetes Roß, ein falbes Koſackenpferd, vermochte ihn nicht weiter zu tragen, er ſtieg ab und führte es am Zügel in einen dichten Wald, um da ſich zu bergen. Da fand er zwei Bauern, die Holz fällten. Entſchloſſen ging er auf ſie zu und verlangte mit der ruhigen Hoheit, die ihm eigen war, ſie ſollten ihn zu ihrer Obrigkeit führen. Was er damit bezweckt, wer kann das jetzt wiſſen? die Bauern konnten nur von ſeinem Befehl, dem ſie unbedingt Folge leiſteten, nicht von ſeiner Abſicht erzählen; vielleicht wollte er ſich dort für einen Parlamentair ausgeben, vielleicht auch nur den rechten Weg finden; daß er, der eben ſo beſonnen als reich an Auswegen war, irgend etwas Kluges im Sinn hatte, iſt wohl unzweifelhaft; denn daß er ſich als Gefangener dem Feinde wollte zuführen laſſen, ſo lange noch die allergeringſte Möglichkeit vorhanden war zu entkommen, das iſt bei Frieſen nicht denkbar. Nachdem ſie eine kurze Strecke gegangen, kam eine Abtheilung bewaffneter Bauern, die damals eine Art Landſturm gebildet hatten, auf ſie zugeſtürzt und verlangten die Auslieferung des feindlichen Offiziers. Die beiden

Bauern, die, wie ſie ſpäter ſelbſt erzählten, ſchnell ein Intereſſe an Frieſen genommen und ihn für eine höchſt bedeutende Perſönlichkeit hielten, verweigerten die Uebergabe; es kam zum heftigen Streit; da riß ein blödſinniger Schäfer, der eine Flinte trug, dieſelbe vom Rücken, legte ſie auf Frieſen an und ſchoß ihm in die Bruſt. Ohne Laut ſank er nieder, die Kugel war mitten durch's Herz gedrungen. So fiel der edle Held nicht im rühmlichen Kampf, wehrlos gemordet durch die Hand eines wahnſinnigen Schäfers. — Als er gefallen, warfen ſich die Elenden über ihn her, riſſen ihm Kleider und Wäſche vom Leibe und ließen ihn völlig unbekleidet liegen. Die beiden Bauern, die das bei der Uebermacht der Gegenpartei nicht verhindern konnten, eilten zum Maire, um ihm Anzeige davon zu machen; er forderte ſie auf, ihn eilends an die Stätte des Mordes zu führen. Als er dort ankam, erfaßte ihn Staunen und Bewunderung; einen ſolchen Rieſenleib, eine ſolche Hoheit und Schönheit hatte er noch nie geſehen; der nackte blutige Leichnam erfüllte ihn mit Ehrfurcht; das müſſe ein hoher Herr, ein Fürſt ſein, meinte er. Er ließ ihn in's Dorf tragen, beſorgte einen Sarg und beſtattete ihn am ſiebenzehnten März Morgens zehn Uhr mit Glockengeläut, Geſang und großer Feierlichkeit. Jahre lang wußten ſeine Freunde nichts Beſtimmtes von Frieſen; er wurde zu den Vermißten gezählt; immer noch mochten ſie die Hoffnung nicht aufgeben, daß er noch wieder auftauchen würde; ſo ſpurlos konnte ein Frieſen nicht untergehen. Wenn er aber in Frankreich gefallen, oder ſeinen Wunden, oder einer Krankheit erlegen, ſeine Gebeine durften dort nicht vermodern; die mußten ruhen in deutſcher Erde; das hatte der Freund ihm verſprochen, das Wort mußte gelöſt werden. Aber um Sclave ſeines Wortes zu ſein, mußte man Herr deſſelben ſein; der Soldat iſt nicht ſein eigner Herr; ſo mußte Vietinghof mit ſchwerem Herzen Frankreich verlaſſen, ehe noch ſeine Nachforſchungen zum Ziele geführt. Er wußte nur, daß Frieſen im Ardennerwald vermißt worden und ſeitdem keine Spur von ihm gefunden war.

Da entwich Napoleon aus Elba, und die verbündeten Heere rückten zum zweiten Mal in Frankreich ein. Vietinghof ſtand bei dem Beſatzungsheer, das in Frankreich nach geſchloſſenem Frieden zurückblieb; und Gott fügte es, daß die Abtheilung, der er zugehörte, gerade in die Gegend verſetzt wurde, in der Frieſen vermißt wurde. Den unausgeſetzten Bemühungen des treuen Freundes glückte es endlich, Spuren aufzufinden über das Verbleiben deſſelben. Er hatte einen Preis ausgeſetzt für den, der ihm Auskunft darüber verſchaffen konnte. Angelockt durch denſelben, brachte ihm eines Tages ein Kundſchafter die Nachricht, daß bei Vietinghof's Compagnie ein Unteroffizier Namens Donner ſtände, der im Beſitz eines Petſchaftes ſei, welches ein im Walde erſchoſſener preußiſcher Offizier bei ſich getragen hätte. Vietinghof ließ ſich das Petſchaft vorzeigen; es war das Dienſtſiegel der Lützow'ſchen Freiſchaar, zu deſſen Führung Frieſen als Adjutant berechtigt war; daß es aber das war, welches er immer bei ſich führte, bezeugte ein eingeſchnittenes Kreuz auf dem runden hölzernen Griff deſſelben. Vietinghof hatte dies Kreuz einſt bemerkt und nach deſſen Bedeutung gefragt; worauf Frieſen lächelnd antwortete: „Daraus kannſt Du ſehen, wie pfiffig ich bin; da wo oben das Kreuz ſteht, da ſteht unten im Petſchaft der Adler; ſo bin ich ſicher, daß der Adler beim Siegeln immer oben ſteht.“ Auch in ſolchen Kleinigkeiten zeigte ſich ſein praktiſcher Sinn.

Als der Unteroffizier befragt wurde, wie er zu dem Dienſtſiegel gekommen ſei, erklärte er, daß er's von einem franzöſiſchen Bauer in dem benachbarten Dorfe Lobbe, bei dem er in Quartier gelegen, zum Geſchenk erhalten. Vietinghof begab ſich ſofort nach Lobbe, erhielt da die Beſtätigung und durch den Maire, an den er ſich wandte, Mittheilung über die oben angegebenen näheren Umſtände; denn der Maire war derſelbe, der Frieſens feierliches Begräbniß angeordnet und darüber, ſo wie über alle näheren Umſtände ein Protokoll aufgenommen hatte, das er dem Freunde in Abſchrift mittheilte. Ein Zweifel darüber, daß die damals begrabene Leiche Frieſens Heldenleiche geweſen, konnte nicht ſtattfinden; einer von den Holzſchlägern, die Frieſen damals geführt, bewahrte und übergab eine Landkarte, welche der Erſchoſſene bei ſich getragen. Vietinghof fand auf derſelben ihm wohlbekannte Bezeichnungen, die Frieſen mit eigener Hand gemacht. Gern hätte der Freund das Schwert des Freundes heimgeführt; aber die Bauern, die damals den Holzſchlägern den Offizier ſtreitig gemacht, befürchteten Rache und waren durch keine Verſprechungen und keine Drohungen zu bewegen, anzugeben, wo es geblieben. Als die theure Leiche ausgegraben wurde, war ſie im feuchten Boden, in dem ſie gelegen, völlig [illegible]weſt; aber die rieſige Länge der Gebeine, ein wackelnder Zahn, den einſt eine zerſpringende Klinge auf dem Fechtboden ausgeſchlagen, und den Frieſen mit raſcher Beſonnenheit ſich in die blutende Lücke wieder eingedrückt, drei blonde Locken, die wunderbar auf dem Schädel ſich erhalten, der Schädel ſelbſt, der noch eine kleine Vertiefung von einer Wunde zeigte, die er als achtjähriger Knabe durch einen Steinwurf erhalten, Alles zeigte dem Freunde, daß er das Haupt des theuren Verblichenen in ſeiner Hand trug, an ſein Herz drückte und es mit der heiligen Scheu küßte, mit der er lebend die edle hohe Stirn des Freundes geküßt hatte.

Vietinghof nahm die gebleichten Gebeine, von denen auch das Kleinſte nicht fehlte, mit ſich. Neunundzwanzig Jahre lang zog er mit ihnen umher; denn ſein wechſelvolles Leben geſtattete ihm nicht, ſie mit den Ehren zu beſtatten, deren ſie würdig waren. Endlich im Jahre 1843 wandte er ſich an Friedrich Wilhelm IV., der verhieß ihnen ein feierliches Begräbniß auf dem Berliner Invaliden-Kirchhof. An Frieſens Geburtstage am fünfzehnten März wurde er beſtattet. Im Invalidenhauſe war er ausgeſtellt. Seine Gebeine, ſchneeweiß gebleicht von der Zeit, waren kunſtreich zuſammengefügt; ſie lagen im offenen Sarge, reich mit Blumen geſchmückt, der Schädel mit einem Lorbeerkranz geziert. An ſeinem Haupte gedachte ein alter Freund und Mitturner, Profeſſor Zeune, tief ergriffen der Verdienſte Frieſens um das Vaterland. Da brach die Sonne, die bis dahin von dunklen Wolken verhüllt, hellleuchtend hervor; ſechzehn Unteroffiziere hoben den mit Waffen und Lorbeerzweigen geſchmückten Sarg und trugen ihn zum Grabe; dort ſprach Prediger Seidig in tief beredter Weiſe von des Abgeſchiedenen Verdienſte um die Jugend, und ſegnete die Gebeine ein. Da wurde manch Auge naß, das lange nicht geweint, und manche Thräne rann über ein gefurchtes Antlitz in einen grauen Bart.

Frieſen ruht neben Scharnhorſt; nur die Länge des Grabhügels deutet die Größe des Mannes an, der darunter ruht. Epheu deckt das Grab, aus dem ein einfaches Kreuz von Eiſen mit Frieſens Namen ſich erhebt.

Arndt ſingt von ihm:

War je ein Ritter edel,
Du warſt es tauſendmal,
Vom Fuße bis zum Schädel
Ein lichter Schönheitsſtrahl; —
Mit kühnem und ſtolzem Sinne
Haſt Du nach der Freiheit geſchaut,
Das Vaterland war Deine Minne,
Es war Dir Geliebte und Braut.

Du haſt die Braut gewonnen
Im ritterlichen Streit,
Dein Herzblut iſt verronnen
Für die viel edle Maid; —
In Wälſchland von grimmigen Bauern
Empfingſt Du den tödtlichen Streich,
Drob müſſen die Jungfrauen trauern,
Die Blume der Schönheit iſt bleich.

Friedrich Wilhelm III.*)

I.

Am dritten Auguſt achtzehnhundert neun und vierzig wurde im Berliner Thiergarten der Grundſtein gelegt zu dem hier nachgebildeten Denkmal, welches die Stadt dem Könige Friedrich Wilhelm III. errichtete. Nahe dieſem Denkmale ſteht noch ein anderes, welches dem Andenken der unvergeßlichen Königin Luiſe geweiht iſt. Auf einer kleinen ſchattigen Inſel erhebt ſich ein einfacher Altar, lieblich geſchmückt mit friſchen Blumen, die ihn umgeben und die nicht aufhören zu blühen, bis der Winterſchnee ſie bedeckt. So wie aber der Schnee ſchmilzt, prangen wieder neue Blumen auf der kleinen Inſel. Im Angeſicht derſelben ſteht das Denkmal für Friedrich Wilhelm III. Da ſehen wir ihn, wie wir ihn gern im Thiergarten wandeln ſahen; ſchlicht, leutſelig, wie ein Vater unter ſeinen Kindern, denen er ſo gern und ſo oft Liebe erwies, für die er auch den Thiergarten zugänglich machte und zu freundlichen Spaziergängen herſtellen ließ.

Denkmal Friedrich Wilhelm III. im Berliner Thiergarten.

Aber nicht nur an die großen Landeskinder dachte er, auch die kleinen, die noch im Sande ſpielten, vergaß er nicht. Früher war der Thiergarten zum Theil wüſt und wild und man durfte gehen wo man wollte oder konnte. Da ſah der König Kinder auf der Erde ſpielen, die ſich Häuſerchen und Backöfen im Sande bauten und es jammerte ihn, wenn er dachte, daß durch die Verſchönerungen, die jetzt vorgenommen wurden, die armen Kinder um ihre Freude kamen, deshalb befahl er, daß ein Platz bleiben ſollte ohne alle Kultur, auf dem die Kinder im Sande ſpielen und wühlen konnten, wie bisher. Der Platz iſt heute noch vorhanden; die Kinder ſpielen darauf und wiſſen es nicht, wem ſie dieſe Freude verdanken. Mit dieſem wüſten Sandplatz hat ſich der König ein Denkmal geſetzt, das um ſo ſchöner iſt, weil er nie daran gedacht hat, daß ihm das ein Denkmal ſein ſollte.

Gern ſah Friedrich Wilhelm III. den munteren Spielen der Kinder zu und freute ſich ihrer Naivität. Als er geheilt von dem Beinbruch, der ihn lange an's Lager feſſelte, zum erſten Mal wieder an's Fenſter trat, ſammelten ſich ſchnell Berliner Gaſſenjungen unter demſelben, blickten jubelnd hinauf und ſangen:

---

*) Wir verdanken dieſe zum Theil noch nicht anderweitig bekannten Mittheilungen dem Verfaſſer der mit ſo vielem Beifall aufgenommenen Characterzüge von Friedrich Wilhelm IV., welcher von Friedrich Wilhelm III. ſelbſt ſchon früh bemerkt wurde.

Heil Dir im Siegerkranz.
Unſern König ſeine Beene ſind wieder ganz.

Das erfreute den König, er ließ die Knaben in's Schloß rufen und ſie mit Kuchen und Obſt bewirthen.

Die meiſten Häuſer Potsdams ſind ganz oder doch theilweiſe durch königliche Gelder erbaut; ohne Erlaubniß der Baubehörde darf nichts an ihrer Façade geändert werden, dieſe Beſchränkung erſcheint manchem Beſitzer läſtig; der Eigenthümer des Hauſes Nummer 2 am Blücherplatz (jetzt im Beſitz des Stadtrath Jacobs) hatte ſich vergeblich bemüht, eine Aenderung an der Façade vornehmen zu dürfen; da wandte er ſich endlich an den König ſelbſt und überreichte ihm auf der Pfaueninſel perſönlich die betreffende Suplik. Der König war anfangs etwas ärgerlich und ſagte: „Von Friedrich dem Großen ſelbſt entworfen, eine ſchöne Façade, iſt doch ein Eigenſinn von Ihnen.“

„Nein, Ew. Majeſtät, nicht Eigenſinn,“ erwiederte der Mann, „es iſt nur, weil ich meine Kinder lieb habe.“

„Was, Kinder lieb haben, was hat das mit der Façade zu thun?“

„Die Fenſter von meiner Wohnſtube gehen bis auf die Dielen herunter, nun iſt mir meine Frau geſtorben und ich kann mir nicht wie die Vornehmen eine Gouvernante für meine Kinder halten, da bin ich denn immer in Sorgen, daß die Kinder die Fenſter aufmachen und hinunterſtürzen.“

„Warum denn das nicht gleich geſagt? Habe nichts dagegen. Façade ändern laſſen.“

So hatte der König hier, wie beim Sandberge im Thiergarten, das Wohl der Kinder im Auge, und die veränderte Façade, die einzige in ganz Potsdam, an der eine ſolche Veränderung geſtattet wurde, mahnt an ſeine treue Sorge auch für das Kleinſte und für die Kleinſten.

Dem Bildhauer, Profeſſor Drake, der das marmorne Denkmal meißelte, mag ein ſolcher Kinderfreund vorgeſchwebt haben. In milder Majeſtät, mehr Landesvater als Herrſcher, ſteht der König da; verſtändlich für den Ungebildeten, ſinnreich für den Hochgebildeten, lieblich für Alle ſind die Figuren, die den Unterbau ſchmücken. Es ſind ſpielende glückliche Kinder, ſie füttern Schwäne, belauſchen ein Eichhörnchen, winden Blumen zum Kranz und ein alter Großvater ſchaut fröhlich zu und freut ſich über die Luſt der Enkel, wie ſich der alte König freute über das Wohlergehen ſeiner Landeskinder. Etwas Schöneres hat noch kein Künſtler gearbeitet zu ſeiner Zeit. Das Wetter aber war nicht ſchön am Tage der Grundſteinlegung. Der Regen ſtrömte wolkenbruchartig, die Straßen ſchwammen und waren öde und leer wie um Mitternacht. Und doch war ein zahlreiches Publikum gekommen. Als aber der König Friedrich Wilhelm IV. kam und die Königin, und die Prinzen und Prinzeſſinnen, hörte es im Augenblicke auf zu regnen, und als der Geſang angeſtimmt wurde: „Lobe den Herrn,“ da brach die Sonne hervor und ſchien liebend und leuchtend hernieder, und die Tropfen auf den Bäumen und Grashalmen glänzten wie Freudenthränen.

Der Himmel blickte klar während der ganzen Feier, auch nicht ein Wölkchen zeigte ſich. Als der Grundſtein gelegt war, kamen der König und die Prinzen, die Miniſter und Generäle und wer ſonſt noch dazu gehörte und thaten die gewohnten drei Hammerſchläge auf den Stein. Die meiſten tippten nur zierlich, als aber der Sohn unſeres jetzigen Königs kam, ein friſcher, kräftiger Jüngling, ſchlug er feſt und ſicher dreimal mit dem Hammer, als wollte er damit dem ſeligen Großvater ſagen: „Ich will ſein wie Du, feſt und ſicher.“ — Das war Friedrich Wilhelm III., ein ehrenfeſter Bürger und dabei König durch und durch; König im Miniſterrathe, König vor der Fronte, König auf dem Pferde, König zu Fuß, jeder Zoll ein König. Auch wer ihn vorher noch nie geſehen hatte, und ihn bei dem Wettrennen über die Bahn ſchreiten ſah, im einfachen Ueberrock und der Feldmütze, umgeben von andern hohen Häuptern, Feldherrn und Staatsmännern, der ahnte, der wußte: Das iſt der König. Eine ernſte Majeſtät lag in ſeiner ganzen Haltung, aber eben ſo ſehr und vielleicht noch vorwiegend eine milde Majeſtät. Feſt und mild war ſein Blick, war ſeine Herrſchaft als Hausvater, als Landesherr, und dieſe milde Feſtigkeit nahm zu mit den Jahren. Er ging von Kindheit an durch eine ſchwere Schule, aber er lernte in dieſer Schule etwas Anderes, als die Meiſten darin gelernt haben würden, denn ſeine Anlagen waren anders, als die der Meiſten. Er ſah nicht das Glück einer herzlichen Ehe, aber er ward ein muſterhafter Gatte; er genoß nicht das Glück väterlicher Liebe, aber er ward ſeinen Kindern der liebevollſte Vater. Seine Bildung erfolgte in einer Zeit, wo Freigeiſterei und Verhöhnung alles Heiligen an der Tagesordnung waren, er ward ein frommer Fürſt; ſeine Gefühle erwachten in einer Zeit, wo freche Sittenloſigkeit in den höheren Ständen herrſchte, er blieb rein. Bei allen Verlockungen zu Abwegen blieb er tugendhaft und ſein Gemüth wie ein blankgeſchliffener Spiegel.

Sein erſter Erzieher, der Geheimrath Beniſch, war redlichen Charakters, doch finſter und hypochondriſch, er unterdrückte jeden Ausbruch von Fröhlichkeit in dem Knaben, aber das Herz des Knaben blieb voll Liebe, nur die Aeußerungen der Liebe wurden ſtiller und ſcheuer. Mit ſeinem Vater kam er kaum in Berührung; es war, als ſcheute dieſer den Anblick ſeiner Kinder, denn Kinder ſind für die Eltern ein mahnendes Gewiſſen, und das ſeine ſagte ihm, daß er ihnen kein Vorbild ſei. Auch als der Kronprinz erwachſen war, beſtand kein näherer Umgang zwiſchen Sohn und Vater, von Staatsgeſchäften erfuhr der künftige Herrſcher ſo wenig, daß er einſt einem Supplikanten, der ſeine Verwendung in der Verwaltungs-Angelegenheit erbat, den Beſcheid gab: Der Kronprinz ſtehe der Regierung ſo fern, daß er dem Supplikanten nur anheim geben könne, ſich an den betreffenden Miniſter zu wenden.

Als Kind bewohnte er gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Louis ein Paar Manſardezimmer; die Wohnung war ſo eng, daß eine Mineralien-Sammlung, die Beide gern gehabt hätten, nicht angeſchafft werden konnte, weil kein Raum zu deren Aufſtellung zu beſchaffen war. Die Lebensweiſe beider Prinzen war im hohen Grade einförmig, ein Spaziergang mit dem Erzieher, auf welchem für einen Groſchen Kirſchen gekauft wurden, war ein Ereigniß; einen tiefen Eindruck machten, wie der Kronprinz den Seinigen als König ſelbſt erzählte, zwei Unterhaltungen, die er mit Friedrich dem Großen gehabt. Der große König hatte ihn, als er etwa ſieben Jahr alt war, zu ſich kommen laſſen, hatte ihn mit Zuckerwerk tractirt und ihn liebreich gefragt, was er ſich wohl wünſche. Der Knabe vermochte nicht, ſich ſogleich auf etwas zu beſinnen, ſagte aber endlich auf wiederholte Fragen: „Eine Uniform möchte ich gern haben." Das ſchien den König zu freuen, er ſagte: „Gut, die werde ich Dir machen laſſen, was möchteſt Du denn aber ſonſt noch gern haben? Da eben einige Hunde um den König herum ſpielten, ſagte der kleine Prinz: „Einen Hund möchte ich gern haben." Das ſchien dem König noch mehr Freude zu machen, er ſagte: „Alſo Hunde haſt Du gern? Du ſollſt einen haben." Schon am folgenden Morgen kam der Schneider und nahm ihm Maaß zu einer vollſtändigen Uniform und am Nachmittag kamen zwei Lakaien mit drei Hunden, die der König ſchickte, damit der Prinz einen derſelben auswählen ſollte. Nachdem der König dieſe drei aus der Zahl ſeiner Hundeſchaar ausgeſucht und ſie den Lakaien übergeben hatte, ſagte er zu ihnen, indem er auf einen rehfarbenen Hund zeigte: „Gebt Acht, den wird er wählen." Als die Bedienten die Hunde nun vorführten, erzählten ſie ihm, daß der rehfarbene ſehr gutmüthig und zutraulich wäre, die andern wären falſch und biſſig, der aber wäre wie ein Lamm. Da ſagte der Prinz: „Den will ich haben." Wie ſie nun zum König zurückkamen und ihm berichteten, daß der Prinz den rehfarbenen gewählt hätte, ſagte er ganz erfreut: „Seht Ihr, das hab' ich wohl gewußt, daß er den wählen würde.“

Ein anderes Mal, als der Kronprinz etwa vierzehn Jahr alt war, begegnete er Friedrich in einer Allée von Sansſouci, der König redete ihn an und fragte ihn ſehr genau über Alles das, worin er Unterricht bekam, beſonders genau ging er in Geſchichte und Mathematik ein. Nachdem dies längere Zeit gedauert, zog er Lafontaine's Fabeln aus der Taſche und forderte den Prinzen auf, eine davon zu überſetzen. Das ging ohne Anſtoß; der König äußerte ſeine Zufriedenheit darüber, der Prinz ſagte aber ehrlich: „Die andern würden nicht ſo gut gehen, aber die hat der Lehrer erſt geſtern mit mir durchgenommen.“ Da ſprach der König ſichtlich erfreut, indem er dem Knaben die Wangen ſtreichelte: „So iſt's recht, immer ehrlich und aufrichtig, wolle nie ſcheinen, was Du nicht biſt, ſei ſtets mehr als Du ſcheinſt.“

Als der König den Prinzen entließ, ſagte er: „Werde was tüchtiges, par excellence. Ich bin am Ende meiner Carriere und mein Tagewerk iſt bald abſolvirt, und nach meinem Tode wird's pêle-mêle. Du wirſt einmal einen ſchweren Stand haben. Habilitire Dich; ſei ferme. Wache über unſere Ehre und unſern Ruhm, begehe keine Ungerechtigkeit, dulde aber auch keine.“ Beim Abſchiede reichte ihm der König die Hand, küßte ihn und ſprach: „Vergiß nicht, was ich Dir geſagt habe.“

Es iſt oft erzählt und ſelbſt bildlich dargeſtellt worden, daß der Prinz einſt als Knabe in dem Arbeitszimmer Friedrichs des Großen geſpielt und dabei ſeinen Federball auf des Königs Schreibtiſch geworfen, worauf der König den Ball eingeſteckt und weiter geſchrieben habe; da hätte ſich der kleine Prinz vor ihm hingeſtellt, den Arm in die Seite geſtemmt und in einem entſchiedenen Tone zu ihm geſagt: „Ich frage Ew. Majeſtät, wollen Sie mir meinen Ball wiedergeben oder nicht?“ Der König habe ihm darauf den Ball lächelnd zurückgegeben mit den Worten: „Du biſt ein braver Junge, Du wirſt Dir Schleſien nicht nehmen laſſen.“ Friedrich Wilhelm III. hat nie etwas davon erwähnt, deſſen ungeachtet könnte es wahr ſein, denn ein Vorfall, der Anderen bedeutend erſchien, brauchte es dem Kinde nicht zu ſein und konnte deshalb leicht von ihm vergeſſen werden; aber die Anecdote erſcheint innerlich unwahr. Friedrich Wilhelm wurde als Kind ſo eingeſchüchtert, daß ihm davon zeitlebens eine gewiſſe Scheu zurückblieb und er gewiß nie den kecken Muth zu jener Aeußerung gehabt hatte; auch war ein ſolch' freies Umherſpielen im Arbeitszimmer des Königs ganz gegen den Gebrauch des damaligen Hofes. Beachtet man ferner, daß der König ausdrücklich erzählte, er habe Friedrich den Großen nur zweimal in ſeinem Leben geſprochen, ſo kann man nur ſagen: Schade, daß die hübſche Anecdote nicht wahr iſt.

Auf den Geheimrath Beniſch folgte als Erzieher der Graf Brühl, ein feingebildeter Mann, der den Prinzen in das Handwerk des Krieges, aber zugleich in die Handwerkſtätten des Friedens einführte; der Schüler zeigte ruhiges, beſonnenes Auffaſſen und ein klares Urtheil. „Warum werden die Kanonenräder nicht mit vollſtändigen Reifen wie die Kutſchenräder beſchlagen, ſondern mit einzelnen Schienen?“ fragte er zu Berlin einſt in der Werkſtatt des Artillerie-Trains; doch beantwortete er ſich ſelbſt die Frage ſofort: „wahrſcheinlich, weil einen gebrochenen Reifen nicht jeder Schmied zu repariren verſteht, eine ſolche Schiene aber, wenn ſie losgeht, ſelbſt ein Kanonier wieder zu befeſtigen und jeder minder geſchickte Schmied aufzulegen vermag.“

Am 17. Juli 1787 wurde er confirmirt. In dem Glaubensbekenntniß, das er niederſchrieb, kommen folgende Stellen vor: „Meine Entſchließung iſt, in allen Dingen mit Verſtand und Ueberlegung zu handeln; und die beſten Mittel zur Ausführung guter Abſichten anzuwenden. Da aber mein Verſtand eingeſchränkt iſt, und ich ſehr leicht irren kann, ſo will ich in allen wichtigen Dingen den Rath weiſer, erfahrener und guter Menſchen ſuchen und benutzen. Ich will überall nur das unternehmen, was ich als recht vor Gott und für meine

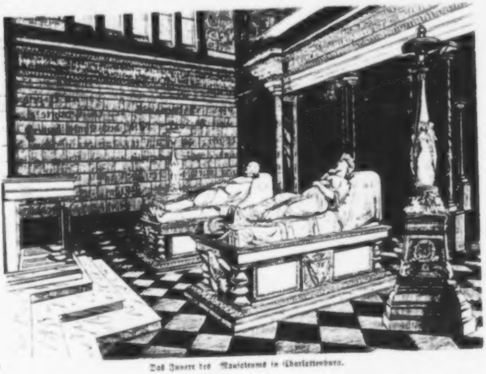
Pflicht erkenne; und dann will ich auf Gott hoffen, und mir alle ſeine Schickungen gefallen laſſen;" und weiter hin: „Die Liebe des Nächſten bin ich ſchuldig dadurch zu beweiſen, daß ich nicht allein Niemanden in der Welt auf irgend eine Art beleidige oder kränke; mich gegen Niemand ungerecht, hart und unverſöhnlich beweiſe, ſondern gegen Jedermann redlich, freundlich, ſanftmüthig und dienſtfertig ſei, mein gegebenes Wort heilig halte, einem Jeden ſo viel Gutes erweiſe, als ich nur irgend kann und auch meinen Feinden und Beleidigern von Herzen vergebe." — Der Inhalt dieſer Worte iſt der Inhalt ſeines innern und äußern Lebens geworden. —

Die Rheincampagne machte er vereint mit ſeinem königlichen Vater, doch blieben beide auch hier größten Theils getrennt; ſo leitete der Prinz abgeſondert von der großen Armee längere Zeit die Belagerung von Landau. Während dieſer Campagne ſah er zum erſten Mal die Prinzeß Louiſe von Mecklenburg-Strelitz, die in Hildburghauſen bei ihrer verheiratheten Schweſter ſich aufhielt. Wie ein Blitzſtrahl traf ihn ihre wunderbar ſchöne Erſcheinung und entſchieden war's in ſeinem Herzen: dieſe oder keine Andere wird meine Frau! Sie ward es; denn ſein königlicher Vater billigte die Wahl und freute ſich väterlich der holdſeligen Schwiegertochter. Am Tage der Vermählung wollte die Stadt Berlin ihre freudige Theilnahme durch eine allgemeine Beleuchtung ausſprechen, als das der Kronprinz hörte, ſchrieb er an den Magiſtrat: er erkenne dankbar die wohlmeinende Abſicht, aber die Stadt würde ihm eine größere Freude machen, wenn die Erleuchtung unterbliebe und die dafür beſtimmten Summen zur Unterſtützung der Wittwen und Waiſen der im Kriege Gebliebenen verwendet würden.

Im folgenden Jahre ſchenkte der König ſeiner anmuthigen Schwiegertochter das Schloß Oranienburg, das er nach ſeinen eigenen Angaben hatte ausbauen und ausſchmücken laſſen, er führte ſie perſönlich in ihr Eigenthum ein, zeigte ihr, die als das neunte Kind armer fürſtlicher Eltern an eine große Einfachheit, ja ſelbſt an Beſchränkung gewöhnt war, alle die Pracht und Herrlichkeit, die jetzt ihr Eigenthum werden ſollte, und ſagte der Ueberraſchten: wenn ſie noch irgend einen Wunſch hätte, ſo möge ſie ihn ausſprechen. „Ja," ſagte die Kronprinzeß, „einen Wunſch habe ich noch." „Und der iſt?" fragte der König, der wohl erwartet hatte, daß ſie ſagen würde, was ſie empfangen, gehe weit über ihre Wünſche hinaus. „Eine große Hand voll Geld für meine Armen," ſagte die Prinzeß. Statt der Hand voll kam ein Kaſten voll Geld. Wie prächtig aber auch das Schloß eingerichtet war, das junge Paar zog es vor, ſeine Muße-Zeit auf dem Gute Paretz zuzubringen, welches der Kronprinz von ſeinen Erſparniſſen gekauft hatte und deſſen Bewirthſchaftung er vereint mit ſeiner Gattin leitete, als wären ſie einfache Gutsbeſitzer.

Am 16. November 1797 beſtieg, 27 Jahre alt, Friedrich Wilhelm III. den preußiſchen Thron. Es war ſeine Abſicht geweſen, unter dem Namen Friedrich III. zu regieren, durch Verſehen war ſtatt deſſen Friedrich Wilhelm III. geſchrieben worden, es ſollte geändert werden, aber er gab das nicht zu, denn, meinte er, es mag wohl leichter ſein, ein Friedrich Wilhelm III. als ein Friedrich III. zu werden. Als am Tage nach ſeiner Thronbeſteigung die Kammerdiener beide Flügelthüren des Saals vor ihm öffnen wollten, fragte er: „Bin ich denn in der Geſchwindigkeit ſo dick geworden, daß eine Thür zu eng für mich iſt?" und als der Küchenmeiſter fragte, wie viel Schüſſeln künftig aufgetragen werden ſollten, erwiderte er: „Habe nicht bemerkt, daß ich einen größeren Appetit bekommen habe."

Von ſeiner Gemahlin iſt es bekannt, daß ſie die ſchönſte Frau war, die je einen Thron geziert, weniger bekannt iſt es, daß auch der König der ſchönſte Fürſt ſeiner Zeit war. Seine Schönheit war eine ſo durchaus männliche, daß ſie mit den Mannesjahren zunahm; ſie galt bei den Offizieren für ein Ideal, ſo daß man ihnen keine größere Artigkeit ſagen konnte, als wenn man fand, daß ſie dem König ähnlich wären, und ſie bemühten ſich deſhalb ihm in Wort und Weſen, in Haltung und Kleidung zu gleichen. Seine Erſcheinung hatte etwas imponirendes, am meiſten vielleicht wenn er auf ſeinem hohen Trakehner Braunen die Revue abnahm. Wenn die Pferde der andern Fürſten und Herren in die Gebiſſe knirſchten, wenn ſie unruhig die Ohren ſpitzten, wenn ſie, von Horniſſen und anderm Geſchmeiß gepeinigt, ſtampften und ſtöhnten oder danach ſchlugen, wenn nicht mit dem Fuß, ſo doch mit dem Schweif, — das Königspferd ſtand wie aus Erz gegoſſen und ob es mit Mücken und Bremſen bedeckt war, kein Zucken verrieth ſeinen Schmerz, unbewegt und unbeweglich ſtand das edle Thier da. Der König war der beſte Reiter in der Armee, ſeine Pferde die beſtgerittenen der Welt, er forderte viel von ſeinen Stallmeiſtern und ſie leiſteten was er forderte; ſo vortrefflich waren ſeine Pferde geritten, daß nur ein vortrefflicher Reiter ſie reiten durfte und daß Kaiſer Alexander I. vor dem Berliner Schloß vom Pferde geworfen wurde, weil er ein ſo fein gerittenes Pferd nicht gewohnt war und das fein gerittene Pferd keinen ſolchen Reiter, beide verſtanden ſich nicht, das Pferd gerieth zuletzt ganz außer ſich über die ungewohnte Behandlung und man war genöthigt, dem Kaiſer künftig ein ungebildeteres Pferd zu geben.



Das Innere des Mauſoleums in Charlottenburg.

Es gab nur eine Gelegenheit, bei welcher der König nicht ganz königlich erſchien, ſie kam höchſt ſelten, denn er vermied ſie, aber ſie kam doch: wenn er öffentlich ſprach. Beim Stiftungsfeſt des Potsdamer Militair-Waiſenhauſes, das ſein hundertjähriges Beſtehen feierte, wollte der König den Toaſt auf den königlichen Stifter Friedrich Wilhelm I. ausbringen; man ſah ihm den Kampf an, der in ihm vorging, als er das Glas ergriff, es zitterte in ſeiner Hand, ſein Geſicht ward blaß, es währte eine halbe peinliche Minute ehe er den Mund öffnete und mit unſicherer Stimme ſprach: Auf das Wohl des erhabenen Stifters! Er führte dann das Glas mit einer Haſt zu Munde und ſetzte es, nachdem er trunken, ebenſo wieder hin, man fühlte es ihm an, daß es ihm jetzt behaglicher war, das chwere war geſchehen. Der König, in großer Zurückgezogenheit erzogen, von Natur ſchüch- n, war noch mehr eingeſchüchtert durch ſein Verhältniß zu ſeinem Vater, zu ſeinem Er- her, da mußte jedes öffentliche Hervortreten ihm peinlich, ein öffentlich Sprechen faſt un- öglich werden, darum war ihm ſelbſt ein Geſpräch mit ungewohnten Menſchen unbequem.

Am liebſten lebte er in ländlicher Stille, deshalb baute er ſich, als er älter wurde, ein ines Haus in Charlottenburg an einer abgelegenen Stelle des Parks; im Park begrub er e Königin Louiſe, welche das Volkslied als Geiſt zu ihm ſprechen ließ:

In Charlottenburg bereite,
Beſter Wilhelm, mir mein Grab!

ort ruht er neben ihr — unſer Bild (S. 425.) zeigt ihre Schlummerſtelle mit den un- ertrefflichen Grabmälern von Rauch.

An jenem Hauſe, das er im Garten zu Charlottenburg baute, verwarf er alle die chmückten Façaden, die der Baumeiſter ihm dazu vorlegte und wählte endlich eine ganz lichte mit zwei Säulen, deren Capitäl das einfachſte iſt, was exiſtirt, das vom Thurm der Winde in Athen, welches, nur aus einer einfachen Reihe Acanthusblätter beſtehend, vielleicht das inzige iſt, das in Berlin und Potsdam an irgend einem Gebäude ſich vorfindet. Von dieſem auſe aus machte er oft Spazierfahrten aufs Land, ſo auch in den Schloßgarten zu Schön- auſen, deſſen mächtige alte Bäume, deſſen ländliche, wenig gepflegte Partien er beſonders ebte. Der Weg dahin iſt, wenn man Berlin nicht berühren will, und das berührte er nicht ern, einer der ſandigſten der ſandigen Mark; mit Bedauern hatte der König bemerkt, wie chwer die Pferde an dem Königlichen Wagen zogen, da befahl er, daß zur nächſten Fahrt ahin, ein leichter Kaleſchwagen genommen würde, wie ihn ſonſt nur die Dienerſchaft be- nutzte; der Wagen hatte zwei Sitzbänke, auf der einen ſaß der König mit der Fürſtin von iegnitz, auf der andern Adjutant und Hofdame (Fräulein von Bülow, ſpäter Gattin des eldmarſchalls Diebitſch Sabalkanski), beide Kutſcher ritten auf den Pferden, ſo fuhr der Kö- ig nach Schönhauſen, ging zu Fuß durch den Park, ließ ſich Landbrot und Milch geben nd fuhr dann wieder nach Charlottenburg zurück. Auf dem ganzen Wege hatte er ſeine reude daran, daß es den Pferden gar nicht ſauer wurde, die Fahrt war ihm dadurch ſo ieb geworden, daß er ſie oft auf dieſe Weiſe wiederholte. — Seine Sorge für die Leute war eben ſo groß als für die Pferde. Eines Tages wollte er von der Pfauen-Inſel ab- fahren, der Kutſcher ließ etwas warten, als er angelaufen kam, ſagte er, indem er raſch auf den Bock ſtieg: „Ich habe nur geſchwind ein Glas Bier getrunken, ich hatte gar zu großen Durſt.“ „Wohl Fiſche gegeſſen?“ fragte der König. „Ach nein,“ erwiederte der Kutſcher, „ich habe den ganzen Tag noch nichts gegeſſen.“ — „Was! nichts gegeſſen,“ rief der König, „ich habe für jeden meiner Leute, die mit mir ſind, einen Thaler ausgeſetzt, daß ſie was ordentliches zu eſſen bekommen.“ — „Den Thaler hat mir der Küchenmeiſter auch ausgezahlt,“ ſprach der Kutſcher, „aber s'iſt doch hier nichts zu haben.“ Der König ſagte nichts, ließ aber am Abend den Küchenmeiſter rufen, machte ihm Vorwürfe, daß er den Leuten Geld ſtatt Eſſen gäbe und ſagte ihm: „Eſſen Sie mal einen harten Thaler, wenn Sie Hunger haben! daß mir das nicht wieder paſſirt!“ Von der Zeit an bekamen die Leute des Königs ſtatt des Geldes täglich warmes Eſſen, ſie waren darüber ſehr verdrießlich, denn ſie hatten lieber an den Tagen, da ſie mit dem König abweſend waren, ſich gern mit kalter Küche beholfen, der Thaler war ihnen und namentlich ihren Frauen eine ſehr willkommene Nebeneinnahme geweſen, da ſolche Fahrten oft vorkamen; jetzt fielen dieſe Einnahmen fort, die ihrem Hausſtande ſehr fehlten und der Kutſcher, der das durch ſeine voreilige Klage veranlaßt hatte, mußte viel bittere Vorwürfe hören, die bitterſten von ſeiner eigenen Frau; der König aber hatte keine Ahnung davon, welches Leid er durch ſeinen menſchenfreundlichen

Befehl den Leuten gethan. Er meinte es immer treu, auch da, wo er im gerechten Eifer wohl einmal das Unrechte that.

Der Freudentag, an dem ſein Sohn, der Kronprinz, ihm die Schwiegertochter, die jetzt verwittwete Königin Eliſabeth, zuführte, wurde auf eine ſchaurige Weiſe getrübt. Die prächtige Schloßbrücke, zu der Zeit noch Hundebrücke genannt, war noch im Bau begriffen, doch war die Paſſage über dieſelbe für dieſen Tag hergeſtellt, obgleich ein paar Hundert Schritt weiter eine Nothbrücke errichtet war, welche während des Baues für Fuhrwerk und Publikum die Verbindung zwiſchen beiden Ufern der Spree offen erhielt. Dieſe Nothbrücke hatte in der Mitte ein Paar Klappen, welche aufgezogen werden konnten, um bemaſtete Spreekähne durchzulaſſen. Die Klappe von der Linkenſeite her ragte um etwa einen Zoll über die andere Klappe hervor. Wer, ohne auf den Weg zu ſehen, über die Brücke ging, ſtieß jedesmal mit dem Fuß an die hervorragende Klappe. Das geſchah oft, denn die reichbewimpelten und mit Blumen geſchmückten Schiffe zu beiden Seiten feſſelten die Blicke. Am Abend wurde die im Bau befindliche Brücke geſperrt und nur die Nothbrücke blieb dem Publikum geöffnet. Weshalb dieſe Sperrung eigentlich erfolgte, da es doch offenbar nur ein Gewinn war, wenn dem gewaltigen Strom des Volkes einige Abflüſſe gewährt wurden, iſt ſchwer zu ſagen. Im Publikum hieß es, der Commandeur hätte für ſein Roſengärtchen gefürchtet, das dicht an jener Brücke lag. Was aber auch der Grund war, jene Nothbrücke, ſchmal, wie Nothbrücken ſind, blieb der einzige Weg, über den an jenem Abend der Strom von Hunderttauſenden ſich wälzte. Die Studenten hatten im Luſtgarten nach einem Fackelzug ihre Fackeln auf einen Haufen geworfen, der in hohen Flammen aufloderte. Da hatten ſich viele tauſend Menſchen, vielleicht halb Berlin, verſammelt. Dieſer gewaltige Menſchenknäuel nahm mit einem Mal ſeine Strömung nach den Linden zu. Es hieß, das Brandenburger Thor würde bengaliſch erleuchtet, ein ferner heller Schimmer lockte die Menge nach jener Richtung hin, und alles drängte, ſchob und ſtieß in fröhlicher ungeduldiger Haſt ſeine Vorgänger vor ſich her. Da ſtolperten einige über die hervorſtehende Aufzugsklappe der Brücke; im Begriff ſich wieder zu erheben, wurden ſie niedergeworfen von denen, die ihnen dicht auf den Ferſen folgten. Ueber ſie ſtürzen Andere, immer mehr liegen am Boden, immer größer wird die Laſt, die ſich auf ſie lagert, unaufhaltſam wird mit der Wucht von zwanzigtauſend Menſchen vom Luſtgarten her nachgeſchoben und ein ſtets wachſender Menſchenberg angehäuft. In übermüthiger Luſt drängen und preſſen die Nachfolgenden und ahnen nicht, daß ſie dadurch Tod und Verderben in die vorderen Schichten bringen, von Sekunde zu Sekunde mehr. Schon iſt der aufgethürmte Menſchenwall eine regungsloſe Maſſe, denn die Untern ſind erdrückt, erſtickt, und die noch Lebenden ſind ſo eingekeilt, daß jede Bewegung ihnen unmöglich iſt; während vorn der Tod würgt und Röcheln und Jammergeächz übertäubt wird vom Geſchrei der Todesangſt, ertönt vierzig Schritt davon fröhliches Jauchzen: „Vorwärts“ wird geſchrieen, „immer luſtig voran!“ jauchzt das tolle Gedränge und ahnt nicht, daß nur Leichen, nur ſolche, die im letzten Todeskampf liegen, vorn den Uebergang ſperren. Wie ſehr auch vom Zeughaus-Ufer her Menſchen, die den entſetzlichen, ſich ſtets mehrenden Jammer mit anſahen, über die Brücke hinüberſchreien: „Zurück, zurück! ihr mordet durch euer Drängen!“ Der Ruf erſtirbt ungehört in dem luſtigen Lärm. Endlich, endlich, haben einige ſo viel Beſinnung, daß ſie bis zur nächſten Brücke laufen, von da nach dem Luſtgarten, und ſo dem tollen mordenden Drängen ein Ende machen. Im Augenblick, da ſie dort ankommen, hatten Viele auf der Brücke aber ſchon etwas Luft bekommen. Die eiſernen Stangen des Brückengeländers bogen und brachen unter dem unwiderſtehlichen Andrange. Viele ſtürzten augenblicklich ins Waſſer, Andere wurden nachgeſchoben; die Meiſten wurden von Schiffern gerettet. Aus den vielen Jammerſcenen hier nur eine: Ein junger Maler, der ſchon Anfangs ins Gedränge gerieth, ſah, wie in junges Mädchen zu Boden ſtürzte. Er will ihr helfen, aber er wird vom Menſchenſtrom überwältigt, niedergepreßt; er ſteht noch auf den Füßen, aber mit Grauſen fühlt er, daß ſein Fuß auf dem Geſicht des Mädchens ſteht. Er will ihn heben mit höchſter Anſtrengung, es iſt unmöglich. Immer gewaltſamer wird er niedergedrückt. Er fühlt wie es kniſcht unter ſeinem Fuß, aber willenlos wird er von der Wucht der Maſſe heruntergepreßt. Immer unerträglicher wird die Laſt, die ihn quetſcht, ſchon fühlt er, wie ſein Bruſtkaſten feſt gedrückt iſt. Da brüllt er um Hilfe. Fünf Kunſtgenoſſen von ihm, die vom Zeughaus- ller das Verderben anſehen, ohne ihm wehren zu können, erkennen ſeine Stimme, ſtürmen über den zuſammengepreßten Menſchenberg fort, treten auf Leiber, auf Köpfe und gelangen zu ihrem Freunde. Mit übermenſchlicher Anſtrengung reißen, zerren ſie ihn gewaltſam heraus und ſchleppen ihn auf die Straße. So eingekeilt war er geweſen, daß die Stiefeln zurückblieben und das Beinkleid am Oberſchenkel wie mit der Scheere abgeſchnitten war. Als der gräuliche Menſchenknäuel ſich allmählig entwirrte, zog man 26 Todte und eine bei weitem größere Anzahl Halbtodter aus ihm hervor. Ich wohnte als zweite Gerichtsperſon den Leichenöffnungen bei, die damals noch mit *allen* Selbſtmördern und gewaltſam um's Leben gekommenen vorgenommen wurden. Einige der Leichen gewährten einen entſetzlichen Anblick. Das Geſicht des jungen Mädchen war eine unförmige, mit geronnenem Blut bedeckte Maſſe. In die Wange einer korpulenten Jüdin hatte ein Soldat im Todeskampf ſich tief eingebiſſen. — Bei der Mehrzahl der Leichen zeigten ſich äußerlich keine Körperverletzungen, ſie waren erſtickt. Bei einigen fand ſich erſt bei der Obduction, daß ihnen alle Rippen im Leibe zerbrochen waren. Das junge fürſtliche Paar zeigte den Verwundeten und den nachgebliebenen Angehörigen der Getödteten unermüdliche, unerſchöpfliche Sorge und thätige Theilnahme. Es giebt Verſtümmelte und Töchter, die jener Unfall ihres Verſorgers beraubte, die heut noch Penſion aus der königlichen Chatulle erhalten. Der König war ſehr erzürnt über den Vorfall. Er machte der Polizeibehörde heftige Vorwürfe, daß ſie ſolchen Unglücksfall hatte geſchehen laſſen. Sie entſchuldigte ſich damit, daß ſie vergeblich alles Mögliche verſucht, den Ungeſtüm der Maſſe zu zügeln, daß ihr aber keine Mittel zu Gebote ſtänden, ihre Autorität geltend zu machen, da ihr der Gebrauch ihrer Waffe bei ſolchen Gelegenheiten nicht geſtattet ſei, das Volk das wiſſe und daher ſich ohne Scheu ihren Anordnungen widerſetze. Der König beſtimmte darauf durch Cabinetsordre, daß die Polizeibeamten berechtigt waren, ſcharf einzuhauen, wenn man ihren Anordnungen nicht Folge leiſte. Dieſe Beſtimmung erregte damals eine allgemeine Mißſtimmung und war wohl auch durch die Vorgänge nicht gerechtfertigt.

Der König legte keinen Werth auf Stimmungen, am wenigſten auf ſentimentale, er war voll tiefen innigen Gefühls, aber Feind aller Schwärmerei.

Die Liebe des Königs zu ſeiner königlichen Gemahlin iſt bekannt. Als ſie in Hohenzieritz bei ihrem Vater, dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, geſtorben, ſchmückten die königlichen Kinder die Leiche der Mutter mit Roſen. Ein junger Maler, Sohn des Großherzoglichen Hofgärtners Ternite, malte die Entſchlafene mit dieſem Roſenſchmuck. Der König nahm das Bild mit nach Potsdam, berief den Maler dahin, räumte demſelben ein Atelier neben ſeinem eigenen Arbeitskabinet ein, woſelbſt jener die Königin unter des Königs Aufſicht und Angaben wiederholt malen mußte; der König brachte ihm ſelbſt die Kleider, in welchen die Königin dargeſtellt werden ſollte, er war täglich, oft mit ſeinen Kindern, an der Staffelei und trug das Intereſſe, was er an dem *Malen* nahm, auf den *Maler* über, dem er ſtete väterliche Fürſorge zeigte und den er ſpäter zum Inſpector der Gemälde-Gallerie von Sansſouci machte. Eines Tages als er mit ſeiner älteſten Tochter, der nachmaligen Kaiſerin von Rußland, in das Atelier trat, ſah er, daß das Wort *Italien* mit Kreide auf die Thür eines Spindes geſchrieben war. „Was ſoll das?“ fragte er den Maler. „Ach, Ew. Majeſtät, Italien iſt das Ziel meiner Sehnſucht, es iſt mein höchſter, heißeſter Wunſch, mich dort für die Kunſt auszubilden." „Ach was!" ſagte der König, „hier recht fleißig ſein, können auch hier was tüchtiges lernen." — „Charlotte!" ſagte er zur Prinzeß, „wiſch das da mal aus!" Die Prinzeß mußte das Wort Italien auswiſchen. „So — und nun ſchreibe Potsdam dafür hin!" Nachdem das geſchehen, ſagte der König zu dem etwas niedergeſchlagenen Maler: „Sehen Sie Sich das hübſch alle Tage an, Potsdam iſt der Ort, der Ihnen angewieſen iſt, um hier fleißig zu ſein und was Ordentliches zu lernen." Lange Zeit durfte von Italien nicht die Rede ſein, nach Jahren gab der König aber doch die Erlaubniß und die Mittel zu einer Reiſe dahin, deren ſchöne Frucht die von Ternite herausgegebenen Wandgemälde von Herculanum und Pompeji ſind.

Gradheit und Offenheit konnte der König, ſelbſt wenn ein Tadel für ihn darin lag, nicht nur ertragen, ſondern ſogar ehren. In der Zeit nach 1806, da der König dem General von Marwitz, der damals noch Hauptmann war, erlaubt hatte ein Freicorps zu bilden, ſprach er eines Tages über die Mängel der Heeresorganiſation und zeigte dabei eine tiefe Kenntniß, eine ſo klare Einſicht in alle Verhältniſſe über die begangenen Fehler, daß Marwitz verwundert ausrief: „Und das haben Ew. Majeſtät Alles gewußt?" Worauf der König fragte: „warum ſoll ich denn das nicht gewußt haben?" Marwitz in jugendlicher Uebereilung; über die er erſchrak, ſowie er ſie begangen, brach in die Worte aus: „Und Euer Majeſtät haben es doch nicht beſſer gemacht?" Der König erwiderte gelaſſen: „Iſt das zu verwundern? bei meiner Unerfahrenheit hörte ich auf alte erprobte Männer und traute ihnen mehr als mir."

Selbſt Rügen konnte Friedrich Wilhelm nicht nur tragen, er konnte dem, der ſie ausſprach, auch dafür danken von ganzem Herzen. Ein ſolches Dankgefühl zog ihn zu dem Superintendenten, ſpäter Erzbiſchof Borowski in Königsberg. Er ſagte über ſein Verhältniß zu demſelben: „Wenn ich, umnachtet von der dunkeln, verhängnißvollen Zeit, zweifelte und nach dem Wie, Wo und Warum? fragte, ward Borowski auf die liebenswürdigſte Weiſe unwillig, faßte mich bei den Rockknöpfen, klopfte mir auf die Schulter, ſchüttelte mir die Hand und ſprach, mit dem Ernſt und der Würde eines Nathan vor mir ſtehend: „Sie müſſen glauben lernen. Dem Menſchen geſchieht, wie er glaubt." Alles das war mir ſachlich und perſönlich neu; ſo hatte noch nie Jemand zu mir geſprochen. Die ernſte, oft ſchneidende Freimüthigkeit entfernte mich nicht; zog mich vielmehr, da ſie ſichtbar der Ausfluß der reinſten Theilnahme, ich muß ſagen einer gewiſſen frommen, zärtlichen Beſorgniß war, um ſo inniger zu dem originellen, herrlichen Mann hin und ſein Umgang wurde mir unentbehrlich. Beſonders hat Borowski, durch ſtete Hinweiſung auf das Höchſte, mir auch vorzüglich geholfen, die Bitterkeit, die in dem zerſchmetternden Jahre 1806 in meinem Gemuthe ſich feſtſetzen wollte, zu mildern, und dadurch mich geneigt und fähig gemacht, auch meinen perſönlichen Gegnern und Feinden verzeihen und Gutes thun zu können."

Zu dieſem Vergeben hatte er beſonders vielfache Gelegenheit in den Zeiten, die der unglücklichen Schlacht von Jena folgten. Nichtachtung und Abfall, Hohn und Haß trat ihm da oft entgegen, und ſelbſt von ſolchen Männern, die er einſt für Ehrenmänner gehalten hatte; nur Wenige widerſtanden dem großen Wirbelwinde, der am meiſten die ſogenannten Gebildeten in die Zeitſtrömung des Moments, in die Verachtung des Einheimiſchen, in die Anbetung des goldenen franzöſiſchen Kalbes hineinriß, von dem ſie allein Heilung erwarteten; in jener Zeit ſind Schmähungen von maaßloſer Gemeinheit in Wort und Schrift und Bild über den gebeugten König ergoſſen worden. Doch erhielt er gerade in der ſchwerſten Zeit auch manche Erquickung, die ſeinem Herzen wohlthat und ihm zeigte, daß die Treue im Lande noch nicht ausgeſtorben ſei. Als er Weſtphalen und die Grafſchaft Mark im Tilſiter Frieden abtreten mußte, ſangen die Landleute dort das bekannte Lied: „Es kann ſchon nicht immer ſo bleiben!" mit Abänderungen, die alle darauf hindeuteten, daß die fremdländliche Herrſchaft nicht bleiben, daß ihr alter rechter Herr (wie ſie den König nannten) bald wiederkehren würde; und als die königlichen Domainen zum Verkauf ausgeboten wurden, da war es Ehrenſache, daß ſich kein Käufer dazu finden dürfe, damit ſie dem König erhalten würden, wenn er wiederkehrte, und es fand ſich kein Käufer; wen die Treue nicht vom Kauf abhielt, den hielt die Furcht ab, denn Tod und Verderben waren dem gedroht, der die verruchte Hand nach dem Eigenthum des Königs ausſtreckte. Solche Treue, die dem König nicht unbekannt blieb, that ſeinem Herzen unbeſchreiblich wohl, und er vergaß ſie nie. Auch denen, die ihn am tiefſten kränkten, war er ein milder Richter, ein vergebender Vater. Der Oberſt von Maſſenbach, der bei Prenzlau die feige Capitulation abgeſchloſſen, trieb die Niederträchtigkeit ſeiner Geſinnung ſo weit, daß er dem König drohte, wichtige Staats-Geheimniſſe dem Feinde zu verrathen und die betreffenden Documente ihnen zu übergeben, wenn der König ſie ihm nicht mit einer bedeutenden Summe abkaufe. Dieſer antwortete ihm nicht, ſondern übergab das freche Schreiben dem Kriegsminiſter. Auf deſſen Veranlaſſung wurde er in Frankfurt a. M., wo er ſich in thörigter Verblendung für ſicher hielt, arretirt, ausgeliefert, vor ein Kriegsgericht geſtellt und als Hochverräther zum Tode verurtheilt. Der König begnadigte ihn zu lebenswieriger Feſtungsſtrafe. Auf der Feſtung verſuchte er vergeblich, immer wieder von Neuem, bald auf ſinnreiche, bald auf abenteuerliche Weiſe, auf dem Gnadenwege Befreiung zu erlangen. Sie wurde ihm endlich zu Theil, als der König das Bein gebrochen. Da, in einer ſchmerzensreichen Nacht, gedachte der König derer, die ihn beleidigt und fragte ſich, ob er ihnen wohl Allen von Herzen vergeben. Da fiel ihm Maſſenbach ein. Am nächſten Morgen ſchickte er durch eine Stafette ihm die Ankündigung ſeiner Freiheit zu. Maſſenbach hatte in derſelben Nacht hin und her geſonnen, was er denn noch unternehme, um zur heiß erſehnten Freiheit zu gelangen. Er fand Nichts. Da fiel ihm auf's Herz: Du haſt Alles verſucht, aber du haſt noch nicht gebetet um deine Freiheit. Er verſuchte es, anfangs kalt und ſelbſt widerwillig, aber er betete fort; ihm wurde leichter um's Herz und zuletzt ſo leicht und froh, als wäre er erhört. — In derſelben Nacht kam dem König der Gedanke, ihn frei zu geben.

Der König haßte alle Intriguen, und in ſeinem edlen einfachen Sinn hatte er zuweilen gar keine Ahnung, daß man intriguirte und machte gerade die feinſte Berechnung zu Schanden. Die Stadtverordneten in einer Haupt- und Reſidenzſtadt mußten dem Herkommen gemäß drei Männer vorſchlagen, aus deren Mitte der König ihnen den einen als Bürgermeiſter gab. Um nun ſicher zu ſein, daß ſie gerade den erhielten, der ihnen angenehm war, ſchlugen ſie nächſt demſelben zwei andere vor, von denen ſie feſt überzeugt waren, daß der König ſie nicht wählen würde. Der eine, obwohl ein Ehrenmann, war früher Handwerker geweſen und völlig unfähig ein ſolch' Amt zu verwalten. Der andere beſaß zwar hohe Fähigkeiten und war durch dieſelben, ſowie durch ſeine frühere Stellung völlig geeignet für jenes Amt, er war unbeliebt, ja verhaßt durch ſeine Unverträglichkeit und ſeinen Hang zur Intrigue, einen Hang, der, wie man glaubte, ihn bei Hofe unmöglich gemacht hatte. Es war die Zeit, da der König die neue Agenda gern in alle Kirchen eingeführt ſah und ſogar manche Orden vertheilte, „non propter acta, sed propter agenda" (nicht wegen des Vollbrachten, ſondern wegen des zu Vollbringenden). Er verhieß der Stadt an die Stelle einer kleinen unanſehnlichen Kirche eine große, prächtige zu bauen, ſprach aber den Wunſch aus, daß in derſelben die neue Agenda eingeführt würde. Jener Intriguant erbot ſich die neue Vermittlung zu übernehmen. Die Kirche wurde gebaut. Als ſie beinahe vollendet war, zeigte es ſich, daß die Gemeinde nicht geneigt war, die Agenda anzunehmen und als ihr angedeutet wurde, daß in dem Falle auch die Mittel zum Weiterbau nicht hergegeben würden, forderte ſie, daß die neue Kirche weggeriſſen, und die alte, einfache, die ihren Bedürfniſſen vollkommen genügt habe, wieder hergeſtellt würde. Das erregte den Unwillen des

Königs um ſo mehr, da ſich herausgeſtellt hatte, daß gerade der, der ſich zur Vermittlung angeboten, im Stillen die Gemeinde aufgehetzt und ſie dahin gebracht hatte, jene Forderung zu ſtellen. Er ſei dadurch vollſtändig in Ungnade und der Zutritt zum Hofe wurde ihm verboten. Als nun der König ſeinen Namen unter den Männern fand, welche die Stadt zum Bürgermeiſter zu haben wünſchte, ſprach er: „Der Mann muß große Verdienſte um die Stadt und die Liebe der Bürger in hohem Grade erworben haben, da ſie mir ihn vorſchlagen, obgleich ſie wiſſen, wie er gegen mich gehandelt hat. Ich will ihrem Vertrauen und ihren Wünſchen nicht entgegen ſein.“ Der König ernannte ihn zum Bürgermeiſter, und ließ ihm ſagen, alles Geſchehene ſolle vergeben und vergeſſen ſein, er möge ſein Amt treu verwalten und das Vertrauen der Bürger rechtfertigen.

Einſt wollte ein neuer Miniſter gern einen höheren Beamten los werden, der allerdings ſeiner Stellung nicht gewachſen war; einſt ein tapferer Offizier, war er, wie behauptet wurde, zu ſeinem Poſten durch Verwandte gelangt, die dem Könige nahe ſtanden. Um dieſe nicht zu verletzen, ſchrieb der Miniſter an jenen Beamten: er verkenne ſeine großen Verdienſte nicht, doch ſei es ein Vorurtheil der Zeit, welches fordere, daß gerade Beamte in ſeiner Stellung ſchon zeitig in der Verwaltung thätig geweſen ſeien. Er habe das Vertrauen zu ihm, daß er im Intereſſe des allgemeinen Beſten zurücktreten werde, und erſuche ihn, ihm anzudeuten, welche Rangerhöhung, welchen Orden und welche Penſion er bei ſeinem Rücktritt wünſche, er werde das Alles beim Könige durchſetzen. Der Beamte berieth ſich mit ſeinen Verwandten, ſandte in Folge dieſer Berathung das Schreiben des Miniſters an den König und ſchrieb dazu: Majeſtät würden daraus erſehen, daß der Miniſter ihn aufgefordert habe, um ſeinen Abſchied einzukommen. Er habe zwar geglaubt, daß gerade in dieſer Zeit der Staat Diener bedürfe, die freudig bereit wären, Gut und Leben dem Dienſte des Königs zu opfern, daß er aber auch jederzeit bereit ſei, wenn das Beſte des Staates es erfordere, zurückzutreten, ohne jeden Anſpruch auf Auszeichnung und Penſion, zufrieden, wenn ihm nur die Gnade ſeines Königs bliebe. Der König ſchrieb: „Es iſt jetzt nicht an der Zeit Staatsdiener zu verabſchieden, die ihr Blut für's Vaterland vergoſſen haben, bleiben Sie ferner treu in Ihrem Amte, wie Ich Ihr wohlgeneigter König bleibe.“ Dieſe Cabinetsordre ſandte der Beamte an den Miniſter ein und ſchrieb dazu: er ſei auf Veranlaſſung Sr. Excellenz beim Könige um ſeinen Abſchied eingekommen; wie Excellenz aber aus beiliegender Cabinetsordre erſehen würden, wolle der König ihm denſelben nicht gewähren. Als nun beim nächſten Vortrage der Miniſter von jenem Beamten ſprach und andeutete, daß ein Wechſel in Beſetzung dieſer Stelle doch wohl, wenn der Königliche Dienſt nicht leiden ſolle, unerläßlich ſei, brach der König kurz mit den Worten ab: „Iſt ſchon abgemacht!“ Darauf erklärte der Miniſter ſchriftlich, daß er bei Uebernahme ſeiner Stelle gehofft habe, die Werkzeuge ſeiner Thätigkeit nach ſeiner beſten Ueberzeugung wählen zu dürfen und daß er, wenn ihm das nicht geſtattet wäre, allerdings beſorgen müſſe, daß es ihm nicht möglich ſein werde, das vorgeſteckte Ziel zu erreichen. Er erhielt darauf den kurzen Beſcheid: Da ihm ſeine jetzige Stellung zu mißfallen ſcheine, ſo würde ihm bemerklich gemacht, daß ſein Nachfolger bereits deſignirt ſei. Auch hier brach die Spitze der Intrigue und verwundete im Abbrechen nur ihren Urheber.

Der König ſtrafte nur ungern; in dem Städtchen A. hatten ſich die Bürger geweigert, den Bürgereid zu leiſten, ſie hatten ſich wiederholt den obrigkeitlichen Anordnungen widerſetzt und es war endlich ſo weit gekommen, daß Befehl gegeben wurde, die Widerſpenſtigen in das nächſte Regiment (Prinz Ferdinand von Preußen) zu ſtecken. Der Commandeur desſelben ſtellte aber dagegen vor, daß wenn dieſe Leute gegen das Kantonreglement, oder ausdrücklich zu ihrer Strafe, da ſonſt kein Soldat eine Ackerwirthſchaft beſitzen ſolle, dennoch zu Soldaten gemacht würden, ihre

Wirthſchaften im Fall eines Krieges, bei der Abweſenheit des Bewirthſchafters ruinirt und daß unter dieſer Strafe die Erben und Angehörigen dieſer Leute am empfindlichſten leiden würden; überdies träfe dieſe Strafe des Einſtellens nur wenige, und der größere Theil ginge ſeiner Unbrauchbarkeit zum Soldaten wegen frei aus. Er bat alſo, das Regiment mit der Maaßregel, die einmal rechtlich verabſchiedeten Bürger zu Soldaten zu machen, hochgefälligſt zu verſchonen. Hierauf wurde wieder zur Arretirung der Widerſpenſtigen geſchritten, am 22. November 1797 ward der Rathmann arretirt, die Bürgerſchaft aber machte ihn wieder frei. Nun erfolgte endlich folgende Allerhöchſte Cabinetsentſcheidung, die ſich auf Vorlegung und Prüfung aller vorgefallenen Thatſachen gründet.

„Berlin, den 7. Januar 1797.

Bürger von F.! gern nennte Ich euch meine lieben Bürger und Unterthanen, aber wie kann Ich das, da ihr Meine Geſetze verachtet, ungehorſam gegen eure Obrigkeit ſeid, euch gegen ſie zuſammenrottirt, und ſie durch Gewalt an Ausübung ihrer Pflichten verhindert? Alſo ihr Bürger von F., ihr habt euch ſchwer vergangen und harte Strafe verdient und wenn Ich euch auch bloß nach dem Geſetze behandeln wollte, ſo hättet ihr ſchon die militairiſche Hülfe in euren Mauern, um ſolche zu vollziehen. Allein es ſchmerzt Mich, daß ihr von allen Meinen Unterthanen die Erſten und Einzigen ſein ſollt, an welchen ſolche Strenge ausgeübt wird, und daß ihr auf dieſe Art der Schande und der Verachtung des ganzen Landes bloß geſtellt werdet, wo ſolche rebelliſche Widerſetzlichkeiten, Gottlob, unerhört ſind. Ich will daher die Güte noch einmal an euch verſuchen. — Gehet in euch, folget der Stimme und dem Rathe der guten Menſchen, die unter euch ſind, und nicht den eigennützigen Rädelsführern, die euch zu verführen ſuchen. Leiſtet den Bürgereid, den ihr nach Geſetz und Recht zu leiſten ſchuldig ſeid. — Gehorchet der Obrigkeit, und ſuchet durch eine ruhige und geſetzmäßige Aufführung doch einmal den verhaßten Ruf der Widerſpenſtigkeit von euch abzuwälzen, der ſchon ſeit langen Jahren auf euch ruht und der euch unglücklich macht. Ich bitte euch darum, als ein wohlmeinender Vater und bef[illegible] euch als euer König. — Ihr ſollt Mir alsdann als treue und rechtſchaffene Unterthanen lieb und werth ſein und Ich werde euch in Allem, was Recht iſt, ſchützen. Kehret ihr aber nicht ſogleich zu eurer Pflicht zurück, ſo wiſſet, daß Ich ein ſtrenges Exempel an euch ſtatuiren werde, und daß bereits die erforderlichen Befehle gegeben ſind, auf den erſten neuen Unfug das Militair bei euch einrücken zu laſſen und euch zu harter Strafe abzuführen. Richtet euch alſo hiernach wenn Ich das Vergangene vergeben und vergeſſen ſoll und wenn euch eure eigene Wohlfahrt und die Liebe eures Königs etwas werth ſind.

Friedrich Wilhelm."

Dieſe Liebe artete aber nie in Weichheit aus, davon giebt die folgende Cabinetsordre Zeugniß:

„Sr. Königliche Majeſtät von Preußen u. ſ. w. können den Vorſchlag des Juſtiz-Departements, den zu ſechsmonatlichen Feſtungsarreſt kondemnirten H. zu R., nach ausgeſtandener Strafe wieder in ſein Predigtamt einzuſetzen, nicht beipflichten. Die Immoralität eines Predigers hat einen zu entſcheidenden Einfluß auf die Sitten ſeiner Gemeine, als daß man nicht äußerſt darauf bedacht ſein müßte, ſie gegen alles Aergerniß von dieſer Seite zu ſichern. Dies iſt in dem vorliegenden Fall um ſo nothwendiger, da der H. ſich außer dem Frevel, durch den er in Inquiſition gekommen iſt, ſchlechter Streiche ſchuldig gemacht hat. Bei dieſen höheren Rückſichten kann das Mitleiden mit ſeiner Familie nicht in Anſchlag gebracht werden, ſondern der H. muß ſeiner Stelle entſetzt bleiben. So wie Sr. Majeſtät hoffen, daß das geiſtliche Departement Mittel finden wird, für denſelben auf irgend eine andere Art einen nothdürftigen Unterhalt auszumitteln, ſo wollen Dieſelben ihrerſeits zur Erleichterung ſeines Schickſals dadurch beitragen, daß ſie ihm die zuerkannte ſechsmonatliche Feſtungsſtrafe erlaſſen, und hat das Juſtiz-Departement das Erforderliche in Gemäßheit zu verfügen. Berlin, den 16. Dezember 1797.

Friedrich Wilhelm."

II.

Dem Geſetz vergab er nie etwas, ſelbſt da, wo Männer, die ihm ſehr werth waren, verſuchten ihn dazu zu beſtimmen. Der Buchhändler Reimer gab im Jahre 1823 eine Ueberſetzung der Memoiren von St. Helena heraus. Als er ſie bis zum vierzigſten Bogen gedruckt hatte, erklärte ihm der Cenſor, Geheimrath Jaſois, er könne ihm die Erlaubniß zum ferneren Druck nur unter der Bedingung geben, daß auf dem Titel ein anderer Verlagsort als Berlin genannt würde. Das hatte ſeinen Grund darin: Im einundvierzigſten Bogen dieſer Memoiren kamen harte Schmähungen Napoleons gegen den König von Schweden vor. Unſer Hof war aber gerade damals mit dem ſchwediſchen etwas geſpannt. Der letztere hatte die Verbindung des Kronprinzen mit der zweiten Tochter des Königs, damaliger Prinzeß Alexandrine, jetzt verwittweten Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, gewünſcht. Aber die Verbindung ſeines Kindes und Hauſes mit einem nahen Verwandten Napoleons war nicht nach dem Sinne Friedrich Wilhelms III. Die Bewerbung wurde abgelehnt, mit der bedauernden Erklärung, daß die Hand der Prinzeß bereits dem Erb-Großherzog von Mecklenburg-Schwerin zugeſagt ſei. Unter dieſen Verhältniſſen erſchien es dem Cenſor anſtößig, daß gerade in Berlin ein Buch erſcheine, welches Beleidigungen gegen den König von Schweden enthielte. Reimer wollte ſich der ihm auferlegten Beſchränkung nicht unterwerfen und wandte ſich beſchwerend an den Reſſort-Miniſter, erhielt aber zu ſeiner Ueberraſchung die Antwort, daß der Cenſor ſeine Befugniſſe überſchritten habe, das ganze Werk hätte die Cenſur nicht paſſiren ſollen und dürfe gar nicht erſcheinen. Da Gegenvorſtellungen keinen Erfolg hatten, ſuchte und fand Reimer einen Ausweg. Er übergab das ganze Werk dem Buchhändler Sauerländer in Frankfurt a. M. und überließ ihm den Debit für Süd-Deutſchland, während er ſich den für Nord-Deutſchland vorbehielt. Die Frankfurter Cenſur ließ das Werk ohne Bedenken durch und da ein innerhalb der Bundesſtaaten cenſirtes Werk keiner Recenſur bedurfte, ſo ſah der Miniſter zu ſeinem unwilligen Erſtaunen, daß ungeachtet ſeines entſchiedenen Verbots jene Memoiren in allen Buchhandlungen ausgeboten wurden und zur Schau hingen. Er wandte ſich nun an das Criminalgericht, verlangte die Beſtrafung des Buchhändlers Reimer und ſprach ſeine Ueberzeugung dahin aus, wie es dem Gericht nicht entgehen würde, daß unter den beſtehenden Verhältniſſen den v. Reimer eine empfindliche Freiheitsſtrafe und der Verluſt ſeiner Conceſſion treffen müſſe, zugleich forderte er Bericht über den Erfolg der Unterſuchung. Der damalige Dirigent des Criminal-Gerichts, der alte eiſerne Schmidt erwiderte, die Unterſuchung wäre eingeleitet, über ihren Ausgang würde Bericht erſtattet werden. Einige Zeit darauf lief ein zweites Miniſterialſchreiben ein, unter Beifügung eines vor Jahr und Tag von Reimer herausgegebenen Neujahrwunſches. Es wurde auf die illegalen Geſinnungen hingewieſen, die ſich darin ausſprächen und wie darin ein neuer Grund liege, gegen den v. Reimer mit aller Strenge zu verfahren. Schmidt erwiederte, die Unterſuchung ſei eingeleitet, über ihren Ausgang werde er berichten. Der Ausgang aber war der, daß Reimer völlig freigeſprochen und die Koſten der Unterſuchung niedergeſchlagen wurden. Das Erkenntniß mit ſeinen Gründen wurde dem Miniſter in Abſchrift mitgetheilt. Es war darin auch von den Inſinuationen die Rede, welche ſich der Miniſter erlaubt hatte, ſie wurden als ſehr ungehörig gerügt; es wurde geſagt, wie ſie in vorliegendem Falle völlig unberückſichtigt geblieben wären, wie aber ein weniger unabhängiges Richter-Collegium dadurch hätte zur Pflichtwidrigkeit verleitet werden können. Der Miniſter fühlte ſich dadurch aufs tiefſte verletzt. Er wandte ſich an den Juſtiz-Miniſter, verlangte von ihm die Beſtrafung des Referenten in dieſer Sache, des Juſtizraths Bardua, der jenes Erkenntniß abgefaßt hatte. Der Juſtiz-Miniſter forderte vom Kammergericht Bericht über dieſe Angelegenheit. In dieſem Bericht erklärte das Kammergericht, daß kein Grund vorhanden ſei, gegen den Juſtizrath Bardua einzuſchreiten. Er habe nur im Namen des Criminal-Gerichts gehandelt, wäre alſo etwas Geſetzwidriges geſchehen, ſo ſei nur das Gericht ſtrafbar. Dies ſei aber keineswegs der Fall, vielmehr ſei das Gericht nur zu beloben, daß es ohne Anſehen der Perſon Recht geſprochen habe. Dagegen ſei das Benehmen des Miniſters bedenklicher Art. Bekanntlich würden die Namen der Referenten geheim gehalten und es ſei daher zu beſorgen, daß der Miniſter auf unerlaubtem Wege jenen Namen erfahren, ſie ſtellen daher anheim, ob nicht gegen den Miniſter die Unterſuchung zu eröffnen ſei. Nach ſolchem Beſcheide konnte dieſer wohl nichts anders thun, als die Sache auf ſich beruhen zu laſſen. Der Buchhändler Reimer aber ließ die Sache nicht auf ſich beruhen. Geſtützt auf jenes freiſprechende Erkenntniß, verklagte er den Miniſter beim Kammergericht, indem er behauptete, daß ihm durch die verſagte Erlaubniß zum Druck und durch die Theilung des Gewinnes, zu welcher er ſich in Folge jener Verſagung genöthigt geſehen, ein Schaden von 1800 Thaler entſtanden wäre. Er bat den Miniſter zu verurtheilen, ihm dieſe 1800 Thaler zu zahlen und ſämmtliche Koſten des Prozeſſes zu tragen und zu erſtatten. Das Kammergericht leitete den Prozeß ein und lud den Miniſter zur Klagebeantwortung vor. Derſelbe ſchickte die Vorladung zur Klagebeantwortung an das Gericht zurück und ſprach ſein Erſtaunen darüber aus, daß das Gericht ſeine Stellung ſo ganz und gar verkenne und ihn wie einen Privatmann zur Klagebeantwortung vorladen könne. Er hoffe daſſelbe werde ſeinen Irrthum einſehen und den Prozeß ſofort niederſchlagen, widrigenfalls er ſich genöthigt ſehen würde, die Niederſchlagung durch Erwirkung einer Cabinetsordre zu erreichen. Das Kammergericht erwiderte, daß es Seiner Excellenz unbekannt zu ſein ſcheine; wie es im Preußiſchen keine Cabinets-Juſtiz gäbe, wie ſich die preußiſchen Könige eine ſolche nie erlaubt hätten, wie ein ſolcher verſuchter Eingriff in den Gang des Rechts für den Richter als nicht vorhanden angeſehen werden müſſe, weil für ihn kein anderes Geſetz vorhanden ſei, als das durch die Geſetzſammlung veröffentlichte. Allerdings müßten ſie es dem Miniſter überlaſſen, ob er im Termin erſcheinen wolle oder nicht, machten ihm aber bemerklich, daß er in letzterem Falle als ungehorſam Ausbleibend[illegible]ie jeder Andere würde verurtheilt werden, dem Kläger die 1800 Thaler zu zahlen und die Prozeßkoſten zu tragen und zu erſtatten. Da wandte ſich der Miniſter an den König, bei dem er ſehr in Gnaden ſtand und erſuchte ihn, dem Kammergericht aufzugeben, das ganze Verfahren niederzuſchlagen. Der König forderte vom Kammergericht eine nähere Erklärung darüber, wie die Sachen ſich verhielten. Das Kammergericht erwiderte, daß es außer Stande ſei, eine ſolche Erklärung zu geben, da der Termin zur Klagebeantwortung noch bevorſtehe und der Verklagte ſich noch nicht über die Klage ausgelaſſen habe, ſobald dies geſchehen, würde es Bericht über die Lage der Sachen erſtatten. Da bedeutete der König den Miniſter, wie ihm doch bekannt ſein müſſe, daß ſich der König in Prozeß-Angelegenheiten nicht miſche; wenn der Inſtanzenzug erſchöpft ſei, wolle er Bericht haben wie die Sache ſtehe. So mußte der Miniſter denn in aller Eile einen Anwalt bevollmächtigen, um die Klage zu beantworten. Der Erfolg war der, daß Reimer mit ſeiner Forderung abgewieſen wurde, aber es lag in demſelben ein Beweis mehr für die hohe Unabhängigkeit des Gerichtshofes. Von dieſem Gefühl edler Unabhängigkeit legte der Referent in der Reimerſchen Unterſuchungsſache, Juſtizrath Bardua, auch ein Zeugniß ab. Der Juſtizminiſter fragte ihn, ob es ihm nicht angenehm wäre, aus Berlin verſetzt zu werden, da bei den häufigen Berührungen zwiſchen dem Criminalgericht und dem Polizei-Miniſterium leicht unangenehme Conflicte vorkommen könnten. Er böte ihm deshalb die Juſtizdirectorſtelle in T. an, in der er das Doppelte ſeines bisherigen Gehalts erhielte. Er ſei überzeugt, daß er ſie würdig ausfüllen würde. Der Juſtizrath dankte ihm für dies wohlwollende Anerbieten und bat, daß es ihm erlaubt ſein möge, es abzulehnen. Sein Verhältniß mit dem Miniſter ſei bekannt geworden, werde er jetzt aus Berlin verſetzt, ſo würde man das im Publikum als eine Nachgiebigkeit der Gerichtsbehörde gegen den Miniſter anſehen, und er halte es aus Rückſicht auf die Ehre der preußiſchen Juſtiz für ſeine Pflicht, Berlin nicht freiwillig zu verlaſſen. Der Juſtizminiſter ehrte dieſe Geſinnung und beförderte ihn zum Rath beim Kammergericht.

Auf rückſichtsloſe Treue legte der König großen Werth. Als York in der ruſſiſchen Campagne die bekannte Convention abſchloß, durch die er die Armee dem Könige erhielt und zugleich damit den erſten entſcheidenden Schritt zum Kampf und zum Siege gegen den allgemeinen Feind that, da erklärten ſich alle Offiziere damit einverſtanden, ja begeiſtert dafür; der eine, der damalige Lieutenant von Trützſchler (als Oberſt und Commandeur des Alexander-Grenadier-Regiments in Berlin geſtorben) fragte, ob das mit Genehmigung Sr. Majeſtät des Königs geſchehe. York erwiederte: daß er nicht an des Königs nachträglicher Genehmigung zweifle, daß es aber im gegenwärtigen Augenblick unmöglich ſei, dieſelbe einzuholen. Darauf bat Herr von Tützſchler, daß es ihm geſtattet würde, das Corps zu verlaſſen und ſich zu den preußiſchen Truppen bei der großen franzöſiſchen Armee zu begeben, er halte ſich nicht für berechtigt, ohne des Königs ausdrückliche Genehmigung den Alliirten im Stich zu laſſen. Er erhielt jene Erlaubniß und gelangte nach vielen Fährlichkeiten zu der damals im Elende faſt untergegangenen ſogenannten großen Armee. Der König hat nie mit ihm darüber geſprochen, aber er hat ihn bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet, Herr von Trützſchler avancirte auffallend ſchnell und galt mit Recht als hochangeſehen beim König. Yorks Bericht an denſelben mußte Anfangs Geheimniß bleiben, die Franzoſen hatten Berlin und faſt das ganze Land noch beſetzt, man beſorgte, daß Napoleon die Abſicht habe, den König bei der erſten Veranlaſſung aufzuheben und Preußen zu einer franzöſiſchen Provinz zu machen. Der König hatte dem Major v. T. befohlen, jenen Bericht noch ſpät am Abend zu Hardenberg zu bringen. Als der Major an der Thür des Staatskanzlers anlangt, den Bericht aus dem Buſen ziehen will, iſt er fort, er muß ihn unterwegs verloren haben; die unſeligen Folgen, die das haben kann, treten ihm mit Grauſen vor die Seele. Einen Augenblick ſteht er da ohne Entſchluß, willenlos, überwältigt von der ganzen Schwere ſeiner Verantwortung. Dann ermannt er ſich, er beſchließt, auf dem Wege, den er gekommen, zurückzukehren, das Papier zu ſuchen; findet er's nicht, dann will er zum Staatskanzler gehen, ihm ſagen, was geſchehen, damit die Folgen ſo viel wie möglich abgewehrt werden, — dann aber will er ſich eine Kugel durch den Kopf jagen, denn überleben, mit anſehen, mag er das durch ihn verſchuldete Unglück des Königs und des Vaterlandes nicht. Er kehrt um, faſt ohne Hoffnung. Ein dichtes Schneegeſtöber erſchwert das Suchen; zahlreiche franzöſiſche Patrouillen begegnen ihm auf dem Wege. Er geht immer weiter, ſeine Hoffnung ſchwindet immer mehr und mehr, ſchon iſt er nahe am königlichen Palais, da ſtößt er an etwas Hartes unter dem Schnee, er bückt ſich, es iſt der Bericht! — Er überbringt ihn dem Staatskanzler; er eilt, er ſtürzt nach dem Hausvoigteiplatz, wo ein Freund von ihm wohnt, der Feldprediger Schulz. Er ſtürmt in deſſen Zimmer, er fällt ihm um den Hals, er ruft: „Falle mit mir auf die Kniee und danke Gott mit mir!" — Der König hat nie erfahren, wie nahe ihm das Verderben geweſen. Bald darauf begab ſich der König mit ſeiner Familie unvermuthet und auf Umwegen nach Breslau, das damals, wie der größte Theil von Schleſien, frei von Franzoſen war, ſein offenes Bündniß mit Rußland folgte bald darauf. Der König wurde ſichtbar minder ernſt, ſelbſt heiter. In dieſe Zeit fällt das einzige von ihm bekannt gewordene Witzwort. Ein alter Gutsbeſitzer war ſo befangen, daß er im Geſpräch mit dem König immer Excellenz zu ihm ſagte. Anfangs beachtete das der König nicht, als ſich's aber wiederholte, ſagte er lächelnd: „Thun mir zu viel Ehre an, hab's nie bis zum General-Lieutenant gebracht." (Er beſtieg den Thron als General-Major.)

Während ſeines Aufenthaltes in Breslau geſtatteten die ſehr beſchränkten Räume des

Schloſſes nicht, daß er ſeine Familie bei ſich haben konnte; die Prinzeß Charlotte wohnte daher ganz in der Nähe in dem Hauſe eines Kaufmanns. Eines Tages ging ſie, einfach gekleidet, aus dem Hauſe über die Straße zu ihrem königlichen Vater, da näherte ſich ihr ein blutjunger Landwehr-Lieutenant, der, ſoeben Offizier geworden, in der neuen Uniform ſich für unwiderſtehlich halten mochte und der Prinzeß ſeine Begleitung antrug. Sie eilte, ohne ihn zu beachten, weiter, als er aber zudringlicher wird, blitzt ſie ihn mit einem zürnenden Blick an und ruft: „Ich bin die Prinzeß Charlotte!“ und eilt in's Schloß zum Vater, dem ſie mit Thränen klagt, was ihr ſo eben widerfahren. Der Offizier ſtand wie vernichtet in banger Erwartung deſſen, was da kommen würde. Es ließ nicht lange auf ſich warten; ſchon an demſelben Tage kam der Befehl, ſich beim Könige zu melden. — Als er eintrat, blickte der Monarch ihn lange an ohne ein Wort zu reden und ſagte endlich: „Sie haben vierundzwanzig Stunden Arreſt, nicht weil Sie meine Tochter beleidigt haben, denn die kannten Sie nicht, aber weil Sie unbeſcheiden gegen ein anſtändiges Bürgermädchen waren, denn dafür haben Sie ſie doch wohl gehalten.“ — Damit war er entlaſſen.

Die damals etwa zehnjährige Prinzeß Alexandrine (ſpätere Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin) bemerkte eines Tages an ihrer Hauswirthin, einer reichen Kaufmannsfrau, ein ſeidenes Kleid von ſchönem Stoff, deſſen Muſter und Farbe ihr ganz beſonders gefiel; ſie betrachtete es immer von Neuem mit Wohlgefallen und äußerte endlich mit einem Seufzer: „So ein Kleid möchte ich wohl haben!“ Als nun die Beſitzerin deſſelben erwiderte: „Königliche Hoheit brauche ja nur den Wunſch zu äußern, ſo würden Ihr Königlicher Vater ihn gewiß erfüllen,“ erwiderte die Prinzeß: „Ach nein, ſo ein koſtbares Kleid kauft mein Vater nicht. Vater ſagt immer, wir wären ſehr arme Kinder und müßten uns ſehr einrichten, denn alles Geld was er hätte, gehörte dem Vaterland.“ — Die häusliche Einrichtung und die Beſetzung der Tafel des Königs war in jener Zeit kaum die eines wohlhabenden Privatmannes; ein Stabsoffizier, der in jener Zeit zur Tafel befohlen war, erzählte, daß ſie aus einer Brühſuppe, Rindfleiſch mit Kartoffeln, einem Kalbsbraten mit Backobſt und einem Glaſe Franzwein beſtanden habe. Der Prinzeß Charlotte ſchenkte er zu ihrem ſechszehnten Geburtstage fünf Thaler und ſagte ihr: „Nimm fürlieb damit, ich kann Dir nicht mehr geben.“

Auch in beſſeren Zeiten blieb er, was ſeine Perſon betraf, bei einer einfachen frugalen Lebensweiſe; Potsdamer Theezwieback und Obſt genoß er täglich, die erſteren ließ er ſich, ſelbſt als er in Italien war, nachſchicken, des Abends begnügte er ſich oft mit Milch und Butterbrod, doch ließ er's bei Hoffeſten nie an einer echt königlichen Gaſtlichkeit fehlen.

Er hatte eine ſolche Freude daran, zu helfen, daß er da, wo er nur irgend hörte, Hilfe thäte Noth, ſich ganz ſtill einen Knoten in's Schnupftuch machte, der ihn zu Hauſe an ſein Vornehmen erinnerte. In ſeinen edlen männlichen Geſichtszügen drückten ſich ſeine Empfindungen ſichtbar aus, man konnte es ihm anſehen, wie wohl ihm ſelbſt das Wohlthun that. Seine Freude am Geben und Vergeben war ſo groß, daß bei beiden oft ein fröhlicher Humor durchzuckte.

Ein Reiter vom Garde-du-Corps-Regiment in Potsdam beſaß ein Haus, zu dem ihm königliche Baugelder bewilligt worden waren, er hatte dem Hauſe die vorgeſchriebene Façade nicht gegeben, weil die Mittel dazu nicht ausreichten; die Bau-Commiſſion beſtand darauf, daß es nachträglich geſchehe und drohte ihm mit Execution, wenn er ihrer Verfügung nicht nachkomme; er bat nun den Regimentsſchreiber, ihm ein Gnadengeſuch an den König aufzuſetzen; als der Schreiber aber hörte, daß der Regiments-Commandeur ſeine Bewilligung nicht dazu gegeben, ſie auch ſchwerlich geben würde, wollte er ſich nicht damit befaſſen. Da ſchrieb der Reiter ſelbſt mit zolllangen Buchſtaben ſeine Eingabe an den König und ſagte darin: „Majeſtät, ich habe Ihnen dreiundzwanzig Jahre gedient und das habe ich mit vielem

Vergnügen gethan, ich bin dreimal verwundet worden und das habe ich mit vielem Vergnügen gethan, ich habe mich verheirathet und habe ſieben Kinder, nun aber kommt die Bau-Commiſſion und die coujonirt mich, daß ich mein Haus niederreißen und wieder aufbauen ſoll, und wenn ich das thun ſoll, dann bin ich ein ruinirter Mann, das iſt doch Euer Majeſtät Wille nicht, mithin bitte ich, daß Sie der Commiſſion befehlen, daß ſie mich ungeſchoren läßt." Er erhielt darauf folgende Cabinets-Ordre: „Ihre Bitte, der Bau-Commiſſion zu befehlen, daß ſie von ihrem Verlangen des Façadeumbaues abgehen ſoll, kann ich nicht erfüllen, weil das wider die beſtehenden Geſetze wäre, aber ich habe ihr befohlen, daß ſie Ihnen die Façade auf meine Koſten baut."

Eines Tages trat der König in das Speiſezimmer, als die Tafel abgedeckt ward, ein Lakai hatte ſo eben eine Flaſche Rothwein an den Mund geſetzt und trank; heftig erſchrocken durch den Eintritt des Königs, ſetzte er die Flaſche ſchnell fort, aber ihr Inhalt hatte ſich über ſeine weiße Weſte ergoſſen und verrieth ihn. Zitternd erwartete er ſein Geſchick, aber der König ſagte lächelnd: „Mal wieder durſtig ſein, dann weißen Wein trinken, iſt nicht zu ſehen. Diesmal vergeben ſein!"

Zu einem Hoffeſte waren mehrere Geiſtliche geladen. Nach der Tafel wurde Kaffee getrunken. Um das Halten der Taſſe ſich bequemer zu machen, hatte Einer von ihnen ſein Baret auf ein in dunkler Ecke ſtehendes Tiſchchen gelegt. Ein Lakai, der für ſich eine Menge übrig gebliebenen Kuchens in Beſchlag genommen hatte, warf denſelben, da er den König kommen ſah, in der Angſt ſeines Herzens in das ihm gerade zur Hand liegende Baret. Das Baret des geiſtlichen Herrn war alſo über und über angefüllt mit Kuchenreſten aller Art. Dieſer ergriff das Baret in demſelben Augenblick als der König bereits da war und vor ihm ſtand. Daſſelbe mit ſeinem ſtrotzenden Inhalte in der vorgehaltenen Hand ſehend, ſagte der König zu ihm: „Haben wahrſcheinlich zu Hauſe Kinder und Enkel. Eſſen gern Kuchen. Sehe das mit Vergnügen, haben an ſie gedacht; was mitbringen!" Der Geiſtliche war ängſtlich und verlegen und wollte ſich mit den Worten entſchuldigen: „Weiß in Wahrheit nicht, wie der Kuchen in mein Baret" —; der König aber, der nichts von dem Hergange wußte, erwiderte: „Iſt gar nicht nöthig, daß Sie ſich erſt entſchuldigen, ſehe ſo etwas gerne, haben daran wohlgethan!" — redete dann von anderen Dingen und ging weiter. Nachher erfuhr der Herr den wahren Zuſammenhang und machte dem Geiſtlichen für den unſchuldig erlittenen Schabernack ein angenehmes Geſchenk.

Der König that nur ungern weh und wo es geſchehen, da ſuchte er die Wehthat gut zu machen. Vielleicht hatten die Verletzten ſie lange ſchon vergeſſen, während der König noch daran dachte und eine paſſende Gelegenheit benutzte, ihnen wohlzuthun. Einſt war der General der Cavallerie von Borſtell aus Königsberg nach Berlin berufen worden, um ein großes Cavallerie-Manöver zu leiten; mitten in dem Manöver geriethen durch eine fehlerhafte Dispoſition die Regimenter an einander und es entſtand eine große Verwirrung, die ſelbſt den zahlreichen Berliner Zuſchauern nicht entging. Der König ſchaute finſter drein und ſagte zu Borſtell: „Darum hätten nicht brauchen ſo weit herzukommen!" Drei Jahre darauf leitete der König in Perſon ein ähnliches Manöver, es erging ihm dabei ganz ſo wie Borſtell. Dieſer war als Zuſchauer gegenwärtig. Der König ritt an ihn heran und ſagte: „Haben lange auf Satisfaction warten müſſen, heute haben Sie ſie bekommen!"

Seine Sorge für das Wohlſein und die Bequemlichkeit Anderer war größer als die für ſeine eigene. Auf einer Reiſe nach Petersburg war der neben ihm ſitzende Adjutant, der Oberſt von Witzleben, eingeſchlummert und zwar ſo feſt, daß ſein Haupt auf die Schulter des Königs geſunken war. Eine Zeit lang hielt der König ruhig aus, aber die Laſt wurde mit der Zeit drückend; ſeine Schulter fortziehen, den Adjutanten dadurch wecken, das mochte er nicht, denn er würde beim Aufwachen unangenehm erſchrecken; er ſann alſo, wie er ihn mit einem angenehmen Schreck ermuntern könne, und es gelang ihm zu ſeiner Freude dadurch, daß er mit lauter Stimme rief: „Witzleben, Witzleben, ſind General geworden!“

Der König hatte feinen Takt und einen Zartſinn, der immer das Rechte traf. Als die Kaiſerin Mutter, Maria Feodorowna von Rußland im Jahre 1818 in Potsdam war und auf den heiligen Weihnachtsabend zugleich der Geburtstag ihres kaiſerlichen Sohnes, Alexander I., fiel, da ſagte ſich der König, daß jede, bei ſolcher Gelegenheit gewöhnliche Feier, dem Herzen der hohen Frau nicht zuſagen könne; er ordnete eine kirchliche Feier an und ließ zu derſelben am Tage vorher nach ſeinen eigenen Angaben die Garniſonkirche mit ſchönen bibliſchen Gemälden und mit rothen Drappirungen ſchmücken. Die ganze Feier hatte Bezug auf die Kaiſerin und ihren Sohn und bewegte die Gefeierten tief. Nach dem Schluß derſelben, als der König im Begriff war ſie herauszuführen, ſagte ſie, zu dem Geiſtlichen gewandt: „Sie haben doch eine ſchöne Kirche!“ Da erwiderte der: „So ſchön wie heute, iſt ſie doch erſt ſeit geſtern.“ Der König ſah ihn mißbilligend an, winkte und ſchüttelte mit dem Kopf, als aber die Kaiſerin fragte: „Wie ſo? ſeit geſtern erſt?“ mußte jener doch die Wahrheit ſagen. Da floß Ihr Herz über in Dank und Freude, ſie reichte dem König die Hand und ſprach: „Das iſt zu viel! Die ſelige Stunde vergeß ich Ihnen nie!“ Der König erfreut und ſichtlich bewegt, wollte ihr die Hand küſſen, aber ſie litt es nicht; hingeriſſen von ihren Gefühlen, breitete ſie beide Arme aus und umarmte den König vor der ganzen Kirchengemeinde.

Was die Kaiſerin von ihm nicht leiden wollte, mußte er von einem fremden Fürſten leiden. Als im Jahre 1836 ihn die Söhne des Königs von Frankreich, die Herzöge von Orleans und Nemours beſuchten, und nach mehrtägigem, vielfach gefeierten Aufenthalte und nach einem im Neuen Palais gegebenen prachtvollen Abſchiedsfeſte die Prinzen ſich dem Könige empfahlen, verſuchte es der Herzog von Orleans wiederholentlich, die Hand des Königs zu küſſen, der ſie verlegen zurückzog und auf den Rücken legte. Aber der gewandte Prinz ergriff ſie nochmal mit den Worten: „Mein Vater hat mir befohlen, nicht zurückzukehren, ohne die wohlthätige Hand geküßt zu haben, die zwanzig Jahre lang der Welt den Frieden bewahrt hat.“ Nun reichte ſie ihm der König, umarmte ihn aber auch zugleich.

Ein Landesvater, der, wie Friedrich Wilhelm II[illegible]n liebreicher Vater gegen ſeine Landeskinder war, konnte ſeine eigenen Kinder nicht minder lieb haben. So lange die Königin lebte, ging er jeden Morgen nach dem Vortrage in die Stube, in der die Kinder ſich verſammelten, empfing eines nach dem andern aus den Händen der Mutter und tändelte und ſpielte mit ihnen wahrhaft mutterſelig. Wer von ihnen fleißig und beſonders artig geweſen war, bekam ein kleines Geſchenk aus dem Vorrath, den er ſtets bei ſich in der Taſche führte. Den Weihnachtsbaum ſchmückte er ſelbſt, und ſteckte deſſen Lichter eigenhändig an. Dieſen Gebrauch behielt er bei als ſeine Kinder erwachſen waren und ſelbſt dann noch, als ſie ihren eigenen Hausſtand führten, aber dennoch mit ihren Kindern beim königlichen Vater und Großvater alljährlich den Weihnachtsabend zubrachten. An jedem Morgen wurden ihm aus den königlichen Treibhäuſern die ſchönſten Früchte in Körben auf's Schloß gebracht, er wählte daraus Geſchenke für ſeine Kinder aus und legte Zettel mit dem Namen derer, für die er ſie beſtimmte, auf die Körbe, die ihnen dann zugeſchickt wurden.

Noch einmal tritt Friedrich Wilhelm III. zum Schluß als Vater, als der rechte Landesvater vor uns hin. Und ſo ſpielt denn eure melancholiſchen Weiſen, ihr Invaliden im Thiergarten auf der Drehorgel um ſein Denkmal her! Wie er dort dargeſtellt iſt auf dem Poſtament, und wie der Greis in das Treiben der Jugend hineinlächelt, ſo wird er ſeinem Volke unvergeßlich ſein, der König von fünfundzwanzig ſchwer erkauften Friedens- und Segensjahren.

* * *

Das Kaiſergebirge und ſeine Bewohner.

Von Adolf Pichler.

I.

Wir ſteigen auf dem Bahnhof bei Wörgl, mitten in den Feldern, aus dem Waggon; ein Pfad führt uns in das Dorf, welches als Knotenpunkt mehrerer Straßen eine ſchöne Zukunft hofft und in der weiten Ebene Raum genug hat, ſich auszudehnen, wenn es zu einer Stadt anſchwellen und den Rang einnehmen will, den vordem eine in der Nähe gelegene römiſche Colonie beſaß und ein Neſt wie Rattenberg noch beſitzt, obgleich es mit der Zerſtörung ſeines Schloſſes längſt alles Anrecht darauf verlor. Die Straße führt durch ſchöne Wieſen ſchnurgerade zum Gratenbergl, welches zwar nur eine geringe Höhe erreicht, jedoch rund von ſteilen Felſen umgürtet iſt und daher einſt ein römiſches Caſtell trug, wie dieſes die Ueberreſte andeuten, die man 1809 beim Aufwerfen von Schanzen hier aus dem Boden grub. Die Stelle eines Gipfels nimmt die breite, mäßig gewölbte Fläche ein, auf welcher ſich ein Kirchlein mit einer Einſiedelei nebenan erhebt. Die Burgen der ſtolzen Ritter ſind meiſtens in Trümmer geſunken, dafür ſchauen Capellen oder große Kreuze von den Höhen in das Thal, zum Zeichen, daß der Katholizismus noch eine Großmacht in Tirol ſei, zwar nicht mehr ſo unbeſchränkt wie früher — die Wogen der Zeit ſpülen auch in dieſen Bergen Manches an das Ufer — aber noch immer eine Macht, deren Vertreter leider auch darin einen Schutz ſuchen, daß ſie harmloſen Proteſtanten, welche aus Naturbummelei ſich da und dort ein Sommerhäuschen kaufen, verwehren wollen, Grund und Boden zu erwerben. Das Inn-, Etſch- und Puſterthal ſoll der letzte unbeſtrittene Winkel, das Gaeta nicht ſowohl des Katholizismus, als des Ultramontanismus ſein, den der Zeitgeiſt überall gelähmt hat und bald ganz neutraliſiren wird.

Hier wollen wir jedoch nicht über finſtere Intoleranz klagen, ſondern uns des lichten Frühlings freuen, der das Eis des Winters gelöſt und überall hin ſeine Blüthen geſtreut hat. Nur aus den Reuſen des Hochgebirges ſchimmert der Schnee herab, über den bräunlichen Gipfel der Salve ziehen ſchon grüne Streifen, und die Wolken, welche ſich dunkel über den breiten Flächen der Gletſcher lagern, drohen ein Gewitter. Die Salve kann als der Rigi Tirols bezeichnet werden; man genießt von ihrem leicht erſteigbaren, nur 5602' hohen Gipfel eine prachtvolle Ausſicht, welche nur von der des Unutz am Achenſee übertroffen wird. Daher darf man ſich nicht wundern, wenn das ſehr mittelmäßige Gaſthaus neben der Kirche Nachts ſtets von Solchen beſetzt iſt, welche den Sonnenaufgang erwarten, und das Fremdenbuch Verſe in allen Sprachen enthält, die ebenſo abgeſchmackt, wie an allen Orten ähnlichen Ranges, die Schönheit der Natur preiſen. Den Urſprung des Kirchleins dort oben aber erzählt eine Sage:

In grauer Vorzeit lebte eine fromme Wittwe, Frau Ehrentraut, welche einen Sohn beſaß, deſſen Laſter ſie weniger durch wirkſame Ruthenhiebe, wie ſich Redwitz's Amaranth zu thun vornimmt, als durch Ermahnungen, die an ſeinem verſtockten Herzen wie Waſſer vom Felſen abglitten, zu beſſern ſuchte. Endlich ging er in den Wald und ward Räuberhauptmann. Die Gegend wurde bald durch ſeine wilden Unthaten berüchtigt. Da raffte ſich die Mutter verzweifelnd auf, ihn zu ſuchen und durch ihr Flehen zu bekehren. Drei Tage irrte ſie umher; endlich auf der Höhe der Salve angelangt, ſank ſie, ermüdet von Kummer und Anſtrengung, in Schlaf. Gegen Morgen hatte ſie ein Geſicht. Leuchtend ſchwebte das Haupt des heiligen Johannes über den abgeſchlagenen blutigen Häuptern ihres Sohnes und ſeiner Mordgeſellen. Sie erwachte und betete brünſtig zu Gott, daß er ihn erleuchten möge. Da hörte ſie Fußtritte und ſah den Verlorenen, wie er traurig nachdenkend an der Seite des Berges emporſtieg. Sie ſtürzte ihm entgegen mit dem Ausrufe: „Sohn, erkenne Deine Miſſethaten, thue Buße und rette Deine Seele!“ Betroffen erzählte ihr dieſer, daß er heute Nacht einen Traum gehabt habe, welcher mit jenem der Mutter völlig übereinſtimmte. Dieſe erkannte den Wink des ewigen Richters, fiel auf die Knie nieder und beſchwor den Räuber, ihr zu folgen — zum Gerichte. Von Reue erſchüttert that er es und ſeine Genoſſen begleiteten ihn. Nach kurzem Verhöre wurde er mit ihnen zum Tode verurtheilt und mit dem Henkersſchwerte hingerichtet. Die Mutter verkaufte Haus und Hof; auf der Stätte, wo ſich ihr Sohn bekehrt, ließ ſie eine Kapelle bauen und widmete ſie dem heiligen Johannes.

Es beſuchen jedoch nicht bloß fromme Wallfahrer dieſen Ort, um zu beten, auch luſtig gerauft und gerobelt wurde in früheren Jahren auf den grünen Wieſen da droben. Am Tage Mariä Himmelfahrt verſammelten ſich nämlich hier die Senner aus der ganzen Gegend und rangen, wer von ihnen der Stärkſte ſei. Da es hier ebenſowenig als bei den Turnieren des Mittelalters ſtets glimpflich abging, ſo legte ſich endlich die Obrigkeit drein, ließ die keckſten Burſche abfangen und in den Soldatenrock ſtecken.

Wenden wir den Blick von jenen Höhen. Vor uns läuft die Straße gegen Söll; wo jetzt auf den Wieſen der rothe Klee blüht, floß 1809 das Blut der Oeſterreicher, welche der General Chaſteler am 13. Mai voll thörichten Eigenſinnes hier aufgeſtellt hatte, wo ſie ſich nirgends anlehnen konnten und auch von den Schützen keine Unterſtützung erhielten, weil ſich für ihre Fechtart die Ebene nicht eignete. Die Schlacht ging verloren und der General rettete ſich auf ſeinem ſchnellen Pferde nach Rattenberg.

Dort wo die Straße ſich hinter dem Gehäng des Thales verbirgt, ſteht ein Häuschen, welches ein berüchtigter Zauberer und Hexenmeiſter bewohnt, deſſen Geſchichte, zu undelicat um wiedererzählt zu werden, ein trauriges Licht auf den Bildungszuſtand unſeres Volkes wirft. Wir wollen hierbei einer ebenſo bezeichnenden Begebenheit [illegible]r Nähe von St. Johann gedenken.

Dort ſaß ein junger Bauer auf einem ſchönen Gute; da riß plötzlich eine Seuche unter dem Vieh ein und verödete ſeine Ställe. Wer konnte daran ſchuld ſein als eine Hexe? Alſogleich befragte man einen in ſolchen Dingen vielerfahrenen Hirten; dieſer kam in das bezauberte Haus, ließ alle Bewohner an einen runden Tiſch treten, um zu ermitteln, ob vielleicht der Böſewicht ſich unter ihnen befinde, und öffnete eine Schachtel, in welcher ein großer ſchwarzer Käfer ſaß. Bliebe er ruhig, ſo ſeien die Anweſenden unſchuldig, laufe er auf einen zu, ſo ſei dieſer der Hexenmeiſter. Unglücklicherweiſe befand ſich auch die Mutter des Bauern im Kreiſe und der Zufall wollte, daß der Käfer ſich gegen ſie wendete. Alſogleich ergriff der Sohn einen Knittel und jagte ſie fluchend aus dem Hauſe.

Die Leſer fragen verwundert, ob ich ihnen dieſe Stücklein vielleicht aus dem Mittelalter erzähle? Nein, das trug ſich in den letzten fünf Jahren zu. Vielleicht iſt das Unterinnthal der am meiſten verwahrloſte Theil Tirols? Im Gegentheil! Hier ſind die Leute am geweckteſten, am verſtändigſten; bereits macht ſich das Bedürfniß nach Bildung geltend, und manches Journal, manches Buch verirrt ſich in die abgelegenen Bauernhöfe. Was vor Allem noth thut, iſt die Hebung des Unterrichtsweſens; der Lehrer muß zu einer menſchlichen Stellung, die er freilich auch in manchen andern Gegenden Deutſchlands noch nicht erreicht hat, emporgehoben werden.

Von Gratenbergl führt ein anmuthiger Fußſteig über das ſanfte Mittelgebirge nach Häring, wo Braunkohlen gegraben werden. Der gewonnene Brennſtoff iſt allerdings vorzüglich und erreicht faſt die Güte der Steinkohlen, iſt jedoch in zu wenig ausgiebiger Menge vorhanden, um auf die Gewerbe des Landes weſentlichen Einfluß zu üben. Das ohnehin ſchon arme Tirol iſt von der Gefahr des Holzmangels bedroht und leider iſt keine Hoffnung vorhanden, dieſem durch die aufgeſpeicherten Schätze des Gebirges zu begegnen, ſowie auch der Torf, wenn auch einmal die Vorurtheile gegen ſeine Verwendung gehoben ſind, nur einen geringen Theil des Bedarfs decken wird. Man überließ die Sorge für den Wald dem lieben Herrgott, fällte die Bäume auf die leichtſinnigſte Weiſe, rottete den jungen Anwuchs aus, um ein paar Maul voll Futter zu gewinnen und läßt jetzt Meſſen leſen, wenn vom zerſchundenen Berghang Lawinen drohen und Steintrümmer auf die Wieſen ſtürzen. Uebrigens wurde man durch die Erfahrung nicht klüger, man wirthſchaftet in den Wäldern fort, als ſtände der Weltbrand bevor, und ſchlägt dann über die Folgen entſetzt die Hände zuſammen. Ueber den Bergbau von Häring gewährt der Schichtmeiſter Mitterer den beſten Aufſchluß und geſtattet dem Mann von Fach gern einen Blick in die ſchönen Pläne. Eine Grubenfahrt iſt nur für den lohnend, der nie einen Schacht oder Stollen beſucht hat.

Von Häring bis Schwoich iſt die Gegend wunderlieblich, ſtets wechſelt die Scenerie von Wald und Feld; zwiſchen Obſtbäumen liegen Höfe mit zierlichen Söllern, von denen Blutnelken und blühende Ranken niederhängen. Bisweilen lugt ein blondes Mädchen herab und ruft Dir einen freundlichen Gruß zu, daß Du gleich das Schnadahüpfel ſingen möchteſt:

Du flachshaarigs Diarnl,
Wia han i Di gearn,
I möcht wegn Deinar
A Spinnradl wearn!

Ein ſolches Diarnl traf ich auch im Walde, wo es einen gewaltigen Stier durch die hohen Tannen trieb. „Wohin mit dem Buben da?“ rief ich ihr zu. Sie betrachtete mich wegen dieſer Unart erſt mit großen Augen und erwiderte dann lachend: „Zu Dir in den Heimgart!“ Auf dieſe Weiſe wacker abgetrumpft, trollte ich von dannen. Bald führte mir der Wind den brenzlichen Geruch des Bitumens in die Naſe; ich wußte nun, daß ich den hydrauliſchen Kalköfen nahe ſei und bog ſichtlich ab, um aus der Richtung zu kommen. Bald war ich auf dem Fußpfade, der an der Weißachen nach Söll führt, angelangt und folgte ihm bis zu einer hohen Felſenwand, welche ſteil abgebrochen gegen den Bach ſich neigte. Zwar ſchien hier die Welt mit Brettern vernagelt, allein ich wußte, daß man über dieſen Schrofen nach Bärenſtatt emporſteigen müſſe, und ſo ſuchte ich an ſeinem Fuße im Gebüſch nach einem Pfad. Pfad! — wenn man es ſo nennen will. Das Geſtein war, wo ſich ein Vorſprung, eine Furche zeigte, von Schuhnägeln zerkratzt, und dieſer Spur ſtieg ich nach. Sie leitete mich vorüber am ſchwindligen Abgrund zu einem Felſenkopf, wo ich das Wetzen der Senſe hörte. Ein Schritt aus den Bäumen und vor mir lag eine prächtige Wieſe, welche gerade ein Bauer mit Knechten und Mägden zu mähen begann. Steine und Felſen verengen in den Alpen den Raum für die Nutzpflanzen, wo ſich aber eine Handvoll fruchtbarer Erde ausbreitet, gedeiht Alles in voller Ueppigkeit; das Auge erfreut ſich am ſaftigen Grün und den Blumen, die es bunt durchwirken, ſo daß man eine Biene oder ein Käfer ſein möchte, um hier nach Herzensluſt zu ſchwelgen. Für einen Menſchenfeind, der ſich zurückzieht mit verwundetem Herzen, um nur ſich und der Natur zu leben, wüßte ich keinen beſſeren Platz als den, auf welchem ich mich befand. Links die himmelhohen Wände des Kaiſers, die nur für zwei Bauernhäuſer und ihre Aecker Raum laſſen, rechts ein Grat mit dunkeln Tannen, in der Mitte ein tiefer See, ſchöner als der Smaragd, der die Krone eines Königs ſchmückt, darüber hinaus der Blick auf das herrliche Unterland; was kannſt Du mehr fordern, wenn Du die Einſamkeit ſuchſt? Dort ragt aus Buchen und Föhren ein rothes Dach, tritt hinzu, es iſt eine Kapelle; ſie öffnet Dir ihr Thor und vom Altare blickt Dich verſöhnend der große Dulder, der König des Leidens mit dem Rohrſtab, den ihm Spott in die Hand gedrückt, an. „Unſer Herr im Elend!“ Hier iſt eine bekannte Wallfahrt, hier verſammeln ſich alle Bedrängten und tragen dem Gnadenbilde ihren Schmerz vor, und wohl ſo mancher kehrt getröſtet und vertrauend heim. Vielleicht verehrten hier, wie manche Sage andeutet, unſere Ahnen ihre Götter; Balder's Name iſt verklungen, ſeine Stelle nimmt Chriſtus ein und ſetzt die uralte Weihe des Platzes fort. Da erſcheint das Chriſtenthum lieblich und mild; tritt einen Schritt vor — dort in der Kirche donnerte vielleicht vor einigen Stunden der Herr Pfarrer gegen die Proteſtanten, denen der Kaiſer, dem mächtigen Fortſchritt der Zeit Rechnung tragend, gleiches Recht mit den Katholiken einräumen will. Gottes Sonne ſcheint für Alle und die Erde wird nicht von Denen entwürdigt, welche ſie im Frieden betreten, mögen ſie nun auf dieſe oder jene Weiſe beten, dieſes oder jenes Dogma glauben oder nicht glauben. Die Seele ernſt und feierlich geſtimmt, ſetzte ich mich auf einen moſigen Steinblock; die Sonne war geſunken, die Berge loderten im Abendglanze, vom Grat des Kaiſers ſchwang ſich eine purpurne Wolke wie ein glühendes Gebet in den blauen Himmel, da klangen aus dem Thale die Abendglocken: Friede! Friede! Friede! Ja, Friede; möge er ſich über dieſe Thäler breiten wie der Sternenmantel der Nacht, möge jedes Wort der Zwietracht und des Haſſes, des Fanatismus und der Unduldſamkeit verſtummen! —

Raſch ſtieg ich in das Thal nieder, es war völlig dunkel geworden, als ich zu Ellmau anlangte. Beim Eintritt in die Stube des Poſthauſes dampfte mir Brühſuppe entgegen, ein mageres Kerzchen erhellte dürftig den Raum, ſo daß ich über ein Paar dicke Waden ſtolperte und erſt jetzt den Schwarm Dienſtboten erkannte, welcher ſich zum Tiſchgebet vor Stühlen und Bänken niedergelaſſen hatte. Kaum war das „Amen" geſagt, ſo ſtürzte Alles an die mächtige Tafelrunde und wie beim Einhauen einer Cüraſſierſchwadron hörte man nur das Klirren und Klappern der eiſernen Löffel, bis der Boden der Schüſſel erſchien. Da ſich Niemand um mich kümmerte, konnte ich ruhig die ungeheure Leiſtungsfähigkeit im Eſſen, welche man ohne Weiteres den Thaten eines Grandvoſchiers von Rabelais vergleichen dürfte, bewundern. Eine ungeheure Fracht Mehlſpeiſe, von der das Schmalz tröpfelte, war eben ſo ſchnell verſchwunden, wie die Suppe; dann erhob ſich die Verſammlung, Jeder ſuchte wieder einen Platz zum Knien und man begann den Roſenkranz herabzuleiern. Endlich erbarmte die Kellnerin ſich auch meiner, ſtellte ein Seidel Wein auf und ging dann in die Küche, ein Nachtmahl bereiten zu laſſen. Das Dienſtbotenweſen iſt der freſſende Schaden des reichen, üppigen Unterlandes, ſo daß der Reinertrag der geſegnetſten Felder oft kaum ſehr mäßige Prozente abwirft. Während im Blumthal die zu weit getriebene Zerſtückelung der Güter ein Bauernproletariat geſchaffen hat, welches, weil Grund und Boden nicht mehr das nöthige Brod liefert, im Sommer auswandern muß, um durch Handarbeit etwas zu verdienen, herrſcht im Unterlande, weniger durch das Geſetz als die Sitte beſtimmt, eine ſtrenge Erbfolge, die einem Sohne Alles überträgt und die übrigen Geſchwiſter vom heimathlichen Herde weichen heißt. Dadurch iſt allerdings ein behäbiger Wohlſtand geſichert, die Scholle wird jedoch nicht in einer Weiſe angeſtrengt, daß ſie gäbe, was ſie geben könnte. Es giebt Bauern, welche entweder 99 oder 101 Kühe im Stalle haben, die Zahl hundert vermeidet man; namentlich wußten die Wirthe, die ſtets in Tyrol die Hauptrolle ſpielten, ſich nach und nach große Gütercomplexe zu erwerben. Darüber iſt man jedoch auch einverſtanden, daß, wo jetzt eine Familie lebt, eben ſo reichlich vier ihre Nahrung ernten könnten. Die Beſitzer ſolcher Güter arbeiten mit ihren Knechten ſo angeſtrengt wie dieſe, ohne ſich vor ihnen durch beſſere Koſt und Kleidung auszuzeichnen; das Recht zu befehlen iſt ihr einziger Vorzug. Da frägt man ſich freilich: wozu ſo viel Mühe — oder ißt, wer 100 Kühe hat, mehr, als wer 10 beſitzt? Sie haben es aber von den Eltern und Ureltern ſo übernommen und bewahren die alte Sitte, ja ein Bauer wäre ſchlecht angeſehen, der es anders machen wollte. Das iſt ein conſervativer Bauern-Adel, oft ſtatt des Wappens mit eigenen Zeichen am Hauſe; was die Reihe der Ahnen betrifft, ſo könnte ihn mancher Stiftsprobſt beneiden. Die erbloſen Geſchwiſter bleiben entweder auf dem Gute des Bruders als Dienſtboten, oder ſuchen in ähnlicher Eigenſchaft in der Fremde Unterkunft; häufig gilt die Bedingung, daß die Weichenden, wenn ſie erwerbsunfähig geworden, in den heimathlichen Hof zurückkehren, und dort bis zu ihrem Ende Unterſtützung fordern dürfen. Die großen Güter brauchen viele Hände zur Bearbeitung, die Art der Erbfolge bringt es jedoch mit ſich, daß nur Wenige heirathen können und daher darf man ſich nicht wundern, wenn Mangel an Arbeitskräften herrſcht und dieſe ſehr koſtbar ſind. Was die Nahrung betrifft, wird dieſe von den Dienſtboten nicht weniger als fünf Mal im Tage gefordert, wobei den Bauern, weil ſie ſehr reichlich und wohlgeſchmalzen ſein muß, große Unkoſten erwachſen. Jeden Samstag und Feierabend kommen die Nudeln, Kuchen und Weinbeeren auf den Tiſch. „Was auf dem Gute wächſt, ſoll auf dem Gute verzehrt werden!“ lautet ein Bauernſpruch im Unterinnthal, dem die Leute eifrig nachzuleben bemüht ſind. Bei dem großen Verbrauch von Speiſen bleibt daher für den Verkauf wenig, und im Grund genommen, hat der Bauer von ſeinem Beſitz nicht viel. Die Leute wollen es nicht glauben, daß der Leib weit weniger Nahrung bedarf, um ſtark und geſund zu ſein; bei dem Eifer, mit dem ſie ſich mäſten und anſchoppen, bleiben auch nicht die Krankheiten aus. Beſonders unter den Kindern räumt der Tod auf; im Unterinnthal iſt ein Kind nur dann ſchön, wenn es kaum ſeinen Fettramps vor ſich herſchieben kann. Jetzt, wo überall die Concurrenz erwacht, können dieſe Verhältniſſe nicht fortbeſtehen, die Bauern müſſen mehr für die Verbeſſerung von Grund und Boden thun; vor Allem bedarf jedoch das Dienſtbotenunweſen einer Regelung. Beharrt man beim alten Schlendrian, ſo verfällt man der Zeit, welche ihre Dampfroſſe ſchonungslos über die Säumigen hintreibt. Wir müſſen das an der Etſch beklagen, es wird ſchwerlich mehr ein Jahrhundert verfließen und die Wälſchen ſtehen auf der Scheidewand des Brenner's. Nicht das Schwert eines Garibaldi wird ſie dahin führen, nicht italieniſche Liſt, ſondern der Spaten in der fleißigen Hand des Bedürfnißloſen colono. Dem Arbeitſamen gehört die Erde, wir dürfen über den Untergang der herrlichen deutſchen Clane im Süden trauern, freilich jedoch das Schickſal ſchelten, welches unabwendbar hereinzubrechen ſcheint. Manches reiche Gut ging ſchon in die Hände der Welſchen über, von denen immer mehrere zuſammentreten, um ein ſolches zu kaufen und unter ſich zu theilen, wobei Jeder gut fährt. Die deutſchen Bauern dingen bereits welſche Tagelöhner, weil dieſe wohlfeiler und ſchneller arbeiten und dabei nicht den dritten Theil der Koſt verlangen, welche unſere Landesleute ihrem unerſättlichen Magen einverleiben.

Kehren wir wieder in das Innthal zurück. Nachdem die Schläfrigen ihr Bett geſucht, blieben am großen runden Tiſche noch einige Knechte zurück, zu denen ſich ein alter Senner geſellte. Das Geſpräch ging, wie vorauszuſetzen, nicht über den bäuerlichen Geſichtskreis: ob der Nachbar ſeine Sau geſtochen oder Jener den Weizen gut verkauft, ob man Jener Häckſel ſtreuen ſolle, weil ſie untreu geworden, Dinge, die ich tauſend Mal gehört hatte. Später gerieth der Senner in's Erzählen von haarſträubenden Geiſtergeſchichten, beſonders lieferte der Alberer den Stoff dazu. Wenn nämlich die Hirten vom Gebirg abgezogen ſind, ſo fährt ein feuriger Dämon durch die Lüfte, nimmt von Hütten und Geſchirr Beſitz und wirthſchaftet dort in unheimlicher Weiſe. Es iſt intereſſant, wie hier die Sage ein alterthümliches Phänomen ergriffen und ausgeſchmückt hat. Der Alberer ſpukt meiſtens im Anfang November, bekanntlich die Zeit, wo die feurigen Luftmeteore am häufigſten glänzen. Nach der Anſicht des Volkes iſt der Alberer ein Senner, der das Gut ſeines Herrn unredlich verwaltet hat und dafür als Flammengarbe büßen muß. Die Sagen Tyrols ſind nahezu erſchöpfend geſammelt, hier, wie faſt überall in Deutſchland, handelt es ſich nicht mehr um Einzelnes, ſondern zunächſt um die Ausmittelung des geographiſchen Sagengebietes, und dafür muß noch Vieles geſchehen. In Tyrol, wo ſich nicht nur die deutſchen Stämme im Wirrwarr der Völkerwanderung miſchten, ſondern auch normanniſche, und nach Steubs Anſicht etruskiſche Abkömmlinge mit einſchmolzen, vielleicht ſogar den Grundſtock bildeten, iſt dieſes doppelt wichtig aber auch doppelt ſchwierig. Das Gebiet, wo wir uns aufhalten, iſt bis zur Ziller von ächt bawariſchem Vollblut bewohnt. Dafür entſcheidet die Sage, die Geſchichte, die Mundart und der Körperbau. Der Dialekt zeigt gegenüber dem harten Dorismus der Oberinnthaler einen weichen joniſchen Charakter, die Vokale werden breit und voll ausgeſprochen, der Auslaut „el" in „ai" umgeſchmolzen, ſo daß man „Schüſſai" für „Schüſſel" hört. Wir verzichten darauf, alle Eigenthümlichkeiten des Idioms hervorzuheben, Sprachforſcher verweiſen uns auf die Gedichte im Volksdialekt von K. Lutterotti, welche zu Innsbruck bei Rauch erſchienen ſind und ſich nicht bloß durch eine reiche allſeitige Kenntniß der Redeweiſe, ſondern auch durch ſcharfe Charakteriſtik der Individualitäten auszeichnen und wohl in weiteren Kreiſen bekannt zu werden verdienten. Auf wiſſenſchaftlichen Grundlagen beruht das tyroliſche Idiotikon des Franziskaners J. Schöpf, von welchem jedoch nur Bruchſtücke veröffentlicht ſind.

Unſer Senner fand mit ſeiner Erzählung nicht unbedingt Glauben, ein Knecht beſtritt das Vorhandenſein von Geiſtern und Hexen überhaupt und meinte, das ſeien Erfindungen furchtſamer Leute oder pfiffiger Schelme, welche dadurch Geld zu verdienen wüßten. Da rief Einer lachend: „Wenn er einmal das Geſpenſt ſieht, welches den Peternader erſchreckte, wird er ſchon auch das Kreuz machen." — „Und was iſt's mit dieſem Geſpenſte?" rief der Senner, froh, einen Gehilfen für ſeine Worte gefunden zu haben. — „Das war ſo," fuhr er fort, „der Peternader that auch nichts als räſonniren und ſpotten, da flog plötzlich Donnerſtag Nachts, wo die Hexen ſchwärmen, ſeine Kammerthür mit lautem Krachen auf und herein ſtürzte ein Bock, des Teufels Poſtroß, alle Zotteln mit blauen Flammen brennend. Peternader ſchrie freilich: Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn! das kümmerte aber den Bock wenig, wie beſeſſen rannte er herum, ſtieß Peternader, der indeß voll Angſt aus dem Bett geſprungen war, zu Boden und verſchwand plötzlich wieder durch die Thür." — „Da habt Ihr's," rief triumphirend der Senner, „der Bock war zweifelsohne der Teufel und Peternader wird wohl am nächſten Morgen einige Meſſen bezahlt haben, zum Dank, daß ihn die Mutter Gottes rettete." — „Was den Bock anlangt," erwiederte Jener ſchmunzelnd, „ſo könnt Ihr ihn gegenwärtig auf der Alm bewundern; um Peternader, dieſen Maulauf zu züchtigen, hatte man ihn mit Branntwein begoſſen, dieſen angezündet, und ihn ſo in die Stube laufen laſſen. Was die Meßgelder betraf, haben wir ſie Tags darauf verſoffen, denn Peternader mußte blechen, ſonſt drohten wir, die Geſchichte überall zu erzählen. Freilich ſchaute auch eine Magd zu und von dieſer ging der Lärm aus; Ihr wißt ja, wie die Weiber ſind!" Ein lautes Gelächter erſcholl und die Geſellſchaft ging auseinander.

Ich zog mich auf mein Zimmer zurück; um früh auf dem Weg zu ſein, legte ich mich bald nieder. Des Morgens hatte der Wind umgeſetzt, es blies ein kühler Nord, der an die Bergſpitzen Wolken warf. Als ich aus dem Walde vor St. Johann heraustrat, überraſchte mich eine eigenthümliche Erſcheinung. Gegen Oſt zieht ein Ausläufer des Kaiſers, eine zwar nicht hohe aber ſteile Felswand. Von ihr ſtürzten wie Waſſerfluthen im breiten Strom die Nebel nieder, um ſogleich in der wärmeren Luft des Thales zu zerfließen. Dieſes Spiel hörte jedoch bald auf, indem den ganzen Himmel ein gleichförmiges Grau überzog. Bald begann es, gelinde zu tröpfeln, und als ich das Haus des Doctors, eines Freundes aus meinen Studienjahren, betrat, goß der Regen in Strömen nieder.

St. Johann iſt ein ſehr anſehnliches Dorf mitten in einer weiten fruchtbaren Ebene, auf welche einerſeits der wilde Kaiſer, andrerſeits das Kitzbichlerhorn mit ſeiner Kapelle niederblickt. Die Gegend, berühmt wegen ihrer Lieblichkeit, wurde früher viel beſucht und es herrſchte hier, da die Hauptſtraße nach Salzburg durch das Thal ging, großer Verkehr; ſeit der Eröffnung der Eiſenbahn iſt dieſer gänzlich verſiegt und die Wirthe können ihren Wein ſelbſt trinken. So zeigt auch hier die Erfahrung, daß die Eiſenbahnen alles Leben centraliſiren und von einer großen Pulsader abhängig machen. Tragen ſie dadurch, daß ſie dem Menſchen unendliche Räume mit Leichtigkeit öffnen, zur Verbreitung der Cultur bei, ſo veröden anderſeits die abgelegenen Gegenden noch mehr und es tritt ein Gegenſatz ein, faſt ſo ſchroff, wie zwiſchen Stadt und Land. Merkwürdigkeiten darf man hier keine ſuchen, es ſei denn, man wollte die Kuppel der Kirche auf dem Friedhof, welche von dem einſt hochgeſchätzten Tyrolerkünſtler J. Schöpf al fresco gemalt iſt, für eine ſolche gelten laſſen. Nördlich vom Dorfe liegt an einer Felſenwand eine Einſiedelei, man thut jedoch beſſer, den Klausner nur von weitem zu hören, anſtatt ihn nahe zu ſehen. Er bläſt nämlich das Waldhorn ausgezeichnet, iſt jedoch nichts weniger als ein Muſter von Reinlichkeit. Unweit ſeiner Hütte liegen die Trümmer von Weiberberg, dem Stammſitz eines Geſchlechtes, welches zu den Zeiten Karl's des Großen die hier wohnenden Heiden bezwang.

Zu St. Johann iſt ein Straßenknoten, ähnlich dem von Wörgl. Ein Weg führt über Waidring nach Lofer, der andere, welcher jedoch für ſchweres Fuhrwerk nicht geeignet iſt, über Hochfilzen ins Pinzgau. Nachdem der Himmel ſich geklärt hatte, folgte ich dieſem bis Fieberbrunn, wo eine Eiſenſchmelze beſteht. Von dort leitet ein Pfad in das Pillerſee, ſo heißt ein Thal, welches an ernſter Schönheit und idylliſcher Ruhe wohl mit dem Achenthal wetteifern darf. Ein ſchmaler aber langer, dunkelgrüner See ſpiegelt links die Wälder, rechts die ſtolzen Gipfel des Kalkgebirges, welches im Jahre 1809 von wildem Kampfgeſchrei der Tyroler und Baiern wiederhallte. Etwa an der Mitte des Ufers liegt ein friedliches Dörfchen, aus dem ſich ein maſſives ſchloßartiges Gebäude erhebt — das Strafhaus für den Clerus der Salzburger Diözeſe. Hier an dem ſtillen See mag ſchon mancher junge Prieſter nachgedacht haben, ob denn die Sünde gar ſo groß, daß er ſtatt dem Bilde der Madonna, die droben im Himmel thront, ein hübſches Mädchen von Fleiſch und Blut küßte und dem allgewaltigen Triebe der Natur erlag. Das ſind zunächſt die Vergehen, welche hier abgebüßt werden; die Bewohner dieſes Hauſes werden Staub und Aſche ſein, ehe der Bann, welcher den Prieſterſtand eines der ſüßeſten Menſchenrechte beraubt, gelöſt iſt; die Zeit kann jedoch nicht ausbleiben, wo es geſchieht, denn das Mittelalter hat ausgelebt — auch in den Tyroler Bergen. Am nördlichen Ende des Sees ragt ein Hügel aus grünen Wieſen mit einem gothiſchen Kirchlein auf der Spitze. Es iſt dem heiligen Adolari geweiht, und der Sage nach das älteſte in der Gegend. An der Innenwand befinden ſich zwei Gemälde, welche Leonardi da Vinci gemalt haben ſoll, obwohl er nie über den Brenner gekommen. Nun verengt ſich das Thal, der Bach läuft durch eine Schlucht, welche nicht von zuſammenhängenden Felswänden, ſondern von einzelnen Schroffen, die in allerlei kühnen Stellungen den Einſturz drohten, gebildet iſt. Nachdem man aus dieſer Wildniß herausgetreten, öffnet ſich das Thal wieder, einzelne Höfe liegen unter Ahornbäumen am Abhang zerſtreut, auf welchem die einfache Kirche von Waidring ſteht. Es war Abend geworden, im Gebüſch ſtimmte die Droſſel ihr Lied an und die Glocken der heimkehrenden Heerden zitterten durch die Luft. Ich ſetzte mich auf einen umgeſtürzten Baumſtamm und lauſchte dem Rauſchen der Ache, ihre Wellen plauderten von den Schlachten und Kämpfen, die hier den Tyroler Adler mit Ruhm verherrlicht; die ſinkende Sonne verklärt mit ihrem Glanz die Berge wie die Erinnerungen der Jugend das Antlitz eines Greiſes, dort, wo ſich von beiden Seiten des Thales die Felſen wie gigantiſche Athleten an einander drängen — ſchon ſenkt ſich die Dämmerung auf die Höhen nieder und dunkle Schatten tauchen empor — dort vertieft ſich der Paß Strub, wo 1805 Hagen Deroy zurückwarf, wo 1809 Oppacher mit 300 Schützen Wrede und Lefebvre einen ganzen Tag aufhielt und erſt, als er von allen Seiten umgangen war, wich; um noch einmal hinter Waidring den grimmigen Kampf zu beginnen, unterſtützt er Ruprecht Winterſteller, der ſpäter bei Unken mit Speckbacher einen glänzenden Sieg erfocht. Jetzt Alles ſo ſtill und friedlich! Langſam ſteigt der Mond, eine Schaar Raben ſucht laut krächzend die Nachtſtätte; ſoll ihr grelles Geſchrei auf dieſem geweihten Platze vielleicht daran erinnern, daß es leider Deutſche waren, die hier im brudermörderiſchen Kampfe gegen Deutſche Ruhm erwarben? Traurige Bilder der Vergangenheit, ſchwindet hin in Nacht, damit euch das Erwachen eines ſchöneren Morgenrothes in Deutſchland nicht mehr treffe!

Das Poſthaus iſt ein großes ſtattliches Gebäude, wie man es in einem ſchlichten Dorfe gar nicht erwartet. Freilich war es für andere Zeiten berechnet, wo noch die Eiſenbahn nicht allen Verkehr an ſich geriſſen hatte und Abends oft, trotz der langen Reihe von Zimmern, keine Unterkunft zu finden war. Im Flur des Hauſes iſt ein kunſtloſes Gemälde aufgehängt, welches aus der Vogelperſpective eine Ueberſicht der Gefechte am Paß Strub giebt, denn der Großvater des Poſtmeiſters war einer der Anführer geweſen. Auf dem Friedhofe liegt der Schützenhauptmann Schlumpf begraben, welcher am Berg Iſel ehrenvoll mitfocht, begleitet von ſeinem weißen Pudel, der bei jedem Sturm voranlief. Vor ihm ſtarb noch ſein Sohn Sigmund, ein talentvoller junger Dichter. Er ruht fern in welſcher Erde zu Padua, wo er Medizin ſtudirte.

Der Poſtmeiſter redete mir zu, die Kammerka zu beſteigen, indem er mir die herrliche Ausſicht pries, die gar wohl neben der hohen Salve gerühmt zu werden verdiene, leider aber zu wenig bekannt ſei, um die Fremden anzulocken. Ich fühlte mich dadurch um ſo mehr getrieben, dieſen Ausflug zu unternehmen, da ich ihn ſchon ſeit Langem verſchoben hatte.

Mit dem Grauen des Morgens ſtieg ich daher das ſehr ſteile waldige Gehänge hinan, von Zeit zu Zeit raſtend, oder einen Blick auf die Landſchaft werfend, welche in der Dämmerung vor mir lag, während die höchſten Bergſpitzen bereits roſig leuchteten. Der Weg iſt ſehr bequem, indem er ſich in langſamen Zickzackbiegungen nur allmälig erhebt. Als ich die erſte Terraſſe, welche der bekannte, ſo lang räthſelhafte Alpendolomit zuſammenſetzt, erreicht hatte, glänzte bereits das volle Sonnenlicht durch die Bäume; ich ſchritt durch den Wald rüſtig vorwärts, indem ich überlegte, wie es mir gelingen werde, die pralle Wand des Megalodonkalkes, der wie eine unbezwingliche Feſtung dem Dolomit auflagert, zu überwinden. Plötzlich ſchlängelte ſich ein Pfad empor, dort, wo er zu ſchmal war, um das Vieh aufzutreiben, durch Steinplatten ergänzt. Die Sonne ſchien glühend an die weißen Wände, ſo daß man ſich faſt die Hand verſengte, wenn man die Kanten, um empor zu klettern, erfaßte; bei dieſer üppigen Weide vergaß ich jedoch Schweiß und Mühe und arbeitete bis gegen vier Uhr mit Meiſel und Hammer, daß die Splitter flogen. Endlich war der Magen nicht mehr zu beſchwichtigen; ſehr zufrieden mit dem Erfolge, verſteckte ich die Beute unter Geſtrüpp, kehrte auf den Pfad zurück und eilte auf das höchſte Plateau, welches völlig von Bäumen entblößt, aber prangend in üppigem Grün ſich ausbreitete. Zwiſchen den kleinen Hügelwellen lagen die Almhütten. Ich betrat eine derſelben, um jene zu erfragen, welche dem Poſtmeiſter zu St. Johann gehörte und wo ich übernachten ſollte. Am Heerde ſaß ein hübſches Mädchen mit Backen, roth wie die Aepfel; ein alter Mann nebenan, mit grauem Haar, ihr Vater, rauchte ruhig ſein kurzes Pfeifchen; Beide pflegten das Vieh, welches draußen graſte. Sie gaben mir freundlichen Beſcheid; da die Alm des Poſtmeiſters kaum zweihundert Schritte entfernt war, ſo ging ich ohne weiteren Aufenthalt dahin. Der Senner war von meinem Kommen ſchon unterrichtet und erbot ſich alſo gleich, mir einen Schmarn zu kochen. Während er dazu Anſtalten traf, lief jenes hübſche Mädchen daher und brachte mir den Hammer, den ich vergeſſen hatte. „Schau, ſchau," rief lachend der Senner, „Ihr habt Glück, daß Euch ein ſo ſchönes Dirndl nachrennt!" — „Ich meine," erwiederte ich, „die Sache iſt anders und der Hammer läg' noch leicht drüben, aber das

Dirndl hat nur einen Grund geſucht, zu Dir zu kommen.“ Da Beide roth wurden, ſo hatte ich allerdings in's Schwarze geſchoſſen. Ich ging in die Stube nebenan, wo ich freilich nicht aufrecht ſtehen konnte, ſo niedrig war die Decke. Hatte ich ſchon am Heerde das ſpiegelblanke Geſchirr mit Wohlgefallen betrachtet, ſo überraſchte mich auch hier die größte Reinlichkeit. Die Wäſche des Bettes war weiß, die Diele blank gefegt, die Fenſter ſauber, kurz, dieſe Junggeſellenwirthſchaft übertraf an Nettigkeit manche Handwerkerwohnung in der Stadt. Meine Betrachtungen unterbrach plötzlich der Ruf des Senners: „Fertig iſt's!“ Ich ging in die Küche und er ſchüttete den Schmarn auf einen hölzernen Teller, neben welchen er eine Schüſſel rahmige Milch ſtellte. Nachdem ich mich herzlich ſatt gegeſſen, ging ich wieder vor die Hütte. Die Sonne war unterdeſſen tiefer gegen Weſten geſunken, ein kühles Lüftchen wehte und die Kuppe des Joches ſchimmerte ſo einladend in goldenem Grün, daß ich der Verſuchung nicht widerſtehen konnte, hinaufzuſteigen. Rund um dieſelbe zog ſich ein Band von rothem, wohlgeſchichtetem Marmor, der zu Tiſchplatten und Kirchenſchmuck gebrochen wird und wenn er nicht ſo hoch im Gebirg ſtände, gewiß allſeits verwendet würde. Der Paläontolog kann hier eine Nachleſe von verſteinerten Ammoniten halten; das Beſte holte ſchon der Pfarrer von Reit im Winkel, für welchen der Katzeler arbeitete. Jetzt nährt ſich dieſer Menſch, der ſeinen ſonderbaren Namen davon hat, daß er alle Katzen im Thale zuſammenfing und aufaß, vom Wurzelgraben.

Der Weg zum Joch zieht ſich ſanft über Mähder, aus welchen ſich ein kleiner, von Zwergföhren überwachſener Felsgipfel mit der Triangulirungspyramide erhebt. Bald war dieſer erklommen. Der Poſtmeiſter hatte Recht; man genießt hier wirklich einer unvergleichlichen Fernſicht. Im weiten Bogen ſchimmern die Schneehörner und Gletſcher der Centralalpen, in greifbarer Nähe ragen die Felſen der Kaisgore empor, und dann das Labyrinth der grünen waldigen Vorberge, vor welchen ſich das bairiſche Flachland mit dem Chiemſee in ungemeſſene Weiten ausdehnt. Wer vermag das zu ſchildern!

Die Sonne neigte ſich zum Untergang, einige ſchmale Wolkenſtreifen verhüllten ſie wie Schleier, bis ſie wieder blitzend durchdrang; endlich wurde ihr Flammenglanz matter und der ungeheure purpurrothe Ball ſank hinter den fernen Hügeln Schwabens. Die Wolken loderten und glühten, bis endlich ihre Farbe aus dunkelviolett in grau überging. Auf dieſen Höhen bricht die Nacht ſchnell ein; deshalb mußte ich mich ſehr beeilen, um ohne Gefährde zurückzukehren. Vor der Hütte begegnete mir der Senner; ihm ſchien es unbegreiflich, daß ich wegen des Unterganges der Sonne auf das Joch geſtiegen, das ſehe man ja alle Tage, wenn nicht etwa der Himmel trübe ſei. Unſer Sinn für ſchöne Landſchaften und die Reize der Natur iſt ein Reſultat der Bildung; der Landmann betrachtet dieſe Dinge durchaus von dem realiſtiſchen Standpunkte des Nutzens. Ein reiner Sonnenuntergang deutet ihm auf gutes Wetter für das Mähen, die Blumen geben ſüßes Heu, und wenn ſich ſtatt der unfruchtbaren Berge Kornfelder ausdehnten, dann erſt wäre die Gegend ſchön. Bei Vielen iſt die Bewunderung der Natur offenbar nur Mode; wir zweifeln nicht, daß dieſe wieder einer andern Platz machen werde, und vielleicht entdeckt man auf Gebieten, die man jetzt überſieht und nicht beachtet, Reize, welche mehr locken, als die wilde großartige Schönheit der Alpen, die eigentlich im Grunde genommen nur Wenigen verſtändlich iſt. Darin gleichen dieſe Berge den Claſſikern, man kann ſie durchlaufen und hat auch davon Genuß und Belehrung; ihre volle Schönheit, ihre Eigenthümlichkeit enthüllen ſie aber nur Dem, welcher ihnen mehr als ein Jahr widmet und von verſchiedenen Seiten, zu verſchiedenen Zeiten vor ſie hinzutreten wagt.

„Früh ſchlafen und früh auf!“ iſt Grundſatz auf der Alm, dem ich nicht widerſprach. Ich warf mich daher bald auf das Bett und ſchlummerte, nachdem ich noch in der Odyſſee geblättert, bald ein. Nebenan befand ſich der geräumige Stall, in welchen allabendlich das Vieh eingetrieben und worin es an der Kette befeſtigt wurde. Das geſchieht nicht auf jeder Alm, gewöhnlich überläßt man die Thiere ſich ſelbſt, oder ſperrt ſie in einen Pferch, der mit einer Mauer aus roh gefügten Bruchſteinen eingefaßt iſt. Hier mögen ſich denn die Rinder auf dem Boden, der aus weichem Miſt und feuchter Erde zu einem Brei geknetet iſt, behelfen, wie ſie können. Auch die Almhütten gleichen in andern Gegenden des Landes eher einem Schweineſtall, als der Wohnung menſchlicher Weſen, ſo daß die Franzoſen nicht erſt nach Polen hätten gehen dürfen, um den Schmutz als fünftes Element kennen zu lernen. Dem entſpricht gewöhnlich die Tracht der Senner. Den Leib überkruſtet eine Borke von Koth, das Hemd wird während des Aufenthaltes im Gebirge nie gewechſelt und gleicht daher einer ſchmierigen Leimtaſche; die Entſchuldigung, welche man für dieſen Unflath hört, lautet dahin, dieſes ſei das beſte Mittel gegen Ungeziefer. Der Senner verbringt die langen Stunden des Tages gewöhnlich in göttlicher Faulheit; iſt das Wetter ſchlecht, liegt er auf dem Heu und horcht behaglich dem Klopfen des Regens zu, ſcheint die Sonne, ſo ſucht er einen weichen Grasfleck, legt ſich auf den Bauch und qualmt einen Tabak, deſſen Geſtank ſich nur mit dem ſeiner Wäſche vergleichen läßt. Ueber das dolce far niente der Senner — und dieſes iſt vorzüglich der Grund, warum ſie ſich ſo nach der Alm ſehnen — ließe ſich ebenſogut ein Capitel ſchreiben, wie über das der Neapolitaner. Der Müſſiggang wird nur durch das Melken des Viehes, die Bereitung der Butter, die, zu großen Ballen geſchlagen, in ſogenannten Männlein aufgeſtockt wird, des Käſes, welcher ebenfalls im Gaden in Reih und Glied ſteht, und vor Allem durch das Kochen eines ſchmalzigen Breies, der Tag ein, Tag aus als Koſt dient, unterbrochen. Die Steine, welche über die Alm zerſtreut den Graswuchs hemmen, aufzuſammeln, fällt einem ſolchen Schlingel nur ſelten ein. Daher iſt die Almwirthſchaft in manchen Gegenden Tyrols nicht ſo einträglich, als ſie es unter anderen Vorausſetzungen ſein könnte.

Der Leſer erwartet, ich werde ihm nun auch von den Sennerinnen erzählen, etwa in der Art, wie er Stücke auf der Bühne geſehen hat, wo Alles parfümirte Empfindſamkeit athmet. In Tyrol verſehen auf der Alm faſt ausſchließlich Senner den Dienſt; der Clerus, welcher ſtrenger geworden, eifert überall gegen die Dirnen, und es läßt ſich nicht leugnen, daß früher Männlein und Weiblein in nackter Paradieſeseinfalt da droben auf den Bergen zuſammenlebten. Was man jetzt von Weibsleuten auf der Alm trifft, iſt gewöhnlich ſo garſtig, daß man gewiß keine mit einer Zange anrühren möchte. Ob das Mittel geholfen hat? Daran zweifelt Jeder, der das Unterland kennt, wo das ſechſte Gebot wohl im Katechismus ſteht, aber Buben und Mädeln noch nicht in's Blut übergegangen iſt.

Als der erſte Schimmer des Tages durch die Spalten des Stalles drang, wurden meine gehörnten Nachbarn unruhig und begannen zu muhen, ſo daß ich nicht mehr ſchlafen konnte und das Weite ſuchte. Noch ehe die Sonne aufging, ſtand ich vor der Marmorſäule, welche mit den Wappen Tyrols, Baierns und Salzburgs geſchmückt, die hier zuſammenlaufende Grenze dieſer drei Länder bezeichnet. Nach einer Sage hätten die Fürſten dieſer Länder einmal hier getafelt und der Stuhl eines jeden ſei auf dem Gebiet deſſelben geſtanden. Eine ähnliche Grenze erwähnt Dante am Gardaſee.

II.

Von hier wendete ich mich weſtlich, es dem Zufall überlaſſend, wohin er mich über Stock und Block führen würde, wußte ich doch, daß ich in das Thal der Ache gelangen mußte. Durch den Wald niederſteigend, kam ich an die bewachſenen Reſte einer Schanze, welche die Verbindung zwiſchen Köſſen und Waidring gedeckt hatte und von hier zu einem Bauernhof, deſſen Herr ſeit uralter Zeit ein eigenthümliches Vorrecht übt. Der Geiſtliche des Dorfes, dem er eingepfarrt iſt, darf nämlich die Chriſtmette nicht früher beginnen, bis jener eine ſchwere Butterkugel auf den Altar niedergelegt hat.

Der Weg in das ſchöne Thalbecken von Köſſen iſt von Tannen beſchattet; nach Oſten werden bereits die Berge niederer und reichen nicht mehr über die Holzgrenze, jenſeits derſelben beginnt das hügelige Vorland der bairiſchen Ebene. Hier grünt noch die ſchöne Weißbuche, welche durch ganz Oeſterreich und Salzburg verbreitet, ihre weſtliche Grenze bei Kufſtein berührt. Zu Köſſen iſt ein Hüttenwerk und in Folge deſſen giebt es hier Viele, die als Arbeiter vom Tageserwerb leben. Doch zählt man auch ſehr reiche Bauern, welche ihre Habe gut zuſammenzuhalten wiſſen und bei denen bereits der Trieb, ſich durch Bücher und Zeitſchriften, welche nicht immer der Pfarrer empfohlen hat, zu belehren, erwacht iſt. Etliche beſchäftigen ſich ſogar mit Naturbeobachtungen und liefern der phänologiſch-meteorologiſchen Centralanſtalt in Wien die Daten. Durch einen Studenten wurde ich mit den Leuten bekannt und brachte einige angenehme Stunden hier zu.

Die Ebene vor Köſſen iſt unverkennbar der Boden eines ehemaligen See's, von welchem der Walchſee ein Ueberreſt iſt und deſſen Waſſer durch die Spalte von Klobenſtein abfloſſen. So heißt ein Felſenriegel öſtlich von Köſſen, welcher, durch einen Riß bis zum Grunde geborſten, der Ache kaum Platz läßt und ſie, wenn im Sommer häufige Regen ihre Fluth ſchwellen, oft weit zurück in's Thal ſtaut. Hier ſei Maria von böſen Menſchen verfolgt worden, und als ſie an die Felſen gelangte, wo kein Ausweg mehr war, öffneten ſich dieſe, um ihr einen Pfad zu bahnen. Nebenan ſteht ein vielbeſuchtes Kirchlein, welches der Obhut eines Klausners anvertraut iſt.

Auf dem waldigen Wege von Köſſen ſteht als einzige Merkwürdigkeit eine Säule, das Andenken des Bruderkampfes zwiſchen Baiern und Tirolern. Sie trägt die Jahreszahl 1703; an dieſer Stätte wurden einige Hundert Bauern, welche, um zu rauben, aus Baiern eingebrochen waren, niedergemetzelt.

Der Walchſee, in deſſen Wäſſern ſich die Kalkſchrofen des Kaiſers ſpiegeln, iſt faſt regelmäßig oval und von keinem großen Umfange. Der Weg in das Innthal geht durch eine Waldſchlucht, welche im groben Conglomerat der Tertiärformation eingegraben iſt; Anbiſſe und Schmitzen von Braunkohle veranlaßten bereits manchen erfolgloſen Schürfverſuch. Am Eingange des Innthales im Wirthshauſe der Sebi, wo die Straße vom Chiemſee mündet, mag man wohl ein Viertelſtündchen raſten; während die Hitze des Tages verkühlt, ſchlürft man hier gern ein Glas Wein und bewundert das herrliche Landſchaftsbild. Die Linien ſind allerdings zu unruhig, zu raſch wechſelnd, ja faſt geſtört, als daß ein Maler ſie auffaſſen möchte; hier jedoch, wo es ſich nicht um einen Fleck Leinwand handelt, ſondern ungeheure Berge, wie der Pendling, deſſen Pyramide hoch über die niedere Waldkette emporreicht, ihr Profil in den blauen Himmel zeichnen, hier freut man ſich an den prächtigen Einzelnheiten, welche Sonnenglanz und Farbe doch zur Harmonie verbindet. Wer muthet einem Künſtler zu, das Panorama des Untz oder der Kammerkar wiederzugeben, oder den Sternenhimmel zu malen? Es giebt Dinge, die ſich durch ihre Größe dem Rahmen entziehen und ihn durchbrechen; auch hier zeigt ſich der Meiſter in der Beſchränkung.

In der Sebi haben die Bauern von Niederndorf und Ebbs ein Theater errichtet, wo ſie an Sonn- und Feiertagen ſpielen. Meiſt geben Legenden und Rittergeſchichten den

Stoff; einmal wurde auch das Leiden Chriſti dargeſtellt, freilich nicht in der trefflichen Weiſe wie zu Oberammergau.

Weil es mir einerlei war, ob ich Kufſtein bei Tage oder Nacht erreichte, ſo ſchlenderte ich ganz langſam durch die Erlenau von Ebbs und gelangte erſt beim Einbruch der Dämmerung an die Gallasſchanze, ein ehemaliges Vorwerk der Feſtung, welches ſich, an einen Sporn des Kaiſergebirges lehnend, zum Inn zieht und den Zugang vollſtändig ſperrt. Wall und Graben ſind noch gut erhalten, jedoch von Gras überzogen, die Kaſematte iſt in eine Schnapskneipe umgewandelt.

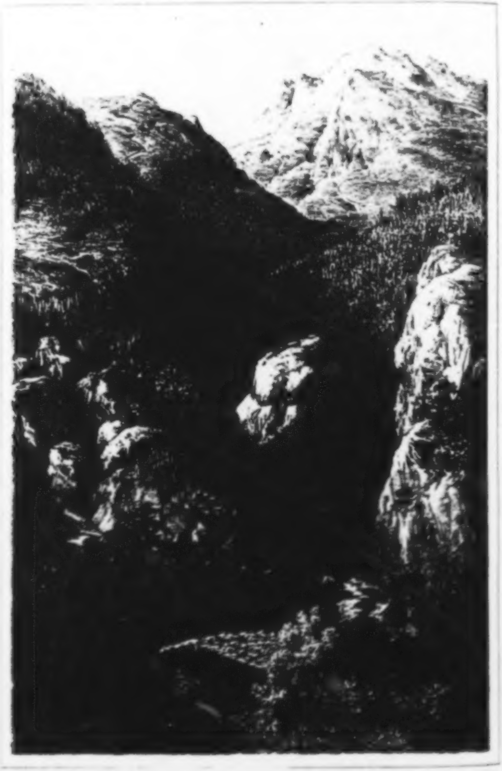
Kufſtein beſitzt mehrere gute Gaſthäuſer, die Häuſer haben ein ſtattliches Aeußere, welches auf Wohlſtand ſchließen läßt, und auf dem nahen Bahnhofe herrſcht reges Leben und ſteter Verkehr.

Die Bürger wußten die Zeit, als das neue Fort gebaut wurde, gut zu benutzen und ſtrichen ſchöne Summen ein; wie es aber meiſtens geſchieht, wenn ſich plötzlich eine Geldquelle aufthut, ſo wußten auch hier die Wenigſten zu ſparen und ließen ſich's wohl ſein. Die Kufſteiner ſind ein leichtſinniges, genußſüchtiges Völkchen, echte deutſche Vollblutphiliſter, für welche eigentlich nur das vorhanden iſt, was man küſſen, eſſen, trinken und anziehen kann. Der beſte Zug ihres Charakters iſt eine den Unterinnthalern überhaupt eigene Gutmüthigkeit; ganz zu Grunde gehen werden ſie übrigens nicht, ſo lange ihr Städtchen der Aufenthalt einer Garniſon und zahlreicher Beamten iſt.

Ein ſteiler Fels, an der Nordſeite vom Inn beſpült, trägt die alte Feſtung Kufſtein. Was ſich in der Gegend Bedeutendes zugetragen, knüpft ſich an ihre Wälle, welche, völlig ſturmfrei, nur durch Aushungerung oder Batterien, die auf höher liegenden Punkten errichtet ſind, bezwingbar ſind. Die Mauern aus Tufſtein, der die Kugeln eindringen läßt, aber dabei nicht zerſplittert, haben eine Dicke von 2—3 Klaftern; ſie konnten daher gewöhnlichem Geſchütz feſten Widerſtand leiſten, vor dem Gruß gezogener Kanonen würden ſie ſich bald neigen müſſen.

Früher waren alle Plätze, welche die Umgegend beherrſchen, mit Feſtungswerken geſichert; auf der Zellerburg, welche jenſeits des Inn Kufſtein überhöht, ſtanden zwei Blockhäuſer; von hier bis zum Maiſtallerberg war das Thal durch eine Reihe zuſammenhängender Schanzen und Redouten, in deren Mitte eine Caſerne die Straße ſperrte, geſchloſſen, ebenſo hatte man den vorliegenden Lausbüchl nicht außer Acht gelaſſen. In der langen Zeit des Friedens verfielen dieſe Werke; neuerdings hat man jedoch dieſem Paſſe gegen Baiern wieder Aufmerkſamkeit geſchenkt. Als die Eiſenbahn eröffnet wurde, baute man in der Nähe des Bahnhofs nach den neueſten Regeln der Befeſtigungskunſt ein Fort, das zwar viel Geld koſtete, jedoch mehr ein militairiſches Schauſtück, als ein Werk der Nothwendigkeit zu ſein ſcheint. Die Eiſenbahn zu decken, hätten einige Sprengminen am Inn, wo für die Schienen der Platz dem Felſen abgetrotzt werden mußte, vollſtändig genügt.

Kufſtein hat mehrere Belagerungen ausgehalten; zum erſten Male eroberte es Kaiſer Max, der den Commandanten Pienzenauer hinrichten ließ. Dieſer hatte die Majeſtät dadurch beleidigt, daß er auf jeden Kanonenſchuß zum Spott die Mauern mit einem Beſen abzukehren befahl, bis die ſchwerſten Geſchütze jener Zeit, der Burlepaus und Weckauf, aus dem Zeughauſe von Innsbruck geholt wurden und die Mauern zertrümmerten. Dieſes geſchah 1504. Im Jahre 1703 ging die Feſtung durch die Rathloſigkeit des öſterreichiſchen Commandanten, Graf Wolkenſtein, an Baiern verloren. Während des Aufſtandes 1809 vertheidigten es dieſe heldenmüthig gegen die Bauern unter Speckbacher, der vergebens alle Liſt aufbot, ſie zu bezwingen. An Oeſterreich wieder zurückgegeben diente ſie bis jetzt als Gefängniß für Verbrecher und politiſch Compromittirte. Hier ſaßen 1830 mehrere Polen, von denen einer trotz aller Wachſamkeit die dicken Mauern durchbrach und entrann; hier war 1849 eine ungariſche Gräfin eingeſperrt, hier vertrauert jetzt Roſa Sander, der Geyer der Pußta, ſeine Tage in lebenslänglicher Gefangenſchaft. Früher wurde dieſer kühne Räu-



Das [illegible]thal im [illegible]

der von vielen Neugierigen beſucht, welche ihn mit Wein und Cigarren beſchenkten: da erwachte ſein magyariſcher Stolz und er forderte vom Commandanten der Feſtung, daß Niemand mehr kommen dürfe, ihn wie ein wildes Thier zu betrachten. Trotzig und verſchloſſen auf dem Strohlager liegend, ſiecht er langſam hin, und weil er ſich weigert, je an die friſche Luft zu treten, wird ihn wohl der Scorbut auflöſen.

Den nächſten Tag benutzte ich zu einem Ausflug nach Thierberg, einer Ruine, welche ſich mitten aus den Bäumen des Mittelgebirges erhebt und eine herrliche Ausſicht gewährt. Ihr jetziger Beſitzer hat ſie vor gänzlicher Zertrümmerung geſichert. Eine Kapelle nebenan iſt dem heiligen Johannes geweiht und ſteht unter dem Schutze einer Einſiedelei, welche noch vor Kurzem ein armes Weib bewohnte. Im Walde liegen einzelne Höfe zerſtreut, echt germaniſche Anſiedelungen, wie denn die Bewohner dieſer Gegend überhaupt von reiner bavariſcher Race ſind. Auf dem Mittelgebirge ſind mehrere Seen zerſtreut; es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man plötzlich aus den dichten Tannen heraustritt und die ruhige dunkle Waſſerfläche zu Füßen ſieht. An dieſer einſamen Stätte, deren Stille höchſtens der Schrei eines Falken unterbricht, erinnert man ſich gern an den „Alpſee" von Chriſtian Schneller, ein erzählendes Gedicht, welches an ächtem Gehalt ſo manches berühmte Werk der Gegenwart weit hinter ſich läßt.

Was in dieſen ſchönen Wäldern unangenehm auffällt, iſt der Mangel an Wild, — nirgends ein Reh, ein Hirſch; ſogar die Eichhörnchen haben beſonderes Glück, wenn ſie dem tödtlichen Blei irgend eines ungeſchickten Sonntagsjägers entgehen. So wie die Forſtwirthſchaft wird auch die Jagd ſehr unzweckmäßig betrieben; man ſchont das Wild nirgends, und doch könnte man bei verſtändigem Betrieb einen ſchönen Gewinn erzielen, ohne auch nur den mindeſten Schaden zu tragen. Allerdings iſt es ſeit 1848, wo die Gemeinden das Jagdeigenthum erhielten, in dieſer Beziehung etwas beſſer geworden; während früher ohne Rückſicht des Beſitzrechts jede Klaue, jede Feder für vogelfrei galt, wird jetzt die Jagd verpachtet und da müſſen die Bauern, wenn ſie irgend etwas erhalten wollen, ſelbſt darauf ſehen, daß nicht Alles geſtohlen wird.

Den Rückweg von Thierberg ſuchte ich quer durch den Wald gegen Kiefersfelden, ein Dorf, welches durch ſeine Bauernkomedien berühmt war, an der auch viele Arbeiter der Eiſenſchmelze Theil nahmen. Unweit davon erhebt ſich links an der Straße die Ottokapelle, ein Kirchlein, im edlen gothiſchen Stile, getragen von einem feſten Unterbau. An dieſer Stelle nahm Prinz Otto von Baiern Abſchied von ſeinen Eltern, welche ihn bis an die Grenze begleitet hatten, als er nach Griechenland reiſte, um die Krone dieſes jungen Reiches zu tragen.

Die bereits erwähnte [illegible] iſt dadurch intereſſant, daß die Alpenroſen an ihrer Schattenſeite bis in das Thal ſteigen. Wenige Schritte davon ſteht das Kirchlein des heiligen Leonhard, welchen das Volk zum Patron der Pferde erkor. An ſeinem Feſte verſammelten ſich früher alle Bauern der Gegend und galoppirten mit ihren Roſſen dreimal um das Gebäude, in der Meinung, dadurch das Vieh im ganzen Jahre geſund zu erhalten. [illegible] eine [illegible] in einem Wirthshauſe, wo die Feſtlichkeit gewöhnlich mit Tanzen und Raufen geſchloſſen wurde.

Quer über den [illegible] des Kaiſergebirges führt ein [illegible] bei Sparchen, einer Mühle am Ausgange des Kaiſerthales. Selten hat der [illegible] Zufall dem Künſtler ein fertiges Bild geliefert, das er ohne weitere Zugabe einfach abzuzeichnen braucht; hier findet er ein ſolches und er kann es dem Photographen nur durch den Reiz der Farben [illegible]. Links eine Felswand, an der ſich [illegible] ein Pfad emporwindet, rechts der Abhang mit großen Bäumen, in der Mitte die [illegible] mit einem [illegible], deſſen Spitze ein großes Kreuz ziert, im Vordergrund die Mühle mit dem ſchäumenden Bach: es iſt ein kleines Meiſterwerk von künſtleriſcher Anordnung. (Unſere Abbildung zeigt es.)

Der Steg an der Felſenwand führt zu mehreren Bauernhöfen, welche die Kufſteiner nicht ſelten beſuchen, um ſich an Alpenluft und friſcher Milch zu laben. Ich ſtieg in die Schlucht, in deren Tiefe ſich der Bach durcharbeitet, hinab, denn in der Felſenwand iſt eine ſchattige Höhle vertieft, in der ſich angeblich Thierknochen befinden ſollten. Wild und ſchroff war der Weg, einzelne Tannen hatten ſich mit dem Wurzelgeflecht feſt in das Geſtein eingekrallt, als fürchteten ſie, ſchwindelnd in den Abgrund zu ſtürzen; mich ſtellenweiſe an Aeſte und Stämme haltend, dann wieder im Sprunge vorwärts auf den eckigen Kanten oder die Hand an einen Grasbüſchel klammernd, erreichte ich endlich die weite Mündung der ſteinernen Halle. Der Boden beſtand aus feinerem Grus, zum Theil durch den aufgelöſten Kalk verkittet, in welchem ich bald Klauen, Zähne und Knochen von Bären entdeckte, gemengt mit den Ueberreſten der Wiederkäuer, welche jenen zur Nahrung dienten. Man muß jedenfalls den Geſchmack der Familie Petz loben, die hier ihre Wohnung aufſchlug, wo die ſchroffe Wand alle Sicherheit gewährte und das Rauſchen des Baches die Trägen bei der Sommerhitze gar angenehm in Schlummer lullte. Uebrigens können die Knochen auch von alten Höhlenbären ſtammen, leider war kein Stirnbein erhalten, welches die Beſtimmung erleichtert hätte. Sei dem, wie ihm wolle, dieſe Knochenhöhle bleibt jedenfalls als die einzige bis jetzt in Tyrol entdeckte für den Naturfreund von Intereſſe.

Der Charakter der Gegend wurde immer düſterer, Felſen und Bäume hemmten jede Fernſicht und ich athmete frei auf, als mir endlich ein offener grüner Fleck mit einer Almhütte winkte. Die Sennerin, wenn auch kein ſchönes, doch friſches geſundes Mädchen, bot mir bereitwillig Milch und Butter. Als ich mich geſättigt, wollte ich ihr ein Geldſtück bieten, ſie lehnte es aber kopfſchüttelnd ab mit dem Beiſatz: „das wäre ein neuer Brauch auf dem Kaiſer, wenn man ein Tröpflein Milch zählen wollte.“ Mich erfreute dieſe Gaſtfreundlichkeit um ſo mehr, da ſie auf anderen Almen faſt zur Mythe geworden. In der Nähe der Städte machen manche Senner die unverſchämteſten Forderungen und entblöden ſich nicht, den Gebirgsfreund, der auf ſie angewieſen iſt, manchmal zu prellen. In ſolchen Gegenden beſuche ich auch nie eine Alm, um ſo weniger, da Milch und Butter den Magen leicht überladen und blähen, wodurch die zum Klettern nöthige Elaſtizität des Körpers beeinträchtigt wird. Als ich zum Abſchied vor die Thüre trat, heftete ich den Blick zufällig auf einen grünen Fleck hoch oben in den Kalkfelſen; das Mädchen bemerkte es und erklärte, das ſei des Teufels Wurzgarten, wohin er aus Neid alle Kräuter verſetzte, die dem Menſchen nützlich ſein könnten. Die Bauern bevölkern dieſe ſchauerliche Felſenöde, die ſich vortrefflich zu einem Hintergrunde für die Einleitung zu Lenaus Fauſt eignen würde, mit Geſpenſtern; hierher verbannen fromme Kapuziner die Seelen derjenigen, welche nach ihrem Tode zur Strafe begangener Sünden rumoren und die Leute beunruhigen. Hinter der Alpe erhebt ſich das Stripſenjoch, deſſen Schneide man über grüne Wälder in einer halben Stunde bequem erreicht. Jenſeits ſenkt ſich der Weg durch eine ſteile Rinne nieder, bald betritt man wieder Grasboden, über welchen die Stücke der Geröllſchichten mit zahlloſen Verſteinerungen zerſtreut ſind. Plötzlich fielen mir einzelne Tropfen auf die Hand, der Sturm begann um die Felszacken zu toben und ein furchtbares Gewitter brach los. Ich ſtand in einer verlaſſenen, halb zerfallenen Schäferhütte unter; einige Ziegen, die meckernd Zuflucht vor dem Regen ſuchten, leiſteten mir Geſellſchaft. Endlich war der Orkan vorübergebrauſt, Alles dampfte wieder thauduftig und farbenbunt; ich kehrte, obwohl ich nach St. Johann nur zwei Stunden gebraucht hätte, wieder nach Kufſtein zurück, oft gehemmt von den Bächen, welche durch jede Rinne ſtrömten. Am nächſten Tag führte mich der Dampfwagen nach Innsbruck.

* * *

Oſtfriesland und ſeine Bewohner.

Von [illegible]

Die Küſtenſtrecke der hannöverſchen Provinz Oſtfriesland iſt zum großen Theil dem Meere abgewonnen. Haushohe Dämme ſchützen das Land gegen die Einbrüche des ſalzigen Elements, das mit tiefem Groll ſein früheres Beſitzthum zurückverlangt und ſeufzend und murrend, oft auch tobend und brüllend, den Fuß der ſchützenden Dämme benagt, oder ſchäumend vor Zorn gegen ihre Wände anſtürmt.

Nicht ohne Sorge, aber immer mit Dank und mit faſt mütterlicher Zärtlichkeit blicken die Bewohner zu den mächtigen Wällen hinauf, die Tag und Nacht ſie bewachen gegen die Einbrüche des Räubers, der Hab' und Gut und Leib und Leben ihnen bedroht; deshalb hegen und pflegen, füttern und kleiden ſie dieſe Wächter mit unausgeſetzter Sorge, und das Geſetz ſteht ihnen ſchützend und ſtrafend zur Seite: Keiner, und wäre er der Vornehmſte, darf auf den Wällen fahren. Die Verſuchung liegt in der naſſen Jahreszeit nahe; denn die Wege ſind da ſo grundlos, daß die Wagen bis an die Achſen, die Pferde bis über die Knie einſinken in dem fetten aufgeweichten Lehm, der wie feſtgekneteter Brotteig die eingedrungenen Gegenſtände mit einer Zähigkeit umklammert, daß die Pferde oft nur mit äußerſter Kraftanſtrengung ſich herauszuarbeiten vermögen; aber vergebens blicken Roß und Reiter ſehnſüchtig nach den feſten grünen Dämmen; nur Aerzte, die auf keine andere Weiſe zu ihren Kranken gelangen können, erhalten ſchriftliche Vollmacht von der Landesregierung, auf den Wällen zu reiten; fahren dürfen auch ſie nicht darauf, das dürfte ſelbſt der König nicht.

Aber wie breit die Unterlage der gewaltigen Dämme auch iſt, wie mächtig ihre Höhe, wie ſorgſam ihr Bau unterhalten, ihr Raſen gepflegt wird, es kommen doch Zeiten, da ihre Kraft nicht ausreicht, da der Landesfeind die Landwehr beſiegt, da das Meer in unwiderſtehlichem Angriff das, was die Menſchen ihm in Jahrhunderten genommen, in einer Siegesſtunde zurücknimmt.

Die meiſten Küſtenländer erzählen Sagen von verſunkenen Städten, die in grauer Vorzeit das Meer dort verſchlungen hat; in Oſtfriesland iſt das keine Sage, da iſt's Geſchichte. Da iſt's geſchehen vor dreihundert Jahren, daß da, wo jetzt die Nordſee den Golf von Emden bildet, eine Stadt und vierunddreißig Dörfer von der Fluth verſchlungen wurden. Wenn der Reiſende auf einem Fiſcherkahn bei ſtiller See über die ſpiegelglatten und [illegible] Flächen dahingleitet, dann zeigen die Fiſcher weit hinunter in den Meeresgrund und ſprechen mit gedämpfter Stimme: „Jetzt ſind wir über der Stadt — da unten liegt der Markt — jetzt fahren wir über dem Rathhaus — jetzt über der Kirche!" — Und es iſt, als ragten da unten mit Muſcheln bedeckte Trümmerhaufen und als tönten dumpfe Glockentöne herauf, wie eine wehmüthige Klage.

Jene Stadt iſt untergegangen, jene Dörfer ſind in einer verhängnißvollen Stunde begraben vom Meere; jede Stadt, jedes Dorf, jedes Haus, wenn ſie tiefer liegen, als der Meeresſpiegel, können begraben werden in einer ſolchen Stunde, und halb Oſtfriesland liegt tiefer als der Meeresſpiegel. Dieſe ſtete Möglichkeit, Haus und Hof, Weib und Kind und das eigene Leben urplötzlich zu verlieren, erzeugt einen nachdenklichen Sinn, der bei den Oſtfrieſen ſich durch eine Erſcheinung kundgiebt, die ihnen beſonders eigenthümlich iſt: durch eine tiefe Schweigſamkeit.

Wer möchte in der Nähe des Todes über das reden, was ſonſt wohl im Leben Gegenſtand der Unterhaltung iſt? Und wenn es auch vielleicht häufiger vom Oſtfrieſen, als von Anderen gilt, daß er ſich zufrieden giebt, „was die bange Todesnacht, ihm auch für Gedanken macht;“ Gedanken macht ſie ihm, aber nicht ſolche, die leicht und ſchnell über die Lippe gehen; darum iſt ſeine Lippe faſt immer geſchloſſen. Schweigſam und nachdenkend ſitzen am Feierabend Greiſe und Männer, Frauen und Jungfrauen, Knaben und Mädchen um die lautlos glimmende Torfgluth; kein Kniſtern der Flamme, kein Sprühen der Funken, kein Schnurren des Spinnrades, kein Schwirren der Spindel bringt Leben oder Bewegung in die tiefe, innere und äußere Ruhe; und wie im Hauſe und am Heerde, ſo iſt's im Feld und auf der Flur. Alles ſchweigt — nicht einmal ein Baum rauſcht; denn in den Küſtenſtrecken giebt's keinen Baum, kein Geſträuch; das kalte Wehen von der Nordſee her läßt ſie nicht aufkommen. Da ſingt kein Vogel; wo ſollt' er niſten? Da ſingt auch keine Magd, die nach der Koppel geht; da pfeift kein Knecht, der mit dem Pfluge durch's Feld zieht. Nur der Wind pfeift, nur die Fluth rauſcht, nur das Meer ſummt ſein eintöniges Klagelied um das verlorne Land, oder ſeufzt und grollt in verhaltenem Gram und Grimm. Aber wenn der oft jahrelang verhaltene Grimm endlich einmal losbricht, wenn er zum brüllenden Zorn, zur raſenden Wuth wird; wenn die Wogen, von der Fluth geſchwellt, vom Sturm gejagt, heranrennen gegen die bebenden Wälle und das zagende Land; wenn der Angſtruf von den Glockenthürmen ſchrillt und heult: „Zu Hülfe! Zu Hülfe! Die Sturmfluth iſt da!“ — dann ſtürmen nicht nur die Glocken durch's Land, dann ſtürmen nicht nur Wind und Wogen die Wälle, dann ſtürmen und ſtürzen Menſchen, ſchreiend, beſchwörend, — ſchleppend mit Rieſenkraft; Kinder raffen Erde, Miſt, Steine; ſeit Jahren Gelähmte ſchieben ſchwere Karren; Todtkranke ſpringen auf vom Lager und eilen, halbbekleidet, zu den bedrohten Dämmen; da ſchaufelt und ſchüttet, da ſchiebt und ſchafft, da ſtopft und ſtampft der Greis wie ein Jüngling und das Kind wie ein Mann; da gilt kein Unterſchied des Geſchlechts, kein Vorrecht des Standes, vor dem Meere und dem Tode gelten ſie Alle gleich, und Meer und Tod drohen in grauſiger Gemeinſchaft, in grauſiger Nähe.

Wenn aber der gemeinſamen übermenſchlichen Anſtrengung der Sieg mit Gottes Hülfe endlich gelungen; wenn der viel hundertjährige Damm dem Andrange von Fluth und Sturm widerſtanden hat; wenn er nicht durchbrochen, nicht unterwühlt, nicht überſtrömt worden; wenn Sturm und Fluth ſich gelegt haben, der Sturm — Niemand weiß wohin? — die Fluth in ihr altes vieltauſendjähriges Bett — wenn der Menſch wieder heimkehrt in ſeine Hütte und der Friede in ſein Herz; dann rufen die Glocken zum zweiten Mal, aber nicht zum gemeinſamen Kampf auf Leben und Tod, zum gemeinſamen Gebet rufen ſie, zu Lob und Dank und Preis.

Aber nicht immer erringt die vereinte Kraft den Sieg gegen das Andrang von Sturm und Fluth. Im Jahre 1825 durchbrachen beide plötzlich den ſchützenden Damm, und faſt augenblicklich darauf ſchwammen die Trümmer von vielen Hundert Häuſern, ſchwammen mehr als tauſend Leichen und die todten Körper von dreißigtauſend Stück Vieh im brauſenden Meere.

Solche Tage werden nicht vergeſſen, und die Mahnung, daß ſie wiederkehren können, giebt den Bewohnern einen [illegible] Ernſt und dadurch ein ſtetes Gleichmaß der Haltung. Dieſes Gleichmaß der Natur iſt auch der Landſchaft eigen. So weit das Auge reicht, ſtreckt eine endloſe Ebene ſich aus; kein Berg und keine Kluft, kein Hügel und keine Vertiefung unterbricht die weite Fläche. Selbſt der einzige Strom des Landes, die Ems, gleicht mehr einem Einſchnitt des Meeres ins Land hinein, als einem Strome; denn der Strom ſtrömt nicht, ſeine Waſſer bewegen ſich nur, wenn die Fluth ſie hebt, wenn die Ebbe ſie ſenkt; ſie rauſchen nur, wenn der Wind ſie durchbrauſt, wenn der Sturm ſie aufwühlt; iſt die Luft ruhig, dann liegt auch die Ems ruhig da, wie ein großer Silberſpiegel. Kein Wald, kein

Gebüſch, kein Baum, kein Strauch beſchränkt den freien Blick, und mit der Natur geht die Menſchenhand bei ihren Bauten im Bunde; keine hohen Thürme, keine ſtolzen Burgen und Schlöſſer, keine rieſigen Dampfſchornſteine unterbrechen die Einförmigkeit der Landſchaft, ſelbſt die Kirchen erheben ſich wenig oder gar nicht über die andern Gebäude, die, dicht aneinander gelagert in den dichtgeſäeten Dörfern, nicht nur Familienähnlichkeit, ſondern Zwillingsähnlichkeit haben. Wenn die Form der Landſchaft durch und durch eintönig iſt, ſo zeigt dagegen die Färbung derſelben zuweilen eine grelle Abwechſelung. Die Felder ſind eingetheilt in große Quadrate, die, von Waſſergräben umſchloſſen, nur einen einzigen Eingang für Menſchen und Thiere gewähren; dieſe Quadrate ſind, je nach der Jahreszeit, citronengelb, wenn der Rapps blüht, lichtgrün, wenn die Saat ſproßt, oder dunkelgrün, mit bunten Blumen geſtickt, da wo das Weideland brach liegt. Mitten durch die Landſchaft führen Kanäle von der Nordſee her nach den Städten und Dörfern, befahrbar und befahren von mächtigen Seeſchiffen, die, mit den hohen bewimpelten Maſten, in majeſtätiſcher Stille durch die blumigen Wieſen und die gelagerten wiederkäuenden Heerden hindurchziehen. Der hohe, üppige Graswuchs verbirgt das Waſſer den Blicken; deshalb ſcheint es, als ob die Schiffe durch Blumen ſich bewegten, von unſichtbaren Händen getragen. Dieſe Waſſerwege gehen in ſchnurgrader Richtung auf ihr Ziel los und durchſchneiden Alles, was in ihrer Linie liegt, während die Landwege wie ſcheue Rennpferde die Hinderniſſe nicht nehmen, ſondern umgehen und dadurch ihre Richtung zuweilen ſo vollſtändig aufgeben, daß der Reiſende zu ſeiner Verwunderung auf die Ortſchaft zuſchreitet, die er vor kurzem verließ, bald darauf ſie wieder im Rücken und nach kurzem Weiterſchreiten von Neuem vor Augen hat. Man ſcheut die im holzloſen Lande doppelt theuren Brückenbauten und das Befahren und Betreten der koſtbaren Aecker mehr, als große Umwege; man bedient ſich überhaupt nur ſelten der Landwege und bringt Erzeugniſſe in die Stadt und holt Bedürfniſſe aus der Stadt faſt ausſchließlich zu Waſſer, ja man fährt mit Poſt und Extrapoſt zu Waſſer. Auf einer Art Gondel ſteht ein ſchmuckes Häuschen, darin ein tapeziertes, mit Gardinen geſchmücktes, bequem möblirtes Zimmer; dies ſchwimmende Haus wird von Poſtpferden gezogen, die am Ufer entlang traben und von einem reitenden Poſtillon gelenkt werden, während ein Poſt-Conducteur auf dem Fahrzeug das Steuerruder führt. Die Bewegung iſt ſo ſanft, ja ſo unfühlbar, daß man den Abgang und die Ankunft nur durch das Auge wahrnimmt. Was man auf den Stationen ſich an Speiſe oder Trank beſtellt, das wird in das ſchwimmende Haus gebracht, um es unterwegs in aller Behaglichkeit zu genießen; das leere Geſchirr wird vom Conducteur mit der nächſten Poſt zurückbefördert. Nach der Tafel ſtreckt man ſich auf's Sopha, oder beſteigt auf einer bequemen Treppe das flache Dach der ſchwimmenden Wohnung und beſchaut die Landſchaft, die zwar nirgend einen romantiſchen Anblick darbietet, aber überall das Gepräge üppigſter Fruchtbarkeit und ländlicher Stille trägt. — *Ländliche Stille!* — Nirgends iſt dieſer Ausdruck mehr an ſeiner Stelle, denn nirgends iſt die Stille der Landſchaft eine ſo ungeſtörte, faſt lautloſe, als hier; ſelbſt durch Feldarbeiten und landwirthſchaftliche Geſchäfte wird ſie kaum unterbrochen. In andern Ländern ruft die Ernte des Getreides und des Heues geräuſchvolle Regſamkeit und lautes fröhliches Leben hervor, die Senſen und Sicheln erklingen beim Wetzen, die Frauen und Jungfrauen ſchäkern bei der wetteifernden Arbeit, — in Oſtfriesland klingt keine Senſe und keine Sichel, denn die Erntearbeit wird dort ohne Senſe und Sichel vollbracht; dem fruchtbaren Boden entwachſen ſo ſtarke rohrartige Getreidehalme, daß der Schnitter ſie nur mit Hülfe eines breiten Schwertes, das er wie ein Richtſchwert ſchwingt, zu köpfen vermag. Ja er köpft ſie; er durchſchneidet ſie nicht, wie andere Schnitter, tief unten am Boden, das vermöchte er mit ſolchem Werkzeuge nicht; auch hat das Stroh dort kaum einen Werth, denn der überfette Acker bedarf keiner Düngung, und an einer Fülle beſſeren Futters fehlt es nie; ſo durchhaut er die

Halme in der Höhe und läßt einen Wald von Stoppeln ſtehen. Nur das Gras wird in Oſtfriesland mit der Senſe gemäht; aber es wird als Heu in der Scheuer aufeinander gethürmt und ſo lange getreten und geſtampft, bis es eine feſte, faſt undurchdringliche Maſſe bildet, die nur dadurch zum Futtern verwendbar wird, daß man ſie mit jenen Schwertern und mit kräftigen Hieben herunterſäbelt und ſie in Häckſelform dem Vieh darreicht. Welche Art der Arbeit in den Scheuern oder auf dem Felde auch verrichtet wird, nie und nirgend betheiligen ſich Frauen und Jungfrauen daran; dadurch fehlt bei der Erntearbeit und beim Heuen die bunte Mannigfaltigkeit der Tracht und die fröhliche Regſamkeit, durch welche bei uns dieſe Thätigkeit oft zum lauten Freudenfeſt wird. Dieſen Charakter würde ſie in Oſtfriesland freilich auch durch die Mitwirkung der Frauen nicht bekommen; denn auch die Frauen ſind ſtillen Weſens, wie die Männer. Die einzige Arbeit, die ſie im Freien verrichten, beſteht im Melken der Kühe, die vom zeitigen Frühjahr bis zum ſpäten Herbſt Tag und Nacht, ſelbſt bei Sturm und Schnee, in den Koppeln unter freiem Himmel liegen; dahin ziehen die langen Schaaren der Frauen und Jungfrauen mit den leeren Milcheimern und mit den gefüllten wieder heim; aber aus ihrem Munde kommt kein lautes und kein leiſes Wort

Und nicht nur der Menſch, auch das Thier iſt ſchweigſam in Oſtfriesland; das edle Roß trägt überall mit ſtummer Reſignation Schmerz und Qual; es läßt überall nur dann ſeine wiehernde Stimme hören, wenn Stute und Füllen nach einander verlangen, wenn der Hengſt Zuneigung oder Eiferſucht ausdrückt. Aber in Oſtfriesland werden keine Füllen gezogen; ſie werden, wenn ſie zwei Jahre alt ſind, in den Nachbarländern gekauft. Hengſte findet man faſt gar nicht; ſie dürfen nur mit obrigkeitlicher Erlaubniß gehalten werden und kommen nie in die Koppeln, darum hört man kein Roſſegewieher. Rinder brüllen faſt nur vor Hunger oder Durſt; in den oſtfrieſiſchen Koppeln aber ſtehen ſie bis über die Knie im nahrhafteſten Graſe, jede Koppel hat ihre Tränke; ſo leben ſie in vollſter Befriedigung; jedes Verlangen iſt geſtillt, deshalb wird kein's laut. Schafzucht fehlt überall in fetten Gegenden; darum fehlt auch hier das Geblök der Mutterſchafe und der Lämmer; und auch das Geſchnatter der Gänſe fehlt, denn Oſtfriesland zieht keine Gänſe.

So liegt die Landſchaft da in lautloſer Stille. Nur zuweilen tönt ein Summen und Rauſchen, das den Wanderer anfangs befremdet und, wenn er ſeine Urſache erkannt hat, mit Beſorgniß erfüllt. Es iſt das ein Summen, das er wohl öfter ſchon gehört hat, ihm aber dennoch ſo fremd vorkommt, daß er's nicht wieder erkennt; das Summen und Rauſchen wird erzeugt von Millionen von Bienen, die viele Hunderte von über- und nebeneinander gelagerten Bienenkörben umſchwärmen; ſie haben eine Waſſerreiſe aus dem Oldenburgiſchen hierher gemacht, um Honig zu ſammeln in den blühenden Rapsfeldern. Wenn die Zeit der Blüthe nahet, werden die Oeffnungen der Körbe mit durchlöcherten Blechen verſchloſſen, damit die kleinen Bewohner wohl Luft, aber nicht Freiheit behalten, auszufliegen; ſo im Gefängniß werden ſie auf Schiffe oder, bei kürzeren Entfernungen und mangelnder Waſſerverbindung, auch wohl auf Wagen nach den fruchtbaren, Raps erzeugenden Gegenden geführt. Nicht ohne einige Beſorgniß betritt man die Fußſteige, die dicht an ihren Lagern vorüber führen; doch iſt dieſe Beſorgniß nur in den Stunden begründet, die unmittelbar auf die Wegnahme der durchlöcherten Bleche folgen; es ſcheint, als ob ſie dann, durch das lange Gefängniß erbittert und von Rachegluſt entflammt, ihren Stachel Jedem, der ihnen nahet, fühlen laſſen. Iſt die Zeit der Rapsblüthe vorüber, ſo werden ſie nach Haidegegenden geführt, in denen unendliches Haidekraut ihnen hinreichende, wenn gleich minder reichliche Nahrung gewährt. Daß die reichlichſte den oſtfrieſiſchen Hausthieren nicht fehlt, bezeugt ihre ſtrotzende Fülle, ihre glänzende Glätte und behäbige Rundung, und wie die Thiere gedeihen, ſo gedeihen die Menſchen.

Wer gern für jünger gilt, als er iſt, der vermeide Oſtfriesland; man hält ihn dort für mindeſtens zehn bis fünfzehn Jahr älter, als er wirklich iſt. Das kann nicht anders ſein; denn in Oſtfriesland erſcheinen, nach unſerm Maßſtabe gemeſſen, die Menſchen zehn bis fünfzehn Jahr jünger, als ihr Taufſchein bezeugt. Das gilt von Männern und Frauen, beſonders von den letzteren; vierzigjährige Frauen haben das Anſehen von vierundzwanzigjährigen Jungfrauen, ſo friſch und voll iſt ihr Antlitz, ſo blitzend ihr Blick, ſo blühend, ja glühend ihre Wange. Das iſt beſonders auffallend auf dem Lande. Im übrigen Deutſchland findet man faſt durchgängig bei den Frauen der ländlichen Bevölkerung ein frühes Verfallen, eine welke Magerkeit, einen müden, ausdrucksloſen Blick, der die Frauen um zehn bis fünfzehn Jahre älter ausſehen läßt. Dieſes Altern vor der Zeit hat ſeinen Grund darin, daß die Frauen auf dem Lande durchgehend überarbeitet ſind; bei Tage dreſchen und graben, ernten und heuen ſie gemeinſam mit den Männern, wenn dieſe aber heimkehren, im Sommer auf den Raſen, im Winter auf die Ofenbank ſich ſtrecken, dann beginnt die Frauenarbeit erſt recht mit Kochen und Kehren, mit Stricken und Flicken, mit Wiſchen und Waſchen, mit Wiegen und Warten, ſo daß ihre Arbeitslaſt doppelt ſo groß iſt, als die der Männer. Dadurch wird nicht nur ihr Leib entkräftet, ſondern auch ihr Geiſt, und er bekommt zuletzt eine Stumpfheit, daß ſie nicht nur bei der Predigt, daß ſie bei Allem ſchlafen oder doch dämmern, was über den thieriſchen Inſtinkt, was über das zwingende Bedürfniß des Moments hinausgeht. Die oſtfrieſiſchen Frauen ſind niemals überarbeitet, denn ſie arbeiten nicht. Auch der ärmſte Tagelöhner muthet es ſeiner Frau nicht zu, Feldarbeiten, oder auch nur ſolche Hausarbeiten zu verrichten, denen bei uns ſich ſelbſt die wohlhabendſten Bauersfrauen durchgehends unterziehen. Die oſtfrieſiſche Frau kocht, ſie beſorgt die Kinder, ſie ſchummelt, das iſt Alles. Schummeln heißt, das Haus nett erhalten, nicht nur durch Putzen und Scheuern (in den Städten werden ſogar die Bürgerſteige mit Bürſten gereinigt und die Häuſer auch äußerlich von oben bis unten mit Hülfe großer Handſpritzen gewaſchen) — in jedem Jahre wird alles Holzwerk des Hauſes neu mit Oelfarbe bemalt, auch das gehört zum Schummeln und iſt daher Frauenarbeit — ſondern es tritt noch eine hinzu, die bei uns völlig unbekannt iſt und die großen Zeitaufwand fordert: der mit rothen Ziegeln bedeckte Fußboden wird rings an den Wänden mit Figuren und Guirlanden von weißem Sande verziert, den die Frauen aus der hohlen Hand laufen laſſen und damit Sterne, Blumen, Laubwerk und Arabesken bilden. Dieſer Schmuck wird oft, in vielen Häuſern täglich erneut; und wenn die auf ſolche Weiſe erzeugten Formen auch nicht immer ſchön ſind, ſo ſind ſie doch zierlich und von hoher Regelmäßigkeit. Solche Arbeit iſt kaum eine Arbeit zu nennen; ſie gleicht mehr einem Zeitvertreib und gewährt der Eitelkeit Befriedigung, wenn die Zierrathen beſonders gelungen ſind und ihr Gelingen von den Mitſchweſtern beneidet, von den Beſuchern bewundert wird. Die meiſten Stunden des Tages werden durch ſo leichte, halb ſpielende Beſchäftigung ausgefüllt, und ſelbſt die, welche ernſterer Art iſt, z. B. die Butterbereitung, erfordert in Oſtfriesland mindere Anſtrengung. Während bei uns die Milch im Butterfaß von den Frauen geſchlagen wird, überläßt man dort dieſe Arbeit in den größeren Haushaltungen einem Pferde, in kleineren einem Hunde, der ein Trittrad in Bewegung ſetzt und dadurch den durchlöcherten Stempel in der Milch auf- und niederſtößt, ähnlich wie in Italien die Bratenwender durch Hunde bewegt werden; ſo daß der hungrige Reiſende auf die Frage: „Iſt das Eſſen bald fertig?" die Antwort bekommt: „Das Hündchen arbeitet!" Iſt die Quantität der Milch zu groß, als daß ein Hund mit einem Trittrade ſie überwältigen könnte, ſo wird der Stempel durch einen Pferdegöpel in Bewegung geſetzt. Die Arbeit aber, welche bei uns zu Lande die Mußeſtunden der Hausfrauen unausgeſetzt ausfüllt und wohl den Spruch erzeugt hat:

Frauenarbeit iſt behende,
Aber ſie nimmt nie ein Ende.

die Arbeit des Nähens und Flickens, des Stopfens und Strickens iſt in Oſtfriesland nicht gebräuchlich. Strümpfe, Wäſche und Kleider werden gekauft; wird etwas daran ſchadhaft, ſo beſſert der Schneider aus, wenn es ausgebeſſert wird; denn eine geplatzte Nath und ein Loch im Aermel iſt dort nicht wie bei uns ein Vorwurf oder gar eine Schande für die Hausfrau, die nur in den ſeltenſten Fällen Stricknadeln und Nähnadeln zu führen vermag und darum außer Stande iſt, jedem kleinen Schaden abzuhelfen, ehe ein großer daraus wird. So entſtehen dann namentlich in der Kleidung der Tagelöhner immer mehrere und größere Schäden, und man ſieht nicht ſelten ſo arg zerſetzte, daß auch nicht ein Fleck wie ein Handteller groß zu finden iſt, der nicht aus Lappen oder vielmehr aus Läppchen beſteht und es mir oft unbegreiflich iſt, wie dieſe Läppchen noch irgend einen Zuſammenhang unter einander haben. Die Kleidung ſelbſt iſt ungemein einfach, ſie beſteht bei den Frauen aus Rock und Mieder, oder ſtatt des Letzteren auch wohl nur aus dem ſogenannten Unterpfand, einem viereckigen Stück Zeug, welches in der Mitte eine runde Oeffnung hat, durch welche der Kopf geſteckt und das zu beiden Seiten unter den Armen mit Bändern zugebunden wird, eine Tracht, eben ſo kunſtlos, als unkleidſam. Selbſt den von der Natur ihnen verliehenen Schmuck verſchmähen die Frauen, den Schmuck des Haupthaares; ſie tragen daſſelbe hinten kurz verſchnitten, und als ob ſie Werth darauf legten, daß ſie über ſolche Eitelkeit erhaben ſind, tragen ſie ihre Hauben hinten offenſtehend, als ſolle jeder ſehen, daß ihr Haar verſchnitten iſt. Die Männer tragen ſich eben ſo einfach; Jacke, Weſte, Hoſe und Mütze von blauem Tuch, in den Städten ſtatt der Jacke einen Ueberrock. Männer und Frauen, ſelbſt der höhern Stände, zeigen auch darin eine ganz ungewöhnliche Einfachheit, daß ſie beim Ausgehen nichts an der Kleidung ändern, die ſie in der Stube tragen, d. h. die Frauen ſich keines Tuches oder keiner Mantille, die Männer ſich keines Ueberziehers oder Mantels bedienen. Mäntel ſind ein ſo ungebräuchliches Kleidungsſtück in Oſtfriesland, daß ich einen Maler in der Hauptſtadt des Landes, in deſſen Kleiderſchrank ich einen Mantel hängen ſah, verwundert fragte, wie er dazu gekommen? Er erwiderte, er habe lange Zeit in Berlin gelebt und ihn von dort mitgebracht; doch getraue er ſich nicht, Gebrauch davon zu machen; er würde ſeine Kundſchaft verlieren, wenn er einen Mantel trüge!

Dieſe Gleichmäßigkeit der Kleidung im Zimmer, wie im Freien, hat ihren Grund in den eigenthümlichen klimatiſchen Erſcheinungen Oſtfrieslands. Der Winter iſt dort nicht ſo kalt, der Sommer nicht ſo heiß, als wie bei uns; Beide bedingen alſo auch weniger einen Unterſchied der Kleidung; aber ſelbſt im heißeſten Sommer weht oft plötzlich ein ſo eiſiger Hauch von der Nordſee her, daß der raſche Wechſel der Temperatur einen eben ſo raſchen Wechſel der Kleidung herbeiführen würde, wenn der möglich wäre; da er aber nicht möglich iſt, ſo rüſtet man ſich für alle Fälle, man trägt Winter und Sommer Fries*) auf dem bloßen Leibe und geht außerdem mäßig aber gleichmäßig warm bekleidet. Wer jedoch nicht oſtfrieſiſch gewöhnt und befriest iſt, der thut wohl, auf Reiſen, ſelbſt in den Hundstagen, ſeinen Mantel, oder noch beſſer, ſeinen Pelz im Wagen bei ſich zu führen; er wird, wenn der Eishauch kömmt, ſich mit Behagen in denſelben hüllen und ſich vor ſonſt unausbleiblicher Erkältung bewahren. Keiner laſſe den Pelz deshalb zu Hauſe, weil er beſorgt, daß er im Sommer damit auffällt; mindeſtens nicht mehr, als im Winter. Der meinige war im ſtrengſten Winter ein Gegenſtand des Staunens, nicht nur für die untern, ſondern ſelbſt für die gebildeten Stände; in den Städten liefen die Jungen meinem Bärenpelz nach, als wäre ich ſelbſt ein Bär. Es iſt nun einmal in Oſtfriesland Alles anders, als bei uns; deshalb erſcheint uns Alles auffallend; aber wir erſcheinen noch viel auffallender; das muß man ſich gefallen laſſen oder ganz Oſtfrieſe werden, doch iſt das nicht ſo leicht. Der Oſtfrieſe erſcheint uns oft kühl, wir aber erſcheinen ihm froſtig, und manche Leſerinnen werden ſchon frieren, wenn ſie das folgende leſen. Die Wände der oſtfrieſiſchen Wohnungen ſind in der Regel nur einen halben Ziegelſtein ſtark; ihre Thüren und Fenſter ſchließen ſchlecht, die Thüren oft um des Torfrauchs willen abſichtlich ſo ſchlecht, daß man mit der Hand zwiſchen ihnen und den Thürpfoſten durchreichen kann. Oefen hat man nur ſelten; das Torffeuer im Kamin wärmt nur die eine Seite, läßt aber die andere und die Räume des Zimmers kalt; doch hat man unter den Füßen ſogenannte Feuerſtübchen, durchlöcherte Fußbänke, in welchen Töpfe ſtehen, die mit Torfgluth gefüllt ſind; dieſer Feuerſtübchen bedient man ſich auch in den Kirchen. Die Kirchen ſind ſtets dicht erfüllt mit Zuhörern, daher auch dicht erfüllt mit Feuerſtübchen und noch dichter mit Dunſt, Qualm und Rauch, der den daran nicht Gewöhnten bis zur Ohnmacht peinigt. Es giebt aber eine Zeit in Oſtfriesland, da dieſe Peinigung Tag und Nacht kein Ende nimmt, eine Zeit, da man landesflüchtig werden müßte, um ihr zu entgehen, das iſt die Zeit des Moorbrennens.

---

*) Die Frieſen behaupten, der Fries, den ſie Alle tragen, hätte ihnen ihren Namen gegeben. Vielleicht iſt's umgekehrt.

In den Moorgegenden, die das holzloſe Land mit Torf verſehen, werden vom Oberboden große Schollen abgeſchält, umgewandt und von Wind und Sonne getrocknet. Im nächſten Frühjahr geht der Beſitzer des alſo vorbereiteten Landes mit einem Blecheimer voll glühender Kohlen und einer eiſernen Pfanne verſehen, auf den Acker und ſtreut die glühenden Kohlen auf die ausgetrockneten Schollen; er ſtellt ſich dabei mit dem Rücken gegen den Wind und ſetzt, rückwärts ſchreitend, das Entzünden der Schollen fort, ſo daß der Wind ihm ſtets den erſtickenden Rauch entführt. Bemerkt er, daß die Gluth irgendwo zu ſtark wird, ſo beſchreitet er in dicken Holzſchuhen das glühende, rauchende Feld und dämpft ſie mit darauf geworfener Erde; wird ſie zu ſchwach, ſo nährt er ſie mit darauf geworfener Gluth. Dieſes Moorbrennen geht durch's ganze Moorland Oſtfriesland und durch den Moorboden der angrenzenden Länder, ſo daß oft in wenigen Tagen über hunderttauſend Morgen verkohlt werden und Profeſſor Funk das Gewicht der dadurch erzeugten Rauchmaſſe auf dreiundſiebenzig Millionen Pfund berechnet. Dieſer Rauch hebt ſich allmälig höher und zieht, vom Winde bewegt, hunderte von Meilen dahin. Das iſt der ſogenannte Höhenrauch, über den viel gelehrte und verkehrte Anſichten ſich ſelbſt in Lehrbücher verirrt haben. Während des Moorbrennens iſt oft die Atmoſphäre des ganzen Landes verfinſtert; die Sonne iſt gar nicht ſichtbar oder, wie durch ein geſchwärztes Glas, als rothe Kugel; das Athmen iſt erſchwert, die Augen ſchmerzen vom beizenden Rauch, eine melancholiſche Stimmung bemächtigt ſich der Gemüther, und ſelbſt die Thiere ſcheinen darunter zu leiden; doch hört man keine Klage darüber; jeder weiß, daß die Bewohner des Moorlandes verhungern müßten, wenn ihnen nicht die durch die Aſche erzeugte Düngung des Landes eine Buchweizenerndte gewährte, von deren Ertrage ſie faſt ausſchließlich leben, während die Fiſcher am Nordſeeſtrande kaum einen andern Erwerb kennen, als den die Fiſcherei ihnen gewährt; aber auch die wird hier anders betrieben, als an andern Küſten.

Wenn ſonſt die Ebbe eintritt und dadurch in weiter Ferne hinein der Boden des Meeres trocken gelegt wird, daß man darauf wandeln und Muſcheln, Seeſterne und andere Meereserzeugniſſe ſuchen und der Fiſcher ſeine Reuſen legen kann, ſo verwehrt in Oſtfriesland das Meer auch während der Ebbe das Betreten ſeines Grundes. Für das Auge liegt freilich eine endloſe, waſſerfreie Ebene da und lockt mit ihrem ſammtartigen, glatten, faſt goldgelben Teppich, ſie zu betreten; aber der Verſuch wäre lebensgefährlich. Der Grund des Meeres beſteht aus einem weichen, eidotterartigen Moraſt, ſo flüſſig, daß jeder ſchwere Gegenſtand darin verſinkt, daß Enten zur Noth darin ſchwimmen, und ſo tief, daß Stangen von dreifacher Mannslänge keinen feſten Grund finden. Da bedienen ſich zu ihrem Fortkommen die Fiſcher eines eigenthümlichen Hülfsmittels, ähnlich einem Schneeſchuh, nur daß der Schneeſchuh beiden Füßen, der oſtfrieſiſche Schlickſchuh (Schlick heißt der Moraſt des Meeres) nur einem Fuße, dem linken dient. Mit dieſem knieet der Fiſcher in dem flachen Fahrzeuge, befeſtigt ihn an Knöchel und Kniekehle mit Riemen an den Boden, hält das andere Bein außerhalb und rudert ſich durch den Moraſt, indem er den rechten entblößten Fuß bewegt, wie eine ſchwimmende Ente den ihren. So fährt er viertel Meilen weit in's Meer hinein. Die knieende Stellung giebt ihm gerade die rechte Höhe, daß er, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, ſeine Reuſen zu legen und zu leeren vermag; auf gleiche Weiſe kehrt er nach vollbrachter Arbeit wieder heim. Es gewährt einen eigenthümlichen Anblick, wenn auf der weiten, goldgelben Fläche einzelne ſchwarze Punkte ſchwimmen; wenn man endlich erkennt, es ſind knieende Menſchen auf einem Fahrzeuge, deſſen Bord kaum zollhoch hervorragt, und das kaum wahrnehmbar ſich bewegt, da beſchleicht die Sorge das Herz, die Fluth werde das langſame, gebrechliche Fahrzeug ereilen und Schifflein und Schiffer verſchlingen. Aber der Fall tritt wohl kaum je ein, der Oſtfrieſe weiß genau vorher die Fluth und iſt vorſichtig und bedächtig; außer dem allgemeinen Unglück durch eine Sturmfluth hört man faſt nie von andern Unglücksfällen, nicht einmal von Feuersbrünſten. Es iſt, als ob in dieſem Lande, wo Alles in einer gewiſſen Abgemeſſenheit ſich bewegt, ſelbſt das Feuer die ihm angewieſene Grenze nicht überſchritte. Auch die Gluth der oſtfrieſiſchen Volkspoeſie hält ſich in ruhiger Gemeſſenheit, wenn überhaupt hier von Poeſie die Rede ſein kann; Volkspoeſie lebt im Geſang, und Geſang lebt nicht in Oſtfriesland; aber geſprochene und geſchriebene Gedichte giebt's hin und wieder im Volke. Hier ein's davon, das ächt oſtfrieſiſch iſt:

Daar ſcheenen dree Steerntjes al over den Rhin,
De ſcheenen to den König ſin Fenſterkes in.
De König har dree Dochterkes,
Se ſtarven alle dree in eene Nacht:
De erſte ſtarf's Avends, de andere ſtarf's Nachts,
De darde ſtarf, als de Dag anbrak.

Se nammen eenander al bi de Hand
Un gingen dat ſmalle Pad wal langs,
Dat na de Hemel ton treden was,
As ſe up halfweg Wegs kwammen,
Da kwam hör Moder hör integen:
„Waarhen, waarhen, ji arme Seelkes?"
„Wi gaan dat ſmalle Padje langs."

Als ſe vor de hemelſche Döre kwammen,
Se kloppden an de Döre freidig an:
„Sünte Peter, Sünte Paul, do open des Dör!
Hier ſtaan dree arme Seelkes vor."

Sünt Peter ſtun up, leet twee ingan,
De darde leet he der wal buten ſtaan.
„Och Heer von de Hemel, wat had ich mißdaan,
Dat ick hier alleene mont buten ſtaan!"

„Du haſt verbrelen dat heilig Gebed:
Wenn de andere beide Süſters na de Karke ton gingen,
Dann ſtunnſt du vor da Speegel, krullſt up dien Haar.
Wenn de andere beide Süſters ton't Nachtmahl gingen,
Dann werk'ſt du her mit de Fingers na.
Wenn de andere beide Süſters de Armen wat gaffen,
Dann deeſt du nix als knurren und brummen."

Se keerde ſück um mit bedreide Traantjes
Un gung dat breede Pad wal langs,
Dat ſe na de Helle ton treden was.
Do ſe up halfweg Weges kwam,
Daar laggen dree Hunde und keken her an.
Man do ſe bi de Helldör kwam,
Do kleevde ſe dant ſo bedrööfdelik an.

„Herodes, Herodes, de open de Dör,
Hier ſteiht een arme Sünder vör."
De eene von de Hunde ſchmeert hör een Steele-ton,
Waar ſe mit hör Gat up ſitten kun:

Der andere een Kiſſen mit Natels und Spellen,
De darde een Potje mit Pick un Schmeer.
Se ſee: „Och Heer, och Heer, ick lüſt niet meer!"
„Seg du mi dat Woord gien dree Mal meer,
Dann ſalt du brennen in Pick un Schmeer.

Die Poeſie dieſes Gedichts erhebt ſich nicht höher, als die oſtfrieſiſchen Hügel, die kaum wahrnehmbar ſind; aber ſie ſtimmt zum Charakter der Landſchaft, der auch da im Niveau bleibt, wo im Innern des Landes der fruchtbare Boden in Moor und Sand übergeht. Man hat deshalb Oſtfriesland wohl mit einem Apfel verglichen, der äußerlich friſch, innerlich faul iſt; aber der Vergleich hinkt, mehr als die meiſten; unfruchtbarer iſt das Innere des Landes als der Rand deſſelben; aber faul iſt's nirgend, am wenigſten ſind's ſeine Bewohner. Iſt der Rand zu Land geworden durch unermüdlichen Kampf, ſo wird der Sand zu Land durch unermüdeten Fleiß. Wer die vielen ziegelgedeckten Dächer in der Haidegegend ſieht und dazwiſchen die großen Erdklumpen, die theils Menſchenwohnungen, theils Düngerhaufen ſind, und die ſich faſt nur dadurch von einander unterſcheiden, daß aus einigen Rauch aufſteigt, aus einigen nicht, — der ahnt ſchwerlich, daß die freundlichen Wohnhäuſer der Mehrzahl nach hervorgegangen ſind aus jenen Erdklumpen. Das Verlangen nach Selbſtſtändigkeit, das Sehnen nach einem eigenen Beſitzthum hat dieſe Umgeſtaltungen erzeugt. In den fruchtbaren Gegenden bietet ſich dazu keine Gelegenheit; Grund und Boden gilt da als ein ſo koſtbares und ſo köſtliches Gut, als ein Familienſchatz, deſſen Veräußerung nur im höchſten Nothfall geſchieht, und die als eine Schande betrachtet wird; aber im Innern giebt's noch große Strecken unbebauten Landes, das als Urland gilt, und für den Eigenthümer, gewöhnlich der Fiscus, nur geringen Werth hat; da ſparen die Knechte und Tagelöhner ſo lange, bis ſie im Stande ſind, ein Stück Steppe zu erwerben, und beziehen unmittelbar nach dem Erwerb ihr Beſitzthum. Das erſte, was der neue Gutsbeſitzer thut, beſteht darin, daß er für ſich und ſeine Familie ein Wohnhaus baut; er ſchält zu dieſem Zweck den Oberboden ab, der aus halbverdorrten Wurzeln und dürftigem Raſen beſteht, legt die Schollen auseinander, bildet daraus vier Wände, die ein Quadrat einſchließen, halb ſo groß, wie eine gewöhnliche Kammer. Sind die Wände ungefähr mannshoch, ſo bedeckt er ſie mit einigen Stangen und Aeſten, dieſe aber mit Erdſchollen, läßt in der Decke einen Raum offen als Schornſtein, und bezieht nun mit Weib und Kind den neuen Bau; denn das Wohnhaus iſt fertig. Seine Meubles haben überflüſſigen Raum darin; denn er hat keine. Etwas Stroh zum Lager für ſich und die Seinigen, ein eiſerner Keſſel, eine eiſerne Pfanne und ſo viel Blechlöffel als Münder, iſt Alles, was er mitbringt, wenigſtens Alles, was ſichtbar iſt. Das Beſte wird freilich erſt nach und nach ſichtbar; das iſt der genügſame Sinn, die unermüdliche Ausdauer, die nicht Fleiß und Schweiß ſcheut, die vor Sonnenaufgang die Arbeit beginnt und ſie nach Sonnenuntergang erſt beendet, die gräbt und ebnet und rajolt und vor Allem Raſen übereinanderhäuft, ihn mit Abgängen aller Art überſchüttet und begießt, und immer von neuem mit Waſſer befeuchtet, um durch die verrottete Erde einen künſtlichen Dünger zu bilden und ſo, nach und nach, die Steppe in fruchtbaren Boden umzuwandeln. Iſt ihm das nach jahrelanger raſtloſer Arbeit gelungen, iſt der Boden ertragfähig geworden und hat dadurch einen Werth erhalten, ſo erhält der Beſitzer ohne Mühe ein kleines Capital geliehen, kauft dafür Holz und Steine und baut ſich nun eigenhändig ein Wohnhaus, das zugleich Stall und Scheune umſchließt. Mit welchem Behagen, mit welch wonnigem Gefühle die Familie aus der Erdhöhle in die neue Behauſung einzieht, wie theuer ſolch mühſelig erworbenes Eigenthum dem Beſitzer iſt, davon vermag man ſich in andern Ländern kaum einen Begriff zu machen. Viele ſchöne Beſitzthümer in Oſtfriesland ſind aus ſolchen Höhlen hervorgegangen. Faſt das ganze Land iſt der widerſtrebenden Natur abgezwungen; das Meer mußte ſeinen fruchtbaren, das Land ſeinen unfruchtbaren Grund hergeben; mit künſtlichen Dämmen und künſtlichem Dünger kämpft dort heut noch der Menſch gegen die immer erneuten Verſuche der alten Herrſcher, den Eindringling wieder zu verdrängen, durch Sturmfluth und Flugſand. Aber durch unausgeſetzte, faſt immer ſiegreiche Kämpfe der Menſchenkraft gegen die Macht der Elemente wird dem Menſchen ſein Beſitzthum immer theurer, ſeine Anhänglichkeit an das mühſam errungene und mühſam feſtgehaltene Land immer inniger, deshalb iſt Oſtfriesland auch frei geblieben von dem Auswanderungsfieber, das die meiſten andern Länder epidemiſch ergriffen hat. Der märkiſche Bauer ſagt: Was nicht ſauert, das ſüßt nicht; ſauer wurde und wird den Oſtfrieſen ihr Beſitzthum; deshalb iſt ihnen der Beſitz ſo ſüß; ſie erkennen in den Klei- wie in den Geeſtgegenden, (Klei heißt fetter, Geeſt magerer Boden) ihre gegenſeitige Bravheit im Kampfe an, während bei uns die Bauern der fruchtbaren Niederungen und die der unfruchtbaren Höhen ſich unter einander verſpotten. „Bei euch erſauft Alles, drum verſauft ihr's lieber ſelbſt," ſagen dieſe; „lieber verſaufen als verhungern," erwidern jene. In Oſtfriesland hört man nichts von ſolchen Spöttereien; die Leute fühlen ſich als Kinder eines Landes und einer Familie.

Im Winter, wenn eine weite Schneedecke die endloſene Ebene deckt, verſchwindet auch äußerlich jeder Unterſchied der Landſchaft, die dann noch lebloſer und lautloſer wird; denn da jedes Haus zugleich ſeinen Hof unter dem Dach des Hauſes hat, ſo ſieht und hört man nichts von den Hofarbeiten. Alles Vieh bleibt, bis es in die Koppeln überſiedelt, unausgeſetzt an der Krippe, nicht einmal um Waſſer zu holen, verläßt ein Knecht oder eine Magd das Haus. In den meiſten Häuſern befinden ſich zwei Brunnen, einer mit geſammeltem Regenwaſſer für die Menſchen, der andere mit Brunnenwaſſer für die Thiere; denn in den Gegenden, die unter dem Spiegel des Meeres liegen, iſt der Boden ſo von dem Waſſer deſſelben durchdrungen, daß es alle Brunnen erfüllt; nur die Thiere, die von Jugend auf daran gewöhnt ſind, mögen es, während unſere Pferde, wenn wir damit nach Oſtfriesland reiſen, lieber verdurſten, als es berühren; da geben ihnen die Menſchen mitleidig vom eigenen Getränk. Das Opfer iſt nicht klein, denn bei ausbleibendem Regen verdunſtet und verdirbt das Ciſternenwaſſer, man ſchickt dann zum Nachbar, um — wie Brod in der Hungerzeit — ſo Waſſer zu erborgen und zu erbitten. Nimmt der Mangel zu, dann fahren Schiffe durch's Land und bringen verkäufliches Waſſer aus der Ferne; denn faſt ganz Oſtfriesland kann auf den Canälen, die das Land durchziehen, von den Schiffen befahren werden. Viele der Landbeſitzer beſitzen ſelbſt Schiffe, oder dienen darauf als Capitäne, Steuermänner oder Matroſen. Dieſe Schiffe überwintern in den Dörfern, denen ſie zugehören und es gewährt einen eigenthümlichen Anblick, wenn fünf, ſechs Seeſchiffe in dem Canale liegen, der das Dorf in zwei Theile theilt; doch bekommt dadurch die Landſchaft kein Leben — abgetakelt und ſchneebedeckt liegen ſie da und verſtärken den Eindruck melancholiſcher Ruhe.

Tiefe Stille des Landes, ſtille Tiefe der Leute, das iſt der Charakter Oſtfrieslands.

* * *

Das Schembartlaufen.

Von Georg Horn.

Die reichsfreie Stadt Nürnberg ſpielte im deutſchen Mittelalter eine der glänzendſten Rollen, die je eine Stadt geſpielt. Es gab keine neue Erſcheinung, entweder im Bereiche der That, oder des Gedankens, die ſpurlos an der Stadt und ihren Bewohnern vorübergegangen wäre. Sie ſtand immer auf der Warte der Zeit, ſpähend nach jedem neuen Kämpen der Zeit und der Ideen, um ihm die Thore zu öffnen. Die geiſtige Regſamkeit ſtählte die phyſiſche Kraft, und ſo ſehen wir die Stadt in den kriegeriſchen wie geiſtigen Kämpfen der Zeit gleich groß und herrlich daſtehen, eine wahre feſte Burg des freien Bürgerthumes. Wo freie, geiſtige Bewegung iſt, blüht auch der Humor und wir kennen keine Stadt auf deutſchem Gebiete, deren Bewohner eine ſo ſpecifiſch humoriſtiſche Ader beſäßen, wie die Nürnberger. Ueberall kam dies zu Tag, ſelbſt in den unbedeutendſten Spielwaaren. Dem Kern des Bürgerſtandes, den Handwerkern ſaß das Scherzſpiel tief im Fleiſche. Die beiden hervorragendſten Volksdichter Hans Sachs und neuerer Zeit Grübel waren Nürnberger Handwerker. Die Freude an des Lebens heiterer Erfaſſung zeigte ſich ſchon früh im Mittelalter in den Mummenſcherzen. Eine eigenthümliche Art derſelben, in Nürnberg entſtanden und faſt zwei Jahrhunderte fortdauernd, war das Schembartlaufen. Schönbart oder Schönpart, am häufigſten Schembart, bedeutete eine Larve. Das ganze Spiel war eigentlich ein Maskenlaufen, das den Fleiſchern vom hohen Rathe der Stadt bewilligt worden war, weil ſich dieſelben in einer Revolution der Handwerker gegen den Rath als gute Conſervative gezeigt hatten. Das ganze Regiment der Stadt wäre der Wuth der Aufrührer verfallen, alles Beſtehende in höchſte Gefahr gerathen, wenn nicht ein Dominikanermönch den Anſchlag zweier der Rädelsführer belauſcht und noch Zeit gefunden hätte, den Rath von der Gefahr zu unterrichten und die Rathsherren zu retten. Letzteres geſchah unter den mannigfachſten Formen, und eben die Fleiſcher waren bei der Hand, indem ſie die Rathsherren in hölzernen Bottichen verſteckten, mit Fleiſchſtücken bedeckten, und ſo zur Stadt hinaus trugen. Die Belohnung für dieſe patriotiſche That war das Schönbartlaufen. Freilich in unſerem Sinne eine ſeltſame Staatsbelohnung, aber bedeutend im Sinne des Mittelalters, wo jedes Recht einer öffentlichen Kundgebung in den Händen der „Geſchlechter“ das heißt der Ariſtokratie war. Natürlich machte die ehrſame Fleiſcherzunft von dem gewährten Vorrechte den ausgedehnteſten Gebrauch. Alte Bücher mit naiven Malereien gewähren uns noch einen Einblick in den Charakter dieſes Volksfeſtes. Die Herolde deſſelben waren vierzehn- bis fünfzehnjährige Jungen, die in den buntſcheckigſten Anzügen mit ſanften, ausgeſtopften Mahnern in der Hand vorherliefen, um die Schembartläufer anzukündigen und Platz zu machen. Gewöhnlich war die Zahl der Mitwirkenden vierundzwanzig, die in leinwandnen Anzügen von ſehr greller Farbe auf den Plätzen einen Ringeltanz nach Art unſerer Polonaiſe ausführten, und dafür von den Zuſchauern in den Häuſern Geſchenke in Naturalien, oder auch Geld bekamen, welches dann in Gemeinſchaft vertrunken wurde. Wenn die Ehre die eine Hälfte der Bedeutung des Rathsgeſchenkes war, ſo war dieſes Geldbeneficium ſicherlich die andere. Aus den Ueberlieferungen geht hervor, daß namentlich die in Anſpruch genommen wurden, die außerhalb der ſtaatlichen Berechtigung ſtanden, wie die Juden und die Frauen aus den Frauenhäuſern.

Im Jahre 1350 hatte die Zunft das Geſchenk des Rathes empfangen, hundert Jahre ſpäter finden wir, daß die Geſchlechter das Recht des Schembartlaufens den Fleiſchern alljährlich abkauften. Der Preis war 6 Gulden, eine für jene Zeiten gar nicht unbedeutende Summe. Die Herren ſcheinen die Sitte zu einer öffentlichen Galanterie gegen die niedern Volksſchichten benützt zu haben, um ſich dadurch populär zu machen, wenigſtens blieb das Recht gegen die genannte Entſchädigung an die Zunft nun immer in den Händen der Vornehmen. Der ganze Aufzug wurde prächtiger, die Farben in der Kleidung mannigfaltiger, gewählter; trug man ſonſt blau und roth zuſammen, ſo ſah man jetzt ſchon feinere Nüancen, blaue Flammen auf weißem, Röslein auf himmelblauem Grunde. War der Stoff zu der Maskenkleidung früher Leinwand, ſo ſehen wir jetzt ſchon koſtbare Seide, oder auch ganze Gewänder von Lahngold. Natürlich waren die Schembartlaufenden auch nicht mehr die Empfangenden, ſondern die Spendenden. Statt der Herolde zu Fuß ſehen wir Herolde zu Pferde, ſtatt Prügel theilten dieſelben Nüſſe aus, und nicht etwa Kopfnüſſe, ſondern wirkliche Wallnüſſe, und mit den Jahren nahm auch der Luxus in dieſen Spenden zu. Eine alte Illuſtration zeigt, wie die Herolde nach den neugierig zum Fenſter herauslugenden „Weiblein“ Eier mit Roſenwaſſer gefüllt warfen, „was gar lieblich zu ſchmecken war,“ heißt es in der beifolgenden Erklärung. In den Händen hielten die Herren Miſpeln von Pappe, aus denen ſich ein Feuerwerk entlud, zum großen Ergötzen der nichts ahnenden, überraſchten Menge. Alle Form iſt indeß wechſelnd, wenn auch der Geiſt derſelbe bleibt. So auch bei dem Schembartlaufen. Der naive harmloſe Scherz ging mit dem Sturm und Drange der Zeit in Satyre über. Nicht die Verkleidung und die derſelben zuſtehende Freiheit war mehr die Hauptſache, der Reiz lag von nun an in den verſteckten Beziehungen der neuen Carnevalsformen. Keine Autorität war den Nürnbergern zu groß, ſie hätten ſie nicht in den Kreis ihrer Carnevalsſatyre gezogen, ihr eignes Regiment am allerbitterſten. So wurden auf dem Umzug Affen gezeigt, welche die Kleidung der Nürnberger Rathsherren trugen. Die Getroffenen ließen das geſchehen und machten gute Miene zum böſen Spiele. Vorzüglich aber war der Papſt die Zielſcheibe aller Carnevalspoſſen, es gab keine lächerliche verächtliche Form, unter der er nicht erſchienen wäre, namentlich im Reformationszeitalter, aber auch noch früher. Die Illuſtrationen des Punch von heutzutage ſind Sammetpfötchen gegen die ſcharfe Klaue, die aus den Karrikaturen des Hauptes der katholiſchen Chriſtenheit hervorſchaute. Mit der Reformationszeit aber war die Größe Nürnbergs, mit dieſer der Volkshumor erſchöpft — mit dem dreißigjährigen Kriege hörte für Deutſchland überhaupt aller Spaß auf.

Denkſtein ehelicher Liebe und Treue.

Auf einem der Salzburgiſchen Schlöſſer fanden wir folgendes zarte Lied in die Fenſterſcheibe eingekritzelt:

Mein Herz in mir
Theil' ich mit Dir:
Brech' ich's von Dir
Räch's Gott an mir.
Vergeß' ich Dein,
Vergeß' Gott mein:
Dies ſoll für uns beide
Verbündniß ſein.

Ulrich Graf zu Sulz. Anna Katharina Gräfin zu Sulz.
1641.

* * *

Das ſchwarze Buch.

Anfangs dieſes Jahrhunderts erregte ein Werk, das unter dem Namen das ſchwarze Buch bekannt war, großes Aufſehen in ganz Deutſchland und ſelbſt im Auslande. Der Verfaſſer deſſelben hat ſich nicht genannt; doch wußte man, daß der Ober-Acciſe- und Zollrath von Held es geſchrieben. Es wurde gleich nach ſeinem Erſcheinen confiſcirt, nur einige Exemplare entgingen der Vernichtung; bald war es, als ob das Buch, von dem allgemein geſprochen wurde, verſchwunden wäre, ſo daß Varnhagen in ſeiner Lebensbeſchreibung des Verfaſſers ſagt:

> „das ſchwarze Buch iſt unter dieſem Titel weltberühmt geworden, während der eigentliche noch jetzt faſt unbekannt iſt, wie das Buch ſelbſt; denn wir geſtehen, ſo viel und ſo oft wir auch ſeit mehr als vierzig Jahren von dem ſchwarzen Buche, ſeinem gewaltigen Inhalt und ſeiner beiſpielloſen Freimüthigkeit reden gehört, wir haben es nie zu Geſicht bekommen, noch Jemanden gefunden, der es mit eigenen Augen geſehen."

Ich bin ſo glücklich, im Beſitz dieſes Buches zu ſein, und glaube den Leſern mehr als eine bloße Befriedigung der Neugier zu gewähren, wenn ich ſie mit dem Inhalte deſſelben bekannt mache. Das Buch iſt auch ein Stück vaterländiſcher Geſchichte; aber zu ſeinem Verſtändniß erſcheint es nothwendig, einen Blick zu werfen auf die Beamtenwelt der damaligen Zeit, und namentlich auf zwei Beamte, den ſchon genannten Held und ſeinen Freund, den damaligen Kriegsrath ſpätern Ober-Präſidenten von Zerboni.

Während der Regierung Friedrich des Großen und ganz beſonders während der letzten Decennien derſelben hielt das ſtrenge Regiment des Königs die Beamten in ſteter Furcht, und es war mehr dieſer Furcht als einer edleren Quelle zuzuſchreiben, daß Vergehen gegen die Redlichkeit nicht häufiger zur Sprache kamen; dennoch geſchah dies oft genug, um den König immer mißtrauiſcher zu machen, ſo daß er zuletzt Keinen, er ſei bei der Juſtiz oder bei der Verwaltung angeſtellt, für redlich hielt und mit dieſem Mißtrauen ſelbſt anerkannte Ehrenmänner verletzte, die in ihrem gekränkten Gefühl ihm zuweilen Erwiderungen gaben, in denen der Stolz die Ehrerbietung überwog. So erwiderte der Juſtizminiſter von Münchhauſen dem König auf eine, mit harten Verweiſen erfüllte, Cabinetsordre folgendes:

„Was Ew. Majeſtät in der Ordre vom geſtrigen Dato mir insbeſondere zu erkennen geben wollen, daß in Dero Augen ein armer Bauer eben ſo viel gilt, als der vornehmſte Graf und der reichſte Edelmann, und das Recht ſowohl für geringe als vornehme Leute ſei, habe ich von jeher gewußt, und ich behaupte, daß durch die ganze Zeit, da ich Ew. Königl. Majeſtät zu dienen die Gnade habe, ich niemals auch nur Verdacht gegeben, es nicht zu wiſſen. Die Vorſtellung des Dieberr iſt nicht durch meine Hände gegangen, ſie gehört auch nicht zu meinem Departement. Daß ich in verſchiedenen Reſolutionen unbefugte Supplicanten vor der Strafe des muthwilligen Supplicirens gewarnt, iſt wahr, und wie eines Falles dergleichen auf meine beſondere Veranlaſſung vollzogen worden, erinnere ich mich nicht gleich. Jene Warnung iſt nach meiner Einſicht und Ueberlegung eine wahre Wohlthat für dergleichen Leute, die für jedes nützliche Geſchäft verloren ſind, ſo lange ſie mit dem Suppliciren fortfahren, da ihnen zu dem, was ſie verlangen, zu helfen nicht möglich iſt, und ich habe geſucht dadurch, daß ich ſie von ihrem Eigenſinn abhielt, mich um ſie verdient zu machen. Wenn ich wirklich in dem Falle begriffen wäre, bei der Rechtspflege einen Unterſchied zu machen zwiſchen Armen und Reichen, Vornehmen und Niedrigen, ſo müßte die Quelle davon tiefer liegen, als daß ihr durch eine bloße Zurechtweiſung geholfen werden könnte. Ich bitte allerunterthänigſt, daß Ew. Majeſtät geruhen, mir die Fälle, wodurch ich eine ſo ungnädige Beſchuldigung auf mich geladen, anzeigen zu laſſen.“

Solche Erwiderungen, Erzeugniſſe eines reinen Gewiſſens und eines auf gutem Bewußtſein ruhenden edlen Stolzes, nahm der große König ſchweigend hin, ja er freute ſich darüber, doch benahmen ſie ihm ſein Mißtrauen nicht; fehlte es ihm doch nicht an ſchmerzlichen Erfahrungen, daß die Beamten, ſelbſt die höchſten, ſich grobe Unredlichkeiten zu Schulden kommen ließen. So hatte der Miniſter von Görne mit Geldern, die er nach und nach aus königlichen Kaſſen genommen, ſich im damaligen Königreich Polen die ſehr anſehnliche Herrſchaft Krotoſchin gekauft. Er wurde, als der Betrug zur Sprache kam, kaſſirt und zur Feſtungsſtrafe verurtheilt, die Herrſchaft aber auf des Königs Befehl ſequeſtirt. In der betreffenden Cabinetsordre vom 26. Januar 1782 heißt es: Da ich mich und die Kaſſe ſo gut als möglich aus ſeinem Vermögen bezahlt machen muß, ſo ſoll das viele Holz, um Geld zu ſchaffen, Fuß für Fuß (d. h. alles ohne Unterſchied, alſo auch das noch ganz junge, faſt werthloſe) weggehauen und wie möglich und thunlich verſilbert werden.

Als der König dieſen Befehl gab, der den Werth der Herrſchaft um Hunderttauſende verminderte, ahnte er nicht, daß auch dieſer Theil von Polen ſchon eilf Jahre ſpäter preußiſche Provinz werden und der Schaden alſo den eigenen Staat betreffen würde. Nachdem nun bei der letzten Theilung des Königreichs Polen jene bedeutende Landesſtrecke unter dem Namen Süd-Preußen zu Preußen geſchlagen worden, kam ſie unter die Verwaltung des Miniſters von Voß; denn damals ſtand jede Provinz unter einem eigenen Miniſter, der ſie ſelbſtſtändig regierte und nur dem Könige verantwortlich war. Der neue bedeutende Ländererwerb forderte eine große Zahl von Beamten; denn Polen, das bisher faſt gar nicht regiert worden war, ſollte nun als Südpreußen preußiſch regiert werden; da nahm man denn aus den alten Provinzen, was irgend brauchbar oder auch ſelbſt was unbrauchbar war. Viele machten außerordentliche Carriere. Es kam vor, daß der jüngſte Aſſeſſor eines Collegiums nach Südpreußen als älteſter Rath eines dortigen Collegiums verſetzt wurde. Der ſpätere Oberpräſident des Breslauer Oberlandsgerichts Graf Dankelmann wurde mit neunzehn Jahren ſchon Regierungsrath (jetzt Tribunalsrath, denn was jetzt Regierung heißt, das hieß damals Kriegs- und Domainenkammer). Dankelmann hat in ſeinem ganzen Leben ſich als tüchtiger Beamter und als Ehrenmann bewährt; das konnte man nicht von Allen ſagen, die damals Carriere machten; es gab Creaturen darunter, die Bedienten waren und Bedientenſeelen hatten, und eben deshalb befördert wurden.

Aber nicht nur Beamte, auch andere Leute machten bei dem neuen Ländererwerb ihr Glück. Er umfaßte zahlreiche Domainen; viele davon wurden verſchenkt; bei dieſen Schenkungen war die Gunſt des Miniſters von Hoym entſcheidend. Hoym, unter deſſen Verwaltung Schleſien ſtand, bekam bald an Voß Stelle zugleich die von Südpreußen. König Friedrich Wilhelm beehrte ihn mit ganz beſonderem Vertrauen und berückſichtigte ſeine Vorſchläge bei jenen Schenkungen faſt ohne Ausnahme. Der König hatte einen angebornen Hang zur Freigebigkeit; er belohnte lieber und leichter, als er beſtrafte; das Verſagen einer Bitte wurde ihm ſo ſchwer, daß er, um dem Andrange der Bittenden zu entgehen, deren Befriedigung zuletzt über ſeine Kräfte ging, niemals bekannt werden ließ, wann er ausfahren oder ausreiten würde. Um nun das Publikum zu täuſchen, wurden geſattelte Reitpferde und angeſpannte königliche Equipagen bereit gehalten, bei denen ſich die Maſſe, welche Bittſchriften überreichen wollte, ſammelte, während der König unterdeß an einer andern Stelle unbemerkt ausfuhr oder ausritt. Daher kam es, daß ein königlicher Kutſcher einſt, da er ſein

Aufgebot anmeldete, durchaus als königlicher geheimer Kutſcher aufgeboten werden wollte, weil er der Kutſcher ſei, der den König immer auf ſeinen geheimen Fahrten bediente.

Jener Hang zur Freigebigkeit hatte dem Könige, da er als muthmaßlicher Thronerbe noch den Namen eines Prinzen von Preußen führte, manche Verlegenheiten bereitet, indem er dadurch genöthigt wurde, Schulden mit großen Opfern zu machen. Die rückſichtsloſe Strenge des großen Königs in dieſem Punkte war bekannt. Jeder, der dem Prinzen Geld lieh, mußte ſich ſagen, daß es verloren war, wenn der Prinz ſterben ſollte, ſo lange Friedrich regierte. Die Gläubiger ließen ſich daher das Riſiko mit hohen Zinſen vergüten; auch waren es in der Regel nicht grade die Reellſten, die mit ſolchen Geſchäften ſich befaßten. Ein Onkel von mir, ein Major von Grawert, Adjutant beim Prinzen von Preußen und ſpäter Flügeladjutant des Königs, erzählte mir folgenden Zug: Der Prinz hatte eines Tages zu ihm geſagt: „Grawert, Sie ſehen ſo verſtimmt aus, Sie haben gewiß wieder kein Geld,“ worauf er als Antwort ſeufzend die Achſeln gezuckt. „Das iſt ſchlimm,“ hatte der Prinz mit ſichtlicher Theilnahme geäußert, „ich kann Ihnen auch nichts geben, ich habe ſelber nichts!“ — Nach einer Pauſe hatte der Prinz fröhlich ausgerufen: „Ich habe ja noch tauſend Hammelfelle, die will ich Ihnen geben, ſehen Sie zu, wie Sie die zu Gelde machen.“ Das hing ſo zuſammen: Die Wucherer, an die ſich der Prinz wandte, ſchützten öfter vor, daß ſie ſelbſt Geldmangel litten, boten aber Waaren auf Credit an, die in augenblicklicher Bedrängniß angenommen wurden; ſo bekam Grawert die tauſend Hammelfelle und verkaufte ſie für fünf und ſiebenzig Thaler, während ſie ſeinem Herrn vielleicht die zehnfache Summe gekoſtet hatten. Grawert beſorgte ſeine Geldangelegenheiten ſo ſorglos, daß ihm ſein Bediente unbemerkt nach und nach vierhundert dreißig Thaler aus dem Schreibtiſch nehmen konnte; nur ein Zufall, der es an den Tag brachte, daß jener im Beſitze eines Nachſchlüſſels war, brachte auch den Diebſtahl an den Tag. Der Dieb hatte die ganze Summe noch im Beſitz, hatte genau über die Entwendungen Buch und Rechnung geführt, Summe und Datum genau angegeben und dabei immer bemerkt: von dem bewußten Orte. Für ſeinen Herrn, der ſich eben in dringender Geldverlegenheit befand, war die Entdeckung eine ſo willkommne, daß er den Dieb zwar fortſchickte, aber nicht beſtrafen ließ.

Als der Prinz von Preußen zur Regierung gelangte, befahl er, daß alle ſeine Gläubiger Capital und Zinſen ausgezahlt erhielten und zwar in Golde, wo ſie in Silber gegeben hatten; ſo kamen plötzlich große Summen baaren Geldes in Circulation, die bei der damals mangelnden Gelegenheit, ſie in zinsbaren Papieren unterzubringen, größtentheils zum Güterankauf verwendet wurden und dadurch die Preiſe der Landgüter plötzlich in die Höhe trieben. Eine günſtige Gelegenheit zu ſolchen Ankäufen boten die obenerwähnten zahlreichen Schenkungen von Domainen, da die meiſten der Beſchenkten die Güter ſogleich wieder verkauften. Zufolge eines Nachweiſes in den Feuerbränden (1807, zweites Heft, Seite 65.) betrug die Anzahl der in den Jahren 1784 bis 1788 verſchenkten ſüdpreußiſchen Güter nicht weniger als zweihundert und einundvierzig, ihr dem Könige vorgeſpiegelter Werth betrug nach dieſen Angaben drei und eine halbe Million, ihr wirklicher Werth zwanzig Millionen Thaler. Es iſt heute nicht mehr möglich, zu beurtheilen, ob dieſe Werthangaben richtig ſind; erwägt man aber einige Thatſachen, die mir perſönlich genau bekannt ſind, ſo erſcheinen jene Angaben kaum übertrieben. So wurden die Güter Grabowo und Krzywagora, deren Werth man dem Könige auf fünfzehntauſend Thaler angab, an den vorerwähnten Grawert verſchenkt, der ſie, mit Ausſchluß der werthvollen Haide, an einen Amtmann Nehring für funfzehnhundert Thaler jährlich verpachtete, ſo daß ihr reeller Werth auf mindeſtens funfzigtauſend angenommen werden darf. Dem Geheimen Rath von Goldbeck, Sohn des Großkanzlers, ſchenkte der König die Güter Ruſſow, Tybartlow und Klokinie, deren Werth auf ſechsundzwanzigtauſend achthundert Thaler angegeben wurde; Goldbeck verkaufte ſie an einen nahen Verwandten von mir für zweiundſechzigtauſend Thaler. Der Käufer ließ die beiden erſtgenannten Güter gerichtlich taxiren; ihr Werth ſtellte ſich auf hundertundzwanzig tauſend neunhundert und fünfundzwanzig Thaler heraus; da nun Kloſinie, das durch ſeinen bedeutenden Forſt einen höhern Werth hatte, als die beiden andern, nicht mit taxirt war, ſo betrug der Geſammtwerth der drei Güter gegen zweimalhunderttauſend Thaler. Ein ehemaliger Förſter des kaſſirten Miniſters von Görne, Namens Triebenfeld, bekam Güter, deren Werth dem Könige auf einunddreißig tauſend Thaler angegeben wurde, deren wirklichen Werth jene Nachweiſung, wahrſcheinlich nicht ohne Uebertreibung, auf ſiebenmalhundert tauſend Thaler berechnet. Hoym ging auch nicht leer aus, er erhielt dreizehn Beſitzungen. Ein Theil dieſer Schenkungen traf wahrhaft würdige Männer. So befindet ſich Blücher und der redliche Köckritz unter den Beſchenkten; auch Grawert erhielt Grabowo nicht aus bloßer Gunſt. Er hatte, ich weiß nicht mehr in welcher Schlacht der Rhein-Campagne, eine Ordre des Königs an den kommandirenden General des linken Flügels zu überbringen; als er dort ankam, erkannte er, daß der Stand der Schlacht ein ganz anderer ſei, als der König vorausgeſetzt, und daß die Ausführung der Ordre die verderblichſten Folgen herbeiführen müſſe; er änderte den Befehl nach ſeiner Anſicht, richtete ihn aus, als käme er vom Könige, und erſt nachdem der General die Ausführung angeordnet hatte, geſtand er ihm, was er gethan. Der General ſprach erſchrocken: „Grawert, das kann Ihnen den Kopf koſten!" Grawert erwiderte: „Mein Kopf iſt nicht ſo viel werth, als eine gewonnene Schlacht." — Sie wurde gewonnen; der König hatte zu ſeiner Ueberraſchung bemerkt, daß die Bewegungen ganz gegen ſeinen Befehl ſtattgefunden, aber ein glückliches Reſultat herbeigeführt hatten. Als er den Zuſammenhang erfuhr, umarmte er Grawert, hing ihm den Orden pour le mérite um und ſchenkte ihm ſpäter das Gut Grabowo.

Claudius ſagt in ſeinem Vermächtniß an ſeinen Sohn Johannes: „Wolle nicht immer großmüthig ſein, aber wolle immer gerecht ſein." Gerechtigkeit zu üben, war Friedrich des Großen ſtete Maxime; in ſeinem Nachfolger herrſchte die Neigung vor, Großmuth zu üben; das zeigte ſich bald im Gange der Rechtspflege wie der Verwaltung und brachte Erſcheinungen hervor, die wenige Jahre vorher unmöglich geweſen wären.

Unter den Beamten, die in Süd-Preußen ihr Glück und ein Feld für die ihnen inwohnende Kraft zu finden hofften, war auch ein junger Aſſeſſor Zerboni, der ſich an den ihm bekannten Miniſter Grafen Hoym wandte und ihn um eine Empfehlung an den Miniſter von Voß bat. Hoym verſprach ſie mit ſchönen Worten; als aber Zerboni ſich ſpäter an Voß wandte, hatte Hoym ſein Wort nicht gehalten; Voß wußte nichts von Zerboni, erkannte aber bald deſſen bedeutende Fähigkeiten und machte ihn zum Kriegs- und Domainenrath. Kurze Zeit darauf bekam Hoym, ohne die Verwaltung von Schleſien aufzugeben, zu gleicher Zeit die von Süd-Preußen und fand hier wider ſein Erwarten Zerboni. Dieſer hatte mit ſcharfem Auge arge Mißbräuche und Unredlichkeiten entdeckt, welche die neuen Verwaltungsbeamten ſich zu Schulden kommen ließen und machte dem Miniſter Anzeige davon mit der Angabe, daß der Staat dadurch um mehr als eine Million betrogen werden. Hoym wies ihn zurück, nannte ſeine Anzeige unberufenen Vorwitz und befahl ihm, als Zerboni ſie mit evidenten Belegen erneuerte, ihn unbehelligt zu laſſen. Einige Zeit darauf brach in Breslau ein Aufſtand aus, durch den Hoym lebensgefährlich bedroht wurde und der nur durch Kartätſchenſchüſſe überwältigt werden konnte, welche gegen hundert Menſchen tödteten. Da brach auch Zerboni's mühſam zurückgehaltener Groll hervor; er ſchrieb an Hoym einen Brief, deſſen merkwürdigen Inhalt folgende Stellen andeuten:

„Es ſind am ſechsten dieſes Monats Auftritte in der Hauptſtadt Schleſiens vorgefallen, die in einem wohlregierten Staate nicht erhört ſind. Unſere Staatsverfaſſung iſt gut; unſere Geſetze ſind weiſe; wo kann alſo der Fehler anders liegen, als in der Ausübung der letztern? — Das Volk hat bei den vorgefallenen Auftritten eine Energie gezeigt, die mich an meinen Landsleuten überraſcht. Ein einziger entſchloſſener Böſewicht von Kopf, der ſich an die Spitze des gährenden Haufens geworfen, ſeine regelloſen Bewegungen nach einem Plane geleitet hätte — und es wären Auftritte erfolgt, über die Sie jetzt mit der ohnmächtigen Verzweiflung eines Weibes die Hände rängen. Sie haben das Vorurtheil der Geburt, das man ſonſt ertrug, zu einer Zeit, wo man ſo dreiſt jedem grauen Wahne in die Augen leuchtet, durch die kleinlich ſtrengen Grenzlinien, die Sie in Ihren Zirkeln ziehen, unausſtehlich und ſich ſelbſt dem gebildeteren Bürgerſtande unerträglich gemacht. Ueber den, durch tauſend bedenkliche Begünſtigungen erkauften Bücklingen Ihrer ſoupéfähigen Herren überſehen Sie die Achtung edler Männer, die im Sturm um Sie treten und Ihnen mit Rath und Entſchloſſenheit aushelfen könnten, wenn der Inſektenſchwarm, der nur im Sonnenblick Ihrer glänzenden Epoche zu dauern vermag, verjagt iſt.“

„Mit Wehmuth habe ich bei meiner kürzlichen Anweſenheit in Schleſien bemerkt — es iſt weit gekommen — Männer von Kopf und Herz haſſen Sie nicht mehr; ſie verachten Sie. Ihre Gunſt iſt der Stempel geworden, an dem man einen zweideutigen, charakterloſen Menſchen erkennt. Man arbeitet daran, Ihre Periode zu beſchleunigen.“ — „Unglücklicher Mann, mit ſo unendlichen Talenten zu eigener und zur Glückſeligkeit Anderer! Sie verhandeln gegen die erkauften albernen Schmeicheleien weniger charakterloſer Menſchen, die ſie umgeben, die Vergötterung einer ganzen Nation, die Ehrenſäulen folgender Jahrhunderte und — was mehr als dies Alles iſt, ein großes und edles Herz, das Sie über alle Zufälligkeit des Schickſals erheben könnte! — Ich ſpreche in dieſem nur für Sie exiſtirenden Blatte eine Sprache mit Ihnen, die Sie vielleicht überraſcht; aber es hat auch noch nie einem Sterblichen Ihre Erdenſeligkeit wärmer als mir am Herzen gelegen. Wie hätte ich auch ſonſt bei meiner Denkart pflichtwidrig den Aufforderungen widerſtehen können, unſere, für mich ſo beleidigende Correſpondenz über die Diebereien des ſüdpreußiſchen Feldkriegscommiſſariates dem Thronfolger vorzulegen. — Antworten Sie mir was Sie wollen, antworten Sie mir auch gar nicht. Wollen Sie mich aber kränken, ſo laſſen Sie mir durch einen Ihrer Schreiber eine mit verbrauchten ſchalen Huldverſicherungen angefüllte Antwort aufſetzen. — Ich bin mit den Geſinnungen, welche mir meine abſichtsloſe, innige, perſönliche Neigung gegen Sie einflößt, und der Verehrung, welche das zwiſchen uns beſtehende Dienſtverhältniß nothwendig macht, Ew. Excellenz ganz gehorſamſter treuer Diener Zerboni. Petrikau, den zwölften October 1796.“

Obgleich Zerboni Hoym geſagt, daß dies Blatt nur für ihn, den Miniſter, exiſtire, hatte er doch der Verſuchung nicht wiederſtehen können, es an einige Vertraute mitzutheilen; das Urtheil darüber war ſehr verſchieden; am unzufriedenſten war Held damit, der das Schreiben ein unſelig Mittelding zwiſchen Schmeichelei und Grobheit nannte. Held kannte und mochte kein Mittelding, ſondern nur die äußerſte Grenze; was er war, das war er ganz, alſo auch ganz grob.

Zerboni wartete in äußerſter Spannung auf den Erfolg des Briefes; vier Wochen wartete er vergebens; und ſchon glaubte er, daß der Miniſter, was ihm allerdings das Empfindlichſte geweſen wäre, ihn gar nicht beachtet habe, da wurde er durch einen Cabinetsbefehl völlig unerwartet verhaftet und nach der Feſtung abgeführt. Der Brief war dem Könige dargeſtellt worden, als ſei der Angriff auf deſſen hohe Diener ein Angriff auf des Königs eigenes Anſehen, und ſo wurde ſtrengſte Unterſuchung und Beſtrafung befohlen. Doch mochte Hoym beſorgt ſein, daß Zerboni dennoch Gelegenheit ſuchen würde, ihm zu ſchaden. Er wandte deshalb alle Mühe an, um ihm jede Gelegenheit zu einer Correſpondenz oder zur Entweichung zu benehmen; es wurden ihm alle Mittel zum Schreiben verweigert; die Inſtructionen, die er dem Feſtungscommandanten gab, gebot nicht allein die ſtrengſten Vorſichtsmaßregeln, ſondern ſchrieb ſie ſogar ſpeciell vor. So wurde unter anderm angeordnet, daß beim Austragen des unreinen Eimers jedesmal genau unterſucht werden ſolle, ob auch nicht Erde darin befindlich ſei, weil zu beſorgen ſtände, daß der Gefangene einen Fluchtverſuch durch das Graben eines unterirdiſchen Ganges machen und ſich der Erde auf ſolche Weiſe entledigen könne.*)

Hätte die Unterſuchung gegen Zerboni ſich nur mit jenem Briefe befaßt, ſo mußte ſie bald beendet und ihr Erfolg ein geringfügiger ſein, da das Vergehen nur eine Privatbeleidigung war; zum Unglück für Zerboni aber hatte man unter ſeinen Papieren einen von ihm faſt vergeſſenen Plan zu einem Bunde gefunden, den er mit einigen Jugendfreunden, darunter auch der bekannte Schriftſteller Feßler, entworfen hatte, der ein Zweig der Freimaurerei ſein, den Namen Bund der Evergeten (Gutesthuer) führen und zugleich eine politiſche Bedeutung haben ſollte. Held, auch zum Beitritt aufgefordert, hatte ihn verweigert, weil ihm alle Geheimnißkrämerei verhaßt ſei. In's Leben war der Bund nicht getreten; aber auch ſeinen Entwurf betrachtete das Gericht als ſtaatsgefährlich und verurtheilte ſämmtliche Mitglieder mit Ausnahme Feßlers zu mehrjähriger Feſtungsſtrafe. Dieſer hatte gerade damals ſeinen Mark Aurel geſchrieben, der für eine Lobrede auf Friedrich Wilhelm II. galt. Als nun dem Könige die Verhaftsbefehle gegen die Angeſchuldigten vorlagen, ſtrich er eigenhändig Feßlers Namen aus, ſo daß er nicht zur Unterſuchung gezogen wurde. Nachdem die Verurtheilten etwas über ein Jahr ihrer Strafzeit abgebüßt, kam Friedrich Wilhelm III. zur Regierung. Da wurden ſie ihrer Haft entlaſſen, und Zerboni kehrte in ſeine Heimath, aber nicht auf ſeinen Poſten zurück. Für die Sache war durch jenen Brief nichts erreicht, Hoym blieb was und wie er war. Zerboni benutzte ſeine Freiheit zum Ankauf von Gütern mit erborgtem Gelde und zum Verfaſſen eines Werkes, das er unter dem Titel: „Actenſtücke zur Beurtheilung der Staatsverbrechen des ſüdpreußiſchen Kriegs- und Domainenrathes Zerboni und ſeiner Freunde“ in Hamburg erſcheinen ließ. Kurze Zeit darauf wurde er durch Fichte von Berlin aus benachrichtigt, daß um dieſes Buches willen ihm eine neue Criminalunterſuchung bevorſtehe, die ihn wahrſcheinlich ein Jahr auf die Feſtung bringen werde. Held war gerade bei ihm zum Beſuch, als dieſe Hiobspoſt einlief, die Zerboni ganz außer ſich brachte; er rief: „Nun bin ich für immer unglücklich; denn muß ich mich von den Gütern trennen, bei denen Alles umgekehrt und Alles erſt im Entſtehen iſt, ſo geht Alles zu Grunde und ich muß banquerutt machen.“ Da beſchloß Held für den Freund einzutreten, ſich den Feinden deſſelben entgegenzuwerfen, und ſie dadurch todt zu machen, daß er ihre Verſchuldungen an die Oeffentlichkeit zog. Er fühlte ſich um ſo mehr dazu getrieben, da zu eben der Zeit eine Schrift gegen Zerboni unter dem Titel: Unterſuchung, ob dem Kriegsrath Zerboni zu viel geſchehen? herausgekommen war, in der er, Held, heftig angegriffen wurde. Er reiſte nun ſogleich nach Poſen, verſchaffte ſich dort durch Liſt und Ueberredung Abſchriften aus den Acten, durch welche Hoym und Goldbeck im höchſten Grade bloßgeſtellt wurden, ordnete ſie, verſah ſie mit Erläuterungen und bitteren Anmerkungen, und gab ihnen den Titel: „Die wahren Jacobiner im preußiſchen Staate oder actenmäßige Darſtellung der böſen Ränke und betrügeriſchen Dienſtführung zweier preußiſchen Staatsminiſter. Die Hauptſache: Jedem Beſitzer das Seine und jedem Regierer den Rechtſinn! Das iſt zu wünſchen; doch ihr! Beides verſchafft ihr uns nicht. S. die Xenien im Schillerſchen Almanach für 1797. 1801. Ueberall und nirgends.“ und ließ das Ganze heimlich drucken. Das Buch beginnt mit folgender Dedikation: „An des jetztregierenden Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. erhabene und oberſtrichterliche Majeſtät. Allerdurchlauchtigſter, Erhabenſter Monarch, Verehrteſter und redlichſter Oberherr im Staate! Bevor Sie geſtatten, daß der Verkauf dieſes Buches im Einlande verboten werde, widmen Sie ihm nur eine einzige halbe Stunde, um es Selbſt durchzuleſen. Denn ſein Inhalt iſt wahrlich wichtig. Dann urtheilen Sie auch Selbſt. Bloß Ihr Urtheil erachten alle diejenigen für competent, die in Ihnen nicht nur den erſten, ſondern auch den redlichſten Mann im Staate ſehen, und die Ihr erhabenes Amt und Ihre Perſon viel zu aufrichtig verehren, als daß ſie gegen Beide das verbrecheriſche und elende Spiel einer ängſtlichen und liſtigen Cabale verſuchen könnten. Sie ſtehen zu hoch, Sie ſtehn ganz unabhängig im Heiligthum der Gerechtigkeit, als daß parteiiſche Rückſichten auf Perſonen im Innern des Staates, die doch immer nur Ihre Diener und Unterthanen ſind, Ihr Urtheil beſtimmen könnten. Allenfalls können Sie ja einige andere ehrliche Leute, einen Arnim, Struenſee, Menke, Hoff ꝛc., um ihre Meinung befragen. Aber eigentlich, — daß Ihr eigenes freies und gerechtes Urtheil das Schickſal dieſer Blätter entſcheide, darum bitten ehrerbietigſt und allergehorſamſt die Redlichſten Ihrer Diener und treueſten Ihrer Unterthanen. (1801)."

---

*) Der bekannte Trenk hatte auf dieſe Art einen beinahe geglückten Fluchtverſuch bewerkſtelligt; wahrſcheinlich hatte Hoym die Autobiographie deſſelben geleſen, die zu jener Zeit großes Aufſehen erregte.

Hierauf folgt eine Anrede an die Leſer, in welcher der Verfaſſer ſagt, daß er die nun folgenden Abſchriften aus Actenſtücken in einer Mappe auf der Landſtraße gefunden, und die mit den Worten ſchließt: „Ob nun ſolche Acten wirklich exiſtiren und ob aus ihnen gegen die hier gelieferten Verhandlungen eine Widerlegung zu entnehmen oder ein Beweis der Verfälſchung zu führen ſein möchte, werden die Herren von Hoym und von Goldbeck wohl am beſten wiſſen. Das Publikum erwartet jenes, dafern die genannten Herren ihre Ehre zu retten noch einige Luſt fühlen ſollten, oder aber es wird, dafern gar keine Widerlegung erſcheint, an die Aechtheit dieſer Verhandlungen glauben, und ſie ſo lange empor halten vor dem Thron eines Königs, der nur dann einen Fehlſchuß macht, wenn ſeine erſten Staatsdiener ihn belügen, eines Königs, der den einzigen Fehler hat, daß er noch nicht ſtreng genug für die jetzigen laſterhaften Zeiten iſt, vor dem Throne Friedrich Wilhelms des Dritten, der im vorliegenden Falle unglaublich dreiſt und ſchändlich betrogen wurde, bis Er endlich wird aufmerkſam werden und ſchließen: Diejenigen, die einen ſo ſchlechten Streich ausführen konnten, ſind mehrerer ähnlichen fähig. Berlin im November 1800 im Anfange des vierten Regierungsjahres Friedrich Wilhelms des Dritten."

Es folgt nun die den Leſern ſchon bekannte Mittheilung, auf welche Weiſe der Staat in den Beſitz der Herrſchaft Krotoſchin gekommen und wie dieſelbe Anfangs durch einen Günſtling des Miniſters Hoym, den Forſtrath Triebenfeld verwaltet worden. Ueber die Verbindung beider Männer heißt es: „Hier begegnete der Genius oder vielmehr der Dämon des Triebenfeld dem des Miniſters Hoym in Breslau, und ſofort ſtifteten beide Höllengeiſter zwiſchen ihren beiderſeitigen Schützlingen, die noch bis dieſen Tag nicht nur beſtehende, ſondern durch die gemeinſchaftliche Schande auf's engſte geknüpfte Freundſchaft. Triebenfeld begann zu gedeihen; er trieb öffentlich einen Contrebande-Handel mit engliſchem Steingut, Ungarwein u. ſ. w. aus Krotoſchin nach dem nahen Schleſien und nach deſſen Hauptſtadt. Er wurde reich, wichtig und bekam Freunde. Seine Kühnheit und prompte Bereitwilligkeit zu jedem Geſchäft, welches andern Gaunern von gemeinem Schlage etwa noch Bedenken koſtet, erwarben ihm in Kurzem das Intereſſe und die ganze Liebe des ſchleſiſchen Satrapen. Hoym brauchte, beſonders nach dem Ableben des großen Friedrichs, einen zu allem Böſen vorzüglich aufgelegten und entſchloſſenen Handlanger, und darum war ihm der vormals unbekannte Triebenfeld herzlich willkommen, den er zur Belohnung ſeiner Verdienſte und zur Aufmunterung, ſich deren noch mehrere zu erwerben, hiernächſt kurz hintereinander mit einem Adelsdiplom, einem Titel, einer Forſtuniform und einem Stiftskreuze decorirte. Krotoſchin wurde das Depot aller Miniſterial-Laſter, die man in Breslau verbergen wollte, und bei nächtlichen rohen Bachanalien im Schloſſe zu Krotoſchin hörte man Banditenkehlen die Geſundheit brüllen: Vivat Brüderchen Hoym!!!"

Held zeigt nun, wie es beiden Männern, dem Miniſter ſowohl als ſeinem Schützling, ſehr unangenehm war, daß dem letzteren auf Veranlaſſung des redlichen Miniſters Struenſee, die Adminiſtration der Herrſchaft, die etwa ſiebenzehn bis achtzehntauſend Thaler einbrachte, genommen, und ſie für jährlich dreißigtauſend Thaler dem Amtmann Frueſon verpachtet wurde. Um das Verhältniß aufzuheben und das vorige wieder herzuſtellen, wurden allerlei Chikanen angewandt. Der Amtmann Frueſon wurde durch einen Kammer-Aſſeſſor Neumann aus der Pachtung ermittirt und durch Drohungen und Gewaltthätigkeiten der von Triebenfeld aufgehetzten polniſchen Einwohner dahin gebracht, daß er in einem Vergleich auf alle ſeine Anſprüche Verzicht leiſtete, und ſich lediglich der Gnade des Miniſter von Hoym unterwarf. Das geſchah, während Krotoſchin noch unter polniſcher Herrſchaft war. Als nun der Pächter ſich, nachdem er unter Preußiſche Herrſchaft gekommen, klagend gegen die Seehandlung wandte, weil er dieſelbe als Verpächterin betrachtete, erwiderte dieſe, daß nicht ihr, ſondern dem Grafen Hoym perſönlich die ganze Angelegenheit übergeben worden und der Miniſter alſo verklagt werden müßte. Zugleich wurde die Regierung in Poſen von der Seehandlung erſucht, dem Miniſter Anzeige zu machen, wie dieſe ſich an ihn halten würde, im Fall ihr aus der angedrohten Klage ein Nachtheil erwüchſe. Als dem Miniſter dieſe Anzeige auf offiziellem Wege gemacht wurde, wies er ſie zurück und erklärte, er würde niemals in dieſer Sache etwas annehmen, ſondern an den König ſchreiben; zugleich ſchrieb er an die Regierung, wie er ihr Verfahren ſo befremdend fände, daß er ſich genöthigt ſähe, darüber Verhaltungsbefehle vom Könige unmittelbar einzuziehen. Die Regierung erwiderte, ſie habe ſich bei ihrem Verfahren ſtreng an die Vorſchriften der Geſetze gehalten, die für ſie allein maßgebend ſein könnten, berichtete aber das Vorgefallene an den Juſtizminiſter von Dankelmann*) in Breslau, welcher dem Juſtizweſen in Schleſien vorſtand, und bat um Verhaltungsbefehle. Der Miniſter erwiderte, es käme bei ſolchen gerichtlichen Mittheilungen nur darauf an, daß die betreffende Partei von der Sache in Kenntniß geſetzt ſei; dies ſei geſchehen, ſo könne es der Regierung ganz gleichgültig ſein, daß der Miniſter ſich weigere, die Mittheilung anzunehmen; denn es müßten alle nachtheiligen Folgen ihn ganz eben ſo treffen, als hätte er ſie angenommen. Gleich darauf wurde der Miniſter von Dankelmann durch eine Staffette aus Berlin ſeines Dienſtes plötzlich entlaſſen, und da zu gleicher Zeit der bisherige Großkanzler von Carmer wegen Altersſchwäche zurücktrat, an des letzteren Stelle der bisherige Kammergerichts-Präſident von Goldbeck, der Vater des oben erwähnten Präſidenten von Goldbeck berufen. Wenige Tage ſchon nach ſeinem Amtsantritt befahl der neue Großkanzler der Poſener Regierung, den Prozeß gegen den Miniſter Hoym niederzuſchlagen. Vergebens verſuchte Frueſon, den Miniſter zu bewegen, dieſen Befehl zurückzunehmen; es blieb dabei. Frueſon blieb ermittirt und Triebenfeld bekam die Pacht, die er bald an einen Staroſten Gagewski für funfzigtauſend Thaler Abſtandsgeld abtrat. Frueſon hatte jede Hoffnung aufgegeben, zu ſeinem Rechte zu gelangen; als aber Friedrich Wilhelm III. zur Regierung kam, wagte er einen neuen Verſuch, wandte ſich an den König und erhielt alsbald den Beſcheid, daß der König dem Gericht aufgegeben habe, den Prozeß wieder aufzunehmen; zugleich befahl der König, die Sache möglichſt zu beſchleunigen. Der Prozeß wurde von neuem eingeleitet und war eben auf dem Punkte entſchieden zu werden, als er plötzlich ohne alle äußere Veranlaſſung dadurch abgebrochen wurde, daß Goldbeck, wie er in ſeinem Schreiben ſagt, auf Seiner Königl. Majeſtät Allerhöchſten Specialbefehl das Gericht aufforderte, ſämmtliche Acten unverzüglich mit nächſter Poſt vollſtändig an ihn einzuſenden.

Die Einſendung der Acten geſchah ſofort. Goldbeck hielt dem Könige Vortrag und erwirkte durch denſelben eine Cabinetsordre, in welcher es hieß, daß der König erfahren habe, wie es mit dem Frueſon'ſchen Prozeſſe ganz anders ſtehe, als ihm derſelbe vorgeſtellt. Frueſon habe auf alle Anſprüche gegen Hoym Verzicht geleiſtet, und müſſe alſo die Niederſchlagung des Prozeſſes erfolgen; ſei der rc. Frueſon aber, wie er behaupte, von dem Neumann und Triebenfeld mit Liſt und Drohungen zu jener Verzichtleiſtung gebracht worden, ſo würde er dadurch nur zur Klage gegen dieſe beiden Perſonen berechtigt ſein, und ſolle ihm darüber das richterliche Gehör nicht verſagt, die Klage gegen den Miniſter Hoym aber ſofort ſiſtirt werden. Damit enden die Auszüge aus den Acten des berüchtigten Prozeſſes, an deren Schluß Held ſagt: So ſchändlich frech wurde Friedrich Wilhelm der Dritte ſogar von dem erſten und oberſten Wächter der Geſetze im Staate hintergangen. Er, der von allen jetzt lebenden Königen ganz gewiß den beſten Willen beſitzt. Jeder Commentar iſt überflüſſig; die Sache ſchreit laut genug für ſich ſelbſt. Der Verfaſſer erzählt nun weiter: Die Sache war mit dieſer Cabinetsordre ſcheinbar todt gemacht, aber nur ſcheinbar; denn ſobald Frueſon gegen Neumann und Triebenfeld klagte, konnte Hoym beide nicht im Stich laſſen, da ſie unter ſeiner Autorität gehandelt; es durfte alſo nicht zum Prozeſſe kommen. Er bot deshalb die Hand zum Frieden, der dadurch zu Stande kam, daß er einen Pächter, Namens Galinski, aus einer Königlichen Pacht trieb, in der dieſer bisher jährlich zweiunddreißigtauſend vierhundert Thaler gezahlt hatte, während Frueſon ſie jetzt für neunundzwanzigtauſend Thaler erhielt. Als dieſer bald darauf ſtarb, bekam ſein Schwiegerſohn die Pacht, und zahlte dem Sohne des Frueſon, der als Juſtiz-Commiſſarius und Bevollmächtigter ſeines Vaters die ganze Angelegenheit betrieben hatte, achtundzwanzigtauſend Thaler, welche Hoym aus Königl. Caſſen vorſchoß, ſo daß auch dieſer Gegner abgefunden und befriedigt war. Um den Galinski aus der Pacht treiben zu können, wurde ſeine Führung dem Könige als ſehr übel und er ſelbſt als ein Mann geſchildert, der zu allen Pachtungen unfähig ſei, ſo daß der König befahl, er ſolle die Pachtung nicht behalten, auch künftig von jeder Pachtung ausgeſchloſſen ſein. Aber ſchon wenige Monate darauf wurde dem vertriebenen Pächter eine neue Königliche Pachtung angeboten. Hoym ſchrieb an ihn wörtlich: „Es wird nun darauf ankommen, die Aufhebung des Allerhöchſten Königl. Verbots, den rc. Galinski zu keiner Pacht zu admittiren, zu bewirken. Ich werde dabei dem rc. Galinski nach Möglichkeit das Wort reden und überhaupt mit allem guten Willen die Hand dazu bieten, um denſelben aus ſeinem Labyrinth heraus und zu einem beſſern Schickſal zu verhelfen; *nur muß derſelbe auch durch Vorſicht und Mäßigung das Seinige dazu beitragen.* Breslau den 1. November 1799. v. Hoym.“ Aber der König, der nach beſter Ueberzeugung gehandelt hatte, war nicht zu bewegen, dem Galinski eine neue Pachtung zu bewilligen, ſo oft dieſer auch von neuem darum bat; er erhielt zuletzt ſeine Eingabe zurück; auf derſelben ſtand: Zurückgeben, da Supplikant ein für allemal beſchieden iſt. — Da blieb dem durch jene Vertreibung Verarmten nichts anderes übrig, als den Miniſter Hoym bei der Breslauer Oberamts-Regierung zu verklagen. Er erhielt darauf den Beſcheid, daß dieſer Prozeß nicht zur Cognition der dortigen Oberamts-Regierung gehöre, da ſich ſolcher aus Thatſachen originire, welche das Officium des Verklagten betreffen, und daß er daher mit der angemeldeten Klage nicht bei der Oberamts-Regierung gehört werden könne. Galinski fragte nun, bei welchem Gericht er den Hoym verklagen könne und erhielt darauf folgenden Beſcheid (die Erlaſſe der höchſten Behörden geſchahen damals alle im Namen des Königs): „Von Gottes Gnaden rc. Auf Eure, wegen Namhaftmachung des competenten Gerichtsſtandes Unſers Etats-, Kriegs- und dirigirenden Miniſters Grafen von Hoym anhero gemachten Anfrage vom 18. m. pr. laſſen Wir Euch hiermit zur Reſolution ertheilen, daß nach einer bei Unſerm Juſtiz-Departement zu Berlin extrahirten Vorbeſcheidung, aus den von Euch wider obenerwähnten Unſern Etats-Miniſter Grafen von Hoym angezeigten Thatſachen, *offenbar gar keine Klage ſtatt-*

---

*) Der Vater des ebenerwähnten, als Oberlandes-Gerichtspräſident zu Breslau verſtorbenen Grafen Dankelmann.

findet. Wonach Ihr Euch zu achten. Sind Euch mit Gnaden gewogen. Gegeben Breslau den 20. September 1800. Königl. Preuß. Ober-Amts-Regierung.“

Held fügt dieſem Beſcheide folgende Bemerkungen hinzu: „Armer Gattzki! Poſſierlich wie Scheradmin fragſt du: Wo iſt ſo einem beizukommen, gegen den, nach Goldbeck's Erklärung, offenbar gar keine Klage ſtatt findet? So einem Hexenmeiſter, der mit ſeltenem Glücke die ſchwarze Kunſt praktiſirt, immer ſeine Infamien fremden Händen unterzuſchieben und ſeine Verantwortlichkeit zu vertheilen, um ſeine Vertheidiger zu vermehren? So einem gegen alles natürliche Ehr- und Pflichtgefühl ſich dreiſt empörenden unabhängigen Paſcha, für den, er mache was er wolle, kein Geſetz, kein Richter, kein Zuchtmeiſter zu exiſtiren ſcheint? Im grauſigen Schauder über ſolche Vorgänge mag der davor zurückprallende Entdecker ſich kreuzigen und ſegnen und immerhin rufen: Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn! Der Kobold weicht dennoch nicht von hinnen. Und er wird nicht weichen, er bleibt, dieſer ſchmerzhafte und aus Stümperei boshaft gewordene Miniſter Hoym! Ihr Alle, die Ihr ſeinen Verſprechungen trautet und betrogen wurdet, Ihr alle, die Ihr durch ſeine Schuld in Kummer und Thränen verſenkt und für immer rettungslos abgefertigt ſeid, und Ihr, noch jetzt mit ſeinen heillos verworrenen, bald hinter läppiſcher Menſchenfreundlichkeit, bald hinter ſpaniſcher Grandezza verſteckten Schwindeleien zu kämpfen habt, endlich Ihr guten, ſanften, arbeitſamen, bei jeder Gelegenheit von Eurem Landvoigt cujonirten Schleſier! Hofft nicht eher auf eine Befreiung von dieſem mächtigen Saalbader, als bis der Tod ihn den Teufeln überliefern und, indem nur er Euch von ihm befreien, auch zugleich an ihm rächen wird.“

Das Buch ſchließt mit folgenden Worten: „Das war das Ende dieſer famöſen und verwickelten Geſchichte, die beinahe alle darin verflochtenen Partheien mit Schande überhäuft hat, und die das beklagenswerthe Loos der Könige auch in unſern Tagen, dicht um uns her, beweiſet. Und warum geſchah, woher entſtand das Alles? — Weil der ſeelenmürbe und gehaltloſe Hoym, deſſen innere Schlechtigkeit und Unfähigkeit erſt nach dem Todestage des großen Friedrich gewiſſermaßen zum lang verhaltenen Ausbruch kam und entdeckt wurde, den Willen und Eigennutz des ihn überflügelnden Triebenfeld erfüllen mußte, und Goldbeck ſeinerſeits ſpäterhin den Hoym darum aus dieſem ſtinkenden Handel zog, weil Hoym dafür ſorgte, daß dem Sohne des Goldbeck, einem elenden, läppiſchen, völlig verdienſtloſen Bengel, die herrlichen, eine Meile von Kaliſch gelegenen Güter Kuſow, Dokaslow und Kloknie geſchenkt wurden. So leidet ein Staat auf allen Seiten unter den tugendleeren Gaunerhänden egoiſtiſcher und ſchlechter Verweſer: und dieſe in ihrer ganzen Nacktheit darzuſtellen, hat jeder ihrer Mitbürger die natürliche Befugniß. Mag auch das Herkommen dem böſen Princip in dieſer Welt gleichſam das Recht, immer den erſten Schlag zu thun, eingeräumt haben, ſo iſt dem guten Princip doch wenigſtens das Recht zur Nothwehr übrig geblieben, und iſt es erlaubt, das Böſe öffentlich zu thun, ſo muß es auch erlaubt ſein, auf daſſelbe öffentlich mit Fingern zu zeigen. Geſchrieben im Jahre 1800.“

Ein Jugendfreund Held's, Buchhändler Fröhlich in Berlin, druckte dieſes Buch heimlich, für das der Verfaſſer als Honorar ſich zwölf Freiexemplare geben, dieſe in einem ſächſiſchen Städtchen ſchwarz einbinden und mit einem ſchwarzen Schnitt verſehen ließ; auf dem Rücken ſtand in Silberſchrift: Hoym und Goldbeck. Durch dieſe Färbung bekam das Buch, ſtatt ſeines langen unbehülflichen und unbehaltbaren Titels den „des ſchwarzen Buches“, der ihm bis auf den heutigen Tag geblieben iſt.

Drei Exemplare deſſelben ſchickte Held in den erſten Tagen des Februar 1801 durch die Poſt nach Berlin, eins an den König, das zweite an den redlichen Adjutanten deſſelben, den Oberſt von Köckeritz, das dritte an den Miniſter Schulenburg, einen perſönlichen Gegner Hoym's. Die ganze Auflage wurde nach Leipzig geſandt und ſollte von dort aus in alle

Welt geben. Zur ſelben Zeit befand ſich ein Freund Held's aus Stettin in Berlin; an dieſen ſchrieb er eine namenloſe Aufforderung, das Buch zu kaufen, ſobald es erſchienen. Der Zettel kam in des Freundes Hand, als er eben bei Tiſch ſaß; er theilte ihn als eine Curioſität ſeinem Wirth, dem Geheimen Rath Beguelin mit; dieſer ſetzte ſogleich den eben in Berlin anweſenden Miniſter von Hoym und einen Schwager Goldbeck's davon in Kenntniß, ſo daß dieſe Zeit gewannen, die meiſten Exemplare in der Stille aufzufangen; dennoch war eine kleine Anzahl ihren Bemühungen entgangen. Je ſeltener das Buch war, deſto größer die Gier danach; das Aufſehen war enorm, das Gerede in allen Schichten der Geſellſchaft ein unaufhörliches. Held wurde verhaftet und blieb, ehe ſein Schickſal entſchieden war, Monate lang in ſtrengem Unterſuchungsarreſt. Ohne Freunde, ohne Mittel lebte er eine ſchwere Zeit. Zerboni, für den er Alles das gewagt, ließ nichts von ſich hören. Zwar ſchickte er einen kleinen Geldbetrag, aber nicht aus eigenen Mitteln, ſondern aus ſolchen, die er im Schuldprozeſſe für Held's Frau erſtritten, mit der dieſer in getrennter Ehe und ſehr geſpannten Verhältniſſen lebte, ſo daß aus dieſer Geldſendung für ihn die unangenehmſten Folgen entſtanden. Deſſen ungeachtet blieb Held ein Held. Er überſetzte Oden Friedrich's des Großen aus dem Franzöſiſchen; er dichtete unter andern ein Gedicht an ſeine Gefangenwärter, in dem folgende Stelle vorkam:

„Wenn doch Manche, die in ſtolzem Wagen
Bei den Gefängniſſen vorüber jagen,
Trotze Deinem Schließenwerk Hohn!
Nur die Kleinen, die ſich fangen laſſen,
Sitzen hier. Die Großen draußen praſſen,
Gleich dem reichen Mann, wie Lukas ſchreibt."

Er ſchrieb unter dem Namen „ſchwarzes Regiſter" ein Verzeichniß der in Südpreußen verſchenkten Güter, das ſpäter in den Feuerbränden abgedruckt wurde; auch eine Schrift unter dem Titel „über Preußens Vergrößerung in Weſten, von Innocenz", worin er Preußens Politik hart tadelte; er vertheidigte ſich ſelbſt in einer funfzig Bogen langen Schrift, die freilich nur neue Beleidigungen für ſeine Gegner, aber keine Gründe für ſeine Richter enthielt, ihn freizuſprechen, ſo daß er endlich zur Caſſation und zu achtzehnmonatlicher Feſtungsſtrafe verurtheilt wurde.

Held wurde nach Colberg abgeführt, und dieſe Feſtung abſichtlich gewählt, um ihn von jedem litterariſchen Verkehr zu trennen; denn urſprünglich war Spandau für ihn beſtimmt. Nach abgebüßter Strafzeit zeigte ihm der Miniſter Struenſee an, daß der König befohlen habe, ihm jährlich fünfhundert Thaler Wartegeld auszuzahlen; er ſolle dabei von Struenſee beſchäftigt und, wenn er ſich ein Jahr ruhig gehalten habe, wieder angeſtellt werden. Er fand darin einige Genugthuung, eine *größere* aber darin, daß ſein ſchwarzes Buch nicht ohne Wirkung geweſen. Zwar blieben Hoym und Goldbeck in ihrem Amte; Zerboni aber, wegen der Veröffentlichung ſeiner Acten zu einem Jahr Feſtungsſtrafe verurtheilt, war vom König völlig begnadigt worden, und Held glaubte — ob mit Recht oder Unrecht? — daß der Inhalt jenes Werkes den König dazu vermocht. Die Freude, die er darüber hatte, konnte ihm ſelbſt *dadurch* nicht getrübt werden, daß Zerboni, dem es in jedem Betracht wohl erging, ſich nicht um den alten Freund kümmerte.

Beide hatten eine gewiſſe gemeinſame Berühmtheit erlangt durch ihr Martyrerthum, das der eine ſich durch ſeinen Brief an Hoym, der andere durch ſein ſchwarzes Buch erworben; doch waren Beide im Aeußern wie im Innern, in ihren Lebenswegen und in ihrem Lebensende durchaus verſchieden. Zerboni war, als ich ihn kennen lernte, etwa zwei und dreißig Jahre alt, blühend und roſig wie ein Mädchen; ſchöne dunkle Locken umſchatteten ſeine hohe Stirn; blaue blitzende Augen, eine edle römiſche Naſe, ein feiner etwas ſinnlicher Mund gaben ſeinen Zügen einen ungemein anziehenden Ausdruck; ſeine Stimme konnte Töne in den ſüßeſten Tönen herzgewinnender Rede und im Affect ſich ſteigern zum praſſelnden Donner. Wenn er im Cirkel der Freunde oder an der Tafel, ohne irgend zornig zu ſein, in Begeiſterung gerieth, ſo mußte die zahlreichſte Geſellſchaft verſtummen, denn kein anderes Wort blieb vernehmbar, und die Vorübergehenden, ſelbſt die Nachbarn fragten erſchreckt, was da los ſei. Sein Brief an Herrn giebt eine Andeutung von dieſem eigenthümlichen Wechſel der Empfindung wie der Rede; dennoch war der Verſtand und vor Allem die Neigung zum Geiz bei ihm ſtärker als das Gemüth. Dieſe Neigung fand volle Befriedigung; er ward, da der König von Sachſen Großherzog von Poſen war, ſächſiſcher Geheimrath; da die Provinz wieder Preußiſch wurde, preußiſcher Oberpräſident; ſein Vermögen ſtieg mit ſeiner bürgerlichen Stellung immer höher; er ward reich, ſehr reich, aber glücklich ward er nicht. Der ſonſt ſo leidenſchaftliche Mann wurde ſtill, trübe, in ſich gekehrt. Er ſchrieb in jedes der damals ſehr zahlreichen Stammbücher (auch in das meine) dieſelben Worte Schillers:

des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder!

Es war, als ob zuletzt nur noch ein ſtarkes Gefühl in ihm wohnte, das war nicht etwa die Freude am Gelde, nein, die Sorge, daß er darben würde. So ſtarb er in Reichthum und äußerem Wohlleben, aber doch arm und ohne Freude.

Held hat's nie weiter gebracht als bis zum Salzfactor, eine einträgliche, bequeme, aber ſehr untergeordnete Stellung; er hat Wohlleben niemals kennen gelernt; denn bei aller Einfachheit, ja Kargheit ſeiner Lebensweiſe kannte er ſo wenig eine Oekonomie des Haushalts als eine des Styls, weshalb er eben ſo ſehr mit aller Welt als mit ſeinen Finanzen brouillirt war. Seine Züge waren ſchroff, ſeine Rede hart, ſein Blick durchdringend, faſt ſtechend, ſein ſparſames Haar zeitig grau, ſein Scheitel ſchon kahl, als er noch im blühenden Mannesalter ſtand. Er war ein ungeſchliffener Edelſtein, ungeſchliffen ſelbſt da, wo er artig bitten wollte. So ſchrieb er einſt dem Geheimen Cabinetsrath Beyme und bat ihn um Hülfe; aber er ſagte in dem Bittſchreiben gleich mit den erſten Worten: „Ich muß Ihnen ſchreiben auf die Gefahr hin, daß Sie mich wieder in ein Gefängniß ſchicken; mich ängſtigt der Gedanke, daß Sie meinen Brief für einen neuen ſtrafbaren Ausbruch von Frechheit, Neckerei, Rechthaberei und Beleidigungsſucht erklären und mir durch irgend eine Form abermals den Charakter eines Verbrechers aufdrängen werden," und nun ſagte er Beyme die beleidigendſten Sachen, tadelt ſeinen Umgang, ſeine Manieren, ſeinen Charakter in der ſchneidendſten Weiſe. Zuletzt droht er mit Selbſtmord, wenn ihm nicht die Mittel gewährt würden ſeine Schulden zu bezahlen! — Es iſt nicht bekannt, was Beyme antwortete, wahrſcheinlich gar nichts. —

Held ſtieß überall an durch ſeine Art oder vielmehr durch ſeine Unart. So ſchrieb er in Kaliſch an den Commandanten, er habe Abends das Thor geſchloſſen gefunden; aber gegen ein Geſchenk von acht Groſchen habe es ihm der wachthabende Unterofficier dennoch geöffnet; er halte es für ſeine Pflicht, dem Commandanten anzuzeigen, welche Nichtswürdigkeit unter dem Militair herrſche. Dieſer erwiderte: Ew. Wohlgeboren bin ich ſehr dankbar für Ihre Anzeige, denn ich erſehe daraus, daß es in jedem Stande Schufte giebt.

Selbſt mit ſeinen Freunden lebte Held auf dem Kriegsfuß. Er ſandte an den durch ſeinen Witz bekannten Juſtiz-Commiſſarius Grattenauer in Breslau ein an Napoleon gerichtetes Sendſchreiben, worin er den Kaiſer folgendermaßen anredet: Du biſt nicht einmal ein außerordentlicher Mann, ſondern ein ganz gemeiner Heuchler, ein platter Narr, Summa Summarum ein Böſewicht geworden, und worin er weiterhin ſagt (und zwar im Jahre 1804!): „Dein ſchwindſüchtiger Charakter wird Dich an einen öden wilden Strand treiben und die Wellen der Zeit werden von Deinem einſt guten Rufe nichts übrig laſſen als das Wrack der Hoffnung, mit welchem die Welt anfangs Deiner Erſcheinung jauchzend entgegengeſehen." — Dies Sendſchreiben war von einem Briefe begleitet, deſſen Ton und

Inhalt aus der Antwort Grattenauers hervorgeht, in der es unter anderem heißt: „Ich bin überzeugt, daß Sie Sich, wenn wir uns einmal wiederſehen, alles Geld, aller Abneigung und aller Schimpfs ungeachtet, den mir Ihr Brief angethan die Ehre erzeigt, ganz zuverläßig ein Paar Stunden angenehm unterhalten werden,“ und weiter hin: „Was ich an Ihnen verabſcheue und was jeder wirklich denkende Kopf höchſt verächtlich finden muß, iſt der Umſtand, daß in Ihnen der willkürlichſte ſtrengſte Tyrann ſteckt, den es geben kann; mit Inbrunſt muß jeder gutdenkende, liebende Menſch Gott bitten, daß er Sie lieber in Ketten ſchlagen, als zu einem Manne werden läßt, der irgend etwas zu regieren hat.“

Man ſieht, die Freunde ſagten ſich gegenſeitig Wahrheiten, die in ihrer Bitterkeit einen merkwürdigen Gegenſatz bildeten zu dem brieflichen Austauſch von Süßigkeiten, mit denen Gleim und ſeine Freunde ſich gegenſeitig maſtirt hatten.

Es war Held's Schickſal oder ſeine Eigenthümlichkeit, in ſtetem Kampf zu leben mit den Menſchen, mit den Verhältniſſen, mit den Behörden, ſogar mit den Berliner Gaſſenjungen. Trotz ſeiner Geneigtheit zu Empörungen, war er dennoch im höchſten Grade conſervativ; ſo conſervirte er auch ſeine Tracht in eine Zeit hinein, in der ſie, außer etwa auf dem Theater im Luſtſpiel, nirgend mehr zu ſehen war; in Stulpſtiefeln, kurzen Beinkleidern, einem langſchößigen, knappen blauen Leibrock, mit Zopf und einem niedrigen Filzhut erregte er bei der höchſten Sauberkeit Verwunderung bei den alten, und Lachluſt bei den jungen Straßenwanderern; von den letzteren folgte ihm öfters ein ganzer Schwarm, ohne daß er's zu beachten ſchien; einmal aber ſtellte in einer ſehr belebten Gegend ein junger Mann ſich vor ihn hin und rief mit lauter Stimme: „Möchte ich doch wiſſen, wer dieſer abgeſchmackte Philiſter iſt, der ſo zum Scandal herumläuft?“ — Auf dieſe laut geſprochenen Worte verſammelte ſich ſogleich eine große, ſtets anwachſende Menge von lachenden, höhnenden Zuſchauern; das Gedränge nahm ſo zu, daß Held ſich in ein Haus zurückziehen mußte, um abzuwarten, daß die Menge ſich verlief, aber die verlief ſich ſobald nicht; viele, die hinzukamen, wollten die Erſcheinung mit eigenen Augen ſehen; der Andrang wurde ſo groß, daß der Verkehr dadurch gehemmt wurde, die Menge mit polizeilicher Hülfe zerſtreut werden und Held die Dunkelheit abwarten mußte um heimkehren zu können. Das verdroß ihn ſo ſehr, daß er in öffentlichen Blättern demjenigen eine Belohnung von fünfzig Dukaten verſprach, der ihm den jungen Mann, der den Straßenauflauf verurſacht, ſo namhaft machte, daß er zur Beſtrafung gezogen werden könne. Am ſelben Tage noch kam zu Helds Ueberraſchung der junge Mann ſelbſt zu ihm in ſeine Wohnung, legitimirte ſich als der Student N. und erbat ſich die fünfzig Dukaten, die ihm der Beleidigte wirklich zu ſeinem höchſten Verdruß auszahlen mußte, während der Beleidiger mit einer leichten Karzerſtrafe davon kam.

So war Held unter ſtetem Kampf acht und ſiebenzig Jahre alt geworden. Am Lebensabend häuften ſich Widerwärtigkeiten; ſeine Frau (die zweite), mit der er in glücklicher Ehe lebte, litt an langdauernder Kränklichkeit; ſein Garten, der ihm an's Herz gewachſen war, wurde ihm wegen baulicher Veränderungen genommen; die Salzkaſſe wurde um eine bedeutende Summe beſtohlen, die er erſetzen mußte; ſeine bisher kräftige Geſundheit, ſein bisher helles Augenlicht nahmen ab, — ſeine Natur war die eines Schlachtroſſes, das Schuß- und Hiebwunden ruhig erträgt, aber außer ſich geräth bei wiederholten Sporenhieben und Bremſenſtichen, — ſo machte er allen Widerwärtigkeiten ein traurig Ende durch einen Piſtolenſchuß. In einem zurückgelaſſenen Briefe hatte er den König (Friedrich Wilhelm IV.) gebeten für ſeine beiden Söhne zu ſorgen. Das that der König in edler Weiſe.

Die Mittheilungen über Held und Zerboni weilen länger bei dem erſteren; er iſt bunter und lebendiger und, was ſelten vereint iſt, gerechter bei dem länger zu weilen, der's beſſer gemeint als gehabt. Das Intereſſe der Leſer an dem Greiſe, deſſen Tod gewaltſam war wie ſein Leben, wird ſich ſteigern, wenn zum Schluſſe der Schluß einer Ode folgt, die Heil dem alten Blücher geweiht:

Deutſchland, Herz Europens! Heldenſchule!
Steige endlich aus dem ſumpf'gen Pfuhle
Der Dich lähmenden Zerriſſenheit!
Werde Eins! Die Einheit nur giebt Stärke,
Bleibe nicht der Heerd für fremde Werke,
Fremde Politik und fremden Streit!

Dann — mit deutſcher Keulen Donnerſchlägen
Bahn gemacht, — ſei's jetzt — auf blut'gen Wegen!
Das Gelingen iſt dem Kühnen nah'.
Von dem Belt bis zu den Alpen walle
Ein Panier! Zum blauen Aether ſchalle
Dann Ein Loſungswort: Germania!

* * *

Die ſteinerne Brücke zu Regensburg und ihre Wahrzeichen.

Von Carl Schattech.

Ein alter Steinmetzſpruch über die berühmteſten drei deutſchen Brücken lautet:

„Prag hat die ſchlank' (ſchlanke)
Mit St. Nepomuk,
Nürnberg die ſchön'
In einem Buck; (einem Bogen)
Doch Regensburg die Stärk'
Von allem Brückenwerk."

In Regensburg wäre alſo die ſtärkſte und feſteſte Brücke, und wahrlich, ſie muß noch heut zu Tage als ein Meiſterwerk des Mittelalters angeſtaunt werden; denn ſeit 726 Jahren hat ſie den Waſſer- und Eismaſſen der Donau, die unfern der Stadt aus Felsſchluchten hervordrängt und ein ſtarkes Gefälle hat, ihre ſteinerne Bruſt kühn entgegengeſtemmt und ſteht ungebeugt in alter Kraft. —

Als im Jahre 1135 ein ſo außerordentlich heißer Sommer war, daß die Donau faſt bis auf den Grund austrocknete, wurde der Bau dieſer Brücke von dem Bayern-Herzog Heinrich X. (dem Stolzen) im Vereine mit den Regensburger Bürgern begonnen, und ſchon 1146 ſtand dieſer Urbau vollendet da. —

Ihrer Längen-Anſicht nach bildet die Brücke ein flaches Dach über die Donau, deſſen längere Seite der Stadt zugewendet iſt, und der Querdurchſchnitt zeigt die primitivſte und doch zweckmäßigſte Brückenform, indem die Brückenwände circa 3 Fuß in halber Quaderſteindicke ohne alle Verzierung in die Höhe ſteigen und rechts und links vom Fahrwege ein ſchmaler 3 Zoll erhöhter Fußſteig ſich befindet. Etwas über der halben Brückenlänge (von der Stadt aus gerechnet) öffnen ſich auf der linken Seite die Brückenwände, und eine hölzerne, ſchief abfallende Brücke führt auf eine Inſel im Strome. Dieſe Inſel, welche durch ein Wehr und durch einen Steindamm, der unter dem mittleren Brückenpfeiler durchgeht, mit einer andern Inſel unterhalb der Brücke verbunden iſt, heißt „der obere Wörth", während die andere den Namen „der untere Wörth" hat. Beide Inſeln liegen zwar vor der Stadt Regensburg und der Vorſtadt „Stadt am Hof", ſind mit Luſt- und Wohnhäuſern, Fabriken, Schiffswerften und Mühlen belegt und bilden einen wunderſchönen Anblick, beſonders bei Mondbeleuchtung.

Die Form der ſteinernen Brücke hat ſich nur in ſo fern verändert, als ſie früher drei Thürme trug, während jetzt nur noch einer das eigentliche „Brückenthor der Stadt" bildet. Außer einem Kaiſerſtandbilde (wahrſcheinlich Heinrich der Finkler) hat dieſer Thurm noch ein merkwürdiges Wahrzeichen: einen Kopf über dem Thore, und die Sage erzählt, es ſei dies das Haupt des „Otto von Wittelsbach", den in der Nähe Regensburgs bei Kellheim die Reichsacht ereilte. Wahrſcheinlich iſt es aber nur ein altes „Trutzzeichen" der Stadt. — Früher ſtand auf der bayeriſchen Seite über dem Strome ein Wachtthurm und ein Zollhaus, während auf dem dritten Pfeiler bei der Stadt ein Portal die Brücke zierte, auf dem ſich das Hauptwahrzeichen derſelben, das ſogenannte „Brückenmännchen", befand. — Außer dieſem Männchen beſitzt die Brücke noch zwei Wahrzeichen: Einen Hund ohne Kopf, der auf dem Brückengeländer ruht, und zwei (in die innere Brückenwand eingemeißelte) Hähne. Die Sage, welche hier von dem gleichzeitigen Brücken- und Dombau erzählt wird, hat ſich ſpäter vielfach wiederholt, aber da dieſe große ſteinerne Brücke wohl einer der älteſten ſolcher großartigen Baue war, iſt es nicht unmöglich, daß hier ihr Urſprung zu ſuchen iſt, und ſie erzählt:

„Der junge Baumeiſter der Brücke wettete mit dem alten Meiſter des Domes, daß, wer zuerſt mit ſeinem Baue fertig wäre, der dürfe den Andern mit Spott und Hohn für ewige Zeiten brandmarken und der Beſiegte müſſe freiwillig ſein Leben enden. — Der Brückenmeiſter, um ſeiner Wette ſicher zu ſein, ſchloß mit dem Satan einen Bund und verſchrieb ihm, bei thätiger Hülfe, die erſten drei Seelen, welche über die vollendete Brücke gehen würden. Als nun die Brücke unter Mithülfe des Satan's raſch ihrer Vollendung entgegen ging, ließ der junge Meiſter, dem alten Dommeiſter zum Hohn, ſeine eigene Figur in Stein aushauen, die eine Hand wie geblendet vor den Augen und einen Zettel in der Hand haltend, mit der Inſchrift: „Schuck (ſchau her) wie Haiß (heiß)!" und ſtellte ſie gegen den Dom gewendet auf die Brücke. — Der fromme Dommeiſter, der ſich überwunden ſah, ſetzte nun ſein eigenes Steinbild zum Gegenwahrzeichen auf den hintern unausgebauten Domthurm, und ſtürzte ſich von dieſer Stelle in Verzweiflung hinab. — Der Brückenmeiſter war aber ein feiner Geſelle und ſpielte dem Teufel ſelbſt einen Streich, indem er einen Hund und zwei Hähne zuerſt über die Brücke jagte, mit deren Seelen ſich jener begnügen mußte. Voll Zorn riß der Böſe dem Hunde den Kopf ab und fuhr durch die Brücke hindurch mit ſeiner Beute der Hölle zu, weshalb heut zu Tage noch ein rundes Loch in derſelben zu ſehen iſt. Der Meiſter meißelte aber dem überliſteten Teufel zum Spott die zwei Hähne in der Brückenwand und ſetzte den Hund ohne Kopf auf das Geländer."

Die Entſtehung dieſer Brückenwahrzeichen läßt ſich nun auf die einfachſte Weiſe wahrſcheinlich alſo erklären: Das Männlein, welches bis auf eine kurze Hoſe, wie ſie Waſſerarbeiter damals zu tragen pflegten, ganz nackt iſt, ſtellt vermuthlich das Bild eines Brückenarbeiters in dem heißen Sommer von 1135 dar, wie auch ſeine Stellung und der Spruch: „Schuck wie Haiß!" andeutet. Der „Hund ohne Kopf" iſt ſicher ein verſtümmelter Löwe, welcher die Grenze des bayeriſchen und ſtädtiſchen Gebietes auf der Brücke bezeichnete und die „beiden Hähne", bei welchen die Jahreszahl 1580 ſteht, mögen zur Erinnerung eines Streites dienen, den die Stadt mit den Pfaffen in der Vorſtadt „Stadt am Hof" hatte über den Beſitz des „oberen Wörthes".

Die Steinfigur auf dem Eſelsthurm am Dome iſt nichts weiter als eine der phantaſtiſchen Dachtraufen, wie ſie in den extremſten Formen an allen großen Bauten des Mittelalters zu ſehen ſind, und der Eſelsthurm ſelbſt, welchem die Sage dieſen Namen gibt, weil der Dommeiſter der weniger geſchickte ſein ſollte, welcher den prachtvollen Dom ſehr verunziert, iſt augenſcheinlich mit dem Bau emporgeſtiegen, um die Baumaterialien mittelſt Eſel, weshalb der Thurm auch keine Treppen, ſondern nur eine aufſteigende Rampe hat, auf die Plattform zu ſchaffen.

Auch das Loch in der Brücke iſt nur ein gewöhnlicher Rinnſtein.

Die Brücke ſoll ihre Feſtigkeit auch noch in neuerer Zeit bewährt haben, indem die Franzoſen nach der Schlacht bei Regensburg ſie zu ſprengen verſuchten, was ihnen aber nicht gelang. Eine feſte Gewähr ließ ſich dafür nicht finden, nur erinnert ſich Schreiber dieſes noch im Jahre 1843 an der bezeichneten Sprengſtelle in der Mitte des dritten oder vierten Bogens der Brücke zwiſchen den Quadern ein Bayonnet in den Steinfugen eingeklemmt geſehen zu haben. —

Im Jahre 1854 ließ die Königliche Kreisregierung von Regensburg und Oberpfalz, angeregt durch den „hiſtoriſchen Verein von Oberbayern“, das Brückenmännchen, welches ſeit dem Abbruche des Zollhauſes (1826), auf dem es zuletzt ſaß, in dem Antiquarium ruhte, auf einer neuen Gedächtnißſäule wieder aufrichten. Auf dem vierten Brückenbogen, dem höchſten der Brücke, welcher die ſchönſte Ausſicht über Stadt, Vorſtadt, Inſeln, Strom und Umgebung bietet, erhebt ſich auf der linken Seite dieſe Säule und auf dem geſattelten Dache derſelben ſitzt wieder das alte „Brückenmännlein“ mit ſeinem Spruche in der Hand.

Die Säule iſt eben ſo einfach als die Brücke und hat an den Seitenwänden die Wappenſchilder Bayern's und Regensburg's: einen Löwen und die gekreuzten Schlüſſel.

Auf der Vorderſeite iſt eine, das ganze Werk ſegnende, Hand abgebildet, und unter derſelben ſteht der Spruch:

Eilfhundert dreyßig fünf im jar
Die tonaw was ſchier truken gar.
De Hertzog Heinrich mit der tat
Die brucken allhie begunnen hat
Das werk gebaut uff veſten grund
Eilf jar darnach gantz fertig ſtund;
Gut gleit fürbaß uff allen wegen
Geb gots genad und gotes ſegen.

* * *

Das große Weinfaß von Gröningen.

Der Biſchof Heinrich Julius hatte im Jahre 1594 zu Gröningen ein großes Weinfaß bauen laſſen von demſelben Meiſter Michel Werner, der das noch größere Faß zu Heidelberg gebaut hatte. Das Eiſen des Gröningiſchen Faſſes allein wiegt über 123 Centner, das ganze leere Faß über 636 Centner. Die Koſten betrugen zu ſeiner Zeit, ohne das Holz, eine namhafte Summe. Als man es mit Rheinwein bis oben hinan füllte, gingen 161 Fuder und 16 Viertel hinein. Seit vielen Jahren war es leer geweſen und endlich ſchenkte es der König dem Dombechanten von Spiegel. Es wurde daher auf den Spiegelsbergen ein Keller gebaut, in dem es fortan, jedoch ungefüllt, lagern ſollte. Nun wurde zu Gleims Zeit eine angeblich im Schloſſe zu Gröningen gefundene Weiſſagung gedruckt, worin dem durſtliebenden Biſchofe und Herzoge geweiſſagt wird, daß die Zeiten, wo die Fürſten nur dem Sinnengenuſſe ergeben wären, vorübergehen würde und daß eine Schaar weiſer Prälaten und Domherren kommen würde, welche mäßig und klug das Leben und den Wein genießen werden. Aber auch die Zeit dieſer Dombechanten und Domherren und ſelbſt die Zeit der proteſtantiſchen Kanonici ging vorüber mit ihrem Frohſinne und ihrer Heiterkeit. Das große Weinfaß liegt zum Andenken an eine luſtigere Zeit noch immer auf den Spiegelsbergen, während in unſern Tagen nichts mehr gilt als Eifer und Arbeitſamkeit und „für unſer Volk ein Herz“, womit ſich übergroße Weinfäſſer nicht mehr zu vertragen ſcheinen.

* * *

Dritte Abtheilung.

Natur- und Landſchaftsbilder aus Deutſchland.

Alpenheimath.

Von Carl Schultes.

Hin nach jenen fernen Bergen,
Die bedeckt von Eis und Schnee,
Sehnet ſich mein ganzes Leben,
Und es fragt mit tiefem Beben
Meines Herzens ſtummes Weh:
„Heimath ſo fern, Hochland ſo ſchön,
Werd' ich dich nimmer wieder ſehn?“

In dem Land, wo meine Augen
Endlos eine Fläche ſchau'n,
Wohnen Männer, treu und bieder,
Doch denk' ich der fernen Brüder,
Bebend fragt des Herzens Grau'n:
„Freunde ſo treu, Hochland ſo ſchön,
Werd' ich euch nimmer wieder ſehn?“

Gleich den Roſen blühen Liebchen
Hier im weiten Gartenland;
Doch mein Herz verlanget keine,
Denn es ſchlägt nur für das eine
Alpenröslein, was es fand.
„Röslein ſo hold, Hochland ſo ſchön,
Werd' ich euch nimmer wieder ſehn?“

Bricht mein Herz im ſtummen Grame
Fern von dir, mein Heimaththal,
Soll der Liebe Hand es tragen
Hin, wo unſre Alpen ragen,
Und dann ſchreiben auf mein Mal:
„Heimath ſo hold, Hochland ſo ſchön,
Ach, nimmer konnte er dich ſeh'n!“

Die Fichte.

Eine äſthetiſche Skizze.

Von H. W. Herzer.

Wer jemals ein deutſches Gebirge, z. B. den Harz, beſucht hat und deſſen Bild in ſeiner Phantaſie erneuert, wird in demſelben unfehlbar auch das Bild der Fichte oder Rothtanne (**Pinus Abies L.**) wieder auftauchen ſehen, weil dieſer Baum es iſt, der in allen Gebirgen Deutſchlands von Natur die reichſten Beſtände erzeugt und noch in der Nähe der höchſten Berggipfel dem Wanderer ſeinen Schatten ſpendet. Schon die Häufigkeit ihres Vorkommens giebt der Fichte einen nothwendigen Einfluß auf die Empfindung und Stimmung ſowohl des Gebirgsbewohners, als auch eines Jeden, der wenigſtens eine Zeit lang im Gebirge verweilt, und wenn wir den Verſuch machen, dieſe äſthetiſche Bedeutung der Fichte uns zum Bewußtſein zu bringen, ſo dürfte das im Einklange mit der Thatſache ſtehen, daß die deutſchen Gebirgswälder immer allgemeiner als Wallfahrtsorte betrachtet werden, deren Beſuch ſegenbringend für Leib und Seele wirkt.

Die Fichte hat eine große, jedoch wechſelnde Bedeutung für die Phyſiognomie der Landſchaft: eine andere im jugendlichen, als im hohen Alter; eine andere, wo ſie geſellig in großen Maſſen auftritt, als in der Vereinzelung; eine andere endlich in verſchiedenen Jahreszeiten, im Frühling, im Sommer oder im Winter.

„Wer fühlt ſich nicht, ſagt Alexander von Humboldt, anders geſtimmt im dunklen Schatten der Buchen; auf Hügeln, die mit einzeln ſtehenden Tannen bekränzt ſind; oder auf der Grasflur, wo der Wind in dem zitternden Laube der Birke ſäuſelt?" Und ein anderes Mal von den Nadelhölzern im Winter: „Ihr ewig friſches Grün erheitert die öde Winterlandſchaft. Es verkündet gleichſam den Polarbewohnern, daß, wenn Schnee und Eis den Boden bedecken, das innere Leben der Pflanzen, wie das Prometheiſche Feuer, nie auf unſerem Planeten erliſcht." —

Daß die Fichte, ähnlich wie die Palmen, ihre Hauptmaſſe im Stamm hat, und dieſer ſich ohne weſentliche Zertheilung geradlinig auf den höchſten Punkt hin richtet, das iſt es, was den Grundzug in der Geſtalt dieſes Baumes ausmacht. Dieſer Grundzug aber geſtattet noch immer einen großen Wechſel des Ausdrucks und Eindrucks.

Eigenthümlich iſt der Eindruck, den eine ſtattliche, auf einſamer Höhe, vielleicht auf ſchmaler Felswand ſtehende, weit über Berg und Thal hinwegſchauende Fichte macht. Sie gleicht dem Krieger, der allein auf gefährlichen Poſten ſtehend, in geſpannter Haltung, mit wachſamen Auge und Ohr auf Alles Acht hat, was nahe und fern den Feind verräth.

Wandert man durch einen hohen Ort von Fichten, deren kahle, drehrunde Schafte dem Auge weit hinauf keinen Ruhepunkt darbieten und, weil es bei Fichten keinen Stockausſchlag giebt, ſelbſt ihre tiefſte Baſis dem Blicke bloßſtellen, ſo möchte man glauben, die Fichten ſeien den Mathematikern zu Ehren erſchaffen. Denn ſoviel Stämme, ſoviel Perpendikel und Parallelen, und wer die Curven liebt, der findet bei den Wurzeln die allerſchönſten. Da iſt, abſtrakt zu werden, nicht ſchwer! So wenig Luſt hier der Boden hat, Blumen und bunte Farben hervorzubringen, ebenſowenig die Phantaſie. Man verfällt in Grübeleien, oft ſo ſauer wie der Sauerklee (**Oxalis Acetosella**), der faſt allein noch mit ſeinen weißen Blüthen den trägen Boden belebt; in Abſtraktionen ſo bleich wie die Neſtwurz (**Neottia Nidus avis**), die, auf einer Fichtenwurzel feſtgeſogen, mehr eine Mumie, als ein blühendes Kind der Flora zu ſein ſcheint. Erſt wenn ein aufgeſchrecktes Eichhörnchen mit ſeinem „Zuck, Zuck," den ſchlanken Stamm hinaufkraspelt, dann und wann vorſichtig um die Kante herum nach dem läſtigen Eindringling ausſchauend, oder wenn ein wachſamer Eichelheher ganz in der Nähe ſein verrätheriſches Geſchrei erhebt, erſt dann ziehen die erregten Sinne den Geiſt wieder zur Natur und Wirklichkeit hinüber.

Da fällt, indem wir aus dem hohen Orte treten, unſer Blick auf eine Tannenjugend, die ſchon ein paar Mannshöhen emporgeſchoſſen iſt. Das iſt ja ein ganz anderer Baum und iſt doch auch unſere Fichte. Erſcheint uns nicht jedes dieſer bis unten hin grünen Stämmchen wie der grade, dichte Strahl eines Springquells, in welchem die Lebenskraft der Erde ſich gegen den Aether entladet? Mit wahrem Vergnügen tauchen wir in dieſes grüne Meer jugendlicher, friſch duftender Tannen. —

„Sinnende Fichte" redet Rückert die Fichte an.

„Sinnende Fichte,
Noch ſeh' ich dich, ſo lang ich dich betrachte,
Nie anders, als mit ernſtem Angeſichte!"

Das iſt die Sommer-Fichte, die im heißen Juli die Schultern des Gebirges mit einem grünen Schuppenpanzer bekleidet. Es giebt aber Zeiten, wo die Fichte einen ganz andern, vortheilhafteren Anblick gewährt, und ihr nur Eins fehlt, nämlich Beſchauer und Bewunderer. Denn die Tauſende, welche im Sommer dem Sitz der Fichte, dem Gebirge zueilen: im Mai und im December ſind ſie fern, und nur die alten, getreuen Nachbaren der Fichte, die ſtändigen Gebirgsbewohner, ſehen ſie auch dann und wiſſen, welchen Reiz ſie nun gerade ausübt. Die blühende Fichte im Frühling und die ſchneebeladene Fichte im Winter — das ſind zwei herrliche Dinge, um welche der Sohn der Ebene den des Gebirges beneiden mag.

Meine Vorſtellungen haften jetzt einmal wieder am Harze. Schon iſt der April mit ſeinem Hoffen und Bangen entflohn, der Winter iſt vom Mai aus dem Felde geſchlagen; und ſind es auch erſt die nächſten Tage nach dem Kampfe, ſo ſehen wir doch ſchon den Frühling „in des Sieges hoher Sicherheit" auf allen Hügeln ſeine Fahnen aufpflanzen. Selbſt die Schneeflocken, die der Nordwind wohl noch einmal ganz unerwartet aus grauen Wolken auf die grünen Lindenblätter herabſchüttet, werden mit Lächeln und ohne Sorgen betrachtet, denn in wenigen Stunden ſind ſie wie ein Traum vor dem Strahle der Sonne verſchwunden, und ein funkelnder Gewitterregen badet die Erſtlinge des Jahres in ſeiner lauen Fluth. Schon treffen Schwalben ein und bringen Leben und Bewegung in die vorher leeren Lüfte. Auch die Winterlinde läßt täglich mehr grüne Laubtropfen aus ihren Knospen hervorquellen. Die Ahlkirſche (**Prunus Padus**) des Parkes vereinigt ihren reichen Duft mit dem Scheine von hundert weißen Blüthentrauben; der dichte, die Grasmücke bergende Weißdornzaun hält kaum noch ſeine Blüthenknospen zuſammen; Weiden und Pappeln begleiten wieder mit ihren lichten Kronen den Lauf des Fluſſes, und jedes Häuschen und jedes Gehöft ſteckt in einem Strauße üppig blühender Kirſch- und Birnbäume. Die Buche, mit den blühenden Obſtgärten um unſere Gunſt ringend, überdeckt ſchon ganze Bergreviere mit ſchwellendem Grün, blickt ermuthigend auf die brechende Eichenknospe und ſchwärmt einzeln an den Berghängen hinauf, die weniger ihr, als der Fichte, gehören, und wo ſchon gleichen Sinnes mit ihr die Lärchentanne ihr luſtiges Frühlingswerk treibt. In der Ferne und Höhe, am Brockengipfel dicht über der Fichtengrenze, lauern wie die letzten Vedetten des abziehenden Winters noch einige Schneeflecke, während doch ſchon auf der höchſten Spitze des Berges das alpine Windröschen (**Anemone alpina**) die Sonne nur um ein paar warme Tage bittet, um auch ſeinerſeits einige Blüthen in den Kranz des Siegers flechten zu können.

Jetzt, zur großen Frühlingsfeier, langt auch die Fichte ihren Schmuck hervor; jetzt nimmt ſie die zahlreichen Kleinode, die ſie an den Spitzen ihrer Zweige trägt: den grünen Smaragd und den rothen Rubin, aus der unanſehnlichen Hülle, worin ſie den öden Winter hindurch verſchloſſen lagen. — Im Frühling dichtet die Natur Balladen: in engem Rahmen zeichnet ſie einzelne ſchöne Bilder individuellen Pflanzenlebens; im Sommer wird ſie epiſch, verſchmilzt die einzelnen Pflanzengeſtalten zu großen Maſſen, zu Saatfeldern, zu Wieſe und Wald, worin alle einzelnen Formen untergehen, um ſich als Geſammtheit zu einer neuen und großartigeren Wirkung zu erheben. Eine jener Frühlings-Balladen ſteht in der blühenden und ſproſſenden Fichte vor uns. Ach, welch heiterer, welch lieblicher Baum iſt das jetzt! Der zarte, bezaubernde Nimbus der Jugend umſchwebt ſie und verwiſcht jede Spur des düſteren Ernſtes, den man ſo oft zum ausſchließlichen Charakter der Fichte hat machen wollen. Noch ehe es zum wirklichen Blühen kommt, ſolange die ovalen Staubkätzchen zwar ſchon enthüllt, aber noch nicht zur völligen Reife, noch nicht zum Stäuben gelangt ſind, iſt es deren Form und Farbenpracht, welche jedes Auge entzückt. Das zarte Gelb und der Purpur, womit die geſchwollenen, dicht an einander gedrängten Staubkolben gezeichnet ſind, hebt ſich von dem dunkeln Hintergrunde des Laubes wunderbar ab, und doch weiß man nicht zu ſagen, ob dieſen, oder ihren Gehilfen den in ein geſättigtes Purpurroth getauchten Fruchtkätzchen, der Preis der Schönheit gebührt. — Wie im April Alles nach den ſeidenhaarigen, wie Silber und Gold glänzenden Kätzchen der Saalweide (**Salix Caprea**), nach den „Palmen", rennt, ſo ſpielen jetzt die Kinder mit den Staubkätzchen der Fichte als mit „Erdbeeren", und der Hirt ſteckt ſie, aus dem Walde heimtreibend, zuſammen mit Schlehen- und Holzapfelblüthen an den Hut, zum Beweiſe, daß auch er's empfunden hat, was Gottes Welt jetzt ſchön iſt.

Je mehr aber der Purpur der Kätzchen verſchwindet, weil die Behälter des Blüthenſtaubes zerreißen und vertrocknen, deſto mehr drängt ſich an den nicht blühenden Zweigen das Grün der neuen Laubtriebe hervor. Der Fichtenwald ſieht plötzlich aus ganz anderen Augen: „**illuminantibus sylvas abietis novellis turionibus**", ſagte vor 100 Jahren Linné in ſeinem Pflanzenkalender von Upſala; das will heißen, weil die Fichten durch ihre freudig grünen Frühlingstriebe eine Illumination des ganzen Waldes bewirken.

Während der ganzen Belaubung der Eiche und Spätlinde ſtellt im unterm Theile des Gebirges die Fichte dieſes ſchöne Schauſpiel in ſeinem glänzenſten Stadium dar, und in ſo fruchtbaren, warmen Jahren wie 1857 und 1858 ſieht man an heiteren Tagen ſelbſt aus größerer Entfernung durch die Fichtenblüthe über ganze Bergrücken hin einen rothen Anflug verbreitet, nicht unähnlich dem Einduck, welchen im Juli der rothe Fingerhut (**Digitalis purpurea**), und im Auguſt die blühende Heide hervorbringt.

Hat nun ſo die Fichte im Frühjahre ſich gegen den Vorwurf der Einförmigkeit und Unſchönheit gerechtfertigt, ſo läßt ſich der Leſer auch wohl gefallen, ein Wort über ihre Erſcheinung im Winterkleide zu hören. Das Urtheil, welches ſie für einen einförmigen, wenig maleriſchen Baum erklärt, trifft im Ganzen das Richtige, wenn man den Eindruck vor Augen hat, den die Fichte im Sommer macht. Alsdann nämlich thut das tiefe, gleichmäßige Grün der Nadeln dem Bilde dieſes Baumes deßhalb großen Eintrag, weil es keinen bedeutenden Unterſchied von Licht und Schatten aufkommen läßt und ſomit die Wahrnehmung des mannigfach Schönen verhindert, was gleichwohl im Bau einer Fichtenkrone vorhanden iſt. Man ſieht eben im Sommer nur die einfache Pyramidenform, an welcher faſt nur der Umriß durch den dunkeln Hintergrund entfernter ſtehender Exemplare heller hervortritt und ſo kaum etwas mehr als eine mathematiſche Figur vor unſer Auge zeichnet. Aber wie edel und groß erſcheint dagegen die Fichte im Winter, wenn bei ruhiger und kalter Luft ein mäßiger Schneefall ſtattgefunden hat! Gerade der pyramidenförmige Bau, der uns im Sommer langweilte, bringt es mit ſich, daß auf jeden Zweig, vom unterſten bis zum oberſten, ein Theil des leiſe herabſinkenden Schnees ſich ablagert, und da kein Luftzug in die Bewegung der weißen

Flöckchen eingreift, ſo iſt es einzig und allein das der Fichte eigenthümliche Geſetz ihrer Zweigbildung, was die Vertheilung des leichten Wolkenpuders im Umkreiſe ihrer dunkelgrünen Flechten regelt. Der Winter hat nun erreicht, was der Sommer nicht vermochte. Wo das Licht der Sonne an den dunkelgrünen Fichtenzweigen nicht haften wollte, da ſehen wir, auch ohne das fein gebildete Auge des Künſtlers zu beſitzen, jetzt ein anderes ruhig und ſicher thronen und die mächtigſte Wirkung erzeugen. Der Schnee iſt es, der wie ein verkörpertes Licht einem jeden Zweige und Zweiglein diejenige Lichtmenge zutheilt, die ihm nach ſeinem Verhältniß zum großen Ganzen der Krone gebührt und kleidet, während das froſtfeſte Grün der Nadeln auch in die tiefſten Schatten des Bildes noch Leben haucht. Jetzt betrachte man ſich die Fichte und fälle ſein Urtheil über ihre Schönheit! Will man ſie als keine maleriſche Schönheit gelten laſſen: als eine plaſtiſche erkennt und ſchätzt ſie jeder gewiß! Ich bin zu ſolcher Zeit durch eine Gaſſe halbwüchſiger, alſo auch noch unten am Stamm mit Zweigen bekleideter Fichten gegangen und habe wohl die doppelte Zeit als im Sommer dazu gebraucht, weil bei jedem Schritte das Auge mir Halt gebot. Wie ſchmiegt ſich hier in den ruhig, aber nicht unkräftig herabgeſenkten Zweigen das Zierliche und Gefällige an das Edele und Große der Form an! wie wölbt ſich hand- oder flügelartig ein Zweig über den andern, als wäre er befliſſen, ein reizendes Geheimniß vor dem neugierigen Späher zuzudecken! wie gipfelt ſich das Ganze zu einer hohen, rhythmiſch gegliederten Stufenleiter der Fröhlichkeit, die der Geiſt des Beſchauers hinauffliegt, hinauf zu dem treu hernieder ſchimmernden Blau des Himmels! —

Heiter, ſahen wir, und auch ernſt iſt die Fichte. Aber das Ernſteſte, was an ihr iſt, das hat uns Juſtinus Körner, der gemüthvolle ſchwäbiſche Dichter, in einem Liede geſungen, an das wir uns hier erinnern müſſen.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in ſüßer Ruh,
Und ſah dem Räderſpiele
Und ſah den Waſſern zu.

Sah zu der blanken Säge, —
Es war mir wie ein Traum —
Die bahnte lange Wege
Durch einen Tannenbaum.

Die Tanne war, wie lebend,
In Trauermelodie:
Durch alle Faſern bebend
Sang diese Worte ſie:

Du kehrſt zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein:
Du biſt's, für den die Wunde
Mir dringt in's Herz hinein.

Du biſt's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schooß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh! —

Vier Bretter ſah ich fallen,
Da ward das Herz mir ſchwer:
Ein Wörtlein wollt ich lallen,
Da — ging das Rad nicht mehr.

Mehr will ich von der tiefernſten Bedeutung der Fichte nicht ſagen. — Und wie ſteht's mit der Fichte in chriſtlichen Landen zur Weihnachtszeit? Zu Weihnacht tritt aller Ernſt der Fichte doch zurück vor ihrer heiteren Bedeutung! Wie glücklich ſind diejenigen, die es zur Weihnachtszeit nicht weit haben zu einem Tannenwalde! Was wollen die Moospyramiden mit ihrem bunten Papierflitter; was wollen die graugrünen, lappigen Kiefernkronen, die auf den Märkten mancher großen Stadt faſt allein zur Ausſchmückung des Weihnachtsfeſtes feil geboten werden, — was wollen die gegen den z. B. im Harze gebräuchlichen Weihnachts-Tannenbaum! Noch ehe unſere Weihnachtstanne geputzt iſt, noch ehe die dicken, blanken Nüſſe, von zahlreichen Kerzchen erhellt, wie goldene Hesperidenäpfel aus dem grünen Schatten herableuchten und manchen jungen Herkules zu muthigem Angriffe reizen; noch ehe der Inhalt von Noah's Arche auf den Zweigen Platz genommen hat, — noch ehe, ſage ich, die Weihnachts-Tanne ſo herausgeputzt iſt, erfüllt uns ihr Anblick ſchon mit einer fröhlichen Stimmung. Iſt es doch, als ob jeder Punkt ihres ſchlanken Stammes ein Centrum der Freude wäre, aus welchem ringsherum ebenſo viele Strahlen der Luſt hervorbrechen, als Zweige da ſind. Iſt es doch, als trüge dieſe Tanne ſelbſt jene freudige Spannung in ſich, die jedes Glied der ſie umſtehenden Familie, die namentlich den liebreichen Beſcherer durchzuckt und durchzittert; iſt es doch, als ob eine ſolche Kraft geſpannter Empfindungen es wäre, die ihre ſpitzen Nadeln und Zweige, gleich den Polen geheimnißvoll belebter Magnete, diametral auseinander ſpringen läßt. — Es geht durch unſere Weihnachts-Tanne ein friſcher, munterer Ton, der zu der feſtlichen, klaren Stimmung unſeres Gemüthes ganz ſo vortrefflich paßt, wie der reine, blaue Himmel eines ſchönen Wintertages, den ja Jeder am lieben Weihnachtsfeſte ſo gern über ſich ausgeſpannt ſieht. —

Vor der Fichte in winterlicher Umgebung iſt auch der Dichter Freiligrath ſtehen geblieben und durch ſie zu einem Liede begeiſtert, welches gleich ſehr geeignet, manche Eigenthümlichkeit dieſes Baumes, wie dieſes deutſchen Dichters erkennen zu laſſen — hier noch Platz finden mag. Freiligrath legt der Fichte folgende Worte in den Mund:

Auf der weißen Winterflur
Steh ich da mit grünem Haupt:
Sauſ't, ihr Winde, ſauſet nur,
Seufzt, ihr Stauden, ſchmuckberaubt!
Tauſend Nadeln ſie bereiten
Mir ein Kleid für alle Zeiten,
Meine Stirn bleibt friſch belaubt.

Mit der Hoffnung Immergrün
Web mich Gott ins Leichentuch.
Menſchen, laßt den Sommer ziehn,
Dennoch bleibt euch Troſt genug!
Wenn das Leben zieht von dannen,
Seht, es grünen euch die Tannen,
Ein verheißnes Lebensbuch.

Seht der Hoffnung Fahnen wehn
Ueber der Verweſung Kluft:
Durch die kalten Nebelhöh'n
Blühend in der Todesluft.
Will das Fleiſch vergehn, verderben,
Eilt und werdet deſſen Erben,
Der erſtand aus ſeiner Gruft!

* * *

Heimiſche Tauben als Zugvögel.

Von Hermann Böſche.

Es iſt eine bekannte und natürliche Sache, daß, jemehr die Kultur der Wildniß Terrain abringt, dieſe um ſo mehr auch zurücktritt. Wir laſſen aber einmal die zahmen Haustauben ganz zurück und dafür die wilden und vergeſſenen Tauben in den Vordergrund treten. — Unſere Haustauben ſind ächte Hausthiere und während die Zugvögel im Herbſte ſich verſammeln, zu weiten Reiſen über Land und Meer rüſten und die größte Reiſeluſt offenbaren, bleiben unſere Haustauben ruhig auf ihren Schlägen und treiben philiſterhaft und phlegmatiſch eben nur ihr altgewohntes Tagewerk. Aber dennoch: die Taube iſt urſprünglich ein Zugvogel und iſt auch die Zugluſt in den Haustauben gänzlich erloſchen, in den von den cultivirten Haustauben zurückgedrängten wilden Tauben können wir noch immer den angeſtammten Trieb zu wandern und zu ziehen ſtudiren.

Nach den fleißigen und guten Beobachtungen Chr. L. Brehms, (Pfarrers zu Renthendorf und zugleich eines unſerer bedeutendſten Vogelkenner), halten ſich in unſerem Vaterlande in größerer Menge zeitweis vier wilde Taubenarten auf: die Hohltaube, die Holztaube, die Turteltaube und die Feldtaube. Jedoch nur die erſtern drei ſind eigentliche und ächte Zugvögel.

Die Hohltauben niſten in hohlen Bäumen und tragen davon ihren Namen. Ihr Körper iſt gedrungen, ihre Flügel ſind ziemlich lang, Farbe und Zeichnung einfach. Ihre Hauptfarbe iſt mohnblau, ihre ſchwarzen Flügelbinden ſind unvollkommen ſchwarz und die Schiller am Halſe verbreiten ſich nicht über den Vorderhals. — In der Art zu leben, zu lieben und zu wandern iſt die Hohltaube ein Sonderling. — Unter allen deutſchen Wildlingen meldet ſie ſich zuerſt als Frühlingsbotin und kommt gewöhnlich ſchon im März zu uns. Ihr liebſter Aufenthalt ſind die Laub- und Nadelhölzer, dafern dieſe nicht zu weit vom Felde liegen, beſonders Buchenwälder, welche hohle Bäume in ſich ſchließen. Im Nothfalle nimmt ſie auch mit einzeln ſtehenden hohlen Eichen, Birn-, Aepfelbäumen u. ſ. w. fürlieb. Vor allem liebt ſie freien Ueberblick und deswegen Bäume mit einem dürren Wipfel, einem hervorſtehenden Aſte. Der dürre oder hervorſtehende Aſt iſt ihr Wartthurm und ſie ſitzt immer auf der Wacht. —

Im Futter geht ſie mit der Jahreszeit. Zur Saatzeit dient ihr die Saat, im Juli und Auguſt ſelbſt reife Heidelbeeren und im Herbſt Buchnüſſe und Eicheln.

Täglich geht ſie Mittag und Abend regelmäßig zu reinem hellen Waſſer zum Bad und zur Tränke. Unſere Taube iſt ein durſtiges und reinliches Thier. — Wie ſchon geſagt, niſtet ſie in hohlen Bäumen. Dieſe ſind ſehr geſucht, da unſer Wildling während ſeines Aufenthalts jährlich etwa dreimal brütet, (das erſtemal im April, das letzte Mal im Auguſt) und zu jeder Brut aus folgenden Gründen eine andere Höhlung braucht. Die Jungen bleiben im Neſte, bis ſie flügge ſind. Iſt nun die Höhlung eng, ſo wachſen die Jungen wörtlich im eigenen Kothe auf; der Koth ſammelt ſich immer mehr und muß erſt von Würmern durchwühlt, von Spechten und Eichhörnchen ausgeräumt werden, bevor das Niſtloch wieder brauchbar iſt. Um die Niſtplätze iſt daher ſehr oft Streit und man kann nicht ſagen, daß die Hohltaube bei der Wahl derſelben lange mäkelt. Einmal fand Brehm das Neſt in einer hohlen Wurzel, einmal in einer hohlen Kiefer in nächſter Nachbarſchaft von einem Schwarm niſtender Pferdehorniſſen, und einmal in einer alten Eiche über einem Baummarderneſte mit vier Jungen.

Die Aufzucht der Jungen kann nicht ſauber geſchehen, wohl aber mit der größten Liebe. Die alte Hohltaube läßt unten am Baume wiederholt ſchütteln und klopfen, läßt ſich lieber vom Neſte wegnehmen, als daß ſie ihre Eier oder zarten Jungen verläßt und mit Gefahr ihres Lebens ſucht ſie ihr Neſt wieder auf. —

So ſehr als die Alten ihre Jungen lieben, ſo lieben ſich auch die Gatten. Beide ſind ſtets beiſammen und beim Brüten vergnügt das Männchen das Weibchen mit dem eigenthümlichen Muckerruf (hu, hu, hu!) und begleitet es, wenn es von den Eiern gejagt wird. Aengſtlich ſucht ein Gatte den verlornen und wird der Eine in Gegenwart des Andern erſchoſſen, dann meidet dieſer für immer die Stätte der Mordthat.

Die Hohltaube kommt zuerſt im Frühlinge in kleinen Flügen bei uns an, ſie iſt auch die letzte, die in größeren Flügen im Oktober oder November dem deutſchen Vaterlande den Abſchiedsgruß bringt. Sie fliegt leicht und gewandt. Anfangs, wenn ſie ſich erhebt, verurſacht ihr Flug ein hörbares Klatſchen, dann höher in der Luft ein helles Pfeifen. Sie wandelt und ſegelt bei Tage hoch in den Lüften und läßt ſich von Zeit zu Zeit nieder, um Nahrung einzunehmen. Iſt dies geſchehen, ſo geht die Wanderung ohne Aufenthalt weiter. Und wohin? Nach Nordafrika. Jedoch bleiben ſehr viele in Sardinien, ja den Winter über ſogar einige in Deutſchland.

Wir kommen nun zur Holztaube, oder Ringeltaube, einem großen ſchönen Vogel, der ebenfalls noch die ungeſchwächte Wanderluſt offenbart. In Deutſchland trifft man ihn in waldigen Gegenden im Sommer überall, beſonders in Fichtenwäldern, gebirgigen Gegenden, wegen ſeines Lieblingsfutters, des Fichtenſamens.

Wenn im Frühlinge die Ringeltaube zu uns kommt, trägt ſie ihr ſchönſtes Kleid, ihr Hochzeitskleid. Der vordere Theil des Schnabels iſt gelb, der hintere Theil des Schnabels und ſeine weißbeſtäubte Naſenhaut dunkelroth, Kopf und Hals mohnblau, Halsſeiten und Hinterhals ſind purpur- und goldfarben ſchillernd und mit einem weißen Querfleck verſehen, welcher dem Taubenhalſe zu großer Zierde gereicht; Oberrücken und Oberflügel tief graublau und Unterrücken ſchön mohnblau. —

Merkwürdiger Weiſe lebt dieſe Taube bei uns immer nur in einzelnen Paaren. Brehm erzählt uns ganz ausführlich ihre Tagesgeſchichte. Die Nacht bringen beide Gatten in der Nähe des Neſtes zu. Vor Tagesanbruch ſind ſie ſchon munter; jetzt begiebt ſich das Männchen auf ſeinen Lieblingsbaum und begrüßt die anbrechende Morgenröthe und dann die aufgehende Sonne mit dem haustaubenähnlichen Ruckſen. Sie ſitzt dabei auf einer Stelle, bläht den Hals auf und bewegt ihn und den Kopf. Dieſes Ruckſen wird 3 bis 4 Mal wiederholt, folgt um ſo ſchneller auf einander, je feuriger der Taubert und je wärmer und windſtiller es iſt und lockt gewöhnlich die in der Nähe wohnenden Tauberte, faſt immer 3, ſeltner 2, nie 4 herbei. Dieſe ſetzen ſich auch auf hohe Bäume und nun beginnt ein Ruckſer-Konzert, wahrſcheinlich ein Morgen-Sonnengruß, der eigenthümlichſten Art. Zwiſchen 7 und 9 Uhr verſtummt der Taubert. Der Hunger hat ſich eingeſtellt und der Taubert fliegt mit der brutloſen Täubin nach Futter aus. Um 10 Uhr beginnt das Ruckſen — wahrſcheinlich nun ein Danklied — wieder; aber es iſt ſchwächer und hält weniger an. Um 11 Uhr gehts zur Tränke und dann zur Raſt nach einem dicht bezweigten Baume. Die Art zu ſitzen und zu ruhen verräth uns vollſtändig ihren überaus ſcheuen und flüchtigen Charakter. Die Trappen und Krähen wittern und fliehen den Jäger ſchon von ferne, unterſcheiden aber vom wilden Jäger ſehr wohl den friedlichen Ackersmann und laſſen dieſen nahe an ſich vorüberziehen. Unſer ſcheuer Wildling traut dem Menſchen niemals und läßt auch den waffenloſen Mann ſelten an ſich herankommen und ſo ſitzt ſie auf den Bäumen entweder ſo, daß ſie ganz in dichten Zweigen verborgen iſt, oder ſo hoch, daß ſie einen herbeiſtürzenden Raubvogel ſchon von fern wahrnehmen und zeitig die Flucht ergreifen kann. Von unten aber iſt ſie faſt immer durch dichte Zweige dem Auge des Jägers gänzlich verborgen. Gewöhnlich ſitzt ſie mit etwas eingezogenem Halſe; ſobald ſie aber das geringſte Geräuſch hört, oder etwas Auffallendes ſieht, reckt ſie den Kopf in die Höhe und rettet ſich bei anſcheinender Gefahr augenblicklich durch ihren leichten, raſchen und gewandten Flug. Daraus ergiebt ſich, wie ſchwer dieſe Tauben zu ſchießen ſind. Die ruckſenden Tauberte unterläuft man ſchleichend, wie die balzenden Auerhähne; allein ſie ſind, da die Farbe ihres Unterkörpers einem Fichtenſtamme oder dicken Fichtenaſte ſehr ähnlich iſt, ſchwer zu erkennen. Doch genug davon, wir ſprechen ja von der Tagesgeſchichte der Ringeltaube. Um 2 oder 3 Uhr fliegt ſie wieder nach Futter. Gegen 5 oder 6 Uhr beginnt dann wieder das Ruckſen, das Abendkonzert, was oft noch in der Dämmerung gehört wird; die Taube löſcht noch einmal ihren Durſt und begiebt ſich dann zur Ruhe.

Nur zweimal (im April und Juli) niſtet die Holztaube, gewöhnlich etwas niedrig im Stangenholze oder in hohen Dickichten, am Stamme auf ſtarken Aeſten und ziemlich verſteckt. Wie die Sperlinge die Neſter der Schwalben, ſo benutzen ſie öfter die alten Neſter der Eichhörnchen, Krähen u. ſ. w. — Während der Paarungszeit iſt der Taubert ſehr unruhig und ſchlägt wunderbare Capriolen. Er bleibt dann nicht auf einer Stelle, ſondern fliegt von freien Stücken auf, ſteigt in ſchiefer Richtung in die Höhe, ſchlägt die Flügelſpitzen heftig klatſchend zuſammen, beſchreibt einen Kreis und ſenkt ſich dann ſchwebend nieder, um daſſelbe Spiel zu wiederholen. Mit dieſen Künſten ſcheint der Taubert die Gunſt und Liebe der Täubin gewinnen zu wollen; denn dieſe folgt ihm in ſeinem kühnen Fluge nur zuweilen und wartet ſeine Rückkunft im Lieblingsaufenthalte gewöhnlich ruhig ab. — Beim Brutgeſchäft vertritt das Männchen das Weibchen in den Mittagsſtunden zuvorkommend und beide ſchreien beim Füttern gleichmäßig ihr puh, puh! Aber die Liebe der Alten zu dem Neſt und den Jungen iſt auffallend gering. Iſt das Neſt noch unvollendet oder doch noch leer und bemerken ſie in ſeiner Nähe einen Menſchen — ſo meiden ſie es augenblicklich und bauen ſchnell ein anderes, um die Eier nicht umkommen zu laſſen. Werden ſie im Brüten aufgeſtört, ohne daß bereits im Ei die Jungen ſich regen, ſo werden die

Eier, und wird von den zwei Jungen ein Junges genommen, ſo wird auch das zurückgebliebene Junge verlaſſen. So werden dieſe Taubennaturen von den wildeſten Raubvögeln übertroffen, die Eier und Junge nicht nur nicht verlaſſen, ſondern ſelbſt bis aufs Aeußerſte vertheidigen. Die Holztauben haben Herzen von Stein und ſind wahre Rabeneltern. — Was die Alten, vielleicht aus ſcheuer Furchtſamkeit den Raubvögeln gegenüber vermiſſen laſſen, ſcheinen die jungen Ringeltauben ſich ſelbſt vorbehalten zu haben: ſie ſchnappen, wie die jungen Haustauben, bei Annäherung eines Menſchen mit dem Schnabel und beißen nach der Hand, die ſie ergreifen will. Sind ſie dann ausgeflogen, ſo zeigen ſie gleich, daß der Apfel nicht weit vom Stamm gefallen iſt: ſie ſetzen und verbergen ſich ſo, daß ſie ſchwer zu entdecken ſind. Beim Aufſuchen der Nahrung führt gewöhnlich jedes der Eltern Eins derſelben. — Bevor ſich die Jungen der zweiten Brut ſelbſt ernähren können, hält das Paar ſich allein und treu zuſammen; dann aber vereinigt es ſich mit den Jungen in kleine Geſellſchaften und ſucht auf den Aeckern die ausgefallenen Körner.

Im October beginnt endlich der Fortzug. Vor und auf dem Zuge verſammeln ſich die einzelnen Geſellſchaften im Fluge, ziehen ſüdlich und zwar wiederum nach Nordafrika, um hier zu überwintern. —

Der dritte Wildling, unſere kleinſte aber ſchönſte deutſche Taube, iſt die Turteltaube.

Sie erſcheint bei uns gewöhnlich in der erſten Hälfte des April und zwar kommen die Weibchen ſpäter an als die Männchen. In manchen Jahren erſcheinen ſie häufig, in andern vereinzelt.

Gern bewohnen ſie in unſerm Vaterlande ſolche Wälder, die an Flüſſen liegen (z. B. die am Rhein), ferner die Vorhölzer der Gebirgswälder, welche Wieſen in ſich ſchließen, an Felder grenzen und mit gemeiner Wolfsmilch bewachſene Schläge oder kahle Stellen haben. In Nadelwäldern wohnen ſie am liebſten und wählen hier ſolche Stellen aus, die hohes Dickicht und Stangenholz bieten.

Wir nannten die Turteltaube unſere ſchönſte deutſche Taube. Und in der That läßt Farbe und Form dieſes niedlichen Thierchens nichts zu wünſchen übrig.

Ihre Farben ſind zwar nicht prächtig, aber ſo zart und angenehm, ſo geſchmackvoll vertheilt und ſo lieblich in einander übergehend, daß ſie allein ſchon genügt hätten, dieſen Vogel zum Lieblinge der Menſchen zu machen. Das Männchen präſentirt ſich bei ſeiner Ankunft zuerſt und wieder im ſchönſten Schmuck, im Hochzeitskleide. Betrachten wir es etwas näher! Der Schnabel iſt ſchwärzlich und an der Naſenhaut dunkelröthlich; der Augenſtern feuerfarben, die nackte Haut um das Auge wie der Augenlidrand warzig und dunkelroth; der Kopf und Hinterhals himmelblau, grau überflogen, die Kopfſeite weinfarbengrau; vier Schichten kohlſchwarzer, ſilberweiß eingefaßter Federn bilden an den Seiten des Halſes einen ſehr ſchönen Querfleck; der Oberrücken iſt braungrau, der Unterrücken ſchwarzgrau oder blaugrau mit helleren Kanten. Das Weibchen iſt gewöhnlich an Farbe bläſſer und matter. —

Und was die Form und Geſtalt betrifft, ſo hat die Trägerin dieſer Farben ein überaus ſchönes Loos betroffen. Ihr ſchlanker Körper, welcher wegen des ziemlich langen Schwanzes ſehr ſchmächtig erſcheint, ihr dünner Hals und ihr kleiner Kopf geben ihr ein ſehr zierliches Anſehen. Ihre kleinen Füßchen bedingen auf dem Boden gehend kleine Schritte und einen zierlichen Gang. Ihren Leib trägt ſie ſtets wagerecht und den Hals eingezogen; eine ähnliche Stellung nimmt ſie auch beim Sitzen auf den Bäumen an, auf deren Aeſten ſie geſchickt herumläuft. Sobald ſie etwas Verdächtiges bemerkt, macht ſie den Hals lang und dreht das zierliche Köpfchen nach allen Seiten, um die Gefahr bei Zeiten zu gewahren. Scheint ihr dieſe näher zu kommen, ſo enteilt ſie im ſchnellen Fluge. Kraft ihrer ſpitzigen, ziemlich langen Flügel hat ſie dieſen ſo in der Gewalt, daß ſie ohne Anſtoß pfeilſchnell durch die dichteſten Baumkronen hindurchſchießt, und durch ihre geſchickten Schwenkungen oft den Verfolgungen des Falken oder Sperbers entgeht. —

Leiſe haben wir in ihrer äußeren Beſchaffenheit bereits Züge von ihrem liebenswürdigen Charakter angedeutet. Dieſer offenbart ſich ſchön und reizend in dem Ehe- und Familienleben dieſer niedlichen Vögel.

Vor der Hochzeit begeben ſich Männchen und Weibchen auf niedrige Bäume, oft in Dickichte, und hier girrt das Männchen unaufhörlich mit ſanftem Tone ſein zärtliches: turturtur, turtur! — ein Ruckſen, das dem Täubchen, nebenbei geſagt, den Namen im Lateiniſchen, Franzöſiſchen, Italieniſchen, Spaniſchen, Engliſchen, Holländiſchen, Däniſchen, Schwediſchen und Deutſchen gegeben hat. Beide ſitzen dann auf einem Aſte oder im Neſte dicht nebeneinander, ſchnäbeln ſich unausgeſetzt und beweiſen ſich durch andere liebliche Bewegungen ihre Zärtlichkeit.

Iſt es nun bei der Schönheit, Zierlichkeit und Liebenswürdigkeit der Turteltaube zu verwundern, daß ſie ſchon im Alterthume als Sinnbild zärtlicher Liebe und Treue verehrt und von Dichtern hoch gefeiert wurde? Und noch heute verzichtet mancher ſonſt rohe Jägersmann zur Brutzeit auf den Schuß nach der Turteltaube, weil er noch der Sage glaubt, die da meint, daß, wenn ein Gatte getödtet würde, der andere vor Gram ſtürbe. —

Das Neſt unſeres Täubchens iſt ſo unkünſtlich und locker aus dürren Reiſern gebaut, daß man von unten nicht nur die Eier, ſondern oft die ganze brütende Taube erkennen kann. Die Eier bei Störungen zu verlaſſen ſind ſie noch im Stande; gegen die Jungen jedoch ſind ſie zärtlicher. Dieſe ſitzen mit einander entgegengeſetzten Schnäbeln im Neſte und werden lange von den Eltern erwärmt und genährt. Im Juli findet die zweite und letzte Brut ſtatt.

Und während ſo die Frucht zum zweiten Mal treibt und wächſt, verblüht die Blume: die Schönheit der Turteltaube dauert nur noch kurze Zeit. Denn ſchon im genannten Monate (Julius) iſt das Aſchblau des Kopfes und das Weinfarbene der Bruſt unſcheinbar geworden und verſchießt immer mehr, je näher die Mauſer kommt, welche aber fern von uns vor ſich geht. Vor ihrem Wegzuge (Ende Juli) liebt die Turteltaube ganz beſonders die dichtbelaubten Bäume der Laubhölzer und die Erlen an den Ufern der Flüſſe, Bäche und Teiche, auf denen ſie auch ihre Nachtruhe hält.

Im Auguſt verläßt uns zuerſt was zuletzt gekommen: die Maſſe alter Weibchen. Zu Ende des Monats gehen denn auch die alten Männchen und die Jungfern — doch wandern die letztern auch noch im September. Unſere Taube zieht, wie alle Tauben, am Tage, beſonders in den Vormittagsſtunden, und bleibt oft einen Tag an derſelben Stelle; hat ſie aber Eile auf ihrer Wanderung, dann nimmt ſie ſich kaum die Zeit, ſich zwei Mal des Tages ſatt zu freſſen.

Auf ihrer Wanderung nach Afrika erleidet das liebliche Thier oft gräßliche Niederlagen. Auf einigen griechiſchen Inſeln ſoll ſie in manchen Jahren zur Zugzeit ſo häufig gefangen werden, daß man ganze Fäſſer voll ſolcher mit Eſſig eingemachter Tauben ausführen kann.

* * *

Solingen.

Von Eduard Uhlenbach.

I.

Von Düſſeldorf nach Köln liegt das Gleis der Eiſenbahn faſt wagrecht im breiten Rheinthale, links aber erhebt ſich der Boden, und zwiſchen tiefen Schluchten ziehen Bergrücken in das alte Bergiſche Land hinauf zu den Werkſtätten der Solinger Schmiede. Die Bodenerhebung iſt bedeutend, man ſchätzt ſie auf 7—800 Fuß über dem Nordſeeſpiegel; wenn daher im Frühjahr bereits warme Lüfte in der Rheinebene wehen, dann lagert noch immer der Nebel düſter auf den Höhen von Solingen, Remſcheid und Kronenberg, und wenn dort die Berge ihren Wintermantel umlegen, dann ſieht man auch jenſeit des Rheins die Ville, und das Siebengebirge in Schnee glänzen.

Als dies Bergland einſt noch dicht bewaldet war, mag es ganz beſonders rauh und unwirthbar auf ihm geweſen ſein; die Römer haben es daher auf ihren Zügen nach Deutſchland weislich gemieden. Die Vegetation bleibt im Verhältniß zur Ebene dort oben merklich zurück. Wie ſehr daher auch ein Solinger für ſeine Weinbauverſuche eingenommen ſein mag, ſeine Trauben werden wohl für immer ſauer bleiben.

Während der Rhein nur die Grenze des Solinger Kreiſes berührt, gehört die Wupper demſelben mit ihrem unteren Laufe an. In vielen Windungen und oft zwiſchen ſteile felſige Ufer eingeengt, nähert ſie ſich Solingen bis auf eine halbe Wegſtunde; dann aber wendet ſie ſich in weitem Bogen ſüdwärts. Das Flüßchen iſt nicht ohne romantiſche Thalbildung und hat darin manche Aehnlichkeit mit den Gegenden am Unterharz bei Wippra und Mansfeld; dies gilt beſonders von dem Thale bei Leichlingen.

An der Straße von Solingen nach Remſcheid liegt die Burg, eine ehemalige Feſte der Grafen von Berg, auf ſteiler Höhe dicht über dem ſchwarzen Gewäſſer.

Neben dieſem Hauptfluß zählt man jedoch noch an 36 Bäche, die von den Bergen herabrinnen und von denen keiner zu kraftlos erſcheint, um dem Menſchen dienſtbar zu ſein. Da ſind Baracken über ſie hingebaut, ſogenannte Koten. Mittags ſiehſt du wunderliche Geſtalten daraus hervortreten, Mitteldinge zwiſchen Köhler und Schornſteinfeger, mitunter ſogar Weiber in Hoſen. Das ſind die Leute, welche den Solinger Artikeln den blendenden Glanz geben, Schleifer und Schleiferinnen.

Jener große Reichthum an fließenden Wäſſern bot vielleicht die erſte Veranlaſſung zu Niederlaſſungen in dieſen an ſich unwirthbaren Gegenden; jetzt ſind ſie gleichſam die Pulsadern des immer mächtiger ſich entfaltenden induſtriellen Lebens. — Von Moräſten ſieht man in der Gegend heutigen Tages kaum eine Spur, doch muß es deren ehedem gegeben haben, denn ein Kommiſſar des Brandenburgiſchen Hauſes rieth bei der Theilung der Länder Mark, Cleve und Berg ſeinem Fürſten ausdrücklich, ſich dieſes letztere zuzueignen als „ein durch ſtattliche Moräſte, die einen Feind wohl abzuhalten vermögen, ſattſam geſichertes Land.“

Von dem Kreiſe Solingen, der ſich rheinaufwärts bis gegen Mülheim erſtreckt, nimmt beſonders derjenige Theil unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch, in welchem die eigentliche

Stahlinduſtrie ihren Sitz hat; es ſind dies die Bürgermeiſtereien Solingen, Höhſcheid, Dorp, Wald, Merſcheid und Gräfrath, deren Geſammtfläche etwa 1,44 □Meile beträgt; auf dieſer Fläche iſt die Bevölkerung ſo dicht gedrängt, daß nahe an 29,000 Menſchen auf der Quadrat-Meile zu zählen ſind. Wie ſticht dagegen das Bevölkerungs-Verhältniß etwa im Poſenſchen ab, wo kaum 2000 auf die Quadratmeile kommen! Wir wollen uns nicht in breite ſtatiſtiſche Unterſuchungen einlaſſen, müſſen aber gleichwohl die Paar Worte zur Erklärung dieſer wunderbaren Thatſache anführen. Zunächſt ſei erwähnt, daß das Feudalweſen in dieſem Landſtriche niemals recht Wurzel ſchlug; Jeder war hier ſein eigner Herr und Knecht; die Fürſten des Landes hatten in weiſer Einſicht dafür geſorgt, daß der Erwerb von Grund und Boden in keinerlei Weiſe beſchränkt, nicht an Rang oder Stand geknüpft war; Jeder konnte mit ſeinem Vermögen frei ſchalten und es benutzen zu eignem Vortheil. Daneben war für eine liberale Gerichtsverfaſſung geſorgt, welche den Inſaſſen geſtattete, ihre Streitigkeiten durch ſelbſtgewählte oder nach beſtimmter Norm ernannte Richter ſchlichten zu laſſen, was mit völliger Freiheit und patriarchaliſcher Gewalt geſchah.

So konnte ſich mit der Möglichkeit, ein unumſchränktes Beſitzthum zu erwerben, auch das Streben danach immer mehr entwickeln. Jene eigenthümliche Richtung auf Erwerb von Grund und Boden, um darauf einen Hausſtand, einen eignen Heerd zu gründen, hat indeß die Wohnungsweiſe der Menſchen hervorgerufen, welche faſt an die Beſchreibung, die Tacitus von den alten Deutſchen liefert, erinnert, nämlich, daß ſie es lieben in abgeſonderten Gehöften zu wohnen. Es wird gewiß dem Fremden auffallen, daß ſich in der Gegend bei ſo großer Volksdichtigkeit doch eigentlich keine größeren Orte finden, nicht einmal größere Dörfer. Die Anſiedelungen liegen vielmehr über die ganze Fläche zerſtreut; einzeln oder doch höchſtens zu 10 Feuerſtellen vereinigte Gruppen machen faſt ¾ der ganzen Maſſe der Wohnungen aus, nur ¼ der geſammten Bevölkerung wohnt an größeren Orten. Durch dieſe Bauweiſe muß nothwendig der Anblick der Landſchaft an Mannigfaltigkeit gewinnen. Wenn wir daher am Abend vom Rhein heraufkommen, dann blinken uns zahlloſe Lichterchen aus Schluchten und von den Bergen entgegen, gleichſam als ob das ganze Land zu eines Fürſten feſtlichem Einzug erleuchtet wäre.

Alle jene zerſtreuten Anſiedlungen werden jedoch durch den lebhafteſten Verkehr mit einander verbunden und zu einem großen Ganzen vereinigt. Auf Weg und Steg findeſt du Leute, die einen freundlichen, guten Tag bieten: Männer in blauen Kitteln oder grünen Jacken, den Querſack über der Schulter, Frauen und Mädchen mit Bürden auf den Köpfen, Frachtfuhrleute, welche ihrem ſchwerfälligen Geſpann, dem rieſigen weſtphälinger Gaul, voranſpazierend, von allen Richtungen herkommen; begegnet man überall mit Fremden gefüllte Poſtwagen; denn von 6 Uhr Morgens bis Mitternacht kommt und geht von Solingen jede halbe Stunde eine Poſt. Wenn daher gelehrte Sprachforſcher den Urſprung des Namens Solingen vom lateiniſchen soli, die Einſamen, abgeleitet haben, ſo paßt das nicht mehr auf die heutigen Verhältniſſe.

Die Exiſtenz ſo vieler Menſchen auf kleinem Raume, von dem kaum 2 Morgen auf den Kopf kommen, mag den Nationalökonomen wunderbar genug erſcheinen. Sie wird aber hier wohl einzig und allein durch die große Mannigfaltigkeit in allen Abſtufungen der Gewerbe erklärt. Die Verbindung von zweierlei Gewerben in einer Hand iſt hier gleichſam Sitte geworden, namentlich gilt dies von der Verbindung von Land- und Feldwirthſchaft mit induſtriellen Beſchäftigungen. Gewiß haben die Solinger Stahlarbeiter zu manchen Zeiten viel Geld verdient, aber ſie hatten auch ſchlechte Zeiten und hätten auswandern müſſen, hätte ihr Grund und Boden ſie nicht gefeſſelt und ihr Feld oder Garten ſie nicht genährt. Auch umgekehrt kam dem Landbauer, wenn die Ernten ihm fehlſchlugen, der Erwerb ſeiner kleinen Werkſtatt zu Hülfe. Natürlich gehört immer noch große phyſiſche Kraft und Ausdauer, neben induſtrieller Intelligenz dazu, ſich hier zu behaupten, und es wird gewiß in keinem Landſtrich Deutſchlands ſo raſtlos gearbeitet als im Bergiſchen Lande. Dafür iſt aber auch bei Sparſamkeit und Nüchternheit eine behagliche Exiſtenz der Lohn dieſes Völkchens. Nicht großen Reichthum aber auch keine bittere Armuth wirſt du hier finden.

Dem Solinger iſt, wie faſt allen Bergbewohnern, ein offenes und ungeſchminktes Weſen eigen, was man ſogar mitunter derb nennen möchte. Gegen Fremde zuvorkommend und gefällig, hat er ein ſehr ſcharfes Auge für ihre kleinen Schwächen, die er ihnen dann gern unvermerkt verrückt und lächerlich macht. Er iſt offenen Kopfes und practiſch in Allem, was er anfängt, ein geborner Geſchäftsmann; der rege Verkehr hat ſogar bis in die unterſten Schichten des Volkes eine gewiſſe kaufmänniſche Pfiffigkeit verpflanzt. Jeder preiſt ſeine Waare mit den allereindringlichſten, beredteſten Worten an. Bietet eine Frau ein Bündel Reiſig zum Feueranmachen, ſo ſagt ſie gewiß: „O kaufen Sie doch, ſehen Sie mal, wie lecker iſt dat Bünkken!“ Oder ſie hält Holzpantoffeln zu Kauf: „Ach wie plaiſirlich ſind ſie doch!“ „Plaiſirlich und lecker“ ſind ſtehende Beiwörter, und wirklich ſcheint auch Leckerei ein kleiner Fehler der Solinger zu ſein. Man möchte glauben, ſie ſeien eine Kolonie der Korinther; denn bei faſt allen Backwaaren werden Korinthen eingebacken. In ernſten Dingen iſt der Solinger zuverläſſig. Wenn er dir aber bei'm Weggehen ſagt: „Bis gleich“, ſo brauchſt du nicht zu denken, daß er gleich wieder kömmt. Seine einfache Zuſage heißt: „N'ja!“ will er aber etwas ganz beſtimmt behaupten, ſo ſagt er: „Gewiß dat!“

Der Solinger iſt wohlthätig und gaſtfrei. Beſuchſt du ihn, ſo kannſt Du ſicher darauf rechnen, daß er Dich nicht fortläßt, bevor Du ein Gläschen guten Rheinweins, „leichtin 57“ genoſſen haſt.

Auf Bildung hält der Solinger nur in ſofern, als ſie ihm etwas einbringt. Von den Schulen verlangt man für fremde Sprachen nur ein Dreſſiren auf Converſation und auf geſchäftlichen Briefſtyl. Will ein Solinger Vater ſeinem Sohn die fremde Sprache recht ſchnell beibringen, ſo macht er's wohl ſo, daß er ihn mit dem eines ausländiſchen Geſchäftsfreundes umtauſcht.

Im häuslichen Leben des Solingers herrſcht die größte Reinlichkeit und Ordnung. Da führt die Frau das Regiment und auf den Glockenſchlag ſteht das Mittageſſen für den fleißigen Gatten, für die Kinder und Gehülfen auf dem weiß gedeckten, friſch geſcheuerten Tiſch von Eichenholz. Auf die hergebrachte Weiſe iſt der Solinger im höchſten Grade verſeſſen. Daher iſt er z. B. ſehr eingenommen von der Zweckmäßigkeit ſeiner Häuſer, wozu wir hier das Recept geben. Man nehme ganz dünne Balken, rüſte über ſchwachem Fundamente zwei Stock hoch auf, benagele ringsum von außen mit Brettern und decke das Dach ein. Iſt's nun gerade Winter, dann wird ein Koaksfeuer angemacht, damit die in das Fachwerk eingeſetzten Steine nicht ausfrieren; es kommt dann der Tiſchler und der Glaſer, ſie ſetzen die Fenſter ein und das Haus iſt fertig, bis auf die Haut, d. h. bis auf die Schuppendecke von blauen Schieferplatten, womit endlich die ganze äußere Oberfläche überzogen wird. Es mag ſchon traulich ſein bei glühendem, koaksgeheiztem eiſernen Ofen (für den übrigens ein etwaiger Miether ſelbſt zu ſorgen hat), wenn draußen der Sturm brauſt. Aber wenn er durch die Schiefer fährt, ſo iſt's einem zu Muthe, als ſäße man im Leibe eines Koloſſes, als würde auf einem rieſigen Klavier phantaſirt, welches wohl Taſten aber keine Saiten hat. Die ſchwarze Schieferbekleidung macht die Häuſer von Außen düſter und unfreundlich, aber ſie bleibt immer reinlich, und das Alter kann man keinem Hauſe anſehen, denn auch das Holzwerk wird ſorgfältig alle paar Jahre friſch mit Oelfarbe geſtrichen.

II.

Es wurde ſoeben erwähnt, daß der Solinger eingenommen ſei von ſeiner Art und Weiſe zu leben. Eine Familie war von fern her nach Solingen gezogen. Die Frau bedurfte eines Dienſtmädchens. Nach langen Erkundigungen fand ſich endlich ein ſolches, welches, wie man es hier ſehr zart ausdrückt, bei ihr für einen beſtimmten Lohn „wohnen" wollte. Als ſie derſelben Butter und Brot vorſetzte, fragte das Mädchen verwundert: „Wo iſt denn aber das große Brotmeſſer?" Als die Frau auf ein gewöhnliches Tiſchmeſſer deutete, fuhr ſie erſtaunt fort: „Das iſt ja kein Brotmeſſer." Nachdem ſie ſich darüber beruhigt, wurden ihr Kartoffeln zu ſchälen gegeben. „Aber wo iſt denn das ſpitze Kartoffelmeſſer? Mit dem Meſſer kann ich doch keine Kartoffeln ſchälen!" rief ſie faſt weinend. Als ihr aber ſchließlich ihre Schlafſtelle, ein gutes reinliches Bett, gezeigt wurde, da hielt ſich ihr Schmerz nicht mehr. „O mein Gott!" rief ſie, „da iſt ja keine wollene Decke! Nein, hier kann ich's nie gewohnt werden!" Sprach's und verſchwand. Einige Tage darauf meldete ſich ein altes Mütterchen mit der Anzeige: „Ich han an Machen vor ſe, ſe is noch unverdorben, Ausſchlag hat ſe nich. Mer ſin rainliche Laite; ſe bruchte ſich nich zu vermiethen, der eine Sohn is Schliper (Schleifer) und der andere Reider (ein Mann, der die Meſſer aus den verſchiedenen Theilen zuſammenſetzt)." Um ihre Reinlichkeit zu zeigen, fing ſie alsbald an, an ihrem Leibe ein Kleidungsſtück nach dem andern vorzuzeigen. Und ſo war's auch, es war eine brave, ordentliche, reinliche Familie.

Ein Gewerbe vor allen hat den Namen Solingen zu homeriſcher Berühmtheit gebracht, es ſteht darin faſt unerreicht da; das iſt die Fabrikation ſeiner Stahlwaaren. Wer hörte wohl den Namen Solingen, ohne zugleich ſeiner trefflichen Klingen, wahrer Eiſenhauer, zu gedenken und all der ſtechenden und ſchneidenden Inſtrumente, die es in alle Welttheile ausführt. Der Südſee-Inſulaner, wenn er ſich vor dem Spiegel des ſtillen Oceans den Bart ſcheert mit einem army razor aus der Fabrik von Joh. Daniel Sch., gedenkt des fernen Solingens unter Freudenthränen, die ihm zugleich die Seife erſparen. Wenn wir dem ſchwarzen Plantagenbeſitzer der Antillen begegnen, ſo blitzt uns aus ſeinem Gürtel der breite Solinger Sackhauer entgegen. Solinger Waare ſchafft ſich überall Eingang. Es war in früherer Zeit die Einfuhr von Waffen nach der italieniſchen Halbinſel verboten. Die Solinger Fabrikanten wußten ſich zu helfen, indem ſie mit Scheerenmuſtern Reiſende, von denen ein einziger oft 7—8 Ctr. bei ſich führte, dorthin ſandten. Jene Scheeren hatten aber die eigenthümliche Conſtruction, daß ſie ſich durch einen kleinen Mechanismus in allerliebſte Dolche verwandeln ließen. Solinger Häuſer haben ihre Comtoirs in der Levante, in Smyrna, in Braſilien, in Schweden. Die engliſche Regierung hat ſich von der Güte der Solinger Waffen überzeugt und macht jährlich große Beſtellungen. Faſt ſämmtliche Fürſten Europas tragen Prachtdegen aus den Solinger Werkſtätten. Napoleon III. erhielt einen ſolchen daher, mit den Schlachten von Inkerman, Balaklava und Sebaſtopol geziert. Der Kaiſer von Oeſtreich bekam einen Reiſedegen zum Geſchenk, an dem die bloße Gravirung mehrere hundert Thaler gekoſtet hat. Für unſeren König iſt ſoeben ein Degen in Arbeit: der Griff von maſſivem Gußſtahl mit Figuren in haut relief und reich durchbrochenem Laubwerk. Man wird ſich auch des Ehrenſäbels erinnern, welcher dem friedlichen Notenfürſten Franz Liſzt verehrt wurde, das war ein Solinger Fabrikat. Ja ſogar der lange Murphy zeigt ſich jetzt der ſtaunenden Menge in einer Solinger Rüſtung.

Geſchichtlich betrachtet ſcheint die Herſtellung guter Schwerter der erſte Anfang der ſo blühenden Induſtrie geweſen zu ſein. Proben derſelben müſſen ſchon in frühester Zeit geliefert ſein, denn man vermuthet, daß ſogar der Flamberg, mit welchem der Engel die erſten Menſchen aus dem Paradieſe trieb, eine Solinger Klinge geweſen; mißgünſtige Geſchichts-

Forſcher halten ſie freilich für eine Damascener und behaupten, daß die Wiege der Solinger Induſtrie in Damaskus ſtand; durch die Kreuzfahrer, namentlich durch zwei Grafen von Berg, Engelbert I. und deſſen Sohn Adolph V., welche den Kaiſer Rothbart auf ſeinem Zuge nach dem heiligen Lande begleiteten, ſoll ſie von dort in die heimiſchen Berge verpflanzt ſein. Von Adolph VII. († 1295) ſteht feſt, daß er ein ſehr thätiger Fürſt war, der viele Coloniſten in's Land zog, darunter auch ſteiermärkiſche Stahlarbeiter.

Im Jahre 1401 erhielten die Gewerbsgenoſſen der Schwertſchmiede zuerſt ein landesherrliches Privilegium mit einer zunftartigen Verfaſſung, welche mit derjenigen, die bereits 100 Jahre früher den Stahlarbeitern zu Sheffield gegeben wurde, auffallend übereinſtimmt. Von da ab feſſelte der Gegenſtand in vorzüglichem Grade die Aufmerkſamkeit der Regenten, und jeder derſelben beſtätigte die alten Privilegien, wie es in den alten Urkunden heißt, „gegen Verleihung eines guten Schwertes.“

Um zu erfahren, wie ſo ein gutes Solinger Schwert entſteht, darf man ſich einige Mühe nicht verdrießen laſſen; man muß zu verſchiedenen fleißigen Leuten herumgehen, denn nicht ein Einzelner macht es fertig; es wandert vielmehr aus einer Hand in die andere; Jeder thut etwas daran. Dieſer Gang wird uns zugleich eine Vorſtellung von der eigenthümlichen Theilung der Arbeit gewähren, wir werden einſehen, wie es nur auf ſolche Weiſe möglich iſt, nicht allein eine billige, ſondern auch eine vorzügliche Waare zu liefern. Wie bei der Klingenfabrikation ſo theilt ſich die Arbeit auch faſt bei allen andern Solinger Stahlfabrikaten.

Je nach der Größe und Stärke der Klinge wird der für dieſelbe beſtimmte Stahl unter den Reckhammern zu längeren oder kürzeren Stangen ausgeſchmiedet. In dieſer Form giebt der Fabrikant oder Kaufmann, welcher die Beſtellung hat, denſelben ab, zuerſt an den Schwertſchmied. Dieſer giebt dem Stahlſtück die erſte Form einer Klinge; er wird bei dieſer Arbeit durch einen Vorſchläger, welcher den ſchweren Hammer zu führen hat, unterſtützt. Dieſer erſte Vorgang heißt ſehr bezeichnend „das Stempeln“, indem hierdurch der Stahl gleichſam für ſeine kriegeriſche Beſtimmung geſtempelt wird. Zugleich wird nun auch der Griff oder „Erl“, Angel angeſchweißt, was man das „Anſchießen“ nennt, und da auch hierbei der Vorſchläger mithilft, ſo wird er davon der „Anſchießer“ genannt. Das genauere Ausſchmieden der Klinge ſchafft der Schwertſchmied allein mit ſeinem Arme. — Bei dem ganzen Klingenbildungsprozeß iſt die Arbeit des Schwertſchmieds von der größten Wichtigkeit, denn die Behandlung des Stahls im Feuer und unter dem Hammer iſt von bleibendem Einfluß auf die Güte der Klinge. Ein Mann iſt im Stande 10—12 Klingen, je nach ihrer ſchwierigeren oder leichteren Form in einem Tage auszuſchmieden. Jetzt wandern dieſelben, zu 20 bis 30 Stück in Bündel zuſammengelegt, auf dem Kopfe einer jungen Solingerin zum „Härter“. Der Stahl war bis dahin weich und biegſam, dieſer Mann giebt ihm die Federkraft, indem er denſelben rothglühend macht und in kaltem Waſſer abkühlt. Das Härten iſt keine ſo leichte Kunſt als ſich ein Profeſſor der Phyſik, der einmal eben in Solingen zum Beſuch war, einbildete, der wußte wohl was Härten ſei, konnte es aber nicht machen; denn von 6 Klingen, die man ihm zur Probe übergab, brachte er auch nicht eine ganz aus dem Waſſer. Es gehört zu der Arbeit eine ungemeine Uebung und vor Allem ein ſcharfes Auge, um im Feuer die leicht zu überſchreitende Farbe des glühenden Stahls zu erkennen. Die Schwertſchmiede im Orient pflegten daher ihre Klingen nur vor Sonnenaufgang zu härten. Das wiſſen die Solinger Härter jedoch ebenſo gut, daß man Morgens mit friſchen Augen beſſer härten kann als um Mittag, wo das Auge vom Tageslicht ſchon angegriffen iſt. Ein tüchtiger Härter ſteht bei ſeinem Fabrikanten in hohem Anſehn und kann ihm von großem Nutzen ſein, davon liefert nachfolgendes Stückchen einen Beleg. Eine auswärtige Regierung beſtellte in Solingen mehrere Tauſend Stück Klingen, und zwar von

Gußſtahl ſollten ſie gefertigt werden. Man hatte die Probe gemacht, daß bei dieſem Material vielleicht auf 15% Ausſchuß zu rechnen ſei. Mit Rückſicht hierauf war der Contract mit einem bis dahin noch unbedeutenden Solinger Fabrikanten abgeſchloſſen. Aber ſiehe da, die Härter brachten es bald ſo weit, daß ihnen kaum 2% der Klingen unbrauchbar wurden, ſo daß der Fabrikant mit einem Schlage ein wohlhabender Mann wurde.

Nachdem die Klinge gehärtet iſt, wandert ſie in Bündeln, „Bürden", von 30—60 Stück in die Schleifmühle (Schleifkote).

Der Schleifer bearbeitet ſie zuerſt vor dem großen Steine, dann auf dem Hohlſtein, um ihr die Höhlung, die ſie zu erhalten pflegt zu geben: „Die Klinge wird gehöhlt."

Da beim Schleifen, namentlich beim Höhlen, ſich das Stück ſtark erhitzt, ſo verliert es ſeine Federkraft, und die Klinge muß daher zurück zum Härter, der ihr jetzt die blaue Härtung giebt. Sie geht hierauf zum zweiten Male zur Schleifmühle, um daſelbſt ihre Politur zu erhalten. Man ſagt die Klinge wird „gepließt". — Damit iſt die gewöhnliche Art fertig, und es handelt ſich nun noch darum, ob ſie auch die Probe beſtehen wird. Dieſe wird in höchſt ungekünſtelter Manier alſo ausgeführt: Ein kräftiger Mann faßt die Klinge am Ort, um den er des Prellens wegen ein Stück Zeug gewickelt hat, und haut aus Leibeskräften damit auf einen am Boden liegenden Holzklotz los. Hat die Klinge auch nur den geringſten Riß, ſo kann man verſichert ſein, ihre Splitter in der Zimmerdecke wieder zu finden. Hat ſie das „Hauen" glücklich überſtanden, ſo wird ſie gebogen, dermaßen, daß ſie faſt einen Zirkel bildet. Nachdem ſie wieder in ihre urſprüngliche Lage zurückgeſprungen, muß ſie völlig gerade geblieben ſein gerade als wenn nichts mit ihr geſchehen wäre. Wenn ſie's nicht iſt, ſo heißt's „ſie iſt lahm" und ſomit unbrauchbar. Die fremden Regierungen, welche Beſtellungen auf Waffen in Solingen machen, pflegen dorthin Leute zu ſchicken, Reviſoren, welche in der angegebenen Weiſe die Prüfung zu beſorgen haben. Die Reviſoren der preußiſchen Militairverwaltung ſollen die ſchärfſten ſein, und im „Lahmbiegen" eine große Fertigkeit beſitzen.

Eine ähnliche harte Prüfung haben die Küraſſe, die gleichfalls hier viel gemacht werden, auszuhalten. Jedes Bruſtſtück wird nämlich durch einen Piſtolenſchuß probirt, daher ſieht man auch an jedem die daher rührende Beule, welche dem Träger die Ueberzeugung gewähren ſoll, daß ſeine Rüſtung wirklich kugelfeſt iſt.

Es war bisher nur von ordinärer Waare die Rede; die feineren Klingen, welche noch Verzierungen erhalten ſollen, werden vom Schleifer noch feingepließt, d. h. auf einer mit Feuerſtein und Holzkohlenpulver betriebenen Scheibe abgeſchliffen; ſie kommen hierauf zum Aetzer, welcher mit Säuren die Verzierung aufätzt; hierauf werden ſie wieder polirt und ſchließlich im Feuer vergoldet.

Echt damascirte Klingen verfertigen am Platze nur wenige Arbeiter, und wiewohl die Herſtellung von echtem Damaſtſtahl eine bekannte Sache iſt, ſo glaubt doch jeder noch ſein beſonderes Geheimniß dabei zu haben.

Für die Herſtellung der Griffe ſind die Griffmacher, früher Kreuz oder Knopfſchmiede genannt, thätig, für die Scheiden die Scheidenmacher. Damit iſt die lange Arbeit vollendet.

Gleichſam um ſymboliſch den Verfertiger anzudeuten, und dem Käufer eine bleibende Garantie für die Tüchtigkeit der Arbeit zu geben, bedienen ſich die Fabrikanten gewiſſer Zeichen, welche ſie auf jedes Stück ihrer Waare mit Stahlſtempeln aufſchlagen, bevor ſie in den Handel kommt.

Solcher Zeichen ſind im Handelsgericht wohl über dreißig angemeldet; kein anderer Fabrikant darf ſie führen. So iſt, um ein Beiſpiel anzuführen, das Zeichen der Zwillinge, das Symbol der Fabrikate des Herrn J. A. Henckels in Solingen, welches ſeit vielen Jahren ſchon eine gute Bürgſchaft für die Vorzüglichkeit derſelben leiſtet.

An dieſer Stelle, wo von guten Schwertern die Rede iſt, wiederhole ich eine Anekdote, welche von Fiſcher, Rittmeiſter im Lützowſchen Korps erzählt wird: Der alte Eiſenfreſſer war einſt ſehr unglücklich, als er ſein breites Schwert zerſchlagen hatte. Selbſt die ſehr ſchweren engliſchen Huſarenſäbel, behauptete er, wären für ihn noch viel zu leicht, er wiſſe, wenn er ſie führe, nicht, daß er etwas in der Hand habe.

Als man daher nach dem Rheine marſchirte, und nicht weit von Solingen vorbeikam, ritt er dorthin, wegen der berühmten Solinger Klingen. Auf ſeine Nachfrage nach einem ſo breiten Schwerte antwortete man ihm jedoch, dergleichen würden in Solingen nicht gemacht. Er aber beſtand mit Hitze darauf, man ſolle und müſſe ihm ein ſolches Schwert ſchaffen. Endlich ſchlug ihm Jemand ein altes Richt-Schwert vor, auf welchem Galgen und Rad eingegraben ſtand. Ueberglücklich nahm er daſſelbe in Beſitz und ließ es ſeit dieſer dieſer Zeit nicht wieder von ſeiner Seite.

Das jährliche Erzeugniß der Waffenfabrik in montirten und unmontirten Klingen, einſchließlich der Rappire, Fleurette, Bayonette, mag im gewöhnlichen Friedensverhältniß gewiß auf 100,000 Stück anzunehmen ſein, die im Durchſchnitt einen Werth von 300,000 Thalern haben mögen, und ein Gewicht von 4000 Centner bilden. (Dabei iſt der gewöhnliche Infanterieſäbel auf 2½ Pfund, der Degen auf 3 und der Kavalleriſäbel auf 5 Pfund Gewicht angenommen.) Der Werth einer Klinge ſteigt im Einzelnen von wenigen Groſchen bis zu 30 Louisd'or.

In früheren Zeiten wurden unter dem Namen Seegut Fabrikate ausgeführt, theils als Werkzeuge für die Colonien (Plantagenmeſſer, Sackhauer), theils als dürftige Bewaffnung für uncivilifirte, außereuropäiſche Volksſtämme. Dieſe bildeten vielleicht den Uebergang von der Verfertigung der Klingen zu den Meſſern, zur Fabrikation von Schneidewaaren und all den verſchiedenen Artikeln, welche der Solinger Gewerbfleiß durch ſeine, behäbige und gebildete Hauſirer nach allen Ländern ſendet. Da giebt es Meſſer in Tauſenden von Muſtern, von den größten bis zu den kleinſten, ſo klein, daß man ein ganzes Schock bequem in der hohlen Hand halten kann. Die Scheerenfabrikation entwickelte ſich ſpäter, aber man hat es darin ſo weit gebracht, daß man die Scheeren nicht mehr ſchmiedet, ſondern aus Gußſtahl in Formen gießt. So ein Ding ſieht blankſtählich aus, ſchneidet ein Mal und dann nie wieder.

Von vorzüglicher Güte fertigt man hier Raſirmeſſer; die Meſſerſchmiede anderer Städte können es darin den Solingern nicht gleich thun. Um daher wenigſtens den Schein zu retten, geben ſie ihre Namenſtempel an die dortigen Fabrikanten, um ſie dort aufſchlagen zu laſſen. Den Solingern iſt das gleichgültig, wenn ſie nur recht viel verkaufen können.

Außer den ſchon früher erwähnten Küraſſen verfertigt man auch Zuckerformen, und aus den Blechabſchnitzeln werden Stockzwingen gemacht. Ein ſehr gangbarer Artikel, bei dem indeß jetzt nicht mehr ſo viel als früher verdient wird, waren die ſogenannten Portemonnaiebügel. Wie die tägliche Leiſtung einer Fabrik z. B. an Federmeſſerklingen bequemer nach Metzen- oder Scheffelzahl zu rechnen wäre, ſo dürfte ſich für dieſe Artikel vielleicht ein Spreukorb als Maßſtab verwenden laſſen. Ein einziger Meſſerſchmied liefert jährlich an ſeinen Fabrikanten eine halbe Million Taſchenmeſſerklingen ab; dabei hilft ihm nur ein Zuſchläger. Der Preis der Solinger Fabrikate iſt verſchieden; da kann man Tafelbeſtecke haben von 12 Sgr. das Dutzend Paar bis zu 40 Thlrn. Feder- und Taſchenmeſſer oft mit mehrfachen Werkzeugen ſteigen von 1 Sgr. bis zu 3 Louisd'or das Stück. Friedrich Wilhelm III. kaufte bei ſeiner Anweſenheit in Solingen ein Meſſer, woran 54 verſchiedene Inſtrumente ſich befanden.

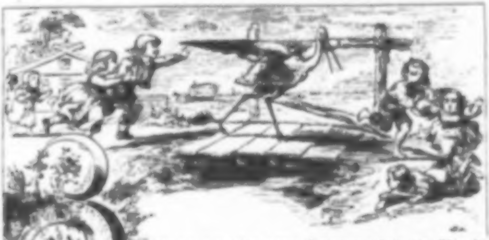
Die Totalmaſſe der Solinger Fabrikate von einem Jahre läßt ſich nur annäherungsweiſe angeben, gewiß aber iſt, daß 400 Eiſenbahnwagen kaum im Stande ſein möchten, dieſelbe fortzuſchaffen.

So rührt denn ferner eure fleißigen Hände, ihr Männer von Dorp, Wald und Weg, von Höhſcheid, Merſcheid und Gräfrath, wir nennen euch alle Solinger; möge euer Wohlſtand ſich von Tag zu Tag heben, mögen die Berge erklingen von fröhlichen Hammerſchlägen, ſollte aber einmal ein gieriger Nachbar ſeine Hand zum zweiten Male nach dem ſchönen Rheinſtrom ausſtrecken, dann laßt uns auch ſehen, daß eure Fäuſte die Schwerter ſo flink zu führen, wie herrlich zu ſchmieden vermögen!

* * *

Warum gewiſſe Vögel, die nicht Hausthiere ſind, unſere Städte und Dörfer zum Aufenthalte wählen.

Von Hermann Bölſche.



Zwei unerläßliche Lebens-Bedingungen ſucht jedes Thier ſich zu ſichern, um eben zu exiſtiren: Futter und Schutz gegen Feinde. Der Haus-Sperling iſt nun in Deutſchland der treueſte aller Haus- und Dorfbewohner. Im Winter und Sommer theilt er mit dem Menſchen Haus und Hof. Der Spatz iſt ein Körnerfreſſer und ſo mag es ſein, daß der Hunger, daß unſere vollen Scheunen, unſere Kornkammern, unſere warmen Viehſtälle, unſere Dunghaufen, die noch manches Körnlein enthalten mögen, ihn locken. Doch die Sorge für Nahrung erklärt den Aufenthalt des Sperlings in Menſchennähe völlig nur für den Winter. Wie kommt's, daß der Sperling niemals in alten, von Menſchen unbewohnten Gebäuden, wenn ſie auch Futter genug bieten, niſtet? der Spatz will durchaus Menſchen und Hausthiere in ſeiner Nähe haben. — Es iſt offenbar die Furcht vor Feinden unter den Raubvögeln, die ihn in unſere Nähe treibt; denn reines, ideales Wohlgefallen am Menſchen und Hausthierleben dem Proletarier und Philiſter Spatz zuſchreiben, hieße ſicher fehlgreifen. —

Bei andern Vögeln — Nebelkrähe, Goldammer, Haubenlerche — iſt es ganz klar, daß ſie nur im Winter aus Hungersnoth zu uns kommen. Sie kommen blos im Winter in unſere Wohnungen, freſſen ſich am Tage ſatt und fliegen Abends in ihre Nachtquartiere, Gärten und Gehölze, zurück. —

Der Frühling iſt für die Vogelwelt die Zeit der Hochzeit, der Liebe. Futter giebt's in Fülle; aber eine andere große Sorge tritt heran: für Sicherheit, um Schutz für die Jungen. Wenn im Frühling das Ackermännchen (die weiße Bachſtelze) ankommt, und wenn es im Herbſte fortzieht, hüpft es ſchnell auf den Firſten unſerer Dächer entlang, um Inſecten zu haſchen, die am früheſten und längſten an den wärmſten Orten, oben an unſern Häuſern, zu treffen ſind. Der gemeine Fink beſucht im Frühling nur dann und wann die Dächer der Häuſer. Faſt ſcheint's, als wolle er uns vom Forſt nur ſein Liedchen hören laſſen.

Allgemein bekannt und als ſegenbringender Vogel geliebt iſt die Hausſchwalbe. Sie gehört zu den Inſectenfreſſern, und da die Inſecten in Fülle den Auswurfsſtoff unſerer Ställe und Höfe umſchwärmen, ſo mag die Leichtigkeit, das nöthige Futter zu gewinnen, wohl der Hauptgrund ihres Aufenthalts in unſern Häuſern ſein. Die Sorge für den Schutz mag dann mitwirken, obgleich der Spatz als Neſträuber, ein gefährlicher Nachbar iſt. —

Das Hausrothſchwänzchen hat eine Vorliebe für kahle Geklüfte, für zackige Felſen mit Wäldern, und ſo ſetzt es ſich auch lieber auf die höchſten Punkte von Kirchen, Thürmen, Schlöſſern und Mauern, als in die grünen Laubkronen der Bäume. Fleißig ſingt das Vögelchen uns ſeine Lieder zu. — Das Gartenrothſchwänzchen erſcheint in manchen Jahren hier und dort in den Wohnungen ſehr häufig, in andern Jahren bleibt es dagegen wieder aus, ohne daß man den Grund des unregelmäßigen Erſcheinens anzugeben wüßte. Es niſtet, obgleich auch in Bäumen und Erdlöchern, gern in den Häuſern. Die Inſecten für die Jungen ſind ihm hier leicht zu haſchen. —

Die Dohle liebt ganz augenſcheinlich das Alte, das alte Raths- und Amtshaus, das alte Schloß, die alte Kirche, den alten Thurm, die alten gothiſchen Gebäude. Sie hat hiſtoriſche Marotten, daher findet man ſie auch nicht in Dörfern, ſondern mehr in den Städten. Sie meidet die Wälder, wahrſcheinlich weil ſie ſich vor den Raubvögeln nicht ſicher fühlt. Sie niſtet in den Mauerlöchern und Klüften. Im Winter feſſelt ſie die Nahrung an die Menſchenwohnungen. Wie dieſer Vogel geſellig lebt, was ihn aber nicht verhindert, ſehr zank- und ſtreitſüchtig zu ſein, ſo iſt er auch leicht zahm und kirr zu machen. —

Der intereſſanteſte Vogel unter den genannten iſt der weiße Storch. Er ſucht, entgegengeſetzt der Dohle, am liebſten die Dörfer auf und baut, wie bekannt, ſein Neſt auf die Dächer und Schornſteine unſerer Häuſer. Dennoch hält ſich der Storch immer in ehrerbietiger Entfernung von ſeinen Wirthen und iſt durchaus nicht ſo herablaſſend wie die andern. Dieſe fliegen auf die Straßen und Höfe und miſchen ſich vertraulich unter die Menſchen. Der Storch dagegen hat nur auf den Gebäuden Wohnung genommen. Seine Speiſekammer aber iſt die ſumpfige Wieſe, das Vorholz am Waſſer; denn ſeine Lieblingsſpeiſe iſt ja der Froſch, der kleine Fiſch, der Maulwurf u. ſ. w.

Die Natur des Futters alſo bringt's mit ſich, daß der Storch nur halber Hausvogel iſt. Sonſt legt man aber gerade dem Storche vorzugsweiſe, wie keinem andern Vogel weiter, menſchliches und menſchenliebendes Weſen bei. Geräth ein Haus, bemerkt Scheitlin, ein Haus, auf dem ſie wohnen, in Brand, ſo tragen ſie die Jungen, wenn ſie noch nicht fliegen können, auf dem Rücken fort. In Seeſtädten ziehen ſie gerade wie Menſchen zwiſchen den Leuten auf den Straßen herum, ſtolziren hin und her, und fordern von jedem, der ihnen in den Weg tritt, das Ausweichen. Sie ziehen von Markt zu Markt, von Brunnen zu Brunnen und ſuchen Fiſche, Auſtern u. ſ. w. In Seeſtädten iſt alſo der Storch ein ganzer Hausvogel; er hat keinen Grund auf die Wieſe zu fliegen, da er ja ſein Futter in der Stadt findet. Sie practiciren alſo ganz gut auf den Goethe'ſchen Spruch:

Willſt Du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Gute liegt ſo nah! ꝛc.

In der Gefangenſchaft ſchildert Scheitlin ſehr ſchön das menſchenfreundliche Weſen des Storches den Kindern gegenüber. Sie ſpielen förmlich mit den Kindern, indem ſie den laufenden mit ausgebreiteten Flügeln nachfahren, irgend eins mit dem Schnabel am Rock, am Aermel packen, ſich ſogleich umwenden, auf und davon laufen, nachſchauen, ob auch ihnen die Kinder nachlaufen, und ſich dann von dieſen ebenfalls am Rock, am Aermel, am Flügel faſſen laſſen, ſogleich ſtillſtehen, und dann wieder den Kindern nachlaufen, und ſo recht eigentlich wie die Kinder der Gaſſe Fangis machen. — Alſo, der Storch, dieſes Menſchenthier, das wie ein Menſchenkind mit Kindern ſpielt, iſt doch nicht von Natur der vornehme halbe Hausvogel, ſondern nur aus äußerer Nöthigung. Darum iſt er aber auch unbeſtritten der Liebling von Jung und Alt und keinem Zugvogel jubeln die Kinder im Frühlinge mehr entgegen, als dem Gaſte Storch.

* * *

Der Fall der Krimler Ache im Pinzgau und der Rheinfall bei Schaffhauſen.

Von Eugen Kühnemann.

Verſenkt euch in die Poeſie eines rauſchenden Baches, lauſchet den Tönen einer murmelnden Quelle, folget den leichten Wellen eines ſchönen Stromes, bebt vor der Macht der empörten See und dann fühlet des Waſſers Allgewalt. Wenn aber des Meeres Toben und des Stromes Fluth, wenn der Quelle Murmeln und des Baches Rauſchen zur herrlichſten und lebensvollſten Poeſie ſich eint, dann triumphiret die Natur in ihrer Schöne.

Hoch oben auf den ſchneebedeckten Bergen, die das kleine Krimi, des Pinzgau's äußerſten weſtlichen Punkt, rings umragen, ahnt und ſuchet Niemand auch nur des kleinſten Fluſſes Lauf. Und doch wild klüften ſich in einer Höhe von 2000 Fuß die Ufer eines [illegible]; mit aller Anſtrengung drängen ſich hier die Waſſer durch den Fels und ſpülen dort plätſchernd des Steines ſchroffe Zacken weg.

Unten in der Ebene ſchaukelt das Schiff auf den grünen kryſtallreinen Wellen des Rheins; die weite Ebene dehnt ſich zu beiden Seiten und ruhig wälzt der mächtige Strom von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf die herrlichen Fluthen. Dort ſingt kein Lied, dort meldet keine Sage des Fluſſes Mähren und Geſchichte; was er wirkt, das wirkt er nur durch ſich; kein Glanz der Vorzeit, keine Heiligthümer der Vergangenheit bewegen des Fremdlings Herz. Hier iſt jeder Stein ein Lied, iſt jede Hütte eine Sage; ſchwiegen einſt des Liedes Töne, verſtummte einſt der Mund des Volkes, er wäre ſelbſt das wunderherrlichſte Lied, in dem die Jahrhunderte alte Geſchichte, der Ruhm, die Wunderbauten des Mittelalters zu Staunen und Freude bewegen. Die Ache durchläuft vom Prettauer Kees*) aus in kurzem Raume eine unbekannte Strecke. Nie verliert ſich eines Wanderers Fuß auf den irren Pfad, ungeleitet eilt ſie allein zur herrlichſten Kataſtrophe. Der Rhein athmet noch über die hohen Berge Italiens Lüfte, ſein Pfad iſt der Wegweiſer für Tauſende. Verliert er ſich noch ſo ſehr in den Bergen, freudig bewegte Wanderer folgen ihm nach. Da ſpottet er neckiſch der Folgenden Eifer und ſtürzt ſich, dem Auge enteilend, in den Bodenſee. Er kommt wieder heraus, nachdem er an dem ſchönen See ſich großgezogen, gewaltig — und kommt doch, wie die Ache, zu Falle.

---

*) Kees im Pinzgau gewöhnlicher Ausdruck für Gletſcher.

Beide künden ſich ſchon von fern durch ein dumpfes Getös, durch mächtiges Rauſchen an. Wenn aber eine gewaltige Silberwolke, ein Rieſenſtaubband ſich über den fieferbewachſenen großen Berg, um die Ache auszubreiten ſcheint, wenn das Auge, weiter in die Höhe ſchweifend, auf die herrlichſten Gletſcher ſtößt, ſo ſpielen im durchſichtigen Grün, über Steinmaſſen ſich wälzend, des Rheines Fluthen nach lachenden Scherz und ſicher, keine Störung fürchtend, plauderts eine Welle der Nachbarin, was ſie vernahm vom Splügen, von der Via mala und vom Bodenſee. In nicht weiter Ferne grüßen grünbewachſene Bergesgipfel den Vater Rhein. Er enteilt — plötzlich wälzt er die ganze Macht ſeiner waſſerreichen Wellen in die Tiefe. Wie dort zieht ſonnenbeſchienen die ſchöne Staubwolke in die Höhe. Eine Weile noch murmelt's und rauſcht's unruhig in den erregten Wogen — der Große kommt wieder zur Ruhe.

Die Ache ſtürzt von ſolcher Höhe, daß ſie das Auge, dem raſenden Falle folgend und den jähen Krümmungen nachſchauend, nicht zu erreichen vermag. Der Rhein ſtürzt wie jene eine Waſſermaſſe, allein in die Breite dehnen ſich die ſchönen Wogen. Faſt ſucht jene mit dämoniſcher Kraft in die tiefſte Tiefe zu dringen, doch auch dieſer meldet ſeines Grundes ſonſt unerforſchte und unerkannte Tiefe. Jene bahnt ſich durch die ſchroffſten Felsſpitzen den gefahrvollen Weg und jagt, kaum zur Ruhe gekommen, von Neuem und wieder von Neuem zur erſehnten Ebene in fünf Abſätzen nieder. Unten kochen die Wellen, nach den eiſigen Felsſpitzen blickend, dumpf fort und, wild gegen die beengenden Ufer peitſchend, ſcheint jede Möglichkeit der Ruhe ihnen fern. Der Rhein verläßt kaum den ruhigen Weg, er ſcheint nur ſeiner Freiheit froh, ſchneller und jäher ſeine Wellen zu treiben.

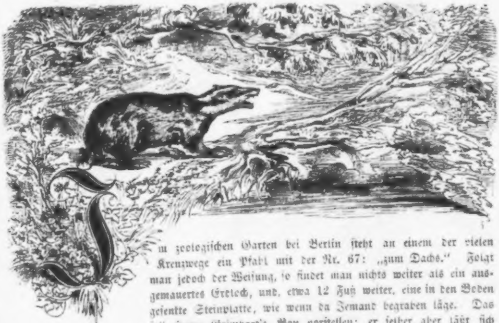
Die Ache durchbricht die Abwechſelung des Einerlei von Baum und Strauch auf dem felſigen Berge und reißt jeden verlorenen Stamm, jeden unſicher wurzelnden Baum zur Ebene nieder. Der Rhein duldet ſonſt auf ſeinem Pfade kein grünes Laub zu dem er hinanplätſchern, das er beſpülend erfriſchen könnte; nur, da er einen Augenblick ſtille ſteht, um zur Tiefe ſich zu neigen, breitet er ſeine Fluthen wie Arme aus. Zwiſchen ihnen erheben ſich aus den ſchäumenden Wogen zwei dicht bewachſene Inſelfelſen. Grüne Sträucher ſtrecken die frühlingsduftenden Arme von einem zum andern hinüber und unter ihnen fließt, in der ziſchenden Empörung ruhig, der gewaltige Strom, der ſelbſt eines Häuschens auf einem jener Felſen zu ſchonen weiß.

Wenn der Wanderer, der Ache enteilend, zu den gegenüberſtehenden Bergen den Pfad lenkt, ſo begegnet das der Schönheit nimmer ſatte Auge wieder und immer wieder dem glänzenden Weiß der fallenden Maſſe. Oben auf der Gerlosplatte, dem Uebergang zum Zillerthal, wendet der Blick ſich andern Gegenden, andern Schönheiten zu und aus der Ferne rauſcht ihm ein dröhnendes Lebewohl den Abſchied zu. Der Rhein entſchwindet für immer, ſobald man von ihm geht, dem ſehnenden Auge und die Inſchrift auf dem mittelalterlichen Stadtthore von Schaffhauſen pax intrantibus, salus exeuntibus geleitet als Abſchiedswort den ſinnigen Pilger.

* * *

Der Dachs.

Von Eduard Uhlenhuth.



Im zoologiſchen Garten bei Berlin ſteht an einem der vielen Kreuzwege ein Pfahl mit der Nr. 67: „zum Dachs.“ Folgt man jedoch der Weiſung, ſo findet man nichts weiter als ein ausgemauertes Erdloch, und, etwa 12 Fuß weiter, eine in den Boden geſenkte Steinplatte, wie wenn da Jemand begraben läge. Das ſoll Herrn Grimbart's Bau vorſtellen; er ſelber aber läßt ſich nicht ſehen. Dadurch fühlt ſich namentlich die beſuchende Schuljugend bitter getäuſcht, und ſie pflegt daher ihren Verdruß durch Trommeln mit den Füßen auf dem erwähnten Steine, wenn auch erfolglos, auszulaſſen. Wer alſo den Dachs kennen lernen will, der muß ſich ſchon nach dem Grunewald begeben. Das iſt ein Hölzchen in der Nähe der Hauptſtadt, doch noch ganz im alten Style wie zur Zeit der Quitzow's, ein wildes romantiſch coupirtes Terrain, mit Bergen und Schluchten, ſo hoch und ſo tief, als es die Natur des Havellandes überhaupt zuläßt: ein märkiſcher Urwald. — Unſerem Dachs wird zwar unſer Beſuch nicht ſonderlich angenehm ſein, denn er liebt es als Einſiedler zu leben, und nimmt in dieſer Beziehung nicht einmal Rückſicht auf ſeine leiblichen Kinder; kaum majorenn geworden, werden ſie ſchon von ihm aus dem väterlichen Bau herausgebiſſen.

Wer nun aber den Dachs dort kennen lernen will, der verfehle doch ja nicht zum wackern Herrn G. S. in Zehlendorf zuvor heranzutreten. Herr S. iſt nämlich nicht allein als Jäger, ſondern auch als der erfahrenſte Dachsfänger in der Gegend weit und breit bekannt, und kein Dachs wird gegraben, ohne daß er dabei wäre, oder doch den Plan dazu angäbe. Als ich ihn beſuchte, ſprangen mir auch ſogleich zwei krummbeinige Hündchen entgegen: das waren die wackeren Dächſel, von denen er mir ſpäter manche Heldenthat erzählte. — Ich hatte bei ihrem Anblick ſogleich meine Gedanken darüber, warum wohl den Thierchen die Beine ſo nach Außen gekehrt ſein möchten, und befragte meinen Freund S. darüber. Ja, erwiderte er, da denken Viele, die krummen Beine habe der Dächſel um ſcharren zu können;

das iſt ganz falſch. Die Füße ſind dem Hunde deßhalb nach Außen gekehrt, damit er ſie zum Vor- und Rückwärtsſchieben benutzen kann, wenn er im Bau mit dem Dachs im Kampf liegt; er benutzt ſie etwa ſo, wie der Schornſteinfeger ſeine Kniee, wenn er in der Eſſenröhre auf und abfährt. Ja, die Dächſel, ſagte Herr S., ſind gar nützliche Thiere; man kann ſie auf der Jagd zu vielen Dingen brauchen, und der iſt kein richtiger Jäger, der nicht wenigſtens einen Dächſel hält. Bei dieſen Worten langte er mit einer gewiſſen Rührung vom Fenſterbrett zwei Zähnchen: „Sehen Sie, die ſaßen meinen jüngſten Dächſel in der Kinnlade, aber der Dachs hat ſie ihm im heißen Kampfe herausgebiſſen.“ Alsbald holte er auch ein Fell hervor, die Schwarte nennt man's in der Jägerſprache. „Das iſt die Schwarte von jenem Böſewicht!“ Ich maß dieſelbe mit meinem Stock, und fand, daß ſie von der Schnauze bis zur Latte (dem Schwanz) eine Länge von 3 Fuß hatte. Dabei glich ihre Stärke faſt der vom Sohlenleder, ſo daß man wohl begreifen konnte, wie der Zahn eines Hundes dem Inhaber dieſes Ueberzuges nicht viel anhaben könne.

Der Dachs wird gewöhnlich in Geſellſchaft des Fuchſes genannt, und doch iſt er jenem ganz unähnlich; höchſtens hat ſein Bau mit dem Reinecke's einige Aehnlichkeit, ja er iſt manchmal ſogar ſo keck, dieſen aus ſeiner Behauſung zu vertreiben. Den Dachs hält man für ein träges Thier, wenn man jedoch ſeinen Bau betrachtet, der in ſeinen mannigfachen Windungen und Gängen oft bis auf 14′ Tiefe in die Erde hinabgeht, ſo kann man ihm eine gewiſſe Thatkraft nicht abſprechen. Daß er den Winter über ſchläft, dafür mag er ſeine Gründe haben, möchte ihn doch gewiß mancher arme Maurergeſelle beneiden, der, ſonſt ſo fleißig, am liebſten den arbeitsloſen Winter verſchlafen möchte. An Muth gebricht es dem Dachs auch nicht; dafür wollen wir unten Beweiſe anführen. Seine kleinen Streifzüge führt er nur des Nachts aus; wenn daher Manche glauben, daß er nur ſchwache Augen habe, ſo möchte doch wohl dagegen ſprechen, daß es vielmehr ein ſcharfes Geſicht vorausſetzt, um bei dunkler Nacht ſeine Nahrung zu finden. Sein Gang iſt träge, da es ſein ſtarker Körperbau und ſeine kurzen Füße nicht beſſer geſtatten; in ſeinem nächtlich ſchleichendem Gange hat er Aehnlichkeit mit dem Igel. Seinem Gebiß nach, welches furchtbar ſcharf iſt, gehört er zu den Raubthieren, und mit dem Bären hat er das gemeinſchaftliche Merkmal, daß er wie dieſer ein Sohlengänger iſt und auch unter Umſtänden brummt, wie dieſer. Seine Raubluſt iſt aber nicht gefährlich, höchſtens daß er mal einem jungen Haſen den Garaus macht, ein verſchlafenes Rebhühnchen wegſchnappt, oder deren Eier ausſäuft, und was dergleichen kleiner Diebereien mehr ſind. Im Ganzen aber begnügt er ſich mit geringer Koſt; beſonders liebt er die Miſtkäfer, daher erkennt man auch ſeine Spur an ausgeworfenen Dunghaufen, die er, ähnlich wie die Schweine, umwühlt und durchſucht. Der Schaden, den er ſomit anrichtet, iſt ganz unbedeutend, und wenn nicht neben dem Jagdvergnügen, welches ſein Ausgraben verurſacht, ſein dickhaariges, weißgeſtreiftes Fell als Ueberzug für Reiſekoffer oder Fußdecken, und ſein reichliches Fett zu mancherlei mediziniſchen Zwecken brauchbar wäre, ſo könnte man ihn füglich ungeſtört ſein Weſen treiben laſſen, da er Niemanden beeinträchtigt. Was ſein Fett anlangt, ſo iſt es charakteriſtiſch, daß es ihm dicht unter der Haut ſitzt, und über den ganzen Körper faſt gleichmäßig verbreitet iſt, während dieſe Ablagerungen ſich ſonſt bei fetten Thieren hauptſächlich an den inneren Weichtheilen finden. In Geſchmack und Conſiſtenz hat es Aehnlichkeit mit Gänſefett; es iſt kryſtalliniſch. Ein Dachs hat mitunter ein Gewicht von 40 — 50 Pfund und dabei 2 — 3 Quart Fett. Wenn auch ſein Fleiſch genießbar iſt, ſo iſt es doch nicht Jedermanns Geſchmack. In Tilleda am Kyffhäuſer iſt es Sitte, wenn ein Dachs gefangen iſt, daß man ihn herunter ins Dorf auf einen ringsum geſchloſſenen Jägerhof bringt, und nun die Hunde darauf hetzt. Die Zuſchauer ſehen ſich das Schauſpiel behaglich aus den Fenſtern mit an. Wenn nun der Dachs ſo todtgehetzt und zerbiſſen iſt, dann thun ſich mehrere Kumpane zuſammen, der Dachs wird gebraten und zu der fetten Mahlzeit reichlich Nordhäuſer Kornbranntwein getrunken. Ausgeſtopfte Dachſe werden als Fußbänke von hochadlichen Damen benutzt. In Berlin iſt ein Mann, der einen lebendigen Dachs hat; er zeigt ihn, wenn's erlaubt wird, den Schülern für Geld, indem er ihn im Schulhofe herumlaufen läßt, während die Schuljugend in den Fenſtern liegt.

Der Dachs iſt von niedrigem, gedrungenen Körper, der mit ſteifen weitabſtehenden Haaren bekleidet iſt, und in einen kurzen Schwanz, vom Jäger Latte genannt, endet. Obenher iſt er weißgrau, mit ſchwarzen Streifen über den Kopf, unten iſt er ſchwarz und macht in dieſer Beziehung eine Ausnahme von der Regel, daß die Säugethiere unten ſtets heller gefärbt ſind, als oben. Sein Kopf iſt länglich oval, faſt zugeſpitzt; die Schnauze kurz, die Ohren ſehr klein, kaum fühlbar, wenn man über den Kopf hinſtreicht (natürlich darf man dieſe Probe nicht bei einem lebenden Dachs verſuchen). Seine Augen ſind klein, und wie geſagt ſcharf, ſein Hals iſt dick, und verläuft ohne bemerkbaren Abſatz in den dicken Rumpf. Somit hat ſein Körper etwa das Profil eines Apfelkerns. Seine niedrigen Beine ſind kräftig gebaut, und ſeine 5 Zehen haben ganz reſpectable Grabnägel. Unter dem Schwanze befindet ſich eine Drüſe, aus welcher eine fette, ſtinkende Feuchtigkeit ausſchwitzt. Sonſt war die Meinung verbreitet, daß der Dachs ſich im Winter zuſammenrolle und ſeine Schnauze in eine hinten befindliche Taſche ſtecke, um ſo von ſeinem Fett zu zehren; aber dies ſcheint ſchon deßhalb ein Mährchen, weil ſein Rückgrat einer ſolchen Krümmung gar nicht fähig iſt. Daß ein Thier, welches Monate lang keine andere Nahrung zu ſich nimmt, ſein Fett verliert, iſt übrigens auch ſonſt keine auffallende Erſcheinung. Sein Gebiß iſt furchtbar und er beißt gehetzt auf Alles ein, mit einer ſolchen Wuth und Kraft, daß beiſpielsweiſe, als mal einem Dachs ein eiſerner Haken in den Bau entgegen gehalten wurde, er ſo heftig zubiß, daß ihm derſelbe bei den Augen wieder herauskam.

Was ſeinen Aufenthaltsort im Allgemeinen anlangt, ſo findet man ihn wohl überall in unſerm Vaterlande, wo ſonſt die Oertlichkeit der Anlage ſeines Baues günſtig iſt; meiſtens alſo am Rande kleiner, ruhiger Waldungen, auf hügelligem Terrain, welches trocken gelegen iſt. Seinen Bau legt er am liebſten am Abhange eines Berges an und führt die Gänge (Röhren in der Jägerſprache) in der Lehmſchicht, welche unter dem feſteren Mergel ſich findet, hin, in den mannigfachſten Richtungen und Tiefen unter der Oberfläche; öfter ſind die Röhren kaum einen Fuß unter der Oberfläche, oft aber ſteigen ſie ſogar 12—14 Fuß in die Tiefe hinab und nehmen mit ihren Abzweigungen ein Terrain von mehreren Quadratruthen in Anſpruch. Ueber ihre Verzweigungen läßt ſich gar nichts Beſtimmtes angeben, manchmal biegen ſie rechtwinklig, manchmal unter ſtumpfen oder ſpitzen Winkel um, oft auch baut der Dachs ſogenannte Fallröhren, die ſenkrecht in die Tiefe gehen. Wenn ein Dächſel in ein ſolches Fallrohr geräth, iſt er meiſtens verloren. Am Ende des Rohrs befindet ſich die Kammer oder der Keſſel, mit dürftigen Wintervorräthen, Fichtenzapfen u. dgl. Ein weitverzweigter Bau, in welchem mehrere Dachſe hauſen, heißt ein Mutterbau. „Aber den Dachsbau, ſagte mein Freund, der Jäger S., lernt man niemals aus!“

Für den Jäger giebt es kein größeres Vergnügen als den Dachs auszugraben, und von ihrer Mitwirkung bei dieſem Geſchäft hat jenes muntere krummbeinige Hundegeſchlecht der Dächſel ſeinen Namen. Ohne Dächſel gelingt's nicht, und man muß deren wenigſtens zwei haben, denn es geht hierbei ſcharf her, und ſchon mancher tapfere Dächſel hat im Bau ſeinen Tod gefunden oder iſt zum Invaliden geworden; die Jagd iſt viel ſchlimmer, als beim Fuchs, obgleich Reineken's Gebiß doch auch nicht zu verachten iſt.

Man iſt allgemein der Anſicht, ein guter Dächſel werde geboren, nicht erzogen, er lerne ſeine Kunſt erſt mit den Jahren, die Dreſſur zeige ſich unwirkſam, daher finde man auch ſo ſelten zuverläſſige, ſcharfe Dachshunde.

Der Revierjäger Heiſter zu A. theilte, wie uns Petermann's Jagdbuch erzählt, dieſe

Anſicht nicht. Er dreſſirte ſeine Dächſel ſchon in früheſter Jugend. Seine Methode blieb indeß lange Jahre ein Geheimniß, bis er endlich, an einem vergnügten Hubertus-Abend, Alles ausplauderte. Holſters einfache und praktiſche Dreſſur des jungen Dachshundes beſteht im Weſentlichen in Folgendem: Zur Zeit der Dreſſur unterhält Holſter fortwährend eine ganze Menagerie von Mäuſen, jungen und alten Ratten und Katzen in beſonderen Drahtkäfigen. Nun läßt er zuerſt eine Maus oder eine junge Ratte im verſchloſſenen Zimmer frei laufen, führt dann die jungen Hunde in Begleitung ihrer Eltern herein, und läßt ſie den Flüchtling aufſuchen und todtbeißen. Haben ſie dieſes gehörig exercirt, ſo folgt die Arbeit in der Röhre. Holſter ſtellt zu dieſem Zweck eine einfache künſtliche Röhre durch ſeinen Waſſerſtiefel her, in deren Keſſel (hier der Schuh) er eine lebende Ratte oder ein Kätzchen ſetzt; der junge Dächſel wird nun an den Eingang der Röhre geſetzt und mit dem bekannten Anſpruch zum Kriechen, Würgen und Herausſchleppen animirt. Wird der junge Hund vor einen leeren Stiefel waidlaut, ſo wird er ſogleich geſtraft. Probatum est!

Manche Jäger haben ſich die Mühe genommen einen künſtlichen Dachsbau neben dem natürlichen zu machen, den Dachs in letzteren zu treiben und ihn darin zu erlegen: das iſt aber ein ſehr umſtändliches und oft vergebliches Verfahren; denn das Thier aus ſeinem eigentlichen Bau herauszutreiben, das iſt eben die Schwierigkeit!

Es kommt alſo darauf an, den Dachs in ſeiner eigenen Behauſung anzugreifen. Wir wollen daher das eigentliche Dachsgraben hier in ein paar kurzen Zügen beſchreiben.

Man muß ſich nicht vorſtellen, daß das Geſchäft ein ſo leichtes iſt. — Es ſind in den meiſten Fällen 6 bis 8 Mann, mit Spaten bewaffnet, erforderlich; rechnet man dazu noch einige Jäger und Zuſchauer, ſo ſieht man ein, daß ein Dachsgraben eine Begebenheit iſt. Man fängt die herbſtliche Arbeit bereits am Morgen, ſelten erſt Mittags an, denn dieſelbe kann leicht bis zum Dunkelwerden dauern. Außer einem Jagdhunde ſind zwei Dächſel nöthig. Das erſte Erforderniß iſt aber, daß man ſich überzeugt, ob der Dachs auch im Bau, zu Hauſe iſt. Daher wird ein Dächſel in das Rohr geſchickt. Ein guter Hund fährt mit großer Begierde ein, und wenn der Dachs wirklich zu Hauſe iſt, ſo hat ihn der Dächſel auch bald gefunden und wird nun laut. Nun kommt es darauf an, die Stelle zu finden, wo in der Tiefe der Hund liegt: daher legen ſich die Jäger mit dem Ohr auf die Erde und ſuchen die richtige Stelle abzuhorchen. Iſt man derſelben ſicher, ſo wird von den Arbeitern ſo ſchnell als möglich ein ſogenannter „Einſchnitt“ auf das Rohr niedergebracht, d. h. eine Grube von 5 Fuß Länge und 5 Fuß Breite. Liegt das Rohr tief, ſo werden Abſätze gemacht, damit das Erdreich nicht nachſtürzt, und überhaupt die Grube, der Einſchnitt, größer angelegt. So arbeitet man ſich nun hinab, und in den meiſten Fällen wird der Einſchnitt eine Tiefe von 8—10 Fuß erreichen. Inzwiſchen liegt der Dächſel in voller Arbeit vor dem Dachſe und klafft fort und fort; der Dachs hat inzwiſchen keine Zeit, ſich zu wenden, denn die Thiere liegen gleichſam Zahn an Zahn gegenüber. Der Dachs aber hat ſtets das Beſtreben, entweder unter dem Hunde durchzukommen, oder ſich zu wenden; gelingt ihm das Erſtere, ſo würde er ſogleich den Dächſel verſcharren, denn darin beſitzt er eine erſtaunliche Fertigkeit. Kann er aber Gelegenheit finden, ſich zu wenden, ſo macht er ſeinem Feinde gleichſam die Thür vor der Naſe zu, indem er ſich verbarrikadirt. Die beiden Feinde liegen alſo einander im hitzigſten Kampfe gegenüber und ſchieben einander bald vor-, bald rückwärts. Jeder Biß trifft die Schnauze, und beide Theile bluten von Wunden. Inzwiſchen wird der Einſchnitt bis auf die Kämpfenden niedergebracht, dabei mit einem ſpitzen ſcharfen Haken fortwährend ſondirt, ob man den Dachs im Rohre fühlt; endlich trifft man auf die Kämpfer. Mit aufgewühlter Erde, Sand und Staub bedeckt, kaum von einander zu unterſcheiden, haben ſie einander gepackt; da endlich miſchen ſich die anderen Jagdhunde ins Gefecht, und nun iſt's mit Meiſter Grimbart bald zu Ende.

Wenn man bedenkt, daß, wie oben erwähnt, der Bau höchſt verzweigt ſein kann, daß der Dachs Zoll für Zoll mit den wüthendſten Biſſen vertheidigt, daß das Auswerfen einer Grube, das Durchſtechen, Zeit erfordert, ſo wird man auch leicht einſehen, daß inzwiſchen ſich der Kampf auf einen ganz andern Platz verlegt haben kann, ſo daß der zuerſt ausgeworfene Einſchnitt nutzlos werden, und an einer andern Stelle ein neuer gemacht werden muß. Dies muß mit größter Schnelligkeit geſchehen, denn es ſteht dabei das Leben des tapfern Dächſels auf dem Spiele, der doch am Ende ſeinem ſtärkeren Gegner unterliegen müßte, oder von ihm lebendig begraben zu werden in Gefahr ſchwebt. Der Dachs klagt ſelten, nur wenn er ſtark verwundet iſt, ſich etwa im Hacken verbiſſen hat; dann gleicht ſeine Stimme der eines weinenden Kindes; ſonſt ſtößt er höchſtens ein Brummen aus wie ein Bär, wenn er gereizt iſt.

Am 4. November, erzählte unſer wackerer Herr S., wurde mir angezeigt, daß an einer Stelle im Grunewald ein friſcher Dachsbau ſich finde. Meine Freunde, Förſter aus der Gegend, und neun Arbeiter, in Summa vierzehn Mann hoch, begaben uns alſo andern Tages an die Stelle; ich hatte meine beiden Dächſel mitgebracht. Sie wurden in den Bau hineingeſchickt und wurden auch bald laut. Wir machten einen Einſchnitt von fünf Fuß Quadrat. Als wir etwa drei Fuß herein waren, wandte ſich die Jagd, die Hunde lagen bergabwärts; da rief plötzlich der Aufpaſſer an der Röhre: „Der Dachs! Der Dachs!“. Er hatte den Dachs untergedrückt; wir ſprangen hinzu und kriegten den erſten Dachs am Eingange. Aber von meinem jüngſten Dächſel war nichts zu hören. Der Einſchnitt wurde vertieft, und nach langem Suchen fanden wir ihn gleichſam ohnmächtig und im Schweiß im Rohr; ich gab ihn auf, ließ ihn jedoch am nahen See abwaſchen und hatte die Freude, daß er ſich wieder erholte; zwei Zähne hatte ihm aber der Dachs ausgebiſſen, die ſtanden verkehrt in der Kinnlade.

So weit ſchiene nun das Graben eines Dachſes, wenn auch ziemlich umſtändlich, doch ausführbar. Wenn jedoch der Dachs im Hauptbau liegt, wo örtliche Umſtände das Graben und Fangen verhindern, ſo ſcheint es faſt unmöglich, des Dachſes habhaft zu werden; da hat denn wieder der wackere Revierjäger Holſter, deſſen wir ſchon oben erwähnten, ein zweckmäßiges Auskunftsmittel erſonnen, welches wir aus Petermann's Jagdbuch mittheilen wollen.

Holſter formirt zuerſt aus einem Bogen Schreibpapier eine cylindriſche Hülſe, ſchüttet dieſe voll Schießpulver und ſchnürt ſie in gleichen Entfernungen acht bis zehn Mal ab. Dieſe einfache Froſchrakete verſieht er an einem Ende mit einem Zünder von erforderlicher Länge; am andern wird eine Schnur befeſtigt, welche Holſter an die Ruthe eines Dachshundes knüpft. Holſter hatte zu dieſem Zweck den biſſigſten und ſchlaueſten unter ſeinen zwölf Hunden ausgewählt. Judas, ſo hieß der brave Dächſel, hatte mit der Zeit ſich eine gewiſſe Praxis in dieſem Manöver erworben, und hatte eine ſolche Freude daran, daß er kaum die Zeit erwarten konnte wo ihm die Rakete angehängt wurde. Er lief dann ſpornſtreichs auf den Bau, machte vor der Hauptröhre Halt und winſelte, um ſich zu überzeugen, ob der Dachs auch wirklich zu Hauſe ſei; dann warf er noch einen prüfenden Blick auf den glimmenden Zünder der Rakete und verſchwand im nämlichen Moment in der dunklen Tiefe.

Die in ſo unmittelbarer Nähe und in regelmäßigen Pauſen wiederholten Exploſionen der Rakete, dazu das Lautgeben des attaquirenden Hundes und der Pulverqualm brachten jederzeit den verſimpeltſten Dachs binnen wenigen Minuten zu dem verzweifelten Entſchluß, durch die Fluchtröhre auszufahren, wo Holſter den flüchtigen Grimbart längſt erwartete und in aller Gemüthsruhe niederſchoß. Füchſe ſprangen in der Regel ſchon beim erſten Knall.

Man würde ſehr irren, wenn man etwa glaubte, daß dieſes Experiment etwa dem Hunde irgend widerwärtig geweſen wäre; er wurde im Gegentheil mit den Jahren immer begieriger darauf. An Pulverdampf hatte ihn Holſter überdem ſchon von frühester Jugend gewöhnt. Seine Paſſion für dieſes Bombardement ging in ſpäterer Zeit ſo weit, daß er ohne

Rakete auf keine Weiſe mehr in einen Dachs- oder Fuchsbau zu bringen war. Ja, als er einſt mit ſeinen krummbeinigen Collegen in der Meute*) jagen ſollte, winſelte er ſo lange, bis ihm Holſter eine Klammer an den Schwanz ſetzte, wo er dann — in der Meinung, er habe die Rakete hinter ſich — mit lautem Halſe vorwärts ſtürmte und die ganze Meute durch ſein Beiſpiel in eine wahre Berſerkerwuth verſetzte.

Wir vertreten übrigens nur unſere eigene Schilderung des Dachſes. Von den hübſchen Geſchichten des Revierförſters Holſter mag der Leſer denken, was er will.

Etwas über Winter und Sommer.

Von Hermann Göſche.

Auffallend ſtrenge Winter, heiße oder feuchte Sommer bringen eigenthümliche Naturerſcheinungen hervor. Vielleicht iſt's unſern Leſern angenehm, eine der intereſſanteſten vergleichend neben einander geſtellt zu ſehen, da die Natur ſelbſt den heißen Sommer von 1857, den feuchten von 1859 und den kalten Winter von 1861 hart aneinander rückte.

Wir beginnen mit dem Winter. Vorher ſei uns aber noch eine allgemeine Bemerkung erlaubt. Ob wir einen kalten oder milden Winter haben, ob der Sommer heiß und trocken oder kalt und feucht iſt, das hängt davon ab, welche Windrichtung die herrſchende iſt. Die Windrichtung iſt überhaupt ein bedeutender Faktor für unſere Witterungsverhältniſſe, und die Wetterfahne, die gar nicht ſo willkürlich und „wetterwendiſch" iſt, ſondern nach feſten Geſetzen hin und her gedreht wird, ſollte viel allgemeiner und ſchärfer vom Volke beobachtet werden. In Deutſchland herrſcht nun der Nordoſt und Südweſt. Der Südweſtſtrom kommt aus den Regionen des Aequators zu uns und trägt die Spuren ſolchen Urſprungs an ſich: er iſt locker und leicht, warm, feucht. Der Nordoſt iſt der abgelenkte Polarſtrom, er kommt aus der Gegend der Eis-Paläſte und Eisbären und iſt ganz entgegengeſetzter Natur: ſchwer, kalt, trocken. Der Nordoſt bringt uns kalte Winter und heiße Sommer, der Südweſt hingegen milde Winter und kühle Sommer. Hierin liegt ſcheinbar ein Widerſpruch. Iſt der Nordoſt der kalte Luftſtrom, warum bringt er denn nur kalte Winter und nicht auch kalte Sommer? Iſt der Südweſt der ware Luftſtrom, — warum bringt er denn außer milden Wintern nicht auch warme Sommer? — Der ſcheinbare Widerſpruch löſt ſich folgendermaßen ganz leicht. Der Nordoſt bringt ſtets — im Winter und Sommer — heitern Himmel. Frei und ungehindert von Wolkendunſt kann Licht und Wärme in den Schooß der Erde ſtrömen. Der kurzen Wintertage halber iſt aber die Einſtrahlung der Sonnenwärme unbedeutend gegen die Ausſtrahlung des Nachts gegen den kalten unendlichen Weltraum.

Die Wärme-Ausgabe überwiegt die Wärme-Einnahme; die erwärmende Sonne vermag dem kalten Winde nicht die Spitze zu bieten; der kalte Nordoſt herrſcht, es iſt ſehr kalt. Wird nun eine Gegend der Erde längere Zeit unter dem Scepter des kalten, eiſernen Nord-Oſt gehalten, ſo ſteigert ſich von Tag zu Tag die Kälte. Es entſteht ſo die extreme Winterkälte. Ganz ſo verhielt es ſich im vergangenen Winter 1860 zu 1861. Deutſchland war zur Zeit der kürzeſten Tage lange Zeit in den Nordoſtſtrom aufgenommen.

Ganz anders verhält es ſich mit dem Nordoſt im Sommer. Dann ſind die Tage ſehr lang und der heitere Himmel läßt ungeſtört die Sonnenwärme in die Erde ziehen; die Nächte ſind ſehr kurz, die Ausſtrahlung der Wärme iſt gering und ſo ſummirt ſich von Tag zu Tag der Ueberſchuß der Wärme; bei anhaltendem Nordoſt entſtand der heiße Sommer, 1857.

---

*) Die kleinen Dächſel wußten leicht die Stelle der Jagdhunde (Bracken) zu vertreten.

Wir kommen nun zum Südweſt. Der feuchte Südweſtſtrom umzieht im Winter und Sommer den Himmel mit einer Wolkendecke. Wir wandeln gleichſam unter einem Dache, einem Schirm. Der Südweſt mit der Wolkendecke macht nun milde Winter, d. h. der bedeckte Himmel hindert bei Tage zwar die direkte Einſtrahlung der Sonnenwärme, verhindert aber auch die viel bedeutendere Ausſtrahlung der Wärme in den langen Winternächten. Der Ueberſchuß der zurückgehaltenen Wärme kommt uns zu Gute; wir haben warmes Winterwetter. Anders im Sommer. Die Wolkendecke hindert dann die bedeutende Einſtrahlung am Tage und wenn auch die Ausſtrahlung der Wärme durch dieſelbe Wolkendecke in den kurzen Sommernächten verhindert wird, ſo iſt der Wärmeverluſt doch größer, als der Wärmegewinn. Wir haben in dieſem Falle kaltfeuchte Sommer wie 1860.

Durch die extreme Winterkälte leiden beſonders auffällig die Thiere. Die Pflanze ſchläft im Winter. Ihre Wurzeln ſchützt die Erde, ihre Knospenkinder die braune oder wollige Hülle, ihre Säftewege die harte, ſtarke, riſſige Rinde. Aber die armen Thiere in der Luft, im Waſſer, auf der Erde! — Den Vögeln bietet kein Laubdach Schutz. Die Schneedecke verdeckt das Futter. Kälte von außen und von innen — denn ein hungerndes Thier vermag die nöthige organiſche Wärme nicht zu produciren — ſtürmt auf das zarte Leben ein, und ſo ſah man denn im Winter 1860 zu 1861 hier und da die Vögel ſchaarenweis dem Froſte erliegen. Am wärmſten gebettet ſind die Landthiere, die Vierfüßer. Was nicht ſchon in Höhlen ſchläft, bettet ſich in warme Erdhöhlen. Aber freilich, der Hunger iſt damit noch nicht abgethan. Muth muß da den Mangel erſetzen, und der ſcheue Haaſe z. B. geht bis an den Hausgarten, bis nahe zum kläffenden Haushunde. Das eigenthümlichſte Schickſal aber iſt in kalten Wintern den Fiſchen in den kleineren Seen und Teichen zugedacht, die nicht tief ſind und keine Quellen haben. Der Fiſch im Waſſer braucht Luft. Die Luftwelle mengt ſich mit der offnen Waſſerwelle, und ſo findet der Fiſch ſchon Luft im Waſſer, ohne daß er immer nach derſelben zu ſchnappen brauchte. Wie nun aber, wenn die Kälte eine mächtige, ſtarke Eisdecke immer mehr vergrößert, wenn eine ſtarke Schneeſchicht die Eisritzen verſtopft, durch welche den Fiſchen friſche Luft zugeführt wird? — Die Fiſche bedroht die Gefahr des Erſtickens. Aengſtlich ſchwimmen ſie hin und her und verſammeln ſich ſchaarenweiſe da, wo eine friſche Quelle ſprudelt, oder wo der vorſorgliche Fiſcher eine Oeffnung ſchlug. An ſolchen Stellen laſſen ſich die bedrängten, geängſteten und geſchwächten Thiere geduldig herausgreifen, wie aus einem Fiſchbehälter. So nimmt der kalte Winter den Thieren die Lebensluft.

Wie die Fiſche in kalten Wintern bei uns erſticken, und andere Thiere verhungern und erfrieren, ſo verdurſten die Pflanzen in überheißen trocknen Sommern, und ſtatt einer Vegetationsperiode erhalten wir in derſelben wohl zwei.

Es iſt allbekannt, daß Feuchtigkeit und Wärme die Hauptlebensbedingungen für die Pflanze ſind. In feuchter Wärme, wie in unſern Gewächshäuſern und auf den Inſeln der Tropen gedeihen die Pflanzen am beſten. Sie entfalten unter dieſen Bedingungen und bei gutem Boden ihre ganze Ueppigkeit und den vollen Reichthum ihrer Formen. Allein ſofort treten eigenthümliche Erſcheinungen in der Pflanzenwelt auf, wenn das eine oder andere Element zurücktritt, und entweder übergroße Feuchtigkeit oder übergroße Wärme einſeitig ihren Einfluß ausübt. Unter gleichen Breiten herrſcht nun faſt durchweg in Amerika die Wärme und in Europa die Feuchtigkeit vor. Haben wir nun in Deutſchland heiße, trockne Sommer, ſo nähern wir uns den Verhältniſſen der neuen Welt; die naſſen Jahre ſteigern unſer angeſtammtes Erbe, das eigenthümliche europäiſche Klima zum Extremen. Im Sommer 1857 war das Erſtere der Fall. Der aufmerkſame Spaziergänger bemerkte dann wohl an den Kaſtanien der Promenaden, wie im Juni die Ränder der Blätter zu dorren anfingen, bis im Auguſt die meiſten Blätter verſengt und abgefallen waren. Die Dörrung ging ohne Laubentfärbung vor ſich, und die Mittelrippen der Blätter wehrten ſich am meiſten gegen den anrückenden Tod. Ihre Gefäße ſpenden ja erſt der Blattfläche die Nahrung. [redacted] die Mittelrippe vertrocknet war, ſo fiel das Blatt. So hatten wir den Laubfall der Kaſtanien, ſtets Mitte September, ſchon Mitte Auguſt. Große friſche, nachdrängende Knospen hatten dem welken Laube den letzten Stoß gegeben. Anfangs September entfalteten ſich dieſe Knospen vor den erſtaunten Beobachtern, und neben alten, zähen Blättern reckten und ſtreckten ſich junge aus, und neben den grünen Früchten der Frühlingsblüthen entwickelten ſich duftende Herbſtblüthenpyramiden. Ebenſo trugen die Apfelbäume, Weinſtöcke, die Roſen reifende Früchte, altes und junges Laub und friſche Blüthen zugleich. Was war geſchehen? Nach der allgemeinen Bewegung der Atmoſphäre beginnt der Regel nach in Deutſchland die eigentliche Regenzeit Ende Juni und ſetzt ſich Juli und Auguſt hindurch fort. Der Regen trat aber viel ſpäter ein, und der Nordoſt ſorgte für heiteren Himmel, für heiße Trockenheit. Die Folge war, daß wir gleichſam in die Zone der immergrünen Laubhölzer verſetzt wurden, und das Klima der Orange, die auch Blätter, Blüthen, reife und unreife Früchte zugleich zeigt. Die trockene Hitze hatte das Laub verdurſten laſſen, der ſpätere Regen brachte den neuen Schuß hervor. Die Vorgänge hierbei können wir uns noch deutlicher machen, [redacted] wir die Rolle des Waſſers für das Pflanzenleben näher unterſuchen. Das Waſſer ſpielt für das Pflanzenleben eine doppelte Rolle, es liefert den Pflanzen in einem ſeiner Beſtandtheile ein unentbehrliches Element, und dann dient es als Löſungsmittel dazu, die Bodenbeſtandtheile durch die Wurzeln in die Pflanzen übergehen zu machen. Wenn der Boden auch noch ſo reich an Pflanzennahrung iſt, die Pflanze bleibt ungenährt, wenn es an Waſſer im Boden fehlt; die Feuchtigkeit im Boden iſt die Brücke, welche den Uebergang der mineraliſchen Nahrung vermittelt. Wenn es an Zufuhr dieſer Stoffe mangelt, ſo nehmen die Blätter weder Kohlenſäure, noch Ammoniak aus der Luft auf. Die Vegetation ſteht ſtill, obwohl die Luft an heißen Tagen reicher an Waſſer iſt, als an kalten. Aber dieſes Waſſer nützt der Pflanze nichts. Die Blätter verdorren. Der Säfteſtrom hört aber dennoch nicht auf. Verarbeiten nun keine Blätter den doch noch andringenden Nahrungsſtoff, kommt dann und wann ein löſender und verflüſſigender Regen, ſo ſchreitet ohne Weiteres nach der altgewohnten Regel der Baum zu Neubildungen, zu Knospen, Blättern und Blüthen.

Wir kommen zu den Erſcheinungen des feuchten Sommers. —

Blätter und Stiele, die ſogenannten vegetativen (grünen) Theile der Pflanze, bedürfen vorzugsweiſe viel Feuchtigkeit, die Blüthen und Früchte dagegen, die ſogenannten reproduktiven Theile, ſind mehr licht- und wärmebedürftig. Wie der heiße Sommer uns daher viel Körner und Früchte (Obſt, Wein u. ſ. w.) bringt, ſo ein kühler und naſſer Sommer viel Laub, Blätter und Stroh. Die grünen Theile herrſchen vor. Daher alſo in Küſtenländern die überwiegende Wurzelſchußbildung; daher das üppige Grün unter Englands naßkaltem Himmel, in den Alpenthälern — und in unſerm naſſen Sommer und Herbſte. Wenn große Näſſe, gleich einem Rauſche, anfangs die vegetative Kraft zu ſteigern ſcheint, ſo wirkt ſie für die Folge doch ſchädlich, zumal für Pflanzen, die Kinder eines klaren und trocknen Himmels ſind. Die neuen Schoſſe werden zu einer Länge und Maſtigkeit hervorgetrieben, welche ſie hindert, ſich vor dem Eintritt der Winterkälte hinreichend zu ſtärken von welcher ſie deshalb getödtet oder zerſprengt werden. Dies wird um ſo mehr ſchädlich, als regenreichen Sommern und Herbſten gewöhnlich kalte Winter, wie auch von 1860 auf 1861 geſchah, folgt. Feuchte Luft endlich iſt beſonders für die Befruchtung der Gewächſe nachtheilig, ſo, daß weniger und geringerer Samen entſteht. Daher das Sprichwort: „die Sonne macht kleine, aber volle Körner.“ Daß 1860 die Obſternte ſo reichlich ausfiel, iſt dem Umſtande zu danken, daß die Blüthezeit noch nicht durch übermäßige Feuchtigkeit geſtört wurde.

* * *

Holz, Torf und Kohlen.

Von Eduard Uhlenhuth.

„Heize mit Kien dann wieder und Torf und buchenem Stammholz,
Ohne Geräuſch, daß nicht aus dem Schlaf erwache der Vater.
Glüht das Feuer in Glut, dann ſchiebe den knorrigen Klotz nach,
Der in der Nacht fortglimme, dem leidigen Froſte zur Abwehr.
Siebzigjährige ſind nicht Froſtlinge, wenn ſie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruhn, und am wärmenden Ofen im Winter.
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Aufthaun."

Johann Heinrich Voß.

Für ein behagliches Daſein iſt es doch noch nicht ausreichend, warme Kleider, dichte Wohnungen und einen guten Mittagstiſch zu haben; in unſerm nördlichen Vaterlande iſt es unbedingt nöthig, noch mit künſtlicher Wärme nachzuhelfen: man muß einheizen. Für dieſen Zweck bieten ſich im Allgemeinen mancherlei Materialien: Holz, Torf, Braunkohle, Steinkohle, von welchen man natürlich diejenigen wählt, die man gerade haben kann; denn wenn die beſſeren Materialien nicht zur Hand ſind, muß man mit den ſchlechtern vorlieb nehmen. Man ſträubt ſich zwar eine Weile, aber die Gewohnheit wird zur zweiten Natur und man ſpricht am Ende nicht mehr davon. Für dieſen einfachen Satz kann ich aus meiner früheſten Jugend ein Beweisſtück anführen.

Die Provinz Sachſen iſt bekanntlich eine der kornreichſten Norddeutſchlands, namentlich gilt dies von den Gegenden um Magdeburg, Aſchersleben, Halle und gegen Braunſchweig hin. Es ſind dies die Flußniederungen, und die Vorhöhen der Mittelgebirge, Gebirge, die aus Stoffen beſtehen, welche abgeſpült und in die Ebene geführt den prachtvollſten Boden geben: Sand, Kalk, Thon in richtiger Miſchung. Es iſt der Ackerbau hier ſicherlich uralt, der Boden ſelbſt in höchſter Kultur, denn wie viel tauſend Mal mag er durch den Pflug gewendet ſein; er hat durchgängig eine dunkelbraune oder blaugraue Farbe. Wenn du nun gegen den Sommer hin von den Höhen herabblickſt, ſo breiten ſich unabſehbare Flächen wogender blaßgrüner Kornfelder vor dir aus, hin und wieder durch glänzende Streifen von gelben Rübſen, oder durch dunkelrothe von Klee, Luzerne und Esparſette durchzogen. Von der Höhe herab kannſt du, wenn der Wind ſich aufmacht an dieſem Aehrenmeere Doves Wind und Wellen-Theorie ſtudiren. Aber — nach Bäumen ſuchſt du vergebens. Zwar berichten die Chroniken der einzelnen Ortſchaften, daß einſt der Wald bis an ihre thurmgekrönten Ringmauern heranreichte, aber deß weiß ſich Keiner mehr zu erinnern. So lachend alſo auch in erſterer Beziehung das Terrain ausſieht, ſo beſorgnißerregend wird ſein Anblick, wenn man an den Winter denkt. Womit ſoll man heizen? Soll man die Oefen mit den Schäften der Aehren, mit Stroh heizen? Das gehört ja den Thieren und ſpäter wieder dem Acker! Es war ehedem allerdings gebräuchlich, Stroh zum ſogenannten „Eingruben" zu benutzen. Wer die Grubenklöße oder die Sauerkohle der früheren Küche genoſſen, wird letzteren den gebührenden Beifall nicht verſagen; wenn der Winter kam wurden wohl Morgens und Abends ein Paar Bunde Stroh zum „Einſchauern" in den Ofen geworfen, aber gegen den ſtrengen Winter konnten die doch keinen Widerſtand leiſten. Da galt es denn eine Reiſe in den benachbarten Harz, um das nöthige Holz herbeizuſchaffen. Wenn alſo die Garben von dem Felde herein gebracht waren, und der Wind bereits anfing über die Stoppel zu wehen, wenn der Alte-Weiber-Sommer durch die Luft zog, dann wurden eines Tages früh Morgens die Pferde geſchirrt, ein Sack mit Hafer und Häckſel gefüllt, nebſt einigen Bunden

Heu auf den Wagen geworfen und angeſpannt. O, wir ſind ſie noch lebhaft im Gedächtniß, die ſonnigen Tage der Jugend, dieſe wahren Feſttage, wenn der Vater ſagt: „Hör' mal, morgen ſollſt du mit den Knechten in's Holz fahren!“ Die Mutter ſtand dann ſchon um 2 Uhr Morgens am Tiſche bei der Lampe, die ſchnitt das große, runde Brot auseinander und machte mit dem Meſſer ein Loch hinein, welches die Butter aufnehmen ſollte, damit ſie friſch bleibe auf der Reiſe; das bekamen die Knechte; der Junge aber kriegte Wurſtſcheiben vom vorjährigen Schlachten auf die Stollen gelegt, das kam in einen kleinen Kober; dann wurde noch das nöthige Geld für den Ankauf des Holzes hervorgeholt, und nun ging's klingernd und klappernd bei ſternenheller Nacht dem ſchönen Harze zu. Da legte ich mich wohl rücklings auf den Wagen und ſtarrte hinauf zu den zahllos flimmernden Lichtern am Himmel und ſah die Sternſchnuppen hierhin und dorthin ſchießen, bis die Sonne ſich erhob. Da waren wir in den Vorbergen des Harzes bei dem Flecken Endorf. Rechts und links ſchaut man von da in die Längsthäler hinauf, ein weißgrauer Nebel deckte noch die muntern Dörfchen, aus denen nur die Spitzen der ſchlanken Kirchthürme hervortraten; links ſah aus der Ferne die alte Ruine, der Arnſtein, herüber, von der es heißt, daß ein unterirdiſcher Gang nach der alten Askanierburg bei Aſchersleben führe, den die Raubritter benutzt haben ſollen um die Aſcherslebener Bürgertöchter zu entführen. Bald aber waren wir im Holze, hinter Platendorf. Nun gings rechts vom Falkenſtein vorbei; und wir raſteten auf einer Förſterei, auf dem „Gartenhauſe“.

Es galt unſere Aufmerkſamkeit jetzt zuſammennehmen, damit wir den rechten Weg nicht verfehlten: denn der fing bereits an, ſich unter allerlei Winkeln zu theilen. Wir horchten den fernen Schlägen der Holzäxte, folgten ſorgſam der Richtung und waren auch bald ſo glücklich, unſern Platz zu finden. Ein Unterförſter winkte uns heran. Ich machte meinen Handel mit ihm ab, und es ging nun hurtig an das Aufladen u. ſ. w. Erſt ſpät am Abend kamen wir alle, Menſchen und Pferde, verhungert und verdurſtet auf unſerm Hofe wieder an. Das war eine Holzfahrt in den Harz, die ſo viel hundert Mal von den Aſcherslebener Ackerbürgern gemacht war, denn ſeit Menſchengedenken ſchon mußte man ſein Winterholz von dort holen. Aber es ſollte doch anders werden, und das kam alſo.

Einſt ſollte, ich glaube es war im Jahre 1828, dicht bei Aſchersleben, auf der ſogenannten „Höhe“ für häusliche Zwecke ein Brunnen gegraben werden. Man grub und grub und kam ſtatt auf Waſſer, auf — Feuer, wenigſtens auf Feuermaterial, auf Kohlen! Das war der Anfang der Kohlengrube bei Aſchersleben. Eine Familie Douglas nahm von dem Funde feierlichſt Beſitz und verdankt demſelben ihren nachmaligen Reichthum. Es wurden nun ſogleich Bergleute herbeigeholt, Schächte angelegt und fleißig die braune, erdige Maſſe aus der Tiefe heraufgefördert, wobei das ſchöne Gerſtenland durch mancherlei Einſtürze verwüſtet wurde. Aber — man wollte die Kohle nicht brennen! Da hatte der Eine Dies, der Andere Jenes auszuſetzen; dem machte ſie zu viel Schmutz, dem roch ſie zu garſtig, dem Dritten ſchwärzte ſie das Silberzeug im Koffer; und nun gar die armen Bäcker! wenn die ſich einfallen ließen, ihre „Semmeln“ mit Braunkohle auszubacken, dann glaubte Keiner ſie genießen zu können. So blieb das eine ganze Weile. Allein das Holz wurde immer theurer; man mußte es immer tiefer aus dem Harze holen, und die Stellen, wo man ſich aus dem Forſt trocknes Winterholz umſonſt holen darf, ſo viel's beliebt, am Brocken, die lagen doch den Aſcherslebenern zu weit ab. Die Forſtverwaltung wollte endlich nicht einmal für Geld Holz herausgeben, denn den auf Holzkohlen angewieſenen herrſchaftlichen Hütten fing es bereits an mit dem Schmelzmaterial knapp zu werden, da blieb denn nichts weiter übrig, als ſich, wohl oder übel, an Geruch, Schmutz u. ſ. w. zu gewöhnen. Der Torf, welcher bisher noch Concurrenz gemacht hatte, trat gegen die Kohle, weil ſie doch mehr Hitze gab, zurück, und ſo wurde ſie bald ausſchließliches Brennmaterial. Aber die Sache ging noch weiter.

Der vortreffliche Boden der dortigen Feldmarken hatte längſt bei Magdeburger Rübenzuckerſpekulanten die Luſt rege gemacht, in dieſen Gegenden für ihren Rübenbau Ländereien zu erwerben. Wurzelgewächſe aller Art waren ja hier ſeit undenklichen Zeiten gebaut, namentlich gelbe Mohrrüben, weshalb man die Aſcherslebener ſogar ſpottweiſe „Mohrrübenköpfe" nannte; die famoſe deutſche Kaffeewurzel, die Cichorie, wurde ſeit langer Zeit bereits mit Vortheil, jedoch unter beſonderer Clauſel im Pachtcontract, cultivirt. Allein das hier koſtſpielige Brennmaterial für die Zuckerkocherei hatte die Magdeburger noch in ihren Plänen aufgehalten. Jetzt fiel dieſe Schranke durch das Offenliegen unermeßlicher Braunkohlenlager vollſtändig weg, und alsbald ſchoß dann auch der gewaltige Bau einer großen Zuckerſiederei aus dem Boden auf, welche die nächſte Umgebung des Ortes für ihren Rübenbedarf mit Beſchlag belegte. Die Aecker ſtiegen im Preiſe; der mit guten Ausſichten auf Gewinn und bedeutenden Kapitalmitteln geſtützte landwirthſchaftliche Betrieb dieſer Fabriken ließ bald die althergebrachte Culturweiſe des Ackerbürgers weit hinter ſich; der kleine Pächter konnte ſo hohen Pachtzins von 12—15—16 Thlr. p. Morgen nicht zahlen, und verarmte. Es entſtanden nun mit Hülfe großer Kapitalien Fabriken aller Art, Spiritusbrennereien, Cichorienfabriken, Töpfereien, Ziegeleien u. dergl., alle wurden mit Kohlen betrieben, ja ſchließlich wurde den Aſcherslebenern gezeigt, wie man gar eine ſchöne Kerze und ein blankes Oel aus den ſonſt ſo verachteten Kohlen darſtellen könne. Es wurde eine Photogen- und Paraffinfabrik dicht bei den Kohlenſchächten angelegt und die Kohlen ſo noch beſſer als durch bloßes Heizmaterial verwerthet. Das Emporkommen hat dieſe Fabrik beſonders den raſtloſen Arbeiten des Apothekers Herzer zu verdanken. — Kein Wunder alſo, daß der allgemeine Wohlſtand dieſes Landſtrichs ſich in kurzer Zeit mächtig hob, und daß die Stadt ſich dermaßen erweiterte, daß ich nach 20 Jahren kaum wieder erkannt hätte, daß es Aſchersleben noch ſein dürfte. Neue Kohlenſchächte waren in großer Menge angelegt, beſonders in der Richtung von Oſt nach Weſt, den Rand des Frohſer Seebeckens entlang, gegen Königsaue zu und andererſeits nach Mehringen, alſo gegen Gr. Oſchersleben und Halle zu. Hinter Gr. Oſchersleben, wo die Magdeburger Bahn ſich nach Halberſtadt und Braunſchweig gabelt, iſt ein zweiter Punkt, an welchem ſich der Kohlenbergbau mächtig entwickelte: Hornhauſen. Als ich im Jahre 1846 zuerſt in dieſe Gegend kam, waren zwei unbedeutende Schächte in Betrieb; jetzt aber zählt man vom Windmühlenberge hinter dem Dorfe (von 2600 Einwohnern) wohl an 12 Braunkohlenſchächte auf der Größe von einer Quadratmeile, jeder durch einen mächtigen Dampfſchornſtein angedeutet.

Es dürfte hier vielleicht am Platze ſein, über die Gewinnung der Kohle etwas beizubringen, da doch nicht Jeder gerade Gelegenheit hatte, Braunkohlenſchächte zu ſehen. Die Braunkohlen bilden mehr oder minder mächtige Lager unter der Erdoberfläche, meiſtens zwei oder drei, oft aber auch fünf, ſieben und acht Schichten zeigend. Die Stärke derſelben iſt mannigfach wechſelnd, von 1 Zoll bis 8 und 10 Fuß, aber mitunter kommen auch Schichtenſtärken von 20—30 Fuß vor, ſolche haben natürlich keine weite Erſtreckung. Ihre Verbreitung geht oft über weite Flächen, die Tiefe, in welche ſie hinabreichen, beträgt oft nur wenige Fuß unter der Oberfläche, manchmal ſchießen ſie jedoch auch jählings ein, ſo daß ſie gar nicht mehr mit Schächten zu erreichen ſind. Die tiefſten Braunkohlenſchächte dürften mit Vortheil eine Tiefe von 150—160 Fuß oder 25—26 Lachter (ein Lachter = 6 Fuß 8 Zoll) nicht überſteigen, denn mit der Tiefe nehmen die Koſten der Gewinnung von Braunkohlen in ſteigendem Verhältniß zu. Mitunter trifft man ſie ſchon in geringer Tiefe, und wenn ſie dann in bedeutender Mächtigkeit vorkommen, ſo iſt es oft gerathen, ſie durch Tagebauten, alſo eigentliche Braunkohlengruben zu gewinnen. Im Gegenſatz dazu ſteht der Tiefbau. Verglichen mit den Verhältniſſen eines Silberbergwerkes, iſt natürlich eine Braunkohlengrube ein Maulwurfsbau gegen einen Fuchsbau. Die Kohlenſchächte haben durchſchnittlich nur die Tieſe eines reſpectabeln Ziehbrunnens. Silber- und Kupferbergwerke gehen zu einer Tieſe von 2000 Fuß. Die Harzer Bergwerks-Anlagen haben die Arbeit vieler Jahrhunderte in Anſpruch genommen; der Goslarer Bergbau reicht ſogar bis ins 9. Jahrhundert zurück. Eine Braunkohlengrube dagegen kann in einem Zeitraume von 20—30 Jahren völlig ausgeräumt und abgebaut ſein, ſo daß man ſich ein anderes Terrain ſuchen muß. An das Grubenſteigen der weitläufigen und tiefen Harz-Bergwerke, welches oft 3—4 Stunden in Anſpruch nimmt, gewöhnt, war mir die dürftige Tiefe beim Befahren der Braunkohlenſchächte anfänglich förmlich unangenehm, es war mir dabei zu Muthe, wie Jemandem, der im Dunkeln von einer Treppe herabkommend, in der Meinung, es ſei noch eine Stufe, plötzlich auf den Boden aufſtößt; die Strecken ſind ſchmutzig, dürftig, unbehaglich und mitunter gefährlich.

Am deutlichſten iſt offenbar die Gewinnungsarbeit der Kohle in einem ſogenannten Tagebau, und wenn man eine verſtändig betriebene Sand- oder Lehmgrube oder einen Steinbruch ſich denkt, mit terraſſenartig abboſſirten Erdwänden, und ſich ſtatt der Sand-, Lehm- und Steinſchichten Kohlenſchichten vorſtellt, ſo hat man ein Bild von einem Tagebau auf Braunkohlen. Ein Tiefbau dagegen iſt complicirter. Dazu iſt erforderlich ein Fahrſchacht, ein Förderſchacht, ein Waſſerſchacht. In letzterem befinden ſich die Pumpen, welche durch Geſtänge mit der Dampfmaſchine verbunden und bewegt werden, um das Grubenwaſſer, welches im Waſſerſchacht auf einen Punkt zuſammen geleitet iſt, herauszuſchaffen. In den Bau gelangt man durch Hinabſteigen auf ſenkrechten Leitern, „Fahren“. Daher der Ausdruck „anfahren“. Da, wo eine Leiter zu Ende iſt, befindet ſich eine Bühne, von wo aus man eine folgende Fahrt betritt. Viele glauben, man werde mittelſt eines Eimers am Seil in die Tiefe hinabgelaſſen, das iſt aber eine falſche Vorſtellung; man muß allemal zu Fuß den Weg hinab und hinauf machen. Daher iſt es nicht gerathen, daß Perſonen, die am Schwindel leiden, die Bergwerke befahren.

Jeder, der ein Braunkohlenlager findet, kann es zu ſeinem Nutzen, gegen eine mäßige Abgabe an den Staat, ausbeuten. Die Erlaubniß, Kohlen zu ſuchen und zu bohren, erhält man durch Löſung eines ſogenannten „Schurfſcheins“, welcher nur ein paar Thaler koſtet. Man erwirbt damit das Recht, auf einem Terrain von beſtimmter Größe, dem „Muthfelde“ mittelſt Bohrungen nach Kohlenlagern zu forſchen. Werden auf dieſem Felde Kohlen angetroffen, ſo muß der Fund dem Bergamte angezeigt werden. Binnen Jahresfriſt muß nun noch ein Schacht auf die Kohlen niedergebracht ſein, ſonſt erliſcht das durch den Fund erworbene Recht. Der Bodeneigenthümer muß natürlich entſchädigt werden, kann aber das Graben nach Kohle nicht hindern. Damit nun aber der Abbau in Ordnung geſchehe, nicht raubbaumäßig betrieben und nur, was gerade bequem iſt, herausgeholt und der Schatz, der auch nachfolgenden Geſchlechtern noch zu Gute kommen ſoll, nicht leichtſinnig vergeudet werde, und damit endlich bei ſeiner Hebung kein Menſchenleben beſchädigt werde, ſo hat der Staat in weiſer Fürſorge den Gruben beſondere, von ihm ſelbſt geprüfte Beamte vorgeſetzt und ſich überhaupt die Oberaufſicht vorbehalten. Da iſt es zunächſt der Steiger, welcher die Schächte anlegt. Wird die Grube in Betrieb geſetzt, ſo bekommt ſie einen Schichtmeiſter, dieſer hat die Leitung des Ganzen, ordnet die Anlage mit dem Steiger zuſammen, führt Rechnung u. ſ. w. Von Zeit zu Zeit beſucht der Markſcheider die Werke, der ſieht nach, ob Alles in Ordnung iſt, er mißt ihren Grundriß, und berichtet über den Fortſchritt. Der Markſcheider iſt der Geometer „unter Tage“. Alle Vorkommniſſe von Wichtigkeit müſſen dem Bergamte angezeigt werden, welches für gewiſſe Fälle Verhaltungs-Vorſchriften ertheilt.

Da die Anlage eines Kohlenbergwerks ziemlich koſtſpielig iſt, ſo daß ein Privatmann es mit eigenen Mitteln nicht immer ſelbſt beſtreiten kann, ſo vereinigen ſich für ſolche Unternehmung mehrere; eine ſolche Geſellſchaft heißt „Gewerkſchaft.“ Die eigentlichen Bergleute aber, die Arbeiter und Beamten einſchließlich Schichtmeiſter und Steiger bilden die Knappſchaft, welche durch beſondere Kaſſen, zu denen jeder pro rata ſeinen Beitrag giebt, für ihr gegenſeitiges Wohlergehen Sorge tragen.

Das Inſtitut der Bergleute iſt vielleicht das einzige, welches ſich ſowohl nach ſeiner innern Organiſation, wie in ſeiner äußeren Erſcheinung, unberührt vom Wechſel der Zeiten und Moden, unverändert und originell erhalten hat.

Auch in der äußern Erſcheinung ſeiner Zugehörigen hat es ſich der Mode entzogen und ſich in ſeiner ganzen Originalität und Naturwüchſigkeit erhalten. So ein Bergmann in vollem Sonntagsſtaat iſt eine hübſche Erſcheinung: ein wollener Kittel wird von dem breiten Gurt des Hinterleders durch eine blanke Schnalle zuſammengehalten, im Arme trägt er die blitzende Keilhaue, auf dem Kopfe den hohen Schachthut mit goldner Litze, einer Mauer-Krone, umzogen und das Zeichen von Fäuſtel und Schlägel in Metall daran. So tritt er grade, ſtramm und ernſt einher und bietet dir treuherzig ſein „Glück auf!“

Es iſt aber auch wohl klar, daß die einſame Arbeit in ſchweigſamer gefahrvoller Tiefe von nachhaltigem Einfluß auf den Character des Mannes ſein muß, und wirklich findet man unter den Bergleuten viel wahrhaft gottesfürchtige Menſchen, war doch auch Luthers Vater ein Bergmann. Und könnte es wohl anders ſein? In der Tiefe zwiſchen mächtig überlaſtenden Erdmaſſen ohnmächtig eingeſchloſſen, kann es nur Gottes Schutz ſein, der ſeine Tage hoch kommen und glücklich ihn Morgens und Abends ſeinen gefährlichen Weg gehen läßt.

Dieſe geſetzte Frömmigkeit hindert aber den Bergmann doch nicht, zu rechter Stunde auch einmal heiter und luſtig zu ſein; das kann man beobachten zur Zeit der Freiſchießen im Harzer Lande, die hier mit althergebrachtem Eifer gefeiert werden. Da ſiehſt du die Bergleute als die munterſten Tänzer, und ihre muſikaliſchen Collegen werden nicht müde, ihnen bis tief in die Nacht aufzuſpielen. —

Jedenfalls werden die Leſer nun begierig ſein, zu erfahren, welchen Pflanzen die Braunkohle ihr Daſein verdankt. Ihre holzartige Structur iſt außer allem Zweifel. Als man bei Grabung des arteſiſchen Brunnen auf dem Hofe des Königlichen Regierungsgebäudes zu Bromberg auf Braunkohlen ſtieß, wollten die Arbeiter ſie nur für einen alten Eichenſtamm halten. Die Braunkohlenlager ſind nichts anderes, als verſchüttete Waldbäume aus dem Geſchlechte der Laub- und Nadelhölzer. Man könnte das bezweifeln, wenn nicht in den ſie bedeckenden Thonſchichten ſich wohlerhaltene Blätter dieſer Bäume fänden. Profeſſor **Göppert** in Breslau hat einen ganzen Atlas ſolcher Braunkohlenpflanzenblätter herausgegeben, und ich habe ſelbſt in der Nähe von Bromberg im Braunkohlenthone ausgezeichnete Blattabdrücke von Ulmen-, Platanen- und Buchenblättern, ähnlichden noch jetzt lebenden, beobachtet. Eine mikroſkopiſche Betrachtung der wohlerhaltenen Holzzellen von Braunkohlen zeigt auch ganz deutlich die nur den Nadelhölzern eigenthümliche Gefäßbildung.

Der koſtbare Bernſteinharz ſteht gewiß in Beziehung zu dieſen Bäumen und mag aus einzelnen ausgefloſſen ſein. — Ich ließ einſt auf einer im Auftrage des bromberger landwirthſchaftlichen Centralvereins gemachten geognoſtiſchen Wanderung im Poſenſchen bei Gembicz-Hauland, 2 Stunden ſüdweſtlich von Czarnikau, eine alte Bernſteingrube öffnen. Es zeigten ſich im naſſen Sande 4 Fuß unter der Oberfläche merkwürdige, zähe Baumreſte von eigenthümlicher, netzförmiger Oberfläche, durch gewaltige Kraft gleichſam über der Wurzel abgedreht; im Sande dazwiſchen lagen kleine Bernſteinkörnchen, und aus der Grube drang ein betäubender Dunſt, wie wenn ein tauſendjähriges, feuchtes Grab geöffnet wird. Dieſe Reſte zeigten das Anſtehen von Braunkohlenlagern an.

Ich befand mich hier in dieſer melancholiſch ſchweigſamen Niederung des Weinamießes am Sarge einer wohlerhaltenen, vorweltlichen Leiche eines Baumes, der vor Tauſenden von Jahren hier fröhlich blühte. — — —

Wer hätte nicht ſchon mal ein Stück Torf in der Hand gehabt, denn Torf giebt es faſt aller Orten in unſerem deutſchen Vaterlande. Daß er ein Pflanzenproduct iſt, das weiß Jeder; welchen Pflanzen er aber ſeinen Urſprung verdankt, darüber iſt wohl Mancher noch im Unklaren. Die Vegetation des Torfs erinnert lebhaft an die Kindheit unſerer Erde, und in aller Stille vollzieht ſich noch heute ein Prozeß ähnlich dem, welcher den gewaltigen Steinkohlenlagern ihr Daſein gab. Der Torf wächſt, die Braunkohle nicht; der Torfgräber weiß das, darum läßt er beim Abſtich auch gleichſam die Wurzeln ſtehen; aber er wächſt nicht an allen Orten. Der Torf liebt ruhige Waſſerbecken, ſtagnirende Waſſer; daher ſucht er die Niederungen der Flüſſe mit ſchwachem Gefälle, oder einſame Ebenen in feuchten Gebirgen; wir treffen ihn alſo in den Niederungen an der unteren und mittleren Oder, an der Warthe, Netze, am Ausfluß der Weichſel und der Weſer, an der Elbe und an der Havel und deren ſeenartigen Erweiterungen, aber auch hoch oben auf dem Brockengebirge, wo früher gar eine Glashütte mit Torf betrieben wurde. An den Küſten von Oſtfriesland dehnen ſich gewaltige Torfmoore aus, im Hannoverſchen und Oldenburger Lande giebt es meilenlange Torfbrüche, die ihr melancholiſches Schweigen der ganzen Gegend aufdrücken. In einem ausgedehnten Torfmoor läßt kein Vogel ſich hören, kein warmblütiges Thier wagt ſich auf ſeine ſchwankende Fläche; manch flüchtiger Hirſch iſt ſchon im Bruche jämmerlich verendet. Und der Wanderer, der in dunkler Nacht ſich in einen Moorbruch verirrt, iſt meiſt verloren. In Aſchersleben iſt ein Glöcklein im Thurm, das wird die ganzen Wintermonate um die ſiebente Abendſtunde geläutet. Man erzählt, eine Gräfin habe dies Legat geſtiftet, weil ſie auf wunderbare Weiſe aus dem See-Bruche, wohin ſich ihr Wagen verirrt, durch das fernherſchimmernde Licht des hohen Kirchthurms gerettet ſei. In einen Moorbruch zu fallen iſt gefährlicher wie in Waſſer, denn da iſt kein Schwimmen möglich; die ſchlammige Maſſe hemmt jede Bewegung, ſich daraus zu heben, man ſinkt immer tiefer, die Füße ſind wie gefeſſelt, und wenn nicht ſchnelle Hülfe kommt, ſchließt ſich das ſchwarze Grab über dem Kopfe. Es wird erzählt, daß, als die Engländer Irland unterwarfen, einſt viele hundert ſtattliche Ritter in einem Torfbruche elendiglich umkamen, wohin ſie die fanatiſchen Iren treulos geführt hatten. Genug, die Torfgegenden ſind nicht der Menſchen Freund, denn wer nur in der Nähe derſelben zu wohnen verurtheilt iſt, wird das Fieber nicht los. Die Oldenburger Bauern haben wohl ſtets ihre Chinapulver ſtärkſter Doſis in der Taſche, um ſich vor dieſer läſtigen Krankheit zu ſchützen. Die Sterblichkeit unter Thieren und Menſchen in Torf- und Marſchengegenden iſt ſehr groß. Doch verlaſſen wir dies düſtere Bild, und wenden vielmehr unſere Aufmerkſamkeit der Entſtehung der Torfbrüche zu. Es liebt, wie geſagt, der Torf die Nähe langſam dahinſchleichender Flüſſe, aber er verſchmäht auch die kleinſten Fließniederungen nicht; wer irgend in unſerem norddeutſchen Vaterlande herumgekommen, wird ihn überall beobachtet haben. Viele Wieſen liegen auf Torfgrund, aber der Landwirth liebt die Gräſer deſſelben nicht, denn ſie ſind ſauer, ſie werden auch vom Vieh verſchmäht, weil es wohl merkt, daß es von ihrem Genuß krank wird. Ich habe hin und wieder an kleinen Fließniederungen, welche zur Netze abfallen, Torfbrüche gefunden, die im Sommer trocken lagen. Da hatte ſich denn eine ſeltene Torfſorte gebildet, der Papiertorf. In ganz dünnen Lagen, wie die Blätter eines Buchs, lagen die Vegetationen einzelner Jahrgänge über einander, die Früchte der Torfpflanzen immer dazwiſchen.

Im Allgemeinen beginnt die Bildung eines Torfbruches folgendermaßen: Auf der Oberfläche eines ſtagnirenden Waſſers breiten ſich zunächſt Waſſerpflanzen, die ihre Wurzeln in der Tiefe haben, mächtige Teichroſen, Waſſerſcheeren mit ihren markigen Wurzeln, aus. In das Innere der Waſſer ziehen nach allen Seiten hin grünliche Fäden der Algen oder Charen, die Waſſerlinien überziehen in dichter Decke den noch übrigen Spiegel, der Wind weht nun Staub und Blätter auf dieſe Flächen, und bald wachſen paraſitiſch die erſten kleinen Torfpflänzchen, die eine Moosart ſind, auf der ſchwimmenden Decke. Nun iſt ein Jahr vorbei, die Pflanzen deſſelben ſterben ab aber verweſen nicht, vermodern nur, denn das Waſſer läßt die Luft nicht ihren zerſtörenden Einfluß auf ihre Reſte ausüben; aber das nächſte Jahr läßt neue und andere entſtehen, welche auf den dunkelbraunen Reſten der vorigen Vegetation ihre Wurzeln treiben. So gehts weiter, die Decke wird immer ſtärker, ſinkt immer tiefer in das Waſſer, die in der Tiefe wurzelnden Pflanzen können endlich nicht mehr durchdringen, ſie vermodern. Daher findet man auch noch die Stengel der Teichroſen in dem Moore, weil ſein Waſſer ſie gleichſam zu Mumien conſervirt, erhalten hat. Daß Torf entſtehen kann, daß ſich in ihm die Reſte vieljähriger Vegetationen ihrer Hauptmaſſe nach erhalten finden, das iſt nur der, die Pflanzenſtoffe gleichſam balſamirenden, Kraft des Waſſers zuzuſchreiben. Auf der ſchon feſteren Decke finden ſich nun auch wohl holzige Pflanzen ein, die Sumpfweiden; ihr Daſein iſt indeß nicht von langer Dauer, denn bald werden ſie von den Torfmooſen gleichſam erſtickt, und die ganze Bruchfläche liegt endlich in völlig gleichförmiger Oede da. Nun kann es aber ſich ereignen, daß durch Fluthen neue Waſſermaſſen mit Schlamm, Sand, Thon über dieſe Flächen getrieben werden. Dann wird der alte Torfmoor begraben und zuſammengedrückt, in dem drüber ſtehenden Waſſer beginnt aber eine neue Torfbildung, ganz auf dieſelbe Weiſe wie früher, bis auch ſie vielleicht einem heftigen Sturme erliegt, oder ungeſtört ſich wieder zur Einöde ausbildet. So wird dem Menſchen ein unermeßlicher Schatz an vegetabiliſchen Stoffen erhalten, den er als Brennmaterial benutzen kann, und zahlloſe Hände ſind daher von der Mitte des Jahres ab beſchäftigt, dieſe Materialien aus der Erde herauszuheben.

Der Torf wird entweder gegraben, man nennt das „Stechen" oder gefiſcht, d. h. „gebaggert;" dies letztere geſchieht, wenn die Torfmaſſe ſchlammartig im Waſſer liegt. Das Torfſtechen nimmt man natürlich zur trockenen Zeit, alſo im Sommer vor, dann iſt man am wenigſten vom Grundwaſſer beeinträchtigt; die heiße Sonne des Sommers iſt aber auch nöthig um ihn trocken zu machen, dies geſchieht ſo, daß die friſch ausgeſtochenen Ziegel auf Raſen ausgebreitet werden, dann ſetzt man ſie zu 3, 4 oder 6 in kleine Häufchen, endlich gegen den Herbſt packt man dieſelben in große Haufen oder fährt ſie ein. Der Torfſorten giebt es ſehr verſchiedene, Faſer-, Blätter-, Moortorf u. dergl., als Feuermaterial haben ſie verſchiedenen Werth, welcher beſonders durch großen Aſchengehalt herabgedrückt wird. Die Tiefe, bis zu welcher der Torf angetroffen wird, iſt natürlich durch lokale Verhältniſſe bedingt, aber er erreicht mitunter eine Mächtigkeit von 20, 30, ja 50 Fuß, und es läßt ſich daraus wohl abnehmen, daß Jahrtauſende dazu gehören mußten, um ihn zu dieſer gewaltigen Ausdehnung anwachſen zu laſſen. Und ſicher haben manche unſerer norddeutſchen Torfmoore dies Alter, denn man fand darin Menſchen- und Kleiderreſte, welche der erſten geſchichtlichen Zeit Deutſchlands angehören. Man benutzte nämlich zu Tacitus Zeit den Torfmoor zur Richtſtätte, indem man die Verbrecher hineinſtieß, und ſie mit Hürden überdeckte.

In den Gegenden nun, wo das Holz ſelten und der Torf häufig iſt, an der Küſte der Nordſee namentlich, iſt natürlich der letztere das ausſchließliche Brennmaterial. In der Bremer Gegend findet man alſo eiſerne Oefen, große pyramidenförmige Koloſſe von dickem Gußeiſen, die Wände ſo ſchwer und ſtark, daß ſie ſehr wohl als Wärmeconſervoir dienen können. Das Torffeuer geht in den Bremer Häuſern im Winter ſelten aus, es muß immer langſam nachgelegt werden. Der Torfkorb aus lackirtem Eiſenblech ſteht den ganzen Winter durch mit Torf gefüllt in der Stube, die Fenſter ſind feſt eingeſetzt, nicht zum Herausnehmen: wird es alſo dunſtig in der Stube, ſo wird nur die Luftſcheibe geöffnet. Das Kochen auf dem Heerd geht natürlich langſam, aber man weiß trotzdem auch einen Braten braun zu bekommen, indem man oben auf den Deckel des Topfes glühende Kohlen auflegt.

Zwiſchen feſte Schichten eingeſchloſſen liegt im Schoß der Mutter-Erde indeß ein koſtbareres Material noch als Braunkohle und Torf, „die Steinkohle", welche aller Wahrſcheinlichkeit nach noch viel entfernteren Jahrtauſenden angehört, als die Braunkohle, denn felſenharte Sandſchicht und Schieferthone ſchließen die Reſte von organiſchen Stoffen ein, ſo, daß ihre pflanzliche Nat vollſtändig verwiſcht iſt und nur das Mikroſkop uns zu ſagen vermag, daß auch Zellenbildungen des Pflanzenlebens ihren Urſprung verdanken. Da die Steinkohlen ein früheren Erdrevolutionsperiode angehören, als die Braunkohlen, ſo iſt wohl denkbar, d an derſelben Stelle, wo dieſe vorkommen, auch in der Tiefe die ſchwarzglänzende Steinkoh eine Lagerſtätte gefunden hat; aber Braunkohle kann nie, wie wohl Manche glauben, Steinkohle übergehen, auch wenn ſie noch ſo lange liegt; das wäre gerade ebenſo, als wen man ſich einbilden wollte, Holz, wenn es nur recht lange in der Erde liege, werde To werden. Nur wo die feſteren Gebirgsmaſſen in unſerem Vaterlande zu Tage treten, kan man auch Kohlenſchichten beobachten. Wer alſo irgend einmal durch Weſtphalen über Dor mund nach Düſſeldorf gefahren, dem werden, wenn der Dampfwagen zwiſchen durchſprengte Felswänden hinrollte, doch im Fluge die ſchwarzen Schnüre und Bänder kohligen Geſtein aufgefallen ſein, die ſich hier hin und wieder aus der Tiefe heraufwinden. Dieſe Lagerungsweiſe der Kohlen, dieſes Abwechſeln mit dünnern oder mächtigern Geſteinsſchichten iſt ab gar nicht unähnlich dem Wechſel von Sand und weichen Thonen mit Braunkohle. Da die Steinkohle eigenthümlichen Pflanzenſpezies, wie ſie nur noch in den Tropen beobacht werden, und von denen wir hier im Norden höchſtens die Farrenkräuter als Beiſpiel haben ihren Urſprung verdanken iſt außer Zweifel, denn Reſte von Pflanzen finden ſich in de ſie begleitenden Schiefern, in den deutlichſten Abdrücken erhalten; die Fiſche der damalige Meere und die Thiere des Landes, Reptilien, finden ſich gleichfalls in den feſten Schiefer zu Stein erſtarrt.

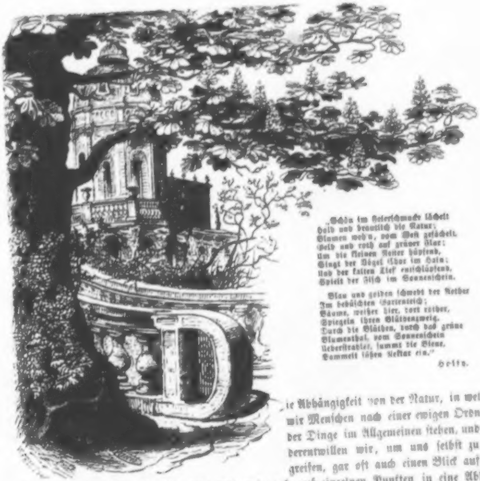
Das iſt nun das Material, deſſen man ſich beſonders in den weſtlichen Provinzen unſeres Vaterlandes bedient, mit dem man nicht allein Dampfmaſchinen heizt und Ziegel brenn ſondern auch die Speiſen kocht und die Stuben heizt. Wer daher nach dem Rheinland zieh der muß lernen, wie man mit der Steinkohle umgeht, denn es iſt nicht einmal ganz leich überhaupt damit nur Feuer zu bekommen. Im Bergiſchen Lande bedient man ſich zu Feuer-Anmachen der Lohkuchen, die werden auf den Roſt gebracht und angezündet, dan ſchüttet man Kohle auf und wartet nun ab, bis die Gluth durchſchlägt, dann werden no mehr Kohlen aufgeſchüttet. Die Kohlenzange und Feuerkrücke, hin und wieder auch der Blasbalg müſſen helfen. In den Zimmern ſtehen eiſerne, blank-geſcheuerte und geſchliffene Kanonenöfen, daneben der eiſerne Ofenſchirm und in einem kleinen Becken ein Vorrath von völli in Waſſer ſchwimmenden Kohlen; tropfnaß müſſen ſie in den Ofen kommen, denn nur ſ brennen ſie ſparſam und geben gute Hitze. Eine originelle Manier wird beim Ziegelbrenne beobachtet, da werden die Lehmſteine immer abwechſelnd mit dünnen Kohlenſchichten locker aufgebaut zu mächtigen Haufen, gleichſam, als ſollte ein babyloniſcher Thurm angefangen werden Nun ſteckt man die Kohlen der unterſten Schicht an und läßt das Feuer ſich allmählig durc die ganze Maſſe verbreiten, was natürlich ſehr lange dauert; wenn das geſchehen iſt un der Brand kalt geworden, wird der Haufen auseinander geriſſen, die gut gewordenen Stein werden ausgeſucht und das nur Halbgebrannte wird auf die Wege gefahren, um ihnen Feſtigkeit zu geben. So in alle Wege und bei jedem Brennmaterial

„Wohlthätig iſt des Feuers Macht,
Wenn ſie der Menſch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er ſchafft,
Das dankt er dieſer Himmelskraft.“

* * *

Die Roßkaſtanie.

Ein Frühlingsbild von H. W. Herger.



„Schön im Feierſchmucke lächelt
Hold und bräutlich die Natur;
Blumen weh'n, vom Weſt gefächelt,
Gelb und roth auf grüner Flur;
Um die kleinen Neſter hüpfend,
Singt der Vögel Chor im Hain;
Und der kalten Tief' entſchlüpfend,
Spielt der Fiſch im Sonnenſchein.

Blau und golden ſchwebt der Aether
Im bebüſchten Gartenteich;
Bäume, weißer hier, dort röther,
Spiegeln ihren Blüthenzweig.
Durch die Blüthen, durch das grüne
Blumenthal, vom Sonnenſchein
Ueberſtrahlet, ſummt die Biene,
Sammelt ſüßen Nektar ein.“

Hölty.

Die Abhängigkeit von der Natur, in welcher wir Menſchen nach einer ewigen Ordnung der Dinge im Allgemeinen ſtehen, und um derentwillen wir, um uns ſelbſt zu begreifen, gar oft auch einen Blick auf die Natur werfen müſſen, hat ſich doch nach und nach auf einzelnen Punkten in eine Abhängigkeit der Natur vom Menſchen verwandelt. Der unorganiſchen Welt gegenüber ſcheint dieſes Verhältniß zwar niemals eintreten zu können, aber in der Thier- und Pflanzenwelt hat es ſich mehrfach verwirklicht. Organismen, welche ſelbſt erſt das Daſein der Menſchheit bedingten, ſehen gegenwärtig ihre eigene Erhaltung in die Hand des Menſchen gelegt. Es ſind das die Hausthiere und Kulturpflanzen, die ja zu einem großen Theile aufgehört haben, als wild und ſelbſtwüchſig die Erde zu beleben, und das ſeit ſo langer Zeit, daß wir ihre urſprüngliche Heimath oft nicht einmal mehr zu nennen im Stande ſind. Noch immer iſt der Menſch von ihnen abhängig, aber indem er auch wieder für ihre eigene Fortdauer zu ſorgen hat, erſcheint er nun mehr als je auf ſich ſelbſt geſtellt. Es iſt, als hätte die Natur nur ſo lange allein für ihn ſorgen, zugleich aber auch ihn in ſtrengſter Abhängigkeit von ſich erhalten wollen, bis er menſchliche Befähigungen u Tugenden genug in ſich entwickelt hätte, um als Preis derſelben ein größeres Ma von Freiheit und ſelbſt ein Stimmrecht im Haushalte der Welt beanſpruchen zu dürf Es möchte dieſes Verhältniß des Menſchen zu ſeinen Hausthieren und Culturpflanzen u zu den Dingen gehören, welche bekunden, daß Natur und Menſchengeiſt aus Einem Gu ſind, und durch beide derſelbe göttliche Odem ſchaffend und ordnend hindurchweht.

Das fragliche Verhältniß hat keineswegs ſchon ſeinen Abſchluß erreicht; ſeine Entwic lung dauert fort, und einen weſentlichen Zug in derſelben bildet das Trachten der Völk die organiſche Natur ihrer Heimath durch Erzeugniſſe anderer Erdſtriche dauernd zu ergä zen, indem letztere fort und fort aufgeſucht, geprüft und je nach Wunſch und Möglichk auf den heimiſchen Boden, in die Umgebung des heimiſchen Heer[illegible] verſetzt werden. Ni immer blos das Nahrungsbedürfniß iſt es, was hierbei leitet: der Menſch verlangt n etwas mehr, als das tägliche Brod, um ſich ganz als das zu fühlen und geltend zu mache wozu ihm Anlage und Beruf ward; und namentlich in Rückſicht der Pflanzenwelt gründ ſich recht oft ſein erwähntes Trachten nicht auf jene niedere Bedürftigkeit, ſondern auf e rein dämoniſches Verlangen des Gemüths und der Phantaſie, ſo daß wir auch dabei wied inne werden, daß aus der ganzen Natur ein dem unſrigen verwandter Geiſt uns ſein Daſe und ſeine Sympathie zuflüſtert.

Dieſe Bemerkungen drängten ſich uns auf, indem wir uns anſchickten, einen Baum betrachten und zu ſchildern, auf welchen das zuletzt Geäußerte ſeine volle Anwendung find und der auch wohl allen unſern Leſern einigermaßen bekannt iſt, nämlich die zur Verſch nerung unſerer deutſchen Heimath aus Aſien nach Europa verpflanzte Roßkaſtanie. W wollen uns jetzt dieſem Baume ſelbſt zuwenden.

Die Roßkaſtanie (Aesculus Hippocastanum L.) hat ihre wahre Heimath in Tib und dem nördlichen Indien und gelangte erſt im Jahre 1575 durch den kaiſerlichen Geſandt David Ungnad in Konſtantinopel an den berühmten, raſtlos thätigen Botaniker Karl Cluſi (Charles de l'Ecluse) in Wien, der ſie mit Erfolg kultivirte. Sie iſt damit den übrigen Arten ihr Geſchlechts, die ſämmtlich Bürger Nordamerika's ſind, und von welchen ſie alſo auffallend w getrennt lebte, auch räumlich wieder näher gerückt, und theilt in beiden Beziehungen ganz daſſel Schickſal mit dem Wallnußbaume, der jedoch weit früher, als ſie, ſeine Reiſe aus Perſie nach dem Abendlande antrat. Beide ſind jedenfalls die ſtattlichſten von allen ausländiſch Bäumen, die bei uns eine weite Verbreitung gefunden haben, und beide erſcheinen gege wärtig in Deutſchland faſt als einheimiſch. Zum Kreiſe der Ahorngewächſe gehörig, hä die Roßkaſtanie in ihrem Wärmebedürfniß zwiſchen den Ahornen im engeren Sinne, d noch genügſamer auftreten, und den übrigen, meiſt tropiſchen Gliedern des Kreiſes d Mitte.

Cluſius verließ 1588 Wien, ohne an ſeinem nun zwölfjährigen und zwei Klafter hohe Pfleglinge ſchon Blüthen erblickt zu haben. Nach Paris kam die erſte Roßkanie, und zwa ebenfalls aus der Levante, erſt 1650.

Aehnlich wie bei der Linde pflegt der Stamm der Roßkaſtanie ſich früh zu verzweiger aber bei längerem Wachsthum erheben die älteſten Aeſte ſich zu einer bedeutenden Höh übertreffen das Maß des Stammes um das Sechs- und Achtfache und bilden ſo die Träge eines großartigen Laubdoms. Die jüngeren, angenehm braun gefärbten Zweige überzieh eine glatte, nur mit wenigen korkigen Höckerchen (Lenticellen) beſtreute Rinde; der Stamm und die älteren Aeſte dagegen erhalten durch die in ihrer Rinde mehr und mehr zunehmend Korkbildung ein rauhes, riſſiges Anſehen, wenn auch nicht in gleichem Grade, wie ein Eichenſtamm. Bei unverkümmerter Entwickelung ſtellen ſich die Zweige einander genau gegenüber jedoch ſo, daß die nächſt höhere der dadurch entſtandenen Gabeln mit der vorigen ſtets ei Kreuz macht. In jedem Alter des Baums, beſonders aber im früheren, haben die Zweig etwas Starres, Sperriges, man möchte ſagen, Maſſives; ihre Glieder ſind ungewöhnlich lang und dick, und ſelbſt das Hervortreten von Blättern und Knospen an ihrer Seite vermag ſie nicht aus ihrer geraden Richtung abzulenken. Erſt das aufhörende Wachsthum der Spitzen, wenn dieſe einen Blüthenſtrauß trugen, und die dadurch erzwungene Seitenſchwenkung der Vegetation; das Fehlſchlagen oder ſpätere Verlorengehen einzelner von den gabelig angelegten Trieben und das Wiederemporſtreben der Spitzen zum Lichte, nachdem die Schwere den gewichtigen Zweig herabgebogen hatte, läßt bei älteren Individuen jene geraden Richtungen in mehr gekrümmte, jene Starrheit in eine etwas freiere, rundere Bewegung übergehen. Aber ein leichtes Flattern, ein graziöſes Wogen und Wallen der Zweige, wie Buche, Linde und Birke es zeigen, bleibt für die Roßkaſtanie unmöglich, und wenn jene Bäume bei losbrechendem Sturme ihr bewegliches Zweig- und Laubwerk unbeſchädigt auf den Luftwellen dahintreiben laſſen, ſo ſetzt ſich die ungeſchmeidige Roßkaſtanie der ganzen Wucht des auf ſie einſtürzenden Elements aus und erleidet faſt jedesmal an Zweigen und Blättern bedeutende Havarie.

Wir wollen ſchon hier hervorheben, daß der ganze Typus der Roßkaſtanie auf einer eigenthümlichen Verbindung von Einfachheit und Fülle beruht. Dieſen Baum, möchte man ſagen, hat die hohe Meiſterin Natur im Lapidarſtyl gedacht und mit Kapitalſchrift ausgeprägt. Die ſämmtlichen Zweige, Knospen und Blätter einer Linde oder Birke zu zählen, wäre ein langes Geſchäft; bei der Roßkaſtanie käme man weit eher damit zu Stande. Dagegen ſind die Formen der Orientalin im Einzelnen voll, üppig, prunkhaft. Schon im Frühling vor erfolgter Belaubung ſteht ſie mit ihren ſchwellenden Knospen neben unſern übrigen Bäumen da, wie ein Millionär unter armen Leuten. In einer einzigen von ihren blühbaren Knospen fänden hundert andere Baumänglein Platz, und auch das Harz, welches reichlich aus den breiten Schuppen hervorquillt und dem ganzen Oval der Knospe eine ſtrahlende, die Farben hebende Politur verleiht, macht den Eindruck eines Ueberſchuſſes von Stoff und Kraft.

Eine Blüthen verſprechende Knospe ſteht immer auf der Spitze eines Zweiges; meiſt nahe unter ihr noch zwei andere, die ſich aber nur zu beblätterten Aeſtchen entwickeln, und von denen häufig noch die eine verkümmert. Zuweilen ſchlafen beide bis ins nächſte Jahr und erzeugen dann erſt unter der vernarbten Baſis des vorjährigen Fruchtſtiels eine die Zweigbildung fortſetzende Gabel.

Dieſe mächtigen Knospen der Roßkaſtanie ſind recht dazu gemacht, uns mit Bequemlichkeit einen Blick in ihre Anlage und Oekonomie thun zu laſſen. Wir brauchen ſie nicht einmal in die Hand zu nehmen, ſondern nur vom Wege aus ein wenig ſeitwärts hinauf zu blicken, um Zeuge der verſchiedenen Operationen zu werden, durch welche dieſe Knospen ſich weiter zu helfen und aus dem Winter in den Frühling zu kommen ſuchen. Sechs bis acht Paar in Kreuzſtellung, wie die vier Zipfel eines Briefcouverts, auf einander folgende Schuppen, die unterſten kurz und halbkreisförmig, die oberen ſchmaler und länger, alle von hornartiger Härte und Steifheit, bilden eng zuſammenſchließend das Bollwerk, worin Blätter und Blüthen den Winter hindurch auch den heftigſten Angriffen der Witterung widerſtanden haben. Die Zuſammenfügung der Schuppen iſt eine planmäßige und wohlberechnete, indem jede derſelben auf der einen Seite von ihrer Nachbarin bedeckt und feſtgehalten wird, auf der andern aber das Gleiche für die nächſte Schuppe leiſtet. Die vier höchſten aber ketten ſich noch durch einen ihre Ränder bewimpernden Fadenbeſatz auf das Feſteſte an einander. Endlich jedoch kommt der deutſche April. Es wird in den Knospen lebendig; ſie dehnen und ſtrecken ſich; alles an ihnen, auch das Harz der Decken, kommt in Fluß, und jede Schuppe bemühet ſich, ihrer Länge am unteren Ende ein Stück hinzuzuſetzen. Durch dieſe koſtbare Eigenſchaft des Knospenkleides, die auch manchem Menſchenkinde dienen könnte, mit ſeinem Inhalte nämlich mitzuwachſen, genießen die jungen Blätter und Blüthentrauben noch lange einen kräftigen Schutz gegen Rückfälle der Kälte. Bald biegen ſich die unteren Schuppenpaare von den übrigen weit zurück, und oben ſchiebt ſich ein grüner Kegel hervor; bald haben auch die höchſten und längſten Schuppen nur noch das Maaß des Blattſtiels, der jetzt als der erſte den von ihm getragenen Blattkörper über die Zinnen der Knospe herausklappt, und nicht lange, ſo folgt dem erſten Blatte das zweite, dritte, vierte, und die zolllange Blüthentraube, vorher von dem grünen Dache der zuſammenneigenden Blätter bedeckt, ſteht enthüllt vor uns.

Noch lange nach dem Aufbrechen der Knospe kann man die Reihenfolge, in welcher ſich die vier um die Traube ſtehenden Blätter entwickelten, an der verſchiedenen Länge der Blattſtiele erkennen und ſich überzeugen, wie das Wachsthum von unten nach oben fortſchritt, und auch nicht einmal zwei zu demſelben Paare gehörige Blätter, ſich gleichzeitig ausbildeten. Die oberſten Deckſchuppen der Knospe geberden ſich zuweilen ſo, als wollten ſie ſich zum Range vollſtändiger Blätter aufſchwingen, indem ſie auf ihre Spitze wirklich kleine, grüne Blättchen aufſetzen. Man ſieht daraus, daß die Knospenſchuppen die Bedeutung veränderter Blattſtiele haben.

Alle Theile des jungen Blattes ſind anfangs mit einem langen, dichten, zuerſt weißen, dann ſich roſtgelb färbenden Filze bedeckt, der aber endlich verloren geht. Daß die Blattſcheibe nicht einfach iſt, ſondern aus ſieben Einzelblättern beſteht, wird in dieſem Zeitpunkte nur von dem Aufmerkſamen wahrgenommen; denn jedes Theilblättchen iſt ſeiner ganzen Länge nach zuſammengefaltet und dann mit den benachbarten durch den erwähnten Filz eng zuſammengefügt. Erſt allmälig trennen ſie ſich, indem ſie auch ſich ſelbſt mit ihrer vollen Fläche auseinander breiten und die feineren, in der Richtung der Seitennerven vorhandenen Fältchen mehr und mehr glätten. Beſonders überraſcht wird man aber, ſie alsbald auch ihre wagerechte Lage verlaſſen und wie in völliger Erſchlaffung vom Ende des Blattſtiels herabhängen zu ſehen. Es iſt keine Erſchlaffung! Man verſuche ſie mit dem Finger in die vorige Lage zurückzuführen und man wird fühlen, daß ſie mit einer gewiſſen Federkraft in der ſenkrechten und oft mehr als ſenkrechten Stellung zu verharren ſuchen. Dieſe neue Stellung hat vielleicht den Zweck, und jedenfalls den Erfolg, das junge, zarte und ſchon nicht mehr durch ſein früheres Filzkleid geſchützte Laub vor Beſchädigung in kalten Nächten zu ſichern, da zur Zeit der erſten Laubentwickelung bei uns, und auch wohl in der wahren Heimath der Roßkaſtanie, bei hellem Himmel dergleichen Fröſte nicht auszubleiben pflegen und ein wagerecht ausgebreitetes Blatt dem Wärmeverluſt durch Ausſtrahlung viel mehr Preis gegeben würde, als ein ſolches, das mit der Spitze nach unten gerichtet, ſeine Fläche mehr der Erde als dem kalten Himmelsraume zukehrt. Iſt das Blatt erſt mehr erſtarkt, ſo nimmt es die wagerechte Lage von ſelbſt wieder an. Der lange, kräftige Blattſtiel ſtrahlt nun in ſieben ſchön geſchnittene Theilblätter aus, deren mittelſtes ihm an Länge ungefähr gleichkommt, während die übrigen ſich bis zum äußerſten jeder Seite hin immer mehr verjüngen. Alle ſchärfen ſich wie lange Keile gegen das gemeinſame Centrum zu, während ſie ſich am vorderen Ende ſchnell in eine kurze Spitze zuſammenziehen. Wäre ein Blatt von ſolcher Ausdehnung nicht maaßvoll in einzelne Elemente aufgelöſt, ſo hätten wir einen Baum mit Lattichblättern und gewiß erſchreckend ſchwerfälligem Ausſehen vor uns; bei der Roßkaſtanie iſt jedes Blatt ein nicht völlig regelmäßig, ſondern nur ſymmetriſch gebildeter, um ſo mehr aber das Auge anziehender und feſſelnder Stern.

Es hat wohl mit dem Namen der Roßkaſtanie nichts zu thun, kann aber doch leicht an denſelben erinnern, daß der unterſte, dem Aſte aufſitzende Theil des Blattſtiels faſt zu der Form eines kleinen Roßhufes anſchwillt, und daß ſogar die großen, nach dem Abfallen der Blätter am Zweige entſtehenden Narben nicht wenig Aehnlichkeit mit der Spur eines Roßhufes bis auf die Nägel des Eiſens haben. Die letzteren werden durch die Marken der ſogenannten Gefäßbündel, jener derben Zellenſtränge, die gewiſſermaßen das Skelett de

Blattes bilden, und an jenen Stellen aus dem Zweige in den Blattſtiel hinübertreten, in auffälliger Weiſe vorgeſtellt. Der Zahl der Einzelblätter entſprechend, ſind gewöhnlich ſieben ſolcher Marken vorhanden. — Der Name Roßkaſtanie ſoll nach Cluſius Angabe von den Türken überkommen und daher entſprungen ſein, weil man mit den Blättern dieſes Baumes das Blutſpeien und andere Lungenübel der Pferde heilte.

Etwa einen Monat, nachdem die Blüthentrauben der Roßkaſtanie zuerſt ſichtbar wurden, haben ſich dieſelben über eine Spanne hoch ausgedehnt und durch Verlängerung ihrer Aeſte und Aeſtchen bis zur einzelnen Knospe hin gelockert. Sie bilden eine feſt gefügte, gewichtige, aber durch ihre kräftige, aufrechte Haltung den Charakter des Baumes nicht verleugnende Pyramide. Indem die ſchwülen Lüfte eines Maitages ſie umſpülen und der Donner über ſie hinrollt, laſſen die am Grunde der Traube ſtehenden, grünen, fünffach ausgezackten Glöckchen die zarteren Theile der Blume aus ihrer Hut entſchlüpfen. Fünf rundliche, weich gewellte, am Rande zart bewimperte Blumenblätter, auf weißem Grunde mit einem breiten roſarothen oder gelben Tüpfel bemalt, bleiben nur mit einer ſtielförmigen Verlängerung in dem grünen Glöckchen des Kelchs vereinigt und breiten ſich oben in eine große, nicht gar zu regelmäßige Platte aus. Aus ihrer Mitte ſprühen ſieben in freiem Bogen nach oben geſchwungene Fäden hervor, um bald aus den braunen Kölbchen an ihrer Spitze jenen wunderſamen Staub auszuſtreuen, der die Wiedergeburt des ganzen Gewächſes zu vermitteln beſtimmt iſt. Ein langer, ebenfalls aufwärts gekrümmter Griffel empfängt dieſen Staub und läßt ihn durch ſein Inneres als feinſte, nur dem bewaffneten Auge ſichtbare Fäden in die ſtille und doch reich belebte Werkſtatt hinabdringen, welche ein im Kelche eingeſchloſſener, weich behaarter Fruchtknoten darſtellt. Nur wenige von den vielen Blüthen des Straußes pflegen dieſes erbſengroße Knöpfchen im Laufe des Sommers zu einer oft zwei Zoll dicken, grünen, mit ziemlich feſten Stacheln überſäeten Fruchtkugel hervorzunähren. Wie es aber die ſchönſten Tage des Frühlings waren, welche die Roßkaſtanie zur Entfaltung ihres Blüthenſchmucks lockten, ſo rühren die ſchönſten Tage des deutſchen Nachſommers mit helfender Hand an die reifen Kapſeln, und deren derbes Gehäuſe von oben her ſich ſpalten und die wenigen großen Samen, welche ſich unter ſechs urſprünglich angelegten und in drei Gemächer des Fruchthauſes vertheilten Knospen an ihrem Platze behaupten konnten, ans Licht gelangen und den auf dieſes Spielzeug ſchon wartenden Kindern in den Schooß fallen zu laſſen. Durch ihre Größe eine Kinderhand füllend, gleichen die faſt kugelrunden Körner in Farbe und Glanz polirtem Mahagoniholze; nur die kreisförmige Stelle, durch welche ehedem der Saftzufluß ſtattfand, bleibt an ihrem glanzloſen Hellbraun beſtimmt kenntlich.

Dieſe prächtigen Früchte möchte man gern für Etwas dem Menſchen recht Nützliches, oder recht Verderbliches halten; man möchte glauben, daß ſie entweder ein geſunder, leckerer Biſſen, oder Etwas von jenen Dingen ſein müßten, die durch gleißneriſchen Schein den Lüſternen zu berücken ſuchen, um ihn nach dem Genuſſe für ſeine Unbeſonnenheit zu peinigen. Und doch ſind ſie das Eine ſo wenig wie das Andere. Ihres bedeutenden Stärkegehalts und des beigemiſchten Bitterſtoffes wegen benutzt man ſie zuweilen als ein arzneiliches Viehfutter. Ihr ſchmuckes Ausſehen erinnert uns übrigens an die auf gleiche Art ſich auszeichnenden Samen einiger der Roßkaſtanie nicht fernſtehenden Gewächſe, wie der Seifenbäume und des Herzſamens (**Cardiospermum Halicacabum**), welcher letztere Samenkugeln hervorbringt, die bei glänzend ſchwarzer Farbe mit einem weißen Herzen oder Möndchen bezeichnet ſind und, auf Schnüre gereihet, wie Perlen um den Hals getragen werden.

Da die Roßkaſtanie ihr Bürgerrecht auf deutſchem Boden einzig und allein durch das Wohlgefallen erlangt hat, womit deutſche Augen ſich vor Jahrhunderten der Anſchauung ihrer Formverhältniſſe hingaben und noch hingeben, ſo wollen wir der Eigenthümlichkeit dieſer anerkannten Reize noch ein Weilchen nachſpüren. Wir haben ſchon auf den nicht gemeinen Schnitt der großen Blätter und den in Form und Farbe mit vieler Schönheit ausgeſtatteten Bau der einzelnen Blüthe und Blüthentraube aufmerkſam gemacht. Man hat die ſenkrecht aufſtrebenden Blüthenkegel mit Lichtflammen auf grünem Candelaber verglichen, und wir dürfen auch hinzufügen, daß von allen bei uns häufiger vorkommenden Bäumen keiner in ſeiner Blüthenzeit einen ſo feinen Teint beſitzt, als der Apfelbaum und die Roßkaſtanie. Aber das Schöne und Eigenthümliche im Typus des letztern iſt damit nicht erſchöpft. Wir müſſen hier wieder auf die bereits erwähnte, unſern Baum bezeichnende Verbindung von Einfachheit und Fülle zurückkommen. Seine Krone gewährt nicht den Anblick einer ſo reichen, oft ins Zierliche übergehenden Gruppirung wie etwa eine Linde oder Buche mit ihrem viel zarteren und biegſameren Zweig- und Blattſyſteme. Ein Lindenzweig von der Größe eines einzigen Kaſtanienblattes läßt oft in ſeiner Form ſchon wieder eine Gliederung erkennen, die ihn für ſich ſelbſt zu einem gefälligen Ganzen macht. Eine derartige feine Ausführung fällt bei unſerem Baume durchaus weg. Die Roßkaſtanie möchte man in Rückſicht ihrer Laubkrone mit einem Landſchaftsbilde vergleichen, das ſeine meiſten Schönheiten im Vorder- und im Hintergrunde hat. Treten wir nahe an ſie heran, ſo ſind es hauptſächlich die einzelnen grünen Blattſterne, welche das Auge beſchäftigen und erfreuen, und aus der Ferne geſehen, wird der mächtige, die Landſchaft füllende Laubkörper eines alten, ausgewachſenen Baumes ſeinen Eindruck nicht verfehlen. Die Fülle aber, welche ſich ſchon zur Zeit der Belaubung in den wunderbar großen Knospen ausſprach, tritt namentlich in der Blüthenperiode als wahrhaft orientaliſcher Pomp auf. Und doch welcher Unterſchied zwiſchen dieſem Schmuck und dem mancher anderen, ebenfalls reizenden Baumgeſtalt! Jenes bunte, leicht durcheinander wirbelnde Gewühl von Zweigen, Blättern und Blüthen, das ſo vielen andern Bäumen ihre maleriſche Tracht giebt, weicht bei der Roßkaſtanie einer maaßvollen, beſtimmt abgewogenen Vertheilung der ſchmückenden Elemente, einer Vertheilung derſelben, welche an die Geſetze einer auf Hoheit und Würde gerichteten Architektur erinnert. Auf einem blühenden Kirſchbaume ſcheint eine ſchlichte, ſchimmernde Wolke zu ruhen, ein leuchtender „Blüthendampf“ umwallt ihn: die Blüthenſträuße der Roßkaſtanie dagegen ſtehen um ihre Krone herum wie Bildſäulen um einen Pallaſt.

Und ſo verlangt denn unſer Baum, um mit ſeiner ganzen ſchönen Eigenthümlichkeit auf uns zu wirken, auch ſeine beſondere Stelle in der Landſchaft. Die Hütte, vor welcher ſich eine halb angekleidete Kinderſchaar auf dem beſonnten Raſen tummelt, und das Schweſterchen ihr Brüderchen wartet, mag von den Zweigen einer Linde traulich und weich umarmt werden; auf ſie mag eine ſilberſtämmige Birke ihre zarten, luftigen Zweige wie Ströme des Friedens herabwallen laſſen: die Roßkaſtanie findet ihren Platz beſſer an der Seite des Pallaſtes, denn von ihrer Grandezza geht das Auge ungeſtört zu dem glänzenden Treſſenrocke und den hohen, ſteifſchäftigen Stiefeln fürſtlicher Bedienung über.

* * *

Wiesbaden.

Von Eugen Habermann.

Auf achtundzwanzig Marmorſäulen in ſchwarzgrauer Farbe ruht die Galerie des großen, üppig pomphaften Saales eines Gebäudes, das ſie in höchſt bezeichnender Zweideutigkeit das Kurhaus nennen. Hier iſt Wiesbaden, ein Badeort, zu dem die feine, nicht nur die kranke Welt zuſammenſtrömt! Die großen Saalthüren nach dem reizenden Garten zu ſind geöffnet. Ein flüchtiger Blick, den die Orangenbäume vor Thür und Fenſtern aufhalten, ruht auf dem von lieblichen Promenaden begrenzten Teiche, in dem ſo eben ein Paar weiße Schwäne die einzige Regung hervorbringen. Andererſeits lockt ihn die Stadt und hinter ihr die reiche Landſchaft, zu verweilen und zu genießen. Wer hier aufwärts dringen könnte und ſich erheben bis zur Vogelperſpektive über all die mannigfachen Bilder! Der ließe dieſen Goldſchimmer, der ſchenkte den luxuriöſen Glaskronen, den Marmorbüſten in den 22 Niſchen kaum einen Blick, der würde von dieſen Franzoni'ſchen Kunſtverſuchen in carrariſchem Marmor und der hiſtoriſch amüſanten Notiz, daß ſie die Mutter der Napoleoniden für 12,000 Thaler dieſem Saal mit der anrüchigen Nachbarſchaft des va banque hazard's überließe, nicht aufgehalten und gewönne ſtatt der beſchränkten die weiteſte Umſicht. Unter ihm läge das Kurhaus, des Architekten Zais Meiſterwerk, mit ſeiner nun 30jährigen Geſchichte, in die ſich viel äußere Pracht und inneres Elend verwindet. Es läge ſtolzen Gaſthöfen gegenüber, im Hintergrunde eines großen grünen Raſens, eingefaßt von ſeinen Seitengebäuden, den auf zahlloſen Säulen ruhenden Ladencolonnaden, die ſich an den auf joniſchen Säulen ruhenden Mittelbau des Haupthauſes anſchließen. Und hinter dem Hauſe erholte der Blick ſich hier in dem Garten, ſiele er dort auf das gemachte Leben der Stadt. In dem Garten, in ſeinen die Berge hinan ſich erhebenden Anlagen ergeht hier, der Natur und ihrer Schönheit voll, ſich der Eine, verliert dort düſtern Auges ſich der Andere. **In balneis salus.** (In den Bädern Heil.) Jenen hat die wunderkräft'ge Quelle, über der ſie am Kochbrunnen eine ſtolze Promenade erbaut, von langem Weh geheilt, dieſer hat in des Croupiers gagné, perdu im Kurhauſe ſich zu ſehr vertieft und perdu tönt ihm der Geſang der aus allen Zweigen ſingenden Vögel in dieſer Landſchaft! Auf der Höhe ſteht, wie aus Silberfäden geſponnen, eine den weiten Blick beherrſchende Laube. Hier nach Frankfurt, nach Bieberich hin fährt die Eiſenbahn, dort ſchimmert der Rhein am fernen Horizonte, dort ſchließt der Taunus mit ſeinen waldigen Höhen das wunderreiche Cyclorama ab und erhebt aus dieſen ſich das Dach des herzoglichen Jagdſchloſſes, das auf die griechiſche Kapelle mit ihren Kuppeln von Byzanz, ihrem herrlichen Mauſoleum verwundert ſieht. Und unten die breiten Straßen mit ihren langweilig ſchönen Häuſern! Wie eine Leibwache aus fremdem Element geſammelt umſtehen ſie den Kern der Stadt, der nichts weniger als impoſant iſt, das herzogliche Palais mit eingerechnet. Sein Inneres entzieht ſich dem Blick der Vogelperſpektive; deſto mehr hält der erwähnte Brunnen ihn auf. 800 Badekabinette verſprechen in den zahlreichen Badehäuſern Hilfe. Die heiße Quelle ſchießt aus der Erde. Natürlicher Dampf iſt der Wegweiſer den Suchenden und iſt es ſeit Jahrtauſenden ſchon. Nicht nur, daß die hier gefundenen Alterthümer die Anweſenheit römiſcher Gäſte in grauen Zeiten bezeugten! Die Gewährsmänner Plinius, Tacitus, Ammianus aber haben ein zu gelehrtes und würdig gemeſſenes Anſehen, als daß ſkizzenhafte Beſchauung ſie in ihren Kreis zu ziehen wagen dürfte. Nach ihnen hat und wird noch mancher Sieche der Thermen Heilkraft dankbar bezeugen. Welch ein Contraſt gegen jenes Kurhaus. Sein geheimes Reizmittel liegt neben dem herrlichen Saale. Dort wird zur Schande der Sittlichkeit das Gift, die moraliſche Krankheit der Bank mit gierigen Zügen eingeſogen. Hinweg! Hier giebts lieblichere, geſündere Bilder: In balneis salus!

* * *

Der Harz.

Von Heinrich Pröhle.

Seht ihr noch in Sylt die Adler horſten?
Nein! ſie ſind verſunken wie ein Traum
In die Nordſee mit den Dammwildforſten
Und dem rothen Vogelbeerenbaum.
Doch des Harzes ſtolzen Eichenwäldern
Hält der Norden noch ein grünes Kleid,
Wie des Brockens moosbedeckten Feldern
Noch ein Diadem von Schnee bereit.

An den Tannen, wo wir einſt gegangen
Und der Weſt die grünen Wipfel regt,
Werden große Droſſeln noch gefangen,
Wo das braune Reh ſich niederlegt;
Wo die Hirſche noch mit großen Augen
Hin nach Norden in die Eb'ne ſehn,
Während ihre jungen Kälber ſaugen,
Staunend über weiten Feldern ſtehn.

Nicht geſchmückt mit eines Dachſes Felle
Schreiten hohe Roſſe von Brabant,
Wie ſie ſtampfen an des Rheines Welle,
Um den Kölner Dom, das Niederland;
Auf dem Wagen nach der alten Weiſe
Zieht, mit Eutern voll und ſchwer, die Kuh
In dem blumenreichen Wieſengleiſe
Bunten Klee dem Schieferthurme zu.

Ob auch Suia's Nachtigallen ſchweigen
In den Eichenwäldern, ernſt und kalt,
Flattern über ſchneebedeckten Zweigen
Große Stößer doch durch unſern Wald;
Ob auch niemals unſre Seen funkeln
Gleich dem Meer in unbegrenztem Blau:
Unſre Teiche doch von Schatten dunkeln
Schwarzer Tannen und der wilden Sau.

Schwingt auch grüßend nicht auf Alpenwegen
Wolfgangs See den grauen Gemſenhut,
Tritt uns Ilſe freundlich doch entgegen
In der Mondennacht mit heiterm Muth;
Winkt dem Köhler, führt ihn zu den Rappen,
Zu den Kaiſern in den Ilſenſtein,
Tränkt die Zauberpferde, ſpeiſt die Knappen,
Labt die Sachſenkaiſer ſelbſt mit Wein.

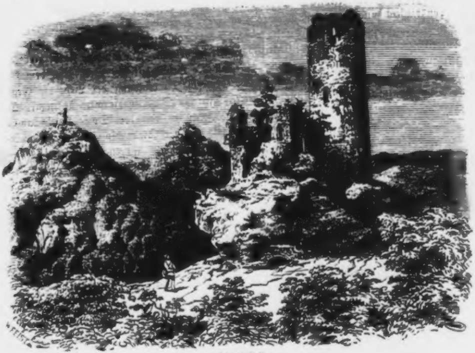
Dank, o Harz! Ob auf dem Tiſch der Reichen
Liegt wie Schnee dein Silber weit und breit:
Doch ein Vogel in den alten Eichen
Gibt noch Kunde ſchlichter Biederkeit.
Ferner Ritterzeiten ewge Jugend
Glänzt noch heut' aus der Ruinen Roth,
Mahnt die Männer noch an Heldentugend
Und den Jüngling an den Heldentod.

* * *

Aus der Rheinpfalz.

Von Eugen Kühnemann.

Von Worms bis Carlsruhe begrenzt des Rheines linkes Ufer ein Land voll wunderbarer Gebirgsſchönheit und voll mahnender Winke in die ritterlich mittelalterliche Geſchichte Deutſchlands. Der Rhein, dieſer unermüdliche Wegweiſer der Touriſten aller Länder, ſcheint hier ſeine Führerſchaft noch abgelehnt zu haben. Iſt die ſechs Stunden breite Ebene, die ihn von der Rheinpfalz trennt, das unüberſteiglich ſcheinende Hinderniß? Wer es überſtiegen, der verzichtet gern auf neugierig laute, große Geſellſchaft. Ihn ladet die Stille der mannigfaltigen Berge, die mit ihren Burgen über die Ebene zu dem herrlichen Strome lugen. Süd und Nord entſendet nach dem ſchönen Lande mannigfach gegipfelte Höhen.



Der Trifels.

Von Frankreich aus breiten die Vogeſen in verſchiedenen Zügen ſich über das Land, daß ſie — nördlich von dem Flüßchen Queich die Haardt genannt — in nordöſtlicher Richtung durchziehen. Von Südweſt, von den Ufern der Saar und Moſel aus, dehnt ſich nach Nordoſt ein Steinkohlengebirge. Zwiſchen dieſen Gebirgszügen lagert eine Moorniederung und in ſie hinein erſtrecken ſich eine Anzahl zum Theil nicht unbedeutender Thäler. Sie folgen meiſt dem Laufe eines nur ſparſam fließenden Fluſſes.

So lehnt ſich an den Fluß, von dem ab das Gebirg der Rheinpfalz, die Haardt, nördlich ſich ausbreitet, ein ſolches Thal, an die Queich. Nach dieſer und nach ſeinem zahlloſen Bäumen endlos ſchien, wendet ſich einem lichter werdenden Ausgange zu. Er ſtößt auf einen hochragenden Felſen, ſchlingt ſich um ihn hinan und erreicht auf der Felsplatte ſeine Endſchaft. Es iſt Zeit; denn der Fuß und mehr noch das Herz mag nach den Mühen der Wanderung und dem Genuſſe der abwechſelnd reichen Gebirgslandſchaft der Ruhe pflegen. Aber iſt Ruhe hier zu erwarten, wo lautes Treiben aus nächſter, nicht geſehener Nähe vernehmbar erſchallt, wo dem Blick unerwartet Neues ſich bietet?

Hieher ſehen von den drei Berggipfeln, auf deren einem wir uns befinden, die Felſenburgen. Die beiden anderen, die Anebos- und die Scharfenburg, auch die Münz' genannt, ſtehen als vereinſamte Ruinen und ſehen wehmüthig düſter auf die dritte, den laut belebten Trifels. Jene waren, wie dieſer, einſt Tummelplatz des regſten Lebens, es nannten nach ihnen ſich mächtige Geſchlechter. Die Anebos, Hügel der Anna, trug ihren Namen, wie auch die Stadt im Thale, nach des ſchwäbiſchen Herzogs Friedrich des Rothbarts Gemahlin Anna, die vor Allem nach jenem einſt gar lieblichen Hügel wallfahrtete; die Scharfenburg aber war des heiligen deutſchen Reiches Münze. Die Wege, Fährten und Triften alle, die für Roß und Reiſige hinaufführten, ſind verſchüttet, überwachſen. Der letzte Thurm der Anebos, der wie ein Arm aus der Erde über die Bäume hervorragt, lockt Niemanden mehr zu ſich. Selbſt die Hoffnung auf Schätze läßt Niemanden mehr nach dem Beſuch der Münze gelüſten. Es geht eine Sage im Volke, daß gar große Haufen Geldes droben vergraben wären, aber eben dieſe Sage heftet an die Ferſen des Neu- und Geldgierigen den Fluch, daß die letzten Mauertrümmer über ihm zuſammenſtürzen, ſobald er den gefeiten Geheimniſſen nachgräbt. So überragen ſie ſtill ihre Umgebung. Wie aus ihnen das Spiel des Lebens längſt entfloh, ſo jubelt es laut durch den Trifels; nicht immer zwar, aber an Feſttagen doch, die die Menſchen von der Arbeit hinausrufen. Hoch ſcheint die Sonne am Himmel und treibt ihr jauchzendes Spiel mit jedem der frühlingsjungen Blätter — der Gottesdienſt in der Kirche iſt beendet, nicht der unter wolkenlos blauem Himmel. Es iſt ein Feſttag, ein Feſttag auch für den Trifels.

Aus maſſigen Mauertrümmern erhebt ſich ein noch wohlerhaltener Thurm in der imponirenden Höhe von achtzig Fuß. Aus ihm, um ihn ſchallen Stimmen. Das Schweigen der Ruine iſt heute lärmend unterbrochen. Eine Menge Volks feiert in dieſem Grabe der Vergangenheit eine ſorglos frohe Gegenwart. Es iſt gut ſein unter den fröhlichen Geſichtern, die an dem ſchönen Tage nichts ahnend über den grimmen Ernſt der Geſchichte hinweglachen. Es iſt ihnen ein Lied wie andere Lieder, das hohl aus jenem Thurme dringt. Die kräftigen Stimmen mehrerer jungen Leute übertönen das Kichern und Lachen anderer und wahrlich es will das Lachen an dieſer Stelle als unregelmäßige Begleitung des Liedes

An des Rheines fernem Strande
Stehen Burgen ſtolz und kühn.

kein Recht gewinnen. Und doch ein Blick auf die lachende Natur, das jugendſprühende Leben rings umher reißt aus allen ſinnenden Träumereien. Die Trümmer hinterrücks ſind vergeſſen und vorwärts ſchweift das Auge über die reiche Gegend. Wie das leichte, helle Laub der Buchen windig lüftelt und das ſchwere, dunkle der Fichten ernſt hineinrauſcht, ſo iſt das Haupt mächtig hin und her bewegt, das an die Trümmern als Stütze ſich lehnend, in die wandellos ſchöne Landſchaft ſchaut. Allein das Herz ſchlägt ſieghaft hoch empor. Es legt ſich ganz in das Auge, das über die zahlloſen, wellenförmig ſich erhebenden, dicht bewaldeten Berge, über die jene burgähnlich überragenden nackten Felſen, über die ſaatreichen Felder, die bunten Wieſen in den Thälern ſchweift. Fern in der Ebene erhebt ſich ſichtbar Landau mit manchem andern Ort, im nahen Thale Annweiler. Wem nicht alle Lebensluſt in finſtrer Bruſt erſtarb, der beſteige dieſen Fels, der erwache bei dieſer lebenswarmen Harmonie und was gilts? von ihr ſtiehlt ſich unbemerkt ein tief verhallender K ſelbſt in das ſieche Herz.

Das Evangelium von der ewigen Heilkraft der Natur kann dem Auge und dem L die ſich nicht wiſſentlich verſchließen, keinen beredteren Verkünder ſtellen, als dieſe R Trifels. Wie iſt ſie in ihren Trümmern von jener überdauert? Der hohe erhaltene Th und die zerborſtenen Ueberbleibſel anderer laden zum Eintritt ein. Die über dem T eingehauene Jahreszahl 1524 mahnt ſchreckhaft an die Zeit roher, wilder Verwüſtung, die der Bauernkriege. Im Innern des Thurms befinden ſich zwei noch jetzt erhaltene binete und eine Kapelle. Sie haben in ihrem Verfalle noch einen großartigen Anſtrich die gewaltig ſich ſpannenden Bogen hemmen den Schritt und heiſchen Betrachtung und nenden Aufblick. Sie haben Recht: hier ruhten die äußern Würdenszeichen der größ Herrſcher, der deutſchen Kaiſer, und ihre Schätze.

Der Reichskanzler Biſchof Konrad von Speyer brachte ſie im Jahre 1209 hie Doch nicht daher die von den Jahrhunderten nicht zu rührende Feſtigkeit! Dan war weit über ein Jahrhundert über die Burg hingegangen, die im eilften Jahrhun ſchon als beſonders feſt und ſtark erwähnt wird. Nicht nur todte Schätze bargen Räume. Neben den Reichsinſignien lag, der mittelalterlich finſtern Ironie entſprechend, Staatsgefängniß. Den Churfürſten Adalbert von Mainz,*) den ſizilianiſchen Seeräu Margaritone, den Churfürſten Bruno von Köln**) und den von Kaiſer Heinrich VI. ge gen genommenen löwenherzigen König Richard***) verzeichnet mit vielen Andern die Geſchi als unfreiwillige Bewohner dieſes herrlichen Felſenſchloſſes. Sie läßt den ritterlichen Kö auf dem Landtage zu Mainz befreien, der Mund des Volkes aber den Sänger Blondel Burg zu Burg mit der Leier hieher wandern und den kalten Stein hinan ſein Lied ſin das ihn dem gefangenen König verrathen, das Befreiung verſprochen. Und einen Kaiſe auch ſieht dieſer Volksmund in dem verwüſteten Trifels. Die oft erzählten Sagen werden im wieder erzählt, und einem gebannten, von ſeinem eigenen Sohne verfolgten und bekrie Kaiſer, den ſie Heinrich IV. nannten, ließ ein Erzähler hier als Feind des Reiches nahme ſuchen und finden.

In dem Thurme war kaum Platz für ein Bette und einen Tiſch. Die dicken Mau hinderten jeden freien Luftzug von Außen, jeden Blick in die herrliche Gegend. Nun der Eingang frei und der blaue Himmel überwölbt ihn. Die Zimmer, die Säle um herum aber ſind verſchüttet, und wo einſt das bunteſte Leben hin und herwogte, wo deutſchen Reiches Geſchick gar oft berathen und verhandelt wurde, da ſteht nun verlaſſen einſam — eine Fichte.

Am Fuße der Burg, in einem durch den Schutt der Jahrhunderte nicht verſchütt Keller jubelte das Volk durch einander. Welch ein Gegenſatz — ihre Scherze und der ſchichtliche Ernſt, ihre lauten Lieder und die Todesſtille und Unbeweglichkeit der gefalle Mauern. Grüne Kränze trugen ſie um Hut und Haube und hüpften mit ihnen durch feſtloſe Veſte — doch nein, auch ſie war geſchmückt. Der grüne Wald zierte ſie wie herrlichſte Kranz und der Epheu rankte ſich belebend um die Burg.

Die Madinburg.

Vom Trifels abwärts ſchlängelt ſich in ſüdlicher Richtung, auf halber Höhe der Gi des Sonnenberges, ein lauſchiger Waldpfad. Das dunkelbewaldete Jägerthal zu ſeiner R ten lenkt den Blick abwärts, die maleriſch wilden Felsblöcke, die ſich ſtarr aus den grünen Höhen erheben, aufwärts. In das Thal ſäuſelt es hinein wie Mährchenduft und Liedesklang, von dem Felſen ſchauert es hinunter wie dunkel myſtiſche Sage. Kein Wegweiſer ruft hinunter, es ſei denn der Vogel, der im Reiſe heimelnd ſein Lied ſingt, ein ſolcher. Hinauf ſcheint aus dem Burggarten, den die Natur üppig gepflanzt, ein deutlich gekennzeichneter Weg zu führen. O der Täuſchung! Der Berg ſenkt ſich ſo allmählig ab, daß kein Verſuch, Schatten zu finden unter den thalabwärts hangenden Baumäſten irgend gefahrvoll wäre, ja daß er die Neugier lohnt mit der ſüßen Melodie der über dem Haupte unmittelbar ſich findenden Baum- und Strauchzweige. Zu der Höhe führt kein Pfad. Das Anſehen von Burgen und zerſtörten Schlöſſern tragen die grotesk zerklüfteten Felſen. Nicht Menſchenhand hat erbaut und nicht Menſchenliſt zerſtört, was in ſeiner verfallen ſcheinenden Größe hinauflockt. Was von fern eines Pfades Anſehen trägt, eines Pfades, den das Ritterfräulein auf weißem Zelter, den Falken in der Hand, zur Reiherbeize hinabgeritten ſein mag, das iſt die mühſam ausgehöhlte Gaſſe, die der niederſtürzende Regen durch ein Jahrtauſend ſich ausgewaſchen. Dort die Anebos, die deutlich, wie ſie auf den Trifels ſah, deutlich auf dieſen Pfad ſieht! Doch auf einer ganzen Anzahl gleicher Bergeshöhen, ſo will's bedünken, gleiche Burgtrümmer! Das iſt das geheimnißvolle Weben dieſes lieblichen Gebirges. In die Geſchichte, die mahnend aus den blutgetränkten Gefilden, hinter den verwüſteten Veſten hervortritt, ſchwatzt mit kindesſeligem Zauber das reich dichtende Mährchen hinein.

---

*) 1112—1114.

**) 1206.

***) 1293.

Die ſchöne Anna benannte nach ihrem Namen jene Burg, doch auch die burgähnlichen Felsblöcke tragen Namen: Adelſtein oder Aſſelſtein und andere. Wie mit dem Namen der Fürſtin den auseinander gefallenen Steinen ein verbindender Halt geſchichtlicher Denkwürdigkeit gegeben wird, ſo dichten aus den Felſen, die in ihrer wunderbaren Form ſich ſelbſt zur Mährchengeſtaltung erhoben haben, Träume, Spiele der Phantaſie und des Witzes, Unterhaltungen auf dem gleichmäßig abwechſelungsreichen Wege ſich fort.

Auf und ab in nicht unbequemer Veränderung hebt und ſenkt ſich der Weg, ſo daß die zahlloſen Berggipfel in ihrer wellenförmigen Ausdehnung nicht höher ſich über die Sehweite des umblickenden Auges erheben, als daß es den ſchönen Linien recht weit folgen und an ihnen ſich ſatt ſehen kann. Es iſt wohl nicht die einzige Stelle auf der herrlichen Gebirgskarte Deutſchlands, die dem ſehenden Auge Formen bietet, die mit unvergeßlicher Lieblichkeit ſich dem Gedächtniſſe einprägen. Allein die vollendete Verbindung in Farbe und Zeichnung bietet kaum eine Gebirgsnatur wie dieſe, die mit vornehmer Gleichgiltigkeit von überraffinirten Touriſten behandelt wird. Allerdings rauchende Schornſteine verſprechen nicht leiblichen nach ſo benanntem geiſtigem Genuſſe, und die Speiſekarte rekrutirt ſich nicht von franzöſiſchen Köchen.

Ein kleines Dörfchen, Waldhambach, unterbricht allein den Weg, während deſſen die Natur den liebenswürdigſten, heiterſten Geſellſchafter machte. Doch auch ihm ſcheint der Stoff ausgehen zu wollen. Ein nackter Berg und im Vordergrunde, ſo ſcheint's, das Ende aller dieſer. In der That die ſteile Höhe, zu der hinauf der Pfad ſich lenkt, fordert zum letzten Male auf, die Schritte in weiſer Beſchränkung für's Erſteigen abzumeſſen. Auch hier wiederum ſind es von Weitem ſichtbare, gewaltige Trümmer, die ein Ziel der Wanderung verſprechen. In ſehr viel bedeutenderer Ausdehnung ſcheinen ſie die rohe Grabſchrift eines wilder Verwüſtung zum Raube gefallenen Schloſſes.

Ein Thor ragt aus Fels, Schutt und Erde hervor. Von ihm ab umſpannen gewaltige Mauertrümmer die zu bedeutenderem Umfange ſich abplattende Bergſpitze. Dieſe Ruinen laſſen ſchaudernd die Anſtrengung ahnden, der ſie erlegen, und ein vor dem Thore aus der Erde ragender Thürbogen, vermuthlich einſt einer erſten Ringmauer zugehörig, raunt

Weich eine Anzahl blühender Städte, lachender Dörfer und bunter Felder und Wieſen lehnt ſich an das alle verbindende Band, den heiligen, den deutſchen Strom. Zu Worms, zu Speier und zu Straßburg beten Dome deutſcher Baukunſt in ihrer gewaltigen Sprache himmelan, aber die Burgen, deutſcher Kraft und Minne Sitz, aber das Land iſt zerſtückelt.

Hier iſt ein Blick, der Schönheit und der Erhebung voll.

Wer die Sprache deutſcher Kraft, deutſchen Ernſtes, deutſcher Liebe je gehört, der ſoll den Blick feſthalten und im Herzen pflegen, was ihm das Herz erfüllte bei der Hochſchau über das ſchöne Stück deutſchen Landes.

* * *

Der Hecht.

Kaum giebt es wohl in unſern Süß-Gewäſſern eine anmuthigere Erſcheinung zu beobachten, als den ſchlanken Hecht, der jetzt unbeweglich ſtille ſteht und bei der geringſten Störung im nächſten Augenblicke pfeilſchnell davonſchießt. Das unbewegliche Stilleſtehen verlockt denn wohl noch manchen jagdberechtigten Herrn zu der nobeln Paſſion, den Beſitzer des ſchönen, weißen Fleiſches mit Pulver und Blei an's Leben zu gehen: die noble Paſſion zerſchießt den Hecht mit der volksbekannten Paſſion im Kopfe.

Die Hecht-Familie, mit den Familien der Welſe, Häringe, Karpfen und Lachſe zur Ordnung der Bauchfloſſer gehörend, zeigt im äußeren Bau unter allen Fiſchen wohl die reinſte Ausprägung des Fiſchtypus, auch ſchon dadurch, daß bei ihnen allein die Bauchfloſſen dieſen Namen verdienen, d. h. wirklich am Bauche, hinter den Bruſtfloſſen, ſtehen. — Wir ſind nun nicht willens, eine vollſtändige Anatomie, Phyſiologie und Lebensgeſchichte des Hechtes zu ſchreiben. Nur einige charakteriſtiſche Schilderungen ſeines Thuns und Treibens wollten wir anführen, die jedenfalls dem Bau (Gehirn) des eigenthümlichen *Kopfes* entſpringen. Den *Leib* überantworten wir der Küche und werden hören, was die Stralſunder aus dem Oſtſeehechte für Leckerbiſſen zu machen wiſſen.

Der plattgedrückte Mund iſt gewaltig bewaffnet. Nicht nur auf den Kiemenknochen, auch auf den Gaumenbeinen, dem Pflugſchaarbein und der Zunge ſtarren nadelſpitze Hechelzähne. Wehe den kleinen, wehrloſen Fiſchchen! Allein unſer gefräßiges Raubthier fällt ſelbſt große Arten an, Karpfen z. B., die noch einmal ſo ſchwer als er ſelbſt ſind. Wie ein Wolf den Wald, ſo kann ein einziger ſtarker Hecht wohl das Fiſchzeug eines ganzen Teiches aufräumen. Nicht blos *tapfer* und *kühn*, auch *klug* geht der Hecht auf der Jagd zu Werke.

So hält der Hecht z. B. die Barbe, ihrer Stacheln wegen, nur am Kopf zwiſchen ſeinen gräulichen Zähnen, bis ſie todt iſt; den Stichling läßt er ſogar unangetaſtet. Ein junger, unerfahrener Hecht hat ſich einmal an einem ſolchen übel beſchädigt. Vier Rückenſtacheln drangen ihm durch den Gaumen und die Naslöcher heraus. Belehrt, verſchluckte er gewiß nie mehr einen Stichling.

Uebrigens werden die Hechte ſehr alt und erreichen wohl eine Länge von 5 Fuß und ein Gewicht von 40 Pfund. Die alten „bemooſte Burſchen" (— auch alte Studioſen auf

Univerſitäten heißen ſo —) ſind auf dem Kopfe wirklich bemooſt und begraſt; aber nach Verhältniß ihrer langen Lebenszeit mögen ſie doch nicht viel Kenntniſſe ſammeln. Was ſie lernen, bezieht ſich doch meiſt nur auf Nahrung und Wohnung. Jedoch ſteht feſt, daß die älteren klüger und liſtiger, als die jungen und unerfahrenen ſind. Erſtere rauben den letzteren liſtig das Futter vor dem Mund weg. Dieſe Kunſt iſt freilich nicht groß. Mehr Reſpect ſtößt uns ſchon ein, wenn wir von einem Italiener der Neuzeit leſen, der eine Anzahl von Fiſchen ganz verſchiedener Art völlig zähmte und abrichtete. Auf ſein Geheiß tummeln ſie ſich mit einander herum, auf ſein Geheiß packt der raubgierige Hecht einen anderen Fiſch an und auf ſein Geheiß läßt er ihn ſogleich wieder friedliebend los, oder apportirt ihm denſelben. Alles wie der Fiſchmann will!

Der Hecht, wie alle Fiſche, hat noch gar keinen Hals, und obgleich unſer Hecht mit dem Aal und dem Karpfen zur geiſtigen Elite der Fiſchwelt gehört, ſo iſt doch ſein Kopf und Gehirn klein, gegenüber dem ungeſchlachten, großen Bauch. Die Fiſche ſind beinahe nichts als Bauch und deshalb hat man ſie mit Recht die Kretenſer unter den Thieren genannt. Der Hornhecht der Oſtſee, deſſen Fang hier einigermaßen im Großen betrieben wird, zeigt noch eine merkwürdige ſchnabelförmige Verlängerung des Zwiſchenkiefers.

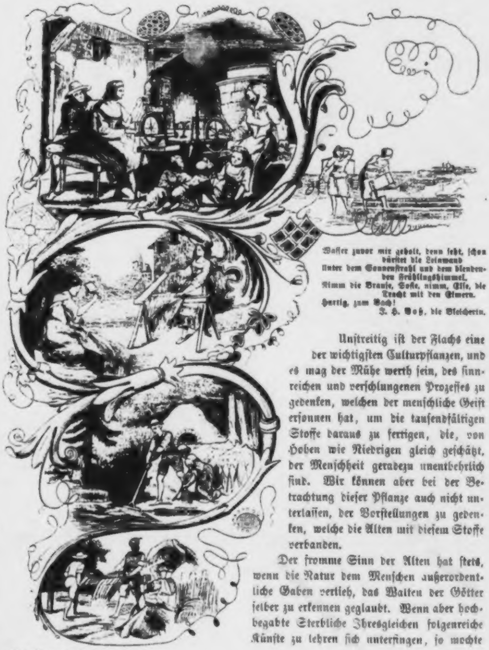
So ein muthiger, lebender Oſtſeehecht von ſechs, für eine größere Wirthſchaft auch zehn Pfund und darüber, wird beim Zurichten von der Stralſunder Köchin kräftig beim Kopfe gepackt, ſo daß Daumen und Zeigefinger ſich in ſeine Augen drücken, weil er dann nur noch heftige Bewegungen mit dem Schwanze machen kann. Seinen Zähnen zu nahe zu kommen, muß ſie ſich ſehr in Acht nehmen. Unter dem Meſſer muß er ſterben, wenn er ſchmecken ſoll, und möglichſt vollblütig ſein. So wird er denn, mit der linken Hand beim Kopfe feſtgehalten, erſt in einer Wanne mit kaltem Waſſer abgewaſchen, und mit dem Rücken eines Meſſers wird ihm das Schleimige abgeſchabt, aber die Schuppen, ſein gelb und grün gefleckter Pelz, wird nicht verletzt. Mit der Haut wird der Hecht gekocht, und dieſe erſt beim Verſpeiſen abgeſchoben, weil unter derſelben ſich das fetteſte und zarteſte Fleiſch befindet. Der Oſtſeehecht wird auf ein geräumiges Fiſchbrett gelegt, unter ſtetem Feſthalten bei den Augen wird ihm mit einem ſtarken, ſpitzen Meſſer in den Nacken geſtochen, und von da aus ſchneidet man ihn, immer an der Gräte entlang, bis zum Schwanze auf. So liegt nun ſein Inneres offen vor uns da.

Von der Leber wird behutſam die Galle getrennt und aus dem Magen der kleine Fiſch, den er oft ganz wohlbehalten in demſelben beherbergt, da er ihn vielleicht erſt am Abend verſchlungen hat, während er in der Mondſcheinnacht oder am frühen Morgen gefangen und wenige Stunden nachher verkauft iſt, herausgedrückt. Der Schlauch wird tüchtig in kaltem Waſſer ausgeſpült und, noch im Leibe des Hechtes feſtſitzend, mit einer Farce, die aus dem von der Gräte abgeſchabten Fleiſch und Rückenblut, allerhand feinem Gewürz, Ei und Semmel bereitet iſt, reichlich gefüllt. Nun erſt ſchneidet die Stralſunderin den möglichſt vollgeſtopften Magenſchlauch, die ſogenannte „Hechtwurſt," vom Fiſche los, ſchneidet letzteren in Stücke und alles wird zugleich gekocht. Vor dem Umherreichen wird die Leber und die Wurſt in kleinere Stücke geſchnitten, damit ſich Jeder ein wenig von dieſen Leckerbiſſen nehmen kann. Mit dieſer Hechtwurſt prangt der Fiſch auf der feſtlichen Haustafel der Stralſunder.

* * *

Der Flachs.

Von Eduard Uhlenhuth.



Waſſer zuvor mir geholt, denn ſeht, ſchon dürſtet die Leinwand
Unter dem Sonnenſtrahl und dem blendenden Frühlingshimmel.
Nimm die Brauſe, Sofie, nimm, Elſe, die Tracht mit den Eimern.
Hurtig, zum Bach!
J. H. Voß, die Bleicherin.

Unſtreitig iſt der Flachs eine der wichtigſten Culturpflanzen, und es mag der Mühe werth ſein, des ſinnreichen und verſchlungenen Prozeſſes zu gedenken, welchen der menſchliche Geiſt erſonnen hat, um die tauſendfältigen Stoffe daraus zu fertigen, die, von Hohen wie Niedrigen gleich geſchätzt, der Menſchheit geradezu unentbehrlich ſind. Wir können aber bei der Betrachtung dieſer Pflanze auch nicht unterlaſſen, der Vorſtellungen zu gedenken, welche die Alten mit dieſem Stoffe verbanden.

Der fromme Sinn der Alten hat ſtets, wenn die Natur dem Menſchen außerordentliche Gaben verlieh, das Walten der Götter ſelber zu erkennen geglaubt. Wenn aber hochbegabte Sterbliche Ihresgleichen folgenreiche Künſte zu lehren ſich unterfingen, ſo mochte es ſcheinen, als ob dadurch die Eiferſucht der Gottheit wachgerufen wäre, die es ſich nicht nehmen laſſen wollte, als alleinige Wohlthäter der Menſchen geprieſen zu werden. Die Kunſt des Webens wollener Gewänder war lange vor der Gründung Athen's bekannt; ſie wird der Minerva zugeſchrieben, hieß von je die Kunſt der Minerva und ihr waren die wollenen Gewänder geweiht, denn:

Die Fäden weben und Lieder, weihn die Gedichte den Muſen,
Die Fäden Dir, o züchtige Minerva.

Die alten Aegypter ſollen vornehmlich ſich gut auf Wollenweberei mit vielen Fäden zugleich verſtanden und die Kunſt auch förmlich gelehrt haben.

Die Kunſt des Walkens der Tuche erfand Nicias aus Megara, und die, welche die Kleider beſorgen, ſie glätten und ſchönen und ſich dabei der Seife bedienen, hießen kurzweg Walker. Die Seife aber war von den Galliern erfunden.

Dadurch iſt ſicher das nachmals hochausgebildete Talent dieſes Volkes für Parfümerie und Toilettenkunſt prophetiſch angedeutet. Griechiſch hieß die Seife Smegma, etwas was reinigt. Aus den Blättern und Samen des Krauts Oſyris, vielleicht Chenopodium scoparia (beſenartiger Gänſefuß), ward ſie von den Frauen in Gallien bereitet, wie denn auch bei uns manche Pflanzenwurzeln zum Waſchen mit Vortheil benutzt werden. Das Färben der Wolle verſtanden, nach Juſtin Buch 2, die Lydier zu Sardes, und noch heute gilt die orientaliſche Wollfärberei, namentlich die Darſtellung der tief-rothen Farben, jetzt Türkiſch-Roth, als ein wichtiges Geheimniß. Aus dieſen Stellen geht genugſam hervor, daß man ſchon längſt mit der Wolle nach allen Richtungen, mit Spinnen, Weben, Waſchen, Walken und Färben wohl umzugehen wußte. Da zeigte ein Lydiſches Mädchen, mit Namen Arachne, daß unter der grünen Haut eines unſcheinbaren Pflänzchens, des Flachſes, Gewebe verborgen lägen von außerordentlicher Stärke und der Menſchheit von unabſehbarem Nutzen. Das erweckte die Eiferſucht der Minerva. In ihrer Souveränität tief verletzt, forderte ſie die Lydierin zum Webkampf heraus. Das arme Mädchen ward natürlich beſiegt und zum Lohn für ihre Dienſte, die ſie der Menſchheit geleiſtet, von der rachſüchtigen Göttin in eine Spinne verwandelt. Doch was half's, die Kunſt war erfunden, und die Menſchen deuteten ſie aus nach allen Richtungen, zu Heil und zu Unheil.

Tauſendfältig, ſagt der Naturforſcher Plinius, iſt des Leines Gebrauch, aber fluchwürdig, dem Menſchen zum Verderben: denn welch größeres Wunder kann man ſehen, als daß es nur ein kleines Kraut iſt, dieſer Lein, das ſeitdem Aegypten und Syrien, Afrika, Spanien und Gallien der Küſte Italiens ſo ſehr genähert hat, daß in der kleinſten Spanne Zeit man mit des leiſeſten Windes Wehen zu jenen Orten gelangen kann!

Ein kühnes und verbrechenſchweres Leben, ſagt Plinius, wollte nicht etwas ſäen, was den Wind oder den Sturm aufhielte, denn nur deshalb wird es aus ſo kleinem Samen geboren, daß es den Erdkreis hierher und dorthin trage und den Menſchen ſelbſt, gleichſam als ob es bisher zu gering geweſen, in der heimiſchen Erde zu ſterben, zwänge, im Meer zu verſinken, unbeſtattet und den Meerungeheuern eine Beute! So wiſſe er kaum, ſagt Plinius, welche Verwünſchung groß genug ſei gegen den Erfinder.

Nach dieſen Auslaſſungen eines nach dem goldnen Zeitalter, wo jedes Ding an ſeinem Orte blieb, wo es gewachſen, ſich ſehnenden Geiſtes, können wir unmöglich Plinius für ein nautiſches Talent halten; jedenfalls iſt aber das Bild von der Wichtigkeit des Leins, welches er uns ſo eben entworfen, eins der großartigſten, und wer mit ſchwellendem Segel aus fernem Welttheil zum heimiſchen Geſtade zurückkehrt, mag des wackern Naturforſchers gedenken.

Nach dem Angeführten kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Alten, ſo gut als wir, von der Wichtigkeit des Flachſes für die menſchliche Cultur überzeugt waren. Es fragt ſich nur, ob ſie unter Flachs auch daſſelbe wie wir verſtanden.

Ohne uns in tiefere Unterſuchungen einzulaſſen, können wir dies faſt bejahen; denn wie ſollte es kommen, daß gerade der Name für die Pflanze in allen europäiſchen Sprachen derſelbe iſt? Homer braucht ganz deutlich das Wort „linon“, wenn er vom Faden ſpricht, den die Parzen ſpannen.

> . . . Dort erduld' er's,
> „Was ſein Loos ihm beſtimmt, und die unerbittlichen Schweſtern,
> Als ihn die Mutter gebar, in den werdenden Faden geſponnen.“
>
> Odyſſee V. Geſang V. 198.

Im Altdeutſchen finden wir das Wort „Lin“, niederdeutſch „Lien“; nicht zu gedenken, daß das lateiniſche linum, das italieniſche lino und franzöſiſche lin daſſelbe Wort iſt.

Sollte es jedoch nöthig ſein, die Identität der Pflanzenſpecies, welche die Alten benutzten, mit der jetzt bei uns gebräuchlichen auch botaniſch feſtzuſtellen, dann möchte vielleicht eine Stelle bei Ariſtophanes dabei weſentliche Dienſte leiſten.

Ariſtophanes läßt nämlich die Lyſiſtrate von Amorgiſchem Klargewande reden. Amorgis aber iſt eine der ſporadiſchen Inſeln, welche vortrefflichen Flachs lieferte, der zu feinen durchſichtigen Gewändern, Neſſeltuch, verwebt wurde.

Bei uns heißt eigentlich der Baſt oder Stengel der Pflanze Flachs (altdeutſch „flahs“, niederdeutſch flaß, engliſch flax) und nur der Same Lein. Aus beiden Worten iſt indeß ſehr bezeichnend der botaniſche Name Leinflachs zuſammengeſetzt. Linum usitatissimum, allergebräuchlichſter, nennt ihn Linné. Das iſt unſer ſogenannter Landflachs mit blauer Blüthe; es iſt zwar neuerdings noch eine weiß blühende Varietät, ſogenannter Rigaer, eingeführt, welcher Zweige wirft und die bedeutende Höhe von drei Fuß erreicht; auch wildwachſend, aus der Familie der Leingewächſe, giebt es noch drei Arten in Norddeutſchland, — aber nur jenes kleine liebliche Pflänzchen, welches vielleicht ſchon ſeit Jahrtauſenden von unſern Vorfahren mit gleicher Liebe und Ausdauer gepflegt und gezogen wurde, ſoll uns im Nachfolgenden beſchäftigen.

Der Bauer ſäet den Lein nicht gern im Zeichen des Krebſes, er wählt ſich lieber den grünen Marientag, denn da gedeiht er mehr und wird am längſten; Andere ſäen ihn am Pancratiustage und mögen ſich das Ihrige dabei denken. Jedenfalls iſt die Oertlichkeit maßgebend, denn im warmen, lehmigen Boden, den die Pflanze liebt, mag ſie wohl früher eingeſäet werden können.

Nun aber herrſcht in vielen Gegenden Norddeutſchlands noch die gute alte Sitte, daß den Knechten und Mägden auf dem Lande vom Bauer oder von ihrem Gutsherrn ein Stück Feldes mit Flachs eingeſäet wird; das haben ſie zu ihrem Eigenthum, wobei auf den Knecht 8, auf die Magd 6 Metzen Saat gutgerechnet werden; auf den Morgen aber kommt ein ganzer Scheffel Leinſaat, die mit voller Hand ausgeworfen wird und nicht zwiſchen den Fingern; denn geizen iſt nicht rathſam, dick muß die Saat auflaufen, damit die Pflanzen ſelber dem Boden Schatten geben, und ihn vor den heißen Strahlen der Sonne ſchützen.

Bei günſtiger Witterung läßt der Keim nicht lange auf ſich warten, manchmal geht er ſchon binnen 24 Stunden auf, ſonſt liegt er auch wohl 3 bis 4 Tage, wenn es kalte Witterung iſt. — Da kommen nun die zarten Pflänzchen aus dem Boden, beſcheiden laſſen ſie ihr Krönchen hängen; aber bald zeigen ſich auch ihre Feinde, die Ackerwinde oder die Diſtel, die nie fehlen, ſo rein man auch immer den Acker auswählte. Da heißt es nun, „der Flachs muß gewietet werden.“

Das Wieten des Flachſes iſt eine mühſame Arbeit, eine erſte ſtarke Geduldprobe, die man mit der Pflanze zu beſtehen hat; überdies kommen derzeit ſchon heiße Tage, und kein Vergnügen iſt's, den Tag über, am Boden liegend, gleichſam mit bewaffnetem Auge jedes Unkräutlein zu erſpähen und bei den Haaren herauszuziehen. Sorgſam aber muß die Arbeit gemacht ſein, weil das Wieten nur ein Mal geſchehen kann. Iſt hiernach der Acker rein, ſo ſproſſen, wie neugeboren, die Pflänzchen munter auf und gelangen ſchon Ende Juli oder Anfang Auguſt zur Blüthe.

Ein blühendes Flachsfeld iſt ein gar prächtiger Anblick, und wen jemals der Weg an einem ſolchen vorbeiführte, der mag ſtehen geblieben ſein in ſtiller Betrachtung. Schlank und keck ſtrebt das zarte Stengelchen, nur mit wenigen, ſpiralförmig umlaufenden Blättchen beſetzt, aufwärts und trägt ſtolz an ſeiner Spitze das himmelblaue Krönchen; alle Pflanzen gleich hoch, in einer Ebene bieten ſie einen Anblick, als ſei ein weiter, azurfarbener Teppich hingebreitet, deſſen Milde und Tiefe mit der Farbe des Himmels wetteifert. Es liegt das Flachsfeld da, wie ein klarer See, die Bläue des Himmels ſpiegelnd, während ein ſanfter Weſt leichte Wogen treibt in den höheren Halmen des nachbarlichen Kornfeldes. Dieſe Zeit des Glanzes dauert freilich nicht lange, vielleicht nur acht Tage, dann ſind auch die Nachzügler zur Blüthe gelangt, die Kronblätter ſchrumpfen zuſammen, fallen zur Erde und wieder grasgrün iſt die Fläche! Aber ſchon dehnt ſich die Knoſpe zwiſchen den friſchen Kelchblättern und die kleinen Samen ſchwellen, ein jegliches in ſein Kämmerlein eingeſchloſſen, und bald iſt die pralle Kapſel der Reife nahe. Wenn nun die Blättchen dicht über der Erde gelb werden, dann ſagt man: „der Flachs iſt reif, er muß gezogen werden.“

Was bis dahin die Natur an der Pflanze thun konnte, iſt geſchehen, ob aber die Menſchen mit ihrer Arbeit ſtets zufrieden ſind, iſt eine andere Frage. Was an der Pflanze vor Allem geſchätzt wird, iſt die Länge. Iſt dann einmal einer Bäuerin der Flachs nicht gerathen, dann ſiehſt Du ſie wohl Abends trübſeligen Blicks vor ihrem niedrigen Flachsfelde ſtehen, unmuthig die kurzen Halme zwiſchen den Fingern zerreibend, um in der Feſtigkeit des Baſtes wenigſtens einen Troſt zu ſuchen, während die Nachbarin vielleicht ſtolzen Schritts mit ihren langen Flachsproben dem Dorfe zuſchreitet.

Wenn aber der Flachs reif iſt, dann darf man nicht ſäumen, ſchnell muß er aus der Erde gezogen werden, denn ſonſt würden die Kapſeln ſich öffnen und der Same ſich herumſtreuen. Hurtig geht's nun heran, viele Hände machen bald ein Ende, und in wenigen Stunden liegt kahl und halmlos der Acker da, der noch eben im friſchen Grün prangte. Der Flachs wird nur nothdürftig in Bunde zuſammen gelegt, denn ſogleich muß eine zweite Arbeit, die Trennung der ſogenannten Knoten, mit ihm vorgenommen werden. Das Abſtreifen der Knoten aber nennt man „Flachsröppeln.“ Dazu wird ſogleich auf freiem Felde, auf einen kurzen in die Erde getriebenen Pfahl ein invalides Wagenrad mit ſeine Nabe horizontal aufgepflanzt; ſein Kranz iſt mit eiſernen Kämmen bewaffnet, unter demſelben ein Laken ausgebreitet und rings mit Strohwiſchen umlegt. Zwiſchen den eiſernen Zinken hindurch werden nun die Pflanzen gezogen, die Köpfchen aber können nicht durch die Zwiſchenräume, bei heftigem Zuge fallen ſie daher zu Boden, während in der Hand die kahlen, kopfloſen Stengel zurückbleiben. Wer dieſe Arbeit nicht auf freiem Felde ausführen will, fährt ſchnell die Flachsbunde zum Hofe, wo vielleicht auf der Tenne oder in einem Stalle ein Röppelbaum zwiſchen zwei gegenüber ſtehende Wände eingekeilt iſt. Da ſteht denn munter die ganze Familie am Röppelbaum, und auch das Jüngſte ſucht den Augenblick zu erſpähen, wo die Zinken frei ſind, um ſein Händchen Flachs durch die eiſernen Zähne zu ziehen und ſich am Spritzen der Knoten zu ergötzen.

Wenn der Same abgeſtreift iſt, wird er getrocknet, und zwar ſchnell in der Sonne; man nennt das „Flachsklängen.“

Das Märchen hat dieſen Act der Flachsarbeit nicht unausgeſchmückt gelaſſen; es wird erzählt, daß die Ahnfrau noch jetzt ihre Flachsknoten neben zerfallenen Burgen ausbreitet.

Sind ſo die Knoten getrocknet, ſo zerfallen ſie von ſelbſt; unter der Spreu aber liegt das friſch glänzende Leinkorn, das wird noch einmal auf der friſch gefegten Tenne ausgeworfen, dann nimmt man das Saatgut für das nächſte Jahr davon, der Reſt aber wandert zum Oelſchläger. Das iſt wieder ein Abſchnitt der Flachsarbeit.

Wenn wir jetzt den kopfloſen Stengel betrachten, ſo laſſen ſich ganz deutlich drei Theile unterſcheiden: Außen die grüne Oberhaut, im Innern ein holziger Kern und zwiſchen beiden die zähe Baſtſchicht. Den Baſt zu gewinnen iſt das Ziel aller nächſt folgenden Arbeiten, darum muß die Oberhaut fortgeſchafft und die feſte Holzſchicht im Innern zertrümmert, überhaupt aber die Pflanze in ihrer ganzen Maſſe aufgelockert werden.

Man ſollte meinen, es wären hierzu kunſtvolle Vorkehrungen nöthig. Keineswegs! Mit den einfachſten Mitteln wird das Ziel erreicht; Licht, Waſſer und Zeit helfen das Ziel ſicherer erreichen, als die feinſte Kunſt des Chemikers es jemals im Stande wäre. „Der Flachs wird geröſtet oder geröthet,“ und man unterſcheidet danach Thau- oder Luftröſte und Waſſerröſte.

Wählt man die erſtere Methode, ſo hat man weiter nichts nöthig, als den Flachs auf dem benachbarten Stoppelfelde, in dünne Lagen ausgebreitet, 4—6 Wochen Tag und Nacht liegen zu laſſen, wobei er nur hin und wieder gewendet wird.

In Gegenden, wo an Waſſer kein Mangel iſt, an Abhängen der Gebirge wird der Flachs in Waſſer geröſtet. Gar eigenthümlich ſieht dann ſo ein Wäſſerlein aus, wenn das Dorf ſeinen Flachs hineingelegt hat. Die einzelnen Flachsbunde werden nämlich, mit Steinen oder Raſen bedeckt, im flachen Flußbett verſenkt; zahlreiche kleine Erdhügel, vom Waſſer umfloſſen, ziehen ſich den Bach aufwärts, ab und zu zeigt ein Stecken mit Stroh umbunden die Grenze der nachbarlichen Beete; das Ganze ſieht ſo munter aus, als habe ein Pionir-Regiment im Waſſer ſein Lager aufgeſchlagen.

Dem Waſſer ſelbſt iſt freilich der Prozeß nicht gerade zuträglich, denn von der Menge organiſcher Stoffe, die auf einmal hineinkommen, geräth es gleichſam in Gährung, wird faul, die Fiſche ſterben ab, warmblüthige Thiere, die daraus ſaufen, werden krank, und iſt es gar ein ſtehendes Waſſer, ſo ſteigen Dünſte daraus auf, die weit und breit die Luft verpeſten.

Je nach der Witterung läßt man längere oder kürzere Zeit den Flachs im Waſſer, überzeugt ſich aber doch von Zeit zu Zeit durch Ausziehen einzelner Flachshalme, wie die Röſtung fortſchreitet, ob der Baſt vom Holze ſich löſt und letzteres mürbe geworden iſt. Sobald dies der Fall iſt, werden die Bunde aus dem Waſſer genommen, abgeſpült und am Ufer locker aufrecht zum Trocknen hingeſtellt.

Jede der beiden Methoden hat ihre Vorzüge und Nachtheile; geſchieht das Röſten in ſtehendem Waſſer, ſo nehmen die Baſtfaſern leicht eine dunklere Farbe an, die ſich durch das nochmalige Bleichen im Gewebe ſchwer entfernen läßt; auch greift bei heißem Wetter die Gährung leicht ſo ſtark um ſich, daß dabei die Haltbarkeit der Faſer ſelbſt in Gefahr kommt. Bei der Luftröſte hingegen kann leicht ein ungleiches Product erhalten werden, da Thau und Trockenheit nicht immer nach Vorſchrift wechſeln. Am zweckmäßigſten iſt es jedenfalls, beide Methoden zu verbinden, d. h. 5 bis 10 Tage den Flachs in's Waſſer zu legen und ihn dann durch die Thauröſte zur Reife kommen zu laſſen.

In den Gegenden, wo die Thauröſte üblich iſt, werden nun die Flachsbunde vom Felde herein an den Backofen gebracht, da kommt er hinein, ſogleich nachdem das Brot herausgenommen iſt, um gebacken zu werden. Um den Ofen zu füllen, vereinigen ſich wohl mehrere Nachbarinnen, die ſich bei dieſer Arbeit behülflich ſind; das geſchieht meiſtens am Abend. Nicht unmaleriſch iſt der Anblick, wenn bei mondesheller Nacht die flinken Frauengeſtalten um den Ofen am Waldesrande ſich tummeln; die ſchlanken Fichten werfen majeſtätiſche Schatten auf die geſchäftigen Gruppen, die Burſchen des Dorfes ſtreifen nahe heran, aber die Mägde laſſen ſich nicht ſtören, denn noch vor Mitternacht muß Alles, was im Ofen war, warm gebrochen und geläut werden.

In andern Gegenden, wo das Darren im Ofen nicht Sitte iſt, wird der Flachs nur in der Sonne getrocknet. Da breitet man ihn des Tags an den Gebäuden hin gegen die Mittagsſeite aus, nimmt ihn Abends zuſammen, bringt ihn in die Scheune und bedeckt ihn mit Säcken, damit er die Nacht über warm bleibe. Andern Tags aber, noch ehe die Sonne ſich hebt, gehen die Mägde hin, nehmen handweiſe den Flachs aus dem Haufen, und nun geht's munter mit Gehämmer und Geklapper über die trockenen Halme her: da ſiehſt Du ſie ſitzen, das blaue Tuch um den Kopf gehüllt, bald auf blankem Sitzſtein mit dem Fäuſtel die Halme böhnend, bald ſie mit hurtigem Geklapper durch die Brake jagend. Wer viel Flachs hat, böhnt am Abend und brakt am Morgen. Frühaufſtehen aber iſt eine Hauptſache, denn die Arbeit muß in wenig Tagen vollendet ſein, und wem die eignen Kräfte nicht ausreichen, muß ſich fremde miethen.

Das iſt die erſte gewaltſame Behandlung, welche der Stengel erfährt; ein eigenthümliches Inſtrument, die „Brake" genannt, leiſtet dabei vortreffliche Dienſte, und davon hat die Arbeit ihren Namen. Wer eine Brake noch nicht geſehen hat, der ſtelle ſich ein großes zweiſchaliges hölzernes vierbeiniges Meſſer vor; zwiſchen Klinge und Schale wird der Flachs unter öfterem Zuſammenſchlagen durchgezogen; und in der That, die Halme müßten von Eiſen ſein, ſollten ſie nicht in Stücke zerbrechen. Den Holzkern der Flachspflanze innerhalb des Baſtes zu zerbrechen und zu zertrümmern, das iſt aber eben die Aufgabe dieſer gewaltſamen Behandlung; er fällt als „Schebe" heraus und in der Hand behält man die lappige, rohe Baſtſchicht.

Da das Braken eine ziemlich anſtrengende Arbeit iſt, ſo ſind wohl intelligente Müller auf den Gedanken gekommen, nebenher an ihren Waſſerrädern Brakanſtalten zu errichten und dieſe an die Bauerfrauen gegen Belaſſung der Schebe, die als Bindemittel für Lehmmauern geſchätzt wird, zu vermiethen.

Die ſtärkſte Prüfung, welche der Baſt unſerer Pflanze zu beſtehen hat, iſt aber „das Hecheln". Wie empfindlich es iſt, durchgehechelt zu werden, weiß Jeder, dem es böſe Zungen auch nur einmal angethan haben. Der Flachs wird aber ſogar dreimal gehechelt, durch die Grob-, Mittel- und Feinhechel gezogen. Bei dieſem Prozeß ſondern ſich die kurzen Baſtfäden von den langen, die feinen von den groben, die als Werg oder Hede abfallen. Die Hede, alſo gleichſam eine gröbere Flachsſorte, hat zwar nur einen geringen Werth, dennoch findet auch ſie die mannigfachſte Anwendung. Auch ſie wird zu Garn verſponnen, freilich keine Arbeit für zarte Hände, indeß manch wichtiger Stoff wird daraus gefertigt: Säcke, Stricke, Planen, Taue und dergl. mehr.

Man verkauft die Hede an die Seiler, oder vertauſcht ſie gegen andere Gegenſtände. In der Harzer Gegend pflegen wandernde Eichsfelder von den Bauern die Hede gegen Heidelbeeren, die ſie vom Gebirge bringen, einzutauſchen.

Was nun von der letzten Hechel kommt, iſt der eigentliche Feinflachs; nur eine Hand voll heißt Riſte und zehn Riſten werden zu einer „Hucke oder Knoke" zuſammen gedreht. In der Form ſolcher Hucken oder Knoken bleibt der Flachs bis zum Winter liegen, denn die groben Arbeiten ſind überſtanden, der Flachs iſt zum Verſpinnen fertig, und es beginnt der poetiſche Abſchnitt der Flachsbereitung.

Zu allen Zeiten haben Weiſe und Dichter, wenn ſie das Glück ſtillen, häuslichen Schaffens dem Volke ſchildern wollten, ihre Bilder vom Spinnen, Weben und Waſchen der Frauen genommen. Schon Salomo ſagt: „Wem ein tugendſames Weib beſcheert iſt, die iſt viel edler denn die köſtlichſten Perlen. Sie gehet mit Wolle und Flachs um und arbeitet gern mit ihren Händen. Sie ſtrecket ihre Hand nach dem Rocken und ihre Hände faſſen die Spindel."

Die Fürſtinnen des Alterthums ſchämten ſich nicht, das Webſchiff zu führen; denn Penelope, des vielgeprüften Odyſſeus wackere Gemahlin, ſaß einſam, des fernen Gatten harrend, in ihren Gemächern, „und wirkte ihr großes Gewebe."

Selbſt das Waſchen zu beſorgen, galt den Prinzeſſinnen nicht zu gering, wie Homer ſo unnachahmlich ſchön beſchreibt an der Nauſikaa, des Phäakenkönigs Tochter:

Bald nun ſchimmerte Eos empor und erweckte die Jungfrau.
Nahe hinan nun tretend zum lieben Vater begann ſie:
Väterchen, läſſeſt du nicht ein Laſtgeſchirr mir beſpannen,
Hochgebaut, ſtarkrädrig, damit ich die köſtliche Kleidung
Fahr an den Strom zu waſchen, die mir ſo ſchmutzig herum liegt?
Auch dir ſelber geziemt's, der ſtets mit den Edelſten umgeht,
Da zu ſitzen im Rath, geſchmückt mit reinem Gewande:
Und fünf Söhne zugleich ſind dir im Palaſte geboren,
Zween von ihnen vermählt und drei in der Blüthe der Jugend.
Dieſe wollen beſtändig in neugewaſchener Kleidung
Gehen zum Reigentanz, und es kommt doch Alles auf mich an.
Jene ſprach's, zu blöde das Wort der holden Vermählung
Ihrem Vater zu nennen.

(Odyſſee 6. Geſang V. 55.)

Nicht minder aber war auch bei uns Deutſchen das Spinnen und Weben im Anſehen. Wodan's Gemahlin ſtand, wie die Minerva der Griechen, dem Flachsbau vor; eine weiße Plane, wie bei den Frachtwagen, bedeckte den Wagen, in dem die Göttin Hertha verborgen war. Frau Holle beaufſichtigte in eigner Perſon die Spinnerinnen.

Zwar iſt in den Städten das Spinnen nicht mehr Mode, aber Rocken und Haspel gelten noch heute auf dem Dorfe als die Embleme einer wirthlichen Hausfrau. Mit Kränzen und Blumen geſchmückt, ein Geſchenk der nächſten Freundin, werden ſie der jungen Dorfbraut geſchenkt. Wer aber gedächte nicht ſogleich der Spinnſtube, wo das Alte gewahrt, und wo man ſich grauſig macht? Wenn die langen Winterabende kommen, und Sturm und Schnee ſich draußen in der Dunkelheit jagen, dann findeſt du wohl das junge Volk des Dorfes im traulichen Stübchen bei einander. Da ſitzen die Mädchen im Kreiſe um den kleinen Tiſch mit beſchirmter Lampe, jedes mit ſeinem Rocken. Die jungen Burſche aber ſind nicht ungern geſehn, zu richtiger Stunde ſtellen ſie ſich ein und nehmen mit kurzer dampfender Pfeife ſchweigend Platz auf der Bank am Ofen. —

Ehedem ſchämte ſich wohl auch die reiche Bürgersfrau nicht, Abends den Rocken zur Hand zu nehmen, und gar ſtattlich mag es ausgeſchaut haben, wenn ſie auf dem Stuhl da ſitzend, die Flachsriſten um die Hüften gebunden, die feinen Faden hiehin und dorthin breitete, um die „Dieſe" zu bilden, und den Rockenbrief umlegte mit dem ſinnigen Verslein, das ihr der Hausherr verehrte, als er noch jung um ſie freite. Die Töchter aber ſpannen munter mit zur eignen Ausſtattung, in der ſichern Hoffnung, daß einem fleißigen Mädchen der Gemahl nicht ausbleiben könne.

Das war die Zeit, aus welcher Schiller ſein Bild für die „Glocke" wählte: Die züchtige Hausfrau

reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit duftenden Schätzen die Laden,
Und dreht um die ſchnurrende Spindel den Faden,
Und ſammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die ſchimmernde Wolle, den ſchneeigen Lein.

Das war die Zeit, der Voſſen's Bleicherin angehört, mit ihrem Liede:

Bleich im warmen Strahl der Sonnen,
Leinwand, die ich ſelbſt geſponnen,
Von dem feinſten Knotenflachs.
Dich beſprengen Jungfernhände,
Daß dein Glanz die Augen blende,
Weiß wie Schnee und Jungfernwachs.

Was ſoll ich aber vom Spinnen ſelber erzählen?

Wohl hat es Jeder mal geſehen, wie mühſelig aber dieſe doppelte Bewegung von Hand und Fuß, von Zocken und Treten iſt, davon haben wohl nur Wenige eine Vorſtellung.

Wer es uns aber nicht glauben will, nun der ſehe ſich ſelbſt zum Rocken; da wird i inne werden, daß die ganze zähe Geduld eines Weibes dazu gehört, um ein ſolches G ſchäft zu Ende zu bringen, und die Hunderte von Schocken zu ſpinnen und zu haspeln, d zu einer häuslichen Ausſtattung gehören!

Genug, das Garn mag' fertig ſein und nur einmal werd' es mit Buchenaſche aus kocht, dann kann es dem Weber übergeben werden. — Da gilt es denn zuerſt das Ga zu ordnen und jeder Sorte ihre Beſtimmung zu geben, denn tauſendfältig ſind d Muſter, die ein geſchickter Weber dem Stoffe zu geben im Stande iſt. Da hat man ſ zu entſcheiden, ob man lieber ein Blitzmuſter oder den Waſſerlauf, die Elbe mit Kähn oder den Halberſtädter Dom haben will. Ein geſchickter Damaſtweber hat allemal groß Ruf und von weit und breit ſtrömt ihm die Arbeit zu: denn ſeine Blumen werden lieg wie auf Atlas und ſein Drill die herrlichſten „Gebilde" zeigen. Darum wer klug iſt, ge zu ihm, da hat es keine Sorge, daß die Leinwand zu loſe werde; mit ſeinem Damaſt kö nen noch Enkel und Urenkel prangen!

Jetzt denken nun gewiß manche meiner Leſer, es ſei nun mit der Leinwand zu End Doch nein. Noch einmal kommt ſie unter die Hände der Frauen, und auch Luft und Son müſſen noch einmal, wie bei der erſten Entſtehung des Pflänzchens, ſo bei der letzten A beit mitwirken.

Auf grünem Anger, zwiſchen den Blumen des Frühlings ausgebreitet, und von de brauſenden Waſſerſtrahl getroffen, ſchwinden die letzten Spuren der Dunkelheit vom G webe.

Weiß, wie friſch gefallener Schnee, liegt die Leinwand auf dem Bleichplan, und d Spinnerin ſchreitet ſtolzen Schrittes zwiſchen den langen Bahnen dahin.

Das iſt der Beruf der Flachspflanze! Was Ausdauer und liebender Fleiß aus eine Stoffe machen kann, läßt ſich daraus lernen. Am Marientage vorigen Jahres war der Le geſäet, und wenn die Kornblumen blühen, kann die duftende Leinwand im Koffer liegen. —

Werfen wir aber noch einen letzten Blick auf das Pflänzchen, ſo ſehen wir, wie keine ſeiner Theile unbenutzt bleibt. Aus dem Samen preßt man ein ſchönes Oel, das zu mancherlei Speiſen von den Menſchen gebraucht wird, aber auch den Thieren wird es gegebe wenn ſie krank ſind. Hat Jemand ein Geſchwür am Körper, ſo wirkt ihm die zerquetſch Leinſaat wie lindernder Balſam auf der verſteckten Wunde. Kommt das Oel in den Handel, dann wird es zu mancherlei Zwecken verwendet. Da wird es mit Silberglätte gekoc zu trocknendem Firniß, mit Bleiweiß vermiſcht, dient es zum Anſtrich im Innern der Häuſer, mit Kienruß gemengt zum Firniß, mit Kreide, um das Glas in ſeinem Rahmen zu ha ten, ja mit Lauge gemiſcht und zu Seife verkocht, wäſcht gleichſam die Pflanze ſich in ihre eignen Safte.

Von der Windel an begleitet der Lein uns durch's Leben bis zum Leichentuche.

So ſingt denn Homer:

> Schöne Gewand' umſchloſſen die Jünglinge, hell wie des Oeles
> Sanfter Glanz, und die Mädchen verhüllete zarte Leinwand.

Den todten Patroklos aber wuſchen bei Homer die Griechen:

> Legten ihn dann auf Betten und breiteten köſtliche Leinwand
> Ihm vom Haupt zu den Füßen, und drauf den ſchimmernden Teppich.

So iſt in der That tauſendfach des Leins Gebrauch, denn in tauſend Geſtalten umgiebt er uns, ohne daß wir daran denken, er iſt aber nicht, wie Plinius ſagt, zum Ve derben, ſondern zum Heil und Segen der Menſchheit!

* * *

—
m
e-
ie

e-
n
ie
ẞ
n
n
n
e
-

!
e
-

n

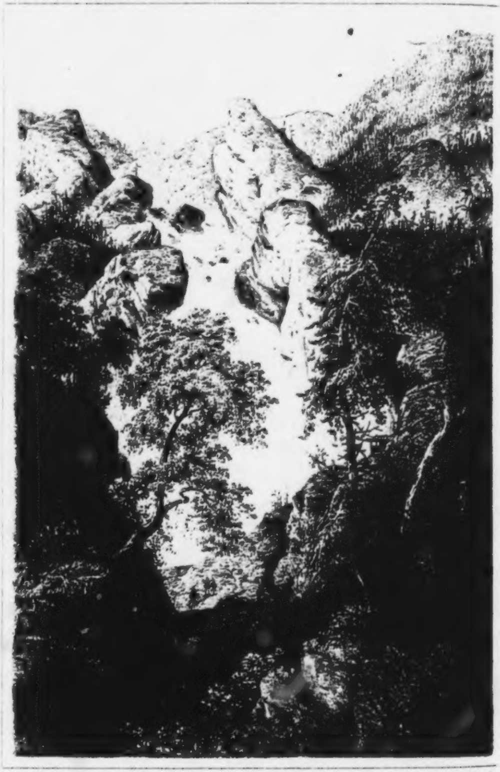
e

n
n
-
s

e

t

t



Der Krimler Wasserfall im Pinzgau

Die Sennhütte auf der Gerlosplatte und das Krimlthal.

Von Eugen Köhnemann.

Zwiſchen den Thalgebieten des Zillers und der Salzach, umſchloſſen nach der Tiroler Seite von dem oberhalb Maierhof ſich berührenden Gerlos und Zillerthale, begrenzt nach der Salzburger Seite von dem Salzach und Achethale, iſt ein Hochthal belegen, Gerlos genannt. Es iſt die weſtliche Grenzwacht zwiſchen dem Salzburger und dem Tiroler Land. Der Wege ſind mehrere, die Höhe zu erreichen und die Hochſchau zu ſuchen über das reiche umliegende Land der Krone Oeſterreich. Nach Maierhof, dem Ausgangspunkte von Tiroler Seite, führen außer den genannten Thälern mit ihrem ſichern Leiter durch's Gebirg, dem plätſchernden Waſſer, das Stillup, Zemmer und das Duxer Thal; das Stillupthal mit ſeinen Caſcaden und der Fernſicht auf die Ahornſpitze, das Zemmerthal mit ſeinem herrlichen Waſſerfall und ſeinen Gletſchermarken, das Duxerthal mit ſeiner Abwechſelung zwiſchen romantiſcher Vielgeſtaltigkeit und idylliſcher Stille, mit ſeinem gewaltigen Berg, dem Duxer Ferner. Nach Wald hin, dem letzten Ort des Pinzgau's, das ſeine Kirche, ſeine Kapelle und ſeine ſpärlichen Häuſer in herrlicher Höhe über dem Pinzgau hält, ſtrebt von Norden das ſeiner Quelle hinter Ronach kaum enteilte Waſſer der Saalache und von Süden her die kurzläufige Ache, die, dem Prettauer Kees entſtammt, bei Kriml ſich in die mehrere tauſend Fuß tiefer belegene Ebene ſtürzt und in brauſender Haſt der Salzach davon meidet. Von Wald nach Ronach ſteigt in mäßiger Erhebung der Weg hinan. Dem Wanderer begegnet das Saumroß und der leichte Wagen. Von Ronach nach der Quelle der Salzach hinauf zum Gerlosjoch bis zur Höhe von mehr als fünf und einem halben Tauſend Fuß wird der Pfad ſchwieriger und fällt, der Gerlospaß geheißen, nach der Tiroler Seite in ſteiler Senkung zum Wildgerlosthale ab.

Beim Dorfe Kriml, zwei Stunden ſüdlich von Wald, an den nach jenem benannten Tauren ſich lehnend, ſchließt ſich der großartigſte Bergkeſſel. Hier giebt es nur einen Weg vorwärts, den Weg hinauf, hinauf zum Gerlos: zu dem im Sonnenſchein ſchneeig aufglänzenden Taurengletſcher lockt es die Phantaſie. Alles, woran die Meinung von Ewigkeit, von wandelloſem Weſen durch die Jahrtauſende ſich knüpft, beſchäftigt ſie in reicher Weiſe; allein ein ewiges Eismeer, von dem der Sonne glühendſter Strahl in leuchtenden Farben abprallt, erſcheint durch das ſehende Auge der Phantaſie faſt ein Widerſpruch in ſich. Ihm verknüpft mit Schnee und Eis ſich ein winterlicher Hauch, mit dem ſich das Gefühl drückender Sonnenwärme nicht verbinden will. Hier aber ſcheint's, als lachten die Gletſcher auf, wenn ſich jeder Sonnenſtrahl recht tief in ſie verſenkt, wenn er aus ihrer durchglitzerten Mitte reicher zur Erde niederſieht. Das köſtliche Weiß, das, einem Schneefelde vergleichbar, auf der Spitze des Berges laſtet und nach der Sonnenſeite hin ſich weiter erdwärts ausdehnt, leuchtet auf. Wenn ein ſtarrer Winter im Norden die Fenſterſcheiben mit Eisblumen ſchmückt und dieſe von der leichten Berührung der Mittagsſonne in einem wunderbaren Colorit ſchimmern, das vom Schnee ſeinen Glanz, von der Roſe ſeinen Hauch entlehnt, ſo giebt das ein Bild, an dem das Auge ſich wund ſehen kann. Es vermuthet eine Wirkung der Sonne, ohne dieſe unmittelbar gewahr zu werden, und vermuthet die Wirkung auf beſchränkter, greifbarer Fläche. Hier aber lehnt ſie ſich in einer Ausdehnung von vielen Tauſenden Füßen wie über das greiſe Haupt des Berges, ſo über ſeinen Fuß den kieferbewachſenen, den blumen- und raſengeſchmückten. Hier iſt es gut ruhen; zu jenen aber führt kein ſichtbarer Pfad und ſelbſt in Begleitung eines Führers bedarf es große Vorſicht. Nicht wegen der hohen Luftregionen, ſondern wegen des unſichern Bodens. Di Gletſcher pflegen ſich meiſt von der Schneelinie aus bis zu 2000—3000 Fuß abwärts beginnend auszudehnen, die Schneelinie aber iſt hierorts in der Höhe von achttauſend Fu zu ſuchen, ſo daß die Firnen in einiger Entfernung für das an die gewaltigen Dimenſionen des Gebirgs gewöhnte Auge gar wenig hoch die benachbarten bewaldeten Höhen zu überragen ſcheinen. Und doch lehrt der Weg über ſie das veränderte Element. Sie bilden ſich, wo die Sonne ihre Wirkung noch nicht verloren hat, in ſtetem Wechſel zwiſchen Thauen und Gefrieren, nach Innen ſich befeſtigend, nach Außen ſich löſend. Weht dazwiſchen ein ſcharfer Wind, dann dringt er, wo vorher ein warmer Strahl ſich Bahn geſucht, in pfeifendem Getöſe ein, treibt den friſchgefallenen, gefrierenden Schnee auseinander und zieht den gefährlichen klaffenden Riß durch das Feld, daß der Ausgang verloren und Hilfe oft vergeblich erfleht iſt.

Freilich dem Auge, das aus dem Thale ſich nicht ſatt ſehen kann an dem zauberhaften Bild der Firnen, erſcheint der Weg gefahrlos — und welchem Auge erſchiene je die Schönheit gefahrbringend? Das iſt ein wunderbar ſchönes Spiel, das der Wolken in die Bergesgipfel, das des flüchtigen in das feſte Element hinein! Hier lagert eine ſonnendurchglühte Haufenwolke an der felſigen Spitze eines Berges ſich ab, dort wirft eine leichtgezeichnete Streifwolke ihr veränderlich Bild über die unveränderlichen Gletſcher: hier ſcheint eine Firn bis in unerreichbare Höhen ſich zu erheben, dort Felsgebilde auf eiſigem Grund ſich zu feſtigen. Ein ſcharfer Wind und die Wolken ſind zerſtreut: hier iſt der Gletſcher, dort der Fels in die Lüfte verweht und das gewandelte Haupt der Berge ſieht ſich ſtumm an.

Zwiſchen den Bergen aber reißt ſich der Achefall ſeinen brauſenden Weg. Dieſer Fluß iſt kein Führer aus dem geſchloſſenen Thal heraus. Wohl mag man in ſeiner Nähe ein Stück des Wegs verſuchen: weit ſpritzt er den fallenden Waſſerſchaum um ſich, unter ewigem Thau grüner Bäume und Sträucher. Das kann locken, kann erfriſchen. In fünf Abſätzen fällt er zur Ebene. Welch herrlicher Blick von dem mittelſten ſchon, zu dem man mühſam von Fels zu Fels, durch Gebüſch und Strauchwerk klimmend und kletternd gelangt. Einen betretenen Pfad giebt's nicht auf wenige Schritte, es bahnt ein Jeder ihn ſich, um auf ſeltenem Wege zu ſeltenem Ziele zu gelangen. Eine rieſige Fichte, die ihre Wurzeln feſt in den Fels eingetrieben, die aber, ſtatt aufwärts ſich zu erheben, ihre Krone dem unabläſſigen Andrängen des Waſſers gebeugt hat, lehnt ſich über das Bett der Ache. Unter ihr wirbelt's in kochend aufſpritzender Bewegung, über ſie hin perlt es in Milliarden Tropfen. An jede Nadel hängt ſich einer. Es iſt ein kurzes Verweilen, der nächſte Augenblick ſchon ſieht einen andern; es drängt zurück zur einheitlichen Maſſe, es drängt hinunter in die tiefe Ebene. Der längſt ſchon geknickte mächtige Aſt eines in der Nähe ſtehenden Baumes wird von einem aufkräuſelnden Windſtoß gefaßt und fällt in das fallende Waſſer. Wie es ihn zuſammenſchnürend verſchlingt, wie es noch einmal einen Blätterhaufen aus dem Waſſerſchaum aufpeitſcht und nichts mehr zum Vorſchein kommt von dem gemürbten Aſt! Spähne, Splitter, vor wenigen Sekunden noch ein Baum, treiben unbemerkt unten in dem Fluſſe. Ein grauſig ſchöner Blick in den leicht bewegten, leichter noch zerſtörenden Strom, der über Menſchen und Thiere, die ſeine Fluthen ſuchen, wo dieſe die Ebene gefunden, einen ſpritzenden Perlmantel breitet!

Nein, auch hier, auch an dieſem Fluſſe iſt kein Entrinnen aus dem Bergkeſſel, wie keins über den Taurengletſcher war. Ueber die nachbarlichen Berge, dem Katarakte gegenüber, führt der einzig mögliche Weg, und auch er, wie der über Ronach, weiſt nach Tirol.

Es iſt ein ſchmaler, ſteiler Saumpfad, den noch nie ein Wagen befahren. Er ſchlängelt ſich erſt zwiſchen hohen Föhren hindurch, unter denen vereinzelt eine Ulme oder Buche ſteht. Steine, Felstrümmer erſchweren das Vorwärtsſchreiten und der Blick hinauf läßt kein Ziel finden. Vermöchte man rückwärts zu gehen und unverwandten Blickes das Krimlthal im Auge zu behalten, in vielgeſtalteter Ferne das Pinzgau, es würde an Abwechſelung nicht fehlen. Aber das Vorwärtsſchreiten erfordert ſchon bedächtiges Aufmerken und die nur den Verſtand beſchäftigende Beobachtung entſchädigt nicht, daß je höher, deſto mehr die Tannen verkrüppeln und den ſtrauchartigen Gewächſen, Wachholder und Krummholz, Platz machen. Da iſt ein größerer Stein willkommene Ruheſtätte auf dem Wege und bietet durch die Aeſte der umſtehenden Bäume einen Blick auf das enge, finſtere, fichtenbegrenzte, rieſenhohe Bergespanorama, durch das die Ache mit ächzender Wildheit ſich ſtürzt, auf das weithin zwiſchen gletſchergekrönten Höhen ſich ausdehnende Pinzgau.

So wechſelt's ab zwiſchen der engbegrenzten Welt unter den rauſchenden Fichtenäſten und der unbegrenzten über ſie hinaus. Von dieſer ſucht das Auge ungeduldig die Höhe, denn von ihr erwartet es des Wegs Vollendung. Ein dieſer Vollendung Kundiger rieth gar recht:

Lähmt des Berges ſteiler Pfad
Deine Freudigkeit und Kraft,
Folge wohlerprobtem Rath,
Der Erleichterung Dir ſchafft:

Nach dem Gipfel ſchaue nicht,
Schaue nach der Blumen Pracht,
Deren halbverſteckt Geſicht
Freundlich Dir zu Füßen lacht.

In des Schauens ſtillem Glück
Schwindet leichtlich alle Müh',
Und Du legſt den Weg zurück
Schnell — kaum weißt Du ſelbſt es, wie.

Gewiß auch auf dieſem Pfade wachſen Blumen. In der Höhe über fünftauſend Fuß, der Region der fetteſten Weiden, der Region der Alpenmatten und Alpenpflanzen iſt die Luft von einem Aroma geſchwängert, das die Ebene auch in dem üppigſten Dufte des Frühlings nicht zu ahnen vermag. Die reichſte Entwickelung kräftigen Wohlgeruchs in der mit der Höhe leichter werdenden Luft hebt und beſchleunigt den Schritt. Die Waldung wird lichter, einzeln zerſtreute Bäume umwachſen den Weg, auch ſie verſchwinden und er verliert ſich auf einer moraſtigen, wenig bewachſenen Alpe.

Die Platte, die Gerlosplatte heißt dieſe, ſich an eine Stunde breit, etwa 7000 Fuß über der niedern ausdehnende Ebene. Auf ihr lebt nichts von der Welt unten, nichts von dem bunten Treiben des Bergwalds. Kein fruchtbares Feld, das der Menſchen regen Fleiß verriethe, kaum ein Baum, an dem die fruchtbringende Natur ſich erfreute — eine faſt wüſte Kahlheit, über die ein ſchneidender Luftzug und rauhere Winde wehen, als ſie das geſegnete Land der vor Kurzem verlaſſenen Ebene kennt. Zäune aus Baumäſten, leicht in einandergefügt, Steinhaufen, künſtlich zuſammengetragen, erweiſen es dennoch, daß dieſer Luftzug und dieſe Winde auch über Menſchenthum und Menſchenmühen hinwegſtreichen. Es giebt eine weite Umſicht über die in der That glatte Ebene und ſie berührt manche Senne, die hier ſich hinter Steinen verſteckt, dort an Felsſtücken hängt.

Von der erſten Sennerhütte ab führt ein deutlich betretener Pfad nach Oſten und Weſten. Den Pfad iſt kürzlich ein neckiſcher Maler gewandert. Eine in feinen Linien gezeichnete Hand an der nach dem Wege zu belegenen Seite der kleinen Senne weiſt mit erhobenem Finger „nach Dorf Gerlos." Warum ſoll ſie denn nur in die Ferne weiſen?

Wo auf einſamer Gebirgswanderung eine Hand freundlich grüßend ſich entgegenſtreckt, da befeſtigt ſie ſchnell augenblicklich begonnene Gaſtfreundſchaft und Jeder ſchlägt von Herzen ein. Dieſe Hand gehört zu dieſem Hauſe und ehe ſie den weitern Weg lehrt, winkt ſie zum freundlichen Willkommen. „Sei gegrüßt, du unbekannter Maler, auf deſſen Hand vertrauensvoll mein Aug' geruht; wer du auch ſei'ſt, ſei viel gegrüßt, und du einſame Klauſe ſei gegrüßt, auf die ein Streiflicht der allüberall heitern Kunſt gefallen."

Ich klopfe an der Senne kleine Thür; ſie — wenn die Benennung „Thür" hier angebracht iſt — thut ſich auf; nicht eine Thür, die in Angeln hängt und in ein Schloß greift, ſondern zwei über einander hängende Luken, deren jede beſonders geöffnet werden kann. Die obere, um, wie jetzt eben, gleicher Zeit die Stelle eines Fenſters zu vertreten und Licht und Luft ein- und den Blick auf den Himmel freizulaſſen; die untere, um geöffnet, den Eintritt in die Wohnung zu ermöglichen. Die obere Luke thut ſich auf und aus ihr heraus grüßt ein Geſicht, das, auf den Schultern einer unterſetzt derben Figur ruhend, dieſer beim erſten Anblick ſchon eine gedrungene Abgeſchloſſenheit giebt. Eine kräftige Hand und ein Stück des Arms, der aus grauem Hemdärmel hervorſieht, legen ſich feſt auf den unteren verſchloſſen gebliebenen Theil der Thür, und über ſie hinaus ſieht, unter ſtruppigem Haar ohne Falſch, ein argloſes Eremitengeſicht, unbekümmert um die Freuden und Sorgen der Welt. Auf die Frage, ob wir verweilen und übernachten dürften, antwortete ein Blick auf die kleine Klauſe und der zweifelhafte Ton, wenn wir zufrieden wären mit dem, was di Alp uns böte. Für's Erſte einen freundlichen Blick zum Dank, für's Zweite die Verſicherung, daß wir mit Allem vorlieb nähmen, und der Vertrag war geſchloſſen.

Mit Druck und Gegendruck der Hand treten wir ein in die Senne unſers Kaſers,[*] eine der vielbeſungenen Alpenſennen. Den Wohnſitz irdiſcher Behaglichkeit und müſſigen Wohllebens hatte ich für dieſe Sennen aus den Liedern der reiſenden Tiroler Sänger ni herausgehört, aber auch nie geglaubt, daß Hunderte von Melodien ſich wie ein Blüthenkran um die Stelle winden könnten, die ſelbſt der ſpärlichſten Lebensbedürfniſſe baar, ihren verſteckten Reiz wohl in beſonderſter Eigenthümlichkeit entfalten muß. Sie ſollte mir nicht entgehen, und dieſe Senne auf der Gerlosplatte erwies im Vergleich mit mancher andern ſich recht als das Urbild einer Senne. — Der kleine Raum, des Kaſers gewöhnlicher Aufenthalt, wa ſo niedrig, daß nach dem Eintreten bedeckten Hauptes aufrecht zu ſtehen ſchwierig war, ſ ſchmal, daß er kaum eines Mannes Länge meſſen mochte und nur in der Breite eine wei größere Ausdehnung hatte. Kein Fenſter ließ der Sonne oder des Mondes Schein in di anſpruchsloſe Wohnung. Links von der Thür flackerte ein helles Feuer in einem Kamin deſſen Boden der der Stube war. Seit mein Wirth aus der Ebene hierher gezogen, wa das Feuer nie verlöſcht; Holz gab's da draußen in den weiten Wäldern genug und di Sehnſucht nach dem Lichte, das Bedürfniß nach Wärme waren die ſtillen Zünder dieſe Flamme. Vor dem Kamin ſtand eine Bank, auf dem Geſimſe lagen Alpenkräuter und a der dunkeln Wand beſchien das rothe Feuer die einzigen Habſeligkeiten des Senners — ein große hölzerne Schüſſel, einen gewaltigen Löffel und andere derartige Unentbehrlichkeiten Unſer guter Wirth hatte erſt die Meinung, uns in dieſem Raum oder in einem ſeitwärt über demſelben bis unter das Dach hin belegenen Heuſchober unterzubringen. Zu dieſer leuchtete das Feuer hinauf und die kniſternden Funken tanzten um das trockene Heu. Warum in aller Welt ſollte es einmal zünden können? Ueber der Thür war das Schild keine Feuer-Verſicherungs-Geſellſchaft angeſchlagen und mit dem erſt würde die Nähe des Feuer gefährlich. Wir würden den Verſuch der ſeltenen Lagerſtätte, zu der wir hinanklimme mußten, gewagt haben, allein dem Wirth kam ein beſſerer Einfall: er führte uns in den zweiten und letzten Raum ſeiner Senne. Den größten Theil deſſelben beanſpruchte ein kunſtlos in koloſſalem Quadrat von dem Eigner ſelbſt aufgeführter Ofen. An zwei Seiten deſſelben und an die Längenwand des Zimmers lehnte ſich eine hölzerne Bank. Ein Bett, breit doch kurz genug, vollendete das einfache Mobiliar. Doch nein, während ich des ſtillen Friedens in dieſem jeder Verſchwendung ſo fremdem Orte dachte, mahnte mich plötzlich das Ticken einer Uhr an die Bedürfniſſe der Geſellſchaft, denen ich hier ganz entrückt zu ſein wähnte. Unſer ehrlicher Kaſer unterließ nicht, uns auf die Vorzüge ſeiner Wohnung, die er erſt durch langes Arbeiten ſich hatte ſchaffen können, aufmerkſam zu machen. Er lächelte ſchmunzelnd, als er, ein Brett von der hölzernen Zimmerdecke loskrampend, plötzlich einen Tiſch aufzuweiſen hatte. Es war noch früh. Wir dachten nach den reichen Eindrücken der Natur der ſeltenen Geſellſchaft unſeres Wirths uns zu erfreuen. Draußen heulte der Wind durch den Abend um die vereinſamte Senne, drinnen loderte ein helles Feuer in der Alm. Aus einer andern in der Nachbarſchaft war ein Mann zum Beſuch gekommen, und je zwei ſaßen wir auf zweien Bänken um den Kamin. Unſer Wirth, deſſen längſt vernachläſſigter Schnurrbart an die einſtige Soldatenzeit erinnerte, pfiff ein Liedlein und ſah aus ſeinen grauen leidenſchaftslos gutmüthigen Augen mit faſt frommer Unbekümmertheit in die Flamme, deren glühende Mährchen ſchon lange ſeine Unterhaltung bildeten. Nur wenige Fremde berühren im Sommer dieſe vereinzelt ſtehende Hütte und jeder Beſuch, der ihm vom Leben, von ſeinem Kaiſer meldet, iſt ein Feſttag. Er war einſt in jungen Tagen Handlanger in einer Apotheke geweſen. Dort prägte ſich dem friſchen Gedächtniß die Kenntniß der heilſamen Kräuter ein und jetzt trägt dieſe nie geahnte Früchte. Er ſucht auf dem an Alpenkräutern überreichen Gerlos dieſe auf, ſobald er ſeines Bauern Geſchäfte verrichtet; er ſammelt ſie, und wenn ſein Fuß ſich zu der Menſchen Wohnungen verliert, verkauft er ſie in ihm bekannten Apotheken, um von dem erlöſten Gelde ſeinen Kalender, ſein Gebetbuch, ſein Brod und ſeinen Tabak zu erſtehen. So plaudert er von den Zerſtreuungen ſeiner Jugend und der rothe Schein aus dem Kamin beleuchtet die markigen Züge, in denen Zufriedenheit ſich ausprägt.

---

[*] Kaſer, ſo genannt, weil er für ſeinen Bauern, ſeinen Herrn, der im Thal wohnt, auf de Alp der Weide achtet und die gewonnene Milch zur Käſeverfertigung bereitet.

Anders, ganz anders war des Pflanzenſammlers Freund und Gefährte. Er war nie Soldat geweſen, er hatte weniger noch als Jener vom Treiben der Welt geſehen, von ihren Bedürfniſſen erfahren und ſeine Erinnerungen beſchränkten ſich auf wenige Kirchweihen mit ihren rohen Späßen. Grinſend freute er ſich dieſer und ſtierte dabei in die Flamme; die Bedürfnißloſigkeit in ihrer häßlichen Geſtalt charakteriſirte den ſtumpfen Blick. Und doch vereinte die Verlaſſenheit dieſe beiden Menſchen alle Abende.

Unſeren Erzählungen von der ihnen bekannten und der weiten ihnen unbekannten Ebene, von ihrem Kaiſer und ihrer Kaiſerin lauſchten ſie weit geöffneten Ohres, ſobald es uns nur möglich geworden, in der Sprache, die wir redeten, die gleich der ihren deutſch hieß, uns ihnen verſtändlich zu machen. Unſere Neuigkeiten ſollten belohnt werden, die beiden Andern ſangen ein Lied. Mich dünkt, es klang darinnen von ſchönen Alpenwieſen, von dem Frieden des Gebirgs, der Freiheit ſeiner reinen Luft; es klang wie ein Gelübde, all dies nie zu verlaſſen. War das wohl eine Illuſtration zu den Liedern der falſchen Tiroler, die in Seide und Silber den Norden Deutſchlands vagabondirend durchſtreifen und in Bierſtuben mit der Sehnſucht nach der Heimath kokettiren?

Später als gewöhnlich trennte der nachbarliche Aelpler ſich von ſeinem Freunde und deſſen ſeltenen Gäſten. Der Schlaf macht, wie der Tod, inſofern Alles gleich, als es vor ihm keinen Palaſt und keine Hütte giebt. Die Schätze, die er reich beglückend austheilen kann, mißt er nicht nach den Schätzen ab, nach deren Erlangung ſich das Leben der Meiſten in ſchweißtriefende Bewegung ſetzt. Die Wände der kleinen Senne wiſſen kaum etwas von

---

Tages erſchien eine Ordre „von wegen der Berliner Schweine“, welche den Bürgern bei ſchwerer Strafe verbot, ferner die Schweine in der Reſidenz frei herum laufen zu laſſen.

Eine ähnliche Begebenheit hat Paris aus ſeiner älteſten Geſchichte aufzuweiſen.

Philipp, der Sohn Ludwig des Dicken, ritt am 1. October 1131 bei St. Gervais vorbei. Da liefen Schweine zwiſchen die Beine des Pferdes, das bäumte ſich und warf den Reiter ab, ſo gefährlich, daß er ſchon am folgenden Tage ſtarb. Zwei Tage darauf erſchien eine Ordonnanz, worin verboten wurde, Schweine in den Straßen von Paris herumlaufen zu laſſen. Die Aebtiſſinnen und Nonnen der Abtei zu St. Antoine kamen dagegen ein, indem ſie behaupteten, die Ehre ihres Heiligen werde verletzt, wenn man ſeine Schweine in ihren Rechten kränken wollte.

Um aber wieder auf unſre Heimath zurückzukommen, ſo verdient noch erwähnt zu werden, daß auch Friedrich der Große wegen eines Schweines, welches ein Edelmann einem Bauern erſchoſſen hatte, einſt ein berühmtes Dekret verfaßte. —

Nachdem wir ſo gewiſſermaßen einen geſchichtlichen Boden für unſere Aufgabe gewonnen haben, mag es uns geſtattet ſein, der modernen, gleichſam ſocialen Beziehung des Schweines zum Menſchen, ſowie ſeiner Stellung im Thierreiche überhaupt, ſeines Lebens und Sterbens zu gedenken. Das Schwein, zur Ordnung der Dickhäuter gehörig, nimmt einen würdigen Platz ein neben den größten Thieren der Erde, dem Nashorn, Nilpferd, Elephanten; ſeine Hufe ſind geſpalten und es iſt mit einem Rüſſel verſehen, aber furchtbar ſtattlich ragen aus ſeinem Rachen die glänzend weißen Eckzähne und aus ſeinem Geſicht blitzt zwiſchen ſchmalem Schlitz ein kleines aber entſchloſſenes Augenpaar. Auf zierlich gebildeten kurzen Füßen ruht ein weich gerundeter, kräftiger Körper und den Abſchluß macht ein neckiſch gewundenes Schwänzchen. — Das Thier erreicht eine nicht unbedeutende Größe, denn wilde Eber meſſen oft zwei Ellen von der Schnauze bis zum Schwanze.

Die Lebensdauer eines Schweines beträgt etwa die Hälfte von der eines Pferdes, aber bewundernswürdig iſt die Schnelligkeit, mit der es ſeine normale Größe erreicht. Nicht blind und hülflos wird es geboren, ſondern iſt mit Borſten und ausreichenden Zähnen verſehen; ſchon drei Tage nach der Geburt ſtehen die Jungen ſo feſt auf eignen Beinen, daß ſie der Mutter folgen können. Eine Sau mit ihren Jungen gehört unſtreitig zu den freudig komiſchen Erſcheinungen. Die muntern Thierchen, genau wie verkleinerte Copieen der Alten, ſchwärmen hierhin und dorthin, Alles beriechend, mit dem Rüſſel betaſtend; doch furchtſam flüchten ſie bei der geringſten Gefahr wieder unter den Bauch der Alten, die ſie mit tröſtendem Grunzen beruhigt. Die Bauern pflegen die lebendigen Ferkelchen im Sack auf den Markt zu bringen und ein ſolcher lebendiger, quikender Sack iſt ſehr ſpaßhaft.

Die Natur hat dafür geſorgt, daß dieſes nützliche Thier nicht ausſtirbt, denn kaum giebt es eine Gattung unter den größeren Landthieren, der eine ſo gewaltige Vermehrung zukömmt. Bei den Kaninchen iſt zwar die Vermehrung ſprichwörtlich, die alten Römer nannten einige der bei Sardinien liegenden Inſeln die Kaninchen-Inſeln (Canicularias), dieſelben wimmeln noch heute von dieſen Thieren. Und Plinius erzählt, die Bewohner der Baleariſchen Inſeln haben ſich einſt vom Kaiſer Auguſtus militäriſche Hülfe zur Verminderung der Kaninchenmenge erbeten. Dem gegenüber hat man beobachtet, daß ein Schwein während ſeiner ſiebenzehn Lebensjahre dreihundert Junge zur Welt gebracht hatte. Jedes Einzelne der Thierchen hatte einſt ſeinen beſtimmten Platz an den Brüſten der Mutter. Wie aber möchte es wohl um Deutſchland in 100 Jahren ausſehen, wenn alle den Tauſenden von Schweinen, die jetzt gehalten werden, die Freiheit geſchenkt würde, ſo daß ſie ſich ohne Schranke vermehren könnten?

Von wildem und unbändigen Gemüth, voll Luſt an Zerſtörung in Wald und Flur, hat dieſe Thiergattung doch eine zarte Sorge für ihre Nachkommen, denn wenn die Zeit

Hauptorte iſt es das Queich- oder Annweiler-Thal benannt. An den Fluß, der nach kurzem Laufe bei Germersheim oberhalb Speyer ſich in den Rhein ergießt, würde ſich ſchwerlich einer Gegend Berühmtheit knüpfen. Seine größeſte Tiefe iſt etwas über vier, ſeine größeſte Breite fünfzehn Fuß: es iſt ein Bach mehr als ein Fluß. Aber dieſer Bach ſchaut während der kurzen Strecke ſeiner Gebirgswanderung zu ſo mannigfaltiger und reicher Schönheit umher, daß es der Bericht eines weiten Laufs erſchiene, wenn der plätſchernde Quell, den die Phantaſie gern als plaudernd ſich ausmalt, zu erzählen vermöchte, was er geſehen.

Die Stille in dem Thale ſcheint ihn recht zu ſolchem Erzählen aufzumuntern. Es giebt ein Gefühl, das aus dem Auge der Menſchen lacht und über ihre Seele ſich breitet, ein Gefühl, das wir mit „Sonntagsſtimmung" kennzeichnen. Der Muſik vor allem iſt die Macht der Uebertragung ſolcher Stimmung gegeben; doch auch in der Natur begegnen wir dieſer und wieder ſcheint es ein Ton aus der Harmonie der Uebereinſtimmung, der durch die Lüfte in das Menſchenherz ſich fortträgt. Solch ein Ton, ſolche Sonntagsſtimmung ſcheint in dem lieblichen Thale heimiſch. Die Berge bei der nicht unbedeutenden Höhe von tauſend und mehr Fuß ſcheinen doch mehr aufzuſchweben als aufzuſteigen. Sie prangen in dem wunderbaren Grün friſchkeimender Buchenblätter, die über das dunklere Laub der Nadelhölzer am Fuße der Berge in leiſem Spiele ſich lehnen. Die windige Farbe giebt dem ganzen Höhenzuge eine leichte Bewegung, ſo daß die Lieblichkeit der Berge ihn dem Eindrucke nach für Hügelreihen nehmen ließe, wie denn die Empfindung der Liebe die Gegenſtände, die ſie zu zärtlicher Theilnahme reizen, gern in Diminutivformen überſetzt. Das Auge kann in ungemeſſenem Blicke ſich ergötzen, wenn es von dem Dorfe Queichhambach aus um ſich, vorwärts, aufwärts blickt. Vorwärts auf die Stadt hin, die dem Thal den Namen giebt; aufwärts zu den Bergen, die hier zu einem alle andern überragenden Gipfel ſich erheben. Die Stadt Annweiler, um die Queich gelegen, ſchmiegt ſich einerſeits an die waldigen Berge, ſieht andererſeits auf die lachende Wieſe, die in ihren Blüthen, ihrem üppigen Graswuchs ein lebendiger Gruß der Höhe in die Tiefe iſt.

In der Ebene um die Stadt entwickelt ſich ein reiches Leben. Der Fluß, ſo klein er iſt, wird zu Fabriken und Färbereien nutzbar gemacht und der Weinbau ſoll mehr als die Bedürfniſſe der nächſten Umgebung befriedigen. Allein die Berge rufen hinauf zu ſich, hinauf dahin, wo in die feierliche Frühlingsſtimmung kein Mißklang dringt, den die Nothdurft, die Noth erzeugt.

Dem Rufe folgt man gern. Was er Lockendes zu verſprechen ſchien, das hält er reichlich, und jeden Schritt hinauf lohnt ein Geſchenk der in ihren duftigen Gaben frohen, fröhlichen Natur. Auf dem höchſten Berge mag man der höchſten Schönheit gewiß ſein. Wohlan denn zu ihm! Er verſpricht eine weite Wanderung. Es iſt der ſüdlich von Annweiler gelegene Sonnenberg. Auf ihm erhebt ſich mit dreien Spitzen und auf ihnen mit dreien Burgen in einer Höhe von faſt anderthalbtauſend Fuß.

Der Trifels.

Beim Erſteigen gewahrt man ganz merklich die einzelnen Theile dieſes Dreifelſen. Der Weg führt durch einen unabſehbaren Buchenwald aufwärts, der nur an wenigen Stellen, wenn die Kreuzwege, zum Verirren lockend, ſich begegnen, eine Lichtung zeigt. Durch dieſe ein freier lachender Blick auf die umſtehenden Berge und auf die je länger, deſto weiter entſchwindende Thalebene. Eine Stunde Wegs oder — richtiger geſagt — Bergpfads begegnen über des Wandernden Haupte ſich die leichten Aeſte der ſchlanken Bäume. Die rauſchende Bewegung durcheinander wechſelt erſt einzig den vom Thal her verhallenden Ton rufender und antwortender Menſchen ab. Da wird es wieder laut, aber das Geräuſch ſchallt von oben her: der Pfad, der unter den dem Wanderer, der heute auf ihm einen Ruheſitz findet, zu „denke der Zeit, die über mich hinging, bis ich ſo verfiel“. In der That es iſt eine Mahnung in eine längſt geweſene Vergangenheit. Die Trümmer mehr als einmaliger Verwüſtung zeigen ſich ſelbſt oberflächlicher Beobachtung. Die Burg ſelber meldet, wen ſie betroffen, indem ſie in Ermangelung ihrer einſtigen Bewohner, mit den Worten über ihrem Haupteingange ſich ſelbſt vorſtellt:

1549

> Madinburg bin ich genannt, Pfalzgraf Georg hat mich anerkannt, von Würtemberger Hand im Fürſtenſtand auf St. Georg nahm er mich ein, hat mich Maria zum eigen gegeben, Gott der Herr geb ihm das ewige Leben.

Die Madinburg, auch Magdenburg, Maidenburg genannt, hieß einſt die Burg, deren Trümmer eine nicht ganz unkenntliche Skizze der Vergangenheit geben.

Tritt man durch jenes Thor in das Innere des Burghofes, ſo überragt in ihm ein noch zum Theil erhaltener Thurm die umſtehenden Mauern. In ihm iſt es noch möglich, ſich in zwei Stockwerken je in einem Zimmer die Wände anzuſehen, die über all' das Elend, dem ſie nicht ganz gefallen ſind, auf neue Geſichter, neue Trachten und neue Gewohnheiten blicken. Hinter dem Thurm geſtattet hie und da an manchen Stellen ein Stück Mauer der Phantaſie, ſie zuſammenzurücken und wieder aufzubauen zu einſtiger Größe. Allein den Mauern droht der Einfall, und mag die Phantaſie bauen ſo viel ſie will, dem Phantaſten iſt zu rathen, daß er ſich fern halte. Auch in der Nähe findet er beſchäftigende Unterhaltung.

Die Inſchriften melden von verſchiedenen Herren verſchiedener Zeiten. Wenn aber das Fundament des Schloſſes ſein ſteinern Stillſchweigen zu brechen vermöchte, ſo würde ſein Bericht eingehender und belebter klingen. Die Grafen von Leiningen würden den Reigen der Herren eröffnen, und es würde eine bunte Abwechſelung gewähren, dieſe Herren von immer andern auf meiſt gütliche Weiſe verdrängt zu ſehen. Herr Heſſo von Leiningen gab ſeinem Hauſe das üble Beiſpiel der Verpfändung des väterlichen Erbes für Geld und Schätze. Von denen von Sickingen wieder eingelöſt, kam das Herrengut in Städtehand. Landau übte ſeine Herrſchaft um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hier aus, um ſie zu Anfang des ſechszehnten käuflich an den Würtemberger Herzog Ulrich zu überlaſſen, der ſie an den Biſchof von Speyer übermachte. Dorthin kam die Burg nach mancherlei Kriegsfällen durch den Münſter Frieden (1650) zurück, erlag aber wie ſo viele im Gebirge der Zerſtörung des franzöſiſchen Generals Monclair.

Das iſt ein trübes Blatt aus der Geſchichte der natürlichen Grenze des linken Rheinufers, und das an einem Orte, der, wie kaum ein zweiter, Gelegenheit bietet, in reicher Ausleſe von jenem Ufer Blatt und Blüthen zu ſammeln!

Vor dem Schloſſe ragt altanartig aus der Erde ein Felſen heraus. Er beherrſcht ein Panorama voll wunderbaren Reichthums. Alles iſt nur Vorbereitung für dieſen großartig herrlichſten Punkt, der eine ſo weite Ausſicht auf die Ebene, wie auf die Berge bietet. Nicht in wellenförmiger Leichtigkeit erheben die Vogeſen ſich zur Scheidewand gegen Frankreich hin, vielmehr dräuen ſie in unglaublicher Maſſe neben, hinter einander ſich thürmend, von Stunde zu Stunde wilder, groteſker umher. Jede Spitze ſieht wie eine Burg aus — o, daß ſie eine Burg wäre gegen den lüſternen Nachbar, daß der ernſte, faſt düſtere Charakter dieſer Berge eine Wacht wäre deutſchen Ernſtes, der felſenfeſt ſich in ſich begründete. Wie zierte ihn da der Scherz ſeiner Lieder, ſeiner heitern Kunſt. Auch hier drängt ſich zwiſchen die ſchroffen Felſen eine neckiſche Wieſe, ein Stückchen Buchengehölz.

Ueber die Ebene ſchwelgt das Auge vom Melikus bis hinab zu den deutlich hervortretenden Thürmen des Straßburger Münſter, dem Laufe des ſilberglänzenden Stroms willig folgend, in der ausgedehnteſten Fernſicht.

ſo ſchlafbrechenden Mühen. Ihr Herr hat den Kampf des Ehrgeizes, den Streit um den Beſitz, wenn er ihn kannte, längſt ausgekämpft und über den Wanderer aus fernem bewegteren Land breitet ſich der Friede der unentweihten Alm.

Der anbrechende Morgen ſcheint durch das einzige kleine Fenſter, roſig vor der aufgehenden Sonne. Die kahlen, grauen Wände ſind mit einem reinen Schimmer übergoſſen und im Vorgemache lieſt betend unſer Wirth ſeine Morgenandacht. Mich erhebend, reiche ich dem Alten, heute ſchon dem alten Freunde, mit einem „grüß Gott" zum Morgengruße, die Hand. Dann treten wir hinaus. Uns ſchneidet ein kalter Morgenwind entgegen. Dichter Reif war die Nacht gefallen, die Grashalme wie mit einer Schneedecke verhüllt. Das giebt ein ganz anderes Bild der Gegend, die in hoher Ebene noch ſchlummert. Auf einem der erwähnten Steinhaufen giebt es eine Ueberſicht über die ganze Platte und, man ſollte meinen, über das Kriml und das Pinzgauer Thal. Allein dicht gedrängt wälzen ſich ſchwere Wolken zwiſchen den Bergen, die Ausſicht auf das Thal verſperrend, fort, bis die Sonne unter ihnen ſie forttreibt, die Nebel durchbrechend und an den fernern Bergkappen anhangend. Die Bäume grünen wieder und aus ihnen hervor weit drüben glänzt die ſchäumende Fluth des Achefalls, weiterhin erhebt ſich das morgendlich beleuchtete Pinzgau mit dem werdenden Tage.

Auch auf der Platte ward es Tag: der Morgen duftet, die Sonne ruft; den Berg hinunter geht's ins ſchöne Land Tirol!

Das Havelländiſche Luch.

Von Spandau aus zieht ſich eine theils ſchmälere, theils breitere Niederung vor Nauen und Frieſack vorbei bis zum Städtchen Rhinow und ſelbſt bis Rathenow hin, welche das Havelländiſche Luch genannt wird. Nördlich wird daſſelbe von einem niedrigen Plateau begrenzt, welches den Bewohnern der Umgegend unter dem Namen „das Ländchen Bellin" bekannt iſt, an deſſen Gränzen das berühmte Fehrbellin liegt; eine Fortſetzung deſſelben iſt nach Weſten hin das Ländchen Glien. Die beiden weſtlichen Gränzen des Havelländiſchen Luchs ſind die beiden Ländchen Rhinow und Frieſack. Die Südgränze des Luchs wird durch einen niederen Höhenzug gebildet, der dicht an Nauen vorbeiſtreift, dann unterbrochen wird, in ſeiner Fortſetzung das Ländchen Frieſack bildet, und ſeine höchſten Punkte in den Stöllen'ſchen Bergen nahe bei Rhinow zeigt, auf denen verſchiedene Verſteinerungen von Thier- und Pflanzenreſten gefunden worden ſind.

Alle Theile dieſes Luchs bieten dem Auge eine weite, große, ſehr ebene Grasfläche dar, deren horizontale Sohle, verbunden mit allen übrigen zutreffenden Umſtänden, gar nicht zweifeln läßt, daß ſie ehedem den Boden eines großen Gewäſſers gebildet habe, aus welchem die angränzenden Plateaus als Inſeln hervorgeſchaut haben.

Schon Friedrich Wilhelm I. hatte das urbar gemachte Land mit einer Anzahl von Koloniſten aus Holland bevölkert, auch hatten ſich zum Theil die eingewanderten Salzburger Familien hier niedergelaſſen; aber Friedrich der Große ſorgte noch mehr für die Bevölkerung. Eine große Anzahl von Holländern (Kühmelker, Büdner und Gärtner) ſiedelten ſich an den Dämmen entlang an und gründeten zahlreiche Colonien, deren Namen oft auf den Urſprung der Bewohner hinwieſen. — Die Berlin-Hamburger Eiſenbahn tritt jetzt ſchon von Spandau aus in das Gebiet des Havelländiſchen Luchs, führt vor Nauen und Paulinenaue dicht vorbei und wendet ſich nach Frieſack. Eine halbe Meile nördlich von dieſer Stadt iſt mitten im Luch ein Bahnhof erbaut.

Im Winter, wo die Waſſermenge noch immer den rieſigen Anlagen des Menſchen trotzt, ſieht man noch in der Gegenwart eine weite, mehrere Fuß tiefe Waſſerfläche über das Luch ausgebreitet, aus welcher der hohe Eiſenbahndamm mit ſeiner Einfaſſung von ſchlanken entblätterten Weidenruthen herausſchaut, oder einzelne ſtehengebliebene Heu- und Torfhaufen dem ſpähenden Auge Anhaltpunkte geben. Wenn aber kaum im Frühjahre das Waſſer fällt, dann beginnen die Bewohner dieſer Gegend ihre Thätigkeit. In den urbargemachten Ackerſtücken, noch weich und ſchlammig von der übermäßigen Feuchtigkeit, wühlt der Pflug und der Spaten, um das Austrocknen des Erdreichs zu beſchleunigen, bald fällt der Same des Landmannes darauf nieder und die Egge recht ihn ein. Hafer, Gerſte und Kartoffeln, auch die Runkelrübe als Viehfutter, das iſt das Getreide, welches der Landmann dieſem Boden anvertraut. Roggen und Weizen darf er nur auf höher gelegenen Stellen ausſtreuen, weil ſonſt das Waſſer, wenn es die Saat im Winter längere Zeit überdeckt, dieſelben leicht auskältet. Wenn aber der Sommer ein nicht zu feuchter iſt, dann fällt der Ernteertrag reichlich aus und wiegt ſehr wohl ein Jahr des Mißwachſes dieſer Gegend auf.

Die bedeutendſten Oerter des Luchs ſind **Königshorſt**, **Frieſack** und **Neuſtadt**.

Königshorſt mit ſeinen platten, unabſehbaren Grasflächen, mit ſeinen Gräben und Deichen, davon die bedeutendſten, mit Alleen von paſſenden Baumarten ſeit dem Jahre 1820 vollſtändig bepflanzt worden ſind, erinnert an die holländiſchen Landſchaften des Rheindelta. Hier wie dort iſt die grüne Ebene der Wieſen und Weiden belebt von Viehheerden, die in Königshorſt im Durchſchnitt aus 1260 Stück Rindvieh gemiſchter Race, Schweizer, Oldenburger, Holländer, Holſteiniſchem Marſchvieh und Landvieh aus den Elbgegenden, und die Schäfereien aus 1000 Stück zur Maſtung beſtimmten Fetthammeln und aus veredelten feinen Schafen beſtehen.

Das Rind bildet aber nach wie vor den Hauptbeſtand der landwirthſchaftlichen Cultur durch die Butter- und Käſebereitung, wozu in neueſter Zeit der Milchverkauf nach Berlin gekommen iſt, der durch die Berlin-Hamburger Eiſenbahn, deren nächſte Station etwa zwei Meilen entfernt iſt, ungemein erleichtert wird. Maſtvieh wird nur zum Bedarf einer jeden Wirthſchaft gehalten. Das Schwein dagegen, aus engliſcher Vollblut- und Halbblutzucht, iſt ein wichtiger Gegenſtand der Maſtung, jährlich im Durchſchnitt 525 Stück. Pferde zum Zuge werden 120 und Ochſen zu demſelben Zweck 30 gehalten. Darin aber gleicht Königshorſt noch nicht einer holländiſchen Landwirthſchaft, daß ſeine Wege noch nicht in Stein- und Kiesbahnen verwandelt worden ſind. In naſſen Wintern ohne Froſt ſind die Wege ſchlecht und kaum zu befahren, in trockenen Jahren dagegen ſehr gut.

Das Plateau von **Frieſack** war ſicherlich eben ſo von **Wenden** beſetzt, als der Glien und der Bellin. Seine vom Waſſer ringsum abgeſchloſſene Lage machte es zu einer natürlichen Veſte, die wohl geeignet war, ebenſo bei den Kämpfen der ſlaviſchen Stämme unter ſich, als ſpäterhin in ihren Vertheidigungskriegen gegen die andringenden Deutſchen zum Angriffs- ſowohl, als zum Rückzugspunkte zu dienen. Daher entſtand ſchon in der früheſten Zeit die Veſte Frieſack, um die nach und nach die Stadt ſich erhob, welche von ihr vertheidigt wurde.

Das Amt **Neuſtadt**, ſpäter ſich zu einer Stadt ausdehnend, gewann beſondere Bedeutung durch eine in der Nähe angelegte Glashütte, welche ſich zu einer Spiegelmanufactur ausbildete, die aber vor einigen Jahren eingegangen iſt. Noch wichtiger iſt dieſer Ort durch das **Friedrich-Wilhelms-Geſtüt**.

Schließlich wollen wir noch einen Blick auf den Zotzen werfen, in welchem beim Pflügen, wie im Luche ſelbſt, z. B. um Königshorſt, hin und wieder Bernſtein gefunden worden iſt. Abgeſehen davon, daß er dem Botaniker eine bedeutende Ausbeute ſchöner und ſeltener Pflanzen gewährt, und abgeſehen von der Mannigfaltigkeit der vielen Vögel und des zahlreichen Wildes, welche hier ihren Aufenthalt haben, bietet er viele intereſſante Punkte der Betrachtung dar. Mehrere ſtark beſetzte Holländereien finden für das ſchön gepflegte ſtattliche Rindvieh eine vortreffliche Weide, und die reichlich gewonnene fette Milch wird täglich zweimal, des Morgens und Mittags, mit der Eiſenbahn von Frieſack aus nach Berlin geſchickt. — Im Winter hört man durch den ganzen Wald die weit hin ſchallenden Axtſchläge der Balkenhauer, welche die rieſigen, tauſendjährigen Eichen fällen und zu Zimmern behauen. Die Eichen dieſes Waldes haben ſehr feſtes Holz, ſie werden deshalb gern gekauft (löſen doch die Beſitzer des Zotzens mindeſtens jährlich 50,000 Thaler für die verkauften Eichen) und dann mittelſt Fuhrwerk bis zum Kanal geſchafft, um im Frühjahr bei hohem Waſſerſtande als Floßholz nach Hamburg geſchafft zu werden, wo es zu Schiffsbauten ſeine Verwendung findet. — Der dort wachſende Ahorn wird nach Berlin verkauft, um in einer Schuhzweckenfabrik zu jenen Stiften zerſtückelt zu werden, welche jetzt bei den Schuhmacherarbeiten allgemeine Verwendung finden. — Der Waldmeiſter (**Asperula odorata**) kommt hier ebenfalls ſehr häufig vor; er wird im Frühjahr vielfach geſammelt und in großen Kiepen nach Berlin geſchickt, um als ein nothwendiges Surrogat zum „Maitrank“ verwendet zu werden. — Die häufig vorkommende Maiblume wird gleichfalls in großer Menge der Hauptſtadt zugeführt, um dort in zierlichen Sträußchen als Straßenartikel ausgeboten zu werden.

Am Waſſerfall der Radau bei Harzburg.

Von San-Marte.

Was rauſchen die Waſſer, wie ſchäumt der Bach!
Es ſpielt in der Fluth die Forelle.
Die Gräſer und Blumen, ſie winken nach
Der eilenden plätſchernden Welle.
An Blüth' und Halm perlt Thau ſo hell: —
Leb wohl, du lieblicher Spielgeſell!

Im Felſenſaal, in ewiger Nacht,
In tiefem Geheimniß geboren,
Erzählſt du von der Wunderpracht,
Die dir zur Wiege erkoren.
Es lauſcht das Ohr auf Well' und Wind.
Leb wohl, du zauberiſch Geiſterkind!

Und wogender Nebel die Fluth umwallt,
Von dunkelen Tannen umgittert,
Wie ahnungsreiche Traumgeſtalt
Die liebende Seele durchzittert. —
Fahrt hin, es weint das Herz euch nach. —
Leb wohl, du rauſchender Felſenbach!

* * *

Die Krammetsvögel und der Dohnenſtieg.

Von Karl Ruß.

Die Vorzüge eines ſchönen Herbſtmorgens weiß wohl eigentlich nur der Jäger ſo recht zu würdigen, denn ihm bietet ein ſolcher des Angenehmen und Lockenden ſo viel, wie kein anderer Morgen im ganzen Jahre. Schon gar früh iſt der Grünrock dann auf dem Gange, die wohlgeputzte Flinte über'm Rücken, die mit allerlei Vorrath reichlich verſehene Jagdtaſche an der Seite und vor ſich an der Leine die ungeduldigen Gefährten, die lechzenden lautjagenden Bracken, die pfiffigen derben Dächſel, oder den auf Wort und Blick achtenden und pünktlich gehorchenden Hühnerhund. Und ſo geht es munter quer durch's Kartoffelfeld, über Berg und Thal, hinein in den dunkel-wundervollen Wald.

Die Sonne erhebt ſich ſoeben klar und majeſtätiſch über die Baumwipfel und ſpiegelt ſich in den Millionen Thautropfen, welche uns als Perlen und Edelgeſteine vom reinſten Waſſer entgegenblitzen und in der Farbenpracht des Lichtreflexes unſere Blicke feſſeln und blenden — wie dies bei den ſteinernen Diamanten, oder vielmehr Denen, welche ſie tragen, ja auch gewöhnlich der Fall iſt. — Doch nicht lange, da umhüllt uns rings dichter dicker Nebel, welcher uns jeden Umblick bis auf wenige Schritte raubt und dann als feiner Staubregen herabrieſelt.

Dies iſt ſo recht das Bild des Herbſtes — das troſtloſe, weithin Alles umhüllende Grau des Nebels, durch welches nur zuweilen ein lichter Sonnenſtrahl dringt und hier und da die jetzt in ihrer bunteſten Farbenpracht Abſchied nehmenden Blätter vergoldet, dazu der unabläſſige, ruhig einförmige Regen und all überall die lautloſeſte, gleichſam trauernde Stille, welche kaum hier und da von einem Lockton vorüberziehender Vögel, oder dem leiſen Pfeifen einer emſigen Meiſe unterbrochen wird.

Wir wandern weiter, dem Dickicht vorbei, bis zu den innerhalb des Waldſaumes ſich hinziehenden Höhen. Hier finden wir das, was wir ſuchen, den mit vieler Umſicht und Ortskenntniß vom Jäger angelegten Dohnenſtieg oder Dohnenſtrich, den Fangort der unſern Leſern doch bekannten und von ihnen gewiß geſchätzten Krammetsvögel. Die Dohnen ſind einfache, zu beiden Seiten eines Fußſteiges in kurzen Zwiſchenräumen und in der Höhe von circa drei Fuß angebrachte Fangwerkzeuge, in denen vermittelſt ſtarker Pferdehaarſchlingen und eines Büſchels lockender rother Ebereſchbeeren die armen Argloſen dem Tode und der Küche der Leckermäuler überliefert werden.

Man hat verſchiedene Arten; die gewöhnlichſten ſind die Bügel- und die Baſtdohnen, welche eigentlich in ihrer Conſtruction wenig von einander verſchieden ſind, nur daß die erſteren, die einfachſten, wie ihr Name ſagt, aus einem hölzernen Bügel beſtehen, in welchem die Schlingen befeſtigt ſind und der wiederum in den Baumſtamm eingebohrt wird. Die Baſtdohnen dagegen ſind von ſtarkem Bindfaden oder Baſt mit hineingedrehten Schlingen und werden an einen paſſenden Zweig oder an ein eingeſtemmtes Reis geknüpft und an den Stamm feſtgebunden. Außerdem giebt es auch noch Laufdohnen, welche auf der Erde angebracht ſind, um beſonders größere Vögel zu fangen. Die Herſtellung und Anordnung aller dieſer einfachen und leicht ſelbſt zu verfertigenden Fanginſtrumente kann man ſich von jedem Jägerburſchen zeigen laſſen. Uebrigens findet man in größeren Städten auch Baſtdohnen fertig zum Kauf.

Wir wandern nun den, immer an den Höhen des offenen Vorholzes ſich hinziehenden Strich entlang. Gleich vornan hängen, ſchon todt, ſteif und ſtarr, eine Anzahl Weindroſſeln, welche wir an dem Roth der inneren Flügel erkennen. Wahrſcheinlich ſind ſie heute ganz früh hungrig und ermattet hier eingetroffen und haben gleich willkommene Nahrung, doch auch den Tod gefunden. Sie hängen faſt in einer Reihe, hier und da auch zwei in derſelben Dohne neben einander. Es iſt merkwürdig, daß ſich die armen Thierchen nicht durch das Beiſpiel ihrer Gefährten belehren laſſen. Der eine fängt ſich, merkt es erſt dann, wenn er weiter fliegen will, daß er das Todesband am Halſe hat, flattert nun einige Male im Todeskampf hin und her und hängt dann ſchlaff und ruhig herunter; einige Augenblicke ſpäter kommt einer der durch das Geflatter aufgeſcheuchten Anderen wieder herbei, ſetzt ſich ruhig neben den Todten, frißt und würgt ſich die Schlinge ebenfalls um den Hals. Ja, alte Jäger wollen beobachtet haben, daß die armen Weſen arglos und einfältig genug ſeien, um mit den tödtlichen Haaren zu ſpielen und ſie ſich abſichtlich umzuſchlingen.

Es macht einen eigenthümlichen, faſt möchte ich ſagen feierlichen Eindruck, wenn man die ſchönen Vögel ſo reihenweiſe, ſteif und doch im Tode noch ſo zierlich, da hängen ſieht.

Die Weindroſſel iſt einer der nur vorüberziehenden Gäſte, welche im hohen Norden, bei uns nur höchſt ſelten niſtet. Sie ſingt gar nicht, ſondern läßt nur zuweilen einen wenig melodiſchen Locklaut hören. Ihren Namen hat ſie wohl daher, daß ſie im Spätſommer und Herbſt in großen Schaaren in den Weinbergen ſich einfindet, wo ſie aber wirklich nicht den großen Schaden anrichtet, deſſen man ſie beſchuldigt, da ihre Hauptnahrung kleinere Beeren und ſchädliche Inſekten ſind, welch letzterer Umſtand den Verluſt einer beiläufig verſpeiſten Weinbeere doch gewiß vollſtändig ausgleichen dürfte.

Um eine Ecke biegend, laufen wir ſchnell hinzu, denn vor uns flattert ſchreiend ein Gefangener noch lebendig in der Schlinge. Behutſam ausgelöſt haben wir einen unſerer lieblichſten Frühlingsſänger in der Hand, die Zippe oder Singdroſſel. Sie unterſcheidet ſich von der vorigen dadurch, daß ihre innere Flügelwand ſtatt roth gelb iſt. Sonſt hat ſie daſſelbe olivenbraune Kleid an, welches auf dem Rücken faſt ſchwarz, dagegen an der Bruſt, dem Halſe und dem Bauche gelblichweiß und mit großen roſtbraunen Punkten überſäet iſt. Leider erhält ſich dieſer Vogel, ſo eingefangen, nur ſchwer im Bauer und ſtirbt gewöhnlich im Frühjahr, wenn die Andern zu ſingen beginnen — wohl aus Sehnſucht nach der ſchönen goldenen Freiheit. Dagegen jung aus dem Neſte genommen und aufgefüttert erfreut er viele Jahre hindurch die Herzen ſeiner Zuhörer mit ſeinem melodiſchen Geſange. Etwa zwei Fuß hoch über der Erde niſtet die Zippe, meiſtens im Wachholdergebüſch, und legt in ein großes, mit Thon oder Lehm ausgemauertes — was übrigens bei allen Droſſelarten der Fall iſt — künſtliches Neſt vier bis ſechs hellgrüne, dunkelbraun punktirte Eier. Sie ſtellt das größte Contingent zu den Krammetsvögeln, unter welcher Bezeichnung man eigentlich alle die in den Dohnen gefangenen Vögel verſteht, doch oft ausſchließlich dieſe Droſſel meint.

So finden wir nach und nach noch eine beträchtliche Anzahl ihrer Schweſtern, die meiſten ſchon todt und ſteif, durch ein ſchnelles Ende von ihrer Qual befreit; doch leider zeigt ſich uns auch ein Bild höchſten Jammers. Eine Schwarzdroſſel — Amſel — hat ſich mit einem Fuße in der Schlinge verwickelt und hängt nun an dem ausgerenkten Bein mit fürchterlichen Schmerzen da. Gern möchten wir das wunderſchöne Thier am Leben erhalten, doch der Fuß iſt vollſtändig aus dem Gelenk geriſſen und ſchon in Entzündung übergegangen; wir machen daher der Qual des Aermſten bald ein Ende, indem wir aus dem Flügel eines andern Todten eine ſtarke Feder reißen und ihm dieſe ſchnell in's Gehirn ſtoßen. Die ſo unendlich melodiſche Singweiſe der Amſel iſt den Leſern wohl bekannt und ebenſo, daß ſie ſehr gut Lieder nachpfeifen lernt. In einem großen Vogelbauer läßt ſie ſich lange Zeit im Zimmer erhalten, darf jedoch keine kleinen Vögel als Geſellſchafter haben, da ſie ſehr zänkiſch iſt und alle andern gewöhnlich tödtet. Sie niſtet ebenfalls und in ähnlicher Weiſe wie die Singdroſſel bei uns, doch bedeutend ſeltener, häufiger dagegen im Gebirge, wo es für mich ſtets einer der ſchönſten Genüſſe geweſen, an lieblichen Frühlingsabenden auf einer kleinen Wieſe oder Trift am Waldesſaume das Treiben, Necken und Spielen der reizenden, glänzendſchwarzen Vögel mit dem goldgelben Schnabel zu beobachten und ihren Melodien zu lauſchen.

Jetzt ſteigen wir etwas höher, der Berg- oder vielmehr Hügelſpitze näher und finden dort einige Exemplare der beiden größten Krammetsvögel, des Ziemers und der Schnarre oder Miſteldroſſel. Beide ſind keine Sänger, doch als Wildpret ſehr geſchätzt. Sie unterſcheiden ſich von der Weindroſſel und der Zippe nur durch ihre Größe und durch die weiße Wand der inneren Flügel, untereinander wiederum dadurch, daß die Schnarrdroſſel dunkler und noch etwas größer iſt, während der Ziemer mehr, beſonders am Kopfe und den Flügeln eine weißlich graue Farbe hat.

Um einige Augenblicke Ruhe und die nach einer Seite auf eine Wieſenfläche hin freie Ausſicht zu genießen, ſteigen wir noch eine kleine Strecke hinauf nach der Spitze des Waldkegels, wo ein umgefallener Baumſtamm uns gaſtlich einladend winkt, und ſiehe da, wir werden für die kleine Mühe reichlich belohnt. Hau! hi! hau! hi! hauhauhau! hören wir in der Ferne das taktmäßige, faſt melodiſche, für den echten Jäger ſchöner als himmliſche Sphärenmuſik klingende Jagen der Hunde, und bald ſehen wir ſeitwärts ein Häschen in drolligen Sätzen, manchmal ſehr ängſtlich, pfeilſchnell vorwärts ſpringen, dann wiederum, auf das Gebell der Hunde lauſchend, ein Männchen machen und nach einem gewaltigen Seitenſatze ſich behutſam im Gebüſch verkriechen. Einige Augenblicke ſpäter bewegt ſich an einer dunkeln Stelle das Geſtrüpp, ein großer alter Fuchs tritt, vorſichtig nach allen Seiten ſpähend und witternd, heraus, ſetzt ſich einige Augenblicke hin, um genau auf den Schall der Jagd zu lauſchen und iſt dann plötzlich blitzſchnell wieder im Dickicht verſchwunden. Dann treten eilig, aber vorſichtig, drei ſtattliche Rehe hervor, ein altes weibliches Thier voran und dicht hinterher eine zweite Ricke*) und ein kleiner Bock. Sie eilen gerade auf uns zu und erſt dicht vor uns äugt**) die Alte uns, ſetzt mit einigen ſtarken, doch graziöſen Sätzen an uns vorüber, während die beiden andern erſchrocken zurückprallen und erſt im Bogen der Führerin nachſetzen.

Ausgeruht und befriedigt wenden wir uns nun bergabwärts, wo am Rande einer Wieſenfläche noch eine Reihe Dohnen angebracht ſind. Dort finden wir eine ſchöne Beſcheerung, faſt ſämmtliche Dohnen ſind nämlich ausgebeert, was die muntere Schaar der kleinen luſtigen Meiſen dem Freund Jäger nur gar zu gern und oft zu Gefallen thut. In aller Gemüthlichkeit ſetzen ſich faſt alle Meiſenarten ruhig, ſtatt in die Dohne, in's Bereich der drohenden Schlingen, unten auf den Beerenbüſchel ſelbſt und verſpeiſen hier ganz ſorglos und wohlgemuth die Leckerbiſſen, welche alle die armen Gevattern in Tod und Verderben locken. Die Meiſe iſt übrigens ſo frech und ſchlau, daß ſie vorſichtig die Schlinge bei Seite ſchiebt und ſich hier höchſt ſelten von einer ſolchen übertölpeln läßt, während ſie im Garten in der Meiſenkiſte, oder des Winters auf dem Schlingenbrette jeder dumme Junge ſehr leicht fangen kann. Freilich trägt in letzterem Falle Noth und Nahrungsmangel die Hauptſchuld daran.

Wir verſehen nun aus der vorſorglich mitgenommenen Beerentaſche die ganze Gegend wieder mit ſolchen, ordnen und glätten die Schlingen wieder und befeſtigen unten, neben dem Beerenſtrauß, einige lange und ſtarke Schlingen. „Die Meiſen können wir dadurch zwar nicht abhalten, doch giebt es einige Droſſeln, beſonders die Amſel, welche ſchlauer Weiſe

---

*) Weibliches Reh.
**) Erblickt.

von unten im Fluge die Beeren haſchen und ſo, ohne ſich zu fangen, regelmäßig auf we Strecken den Fang verderben. Gewöhnlich hat man nach obiger Vorſicht dann dieſe Räub in den erſten Tagen abgefaßt.

Endlich finden wir einſam und verlaſſen ein Rothkehlchen. Das arme Ding hat dar glauben müſſen, obwohl wir ihm, da es ja ſo klein und als Braten faſt unbrauchbar, e ſolches Loos gar nicht gegönnt, es viel lieber lebendig in einer Sprangruthe gefangen hätte Unſere melancholiſchen Betrachtungen beim Tode eines der harmloſeſten, zutraulichſten und li benswürdigſten Vögelchen müſſen wir uns ſchon für eine andere Zeit aufſparen, denn w erblicken einen ſchönen Dompfaffen auf einem Zweige dicht neben der friſch eingebeerten Dohn von wo aus er die rothen Beeren lüſternd betrachtet. Es gilt hier nun, uns ruhig zu ve halten und Geduld zu haben; Letztere jedoch brauchen wir in großem Maße, denn unſ ſchöner Freund im ſilbergrauen Rocke und duftig rother Weſte, weißen Beinkleidern, neb ſchwarzem Ueberwurf und eben ſolchem Käppel auf dem Kopfe, übereilt ſich, vermöge ſein phlegmatiſchen Temperaments, keineswegs. Er überlegt und beſchaut ſich die Geſichi ordentlich und nach allen Seiten, nicht etwa, daß er Furcht oder Mißtrauen hegte, o nein dazu iſt ſein argloſes Gemüth viel zu erhaben und wenn man ruhige, vertrauensvolle Ein falt wirklich mit dem Namen Gimpel bezeichnen will, dann verdient unſer allerliebſter Vog denſelben allerdings im wahrſten Sinne des Wortes. Er guckt alſo und dreht das Köpfche bald rechts bald links, dabei läßt er häufig einen leiſen, ſo unendlich weichen, liebenden möc ten wir ſagen Lockton hören, denn ſein Weibchen iſt ja nicht bei ihm, ſie hat ſich bein Putzen ein wenig verſpätet und glättet dort am Rande der Quelle noch ihre naſſen Federchen. Indeſſen hat er noch keinen großen Appetit, denn es iſt ja noch ſo früh Morgens jetzt kommt ſie aber herbei und — wie es ſchon dem Vater Adam im Paradieſe ergangen — ſie verführt ihn und bald flattern Beide in den mörderiſchen Schlingen.

So ſchnell es uns möglich, eilen wir hinzu — doch ſchade! leider zu ſpät, denn de zarte Faden des kleinen Lebens iſt ſchon zerriſſen, Dompfaff mit ſeinem Weibchen liegt tod in unſern Händen. Verſuchen wir jedoch ein ärztliches Hülfsmittel, indem wir ihm leiſ und vorſichtig Luft in's Schnäbelchen blaſen, und ſiehe da! er fängt an zu zucken, regt ſich ſchlägt die Aeuglein auf und lebt. Sein getreues Weib hat unterdeſſen ihre Lüſternheit mi dem Tode bezahlen müſſen, bei ihr hilft kein Lufteinblaſen mehr, ſie iſt geſtorben.

Nachdem wir den Dompfaffen zu der Droſſel leiſe und vorſichtig, doch dicht und feſt in ein Taſchentuch gebunden*), wenden wir uns nach einer kürzlich vom Unterholz befreiten Blöße, auf welcher in beſtimmten Zwiſchenräumen mächtige Saatbäume, Eichen, Buchen und Birken ſtehen geblieben ſind. Während der Zeit hat ſich die Luft ganz aufgeklärt und ſo erblicken wir ſchon von Weitem an einem Baume eine Dohne und in derſelben, langſam vom Winde bewegt, einen großen mächtigen Vogel und finden hinzueilend, ha Freude! ein Haſelhuhn. Daſſelbe iſt faſt ſo groß wie eine gewöhnliche Haushenne und ein prächtiger Vogel. Der Leſer wolle verzeihen, wenn wir ihm daſſelbe nicht genauer beſchreiben, da das Haſelhuhn, ſo wie alle die größern, auch in den Laufdohnen gefangenen Hühner und Schnepfen, Kiebitze u. ſ. w. nicht wohl zu den Krammetsvögeln gerechnet werden können, ſondern doch nur beiläufig mit hineingehen. Merkwürdig iſt es hier wiederum, daß ſolch großes, ſtarkes Thier, der doch verhältnißmäßig ſchwachen Schlinge, nicht ſtärkere Kraft entgegen zu ſetzen vermag, ſondern faſt widerſtandslos und ſchnell ſein Leben aushaucht.

In unſerer Freude unterſuchen wir nun noch die hier zwiſchen den Reiſighaufen auf der Erde angebrachten Laufdohnen, jedoch vergeblich, denn ein frecher Burſche, ein Igel, hat uns dieſelben ſammt und ſonders aus einander geriſſen. Auf dergleichen Vorfälle muß der Dohnenſteller aber gefaßt ſein; ſo zieht ſich auch, wenn die Vögel nicht gar zu hoch für ſeine Sprünge hängen, Meiſter Reinecke recht oft dieſelben zu Gemüthe und erſpart dem Jäger die Mühe des Auslöſens. Oder es geſchieht wohl gar, daß ein muthwilliger Bube eines ſchönen Abends ſo und ſo viel, mühſelig und mit Zeit- und Geldopfern hergeſtellte, Schock Dohnen herausſchlägt und vernichtet und in die letzte auch noch verſtümmelte, zum Erſatz, faule Pilze oder einen Froſch hinein hängt.

---

*) Die gewöhnliche Art, die gelegentlich gefangenen lebenden Krammetsvögel nach Hauſe zu ſchaffen.

Mit Beute reichlich beladen, wollen wir nun ſoeben den Rückweg antreten, als ſich uns noch eine Ueberraſchung bietet. In einer der hinterſten Bügeldohnen hat ſich ein bunter Holzhäher, der deutſche Papagei, von der Schlinge überliſten laſſen, ſo ſchlau und pfiffig er ſonſt in jedem Falle auch iſt. Daß er wirklich pfiffig iſt, zeigt er auch jetzt, denn er weiß doch wenigſtens, aus der ſchlimmen Lage den möglichſten Vortheil zu ziehen. Sobald er ſich nämlich durch einige heftige Rucke überzeugt, daß er feſt und gefangen, tobt er keineswegs dummer Weiſe umher und würgt ſich, gleich den Andern, zu Tode, ſondern ſetzt ſich ruhig wieder auf die Dohne und wartet die Entſcheidung ab. Wir bemächtigen uns jetzt ſeiner, wobei er ſich mit dem Schnabel und den Klauen kräftig wehrt, und ſtecken ihn in ein beſonderes Taſchentuch.

Außer den angeführten Vögeln fängt man noch zuweilen, doch ſehr ſelten, in der letzten Zeit, Seidenſchwänze, dann aber gewöhnlich in ziemlicher Anzahl, da dieſe Vögel ebenfalls Familien- und Geſellſchaftenweiſe nach dem Süden ziehen und ſich dann faſt immer der ganze Zug in den Schlingen erhängt.

Der Seidenſchwanz kommt aus dem hohen Norden, wo allein er zu Hauſe iſt und niſtet. Es iſt ein wunderhübſcher Vogel, deſſen buntes Gefieder faſt in allen Farben ſpielt, doch iſt er dabei entſetzlich dumm, ungeſchickt und gefräßig, ſo daß, wie ſchon geſagt, gewöhnlich die ganze Schaar, ohne Ausnahme, gefangen wird, wenn ſie gerade auf dem Zuge einen Dohnenſtrich antrifft. Mehr aus Neugierde oder durch Ungeſchicklichkeit, läßt ſich in den Schlingen auch noch wohl ein anderer Vogel, ein Fink, ſogar ein Meischen, oder eine Ammer ertappen natürlich iſt dies aber nur Zufall. Die Zeit des Fangens beginnt im September und dauert bis zum erſten Froſt, und je nachdem man Beeren aufbewahrt hat, oft bis gegen Weihnachten hin. Der eigentliche nennenswerthe Ertrag fällt jedoch in die vier Wochen der Michaeliszeit, vom 15. September bis 15. October. Schließlich ſei noch erwähnt, daß im ſchönen Harze, beſonders oben auf dem Brocken und in Wernigerode, wo auch in unſerer Zeit noch immer dem 18. October die patriotiſchen Freudenfeuer angezündet werden und noch Alt und Jung beſonders an dieſem Tage ſeine echt deutſche Geſinnung zu erkennen giebt, die gebratenen Krammetsvögel zum 18. October ein Hauptererforderniß des gemüthlichen Frohſeins ausmachen.

* * *

Die Ernte und die Weinleſe.

Von Wilhelm Gleichner.

Welche anmuthig-belebten, poetiſch ergreifenden Bilder heiterer Ländlichkeit bietet uns die Ernte auf Wieſen und Feldern dar, die einen lieblichen Faden durch die ſchöne Sommerzeit ſpinnt und gleich den Jahreszeiten einen angenehmen Wechſel und verſchiedenartigen Charakter entfaltet, der Herz und Sinn ergreift und mannichfache Ergötzungen bereitet. Sie iſt die Arbeit und Freude des Landmanns, und ihr ruhiger Kreislauf, der all ſeine Wünſche beſchränkt, zieht ſich magiſch und geräuſchlos durch das heitere und geſunde Landleben, das ſtill und verborgen dahin fließt, wie klare Bäche durch Blumen, und ſo oft ſchon das Ziel ſtiller Wünſche war. — Schon unſern heidniſchen Altvordern war die Ernte eine bedeutungsreiche Zeit, an welche ſie heitere Feſtlichkeiten und mannichfache Gebräuche knüpften, zugleich aber auch eine religiöſe Feier, und Dankgebete und Opfer ſtiegen zur ackerſegnenden Gottheit empor. Denn es iſt eine Zeit voll heiliger Ahnungen und Deutungen, die unſern Blick von dem geſegneten Garten der Erde emporlenkt zu dem über uns waltenden ewigen Gärtner.

Eine üppige reifende Stille ruht im Hochſommer über den Feldern, in denen, ſo weit das Auge ſchweift, die goldene Kraft der Aehren auf- und niederwogt, bald vom hellen Sonnenſtrahl vergoldet, bald von ſchwarzen Wolkenſchatten überzogen. Das friedliche Wogen und Glänzen der ſegenreichen Ernte erfüllt mit Ruhe und Wärme unſere Seele. Wie hat der Himmel wieder den Schweiß und die Mühe des Landmanns geſegnet und ſo viele ſorgende und harrende Menſchenherzen erfreut und befriedigt, getreu der alten Verheißung: „So lange die Erde ſteht, ſoll nicht aufhören Samen und Ernte, Froſt und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht!“ Mit geheimer Freude durchwandelt der Landmann nach einer Woche der Arbeit die Kornfelder, und ſein väterlich Erbe mit ſtillen Schritten umgehend, ſchaut er dankbaren Blickes die hohen wankenden Halme und betaſtet mit prüfender Hand die ſo ſegenſchwer herabnickenden Aehren. Die Lerche jubelt in unermüdlicher Luſt über ſeinem Haupte, und auch er möchte für all' den reichen Naturſegen, den die Hand des Schöpfers wieder aufgethan, ſeinen Lobgeſang zum Himmel tragen.

Hoffend vertraute der Landmann ſeine Saat dem dunkeln Schoße der Erde. Und die im mühſam gelockerten Ackergrunde ſchlummernden Körnlein ſtanden wieder auf, als wäre ein Heer von Geiſtern darin eingeſchloſſen. In das eine Ende des Körnchens gelagert, das durch eine Schale hinreichend geſchützt und mit einem genugſamen Vorrath von Mehl verſehen iſt, ſchläft der Keim. Die Menge ſeiner Bläschen oder Zellen, aus einer feinen Haut gebildet, ſind innen ausgekleidet mit dem Pflanzeneiweiß, der übrige Raum iſt angefüllt mit einer Flüſſigkeit, in welcher mancherlei Stoffe, auch in Geſtalt kleiner Körnchen das bekannte Stärkemehl, enthalten ſind. In jeder dieſer Zellen ruht die ſchaffende Kraft. Vor dem unmittelbaren Sonnenſtrahl geſchützt, ruht das Samenkorn im Schoße der Erde, und von ihr erwärmt, wie das Ei von dem brütenden Vogel, unter Zutritt von Feuchtigkeit und Luft, welche letztere bei der geringen Tiefe in den Boden gelangt, erwacht das verborgene Leben. Das Korn ſprengt ſeine Hüllen, die beiden Spitzchen des Keimes, eines nach oben, das andere nach unten gerichtet, ſetzen Zelle an Zelle an; die obere Spitze, ſpäter zum Halme werdend, drängt freudig nach oben zum Himmel empor, die untere, die Wurzel bildend, dehnt ſich zur Erde hinab. Ein zartes Pflänzchen, nackt und klein, tritt der junge Halm in's Leben. Der Froſt und die Stürme des Winters kommen, er muß in Wind und Wetter ſtehen. Da ſchickt der Himmel den weichen Schnee und deckt das zarte Kindlein mit einer wärmenden Decke zu, unter welcher es ruhig und ſicher ſchlummert, bis der Frühling erwacht. Dann entzückt uns die junge Saat, noch ehe Wieſe und Anger grünen, mit ihrem erſten zarten Frühlingsgrün; fröhlich blickt ſie hinauf in den freundlichen Sonnenſchein und die milde Frühlingsluft, und die Lerche ſingt darüber ihren Lobgeſang. Regen und Thau tränken die jungen Sproſſen, der Halm mit ſaftigen Röhren ſchießt hervor, Glied baut ſich an Glied, bis endlich auf langem Halme die blühende Aehre das Ganze krönt. Jede Aehre wird aus einer großen Menge in regelmäßigen Zeilen ſtehender Blüthen gebildet, wovon jede wieder aus ſtachligen Spelzen zuſammengeſetzt iſt, innerhalb welcher, von ihnen geſchützt, die Fäden mit den Staubbeuteln ſtehen. Das Bollwerk von Spitzen oder Grannen, welches die Blüthen umgiebt, ſchützt wider den Biß der Vögel. — Man betrachte nur einen Getreidehalm, er iſt duft- und ſcheinlos. Ein ſchwanker, kahler, dünner Schaft, eine ſchmuckloſe Aehre, keine mit brennenden Farben geſchmückte Blüthe.

Bevor die Weizenähre ſich gebräunt hat und während Hafer und Gerſte noch grün ſtehen, haben ſich die ſchwankenden Aehren des Kornes bereits zur Reife geneigt. Tief ſommerblau lacht der Himmel, kein Wölkchen iſt zu ſehen, warm und duftig ruhen Wald und Aue und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung. Das iſt ein Wetter, welches Beſtändigkeit verheißt und wie es der Landmann zur Ernte mit Dank und Freude begrüßt. Allenthalben beginnt es ſich jetzt in den Feldern zu regen. Wenn der Morgenthau erfriſchend auf Buſch und Halm liegt, ziehen die Schaaren der fleißigen Schnitter und Sammler hinaus, mit Sicheln und Senſen, mit Körben und Krügen. Schön gereiht ſtehen ſie vor dem ſchnittreifen Felde, rauſchend fallen die Schwaden und emſig bücken und rühren ſich die geſchäftigen Sammler. Man ſchneidet, bis der Abendthau auf die Felder ſinkt. Hunderte von Garbenhügeln ſteigen empor, wo ſonſt die dichtgedrängten Halmen wogten, und die kahlen Felder erſcheinen wie ausgerodete Wälder. Es iſt das erſte Zeichen der beginnenden Ernte wie der ſchwindenden Sommerfülle. Iſt die Zeit des Einführens der Garben gekommen und werden im weiteren Vorrücken des Hochſommers auch viele der andern Halmenfelder geſchnitten und eingebracht, dann wird das Ernteleben da draußen noch mannichfaltiger und reger. Wie in einem Ameiſenhaufen rühren und tummeln ſich die geſchäftigen Ernter. Das iſt eine Haſt, ein Drängen und Treiben; jede Stunde iſt koſtbar, kaum zur Eſſenszeit gönnt man ſich Ruhe, zumal wenn Regentage zwiſchen die Ernte gekommen, oder eine ſchwarze Wolkenlaſt am Himmel droht und grollend der Donner rollt. Die Frauen ſammeln den Männern die Aehren in die Seile; wie nach der Schnur gemeſſen liegen die Garben in langen Gaſſen, hohe Mandeln werden aufgethürmt, Peitſchen knallen, klappernde Wagen jagen im vollen Galopp heran, und von rüſtigen Männerarmen geſchwungen, fliegt Garbe auf Garbe zum Wagen hinauf. Während die ſchwerbeladenen Wagen heimwärts ſchwanken, kommen die entleerten mit leichten Rädern ſchon wieder auf die Felder und die ſich begegnenden Wagenlenker begrüßen einander mit freudigem Zuruf. Aehrenleſer ſuchen ſich den beſcheidenen Theil der Armuth, an das bibliſch-patriarchaliſche Bild der ährenleſenden Ruth erinnernd; freibeutende Schaaren von Tauben und Sperlingen ſchwärmen über die Garbengaſſen hinweg. Säuglinge, neben dem Korbe und der Flaſche auf gebreitetem Mantel an den Garbenhaufen ſpielend; Rinder- und Gänſeheerden, welche das kaum abgeerntete Stoppelfeld beziehen, vollenden das reiche, anmuthig-belebte Erntebild. — Nur die Schwüle des Mittags macht eine Pauſe. Die Gluth des Tages brennt über dem Scheitel, kein Wolkenſchatten zieht über die Erde, kein Lüftchen regt ſeine kühlenden Schwingen, kein Halm, kein Blatt rührt ſich. Alles ſteht ſtumm und unbewegt; nur das eintönige Gezitter der Grille erſchallt noch am Feldraine ohne Aufhören. Froh auf den Fleiß ihrer Hände blickend, lagern ſich die Schnitter im muntern Kreis unter dem Schatten eines breitkuppeligen Birnbaums, oder am Waldesrande, oder unter einem Garbenhaufen, um ſich beim Mahle zu neuer Arbeit zu ſtärken.

Doch wie wohl fühlt ſich der Landmann in dieſer heitern, angeſpannten Thätigkeit! Da fühlt er nicht den Druck der Arbeitsmühe, in freudiger Bewegung wallt ihm das Herz; nie mundet ihm der Biſſen beſſer, nie iſt ihm der Trunk labender, nie iſt er zu gutmüthiger Heiterkeit und Verträglichkeit aufgelegter, nie fällt ein gutes Wort erfriſchender und tiefer in ſeine Seele. Ländliches Scherzen und harmloſes Reden läuft durch die frohe Schaar, die Arbeit zu verſüßen und die Gluth ſchwüler Stunden ungefühlt hinweg zu nehmen.

Der milde Sommerabend hat ſich auf die Fluren geſenkt. Wie ein ruhiges Eden, „ein lächelndes Kind in Vaters Armen,“ ſtrahlet rings der weite Schöpfungskreis im letzten Glanze der ſcheidenden Sonne. Fröhlich ſieht der Landmann ſie klar und ruhig hinabſinken und ſeine Hoffnung auf einen heitern Tag zur morgenden Ernte belebt ſich. Alle die müden fleißigen Hände ſinken beim erfreulichen Schalle der Abendglocken; Alles eilt der heimathlichen Ruhe und der Abendkoſt entgegen. Muntere Schaaren von Schnittern Schnitterinnen, Feldblumen auf den Hüten, Senſe, Gabel oder Rechen auf dem Arm, luſtiges Liedchen ſingend, arme Knaben und Mädchen mit mühſam zuſammengeleſenen Aeh bündeln, ſchwerbeladene Erntewagen ſieht man auf allen Wegen dahinziehen, dem Dörf zu. Aber immer ſtummer wird das Gewühl des Tages; die Welt bereitet ſich nach Arbeit und dem Schweiße zum Friedenstraum.

Auch in Hof und Scheune des Landmanns herrſcht in der Erntezeit ein reges munteres Treiben. Frauen und Männer reichen ſich einander die Garben zu, welche hundert regſamen Händen hoch übereinander gethürmt werden; geſchäftig gehen die W unter Peitſchenknall und dem Rollen der Räder aus und ein. Mit heiterer Miene hohem Dankgefühl ſieht der Hausherr all' den reichen Vorrath ſich in ſeinen Scheunen ſen, eine Frucht ſeiner Mühen und Sorgen und eine Gabe des Schöpfers, der Wachst und Gedeihen gab und dem Unwetter den Weg machte.

Kommen die milden klarblauen Herbſttage, wo die Seele den Traum des Frühl noch einmal nachträumt, dann erneuert ſich auf den ſonnigen Wieſen zur Erntezeit Nachwuchſes das muntere, erfreuliche Frühlingsbild des Heuens. Während geſchäftige Hä das duftende Gras hoch auf die Wagen thürmen, geht mitten unter den roſenfarb Zeitloſen, welche, die Sterbeſtunden der grünen Welt zu feiern, zu Hunderten hier geſchoſſen ſind, die Rinder- und Schafherde ruhig graſen, während die Hüter hinter Bachpappeln am Feuer ſitzen.

Iſt auch der goldene Hafer in die Scheunen gebracht, dann liegt über den kal ſonnenhellen Stoppelfeldern ſchon der Spätherbſt wie ein ſchwermüthiger Traum. Auf Fluren iſt es ſtill und ſtiller geworden, wo es noch vor wenig Wochen ſo geſchäftig regte. Nur hier und da ſchallt noch ein knarrender Erntewagen über die leeren Ebe oder das Glockengetön der weidenden Heerde, oder der Büchſenknall eines Jägers. Kartoffel und die Rübe iſt das Letzte, was ſich der Landmann von den Feldern holt. Ueb ſieht man die Kartoffelfeuer brennen, deren aufſteigender Rauch ſich mit dem Dufte Herbſtes vermiſcht, der ſich über Wieſen und Felder breitet.

Aber weit in's Thal hinein und üppig den Berg hinan, von Klippe zu Klippe k mend erſtreckt ſich der Weinberg. Tief beugt ſich die Schoſſe und aus den gereiften T ben glüht, vom warmen Strahl gekocht, das purpurne und goldene Feuer, das Mark Oel der Welt. Es naht die am meiſten poetiſche der Ernten. Ringsum auf den Be erhebt ſich jetzt ein fröhliches Leben. Lange Reihen von Winzern und Winzerinnen zwiſchen den Weinſtöcken geſchäftig die Trauben in die Eimer. Große, auf Wagen geſ Fäſſer fahren dann die goldene Traubenlaſt in die Kelter. Trommel- und Hörnerkl Böller- und Flintenſchüſſe verkünden die Luſt und Freude des feſtlichen Tages. Kommt Abend, dann leuchten und knallen die Feuerwerke an allen Orten und Enden, die ſch der Ernten zu ehren, und Freudenfeuer werden auf allen Bergen angezündet.

Mit der Traubenleſe wird zugleich der Abſchied des ſcheidenden Sommers gef Die letzten hellen Herbſttage, das Aufflackern eines Lichtes im Erlöſchen, ſind bald da mit ihnen die ſchönere Hälfte des Jahres. Trauernd ſteht der ſterbende Wald, die He luft weht über den todtenſtillen Feldern und die kahlen Sträucher am Wege beben in kalten Näſſe des Nebels. Doch noch ein Bild der Hoffnung belebt die Seele. Der L mann bereitet mit der Pflugſchaar dem Samen ſchon wieder ein neues Bett und noch Einbruch des Winters grünt die junge Saat der neuen Frühlingsſonne entgegen. Mit Pflüger, der ahnungs- und hoffnungsvoll, mit Gedanken an die künftige Ernte, in glühenden Wolkenſchichten des düſtern Abends ſchaut, richten ſich unſere Blicke voll S ſucht und Hoffnung nach dem Jenſeits.

Das Fichtelgebirge.

Ein luftiger Gebirgskranz winkt am Horizont dem aus der norddeutſchen Ebene Ankommenden bei Hof, wie ſeine markigen Umriſſe den vom böhmiſchen Keſſel her ſich Nahenden grüßen: es ſind die dunkelblauen Höhen des Fichtelgebirges, das, ähnlich dem St. Gotthardsſtock, vier Flüſſe nach allen Himmelsgegenden und zwei entgegengeſetzten Meeren ſchickt. Ehemals ſchwer zugänglich, ſowohl wegen ſeiner eigenthümlichen Lage, als der in das Innere führenden Paßhöhen, zieht jetzt die Eiſenſtraße in großen Bogen um den Nordfuß des Gebirges bis ſüdlich nach Baireuth, mit ihren Schienen tief, am bedeutendſten bei Münchberg, in die Thalſohle einſchneidend, weſtlich in das lachende Mainthal und zur alten Dürerſtadt führend, ſo daß Nord- und Süddeutſchland ſich in wenigen Stunden am Kamm des Gebirges begrüßen können.

Nicht umſonſt iſt es von der Natur ſo geſtellt, daß es, abermals wie der St. Gotthard, den Central- und Knotenpunkt des deutſchen, von den Alpen nordwärts gelagerten Mittelgebirges bildet. Die geheimnißvolle Juraformation, welche in ihrer gleichen Bildung vom Weſten des Genfer See's ausgeht und, den Rhein durchſetzend, auf eine Länge von hundert Meilen bis zum oberen Mainthal ſich erſtreckt, bricht, wie von höherer Gewalt gehemmt, an den Urgebirgsmaſſen des Fichtelgebirges plötzlich ab, während ſie in der angrenzenden fränkiſchen Schweiz ſich noch einmal in der ganzen Fülle ihrer Eigenthümlichkeit zeigt. Einſt ſollen urweltliche Waſſerfluthen jene ungeheure Strecke ausgefüllt, das Korallenthier in äonenlangen Schöpfungen die Riffe der Juraformation Korn an Korn aus der Tiefe aufgebaut und aus dieſer Fluth das Fichtelgebirge und der Böhmerwald als mächtige Felſengrate hervorgeragt haben. Die furchtbare Zerklüftung der Granitmaſſen auf ſeinen höchſten Gipfeln, dem Waldſtein, Ochſenkopf, Backöfele, ſoll von dem Andrang dieſer vorweltlichen Fluth herrühren, wenngleich die vulkaniſche Gewalt an der Erhebung dieſer Maſſen ihren unverkennbaren Antheil hat.

Unter dem 50. Grade nördlicher Breite gelegen, begreift es in ſeinen engeren Grenzen etwa dreißig Quadratmeilen Flächeninhalt und fünfundfünfzig in ſeinen weiteren, wenn man die Terraſſen im Weſten und Oſten (das Egerland) dazu rechnet. Man unterſcheidet drei Gruppen: die centrale Kette mit den hohen Maſſen des Schneebergs, des Ochſenkopfs und die beiden Köſſeinen, die das Quellgebiet dreier Flüſſe umſchließen; daran lehnt ſich ſüdlich die Weißenſteiner, nördlich die Waldſteiner Kette. Der Piniferus, wie er in der Sprache der Gelehrten heißt, die Mitte von Deutſchland und das Herz von Europa bildend, iſt faſt von allen Seiten von anderen Gebirgen getrennt, ſeine Hauptmaſſe iſt Granit, aber nicht maſſig, wie in den Alpen, ſondern geſchichtet, leicht Politur annehmend, wovon die Säulen in der Ruhmeshalle zu Kelheim zeigen. Nur im Südoſten ſteigen baſaltiſche Kegel ſteil und zuckerhutförmig empor und weiſen auf vulkaniſche Kräfte hin, welche in den 15 Stunden entfernten Thermen von Karlsbad noch thätig ſind. Das Klima iſt im Ganzen rauh, Getreidebau ſparſam, Obſt wenig gedeihlich, nur Graswuchs günſtig. Mächtige Tannen und Föhren ſteigen empor und ziehen bis zu den Gipfeln der Berge; ſie verleihen ihnen jenen düſtern Charakter, der gegen die freundliche Mainebene nur um ſo merklicher abſticht.

So das Land. Sollen wir noch ein Wort über die Bewohner ſagen, ſo lebt in den Bergen eine nicht zahlreiche Bevölkerung, faſt zu gleichen Theilen beiden Confeſſionen angehörend, von denen die katholiſche mehr im Südoſten zur böhmiſchen Grenze vorherrſcht. Sie ſtehen ſämmtlich unter der Krone Bayern, nachdem 1816 der letzte Ort des Gebirges, Redwitz, von Oeſtreich eingetauſcht worden. Ihre Beſchäftigung hängt mit der Natur des Bodens zuſammen, ſie ſind Bergleute, Holzhauer, Holzhändler, Flößer und, wo es angeht, Landbauer. Im Norden bildet die Weberei die vorherrſchende Induſtrie; im Uebrigen liegen die Bewohner ſtill ihrem Berufe ob, von religiöſen Zwiſtigkeiten hört man unter ihnen nicht viel. Erſt ſeit einem Dutzend Jahre in die große Verkehrsſtraße hineingezogen, iſt noch viel Urſprüngliches, Naturwüchſiges unter ihnen zu finden, das Großſtädter leicht für Grobheit nehmen; der Tieferblickende findet ſie bei ihrer Derbheit ehrlich und bieder, aber auch heiteren Sinnes und gegen Fremde zuvorkommend, höflich und gaſtfreundſchaftlich. In den beſuchten Orten ſind ausreichend gute Gaſthöfe, die Preiſe billig.

Ein Rückblick auf die Geſchichte des Landes lehrt, daß das urſprünglich deutſche Element von den ſlaviſchen Völkern verdrängt wurde, bis Otto der Große den „Nordgau“ wieder unterwarf; die Franken nahmen dann auf's Neue Beſitz von dem Lande und legten zum Schutze gegen die Wenden und Sorben Burgen an, trieben aber bald von ihnen herab Stegreifgeſchäfte. Rudolph von Habsburg und der ſchwäbiſche Städtebund brachen deshalb dieſe Raubneſter, der Kaiſer belehnte Friedrich II. von Nürnberg mit der erblichen Burggrafenwürde, und den ſtarken Händen der Hohenzollern verblieb dieſes Gebiet in verſchiedenen Linien. Carl Alexander verkaufte Ansbach und Bayreuth an Preußen; beide kamen in Folge des Tilſiter Friedens an Bayern.

Treten wir von der Egerer Straße her, etwa aus dem nüchternen Franzensbad oder dem Naturparke Marienbads in das Gebirge ein. Gleich hinter Thiersheim liegt die ganze Kette vor uns ausgebreitet, in tiefblauen Umriſſen die gewaltigen Glieder ſeines Baues weiſend. Es war in der erſten Frühe eines Sommertages, als Verfaſſer dieſes jene Straße wandelte und eine ihm bis heute unerklärt gebliebene Erſcheinung erlebte: ein ſo glühender Luftſtrom wehte ihm vom Gebirge entgegen, heiß wie der Sirocco, daß er faſt den Athem benahm und an der Landſtraße auszuruhen zwang. Nach einer Stunde etwa zog ein friſcherer Hauch durch die Gefilde und der Reiſende betrat geſtärkt den erſten Ort im Gebirge, Wunſiedel an der Röſla, als Jean Paul's Geburtsort von europäiſcher Berühmtheit; auch Karl Ludwig Sand erblickte hier am 5. Oktober 1795 das Licht der Welt; der unglückliche Jüngling hatte den zweiten Freiheitskrieg mitgemacht.

Das Oertchen ſelbſt iſt nicht neueſten Datums; Ludwig der Bayer verlieh ihm bereits 1326 Stadtrechte, ſein Wohlſtand wurde aber im dreißigjährigen Kriege vernichtet; mehrfache Feuersbrünſte, die letzte 1834, thaten das Ihrige, um Wunſiedels Aufblühen zu hemmen; indeſſen iſt es ſeit dieſem letzten Brande ſehr freundlich geworden und wie ein Phönix aus ſeiner Aſche erſtanden; auch haben die Einwohner ihrem berühmten Landsmanne ein würdiges Denkmal geſetzt. Das Röslathal, das Demuthsthal, der Wenderſtein, Klein-Wendern, Wintersreuth, die Marmorbrüche ſind als geeignete Ausflüge in die ſchöne Umgebung zu nennen. Unmittelbar über der Stadt erhebt ſich der Katharinenberg mit einer Kloſterruine, jetzt ein Vergnügungsort der Wunſiedler. Wir aber wenden nach einer kurzen Beſichtigung der Stadt uns dem eine kleine Stunde entfernten Alexandersbade, ehemals Sichersreuth, einem geſättigten Eiſenſäuerling, zu, der ſeit 1734 bekannt iſt; ſeine Entdeckung iſt durch einen Mythus geweiht. Die Nähe der böhmiſchen Bäder iſt ſeinem Aufkommen hinderlich, obgleich das Bad unter Dr. Pfeifer (ſeit 1853) ſich gehoben haben ſoll. Seine Glanzzeit liegt um mehr als ein halbes Jahrhundert zurück, als König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und Königin Louiſe mit glänzendem Gefolge ſich 1805 dort aufhielten. Der Park iſt gar köſtlich, und wer einen ſtillen, freundlichen, von Nachtigallen durchflöteten Aufenthalt liebt, dem iſt, zumal bei den mäßigen Preiſen, Alexandersbad als Erholungsort wohl zu empfehlen, obwohl ich ſelbſt einen andern Punkt, z. B. das nicht allzuferne Streitberg in der fränkiſchen Schweiz, vorziehen würde, wo das Ländliche mit Abwechſelung und Verkehr verbunden iſt. So wenig Alexandersbad ſonſt bekannt ſein würde, ſo beſitzt es doch in ſeiner nächſten Nähe eine Naturmerkwürdigkeit, die einzig in ihrer Art genannt werden muß: die Luiſenburg. Wie mit einem Zauberſchlage tritt der Hochgebirgscharakter in voller Großartigkeit hervor, den furchtbaren Zerſtörungskampf der Elemente lapidariſch verewigend, indem die gewaltigen Steinmaſſen wie von Rieſenhänden durcheinander geworfen erſcheinen. Ludwig Tieck in ſeinem jungen Tiſchlermeiſter ſpricht ſich alſo darüber aus:

„Da liegt in Franken ein finſteres Neſt, Wunſiedel genannt, unter dem Fichtelgebirge; eine halbe oder eine Meile davon ſind im Buſchwerk die wunderlichſten, tollſten Felſen über-, unter- und durcheinander geworfen, wie man es nur im Traum ſich vorſtellen kann. Der höchſte und verwirrteſte Punkt dieſer Gegend heißt die Luchsburg. Von hier ſieht man aus der ſchwärzeſten Tanneneinſamkeit rund umher in die Zerſtörung hinaus, von allen Seiten nur Wälder und wilde Steinklumpen unter ſich, Waldrauſchen und wildes Vogelſchreien, Alles zum Entſetzen.“

Von der Luiſenburg ſteigt man höher zum Burgſtein mit gutem Umblick, zum Haberſtein mit der Kanzel, endlich zur Köſſeine, mit der ſchönſten Rundſicht im mittleren Deutſchland. Es bleibt faſt unbegreiflich, daß an dieſem herrlichen Punkte kein Hoſpiz ſich befindet und ſcheint eben nur dadurch erklärbar, daß das Fichtelgebirge noch nicht unter die Touriſten- und Luſtpartieen als vollberechtigt mitzählt. So weit das Auge reicht, liegen Städte, Flecken und Dörfer, Mühlen und Hammerwerke, Wald und Feld, Deich und Wieſe in entzückendem Wechſel ausgebreitet, der Kranz mächtiger Gebirge dahinter und darüber, grünende, lachende Thäler einſchließend; ſo das Erzgebirge, der Böhmerwald, das Mittelgebirge, das Fichtelgebirge, der Frankenwald, und nach Franken und der Oberpfalz ſchaut man bis gen Nürnberg und den Lauf der Naab zur Donau. Kurz vor ihrem Gipfel tritt man gewiſſermaßen auf eine zweite Luiſenburg, aber im Kleinen, wo die ehemals ringenden Naturgewalten ſich noch einmal in ihren zerſtörenden Einflüſſen offenbaren; der Gipfel ſelbſt, unbeholzt, in Folge eines Waldbrandes, der vor faſt hundert Jahren ſtattgefunden, erhebt ſich 2839′ und beſteht eigentlich aus zwei Spitzen, der großen und kleinen Köſſeine. Der Name ſelbſt iſt ſlaviſch und kommt her von Köß, Spitze. Reichgeſättigt von dem Anblick dieſes wechſelnden Panoramas ſteigt man hinab in die freundlichen grünen Matten von Reichenbach, das in weitem Thale ſich dehnt, und von da geht es auf gut geebneten, aber wieder berganſteigenden Pfaden über Dorf Nagel am See und das lang hin ſich dehnende Lind, welches in Unter-, Mittel- und Oberlind zerfällt, nach dem anſehnlichen Dorf Fichtelberg, am Fuße des Ochſenkopfs. Schon dieſer Name, wie der des nahen Fichtelſees, deutet an, daß wir in der Centralgruppe der ganzen Kette uns befinden.

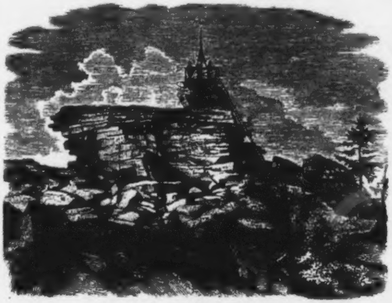
In Lind traten wir in eine Mühle ein, um uns von der Anſtrengung des Weges zu erholen; aber wie geſcheuchte Rehe flog bei unſerem Eintritt eine Schaar hochgewachſener, ſtattlicher Mädchen auseinander, Dorfbewohnerinnen, welche eine Handelsfrau umſtanden und die auf dem Tiſch ausgebreiteten gewebten Herrlichkeiten bewunderten. In naives Staunen verſunken, mit vorgebeugten Köpfen den Tiſch umſtehend, boten ſie ein reizendes Genrebild, dem nur die Hand des Malers fehlte, um es auf die Leinwand zu zaubern. In dieſer einſamen, wenig beſuchten Gegend bot ſelbſt die Erſcheinung einer Hauſirerin Abwechslung; der Eintritt von fünf Männern wirkte wie ein Donnerſchlag bei heiterem Himmel; kein Zureden half, ſie waren auseinandergeſtoben, nur hier und da kicherte es in den Winkeln, aber die Neckgeiſter ſelbſt kamen nicht wieder zum Vorſchein. Der herrliche Blick in die Gegend und die friſche Labung ließen uns bald die Anſtrengung des Tages vergeſſen; das Dörfchen ſelbſt glich einer Idylle in dieſer Gebirgswelt.

Schon neigte ſich die Sonne zur Rüſte, als wir am ſpäten Nachmittag Fichtelberg betraten und bei dem unteren Lindner gute Aufnahme fanden. Die wohlhabenden Geſchwiſter halten die oberen Zimmer ſtädtiſch eingerichtet; der Blick aus dem Fenſter, namentlich des Stübchens linker Hand, über das ſammetgrüne Gelände iſt gar köſtlich, und wem es Freude macht, Nahes mit Fernem zu vergleichen, der mag es das Hinter-Dux des Fichtelgebirges nennen, das ſich am Ausgange des oberen Zillerthales in unvergleichlich grüner Pracht dehnt; dazu die erquickende Abendluft, das Wolkenſpiel um das ſcheidende Tagesgeſtirn, das luculliſche Mahl im Freien nach der mageren Koſt einer zehnſtündigen Wanderung — das Alles war dazu angethan, uns heiter und guter Dinge zu machen. Und dieſes wurde noch erhöht durch das Gefühl, daß wir hier gewiſſermaßen Alleinherrſcher waren, nach deren Wink ſich die wenigen vorhandenen Perſonen richteten, — und das ſogenannte Wellenbad im gegenüberliegenden Blechwalzwerk erquickte die müden Glieder.

Von dem langgeſtreckten Fichtelberg, dem höchſten Dorfe diesſeits des Ochſenkopfes, brechen wir am folgenden Morgen zeitig auf und nehmen, in Begleitung eines Führers, den Weg über Neubau, oberhalb welches die Fichtelnaab entſpringt, die hier ſchon zum weiteren Bach geworden, während der Fichtelſee und die Waldnaab rechts liegen bleiben, gleich dem Main, der aus der ſogenannten Lohe, einer Reihe von Mooren, abfließt, und von Neubau über die Weiler Karges hinein in den Wald. Unter himmelhohen Bäumen führen holprige Geh- und Fahrwege immer aufwärts bis zu den Signalen, die in weitem Umkreis von Geſtrüpp und jungem Waldholz eingeſchloſſen ſind, ſo daß es rathſam iſt, ſich dicht hinter dem Führer zu halten, wenn man nicht auf häßlichen Umwegen zum Ziele gelangen will. Noch höher liegt der Gipfel des Ochſenkopfes, der wohl ſchwerlich ſeinen Namen von dem eingehauenen Thierkopf erhalten hat, ſondern umgekehrt erſt die Veranlaſſung dazu gab. Indeſſen ſoll ehemals eine ältere ſymboliſche Bezeichnung ſich auf der Höhe vorgefunden haben, nämlich: drei ziemlich paralelle Linien, und man hat dieſe auf den Cultus des Triglaff, des höchſten ſlaviſchen Gottes in ſeiner Dreiherrſchaft über Himmel, Erde und Unterwelt gedeutet.

Tieck in dem jungen Tiſchlermeiſter läßt ſich alſo darüber vernehmen: „Ich legte mich oben nieder, wieder auszuruhen und weiß nicht, was man an ſo hohen Orten ſieht, als eine tüchtige Strecke Luft und ein weitläuftiges Nichts, in dem hie und da einzelne Stifte von Kirchthürmen, oder ein Fleckchen, was eine entfernte Stadt iſt, hervorſchimmert. Wir kletterten dann nach Biſchofsgrün hinunter, und ich war froh, wieder unter Menſchen und in die Ebene zu gerathen.“ — „Und Du kannſt es wirklich für Nichts halten,“ erwiedert der Andere, „von oben den ganzen Zuſammenhang eines großen Gebirges zu überſchauen? Wie auf einer Inſel unter ſich die blauen Wogen der Berge und Gipfel zu ſehen, alle im Glanze der Luft auf das Lieblichſte aufgelöſt und zerſchmolzen? Es giebt nur den zwiefachen Anblick der Unendlichkeit, entweder die Ausſicht über das Meer hinüber, oder von höchſten Punkten des Gebirges. Mir war freilich der Fichtelberg noch nicht hoch genug.“ — An dem ſteinigen Ufer des Flußbettes gelangen wir hinab nach dem prächtig gelegenen Biſchofsgrün, deſſen weite Thalebene ſich während des Hinabſteigens dem Wanderer fortwährend erſchließt.

Lohnender und häufiger iſt die Beſteigung des Schneebergs über Fröbershammer, wo ſich die Natur des Fichtelgebirges in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zeigt; wir charakteriſiren ſie nach Fritze folgendermaßen. An den Wänden des Hochgebirges liegen Felſen in der Regel nur ſehr ſpärlich umher; dieſelben ſind vielmehr bis unter dem höchſten Gipfel mit Wald bedeckt, unter welchem ſich der ſanftere Teppich ſchwellenden Mooſes ausbreitet. Auf jedem der Gipfel aber erhebt ſich ein Gewühl von Granittrümmern, das oft in den wunderſamſten Formen über- und durcheinander geſchichtet, die weiten Rücken der Berge wie mit Ruinen langhingeſtreckter zerſtörter Rieſenſtädte umkleidet. Hier liegen ſie als einzelne koloſſale Platten durcheinander gewühlt, von Mooſen und Erika umwuchert, und aus ihren halbverdeckten Spalten ſchießen die dichten Fichten empor. Dort ziehen ſie ſich gleich langen Mauern von Menſchenhand gebildet, unter dem Schatten der Bäume umher; dort wieder ragen ſie in ſchwindelerregender Höhe, gleich gewaltigen Burgen und Thürmen, über die Wälder fort und ſchauen mit ihren abenteuerlichen Geſtalten weit in das Land hinaus. Vorweltliche Rieſenleiber mit wild verzerrtem Antlitz wähnt man auf ſich niederdrohen, wenn man zu ihnen hinaufſchaut. Vor den langen Wänden altersgrauer Zauberſchlöſſer glaubt man zu ſtehen, wenn man an ſie herantritt, und ſie uns zum Eindringen reizen, und doch nirgend ſich ein Pfad in ihren Schooß öffnet. — Und um von dieſem allgemeinen Charakter des Gebirges auf den beſonderen des Schneebergs überzugehen, ſo ſchildert ihn Körber recht lebendig. Majeſtätiſch ſteigt er mit 1200 Fuß hohen, jähen, dichtbewaldeten Wänden aus dem Thale empor, ein gewaltiger Felskoloß. Tiefe Sümpfe umgeben ſeinen Fuß, unergründlicher, je ſchroffer die Felswand aus der Niederung aufſteigt. Unten umringen ihn dunkelbewaldete


Das Backöfele. (S. 566.)

furchtbare Gründe, durch welche der kundige Führer den Wanderer vorſichtig leiten muß. Jäh ſteigt der Pfad die Höhe im Walde hinan. Nach etwa anderthalb Stunden gähnt zwiſchen den ſich lichtenden Bäumen mehr und mehr der nackte, gewaltig zerborſtene Granit empor, ſo daß das Beſteigen immer ſchwieriger wird. Mächtige Tafeln von drei bis fünf Fuß Stärke liegen auf und neben einander zerſtreut, wie von Rieſenhand hingeſchmettert und zwiſchen ihren abgewitterten Ecken gähnen oft tiefe Schlünde in ſchwarze Tiefen herab, um ſo gefahrvoller, da ſie ſo oft mit Heidelbeeren und allerlei Geniſt überwachſen ſind, ſo daß man von ihrem Daſein erſt im Augenblicke etwas gewahr wird, wenn der Fuß einſinkt. Je näher dem Gipfel, deſto maſſenhafter wird das Getrümmer der kleinen zerbrochenen Tafeln und Blöcke, mit denen die Höhe des gewaltigen Berges im eigentlichen Sinne des Wortes überſchüttet iſt. Verkrüppelte Fichten ragen zwiſchen ihnen auf, Haidekraut, Steinbeer- und ſtachlichtes Brombeergeniſt, man iſt genöthigt, faſt wie über Treppen zur Höhe emporzuſteigen. Endlich nach zweiſtündiger anſtrengender Wanderung hört der Waldgang auf, der beſchwerliche Abhang beginnt ſich mehr abzuflachen, über die oben ſcharf aufragenden Trümmer glänzt der freie Himmel, und der Blick ſchweift mit dem Wonnentzücken der reinſten Freude nach Nord und Weſt, in's Unermeßliche über eine weite und herrliche Gegend. Wie ungeheuer erſtarrte Wogen reiht ſich unter unſern Füßen Bergkuppe an Bergkuppe; aus den grünen dunkelbewaldeten Thälern ſteigt der kraftvolle Hauch einer ungeheuren Waldung herauf in die ſtaubfreie Höhe. Wir werden gefeſſelt; der Fuß, die zitternde Hand greift, dem Schwindel widerſtrebend, an den Stamm einer verkrüppelten Fichte, und das Auge trinkt ſehnſuchtsvoll aus dem unermeßlichen Meere der Entfernungen, die ſich zu unſern Füßen aufrollen, ein endloſes lachendes Gemälde. Aber der Führer treibt zum Vorwärtsſchreiten. Wir klettern vorſichtig immer weiter durch dieſes Felſenlabyrinth, nähern uns dem Plateau des Berges und plötzlich erſchließt ſich uns der Blick nach Oſten in die innere Hochebene, ein Gebirgsgemälde von der lieblichſten und zauberhafteſten Schönheit. Der letzte, ſteile Abhang wird durch Getrümmer und Gebüſch hinauf erſtiegen und man hat eine weite wohl tauſend Schritt lange und breite Bergebene vor ſich, aus der Granitgetrümmer emporragt. Vier ſolche aus zerbrochenen Tafeln aufgeſchichtete Maſſen ſteigen noch empor, in der Mitte eine 30—40 Fuß hohe, 40—50 Fuß lange, an manchen Stellen kammartige, nur 5—6 Fuß breite, welche einer eingeſtürzten Mauer gleicht. Eine Leiter führt hinauf, und wir ſtehen auf dem höchſten Punkt des Gebirges, dem Backöfele, 3266 Fuß über der Fläche der Nordſee, auf das ſich im dreißigjährigen Kriege die geängſtigten Bewohner geflüchtet und ihm den Namen gegeben haben ſollen.

Im Süden lehnt ſich an den Schneeberg der Nußhart. Seine Wunder ſind wohl nur durch die Eile, mit welcher man den höheren Schneeberg beſteigt, überieben worden. Von dieſem iſt er durch die Einſattelung des Nüſſergeſtätts getrennt, auf ihm ſoll einer der älteſten heidniſchen Culte ſeine Opferſtätte gehabt haben, indem die Beſchützerin der Ströme, die Göttin Nuſſa oder Necca hier verehrt ſei; neun kreisförmige Vertiefungen, die concentriſch laufen, auf dem Gipfel des Berges, ſind noch die letzten Erinnerungen aus jener frühen Zeit. Die Natur dieſes Berges iſt eine noch unerklärte Erſcheinung; nicht wie die übrigen Koloſſe des Fichtelgebirges, gleichſam wie in einem Stücke aus der Erdrinde emporgewachſen oder gehoben, beſteht er vielmehr aus lauter einzelnen übereinandergeſchichteten und gerollten Granittafeln, welche ſich im Laufe der Jahrhunderte mit Humus bedeckt und dem keimenden Hochwald Daſein und Entfaltung gewährt haben. So kommt es, daß ſich heute ein tiefes Schattendach über dieſe Zerſplitterung wölbt und das gewaltige Chaos zum Theil in geheimnißvolle Nacht hüllt. Sein Gipfel aber überragt die Stiefſaat des Hochwalds und läßt den Blick gleiten hinüber zu den mächtigen Nachbaren und hinab in die jähe Tiefe, wo der moorige binſenreiche Fichtelſee ſich zieht und der weiße Main jugendlich raſch der fränkiſchen Ebene zueilt.

Die Veſte Rudolphſtein, eine Stunde vom Schneeberg, iſt zwar längſt zerfallen, aber die vier Reihen pfeilerartiger Grundſäulen, welche ſie einſt trugen, erheben ſich theils ſcheitel-, theils wagerecht, wie im Nußhart, von derſelben Naturgewalt, zerklüftet, welche auf ſo vielen Höhen des Fichtelgebirges ihre Spuren zurückgelaſſen hat.

Der Rigi des Fichtelgebirges, erſt in neueſter Zeit durch die Bemühungen eines Forſtmannes, des Freiherrn von Truchſeß, zugänglich gemacht, der Waldſtein, iſt der vierthöchſte Berg der geſammten Kette und weit aus ihr ſchönſter Punkt, wenn nicht die Köſſeine ihm den Rang ſtreitig macht; aber dieſer fehlt vor Allem die ordnende Hand der Cultur und die Gemüthlichkeit des Aufenthaltes, wie ihn das ſeit 1853 eingerichtete Hoſpiz des Waldſteins mit ſeinen freundlichen Umgebungen bietet, ſeinen Pavillon's und Ruhebänken, endlich iſt es die reichere Ausſicht, welche, bei der vorgeſchobenen Lage des Punktes, nach Weſten und Norden ganz neue Perſpectiven eröffnet. Der Gipfel des Waldſteins bildet wiederum eine erhabene Felſenburg, deren einzelne Pfeiler bis zu 150 Fuß aufſteigen, mit kraftvollem Baumwuchs, an der Wurzel mit Mooſen und Kräutern bekleidet.

Auf dieſen Höhen befand ſich die Burg der mächtigen Sparnecker; das freundliche Städtchen Sparneck liegt noch am Fuße des Waldſteins, die Huſſiten ſteckten ſie 1431 in Brand, und, obgleich wieder aufgebaut, wurde ſie 1525 vom ſchwäbiſchen Bund für immer geſchleift. Die vorhandenen Ruinen gehören jedenfalls zu den beträchtlichſten im ganzen Gebirge, auch an noch älteren Spuren des heidniſchen Cultus fehlt es nicht. Ein Rückblick auf den zurückgelegten Weg iſt vom Waldſtein überaus lehrreich: zu ſeinen Füßen hat man die Waldſteiner Kette, im Süden den Rudolphſtein und das Centralgebirge, Schneeberg und Ochſenkopf, dahinter Köſſeine und Luiſenburg, weit nach Oſten hin den Weißenſteiner Zug und in blauem Nebel das böhmiſche Mittelgebirge. Nordwärts lehnt ſich das wellige voigtländiſche und Elſtergebirge an, den Franken- und Thüringer Wald, im Weſten ſieht man von den Biegungen des Mains am Rhöngebirge und Würzburg bis rückwärts über Bamberg an die fränkiſche Schweiz. In dieſem weiten Gürtel von Bergen winken Städte und zahlloſe Dörfer, theils von uns ſchon betretene, theils aus weiterer Ferne grüßend. So geſtaltet ſich der Aufenthalt da oben, wo man mit Menſchen verkehrt, gar lieblich; eine balſamiſche Luft giebt dem Körper Spannung und dem Geiſte Friſche; einfache, aber gute Bedienung geſtattet längeren Aufenthalt. Wie leicht es möglich iſt, auf vorausgegangene Beſtellung einen reicheren Tiſch zu finden, davon bot das Annectionsfeſt im vorigen Jahre ein auffallendes Beiſpiel, indem einige ſiebenzig Herren gemeinſchaftlich oben ſpeiſten; drei Rehböcke waren eigens dazu geſchoſſen worden. Man kann daſelbſt übernachten und ſomit Sonnenunter- und Aufgang abwarten, doch führen ausgezeichnet gute Wege, darunter ein neuer Fahrweg, ſchnell nach Weißenſtadt. Wer mit der Eiſenbahn ankommt und auf das übrige Fichtelgebirge verzichtet, erreicht den Waldſtein am kürzeſten über Münchberg, Zell und Sparneck. Zu Fuß führt noch eine etwas nähere Straße über Rothenſtock und Reunersreuth, anfangs Chauſſee, dann prächtiger Feldweg, immer das Gebirge rechter Hand vor ſich in lockender Nähe, nur zuletzt iſt naſſer Wieſenſteig, der gutes Fußwerk verlangt, bis dicht am Berge einige Waſſerſtürze und harte Stellen kommen. Indeſſen hat man den Vortheil der größten Nähe. Daß der Waldſtein der einzige Punkt im Fichtelgebirge iſt, der eine Wirthſchaft trägt, ſpricht für ſeine Vorzüglichkeit, und ſeine Lage macht ihn von allen Seiten zugänglich, ſo daß er eine bedeutende Zukunft hat.

Der Weg nach den faſt drei Stunden entfernten Gefrees iſt nicht arm an Abwechslung, aber dennoch ſehr ermüdend. Der kleine unbedeutende Ort hat einige gute Gaſthöfe, der von Lochmüller iſt nicht billig. Mein Wohnzimmer daſelbſt war eigentlich ein Saal, die Rechnung ſalonmäßig, und ich ſuchte vergebens an meiner Perſon oder dem Aufzuge des Fußwanderers den Grund davon zu errathen. In der That lag er auch außer mir, ich entdeckte nämlich an der Wand die Bildniſſe dreier Potentaten, und die Schriften in Golddruck, welche ſie zierten, vermeldeten, daß dieſelben vor mir hier logirt und ohne Zweifel noch ganz andere Rechnungen bezahlt hatten als Unſereiner. Napoleon I. nämlich wohnte in dieſem Zimmer am 15. Mai 1812, Kaiſer Nicolaus I. von Rußland am 3. September 1838, und König Otto von Griechenland am 10. September 1852. Auf dem eine Stunde entfernten Wege nach Markt Schorgaſt zeigt ſich die ganze Kette des Fichtelgebirges in einer unvergleichlich ſchönen Lage, ſo daß man kein Auge von den in blauem Duft hingegoſſenen langedehnten Rücken und ſcharfbegrenzten Contouren wenden kann. Dieſer Anblick allein dürfte Manchen ſchon veranlaſſen, von der Eiſenbahnſtation aus einen Spaziergang nach Gefrees hin zu machen. Indeſſen geben Andere doch der entgegengeſetzten Perſpective von Thiersheim her mit ihren dunkleren und ſchärferen Umriſſen den Vorzug.

Erwähnt ſei noch der Epprechtſtein, ein 2448′ hoher ſanftgewölbter Berg, der die Trümmer der gleichnamigen Burg trägt und ebenfalls mit hohen Granitſäulen bedeckt iſt. Die Ruinen ſind zugänglich gemacht und gewähren eine lohnende Rundſicht, zum Theil der des Waldſteins ähnlich, in nächſter Nähe nach Kirchenlamitz, von welchem Städtchen aus Viele über Schwarzenbach die Gebirgsreiſe antreten.

Wir wählen zum Austritt aus denſelben den reizenden Weg von Biſchofsgrün nach Berneck, von Vielen als Eingang in's Fichtelgebirge benutzt. Zwei Wege, der obere über Wilfersreut und Bärenreut, ſowie der untere durch das Röhrenhofthal an der Oelsnitz, führen dahin. Das Städtchen, in den Bergen zuſammengedrängt, ſchaut höchſt eigenthümlich aus ſeiner Schlucht hervor, und darüber erhebt ſich die Burg Hohenberneck. Selbſt der alte Karl Julius Weber, dieſer Odyſſeus unſeres Vaterlandes, kann nicht Rühmens genug von der wundervollen Lage machen, die namentlich von Biſchofsgrün her überraſchend wirkt. Nicht weniger als ſieben Berge und ſieben Gewäſſer ſchließen den Ort ein und die Ausſicht in's Gebirge iſt die nächſte.

Gewiß wird Mancher ſchließlich die Frage beantwortet wiſſen wollen, wie ſich das Fichtelgebirge zu den anderen Gebirgstouren im deutſchen Vaterlande verhält. Eine unparteiiſche Antwort muß dahin lauten, daß, wenn es auch im Großen und Ganzen den Vergleich aushält, es vielleicht doch nicht ſo glänzende Einzelheiten, wie einige der bekannteren, aufzuweiſen vermag. So hat es nicht den impoſanten Elbſpiegel, die ſauberen Gründe, die lachenden Ortſchaften und die eleganten Hotels der ſächſiſchen Schweiz, ſo wenig, wie das natur- und kunſtgeſchmückte Dresden als Eingangspforte, obgleich die Felspartieen der Luiſenburg, der Köſſeine, des Rudolphſteins es mit allen pittoresken Punkten jenes Sandſteingebirges aufnehmen, abgeſehen davon, daß die Spitzen der Centralkette faſt die doppelte Höhe deſſelben erreichen. Thüringens Burgen und freundliche Reſidenzen, das Schwarzathal und Paulinzelle, Eiſenach und die Wartburg, Weimar und Gotha übertreffen Aehnliches im Fichtelgebirge, wenn man nicht das nahe Bayreuth mit ſeinen Erinnerungen und das Gartenland von Bamberg hinzurechnen will; aber der Waldſtein iſt wohl mehr als der Inſelsberg, wenn ſchon der Lauchgrund und Thorſtein dieſem ein ſchöneres Relief verleihen. Das Rieſengebirge iſt großartiger, aber nicht wilder, als einzelne Partieen des unſrigen, und das nahe Böhmen mit ſeinen Weltbädern, die man theilweiſe von ſeinen Höhen überblickt, gehört gewiſſermaßen ſeinem Weichbilde an. Wer aber erſt von ſeinen erfriſchenden Lüften angeweht wird, wer auf ſeinen Höhen und durch ſeine Thäler dahinwandert, verliert überhaupt die Luſt, vergleichen zu wollen, und freut ſich der wechſelreichen Bilder, die ſich auch in dieſem ſchönen Theile unſeres Vaterlandes ihm aufrollen. Sein Auge folgt hier dem Main, der durch üppige Fluren dem uralten Bisthum Würzburg und weiter dem deutſchen Strome zurollt, mit dem er ſich in der alten Kaiſerſtadt vereinigt, — dort dem ſüdlichen Lauf der Naab, die ſich mit einem anderen größeren Strome vermählt, der auch eine zweite, größere Kaiſerſtadt beſpült und in mehrfachen Armen umſchlingt, ſowie auch die beiden oſt- und nordwärts fließenden Gewäſſer gar manche Erinnerung wachrufen. Aber was dem Fichtelgebirge einen Vorzug vor allen dieſen Bergzügen giebt, was ſchon durch ſeine centrale Lage in dem weiten und großen Vaterlande angedeutet erſcheint: es iſt gleichſam eine Warte, von der man auf die ſchönſten Theile deſſelben niederſchaut, von deſſen Höhen ſich eine Land- und Länderkarte ausbreitet, die uns mit den reichſten Erinnerungen ſättigt und die Bruſt mit Hochgefühl erfüllt, daß ſo viel Herrliches und Großes dem deutſchen Namen und Weſen angehört. Und am fernen Horizonte ſchimmern neue Ketten und Hochflächen, zu welchen ſich derſelbe Gedanke hinüberſchwingt und ſtillen Sinnens weilt. Bl—ch.

* * *

Das Schwein.

Von Eduard Uhlenhuth.

Ein Thier, mit deſſen Haaren oder vielmehr Borſten der unſterbliche Raphael ſeine himmliſchen Madonnen malte, in deſſen Haut gekleidet die unübertrefflichen Werke des Alterthums von den Bücherbrettern des Philologen herabſchauen, deſſen Fett und Fleiſch ohne Zweifel den compacteſten und ergiebigſten Beſtandtheil unſerer täglichen Mahlzeiten bildet, mag das Schwein vor allen andern Hausthieren ein würdiger Gegenſtand der Betrachtung ſein.

Das Schwein hat von jeher zu den Menſchen in naher Beziehung geſtanden, und wenn wir in die Werke der Alten hineinblicken, ſo finden wir dafür zahlloſe Belege aufgezeichnet. In der Urzeit unſeres Geſchlechts, bevor noch der Geiſt alle die Liſten und Hinterhalte ausgeſonnen, um ſich zum unumſchränkten Gebieter über alles Lebendige zu machen, überwog noch bei Weitem die ungezähmte Macht der Thiere die Kraft des Menſchen. Unter den Arbeiten des Herkules iſt eine als hierher gehörig zu erwähnen: die Erlegung des Erymanthiſchen Ebers. Die Gegend um den Berg Erymanthus ward nämlich ſeiner Zeit von einem gewaltigen Eber verwüſtet. Da bekam Herkules den Auftrag, dieſelbe von dieſer Beſtie zu befreien. Er entledigte ſich dieſes Auftrags, und brachte den Eber lebendig auf den Schultern zum Könige Euryſtheus, welcher ſich darüber dermaßen entſetzte, daß er vor Schrecken ſich in eine metallene Tonne verkroch. Dies Kraftſtück iſt neben andern des Herkules unter den Säulen des neuen Berliner Muſeums abgebildet.

Nicht ſo unblutig lief eine andere Jagd ab, von der uns die Alten eine ſehr ausführliche Schilderung hinterlaſſen haben, die Kalydoniſche. Als nämlich der König Oeneus allen Göttern ein feierliches Opfer brachte, vergaß er der Diana, welche denn aus Rache dafür ein Schwein in ſein Land ſchickte, das Alles, was ihm vorkam, verheerte. Es ſoll dieſes Schwein das Kromyoniſche Schwein zur Mutter gehabt haben, eine Sau von weißer Farbe, ebenſo groß, als ein Ochs geweſen ſein, Borſten wie Spieße und Zähne wie Elephanten gehabt, ja ſogar Feuer von ſich geſpieen haben. In dieſer Geſtalt verwüſtete es Felder, Weinberge und Oelgärten, tödtete das Vieh, welches ihm in den Weg kam, und zwang die Menſchen, ſich in die Stadt Kalydon zu flüchten. Dieſes Ungeheuer zu erlegen, brachte Meleager, des Oeneus Sohn, die tapferſten Leute aus Griechenland zuſammen.

Zuerſt umſtellte man den Wald mit Netzen, und ließ durch Hunde das Schwein aus einer moraſtigen Schlucht auftreiben. Dies lief ſodann durch den Wald hinweg, daß die Bäume umherſtoben. Echion warf zuerſt mit dem Wurfſpieße nach ihm, fehlte aber, ebenſo Jaſon. Mopſus traf zwar das Ungeheuer, allein, ohne es zu verwunden, weil das Eiſen von dem Wurfſpieße im Fluge verloren ging, oder, der Fabel nach, Diana es wegnahm. Dann ſchoß Atalanta dem Schwein einen Pfeil hinter die Ohren und verwundete es alſo am erſten. Nun verſuchte Ancäus mit großer Prablerei dem Schwein mit ſeiner Streitaxt einen Hieb zu verſetzen. Allein dies kam ihm zuvor und gab ihm einen Hieb in den Bauch, daß die Gedärme heraushingen und er alſo umkam. Peleus aber, der nach dem Schweine ſchießen wollte, tödtete unverſehns ſeinen Schwiegerer, den Eurytion. Auch Hyleus wurde von dem Schwein erlegt. Eine zweite Wunde brachte Amphiaraus dem Thiere in's Auge bei, Meleager traf es endlich, daß der Wurfſpieß im Rücken ſtecken blieb, und da nun Mehrere der Uebrigen ihm ſofort zu Hülfe kamen, ſo erlegte man endlich das Schwein. Der Preis, welcher auf die Erlegung geſetzt war, beſtand in dem Kopfe und der Haut; dieſe konnte nun der Sieger öffentlich tragen.

In vielen Stellen, ſowohl der Odyſſee, als der Ilias, wird des Schweines erwähnt. Will Homer den Zorn ſeiner Helden ſchildern, ſo vergleicht er ſie mit den Ebern des Waldes; ſie wurden „borſtig", würden wir geſagt haben. Bekannt genug iſt das Abenteuer von Odyſſeus bei der reizenden Circe, die ſeine Gefährten auf kurze Zeit in Schweine verwandelt hatte. Bekannt ſind auch jene erquickenden Züge der Treue, welche den Sauhirten Eumäus, den göttlichen, an ſeinen Herrn knüpften; denn Fürſten und Hirten ſtanden damals noch nicht ſo himmelweit fern, wie heutzutage. Daß der greiſe Held bereits vor ſeiner Abreiſe nach Troja den Grund für eine blühende Schweinezucht gelegt haben mußte, ſehen wir bei ſeiner Rückkehr, wenn es heißt:

> Aber Telemachus ging mit heitern Schritt zum Geheg hin,
> Wo unzählbare Schwein' ihm ruhten, welche der Sauhirt
> Schützte, der gute, der ſeinem Herrn ſo getreu war.

Das Schwein war aber zugleich auch angeſehen als ein Symbol der Fruchtbarkeit des Bodens; denn nicht anders kann das Merkmal, welches Helenus dem Aeneas angiebt, gedeutet werden, wenn er ſagt: Ich werde Dir die Zeichen verkünden, Du bewahre ſie ſorgfältig im Gedächtniß: Wenn Du in Deiner Bekümmerniß an der Welle eines einſamen Fluſſes, unter den Eichen des Ufers, eine große Sau finden wirſt, mit dreißig Ferkeln daliegend, weiß am Boden und die weißen Jungen an ihren Zitzen, das wird der Ort ſein für die Stadt und der ſichere Ruhepunkt Deiner Mühen! Aeneas fand jene Stelle und baute daſelbſt Albalonga, aus welcher die weltbeherrſchende Roma hervorging, am Saume der heutigen Campagna, in welcher ſich noch heute zahlloſe Nachkommen dieſer borſtigen Urmutter luſtig tummeln. Daß die Römer daher ſtets eine dankbare Paſſion für die Zucht der Schweine behielten, kann nach dieſen Vorgängen nicht Wunder nehmen. Die römiſchen Schriftſteller widmen dem Theile der landwirthſchaftlichen Cultur, welcher das Schwein angehört, immer mehr Aufmerkſamkeit, und es iſt wahrhaft rührend, mit welcher Sorgfalt ſie die einzelnen Nutzungsmethoden des Schweins beſchreiben: Bei Columella findet ſich unter Anderem eine Anweiſung zum Einpökeln des Schweinefleiſches, eine Beſchreibung des Pökelfaſſes u. ſ. w., wie ſie der beſte Fleiſcher Hamburgs nicht genauer zu geben vermöchte. Man ſoll ja dem Thiere kurz vor dem Schlachten nicht zu ſaufen geben, heißt es da, ſonſt hält ſich das Fleiſch nicht, auch an die Beinſtücke muß das meiſte Salz kommen, denn von den Knochen aus verdirbt das Fleiſch am leichteſten.

Ein höchſt ſpaßhafter Zug aus dem Leben der Alten, welcher zugleich ein lebensfriſches Bild ihrer häuslichen Verhältniſſe, ſo wie der ausgeſuchteſten Ueppigkeit in der Kaiſerzeit giebt, iſt uns durch Petronius in ſeinem Satyrikon aufbewahrt. Das Gaſtmahl eines gewiſſen Trimalchio wird hier von einem der Theilnehmer alſo beſchrieben: Mit einem Male wurde ein mächtiges Schwein auf die Tafel gebracht, mit ſeiner natürlichen Haut, aber zugleich mit einem Hut auf dem Kopf; in ſeiner Schnauze hingen an den Zähnen zwei Körbe mit Naſchwerk, an ſeinen Brüſten lagen, aus Kuchen gebacken, zehn Junge. Alsbald aber erſchien ein ſchöner Knabe im Jagdkleide, gefolgt von Hunden, der machte ein Paar Umzüge um das Thier, und ſtieß dann ſein Schwert tief in deſſen Bruſt. Mit einem Male ſchwirrte zahlloſes Geflügel aus dem Bauche hervor. So wunderbar, erzählt der Gaſt, dieſe Sache überhaupt war, ſo ging es mir doch im Kopfe herum, weshalb wohl das Schwein einen Hut auf habe. Ich that alſo darüber an den Wirth eine ſchüchterne Frage. Wißt Ihr nicht, antwortete jener, daß das Schwein ſich des Anſtandes befleißigt? Beſchämt und voll Beſorgniß, durch fernere Fragen etwa zu zeigen, daß ich nicht gewohnt ſei, in anſtändiger Geſellſchaft zu verkehren, enthielt ich mich aller weiteren Fragen.

Das Schwein, ſagt Plinius, iſt ein über alle Maßen dummes Vieh, und man hat im Spaß behauptet, ſeine Seele diene nur, gleich dem Salze, um das Fleiſch vor Fäulniß zu bewahren. Die Kunſt, bei Sauen eine große Leber zu erzeugen, wie bei Gänſen, beſteht darin, daß man ſie mit trocknen Feigen tüchtig mäſtet, ihnen dann Meth zu trinken giebt, und ſie dann plötzlich tödtet. Auch wilde Schweine ſind geſchätzt. Servilius Rullus war der erſte, welcher eins ganz auf die Tafel ſetzte. Dies geſchah vor nicht gar langer Zeit, und wurde als merkwürdig in die Jahrbücher eingetragen. Jetzt geſchieht es täglich und zwei bis drei wilde Schweine machen oft nur das erſte Gericht. Terentius Varro erzählt, er habe in Arkadien ein übermäßig fettes Schwein geſehen, das nicht mehr aufſtehen konnte, und in deſſen Speck eine Maus nicht blos ein Loch gefreſſen, ſondern auch darin geheckt hatte. Als die Magarenſer vom Antipater hart bedrängt wurden, beſchmierten ſie Schweine mit weichem Pech, brannten ſie an und ließen ſie los. Dieſe liefen wie raſend und toll ſchreiend davon, geriethen unter die feindlichen Elephanten und brachten eine grenzenloſe Verwirrung hervor. Das Schweinegeſchrei macht überhaupt den Elephanten leicht ſcheu, daher zog man gern bei jungen Elephanten Schweine auf, um ſie daran zu gewöhnen.

Den Juden iſt das Thier unrein, und der Genuß ſeines Fleiſches ihnen durch Moſes verboten. Es iſt zu verwundern, warum er dieſes Thier, deſſen Fleiſch äußerſt wohlſchmeckend und bei allen Völkern beliebt iſt, in die Reihe derjenigen geſtellt hat, zu denen ſeine Landsleute wohl ohnehin wenig Appetit gezeigt haben möchten. Iſt er vielleicht bei ſeinem Verbot durch die hin und wieder ſchmutzige Erſcheinung des Schweins, von ſeiner Luſt am Wühlen im Schlamm herrührend, geleitet, oder ſollte er eine Ahnung gehabt haben, daß ſein Fleiſch die Eier des Bandwurmes oder gar der neuerdings ſo gefürchteten Trichinen (Trichina spiralis) auf den Menſchen übertrage? Die Stelle, welche jenes Verbot enthält, lautet im dritten Buche Moſes: „Und der Herr redete mit Moſe und Aaron und ſprach zu ihnen. Redet mit den Kindern Israel: Das ſind die Thiere, die ihr eſſen ſollt unter allen Thieren auf Erden: Alles was die Klauen ſpaltet und wiederkäuet unter den Thieren, das ſollt ihr eſſen. Und ein Schwein ſpaltet wohl die Klauen, aber es wiederkäuet nicht, darum ſoll es euch unrein ſein; von dieſem Fleiſch ſollt ihr nicht eſſen, noch ihr Aas anrühren, denn ſie ſind euch unrein.“

Während ſo das Schwein bei Juden und Muhamedanern Gegenſtand der Verachtung wurde, iſt es bei uns Deutſchen von den älteſten Zeiten mit Liebe gepflegt worden, und ſo wird in der nordiſchen Götterlehre dem Freyr und auch der Freyja der Eber Gullinborsti zugeſchrieben, deſſen Goldborſten die Nacht gleich dem Tage erhellten, der mit Pferdes Schnelligkeit rannte und Freyjas Wagen zog.*) Das Schwein war daher bei den deutſchen Stämmen ſo geachtet, daß in einem Gedichte ein Ritter ſeiner Geliebten ſagt: „Ich hab' Euch lieber denn ein Eberſchwein.“ Großartig in der Handlung und tragiſch in den Folgen iſt die Jagd im Nibelungenliede, aus welchem wir die betreffende Stelle herſetzen:

---

*) Einen ſehr deutlichen Beweis für die Exiſtenz eines altdeutſchen Cultus des Schweines möchte auch ein altes Gußſtück, welches ſich in der Bremer Antiquitäten-Sammlung aus heidniſcher Vorzeit findet, liefern. Es iſt ein bronzenes Schwein, hohl gegoſſen, ſehr roh zwar in der Ausführung, aber deutlich in den Hauptformen eines Schweins, mit eigenthümlichen, aus dem Innern kommenden Röhren. Offenbar haben die Prieſter damit ihren pyromantiſchen Hokuspokus getrieben, indem ſie vielleicht den Bauch des Thieres mit Fett füllten, Feuer darunter anzündeten, ſo daß die Flammen wie aus einem Gasofen daraus hervorzüngelten.

Darnach ſchlug er behende einen Büffel und einen Elk,
Starke Ure viere, und einen grimmen Schelk,
Ein Roß trug ihn ſo ſchnelle, daß ihrer keins entkam,
Hirſche oder Hinden eine große Menge er gewann.

Einen großen Eber den fand der Spürhund
Als er begann zu fliehen, da kam herbei zur Stund
Dieſer Jagd Meiſter, auf der Bahn er ihn erſtand,
Von dem Schweine zornig ward der Held dann angerannt.

Da ſchlug mit dem Schwerte der Chrimhilde Mann,
Es hätt ein anderer Jäger ſo leicht es nicht gethan.
Als er ihn hatte gefället, fing man den Spürhund
Da ward ſeine Jagd wohl den Burgunden allen kund.

In Deutſchland, beſonders in Weſtfalen, dem Lande der Eichenwälder, in welche man die Heerden von Schweinen zur Eichelmaſt hineintrieb, iſt ihnen ſichtlich wohl geworden. Noch mehr war dies bei verwandten und benachbarten Völkern der Fall und in Walter Scott's Romanen ſpielt der Sauhirt eine ganz ähnliche Rolle wie bei Homer.

Wie das Schwein in der heidniſchen Götterlehre der Deutſchen eine Rolle ſpielte, ſo kommt es noch heute in der Volksſage ſehr oft vor, beſonders in der Sage von der wilden Jagd. Hans von Hackelberg, der wilde Jäger der Sage nach, war im Leben braunſchweigiſcher Oberjägermeiſter. Einſt hatte er eine große Jagd angerichtet; Nachts zuvor träumte aber Hackelberg, er werde bei dieſer Jagd durch einen Eber das Leben verlieren. Hierdurch beängſtigt, nahm er an der Jagd keinen Theil, dieſelbe ging indeß vor ſich und endete mit der Erlegung eines rieſigen Ebers. Dieſer Eber erregte ſo ſehr die Bewunderung aller Jäger, daß auch Hackelberg hinging, ihn zu ſehen. Er nahm den Kopf des Ebers, der allein 47 Pfund wog, in die Hand, und ſagte: „Alſo du biſt es, durch den ich das Leben verlieren ſollte, das iſt dir diesmal nicht gelungen!“ Während er den Kopf wieder faſſen ließ, verwundeten ihn die Zähne des Ebers ganz leicht; aber die Wunde ward bald ſchlimmer, es kam der Brand dazu, und Hackelberg ſtarb daran. Seine letzten Worte waren: „Nun will ich auch in alle Ewigkeit jagen!“ Das ward ihm erfüllt und deshalb nennt ihn das Volk den wilden Jäger Hackelberg.

In vielen Gegenden wird auch erzählt, daß gerade die ſchönſte der Kirchthurmglocken von einer Sau an wüſter Stelle aus der Erde gewühlt ſei. Aber wie friſch und blitzend die Glocke nun auch dalag, ein böſer Zauber hielt ſie, wie in den Boden eingewachſen, feſt. Da mußte die Unſchuld helfen. Man ließ eine Jungfrau ein Band um ihre Krone binden, und ſiehe, wie eine Feder ſo leicht, läßt ſich die Glocke aus der Erde heben. Daher tönt ſie noch immer: „Sau fand Jungfernband.“

Wohin wir aber auch in der wirklichen Geſchichte unſere Blicke richten, überall begegnen wir dem Schweine. Die Dorotheenſtadt in Berlin verdankt Entſtehung und Namen der zweiten Gemahlin des großen Churfürſten. Dieſe fromme Fürſtin begann ihr Werk mit dem Bau eines Gotteshauſes. Die Gegend zwiſchen dem Schloſſe und dem linken Spreeufer war noch wüſt und leer, eine moraſtige Fläche. Die fromme Frau hatte aber ſo großes Intereſſe an der Vollendung ihres Werks, daß ſie täglich den Bauplatz beſuchte. Eines Tages war ſie auch dorthin gefahren in der großen ſchwerfälligen churfürſtlichen Kutſche, da fiel ein gewaltiger Platzregen mit Schloſſen und Hagel. Alles, was lebte, ſuchte Schutz vor dem Unwetter und die ganze Gegend war in einen See verwandelt. Da erſah ſich eine Heerde Schweine, welche den Berliner Bürgern gehörte, die churfürſtliche Kutſche zu ihrem Obdach und blokirte dieſelbe dermaßen, daß ſie nicht von der Stelle zu bringen war. Es blieb alſo nichts übrig, als einen reitenden Boten nach dem Schloſſe zu ſchicken und bewaffnete Hülfe zu holen. Dieſer Vorfall mochte den Churfürſten ſehr verdroſſen haben, denn ſchon andern herankommt, daß die Sau werfen will, dann ſehen wir ſie vorſorglich Hälmchen von Stroh, Reiſig und weiches Gezähe im Maule zu einem warmen Lager an ſtillem Plätzchen zuſammentragen. Kluge Schweinezüchter haben daraus die Lehre gezogen, daß man eine ferkelnde Sau ja mit weichem Stroh zu verſehen habe; ſie ſondern ſie auch ab von den übrigen Thieren, geben ihr einen getheilten Stall, unter deſſen bretterner Scheidewand die Jungen durch kleine Oeffnungen aus- und einſpazieren, ſich im Nebenraum tummeln und ſich im weichen Stroh einniſteln können, ohne die Alte zu behelligen.

Bei dem wilden Schweine, welches ſich durch ſeine dunkle, faſt ſchwarze oder ſchwarzbraune Farbe, durch ſein kräftigeres Gebiß, Gebreche nennt's der Jäger, und eine ſtärker entwickelte Muskulatur des Körpers vom zahmen unterſcheidet, treten einzelne Lebensmaximen dieſer Thiergattung deutlicher hervor, unter anderen die, daß dieſe Thiere gern in Geſellſchaft leben. Sie bilden ſogenannte Rudel zu 30—40 Stück von allen Altersſtufen: Keiler, Bachen, Friſchlingen und Weibchen; nur das alte Männchen, das Hauptſchwein, führt ein eigenthümliches Einſiedlerleben. Still und in ſich gekehrt, bleibt es allein, und giebt nie, auch nicht im höchſten Schmerze, einen Laut von ſich, während die junge Schweinewelt laut quikend und die Aelteren grunzend ihre Geſchäfte bei Tag und bei Nacht beſorgen. Das Wühlen und Suchen im feuchten Boden iſt das Hauptgeſchäft und indem ſie demſelben mit innigſtem Behagen folgen, kann es wohl ſich ereignen, daß ſie nicht allein in den Schonungen der Förſter, ſondern auch in den Kohl- und Rübenfeldern der Bauern in einer Nacht mehr Schaden anrichten, als in einem Jahre wieder gut zu machen iſt. Wohl geleitet ſind ihre Paſſionen für Feld- und Waldboden eine Wohlthat, denn all das zahlloſe Ungeziefer, welches ungeſehen die Wurzeln der Culturpflanzen benagt, wird von ihnen ſchonungslos vertilgt. Haben ſie dieſe Arbeit verbracht, dann ſiehlen ſie ſich gern in Schlamm von ſtehenden Gewäſſern, eine Gewohnheit, die ihnen den bittern Vorwurf der Schmutzigkeit zugezogen hat, wiewohl dieſes eigenthümliche Bad ihrem heißblütigen Körper ſehr wohl thun mag.

Das wilde Schwein iſt vor der mächtig einherſchreitenden Cultur gewichen, unſere Wälder ſind gelichtet und haben weite Flächen dem friedlichen Bau der Cerealien überlaſſen. Was von jenen finſtern Geſellen bei der allgemeinen Jagd noch übrig blieb, hat ſich in wohlumzäunte Gehege flüchten müſſen. Die Zeiten ſind vorüber, wo ſich ein Georg I. von Sachſen rühmen konnte, während 44 Jahre 29,993 wilder Schweine mit eigner Hand erlegt zu haben. Dafür iſt das zahme Schwein in die Gehöfte des wohlhabenden Bauern und den Stall des armen Tagelöhners eingezogen. Man kann vom zahmen Schweine ſagen, es iſt wie der Hund den Menſchen über den ganzen Erdkreis ein treuer Begleiter. In Europa und Aſien findet es ſich vom Aequator bis zum 65 Grade nördlicher Breite. Nach der neuen Welt, nach Amerika und dem fernen Neuholland iſt es dem Coloniſten gefolgt. Groß müſſen alſo ſeine Tugenden ſein, daß man ſich ſo viel Mühe mit ihm gegeben.

Eine Eigenthümlichkeit, durch welche ſich dieſe Thiergattung vor allen Hausthieren auszeichnet, iſt die, daß es nicht allein äußerſt ſchnell wächſt, (ſchon nach Verlauf eines halben Jahres kann es das Gewicht eines Centners erreichen), ſondern, daß es auch ſehr ſchnell fett wird. Dabei iſt es nicht wähleriſch in ſeiner Koſt, auch mit dem Schlechteſten nimmt es vorlieb, was ſonſt von allen ſeinen Hausgenoſſen verſchmäht wird. Gerade dadurch, daß es ſich mit ſeiner Nahrung ſo anſchließt an die Abfälle des Hauſes, nimmt das Schwein ſeine Stelle als Hausthier ein.*)

---

*) Als Beleg gebe ich einen kurzen Ueberblick des allgemeinen Verlaufs ſeiner Aufzucht vom Säugling bis zum fertigen Fettſchweine. Zart wie das Thierchen iſt auch ſeine erſte Nahrung; ſobald das Junge 5 — 6 Wochen alt iſt, kann es abgewöhnt werden, man reicht ihm leichte Nahrung, abgerahmte Milch mit Waſſer verdünnt, Kornkleie, Mehl in Waſſer oder Milch eingeweicht. Allmälig wird

Bald alſo frißt ſich das Schwein ſo dick und fett, daß das Thier zu einer Maſchine herabſinkt, deſſen ganze Thätigkeit darauf gerichtet iſt, unaufhörlich für ein Fettmagazin zu arbeiten; es fällt heraus aus der Reihe der organiſirten Weſen, und ſein Körper wird ein Product menſchlicher Willkür, ein Fabrikat. Beſonders in einigen Gegenden, die reich ſind an Korn und Kartoffeln, und in denen daher Brennereien in großer Zahl anzutreffen ſind, hat ſich die Mäſtung der Schweine zu hoher Ausbildung emporgeſchwungen. Da giebt es einzelne Brenner, die jährlich ihre 400 Schweine nebenbei fett machen, und rechnet man nur das Pärchen à 60 Thlr., ſo entſpricht das einem Umſatz von 12,000 Thlrn. Durchaus rationell wird das Geſchäft betrieben: In weiten, ſeitlich offenen, luftigen Ställen, nach den Altersklaſſen vertheilt, liegen die Thiere auf blankem Backſteinpflaſter, welches täglich geſcheuert, täglich gefegt wird. Auch der wohlthätigen Wirkung des Badens läßt man die Pfleglinge theilhaftig werden, man treibt ſie fleißig in die benachbarten kleinen Bäche und Flüßchen, denn man iſt durchaus der Anſicht, daß gerade bei reinlicher Haltung die eigenthümliche Koſt, die ſogenannte „Schlempe“, das ſind Rückſtände, Trebern, welche die Branntweinbrennerei liefert, ihnen am beſten bekommt. So wird der Körper des Schweins, dem kleinen Mann eine Sparbüchſe, dem reichen Schweinezüchter eine Fundgrube blanker Goldſtücke.

Wir ſchließen unſere Betrachtungen, die ſich freilich noch weit hätten ausſpinnen laſſen, naturgemäß mit der Beſchreibung eines Feſtes, deſſen Anfang des Schweins Ende iſt, des Schlachtfeſtes. Der Tag des Schweinſchlachtens gehört entſchieden zu den halben Feſttagen, die Bauern backen für dieſen Tag Kuchen und die Kinder dürfen aus der Schule bleiben, denn es giebt Mittel, den Zorn des ſtrengen Lehrers wegen dieſer Verſäumniß zu beſänftigen. Schon am Abend zuvor iſt Alles wegen der mancherlei Vorbereitungen in Aufregung; da werden Majoran gerieben, Gewürznelken und Pfeffer zerſtoßen, Roſinen und Mandeln verleſen, Zwiebeln in Fett gekocht. Während der Mann mit den Söhnen die letzten Wurſtbänder [illegible] und die Spießhölzer ſchneidet, ſucht die Frau haſtig die nöthigen Mulden zuſammen, [illegible] große kupferne Waſchkeſſel wird blank geſcheuert, und Alles vorbereitet, denn der Meiſter (ein Maurer, der das Schlächterhandwerk für die Winterferien ſich zugelegt) will ſchon vor Tages-Anbruch da ſein. Wir übergehen mit Schweigen ſeine erſte mörderiſche Handlung, genug das Schwein, ſo lange Gegenſtand der ängſtlichſten Sorge, liegt entſeelt da und zuckt nicht mehr. — Jetzt geht's friſch darüber, mit heißem Waſſer abgekocht, werden die Borſten mit ſcharfer Glocke herunter geſchafft, dann am ſtarken Haken hängend ausgeweidet, Kopf und Herz, Lunge, Leber und Nieren wandern in den Keſſel, die Flaumen oder Lieſen von den Weichen trägt die Frau ſogleich in die Kammer. Das iſt das Werk weniger Augenblicke. Auf des Meiſters breitem Rücken wandert nun der aus-

---

die Koſt kräftiger: man giebt ihm geſtoßenes Gras, jungen Klee, Kohlblätter. Schon im dritten Monat kann es freſſen, wozu es Luſt hat. Von da an bis zum ſechsten Monat heißen die Thiere Läufer. In dieſem Zeitraum bekommt ihnen der Aufenthalt in freier Luft vortrefflich und es iſt für ihre körperliche Entwickelung vortheilhaft, ſie hinaus auf die Weide zu ſchicken. Da können ſie wühlen und ſich austoben nach Herzensluſt, dabei hat man noch den Vortheil, daß die Brach- und Stoppelfelder von allem Ungeziefer, von Schnecken und Engerlingen, Regenwürmern, Mäuſen und Maulwürfen von ihnen geſäubert und die Aecker förmlich umgeworfen werden. Nachdem ſich ſo die Muskulatur ihres Körpers befeſtigt, kommen ſie in den Stall und die Mäſtung beginnt. Was man ihnen in dieſer Periode Alles anbieten kann, iſt ſonderbar. Kartoffelſchaalen und Erbſenſchaalen, Abgänge aus Küche und Keller, gefaultes Obſt und gefaulte Rüben, Bier- und Branntweintreber, Leinkapſeln, Buchecker und Eicheln, Sauerkraut und Häringslake, ja ſogar „Kaldaunen“ der Schlachtthiere ſollen trefflich bei ihnen anſchlagen. Die Wirthinnen großer Güter pflegen die Abfälle der Küche mit dem Spülicht der Teller förmlich einzumachen, die Milchverkäufer bringen aus der Stadt unter dem Namen „Trank“ allerlei ſchöne Sachen für ihre Pfleglinge mit, daß es aber das Schwein bei Müller und Bäcker, bei Brenner und Brauer beſonders gut hat, wird ſich Jeder leicht denken können. Das Futter, welches zum Beſchluß der Mäſtung ein bis zwei Monate lang, bei eigentlichen Speckſchweinen ſogar vier bis fünf Monat gegeben wird, um eine durchgreifende Wirkung hervorzubringen, iſt indeß allgemein Gerſtenſchrot mit gekochten Kartoffeln.

gekühlte Torſo zum warmen Stübchen und mit kundigem Schnitt theilt er das Fleiſch für jegliche Sorte der Würſte, muntere Burſche aber ſtehen am Klotz mit blankem Beil der Arbeit gewärtig. Alles iſt fröhlich und guter Dinge, der Meiſter ſelbſt giebt heute manchen trockenen Witz zum Beſten. Inzwiſchen iſt auch der wichtige Moment gekommen, wo es ſich zeigt, wie ſtark der Speck iſt. So wird es ſchnell Mittag. Gute Freunde und Nachbaren, die zum Feſte geladen waren, ſtellen ſich ein, denn ſchon brodelt allerlei Wurſtwerk und zartes Stichfleiſch und Nieren im Keſſel. Endlich erſcheint die Hausfrau mit dem erſten hochaufgehäuften Teller. Das iſt der Moment, den Uhland ſo friſch beſingt:

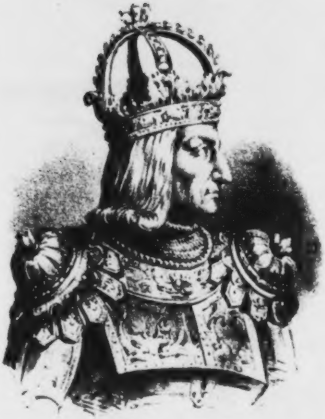
Wir haben heut nach altem Brauch
Ein Schweinchen abgeſchlachtet u. ſ. w.

Schnell aber eilt die Hausfrau wieder zum Keſſel, daß ſie der Nachbarinnen nicht vergeſſe und hurtig auf blankem Geſchirr die Würſte hinüberſende; ſchmeckten ſie doch auch ihr ſelber ſo ſchön, als jene Schlachtfeſt hatten. Wurſt! Wurſt! — wieder Wurſt! heißt die Parole. Doch auch der armen Leute wird ſie gedenken, die ſchon warten im Hausflur mit mächtigen Henkeltöpfen und Krügen, um ſich die duftende Wurſtbrühe zu holen. Drinnen iſt man indeß nicht ſäumig, denn der Meiſter wirft immer neue Portionen zu Fleiſchwurſt und Schlackwurſt auf den Block, fein muß das Alles gehackt ſein, und ſchwer iſt's ſeine Zufriedenheit zu haben, wenn er mit prüfendem Finger durch den Brei fährt. So geht die Arbeit munter fort bis zum Abend; wenn dann die Sülze und die Preßwürſte geſtopft, mit Brettern bedeckt und mit ſchweren Steinen belaſtet auf dem Klotze liegen, dann haben die Mühen des Tages ein Ende, der Meiſter wünſcht eine „wohlſchlafende" Nacht und die Familie geht, erſchöpft von ihrem Werke, aber mit dem Bewußtſein, ihre Sache gut gemacht zu haben, zur Ruhe.

Verbeſſerungen zum erſten Bande.

Seite 74, Zeile 4 v. u. lies 1823 ſtatt 1828.
„ 77, „ 14 v. o. „ Joh. Hartm. Senckenberg geb. 1655 ſtatt 1665.
„ 77, „ 15 v. o. „ Von ſeinen drei Söhnen iſt hier zu nennen ſtatt er hatte drei Söhne.
„ 81, lies immer Türckheim, wo dieſer Name vorkommt.
„ 187, Zeile 17 v. u. lies Juſtus Gruner.
„ 188, „ 23 v. u. „ Whiſtpartie für Miſchpartie.
„ 192, „ 24 v. o. „ Litteraturhiſtoriker für Naturhiſtoriker.
„ 312, „ 20 v. o. „ Feinheit ſtatt Freiheit.
„ 378, „ 3 v. u. iſt hinzuzufügen: jeder Anforderung.
„ 401, „ 2 v. u. lies ſchwarzes für ſchwarzem.
„ 488 (die Seitenzahl 288 iſt an dieſer Stelle Druckfehler) ſind die Zeilen 23 — 26 von oben zu ſtreichen, weil die auf dieſelben folgenden Strophen nicht Ferdinand Freiligrath zum Verfaſſer haben.

Schnellpreſſendruck von W. Moeſer in Berlin, Stallſchreiber-Straße Nr. 34.



Rudolph von Habsburg

Unſer
Vaterland.

Bilder
aus der
Deutſchen Geſchichte, Cultur und Heimathkunde.

Herausgegeben
von
Dr. Heinrich Pröhle.

Zweiter Band.

Mit lithographiſchen Kupfern und Holzſchnitten.

Berlin.
Verlag von Oswald Seehagen.

125 G

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalts-Verzeichniß.

Bilder aus der deutſchen Geſchichte und dem deutſchen Leben.

Seite
Das alte Deutſchland und ſeine Bewohner. Von Profeſſor Rudolf Köpke. (Mit Illuſtration von Ludwig Burger.) 3
Scene aus der Schlacht bei Leuthen 8
Feldmarſchall York. Von A. Freiherrn von Seld. (Mit Illuſtration von Georg Bleibtreu.) . . 26
Schleswigs jüngſte Leidensgeſchichte. Von Dr. Guſtav Belze 88
Hans Ulrich Schaffgotſch, ein Opfer ſeines Glaubens. Von Carl Woldemar Neumann. (Mit Illuſtrationen.) 97
Dorf Ebin und ſein heldenmüthiger Pfarrer. Von Theodor Fontane 130
Karl der Große. Ein deutſches Kaiſerbild. Von Dr. Heinrich Hahn. (Mit einem Holzſchnitte nach einer Zeichnung von A. Schaal.) 145
Die deutſche Reichspolitik und der große Kurfürſt. Von Ferdinand Schmidt. (Mit Holzſchnitten nach Zeichnungen von Ludwig Burger.) 177
Der Kampf des großen Kurfürſten mit den Ständen in Oſtpreußen. Von Dr. Max Ring . . . 203
Armin, der Befreier Deutſchlands. Von Profeſſor Rudolf Köpke. (Mit Illuſtration.) 241
Der Miniſter Freiherr vom Stein. Von A. Freiherrn von Seld 289
Braunſchweig, Herzog Wilhelm und ſeine Ahnen 366
Prinz Eugen, der edle Ritter. Von W. Girſchner 416
Germaniſche Fürſten. Von Profeſſor R. Köpke 444
Jülichſche Geſchichten bis zur Vereinigung Jülichs mit Cleve. Von Max Jähns 463
Jülich-Cleve-Berg bis zum Ausbruch des großen Erbfolgeſtreites. Von Max Jähns 481
Das preußiſche Königthum, ſeine Entſtehung und Entwickelung. Von Profeſſor W. Schwartz. (Mit dem Portrait von Albrecht Achilles.) 494
Eisleben und das Lutherhaus. Von Wilhelm Girſchner. (Mit Illuſtration.) 499
Rudolph von Habsburg und Otakar von Böhmen. Von Dr. Heinrich Hahn. (Mit Illuſtration.) 529
Römer im Germanenlande und Germanen im Römerreiche. Von Profeſſor R. Köpke 567

Deutſche Cultur- und Sittenbilder.

Die Frau Kammerdienerin Biderap. Vom Hofrath Louis Schneider 9
Der letzte Wendenkönig. Nach Sage und Geſchichte. Von Profeſſor R. Goſche. (Mit Illuſtration von Füllhaas.) 17
Unſere Flotte und ihre Geſchichte von den Zeiten des großen Kurfürſten bis zum Jahre 1855 (Mit Illuſtrationen.) 49
Sagen aus Mühlheim an der Ruhr. Von Heinrich Pröhle 95
Eine Hausinſchrift. Von Carl Schultes 118
Das Fiſchland. Von A. Freiherrn von Seld 119
Die Deutſchen in St. Petersburg. Von Franz Wallner 135
Die Schwabenſtreiche und Ortsneckereien der Deutſchen. Von Profeſſor Adalbert Kuhn 161
Kaiſer Maximilian und der Abt auf dem Hundsrück. Mitgetheilt von Heinrich Pröhle 192
Dietrich Chriſtian Grabbe. Von Dr. David Müller. (Mit Portrait.) 193
Heinrich der Löwe und Thedel von Wallmoden. Von Heinrich Pröhle. (Mit Illuſtration.) . . . 212
Johann Gottlieb Fichte. Ein Gedenkblatt zu ſeinem hundertjährigen Geburtstage. Von Dr. David Müller 229
Wilhelm, regierender Graf zu Lippe-Schaumburg, ein patriotiſcher Regent. Von A. Freiherrn von Seld 246
Strut von Winkelried, der Drachentödter 336
Leſſing in Berlin. Von Profeſſor R. Goſche. (Mit Illuſtration.) 337
Bauernſpäße bei der Hochzeit Friedrich des Großen 381
Sagen. Mitgetheilt von Heinrich Pröhle 383
Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Von Dr. Lucanus. (Mit zwei Illuſtrationen.) 448
Anhalt Deſſau unter dem Herzoge Leopold Friedrich Franz. Ein culturgeſchichtliches Gemälde von A. Freiherrn von Seld. (Mit Illuſtration.) 510

Seite
Aus Tirol. Von J. C. Waldfreund 524
Die Schüler in Schulpforte. Von Ferdinand Schrader 526
Soolbad Sulza 526
Das Bremer Rathhaus. Von Th. Winter 527
Der Adam im Halberſtädter Dome 528
Volksſcherze. Von Profeſſor Adalbert Kuhn. (Mit Illuſtrationen.) 551
Der Naturdichter Hiller 573
Der Hirt David Claus 574

Natur- und Landſchaftsbilder aus Deutſchland.

Pflanzenbilder aus den deutſchen Alpen. Von Adolf Pichler 43
Die Goldammern und das Licht zur Adventszeit. Eine naturgeſchichtliche Novelle von Eduard Uhlenhuth 47
Das Ilſethal im Winter 93
Der deutſche Winter. Von Wilhelm Girſchner 138
Die Saat. Von Carl Ruß. (Mit Illuſtration.) 142
Teplitz. Zum elfhundertjährigen Jubiläum dieſes Bades. Von Profeſſor Dr. W. Schwartz 220
An der Dirſchauer Brücke. Von Eugen Kühnemann. (Mit Abbildung.) 225
Der Eibenbaum. Von Dr. Langkavel 238
Das Bodethal. Ein Landſchaftsbild von Heinrich Pröhle 261
Der Wallfahrtsort Mariazell in Steiermark. Von Dr. G. E. Haas. (Mit Illuſtration.) 270
Bad Oeynhauſen in Weſtphalen 282
Windberg bei Straubing. Von Hans Weininger 283
Berner Oberland. (Mit Illuſtration.) 285
Hohen-Peiſſenberg. Von Carl Schultes 322
Die Wieſe. Vom Oberlehrer H. W. Hertzer. (Mit Illuſtration von Schaal.) 323
Das Saterland und ſeine Bewohner. Von Hermann Meier, Lehrer in Emden 333
Sächſiſche Schweiz. Von Dr. Heinrich Berghaus-Greſſen. (Mit Illuſtrationen.) 353
Das Innthal bei Paſſau. Von Franz Sartorius 358
Das Haslithal. (Mit Illuſtrationen.) 361
Der deutſche Park und der deutſche Bauerngarten. Von Dr. Bernhard Langkavel 377
Die Eiche. Gedicht von San Marte 384
Linz und Salzburg. Von Dr. G. E. Haas. (Mit Illuſtration.) 385
Bad Liebenſtein in Thüringen und ſeine Umgebungen. Von Carl Schultes 393
Doberan. Von Dietrich Könemann 396
Der bairiſche Wald. Von Franz Sartorius. (Mit Illuſtration.) 399
Litthauen 407
Oſtſeebilder. Von Eugen Kühnemann 411
Wien und ſeine Umgebungen in den Sommermonaten 423
Die Umgebungen von Teplitz. Von Profeſſor Dr. W. Schwartz 427
Der Apfelbaum. Von Carl Ruß 430
Deutſchlands Wild und Jagd. Von Carl Ruß (Mit Illuſtration.) 433
Wiener Skizzen. Von Dr. G. E. Haas 453
Das Rothkehlchen 459
Die Grafſchaft Glatz. Von Ed. Friederichs. (Mit Illuſtration.) 537

Verzeichniß der lithographiſchen Kupfer.

Zu Seite
Portrait Rudolf's von Habsburg. Lithographirt von Sußnapp . . . . . vorn an
Portrait York's. Lithographirt von Sußnapp 26
Portrait des Prinzen Adalbert von Preußen. Lithographirt von Sußnapp 49
Portrait des Generals Hans Ulrich von Schaffgotſch. Lithographirt von Sußnapp 97
Portrait Karls des Großen. Lithographirt von Sußnapp 145
Teplitz von der Schlackenburg aus. Gezeichnet und lithographirt von A. Haun 220
Treſeburg im Harz. Nach der Natur gezeichnet und lithographirt von A. Haun 267
Portrait des Freiherrn vom Stein. Lithographirt von Sußnapp 289
Portrait von Leſſing. Nach Tiſchbein, lithographirt von Sußnapp 337
Salzburg. Nach der Natur gezeichnet und lithographirt von A. Haun 389
Die Karlskirche in Wien. Nach der Natur gezeichnet und lithographirt von A. Haun 455
Portrait Martin Luther's. Lithographirt von Sußnapp 500

Bilder

aus der

Deutſchen Geſchichte und dem deutſchen Leben,

Deutſche Cultur- und Sittenbilder,

Natur- und Landſchaftsbilder aus Deutſchland.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Das alte Deutſchland und ſeine Bewohner.

Von Profeſſor Rudolf Köpke.

Als die Römer den Rhein überſchritten, und auf beſchwerlichen Märſchen durch Sümpfe und Wälder manches Ungemach erduldet hatten, erregte es ihre Verwunderung, daß unter einem ſo harten Himmel Menſchen zu leben vermögten, und dieſen wenig ergiebigen Boden gegen ein gebildetes Volk zu vertheidigen ſuchten. Das ſchien nur möglich, wenn dieſe Menſchen mit dieſem Theile der Erde zuſammengewachſen, und hier von jeher heimiſch geweſen waren. „Wer würde Aſien oder Afrika, oder gar Italien verlaſſen, ruft Tacitus aus, um Germanien aufzuſuchen, wenn es nicht das Vaterland wäre?“ Der große Geſchichtsſchreiber bedachte in dem Augenblicke nicht, wie manche Legion aus Italien nach Germanien gezogen war, und daß Rom es erſt nach hundertjährigem Kampfe aufgegeben hatte, das fremde Land zu erobern, welches alle Schrecken des Barbarenthumes in ſich ſchloß. Das that Rom um einer politiſchen Nothwendigkeit willen; wie hätten die germaniſchen Völker dieſen Boden nicht behaupten ſollen, mit deſſen Verluſt ſie Freiheit und Unabhängigkeit, Art und Sitte der Väter, ihre Sprache, ihren Glauben verlieren mußten?

Der Römer freilich ſchauderte, wenn er mit dem Gedanken an den wolkenloſen Himmel Italiens, wo der Frühling mit dem milden Herbſte wechſelt, ein Land betrat, wo kein Rebengelände den Hügel bekränzte und kein Oelbaum grünte, wo kein Weizenfeld und keine Südfrucht gedieh, und unter dem Druck der eiſigen Luft alle Lebenskraft zu erſtarren ſchien. Entſetzliches Land, deſſen Ströme unter dem Geſtirne des Bären, vom Regen geſchwellt, verheerend überfließen, oder kalt und träge dahin ſchleichen; wo Fluß und See ſich mit einer harten Eisrinde bedecken, und wer Waſſer ſchöpfen will, nicht mit dem Eimer, ſondern mit der Axt bewaffnet ausgeht, und es in ſchwerfälligen Klumpen, wie Holz, nach Hauſe trägt! Wenige Wochen nur zählt der Sommer, und auch dann fehlt es an heftigen Regengüſſen nicht; frühzeitig bricht der Herbſt mit Stürmen und Fluthen herein, und ſchon zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche ſind Gebirge und Ebenen von Schnee bedeckt. Wehe dem Wanderer, den dieſe Stürme in der Tiefe der Wälder treffen!

Zu Caeſars Zeiten hatte noch niemand jenes furchtbare Waldgebirge erforſcht, welches unfern der Alpen begann, auf dem linken Ufer der Donau ſich nach Oſten zog, und dann in die unabſehbaren Fernen des Nordens verlor. Sechzig Tage, hieß es, könne man reiſen, ohne das Ende zu erreichen; neun Tage ſeien nöthig, um es in der Breite zu durchmeſſen. Da gab es Tannen, Kiefern, Eiben und Buchen, gewaltige Eichen, ungezählte Jahrhunderte alt, deren knorrige Wurzeln den weichen Boden unterhöhlten und zum Hügel emporhoben. Nicht ſelten durchbrachen ſie ihn, ſtiegen bogenförmig bis zu den herabhängenden Zweigen empor, und verwuchſen mit ihnen zum unentwirrbaren Knäul, mit Schlingpflanzen und Farrenkräutern gefüllt, die nur hie und da, einer engen Pforte ähnlich, eine Oeffnung ließen, durch welche der Wanderer ſich mit Mühe hindurch arbeitete. Nie hatte man hier den Klang der Axt gehört, mit der Erde ſelbſt ſchienen dieſe Wälder aufgewachſen; kein Strahl der feuchten und ohnmächtigen Sonne drang durch dieſes feſte Dach und die ſchweren Nebelwolken über ihm. Nur der Auerochs, oder Büffel und Eber durchbrachen krachend das Geſtrüpp, hier weideten noch der Elch, das Elenthier, der Schelch, der rieſige Bockhirſch, und das wilde Pferd, neben ihnen hauſten feindlich Bär, Wolf und Luchs; Adler und Geier umkreiſten die gefallene Beute, kleinere Schlangen ſchlüpften zwiſchen Moos und Geſtein dahin, und ſeltſame Vögel mit unheimlich leuchtendem Gefieder flatterten Nachts aus ihren Neſtern empor.

Bis zu den Küſten des nordiſchen Meeres zogen ſich dieſe Waldungen hinauf. Noch am abfallenden Strande griffen die nahrungsgierigen Eichen mit ihren Wurzeln um ſich, bis ſie krachend im Sturme niederſtürzten, oder von der ſteigenden Fluth unterwaſchen, große Stücke des Erdreiches in ihren gewaltigen Armen auf die See mit ſich hinausführten. Dann meinten voller Entſetzen die römiſchen Seefahrer, ſtatt der feindlichen Flotten, ganze Wälder auf den Wellen des Meeres ſchwanken zu ſehen. Hier gab es Baumſtämme, welche zu Booten ausgehöhlt, dreißig Menſchen zu faſſen vermochten. Nicht minder ſchrecklich war die flache Küſte. Die hochgehende Fluth rauſchte heran, drang tief in das Land ein, und verlief ſich wieder hinter weiten Dünenſtrecken; Erde und Meer kämpften ohne Unterlaß um ihre Grenzen. Widerſtandslos brauſte der Sturm über die weiten Flächen, raſch ſetzte er um und jagte dunkele Wolken empor. Wie armſelig war nicht das Leben dieſer Küſtenbewohner, die ein Spielball ſchienen zwiſchen Himmel, Erde und Meer! Auf höheren Sanddünen, oder auf hölzernen Gerüſten hatten ſie ihre elenden Hütten aufgeſchlagen; da ſahen ſie, Schiffenden gleich, wenn die Fluth das Land rings umher in einen See verwandelt hatte, oder Geſtrandeten ähnlich, wenn ſie ſich zurückzog. Sie kennen nicht Saat noch Ernte, nicht friedliche Heerden, nicht einmal den gefährlichen Kampf mit reißenden Thieren, nur die Jagd auf Fiſche, die ſie in Netzen fangen, und im Schlamm, zwiſchen Binſen und kümmerlichem Rietgras, nicht an der Sonne, ſondern im Winde trocknen. Selbſt klares Waſſer iſt ihnen am Meere verſagt, aus Gruben ſchöpfen ſie es, um den Durſt zu löſchen. Welch' elendes Daſein! Zur Strafe ſcheinen ſie für ein ſolches Geſchick aufgeſpart, und dennoch nennen dieſe Völker es Knechtſchaft, den Römern unterthan zu ſein! So ſchreibt Plinius, der Leben und Natur der germaniſchen Welt aus eigener Anſchauung ſchildert.

Doch nicht alle führten ein ſo kümmerliches Leben, wie dieſe Chauken an der nördlichen Meeresküſte, noch war das Land ſo wild, wie es dem Südländer auf den erſten Blick erſchien. An Fruchtbarkeit ſtand es hinter anderen viel geprieſenen nicht weit zurück, aber die Bewohner vermochten noch nicht die Schätze zu heben, welche in dem Boden ruhten. Die Römer, ſelbſt daran gewöhnt in großen Städten zu wohnen, und das ganze Land unterworfen zu ſehen, ſobald ſie jene erobert hatten, wie es in Gallien der Fall geweſen, fanden hier eine andere Art des Daſeins. Es gab keine Städte, am wenigſten befeſtigte, keine zuſammengehäuften Menſchenmaſſen. Hinter den Mauern wurde der Germane vom Gefühl der Angſt und Beklemmung ergriffen, wie das edele Wild, welches man in Netz und Gruben eingefangen hat. In ſeinen offenen Dorfſchaften waren die Häuſer unter einander nicht verbunden, oder im Dunkel des Waldes, wo der Bach Ackerfeld und Buſchwerk bewäſſerte, ſchlug der Einzelne Haus und Hof auf. Hier war der freie Mann Vater und Haupt der Familie, Herr und König in ſeinem engen Gehege.

Das häusliche Leben war einfach und natürlich, es ruhte auf der Reinheit und Heiligkeit der Ehe und Familie. Abweichend von der Sitte anderer Naturvölker, verbindet ſich der Mann mit einem Weibe; nur ausnahmsweiſe bei edelen Geſchlechtern, deren Erhaltung oder politiſche Verbindung es nothwendig machte, verließ man die beſſere Sitte. Erſt in reifen Lebensjahren ward die Ehe geſchloſſen, ſie galt für heilig, und ſelten wurde ſie verletzt. Es gab Völkerſchaften, bei denen eine Wiederverheirathung der Wittwe nicht erlaubt war, eine Ehe ſollte das ganze Leben füllen, die Frau mit dem Manne für Glück, Unglück und Tod verbunden ſein. Doch hatte die Ehe noch die urſprüngliche Form des Kaufes. Mit Waffen erkauft der Mann das Weib von den Angehörigen, und aus dem Schutz des Vaters tritt es in den ſeinen hinüber. Ein gezäumtes Roß, Schild, Lanze und Schwert, dazu ein Joch

Ochſen ſind ſeine Morgengabe. Heilig werden die Waffen bewahrt, denn aus der Hand der Mutter empfängt ſie dereinſt der Sohn, um damit ſein Weib zu gewinnen, und ſo gehen ſie als Erbgut von Geſchlecht zu Geſchlecht hinab. Brach das Weib die Ehe, wurde es in Gegenwart ſeiner Verwandten aus dem Hauſe geſtoßen, des ſchönſten Schmuckes, des langen Haares beraubt, durch das Dorf getrieben und der öffentlichen Schande Preis gegeben.

Ueber die Kinder hat der Vater volle Gewalt. Das neugeborene Kind kann er ausſetzen, den heranwachſenden Sohn tödten, aber nicht verkaufen; doch war die Sitte milder als das Recht. Wie zur Probe der Lebensfähigkeit ward das Kind in kaltes Waſſer getaucht, und nach Verlauf der erſten acht Tage legte ihm der Vater den Namen bei. Die Kinder des Herrn und des Knechtes theilten Spiel und Koſt, in unbefangenem Verkehr mit den Hausthieren, in Sand und Schmutz, in Feld und Wald, in Sonne und Regen wuchſen ſie mit einander auf. Man vertraute, die angeborene Kraft des Freien werde ihn zur rechten Zeit vom Knechte unterſcheiden. So wurden ſie zu mächtigen Geſtalten, ſechs und ein halber Fuß Größe waren nichts ſeltenes. Der Germane war ſchlank, hoch, von breiter Bruſt und Schultern, weißer Hautfarbe, blauen Augen, röthlich blonden Haares, das lebendige Abbild körperlicher Geſundheit und natürlicher Kraftfülle.

Wohnung und Nahrung waren ſo einfach wie Kleidung; das Haus geräumig, für Viele berechnet, aus roh behauenen Stämmen erbaut und mit Stroh gedeckt. Nur Schutz gegen Wind und Wetter ſuchte man darin. Zum dürftigen Schmuck beſtrichen manche die Wände mit hellen Erdarten, um ihnen eine bunte und glänzende Farbe zu geben. Daneben diente der unterirdiſche Keller, deſſen Oeffnung man mit Miſt bedeckte, als Vorrathskammer und Zufluchtsort gegen Winterkälte und eindringende Feinde. Der Mittelpunkt des Hauſes war der Heerd. Jedes Mitglied der Familie hatte ſeinen beſtimmten Sitz; da ſaß der Mann an demſelben Tiſche, wo vor ihm der Ahn gegeſſen und getrunken hatte, oder er verträumte müßige Stunden, wenn Kampf und Jagd ihn nicht hinaus riefen.

Man lebte von dem, was die Natur ungeſucht oder bei geringer Mühe hergab. Roggenbrot, Haferbrei, Hirſe, Bohnen, Buchweizen, Fleiſch des friſch erlegten Wildes oder des zahmen Hausviehs, das gekocht, eingeſalzen oder geräuchert ward, waren die gewöhnlichen Nahrungsmittel; dazu geronnene Milch, Butter, Käſe, wilde Obſtarten, Rettige und anderes Wurzelwerk, berauſchendes Bier von Gerſte oder Weizen, mit Honig gemiſcht. Auch Pferdefleiſch wurde gegeſſen. Wein war nur in der Nähe der römiſchen Grenze bekannt, man war ihm leicht unmäßig ergeben, wenn man ihn einmal kennen gelernt hatte.

Das Kleid war ein anliegender Rock, ohne Aermel, mit einer ſtark ausgeſchnittenen Oeffnung für den Hals, die auch den oberen Theil der Bruſt frei ließ; die Hoſe, welche das Bein vollſtändig deckte, wurde erſt ſpäter allgemeiner getragen. Leinen oder grobes Wollenzeug war der gewöhnliche Stoff; die Frau mit ihren Mägden webte für alle Genoſſen des Hauſes. Ueber dem leinenen Rock ward ein viereckiger Mantel von grober Wolle kunſtlos befeſtigt, der im Kampfe abgeworfen wurde; die Füße waren durch Sohlen von ungegerbtem Leder oder durch Knöchelſchuhe geſchützt. Im Innern des Landes wurden auch Wämſer von Thierfellen getragen, zum Schmuck mit buntem Pelzwerk beſetzt. Die Kleidung der Frauen war nur wenig zierlicher, deſſelben Schnittes, etwa nur noch mit einem Purpurſtreifen umſäumt; auch ſie trugen Hals, Bruſt und Arme entblößt.

Das Beſtellen des Ackers, das ſorgſame Abwarten der Frucht, die man doch nicht entbehren konnte, blieb Weibern und Knechten überlaſſen. Es forderte Geduld im Kleinen und ein geringeres Maaß von Kraft, daher ſchien es des freien Mannes unwürdig. Vor allem im Gebrauch der Lanze ward der Knabe früh geübt, denn ſie war das Zeichen der Ehre des Mannes, ſie begleitete ihn, wo er ging und ſtand, in den Kampf, in die Verſammlung der Volksgemeinde, zum Gaſtmahl. In dieſer erregten Stimmung, welche im

Kriege allein den Zweck des Lebens findet, verlangte er auch von der müßigen Stunde einen ſtark aufreizenden Zeitvertreib. Da beſchäftigte ihn die Jagd, er ergötzte ſich am kriegeriſchen Tanze nackter Jünglinge zwiſchen bloßen Schwertern; oder in der heißen Gier, nicht des Gewinnens, ſondern des verzweifelten Wagens, ſetzte er ſeine und der Seinen Freiheit im Würfelſpiel auf einen einzigen Wurf. Gaſtmähler und Zechgelage zogen ſich Nächte und Tage lang hin; ſie begannen in geräuſchvoller Fröhlichkeit mit der Beſprechung von Familien- und Volksangelegenheiten, und endeten oft in blutigem Hader, wenn man ſtatt des Trinkhorns zum Speer griff. Fremden und Reiſenden, welche den einförmigen Kreislauf dieſes Lebens im Innern des Landes nur ſelten unterbrachen, kam man mit unbegrenzter Gaſtfreiheit entgegen. Es galt für ruchlos ihnen die Thür zu verſchließen, man aß und trank mit ihnen, ſo lange man Vorrath hatte, dann führte man ſie in das Haus des Nachbars, und half verzehren, was dieſer vorzuſetzen hatte. Verſuche der Fremden, ſich unter den Markgenoſſen auf die Dauer feſtzuſetzen, wurden nicht geduldet.

Bei aller Einfachheit des Lebens fehlte es nicht ganz an handwerksmäßiger Arbeit oder ſelbſt Kunſtfertigkeit. Alles Geräth, deſſen man im Hauſe bedurfte, Pflug und Wagen, verfertigte der Knecht. Doch gab es noch eine andere Geſchicklichkeit, deren ſich ſelbſt der freie Mann nicht ſchämte; Waffen anzufertigen war nicht minder ehrenvoll als ſie zu führen, und die Schmiedekunſt göttlichen Urſprungs. Ihr Erfinder und Lehrer war Wieland, der Schmied, ein Halbgott. Man arbeitete eherne Helme mit Thierköpfen und Flügeln, Thierbilder, welche als heilige Feldzeichen dienten, Schilde und Opferbecken; auch Ringe für Hals und Arm waren ein beliebter Schmuck, und das künſtlich gearbeitete Trinkhorn ein unentbehrliches Hausgeräth. Doch waren Erzwaffen und Gefäße ſeltener und ſtets koſtbar, weil es an Metall fehlte, welches man erſt durch den Verkehr mit den Römern in größerer Menge erhielt, daher wo es thunlich war, ſuchte man es durch Horn oder Knochen zu erſetzen. Die niederen Künſte des Hauſes, das Anfertigen der Kleidungsſtücke, das Mahlen und Backen, das Brauen, Spinnen und Weben war die Sache des Knechtes oder der Magd.

Alles, was zu Haus und Hof des freien Mannes gehört, Weib, Kinder und Knechte vertritt er nach Außen. Sie ſtehen in ſeiner Munt, d. h. in ſeiner Hand, unter ſeinem Schutze, ſie nehmen Theil an ſeiner Freiheit und werden durch ſie gedeckt. Für ſie iſt er im Hauſe auch Prieſter, er ruft die Götter an, und verkündet den Seinen ihren Willen aus den heiligen Loosſtäben. Er macht in der Volksgemeinde den herangewachſenen Sohn durch die feierliche Uebergabe von Speer und Schild wehrhaft. Dadurch wird dieſer mündig und dem Vater an Ehre gleich, und nicht mehr der Familie allein, auch der Gemeinde gehört er jetzt an.

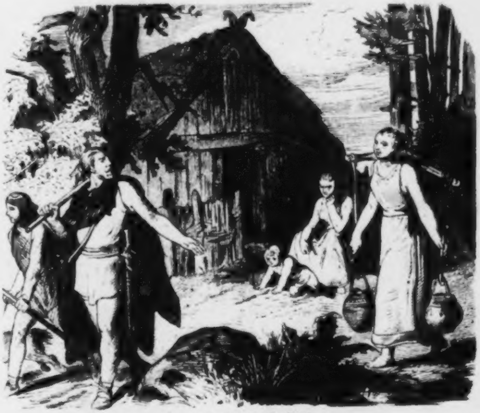
Einzelne Höfe zu bauen war zwiſchen Weſer und Rhein uralte Sitte; in andern Gegenden nicht minder das Zuſammenleben in Dörfern. Die Einzelhöfe werden verbunden durch das gemeinſame Eigenthum an Weide und Wald in der Mark; bei den Dörfern kommt noch die Feldgemeinſchaft hinzu. So werden die Anwohner Genoſſen einer Mark, ſie werden eine Markgemeinde.

Mark iſt jedes Zeichen, ein Grenzzeichen, dann das von ſolchen Zeichen eingeſchloſſene Gebiet, das von den Geſchlechtsgenoſſen urſprünglich beſetzte Land, und in dieſem Sinne entſpricht das Wort Gau, d. h. Land, der Bezeichnung Mark. In den älteſten Zeiten war die erſte große Mark zugleich der Gau; ſpäter traten beide immer mehr auseinander, und dieſes wird die Bezeichnung der größern politiſchen, jenes der engern örtlichen Einheit. Gleich im Anfange waren Recht und Eigenthum doppelt getheilt worden; man unterſchied, was dem einzelnen freien Manne, was der Geſammtheit Aller, der Genoſſenſchaft, an Gütern der Natur zukommen ſollte. Dem Einzelnen wurde der Raum für Haus, Hof und Garten durch irgend eine ſinnbildliche Handlung angewieſen, und etwa durch Umpflügen mit einem Joche Ochſen an einem Morgen die Grenzen ſeines Ackerlandes feſtgeſtellt. Alles zuſammen, was ihm zugetheilt wird, Haus und Hof, Acker und Nutzung des Marklandes, iſt ſeine Hufe, das Landgut, welches ein Pflug zu bewältigen, von dem eine Familie ſich zu erhalten vermag. Das Wort Huobe iſt nicht ſehr alten Urſprungs, und bezeichnet das Grundſtück, von dem ein Fruchtertrag erhoben wird; ſpäter verſtand man darunter ein beſtimmtes Ackermaß von dreißig Morgen. Die Hufe iſt das echte Eigen des freien Mannes, darauf hat er ein volles Recht. Der Hof, die Hofſtätte mit dem Zubehör, iſt durch einen Zaun aus Ruthengeflecht eingehegt, ſo erſcheint ſie als ein für ſich geſchloſſenes Ganze. Doch ihr Gebiet grenzt an das des Nachbarn, daher entſteht eine durchbrochene Reihe von Höfen, welche die Straße bildet.

Der Acker ſoll nach ſeiner Beſchaffenheit möglichſt gleichmäßig unter alle Genoſſen vertheilt werden. Aus dem Grund und Boden der Mark wurde das Ackerland ausgeſondert, und nach ſeiner Güte in eine Anzahl Feldfluren oder Kämpe, auch Gewanne genannt, zerlegt, und die Feldflur in eine Reihe gleichgemeſſener Theile, von denen ein jeder zu einer beſtimmten Hufe gehörte. Jeder berechtigte Anſiedler erhielt ein ſolches Loos in jedem Kamp, es war ſein Alode, d. h. ſein volles Eigen, ſein echtes Erbe. So geſchah es, daß die einzelne Hufe auf mehrere Ackerſtellen vertheilt war. Dadurch wurde eine gemeinſame Beſtellung und Nutzung der gleichartigen neben einander liegenden Ackerlooſe nothwendig; ſie mußte nach einer allgemeinen Ordnung vorgenommen werden, wenn die Bebauer ſich nicht gegenſeitig ſtören, und der Ertrag geſichert werden ſollte. Es ergab ſich daher eine Feldgemeinſchaft, die um ſo unerläßlicher war, da die ganze Maſſe des Ackerlandes für die Bewirthſchaftung in drei große Theile, Zelgen oder Schläge, getheilt ward: Zelge aber bedeutet ein Gehege aus Zweigen, dann das eingehegte Feld. Man nannte dieſe Theile Lenzfeld, Kurfeld und Brachfeld; das eine beſtellte man mit Sommerſaat, das andere mit Winterfrucht, während das dritte brachliegende als Viehweide benutzt wurde. Alljährlich wechſelte die Ausſaat der tragenden Aecker, und in jedem dritten Jahre ſammelte das ruhende Land Kraft zu neuer Fruchternte. Man baute Roggen, Gerſte, auch wohl Weizen, beſonders Hafer, als beliebtes Nahrungsmittel, Hirſe, Bohnen, Erbſen; dann Flachs als Stoff zur Bekleidung. Die Beſtellung des Ackers ſelbſt war die einfachſte, nur den Ubiern war die Düngung des Bodens bekannt, und zwar mit Mergel.

Außerhalb ſeines Hofes war alſo der freie Mann in der Benutzung ſeines Eigenthums durch die allgemeine Regel gebunden. Mehr noch war dies der Fall in der gemeinen Mark, die alles umfaßte, was nicht als Sondereigen vertheilt worden war, den noch nicht angebrochenen Brachacker, Wald und Wieſe, Weiden und Heideland, Weg und Steg, Bach und Fluß. Wohin Pflug und Senſe nicht gehen, das iſt gemeine Mark; die Markweiden dürfen von der Sichel nicht berührt werden. Alle Markgenoſſen haben ein echtes Eigenthumsrecht an Wonne, Weide und Viehtrift, an der Maſt im Walde, an Brenn- und Bauholz, an Jagd und Fiſcherei, und nutzen es nach allgemein ausgemachter Ordnung. Hier hielt man Rinder- und Schaafheerden, auf den Eichenkämpen Schweine, in den Wäldern Bienen. Die Markordnung wurde in gemeinſamen Verſammlungen aufgerichtet, in denen jeder Genoſſe ſeine Stimme abgeben kann, wer, wie es ſpäter hieß, in der Mark Rauch und Feuer hat. Alle haben die Pflicht in Noth und Gefahr einander zu unterſtützen, aber auch für jeden Schaden, der in der Mark geſchieht, zu haften, ſobald der Thäter nicht nachweisbar iſt.

Das erſte Markdorf war das Dorf überhaupt, das Heim d. h. die Heimath, eine Bezeichnung, welche ſich in vielen Ortsnamen bis heute erhalten hat. Aber dieſes Heim trug die Nothwendigkeit der Erweiterung in ſich, die nachwachſenden Familien bauen aus, jüngere Dörfer gehen aus dem erſten hervor. In ähnlicher Weiſe, wie das Mutterdorf, werden ſie mit Sondereigen und Markland aus der Bodenmaſſe ausgeſtattet, welche bisher gemeinſame Mark geweſen war, und nun bedeutend geſchmälert wird; die jüngeren Dörfer zehren allmälig die urſprüngliche Mark auf. Je mehr Land als Sondereigen vertheilt ward, je mehr Acker wurde beſtellt; es ſiegt der Ackerbauer, der Bodentheilung verlangt, über den Hirten, der für Heerde und Weide große ungetheilte Felder zu erhalten wünſcht. Es iſt der Kampf einer höheren und niederen Bildungsſtufe. Während der Hirt ruhelos, wie ſeine Heerde, die Ebenen durchſtreift, und mit dem zufrieden iſt, was die einzelne Stelle für den Augenblick gewährt, ruht auf dem Ackerlande das ſeßhafte Leben, das freie ſtetige Bauernthum, das ſeine Wurzel in die Tiefe des Bodens einſchlägt, und zu jeder höheren Geſtalt der Bildung emporwachſen kann.



Land und Leute im alten Deutſchland.

Scene aus der Schlacht bei Leuthen.

Ein kaiſerlicher Freiwilliger (zu einem Taback rauchenden preußiſchen Grenadier, dem beide Füße abgeſchoſſen ſind): Kriegskamerad, wie iſt es möglich, daß Ihr in Eurem ſchrecklichen Zuſtande ruhig Taback rauchen könnt? Der Tod iſt Euch ja nahe.

Grenadier: Was iſt daran gelegen? Sterb' ich doch für meinen König!

* * *

Die Frau Kammerdienerin Bidecap.

Von Louis Schneider.

Mit Unrecht klagen unſere dramatiſchen Dichter und Novelliſten über Mangel an Stoff, wenn man verlangt, daß ſie ihr Talent zur Verherrlichung unſerer vaterländiſchen Geſchichte verwenden ſollen. Er iſt reichlich vorhanden, wenn auch noch nicht ſo vielfach ausgebeutet, ſo zum Gemeingut im Bewußtſein des Volkes geworden, wie z. B. die Hofgeſchichte der franzöſiſchen Könige im 17. und 18. Jahrhundert. Die Memoiren-Literatur, der bereiteſte Stoff für dramatiſche und novelliſtiſche Behandlung, fehlt uns oder iſt auf ſo Weniges beſchränkt, daß es immer wieder der kriegeriſche große Kurfürſt, der Rohrſtock Friedrich Wilhelm I. und allerlei Anekdotiſches aus dem Leben Friedrichs des Großen iſt, was für die Bühne und den Leſetiſch behandelnswerth erſcheint. Und doch, welche Fülle, wenn man nur erſt ernſtlich zu ſuchen beginnt! Freilich kommt es eben auf das Talent des Suchenden an, nicht allein das Geeignete aus dem Wuſte trockner, meiſt pedantiſcher Darſtellung herauszufinden, ſondern noch weit mehr auf das Talent der dichteriſchen Zuthat und Geſtaltung!

Hätte der fruchtbare Scribe, als er ſein mit Recht berühmtes Stück: Das Glas Waſſer, oder Urſachen und Wirkungen ſchrieb, die Hofgeſchichte des Brandenburgiſchen Kur- und Preußiſchen Königshauſes ſo genau gekannt, als die Memoiren aus der Zeit der Königin Anna von England, ſo würde vielleicht ſtatt ſeines Glaſes Waſſer — eine Taſſe Kaffee die Runde über faſt alle Europäiſchen Bühnen gemacht haben, denn in der That ſpielt eine Taſſe Kaffee eine entſcheidende Rolle in der Regierungsgeſchichte König Friedrich I. und Folgen von Bedeutung knüpften ſich an die anſcheinend ſo unbedeutende Urſache.

Wie in dem Scribeſchen Stücke die Herzogin von Marlborough, ſo war es in Charlottenburg die mannigfach bekannte Frau Kammerdienerin Bidecap, allerdings ſchon als Gräfin Kolbe von Wartenberg und Titular-Favorite des Königs, die durch ihr unverſchämtes Betragen gegen die Königin eine plötzliche Wendung in den Hof-, Staats- und politiſchen Verhältniſſen des damals noch jungen Königreiches herbeiführte. Aber das Steigen und der Fall dieſer jedenfalls merkwürdigen Frau, welche faſt zehn Jahre lang die Geſchicke des Staates mitlenkte, und erwieſen keinem bedeutenden Ereigniſſe jener Zeit fremd war, ſind jedenfalls ungewöhnlicher, oder wenn man will, romantiſcher, wenn nicht romanhafter, als das ganze Leben der Herzogin von Marlborough, denn ſie kam in ſehr untergeordneten Verhältniſſen 1690 an den Kurfürſtlichen Hof zu Berlin und erſtieg in verhältnißmäßig kurzer Zeit die höchſte Stufe der Ehren und Würden, die überhaupt damals zu erreichen waren, gewann einen Einfluß, wie bis nach dem Tode Friedrichs des Großen keine Frau ihn wieder an dem Preußiſchen Hof gewonnen und endete ſo vergeſſen, verachtet und bei Seite geſchoben, daß ſie dadurch nicht allein zu einer Curioſität, ſondern auch zu einer Lehre wird.

Sie war aus Emmerich im Herzogthum Cleve gebürtig und die Tochter eines Schiffers Ricker, der in einer Winkelſchenke ſchlechten Wein theuer verkaufte und ſeine beiden ziemlich hübſchen Töchter in der Schenkſtube als Anlockungsmittel für ſeine Gäſte, dieſe bedienen ließ. Auf einer der Reiſen des Kurfürſten Friedrich III. kam deſſen Kammerdiener Bidecap mit ſeinem Herrn nach Emmerich, hörte von der luſtigen Wirthſchaft in jener Schenke und beſuchte ſie, um ſich die lange Weile zu vertreiben. Katharina, die älteſte der beiden Schweſtern, gefiel ihm; er verliebte ſich in ſie und obgleich der Vater ſie ungern verlor, da ſie eine Hauptſtütze ſeines Geſchäftes war, kam doch raſch eine Heirath zu Stande. So gelangte die künftige allmächtige Favorite des Königs, unſcheinbar genug auf einem Packwagen, zuſammen mit dem ganzen, ſchon damals ſehr zahlreichen Dienertroſſe des Kurfürſten nach Berlin. Aus einer alten Rechnung über die Beſoldungen und Accidenzien des Kurfürſtlichen Hofſtaates geht hervor, daß Bidecap im Jahre 1689 der ſechſte unter den Kammerdienern mit 400 Thalern gleich den übrigen auf dem Hof-Etat angeſetzt war und außerdem für drei Pferde Futter erhielt. Die junge Wirthſchaft mag alſo im Anfange ziemlich beſcheiden ausgeſehen haben, ſollte aber bald genug glänzender werden, denn der Kurfürſtliche Kämmerer, das heißt, Kammerjunker von Kolbe lernte die junge Frau kennen, protegirte ihren Gatten, der indeſſen ſehr bald den Grund dieſer Protektion errieth und ſeiner Frau ernſtliche Vorſtellungen deswegen machte. Katharina, früh an ein ungebundenes ſelbſtſtändiges Leben gewöhnt, erklärte ihrem Mann, daß Herr von Kolbe ihr beſſer gefalle als er, und daß ſie nicht geſonnen ſei, ſich in ihren Neigungen Feſſeln von ihm anlegen zu laſſen. Die Nachrichten aus dieſer erſten Zeit ihres Aufenthaltes in Berlin ſind außerordentlich dürftig, es läßt ſich alſo wenig mehr darüber ſagen, als daß ein ſonderbares Verhältniß zwiſchen dieſen drei Perſonen beſtanden haben muß, da Bidecap ſich nicht von ſeiner Frau trennte und zwei Kinder derſelben, ein Knabe und ein Mädchen, als Bidecap ſtarb, von dem Kämmerer von Kolbe als die ſeinigen anerkannt und ſpäter vom Kurfürſten unter dem Namen derer von Aipach in den Reichsfreiherrlichen Stand erhoben wurden.

Schon vor dem Tode ſeines Kammerdieners hatte auch der Kurfürſt bei mehreren Gelegenheiten ein beſonderes Wohlgefallen an deſſen junger Frau bezeigt und von Kolbe dies ſehr wohl bemerkt, auch ſofort darauf ſeinen Plan gebaut durch ſie ſein Glück zu machen. So kam es denn, daß Frau Bidecap nach dem Tode ihres Mannes bei Hofe blieb und zwar als die ſofort erklärte Braut des Kämmerers, bis nach kaum vergangenem Trauerjahre ihre Verheirathung erfolgte, und nun die Schifferstochter aus Emmerich es ſchon bis zur Frau Kämmerer gebracht hatte. Ueber das eigenthümliche Verhältniß, welches ſchon während des Trauerjahres, ja nach Einigen ſchon bei Lebzeiten Bidecaps zwiſchen dem Kurfürſten und der Frau ſeines Kammerdieners obgewaltet, ſind die Meinungen ſehr verſchieden, jedenfalls kann es nur in jener Zeit und jener Umgebung ganz verſtanden werden. Allerdings war die Bevorzugung, welche der Kurfürſt ihr angedeihen ließ, und der Einfluß, den er ihr auf viele Verhältniſſe des Hofes geſtattete ſo offenkundig und auffällig, daß der Glaube wenigſtens entſchuldigt erſcheint, welcher ein vertrautes Verhältniß zwiſchen dem Kurfürſten und ſeiner Kammerdienerin annimmt. Anſcheinend beſtätigt wird dies auch durch die Abneigung der Königin Sophie Charlotte gegen ſie, welche nie dazu zu bringen war, dieſe Frau in ihrem Schloſſe Lietzenburg (Charlottenburg) zu empfangen. Anderweitig wird behauptet, daß der ſchlaue und den Neigungen ſeines Herrn ſchmeichelnde Kolbe, den Kurfürſten überredet, da Ludwig XIV., dieſes Vorbild Friedrich's, mehrere Favoritinnen gehabt, ſo müſſe ein wahrhaft mächtiger und großer Fürſt auch wenigſtens Eine haben, wenn es auch, — wie ſich überdies bei der tugendhaften Geſinnung des Kurfürſten von ſelbſt verſtehe, — nur eine Titular-Favorite ſei, wogegen Niemand Etwas haben könne; würde dieſe Stelle bei Hofe aber geſchaffen, ſo eigene ſich wohl Niemand beſſer dazu, als die Frau Kammerdienerin, auf der ja das Auge des Herren mit Wohlgefallen ruhe. So mag es denn gekommen ſein, daß dieſe Frau, die weder hervorragend ſchön noch geiſtreich, aber ſchlau und unterhaltend war, durch den Schein zu einer Wirklichkeit gelangte, für die man in der Geſchichte des Preußiſchen Hofes vergebens nach einem zweiten Beiſpiel ſucht. Als nun von Kolbe durch Vermittlung des Kurfürſten beim Kaiſer in den Reichsgrafenſtand erhoben wurde, kannte der Stolz und die Ueberhebung der neuen Reichsgräfin von Wartenberg keine Grenzen mehr und im Verein mit ihrem Gatten ſtrebte ſie dahin, eine unbedingte erſte Stelle bei Hofe einzunehmen, für welche ihnen vor der Hand noch der Miniſter von Dankelmann im Wege ſtand. Es wurde alſo ſyſtematiſch an ſeinem Sturze gearbeitet und die angeſponnenen Intriguen, von denen man vollſtändige Schilderungen beſitzt — auch die vollſtändigen Akten ſeines ſpäteren Prozeſſes ſind im Geheimen Staats-Archiv noch vorhanden, — führen faſt alle auf die Betheiligung, ja ſelbſt auf die Leitung der Gräfin zurück. — Es wäre eine zwar höchſt intereſſante, aber auch widrige Erſcheinung, wenn dieſe Prozeß-Akten je veröffentlicht würden! Sie ſind ein trübes Denkmal jener Zeit und bleiben beſſer vergeſſen.

Kurz, von Dankelmann ſtürzte, und obgleich ſich Graf Wartenberg wohl hütete, unmittelbar in ſeine Stelle zu treten, ſondern den General-Feldmarſchall von Barfuß dazu vorſchlug, ſo erhielt er doch als Oberſt-Kämmerer eine ſo bevorrechtete und einflußreiche Stellung, daß er häufig und namentlich im Auslande, der eigentliche König von Preußen genannt wurde. Daß ſeine Gattin nun erſt im vollen Sonnenſcheine der unbeſtrittenen Gunſt recht aufging und blühete, iſt begreiflich; daß ſie dadurch heimlich eben ſo verhaßt, als äußerlich mit kriechender Unterwürfigkeit noch mehr verwöhnt wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Nur von der Königin konnte ſie keinerlei Beachtung oder Anerkennung erlangen, und rächte ſich dafür durch die unſauberſten Witzeleien über die gelehrten Neigungen und Beſchäftigungen der geiſtreichen Fürſtin. Nach Lietzenburg kam ſie aber doch nicht eher, bis die Königin geſtorben war, denn ſelbſt der König konnte ſeine Gemahlin nie dazu bewegen, die Gräfin dort zu empfangen, obgleich er ihr ſtets verſicherte, daß der bloße Titel doch keine Ombrage geben könne.

Eine ſo außerordentliche und ungerechtfertigte Stellung konnte nicht ohne Feinde und Neider bleiben. Es war ſchwer dem Grafen von Wartenberg beizukommen, denn unſtreitig hatte er Vieles dazu beigetragen, daß der Lieblingswunſch ſeines Herrn — die Königskrone — ſich erfüllte. Sehen wir ihn doch bei der Krönung in Königsberg faſt als Hauptperſon neben dem Könige und als erſten Ritter des ſchwarzen Adlerordens! Deſſenungeachtet bildete ſich zuerſt im Jahre 1702 eine kleine Verſchwörung gegen ihn, und zwar unter den Grafen Dohna, Lottum (Ober-Marſchall), Dönhof (General-Commiſſarius) und dem Hof-Marſchall von Wenſen, die in der Königin und den Brüdern des Königs Ermuthigung und Unterſtützung fanden; von Wenſen war zwar der Unternehmendſte, aber keineswegs der Geſchickteſte unter den Verſchworenen, wurde aber deſſenungeachtet dazu auserſehen, die erſte Breſche in das unbedingte Vertrauen des Königs zu ſeinem Oberſt-Kämmerer zu legen. Als Graf Dohna Beſorgniſſe wegen der Ungeſchicklichkeit von Wenſen's ausſprach, ſoll Graf Dönhof das Bedenken mit der Aeußerung beſchwichtigt haben, „man müſſe dem Glücke auch einmal einen Ochſen opfern," entweder eine ungemeine zwangloſe Unterhaltungsform unter den oberſten Hof-Chargen damaliger Zeit oder eine Ahnung von der Erfolgloſigkeit der Wenſenſchen Initiative. Bezeichnend für die Bereitwilligkeit des Hofmarſchalls von Wenſen gegen den Grafen von Wartenberg aufzutreten iſt es jedenfalls, daß er dem Oberſt-Kämmerer überhaupt ſeinen Hofmarſchallspoſten verdankte und nur deshalb zu ſeinem Ankläger werden wollte, weil er hoffte, ſelbſt in deſſen dann erledigte Stelle einrücken zu können.

Der König hatte die Eigenheit, ſich oft bei Einem ſeiner Günſtlinge über den Anderen zu beklagen, und da es wohl hinſichtlich des Grafen von Wartenberg oder ſeiner Gemahlin nicht an Urſach dazu fehlen mochte, ſo benutzte Herr von Wenſen einſt eine üble Laune ſeines Herrn gegen den Oberſt-Kämmerer, um dieſen ſo zu ſchildern, daß für jeden Anderen gewiß die Königliche Ungnade darauf gefolgt wäre. Er ſagte dem Könige, daß Niemand begreifen könne, weshalb der Graf von Wartenberg eigentlich ſo hoch in der Gunſt des Königs ſtehe, da dieſer ſeine Macht doch nur dazu mißbrauche, das Volk unter die Füße zu treten, und Ungerechtigkeiten gegen alle anderen treuen Diener des Königs zu begehen. Seine Räubereien wären ſo beträchtlich, daß er alle ſeine Schätze heimlich außer Landes und nach der Pfalz ſchaffe, dort große Güter ankaufe, während die Frau Gräfin fortwährend große Summen nach England ſchicke, im Lande ſelbſt aber nicht die geringſten Ausgaben mache, was auch ganz natürlich ſei, da Beide bei Hofe wohnten und in Allem freigehalten würden; ſeine Tafel wäre ſogar beſſer beſetzt, als die des Königs, was ſich aus den Rechnungen der Küchenſchreiber ſehr leicht beweiſen ließ u. ſ. w. u. ſ. w.

Der König hörte dieſe Anſchuldigungen erſt verwundert, dann aber immer aufmerkſamer an, und von Wenſen muß ſich wohl ſchon ſeines Sieges gewiß geglaubt haben, da ihm ſo gar nicht widerſprochen wurde. Er ſchloß ſeine Anklage mit den Worten, — wenigſtens finden ſie ſich ſo aufgezeichnet: „Ich weiß wohl, daß ich verloren bin, wenn der Oberſt-Kämmerer erfährt, was ich mich jetzt zu ſagen erkühnt. Allein, wenn ich länger ſchwiege, würde ich wider meine Pflicht zu handeln glauben. Uebrigens bin ich erbötig Alles, was ich geſagt, zu beweiſen.“ Damit war die Unterhaltung zu Ende; von Wenſen trat ab und wird ſeine Mandatgeber wohl ſobald als möglich von dem anſcheinenden Gelingen ſeines erſten Verſuches in Kenntniß geſetzt haben und die Freude im Lager der Verſchworenen mag groß geweſen ſein, wahrſcheinlich eben ſo groß, als ſie kurz war, denn kaum hatte der Hofmarſchall das Zimmer des Königs verlaſſen, ſo trat der Graf von Wartenberg dort ein, und der König hatte nichts Eiligeres zu thun, als ſeinem Oberſt-Kämmerer ſofort die ganze Unterhaltung mit Herrn von Wenſen zu erzählen. Natürlich wurde es dem Angeklagten nicht ſchwer, ſich von jedem Vorwurf, ja von jedem Verdachte zu reinigen und Alles aus dem Neide zu erklären den der ganze Hof über die Gunſt empfand, mit welcher Seine Majeſtät ihn beglückte. So waren die drohenden Wolken bald zerſtreut und was noch etwa übrig blieb, das wußte die Gräfin, welche begreiflich lebhaft dabei intereſſirt war, vollends zu zerſtreuen, nebenbei aber ein ſchweres Ungewitter über das Haupt des ungeſchickten Anklägers heraufzubeſchwören, was ſich gleich am nächſten Tage entladen ſollte.

Der König war nach Golze zur Jagd gefahren und bemerkte, als er ſich zu Tiſche ſetzte, daß das Brod nicht vollkommen ausgebacken ſei. Darüber wurde der Hofmarſchall härter als wohl ſonſt angelaſſen, entſchuldigte ſich aber damit, daß der Küchenwagen unterweges zerbrochen wäre, ſo daß er nicht zu rechter Zeit habe ankommen können, worauf der König mit zorniger Miene aufſprang, ſeinen Hofmarſchall die Serviette vor die Füße warf und heftig ausrief: „Ich bin es müde, mich ſchlecht bedienen zu laſſen und verlange, daß Jeder ſeine Pflicht thue!“ Herr von Wenſen hob die Serviette auf und brachte dafür dem Könige eine andere, welche aber ſofort denſelben Weg vor ſeine Füße ging und diesmal mit der Weiſung begleitet wurde, „er möge ſich entfernen und nicht wieder vor dem Könige ſehen laſſen!“

Nicht wenig betroffen über dieſe offenbar abſichtlich herbeigeführte, deshalb aber auch um ſo unzweifelhaftere Ungnade zog von Wenſen ſich zurück, war aber kaum in Berlin angekommen, als ſich auch ſchon ein Garde-du-Corps-Offizier einfand, und ihm ankündigte, daß er das Vergnügen haben würde, ihn auf die Feſtung und zwar nach Cüſtrin zu begleiten, was, dem erhaltenen Königlichen Befehle zufolge, möglichſt zu beeilen ſei. Zwei Hofräthe verſiegelten ſeine Papiere und Frau von Wenſen erhielt die Weiſung, fürder weder bei Hofe zu erſcheinen noch etwa eine Fürbitte für ihren Gatten zu wagen. Die Grafen von Dohna und Dönhof wurden auf ihre Güter in Preußen verwieſen und mehrere ihrer Subalternen verhaftet oder verbannt. Nur Graf Lottum kam mit heiler Haut davon, weil man ihn brauchte, denn er war ſchon vor dem unüberlegten Schritt von Wenſens zum Commandeur der in Flandern ſtehenden preußiſchen Truppen beſtimmt geweſen und hatte jetzt nur raſcher abzureiſen, verlor aber wenigſtens ſeinen Poſten als Ober-Marſchall.

So hatte ſich alſo der eben ſo zwangloſe als prophetiſche Ausſpruch des Grafen Dönhof bewährt. Herr von Wenſen war wirklich dem Glücke zum Opfer gebracht worden. Ob auch die übrigen Punkte des Vergleiches zutrafen, läßt ſich nicht entſcheiden, da die Geſchichte nichts weiter von dieſem Herrn von Wenſen erzählt, als daß er ſpäter zwar aus Cüſtrin entlaſſen, aber dafür auf ſeine Güter im Celliſchen verwieſen wurde, was indeſſen auch nicht eher geſchah, bis er dem Grafen von Wartenberg eine Verläumdungs-Entſchädigung von 10,000 Thalern gezahlt hatte, die der Oberſt-Kämmerer auch ohne alles Bedenken einſtrich.

Eigentlich war dieſe fehlgeſchlagene Conſpiration weniger gegen den Grafen als gegen die Gräfin von Wartenberg gerichtet geweſen, die in ihrem Stolze und ihrem Hochmuthe ſelbſt gegen die Mitglieder der älteſten adeligen Familien und gegen dieſe abſichtlich noch mehr, als gegen andere, ſich gar nicht mehr zu laſſen wußte. Was ſich nur erſinnen ließ, die anderen Damen des Hofes zu demüthigen und herabzuſetzen, wurde hervorgeſucht, denn ſie wollte jede Erinnerung an ihr Herkommen, wenigſtens jede hörbare, zum Schweigen bringen. Darum hatten ihr aber auch grade die Damen unverſöhnlichen Haß und Rache geſchworen und man ſuchte eifrig Gelegenheit die Uebermüthige zu ſtürzen, aber lange vergebens; ja als 1705 die Königin Sophie Charlotte ſtarb, ſchien jede Hoffnung dazu zu ſchwinden, denn nun hielt die Gräfin Kolbe von Wartenberg, verwittwete Bidecap, geborene Ricker, förmlich ſelbſt Hof und machte in Gegenwart des Königs die Honneurs. Sobald es die Trauerzeit nur irgend mit Anſtand erlaubte, zog ſie in das Lietzenburger Schloß, welches bekanntlich nun erſt den Namen Charlottenburg erhielt.

Trotz aller Anſtrengungen und trotz der unerklärlichen Willfährigkeit des Königs für jeden ihrer Wünſche und Vorſchläge wollte es ihr doch nicht gelingen, den Hof zu beleben, das Andenken an die geiſtreiche Sophie Charlotte zu verwiſchen. Wer nicht geradezu befohlen wurde, erſchien nicht mehr bei Hofe und der König ſelbſt begann zu empfinden, daß ſich Cavaliere und Damen vom Hofe zurückzogen, um nicht den unerträglichen Ueberhebungen dieſer Frau ausgeſetzt zu ſein. Man gab ihr nicht nach, aber man wich ihr. Jedenfalls erreichte ſie in dieſer Zeit ihren Willen die abſolut erſte Perſon am Hofe zu ſein und ließ es Alle bitter empfinden, die ſich dem nicht fügen wollten. Ruhte ſie doch nicht eher, bis ihr die Herzogin von Holſtein für 10,000 Thaler den Vortritt unmittelbar hinter den Prinzeſſinnen des Königlichen Hauſes verkaufte. Zum Ueberfluß bezahlte nicht ſie dieſe 10,000 Thaler, ſondern der König verſtand ſich dazu, die Summe der Herzogin zu überſenden. Bei der Wichtigkeit des Vortritts-Rechtes in jener Zeit, müſſen doch auch noch andere Beweggründe vorhanden geweſen ſein, durch welche die Herzogin zu dieſem ſeltſamen Handel beſtimmt werden konnte, denn die Summe iſt verhältnißmäßig unbedeutend für den Werth, den Vortritt und Vorſitz damals hatten. Die Damen des Hofes mußten ſich freilich dieſem neuen Triumphe ihrer Feindin fügen, aber die Frauen der am Preußiſchen Hofe akkreditirten Geſandten waren keineswegs gewillt, ſich einem ſo unerhörten Vorgange zu unterwerfen, wie es der Verkauf eines Vortritts-Rechtes war und hielten daher eifrig Rath unter ſich, wie dieſer neuen Anmaßung am Beſten zu begegnen ſei. Frau von Lintlo, Gemahlin des Holländiſchen Geſandten, erbot ſich den Streit auszufechten, weil ſie nach dem Urtheil der übrigen Damen „von robuſtem Körperbau" und daher am Beſten geeignet war, einen etwa oder vielmehr ſehr wahrſcheinlich entſtehenden Real-Conflickt auszufechten. Eine Gelegenheit dazu ſollte ſich ſehr bald finden, nämlich die Taufe der Prinzeſſin Friederike Sophie Wilhelmine, Tochter der Kronprinzeſſin. Daß eine amtliche Reklamation von Seiten der Frau von Lintlo oder der übrigen Geſandtenfrauen nichts helfen würde, wußte man im Voraus. Es wurde alſo beſchloſſen, ohne Weiteres eine That eintreten zu laſſen und zwar in Form einer Ueberrumpelung, deren weitere Folgen dann aber dem robuſten Körperbau der Frau von Lintlo anheimgeſtellt wurden.

Die ſämmtlichen courfähigen Damen verſammelten ſich am Tauftage in den Apartements der Kronprinzeſſin wo die Schwägerin des Königs, Markgräfin von Schwedt, die neugeborne Prinzeſſin empfing, und von dort bis in die Kapelle tragen ſollte. Unmittelbar hinter der Markgräfin, nahm die Gräfin von Wartenberg, den Kaufbrief über den Vortritt in der Taſche, ihren Platz und ſo ſetzte der Zug ſich in Bewegung. Frau von Lintlo hatte ſich aber nicht mit in den Apartements der Kronprinzeſſin verſammelt, ſondern ſich gleich in das Vorzimmer zur Kapelle begeben, wo ſie ſich bei Ankunft des Cortège hinter die ſchweren Draperien der Thür verſteckte und als die Markgräfin durchpaſſirt war, ſprang ſie vor und eroberte glücklich den Platz vor der Gemahlin des Oberſt-Kämmerers, welche indeſſen ſchnell genug der Ueberraſchung Herr wurde, ſie am Kleide packte und durch die Thür zurück zerrte. Ein Zeitgenoſſe und Augenzeuge erzählt nun den Vorgang folgendermaßen:

„Frau von Lintlo machte eine geſchickte Wendung, that einen leichten Sprung und richtete im Kopfputz der Gräfin eine große Unordnung an, welcher von der Gräfin durch einige Rippenſtöße ripoſtirt wurde.“

Jedenfalls ſcheint eine Scene erfolgt zu ſein, die eben nicht zu den gewöhnlichen bei fürſtlichen Taufhandlungen gehört und was in der Relation eines Hofmannes, eine geſchickte Wendung, — ein leichter Sprung, — eine Unordnung im Kopfputz — genannt wird, würde im gewöhnlichen bürgerlichen Leben durch weſentlich andere Ausdrücke bezeichnet werden. Nur das Wort „Rippenſtöße“ überſpringt die Regeln der gewöhnlichen Hofſitte und giebt ein ungefähres Bild von der eigentlichen Natur „jenes leichten Sprunges.“

Die Gräfin von Wartenberg behauptete übrigens das Feld und trug nachher während des ganzen feierlichen Tauf-Aktes ein bedeutendes Stück des Kopfputzes der holländiſchen Geſandtin als Zeichen ihres unzweifelhaften Sieges in der Hand. Die Unordnung im Kopfputze, welche nur bei der Gräfin von Wartenberg angerichtet wurde, ſcheint alſo im weiteren Verlauf der Rangſtreitigkeit gegenſeitig geweſen zu ſein. Ob auch Haare oder Stücke der reſp. Kopfhaut beider Damen mit zu den Trophäen des Kampfes gehört, wird von dem Augenzeugen nicht angegeben, dagegen aber ſorgfältig erwähnt, daß es nur der „immenſen Capacität des Ober-Ceremonienmeiſters von Beſſer“ gelungen ſei, die beiden erbitterten Kämpferinnen zu trennen.

So theilte ſchließlich Frau von Lintlo das Loos des Herrn von Wenſen, denn die Folgen ihres kühnen Griffs waren für ſie nicht erfreulicher Art. Obgleich die ſchlagendſten Argumente in dieſer ganzen Angelegenheit bereits vorgebracht worden waren, hatte ſie damit doch noch nicht ihr Ende erreicht und wenn ein dramatiſcher Dichter ſich des dankbaren Stoffes bemächtigt, ſo ſind es nun die Scenen im holländiſchen Geſandtſchaftshôtel zwiſchen Herrn und Frau von Lintlo, vielleicht in Gegenwart der übrigen Geſandtenfrauen, eine Scene im Cabinet des Königs zwiſchen ihm und der Gräfin von Wartenberg oder in Monbijou zwiſchen dem gräflichen Ehepaare, in denen ſich Gemüthsſtimmungen und Seelenzuſtände mit Lebendigkeit ſchildern ließen. Die nächſte Folge jener wahrſcheinlichen Scene im Cabinette des Königs war, daß der Frau von Lintlo ſofort der Hof verboten und ihr aufgegeben wurde, der Gräfin von Wartenberg Abbitte zu thun. Dagegen opponirte der holländiſche Geſandte auf das Allerentſchiedenſte und erklärte, daß ſeine Gattin ſich nie zu einer ſolchen Demüthigung verſtehen würde. Dafür wußte Graf Kolbe aber Rath, denn es erfolgte nun die Drohung, daß der König bei den Generalſtaaten auf die Zurückberufung ihres Geſandten antragen werde und wenn dieſe nicht erfolge, ſo würden die in Flandern ſtehenden Preußiſchen Regimenter in holländiſchem Solde, ſofort den Befehl erhalten, ſich von den Holländern zu trennen. Herr von Lintlo muß wohl nicht geglaubt haben, daß man es ſo weit treiben werde und blieb bei ſeiner Weigerung. Nun erging aber wirklich die Preußiſche Note an die Generalſtaaten und gleichzeitig der Befehl an die in Flandern commandirenden Preußiſchen Generale, Alles zum Rückmarſch in die Heimath bereit zu halten. Für die Generalſtaaten ſtand bei einem ſolchen Bruche aber zu viel auf dem Spiele; ſo biß man dort in den ſauren Apfel und ſchickte dem Geſandten in Berlin Befehl und Inſtruktion zu einer officiellen Abbitte, die denn auch in demſelben Zimmer, an derſelben Thür und in Gegenwart derſelben Perſonen, welche der „weitpouſſirten Rangſtreitigkeit“ beigewohnt, in möglichſter Feierlichkeit und Umſtändlichkeit ſtattfand. Die Abbitte war vorher genau ſtiliſirt worden und deren Wortlaut Gegenſtand weitläuftiger diplomatiſcher Verhandlungen geweſen. Gewiß hat die Gräfin von Wartenberg ihrer ſo arg gedemüthigten Gegnerin auch nicht eine Sylbe dieſer Demüthigung erſpart und ſie den bitteren Kelch bis zum letzten Tropfen austrinken laſſen.

Und dieſe angedrohte Abberufung der Preußiſchen Truppen in Flandern geſchah faſt gleichzeitig mit der wirklichen Abberufung der engliſchen: Das „Glas Waſſer“ in London und der „leichte Sprung“ in Berlin. Die Herzogin von Marlborough und die Hofdame Maſham an der Themſe, die Gräfin von Wartenberg und Frau von Lintlo an der Spree! Dieſelben kleinen Urſachen und dieſelben großen Wirkungen. Et c'est ainsi qu'on écrit oder vielmehr qu'on fait l'histoire! —

War nun zwar auch diesmal der Sieg errungen, ſo war die nächſte Folge davon doch die noch größere Erbitterung ihrer Gegner, nur ging man nicht mehr ſo offen zu Werke. Auch die Kronprinzeſſin hatte es übel genommen, daß jener Vorfall die Taufe ihres Kindes geſtört und man ſtellte ihr in den ſchwärzeſten Farben die dadurch herbeigeführte peinliche Stimmung während der heiligen Handlung vor, ſo daß die Fürſtin ihre ungnädigen Geſinnungen gegen die Gräfin auf keine Weiſe mehr verbarg. Eine ſolche Gegnerin aber konnte der verwöhnten Favoritin doch Beſorgniſſe einflößen und ſie dachte auch ſofort auf Mittel, dieſe neue Gefahr zu paralyſiren. Dieſe wurden denn auch in der dritten Vermählung des Königs mit der Prinzeſſin Luiſe Sophia von Mecklenburg gefunden, natürlich nicht ohne vorher die genaueſten Erkundigungen eingezogen zu haben, ob der Charakter der Prinzeſſin eine Fortdauer der bevorzugten Stellung hoffen ließ, welche Gräfin Wartenberg auch der neuen Königin gegenüber aufrecht zu erhalten, entſchloſſen war. Sie müſſen wohl ermuthigend gelautet haben, denn die Vermählung fand ſtatt und von dem Augenblicke an war die Kronprinzeſſin auch nicht mehr die erſte Dame am Königlichen Hofe.

Aber weit entfernt, ſich mit der neuen jungen Königin auf guten Fuß zu ſtellen, hielt es die Gräfin, durch alle bisherigen Erfolge verwöhnt, für beſſer, auch dieſe ihr Uebergewicht fühlen zu laſſen und fand auch jetzt noch Unterſtützung beim Könige, der ſich nun einmal an die Unterhaltung mit ſeiner ehemaligen Kammerdienerin gewöhnt hatte und bei zunehmendem Alter ungern von ſeinen Gewohnheiten ließ. Aber allzuſcharf macht ſchartig. Königin Luiſe Sophia empfand täglich mehr die Beleidigung, welche für ſie in dieſem Verhältniſſe der Gräfin zum Könige lag und ertrug nur, weil ſie mußte, das unwürdige Joch derſelben.

So ging es bis zum Jahre 1710, wo nun endlich die Macht der Favoritin, ohne alle Intrigue, ohne jeden angelegten Plan, durch ihr eigenes unverſchämtes Betragen plötzlich und von allen Seiten unvermuthet gebrochen werden ſollte.

Der König war nämlich auf einige Tage nach Leipzig gereiſt und die Königin hatte ſich nach Charlottenburg zurückgezogen, wo einige Tage Unwohlſeins ſie an das Zimmer feſſelten. Zuſammen mit ihren Damen arbeitete ſie an einem großen Teppich, der zum Geſchenk für den König beſtimmt war und raſch fertig werden ſollte. Obgleich die Königin wußte, daß die Gräfin von Wartenberg nicht gern dergleichen Arbeiten machte, ſo ließ ſie dieſelbe doch dazu einladen, da ja nichts verſäumt werden durfte, was dieſer ſtolzen Frau Gelegenheit zu einer Beſchwerde beim Könige geben konnte. Als ſo die Damen arbeiteten, trat plötzlich ein der Königin ganz unbekannter Menſch ins Zimmer und mit einem Präſentirbrett an die Gräfin heran, auf welchem eine Taſſe und ſilberne Kaffeekanne ſtand. Als wenn ſich das von ſelbſt verſtünde, wollte die Gräfin ſich eben den Kaffee einſchenken, als die

Königin fragte, wer dieſer fremde Menſch ſei, der ſich unterſtehe, ungerufen in ihr Zimmer einzutreten.

„Mein Kammerdiener," lautete die Antwort, „den ich mir herbeſtellt, weil ich gewohnt bin, um dieſe Zeit meinen Kaffee zu trinken."

Aufgebracht über dieſe maßloſe Unſchicklichkeit, befahl die Königin der Gräfin mit ſammt ihrem Kammerdiener, ſich augenblicklich zu entfernen, und ihre Kaffeeſtunde zu Hauſe abzuhalten.

„Das möchte ich doch einmal ſehen," erwiederte die Gräfin mit beleidigendem Hohnlachen und ſchickte ſich an ihre Taſſe Kaffee in vollſter Ruhe auszutrinken.

Nun rief die Königin aber in höchſtem Zorne ihre ganze Dienerſchaft herein und befahl den erſtaunten Laquaien, „dieſe Frau da" ſofort aus dem Fenſter zu werfen, wenn ſie und ihr Kammerdiener nicht augenblicklich das Zimmer verließen.

Das wurde Ernſt, und obgleich die Gräfin ſich auf ihre Fäuſte verlaſſen konnte, ſo mochte ſie doch wohl einſehen, daß ſie hier den Kürzeren ziehen würde und entfernte ſich in der That. Mit welchen Gefühlen und Vorſätzen läßt ſich denken. Jedenfalls geſchah es, ohne daß ſie Stücke des Kopfputzes der Laquaien in den Händen behalten hätte, oder daß es zu „leichten Sprüngen" gekommen wäre.

Den zurückkehrenden König überſtrömte ſofort eine Fluth von Klagen und Forderungen. Diesmal war das Vergehen der Gräfin aber doch zu flagrant und vor allen Dingen zu ſehr gegen die Etiquette, als daß der König ſeine Favorite vor der Abbitte ſchützen konnte, welche die Königin durchaus verlangte. Graf Wartenberg mußte wohl auch eingeſehen haben, daß hier mehr auf dem Spiele ſtand, als ſich verantworten laſſe; kurz, die Abbitte fand ſtatt, in den mildeſten Formen, und de fort mauvaise grâce, aber ſie fand ſtatt.

Das war der erſte Fehlſchlag, den die übermüthige Frau erfahren, und ſofort erhoben ihre Feinde und Feindinnen kecker als bisher das Haupt. Man legte ihr Fallen, um ſie zu einer Uebereilung zu veranlaſſen, und ſo ſchlau die nun durch ein Mißlingen Gewitzte auch war, ſo war ſie doch nicht ſchlau genug einer dieſer Fallen zu entgehen. Die Gräfin Matueff, Gemahlin des Ruſſiſchen Miniſters im Haag, kam durch Berlin, und ſtieg im Hauſe des Ruſſiſchen Geſandten von Licht ab. Ihr zu Ehren wurde ein großes Diner angeſagt und alle vornehme Perſonen, natürlich auch die Gräfin von Wartenberg dazu eingeladen. Alles war verſammelt, nur die Gräfin ließ auf ſich warten und ſandte endlich ihren Stallmeiſter, welcher den Geſandten fragte: Ob die Gräfin Matueff den erſten Platz an der Tafel beanſpruche? Wäre dies der Fall, ſo würde die Gemahlin des Oberſt-Kämmerers Seiner Majeſtät nicht erſcheinen. Herr von Licht antwortete, daß die Gemahlin eines kaiſerlichen Staats-Miniſters, welche als Gaſt in ſeinem Hauſe, alſo unter gewohnten Ruſſiſchen Verhältniſſen anweſend ſei, auch den erſten Platz haben müſſe, wenigſtens ſei er gezwungen, ihr denſelben reſerviren zu müſſen. Es wurde nun möglichſt lange mit dem Diner gewartet, um der Gräfin Zeit zu einem Entſchluſſe zu laſſen. Als ſie aber ſagen ließ, daß ſie unter dieſen Umſtänden nicht erſcheinen werde, mußte ohne ſie und wohl nicht in der beſten Stimmung gegeſſen werden. Es konnte denn auch nicht fehlen, daß die Gräfin Matueff dieſe Beleidigung erfuhr und ſich durch den Geſandten beim Könige in officieller Form darüber beſchwerte. Diesmal ſtand die Sache anders. Dem Könige war grade damals viel an der Freundſchaft Rußlands gelegen und ſo mußte denn die ſtolze Gräfin Wartenberg abermals Abbitte leiſten. War dies der Königin gegenüber in die mildeſte Form gekleidet geweſen, ſo hielt ſich die Ruſſiſche Geſandtſchaft dagegen an das Ceremonial, welches der Frau von Lintlo auferlegt worden war. Die Abbitte mußte in dem Tafelzimmer der Ruſſiſchen Geſandtſchaft in Gegenwart der damals zum Diner verſammelten Perſonen und im Beiſein des ganzen diplomatiſchen Corps und der ſämmtlichen Geſandtenfrauen ſtattfinden.

Nur der engliſche Geſandte Lord Raby wurde nicht dazu eingeladen. Das ſchlimmſte war, daß eine beſtimmte Stunde dazu feſtgeſetzt war, und dieſe von der Gräfin genau innegehalten werden mußte, da die Geſandtenfrauen ſich verabredet hatten, keine Minute früher kommen und eine Minute nachher ſich entfernen zu wollen, ſo daß die Abbitte vereitelt worden wäre, wenn die Gräfin nicht pünktlich erſchien.

Als der König nach dieſem Vorfalle zum erſtenmale wieder mit der Gräfin ſprach, ſagte er ihr harte Worte, und machte ihr den nur zu begründeten Vorwurf, daß ſie ihm immer dergleichen Unannehmlichkeiten zuziehe. Wenn ſie ihr Betragen nicht ändere, — fügte er hinzu, — ſo würde er andere Maßregeln ergreifen müſſen. Jedenfalls muß der Unwille des Königs ſich ſehr entſchieden geäußert haben, denn in höchſtem Grade niedergeſchlagen, verließ ſie das Schloß, — wohin ſie nie wieder zurückkehren ſollte, denn kaum in Monbijou angekommen, drang ſie in den Grafen, Berlin und wo möglich Preußen ſofort zu verlaſſen, weil ihre Feinde nun doch wohl den Sieg über ſie davon tragen würden.

Und ſie hatte nur zu richtig geſehen, denn ſchon von dem Augenblicke an, wo die Unterhandlungen wegen der Abbitte beim Ruſſiſchen Geſandten begonnen, hatten ſich alle Gegner des Wartenbergiſchen Paares vereinigt, dem Könige das Unerträgliche der Stellung zu ſchildern, welche der Graf und die Gräfin am Preußiſchen Hofe einnahmen, und ſo gelang der Sturz Beider.

Die Gräfin verließ in der That ſofort Berlin, vielleicht in der Hoffnung, bald als unentbehrlich zurückberufen zu werden, und erhielt eine Penſion von 20,000 Thalern, die ſie aber nur drei Jahre lang, bis zur Thronbeſteigung König Friedrich Wilhelm I. genoß, wo dieſelbe ohne Weiteres geſtrichen wurde. Sie lebte in Frankfurt a. M. anfangs ein glänzendes, dann ein ſittenloſes, bis zum Cynismus geſteigertes Leben, gab ihr ſehr bedeutendes Vermögen in Schwelgereien aus und mußte endlich auch ihre auf 50,000 Thaler geſchätzten Brillanten verkaufen, um das gewohnte Wohlleben noch einige Zeit fortführen zu können. Ihr Ende war dürftig und verachtet.

Es würde ſich nach unverdächtigen Zeugniſſen noch Manches davon beibringen laſſen, aber für uns endet das Intereſſe an dieſer Frau mit ihrer verdienten Entfernung vom Preußiſchen Königshofe.

* * *

Der letzte Wendenkönig.

Nach Sage und Geſchichte.

Vom Profeſſor R. Goſche.

Wenn ſtammverſchiedene Völkermaſſen aufeinanderſtoßen, um einander in längerem oder kürzerem Kampfe den Boden ſtreitig zu machen, welcher beiden Theilen ſchon angefangen hat heimathlich zu werden: dann wird die Sage mit ſinniger Gerechtigkeit ſich beeilen, die Thaten des überlebenden Volkes zu verherrlichen und zugleich Blumen der Erinnerung auf die Gräber des untergegangenen zu ſtreuen. Die Theilnahme, welche ſie für das untergegangene hegt, iſt nicht ſelten tiefer, und das Gedächtniß ſolcher letzten Schickſale gleicht dem ſich vergrößernden Bilde der ſinkenden Mondſcheibe, welche durch den dämmerhaften Nebel roth und traurig hindurchſchimmert. Das überwundene Geſchlecht wird mit Rieſengröße ausgeſtattet. So redet die griechiſche Sage von den vorausgegangenen Cyklopen, und wo in unſeren deutſchen Niederungen irgend ein Stein- oder Erdhaufen bemerkenswerth hervortritt, weiß die Ueberlieferung ihn gewiß als Trümmer eines vormenſchlichen Rieſenlebens zu deuten.

Dieſes Rieſenbild wird ſogar auf geſchichtliche Lebensformen übertragen, welche in ihren einfachen menſchlichen Verhältniſſen durchaus ſicher erkennbar ſind. Die Erinnerungen an die langen volksthümlichen Kämpfe zwiſchen Slaven und Deutſchen wiſſen nicht ſelten von rieſenhaften Erſcheinungen zu berichten: ſo läßt eine altmärkiſche Sage unentſchieden, ob ein mächtiges Hünenbette in der Gegend von Salzwedel einem Rieſen oder dem letzten Wendenkönige Jan Kaie gehöre. Aber wie das ſlaviſche Volksthum in der beſondern Abzweigung des Wendiſchen erſt unter dem vollen Lichte der Geſchichte begonnen hat ſich dem Deutſchen zu verſchmelzen, ſo bewegen ſich hier die Sagen von den letzten Dingen der Wenden faſt durchaus in den Grenzen des Reinmenſchlichen.

Dieſe Sagen gehören natürlich nur den Gebieten Norddeutſchlands an, in welchen beſonders wendiſche und deutſche Stämme einander mit Erfolg bekämpft haben; die Elbe bezeichnet ihre weſtliche, das Königreich Sachſen ihre ſüdliche Gränze. Durch die ganze Mark ſind Sagen verſtreut, welche von Wendenſchlachten berichten; das Lager der Wenden bezeichnen noch jetzt die ziemlich abgepflügten beiden Erdwälle zwiſchen Gardelegen und Stendal; der rothgefärbte Boden der Umgegend der priegnitzer Stadt Lenzen redet von Wendenblut, das in dieſen Kämpfen vergoſſen worden iſt; die Hünenbetten bei dem altmärkiſchen Dorfe Groß-Ballerſtedt, welche die induſtrielle neuere Zeit gern für alltägliche Zwecke verbraucht hat, gelten einer frühern ehrfurchtsvollen Anſchauungsweiſe als die Ruheſtätten gefallener Wenden, aus denen ein feineres Ohr noch Klagelaute um den verlorenen Sieg zu vernehmen glaubte. Den ſicheren Kernpunkt in dieſen ſich nebelhaft hinziehenden Sagen bezeichnet die Geſtalt Albrechts des Bären, der um die Mitte des 12. Jahrhunderts den Sieg des Deutſchthums zu befeſtigen begann. Sein Gegner Pribislav hatte mit ſeinem heidniſchen Glauben auch ſein Wendenkönigthum an das Chriſtenthum und deſſen glückliche Vertreter dahin gegeben, und es half wenig, daß Jazco von Köpnick noch einen Kampf gegen den Brandenburger begann, den die Sage reichlich ausgeſchmückt hat und der mit dem Schildhorn am Pichelsdorfer Havelufer im Zuſammenhang ſteht: mit Pribislav war im Jahre 1141 thatſächlich das märkiſche Königthum der Wenden geſtorben.

Aber an einer anderen Stelle erhielt es ſich in einer geheimnißvollen Weiſe.

Noch jetzt leben in geſchloſſener Maſſe etwa 150,000 Wenden in den beiden Lauſitzen, von Kottbus bis nach dem ſächſiſchen Bautzen herab, ihre Volksthümlichkeit in Tracht und Sitte, in Sprache und Liedern treu bewahrend. Es iſt eine ſlaviſche Sprach- und Volksinſel inmitten des bewegten Wellenſchlages deutſcher Geſchichte. Aus ihrer Sprache hat die ganze, von ihnen nur noch zum Theil bewohnte und in ihrer Ausdehnung nicht gleichmäßig bezeichnete Landſchaft ihren Namen empfangen; denn Luzhice (von luzha „Pfütze“) bedeutet eigentlich ſumpfige Niederung und deren Bewohner. Das urſprünglich unter dieſem Namen begriffene Gebiet war von der Spree und der ſchwarzen Elſter eingeſchloſſen. Nachher iſt die Bedeutung des Namens landſchaftlich erweitert, das unter ihm begriffene Volk aber allmälig in ſeinem nationalen Leben eingeſchränkt worden; indeſſen noch bis in das 19. Jahrhundert wurde dicht vor Lübben im Spreewalde wendiſch geſprochen. Mit einer eigenthümlichen Abneigung dieſes Volkes gegen alle die Culturelemente, welche natürlich durch die Vermittlung der feindlichen Deutſchen allein hätten zugeführt werden können, verband ſich die Treue gegen die eigenen Ueberlieferungen faſt ſelbſtverſtändlich, und kaum ſind daher vergleichungsweiſe in Polen Reſte altſlaviſcher Anſchauung mit ähnlicher Sorgfalt bewahrt worden als unter den Wenden; hier war es eine Oppoſition des Gemüths, welche lange Stand gehalten hat, dort unter den Polen Oppoſition politiſchen Selbſtbewußtſeins, das in dem Wahlkönigreich und herzloſen Standesformen Eile hatte ſich unbewußt zu zerrütten.

Ehe die Schläge der Holzaxt durch die grünen Laubwälder der oberen Spree häufiger ſchallten und die üppig grünen Wieſen des Spreewaldes in breiterer Ausdehnung da trocken gelegt wurden, wo man immer noch ganz in der Weiſe der Vorfahren auf den breiten aber flachen Kähnen die vielen Arme des Fluſſes befahren hatte, hörte man mannigfaltige Sagen von dem Wendenvolke ſo häufig und ſo anſchmeichelnd, wie die muntren Lieder der Vögel in den Wipfeln dieſes Spreewaldes. Wo die Geſchichte mit ihrer faſt mechaniſchen Ueberlieferung des Schwarz auf Weiß Lücken ließ, trat die Sage ergänzend ein; wo der Berichterſtatter nur, wie immer zu geſchehen pflegt, das Aeußerliche zu beobachten verſtand, wußte ſie zart und feinſinnig die innerſten Beweggründe und treibenden Mächte zu entdecken. Zumal, als das wendiſche Volk aufgehört hatte, eine Geſchichte zu haben, da konnte ſie nicht dulden, daß es des Glanzes und der Majeſtät eines Königthums entbehre, in welchem ſinnige Völker die einheitliche, ſich ſelbſtbewußte Incarnation ihres Weſens zu ſehen pflegen. Auch die Sage der Wenden hielt den Satz der monarchiſchen Staatsform feſt, daß der König nicht ſterbe; die Gewalt der Thatſachen hatte zwar dem übrigen ſeine Krone zerbrochen: darum umgab ſie das Haupt der Nachfolger mit dem Heiligenſchein romantiſcher Majeſtät, welche nur die ſahen, die an ſie glaubten.*)

Daß ſolche Sagen ſich grade im Spreewald erhalten konnten, hatte einen allgemeinen und einen beſonderen Grund. In dem geheimnißvollen Schauer der Waldnacht iſt überhaupt für die deutſche und ſlaviſche Anſchauung ein Göttliches verborgen; ein ſtilles elementares Walten trat beſonders dem Wenden aus der Baumwelt entgegen. Ja, es ſcheint, daß er vor Allem dem Laubholze einen göttlichen Charakter beigelegt habe. In den offenen Städten begegnete man nicht mehr der unmittelbaren Nähe der Götter: die Werkthätigkeit und die Fortſchritte der allgemeinen Bildung, wie ſie ſich an den Verkehr mit den Deutſchen knüpfen mußten, machten einen ungeſtörten Zuſammenhang dieſer Ueberlieferungen des Herzens unmöglich. Mit dem ſtilleren Waldleben iſt auf die engſte Weiſe das Weſen einiger wendiſchen Götter verknüpft, die zugleich im Kampfe eine Rolle ſpielen, wie des waldſiegenden Porevit und des mit dem Geſchrei des brünſtigen Hirſches ſiegenden Rugiavit. Aber an den Gränzen des Spreewaldes, der als ſtiller Zufluchtsort wendiſchen Weſens beſondere, dauernde Bedeutung haben mußte, erfolgten zugleich am wirkſamſten die Zuſammenſtöße mit den feindlich andringenden norddeutſchen Stämmen. In dieſem Gegenſatze erhielten ſich um ſo beſtimmter Bewußtſein und Ueberlieferungen des beſonderen Volksthums. An die Kämpfe, welche an dieſer Stelle gekämpft wurden, erinnert die ganze ältere Geſchichte der niederlauſitziſchen Stadt Lübben, und noch jetzt bezeichnet das Schloß daſelbſt eine von den beiden alten Burgen, welche die Straße auf der Gränze des Deutſchen und des Wendiſchen zu vertheidigen hatten.

Der Ort war alſo heilig und zugleich geſchichtlich denkwürdig genug, um an ihn vorzugsweiſe die Sagen vom letzten Wendenkönig zu knüpfen.

Die wendiſchen Könige nahmen in ihren Stämmen niemals eine durch große Machtfülle oder glänzende Pracht ausgezeichnete Stelle ein: wo ſie überhaupt beſtanden, waren ſie der natürliche Kopf zu einem Organismus, der Fleiſch und Blut war ganz wie dieſer und um nichts ſchlechter. Sie verſchwinden für das Auge der Geſchichtſchreiber und in dem Gemeindeleben der verſchiedenen Volksſtämme ſo vollſtändig, daß man freiſtaatliche Verfaſſungen vor ſich zu haben meint. Als die chriſtlichen Deutſchen Sieger blieben, war es für die unterjochten Wendenſtämme leicht möglich, unter einer nur etwas verhüllten Form das nationale Königthum in das neue, ländliche Gemeindeleben mit hinüberzunehmen. Man wählte im Geheimen, wie die Sagen berichten, den König; aber nicht mehr, wie es in der alten Zeit nationaler Selbſtſtändigkeit geſchehen war, aus einem vornehmen edlen Geſchlecht mit erblichem Vorrechte, ſondern den tüchtigſten von Allen. Er empfing Krone und Scepter, die unbenutzt auf den Nachfolger übergingen; wichtiger war, daß man ihm, trotz neuer Laſten, die von den deutſchen Herrſchern auferlegt waren, das alte Recht ließ, Abgaben und Steuern zu erheben. Wie der Stammfürſt in dem Zeitalter der freien Nationalität, war auch dieſer heimliche König gleichſam noch Oberherr über Grund und Boden der wendiſchen Landbeſitzer; von jedem, der ſelbſtſtändig Ackerbau trieb, erhielt er einen Zins an Roggen. Einen Palaſt hatte er freilich nicht mehr, keine königliche Pfalz: aber wenn er unſcheinbar im Lande umherzog um Recht zu ſprechen, wo die neue Gewalt nicht anerkannt war, da fand er überall freiwillige glänzende Aufnahme. Die alten Frohndienſte, welche man vor Alters dem Fürſten und ſeinem Gefolge bei deſſen Landreiſen ſchuldig war, wurden jetzt zu freiwilligen Bethätigungen tiefer Verehrung und ſelbſtbewußter Unterordnung. Mit Ausnahme der Kriegsherrlichkeit konnte der heimliche Fürſt auch wirklich in der nationalen Weiſe herrſchen und richten; denn Leibes- und Lebensſtrafen, durch welche vor Allem ein Zuſammenſtoß mit den chriſtlichen Obrigkeiten hätte herbeigeführt werden können, gab es bei den Wenden nicht. Im Uebrigen aber unterſchied der Fürſt ſich in Tracht und Lebensweiſe nicht von dem gewöhnlichen Mann.

---

*) Wären nicht lebendige Sagen, wenn auch in ſcheinbar zuſammenhangsloſen Bruchſtücken auf uns gelangt: ſo würden wir für dieſe geheimnißvollen Wendenkönige auf den einzigen zweifelhaften Bericht des Holländers Jakob Tollius angewieſen ſeyn, der zu geiſtreich-phantaſtiſch war, um in ſeinen anziehenden Reiſebriefen ohne Weiteres Glaubwürdigkeit in Anſpruch nehmen zu dürfen. Aber er wird glücklich ergänzt durch eine bis vor Kurzem noch lebendige Ueberlieferung, die vielleicht gegenwärtig nicht mehr vollſtändig nachgewieſen werden kann.

Daher treten dieſe eigenthümlichen neuen Könige nie kenntlich in der Geſchichte hervor: ſie haben nicht den ſichtbar und allgemein ausgeprägten Charakter, den die Geſchichtſchreiber zu berückſichtigen pflegen, ſondern nur einen von den Eingeweihten anerkannten nationalen. Einmal erſcheint vor dem Erlöſchen des wendiſchen Fürſtenthums einer ſeiner Träger halbkenntlich: in den bewegten Zeiten der Bauernkriege. Der Strudel dieſer ländlichen Bewegungen, deren ſittliche Grundfragen faſt drei Jahrhunderte ſpäter durch den gerechten Sinn eines preußiſchen Fürſten ihre angemeſſene Löſung gefunden haben, hatte in ſeinen letzten ſtürmiſchen Wellenſchlägen die Lauſitzen erreicht; nachdem in den Ausgangspunkten derſelben ſchon die Ruhe hergeſtellt war, wurden in dem jetzigen Luckauer Kreiſe in der Herrſchaft Ukro neue Bauernunruhen durch übertriebene Forderungen eines Franz v. Minckwitz veranlaßt. Sehr wahrſcheinlich waren die deutſchen und wendiſchen Landbewohner in gleich erregter Weiſe der fremden, urſprünglich aus Italien gekommenen Standesherrſchaft der Paſerini abgeneigt. Als der Aufſtand ſich weiter verbreitete, erſchien ein beſonderer König als Führer der wendiſchen Mannſchaften. Nach den Siegen der Landvoigte und der Rückkehr der Ordnung verſchwindet er wieder.

Ueber ein Jahrhundert ſpäter führt aber die Sage noch einmal ſeine Geſtalt herauf, indem ſie ihn mit dem großen Kurfürſten in Verbindung bringt.

Bald nachdem der herrliche Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg in der Schlacht von Fehrbellin das Schickſal ſeines Reiches dem Norden gegenüber entſchieden, hatten die Wenden des heutigen Kottbuſer Kreiſes, der ſchon ſeit dem Kurfürſten Friedrich II. zu Brandenburg gehörte, einen neuen König zu wählen. In dem Dorfe Burg, das an einem der ſchönſten Punkte des mittleren Spreewaldes gelegen iſt, lebte ein junger Wende, deſſen Geiſtes- und Körpereigenſchaften ihn vor allen Andern zu einer ſolchen Würde beriefen. Groß von Geſtalt, mit dunklem Haar und noch dunkleren Augen, deren ſtechender Glanz einen eindringlichen Geiſt verrieth, mit einer ziemlich weißen Geſichtsfarbe, die niemals durch das Roth einer ſich vordrängenden Leidenſchaftlichkeit verändert wurde, mit außerordentlicher Körperkraft und einer metalliſchen, kurz abklingenden Sprache, war er vollſtändig geeignet, den Frauen zu imponiren und den Männern zu gefallen.

Dieſer junge Mann hieß Jan Kale. Das Gewicht ſeiner Perſönlichkeit wurde durch

Familienverbindungen noch bedeutend vermehrt. Sein Geſchlecht zählte eine lange Reihe von Mitgliedern, die theils als ſiegreiche Streiter gegen die deutſchen Männer, theils als gefährliche Weiber unter den Namen von Hexen und Zauberinnen bei ihren Feinden ſich furchtbar gemacht hatten. Hauptſächlich darum wurde er von einem der reichſten und merkwürdigſten Mädchen ſeines Heimathsdorfes, Suſſe (wie die Sage den aus Sophie verderbten Namen überliefert) geliebt. Ihr Geſchlecht nahm eine noch bedeutendere Stellung in der Schätzung der wendiſchen Bevölkerung ein; es rühmte ſich, mit dem alten Fürſtenhauſe zuſammenzuhängen und hatte in der That eine Reihe von geheimnißvollen Wahlkönigen geliefert. Suſſe, die einzige, letzte Trägerin des Geſchlechts, wurde indeß, trotz ihrer körperlichen Schönheit nicht unbefangen geliebt; das anmuthige Gleichgewicht, welches alle wahre Schönheit um ihrer Harmonie willen beſitzen muß, war bei ihr durch einen dämoniſchen Zug geſtört. Gewöhnliche Männer fürchteten ſie vielleicht; die nachdenklicheren konnten ein Durchbrechen aller Weiblichkeit bei ihr beſorgen. Eine ſeltſame Fügung des Schickſals war es, daß dieſes im Grunde zum Lieben ſehr wenig befähigte Mädchen grade einem Manne ihr Herz zuwenden ſollte, der noch nicht das Bedürfniß fühlte zu lieben, ſondern ſich williger vom Ehrgeiz beſtimmen ließ. Dieſem Ehrgeize kam zunächſt Suſſen's Liebe zu Hülfe: ihr Vater betrieb in der Hoffnung der baldigen Heirath die Wahl Jan Kalens zum Könige; Krone und Scepter wurden dem jungen Bauer unter den gangbaren Segens- und Verpflichtungsformeln in das Haus getragen und das Wendenreich war wieder conſtituirt.

Jan Kalens ehrgeiziges Streben ließ ihn nicht an die Pflicht der Dankbarkeit denken, welche er nach gewöhnlicher Anſchauung jetzt hätte ausüben ſollen: die Landfahrten, welche er zu unternehmen hatte, zogen ſeine Aufmerkſamkeit noch mehr von Suſſen ab, beſonders ein kurzer Aufenthalt bei dem Städtchen Lübbenau, welches, am nordweſtlichen Ende des eigentlichen Spreewaldes gelegen, ſchon damals der gräflich Lynarſchen Familie gehörte.

Soweit die Sage uns in die innere Lage der wendiſchen Verhältniſſe blicken läßt, gab es den treu feſtgehaltenen Formen des alten Wendenthums gegenüber ſchon junge Fortſchrittsmänner. Für ihren Ehrgeiz und umfaſſenderen Blick waren die hergebrachten Formen zu eng; ſie bemerkten die geſchichtliche Bewegung bei den Deutſchen und erwogen bereits mehr oder weniger beſtimmt, was vorzuziehen ſei: Feſthalten an einem engeren Volksthümlichen oder ein allgemeineres Menſchliches. Aber wie der Menſch nie abſtrakte Principien oder hohe Ideale in Reinheit auffaßt, ſondern immer mit einer Fülle von concreten, zufälligen Elementen verſetzt: ſo geſchah es auch hier. Das Ideal einer anderen fortgeſchrittenen Cultur ſollte Jan Kalen in der Geſtalt eines ſtädtiſch gebildeten, deutſchen Weibes erſcheinen. Die Sage läßt den jungen Wendenkönig auf einem Schloſſe bei Lübbenau eine vornehme Jungfrau von wunderbarer Schönheit finden, und hier bewegt ihn nicht allein die Macht des Herzens, ſondern eine denkende Betrachtung der geſellſchaftlichen Bildungsverhältniſſe zur Liebe. Aber es iſt ſchwierig, dieſe Liebe anzubieten, noch ſchwieriger, vielleicht unmöglich, Gegenliebe zu empfangen.

In das heimatliche Dorf zurückkehrend wird Jan Kale von Suſſen noch kälter gefunden als zuvor. Die Verwunderung der conſervativen Alten, daß der junge Wendenkönig immer noch nicht die hervorragende Tochter des bäueriſchen Ariſtokraten heimführen will, macht nach und nach Zweifeln und Verdächtigungen Platz. Die Begleiter auf der königlichen Landfahrt haben Jan Kalens Weſen nicht unbemerkt gelaſſen. Wichtiger aber als alle dieſe halbpolitiſchen Erwägungen iſt für Suſſen natürlich das Schickſal ihres Herzens; gegen die Verfaſſungsüberlieferungen kann ſie gleichgültig ſein, wichtiger ſind für ſie die Gebet- und Zauberformeln, welche die heidniſche Vergangenheit ihrem bedrängten Herzen als Hülfe darbietet. Das Chriſtenthum iſt zwar ſeit lange zur Herrſchaft gelangt, ja die Reformation hat ſogar ſchon geläutert und gereinigt; aber die Reſte des Aberglaubens hat man treu bewahrt wie getrocknete Blumen zwiſchen den gedruckten Blättern einer Bibel. Es ſind Reſte und Zeugen eines ſinnlichen Glaubenslebens, welche noch Bedeutung für den haben, der ſich überhaupt die Mühe giebt ſie aufzubewahren. So kam es denn, daß Suſſe oft am Heerde oder im Pferdeſtalle nachdenklich ſtillſtand, um dunkle Gebete an die degradirten Götter zu richten; wie oft wünſchte ſie angeſichts des prächtigen weißen Schimmels, den ihr Vater ganz beſonders hegte, daß der lichte Gott Svatovit, der ſolche Roſſe liebe, doch komme und ſie ſammt Jan Kalen entführe und ewiglich mit einander verbinde. Riefen ſie die Pflichten der Hausfrau herein, dann ſah ſie mit Wehmuth die hölzernen Bildchen am Heerde, die ihr Vater mit andachtsvoller Kunſt geſchnitzt hatte. Aber dieſe kleinen „Lutki", die Kobolde des wendiſchen Familienlebens, regten ſich nicht mehr zu wohlwollendem Dienſte. Verzweifelnd zog ſie mit gedankenloſem Finger Striche in abſichtsloſer Menge in die Aſche des Heerdes, um dann abzuzählen, ob Grade oder Ungrade und ſo ſich Hoffnung oder Verzweiflung für ſie ergebe. Unſicher und verſtört gedachte ſie dann endlich jener alten Zauberin, die in dem letzten Hauſe des Dorfes unter dem Gebüſch des Erlenbaches, gefürchtet von Allen und gehaßt vom Ortsgeiſtlichen, wohnte; das alte Weib ſchnitzte zwei zierliche Stäbchen von hartem und weichem Holz und ſchlug ſie um mitternächtige Stunde unter geheimnißvollen Sprüchen in eine Ritze der großen Linde auf dem freien Gemeindeplatz: ſo eng würde ſie dann die Liebe verbinden. Aber ſchmerzliche Jahre vergingen und Segensſpruch wie Fluch blieb wirkungslos. Es linderte Suſſens Schmerz nicht, wenn ſie eines jener wehmüthigen Lieder ſang, die noch jetzt in werthgehaltenen Bruchſtücken bei dem wendiſchen Landvolke umgehen, wie:

Traurig bin ich bis zum Tod,
Darfs doch Niemand heimlich ſagen;
Traurig leg' ich mich zu Nacht,
Morgens ſteh ich auf mit Klagen.

Tiefer Brunnen iſt mein Weh,
Niemand kann den Grund ermeſſen:
Der Geliebte ließ mich hier,
Hat mich draußen ganz vergeſſen!

Wär' ihm meine Seele kund,
Käm' er Troſt mir zuzuſprechen;
Aber bei dem Troſte müßt'
Doch mein Herz voll Kummer brechen!

Denn er ſpräche ſo zu mir:
„Laß Dein Weinen und Dein Klagen!
„Ach, um Weibesſchönheit muß
„Ja ich ſelber Kummer tragen'"

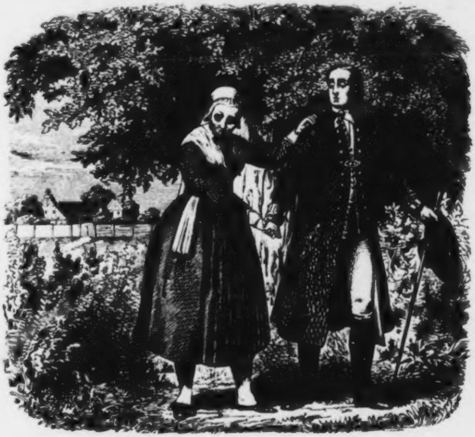
Indeß ſollte eine große geſchichtliche Perſönlichkeit in das Geſchick dieſes Herzens eingreifen. Der große Kurfürſt, wie die ältere Sage berichtet, hatte das Schwiebuſer Gebiet, welches gegenwärtig zum Theil dem Züllichauer Kreiſe einverleibt iſt, von dem Kaiſer Leopold wenn auch nicht unter der aufrichtigen Abſicht dauernder Ueberweiſung abgetreten erhalten; aber der große Fürſt in ſeiner wahrhaft landesväterlichen Sorge unternahm es, dieſen und einige andere Theile ſeines Reiches perſönlich in Augenſchein zu nehmen. Wie er ſelbſt dem Duisburger Jakob Tollius in Potsdam erzählt haben ſoll, intereſſirte ihn bei ſeinen wendiſchen Unterthanen deren König, von welchem er Kunde erhalten hatte. Die Sage hat vergeſſen, den Ort zu bezeichnen, wo Friedrich Wilhelm in der Abſicht ihren König zu ſehen den Wenden begegnet ſei. Man hielt vor dem deutſchen Kurfürſten die nationale Angelegenheit geheim; aber Jan Kalens Geſtalt fiel bald dem prüfenden Auge deſſelben auf; ſeine Vermuthung, hier den wirklichen Wendenkönig vor ſich zu haben, wird durch das Benehmen der Uebrigen beſtätigt. Aber ein alter Wende, welcher in dieſer Entdeckung Gefahr für dieſes geheimnißvolle Staatsweſen ſeines Volkes ſieht, will verhüten, daß der junge Fürſt, an welchem ihm ſchon manches verdächtig erſchienen war, ſich etwa aus Eitelkeit zu erkennen gebe, und mit einem heftigen Stockſchlage jagt er ihn, wie einen unbefugt daſtehenden Müßiggänger, davon.

Nach der Anſchauungsweiſe, daß der jüngere Mann unbedingt dem älteren zu weichen habe, konnte Jan Kale ſich fügen, aber unter allen Umſtänden war doch die königliche Würde öffentlich verletzt worden. Immerhin mochte der Stockſchlag des Alten im eigentlichſten Sinn des Wortes ein rettender Staatsſtreich geweſen ſein — der ſittlichen Würde war, wie bei allen und den beſten Staatsſtreichen Gewalt angethan worden. Niemand empfand dies nächſt Jan Kalen ſelbſt tiefer als Suſſe: denn ſie war ein ſtolzes und liebendes Weib zugleich. Sie dachte nicht daran, ſich von dem gekränkten Wendenkönige abzuwenden, ſondern wie die Liebe immer da am ſtärkſten iſt, wo man ihrer am meiſten bedarf, ſo wollte ſie gerade jetzt ihm näher treten und helfen. Jetzt mußte eine engere Verbindung mit ihrer mächtigen und angeſehenen Familie dem Jüngling wichtig ſein.

Darum ging ſie dem Wendenkönig am anderen Tage in den Wald nach, wo er wilden Honig zu dem immer noch beliebten Meth ſuchen wollte. Bald hatte ſie den tief bekümmerten, langſam und nachdenklich ſchreitenden Mann auf einer offenen Waldwieſe eingeholt. Sie bot ihm den üblichen Gruß und dem Wendenkönig ſtand ein Mädchen gegenüber, die verdient hätte Königin zu ſein und nun ſeine Sklavin hätte werden mögen. Bald war ſie mit raſch erwägenden und dringlichen Worten bei dem Grunde ihres Kommens angelangt; aber weder Schmeichelrede noch Troſtwort fanden den Weg zu ſeinem Herzen. Er ſchien ihr auf verzweifelte Entſchlüſſe zu ſinnen. Wie glücklich wäre ſie ehedem geweſen, wenn er ihr die Hände gedrückt hätte! Als er ihr heut die Seine reichte, brannte deren fieberhafte Gluth faſt verwundend bis zu ihrem Herzen; und es war ein Händedruck des Abſchiedes! Denn er ſagte: „Habe Dank, treue Suſſe! Wenn ich verſuchte Dich glücklich zu machen, ſo würden wir beide unglücklich werden; verſuchen wir das nicht erſt, ſo werden wir raſcher unglücklich ſein und die Geſchichte hat ein ſchnelleres Ende! Drum lebe mir wohl.“ Mit einem wehmüthigen Blick, der auch nichts von der gewöhnlichen ſtechenden Gluth ſeines Auges hatte, wandte er ſich von ihr und ſie ging allein gedankenlos des Weges zurück.

Erſt auf dem Gehöfte ihres Vaters kam ihre ganze Beſinnung wieder, aber noch immer nicht vermochte ſie es über ſich, Jan Kalen aufzugeben. Einige harte Worte ihres Vaters, welche auf einen ſchlimmen Plan gegen den ganz verdächtig gewordenen jungen Wendenkönig deuteten, ſtachelten ihr Gemüth nur noch mehr auf, und es war ihr willkommen, daß die Herbſtnacht mit ihren dunklen Nebeln früher hereinbrach. Suſſe war mit ihren verzweifelten Gedanken ganz von allem abgekommen, was die Gegenwart für ſie zu beſitzen ſchien; ein inniges Gebet half ihr nicht, ein treues Muttergottesbild mit dem Schwert im Herzen hatte ſie nicht: das volksthümliche Intereſſe, das ſich ihrer verzehrenden Leidenſchaft beimiſchte, wandte ſie vom Chriſtenthum immer mehr ab; zu einem raſchen Selbſtmord, der Alles geendet hätte und zu dem der dunkle Fluß unweit des Dorfes einladen konnte, war ſie zu groß, zu ſtiller, gefaßter Entſagung zu klein — wäre ihr jetzt, da Gott ſie zu verlaſſen ſchien, ein Teufel entgegengetreten: gewiß hätte ſie ſich bei ihm verſchrieben, um ſich und Jan Kalen zu helfen. Da gedachte ſie in der wildeſten Erregung einer heidniſchen Gottheit, die ſich ihr gewiß freundlich bezeigen würde; ſie gedachte des Tempels der Morgenröthe, von welchem der Umkreis der Grundmauer noch auf einer Anhöhe der jüterbogker Vorſtadt Neumarkt vorhanden war. Zwar ſtand dicht dabei ein großes ſteinernes Kreuz zum Merkmal, daß das Chriſtenthum geſiegt habe: aber vielleicht würde doch auf ihr Flehen die troſtreiche Göttin Morgenröthe kommen und damit Licht in ihr verdunkeltes Leben.

Als es ſtiller auf dem Gehöfte geworden und alle Anordnungen für den folgenden Tag getroffen waren, zog Suſſe das weiße Lieblingspferd ihres Vaters aus dem Stalle. Still folgte das Thier ihrer Hand, als wüßte es von dem geheimnißvollen Plane. Der einfachſte Zaum und eine leichte feſtgegürtete Reitdecke bildeten die ganze Ausrüſtung des Thieres. Hinter dem väterlichen Garten ſchwang ſie ſich behend hinauf und wie von einem wilden Roß der wendiſchen Götterfabel wurde ſie dahin getragen. Bald waren die herbſtlich buntgefärbten Laubholzbäume des Spreewaldes hinter ihr; das Thier rannte unermüdet durch den einförmigen Sand der Luckauer Haide. Der Herbſtwind ging über die ſtolzen Fichtenbäume, die ihre Häupter träumeriſch hin- und herwiegten; ſonſt war alles ſtill bis auf den Hufſchlag des treuen Pferdes und das Pochen von Suſſens treuem Herzen. Immer in glücklichen Augenblicken brach durch die ſchweren Wolkenmaſſen das volle Licht des Herbſtmondes hervor und der Weg war von Neuem geſichert. Bald hinter Dahme dehnte ſich die offene, lichte Ebene vor ihren Blicken aus und lange ehe der Morgen graute, war die kühne Reiterin am Ziele. Da leuchteten ihr beim letzten Scheine des untergehenden Vollmondes die beiden ſtolzen Thürme der Hauptkirche entgegen! Aber ihr Ziel war ein unſcheinbarer Steinhaufen der Vorſtadt. Der ſchläfrige, keiner Störung gewärtige jüterbogker Thorwächter ließ nach kurzer Unterhandlung die ſeltſame Reiterin ein, welche große Eile habe Arznei aus der Stadt für einen gefährlich Kranken zu holen.



Jan Kalens Abſchied von Suſſen.

Von dem ſchmerzlichen und glühenden Inhalt des Gebets, welches Suſſe auf der kleinen Anhöhe mit den Tempeltrümmern ihrer Göttin darbrachte, hat die Sage vergeſſen zu berichten. Die Jungfrau beſtieg friſch und göttlicher Hülfe gewiß den Schimmel; aber das Thier war nur ſchwer in Gang zu bringen. Erſt als man die dichte Haide wieder gewann, wurde es wilder und unter lautem Wiehern ſtürmte es dahin: aber an einer ſtattlichen Eiche, welche fürſtlich-einſam noch vor fünfundzwanzig Jahren unter Fichtenbäumen am Kreuzwege ſtand, ſtürzte das Thier. Suſſe erhob ſich vom Sande, ohne irgend verletzt zu ſein; aber das treue Roß ſtarb nach wenigen Sekunden.

So ſtand Suſſe, wie ſie bald bemerkte, von der großen Heerſtraße abgekommen, allein in dem großen Walde: ſchöner, von der Göttin erregten Hoffnungen gewiß und des nächſten Weges unkundig; mit ihrer heißen, neu aufathmenden Liebe im Herzen, und hier überfallen von dem Nachtfroſt, der das Nahen der Morgenröthe verkündet. Der Tag graute; wenngleich Suſſe ſich äußerlich verlaſſen erſchien, ſo ſchlug doch ihr Herz freudig der heraufziehenden, lichten Morgenröthe entgegen. Sie kam heran wie die leibhaftige Göttin, deren Tempelreſte ſie eben mit frommen Gebeten und Gaben beſucht hat; ſie wird dem armen Mädchen ſelbſt einen neuen, lichten, glücklichen Tag bringen und zugleich dem jungen Wendenkönige. Zu Suſſens Füßen lag das todte, treue Thier gleich einem freiwilligen Opfer, das ſich den mächtigen elementaren Göttern der alten Zeit dargebracht hat: weiß an Farbe, wie es die Götter des Lichtes lieben, und treu an Weſen, wie auch das andächtig gläubige Gemüth in ſeinen liebſten Gaben erſcheinen will. Mit Wehmuth und hoffnungsvoller Freude ſtrich die niedergebeugte Suſſe dem Thiere Hals und Mähne: aber die ſonſt fröhlich ſchnaubenden Nüſtern waren ſtumm und das klug antwortende Auge todt. Ein Geräuſch weckte das Mädchen aus ihren Gedanken; es ſcheint, als ob das todte Roß ſchon von den Raubthieren des Waldes gewittert werde, denn nur noch wenige Schritte iſt von ihr ein Wolf entfernt. Suſſe ſpringt auf; in der erſten Verzweiflung erwägt ſie nicht, daß es rathſam ſei, dem Wolfe das gefallene Thier ſtill zu überlaſſen; faſt mechaniſch erhebt ſie den Stab mit eiſerner Spitze, der am Riemen der Reitdecke hing, zu unbeſonnener Gegenwehr, und in wenigen Minuten war das Mädchen eher zerfleiſcht als das Thier. Die hell heraufgeſtiegene Morgenröthe ſah das Herz, das eben noch zu ihr um Hülfe gefleht hatte, zur Ruhe gebracht.

Aber auch Jan Kale hatte die Nacht nicht durchſchlafen; auch er hatte ſich aufgemacht, um ſeinem tiefleidenden Gemüthe Heilung zu verſchaffen, nicht zu Göttern, ſondern zu den Menſchen. Er wollte einen letzten entſcheidenden Schritt bei der vornehmen Jungfrau von Lübbenau wagen, wie ja auch jedes Gebet eines Verzweifelten nur ein letzter, entſcheidender Schritt iſt. Ihn brauchte kein wildes Roß raſch des weiten Weges zu tragen, ſondern er hatte nur den leichten Nachen an der Grenze ſeines Ackers zu löſen. Da er von den Berathungen der alten wendiſchen Bauernwirthe gehört hatte und einen Gewaltſtreich von ihrer Seite befürchten zu können glaubte: ſo nahm er die einfachen wendiſchen Reichsinſignien mit ſich und verbarg ſie in einem hohlen Baum ſeines Ackers. Dann ſtieg er in den Nachen und ruderte ſtill die Spree hinab. Was er eigentlich thun wollte, hatte er ſich noch nicht klar vorgeſtellt; darin nur waren ſeine Gedanken einig, daß er um jeden Preis, ſelbſt um den ſeines Stammanſehens, die vornehme Deutſche erwerben müſſe; daß er aber weder reich noch gebildet genug für ein ſo kühnes Unterfangen ſei, das wagte er ſich kaum beſtimmt zu denken. Wie es zu gehen pflegt, wenn man im Kahn ſitzt, daß die Wellen in ſüßer Eintönigkeit vorüberplätſchern, das Denken einſchläfern und die Seele wie in der ſanften Strömung unklarer und unbewußter Stimmung dahin ſchwimmen laſſen: Jan Kale begann halb zu träumen und rührte nur läſſig das Ruder.

Plötzlich aber weckte ihn ein rother Feuerſchein, den er über die Spreefläche durch den lichter werdenden Wald leuchten ſah. Mit einigen raſchen Stößen trieb er ſeinen Nachen um das nächſte Erlenbuſchwerk und konnte jetzt bei Tagesgrauen genau erkennen, daß das Schloß bei Lübbenau in Flammen ſtehe. Er wußte, daß er jetzt eilen müſſe, um retten zu helfen: denn das Theuerſte war in Gefahr, das, was alle ſeine Gedanken beſchäftigte, was ihn unglücklich gemacht hatte und nun erlöſen ſollte. Mit derſelben kalten Leidenſchaft, die man immer an dem jungen Wendenkönige bewundert hatte, ſprang er jetzt von der Waſſerſeite in das brennende Schloß, wo hinaus der herrliche Erker über die Landſchaft ſchaute; den Nachen vergaß er, und Niemand ſah den jungen Mann aus den rauchenden Trümmern wiederkehren.

Dies war der letzte Wendenkönig, und die Aelteſten des Volkes haben keinen neuen gewählt, da Krone und Scepter, welche die rechte Weihe ertheilen, nicht vorgefunden werden konnten. Lange Zeit hoffte man, Jan Kale werde zurückkehren und die Reichsinſignien wieder bringen, und da der junge König kein ordentliches Begräbniß gefunden hatte (ebenſo wenig als die arme Suſſe), ſo könnte wohl ſein nicht zur Ruhe gelangter Geiſt plötzlich einmal wieder unter ſeinem Volke erſcheinen. Aber die Geſchichte iſt ihren großen Weg weiter gegangen und hat das Deutſchthum immer ſiegreicher über das Slaventhum gemacht. Die Sage iſt wie immer tröſtend herbeigekommen; nicht allein hat ſie Jan Kale eine Ruheſtätte in dem Hünenbette bei Salzwedel mit liebenswürdiger Willkür angewieſen, ſondern ſie hat auch das Ende des Wendenkönigreichs bis in die Zeiten Friedrich's des Großen hinabzurücken verſucht. Preußen kann ſtolz ſein, daß es zwei ſo große Fürſten wie den Kurfürſten Friedrich Wilhelm und Friedrich II. beſitzt, die in manchen Stücken mit einander verwechſelt werden können: aber die Sage hat hier ohne Recht den Wenden für eine nachfragende Gegenwart eine recht nahe und alſo vielleicht noch erreichbare Vergangenheit finden wollen.*)

* * *

Der Feldmarſchall York.

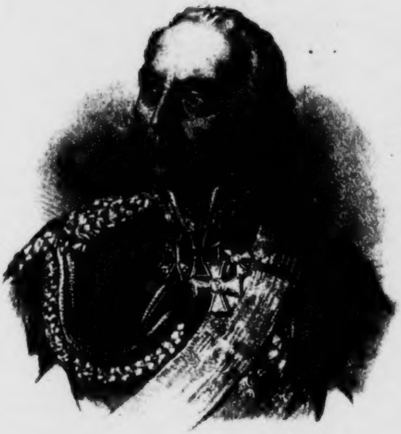
Zum funfzigjährigen Jubiläum der Convention von Tauroggen (30. December 1812).

Von K. Freiherrn von Seld.

Ein halbes Jahrhundert iſt vergangen, ſeit mit der Convention von Tauroggen General York das erſte Glied der Kette ſprengte, mit der Frankreichs Zwingherr Preußen und Deutſchland würgte. Hoch gerühmt und arg geſchmäht wurde jene Convention nicht nur von leidenſchaftlichen Freunden und Feinden, ſelbſt von Beſonnenen, je nach dem Standpunkt der Beurtheiler. Es giebt Lagen ſo ungewöhnlicher Art, daß die Frage: was iſt hier das *Rechte*? ſelbſt für den Klügſten kaum zu beantworten iſt, und daß für einen Ehrenmann nur *ein* Rathgeber bleibt: ſein *Gewiſſen*. York war in ſolcher Lage, der peinlichſten, in der vielleicht je ein Soldat geweſen. Wollen wir ein Urtheil über ihn fällen, ſo müſſen wir ſein Leben befragen, ob er der Mann war, der bei jener ſchweren Entſcheidung nur auf ſein Gewiſſen und auf nichts anderes Rückſicht nahm. Droyſen's Meiſterwerk „das

---

*) Die mannigfaltigen Sagen, welche wahrſcheinlich jetzt nicht einmal mehr in ihrer fragmentariſchen Geſtalt umgehen, durften hier zu einer zuſammenhängenden Einheit verſchmelzen werden. Denn einmal ſind alle Sagen nur größere oder kleinere Abſprünge eines früheren Ganzen, gemiſcht mit mancherlei Verſuchen der bekümmerten Phantaſie zu ergänzen und zu erſetzen, und dann zieht ſich gerade durch die hier vereinigten Sagenbruchſtücke der große Grundgedanke, daß ſlaviſches Weſen, wo es dem Deutſchen in ernſtem Kampfe begegnet, wie nach einer dunklen Fügung des Schickſals unterliegen muß.



[illegible]

General York von Wartenburg

Leben des Feldmarſchall, Grafen York von Wartenburg" giebt reiche Ausbeute für dieſen Zweck und wird mir, der ich ſo glücklich war, den Feldmarſchall perſönlich zu kennen, als Leitfaden dienen.

Yorks Vater war Capitain in preußiſchen Dienſten und machte als ſolcher den ſiebenjährigen Krieg mit, während deſſen ihm am 26. September 1759 ein Sohn geboren wurde: Hans David Ludwig, unſer York. Schon im zwölften Jahre trat er als Junker in das v. Borke'ſche Regiment, das in Königsberg, kurz darauf in das Lucke'ſche, das in Braunsberg lag. Viel Kenntniſſe brachte er nicht mit. „Die verdammten mir's und mich's," klagte er noch im Mannesalter, „beim Schreiben geht's noch, da macht man einen Zug und jeder mag's leſen, wie er will, aber beim Sprechen muß man damit heraus." Doch bezeugt ſeine ganze Bildung die Correctheit ſeines Stils, die Klarheit ſeines Ausdrucks, daß er mit Fleiß das Verſäumte nachgeholt hat. Im achtzehnten Jahre wurde er Fähnrich, im zwanzigſten Lieutenant, im neunzehnten machte er den Baieriſchen Erbfolgekrieg mit. Er ſtand auf Vorpoſten, der Oberſt, Erbprinz von Hohenlohe revidirte in Begleitung ſeines Adjutanten den Poſten, ſetzte York die Wichtigkeit deſſelben auseinander und ermahnte ihn wiederholt, die Stellung um jeden Preis zu halten. Das verdroß York, er ſprach gereizt: Beruhigen ſich Euer Durchlaucht; ein preußiſcher Edelmann hat ebenſoviel Muth als ein deutſcher Reichsfürſt! Der Erbprinz erwiderte nichts, wandte ſich mit freundlicher Ruhe zum Adjutanten und ſagte: Kommen Sie, der Herr wird hitzig. — Kurze Zeit darauf wurde das Regiment, bei dem York ſtand, in Habelſchwerdt, während die Officiere tanzten, von Kroaten überfallen und gefangen genommen. York mit Wenigen ſchlug ſich durch, aber das Regiment behielt den Makel. Er bekam, als er in ſeine Garniſon zurückgekehrt war, bald einen ſtärkeren; ſeinem Capitain wurde nachgeſagt, er habe unehrenhaft gehandelt; die Officiere der Compagnie verabredeten ſich deshalb, nicht ferner mit ihm zu dienen; als er auf Wachparade ſein Commando begann, ſenkte York ſeinen Degen und trat ab; er wurde ſofort arretirt, während die anderen Officiere, als wäre nichts geſchehen, den Dienſt weiter thaten. York wurde caſſirt und kam ein Jahr auf Feſtung, er, der als Ehrenmann ſein Ehrenwort gehalten, verlor ſeine Ehre vor der Welt; ſeine Kameraden, die es gebrochen, behielten ſie. Dieſe Erfahrung legte den Keim zu einer Bitterkeit, die ihn ſeitdem nie wieder verlaſſen; bis zu jener Zeit war er ſeinen Bekannten als ein friſcher, fröhlicher Jüngling erſchienen, der aber durch ſicheres vornehmes Weſen jede zu vertrauliche Annäherung fern hielt. Er benutzte die Strafzeit zu angeſtrengten Studien und vervollkommnete ſich namentlich im Franzöſiſchen zu einem hohen Grade von Fertigkeit. Die Verſuche, die nach abgebüßter Haft gemacht wurden, ihn von Neuem in die Armee zu bringen, ſchlugen fehl, da wurde York durch mancherlei Empfehlungen, ſelbſt durch eine des damaligen Prinzen von Preußen, ſpäter Friedrich Wilhelm II., an deſſen Schwager, den Erbſtatthalter, nach dem Haag gewieſen; in einer der Empfehlungen wird der Empfohlene ein Officier voll Ehre und Ehrgefühl genannt, der den Dienſt in höchſter Vollkommenheit verſtehe. So hatte er Alles, was zur Reiſe gehörte, aber keine Mittel, ſein ganzes Vermögen beſtand in ein Paar koſtbaren Piſtolen; er bot ſie einem Kameraden zum Kauf an, welcher ſie ausſpielte. Der Stabsofficier, auf deſſen Loos ſie fielen, ſchickte an York hundert und fünfzig Thaler als Erlös der Lotterie und die Piſtolen als Andenken an ſeine Braunsberger Freunde. York ging nun nach Amſterdam; da war eben Alles in Gährung, die Magiſtraturen, in voller Auflehnung gegen den Statthalter, waren auf den Punkt, ein Heer gegen ihn in's Feld zu ſtellen. Vor der Hand ohne Ausſicht, mit erſchöpften Mitteln und voll Thatendrang nahm York das Anerbieten eines Flottencapitains an, ihn auf einer Expedition nach dem Kap zu begleiten. Auf der Fahrt kam es zu einer Schlacht mit einer Abtheilung der engliſchen Flotte; nach hartem Kampfe wurde ſie in die Flucht geſchlagen und York auserſehen, die Siegesbotſchaft nach dem Haag zu bringen.

Während eines ſchweren Gewitters beſtieg er ein kleines Segelboot, ein Orkan raſ'te, er freute ſich des Sturmes, der ihn um ſo raſcher an's Ziel jagte. Schon am zweiten Abend kam er im Haag an und fand den Erbſtatthalter im Schauſpiel; der ließ die Vorſtellung unterbrechen, York mußte auf's Theater und von dem herab die Siegesnachricht dem Publikum mittheilen. Der Jubel war unermeßlich. Auch für York brachte der Sieg eine ſchöne Frucht; er erhielt eine Compagnie bei der Garde, die Erbſtatthalterin ſorgte zart und reichlich für die Equipirung; er war am Ziel ſeiner kühnſten Wünſche, aber nur für kurze Zeit. Das Weichliche des Hoflebens, das Unkriegeriſche des Dienſtes genügte ihm nicht, er bedarf der Aufregung, er ſucht ſie und findet ſie nur am Spieltiſch. Er ſtürzt ſich in Schulden; um ſie zu tilgen, verkauft er ſeine Compagnie und ſich ſelbſt der oſtindiſchen. Im Regiment eines Schweizers Meuron macht er ſich zum zweiten Mal auf den Weg nach dem Kap, diesmal erreicht er's. Souffren, der größte Seeheld aller Zeiten, commandirte die Flotte, in ſeine Nähe kam York, an ſeiner Seite ward er verwundet. Der Krieg währte nur kurze Zeit. Der Friede führte Yorks Truppen nach Ceylon; ſie beſtanden aus trotzigen, verwilderten Burſchen ohne Zucht und Gehorſam; mit der Piſtole in der Hand zwang er ſie dazu; er war's gewohnt, wilde Thiere zu überwältigen, denn die Jagd, dort ein Kampf auf Tod und Leben, war ſeine Erholung, ſeine Luſt; da iſt er der Jäger geworden, der er Zeitlebens geblieben, in der Feldübung, wie in der Feldſchlacht. Aber des rauhen Waidmann's Seele war auch für zartere Gefühle nicht unzugänglich; die Liebe zog in ſein Herz mit aller Macht, die Liebe zu einem armen ſchönen Mädchen. Ein reicher wackrer Kaufherr bewarb ſich um ihre Hand; ſie geſtand ihm, daß York ihre Neigung beſitze; da wandte der Bewerber ſich an ihn. Nach ſchwerem Kampf ſiegte Vernunft und Beſonnenheit, ſiegte die Rückſicht auf die Geliebte; er führte ſie dem Bewerber zu und bat nur um die Begünſtigung, Zeuge ſein zu dürfen bei der Trauung. Aeußerlich ruhig und kalt hörte er die Traurede mit an, als die Braut ihr „Ja“ ſprach, ſtürzte er zur Erde. — Er ſehnte ſich ſollUrlaubt, nahm und kehrte nach Holland zurück. Hier hatten die Unruhen ſich geſteigert, der Glimmſtoff war in helle Flammen ausgebrochen. Die Gegner des Erbſtatthalters machten ihm glänzende Anerbietungen, aber ſeine Dankbarkeit gegen dieſen und deſſen Gemahlin, und das alte preußiſche Herz, das noch immer königlich ſchlug, waren ſtärker als jene Lockungen, er nahm ſeinen Abſchied und kehrte nach Preußen zurück. Hier errichtete Friedrich der Große einige neue Freiregimenter, York bat ihn um Anſtellung in einem derſelben, und erhielt folgende Antwort:

„Nach Seiner eignen Anzeige von geſtern hat Er auf der Flotte unter dem Befehl des franzöſiſchen Generals v. Souffren gedient. Wenn er alſo den Seedienſt wohl verſtehen mag, ſo iſt doch nicht zu vermuthen, daß Er ſich zum Landdienſt ſchicket, und dazu ſind doch einzig und allein beſtimmt die neu errichtet werdenden Freiregimenter Seines wohl affectionirten

Friedrich.“

Noch am ſelben Tage berichtet York den Irrthum, als habe er nur zur See gedient, wiederholte ſein Geſuch und erhielt Tages darauf die nachſtehende Antwort: „Ich muß nach Seinen letzten Seedienſten billigſt Bedenken tragen, Ihn bei der Infanterie wieder anzuſtellen, und würde das ebenſo viel ſein, als wollte ein Koch Tanzmeiſter werden.“

Erſt im folgenden Jahre unter Friedrich Wilhelm II. wurde York auf Möllendorf's Verwendung, wie es im Patent heißt „wegen ſeiner guten Qualitäten und erlangten Kriegs-Experienz“ zum Capitain und Compagniechef bei den Füſiliren ernannt. Jetzt war er wieder preußiſcher Officier und war's mit ganzer Seele. Innerlich immer noch der alte Vulkan, war doch die glühende Lava umkruſtet von erkalteter, zurückgehalten von der Herrſchaft über ſich ſelbſt, welche die Unterwerfung der Andern ſichert. Wie der Jäger nur ein Ziel im Auge hat, ſeine Beute, ſo auch er nur ein Ziel, ſeine Pflicht, und wie der Jäger in ſteter Geſpanntheit und Straffheit ſein Ziel verfolgt, ſo auch er; dieſe Straffheit theilte er, wie durch magnetiſchen Rapport, ſeinen Untergebenen, ja, ſeinen Vorgeſetzten mit, darum iſt er zeitlebens Allen unbequem geweſen, aber darum hat er auch Großes geleiſtet, was in der Bequemlichkeit ſich nimmer vollbringt.

York kam in eine ſchleſiſche Stadt in Garniſon; der Erbprinz von Hohenlohe, derſelbe, der im baieriſchen Erbfolgekriege von ihm geſagt: der Herr wird hitzig, war ſein Chef. York war oft bei ihm in Breslau. Einſt ſtieg er mit einem Kameraden im Geſpräch langſam die Treppe zu ihm hinauf, ein junger ſtolzer Graf ſchritt, ſie raſch überholend, zwiſchen ihnen hin und ſtreifte York, ohne ſich zu entſchuldigen; da zog ihn dieſer am Rockſchooß zurück und ſagte: „Wer beim Capitain York vorbeigeht, der ſehe ſich vor, daß er nicht hangen bleibt.“ Wüthend eilte der Graf zum Erbprinzen, beſchwerte ſich über die Beleidigung, die ihm und in ihm einer der erſten Familien der Provinz zugefügt werde, und forderte Genugthuung; in freundlicher ſarkaſtiſcher Weiſe erwiderte der Prinz, er möge ſich beruhigen, York ſei ein Mann, der jeden Augenblick bereit ſei, Genugthuung zu geben. Eine ſolche zu fordern, war der Graf nicht gemeint. Bald darauf verheirathete ſich York. Er hatte nicht auf Rang und Reichthum, ſeiner Frau fehlte Beides, aber auf Seelenadel geſehen. Er wurde zurückgeſetzt im Avancement, ein Prinz von Anhalt eingeſchoben. Der Erbprinz von Hohenlohe ſchrieb an den König: „York iſt ein vortrefflicher Officier, voll der reellſten Ambition, und ſein Beſtreben, ſich in allen Dienſtkenntniſſen zu vervollkommnen iſt ſo eifrig als beharrlich. Wollen Eure Majeſtät mir eine beſondere Gnade, dem Hauptmann aber Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſo flehe ich Höchſtdieſelben an, ihn zum überzähligen Major zu ernennen und ſein Patent vor dem des Prinzen von Anhalt datiren zu laſſen.“ Der König ſchlug das Geſuch ab, weil keine übercompletten Stabsofficiere ernannt werden ſollten, aber er ernannte York zum etatsmäßigen. Als ſolcher machte er den Zug gegen den polniſchen Inſurgenten im Jahre 1794 mit; ein Regiment wich und riß das Bataillon, in dem York ſtand, mit ſich fort, er fuhr mit ſeiner dämoniſchen Gewalt auf die Weichenden los, ſie ſtanden, mit gefälltem Bajonnet führte er ſie nun gegen die Polen, die bald in wilde Flucht ſich auflöſten. Der König hatte das mit angeſehen und ſandte einen Adjutanten, York zu beloben, der hörte ihn kaum zu Ende:

„Schaffen Sie Cavallerie zum Nachſetzen!“ rief er. Das geſchah, die Feinde verloren tauſend Mann und elf Geſchütze. Für dies Gefecht wurden dem Bataillon zwei Orden pour le mérite bewilligt; einen erhielt nach damaliger Sitte der Chef, den andern das Bataillon. Der Chef, obgleich er bei dem Gefecht nicht zugegen geweſen war, nahm den einen und wollte, York ſolle den andern nehmen; der lehnte es ab. Auf Unkoſten des Bataillons möge er nicht geehrt ſein. Bataillonschef wäre er gern geworden, da war er in der Lage ſchaffen zu können; er ward’s nach mancher Zurückſetzung erſt drei Jahre ſpäter. Johannisburg in Preußen, ſeine neue Garniſon, beſtand aus Hütten, er baute ein Haus, damit er die Officiere ſeines Bataillons bei ſich ſehen und im geſelligen Verkehr auf ſie wirken könne. Die damals noch allgemein gebräuchliche Prügelſtrafe ließ er nur in den ſeltenſten Fällen, niemals öffentlich anwenden. Nachdem er das Bataillon zwei Jahre geführt, wurde er gefragt, ob er wohl ein Jägerregiment führen möchte: Er erklärte, er würde lieber in Johannisburg Bataillonschef bleiben; dennoch berief ihn der König (Friedrich Wilhelm III.) zum Commandeur des Jägerregiments in Mittenwalde. Das war ſo verwildert, daß ſelbſt der commandirende General es vermied, die Jäger beim Manöver mit heran zu ziehen, und wenn es einmal geſchah, ſie und ſich mit der ſtehenden Redensart entſchuldigte: Sie ſind wie das wilde Heer, das man muß austoben laſſen! York brachte bald einen neuen Geiſt in das Corps; am meiſten machten ihm die alten Hauptleute zu ſchaffen, aber auch ſie wurden mit fortgeriſſen. Sie erhielten Ration, damit ſie die Bewegungen zu Pferde leiten könnten, aber ſie waren es von Alters her gewohnt, Wagenpferde ſtatt der Reitpferde zu halten, mit der Familie auszufahren und nur beim Manöver die ſchweren Gäule zu beſteigen. York aber forderte von den dicken Herren auf den dicken Pferden nicht minder Raſchheit und Beweglichkeit. „Reiten Sie, reiten Sie, Herr Hauptmann“, ſchrie er, „brechen Sie den Hals, wenn es nicht anders gehen will, warum reiten Sie ſolche Schindmähren?“ Da wurden die Reiter und Pferde mit der Zeit magerer, aber auch raſcher. Der Dienſt galt York Alles; wenn die Jäger in der Exercierzeit Tanzvergnügungen beſuchten, rief er ärgerlich: Da gehen die Kräfte zum Teufel, die dem König gehören! Dabei gewährte er ihnen jede Freiheit, die ſich mit ihrem Berufe vertrug oder ihn förderte, er führte bei der Parade das loſe noch heut übliche Tragen der Büchſe in der rechten Hand ein, er behielt gern die Jäger im Bataillon, die im Ruf von Wildſchützen ſtanden, während ſie ſonſt entlaſſen wurden. „Der König würde ſeine beſten Leute verlieren,“ ſagte er.*) Wurden ſie ertappt, ließ er ſie nach Vorſchrift beſtrafen; ein tüchtiger, ſagte er, muß ſich nicht fangen laſſen.

Bei der nächſten Heerſchau erregten die Jäger Staunen und Bewunderung; der König beſtimmte für York den Orden pour le mérite; als dieſer durch General v. Kleiſt dies hörte, fragte er, ob das gewiß ſei, ob er ſich auf Kleiſt berufen könne; da ihm das zugeſagt wurde, ging er zum König und ſagte ihm, er möchte nicht gern der Revue einen Orden verdanken, den er auf dem Schlachtfelde zu erwerben hoffe. Er bekam den Orden nicht, aber am andern Tage eine Anweiſung auf die Einkünfte einer Amtshauptmannſchaft, wie es in der Cabinetsordre hieß: Zum Beweiſe Königlichen Wohlwollens und der Zufriedenheit mit den geleiſteten Dienſten.

Es kam der unglückliche Feldzug von 1806. Die Jäger trugen kleine grüne Federbüſche auf ihren Hüten, die Officiere kleine weiße. Die Mode ließ dieſe Büſche allmählig wachſen, York blieb bei den kleinen und begnügte ſich mit Spöttereien über die großen, die in der Campagne den feindlichen Schützen, wie frühere Erfahrung gelehrt, die Officiere als Zielſcheibe kennbar gemacht und viele Verluſte herbeigeführt hatten. Kurz vor dem Ausmarſch rief er ſeine Officiere zuſammen und ſagte ihnen: „Sie wiſſen, daß ich die großen Büſche nicht habe leiden können, der gegenwärtige Augenblick iſt aber nicht geeignet, ſie abzuſchaffen, und um mich nicht vor den Herren auszuzeichnen, habe ich mir auch einen großen angeſchafft.“ Damit ſteckte er einen ſehr großen an ſeinen Hut.

Er zog mit trüben Ahnungen ins Feld. Es war ſeine Eigenthümlichkeit, daß nur die nahende Gefahr ihn beunruhigte, mitten drin war er ruhig und kalt. Seine Stellung war zu untergeordnet, als daß er hätte in die Speichen des Rades eingreifen können, das die Staatsmaſchine dem Untergang entgegenrollte; er ſaß nicht im Regimente, er führte nur das ſeine, aber wie führte er's! Als die andern aufgelöſt waren, blieb ſeins geſchloſſen. Als beim allgemeinen Rückzuge die Franzoſen überall kecke Jagd hielten, da jagte er ſie bei Altenzaun in der Altmark in die Flucht. Das war ein Balſam; aber heilen konnte er die tauſend Wunden nicht, an denen Land und Heer im Eiterungsfieber ſiechten. York mußte dem Blücher'ſchen Corps bis Lübeck folgen; als die Stadt vom Feinde beſtürmt wurde, warf eine Kartätſchenkugel ihn nieder; ſeine Leute wurden von der Uebermacht zurückgedrängt. „Jäger, wollt Ihr Euren blutenden Oberſten verlaſſen?“ rief Blücher; ſie drangen von Neuem vor und trugen den Ohnmächtigen in ein Haus. Er wurde mit dem ganzen Corps gefangen, genas von ſeiner Wunde unter liebreicher Pflege und wurde auf Ehrenwort entlaſſen mit der Beſtimmung, bis zur Auswechſelung oder bis zum Frieden in ſeiner früheren Garniſon zu bleiben. Als er daheim ins Zimmer trat, hatten Gram und Grimm ihn ſo verändert, daß Weib und Kind ihn nicht erkannten, aber ein Kanarienvogel, den er immer ſelbſt gefüttert, flatterte im Käfig hoch auf und fiel dann todt nieder.

---

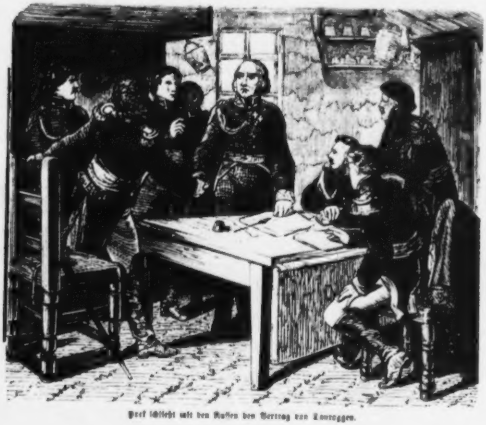
*) Noch vor ganz Kurzem nahm ein ſehr hochſtehender Staatsmann einige wegen ähnlicher Vergehen entlaſſene Garde-Jäger als Förſter in ſeine Dienſte; „das ſind die Beſten,“ ſagte er.

York's Auswechſlung wurde franzöſiſcherſeits hingehalten ſo lange als möglich; nachdem ſie endlich erfolgt, eilte er ſogleich nach Königsberg zum König. Am 16. Juni kam er dort an, am 18. ernannte ihn der König zum General und ſandte ihm den Orden pour le mérite. Diesmal durfte er ihn annehmen. Einige Wochen darauf wurde er vom General Köckeritz im Auftrage des Königs befragt, ob er wohl die Stelle als Erzieher des Kronprinzen annehmen würde. Er erklärte mit Entſchiedenheit, daß er dazu nicht geeignet ſei. Das war nicht Beſcheidenheit; York war etwas Beſſeres als beſcheiden, er war ſtolz, er hatte den rechten, ächten Mannesſtolz, der ſich deſſen bewußt iſt, was er kann, der aber keinen Menſchen betrügen will, auch nicht ſich ſelbſt. Ancillon wurde nun zum Führer des Kronprinzen gewählt. Es iſt eine unfruchtbare aber ſich unwillkürlich aufdrängende Frage, ob nicht manches anders gekommen, wenn ſtatt des feinen, milden, alles Extreme vermeidenden oder vermittelnden Ancillon, der extreme, ſcharf einſchneidende York Führer des Kronprinzen geworden wäre? Als General war er im neuen Wirkungskreiſe der alte, unausgeſetzt thätig, zu unausgeſetzter Thätigkeit treibend, zwingend, überall der Erſte. Da in Marienwerder ein Sträflingstransport in der Nacht ſich gewaltig empört hatte, ſtürzte er mitten hinein und hieb zwei nieder. Die Andern ergaben ſich. Auf einer Inſpectionsreiſe wollte er ein Huſarenregiment inſpiciren, man war gewohnt, es als eine bloße Förmlichkeit anzuſehen, wenn das von einem Infanterie-General geſchah, und führte ihm deßhalb ein dickleibiges Paradepferd vor; er wies es zurück, forderte ein Huſarenpferd, beſtieg es, ſetzte ſich an die Spitze des Regiments, führte es durch Büſche und über Gräben, daß mancher Czako und mancher Reiter herunterflog; er, in Allem ſattelfeſt, blieb feſt im Sattel und führte das Manöver zu Ende zur Bewunderung aller Cavalleriſten. Der König übertrug ihm Commando des Armeecorps in Weſtpreußen. York war damals ohne Hoffnung für die Zukunft, aber in voller Thätigkeit für die Gegenwart, einem Schiffscapitain gleich, der es weiß, das Schiff muß ſinken, der es aber nicht verläßt, der feſt und ruhig das Steuer führt, bis er mit verſinkt; deßhalb übernahm er einen ſchwierigen und gefahrvollen Auftrag ohne anderes Bedenken, als daß er ihm nicht vollſtändig gewachſen ſei; der König bevollmächtigte ihn, in den ihm anvertrauten Provinzen als höchſte Autorität in Militair- und Civilſachen zu handeln und legte die Entſcheidung über Krieg und Frieden in ſeine Hand. Es war das in der Zeit, da Preußen ſchwankte, ob es an Rußland oder Frankreich ſich anlehnen ſolle; das Bündniß mit dem letzteren machte dieſem Schwanken und jener Vollmacht ein Ende. York wurde zweiter Befehlshaber des Armeecorps, das unter Grawert mit Napoleon gegen Rußland zog; als Grawert erkrankte, wurde er erſter Befehlshaber. York im Bunde mit Frankreich gegen Rußland! — Jedem andern wäre das Herz gebrochen, aber Yorks Herz war von gehärtetem Stahl wie ſein Degen. Der König, der ſeinen Franzoſenhaß kannte, hatte eigenhändig am Schluß der Ernennung hinzugefügt: „Es iſt mir äußerſt viel daran gelegen, daß Sie die Ihnen beſtimmte Stelle annehmen, da mir Ihre Treue, Anhänglichkeit und Kriegserfahrenheit zur Genüge bekannt iſt und ein ſolcher zuverläſſiger Mann bei dieſem Corps und unter ſolchen Umſtänden unumgänglich nothwendig wird. Ich werde jede Gelegenheit wahrnehmen, Ihnen dafür meine Dankbarkeit zu beweiſen."

Dreihundert Officiere, der vierte Theil des geſammten Officiercorps, nahmen ihren Abſchied und gingen größtentheils in's Ausland und in fremde Dienſte, als Preußens Alliance mit Frankreich bekannt wurde. York bekämpfte ſeinen tiefen Groll; er gehörte dem König und dem Vaterlande um jeden Preis, er fragte nicht nach dem, was ſeiner Neigung, ſeinem Haß entſprach, er fragte nach dem, was die Pflicht befahl, und die befahl Gehorſam. Nicht allen Officieren ſeines Armeecorps gelang es, ihrer Gefühle Meiſter zu werden. Sechs Schwadronen franzöſiſcher Garde-Dragoner kamen in ein Dorf, in dem zwei Schwadronen preußiſcher Huſaren lagen, und forderten, die Preußen ſollten ihnen Platz machen. Major

v. Thümen, der hier commandirte, machte ihnen das Anerbieten, die Quartiere nach Verhältniß der Zahl zu theilen, das wurde mit Stolz zurückgewieſen. Die Kaiſerliche Garde ginge allen andern Truppen vor, die Preußen könnten ihre Pferde an die Zäune binden. Da ſchrie Thümen: „Auch nicht einen Stall räume ich jetzt ein!“ Er ließ Alarm blaſen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Da zogen die ſechs Schwadronen weiter. Doch vergab York der Ehre nichts: als Marſchall Davouſt einige Officiere des preußiſchen Corps verdächtigen wollte, wies er das entſchieden und mit ſolcher Würde zurück, daß der Marſchall erwiderte, er habe mit Vergnügen dieſen Ausdruck von Geſinnungen geleſen, welches die eines Soldaten, der ſein Vaterland liebe, und eines Mannes von Ehre ſeien.

Yorks nächſter Vorgeſetzter war der Marſchall Macdonald, ein feiner Mann, wohlwollenden Gemüths, der alles that, um York durch perſönliche Liebenswürdigkeit zu gewinnen. York blieb kalt, wie Stahl, aber auch eben ſo polirt und fleckenlos; er und ſeine Truppen gewannen ſich durch ihre Leiſtungen auf dem Paradeplatze wie in der Schlacht durch ihre Zucht und ihre Tapferkeit ungetheilte Anerkennung. Napoleon ſelbſt ließ bei einem Vorbeimarſch einige von ſeinen Grenadieren kommen, damit ſie ſähen, wie vortrefflich die Preußen geſchult ſeien, und als die Grenadiere unwillig ſich abwendeten, befahl er ihnen hinzuſehen, ſie ſollten ſich ein Muſter daran nehmen. Aber auch im Kampf erzwangen die preußiſchen Truppen ſich Achtung bei den Franzoſen wie bei den Ruſſen. Macdonald ſchrieb an einen Jugendfreund: „Hohe Achtung muß man der Bravour und Ausdauer der preußiſchen Truppen und der richtigen Einſicht ihrer Officiere zollen, und meine Achtung vor ihnen ſteigt mit jedem Tage, ſie rufen: Hurrah! dann ſind ſie auch dem Feind mit dem Bajonnet gleich in den Ribben.“ Dennoch ſchien es, als traute er York nicht ganz, er ſandte einen Generalſtabsofficier, der ihn beobachten ſollte, York lud ihn ein, mit ihm gemeinſchaftlich die Vorpoſten zu bereiten, bei dieſem Ritt pfiffen die feindlichen Kugeln ihnen ſo dicht um die Köpfe, daß jener den General dringend bat, ſich doch nicht ſo ſehr auszuſetzen; York that, als nehme er's für Wahrheit, daß jener nur für ihn und nicht für ſich beſorgt ſei, verſicherte, das habe gar nichts zu ſagen, er ſei das gewohnt, und ritt immer weiter in den Kugelregen hinein. Da berichtete jener, als er zurückkam, es ſtehe alles ganz vortrefflich und ſei gar keine Veranlaſſung zu weiterer Beobachtung! — Damals ſchon mochte man ruſſiſcher Seits eine Annäherung an York wünſchen. Der ihm gegenüberſtehende General Eſſen lud ihn dringend zu einer mündlichen Beſprechung ein, ſie erfolgte, es blieb aber auf beiden Seiten bei höflicher gleichgültiger Unterhaltung. Yorks Erſcheinung imponirte ſo, daß Eſſen nicht den Muth haben mochte, mit den beabſichtigten Anträgen hervorzutreten. Yorks Verhältniß zum Marſchall Macdonald war bisher ungetrübt geblieben. Als aber an die Stelle preußiſcher Verpflegungsbeamten franzöſiſche traten, durfte York die Nachläſſigkeit dieſer Herren nicht dulden, er war das ſeinen Truppen, er war das ſeinem König ſchuldig; daß er das Letztere in ſeiner Klage gegen den Marſchall ſcharf betonte, daß er ſich nicht wie andere als einer der Satelliten Napoleons anſah, daß er ſich als preußiſcher Heerführer ausſprach, das war mehr als ein Franzoſe vertragen konnte, ſolche Anmaßung mußte gedemüthigt, ihre Wiederholung unmöglich gemacht werden, vielleicht hatten auch Einflüſterungen dem Marſchall Verdacht eingeflößt, oder Yorks ſich gleichbleibende kalte Höflichkeit gegenüber der lockenden Liebenswürdigkeit des Oberbefehlshabers hatten dieſen endlich ungeduldig gemacht; die großen Ereigniſſe drängten ſich jetzt in ſo gewaltiger Wucht und Flucht, daß keine Zeit blieb, die kleineren, die ihnen vorangingen, bis in ihre Urſachen zu ergründen; das nun war erſichtlich, Macdonald wollte York los werden, er ſollte ſich veranlaßt fühlen, freiwillig zurückzutreten oder von Leidenſchaft hingeriſſen eine Uebereilung begehen, die ihn für die Zukunft unmöglich machte. Als er eines Tages ſich von neuem ſchriftlich in höflich gemeſſener Weiſe bei Macdonald beſchwerte, daß die Pferde ſeit zwei Tagen keinen Hafer erhalten und ſchon einige crepirt wären, ſchickte Macdonald einen Oberſten zu ihm mit einem Schreiben, angefüllt von Verdächtigungen und beleidigenden Ausdrücken, ſeine Angaben wurden geradezu unwahr genannt, am Schluß ſtellte Macdonald die abenteuerliche Behauptung auf: Wenn Pferde crepirt wären (crever heißt auf Franzöſiſch „crepiren“, aber auch „platzen“) ſo könne das nur aus Dickleibigkeit geſchehen ſein! — York lag ſchon im Bett, als der Oberſt ankam, auf deſſen Drängen wurde er geweckt, der Oberſt überreichte das Schreiben, York las es durch ohne eine Miene zu verziehen. Er durchſchaute ſofort die Abſicht und erwiderte mit vollſter Ruhe, der Adjutant, der die franzöſiſche Correſpondenz beſorge, ſei nicht anweſend, die Beantwortung könne daher erſt morgen erfolgen. Der Oberſt, der einen anderen Eindruck erwartet hatte, fragte dringend: „Aber was werden Sie thun?“ „Ich werde mich wieder zu Bette legen,“ ſagte York ruhig und verbeugte ſich; da mußte der Oberſt ſich verabſchieden. York berichtete ſogleich das Vorgefallene nach Berlin und ſchrieb am folgenden Tage, höflich wie immer, dem Marſchall, es ſei augenſcheinlich, daß dieſer widerſprechende Berichte erhalten habe und er, York, müſſe daher auf ſtrenge Unterſuchung dringen. Von Berlin erhielt er Billigung ſeines Verhaltens und die Weiſung, ſich ſo viel wie möglich in gutem Vernehmen mit Macdonald zu halten. Von dieſem bekam York keine Antwort, aber die Pferde bekamen Hafer.



York ſchließt mit den Ruſſen den Vertrag von Tauroggen.

Kurze Zeit darauf liefen Gerüchte ein von der Zerrüttung der bis dahin ſiegreich geglaubten franzöſiſchen großen Armee; der Marſchall ſchenkte ihnen keinen Glauben, oder that wenigſtens ſo, der Nachfolger Eſſens aber, der General Pauluzzi, machte an York vertrauliche Mittheilungen von den franzöſiſchen Niederlagen und zugleich den Vorſchlag, Macdonald gefangen zu nehmen und die Waffen gegen Frankreich zu kehren oder ſich doch nach Preußen zurückzuziehen und die franzöſiſche Armee ihrem Schickſal zu überlaſſen. York erwiderte, daß er kein anderes Intereſſe kenne, als das des Königs und des Vaterlandes, daß er dies Intereſſe nie durch ein eigenwilliges übereiltes Handeln auf das Spiel ſetzen dürfe, und ſchickte ſogleich einen Officier nach Berlin mit der Bitte um Verhaltungsbefehle; die Antwort blieb lange aus und kam endlich in ſehr unbeſtimmten Ausdrücken an. Bei der großen Entfernung, die es denkbar machte, daß, ehe die Antwort anlangte, ſich die Verhältniſſe ſchon wieder geändert hatten, bei der eigenthümlichen, gefahrvollen Lage, in der ſich Preußen befand, in der jeder falſche Schritt in's Verderben führen konnte, mochte es am gerathenſten erſcheinen, York freie Hand zu laſſen. Unterdeſſen wurde nicht nur Pauluzzi, ſondern auch die Sachlage immer dringender; wie ſehr auch Macdonald den Schein vollſter Sorgloſigkeit annahm, hatte er doch nichts dagegen, als York ihn um Erlaubniß bat, die preußiſchen Truppen mehr concentriren zu dürfen; mochten dieſe nun künftig für oder gegen Frankreich kämpfen, ſo war das eine Maßregel von hoher Bedeutung, indem ſie ihnen ihre Unabhängigkeit erhielt. Noch war York ohne Beſcheid, ja ohne Fingerzeig von oben, er wußte nicht einmal, daß der König vor Eröffnung des Feldzuges Kneſebeck nach Petersburg geſchickt hatte, um unter der Maske des Friedensvermittlers Alexander vertraulich zu ſagen, daß wenn die franzöſiſche Armee in Rußland eingedrungen ſei, das Glück ſich aber gegen dieſelbe wende, das preußiſche Corps zur rechten Zeit bereit ſein würde, ſich mit den Ruſſen zu vereinen. Von dieſem Auftrage konnte York nichts wiſſen. Außer Kneſebeck, von dem der Gedanke ausging, und außer dem König, der ihn genehmigt, wußte keiner davon. York blieb ungeachtet wiederholter dringender Bitten ohne beſtimmte Inſtruction, denn die mündliche Weiſung, die ſein Adjutant aus Berlin ihm mit zurückbrachte, er ſolle nach den Umſtänden handeln, war eine ſehr unbeſtimmte, und doch mußte gehandelt werden; es kamen nicht nur Gerüchte, es kamen Berichte, unzweifelhafte Berichte, daß die franzöſiſche große Armee kaum mehr exiſtire. Als Macdonald ſich endlich davon überzeugen mußte, muthete er den preußiſchen Truppen Gewaltmärſche und aufreibende Anſtrengungen zu, er beſtimmte ihnen Tauroggen als den Punkt, woſelbſt ſie ihn treffen würden; da ſie aber nach übermenſchlichen Anſtrengungen dort ankamen, fanden ſie ihn nicht. Unter den jüngeren Officieren derjenigen preußiſchen Truppen, die Macdonald bei ſich hatte, zeigte ſich jetzt ſchon das Verlangen, abzufallen von den Franzoſen und ſich den Ruſſen anzuſchließen. Die älteren aber fragten nicht nach der Neigung, ſondern nur nach der Pflicht; Capitain Graumann ſprach: „Meine Haare ſind grau geworden in treuem Dienſt, fordert nicht von mir, daß ich in meinem Sinn handle, wenn meine Pflicht gegen den König anders ſpricht.“ Rittmeiſter Stiern rief: „Wenn der König befiehlt, daß ich mit meiner Hand meine Frau und meine ſieben Kinder niederſäbeln ſoll, ſo thue ich's, aber deſertiren kann ich nicht.“ — War irgend einer gewohnt ſeine Neigung der Pflicht zu opfern, ſo war es York. Aber was war jetzt Pflicht? Es war möglich, daß er ſich durchſchlug, daß er wenigſtens mit einem Theil ſeines Corps Macdonald erreichte, aber waren dann nicht die Truppen an das franzöſiſche Intereſſe gekettet, und doch durfte billig gezweifelt werden, ob das des Königs Abſicht war; ſo lange die aber zweifelhaft war, ſo lange mußte ſich York nach beiden Seiten hin freihalten; er erklärte ſich bereit, als der ruſſiſche General Diebitſch ihn um eine Unterredung zwiſchen den Vorpoſtenketten erſuchen ließ. Das Reſultat derſelben war folgendes Abkommen: Das Yorkſche Corps beſetzt den Landſtrich, der zwiſchen Memel, Tilſit und dem Haff liegt, dieſer Strich bleibt neutral, das Corps bleibt unthätig, bis Befehle vom König eingehn, befiehlt der König, daß es ſich mit der franzöſiſchen Armee wieder vereinigt, ſo wird es bis zum 1. März nicht wieder gegen

Rußland dienen; diejenigen Truppen, welche getrennt vom Hauptcorps unter Maſſenbach ſich bei Macdonald befinden, ſind in dieſe Convention mit eingeſchloſſen.

York hatte am Tage vor dieſem Abkommen einen Zettel von Macdonalds Hand erhalten, der ihn dringend aufforderte, ſich mit ihm zu vereinigen, die Möglichkeit ſich durchzuſchlagen war nicht zu leugnen; zu gleicher Zeit hatten die ruſſiſchen Feldherrn an York die Forderung geſtellt, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache und ſo, wie ſie verſicherten, dem Kriege mit einem Schlage ein Ende zu machen, da das Macdonaldſche Armeecorps von der ganzen franzöſiſchen Armee das einzige noch kampffähige ſei.

Für York war franzöſiſcher Seits der Marſchallsſtab und das Commando eines eignen Armeecorps von Napoleon verheißen, auf der ruſſiſchen Seite ein glorreicher Erfolg, Lohn und Ehre. In York's ganzem Weſen lag keine Halbheit, ſeine Neigung drängte ihn gewiß zur entſcheidendſten That, aber gewohnt, nur die Pflicht zu fragen, wählte er auch hier den Mittelweg, er wählte ihn, um dem König ſo viel wie möglich freie Hand zu laſſen, er wählte ihn, weil er nicht ſein Beſtes, weil er des Vaterlandes Beſtes ſuchte. Unzweifelhaft hat, als die Wage noch ſchwankte folgender Umſtand mit beigetragen, ihn zu beſtimmen. Er ſetzte ſeinen Generalſtabschef Oberſt von Röder von allen Verhältniſſen in Kenntniß und fragte ihn nach ſeiner Anſicht. Dieſer antwortete, er könne keinen Rath ertheilen. Für den König, für den Staat, für die Armee, würde es von großem Vortheil ſein, wenn York das Abkommen träfe, für Yorks Perſon könne es höchſt gefährlich ſein. „Was meine Perſon!" rief er, „für meinen König gebe ich auf's Schaffot, ich ſchließe ab!" er wandte ſich zu den ruſſiſchen Officieren und ſagte: „Ihr habt mich!"

Nach der zu Tauroggen am 30. December 1812 abgeſchloſſenen Convention theilte York dem Officiercorps mit, was er gethan, und ſandte an Maſſenbach den Befehl, mit den bei Macdonald befindlichen Truppen herzumarſchiren. York wollte die Verantwortlichkeit ganz allein auf ſich nehmen, deshalb befahl er und ſtellte es nicht in Maſſenbachs freien Willen, ob er kommen wollte oder nicht. Die Truppen nahmen die Nachricht der Convention mit einem Jubel auf, als wäre es eine Siegesnachricht. York zeigte das, was er gethan, ſofort dem Könige und Macdonald an. Das Schreiben an den Letzteren enthielt die Worte: „Welches auch das Urtheil ſein mag, das die Welt über mein Verfahren fällen wird, ich bin darum wenig in Unruhe; die Pflicht gegen meine Truppen und die reiflichſte Erwägung ſchreiben es mir vor; die reinſten Beweggründe, wie auch immer der Schein ſein mag, leiten mich." Der Bericht an den König ſchloß mit den Worten: „Euer Majeſtät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben ſollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung ſterben, wenigſtens nicht als treuer Preuße und Unterthan gefehlt zu haben. Jetzt oder nie iſt der Zeitpunkt, wo Ew. Majeſtät ſich von den übermüthigen Forderungen eines Alliirten losreißen können, deſſen Pläne mit Preußen in ein mit Recht Beſorgniß erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Dieſe Anſicht hat mich geleitet. Gebe Gott, daß ſie zum Heil des Vaterlandes führt. York."

Als Macdonald die Nachricht von dem Abfall der preußiſchen Truppen bekam, war er im erſten Augenblick beſtürzt, er hatte nichts geahnt, doch benahm er ſich gegen den preußiſchen Officier und die Mannſchaft, die bei ihm zu Ordonnanzdienſten kommandirt waren, liebenswürdig und edel und entließ ſie reich beſchenkt zur York'ſchen Abtheilung. Der König war unangenehm überraſcht, die Verhältniſſe in Berlin waren noch immer bedenklicher Art, er glaubte ſich damals nicht in der Lage, offen mit Frankreich brechen zu können, gab deshalb dem franzöſiſchen Geſandten ſein Bedauern über das Vorgefallene zu erkennen, nahm York das Commando und befahl, daß Kriegsgericht über ihn gehalten werden ſollte. Das hatte York nicht erwartet; wohl hatte er ſeinen Kopf dargeboten, und das war bei ihm nicht Redensart, er war der Mann dazu, ſich zu opfern für König und Vaterland, wenn's Noth that, aber that es denn Noth? — Was er gethan, das hatte er gethan, nicht aus Rückſicht auf die Lage des Heeres, ſondern aus Rückſicht auf die beſondere Lage des Landes, ein Kriegsgericht konnte nur Rückſicht nehmen auf ſeine militairiſche Stellung, die aber konnte die Convention nicht vertheidigen, faßte man die ausſchließlich ins Auge, ſo mußte das Kriegsgericht ihn verurtheilen, mußte ihn für feig erklären. Das war das Härteſte, was ihn treffen konnte. Der Kaiſer von Rußland ließ ihm Verwendung zuſagen, und für den äußerſten Fall ruſſiſche Dienſte, er wies jene mit Höflichkeit, dieſe mit Entrüſtung zurück. In ſolch drückender Lage konnte ihm nicht einmal das Bewußtſein glücklichen Erfolges Troſt gewähren, denn durch Ungeſchick und Schlaffheit des ruſſiſchen Oberbefehlshabers blieben alle die Erfolge aus, welche York ſich mit Zuverſicht von der Convention verſprochen hatte. Macdonald, der mit ſeinem ganzen Armeecorps als abgeſchnitten betrachtet werden durfte, entkam ohne Verluſt, die franzöſiſche Armee, anſtatt vollſtändig vernichtet zu werden, ſammelte ihre Trümmer von Neuem, in Yorks eignem Corps brachte die Muße manchen auf unnütze Gedanken, die kurz vorher faſt übermüthige Stimmung wurde zur mißmüthigen, die Kunde von Yorks Abſetzung brach ſich Bahn, obgleich die Ruſſen den königlichen Adjutanten nicht durchließen, der den officiellen Beſcheid und den Befehl brachte, York zu verhaften. Dieſer erkannte, daß er zu weit gegangen ſei, um auf halbem Wege ſtehn zu bleiben. Er erkannte, daß er ſeinem König wider deſſen Willen dienen müſſe, um ſo mehr, da er wußte, daß dieſer Wille jetzt nicht frei war. Bisher war die Abſetzung Yorks nur durch Zeitungs-Berichte zu deſſen Kenntniß gekommen, er hielt es für Pflicht, das Commando weiter zu führen, und er erließ deshalb folgende Erklärung in der Königsberger Zeitung:

„Nach einem Artikel in einigen Exemplaren der Berliner Zeitung vom 19. d. M. ſoll der Major und Flügeladjutant von Natzmer an den Herrn General-Major v. Kleiſt abgeſchickt worden ſein, um ihm den Befehl zu überbringen, mir das Commando des Königlichen Armeecorps in Preußen ab- und dagegen es ſelbſt zu übernehmen.

„Der Herr v. Natzmer iſt jedoch weder zu dem Herrn General-Major v. Kleiſt noch zu mir gekommen, und ich werde daher auch um ſo unbedenklicher fortfahren, das General-Commando des Corps und die andern Functionen nach den Beſtimmungen der Cabinetsordre vom 20. December ferner auszuüben, als im preußiſchen Staate eine Zeitung bekanntlich kein officielles Staatsblatt iſt und bis jetzt noch kein General ſeine Verhaltungsbefehle durch die Zeitungen erhalten hat. Um jede Irrung zu verhüten, habe ich für nöthig erachtet, dieſe Erklärung öffentlich bekannt zu machen.

Königsberg, den 27. Januar 1813. v. York."

Seine Truppen gehorchten ihm unbedenklich und unbedingt, aber es gab Schwierigkeiten anderer Art zu überwinden. Miniſter Stein, von Kaiſer Alexander bevollmächtigt, in deſſen Namen die Kriegs- und Geldmittel zur Unterſtützung der ruſſiſchen Unternehmungen gegen die franzöſiſchen Heere zu ſchaffen, trat in der ihm eigenen Weiſe auf, das heißt, mit einer Sicherheit und Kühnheit, die den preußiſchen Behörden wie Anmaßung erſchien, mit dem Zornmuth gegen Napoleon und mit auf das Große und Ganze gerichteten Schritten, die alles, was nebenſächlich erſchien, mochten's Perſonen oder Rückſichten ſein, gleichgültig oder rückſichtslos bei Seite ſchob. Er trat gebieteriſch als Ruſſe auf, während York und die in aller Eile zuſammenberufenen Landſtände nur Befehle vom König oder unter dieſem Namen erlaſſen, reſpectiren wollten. Das gab harte Kämpfe, die der guten Sache gefährlich zu werden drohten. Stein dachte groß genug, ſich ihr nicht nur zu weihen, ſondern ſich ſogar für ſie zu opfern. Er trat zurück. — Noch hatte ſich der König nicht los geſagt von der franzöſiſchen Alliance, aber ihre Fortdauer war unmöglich, das ſagte ſich jedes Preußenherz; der Krieg mit Frankreich konnte, mußte in der nächſten Zeit ſchon losbrechen, da galt es den Moment auskaufen, ſich rüſten zum Kampf auf Tod und Leben. York trat mit der Regierung und den Ständen in Verbindung: allgemeine Bewaffnung gegen den allgemeinen Feind, Hinauswerfen der Franzoſen aus dem Lande mit der vereinten Kraft des Heeres und des Landes, das war der Gedanke, in dem alle übereinſtimmten. Wie das am ſchnellſten zu bewirken ſei, darüber konnten die Meinungen abweichen, über Zweck und Mittel war man eins. York mit ſeiner Kriegserfahrung, mit der Energie ſeines Willens und der Sicherheit, die andere hinreißt, ohne ſelbſt hingeriſſen zu ſein, war die Seele des Ganzen; er benutzte Scharnhorſt's ſchon früher entworfene Pläne zur Bildung einer Landwehr nur theilweiſe; ſie hatten ein allmähliges Vorſchreiten im Sinne, dazu war jetzt nicht Zeit, jetzt mußte Alles im Sturmſchritt gehen, aber auch im Sturmſchritt behielt York vollſte Beſonnenheit und Umſicht und duldete keine öfters verſuchte ruſſiſche Einmiſchung; ſo geſchah das noch nicht dageweſene, daß ein abgeſetzter General ein Armeecorps commandirte, die Verwaltung einer ganzen Provinz leitete, ja der gewaltigen Strömung der Zeit ihr Flußbett anwies und ihren Lauf regelte. Je gewagter das war, deſto höher muß das Vaterland den Helden ehren, der das wagte zur Rettung des Vaterlandes. Dieſer Gedanke allein beſtimmte ihn, denn die Luſt zum Wagen lag York von jeher fern. Mit ruhiger Klarheit erwog er alle Möglichkeiten, wie ein ächter Jäger ſchoß er nie in's Blaue, ſondern viſirte ſcharf, jeder Schuß mußte treffen, ſonſt drückte er nicht los. Aus dieſer Eigenthümlichkeit erklärt ſich manches in ſeinem Leben, namentlich manche Abneigung gegen Perſönlichkeiten, z. B. gegen die Blüchers, der gern wagte.

Unterdeſſen klärten ſich in Berlin die Verhältniſſe, der König ging nach Schleſien, gewann dadurch freie Hand, ſagte ſich los vom franzöſiſchen Bündniß und ſchloß ein enges mit Rußland. Die nächſte Folge davon war für York, daß ihm der Form wegen aufgegeben wurde, ſich ſchriftlich wegen der Tauroggener Convention zu rechtfertigen und daß in Folge dieſer Rechtfertigung der König einen Armee-Befehl erließ, in welchem York für vorwurfsfrei erklärt und zugleich bekannt gemacht wurde, daß er nicht nur im Commando des Armeecorps beſtätigt, ſondern ihm zum Beweiſe Allerhöchſter Zufriedenheit und ungetheilten Vertrauens auch der Oberbefehl über die Truppen des Generals v. Bülow übertragen würde. York erließ nun einen Tagesbefehl an ſeine Truppen, worin es unter anderm heißt: „Ich werde es für meine erſte Pflicht halten, Seiner Majeſtät dem Könige und dem ganzen Vaterlande die hohe Reſignation in's hellſte Licht zu ſetzen, mit welcher das Corps die großen Anſtrengungen und Entbehrungen eines ſeiner Meinung nicht entſprechenden Krieges ertragen, und wird es unter dieſen Umſtänden nie vergeſſen, was es ſich und ſeiner Ehre ſchuldig ſei. Auch in dieſem neuen Kampfe rechne ich mit Zuverſicht auf das volle Vertrauen des Corps ſowie auf ſeine feſte Beharrlichkeit bei den Mühſeligkeiten, die mit jedem Kriege verknüpft ſind und deren Ueberwindung den Ruhm des Soldaten ausmacht.“

Am 17. März zog York an der Spitze ſeiner Truppen in Berlin ein. Der König befand ſich in Potsdam, aber deſſen Bruder, der Prinz Wilhelm, empfing ihn an den Thoren der Stadt; der Empfang der Bewohner war ein begeiſterter, ihr jubelnder Zuruf nahm kein Ende; er warf keinen Blick auf die jauchzende Menge rechts und links, ſtrenge und kalt blickte er vor ſich hin, als ginge ihn das nichts an. Vier Tage ſpäter wurde er zum Könige nach Potsdam beſchieden. Was die Beiden da miteinander beſprochen haben, das hat keiner erfahren. Beide redeten wenig, am wenigſten von ſich ſelbſt; das nur wußte Yorks Adjutant zu ſagen, daß der Feldherr mit gedankenſchwerer Miene in's Schloß gegangen und mit dem Ausdruck freudiger Rührung aus dem Cabinet des Königs herausgetreten ſei. Am Tage vor dem Ausmarſch der Truppen aus Berlin ließ York ſie auf dem Platz vor dem Königlichen Schloß antreten und eine gottesdienſtliche Feier halten, am Schluß derſelben trat er in den Kreis und rief: „Von dieſem Augenblick an gehört keinem von uns mehr ſein Leben; keiner muß darauf rechnen, das Ende des Kampfes erleben zu wollen, jeder ſei freudig bereit, ſein Leben dahin zu geben für das Vaterland und den König!" Dann zurücktretend nach der Seite, wo das Leibregiment ſtand, rief er: „Soldaten, jetzt geht's in den Kampf, ihr ſollt mich an Eurer Spitze ſehen; thut Eure Pflicht; ich ſchwöre Euch, mich ſieht ein unglückliches Vaterland nicht wieder." Der Commandeur des Leibregiments, der alte eiſerne Horn, ward von dieſen Worten ſo ergriffen, daß er York um den Hals fiel und ausrief: „Ich und mein Regiment und gewiß wir Alle werden dem Beiſpiel folgen." Da rief ein Soldat aus dem Leibregiment: „Das ſoll ein Wort ſein," ja das ſoll ein Wort ſein! wiederholten die andern.

So glänzend ſich der tapfre Ungeſtüm der Truppen in den erſten Kämpfen mit dem Feinde bewährte, ſo unzufrieden war York mit der Kriegsführung im Ganzen, der es nach ſeiner Ueberzeugung an Einheit und Einſicht fehlte. Kutuſow führte den Oberbefehl; er war alt und krank und kriegesmüde; die Gegenwart Alexanders, die Eiferſucht der andern ruſſiſchen Befehlshaber, wie Wittgenſtein, Miloradowitſch, Barklay lähmten die Schnellkraft, ſo daß die Erfolge weit hinter der Leiſtungsfähigkeit der Truppen und hinter dem vergoſſenen Blute zurückblieben. So war die Schlacht bei Groß-Görſchen ein nutzloſes Schlachten, die von Bautzen mußte abgebrochen und der Rückzug nach Schleſien angetreten werden; das York'ſche Corps litt dabei am meiſten, Barklay ſagte von deſſen Führer in einem Bericht an den König: Er ſei über allem Lobe erhaben. York ſprach nicht mit gleicher Bewundrung von den ruſſiſchen Feldherrn; als ſie von Schleſien aus ihre und die preußiſchen Truppen im fortgeſetzten Rückzuge nach Polen führen wollten, drang er auf eine Trennung von ihnen und ſchloß eine Vorſtellung an Kneſebeck mit den Worten: „Ich erſuche Sie inſtändigſt, mir nur zu ſagen, ob der König bereits einen unabänderlichen Beſchluß gefaßt hat und ob wir von den angeknüpften Unterhandlungen und den Ruſſen noch irgend etwas zu erwarten oder uns ſelbſt überlaſſen, uns entweder ſelbſt helfen oder untergehen müſſen?" — Es kam nicht dazu, der Waffenſtillſtand wurde geſchloſſen und in Folge deſſen der Rückzug nach Polen aufgegeben.

Während des Waffenſtillſtandes geſchah manches, was York tief verletzte. Blücher erhielt den Oberbefehl über die Preußiſche Armee und York mit ſeinem Armeecorps wurde ihm untergeordnet. Er ſah in Blücher nur einen Huſaren-General, dem eine excentriſche Partei eine Popularität zurecht geredet habe, welche weit über eine Befähigung hinausreiche; Gneiſenau hielt er für überſpannt und unpractiſch, dazu war er ſich bewußt, daß ihm ſelbſt nach ſeinen Fähigkeiten und ſeinen Leiſtungen und nach dem, was er für den Staat gethan und gewagt, der Oberbefehl zugekommen wäre. Yorks Character hatte die kühne Größe, die ohne perſönliche Rückſichten die ſchwerſte Pflicht erfüllt, aber er hatte nicht die ſtille Größe, die keinen Anſpruch auf Dank macht; nachdem er die Pflicht gethan, das ſchwere vollbracht, verlangte er Anerkennung, volle Anerkennung; daß ſie ihm nach ſeiner Meinung nicht zu Theil wurde, das empörte ihn. Alle wirklichen oder vermeinten Fehler, die Blücher und ſein Generalſtab begingen, kränkten ihn doppelt, einmal um der guten Sache Willen, der er zugethan war mit ſeinem ganzen ſtarken Herzen, und dann, weil er ſich ſagte, das wäre nicht geſchehn, wenn man dem das Commando gegeben, dem es zukam; doch machte ihn das nicht einen Augenblick wankend in ſeiner Pflichterfüllung, in der hingebendſten Mitwirkung bei Unternehmungen, die ohne ſein Zuthun, ja gegen ſeine Meinung beſchloſſen wurden. Kein Feldherr iſt während der ganzen Campagne ſo unausgeſetzt rührig geweſen, kein Corps hat ſoviel gelitten und geleiſtet wie das ſeinige; es galt für eine Ehre, im York'ſchen Armeecorps geſtanden zu haben. Der Bruder des Königs, Prinz Wilhelm, bekennt, daß er die Zeit ſeines Lebens zu den ſchönſten rechnet, wo es ihm vergönnt war, in den Soldaten dieſes Corps ſeine Brüder, in General York ſeinen Bruder und Waffenvater zu lieben und zu ehren; in ähnlicher Weiſe ſprach ſich der Schwager des Königs, der Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz aus. Nach der Meinung competenter Richter war York Blüchern überlegen an Feldherrntalent und Tüchtigkeit, mehr noch an Wiſſenſchaftlichkeit; dennoch mag es zweifelhaft ſein, ob ſeine Wahl zum Oberfeldherrn die glücklichere geweſen wäre; Blüchers Perſönlichkeit, ſein friſcher Humor, ſein unverwüſtlicher Jugendmuth, ſeine Genialität erſetzten reichlich, was ihm an Correctheit abging. Ein Adjutant Yorks ſagte deshalb gewiß ſehr treffend: Es war wohl eine gnädige Führung Gottes, der dieſe verſchiedenen Charactere auf dieſe Stelle brachte; die kühnen großartigen Ideen des Blücherſchen Hauptquartiers wären wohl ſchwerlich ſo mit Erfolg gekrönt worden, wenn nicht ein Mann wie York da war, der mit gewiſſenhaftem Ernſt und eiſerner Strenge für die Verfaſſung und den Geiſt ſeines Corps ſorgte und dieſes mit eben ſoviel Ruhe und Umſicht als Muth und Energie in den Gefechten führte.

Das Urtheil jener beiden Fürſten über York wiegt um ſo ſchwerer, da er nie um Fürſtengunſt gebuhlt und gerade jene beiden perſönlich gekränkt hatte. Als der Herzog Carl in ſein Corps verſetzt wurde, meinte er, man habe des Königs Schwager ihm zugeſellt, damit alles gleich an die rechte Quelle berichtet würde; um ſo kälter und vornehmer war er gegen ihn, er wollte zeigen, daß er keine Furcht habe. Bei einer Beſichtigung von des Herzogs Brigade fand er nach der ſorgfältigſten Muſterung ein Gewehr, deſſen Schloß nicht in Ordnung war, und ſagte mit lauter Stimme, indem er den Herzog unverwandt anſah: „Die Herren ſollten doch daran denken, daß Soldaten zum Kriege und nicht zum Spielzeug ſind; ſolche Vernachläſſigung der Waffen iſt unverantwortlich, durch ſolche Unordnung und Nachläſſigkeit verliert man Bataillen, und an einer verlorenen Schlacht hängt vielleicht wieder das Schickſal der Monarchie.“ Der Prinz erglühte bis in die Stirn, ſchwieg aber natürlich. Als York heimritt, ſagte er zu ſeinem Adjutanten: „Da habe ich dem gnädigen Herrn einmal ſeine Lection gegeben, das ſchreibt er gleich alles dem König, und das will ich eben.“ — Ein andres Mal, da York bemerkte, daß die Truppen des Prinzen Wilhelm noch nicht angetreten wären, rief er: Was, noch nicht angetreten? — Dabei blickte er ſcharf auf den Prinzen, der eben auf einem Bärenfell ſaß und eine Taſſe Kaffee trank. „Das macht, weil ſich die Herren nicht von der Bärenhaut trennen können.“ Da ließ der Prinz ſeinen Kaffee ſtehen und eilte zu den Truppen. Als Blücher den Oberbefehl erhielt, wurde ihm die geheime Inſtruction eingeſchärft, einer Schlacht auszuweichen, ſich aber dem Feinde ſo nahe als möglich zu halten. Dadurch entſtanden unaufhörliche Hin- und Hermärſche, durch welche die Truppen übermäßig ermüdet wurden, ohne daß irgend ein Zweck oder Erfolg ſichtbar war. York gerieth darüber öfter ganz außer ſich, in ſeiner gereizten Stimmung ſah er oft Zufälligkeiten als ihm abſichtlich zugefügte Kränkungen an; ſo wurde einmal, als die Truppentheile ihre Stellungen zugetheilt erhielten, ihm die Stellung „am Galgen“ zugetheilt. Er nahm das als eine abſichtliche Verhöhnung, fühlte ſich auf's empfindlichſte verletzt, behielt die Dispoſition zurück, und befahl die Aufſtellung, als hätte er den Befehl mündlich erhalten, ohne den verhängnißvollen Ort zu nennen. Trotz ſolcher ſich ſtets mehrenden Verſtimmungen blieb er gerecht gegen die untergebenen Truppen; als das Schweidnitzer Landwehrbataillon in dem blutigen Plagwitzer Gefecht den Feind mit dem Bajonnet angriff, ließ York dem Führer deſſelben durch den Adjutanten einen Verweis geben, daß er das Gefecht in Linie annähme, anſtatt Tirailleurs vorzuſchicken; der Führer antwortete: „als alter Füſilier wiſſe er, was er zu thun habe, aber das Bataillon ſei heut zum erſten Mal im Feuer, wenn er es durch Tirailleure lockere, habe er es bei dem Mangel gedienter Officiere nicht mehr in der Hand, und lieber wolle er hier ſterben, als ſein Bataillon auseinanderlaufen ſehen.“ York erwiderte nichts, als aber das Bataillon nach heldenmüthigem Kampfe und nachdem es ſich verſchoſſen, abgelöſt werden mußte, ließ York die Truppen, vor denen es vorbeimarſchirte, antreten und ſalutiren; eine ſchönere Ehrenerklärung konnte dem Führer nicht zu Theil werden. Wie aber York herzerquickend zu lohnen wußte, ſo wußte er auch tief ſchneidend zu ſtrafen; an demſelben Tage mußte ein anderes Bataillon ſich vor der Uebermacht zurückziehen, aus dem Rückzuge wurde eine ungeordnete Flucht. Beim nächſten Vorbeimarſch des Bataillons wandte York ſeinen Kopf ab und ſah mit keinem Blick nach ihnen hin, als ſchäme er ſich ihrer; das war den Leuten ſo unerträglich, daß ſie ihn bitten ließen, er ſolle ihnen Gelegenheit geben, die Schande abzuwaſchen mit ihrem Blut; er verſprach's und ſtellte ſie nicht, wie ſie es erwartet hatten, in die Avantgarde oder zum Sturm einer Schanze, das wäre ja eine Ehre geweſen, und der waren ſie nicht würdig, er ſtellte ſie zur Deckung anderer kämpfender Truppentheile auf ein Plateau, wo ſie wehrlos den feindlichen Kugeln ausgeſetzt waren, wo Mann auf Mann fiel und jeder ſich ſagen mußte: jetzt kommt die Reihe an dich; aber unerſchütterlich regungslos ſtanden ſie da; die Furcht vor der Schande war größer als die vor dem Tode. Als das ſehr zuſammengeſchmolzene Bataillon einige Zeit darauf vorbeimarſchirte, wandte York den Kopf zwar nicht ab, erwies den Leuten aber auch keine beſondere Aufmerkſamkeit, er meinte: ſie haben nur ihre Schuldigkeit gethan. In Schleſien ſtellte Napoleon den Marſchall Macdonald gegenüber; als der durch's Fernrohr York erkannte, rief er voll Freude: „Da iſt der alte York, er reitet noch den Falben, den hat er von mir;“ war das Freude an dem bekannten Pferde, war's Freude an dem bekannten General, war's Freude ihm jetzt entgelten zu können, was York ihm in Rußland gethan? Wer will's entſcheiden? War's das letztere Gefühl, ſo verwandelte ſich die Schadenfreude zu Leid am eignen Schaden, denn York ſchlug ſeinen alten Marſchall auf's Haupt. Wenige Monate darauf erkämpfte ſich York zu ſeinem guten Namen noch einen guten, als er bei Wartenburg den für unmöglich gehaltenen Uebergang über die Elbe erzwang und dadurch nicht nur die Franzoſen zum Rückgehen, ſondern die ganze verbündete Armee zum Vorgehen nöthigte. Der König gab zur Erinnerung daran ihm und ſeinen Nachkommen den Rang und Namen eines Grafen York von Wartenburg, er ſelber aber ſtiftete ſich an dem Tage ein Gedächtniß, das nimmer vergehen wird, ſo lange ein Mann vom 2. Bataillon des Leibregiments lebt. Dies Regiment hatte unter ihm den ruſſiſchen Feldzug mitgemacht und ſich bei mancher Gelegenheit hervorgethan; bei Wartenburg nahm das 2. Bataillon deſſelben mit unwiderſtehlicher Kühnheit und Ausdauer eine für unnehmbar gehaltene feindliche Stellung zum Staunen der Feinde und Freunde; am Tage darauf ließ York die Truppen bei ſich vorbeimarſchiren; ernſt und finſter hielt er im ſtrömenden Regen an der Spitze ſeines Generalſtabes; als jenes Bataillon herankam, fragte er mit lauter Stimme: „Burſche, iſt das das zweite Bataillon vom Leibregiment?“ „Ja!“ riefen die Soldaten und erwarteten ein belobendes Wort, aber York ſprach keins, zog ſchweigend ſeinen Hut und ſenkte ihn tief, und wie auch der Regen aus ſeinen grauen Haaren troff, er und ſein Gefolge blieben unbedeckten Hauptes bis der letzte Mann des Bataillons vorübergezogen, dieſe wortloſe Lobrede war die herrlichſte, die je ein Feldherr gehalten und iſt heut noch nach faſt 50 Jahren unvergeſſen in jenem Bataillon.

York ſprach gern davon, daß ſein Corps mehr gethan, als irgend ein andres in der Armee, er beſchwerte ſich bitter, daß ſeine Leute im Verhältniß zu denen anderer Heerestheile zu wenig Auszeichnungen erhalten hätten und rief: Bei meinem Corps hat jeder Stückknecht (jetzt Trainſoldat) das eiſerne Kreuz verdient. Die Aeußerung wurde im Corps bekannt und hob den Stolz und die Zuverſicht der Leute und ihre Hingebung für den Führer. Es kann nicht die Aufgabe dieſer Blätter ſein, Yorks Kriegsthaten zu beſchreiben; durch alle geht ein Zug hindurch; Pflichttreue, und durch die meiſten ein anderer Zug: Unzufriedenheit. Wie er ſich ſelbſt nie genug that, ſo thaten ihm auch die anderen kein Genüge, und je höher ſie ſtanden, deſto weniger. Ein Officier, der ihm nahe ſtand und der zwei Campagnen unter ihm mitgemacht (der Vater des Verfaſſers dieſes Aufſatzes) bemerkte einſt gegen ihn, daß er ſo rückſichtsvoll gegen die Soldaten als ſchroff gegen die Officiere ſei. York ſah ihn feſt und ſcharf an und ſprach: „Die Officiere brauchen mich nicht lieb zu haben, was die zu thun haben, ſollen ſie thun aus Pflichtgefühl, von der Maſſe kann man das nicht fordern, die muß Liebe oder Furcht treiben.“ — Dieſe Selbſtbeurtheilung war, wie Selbſtbeurtheilungen es in der Regel ſind, wohl nur halb richtig; in York's Character lag ein hoher Stolz, dumme Menſchen ſind ſtolz gegen ſolche, die unter ihnen ſtehn, kluge und edle Menſchen ſind's gegen ſolche, die ihnen gleich oder über ihnen ſtehn. Auf dem Marſch nach dem Rhein hin ließ York in Wiesbaden die naſſauiſchen Poſten vor dem Palais des Herzogs von Naſſau, der ſich damals noch nicht für die Alliirten erklärt hatte, durch preußiſche ablöſen, da kam eiligſt ein Kammerherr und forderte im Namen ſeines Herrn, daß die Poſten den Truppen des Herzogs zurückgegeben würden; York erwiderte, er kenne keinen Herzog von Naſſau; erſchrocken rief der Kammerherr: Sie werden doch meinen gnädigſten Herrn nicht entthronen wollen? York antwortete kurz und trocken: „Ich habe noch keinen Befehl dazu.“ Die preußiſchen Poſten blieben, der Herzog reiſte ab. Kurz vor dem Einmarſch der Verbündeten in Paris, ſo erzählt Droyſen nach der Mittheilung eines glaubhaften Gewährsmannes, ſei York an ſeinen König herangeritten, ihm „das brave erſte Armeecorps“ zu präſentiren, des Königs ſtrenges Auge ſei durch den Anblick der Truppen beleidigt geweſen und er habe geäußert: „ſehen ſchlecht aus, ſchmutzige Leute,“ damit ſei er zurückgeritten; und York habe ſofort zu den Truppen gewandt Kehrt! und Marſch! commandirt. Gewiß ſah das brave Corps nach dieſen furchtbaren drei Wintermonaten nicht eben parademäßig aus; die Geſchütze zum Theil mit Rädern von Bauerwagen, das Riemzeug mit Stricken geflickt, die Pferde abgetrieben, die Leute mit ungeſchornem Haar und Bart, die Kleidung im beſten Falle durch zahlreiche Flicken heil, theilweiſe im Bivouac verſengt, theilweiſe durch allerlei Beuteſtücke ergänzt, nicht wenige mit zerriſſenen Hoſen, ſchuhloſen Füßen u. ſ. w. Und doch — ſie hatten ihren König mit jubelndem Hurrah empfangen. — In **Pont-à-Moussons** im Schloſſe eines hohen franzöſiſchen Generals einquartiert, verlangte York beim Abmarſch vom Haushofmeiſter die Rechnung für das, was er und ſein Gefolge verzehrt; der aber erwiderte, ſein Gebieter werde es ſich zur Ehre rechnen, den berühmten General York bewirthet zu haben. Da ſprach York zornig: „Wohl ſteht mir Macht und Recht zu, in dieſem Schloß zu hauſen, es niederzureißen und Salz auf die Stätte zu ſtreuen, da der General ſich unterſtanden hat, in Berlin in des Königs Schloß zu hauſen, als wäre es ſein Eigenthum, aber die Welt ſoll ſehen, was für ein Unterſchied iſt zwiſchen einem preußiſchen und einem franzöſiſchen General!“ — Er befahl nun, daß die Rechnung gebracht werde, ſah ſie durch, erklärte ſie für zu niedrig geſtellt und bezahlte das Doppelte des Betrages.

Bei aller Reizbarkeit ſeines Characters und bei aller Unzufriedenheit mit den Anordnungen der höheren Führer fügte ſich York dennoch den letzteren, einmal nur nach der Schlacht von Laon waren bald hinter einander viel kleine Unannehmlichkeiten gekommen, die ihn immer von Neuem reizten, als nun zuletzt noch der Befehl kam, hundert Pferde von ſeiner ſchon ſehr geſchwächten Cavallerie herzugeben, platzte die Bombe, er erklärte ſich krank, legte ſein Commando nieder und reiſte ab. Vergebens waren die Vorſtellungen, die Bitten der Freunde, Prinz Wilhelm ſchrieb ihm ohne Erfolg: „Als Ihr Mitbürger, als Ihr Unterfeldherr, als Enkel, Sohn und Bruder Ihrer Könige beſchwöre ich Sie, das Commando nicht niederzulegen.“ York blieb unbewegt, da ſchrieb Blücher, der damals krank und faſt ganz erblindet darniederlag, mit großen groben Buchſtaben vom Bett aus folgende Worte an ihn: „Mein alter Kamerad, ſo etwas darf die Geſchichte von uns nicht erzählen, alſo ſeid vernünftig und kommt zurück.“ Das wirkte. Als 1815 nach Napoleons Entweichen aus Elba der Krieg von Neuem entbrannte, war es die Abſicht, York zum Oberbefehlshaber der preußiſchen Truppen zu machen, man glaubte Blücher würde das Commando niederlegen, man ſtellte ihm vor, er habe ſo viel Ruhm erworben, daß er ihn nicht durch neue Siege mehren, nur durch Mißlingen aufs Spiel ſetzen könne; Blücher antwortete lachend: „Was das für dummes Zeug iſt!“ und blieb. York bekam das fünfte Armeecorps, eine Art Reſerve, da bat er um ſeinen Abſchied; der König antwortete ihm: „Die Beſtimmung, beim Ausbruch des Krieges die Reſerve zu commandiren, iſt ein Beweis des Vertrauens. Sie ſelbſt werden es einſehen, daß zur Erhaltung der Ordnung des Dienſtes das Geſuch um Verabſchiedung eines Generals bei dem Ausbruch neuer Feindſeligkeiten nur durch gänzliche körperliche Unfähigkeit herbeigeführt werden kann und ich muß es daher Ihrem eignen Ermeſſen überlaſſen, ob Sie Sich in dem Augenblick, wo der Staat Ihres Dienſtes bedarf, zum Weiterdienen für körperlich unfähig halten und ſehe darüber Ihrer Erklärung entgegen.“ Da mußte York ſein Geſuch wohl zurücknehmen. In der Campagne traf ihn ein harter Schlag, ſein älteſter Sohn blieb in dem unglücklichen Cavalleriegefecht bei Verſailles; faſt noch Knabe hatte er ſich bei dem Ueberfall wie ein Mann gewehrt, ſchon aus manchen Wunden blutend hatte er den ihm angebotenen Pardon mit den Worten zurückgewieſen: „Ich heiße York!“ Der Vater trug ſchwer daran; immer ſtreng, oft bitter gegen die Seinen, hatte er ſie doch ſehr lieb; obgleich die Menſchen, die nur die Oberfläche ſehen, von ihm ſagten: er hat nichts lieb, nicht Weib, nicht Kind, nur ſeinen Kanarienvogel. — Gleich nach dem Frieden forderte er zum zweitenmal ſeinen Abſchied, er erhielt ihn in ehrenvollſter Weiſe, bekam 3000 Thaler Penſion und zugleich eine Dotation, beſtehend aus der Herrſchaft Kleinöls in Schleſien. Die andern Führer vom Armeecorps erhielten gleiche Dotationen; York, der ſich ſagte und ſagen durfte, daß er mehr gethan und geopfert als ſie, fühlte ſich zurückgeſetzt, er ſprach: „Man dankt Gott, daß man mich endlich los iſt; der König hat mich in die Provinz geſchmiſſen, hat mir ein paar Güter, wie einem alten Hund einen Knochen hingeſchmiſſen, aber ich kann noch bellen und beißen.“ Als im Jahr 1821 General Kleiſt bei ſeiner Verabſchiedung den Titel Feldmarſchall erhielt, erſchien es dem König nur gerecht, wenn York dieſelbe Auszeichnung erhielte und überſandte ihm das Diplom durch einen Adjutanten. York äußerte erſt, er habe keine Luſt, Feldmarſchall par occasion zu werden, doch ließ er ſich endlich vom Adjutanten beſtimmen. Bei deſſen Rückkehr fragte der König, wie York die Sache aufgenommen, und auf die Verſicherung, daß er ſich ſehr gefreut, ſagte er: „Wundert mich, dachte er würde wieder brummen, es iſt ihm nichts recht.“

York fühlte ſich in ſeiner neuen Stellung als Gutsbeſitzer nicht glücklich. Gewöhnt an gewaltige Thätigkeit, wurde es ihm ſchwer, für die Thatkraft, die er noch in ſich fühlte, keinen angemeſſenen Wirkungskreis zu haben. Was innerhalb und außerhalb des Staates geſchah, erregte oft ſein Mißfallen, verdüſterte ſeine Stimmung und erſchwerte den Umgang mit ihm, ſo daß er, obgleich gaſtfrei, doch nicht häufig Gäſte bei ſich ſah. Wunderbar eigenthümlich blieb bis in ſein Greiſenalter das Bohren ſeines hellen Auges, es glich einem ſpitzen Eiszapfen, der, von der Sonne beſchienen, glänzt und leuchtet, aber nicht wärmt. Selbſt als Greis war er noch ein ſchöner Mann, ſein Bild im Marſchallſaal des Berliner Kadettenhauſes gleicht ihm, der Ausdruck ſeines Antlitzes iſt gelungen, ſein Colorit war gelblicher. In der Regel trug er ſich gebeugt, doch konnte er im Affect ſich aufrichten, wie ein Löwe zum tödtlichen Sprung. Seine Erſcheinung machte den Eindruck einer mächtigen Ruine, aber der Wanderer trug Bedenken, ſich unter ihrem Schatten zu lagern, aus Beſorgniß ihr Geröll könnte ihn verletzen. Er war ein feiner aufmerkſamer Wirth und ſeine Tafel war ausgeſucht, aber dennoch fühlte man ſich nicht heimiſch an derſelben, die ſichtbar peinliche Beſorgniß ſeiner Dienerſchaft, ſelbſt ſeiner Gattin, von einem ſtrafenden Zornblick des Gebieters, des Gatten getroffen zu werden lähmte die unbefangene Tafelfreude, die dann nur zuweilen aufkam, wenn York etwas aus ſeinem früheren, ſelten etwas aus ſeinem ſpäteren Kriegsleben plaſtiſch ſchön erzählte.

Droyſen ſagt von ihm, der Friede des Alters kam nicht über ihn; aber das Alter kam, es kam mit Gewittern. Wiederholte Schlaganfälle ſchwächten ſein Gehör, ſein Geſicht, verdüſterten ſeine Stimmung immer mehr, ſeine Umgebungen, am meiſten ſeine ſtill geduldige Frau litten viel unter den Ausbrüchen ſeiner Heftigkeit, ſeines Haderns. Er haderte in wilden Phantaſien ſelbſt mit dem Tode um ſein Leben; in lichten Stunden ſah er ihm trotzig ins Auge, beſtellte ſeinen Sarg, ließ ihn an ſein Bett bringen und beſichtigte ihn genau. Am 3. October 1830 ſagte er: „Heut werde ich ſterben." In der nächſten Nacht war er todt.

Bedarf es nach der Schilderung ſeines Lebens noch eines anderen Zeugniſſes, um Yorks Verhalten bei der Tauroggener Convention zu würdigen, ſo ſtehe hier eines ausgeſtellt von Einem, der dazu befugt und berechtigt war wie kein zweiter, ein Zeugniß Friedrich Wilhelm's III., der ſagt: „Die That des Generals York wird dereinſt in der Geſchichte um ſo glänzender erſcheinen, wenn man ſie als Gegenſtück zu den zahlreichen Beiſpielen ſo vieler Staatsmänner und Befehlshaber betrachtet, welche die ihnen übertragene Gewalt mißbrauchten, indem ſie nur ihre eignen Zwecke und Ideen im Auge hatten, die ſich aber, wo es auf Verantwortung ankam, hinter höhere Autoritäten flüchteten und ihre Fürſten Beſchwerden bloßſtellten, die zu vermeiden, ihre Schuldigkeit geweſen wäre. Dieſe Convention bietet ein bedeutſames Beiſpiel, wie ein treuer Diener, durch die Umſtände zu einem ſelbſtſtändigen Entſchluß gedrängt, ſeinem Könige die ihm anvertrauten Truppen und ſeinem Vaterlande die Vortheile einer augenblicklichen Entſcheidung ſichern, die Nachtheile der Verzögerung abwenden konnte, ohne weiter zu greifen als ihm gebührte, indem, wenn der von ihm gethanene Schritt zurückgethan werden ſollte, nichts erforderlich war als ein einziges Opfer, wozu er ſich ſelbſt weihte, auch in dieſem Fall wie immer bereit, ſeine Treue mit ſeinem Leben zu beſiegeln, wie er ſie durch ſein ganzes ruhmvolles Leben vor und nachher bewieſen hat."

Pflanzenbilder aus den deutſchen Alpen.

Von Adolf Pichler.

Die Almroſe! Wem jubelt nicht das Herz, wenn er ſchon den bloßen Namen hört. Mitten im Qualm der Städte denkt er zurück an den ſeligen Tag, wo er zum erſtenmale auf einer Spitze des Hochgebirges über ſich den tiefblauen Himmel trunkenen Blickes weithin über Gletſcher und Ebenen ſchaute, bis das Aug' geblendet von all' der Herrlichkeit wieder zurückkehrte und ausruhte auf dem Raſenteppich zu Füßen, aus dem ſich der dunkle Kelch der Gentiane neben den Roſetten des Leimkrautes und den zierlich gefranſten Eisglöckchen erhob. Ueber den Grat zieht es purpurn in den Abgrund, die Steinblöcke leuchten purpurn empor, ja, das iſt die Almroſe, ſie feiert jetzt ihre Blüthenzeit und Dolde drängt ſich an Dolde, wohin du ſchauen magſt, kaum daß die Felſen ſchroff und rauh den bunten Schmuck abzuwehren vermögen. Schön iſt der Frühling überall, am ſchönſten droben in den Alpen, denn was ihm dort an Länge fehlt, erſetzt er durch die Prachtfülle landſchaftlichen Reizes und der Blüthenwelt. Die Almroſe! Der Flachländer kennt nur die Gattung, der Sohn des Gebirges unterſcheidet mehrere Arten. Zunächſt begegnet uns das rauhblättrige Rhododendron, eine Pflanze, die ſtets nur auf Kalk gedeiht und die Schutthalden, Matten und ſteilen Wände der mächtigen Bergzone ſchmückt, welche ſich den Centralalpen vorlagert. Um ſich zu entwickeln, bedarf ſie nicht gerade großer Höhen, wenn ſie feuchten Schatten findet, verſchmäht ſie auch die Ebene nicht, daher trifft ſie der Wanderer ſchon mehrere Meilen weit vom Gebirge bei Waſſerburg in einer Biegung des Innufers. Das länglich eiförmige Blatt iſt am Rande rauh gewimpert, daher der Name. Unter ihren Genoſſen prangt vor allen die Jochaurikel, die Stammutter all' der zahlloſen Varietäten von Aurikeln, welche in Gärten und Töpfen gezogen werden. Die wilde iſt goldgelb und übertrifft an Duft die Zöglinge der Cultur, ihre ſchönen Blüthen locken den Aelpler im Frühling hinauf in die ſteilen Wände, damit er Sonntags den Hut ſchmücken oder dem Dirndl einen Strauß reichen kann. Vor einigen Jahren ſtürzte ein Student, der für das Grab ſeiner Mutter die ſeltene Blume pflücken wollte, von den Schroſen des Achſelkopfes und wurde zerſchmettert in das Haus des Vaters gebracht. Der Aelpler nennt die Aurikel Stoableamt oder Batbenze. Bisweilen, aber nicht in jeder Gegend findet ſich nebenan der Edelheidrich, auch eine Art Rhododendron, von welcher jedoch der Flachländer nichts weiß, weil ſie ſchon verblüht iſt, wenn für ihn die Saiſon der Alpenwanderung beginnt. Es iſt ein ſehr nettes Pflänzlein; die Blättchen nicht größer als die des bekannten Quendels oder Feldthymian's und ihnen auch an Geſtalt ähnlich, ſtehen dicht gedrängt am Stengel, die blaßrothe, große Blume iſt nicht röhrenförmig, ſondern flach, ſo daß ſie eigentlich eher als ihre Schweſter den Namen der Roſe verdiente. Den Kalk meidet die roſtblättrige Almroſe, das Rhododendron ferrugineum der Botaniker, wenn ſie auch, inſofern er nur etwas Kieſelerde enthält, auf ihm zu leben vermag. Sie blüht früher als die rauhblättrige, die Dolden ſind größer und meiſt dunkler gefärbt, das Blatt iſt haarlos, auf der Unterfläche roſtroth getüpft; ſie bewohnt ausſchließlich das Gebirge und verirrt ſich kaum je in eine Schlucht unter 4000 Fuß. Nur ein einziges Mal traf ich ſie mit gefüllten Blüthen auf ſehr üppigem Boden; den Gegenſatz zu dieſer Ueberſchwänglichkeit der Entwickelung liefert eine Spielart mit weißen Blumen, der ich bereits einigemal begegnete, und welche nach Tſchudi auch in der Schweiz einzeln vorkommt. Man kann ſich nichts Zarteres denken, als die faſt durchſcheinenden Blüthen dieſer Pflanze, auf den Zweigen mit myrthenähnlichem dunkelgrünen Laub. Wenn ein Senner eine Staude weiß, bewahrt er das Geheimniß ſorgfältig, nicht etwa um die Blumen zu verſchachern, ſondern damit ſein Mädel vor allen Genoſſinnen ein Sträuschen am Mieder trage. Dieſe Almroſe geſellt ſich gern zur Pinie der Alpen, dem prächtigen Zirmbaum, der die Aeſte mit den harzigen Zapfen ausbreitet wie die Zweige eines ſchönen Kandelabers; an der braunrothen Rinde hängt der gelbe Bart der Fuchsflechte, und im Moospolſter, der ſeine Wurzeln vor der Sonnengluth ſchützt, ſiedelt ſich ein kleines Heer zierlicher Kräutlein an. In den Mulden, welche die Almroſe meidet, weil tief in den Sommer hinein dort Schnee liegt, wächſt der blaue Speik, der Vetter der Jochaurikel, welcher jedoch, wie dieſer den Kalk, den Schiefer liebt, und dort oft ſo dicht gedrängt wächſt, daß der Wind ſein Arom oft weithin trägt. Ein zierlicher Schaft, der jedoch einen klebrigen Saft ausſchwitzt, trägt eine dichte Dolde veilchenblauer Blüthen, die leider ſehr hinfällig ſind. Zwiſchen den Blumen ſtecken in jeder Furche des Bodens die Lappen einer Flechte, deren Oberfläche grünlichbraun iſt, während die Unterſeite das reinſte Safrangelb zeigt. Neben den Almroſen ſiedelt ſich auf den Geröllhalden der Berge überall die Gemskreſſe an, ein kleines Kraut mit ſchneeweißem Blüthenſchopf, das der Aelpler manchmal zu Brot und Butter ißt, in der Meinung, dadurch ſeine ohnehin gewiß nicht ſchwache Bruſt zu ſtärken. Zwiſchen den Büſchen der Almroſe bekleidet den Boden das feine Zweigwerk der kriechenden Azalea. Ihre beſcheidenen röthlichen Blüthen laſſen kaum ahnen, daß auf dem Himalaja, Hindukuſch und Kaukaſus ihre ſtolze Verwandtſchaft ſelbſt den Almroſen — und welch' herrliche Arten gibt es dort! — das Recht der königlichen Würde über die Blumen des Hochgebirges ſtreitig macht. Daß die Almroſen ſchon früh die Aufmerkſamkeit der Hirten, denen ſonſt ein gutes Futterkraut für die Kühe, welche ihr Blatt meiden, lieber iſt, als die ſchönſte Blume, erregte, beweiſt die Sage, welche ſie unverkennbar mit dem alten Thor in Verbindung ſetzt. In manchen Gegenden heißt ſie Donnerroſe, und ſo wie die Hauswurz auf dem Dache den Blitz abhält, zieht ſie ihn an; wer ſie bei einem Gewitter auf dem Hute trägt, wird erſchlagen. Die Bienen ſaugen gern Honig aus ihr, doch gilt dieſer für betäubend. Uebrigens ſind die Almroſen nicht bloß poetiſch, ſondern auch proſaiſch nützlich: man beginnt jetzt bereits in manchen Gegenden die Blätter zu ſammeln, gepulvert werden ſie zum Grünfärben und Gärben verwendet. Wo das Holz im Gebirge ausgerottet iſt, wird ſie auch zum Feuern geſammelt. Freilich ein ſpärlicher Nothbehelf! Daß die Almroſe eigentlich nicht zu den Roſen, ſondern zu den Haidekräutern gehört, weiß der Leſer ſchon längſt. Die Farbe verlieh ihr den Namen. Neben der Almroſe erhebt ſich aber hie und da die eigentliche Roſe der Alpen, obgleich ſie trotz ihrer Schönheit und Größe meiſtens nicht beachtet wird. An Geſtalt gleicht ſie ganz der überall in Deutſchland vorkommenden Heckenroſe, nur iſt die Blume wie aus dem feinſten rothen Sammt geſchnitten und das Laub zarter. Du magſt ſie furchtlos pflücken, ſie hat keinen Dorn, der verletzen könnte. Die verſchiedenen Arten Almroſen ſind jedoch nicht die Pflanzen, denen der Senner beſonderen Werth beilegt.

Mühſam klettern alte Männer, welche ſonſt keiner Arbeit mehr gewachſen ſind und verroſtete Geſellinnen die graſigen Abhänge empor und hauen mit dem ſcharfen Pickel die langen Wurzeln der Gentianen aus dem Boden. Weiter drunten in einer waldigen Runſe raucht über einem Steinhaufen, der eine Hütte vorſtellen ſoll, ein Schlott; hier wird aus den geſammelten Wurzeln Schnaps gebraut, der berühmte Enzeber, welcher dem Aelpler als Univerſaltinctur gegen alle Krankheiten gilt und für theures Geld verkauft wird. Der echte Enzeber iſt nicht leicht zu erlangen, ihn zu ertragen gehört ein eigener Magen, auch der Geſchmack behagt nicht jedem. Wir wollen uns nicht mit Aufzählung der Arten, welche in den Deſtillirkolben wandern, beſchäftigen, ſondern nur beifügen, daß die zahlreichen Gentianen von den winzigſten Formen bis zu der großen gentiana lutea, deren hohe Blüthenähre einem Königsſcepter mit goldenen Sternen gleicht, ebenſo der Schmuck der Polarlandſchaft ſind als der höchſten Alpenmähde. Manche von ihnen erſcheinen vereint mit den Primeln ſchon im erſten Lenze, auch das Tiefland verſchmähen ſie nicht, ſo entfaltet die ſtengelloſe Gentiane ihren tiefblauen Kelch ſelbſt auf dem Petersberg bei Halle. Dazu das große Heer der Steinbreche mit ihren zierlichen Formen, die ſonderbar geſtalteten Orchideen, von denen das purpurbraune Völkchen der Brunelles am beliebteſten iſt, der auch Milch und Butter das Arom der Vanille mittheilt, wenn das Vieh davon frißt. Da muß man auch den Eisranunkel erwähnen, der ſeine ſchneeweißen oder röthlichbraunen Blüthen nur auf den höchſten Spitzen auslegt, als ſollte ſich bloß Gemſe und Adler an ihnen erfreuen.

Seine edelſten Kräuter ſucht jedoch der Aelpler nicht in den bis jetzt aufgeführten Sippen. Sie ſind in einer Familie vereint, die der Botaniker als Körbchenblüthler bezeichnet, deren Form wir dem Laien dadurch in das Gedächtniß rufen, daß wir ihn an die bekannte Kamille, das Maaßliebchen, die Sternblume erinnern, welche ſein Fuß faſt bei jedem Spaziergange über Feld ſtreift. Dort ſchimmert aus der Felſenſpalte und im Tobel, den herabgeſtürzter Schutt ausfüllt, das goldene Rund der Gamswurz, ähnlich dem Wolverlei oder der Arnica; ſcharf und aromatiſch wie dieſe iſt ſie berufen durch ihre heilſamen Wirkungen. Wenn die Gemſe vom Jäger verfolgt, ſcheu vor dem Abgrunde bebt, der jeden Ausweg zu ſperren ſcheint, ſo nagt ſie ſchnell von jenem Kraute und ſpringt nun ſchwindelfrei und wunderbar geſtärkt über die Kluft, ſo daß ihr der Jäger, der bereits ſeiner Beute gewiß zu ſein wähnte, mit offenem Maul nachſchauen kann.

Das Edelreiß, — wer hätte es nicht ſchon geſehen, wenn auch kaum auf ſeinem natürlichen Standorte, doch wenigſtens auf dem Hute irgend eines Strudelwitz oder des berüchtigten Berliner Gemſenjägers? Die Pflanze iſt nämlich bereits ein Gegenſtand der Spekulation geworden, man holt ſie überall von den Bergen und liefert ſie ballenweiſe an die Galanteriewaarenhändler, welche ſie meiſt mit Goldflinſern und Silberdraht geziert verkaufen.

Das Edelreiß hat eine ſehr einfache Naturgeſchichte. Seine oberſten Blätter, von dichtem weißen Filz überzogen, bilden eine ſtrahlige Roſette, welche einer Blume ähnlich vom Unkundigen leicht dafür gehalten wird, während die eigentliche Blüthe ſo unſcheinbar iſt, daß man ſie nur dann bemerkt, wenn die gelben Staubfäden vorſtehen. Die Pflanze ſucht gerne ſteile Kalkfelſen; je höher dieſe ſind, deſto gedrungener ihr Bau, deſto weißer der Filz, welcher ſie überſpinnt. Man kann die Pflanze leicht in Gärten und Blumentöpfen hegen, ſie artet jedoch bald aus, treibt bloß ſtaubig graue Blätter und erzeugt plumpes Kraut. Schieferboden iſt ihr ebenfalls nicht zuträglich. Es iſt übrigens ein Irrthum, zu meinen, das Edelreis wachſe nur an ſteilen Felſen, ſo daß man, um es zu pflücken, der Steigeiſen bedarf. Auf manchem Gebirge giebt es Stellen, wo es zwiſchen dem Riedgras des flachen Gehänges prangt, freilich iſt dann Kalkfels die Unterlage und die Krume des Bodens ſehr dünn. So kam es von Schmirn, in Oberberg und auf dem berühmten Monte Baldo, der hinabſchaut zum blauen Garda und dem furchtbaren Feſtungsviereck am Mincio. Neben dem Edelreiß, welches der Schweizer trivial Katzenpfötli nennt und wenig achtet, nickt der ſchlanke Schaft der Frauenraute, deren ſchneeweiße Blüthendolden faſt an die der bekannten Schafgarbe erinnern. Am Tage Mariä Himmelfahrt bindet ſie das Volk gerne zu dem Blumenſtrauße, der in der Kirche geweiht das Haus und Feld vor Wetterſchäden beſchirmen ſoll. Gehen auch wir zur Kirche, denn heute bleibt kein Senner auf dem Joch, ſo heilig iſt das Feſt, wir können daher auch die Recken des Landes betrachten. Da ſteht einer wie ein Rieſe, das Hemd durch den rothen Hoſenträger feſtgehalten, um den fleiſchigen Schenkel ſchlottert das ſchwarze Beinkleid mit rothem Zwickel; das Kniee iſt nackt, über die pralle Wade ſpannt ſich der Wollenſtrumpf mit gegittertem Strickmuſter, der Fuß ſteckt in derben Holzſchuhen. Vor der Bruſt, recht damit es alle ſehen ſollen, hält er den Hut angedrückt, mit einer üppigen Wermuthſtaude darauf. „Wermuthſtaude!“ er lacht dir mit höhniſchem Trotz ins Geſicht und murmelt: „Wermuthſtaude!“ Die Jochraute läßt er aber gewiß dort, wo ſie ſteht! Jetzt erſt betrachteſt du die Pflanze näher, du ſiehſt daß ſie doch vom Wermuth verſchieden iſt; der Senner hält dir ſie unter die Naſe und begierig ziehſt du den würzigen Duft ein. Am Himmelfahrtstag Joch- oder Edelraute auf den Hut zu tragen, darauf iſt jeder Senner ſtolz. Dort wo ſie wächſt, kommt freilich nicht jeder hin, und kommt er hin, ſo kommt er bisweilen nicht mehr zurück, oder wenn er zurückkommt, doch zerſchmettert vom ungeheuren Sturz. Gewöhnlich läßt man ſich, um dieſer vielbegehrten Pflanze habhaft zu werden, an langen Stricken über den Felſen hinunter und reißt ſie mit einem Haken los. Freilich vergehen wenige Jahre, wo man nicht vom Tode eines ſolchen verwegenen Hirten hört; die andern laſſen ſich aber nicht abſchrecken und auch der Schreiber dieſer Zeilen war ſchon vorwitzig genug, eigenhändig Jochraute zu pflücken, wobei er allerdings ſeine Keckheit auch bald mit dem Leben gebüßt hätte. Die Jochraute behält, wie das Edelreiß auch trocken Form und Farbe; wer ſich daher einen Büſchel geholt, kann ſich den ganzen Winter am Dufte und der Erinnerung der beſtandenen Abenteuer freuen. Mit der Edelraute ſchließen wir unſere Kräuterbüchſe, nachdem wir dem Leſer noch eine Zauberpflanze vorgelegt. Es iſt ein Lauch, deſſen Blätter ähnlich denen des Wegerich einen ſehr ſtarken Geruch verbreiten. Der meiſt zweigabelige Wurzelſtock ſteckt tief im fetten Boden und iſt von mehreren Häuten überzogen, welche die Form eines Maſchennetzes oder des Kettelwerkes eines Panzerhemdes haben. Das iſt Allermannsharniſchwurz, die ſiegbringende, welche unter gewiſſen Conſtellationen aus der Erde gegraben, unverwundbar macht. Wer's nicht glaubt, mags probiren, er hat vielleicht recht bald Gelegenheit dazu, wenn's losbricht am Rhein, dem Po und an der Eider!

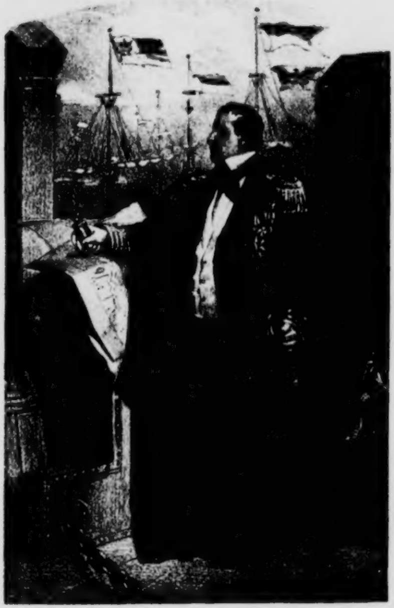
* * *

Die Goldammern und das Licht in der Adventszeit.

Eine naturwiſſenſchaftliche Skizze von Eduard Uhlenhuth.

Da iſt ein Vöglein bei uns, zwar nicht ſo glänzend wie ein Paradiesvogel, oder Kolibri, aber doch ſo ſchmuck und friſch, daß die Dorfjugend lüſtern nach ihm hinſchaut, wenn es bei einbrechendem Winter zahlreich vom Gebirge herab kommt und ſich unter die Spatzen vor den Scheunen miſcht: Das iſt die Goldammer. Der Ammern giebt es gar viele; ihrer Gattung nach ſtehen ſie zwiſchen Lerchen und Finken mitten inne; es giebt unechte und echte. Zu den unechten zählt man die Schneeammer, zu den echten die Rohrammer, Ortolane, die Grauammer, die ſchönſte aber iſt die Goldammer (Emberiza citrinella). Ihr ganzer Anzug, Kehle, Vorderkopf, Mittelbauch glänzen in mildem Goldgelb. Ihr Fleiſch iſt äußerſt ſchmackhaft und Mancher mag ſie ſchon für Leipziger Lerchen gegeſſen haben; wie man ſie aber fängt, iſt lange ein Geheimniß geblieben, bis es ein Pfarrer in Thüringen verrathen hat. Schon im erſten Winter nach ſeiner Einführung hörte er Männer und Frauen von einer Erſcheinung reden, die jährlich wiederkehre, zwar nur kurze Zeit beſtehe, aber doch viel von ſich reden mache. Vier Wochen vor Weihnacht nämlich, ſo wurde behauptet, erſcheine in jedem Jahre, acht bis zehn Tage lang, Abends ſechs Uhr an der ſüdlichen Seite des Dorfes auf den mit Weiden bepflanzten Wieſen ein glänzendes Licht, es komme und verſchwinde ſchnell wie der Blitz. Bisweilen hüpfe es bis unter die Fenſter der Bauern, wie dieſe aber auch ſuchen mochten, ſie fanden noch niemals den Grund. Der Pfarrer verſprach Aufſchluß und wandte ſich an einen Naturforſcher ſeiner Bekanntſchaft mit der Frage: Ob Irrlichter in dieſer Gegend und zu dieſer Zeit denkbar wären? Der Naturforſcher verneinte es mit Beſtimmtheit. Nun begab ſich der Pfarrer zu einem, als verſtändig und geſchickt bekannten Müller, deſſen Grundſtück im Freien und ganz ſo lag, daß er nothwendig von der Sache Näheres wiſſen mußte. Dieſer beſtätigte die Ausſage der Leute buchſtäblich und ſetzte noch hinzu: „Seit zwanzig Jahren wohne ich hier; in jedem Jahre, zwar nicht an den nämlichen Tagen, aber doch ziemlich zur nämlichen Zeit, erſcheint der Spuk; immer iſt dann die Nacht ſo finſter, daß man im Freien nicht das Geringſte erkennen kann. Oft bin ich, anfangs allein, dann mit meinem Sohne ausgegangen, um den Zuſammenhang zu entdecken; alle Mühe war jedoch vergeblich, und jetzt haben wir uns Alle ſo daran gewöhnt, daß wir das Lichtchen wie einen alten Bekannten begrüßen." Dieſe Ausſage ſpannte in hohem Grade die Begierde des Pfarrers, die Flamme ſelbſt zu ſehen, von welcher man angab, ſie ſei ſo ſtrahlend und blendend, daß Niemand nur kurze Zeit hinein ſehen könne. In der Adventszeit des Jahres 1820 ſaß er von einem Ausfluge in's älterliche Haus zurückgekehrt, Abends allein bei ſeiner Lampe, als plötzlich das Hausmädchen kam und ganz erſchrocken ausrief: „Herr Paſtor, das Lichtchen iſt wieder da, heute Abend iſt es ganz nahe beim Dorfe." Schnell kleidete er ſich an, ſteckte in eine Taſche ein geladenes Terzerol, in die andere eine gut verſchloſſene Congreßlaterne mit brennendem Lichte, nahm einen Stab und eilte, das Abenteuer zu beſtehen. Die Nacht war ſtockfinſter. Mit Mühe ſchlich der Pfarrer am Ufer des vor ſeiner Thür vorbeirauſchenden Baches hin, über die Brücke hinweg bis an's letzte Haus, deſſen Bewohner ſein Pfeifchen am Fenſter rauchte. Der war früher Huſar geweſen, dem Pfarrer als verſtändiger Mann bekannt, und ſo trat er zu ihm mit der Frage: Was weißt Du vom Lichtchen? „Es iſt wirklich wieder da," ſprach der Mann, „ich habe es ſelbſt hinter meinem Hauſe geſehen." „„Willſt Du mit mir gehen?"" meinte der Paſtor. „Wo Sie hingehen, gehe ich auch hin," erklärte der Mann ohne Falſch und hielt ſich bald an des Pfarrers Seite. Ganz leiſe tappten ſie zwiſchen den Bäumen hindurch, ſtanden ſtill und erwarteten den Erfolg. Auf einmal leuchtete ihnen ein Licht in die Augen, ſo blendend und ſo groß, wie der Pfarrer gar nicht vermuthet hatte; an ein Hineinſehen war nicht zu denken. Leiſe, ſagte er zu ſeinem Begleiter, welcher mit ihm hinter einem ſehr ſtarken Weidenbaum ſtand: „„Paß genau auf, ich ſchieße jetzt hoch in die Luft."" Ehe er aber abdrückte, verſchwand die glänzende Fee, und ließ die Beiden in einer Finſterniß, die noch größer war, als die erſte. Die Laterne des Pfarrers half nichts; wie ſie auch ſuchen und warten mochten, es fand ſich nicht das Geringſte. So viel ſtand feſt, von einem Irrlichte konnte keine Rede ſein, der Pfarrer wußte jedoch ſelbſt nicht, wie er die Erſcheinung erklären ſollte, und war verdrüßlich, daß er einen Zeugen hatte, der ſagen konnte: „Das Lichtchen hat den Paſtor angeführt."

Ungefähr vierzehn Tage nach dieſem mißlungenen Verſuche wanderte der Pfarrer zur Stadt, erreichte beim Eintritte in einer anmuthigen Lindenallee vor derſelben einen Arbeitsmann, und wurde durch ſeinen freundlichen Gruß veranlaßt, ſich nach deſſen Lage zu erkundigen. Geſprächig verbreitete ſich ſein Begleiter über ſein häusliches Leben und ſchloß mit den Worten: „Aber Sie, lieber Herr Paſtor, haben meinen Sohn neulich recht in Schreck geſetzt." „„Wie ſo?"" fragte der Pfarrer. Da erzählte der Tagelöhner: „Als ich noch ein Burſche von zehn bis zwölf Jahren war, nahm mich mein verſtorbener Vater im Spätherbſte Abends, wenn es ſo recht dunkel war, mit nach den Wieſen, welche vor Ihrem Orte liegen; er führte eine große Blendlaterne, die genau verſchloſſen werden kann, und die ich noch heute habe, und zeigte mir, wie in dieſer Gegend Hunderte, ja, wohl Tauſende von Gelbammern auf den niederen Bäumen ſitzen und abgenommen werden können, wenn man leiſe antritt und die Vögel mit der Leuchte blendet. Als ich einige Jahre älter war, mußte ich allein gehen; anfangs fürchtete ich mich, aber, da ich merkte, daß in dieſer Zeit kein Menſch im Felde und ein hübſches Stück Geld zu verdienen war: ſo bin ich jährlich ausgegangen, und habe auch meinen Sohn dazu angelernt. Die Bauern haben uns zwar einige Male verfolgt, wenn wir bis in ihre Gärten ſtrichen, aber ſie ſind zu furchtſam, um uns zu erreichen. Bringen ſie Laternen mit heraus, ſo wiſſen wir, wo ſie ſind, und verändern unſere Richtung; ohne Laternen finden ſie uns gar nicht, und auch ihre Hunde laufen gewöhnlich zurück, wenn ſie ordentlich ins Lichtchen geguckt haben." Der Pfarrer fragte, wie lange das Geſchäft ſchon betrieben werde. „Wohl zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre," erwiderte der Mann. „„Hat es ſeine beſondere Zeit?"" „Ja, gewöhnlich im Advente, wenn es ſo recht dunkel iſt, dann kommen die Vögel und bleiben acht Tage lang in unſerer Gegend." „„Und was macht Ihr mit ihnen?"" „Die bezahlen uns die Gaſtwirthe ſo gut wie Lerchen; ſie ſchmecken recht gut und wir können an keinem Tage ſo viel verdienen, wie an einem ſolchen Abende, wo wir ſchon drei Schock gefangen haben." Jetzt war dem Pfarrer Alles klar. Er fragte aber dennoch: „„Wie war das denn mit Eurem Sohne?"" „An jenem Abende," bemerkte ſein Begleiter, „kömmt der Junge erſchrocken nach Haus und berichtet, er ſei bis an das Dorf gekommen, Burſche und Mädchen hätten furchtſam gerufen: das Lichtchen kommt! und wären fortgeſprungen; da ſei er dreiſt geworden, am Dorfe hin und her gegangen, habe aber ganz in ſeiner Nähe die Worte gehört: Ich ſchieße; er glaube, es möchte der Prediger geweſen ſein. Hierauf habe er ſeine Laterne zugeklappt und ſei auf wohlbekanntem Wege entwiſcht." Der Vater hatte dem Sohne einen Verweis gegeben, weil er nicht gerufen: Schießen Sie nicht! Der Burſche hatte aber liſtig bemerkt, ihr Geheimniß dürfe keine Seele erfahren, ſonſt kämen ſie bald um den ſchönen Nahrungszweig. So ſollte der Zufall bewirken, was das planmäßige Streben vielleicht noch nach Jahren nicht aufgeklärt hätte. Dieſe Geſchichte ſpielte in Thüringen, bei Mühlhauſen. Aber auch am Unterharz bei Oſchersleben iſt ein Lichtchen zur Adventszeit oft geſehen worden. Ein Schneidersſohn, am Sonntag geboren, behauptete feſt, er habe die Trägerin des Lichtes erkannt; es ſei eine ganz kleine Nonne geweſen.



Prinz Adalbert

Admiral der preussischen [illegible] Flotte

Unſere Flotte

und

ihre Geſchichte von den Zeiten des großen Kurfürſten bis zum Jahre 1855.

Ein friſcher Seewind weht durch die deutſchen Küſten und Binnenländer und facht mit belebendem Hauch einen faſt ausgebrannten Schmerz und ein faſt erlöſchenes Sehnen an, den Schmerz um eine untergegangene Flotte, das Sehnen nach ihrer Auferſtehung: da iſt es an der Zeit, daß auch dieſe Blätter an das verlorene Beſitzthum mahnen, damit die Mahnung treibe zu erneutem Erwerb und wie Spornſtiche das träge, das ſtrauchelnde Roß ſtrafen, daß es ſich aufrafft zu raſcherem Schritt und feſterem Tritt; ſo möge der Blick in die Vergangenheit die Gewiſſen ſchärfen und den Muth uns heben, daß wir nicht zum zweiten Mal ermatten zum Spott der Gegner und zum Triumph der Feinde!

Eine deutſche Flotte unter preußiſcher Führung! Das iſt die Looſung des Tages, dafür wird geſammelt in Läden und Hörſälen, in Schulen und Werkſtätten, bei heiteren und ernſten Veranlaſſungen, dafür bringen Kinder Pfennige dar und Städte und Provinzen Tonnen Goldes. — Ein fröhliches Aufathmen neuer Hoffnung, ein belebender Hauch des Geiſtes ſchwellt die Herzen. — Soll dies Weben des Geiſtes nicht wieder verwehen, ſo gilt es, daß wir nicht nur ſammeln, daß wir *uns* ſammeln, damit wir uns bewußt werden des Ernſtes der Bedeutung, der Größe, ja der Rieſengröße unſerer Aufgabe; ſie bedarf ſchwerer Opfer, aber ſie iſt werth ſolcher Opfer!

Ein Rückblick auf das, was wir ſchon zweimal mit Stolz unſer Eigenthum nannten und dann — verſchacherten, möge die Röthe der Scham und des Zornes uns ins Antlitz jagen, aber die Röthe ſoll zur Morgenröthe werden, die der Flotte einen neuen ſchönen Tag verheißt und bringt.

Die Geſchichte der Flotte beginnt mit der preußiſchen Geſchichte, *die* aber beginnt mit dem großen Kurfürſten, was vorher geſchah, waren Geſchichten.

Als dieſer große Fürſt zur Regierung kam, war er ein Jüngling an Jahren, aber ein Greis an Weisheit, ein Mann an Thatkraft. Verwüſtet waren die Felder und Wälder des Landes, noch wüſter die Verwaltung; er erſchrack nicht vor der Aufgabe, jenen aufzuhelfen, dieſer abzuhelfen. Mit dem ihm eigenen Blick, der tief in die Verhältniſſe, in die Herzen drang, erkannte er, daß ſein Reich machtlos und weitgeſtreckt nur durch Regſamkeit erſetzen könne, was ihm an Macht, nur durch Entſchloſſenheit, was ihm an Geſchloſſenheit abging; dazu bedurfte er einer Handels-, einer Kriegsflotte, für beide Odermündungen. Darum, wie arm er auch war*) — ſo arm, daß er nicht die Begräbnißkoſten ſeines verſtorbenen Vaters zu beſtreiten vermochte; ſo arm, daß er bei ſeiner bejahrten Mutter drei Tauſend Thaler leihen mußte, um ſeine Hochzeit anſtändig begehen zu können — bot er dennoch dem öſterreichiſchen Geſandten die damals unerſchwinglich ſcheinende Summe von Einhundert Tauſend Thalern, wenn er ihm jene Mündung verſchaffe, und ſchrieb ihm: „Von der Odermündung will und kann ich in Ewigkeit ohne den Ruin meines Hauſes nicht abſtehen.“ Und doch mußte er davon abſtehen, er mußte ganz Vorpommern, das er als ſein geſichertes Beſitzthum angeſehen hatte, mußte von Hinterpommern, Stettin, das friſche Haff mit allen Odermündungen an Schweden abtreten. Er wurde dadurch nicht irre in ſeinem Streben, unermüdet rang er mit den geringen Hülfsmitteln, die ihm blieben, nach dem erſehnten Ziele und behielt es klaren und feſten Blickes im Auge, bis an den Abend, ja bis in die Nacht ſeines Lebens. Er hatte ſeine Jünglingsjahre in Holland zugebracht, und hatte da erkannt, wie dies Reich ungeachtet ſeines geringen Umfanges und mancher Mißverhältniſſe in der Verwaltung dennoch durch Flotte und Colonie zu hoher Bedeutung gelangt war; ſeinem Lande eine ähnliche zu ſchaffen, das war ihm Lebensaufgabe; er wurde dabei nicht unterſtützt von Glück und Geſchick, nicht von eignem Glück, denn erſt ſein Enkel erhielt die Odermündungen, nicht von der Geſchicklichkeit ſeiner Brandenburger, denn ob ſie auch, wo es galt, bereit waren, ihr *Blut* zu wagen, hatten ſie doch nicht den Muth, ihr *Gut* zu wagen. Ihre Tapferkeit war ſo bekannt, daß nicht nur Prinz Eugen, der edle Ritter, bei Höchſtädt den Oeſterreichern, da ſie nicht brav fochten, den Rücken kehrte und ſich zu den Brandenburgiſchen Truppen wandte, indem er ausrief: „Ich will jetzt mit braven Soldaten kämpfen!“ — daß ſelbſt eine Frau, die Königin von Schweden, deren Heldenmuth anerkannte und da ſie in Rom ſich nach Hülfe umſah, nicht nach Landsleuten, ſondern nach Brandenburgern ſich ſehnte, indem ſie ausrief: „Ich wollte, ich hätte hundert Brandenburger hier!“

---

*) Die ſämmtlichen Staatseinnahmen betrugen im Jahre 1641 nur 400,000 Thaler, und waren noch fünf Jahr ſpäter nur auf 580,000 Thaler geſtiegen, während im ſelben Jahre die Ausgaben 1,375,000 Thaler beanſpruchten. Mit der Zeit beſſerten ſich die Zuſtände des Landes und dadurch auch ſeine Einnahmen, ſo daß nach dem Frieden von St. Germain der Kurfürſt ſchon 1,100,000 Thaler auf die Armee verwenden konnte; freilich koſtete ſie damals an Rationen und Portionen viel mehr als heut; der Rittmeiſter erhielt Futter für ſechs, der Lieutenant für vier, der Cornet für drei, der Wachtmeiſter für zwei Pferde. Wurde die Verpflegung in natura verabreicht, ſo erhielt der Oberſt täglich dreißig Pfund Brod, dreißig Maaß Bier, zwanzig Pfund Fleiſch; der Gemeine erhielt drei Pfund Brod, dem

Kraft zum Handeln hatten die Brandenburger, aber keinen Sinn für den Handel; was ſie bedurften von fremden Erzeugniſſen, das ſchickte ihnen Hamburg, welches damals ſchon den großen, kühnen Kaufmannsgeiſt und Stolz beſaß, der ihm heute noch eigen iſt; was ſie verkauften vom eigenen Ueberfluß, nahm ihnen Hamburg ab. Ebenſo gering war der Unternehmungsgeiſt der Kaufleute in Preußen. Gern hätte der Kurfürſt ihre Muthloſigkeit überwunden, ihren Unternehmungsgeiſt ermuntert durch thätige Unterſtützung, indem er den Gewinn des Wagniſſes ihnen überließ, den möglichen Verluſt übernahm, aber die Folgen des dreißigjährigen Krieges hatten ſeine Kaſſe erſchöpft, immer neue Kriege nahmen ſie von Neuem in Anſpruch und die Noth der ſchwediſch-polniſchen Verwickelungen drängte ihn, ſtatt naturwüchſig mit einer Handelsflotte zu beginnen, zuerſt eine Kriegsflotte in Angriff zu nehmen; freilich war es eine vom kleinſten Kaliber, ſtatt mit vollen Segeln aus dem Hafen zu laufen, ſegelte ſie gar nicht, ſondern begnügte ſich mit mühſeligem Rudern, indem der Kurfürſt eine Anzahl von Ruderboten herſtellen ließ, die durch Landungen an der feindlichen Küſte die Truppen zu beunruhigen ſuchten. Der baldige Friede machte der kleinen Flotte ein Ende, ehe ſie Großes gethan, und darf ſie auch nicht der Keim unſerer Kriegsmarine genannt werden, denn der wilde Schößling, der bald darauf ſchnell emporwuchs, ſtammte aus einer andern Wurzel, ſo war ſie doch ein *Anfang*. Der *Fortgang* entſprang aus einer trüben Quelle: aus dem Schuldgefängniß der kleinen holländiſchen Stadt Middelfarth; in dem befand ſich ein Kaufmann Benjamin Raule, der durch den Reichthum ſeiner Pläne

---

Maaß Bier, zwei Pfund Fleiſch; vergleicht man dieſe Portionen mit den heutigen, ſo bekamen damals die Soldaten zu viel oder bekommen ſie heute zu wenig, vielleicht liegt hier, wie ſo oft, die Wahrheit in der Mitte. Die Ausgaben für die Armee blieben in ſteter Zunahme, im Monat März des Jahres 1682 koſtete das Heer 169.964 Thaler 17 Groſchen; wiederholten ſich, wie es den Anſchein hat, dieſe Koſten allmonatlich, ſo betrug allein der Militairetat jährlich über zwei Millionen Thaler und gewährt den Beweis, wie ſehr ſich die Macht und die Mittel des Landes unter dem großen Fürſten gehoben hatten, der ſeinem Nachfolger keine Schulden und einen Schatz von 650,000 Thaler hinterließ.

in Armuth und Schulden gerathen war und jetzt darauf ſann, durch neue Pläne, wenn auch nicht aus ſeiner Schuld, doch aus ſeiner Haft zu kommen. Er wandte ſich an den Kurfürſten mit dem Geſuch, ihm Caperbriefe gegen Schweden zu ertheilen, das eben im Kriege mit Brandenburg war. Die Schweden waren, während ihr großer Gegner vollauf am Rhein zu thun hatte, ihm ins Land gefallen; da ſein Landheer ihnen nicht gewachſen war, ging er gern auf jenes Geſuch ein. Seine Feinde konnten ihre erſten Bedürfniſſe, Salz und Getreide, nur zur See erhalten; gelang es, ihnen beides abzuſchneiden, ſo mußten ſie Frieden ſchließen. Das Anerbieten ſelbſt ſchien unbedenklich, bedenklicher ſchien der, von dem es ausging. Der holländiſche Geſandte, beauftragt über ihn zu berichten, war der Meinung, man könne zehntauſend Thaler daran wagen, ihn aus dem Schuldarreſt zu befreien. Der Kurfürſt wies die Summe an, als ſie aber nicht genügte, Raule für dieſen Zweck fernere ſiebentauſendzweihundert Thaler forderte, glaubte der Geſandte zwar, auch dieſe Zahlung noch verantworten zu können, rieth aber, wenn auch ſie nicht genüge, den Mann und den Plan fallen zu laſſen. Der Mann war aber, wenn auch nicht ebenſo vortrefflich als der Plan, doch eben ſo klug. Mit einer Elaſticität des Geiſtes, die durch Widerwärtigkeiten nur neue Spannkraft erhielt, machte er es vom Gefängniß aus möglich, drei Fregatten und zwei kleinere Schiffe ſegelfertig herzuſtellen. Er hatte mit berechnender Feinheit die drei Fregatten: Kurprinz, Berlin und Potsdam benannt, und ſelbſt die Namen der kleineren Fahrzeuge Bielefeld und Bulle waren nicht ohne Bedeutung. In Bielefeld hatte kurz vorher der Kurfürſt einen viel verſprechenden (freilich ſpäter nicht Wort haltenden) Vertrag mit dem Herzog von Neuburg, dem Biſchof von Münſter und Kur-Cöln abgeſchloſſen; Rindviehzucht begünſtigte er aber mit beſonderer Vorliebe, um dadurch der tiefgeſunkenen Landwirthſchaft aufzuhelfen. Er bewilligte ſofort gegen den Rath des Geſandten fünfundzwanzigtauſend Gulden und machte Raule frei; zum Dank machte dieſer die ſchwediſche Schifffahrt unfrei, kaperte auf der Nordſee neunzehn ſchwer befrachtete Schiffe und führte ſie nach Seeland, wo der Kurfürſt in der Perſon des Leonhard von Grinsveld einen beſonderen Director der Caperei eingeſetzt hatte. Leider befanden ſich unter den gekaperten Schiffen auch einige holländiſche, die unter ſchwediſcher Flagge geſegelt; Holland, das mit dem großen Kurfürſten verbündet war, forderte die Herausgabe der Schiffe und drohte im Weigerungsfalle das Bündniß aufzulöſen. Dem Kurfürſten war viel am Fortbeſtande deſſelben gelegen, aber holländiſcher Seits begnügte man ſich damit nicht, ſondern machte Raule den Prozeß als Seeräuber; das trieb ihn aus dem Lande, trieb ihn aber glücklicherweiſe in das Land, in dem er hoffen durfte, Schutz und Brod zu finden, trieb ihn nach dem brandenburgiſchen, wo der Große Kurfürſt ſoeben bei Fehrbellin glorreich geſiegt, ein feſtes Bündniß mit Dänemark geſchloſſen und die Schweden bis unter die Wälle von Stralſund gejagt hatte. Dadurch war der Kriegsſchauplatz an die Küſte der Oſtſee gelangt und der Beſitz einer Kriegsflotte zum dringenden Bedürfniß geworden; eine ſolche in der Schnelligkeit zu erzeugen, war unmöglich. Da that der Kurfürſt das, was nach damaliger Sitte bei Kriegerhaufen gebräuchlich war; er miethete eine Kriegsflotte, gab Raule für deſſen Schiffe auf drei Monat 135,000 Gulden, verſtärkte die Mannſchaft mit 569 Marineſoldaten, die der Obriſt de Balſey in Holland für ihn geworben, und befahl ihm, die Feſte Carlsburg, welche die Schweden bei Bremen erbaut hatten, zu nehmen.

Dieſer hielt das für ſo leicht, daß er ſchrieb, Carlsburg werde in drei Tagen brandenburgiſch ſein. Er jagte auch wirklich die ſchwediſchen Vorpoſten vor ſich her und forderte den Commandanten zur Uebergabe auf; als dieſer ſie aber verweigerte und zugleich die Kunde kam, daß von Stade her einige Tauſend Schweden in Anmarſch wären, mußte Balſey nach den Schiffen eilen; die Matroſen aber, auf eigene Sicherheit bedacht, ſegelten ab, ehe der Trupp ſich einſchiffen konnte. Nur Wenige retteten ſich, die Meiſten wurden gefangen genommen. So mißlang der erſte Verſuch vollſtändig, aber ſein Mißlingen war dem Kurfürſten keine Mahnung, fernere Verſuche aufzugeben, ſie mahnte nur zu größerer Vorſicht und zum vereinten Wirken von Land- und Seemacht. Dieſe Vereinigung brachte, während Derfflinger das Landheer, Raule die Flottille befehligte, noch im ſelben Jahre die Einnahme von Wolgaſt, Wollin und Greiffenhagen, brachte Raule den Rang eines Marine-Directors und bewirkte den Abſchluß eines neuen Miethsvertrages, vermöge deſſen für das nächſte Jahr drei Fregatten, zwei kleine Kriegsfahrzeuge und ſechs Schaluppen unter der Führung von Jakob Raule, (Benjamins Bruder) in der Oſtſee kreuzen ſollten. Am 7. Mai kam die Flotte wirklich in Kopenhagen an, aber nicht geführt von Jakob Raule, ſondern von Benjamin welcher meldete, daß ſein Bruder in Seeland durch Gläubiger feſtgehalten werde. Wahrſcheinlich glaubten beide, der Kurfürſt würde die Mittel zur Befreiung auch dieſes Bruders hergeben, aber ſie irrten ſich, er hatte genug an dem einen und befahl dieſem, er ſolle verſuchen, ins Haff zu dringen, und Stettin, das eben belagert wurde, von der Seeſeite einſchließen; um indeſſen die kleine Seemacht auf jede Weiſe zu vergrößern, gab der Kurfürſt Befehl, ſeine eigene Leibjacht in Königsberg zum Kriege auszurüſten, und als ſich dieſe dazu untauglich erwies, ließ er ſtatt ihrer eine litthauiſche Schute auf ſeine Koſten armiren. Dieſe Koſten wurden ſofort zehnfach vergütet, denn kaum war die Schute in See geſtochen ſo kaperte ſie in derſelben Stunde noch ein reich beladenes Kauffahrteiſchiff. Gleich darauf kam von Colberg die Kunde: heute ſeien unter der Predigt fünf Schiffe in See geſehen worden und habe ſich nach der Zeit gefunden, daß drei davon Schiffe Seiner kurfürſtlichen Durchlaucht geweſen, welche zwei ſchwediſche Orlogſchiffe genommen. Das wurde Anfangs für kaum möglich gehalten, aber bald lief die Beſtätigung ein und wenn auch die Orlogſchiffe zu einer Fregatte, dem „Leopard", und zu einem Brander zuſammenſchrumpften, ſo gereichte doch dieſer erſte Sieg zur See, den die junge Flotte gegen Kriegsſchiffe davon getragen, dem Kurfürſten zur großen Freude. Er theilte den Erfolg ſeinem Geſandten im Haag ſogleich mit und befahl ihm, den Generalſtaaten Anzeige davon zu machen; ſie ſollten erkennen, daß Brandenburg eine Seemacht und ein Bündniß mit ihm von größerer Bedeutung geworden ſei. Den eroberten Leopard ließ er in Colberg zu einer brandenburgiſchen Fregatte umwandeln. Das war das erſte Kriegsſchiff, was ihm eigenthümlich gehörte. Raule drang den ihm ertheilten Befehlen gemäß in das Haff ein und hinderte die Verbindung zwiſchen Stettin und Anclam, ſo daß es den Schweden nicht gelang, den letzteren Ort zu unterſtützen; dagegen glückte es ſeinen und des Landheeres vereinten Anſtrengungen in dieſem Jahre noch nicht, Stettin zur Uebergabe zu zwingen. Denn wie hart auch die Stadt bedrängt wurde, ein Heldenmädchen, eine zweite Jeanne d'Arc, Maria Lange, predigte auf den Plätzen und in den Gaſſen und entflammte in begeiſternder Rede die Bürger zur äußerſten Gegenwehr. Dennoch that die brandenburgiſche Flotille den Schweden großen Abbruch. Sie hemmte die Zufuhr, ſie kaperte feindliche Schiffe und ſtörte die Verbindung der ſchwediſchen Truppen. Dieſe Erfolge trieben zu neuen Seerüſtungen, denn dem Kurfürſten lag Alles daran, Stettin, Stralſund und Greifswald zu erobern und dadurch die Oſtſee für die Dauer zu erwerben. Er brachte deshalb zur Belagerung Stettins aus den Zeughäuſern von Berlin, Cüſtrin und Minden über zweihundert Geſchütze zuſammen, eine für die damalige Zeit ſtaunenswerthe Zahl; ſollte aber die Belagerung von der Seeſeite her nicht geſtört werden, ſo war die Beherrſchung der Oſtſee unerläßlich, er miethete daher von Neuem drei Fregatten, zwei Galleotten und eine Jacht, rüſtete im Colberger Hafen zum erſten Mal auf eigene Rechnung Schiffe mit 57 Kanonen und dreihundert Mann aus, zu denen noch vier Kaperſchiffe Raule's ſtießen, welche 26 Kanonen und 184 Mann führten, ſo daß die Brandenburger Flotte ſich dreiſt mit der ſchwediſchen meſſen konnte, wenn auch nicht an Zahl, ſo doch an Macht; denn Muth giebt Macht, und die Brandenburger Seeleute waren von einem Muth erfüllt, der ihnen ſicheren Sieg verhieß und eben dadurch auch gewährte. Wo ſchwediſche Schiffe ſich ſehen ließen, da machten die brandenburgiſchen Jagd darauf, ohne nach der Uebermacht der Feinde zu fragen, und faſt immer trugen ſie den Sieg davon, ſo daß ſie zuletzt für unüberwindlich ſich hielten, während die Schweden ihre frühere Zuverſicht immer mehr verloren. Da durfte der Kurfürſt es wagen, einen Theil ſeiner kleinen Flotte nach Hamburg zu ſenden, um dort die Hunderttauſend Thaler einzutreiben, welche ihm die Stadt ſchon lange verſchuldete, in ſtolzer Sicherheit aber zu zahlen ſich weigerte; jetzt, da ſie ſahen, daß der Kurfürſt Macht und Willen beſaß, ſich Recht zu ſchaffen, machten ſie Vergleichsvorſchläge, auf die er bereitwillig einging. Dabei wurde die Belagerung von Stettin eifrig fortgeſetzt, und die wichtigſte Schanze, die Sternſchanze, im Sturm genommen; zwar gelang es acht ſchwediſchen Schiffen nach vierſtündigem Kampfe ein brandenburgiſches in den Grund zu bohren, da ihm die andern Fahrzeuge wegen alter unter dem Waſſer befindlichen Pfähle nicht zu Hülfe kommen konnten; aber die Bemannung wurde durch herbeieilende Kähne gerettet, und was mehr war, die Ehre war gerettet, denn tauſende von Zuſchauern ſahen mit ſtaunender Bewunderung dem ungleichen Kampfe und der kühnen Tapferkeit der Brandenburger zu. Auch die ſchwediſche Beſatzung Stettins wehrte ſich tapfer, obgleich zuletzt ohne Erfolg; die Brandenburgiſche Flotte ſchnitt der Stadt alle Zufuhr ab, ſo mußte ſie endlich den Kurfürſten einlaſſen und ihm huldigen. Jetzt war ganz Pommern in ſeinen Händen mit alleiniger Ausnahme von Stralſund, Greifswald und Rügen. Das letzte ſollte zuerſt erobert werden. Raule brachte aus ſämmtlichen pommerſchen Häfen die nöthigen Transportſchiffe zuſammen; ſie wurden von ſeinen und den kurfürſtlichen Schiffen an die Mündung der Peene geleitet, woſelbſt in Gegenwart des Kurfürſten und ſeines ganzen Hofſtaates das Heer feierlich eingeſegnet und unmittelbar darauf am 11. September 1677 eingeſchifft wurde. Die Ausſchiffung auf Rügen ſollte gemeinſchaftlich mit der verbündeten däniſchen Flotte geſchehen, die vom Admiral Juel befehligt wurde, während der Kurfürſt in eigener Perſon Heer und Flotte kommandirte.

Der däniſche Admiral war mit den Dispoſitionen deſſelben nicht einverſtanden, beide trennten ſich daher, jener ſegelte nach Wittow, der fürſtliche Feldherr und Admiral wollte in Putbus landen, aber er war wohl mehr Feldherr, als Admiral; der ungünſtige Wind brachte die Flotte in die Schußweite der Strandbatterien und dadurch in große Gefahr, der ſie nur mühſam entging. Unterdeſſen hatte der däniſche Admiral in Wittow gelandet und Poſto gefaßt. Auf die Kunde davon eilte der Kurfürſt ihm nach, unter Jubelgeſchrei landeten die Brandenburger; die Ueberfahrt auf Kähnen währte ihnen zu lange, ſie ſprangen in's Waſſer, theils bis an den Hals darin watend, theils ſchwimmend, erreichten ſie unter unaufhörlichem Hurrahruf das Land und ſtellten ſich während des feindlichen Feuers in Schlachtordnung auf mit ſo ſicherer Haltung, als wären ſie auf dem Exercierplatz. Dieſe kalte Furchtloſigkeit imponirte den Schweden, ſie wagten keinen Angriff, ſondern erwarteten ihn. Er ließ nicht lange auf ſich warten, ungeſtüm, unwiderſtehlich drangen die Brandenburger vor, der alte Derfflinger warf mit zwei eben ausgeſchifften Schwadronen acht Schwediſche über den Haufen, der Kurfürſt erſtürmte die Fährſchanze und öffnete dadurch die Linien des feindlichen Heeres dem Feuer der Flotille, die Schweden wurden vollſtändig geſchlagen, ihr Feldherr entkam auf einer Schaluppe nur dadurch, daß das flache Waſſer die Verfolgung hinderte.

Der Kurfürſt ließ eine Beſatzung auf Rügen und führte Heer und Flotte vor die Wälle von Stralſund; dieſe Wälle hatten dem gefürchteten Wallenſtein getrotzt, hatten ihm einen Theil ſeines Heeres und ſeines Feldherrnruhmes gekoſtet, ſie galten für uneinnehmbar, aber die Leiden der ſtärkeren Feſtung Stettin waren den Bürgern und der Beſatzung Stralſund's eine Warnung. Ohne Ausſicht auf Hülfe von der See her, ergaben ſie ſich am 28. October und wenige Tage darauf öffnete auch Greifswalde nach kurzer Beſchießung mit glühenden

Kugeln ſeine Thore. Sieben Schiffe wurden mit den ſchwediſchen Gefangenen angefüllt, zwei brachten die aus Oſtpreußen herangezogenen Truppen in ihre Heimath zurück, der Feldzug war beendet, der Kurfürſt im langerſehnten Beſitz der Odermündungen und der Oſtſeeküſte Pommerns.

Er gedachte dieſen Beſitz nimmer herauszugeben und ließ ſich von dem Lande huldigen. Als er in Berlin einzog, empfing ihn ein Jubel, wie ihn die Stadt bisher noch nicht gekannt. Mitten im Winter waren alle Plätze und Straßen wie in einen großen Hain verwandelt, durch ſieben Triumphbogen ſollte der Held einziehen, aber der große Kurfürſt, wie nach ihm der große König, lenkte dem Triumph aus, um ſich an des Landes äußerſter Grenze einen neuen zu bereiten.

Schweden, in Pommern bis zur Widerſtandsloſigkeit beſiegt, verſuchte von Liefland aus einen Einfall in das für wehrlos gehaltene Preußen, da raffte der Kurfürſt ſich auf vom Lager, auf das ſchmerzhafte Krankheit ihn geworfen, und ſtürmte in Eilmärſchen in bitterſter Kälte mit einem kleinen, auserleſenen Heere nach Litthauen.

Das Meer, auch hier ihm unterwürfig, wie bisher, bot ſeinen Eisrücken zur berühmten Schlittenpartie, daß er mit ſeinen Truppen darüber hinjagte und den Feind nicht verjagte, ſondern vernichtete. Jetzt ſchien ſein Erwerb und die Frucht deſſelben, Erweiterung der Handels- und Kriegsflotte, ihm geſichert; was ihm im Weſtphäliſchen Frieden die Federkraft der falſchen Diplomaten genommen, das hatte er mit der Manneskraft ſeines treuen Schwertes ſich zurückerobert, aber nur für kurze Zeit. Die unerhörten Erfolge des Kurfürſten erregten das Staunen der Völker, aber die Eiferſucht der Cabinette; Frankreich verſtand es, dieſe Eiferſucht und das damit ſtets verbundene Mißtrauen zu ſchüren, daß die Bundesgenoſſen des Kurfürſten, daß der Kaiſer, dem er ſo treu gedient, daß die Republik Holland, für die er mit größter Aufopferung gekämpft*), ihm den Rücken kehrten. Frankreich verſtand es, die Mächte, die ſich bisher neutral gehalten, England und Polen, gegen Brandenburg aufzuhetzen, ſo daß es, verlaſſen, bedroht von allen Seiten, im Frieden von St. Germain Alles herausgeben mußte, was es blutig und glorreich erkämpft. Die Odermündungen, die Oſtſeeküſte gingen zum zweiten Male verloren. Tief gekränkt, aber nicht gebeugt, in dem edlen Zorn, der zum Dichter, zum Propheten macht, rief der Kurfürſt aus: „Nicht der König von Frankreich zwingt mich zum Frieden, ſondern der Kaiſer des Reichs, meine nächſten Verwandten und Alliirten, ſie werden es bereuen und einſt ebenſo viel verlieren, als ich jetzt verliere!“

Je mehr ihm genommen war, deſto eifriger, deſto unermüdlicher ſuchte er das zu nützen, was ihm blieb. Pillau und Königsberg eignen ſich nur nothdürftig zu Häfen und Werftanlagen, aber ihm blieb ſeine neu begründete Kriegsflotte, ihm blieb, was mehr werth war, als Alles, der flammende Kriegsmuth, die Siegeszuverſicht ſeiner jungen Marine. Sie war nur klein und doch größer als die Hülfsmittel des Staates; es galt, neue zu ſchaffen; da ſchloß er vortheilhafte Handelsverträge mit dem Kirchenſtaat, mit Florenz und Malta, mit Holland und England, ja, er überwand die Abneigung, die er gegen den ſtolzen Ludwig fühlte, und bot ihm einen für beide Theile vortheilhaften Handelsvertrag an, worauf Ludwig der Vierzehnte, dem die Franzoſen ſo gern den Namen des Großen anwindbeuteln möchten, in thörichtem Hochmuth erwiederte, daß die Beſorgung von Handelsangelegenheiten beſſer den Kaufleuten überlaſſen bliebe.

---

*) Der Kurfürſt ſagt in einem Schreiben wörtlich: „Ich habe aus Liebe zur Republik die von Frankreich mir durch Wilhelm Fürſtenberg angebotenen günſtigen Bedingungen ausgeſchlagen, und da faſt Alles verloren zu ſein ſchien, habe ich mich den Franzoſen mit aller Gewalt widerſetzt, meines eigenen Lebens nicht geſchont, meinen erſtgeborenen Prinzen eingebüßt, alles das Meinige in die Schanze geſchlagen“ u. ſ. w.

Der große Kurfürſt dachte anders; wo es die Wohlfahrt des Landes galt, war ihm das Kleinſte nicht zu klein. Wie wir von Friedrich dem Großen ein von ihm ſelbſt verfaßtes „Reglement vor die Huſaren-Regimenter" beſitzen, ſo vom großen Kurfürſten von ihm ſelbſt verfaßte „Artikuls Briefe für die Marine," die das ſind, was wir heut mit Kriegs-Artikel bezeichnen. Sie entſtanden bald nach beendetem Kriege mit Schweden, und enthalten unter Anderm folgende Beſtimmungen: §. 21. Niemand ſoll ſich unterſtehen, nachdem die Wacht aufgeſchlagen und beſetzt iſt, in einer fremden Sprache zu reden, bei Leibesſtrafe. §. 24. Niemand ſoll ſich unterfangen, einige Briefe anzunehmen, abzugeben oder fortzuſchicken, ohne in Gegenwart des Capitains, bei Vermeidung des Galgens. §. 27. Es ſoll ſich Niemand unterfangen, von der Wacht zu gehen, ehe ihn ein anderer ablöſt, bei Strafe, dreimal durch den Kiel gezogen zu werden.*) §. 36. Sintemal das meiſte Unheil aus Trunkenheit entſteht, als wird einem Jeden, Offizier und Anderen, hiermit ausdrücklich unterſagt, ſich trunken zu Schiff finden zu laſſen, und ſoll der Offizier, welcher ſich diesfalls verlaufen wird, zum erſten Mal vierzehn Tage, und jeder Matroſe acht Tage in Banden geſetzt, zum andern Mal nach des Admirals Gefallen beſtraft werden. §. 39. Wer in böſem Muth auf Jemand ſein Meſſer zieht, der ſoll mit dem Meſſer durch die Hand an den Maſtbaum geſtochen werden und ſo lange daran ſtehen bleiben, bis er daſſelbe hindurchzuckt. §. 42. Wer den Andern erſticht oder erſchlägt, der ſoll lebendig mit dem Todten Rücken an Rücken zuſammen gebunden und über Bord geworfen werden. §. 48. Wer, wenn es erfordert, nicht fechten wird, der ſoll ohne alle Gnade mit dem Tode beſtraft werden. §. 49. Die Köche ſollen gehalten ſein, das von dem Fleiſche abtriefende Schmalz oder Fett, ſo lange es eßbar, zu den Suppen zu bewahren, und was nicht tauglich, zur Unterhaltung des Schiffes anzuwenden. §. 50. Frauensperſonen darf ſich Niemand, weder edel noch unedel, groß noch klein, unterſtehen, zu Schiff zu bringen u. ſ. w.

Man erkennt die züchtige Strenge und die ſtrenge Zucht der Zeit am Inhalt, an der Form die kurz kernige Sprache des entſchiedenen Mannes, der auch darin ſeiner Zeit voraneilte, indem er ſich losriß von dem weitſchweifigen, ſchwülſtigen Styl, in dem zu jener Zeit Geſetze und Verfügungen verfaßt wurden. Le style c'est l'homme, ſagt Buffon.

Der Kurfürſt hatte vortheilhafte Handelsverträge abgeſchloſſen, aber ihre Vortheile konnten erſt mit der Zukunft kommen und die Gegenwart forderte Geld, viel Geld; die Flotte erſchöpfte die Staatsmittel, denn der große Herrſcher begnügte ſich nicht, die Kriegsflotte zu erhalten, der er im letzten Kriege ſelbſt ſeine Erhaltung verdankte, er ſuchte auch einen neuen Handelsgeiſt und eine neue Handelsflotte zu erzeugen; er begründete in Königsberg eine Handelsgeſellſchaft, die ihre Thätigkeit mit dem Bau von zehn Kauffahrteiſchiffen begann, er berief Schiffsbauleute aus den Niederlanden und ließ Waarenſchuppen, Werften und Arſenale errichten. Brachte die Handelsflotte eine ſichere aber ſpäte Ernte, ſo ſollte die Kriegsflotte bei ſich darbietender Gelegenheit raſche Frucht tragen. Die Gelegenheit bot ſich bald. Spanien verſchuldete an Brandenburg gegen zwei Millionen Thaler Subſidiengelder aus der Zeit her, da es (im Jahre 1674) ſich verpflichtet hatte, für deſſen Beiſtand im Kampf gegen Frankreich, monatlich zweiunddreißigtauſend Thaler Hülfsgelder zu zahlen; ungeachtet Brandenburg ſeine Verpflichtungen treu erfüllt hatte, zögerte Spanien mit der Erfüllung der ſeinigen. Vergeblich verſuchte der Kurfürſt mit Vorſtellungen, Bitten, Mahnungen mindeſtens eine Abſchlagszahlung zu erreichen; wie ein vornehmer Herr, der in Schulden ſteckt, einen mahnenden Profeſſioniſten Anfangs mit höflichen Redensarten abſpeiſt, zuletzt mit unhöflichen abweiſt, ſo hielt der Spaniſche Hof Anfangs den Brandenburgiſchen Geſandten mit allerlei Höflichkeiten hin und als er zuletzt dringender wurde, erhielt er zur Antwort, daß man die Zahlung der reſtirenden Subſidiengelder wegen Geldmangels nicht in Ausſicht ſtellen könne. Da erſchien Selbſthülfe gerechtfertigt, geboten durch das Geſetz der Noth, der Ehre; Raule bekam Befehl, ſechs Schiffe in Dienſt zu ſtellen, Friedrich Wilhelm mit 40, Kurprinz mit 32, Dorothea mit 32, Rother Bär mit 30, Fuchs mit 20, Berlin mit 16 Kanonen und außerdem einen Brander, den Salamander; die Bemannung beſtand aus 900 Matroſen und Seeſoldaten; ihr Befehlshaber Claus von Bevern wurde beordert, vor Dünkirchen auf ſpaniſche Schiffe Jagd zu machen, die gekaperten nach Pillau zu ſchicken mit der Escadre aber nach Cadix, und wenn ſich da keine gute Jagdgelegenheit fände, weiter bis nach Weſt-Indien zu ſegeln. Schon im Kanal traf die Flotte auf das ſpaniſche Kriegsſchiff Carolus II., ein Linienſchiff von 50 Kanonen, griff es mit Ungeſtüm an, nahm es nach tapferer Gegenwehr und brachte reiche Beute heim, denn die Ladung beſtand aus Brabanter Spitzen und feiner Leinewand. Spanien erhob einen gewaltigen Lärm und forderte Herausgabe des Schiffes und der Ladung und glänzende Satisfaction; der Kurfürſt behielt das Schiff und Ladung und als Satisfaction erklärte er: Fünf Jahre lang habe er durch koſtbare Sendungen keine Satisfaction erhalten können, ſo ſei er genöthigt geweſen, zu dieſem äußerſten Rechtsmittel zu greifen. Doch ſuchte er ſich für alle Fälle zu rüſten und ſeine cleviſchen Lande gegen einen ſpaniſchen Ueberfall zu ſichern; aber die Spanier begnügten ſich mit Drohen und Schimpfen, indem ſie die Handlungsweiſe des Kurfürſten ſeeräuberiſche Freiheit nannten, die der gerechten Strafe nicht entgehen würde. Wie wenig der Kurfürſt ſich durch Schimpfen und Drohen einſchüchtern ließ, mit welchem Eifer und mit welcher Einſicht er ſein Ziel verfolgte, beweiſt eine im Geheimen Staats-Archiv befindliche Inſtruction, welche er dem Befehlshaber eines neuen Geſchwaders, dem Thomas Aldes, mitgab. Dieſem Geſchwader war auch das eroberte Spaniſche Linienſchiff, Carolus II., nachdem es in ein Brandenburgiſches umgewandelt worden, als das größte Schiff unſerer Kriegsmarine beigegeben, die Inſtruction aber lautete alſo:

---

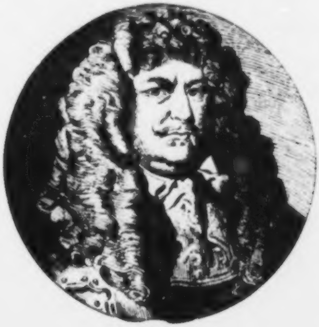
*) Das ſogenannte Kielholen: der alſo Beſtrafte wurde an Seilen mit großer Schnelligkeit unter dem Schiff durchgezogen, wobei er in der Regel gefährliche Wunden, zuweilen den Tod davontrug.

„Es hat ſich gedachter unſer Commandant mit dem ihm untergebenen drei Schiffen Carolus secundus, der rothe Löwe und Fuchs, ſobald er ſegelfertig geraden Weges nach der Höhe von Dunquerquen zu erheben und wenn er daſelbſt wird angelanget und zu dem Capitain Jean Lacher*) geſtoßen ſein, ſoll er von deſſelben Schiffen in dieſer ſeiner Escadre ſo viel von Soldaten und Matroſen übernehmen, als er nöthig befinden wird, um mit Mannſchaften wohl verſehen zu ſein. Indeſſen ſoll er unter der Hand und in der Stille vernehmen, wie es mit dem Oſtendeſchen Convoy beſchaffen, wie ſtark ſie ſei und wenn ſie ausſegeln werde? Da er ferner fleißig Achtung darauf zu geben und zu dem Ende zwei der beſtſegelnden Schooner auf Kundſchaft zu ſchicken hat; und wenn er nun ſolche Convoy nebſt den Kauffahrteiſchiffen antrifft, hat er zu begehren, daß ſie ſich freiwillig ergeben möchten und ſo ſie ſolches nicht thun wollen, hat er ſie dazu mit Macht zu conſtringiren und wenn es glückt, daß Er ſie wegnimmt, hat er die Schiffe nach Pillow zu ſenden, ohne daß Er ſelber mitkomme. Und weil er ſothane nach der Pillow gehende Schiffe mit Unſer Matroſen verſehen muß, ſo hat er von denen ſpaniſchen Matroſen ſo viel freiwillig wieder in Dienſt zu nehmen, als er von den Unſrigen wegſchickt. Sollte er aber erfahren, daß gedachter Convoy entweder aus Furcht nicht auslaufen werde, oder auch, daß ſelbiges bereits abgeſegelt war, ſo ſoll er auf den erſten Fall auf daſſelbe Convoy ſowohl, als auf alle einkommende und ausgehende flämiſche und ſpaniſche Schiffe ein Monat lang, ſo viel der Wind füget, kreuzen und ſich ſoviel möglich unbekannt halten, mit oder ohne franzöſiſche Flagge, welche ihm zu dem Ende mitgegeben werden. Auf den andern Fall aber, wenn der Convoy bereits ausgelaufen war oder ihm bei Nacht echappiret, ſoll er mit ſeiner Escadre gerade durch den Canal laufen, ohne in England oder Frankreich zu landen, ohngefähr bis vor Cadix, woſelbſt er gute Kundſchaft einzuziehen hat, was vor Spanier aus- und einlaufen wollen? worauf Er denn, wie auch auf die Türken fleißig zu kreuzen hat, und wenn Er Türkiſche Schiffen oder Priſen, ſo die Türken genommen, antreffen, hat er dieſelben rigoureux zu befechten und diejenigen, welche er durch Gottes Segen erobern möchte, nach Liſſabon zu bringen und die Türken daſelbſt als Sclaven ſo theuer als möglich zu verkaufen und das Geld durch gute Wechſelbriefe nach Rotterdam an Jean Lety zu remittiren und die darin gefundenen Waaren und Güter, wie auch die Schiffe ſelbſt hat er zu Liſſabon bis zu ſeiner Wiederkunft liegen zu laſſen und dann mit Salz zu beladen und nach der Pillow mitzubringen.

---

*) Gehörte als Commandeur der Soldaten zum Geſchwader des vorgedachten Claus von Bevern.

„So ſoll er auch zu vernehmen ſuchen, wenn die Spaniſche Flotte ankommen werde, welche durch den fernen Weg insgemein von einander getrennt wird, daher iſt zu verſuchen, ob er das Glück haben könne, ein oder anderes Gallion zu erobern. Bevor nun die Silberflotte eingelaufen, oder Er von uns andere Ordre bekommt, ſoll er nicht vor ſechs Monaten oder acht zurückkommen, es ſei denn, daß die höchſte Noth es erfordert und weil in Amſterdam noch acht neue Capital-Schiffe für den König von Spanien angefertigt werden, ſo ſoll er darauf Acht geben, zumal ſie nur ſchlecht bemannt ſein ſollen, und obſchon einer, Maas in Amſterdam, ſothane Schiffe unter ſeinen Namen protegiret und gleichſam als holländiſche paſſiren laſſen will, ſo ſoll Er ſie dennoch, weil ſie Spaniſch ſeien, wegnehmen, ſeine Escadre damit verſtärken und das Volk vertheilen. In Fall ihm einige Noth, Unglück oder dergleichen zuſtoßen würde, ſoll er das Revier von Liſſabon zur Retraite nehmen, zu welchem Ende wir ein Requiſitionsſchreiben an den Prinzen Don Pedro ſchicken. — Durch den Sund ſoll er des Morgens mit dem Tage oder des Abends gegen den Sonnenuntergang in der Stille ohne Angabe vorbeilaufen, doch vorher ankern und die Flagge zeigen, damit man ihn kennen möge, weil ſolches verabredet.


Der große Kurfürſt.

„Gegen alle Königlichen Schiffe in See oder auf der Rhede ſoll Er das Marsſegel ſtreichen und die Flagge nach Seegebrauch von hinten wehen laſſen, ausgenommen vor Particulär oder Holländiſche Kriegsſchiffe, oder vor der Republik Venedig Schiffe, als vor welcher Er die Flagge führen und nur die Brandenburgiſche Looſung, das iſt drei Schüſſe geben und ſonſt nichts thun ſoll.

„Alle Sachen, welche Ihm vorkommen, ſoll Er de concert thun und an Kriegsrath, alle Capitains, nebſt dem Fiscal und dem Commandeur der Seeſoldaten admittiren. Im Fall einige Rencontres vorgingen, ſoll er ſie Beſtens thun, Einer den Andern nicht verlaſſen, ſondern ſich einander bis auf den Letzten helfen, damit unſer Reſpect aufs Beſte conſervirt werde, und wer einige lacheté begehen würde, der ſoll ſofort mit dem Tode beſtraft werden, und wird der Commandeur autoriſiret, zu Capitains zu machen, welche es beſſer meritiren, ohne Anſehung der Perſon.

„So ſoll von allen Priſen die Briefe und die Documente zu Unſeres Raths und Schiffs-Directeurs Händen geliefert werden, damit man daraus die Liquidität oder Illiquidität ſehen könne.

„Alle Sachen, welche außer dieſer Inſtruction vorkommen, ſoll der Commandeur zu meinem Profit und Menage mit allen Capitains überlegen, und die Vivres, welche Er inne hat, wohl menagiren. Den Soldaten ſoll Er Schiffsarbeit lehren und mit der Zeit zu Matroſen brauchbar machen, weil wir geneigt, ſelbige alle Zeit zur Marine zu gebrauchen."

Das Geſchwader erfüllte die ihm geſtellte Aufgabe nicht ganz; zwar kaperte es Schiffe und brachte deren Erlös mit 150,000 Thalern heim, zwar begegnete es der Silberflotte und verſuchte muthvoll, ja tolldreiſt, den ungleichen Kampf gegen die zehnfache Macht der Spanier aufzunehmen; aber nach zweiſtündigem Gefecht war es genöthigt, ſich zurückzuziehen und in einem Portugieſiſchen Hafen Schutz zu ſuchen, ohne weſentlichen Verluſt, ja, mit Gewinn an Ehre. Dies kühne Verfahren, dieſer plötzliche Eintritt Brandenburgs in die Reihe der Seemächte erregte bei dieſen unruhiges Erſtaunen und reizte ihre Eiferſucht ſo ſehr, daß der Kurfürſt, jetzt ſchon ein Greis, Bedenken trug, ſie noch mehr zu reizen und dadurch ſein Land, dem er die Segnungen des Friedens ſo mühſam errungen, den Wechſelfällen eines Krieges auszuſetzen; er verzichtete daher auf die kühnen Pläne, die er gefaßt und vorbereitet und wandte ſeine ganze Kraft auf die langſamere, aber ſegensreichere Entwickelung einer Handelsflotte. Sollte die aber, und dies Ziel gab er zu keiner Zeit auf, zugleich eine Pflanzſchule werden für die Kriegsflotte, ſollte ſie Bedeutſamkeit für den Handel erlangen, ſo mußten unmittelbare Abzugsquellen für die vaterländiſchen Erzeugniſſe, ſo mußten Colonien erworben oder geſchaffen werden. Für ſolche Pläne war Raule der rechte Mann; nicht als ob er in der Ehre oder dem Vortheile ſeines neuen Vaterlandes auch ſeine Ehre und ſeinen Vortheil geſucht hätte, dazu war er zu ſehr Kaufmann, der nach Gewinn ſtrebte, nach Geld und Geltung für ſich; aber ſoweit ſich mit dieſer beengenden Rückſicht ein kühner Geiſt, ein weiter Geſichtskreis verträgt, ſo weit beſaß er beide. Sein Fürſt nützte und ſchützte ihn, das letztere that noth gegen mancherlei Angriffe von Neidern und Feinden und da die Brandenburger immer noch nicht Muth faſſen konnten zu großartigen Handelsunternehmungen, ſo geſtattete er ſeinem Schützling, daß er ſich mit einer ſeeländiſchen Geſellſchaft verband und unter Brandenburgiſcher Flagge Handelsverbindungen an der Weſtküſte Afrika's aufſuchte. Während er für eigene Rechnung vier Schiffe, die Wolkenſäule, den Windhund, das Eichhorn und die Fortuna nach andern Himmelsgegenden ausſandte, gingen zwei Schiffe, das Brandenburger Wappen und der Mohrian (Mohr) in Begleitung von zwanzig Brandenburgiſchen Kriegsknechten, befehligt vom Capitain Blanc im Juli des Jahres 1680 nach jener Küſte, um Europäiſche Waaren gegen Geld, Elfenbein und Sclaven auszutauſchen, denn der Handel mit dieſen Letztern galt damals für ebenſo geſetzlich, ſittlich und ehrenhaft als jeder andere; da dieſelben aber in Europa kein recht gangbarer Artikel waren, ſollten ſie in Amerika, die anderen Waaren aber im Vaterlande verkauft werden.

Am 16. Mai 1681 landete Blanc zwiſchen Axim und dem Vorgebirge der drei Spitzen an der gedachten Küſte und fand daſelbſt in dem Dorfe Accada drei Negerhäuptlinge, denen er einige Geſchenke machte und die ſich ſogleich verpflichteten, nur mit Schiffen unter Brandenburgiſcher Flagge zu handeln und dem Kurfürſten einen Platz zur Erbauung eines feſten Platzes abzutreten, wogegen ihnen der Brandenburgiſche Schutz zugeſagt wurde. Nachdem dieſer Vertrag von beiden Theilen beſchworen war, begann der Tauſchhandel, der den Schiffen eine reiche Ladung von afrikaniſchen Landeserzeugniſſen zuführte. Als ſie mit denſelben heimkehrten, erregten ſie die Bewunderung der Handelswelt und fanden lebhafte Anerkennung bei dem Kurfürſten, der zu Ehren dieſer erſten überſeeiſchen Handelsverbindung zwei Medaillen ſchlagen und aus den mitgebrachten Goldkörnern ſogenannte Schiffs-Dukaten prägen ließ, die noch heutigen Tages eine ebenſo ſeltene als geſuchte Zierde von Münzſammlungen ſind.

Der günſtige Erfolg lockte zur Wiederholung ähnlicher Unternehmungen: noch in demſelben Jahre gingen dieſelben Schiffe und mit ihnen die Kriegsſchiffe **Kurprinz** von 32 und **Brandenburgiſcher Dragone** von 30 Kanonen in See, um den ſo vortheilhaft begonnenen Tauſchhandel fortzuſetzen. Aber die Holländer waren aufmerkſam geworden; eiferſüchtig auf ein Geſchäft, das bisher allein in ihrer Hand geweſen, rüſteten ſie Caper aus, nahmen das Schiff **Wappen von Brandenburg** und gaben erſt nach jahrelangen Verhandlungen das Schiff an die Geſellſchaft zurück und eine geringe Entſchädigung für die Ladung. Solche Verluſte, mehr noch die Beſorgniß von größeren, minderte die Neigung der Kaufleute, ähnliche Geſchäfte auf eigene Hand fortzuſetzen; der Kurfürſt aber, der die Wichtigkeit des Unternehmens erkannte, ſeine Einträglichkeit, verlockt durch Raules Schilderungen, überſchätzte, nahm die Geſellſchaft unter Kurfürſtlichen Schutz, gab ihr einen Freibrief auf dreißig Jahre, der ſie berechtigte, mit Ausſchluß jedes andern, zwiſchen dem grünen Vorgebirge und Angola Handel zu treiben, machte ihr aber aus Rückſicht auf Holland dabei zur Pflicht, ſich den Holländiſchen Plätzen in Afrika nicht zu nähern, auch deren Niederlaſſungen, ſowie die der andern Europäiſchen Mächte zu vermeiden; zugleich verſprach der Kurfürſt, eine Feſtung auf Guinea zu errichten, ſie mit Geſchütz und Mannſchaft zu verſehen und in Friedenszeiten den Dienſt von ſeinen Truppen leiſten zu laſſen, dagegen ſollte im Fall eines Krieges jeder waffenfähige Coloniſt zum Kriegsdienſte verpflichtet ſein. **Allgemeine Wehrpflicht!** — Ein Anfang, der im Mutterlande erſt anderthalb Jahrhunderte ſpäter Nachfolge fand.

Die Verwaltung der Colonie wurde einem Rathscollegium übertragen, das aus vier ſogenannten Befindhabern beſtand (die nach Befinden handelten), ihnen präſidirte ein vom Kurfürſten ernannter Miniſter. Der Fürſt betheiligte ſich mit 8000 Thalern, Raule mit 20,000 Thalern an der Unternehmung. Ihr Aufſchwung war ein ſo raſcher, daß ſie ſchon ſechs Jahre darauf, nachdem das erſte Schiff unter Segel gegangen, deren dreißig in's Meer ſchickte, diejenigen Schiffe mit eingerechnet, die ausſchließlich für den Kurfürſtlichen Dienſt beſtimmt waren; unter den letzteren befanden ſich: **Friedrich Wilhelm zu Pferde** von 50, **Dorothea** von 40, der **Markgraf von Brandenburg** von 40, der **rothe Löwe** von 32, der **Fuchs** von 20, der **Rummelpot** und der **Litthauer Bauer** jedes von 8, der **Salamander** und der **St. Peter** jedes von 6 Stücken. Im Seedienſt wurden zwölf Schiffsbauleute, zwölf Schiffslieutenants, hundert Bootsknechte und fünfzig Schiffszimmerleute unterhalten; der ganze Aufwand für den Seedienſt war auf 3800 Thaler monatlich berechnet.

Im zweiten Jahre, nachdem die Verbindung mit den Eingeborenen der Guineiſchen Küſte angeknüpft worden, ſandte der Kurfürſt die Schiffe **Kurfürſt** und **Mohrian** unter

Führung der Capitaine Voß und Blanc, um mit den Häuptlingen, mit denen der letztere unterhandelt, einen ſchriftlichen Vertrag abzuſchließen und ſodann eine Feſtung zum Schutz der Anſiedelung zu erbauen. Zum Abſchluß dieſes Vertrages und zum Abſchließen fernerer, bevollmächtigte er den Major Otto Friedrich von der Gröben, den er zugleich zum Gouverneur der andern Colonien ernannte. Die Wahl dieſes Mannes war eine ſehr glückliche. Gröben, ſtreng erzogen und in der Kindheit ſchon an Entbehrungen jeder Art gewöhnt, hatte aus Neigung längere Seereiſen gemacht und war dadurch mit den Sitten und Gebräuchen uncultivirter Länder vertraut geworden; zu der ihm eigenthümlichen Furchtloſigkeit kam eine durch mannigfache Erfahrungen ausgebildete Geiſtesgegenwart und unerſchütterliche Beſonnenheit, die ihn zu der ihm übertragenen Stellung ganz beſonders geeignet machte. Auch hier zeigte ſich der Scharfblick des Kurfürſten, der ſtets die rechten Mittel und die rechten Männer zu finden wußte.

Nachdem Gröben die Küſte von Guinea erreicht und daſelbſt gelandet, boten ihm Neger Goldkörner an, die er von ihnen eintauſchte; ſobald der holländiſche Gouverneur das erfuhr, ſandte er ihm eine Deputation, die ihm das unterſagte und ihm befahl, ſich mit ſeinen Schiffen wegzupacken; ſonſt würde ſich der Gouverneur „ſeiner natürlichen Mittel“ bedienen und die Schiffe mit Gewalt von dannen treiben. Gröben erwiderte: Sein Herr wäre der Kurfürſt von Brandenburg, dem allein hätte er zu gehorchen und da der Gouverneur ſich Herr von der ganzen Küſte nenne, ſo möge er doch ſeinen Unterthanen den Handel mit ihm, Gröben, verbieten, wolle ſich aber der Gouverneur ſeiner natürlichen Mittel bedienen, ſo würde auch Gröben ſich ſeiner natürlichen Mittel bedienen. Hierauf ließ er die Deputation ſehr höflich und reichlich tractiren, nachdem ſie aber das Schiff verlaſſen hatte, aus allen Gewehren und Geſchützen ſcharf feuern, um anzudeuten, daß er bereit wäre, jedem Angriff entſchloſſen zu begegnen. Am folgenden Tage kam ein holländiſches Schleichhändlerſchiff, und legte ſich dem Gröbenſchen Schiffe gegenüber, das ſich kampffertig machte.

Da erſchien die geſtrige Deputation und bat Gröben ſehr artig, er möge doch das Schiff nehmen, ihnen übergeben, und dafür die Beute mit ihnen theilen. Gröben erwiderte, er ſei bereit, ihnen Beiſtand zu leiſten, aber von der Beute werde er nicht das Geringſte annehmen. Darauf wurde Jagd gemacht auf das Schiff, das den Angriff nicht abwartete, ſondern eiligſt die Flucht ergriff und, begünſtigt durch ſeine leichtere Bauart, bald aus dem Geſichtskreiſe kam. Der Gouverneur ließ nun für den geleiſteten Beiſtand ſehr höflichen Dank ſagen und gab Gröben ſchriftliche Vollmacht, ſich aller holländiſchen Schleichhändlerſchiffe zu bemächtigen. Einige Tage ſpäter bemerkte Gröben ein Schiff der holländiſchen Compagnie, er fuhr in einer Schaluppe an daſſelbe heran, hörte, daß der Capitain ſich in einer Feſtung an der Küſte beim Feſtungs-Commandanten befände, ließ ſich dahin rudern und verlangte den Capitain zu ſprechen. Dieſer ſowohl als der Commandant waren ſehr erſtaunt, daß Gröben ſich unterfinge, die Feſtung zu betreten, er aber zeigte ihnen ſeine Vollmacht, die ihn berechtigte, die Papiere ſämmtlicher holländiſchen Schiffe zu unterſuchen, worauf der Capitain verwundert, aber höflich ſich fügte. Gröben erhielt oft Beſuche von Eingeborenen, ſo kam auch einer, der ſich einen König nannte zu ihm, der ſagte: „Ich heiße Peter, wie heißt du?“ Gröben meinte, er müſſe ſein Anſehen behaupten und dürfe daher keinen geringeren Namen führen; er erwiederte alſo: „Ich heiße auch Peter!“ Der ſchwarze Peter aber war ſo wenig eiferſüchtig auf ſeinen Namen, daß er freundlich erwiederte: „Ich Peter, du Peter, alſo beide Peter, müſſen uns lieb haben wie Brüder. Nachdem er reichlich tractirt worden war, ſchied er mit vielen Freundſchaftsverſicherungen, Gröben aber ſegelte weiter, um nach einem Punkte zu forſchen, der ſich zur Anlage einer Feſtung eigne. Er fand einen dazu beſonders günſtig gelegenen bei dem Dorfe Accada, das ſich durch ſeine ſchöne Lage und durch viele ganz neu erbaute Hütten auszeichnete. Es gelang ihm das anfängliche

Mißtrauen der Eingeborenen durch freundliches Betragen und einige Geſchenke zu überwinden, ſo daß ſie bald zutraulich wurden und die Einwilligung zum Aufbau eines Fort's gaben. Er lud nun acht von ihnen ein, an Bord des Schiffes zu kommen, um das Nähere mit ihnen zu verabreden und ſchickte zur Sicherheit, daß er ſie nicht als Gefangene fortführen wolle, ſeine beiden Schreiber, die als Geißeln zurückbleiben ſollten, bis die acht wieder heimgekehrt wären. Er ſchloß nun einen Vertrag mit ihnen ab, aber vorſichtigerweiſe erſt mündlich und vorläufig, um für den Fall einer günſtigern Gelegenheit freie Hand zu behalten. Die Eingeborenen hatten an Bord der reichlichen Bewirthung ungenöthigt ſo ſehr zugeſprochen, daß ſie an Stricken gebunden in die Boote heruntergelaſſen werden mußten, doch hinderte ſie dieſer Zuſtand nicht an der Erklärung, daß ſie das Schiff nicht unbeſchenkt verlaſſen würden. Ihrem Verlangen wurde entſprochen, ihnen auch ein ſilberner Degen, als Pfand daß man wiederkehren wolle, gegeben und nun Anſtalt getroffen zum Weiterſegeln. Während deſſen kam ein holländiſcher Kaufmann, den Gröben von früher her kannte, mit ſeiner ganzen Familie und einem großen Troſſe von Dienern und Eingeborenen in vielen Kähnen herangerudert und ſtieg ans Land. Auf Gröben's Frage, was er vorhabe, erwiderte er, er ſei vom Gouverneur geſchickt, um künftig in Accra zu wohnen, weswegen er auch die Hütten da zu ſeinem Aufenthalt hätte herſtellen laſſen, bis er eine anſtändige Wohnung gebaut habe; der ihn begleitende Negerhäuptling habe ihn zu dieſem Zweck abgeholt. Darauf begab ſich der Kaufmann in das Dorf und pflanzte zum Zeichen der Beſitzergreifung eine mitgebrachte Holländiſche Flagge auf das Dach eines Hauſes.

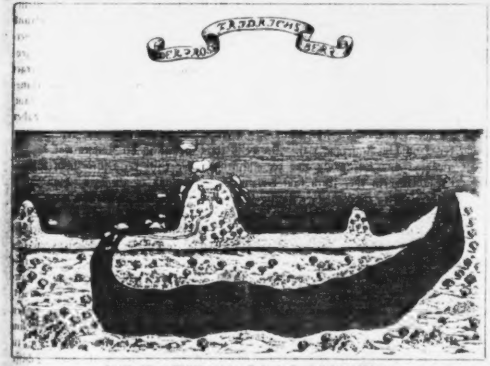
Gröben kehrte ſogleich um und machte den Negern Vorwürfe über ihre Treuloſigkeit. Sie ſchienen darüber gar nicht betroffen zu ſein, ſondern baten Gröben ſehr freundlich, er möge doch bei ihnen bleiben, ſie wollten ihm eine kleine Halbinſel als Eigenthum übergeben, er könne ja mit den Holländern gemeinſchaftliche Sache machen. Dazu hatte er weder Auftrag noch Neigung, kehrte ihnen daher den Rücken und ſegelte weiter, um diejenigen Neger aufzuſuchen, mit denen der Mohrian vor zwei Jahren Verbindungen angeknüpft hatte. Das Aufſuchen war nicht leicht. Er landete auf gut Glück, fand aber ungeachtet langen Umherſchweifens kein lebendiges Weſen, aber wohl Spuren von zerſtörten Wohnungen und anderen Gewaltthätigkeiten, und als er endlich auf Eingeborene ſtieß, hörte er von ihnen, daß dies die Gegend ſei, mit deren Bewohnern Blanc vor zwei Jahren in Verbindung getreten war; doch werde er ſchwerlich einen von ihnen am Leben finden, ſie ſeien ſämmtlich in einer Fehde gefallen, die ſie mit ihren Nachbarn geführt. So wenig einladend die Nachricht war, ſo ſehr ſchien es die Gegend zu ſein, und als bei näherer Unterſuchung ſich der Schein beſtätigte, als ein naher Berg ſich ganz beſonders günſtig zur Anlage einer Feſtung erwies, beſchloß Gröben die neue Anſiedelung hier auszuführen und zog, während die Schiffskanonen gelöſt wurden, mit der ganzen Mannſchaft unter Schalmeienklang und Paukenwirbel ans Land. Die durch die ungewohnten Klänge herbeigelockten Neger waren ſehr freundlich und zu allen Hülfeleiſtungen bereit. Dadurch wurde es möglich, ſechs Kanonen auf den Berg zu ſchaffen. Nachdem dies geſchehen, theilte ihnen Gröben ſeine Abſicht mit. Nach kurzer Erörterung gaben ſie ihre Einwilligung. Darauf ließ Gröben die große brandenburgiſche Flagge unter klingendem Spiel vom Schiff holen, ließ ſie von der Mannſchaft militäriſch begrüßen und auf dem Gipfel des Berges an einem hohen Flaggenſtock aufziehen, während vom Lande und den Schiffen her die Kanonen donnerten. Dieſe feierliche Beſitzergreifung erfolgte am Neujahrstage des Jahres 1683. Am andern Morgen ließ Gröben ein großes Zelt für ſich auf dem Berge aufſchlagen, nöthigte einige Häuptlinge in daſſelbe hinein und fragte ſie feierlich, ob ſie dem Kurfürſten Treue geloben wollten. Sie erwiederten darauf, daß er daran nicht zweifeln möge, dafern er mit ihnen Fetiſche tauſchen wolle, daß der Kurfürſt es gleichfalls treu mit ihnen meine, ſie nie verlaſſen und ſie wider ihre Feinde vertheidigen wolle.

Als Gröben ſich bereit erklärte, wurde Branntwein mit Schießpulver gemiſcht, er mußte mit ihnen trinken; mit dem ſchwarzen Bodenſatz aber wurde den geringeren Negern die Zunge beſchmiert, damit auch ſie treu blieben. Nun wurde der Bau der Feſtung begonnen; die Neger erwieſen ſich dabei als treue Bundesgenoſſen, indem ſie unentgeltlich und unermüdlich nach der ihnen ertheilten Anweiſung Baumſtämme fällten, Palliſaden daraus bildeten und heranſchleppten. Nachdem der Berg durch dieſelben eingefaßt war, gab Gröben ihm den Namen „großer Friedrichsberg“, um, wie er ſagt, damit anzudeuten, daß Sr. Kurfürſtlichen Durchlaucht Namen vor aller Welt groß ſei. Während des Baues kam ein Holländer mit einer holländiſchen Flagge in der Hand vollen Laufes auf die Feſtung zu; er war beauftragt von dem Oberkaufmann (Vorſteher der holländiſchen Niederlaſſung Axim) jene Flagge auf dem Berge aufzupflanzen; als er aber die brandenburgiſche darauf erblickte, kehrte er bedächtig um und ging ebenſo langſam zurück, als er raſch hergekommen war. Um ſich indeſſen für die Zukunft ſicher zu ſtellen, ließ Gröben das mit den Häuptlingen mündlich getroffene Abkommen ſchriftlich beſtätigen. Der Berg wurde ihnen förmlich abgekauft und darauf Feteſſe von ihnen getrunken, unter der brandenburger Flagge zu leben und zu ſterben, wobei der älteſte Häuptling ſagte: breche ich meinen Eid, ſo laſſe mich der große Monarch augenblicklich ſterben! Hierauf forderte er Gröben auf, er möge auch Feteſſe trinken, daß er ſie in keiner Noth verlaſſen, ihnen Weib und Kind nicht wegnehmen oder verkaufen, ſie auch gegen die holländiſche Compagnie vertheidigen wolle. Als Gröben das zugeſagt, den Fall ausgenommen, wenn ſie den Holländern Urſache geben oder ſie beſtehlen ſollten, ſteckte ihm der Aelteſte einen Löffel mit Branntwein, Wermuth-Extract und Violenſaft in den Hals, daß er, wie er verſicherte, ſechs Wochen dran genug hatte. Damit war das Geſchäft abgemacht. Am folgenden Tage kam ein langer Zug von Axim her anmarſchirt, an deſſen Spitze zwei Fahnen und der Vorſteher von Axim, der ſich bei Gröben melden ließ. Dieſer ließ ihm ſagen, er ſolle willkommen ſein, ſein Volk und ſeine Fahnen aber möge er unten laſſen, der Berg könne nicht mehr als eine Fahne leiden. Darauf kam der Herr Vorſteher im feierlichen Schritt anmarſchirt, er trug nach Gröbens wörtlicher Beſchreibung: „einen rohten Scharlachenen Rock mit durchbrochenen ſilbernen Knöpffen, auff der Schulter habende einen großen Puſch Band wie auch auf dem Hut und Degen, wie die alten Feder Fechter zu tragen pflegen. Unten hatte er ein leberfarbenes Cammiſol, nachmahls ein blau paar Tafftene Hoſen, ein grün langes Degen-Gehenck mit einem Leibfarbenem gewirketen Gürtel umbgürtet. Die Schue waren geſtickt und die Strümpffe von weißer Seide; Hinter ihm gingen ſeine 2 Aſſiſtenten faſt in gleicher Liberey. Darauff folgten 8 Schwarzen, ſo auf ausgehöleten kleinen Elephanten-Zähnen eine ſeltſame Muſic machten, in welche Harmonie ein Kerl auf einer kleinen Drommel, mit einem krummen Haken darein ſchlug. Da ich ihn in das Fort genöthiget, ließ er ſich durch einen Schwartzen entkleiden, damit wir die güldene Knöpfe, ſo er im Hembde und Hoſen trug auch zu ſehen bekämen“, ſprach dann dem ihm vorgeſetzten Wein mit großem Behagen zu und erhob hierauf feierlich Proteſt gegen die Niederlaſſung der Brandenburger. Gröben erwiederte trocken: Wolle er proteſtiren, ſo möge er das in Berlin thun, wolle er aber Gewalt brauchen, ſo würde man Gewalt entgegenſetzen, worauf der Holländer kein Wort erwiederte, dem Wein von Neuem reichlich zuſprach und ſich dann eben ſo langſam und feierlich entfernte, als er gekommen. Während der nächſten 8 Tage war Alles ruhig und ſchon glaubte man, die Holländer wollten ſich die neue Niederlaſſung gefallen laſſen, als ſich das Gerücht verbreitete, ſie hätten entfernt wohnende Negerſtämme aufgewiegelt, welche in der Stärke von 3000 Mann herangezogen kämen, um ſich des Berges zu bemächtigen, und wirklich kamen die verbündeten Neger geflüchtet und baten um den verheißenen Schutz. Gröben ſagte ihnen den mit anſcheinender Ruhe zu, doch war ihm im Herzen ſelbſt nicht ganz wohl zu Muthe; er hatte kaum 50 Waffenfähige, denn ihn, wie den größten Theil ſeiner Leute, hatte die Seuche des Landes auf das Krankenlager geworfen, die verbündeten Neger zählten aber nur etwa 200 erwachſene Männer; dennoch raffte ſich Gröben vom Krankenlager auf, ſetzte Alles in Vertheidigungszuſtand und erwartete die anſtürmende Schaar, die in der Stärke von etwa 2000 Mann mit gewaltigem Schreien und ununterbrochenem Gewehrfeuer heranſtürzte. Gröben verbot, das Gewehrfeuer zu erwiedern, als die Schaar aber dicht herangekommen war, ließ er mit einer ſechspfündigen Kanone in den dichteſten Haufen ſchießen. Da kehrten die Angreifer plötzlich um, liefen in eiliger Flucht nach den Wäldern und ließen ſich nicht wieder ſehen. Der Krieg war beendet, „denn die Mohren, ſagt Gröben naiv, können das grobe Geſchütz nicht vertragen." So war nun die Beſitznahme vollzogen, und wie es ſchien, vor der Hand auch geſichert, der Beſitz ſelbſt war freilich weder groß, noch glänzend. Wie gering der Muth der Bewohner, haben wir eben geſehen, wie gering ihre Habe, geht aus einer Aeußerung Gröben's hervor, der bei einem Beſuch, den er einem Häuptling abſtattete, den Werth des Hauſes, in dem er aufgenommen wurde, auf 2 Groſchen, den des Hausraths aber auf 3 Groſchen abſchätzte. Von dem bei dieſer Gelegenheit ſtattgefundenen Gaſtmahl, das aus einem Huhn mit Reis beſtand, macht er folgende Beſchreibung: „Ich ſetzte mich mit dem Schiffs-Capitain und einem Ingenieur zur Tafel, eines jeden Seite bekleideten ein Paar ſchwarze Damen, rund umher vor das Häuschen ganz voll mit Mohren erfüllet, deren Beiſein einen trefflichen Geruch verurſachte, indem einige nach Schweiß wie die Böcke, andere mit ihren Würmern in den Beinen ſehr annehmlich rochen, ſo ein herrliches Remedium war, uns Appetit zu verſchaffen. Darauf kam das ſchwarze Oberhaupt, ſteckte alle Finger in die Schüſſel und koſtete damit die Suppe, daß wir uns keiner Vergiftung zu befahren hätten, ich ſtund in Zweifel, ob ich meine Augen an dem anmuthigen Frauenzimmer oder meinen Magen an dem appetitlichen Huhn ſättigen ſollte. Ich hätte bei dieſem Gaſtmahl faſt das Rareſte zu melden vergeſſen, nämlich den compendiöſen Tiſchapparat, welcher alle aus einer Materie beſtand, als aus der Erden; denn unſer Tiſch, Schüſſel, Teller, Löffel, Tiſchtuch und Bank alles Erde war. Hierbei kann ich nicht unterlaſſen zu melden die Freigebigkeit der Schwarzen, wenn ich ſie beſchenket oder ihnen etwas verſprochen, alsdann fuhren ſie behende an die Erde, ergriffen ein Stückchen Holz oder Erde, oder was ſie bekommen konnten und ſteckten es mir zum Zeichen der Dankbarkeit in die Hand. Wenn ſie ein Huhn oder Schüſſel Reis brachten, wollte ich mich auch ihrer Mode bedienen, aber es wollte nicht paſſiren, denn ihre Meinung war, dieſer Gebrauch wäre allein bei den Schwarzen und nicht bei den Weißen." Faſt kein Tag verging, an dem nicht Negerhäuptlinge Beſuche in der neuen Feſtung abſtatteten, viele von ihnen ließen ſich in der nächſten Umgebung nieder, indem ſie Hütten für ſich und ihre Familie erbauten. Dieſe Huldigung ſchmeichelte dem Stolz der Brandenburger, aber mehr noch der Gruß, den bald darauf ihre Flagge durch die Kanonenſchüſſe eines engliſchen Schiffes erhielt, das in der Nähe von Friedrichsberg Anker warf; es war das der erſte Gruß und die erſte Anerkennung einer europäiſchen Macht, welcher der Afrikaniſchen Niederlaſſung dargebracht wurde. Gröben ſchickte ſich nun zur Heimreiſe an, bevor er ſie aber antrat, wurde er eines Nachts im Schlafe geweckt und ihm gemeldet, daß eine heimliche Geſandtſchaft gekommen, die ihn zu ſprechen wünſche. Gröben erzählt: „Weil aber den Schwarzen nicht allerdings zu trauen, fürnehmlich des Nachts, da ich mir die Urſache ſolcher nächtlichen Viſite nicht einbilden konnte, war erſtlich bei mir keine Audienz zu erlangen. Als ſie mir aber keine Ruhe ließen, nahm ich mir ein Paar Piſtolen unter den Rock und ließ ſie für mich. Da erkannte ich ſie vor Einwohner von Acoda, die mich perſuadiren wollten, unſern Berg zu verlaſſen und bei ihnen verzubauen. Ich beſtrafte dann ihre erſte an uns bewieſene Untreue, da ſprach der Geſandte: Herr, ſiehe, hier bin ich ein Capiscir (Häuptling), dieſer iſt mein Bruder, da iſt deſſen Frau und da iſt ſein Kind, die laß ich dir zu Geißeln, begeben wir eine Untreue an dir, ſo thue, was dir gefällt. Ich beſchied ſie auf den andern Tag zu mir, weil ich vorher darüber Rath halten mußte, welches geſchehen. Darnach bekamen ſie zur Antwort: Sie möchten ſich patientiren, bis wir (wills Gott) aufs Jahr mit unſern Schiffen wiederkommen, alsdann könnten wir ausführlicher ſehen, was bei der Sache zu thun wäre, welche Antwort ſie zwar nicht gar verzweifelnd, aber doch mit ſchlechter Hoffnung weggehend machte.“ Man ſieht, Gröben konnte ebenſo diplomatiſch vorſichtig, als militairiſch entſchloſſen ſein.

Von den Gebräuchen der Neger theilt er folgende Züge mit: „Sie verkaufen nicht allein ihre Gefangenen, ſondern auch ihre Weiber und Kinder, denn ſie halten ihre Frauen gleich den Hunden und heirathen ſo viel als ſie bezahlen können. Weil nun der Preis gering, nimmt ein Schwarzer auch viel Weiber, denn er kann eine von ihren Aeltern um einen Ochſen oder ein Paar Ziegenböcke kaufen. Selbiger Ochs wird öffentlich gebraten, die Freunde werden von beiden Seiten berufen, welche ſich hie und da ein Stück von dem halbrohen Braten abſchneiden, es mit den Zähnen von einander reißen, daß das Blut davon den nackten Leib herunterrinnt. Dabei jauchzen und ſchreien und tanzen ſie durcheinander, wie unſinnige Leute. Wenn einer abſtirbt, der einigen Reichthum hinterläßt, ſo hat des Verſtorbenen nächſter Freund das erſte Recht dazu; dieſer, wenn er erben will, muß er ſein Leben des Verſtorbenen älteſten Frau in Discretion ſtellen, derſelben ein großes Meſſer in die Hand geben, vor ihr niederknieen und den bloßen Hals darſtrecken. Begehret das Weib ſelbſt die Güter zu erben, ſo hat ſie Macht, dem Freunde den Hals mit drei Streichen abzuſchlagen, behält zwar darauf die Güter, muß aber mit Schanden in der Gemeinde leben. Liebt hingegen dies Weib die Ehre, ſo ſchlägt ſie den Freund mit der Flanche in den Nacken und läßt ihn leben. Alsdann giebt ihr der Freund von der Verlaſſenſchaft einen geringen Aufenthalt und das Weib bleibt ehrlich. (Ich wollte mich wohl erkühnet haben, den günſtigen Leſer zu fragen, ob es rathſam, unſer Leben in der Frauen Discretion zu ſtellen? Ich erachte aber, der Geiz möchte bei ſo manchen ſo viel wirken, daß ſie aus deſſen Liebe allen Freunden den Hals abſchlügen. Doch verſtehe ich allhier nur die geizigen Frauen.) Wenn der Mann geſtorben und mit großem Geſchrei in die Erde gebracht, beweinen ihn die Weiber 5 — 6 Tage lang. Unter währender Trauer werden ſie von den Verwandten beſucht und kommen oft über hundert Frauen zuſammen, ſo untereinander ein ſeltſames Geheul machen. Nach den Trauertagen kommen die anderen Freunde, beſchenken die Leidtragenden mit güldenen Ringen, bunten Tüchern, ſo ſie um die Lenden binden und dergl. Der Freund, dem das Leben geſchenket, beſucht ſeine Wohlthäterin auch, verehrt ihr einige Ringe, Kleider, auch wohl gar einen Elephantenſchwanz, den ſie aber mit weißem oder gelbem Tuch benähen; das Uebrige beſtreichen ſie mit Oel und poliren den Schwanz ſo ſchwarz, daß er wie ein Spiegel glänzt. Nachmals hängen ſie denſelben zur Pracht an den Hals und wehren ſich damit die Fliegen. Dieſe Schwänze werden von der Zahnküſte gebracht und gilt nachher einer an die 10 Ducaten. Ihrer viel tragen ſie zur Pracht an ihrem Gewehr, denn ſie ſind ſehr rar auf der Goldküſte.“

Gröben übergab das Fort, ſobald es ſich im Vertheidigungszuſtande befand, dem Capitain Blanc, ſtellte die ganze Niederlaſſung unter deſſen Befehl und kehrte nach Europa zurück, um dem Kurfürſten Rechenſchaft zu geben von der Ausführung des ihm ertheilten Auftrages. Dieſer vernahm den Bericht über die Beſitzergreifung der Küſtenſtrecke und über den Bau der Feſtung mit großer Genugthuung und regalirte (wie Gröben ſich ausdrückt) den Ueberbringer ſo günſtiger Nachricht mit den Amtshauptmannſchaften Marienwerder und Rieſenburg. Er armirte die Anfangs nur mit 6 Kanonen verſehenen Wälle von Groß-Friedrichsburg (ſo wurde es jetzt genannt) mit 46 Geſchützen, verſtärkte verhältnißmäßig die Beſatzung und begünſtigte die Anlage neuer Niederlaſſungen, denn Gröben's

Verſprechen gemäß wurden im nächſten Jahre die Bewohner von Acoda aufgeſucht, mit ihnen ein Bündniß geſchloſſen und ihnen ein Stück Landes abgekauft, auf dem eine Schanze (die Dorotheenſchanze) angelegt und auf derſelben ein Wohnhaus mit Vorrathskammern erbaut wurde, zu gleicher Zeit ließ er auf dem Vorgebirge der drei Spitzen ein kleines Fort errichten. Die Neger aber ſandten im nächſten Jahre Einen aus ihrer Mitte nach Berlin, um die geſchloſſenen Verträge feierlich zu erneuern und ſich eidlich zu verpflichten, keine andere Oberherrſchaft anzuerkennen als die Brandenburgiſche, ſich auch mit keiner anderen Geſellſchaft, als mit der Brandenburgiſchen in Handelsverkehr einzulaſſen. Der ſchwarze Geſandte wurde ſehr huldreich aufgenommen, was Hof und Hauptſtadt irgend Prächtiges und Sehenswerthes bot, wurde vor ihm entfaltet, um ihm eine hohe Meinung von der Macht und dem Reichthum Brandenburgs zu geben, und er mit koſtbaren Geſchenken in ſeine Heimath entlaſſen. Den Holländern war die Niederlaſſung der Brandenburger auf einem Gebiet, auf dem ſie bisher allein und ungeſtört verkehrt hatten, ſehr verdrießlich, ſie verſuchten mit Proteſten und Chikanen den Ankömmlingen den Aufenthalt zu verleiden, ſie erreichten aber ihren Endzweck nicht, vielmehr ſchloſſen ſich die Neger immer zahlreicher und näher an die Brandenburgiſche Schutzherrſchaft an. Die Ehrenhaftigkeit des Kurfürſten erzwang ſelbſt die Anerkennung der Wilden, ſie rühmten von ihm, daß der große Monarch,



Facſimilirte Abbildung der Colonie Groß-Friedrichsburg
aus dem Werke „Guineiſche Reiſebeſchreibung von Otto Friedrich von der Gröben, Marienwerder 1694.“

(B iſt der große Friedrichsberg in Afrika, er liegt 4 Ruthen hoch, iſt 30 Ruthen lang, 12 breit, der Grund erſtreckt ſich 5 Ruthen in die See, liegt von der Mündung des Fluſſes C 1000 Schritt, vom Berge D eine ſtarke halbe Meile, vom Berge A aber 2030 Schritt. F ſind die Klippen, die beim Berge liegen. E und C ſind die zwei Mündungen des Fluſſes, E iſt im Sommer ſtets trocken, C hat die Ebbe und Fluth, iſt 4 Ruthen breit und bei hohem Waſſer 6 Schuh tief, dabei ganz klippicht. G iſt der Fluß, der zur Winterszeit den Berg zur Inſel macht.)

wie ſie ihn nannten, ihnen wirklicher Schirmherr wäre, bei dem ſie ſichern Schutz fänden gegen alle feindlichen Angriffe, während die Holländer in der Friedenszeit die Schutzbefohlenen auszubeuten ſuchten, wenn aber ein Krieg ausbrach, ſie theilnahmlos ihrem Schickſal überließen. Daß auf ſolche Weiſe der Brandenburgiſche Name und die Deutſche Treue ſelbſt unter den Negern anerkannt wurde, war eine ſchöne, aber beinah die einzige Frucht der Niederlaſſung, denn die goldenen Früchte, die Raule dem Kurfürſten, und welche die Geſellſchaft ſich ſelbſt von der neuen Kolonie verſprochen hatte, blieben leider aus, obgleich ein neuer unerwarteter Bundesgenoſſe die Mittel und die Thatkraft der Geſellſchaft bedeutend erhöhte.

Brandenburgs Handel war ungeachtet aller Anſtrengungen des Kurfürſten ein Kleinhandel, die Kriegsflotte ein Anhängſel der Krämerflotte geblieben, das hatte ſeinen Grund nicht allein in dem geringen Umfang von Macht, Zeit und Mitteln, die bisher darauf verwendet worden waren und verwendet werden konnten, es lag zum großen Theil in der geographiſchen Lage des Landes. Die einzigen Häfen von einiger Bedeutung, der Königsberger und der Pillauer, waren faſt während der Hälfte des Jahres durch Eis verſperrt, auch eigneten ſie ſich vermöge ihrer Abgelegenheit wenig zu Kriegs- und Handelshäfen. Dazu kam, daß alle Schifffahrt von dort aus nur durch den Sund betrieben werden konnte und daher durch den theueren Sundzoll ſehr koſtſpielig, überdies völlig abhängig von der unſichern Gunſt der Däniſchen Regierung war. Der Beſitz eines Hafens in der Nordſee war deshalb höchſt erwünſcht und bereitwillig ging der Kurfürſt auf die Bitte der Oſtfrieſiſchen Stände und der Stadt Emden ein, ihnen ſeine bewaffnete Vermittelung zu gewähren, denn Stadt und Stände glaubten ſich von ihrer Fürſtin Chriſtine Charlotte, die im Namen ihres minorennen Sohnes regierte, beeinträchtigt und baten den Kurfürſten um Beſatzung für die Stadt Emden und ihren vortrefflichen Hafen, ſowie für das Küſtenkaſtell Gretſeel. Der Kurfürſt knüpfte an die Bewilligung dieſes Geſuchs die Bedingung einer Handelsverbindung, welche den Oſtfrieſen nur leichte Opfer auferlegte, ihnen aber das Recht gab, unter Brandenburgiſcher Flagge Schifffahrt zu treiben und den Schutz der Brandenburgiſchen Kriegsflotte beanſpruchen zu dürfen. Ihnen zu Liebe wurde der Sitz der Afrikaniſchen Handelsgeſellſchaft, an der ſie ſich mit einem Beitrage von 28,000 Thalern betheiligten, von Pillau nach Emden verlegt und zugleich die Trennung der Kriegsmarine von der Handelsmarine verfügt, um durch die Selbſtſtändigkeit der erſtern den zugeſagten Schutz deſto ſicherer durchführen zu können. Der Kurfürſt kaufte deshalb ſeinem General-Marine-Director Raule neun Schiffe mit 250 Kanonen für 109,000 Thaler ab, und ernannte als oberſte Behörde für dieſe jetzt ſelbſtſtändige Kriegsflotte eine eigene Admiralität. Unter ihr ſtanden nicht allein jene erkauften Schiffe, ſondern auch das von den Spaniern eroberte und für den Brandenburgiſchen Dienſt eingerichtete Kriegsſchiff Carolus II. von 50 Kanonen, ſowie auch 16 andere Schiffe, die Raule ſtets zum Dienſt bereit halten mußte, und es konnten mithin erforderlichen Falls 26 Kriegsſchiffe in See gehen. Das geſchah im Jahre 1684, welcher Zeitpunkt als die höchſte Blüthe der Brandenburgiſchen Marine betrachtet werden darf. Es grenzt ans Unglaubliche, daß die Entfaltung einer ſolchen Seemacht von einem Staate ausgehen konnte, der wenige Jahre vorher noch kein Boot beſaß und der überdieß durch Krieg, Peſt und ſeine frühere ſchwache und ſchwankende Regierung um alle Hülfsmittel und um alles Anſehen gekommen war. Ein ſolcher Aufſchwung ſteht ohne gleichen in der Geſchichte aller Völker da; ſolch ein Rieſenfortſchritt konnte nur durch den Rieſengeiſt Friedrich Wilhelm's errungen, ja erzwungen werden; aber ſelbſt dieſem Geiſte war es nicht möglich geweſen, den ſpießbürgerlichen Seelen ſeines Kaufmannsſtandes Muth und Kraft einzuflößen, vergeblich verſuchte er eine Brandenburgiſch-Oſtindiſche Handelsgeſellſchaft zu ſtiften; er fand keine Theilnehmer. Da wandte er ſich nach dem Auslande; er gab ſeinem Geſandten in London Aufſung. Engliſche Kaufleute ins Land und nach Emden zu ziehen und mit ihnen zu verſuchen, was mit den Landeskindern nicht geglückt war, aber nur Abentheurer und Schwindler meldeten ſich, ſolide und wohlhabende Kaufleute zeigten keine Neigung, ihr Vaterland zu verlaſſen, das damals ſchon begann, ſich des Welthandels zu bemächtigen und deſſen feſt begründeter Verkehr ihnen reicheren Gewinn verſprach als die ungewiſſe Zukunft des jungen ſchwankenden; ſo beſchränkte ſich die Theilnahme der Engländer größtentheils darauf, daß ſie Schleichhandel unter Brandenburgiſcher Flagge zu treiben verſuchten und ſie dadurch in Verruf brachten. Auf Raule ruht der Verdacht, daß er, von Eiferſucht getrieben, ſelbſt der Theilnahme von Ausländern im Geheimen entgegengewirkt habe. Bei dieſen mannigfachen vereitelten Plänen war es dem Kurfürſten ein Troſt, daß von der Afrikaniſchen Küſte her dringende Aufforderungen verſchiedener Negerſtämme an ihn gerichtet wurden, auch mit ihnen Verbindungen anzuknüpfen, denn es lag darin ein ihm wohlthuendes Zeugniß über die Art, in der die Brandenburgiſche Schutzherrſchaft von Groß-Friedrichsburg ausgeübt wurde, und er ſäumte nicht, der Aufforderung zu genügen; er baute außer der ſchon genannten Dorotheen-Schanze ein mit Geſchütz armirtes Blockhaus bei Tracama und übernahm die ihm angebotene Oberherrſchaft über den ganzen Küſtenſtrich. Seine Kolonien lagen ihm ſo ſehr am Herzen, daß er ſich vornahm, ſie perſönlich zu beſichtigen, und ſchon waren die Vorbereitungen zur Seereiſe getroffen, als politiſche Verwickelungen, welche mit der Gefährdung ſeiner cleviſchen Lande droheten, ihn daran verhinderten. Doch ſuchte er unausgeſetzt neue Verbindungen anzuknüpfen und neue Hülfsmittel aufzuſuchen. Er ſchloß deshalb mit Dänemark einen Vertrag, der den Brandenburgern Anſiedelungen auf der däniſchen Inſel St. Thomas, ja ſogar Beſatzungsrecht geſtattete, doch ſollte die Mannſchaft unter dem allgemeinen Befehl des Däniſchen Oberbefehlshabers ſtehen. Wenn auch hier die Einträglichkeit den gehegten Erwartungen nicht entſprach, ſo mindert ſich das Bedauern darüber durch die Betrachtung, daß faſt der ganze Verkehr daſelbſt ſich auf Sclavenhandel beſchränkte. Der Kurfürſt war bei den geringen Geldmitteln, die ihm zu Gebote ſtanden genöthigt, auf raſchen Erſatz der auf die Flotte gewandten Koſten zu denken, ebenſo natürlich war es, daß die Mitglieder der Handelsgeſellſchaften, die ja nur um des Gewinnes willen den Unternehmungen beigetreten waren, den höchſten und ſchnellſten zu ziehen ſuchten; dies eifrige Verlangen nach Gewinn erzeugte Unzufriedenheit, wenn es eine Zeit lang unbefriedigt blieb, es hinderte die Stätigkeit, die bei jedem Unternehmen Noth thut, das dauernde Frucht bringen ſoll, es trieb zu immer neuen gewagten Plänen und erzeugte Vernachläſſigung der bereits ins Werk geſetzten. Darunter litt auch die kaum geſchaffene Kriegsmarine.

Die Oſtfrieſen, damals wie noch heut, vortreffliche Rechner, ließen ſich weniger als die Brandenburger von den künſtlichen Beweiſen hohen Ertrages beirren, die Raule meiſterhaft zu führen verſtand, ſie wurden ihm dadurch unbequem und er bewog deshalb den Kurfürſten, der ihn wohl durchſchauete, den gewandten unternehmenden Geiſt aber erkannte und benutzte, daß derſelbe die Oſtfrieſiſchen Antheile der Handelsgeſellſchaft an ſich kaufte, wobei indeſſen den Oſtfrieſen das Recht verblieb, unter Brandenburgiſcher Flagge Schifffahrt zu treiben. Durch dieſen Ankauf wurde die Verwaltung der Marine und der Flotte wieder vereinigt und Raule, der durch die Trennung um den größten Theil ſeines früheren Einfluſſes gekommen war, erhielt ihn ungetheilt zurück. Er benutzte ihn zu immer größeren, gewagteren Unternehmungen und damit es an den Mitteln dazu nicht fehle, bewog er den Kurfürſten, die Koſten, welche bisher auf die Afrikaniſchen Niederlaſſungen verwendet worden waren, immer mehr und mehr zu beſchränken; die Beſatzung von Groß-Friedrichsburg wurde auf einen Befehlshaber, drei Feldwebel und ſieben Gemeine, die von Acoda und Tracama auf zwei und vier Mann beſchränkt, dagegen wurde auf der Südküſte von Afrika zwiſchen dem Weißen und Grünen Vorgebirge eine neue Feſtung erbaut auf dem Gebiet des Mohrenkönigreichs Arguin, deſſen Fürſt Heddy ein Heer von 100,000 Mann zuſammenzubringen vermochte und der der Handelsgeſellſchaft den ausſchließlichen Betrieb des für ſehr einträglich gehaltenen Ambra- und Gummihandels angeboten hatte. Zu gleicher Zeit wurde ein Verſuch gemacht, auf der Küſte von Guinea einige Forts von den Dänen anzukaufen und die Krabbeninſel bei Portorico in Beſitz zu nehmen. Je größer und ausgedehnter aber die Unternehmungen zur See wurden, deſto mehr erregten ſie die Aufmerkſamkeit und Eiferſucht der anderen Seemächte; die Brandenburgiſchen Anſiedelungen wurden heimlich und offen angefeindet, ja die Holländiſche Handelsgeſellſchaft, die ſich beſonders beeinträchtigt glaubte, ging ſo weit, daß ſie, ſchwerlich ohne heimliche Genehmigung ihrer Regierung, die beiden Befeſtigungen bei Acoda und Tracama mit Waffengewalt nahm, die Waarenlager plünderte, die Beſatzung gefangen mit ſich fortführte, Groß-Friedrichsburg belagerte und ſich des Brandenburgiſchen Kriegsſchiffes „Berlin“ bemächtigte. Da entbrannte der Zorn des Kurfürſten; er trat energiſch auf; vergeblich rieth der Staatsrath, die Sache fallen zu laſſen, ja, mit dem Aufgeben jener Niederlaſſungen ihr für immer ein Ende zu machen, da ſie ein nutzloſer, koſtſpieliger, gefahrvoller Zankapfel bleiben würde! Der Kurfürſt ſah in der Ehre der Brandenburgiſchen Flagge ſeine eigene Ehre beſchimpft, er forderte entſchieden Genugthuung und hätte ſie blutig gefordert, wenn nicht ſein Tod den Streit plötzlich beendet hätte; doch muß er bis zu ſeinem letzten Athemzuge ihn tief und ergreifend beſchäftigt haben; denn als der Officier von der Leibgarde an ſein Sterbebette trat, um die Parole entgegen zu nehmen, ſprach der Fürſt mit ſchon erbleichender Lippe: „Amſterdam“. Sein Sohn und Nachfolger war dem Vater im hohen Grade unähnlich, wie denn überhaupt die Preußiſche Regentengeſchichte von Georg Wilhelm an bis auf den heutigen Tag die merkwürdige für die Geſchicke des Landes nicht ungünſtige Erſcheinung darbietet, daß jeder Regent in ſeinem Weſen und Wollen, in ſeinen Eigenſchaften und Eigenthümlichkeiten als Gegenſatz ſeines Vorgängers erſcheint. Der große Kurfürſt war groß in Allem, auch im Kleinſten. Johannes Müller ſagt von ihm: „Von den geringſten Polizei-Angelegenheiten Berlin's bis zu den größten Intereſſen Europa's war nichts über der Sorgfalt Friedrich Wilhelm's. Dieſelbe Hand, welche zu Berlin den erſten Blumenkohl pflanzte, zeichnete die Maximen, durch welche ſich ſein Haus nach und nach den älteſten Monarchieen gleichgeſtellt hat.“ — Sein Nachfolger war groß — im Kleinen. Von Figur klein und verwachſen, war die Eigenſchaft in ihm vorherrſchend, die faſt immer eine Eigenthümlichkeit der Kleinen und Verwachſenen iſt, eine ungemeine Eitelkeit, die er durch hohe Abſätze, eine hohe Perrücke, einen langen Purpurmantel und eine Königskrone zu befriedigen ſuchte. Dieſe Eitelkeit und ſeines Miniſters Danckelmann von tiefer Einſicht geleiteter Rath hinderten ihn, die Sache der Flotte und der Colonieen fallen zu laſſen, ſo ſehr auch eine Partei längſt ſchon gegen die Marine und gegen Raule (denn beide hielt man für identiſch) ſtill oder ſtürmiſch gewirkt hatte, je nachdem das eine oder das andere an der Zeit ſchien. Vor der Hand entging ihr der ſicher verhoffte Sieg; Friedrich der Dritte hielt es ſeiner Würde und der Pietät, die er ſeinem Vater ſchuldig war, nicht gemäß, eine Beleidigung ruhig hinzunehmen, die man dieſem kurz vor ſeinem Tode zugefügt hatte, er beſchloß vielmehr, als Rächer derſelben aufzutreten und ward dabei von den Umſtänden begünſtigt. Wilhelm III. war eben in Begriff, nach England überzuſchiffen, um den engliſchen Thron an ſich zu nehmen; ihm lag daran, ſich des Bündniſſes mit Brandenburg zu verſichern, denn deſſen Kurfürſt vermochte im entſcheidenden Augenblick ein wohlgerüſtetes Heer in die Wagſchaale zu legen, das neigte ſie ſchnell zu ſeinen Gunſten, Acoda und Trakama wurden ſogleich an Brandenburg zurückgegeben und weitere Entſchädigung und Genugthuung nach dem Ausſpruch eines Schiedsgerichts verheißen. War der Kampf um die Sache dadurch beendet, währte doch der gegen die Perſon noch fort. Es war Raule's Feinden gelungen, ſo dringenden Verdacht gegen dieſen zu erregen, daß nicht nur eine Unterſuchung gegen ihn eingeleitet, ſondern ſelbſt ein Haftbefehl gegen ihn erlaſſen wurde. Das Endreſultat der Unterſuchung war völlige Freiſprechung und die Wiedereinſetzung in ſeinen Poſten als Dirigent der Handelsgeſellſchaft und als Mitglied der Admiralität. Dennoch mag es zweifelhaft ſein, ob er ganz ohne Verſchulden war, jedenfalls hat er den Staat übervortheilt, denn ſein Vortheil hat ihm mehr gegolten als der des Staates. Die Verſuchung dazu lag jedem Mitglied der Handelsgeſellſchaft nahe und es war ein Hauptfehler der ganzen Verwaltung, daß durch das Vermengen der Marine und des Handels dieſe Verſuchung und die Befriedigung derſelben ſo nahe gelegt wurde. Dem großen Kurfürſten war dies nicht entgangen, aber die ganze Marine war ein Erzeugniß des Augenblicks, der Noth, und als in ruhigeren Zeiten die Mängel erkannt wurden, fehlte es an Geld, um ihnen abzuhelfen; ſo wurde das in ſeinen Grundveſten morſche Gebäude nur von der Geiſtesmacht des großen Fürſten getragen und fiel mit deſſen Tode nach und nach in ſich ſelbſt zuſammen.

Friedrich hatte Wichtigeres zu thun, als Afrikaniſche Erwerbungen zu machen oder zu bewachen; es galt eine Königskrone. Mit ihr eroberte er, ohne es zu wiſſen, aber vielleicht nicht, ohne es zu ahnen, dem Lande eine Stellung und Bedeutung, einen Gewinn an Unabhängigkeit und Macht, wie ein Beſitz von Flotten und Colonieen es nimmer vermocht hätte. Er zeigte für beide kein Intereſſe; dieſer Mangel an Theilnahme konnte kein Geheimniß bleiben und ſo kam die Handelsgeſellſchaft, der es immer ſchon an Geld gefehlt hatte, bald auch ſo ſehr um ihren Credit, daß ſie nicht mehr im Stande war, auf eigene Rechnung Schiffe mit Waaren auszuſenden; Niemand wollte ihr Vorſchüſſe machen, es mußte deshalb ein Holländiſcher Kaufmann erſucht werden, auf ſeinen Namen ſo viel Waaren zuſammenzubringen, daß Schiffe mit denſelben ausgeſandt werden konnten. Zu dieſem allmählichen Ruin der Geſellſchaft trugen Mißhelligkeiten zwiſchen dem Berliner und Kopenhagener Hofe nicht wenig bei. Früher waren beide Höfe Hand in Hand gegangen, als aber der Kurfürſt wegen einer Forderung an Hamburg Schiffe dieſer Stadt hatte aufbringen laſſen und unter denſelben ſich einige befanden, denen Dänemark geſtattet hatte, unter Däniſcher Flagge zu fahren, da benutzte es die Ohnmacht der Brandenburgiſchen Flagge, ließ auf die Schiffe derſelben kreuzen, nahm deren eine große Anzahl fort und ſetzte es durch, daß jene gekaperten Schiffe ihm wieder herausgegeben werden mußten. Der große Kurfürſt war todt! — Die Holländer hatten ſeinem Sohne außer der Rückgabe der gewaltſam genommenen Schanzen Genugthuung und Entſchädigung verſprochen, aber ſie hielten nicht, was ſie verſprochen, und Friedrich, als König, jetzt Friedrich I. genannt, mahnte ſie nicht. Die Herausgabe jener Niederlaſſungen hatte wenig Werth, denn die Macht über dieſelben ging mehr und mehr verloren, der einzige Mann, der Flotte und Colonieen als ein Vermächtniß des großen Verſtorbenen angeſehen und ſeinen Herrn vermocht hatte, ſie nicht aufzugeben: Dankelmann, wurde durch eine Kabale geſtürzt. Jetzt hatten die Gegner freie Hand und ſie gebrauchten ſie ſo thätig, daß Raule zum zweiten Mal zur Unterſuchung und Haft gebracht, diesmal aber nicht freigeſprochen, ſondern ſein Vermögen confiscirt wurde. Es war nicht beträchtlich; es beſtand aus dem Gute Friedrichsfelde bei Berlin (jetzt einem Herrn von Treskow gehörig, damals aber Roſenfelde genannt) und ſeinem Hauſe, das er ſich in der Adlerſtraße in Berlin gebaut (heut noch Raules Hof genannt). Ob er wirklich ſtrafbar, darüber waren ſelbſt damals die Stimmen getheilt, um ſo weniger iſt es geſtattet, heute darüber zu urtheilen, wahrſcheinlich war ſeine Schuld nicht größer als die ſeiner Ankläger und aller übrigen Theilnehmer am Geſchäft, und ſeine Strafbarkeit beſtand in den Augen ſeiner Gegner in einem Verbrechen, deſſen ſie ſich gern theilhaftig gemacht hätten: in der höhern Gunſt und der höheren Stellung, deren er ſich erfreute. Raule ſtarb während der Unterſuchung in ſeinem ſiebenzigſten Jahre, er ſtarb, ehe die

Flagge, der auch er zu Ehren geholfen, vom Meere verſchwunden war. Sein großer Gönner, Friedrich Wilhelm, hatte ihn wohl nicht für ſchuldig gehalten, denn es lag nicht in dem Character des Fürſten, Ungeſetzlichkeiten zu üben und zu dulden. Als ihm die Lauterkeit der Gerichtspflege beim Kammergericht bedenklich wurde, ließ er im Spruchzimmer deſſelben ein Gemälde aufhängen, welches er eigens dafür beſtellt hatte, und welches den Cambyſes darſtellte, wie er einem ungerechten Richter die Haut abziehen läßt; erſt, nachdem er ſich von dem Ungrund ſeiner Bedenken überzeugt hatte, ließ er das Bild wieder fortnehmen, befahl aber dem Gericht, daß ſelbſt in dem Falle, da eine Partei ſich ein für ſie günſtiges Reſcript von ihm zu erſchleichen gewußt hätte, das Kammergericht ſich daran nicht kehren, ſondern ohne alle Rückſicht darauf, nach den Geſetzen Recht ſprechen ſollte.

Mit Danckelmann's Sturz und Raule's Tode waren der Handelsgeſellſchaft die letzten Nerven durchſchnitten, noch exiſtirte ſie, aber ſie lebte kaum mehr. Ihre Exiſtenz wurde durch die Anſchauung Friedrichs des Erſten gefriſtet, daß ihm der Erwerb Oſt-Frieslands, worauf ſein Haus nach dem Ausſterben der Oſtfrieſiſchen Fürſten Anwartſchaft hatte, erſchwert werden könne, wenn die Verbindung mit Emden und der den Oſtfrieſiſchen Ständen verheißene Schutz aufhörte; er gab deshalb den dringenden Bitten der Kaufleute Gehör und befahl, die halbverfallenen Veſten an der Küſte von Guinea und die halbverkommene Beſatzung derſelben vor dem Untergange zu retten. Schon ſeit längerer Zeit hatten die Veſten keine Thore, die Soldaten keine Nahrung mehr, ohne alle Beſoldung hatten die letztern ſich nur dadurch nothdürftig erhalten, daß ſie einen kleinen Handel mit den Eingeborenen trieben. Aber jener Befehl war leichter gegeben, als auszuführen; von der ganzen Kriegsflotte war kein einziges Schiff mehr ſeefähig, ja auch nur reparaturfähig, ſo daß zwei Schiffe *gemiethet* werden mußten, um die für die Afrikaniſche Küſte beſtimmten Mannſchaften und Hülfsmittel zu überbringen. Aber die Hülfsmittel halfen nicht mehr; Stürme und Caper, unredliche Beamte und unglückliche Speculationen ſchienen ſich die Hand zu bieten, um den auf raſchen Gewinn berechneten Unternehmungen ein raſches Ende zu machen. Als ihr Untergang unzweifelhaft war, ſuchte jeder Einzelne an ſich zu reißen, was irgend noch Werth hatte. Das durfte nicht geduldet werden, ſollten nicht die Gläubiger der Geſellſchaft um alle Ausſicht auf Befriedigung kommen, ſollte nicht das Anſehen des Königs, der ja Mitglied war, darunter leiden; er erließ daher, um die ebenſo verwickelte als hoffnungsloſe Angelegenheit endlich zu einem Abſchluß zu bringen, den öffentlichen Aufruf, es möge Jeder ſeine Forderungen bis zu einem beſtimmten Termin geltend machen, von den Ausbleibenden würde angenommen werden, ſie begäben ſich aller Anſprüche. Da zeigte ſich, wie vollſtändig alles Zutrauen zu den Hülfsmitteln der Geſellſchaft verloren gegangen war, auch nicht ein Einziger meldete ſich; Alle hielten eine Befriedigung für unmöglich und machten deshalb nicht einmal den Verſuch, ſie zu erlangen. So wurden denn alle Forderungen für erloſchen erklärt und, ohne Widerſpruch von irgend einer Seite, erklärte der König ſich als Eigenthümer aller Beſitzungen und Forderungen der Geſellſchaft. An Forderungen fehlte es freilich nicht, aber wohl an Beſitzungen, deren hatten die Engländer und Holländer gemeinſchaftlich ſich bemächtigt; doch fanden auch dieſe ſie ſo wenig einträglich, daß ſie ohne Schwierigkeit zu bewegen waren, ſie wieder herauszugeben. Der König beabſichtigte nun einen neuen Verſuch, den Leichnam ins Leben zu rufen, indem er ſich in Unterhandlungen mit einem Abentheurer, einem engliſchen Juden einließ, der eine Bank errichten, dadurch Geld auftreiben und mit Hülfe deſſelben auf der Oſtküſte von Afrika eine neue Niederlaſſung gründen wollte; ehe aber die Verhandlungen noch zum Abſchluß gekommen waren, wurden ſie durch den Tod Friedrich's abgebrochen und dadurch neuer Verluſt und neue Schmach verhütet. Der Nachfolger, Friedrich Wilhelm der Erſte, hatte ſchon als Kronprinz Widerwillen gezeigt gegen die Colonieen und die Flotte die darauf verwandten

Summen erſchienen dem ſorglichen Haushalter als weggeworfen, und ſelbſt die Ehre ſchien ihm darunter zu leiden, daß Schleichhändler und Schwindler unter Brandenburgiſcher Flagge Geſchäfte trieben. Er hatte die Ehrenhaftigkeit eines verheiratheten Unteroffiziers, der ſeinen Hausſtand und ſeine Rotte in ſtrengſter Zucht und Ordnung hält; ihm war die Unordnung, ja Liederlichkeit, die in den Verhältniſſen der Handelsgeſellſchaft und in der Verwaltung der Flotte einheimiſch war, ein Greuel, dieſem Greuel mußte um jeden Preis ein Ende gemacht werden; als guter Wirth aber war er dennoch bemüht, einen möglichſt guten zu erhalten und bot deshalb die Brandenburgiſch-Afrikaniſchen Beſitzungen mit allen ihren Rechten und Forderungen der Engliſch-Afrikaniſchen Handelsgeſellſchaft für 40,000 Pfund Sterling zum Kauf an; aber dieſe ſo wenig, als die Holländiſch-Oſtindiſche zeigten Neigung, ſich darauf einzulaſſen, ſelbſt dann nicht, als der König die Forderung bedeutend ermäßigte. Zum Verſchenken war immer noch Zeit, ſo blieb der König einſtweilen im Beſitz, verweigerte aber entſchieden, auch nur einen Groſchen für die Erhaltung oder Verbeſſerung des Beſitzes herzugeben und blieb bei dieſer Weigerung, als einige Schlaue es verſuchten, ſein militairiſches Intereſſe dabei ins Spiel zu bringen. Es war bekannt, daß er bei aller Wirthlichkeit doch für militairiſche Zwecke, namentlich für ſtattliche Soldaten große Summen bereitwillig hergab, es wurde ihm daher vorgeſtellt, daß ein für die Fahrt nach Guinea ausgerüſtetes Schiff ihm von dort 150 ſchöne Mohren mitbringen könnte, die als Trommler und Pfeifer verwendet, ein Schmuck für die Regimenter ſein würden, wie ſie keine Armee in Europa aufwieſe; baares Geld brauche er dazu auch nicht einen Groſchen herzugeben, indem die in Emden befindlichen Grundſtücke der Geſellſchaft für dieſen Zweck verkauft werden könnten und vollſtändig dazu ausreichen würden. Das wirkte, er ſchrieb eigenhändig auf die Vorſtellung: „Damit bin ich zufrieden, aber 160 Mohren.“ Der Befehl zur Ausrüſtung wurde nun gegeben, aber ehe dieſelbe noch begonnen hatte, wurde die Zahl der geforderten Mohren vom König auf 170 geſteigert, und wahrſcheinlich wäre die Forderung im Steigen geblieben, wenn nicht der ganzen Expedition Hinderniſſe entgegengetreten wären; es zeigte ſich nämlich, daß die Grundſtücke der Geſellſchaft ſo mit Hypotheken überbürdet waren, daß ein Verkauf derſelben wenig Ueberſchuß gewährt haben würde, und wie groß auch das Verlangen des Königs nach ſchwarzen Trommlern und Pfeifern war, ſcheiterten doch alle Verſuche, ihn zur Hergabe ſelbſt einer geringen Summe für die Expedition zu bewegen. Die Scheu vor ähnlichen großen Ausgaben, wie die, welche ſeinem Vater und Großvater jene Angelegenheit bereits verurſacht hatte, die Scheu vor der Unordnung, welche in der ganzen Verwaltung herrſchte, war nicht der einzige Grund, der ihn mit Widerwillen dagegen erfüllte, er war überzeugt, daß alle, die ſich mit derſelben befaßten, Betrüger und Schwindler wären, er fürchtete, von ihnen überliſtet und gemißbraucht zu werden und weigerte ſich deshalb ganz entſchieden, unter irgend ein Document, welches ſich auf den Seehandel bezog, ſeinen Namen zu ſetzen. Dadurch verlor die Flagge allen Schutz und alles Anſehen, ſo daß ſich zuletzt kein Schiffsführer ihrer noch bedienen mochte und ſie deshalb bald auf keinem Meere mehr anzutreffen war. Faſt ebenſo ſehr, als durch Abenteurer und Schwindler, gegen die er einen edlen Grimm empfand, wurde ihm die ganze Angelegenheit durch Zwiſtigkeiten verleidet, in welche er mit der Stadt Emden gerieth. Ein Kaufmann von dort hatte in St. Thomas Unredlichkeiten gegen Königliches Eigenthum begangen, weshalb ſein in Emden befindliches Vermögen mit Beſchlag belegt wurde; gegen dieſe Beſchlagnahme proteſtirten die Behörden der Stadt, unter denen er viele Verwandte und Anhänger hatte, und es währte elf Jahre, ehe endlich der König, der gern Alles raſch zu Ende führte, durch einen kargen Vergleich einen Theil ſeiner Anſprüche befriedigt ſah. Emden war ihm dadurch zuwider geworden, er mochte nichts mehr damit zu ſchaffen haben und ließ deshalb in öffentlicher Auction Alles, was er noch von dem Vermögen der früheren Handelsgeſellſchaft ſein nennen konnte, verkaufen, den Erlös (5982 Thaler) verwandte er für die Preußiſche Beſatzung, deren Unterhalt die Stadt in der letzten Zeit verweigert hatte und deren Zurückziehung bald darauf auf Kaiſerlichen Befehl erfolgte. Der König war zufrieden, daß damit die unangenehme Verbindung mit Oſtfriesland ein Ende nahm; während der Große Kurfürſt einen hohen Werth darauf gelegt und die ſelbſt Friedrich I. mit Sorgfalt gehegt hatte; jener, weil ohne den Beſitz eines Nordſeehafens der von ihm erſehnte Welthandel undenkbar war, dieſer, weil er für den einſtigen Erwerb Oſtfriesland's günſtige Erfolge davon erwartete. Friedrich Wilhelm I. glaubte entweder nicht an die Bedeutung dieſer Verbindung, oder beachtete ſie nicht; für den vom Großvater beabſichtigten Welthandel hatte er wenig Sinn; kaufmänniſche Intereſſen lagen ihm überhaupt fern. Er hatte von je her eine Abneigung gegen das Meer, feſt in ſeinen Grundſätzen, war ihm alles Schwankende zuwider, alſo auch das Wogen der Meereswellen. Es hatte ihn einſt ſeekrank gemacht; obgleich er mit der ihm eigenen Willenskraft der Krankheit hatte widerſtehen wollen, war ſie doch ſeiner Herr geworden, deshalb ſcheute er das Meer. Brav als Bürger und Soldat, war er doch kein Freund von Wagniſſen und zog das Handwerk dem Handel vor. Er hatte ein einziges Mal verſucht, ein kaufmänniſches Geſchäft zu machen, aber nicht mit Glück. In ſeinen Mußeſtunden malte er gerne in Oel, und wenn es auch eine unbegründete Nachrede ſein mag, daß er auf den Geſichtern der von ihm gemalten Grenadiere mit dem Pinſel nachhalf, um Original und Bild übereinſtimmend zu machen, wenn das Colorit ihm mißrathen war, ſo bezeugen doch die noch vorhandenen Bilder von ihm, daß Nachhülfe ihnen noth that; er aber hatte ſeine Freude daran und ließ, als eines ihm beſonders gut gerathen ſchien, einen Kunſthändler kommen, deſſen Laden er öfters beſuchte, zeigte ihm das eben vollendete Gemälde und fragte, was es wohl werth ſei; dieſer rühmte die Arbeit ſehr und verſicherte, das Gemälde ſei unter Brüdern 200 Thaler werth; der König lächelte wohlgefällig, ſagte: Dafür ſoll Er's haben! und ſchickte ihm das Bild nebſt der Rechnung zu. Der Kunſthändler bezahlte ohne Widerrede, ließ das Bild prächtig einrahmen, befeſtigte einen großen Bogen Papier an dem Rahmen, ſchrieb darauf die Worte: Von Sr. Majeſtät dem König eigenhändig gemalt! und ſtellte das Bild vor ſeinem Laden auf. Das zog einen Haufen von Zuſchauern herbei, der ſich von Minute zu Minute vergrößerte. Als das dem König gemeldet wurde, gerieth er in Zorn und ließ dem Kunſthändler befehlen, das Papier ſogleich fort und das Bild hinein zu nehmen, der Kunſthändler ſtellte aber allerunterthänigſt vor, er ſei nicht im Beſitz einer Privatgallerie, kaufe nur, um zu verkaufen, müſſe für dieſen Zweck ſeine Bilder ausſtellen und ſei verpflichtet, die Namen der Meiſter zu nennen, deren Werke er ausbiete. Der König, der mit Wiſſen und Willen nie eine Ungerechtigkeit beging, ſchickte dem Kunſthändler die 200 Thaler zu und verlangte das Bild zurück, der aber erwiderte, er ſei Kaufmann und müſſe vom Profit leben, er könne das Bild unmöglich für den Preis laſſen, für den er es eingekauft; er habe geſagt, das Bild ſei unter Brüdern 200 Thaler werth, im Kunſthandel habe es einen bei weitem höheren Werth, unter 300 Thaler könne er es nicht fortgeben. Der König ſagte kein Wort, ſchickte die Summe und ließ das Bild abholen, aber den Laden beſuchte er nicht wieder, vermied auch die Gegend, in der er lag. Auch gegen Oſtfriesland behielt er bis an ſein Ende eine gewiſſe Abneigung, dies Gefühl war kein gegenſeitiges, die Verbindung mit Preußen hatte eine Hinneigung der Oſtfrieſen zum Preußiſchen Regiment erzeugt, die nicht aufhörte, als der Verband gelöſt war, und die ein viertel Jahrhundert ſpäter ihre Frucht trug.

Dem Könige blieb nun als unangenehme Mahnung an die verhaßten überſeeiſchen Unternehmungen nur noch der Beſitz der Afrikaniſchen Küſtenfeſtung, für die er bisher keinen Käufer gefunden; als daher die Holländiſch-Weſtindiſche Handelsgeſellſchaft ſtatt der von ihm urſprünglich geforderten 200,000 Thaler, viertauſend Ducaten und, die Neigung des

Königs klug berechnend, zwölf junge Mohren, deren ſechs mit goldenen Halsbändern geſchmückt ſein ſollten, als Kaufſchilling bot, ging er gern darauf ein. Der Kauf wurde abgeſchloſſen, doch blieb es der Geſellſchaft überlaſſen, in Güte oder mit Gewalt die Beſitznahme zu bewerkſtelligen. Zu dieſer letzteren Bedingung hatte ſie ſich in ihrem Kaufantrage aus freien Stücken erboten; es iſt aus dieſem Anerbieten erſichtlich, wie richtig ſie die Abneigung des Königs, mit der Angelegenheit ſich noch irgend ferner zu befaſſen, beurtheilte, auch mochte ſie wohl geglaubt haben, daß eine Beſatzung, die längſt ſchon ohne Sold, ohne Unterſtützung, ja ohne alle Verbindung mit dem Vaterlande geweſen war, mit Freuden die Gelegenheit wahrnehmen werde, aus ſo drückender, ſchmachvoller Lage zu kommen, die Beſitzergreifung daher ſehr leicht ſein müſſe, aber ſie fand Widerſtand von einer Seite her, von der weder ſie noch irgend Jemand ihn erwartet hatte.

Während in Berlin die Unterhandlungen wegen des Verkaufs noch ſchwebten, hatte der Befehlshaber von Groß-Friedrichsburg, dem nichts von dieſen Unterhandlungen bekannt war, den Entſchluß gefaßt, ſelbſt nach Berlin zu reiſen, um ſeiner peinlichen Lage ein Ende zu machen. Auf ſeine dringenden, flehentlichen Geſuche um Herſtellung der immer mehr verfallenen Werke, um Erſatz der verſtorbenen Mannſchaft, um Ergänzung der fehlenden Munition und endlich um Gewährung der nothdürftigſten Subſiſtenz-Mittel, war er ohne allen und jeden Beſcheid geblieben; er glaubte, daß ſeine Berichte nicht an den König gelangt wären und hielt ein perſönliches Anbringen ſeiner Klagen für das einzige Mittel, das ſeine Perſon und ſeine Feſtung noch retten könne; bevor er aber ſeine Reiſe antrat, übergab er dem verbündeten Negerhäuptling, oder König, wie er ſich nannte, Jean Cuny, die Feſte Groß-Friedrichsburg, überreichte ihm feierlich eine Brandenburgiſche Flagge und ließ ſich von ihm verſprechen, ſie treu zu hüten, bis er aus Europa zurückgekehrt ſei. Cuny erklärte nun, als die Beauftragten der Geſellſchaft von ihm die Uebergabe der Feſtung verlangten, er habe gelobt, ſie Niemandem zu übergeben, als dem Befehlshaber, aus deſſen Händen er die Flagge erhalten, das Wort werde er löſen. Da Vorſtellungen nichts fruchteten, bat die Geſellſchaft um den Beiſtand der Holländiſchen Regierung, welche einen Hauptmann mit 50 Mann zur Beſitzergreifung der Feſtung abſchickte. Cuny ließ ſie bis dicht an das Thor rücken und empfing ſie dort mit einer ſo wohl gezielten Salve, daß der ganze Trupp auf dem Platze blieb und nur der Hauptmann, ſchwerverwundet, entkam. Eine größere Streitmacht war aber nicht zur Hand, der Käufer mußte ſich daher begnügen, über den Vorfall nach Berlin zu berichten und ſich eine förmliche Abtretungs-Urkunde zu erbitten, die König Friedrich Wilhelm, treu ſeinem gegebenen Wort, unbedenklich ausſtellte und damit die Sache für abgemacht hielt. Aber ein Unternehmen, das des großen Kurfürſten Heldenſinn begonnen, durfte nicht enden wie ein Trödelgeſchäft; ſollte es nicht Beſtand haben, ſo ſollte es doch würdig untergehen. Cuny beachtete die todten Papiere nicht, er hatte dem Befehlshaber ſein Wort gegeben, in deſſen Hand die anvertraute Flagge zu legen, das Wort mußte gelöſt werden. Der Befehlshaber, der in Europa keine Ahnung von dem hatte, was auf Groß-Friedrichsburg vorging, kam nicht wieder, darum vertheidigte Cuny die Feſtung fort und fort gegen alle Angriffe, die von den Holländern mit ſtets geſteigerter Macht unternommen wurden, denn ſie hielten es jetzt für Ehrenſache, den Widerſtand der Wilden zu bändigen, aber der wilde König kämpfte furchtlos und unbeſiegt den wilden Kampf weiter; wohl wild, denn er pflaſterte den Vorhof der Feſtung mit den Schädeln der erſchlagenen Holländer, als drohe er Tod und Verderben jedem Angreifer. Er kämpfte wild, aber treu und ehrenhaft, eines beſſeren Erfolges werth. Sieben Jahre lang ſetzte er, ohne irgend eine Unterſtützung oder Anerkennung den blutigen Kampf fort für ſein gegebenes Wort, ein Beiſpiel ohne Gleichen! Und als endlich die Negerſtämme, müde des Blutvergießens, den Krieg nicht mehr fortſetzen mochten, da verſchwand Cuny plötzlich mit der Flagge in den undurchdringlichen Wäldern ſeiner Heimath; Niemand hat wieder von ihm gehört; es war, als ſcheue er vor den Menſchen ſich ſehen zu laſſen, da es ihm nicht gelungen, ſein Wort zu löſen.

War je ein Held würdig eines Denkmals, ſo war er es. Er hat keins erhalten, aber im Gedächtniß der Nachwelt ſoll er fortleben, den Treuen zum Beiſpiel, den Treuloſen zur Mahnung, und wie ehrenvoll für Cuny die Vertheidigung der Brandenburgiſchen Flagge auch ſein mag, ſie iſt zugleich ehrenvoll für Brandenburg ſelbſt, ja für ganz Deutſchland. Dieſe ritterliche Treue hatte Cuny gelernt im Umgange mit Brandenburgern, mit Deutſchen; ſelbſt die zähe Tapferkeit, welche die Neger im langjährigen Kriege bewieſen, war ihnen nicht angeboren oder früher ſchon eigenthümlich geweſen. Erinnern wir uns, wie ſie zu Gröben's Zeit beim erſten Kanonenſchuß davon liefen, ſo wird man verſucht, zu glauben, daß es ein von jenen ganz verſchiedener Menſchenſchlag war, der die Brandenburgiſche Flagge ſo unerſchrocken vertheidigte. Dieſe Treue, dieſe Ausdauer im Kampfe hatten ſie von den Brandenburgern gelernt, ſie hatten aber auch von ihnen eine Behandlung erfahren, deren ſie bisher ungewohnt geweſen, die Anfangs ihre Verwunderung, dann ihre Bewunderung und zuletzt ihre begeiſterte Anhänglichkeit und Dankbarkeit erzeugte.

Die Staaten, mit denen ſie bisher in Verbindung geweſen, waren gewohnt, die Schwarzen als rechtloſe Mittel zum Zweck, als Sachen anzuſehen, die nur ſoweit eine Bedeutung hatten, als ſie nach Geld abzuſchätzen waren; die Deutſchen, an Sclaventhum nicht gewöhnt, achteten auch in den Schwarzen den Menſchen und gingen daher menſchlich mit ihnen um. Gröben erzählt mehrere Züge von der Art und Weiſe, wie die Holländer mit ihnen verfuhren: ein Neger, der ſich ihm als Waſſerlieferant anbot, überreichte ihm zum Beweiſe, daß man ihm trauen dürfe, ein Zeugniß, welches ein holländiſcher Capitain ihm über ſeine Ehrlichkeit ausgeſtellt; in demſelben hatte der Capitain ihn als einen argen Spitzbuben bezeichnet. War er das wirklich, ſo war der Ausſteller wahrlich nicht beſſer, der die Unwiſſenheit und das Zutrauen des Schwarzen ſo mißbrauchen konnte. Ein anderes Mal hatte ein Neger ſich an einen Holländer gewandt, daß er ihn auf ein Brandenburgiſches Schiff begleite und ihm beim Verkauf ſeiner Goldkörner als Vermittler und Dollmetſcher behülflich ſei; nachdem man das Geſchäft beendet, fragte der Vermittler, was man ihm böte, wenn er nun auch den Schwarzen verkaufe, für fünf Stangen Eiſen könne man ihn behalten. — Dergleichen fanden die ehrlichen Deutſchen empörend, deshalb empörten ſich auch die Neger nicht gegen ſie, ſondern hielten treu zu ihnen, und auch jetzt noch, nach beinah zweihundert Jahren iſt, wie Reiſende verſichern, der Einfluß deutſcher Geſinnung und Geſittung unter den Mohrenſtämmen unverkennbar, in deren Mitte einſt die Brandenburgiſche Flagge geweht hat; ſie ſind weniger roh im Umgange, ehrlicher im Handel, ſie tragen und betragen ſich beſſer als die andern Stämme. So hat das Große, was der Große Kurfürſt gethan und gewollt, wenn nicht Großes, ſo doch Gutes gewirkt. Nach Afrika mußte man gehen, um noch Spuren davon zu finden, denn noch war der Begründer der Colonieen und der Kriegsflotte kein halbes Jahrhundert todt, da wurde von beiden, die einſt die Aufmerkſamkeit von ganz Europa und die Unruhe ſeiner Seemächte erregt hatte, nur noch wie von einer dunkelen Sage geſprochen. Den großen Königlichen Urenkel des Kurfürſten beſchäftigten andere Sorgen, der Erwerb und die Erhaltung Schleſiens, das Emporheben des durch die Kriege tief geſunkenen Ackerbaues, des noch tiefer darnieder liegenden Handels und der bisher kaum nennenswerthen Fabrikation nahm ſeine ganze Sorge in Anſpruch; von dem Gedanken an eine Kriegsflotte, von einer Erinnerung an einen einſtigen Beſitz von Colonieen findet ſich keine Spur, weder in ſeinen Regierungsacten, noch in ſeinen Schriften; einmal nur, als die Noth gebot, gegen die von allen Seiten übermächtig andrängenden Feinde mit allen erdenkbaren Mitteln ſich zu wehren, finden wir etwas flottenartiges.

Im Jahre 1759 wurden aus Handelsfahrzeugen und Schifferkähnen Kriegsſchiffe improviſirt, veraltete ſchwerfällige Feſtungsgeſchütze wurden zu Schiffskanonen verwandt, um damit die pommerſche Küſte, namentlich aber Stettin, gegen die Einfälle der Schweden zu ſchirmen. Die größeren dieſer Schiffe erhielten die ſtolzen Namen: „König von Preußen, Prinz von Preußen, Prinz Heinrich und Prinz Wilhelm“, die kleineren wurden, mit Beziehung auf jene, genannt: „Jupiter, Mars, Neptun, Merkur.“ Mit dieſer gebrechlichen Flottille, der noch vier ſogenannte Espings (kleine Fahrzeuge ohne Spiegel) beigeſellt waren, gingen die wackeren Preußen der ſchwediſchen Flotte am 20. September im Haff, bei der Anclamer Fähre, entgegen, kanonirten mit dem Feinde und zwangen ihn wirklich, ſich zurückzuziehen; als jedoch in den nächſten Tagen die ſchwediſchen Schiffe mit Verſtärkung zurückkehrten, wurden die preußiſchen zum Rückzuge genöthigt; dennoch gelang es ihnen, da ein günſtiger Wind ihnen zu Statten kam, ſich bis zum 4. October zu halten; als der Wind aber ſich zu ihrem Nachtheil wandte, wurden, nach ſiebenſtündiger, hartnäckiger Gegenwehr, ſämmtliche Schiffe von den Schweden genommen. Daß die Preußen muthig gekämpft, geht daraus hervor, daß die Schweden drei Schiffe und einhundert und zwanzig Todte verloren. Selbſt den gefangenen Preußen war mit der Freiheit der Muth nicht genommen; ſie waren ſämmtlich auf das ſchwediſche Galliotſchiff „die Schildpadde“ gebracht worden, um unter ſtarker Bedeckung nach Carlscrona transportirt zu werden, unterwegs aber überwältigten ſie im nächtlichen Ueberfall Bemannung und Beſatzung des Schiffes, zwangen ſie, in den Colberger Hafen einzulaufen und übergaben dort ihre Wächter als Gefangene. Der Untergang jener improviſirten Flotte ſchreckte ſo wenig von dem Verſuch ab, einen zweiten zu wagen, daß im Jahre 1761 eine ähnliche Flottille zu Stande gebracht wurde, die mit größerem Glück kämpfte und den Schweden eine Fregatte abnahm. Beide Kämpfe zu Waſſer gingen in den gewaltigen Landkämpfen, auf die Aller Augen gerichtet waren, unbeachtet vorüber, ſo daß ſie in den meiſten Schilderungen des ſiebenjährigen Krieges nicht einmal erwähnt werden, und wenn ſie auch in ihrer völligen Vereinzelung nicht eigentlich zur Geſchichte der preußiſchen Flotte gehören, die damals noch ihren anderthalbhundertjährigen Schlaf ſchlief, ſo ſollen ſie doch nicht vergeſſen ſein; ſie bekunden, daß Seemannsblut in unſern Adern fließt und daß wir Alles haben, was zu einer Flotte gehört, außer der Flotte ſelbſt. Dem großen König lag der Gedanke an eine ſolche ſo fern, daß er nur ein einziges Mal während ſeiner ganzen Regierung auf den Gedanken kam, eine bauen zu laſſen, aber nicht für ſich, ſondern für Jeden, der ſie bezahlen konnte und wollte. Sein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, die Einnahmequellen der Provinzen zu beleben; er ging von dem Grundſatz aus, der ein halbes Jahrhundert lang in Geltung geblieben iſt, die Hauptaufgabe des Staatsmannes ſei, ſoviel Geld als möglich in's Land zu ziehen und ſo wenig als möglich herauszulaſſen; er ging daher gern auf den Vorſchlag des Geheimen Finanz-Rathes Delatre ein: kein Schiffsbauholz mehr zu verkaufen, ſondern lieber ſelbſt Schiffe zu bauen, ſie vollſtändig auszurüſten und ſie ſodann zum Verkauf nach fremden Häfen zu ſenden, damit auf dieſe Weiſe das Arbeitslohn der Schiffbauer und Handwerker dem Inlande zu Gute käme. Dieſe Schiffe bedurften einer ſeemänniſchen Leitung; es wurde deshalb ein Admiral und die nöthige Zahl von Schiffs-Capitainen ernannt. Ein Verwandter des Delatre wurde Admiral, der bekannte Nettelbeck wurde zum Schiffs-Capitain ernannt und bekam die Führung der neu erbauten Fregatte „Herzog von Bevern“, doch nur auf kurze Zeit; der Admiral war ein junger unerfahrener Windbeutel, Nettelbeck wollte ſich ihm nicht fügen, forderte und verwundete ihn, und wurde in Folge dieſes Duells, nachdem er ſeinen Dienſt kaum angetreten, ſchon wieder entlaſſen. Auch der Flottenbau entſprach ſo wenig den davon gehegten Erwartungen, daß er bald wieder aufgegeben wurde. Einer nur, der eben genannte wackere Nettelbeck, vermochte den Gedanken nicht aufzugeben, daß Preußen berufen ſei, Colonieen zu errichten oder zu erwerben; er wandte ſich mit einer Vorſtellung an Friedrich den Großen, ſetzte die davon zu erwartenden Vortheile auseinander und ſtellte zugleich detaillirte Anträge. Es iſt nicht bekannt geworden, welche Anſicht der große König über die ihm vorgelegten Pläne hatte, denn Nettelbeck erhielt keine Antwort; erwägt man aber, daß der König ſonſt jede, auch die geringfügigſte Vorſtellung, die an ihn perſönlich gerichtet war, beantwortete, in der Regel ſchon am folgenden Tage, ſo ſpricht ſein Schweigen laut genug. Vielleicht hatte Nettelbeck in enthuſiaſtiſcher Weiſe bei den von ihm aufgeſtellten Plänen und Ausſichten alles Maaß ſo ſehr überſchritten, daß er dem König wie ein Thor erſchien, der am beſten mit Stillſchweigen beſtraft wurde. Mochte ihm dies Stillſchweigen auch empfindlich ſein, abſchrecken ließ er ſich dadurch nicht; er wandte ſich, nachdem Friedrich Wilhelm II. zur Regierung gekommen war, mit einer ähnlichen Vorſtellung an ihn und erhielt den Beſcheid, daß der König ſelbſt keine Veranlaſſung habe, mit einem ſolchen Unternehmen ſich zu befaſſen, daß aber der Einſender mit ſeinen Plänen ſich an die Seehandlung wenden möge. Nettelbeck folgte der Weiſung, erhielt aber von der gedachten Behörde zur Antwort, daß, da Se. Majeſtät der König nicht für gut befunden habe, in die Vorſchläge des Abſenders einzugehen, die Seehandlung ſich ebenfalls darauf nicht einlaſſen könne. Nettelbeck ließ ſich in ſeiner zähen Ausdauer auch durch dieſe Zurückweiſung nicht irre machen, ſondern legte Friedrich Wilhelm III. bald nach deſſen Regierungsantritt dieſelben Pläne vor, erhielt aber auch von ihm eine zwar freundlich eingehende, doch motivirt ablehnende Antwort. Vielleicht wäre gerade Nettelbeck zum Seehelden berufen geweſen, bei ſeinem unternehmenden, vor keinen Schwierigkeiten erſchreckenden Geiſte, bei ſeiner edlen Uneigennützigkeit, die immer nur das Wohl des Vaterlandes, nie das eigene, im Auge hatte. Er war zum Admiral geboren und blieb — Branntweinbrenner. Wie aber er in ſeiner untergeordneten Sphäre, ſo blieb ſein Vaterland, bei allem Beruf zum Welthandel und zur Seemacht, eine bloße Landmacht. Einmal ſchien es, als wollte das Verhängniß die Pforten ihm öffnen zum Eintritt in die Reihe der Seemächte. Die Anwartſchaft auf Oſtfriesland gab bei dem Tode des letzten Oſtfrieſiſchen Fürſten Gelegenheit zum Erwerb dieſes Landes, den der große Friedrich, obgleich mit den Sorgen und Laſten des zweiten Schleſiſchen Krieges beſchäftigt, raſch und beſonnen durchſetzte. Auch andere Fürſten machten Anſprüche darauf, er aber kam ihnen durch die That zuvor, ließ in überraſchender Schnelligkeit ſeine Truppen einrücken und alle feſten Punkte beſetzen, ließ an allen Grenzen, Thoren und Amtsgebäuden die Preußiſchen Adler anſchlagen, ſo daß die Mächte ihn ſchon im vollſtändigen Beſitz fanden, als ſie erſt daran dachten, ihre Anſprüche auf den Erwerb geltend zu machen. Die Oſtfrieſiſchen Stände und Einwohner kamen ihm dabei in jeder Weiſe zu Hülfe; ſie hatten während der Regierung des Großen Kurfürſten im häufigen Verkehr mit derſelben eine Vorliebe für das Preußiſche Regiment bekommen, die ſich heut noch in ganz Oſtfriesland ausſpricht, nachdem es ſchon über ein halbes Jahrhundert wieder von der Preußiſchen Monarchie losgetrennt iſt. Das Preußiſche Landrecht iſt heut noch Oſtfrieſiſches Landesgeſetz; in allen Stuben findet man die Bildniſſe der Preußiſchen Regenten, niemals die der Landesfürſten; an allen Läden, Ständern und Geländern findet man die Preußiſchen Landesfarben, die Hannoverſchen faſt nur bei Königlichen Bauten und Brücken; unter den Landleuten hört man jetzt noch häufig die Aeußerung: „Bei uns iſt noch nie illuminirt worden; wenn wir aber wieder Preußiſch werden, illuminiren wir Alle,“ und im November 1861 bezeugte ein Bewohner des Oſtfrieſiſchen Städtchens Leer, der Schiffbauer Ihnen, ſeine Anhänglichkeit an Preußen dadurch, daß er der Preußiſchen Flotte ſeine ſchnellſegelnde zweimaſtige Yacht zum Geſchenk machte. Das Land, das im Beſitz eines Nordſeehafens iſt, der ſich trefflich zum Kriegshafen eignet, deſſen Bewohner zu den tüchtigſten Seefahrern gehören, die Europa beſitzt, dies Land warf uns die Gunſt des Schickſals zu, als ob es uns zwingen wollte, eine Seemacht zu werden; aber Friedrich der Große ließ ſich nicht zwingen. Es wäre eine unfruchtbare Arbeit, die Anſchauungen erklären zu wollen, die ihn beſtimmten, nur das Land und nicht das Meer bei ſeinen ſegensreichen Beſchäftigungen zu berückſichtigen; er begnügte ſich, ſeinem Nachfolger Macht und Mittel zu hinterlaſſen, auch nach dieſer Seite hin zu wirken. Und es hatte einmal im vierten Jahre der Regierung des Nachfolgers den Anſchein, als beabſichtige er wirklich, zum Bau einer Flotte zu ſchreiten. 1790 wurde der General von Gravert (derſelbe, der 1812 das Hülfscorps kommandirte, welches ſpäter York übernahm) vom König beauftragt, die Oſtſeeküſte Behufs ihrer Vertheidigung zu unterſuchen und Anträge in Betreff derſelben zu machen. In Folge dieſer Anträge wurde ſchon im nächſten Jahre ein Kutter von 20 Kanonen erbaut, der den Namen „Friedrich Wilhelm Rex" erhielt; zu gleicher Zeit wurden 16 Bombengalliotten projectirt. War es wirklich der Plan des Königs, damit den Grund zum Bau einer Kriegsflotte zu legen, ſo hat er denſelben wieder fallen laſſen, denn es findet ſich keine Spur, daß der begonnene Bau fortgeſetzt oder das angefangene Werk auch nur erhalten worden ſei. Unter ſeinem Sohn und Nachfolger deutet in längeren Jahren nichts darauf hin, daß ein Flottenbau beabſichtigt worden wäre; doch trieb der dringende Wunſch, im Jahre 1807 das belagerte Danzig zu erhalten, zur Ausrüſtung von 5 Fahrzeugen mit 20 Kanonen und 150 Mann Beſatzung, die ein Engliſcher Marinelieutenant Aſfield kommandirte, die aber keine Gelegenheit fanden, ihre Thätigkeit zu entwickeln, wie denn überhaupt bei der Vertheidigung dieſer Feſtung, einer der wenigen, die den Franzoſen lange widerſtand, ein eigener Unſtern waltete; ſelbſt die Hoffnungen, die das glückliche Einlaufen eines engliſchen Kriegsſchiffs in den Danziger Hafen der hart bedrängten Stadt brachte, ſollten vor ihren Augen zu Grunde gehen. Das Schiff führte 26 Vierundzwanzigpfünder, trug mehre hunderttauſend Thaler Geld, Ruſſiſche, Preußiſche und Engliſche Beſatzung, einen großen Vorrath von Munition und Lebensbedürfniſſen und wichtige Depeſchen. Danzigs Kanonen donnerten ihm einen Freudengruß entgegen, während das engliſche Schiff die feindlichen Schanzen aus nächſter Nähe mit wohlgezielten Schüſſen zertrümmerte. Da, im Augenblick der höchſten Freude, wandelte ſie ſchnell ſich in Schrecken und ſtarres Entſetzen, das Schiff ſtieß mit ſeinem Vordertheil auf den Grund und ſtand hülflos, rettungslos da. In demſelben Augenblick eilte der Preußiſche Hauptmann Braun auf den Engliſchen Schiffs-Capitain zu und beſchwor ihn, das Schiff in die Luft zu ſprengen; aber vergeblich, der Schiffs-Capitain war nicht dazu zu bewegen. Da ſtürzte der Hauptmann nach der Pulverkammer, um ſeinen Entſchluß mit eigener Hand auszuführen; aber bevor er dazu gelangen konnte, wurde er mit Gewalt davon abgehalten und das Schiff dem Feinde übergeben. Jetzt war Danzig verloren, die Capitulation erfolgte, ob auch ehrenvoll, doch nicht minder ſchmerzlich.

Der unglückliche Friede von Tilſit nahm dem Preußiſchen Staat mit der Hälfte der Monarchie zugleich die Möglichkeit, ſich einer anderen Sorge hinzugeben, als der für das Aufbringen der kaum erſchwingbaren Contribution, ja, er zwang die Regierung im Jahre 1812 eine Anzahl Fahrzeuge im Kuriſchen Haff zu bewaffnen, um ſie für Frankreich gegen Rußland zu verwenden, doch ſchon im nächſten Jahre konnte Preußen in Verbindung mit Schweden Fahrzeuge zum Kampf gegen Frankreich ausrüſten, die bei der Belagerung von Stettin auf dem Damm'ſchen See gute Dienſte leiſteten. Auch dieſe Rüſtungen waren nur ein Erzeugniß des Moments, ſie gingen mit dem Bedürfniß, das ſie hervorgerufen hatte, ſpurlos vorüber; ſeit dem unrühmlichen Verkauf der Colonieen ſchien es, als ſcheue man ſich, den Gedanken an eine Flotte aufkommen zu laſſen, um nicht erinnert zu werden an das, was man gehabt und aufgegeben hatte; erſt im Jahre 1823 wurde, angeregt durch den damaligen Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm den Vierten, eine Commiſſion berufen, die unter dem Oberpräſidenten Sack in Stettin einen Entwurf ausarbeitete, wie die Pommerſche Küſte durch eine Seewehr zu decken ſei. Die Früchte dieſes Entwurfs traten erſt im Jahre 1835 ſichtbar hervor durch den Bau von zwei Kanonenjollen und die Errichtung von Marine-Depots zu Danzig und zu Stralſund, zugleich wurde der Bau einer Segelfregatte „Amazone“ projectirt und dieſelbe zum Uebungsſchiff für Navigationsſchüler beſtimmt; ſie lief im Jahre 1842 vom Stapel, machte mehrere Uebungsreiſen, von denen die eine bis Amerika ausgedehnt wurde und bewährte ſich als ein treffliches Schiff. Der Neffe des Königs, Prinz Adalbert, von Jugend auf voll lebendiger Theilnahme für Alles, was Seeweſen heißt, und ſchon längſt mit tiefen ſeemänniſchen Studien beſchäftigt, wurde an die Spitze der jungen Schöpfung, dieſe aber unter das Kriegsminiſterium geſtellt; denn an eine eigene ſelbſtſtändige Marinebehörde dachte man bei ſo kleinem Anfange wohl noch nicht. Es war nicht die Noth des Krieges, nicht von außen her zwingende Drangſal, wie zur Zeit des großen Kurfürſten, welche diesmal die erſten Kriegsfahrzeuge ins Leben rief, das Bewußtſein war es, daß dem preußiſchen Adler die Flügel gebunden wären, ſo lange ſein Flügelſchlag ihn nicht über Land und Meer zu tragen vermöchte. Hier und da waren ſolche Mahnungen wohl ſchon erklungen, aber wieder verklungen; ſo erſchien eine Brochüre, in der Deutſchland aufgefordert wurde, Handel nach allen Erdtheilen einzuleiten; nur durch Colonieen und Kriegsflotten könne es ſelbſtſtändig, wohlhabend und mächtig werden und ſeinem ſchwankenden, planloſen, erkünſtelten Treiben ein Ende machen. Am Schluß der Schrift hieß es: „Da dieſe Schrift nur den Zweck hat, die maritime Erhebung Deutſchlands zu fördern, ſo wird eine Fortſetzung derſelben nur dann erſcheinen, wenn die Aufnahme dieſer Blätter vorausſetzen läßt, daß eine weitere Entwickelung der darin niedergelegten Gedanken gewünſcht wird.“ — Hatte die Stimme nicht Hall genug, um Wiederhall zu finden in den Herzen, oder fehlte es den Herzen an Reſonnanz — denn es kömmt wohl vor, daß die Herzen nicht reſonniren, obwohl die Köpfe räſonniren — die Schrift blieb ohne Fortſetzung, alſo auch wohl ohne günſtige Aufnahme. Man war dem Gedanken an eine Kriegsflotte entfremdet; der Bau der Amazone wurde mehr beſpöttelt als bewillkommt. Da kam das Jahr 1848, Deutſchland ſah die Bedrängniß der Schleswig-Holſteiniſchen Brüder, ſah ſeine Schifffahrt, ja ſeine Waffenmacht geknebelt von dem kleinen übermüthigen Dänemark. Warum haben wir nicht längſt eine Flotte? Das war die zürnende Frage, wir müſſen eine Deutſche Flotte, eine Deutſche Flagge haben! Das war die Loſung des Tages, die als Klageruf, als Rachegeſchrei jetzt plötzlich durch ganz Deutſchland ertönte. Was Jahrhunderte lang verſäumt worden war, das ſollte in Monaten, in Wochen geſchaffen werden. Darin liegt kein Vorwurf für jene Zeit, die Deutſchen waren begeiſtert, Begeiſterung aber macht das Außerordentlichſte möglich, ſo konnte es ihnen geſchehen, daß ſie Unmögliches mit Außerordentlichem verwechſelten. Die Nationalverſammlung in Frankfurt ernannte einen Ausſchuß und ermächtigte ihn, ſich mit den Marinecomite's der Deutſchen Seehäfen in Vernehmen zu ſetzen, auch vom In- und Auslande die erforderlichen Materialien einzuholen. Eine ſtürmiſche Aufregung ging durch ganz Deutſchland, wie einſt Richard rief: ein Pferd! ein Pferd! ſo rief Deutſchland: eine Flotte! eine Flotte! Der Deputirte Radowitz verkannte nicht die Nachtheile der Ueberſtürzung bei einer Aufgabe, die eben nur bei der conſequenteſten, zäheſten Ausdauer gedeihen kann, und die daher ſelbſt beim Beſitz der großartigſten Mittel vor allem der Zeit bedarf, um dieſe Mittel zweckmäßig zu verwenden, er warnte vor Uebereilung und leichtſinniger Nichtbeachtung der unüberſteiglichen Hemmniſſe, indem er ſagte: „Ein Volk, das ſich vorſetzt, eine Seemacht neu zu ſchaffen, tritt damit in eine der größten Unternehmungen ein, die es ſich überhaupt vorzuſetzen im Stande iſt.“ Der neugeſchaffene Marineausſchuß brachte zur Löſung dieſer größten Unternehmung den beſten Willen mit, aber der reichte nicht aus; an gutem Willen, an Rath fehlte es nicht, wenn er auch nicht immer gut war, wo ſollte er herkommen? In der ganzen Verſammlung war ein einziger Mann, der Erfahrung vom Seeweſen hatte, er war ein Mal acht Monat lang Artillerieofficier auf einem Braſilianiſchen Kriegsſchiff geweſen. Alle waren in dieſer Angelegenheit jung an Einſicht, Jugend aber drängt zur Haſt; dazu kam, daß die Noth des Augenblicks, daß der grimmige Zorn über die Fluth von Schmach, die Dänemark über uns ausgoß, zum ſtürmiſchen Vorwärts jagte und auch die Beſonnenſten hätte zu Mißgriffen treiben können. Es ſollte eine Kriegsflotte aus der Erde geſtampft werden und man meinte, Geld genug genüge; 6 Millionen Thaler wurden dazu vorläufig beſtimmt und deren Beſchaffung auf die Deutſchen Staaten vertheilt; einige gaben gleich, andere zögernd, andere gar nicht; Preußen gehörte zu den erſten; es erklärte auch über den geforderten Beitrag zahlen zu wollen und ging dabei ſelbſtſtändig mit dem eigenen Flottenbau vor. Sobald Geld vorhanden war, ſchritt die Nationalverſammlung zum Ankauf von Schiffen, denn zum Bau derſelben war keine Zeit, man vergaß aber, für Perſonal und Material zu ſorgen und für eine ſichere Zufluchtsſtätte: für einen Kriegshafen; man glaubte eben alles zu haben, wenn man Schiffe hätte, aber man hatte ſie noch nicht. Zwar war in New-York ein Kriegsdampfer „Unital States“ angekauft worden, aber die Amerikaniſche Regierung ließ ihn nicht auslaufen, weil eine Congreß-Acte den Verkauf von Kriegsſchiffen nicht geſtatte, zwar war die in England erworbene Fregatte „Acadia“ ſchon unterweges, aber ſie ſcheiterte an der Nordſeeküſte, zwar langte die „Britannia“ mit Ausrüſtungs-Material für die genannten Schiffe an, aber die Schiffe langten nicht an und die mitgebrachten Geſchütz-Röhre für Kanonenböte und zum Küſtenſchutz beſtimmt, zerſprangen ſämmtlich beim erſten Probiren. Unterdeſſen hatte man viele ſtürmiſche Sitzungen mit den Debatten über die Flagge ausgefüllt, welche die erwarteten Schiffe führen ſollten. Der frühere Beſchluß, der alte Deutſche Reichsadler mit der Umſchrift „Deutſcher Bund“ ward aufgehoben und ſtatt derſelben die Deviſe gewählt: „Eintracht trägt ein“, dem Adler aber ſollte zu dem Schwerte der rechten Kralle ein Bündel Pfeile in die Linke gegeben werden mit der Bedeutung: „Deutſchland ſei auf der Hut nach allen Seiten, Deutſchlands Schwert ſei gezückt, um Gerechtigkeit zu handhaben, ſeine Freiheit zu ſchirmen, ſeine Ehre zu wahren, Deutſchland ſei einig, mächtig zu ſein und zu bleiben.“

Während man ſo eifrig mit der Flagge beſchäftigt war, erklärte plötzlich die Engliſche Regierung, daß ſie keine Deutſche Flagge kenne und ſolche unbekannte Flagge in See wie die von Seeräuberſchiffen behandeln werde; zu gleicher Zeit wurde dieſe Flagge in Engliſchen Häfen von Däniſchen Matroſen auf das Gemeinſte beſchimpft, ohne daß es gelang, irgend eine Genugthuung dafür zu erlangen; da erklärte die Preußiſche Regierung, ſie werde ihre Schiffe einer ſolchen Schmach nicht ausſetzen, ſondern die ihr zugehörigen Kriegsſchiffe unter Preußiſcher Flagge fahren laſſen. — Unter ſo ungünſtigen Vorbedeutungen eröffnete das Marine-Departement des Reichs-Handels-Miniſters Duckwitz ſeine Thätigkeit. Es ſchien, als walte ein eigener Unſtern über den maritimen Beſtrebungen: Schiffbruch, abgebrochene und aufgehobene Unterhandlungen, von Anfang an ungültige Contracte ließen die auf 17 Kriegsfahrzeuge berechnete Deutſche Flotte nie in's Leben treten. Zwölf Schiffe ſtanden auf dem Papier: 1) Dampffregatte „Erzherzog Johann“, 2) desgl. „Barbaroſſa“, 3) desgl., 4) Dampfcorvette, 5) desgl., 6) desgl., 7) Segelfregatte „Deutſchland“, 8) Geronade „Franklin“, 9) Dampffregatte „Hamburg“, 10) desgl. „Lübeck“, 11) desgl. „Bremen“, 12) Segelfregatte „Eckernförde“. Davon waren Nr. 1 dienſtunfähig, Nr. 2 nicht ſeetüchtig, Nr. 3 nicht eingetroffen, Nr. 4 im Bau, Nr. 5 nicht fertig, Nr. 6 im Bau, Nr. 7, Nr. 8 und Nr. 9 nicht ſeetüchtig, Nr. 10 nicht fertig, Nr. 11 ungenügend bemannt, Nr. 12 in Reparatur!

Unabhängig von der Deutſchen Flotte, wenigſtens nur dem Begriff und den Sympathieen nach mit dieſer verbunden, waren die Beſtrebungen Schleswig-Holſteins, durch ſeine Flottille das Landheer im Kampfe gegen Dänemark zu unterſtützen und den wichtigen Kieler Hafen zu ſchirmen. Bei einem ſicheren Führer: dem Drange der Umſtände, bei einem trefflichen Material und der tüchtigen Mannſchaft, die den Herzogthümern zu Gebote ſtand, bei ihrem todesmuthigen Eifer gelang es ihnen im Frühjahr 1849 bereits, 11 Kanonenboote, jedes mit zwei ſechzigpfündigen Bombenkanonen, außerdem ein zum Kriegsdienſt erbautes Dampfpacketboot von 180 Pferdekraft und ein Schleppdampfboot mit einem Achtzehnpfünder dem Feinde entgegenzuſtellen. Im Laufe des Sommers kamen noch ſieben Kanonenboote hinzu. Die Schleswig-Holſteiniſchen Schiffe waren, außer den Preußiſchen, von denen ſpäter die Rede ſein wird, die einzigen kampffähigen deutſchen Schiffe; ſie haben wacker gekämpft. An dem glänzendſten Siege der Schleswig-Holſteiner gegen die Däniſche Flotte hatten ihre Schiffe keinen Antheil, das war der Sieg bei Eckernförde am 5. April 1849. Das Linienſchiff „Chriſtian VIII." mit 84 Kanonen, die Fregatte „Gefion" mit 48 Kanonen, eine Corvette und zwei Dampfſchiffe, „Hekla" und „Geyſer", nebſt drei Transportſchiffen warfen in der Nacht vom 4. zum 5. April Anker in der Bucht von Eckernförde und beſchoſſen Morgens um 7 Uhr die Nordbatterie des Strandes, welche das Feuer kräftig erwiederte. Nachdem die Kanonade von beiden Seiten drei Stunden lang gewährt hatte, ohne irgend einen ſichtlichen Erfolg herbeigeführt zu haben, wandten ſich die Schiffe gegen die Südbatterie und beſchoſſen ſie mit geſteigerter Heftigkeit; die Batterie erwiederte das Feuer in gleicher Weiſe; plötzlich wurde eine unruhige Bewegung auf dem Linienſchiffe bemerkt, eine weiße Flagge wurde aufgehißt, das Feuer ſchwieg auf beiden Seiten. Das Schiff ſandte einen Parlamentair nach der Batterie und verlangte freien Abzug für die Schiffe, widrigenfalls die Stadt mit glühenden Kugeln in Brand geſteckt werden würde. Es erfolgte die Antwort: das Feuern würde fortdauern, ſo lange ein Geſchütz und ein Schuß ſich in der Batterie befände. Der Kampf entbrannte von Neuem, nur die Dampfſchiffe entzogen ſich ihnen, indem ſie die hohe See ſuchten. Bald verſtummte das Feuer auf der „Gefion", gleich darauf auch das auf dem „Chriſtian", die ſtolze Danebrogflagge ſenkte ſich, beide Schiffe verlangten Capitulation. Unendlicher Jubel vom Ufer her erſcholl! Aber ehe noch die Schiffe von den Schleswig-Holſteinern in Beſitz genommen werden konnten, hüllte das Linienſchiff ſich in Rauch und Qualm und flog wenige Augenblicke darauf in die Luft; nur die „Gefion" war die Beute des Tages. Ein ähnlicher Tag iſt nicht wiedergekehrt, er blieb der Glanz- und Gipfelpunkt des ganzen Krieges, aber wacker gekämpft haben die Schleswig-Holſteiniſchen Schiffe, bei jeder Gelegenheit mit gleichem Muth, wenn auch nicht mit gleichem Glück; ſo kämpften ſie vor dem Kieler Hafen drei Stunden lang mit einer überlegenen Däniſchen Macht und zwangen ſie endlich mit Hülfe einiger herbeigeeilten Kanonenböte zum eiligen Rückzuge. Als Dänemark nach dem Frieden mit Deutſchland ſeine ganze Kraft auf den Kampf gegen Schleswig-Holſtein wenden konnte, hielt ſich die kleine Flotte überaus brav und zwang unter Anderem den „Geyſer" nach heftigem Kampfe zur Flucht, obwohl der Capitain deſſelben kurz vorher ſich gerühmt hatte, er werde, ohne einen Schuß zu thun, die Inſurgentenböte nehmen oder ſie in den Grund laufen. Selbſt da, wo die überlegene Macht den Dänen zum Siege verhalf, wurde er ihnen nicht leicht gemacht oder ſie doch um den Preis des Sieges gebracht; ſo wurde ein Kanonenboot, das der Lieutenant Lange commandirte, durch die Kriegsſchiffe „Hekla" und „Walkyrien" genöthigt, Schutz im Travemünder Hafen zu ſuchen. Da ihm der Schutz aber nur unter der Bedingung der Entwaffnung zugeſtanden wurde, zog er es vor, wieder in See zu gehen, gerieth durch Unvorſichtigkeit des Lootſen auf den Grund und ſteckte ſein Schiff, um es nicht in Feindes Hand gerathen zu laſſen, ſelbſt in Brand; dagegen glückte es an demſelben Tage dem Lieutenant Schau, den überlegenen „Holgerdanſke" nach anderthalbſtündigem Kampfe in die Flucht zu jagen. — Blieb auch der Seekrieg im Ganzen ohne große Reſultate, ſo zeigte er doch durch das, was der kleine vereinzelte Theil Deutſchlands leiſtete, was das vereinigte Deutſchland leiſten könnte, wenn es einig wäre.

Von der großen Deutſchen Flotte war kein Schiff in See gegangen. Nach dem Frieden verfaulten die Schiffe in dem Hafen und auf den Werften, und da die meiſten Flotten-Matricularbeiträge der deutſchen Staaten zum größern Theil ſäumig oder gar nicht eingingen, erlebte Deutſchland die Schmach, daß ſeine Flotte an den Meiſtbietenden verkauft werden mußte, um die nicht bezahlten Schiffbauer, Lieferanten und Handwerker befriedigen zu können. Nicht die Schläge des Schickſals, die Hammerſchläge des Auctionators vernichteten ein Werk, das mit ſo großen Hoffnungen, mit ſo großen Verheißungen, mit ſo großen Opfern und ſo großen Worten angefangen hatte. Was klein enden will, muß groß anfangen.

Unterdeſſen war die kleine beſpöttelte Preußiſche Flotte ihren ſtillen unſcheinbaren Gang weitergegangen; ſie beſtand Anfangs des Jahres 1848 aus zwei Kanonenjollen, dem kriegsmäßig ausgerüſteten, eiſernen Poſtdampfſchiff „Adler“ und der Segelcorvette „Amazone“. Der Krieg mit Dänemark forderte gebieteriſch raſche Vergrößerung der Seemacht und nöthigte, vom planmäßigen, ruhigen Vorſchreiten abzugehen. Noch vor Bewilligung der oben erwähnten 6 Millionen wurden 18 Kanonenböte in Bau genommen; ſchon am 10. Auguſt lief das erſte, „Stralſund“, vom Stapel. Den vielen Privatvereinen, welche ſich zur Herſtellung von Kriegsſchiffen bildeten und die mit eben ſo viel Anerbietungen voller Opferfreudigkeit als mit Bedingungen voller Unkenntniß hervortraten, wurde erwidert, daß die von ihnen zu bauenden Fahrzeuge nach den von der Commiſſion genehmigten Zeichnungen erbaut und ſodann der Marinebehörde übergeben werden müßten, welche die Ausrüſtung und Bemannung zu übernehmen hätte. Die reichſte und beachtenswertheſte Gabe jener Zeit iſt der Schooner „Frauengabe“, der von edlen Frauen dargebracht und deſſen Name ſpäter vom König in den „Frauenlob“ verwandelt wurde. Von ſeinem ſpurloſen Verſchwinden auf der Expedition nach Japan wird ſpäter die Rede ſein.

Die erſte Flottillen-Uebung der 18 Kanonenböte ergab ſo befriedigende Reſultate, daß ſofort noch in demſelben Jahre der Bau von 23 anderen angeordnet wurde. Neben dieſer ſelbſtſtändigen Thätigkeit für die Marine zahlte Preußen an die Frankfurter Marine-Abtheilung pünktlich ſeine Matricular-Beiträge und ſah ſich nach Aufhebung des Malmöer Waffenſtillſtandes genöthigt, ſeine junge Flotte in Thätigkeit zu ſetzen, denn das Deutſche Reich hatte zwar einen Seezeugmeiſter für die Oſtſee und einen Commandeur des Nordſeegeſchwaders, aber Beide hatten nicht ein ſeetüchtiges Boot, das ſie konnten auslaufen laſſen. Freilich war auch die Preußiſche Marine noch ohne Bedeutung, ſie vermochte nicht angriffsweiſe zu verfahren, ſondern mußte ſich darauf beſchränken, den Dänen das Einlaufen in den offenen Hafen von Swinemünde und das Landen in deſſen Nähe zu verwehren, und doch war ihre Einwirkung eine unverkennbar günſtige. Während alle Unternehmungen der Dänen im vorhergehenden Jahre von übermüthiger Sicherheit gezeugt hatten, zu der ſie leider berechtigt waren, da wir ihnen völlig wehrlos gegenüber ſtanden, ſo zeigten ſie in dieſem Jahre eine ſo große Zurückhaltung, daß ſelbſt Handelsſchiffe es wagen durften, unbeläſtigt ein- und auszulaufen. Zum Kampfe auf offenem Meere kam es nur einmal, ſeit Jahrhunderten zum erſten Mal wieder. Am 27. Juni wurde dem Commandanten des „Adler“, Lieutenant [illegible], gemeldet, daß ein Däniſches Kriegsſchiff einige Kauffahrer verfolge; er ließ den „Adler“ ſofort in See laufen und hielt auf das Schiff, die Däniſche Brigg „St. Croix“, die das Gefecht annahm; es währte, ohne daß es zur Entſcheidung kam, fünf Stunden lang, bis der Einbruch der Nacht ihm ein Ende machte; obwohl es nicht zum Siege führte, gereicht es der Mannſchaft doch zur Ehre: ein Schiff mit nur vier Geſchützen hatte den Kampf gegen eins, das ſechszehn Geſchütze führte, unerſchrocken begonnen und ihn fünf Stunden lang tapfer fortgeſetzt, ohne zu unterliegen. Bis zum jüngſten Schiffsjungen herunter hatte die Mannſchaft eine Sicherheit und Kühnheit gezeigt, die vom Reichs-Admiral mit hoher Anerkennung belobt wurde; es war, als ob die Zeit des großen

Kurfürſten wiedergekehrt ſei, die Zeit, da die Brandenburgiſchen Schiffe jeden Kampf mit dem feindlichen, auch den ungleichſten annahmen und aufſuchten, weil ſie ſich ſagten, ihre Flagge könne nicht unterliegen.

Machte der Friede auch der kriegeriſchen Thätigkeit der Flotte bald ein Ende, hörte doch die Thätigkeit für die Flotte nicht auf; unbedrängt von der Noth, alſo auch unbeirrt durch augenblickliche gebieteriſche Forderungen ging das Schaffen einer Kriegsmarine ſeinen ruhigen, ungeſtörten Gang weiter und arbeitete für die Zukunft.

Im Juli des Jahres 1849 beſtand die Preußiſche Marine aus folgenden ſchlagfertigen Schiffen: 1 Segelcorvette, 2 Dampfſchiffen, 20 Schaluppen und 6 Jollen mit einer Armirung von 67 Geſchützen und einer Beſatzung von 37 Offizieren und 1531 Mann; in der Formation waren begriffen 6 Schaluppen und 1 Dampfer, ſo daß der ganze Beſtand ſich auf 3 größere Fahrzeuge, 26 Schaluppen und 6 Jollen belief; die Bemannung der Schiffe wurde in Matroſen und Seeſoldaten getheilt, und ſollten zu den erſten nur ſolche genommen werden, die bisher ſchon Seefahrer geweſen. Um für die eigenthümliche Thätigkeit und Fertigkeit der Matroſen der Kriegsſchiffe eine gute Vorſchule zu begründen, wurde in Hamburg das Schiff „Mercur" angekauft, daſſelbe zur Uebung für Schiffsjungen beſtimmt und deren Stärke auf hundert Köpfe feſtgeſetzt; ausgewählt wurden dazu beſonders Söhne von Matroſen, Küſtenfahrern und Seeſchiffern. An reichlicher Auswahl fehlte es nicht, der Andrang zum Dienſt in jedem Zweige der Marine war ein ſo lebhafter, daß das zehnfache Bedürfniß hätte gedeckt werden können. Dieſer Andrang nahm mit der Zeit nicht ab, ſondern er ſteigerte ſich, ein Beweis, daß er nicht Erzeugniß einer modernen Strömung, nicht hervorgegangen war aus dem Reiz der Neuheit, ſondern aus einem innern Drange, der, ob auch bei den Jüngeren unbewußt, Kunde davon gab, wie tief in unſerem ehrenhaften Volke die Ueberzeugung lebt: Zu Wehr und Ehr des Landes gehört eine Flotte. Wie eine Errungenſchaft wurde es, nicht nur von den Söhnen, nein, von der ganzen Familie betrachtet, wenn einer von den Ihren auf der Flotte diente. Als im Jahre 1850 der „Mercur" zu einer Uebungsfahrt nach Braſilien ausgeſandt wurde, ſchrieb einer der Jünglinge, nachdem das Schiff den Sund paſſirt hatte, an ſeine Eltern: „Es war ein herrlicher Anblick! Alle möglichen Nationen ſah man hier friedlich durch einander gemiſcht, von denen jede bemüht war, beim Wettſegeln den Preis davon zu tragen; obgleich wir faſt die letzten waren, gelang es uns dennoch, in Zeit von zwei Stunden allen übrigen Schiffen den Rang abzulaufen und jetzt wehte der Preußiſche Adler am Bord des „Mercur" ſtolz den Flaggen aller übrigen Nationen voran. Bald erhob ſich eine friſche Brieſe und gegen Abend hatten wir alle Nachzügler aus den Augen verloren."

In demſelben Jahre wurden die bisher für die Reichsmarine gezahlten Beiträge zur Vermehrung der Preußiſchen Flotte verwendet, dadurch wurde es möglich, die Zahl der Kriegsfahrzeuge zu vermehren: 2 Dampfböte, jedes zu 100 Pferdekraft, „Nix" und „Salamander" wurden in England beſtellt („Salamander kam im December deſſelben, „Nix" im Februar des folgenden Jahres an), zugleich wurde in Danzig der Bau eines Dampfſchiffs mit 12 Bombenkanonen und 400 Pferdekraft unternommen; Engliſche Techniker, die das im Bau begriffene Schiff beſichtigten, verſicherten, daß es alle ihre Erwartungen weit überträfe; ſchon im folgenden Jahre lief es vom Stapel und bewährte durch ſeine Leiſtungen jenen Ausſpruch. Die Vergrößerung des Materials bedingte auch eine Vergrößerung des Perſonals, namentlich in den oberen Stellen. Es mußte bei dieſer Vergrößerung berückſichtigt werden, daß die kaum entſtandene Flotte bei ihren, obgleich tüchtigen, doch nothwendig noch ſehr jugendlichen Leiſtungen aus der Zahl ihrer Offiziere keine Auswahl dazu bieten konnte, und doch war es unerläßlich, daß der Flotte Offiziere zu Gebote ſtanden, deren erprobte Erfahrungen ausreichten, um größere Schiffe ſelbſtſtändig kommandiren zu können, denn es hat ſich prächtige Gelegenheit, die Preußiſche Marine bedeutend zu erweitern; die Veräußerung des Deutſchen Nordſeegeſchwaders geſtattete, die brauchbarſten Schiffe deſſelben für die Preußiſche Marine zu erſtehen, nämlich: die Fregatte „Geſion" und die Dampfkorvette „Britannia", von denen jene für 262,500 Gulden erſtanden und „Eckernförde" genannt wurde, während die andere für 451,200 Gulden erkauft und „Barbaroſſa" genannt wurde. Mit den beiden Schiffen übernahm der Staat zugleich alle geborenen Preußen, welche mit 11 Offizieren, 380 Matroſen und Seeſoldaten nebſt 28 Schiffsjungen die Beſatzung der neu erworbenen Schiffe bildeten; Schweden aber beurlaubte auf Verwenden des Prinzen-Admiral 3 Seeoffiziere von ſeiner Flotte zum Dienſt auf der Preußiſchen. Wie hatten die Zeiten ſich geändert! Die Macht, deren Ueberlegenheit und deren Uebermuth vor Jahrhunderten unſere Flotte in's Leben gerufen, gegen die ein Kampf geführt wurde auf Leben und Tod, dieſelbe Macht bot jetzt wohlwollend die Hand, um durch ihre erprobten Seemänner unſerer jugendlichen Unerfahrenheit Rath und Beiſtand zu gewähren; überhaupt diente Schweden, das in neueſter Zeit durch zeitgemäßen beſonnenen Fortſchritt ſein Seeweſen reformirt und gehoben hatte, dem unſeren als Muſter und war uns eine weſentliche Hülfe bei allen maritimen Beſtrebungen.

Damit Schiffe und Mannſchaft nicht müßig blieben, wurden eine Seeexpedition der Schiffe „Geſion", „Merkur", „Danzig" und „Amazone" nach der Weſtküſte von Afrika, ſodann Rio Janeiro, La Plata, Barbados, Laguerra, Carthagena, Vera Cruz und Havanna unternommen. Während ihrer Reiſe wurde an der innern Entwickelung, an der nothwendig mit dem Umfang der Flotte fortſchreitenden Organiſation gearbeitet, und das Depot, das ſich früher in Swinemünde, dann in Stettin befunden, nach Danzig verlegt. Wichtiger war, daß in demſelben Jahre (1853) die Verwaltung der Flotte einem ſelbſtſtändigen Marine-Collegium übergeben wurde, das den Namen Admiralität erhielt. So lange die Marine unter dem Großen Kurfürſten mit einer andern Behörde, der des Handels, verbunden geweſen, ſo lange waren die Intereſſen dieſer Behörde den übrigen oft ſtörend und hemmend in den Weg getreten. Konnte man das auch von der bisher ſtattgefundenen Unterordnung der jungen Flotte unter das Kriegsminiſterium nicht behaupten, da vielmehr die Marine unter ſeiner Verwaltung ſichtlich und erfreulich ſich entwickelt hatte, ſo zeigte doch das Beiſpiel aller andern Seemächte, wie nothwendig die Selbſtſtändigkeit der Marineverwaltung ſei. Ob auch die Aufgabe der Kriegsflotte immer bleiben wird, gleich dem Landheere Schutz und Schirm des Vaterlandes zu ſein, und ob auch deshalb das Kriegsminiſterium die geeignetſte Behörde ſein wird, der ſie untergeordnet werden kann, wenn ſie überhaupt untergeordnet werden ſoll, ſo iſt doch zu erwägen, daß die Flotte nicht allein kriegeriſchen, daß ſie auch diplomatiſchen und mercantilen Zwecken zu dienen hat und daß nur eine ſelbſtſtändige Verwaltung ſie vor der Gefahr ſichert, Nebenrückſichten untergeordnet zu werden, während es nur eine Rückſicht giebt, der ſie dienen ſoll: der Rückſicht auf das Wohl des ganzen Vaterlandes.

Mit der Errichtung der Admiralität war zugleich die Errichtung des Marine-Stations-Commandos verbunden, unter dem ſämmtliche Marine-Offiziere ſtanden, die nicht zur Admiralität commandirt waren, und gleichzeitig mit beiden erfolgte ein Erwerb, der für die Geſchichte der Preußiſchen Marine ebenſo merkwürdig als wichtig, ja der unerläßlich war, ſollte ſie zu der rechten Bedeutung gelangen: Der Erwerb eines Nordſeehafens. Schon der Große Kurfürſt hatte erkannt, von welcher Wichtigkeit ein ſolcher Beſitz für Preußen und ſeine Flotte ſei und hatte deshalb, raſch entſchloſſen, die Gelegenheit wahrgenommen, welche ihm die ungeſtörte Benutzung des Emdener Hafens gewährte; dem Verluſt der Flotte folgte der Verluſt dieſes Benutzungsrechtes. Als unter Friedrich dem Großen der Erwerb von Oſt-Friesland ihm jenen Hafen wiedergab, lag es nicht in den Plänen des

Königs, den Wiedergewinn nutzbar zu machen, ſein Vater und Großvater hatten die Schiffe verfaulen laſſen, die Colonieen verkauft; andere zu erwerben oder zu erbauen, dazu hielt er die Stellung ſeines Landes und die Zeit nicht berufen; ſo ging jener wichtige Wiedererwerb in ſeinen Wirkungen ſpurlos vorüber, und als der Wiener Congreß dem Preußiſchen Staat manches, das er früher ſein nannte, darunter auch Oſtfriesland, nicht wiedergewährte, da wurde der Verluſt dieſes treuen Landſtrichs und ſeiner wichtigen Küſte wenig bedauert, man bedauerte Anderes und war ſich der Bedeutung des Verluſtes nicht bewußt. Sollte aber Preußens Marineſchöpfung mehr ſein als eine koſtſpielige Spielerei, ſollte ihr Anfang mehr ſein als der Anfang vom Ende, wie er es ſchon einmal geweſen, ſollte Preußen jemals eintreten wollen in die Reihe der Seemächte, dann war der Erwerb eines Kriegshafens an der Nordſee unerläßlich. Die Befriedigung dieſes Bedürfniſſes, oder doch die Ausſicht dazu wurde ihm jetzt gewährt durch den Erwerb des Jahdegebiets von Oldenburg. Schon Napoleon I. hatte die hohe Wichtigkeit dieſes Gebiets für die Anlage eines Kriegshafens erkannt und die Ausarbeitung eines darauf bezüglichen Planes befohlen; an der Ausführung deſſelben hinderte ihn, ſelbſt in der Zeit, da er das Feſtland beherrſchte, die Herrſchaft zur See, in deren Beſitz England unbeſtritten blieb; auch als Hannover, Oldenburg, Hamburg und Bremen im Jahre 1848 über den Küſtenſchutz ihrer Gebiete beriethen, war ihnen die Wichtigkeit dieſes Gebietes nicht entgangen, ſie hatten es in den Kreis ihrer Berathungen hineingezogen, aber ſie waren nicht über den Kreis des Rathes hinaus, nicht bis zur That geſchritten. Im folgenden Jahre ſandte die Reichsmarineverwaltung eine Commiſſion nach dem Jahdegebiet, welche einſtimmig die hohe Wichtigkeit deſſelben für die Anlage eines Kriegshafens ausſprach, doch blieb es auch hier beim Sprechen. Einige Jahre ſpäter faßten mehrere Norddeutſche Staaten das Jahdegebiet in's Auge, als ſie beabſichtigten, eine Norddeutſche Flotte zu errichten; es blieb bei der Abſicht; erſt im Jahre 1853 trat, allen überraſchend, Preußen mit dem Vertrage hervor, den es mit Oldenburg über die Abtretung jenes Gebietes geſchloſſen, unter Vorbehalt der Genehmigung der Kammern, die unbedenklich erfolgte. So unwichtig dieſer Erwerb ſeinem Flächeninhalt nach, ſo wichtig iſt er ſeiner Beſchaffenheit, ſeiner Bedeutung nach. Die Jahde iſt in ihrer ganzen Länge von der See bis in den Meerbuſen hinein für die größten Kriegsſchiffe zu jeder Zeit fahrbar; auch bei vollſtändiger Windſtille iſt ſie vermittelſt des Fluth- und Ebbeſtroms in einer Fluth- und Ebbezeit zu paſſiren; ſie iſt durch das vorſpringende Feſtland gegen Stürme geſchützt, und da ſelbſt größere Kriegsſchiffe direct in die Weſer und in die Elbe gelangen können, ſo ſind die Mündungen dieſer Flüſſe von hier aus vollſtändig zu beherrſchen; da der Jahdebuſen überdies niemals feſt zufriert, ſo bietet er alle die ſeltenen Eigenſchaften und Vortheile, welche für einen Kriegshafen nothwendig oder auch nur erwünſcht ſind. Preußen trat durch dieſen Erwerb und durch die Vermehrung ſeiner Flotte aus dem Anfangs von der Nothwendigkeit gebotenen Stadium der bloßen Vertheidigung heraus, es konnte ſich verpflichten, Oldenburgs Seehandel und Seeſchiffahrt unter den Schutz der Preußiſchen Kriegsmarine zu ſtellen, und die freudige Zuſtimmung, mit welcher der Landtag dieſen Vertrag begrüßte, zeigte, wie die Nation in ihren Vertretern mit dieſem Herausſchreiten aus den bisherigen Grenzen ſympathiſirte und gewonnen war, willig die Geldopfer darzubringen, die dadurch für alle Zukunft ihr auferlegt wurden. Preußen iſt durch dieſen Erwerb rechtlich und thatſächlich in die Reihe der Nordſeeſtaaten eingetreten, es hat damit die Führung aller jetzigen und künftigen Deutſchen Flottenbeſtrebungen übernommen und dadurch eine Aufgabe ſich geſtellt, ebenſo groß als ſchwer, aber auch ebenſo gewinnreich als ruhmvoll.

So hat denn Preußen zum dritten Mal einen Nordſeehafen erlangt, möge dieſer Beſitz feſter gehalten werden, als die beiden erſten Male; der gleichzeitige Beſitz einer Kriegsflotte macht das Feſthalten leichter und würde den Verluſt ſchmachvoller machen. Die Zukunft iſt den

Blicken verborgen, aber Gott lenkt die Geſchicke der Völker, und Preußens Geſchick hat er ſo ſichtbar auch durch dunkle Tage hindurch zu immer höherer Machtentfaltung geführt, daß wir auch der Entfaltung ſeiner Flagge auf den Meeren eine fröhliche Zukunft verheißen können.

Während ſo in der Heimath für die Flotte geſorgt und gearbeitet wurde, erfüllten die vorhin bezeichneten Schiffe die ihnen geſtellte Aufgabe; wo ſie in einen Hafen einliefen, wo ſie mit den Seemännern anderer Flotten in Berührung kamen, fand ihre practiſche Tüchtigkeit, ihre ungewöhnliche Bildung hohe Anerkennung. Die junge Flotte hatte eine große Auswahl unter den Aſpiranten zum Seedienſt und machte dies Vorrecht mit großer Strenge geltend; ſollte doch ein Cadett von der Flotte entfernt werden, weil auf ſeinem Vater aus früherer Zeit her ein leiſer Makel haftete, bis feſtgeſtellt wurde, daß der Cadett einer der ausgezeichnetſten jungen Leute war und daß der Vater durch ſein ſpäteres Leben die frühere Uebereilung in den Augen aller Rechtlichen vollſtändig geſühnt hatte. Eben ſo tüchtig als das Perſonal war das Material. Dieſe Tüchtigkeit der Schiffe und ihrer Ausrüſtung konnte nur dadurch erreicht werden, daß alle dazu nöthige Arbeit von militairiſch organiſirten, jeden Augenblick beaufſichtigten Kräften ausgeführt wurde, wie dies bei allen beſtehenden Kriegsmarinen geſchieht; zu dem Zweck wurde ein Werftcorps gebildet, welches aus Handwerkern beſtand, die beim See-Bataillon oder unter den Matroſen dienten und deren Handthierung in irgend einer Art beim Schiffbau Anwendung findet; das Werftcorps beſteht aus einer Maſchiniſten-Abtheilung und einer Handwerker-Compagnie, 300 Mann ſtark. Alles das iſt mehr ein Werden als ein Sein, aber es iſt ein friſcher Wachsthum darin ſichtbar, der ſich ebenſo fern hält von übereilter Ueberſtürzung als von träger Ruhe; doch vergeht kein Jahr, in dem nicht ſelbſt dem Auge des Laien ein rüſtiger Fortſchritt ſichtbar wäre. Auch das Jahr 1854 brachte einen ſolchen, bei dem ſich für unſere junge Marine das Sprüchwort bewährte: Jugend hat Glück. Die Fregatte Gefion bedurfte dringend einer neuen Kupferbekleidung, durch dieſe unerläßliche Reparatur wurde das Schiff auf längere Zeit dienſtunfähig und entſtand die Nothwendigkeit, ein anderes ähnliches Schiff zu beſitzen; dazu bot ſich eine ebenſo unerwartete als erwünſchte Gelegenheit. England, eben damals in den Krieg mit Rußland verwickelt, bedurfte zweier Dampfkanonenboote als Aviſoſchiffe, unſere Marine beſaß zwei ſolche, Nix und Salamander, die leicht entbehrt werden konnten und gern im Tauſch gegen die durch ihre Trefflichkeit berühmte Fregatte „Thetis" hingegeben wurde. Da England gerade Ueberfluß an ſolchen Schiffen, aber Mangel an Aviſoſchiffen hatte, kam Preußen durch eine günſtige Verkettung von Umſtänden in den Beſitz eines vorzüglichen Schiffes, zu deſſen Veräußerung die Engliſche Admiralität nur durch den augenblicklichen Drang der Zeit vermocht werden konnte; das ſo glücklich erworbene Schiff hat ſich bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet bewährt. So konnte die Preußiſche Marine im Jahre 1855 zwei ſtolze Fregatten von 48 und 38 Kanonen, zwei Dampfcorvetten mit 12 Bombengeſchützen, eine Segelcorvette, ein Uebungsſchiff für Schiffsjungen, zwei Schooner, 36 Kanonenſchaluppen und 6 Jollen in ſeetüchtigem, kampffähigem Zuſtande aufweiſen, während zwei Kriegsdampfer von je 28 Kanonen, „Arcona" und „Gazelle", jede von 300 Pferdekraft im Bau begriffen waren. Außerdem wurden der Schooner „Iltis" und das Dampfſchiff „Royal Victoria" bei den Arbeiten im Jahdebuſen beſchäftigt. Die höheren Stellen bei der Marine wurden unterdeſſen mehr und mehr an geborene Preußen übertragen; ein ſo nationales Unternehmen ſollte auch in der Beſetzung immer mehr ein vaterländiſches, vom Auslande unabhängiges und die Kameradſchaftlichkeit unter den Land- und Seetruppen förderndes werden. Das Ausland, das Anfangs die maritimen Anſtrengungen Preußens kaum beachtet, und wo es geſchehen war, ſie mehr beſpöttelnd als anerkennend bemerkt hatte, fing an, ſich immer vortheilhafter über die Perſönlichkeiten der Officiere ſowie der Mannſchaft auszuſprechen, wenn die Preußiſchen Schiffe für diplomatiſche oder merkantiliſche Zwecke Sendungen nach fernen Städten oder Welttheilen ausführten. Als im Jahre 1855 der Prinz-Admiral mit einem Geſchwader von ſechs Schiffen, das ſich ſpäter zur Ausführung ähnlicher Sendungen trennen ſollte, Helſingörs verließ, war die Anerkennung eine ſo allgemeine, daß die ganze Mannſchaft ihre ſtolze Freude daran hatte. Der „Hamburger Correſpondent" ſagt in ſeinen Mittheilungen über die Anweſenheit der Preußiſchen Flotte: „Wir können dieſen Bericht nicht ſchließen, ohne auszuſprechen, daß die Schiffsparaden und Beſichtigungen ſowohl auf die Däniſchen Marineofficiere als auf die an's Land gekommenen Officiere und Mannſchaften durch ihre Haltung einen ſehr vortheilhaften Eindruck zurückgelaſſen haben."

Es hatte in der Natur der Sache gelegen, daß die Flotte bisher faſt nur Triumphe friedlicher Art feiern konnte, ſie hatte mit keinen andern Feinden zu kämpfen gehabt als mit feindlichen Elementen; mit denen hatte ſie manch' ſchweren Strauß gehabt und glücklich beſtanden; die Nothtaufe hatte ſie erhalten, die Feuertaufe noch nicht, auch die ſollte nicht ausbleiben. — Der Prinz-Admiral hatte die Schiffe „Thetis", „Frauenlob" und „Amazone" nach ihren verſchiedenen Beſtimmungen entlaſſen und war mit der „Danzig" nach Gibraltar gegangen, um dort Kohlen einzunehmen und ſodann nach Conſtantinopel abzugehen. Da er in Gibraltar die nöthigen Kohlen nicht fand, Algier aber dergleichen bieten ſollte, nahm er ſeine Richtung dahin und kam dadurch an der Nordküſte Marocco's in die Gegend eines Piratenriffs, woſelbſt in früherer Zeit das Preußiſche Handelsſchiff „Flora" von Piraten war überfallen und beraubt worden. Der Prinz, der die Möglichkeit in's Auge faßte, daß dieſe Angelegenheit zu Verwicklungen führen könnte, wollte die Gelegenheit wahrnehmen, ſich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob gegen dieſen Punkt eine Unternehmung ausführbar ſein möchte, da er aber keine Königliche Autoriſation hatte, jenen Ueberfall zu rächen, ſo wollte er ſich darauf beſchränken, friedlich mit den Booten die Küſte entlang zu fahren. Die Unſicherheit der dortigen Zuſtände gebot, daß die Bemannung bewaffnet war, da dieſe aber, denn jener Ueberfall war nicht unbekannt geblieben, leicht hätte glauben können, es ſei eine kriegeriſche That erſt beabſichtigt und dann doch nicht ausgeführt worden, dieſer Glaube aber ihr Ehrgefühl verletzt haben würde, ſo befahl der Prinz, daß die Officiere während der Fahrt in ihrer Unterhaltung ſich über den eigentlichen Zweck ausſprächen, ſo daß ein Mißverſtändniß unmöglich wäre. Während dieſer Unterhaltung fuhren ſie um das Cap herum; daſſelbe beſteht aus Höhen, die bis zu 2000 Fuß anſteigen, gegen die See in ſteilen, zerklüfteten Felswänden abfallen und nur an einer Stelle eine Einbuchtung darbieten, die erſteigbar iſt. Am 7. Auguſt, Morgens halb ſieben Uhr, anderthalb Meilen vom Lande entfernt, hatte der Prinz die leichten Boote ausſetzen und ſie nach der vorhin bezeichneten Einbuchtung richten laſſen, woſelbſt bei größerer Annäherung eine Anzahl von Mauren bemerkt wurde, die als Friedenszeichen ein weißes Tuch aufgeſteckt hatten. Der ſpätere Verlauf läßt die Vermuthung aufkommen, daß ſie das gethan, um zu einer Landung zu verlocken, und die Verlockten dann zu überfallen. Die „Danzig" hatte ſich unterdeſſen der Küſte bis auf eine halbe Meile genähert, die Boote kehrten zu ihr zurück, der Prinz geſtattete der Mannſchaft eine anderthalbſtündige Ruhe und ſetzte dann die Recognoscirung fort. Die weiße Flagge wehte noch immer, aber ungeachtet dieſes Friedenszeichens fiel plötzlich, als die Boote dicht unter einem unerſteiglichen Felſen dahinfuhren, ein Schuß und eine Kugel ſchlug ganz nahe dem Rande des einen Bootes in's Waſſer; da befahl der Prinz, einige Gewehre nach der Richtung abzufeuern, aus welcher der Schuß gekommen war, worauf die Mauren aus ihrer gedeckten Stellung ein lebhaftes Gewehrfeuer auf die Boote eröffneten. Jetzt galt es nicht einen früheren Angriff, ſondern eine neue Beleidigung der Preußiſchen Flagge zu ſtrafen und zwar auf der Stelle, weil es bekannt war, daß von Seiten der Maroccaniſchen Regierung keine Genugthuung zu erlangen ſei, indem ſelbſt England und

Frankreich, wenn ſie ſich beſchwerten, ſtatt derſelben nur die Antwort erhielten: Der Kaiſer könne gegen die Riffpiraten nichts thun, die Beleidigten möchten ſich ſelbſt Recht verſchaffen. Der Prinz befahl daher der Corvette, die bereits aus eigener Bewegung die Anker gelichtet hatte, die ſich in immer größerer Zahl verſammelnden Mauren mit Bomben zu bewerfen, zugleich ließ er dem Ufer näher rudern, um zu landen. Bei genauerer Ueberſicht zeigte ſich, daß die Mauren die nahen Hügel und Schluchten mit großer Uebermacht beſetzt hatten, daß ihre Poſition mit dem Hinterlande in bequemer Verbindung ſtand und von dort her immer neue bewaffnete Zuzüge erhielt. Da befahl der Prinz, in mehr nördlicher Richtung nach dem Strande zu rudern, theils, weil dort noch kein Feind ſichtbar, theils, weil dies die einzige Stelle war, welche die Möglichkeit einer Landung zeigte.

Während die Boote dahinflogen in einer Richtung neben einander, von den taktmäßigen Ruderſchlägen in vollſter Kraft der Begeiſterung dem Feinde entgegengetrieben, beſchoſſen die Feinde ihre Flanke mit unausgeſetzten Schüſſen, aber die Mannſchaft achtete ihrer nicht. Kaum berührten ihre Boote den Grund, ſo ſtürzten ſich Alle, der Prinz voran, unter Hurrahruf in's Meer, erklommen das ſteile Ufer und kletterten, Hände und Füße brauchend, den 200 Fuß hohen, jähen Erdabſturz hinan; er war ſo ſteil, daß die Kletternden, ob ſie auch ihrer Hände ſich bedienten, zum Theil ſich nicht halten konnten, ſondern wieder in die Tiefe zurückrollten. Als ſie auf dem Gipfel anlangten, wurden ſie von Mauren empfangen, denen es gelungen war, im raſchen Laufe ihnen zuvorzukommen. Die Feinde wurden zurückgedrängt, aber ihre Anzahl wuchs von Minute zu Minute, ſo daß das Gefecht zum Stehen kam; während dieſer Zeit, mitten im dichten Kugelregen, wurde die Preußiſche Flagge aufgerichtet, indeß das Feuer vom Schiff aus eine Schlucht frei hielt, auf deren jenſeitigem Rande eine überwiegende Macht aufgeſtellt war, die den rechten Flügel der Preußen bedrohte; aber auch auf dem linken Flügel wurde die feindliche Uebermacht ſo groß, daß der Prinz es für geboten hielt, den Rückzug zu befehlen, der mit einer ſolchen Ordnung und Sicherheit angetreten wurde, daß die Mauren nicht wagten, zu folgen. Erſt als der letzte kleine Trupp, der die Einſchiffung decken ſollte, ſich aufſtellte, näherte ſich der Feind, doch ließ er auch dieſem Trupp Zeit, die Bote mit den Verwundeten und Todten zu erreichen; nur drei der letztern waren auf dem Kampfplatz zurückgeblieben. Zu den Verwundeten gehörte der Prinz, der ziemlich früh einen Schuß in den Schenkel erhielt, ohne ſich dadurch im Vordringen aufhalten zu laſſen; zu den Todten gehörte ſein Adjutant, der dicht an ſeiner Seite den tödtlichen Schuß in die Bruſt erhielt. Unter der Mannſchaft herrſchte ſelbſt nach dem Rückzuge die freudigſte Begeiſterung: die preußiſche Kriegsflagge hatte ihre Genugthuung erhalten, hatte mitten im Kugelregen ſtolz im feindlichen Lande, hatte ſeit faſt zwei Jahrhunderten zum erſten Mal wieder auf Afrikaniſchem Boden geweht.

Frage Keiner, was hat dieſer blutige Kampf genützt? Er hat die Mannſchaft, er hat ihr Ehrgefühl gehoben; das iſt ein Gewinn, der freilich nicht nach Thalern und Quadratruthen zu bemeſſen iſt, der aber höher ſteht als beide, und ohne den der Beſitz beider ohne Werth und — ohne Sicherheit iſt. Der Gewinn, den der Kampf am Piratenriff brachte, iſt mit 7 Todten (1 Offizier und 6 Mann) und mit 17 Verwundeten (2 Offiziere und 15 Mann) zwar ſchmerzlich, aber nicht zu theuer erkauft. Alle, die jene Expedition mitmachten, denken mit Freuden daran zurück und werden von ihren Kameraden beneidet. Unter der Mannſchaft, die zur Bewachung der Bote zurückbleiben ſollte, befand ſich ein Schiffsjunge von 15 Jahren; er bat, er beſchwor den Prinzen, ihn beim Angriff mitzunehmen, er war außer ſich, daß er nicht mitſollte, er weinte, er flehte, bis ihm geſtattet wurde, die Expedition mitzumachen; da zeigte er eine ausgelaſſene Freude, während des Gefechts aber ein ſo furchtloſes Benehmen, eine ſo kaltblütige, beſonnene Entſchloſſenheit, daß ſie dem Aelteſten Ehre gemacht haben würde. Er gehörte auch zu den Todten.

Schleswigs jüngſte Leidensgeſchichte.

Von Dr. Guſtav Dolze.

Ein Jahr um das andere iſt ins Land gekommen, ſeit die beiden deutſchen Herzogthümer däniſcher Vergewaltigung überlaſſen wurden, und noch immer müſſen wir zornerfüllt zuſchauen, wie deutſches Recht, Jahrhunderte alt, gebeugt, wie deutſches Leben durch ein kleines, aber übermüthiges Volk geſchädigt und verfolgt wird. Lang dauerndes Unglück macht zuletzt oft gleichgültig und unempfindlich; Schleswig-Holſteins Leiden kann das deutſche Volk erſt dann vergeſſen, wenn es ſich ſelbſt vergeſſen und aufgegeben hat.

Ein talentvoller Maler unſerer Tage, Bleibtreu, hat durch ein mit Recht gerühmtes Bild: „Der Untergang des Kieler Turner- und Studenten-Corps bei Flensburg am 9. April 1848“, unſere Erinnerung an jene heldenmüthige Erhebung Schleswig-Holſteins im Jahre 1848 von neuem wach gerufen. Mit dramatiſcher Lebendigkeit iſt hier einer der erſten und grauſigſten Akte jenes Kampfes aufgefaßt und in wirkungsvoller, ächt künſtleriſcher Weiſe behandelt. Da ſinken die kühnen, deutſchen Jünglinge hin, durchbohrt von den däniſchen Bajonetten, als die erſten Blutzeugen für die gerechte deutſche Sache der Herzogthümer, verklärt und durchleuchtet von dem Glauben an eine rächende und an eine beſſere Zukunft des deutſchen Vaterlandes; in uns aber, die wir das ergreifende Bild anſchauen, vertieft ſich die ſympathiſche Empfindung für den Bruderſtamm, der für Deutſchland geſtritten und gelitten, und den wir nicht verlaſſen dürfen, ohne Schaden zu leiden an unſerer Ehre, an Leib und Leben. Und ſo halten wir unſern Blick auf das Land gerichtet, das ein leidendes Glied iſt in der deutſchen Völkerfamilie, und erzählen von ſeinen Drangſalen*), die wir wie unſere eigenen empfinden müſſen. Das ſinn- und ſchamloſe Gebahren der herrſchenden Partei in Kopenhagen ſorgt allein ſchon dafür, daß wir unſere Augen nicht wieder abwenden von dem unglücklichen Lande, oder wir müßten erſt alles deutſchen Weſens baar und bloß ſein.

Bekanntlich nahm der Kampf der beiden Herzogthümer mit Dänemark damit ſeinen Anfang, daß die durch die Revolution emporgekommene eiderdäniſche Partei in Kopenhagen Schleswig aus ſeiner alten Verbindung mit Holſtein losreißen und mit Gewalt der Waffen zu einer däniſchen Provinz machen wollte. Der Waffengang zwiſchen Deutſchen und Dänen blieb erfolglos, weil er von außen gehemmt ward. Thatſächlich aber traten in den der däniſchen Regierung wieder übergebenen Ländern Zuſtände ein, welche die Dänen als frohlockende, als übermüthige Sieger erſcheinen laſſen. Zwar war in einem Erlaß des däniſchen Cabinets vom 28. Januar 1852 die Gleichberechtigung und Selbſtſtändigkeit der einzelnen Landestheile innerhalb einer die ganze däniſche Monarchie umfaſſenden Geſammtverfaſſung und inſonderheit eine völlige Gleichberechtigung der deutſchen und däniſchen Nationalität, im Herzogthum Schleswig verheißen. Allein die alte, durch eine Geſchichte von Jahrhunderten geheiligte Verbindung der beiden Herzogthümer ward durch ein Machtgebot zerriſſen, und das geſchah, damit Schleswig in ſeiner iſolirten Stellung um ſo leichter daniſirt und nach dem urſprünglichen Plane der Eiderdänen dem däniſchen Staate einverleibt werden könnte. Was Waffengewalt mit einem Schlage nicht hatte erringen können, ſoll nun auf dem Wege unkriegeriſcher, aber nicht minder gewaltſamer Mittel erzwungen werden. So bildet zur Zeit gerade Schleswig in dieſem Streite den Mittelpunkt unſeres nationalen Intereſſes, denn Schleswig iſt in dieſer Sache Kampfplatz und Kampfpreis.

---

*) Für die folgende Darſtellung haben wir öffentliche Aktenſtücke und vielfach die intereſſanten, auf eigener Anſchauung der ſchleswigſchen Zuſtände beruhenden Mittheilungen von G. Raſch („Vom verlaſſenen Bruderſtamm.“ Erſter Band. Berlin 1862) benutzt.

Zu den heiligſten Gütern eines Volkes gehört ſeine Sprache, in ihr ruhet die ſeeliſche Exiſtenz des Volkes. Wer der Sprache Gewalt anthut, an ihrer Verdrängung und Unterdrückung arbeitet, trifft den innerſten Herzpunkt des Volkslebens und zerſtört die erſte Bedingung ſeines Gedeihens. Dies geſchieht nun von Seiten der Dänen vor aller Welt in der rückſichtsloſeſten und gewaltthätigſten Weiſe. Vor dem Kriege war die officielle und vorherrſchende Sprache im Herzogthum Schleswig, entſprechend den thatſächlichen Verhältniſſen der Bevölkerung, die deutſche: nur in einigen ländlichen Diſtricten war die Kirchen- und Schulſprache däniſch, während in wenigen Städten neben dem deutſchen Gottesdienſt auch ein däniſcher abgehalten und auf den Dörfern der Diſtricte jener Städte nur am dritten und vierten Sonntage in däniſcher Sprache gepredigt wurde. Trotzdem nun nach der ſogenannten Pacification die völlige Gleichberechtigung der beiden Nationalitäten in Schleswig von der däniſchen Regierung ausdrücklich zugeſichert ward, ſuchte man doch ſofort in der empörendſten Weiſe die deutſche Sprache zu verdrängen und an ihrer Stelle die däniſche einzuführen. In der Propſtei Flensburg mit 20 Kirchſpielen, in der Stadt Tondern und 10 Kirchſpielen der Propſtei Tondern, in 4 Kirchſpielen der Propſtei Huſum und Bredſtedt, in 9 Kirchſpielen der Propſtei Gottorf beſtand ſeit Jahrhunderten ausſchließlich das Deutſche als Schulſprache; in der Verfaſſung für Schleswig vom Jahre 1854 dagegen ward hier gegen den Wunſch der Einwohner der deutſche Unterricht auf 4 Stunden die Woche herabgeſetzt. Der Gottesdienſt ſollte in den Städten an allen Sonntagen ſowohl in deutſcher, wie in däniſcher Sprache, in den ländlichen Kirchſpielen dagegen abwechſelnd einen Sonntag in der däniſchen, den andern in der deutſchen Sprache ſtattfinden. Da auch die Volksſprache in den meiſten dieſer Kirchſpiele überwiegend deutſch iſt, ſo wird alſo der Unterricht den Kindern in einer ihnen fremden Sprache ertheilt. Um nun zu verhindern, daß die Kinder aus den vorgenannten Diſtricten zu ihrer Ausbildung nach Orten mit deutſcher Schulſprache gebracht werden, ward den Eltern der Zwang auferlegt, ihre Kinder in däniſcher Sprache confirmiren und ſie zu dieſem Behufe vor der Confirmation in däniſcher Sprache unterrichten zu laſſen. Ein Unterricht durch deutſche Hauslehrer wird nach Möglichkeit verhindert und erſchwert; ja es kann die Einrichtung eines ſolchen Privatunterrichts für die Eltern ſehr ſchlimme Folgen nach ſich ziehen. So hatte ein Hofbeſitzer im ſüdlichen Theile Angelns, Namens Berkhahn, nach vieler Mühe die Erlaubniß erhalten, für ſeine Kinder eine deutſche Gouvernante zu halten. Bei der nächſten Kirchenviſitation wurden die Kinder von dem Propſt Hanſen auf däniſch in der Religion examinirt. Da die Kleinen ſich in der fremden Sprache nicht genügend auszudrücken wußten, erklärte der Propſt, daß der Unterricht in der Religion vernachläſſigt ſei. Auf die Bitte, deutſch zu examiniren, ging er nicht ein, ſondern bezeichnete den Gebrauch der deutſchen Sprache für ungeſetzlich. Dem braven Berkhahn ward trotz ſeiner Hinweiſung auf die zugeſicherte Gleichberechtigung der beiden Sprachen eröffnet, daß er bis zu einem bezeichneten Termin bei einer namhaften Geldſtrafe die Gouvernante aus dem Hauſe zu entlaſſen habe. Nun reiſte Berkhahn zum König und ſtellte ihm die Sache vor. Der König erwiederte: „Eine ſolche Bedrückung der Schleswiger läge durchaus nicht in ſeiner Abſicht. Was einmal Geſetz ſei, müſſe gehalten werden; aber das ſei über das Geſetz hinaus und lediglich das Werk der Beamten. Er ſei aber conſtitutioneller König und könne ſelbſt nichts dagegen thun; ſie möchten nur dagegen petitioniren und immer wieder petitioniren, zuletzt werde es ſchon helfen.“ Dieſer Beſcheid ward bald bekannt, da Berkhahn denſelben mehreren Freunden mitgetheilt hatte. Einige Wochen nachher ward Berkhahn vor den Amtmann citirt und von dieſem um jene Audienz und den Inhalt des königlichen Beſcheides befragt, worauf Berkhahn den Hergang offen erzählt. Bald darnach wird er durch gerichtliche Vorladung vor den Hardesvogt in Schleswig gefordert. Von dieſem wird ihm eröffnet, daß Seine Majeſtät Sich einer Unterredung, wie er ſie dem Amtmann berichtet habe, nicht erinnern könnte; folglich ſei die Antwort des Königs erlogen und werde hiermit gegen Berkhahn die Criminalunterſuchung eingeleitet. Berkhahn erbietet ſich, ſeine Ausſage eidlich zu betheuern. Das ward ihm denn als ein noch ſchwereres Verbrechen vorgehalten und ihm geſagt, wenn er widerrufe, ſolle er gelinde davonkommen. Er ſolle ſich die Sache überlegen und zu einem neuen Termine kommen. Auch im nächſten Termine erklärt Berkhahn, er wolle beſchwören, daß der König jene Worte geſprochen, man könnte mit ihm machen, was man wolle. Nach Verlauf einiger Zeit wird dem Berkhahn eröffnet, daß er zu 10 Tagen Gefängniß verurtheilt ſei. Dieſe Strafe wurde zwar vom Appellationsgericht wieder aufgehoben, doch war Berkhahn bereits durch Koſten und Zeitverſäumniß ſchwer genug geſtraft worden.

Dieſer durchaus beglaubigte Vorgang kennzeichnet die ganze Situation des Landes deutlich genug und macht daher jede Erläuterung überflüſſig.

Die inzwiſchen im Anfang des Jahres 1861 durch einen Erlaß eingetretenen Erleichterungen in Bezug auf die Confirmation und den Privatunterricht ſind um deswillen von wenig eingreifender Bedeutung, weil ſie nur einem geringen Bruchtheile der Bevölkerung zu Gute kommen können.

Es iſt begreiflich, daß die Maßregeln der däniſchen Regierung nur Widerwillen gegen däniſche Sprache und däniſches Weſen erzeugen. Schon an den Kindern tritt dies auffällig genug hervor. Ein älterer, durch und durch däniſch geſinnter Schullehrer jammert über die vollſtändige Erfolgloſigkeit des däniſchen Unterrichts. „Wenn wir,“ ſagt er, „die Kinder zehn Jahre in der Schule däniſch gelehrt und däniſch unterrichtet haben, ſo werfen ſie, ſobald ſie confirmirt ſind, buchſtäblich die däniſchen Bücher ins Waſſer und ſprechen kein Wort däniſch mehr. Sie geben ſich ordentlich Mühe, zu vergeſſen, was ſie gelernt haben.“

Daß die ſogenannten Sprachreſcripte, ohne Rückſicht auf die thatſächlichen Verhältniſſe, aus einem gewaltſamen Sinne hervorgegangen ſind und offen die Tendenz verfolgen, die deutſche Sprache und damit deutſches Weſen auszurotten *gegen den ausdrücklichen Willen der überwiegenden Mehrheit des Volkes*, iſt gar nicht zu bezweifeln. Die Majorität der Schleswig'ſchen Ständeverſammlung machte den Vorſchlag, den Sprachenſtreit durch eine allgemeine Abſtimmung in den einzelnen Gemeinden entſcheiden zu laſſen. Der Vorſchlag war gewiſſermaßen den Principien der Minorität (meiſt eingewanderte Dänen, welche mit der kopenhagener Demokratie ſympathiſiren) entnommen. Allein die Minorität ſetzte ſich lieber mit ihrem eigenen politiſchen Princip in Widerſpruch und lehnte den Vorſchlag ab, — gewiß ein ſprechendes Zeugniß, daß ſie den Ausfall einer ſolchen Abſtimmung zu fürchten hatte. Selbſt loyal däniſch geſinnte Männer, die ſich noch nicht in den tollen Wirbel des kopenhagener Parteitreibens haben hineinreißen laſſen, haben es für eine Verſündigung an Gott und den Menſchen erklärt, dieſen willkürlichen Sprachverordnungen nachzukommen. Der Paſtor *Otzen*, Propſt und Ritter vom Danebrog, der während des Krieges wegen ſeiner däniſchen Geſinnung ſeiner Stelle in Huſum von der damaligen Regierung enthoben ward, dann zum Paſtor in Quern und Angeln und ſpäter auf der Inſel Fehmern ernannt wurde, dieſer gewiß glaubwürdige und unverdächtige Mann erklärte als Präſident der ſchleswigſchen Ständeverſammlung unter andern: „Er ſei wie aus den Wolken gefallen und habe kaum gewußt, ob er ſeinen Augen trauen ſolle, als er das Reſcript in der Hand gehalten und ſchwarz auf weiß geleſen habe, es ſollte nun jeden andern Sonntag in Quern däniſch gepredigt werden, weil er die feſte Ueberzeugung gehabt, daß die Gemeinde die däniſche Predigt nicht verſtehe. Er würde ſich ſchämen müſſen vor Gott und den Menſchen, würde ſich verſündigen gegen König und Land, wenn er ſchweigen wolle. So bezeuge er es denn auf das Ernſteſte und Feierlichſte, daß er es für ſeine Perſon für eine Sünde anſehe, daß in der genannten Gemeinde däniſch gepredigt werde; er bezeuge es, daß für ihn große Urſache zu der Furcht vorhanden ſei, es werde Gott mit ſeinen Gerichten das Land heimſuchen um der Sünde willen, die ſeiner Anſicht nach in jenen Kirchen geſchehe."

Die deutſchen Stämme in den beiden Herzogthümern ſind von zäher Art und haben ihre nachhaltige Widerſtandskraft oft genug bewährt. Dieſe ihre Natur iſt auch der däniſchen Sprachpropaganda gegenüber eine ſchwer zu bewältigende Macht. Aber es ſind auch andere Mittel und Maßregeln von Kopenhagen aus angewendet worden, die zwar nicht das Dänenthum gefördert, aber doch bereits vergiftend auf das Volksleben in Schleswig eingewirkt haben. Das Volk hier hatte von je an einen tiefernſten, religiös-ſittlichen Sinn. Schule und Haus ſtanden immer in enger Verbindung, und Achtung, Liebe und Vertrauen zu ihren Geiſtlichen beſeelte die einzelnen Gemeinden. Man nannte wohl das Land „das Goſen der Paſtore." Was iſt aber nun aus dieſem aller Frivolität und Blaſirtheit abgeneigten Volke geworden? Das alte Band zwiſchen Schule und Haus iſt zerriſſen, da die Eltern keine Theilnahme für einen däniſchen Unterricht hegen können. Und nun vollends das kirchliche Leben iſt vollkommen vernichtet. Die deutſch geſinnten Prediger wurden faſt alle aus dem Lande gejagt und däniſche an ihre Stelle geſetzt. Nun ſtehen die Kirchen leer, weil däniſch gepredigt wird, und niemand in der Gemeinde dieſe Sprache verſteht. Aber auch die deutſchen Predigten werden nicht beſucht, weil durchgehends die däniſchen Prediger wegen ihres anſtößigen Lebenswandels, wegen ihrer Rohheit und Unbildung bei ihren Gemeinden in der größten Verachtung ſtehen.

Es iſt eine ſelbſt von Dänen eingeſtandene Thatſache, daß nur die verächtlichſten und unwiſſendſten Leute als Prediger, Lehrer oder ſonſtige Beamte nach Schleswig geſchickt werden. Gemeine Sportelſucht, Trunkſucht, Völlerei und Unzucht ſind den meiſten der Geiſtlichen eigen, die einem Volke von ſtrengem, ſittlichzuchtvollem Weſen als Plagegeiſter über den Hals geſchickt werden. Aller Orten in Schleswig iſt man der Scandalgeſchichten über dieſe „ſchwarzen Gensdarmen", wie ſie im Volke heißen, voll. Mit jenem Namen aber werden ſie bezeichnet, weil ſie die politiſchen Handlangerdienſte für die eiderdäniſche Partei verrichten, und eben nach der politiſchen Geſinnung werden die Pfarren beſetzt. So ſetzte die däniſche Regierung den Propſt Boyſen in Schleswig, einen tüchtigen und geachteten Geiſtlichen, wegen ſeiner deutſchen Geſinnung ab. An ſeine Stelle berief ſie den frühern Diaconus Martens aus Tönning. Er war eine Zeitlang Paſtor in Neunkirchen in Angeln und brachte von dort den Namen Swinemartens mit. Der Ruhm, durch eigene Wartung und Hütung die fetteſten Schweine zu züchten, habe ihm, wird erzählt, dieſen Namen gebracht. Von ſeiner gemeinen Habgier weiß Jedermann in Schleswig zu erzählen. Und doch wird allgemein geurtheilt, daß dieſer Swinemartens nicht zu den ſchlechteſten Predigern im Lande gehöre. Ein Paſtor in Kappeln, ein Säufer und Betrüger, mußte, weil er es zu arg trieb, endlich von der Regierung entfernt werden.

Mit der Gemeinheit der Geſinnung geht die Unbildung, namentlich der Mangel an Kenntniß der deutſchen Sprache, Hand in Hand. Ein Paſtor Hartnack in Norderbrarup hielt einſt folgende Leichenrede: „Da liegt er in ſeine ſchwarze Kiſte; ihr habt ihn gekennt, aber ich habe ihn nicht gekennt." — Im Kirchſpiel Sörup in Angeln, einem Orte von rein deutſchem Charakter, in dem aber in Folge der Sprachreſcripte jeden andern Sonntag däniſch gepredigt wird, iſt ein Paſtor Barfoed, der allgemein für einen der geſchickteſten gilt. Der Küſter daſelbſt verſteht gar kein Deutſch. Die Gemeindeglieder beſchwerten ſich daher bei dem Paſtor Barfoed und ſagten: Das ginge doch gar nicht länger mit dem Unterricht; der Paſtor aber wies den Beſchwerdeführern die Thür und ſchrie ſie an: „Er lernt deutſk bei mich.“ Unter allgemeinem Gelächter zogen ſich jene zurück. — Iſt es da zu verwundern, daß ein ſo gediegener, ſittlich ernſter Menſchenſchlag, wie die Schleswiger, namentlich die Angeler ſind, ſich mit entſchiedener Verachtung von den Geiſtlichen abwendet und die Kirchen als entweihte Stätten meidet?

Wie aber müſſen wir nicht ein Volk bewundern, das trotz des Hohns und der Schmach, trotz der Gewalt, die täglich ihm angethan wird, ohne eine Spur von Nachgiebigkeit gegen ſeine Dränger, in ſeiner geſetzlichen und maßvollen Haltung verharrt? Als man dem Dr. Raſch, der im vergangenen Sommer Schleswig durchreiſte, in einer Familie in Angeln unter Thränen von der däniſchen Wirthſchaft im Lande erzählte, namentlich auch von den „ſchwarzen Gensdarmen“, tröſtete er ſie damit, daß für ſie, die zur Ehre Deutſchlands an Deutſchlands Grenzen ſo tapfer Widerſtand leiſteten, der Tag der Erlöſung kommen würde. „Aber,“ fügte er hinzu, „ſchlagt ſo Einem dieſer ſchwarzen Gensdarmen einmal Arme und Beine entzwei! Das wird helfen. So ein Beiſpiel thut viel.“ Da ſchüttelten die ernſten Männer die Köpfe und ſagten traurig: „Nein, das liegt nicht in unſerer Art. Das geht nicht.“ Und der Rathgeber, der die Art des Volkes kannte, mußte ihnen im Innern wohl Recht geben.

Daß die höhern Beamtenſtellen durchweg mit Creaturen der eiderdäniſchen Partei beſetzt ſind, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Es ſind zum Theil die elendeſten, roheſten Subjecte, die für gut genug gelten, um mit der Verwaltung oder der Executivgewalt in den ſchleswigſchen Landen betraut zu werden. Die meiſten von ihnen beuten das Amt aus zu ihrer Bereicherung oder übernehmen ſich im Dienſteifer und in der Brutalität gegen die Bewohner, um Carriere zu machen. Und gegen dieſes grenzenloſe, unerhörte Willkürregiment der däniſchen Beamten giebt es keinen Schutz, kein Mittel der Abwehr, oft nicht einen Recurs an die Gerichte. Was ſind das für Zuſtände in einem Lande, wenn ein Mitglied des höchſten Gerichtshofes dieſes Landes ſich über denſelben nach einer Mittheilung des Dr. Raſch folgendermaßen äußert: „Nur in einem bei dem Appellationsgerichte zu Flensburg ſchwebenden Proceſſe; in dem es ſich um meinen Kopf handelte, würde ich mich vertheidigen; nicht, daß ich hoffte, den Proceß zu gewinnen, aber für ſeinen eigenen Kopf thut man doch ſchon etwas.“

Und trotz alle dem, trotz der maſſenhaften Geldſtrafen, die oft genug in Städten wie in Dörfern verhängt werden, trotz der drückenden Beſchränkungen, die dem Einzelnen wie ganzen Ortſchaften auferlegt werden, trotz der ausgebildetſten Spionage und der kleinlichſten, aber erbitterndſten Scherereien hat das Volk, verlaſſen von uns, den mächtigen Stammgenoſſen, die Ehre des deutſchen Namens zu hoch gehalten, um demſelben untreu zu werden; weder der rohen Gewalt, noch der ſchmeichelnden Verlockung iſt es gewichen. So und wie es kann, legt es offen Zeugniß ab, daß ihm der Muth zum Widerſtande noch nicht gebrochen iſt, und daß es ſich niemals dem däniſchen Staate werde einverleiben laſſen, ſondern feſt halten wolle an deutſcher Nationalität, an deutſcher Sprache, Sitte und deutſchem Recht. Hat nicht Deutſchland die heiligſte Verpflichtung, einem Brudervolke von ſolcher Treue und Hingebung für die deutſche Sache zu ſeinem altverbrieften, ſonnenklaren Rechte zu verhelfen? —

„Schleswig-Holſtein, meerumſchlungen,
Deutſcher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was ſchwer errungen,
Bis ein ſchön'rer Morgen tagt!“

* * *

Das Ilſethal im Winter.

Es war freilich nicht der Zweck meiner Reiſe, das Ilſethal auch im Winter kennen zu lernen, aber wer kann den Ort, deſſen ſommerliche Reize ihn ſo oft entzückten, ſelbſt im Winter ganz unbeachtet laſſen, wenn der Zufall ihn auch da einmal bis auf ein paar tauſend Schritte in ſeine Nähe bringt? Ich war ja in Ilſenburg und hatte, Dank der Gemüthlichkeit meines alten Wirthes, die Nacht in demſelben Hauſe und Zimmer zugebracht, das im Sommer ſo oft den Mittelpunkt meiner Streifereien gebildet hatte: ehe ich weiter zog, mußte ich mir Ilſenburg und das Ilſethal auch in ihrem Winterzuſtande näher anſehen.

Während wir am Tage zuvor im Nebel ſaßen, war über Nacht die größte Heiterkeit des Himmels eingetreten, und obgleich es dieſen Morgen recht kalt war und der Morgenwind ziemlich empfindlich aus der Ebene in's Ilſethal wehete, ſo lockte doch das herrliche Licht ſchon früh in's Freie. Der älteſte Sohn des Hauſes, der mit mir ging, leitete mich zu einem Punkte, wo wir auch einen Blick nach dem Brocken thun konnten. Da habe ich denn — es war etwa 8 Uhr Morgens — eine herrliche Erſcheinung geſehen, die man im Sommer nie zu ſehen bekommt. Das ganze Gebirge lag in ſeinem ſauberen Winterſchmucke in größter Klarheit aller Umriſſe vor uns, je höher hinauf, in deſto reinerem Weiß: nur die Brockenkuppe ſtrahlte in einer vollen, prächtigen — Roſafarbe! Man durfte an das Alpenglühen denken, und es war auch hier die aufgehende, nur erſt das höchſte Gebirge direct beleuchtende Sonne, welche jenen zauberhaften Anblick hervorrief. Bei ähnlichem Wetter iſt, wie ich höre, dieſes Glühen des Brockens nicht gerade ſelten. In Wernigerode ſoll ſich im Beſitze eines Herrn Weber ein großes, gelungenes Oelbild vom Landſchaftsmaler Helbig befinden, welches eben dieſes Phänomen darſtellt.

Indem wir am Fundamente eines im Bau begriffenen Hauſes vorüberkamen, erfuhr ich, daß hier und in den benachbarten Harzörtern ſeit mehreren Jahren eine ſtarke Anſiedlung von Perſonen ſtattfindet, die vorher oft weit vom Harze entfernt wohnten. Meiſtens ſind es Penſionäre höheren Rangs oder geſchäftloſe Kapitaliſten. Die Zahl der letzteren ſcheint überhaupt in unſerer Zeit zuzunehmen, was gewiß zum Theil in den gerade die größeren Geſchäfte unſicher machenden, unfriedſamen Beziehungen unter den Nationen ſeinen Grund hat, vielleicht aber auch darin, daß die Kapitaliſten der Gegenwart mehr als in früheren Zeiten geneigt ſind, ihr Vermögen zu einer Quelle des Genuſſes zu machen. Es giebt alſo jetzt drei Klaſſen von Liebhabern, die ſich um die Gunſt des Harzes bewerben: die ambulanten, dann ſolche, die einige Monate hindurch eine feſte Wohnung im Gebirge nehmen, und drittens diejenigen, welche ſich, um des Guten mehr zu haben, gleich für Sommer und Winter und auf Lebenszeit in einem Harzorte niederlaſſen. Da nun die Baulichkeiten dieſer Ortſchaften bis jetzt nicht von der Art ſind, um den Anſprüchen jener neuen Bevölkerung in Bezug auf Wohnungsverhältniſſe völlig zu genügen, ſo findet ſich mancher der begüterten Ankömmlinge beſtimmt, ſich ein eigenes Haus zu bauen, wovon der vorhin erwähnte Bau ebenfalls Zeugniß giebt. Es ſoll auf dieſe Art namentlich in Wernigerode ſchon manches neue Gebäude entſtanden ſein, das ſich auch durch eine gewiſſe Schönheit des Styls auszeichnet.

Gegen Mittag machten wir einen Gang in's Ilſethal. Da fehlten freilich die ſchönen grünen Bäume, mit welchen wir im vorigen Sommer ſo vertraut geworden waren, denn ſelbſt die Tannen hatten ſich aus dem geſtrigen Nebel ein weißes Barège-Kleid geſponnen, durch das ihr ſtandhaftes Grün nur ſchwach hindurchſchimmerte. Indeß eben dieſer Rauhreif, der jedem Grashalm das Anſehn eines ſtachlichten Wachholderzweigs gab, die zarten Birkenzweige in weiße Straußfedern verwandelte und zuweilen die Sonnenſtrahlen von den Kuppen der Bäume in Regenbogenfarben umherſprühen ließ, verhinderte jede unangenehme Erinnerung an den Sommer; ich fühlte mich durch dieſe kleine Wanderung ebenſo geiſtig erfriſcht, wie durch irgend eine, die wir im Sommer unternommen. Die Ilſe belehrte mich auch diesmal, daß der Name „Gebirgsfluß" kein bedeutungsloſer iſt. Wie verſchieden von den Bächen und Strömen der Ebene, auch jetzt im Winter! Hier keine einförmige, todte Eisdecke! Der muntere, gelenkige Strom beißt ſich tapfer mit dem Eiſe herum und wehrt ihm, ſein Joch völlig über ihn auszuſpannen. Nicht phlegmatiſch nur die eine Richtung nach vorwärts verfolgend, wie die Ströme der Ebene, ſondern jeden Augenblick ſich hebend und ſenkend, entwiſcht das kryſtallhelle Waſſer der lauernden Hand des Winters und lugt bald hier, bald da zwiſchen der milchigen Eiskruſte hervor, unter den klaren Rändern derſelben einen endloſen Wechſel von vorübereilenden Lichtern und Schatten erzeugend. Scheinbar noch keine ſtarre Maſſe, ſondern ein zweiter Strom in und über dem Strome, theilt ſich das Eis mit dem Waſſer in das felſige, ſtufenreiche Flußbett. Es rinnt gleich dem Waſſer durch die Geſteinſpalten, es ſprudelt an den Felſen empor, es hüpft in Strahlen über ſie herab, es hängt ſich ſogar in Tropfen an die in das Flußbett hineinragenden Baumwurzeln. So zeigt dieſer Bergſtrom gleich der an ſeiner Seite rieſig emporſtrebenden Felspyramide des Ilſenſteins auch im Winter jene lebensvolle, unüberſehbare Mannigfaltigkeit der Formen, durch welche die unverletzte Natur ein freigeſtimmtes Gemüth ſo ſehr entzückt.

Das Thal war heute ungewöhnlich belebt. Es war nämlich einer der „Holztage", deren es in der Woche zwei giebt, an welchen es den Armen geſtattet iſt, für ihren Bedarf in den Forſten trockenes Holz zu ſammeln. Es ſoll aber ſchon lange üblich ſein, mit dem ſo gewonnenen Holze auch Handel zu treiben, weßhalb das Geſchäft auch im Winter nicht ausgeſetzt wird; und ich habe bemerkt, daß man wirklich erſtaunliche Holzmengen dem Walde abzugewinnen weiß. Schon am frühen Morgen hatte ich dergleichen Leute, Männer, Weiber und Kinder, vor meiner Wohnung vorbeiziehen ſehen, ohne noch zu wiſſen, um was es ſich handelte. Manche der Frauen frappirten mich durch ein faſt martialiſches Ausſehen. Ein kurzer Rock ließ den Schritten volle Freiheit, die Füße ſteckten nicht in Schuhen, ſondern in ganz ſonderbaren, aus allerlei Zeuglappen zuſammengeflickten, dicken und breiten Socken; die zum Binden des Holzes dienenden Stricke waren vielfach um die Hüften geſchlungen, und in dieſem Gürtel ſteckte, gewöhnlich am Rücken, ein Beil, beinahe wie Dolch und Piſtolen eines Corſaren. Auch eine oft ſehr lange Stange mit eiſernem Haken am Ende zum Herabreißen trockener Baumäſte gehört zu der Ausrüſtung. Uebrigens ließ die ſtarke Muskulatur, deren manche von dieſen Menſchen ſich erfreuten, nicht gerade auf ſchmale Koſt ſchließen, obgleich auch die fortgeſetzte anſtrengende Arbeit zur Kräftigung der Gliedmaßen beitragen mag. In der That ſollen die Leute jenem Geſchäfte des Holzſammelns ſelbſt zur Winterszeit mit einer gewiſſen Wolluſt obliegen, es jedem andern vorziehen und ihre ſchweren Laſten oft genug ſingend und ſchäkernd den langen Weg nach Hauſe tragen. Vielleicht bekundet ſich in dieſem Treiben ein Zug menſchlicher Freiheitsliebe! Bei einigem moraliſchen Fonds, ſollte man meinen, müßten dieſe Leute von recht bitterer Armuth verſchont bleiben: wie Vieles haben ſie doch vor den Armen großer Städte und der waldloſen Ebene voraus! — Im Ilſethal nun begegnete uns ein Theil derſelben auf dem Rückwege, die Schlitten und Karren hoch mit der Beute des Tages beladen. Spaßhaft war mir eine Art von Hemmſchuh, den ich hier zum erſten Mal in meinem Leben erblickte. Da die Gebirgschauſſeen oft ſehr ſteil und jetzt noch dazu glatt ſind, ſo thut Hemmung noth. Man läßt daher vom hinteren Ende der Ladung ein gut Theil grüner „Tannhecke" (Fichtenzweige) auf die Erde herabhängen, auf welche ſich dann namentlich die zur Hilfe mitgenommenen Kinder ſetzen, um durch ihr Gewicht die nöthige Reibung hervorzubringen. Ein lebendiger Hemmſchuh, der ſeine vollen Dienſte thut! Ein Mal war mir's, als hörte ich in einiger Entfernung eine Mühle klappern. Aber bald zeigte ſich als Urſach dieſes Geräuſches ein zweirädriger Holzkarren, der nicht bloß den eben beſchriebenen Hemmſchuh, ſondern auch noch eine ebenſo originelle Bremsvorrichtung beſaß. Ein zäher, ziemlich biegſamer Stab war jederſeits ſo an der Ladung befeſtigt, daß ſein äußeres Ende zwiſchen die Speichen des Rades faßte und dieſen ſo lange Widerſtand leiſtete, bis er krumm gebogen an der einen Speiche abglitt, um gleich wieder gegen die folgende zu ſchlagen. Das gab denn bei der ſchnellen Bewegung des zu Thal laufenden Karrens ein Geklapper, wie ich's bisher nur von Mühlen gehört hatte.

Es waren indeß nicht bloß Holzſammler, die den Weg belebten, ſondern wir trafen auch noch auf einen mehr disciplinirten Convoi, deſſen Aufgabe es war, im amtlichen Auftrage lange Stücken Brennholz aus dem Gebirge zu ſchaffen. Das Holzfällen hört im Winter auf; aber vom Sommer her liegen in den Bergen noch viele Hölzer, die nun „gerückt", d. h. nach den Waldhöfen geſchafft werden müſſen. Das iſt gerade eine Arbeit für den Winter, weil ſie Gelegenheit giebt, die ſonſt brodloſen Waldarbeiter zu beſchäftigen. Die Hölzer werden mit ihren Enden auf zwei Schlitten oder niedrige, zweiräderige Karren gelegt, und dieſe von zwei oder drei Paar Menſchen fortgezogen. Ein ſolches Paar Ziehender aber iſt, wie ich im Ilſethal geſehen habe, ſehr oft ein Ehe-Paar. Rechts zieht er und links ſie, oder umgekehrt. Als beim Raſten eines ſolchen Zuges das junge Weib, um einen Augenblick die erſchöpfte Bruſt zu erleichtern, ihren Arm auf die Achſel ihres Mannes hing, da lernte ich gründlich die Art eines Ehepaares verſtehen, von dem man ohne Irrthum ſagen kann, daß es Einen Strang ziehe! —

Mein Verlangen war geſtillt; ich nahm von der auch im Winter noch ſchönen Ilſe Abſchied, indem ich ihr einen neuen Beſuch auf die Zeit zuſagte, „wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai."

H. M. H.

* * *

Sagen aus Mülheim an der Ruhr.

Von Heinrich Pröhle.

Einer der ſchönſten Flüſſe, welche in den Rhein münden, iſt die Ruhr. Noch bei ihrem Austritte aus dem Gebirge, nicht eben weit von ihrer Mündung, pflanzt ſie als Grenzwächter in dunklem Gehölz bei Kettwig und Mülheim mehr oder weniger alte Burgen auf. Auf rother weſtphäliſcher Erde am Abhange des Aſtenberges entſprungen, ſondert ſie den Haarſtrang und die Berge des Ardei im Norden und das Sauerländiſche Gebirge im Süden. Ihr Thal iſt bis Neheim eng, wo die erwarteten Wieſenthäler das prachtvolle Rindvieh des Ruhrthales üppig nähren. Kraftvoll ſchreitet der Stier des Ruhrthales vor dem Pfluge daher und die Kuh giebt würzige Milch und den kleinen kräuterreichen Neheimer Käſe. So heißt es denn:

O Ruhr, die aus Weſtfalens Forſt
Den Jagdhund erſt getränkt!
O Ruhr, auf die vom Uferhorſt
Sich Rheinlands Habicht ſenkt!

Das wilde Pferd aus Duisburg's Buſch,
Dem ſchlanken Hirſch verwandt,
Noch unlängſt kam's mit raſchem Huſch
Nach deiner Fluth gerannt.

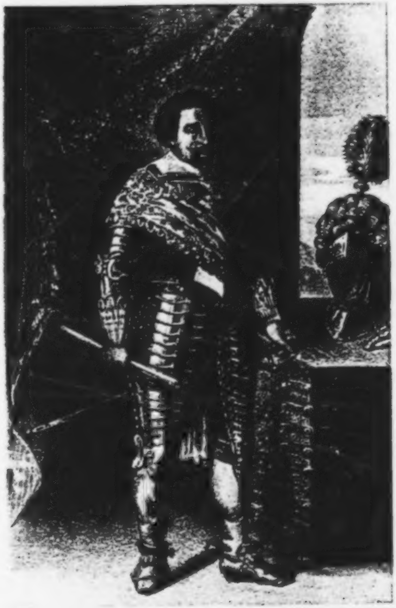
Der Duisburger Buſch zieht ſich aus der Nähe von Duisburg bis in nicht mehr allzu weite Entfernung von Mülheim. Von der Landſtraße aus blickt der Wandersmann verwundert auf die breiten, tiefen grünenden Waldwege, welche jene rechtwinklig ſchneiden und aus denen noch in neuſter Zeit oft Räuber und befremdliche oder verſtellte Männer an den heimkehrenden Mülheimer zugetreten ſein ſollen. Aber bekannt iſt, daß ein Ueberreſt der wilden germaniſchen Pferde ſich nirgends ſo lange als im Duisburger Buſche im Winkel zwiſchen Rhein und Ruhr erhalten hat. Erſt als die Franzoſen im Anzuge waren, ließ der König Friedrich Wilhelm III. die letzten zuſammentreiben und verkaufen.

Da, wo jetzt der Duisburger Buſch aufhört, zieht ſich bis nach Mülheim eine Anzahl einzeln gelegener Gehöfte, Speldorf genannt. Hier in der Nähe des Duisburger Waldes ſaß einſt ein muthiger Mann, der Wirth Schnüran, des Nachts um zwölf Uhr an ſeinem Braukeſſel. Da ſprangen nach und nach über die Thür dreizehn ſchwarze Katzen, Thiere ſo feiſt und rund wie die Bären. Sie ſchnüffelten um den Keſſel, ſetzten ſich auf den Topf und ſchnurrten. Endlich ergriff Schnüran den großen Schöpflöffel mit glühend heißem Biere und goß dies den Thieren mitten über die Bälge. Himmel, wie riſſen ſie da aus durch Hecken und Sträucher! Sie eilten dort nach ihren Wohnungen; am andern Morgen erfuhr Schnüran, daß dreizehn alte Weiber aus ſeiner Nachbarſchaft krank ſeien. Das waren die dreizehn Katzen geweſen und jede hatte von Schnüran's heißem Biere zu koſten bekommen, an dem die eine ſich den Mund und die andere den Rücken verbrannt hatte.

Wie dieſe Frauen als Hexen erkannt ſind, ſo wurde auch einſt bei Broich am Berge eine Hexe in die Ruhr geworfen. Weil ſie nämlich ihr Bündniß mit dem Teufel nicht bekennen wollte, ſo wurde die Hexenprobe mit ihr angeſtellt. Da wo im Angeſicht von Schloß Broich oberhalb der Schlacht oder des Waſſerwehrs das goldgrüne Ruhrwaſſer im breiten behaglichen Bette um das gartengleiche Mülheim ſeine reizenden Windungen macht, ſollte ſie in den Fluß geworfen werden. Schwamm ſie oben, ſo war ſie eine Hexe. Da ſagte ihr der Teufel am Ufer: „Ich werde Dir helfen. Hier, nimm dieſe ſchwere eiſerne Stange in die Hand; Du fühlſt wohl gleich, daß ohne Teufelskraft ihre Wucht gar Niemand heben kann. Sicherlich zieht ſie Dich nieder auf den Grund der Ruhr. Dann wirſt Du vom Grunde heraufgezogen und für ein ehrlich Weib erklärt.“ Die Hexe nahm, was ihr der Teufel gab. So wurde ſie in die Ruhr geworfen, ſchwamm aber oben wie ein Stöpſel. Nun wurde ſie als eine überführte Hexe an's Ufer gezerrt. Da ſah ſie endlich, daß ſie keine Stange, ſondern eine Nähnadel in der Hand hatte. Der Teufel hatte ſie betrogen und ihr die Augen verblendet.

Am krummen Weidenbaume auf Birkhof's Weide bei Mülheim ging einſt in der Frühe des Oſtermorgens ein Mädchen im Alter von ſiebenzehn bis zwanzig Jahren vorbei. Da lag ein Schatz zu Tage, davon füllte ſie ihre Schürze und ging weiter. Aber leider war ſie nicht mehr ſchuldlos, wie die Welt von ihr glaubte. Darum dünkte ihr die Schürze bald ſo naß und ſo kalt, als ſie aus der Weide war, und ſie hatte wirklich ſtatt des Goldes nur noch Kröten und Schnecken darin. Eine tugendhafte Jungfrau wird aber einſt in der Oſterfrühe den Schatz am krummen Weidenbaume noch heben. Darum ſeid fröhlich und früh auf am Oſtermorgen, ihr Jungfrauen von Mülheim!

* * *



Hans Ulrich Freiherr von Schaffgotsch
Kaiserl. [illegible] General

Hans Ulrich Schaffgotſch,

ein Opfer ſeines Glaubens.*)

Von Carl Woldemar Neumann.

Das Schickſal des edeln, unglücklichen Generals, Hans Ulrich Schaffgotſch, der ſich in gleichem Maße durch Adel der Geburt, wie durch Seelenadel auszeichnete, und nach einem Leben voll Glanz und Herrlichkeit der Mitwiſſenſchaft von Wallenſtein's Plänen, als des Hochverrathes beſchuldigt, die Beſchwerden einer ſiebzehnmonatlichen Haft, die Qualen der Tortur und ſchließlich die Schrecken eines ſchimpflichen Todes auf dem Schaffote zu Regensburg mit einer Würde und Gottergebenheit ertragen hat, die uns die höchſte Bewunderung und Hochachtung abzwingt, mußte zu allen Zeiten das vollſte Intereſſe ſowohl des Geſchichtsfreundes, als auch jedes tiefer denkenden und fühlenden Menſchen in Anſpruch nehmen. Sein offner Mannesmuth und ſeine unerſchütterliche Treue, mit der er dem evangeliſchen Glauben anhing, machten ihn zum Opfer jeſuitiſcher Habgier und Gewiſſenloſigkeit.

Die Familie, der er entſtammte, war ſchon damals als eine der älteſten, berühmteſten und reichſten Schleſiens bekannt, und durch mancherlei Lieder und Sagen des Volkes verherrlicht.

Von einem ihrer Ahnherrn, von Gottfried, oder wie man ihn zu jener Zeit hieß: Gotſche Schaff II. erzählt man ſich, daß er es war, dem Anno 1360 der halsbrechende Ritt auf der Mauer des Kynaſt gelungen, wodurch er die Hand der ſchönen Kunigunde und das Schloß ihrer Väter, den herrlichen Kynaſt, ſich erworben.**)

Eine zweite Sage, die Gotſche Schaff II. zum Helden hat, beurkundet nicht minder die ritterliche Geſinnung dieſes Geſchlechtes. Als Gotſche Schaff II. unter Kaiſer Karl IV., Anno 1377 in der Belagerung der Stadt Erfurt die Beſatzung bei einem Ausfalle zurückgeſchlagen hatte, bemerkte er, wie ſein treuloſer Freund Fritz der Schönburger, der ihm ſeine Liebe, die ſchöne Katharein von Kolditz, abſpenſtig gemacht hatte, von Feindesſchaaren umringt, und ſchon aus mehreren Wunden blutend, nahe daran war zu unterliegen. Da vergaß der edle Gotſche jedweden Haß, arbeitete ſich durch die Kämpfenden hindurch, hielt die, ſeinem einſtigen Freunde, zugedachten Streiche ab, brachte ihn bei Seite, und half ihm ſeine Wunden verbinden. Der Kaiſer, von dieſer edelmüthigen und ritterlichen That in Kenntniß geſetzt, ritt auf den Helden zu, um ihm anerkennend die Hand zu drücken. Gotſche jedoch wiſchte vorher eilfertig die vier blutigen Finger ſeiner Rechten an dem ſilberhellen Harniſch ab, und reichte ſie ſodann dem Herrſcher. Der Kaiſer ſchüttelte ſie herzlich und ſprach: „Dieſe vier Streifen wirſt Du einroſten laſſen, denn ſie ſollen im Wappenſchilde Deines Geſchlechts ein ewiges Denkmal an Deine ritterliche Rache bleiben!" Hierauf ſchlug er ihn zum Ritter und ſetzte ihm zum Andenken die vier rothen Streifen auf ſilbernem Felde in's Wappen, wie ſie noch heutzutage ſeine Nachkommen, die nach ihm ſich alle nannten: „die Grafen von Schaffgotſch" führen.

---

*) Der Herr Verfaſſer hat in einem Briefe aus Regensburg an den Herausgeber die Verehrung, mit welcher er „dem unglücklichen Schaffgotſch zugethan" iſt, auch durch folgende Mittheilung bewieſen, welche zugleich unſeren Mitarbeiter ſelbſt hochſtellt: „— — — Kürzlich ließ ich, um das Andenken von Schaffgotſch zu ehren und zu erneuern, auch einen ſogenannten „„Todtenſchild"" ganz in der alten Weiſe herſtellen und durch meinen Freund Hans Weininger malen. Der Schild zeigt das Wappen des Märtyrers und die Umſchrift: „Dem Andenken des unglücklichen Generals Hans Ulrich Schaffgotsch, † 23. Juli 1635, dem Gott Genad." Gegenwärtig hängt der Schild bereits in der Dreifaltigkeitskirche, in deren Umfriedung Schaffgotſch ruht."

**) Die Kynaſtſage iſt von Th. Körner ~~und Friedrich~~ Rückert erzählt.

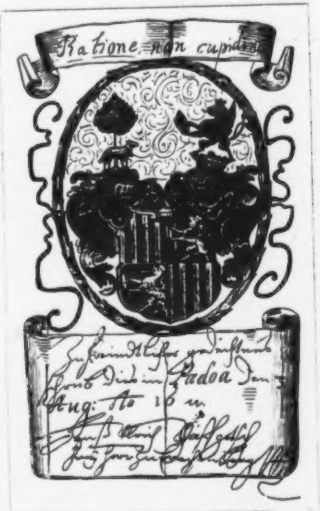
Ein würdiger Sproſſe dieſes Helden, der ſpäter ſich mit ſeiner Jugendliebe, der ſchönen Kathrein von Koldiz wieder verſöhnte und ſie glücklich heimführte, war unter: Hans Ulrich Schaffgotſch. Geboren den 28. Auguſt 1595 auf Schloß Greifenſtein, hatte er am 9. Juli 1601 im ſechſten Jahre ſchon das Unglück ſeinen Vater zu verlieren.

Am 1. Auguſt 1601 ererbte er von ſeinem Vetter Adam, der gleichfalls geſtorben war, die freie Standesherrſchaft Trachenberg (woher die Familie den Freiherrntitel führte) ſammt Kemnitz und war binnen ſieben Wochen in den Beſitz von ſieben anſehnlichen Herrſchaften gekommen. Von der Natur mit außerordentlichen Geiſtesgaben ausgeſtattet, genoß er unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter eine vortreffliche Erziehung ſo, daß er reich an Wiſſen aller Art und vieler Sprachen kundig, dabei in allen ritterlichen Künſten wohlerfahren ſchon in ſeinem fünfzehnten Jahre 1609 die Univerſität Padua beſuchte.

Wir ſind ſo glücklich zwei getreue Kopien eines Stammbuchblättchens von ſeiner Hand aus jener Zeit zu beſitzen, welch letzteres als ein merkwürdiger Beweis von der frühzeitigen Reife ſeines Geiſtes und von entſchiedener männlicher Geſinnung gelten mag.

Das Blättchen enthält zu oberſt auf einem Spruchbande den ſchönen Wahlſpruch des jungen Hans Ulrich: „Ratione, non cupidine." (Durch die Vernunft, nicht durch Leidenſchaft.) Unter dem Spruche findet ſich das Schaffgotſch'ſche Wappen, ſehr zierlich und ſicher gemalt: Der quadrirte Schild führt im erſten und vierten ſilbernen Felde vier rothe Streifen (Pfähle) und im zweiten und dritten blauen, einen goldnen Greifen, auf einem dreifachen grünen Hügel, mit ausgeſchlagener rother Zunge und unterſchlagenem Schwanze, in ſeinen vordern Klauen einen ſilbernen eckigen Stein haltend. Ueber dem Schilde ſtehen zwei offene, blau und ſilberfarb angelaufene und mit Gold verzierte Turnier-Helme. Auf dem rechten vordern ſteht ein linksgekehrtes ſilbernes Schaf, mit einem goldnen Halsbande und daran hängenden Glöckchen, unter einem ausgebreiteten grünen Kiefernbaume. Auf dem linken gekrönten iſt der Greif des zweiten und dritten Feldes. Die Helmdecken ſind zur Rechten roth und von Silber, zur Linken blau und von Gold. Das ganze Wappen auf damaszirtem Grunde umſchließt ein blaßgrüner, mit Gold ſchraffirter Kranz von Tannenzweigen. Zu beiden Seiten deſſelben ringeln ſich hochrothe Bänder empor.

Vermuthlich beſchrieb er obiges Gedenkblatt, als er ſeine Wanderung antrat, um die Welt zu beſehen und im Geleite ſeines treuen Freundes, des ungariſchen Grafen: Paul Palfy, Italien, Spanien, Frankreich, England, Holland und die Niederlande bereiſte, von welcher Fahrt er erſt, nachdem er ſich zuletzt noch ein halbes Jahr zu Malta bei den dortigen Ordensrittern aufgehalten und mit ihnen gegen die Türken zur See gefochten hatte, im Jahre 1614 wieder mit Kenntniſſen und Erfahrungen aller Art bereichert, in ſein Geburtshaus Schloß Greifenſtein zurückkehrte. 1616 befand er ſich bei der Krönung der Kaiſerin Anna zur böhmiſchen Königin in Prag, und wurde kaiſerlicher Obriſter-Kämmerer. Drei Jahre darnach erwählten ihn die ſchleſiſchen Fürſten und Stände zu einem Defenſoren, er wurde auch in der Folge kaiſerlicher Obriſter und hielt, als der deutſche Krieg ſich in Schleſien ebenfalls ausbreitete, ſtandhaft die kaiſerliche Partei, ja, er warb ſogar zwei Regimenter auf ſeine Koſten. Mitten in dieſem kriegeriſchen Treiben vermählte er ſich im Jahre 1620 mit Barbara Agnes, Herzogin in Schleſien, Liegnitz und Brieg, Tochter des Herzogs Joachim Friedrich, welche glückliche Ehe leider nur kurzen Beſtand hatte. Im Jahre 1626 bekam er das Kommando über die ſchleſiſche Miliz, und hat in dieſer Stellung den Feind an vielen Orten ſo herzhaft angegriffen, daß ihm zum dritten Male das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen wurde. Als Lohn für ſeine ausgezeichneten Waffenthaten erhielt er am 4. Dezember 1627 vom Kaiſer Ferdinand II. für ſich und ſeine Nachkommen das ſeltene Ehrenprädikat: „Semperfrei des heiligen römiſchen Reiches." Zu jener Zeit hatte er in Landsberg in der Mark ein Duell mit dem damaligen reformirten Rittmeiſter von Wildberg, den wir ſpäter wieder als einen Ehrenmann treffen werden. Das Kugelwechſeln fand zu Pferde auf freiem Felde ſtatt, mitten im ſtrengſten Winter. Wildberg hatte zuerſt die Ehre ſeine Piſtole auf den Obriſten von Schaffgotſch zu löſen, verfehlte jedoch ſein Ziel und wurde hierauf von ſeinem Gegner in die Seite durch und durch geſchoſſen. Als Obriſt Schaffgotſch, damaliger Sitte gemäß, auf den Verwundeten zuritt, um ihn wehrlos zu machen und ihm den Reſt zu geben, brach ſein Pferd auf dem Eiſe ein und fiel mit dem Reiter über den Haufen. Dieſen Moment benützte der verwundete Rittmeiſter und verſetzte dem Herrn von Schaffgotſch in der Herzgegend mit ſeinem Küraſſier-Degen einen Stoß, der jedoch wegen eingetretener Schwäche in Folge des vielen Blutverluſtes nur ein Glied tief durch das ſtarke elenslederne Koller eindrang, das Schaffgotſch wie Wallenſtein trug. Nun brachten die Sekundanten Rittmeiſter Mutſchelnitz auf der Seite von Schaffgotſch und



Facſimilirte Abbildung eines Stammbuchblättchens des jungen Schaffgotſch.

der Sohn des Obriſten Kratz auf der Gegenſeite ſie auseinander und nach Landsberg, um ſie da kuriren zu laſſen. Beide genaſen wieder, Schaffgotſch war jedoch in großer Lebensgefahr, weil das Blut in den Leib gedrungen war, auswendig aber ſich verkruſtete. Er hätte daher in ſeinem Blute erſticken müſſen, wenn nicht ein Offizier ſeines Regiments: ein Herr von Abſchatz, die vertrocknete Wunde mit dem Munde erwärmt und das Blut ausgeſogen hätte. Da der Obriſt Schaffgotſch ſich hernach wiederholt in kaiſerlichen Kriegsdienſten auszeichnete und in allen ſeinen Handlungen einen beſonderen Eifer für des Kaiſers Intereſſe bewies, ſo ernannte ihn dieſer zum General der Kavallerie, und übertrug ihm das Kommando über die ſämmtlichen Truppen in Schleſien. In einem Kupferſtiche aus dieſer Zeit ſeines Lebens präſentirt er ſich uns als eine ſtattliche Perſönlichkeit. (Man ſehe unſere Lithographie.) Dunkle, aus der Stirne geſtrichene Haare umgeben das volle Antlitz, das uns eine wohlgeformte Naſe, verſtändige Augen, wie einen ſorgfältig gepflegten Schnur- und Knebelbart zeigt. Ein geſtickter Spitzenkragen reicht vom Halſe bis faſt zu den Schultern, während die eben ſo reiche als breite Feldbinde von der rechten Schulter gegen die linke Hüfte den Plattenharniſch überdeckt, der bis zu den Knieen reicht. Spitzenmanſchetten zieren den Vorderarm. Die linke Hand ſtützt ſich gravitätiſch auf den Griff des langen Reiterdegens, während die rechte den Kommandoſtab hält. Weit herauf reichende Stulpſtiefel vollenden den kriegeriſchen Anzug und auf einem nebenan befindlichen Tiſche ſteht der geöffnete Reiterhelm mit hohem Reiherbuſch, daneben liegen die Blechhandſchuhe. Ueber die Erſcheinung des Generals, ſein Benehmen, ſeine Bildung, und den hohen Rang, den er einnahm, berichtet uns ein ehrwürdiger Zeitgenoſſe deſſelben, der Regensburger Paſtor Chriſtoph Sigmund Donauer in ſeiner handſchriftlichen Chronik: „Er war eine überaus ſchöne, lange Perſon, holdſelig, lieblich in Worten und Geberden, wohl und trefflich gereiſet und vieler Sprachen kundig. Sind ihm auch viele Bücher dedizirt worden, darinnen er trefflich gerühmet und Princeps Iuventutis Germanicae genannt wird. Kam in ſo großes Anſehen, daß er auch von denen Kurfürſten zu Gevattern gebeten wurde. Sein Glück hatte jedoch kaum den höchſten Gipfel erreicht, als es bereits wieder zu fallen begann und nur zu bald mußte er den Wechſel aller Dinge auf das Schmerzlichſte empfinden. Doch das iſt nicht anders auf Erden: „Heute roth, morgen todt!“

Am 24. Juli des Jahres 1631 erlitt er den erſten, aber den ſchmerzlichſten Verluſt: Seine geliebte Gattin, die ihn mit vier Kindern beglückt hatte, ging ihm in die Ewigkeit voraus. Drei Jahre nachher, als der Herzog von Friedland, Graf von Wallenſtein, der den Herrn von Schaffgotſch beſonders hochſchätzte, anno 1634 des Ober-Commando's entſetzt und auf kaiſerlichen Befehl am 25. Februar dieſes Jahres zu Eger ermordet wurde, nahm auch die Herrlichkeit unſeres ritterlichen Freiherrn, deſſen ungewöhnlicher Reichthum und Begeiſterung für die evangeliſche Lehre ohnehin Vielen ein Dorn im Auge war, ein raſches und ſchreckliches Ende. Die Sage, die um ſein edles Bild auch ihre duftigen Kränze gewunden hat, läßt ihm die Art ſeines Todes etwa zwei Jahre vorher auf eine erſchütternde Weiſe prophezeien. Als nämlich General Schaffgotſch am 28. Auguſt des Jahres 1633 ſein Geburtsfeſt im Kreiſe ſeiner Freunde und Gutsnachbaren auf dem Bergſchloß Kynaſt gewohnter Weiſe beging, da geſchah es, daß den Gäſten der Wein allmählig zu Kopf ſtieg und ſie, — indeß der Freiherr, der ſich bereits in ſein Zimmer zurückgezogen hatte, dort auf den Knieen lag und Gott im Gebete inbrünſtig für die ihm verliehenen Tage dankte — einen anweſenden Aſtrologen, den Pfarrer Johann Andreas Thieme, veranlaßten, dem General Schaffgotſch das Horoskop zu ſtellen. Thieme gab ungern ihren Bitten nach, und that, nach langem Hin- und Herrechnen endlich mit augenſcheinlicher Beſtürzung den Ausſpruch: „Unſer gnädigſter Freiherr wird eines, durch kaltes Eiſen, gewaltſamen Todes ſterben. Wir aber wollen fußfällig den Lenker aller Dinge bitten, daß er es zum Beſten unſeres lieben Herrn wende!“ —

Alle entſetzten ſich und tadelten dieſe Rede; der General jedoch, dem ſie ſein Stallmeiſter beim Auskleiden erzählte, lächelte darüber und befahl dieſem, den Gäſten nachzueilen und ſie für den nächſtfolgenden Tag gleichfalls insgeſammt wieder einzuladen, es ſei dieſes leider bei ihrem Abgange überſehen worden. Dieß hatte er aber lediglich in der Abſicht angeordnet, um den klugen Nativität-Steller von ſeinem Wahne zu kuriren. Als daher am nächſten Tage die Gäſte wieder richtig verſammelt waren, richtete der General an den Pfarrer Thieme dringend die Bitte, einem Lamme, das er von der Heerde hatte holen laſſen, gleichfalls die Nativität zu ſtellen. Der Geiſtliche wehrte ſich dagegen lange, weil er ſeine Kunſt dadurch zu ſchänden glaubte, war jedoch ſchließlich gezwungen an's Werk zu gehen und erklärte mit aller Sicherheit, nachdem man ihm vorher durch den Schäfer Woche, Tag und Stunde, wann dieſes Schaf geworfen worden, behufs ſeiner Berechnungen ausgeforſcht hatte: „Dieſes Thier wird der Wolf freſſen!“ worüber der General und alle Anweſenden heftig lachten.

Während hierauf der Freiherr mit ſeinen Gäſten ſich auf die Jagd begeben hatte, war dem Koch, der von nichts wußte, insgeheim der Befehl ertheilt worden, gedachtes Lamm abzuziehen und ganz zu braten, um es Abends der Geſellſchaft vorſetzen zu können.

Nun befand ſich aber auf Schloß Kynaſt ein zahmer Wolf, der ſchon ſeit zehn Jahren dort frei herumlief und niemals weder etwas Lebendiges, noch Zugerichtetes angerührt hatte, weil er ohnehin zur Genüge gefüttert wurde; ja, er war ſo zahm, daß er in der dazu verfertigten Maſchine ſelbſt, wie ein abgerichteter Hund, die Braten wendete. Während der beiden Feſttage war jedoch der arme Wolf zu füttern vergeſſen worden, und daher machte er ſich, als der Koch für einen Augenblick die Küche verließ, über das Lamm am Spieße her und fraß es, daß nur noch einige Knochen übrig blieben. Der Koch prügelte ihn, als er zurückkam, mit einem Stück Holz dafür tüchtig ab und glaubte, weil ſonſt noch allerhand delikate Speiſen vorhanden waren, daß die Gäſte das Lamm nicht vermiſſen würden. Unterdeſſen waren die Herrſchaften zurückgekehrt und hatten bei der Tafel den Pfarrer weidlich wegen ſeiner Wahrſagereien geneckt.

Den Hauptſchlag ſollte jedoch das gebratene Lamm abgeben. Wer beſchreibt aber das Entſetzen Aller, als der Koch auf geſchehene Nachfrage wegen des Lammes die Entſchuldigung vorbrachte: „der Wolf hat es gefreſſen!“ General Schaffgotſch war der Einzige, der nicht erblaßte; er legte das Meſſer mit gelaſſener Miene aus der Hand, indem er ſagte: „Für das Vaterland ſtirbt ſich's ſüß! Der Wille des Herrn geſchehe! Ich weiß, daß ich jederzeit meinem Kaiſer treu gedient und nur das Wohl des Landes redlich geſucht habe! Herr! Du wirſt meine Unſchuld, wenn es nöthig iſt, an das Licht bringen!“ Worauf ſich der Freiherr in ſein Schlafgemach zurückzog, die ſämmtlichen Gäſte aber, nicht ohne Betrübniß, gleichfalls nach Hauſe begaben, jeder bei ſich ſelbſt denkend: Was es wohl für einen ſchlimmen Ausgang mit dieſem Prognoſtikon nehmen werde. — — — Zwei Jahre darauf wurde Hans Ulrich Schaffgotſch auf Befehl des Kaiſers zu Regensburg enthauptet.

So weit die Sage, indem ſie unſerer Erzählung mit ihrem draſtiſchen Schluſſe um ein Bedeutendes vorgreift. Wir jedoch wollen lieber nun dem wahrheitsgetreuen Berichte des Hauptmanns Conſtantin von Wegrer folgen, der bei dem unglücklichen General als Kammerdiener bis an deſſen tragiſches Ende mit Aufopferung gedient, und ſeine merkwürdigen Erlebniſſe ausführlich zu Papier gebracht hat.

Am 24. Februar 1634, den Freitag vor Faſtnacht, Nachmittags gegen 3 Uhr, ſomit ſchon einen Tag vor Wallenſteins Ermordung, als General Schaffgotſch eben im Begriff war, im fürſtlichen Schloſſe Ohlau zu Pferd zu ſteigen, um die Reiterwachen im Feld zu viſitiren, wurde ihm durch des Feldmarſchall Colloredo General-Adjutant de la Spania im Namen des Kaiſers ohne Angabe der Urſache der Arreſt angekündigt. Drei Obriſten waren dem Adjutanten beigegeben worden, die insgeheim ſich der Stadtthore bemächtigten und dieſe mit ihren Geſchützen und Truppen beſetzten. General Schaffgotſch, der ſich keines Verbrechens bewußt und daher auf eine derartige Begegnung durchaus nicht vorbereitet war, verlor keinen Augenblick die Geiſtesgegenwart und den oft bewieſenen Muth, ſondern weigerte ſich gleich anfangs entſchieden, den Arreſt anzunehmen, bis ihm endlich der kaiſerliche Verhaftbefehl vorgezeigt wurde, worauf er ruhig entgegnete: Er wäre der kaiſerlichen Majeſtät treuer Diener, hätte nichts Uebles verſchuldet, wolle jedoch dem hohen Befehle gehorſam den Arreſt annehmen mit der Bedingung, daß er ſo lange zu Ohlau bleiben dürfe, bis auf ſeinen Bericht anderweitige kaiſerliche Entſchließung erfolge. Als dieſes die Obriſten und der Adjutant aber nicht zugeben wollten mit dem Bedeuten, ſie hätten Ordre, ihn lebend oder todt zu liefern, gerieth der tapfere Edelmann darüber in äußerſte Entrüſtung und ſprang nach ſeinem Degen, der an den im Zimmer aufbewahrten Reiterſtandarten lehnte. Dabei rief Schaffgotſch wüthend aus: „Was todt? — Ich will euch weiſen, wer den Andern tödten wird!“ — Die Herren erſchracken derart, daß ſie kreideweiß wie die verblichenen Leichen im Geſicht wurden und erſtarrten, ſo daß Schaffgotſch ſie ſelbſt wieder aufmuntern mußte, indem er ſagte, er wolle keine Gewalt ausüben, doch ſollten ſie ferner dergleichen Worte vom Tode unterlaſſen. Hierauf willigte er ein, ihnen nach der Feſtung Glatz zu folgen, ließ ſeine Carethe und Küchen-Caleſche anſpannen, ſeine Sachen aufladen und machte ſich zu Pferde mit auf den Weg. Seine Piſtolen waren unbeſehen in den Halftern geblieben, den Degen hatte ſein Kammerdiener Conſtantin zu ſich in den Wagen genommen.

So ging die Reiſe gen Glatz, wo der Arreſtant auf der Feſtung das Zimmer angewieſen erhielt, in welchem vorher der Graf Kinsky in Haft gehalten war. Zur Bewachung des Gefangenen waren 7 Schildwachen beordert, und zwar vier in der Stube und Kammer, nämlich vor jedem Fenſter eine, — ferner ein Poſten nahe an der Stiege und zwei vor der Stubenthüre, die anfangs nicht verſchloſſen wurde, daß der Kammerdiener und ein Page aus dem Gefolge des Freiherrn zu jeder Zeit nach Belieben aus und eingehen konnten. Ein ſeltſamer Vorfall veranlaßte jedoch bald noch ſtrengere Maßregeln. Um Mitternacht begab ſich's nämlich, daß die Stubenthüre weit aufgemacht wurde und eine Geſtalt herausſchritt, welche der Poſten nicht zu faſſen noch feſtzuhalten vermochte. Auf dieſes Omen hin, das lediglich von der entſetzten Schildwache bemerkt worden, geſtaltete ſich die Lage des unglücklichen Generals noch mißlicher als zuvor, denn die Thüre wurde von Außen mit zwei Verhängeſchlöſſern verſperrt, und die Speiſen durch ein eigends hinzugefertigtes Schubfenſter jedesmal hineingereicht. In dieſem harten Arreſt verharrte er mit ſeinen beiden Dienern faſt an zehn Wochen, bis man ihn endlich auf ſein inſtändiges, oftmaliges Bitten unter ſtarker Bedeckung nach Wien abführte, wo er in der Bürgerſtube auf dem Rathhauſe ſein Quartier erhielt.

Wenn ſich der arme Schaffgotſch von hier wieder fort in ſein Arreſtzimmer zu Glatz zurückſehnte, ſo war es kein Wunder, denn dort hatte er wenigſtens die Ausſicht in's freie Feld und den tröſtlichen Ausblick zum blauen Himmel gehabt, in dem Kellerloch, das er nun bewohnte, konnte er durch die mit armsdicken Eiſenſtangen verwahrten, ungewöhnlich hohen Fenſter, zu denen er nur mit Hülfe einer Leiter gelangte, nichts erblicken, als das Innere des öden Hofraumes. In dieſem troſtloſen Gefängniſſe vergingen ihm die Tage wie Wochen, die Monate wie Jahre.

Am Pfingſt-Mittwoch 1634 präſentirte ſich endlich eine kaiſerliche Kommiſſion bei ihm, beſtehend aus dem Oberſten Löbel und mehreren anderen Offizieren, dem kaiſerlichen Reichshofrath Dr. Gebhardt, dem kaiſerlich Geheimen Secretair Arnoldin und dem königlichen Kammer-Procurator Dr. Brückelmayer; letzterer gab dem General 36 Punkte zu beantworten, das Verhör nahm einen Zeitraum von 2 Stunden in Anſpruch. Hierauf verabſchiedeten ſich die Kommiſſarien mit den höflichſten Formalitäten wieder, ließen ihm jedoch die zu Papier gebrachten Fragepunkte zur ferneren ſchriftlichen Beantwortung zurück, wofür ſie Sr. Excellenz dem Herrn General einen Termin von 6 Wochen und 3 Tagen feſtzuſtellen ſich erlaubten. Nach einiger Zeit erſchienen wieder 2 bevollmächtigte Kommiſſäre, der oben erwähnte Oberſt Löbel und der Reichs-Hofrath Dr. Gebhardt bei der „Excellenz" im Auftrage der Kaiſerlichen Majeſtät mit der ſonderbaren Frage, in welcher Weiſe wohl mit Chur-Sachſen ein beſtändiger Frieden abgeſchloſſen werden könnte, worauf General Schaffgotſch offenherzig und gerade antwortete: Meiner Meinung nach könnte dergleichen nur dann erzielt werden, wenn die Majeſtät Religionsfreiheit zuließen und die Stiftsgüter (weshalb der Krieg angefangen) den evangeliſchen Fürſten anheimſtellten. Dieſe Antwort nahmen die kaiſerlichen Geſandten mit vollſter Zufriedenheit auf und verſprachen ſie zu referiren. In dieſer trüben Lage erſchien ihm, wie ein tröſtender Engel vom Himmel zugeſandt, ſein treuer Jugendfreund, der ungariſche Graf Paul Palfy, der ihn wiederholt beſuchte, und nichts unverſucht ließ, um ihm eine Audienz bei dem Kaiſer zu verſchaffen und ſogar für den Fall, daß Schaffgotſch auf freiem Fuße proceſſirt würde und ſeine Sache perſönlich ausführen könnte, — ſein ganzes Vermögen an Baarſchaft und Gütern, ja ſelbſt ſeine eigene Perſon zum Unterpfande für ihn einzuſetzen bereit war. Der Präſident des Kriegsgerichtes Graf Schlick trat jedoch dieſen edelmüthigen Beſtrebungen wahrer Freundſchaft hindernd in den Weg, indem er erklärte: „Wenn General Schaffgotſch gerecht ſei, ſo müßte Gott ungerecht ſein." Das Einzige, was Graf Palfy für Schaffgotſch erreichen konnte, war die Zuſicherung, daß dieſem kein Unrecht geſchehen werde; was über die andern arretirten Cavaliere beſchloſſen würde, das ſolle auch ihm widerfahren. Eine gleiche Antwort wurde auch dem König Wladislaus von Polen zu Theil, der durch ſeinen Bruder Johann Caſimir ſich wiederholt ſchriftlich und mündlich für den von ihm hochgeſchätzten Gefangenen verwendete.

Nach Ablauf der feſtgeſetzten ſechs Wochen fanden ſich die kaiſerlichen Kommiſſarien wieder bei ihm ein und nahmen von Neuem des Generals mündliche und ſchließlich auch ſchriftliche Rechtfertigung entgegen, worauf ſie ſich auf das Höflichſte von ihm verabſchiedeten.

Wenige Tage darnach ging in der ganzen Stadt Wien, woſelbſt der ritterliche Schaffgotſch ſehr beliebt war, die Rede, er würde demnächſt auf freien Fuß geſetzt und bei der kaiſerlichen Majeſtät zu einer Audienz in Gnaden vorgelaſſen. Dieſe Freudenbotſchaft wurde ihm durch ſeinen Kammerjunker Melchior von Lüttwitz überbracht, worauf für ihn ſogleich neue Galla-Kleider beſtellt wurden. Statt der ſehnlichſt erwarteten Audienz kam ihm jedoch unerwartet die Weiſung zu, ſich zur Reiſe bereit zu halten, da er demnächſt nach Pilſen transportirt werden müſſe.

Drei Tage darnach wurde er in der That auf einer mit ſechs Schimmeln beſpannten Landkutſche unter militäriſcher Bedeckung nach Pilſen abgeführt.

Den größern Theil ſeiner Dienerſchaft aber, darunter: Chriſtoph von Tſcheſchwitz, ſein Hofmeiſter, Adam von Rogoiewsky, Melchior von Lüttwitz, zwei Pagen, ſein Kammerdiener Cornelius, ein Koch, zwei Trompeter, zwei Reitknechte und zwei Stalljungen ließ er bei ſeiner Abreiſe in Wien zurück, wo ſie im Gaſthofe zu „den drei Hacken" logirten und ſpäter ſich nach Chemnitz zu den vier Kindern ihres Herrn und deren Pflegeeltern, dem Freiherrn Joh. Bernhard von Maltzan und deſſen Gemahlin Anna Urſula, einer gebornen Gräfin zu Hohenzollern, begaben.

Auf dem Wege nach Pilſen hätte ſich leicht Gelegenheit zur Flucht für unſeren Gefangenen geboten, da die Musketiere dem Wagen der großen Hitze wegen nicht folgen konnten und ſtets um ein Paar Stunden zurückblieben; der General verſchmähte es jedoch, ſich die heißerſehnte Freiheit durch ein ſolches Mittel zu verſchaffen, weil er feſt überzeugt war, daß ſeine Unſchuld früher oder ſpäter jedenfalls an den Tag kommen müſſe.

Seine Lage geſtaltete ſich auch wirklich für die nächſte Zeit um Vieles angenehmer, denn es wurde ihm in Pilſen nicht nur ein feines Quartier in der ſchönſten Lage der Stadt angewieſen, ſondern er bekam ſogar noch liebe und angenehme Geſellſchaft an den Uebrigen, aus gleicher Urſache wie er, verhafteten Anhängern des gemordeten Wallenſteins.

Herzog Julius Heinrich zu Sachſen-Lauenburg, General-Feldzeug-Meiſter Georg Ernſt von Spaar, General der Cavallerie Graf von Scharffenberg, General-Feldmarſchall-Lieutenant zu Fuß Herr von Mohrwald und Peter Loſi, Croaten-Obriſter und des Fürſten zu Sachſen Obriſter-Lieutenant zu Fuß, waren von nun an ſeine Leidensgenoſſen. Es ging übrigens damals luſtig genug bei ihnen her. Die Herrn Gefangenen beſuchten ſich gegenſeitig, aßen zuſammen und vertrieben ſich die Zeit mit Spielen und andern Luſtbarkeiten. Die Schildwache, die ſie vor dem Hauſe ſtehen hatten, ſchien mehr ein Ehrenpoſten zu ſein, denn ſie konnten ungehindert aus- und einpaſſiren, wie ſie wollten. Es war ihnen, auch dem Freiherrn von Schaffgotſch, einmal ſogar auf gegebene Parole hin erlaubt worden, zu einem böhmiſchen Landherrn auf deſſen Herrſchaft, vier Meilen weit von Pilſen, zu verreiſen und drei Tage auszubleiben.

Zu jener Zeit hatte der General ſeinen Kammerdiener Conſtantin von Wegrer mit mehreren Schreiben an etliche kaiſerliche Miniſter und hohe Herrn nach Wien geſchickt, um ſeine Freilaſſung neuerdings zu betreiben. Sein Schickſal war jedoch längſt in viel anderer Weiſe beſchloſſen. Zuerſt wurde er mit den übrigen Arreſtanten, weil die Schweden unter General Banner in Böhmen eingefallen waren, nach Budweiß in Sicherheit gebracht, jedoch ebenſo anſtändig, wie zu Pilſen gehalten. Die gefangenen Kriegsoberſten konnten zuſammen unbewacht ausgehen, vereint ihr Mittagsmahl einnehmen, der Reihe nach Bankette, Muſik und Tänze halten, wozu natürlich auch Frauenzimmer geladen wurden, und vermochten ſich demnach ihr Loos ſo erträglich als möglich zu machen. Dieſes luſtige, betäubende Zuſammenleben währte ſo bis zum heiligen Dreikönigstage des Jahres 1635. Da kam der Befehl, ſie nach Regensburg in Arreſt zu bringen, woſelbſt ſchon ein Theil des Kriegsgerichts zu ihrer Aburtheilung verſammelt wäre, beſtehend aus dem General-Feldmarſchall Götz (Präſidenten des Gerichts), General-Wachtmeiſter Wangler, Obriſten König, zwei General-Auditeurs, dem Obriſten von Wildberg, der uns aus dem Duelle mit General Schaffgotſch bereits bekannt iſt, und 30 Kriegsräthen, welche in der Folge ſämmtlich über ein halbes Jahr in Regensburg einquartiert wurden, und der damals kleinen, verarmten Bürgerſchaft derart zur Laſt fielen, daß viele Einwohner darüber um Haus und Hof kamen.

Am 28. Februar 1635 wurde Freiherr von Schaffgotſch mit den übrigen Anhängern Wallenſteins gefänglich zu Regensburg eingebracht und in des Aichingers Haus auf der Haide verwahrt.

Forſchen wir nach dieſer Stätte der Erinnerung an den unglücklichen General, ſo finden wir in alten Kaufbriefen, daß unter des Aichingers Behauſung auf der Haide die weſtliche Hälfte des vormaligen Thon-Dittmer'ſchen Hauſes zu verſtehen ſei, die eine Seite der Weingaſſe bildet, damals mit einem hohen Thurme verſehen war, und heutzutage noch gegen den Hofraum zu mit drei übereinanderſtehenden, von romaniſchen Säulen getragenen Gallerien und einer Uhr, mehreren Jahrzahlen und einer allegoriſchen Figur, der Perſonification des verrinnenden Lebens, geziert iſt. Unter letzterer ſtehen die Worte:

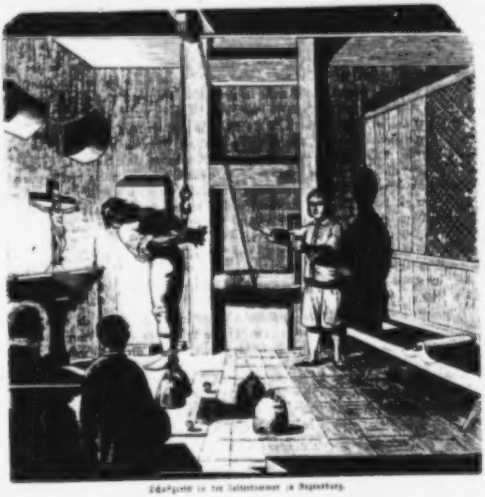
„Die Uhr nicht ausgelaufen iſt:
Gedenk, daß Zeit zum Sterben iſt!"

Jedenfalls wird Schaffgotſch in einem der trübſeligen Zimmer mit ſtark vergitterten Fenſtern, gegen die Weingaſſe zu*), in Geſellſchaft ſeines treuen Dieners Conſtantin von Wegrer, ſeinem weiteren Schickſale, (wie wir hören werden) muthig entgegengeſehen haben. Seine übrige Dienerſchaft hatte ſich im Gaſthauſe zum blauen Krebs an der Haide einlogirt.

---

*) Das tragiſche Arreſtlokal aber, das wegen Mangels an genauen Nachrichten mit Beſtimmtheit nicht mehr ermittelt werden konnte, wäre in den vormaligen Räumlichkeiten des hiſtoriſchen Vereins, für die Oberpfalz und Regensburg, — ſomit aber 2 Stiegen im genannten Hauſe zu ſuchen geweſen.

Nachdem er vierzehn Tage ſich hier befunden, wurden ihm wie auch den übrigen Verhafteten (mit Ausnahme des Herzogs Julius von Sachſen, der als geborner Reichsfürſt ein anderes Gericht beanſpruchte) durch den General-Profoßen die Anklagepunkte bekannt gemacht, jedoch ein Termin zu ſeiner Verantwortung und ein Vertheidiger in der Perſon eines Rechtsgelehrten bewilligt. Bemerkt muß hier übrigens werden, daß der Proceß gegen Schaffgotſch nur der Form wegen eingeleitet wurde, wie ſein unbedingt glaubwürdiger Kammerdiener Conſtantin uns verſichert, der bereits in Wien von des General-Wachtmeiſters Mangler's Sohne erfahren hatte, daß es ſchon feſter Beſchluß des dortigen Kriegsgerichts war, ſein Herr, der General, müſſe ſterben, er möge ſich vertheidigen wie er wolle. Schaffgotſch wußte dies, wollte es jedoch nicht glauben, zumal da er durch ſeinen Anwalt, den Dr. Haidreiter zu Regensburg eine 20 Bogen ſtarke Verantwortungsſchrift hatte aufſetzen und dem Kriegsgericht überreichen laſſen. Bald ſollte er auf die ſchändlichſte Weiſe von dem ſchlimmen Stande ſeiner Sache überzeugt werden.


Schaffgotſch in der Folterkammer zu Regensburg.

Höchſt unerwartet, nämlich am Mittwoch nach dem heiligen Pfingſtfeſt, Nachts 10 Uhr, da er ſchon über eine Stunde ſich zur Ruhe begeben hatte, wurde die Thüre ſeiner Stube weit aufgeriſſen und gefolgt von einer ſtarken Abtheilung von Musquetieren und Hellebardiers traten der General-Auditor, der General-Provoß und ein Kriegs-Officier mit brennenden Windlichtern in ſein Zimmer, unter dem Vorwande, ihn in ein beſſeres Quartier zu bringen, weil er kürzlich um ein ſolches angehalten habe. Der General, durch das Getümmel aus dem Schlafe geweckt, richtete ſich in ſeinem Bette auf, um zu ſehen, was es bedeute, wurde aber ſo enge umſchloſſen, daß er ſich kaum rühren konnte, und erhielt die Weiſung ſich anzukleiden. Seinem Kammerdiener wurde befohlen, das Nachtzeug des Herrn mitzunehmen; die übrigen Sachen aber könne er ein andermal abholen. Das Abholen wurde jedoch ſpäter dadurch unmöglich, daß der Präſident des Kriegsgerichts, General Götz, ſämmtliche Dinge für ſich mit Beſchlag belegt hatte.

Als der Freiherr von Schaffgotſch vollſtändig angekleidet war, forderten ſie ihn auf, ihnen zu folgen, gingen zur Stube hinaus und zwei Stiegen hinab bis vor die Hausthüre, wo ſie mit ihm eine zweiſpännige Carethe beſtiegen und ihn unter Begleitung der mitgebrachten Bedeckung auf das Rathhaus in ein enges Zimmer, gleichfalls zwei Stiegen hoch gelegen, brachten, und von nun an durch 24 Mann täglich bewachen ließen.

Der treue Conſtantin blieb auch in dieſem Aſyl bei ſeinem unglücklichen Herrn, dem nun 4 Tage der Ruhe, nämlich von Mittwoch bis Montag, vergönnt waren*).

Der vierte Tag war in dem neuen Arreſtlokale für Schaffgotſch ruhig vorübergegangen und die Nacht ſchon allmälig hereingebrochen, als ſeine Peiniger um 10 Uhr abermals mit Windlichtern und kurzen Wehren unerwartet zu ihm hereintraten und ihn aus dem Schlafe mit dem Vermelden aufſchreckten, ſie wollten Ihro Excellenz auf dem Rathhauſe in ein *beſſeres Zimmer* begleiten; er möge daher aufſtehen, ſich ankleiden laſſen und ihnen folgen. Der argloſe Gefangene erhob ſich, zog ſich an und ging mit ihnen. Seinem Kammerdiener aber ſetzte ein Gefreiter die kurze Wehr an die Bruſt, während ein Musquetier mit fertigem Gewehr und brennender Lunte in der Stube ſtand, ſo, daß er ſich nicht von der Stelle rühren konnte.

Unterdeſſen führte man ſeinen unglücklichen Herrn im Rathhauſe in ein Gewölbe tief unter der Erde, allwo ein Windrad mit einer ſtarken Leine, daran ein eiſerner Haken war, zugerichtet ſtand, entkleidete den General bis auf das Unterkleid und das Hemd, band ihm die Arme und die Hände auf dem Rücken mit geflochtenem Hanf zuſammen, befeſtigte den Strick in den Haken der Leine, hing ſchließlich an die gleichfalls zuſammengebundenen Schenkel zwei Centner ſchwere Gewichtſteine und zog ihn, alſo ſchwebend, bei jedem der elf Fragepunkte einmal in die Höhe.

Dieſe Marter, welcher ſeine Richter, darunter vor Allen General Götz, der ſie anbefohlen, hinter einem dichten Eiſengitter beiwohnten, währte volle drei Stunden, von 11 bis 1 Uhr Nachts! Wer die Regensburger Folterkammer beſucht, die noch mit all ihren Schreckniſſen und Gräßlichkeiten aus der „*guten alten Zeit*“ total erhalten iſt, wird bei Beſichtigung der ebenerwähnten Aufzugsmaſchine (in der Henkerſprache die „ſchlimme Liſel“ genannt) nicht umhin können, des frommen, ritterlichen Generals Schaffgotſch mit inniger

---

*) Für eine reine Fabel müſſen wir hier die Behauptung erklären, als hätte die Blockkammer Nr. 18. im Erdgeſchoſſe des Rathhausgebäudes Schaffgotſch jemals zum Gefängniſſe gedient: aus dem Berichte ſeines Kammerdieners Conſtantin, der einzigen verläßlichen Quelle, geht vielmehr auf das Deutlichſte hervor, daß er bis zum letzten Augenblicke ſein Zimmer im zweiten Stocke bewohnte und als ſolches glauben wir, nach ſorgfältiger Prüfung aller Umſtände, das Bureau des k. ſtädtiſchen Aufſchlagamtes Nr. 31. bezeichnen zu können. Das hiermit urſprünglich verbundene Lokal Nr. 38. (Bureau für Militär-Conſcription) mag allenfalls der Wache zum Aufenthalte gedient haben. Näheres hierüber ein ander Mal.

Theilnahme zu gedenken. Hier erlitt er geduldig die Qualen der Tortur: das Bild des Gekreuzigten, das zwiſchen den Armen des noch vorhandenen Leuchters ſtand, war ſein Troſt! „Ich fühlte Schmerzen, äußerte er, als die Marter vollendet war, aber mein Gewiſſen ſagt es mir, daß ich ſie nicht verdient habe!“ Das war Alles, was er hierüber ſprach.

Von den Fragen, die man ihm ſtellte, ſind folgende zu bemerken:

1) Was wohl die Abſicht des Generals Wallenſtein (den man ungehört ermordet hatte) geweſen ſei?
2) Ob Schaffgotſch mit dem Könige von Schweden keinen geheimen Briefwechſel unterhalten habe?
3) Ob er nicht diejenigen Gelder zurückbehalten, die zur Verſorgung einiger Regimenter in Ungarn beſtimmt waren, um die Soldaten zum Aufruhr zu reizen?
4) Ob er nicht ſeine lutheriſchen Unterthanen in Schleſien aufgewiegelt, ſich zuſammen zu rotten, um die Katholiſchen zu vertilgen, und
5) Wo er ſeine Schätze hingeflüchtet habe?

Die Antworten von Schaffgotſch lauteten:

1) Was Wallenſtein beabſichtigt habe, — die Frage könne nur Gott allein beantworten, der allwiſſend ſei.
2) Den Briefwechſel mit dem Feinde ſeines Vaterlandes habe er (Schaffgotſch) nie im Sinne gehabt.
3) An die Zurückbehaltung der Gelder eines Aufruhrs wegen hätte er nie gedacht.
4) Die Aufwiegelung ſeiner lutheriſchen Unterthanen könnten die in ſeinem Dienſte befindlichen Katholiken am Beſten widerlegen.
5) Seine fünf Kinder aus fürſtlichem und freiherrlichem Geblüte ſeien ſeine Schätze. Die Mobilien, ſowie ſein Silbergeſchmeide aber hätten, wie ſie wiſſen müßten, die Königlichen Kommiſſarien auf dem Schloſſe Kynaſt, desgleichen 15,000 Reichsthaler an Baarſchaft zu Chemnitz vorgefunden und weggeführt.

Hierauf wurde er von der peinlichen Frage befreit und — nachdem der Freimann ſeine Gliedmaßen wieder eingerichtet und geſchmiert hatte — zurück auf ſein Zimmer gebracht.

Nun erſt wurde auch ſein Diener Conſtantin wieder freigelaſſen.

Zu dieſem äußerte ſich der unglückliche Herr, als er von der Folterkammer zurück in die Stube kam: „Sieh, mein lieber Conſtantin, wie mich die henkersmäßigen Schelme für meine dem Kaiſer geleiſteten treuen Dienſte als einen armen Wurm haben zugerichtet.“

Hierauf begehrte er zu trinken und leerte, von glühendem Durſte gequält, ſein mit Bier gefülltes Mundglas mehrmals bis auf den Grund; doch iſt zu bemerken, daß er nicht im Stande war, es ſelbſt zu halten, ſondern drei Wochen lang ſich von ſeinem Diener das Eſſen und Trinken wie ein Kind in den Mund geben laſſen mußte, bis er endlich durch fleißiges Schmieren der verrenkten Glieder beim warmen Ofen mit Salben, die der Scharfrichter zu dieſem Behufe ihm bereitet, ſich ſeiner Hände wieder bedienen konnte. Uebrigens hatte er von da an Ruhe vor ſeinen Peinigern bis Mitte Juli (1635), obwohl General Götz Willens geweſen, die Tortur noch einmal vornehmen und ihn während des Aufziehens mit Fackeln an beiden Seiten brennen zu laſſen. Der desfallſige empörende Antrag lautete: „Da Schaffgotſch als höchſt verdächtig in eventum ſchon zum Tode verurtheilt und ſomit ſchon als Sklav der Strafe und als ein cadaver mortuum zu betrachten ſei, dem Kaiſer aber daran gelegen ſein müſſe, ein Mehreres zu erfahren, ſo könne der Verurtheilte gar wohl vor der Execution noch torquiret werden.“

Die hierauf erfolgte Entſchließung, welche zwar im Namen des Kaiſers, allein ohne deſſen Unterſchrift erſchien, befahl: „daß, da die Tortur ſchon geſchehen, — ihm nicht, wie angetragen worden, vor der Hinrichtung noch die Hand abgehauen, — die Enthauptung aber ohne Aufenthalt zu Regensburg auf der Haide vorgenommen werden ſolle.

Zu dieſem Endreſultate mochte der Umſtand nicht wenig beigetragen haben, daß General Götz mit dem Oberſten v. Teufel eigens nach Wien gereiſt war, um dem Kaiſer über den eingeleiteten Prozeß Bericht zu erſtatten und ihm zur Strenge gegen Schaffgotſch zu rathen. — Der Regensburger Chroniſt äußert ſich hierüber wie folgt:

„Weil er ſehr eifrig evangeliſch war, und daneben in Schleſien herrliche Güter hatte, darein ſich andere Obriſten gerne getheilet, half nichts ſein Leben zu retten, er mußte den Hals hergeben, welches doch von ihm mit großer Freudigkeit geſchehen."

Wohl in der feſten Ueberzeugung, daß ſein Tod auf jeden Fall beſchloſſen ſein werde, hatte er bereits am 19. Juli deſſelben Jahres einen ſeiner Trompeter nach Schleſien abgeſchickt, um ſeinen Kindern und Freunden von der nahen Kataſtrophe Nachricht zu geben.

Zwei Tage darnach erſchienen bei ihm drei Beiſitzer des Kriegsgerichts auf ſeinem Zimmer im Rathhauſe, um ihm das Leben abzuſagen. Da ſie aber mit ihrem peinlichen Auftrage nicht gleich herausrücken wollten, ſondern ſich anfangs wiederholt wegen ihres Kommens bei der Excellenz entſchuldigten, fiel ihnen der General in die Rede, indem er ſagte:

„Meine Excellenz iſt dahin, ich heiße Schaffgotſch!" — Sodann bat er ſie, nur frei herauszuſagen, was ſie ihm mitzutheilen hätten, denn wenn es nichts Anderes wäre, als ſein Todesurtheil, ſo brächten ſie ihm die angenehmſte Botſchaft. In ruhigem Tone ſetzte er noch hinzu: „Ich weiß, daß mein Blut ſchon lange eingeſchenkt war; wohl meinen Feinden, ſie werden es nun bald trinken können!"

Als ſie ihm hierauf im Namen des Kaiſers den Tod ankündigten, entſetzte er ſich darüber keineswegs, ſondern äußerte ſich vielmehr mit lachendem Munde: Er bedaure nur, daß er ihnen für die angenehme Nachricht nicht etwas als Beweis ſeiner Dankbarkeit ſchenken könne; er hoffe aber, weil er Arreſtant ſei, würden ſie mit ſeinem guten Willen vorlieb nehmen.

„Es iſt das Leben zwar ein edles Gut, ſagte er unter Anderem, ich aber bin für meine treuen Dienſte von dem römiſchen Kaiſer ſo tractirt worden, daß ich den ſchmählichſten Tod dieſem verächtlichen Daſein weit vorziehe." Darauf bat er ſie, der Majeſtät zu hinterbringen, daß er in ſeiner Unſchuld freudig ſtürbe, und nur den einen Wunſch noch hege, man möchte das Unrecht, das ihm, dem Vater, widerfahren ſei, nicht auch noch ſeine Kinder entgelten zu laſſen.

Den geiſtlichen Zuſpruch der Jeſuiten, mit denen er während ſeiner Haft oftmals disputirt hatte, um ſich die Zeit zu vertreiben und um die Fundamente ihres Glaubens zu vernehmen, wies er entſchieden zurück, indem er bemerkte, er habe ſich nun um eine vollkommene, richtige Himmelsreiſe zu bekümmern, damit er nicht in Irrwege gerathe, den rechten Weg verfehle und an ſeinem Seelenheil Schaden erleide; daher möge man ihm einen Prieſter ſeiner Confeſſion zukommen laſſen.

Scharf charakteriſirt ihn die folgende Aeußerung, die ein Augenzeuge uns von ihm berichtet: „Lieben Herren! ich weiß recht wohl, thäte ich meiner ehrlichen Freundſchaft den Schimpf, mir den Schaden und der Kirche Gottes das Aergerniß an, mich von den Jeſuiten abſpenſtig machen zu laſſen, ſo ſäße ich jetzt nicht hier. Aber ich bitte meinen Gott um Treue und Beſtändigkeit bis an mein ſeliges Ende. Kann ich einen evangeliſchen Beichtvater haben, und zwar den Herrn Superintendenten, ſo iſt es mir lieb — fügte er weiter hinzu —, wo nicht, ſo werde ich als ein Chriſt bei der evangeliſchen Religion getroſt ſterben!" Hier fiel ihm einer der Offiziere in's Wort: „Ew. Excellenz thun recht daran, denn wer mit der Religion ſpielt, verachtet ſeinen Gott, und iſt ſelten was Gutes an ihm. Belieben Sie nur einen Prediger rufen zu laſſen, welcher Ihnen entſpricht: es ſoll Ihnen nicht abgeſchlagen werden."

Ueber eine Stunde unterhielt er ſich hierauf noch in der edelſten Weiſe mit den drei Offizieren, und erweckte bei ihnen durch ſein freudiges, ritterliches Benehmen ein ſolch lebhaftes Mitgefühl, daß einer von ihnen begeiſtert ausrief: „Wollte Gott, daß wir mit Ew. Excellenz ſterben könnten!“

Schaffgotſch erwiederte hierauf, indem er dem Obriſten Schäffer auf die Achſel klopfte:

„Ja, auf grüner Haiden! auf dem Felde der Ehre: da hoffte auch ich dereinſt für meinen Kaiſer zu ſterben! Nun aber bekomme ich für meine treuen Dienſte auf einer andern Haide durch den Henker einen ſchmählichen, unverdienten Lohn! Doch ein gottergebenes Herz ſtirbt überall wohl!“ —

Als ihm, auf dieſe Worte hin, bedeutet wurde: Wenn er lieber in ſeinem Zimmer ſterben wollte, ſo ſollte ihm dieſe Gnade widerfahren, entgegnete er entrüſtet:

„Für dieſe Gnade danke ich, und will lieber mit der Ungnade vorlieb nehmen, indem ich ſo gelebt habe, daß dieſer jetzige Schimpf doch mein Gewiſſen nicht beunruhigen kann! Daher will ich auch lieber öffentlich unter meines Gottes freiem Himmel vor aller Welt Augen ſterben, als in einem Winkel gerichtet werden!“

Tief bewegt bemerkte ein Lieutenant von der Wache: „Excellenz! im Himmel oben werden wir uns hoffentlich wiederfinden!“

„Gott gebe es! erwiederte der fromme General; es wird Platz genug da ſein für uns Alle!“

Hierauf verließen ihn ſämmtliche Offiziere mit Thränen in den Augen, nachdem ſie ihm vorher noch wiederholt verſichert hatten, es ſolle den evangeliſchen Geiſtlichen bei ihm freier Zutritt geſtattet werden, er möge nur ſeine desfallſige Bitte dem General Götz vortragen laſſen.

Als dieſes durch den Herrn von Lüttwitz geſchehen und die Erlaubniß dazu endlich ertheilt war, ließ der Freiherr von Schaffgotſch den Regensburger Superintendenten: Magiſter Salomon Lenz erſuchen, zu ihm zu kommen, ihn mit Gottes Wort zu tröſten, ſeine letzte Beichte zu hören und ihm das heilige Abendmahl zu reichen.

Der genannte Geiſtliche erſchien zwar Nachmittags, konnte ihm jedoch nur mit Zuſpruch beiwohnen und mußte die übrigen Tröſtungen der Kirche auf den nächſten Tag verlegen, da ſich ſchon dreiviertel Stunden nach ſeiner Ankunft die Jeſuiten einfanden und er abzutreten, genöthigt wurde.

Was Letztere mit ihm verhandelt haben, iſt nicht bekannt; man weiß nur, daß er während des zweiſtündigen heftigen Disputes mit ihnen, beim Superintendenten Lenz ſich eine Bibel holen ließ, und ſchließlich von ihnen mit Ungeſtüm verlaſſen wurde, wobei ſich Einer äußerte:

„Deine Hartnäckigkeit iſt die Urſache Deines Todes!“

Lächelnd ertrug der fromme General all' die Prüfungen, die ihm auf dieſer Welt zugedacht waren: er verachtete das Leben von Tag zu Tag mehr und erwartete mit Ungeduld ſeine letzte Stunde, zu der er ſich auf das Eifrigſte vorbereitete.

In freudiger Erwartung der Himmelsreiſe, die ihm ſo nahe bevorſtand, verſchmähte er jedwede irdiſche Koſt, und brachte, von dem Augenblick an, da ihm das Urtheil verkündet werden, bis zu ſeinem Tode, mit Ausnahme von etlichen Biſſen Brod, die in Bier getaucht waren, nichts mehr über die Lippen. — Mit ſeltener Ruhe und Ergebung in ſein Schickſal ließ er ſich durch ſeinen Hofjunker, den Herrn von Lüttwitz, den Sarg beſtellen, der von Lindenholz, dabei ſechseckig und oben zu Häupten mit einem gläſernen Schubfenſter verſehen, fein lang und geraum ſein ſollte.

Sodann ſchickte er zum Scharfrichter und ließ fragen, ob er ihm nicht auf einen Schemmel ſitzend den Streich zu geben vermöchte, weil er nicht lange knieen könne.

Als ihm durch Herrn von Lüttwitz die Antwort überbracht wurde:

„Der Henker habe bis jetzt noch keinen derartigen Befehl erhalten; ſollte es aber geſchehen, ſo würde ſchon ein Schemel zu dem Akte bereit ſein; für dieſen Fall fürchte er nur, daß ihm des Generals Haare hinderlich wären," überſchickte er dem Scharfrichter drei Ducaten mit dem Bemerken: Die Haare nebſt dem Halskragen am Collet würde er jedenfalls aus dem Wege räumen laſſen und ihm auch ſteif aushalten, er (der Henker) möchte daher nur unverzagt zuhauen und ihm keine weitere Pein machen! —

Nach Erledigung dieſer Angelegenheit mußte Lüttwitz ſoviel ſchwarzes Tuch einkaufen, als erforderlich war, um damit den Boden des Schaffots und den Schemel zu bedecken, desgleichen 3 Ellen ſchwarzen Flor für jeden ſeiner Diener, die dieſes Zeichen der Trauer um ihren unglücklichen Herrn noch bei deſſen Lebzeiten, um den linken Arm gewunden, tragen mußten.

Conſtantin, der uns all' dieſe kleinen Züge zur Charakteriſtik ſeines „lieben Herrn" überliefert, erzählt bei dieſer Gelegenheit:

„Ich hatte meinen Flor inwendig des Aermels, die man damals aufgeſchnitten trug, gebunden; wie Selbte (Schaffgotſch) es gewahr wurden, ziehen Sie die Maſchen mit eigener Hand heraus, ſagend: Ob Ich Ihm die Ehre nicht vergönnen wollte, ſolchen bey dero für ſich habenden kurtzen Lebenszeit zu ſehen?"

In ſolch ruhiger, gefaßter Stimmung verblieb er übrigens nicht nur am Sonnabend, ſondern auch an den beiden übrigen Tagen, die ihm noch von ſeinen Richtern gegönnt waren. —

Ein Augenzeuge (vermuthlich Jeremias Gottwald, ein Diener des Generals) erzählt hierüber:

„Sonntags, den 11. Trinitatis und 22. July wahren die Evangeliſche Prediger, beede Magistri. zur heyl. Dreyfaltigkeit bey Ihm, da er denn beichtete, und communicirte. maxima cum devotione. und wurde die Stuben Thür Sub communione offen gehalten, und unß allen vergönnt, den Processum zu ſehen, geſchahe nicht ohne vielfältige Thränen, habe mein Lebe Tag keinen Menſchen in ſolcher Devotion. Ehrerbietigkeit, und höfflichen Sitten am Tiſch des Herrn geſehen."

Conſtantin's Relation ſtimmt in der Hauptſache hiermit überein, er ſagt nämlich:

„Die Communion iſt bis folgenden Morgen Sontags nach gehaltenem Kirchen-Ambt differirt worden, welches auch alſo geſchehen und um beſtimmte Zeit Herr Salomon Lenz, Superintendentens das heyl. Abendmahl auf vorhero gethane öffentliche Beicht gereichet, welchen Gottesdienſt der Seel. Herr mit ſonderbahrer Devotion gehalten, das Zimmer iſt offen gelaßen worden, daß Unter-Offizier und Soldaten von der Wacht, ſo der Religion geweſen, in's Zimmer kommen und knieend mitgebetet, und geſungen haben, ſo lang der Gottesdienſt gewehret."

Beichtvater des Freiherrn von Schaffgotſch iſt jedoch nicht der Superintendent Lenz, wie Conſtantin irrthümlich berichtet, ſondern der ſchon erwähnte Paſtor Chriſtoph, Sigmund Donauer geweſen, der uns in ſeiner höchſt ſchätzbaren handſchriftlichen Chronik von Regensburg auf das Beſtimmteſte verſichert:

„Weil ſie (die Jeſuiten) geſehen, das wegen der Religion bey ihm nichts zu richten, haben ſie uns den Sonntag (22. Juli) zugelaſſen, da er nach der Predigt von mir Beicht gehört, abſolviret, und in dem Verhafft und Beyſein des Herrn Pfarrers Andreas Jahn und der Soldaten communiciret worden.

Was damahls zwiſchen ihm und mir für Reden gefallen, nimm ich mit unter die Erden."

Nach abgehaltenem Gottesdienſte verließen ihn die Geiſtlichen mit dem Verſprechen, Nachmittags wieder zu kommen.

Die wenigen freien Augenblicke benutzte der General, um ſeine Angelegenheiten zu ordnen und Abſchiedsbriefe zu ſchreiben an

die Kaiſ. Majeſtät mit Verſicherung ſeiner Unſchuld;

an ſeine fünf Kinder zuſammen;

an „Ihro Gräfl. Gnad. Frauen, Frauen Anna Urſula Vermählter Frevin Malzanin gebohrenen Frevin von Promnitz“;

an Johann Bernhardt Malzan, ſeinen Schwager, den Pflegevater ſeiner hinterlaſſenen Kinder;

„an Ihro Gnaden den Herrn zum Gübrichen in Pohlen, zu welchem das Geſtütte aus der Herſchaft Trachenberg, bei dem Schwediſchen einfall ſalviret worden und noch alldar ſich befunden, gegen welchen der Seel. Herr deßwegen ſich noch bedankt, geſegnet und das ganze Geſtütte ſambt den Beſchelern geſchenket, davon Er 5 Junge Pferde von 4 Jahren alt ſeinen nachgelaſſenen fünf treuen Dienern, jedem eines davon geben ſolle; nehmblich dem Herrn von Rogoiowsky eines, dem Herrn Melchior von Lüttwitz Hoffjunkern eines, zweien Pagen Firckis und Schlichtigen jedem eines, und dem Cammerdiener eines.“

Nach dem Schreiben übergab der Freiherr auch die Kleinodien dem Kammerdiener. Der Tochter von Schaffgotſch ſollte er übergeben: „Ein mit Diamanten und großen Perlen verſetztes Armband, ſo die Seel. Hertzogin zum Ehegelöbniß dem Seel. Herrn gegeben, welches Sie an dero lincken Arm, unter dem Hembde getragen haben.“ Der Kammerdiener berichtet weiter: „zum andern einen Diamant-Hertzring, welchen die Hertzogin Seel. Gedächtniß auch zum Trauring gegeben, Mir befohlen denſelben dero Eltern Herrn Sohne (tit.) Herrn Herrn Chriſtoph Schaffgotſche genanndt Semper freyen einzuhändigen, dem andern Herrn Sohne, Herrn Herrn Hanß Ulrich Schaffgotſch genanndt, Ihren Petſchir-Ring, ſo in einen Türckis des Nahmens wegen, beſchieden, dem dritten Herrn Sohn Herrn Adam Gotthardt Schaffgotſch genanndt einen Ring mit dem Maltheſer Creutze, ſo Ihr Excell. Seel. Gedächtniß, in dero Peregrination, da Sie zu Malta bey den Maltheſer Rittern ein halb Jahr ſich aufgehalten, und zu Waſſer wider den Türcken gebrauchen laſſen, zu beſonderen Ehren und Gedächtniß von den Maltheſer Rittern Großmeiſter verehret worden, ſolchen Ring nebſt dem Ritter-Degen, damit Anno Chriſti 1488 Herr Ullrich Schaffgotſch auf Kynaſt und Greiffenſtein, die Ritterſchaft auf der Bunzlawiſchen Heyden in Schleſien erworben, obgedachten Jungen Herrn (weilen ein ſonderlich Heroiſch Gemüth bey Ihme verſpüret werden) abſonderlich verordnet, dem vierten und Jüngſten Herrn Herrn Gotthardten von dero Wichtelzopf u. ſ. w. Es iſt auch eine Silber-Truhn ſalviret worden, das Silber hat der Seel. Herr auf 1000 Rtlr. geſchlagen, da ſolches wohl 2000 gekoſtet, davon hat Er unter alle ſeine noch bei ſich habende Offizire und Bediente noch Advenant Legata gemacht, zu 200, 150, 100 und weniger, davon Ich auch 150 rtlr. bekommen, die Silbertruhn iſt nach Pleß in salvo gebracht worden, allwo auch nach des Seel. Herrn Tode die Austheilung geſchehen, die andere Silbertruhne hat der Seel. Herr bei ſich behalten, und in währendem Arreſt aus dem Silber ſich ſpeißen laſſen, welches Silbergeſchirr nach dem Tode des Seel. Herrn, Gen. Götze zu ſich genommen nebſt einer künſtlichen Schlag-Uhr welche 300 rtlr. geſtanden.“

Wir erfahren aus derſelben Quelle, daß der Freiherr von Schaffgotſch, nachdem er obenerwähnte Verfügungen getroffen hatte, mit Bewilligung des General Götz ſeine ſämmtlichen Diener zu ſich kommen ließ, ihnen für die geleiſteten treuen Dienſte dankte, zugleich Abſchied von jedem derſelben nahm und ſchließlich ihnen beſtimmte Befehle (die wir an paſſender Stelle anführen werden) darüber ertheilte, was ſie mit ſeinem Leichname nach der Enthauptung vorzunehmen hätten, und dies alles bei gutem Muthe angeordnet.

„Alß nun obgemeldete Diſpoſition zu Ende gebracht (fährt Conſtantin in ſeiner Erzählung fort), kommet nach gehaltener Mittags-Predigt Herr Magiſter Salomon Lentz mit zweien Diaconis (Donauer und Jahn), welche in Specie einjeder eine Predigt vom ewigen Leben gehalten, und ſonſten mit ſchönen geiſtlichen Sprüchen aus der heil. Schrift getröſtet, welche bei dem Seel. Herrn biß 10 Uhr nachts verblieben ſeyndt, da Sie dann wiederum abſchied genommen mit Verſprechen daß Sie Morgen, alß Montag (23. Juli 1635) Früh, um 4 Uhr Ihr Excellenz wiederum beſuchen wolten, darauf der Seel. Herr nach gehaltenem Abendſegen ſich zur Ruhe begaben mit gethanem Befehl, daß ich Selbte mit anbrechendem Tage aufwecken ſolte, dieſem Ich auch nachkommen, da die bemelte Zeit vorhanden, finde aber den Seel. Herrn in einem tieffen Schlaf, daß Sie gar geſchnarchet haben, will alſo in Dero Ruhe nicht ſtöhren, bleibe beim Bette ſtehen, in Meinung Selbte würden von ſich Selbſt erwachen, weilen es aber nicht erfolget, und die Sonne ſchon bei einer halben Stunden aufgegangen geweſen, rüttelte ich Selbte ein wenig bei der Achſel, darauf Sie die Aug aufthun und fragten, ob die Zeit ſchon vorhanden ſeye, antwortete ich: Ja, hierauf richtete der Seel. Herr ſich im Bette auf und votirte einen tiefen Seufzer gen Himmel: Gott gebe Mir nach dieſem Licht das ewige Licht, und begab ſich aus dem Bette, ließen ſich gantz anlegen, wie Sie ſonſten in der Kleidung pflegten zu gehen, nehmblichen, ſchwartze Unterkleider, Stiefel und Sporen, ein Elendshäutten-Collet mit ſchwartz Atlaßenen Ermeln, der Halß-Kragen am Collet war ſchon abgetrennet, nur mit dem überſchlag alſo wieder aufgeſetzet, und mit den Knöpfen zugemacht, darüber Sie einen ſchwartzen kurtzen allamode Rock mit Sammet gefüttert angelegt hatten, mit Hutt und Handſchuh angethan. — —

Als der General angekleidet war, erſchienen bald darnach die drei evangeliſchen Geiſtlichen: Lentz, Donauer und Jahn bei ihm: „Dann er frühe gegen 2 Uhr Uns durch Seinen Dienern zu ihm auf das Rathhaus wieder ruffen laſſen“, erzählt Paſtor Donauer in ſeiner Chronik.

Der Freyherr von Schaffgotſch empfieng ſie mit einem „Seel. Morgen-Wunſch und Erzehlung ſeiner gehabten guten Nachtruhe, worüber die Geiſtl. Herren ſich ſehr erfreuten und ſagten, daß es ſchon ein Vorgeſchmack der Himmliſchen Ewigen Ruhe ſeye.“

Hierauf wurde zuerſt gemeinſchaftlich das Morgengebet verrichtet und ſodann von dem himmliſchen Freudenleben gepredigt.

Bei Paſtor Donauer lautet die Stelle wie folgt:

> „Da wir drei Herrn Pfarrer einer um den andern eine ziemliche lange Troſt Sermon und freudige Bereitung zu dem bevorſtehenden Tod gethan, welches er mit groſſen Eyfer angehöret, etlichemahl Geiſtl. Lieder dabey geſungen, und da er ein und andermahl ermahnet worden, Sich vor dem Tode nicht zu förchten, hat er Chriſtlich geantwortet: Vor dem Tode habe er ſich nicht geforchten, ob er ihm ſchon offt ſo nahe geweßen ſey, daß Er Ihn hätte mit Fingern erreichen können. Allein habe er vermeynet bei einer beſſern Gelegenheit zu ſterben, und wäre ſein höchſter Wunſch geweßen, wann er in dem Kriegsdienſte hätte ſollen ſein Leben laſſen. Aber ſein Gott werde ihm mit größerer Treue lohnen, als ihm jetzt ſeyn Kayßer lohnet. — Fragte unterdeſſen offtermahl: Ob es dann noch nicht Zeit ſeye, ſein Urtheil auszuſtehen, warum man doch ſo lange verziehe, man habe ihm ja ſagen laßen, es ſolle mit anbrechendem Tag geſchehen.
>
> Hat ſich verzogen biß um 8 Uhr, da kam erſtlich in die Gefängnüß der Provoſen Knecht, und nahm von Decken und Teppichen alles weg, was da war. Das mußte er anſehen, ſagte mit lieblichem Munde: Nehmet alles hin, allein da liegen ein guter Theil Bücher, die gehören den Geiſtlichen alle hier, die laßet da, daß ſie ihnen wieder werden zugeſtellet.“

Nach Conſtantin's Bericht kam gegen 8 Uhr ein Kriegs-Offizier, um ſich auf Befehl des Generals Götz zu erkundigen, ob der Freiherr von Schaffgotſch bereit ſei zu ſterben und zugleich zu erinnern, daß er keinen Geiſtlichen mit auf das Schaffot nehmen, ſondern ſich im Zimmer von dieſem verabſchieden ſolle, denn „es möchte ein Tumult ſich ereignen, und Ihnen ein unglück begegnen, dieſes iſt auch alſo beyderſeits beliebet worden." Paſtor Donauer dagegen erwähnt, daß der Provos den Befehl von dem „General Götzen" überbracht habe:

„Er ſolte nun fort, und die Prädicanten ſolten von ihm abtretten und weggehen," — und fügt bei: „welches wir und Herr Schaffgotſch mußten geſchehen laſſen." Letzterer entlehnte, ehe er dem „General-Provoſen" folgte, um vor der Enthauptung nochmals ſein Urtheil und zwar vor dem Kriegsgericht zu vernehmen, drei Goldſtücke von ſeinem Kammerdiener Conſtantin (dem er dieſelben während des Arreſtes geſchenkt hatte), und verehrte dem Magiſter Lenz ein Stück im Werthe von 5 Ducaten, dem Paſtor Donauer ein ſolches zu 4, dem Pfarrer Jahn aber eines zu 3 Ducaten und nahm mit Handkuß von den Geiſtlichen „Urlaub."

Der würdige Donauer ſchildert die ergreifende Scene auf folgende Weiſe:

„Fielen darauf Er und Wir nieder auf die Knye, fingen an zu betten und zu ſingen, und Chriſtlichen Abſchied von einander zu nehmen, mit ſo herzbrechenden Worten, daß alle Soldaten, deren das Gemach voll war, bitterlich ſelbſt weinten.

Als wir ſolches vollendet, ſegneten wir ihn zum letzten Kampf noch aus und gingen miteinander die Stiegen hinab.

Hier verabſchiedete ſich der General Schaffgotſch von den Geiſtlichen mit den merkwürdigen Worten:

„Nun das walt mein lieber Gott, den Weg bin ich vor (für) Euch gegangen!" woraus deutlich hervorgeht, daß die Standhaftigkeit, womit er der evangeliſchen Lehre zugethan blieb, ein Hauptgrund ſeines gewaltſamen Todes war.

Als der unglückliche Freiherr über die erſte Stiege herabkam, „präſentirte ſich ihm auf'm Saal vor der Rathhausſtuben (nun ein freier Platz)" der ganze Rath der Reichsſtadt Regensburg, ſämmtliche Herrn mit entblößten Häuptern und tiefen Reverenz-Complimenten, der General bot ihnen die Hand und bedankte ſich für die Ruheſtätte, die ſie ihm bei ihrer Kirche (der vom Rathe erbauten „Dreyfaltigkeitskirche") auf ihre Koſten hatten bereiten laſſen, was von dieſen dahin beantwortet wurde: daß ſie „Ihro Excellenz" gerne in fröhlicherer „occasion" einen Liebesdienſt erzeigt hätten und „deroſelben" die ewige Seeligkeit wünſchten.

Der General ging hierauf, vom General-Profoſen und ſeinem Kammerdiener Conſtantin geleitet die Stiege ferner hinab und blieb unter der Thüre des Rathhauſes dann ſo lange ſtehen, bis die Carethe, mit 6 weißen Pferden beſpannt, vorgefahren war.

Beim Anblicke des edlen Herrn bezeugte das auf dem Rathhausplatze verſammelte Volk durch lautes Weinen und Heulen ſein herzliches Beileid.

Schaffgotſch, dieſes wahrnehmend, wendete ſich gegen ſeinen Kammerdiener mit der Frage um: Was das bedeute?

„Sie beklagen Ihre Excellenz unſchuldigen Tod," antwortete der treue Diener.

„Kennen Sie mich doch nicht" — erwiederte der Freiherr — „und habe ich ihnen auch meiner Lebtage nichts Gutes erwieſen!"

„Das möge Euer Excellenz Troſt ſein," meinte Conſtantin, „daß die ganze Welt, ſo davon höret, Ihren unſchuldigen Tod beklagen wird!" —

Auf dieſe Worte hin ſchlug der General mit der rechten Hand auf die Bruſt, hob die zwey Finger und die Augen gen Himmel, indem er laut ausrief: „das will ich vor Gott mit meinem Blute bezeugen!"

Sodann ſetzte er ſich in den rechten Tritt der Carethe, die ihren Weg nach dem Gaſthofe zum goldenen Kreuz antrat. Conſtantin ging mit entblößtem Haupte, im ſchwarzen Traueranzuge (Gugel genannt), neben dem Wagen her, dem Wunſche ſeines Herrn gemäß, damit dieſer mit ihm noch über dieſes und jenes reden konnte.

Auch von ſeinem treuen Kammerdiener nahm er während der Fahrt Abſchied, wie dieſer uns erzählt, „mit Worten, deren ich mich unwürdig erkennet, und zu melden geſchweigen will.“

Der Weg führte ihn vom Rathhauſe durch die neue Waaggaſſe über den Haidplatz an dem Schaffote, unter welchem ſein Sarg bereits ſtand, und an dem „Aichingerhauſe“ vorüber, das ſeinen Mitarreſtanten noch immer zum Aufenthalte diente.

Am Gaſthauſe zum goldenen Kreuz angekommen ſtieg Freiherr von Schaffgotſch ab und ging, vom Profoſen geleitet, die Stiege hinauf und in das Zimmer, worin das Kriegs-Gericht nach Donauer's Worten: „Der gottloſe Schalksrath“ verſammelt war. Die Thüre blieb offen, ſo daß der treue Conſtantin Alles hören und ſpäter genau berichten konnte, was zwiſchen ſeinem Herrn und den Richtern verhandelt wurde. Wir erfahren durch ihn: „Als der liebe Seel. Herr im Zimmer dem Kriegsgericht ſeine Reverenz giebet, ſtehen Sie zwar auf, ſetzten ſich aber bald wiederum, der Seel. Herr aber blieb vor Ihnen ſtehen, Begehrte die Urſache und das Verbrechen, warum Er ſterben ſollte, zu wiſſen, darauf wurde durch den Gen. Auditeur ein Kayſ. Reſcript abgeleſen, daß Schaffgotſch als einer der Crimen Laesae Majestatis begangen, vom Leben zum Tode condemnirt und ſein Kopf durch des Nachrichters Schwert öffentlich abgeſchlagen werden ſolle; dawieder proteſtirte der Seel. Herr und ſagte: Er wäre kein Rebell des Kayſers, hätte Ihm auch nicht erwieſen werden können, und ſo unſchuldig als Jeſus Chriſtus geſtorben wäre, ſchlug mit der rechten Hand auf ſeine Bruſt, hub Zwey Finger und die Augen gen Himmel auf: Dieſes wollten Sie anietzo für Gott mit Ihrem Blute bezeugen, und denjenigen, der an ſeinem Tode und Blute Urſach, abſonderlich Dich, Götze, an Jenem Tage der Auferſtehung vor das jüngſte Gericht citirt haben, wandte ſich nach gethanem Reverenz und gingen wieder zur Thüre heraus, da ſtehen ſchon zwey Jeſuiten bey der Stiegen, bitten um Gottes und des jüngſten Gerichts willen: Ihr Excellenz wollten Ihre Seele nicht ſo halsſtarrig dem teufel zuführen, denen Sie kurz im Gehen antworteten: Sie hätten Ihre Seele ſchon wohl verſorget, Sie ſollten nur zuſehen, daß dergleichen Ihnen nicht begegnen möchte, und ſchlugen mit Unwillen Ihre beide Arme hinter ſich, die Jeſuiten von ihm abzuhalten, lieffen darauf eilens die Stiegen hinab, „daß Ich (Conſtantin) kaum folgen können.“ —

Als er eben vor der Hausthüre im Begriff war, die „Carethe“ wieder zu beſteigen, bemerkte er, daß die Soldaten ſowohl, als auch die Offiziere ihm auf militäriſche Weiſe den letzten Ehrengruß erwieſen, wofür er ihnen mit Abnehmen ſeines Hutes dankte, indem er ihnen zurief: „Ihr ehrliche Soldaten und Offiziere, ich nehme hiemit von euch meinen Abſchied, mit der Bitte, vermeldet euern Cameraden, und allen ehrlichen Soldaten, daß ich allhie unſchuldig ſterben muß, nicht als Rebell, ſondern als ein ehrlicher Soldat und treuer Diener des Kaiſers!“ Dabei ſchlug er abermals betheuernd auf die Bruſt, hob die zwei Finger gen Himmel auf und ſagte wiederholt: Dieß wolle er nun vor Gott mit ſeinem Blut bezeugen!

Hierauf ſetzte er ſich wieder in die Carethe, um nach dem Schaffote zu fahren, das nur wenige Schritte vom „goldenen Kreuz“, auf dem Ring zur Heiden (vermuthlich auf dem Raume zwiſchen dem Brunnen, der ſeit 1655 mit der Statue der Gerechtigkeit geziert iſt und dem ehemaligen Stadtwaaggebäude) aufgerichtet, und von zwei Fähnlein Soldaten umſchloſſen war.

Beim Abſteigen vom Wagen erblickte er den Capitain-Lieutenant, der die letzte Nachtwache bei ihm gehabt, und wiederholte dieſem dieſelben Worte, die er ſchon vor dem Kriegsgericht und vor des General Götzens Quartier (Gaſthaus zum goldenen Kreuz) betheuert hatte; — allein, kaum begann er zu reden, ſo wurden auf höhern Befehl alſogleich die Trommeln derart gerührt und die Fähnlein dabei geſchwungen, daß man faſt ſein eigenes Wort nicht vernehmen konnte.

Mit „Freudigkeit“ beſtieg hierauf der General das Schaffot, nur vom General-Profoſen und von Conſtantin begleitet, kniete auf das ausgebreitete ſchwarze Tuch nieder, betete andächtig das Vaterunſer, ſegnete ſeine lieben Kinder, Freunde, treuen Diener, Unterthanen und ſetzte ſich ſodann auf den, gleichfalls mit ſchwarzem Tuche überzogenen Schemel, indem er zu Conſtantin ſagte: „Nun, ſo will ich mich denn hierher ſetzen im Namen meines Gottes, deſſen ich mit Leib und Seele eigen bin, und mein Ende mit Geduld abwarten.“

Nachdem ihm Conſtantin hierauf die Haare mit einem weißen Tuche hinaufgebunden und den Halskragen ſammt Ueberſchlag abgenommen hatte, ſetzte der General ſeinen Hut wieder feſt auf, und wartete ſein Urtheil „chriſtritterlich“ ab.

Ein entſetzlicher Augenblick, den der Himmel über dem Haupte eines Unſchuldigen vernichtend ſchweben ließ! Sobald Conſtantin ſich zur Seite begeben hatte, trat der Scharfrichter, der nun erſt zum Vorſchein kam, in ſchwarzem Gewande von rückwärts herbei, ließ den Mantel fallen und hieb in einem Streiche dem Herrn von Schaffgotſch den Kopf ab, ſo daß der Körper, aus dem das Blut in die Höhe ſchoß wie aus einem Springbrunnen, auf dem Schemel ſitzen blieb.

Nun hatte der unglückliche Freyherr ſeinem treuen Conſtantin den beſtimmten Befehl ertheilt, den Leib und Kopf zum Spektakel nicht lange liegen zu laſſen. Dieſer, der nach der Enthauptung ſich allein auf dem Blutgerüſte befand, wußte ſich nicht anders zu helfen, als daß er den Körper mitſammt dem Schemel zu Boden warf, was ihm nur mit großer Mühe gelang, weil ſein ſeliger Herr ſich mit den beiden Schenkeln ſo feſt an dem Boden angeſtemmt hatte.

Als dieſes geſchehen, nahm er den Kopf, worauf der Hut ſitzen geblieben war, küßte denſelben und wickelte ihn nebſt dem Körper in das, auf dem Boden liegende, bluttriefende Tuch, fiel ſodann auf die Kniee und betete das Vaterunſer über der Leiche ſeines geliebten Herrn. Unterdeſſen erſchienen die übrigen Bedienten des Freyherrn, denen vom General Götz bedeutet worden: „Sie könnten nun mit ihrem todten Herrn machen, was ihnen dieſer anbefohlen hätte“, brachten den Sarg auf das Schaffot, legten den Leichnam nebſt dem Haupte (ſo wie ihn Conſtantin in das Tuch eingeſchlagen hatte) hinein, und trugen ihn in das nah gelegene Löberiſche Gaſthaus zum blauen Krebs im Haid- oder Krebsgäßchen (B. Nr. 37.) wo ſie ihr Quartier hatten.

Dort wurde er in einem Gewölbe (vom Eingange aus links, gegen den Hof zu gelegen und noch jetzt mit einer eiſernen Thüre verſehen), der ehemaligen St. Hieronimus-Capelle von Tauſenden im Sarge liegend mit Blut bedeckt, geſehen und beweint, auch auf Conſtantin's Wunſch in dieſer Weiſe durch einen guten Maler abgebildet.

Der unglückliche General hatte vor ſeinem Tode ausdrücklich unter Anderem befohlen: das Blut nicht abzuwaſchen, den Kopf nicht anzunähen, ſondern wie er zugerichtet würde, ohne Ceremonien ihn bei Nacht der Erde zu übergeben (denn ſo wolle er vor dem Richter Jeſu Chriſti erſcheinen), ſeinen Degen aber mit in den Sarg beizulegen.

Ferner hatte er noch begehrt, ſeinen Leichnam ſpäter in einem kupfernen Sarge nach Greiffenberg abzuführen, wo in der Gruft noch ein Platz neben ſeiner fürſtlichen Gemahlin übrig ſei, — was jedoch nicht geſchah, weil die Kinder des Unglücklichen, die den Jeſuiten in die Hände geriethen, es nicht zugeben wollten.

Der Rath der freien Reichsſtadt Regensburg aber, der damals Luther's Lehre ohne

Ausnahme ergeben war, und den edlen General überdies beſonders hochſchätzte, ließ ihm auf ſeine Koſten außerhalb der Dreifaltigkeitskirche, nahe am Brunnen, wo ſchon mehrere hohe ſchwediſche Offiziere ihre Ruheſtätte gefunden, ein gewölbtes, geräumiges Grab ausmauern, in welchem der Freiherr v. Schaffgotſch auch am 24. Juli 1635 (am Gedächtnißtage ſeiner verſtorbenen Gemahlin), Nachts 11 Uhr, beigeſetzt wurde.

Viele Hunderte von Theilnehmenden beiderlei Geſchlechts aus allen Ständen folgten dem Sarge, laut weinend, als dieſer durch die Bedienten des Verſtorbenen vom „blauen Krebs“ aus nach dem genannten Kirchhofe verbracht wurde.

Beim Eingange des Friedhofes wurde die Leiche von ſämmtlichen Geiſtlichen, die dem Unglücklichen mit Troſt beigewohnt hatten, und der evangeliſchen Schuljugend feierlich mit einem Begräbnißliede empfangen und unter Geſang der Erde beigeſetzt.

Die Vermauerung (der Schluß des Gewölbes) währte zwei Stunden.

Dann wurde ein kleiner Stein, worauf das Schaffgotſch'ſche Wappen vom Bildhauer, nebſt den Buchſtaben H. U. S. (Hans Ulrich Schaffgotſch) und die Jahreszahl (1635) angebracht war, oben auf das Grab gelegt, und ſo die Beiſetzung beſchloſſen.

Am folgenden Tage (25. Juli) hielt der Superintendent Salomon Lenz in der Dreifaltigkeitskirche eine Leichenpredigt, der viele hundert Perſonen von hohem und niederem Stande unter Thränen beiwohnten.

Nach dem Gottesdienſte verzierten die adeligen Damen, die der Religion wegen aus Oeſterreich gewichen waren und ſich zu Regensburg aufhielten, ſein Grab mit Blumen aller Farben, zur Bezeugung ihres chriſtlichen Mitleidens. Aber nicht nur zarte Frauenherzen beklagten den Tod des unſchuldig Gerichteten, — auch eherne, männliche Seelen verhehlten ihren Schmerz nicht.

Ganz Regensburg war entrüſtet über den ſchamloſen Juſtizmord. Einer ſeiner Richter ſelbſt, der ritterliche Oberſt von Wildberg, der übrigens bei der Verurtheilung ſeines einſtigen Gegners, vorgeſchützter Unpäßlichkeit wegen, nicht erſchienen war, ſprach ſich, als er ſelbigen Nachmittags abreiſte und auf der ſteinernen Brücke dem Scharfrichter begegnete, auf das Entſchiedenſte über das an Schaffgotſch vollſtreckte himmelſchreiende Bluturtheil aus, indem er zu dem Henker Angeſichts vieler Leute ſagte: „Du haſt heute Deinen Streich wohl vollbracht, aber einen Unſchuldigen angetroffen.“

Das bei der Execution gebrauchte, neue Richtſchwert erkaufte der ehemals ſchaffgotſchiſche Oberſtlieutenant zu Fuß Herr v. Freyberg, der damals gerade dort anweſend war, um 10 Thlr., damit es nicht in andere Hände kommen möchte. Der Scharfrichter Hans Kraft verſprach ihm auch bei dieſer Gelegenheit, nachdem er nun den hundertſten Kopf abgehauen habe, ſein Handwerk zu beſchließen. Daß er nicht Wort hielt, war ſein Unglück, denn er wurde fünf Jahre darnach, weil er einer Kindesmörderin auf dem Blutgerüſte nach mehrfachen Fehlhieben den Kopf förmlich abſägte, vom empörten Volke nebſt ſeinem Sohne maſſakrirt.

Was die übrigen, in den ſogenannten Wallenſteiniſchen Hochverrathsprozeß verwickelten Generäle betrifft, ſo erfahren wir unter Anderem von Conſtantin, daß der General-Feldzeugmeiſter v. Sparr ſich ſpäter oftmals an öffentlicher Tafel zu Wien in Anweſenheit vornehmer Herren dahin ausgeſprochen habe: wenn er das Vermögen und die Güter Schaffgotſch's gehabt, ſein Kopf ſtände nicht mehr auf dem Rumpf; weil er aber nur ein armer Cavalier geweſen, hätten ſie ihn mit dem Kopf davon laufen laſſen.

Worauf es bei der ganzen Sache abgeſehen war, geht beiſpielsweiſe ſchon daraus hervor, daß der Marcheſe di Grana, ein Haupt-Ankläger Wallenſteins und ſeiner Anhänger, bereits am 9. Mai 1634, ſomit unmittelbar nach der Verhaftung des Herrn v. Schaffgotſch, deſſen Pferde und Wagen mit Beſchlag belegt hatte, wie uns der Königliche Preußiſche Hofrath Dr. Friedrich Förſter (in ſeinem Werke „Wallenſtein als Feldherr und Landesfurit") erzählt, der überhaupt den ſämmtlichen Henkersknechten dieſer Epoche die Ehrenröcke kategoriſch ausklopft. Von ihm erfahren wir auch, daß Herzog Heinrich Julius von Sachſen und ſeine Leidensgenoſſen Sparr, Schäftenberg (Scharfenberg?), Mohrwald (Mohr vom Walde), Loß und Hämmerle wegen Verdachts der Theilnahme an einer eingebildeten Verſchwörung vom Kriegsgerichte gleichfalls zum Tode verurtheilt, jedoch vom Kaiſer dahin begnadigt wurden, daß er ſie nach verſchiedenen Feſtungen abführen ließ, von wo ſie nach Verlauf einiger Jahre ihre Freiheit wiedererhielten.

Förſter theilt ferner mit, daß dem Kriegsgericht und den deputirten Commiſſarien damals der ſtrengſte Befehl zuging: „dieſen ganzen Prozeß in der Enge zu halten und nichts davon zu publiciren."

In höchſter Entrüſtung fährt er fort:

„Wohl konnte Ferdinand ſeinen geheimen Räthen Schweigen auferlegen, damit die Schande ſeiner ehrloſen That in der Nacht der Vergeſſenheit und unter dem Staube der kaiſerlichen Archive verſchloſſen würde, deſto lauter aber klopften die blutigen Schatten der Ermordeten an die durchlöcherte Thür des kaiſerlichen Gewiſſens; dieſe mahnenden Rachegeiſter zu bannen rief der fromme Kaiſer die Gewiſſensräthe und Beichtväter herbei; dreitauſend Seelenmeſſen bezahlte Ferdinand zur Erlöſung des Herzogs von Friedland und der anderen zu Eger Ermordeten aus dem Fegefeuer, in welchem er ſelbſt bis zu ſeinem letzten Athemzuge mit geängſtetem Gewiſſen ſchmachten mußte. Was half der katholiſchen Majeſtät die Flucht zu Roſenkranz und Beichtſtuhl! Das Flüſtern der Pfaffen wird übertönt von dem „Schuldig", welches die Geſchwornen der Weltgeſchichte auch über einen Kaiſer auszuſprechen Muth und Macht haben!" —

Die Schlußworte einer kurzen Lebensbeſchreibung des Generals von Schaffgotſch, die im Jahre 1757 (Hamburg und Leipzig) anonym erſchien, lauten:

„Die Hinrichtung des Unſchuldigen brachten ſeine Feinde und die Jeſuiten zu wege, da ſie dem Schaffgotſch dieſe groſſe Ehre nicht gönnten und das Geld bei der Armee rar, auch der Kayſer denen Generals viel ſchuldig war, ſo wurden die Herrſchaften dem Schaffgotſch entzogen und die Generals damit kontentiret, welches Gott zu erbarmen war, daß man mit dieſem Herrn ſo unbarmherzig umgegangen iſt. Den Jeſuiten war es ein gefundener Handel, da bekamen ſie die allerſchönſte Gelegenheit eine Weile auf den ſchönen Gütern zu wirthſchaften, und ſein vornehmes Reichsproteſtantiſches Haus machten ſie auch zu Grunde, wie denn noch bei Lebzeiten ſeine lieben Söhne und Töchter von denen Gütern mit Gewalt ſind weggenommen worden, die Fräule nach Kayſerl. Hof gebracht, die Söhne aber behielten die Jeſuiten unter ihrer Aufſicht. Ein Polniſcher von Adel hat in einem beſonderen Traktätchen des Herrn Grafen (?) Schaffgotſch rechte Unſchuld, an den Tag gelegt."

Auch der ofterwähnte evangeliſche Paſtor Donauer ergeht ſich in gleichen Anſchuldigungen, indem er ſchreibt:

„Schaffgotſch's Standhaftigkeit bey der Evangeliſchen Religion und ſeine vornehmen Güter haben ihn um ſein Leben gebracht. Seine Kinder und hinterlaſſenen Herrn Söhne ſind alſogleich unter der ſaubern Jeſuiter Hand und Diſciplin gethan und zum Pabſtthum verleitet worden, wie dann zwey von ihnen 1639 allhier durch und nach Ingolſtadt auf die hohe Schul Studirens halber gereiſet, und wie jetzo verlautet, der älteſte aus ihnen ſogar in den Orden der feinen Jeſuiten getretten. Alſo bekamen die Hungerige verfluchte Aaß Geyer auch einen Theil an dieſen Schaffgottiſchen Güthern. Nach geſchehener Hinrichtung wäre gewiß die Reihe an den General-Feldzeug-Meiſter den von Sparren gekommen, weil er auch Evangeliſch war, wie ihm dann auch der Kopf ſehr wackelte, und er in groſſen Aengſten ſtunde, des andern Tages auch ſein Teſtament in meinem Beyſein machte und ſich communiciren ließ. Weil aber der König in Polen ſtarck vor ihn intercedirte, dem er vor dieſen im Krieg gedienet, iſt er pardonirt und mit denen andern von Regensburg nach Wien geführet worden.“ —

Wenngleich wir vorſtehenden Aufzeichnungen einen hohen Grad von Gereiztheit und Leidenſchaftlichkeit zuerkennen müſſen, ſo ſteht doch feſt, daß die Kinder des unglücklichen Hans Ulrichs von Schaffgotſch, nicht nur ihrer Güter beraubt, ſondern auch dem Glauben ihrer Eltern entfremdet wurden.

Der Sohn des Generals, Chriſtoph Leopold, deſſen Nachkommen noch in Preußen und Oeſterreich freudig blühen, hat allerdings die meiſten Güter und Würden zurückerhalten und iſt ſogar vom Kaiſer Ferdinand III. und ſeinem Nachfolger mit Auszeichnungen und Ehren aller Art überſchüttet worden, ſo z. B. erlangte er 1651 den Grafenſtand, wurde 1662 ungariſcher Magnat, und erhielt 1674 das damals nur fürſtlichen Perſonen zuſtehende Prädicat Hochgeboren, — aber ſeinen unſchuldig hingerichteten Vater konnten ſie ihm doch nicht wiedergeben. Der lag mit blutigem Haupte in ſeiner kühlen Gruft zu Regensburg, dem letzten aller Gerichte getroſt entgegenharrend. Kein Grabſtein, keine Gedächtnißtafel erinnert da an ihn, ſelbſt der Ort ſeiner Ruhe iſt nicht mehr bekannt.

So endete ein wahrhaft edler Mann, der würdige Sproſſe eines deutſchen Heldenſtammes; ein Edelmann im vollſten Sinne des Wortes, der ſein Leben oftmals in blutiger Feldſchlacht für ſeinen Kaiſer und das Vaterland freudig auf das Spiel geſetzt hatte, — für denſelben Kaiſer, der ihn ſpäter, uneingedenk hervorragender Verdienſte, herzloſer Weiſe der Henkersluſt und dem Egoismus partheiiſcher, ſchmutziger Richter zum Opfer überließ.

Kaum neunzehn Monate nach der Enthauptung des Generals folgte ihm ſein kaiſerlicher Herr Ferdinand II.; nachdem er kurz vorher zur Krönung ſeines Sohnes Ferdinand III. zu Regensburg geweſen, — am 15. Februar 1637 in die Ewigkeit nach.

General-Feldmarſchall Götz — unrühmlichen Angedenkens, vom Kaiſer, nachdem er katholiſch geworden war, in den Grafenſtand erhoben und mit mannichfachen Gütern beſchenkt, erfreute ſich dieſer Gnadenſonne nicht lange. Sein Waffenglück war dahin.

Zuerſt von Herzog Bernhard von Weimar im Jahre 1637 zweimal bei Breiſach total auf's Haupt geſchlagen, wurde er endlich am 24. Februar 1645 vom ſchwediſchen General Torſtenſohn in der Schlacht bei Jankau mit 3000 der Seinen zuſammengehauen, nachdem ſeine Armee 26 Geſchütze, 67 Fahnen verloren, und 7 Generale, 7 Obriſten, 12 Obriſtlieutenants ſammt 4000 Knechten in die Gefangenſchaft gerathen waren.

Wir aber beſchließen hiemit dieſe Erinnerung an den unglücklichen Hans Ulrich Schaffgotſch und ſein trauriges Ende, indem wir unſeren freundlichen Leſern, — vor Allem aber Jedem, der berufen iſt, über Andere zu richten, den ſchönen Wahlſpruch des frommen Generals an das Herz legen: „Durch Vernunft, nicht durch Leidenſchaft!“

* * *

Eine Hausinſchrift.

Von Carl Schultes.

Folgender Reimſpruch fand ſich in der Hausflur eines mittelfränkiſchen Bauern zu Ohrnbau, einem Dorfe, 4 Stunden von Ansbach:

Wer einen Leib hat, nicht zu ſchwer,
Und eine Taſch', die nie wird leer,
Und ein Haus, das voll Nahrung ſtaht,
Und darin fromme Ehe halten hat,
Und melke Kuh' und feiſte Schwein',
Und fromme Knecht', die gern gehorſam ſeyn,
Und einen Hund Nachts auf der Huth,
Und ein Weib, die allezeit iſt gut,
Und auch in ihren Ehren iſt ſtät:
Der Mann hat ein gut Hausgeräth!

* * *

Das Fiſchland.

Von L. Freiherrn v. Gelt.

Up Fiſchland iſt en wunnern Bruk,
Dor heiten ſ' allſamen: Klas.
„Klas, ſegg mal, Klas,“ ſo fragt hei ihn,
„Klas, heſt Du minen Klas nich ſeihn?“
„Ja,“ antwurt denn dei Anner, „Klas
Dien Klas dei güng mit minen Klas
Tauſamen nah Klas Klaſen ſinen Klas.“
Fritz Reuter.

An der Küſte der Oſtſee zwiſchen Roſtock und Stralſund auf der Halbinſel, „der Darß“ genannt, liegt das Fiſchland, eine weite ſandige Strecke, die größtentheils zu Mecklenburg gehört, aber mit ihrem Boden und ihren Bauten, ihren Trachten und ihrem Trachten einen merkwürdigen Gegenſatz zum übrigen Mecklenburg bildet. Wie eine umgekehrte Oaſe — nicht ein fruchtbares Eiland, begrenzt von der Wüſte, nein, ſelbſt eine Wüſte, begrenzt von fruchtbarem Land und vom Meer, iſt es arm an Allem, außer an Sand und Fleiß, am ärmſten an Reiſenden, höchſt ſelten, daß ein Wanderer oder gar ein Wagen es wagt, das Sandmeer des Fiſchlandes zu durchſchneiden, und es mag leicht das unbeſuchteſte und unbemerkteſte Ländchen des ganzen deutſchen Vaterlandes ſein. Wohl ziehen von Dampf oder Wind getrieben Schiffe ſeiner Küſte vorüber, aber der Blick ihrer Bemannung oder Paſſagiere weilt nicht lange darauf, denn eine Scheu, die an die Stelle der verſchwundenen Geſpenſterfurcht getreten, die Scheu vor langer Weile wendet ſie bald wieder ab nach dem Meer hin, um dort in der weiten Fläche die Rauchſäule eines Dampfbootes oder ein auftauchendes Segel zu ſuchen oder dem Fluge der Möwen zu folgen oder den flimmernden Wellen oder den verſchwindenden Furchen, die eine leichte Briſe in die Meeresfläche haucht; und ob auch von alle dem nichts ſich darbietet: es könnte ſich zeigen, es könnte eine Abwechſelung eintreten, während die Sandwellen der Küſte, wie gebannt, in hoffnungsloſer Regungsloſigkeit daliegen, einem großen Kirchhof gleich, deſſen Hügel wie friſche Rieſengräber ſich lagern, noch ungeſchützt von der Raſendecke gegen das Spiel der Winde. Auf dieſem Sandſtrand erfaßt den Wanderer das Gefühl einer Einſamkeit, einer Verödung, die etwas Grauenhaftes hat; wie ein abgeſchiedener Geiſt, der ruhlos umherſchweift, kömmt man ſich vor, man ſehnt ſich heraus aus dem ewigen Einerlei. Wenn einmal ein Büſchel Seegras, vom Meer an die Küſte geworfen, ſich zeigt, betrachtet man den ungewohnten Gegenſtand mit Intereſſe, verweilt dabei und entfernt ſich nur ungern von ihm; ſeine Erſcheinung brachte Abwechſelung in die drückende Einförmigkeit und bezeugte, daß es noch Leben giebt, wenn auch nicht hier. Denn ſtundenlang kann man umherirren, ohne einen Pfad, ohne auch nur die Spuren vom Tritt eines Menſchen oder Thieres zu finden; in der Nähe des Meeres verwiſcht die Welle, weiterhin verweht der Wind jeden Eindruck.

Dem Winde und dem Waſſer gehört das Reich hier, das ſonſt herrenlos wäre. Kein ſchützender Damm, wie an den Küſten der Oſtſee, weiſ't die ſalzige Fluth zurück. Sie geht, ſteigt, ſtürmt in's Land hinein, ſoweit ſie mag und kann; der Menſch wehrt ihr nicht, er thut nichts unentgeltlich, und welchen Entgelt könnte der Schützling ihm gewähren? Völlig kahl an der Küſte tragen die Dünen weiter hinein im Lande einzelne dünne Halme von Strandhafer; ſie werden mühſam abgeknickt von ſtruppigen dürren Pferden, von hochbeinigen hagern Kühen, von Schafen, die, als ob ſie ihrer Magerkeit ſich ſchämten, ſich bedecken mit mehr haarigem als wolligen Pelz. Die karge Nahrung ſchützt die Kümmerer*) vor dem Verhungern, nicht vor dem Hunger; aber auch vor dem Verhungern würden die Halme im Winter ſie nicht ſchützen; denn ſelbſt der angeſtrengteſte Fleiß vermöchte es nicht, deren ſo viel zu ſammeln, daß ſie zum Vorrath für jene Jahreszeit ausreichten. Da bietet das Meer ſeine Hülfe; es ſpült Seegras und Schilf an den Strand, das wird getrocknet und aufbewahrt und füllt den Magen und friſtet das Leben der Kühe und Schafe, die in träger Ruhe den Winter im Stalle verträumen. Vor dem Hungertode ſchützt das kraftloſe Futter, Kraft aber vermag es nicht zu geben, und die fordert man vom Pferde, deshalb miſcht man ihm getrocknete Fiſche darunter; nicht in Kamſchatka allein werden die Zugthiere mit Fiſchen gefüttert.

Wenn aber die Thiere faſt verkommen, wovon leben die Menſchen? denn es leben Menſchen im Fiſchlande, ja ſie leben, ſie vegetiren nicht nur; ſie führen ein Leben ſo rührig und regſam, ſo heiter und harmlos, ſo laut und ſo luſtig wie kaum irgend ſonſt wo in ganz Deutſchland. Wir wollen ſie aufſuchen in ihren Dörfern. Wir wenden uns auf's Gerathwohl nach dem nächſten, denn eins gleicht dem andern auf's Haar. Wenn wir landeinwärts ſchreiten durch die endloſen wellenförmigen Höhen und Tiefen, unermüdet von der Todtenſtille der Einöde, in der kein Vogel ſingt oder auch nur ſich ſchwingt, in der kein Käfer brummt, keine Mücke ſummt, vielleicht nur einmal ein ſcheuer Fuchs hinter einer Sandſcholle ſeinen ſpitzen Kopf vorſtreckt und dann wieder lautlos und ſpurlos verſchwindet; wenn wir müde und abgeſpannt, aber doch unaufhaltſam weiter ſchreiten, dann tritt unerwartet hinter der letzten Düne ein Dörfchen hervor, anders als die bisher gewohnten. Statt der gelbgrauen Strohdächer ſehen wir freundliche Ziegeldächer, und Haus für Haus trägt einen Schornſtein. Das iſt nicht mecklenburgiſche Bauart, wo in der Regel nur die Herren, die Schafe und die Pferde in Paläſten wohnen, die Tagelöhner in Hütten, etwas größer und etwas ſchlechter als Hundehütten. Die Dächer und Schornſteine locken uns näher zu treten, und die Lockung war keine täuſchende; wir finden unter den Dächern ſaubere Wände, grün angeſtrichene Fenſterrahmen mit blitzenden Spiegelſcheiben, dahinter ſchneeweiße Gardinen; vor dem Hauſe ein Gärtchen, zierlich umzäunt und ſorgfältig gepflegt. Die Hausthür iſt weit geöffnet, als lüde ſie gaſtfrei zum Eintritt. Wir treten ein: der Flur, der durch die ganze Länge des Hauſes ſich zieht, bezeugt in allen ſeinen Theilen die Sauberkeit und Wohlhabenheit des Hauſes und den Sinn der Bewohner für Nettigkeit und Anmuth. Da ſtehen offene Spinden mit glänzendem Thee- und Kaffeegeſchirr von Porzellan, blinkende Deckelkrüge in großer Zahl, jeder reich, aber jeder anders geſchmückt, mit vergoldetem Zierrat oder halb erhabener Arbeit ſcheinen ſie in dieſer Schauſtellung eine beſondere Bedeutung zu haben. In der Stube, in der Kammer, in der Küche, überall dieſelbe Sauberkeit, überall das Gepräge der Wohlhabenheit und mehr noch der Wohlhäbigkeit, und die Bewohner — nein, das Wort iſt nicht richtig — die Bewohnerinnen dem entſprechend; ihre Kleidung ſauber, anſpruchslos, einfach, keine grellen Farben, brennend roth und ſchreiend gelb wie an den Mützen, Tüchern, Schürzen, Miedern und Röcken der Mecklenburger Bauermädchen, thun dem Auge weh. Frauen und Jungfrauen tragen lange faltige Röcke von dunkelem einfarbigen wollenem Stoff, unten mit zwei ſchwarzen Sammetſtreifen beſetzt, die Schürzen ſind blau, darüber tragen ſie eng anſchließende Jacken von demſelben Zeuge wie die Röcke, auf dem Kopf einen Strohhut mit breitem Rande, garnirt mit ſchwarzem handbreitem Seidenbande, deſſen Enden lang herabhängen.

---

*) Kümmerer nennt der Forſtmann Kieferbäume, die angehauen ſind und, durch den Harzverluſt aus ihren Wunden erkrankt und verkrüppelt, nicht leben und nicht ſterben können, oder ein Wild, das angeſchoſſen, nur halb geheilt oder gelähmt, anbrüchig, lebensmüde ſich fortſchleppt; während er ein Gehege, das friſch und fröhlich aufſchießt, frohwüchſig nennt.

Im Hauſe, im Stalle, wie im Garten, überall herrſcht die höchſte Sauberkeit und Ordnung, und ſelbſt die kleinen Ackerſtriche, die mit Kartoffeln bepflanzt oder mit Buchweizen beſäet ſind, bekunden eine ungewöhnliche Accurateſſe der Behandlung. Die Pflanzen ſtehen in hoher Regelmäßigkeit, die Striche der Harken und Eggen erſcheinen wie nach dem Lineal gezogen, die Stauden ſind ſo zierlich behäufelt, das Unkraut iſt ſo peinlich gewiſſenhaft gegätet, daß man überall das Walten einer weiblichen Hand zu erkennen glaubt, und man irrt ſich nicht. Selbſt Wagen und Pferde werden von Frauenhänden geleitet, ſelbſt der Pflug und die Senſe nur von ihnen geführt. Und doch ſind wir in keinem Staate von Männerfeindinnen. Das bezeugen in den Stuben hie und da ein Paar mächtige Waſſerſtiefel, eine prächtige Meerſchaumpfeife oder ein vorwitziger Stiefelknecht; das bezeugen ein paar Abbildungen von Männern, die in Schiffertracht gekleidet, roh gemalt aber zierlich eingerahmt, an der Wand hängen. Wo weilen aber dieſe Väter oder Gatten, dieſe Brüder oder Verlobten? Das wiſſen die zurückgebliebenen Mütter, Frauen oder Jungfrauen ſelbſt nicht; weit draußen auf fernen Meeren oder in irgend einer Hafenſtadt, wogend auf wandelbaren Wellen, wogend in faſt noch wandelbarerem Handel. Denn alle die Fernen, arm oder reich, Greis oder Kind ſind Seemänner und Schiffseigenthümer; jeder ſchafft und ſcharrt, jeder ſorgt und ſinnt, jeder ringt und rechnet, daß ſeine Baarſchaft ſich mehre; er bedarf ihrer zur Erhaltung der Wirthſchaft und der Familie, die faſt nur von ſeinem Erwerbe lebt, zur Erhaltung des Schiffes, das fruchtbringender als der Pflug den weiten Acker der Meere durchfurcht. Alle jene ſauberen Häuschen mit ihren cajüttenähnlichen Räumen ſind Eigenthum der männlichen Bevölkerung Fiſchlands, die ausſchließlich aus Schiffs-Capitainen, Steuermännern, Vollmatroſen, Halbmatroſen und Schiffsjungen beſteht. Es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß das ganze Schiff einer ganzen Familie gehört und ausſchließlich von den männlichen Mitgliedern einer Familie geführt wird. Der Alte da mit dem gebleichten Haar und dem gebräunten Antlitz iſt der Capitain des Schiffes, der Mann dort, ihm zum Sprechen ähnlich, nur das Haar nicht weiß, kaum grau, iſt ſein Steuermann und älteſter Sohn, die anderen kräftigen Männer ſind ſeine Matroſen und zugleich ſeine Söhne und Schwiegerſöhne, und die beiden Schiffsjungen, die wie junge Katzen umherklettern und umherſpielen, ſind ſeine Enkel. Im zeitigen Frühjahr ziehen ſie alle nach Roſtock; denn die Hunderte von Seeſchiffen, welche dieſe Hafen- und Handelsſtadt alljährlich in's Meer ſchickt, werden faſt ausſchließlich aus dem mecklenburgiſchen Antheile Fiſchlands bemannt, während der preußiſche Antheil den Bedarf für die Stralſunder Schiffe liefert. Gehören auch die Schiffsgüter darauf dem Kaufmann, das Schiff ſelbſt gehört, wenigſtens theilweiſe, Jedem, der mit der Führung deſſelben beſchäftigt iſt, und wäre es der kleinſte Schiffsjunge, er hat ſeinen Antheil daran, freilich oft einen ſehr kleinen. „Part" heißt ein ſolcher Antheil, „Partner" der Antheilhaber. Den Part zu vergrößern und dadurch zugleich das Vermögen der Familie, das iſt das Ziel aller ihrer Sorgen und Mühen; dadurch unterſcheiden ſich die mit Fiſchländern bemannten Schiffen von allen übrigen. Auf dieſen iſt's den Matroſen gleichgültig, was das Schiff erwirbt; ſie erhalten für jede Reiſe, nachdem ſie beendet, den bedungenen Lohn; während der Fahrt erhalten ſie kein Geld; wenn ſie nun nach langen harten Entbehrungen eine für ihre Verhältniſſe bedeutende Summe in die Hände bekommen, wird ſie oft in einigen Tagen, ja Stunden verjubelt oder für die abenteuerlichſten, werthloſeſten Gegenſtände ausgegeben. Anders der Fiſchländer. Er berechnet genau, um wieviel durch ſeinen Erwerb ſein Part ſich ſteigert; er lebt deshalb mäßig, ja genau. Nur in einem ſparen die Capitaine oder Steuermänner nicht. Von jeder Reiſe bringen ſie einen koſtbaren Deckelkrug als Document der vollendeten Seefahrt heim und hängen ihn, Jedermann ſichtbar, im ſtets offenen Hausflur auf.

Was nicht der nothdürftige Unterhalt wegnimmt, das wird dem Kaufmann, der das

Schiff betrachtet, übergeben, um es dem Part zuzuſchreiben. Doch nimmt der Capitain in der Regel 150, der Steuermann 75, der Matroſe 30 Thaler heim und übergiebt ſie der Frau, damit die das Jahr hindurch das Hausweſen unterhält; denn bei allem Fleiß wirft die kleine Landwirthſchaft ſo viel nicht ab, daß nicht Brot und Kartoffeln und was ſonſt Koſt und Küche bedarf, zum großen Theil in den fruchtbareren Grenzdörfern gekauft werden müßte. Freilich ſind die Frauen, während der Mann zur See geht, daheim auch nicht müßig. Sie bebauen ihre kleinen Schollen, ſie warten des Viehes, ſie ſpinnen und ſpulen, ſie weben und wirken die Leinen- und Wollenzeuge für ſich und die Männer, ſie gehen auf den Fiſchfang; kühn und kunſtfertig rudern und ſegeln ſie in's Meer hinaus, legen Reuſen und werfen Netze und Angeln, ſammeln Seegras und Schilf, räuchern Fiſche und Aale und braten Häringe zum Verkauf.

Sie ſind während drei Viertheilen des Jahres Hausmutter und Hausvater zugleich und führen das Regiment und die Caſſe gleich muſterhaft. Das erſte führt ſich faſt von ſelbſt; die ſpäte ſtrenge Arbeit, an der auch die jüngſten Familienmitglieder ſich betheiligen müſſen, beſchäftigt Alle, und nur unbeſchäftigte Kinder ſind unartig und übermüthig. Die Caſſe zu führen iſt ſchwieriger; mit 30 Thalern das ganze Jahr hindurch Haus zu halten, Schulgeld und Abgaben, Schneider und Schuſter, Ackergeräth und Küchengeſchirr, Nähnadeln und Zwirn und alle die tauſend kleinen Bedürfniſſe zu beſtreiten, das iſt keine kleine Aufgabe. Aber es gilt mehr als das. Es gilt im Geheimen ein klein Capital zurücklegen, das den Mann aufrichtet, wenn er bettelarm in die Heimath zurückkehrt; und ſolchen Geſchickes muß Jeder gewärtig ſein. Die Fiſchländer verſichern ihre Fahrzeuge nicht: ſie ſcheuen die Ausgabe. Auch ſcheitern ihre Schiffe ſeltener als die der anderen, theils, weil ſie dieſelben ſtets im allerbeſten Zuſtande erhalten, theils, weil ſie ſich ſelbſt ſtets nüchtern halten; beinahe die Hälfte der Schiffbrüche entſteht dadurch, daß im Augenblick der Gefahr dem Führer die volle Beſonnenheit, den Leuten die volle Arbeitskraft fehlt. Aber doch kömmt es vor, daß auch ein Fiſchländer Fahrzeug verunglückt; dann kehrt der Mann, wenn er überhaupt heimkehrt, völlig verarmt in die Heimath zurück. Aber nein! nicht völlig verarmt; ſämmtliche männliche Bewohner des Dorfes bringen, je nach dem Verhältniß ihrer Schiffslöhnung eine Spende für ihn zuſammen; ſeine Frau aber ſucht aus dem verſteckteſten Winkel des Hauſes einen Strumpf hervor und übergiebt ihn dem Manne, darin liegen die Erſparniſſe, die ſie ſeit dem Tage ihrer Verheirathung am Wirthſchaftsgelde gemacht. Mit dieſem Gelde beginnt er einen neuen Part, und die Frau ſpinnt und ſpart von Neuem, für einen neuen geheimen Schatz, ob auch ärmer als bisher, doch immer noch glücklich, daß ſie nicht Witw geworden, wie manche ihrer Mitſchweſtern. Auf welche Art dieſe ſich und ihre Kinde durchbringen, das wiſſen ſie ſelbſt nicht zu ſagen, aber im Fiſchlande verhungert Keiner hungert kaum Einer; Hungern iſt da ein Vorrecht der Thiere, namentlich der Kühe, di Milchkühe genannt werden. Sie ſtehen aber, wie die Leute dort ſagen, faſt das ganze Jah trocken, ſo trocken als ihre Hütungen; die Tröpflein aber, die ſie geben, theilen ihre Pf gerinnen gerne mit dem Wanderer, der einmal des Weges kommt.

Das erfuhr ein Reiſender; er wanderte, um das Land kennen zu lernen, hatte ſeit am Morgen die nächtliche Herberge verlaſſen, nachdem er, wie er das immer that, ſchon a Abend die Zeche berichtigt und Abſchied genommen, um nicht am Morgen durch die B reitung des Caffees oder der Frühſuppe aufgehalten zu werden, hatte nüchtern ſeine Rei am Oſtſeeſtrande fortgeſetzt, ohne Ahnung davon, daß er in eine Wüſte gerathen würd denn von der Eigenthümlichkeit des Fiſchlandes hatte er keine Ahnung, ſo wenig als wah ſcheinlich irgend einer der Leſer. Nachdem er ſtundenlang am wüſten Strande und im ne wüſtern Lande umhergeirrt, übermannte ihn eine Mattigkeit des Geiſtes und eine Müdigk des Leibes wie noch nie zuvor. Er ſehnte ſich nach Nahrung für Beide; aber ſo oft er e von den kahlen Dünen beſtieg, zeigte ſich nichts als das weite Meer von Sandwellen, die in endloſer Oede ſich hinzogen. Da bemerkte er einen dunkelen Strich, der zwiſchen den Dünen ſich zu bewegen ſchien. Er näherte ſich und entwickelte ſich allmälig zu einer Reihe von Menſchen, die ſich endlich als Frauengeſtalten zeigten. Neu belebt von Hoffnung ging der Reiſende ihnen entgegen, klagte ihnen ſeine Noth und bat ſie um etwas Genießbares gegen Zahlung.

Alle verſicherten bedauernd, ſie hätten ihr Frühſtück ſchon verzehrt und kehrten ihre Taſchen um, um zu zeigen, daß nichts mehr darinnen. Da ſagte plötzlich eine zur Nebenſtehenden: Du haſt ja Milch mitgenommen! Erzürnt rief dieſe: Die habe ich ſchon ausgetrunken; denkſt du, ich hätte ſie ihm nicht gleich gegeben, wenn ich ſie noch gehabt hätte? Dabei nahm ſie die Flaſche aus dem Korbe, zog den Pfropfen heraus und reichte ſie hin. Nur wenige Tropfen waren noch am Boden, er ſog ſie gierig ein; die Geberin aber erbot ſich mit ihm zum Dorfe zu gehen, zu Hauſe hätte ſie noch mehr Milch, die ſollte er haben. Alle redeten ihm zu, ihr zu folgen. Als er aber hörte, daß das Dorf über eine halbe Stunde entfernt ſei, und ihn ganz von der Richtung ſeines Reiſepunkts entferne, zog er's vor, ſeinen Weg fortzuſetzen, da auf demſelben eine Stunde weiter ein Dorf liegen ſollte, wo er auf Erfriſchung rechnen durfte. So ſetzten ſie unter herzlichem Bedauern, daß ſie nichts hatten ihn zu erquicken, ihren Weg nach der Oſtſee fort, um dort Reuſen zu legen. Auch er zog ſeines Weges, aber nicht weit; ein ſtets zunehmender Wind, der zum Sturm wurde, ſtemmte ſich ihm entgegen, und hatte die halb erſchöpften Kräfte bald ganz erſchöpft. Außer Stande noch einen Schritt weiter zu gehen, ſetzte er ſich hinter einen hohen Sandhügel, um da Schutz zu ſuchen. Er machte ſich Vorwürfe, daß er das Anerbieten vorhin nicht angenommen; wäre er doch unter Menſchen geweſen. Denn zu den dringenden Mahnungen des Körpers kam jetzt ein Gefühl der Bangigkeit, des Verlaſſenſeins. Ihm war zu Muthe, als wäre er ganz allein auf der Erde. Da rief eine tiefe Stimme ihm einen guten Morgen zu; er blickte faſt erſchrocken auf; ein Mann in einem Fuhrmannskittel trat heran, ihm folgte ein einſpänniges Fuhrwerk mit Leinwand gedeckt, dicht dahinter ein zweites ähnliches. „Sie wollten wohl eben frühſtücken?“ fragte der Fuhrmann. „Das wollt' ich freilich gern,“ erwiederte der Reiſende, „ich habe nur nichts!“ „Haben wir doch noch was!“ ſprach der Fuhrmann, hielt ſein Pferd an und rief dem Führer des folgenden Wagens, einem halberwachſenen Burſchen zu: „Daniel, lang' mal den Kober raus!“ — Das war Muſik! Während Daniel den Kober aus dem Wagen langte, ordnete der Fuhrmann in dem ſeinigen ein Strohlager, der Reiſende mußte ſich darauf lagern, und, vom Leinendach gegen das rauhe Wehen geſchützt, an Brot und Wurſt und Bier ſich laben. Als er, dem freundlichen Wirth viel zu zeitig, ſatt war, ſetzte der ſich zu ihm und erzählte ihm von ſeiner Heimath, von ſeinem Pferde und ſeiner Frau und ſeinen fünf Kindern, daß er im Fiſchlande Brathäringe zum Verkauf habe holen wollen, keine bekommen habe und nun ohne Fracht heimkehren müſſe. „Gott wird ſorgen!“ ſprach er, „er hat oft geſorgt und ich hab's ihm oft verſprochen und nicht gehalten, daß ich nicht wieder verzagen wollte, heute ſoll's ein Wort ſein.“ Er war nicht zu bewegen, für Fahrt und Frühſtück eine Entſchädigung zu nehmen, aber fröhlich dankend nahm er einige Kleinigkeiten an Meſſern, Scheeren und dergleichen, die der Reiſende zu Geſchenken für Kinder bei ſich führte, für die ſeinen an und ſprach lächelnd, indem er wie verwundert den Kopf ſchüttelte: „Richtet mir da der liebe Gott eine Chriſtbeſcheerung mitten im Sommer an!“ Als Beide ſich trennten und der Reiſende ſagte, er würde ſeine Freundlichkeit nie vergeſſen und ſich immer als ſein Schuldner fühlen, erwiederte er: „was iſt denn da weiter, als daß wir uns mit Gruß und Kuß willkommen heißen, wenn wir uns wieder treffen.“ Sie ſchieden mit einem Kuß. Das war deutſche Gaſtlichkeit. — Die Fiſchländer ſind gern gaſtfrei; Gaſtfreiheit ſoll ja eine Tugend der Wüſte ſein und Fiſchland iſt eine halbe; im Sommer ſind ſelbſt die Wohnungen wüſt, wenn wüſt und leer gleichbedeutend ſind; da gehen die ärmlichen Thiere ihrem ärmlichen Futter, die Frauen aber ihrer Außenarbeit nach, die älteren Kinder ziehen nach der entlegenen Schule, die jüngeren und jüngſten aber an der Hand, an der Bruſt, auf dem Rücken der Mutter mit auf's Feld, zuweilen hat dieſelbe Mutter zwei an der Bruſt, eins an der Hand, eins auf dem Rücken, denn Kinderkriegen in raſcher Folge iſt eine Eigenthümlichkeit Fiſchlands, und Zwillinge gebären nicht zu den Seltenheiten, doch ſind ſie bei der Arbeit kein Hinderniß; die Frauen haben von ihren ſeefahrenden Männern gelernt Hängematten zu errichten; ſie nehmen drei Stangen mit, von denen zwei oben in Gabeln auslaufen, ſtoßen dieſe vertikal in den Erdboden, binden ein Bettlaken mit den 4 Zipfeln zuſammen, ſtecken durch die Zipfel die dritte Stange, und legen ſie quer über jene Gabeln; dieſe Hängematte dient den Kindern als Gardinenbett und Wiege, in welchem ſie geſchützt, gegen Fliegen und Zugluft, und von einem größeren Kinde geſchaukelt, während die Mutter arbeitet, ihre Zeit verſchlafen oder verſchreien.

Unterdeſſen ſtehen daheim alle Häuſer leer, aber offen; Diebſtahl iſt eben ſo unerhört, als eine verſchloſſene Thür; doch iſt's einmal vorgekommen, daß ein paar fechtende Handwerksburſchen die offenen Thüren benutzten, die Räumlichkeiten einiger Häuſer durchſtöberten, und ſich ſättigten an dem Beſten, was ſie vorfanden. Das hätte man ihnen gegönnt; daß ſie aber ein Paar Schürzen mit geräucherten Häringen vollgepackt mitgenommen, und überdies in frevelndem Uebermuth die Zimmer verunreinigt hatten (einem Diebesaberglauben zu Folge, hindert Verunreinigung die Verfolgung des Diebes), das mußte gerächt werden. Die Beſtohlenen vereinigten ſich mit ihren Nachbarinnen und ſetzten den Dieben nach; zurückkehrende Kinder, die den Wanderern begegnet, zeigten den Verfolgerinnen die Richtung, die ſie einzuſchlagen hatten, und die baumloſe Ebene ließ ſie bald die Flüchtlinge in der Ferne erblicken, die, als ſie das Amazonenheer anrücken ſahen, die Eile ihrer Flucht verdoppelten. Aber eine Fiſchländerin iſt ein halbes Seepferd. Sie ſchwimmt wie ein Seehund und hat eine Lunge wie ein Pferd. Die athemloſen Flüchtlinge wurden bald eingeholt, die Stiefeln, die ſie raſchern Fortkommens wegen in der Hand trugen, ihnen entriſſen, und ein abgekürztes Strafverfahren eingeleitet, bei dem die Frauen als Geſchworene, die Stiefel als Exekutoren fungirten. Die Fiſchländerin zeigte, daß ſie, wenn auch nicht empfindſam wie eine Nachtigall, doch empfindlicher als eine ſolche, ſchlagen könne. Wie geſchlagen und niedergeſchlagen die Beſtraften auch waren, mußten ſie doch mit den Nachtigallen, die jetzt wie Lerchen jubelten, umkehren, mußten die weggeworfenen Häringe wieder in die Häuſer zurücktragen; darauf wurden ſie in Gnaden entlaſſen, die Stiefel aber, wie ſehr ſie auch baten, erhielten ſie nicht wieder zurück, die wurden als Siegestrophäen, je einer in jedem der beraubten Häuſer aufgehängt. Das war allerdings nicht zart, aber die Fiſchländer-Art iſt nicht zart, doch fehlt es ihnen eben ſo wenig an Anmuth als an Muth, das zeigt ſich in ihren Bewegungen, namentlich bei ihren Tänzen; ſie lernen ſie von den jungen Burſchen und die jungen Burſche lernen ſie von aller Welt, in Italien und Auſtralien, in Schottland und Liefland, in Norwegen und Nimmwegen haben ſie die Tanzböden beſucht, haben jede Nationalität belauſcht und von jeder etwas abgelauſcht. Ihre Tanzart hat dadurch etwas Fremdländiſches erhalten, und wie durch das Kreuzen der Racen ſich wohl eine eigene neue Race bildet, ſo hat ihr Kreuzen auf den Meeren ihrem, und durch ſie, dem Tanz ihrer Frauen und Jungfrauen ein eigenthümliches, wild anmuthiges Gepräge gegeben, das ſich nicht allein weſentlich vom plumpen mecklenburgiſchen Bauerntanz, ſondern von dem aller übrigen Länder unterſcheidet. Die Burſchen tanzen alle etwas breitbeinig, die ſchwankende Bewegung des Schiffes nöthigt ſie an Bord zu ſolcher Haltung und ſie bewahren ſie unwillkürlich auch auf dem Lande, die weiblichen Bewohner des Fiſchlandes dagegen befahren zwar auch häufig, ja faſt täglich das

Meer, aber auf ſchmalen Fahrzeugen, bei denen ein Umherſchreiten, wie auf einem Seeſchiff nicht vorkommt, wohl aber jede andere Art von raſcher und raſcheſter Bewegung, denn die Verzögerung einer Secunde könnte oft den Tod bringen: das giebt ihnen Schnellkraft und Gewandtheit. Dazu kommt, daß ſie beim angeſtrengten Rudern (riemen in der Schifferſprache) ſich immer aus voller Kraft hinten überlegen, während die Bauermädchen bei ihrer Arbeit den Körper mehr nach vorn überbeugen. So bekommt die Haltung der Fiſchländerinnen etwas Dralles und Hebes, ſie ſind, wie man von Pferden ſagt, aufs Hintertheil geſetzt und dadurch im Beſitz einer Kraft und Sicherheit der Bewegung, die ihnen beim Tanz eine anziehende Kühnheit giebt. Wie die Tänze und ihre Tänzer ſich unterſcheiden von denen der Nachbarn, ſo auch die Tanzmelodien; einige von den Matroſen ſpielen die Geige und die Ziehharmonika, andere pfeifen Tänze, die ſie auf den Tanzböden der verſchiedenen Erdtheile gelernt haben. Aber auch, wenn im Kruge Tanzmuſik iſt, müſſen die Dorfmuſikanten, ſo gut es gehen will, die vorgepfiffenen Tanzſtücke nachzuſpielen ſuchen; denn außer den häufigen Tanzpicknicks in den Wohnungen iſt im Winter alle vierzehn Tage Ball im Kruge, wobei es ſehr fröhlich hergeht, denn das Fiſchländer-Temperament iſt mehr zur Fröhlichkeit als zur Trauer geneigt. Ziehen im Frühjahr mit dem Erwachen, ja vor dem Erwachen der Natur, die Väter, Männer und Söhne nach Roſtock zu ihrem Seemannsberuf, von dem doch Mancher nie wieder heimkehrt, ſo iſt der Abſchied durchaus nicht ſentimental: man giebt ſich die Hand, die Scheidenden gehen ihren Weg, die Zurückbleibenden an ihre Arbeit, als ſei nichts beſonderes geſchehen. Anders iſt's, wenn die Männer im Spätherbſt nach vollendeter Seereiſe in die Heimath zurückkehren. Dann ſammeln ſie ſich gewöhnlich am Roſtocker Hafen, vereinigen ſich, wie ſie es nennen, in „Sippen", d. h. Verwandte geſellen ſich zu Verwandten, und ziehen truppweiſe der Heimath zu. Sie tragen Matroſentracht: weite Beinkleider, eine knappe Jacke, beide von blauem Tuch, die Jacke mit zwei Reihen blitzblanker Knöpfe dicht beſetzt; als Kopfbedeckung tragen ſie einen Hut von Glanzleder mit niederem Kopf und breitem Rande, um den Hals ein ſeidenes Halstuch mit dem eigenthümlich geſchlungenen Knoten, an dem ein Seefahrer den andern überall erkennt. Ihre Kleidung unterſcheidet ſich von der anderer Matroſen dadurch, daß ſie eine ſolide Mitte hält; ſie iſt nicht ſo abgetragen und zerfetzt als die der Liederlichen, die alles verſpielen und vertrinken, und nicht ſo koſtſpielig und phantaſtiſch als die der Gecken und Prahlhänſe; der Fiſchländer weiß, wofür er ſpart. Dieſe Sparſamkeit hindert aber nicht, daß jeder in ſeinem Trageſack ein Geſchenk verpackt hat, das für die Frau oder Braut, Mutter oder Schweſter beſtimmt iſt, und das bei den Verheiratheten faſt immer aus Kaffee, Zucker und Reis beſteht, außerdem noch aus irgend einer Seltenheit aus einem fernen Punkt der Reiſe, die Zeugniß ablegen ſoll von dem Lande, in dem der Reiſende geweſen. Sobald eine ſolche Sippe das Thor verlaſſen hat, ſchwenkt ſie die Hüte und bricht in ein lautes a—ho—i aus. Es geht der Heimath zu; daß ſie mit Luſt ihr zuwandern, bezeugt das raſche Tempo ihres Schrittes, das doppelt ſo raſch ſich vorwärts bewegt, als im Frühjahr beim Auszuge. Ihre Heimkehr wird nie vorher verkündet, denn es iſt Seemanns-Regel, die Zeit der Heimkehr niemals vorherzubeſtimmen; dennoch kommen ſie nie unerwartet; wenn die gewohnte Zeit ihrer Heimkehr naht, lugt alles, was Zeit hat, nach der Ferne hin, wer daheim bleiben muß, lauſcht auf den Ruf: Sie kommen, ſie kommen! der, ſobald die Wanderſchaar ſich von fern zeigt, gellend durchs Dorf ertönt; alles ſtürzt ihnen entgegen, die Alten werden geſtützt, die Kinder getragen, die heraneilenden Männer ſchwenken die Hüte, die Frauen und Kinder ſchreien und jauchzen; wenn ſich die beiden Truppen erreicht haben, iſt die Begrüßung eben ſo laut und leidenſchaftlich, als der Abſchied gemeſſen und kalt erſchien. Jetzt beginnt ein neues Leben im Fiſchlande. In den erſten Tagen wird nur erzählt; man ſollte glauben, die Männer wären die Redenden, die Frauen die Hörenden, denn was kann in einer Einöde, in der ein Tag, wie der andere hingeht, Neues geſchehen ſein, während die Männer einen reichen Schatz von Mittheilungen heimbringen müſſen, — aber man irrt ſich. Die Frauen haben ihre Männer geſund wieder zurück, ſie haben von ihnen gehört, wie hoch ihr „Part" geſtiegen; alles Uebrige iſt ohne Bedeutung für ſie. Aber was haben ſie dem Mann nicht alles zu erzählen, was iſt in den acht Monaten nicht alles vorgefallen! Der Theekeſſel, den der Mann von der letzten Reiſe mitgebracht, hat einen Leck bekommen; die Kartoffeln haben nur ſechs Metzen über die Ausſaat gebracht; der Gurkenſaamen aus Hamburg iſt nicht aufgegangen; die Gans hat nur zwei Gänschen ausgebrütet; der Schmied hat die Rechnung, die der Mann im vorigen Herbſt bezahlt, in dieſem Sommer noch einmal gefordert; das Schaf hat zur unrechten Zeit gelammt; die Mütze, die der Vater dem Paul mitgebracht, hat ihm der Sturm entführt; der ganze Hausboden iſt voll Seegras, aber die Kinder haben auch bis in die Nacht hinein gearbeitet; das Brennöl iſt um zwei Schilling theurer, als es jemals geweſen; es wird in dieſem Jahre nicht möglich ſein, mit den 30 Thalern durchzukommen; ein Paar Hoſen muß der Hans haben und die Margreth ein neues Spruchbuch, hat der Cantor geſagt; der Jude, der die Spickaale alle Jahre geholt, iſt nicht gekommen, ſie hängen alle noch — ſo geht es fort von einem Thema zum andern, aber zwiſchen jedem giebt es Variationen, die gleich denen der modernen Componiſten nicht im entfernteſten an das Thema erinnern. Der Mann hört zu, ohne ein Wort zu erwiedern, er bläſt in langen Zügen den Tabacksrauch von ſich oder wälzt mit der Zunge den Kautaback aus einer Backe in die andere; nur bei der Mittheilung von der nochmals geforderten Schmiedsrechnung ſtößt er einen kurzen Fluch aus; bei der Verſicherung, daß die Frau in dieſem Jahre unmöglich mit den 30 Thalern auskommen könne, blickt er ſie an, als wollte er ſagen: ſo ſprichſt Du jedes Jahr und weißt doch, daß Du nicht einen Schilling mehr kriegſt.

Sind die wichtigſten Mittheilungen abgethan, dann werden Beſuche gemacht von Haus zu Haus; denn in den erſten Tagen werden nur die unerläßlichſten Arbeiten gemacht. Nach und nach geht jeder wieder an ſein Tagewerk, die Männer treiben jetzt ſtatt der Frauen den Fiſchfang, ſie nehmen den Pinſel zur Hand und ſtreichen Laden, Fenſter, Thüren, Spinden, Bänke und Tiſche mit friſcher Oelfarbe, auch da, wo das ſchärfſte Auge kein Bedürfniß dazu erkennt, die Laden, Fenſter und Thüren grün, die Möbel rothbraun; — ſie ziehen in die Haide, holen Holz und gehen dabei von dem Grundſatz aus, daß es der liebe Gott für alle Menſchen wachſen läßt; denn dem Haidebeſitzer gehört nur der Boden, aber die Bäume darauf gehören Jedem, der ſie holt, ohne daß er ſich faſſen läßt; daſſelbe gilt von den Waſſervögeln, namentlich den wilden Schwänen und Gänſen, die oft aus dem hohen Norden kommen und tiefer im Lande an offenen Stellen überwintern, wo warme Quellen das Eis nicht aufkommen laſſen; da ziehen die Männer mit Säcken und Knitteln verſehen in mondhellen Nächten hinaus, beſchleichen die ſchlafenden Vögel, tödten ſie in großer Menge und ſchleppen ſie in den Säcken heim; die meiſten ihrer Betten ſind ein Erzeugniß ſolcher ungeſetzlichen Beute. Nicht aus Furcht vor dem Geſetz verſteckt der Fiſchländer ſeine Betten hinter Bretterwänden, ſo daß ſie keines Fremden Auge erblickt; in der Zimmerwand befinden ſich Vertiefungen mit verſchiebbaren Laden; in jenen liegen die Betten, die Laden werden nur bei Nacht geöffnet, ſo daß man bei Tage nirgend ein Bett bemerkt, wodurch das Wohnzimmer ſtets einen ſauberen, geordneten Eindruck macht.

Giebt's keine Außenarbeit, ſo ſtricken die Männer Netze; ſpinnen, ſpulen und weben die Weiber; einzelne Männer, die das Steuermannsexamen machen wollen, beſchäftigen ſich auch wohl mit Büchern und Seekarten, mit Rechnen und Schreiben, ungeſtört von dem fröhlichen Treiben und dem lauten Lachen der Umgebung. Dies fröhliche oder ſtille Treiben erleidet keine Störung, wenn draußen ein Orkan brauſt, wenn die Brandung brüllt, die Wogen donnern und höher und höher rollen: haben die Männer doch in Vorahnung des Sturmes die Fiſcherböte hoch hinauf ans Land gezogen, und wiſſen ſie ſicher geborgen. Da ſchrillt durch das dumpfe Brauſen eine helle Kinderſtimme: „ein Schiff in Sicht, is'n däniſcher Dreimaſter, hat 'ne Nothflagge!" (denn im Fiſchlande kennt jedes Kind die Schiffe an der Bauart und verſteht die Bedeutung der Flaggen); in demſelben Augenblick ſpringen die Männer auf, reißen ihre Schanzlooper und Nordweſter (dicke Jacken und Sturmhüte) von den Nägeln, werfen ſie über und ſtürzen ohne ein Wort zu ſprechen nach dem Strande. Mit gewaltiger Haſt und Kraft ſchleppen ſie die Boote in die Brandung hinein; ſie wiſſen, das Schiff fürchtet das gefährliche Sandriff, und begehrt Hülfe. Jetzt iſt das Fahrwaſſer erreicht; wie eine Nußſchaale tanzt das Boot auf den ſpringenden, ſchnappenden Wellen, die es gierig von der Seite zu packen ſuchen; aber kalt und beſonnen blickt der alte graue Steuermann in ihre grünen grimmigen Augen, in ihren dunklen Rachen, und lenkt mit eiſerner Fauſt das Steuer, während die acht rüſtigen Ruderer mit übermenſchlicher Gewalt und im höchſten Gleichmaß die Ruder in die Fluth ſenken und daraus erheben, daß das Fahrzeug wie neckend dem drohenden Wogenſturz entgeht, und endlich durch Sturm und Drang dem hülferufenden Schiff ſich naht. Jetzt, in der Nähe deſſelben ſteigt die Gefahr aufs Höchſte. Wie Knaben einen Kreiſel, ſo drehen die Wellen das Boot in wirbelndem Kreiſe; würde es an's Schiff geſchleudert, es zerbräche wie Glasſcherben. Da erſehen die Leute auf dem Schiff einen günſtigen Moment; ſie werfen ein Tau nach dem Boot, alle Hände ſtrecken ſich danach aus. Der, der's erfaßt, ſchlingt ſich's raſch um den Leib und ſtürzt in die Wellen, die über ihn zuſammenſchlagen, daß er ſpurlos verſchwindet; aber im raſchen Schwunge, wie einen Fiſch an der Angelſchnur, reißen ihn die Matroſen im Schiff in die Höhe und ziehen ihn an Bord. Dies Verfahren wird fortgeſetzt, bis die Hülfskraft genügt; dann rudern die in den Böten heim, die auf's Schiff gezogenen aber bleiben auf demſelben als Lootſen, oder zur Ablöſung und Verſtärkung der erſchöpften Mannſchaft; ſie fahren mit bis zum nächſten Hafen, erhalten für jeden Tag einen preußiſchen Thaler und kehren, oft erſt ſpät, je nachdem die Gelegenheit es mit ſich bringt, zu Schiffe nach Roſtock oder einer ſonſt nahe gelegenen Hafenſtadt, von dort aber zu Fuße in die Heimath zurück.

Es kommt auch wohl einmal vor, daß die Oſtſee mit ſchwimmenden Eisſtücken bedeckt iſt. Sie hängen ſich an ein Schiff und an einander, frieren zuſammen und bilden eine große Eisfläche, daß das Schiff, von ihnen eingeſchloſſen, wie ein hülfloſer Gefangener des Eiſes daliegt. Feuerung und Proviant iſt ausgegangen, Erfrieren und Verhungern iſt das unvermeidliche Loos der Mannſchaft, wenn keine Hülfe naht. Durch Nothzeichen deuten ſie an, was ihnen gebricht. Da ſcheuen die Fiſchländer keine Gefahr; zwanzig bis dreißig junge Burſchen binden jeder einen Sack auf den Rücken, angefüllt mit Kohlen, Brot, Fleiſch und einigen Rumflaſchen; einige tragen Bretter. So ausgerüſtet ſpringen ſie von Scholle zu Scholle; iſt die Entfernung zu groß, wird ſie mit den Brettern überbrückt; zuweilen müſſen ſie lange warten, ehe wieder eine Scholle ſich nahet zur gefährlichen Weiterreiſe; erhebt ſich ein Sturm, ſo treiben ſie rettungslos ins Meer. Das geſchah öfter ſchon, und doch beſinnen die hinterbliebenen Verwandten und Freunde der Verunglückten ſich keinen Augenblick, einem vom Eiſe eingekerkerten Schiffe zu Hülfe zu kommen, und das nicht um ſchnöden Gewinns Willen! Es iſt Ehrenſache bei ihnen, für ſolche Hülfeleiſtung keinen Lohn, und ſelbſt für die Kohlen und Lebensmittel eben nur den Einkaufspreis zu nehmen. Man hört: zeigten ſich die Fiſchländer beim Holzerwerb nicht von ſehr ehrlicher, ſo zeigen ſie hier ſich von ſehr ehrenwerther Seite, und auch bei jenem Gewerbe möchte ihnen nicht nur das Vorurtheil der Holzhungrigen aller Länder, ſondern noch ein bedeutendes Fiſchländer Vorurtheil als „mildernder Umſtand" vor einem Geſchworenengericht zu Statten kommen. Das ganze Wohl und Heil des Fiſchländers hängt von den Fahrten ſeines Schiffes ab. Nun iſt aber jeder feſt überzeugt, daß bei nächtlichen ſchnellen Fahrten nichts auf der Welt das Schiff vor Unfällen ſo ſicher ſtellt, als ein Stück geſtohlenen Holzes, das beim Bau des Schiffes verwendet iſt. Es iſt das nicht der einzige Aberglaube der Seeleute dort. Soll ein neues Schiff gebaut werden, ſo beobachten ſie ſorgfältig den erſten Axthieb, der beim Bau vorkömmt. Springt da ein Funke heraus, ſo geht nach ihrer Ueberzeugung das Schiff ſchon bei ſeiner erſten Fahrt zu Grunde.

Eine glühende Kohle darf auf offener See nie über Bord geworfen werden: damit würde man den Sturm locken. Bei widrigem Winde muß man, um günſtigen zu erzeugen, nach der Gegend hin, aus der man ihn wünſcht, einen ſtielloſen abgenutzten Beſen werfen; es erzeugt daher heftige Erbitterung und endloſes Schimpfen, wenn zwei Schiffe ſich begegnen, von denen das eine mit günſtigem Winde fährt, und die Mannſchaft des andern wirft einen Beſen nach der ihnen ungünſtigen Himmelsgegend. Pfeifen verſtärkt den Wind, daher darf während eines Sturmes keiner an Bord pfeifen. Dagegen kann man ſchwachen Wind damit locken, daß er ſtärker weht; doch muß man zwiſchen dem Pfeifen ihm zureden, z. B. mit den Worten: „kum oll Brüderken! kum olle Junge!“ Alte erfahrene Seemänner brauchen nicht zu pfeifen; bei ihnen genügt es, wenn ſie ſich ans Steuerruder ſtellen und nach der Gegend hin, aus der ſie den Wind wünſchen, die Worte ſprechen: „Kuhl an oll Vadder!“ (Friſch auf alter Vater). Wirklich ſchlägt dies Mittel faſt niemals fehl; da ſie es aber nur ſelten anwenden, und von andern dazu gedrängt, öfter erwidern, der Alte ſei heute verdrießlich, dann dürfe man ihn nicht ſtören: ſo liegt die Vermuthung nahe, daß ſie jene Formel nur dann ausſprechen, wenn ſie aus Anzeichen erkennen, daß der Wind ſich ohnehin bald verſtärken wird. Zeit und Stunde der Ankunft am Ziel darf nie voraus berechnet, nicht einmal davon geredet werden; das verzögert die Fahrt oder bringt noch größeres Ungemach. Deshalb iſt jedem Paſſagier dringend zu rathen, nie auf dem Schiff danach zu fragen. Er würde durch ſolche Frage die Mannſchaft gegen ſich aufbringen und ſelbſt den Kapitän verſtimmen. Denn von dieſem Aberglauben ſind ſelbſt gebildete Seemänner nicht ganz frei, und wären ſie's, ſo iſt ihnen doch die Frage unbequem. Wind und Wetter können ſich unerwartet ändern, und alle Berechnungen zu Schanden machen; deshalb ſollen naiveweiſe Fragen nach der Zeit der Ankunft das Anſehen des Kapitäns nicht gefährden. Der in Pommern ſehr verbreitete Glaube an Ahnungen, Erſcheinungen, (Waſein genannt) die ein Unglück vorher verkünden, z. B. das Scheitern eines Schiffes, eine Feuersbrunſt, einen Todesfall, findet im Fiſchlande eifrige Anhänger. Die Frauen verſtehen ſich aufs Beſprechen; hat ſich Jemand ein Glied verbrannt, ſo ſprechen ſie um üble Folgen zu verhüten und die Heilung zu fördern: „wie hoch iſt der Heve (Himmel), wie roth ſind die Reben (Rüben), wie kalt iſt des Todes Hand, damit ſtille ich dieſen Brand.“ Blutungen ſtillen ſie mit der Formel: „o Wunder über Wunder, des Herrn Grab iſt hinunter, drauf ſtehen drei Blümlein, das eine heißet Wohlgemuth, das andere heißet Demuth, das dritte heißet, Blut ſteh ſtill, dieweil es iſt des Herren Will.“ Aerzte verſichern, daß das Beſprechen von Wirkung geweſen ſei, wo die ſonſt üblichen Mittel vergeblich angewandt wurden, und erklären die Wirkung aus dem feſten Glauben des Blutenden an die Kraft des Beſprechens, und aus der dadurch erzeugten Nervenſtimmung des Glaubenden. Wäre nicht auch verwunderlich, wenn die Frauen, die Alles, ſelbſt das Geringfügigſte, beſprechen, nicht auch Feuer und Wunden beſprächen? und doch kommts vor, wenn auch nicht oft, daß eine Fiſchländerin ſich nicht einmal mit ihrem Manne beſpricht, weil ſie ſeine Sprache nicht verſteht, und er eben ſo wenig die ihrige. Es kommt nämlich vor, daß ein Seemann in der Fremde von unbezwinglicher Neigung für ein Mädchen erfaßt wird, und ſie als ſeine Frau in die Heimath führt. Der Reiſende, dem die mitleidige Frau ihren ganzen Milchvorrath hatte geben wollen, machte ſich ſpäterhin Vorwürfe, daß er die Gelegenheit verſäumt, ein fiſchländiſch Dorf kennen zu lernen, und unternahm deshalb zwei Jahr ſpäter eine eigene Reiſe dahin; er fand mit leichter Mühe das Haus heraus, in welchem die mitleidige Frau zu der Zeit gewohnt hatte. Denn das Begegnen eines Reiſenden iſt in dem Ländchen ein Ereigniß, das Epoche macht, und war deshalb Allen unvergeſſen. Das Haus fand er leicht, aber die Frau fand er nicht; die war verſtorben. Der Wittwer hatte wieder gefreit, und zum Verdruß der Jungfrauen und ihrer Mütter eine Engländerin, die er ſich von der Reiſe heimgebracht. Sie verſtand kein deutſches, der Gatte nur hin und wieder ein engliſches Wort, dennoch oder vielleicht eben deshalb vertrugen ſich beide ſehr gut; doch wollte es der armen Frau durchaus nicht gelingen, ſich an die Gebräuche ihrer neuen Heimath zu gewöhnen und ſich die Fertigkeiten zu Waſſer und zu Lande und in der Häuslichkeit anzueignen, die ihr neuer Beruf von ihr verlangte; ſie fühlte ſich daher ſehr unglücklich, und doch beglückt, daß ſie ihr Unglück dem Reiſenden auf engliſch klagen konnte. Ihr Glück ſollte noch geſteigert werden; ſie langte ein Buch hervor, das ſie aus ihrer Heimath mitgebracht, deſſen Inhalt ihr aber unbekannt war, da ſie ſo wenig als die meiſten engliſchen Jungfrauen aus den unteren Ständen leſen gelernt. Als ihr der Reiſende etwas daraus vorlas, war ſie ganz außer ſich vor Ueberraſchung und Freude; es waren das die Gebete, die einen großen Theil des anglikaniſchen Gottesdienſtes ausmachen, die ſie ſonntäglich in ihrer Heimath gehört.

Sie war Anfangs ſprachlos vor Erſtaunen; hatte ſie doch keine Ahnung gehabt, daß das in dem Buche ſtände, welches ihr nun ein theures Kleinod wurde. Ihr höchſter Wunſch war alle Sonntage die Gebete zu hören. Es war Winter; die Männer waren alle daheim; der Reiſende hoffte unter ihnen einen Steuermann oder Capitain zu finden, der engliſch leſen könne, und der, bei der dort herrſchenden Gutmüthigkeit, gewiß gern den Wunſch der Frau erfüllt hätte; aber kein einziger war im Beſitz ſolcher Kunſt, obgleich im ganzen Dorfe kaum ein 15jähriger Junge zu finden war, der nicht einige Brocken in fremden Sprachen hinwarf; da hörte man eine Betheuerung in engliſcher, einen Fluch in ruſſiſcher, ein Schimpfwort in italieniſcher, einen Schwur in ſpaniſcher, einen Gruß in holländiſcher Sprache, und ſämmtliche Knaben hatten ihre Sprachſtunden im Heimathlande der Sprache gemacht, ohne daß die Eleganz ihrer Ausſprache oder die Tiefe ihrer Studien dadurch weſentlich gewonnen hätten. Eben ſo wenig nimmt der Umfang ihrer linguiſtiſchen Kenntniſſe mit den Jahren bedeutend zu; auch bei den älteren fiſchländiſchen Seefahrern beſchränken ſich dieſe Kenntniſſe auf einen nur etwas reichlicheren Vorrath von jenen Brocken und auf das Verſtändniß und die Benennungen der nothwendigſten Lebens- und Schiffsbedürfniſſe. Ja man findet im Ganzen bei ihnen ein geringeres Vertrautſein mit fremden Sprachen, als bei der Mannſchaft der andern Schiffe. Dieſe verdingen ſich häufig auf den Schiffen anderer Nationalitäten, und lernen durch den täglichen Umgang deren Heimathsidiom, während unſere Fiſchländer nur ſolche Schiffe befahren, deren Partner ſie ſind, alſo immer unter Landsleuten, ja unter Verwandten bleiben. Lernen ſie alſo auch nicht in fremden Zungen reden, ſo lernen ſie doch Geſchmack finden an dem, was fremden Zungen behagt.

Wie die Fiſchländer auf den Tanzböden der verſchiedenen Nationen deren Tänze kennen lernen und ſie auf den Heimathsboden verpflanzen, ſo bringen ſie aus den Garküchen der Fremde Nationalgerichte mit, die ihnen die Frau daheim bereiten muß, Gerichte, an welche ſie Anfangs nicht ohne Widerſtand geht, die ſich aber nach und nach bei ihnen acclimatiſiren; ſo backen ſie einen engliſchen pie*), bei dem ein Londoner Porter**), wenn er dazu einen ſchäumenden Namensvetter hätte, ſich ganz zu Hauſe fühlen würde; auch bereiten ſie ein norwegiſches Gericht, kleine in Stückchen geſchnittene Aale, in einer Pfanne bräunlich gebraten und ſodann mit Zitronenſaft beträufelt, die dem feinſten Gourmand behagen würden. Aber ob ſie auch mit ächt deutſchem Weltbürgerſinn die Vorzüge fremder Küchen würdigen, bleiben ſie doch der vaterländiſchen Grütze mit Speck und der Kartoffel mit Gewürz getreu, und wie ihr Magen ſo ihr Herz; ob ſie auch auf dem beweglichen Meer und im lebendigen Verkehr, Beweglichkeit und Lebendigkeit ſich angeeignet haben? Deutſche Sinnigkeit und Innigkeit hat ſich treu in ihrer Mitte erhalten, und die Verſchmelzung beider ein Völkchen erzeugt, wie es zum zweitenmal in Deutſchland nicht vorkömmt.

---

*) Paſtete, wird pei ausgeſprochen.

**) Porter heißt Laſtträger, von ihm hat das dunkle ſchwere Bier ſeinen Namen, denn es iſt vorzugsweiſe das Getränk der ſchwer arbeitenden Klaſſen, während die feineren helle Biere (ale) trinken.

Dorf Etzin und ſein heldenmüthiger Pfarrer.

Von Theodor Fontane

Etwa halben Wegs zwiſchen Nauen und Ketzin, am Weſtrande jenes fruchtbaren Plateau's, das zwiſchen dem havelländiſchen Luche im Norden, und der See- und Buchtenreichen Havel im Süden ſich ausſpannt, liegt das alte Dorf Etzin, ein ehemaliges Beſitzthum der Biſchöfe zu Brandenburg, jetzt ein Freigut, das ſich aus einer Reihe anſehnlicher Bauerhöfe zuſammenſetzt.

Mit dem Glockenſchlage 12 ſind wir auf dem Nauener Bahnhof eingetroffen und das Straßenpflaſter vorſichtig paſſirend, um nicht gleich beim Ausſteigen aus dem Hafen, Havarie zu leiden, marſchiren wir jetzt, an Gruppen rother Huſaren und gelbklappiger Ulanen vorbei, wandern fröhlich zum Thore hinaus und in das ſchöne Havelland hinein. Das weitgeſpannte Plateau (ein guter Lehmboden) iſt flach und hart wie eine Tenne und wäre nicht ein fichtenbeſtandener Höhenzug, der wie eine Couliſſe ſich vor uns aufrichtet, ſo würden wir beim Heraustreten aus dem Nauener Thore, ſchon die ſpitzen Thürme von Ketzin und Etzin, nach Süden hin vor uns erblicken. So aber theilt der Höhenzug das Bild in zwei Theile und gönnt uns zunächſt nur den Ueberblick über die nördlich gelegene Hälfte.

Die zwölf Schläge vom Nauener Thurme ſind längſt verklungen, und die Mühlen vorm Thore ſtehen ſo ſteif und leblos da, als hätten ſie ſich nie im Klappertakte gedreht. Sonntags- und Mittagsſtille vereinigen ſich zu einem Bilde abſoluter Ruhe, und wäre nicht der Wind, der oft umſchlagend, bald wie ein Gefährte plaudernd neben uns her geht, bald wie ein junger Burſche uns entgegen ſpringt, ſo wäre die Einſamkeit vollkommen. Die Sonne brennt heiß und nach verhältnißmäßig kurzem Marſche ſchon, machen wir Halt in einem der vielen Graben, die ſich neben der Straße hinziehn. Wie uns die kurze Raſt erquickt: der Weidenſtamm gönnt eine bequeme Rückenlehne und die herabhängenden Zweige ſchützen gegen den Anprall der Sonne. Auch für Unterhaltung iſt geſorgt: das Stillleben der Natur thut ſich auf, die Goldkäfer huſchen durch das abgefallene Blattwerk und die Feldmäuſe, vorſichtig und neugierig wie auf Recognoscirung, ſtecken die Köpfchen aus den Löchern hervor, die ſich zahllos zu beiden Seiten des Grabens befinden. In dem Sumpfwaſſer zu unſerer Linken beginnen inzwiſchen die Unken ihre Mittagsmelodien. Wie das ferne Schellenläuten weidender Heerden klingt es, und zum erſten Mal verſtehen wir die Sage von den untergegangenen Städten und Dörfern, deren Glocken um die Mittagsſtunde leiſe nach oben klingen. Wir lauſchen auf, aber es bangt uns mehr und mehr vor dem unheimlich einſchmeichelnden Getöne, und raſch aufſpringend, marſchiren wir rüſtig weiter in die brennende Mittagsſtille hinein, dankbar gegen den entgegenkommenden Wind, der uns das Geſicht kühlt und die verfolgenden Unkenſtimmen mit in unſren Rücken nimmt. So erreichen wir bald den mit Nadel- und Laubholz beſtandenen Sandrücken, der, als wir die Nauener Mühlen paſſirten wie eine Couliſſe vor uns ſtand, waten geduldig durch den heißen mahlenden Sand des Fahrwegs hindurch und treten endlich aufathmend in die ſüdliche Hälfte des Havellandes ein. Aufathmend; — denn kaum die Tannen im Rücken, iſt es uns, als wehe uns eine feuchte Kühle an, wie von der Nachbarſchaft eines breiten Strom's, und doch iſt es noch eine volle Meile bis an die Buchtungen der ſchönen Havel.

Noch eine volle Meile bis an die Havel, aber nur eine halbe Stunde noch bis nach Etzin, dem unſre heutige Wandrung gilt. Seine ſchindelgedeckte Kirchthurmſpitze liegt ſchon wie greifbar vor uns, und dem Ziel unſerer Reiſe uns näher wiſſend, ſpannen ſich jetzt die Kräfte wie von ſelber an, Friſche kehrt zurück und noch ehe der Vorrath unſrer Wanderlieder dreimal durchgeſungen, marſchiren wir fröhlich und guter Dinge in das alte maleriſche Dorf hinein.

Alles verräth Wohlhabenheit, aber zugleich jenen beſcheidnen Sinn, der ſich in Treue und Anhänglichkeit an das Ueberlieferte äußert. Das Dorf iſt noch ein Dorf; nirgends das Beſtreben in's Städtiſche hineinzuwachſen und aus der ſchmalen Bank unterm Fenſter eine Veranda zu machen. Der Hahn auf dem Hofe und die Schwalbe am Dach ſind noch die eigentlichen Hausmuſikanten und die Bauerntöchter, die eben ihr Geplauder unterbrechen und mit ruhiger, nichts von Gefallſucht zeugender Neugier dem Schritt des Fremden folgen, haben noch nichts von jener dünnen Penſions-Tünche, die ſo leicht wieder abfällt von der urſprünglichen Stroh- und Lehmwand.

Die Kirche des Dorf's (am entgegengeſetzten Ende) entzieht ſich unſrem Auge, ſeitdem wir in die Dorfgaſſe eingetreten, aber die Bilder und Scenen um uns her, laſſen uns auf Augenblicke vergeſſen, daß es eben die Etziner Kirche und nichts anderes war, was uns hierher führte. Die Bilder wechſeln von Schritt zu Schritt. Hier ſtellt ſich ein alter Fachwerkbau, von einem ſchmalen Gartenſtreifen maleriſch eingefaßt, wie ein Familienhaus mitten in die Dorfgaſſe hinein und theilt den Fahrweg in zwei Hälften, wie eine Inſel im Strom; dort an den Zäunen entlang liegt allerhand Bau- und Bretterholz, und die Kinder beim Anſchlagſpiel lugen mit halbem Kopf über die Stämme hinweg. Die Arbeit ruht, die dichten Kronen der Lindenbäume werfen ihren Nachmittagsſchatten voll und breit auf die Dorfgaſſe, und wir ſchreiten friſch und aller Müdigkeit baar darüber hin, als lägen Binſenmatten vor uns ausgebreitet. So haben wir das Dorf paſſirt, und auf leis anſteigendem Hügel, erblicken wir jetzt wieder die Kirche zu unſerer Linken, in die der eben herzukommende Küſter freundlich willfährig uns einführt.

Das Innere der Kirche iſt wie das Dorf ſelber: ſchlicht und einfach, wohlhabend, ſauber, eine wahre Bauerndorf-Kirche, aber doch anders wie ſonſt ſolche Kirchen zu ſein pflegen. Denn die Gotteshäuſer alter Bauerndörfer zeichnen ſich im Gegenſatz zu den Patronats-Kirchen gemeinhin durch nichts als durch eine äußerſte Kahlheit aus, durch die Abweſenheit alles Maleriſchen und Hiſtoriſchen; die Generationen kamen und gingen, kein Unterſchied zwiſchen dem Dorf und ſeinem Felde, ein ewiger Wechſel zwiſchen Saat und Mahd. Leben aber keine Geſchichte. So ſind die Bauerndörfer und ſo ſind ihre Kirchen. Nicht ſo Etzin. Hier war zu allen Zeiten ein hiſtoriſcher Sinn lebendig, und ſo hat hier die Gemeinde Bildniſſe derer aufgeſtellt, die dem Dorfe mit Rath und That voran gingen, ſein „Wort und Hort" waren — die Bildniſſe ſeiner Geiſtlichen. Wenn ſich ſolcher Bildniſſe nur vier — und wenn wir von einer Art Medaillen-Portrait neben der Sakriſtei abſehn, nur drei — in der Etziner Kirche vorfinden, ſo liegt es nicht daran, daß die Etziner ſeit 150 Jahren ſich jemals ihrer Pflicht entſchlagen und ihre alte Pietät verſäumt hätten, ſondern einfach daran, daß die Etziner Luft geſund und die Etziner Feldmark fruchtbar iſt. Die Etziner Geiſtlichen bringen es zu hohen Jahren, und wenn wir die Inſchriften und Zahlen, die ſich auf den betreffenden Bildern und Grabſteinen in und außerhalb der Kirche vorfinden, richtig geleſen haben, ſo füllen die Namen dreier Prediger den ganzen weiten Raum des vorigen Jahrhunderts aus. Die Bilder dieſer drei Geiſtlichen, von denen übrigens der mittlere, der Held dieſer Geſchichte, nur ein kurzes Jahrzehnt der Etziner Gemeinde angehörte, hängen von Bändern und Brautkronen heiter eingefaßt, links vom Altar an einem der breiten Mauerpfeiler, und das helle Sonnenlicht, das durch die geöffneten Kirchenfenſter von allen Seiten eindringt, macht es uns leicht die Namen zu leſen, die mit dünnen weißen Schriftlinien auf ſchwarze Täfelchen geſchrieben ſind. Die Namen ſind: Andreas Lenz, Auguſt Wilhelm Geelhaar und Joachim Friedrich Seegebart. Andreas Lenz, ein würdevoller Kopf, mit dunklem, lang herabhängendem Haar, gehört augenſcheinlich der Zeit der erſten beiden Könige, Auguſt Wilhelm Geelhaar aber der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an. Er trägt eine hohe Stehkrauſe, iſt blond, rothbackig, martialiſch, und blickt aus ſeinem Rahmen heraus wie die Biſchöfe des erſten Mittelalters, die lieber zum Streitkolben, wie zum Meßbuch griffen. Sein Blick iſt kriegeriſch genug, aber die Welt hat nie von ſeinen Kriegsthaten erfahren und den Ruhm in den Gang einer Schlacht eingegriffen, und die drohende Niederlage in Sieg gewandelt zu haben, muß er ſeinem Amtsbruder und unmittelbaren Vorgänger an der Etziner Pfarre überlaſſen, deſſen Bildniß jetzt neben ihm am Wandpfeiler hängt, und deſſen milde, faſt weiche Geſichtszüge auf alles andre eher ſchließen laſſen ſollten, als auf den „Geiſt Davids", der ihn zum Siege fortriß. Und doch war es ſo. Joachim Friedrich Seegebart iſt es, der uns nach Etzin und in dieſe Kirche geführt hat, Joachim Friedrich Seegebart, der Sieger von Chotuſitz. Hören wir, wie es damit zuſammenhängt.

Joachim Friedrich Seegebart, geboren den 14. April 1714 im Magdeburgiſchen (wahrſcheinlich zu Wolmirſtedt) war Feldprediger beim Prinz Leopold'ſchen Regiment, das vor Ausbruch des erſten ſchleſiſchen Krieges (und auch ſpäter wohl) zu Stendal in Garniſon ſtand. Er war ein Anhänger der Spenerſchen Lehre, demüthig, voll Liebe, nur ſtreng gegen ſich ſelbſt, ein Mann von dem man ſich einer gewiſſenhaften Wartung ſeines Amts, der Feſtigkeit in Wort und Glauben, aber keiner kriegeriſchen That verſehen konnte, er ſelbſt vielleicht am wenigſten.

Die raſche Beſitzergreifung Schleſiens war Ausgang 1740 beſchloſſene Sache. Die Regimenter erhielten Marſchordre und am 8. December brach das Regiment Prinz Leopold von Stendal auf, mit ihm Seegebart. Ueber dieſen Marſch durch die Kurmark und ſpäter durch Schleſien beſitzen wir intereſſante Aufzeichnungen von Seegebart's eigner Hand. Am 11. März, nach längerem Aufenthalt in Berlin betrat das Regiment ſchleſiſchen Boden, zeichnete ſich bei der Erſtürmung von Glogau aus, focht bei Molwitz und bezog im October das Winterquartier in Böhmen. Hier blieb es in Reſerve, während der König in Mähren einrückte. Erſt im Frühjahr 1742 vereinigte ſich das Regiment wieder mit der aus Mähren zurückgehenden Haupt-Armee und war mit unter den Truppen, die am 17. Mai 1742 der öſtreichiſchen Armee unter dem Prinzen Karl von Lothringen bei Chotuſitz eine Viertelmeile von Czaslau gegenüber ſtanden.

Dieſer Tag von Czaslau oder Chotuſitz iſt der Kriegs- und Ehrentag unſres Seegebart. Gegen acht Uhr Morgens begann die Schlacht, die öſtreichiſche Infanterie eröffnete den Angriff, und warf ſich auf den rechten preußiſchen Flügel, litt aber, durch Kanonen und Kleingewehr-Feuer ſo ſtark, daß einzelne Regimenter den Rücken kehrten, und, trotzdem ſie von ihren eigenen Officieren in kaum glaubhafter Anzahl niedergeſtochen wurden, nicht wieder zum ſtehen zu bringen waren. Jetzt ſollten Kavallerie-Chargen die Scharte auswetzen. Mit großem Ungeſtüm ſchritt man zur Attacke; aber vergeblich. Mal auf mal wurden die Chargen abgeſchlagen und die rückgehenden Regimenter ſchließlich mit ſolcher Vehemenz verfolgt, daß die dahinter aufgeſtellte Infanterie mit in die Flucht verwickelt und zum Theil niedergemacht, zum Theil über das Feld hin zerſtreut wurde.

So ſtanden die Dinge am rechten Flügel, zum Theil auch im Centrum. Alles ließ ſich glücklich an und ſchien einen raſchen Sieg zu verſprechen; aber völlig entgegengeſetzt ſah es am linken Flügel aus, wo unſer Seegebart auf einer kleinen Fuchsſtute im Rücken ſeines Regimentes hielt. Hier ſtanden 6 Bataillone in Colonne und zwar in Front 2 Bataillone Prinz Leopold, dahinter einzelne Bataillone der Regimenter La Motte, Schwerin, von Holſtein und Prinz Ferdinand. Das Unglück wollte, daß der Angriff der Oeſtreicher eher erfolgte, als die Aufſtellung der Preußen, insonderheit ihrer Cavallerie beendigt und geordnet war, und ſo wiederholte ſich hier zu Ungunſten der Preußen dieſelbe Scene, die ſie, am entgegengeſetzten Flügel, ihrerſeits ſiegreich durchgeführt hatten. Die preußiſchen Dragoner wurden geworfen, die Infanterie-Colonnen, zumal die in Front ſtehenden Bataillone Prinz Leopold mit in den Wirrwarr hineingeriſſen und endlich alles in wildem Durcheinander durch das brennende Dorf Chotuſitz hindurchgejagt. Reſerven rückten vor und nahmen den Kampf wieder auf, aber im ſelben Augenblick ſtoben, wie durch ein böſes Ohngefähr, vom entgegengeſetzten Flügel her, die flüchtigen Reitermaſſen heran, die dort dem Vordringen der Preußen hatten weichen müſſen, und nun eben rechtzeitig genug erſchienen, um dem ohnehin ſiegreichen Stoß der Ihrigen eine geſteigerte Wucht zu geben. In dieſem Augenblick äußerſter Gefahr war es, wo der kriegeriſche Geiſt in unſrem Seegebart plötzlich lebendig wurde und zunächſt den Kampf wiederherſtellend, endlich alles zu Heil und Sieg hinausführte. Seegebart ſelbſt hat dies ſein Eingreifen in den Gang der Schlacht mit ſo viel Anſchaulichkeit und Beſcheidenheit geſchildert, daß es wie geboten erſcheint, ihn an dieſer Stelle mit ſeinen eignen Worten einzuführen:

„Als unſer Regiment nun retirirte und zum Theil mit feindlicher Cavallerie und Grenadiers vermiſchet war, jug ich ſpohrenſtreichs hin und wieder durch daſſelbe und redete den Burſchen und Offiziers beweglich und N. B. recht ernſtlich zu, daß ſie ſich wieder ſetzen und faſſen ſollten. Einige ſchrieen mich gleich an mit einem lauten: Ja! und waren bereit und willig, wurden aber von der andringenden Macht verhindert, kamen aber doch wieder zu ſtehen. Als ich dieſes that, flogen mir die Kugeln ſo dick um den Kopf, als wenn man in einem Schwarm ſauſender Mücken ſtehet, doch hat Gottlob mich keine, auch nicht einmahl den Roquelour verletzt. Ein Burſch hat mein Pferd in dieſem Lärm mit dem Bajonett erſtechen wollen, aber ein anderer hat es ihm weggeſchlagen. Bis hierher hatte ich nur zu den Leuten unſres Regiments geſprochen, ich ſammelte jetzt aber einige Escadrons Cavallerie, die in Confuſion waren, vom linken Flügel, brachte ſie in Ordnung, und ſie attaquirten in meiner Gegenwarth die feindliche Cavallerie und repouſſirten ſie. Ich war ſo dreiſt, daß ich mich zu General und Obriſten machte, ſie bei der Hand faßte, und im Namen Gottes und des Königes bat, ihre Leute wieder zu ſammeln. Wenn dieſes geſchehen, ſo jug ich hin und wieder durch und trieb die Leute dahin, wo ſie ſich wieder zu ſetzen anfingen. Ich brauchte allerley Beredſamkeit und man folgte mir in allen Dingen. Ich wundere mich, daß die ſchweren Pferde meinen kleinen Fuchs nicht zertreten haben, aber es ſchien, als wenn alles vor mir auswiche und mir Platz machte. Ich that und redete als ein Feldmarſchall und bemerkte augenblicklich die Impreſſion von meinem Zureden und Vorſtellungen an der Leute Gebehrden und Gehorſam. Mein Gemüth war Gott ergeben, und in einer guten Faſſung, und ich habe in eigener Erfahrung damahls gelernet, daß das Chriſtenthum reſolut und muthig macht auch in den verworrenſten Begebenheiten. Auch den Feind zu verfolgen war mir ſchließlich geſtattet. Ich ſammelte noch einmahl einen großen Haufen fliehender Cavallerie, zum Theil von unſern linken und rechten Flügel wohl eine Viertel Meile vom Champ de Bataille, welches mir wohl große Mühe machte, aber doch endlich gelungen, und führte ſie zurück bis an den gedachten Champ, wo ſie auch ſogleich, weil ſich die Bataille indes gewendet, dem Feinde nachging und ihn verfolgte. Die Cavallerie ſo ich geſammelt und die ſogleich auf meine Vorſtellung wieder zu agiren anfing iſt über 20 Esquadrons geweſen. Gott ſei gelobet der mir Davids Muth und Sinn gegeben."

Soweit die Darſtellung Seegebart's ſelbſt. Der Vorgang machte Aufſehen bei Freund und Feind und wurde, ausgeſchmückt, und oft bis zur Unkenntlichkeit entſtellt, in Zeitungen und fliegenden Blättern erzählt. Jordan ſchrieb ſchon, zehn Tage nach der Schlacht, von Berlin aus an den König: „Hier möchte alle Welt wiſſen, wer der Unbekannte geweſen ſei, der ſich mit ſo viel Bravour an die Spitze einiger Eskadrons ſetzte und durch raſches Eingreifen zum Siege mitwirkte. Es heißt, Ew. Majeſtät hätten nach ſeinem Namen gefragt, der Angeredete habe ſich aber geweigert ſein Incognito aufzugeben. Der große König (der damals noch mehr jung als groß war und Anſtand nehmen mochte einem einfachen Feldprediger einen weſentlichen Antheil am Siege zuzuſprechen) fand es angemeſſen, in ſeinem Antwortſchreiben die ganze Angelegenheit als eine Fabel zu bezeichnen, und wir würden uns vielleicht in der Lage befunden, den ganzen poetiſch und pſychologiſch intereſſanten Vorgang, in Wirklichkeit als eine Fabel anſehen zu müſſen, wenn wir nicht das Seegebart'ſche Tagebuch und jenen Brief (an Profeſſor Michaelis in Halle) beſäßen, aus dem wir ſchon die obige Schlachtſcene citirt haben. Das Tagebuch weiſt in ſeinem Tone und ſeiner Schreibweiſe für jeden der ſich auf den Klang von Wahrheit und Unwahrheit verſteht, unwiderleglich nach, daß Paſtor Seegebart eine eben ſo demüthige, wie hochherzige Natur war, ein Mann in deſſen Herzen keine Lüge beſtehen konnte. So glauben wir denn ihm und keinem andern wenn er am 24. Mai in aller Beſcheidenheit aber auch in nicht mißzuverſtehender Klarheit ſchreibt:

> „Die Sache iſt beim König, der Generalität, ja der ganzen Armee bekannt geworden, und man redete in den erſten Tagen ſelten von dem Siege, den uns Gott gegeben, ohne daß man meiner gedacht hätte. Wenn ich ein Narr wäre, ſo hätte ich die beſte Gelegenheit mich aufzublaſen gehabt. Der König hat mir durch unſern Prinzen (Erbprinz Leopold von Anhalt-Deſſau) ein ſehr gnädiges Compliment machen und mich verſichern laſſen, „ich ſollte die beſte Pfarrſtelle in allen ſeinen Landen haben," wozu der Prinz hinzugeſetzt: „Wenn das nicht geſchähe, ſo wollte er mir die beſte in ſeinem eignen Fürſtenthume geben, denn ich hätte in der Bataille nicht nur wie ein Prediger, ſondern auch wie ein braver Mann gethan."

Prinz Leopold, der gewiß Wort gehalten hätte, wurde nicht beim Wort genommen; Seegebart erhielt eine Pfarre, freilich keine beſte, kaum eine gute, (die Etziner Pfarrſtelle iſt jetzt eine ſehr gute, war es aber damals nicht) aber doch immerhin eine Pfarre, und im Auguſt 1742, alſo kaum 3 Monate nach der Schlacht, ward er in die Etziner Kirche eingeführt. Mit ungewöhnlicher Thätigkeit (ſo erzählt der 80 jährige Paſtor Duchſtein, der, als er ſein Etziner Pfarramt zu Anfang dieſes Jahrhunderts antrat, noch Leute vorfand, die ſeinen kriegeriſchen Amts-Vorgänger gekannt hatten) hat dieſer hier als Seelſorger und Landwirth gewirkt. An Wochentagen hielt er im Pfarrhauſe Erbauungsſtunden, ſowohl für Kinder wie für Erwachſene, und nahm ſich überhaupt ſeiner beiden Gemeinden (Etzin und das nah gelegene Knoblauch) mit Eifer und Liebe an. Nebenbei aber führte er die weitläuftige Pfarrwirthſchaft ſelbſt, verbeſſerte mancherlei in derſelben und nutzte ſie durch ſeine Betriebſamkeit, wie die von ihm geführten Regiſter beweiſen, ungemein hoch. Den Pfarrgarten hatte er ganz verwildert übernommen; er pflanzte die beſten Obſtſorten an und hatte die Freude, ſchon im zweiten Jahre einige Früchte davon zu ernten. So oft er ein ſo günſtiges Ergebniß ſeines Fleißes in ſeinen noch vorhandenen Rechnungen zu vermerken hatte, verſäumte er nicht in einfachen Worten einen kurzen Dank an Gott auszuſprechen. Ueber ſeine Kriegs- und Siegesthat bei Chotuſitz ſprach er nur ſelten und nur gezwungen, theils weil er eine natürliche Scheu hatte ſich vorzudrängen, theils weil er zu der Anſicht gekommen ſein mochte, „er habe bei Chotuſitz für einen Geiſtlichen wirklich etwas zu viel gethan.“ Aber eben deshalb, weil der Tag von Chotuſitz auf der Etziner Pfarre nur ſo ſelten genannt werden durfte, eben deshalb, iſt auch jener Familien-Tradition, die ſich bis in unſre Tage hinein erhalten hat, ein ganz beſondrer Werth beizulegen, jener Tradition nämlich, (die auch in Andeutungen des Jordan'ſchen Briefes ihre Beſtätigung findet), daß der König ſeinen Feldprediger in der That eine Hauptmannsſtelle habe anbieten laſſen. Daß dies Anerbieten abgelehnt wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Seegebart wäre nicht er ſelbſt geweſen, wenn er den Roquelour mit dem bunten Rock des Königs vertauſcht hätte. Die angeſtrengte Thätigkeit des Predigens vor zwei Gemeinden, ſcheint ſeiner wohl an ſich nicht ſehr feſten Geſundheit geſchadet und ſeinen frühzeitigen Tod herbeigeführt zu haben. Auch ſein Bild zeigt jene klare, durchſichtige Hautfarbe und jene mildleuchtenden Augen, denen man bei Bruſtkranken ſo oft begegnet.

Er hinterließ eine Wittwe, Chriſtiane Eliſabeth geborene Zukro und vier Kinder. Außer ſeinem Bilde, das ihn unverkennbar als eine poetiſche, dem Idealen zugewandte Natur darſtellt, befindet ſich an einer Außenwand der Etziner Kirche, noch der Grabſtein des früh Geſchiedenen, der unter einem wenig geſchmackvollen Ornament folgende Inſchrift trägt:

> „Hier ruhen in Hoffnung die dem Tode getroſt anvertrauten Gebeine des weiland Hochwürdigen und Hochgelehrten Herrn Joachim Friedrich Seegebarth. Das Prinz Leopold'ſche Regiment, und die Etzin'ſche und Knoblauch'ſche Gemeinde rühmen noch ſeine wahre Gottesfurcht und ſeltene Redlichkeit. Daher war er freudig vor Gott, liebreich vor Menſchen, ſorgfältig im Amt, demüthig bei ſeiner Gelehrſamkeit. Von ſeinem geiſtigen Amt zeugen viel lebendige Briefe, von ſeinem Chriſtenthum, die durch das Leben-bethätigte Lehre. Er betrat dieſen mühſeligen Schauplatz 1712 den 14. April. Er bezog die ſtolzen Wohnungen der Ewigkeit 1752 den 26. Mai. Leſer! ſchaue ſein Leben an und denke an ſeinen Tod. Betrachte ſeinen Glauben und ahme ihm nach. Sein freudiger Hingang mache Dir die Ewigkeit ſüß.“

Die Deutſchen in St. Petersburg.

Von Franz Wallner.*)

Eigentlich betrachtet kann man St. Petersburg keine ruſſiſche Stadt nennen, denn nur der Pöbel bedient ſich dort des ruſſiſchen Idiomes. Die Umgangsſprache des Hofes und der Ariſtokratie iſt die franzöſiſche, die am meiſten vernommene iſt Deutſch. Aber auch die Spitzen der Künſte und Gewerke ſind größtentheils durch unſere Landsleute vertreten, die thätige und ehrliche Ausdauer derſelben weiß auch der ärgſte Stockruſſe zu ſchätzen, indem er durch die tauſendmal vernommene Zauberformel: „Es iſt deutſche Arbeit“ bei Anpreiſung ſeiner Waare dem leichtgläubigen Kunden doppelte Preiſe entlockt. Fällt Euch in Petersburg ein großes und ſolid gebautes Haus in die Augen, ſo könnt Ihr auf die Anfrage: Wer der Eigenthümer ſei? neunmal unter zehnmal auf die Antwort rechnen: ein Deutſcher.

---

*) Herr Franz Wallner, Beſitzer einer bedeutenden Bibliothek, Direktor des Königsſtädtiſchen Theaters in Berlin, welcher ſchon durch manche ſeiner Rollen, namentlich durch den „Viehhändler aus Oberöſterreich“, ein gemüthvolles Verſtändniß des Deutſchen Volkscharakters an den Tag gelegt hat und beiläufig bemerkt ſchon 1845 in einer anziehenden Schrift: „Aus dem Tagebuche des alten Komödianten“ ſeine früheren Journalaufſätze ſammelte, war durch längeren Aufenthalt in Rußland zur Ausarbeitung dieſer Mittheilung vorzüglich befähigt.

Das koſtbarſte, was der Menſch beſitzt, die Geſundheit, iſt dort faſt ausſchließlich den Deutſchen anvertraut. Mit unendlich wenigen Ausnahmen iſt die ärztliche Praxis in den Händen von Deutſchen, und gute ruſſiſche Aerzte ſind eben ſo große Seltenheiten dort, als franzöſiſche oder engliſche. Die ausgezeichnetſten mediziniſchen Staatsämter ſind Deutſchen anvertraut, der Kaiſerliche Hof, die erſten Familien des Landes wählen Deutſche zu ihren Leibärzten, und der Kaiſerliche Leibarzt, ſo wie die Aerzte der Großfürſten ſind Deutſche; die erſten mediziniſchen Autoritäten Petersburgs, Mickſchick, Arndt, Leonhard, Deidrich, Meier, Roſenthal, ſind Deutſche, und tragen Namen, die mit außerordentlicher Hochachtung genannt werden.

Die Koryphäen der Wiſſenſchaft und die Zierden der Kaiſerlichen Akademie in Petersburg ſind Deutſche, ſo z. B. der Staatsrath Lenz, der Erzieher des Großadmirals von Rußland, des Großfürſten Conſtantin, der Staatsrath Kupfer, Gründer und Direktor des Phyſikaliſchen Obſervatoriums, Staatsrath Jakobi, der Erfinder der Galvanoplaſtik, Staatsrath v. Struve, Direktor der Sternwarte auf Pulkowa, dem Muſter aller derartigen Anſtalten in Europa, Staatsrath Heß, einer der gelehrteſten Forſcher in den vielfachſten Zweigen der Naturwiſſenſchaft.

In den verſchiedenſten Fächern der Staatsverwaltung ſtößt man bei den wichtigſten Poſten auf Deutſche, und ſtets darf man ſicher ſein, daß das Amt, dem ſie vorſtehen, Fleiß, Ausdauer und Redlichkeit fordert.

Allein nicht nur die ernſte Wiſſenſchaft, auch die Künſte werden in ihren verſchiedenſten Fächern von Landsleuten vertreten, und wenn auch ihre Namen nicht immer Deutſch klingen, ſo waren doch ihre Väter, mindeſtens ihre Großväter Deutſche. Es iſt überhaupt merkwürdig, und ein traurig-charakteriſtiſches Zeichen des Deutſchen, wie ſchnell derſelbe im fremden Lande ſein ganzes Ich ummodelt, in Amerika Amerikaner, in England Engländer, in Paris Franzoſe wird. Nirgends geſchieht aber dieſe Umwandlung ſchneller als in Rußland, wo der Deutſche, ſobald es ihm ein wenig wohl geht, ſich des Vaterlandes ſchämt, ſo zwar, daß er nicht nur ſeinen Namen ruſſifizirt, ſondern auch die Mutterſprache, theils verlernt zu haben affektirt, theils wirklich verlernt hat. So z. B. habe ich einen Baron Pirch kennen lernen, der durch einen langjährigen Aufenthalt als Generalgouverneur in Kaſan die deutſche Sprache ſo vollſtändig vergeſſen hatte, daß er, nachdem er, glänzend penſionirt, ſchon wieder ſeit Jahren in Petersburg lebte, ſich nur mit der größten Mühe verſtändlich machen konnte, ohne ſich eines fremden Idiomes zu bedienen. Uebrigens war Baron Pirch eine prächtige friſche Soldatennatur, und beſuchte vorzugsweiſe das dortige deutſche Theater, um wieder Deutſch zu lernen. Der Mann hatte aus dem franzöſiſch-ruſſiſchen Kriege ein ſeltenes Beuteſtück erobert, eine große Denkmünze, die Napoleon I. auf ſeinen Uebergang über die Wolga ſchlagen ließ, der bekanntlich gar nicht erfolgte. Da Napoleon dieſe ſchon in Paris verfertigten, verfrühten Münzen ſorgfältig umſchmelzen ließ, ſo gehört der Beſitz einer ſolchen zu den größten numismatiſchen Raritäten. Dieſe Münzen trugen damals auf einer Seite eine franzöſiſche Umſchrift, auf der anderen aber in ruſſiſcher Sprache nachſtehenden ruſſiſchen Calembourg:

Ruſſiſch: Na-pole-on-perewoi (Napoleon I.).

In deutſcher Ueberſetzung: Auf — dem Felde — er — der größte (oder erſte).

Drei Brüder deutſcher Abkunft zählen in Rußland zu den erſten Kunſtkoryphäen:

Der ältere Feodor Pawlowitſch Brülo (jetzt Brülof) wird als Maler von großen Heiligenbildern in dieſem von ihm mit beſonderer Vorliebe gepflegten Fache von keinem der jetzt lebenden ruſſiſchen Künſtler übertroffen.

Profeſſor Alexander Brülof, Architekt, iſt ein geiſtreicher Zeichner, ein vielſeitig gebildeter Mann, und der Wiedererbauer des Kaiſerlichen Winterpalaſtes binnen Jahresfriſt. Mit welchen traurigen Opfern dies möglich wurde, iſt erklärlich. Um aber das Außerordentliche dieſer Ausführung zu begreifen, genügt wohl die Thatſache: daß dieſer Palaſt von mindeſtens 3000 Menſchen bewohnt wird.

Der dritte der Brüder Brülof (richtig Brülo) iſt Karl Pawlowitſch, Profeſſor der Kaiſerlichen Akademie der Künſte, der gefeierte Schöpfer des Bildes, das einſt in ganz Europa Senſation erregt hat, „der letzte Tag von Pompeji". Der geniale Künſtler hat ſein Werk in Italien mit Benutzung der Lokalität geſchaffen, und ich erinnere mich keines Bildes der Neuzeit, welches auf den Beſchauer eine ſo gewaltige, ich möchte ſagen erſchütternde Wirkung ausübt. In letzter Zeit hat ſich Karl Brülo durch Malereien an der Kuppel in der Iſaakskirche ein Monument geſetzt, das viele Geſchlechter überdauern wird. Schade, daß der geniale Künſtler durch fortwährende Kränklichkeit verhindert iſt, die Welt mit neuen Schöpfungen zu beſchenken. Sowohl Karl als Alexander Brülo haben, von der Kaiſerlichen Regierung aufs Großartigſte unterſtützt, viele Jahre in Deutſchland, Frankreich und Italien zugebracht, und namentlich der Letztere ſpricht ebenſo geläufig ruſſiſch wie engliſch, deutſch wie italieniſch oder franzöſiſch. Es iſt intereſſant, dieſen liebenswürdigen, mit vielen Orden geſchmückten Mann — er iſt Kaiſerlicher Staatsrath — in Geſellſchaften zu begegnen, wie er mit Blitzesſchnelle in augenblicklicher Wendung die verſchiedenen Sprachen wechſelt, und ſich auf die geiſtreichſte Weiſe mit jedem der Anweſenden in deſſen Mutterſprache unterhält.

Profeſſor Ton, bekannt durch ſein mehr oder minder glückliches Streben, einen ruſſiſch-nationalen Bauſtyl zu gründen, iſt der Erbauer einer ungeheuren Anzahl von Kirchen und Kapellen in ganz Rußland, der Wiederherſteller des von Napoleon zerſtörten Kremml in Moskau, und der Sohn eines Deutſchen, der aber, außer ſeinem Namen, alles Deutſche ſo vollſtändig abgelegt hat, daß Niemand ſeinen Urſprung erkennen würde, ja ſogar der deutſchen Sprache, die jeder gebildete Ruſſe ſpricht, iſt er nicht mächtig.

An Alexander Brülo reiht ſich ein ausgezeichneter Architekt, der deutſche Akademiker Baſſe, eine echt deutſche lebensluſtige Künſtlernatur. Er beſitzt die ausgebreitetſte Privatkundſchaft unter der Elite der Geſellſchaft, und ſeiner geſchickten Hand dankt das an Prachtgebäuden reiche Petersburg viele ſeiner ſchönſten Zierden. Die Baukünſtler Stackelſchneider, der Schöpfer des würdevollen Herzoglich Leuchtenbergiſchen Palais, Bonſtedt, Schreiber und noch viele andere, ſind Deutſche, die ihrem Vaterlande die größte Ehre machen. Der talentvolle Architekt, Heinrich Hölſcher, der ſich in ſeinem Vaterlande zur wohlverdienten Ruhe geſetzt hat, iſt ein Deutſcher.

Der Bronzeur Schreiber iſt der geſuchteſte der Reſidenz, und die deutſche Kaufmannſchaft bildet eine der geachtetſten Geſellſchaften in St. Petersburg, welche durch ihre ungemein ſplendide Gaſtfreundſchaft ſelbſt in der, in dieſer Beziehung hervorragenden Czarenſtadt eines ausgezeichneten Rufes genießt.

Iſler, der nordiſche Kroll, der Gründer des großartigſten Unterhaltungsetabliſſements in Rußland, iſt ein Deutſcher. Die Unterhaltungsmuſik wird durch Gungl, einen Deutſchen, vertreten, die namhafteſten Mitglieder der vielen Kaiſerlichen Muſikkapellen ſind Deutſche.

Gehen wir von Künſten auf die Gewerke über, ſo finden wir viele derſelben faſt ausſchließlich in deutſchen Händen. Möbelmagazine, wie die der zu Millionären gewordenen deutſchen Tiſchler Gams und Tuhr, wird man in den übrigen Hauptſtädten Europa's vergebens ſuchen, ſie übertreffen an Glanz, Geſchmack und Reichthum Alles, was in der Art die kühnſte Phantaſie zu erſinnen im Stande iſt, und man glaubt die Märchenwelt des Orients vor ſich erſchloſſen, wenn man durch dieſe prachtvollen Räume wandert.

Die geſchickteſten Gärtner in Petersburg ſind Deutſche, ſo z. B. der brillant ſituirte Direktor der berühmten Neſſelrod'ſchen exotiſchen Pflanzen- und Camelienhäuſer, die ihres Gleichen nicht in Europa finden.

Das Geſchäft der Weißbäcker iſt *vollſtändig* von deutſchen Einwanderern vertreten, und für deutſche Augen iſt der Anblick des, an eleganten Schaufenſtern überaus appetitlich ausgelegten feinen Backwerks eben ſo erfreulich, als die auf breiten Meſſingtafeln gravirte, ſtets deutſche Nachricht von Namen und Gewerbe des Eigenthümers. Zarte Hände deutſcher Mädchen bedienen die Kunden mit dem friſcheſten Luxusgebäck jeder Art, welches häufig, wie bei uns Conditerwaaren, ſofort im Lokal verzehrt wird. Bei der ungeheuern Conſumtion dieſes Artikels, den hohen Preiſen dieſer Waaren, und der Billigkeit des Materials erwerben ſich alle dieſe Bäcker in kurzer Zeit ein ſehr anſtändiges Vermögen, ſo z. B. zählen die Gebrüder *Weber*, der eine in der Morskoi, der andere in der Stallhofſtraße etablirt, jetzt nach Hunderttauſenden von Rubeln, während ſie vor wenig Jahren nichts als ihre werthe Perſon nach Rußland geführt hatten. Die meiſten reich gewordenen Schneider in Petersburg ſind Deutſche. Der berühmteſte Clavierfabrikant *Becker* iſt ein Deutſcher. Der Kaiſerliche Maſchinenfabrikant *Krauſe* iſt ein Deutſcher. Kurz, die 50,000 deutſchen Seelen, die Petersburg zählen mag, bilden einen recht reſpektablen Kern der dortigen Bevölkerung, und die Regierung ſieht in denſelben das *Bildungselement für die ruſſiſche Nation*. — Laſſen wir den Franzoſen die beiden Erwerbszweige, deren *ſie* ſich ausſchließlich bemächtigt haben, die Perückenmacherei und die Kochkunſt, wir werden bei dem Vergleiche nichts verlieren.

Uebrigens verſteht der *gemeine* Ruſſe unter der Bezeichnung Nämez nicht nur die Deutſchen, ſondern alle Ausländer, ja ſelbſt die Bewohner der ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen. Nämez (Deutſcher) heißt Stummer und bezeichnete in ſeiner urſprünglichen Bedeutung einen Menſchen, der keine Sprache (d. h. nicht ruſſiſch) verſteht. Will der Ruſſe aber etwas bezeichnen, deſſen Anfertigung Talent, Fleiß und Intelligenz fordert, ſo ſagt er: Es iſt deutſches Produkt; iſt die Rede von Einem, der durch biederes Vertrauen auf die Ehrlichkeit des Andern getäuſcht und um das Seinige gekommen iſt, ſo ſpricht der Ruſſe: das kann nur ein *Deutſcher* thun! Wenn er auch manchmal hinzuſetzt, ein naemox turrak (deutſcher Narr), ſo meint er es nicht ſchlimm, und wird er dieſes unbedingte deutſche, ihm faſt lächerlich ſcheinende Vertrauen auch nicht nachahmen, ſo flößt es ihm doch Achtung ein.

* * *

Der deutſche Winter.

Von Wilhelm Gerſchner.

„Keine Blumen blühn;
Nur das Wintergrün
Blickt durch Silberhüllen;
Nur das Fenſter füllen
Blümchen roth und weiß,
Aufgeblüht aus Eis."

„Ach, kein Vogelſang
Tönt mit frohem Klang;
Nur die Winterweiſe
Jener kleinen Meiſe,
Die am Fenſter ſchwirrt
Und um Futter girrt."

Heine.

Wenn der Herbſt das letzte welke Blatt, den Winden zum Spiele, von den Bäumen geſchüttelt und auf die tiefe Bräune des dürren Waldes der Tod ſein Bild geprägt; wenn uns keine heitere Blume mehr am Wege grüßt, wo nur geſpenſterhaft die verdorrten Köpfe der Diſteln nicken und kahle Sträuche in der kalten Näſſe des Nebels beben — dann iſt des Jahres ſchönere Hälfte dahin. Der Abend iſt ſtark hereingebrochen und die Nacht des Winters nicht mehr fern. Drückend fällt ihr ſchweres Dunkel auf die Welt, und Schwermuthsbilder überſchatten die Seele des Menſchen. Licht und Leben hat den düſtern Tag verlaſſen. Kraftlos fällt der wagerechte Strahl der Sonne über die erſtorbene Landſchaft, ſie vermag kein neues Leben zu wecken.

Wer kennt ſie nicht, dieſe düſteren, unheimlichen Novemberabende und Nächte! Ein finſterer Wolkenſchwall verhüllt das Angeſicht der Welt. Kein Lichtſtrahl erhellt das bange Dunkel: Alles dehnt ſich phantaſtiſch-formlos. Wie eine verworrene unheimliche Maſſe erſtreckt ſich der Bergzug vor den Blicken des Wanderers, geſpenſterhaft ſchauen ihm am Wieſenpfade die alten grauen Weiden entgegen, wie Rieſen ſtehen die Eichen im Nebelkleide, und im fernen Moore zucken Irrlichter auf, dieſe Tückeboten. Truggebilde ballen ſich ringsumher, Gruppe an Gruppe: Oſſianiſche Nebelgeſtalten, alte Hünen zu Roß im webenden Nebelmantel ſcheinen vorüberzuwallen, und Erlkönigstöchter mit leiſem Fluge über den Wipfeln des Waldes zu ſchweben. Endlich verſchwindet Alles in ein grauenvolles ſchwarzes Nichts, als ſei die uralte Nacht, wie zu Anbeginn der Welt wieder hereingebrochen. Wohin nun mich wenden? fragt ſich der verſpätete Wanderer. Bang erſeufzet die Nachtluft, die Bäume ſchütteln mitleidig die Köpfe. Da kommt der Mond herauf und ringt ſich durch die finſteren Wolkenmaſſen, und wie ein ſtiller Segen, wie ein Hoffnungsſtrahl rinnt der bleiche Schein durch das Dunkel, ſcheuchet das nächtige Grauen und zeigt die verſchwundenen Pfade. Bald verkündet Hundegebell und das Blinken der Lichter die Nähe des heimathlichen Dörfchens. —

Die Schreckniſſe und Gefahren dieſer düſteren Abende und Nächte erhöhen noch die wüthenden Stürme, die grauſe Begleitung des hereinbrechenden Winters. Wenn das welke Blatt in kurzen Wirbeln ſpielt und die Feder auf der Fluth tanzt; wenn die Wanderer des Himmels eilenden Flugs zum ſchirmenden Haine flüchten, die Dohlen mit ängſtlichem Geſchrei die Thürme umflattern; wenn der Hausfrau des Abends beim Rocken die Leuchte trieft, das Feuer im Kamin knaſtert, und der Stubenvogel im Käfig flattert — dann ſendet der düſtere Geiſt des Sturmes ſeine Vorboten, welche die Welt ſich rüſten heißen. Auf ehernem Streitwagen kommt ſein wildes Heer durch die Luft geflogen, und jagt ſchwarze ungethüme Wolkenmaſſen, ſie durcheinander wälzend, daher. Wild heult der raſende Chor ums ſchwankende Gebäude nach Einlaß und raſſelt auf den Dächern, ſcharf ſchlägt der gepeitſchte Regen gegen die Fenſterläden, und kreiſchend dreht ſich die Wetterfahne nach allen Gegenden des Himmels. Dumpfes Geheul, donnerndes Gebrauſe, ſchrille Töne ſind der Schlachtgeſang des wüthenden Heeres, das dann wieder, einen Augenblick verſchnaufend, abenteuerlich in ſich hineingurgelt oder ferne verlorne Seufzer ertönen läßt, um dann plötzlich mit erneuerter Gewalt wieder loszubrechen. Welcher Aufruhr herrſcht da draußen in der Natur; erdbebenartig ſcheint Alles zu erzittern, ſelbſt das feſte Geſtein in ſeinen Fugen und Wurzeln. Wie ein Meer wogt der ſtämmige Wald; zerriſſene Aeſte, morſche Stämme ſtürzen, die Eule läßt ihren Klagegeſang ertönen, und fernhin ſchallt das Brauſen des empörten Stromes. Wehe dem armen einſamen Wanderer, der mit wildzerſtreutem Haupthaar und triefendem, flatterndem Gewande bei ſinkender Nacht gegen die raſende Sturmeswuth und den ſcharf andringenden Regen die finſtere, verſchlemmte Waldesſchlucht emporkeucht! Oeffnet ſich ihm nicht bei Zeiten eine gaſtliche Pforte, dann iſt er den wildraſenden, unerbittlichen Elementen verfallen. —

Hat ſich der Winter den Einzug erkämpft, dann beginnt er, uns alle ſeine reizenden Künſte zu entfalten. Ueber Nacht zaubert der alte nordiſche Magus jene wunderſamen Eisblümchen mit den zackigen Farrnkrautwedeln an das Fenſter, überzieht die Fluthen mit blankem Kryſtallſpiegel und ſtreut darüber, Sternen gleich, den glänzenden Reif, und alle die Millionen Zweiglein des Waldes kleidet er in ein ſanftes Weiß. Scheint der düſterſchwarze Wald nicht plötzlich in einen reizenden Feengarten verwandelt? Wie glitzert und flimmert hier Alles, wie mit blendenden Kryſtallen überſät! Jedes welke Blatt iſt mit prächtigen Roſetten geziert, jeder dürre Grashalm, voll langer Kryſtallſcepter, gleicht einem brillantenen Kamme. Die Häupter der Gebirge haben ſich weiß gefärbt, wie wenn die Locken des Greiſes eine Silberſpitze zeigen. Aber jetzt ſchwebt aus grauumwölkter Höhe durch die ſtillen Lüfte friedevoll und märchenhaft ein weißes Flockenheer herab. Sanft und locker, wie Dunen, lagern und ſchichten ſie ſich auf dem Boden, und bald iſt jeder Baum, jedes Sträuchlein, jeder Zaunpfahl mit einer neuen Mütze bedeckt, und Garten und Feld ruhen unter einem weichen Federbette. Wer hätte ſie nicht ſchon betrachtet, dieſe kleinen Sternchen, dieſe niedlichen Kaleidoſkopgeſtalten, die der Knabe ſo gern auf der Schiefertafel auffängt? Und wer hätte nicht ſchon am Fenſter träumeriſch in dieſen luſtigen Flockentanz, vor dem das Auge faſt ſchwindelt, hinaufgeſchaut? wen hätte das leiſe, traumhafte Niederſchweben dieſer leichten Flocken nicht ſchon ſo wunderbar angezogen? Leiſe Wonneſchauer erfaſſen das Gemüth, und aus tiefſter Seele ſteigt die Erinnerung an das traute Wintermärchen der Weihnachtstage, wie wir es einſt ſo wonne- und erwartungsvoll durchträumten. Liegen ſie doch nicht ferne von einander, der erſte Schneefall und die ſeligen Chriſtnachtfreuden der Kindheit. Wie bald, und die heilige Weihenacht mit ihren tauſend Kerzen, mit all' dem ſchimmernden Glanze um Thal und Höhen, wie ehedem, da der Engel des Friedens ſich zur Erde ſchwang, naht ſich der Welt. —

Mit dem neuen Jahre ſtrebt der Sinn ſchon hoffend wieder vorwärts, dem neuen Frühling entgegen. Aber obwohl ſich die Königin des Tages ſchon allgemach wieder emporſchwingt, beginnt jetzt erſt der Winter recht eigentlich ſeine Herrſchaft. In dichten, windgepeitſchten Flocken wirbelt der Schnee hernieder, und das wirre und kraustreibende Chaos verdüſtert den Tag und begräbt alles Leben. Bald erſtreckt ſich ringsum nur ein weites wüſtes Schneegefild, ein weiter Kirchhof. Wie beſchneite Grabhügel ragen die Erhöhungen des Bodens hervor, und die dürren Baumſtämme ſind die Kreuze darauf, von Schaaren hungriger Raben und Dohlen umſchwärmt, den Leichenbittern der Vögel.

Fußtief liegt der Schnee, alle Pfade ſind verſchneit, alle Hohlwege und Schluchten gefüllt. Schneebeladen beugen ſich die alten Fichten, und der ſchauernde Wald hat ſich feſt in den weißen Mantel gehüllt. Das Wild ächzt vor Hunger in den dichteſten Gründen, und nothgedrängt ſtiebt es endlich aus der kargen Wüſte in die Dörfer; ſogar der furchtſame Haſe wagt ſich in die Gärten. Auch die Vögel kommen herbei. Der zierliche Buchfink trippelt auf den Straßen, der Goldammer ſucht vor den offenen Scheunen und Ställen, wo ſonſt nur der freche, liſtige Spatz ſein Weſen trieb, ein Körnlein zu erhaſchen, und der ſtolze Haushahn duldet ſogar Krähen und Raben beim Futter als Gäſte. Die Meiſe ſchwirrt bittend um das gefrorne Fenſter; aber unbekümmert um die Noth des Winters ſingt der kleine Zaunkönig durch den beſchneiten Garten ſein munteres Lied. —

Wohl dem, der in dieſer wilden Winterstiefe an der ſtillumſchirmten Flamme des Heerdes weilt! Während draußen der wilde Graus der Wintergnomen ſein Spiel treibt, ſammeln ſich hier am Abend die Hausbewohner zum trauten Verein, und horchen mit Wohlbehagen der Sage und dem Märchen. Luſtig ſchnurrt das Spinnrad, die alte Wanduhr ſchwatzt ſo ernſthaft-freundlich, und liebliche wie grauſige Bilder ſtehlen ſich in die Phantaſie der Hörer.

Aber auch ſtille, freundliche Tage führt der ſtrenge Januar in ſeinem Gefolge. Wenn dann ein offener Himmel heiter über Nähe und Ferne blickt, wie feurig erhebt ſich am Morgen die Sonne! und die weißen Spitzen der Berge erglühen, und roſenfarben malt ſich der leiſe Nebel. Kerzengrade ſteigen die graublauen Rauchſäulen aus den Dächern der Häuſer in die ſtille Luft, weithin ſchallt das Knarren der belaſteten Wagen, und der Schnee kniſtert unter den Füßen des Wanderers. Athem der Geſundheit durchſtrömt die Adern, neugeſpannt ſind alle Nerven, und hell wie der Himmel iſt die Seele. — Wie glitzern am ſonnigen Mittag die weiten Schneeflächen, auf denen ſich die laſurfarbenen Schlagſchatten der Bäume zeigen! Welche reizenden Miſchungen von Weiß, Grau und Blau erfreuen das Auge! — Am Abend bietet die untergehende Sonne das Schauſpiel des Alpenglühens, und kommt dann die Nacht, ſo ſtrahlt der nächtliche Himmelsdom mit den tauſend flimmernden Sternen in ſeiner höchſten Pracht, und ahnungsvoll ſchaut das Auge empor zu den „ewigen Blüthen des Himmels.“ —

Auch ein ſtiller Wintertag mit bedecktem Himmel hat ſeine eigenthümlichen, wunderſamen Reize. Wie maleriſch hebt ſich das Grau der Wolken gegen die weißen Berge ab! Wie ſehnſüchtig liegt der graue Dämmerhauch über der Ferne! Sanft und zart, wie gehaucht, erſcheinen alle Umriſſe und Schattirungen, und gewiß wird der Landſchaftsmaler gern eine ſolche Winterlandſchaft zum Vorbilde nehmen. —

An dieſen ſtillen, erfreulichen Tagen lockt es den Naturfreund, der das beſcheidene Schöne auch im Winter zu finden weiß, hinaus in die winterliche Gegend. In welch maleriſchen Faltenwurf, der an die herrlichen Wellenlinien des Meeres erinnert, hat der Wind das Schneegewand der Erde gelegt! Hier auf der platten Ebene prächtige Spitzbogenwellen, dort am gefüllten Hohlwege ein ſteilwandiger kühner Gebirgszug oder eine ſchöngeſchwungene Brandung. Und welch ein ſinniges Vergnügen, welch angenehmes Spiel der Phantaſie, alle die verſchiedenen Fußſpuren im Schnee aufzuſuchen und zu verfolgen! Auf der makelloſen weißen Decke zeigen ſich die ängſtlichen Fährten des Haſen, die zierlichen Tritte eines Vogels, Abdrücke von Pferdehufen und benagelten menſchlichen Sohlen. — Nun geht es in die beſchneiten Hallen des Waldes. Todtenſtille weit umher, wie in einem Mauſoleum; ringsum ein ſtummes bleiches Glänzen, Alles wie im Zauberſchlafe erſtarrt. Aber jetzt rührt ein ſanfter Lufthauch die Zweige, und wie leichter Blüthenregen ſtäubt der weiße Flaum im Sonnenſtrahl von den Bäumen. Siehe da! noch ein lebendes Weſen in dieſer Oede — ein Eichhörnchen auf dem Baume, das da oben Hof und Scheune hat; und dort ſitzt ein alter Rabe, den Schnabel tief in die Federn gedrückt, auf der Spitze einer Eiche. — Und dann wird der Hügel erſtiegen und froh ins Weite geſchaut, nach all den ſtillen Thälern und Höhen und den friedlich gelagerten Dörfchen, aus denen blaue Rauchſäulen langſam emporwirbeln und der feinſte Laut durch die winterliche Stille tönt. O, es iſt ein lohnender Anblick! —

Dem Jüngling, „der den Waſſerkothurn zu beſeelen weiß“, winkt die kryſtallene Ebene des Eiſes. Welch eine Freude auch,

„Die das Roß, muthig im Lauf, niemals hat,“

mit Windesſchnelle über die ſpiegelglatte Fläche zu ſegeln! Ein munteres Chor wechſelnder Geſtalten ſieht man hier auf der weiten Ebene in labyrinthiſchen Läufen durcheinanderkreuzen, bald nahe, bald verſchwunden, und „wie der ſchnellende Bogen vom Pfeil“ ertönt der berſtende Spiegel unter der beflügelten Sohle, bis der Vollmond ſein falbes Licht darüber ergießt und die Nachtluft dem raſchen Laufe entgegenſäuſelt. —

Aber die Zauberveſte wird bald zertrümmert ſein. Alles deutet auf mildes Wetter. Die Hähne krähen prophetiſch, der Schnee ballt ſich und ſtäubt von den Bäumen, und polternde Schlaglawinen und Eiszapfen ſtürzen von den Dächern; die fernen Berge erſcheinen nahe und bläulich, und die Wetterfahne weiſt nach Süden. Hohl murmelnd erheben ſich von dort die wärmehauchenden Winde, und treiben graue regenſchwangere Wolkenzüge über den Himmel. Es löſen ſich die Schneemaſſen, und das ſtarre Eis zerberſtet und verzehrt ſich, und der niederſtrömende Regen vollendet das Werk der Zerſtörung. Tauſend ſchneegenährte gelbliche Rieſel kommen von den Hügeln herab, die befreiten Bäche, der Schranken müde, ſchwellen über die Ufer, begraben den Wieſengrund unter Schlamm und Sand und prallen gegen die erzitternde Mühle. Braune Ackerflächen und grüne Saatgefilde thun ſich hervor, geſcheckt glänzt das Gebirge, und die Sonne ſcheint ſo mild, ſo hoffnungsvoll! Ein ahnungsvoller Hauch weht über der Erde, und im Herzen regt ſich leiſe die Hoffnung auf den neuen Frühling. —

Und er iſt nicht mehr fern. Hat der ſtrenge Januar erſt das Scepter geſenkt, dann nur wenige Wochen noch, und die Macht des Winters iſt gebrochen. Weiße Lämmerwolken, „des Vorfrühlings muntere Heerden“, ziehen am milderen Himmel herauf; überall knoſpet und keimt es; Zugvögel kommen, die Schläfer des Winters, Quellen und Blumen erwachen; über der halb noch ſchlummernden Erde ertönt ſchon das Lied der Lerche — und bald lacht uns wieder aus tauſend blauen Augen der neue Frühling an! —

Nur die Zeit müßt ihr erwarten,
Die von ſelber alles zeitigt.
Wenig hilft's, ob ihr im Garten
Vorm April den Schnee beſeitigt.

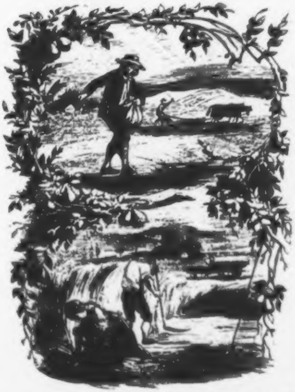
Und dann ſchmilzt er in ſich ſelber;
Sparet euren warmen Hauch!
Seht, vor Neid wird er ſchon gelber,
Weil nun grün wird unſer Strauch.

(Friedrich Rückert.)

* * *

Die Saat.

Von Karl Ruß.



Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann ſeine Saat
Und hofft, daß ſie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rath.
Schiller's Glocke.

Wenn Thiere und Menſchen in der Hochſommerhitze faſt verſchmachten und Baum und Strauch ſchlaff die welken Blätter herunterhängen laſſen; wenn die ſengenden Strahlen der Mittagsſonne glühend auf die dürren Hälmchen herabprallen und der um ſeine Kartoffeln und das Sommergetreide beſorgte Landmann wehmüthig nach dem wolkenloſen Himmel hinaufſchaut: dann hören wir wohl plötzlich ein Regen und Sauſen in den Aeſten und Zweigen, ein Schütteln, Beugen und Bewegen, gleich als wollte der Wald ſich etwas erzählen und ein Baum dem andern die frohe Kunde zuflüſtern: „er kommt! der lange Erwartete, heiß Erſehnte."

Und wahrlich, faſt plötzlich bedeckt ſich der Himmel über und über mit ſchwarzen Wolkenſchauern und ein fernes Grollen kündet den beginnenden Kampf der Elemente. Die erſten ſchweren großen Regentropfen klatſchen hernieder und werden gierig von der ſchmachtenden Erde, von Pflanzen, Thieren und Menſchen mit gleicher Luſt aufgeſogen. Nun wird der

Regen dichter und ſtürzt zuletzt mit ſolcher Heftigkeit herab, daß die Schaaren der ſich erquickenden Geſchöpfe nur eiligſt wieder ihr ſchützendes Obdach aufſuchen müſſen. So plötzlich und heftig wie er gekommen, geht er aber auch vorüber; kaum wenige Minuten und die Sonne ſtrahlt ſchon wieder in aller ihrer Pracht und Majeſtät am blauen Himmelszelte.

Ein unbeſchreibliches Wohlgefühl erfüllt und belebt jetzt jedes lebendige Weſen; Blatt und Blüthen richten ſich empor, Gewürm und Vögel jauchzen und ſchmettern vor Wonne und Jubel und die Bruſt des Menſchen hebt ſich in lang entbehrtem Wohlbehagen.

Der Chemiker belehrt uns, daß die Urſache dieſer nach einem Sommerregen ſo unendlich wonnigen Empfindungen dann in der Luft liege, indem wir mit derſelben, nachdem ſie durch den Regen gereinigt, zugleich die ſich entwickelnde Humusſäure einathmen, welche ſo außerordentlich heilſam auf den thieriſchen Organismus einwirkt.

Doch wir haben es hier mit etwas Anderem zu thun. Sobald die Sonnenſtrahlen nun die ſchon in der Hitze gereiften Samenhüllen und Kapſeln der verſchiedenſten Gewächſe nach dem Regen wieder erwärmen, ſpringen und platzen dieſe auf, und vom leiſen Lufthauch bewegt, rollen, gleiten und weben die Sämereien aus ihrer mütterlichen Verhüllung und fallen nieder zur Erde, oder hängen hier und da am Geſtrüpp oder Stein.

Jetzt überſchlagen wir Monate. Dann an einem der erſten rauhen Herbſttage gehen wir wieder hinaus, um das große Werk der Natur, die Ausſaat weiter zu betrachten. Ein grauſer Wirbelwind rafft mit Sand und Staub zuſammen Tauſende von Körnern, Häkchen und Federchen auf, peitſcht und wirft ſie untereinander und ſtreut und ſäet ſie aus bis in die entlegenſten Ecken und auf die höchſten unzugänglichſten Spitzen. So fliegen die leichten Samen einiger Holzarten, z. B. der Birke, viele Meilen weit, und wo früher kein ſolcher Baum geſtanden, kommt ſein Pflänzchen hervor, ja faßt wohl gar hoch auf dem Thurme in einer Mauerritze Fuß, wo es luſtig grünt zum Kopfzerbrechen der Leute, welche nicht wiſſen, wie es dorthin gekommen.

Dann fällt es naß; der leiſe herabrieſelnde Regen feuchtet den die Körnchen bedeckenden Staub an und die Saat ruht nun daher geborgen im Schooße der Mutter Erde bis zum Erwachen im Frühjahr.

Inzwiſchen hat der Fleiß des Menſchen die Felder abgeräumt, die reiche Frucht liegt aufgehäuft in Scheunen und Speicher; der Landmann hat nun vollauf und kann ſich pflegen, doch nein — im Schweiße des Angeſichts ſoll er ſein Brod eſſen. Ho! hi! ho! hi! hören wir den Pflüger ſchon wiederum die Ochſen antreiben, und wenige Tage, nachdem die goldenen Garben eingefahren, ſtreut der Bauer das Winterkorn ſchon wieder über die aufgelockerte ſchwarze Erde. Und wenn dann die Felder allmälig ganz leer geworden, auch das letzte Sommerkorn, die Kartoffeln und Gartengemüſe ſchon eingeerntet ſind, dann erfreut ſich der Blick des Landmannes wiederum an den grünenden Saaten — dann mag es ſchneien und frieren ſo arg es will, ſeine Bruſt trägt die freudige ſtille Hoffnung auch im Leid und Weh, wie der Acker die Roggen- und Weizenpflänzchen und die zarten Rapsſtauden unter dem tiefen Schnee und dem harten Eiſe. —

Doch, „die Jugend iſt die Zeit der Saat, das Alter erntet Früchte," wie im Menſchenleben für die Jugend, ſo iſt auch für das Frühjahr die eigentliche Ausſaat vorbehalten. Viele der Wald- und Feldſämereien reifen erſt über Winter, oder liegen doch ruhig geborgen unter Erde und Laub und werden dann erſt von den Frühlingsſtürmen ausgeſäet und zerſtreut nach allen Richtungen.

Mit dem Jubeltriller der erſten Lerche zieht auch der Bauer wiederum hinaus. Hintereinander, im März Roggen und Weizen, im April Erbſen und Wicken, im Mai Kartoffeln und Hafer und im Juni Gerſte und Buchweizen, und je nach der Gegend und den Verhältniſſen noch die verſchiedenſten Saamenarten, fallen als wahrer goldener Regen aus der ſchwieligen Hand des Ackermanns auf die fruchtbare Erde, um als reicher goldener Segen zurückzukehren in die Speicher und in die Kaſten, in die Taſchen der Reichen und aus der Hand in den Mund der Armen.

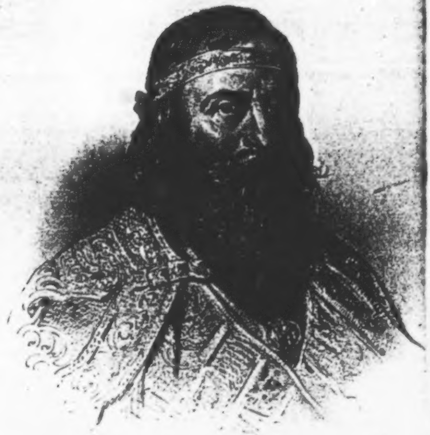
So iſt das ganze Thun des Landmannes — wie eines jeden Menſchen — ein ewiger Kreislauf von Saat und Ernte, von Hoffnung und Erfüllung und zuletzt vom Tode, der geheimnißvollen Ausſaat des Menſchenleibes zur erhofften Ernte, dem künftigen Leben der glaubensvollen Sterblichen:

— Noch köſtlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen ſoll zu ſchönerm Loos.

Wie auch das kälteſte Herz im Frühlinge, wenn der Menſch nach monatelanger Verbannung aus der Stube zurückkehrt in die ſchöne freie Natur, unwillkürlich aufjubelt und den entzückten Blick von dem ſaftigen Grün der Saaten gar nicht loszureißen vermag, ſo erfüllt den Menſchenfreund auch ſtilles Entzücken bei der Betrachtung einer Hausfrau in ihrer Thätigkeit im Hausgarten. Sie ſelbſt, ein liebliches Bild des reichſten Himmelsſegens, ſtreut hier die Himmelsgabe wieder aus, voll Hoffnung und Zuverſicht auf den Segen des Himmels. Hier erblicken wir ſchon früh im März ein glatt geklopftes Zwiebelbeet, dort wird Mohrrüben-, Radies-, Spinat-, Peterſilien- und dergleichen Samen, mit feuchtem weißem Sande vermiſcht, über einen anderen Rücken geſtreut. Dicht daneben werden ebenſo große Strecken mit Zwinſel- (rothen Rüben) oder den Sämereien der Kohlarten beſäet. Dann ſpäter, im April, kommt der in der heißen Zeit ſo erquickende Salat, welcher vom Winter an in Miſtbeeten und dann im Garten, das ganze Jahr hindurch immer jung und friſch erhalten werden muß. Ferner nun die Zuckererbſen, welche ebenſo wie die im Mai folgenden Bohnen ſehr ſorgſam und ſorgfältig „Reih' bei Reih', im gleichen Raum" in die Erdrillen gelegt werden. Noch weit mehr Sorge und Sorgfalt erfordert aber das Beſtellen der für jede Wirthſchaft ſo ſehr wichtigen Gurkenbeete, denen ſich Kürbiſſe, Melonen ꝛc. anſchließen. Und zuletzt folgt nun, um das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden, die Herſtellung und Pflege des Blumengärtchens, welchen eine gute deutſche Hausfrau wohl nimmer verſäumen wird, wenn ſich ihr nur irgend der Raum und die Gelegenheit dazu bieten. —

Wennſchon aber ängſtlich darauf geachtet wird, daß die Kartoffeln im Vollmond, die Zwiebeln im Zeichen des Steinbocks und alle die übrigen Sämereien ebenfalls in den guten Zeichen, z. B. Jungfrau und Wage, in die Erde kommen, ſo müſſen beſonders die Gurken im zunehmenden Mond gelegt und dürfen weiter die Kohl-, Wruken- und Rübenpflanzen in keinem Falle anders, als in dem „Kreuzbogen," Anfangs Juli, gepflanzt werden. Für die Wurzelgemüſe iſt beſonders der Steinbock und der Krebs gefährlich, da die Mohrrüben im erſteren hart und, im letzteren ausgeſäet, krebſig oder vielwurzelig werden.

Und ſo ſtreue denn deinen Saamen, wackerer Landmann, ſtecke deine Pflänzchen in die Erde, brave Hausfrau! deutſcher Boden wird eure Mühe reichlich lohnen und Vaterlandserde euren Fleiß nicht zu Schanden werden laſſen!



[illegible] Pacha des Gueges

Karl der Große.

Ein deutſches Kaiſerbild.

Von Dr. Heinrich Hahn.

Unter allen Herrſchern des Mittelalters ragt Karl der Große durch ſeine Wirkſamkeit ſowohl, wie durch den Ruhm, mit dem ihn Geſchichte und Sage verherrlicht hat, hervor, und wenn auch Vieles von dem, was er geſchaffen, zuſammenbrach, als das Auge ſich ſchloß, das über die Erhaltung des Geſchaffenen wachte, ſo hat er doch den Stempel ſeines Geiſtes allen folgenden Jahrhunderten aufgedrückt. Was uns Deutſche betrifft, ſo hat er das unſterbliche Verdienſt, die verſchiedenen Stämme unter einem Scepter vereinigt und ſo das Gefühl der Zuſammengehörigkeit in ihnen erweckt, dann aber die Sachſen, die nachherigen Träger deutſcher Entwicklung, dem Chriſtenthum und der Civiliſation entgegengeführt zu haben. Ohne dieſes Verdienſt nun ſchmälern zu wollen, muß man indeß ſagen, daß er ſeinen Ruhm, wie Alexander, Otto der Große, Friedrich der Große, zum nicht geringen Theil den Anſtrengungen ſeines Vaters oder genauer der konſequenten Familienpolitik ſeiner Ahnen verdankt, die in ihm den Abſchluß und die Vollendung fand und ihn daher ſelbſt als den höchſten Ausdruck derſelben, als den Hervorragendſten in der Fürſtenreihe ſeines Stammes erſcheinen läßt. Faſt jede ſeiner Thaten oder Einrichtungen, die man gewöhnlich als Ausflüſſe ſeines ſchöpferiſchen Genie's preiſt, führt auf gleiche Vorgänge unter ſeines Vaters und ſeines Großvaters Regierung zurück. Das Charakteriſtiſche ſeines wie aller großen Geiſter beſteht nur darin, das vorhandene Gute nicht verkannt, ſondern im Gegentheile ſcheinbar unbedeutende Keime mit Ausdauer bis zur Blüthe gebracht zu haben.

Aehnlich wie ſein Vater unter Karl Martell hatte auch er Zeit, ein Vierteljahrhundert eine tüchtige kriegeriſche und politiſche Schule durchzumachen, zu lernen, was ſeiner Zeit und ſeinem Volke nöthig und nützlich war und dann Gelegenheit, die überkommnen Aufgaben mit der Thatkraft des blühendſten Mannesalters zu Ende zu führen.

Er war nämlich von Pippins Söhnen der älteſte, bald nach deſſen Regierungsantritt geboren. Das Geburtsjahr ſelbſt iſt ſchwankend; man ſtreitet ſich um die Jahre 742, 743 und 747. Das erſte wird gewöhnlich als das richtige angenommen; doch hat das letzte ebenſo viel für ſich. Jedenfalls ſcheint ſich aber die Ausſage ſeines Biographen Einhard zu beſtätigen, daß man über die Geburt, Kindheit und das Knabenalter Nichts, wenigſtens nicht viel zu ſagen weiß. Denn auch der Tag ſeiner Geburt, der 2. April, iſt nicht zweifellos; noch unſicherer aber iſt ſein Geburtsort. Es ſtreiten ſich um dieſen, wie einſt ſieben Städte um Homer's Wiege, eine Reihe von Ländern und Städten, ſo Belgien, Frankreich, Deutſchland und innerhalb dieſer wieder Lüttich, Jüpil, Heriſtal, Paris, Aachen, Ingelheim, Worms, Karlsburg in Bayern u. ſ. w. deren Anſprüche ſich meiſt nur auf Vermuthungen gründen und ſich ſämmtlich nicht bis zur Unumſtößlichkeit erweiſen laſſen. Die Sage, die ſich wie der Lebensgeſchichte Karl's überhaupt, ſo vorzugsweiſe ſeiner Jugendgeſchichte bemächtigt, um ſie phantaſtiſch auszuſchmücken, hat das Ihrige beigetragen, um dieſen Streit noch verwirrter zu machen. Sie erzählt nämlich, nach Sagenart an die verſchiedenſten Orte, ſo auch an das Dorf Bargula in Thüringen an der Unſtrut anknüpfend, daß Pippin's Gemahlin Bertha von einem treuloſen Haushofmeiſter beim Brautgeleite in einen Wald verſtoßen worden ſei. Nur durch das Mitleid der beauftragten Knechte ſei ſie von dem

Tode befreit worden, und habe bei einem Müller als fleißige Spinnerin Zuflucht gefunden. Bei einer Jagd habe ſich Pippin in dieſe Mühle verirrt und ohne ſeine Gemahlin zu erkennen, mit ihr den Knaben erzeugt, dem Bonifacius ſchon in der Nacht der Empfängniß ſeine künftige Größe geweiſſagt haben ſoll. So viel ſteht feſt, daß ſeine Mutter, die noch die ruhmreichen Zeiten ihres Sohnes zum großen Theil durchlebte, und erſt 784 ſterbend mit Ehren an der Seite ihres Gemahls beſtattet wurde, eine fränkiſche Grafentochter war, ſo daß Karl von Vaters und Mutters Seite der fränkiſchen Nation angehörte. Aus ſeinem Jugendalter wiſſen wir bloß, daß er, wie er ſelbſt erzählt, als ſiebenjähriger Knabe mit ſeinem kleineren Bruder einer Prozeſſion folgend, in kindiſchem Spiele in einen Graben geſprungen iſt und ſich dabei den erſten Zahn ausgebrochen hat, daß er mit ſeinem Vetter Adalhard, dem berühmten Abt des ſächſiſchen Kloſters Korbie, zuſammen erzogen worden ſei, daß er dem Papſte Stephan zum Empfange deſſelben im Jahre 754 vom Vater entgegengeſchickt, mit dieſem vom Papſte gekrönt wurde, in der Zeit der Majorennität 761 und 762 zum erſten Male ſeinem tapfern Vater in den Krieg gegen die abtrünnigen Aquitanier folgte und in denſelben Jahren einige Grafſchaften und einigen Regierungsantheil erhielt.

Als Pippin am 24. September 768 die Augen ſchloß, da trat Karl, wie ſein Bruder Karlmann die väterliche Erbſchaft an, jener zu Noyon, dieſer zu Soiſſons ſich krönen und ſalben laſſend (9. Oktober). Ihre Anrechte auf die Erblichkeit des Thrones wurden nicht mehr, wie beim Vater in Zweifel geſtellt. Wohl aber war wiederum der große Gedanke der Reichs-Einheit, dem alle Karolinger bis dahin mit Glück und richtigem Takt und Energie nachgeſtrebt hatten, der entgegengeſetzten Gewohnheit, beim Tode die Länder unter die Kinder zu theilen, zum Opfer gebracht. Karlmann erhielt die Provence, Gothien, Burgund, Elſaß und Alemannien, mit einem Worte, den Süd-Oſten des Frankenreichs; Karl das Gebiet im Nord-Weſten, das ſich von der Garonne bis zum Rhein, wie im Bogen um den Beſitz des Bruders gezogen zu haben ſcheint. Den politiſchen Fehler heilte nicht wie beim Vater und Oheim brüderliche Eintracht, ſondern hier ſchienen Mißhelligkeiten unter den leiblichen Brüdern die Gefahren heraufzubeſchwören, welche dort der Neid und die Widerſpenſtigkeit eines Stiefbruders Grifo erzeugt hatten. In Folge deſſen mußte Karl auch gleich anfangs einen Krieg allein unternehmen, deſſen Erfolg für das ganze Reich von Wichtigkeit war, den aquitaniſchen.

Am heftigſten hatten ſich nämlich bisher der Unterwerfung unter fränkiſches Scepter und ſomit der Reichseinheit die Fürſten von Aquitanien widerſetzt, eines Gebiets von den Pyrenäen bis zur Loire. Ein rebelliſcher Herzog Hunold hatte, dem weltlichen Leben entſagend, die Fortſetzung des immer erneuerten Kampfes ſeinem tapfern Nachfolger Waifar hinterlaſſen. Pippin brachte die letzten 9 Jahre ſeines Lebens zu, dieſen Gegner zu unterwerfen. Schritt für Schritt rang er ihm durch ununterbrochene Kriegszüge, durch Anlage feſter Plätze das Land ab. Durch den Tod des Feindes ſchien er am Ende ſeines Lebens ſein Ziel, Gallien bis an die Pyrenäen zu unterwerfen, erreicht zu haben. Seinem Sohn war es beſchieden, den letzten Reſt von Empörungsluſt zu dämpfen und die Unterwerfung Aquitaniens zu vollenden.

Aus dem Dunkel des Kloſters hervorkommend, empörte ſich Hunold noch einmal. Ein raſcher Kriegszug zwang ihn zu ſeinem Gränznachbarn, dem Wasconen- oder Baskenherzog Lupus zu flüchten, der ihn aber, ſelbſt eingeſchüchtert, nebſt ſeiner Gemahlin dem drohenden Karl auslieferte (769). Seitdem war Aquitanien ohne Widerrede dem Frankenreiche einverleibt. Das Baskenland aber in den Pyrenäen und am Fuße derſelben bis zur Garonne blieb in zweifelhafter Abhängigkeit.

Wie ſeinen Vater, begünſtigte auch ihn die Vorſehung darin, daß ſie, den Fehler de Reichstheilung beſeitigend, das ganze Land in eine ſtarke Hand gab. Dort brachte es de freie Entſchluß des frommen Oheims Karlmann, Mönch zu werden, zu Wege, hier der raſche Tod des Bruders (771). Er faßte zum Wohle des Reichs die dargebotene Hand des Glücks. Die Flucht der Gemahlin und der Söhne ſeines Bruders nach Italien verräth, daß er wie in allen ſeinen Unternehmungen eine gewiſſe Rückſichtsloſigkeit nicht ſcheute. Die Geiſtlichkeit und die Großen ſeines Bruders huldigten ihm natürlich.

Nun aber begann für Karl eine Arbeit, die ihn recht eigentlich zum Helden der Weltgeſchichte macht, deren Früchte wir heute noch ernten, und bei der ſich die ganze Größe, aber auch die Fehler ſeines Charakters kundgeben. Es iſt der Krieg gegen die Sachſen. Hier ſtand die zähe Ausdauer eines unentnervten, kriegeriſchen Volkes, das für ſeine Freiheit, ſeine Sitten und ſeinen Glauben kämpfte, eine Ausdauer, die überhaupt den freiheitsliebenden Volksſtämmen und Volksfürſten jener Zeit eigen war und welche durch die ſelbſt bei Karl mitunter durchblickende Planloſigkeit der Kriegsunternehmungen ermöglicht ward, der eiſernen Willenskraft eines Helden gegenüber, der unter ſeinem Vater eine treffliche Kriegsſchule durchgemacht und vor Allem in den aquitaniſchen Kriegen von jenem gelernt hatte, einen einmal gefaßten Vorſatz nicht mehr wieder aufzugeben, und der endlich ſelbſt für ſeinen großen Gedanken begeiſtert war. Das war der Grund, warum der Kampf ſich über 32 Jahre hinzog und auf der einen Seite die verzweifelte Empörung immer wieder wach rief, auf der andern ſtete Feldzüge und Härten von mancherlei Art herbeiführte.

Der Krieg ſelbſt und der Gedanke, der ihm zu Grunde lag, war kein neuer. Schon Karl Martell ſuchte mit Feuer und Schwert das Chriſtenthum unter den Sachſen zu verbreiten. Pippin war es im Vereine mit ſeinem Bruder und ſpäter allein ſogar gelungen, den ſüdöſtlichen, Thüringen benachbarten Theil Sachſens zu unterwerfen; auch er bekehrte mit Gewalt und ließ Kirchen und Klöſter in der Nähe als Pflanzſtätten chriſtlichen Glaubens anlegen, und vielleicht hätte er auch die Durchführung jenes Planes unternommen, wenn nicht der nähere, Aquitanien zu erobern, den Reſt ſeines Lebens in Anſpruch genommen hätte.

Auch hier führte der Sohn ruhmreich und glücklich zu Ende, was der Vater ebenſo begann. Es wäre ermüdend, die vielen Züge, Ueberfälle, Verſprechungen, Wortbrüche, die den Krieg faſt endlos machten, aufzuzählen; nur Hauptpunkte ſollen berührt werden.

Die Sachſen wohnten in der Zeit, von der wir reden, vom Rhein bis zur Elbe, von der Eider bis zur Werra und Fulda. Sie zerfielen in drei Hauptſtämme, die Weſtfalen, Engern, Oſtfalen und die Nordalbinger oder Nordliudi jenſeits der Elbmündung, die ſich in Sprache, Recht und Sitten vielleicht unterſchieden. Roh in ihrem Glauben, wild in ihrer Vertheidigung, barbariſch in ihrem Recht, zäh in ihrer Freiheit, waren ſie für eine geſunde Fortentwicklung ihres Staatslebens nicht recht geſchaffen. Feſtes Zuſammenhalten der Stämme war ihnen fremd; ſie zerfielen in freie Gemeinſchaften, die nur ſtammweiſe im Kriege zuſammentraten und ſich einen Führer wählten. Einen gemeinſamen Fürſten hatten ſie nicht, vielleicht nicht einmal eine mitunter genannte Volksverſammlung an der Weſer. Was ſie furchtbar machte, waren nur die eben berührten Eigenſchaften.

Nur durch Ebenen und niedrige Waldgebirge von den fränkiſchen Beſitzungen getrennt, waren ſie den Bewohnern derſelben ſchon früher durch beſtändige räuberiſche Ueberfälle, Mord, Brand, Plünderung und maſſenhafte Zerſtörung ihrer Kirchen läſtig und gefährlich.

Karl wollte dieſem Unweſen ein Ende machen. Im Jahre 772 machte er den erſten Einfall nach Sachſen. Eine ihrer Feſtungen, die Eresburg wurde eingenommen und die Irminſul, ein Nationalheiligthum, zerſtört. Sie vergalten gleich im nächſten Jahre dieſen Schaden durch einen Rachezug und Ueberfall der Kirche in Fritzlar. So bekundet ſich der Kampf als ein überwiegend für den Glauben unternommener. Sie benutzen jedesmal die Abweſenheit des Königs, zumal wenn er in andre Kriege wie in den longobardiſchen oder ſpaniſchen verwickelt iſt, um die Zugeſtändniſſe, die ſie bei der letzten Niederlage gemacht, wieder zurückzunehmen, die verſprochenen Tribute zu verweigern, die zu ihnen geſandten Miſſionäre zu vertreiben oder zu tödten. Der Biograph Karls, Einhard, meint mit Recht: „Es iſt ſchwer zu ſagen, wie oft ſie beſiegt waren und flehentlich ſich dem König unterwarfen, aber auch andererſeits jedesmal ſogleich bei der Hand waren, das Gegentheil zu thun, ſo daß kaum ein Jahr verfloſſen iſt, in dem nicht ein ſolcher Wechſel mit ihnen vorginge.“

Karl indeß ermüdete nicht, ſie immer wieder von Neuem zu ſtrafen, ihre Burgen z. B. die Eresburg und die Siegburg an dem Zuſammenfluß der Ruhr und Lenne ihnen zu entreißen, Beſatzungen hineinzulegen, neue Burgen z. B. an der Lippe, wahrſcheinlich Lippſtadt aufzubauen und ſo das Eroberte zu ſichern. Wunder, wie das Erſcheinen zweier Jünglinge in weißen Kleidern über der Kirche zu Fritzlar, zweier rothflammenden Schilde über der Siegburg, ſollen die ſonſt nicht furchtſamen Sachſen in Schrecken geſetzt und von der Verbrennung jener Ortſchaften abgehalten haben. Mehr wohl durch ſeine Kriegsgewandtheit erreichte er es, daß er in den Jahren 775 und 776 die drei Stämme mit ihren Vornehmſten an der Spitze zum Eide der Treue bewog und zum erſten Male im Feindeslande eine Reichsverſammlung in Paderborn abhalten konnte, wo ſich die Sachſen demüthigten, Geißeln in größerer Zahl gaben und im Falle der Abtrünnigkeit Freiheit und Vaterland verlieren zu wollen erklärten. Nur einer ihrer Führer, Widukind, entzog ſich durch die Flucht zum Dänenkönig der Rache Karls. Trotz dieſer Unterwerfung nahm der Kampf von beiden Seiten einen immer grauſameren Charakter an. Bei einem Angriff im Jahre 778 verheerten die Sachſen die Dörfer und Flecken am Rhein von Deutz bis zur Moſel. Einhard erzählt: „Heiliges und Gemeines ward gleicher Weiſe dem Verderben Preis gegeben. Die Erbitterung des Feindes kannte keinen Unterſchied von Alter und Geſchlecht, ſo daß ganz deutlich war, wie er nicht der Beute, ſondern der Rache wegen in das fränkiſche Gebiet eingebrochen war.“ — Inzwiſchen ſetzte Karl aber auch ſchon alle Mittel in Bewegung, durch die er das unterworfene Volk auf die Dauer zu ſichern glaubte. Er vertheilte Biſchöfe und Aebte über das Land mit dem Auftrag, fleißig zu predigen; er ſetzte Grafen ein, die die Gerichte und den ſächſiſchen Heerbann leiten ſollten; oft wählte er dazu ſächſiſche Adlige, um ſie an ſeine Intereſſen zu ketten; überhaupt zeigte er ſich perſönlich noch milde und verſöhnlich. Aber die Unverſöhnlichkeit und unerſchöpfliche Treuloſigkeit der Sachſen führten auch ihn zu härteren Maßregeln.

Im Vertrauen, daß Alles in Sachſen beruhigt ſei, hatte er nämlich oſtfränkiſche und ſächſiſche Truppen ausgeſandt, um die benachbarten ſlaviſchen Sorben für Einfälle nach Thüringen zu beſtrafen. Da brachen im Rücken dieſer Schaar, von dem heimlich zurückgekehrten Widukind angefacht, neue Aufſtände aus. Die Führer wandten ſich alle um und vereinten ſich mit einem andern fränkiſchen Heere zu gemeinſamem Angriffe gegen die Sachſen. Am Berge Suntel, am rechten Weſerufer kam es dazu, aber der Neid der Führer führte eine blutige Niederlage herbei, in welcher faſt Alle, die Führer und Grafen nicht ausgenommen, bis auf den letzten Mann niedergemetzelt wurden. Karl ahmte nun einen Racheakt ſeines Oheims Karlmann in Alemannien nach. Da er bei einem von ihm ſelbſt in Sachſen abgehaltenen Gerichtstage des Rädelsführers Widukind nicht habhaft werden konnte, ſo ließ er bei Verden an der Aller im heutigen Hannover 4500 Mann auf einmal hinrichten (782). Nun wuchs die Erbitterung unter den Sachſen mächtig. Sie ſcheinen ſich jetzt zu größern Maſſen vereinigt zu haben; es kam zu blutigen Feldſchlachten in Detmold und an der Haſe, in denen Karl ſie entſcheidend ſchlug und worauf er verwüſtend ihre Gauen bis zur Elbe und Saale durchzog, von ſeinem Sohne Karl unterſtützt. Zwei Jahre lang ließ er ſeine ſchwere Hand ſie fühlen und die Geſetze, die er im Jahre 785 auf einer zweiten Reichsverſammlung zu Paderborn gab, athmen Tod und Verderben. Wer die Kirchen, die Biſchöfe, die Prieſter, die Grafen tödtet, ſich gegen den König verſchwört, ihm untreu wird, wer die Faſten nicht hält, ſich der Taufe abſichtlich entzieht, allen denen iſt der Tod angedroht. Es macht faſt einen grauſenhaften Eindruck, bei jedem Punkte des Geſetzes den blutigen Refrain „ſo ſterbe er des Todes" zu leſen. Grauſame Strenge iſt aber auch das Gegengift gegen die grauſame Rohheit des Heidenthums; denn die obige Strafe ſteht auch denen bevor, welche Menſchenopfer darbringen, Hexen oder Leichen verbrennen. Karl iſt jedoch gleichzeitig bemüht, den Abſcheu, den die Sachſen etwa gegen die chriſtliche Kirche, als die Urheberin dieſer blutigen Verfolgungen faſſen könnten, dadurch zu heben, daß er ſie als eine Verſöhnerin kennzeichnet und als eine Herrin, der auch er und ſein Staat ſich unterwirft. Wer in ihre heiligen Stätten ſich flüchtet, iſt vor dem Rächerarm geſchützt; wer bußfertig einem Prieſter ſein Verbrechen bekennt, dem iſt das Leben geſchenkt. Nicht bloß die Sachſen ſollen den ungewohnten Zehnten geben, der ihnen wie eine harte Steuer erſcheinen konnte, auch der königliche Schatz entrichtet ihn von den eingelaufenen Buß- und Friedensgeldern. Den Verſchwörungen ſchiebt er einen Riegel vor, indem er alle nicht von ſeinen Sendboten abgehaltenen allgemeinen Verſammlungen verbietet. Die Kirche ſoll darüber wachen, daß der Graf nur ſeine Gauverſammlungen abhält. Sie ſoll alſo auch hier ihre Aufgabe vollziehen, wie ſchon unter den Vorgängern Karl's, der rechte Arm des Staates zu ſein.

Karls Energie blieb nicht ohne Erfolg. In demſelben Jahre empfingen Widukind und Abbio, die Häupter der bisherigen Empörungen, nachdem ſie ſich Verzeihung und Strafloſigkeit hatten angeloben laſſen, in Attigny in ſeiner Gegenwart die Taufe. Ihr Name verſchwindet. Sie ſcheinen unſchädlich gemacht zu ſein, und einige Jahre hindurch ſind die Sachſen, ihrer Stützen beraubt, kampfunfähig und ſtill. Ihre perſönliche Freiheit iſt unangetaſtet; aber ſie fügen ſich den fränkiſchen Einrichtungen und ziehen mit in Karl's Kriege.

Nur die Frieſen und die Sachſen der nördlichen Gaue, beſonders aber die nordalbingiſchen oder Nordliudi, empören ſich noch mehrmals, vernichten einzelne Heerſchaaren der Franken, ſtellen deren Bundesgenoſſen Hinterhalte, ermorden die Abgeſandten des Frankenkönigs und das mitunter in Zeiten, wo Karl, durch Kämpfe mit den Avaren, mit den Arabern und durch Verſchwörungen überhaupt in gefährlicher Lage war. Er wendet nun die Mittel, die Rebellen unſchädlich zu machen, in größerem Umfange an. Tauſende, theils vom Adel, theils vom Volke, Männer, Frauen und Kinder führt er außer Landes, mitunter ſogar je den dritten Mann. Am ſchärfſten traf ſeine Rache die Nordliudi; gegen ſie ſendet er ſeine Bundesgenoſſen, die ſlaviſchen Abotriten, im heutigen Mecklenburg in's Feld; im Jahre 798 z. B. empfingen ſie durch jene bei Schwante an der Warne in der Nähe von Roſtock eine völlige Niederlage, bei der etwa 4000 von ihnen fielen. Endlich im Jahre 804 führte er 10000 von ihnen mit Weib und Kind aus der Heimath fort und gab ihr Land ſeinen Helfern, den Abotriten. Sachſen war nun völlig unterworfen und dem Frankenreiche einverleibt. Von einem Frieden in dieſem Jahre wiſſen gleichzeitige Quellen Nichts; er iſt bei der gewaltſamen und ſchrittweiſen Unterwerfung dieſes Volkes nicht recht denkbar.

Karl hat den Sachſen, welche nicht perſönlich ſtraffällig waren, Recht, Freiheit und Grundbeſitz gelaſſen, ihre Geſetze ſogar aufſchreiben laſſen und nur mit fränkiſchen Beſtimmungen in Einklang gebracht. Predigt und Taufe unterſtützte er und gründete als Mittelpunkte zur Verbreitung des Glaubens Bisthümer, z. B. zu Bremen, Verden, Münſter, Minden, Osnabrück und Paderborn, gleichzeitig aber auch als Hort und Wächter fränkiſcher Herrſchaft, und ſeine Geiſtlichen arbeiteten mit ſolchem Erfolg, daß wenige Jahrzehnte nach ihm ein ſächſiſcher Bauer im Heliand das Leben Chriſti beſang mit einer Glaubenstiefe, daß das Lied eine Perle chriſtlicher Poeſie iſt. Bald war damit auch der kräftigſte deutſche Stamm für den Anſchluß an die Bildung des Alterthums gewonnen und nachher ihr treueſter Pfleger.

An dem Widerſtande, den Empörungen wie den endlichen Schickſalen ihrer Nachbarn nahmen die gleich zähen heidniſchen Frieſen an der Nordſee bis zur Weſer, bei denen noch unter der vorigen Regierung der greiſe Bonifaz erſchlagen wurde, vollen Antheil.

Gleich in den erſten Jahren des blutigen Sachſenkrieges dehnte Karl ſein Reich auch nach dem Süden aus. Zunächſt gerieth er im Jahre 774 mit den Longobarden in Streit. Dieſes kriegeriſche Volk nämlich, im Beſitz von faſt ganz Italien, ſah ſeine Länder nur durch wenige griechiſche Beſitzungen, wie Venedig, Ravenna und Rom durchbrochen. Der Papſt als geiſtlicher Herr des letztern Gebiets war daher ihr natürlicher Feind. Von demſelben Lande, von wo ihnen jetzt Untergang des weltlichen Beſitzes zum Nutzen eines Einheitsſtaates droht, kam ihnen damals Hülfe gegen longobardiſches Einheitsſtreben und weltlicher Beſitz. Karl's Vater, König Pippin, beſiegte ihren grauſamen Gegner Aiſtulph zwei Mal, ward ihr Schutzherr und ſteter Freund, beſchenkte ſie mit Rom und einzelnen Gebietstheilen der Longobarden und machte ſie ſo auch gleichzeitig von griechiſcher und vorläufig auch von longobardiſcher Herrſchaft frei. Indeß Aiſtulph's Nachfolger Deſiderius ward dem Papſte von Neuem gefährlich, um ſo mehr, da es eine Zeitlang ſchien, als ſollte ſein Intereſſe mit dem Karl's inniger verknüpft werden. Karl hatte durch Vermittlung ſeiner Mutter Deſiderius Tochter zur Frau. Ihre Unfruchtbarkeit war der Vorwand zu einer Scheidung, die im Vortheil des Papſtes lag, und die er daher bereitwillig gegen die Kirchengeſetze vollzog. Die Heimſendung der Tochter war Grund der folgenden Spannung. Deſiderius nahm die flüchtigen Neffen Karl's an ſeinem Hofe auf und wollte den Papſt zwingen, ſie zu Frankenkönigen zu ſalben, um Zwieſpalt im Lande ſeines Gegners hervorzurufen. Es gelang ihm nicht. Als er den Papſt deswegen anfeindete, ging Karl mit zwei Heeren über die Alpen, das eine unter ſeiner eigenen Leitung über den Mont-Cenis, das andere unter ſeinem Oheim Bernhard über den Berg gleiches Namens. Ohne Widerſtand überließ ihm Deſiderius die Päſſe und ſchloß ſich in ſeiner Hauptſtadt Ticinus oder Pavia ein, das Karl nach einer harten ſiebenmonatlichen Belagerung eroberte. Der Sage nach ſoll er bei dem Anblick der gepanzerten fränkiſchen Schaaren und vor allen Dingen des „eiſernen Karl" ſelbſt, von paniſchem Schrecken ergriffen worden ſein; denn dieſer war behelmt mit eiſernem Helm, ſeine Arme bedeckt mit eiſernen Schienen, die eiſerne Bruſt und die breiten Schultern geſchützt durch einen eiſernen Harniſch. Die Linke trug die hochaufgerichtete eiſerne Lanze; denn die Rechte war immer für den ſiegreichen Stahl bereit. — An ſeinem Schilde ſah man nichts als Eiſen. Auch ſein Pferd war eiſern an Farbe und Muth." —

Die Longobarden kamen aus allen Theilen des Landes, unterwarfen ſich und ſtellten vornehme Geiſeln; auch die longobardiſchen Herzoge von Spoleto und Benevent wurden ihm ſpäter unterthänig und bewieſen dieſe Unterwerfung durch Geſchenke und Tribute. Nur Deſiderius Sohn Adelchis floh gleich Anfangs nach Konſtantinopel und ſuchte von da aus in Verbindung mit den Griechen Empörungen anzuſtiften, aber vergebens. Ebenſo wurde ein longobardiſcher Herzog von Friaul, Hrodgaud, der das fränkiſche Joch abzuſchütteln ſuchte, 776 geſchlagen und getödtet, und in ſeine Städte, wie ſchon früher in die andern fränkiſche Grafen eingeſetzt. Auch dieſes Land behielt ſein eigenes Recht, ſo daß nur Karl's neue Geſetze ihren früheren Rechtsbüchern angefügt wurden; auch behielten ſie die Ehre des Namens eines ſelbſtſtändigen Königreichs: denn Karl ſetzte ſich ihre Krone auf's Haupt, führte den Titel König der Longobarden, zählte die Regierungsjahre darnach und ſetzte im Jahre 781 ſeinen Sohn Pippin zum König dieſes Landes ein. Dem Papſt beſtätigte und erweiterte er die Schenkung ſeines Vaters, doch ſo, daß er ſich ſelbſt dabei nicht vergaß. Die Päpſte wenigſtens geſtanden ihm weltliche Hoheitsrechte in Rom zu und zählten nach ſeinen Regierungsjahren.

Wenige Jahre nach dieſer Eroberung faßte er auch in der zweiten ſüdlichen Halbinſel

Europa's, in Spanien Fuß, freilich unter ſchwereren Kämpfen, und dennoch nicht für alle Zeiten; auch iſt ſeine Eroberung hier von nicht ſo weltgeſchichtlicher Bedeutung als jene. — Als er nämlich im Jahre 777 in Paderborn eine Reichsverſammlung hielt, da kam ein Sarazene Huſſein, ein abgeſetzter Statthalter von Saragoſſa und bat im Verein mit andern abtrünnigen Sarazenen und dem Biſchof jener Stadt, ſowie einem gothiſchen Grafen Karl um Beiſtand gegen ſeinen Oberherrn Abdurrahman. Karl ging darauf ein und eilte im Frühling des nächſten Jahres über die Pyrenäen und eroberte ſofort Pamplona, legte eine Beſatzung hinein und vereinigte vor Saragoſſa ſich mit dem andern fränkiſchen Heere, das zuſammengeſetzt aus Auſtraſiern, Burgundern, Provencalen, Gothen und Longobarden über die Oſtpäſſe der Pyrenäen nach Spanien gekommen war.

Eine mächtige Partei in der Stadt nahm nun zwar aus Furcht vor Karl's Drohungen die Thore öffnend, ſeine Schützlinge, den vertriebenen Huſſein und einen Statthalter von Gerunda auf; dieſer jedoch, Huſſein zuvorkommend, wirft ſich zum Herrſcher von Saragoſſa auf, und zwingt Karl, die Stadt zum zweiten Male zu belagern. Inzwiſchen erſcheint aber ein Feldherr Abdurrahmans mit einem Heere im Norden. Die unterworfenen Sarrazenen fallen treulos von Karl wieder ab; ſelbſt Pamplona nimmt wieder arabiſche Beſatzung auf und wird zur Strafe dafür von Karl, der die Belagerung von Saragoſſa aufhob und ſich nicht mehr halten zu können einſah, dem Erdboden gleichgemacht. Karl gewann alſo 778 Nichts und erlitt auf dem Rückzuge noch eine bedeutende Niederlage; denn in den Thälern von Roncevalles in den Pyrenäen wurde ſein Nachtrab von den baskiſchen Bergbewohnern überfallen und, durch die ſchwere Bewaffnung im Nachtheile gegen ſie, wurde er völlig geſchlagen und geplündert, worauf ſich jene in ihre Bergſchluchten und Wälder zerſtreuten. Es fielen dabei Karl's Helden, ſein Truchſeß Eckhart, ſein Pfalzgraf Anſelm und Rutland, der Befehlshaber der Seeküſte des Kanals, der nachher in den mittelalterlichen Dichtungen und Sagen über Karl unter dem Namen „Roland" eine ſo herrliche Heldengeſtalt in ſeiner Umgebung wird.

Ohne Karl's perſönliche, aber auch ohne ſeines Sohnes Ludwig hervorragende Theilnahme, dem er das Königreich Aquitanien zugewieſen, und dem er in Folge deſſen die weitere Leitung des Krieges überließ, rückten die Franken dem Ebro immer näher. Sie eroberten 789 die Seeküſte und die ſarrazeniſchen Gränzwächter baten Ludwig zu Toulouſe demüthig um Frieden. Aber was er hier gewann, verlor er in den nächſtfolgenden Jahren wieder; denn noch einmal ergoſſen ſich die ſarrazeniſchen Schaaren nach dem lange ſchon verſchonten Gallien (unter Haſchim), zerſtörten die Vorſtädte von Narbonne und brachten bei Carcaſſonne 793 dem Herzog von Toulouſe trotz ſeiner perſönlichen Tapferkeit eine ſchwere Niederlage bei, worauf ſie mit Beute beladen nach Spanien heimkehrten. Erſt im Jahre 795 wurden die Anfänge der ſpaniſchen Mark gelegt, die einſt verlaſſenen Städte Nordſpaniens wieder befeſtigt, einem Grafen zum Schutz übergeben, und nun Barcellona nach zweimaliger Belagerung und andere Städte eingenommen (801), ſchon vorher die baleariſchen Inſeln. Die Gränzen der ſpaniſchen Mark vom J. 795 werden in dieſem Jahre befeſtigt und werden im J. 815 eingeſchloſſen vom Mittelmeere, den Pyrenäen und dem [illegible] Ebro. Die Navarrer und Bewohner von Pamplona werden wieder mehr als Bundesgenoſſen, denn als Unterthanen aufgenommen, ohne daß der fränkiſche Heer- und Gerichtsbann hier zu dauernder Befeſtigung der Herrſchaft eingeführt werden konnte.

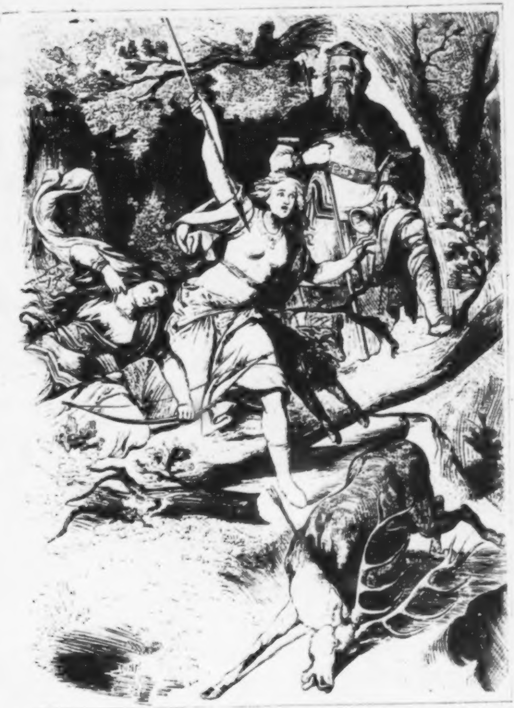
Die fortwährenden Verwüſtungen und Ueberfälle der Inſeln des Mittelmeers, durch welche die Mauren bald von den Bewohnern Sardiniens und den ausgeſandten Flotten Karls in die Flucht geſchlagen wurden, bald aber auch in den Beſitz der ſchutzloſen Inſeln Sardinien und Korſika gelangten, und die wahrſcheinlich von der Stadt Tortoſa ausgingen, führten eine dreimalige Expedition Ludwigs gegen ſie zu Wege, die aber nur Uebergabe der Schlüſſel, aber keine völlige Einnahme zur Folge hatten.

Auch hier iſt alſo Karl einen Schritt über die Leiſtungen ſeines Vorgängers hinausgegangen; während Karl Martell dem ſtürmiſchen Vordrängen der Muhammedaner durch die Schlacht bei Tours Halt gebot, Pippin Gallien von ihnen reinigte und ihnen Narbonne, ihr letztes Bollwerk daſelbſt, nahm, machte Karl den Anfang, ſie auch aus ihrem eigenen Lande zu drängen; ſelbſt Fuß faſſend, war er den Beſtrebungen der chriſtlichen Fürſten eine Stütze, die ihm zum Zeichen des Danks, wie Alphons, ihre Siegesbeute, Maulthiere und Panzer als Geſchenke überſandten und ihn Herrn nannten. Im Ganzen war aber die aufgewandte Mühe dem Erfolge nicht entſprechend, und der Mangel perſönlicher Leitung Karls fühlbar.

Zehn Jahr nach dem Beginn dieſer Kriege (788) ward das fränkiſche Reich auch nach Oſten hin ausgedehnt und dem ſchwankenden Zuſtande der Unterthänigkeit Baierns durch Abſetzung ſeines Herzogs und Einverleibung ſeines Landes ein Ende gemacht. Hier regierte Taſſilo, ein Schweſterſohn Pippins, ein Vetter Karls. Schon ſeinen Oheim hatte er, die Unabhängigkeitsgelüſte ſeines Vaters Odilo wieder aufnehmend, und uneingedenk der beſchworenen Treueide, der empfangenen Wohlthaten, der Verwandtſchaft, treulos im Stich gelaſſen, alle Beziehungen zu ihm abgebrochen und wie ein ſelbſtſtändiger Fürſt demgemäße Titel angenommen und geiſtliche und weltliche Verſammlungen im eignen Namen abgehalten. Pippin und Karl hatten ihn gewähren laſſen, vielleicht weil mit wichtigeren Kriegen zu ſehr beſchäftigt, vielleicht aus Rückſicht für die verwandtſchaftlichen Bande, die ſich verdoppelten, als Karl ſich mit Deſiderius Tochter vermählend, Taſſilos Schwager wurde. Handlungen der Feindſeligkeit, die Taſſilo aus Rache für das Schickſal ſeines Schwiegervaters unternahm, erinnerten Karl, unterſtützt vom Papſt, auf die Erneuerung des längſt vergeſſenen Treueides zu dringen. Taſſilo leiſtete ihn zu Worms, fand ihn aber ſo ſchmachvoll, daß er äußerte, er wolle lieber 10 Söhne verlieren und ſelbſt ſterben, als leben und ſo weiter regieren. Zwar beugte er ſich, als Karl mit drei Heeren in ſein Land einrückte, er ſelbſt vom Lech, ſein Sohn Pippin herauf von Trident und Sachſen und Oſtfranken von der Donau her, er ward Vaſall, ſchwur demüthig Gehorſam und erhielt Gnade, doch ohne ihrer werth zu ſein; denn ſchon im folgenden Jahre zettelte er eine gewaltige Verſchwörung und Völkercoalition an, rief die Avaren aus ihren Sitzen herbei und die Griechen nach Italien, Gefahren, die Karl durch Siege glücklich überwand. In Ingelheim aber ward Taſſilo der neuen und alten Schuld der Herisliz oder todeswürdigen Deſertion angeklagt, zum Tode verurtheilt, mit Weib und Kind aber ſtatt deſſen in Kloſtermauern zu St. Goar eingeſperrt. Sein Land nun ward, wie früher ſchon ſein Nachbarland Alemannien von Grafen verwaltet. Im Jahre 794 wurde er aber noch einmal aus dem Dunkel des Kloſters hervorgeholt, um durch wiederholtes Bekenntniß ſeiner Schuld und eine ſcheinbar freiwillige Entſagungsakte der harten That des Königs den Stempel des Rechts aufzudrücken; patriotiſche Verſchwörungsgelüſte in Baiern ſchienen dieſe Maßregel nothwendig zu machen.

Als nun auch Sachſen unterworfen war, da waren alle deutſchen Stämme zum erſten Mal unter einem Scepter vereint, das Gefühl der Zuſammengehörigkeit in ihnen erweckt, durch das Erbrecht der nachfolgenden Karolinger befeſtigt und genährt und nicht mehr verloren. So hat Karl das weltgeſchichtliche Verdienſt, den Grundſtein einer deutſchen Nation gelegt zu haben.

Doch nicht bloß begründet hat er ſie, ſondern ihr als Mitgift die Elemente moderner Bildung: Chriſtenthum, romaniſche Cultur, Königthum und andere ausgebildete Staats- und Rechtsinſtitutionen eingepflanzt, dieſer Neuſchöpfung vor der zerſtörenden Wuth heidniſcher Nachbarn durch Bollwerke dauernden Schutz gewährt, und den Anfang gemacht die bezeichneten Segnungen über ſie hinaus nach Oſten roheren Völkern zu bringen, und ſo zeichnete er der eben geſchaffenen Nation eine unvergängliche Aufgabe vor, die ihr immer



Karl der Große mit ſeinen Töchtern auf der Jagd.

Gezeichnet von A. Schaal. — Geſchnitten von A. v. Steindel.

großen Ruhm gebracht, und an deren Löſung ſie heute noch arbeitet, den Oſten zu germaniſiren und damit zu bilden.

Taſſilos Verrath brachte ihn in der Beziehung zunächſt mit den Avaren zuſammen. Das heutige Ungarland war im Mittelalter immer die Pandorabüchſe für Europa, aus welcher die völkerverheerenden Schaaren der „Gottesgeißel“ Attila, dann die Avaren und ſpäter die barbariſchen Ahnen der jetzigen Bewohner mordend hervorbrachen. Am wenigſten ſchadeten die Avaren, weil ihre Eroberungsluſt das böſe Verhängniß traf, auf Karl, als Gegner zu ſtoßen; doch haben ſie ihm ebenſo viel Mühe, als Ruhm verurſacht. Von Taſſilo herbeigerufen, fielen ſie gleichzeitig in mehreren Schwärmen nach Baiern und Italien, wurden aber überall zurückgeſchlagen (788) und von der Zeit begann ein ununterbrochener Krieg gegen ſie in 7 Feldzügen, bald von Karl ſelbſt, bald von ſeinen Söhnen und Generalen unternommen. Sie wurden in ihrem eignen Lande aufgeſucht, wo ſie in ſogenannten Ringen, von Hecken, Palliſaden und Gräben geſchützt, wohnten. Eine ungeheure Menge Geldes und koſtbarer Schätze, die aufgehäufte Beute früherer Raubzüge, ward den Franken zum Lohne und drückte den Werth des Silbers im Heimathlande faſt herab. Der Hauptgewinn aber war, daß der oberſte Häuptling Chakan nebſt andern Fürſten Karls Oberhoheit anerkannte, daß das Volk ſich allmählig über die Theiß und nach dem obern Pannonien zurückzog, und mit den Avaren auch kleine ſlaviſche Stämme, früher ihnen unterthan, in das Verhältniß des Gehorſams traten. Auch Iſtrien, Venetien und Dalmatien, alſo die Nordküſten des adriatiſchen Meeres eroberte er, wenn auch die letzten Länder vorübergehend. Kurz, es werden hier Gebiete fränkiſch, welche bald darauf den Namen Pannoniſche, zum Theil Oſtmark führen, und deren Regierung in neuerer Zeit die von Karl begonnene Aufgabe der Germaniſirung nach Oſten mehr im Munde geführt, als vollzogen hat.

Auch mit den Slaven jenſeits der Elbe band er an. Die Abodriten waren ſeine treuergebenen Alliirten gegen das verbündete Heidenthum der Sachſen und Slaven der Mark Brandenburg, beſonders gegen die Wilzen und die Dänen, um ſo wichtiger, weil ſie, an den Oſtſeeküſten in Mecklenburg wohnend, den Sachſen im Rücken gefährlich wurden und einen Keil in jene heidniſche Völkerverbindung ſchoben. Die Wilzen in der heutigen Mark Brandenburg waren beſonders jenen Abodriten gehäſſig. Karl ſchützte ſeine getreuen Anhänger, zog mit Sachſen, Franken und Frieſen über die Elbe, befeſtigte die beiden dort gebauten Brücken durch Verſchanzungen und zwang den Wilzenkönig Dragawit, wie andre Slavenfürſten 789 zur Stellung von Geißeln und zum Gehorſam, der freilich noch mehrmals gebrochen wurde. Gleiches geſchah 805 durch ſeinen Sohn den Böhmen, deren Herzog Lecho getödtet wurde. So war dem ſlaviſchen Vordringen ein Wall geſetzt, und der Anfang zur Wiedereroberung ehemals deutſcher Gebiete gemacht, die dann ſeine Nachfolger in Jahrhunderte langen Kämpfen fortſetzten.

Heute aber ſind jene Strecken zwiſchen Elbe und Oder, wo er den germaniſchen Namen zuerſt wieder furchtbar machte, die Sitze, zum Theil die Vororte deutſcher Cultur und kaum eine Spur noch von jenen Völkern, deren Nachbarſchaft ſeinen deutſchen Eroberungen und dem neugegründeten Glauben gefahrdrohend ſchien.

Gegen die Raubzüge der däniſchen Normannen, welche zur See durch Ueberfälle die Küſten Galliens und Deutſchlands verheerten, beſonders aber unter ihrem König Godfried, der ſich ſogar vermeſſen haben ſoll, mit Heeresmacht vor dem Königsſitze Aachen zu erſcheinen die Abodriten als Bundesgenoſſen der Franken 808 hart bedrängten, verhielt ſich Karl anfangs mehr vertheidigend. Es wurden Flottenſtationen an verſchiedenen Stellen Frankreichs angelegt und jenſeit der Elbe ein Ort zum Schutze ausfindig gemacht, befeſtigt und bevölkert, das heutige Itzehoe. Aber auch Godfried ſchien vor dem gewaltigen Karl etwas

Scheu zu haben. Er baute von der Schlei quer über die Halbinſel einen Wall mit einem einzigen Thore für Wagen und Reiter und ſuchte ſeinen Angriff bei einer Zuſammenkunft mit Karls Geſandten zu beſchönigen. Die Unterredung war erfolglos, und es ſchienen ſich von beiden Seiten entſcheidende Schläge vorzubereiten, wer in der Nord- und an der Oſtſee die Herrſchaft haben ſolle.

Gotfried kam zuvor; eine Flotte von 200 Schiffen landete 810 in Friesland. In 3 Schlachten wurden die Frieſen beſiegt und zu einer Steuer von 100 Pfund Silber gezwungen. In zorniger Eile ſammelte Karl ein Heer; aber ehe es noch zu der von Godfried angedrohten Feldſchlacht kam, befreite deſſen Tod, durch Ermordung herbeigeführt, jenen von ſeinem Gegner, und die unter den Söhnen ausbrechenden Thronſtreitigkeiten von der Gefahr weiterer Kriege. Ein feierlicher Vertrag zwiſchen Dänen und Franken ſicherte den Frieden. Das Land zwiſchen Schlei und Eider blieb den Franken und wurde ſpäter zur Nordmark.

So dehnte ſich ſein Reich von der Elbe bis zum atlantiſchen Ocean, von Nord- und Oſtſee bis zum adriatiſchen Meere aus. Deutſche, Slaven, Avaren, Spanier, Araber, Longobarden, Italiener waren ſeinem Scepter unterthan, eine „Herrſchaft, wie ſie ſeit dem Untergange des Römerreichs nicht war erſehn" worden. Sein Ruhm aber ging weit über die Grenzen ſeines Reichs hinaus. Gothiſche Fürſten Spaniens, ſchottiſche, iriſche Häuptlinge nannten ſich ſeine ergebene Unterthanen, britiſche Fürſten kamen an ſeinen Hof, der Patriarch von Jeruſalem ſandte ihm die Schlüſſel zum heiligen Grabe, zum Calvarienberge und zur Stadt ſammt einer Fahne. Wie Großes von Großem immer angezogen wird, ſo war auch der mächtige Chalif Harun al Raſchid Karls Bewunderer und ſchenkte ihm einen Elephanten, ein koſtbares ſeidenes Zelt und eine kunſtvolle Waſſeruhr, Geſchenke, die er durch Ueberſendung von ſpaniſchen Maulthieren und Pferden, frieſiſchen Kleidern u. ſ. w. erwiederte.

Am Schluß des 8ten Jahrhunderts war die obenangedeutete Machtſtellung im Weſentlichen erreicht. Erweitert konnte ſie kaum mehr werden; aber ſie konnte einen ſichtlichen, ſinnlichen Ausdruck bekommen. Und das geſchah. Bei der Scheide zweier Jahrhunderte, am 25. December, am Weihnachtstage des Jahres 800 ward Karl zum Kaiſer gekrönt d. h. zum Haupt der katholiſchen Chriſtenheit gemacht. Auch hierbei erreichte er nur das Ziel der Bahn, die ſein Vater eröffnet hatte und gab den Ideen Ausdruck, die in ſeiner Familie ſchon längere Zeit vorherrſchend waren. Chriſtliche Kirche und Staat müſſen Hand in Hand gehen, König und Papſt, Biſchof und Graf. Darum fand Bonifazius an Pippin eine Stütze, darum trat dieſer mit den Päpſten in Briefverkehr, darum ward er ſein Vertheidiger gegen die Longobarden. Darum ſalbte ihn der Papſt zum König von Gottes Gnaden und ernannte ihn und ſeine Söhne zu Schutzherrn Roms.

Karl blieb dieſen Ideen treu. Auch er, ſehen wir, ſah ſich den Heiden und Muhammedanern gegenüber, als Hort und Verbreiter des chriſtlichen Glaubens an; auch er war ein Schutz der Päpſte gegen die Longobarden. Er beſtätigte ihnen die väterliche Schenkung. Es war natürlich, daß der Gedanke ſich Bahn brach, die ganze abendländiſche Chriſtenheit ſei ein Ganzes, und die Aufgabe ſie zu leiten und zu ſchützen nur zwei Händen zugleich anvertraut, der des Hauptes der abendländiſchen Kirche, durch Bonifazius Bemühungen als ſolches anerkannt, und der Karl's, des mächtigſten chriſtlichen und von ſeiner religiöſen und ſittlichen Sendung erfüllten Herrſchers in Europa. Dieſe weitumfaſſende Aufgabe und dieſe ſeit Jahrhunderten nicht geſehene Herrſchaft erinnerten natürlich in Rom, das bereits zu ſeinem Reiche gehörte, an die untergegangene höchſte Würde eines Weltreichs, an die römiſche Kaiſerwürde, zumal in einer Zeit, wo die Regierung des oſtrömiſchen oder byzantiniſchen Reichs in Weiberhänden ruhte.

Karl alſo, vom Papſt Leo gegen ſeine Feinde in Rom, die ihn gemißhandelt und geblendet hatten, zu Hülfe gerufen, eilte dorthin, und als er an dem hohen Feſttage demüthig ſeine Andacht an den Stufen des Altars der Petrikirche verrichtete, da ſetzte ihm Papſt Leo die kaiſerliche Krone, vielleicht nicht völlig unerwartet auf das Haupt und ſalbte ihn. Das Volk aber ſchrie: Karl, dem frömmſten Auguſtus, dem von Gott gekrönten, großen, Friede ſchaffenden Kaiſer Leben und Sieg.“ Als ſolchen erkannte ihn auch der griechiſche nach einiger Spannung und nach Ueberlaſſung von Venetien und Dalmatien an.

Nach ſeiner Rückkehr wandte ſich Karl, eingedenk der heiligen Pflichten, die ihm ſein neues Amt auferlegte, und tief davon ergriffen, faſt ausſchließlich der Sorge für die innern Angelegenheiten des Reiches zu, während er die Abwicklung der äußern ſeinen Söhnen und andern Perſonen überließ. Alles das aufzählen, wodurch er die Gedanken ſeines Vaters und ſeine eignen, fortſetzte und verwirklichte, hieße eine ganze Religions- und Verfaſſungsgeſchichte ſchreiben. Aber aus dem Größten, wie Kleinſten, was er that, leuchtete die eine Idee durch, daß er von Gott berufen ſei, das Wohl ſeiner chriſtlichen Unterthanen zu fördern. Ein neuer Eid, von den Franken im Jahre 802 gefordert, ſollte Alle, vom Jüngling an verpflichten, dem Kaiſer gehorſam, ihm in der Ausübung ſeiner heiligen Pflichten beizuſtehen. Falſcher Eid, Gewalt, Betrug und Schmeichelei ſollten verbannt ſein, Schutz der Kirche, der Armen, der Frauen, der Fremden, aller Mitmenſchen, des Rechts und der guten Sitte Allen am Herzen liegen. Nicht Alles, was dem gemäß geſchah, ging nun vielleicht immer von ihm perſönlich aus. Aber der Geiſt ſeiner Zeit und ſein eigner, gingen in einander auf, und er ſorgte nur dafür, daß jener nicht ſtockte. So nahm er ſich der Kirche und des Staats, gleichmäßig und bis in's Einzelnſte an. Wie ſchon unter ſeinen Vorgängern waren Kirchen- und Reichsverſammlungen eins. Hier ließ er Reichsverräther wie Taſſilo verurtheilen und Kirchenſtreitigkeiten wie über Bilderdienſt und die Meinungen des Biſchofs Felix von Urghel entſcheiden. Hier ließ er eine Zuſammenſtellung von Beſchlüſſen der Kirchenverſammlungen und der Päpſte veranſtalten. Und andererſeits ſorgte er auch wieder dafür, daß das Recht jedes einzelnen Volksſtammes ſchriftlich als eine Richtſchnur aufgezeichnet werde. Denn obwohl in Alles eingreifend, ließ er doch Kirche und Völkern Freiheit und Selbſtſtändigkeit der Entwickelung. Er hatte mit der Uebernahme der römiſchen Kaiſerwürde nicht den germaniſchen Sinn für Freiheit verloren.

Er beſchenkte nicht bloß ſelbſt in Maſſen Kirchen und Klöſter, er baute nicht bloß welche und ſtellte dazu geſchickte Baumeiſter, wie Einhard an und ließ Marmor und Säulen, wie bei der Achner Kirche aus Ravenna kommen, er ſicherte ihnen auch ihre Rechte, drang auf die Zahlung des Zehnten, dem er ſelbſt ſich nicht entzog, wie wir oben ſahen, des Zinſes, den Empfänger kirchlicher Güter ſchuldig waren, auf Erhaltung der Dächer und kirchlichen Gebäude von Seiten der dazu Verpflichteten. Der Graf ſollte beiſtehen, wenn der Arm der Kirche zu ſchwach war, ſich Recht zu verſchaffen.

Ebenſoſehr ſorgte er aber auch für die Rechte ſeiner weltlichen Unterthanen.

Die Grafen ſollten die freien Bewohner ihrer Gaue nicht drücken, keine Dienſte in Feld und Haus, keine Beiſteuer, keine Herberge, keine Einquartierung verlangen, die ihnen nicht zukäme. Die Reiſenden ſollten ſeines Schutzes genießen, der ihnen oft durch Schutzbriefe geſichert war. Die Armen ſollten zwar nicht betteln; aber es war den Vermögenden zur Pflicht gemacht, für die Dürftigen ihres Bezirks zu ſorgen, beſonders in Zeiten der Hungersnoth. An ſeinem Hofe hatte er einen beſonderen Aufſeher für ſie.

Die Kaufleute erfreuten ſich ebenfalls ſeiner Fürſorge; er regelte die Zölle, er legte Brücken an, wenn auch nicht immer gerade für ihre Zwecke, wie die große hölzerne zu Mainz, die er ſpäter mit einer ſteinernen vertauſchen wollte, die aber von ruchloſer Hand in Brand geſteckt wurde. Er ſtellte verfallne Leuchtthürme wieder her und ſorgte für die

Erhaltung der Wachtfeuer, er vermehrte Märkte und Marktplätze, er machte einen Verſuch, Rhein und Donau durch einen Kanal zwiſchen Altmühl und Rednitz zu verbinden, der durch die Ungeſchicklichkeit ſeiner Arbeiter mißlang. Er drang auf gleiches Maaß und Gewicht. An ſeinem Hofe ſoll deßwegen ein Normalmaaß aufbewahrt worden ſein. Um der Verbeſſerung des Geldes willen beſchränkte er die Münzſtätten und nahm ſie unter ſeine beſondere Obhut.

Aber auch umgekehrt ſchützte er ſein Volk vor dem Egoismus der Kaufleute. Das Getreide ſollte nicht vor der Ernte und auf dem Halm verkauft, der Preis nicht willkürlich geſteigert werden, bei Mißwachs keine Ausfuhr ſtattfinden, dem Feinde bei Todesſtrafe keine Waffen zugeführt werden.

Ueberhaupt ſollte ſein Volk ein frommſittliches ſein; ſo ſchärfte er die Heilighaltung des Sonntags, der Ehe ein und erließ Geſetze gegen Trunkenheit, gegen andere Laſter, gegen Raub, Mord, gegen heidniſchen Aberglauben u. ſ. w.

Und damit die ganze Staatsmaſchine in dieſem Geleiſe bleibe, bildete er eine ſchon früher angewendete Maßregel zu einem organiſirten Inſtitut aus, zur Sendgrafſchaft. Sendgrafen ſollten die Verbindung zwiſchen Thron und Volk aufrecht erhalten und regelmäßig im ganzen Reiche ausgehend darüber wachen, daß Recht und Gerechtigkeit von den Grafen geübt, rechter Glauben und gute Sitte von Biſchöfen und Prieſtern gelehrt werde. Darum ward meiſt ein Biſchof und ein Weltlicher zuſammen geſchickt, um vom Biſchof und Grafen Rechenſchaft zu verlangen und ihm wieder zu überbringen. Reichsverſammlungen und Reichsgerichte, Alles ward geregelt.

Die Bildung fand einen hervorragenden Patron an ihm. Er ließ nicht bloß an ſeinem Hofe Schulen anlegen, ſondern deren Gründung auch bei Kirchen und Klöſtern anbefehlen. In eigner Perſon erkundigte er ſich nach dem Fortſchreiten der Zöglinge und rügte mit harten Worten die Schlaffheit der vornehmen Knaben und lobte den Eifer der geringeren. Es iſt bekannt, daß er die bedeutendſten Gelehrten an ſeine Perſon oder in ſein Land zog, den berühmten Alcuin aus York in England, Peter von Piſa, den longobardiſchen Geſchichtsſchreiber Paulus Warnefried, auch Diakonus genannt. Der erſte gründete in Tours gewiſſermaßen eine Hochſchule. Karl ſelbſt und die angeſehenſten Perſonen ſeines Reichs rühmen ſich ſeine Schüler zu ſein. Er brachte die in England bereits bekannte Methode des Studiums der Wiſſenſchaften auch in Frankreich in Aufnahme und gründete einen wiſſenſchaftlichen Orden. Man fing an, ſich eingehender mit dem Studium der klaſſiſchen Wiſſenſchaften und der Bibel zu beſchäftigen, d. h. germaniſche an klaſſiſche Bildung anzuknüpfen. Karl ließ auch eine deutſche Sprachlehre ſchreiben, deutſche Heldenlieder ſammeln, und ſeine eigne Größe gab der Geſchichtsſchreibung Stoff und Uebung. Italieniſchen Geſang führte er nach dem Beiſpiele ſeines Vaters in Gallien ein. Die Hauptſchule war in Metz. Italieniſche Kunſt und Künſtler bürgerten ſich bei dem Bau ſeiner Paläſte zu Achen, Ingelheim, im Frankenreiche ein.

Selbſt in Bezug auf den Landbau ward er durch Anordnungen für die königlichen Güter das Vorbild eines ſorgſamen, weiſen und gerechten Gutsherren. Er gab nicht nur Verordnungen über Ackerbau, Garten-, Weinbau, Hauseinrichtung, Jagd u. ſ. w., er ließ ſich auch zu Weihnachten Rechnung, zu einer andern Friſt die Einkünfte abliefern, beſtimmte die Lieferungen an Naturalien, Vieh, Butter, Käſe, Eiern. Er ließ ſich eine genaue Beſchreibung der Güter, alles Zubehörs anfertigen und Berichte über ihren Zuſtand abſtatten. Er ſchärfte ſeinen Aufſehern ſtreng ein, mit ihrer Amtsgewalt keinen Mißbrauch zu treiben. Sich ſelbſt behielt er die Endentſcheidung in allen wichtigen Fällen vor.

Zum Schutz des Landes gegen äußere Feinde gab er den Gränzgrafen größere Gewalt in die Hand und ſchuf auch die ſogenannten Marken oder Grenzſtriche, denen er beſondere

Grafen vorſetzte z. B. die ſpaniſche, die däniſche. Gegen die Ueberfälle der Normannen und Mauren baute er Flotten, z. B. in Boulogne und beſichtigte ſie ſelbſt, legte Häfen an und ſetzte Wachtpoſten hinein. Endlich ordnete er die Heerpflichten, und wenn er mit Strenge einerſeits verfuhr bei allen Verletzungen derſelben, z. B. bei Nichterſcheinen im Falle eines Aufgebots und bei Deſertion, ſo zeigt ſich auch hier andrerſeits wieder ſeine Milde für die Aermeren, ſeine Sorge für die Erhaltung des Freienſtandes überhaupt. Da nämlich die Ausrüſtung von den Freien ſelbſt zu beſtreiten war, ebenſo wie der Unterhalt, ſo war der Dienſt eine ſchwere Laſt; deßhalb ordnete er an, daß nur die Reichen in eigner Perſon zu erſcheinen hätten, die Aermeren in Gruppen von 2—5 Perſonen zuſammentreten ſollten, um einen Mann in's Feld zu ſenden.

Kurz, es giebt kein Gebiet des Staatslebens, wo Karl nicht an frühere Einrichtungen anknüpfend, raſtlos die beſſernde Hand angelegt hätte, bald ergänzend, bald ordnend, nie aufhebend oder zerſtörend. Nach allen Seiten hin hat er ſo Anregungen ausgeſtreut, von denen vielleicht einzelne im Drange der Verhältniſſe erſtickt ſind. Die Mehrzahl aber trug Früchte, und die Cultur Deutſchlands läßt ſich ſchließlich auf ihn zurückführen. Aus allen ſeinen Thaten wie Geſetzen aber blickt ſtets der Geiſt der Frömmigkeit, der Weisheit, des Rechts und der Milde hindurch. Und wenn dennoch ſcheinbar Züge der Härte aus dieſem ſo harmoniſch geſtalteten Weſen hervorbrechen, ſo iſt nicht Willkür, ſondern Ueberzeugung die Quelle davon. Er ſelbſt kann eben ſein, wie es der Augenblick erheiſcht.

Auf ihn kann man des britiſchen Dichters Wort anwenden:

„Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge,
Des Kriegers Arm, des Staates Blum' und Hoffnung,
Der Sitte Spiegel und der Bildung Muſter,
Das Merkziel der Betrachter."

Nicht wichtig iſt es, nachdem das ausführlich beſprochen iſt, wodurch er für die Ewigkeit gewirkt hat, auch von dem Vergänglichen in ſeiner Erſcheinung, ſeiner Perſon zu reden; und dennoch intereſſant, die Quelle, aus der ſo Großes gefloſſen, kennen zu lernen.

Er war eine gewaltige Erſcheinung, als müßte der große Geiſt auch eine Form haben, die über das gewöhnliche Maaß hinausragt. Sieben ſeiner Füße lang, breit und kräftig war ſein Körper. Seine Glieder waren ebenmäßig, und nur ſein Nacken etwas kurz und dick, ſein Bauch herabhängend. Doch mag das wohl nur im höheren Alter geweſen ſein. Aus ſeinem runden Kopf, im Alter bedeckt mit wallendem weißen Haar, blitzten lebendige, große Augen. Seine männliche Haltung, ſein feſter Gang boten einen ſtattlichen und würdigen Anblick dar, wozu nur ſeine helle Stimme nicht recht paßte. Und dabei war ſein Geſicht ſtets heiter, freundlich und milde. Seine Geſundheit war eine feſte; nur in den letzten Lebensjahren litt er an Fieber und fing an zu hinken. Durch mäßiges Leben, fleißige Leibesübungen, beſonders Fechten, Reiten, Schwimmen und Jagen, worin er es allen Altersgenoſſen zuvorthat, ſuchte er ſich jene zu erhalten. Wie die Mehrzahl großer Männer, ein Attila, ein Friedrich der Große, überhaupt wie alle braven Herrſcher, die das Wohl ihrer Völker im Ernſt zu fördern ſtreben, liebte er nicht äußeren Prunk und war ſeinen Unterthanen ein Vorbild bürgerlicher Einfachheit und Mäßigung. Er ging daher für gewöhnlich in ſchlichter vaterländiſcher Tracht, in leinenem Hemd und Unterhoſen, in einem Wamms mit ſeidnen Streifen, die Beine umwunden mit Binden, die Füße bedeckt mit Schuhen. Im Winter ſchützte ein Seehundspelz Bruſt und Schultern, im Sommer umwallte ihn ein meergrüner Mantel. Nur das Schwert, das Symbol ſeines kriegeriſchen Ruhmes, hatte Griff und Gehenk von Gold und ward bei feſtlichen Gelegenheiten mit einem mit Edelſteinen beſetzten vertauſcht. Ueberhaupt ging er von der hergebrachten Kleidung ab, wenn es galt, den Geſandten fremder Herrſcher oder bei feſtlichen Gelegenheiten die Erhabenheit ſeiner Würde darzuſtellen. Dann prangte er im golddurchwirkten Kleide, im Purpurmantel, von goldenen Spangen zuſammengehalten und im reich mit Edelſteinen beſetzten Diadem.

Mäßig war er auch im Eſſen und Trinken. Ein guter Wildbraten, ſelbſt geſchoſſen und ſparſam genoſſen, ein einziger guter Trunk bei der Tafel, aber gewürzt durch ſinnige Unterhaltung, durch Muſik oder Vorleſen, ein wenig Obſt nach Tiſch, ſo war es ihm recht. Trunkenheit, Völlerei verabſcheute er bei ſich und andern.

Seine große Seele war raſtlos thätig und immer dem Edlen zugewandt. Wie hätte er auch ſonſt ſo Vieles und Großes vollbringen können! Selbſt in der Nacht ließ es ihm keine Ruhe. Vier — fünfmal wachte er auf, ſtand auf, ging im Gemach umher und übte ſich im Schreiben, zu welchem Behufe Tafel und Papier ſtets unter ſeinem Kopfkiſſen lagen. Die Zeit war ihm koſtbar, ſie durfte nicht mit alltäglichen Geſchäften vergeudet werden. Beim Eſſen hörte er gern von den Thaten der Helden der Alten oder aus den Schriften des heiligen Auguſtinus, beſonders „vom Worte Gottes.“ Beim Ankleiden entſchied er Streitigkeiten und andere Staatsangelegenheiten. Die wiſſenſchaftlichen Lücken füllte er noch in vorgerückten Jahren aus; mit Ausdauer übte er ſich im Schreiben, lernte er rechnen, unterrichtete er ſich in Rhetorik, Grammatik, Aſtronomie. Das Lateiniſche ſprach er allmählig fertig wie deutſch. Das Griechiſche verſtand er wenigſtens. So arbeitete er mit nicht minderem Eifer an ſich ſelbſt, wie an der Verbeſſerung ſeines Staates. Und was er an Kenntniſſen verſäumt hatte, das erſetzte ihm ſein durchdringender Verſtand. Er war dabei vollkommen der Rede Herr. Was er ſprach, war klar und lebendig, reich und ſicher, ein Beweis der innern Klarheit, Sicherheit und des innern Reichthums. Und wenn die Anekdoten von ihm beim Mönch von St. Gallen auch nur zum Theil wahr, ja auch nur in ſeinem Geiſte erfunden wären, ſo erkennen wir daraus ſeinen ſchlagenden Witz, ſeine Geiſtesgegenwart, ſeinen Humor und ſeine unwandelbare Gerechtigkeitsliebe.

Der Fülle ſeines Geiſtes kam nur die Fülle ſeines Gemüthes gleich. Ein liebender Sohn, ſprach er den Namen ſeines Vaters ſtets nur mit der größten Hochachtung aus und taſtete ſeine Geſetze und Verordnungen nicht an. Seine Mutter ward bei ihm in Ehren alt, und kaum einmal brach ein Zwiſt zwiſchen ihnen aus; mit gleicher Liebe hing er an ſeiner frommen Schweſter Giſla, mit größerer noch an ſeinen Kindern, beſonders ſeinen Töchtern, ſo daß er ſie nicht verheirathete, weil er ohne ihre Geſellſchaft nicht leben konnte. Selbſt bei der Jagd ritten ſeine Söhne ihm zur Seite, und auch ſeine Töchter durften dabei nicht fehlen. Unſer Bild ſoll eine ſolche Jagdſcene vergegenwärtigen und iſt ganz geeignet, uns, obgleich es nicht die volle Zahl der Töchter Karls des Großen zeigen kann, von ſeinem Verhältniß zu ihnen, das ſelbſt die bekannte Sage von Einhard und Emma im Auge hat, einen friſchen Eindruck zu geben. Nie ſpeiſte, nie reiſte er ohne ſie. Wie ein guter Hausvater hielt er ſtreng darauf, daß die Kinder wiſſenſchaftlich erzogen wurden, die Söhne durch Leibesübungen ſich zum künftigen Beruf ausbildeten, die Töchter mit Spinnrocken und Spindel ſich beſchäftigten, alle dem Müßiggang abhold waren. Ihren Tod ertrug er zwar wie ein Mann, gelaſſen, doch nicht ohne Thränen, die ihm auch bei der Nachricht von dem Verluſt des tiefgeſchätzten Papſtes Hadrian reichlich floſſen, denn er war ſeinen Freunden — dies Lob wird ihm aus dem Munde ſeines Freundes Einhard ertheilt — unverbrüchlich treu, überhaupt für Freundſchaft empfänglich und leicht zugänglich. Er glich nach den letztgeſchilderten Seiten hin dem Größten, der nach ihm den Thron Frankreichs beſtieg, Heinrich IV., auch darin vielleicht, daß auch ihn mancherlei häusliches Mißgeſchick verfolgte.

Karl, eben ſo groß als Held und Herrſcher, wie verehrungswürdig als Privatmann, ſtarb endlich nach 47jähriger Regierung, als Siebziger, nachdem er die letzten Jahre ſeines Lebens gekränkelt hatte, am 28. Januar 814 in der dritten Stunde des Tages. Vor dem immer wiederkehrenden politiſchen Fehler der damaligen germaniſchen Fürſten, der Theilung ſeines Reiches, die er bereits im Jahre 806 unter ſeinen Söhnen vorgenommen hatte, bewahrte ihn am Ende ſeines Lebens, wie am Anfang ein gutes Geſchick, nämlich der Tod der beiden älteſten, die ihm in's Jenſeits vorausgeeilt waren. Das große Reich blieb ein Einheitsſtaat. Seinem Sohne Ludwig nämlich, den er ſchon im Vorgefühl des nahenden Todes ein Jahr vorher aus Aquitanien gerufen, zum Mitregenten, Kaiſer und Auguſtus ernannt hatte, hinterließ er ſein Land und ſeine Würde. Zu Aachen in der Kirche der heiligen Mutter Gottes ward er begraben. Sein Leib ward einbalſamirt und auf goldnem Stuhle ſitzend und mit den kaiſerlichen Prunkgewändern und dem Diademe angethan, im Grabgewölbe beſtattet.

Unermeßlich war das Klagen und Trauern des Volkes, und mit Recht; denn es verlor ſeinen weiſen und gerechten Vater. Die nachfolgenden Geſchlechter aber ſetzten ihm ein Denkmal in ihren Liedern und dichteten ihm Wunder an, deren er nicht bedurfte um unſterblich zu ſein.

Seine Kaiſerwürde vererbte ſich mit der Zeit auf die Herrſcher der deutſchen Nation. Noch in manchem ward der Begriff wieder lebendig, den Karl in jene Würde hineingelegt hatte, Recht, Sitte, Wahrheit und Glauben in ſeinem Volke zu ſchützen und zu fördern, die rechte Hand des Papſtes, das weltliche Schwert Gottes, der Mittelpunkt und der Chorführer chriſtlicher Völker zu ſein. Lange aber iſt dieſer Begriff verſchwunden, lange auch die Würde ſelbſt. Das Volk ſehnt ſich, ſie aus dem Grabe mit altem Glanze aufſteigen zu ſehen, und ein Geſchlecht auf den Thron zu erheben, deſſen Glieder an Frömmigkeit, Weisheit, Liebe zum Volk, Rechtsgefühl und Tapferkeit der Familie Karls nicht nachſtehen. Wollte Gott, daß einer von ihnen die unerſchrockne Hand Pippins beſäße, nach der Krone zu greifen, und ein anderer ſein deutſches Volk ſo beglückte, wie Karl das ſeinige!

Die Schwabenſtreiche und Ortsneckereien der Deutſchen.

Vom Profeſſor Adalbert Kuhn.

Außer der gemeinſamen Schriftſprache und dem Bundestag wird das deutſche Volk bekanntlich noch durch ein drittes inniges Band umſchlungen, nämlich das der Spott- und Neckluſt, mit welcher nicht allein ein Stamm den andern, ſondern faſt in jedem Gau wieder eine Stadt die andere, ein Dorf das andre, ſei es ob einzelner tiefſinniger Geiſtesthat, ſei es ob vollſtändiger Durchdringung des ganzen Lebens mit der Ahnenweisheit, verſpottet und verlacht. Dies Band iſt aber kein etwa erſt heut gewobenes, ſondern iſt älter als der Bundestag und die Schriftſprache und die älteſten Zeugniſſe ſeiner Exiſtenz reichen bis in die Zeiten der Völkerwanderung, wo man z. B. von den Herulern berichtet, ſie hätten ſich, wie ſpäter die ehrlichen Schwaben, in ein blau blühendes Flachsfeld geworfen, weil ſie gemeint, es ſei ein Waſſer, in dem ſich der blaue Himmel ſpiegele. Weiter hinab mehren ſich die Zeugniſſe, bis endlich am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts die berühmte Schildbürger-Chronik oder das Lalenbuch erſchien, welche die damals wohl geläufigſten Schwänke mit vielem Geſchick und Witz in eine Geſchichte der Stadt Schilda vereinigte, deren Einwohner von einem der ſieben Weiſen abſtammend und daher urſprünglich mit höchſter Weisheit begabt, von allen Fürſten zu Rath berufen worden und darüber ihre Stadt und ihr Hausweſen vernachläſſigen, weshalb ihre Weiber ſie endlich zurückfordern. Damit nun aber ſolcher Schaden nicht zum zweiten Male Gemeinde und Familie treffe, beſchließen die Schildbürger ſich närriſch zu ſtellen und gerathen auf dieſe Weiſe allmählig ſo in die Thorheit hinein, daß ſie derſelben nicht mehr ledig werden können und endlich ihre eigne Stadt im grimmen Wahne den Flammen weihen, worauf ſie als Apoſtel der Narrheit in alle Welt ziehen und ſo denn ihr ſchalkhaftes Völklein in zahlreichen Vertretern überall zu finden iſt.

Dieſe Vereinigung in ein größeres Ganzes hat jedenfalls viel zur weiteren Verbreitung der hier verarbeiteten Schwänke beigetragen und auch andere den dort erzählten ähnliche hervorgerufen, doch iſt jedenfalls auch ein großer Theil anderer noch vorhanden geweſen, die dort nicht zur Verarbeitung gekommen ſind und bis auf die neueſten Zeiten nur im Munde des Volkes fortgelebt zu haben ſcheinen. Erſt jetzt, wo mit den Sagen und Gebräuchen der einzelnen Stämme auch dieſe Ueberlieferungen alter Zeit geſammelt ſind, überſieht man mit Ueberraſchung die große Zahl derer, die aus dem Urquell der Weisheit getrunken, und ſieht, daß auch heute noch manche Städtlein ſich auf dem tragiſchen Wege der umkehrenden Weisheit wie Schilda befinden oder doch von ihren näheren Landsleuten als ſolche bezeichnet werden. So hat in der Mark z. B. Köpenick ein offenbar älteres Anrecht auf jene vom Thales oder einem ſeiner Genoſſen ſtammende Weisheit, doch iſt es in neueren Zeiten ganz in den Hintergrund getreten, während die aus dem Geiſte des großen Königs hervorgegangene Schöpfung ſich vielleicht in nicht allzuferner Zukunft dem Bopfingen, Polkwitz, Schöppenſtädt u. ſ. w. ebenbürtig zur Seite ſtellt, wozu durch die Bezeichnungen potsdämlich und Potsdorf und kleinere Schwänke hinreichende Bahn gebrochen iſt. Doch greifen wir der Zukunft nicht vor und halten wir uns allein an die Gegenwart, welche uns zeigt, ein wie großer Ueberfluß an klugen Gedanken bei allen deutſchen Stämmen noch vorhanden iſt. Wir wollen aus der ganzen Fülle nur eine kleinere Auswahl halten. In Betreff der nachfolgenden Zuſammenſtellung bemerken wir, daß ſie eben nur einzelnes mehr oder minder ſich an einanderreihendes zuſammenordnen wollte, und daß wir daher ohne einen anderen Grund mit den Büſumern anfangen, als weil ſie die am weiteſten nördlich wohnenden ſind und der niederdeutſche Humor ſich kaum an einem anderen Völkchen in gleichtreffender Weiſe zeigt.

Die Büſumer, welche an der Küſte im Lande Ditmarſchen wohnen, ſchwammen eines Sonntags ihrer neun hinaus in die See, und als ſie eine Strecke hineingeſchwommen waren, drehte ſich der Vordermann um und ſagte: Jungens, ik mutt doch w'raftig mal tellen, of da ok wull verſapen is unn wy noch all tohopen ſünt. Er fing alſo an: een, twee, dree, veer, fief, ſös, ſöben, ach — ik bin ik," ſagte er zuletzt, „jo mutt dar wull verſapen ſyn." „Laet mi man ins tellen," ſagte ein anderer und fing an: een, twee, dree, veer, fief, ſös, ſöben, ach — ik bin ik; dar is waraftig een verſapen." (Jungen, ich muß doch wahrhaftig mal zählen, ob da auch irgend einer erſoffen iſt und wir noch alle zuſammen ſind. — Eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben, acht, — ich bin ich! ſo muß da einer erſoffen ſein! — Laßt mich nur mal zählen, eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben, acht, — ich bin ich! — da iſt wahrhaftig einer erſoffen!) Traurig ſchwammen ſie nach dem Ufer zurück und ſuchten hier noch einmal den neunten. Einer fing wieder an zu zählen, als gerade ein Fremder des Weges kam; der ſah die nackten Männer ſtehen und fragte, was ſie da machten. Da erzählten ſie ihm, wie ſie ihrer neun in's Meer hinausgeſchwommen ſeien, aber nur acht herauszählen könnten und alſo wohl einer ertrunken ſein müßte. Der Fremde rieth ihnen daher, es ſolle jeder ſeine Naſe in den Sand ſtecken und nachher ſollten ſie die Löcher zählen. Die Büſumer thaten's und fanden die richtige Zahl: es waren wirklich neun Löcher. Da kleideten ſie ſich vergnügt wieder an und gingen in's Dorf zurück.

Aber die Büſumer ſind nicht allein in ſolcher Noth geweſen; wie ihnen, ging es auch den Köpenickern, da ſie einſt in den Müggelſee hinausgeſchwommen waren, und ſie wurden erſt ihrer Sorge ledig, nachdem auf den Rath eines Vorübergehenden jeder einen Finger in den Sand geſteckt hatte und bei der Zählung die richtige Zahl herauskam; auch die Jühnder im Göttingiſchen geriethen einſt in gleiche Angſt und brachten erſt die Wahrheit heraus, als ſie ihre Naſen in Schnee geſteckt und die Löcher gezählt hatten. Ob ſie davon den Schnupfen bekommen haben, wird nicht erzählt, jedenfalls werden ſie damit zufriedener geweſen ſein, als die guten ſchwäbiſchen Bopfinger mit ihrer Probe. Dieſe geriethen mal in große Verlegenheit, da ſie nirgendswoher Salz bekamen, und in ärgſter Noth ſchrieben ſie endlich öffentlich aus: „Wer Salzſaamen habe, ſie kauften welchen." Endlich kam einer und brachte viele Säcke voll. Auf dem Breitwang ging's an's Ackern und Säen. Nach längerer Zeit zog der hochweiſe Rath gegen den Breitwang, um zu ſehen, wie es mit der Saat ſtehe. Es war ganz wie ein Wald. Nun wollte der Bürgermeiſter nicht hineinwaten, um keinen Schaden zu thun. Da trugen ihn vier Rathsherren hinein, welche, damit ſie nicht zu viel zertreten möchten, die Stiefel auszogen. Aber die Salzpflanzen, es waren Brenneſſeln, brannten den vieren gewaltig an den Füßen, ſo daß bald dieſer, bald der kratzen und reiben mußte, und auf einmal plumps! lag der Bürgermeiſter zuſammt den Trägern und der Bahre in den Brenneſſeln. Nachher zählte der Bürgermeiſter ab, es kamen aber immer nur vier heraus; da gab ihnen ein Steinklopfer den Rath, in den friſchen Kuhfladen auf dem Wege die Naſen zu ſtecken. So viel Löchlein, ſo viel Naſen, ſo viel Mann. Und ſiehe, es waren noch alle fünf! Um gleich von der Salznoth weiter zu reden, ſo iſt bekannt, daß es den Schildaern auch ſo ging, und dieſe auch den gleichen klugen Einfall hatten, ihren Schultheißen auf der Bahre in's Feld zu tragen, um nicht die Frucht zu zertreten. Doch dürfte ſchwer zu entſcheiden ſein, welche von beiden Städten zuerſt auf dieſen Gedanken gekommen ſei, und ob nicht etwa Beide nur anderer Weisheit nachgeahmt haben. Man höre!

Auf den Wieſen der Gansloſer Bauern — Gansloſen iſt ein ſchönes ſchwäbiſches Dörflein, welches ſich einen ſo weitberühmten Namen gemacht hatte, daß ihm ſein Ruhm endlich unbequem wurde, und es daher um die Vergünſtigung einkam und ſie auch auswirkte, den Namen Gansloſen mit „Audorf" vertauſchen zu dürfen und ſo heißt es jetzt, — alſo auf den Wieſen der Gansloſer Bauern hielt ſich früher ein Storch auf; den bewunderten und verehrten ſie dergeſtalt, daß ſie ihm zu Ehren einſt ein beſonderes Feſt feierten und in die Kirche zogen und daſelbſt folgendes Lied ſangen:

Heut feiern wir das hehe Thier,
Das uns auf unſern Wieſen geht:
Es hat ein ſchwarzweiß Wammes an
Und einen Schnabel wie a Gans. Halleluiah!

(Wer der Dichter dieſer Gansloſer Hymne ſei, iſt leider nicht bekannt, offenbar gehört er aber derſelben Sängerſchule an, aus welcher derjenige hervorgegangen war, der bei den Wettſpielen zu Schilda [andere wollen behaupten, es ſei zu Köpenick geweſen] mit dem Liede

Ich bin der Meiſter Hildebrand
Und ſtelle meinen Spieß an die Mauer.

den Preis und das Schultheißenamt gewann.) Indeß wurde der Storch den Gansloſern doch bald läſtig, weil er ihnen ſo viel gutes Gras verwatete. Sie hielten daher einen Rath, wie man ihn am beſten von den Wieſen entfernen könne und beſchloſſen nach langem Hin- und Herreden, daß der Büttel ihn wegjagen ſolle. Damit aber auch dieſer kein Gras verwate und man zugleich urkundlich die Ausführung dieſes Beſchluſſes wiſſe, erhielten vier Gemeinderäthe den Auftrag, den Büttel auf einer Bahre hinauszutragen. Und ſo geſchah alſo. Der Storch aber ließ die Gansloſer bis dicht in ſeine Nähe kommen und flog dann davon, worauf der Büttel ſeine Träger noch auf die Höflichkeit des Storches aufmerkſam machte, indem derſelbe, bevor er fortgeflogen, ſich noch vor den Gemeinderäthen verbeugt habe.

Man möchte faſt glauben, daß Gansloſen den Anſpruch auf die erſte Erfindung dieſes Verfahrens habe, zumal wenn man bedenkt, daß das ganze übrige Schwabenvolk, wenn es ſagt: „Dees is a Ganslauſer Streach (Streich)!“ zur Erklärung auch wohl hinzuzufügen pflegt: „Wie da, wo mer a Storch g'ſchoßa hat.“ Doch will ich nicht verſchweigen, daß auch Unter-Jeſingen in Schwaben, Moſſenberg in Weſtfalen, ſowie Griesheim in Heſſen einigen Anſpruch auf Berückſichtigung haben; das letztere verdient jedenfalls beſondere Erwägung, da hier das edle Beiſpiel am beſten gewirkt hat. Denn als nun der Gemeindediener auf der Leiter ſaß und den Storch vor ſich hertrieb, da war ein andrer Langbein ſo vermeſſen, daß er der Leiter nachſchritt und klapperte, als wolle er den Rath und ſeine Ordnungen verhöhnen. Da rief der Bürgermeiſter: „Auf, ihr Leute, holt noch eine Leiter; ich ſetze mich darauf, denn meine Pflicht iſt, für Euer Wohl zu ſorgen!“ Und von zwölf Männern getragen, wehrte er von der Leiter herab den Störchen und hätte einen derſelben faſt todtgeſchlagen, wenn er nur ein wenig raſcher geweſen wäre. Solch heroiſcher Patriotismus konnte natürlich nicht ohne Nachfolge bleiben; bald ſaßen alle Gemeinderäthe auf Leitern und die Griesheimer hatten die freudige Genugthuung, durch dieſe edle That des Ortsvorſtandes die Aecker am einen Ende des Orts einen ganzen Tag frei von den Störchen zu ſehen. Zwar war alles, wo ſie trugen, zertreten, aber dafür hatte man den Störchen die Lehre gegeben, daß man ſich nicht ungeſtraft von ihnen verhöhnen laſſe.

Und das war wohl etwas werth, denn zu Griesheim, wie zu Gansloſen, Schilda, Schöppenſtedt und an all den andern Sitzen der Weisheit, ſtand noch das Anſehen der Obrigkeit unerſchüttert, denn es war ein gut Regiment, das mit Rath und That überall, wo es galt, voran war. Es iſt bekannt, wie der Schultheiß in einer dieſer Städte oder Dörfer dem Tode kühn ins Auge ſchaute und ſich zuerſt an die über den Brunnen gelegte Stange hängte, wie dann der ganze Rath ihm folgte, indem ſich der Erſte an des Schultheißen Beine, der Zweite an die des Erſten hängte und ſie ſo eine lange Kette bildeten, um die Tiefe des Brunnens auszumeſſen, und wie ſie ſchneller, als ſie es dachten, den Waſſerſpiegel erreichten; der Schultheiß nämlich, der die ganze Laſt allein zu tragen hatte und deshalb ſchon einiges Brennen in den Händen empfand, rief ſeinen treuen Genoſſen zu: „Holt' mal orntlich faſt, Jungens, ik will man blot mal in de Hänn' ſpiegen,“ und im ſelben Augenblick lag die ganze Geſellſchaft unten.

Der Ruhm dieſer mannhaften Schultheißenthat, um den ſich wie um die Geburtsſtätte Homers das Siebengeſtirn Ganslosen, Bopfingen, Wechte, Schöppenſtedt, Teterow, Polkwitz, Schilda ſtreiten, iſt, wie es ſcheint, doch auch nur ein mythiſcher, wie die Perſon des griechiſchen Sängers. Denn eine ganz ähnliche That finden wir in einer Sammlung indiſcher Erzählungen, von denen die Oxforder Bibliothek eine Handſchrift beſitzt, aufgezeichnet. Dieſe Erzählungen handeln von den Thorheiten der Mitglieder eines Bettelordens, Bharataka genannt, und da die Handſchrift bereits aus dem Jahre 1675 ſtammt, die Sprache aber auf ein viel höheres Alter ſchließen läßt, ſo möchte wohl den indiſchen Bettelmönchen der Ruhm, den herrlichen Gedanken zuerſt erfaßt zu haben, beizulegen ſein, obwohl ſich nicht läugnen läßt, daß Bopfingen und die anderen Städtlein denſelben mit echtgermaniſcher Gemüthlichkeit in ihrem Geiſte umgeſtaltet haben. Die indiſche Erzählung lautet nun folgendermaßen:

In dem Dorfe Sughoſha wohnten viele Bettelmönche, deren einer den Namen Sarvapaçu (Allvieh oder an allem Vieh reich) hatte. Dieſer legte ſich einen Garten an, der nach einigen Jahren durch den Schmuck ſeiner zahlreichen Bäume, Blumen und Früchte dem Himmelsgarten ähnlich wurde, ſo daß ſelbſt die Himmelskuh Kamadhenu in der Nacht zu ihm hinabſtieg und luſtig darin umherwandelte, denſelben aber, ſobald die Morgendämmerung kam, wieder verließ und davon ging. Als ſich das nun mehrere Tage nach einander wiederholte und der Garten des reichen Büßers dadurch gewaltig zertreten wurde, ſtellte ſich dieſer in einer Nacht auf die Lauer und ſah nun zu ſeinem Staunen die Himmelskuh herabſteigen und luſtig die Blumen und Gräſer des Gartens abweiden. Sei es nun, daß der fromme Mann von der ihm zu Theil gewordenen Gnade ſo betroffen war, daß er ſie nicht verſcheuchen mochte, ſei es, daß es ihm vermöge der den Bharataka's eigenen Blitzſchnelligkeit der Gedanken erſt beim erſten Erglühen des Morgenroths einfiel, daß ihm die himmliſche Kuh den Schaden erſtatten müſſe, kurzum erſt als die Kuh ſich eben wieder auf den Rückweg zum Himmel machte, packte er ſie ſchnell beim Schwanz und war, ehe er ſich's verſah, droben im Himmel. Hier labte er ſich an dem Genuſſe herrlichen Zuckergebäcks und andrer Leckerbiſſen, und namentlich jenes mundete ihm ſo vortrefflich, daß er ſich eines derer, die dort den Namen Löwenmähne führen, einſteckte, die Kuh am andern Tage wieder am Schwanze packte und ſo zu ſeinem Garten zurückkam. Als er nun früh morgens aus dem Garten heimging, begegneten ihm einige andere Zopf- und Kuttenträger und fragten ihn, wo er geweſen ſei, worauf er antwortete: „Ich bin im Himmel geweſen; da hab' ich den Indra, Çiva, Ganeça und andere Götter geſehen und ſolches Zuckergebäck gegeſſen," bei welchen Worten er es den frommen Brüdern zeigte; ſie erhielten dann Jeder ein Stück davon, das ihnen auf der Zunge verging, worauf ſie riefen: „Ha, führe uns auch zum Himmel, daß wir auch den Himmel ſehen und die dortigen Zuckerkuchen genießen können." Das war er zufrieden und ſagte: „Kommt nur alle zu mir in den Garten, da ſtellen wir uns auf die Lauer; wenn dann die Kuh darin umhergewandelt iſt und in die Luft auffliegt, packe ich ihren Schwanz, einer von euch packt mich am Fuß, ein anderer packt deſſen Fuß und ſo fort alle andern, daß wir eine ganze Kette bilden." Alſo geſchah's denn auch und alle flogen auf; da, auf der Mitte des Weges, fragte einer der unten befindlichen: „He, Brüderlein, ſage mir doch, wie groß ſind wohl die Zuckerküchlein im Himmel?" Da ließ der erſte Bharataka, der, wie unſer Text böswillig hinzufügt, ein großer Einfaltspinſel war, den Kuhſchwanz los, ſchlug die Arme auseinander und zeigte: „ſo groß ſind ſie!" und da ſtürzten ſie alleſammt auf die Erde. Ob ſie mit geſunden Gliedern wieder aufgeſtanden und ob jeder auch wieder auf ſeine Beine gekommen ſei, erzählt der indiſche Bericht ſo wenig wie die Deutſchen erzählen, ob Schultheiß und Rathmannen im Brunnen ertrunken ſeien oder ſich noch einmal herausgerappelt haben. Einige Schwierigkeit, jeder zu ſeinen Beinen zu kommen, mögen ſie wohl gehabt haben, wie ſich aus der folgenden Erzählung über die Einwohner von Wechte entnehmen läßt, die wegen der Frage, welches ihre Beine ſeien, einmal in wirklich großer Noth waren.

Die treffliche Bauerſchaft Wechte liegt nämlich im nördlichen Weſtfalen in einer moorigen und ſandigen Gegend, ſo daß den armen Wechtern oft der ſchwarze Moorſtaub arg in die Holzpantoffeln fliegt und ihnen die Beine ſchwärzt, als wären ſie durch Hölle gegangen. Die Wechter beſchloſſen daher einmal, daß es ihnen wohl heilſam ſein möchte, wenn ſie ein Fußbad nähmen; da ſie aber ſparſame Leute ſind, haben ſie, damit es weniger Holz zur Feuerung koſte, das Waſſer in einem großen Keſſel beigeſetzt, um darin gemeinſchaftlich die Mohren weiß zu waſchen. Der Keſſel war aber doch nicht ſo groß, daß ſie alle ihre Beine nach Bequemlichkeit hätten darin umhertanzen laſſen können, und als ſie ſie daher bald nach vorn, bald nach hinten, bald nach rechts, bald nach links mit großer Schmiegſamkeit warfen und ſpulten und jeder möglichſt klar Waſſer zu erreichen ſuchte, da geſchah es zuletzt, daß keiner mehr wußte, welches ſeine Beine ſeien, denn roth ſahen ſie natürlich von dem heißen Waſſer alle gleichmäßig aus. Nun wäre Wechte, wie einſt Holland in Noth geweſen, wenn der Gänſehirt, bekanntlich immer der Weiſeſte der Weiſen, nicht geweſen wäre; der hatte ſich nämlich mit ſeiner Ruthe, mit der er die Gänſe zu treiben pflegte, an den Keſſel geſetzt und als nun das Waſſer allmählig verkühlte und bald hier, bald da ein weißes Bein oder ein rother Zehen zum Vorſchein kam, meinte er, es ſeien ſeine weißen Gänſe mit ihren rothen Schnäbeln und ſchlug, um ſie zu Paaren zu treiben, tüchtig auf die Wechte'ſchen Beine los und haſt du nicht geſehen! waren alle Beinknoten gelöſt und ſtand jeder wieder auf ſeinem Eigenthum. — Ob dieſe gewiß tief ergreifende Wiedererkennungsſcene wirklich zu Wechte oder, wie die uralte Schildbürgerchronik will, bei feierlicher Gelegenheit zu Schilda ſtattgefunden habe, laſſe ich dahingeſtellt; gewiß iſt, denn es ſteht ja gedruckt zu leſen, daß die Schildbürger, als ſie des Kaiſers Letze verzehrten, beim Zechen, da ſie auf dem grünen Raſen lagen und alle einer Farbe Hoſen an hatten, ihre Beine verwechſelten und nicht mehr kannten und keiner mehr aufzuſtehen wagte, weil er fürchtete, der andre nehme ihm etwa ſeine Füße oder er dem andern ſein Bein. Da ritt gerade einer vorüber, dem klagten ſie ihre Noth, weshalb der einen Prügel ſchnitt und tüchtig auf die Beine losbieb, bis er jedem das ſeinen eigenen aufgezeichnet und den Laufpaß gegeben hatte. Uebrigens macht das ſchwäbiſche Wittershauſen, obwohl die Leute dort grundgeſcheidt ſind und deshalb noch jener Zeit angehören, wo in Schilda die Wiſſenſchaft noch nicht umgekehrt war, Anſpruch darauf, das dritte im Bunde zu ſein, was des Breiteren zu erzählen hier zu weit führen würde. Aber daß Köpenick auch einigen Anſpruch auf Berückſichtigung verdiene, mag ich kaum glauben, wenn es mir auch aus glaubwürdiger Quelle verſichert wurde, denn die Berliner ſind bekanntlich von je her ſpöttiſch mit ihren Nachbaren, den Potsdorfern, Spandauern und Köpenickern umgegangen und die liebe berliner Jugend ruft noch heute, aus welchem Grunde habe ich nicht ermitteln können, den köpenickern Fiſchfrauen, wenn ſie in ihren langen Kähnen in majeſtätiſcher Ruhe auf der Spree dahinfahren, zu: Hule, hule, hule! Wat macht der Deibel in Köpenick! indem ſie dieſelben durch das Schmeichelwort „hule“ doch wohl als Gänslein bezeichnen will. Kurzum, der böſe Mund der Berliner ſagt, der Rath zu Köpenick hätte einmal eine wichtige Sitzung gehalten, bei welcher ſich die Rathsherrenbeine in troſtloſer Weiſe wie ein Rattenkönig verwickelt hätten, ſo daß, als man habe aufſtehen wollen, keiner die ſeinen hätte ausfindig machen können. Darüber ſei ein ſolcher Lärmen im Rathsſaale entſtanden, daß viele Bürger hereingeſtürmt wären, in der Meinung, der große Krebs ſei los und wolle den Rath verſchlingen; unter dieſen Bürgern war aber auch der göttliche Sauhirt; der nahm, als er die Beinverwirrung ſah, inſtinktmäßig ſeine lange Peitſche und wußte ſie ſo tüchtig zu ſchwingen, daß er alsbald die ganze Rathsverſammlung wie ſeine liebe Heerde aus dem Rathsſaale luſtig vor ſich hertrieb.

Jedenfalls waren die köpenicker Rathsherren, Wechter, Schildbürger und Wittershauſer (wenn auch die letzteren nicht ohne Buße) froh, wieder zu dem Ihrigen gelangt zu ſein, wie die innige Liebe zu Heimath und Eigenthum ſich auch bei anderen geſinnungstüchtigen Bürgerſchaften in ähnlicher Weiſe offenbarte. Denn die Bopfinger hatten einmal einen Delinquenten, der gehenkt werden ſollte, beſaßen jedoch keinen eigenen Galgen und mußten die Lauchheimer um den ihrigen angehen. Der hochweiſe lauchheimer Magiſtrat pflog reiflichen Raths und beſchloß: ſie wären gern bereit, als Nachbarn den Galgen herzuleihen, allein ſie hätten in den Akten gefunden, daß derſelbe blos für ſie, ihre Kinder und Kindeskinder beſtimmt ſei, daher könnten ſie ihn für den Bopfinger nicht hergeben. Da war guter Rath theuer, bis die Bopfinger endlich beſchloſſen, dem Delinquenten ein gutes Reiſegeld zu geben, damit er nach Nürnberg gehen könne, um ſich da hängen zu laſſen. Er wird vielleicht da mit dem waſunger Delinquenten, dem es ebenſo erging, zuſammengetroffen ſein, vielleicht war es auch derſelbe, der ſpäter nach Dittges kam und dort Kuheier verkaufte. Das ging ſo zu.

Als das gute Dorf Dittges, zwiſchen der Milſeburg und der hohen Rhön gelegen, gewöhnlich Dittis genannt, ſeinen Anfang genommen hatte, gab es dort noch keine Kühe, ſondern blos Ochſen. Nun wollten die Leute doch auch gern Kühe und Kälblein haben; ſiehe, da fuhr eines Tages ein Mann mit einem Schiebkarren durch das Dorf, ruhte ſich aus und ward gefragt, was er denn Schönes und Gutes in dem Korbe auf dem Karren fahre? Dieſer Mann war ein Schalk, der die Verſchlagenheit der Dittiſſer wohl kannte, und antwortete unbefangen: „Kuheier!“ Das wunderte und erfreute die Einwohner. „Ei wirklich

Kuheier!“ riefen ſie, „und was koſtet die Mandel?“ — „Ich laſſe mich billig finden,“ ſprach der Käſeführer, deckte den Korb auf und die friſchen, weißen Quarkkäſe lachten die Dittiſſer an. Es wurde eine Mandel der Kuheier angekauft und dabei ſuchten ſie die größten heraus. Unentgeltlich gab der Kaufmann noch die Belehrung, wie die Ausbrütung vorzunehmen ſei, nahm ſeine Zahlung und fuhr von dannen. Nun wurde alsbald ein Neſt gebaut und die Frau Schulzin nebſt einigen andern Weibern wurden zu Bruthennen auserkoren. Das Neſt lag auf einem Berge über dem Ort. Als einige Tage gebrütet worden war, wuchſen Würmer in den Käſen und biſſen die brütende Frau Schulzin, ſo daß dieſelbe unruhig hin- und herrückte und eines der Eier den Berg hinabrollte und in eine Hecke fiel. Aus dieſer ſprang alsbald ein Häschen hervor, worauf die Brütende vermeinte, es ſei das junge Kälbchen, aufſprang und ihm nachſchrie: „Hänschen hierher! Hänschen hierher! Kennſt'n deine Moitter nich?“ Aber das Häslein lief davon und die andern Eier waren alle verbrütet, daher für diesmal die Dittiſſer noch keine Kälber gewinnen mochten. Sie mögen ſich mit den Schildbürgern tröſten, denen es, wie im zweiten Kapitel der Chronik angedeutet wird, ebenſo erging, wie denn auch ſowohl die Rettweiler als die Obernauer in Schwaben in gleicher Weiſe Eſel aus einem Kürbis brüten wollten und davon noch heute nur „die Eſel“ heißen; die Bopfinger dagegen fanden einmal Roßbollen, die der hochweiſe Rath für Haſeneier hielt, die der Bürgermeiſter ausbrüten ſollte, während die Gansloſen ein Storchenei für ein Haſenei hielten, mit dem in gleicher Weiſe verfahren wurde. Wenn gleich der Wettſtreit um die Priorität dieſer Brutſcene in Schwaben am lebhafteſten iſt, ſo wird er doch auch noch von andern deutſchen Ortſchaften aufgenommen; in Weilheim war es der Bürgermeiſter ſelber, der den Kürbis für ein Eſelsei kaufte und ihn bebrütete; in dem auf der fränkiſchen Höhe gelegenen Marktflecken Plech kaufte man den Kürbis als ein Roßei, und als das Häschen davonlief, rief ihm der hochweiſe regierende Sechswöchner nach: „Hott, hott, Heinſel, (Fohlen), nach Plech 'nein, nach Plech 'nein!“ und davon hat der Berg, wo das Brutneſt gebaut war, bis heute den Namen Heinſelberg behalten. Auch die Waſunger brüteten einſt auf Quarkkäſen wie die Dittiſſer, nur wollten ſie arabiſche Pferde und nicht Kälber aus denſelben aufziehen: die Kleinenberger in Weſtfalen kauften und behandelten in gleicher Weiſe Kanonenkugeln als Pferdeeier und eine Eifler Gemeinde, die der erzählende Pfarrer nur als W . . . er bezeichnet, ſei es aus chriſtlicher Schonung, ſei es, weil er ſelbſt daher war, kaufte Kummern (Runkelrüben) als Eſelseier und ließ ſie von dem Verkäufer ausbrüten, der nachher, als der Haſe aufſprang, ihm nachſetzte und noch heute wiederkommen ſoll. Uebrigens haben die Eſelbrüter entſchieden den Vorrang zu beanſpruchen, da in den aus dem 13. Jahrhundert ſtammenden armeniſchen Fabeln des Vartan bereits die Geſchichte eines Gimpels erzählt wird, der eine Melone als Eſelsei kaufte, und als er dieſe beim Hinfallen zerbrach, einen dadurch aufgeſchreckten Haſen verfolgte, in der Meinung, das ſei der ausgekrochene Eſel; hier fehlt nur die Brutſcene, welcher ſich ein ebenfalls ſchon alter Schwank, nämlich der des Zwingäuers vom ſchwangeren Mönch mit den bis in unſere Zeit im Volksmunde lebenden Varianten vom kranken Bauer, der ſeinen Knecht mit dem Waſſerglaſe zum Arzt ſchickt, in dem Grundgedanken zur Seite ſtellt, ein Stoff, den dann Boccacio und Hans Sachs weiter ausgebildet und verbreitet haben.

Uebrigens offenbart ſich eine gleich ideale Auffaſſung des Lebens, die von der materialiſtiſchen Weisheit der Naturgeſchichte noch fern geblieben iſt, auch noch in anderen Zügen unſerer ehrlichen Landsleute. So giebt es in der Nähe von Hannover ein Oertlein Herkenſen, deſſen Bewohner ſchon ſeit alter Zeit als ſehr pfiffig bekannt ſind. Denen war einſt ihr Zuchtochſe geſtorben und ſie wollten nun gern einen andern haben, wußten indeß nicht, wie ſie das anfangen ſollten. Endlich fiel einem, welcher der allerklügſte im Dorfe war, glücklicherweiſe ein, man ſolle doch den Ochſen ſäen, dann würden aus dem einen viele, und daraus könnten ſie ſich dann den ſchönſten wählen. Dieſer Rath wurde mit großem Beifall aufgenommen; man zertheilte den Bullen in Stücke und ſäete ſie. Bald nachher kamen Schnecken danach, und als ein Herkenſer dieſe erblickte, eilte er in's Dorf, rief die ganze Gemeinde zuſammen und jubelte: „Kommt mit zum Bullenkamp! Die Hörner wachſen ihnen ſchon heraus!" Nun lief Alles, was Beine hatte, zum Bullenkamp und alle ſchlugen vor Freude die Hände zuſammen und riefen: „Richtig, die Hörner wachſen ihnen ſchon!" — Auch die Büſumer beſtellten einſt ein Feld mit Kuhſamen, in der Hoffnung, es ſollten da Kühe wachſen und die weſtfäliſchen Kleinenberger hatten auch gehört, daß wenn man Käſe ausſäe, Kühe daraus wüchſen; ſie machten danach den Verſuch in einem Bruch, der indeß mißlang, wovon das Bruch aber noch heute den Namen Käſebruch trägt.

In ähnlicher Weiſe zeigten andere Städte und Dörflein ihre abweichende naturgeſchichtliche Auffaſſung bei einer andern Angelegenheit. Den Hornuſſer Bauern regnete es in einem Sommer einmal viel zu lange, ſie meinten, es dürfe nun einmal genug ſein. Was ſie aber den lieben Gott mit Kreuz und Fahne auch bitten mochten, ſie bekamen doch keinen beſſeren Beſcheid. Da fand ſich denn ein Schalk in der Umgegend, der ihnen den Rath gab, in die Apotheke zu ſchicken und da ſchön Wetter zu kaufen, in einer ſo reichen Stadt wie Baſel ſei alles um Geld feil. Die Gemeinde wählte einen Abgeordneten, gab ihm einen Batzen Geld und ſchickte ihn in die Stadt. Dort ſprach er: „herr abbodöckter, i hätt do gärn für e batze schönwätter für euse gmein z'Hornusse däse!" (Herr Apotheker, ich hätte doch gern für einen Batzen ſchön Wetter für unſere Gemeinde zu Hornuſſen brauchen!) Der Apotheker verbiß das Lachen, bot ihm einen Stuhl und verließ die Stube, angeblich, um ſogleich das Rezept fertig zu machen, eigentlich aber, um ſich draußen erſt zu beſinnen, wie man einen laufenden Narrenſtreich ſchicklich zu Ende bringe. Endlich nahm er eine alte Pillenſchachtel und übergab ſie dem Manne mit dem Beſcheid, ſie ja nicht voreilig zu öffnen, weil ſonſt das ſchöne Wetter gewiß noch einen Batzen mehr koſten würde. Nun wird es ſchwer zu ſagen ſein, was hierauf größer wurde, des Bauern Vergnügen oder ſeine Neugierde. Als es am Heimwege anfing, in der Schachtel zu brummen und zu ſurren, hielt er aus Leibeskräften zu; denn, dachte er, wenn das Wetter herauskäme, dann hätte ja der Teufel auf's Neue ſeine Freude an uns Hornuſſern. Aber erfahren hätte er doch nun auch mögen, wie denn das ſchöne Wetter ausſehen müſſe, das ſich in einem ſo kleinen Papierſchächtelein in den Sack ſtecken und heimtragen laſſe. Da ſtand er eben am letzten Hügel, überſah das Dorf und drinnen ſchon das Haus des Gemeinde-Ammann, dem er das Ding, das er ſelbſt noch nicht angeſehen, in den nächſten Augenblicken übergeben ſollte. Einmal iſt keinmal, ſagte er, ſetzte ſich nieder, rückte am Deckelchen und ſum — ſum! brummte eine Horniſſe heraus und flog dem Dorfe zu. Mit der unbefangenſten Miene von der Welt ging er dem Vogel nach heim, und als ihm alles mit der Frage entgegen gelaufen kam, wo er denn das Schönwetter habe, antwortete er: Ei, 's iſt ja gerade in's Dorf hineingeflogen! — Davon wird das Dorf Hornuſſen genannt, behauptet die böſe Welt, während es doch in alten Urkunden Hornaskon genannt wird, alſo der Name einen ganz andern Urſprung hat. Auch von den Bopfingern und Emeringern in Schwaben wird daſſelbe erzählt und wer ſich eine gute Tracht Prügel wünſcht, der gehe nur nach Emeringen und frage nach dem guten Wetter, er wird nicht lange warten müſſen. Die Emeringer führen in der Umgegend davon auch den Spitznamen „Hummeler", wie andere freilich angeben von ihren dicken Köpfen. Ebenſo tragen die Miſtelgauer im Landgericht Bayreuth den Spottnamen Hummler, weil ſie in gleicher Weiſe ſich eine Schachtel Schönwetter aus Nürnberg kommen ließen, während ſie nach andrer Sage den Namen von ihrem beim Kirchenbau zu Fotobach bewieſenen Fleiß erhielten. Auch die Jübnder ließen ſich ſchön Wetter aus Göttingen kommen und die Griesheimer in Heſſen winkten der Sonne, daß ſie herbeikommen möchte, um ihnen zum Heuwetter zu bringen, allein alle dieſe ſcheinen nicht ſoviel Anſpruch auf die Urſprünglichkeit des Gedankens zu haben, wie die Schöppenſtädter im ſchönen Lande Braunſchweig. Bei denen hatte es mal gar lange nicht geregnet, ſo daß ihnen bange wurde, die Ernte möchte mißrathen und ſie daher nach Braunſchweig ſchickten, um ſich ein Gewitter zu verſchreiben. Zu dem Ende ſchickten ſie eine alte Frau ab, die auch glücklich nach Braunſchweig kam und dort von den Braunſchweigern, die ihre Leute kannten, eine Schachtel erhielt, in welcher, wie ſie ihr ſagten, das Gewitter wäre. In dieſer Schachtel aber, die ziemlich groß war, befand ſich ein ganzer Bienenſchwarm, und als ſie nun mit derſelben nach Schöppenſtädt zurückging, fingen die Bienen, da es ſehr heiß war, in der Schachtel gewaltig an zu ſummen und der Frau wurde angſt und bange, denn ſie hatte oft genug erlebt, daß das Gewitter auch zuweilen einſchlage und ſie fürchtete jetzt, da ſie das dumpfe Grummeln hörte, daß es auf einmal losbrechen und ſie erſchlagen könnte. Als ſie daher auf die Höhe vor der Stadt kam, öffnete ſie die Schachtel ein wenig, um dem Gewitter, dem es, wie ſie dachte, drinnen zu heiß ſei, etwas Luft zu machen: denn ſie meinte, es wird ja wohl für Schöppenſtädt genug übrig bleiben, wir ſind ja dicht davor. Aber kaum hatte ſie den Deckel etwas gehoben, da flog der ganze Schwarm heraus und zurück nach Braunſchweig, und ſo viel ſie auch rufen mochte: „Gewitter, Gewitter! Hierher, nach Groß-Schöppenſtädt!" das Gewitter flog fort und kam nicht wieder.

Wie die Hornuſſer und Genoſſen gern gut Wetter oder die Schöppenſtädter ein Gewitter, ſo hätten die Kiebinger in Schwaben gern einmal den Mond fangen mögen, da ſie dann manchen Kreuzer für Oel und Licht hätten ſparen können. Ein Bauer in Kiebingen ſah nämlich eines Abends den Mond im Neckar und zeigte es ſogleich im Dorfe an, daß man den Mond fangen könne, da er im Neckar liege. Alsbald nahm er ſelbſt ein Netz und viele Leute zogen mit ihm zum Neckar und ſahen ganz ſtill zu, wie er verſuchte, den Mond zu fiſchen und zu fangen. „Nette, zieh, da haſcht'n!" rief ein Bub, allein der Mond ſchlüpfte immer wieder aus dem Netz heraus. — Ein andres Mal wollten ſie den Mond im Schweinſtall fangen und feſthalten, aber ſie konnten die Thür nie ſchnell genug zumachen, und dabei ärgerte ſie der Mond noch, denn ſo oft ſie die Thür wieder aufmachten, ſaß er vor ihrer Naſe ſchon wieder drin, wollte ſich aber durchaus nicht einſperren laſſen. Weil die Kiebinger aber doch gar zu gern den Mond gehabt hätten, ſo nahmen ſie ſpäter noch einmal eine Stange und wollten ihn vom Himmel wie einen Apfel vom Baume herunterſtoßen. Allein die Stange war nicht lang genug. „Man muß ſie ſtrecken!" ſprach einer. Und ſofort faßten zwei ſtarke Bauern die Stange an beiden Endpunkten an, um ſie auszudehnen, und zogen und zogen dran, bis endlich der Stärkere den andern niederriß und allein mit der Stange fortlief. „Es gaht, es gaht!" rief er, und rannte immer weiter bis ins Dorf, indem er meinte, daß ſich die Stange verlängerte. Seitdem heißen die Kiebinger „Mondfänger und Stangenſtrecker." Andere erzählen, das ſeien nicht die Kiebinger, ſondern die Munderkinger geweſen, die ſich auf dieſe verſchiedenen Weiſen den Mond zu verſchaffen ſuchten; übrigens zeigten auch die Büſumer daſſelbe Verlangen, denn als einmal der volle Mond ſo recht hell aus einem klaren Brunnen hervorleuchtete, meinten ſie, ihn recht bequem herausſchneiden zu können, wie ſie's aber machten und ob ſie's zu Stande gebracht, das kann ich nicht verrathen, jedenfalls aber müſſen ſie ihn im letzteren Falle einen Stellvertreter geſchafft haben, da auch die andern Menſchenkinder noch Mondſchein haben. Auch die Zeller im Fichtelgebirg zogen einſt mit langen, langen Stangen auf den Haideberg, um den Mond herunterzuſtechen, aber es ſoll ihnen nicht gelungen ſein. Glücklicher dagegen waren die Heudorfer, Oberamts Saulgau in Schwaben, ſofern man der Angabe einer ſchönen Heudorferin Vertrauen ſchenken darf und das dürfen ja wohl Alle, die nicht mit dem Bauer im Volksliede zu ſingen brauchen: „Ich bin ein armer Ehemann, wie alle Männer ſind." Es kam alſo mal ein Mädchen aus Hendorf in einen ſigmaringenſchen Flecken hinüber in Dienſt. Als es früh morgens erwachte, ſah es den Vollmond noch am Himmel. „Hoi baur, hend ihr en ganze mo, us em eisere ist e stückle. mier hend-e ab'r uffgfange und i d' saustall gsperrt." (He, Bauer, habt ihr einen ganzen Mond? Aus dem unſeren iſt ein Stücklein, wir haben ihn aber aufgefangen und in den Sauſtall geſperrt.) Der Bauer fragte, wie's die Hendorfer gemacht hätten. Das Mädchen ſagte, ſie hätten Leitern genommen, ſeien hinaufgeſtiegen und hätten den Mond herabgeſtupft und in den Sauſtall geſperrt. Das muß aber wohl ein anderer Mond geweſen ſein, als der, den die Altheimer (Riedlingen), ihre Landsleute, einſt fangen wollten. Die Altheimer ärgerten ſich nämlich ſehr, daß die Sonne, wenn ſie über den Oeſterberg aufging, die ganze Gegend vergoldete. Sie hielten dieſen Schein für die Urſache der Oede ihres Berges und konnten nicht anders glauben, als daß die Sonne dem Berge zu nahe hänge und ihn ausdörre. Die Gemeinde beſchloß daher, die Sonne und ihren Kameraden, den Mond, auf dem Oeſterberg in Netzen zu fangen und in einem eigens auf dem Kirchthurm hergerichteten Kaſten aufzubewahren, um ſie nach Luſt und Lieb ſcheinen laſſen zu können. Die guten Altheimer glaubten, die Sonne möchte ihr Netz durchreißen und ſchlugen daher noch Pfähle in den Berg, um es zu befeſtigen. So lauerten die Schlauen denn hinter Wachholderſträuchern auf den Fang. Aber die Sonne lief zu ihrem großen Schrecken über das Netz weg. Da ſie aber das für die Urſache hielten, daß der Berg gerutſcht ſei, ſo ſchlugen ſie nun gewaltige Pfähle in den Fuß des Berges. Aber auch dieſe Vorſicht führte nicht zum Zweck; Sonne und Mond gingen ihren alten Weg und ſeither lächelt der Mond den Altheimern zum großen Aergerniß. — Beſſer meinten es dagegen die Szekler mit dem Monde, wie wenigſtens die ſiebenbürgiſchen Sachſen erzählen. Mehrere Szekler lagen einmal unter den bekannten einfachen Kobern ihrer Wägen und ſchliefen. Sie konnten das wohl thun, denn ihre kleinen treuen Pferde gingen auch ungemahnt, des Weges kundig, rüſtig vorwärts. Als die Pferde an den Mireſch bei Reen gelangt waren, lenkten ſie in das ihnen im Mondſchein entgegen blinkende klare Waſſer, um ſich auch einmal, wie ihre Herren im feurigen Mireſchwein gethan hatten, gütlich zu thun. Da nun alle Wägen in einer Reihe im Waſſer ſtehen, erwacht plötzlich einer der Szekler und erblickt das Bild des Mondes im Waſſer. „Gott im Himmel", ruft er aus und weckt alle ſeine Gefährten, „ſeht doch, ſeht! Der Mond iſt vom Himmel herunter in's Waſſer gefallen! Kommt, wir wollen verſuchen, vielleicht ſind wir noch im Stande, ihm herauszuhelfen." Da ſprangen Alle von ihren Wägen in's Waſſer und eilten in's nahe Zollhaus und brachten Feuerhaken und Stangen und langten in die Tiefe nach dem Monde, um ihn zu faſſen. Endlich rief einer: „Ich habe ihn, kommt jetzt alle herher und zieht!" Er hatte nämlich mit ſeinem Haken einen mächtigen Baumſtamm gefaßt, der gerade an der Stelle im Waſſer lag, wo ſich der Mond abſpiegelte. Da faßten ſie insgeſammt an der Stange und zogen und zogen, daß ihnen der Schweiß rann. Plötzlich gab der gemarterte Baumſtamm nach und Alle fielen rücklings in's Waſſer, daß die klaren Wellen über ihren Köpfen zuſammenſchlugen. Wie ſie aber mit dem Geſicht herauftauchten, ſahen ſie den Mond am Himmel; ſein Bild im Waſſer war aber durch deren Aufregung und Trübung für den Augenblick zerſtört. Freudig riefen Alle: „Gott ſei Dank! Da haben wir ihn doch wieder heraufgebracht!" Triefend ſetzten ſie ſich jetzt in ihre Wägen und fuhren ihres Weges weiter. Aber noch ihre Nachkommen ſind ſtolz darauf, welch einen weſentlichen Dienſt ihre Vorfahren einſt der Welt erwieſen hätten.

Wenn wir ſehen, daß die Kenntniß der Realien bei ſo alltäglichen Dingen wie Mond und Sonne ſind ſo mangelhaft ſelbſt bis in die erleuchteten Landſtriche hin ſind, in deren Nähe der Halbmond ewig ſcheint, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß auch hier und da an andern Orten ähnliches vorkommt. Die Berchinger z. B. in Franken, fingen einmal einen großen Hecht in ihrem Stadtgraben. Als ſie ihn ans Land gebracht hatten, riß er immer das Maul auf und zu und ſchnappte nach Waſſer. Da vermeinten ſie, er wollte ſingen und ſperrten ihn in einen Vogelbauer, hingen ihn im Rathhaus auf und warteten auf den Geſang. Daß der Gedanke aber ganz natürlich war, beweiſt der Umſtand, daß er auch den Biberachern in Schwaben einkam. Als nämlich mal die Riß austrat, kam das Waſſer auch bis in die Karpfengaſſe. In einem Hauſe, wo zwei alte Leute wohnten, ein Mann und eine Frau, hatte ein Käfig eben in der Stube gehangen. Das Waſſer drang faſt bis in den zweiten Stock des Hauſes. Eine Welle ſchlug des Käfigs Thürlein auf; der Kanarienvogel flog davon oder nicht davon; kurz als das Waſſer wieder zurücktrat, war ein ſchöner Karpfen im Käfig. Der Mann hatte ob dem ausländiſchen Vogel große Freude, pfiff und ſang ihm vor und meinte, als er den letzten Schnapper that und ſtarb, er fange ſchon das Singen an. Daher erhielt die Karpfengaſſe ihren Namen.

Bekanntlich hielten ſchon die ehrſamen Schildbürger einmal einen Krebs, der ſich in ihr Dorf verirrt hatte, für einen Schneider, da er zwei Scheeren bei ſich habe, legten ihn darum auf ein Stück lündiſch Tuch und ſchnitten mit der Scheere immer hinter ihm her, als er über das Tuch hin kroch, da ſie meinten, er wolle ihnen das Muſter verzeichnen; ſie ſchnitten aber ſo lange, daß von dem Tuche zuletzt nur die Fetzen blieben. Da ſie nun an ihrer Vermuthung irre wurden, oder vielleicht auch einer im Zorn den Krebs angreifen wollte, packte ihn der mit der Scheere der Art, daß er anfing um Hülfe zu rufen und zu ſchreien: „Es iſt ein Mörder, es iſt ein Mörder!“ Da wurde ſogleich ein Gericht über den Krebs zuſammenberufen und das ließ das Urtheil ergehen: „Daß dieſer muthmaßliche Schneider, als ein Leute betrügendes und ſchädliches Thier mit dem Waſſer gerichtet werden ſolle und was dazu gehört.“ Dies Urtheil ward alsbald ausgeführt und als der Krebs in das Waſſer kam, zappelte und hinter ſich kroch, da fingen ihrer etliche unter den Bauern an zu weinen und ſprachen: „Nun ſollt einer wohl fromm ſein: ſchaut doch, wie thut der Tod ſo wehe!“ — Daß übrigens Schildbürger ſolche kluge Gedanken nicht allein gehabt, iſt bekannt, denn auch die Büſumer hielten einen Hummer für einen Schneider, was um ſo mehr zu bewundern iſt, als die Erkenntniß hier um ſo ſchwerer war, da die Schneider bekanntlich viel dünnere und weniger krumme Beine haben als die Hummer. Auch das ſteht nicht allein, daß die Schildbürger unparteiiſch das Recht wieſen und gerechte Vergeltung übten.

Ein Fiſchhöker hatte nämlich einmal in Rendsburg ſich für ein paar Schillinge geſalzene Heringe gekauft und ſeine Nachbarn darauf zu Gaſt geladen. Sie fanden das Eſſen vortrefflich und wünſchten viele ſolche Fiſche zu haben. Der klügſte unter ihnen gab endlich den Rath, einen ganzen Korb voll aus der Stadt zu holen, und ſie in den Teich des Dorfes zu ſetzen; da würden ſie ſich vermehren und ſie alle dann davon reichlich haben. Geſagt, gethan. Ging nun während des Jahres ein Fiſchhöker am Teiche vorbei und es regte ſich etwas im Waſſer, lief er zu den andern und erzählte es ihnen, und alle waren des künftigen Gewinnes froh. Im nächſten Herbſt ward ein großes Netz angeſchafft. Aber der klügſte fand es am gerathenſten, den ganzen Teich ablaufen zu laſſen. Alle ſtanden herum und guckten nach den Heringen; aber auch nicht ein einziger war zu ſehen, als alles Waſſer ſchon fort war. Nur ein Aal wälzte ſich im Schlamm. Er wurde gefangen und darüber waren alle einig, daß nur er ihnen die Heringe würde aufgefreſſen haben; dafür müſſe er nun gehörig beſtraft werden. „Laet uns em slachten un upäten“ ſagte einer. „Dat weer em jüs recht“, meinte ein anderer, und weil er ſich einmal gebrannt hatte, ſchlug er vor, ihn ins Feuer zu werfen. „Brennen is slimm“, ſagte ein dritter, der einmal ins Waſſer gefallen war und bald ertrunken wäre, „laet uns em in de au smyten un em versupen; dat is myn meenung.“ Alle ſtimmten ihm bei, daß Ertrinken der ſchrecklichſte Tod ſein müſſe und man ward einig den Aal in die Aue zu werfen. Der Bauervogt nahm ihn in einen Korb, ging voran und alle folgten ihm; und wie er ihn ins Waſſer warf und der Aal ſich krümmte und lebhaft rührte und Ringe machte, rief jener aus, der den Rath gegeben hatte: „ſeht, wat he ſik quält!“ Da gingen alle Zechbrüder ganz glücklich über die ausgeführte Rache nach Hauſe.

In dieſe Urzeit, wo man weder die Natur des Krebſes noch die des Aals kannte, fällt auch offenbar das Erſcheinen der erſten Katze in Beckum in Weſtfalen und anderen Orten. Die Beckumer haben ſich nämlich vor Zeiten der Mäuſe nicht retten können, ſo daß ſie ihnen in die Suppe fielen und ſie ſie oft halb mit hinuntergeſchluckt haben. Da iſt einmal ein Mann mit einer Katze gekommen, die hat ſchnell unter den Mäuſen aufgeräumt, und die Beckumer haben ihm vieles Geld geboten, wenn er ihnen das Thier laſſen wolle. Das iſt der Mann auch zufrieden geweſen, hat ſein Geld eingeſtrichen und iſt davon gegangen. Als er aber ſchon ein gut Stück Weges fort war, iſt den Beckumern eingefallen, daß ſie ihn nicht gefragt, womit ſie das Thier füttern ſollten; ſie ſind ihm daher ſpornſtreichs nachgelaufen und als ſie ihn endlich geſehen, haben ſie ihm ſchon von ferne zugerufen: „Was frißt das Thier?“ Da hat er ihnen geantwortet: „Alles, was Menſchen eſſen!“ Der Wind hat aber den erſten Theil ſeiner Rede davongetragen und die Beckumer haben deshalb geglaubt, die Katze freſſe Menſchen; darum ſind ſie ſchnell umgekehrt und haben die Katze mit Miſtgabeln und Knütteln gejagt, ſo weit ſie nur immer hat laufen wollen. — Auch den Schildbürgern und den Gabeiern bot ſich einſt die günſtige Gelegenheit eine Katze zu kaufen, als aber jene aus der Antwort des Fremden, welcher ſagte „was man ihr beut“, die Worte „Vieh und Leut“ freſſe ſie, herauszuhören meinten und auch dieſe ihn ſo verſtanden, daß ſie Menſchen freſſe, da ſteckten ſie eiligſt das Haus, in welchem ſich das Thier befand an, und als es ſich in ein anderes Haus flüchtete, auch dieſes, bis das ganze Dorf in Aſche lag. Daß ſich dieſe Geſchichte auch in Waſungen, wahrſcheinlich noch vor der thüringer Sündflut, von der es in einem alten Reime an der Mühle zu Oberweimar heißt:

Darinnen Menſch und Vieh erſäuft,
Die all' der [illegible] weggeſchleift.

zugetragen habe, erzählen glaubwürdige Männer, welche berichten, daß die Waſunger, ſobald ſie gehört, der Mauſehund freſſe „alles“, das Thier ſchnell wieder über das Weichbild hinausgebracht hätten.

Da wir vielleicht nicht wieder Gelegenheit haben, auf dieſe uralte Kulturſtätte Thüringens, die durch den Waſungerkrieg unſterblichen Ruhm erlangt hat, zurückzukommen, wollen wir gleich hier noch eins der neueren Zeugniſſe der Waſunger Anſicht, die für alles Rath weiß, anreihen. Eine Waſunger Köchin ſollte ihrer Herrſchaft welche Eier ſieden. Sie brachte dieſelben hart geſotten auf den Tiſch. „Ei, ſprach die Frau, die Eier ſind ja hart!“ — „Na, ſe kann doch lang genung geſiedt“, erwiderte die Köchin, „is wenn ſie [illegible] ſind, ich will ſe noch emal in's Töpfe thun un tüchtig koch.“

Daß man in jener Urzeit, wo das Leben der Menſchen ſich noch eng an die Natur anſchloß, und wie es in dem Liede heißt, eine Dryas in jedem Baum lebte, auch innigeres Mitgefühl für Alles in Wald und Feld hatte, iſt aus den Schildbürgern, die einen Nußbaum tränken wollten bekannt. Auch in den Bopfingern lebte dieſes echt deutſche Gemüthsleben. Da, wo die Sechta in die Eger mündet, ſtand eine Uferweide, die immer herniederwinkte auf das Waſſer, wenn es ein bischen windete. Die Bopfinger ſchauten dem Dinge lange zu und es fiel ihnen ein, daß die Uferweide gewiß recht Durſt habe. Sie befeſtigten oben ein Seil und zogen die Weide ganz ins Waſſer. Damit ſie aber nicht gleich wieder hinaufſchnellen könne, mußte einer darauf ſitzen, dem man das Seil um den Hals band. Kaum ließen die andern fahren, ſo ſchnellte es den mit dem Seil jämmerlich hinauf, wo er wahrſcheinlich noch hängt, wenn ihn die Bopfinger nicht abgenommen haben.

Wenn auch die meiſten bisher aufgeführten Ereigniſſe mehr in die frühe Jugend der von uns betrachteten Städte und Dörfer zurückreichen, wo die kindliche Naivetät der Grundzug des Charakters ihrer Einwohner bildet, ſo hat ſich doch dieſe natürliche Friſche und Unbefangenheit auch in dem entwickelteren Staats- und Gemeindeleben derſelben erhalten und bis in die neueſte Zeit ihre herrlichen Blüthen getrieben.

Wie die Schildbürger, ſo wurden auch die ſchwäbiſchen Bopfinger, als es an den Rathhausbau ging, erſt durch einen Zufall inne, daß Baumſtämme, wenn ſie auf einem Berge gefällt und der Zweige entledigt ſind, den Berg von ſelbſt hinabrollen. Sie ſchleppten nämlich die großen Holzſtämme mit unſäglicher Mühe den Berg hinauf; als ſie bald herunter waren, rollten ſie aus ihren Armen von ſelbſt den Berg hinab. Verwundert ſahen ſie dem zu und beſchloſſen, um ſich die Arbeit leichter zu machen, die Stämme noch einmal herauf und ließen ſelbige von ganz oben noch einmal hinabrollen.

Ein andermal hatten die Bopfinger eine Mühle gebaut und man ſollte den Mühlſtein den Bergweg herablaſſen. Damit er aber auch die rechte Richtung erhalte, ſchlüpfte einer in das Mittelloch und dirigirte. Schnell rollte der Stein herab und im Nu in einen Gumpen*) der Sechtach. Der im Loch ſchrie gewaltig im Herunterfahren, und die Bopfinger meinten, er ſpotte ihrer und ſei davon gerannt und lache ſie recht aus. Alsbald konnte man ein Bopfinger Ausſchreiben leſen: „es ſei einer mit einem Mühlſtein um den Hals davon gegangen, im Betretungsfall habe man ihn einzuliefern.“ Wenn auch nicht der Faſſung, ſo doch dem Inhalt nach erließen die Büſumer und die Schildaer ein gleiches Schreiben bei gleicher Gelegenheit. — Den D....ern in der Eifel ging es ähnlich, nur daß dem Mann im Mühlſtein, der Bonz hieß, der Kopf abſprang und die D....er vor Verwunderung riefen:

Bonz hunnen, Bonz unnen,
Bonz hat d'Kopp verloren!

Uebrigens ſieht man bei dieſer Gelegenheit, ein wie dringendes Bedürfniß eine auf zuverläſſigen Quellen beruhende Geſchichte dieſer Ortſchaften iſt, aus folgender Erzählung. Bei Dittis liegt ein Berg, der Beinzenberg oder Beinzelköpfel genannt. Als einſt nämlich das Gemeindeholz auf dem Berge geſchlagen war und nun an die Nachbarn vertheilt werden ſollte, erhob ſich ein Streit über das Längenmaaß der Holzſcheiter, welcher endlich dahin verglichen wurde, daß der Gemeindevorſteher ſich auf jedem Stamm der Länge lang legen ſollte, wo dann nach ſeiner Länge ein Zeichen eingehauen werden müßte. Dieſer Vorſteher nun führte aus bekannten, den Dittiſern wohlbekannten Urſachen, den Spottnamen Beinz. Als er nun einigermaßen mit dem Körper die Holzſtämme zu richtiger Abklafterung gemeſſen hatte, geſchah es aus einem kleinen Verſehen, daß der Hauende ihm den Kopf abſchlug, vielleicht aus einem ihm nur allein bekannten Grunde. Da fiel der Körper vom Stamme und der Kopf rollte den Berg hinunter und die Dittiſer ſchrieen:

„Beinz oben, Beinz unten!
Beinz hat's Haupt verloren!“

und ſeit jener Zeit nannten ſie ihren Gemeindevorſteher den Beinzelköpel. Wir müſſen es der geneigten Forſchung überlaſſen zu unterſuchen, welcher von beiden Orten den meiſten Anſpruch auf den Vorzug habe.

Wie aufmerkſame Naturbetrachtung der deutſchen Baukunſt zu ihrer herrlichen Entwicklung verhalf, zeigt ſich an mehrfachen Beiſpielen. So hatten die Ulmer einmal einen großen Balken in die Stadt zu bringen; da ſie ihn aber der Breite nach trugen, ſo konnten ſie mit demſelben nicht durch das Thor kommen und berathſchlagten nun, wie dieſe Schwierigkeit zu beſeitigen ſei. Nach vielen vergeblichen Vorſchlägen ſieht man zuletzt nur noch darüber, was vorzuziehen sei: entweder den Balken kürzer oder das Thor breiter zu machen. Da kam gerade durch das Thor ein Spatz geflogen, der trug einen Strohhalm zu seinem Neste und zeigte dabei alter Gewohnheit, daß er ihn der Länge und nicht der Breite nach trug: „Halt“, rief da ein aufmerksamer Ulmer, „mir geht ein Licht auf!“ Und sofort machte er den Vorschlag, dem Beispiele des Spatzen zu folgen, was denn auch allgemeinen Anklang bei den anwesenden Bürgern fand, so daß sie den Balken auf gute Weise in die Stadt brachten. Seitdem müssen sich die Ulmer den Namen der „Spatzen“ gefallen lassen bis auf den heutigen Tag. — Die Jagster bei Schleswig hoch im Norden machten dieselbe Entdeckung und haben sie zu Nutz und Frommen von Jedermann bis heute bewahrt. Von ihnen hätten andere nieder- und oberdeutsche Städter lernen können, namentlich die Schöppenstädter, die Wechter, die Bopfinger und die Weilheimer. Bekanntlich giebt es unter den Sperlingen rechte Dickköpfe und so wollte der unglückliche Zufall, daß die genannten [illegible] ihre Beobachtung gerade an einem querköpfigen Sperling anstellten, der einen Strohhalm in der Quere zu Neste trug. Da es ihnen nun schien, daß er mit demselben leichter flog, als wenn er ihn der Länge nach getragen hätte, so banden sie bei der Heimreise, in der sie gerade begriffen waren, den Wiesbaum quer auf den Wagen und als sie so zum Thore hineinfahren wollten, mußten sie dasselbe natürlich einreißen, um hindurch zu kommen.

---

*) Tiefer Keſſel im Waſſer, ausgewaſchenes Loch.

So leicht wie den Ulmern ward es den Weilheimern nicht, als sie ihr Rathhaus bauten. Zwar ging der Bau rüstig von Statten und endlich setzten sie den Dachstuhl darauf, deckten ihn und gingen nun feierlich in das Rathhaus, welches aber bei helllichtem Tage stockfinster war, da sie vor lauter Eifer die Fenster vergessen hatten. Der Herr Bürgermeister verordnete dabei, daß jeder einen Sack nehmen, ins Freie gehen und mit Schaufeln und Gefäßen Tag in den Sack schöpfen, sodann denselben im Rathhause ausleeren sollte. Dies thaten sie auch, allein es kam kein Tag in das Rathhaus, welches sie nachher abdeckten, um doch Licht zu bekommen. — Die Bopfinger hatten gleiches Ungemach mit ihrer Kirche und obwohl sie auf den klugen Einfall kamen, den Tag mit Mausfallen zu fangen, blieb es doch finster in derselben. Auch die Schildaer versuchten es auf gleiche Weise. Die M....er in der Eifel und die Dittiser waren aber klüger, denn als sie den Schaden merkten, schickten jene an die Landesobrigkeit, diese nach Fulda, um sich guten Rath auszubitten. Wer der Bote gewesen ist, wird zwar nicht gesagt, doch darf man vermuthen, daß er aus demselben Holze geschnitzt war, wie jener Bopfinger; diese hatten nämlich einmal einen Stadtschreiber; da hielt der hochweise Rath Sitzung und die Stimmen fielen auf einen, der weder lesen noch schreiben konnte. „Thut nichts zur Sache,“ sagte er, „ich habe ein gutes Gedächtniß!“ Kurzum, die Eifeler und Dittiser schickten ihren Boten ab und erhielten den Bescheid, sie sollten Fenster machen, dann würde der Tag von selbst in Kirche und Rathhaus kommen. Als aber der Dittiser Bote unterwegs fortwährend sein „Fenster, Fenster!“ wiederholte und auf den Hattstein kam, da stolperte er und fiel und zugleich entfiel ihm auch das Wort. Lange suchte er danach, konnte es aber nicht wieder finden und kehrte endlich traurig nach Dittis heim. Da machte sich das ganze Dorf mit Hacken und Schaufeln auf den Weg zum Hattstein und wühlten dort tüchtig im Erdreich, bis sie den verlorenen Tag wieder fanden; davon sieht man heute noch die Spuren bei Dittis. Der Eifeler Bote dagegen mußte auf dem Rückwege über einen Bach setzen und indem er das that, machte er sich Muth mit den Worten „fenz über“ und dies Wort brachte er dem Gemeinderath zurück, der nicht wußte, was er damit anfangen solle, bis er endlich nach vierstündiger Sitzung auf den Einfall kam, der Bote möchte das richtige Wort verloren haben. Das schien denselben denn auch wahrscheinlich und so kamen die Eifeler denn auch glücklich zum Ziel.

Als man so nun endlich in verschiedenen dieser Dörfer Kirche und Rathhaus erbaut hatte, stellten sich andere Mißgriffe ein. So gings den Romöern. Auf Romö war's einmal Mode geworden rothe Jacken zu tragen, nur ein Mann, ein armer Robbenschläger und Strandläufer, Paul Meders, hatte keine rothe Jacke; er war aber ein Philosophus und wenn einer ihn wegen seiner grauen Jacke fragte, so sagte er, daß er keine andere haben wolle. Aber die Nachbarn neckten ihn dann und meinten, er könne nur keine rothe bekommen. Nun kam in der Zeit den Romöern der Gedanke, ihre Kirche um zwei Ellen wenigstens zu versetzen. Das ganze Land nahm die Angelegenheit in Erwägung, weil sie da nur eine Kirche haben und man stritt lange und heftig auf dem Thing. Da trat Paul Meders vor und sagte, die Kirche sei ja nur von wenigen Leuten gebaut, viele müßten sie also leicht von der Stelle bringen können. Alle Mann sollten sich also gegen die Nordseite stemmen, auf der Südseite aber zwei Ellen von der Mauer eine rothe Jacke hinlegen, damit man nachher wüßte, ob die Kirche auch so weit geschoben sei. Man fand allgemein diesen Vorschlag sehr verständig und alle Leute auf der Insel eilten an die Nordseite und schoben. Aber nicht lange, so kam Paul Meders um die Ecke und meldete, daß die Kirche stände, wo sie stehen sollte und daß von der Jacke nichts mehr zu sehen wäre. Die Romöer waren's wohl zufrieden und freuten sich, mit der schweren Arbeit so bald zu Ende zu sein, konnten es aber doch am nächsten Sonntage gar nicht recht begreifen, wie Paul Meders zu einer rothen Jacke gekommen sei. — Aehnliches begegnete den Büsumern im Wirthshause, als sie dem Wirth ein gut Stück Geld gaben, damit er ihnen, um nicht zu nahe am Feuer zu sitzen und zu viel Hitze auszustehen, die Wand weiter zurückrücken ließe; er rückte ihnen, als sie hinausgegangen waren, die Stühle ein wenig zurück und als sie wiederkamen, freuten sie sich über die nun erst behaglich gewordene Wärme. — In Teterow stand die Kirche mitten auf dem Markte, grade vor der Straße, die vom Rostocker zum Malchiner Thore führt; das war den Teterowern höchst unbequem und sie beschlossen, Walzen unterzulegen und sie fortzurollen. Der Küster sollte den angelegten Strick vorn ziehen und der ganze Magistrat wollte nachschieben. Allen sonstigen Einwohnern wurde aber bei Todesstrafe verboten, hierbei zu erscheinen, damit nicht beim etwaigen Umwurf der Kirche Jemand zu Schaden käme. So war denn alles in Ordnung und es hieß nun „Angefaßt!“ Da aber schrie der Küster „Halt“ und rief, er wisse nicht, wie weit die Kirche solle. Daran hatten sie natürlich noch nicht gedacht. Der Bürgermeister aber zog schnell seinen Rock aus, warf ihn vor der Kirche auf die Erde und sprach: „So just bis hier über den Kragen weg!“ Der Küster aber gedachte des Bürgermeisterrocks und seines schäbigen und wie es doch jammerschade sei, jenen unter der Kirche verkommen zu lassen, darum trug er während der Bürgermeister fort ging, still das Röcklein heim, war mit einem Satze da und rief: „Nun zu!“ Ein Ruck und noch einer, da schrie der Küster: „Halt, wir sind schon drüber weg!“ Er meinte über den Rinnstein, der Bürgermeister aber dachte über den Kragen und jammerte über seinen schönen Rock. Der Küster half ihm auch nicht aus seinem Irrthum und sprach überhaupt nicht davon, daher denn zu Teterow die Rede aufkam: „Uns kerk steit upn burmeister sinen rock.“ — Aehnlich ging es den W....ern in der Eifel, denen war ihre Kirche zu klein, sie legten deshalb Leintücher um die Kirche, die sie mit Pflöcken befestigten und nun drückte die ganze Gemeinde von innen gegen die Wände, während ein Fremder, der draußen vorüberging, die Leintücher fortnahm. Als der Ortsvorsteher nach einiger Zeit hinauskam, fand er sie nicht mehr und Alles rief nun froh: „Ket hod sich gemaagd, Jongen, ket hod sich gemaagd.“ — Seitdem haben sie alle Platz in der Kirche. Die Bopfinger rückten auf dieselbe Weise ihr Rathhaus und die Buchheimer und Weilheimer ihre Kirche. Die Nimescher in Siebenbürgen aber meinten, wenn sie nur Stricke rings um die Kirche spannten und dann innen gegen die Wände drückten, dann würden sie dieselbe erweitern. Als sie daher ans Werk gingen und so tapfer drückten, daß ihnen die Erbſen unter den Füßen fortrollten und ſie alle auf die Erde fielen, meinten ſie, das Werk ſei ihnen gelungen.

Ob die Gansloſer auf dieſe oder ähnliche Weiſe einmal ihre Kirche fortgerückt oder erweitert haben, wird nicht berichtet, doch waren ſie auf jede Weiſe bemüht, dieſelbe zu einer Zierde des Ortes zu machen und ließen deshalb an der Seite auch eine Sonnenuhr in bunten Farben, auf der ſich die Ziffern klar abhoben, anbringen. Jedermann freute ſich darüber, nur der „Schultes“ bemerkte mit bedenklichem Geſicht, daß der Regen die ſchönen Farben bald abſpülen werde, weshalb er den Rath ertheile, daß man ein ſchützendes Dach über der Sonnenuhr anbringen laſſe. Das that denn die Gemeinde ſogleich und alle bewunderten die Weisheit und Fürſicht ihres Schultes.

Mit einer Zierde ganz anderer Art ſchmückten die gleichfalls ſchwäbiſchen Aalener ihr Rathhaus. Sie hatten nämlich einmal mit dem Kaiſer Streit und wählten, als es nun zum offenen Kampfe kommen ſollte, einen gar klugen Mann aus ihrer Mitte, daß er des Kaiſers Kriegsheer auskundſchaften ſollte. Selbiger Mann begab ſich auch alsbald geradeswegs in das Lager des Feindes und ſprach: „Grüß Gott, ihr Herrn!“ Als man ihn dann fragte, wer er ſei und was er wolle, ſo ſagte er: ſie ſollten nur nicht erſchrecken, er ſei der Spion von Aalen und wolle ſich nur das Lager ein wenig beſehen, was man ihm denn auch geſtattete. Aus Dankbarkeit haben die Bürger von Aalen dieſem Spion ſpäter ein Denkmal geſetzt und ihn an der Rathhausuhr leibhaftig abgebildet, da drehte er wie der Lällekönig zu Baſel ſeinen Kopf mit dem Perpendickel hin und her und ſchnitt ſolche Geſichter, daß ſelbſt Napoleon lachen mußte, als ihm einmal das Männlein gezeigt und die Geſchichte erzählt wurde. Vielleicht erinnerte er ſich dabei der Deputation der Juden, die ihm in orientaliſcher Tracht aus der Stadt Poſen entgegenzog und ihn mit den Worten begrüßte: „Ferchten ſich nicht Euer Majeſtät, mer ſein keine Terken, mer ſein die Pauſener Jüden!“

In den Rathhäuſern, die mit ſolcher Umſicht erbaut waren, wurden nun auch, wie ſich leicht denken läßt, ſehr weiſe Rathſchläge zu Nutz und Frommen der Gemeinde gefaßt. So befand ſich einſt in der Gemeindekaſſe von M. in der Eifel eine anſehnliche Summe Geldes; der Schöffenrath beſchloß deshalb, hinſichtlich der Sicherheit deſſelben Vorſorge zu treffen, und nachdem verſchiedene hierauf bezügliche Vorſchläge gemacht worden waren, einte man ſich dahin, das vorhandene Geld ſollte in einen Beutel gethan und daſſelbe an den Gipfel der im Dorf befindlichen hohen Linde gehängt werden. Ein Ortseinwohner, der im Klettern geübt war, wurde auserſehen, um den Beutel mit dem Gelde an die ſichere Stelle zu bringen und entledigte ſich ſeines Auftrages im Angeſichte der Ortsſchöffen und der ganzen Gemeinde. Nach einiger Zeit, als man des Geldes zur Beſtreitung der Gemeindeausgaben bedurfte, ließ man denſelben Mann hinaufſteigen und den Beutel herabnehmen; aber wie wurden alle überraſcht, als ſie ſtatt des Geldes Kuhkoth im Beutel fanden. Alle ſtimmten darin überein, daß ſie den Verluſt des Geldes gern verſchmerzen wollten, wenn ſie nur begreifen könnten, wie es einer Kuh möglich geweſen, auf den Baum zu kommen und dies Schelmenſtück anzurichten.

Gleich weiſe Fürſorge trafen die C....er in der Eifel, als ſich einſt der Feind der Stadt näherte und Stadtrath und Einwohner in Beſorgniß geriethen, er möchte ſich die Glocken der Stadt aneignen. Man ſann auf Mittel, dieſelben in Sicherheit zu bringen und ein Rathsherr ſchlug vor, man ſolle ſie in den vorbeifließenden Fluß verſenken. Der Vorſchlag fand Beifall, jedoch erhob Jemand das Bedenken, ob man denn auch ſpäter beim Herausziehen der Glocken die Stelle wieder finden würde, an welcher man ſie verſenkt hätte. Dies Bedenken beſeitigte jedoch ein Anderer, indem er bemerkte, um dieſer Gefahr vorzubeugen, reiche es hin, wenn man in das Schiff, aus welchem man die Glocken verſenke, einen Kerb über der Stelle mache, an welcher man die Glocken verſenkt habe. Der Vorwurde von Allen als trefflich anerkannt, und nachdem man die Glocken aus dem Schiffe tief in den Fluß verſenkt, machte man einen Kerb in's Schiff und fuhr freudig an's Land.

Die Teterower verfuhren einſt in gleicher Weiſe, als ſie einen gewaltigen Hecht gefangen hatten und ihn zum gemeinſamen Mahle beim Königsſchuſſe aufheben wollten. Da ſie ihn nämlich bis dahin nicht außer Waſſer laſſen konnten, hängten ſie ihm nicht nur eine Klingel um, ſondern ſchnitten auch an der Stelle einen Kerb in den Kahn, wo er in's Waſſer gelaſſen worden war. Sie haben ihn aber bis jetzt noch nicht wiederfinden können, ſoviel ſie auch nach der Klingel gehorcht haben und ſelbſt der Kerb hat ſich bisher noch als trüglich erwieſen.

Wir ſind durch die mecklenburgiſchen Teterower unſerem nördlichen Ausgangspunkte Büſum wieder nahe gerückt und haben ſomit unſeren Rundgang durch die Gefilde der Erbweisheit vollendet. Sollten wir einen oder den andern Ort unbilliger Weiſe zurückgelaſſen haben, ſo bitten wir um Verzeihung, verſprechen aber augenblickliche Abſtellung des Mangels, ſobald uns ein hoher Rath die ſchriftlichen Beweiſe überſendet, daß er Anſpruch habe, hier eingereiht zu werden. Daß dies für manche Stadt nöthig werden wird, möchte unter Anderem ſchon die bedenkliche Konkurrenz beweiſen, in welche ſich ein bekannter ſchleſiſcher Magiſtrat mit dem von Polkwitz eingelaſſen hat.

Die deutſche Reichspolitik und der große Kurfürſt.

Von Ferdinand Schmidt.

Es iſt nothwendig, den Leſer zunächſt daran zu erinnern, wie durch den von dem Hauſe Habsburg über Deutſchland gebrachten dreißigjährigen Religionskrieg das Bewußtſein der Einheit und das Selbſtgefühl der deutſchen Nation auf lange Zeit verloren gegangen war. Der proteſtantiſche Theil der Bevölkerung hatte in ſeiner höchſten Noth die ihm vom Auslande dargebotene Hülfe angenommen. Wie ſie von Seiten Schwedens, ſo lange Guſtav Adolf lebte, gemeint war, wiſſen wir, wie auch, daß Schwedens Beiſtand hinterher ſo ſelbſtſüchtiger Art ward, wie der Frankreichs zu jeder Zeit geweſen war. Beiden Mächten war es gelungen, Theile von Deutſchland an ſich zu reißen und zwar hauptſächlich durch die Schuld des habsburgiſchen Kaiſerhauſes, dem bei allen entſprechenden Anläſſen die Frage zu oberſt ſtand: Was iſt *unſerer Hausmacht* am vortheilhafteſten? Je nach Beantwortung dieſer Frage wurden deutſche Intereſſen gewahrt oder rückſichtslos geopfert. — Und wer kann ermeſſen, was um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts im Nordoſten Deutſchlands geſchehen wäre, hätte nicht der unternehmende Schwedenkönig Karl Guſtav in Friedrich Wilhelm einen ebenbürtigen, die kommenden Stürme klar vorausſchauenden Gegner gefunden! —

Nun drohete von Süd-Weſt, von Frankreich her, dem deutſchen Reiche neue Gefahr. Wir klagen heut, daß das Ausland kein Mittel unverſucht läßt, uns in Uneinigkeit zu erhalten. Dieſe Politik iſt ſchon alt; die Römer wandten ſie ſchon und leider zeitweiſe mit gutem Erfolge gegen Deutſchland an, und auch in den Berechnungen Ludwigs XIV., der zur Zeit des großen Kurfürſten in Frankreich regierte, hatte ſie ihre Stelle gefunden.

Dem argliſtigen Herrſcher Frankreichs war es gelungen, deutſche Fürſten ſo zu umſtricken, daß er beim Tode des Kaiſers Ferdinand III. Ausſicht hatte, zum — Kaiſer von Deutſchland erwählt zu werden! — Die Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen vereitelten jedoch den heilloſen Plan, und ſo ward Leopold, der Sohn Ferdinand III., auf den deutſchen Kaiſerthron erhoben, — eine in andrer Beziehung freilich auch nicht glückliche Wahl-

Eine der Hauptunternehmungen Ludwigs XIV. ging auf die Erwerbung Belgiens und der Freigrafſchaft Burgund. Sich auf angebliche Erbanſprüche ſtützend, fiel er mit zwei Heeren in die Länder ein. Der Widerſtand Spaniens war nur unerheblich. Da verbanden ſich Holland, England und Schweden gegen ihn, und er ſah ſich genöthigt, Frieden zu ſchließen und ſeine Truppen zurückzuziehen. Doch behielt er in den ſpaniſchen Niederlanden zwölf Plätze, aus denen er ſtarke Feſtungen machte.

Der ihm von jenen drei Staaten angethane Zwang hatte indeß in dem Gemüthe Ludwigs einen ſchmerzenden Stachel zurückgelaſſen, namentlich richtete ſich ſein kläglich verborgen gehaltener Groll auf die Republik Holland, und er faßte den Plan, dieſelbe mit einem Schlage zu vernichten. Es gelang ihm, den König Jacob von England auf ſeine Seite zu ziehen und ihn zum Abſchluß eines geheimen Vertrages zu bewegen, in welchem Letzterer ſogar das Verſprechen gab, nach einiger Zeit zur katholiſchen Kirche überzutreten. Auf die leitenden ſchwediſchen Staatsmänner hoffte Ludwig XIV. durch Beſtechung einwirken zu können, Oeſterreich dagegen ward bereits im Innern beſchäftigt, indem man die durch Zrini's und andrer Großen Ungarns und Siebenbürgens hervorgerufenen Unruhen heimlich nährte. Sogar einzelne deutſche Fürſten waren von Ludwig gewonnen worden; nur der Beiſtimmung des bedeutendſten derſelben, Friedrich Wilhelms, hatte er ſich noch nicht verſichert. Dieſem legte er nun den Plan zur Theilung der ſieben vereinigten Provinzen Hollands vor und bot ihm als Beute-Antheil Geldern und Zütphen an. Friedrich Wilhelm wies das Anerbieten zurück. Als darauf Ludwig an ihn das Verlangen ſtellte, ſich wenigſtens neutral zu verhalten, verweigerte er die Abgabe einer bindenden Erklärung. Wie Friedrich Wilhelm aber über Neutralität dachte, ſpricht ein Schreiben von ihm aus jener Zeit (1671) aus „Was neutral zu ſein iſt, habe ich ſchon vor dieſem erfahren, und wenn man ſchon di allerbeſte Conditiones hat, wird man doch übel tractirt. Ich habe auch verſchworen, mei Lebtag nicht neutral zu ſein, und würde mein Gewiſſen damit beſchweren."

Ein Jahr darauf ward Wilhelm von Oranien zum Oberbefehlshaber der bewaffnete Macht Hollands ernannt. Nun ſchloß Friedrich Wilhelm mit Holland einen Vertrag, dem zufolge er ſich verpflichtete, der Republik, im Fall ſie von Frankreich angegriffen würde, m 20,000 Mann zu Hülfe zu eilen. Er erkannte deutlich, daß ein Vorrücken der franzöſiſche Macht zugleich eine Bedrohung Deutſchlands in ſich ſchloß, und ſo trat er — der einzi der vielen deutſchen Fürſten — für die Wahrung der deutſchen Intereſſen mit aller Kra ein. Nach Wien hatte er ein Schreiben des Inhalts ergehen laſſen, daß, da das Reich b droht ſei, nach ſeiner Ueberzeugung das Reichsoberhaupt die unabweisbare Verpflichtun habe, ebenfalls Truppen gegen Frankreich marſchiren zu laſſen, worauf ihm erwidert wur der Kaiſer ſei bereit, in dem angedeuteten Falle 12,000 Mann Hülfstruppen zu ſende Wie es aber mit der Wahrung der deutſchen Intereſſen in Wien gemeint war, werden w bald erfahren. Hatte ſich doch Leopold I. bereits die Schlinge eines, das Wohl Deutſc lands gefährdenden Vertrags um ſein höchſt unkaiſerliches Haupt werfen laſſen! —

Plötzlich, ehe noch eine Kriegserklärung von Frankreich erfolgt war, drang ein He von über 100,000 Franzoſen in Holland und in den kurfürſtlich-brandenburgiſchen Th Cleve's ein. Daß auch Cleve zugleich heimgeſucht ward, erklärte Ludwig als aus dem Grun geſchehen, weil Friedrich Wilhelm, wie ihm zur Kenntniß gekommen, mit Holland, ſein Feinde, in ein Bündniß getreten ſei. Die Franzoſen hauſten in den von ihnen überfallen Landestheilen faſt ärger noch, als ihrer Zeit die entmenſchten Banden des dreißigjähri Krieges. Die Stadt Bodegraven wurde angezündet, und die Bewohner, als ſie vor Thoren erſchienen, um dem Verderben durch die Flucht zu entgehen, mit Flintenſchüſſen das Feuermeer zurückgetrieben, wo ſie elend umkamen. Man ſchnitt den Bauern, von de man meinte, daß ſie Geld oder werthvolle Gegenſtände in Verſteck hielten, die Fußſoh auf und hielt die Füße, nachdem man Salz und Pulver in die Wunden gerieben hatte, gegen das Feuer, ſo daß viele der alſo Gequälten ſpäter an Brandwunden ſtarben. In evangeliſchen Kirchen wurden die Altäre niedergeriſſen und katholiſche Gebräuche gewaltſam wieder eingeführt.

Friedrich Wilhelm, überraſcht durch den plötzlichen Ueberfall Holland's und Cleve's, that, was in ſeinen Kräften ſtand, um den Verbündeten die verſprochenen Hülfstruppen zuführen zu können, während ſich der Kaiſer, trotz der dem Kurfürſten gegebenen Verſprechungen, vollkommen unthätig verhielt. Da ſandte Letzterer eine zweite Botſchaft nach Wien, in der er ſeine ſchon einmal ausgeſprochene Aufforderung in verſtärkter Weiſe wiederholte.

Was ſollte man nun in Wien einem ſolchen im Angeſichte der deutſchen Nation auf's Neue erhobenen Mahnrufe gegenüber thun? Der wiener Hof, der Heerd ſo vielen Unheils für das deutſche Volk, fand Rath: Wir laſſen marſchiren gegen Frankreich — das befriedigt den Kurfürſten und das deutſche Reich, — unſere Generäle aber empfangen von uns die geheime Weiſung, die Franzoſen — aus irgend welchen vorzuſchützenden Gründen — nicht nur nicht anzugreifen, ſondern auch den Kurfürſten in ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen gegen dieſelben zu behindern. — Auf dieſe Art ziehen wir dann — ohne alle Gefahr — unſere Vortheile hier wie dort ein! — Das war der klug erſonnene Plan des Hauſes Habsburg, und es wurde demſelben gemäß in der That auch verfahren.

Aber weshalb ward ein ſo feindſeliges Verhalten gegen die deutſche Nation eingeſchlagen? Der Kaiſer hatte ſich einige Jahre früher in einem geheim gehaltenen Vertrage mit Ludwig über eine künftige Theilung der ſpaniſchen Monarchie verſtändigt. Dieſem Vertrage gemäß ſollte Oeſterreich die Krone von Spanien, Indien und Mailand, Frankreich dagegen Belgien, Neapel und Navarra erhalten. —

Im September 1672 befand ſich der Kurfürſt an der Spitze von 20,000 Mann auf dem Marſche nach dem Rhein; im halberſtädtiſchen ſtieß der kaiſerliche General Montecuccoli (derſelbe, von dem das ſeitdem viel wiederholte Wort „Zur Kriegsführung ſind drei Dinge nothwendig: erſtens — Geld, zweitens — Geld, drittens — Geld!" herrührt) mit 16,000 Mann zu ihm. Montecuccoli ſchlug dem Kurfürſten einen Marſch vor, der einzig und allein darauf berechnet war, mit den Franzoſen möglichſt ſpät zuſammenzutreffen. Der Kurfürſt ging in die Falle, und die brandenburgiſchen und öſterreichiſchen Hülfstruppen bewegten ſich auf einem Umwege vorwärts. Als der Kurfürſt ſich dem Rheine näherte, wurden ihm von andern deutſchen Fürſten, trotzdem doch das Reich von den Franzoſen thatſächlich bedroht war, neue Hinderniſſe in den Weg gelegt. Die Kurfürſten von Mainz und Köln verweigerten ihm den Rheinübergang, „weil ſie das Gleiche auch dem Könige Ludwig XIV. abgeſchlagen hätten."

Nun wandte ſich Friedrich Wilhelm nach Nierſtein, um daſelbſt den Uebergang zu bewerkſtelligen. Hier bereitete ihm der Kurfürſt von der Pfalz alle möglichen Schwierigkeiten, und als er mit Gewalt ſeinen Willen durchzuſetzen ſich anſchickte, erklärte der kaiſerliche Genal, daß er in dieſem Falle zurückbleiben werde. — Die Franzoſen, geführt von dem kriegsgewandten Turenne, hatten indeß genügende Zeit gehabt, ſich in der Gegend von Trier zu ſammeln und daſelbſt eine ſtarke Stellung einzunehmen. In ſo ſchnöder Weiſe wurde ein wahrhaft deutſchgeſinnter Fürſt behindert, wirkſam für des Reiches Intereſſen einzutreten.

Am Kaiſerhofe waren, wie der brandenburgiſche Geſandte dem Kurfürſten ſchrieb, die Worte gefallen. „Den Kurfürſten noch mehr wachſen zu laſſen, iſt nicht heilſam; nöthig iſt es, daß er gedemüthigt werde." Faſt um dieſelbe Zeit empfing Friedrich Wilhelm von Wien aus auf eine Vorſtellung zu Gunſten der ſchleſiſchen Proteſtanten, die — früher gegebenen Verheißungen entgegen — hart bedrückt wurden, eine im hohen Grade ſchroffe Antwort. Von gerechtem Zorne erfüllt ſchrieb er an Schwerin:

„Ich überſchicke euch hierbei das kaiſerliche Schreiben und muß geſtehen, daß ich mir niemals ein ſo hartes Schreiben eingebildet hätte, denn da ich Satiſfaction wegen des Grafen Schaffgott'ſchen begehrt, wie unbillig man mir ſolchergeſtalt begegnet. Der Teufel muß aber daſelbſt los ſein, in Ungarn ſtehen ihre Sachen ſchlimm und mich disguſtiret man; läßt mich Gott leben und Geſundheit dabei, ſo werde ich ſuchen, ſolches zu revanchiren, denn das iſt zu grob, das iſt der Dank, daß ich ihm (Leopold I.) die Krone aufgeſetzt habe, die Zeit kann kommen, daß ich die abnehme und einem andern, der es beſſer meritiret, als er, wieder aufſetze."

Eine Kriegsführung, wie ſie eben geſchildert wurde, konnte natürlich der Republik Holland nichts nützen, und ſie begann mit der Zahlung der Hilfsgelder innezuhalten, woraus dem Kurfürſten neue Verlegenheiten erwuchſen. An des kaiſerlichen Generals Montecuccoli's Stelle war Bournonville gekommen, der nach gleicher geheimer Weiſe handelte und dem Kurfürſten, ſo oft dieſer zum Angriffe ſchreiten wollte, unter der Angabe der nichtigſten Gründe verſicherte, ihm nicht Beiſtand leiſten zu können. Daneben verhandelten, wie früher Hannover, ſo jetzt Schweden und Sachſen — letzteres hatte ſeit längerer Zeit ſchon eine verdächtige Rolle geſpielt — im Geheimen mit Frankreich, während der König von England dem Kurfürſten die heftigſten Vorwürfe machte, daß durch ſeine Schuld der Krieg der Franzoſen gegen Holland ſich verzögere. Holland, das noch nicht klar erkannte, wo allein die Schuld der matten Kriegsführung zu ſuchen ſei, ward mißtrauiſch gegen den Kurfürſten und machte Miene, mit Frankreich zu verhandeln, ohne, wie es das Abkommen verlangte, den Kurfürſten dabei zu Rathe zu ziehen.

War es unter ſo bewandten Umſtänden zu verwundern, daß in Friedrich Wilhelm endlich die Beſorgniß aufſtieg, es könne am Ende hinter ſeinem Rücken ein Friede, und zwar ein Friede auf ſeine Koſten zu Stande gebracht werden?

Um dem zuvor zu kommen, ſchloß er zu Voſſem (6. Juni 1673) Frieden mit Frankreich. Er verpflichtete ſich, keinem Feinde Frankreichs Beiſtand zu leiſten, ſofern nicht das deutſche Reich angegriffen würde; Ludwig dagegen verſprach, dem Kurfürſten 800,000 Livres zu zahlen, von welcher Summe nach Unterzeichnung der Friedensbedingungen 30,000 Livres ihm eingehändigt werden ſollten.

Indeß hatte ſich der Wind in Wien gedreht, und man war nun plötzlich höchſt ungehalten darüber, daß der Kurfürſt einen Frieden mit Frankreich eingegangen war.

Ludwig XIV., nun noch übermüthiger geworden, glaubte ſich, dem Kurfürſten gegenüber, nicht gebunden, den eingegangenen Verpflichtungen, die ſich auf die Achtung der deutſchen Reichsgrenze bezogen, nachzukommen. Franzöſiſche Truppen hielten nicht nur die deutſche Pfalz beſetzt, ſondern erlaubten ſich auch immer größere Gewaltthätigkeiten in dieſen Landesgebiete. „Ich ſehe," ſchreibt der Kurfürſt an Schwerin, „daß es auf lauter Betrügereien abgeſehen iſt. Ich werde meine **mensures** darnach nehmen und danke Gott, daß ic den Franzoſen nicht obligirt bin."

Unter ſolchen Umſtänden knüpfte der Kurfürſt neue Verhandlungen mit Holland a trat bald darauf dem zwiſchen Holland, Spanien und dem Kaiſer geſchloſſenen Schutz- un Trutzbündniſſe bei und erſchien wieder mit 20,000 Mann auf dem Kriegsſchauplatze, um auf's Neue durch die heilloſe Wiener Politik an einem kraftvollen Vorgehen behindert zu werde

Hören wir darüber den handſchriftlichen Bericht des geheimen Staats-Archivs in Be lin. „Dem Kurfürſten", heißt es darin," waren überall die Hände gebunden. Der Ma ſchall Derfflinger gerieth darüber mehrmals in ſolchen Zorn, daß er, wenn er (im Krieg rathe) mit ſeinem Antrage, den Feind anzugreifen, nicht durchdrang, mit der Fauſt auf Tafel ſchlug, davon ging und erklärte: mit der Sache nichts mehr zu thun haben zu wolle Die Andern (die öſterreichiſchen Generäle) lachten ihn darüber aus und hatten ihren Spot

Auch ein Schreiben des Kurfürſten an den ſchwediſchen General behandelt denſelben Gegenſtand. „Wir haben nunmehr“ — ſo lautet daſſelbe — „drei Wochen gegen Turenne im freien Felde geſtanden: er hat ſich aus ſeinem vortheilhaften Poſten nicht herausbegeben, noch Eins wagen wollen. Wir hatten ihn zwar anfangs in unſern Händen; weil aber die meiſten Stimmen dahin gingen, daß er in ſeinem Poſten nicht anzugreifen wäre, iſt er uns entwiſcht.“

Bei Beurtheilung der Gründe, die die Erfolgloſigkeit einer ſolchen Kriegsführung veranlaßten, darf nicht außer Erwägung gelaſſen werden, daß der Kurfürſt nur dem Namen nach Oberfeldherr der Verbündeten war. In Wahrheit befehligte Bournonville das Heer, und auch er hing von den Beſchlüſſen des Kriegsrathes ab. Es kam zu einzelnen Gefechten, durch die aber nichts Weſentliches entſchieden ward, — das war Alles! —

Daß Ludwig XIV. das Heer der Verbündeten mit einer Oberleitung, wie ſie geſchildert worden, nicht beſonders fürchtete, iſt erklärlich. Er fürchtete aber den Kurfürſten und war ſich deſſen wohl bewußt, daß ihm dieſer, wenn er etwa in Bezug auf die Kriegsführung die Hände frei bekäme, genug zu ſchaffen machen würde. Ein Mittel zu finden, ihn vom Kriegsſchauplatz zu entfernen, war daher ein Hauptgegenſtand ſeines Nachdenkens. Er fand das Mittel, bei dem die Staatsmänner Schwedens ſich ihm als willige Werkzeuge darboten.

In Schweden herrſchte der junge, noch unerfahrene Karl XI., der von ſeinen Räthen und oberſten Kriegsleuten abhing; und dieſe waren von Ludwig bereits in geheimen Sold genommen worden. Längſt ſchon hatte ſich der ſchwediſche General Guſtav Wrangel perſönlich bemüht, den Kurfürſten einem Friedensſchluſſe mit Frankreich geneigt zu machen. Was ihn dazu bewegte, bezeichnet ein Geſandtſchaftsbericht, in welchem es heißt:

„Der ſchwediſche Feldmarſchall Wrangel ſoll vom Könige von Frankreich mit reichen Geſchenken, 80,000 Thalern an Werth, verſehen ſein.“ — Seine Miſſion bei dem Kurfürſten war indeß erfolglos geweſen. Da Vorſtellungen nicht halfen, meinte man ein ernſteres Mittel in Bewegung ſetzen zu müſſen. Aber was thun? Eine ſchwediſche Armee muß in die Mark einrücken! Das war das Mittel, von deſſen Anwendung Ludwig ſich den beſten Erfolg verſprach. Der gute Wille, ſich dem Könige von Frankreich gefügig zu zeigen, war bei den ſchwediſchen Staatsmännern vorhanden. Aber es entſtand nun in ihnen die Frage: Auf Grund welcher Veranlaſſung ſollen wir gegen Brandenburg feindſelig vorgehen? Der Kurfürſt hatte ſich ſeit langer Zeit als friedlicher Nachbar Schwedens bewährt, er war ſogar nahe verwandt mit dem jungen Könige. — Franzöſiſche Argliſt wußte Bedenken dieſer Art zu verſcheuchen. Man brauche ja nicht — hieß es — als Brandenburgs erklärter Feind aufzutreten. Der König von Schweden erkläre dem Kurfürſten, die Behauptung des Friedens zwinge ihn, eine Armee, die aber durchaus keine Feindſeligkeiten ausüben ſolle, zunächſt in Schwediſch-Pommern und, je nachdem, auch in Brandenburg einrücken zu laſſen.

Ludwig rechnete natürlich darauf, daß es, geſchähe nur Jenes, dann zu Feindſeligkeiten ſchon von ſelbſt kommen werde. Ein Hülferuf aus Brandenburg aber, ſagte er ſich weiter, muß dann als nothwendige Folge den Kurfürſten veranlaſſen, eilig in die bedrohte Heimath zurückzukehren. — Auf dieſe Art hoffte der argliſtige König freie Hand am Rheine zu gewinnen.

Man ging an's Werk. Der König von Schweden — er war damals ſiebenzehn Jahr alt — wurde von ſeinen Räthen für den Plan gewonnen, und er ließ eine Vorſtellung der gewünſchten Art an den Kurfürſten abgeben. Zu gleicher Zeit — es war im Herbſte des Jahres 1674 — wurden Truppen aus Schweden nach Pommern übergeſchifft und Wrangel rückte mit ihnen gegen die Uckermark vor. Vielleicht wurde anfangs von den ſchwediſchen Staatsmännern die Hoffnung gehegt, ſchon dieſer Zug werde genügen, den Kurfürſten zur Rückkehr zu bewegen. Da derſelbe jedoch in ſeiner Stellung, den Franzoſen gegenüber, beharrte, erklärte Wrangel dem Statthalter der Kurmark, daß er nunmehr ſich genöthigt ſehe, in der Mark Winterquartiere zu nehmen; es ſolle jedoch, fügte er hinzu, gute Mannszucht gehalten und der Friede von Seiten der Schweden nicht geſtört werden. Als darauf der angekündigte Einmarſch begann, erklärte Wrangel auf den von dem Statthalter dagegen eingelegten Proteſt, er ſei zu dieſem Schritte genöthigt, weil nicht zugegeben werden könne, daß die Franzoſen gänzlich aus Deutſchland verdrängt würden. Sobald der Kurfürſt den Elſaß verlaſſe, werde auch er ſich wieder aus der Mark entfernen.

Der Statthalter hatte ſogleich einen Eilboten an den Kurfürſten geſandt. Als dieſer die Nachricht empfing, ſagte er mit der größten Ruhe, ja ſogar mit heiterm Geſicht zu ſeiner Umgebung: „Die Schweden ſind in die Mark eingefallen; auf die Art könnte ich ganz Pommern erhalten!" — Er ſandte nun den Befehl zurück, die Schweden, da ſie als Freunde gekommen zu ſein erklärt hätten, durch Feindſeligkeiten keinerlei Art zu reizen. Die Städte ſollten verſchloſſen gehalten werden, würden ſie jedoch gewaltſam geöffnet, ſo ſollten die Bürger den Eindringenden keine Gewalt entgegenſetzen.

Die Schweden, ihres alten Kriegsruhms gedenkend, wiegten ſich, zumal man von einem Rückmarſch des Kurfürſten nichts vernahm, mit jedem Tage mehr in Sicherheit, aus der bald genug der Uebermuth erwuchs. Sie begannen, dem Lande drückende Kriegsſteuern aufzulegen. Frankreich hoffte nun auf das Beſtimmteſte, der Kurfürſt werde ungeſäumt nach der Mark zurückkehren. Aber nein, Friedrich Wilhelm bezog mit ſeinen Truppen Winterquartiere in Franken, und ſo hatte Ludwig den gefürchteten Feind wenigſtens noch in drohender Nähe.

Ludwig war empört und drang jetzt mit Entſchiedenheit darauf, Wrangel ſolle in förmliche Feindſeligkeiten übergehen. Da ſtarb dieſer, und ſein Stiefbruder, der Generallieutenant Waldemar Wrangel, übernahm den Oberbefehl über das ſchwediſche Heer.

Waldemar Wrangel ging auf die Wünſche Frankreichs ſofort ein, und die Schweden nahmen nun eine entſchieden feindſelige Haltung gegen Brandenburg an. Zugleich löſte ſich unter dem neuen Oberbefehl im ſchwediſchen Heere die Mannszucht vollſtändig auf, und man vernahm mehr und mehr von empörenden Gewaltthätigkeiten, die den Bewohnern des Landes von den Schweden zugefügt wurden.

Nun galt es, ſich der Haut zu wehren, wollte man nicht, bis der Kriegsherr Hülfe brachte, Alles über ſich ergehen laſſen. Aber der Ritterſchaft fehlte eben ſo ſehr der Muth, etwas für ſich und das Land zu thun, als dem Bürgerſtande. Nur aus der Bauernſchaft traten hier und da tapfere Männer zuſammen, bewaffneten ſich mit Heugabeln und Senſen, ordneten ſich zu Kompagnien und erwählten Haidereiter und Flurſchützen zu Führern. Dieſe braven Leute führten Fahnen mit dem rothen brandenburgiſchen Adler, der in den Fängen das Szepter und einen grünen Kranz hielt. Ueber demſelben ſtanden die Buchſtaben F. W., unterhalb die Worte:

„Wir ſind Bauern von geringem Gut,
Und dienen unſerm Kurfürſten mit Leib und Blut."

Vereinzelte Haufen ſchwediſcher Soldaten, die auf Räubereien umherzogen, wurden von ihnen oft mit gutem Erfolge angegriffen, namentlich in den an Wäldern und Sümpfen reichen Havelgegenden, die den Bauern zugleich ſichere Zufluchtsſtätten boten.

Immer übler geſtaltete ſich die Lage der Dinge, täglich vernahm man von größeren Gewaltthätigkeiten der Schweden, ja es erneuerten dieſelben in dem Lande, das ſie als „Freunde" betreten hatten, endlich im vollſten Umfange die Schreckensſcenen des dreißigjährigen Krieges. Man plünderte die Dörfer, nahm das Vieh, verwüſtete Saaten, hieb Obſtbäume und Weinſtöcke ab und verübte gegen die Bewohner, um ſie zum Geſtändniſſe zu bringen, wohin ſie den beſſern Theil ihrer Habe geflüchtet hätten, Greuelthaten der entſetzlichſten Art. Vermittelſt eines Trichters goß man den Unglücklichen die ekelhafteſten Flüſſig

keiten in den Mund, bis der Leib auf
Erde und ſchoß dann nach ihren Köpfe
viehiſcher Rohheit verübt worden ware
den Kirchen nahm man die Gefäße, L
Gräber wurden aufgewühlt und Leichen

Es läßt ſich ermeſſen, wie ſehr di
Herz des Kurfürſten erſchüttern mußte
1674) an den Statthalter von Brand
und meine lieben Unterthanen, welche d
ruhigern und beſſern Zuſtand in's Kün
mehr ſolches — unter Reichsſtänden w
ren haben werden. Es vermeinen z
fallung dahin zwingen und bringen w
mich zur Neutralität oder auf ihre S
ſehr; denn ſeitdem ſie mich ganz ruinir
und ſolches will ich lieber verlieren, al
nun ablaufen, wie es wolle, und dadur
mich öffentlich ausgeben. Ich vertraue
dig aus mancher Gefahr, worin ich
traue ihm, er werde es in dieſem auch
ziehn, ſondern mit Ehren und Ergötzun

Am 22. Februar empfing der Sta
in welchem es heißt: „Man muß ſich
und hoffe, zweifle auch nicht, der Scha

Um gegen Schweden mit Erfolg
wendig, ſich mit Geldmitteln zu verſehe
ſeine Sache inſofern noch verſchlimmert
Ludwig XIV. Polen Miene machte, de
beſchloß, ſich perſönlich nach dem Ha
gelder zu erhalten. Unglücklicherweiſe
leiden, das ihn längere Zeit an das B
Reiſe fortzuſetzen. Im Haag angekom
ſeite zu betreiben, und bald gelangte
zu einem erwünſchten Abſchluſſe. Holla
auf erfolgte auch, als Ergebniß inzwiſch
dieſem Staate eine Kriegserklärung geg
man zur Zeit in Wien nicht gut auf F

Nun eilte der Kurfürſt zurück zum
Befehl in Bewegung geſetzt hatte.

Unter dem 20. Mai ſchrieb er an
vierzehn Tagen ſchon an der Elbe z
Ew. Liebden gleichfalls befehlen, allen
entzwei zu ſchlagen und kein Quartier
mehr einig ſind, daß kräftig gegen die

Die Schweden, die keine Ahnung v
dies nicht im Entfernteſten für möglich
ſie auch nur denke, hatten die Kraft de
— Rathenow — mußte z. B. (außer

waren) dem Landesfe Der Korporal, der
liefern. Die Schwe ngen. Derfflinger rief
burg erobert und ma efangen nehmen ließen.

Auf dem Marſch er übernähme jegliche
dennoch blieb er, de ſie von ihm zu fürch-
den frechen Feind zu n ſei, befände er ſich
lichen kurfürſtlichen S
ſtimmte als Text zu , denn nicht der ver-
werden meine Verfo ſelbe. Die Schwerter
daß ſie ſo thöricht h auf zwei Mann, denen
(Jer. 20., 11., 12.) und dies geſchah, er-

Am 11. Juni tapfer, aber in kaum
Schweden Nachricht
geſperrt und ſämmt

In der Nacht

In dem Kriegs
ten den Weg von S
zu gönnen. Da die
ſo war der Kurfürſt
ſich auszubeuten und
Dragonern beſetzte R
feindlicher Gewalt b
den von einander zu

Am 13. Juni,
6000 Reitern und 1
ſches waren 120 Wa
Einige Kähne zu Fl
baren Begleitung de
Heſſen-Homburg,
v. Buch. Der unab
lich. Am folgenden
richt, daß der ſchwe
dem Anmarſche der
mit der Reiterei vor
hier im Walde, bis
waren, um an einer
hier ebenfalls zum der Nachricht von der

Nach Mitterna Statthalter, „geben

Rathenow liegt re gerechte Sache und
Kurfürſt anrückte, b nen, daß Wir dieſen

Gegen zwei Uh nommen haben. Des
rend drei Abtheilun ebend aus ſechs Com-
entſcheidenden Augen ebſt ſeiner Frau, ſein
grauete eben — De en; die übrigen Offi-
ließ er ſeine Mannſ ch die ſechs Fähnlein
auf den erſten Wach öchſten Gott, von dem
er der ſchwediſchen Verfügung zu thun,
konnte. Sich für ei angerufen werde, Un-

waren) dem Landesfeinde täglich 120 Tonnen Getränk, 40,000 Pfund Brod und 100 Ochſen liefern. Die Schweden hatten in letzterer Zeit Ruppin, Fehrbellin, Cremmen und Oranienburg erobert und machten zur Zeit Anſtalt, Spandau und Brandenburg anzugreifen.

Auf dem Marſche ward der Kurfürſt wiederum von einem heftigen Gichtleiden befallen; dennoch blieb er, der jetzt nur von dem Gedanken erfüllt war, ſein Land zu befreien und den frechen Feind zu ſtrafen, bei dem Heere. Er ordnete an, daß der 31. Mai in ſämmtlichen kurfürſtlichen Ländern als Faſt-, Buß- und Bettag begangen werden ſollte und beſtimmte als Text zur Predigt: „Aber der Herr iſt bei mir, wie ein ſtarker Held: darum werden meine Verfolger fallen und nicht obſiegen, ſondern ſollen ſehr zu ſchanden werden, daß ſie ſo thöricht handeln; ewig wird die Schande ſein, der man nicht vergeſſen wird." (Jer. 20., 11., 12.)

Am 11. Juni traf der Kurfürſt in Magdeburg ein. Um zu verhindern, daß die Schweden Nachricht von der Nähe der Brandenburger erhielten, wurden die Thore der Stadt geſperrt und ſämmtliche Elbkähne auf eine Stelle gebracht und daſelbſt Wachen aufgeſtellt.

In der Nacht fand ein Kriegsrath ſtatt.

In dem Kriegsrathe war beſchloſſen worden, den ermüdeten Truppen — dieſelben hatten den Weg von Schweinfurt bis Magdeburg in 16 Tagen zurückgelegt — einen Raſttag zu gönnen. Da die Schweden den Brandenburgern an Zahl bei weitem überlegen waren, ſo war der Kurfürſt gewiſſermaßen darauf hingewieſen, die Vortheile der Ueberraſchung für ſich auszubeuten und die feindlichen Heerhaufen einzeln anzugreifen. Das von ſchwediſchen Dragonern beſetzte Rathenow bildete etwa den Mittelpunkt des Landestheiles, der ſich in feindlicher Gewalt befand. Um nun wo möglich den rechten und linken Flügel der Schweden von einander zu trennen, ward gerade dieſe Stadt als erſter Angriffspunkt auserſehen.

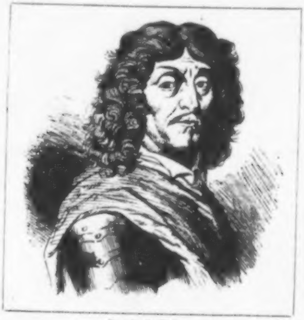
Am 13. Juni, früh drei Uhr, — es regnete in Strömen — brach der Kurfürſt mit 6000 Reitern und 1200 Fußſoldaten von Magdeburg auf. Zur Beſchleunigung des Marſches waren 120 Wagen zuſammengebracht worden, auf welchen die Fußſoldaten fuhren. Einige Kähne zu Flußübergängen wurden ebenfalls auf Wagen mitgeführt. Zur unmittelbaren Begleitung des Kurfürſten gehörten der Feldmarſchall Derfflinger, der Landgraf von Heſſen-Homburg, der kurfürſtliche Stallmeiſter Emanuel von Froben und der Kammerherr v. Buch. Der unabläſſig herabſtrömende Regen machte den Marſch außerordentlich beſchwerlich. Am folgenden Tage empfing der Kurfürſt von einem Herrn v. Brieſt die ſichere Nachricht, daß der ſchwediſche Oberſt Wangelin, der die Beſatzung Rathenow's befehligte, von dem Anmarſche der Brandenburger noch keine Kunde habe. Friedrich Wilhelm eilte nun mit der Reiterei voraus, kam ſpät in der Nacht bis eine Meile vor Rathenow an und hielt hier im Walde, bis das Fußvolk eintraf. Reiterabtheilungen, die vorausgeſandt worden waren, um an einer Stelle der Havel eine Zahl von Kähnen zuſammenzubringen, ſtießen hier ebenfalls zum Hauptcorps; ſie führten Landleute mit ſich, die der Wege kundig waren.

Nach Mitternacht ſetzte ſich der ganze Heerhaufen in Bewegung.

Rathenow liegt auf einer von der Havel gebildeten Inſel. Auf der Seite, von der der Kurfürſt anrückte, hat die Havel zwei Arme, über die zwei Brücken führen.

Gegen zwei Uhr befand ſich die Hauptmacht der Brandenburger der Stadt nahe, während drei Abtheilungen auf den zuſammengebrachten Kähnen die Havel hinabfuhren, um im entſcheidenden Augenblicke einen Seitenangriff zu unternehmen. Nun ritt — der Morgen grauete eben — Derfflinger an der Spitze von hundert Dragonern voraus. Nahe der Brücke ließ er ſeine Mannſchaften halten, nahm eine kleine Zahl derſelben mit ſich und ſprengte auf den erſten Wachtpoſten zu. Da er längere Zeit unter den Schweden gedient hatte, war er der ſchwediſchen Sprache ſo weit mächtig, daß er ſich dem Poſten verſtändlich machen konnte. Sich für einen ſchwediſchen Offizier ausgebend, der von Brandenburgern verfolgt werde, forderte er den Wachtpoſten auf, die Zugbrücke hinabzulaſſen. Der Korporal, der die Wache befehligte, zögerte und ſagte, er müſſe erſt den Oberſten fragen. Derfflinger rief den Mannſchaften zu, daß ſie gehängt werden würden, wenn ſie ihn gefangen nehmen ließen. Sie möchten ohne weiteres Zögern ſeiner Aufforderung nachkommen; er übernähme jegliche Verantwortlichkeit dafür. Mißtraueten ſie ihm, ſo frage er ſie, was ſie von ihm zu fürchten hätten? Er wolle allein über die Brücke, und ſobald dies geſchehen ſei, befände er ſich ja in ihrer Gewalt! Die Zugbrücke fiel.

Da donnerten zugleich die Hufen mehrerer Pferde auf der Brücke, denn nicht der verwegene Führer allein, ſondern auch ſeine Begleiter ſprengten über dieſelbe. Die Schwerter flogen aus den Scheiden, und im Nu war die Wache bewältigt, bis auf zwei Mann, denen die Flucht gelang, und die nun in der Stadt Lärm erhoben. Während dies geſchah, erfolgte auch der Angriff von der Seite. Die Schweden vertheidigten ſich tapfer, aber in kaum einer Stunde waren die Brandenburger Herren der Stadt.



Der alte Derfflinger.

Der Kurfürſt ſandte an demſelben Tage einen Eilboten mit der Nachricht von der Einnahme Rathenow's nach Berlin. „Ew. Liebden,“ ſchreibt er dem Statthalter, „geben Wir zu vernehmen, waß Maßen es dem gütigen Gott gefallen, Unſere gerechte Sache und Unſere Waffen wider die Schweden bald Anfangs dergeſtalt zu ſegnen, daß Wir dieſen Morgen um drei Uhr die Stadt Rathenow mit ſtürmender Hand eingenommen haben. Des Oberſten Wangelin ganzes Regiment Dragoner, ſo darin gelegen, beſtehend aus ſechs Compagnien, iſt ruinirt und niedergemacht worden. Der Oberſt ſelbſt nebſt ſeiner Frau, ſein Oberſtlieutenant, Oberſtwachtmeiſter und zwei Capitains ſind gefangen; die übrigen Offiziere und meiſten Gemeinen ſind geblieben und etliche gefangen, auch die ſechs Fähnlein haben wir bekommen. Weil nun dieſer glückliche Erfolg allein dem höchſten Gott, von dem aller Sieg und Segen kommt, billig zuzulegen iſt, ſo haben Sie die Verfügung zu thun, daß ſeiner Güte deshalb gebührend von den Kanzeln gedankt und Er angerufen werde, Unſere gerechten Waffen ferner zu ſegnen. Unſere Cavalerie iſt noch nicht aus, zu ſehen, ob ſie ein feindliches Regiment, ſo dieſſeits der Havel geſtanden, antreffen könne, und werden Wir darauf bedacht ſein, wie Wir dieſen Uns von Gott verliehenen Sieg weiter puſſiren mögen, geſtalt Wir ſchon Ordre ertheilt, daß die zurückgebliebene Infanterie, Artillerie und Bagage Uns ſchleunigſt folgen ſollen."

Der Blitzſtrahl, der ſo urplötzlich von dem Schwerte des Kurfürſten ausgegangen war, erhob den tiefgebeugten Muth der Landesbewohner wieder.

Des Kurfürſten eifriges Bemühen ging nun zunächſt darauf hin, den Schweden die wenigen Ausgänge aus dem havelländiſchen Lug abzuſchneiden und ſie zur Annahme einer Schlacht zu zwingen. Bei Nauen nahm er dem Feinde eine Anzahl Gefangene, wie auch 2000 Stück Rindvieh und Pferde, die von demſelben geraubt worden waren. „Ich danke dem Höchſten", ſchreibt er, „daß er bis dato meine Waffen geſegnet hat, derſelbe wolle mir ferner beiſtehen!"

Der Feind hatte auf ſeinem Rückzuge Fehrbellin erreicht. Das auf einer kleinen Anhöhe liegende Städtchen wird im Südoſten von einem naſſen Wieſengrund begrenzt, durch den ſich Fließe und Gräben („Rhine" genannt) ziehen. Etwa eine Meile von dem Orte wird der Wieſengrund durch eine Reihe unbedeutender Erhöhungen von einem Torfmoor getrennt. In der Nähe des Dorfes Linum jedoch iſt zwiſchen der Wieſe und dem Torfmoor vermittelſt des ſogenannten Landwehrgrabens eine Verbindung hergeſtellt worden. Hier hat die Bodenerhebung etwa 1200, weiterhin — in ſüdlicher Richtung von Fehrbellin — gegen 8000 Schritt Breite. In dieſer Gegend liegen die Dörfer Linum, Hakenberg und Dechtow, die erſteren beiden vom Wieſengrunde, das letztere vom Torfmoor begrenzt. Verbände man dieſe Dörfer durch gerade Linien, ſo entſtände ein gleichſeitiges Dreieck, deſſen Seiten etwa 6000 Schritt betragen würden. Dies war der Raum, auf dem am 18. Juni des Jahres 1675 die brandenburgiſchen und ſchwediſchen Waffen ſich miteinander meſſen ſollten.

In der Frühe des Morgens war der Prinz von Heſſen-Homburg mit 1500 Reitern vorangegangen. Da der vom Regen erweichte Boden ein ſchnelles Vorrücken der Hauptmacht, zumal wenn die Geſchütze nicht zurückgelaſſen werden ſollten, verhinderte, ſo hatte der Kurfürſt dem Prinzen den Befehl gegeben, den Feind nur aufzuhalten, dagegen jeden ernſtlichen Angriff auf ihn zu vermeiden. Der alte, vorſichtige Derfflinger — er war damals bereits im ſiebenzigſten Lebensjahre — rieth, den Feind auch mit der Hauptmacht jetzt nicht anzugreifen, ſondern ihn von Cremmen aus in den Rücken zu nehmen. Geſchähe dies, und gelänge es außerdem, dem Feinde die wenigen Wege, die ihm noch offen ſtänden, zu verſperren, ſo werde er ſich ohne Zweifel in kurzer Zeit auf Gnade und Ungnade ergeben müſſen. Der Kurfürſt ſagte: „Weil wir dem Feinde ſo nahe ſind, ſo muß er Federn oder Haare laſſen!" „Gnädiger Herr," entgegnete Derfflinger darauf, „ich habe geglaubt, als General meine Meinung nach beſter Einſicht ausſprechen zu müſſen; da es aber Eurer Kurfürſtlichen Hoheit nicht gefällt, dieſer beizupflichten, ſo wird mich nichts abhalten, dem Feinde nach Kräften Abbruch zu thun; ſei auch ein Kampf dem Zufall mehr überlaſſen, als ich es wünſche, ſei auch die Gefahr größer, als ſie bei meinem Vorſchlage ſein würde."

Wir werden Derfflingers Rath um ſo richtiger zu würdigen vermögen, wenn wir die beiderſeitigen Streitkräfte miteinander vergleichen. Das ſchwediſche Heer betrug 11000, die brandenburgiſche Streitmacht 5600 Mann; auf ſchwediſcher Seite hatte man 38, auf brandenburgiſcher nur 13 Geſchütze.

Die Schweden waren ſomit den Brandenburgern — Alles in Allem gerechnet — um mehr als das Doppelte überlegen.

Kaum waren jene Worte von Derfflinger geſprochen, ſo bezeugte ferner Kanonendonner, daß der Prinz von Heſſen-Homburg bereits im Gefechte ſtehe. Die Schweden hatten ſich bis Hakenberg zurückgezogen, waren daſelbſt aber gegen den Prinzen, der ſich von ſeiner Hitzigkeit hatte hinreißen laſſen, zum Angriffe vorgeſchritten.

Nun ſtreifte der Kurfürſt den rechten Arm auf, wie er zu thun pflegte, wenn es zum Kampfe ging, zog ſeinen Degen und gab den Befehl zum Vorrücken. Während die Truppen ſich zum Angriffe formirten, fiel er auf ſeine Knie und betete: „Allmächtiger Gott Iſraels, zeuch mit deinen Schrecken voran und demüthige den ſtolzen Feind! Unſer Sieg ſoll deine Ehre ſein. Gott mit uns!“ Hierauf beſtieg er ſein Pferd und rückte an der Spitze ſeiner Truppen, ſo ſchnell es ging, vor.

Ein dichter Nebel hüllte die Gegend ein und verhinderte, daß die Schweden den Anmarſch der brandenburgiſchen Hauptmacht bemerkten. Zu ihrer Rechten befanden ſich einige kleine Hügel, die ſie unbeſetzt gelaſſen hatten. Sogleich ließ der Kurfürſt auf einen der Hügel Geſchütze auffahren, die — es war gegen acht Uhr — plötzlich auf die Schweden zu feuern begannen. Den Geſchützen war eine Abtheilung Dragoner, die abgeſeſſen waren, zur Bedeckung gegeben worden, und es wurden zu deren Unterſtützung bald darauf noch zwei Regimenter Dragoner kommandirt.

Der Nebel hatte ſich indeß verzogen, das Schlachtfeld war vollſtändig zu überſehen. Wrangel erkannte, daß die beſetzte Anhöhe der Hauptſchlüſſel der feindlichen Stellung ſei. Er ließ nun den Hügel durch Reiterei und Fußvolk heftig angreifen. Die brandenburgiſche Reiterei wich, und da der größere Theil der Brandenburger das Schlachtfeld noch nicht erreicht hatte, war die Gefahr nicht gering. Die Derfflingerſchen Dragoner, die, ungewohnt zu Fuß zu kämpfen, mit dem Säbel in der Fauſt tapferen Widerſtand leiſteten, riefen der weichenden Reiterei nach, ſie würden ſich bei den Kanonen begraben laſſen. Da ſprengte der Kurfürſt herzu, und es gelang ihm, die beiden Reiterregimenter wieder zum Stehen zu bringen, während der Prinz von Homburg den Derfflinger'ſchen Dragonern mit einem Regimente zu Hülfe kam. Die Schweden wurden zurückgeworfen.

Indeß donnerten die Kanonen auf dem Hügel ohne Unterbrechung, und die Geſchoſſe trugen Tod und Verderben in die Reihen der Feinde. Wrangel formirte eine neue, weit ſtärkere Angriffskolonne. Da ſandte der Kurfürſt einen Adjutanten an den Oberſten Mörner, der die Vertheidigung des Hügels leitete, und ließ ihm befehlen, Alles aufzubieten, um die Batterie zu halten. „Eher ſterben, als die Geſchütze laſſen!“ rief der Brave, ſtürmte an der Spitze der Dragoner dem wieder anrückenden Feinde entgegen, warf ihn zurück, ward aber von einer Kugel in die Bruſt getroffen und ſtarb den Heldentod.

Die durch den Fall des Führers entſtandene Verwirrung benutzend, ſammelten ſich die Schweden zu einem dritten Angriffe.

Der Kurfürſt, der überall, wo Gefahr im Verzuge war, erſchien, ritt einen ſchönen, prächtig aufgezäumten Schimmel, auf den es die Schweden abgeſehen zu haben ſchienen, da nirgends die ſchweren Kugeln aus den Geſchützen dichter einſchlugen, und der Tod nirgends eine reichere Ernte hielt, als da, wo ſich der Kurfürſt befand. Jedenfalls hatte man auf feindlicher Seite Kunde empfangen, daß der ſtattliche Reiter auf dem weißen, muthig einherſprengenden Roſſe kein Anderer als der Kurfürſt ſelbſt ſei.

Die ſeinem Herrn drohende Gefahr war dem wackern Stallmeiſter Emanuel Froben nicht entgangen, und durch Vorſchützung irgend eines Grundes wußte er den Kurfürſten zu bewegen, ſeinen Braunen zu beſteigen und ihm dafür den Schimmel zu überlaſſen. Dem neuen, noch verſtärkteren Angriffe der Schweden hätten die ihres heldenmüthigen Führers beraubten Dragoner wohl kaum zu widerſtehen vermocht, wenn nicht der Kurfürſt perſönlich zu ihnen geeilt wäre.

Friedrich Wilhelm trug an dieſem Tage einen leichten Bruſtpanzer und darüber einen tuchenen Rock im niederländiſchen Schnitt; ſein Haupt, zunächſt geſchützt von einer eiſernen, innen mit Sammet gefütterten Sturmhaube, war bedeckt mit einem ſchwarzen Filzhute.

Schon drangen die Schweden wieder vor, als er auf dem bedrohten Punkte erſchien und ſich an die Spitze des Regiments ſtellte. „Getroſt, tapfre Brandenburger," rief er, „ich, Euer Fürſt und nunmehriger Capitain, will mit Euch ſiegen oder zugleich mit Euch ſterben!" Mit gezücktem Degen ſprengte er gegen den Feind, erneueten Muthes ſtürmten die Seinen ihm nach. Nur Einer blieb zurück — Froben, der, von einer Kanonenkugel durchbohrt, als ein Opfer ſeiner Treue vom Roſſe ſank und verſchied.*)

Es erfolgte ein furchtbarer Zuſammenſtoß. Schwerterſchlag und Kampfruf erſchütterte die Luft, heldenmüthig ward auf beiden Seiten geſtritten. Der Kurfürſt, ſeines Wortes eingedenk, leuchtete den Seinen voran im Kampfgewühle. Während mancher Schwertſchlag ſein Haupt traf, ohne ihn indeß verwunden zu können, ſtreckte er eine Zahl von Feinden nieder. Sein glühender Kampfesmuth trieb ihn aber zu weit hinein in die feindlichen Reihen, und er ſah ſich plötzlich umringt von Feinden, deren gleichzeitigem Angriff er allein wohl nicht lange würde Abwehr haben leiſten können. Voll Schrecken bemerkten die Seinen die Gefahr, von der ihr Fürſt und Feldherr bedroht war.

Neun brandenburgiſchen Dragonern gelang es, durch den wirren Feindesknäuel eine blutige Gaſſe zu hauen und ihren geliebten Landesherrn aus der offenbaren Gefahr zu befreien.

Hin und her wogte nun eine Zeit lang der Kampf, doch dem Muthe der Brandenburger vermochten die Schweden endlich nicht mehr zu widerſtehen. Sie flohen — es war gegen zehn Uhr Morgens — und ſuchten, ſo ſchnell es ging, Fehrbellin zu erreichen. Es ward dem Kurfürſten der Vorſchlag gemacht, die Stadt und den Feind zu vernichten, mit

---

*) Es ſei mir erlaubt, hier eine Stelle aus meiner Volks- und Jugendſchrift „Oranienburg und Fehrbellin. Ein hiſtoriſches Gemälde aus der Zeit des großen Kurfürſten" beizufügen: Lange Zeit hat die Erzählung von dem freiwilligen Opfertode Frobens die patriotiſchen Herzen erquickt. Kleiſt verherrlichte ihn in ſeinem Schauſpiel „Prinz Friedrich von Homburg", Minding in dem vortrefflichen Gedichte „Fehrbellin". Neuerdings iſt nun über die Schlacht von Fehrbellin ein ſehr ins Einzelne gehendes Werk erſchienen (Veranlaſſung und Geſchichte des Krieges in der Mark Brandenburg im Jahre 1675. Von H. v. Gansauge, Major. Berlin 1834), in welcher die That Frobens ausdrücklich in Abrede geſtellt wird. Dieſes Werk iſt in neueſter Zeit von vielen Geſchichtsſchreibern und Lehrern der Geſchichte als maßgebende Quelle angeſehen worden, und ſo hat die Auffaſſung des Majors v. Gansauge für jetzt eine große Verbreitung gefunden. —

Da ich bei Schilderung der Schlacht von Fehrbellin dieſe Angelegenheit berühren mußte, vermochte ich nicht, mich ſo ohne weiteres mit der Angabe des Majors v. G. zu begnügen. Ehe ich mittheile, welche Schritte ich that, und zu welchen Ergebniſſen ich kam, führe ich aus dem genannten Werke die Stelle an, durch die der Verfaſſer eben jene That Frobens in Abrede ſtellt:

„Friedrich II. hat zuerſt ausgeſprochen, daß die Beſteigung eines kurfürſtlichen Schimmels Froben den Tod zugezogen habe. Aber ſämmtliche Schriftſteller, die vor dem großen Könige geſchrieben, wiſſen hiervon nichts: namentlich blieb dieſer Umſtand Augenzeugen, wie Herrn v. Buch, fremd. Nach der gründlichen, dieſen Gegenſtand betreffenden Abhandlung des Ordensrathes König (Jahrbücher der preußiſchen Monarchie, 1792) würde es überflüſſig ſein, eine vollſtändige Reviſion dem Publikum vorzulegen. Friedrich II. macht ſein eigenes Zeugniß zweifelhaft, da die ganze Erzählung aus den ſpätern Ausgaben der Memoires, namentlich aus der von 1762, weggeblieben iſt." —

Wie ſchon bemerkt, hatte es mich ſchmerzlich berührt, zu ſehen, wie die Kritik dabei war, einen hellſtrahlenden Edelſtein aus der brandenburg-preußiſchen Geſchichte auszubrechen, und ich beſchloß, lebende Autoritäten um ihre Meinung in dieſer Angelegenheit zu befragen. Der erſte der Herren, den ich fragte (ich nenne ſeinen Namen nicht), nahm die Sache ſehr leicht. Die Geſchichte von Froben, ſagte er mit lächelndem Angeſicht, ſei allerdings nicht wahr; da ſie aber einmal da ſei, rathe er mir, alles Kopfzerbrechen zu laſſen, und ſie friſchweg als wahr zu erzählen. — Das genügte mir nicht, und ich beſchloß, mit Männern zu reden, die Wahrhaftigkeit als die erſte Forderung an den Geſchichtsſchreiber ſtellen. Ich beſuchte die Herren L. v. Ledebur, Varnhagen v. Enſe und den Hiſtoriographen Preuß. Dieſe, um die preußiſche Geſchichtsſchreibung ſo hochverdienten Männer ließen zu meiner großen Freude die Gansauge'ſche Kritik nicht gelten.

Varnhagen v. Enſe deutete auf Folgendes hin: 1) Gansauge beruft ſich auf eine Abhandlung des Ordensrathes König, in der er den Pferdetauſch als unwahrſcheinlich darſtellt. König hat aber bald darauf in einer zweiten Abhandlung über denſelben Gegenſtand ſeine früher ausgeſprochenen Zweifel ſelbſt bekämpft. Dieſe zweite Abhandlung kennt demnach Gansauge nicht. 2) Gansauge beruft ſich auf einen Bericht des Kammerherrn v. Buch, der in der Schlacht zugegen war. In dieſem Berichte iſt allerdings nichts vom Pferdetauſch enthalten. Buch hat aber wahrſcheinlich aus perſönlichen Rückbrennenden Kugeln zu beſchießen, worauf er entgegnete: „Ich bin nicht gekommen mein Land zu verbrennen, ſondern zu retten!"

Der Verluſt der Brandenburger betrug 500, der des Feindes dagegen 3000 an Todten und Verwundeten. Den Oberſten Hennig, der ſich in der Schlacht außerordentlich hervorgethan hatte, erhob der Kurfürſt noch auf dem Schlachtfelde unter dem Namen „von Treffenfeld" in den Adelsſtand. Ein jeder der neun Dragoner, die dem Kurfürſten ſo tapfern Beiſtand geleiſtet hatten, erhielt eine Handvoll Goldſtücke von ihm.

Am nächſten Tage verfolgte Derfflinger den Feind und nahm ihm noch eine Anzahl Kanonen, 2000 Gepäck- und andere Wagen, eine große Zahl von Pferden und mehrere tauſend Stück geraubten Viehes ab. Letzteres ließ der Kurfürſt ſogleich in den von dem Feinde am meiſten heimgeſuchten Ortſchaften vertheilen.

Als die vollſtändig aufgelöſten ſchwediſchen Heerhaufen vier Tage ſpäter die brandenburgiſch-pommerſche Grenze erreichten, zählten ſie im Ganzen nur noch einige tauſend Mann.

„Am 21. Juni," heißt es in einem Bericht, „ſah man in Berlin die in dieſer glorreichen Schlacht gewonnene Beute, drei ſechspfündige und eben ſo viele dreipfündige Stücke, drei Reiter-Standarten, drei grüne Fahnen mit Franſen, acht weiße Fahnen und eine große Menge von Pulver, Lunten, Kartuſchen, Kugeln und andren Kriegsbedürfniſſen. Auch folgten 150 ſchwediſche Gefangene und ſieben Wagen mit ſchwediſchen Verwundeten, welche ebenfalls in Kriegsgefangenſchaft gerathen waren."

Am 23. Juni hielt der Kurfürſt unter Glockengeläute und Jubelruf des Volkes ſeinen feierlichen Einzug in Berlin, begab ſich aber ſchon am Nachmittage wieder zu ſeinem Heere zurück.

ſichten gegen den Kurfürſten von der Sache nichts erwähnt. Es mochte dem Kurfürſten hinterher ſehr peinlich ſein, daß, wie er ſich ſagen mußte, durch ſeine Schuld ein Menſch ſein Leben verloren habe. Wäre von der That Frobens gar nichts bekannt, ſo würden ſchon die Ehren, die ihm im Tode erwieſen wurden, auf den Schluß führen, daß er irgend etwas Außerordentliches gethan haben müſſe. Er war Stallmeiſter und wurde nach ſeinem Tode viel mehr geehrt, als hohe Militairs, die bei Fehrbellin gefallen waren. Er wurde im Dome beigeſetzt, ja es wurde ein beſonderer Trauergottesdienſt für ihn abgehalten. Auch ließ der Kurfürſt mehrere Denkmünzen auf ihn prägen, was, zumal im Hinblick auf jene Zeit, ſehr hoch anzuſchlagen iſt.

Der Hiſtoriograph führte noch andere Gründe für die Glaubwürdigkeit der Erzählung an und nahm damit der Gansauge'ſchen Kritik den letzten Schein der Wahrheit. Ich faſſe ſeine Darlegung kurz zuſammen:

> Friedrich der Große beſchäftigte ſich früh mit der vaterländiſchen Geſchichte. An ſeinen Vater ſchreibt er den 12. Auguſt 1737, daß er deſſelben Tages einen alten Mann geſprochen, der ſeit 1670 in des großen Kurfürſten Kriegsdienſten geſtanden, und der ihm viele Umſtände aus der Schlacht von Fehrbellin recht vollſtändig erzählt habe. Bei einer ſpätern Gelegenheit ſagt Friedrich der Große, er ſei über die Schlacht von Fehrbellin ſo orientirt, als ob er ſelbſt dabei geweſen wäre. Deshalb verdient ſeine Schilderung der Schlacht gewiß Beachtung. Seine Erzählung von dem Pferdetauſche war außerdem — entgegen den Gansauge'ſchen Ausführungen — ſchon lange vor ihm von den Geſchichtsſchreibern als Thatſache aufgenommen, z. B. 1708 von Gundling in ſeiner handſchriftlichen Biographie des großen Kurfürſten, 1740 von Mauvillon in deſſen Biographie Friedrich Wilhelm's I. Und da Friedrich der Große — wiederum entgegen den Behauptungen Gansauge's — dieſe Froben-Geſchichte in alle ſelbſtſtändige Ausgaben ſeiner Memoires de Brandenbourg aufgenommen hat (der hochverehrte Herr Hiſtoriograph hatte die Güte, mir von jeder der bezeichneten Ausgaben ein Exemplar vorzulegen), ſo ſteht dieſelbe auch im erſten Bande der von Preuß beſorgten Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen Seite 75 und 76. Dieſer Ausgabe liegt der letzte officielle Text der brandenburgiſchen Geſchichte des großen Königs, der vom Jahre 1767, zu Grunde. Auch verdient noch bemerkt zu werden, daß König Friedrich Wilhelm II. dem letzten des Geſchlechts der von Froben, dem Oberſtlieutenant Alexander Friedrich von Froben, der 1793 in Weſel ohne Nachkommen geſtorben, den 28. December 1786 zwanzig Friedrichsd'or ſandte, um auf das Andenken ſeines durch die Schlacht bei Fehrbellin unſterblichen Ahnherrn eine Flaſche zu leeren, „wozu" — heißt es in dem Königlichen Beiſchreiben — „der Abkömmling deſſen, dem euer Eltervater das Leben rettete, billigerweiſe die Koſten hergiebt."

Hoffentlich werden ſich in der Geſchichtsſchreibung die Anſichten der genannten verehrten Männer Bahn brechen.

Dieſe heldenmüthig geſchlagene Schlacht bewirkte, daß das Vertrauen in die eigene Kraft im Lande ungemein ſtieg. Das Ausland zollte dem Kurfürſten und ſeinen tapfern Soldaten die höchſte Bewunderung, und es gingen Beglückwünſchungsſchreiben aus London und Paris, aus Madrid, Moskau, aus dem Haag und aus Kopenhagen in Berlin ein.

Dormiendo vigilo — im Schlaf, im ſcheinbaren Schlaf wache ich. So lautet höchſt bezeichnend die Umſchrift einer Denkmünze, die der Kurfürſt zum Gedächtniß an die Schlacht von Fehrbellin ſchlagen ließ.

Die verlorene Schlacht hätte die Zahl ſeiner Feinde vermehrt, die gewonnene führte dem Kurfürſten Freunde oder doch wenigſtens Helfer zu. Der Sieger von Warſchau hatte jetzt ſein Haupt mit einem noch ſchöneren Ruhmeskranze bedeckt, und es erſchien manchem Hofe, der ihm im Stillen den Untergang wünſchte, am gerathenſten, mit ihm ein gutes Einvernehmen zu unterhalten. Nach einem ſolchen Erfolge von Seiten des Kurfürſten erklärten Kaiſer und Reichstag den König von Schweden für einen Reichsfeind, und es wurden nun auch dem Kurfürſten Hülfstruppen zugeſagt. Es ſcheint aber, als ob Friedrich Wilhelm auf dieſe Zuſagen kein beſonderes Gewicht gelegt habe, denn er beeilte ſich, Dänemark für ſeine weitergehenden Pläne zu gewinnen, und es kam auch nicht lange Zeit darauf zwiſchen Brandenburg und Dänemark ein Bündniß zu Stande, deſſen Zweck dahin ging, die Schweden gänzlich aus Deutſchland zu vertreiben. Däniſche Truppen, die aus dem Mecklenburgiſchen herzurückten, verbanden ſich mit den tapfern, ihres Sieges frohen Brandenburgern, und das vereinte Heer trieb darauf die Schweden bis hinter die Wälle von Stralſund zurück, die Eroberung dieſes Platzes gelang aber nicht.[1])

Es war indeß ein ſtrenger Winter angebrochen und das verbündete Heer ſchickte ſich an, Winterquartiere zu beziehen. Der Kurfürſt beſchloß dieſen Feldzug mit der Einnahme von Wolgaſt, Wollin und Greiffenhagen.

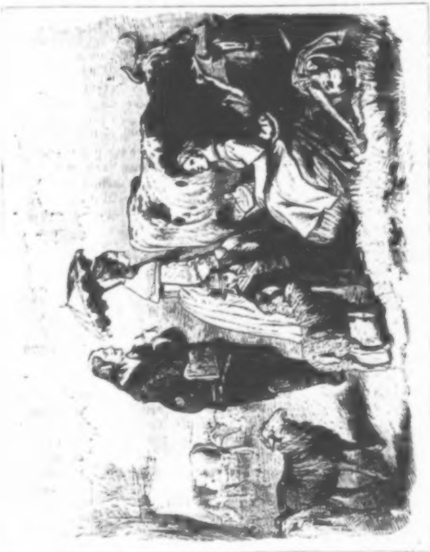
Hören wir zum Schluſſe noch das Urtheil, das der große Urenkel des Siegers von Fehrbellin über den Feldzug und den Sieg des Kurfürſten fällte: „Wenige Heerführer", ſagt er, „können ſich eines Feldzuges, dem von Fehrbellin ähnlich, rühmen. Der Kurfürſt entwirft einen ſo großen und kühnen Plan und führt ihn mit ſtaunenswerther Schnelligkeit aus. Er überfällt ein Standquartier der Schweden (Rathenow), während Europa meint, daß er noch in Franken verweile; er fliegt zu den Feldern von Fehrbellin, wo die Feinde ſich ihm geſchaart entgegenſetzen; er ſchlägt mit einem kleinen Reiterkorps, welches von langen Märſchen abgemattet iſt, eine zahlreiche und achtungswürdige Infanteriemacht, die das deutſche und polniſche Reich beſiegt hatte. Dieſer Zug, ſo glänzend wie nachdrucksvoll, verdient es, daß man auf ihn das veni, vidi, vici des Julius Cäſar anwende."

„Fehrbellin, zu allen Zeiten ſei im Heldenlied geprieſen,
Fehrbellin am blauen Rhine, mit dem Hügel, mit den Wieſen.
Und wo einſt ein Pilger wandert durch das Brandenburger Land,
Werd' ihm Brandenburg und Rath'now, werd' ihm Fehrbellin genannt."

Vorſtehender Aufſatz iſt uns in der Handſchrift mitgetheilt aus Ferdinand Schmidt's noch ungedruckter Abtheilung ſeiner Preußiſchen Geſchichte, über deren frühere Lieferungen Herr Profeſſor Zeiß in Weimar unter Anderem ſagt: „Unter den zahlreichen für's Volk geſchriebenen Büchern ſind im Verhältniß wenige geſchichtliche, und unter dieſen höchſt ſelten ein wahrhaft populäres Geſchichtswerk. Die angeblich populären Geſchichtsbücher haben meiſtens die Popularität nur auf dem Titel. So ausgezeichnet auch die deutſche Geſchichtsforſchung iſt, in Beziehung auf geſchmackvolle Darſtellung der Geſchichte ſtehen wir Deutſchen noch immer den Franzoſen und Engländern nach. Die deutſchen Geſchichtswerke ſind entweder zu gelehrt und ſchwer verſtändlich, oder trocken, ſkizzenartig, mit Namen und Zahlen angefüllt. Wir freuen uns daher in Ferd. Schmidt's Geſchichte Preußens in Wort und Bild ein Buch zu erhalten, welches in jeder Beziehung den Namen eines trefflichen populären Geſchichtswerkes verdient.

---

[1]) Siehe: Unſere Flotte ꝛc. Seite 49. u. f.



Die Kurfürſtin Louiſe Henriette in Oranienburg.

Originalzeichnung von Ludwig Burger. — Geſchnitten von W. [illegible]

„Das Buch erſcheint zu einer glücklichen Zeit. Jetzt, wo die Augen von ganz Deutſchland mehr als je auf Preußen gerichtet ſind, muß auch für das deutſche Volk die Geſchichte dieſes Staates doppeltes Intereſſe erregen. Der Verfaſſer behandelt die preußiſche Geſchichte immer im Zuſammenhang und mit Hinweiſung auf die deutſche Entwickelung. Die lichtvolle Zeichnung der politiſchen Geſchichte erhält aber dadurch noch mehr Farbe, Licht und Leben, daß die Kulturerſcheinungen jeder Zeit in lebensvollen Bildern geſchildert ſind."

Wie muſterhaft die Burger'ſchen Illuſtrationen zu Ferdinand Schmidt's preußiſcher Geſchichte ſind, mag die vorſtehende Probe zeigen, welche das landwirthſchaftliche Wirken der Kurfürſtin in Oranienburg darſtellt. Gerade dies Bild wird für unſere Leſer noch ein beſonderes Intereſſe haben, da Theodor Fontane's „Schloß Oranienburg" im erſten Bande von „Unſer Vaterland" (S. 196) auch dieſe Seite von Louiſe Henriette's Thätigkeit geſchildert hat.

Den großen Kurfürſten anlangend, auf den wir ſpäter in einem Aufſatze von Max Ring, „der Kampf des großen Kurfürſten mit den Ständen in Oſtpreußen" zurückkommen, bemerken wir noch, daß auch der dritte Band der trefflichen „Geſchichte der preußiſchen Politik" von Droyſen über ſeine Politik und namentlich auch über ſein Verhältniß zu den Schweden handelt. Wie wichtig ihm die Beziehungen zu Schweden waren, geht ſchon daraus hervor, daß einſt eine Heirath des großen Kurfürſten mit der Tochter Guſtav Adolfs, der Königin Chriſtine, in's Auge gefaßt war: offenbar der erſte großartige Plan zur Herſtellung eines proteſtantiſchen Kleindeutſchland, der für alle Zeiten merkwürdig bleiben wird. Vielleicht freilich iſt es ein Glück, daß ein Kleindeutſchland damals nicht zu Stande kam, deſſen Schwerpunkt wahrſcheinlich eben ſo gut, als wenn es Guſtav Adolf ſelbſt gegründet hätte, nach — Schweden gefallen wäre. Noch im Auguſt 1646 war der große Kurfürſt im Bade zu Hornhauſen im Halberſtädtiſchen mit der Königin Chriſtine von Schweden zuſammen.

Weswegen ſträubte ſich der große Kurfürſt, die Biſthümer Halberſtadt und Magdeburg, deren Ertragsfähigkeit er doch aus eigener Anſchauung beurtheilen konnte, für Vorpommern anzunehmen? Er wollte, ſagt man, viel Küſtenland für Schifffahrt und Handel haben. Der Hauptgrund aber war, daß er fürchten mußte, die Biſthümer — könnten von der katholiſchen Kirche noch einmal zurückverlangt werden. „Wie gut, daß er ſich darin geirrt!" wird jedes Schulkind im Magdeburgiſchen und Halberſtädtiſchen jetzt ſagen.

Kaiſer Maximilian und der Abt auf dem Hundsrück.

Mitgetheilt von Heinrich Pröhle.

Kaiſer Maximilian der Erſte, der hochlöbliche, hatte zum Ehegemahl Maria, Carls von Burgundien Tochter, die ihm herzlich lieb war und über deren Tod er ſich heftig bekümmerte. Dies wußte Johannes von Trittenheim, der Abt zu Spanheim auf dem Hundsrück war, wo nach dem Sprüchwort der Teufel Abt geweſen iſt. Er erbot ſich, dem Kaiſer ſein Gemahl wieder vor Augen zu bringen, daß er ſich an ihrem Angeſicht ergötze. Der Kaiſer ließ ſich überreden und ſie nahmen noch einen dritten Mann mit und gingen in ein beſonderes Gemach. Doch verbot ihnen der Abt, daß ihrer keiner bei Leibe ein Wort reden ſolle, ſo lange die Erſcheinung währte.

Maria kam hereingegangen, ſpazierte fein ſäuberlich an ihnen vorüber, der lebendigen wahren Maria ſo ähnlich, daß gar kein Unterſchied war und nicht das Geringſte daran mangelte. Als ſie zum zweiten Male vorüberging, iſt dem Kaiſer ein Grauen ankommen hat dem Abt gewinkt, er ſolle das Geſpenſt wegthun, und danach mit Zittern und Zorn zu ihm geſprochen: „Mönch, mach mir der Poſſen keine mehr," und hat bekannt, wie ſchwerlich er ſich enthalten, daß er ihr nicht zuredete. Wenn das geſchehen wäre, ſo hätte ihn der böſe Geiſt umgebracht.

* * *

Dietrich

Es gibt eine unheimliche Sage von
auf todtrohendem Meer dem Seefahrer er
die zerriſſenen, im Winde flatternden Seg
leichenhafte Geſtalten, die, unbekümmert un
fluchen — im nächſten Moment hat die Na
des Entſetzens und Grauſens iſt geblieben.

Faſt dieſem Schiff gleich iſt Chriſtian
den unglücklichen Dichtern, von denen nicht
jede Nation zu erzählen wußte, vielleicht der
Schuld verlorenſte. Zwiſchen Kerkermauern
zu Detmold); ſeine erſte Erinnerung iſt, einen
hofes ſpazieren geführt zu haben. Eine roh-
ſamen Knabenwillen alle Zügel, vergiftet i
geiſtigen Getränken. So erwacht zwiſchen Di
Seele; aber es treiben auch in ihr zugleich
bener Anlage die entgegenwirkenden Heilkräfte
dann im ernſten Studium, zur Geſchichte; ſie
Bildern, nährt und reinigt ſeine wilde Phantaſ

---

*) Dieſe Arbeit war urſprünglich ein in Berlin
Unſer Vaterland. II. Bd.

gegen das Gemeine dSchauſpiels den edleren
ſeiner Poeſie je länger ott verdient hätte. Hier
er zur Univerſität, wir Hermannsſchlacht, ſein
Berlin. Da herrſcht es für ihn nicht mehr.
damals die letzten, wüm Sport ſeiner ſelbſt
ihr wildes Weſen: HVaterſtadt zurück: und
„ſchön ſei häßlich, häßeine kalte Hand — die
kannten Eckhauſe am Lorbeerkranze. —
ein Jüngerkreis, der, ausgeführt werden, den
ſchweigen zu können, chruf an Grabbe aus-
der Kreis der UechritzWer je das olympiſche
mals eben ſtreifte, frändniß angeblickt, der
den feinen Cirkel der Klängen der Welt-
Grabbe ein, früh dur ihr exotiſches Daſein
gend: Aber ſelbſt barden, denn Grabbe's
Genie, oder verrückt ſind Trümmer, freilich
Ehe zuſammengebunnd Granit." Treten
mit den Augen, die ſie nicht ſchrecken! wir
ſo ſchlaff und verdro voller Unparteilichkeit
lichen Knie ſchon ſch jetzt wohl auch mit
ſo vernachläſſigt, ſo haffen eingehn. Die
auftritt, ſo bleibt ere Poeſien Selbſtbe-
arbeitet er ſich nicht, kniffe einer ſchönen
für die edleren Gefül, ohne ihn ſelbſt gut
und wie Heinrich H dieß findet ſtatt in
einen ſpöttiſchen Na
Verkehr. — Dann Mainacht 1805 un-
math, bis eine faſt ar nicht nur unſer
deren dramatiſchen und aller Völker zur
und von denen nur hiſtoriſche Drama
ein ſeltſamer, aber weil Grabbe einen
mit den verzweiflungen, pfundſchweren
an der wir heute itriſchen Bachanten
von ſeinem guten Vorausſetzung die Ge-
Gothland veröffentlicher, die Erſchei-
in raſcher Folge ſolte noch nicht vor-
Meiſterwerk, den in hiſtoriſchen Dra-
ein armſeliges MaZeit iſt, der nun
Aber ſchon hatte i Held es iſt, der
wieder zurückgefordmmer der brittiſche
hatte er ſich verbeirJohann die Grün-
Und der wilde Wangen des Feudal-
ohnehin das Weib Geſchichte iſt ihm
ein, denn er hatteo und Julie, und
ihn zur Verzweifle hiſtoriſche Cha-
niſſe der HeimathKardinal des ſchö-
liche Hand noch Novelliſtik, die die
vor die Füße gew ja doch immer

gegen das Gemeine den klaren, markigen, wenn wir wollen, ſittlichen Gegenſatz, der in ſeiner Poeſie je länger je mehr ſiegreich wird, nur leider nie in ſeinem Handeln. So kommt er zur Univerſität, wir finden ihn zwiſchen den Jahren 1820 und 1824 in Leipzig und in Berlin. Da herrſcht in ihm ganz der böſe Genius ſeiner Natur. Hier in Berlin trieben damals die letzten, wüſten Nachſchwärmer der einſt doch geiſtiger berauſchten Romantiker ihr wildes Weſen: Hoffmann verwirklichte in der Poeſie das Hexenwort aus Makbeth: „ſchön ſei häßlich, häßlich ſchön", und feierte mit dem wild-genialen Devrient in dem bekannten Eckhauſe am Gensdarmen-Markte ſeine Orgien. Dem Geiſte ſolcher Meiſter folgte ein Jüngerkreis, der, um echte Genialität zu erringen, um in ungebundenſter Geiſtigkeit ſchwelgen zu können, wie eine neue Buddha-Secte den Körper verwüſten zu müſſen glaubte; der Kreis der Uechtritz, Köchy, Guſtorff, Robert, der Kreis, den auch der junge Heine damals eben ſtreifte, freilich nachher den Rockärmel ſauber abblaſend, ehe er dann wieder in den feinen Cirkel der Henriette Herz ſich begab. In den Kreis dieſer wilden Geſellen trat Grabbe ein, früh durch ſeinen Gothland als Dichter des neueſten Geſchmacks ſich verkündigend: Aber ſelbſt hier wird nach ſeinem erſten Erſcheinen gefragt, ob dieſer Menſch ein Genie, oder verrückt ſei; dieſer Menſch, in dem der Heros mit dem Idioten in entſetzlicher Ehe zuſammengebunden ſcheint; dieſer Menſch, mit der prächtig gewölbten Shakſpear-Stirn, mit den Augen, die ſeltſam leuchten von deutſcher blauer Meerestiefe — aber dem die Lippe ſo ſchlaff und verdroßen über das faſt verſchwindende Kinn herabhängt, dem die jugendlichen Knie ſchon ſchwanken, deſſen Tritt unſicher vorausfühlt, wenn er geht; dieſer Menſch, ſo vernachläſſigt, ſo linkiſch, kindiſch und unbeholfen in allen Dingen. Und wie er hier auftritt, ſo bleibt er. Beides, zu blöde und zu ſtolz, um edlere Bekanntſchaft zu ſuchen, arbeitet er ſich nicht, wie doch mancher jener Genoſſen, aus dem Gemeinen empor; ſelbſt für die edleren Gefühle in ihm bleibt Rohheit und Cynismus die ſtachlichte, ſchmutzige Hülle, und wie Heinrich Heine, nur ohne deſſen Grazie, lernt er jeder echten Regung des Gemüthes einen ſpöttiſchen Nachklapp geben, ſeltner zwar in ſeiner Dichtung, immer aber in ſeinem Verkehr. — Dann verſcholl er auf lange Zeit. Er ſitzt wieder in Detmold, in ſeiner Heimath, bis eine faſt zufällige buchhändleriſche Aufforderung ihn veranlaßt, (1827) ſeine früheren dramatiſchen Verſuche zu veröffentlichen, die fünf Jahre lang im Pulte gelegen hatten, und von denen nur Dieſer und Jener eine halbvergeßne Kunde beſaß. Der Eindruck war ein ſeltſamer, aber für den Dichter glücklicher. Der ſchlaffen Zeit imponirte der Gothland mit den verzweiflungsvollen Ausbrüchen einer Kraft, die doch mehr Krampf als Kraft war, an der wir heute mit Achſelzucken vorübergehen würden. Der Beifall befeuerte ihn; und von ſeinem guten Genius, dem Geiſt der Geſchichte geleitet, der ſchon aus dem, mit dem Gothland veröffentlichten Fragmente, Marius und Sulla, geſprochen hatte — ſchuf er nun in raſcher Folge ſeine beiden Hohenſtaufen-Dramen, Barbaroſſa und Heinrich VI., ſchuf ſein Meiſterwerk, den Napoleon oder die hundert Tage, dann den Hannibal, und leider auch ein armſeliges Machwerk, in dem er dem Gothland ſich wieder nährte, Fauſt und Don Juan. Aber ſchon hatte ihn im Leben der finſtere Geiſt, dem er ſeit ſeiner Jugend verkauft war, wieder zurückgefordert; nach manchem Streiche gräßlichen Humor's, der dem Wahnſinn glich, hatte er ſich verheirathet, und gleich nach der Trauung geſprochen, „da haben wir das Unglück." Und der wilde Witz ward furchtbare Wahrheit. Mit ſeinem zerrütteten Charakter konnte e ohnehin das Weib, das er gewählt, nur unglücklich oder ſchlecht machen: das Letztere tra ein, denn er hatte eine kalte egoiſtiſche Seele gefunden, die auf der Hut gegen ihn war, un ihn zur Verzweiflung brachte. — Wieder ſind einige Jahre vergangen; er hat die Verhältniſſe der Heimath durchbrochen, wir finden den Dichter bei einem Manne, deſſen ſtarke ſittliche Hand noch einmal verſucht, ihn emporzuheben, nachdem er ſich ihm wie zur Rettun vor die Füße geworfen: bei Immermann in Düſſeldorf, deſſen Plan, dort mit kleinen Mit ſein eine Bühne zu gründen, die bei dem allgemeinen Sinken des Schauſpiels den edleren Geſchmack aufrecht erhalten ſollte, wahrlich nicht Platens bittern Spott verdient hätte. Hier flammt noch einmal Grabbe's Schöpferkraft auf; er vollendet die Hermannsſchlacht, ſein Schwanenlied. Aber eine Heimath, eine echte Theilnahme gibt es für ihn nicht mehr. Lebensmüde, eine Jammergeſtalt, in der der alte Geiſt nur wie zum Spott ſeiner ſelbſt noch manchmal aufflackert, kehrt er in die ihm zur Hölle gewordene Vaterſtadt zurück; und bald ſinkt hier der 34jährige Dichter in ein vorzeitiges Grab, und eine kalte Hand — die ſeiner eitlen Frau — ziert den faſt einſamen Sarg mit dem letzten Lorbeerkranze. —

Wozu aber dieſes dunkle Bild? Soll mit ihm der Gedanke ausgeführt werden, den der Landsmann des Dichters, Freiligrath, in ſeinem phantaſtiſchen Nachruf an Grabbe ausſprach: daß der Dichtung Mai ein Kainstempel ſei? Gewis nicht! Wer je das olympiſche Haupt Göthe's, die lichtvolle Stirne Schiller's mit innigerem Verſtändniß angeblickt, der wird ſich ſagen können, daß ſolche tollen Worte zu den verſchollenen Klängen der Weltſchmerz-Poeſie gehören, die in der ſcharfen Alpenluft der Gegenwart ihr exotiſches Daſein bereits ausgehaucht hat. Hier ſollte nur ein Fragment gegeben werden, denn Grabbe's Dichten, Grabbe's Leben, Grabbe's Seele iſt nur ein Fragment. Es ſind Trümmer, freilich „Trümmer eines eingefallenen Tempels“, „Trümmer von Porphyr und Granit.“ Treten wir heran, laſſen wir uns durch das Unſchöne, Scharfkantige, Bizarre nicht ſchrecken! wir entdecken im Bruch doch wohl ein edles Korn. Haben wir bisher mit voller Unparteilichkeit uns die Schattenſeiten des Dichters nicht verſchwiegen; ſo dürfen wir jetzt wohl auch mit um ſo größerem Recht auf die Lichtſeite von Grabbe's dichteriſchem Schaffen eingehn. Die kann freilich da nicht ſein, wo er dichtend ſich ſelbſt verräth; wo ſeine Poeſien Selbſtbekenntniſſe ſind nach Göthiſcher Art, da ſind es wahrlich nicht Bekenntniſſe einer ſchönen Seele. Wo aber der Genius ihm die Hand führt, der ſein guter war, ohne ihn ſelbſt gut machen zu können; da ſind ſeine Schöpfungen höchſt bedeutend: und dieß findet ſtatt in ſeinen hiſtoriſchen Dramen.

Das hiſtoriſche Drama! Als über Schiller in jener wunderſamen Mainacht 1805 unter den Trauermelodien der Nachtigallen das Grab ſich geſchloſſen, war nicht nur unſer deutſcher, war der größte hiſtoriſche Dramatiker aller Zeiten bisher und aller Völker zur Ruhe gebettet. Denn auch Shakſpeare dürfte, wo es ſich nur um das hiſtoriſche Drama handelt, nicht auszunehmen ſein. Wir wagen dies Urtheil, nicht etwa, weil Grabbe einen Aufſatz über Shakſpeare-Manie geſchrieben und darin in ſeiner wuchtigen, pfundſchweren Proſa manches verſtändigere Wort geſprochen hat, als man es dem excentriſchen Bacchanten zutrauen ſollte, ſondern deshalb, weil das hiſtoriſche Drama zu ſeiner Vorausſetzung die Geſchichte verlangt, d. h. Auffaſſung des Geſchehenen als Entwicklung göttlicher, die Erſcheinungswelt durchleuchtender Gedanken, und eben in dieſem Sinn Geſchichte noch nicht vorhanden war, als Shakſpeare dichtete; und deshalb, weil, was uns in den hiſtoriſchen Dramen Shakſpeare's intereſſirt, nicht jener Dreiklang von Held, Volk und Zeit iſt, der nun einmal unerläßlich die hiſtoriſche Harmonie ausmacht, ſondern allein der Held es iſt, der mit Shakſpear'ſcher Meiſterhand entworfen wird, während ſein Volk immer der brittiſche Mob iſt, und ein ganz eigener Scharfblick dazu gehört, um im König Johann die Gründung der engliſchen Verfaſſung, in König Richard III. die letzten Zuckungen des Feudalſtaates und in Heinrich VIII. die Reformation dargeſtellt zu finden. Die Geſchichte iſt ihm kaum ein anderes Material, als jene italieniſche Novelle, aus der er Romeo und Julie, und jene nordiſche Sage, aus der er Hamlet geſtaltet. Daß ihm trotzdem große hiſtoriſche Charaktere gelungen ſind: ſo jener Fürſt des Lächelns, Bolingbroke, ſo jener Cardinal des ſchönen Mailand Pandulfo, der Inbegriff der ganzen diplomatiſchen Machiavelliſtik, die die Kirche lange vor Machiavelli gefunden — wer wollte es leugnen? Es iſt ja doch immer

Shakſpeare, der ſchafft. Unſere Schiller'ſchen Helden ſind ſchwächer — man erinnere ſich an den ſentenziöſen Wallenſtein — aber eine Zeit verſteht er mit Meiſterhand zu ſkizziren. Wo hätte ein Jahrhundert je ſo plaſtiſch ſich dargeſtellt, als das ſiebenzehnte, im Lager jener wilden Schaaren, die aus Süden und Norden zuſammengefegt und geblaſen worden? Und ebenſo einem Volke weiß er ein farbenreiches, lebensvolles Daſein zu geben — oder was gefiele uns ſonſt am Tell? Goethe ſtellt ſich ihm in dieſer Kunſt mit der erſten Scene ſeines Egmont als der große Geiſtesbruder ebenbürtig zur Seite. Hier wären alle Dichter, die vermöge der modernen Reflexion ein anderes Volk, eine andere Zeit als die ihre ſchildern. Und wie haben ſie es practiſch widerlegt, daß Wiſſenſchaft und Bildung die Kunſt nicht tödte! Ebenſo hat Schiller die Reſultate der Philoſophie zu ſeiner wunderbaren Lyrik, Goethe die beginnende Naturforſchung zur Poeſie umgeſtaltet: wo nur die Hand iſt, die in Gold verwandelt, was ſie berührt, die echte Dichterhand, die Alles tauchet „in der Schönheit Ocean! —“ Mithin wird auch das hiſtoriſche Drama kein mürriſcher Literarhiſtoriker und ſchlechtweg zur halbgelehrten Epigonen-Poeſie, zum alten Eiſen werfen, es den mittelalterlichen Reimchroniken, die Poeſie und Geſchichte verbinden wollten und keins von beiden waren, an die Seite ſtellen dürfen! Ja, wo der Dichter vergäße, daß er Dichter wäre! wo er das thörichte und vermeſſene Wort als Dogma ſich vorhalten ließe, daß nichts ſo poetiſch ſei, als die Geſchichte; thöricht: als ob die Steine ſchon Cryſtalle wären! vermeſſen: als ob ein Menſchenblick des Ewigen Blick wäre, der in das leuchtende Innere der Dinge glüht und die Tragödie Weltgeſchichte bis an's Ende überſchaut! — Und, ſehen wir vom Dichter ab: hat nicht ein Volk ein unbeſtreitbares Recht, ſeine Geſchichte in Poeſie verklärt zu ſehn? Hat es nicht noch ein weiter greifendes Recht ſogar auf alle Geſchichte alter und neuer Cultur, an der doch ſein ganzes geiſtiges Daſein genährt worden iſt? — So lange, von keinem Damm der Schrift und Kritik eingeengt, die Jugenderinnerung der Nationen im freien, majeſtätiſchen Strome einherwogt, wird das Volksepos dieſem Wunſche begegnen. Wo aber Bildung und Reflexion, Wiſſenſchaft und Geſchichte die Geiſter gereift haben, da muß, unter allem künſtleriſchen Schaffen das bewußteſte, das Drama, dieſen Beruf übernehmen. Das epiſche Element, das an ſich nicht mehr beſteht, wird dann mit übergehn in das hiſtoriſche Drama; ich meine nicht, in langen bemerklichen Rütli-Geſchichten, ſondern dramatiſch flüſſig geworden, wie in Wallenſteins Lager, wie in jener mächtigen Scene des Demetrius, die uns den polniſchen Reichstag vorführt; und wenn hier der Beiſpiele nicht mehr aufzuzählen ſind, ſo liegt es wohl daran, daß der Kranz des hiſtoriſchen Dramas auch von anderer erhabenſter Hand eben erſt nur berührt, noch nicht genommen worden. —

Es mußte hier von dem hiſtoriſchen Drama geredet werden, ehe wir auf Grabbe's Bedeutung tiefer eingehn konnten. Wenn man ſeit jener Begräbnißſtunde 1805 ſich darnach umſchaute, wer es vermöge, — „mit Würde ſich zu faſſen, auf einen Stuhl, den Schiller leer gelaſſen“ — was traf der Blick? Wir brauchen uns wohl nur kurz an die Richtungen zu erinnern, die ſeitdem das Drama einſchlug. Die eine verirrt ſich in die ſchauerlichen Labyrinthe der Schickſalstragödie, gebar die [illegible], die [illegible] und andere grauſige Ungethüme; die andere verliert ſich auf der weiten Haide des [illegible], über die die wohlgepflaſterte Straße der Phraſe führte: die Auffenberg's, die Raupach's kamen „wie der gemächliche Troß auf gebeſſerten Wegen hinter der Fürſten Einzug.“ Unter ihnen Allen iſt nur Einer werth, die Hand nach dem Lorbeer des hiſtoriſchen Dramas ausgeſtreckt zu haben: es iſt Heinrich Kleiſt. Nicht von ſeinem Käthchen von Heilbronn darf hier die Rede ſein, dem ſo lieblich und betäubend von der Fliederblüthe umdufteten; nicht von ſeinem zerbrochenen Krug, dieſem Meiſterſtück echt niederländiſchen Genres; auch nicht einmal von ſeiner Hermannsſchlacht, denn ſie iſt nur Zeitgedicht: aber erinnern wir uns ſeines Prinzen von Homburg, an die Geſtalt des großen Kurfürſten, im Gedicht nicht minder groß und ſtark, wie in Erz dort auf der langen Brücke; an die Geſtalt des ehrlichen Hans Kottwitz aus der Priegnitz, das treueſte Bild gut-preußiſcher Loyalität, die, wenn ſie auch einmal ungeduldig wird und aufmurrt, doch „an zwei Locken ihres Silberhaars“ ſich wieder zurecht leiten läßt — und es wird auf der Hand liegen, daß hier einmal wieder vom hiſtoriſchen Drama die Rede ſein konnte. Aber neben Kleiſt darf ſich Grabbe ſtellen, nicht zwar als ſein Nebenbuhler an Lieblichkeit, Anmuth, Witz und Grazie, ſondern auch nur als hiſtoriſcher Dichter. 2/0 Christ dem Lebbal 2

Es würde falſch ſein, Grabbe irgend einer Schule einreihen zu wollen. Er iſt weder ein Jünger Göthe'ſcher und Schiller'ſcher Claſſicität, noch ein letzter, wilder Schoß der Romantik: er hat weder die Klarheit und das Maaß der Erſteren, noch die Myſtik und Formloſigkeit der Letzteren. Auch Shakſpear's Nachahmer iſt er nicht; er hat nichts von dem, was einen ſolchen kennzeichnet; nichts von erzwungener Ueberfülle, gemachtem Wortwitz, falſcher Kraft; trifft er einmal an Gewalt und Ungeheuerlichkeit der Phraſe oder an Glanz der Diction mit ihm zuſammen, ſo liegt dies in der verwandten Natur. Er iſt er ſelbſt, ſchwer mit irgend Einem zu vergleichen. Am eheſten noch möchte man ihn einen verirrten, verſpäteten Adler aus unſerer Sturm- und Drangperiode nennen können. Urplötzlich wie ein Dämon war er da, ſagt Immermann von ihm, Niemand hatte ihn gerufen, Niemand ihn eingeführt. So trat er mit ſeinem Jugendwerke, Herzog Theodor von Gothland, auf. Da dies Stück, obwohl der Titel irreführen könnte, keins ſeiner hiſtoriſchen Stücke iſt, von denen allein ja hier die Rede ſein ſollte, ſo darf eine Analyſe desſelben hier wohl ausfallen: es iſt dämoniſch, atheiſtiſch, finſter, voll grauſer Disharmonie, eine Dante'ſche Hölle, über der aber keine Beatrice als göttliche Lichtgeſtalt wacht, und durch die kein Virgil als lehrende Weisheit die labyrinthiſchen Pfade führt; es iſt jenes geſpenſtiſche Schiff, von dem wir oben ſprachen; es iſt Grabbe ſelber. „Wenn Ihnen, ſchrieb ihm Ludwig Tieck über dieſes Werk, ſchon ſo früh die echte poetiſche Hoffnungs- und Lebenskraft ausgegangen iſt, wo Brot auf der Wanderung durch die Wüſte hernehmen?“ So wenig wir uns entſchließen konnten, die wilden, halbwahnſinnigen Züge aus ſeiner Lebensgeſchichte hier mitzutheilen, ebenſowenig können wir es zu einer Blumenleſe von Ungeheuerlichkeiten aus dieſem Stücke bringen: der Eindruck des Entſetzens würde für den Leſer bald in Lachen übergehen, denn nur dafür bliebe ihnen gegenüber in der Seele noch Raum. — Auch von ſeinen Luſtſpielen dürfen wir aus denſelben Gründen ſchweigen: es ſieht in ihnen aus, wie in dem Zimmer Grabbe's: zum Erſchrecken viel leere Flaſchen, hie und da Scherben, Pfeife und Fidibus — mancher Fidibus freilich mit einem blitzartig treffenden Gedanken bekritzelt, wie er's zu halten pflegt — doch das Ganze lockt nicht beſonders; man geht am beſten vorüber. Es wächſt ja wie in Grabbe's Seele, ſo auch in dieſem ſeinem erſten Buche, mit dem Gift das Gegengift auf demſelben Boden; es findet ſich noch ein Fragment dort, und in ihm iſt es, wo wir dem eigentlichen dichteriſchen Berufe Grabbe's auf die Spur kommen: es iſt ein Stück, Marius und Sulla, deſſen letzte Acte freilich nur im Entwurfe fertig ſind; aber hier liegt nichts anderes vor uns, als der titaniſche Plan, das Trauerſpiel der zuſammenbrechenden römiſchen Republik poetiſch nachzuſchaffen. Grabbe geht hier wie in allen ſeinen hiſtoriſchen Dichtungen von dem Gedanken aus, die ganze Weite des hiſtoriſchen Geſchichtsbodens uns zu öffnen; er ſchildert die Zuſtände, die Volksbewegungen, die Schlachten; er ſteht alſo mit einem Fuß im Epos; aber er verſteht es, was wir oben nannten das Epos dramatiſch flüſſig zu machen; [illegible] der breite Strom, in kräftigem Andrang ſchiebt eine Wellenmaſſe die andere. Der Entwurf kommt in ſeiner Ausführlichkeit faſt einer Ausarbeitung gleich; ebendies iſt Grabbe's eigentlichſtes Talent das Entwerfen; in der Ausführung tritt, von den äſthetiſchen Schranken kaum verhüllt, die Dürftigkeit ſeiner Lebenserfahrungen, die geringe Tiefe, und die mangelnde Vielſeitigkeit hervor. — Hier aber haben beide Helden eine vollkommene, innerliche, gleichzeitige Entwicklung, was in der Art in keinem seiner späteren Stücke der Fall ist: der durchaus dramatische Gegenstand gab es hier an die Hand. Marius, flüchtig, auf den Trümmern Carthago's — wie konnte Grabbe anders beginnen! — gefunden und zurückgerufen von den Seinen, in seiner Rache zu wahnsinniger Wuth gesteigert, zum siebentenmale Consul und noch einmal Roms Herr: so steht er siegfrohlockend über den hingeschlachteten römischen Senat am Fuß des Jupiter Stator: da tritt ein Bote hastig ein, kaum athmend ruft er aus: Sulla ist gelandet! Sulla! wiederholt Marius in unwillkürlichem Aufschrecken und wie ein Echo im Gotteshalle wiederhallt Sulla, Sulla in verhallender Weise. Es ist der Name des Gewaltigen, der fast mehr als seine eigne Gegenwart wirkt, vor dessen Schreckbilde der alte Marius zum Halbirren, zum Trinker, zum altersschwachen Geschichtenerzähler wird — bis er wenigstens groß, im Angesichte seines anrückenden Heeres, zu sterben weiß. In Sulla ist dagegen, was dem Marius fehlt, die großartige Ueberlegenheit des Genius, die mit den Schwierigkeiten scherzen darf, da sie sie spielend löst, und der das Glück deshalb unbedingt sich gesellen muß.

Nur immer weiter Freunde: Sieg auf Sieg
gehäuft und, und aus den Wolken lassen
in dichtem, lust'gem Schwarme günst'ge Zeichen!
Ich merk' es an der mütterlichen Huld
ich bin ein Sohn des Glücks! das Glück
ist himmlisch, Weisheit ist nur menschlich, selbst
die Götter wären keine Götter, wenn
das Glück sie nicht vor allen Dämonen
dazu erkoren hätte! darum schäm'
ich kein mich nicht, und unter seinem Namen
als Sulla Felix will ich meinem Feind
entgegenziehn!
(Die Soldaten mit brausendem Waffengetöse):
Sulla Felix! —
Sulla.
Wie ferne Wasser hör' ich's rauschen. Ist's
der Anfang oder ist es der Triumph?
Die Welt steht heil auf Roma's Markte
und heute wird dem Zeitherrn [illegible] geboten:
der Marius hat sie schon angefaßt:
doch meine Schwertkraft läßt ihn sie nicht haben.
Ich aber schwinge ihn bis in den Abgrund
und schwinge einsam in den Weltenkreis!

Bald darauf stürzt Sulla's Gemahlin Metella ängstlich und flüchtend in seine Arme, und meldet ihm von den Greueln der Marianer in Rom; da rollt ihm das Auge und seine Soldaten sehen die sonderbaren weißen Flecke, die er im Gesicht trägt, größer werden: sichere Zeichen der losbrechenden Leidenschaft. Aber er ist sich dieser seiner Leidenschaft immer bewußt, er kennt sie und weiß ihre Furchtbarkeit zu beurtheilen, ja sogar zu benutzen. Er erkennt die Gerechtigkeit des furchtbaren Strafgerichts, das er über Italien und Rom verhängt, so sehr an, daß der Jammer der Einzelnen und Unschuldigen in der That kein Gewicht mehr bei ihm in die Wagschale legt. Ein Weib stürzt, flüchtend vor Sulla's Henker, dem wilden Catilina, ihm zu Füßen:

Das Weib.
Erbarmung! Gnade! Catilina haut
in meinen Gatten ein! und Gut und Leben!

Sulla.

Warum?

Das Volk (Echo).

Warum?

Sulla.

Ja, ſag' mir das! — Warum? —

Und endlich ſteht er am Ziel. Er hat geſiegt; er iſt vom Senate zum Dictator perpetuus ernannt; er ſoll ſeinen Einzug in Rom halten. Die Straßen füllen ſich; die Veſtalinnen ziehen dankopfernd umher; Triumphbogen richten ſich auf, Weihrauch erfüllt die Luft und der Triumphzug des Sulla über alle ſeine beſiegten Feinde, von Mithridates an, beginnt. Er geſchieht genau in der herkömmlichen Form. Das Io triumphe der Legionsreihen, mit Siegeskränzen geſchmückten Soldaten ſchallt dröhnend zum Himmel. Gefangene Feldherren, eroberte Waffen, Gold, Geſchmeide, Alles wird dem Sulla vorausgeführt. Aber jeder Blick erwartet nur ihn, jedermann ſpricht nur von ihm. Er iſt der Herr der Welt.

Der Erdball liegt wie ein
gekrümmter Sklave unter ſeinem Fuß,
laut jauchzend, wie den Wetterſtrahl der Donner
begrüßt das Volk ſein Lächeln!

Mit einer Lorbeerkrone geſchmückt, erſcheint er endlich auf dem von weißen Roſſen gezogenen Wagen. Seine Gemahlin Metella, im bräutlichen purpurglänzenden Gewande begrüßt ihn, wie er vorbeizieht, von einem erhabenen Sitze aus mit Beifallsruf. Er überſieht mit einem Blick die unermeßliche Fülle der Macht und Herrlichkeit, die ihn umgiebt. Da zuckt es durch ſeinen Geiſt: „Dies Alles iſt mir unnütz, ich bedarf es nicht, das Meinige hab' ich gethan; fortan bin ich mir ſelbſt genug." Er winkt, das Triumphgetöſe ſchweigt, laut erklärt er, daß er ſeinem Amt hiermit entſage. Seine Lictoren müſſen die Fasces niederlegen. Ein an Entſetzen grenzendes Erſtaunen ergreift alle Anweſenden vom Höchſten bis zum Niedrigſten. Sulla aber ruft lächelnd ſeine Gemahlin Metella zu ſich, giebt ihr ſcherzend den Lorbeerkranz in die Hand, und ladet ſie ein, mit ihm auf ſeinem Landgut bei Cumae in heiterer Ruhe und Abgeſchiedenheit zu leben — und ſo endet das Stück.

Man wird wohl nicht zuviel wagen, wenn man behauptet, daß der Entwurf dem Kühnſten und Größten in der Poeſie nichts nachgiebt. Freilich iſt vom Entwurf zur Ausführung noch ein großer Schritt, und bei ihm gerade erlahmt ſpäter Grabbe faſt immer, und eben nur darum iſt er kein ganzer Dichter. Rühmen wir aber ſo manchen Poeten, der, ohne großer Conceptionen fähig zu ſein, in den Feinheiten des Details ſchwelgt, ſo können wir doch wohl einmal uns an einem kühn hingeworfenen Karton erfreuen, obwohl er nur in Umriſſen vor uns ſteht. Grabbe's eigenthümliches Talent, die Geſchichte zur Poeſie zu machen, ohne daß ſie aufhört, Geſchichte zu ſein, dieſes eminente Talent leuchtet wohl zur Genüge hervor. Eins der völlig ausgeführten Werke Grabbe's, das dem Stoff nach dem eben beſprochenen nahe ſteht, ſein „Hannibal", iſt in ſeiner lakoniſchen Knappheit und ſeinen einzelnen Portraits doch auch kaum mehr als ſolch ein Karton. Auch in ihm iſt ein fruchtbarer tragiſcher Gedanke ergriffen: ein Held ſcheitert an dem Krämergeiſte, dem Egoismus, der Genußſucht und dem ſtolzen Dünkel eines in dem Dunſt des Wohllebens und Friedens verſunkenen großen Handelsſtaates, der ſich erſt zum Heroismus emporrafft, als es nur noch Zeit anſtändig zu ſterben iſt.

„Bei Cannä Sieg! unermeßlicher Sieg!"

ruft der Herold des Feldherrn in das Marktgewühl.

„Gut, ſchrei nur nicht ſo!"

ſchallt es ihm als Antwort entgegen —

„Sie kommen, da kommen ſie die afrikaniſche Karawane. Ja, die Kameele, Pferde und Strauße!"

> das ſpreizt, das bäumt ſich! Wie da hinten die Elephanten ſchnobernd die Rüſſel erheben! die Löwen, wie ſie an den Stäben ihrer Kaſten knirſchen, wie die Panther brüllen, die Giraffen den Hals recken! Prächtig!

Aber der herrliche Stoff iſt knapp ausgeführt, durch das Streben, wieder das ganze Gebiet der Geſchichte zu umfaſſen (der 2. und 3. Puniſche Krieg werden ſogar in Eins gezogen, beide Scipionen neben einander geſtellt) bleibt die Grundidee, bleiben auch die Hauptcharaktere ſo unentwickelt, daß wir, wie geſagt, auch hier mehr nur einen Entwurf haben. Wir dürfen ſchweigen von den beiden Hohenſtaufen-Dramen, Friedrich Barbaroſſa und Heinrich VI., die auf dem Raumerſchen Geſchichtswerke beruhen, die echt Grabbiſch ſind, d. h. voll glänzender Blicke, ohne das ſchwerſte, vielleicht unbezwinglichſte aller poetiſchen Probleme, unſer Mittelalter uns poetiſch zugänglich zu machen, löſen zu können. Wir dürfen vollends ſchweigen von ſeinem Don Juan und Fauſt, einem Stück, in dem nur das coloſſale Wagniß uns einen Augenblick intereſſirt, den nordiſchen und ſüdlichen Geiſtesbruder neben einander zu ſtellen, die noch dazu beide ſchon, der eine in Göthe's erhabener Poeſie, der andere in Mozart's zauberiſcher Muſik, ihr verklärtes, göttliches Leben, jeder wie es ſeiner Natur entſprach, empfangen hatten — und gehen, abweichend von der chronologiſchen Folge, zu Grabbe's Hermannsſchlacht über. Auch Kleiſt hat eine Hermannsſchlacht gedichtet, beide Männer ſtehen alſo hier auf einem Boden, auf dem am leichteſten ein Vergleich ſich ausführen läßt. Da wir beide Männer ohnehin oben nebeneinander ſtellten, ſo wird gerade bei dieſem Stück die Vergleichung lockend und lohnend ſein. Wir haben auf der einen Seite den Idealiſten, auf der anderen den Realiſten; hier ein Zeitgedicht, dort ein hiſtoriſches Stück. Kleiſt ſchrieb ſein Gedicht unter dem entſetzlichſten Druck der Napoleoniſchen Fremdherrſchaft. Daher gährt in ihm Alles von unverſöhnlichem Ingrimm, von deutſchem Zorn, der ſo tief iſt, wie deutſche Liebe. Die Zähne der Bärin, durch die Thusnelda den glatten, ſchmeichleriſchen welſchen Lügner, den ſie doch ſelbſt einſt ſo artig gefunden, zerfleiſchen läßt, ſind gleichſam die Verkörperung dieſes unerſättlichen Haſſes wie er damals vor allem das zertretene Preußen erfüllte. Dieſe liebenswürdigen, höflichen, galanten, ſtets den Schein des Edelmuths hütenden Römer, die dann unverſehns einmal die Krallen ausrecken, ſie ſind die echten Söhne der grande nation; zu dieſen theils feigen, theils verrätheriſchen deutſchen Fürſten hat die ihn umgebende Zeit manches Porträt geliefert; Marbod und Hermann, die endlich die Hand ſich reichen zur gemeinſamen Vernichtung des Feindes, ſind Oeſtreich und Preußen, und getreu der bald folgenden gutmüthigen, vertrauensſeligen Politik beugt Preußen-Hermann ſich vor Oeſtreich-Marbod. Anders und unter anderen Verhältniſſen ſchuf Grabbe. Ihm hing die Hermannsſchlacht mit der Gegenwart höchſtens durch die Hermannsſäule zuſammen, die von dem Gipfel ſeines Teutoburger Waldes herabſchauen ſollte und die bisher ebenſo wenig fertig geworden iſt wie die deutſche Einheit; im Uebrigen war ſie ihm nur Geſchichte. So ſind ſeine Römer auch wirklich die römiſchen Veteranen, die in Cäſar's Schule geſchmiedet ſind, die römiſchen Feldherren, die auf den Höhen römiſcher Weltherrſchaft gefühlt ſind. Dort ſitzt der Varus nach dem erſten Schlachttage auf dem aufgeworfenen Wall des Lagers: Angeſichts des heranſchreitenden Todes wird der nüchterne Mann poetiſch: ſein Blick trägt ihn an die anderen Enden der Welt, frühere, glücklichere Tag leben vor ihm auf. „Syrien iſt ein ſchönes Land — das Meer ſpült da leiſer an die Küſten, als hier der ewige Regen auf die Thäler herniederrauſcht.“ Grabbe's Deutſche ſin echte Weſtfalen, dieſelben wie ſie um ihn, wie ſie um Juſtus Möſer lebten: Grabbe's Thusnelda nach ſeinem eignen Wort, wie die Meiersfrau vom Sültehofe. Und ſo kommt es i dieſem Realismus zu Sonderbarkeiten, wie jener Mittagstiſch der Knechte und Mägde, i dem „Schweinejunge, bete“, das uns wieder ein Lächeln abnöthigt. Trotzdem iſt auch i dieſem Stücke der Blick in die Geſchichte ein großartiger, und es iſt ein Klang der Beriel nung mit Grabbe's wildem Weſen ſelbſt, der aus dieſem ſeinem Todesgeſang uns anweht, wenn dieſer Blick am Schluſſe des Gedichtes faſt zum heiligen Seherblick wird. Der ſterbende Auguſtus hat die Schreckenskunde der Vernichtungsſchlacht bekommen, ſein weltberühmtes „Varus, Varus" gerufen — dann fährt er fort (zum Theil mit den Worten des Tacitus): „Sechs hundert und vierzig Jahre ſtand Rom, als es unter Metellus und Papirius Carbo's Conſulat zum erſtenmale hörte, daß die Cimbern in Waffen ſeien; wir vertilgten ſie, doch an Deutſchland ſelbſt bezwingen wir mehr als hundert Jahre umſonſt — glaubt mir, Rom altert, wie ſein Gottesdienſt. Es beginnt eine neue Zeit: nicht bloß aus dem Norden, auch aus dem Oſten naht ſie. Der Schilf des Jordans flüſtert wunderbare Sagen. Herodes ſchreibt mir: drei Könige aus Aethiopien, Arabien und Indien hätten einen Stern geſehen, der ſie mit Strahlen nach Bethlehem gewinkt haben ſoll. Sie ſind dem Sterne gefolgt, ſind dort zuſammengetroffen, und haben ein Kindlein gefunden, zwar nur in einer Krippe liegend, doch ſammt ſeiner Mutter umleuchtet von nie geahntem Himmelsglanz. — Jeſus Chriſtus nennt man den Wunderknaben." —

Von der Ahnung angeweht, wie ſie der *echte* Dichter *vor* den Ereigniſſen empfindet, begann Grabbe wenige Monate vor der Juli-Revolution 1830 ſeinen *Napoleon oder die hundert Tage*. Funfzehn Jahre erſt waren vorüber, ſeit dem Schlußacte der erhabenſten Tragödie, die je in der Wirklichkeit geſpielt; funfzehn Jahre erſt ſeit jener Schlacht, die freilich ſchon an ſich poetiſch, plaſtiſch und dramatiſch iſt, wie keine ſonſt in der ganzen Geſchichte — da unternahm Grabbe das ungeheure Wagniß, dieſen noch ſo nahe liegenden Stoff zu behandeln. Und *dieſes* Wagniß iſt ihm gelungen, nicht im Sinne der Bühne zwar, aber doch iſt es, als ſei die Geſchichte ſelbſt als Muſe ihm erſchienen und habe ihn beſeelt. Immermann ſagt in ſeinen Memorabilien, er habe auf der Düſſeldorfer Bühne auch Grabbe's Napoleon aufführen wollen „ſcenenweis, phantasmagoriſch-tableauartig" wie er ſich ausdrückt. Es iſt ſchwer, ſich eine deutliche Vorſtellung von dieſem Plane zu machen. Das Stück ſtrömt, wie kein anderes, uferlos, in der unbeſchränkten Majeſtät der wirklichen Geſchichte. Auch hier iſt Alles kräftigſter Realismus. Es kommen Phraſen vor in dem Stück, viele, ungeheuerliche, faſt in jedweden Mund gelegt; aber es ſind die Phraſen der Nationen, die mit Blut in die Bücher der Geſchichte eingetragen werden; Phraſen, wie ſie gleichſam die Exponenten einer ſonſt unüberſehbaren hiſtoriſchen Summe ſind; Phraſen, aus denen er ſich den farbigen Schleier der Dichtung webt, der nun einmal um die Wirklichkeit der Dinge geſchlungen werden muß. Wir ſehen in der Anfangsſcene des Stücks das Treiben einer frivolen Hauptſtadt, das Unbehagen eines Volkes, das anfängt, ſich zu ennuyiren, d. h. gefährlich zu werden; wir ſehen die verabſchiedeten Kaiſergrenadiere, die keinen andern Kirchthurm kennen, als die Fahne, keinen andern Gott, als Napoleon; wir ſehen das matte Träumen am Hof der zurückgekehrten Bourbonen, eine Reaction, die ſich freut, daß Alles, ſelbſt der alte Speiſenapf, das Nef, wieder da iſt, die nichts gelernt und nichts vergeſſen hat; und dann ſehen wir den Gewaltigen, Verbannten auf ſeinem Eilande, einſam hinſchauend auf das weite Meer, das ſo weit iſt, wie ſeine Pläne und Gedanken. — So leitet das Werk ſich ein. In den beiden folgenden Acten iſt Napoleon der Heros, deſſen eiſerne Hand die Perrücke der Reaction wie das Schlangenhaar des Aufruhrs zuſammenzuſchütteln verſteht, und der noch einmal der große Kaiſer wird. Der Enthuſiasmus für Napoleon und die Franzoſen blühte damals, als Grabbe die 100 Tage ſchrieb, in Deutſchland; es war eine Entſchädigung für die vielen hohlen Loyalitätsphraſen der Reſtaurationszeit. Die deutſche Nation mußte es ſich von dem fauniſchen Witze Heinrich Heine's und von der arroganten Staatsweisheit Ludwig Börne's nur in etwas manirirterer Weiſe in's Geſicht ſagen laſſen, was etwas ſpäter die Rückſichtsloſigkeit A. Ruge's ihr unverblümt ſagte: ſie ſei eine niederträchtige Nation. Und doch war ſie es höchſtens darin, daß ſie ſich ſo etwas ſagen ließ. Anders Grabbe. Lange, ehe die geneſende Zeit, lange, ehe ein Pertz, Droyſen, Häuſſer und Andere durch ihre eben ſo patriotiſchen als hiſtoriſch bedeutenden Arbeiten der deutſchen Nation wieder Achtung vor den Helden der Freiheitskriege einhauchten, hat Grabbe neben der blendenden gloire der Franzoſen und des großen Kaiſers auch die markige Heldengeſtalt unſeres Blüchers, die mit edler Intelligenz gepaarte Begeiſterung der preußiſchen Jugend, die kalte Sicherheit des Engländers mit gleicher Liebe, Gerechtigkeit und Wahrheit hingeſtellt; ja, er hat ſchon das preußiſch-deutſche Kaiſerthum als das nothwendige Reſultat der Freiheitskriege, als die Löſung der Zukunft angedeutet. Und was die Schönheit, die dramatiſche Schlagfertigkeit des Stückes anbetrifft: mag es hier genügen, beiſpielsweis uns an die Kataſtrophe zu erinnern. Napoleon hält auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance, eben will er den letzten Stoß gegen die ſchon erſchütterten Engländer führen: „Garden, ſturmfertig!“ ruft Cambronne — da pfeifen die erſten Büchſenkugeln kühn vorgedrungener vereinzelter preußiſcher Tirailleurs nahe ſeinem Stabe vorüber, da tönt das ſo wohlbekannte Flügelhorn der preußiſchen Jäger zu ſeiner Rechten. „Einige Dragoner hin, die verſprengten jungen Tollköpfe zu ergreifen!“ befiehlt Napoleon. Aber ſchon ſprengen in raſcher Folge ſeine Adjutanten heran:

Erſter Adjutant.

Von Graf Lobau: Das ganze Gehölz von Frichemont iſt voll Preußen!

Zweiter Adjutant (ſpäter).

Von Lobau. Schon leichtes preußiſches Geſchütz im Walde von Frichemont. Der General eilt, ihrem Angriff entgegenzukommen.

Dritter Adjutant.

Von Graf Erlon: Am linken Flügel der Engländer, auf der Höhe des Waldes von Frichemont, erſcheinen Blücher und Bülow mit zahlloſen Heerhaufen und Raketen über Raketen verkünden Wellington ihre Ankunft.

Napoleon.

Blücher? — Bülow? — Ihre Corps müſſen Trümmer ſein.

Adjutant.

Sire, nein. Zug auf Zug, endlos, rücken ſie aus dem Walde; immer breiter wird ihre Front. Ein durch die Wolken brechender Strahl der Abendſonne zeigte ſie der halben Armee in voller Kampfordnung.

Napoleon (für ſich).

Der Strahl war nicht von der Sonne von Auſterlitz!

Bertrand.

Brechen Himmel und Erde ein? Der Kaiſer zuckt mit der Lippe! — Sire, Sire, die Schlacht geht doch nicht verloren?

* * *

Grabbe iſt kein Epigone, ebenſowenig wie Kleiſt; Beide blicken vorwärts, deuten auf die Straße hin, auf der das Größere — Vollendetere einſt kommen muß. Es giebt einen engliſchen Dichter, wild im Leben wie im Dichten, gleich Grabbe, Chriſtofer Marlow: er war nicht der Große, er war nur das Piedeſtal für den größeren Shakſpeare. Möchte doch, wie damals zu Stratford am Avon — auch ſchon in einem der ſtillen Thäler unſeres ſchönen Vaterlandes der lockige Knabe ſchwärmen, der einſt mit ſpielender Götterhand die Knoten des Problems entſchürzt und dem deutſchen Volke das nationale Drama, das Drama der Neuzeit, bringt! Der Wunſch iſt kühn; aber er iſt nicht kühner, als der Wunſch, deſſen Erfüllung freilich vorangehn muß — als der Wunſch, den wir Alle theilen: unſer deutſches Vaterland einſt groß und ſeiner würdig zu ſehn! —

Der Kampf des großen Kurfürſten mit den Ständen in Oſtpreußen.

Von Max Ring.

Seit dem Frieden von Oliva hatte der große Kurfürſt alle ſeine Gedanken nur darauf gerichtet, die dadurch erlangte Souverainität in Preußen zu behaupten und zu dieſem Zwecke ſeine Heeresmacht zu vermehren. Von höheren Staatsrückſichten geleitet, war er entſchloſſen, kein Mittel zu ſcheuen, um zu ſeinem vorgeſteckten Ziele zu gelangen und die große Macht der Stände, welche dieſe unter der Herrſchaft Polens erlangt, mit der ihm eigenen Energie zu brechen. Auf der andern Seite entwickelte ſich ein eben ſo kräftiger Widerſtand, indem der eingeſeſſene Adel und die Städte ſich dahin vereinten, auch nicht einen Punkt von ihren früheren Rechten und Privilegien aufzugeben. Unter ſolchen Verhältniſſen mußte ſich nothwendiger Weiſe ein lebendiger Kampf entwickeln, der durch dramatiſches Intereſſe, geſchichtliche Bedeutung, und die mächtige Perſönlichkeit des Fürſten ſelbſt und der ihm gegenüberſtehenden Männer eine hiſtoriſche Wichtigkeit von unberechenbaren Folgen erlangt und kaum zum zweiten Male Seinesgleichen in der Geſchichte unſeres Vaterlandes gefunden hat. —

Gleich nach dem Abſchluſſe des genannten Friedens proteſtirten die Stände gegen die drückende und nach ihrer Meinung willkürliche Steuerlaſt in kläglichen Worten: „Da jetzt ſchon die vom Adel und die Bürger in den Städten von ihren Dächern die Dachziegel zur Execution hinwegnehmen laſſen und unterdeſſen ohne Dach ſitzen müßten, ſo hievor unerhört und faſt unglaublich." — Statt aber auf die Klagen des Landes zu hören, erließ der Kurfürſt nur noch ſtrengere Befehle; zugleich wendete der von ihm eingeſetzte Statthalter, Fürſt Bogumil von Radziwill, ſowohl Gewalt als Liſt an, um die einflußreichſten Glieder der Oppoſition zur Ablegung des Eides für die Souverainität zu gewinnen. Den Widerſtrebenden wurde mit Entlaſſung von ihren Aemtern gedroht; erledigte Stellen ſollten fortan nur an Solche vergeben werden, welche ſich geneigt zeigten, unbedingt den Willen des Kurfürſten zu thun und ſeine Anträge zu unterſtützen. Es fehlte nicht, wie auch in neuerer Zeit, an politiſchen Tendenzproceſſen und Verfolgungen aller Art gegen die Gegner, um dieſelben theils einzuſchüchtern, theils unſchädlich zu machen. —

Trotzdem verſammelten ſich am 11. Februar 1661 zweihundert Adlige von freien Stücken zu Königsberg, um gemeinſchaftlich mit den Bürgern über die Noth des Landes zu berathen und gegen die bisherigen Bedrückungen die geeigneten Maßregeln zu ergreifen. Im langſamen, feierlichen Zuge ſetzten ſie ſich nach dem altſtädtiſchen Rathhauſe unter großem Zulaufe des Volkes in Bewegung. In ihren Mienen prägte ſich die Bedeutung des Tages, die Gewichtigkeit ihres gethanen Schrittes, aber auch Muth und Entſchloſſenheit aus; ſie hatten ſich gelobt, nicht den Zorn des Kurfürſten zu ſcheuen und ihr altes Recht ihm gegenüber mannhaft zu behaupten. An ihrer Spitze ſchritt der greiſe Generallieutenant Albrecht von Kalkſtein und ſein Sohn Ludwig, der Hauptmann von Oletzko und ſpäter berufen war, eine ſo traurige Rolle in dieſem erſchütternden Drama zu ſpielen. An der Schwelle des Rathhauſes empfing die Herrn von Adel der Schöppenmeiſter Hieronymus Rhode, der einen großen Anhang unter der Königsberger Bürgerſchaft beſaß und als das Haupt der ſtädtiſchen Oppoſition betrachtet werden durfte. Derſelbe war ein feſter und entſchloſſener Charakter, ſeiner Ueberzeugung treu und bereit, ihr jedes Opfer zu bringen. Seine Feinde bezeichneten ihn als einen unruhigen Kopf, einen Verführer des Volkes und verdächtigten ihn wegen ſeiner zerrütteten Vermögensverhältniſſe, ja ſie gingen ſo weit, ihn als ein Werkzeug der Jeſuiten auszuſchreien, wozu allerdings der Umſtand einen willkommenen Anlaß gab, daß ſein Bruder in Warſchau Jeſuit war.

Bei den nunmehr ſtattfindenden Berathungen kam vor Allen das Verhältniß des Landes zu dem Kurfürſten und der Krone von Polen zur Sprache. Die Letztere hatte allerdings den Kurfürſten von ſeinem bisherigen Lehnsverhältniſſe zu ihr freigeſprochen und ihm die Souverainität über Preußen vollkommen eingeräumt. Dagegen erhob die Oppoſition den Einwand, daß ein derartiges Abkommen nur mit Zuziehung der Stände getroffen werden und erſt dadurch ſeine Gültigkeit erlangen könnte, daß ferner alle ihre Privilegien und Rechte nach wie vor fortbeſtehen und der König von Polen dem Kurfürſten nicht eine größere Macht übertragen dürfe, als er ſelbſt beſeſſen. Hieronymus Rhode, der furchtloſe Schöppenmeiſter, ſchlug in Erwägung dieſer Umſtände vor, eine Geſandtſchaft nach Warſchau an den früheren Lehnsherrn des Landes abzuſchicken; der unruhige Generallieutenant von Kalkſtein und ſein Sohn ſtimmten ihm bei und regten den Adel zu dem gleichen Schritte an, obwohl die Oberräthe jede derartige Sendung bei Strafe des Hochverrathes verboten hatten.

Durch dieſe Drohungen und die geſchickte Benutzung der aus den verſchiedenen Intereſſen einer ſolch gemiſchten Verſammlung entſtehenden Zwiſtigkeiten, gelang es diesmal dem Statthalter, eine Spaltung zwiſchen Adel und Bürgerſchaft zu bewerkſtelligen und die beabſichtigte Vereinigung der Stände zu hintertreiben. Der Kurfürſt war mit dieſem Erfolge zufrieden, verzieh den eigenmächtig Verſammelten und berief den von ihnen früher vergeblich gewünſchten Landtag, um die Beſchwerden des Landes zu prüfen.

In ſeinem Namen wohnten demſelben außer dem Statthalter und den Oberräthen noch der geheime Rath Otto von Schwerin, ein ausgezeichneter Staatsmann jener Zeit bei; dieſer ſtellte den Ständen im Auftrage ſeines Herrn vor: „wie faſt alle benachbarten Potentaten in mächtiger Armatur begriffen und wie zu befürchten ſtehe, es möchten die ſchrecklichen Omina, ſo ſich zeithero in faſt allen Elementen ereignet, den Ländern aufs neue wohlverdiente Landplagen andräuen, weshalb er den Eid als Souverain verlangte, ohne jedoch die Privilegien vernichten zu wollen. Das Heer könne er nicht vermindern, zu deſſen Unterhalt ſollte nur im Allgemeinen ein beſtimmter Beſchluß gefaßt werden, damit künftig jeder zu Hauſe bleiben und ſeiner Wirthſchaft warten könne."

Die Stände waren mit dieſem ausweichenden Reſolut durchaus nicht zufrieden und erklärten, daß ſie durch die Verſicherung des Kurfürſten keineswegs beruhigt wären und ihren Eid gegen Polen nicht für gelöſt hielten; dazu wären polniſche Botſchafter nöthig. Die Souverainität ſei zwar dem Mächtigen nützlich, nicht aber einem Schwachen, der ſelbſt der Hülfe bedürfe. Seit König Kaſimir beſtehe zwiſchen Preußen und Polen eine ewige Einigung bei der ſich ihre Väter wohl befunden. Dieſes Band zerreißen, hieße das Land neuen Gefahren Preis geben. — Dagegen ſuchte der Kurfürſt den Ständen die Vortheile der Souverainität auseinanderzuſetzen, zugleich mahnte er ſie davon ab, Geſandte nach Warſchau zu ſchicken, was er als eine perſönliche Beleidigung anſehn würde. Nichts deſto weniger verlangten die Stände eidliche Beſtätigung ihrer Privilegien, zweijährige Berufung des Landtages, Einrichtung eines preußiſchen Staatsſchatzes und Entbindung von jeder Hülfsleiſtung, wenn der Kurfürſt in einen auswärtigen Krieg verwickelt würde. Bei vorfallenden Streitigkeiten ſollte der König von Polen Schiedsrichter ſein und im Falle der Minderjährigkeit die Vormundſchaft führen. — Bei ſo hochgeſpannten Forderungen konnte natürlich keine Einigung zu Stande kommen; unter dieſen Streitigkeiten verging der Sommer. Die Peſt, welche im Auguſt ſich in Königsberg zeigte, trieb den Landtag auseinander, der ſich erſt nach einigen Monaten wieder in Bartenſtein verſammelte. Dieſe Pauſe wurde von dem

Kurfürſten und ſeinen Räthen auf das Beſte benutzt, um neue Spaltungen hervorzurufen. Beſonders gelang es ihm, die Königsberger Innungen zu gewinnen und eine Partei unter der Bürgerſchaft zu werben, deren Widerſtand durch die trüben Zeiten, die Noth der Peſt und die dadurch veranlaßte Nahrungsloſigkeit gebrochen war. Der bisher vergötterte Schöppenmeiſter Rhode lernte die Wandelbarkeit und Unzuverläſſigkeit der Volksgunſt kennen, er wurde vom Landtage abgerufen und ſeine Gegner triumphirten über ihn.

Bald trat jedoch wieder ein Umſchlag der öffentlichen Meinung zu ſeinen Gunſten ein, da der Kurfürſt in ſteter Geldverlegenheit neue unerſchwingliche Steuern forderte. Noch ein anderes Ereigniß trug weſentlich dazu bei, die Bürger aufzubringen. Der Kurfürſt hatte 1656 eine neue Schanze, die nachherige Friedrichsburg, angeblich zum Schutze gegen äußere Feinde, in Königsberg angelegt und dadurch Mißtrauen und Unzufriedenheit erregt. In derſelben kommandirte der Oberſt Belcum, ein rückſichtsloſer Soldat, der alles Land im Bereiche ſeiner Kanonen in Anſpruch nahm und daſelbſt auf ſtädtiſchem Grunde eine Bierſchenke angelegt hatte. Da alle Vorſtellungen nichts fruchteten, ſchickte der Magiſtrat einige Zimmerleute, um das Haus abzubrechen. Der Kommandant vertrieb ſie mit Gewalt und ließ ſogar auf einige Bürger, welche zwei beim Straßenraube ertappte Soldaten in die Schanze verfolgten, aus ſeinen Kanonen Feuer geben. Man kann ſich leicht die Entrüſtung der Königsberger denken; nur die Furcht vor den Geſchützen hielt ſie ab, die Schanze zu ſtürmen und dem Boden gleich zu machen. Auf die Beſchwerde des Magiſtrats mißbilligte zwar der Kurfürſt das Benehmen des Befehlshabers und ordnete ſogar ſcheinbar eine ſtrenge Unterſuchung an, ohne dieſen jedoch ernſtlich ſtrafen zu wollen. — Zu dieſen politiſchen Zerwürfniſſen geſellten ſich noch religiöſe Streitigkeiten, hervorgerufen durch die Geiſtlichkeit und Univerſitätsprofeſſoren, welche als ſtrenge Lutheraner gegen jede den Reformirten bewilligte Freiheit ſich empörten. Der eifrige Paſtor Mislenta an der Domkirche ging ſogar in ſeiner Glaubenswuth ſo weit, ſeinem Gegner, dem Profeſſor Behm, ein chriſtliches Begräbniß zu verweigern, weil dieſer zu den nach ſeiner Meinung ketzeriſchen Lehren des helmſtädter Profeſſors Calixtus neigte und unbußfertig geſtorben war. Der Kurfürſt mißbilligte dieſe theologiſchen Händel und legte den hadernden Pfaffen Stillſchweigen auf, wogegen dieſe das Volk wider ihn aufhetzten, indem ſie ihn, wenn auch mit Unrecht, beſchuldigten, die Lehre Luthers auf Koſten des Calvinismus zu unterdrücken und die in Preußen herrſchende Kirche zu beſchädigen.

Unter dieſen Umſtänden war es natürlich, daß die Partei des Schöppenmeiſters Rhode ihren früheren Einfluß mit nur noch größerem Gewichte wieder erlangte; ſie ſetzte endlich die ſo oft angedrohte Abſendung einer Geſandtſchaft nach Warſchau im Namen der Städte durch, an deren Spitze der junge Rhode ſtand, indem ſie erklärten, eher dem Teufel unterthänig zu werden, als unter dem gegenwärtigen Drucke länger zu leben. Die Polen waren aus nahe liegenden Gründen über dieſen Schritt ſehr erfreut und beſonders zeigte ſich die intrigante Königin geneigt, die Unzufriedenen mit ihrem ganzen Anſehn zu unterſtützen und ihren Beſchwerden Nachdruck zu geben. Der Hof zu Warſchau beſtärkte den Schöppenmeiſter Rhode und ſeinen Anhang in ihrem Widerſtand gegen die Souverainität des Kurfürſten, ſo daß ſeine Gegner kühner als je ihr Haupt erhoben und in Erinnerung an den preußiſchen Bund vom Jahre 1440 den verwegenen Plan faßten, eine förmliche Verbindung zu ſchließen und feierlich in der Kirche zu beſchwören, mit der Abſicht, ihre bisherigen Freiheiten unter den Schutz der polniſchen Oberherrſchaft zu ſtellen und zu bewahren. Ein ſolcher Schritt erſchien indeß den Bürgern zu gewagt, da er offenbar an Empörung gränzte. Der Kurfürſt war im höchſten Grade darüber aufgebracht und verlangte wiederholentlich die Beſtrafung des hochverrätheriſchen Schöppenmeiſters, auch ſollten ſämmtliche Bürger Königsbergs auf das Rathhaus vorgefordert werden, um durch eigene Namensunterſchrift ihre Erklärung abzugeben, ob ſie mit der von Rhode veranlaßten Geſandtſchaft nach Warſchau einverſtanden oder dagegen geweſen. Aber die Gerichte der Altſtadt wieſen die Klage zurück und die Oberräthe ſelbſt riethen zur Nachgiebigkeit. Der Kurfürſt jedoch verlangte, daß der Magiſtrat die Zünfte und die Gerichte auf das Schloß entbieten und ſo lange feſthalten ſollte, bis Rhode und die übrigen Rädelsführer verhaftet ſein würden. Zugleich ließ er ſeine Truppen in die Nähe der Stadt rücken, um ſeinen Befehlen Nachdruck zu geben. Ihrerſeits waren die Bürger jetzt feſt entſchloſſen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; ſie griffen zu den Waffen, beſetzten die Thore mit Wachen und die Wälle mit Kanonen, ſo daß der Statthalter, wollte er es nicht zum Aeußerſten kommen laſſen, nachgeben und die Truppen zurückziehn mußte.

Dieſe Vorgänge veranlaßten den Kurfürſten, ſelbſt nach Königsberg zu gehn und durch ſeine perſönliche Erſcheinung ſein geſunkenes Anſehn wiederherzuſtellen und ſeine Gegner einzuſchüchtern. Anfänglich verſuchte er durch Milde und Freundlichkeit die Stände zu gewinnen, er beſtätigte die Landesprivilegien, erkannte die Rechte der augsburgiſchen Confeſſion als herrſchende Landeskirche an und verſprach nichts Wichtiges ohne den Rath und die Ziehung der Stände zu unternehmen. Trotzdem blieb das alte Mißtrauen, da er weder die verlangte Verminderung des Heers, noch die Erleichterung der drückenden Steuerlaſt, dieſe beiden Hauptbeſchwerden, bewilligen konnte und wollte. Da er im Wege der Milde nichts erlangte, ſo beſchloß er fortan mit Strenge vorzugehn. Vor Allem lag ihm daran, ſich der Perſon des Schöppenmeiſters zu bemächtigen, den er nicht mit Unrecht für den Urheber aller dieſer Unruhen hielt. Zu dem Zwecke ſchickte er den Oberſt Hille mit einigen Truppen ab, um Rhode gefangen zu nehmen. Dieſe Nachricht brachte die ganze Stadt in die heftigſte Aufregung; die Bürger liefen mit Stangen, Aexten und Knüppeln herbei und vertrieben den Oberſt Hille und ſeine Soldaten, die ſich unverrichteter Sache wieder nach dem Schloſſe unter einem Hagel von Steinwürfen zurückziehn mußten.

Wollte der Kurfürſt nicht ſein ganzes Anſehn einbüßen, ſo durfte er weniger als je ſein Vorhaben aufgeben. Um zum Ziele zu gelangen, ließ er die Bürgerſchaft auf die Rathhäuſer unter dem Vorwande einer wichtigen Beſprechung verſammeln. Unterdeſſen rückte der Oberſt Hille von Neuem, aber diesmal mit einigen hundert Reitern und Rüſtwagen in die Straße vor, wo das Haus des Schöppenmeiſters ſtand. Dieſelbe wurde vollkommen abgeſperrt, das Haus umzingelt und Rhode, der arglos und nichts Böſes ahnend zum Fenſter hinausſah, eilig nach dem Schloſſe gebracht, wo der Kurfürſt in Geſellſchaft des Statthalters und des Fürſten Johann Georg von Deſſau mit Spannung den Ausgang des gemachten Unternehmens erwartete. Diesmal waren die beſten Maßregeln getroffen, dreitauſend Mann ergebene Truppen ſtanden in Waffen, um dem Volke zu wehren, Kanonen wurden aufgefahren und auf die Stadt gerichtet, die rothe Fahne wehte vom Dache des Schloſſes. Letztere wurde mit einer weißen vertauſcht, ſobald der Gefangene glücklich eingebracht war. Groß war die Beſtürzung der Bürger, aber, wie es meiſt in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, ließen ſie ſich durch den feſten Willen des Kurfürſten einſchüchtern: ſie fügten ſich in das Unabänderliche und wagten keinen offenen Widerſtand. Eine eigene Commiſſion wurde ernannt, um das Urtheil über den Schöppenmeiſter zu fällen, für deſſen Freilaſſung ſich die Bürgerſchaft, der Erzbiſchof von Gneſen und ſelbſt der König von Polen vergeblich verwendeten. Er wurde des Hochverrathes überwieſen erklärt und zunächſt nach Kolberg, ſpäter nach Küſtrin und endlich nach der kleinen Feſtung Peitz gebracht, wo er bis zu ſeinem Lebensende in ſtrenger Haft gehalten wurde. Der Kurfürſt, welcher ihn ſelbſt nicht für ſo ſchuldig hielt und gern nach ſeinem Siege Großmuth walten laſſen wollte, bot ihm nach zwei Jahren ſeine Freiheit unter der Bedingung an, daß er ſeine Schuld eingeſtehn, ſein Unrecht einſehn ſollte. Der kühne Volksführer konnte ſich jedoch nicht entſchließen, um Verzeihung zu bitten; mit männlicher Würde gab er die Antwort: „er hoffe ſeine Loslaſſung von der Gerechtigkeit des Kurfürſten und verlange nichts von deſſen Gnade." Sechszehn Jahre trug er geduldig die Qualen der Gefangenſchaft; er ſtarb 1678 in ſeinem Kerker, würdig eines beſſeren Geſchicks. —

Unter dem Eindrucke der Verhaftung Rhode's berief der Kurfürſt die einflußreichſten Mitglieder des Königsberger Magiſtrats, die Schöffen und Zünfte zu einer neuen Berathung, die natürlich ſeinen Wünſchen und Vorſtellungen ſich geneigter zeigte, als die bisherigen. Die Verſammlung erkannte, nachdem ſie ſich eine achttägige Bedenkzeit erbeten, die Souverainität endlich an, wogegen der Kurfürſt verſprach, ihre Privilegien zu beſtätigen. Der größere Theil des Volkes war jedoch damit keinesweges einverſtanden und erwartete mit Sehnſucht die Ankunft der polniſchen Bevollmächtigten, von denen die Bürger ſich Abhülfe ihrer ſonſtigen Beſchwerden verſprachen. Endlich langten dieſelben an und wurden feſtlich und mit großem Aufwande empfangen. Am 28. October 1663 fand die feierliche Huldigung ſtatt; der Kurfürſt ſaß zwiſchen den beiden Bevollmächtigten auf einem Throne von rothem Sammt; die Abgeordneten der Städte und des Adels leiſteten ihm den verlangten Eid, wodurch ſie ihn als ihren wahren und unmittelbaren Oberherrn anerkannten. Nur für den Fall, daß der kurbrandenburgiſche Mannesſtamm erlöſchen ſollte, würde das Heimfallsrecht der Krone Polen geſichert. Die Gegner der Souverainität mußten zu ihrem Bedauern einſehn, daß der ſchwache König in Warſchau weder die Macht, noch den Willen beſaß, ſie in ihrem bisherigen Widerſtande zu unterſtützen; ſie ſahen ſich daher genöthigt, vorläufig nachzugeben und ſich den Umſtänden zu fügen.

Es blieb aber noch immer eine große Zahl von Unzufriedenen, denen es nur an einem entſchloſſenen Führer fehlte, um dem Kurfürſten neue Schwierigkeiten zu bereiten und die wegen der fortdauernden Steuerlaſt ſchwierige Stimmung wieder zu einem Ausbruche zu benutzen. Ein ſolches Haupt fand ſich bald in der Perſon des Chriſtian Ludwig Kalkſtein, Hauptmann von Oletzko und Oberſt eines Reiterregiments. Gleich ſeinem verſtorbenen Vater war er ein entſchiedener Gegner der Souverainität, ein kühner und entſchloſſener Parteimann, der, wie Rhode unter den Bürgern, unter dem Adel einen großen Anhang zählte. Er hatte unter allerlei Vorwänden den Huldigungseid nicht geleiſtet und erhob jetzt Widerſpruch gegen das verfaſſungswidrige Verfahren des Kurfürſten. Dieſer wandte die ſchon damals üblichen Mittel gegen ſeine politiſchen Gegner an; es fehlte ihm nicht an Vorwänden, da Kalkſtein ihm in der That mehr als eine Blöße bot und keineswegs ein nach allen Seiten reiner Charakter geweſen zu ſein ſcheint. Wegen angeblicher Bedrückung der Unterthanen und verſchiedener gewaltthätiger, ſogar grauſamer Handlungen, in ſeiner Eigenſchaft als Hauptmann von Oletzko, wurde er ſeines Amtes entſetzt. In wildem Jähzorn über den angethanen Schimpf ſtieß er gefährliche Drohungen aus, indem er ſich vermaß, die Polen in das Land zu rufen und den Kurfürſten, der jedoch längſt wieder abgereiſt war, zu erſchießen. In Folge dieſer Beſchuldigungen wurde Kalkſtein zum Tode verurtheilt, jedoch zu lebenslänglicher Gefangenſchaft begnadigt. Auf Fürbitte der Kurfürſtin bei der Geburt ihres erſten Sohnes erhielt er jedoch ſchon nach einem Jahre wieder die Freiheit, nachdem er eidlich angelobt, ſich von ſeinen Gütern ohne beſondere Erlaubniß nicht entfernen zu wollen. Außerdem ſollte er eine Geldbuße von 10,000 Thalern zahlen, die ihm auf ſeine Bitten bis auf die Hälfte erlaſſen wurde.

Trotz der empfangenen Gnade blieb Kalkſtein unverſöhnt, er benutzte nur die ihm wieder zu Theil gewordene Freiheit, um nach Warſchau zu entfliehn, wo er ſich mit dem noch immer anweſenden, jüngeren Rhode vereinigte, um am polniſchen Hofe neue Intriguen gegen den Kurfürſten anzuſpinnen. Laut rühmte er ſich, daß er es wieder dahin bringen wolle, Preußen in ein polniſches Lehn zu verwandeln, was es früher war. Seine Kühnheit fand einen Rückhalt und Unterſtützung bei vielen Großen in Warſchau, welche noch immer dem Kurfürſten nicht ſein Verfahren in dem letzten Kriege verzeihen konnten. Vergebens ließ der Letztere durch ſeinen Reſidenten Euſebius von Brandt die Auslieferung Kalkſteins verlangen; ſie wurde ihm unter dem Vorwande abgeſchlagen, daß dieſer den Oberbefehl eines polniſchen Regiments übernommen und ſich demnach im Dienſte der Krone befinde. Ebenſo wenig wirkte ein eigenhändiges Schreiben des Kurfürſten an den König und die Mittheilung der Prozeßakten gegen Kalkſtein an die einflußreichſten Senatoren, um dieſelben mit ſeinen Verbrechen bekannt zu machen. Unter ſolchen Umſtänden glaubte der Kurfürſt ſelbſt zur Gewalt und Liſt ſeine Zuflucht nehmen zu dürfen, um ſich eines ſo gefährlichen Gegners zu bemächtigen; er befahl ſeinem Reſidenten in Warſchau mit Hülfe beſtochener Polen Kalkſtein zu ergreifen und nach Preußen zu ſchaffen. Der ergebene Diener ſeines Herrn hielt es jedoch für gerathen, vorläufig von einem ſo gefährlichen Mittel abzuſtehn, um einen andern, minder auffälligen Weg einzuſchlagen. Er ſtellte dem ſchwachen Könige die unruhige Lage des Landes und die drohende Stellung des Kurfürſten ſo eindringlich vor, daß jener ſelbſt Kalkſtein den Rath ertheilte, Warſchau zu verlaſſen und einen andern Zufluchtsort zu ſuchen. Er fand einen ſolchen bei dem Oheim des Königs ſelbſt, Demetrius Wiſenwiezki, den er ganz für ſich einzunehmen wußte und durch deſſen Einfluß er nach wie vor gegen den Kurfürſten intriguirte, ſo daß der Reſident ſich genöthigt ſah, neue Beſchwerden zu erheben und ſeine Entfernung auch von dort zu verlangen.

Bei der Eröffnung des polniſchen Reichstages erſchien Kalkſtein plötzlich und unerwartet wieder in Warſchau. In öffentlicher Sitzung deſſelben überreichte er, gleichſam im Namen und als Abgeſandter der preußiſchen Stände, zwei Schriftſtücke, worin er die Krone Polens zum Schutze und zur Befreiung von dem drückenden Joche feierlich aufforderte. Dieſe Schrift las der Marſchall den Landboten, begleitet von heftigen Ausfällen gegen den Kurfürſten, in öffentlicher Sitzung des Reichsrathes vor. Mit allgemeiner Acclamation wurden die heftigſten Stellen ſeiner Rede von den verſammelten Magnaten begrüßt, welche zum Kampfe bereit, den Bromberger Vertrag für erzwungen hielten und laut den Krieg gegen Brandenburg forderten. Der geheime Rath von Brandt übergab dagegen dem Könige eine ſchriftliche Vorſtellung, in welcher er darauf antrug, den Kalkſtein zu verhören, um zu erfahren, woher dieſer ſeine Vollmacht und Beglaubigung als Geſandter des Herzogthums Preußen habe, und wenn er dieſe nicht vorzeigen könne, ihn als Fälſcher und Landesverräther dem Kurfürſten auszuliefern. Auf Befehl des Königs, der die Miene der Unparteilichkeit annahm, ſollte der Reichsreferendarius auch dieſe Schrift verleſen. Der kühne Aufwiegler aber eilte, auf Anreizung des Kanzlers, die Stufen zum Throne hinauf und entriß dem Reichsreferendarius im Angeſicht des Königs und des ganzen Senats die betreffende Anklage. Seine Verwegenheit rief eine allgemeine Beſtürzung hervor, aber Niemand wagte, ihn zu hindern. Der erzürnte Reichsreferendarius rief zwar ſeinem Secretair zu, den Frechen zu züchtigen, was dieſer jedoch aus Furcht vor dem gewaltſüchtigen Mann unterließ. Der König ſelbſt gab weder ſeine Zuſtimmung noch ſeinen Zorn durch ein Zeichen zu erkennen; er wollte es mit keiner Partei verderben und fürchtete eben ſo ſehr, den Kurfürſten zu beleidigen, wie den zahlreichen Anhang Kalkſteins unter den Magnaten gegen ſich aufzubringen.

Als dem Hauptmann ſo der kühne Streich geglückt war, las er ſelbſt die Beſchwerdeſchrift des Kurfürſten mit lauter Stimme vor; zugleich aber ließ er die wichtigſten Punkte der wider ihn gerichteten Anklage fort. Hierauf gab er das Dokument dem ihm befreundeten Kanzler, welcher, nachdem er es durchflogen, erklärte, daß dieſe Angelegenheit nicht vor den Reichstag gehöre, ſondern vor ein Gericht, das auf die Anklagen des Kurfürſten und die Vertheidigung Kalkſteins hören und demgemäß entſcheiden würde. — Sobald der Kurfürſt von dieſer frechen Beleidigung ſeines Geſandten in Warſchau Nachricht erhielt, beklagte er ſich von Neuem in einem ſcharfen Schreiben an den König und forderte die Auslieferung Kalkſteins dem Völkerrechte und den beſtehenden Verträgen gemäß. Daſſelbe mußte Brandt noch mündlich verlangen und eine Erklärung der preußiſchen Stände vorlegen, daß ihnen nicht in den Sinn gekommen wäre, dem Kalkſtein derartige Aufträge zu geben, indem ſie zugleich ihren Abſcheu über die verbrecheriſchen Anſchläge deſſelben bezeigten. Kalkſtein ſtellte dieſe Erklärung der Stände als erzwungen in Abrede und gab dagegen eine andere Schrift in mehreren hundert Exemplaren öffentlich heraus, in der er angeblich durch die Stände als ihr Bevollmächtigter beſtätigt und gebeten wurde, in ſeinem verdienſtlichen Kampf für ihre Rechte fortzufahren, da ihre jüngſte Erklärung für die Sache des Kurfürſten nur nach Lage der Umſtände gemacht ſei, ſie aber ihn nicht hülflos laſſen würden.

Der ſchwache König von Polen wagte keinen feſten Entſchluß zu faſſen; er gab dem Kurfürſten eine ausweichende Antwort, worin er zwar verſprach, Kalkſtein nicht ferner zu beſchützen, aber die Auslieferung deſſelben unter dem Vorwande verweigerte, daß jeder Preuße in Polen durch längeren Aufenthalt das Recht eines Eingeborenen erhalte, weshalb er ohne Verletzung der Geſetze nichts gegen den Hauptmann unternehmen könne. Vergebens ſtützte ſich der Geſandte darauf, daß Kalkſtein ein Fälſcher und Betrüger ſei, der den König und die Republik durch falſche Angaben täuſche. Der König wies die ganze Sache an den Senat, welcher beſchloß, ſie auf dem nächſten Reichstag von Neuem zu unterſuchen. Da Brandt unter ſolchen Verhältniſſen den Krieg faſt für unvermeidlich hielt, indem der Kurfürſt im Begriffe war, mit 8000 Mann in Preußen einzurücken, faßte er den kühnen Entſchluß, ſich mit Gewalt oder Liſt der Perſon des Aufwieglers zu bemächtigen. Zu dieſem Zwecke warb der Geſandte einige Polen unter Anführung des Fähnrich Baumgarten; außerdem ſtand ihm der Hauptmann Montgommeri zur Seite, ein verwegener Soldat, den der Kurfürſt ſchon früher nach Warſchau geſendet hatte, um Kalkſtein, im Falle ſeiner Auslieferung ſicher nach Preußen zu geleiten. Dieſe kleine, zu jedem gefahrvollen Unternehmen bereite Schaar hielt Brandt in ſeiner Wohnung, die in der Vorſtadt gelegen war, heimlich verborgen, um ſie bei geeigneter Gelegenheit zu gebrauchen.

Durch ſeine bisherigen Triumphe hatte die Tollkühnheit Kalkſteins einen ſo hohen Grad erreicht, daß er, wie Brandt behauptete, uneingeladen und nur von einem Menſchen begleitet in das Haus des Geſandten kam und ſich mit ihm über ſeine Angelegenheiten ſorglos beſprach. Auf ein verabredetes Zeichen ſtürzten ſich die im Hinterhalt liegenden Reiter unter Anführung des Hauptmanns Montgommeri auf den wehrloſen Kalkſtein, den ſie nach einem kurzen, fruchtloſen Widerſtand überwältigten und an Händen und Füßen banden. Um ihn am Schreien zu hindern, wurde ihm ein Knebel in den Mund geſteckt, ſein Körper wie ein Waarenballen in eine alte Tapete gewickelt und er ſelbſt in einen verſchloſſenen Wagen geworfen. Die dunkle Nacht begünſtigte dies Verbrechen gegen jedes Völkerrecht; ungehindert gelangten die Entführer mit ihrer Beute in's Freie. Sie eilten, ſo ſchnell es die Pferde erlaubten, der preußiſchen Grenze zu. Erſt, nachdem drei Meilen zurückgelegt waren, wurde der Gefangene von ſeiner erſtickenden Hülle befreit und auf ein Roß geſetzt.

Als dieſe Vorfälle in Warſchau bekannt wurden, regte ſich das Mitleid und die allgemeine Entrüſtung über dieſe offenbare Gewaltthat. Der Unterkanzler benachrichtigte ſogleich den König, der den Geſandten des Kurfürſten vorfordern ließ; natürlich leugnete derſelbe jede Mitwiſſenſchaft, obgleich er den ihn treffenden Verdacht nicht entkräften konnte. Die Erbitterung am Hofe war außerordentlich groß und ſelbſt der öſterreichiſche Geſandte Meiersberg erklärte geradezu, daß Brandt der Urheber ſei und ſo lange in Ketten gehalten werden müſſe, bis die Herausgabe Kalkſteins erfolgt ſei. Als der Kronkanzler Mroſtin ſagte, daß das Völkerrecht den Geſandten ſchütze, erwiederte der Palatin von Kulm, das Völkerrecht ſchütze diejenigen nicht, welche es ſo gemein verletzten. Vergebens ſuchte Brandt die empörten Gemüther zu beſänftigen; der Zutritt am Hofe wurde ihm verboten und auch wirklich ein Verhaftsbefehl gegen ihn erlaſſen, dem er ſich nur durch ſchleunige Flucht entzog, indem er, eine Spazierfahrt vorſchützend, Warſchau heimlich verließ.

Der König von Polen beruhigte ſich nicht; er verlangte mit mehr Energie, als er bisher gezeigt, daß Kalkſtein frei nach Warſchau zurückgeſchickt und die Urheber ſeiner Entführung ſtreng nach dem Völkerrechte beſtraft werden ſollten. Der Unterkanzler, ein Freund des gefangenen Hauptmanns, und der litthauiſche Feldherr Paz verlangten, ſogleich den Krieg zu erklären und in Preußen einzufallen. Dagegen erwiderte der Kurfürſt, er habe dem Könige und der Republik hinlänglich die entſetzlichen Verbrechen Kalkſteins nachgewieſen und umſonſt die Auslieferung dieſes gefährlichen Hochverräthers verlangt; daher hoffe er, daß der König die, welche den Verbrecher in die Hand des Kurfürſten geliefert, weit eher durch Gnadenbezeugungen, als mit unverdienter Rache verfolgen, obwohl er ſelbſt nicht wiſſe, von wem und wie die Abführung Kalkſteins bewirkt worden ſei. Mit dieſer Auskunft war der König keineswegs einverſtanden; er ſchickte einen eigenen Geſandten nach Berlin, der die Auslieferung des Reſidenten Brandt verlangte, den er als Beleidiger der polniſchen Nation, als Verletzer des Völkerrechts offen anklagte; zugleich forderte er die ſchleunige Zurückſendung des Entführten. Auch fügte er noch die Drohung hinzu, daß künftig kein kurfürſtlicher Reſident in Warſchau verweilen, ſondern die Stadt nach Erledigung ſeiner Aufträge ungeſäumt zu verlaſſen habe.

Der Kurfürſt wurde durch dieſe Drohungen keineswegs eingeſchüchtert, ſondern nur noch mehr gereizt; er erwiderte, daß die Polen Kalkſtein zurückerhalten ſollten, aber nur — geköpft. Ebenſo entſchieden verweigerte er die Beſtrafung der Thäter; die Zurückweiſung ſeines Reſidenten aus Warſchau nahm er aber als eine offene Kriegserklärung an. Nichtsdeſtoweniger zögerte er, einen Krieg mit Polen zu beginnen, da gerade zu jener Zeit Frankreich eine drohende Stellung gegen Deutſchland wieder einnahm. Auch der von ihm zu dieſem Zwecke berufene „geheime Rath" ſtimmte gegen jede gewaltſame Maßregel und gab dem Kurfürſten zu bedenken, daß es nicht recht ſei, wegen eines einzigen Menſchen ſo viele unglücklich zu machen. Es wurde daher der Beſchluß gefaßt, vorläufig die Sache hinzuziehn, um Zeit zu gewinnen. Zum Scheine gab der Kurfürſt dem Geſandten das nichtsſagende Verſprechen, Brandt und ſeine Helfershelfer nach Verdienſt zu beſtrafen. Der Hauptmann Montgommeri wurde in Königsberg öffentlich vorgeladen, insgeheim aber reichlich belohnt und ihm der Rath ertheilt, ſich einige Zeit verborgen zu halten, bis ſich die Leidenſchaften abgekühlt und der erſte Sturm gelegt haben würde. Auch Herr von Brandt wurde ſcheinbar in Ungnade entlaſſen und eine Art von Unterſuchung gegen ihn eingeleitet, die natürlich keine weitere Folgen für ihn hatte.

Nachdem der Kurfürſt den König von Polen einigermaßen beſchwichtigt glaubte, ließ er den Prozeß gegen Kalkſtein um ſo mehr beſchleunigen. Der Unglückliche wurde nach Memel gebracht, auf deſſen Commandanten der Kurfürſt ſicher zählen durfte. Statt der bisherigen oſtpreußiſchen Richter wurde Kalkſtein vor eine Kommiſſion geſtellt, die hauptſächlich aus Nicht-Preußen zuſammengeſetzt war. Wie vorauszuſehn, erfolgte ein einſtimmiges Todesurtheil; nicht einmal die Folter wurde dem Unglücklichen erſpart, um ein Geſtändniß von ihm zu erpreſſen. Mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit ertrug er die Qualen derſelben und nichts konnte ſeinen bewunderungswürdigen Muth erſchüttern. Stehend empfing er im Kerker das Urtheil, welches folgendermaßen lautete: nachdem der Beklagte gütlich (?) und unwiderruflich eingeſtanden, daß er gegen den von ihm geleiſteten Eid Preußen verlaſſen, in Warſchau im Namen der preußiſchen Stände, ohne deren Vollmacht und Wiſſenſchaft, dem König falſche, den Kurfürſten ſchmähende und gegen ihn zur Feindſchaft aufwiegelnde Bitt ſchriften übergeben, ſei er als Eidbrüchiger, Fälſcher und Hochverräther zum Tode mit dem Schwerte und zur Einziehung ſeiner Güter verurtheilt worden.

Nur gegen dieſe letzte Beſtimmung erhob der Angeklagte ſeinen Einſpruch, indem er den Kurfürſten bat, nicht ſeinem armen, unſchuldigen Weibe und den hülfloſen Kindern das Verbrechen des Gatten und Vaters anzurechnen, ſondern ihnen „das Stücklein Brod“ und die Güter zu laſſen, damit ſie nicht betteln oder gar verhungern müſſen. Gerührt verſprachen die Kommiſſarien, ſich zu dieſem Zwecke bei dem Kurfürſten zu verwenden.

Nun verlangte der Gefangene einen Geiſtlichen, um ſich auf ſeine letzte Stunde vorzubereiten; er legte ihm ein reuiges Geſtändniß ſeiner Sünden und Vergehungen ab, von denen der jähzornige und gewaltthätige Mann gewiß nicht freizuſprechen war. An ſeine Gattin und die Kinder trug er ihm die herzlichſten Grüße auf, indem er ſie um Verzeihung wegen der ihnen verurſachten Sorgen wiederholentlich bat. Geſtärkt durch den Troſt der Religion ging er faſt mit Heiterkeit ſeinem Tode entgegen. Er war ſo wenig niedergeſchlagen, daß er, als ſich ſein Podagra, welches ihm der feuchte Kerker zugezogen, am Tage der Hinrichtung verloren hatte, ſcherzend äußerte, dieſe ſei ein Mittel gegen jedes Uebel. Ruhig ſetzte er ſich auf den Stuhl, der auf einem beſondern, mit ſchwarzem Tuche behangenen Schaffotte ſtand. Der Scharfrichter ſchwang ſein Schwert und mit einem Hiebe flog der Kopf vom Rumpfe.

Mit dieſem Schlage endete auch der preußiſche Ständekampf, da ſich kein anderer Führer fand, um ihn wieder aufzunehmen. Der Kurfürſt hatte ſein Ziel erreicht und war jetzt unumſchränkter Souverain ſeiner Staaten. Die Einheit des Landes war hergeſtellt, die mittelalterliche Zerſplitterung, die getheilten Intereſſen der verſchiedenen Stände, der ſchleppende Geſchäftsgang und die mangelhafte Verwaltung beſeitigt und die Kraft der Regierung gehoben. Der moderne Staatsbegriff verlangte um jeden Preis dieſe Centraliſation, welche in der Souverainität ihren Ausdruck fand. Wie immer, wenn eine alte Zeit abgelaufen und eine neue beginnen ſoll, erhob ſich ein Kampf der ſich gegenüberſtehenden Gewalten und Intereſſen. Die Stände ſtrengten ſich an, ihre alten Rechte und Privilegien gegen das abſolute Herrſcherthum zu wahren. Sie mußten jedoch unterliegen, weil ſie nur ihre eigenen Vortheile, die Sonderintereſſen der Kaſten, Provinzen, Zünfte und des Adels im Auge hatten und vertheidigten, während der große Kurfürſt den Staat als ein großes, untheilbares Ganzes in ſich aufnahm und wiedergab. Durch ihn wurden erſt die zerſtückelten Provinzen ein Staat, die getrennten Stände ein Volk. Er war der Träger einer großen Idee; deshalb ſteht er in den Augen der Geſchichte gerechtfertigt da, ſelbſt wo der Menſchenfreund ihn der Härte und ſogar der Grauſamkeit beſchuldigen muß. Noch iſt der alte Kampf nicht beendet, der in mannigfachen Formen immer wieder auftaucht und ſich bis auf die Gegenwart erſtreckt, doch was den kühnen Männern in Königsberg, einem Rhode und Kalkſtein nicht gelungen, wird unſern heutigen „kleinen Herrn“ um ſo weniger gelingen, da ſie nur für ihre eigenen materiellen Intereſſen kämpfen. Der Geiſt der Einheit und des Fortſchrittes wurzelt aber eben ſo tief im Königsthume wie in dem Volke der Gegenwart; Beide haben von den „Ständen“ nichts mehr zu fürchten, ſelbſt wenn ihr Geſpenſt in der Dunkelheit noch zuweilen ſein geſchichtliches Grab verläßt und umgeht. Wenn der Morgen graut und die helle Sonne die Nacht verſcheucht, muß es für immer entweichen.

* * *

Heinrich der Löwe und Thedel von Walmoden.

Von Heinrich Pröhle.

In der bis auf unſere Zeit fortgepflanzten Volksüberlieferung pflegen noch einzelne Züge aus der heidniſchen Religion der alten Deutſchen enthalten zu ſein. Dieſe Züge haben ſich in den Kindermärchen der reinen Phantaſie untergeordnet. In der Ortsſage haben ſie ſich mit beſtimmten geographiſchen Punkten in Verbindung geſetzt, wenn nicht dieſe Verbindung von Anfang an ſtattgefunden hat, was bei alten Opferplätzen der Fall iſt. In der geſchichtlichen Sage ſind Züge aus der heidniſchen Religion mit geſchichtlichen Begebenheiten oder Perſonen in Zuſammenhang gebracht. Bei der Geſchichtsſage darf der reingeſchichtliche Maßſtab auch bei den nicht wunderbaren Zügen nicht angewandt werden.

Zu den bekannteſten Geſchichtsſagen gehören die Sagen von Bergentrückung. Wer kennt nicht die Sage, daß Kaiſer Friedrich der Rothbart in den Kyffhäuſer entrückt iſt? Weil der Kaiſer dort mit ſeinem Hofſtaate an der Tafel ſitzt, hat man in ihm Wuotan, den höchſten Gott der heidniſchen Deutſchen, in Walhalla erkannt. Man hat aber theils vermuthet, daß der Ort der Bergentrückung die heidniſche Unterwelt ſei; theils auch in der Perſon des Kaiſers Rothbart Züge vom Donnergott Donar zu finden gemeint, welche an dem Beinamen Kaiſer Friedrichs, Rothbart, einen Anhalt geſucht hätten.

Die Sage von Heinrich dem Löwen iſt gleichfalls auf Wuotan gedeutet und die Entrückung nach dem gelobten Lande oder vielmehr die wunderbare Wiederkehr von dort gleicht der Verſetzung in den Kyffhäuſer. Ebenſo iſt auch der durch die Luft ziehende wilde Jäger der Gott Wuotan.

Die Sage von der wunderbaren Fahrt von und nach dem gelobten Lande, wobei das heilige Grab leicht an die Stelle einer heidniſchen Unterwelt treten konnte, ſcheint in vielen vornehmen niederſächſiſchen Familien zur Zeit der Kreuzzüge heimiſch geweſen zu ſein. Da ſie bei Heinrich dem Löwen allein zur allgemein deutſchen Sage wurde und ſonſt verſchwand, konnte die braunſchweigiſche Familie von Walmoden ſpäterhin einen Antheil an der Entrückung ihrem Ahnherrn Theodulos nur dadurch ſichern, daß ihre Familienſage den Thedel zu Heinrich dem Löwen in das ihm auch ſonſt angemeſſene untergeordnete Verhältniß brachte und ihn im gelobten Lande mit Heinrich dem Löwen zuſammentreffen ließ. Um 1549 lernte ein Schüler Melanchthons, Georg Thymus (Klee) dieſe Familienüberlieferungen als Lehrer eines von Walmoden in Goslar kennen und bearbeitete ſie als Lehrer zu Wernigerode in einem größeren Helden- und Zaubergedichte. Dieſes liegt der folgenden Bearbeitung der Thedelſage zu Grunde.

Thedel Unverzagt von Walmoden.

Aſchen von Walmoden war ein Edelmann unweit Braunſchweig geſeſſen. Seine Gemahlin hieß Bertha; ſie war zu Gernrode geboren. Sie hatten einen Sohn, welchen ſie Theodulos oder Thedel nannten, weil ihr Geſchlecht aus Griechenland ſtammte. Thedel Unverzagt ſtudirte bis in's ſechszehnte Jahr in Frankreich und kehrte dann zu den Seinigen zurück. Nach kurzer Zeit wurde er zu Gevatter gebeten. Nun konnte Thedel Latein reden. Darum verſtand er genau die Worte, welche der Prieſter bei der Taufe ablas. Auch vergaß er ſie nicht wieder aus ſeinem Herzen. Nach der Taufe hielt man in alter Art ein groß Bankett mit Speiſe und Trank, mit Fröhlichkeit und Lobliedern. Nach der Mahlzeit berief Thedel den Pfarrherrn, Herrn Dieterich, zu ſich und fragte ihn, ob er auch mit dieſen Worten getauft ſei. Der Pfarrer verſicherte, daß es vor achtzehn Jahren geſchehen ſei. Weil ihm nun auf dieſe Weiſe Gottes Schutz verſprochen war, beſchloß der Thedel ſich ſein Leben lang ſelbſt vor dem Teufel nicht zu fürchten. Den Teufel aber verdroß es gar ſehr, daß des Thedels Glaube ſo groß war.

Nach dem Tode ſeiner Eltern erhielt Thedel das Haus Luther am Barenberge zum Sitze. Von da zog er einſtmals mit ſeinem Schreiber in das Thal bei Brelem nach der Hahr, wo ſie Haſen und Füchſe fangen wollten. Unterwegs, als ſie vor den Appelhorn gekommen waren, begannen ſie Spielen und Heftpflöcke zu hauen. Da trug ſich's plötzlich zu, daß Thedel unter Einige bekannte Reuter aus ſeiner Heimath gerieth, die doch vor langer Zeit ſchon geſtorben waren. Vor ihnen her ritt als ſchwarzer Mann der Teufel, der führte eine große ſchwarze Fahne und ſaß auf einem feinen ſchwarzen Roſſe, das ſprang und trieb ſeltſame Geberden. Thedel erſchrak nicht, gab ſeine Springſchnur und die Glocken dem Schreiber und ſagte: Stelle du die Garne alle fein gemach, ich will der Reuter wahrnehmen. Er ſah aber fünf Reuter hinterher traben. Nun kam ein Gevatter daher geritten auf einer ſchwarzen dreibeinigen Geis. Der Gevatter fragte den Thedel, was er da mache und ſagte, ob er vielleicht dahin gegangen wäre, ſeltſame Abenteuer zu ſehen, und ob er Liebe, Luſt und Gefallen hätte, mit nach dem heiligen Grabe zu ziehen. Dann ſollte er hinter ihm auf die Ziege ſitzen. So wolle er ihn hinbringen und er könne das ſchwarze Pferd verdienen, auf welchem der ſtolze ſchwarze Mann reite. Auf dem Wege dürfe er kein Wort ſagen, ſonſt würde der böſe Feind ihm den Hals brechen. Auch unterwies ihn der Gevatter, wie er ſich verhalten ſolle, wenn er nach Jeruſalem zu Glück gekommen ſei, und ſprach: „Beim heil'gen Grabe ſollt Ihr abſteigen und Euch daſelbſt gar wohl beſehen. Thut, was Ihr ausrichten wollt mit Opfern, Beichten und Kirchgehen. Wenn's Euch gefällt, mögt Ihr ein Bild in der Kirche am heiligen Grabe zum Gedächtniß malen laſſen. Auch könnt Ihr etwas geben zum Heiligthum. Ihr dürft dableiben bis in die andre Nacht. Wird aber zum drittenmale der Kirchring umgedreht, ſo müßt Ihr furchtlos wiederkehren." Thedel ſagte, wenn er ihm geloben wolle, daß er wieder auf dieſelbe Stelle käme, ſo wolle er um's Pferd ringen und ſich getroſt auf die Ziege ſetzen, ob ſie gleich nur drei Beine hätte. Er ſei durch Jeſu Chriſti Tod erkauft worden von des Teufels Liſt. In Gottes Namen wolle er fahren.

Der Held ſprang auf die Ziege und raſch ging's durch Wald und Feld. Da ſie nun an das Meer gekommen waren und das heilige Land daliegen ſahen, ſprach der Gevatter zum Thedel: „Nun ſoll's nicht mehr lange währen. Laßt Euer Rütteln und ſitzet ſtill, wir müſſen erſt noch über jene kleine Pfütze da ſpringen."

Sogleich kamen ſie zum heiligen Grabe und ſtiegen ab. Da war begraben unſer Herr Chriſtus, aller Menſchen Seligmacher. Er erwarb uns das ewige Leben für den Tod, als er ſich opferte für die Sünde der Welt. Er band den Teufel, trat ihn mit Füßen nieder und gab dem Tode ſeinen Lohn.

Thedel ließ malen zu ſeinem Gedächtniß ein Schild hübſch und fein. Man findet es noch heutiges Tages daſelbſt, wie diejenigen geſehen haben, welche dort geweſen ſind. Er ließ es in die Kirche hängen als ſein Wahrzeichen. Auch beichtete Thedel ſeine Sünde und ging zum Nachtmahl des Herrn. Er that Buße und ſah nichts vor ſich als den Tod. Doch vertraute er auf Gott und ging muthig hin und her, ſich Alles zu beſehen. Zuletzt ward er unter Andern gewahr des Herzogs Heinrich, welcher damals mit ſeinem Löwen in dem Dome erſchien.

Sobald der Thedel Unverzagt des durchlauchtigſten hochgebornen Fürſten und Herrn Herrn Heinrich Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg, ſeines gnädigen Herren, in der Kirche anſichtig wurde, erzeigte er ſeiner fürſtlichen Gnaden gebührliche Ehrerbietung. Der Herzog verwunderte ſich ganz über die Maßen, daß er ſeiner Unterſaſſen einen in ſo fernen Landen angetroffen, deſſen er ſich nicht vermuthet, weil ſeit zwei Jahren Niemand aus deutſchem Lande dort vorbeigekommen war. Thedel berichtete ſeiner fürſtlichen Gnaden, daß er in ſehr kurzer Zeit dahin geritten ſei, und wie es zugegangen wäre. Bald hernach fing der Herzog an den Thedel zu fragen:

Wie geht's unſerm lieben Gemahl
Mit den Kindern auf unſerm Saal?
Und wie hält das Hofgeſind Haus,
Weil ich ſo lang bin geweſen aus?

Auch fragte er:

Was machen doch die Räthe mein
Und Alle, die meine Getreuen ſein?

Thedel ſprach: „Sie ſind noch ſammt und ſonders friſch und geſund, dazu ſteht es auch ſonſt allda gar wohl. Allein die gemeine Sage iſt, Euer fürſtliche Gnaden ſollen mit Rittern im wilden Meere ertrunken ſein und Eure Schiffe wären untergegangen und verſunken. Dies Gerücht iſt auch vor Eure fürſtliche Gemahlin gekommen, und deshalb will ſie ſich einen Pfalzgrafen zum Gemahl geben laſſen, und das wird gewiß geſchehen, wenn Ihr nicht vor Michaelis gen Braunſchweig heimkehrt.“

Während der Herzog Heinrich und der Thedel Unverzagt ihr Geſpräch in der Kirche gehalten hatten, war ſein Gevatter daher gekommen, zum erſten Male den Kirchring umzuziehen. Er ermahnte ihn, in der folgenden Nacht nicht weit von dieſer Stelle zu bleiben, damit er nicht in Leibesgefahr käme. Hierauf bat ihn der Herzog zu Gaſte und nahm ihn mit in ſeine Herberge, um ihm ſchriftliche und mündliche Aufträge an ſeine Gemahlin zu geben. Da ſie nun in die Herberge kamen und ein Diener das Pferd vom Herzoge nahm, befahl der Marſchall vor allen Dingen dem Wirthe: „Beſtelle auf's Beſte die Küche, decke den Tiſch und laß die Mahlzeit zubereiten. Gott hat meinem gnädigen Herren Botſchaft beſchert. Drum wollen wir guter Dinge ſein und mit dem Boten den beſten Wein trinken, den man bekommen kann, ehe er ſich wieder auf die Reiſe begiebt.“

Die Diener des Herzogs gaben alleſammt dem wohlbekannten Thedel Unverzagt ihre Hände. Sie fragten nach der Heimath und hörten fröhlicher Weiſe ſeine Erzählungen. Da nun die Mahlzeit gehalten und die Briefe zubereitet waren, kam des Fürſten berühmter Kanzler vor den Tiſch gegangen, ſchloß die Briefe und petſchirte ſie zu nach rechter Art, wie ſich's gehört. Er ſprach zum Thedel, der wegfertig war: „An dieſen Briefen liegt unſerm Herrn viel, d'rum bewahrt ſie vor Regen und laßt Euch die Sache befohlen ſein.“ Der Unverzagte nahm die Briefe an mit Ehrerbietung und verſprach, ſie wo möglich innerhalb vier Tagen zu beſtellen. Damit nahm er Abſchied von ſeinem gnädigen Herren.

Ehe er aber von Jeruſalem wegzog, ging er in die Kirche. Er verharrte darin bis Mitternacht. Der Böſe klopfte an und fragte: „Was machſt du doch allein da? hoffſt du vielleicht des ſchwarzen Mannes ſchwarzes Pferd zu erhalten?“ Der gute Geſell kehrte ſich nicht daran, daß er klopfte, und hörte wie der Teufel zum zweiten Male vorüberrauſchte. Nach dem Rathe ſeines Gevatters blieb er ſtill ſitzen. Der Teufel wandte alle Mühe an, Thedel in's Unglück zu bringen. Thedel aber blieb zu ſeinem Glücke die ganze Nacht munter und folgte dem Rathe ſeines Gevatters, bis zum drittenmal an die Thür geklopft wurde. Der Teufel ſchrie laut: „O weh, o weh, ich vernehme dich! Ich hoffte, du ſollteſt es verſchlafen und mich nicht anpochen hören. Dann hätte ich Dir ein ander Lied geſungen. Allein Dein Glaube iſt ſo ſtark und ſo beſtändig in Gefahr, daß weder Berg noch Waſſer Dir etwas anhaben kann.“

Bald darauf, ehe er vom heiligen Grabe wieder heimreiten wollte, gab ihm der Teufel in der Geſtalt des ſchwarzen Mannes das ſchwarze Pferd. Er ſagte ihm auch: „Als Futter gieb dem Rößlein glühende Kohlen und daneben ſehr ſcharfe Dornwellen. Wenn du dies thuſt, wirſt du es gebrauchen können, wozu du es nur haben willſt. Bei Turnier, Streit und Kampf brauchſt du auf dieſem Pferde Niemand auszuweichen, Alles wird dir zum Glücke ausſchlagen. Doch darf dein Mund nicht melden, woher du es genommen haſt. Handelſt du gegen dies Verbot, ſo mußt du drei Tage danach gewißlich ſterben.“

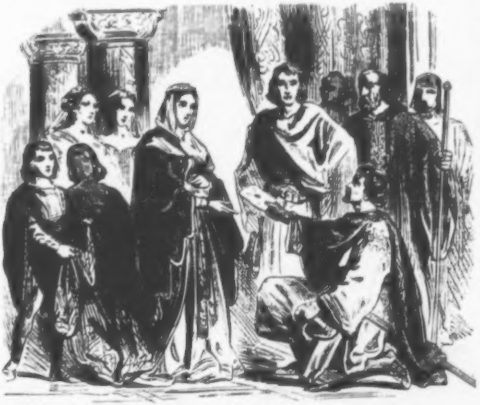
Thedel ſetzte ſich auf das Roß und ſo kam er in derſelbigen Nacht an die Stelle vor dem Appelhorn auf's grüne Gras, wo er am Tage vorher aufgeſeſſen und Abends ſpät ſeinen Schreiber beim Haſengarn gelaſſen hatte. Der Schreiber hatte ſich um ſeinen Herrn ſehr bekümmert und war in ſeiner Abweſenheit ganz grau geworden. Auch hatte er ſich nicht getraut, allein nach dem Hauſe Luther hineinzugehen. Er hing die Lappen und Haſengarne an's Roß. Thedel ritt mit dem Schreiber nach Luther zu ſeiner Hausfrauen und trabte fein auf dem ſchwarzen Pferde. Sobald als er zu Hauſe angelangt war, nahm ſein Stallknecht das Pferd, welches gar hübſch und wohlgeſtaltet war. Niemand konnte es ſelbſt mit großer Gewalt zäumen, ſatteln und anbinden, der nicht ſein Weſen kannte.

Der Thedel ging ſeiner Hausfrau, Frau Anna entgegen, ſie umfing ihn mit ihren Armen und hieß ihn Gottwillkommen ſein. Sie ſprach: „Viel mal ſeid Ihr ausgezogen zu ritterlichem Turnier, oft ſeid Ihr gezogen zur Schlacht, Gott hat Euch noch ſtets Sieg gegeben. Oefters iſt in Städten Euch Leid und Unglück widerfahren. Doch iſt mir noch nie ſo bang geweſen als eben jetzt. Gott ſei gelobt, daß Ihr noch friſch und geſund ſeid!“ Da antwortete der Unverzagte: „Anna, meine liebſte Hausfrau, mein Leben lang ſoll mich nicht gereuen, daß ich bin ausgezogen, Haſen zu ſpüren und zu fangen. Davon ſoll man ſingen und ſagen, denn wahr iſt's, ich bin geweſen während des kurzen Zeitraums zu Jeruſalem, welches von hier ſehr weit iſt. So wunderbar hat Gott mich bewahrt, daß ich nicht einmal Alles erzählen darf, was mir begegnet iſt. Wir wollen alſo der Sache auch nicht mehr nachſinnen, ſondern uns laſſen einſchenken vom allerbeſten Bier und Wein und wollen eſſen und dabei guter Dinge ſein.“ Die Knechte brachten nach aller Herrlichkeit ſehr wohl zubereitete Koſt. Desgleichen ſetzten ſie ihnen und andern Gäſten vom ſchönſten Bier vor. Bald ward die Benediktion am Tiſche geſprochen und mit Luſt und Wonne ſaßen ſie da.

Nach der Mahlzeit friedlich fragte des Thedel Unverzagt ehelich Gemahl ihren Junker: „Wo und wie ſeid Ihr doch an ſolch ſchwarz Pferd gekommen, das ſich ſo ungern läßt angreifen, wenn man es zäumen, ſatteln und zum Reiten allenthalben gerüſtet machen will, das ganz wild iſt, ſtrampelt mit den Füßen und reißt jetzt hin, jetzt her, geſchweige denn, was es thut mit Rütteln und Schütteln, wenn Jemand im Reiten darauf ſitzt.“ Der Thedel gab ſeiner Frau zur Antwort: „Heute habe ich's gekauft auf dem Habe von einem verſchmitzten Kaufmann aus Niederland, der da nicht wollte melden, wie er mit Namen hieß, und bezahlt mit baarem Gelde, welches ich noch von meinem letzten Solde übrig hatte.“

Am andern Morgen machte Thedel ſich wieder auf den Weg und zog nach Braunſchweig, allda diejenigen Briefe abzugeben, die er zu Jeruſalem empfangen hatte. Er kam vor die Burg, klopfte an und begehrte im Frauenzimmer die Herzogin in eigener Perſon anzuſprechen. Da kam der Hofmeiſter an und ſprach: „Was thut Ihr vor der Thür? Niemand kommt und geht hier hinein, er muß mir erſt ſeinen Sinn ſagen. Der Unverzagte ſprach: „Ich habe, glaubt mir, heimliche Worte zu reden mit der gnädigen Frau. Ich muß ſie ſelbſt allein mündlich der Herzogin anzeigen. Solches wollt Ihr nun vortragen, dann werd' ich nicht lange vor der Thür warten müſſen und mich bald wieder davon machen können, welches alsbald geſchehen wird, wenn ich meine Botſchaft wohl ausgerichtet habe."

Auf freundliches Bitten des Thedel Unverzagt trug der Hofmeiſter deſſen Sache der Herzogin vor und ſagte, daß der Thedel da ſei, welcher aus fremden Landen geritten gekommen wäre und ihrer Gnaden etwas Heimliches anzuzeigen hätte. Die Herzogin befahl dem Hofmeiſter, daß er den Thedel wolle in den Saal kommen laſſen. Auf ſolchen Befehl wurde der edle Held vor die Herzogin gelaſſen. Er entblößte ſein Haupt, als er vor ihr ſtand, neigte ſich mit den Knieen und erzeigte ihr demüthiglich alle ihr gebührende Ehre. Er ſprach: „Gnädige Fürſtin zu Braunſchweig, Euer Gemahl, der Herzog Heinrich, lebt noch zur Zeit und geht ihm wohl. Er iſt auch noch ſtark, friſch und geſund und liebt Euer Gnaden von Herzen. Ehegeſtern war ich bei dem Herzog in Jeruſalem, wo er mich im Dom anſprach und mir die Hand gab. Er nahm mich mit in die Herberge und that mir eine gute Ausrichtung von Eſſen und Trinken. Er entbeut Euer Gnaden ſo viel Heil und gute Nacht, als manch rothes Mündlein lacht im Jahre. Desgleichen auch ſoviel, als Sandkörner im Meere und in allen Quellen ſind. Daneben ſoviel, als Grasſtiele ſich finden auf dem Wege von Braunſchweig nach Jeruſalem."



Thedel Unverzagt vor der Gemahlin Heinrichs des Löwen.

Die Herzogin ſagte anfänglich, daß Thedel unmöglich in ſo wenig Tagen eine ſolche Reiſe gemacht haben könne. Allein Thedel übergab der Herzogin ſogleich die Briefe im Beiſein der jungen Herrſchaft und des ganzen Hofgeſindes. Die Herzogin küßte das Siegel und ſprach weinend: „Thedel, nun glaube ich deinem Worte. Dieſe Briefe ſandte über Waſſer, Meer und trockenes Land mein Herr und allerliebſter Gemahl, welchen ich von Gott wieder haben ſoll. Du ſollſt Dich an Speiſe und Trank erquicken, bis wir geleſen haben. Du ſollſt nicht von hinnen gehn, ohne daß wir Dir zugeſprochen haben: iß, trink und ſei fröhlich.“ In den Briefen fand man, wie es dem Herzog ergangen war und was ein Jeder thun ſolle. Der Herzog aber hatte ſie ſelbſt mit ſeiner Handſchrift unterſchrieben. „Gott ſei nun Lob, Ehr, Preis und Dank, ſprach die Herzogin. Er hat meinen lieben Gemahl bewahrt auf der gefährlichen weiten Reiſe und wird ihn wohlbehalten nach Hauſe zurückbringen.“

Die Herzogin war ſehr guter Dinge und gab dem Thedel Unverzagt zur Verehrung und Botenlohn etliche ehrliche Geſchenke, die da nicht zu verachten oder gering zu ſchätzen waren, als einen neuen Hut, darauf ein Kranz geheftet war, eine hübſche Ketten von ungariſchem Golde gemacht und hundert Gulden ſchwer, desgleichen einen goldenen Ring an ſeinen Finger zu ſtecken und dazu ein neu Kleid. Dabei ſprach die Fürſtin: „Du biſt uns nun ein lieber Gaſt, denn Du gabſt Leib und Leben in große Gefahr und Noth. Ein ſchnelles Pferd mußt Du gehabt haben, daß Du ſobald hin und hergekommen biſt ohne Leibesgefahr.“ Ja, ich hatte ein gutes raſches Pferd, ſprach Thedel, und die Briefe ſelber zeigten wörtlich, daß ſie vor zwei Tagen fern in Jeruſalem getichtet und geſchrieben ſind. Dieſe Briefe ſind nun an rechter Statt, darum lobe ich Gott. Er führte mich wieder heim, wiewohl ich Tag und Nacht wandern mußte über Land, da ich ganz fremd war. Die Fürſtin reichte ihm die Hand, ehe denn ſie ihn entließ.

Thedel ging in die Herberge und ſprach: „Herr Wirth, macht uns die Rechnung und zeigt uns an, was ich und der Knecht ſammt den Pferden verzehrt habe.“ Der Wirth wollte ihm keine Rechnung machen und ſprach: „Zieht in Gottes Geleit, wann ihr wollt. Die Fürſtin bezahlt für Euch. Nehmt ſo fürlieb.“

Thedel Unverzagt ritt zum Grafen von Schladen, welcher ihn ehrlich empfangen und ehrlich tractirt hat. Am Abend nahm der Teufel einen Pferdedieb vom Galgen, brachte ihn in's Schloß und ſuchte den Thedel damit zu ſchrecken, als er ſich zur Ruhe begeben wollte. Thedel aber vermerkte von Stund' an die behende und ſchalkhafte Liſt des ſchwarzen Tauſendkünſtlers, welcher ihn tückiſch um die Fichte zu führen ſuchte. Thedel war auch diesmal ganz unerſchrocken und machte kein Kreuz vor dem Böſen, ſondern war ſtark und gewappnet mit Gottes Wort. Sein Schreiber aber wäre wiederum vor Schrecken über den todten Pferdedieb faſt geſtorben. Am andern Morgen aß Thedel mit dem Grafen von Schladen die Morgenſuppe. Als der Graf ihn wegen der nächtlichen Störung bedauerte, ſprach er: „Weil ich ein gläubiger Chriſt bin, ſo fürchte ich nicht des Teufels Liſt. Der todte Dieb hätte mir kein Haar krümmen können. Treulich befahl ich Leib, Seel' und Leben in Gottes Hand.“

Von dem Grafen zu Schladen zog Thedel wiederum heim nach ſeinem Hauſe zu Luther unter dem Barenberge am Walde gelegen. Nach kurzer Zeit begab ſich's, daß Gott der Herr einſtmals den Durchlauchtigen Fürſten und Herrn, Herrn Heinrich Herzog zu Braunſchweig, friſch und geſund mit ſeinem Löwen auf dem ſehr weiten Wege glücklich heim brachte. Ehe der Herzog aus dem Lande gewandert war, hatte er ſeine ungehorſamen Städte verſtört und geſtraft. Jetzt war er angethan mit großer Macht und aß und trank ganz friedſam, und ließ ſich nur noch angelegen ſein, wie er das Beſte bekommen konnte für ſich, ſein Gemahl, ſein Hofgeſind und ſeine Gäſte. Damit in allen Landen das Geſchrei von ſeiner Rückkehr möchte erſchallen, erklingen und kund werden, ließ der Herzog an andere Fürſten, Grafen, Ritter, Edelleute, Nachbaren und bekannte Herren in den Städten Briefe ſchreiben, darinnen er ſie zu ſich berief und bat, daß ſie zu Braunſchweig auf dem Mooshauſe erſcheinen möchten, da dann in ſeiner fürſtlichen Stadt ein prächtig Bankett mit großem Triumph, ſonderlicher Frohlockung und herrlicher Solennität ſollte gehalten werden. Zu ſolchem Wohlleben war neben vielen Andern der Thedel desgleichen mit eingeladen und gefordert worden, daß er dahin kommen und ſich einſtellen wolle. Der Thedel kam deswegen allda ſammt andern geladenen Gäſten mit ſeinem Diener zu Hofe mit eingeritten. Da nahm ſein Knecht ihm das Pferd ab. Thedel rüſtete ſich alsbald und zog ein neues Kleid an, das nicht wenig Gulden werth war und mit welchem er ging und den Fürſten in der Burg zu ſchauen begehrte. Bald ſah er ihn in der Burg ſpazieren gehen. Der Herzog gab ihm die Hand, empfing ihn und hieß ihn willkommen, wie der gemeine Brauch und Gewohnheit iſt, wenn fremde Leute zu einander kommen.

Thedel wünſchte dem Herzog Glück zu ſeiner Heimkehr. Dann ſprach der Herzog: „Komm, laß uns in dem Gemache die andern Gäſte empfangen.“ Der Unverzagte antwortete: „Gnädiger Herr Herzog Heinrich, ein Fürſt Wohlgeboren zu Braunſchweig! Die Lande an der Weſer, am Rhein und an der Elbe gehören einzig Euer Gnaden! Unter den Fürſten des Reiches iſt Niemand Euch zu vergleichen. Ich ſage es offen, daß ich mich verpflichtet fühle, Euch Dienſt zu erzeigen, denn leugnen kann ich nicht, daß ich Euer Unterthan bin, dazu Euer Gnaden Lehnsmann und als der will ich begraben werden mit meinen Kindern und allen Erben.“

Da erzeigte ihm der Fürſt große Wohlthat, wie gemeiniglich fromme Herren ehrlichen Leuten pflegen. Die fremden Gäſte empfingen ſie mit einander. Bald ließ der Herzog den Marſchall fordern, dem er Befehl gab, daß ſich die Gäſte zu Tiſch ſetzten. Das geſchah, nachdem die Drommeter zur Tafel geblaſen hatten. Hernach fing man an zu eſſen, zu trinken und Summa Summarum fröhlich und guter Dinge zu ſein. Ueber dem Eſſen ward einmal von etlichen verordneten Cantoribus auf das allerlieblichſte geſungen, das andremal von den Spielleuten auf mancherlei Inſtrumenten geſchlagen. Nach der Mahlzeit ward getanzt, item ein herrliches Turnier gehalten mit Rennen, mit Stechen, mit Fechten, mit Ringen, mit Springen, mit Singen und allenthalben eine freudenreiche Frohlockung und vielfältige Uebung im Ritterſpiele getrieben, dergleichen wohl niemals zuvor geſehen worden. Bei ſolchem Thun und Fürhaben wurde ſtets Junker Thedel als der Fürnehmſte an der Spitze im Spiele befunden, welcher ſich daſelbſt als ein tapferer edler Held ritterlich mit der That auf mancherlei Weiſe erzeigte. Stets behielt er den Platz und das Feld. Kohlſchwarz war das Leibpferd, welches er in Jeruſalem gewonnen hatte. Der Herzog ließ ihn zu ſich holen und ſprach mit hellen Worten: „Du haſt uns heute hoch erfreut, weil Du Dich ſo ritterlich erwieſen haſt. Du biſt von Deinem ſchwarzen Pferde noch nie auf die Erde gefallen. Auch ſtraucheltest Du keinmal. Fürwahr, Du trägſt großen Ruhm daran. Wir ſind an vielen Höfen geweſen zuvor und auch auf dieſer Reiſe nach dem fernen heiligen Grabe und anderswo zu mancher Zeit, wenn wir nach entfernten ausländiſchen Orten zogen, da wir manch ehrlich Ritterſpiel mit Rennen, Stechen, Fechten und Turnieren geſehen haben. Aber desgleichen wie nun heute von Dir geſchah, haben wir nie geſehen.“

Nach dem Ritterſpiele ließ der Herzog abermals zu Tiſche aufblaſen. Bald trugen die Tiſchdiener zum herrlichſten Eſſen auf von Fiſchen, Vögeln, Wildpret und anderem Fleiſch, desgleichen mancherlei köſtliche Getränke von Wein und Bier. Nach dem Eſſen trat eine hübſche zarte Jungfrau hervor und ſetzte auf Beſtellung des Herzogs dem Thedel einen güldenen Kranz auf's Haupt, daran ein Kleinod von edlem Geſtein in köſtlichem Golde hing, vornämlich weil Thedel bei dem Ritterſpiele es allen zuvorgethan hatte. Thedel bedankte ſich dafür und tanzte mit der Jungfrau hervor auf den Platz. Der Herzog lobte ihn auch beim Tanz vor Allen. Thedel aber dankte in ſeinem Herzen dabei der heiligen Dreifaltigkeit für alle empfangenen Wohlthaten und bat, daß ihm als einem armen Sünder Gott gnädig ſein wolle in ſeinem letzten Ende.

Als nun der Thedel Unverzagt ſo hoch gefeiert wurde, fand ſich alsbald ein Ritter, welcher ihm das Alles mißgönnte, und erdachte tückiſche Ränke. Deshalb ſprach er zum Herzoge: „Hochgeborner Herzog, von Gottes Gnaden ſeid Ihr auserkoren ein Fürſt der Baiern und Sachſen, dazu habt Ihr noch mehr Land und größere Ehre, weil Ihr ein Herr zu Braunſchweig ſeid. Im ganzen Reiche findet man keinen Fürſten Eurer Gnaden gleich. Nun will ich Euch ſagen, daß gar kein Menſch auf Erden iſt, wie hoch er auch herfährt und ſchwebt, den man nicht leicht erſchrecken könnte. So iſt auch der Thedel Unverzagt wegen ſeiner Tugend und Unerſchrockenheit zu hoch erhaben und gar wohl zu erſchrecken. Drum thut, wie ich Euch ſage. Wenn Ihr früh in die Kirche reiten wollt, ſo laßt eine kleine dünne Feder vom Schlafe im Barte ſtecken und befehlet, mit alleiniger Ausnahme des Thedel Unverzagt, dem Hofgeſinde, daß Niemand ſich unterſtehen ſolle, ſie herauszuziehn. Dann wird der Thedel ſchwerlich unterlaſſen, ſie Euch aus dem Barte zu ziehen. Alsdann laßt Euch auf dem Pferde nicht merken, daß Ihr wiſſet, was er will, ſondern thut, als meintet Ihr, daß er Euch heimlich etwas in's Ohr ſagen wolle. Wenn Ihr ihm nun das Ohr hinhaltet, ſollt Ihr ihm nach der Hand ſchnappen und beißen. Dann kann's nicht fehlen, er wird ſich erſchrecken.“

Solche Rede gefiel dem Herzoge wohl und am nächſten Morgen brach er früh zur Kirche auf. Auch ließ er ſein Hofgeſinde zuſammenfordern, um ihn zu begleiten. Da nun der Thedel unter den Hofräthen ſein tapfer daher getreten kam und in des Fürſten Barte eine Feder ſtecken ſah, ging er vor des Herzogs Pferd und wollte ſie mit ſittſamen Geberden herausholen. Der Fürſt neigte ſich zum Unverzagt nieder, und da dieſer nach der Feder griff, biß ihm der Herzog nach der Hand. Der Unverzagt aber entſetzte ſich darüber gar nicht, ſondern gab dem Fürſten einen Backenſtreich auf ſein Angeſicht, daß es klang. Dabei ſagte er entrüſtet: „Sind Euer Gnaden ein Hund worden? Hättet Ihr nicht gebiſſen, ſo hätte ich nicht geſchlagen. Dieweil Ihr Ernſt ausgegeben habt, müßt Ihr auch wiederum Ernſt einnehmen.“ Da ſprach der Fürſt: „Thedel, wir ſchwören bei Jeſu Chriſt, wenn's uns ein Andrer gethan hätte, wollten wir es nicht ungeſtraft laſſen. Weil wir einem Narrenrathe gefolgt ſind, haben wir Narrenlohn erhalten.“ Der falſche Rathgeber kam in große Ungnade und mußte das Herzogthum verlaſſen. Da er nun ſich hinweggemacht hatte, ſetzte ſich der Herzog mit den Gäſten zu Tiſche und ließ Eſſen und Trinken nach aller Herrlichkeit und Fülle auftragen, damit er ſolches Leids vergäße. Als er fort war, ſtand der Tiſch gedeckt. Die Diener brachten köſtliche Fiſche, der Koch richtete köſtlich Wildbret in der Küche an, gut Bier ward in die Gläſer geſchenkt und man goß Wein in die Credenz. Die Gäſte aßen und tranken und wurden darüber voll Freude. Der Fürſt, welcher mit zu Tiſche ſaß, vergaß darüber alles Leid. Nach dem Eſſen ließ er ein braunes Roß dahertraben, das war wohl hundert Gulden in Gelde werth. Das ſchenkte er dem Thedel als Lohn der Unerſchrockenheit. Thedel nahm das Pferd mit großem Danke an und zog wieder davon.

Thedel wollte jetzt eine Zeit lang bei den Seinen daheim bleiben. Allein der Biſchof von Halberſtadt ſandte ihm von ſeiner Burg Langenſtein einen Fehdebrief. Thedel brachte nun tauſend Mann Fußvolk und dreihundert Reiter zuſammen. Sie rannten dem Vieh im Felde nach und trieben's hinweg. Als man's ihnen wieder abjagen wollte, wurde der Biſchof ſelbſt, der mit im Zuge war, gefangen genommen. Für tauſend Mark kaufte er ſich nach einem Jahre wieder los.

Nicht lange darauf wurde dem Thedel ſein Weib ſehr krank und ſtarb. Der tapfere Held Unverzagt ließ den verſtorbenen Leib zu Goslar in's Münſter bei ſeiner Voreltern Leiber begraben. Der Leichnam wurde vom Haus Luther in die kaiſerliche freie Reichsſtadt Goslar gebracht. Da begrub man ihn mit köſtlichem Gepränge. Eine große Menge Volks folgte im langen Zuge. Alle ſangen dabei hell und fein zum Himmel hinan.

Hierauf ließ Thedel all ſein Gut ſeinem Sohne und zog nach Livland zu den Schwertbrüdern. Hier that er Wunderwerke auf ſeinem ſchwarzen Pferde und tödtete viele Heiden, die ſich nicht bekehren wollten. Der Ordensmeiſter zog ihn darum allen Schwertbrüdern vor. Da Thedel nun lange Zeit in Livland geweſen war, begehrte einſt der Ordensmeiſter zu wiſſen, wie er doch an das ſchwarze Pferd gekommen wäre. Thedel bat, daß er es nicht ſagen müſſe, weil er ſonſt ſterben würde. Allein das glaubte der Ordensmeiſter nicht und wollte als ſein Oberer ihm kein Stillſchweigen geſtatten. Da bat Thedel noch um vierzehn Tage Aufſchub, bereitete ſich wie ein Chriſt zum Tode, eröffnete ſeinen Oberen das Geheimniß und ſtarb.

* * *

Teplitz.

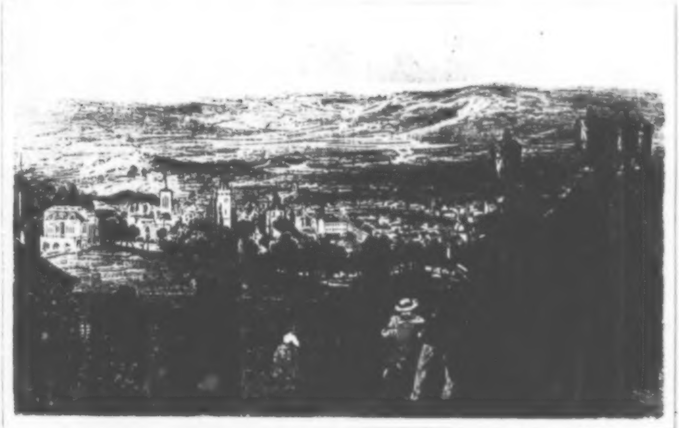
Zum elfhundertjährigen Jubiläum dieſes Bades.

Von Dr. W. Schwarz.*)

Am Südabhange des ſächſiſchen Erzgebirges, in einem der fruchtbarſten Theile Böhmens, liegen die berühmten Badeörter Teplitz, Karlsbad, Eger und Marienbad. Tauſende wallfahrten alljährlich dorthin, um Heilung ihrer Leiden zu finden, aber wenn auch das nicht wäre, ſo iſt die Gegend an ſich ſchon ſo lieblich und ſchön, ſo reich an hiſtoriſchen Erinnerungen aus den verſchiedenſten Zeiten, daß ſie wohl den Beſuch lohnte. Namentlich gilt dies von Teplitz und Umgegend. Kommt man von Dresden auf der Prager Eiſenbahn, ſo verläßt man dieſelbe bei Auſſig und fährt auf einer Zweigbahn in das Thal hinein, wo zwiſchen dem Erzgebirge und dem parallel etwa bis Saatz ſich hinziehenden niedrigeren, dem ſogenannten Mittelgebirge, mitteninne Teplitz in einer Entfernung von etwa 2 Meilen liegt. Rechts und links wird das Auge bei dieſer Fahrt auf das Mannigfachſte in Anſpruch genommen. Etwa auf der Hälfte des Weges liegt rechts am Erzgebirge das Schlachtfeld von Culm, darüber die Nollendorfer Höhen, wo Kleiſt ſich ſeinen berühmten Beinamen von Nollendorf erwarb. Da ſchimmern ſchon die rothen Kupferthürme von Mariaſchein herüber und dahinter ziehen ſich die Häuſer der Bergſtadt Graupen in die Höhe, neben welchen zwiſchen Geſtein und Ruinen die Belvedere der Wilhelmshöhe und der ſo berühmten Roſenburg mit ihren weißen Säulen hervortreten. — Auf der linken Seite am Mittelgebirge erhebt ſich der Kegel des großen und kleinen Mileſchauer, des böhmiſchen Donnersberges, denen ſich andere Berge in ſüdweſtlicher Richtung anſchließen, bis am Weſtende eine vereinzelte Kuppe das Auge feſſelt, der wunderbar geformte kahle Billiner Felſen, welcher ausſieht, als wäre er wie eine ferne Warte auf Poſten geſtellt, um herüber und hinüber in's Land zu ſchauen. Jetzt verengt ſich der Horizont auf dieſer Seite, der Zug fliegt an dem lang ſich hinſtreckenden Teplitzer Schloßberg vorbei und nach wenigen Minuten nähern wir uns Teplitz, das inmitten jener Bergreihen wie ein Paradies daliegt. Links tauchen zunächſt die Häuſer von Schönau auf, einem Dorfe, welches im Lauf der Zeiten zur Vorſtadt von Teplitz geworden, in deſſen Mitte ſich der Mont de Ligne mit einem Belvedere erhebt, dahinter liegt rechts fort Teplitz ſelbſt am Abhange des Spittelberges, auf deſſen Höhe das Schützenhaus und die Schlackenburg, wohl beſuchte Vergnügungsörter, liegen.

---

*) Von demſelben Verfaſſer iſt auch im I. Bande (neben den andern beiden Aufſätzen) „der verhängnißvolle Dorfſchulz u. ſ. w." S. 63. ff., was zum Inhalts-Verzeichniß des betreffenden Bandes nachträglich bemerkt wird. Der Herausgeber.



[illegible] Zürich von der [illegible] aus

Werfen wir zunächſt einen Blick auf die Geſchichte von Teplitz. Der Urſprung der Stadt verläuft ſich in die älteſte ſagenhafte Zeit Böhmens, wie denn überhaupt die ganze Umgegend, obwohl ſie jetzt einen mehr deutſchen Character trägt, eng mit derſelben verflochten iſt. So liegt anderthalb Stunden von Teplitz an der Prager Straße das berühmte Stadiz, der Geburtsort des Przemisl, welcher von der Herzogin Libuſſa zum Gemahl gewählt und vom Pfluge auf den Thron berufen wurde. Bekanntlich mußten die Abgeſandten einem milchweißen Roſſe folgen, bis ſie den fänden, der auf einem eiſernen Tiſch ſein Mittagbrod verzehre. Noch zeigt man das Königsfeld, wo Przemisl an dem umgeſtürzten Pfluge ſeine Mahlzeit hielt, und das Roß ſich vor ihm neigte, noch den Nußbuſch, die „Königsſtaude", welche aus dem Haſelſtab entſproß, den die Abgeſandten nach Libuſſa's Geheiß in die Erde ſteckten, und der ſofort grünen ſollte, wenn ſie den rechten Mann getroffen. Zur Zeit des Nachfolgers des Przemisl, des Herzogs Nezamisl, nach gewöhnlicher Chronologie alſo etwa im 6. Jahrhundert, ſoll nun nach Einigen die Teplitzer Quelle durch Hirten des Ritters Koloſtug, des Herrn dieſer Gegend, entdeckt ſein, welche durch das Geſchrei ihrer Schweine aufmerkſam gemacht, die ſich im heißen Waſſer verbrühten, den warmen Born im dichten Buſch auffanden. Eine alte Tafel im Stadtbade mit lateiniſchen Verſen giebt dagegen 762 n. Chr. als das betreffende Jahr an, ſo daß nach dieſer local gewordenen Tradition es gerade jetzt 1100 Jahre her wäre; und den 29. Auguſt, den Tag der Enthauptung Johannes des Täufers, feiert man alljährlich noch ſpeciell als den Tag des Auffindens der Quelle. Die geſchäftige Sage ſchmückt die Sache aber noch weiter aus. Unter den Hirten des Koloſtug, der in dem nahen Settenz wohnte, ſollte ſich nämlich einer durch Schönheit und Männlichkeit ausgezeichnet haben. Ihm waren die Säue entlaufen und Koloſtug drohte ihm mit dem Tode, wenn er ſie nicht wiederfände. Troſtlos irrte er im Walde umher und ſank zuletzt ermüdet unter einem Baume nieder, bald an ſeinen Tod, bald an des Koloſtug ſchöne Tochter denkend. Plötzlich weckte ihn ein fern hertönendes Grunzen, und wie er dem nachging, fand er die Thiere ſich in einer Quelle wälzend, welche warm aus der Erde hervorſprudelte. Dies ward die Quelle ſeines Glücks. Denn da man bald die Heilkraft des Waſſers erkannte, ſiedelte nicht bloß Koloſtug nach dem Orte über, ſondern gab dem glücklichen Finder auch ſeine Tochter zur Frau. Noch jetzt werden die beiden im Clary'ſchen Park beim Eingange neben der Stadtkirche gleich rechts ſtehenden Thürmchen, die man das alte Schlößchen nennt, als die Ueberreſte der damals erbauten Burg bezeichnet. Der Ort ſelbſt aber erhielt den Namen Teplitz, denn der Hirt hieß „Tep", und Koloſtugs Tochter „Litze", ſagt die Sage, indem ſie ſich nicht um böhmiſche Etymologen kümmert, welche Teplitz als „Teplice" faſſen und es als Bezeichnung eines Ortes verſtehen, wo „warme Quellen" ſich finden.

Gleich aber entſtand um den Beſitz der Quellen Streit und Kampf. Die Bila nämlich, die Herrin von Bilin, neidete dem Koloſtug ſein Glück. Sie neidete ihm die warmen Quellen, neidete ihm ſeine Tochter, da ihr ſelbſt Mutterfreuden verſagt, und als ſie von einem Feſte, das Koloſtug der Nachbarſchaft gegeben, mit ihrem Gemahl heimkehrte, hetzte ſie dieſen, den Koſtial, auf, Koloſtug zu überfallen, ſeine Burg niederzubrennen und ſich der Quellen zu bemächtigen. Schon war Alles zum Sturm bereit, aber der dichte Wald entzog die Angreifer nicht den Augen des wachſamen Koloſtug. Sein ſicherer Pfeil traf den Koſtial, als dieſer, noch nichts ahnend, hinter einer Fichte ſtand und ſein Viſir einen Augenblick lüftete. Todt ſtürzte er nieder und ſeine Leute flohen zurück nach Bilin, der Bila die Trauerbotſchaft zu bringen, welche vergebens ſchon gehofft hatte, die Flammen von Teplitz auflodern zu ſehen, und nun mit einem Schrei ebenfalls todt niederſtürzte. Ein altes Bild im Clary'ſchen Schloſſe ſtellt Koſtial's Tod durch Koloſtug dar, wodurch der Sache natürlich ebenſowenig hiſtoriſche Gewähr gegeben wird, als wenn böhmiſche Chronikenſchreiber den Koſtial zu einem Vetter des Herzog Nezamisl machen und dieſen ſeinen Tod rächen laſſen.

Nach dieſen ſagenhaften Reminiscenzen finden ſich die erſten hiſtoriſchen Nachrichten von Bedeutung erſt aus dem XIV. Jahrhundert, wo der bekannte Chroniſt Pulkawa die Bäder von Teplitz als Heilquellen erwähnt. Es würde aber zu weit führen, die Geſchichte der Stadt weiter im Speziellen durch die verſchiedenen Jahrhunderte zu verfolgen, nur einzelne beſonders intereſſante Momente, die zum Theil eine allgemein hiſtoriſche Bedeutung haben, dürfen nicht übergangen werden. Der Huſſiten- ſowie der dreißigjährige Krieg flutheten zerſtörend über dieſe friedlichen Auen bis in die Berge hinein, ſeine Wellen trafen nicht bloß die Städte im Thal, ſondern auch die Burgen auf den Höhen, wie die ärmlichen friedlichen Hütten, die wie Schwalbenneſter an den Felſen kleben. Ziska's und Procop's Schaaren haben hier in Teplitz wie in Graupen und auf allen Punkten des Erzgebirges gehauſt, und vor Allem empfand das Teplitzer Nonnenkloſter ihre Wuth. Auch der dreißigjährige Krieg ſuchte dieſen Landſtrich heim, und beſonders war die Schwedenzeit eine böſe Zeit für das Land. Uebrigens war auch Wallenſtein's Schickſal in die nächſte Beziehung zu Teplitz getreten. Von 1619—1634 war nämlich Wilhelm von Chinski Herr von Teplitz, der dem Wallenſtein nahe verwandt in ſein blutiges Ende zu Eger mit hineingezogen und den 25. Februar 1634 als das erſte Opfer fiel. Chinski hatte nämlich eine Schweſter Terzki's zur Gemahlin, welcher bekanntlich Wallenſteins Schwager war, indem beide Gräfinnen von Harrach geehelicht hatten. Chinski's Wittwe floh über die Berge nach Sachſen, und Teplitz erhielt durch eine Schenkungsurkunde Kaiſer Ferdinand's II. vom 4. Mai deſſelben Jahres der Graf von Aldringen. Von den Aldringen ging es aber bald in weiblicher Linie auf das aus dem Florentiniſchen ſtammende Geſchlecht der Clary's über. Dieſer Familie verdankt die Stadt Teplitz und die ganze Herrſchaft nun faſt Alles, was ſie außer den Reizen der Natur an Schönem und Bequemem für die Badegäſte aufzuweiſen hat. Beſonders war es ſchon im XVII. Jahrhundert Marcus von Clary und im XVIII. Johann Nepomuk, der ſich den Ruhm eines Mäcen von Teplitz erworben; der letztere war auch der zweite der Familie, welcher den ihr von Kaiſer Joſeph II. in der Primogenitur verliehenen Titel und Stand eines Reichsfürſten führte. Im Laufe der Zeiten waren übrigens ſchon immer mehr Quellen, welche in der Stadt und Schönau reichlich ſprudeln, zu Bädern eingerichtet worden. Fürſt Nepomuk von Clary geſtaltete u. A. das an das alte Stadtbad grenzende Herren- und Fürſtenbad neu um, gleichzeitig ward das Schlangenbad in Schönau vom Fürſten von Rohan, einem Verwandten der Clary's, verbeſſert, in deſſen Nähe ſchon der Stadthauptmann Eckert dem ſogenannten Steinbade zweckmäßigere Einrichtung gegeben hatte. Als das ſtärkſte Bad gilt noch heute unter Allen das Stadtbad, doch hängt eben die zweckmäßige Anwendung dieſes oder jenes von dem Gutfinden der Aerzte ab; die laueſte, die Wieſenquelle im Stephansbade in Schönau hat 25° R., die im Neubade daſelbſt 33—35°, während das Stadtbad die Höhe von 39° erreicht. Als ein intereſſantes Factum mag nebenbei bemerkt werden, daß im Jahre 1755 am 1. Novbr. 11 Uhr Vormittags zur ſelbigen Stunde, wo das Erdbeben in Liſſabon ſtattfand, die Teplitzer Hauptquelle einige Minuten verſiegte, dann aber plötzlich unter heftigem Brauſen erſt ganz roth, dann gelb und ſpäter wieder ganz klar hervorſprudelte. Die Bäder haben anerkannte Heilkraft für Gicht, chroniſchen Rheumatismus, Lähmungen u. dgl., beſonders aber auch für krankhafte Zuſtände, welche in Folge ſchwerer Verwundungen eingetreten, daher iſt Teplitz ganz beſonders der Zufluchtsort auch von Kriegern, die ihre Campagnen oder Leiden, welche ſie ſich im Dienſt zugezogen, ausheilen. So hat denn auch Schönau ein eigenes öſtreichiſches Militärbadehaus ſeit den Jahren 1803—1808, in dem jährlich 1200 Kranke verpflegt werden, und Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der Teplitz ſo lieb gewonnen und gern dort weilte und badete, gründete auch für preußiſche Militärperſonen ein derartiges, wenn auch kleineres, dem ſich ſpäter ein Königlich Sächſiſches angereiht hat. Auch manche milde Civilſtiftungen hat Teplitz aufzuweiſen, ſo ein für krank

Bürger, Dienſtboten und Geſellen aus kindlicher Pietät gegen Friedrich Wilhelm III. von ſeinen Söhnen geſtiftetes Inſtitut, ein iſraelitiſches Spital u. dgl. Der faſt regelmäßige alljährliche Aufenthalt Friedrich Wilhelm's III., dieſes milden Fürſten, hat überhaupt ſegensreich auf Teplitz gewirkt und bei der freundſchaftlichen Beziehung zum öſtreichiſchen Kaiſerhauſe hier gleichſam ein Belle-Alliance für Oeſtreich und Preußen geſtiftet, welches die preußiſchen Gäſte jetzt noch, wo ſo viele Jahre ſchon darüber hingefloſſen, höchſt angenehm empfinden. Die Teplitzer Bürger halten Friedrich Wilhelms Andenken hoch und neben dem Schützenhaus auf dem Spittelberge, alſo auf der Südſeite, legt eine Denkſäule Zeugniß ab von der Dankbarkeit der Teplitzer Bürger gegen Preußens König, der Berg heißt ſeitdem die „Königshöhe.“ Doch nicht hier allein, auch ſonſt noch an verſchiedenen Punkten lebt in Namen; ſowie in der Erinnerung der Einwohner dieſe Glanzzeit von Teplitz fort. Nicht leicht paßte aber auch ein Badeort zu dem einfachen Charakter Friedrich Wilhelms III., welcher daneben für alles Feine ſo empfänglich war, als gerade Teplitz. Die Natur athmet hier gleichſam einen Herzensfrieden, über Allem liegt ein Hauch des Aeußerſtlieblichen trotz einer gewiſſen Beſchränkung, die ſchon äußerlich in der Lage zwiſchen dieſen beiden Bergreihen, in denen das Thal von Teplitz liegt, hervortritt, ſo daß die Anſichten ſelten durch beſondere Neuheit, ſondern nur durch friſche Nüancirungen in der Gruppirung feſſeln, und die Natur gleichſam dadurch den Stempel der Treue und Einfachheit empfängt; zwei Züge, welche überall in dem ſich wieder ſpiegeln, zu dem jener Monarch ſeinem Weſen angemeſſen ſich hingezogen fühlte. Wer je das Havelland und Paretz, ſeinen Lieblingsaufenthalt daſelbſt, geſehen, der findet auch dort unter andern Verhältniſſen jenen einfachen, klaren Charakter der Landſchaft und Anlage, von dem wir reden, wieder.

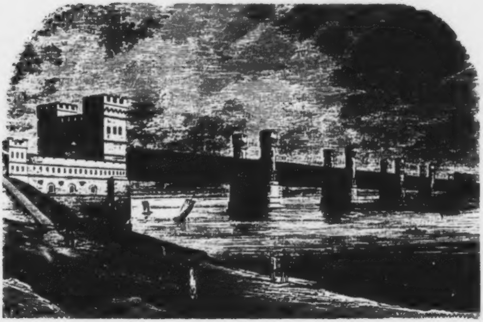
Teplitz iſt übrigens ſeit dem April 1848 durch ein Fürſtlich Clary'ſches Patent aus dem herrſchaftlichen Verbande gelöſt und eine freie Badeſtadt geworden, durch die Verhältniſſe ſind aber die Clary's nach wie vor die Mäcene und meiſt auch Herren alles deſſen, was, abgeſehen von der leiblichen Verpflegung und einigen Vergnügungsörtern, dem Badegaſt den Aufenthalt angenehm macht. Der Mittelpunkt von Teplitz iſt der Markt mit einer 23 Fuß hohen Dreifaltigkeitsſäule, welche Graf Franz Karl von Clary 1718 hat errichten laſſen und die am Fuße mit Waſſerbehältern verſehen iſt. Auf der Südſeite des Marktes liegt das Clary'ſche Schloß, eine ſtattliche Front, mit einem herrlichen Park hinter demſelben, während links am Oſteingange nach dem Markte zu vorſpringend zwei Thürme nebeneinander ſich erheben, die Schloß- und Stadtkirche. Letztere hatte einſt, von 1570 bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges, lutheriſche Pfarrer, worauf mit der böhmiſchen Selbſtſtändigkeit auch das Lutherthum, oder wohl eigentlich der Nachhall des alten Huſſitenthums, dem Kaiſer erlag; beides blickt aber doch noch in der Erinnerung des Volks, wenn man näher geht, hier und da hindurch, gerade wie die mit Moos bewachſenen Ruinen zwiſchen den Felſen auch an frühere Zeiten in leiſer Klage erinnern. — In der Nähe des Schloſſes übrigens, der Stadtkirche gegenüber, und auf dem Wege nach Schönau liegt das ſchon mehrmals erwähnte Stadtbad und daneben das Herrenbad mit einem Garten, der Promenade für die Brunnentrinker. Alle dieſe Bauten tragen den Character des vorigen und des Anfangs dieſes Jahrhunderts, während Alles, was Schönau aufzuweiſen hat, mehr modern ausſieht. So iſt es auch mit den Wohnungen. In Teplitz wohnt man in rein ſtädtiſchen Verhältniſſen und oft in enger Straße, in Schönau dagegen mehr in eleganter Sommerwohnung an breitem, mit Bäumen bepflanztem Wege, meiſt überall aber reinlich und ſauber, wobei beſonders die weißgeſtrichenen Steintreppen nicht wenig beitragen, jedem Hauſe ſchon dieſen Anſtrich zu verleihen. Thun doch auch die Teplitzer Alles, dem Gaſt den Aufenthalt — natürlich auf ſeine Koſten — angenehm zu machen. Im Sommer zieht ſich faſt jeder Teplitzer in ſeine Hinterſtube zurück und räumt Alles den Fremden ein, weiß er doch, daß im Winter ihm das ganze Harz gehört, und daß er dann von dem erworbenen Gelde froh und heiter leben kann. Und ſie ſind ein luſtiges Völkchen, dieſe Teplitzer, und bei vielen mag es wohl heißen: wie gewonnen, ſo zerronnen. Denn im Winter da wird gejubelt und getanzt, da ſind die Teplitzer die Badegäſte, für die Alles, was noch übrig geblieben, da iſt, wobei auch die Bäder dann nicht verſchmäht und fleißig benutzt werden. Doch kommen die Fremden oft ſchon ziemlich früh, wenngleich die eigentliche Saiſon Juni und Juli iſt. Dann erreicht das Badeleben ſeine volle Blüthe. Des Morgens verſammelt ſich die feine Welt im Morgencoſtüm im Garten des Herrenbades, trinkt ihren Brunnen, plaudert mit Bekannten, hört der Muſik zu; falls es regnet, bietet eine Rotunde leidlichen Schutz. Täglich rechnet man ſich vor, wie viel Bäder man noch zu nehmen und wie lange man noch zu bleiben habe, ermahnt ſich gegenſeitig zur Vorſicht, da mit derartigen heißen Bädern nicht zu ſpaßen und dergleichen mehr. Um 8½ Uhr ſchweigt die Muſik und der Garten wird leer. Inzwiſchen iſt ſchon ſeit des Morgens um 4 Uhr auch gebadet worden; wer in den Bädern gut angeſchrieben, ſucht, zumal wenn er daneben Brunnen trinkt, eine der Stunden zwiſchen 9—11 Uhr zu erhalten, denn dann iſt noch grade ſo viel Zeit, um das Bad nachwirken laſſen und die Toilette vollenden zu können, daß man pünktlich um 11 Uhr im Clary'ſchen Park erſcheine. Lange Züge wallfahrten dann dorthin. Auch hier tönt Orcheſtermuſik dem Beſucher entgegen und es entfaltet ſich der volle Glanz der Haupttoiletten. Eifrige Muſikfreunde umſtehen das Orcheſter, die Meiſten aber promeniren die große Allee auf und ab, rechts und links die auf den Bänken ſitzenden Bekannten grüßend. Da kommen auch ſchwerere Kranke auf ihren Rollſtühlen hin, jeglichen Alters, jeglichen Geſchlechts und Standes, Aller Geſicht aber umſpielt der Schimmer der Hoffnung, denn der Herr wurde auch noch vor drei Wochen gefahren, jetzt geht er ſchon an einem Stocke, dieſe Dame ſteht auch ſchon ſeit einigen Tagen zeitweiſe von ihrem Rollſtuhl auf und promenirt an der Hand ihrer Mutter eine Strecke! — Dreifach glücklich der, welcher ohne Schmerzen ſich der balſamiſchen Luft, der friſchen Kühle erfreuen kann, welche die ſchönen Baum- und Buſchpartien des Schloßgartens gerade in dieſer Zeit der Mittagshitze gewähren, — die Leiden, welche ſein Auge hier oft trifft, laſſen ihn dies doppelt dankbar empfinden.

Gegen 1 Uhr lichten ſich die Gänge, denn Jeder eilt, zeitig ſeinen Platz am Mittagstiſche zu finden, um auch, wenn es das Wetter erlaubt, den Nachmittag etwas anfangen zu können. Bei regneriſchem Wetter iſt es überall nicht ſchön, aber in ſolchem Badeort beſonders trübe, wo der Menſch ebenſo auf geiſtige Erfriſchung, als leibliche Stärkung rechnet. Da ſchleicht die Zeit in den Caffees oder Reſtaurationen den Badegäſten dahin, und Alles wird ergriffen, was leichter über dieſelbe forthilft. Iſt es aber ſchön Wetter, dann eilt, was nicht ſchon ein abgehärteter Badegaſt geworden, hinaus in's Grüne. Der Clary'ſche Park in der Stadt, der Turn'ſche Garten bei Schönau bieten ſchattige Spaziergänge, brennt aber die Sonne nicht zu heiß, dann ſucht man die Königshöhe auf, wo das Schützenhaus und die Schlackenburg angenehme Ruhepunkte gewähren. Die letztere iſt ein aus Ziegelſchlacken in Form einer großen Burgruine originell aufgeführtes Gaſthaus, und wenn ſchon der Blick vom Schützenhauſe und von der Bank vor der Säule Friedrich Wilhelm's III. hinunter auf Teplitz und das ganze Thal bis hinüber zum Erzgebirge ſchön iſt, ſo concentrirt ſich die Anſicht von der Schlackenburg aus zu einem vollſtändigen Panorama. Im Süden begrenzt der waldige Wachholderberg mit der oberen Bergſchänke auf ſeiner Höhe den Horizont, im Oſten ſchweift das Auge längs dem Schloßberg entlang über Wald und Feld nach Auſſig zu, dann feſſelt, wenn man ſich wendet, den Blick im Norden das Erzgebirge, und vor dem Beſchauer liegt das ganze Panorama von Culm, Mariaſchein, bis im Weſtrande ſich die Höhen nach dem ſchönen Forſthauſe Doppelburg und Kloſter Oſſegg herumziehen. In dieſer Richtung liegen auch die ſchönſten und intereſſanteſten Partien, die man indeſſen, wenn man nicht ein guter Fußgänger iſt, zu Wagen machen muß, wozu aber in Teplitz die Gelegenheit eben nicht fehlt, und auch nicht allzutheuer iſt, zumal die mit einem Pferde beſpannten Droſchken auf den guten Chauſſee'n eben ſo ſicher und raſch bergauf und bergab rollen, als die beſten Zweiſpänner, zu denen man nur bei größeren, anſtrengenden Touren zu greifen braucht. Auf dieſe Umgebungen von Teplitz gedenken wir aber in einem beſonderen Aufſatz noch zurückzukommen, da das in dieſem Jahre ſtattfindende elfhundertjährige Jubiläum dieſes Bades die Aufmerkſamkeit auf dieſe Gegend ganz beſonders hinlenken dürfte.

* * *

An der Dirſchauer Brücke.

Von Eugen Kühnemann.



Den Horizont ſäumt die blaſſe Röthe eines kalten Herbſtmorgens, der über dem fruchtbaren Weichſeldelta aufgeht. Nicht die Nogat nur und die Weichſel ſind es, die dieſes heute begrenzen. Ihm iſt ein Merkpfahl geſetzt zu beiden Seiten, den fabelhaften Wunderbauten der Vorzeit, den rieſigſten Bauten aller Zeiten ebenbürtig. Die Nogat- und die Weichſelbrücke zwingen mit eiſerner Gewalt die tückiſchen Ströme. In jenes milde, aber begeiſterungsloſe Roth des Himmels zeichnet mit der Farbe der blutig ſtarren Conſequenz das Gitter der Weichſelbrücke ſich hinein. Die Fluthen des gebändigten Stroms ſchneiden brauſend die Pfeiler, die in ihnen eine feſte und ſichere Stätte ſich erzwungen. Das iſt nicht ein Fluß, der reißend dahinbrauſt und vernichtend mit ſich zieht, was ſich unbedacht ihm naht — dem Gebirgsſtrom gleich, der ſich in ſich überſtürzt in voller übermüthiger Lebensfülle; das iſt nicht ein Fluß, der ſpielend bald ſich fortbewegt, ſo lange ſeine Umgebung freundſich ihn grüßt, dräuend bald zum Strudel ſich verengt, ſobald ſie ihm Feſſeln anlegen will — den ſtolzen Hauptſtrömen Deutſchlands gleich, deren Erinnerungen zu den Gebirgen hinaufreichen und die an die Natur dieſer auch in weitrem Laufe mahnen. Das iſt ein ſlaviſcher Strom, bald ſchleichend, bald in roher, wüthender Gewalt dahinbrauſend, ein entfeſſelt, in ſich unbändiges, Element. So fließt er kaum, ſondern wird faſt von dem ſcharfen Wind gegen die Pfeiler gedrängt. Kaum hebt ſich athmend eine Welle; doch erreicht er die Träger der Brücke. Mit ſchneidender Eile raſt er in ſich und gegen jene, um die er ſich gewaltig windet. Vielleicht zerſtört er doch allmälig wieder, was ſchnell mit überlegener Gewalt geſchaffen. Der Tropfen höhlt den Stein, und Milliarden Tropfen ſtöhnen den nie endenden Kampf hinauf. Und noch eine Stimme unterdrückter und ſich bäumender Gewalt klagt in den ſtillen Morgen hinein. Es erdröhnt das Eiſen auf der Brücke. Wie der Sturmwind die Schiffstaue im Hafen zuſammenklatſcht, daß ſie miteinander unter kläglichem Hilferuf heulen, ſo wälzt ſich durch das vielverzweigte Gitter, das ſich wie ein Kaſtennetz, aus eiſernen Stäben gewoben, auf die Brücke legt, ein Aechzen aus dunkler Ferne. Bald ſchweigt es, bald hebt es wieder an. Die ſcharfgeſchnittene Sichel des Mondes, die den letzten Blick in den dämmernden Morgen thun wollte, wirft ihn in ängſtlicher Neugier auf das laute Schauſpiel unter ſich. Da bewegt ſich nach eiliger Flucht in gehemmtem Schritte die Lokomotive über die Brücke, über den Strom. Nicht die Laſt des Schiffes wollte er tragen, und manches ruht auf ſeinem Grunde; aber gegen den Dampfwagen bäumt er ſich vergeblich auf. Der Zug hat die Brücke verlaſſen, er hält ſtill. Ein geſchäftiges Treiben entwirrt ſich aus der langen Wagenreihe. Laut ruft es durcheinander. Nach wenigen Minuten iſt das alles in den Warteſaal verſetzt. In der Wärme, dem nach langer Nachtfahrt erſehntem Kaffee findet ein Jeder augenblickliche Befriedigung ſeines nächſten Bedürfens. Der Fremde, dem die Weichſel bald die Scheidewand jeglicher Cultur iſt, erſtaunt über die Pracht und den Geſchmack des Salons, der die Gothik des Mittelalters hier wieder erſtehen läßt in nächſter Nachbarſchaft des gewaltigſten ehrwürdigen Denkmals derſelben. Eine Reihe photographiſcher Abbildungen an den Wänden legt Zeugniß ab von dem wunderbaren Anblick der entſtehenden, der werdenden und der gewordenen Brücke; Zeugniß von dem ewigen Ringen des Menſchengeiſtes, der auch hier ſich eine Stätte errichtet. Das gebändigte Licht ließ die Bilder an den Wänden entſtehen und das tauſendfältige Hämmern und Schlagen, das Aufrichten und endlich glückliche Niederreißen der Gerüſte um und über dem Waſſer, das war auch ein Kampf für das Licht. Das Auge, das für dieſen Kampf erglänzte, iſt geſchloſſen. Mag es in lichtern Sphären des Sieges froh ſein, den es hier der deutſchen Vereinigung, der deutſchen Sache mit königlichen Waffen errungen. So lange ſchied jeder Frühling das Land jenſeits von dem diesſeits der Weichſel. Der Eisgang machte die Ueberfahrt zu einem gefährlichen, ſchon mit dem Tode bezahlten Wagſtück, und die erſte Morgenpoſt, die das Auge in der Königsberger Zeitung erſpähte, war die Nachricht von dem Stande der Weichſel bei Dirſchau. Heute trägt der Telegraph mit geflügelterer Eile die Worte über den empörten Strom, als er früher jeder Verbindung ſich entgegenſetzte. Heute trägt der Dampfwagen mehr Menſchen hinüber, als ſich unten Schollen brechen, und der Paſſagier, der ſchlafend über die mächtigen Eisſtücke fährt, läßt ſich's nicht träumen, daß dieſe vor noch nicht langen Jahren manchen zum ewigen Schlafe in den kalten Wogen unter ſich betteten. Der ungeſtörte Traum der in die weichen Kiſſen ſich drängenden Reiſenden — er iſt ein königliches Geſchenk. Die Kunſt hat das der Gegenwart in ihrer Sprache ſchon verkündet, ſie wird es der kommenden Zeit, die kein glücklicheres Gedächtniß für die Namen von Wohlthätern haben wird, als die vergangenen, mahnend in Erinnerung bringen. Ueber dem Portale der nach der Stadt Dirſchau zu gelegenen Seite der zu zwei mächtigen Thürmen ſich erhebenden Brückenpfeiler iſt in der Höhe von zwanzig Fuß ein Relief in gebranntem Thon angebracht, die feierliche Einweihung der Brücke durch König Friedrich Wilhelm IV. darſtellend. Profeſſor Bläſer, der Meiſter, der mit ſeiner Pallas auf der Schloßbrücke zu Berlin ſich in dem Leben der griechiſchen Ideale ſo glücklich heimiſch zeigt, hat mit dem Griff in den kecken Realismus hinein — denn das iſt der darzuſtellende Gegenſtand — urkundlich bezeugt, daß die Kunſt im Künſtler lebt und nicht nur in ſeinem Vorwurfe. Die Baumeiſter weiſen den königlichen Bauherrn auf die Brücke, die er, hoch zu Roß, zu betreten im Begriffe ſteht. Der Hermelin wallt von ſeinen Schultern, aber die königliche Würde weilet auf der Stirn mit ihrer idealen Tiefe, weilet auf dem Antlitz, das verklärt erſcheint in der verklärenden Kunſt, durch die verklärende Kunſt. Die dankbaren Bewohner der Weichſelgegenden jubeln zu ihm auf und die ihm durch Blut zunächſt verbundenen Glieder ſeiner Familie reihen ſich an ihn. Jede Figur iſt bedeutend, der Schmuck der geſchmückten Brücke würdig.

Noch breitet die Morgendämmerung ihr Grau über das Relief, über die Brücke. Ein vereinzelter Schein der Gasflammen flackert hinauf. Die ruhende Locomotive ſtößt in langſamen Abſätzen aus ihrem Schornſteine den blauen Rauch hinauf. Leicht angehaucht und leicht verwehend zeichnet er in ſeiner Tinte ſich ſkizzenhaft in den röthlichen Himmel. Hie und da noch ein flimmernder Stern und weit über der tiefebenen Niederung die Landſchaftsſtimmung zwiſchen Herbſt und Winter. In dieſer Stimmung das Unfertige und doch im Unfertigen das befriedigend Erfüllende. Allein ein Bahnhof iſt kein Terrain für Stillleben und die Detailmalerei findet ſchwerlich auf ihm die ſorgloſe Ruhe für die Verſenkung, für das Einzelne und die geiſtige Befriedigung in ihm. So ziehen, wie Nebelbilder flüchtig und mannigfaltig, wenn auch nicht wie ſie reichgeſtaltig, aus dem ſich wieder öffnenden Warteſaale, aus der kleinen, ſchmutzigen, aus ihrem Schlafe ſich erhebenden Stadt, von allen Seiten her Gruppen, Bilder auf den Beſchauer zu, an ihm vorüber. Die Schaffner pfeifen, die Gepäckträger rufen die Reiſenden auseinander, dieſe, — ſchnell gewordene Bekannte — ſich wieder zuſammen, die Waggons werden beſtürmt, ein Jeder ſucht das ſeine wieder, es geht zur Abfahrt. Zwei Züge kreuzen ſich. Der eine, der Berliner, nimmt ſeinen Weg mit der aufgehenden Sonne, der andere bewegt ſich langſam nach jener Brücke, nach Marienburg zu. In wie ſchneller Zeit iſt die üppig fruchtbare Landſchaft zwiſchen Marienburg und Dirſchau mit der Eiſenbahn durchſchnitten! Der in ſeine volle Herrſchaft getretene Tag zeigt dem wenn auch flüchtigen Blicke eine in landwirthſchaftlicher Beziehung ſo reiche Gegend wie irgend eine Deutſchlands. Mag jener Blick ſich von der Brücke unmittelbar dieſer Landſchaft zuwenden, ſo läßt er ein gar belebtes Bild hinter ſich. Die kleine Stadt Dirſchau gruppirt ſich auf einer ſteilen Anhöhe, dem Weichſelufer, um eine weit ſichtbare, in ihrem Rohbau an eine ferne Vergangenheit mahnende Kirche. Von dem Gipfel jener Anhöhe löſt ſich die Brücke los und überſpannt in fünf Pfeilern und zu Anfang und Ende in einem mit dem Lande verbundenen wallartigen Unterbau, auf dem die Brückenportale ruhen, den Fluß nicht nur, ſondern auch eine weite Strecke des alljährlich beim Uebertritt deſſelben unter Waſſer geſetzten Landes. Mit ſicherer Ruhe trägt ſich die coloſſale eiſerne Ueberbauung von einem Pfeiler zum andern. Wie unter dem ſüdlichen Himmel Italiens leicht bewegt der Rialto nach Schiller's glücklich gewähltem Ausdrucke den canal grande von Venedig überhüpft, ſo ſchreitet über die eiſigen Schollen, den kalten nordiſchen Strom mit gemeſſenem Schritte die nicht minder als die venetianiſche denkwürdige Brücke. Unter jener huſcht eine Gondel an der andern vorüber, hier aber ſchwimmt mit aufgerichtetem Maſte und rauchendem Schornſteine das Dampfſchiff unter dem Dampfwagen, über Kreuz eine mit Dampf genährte Verbindung Deutſchlands mit ſeinen ſlaviſchen Nachbarn.

Am Ufer wartet eine Reihe von Laſtwagen, um ebenfalls dem bezwungenen Strom und ſeinen Schiffen den Fuß auf's Haupt zu ſetzen. All' die Fuhrwerke bewegen ſich ſo zu ſagen in ihrem Elemente und man könnte den Eindruck eines Friedens erhalten, in dem Schiff, Wagen und Lokomotive ſich zu reſpektiren vereinbart haben. Das ganze Land ſcheint unter dem Segen dieſes Friedens zu blühen. Die Weinreiſenden, die dieſe Bauern mit der Ausleſe jedes Jahrgangs verſehen, erzählten, daß ſie bei der Bezahlung, die ſtets Zug um Zug erfolgt, auch gefragt würden, welches Jahrgangs Champagnerthaler ſie haben wollten. Dies platte Land hat einen größern Bedarf an Seide und Atlas, als manche große Stadt und die Pianoforte-Fabrikanten ſind dieſen Bauerhäuſern gleich den Schneiderinnen Bedürfniß. Und doch ſind es Bauerhäuſer. Die geiſtige Bildung hat freilich überall an dem materiellen Erwerbe eine gefährliche Grenze. So harmlos ſind unſere Tage nicht mehr, daß der Gemüthsreichthum eines Mädchens im Scherz mit ihrem Vermögen parallel bemeſſen wird. In dem civiliſirten Deutſchland hat man den in Rußland landläufigen Standpunkt „eines reichen Sclaven" überwunden. Der Reichthum und die Freiheit ſind in der Meinung Wandnachbarn. Jener ſtolzirt durch das ganze Delta mit dem übermüthigſten Selbſtbewußtſein, und was dieſe, die geiſtige, anlangt, ſo iſt das jährlich neu aufgewärmte Sprichwort des Bauern dieſer Niederung nicht uncharakteriſtiſch, „er wolle lieber in der Tiefe verſaufen, als in der Höhe verhungern." Vor dieſem, in der That, bewahrt ſie ihr üppiger Boden und ſie wiſſen, was das heißt; denn wie ſie reich, ſo ſind ihre kleinen Hinterleute arm. Jenes, das Ertrinken, geht ihnen dagegen oft nahe genug. Wer die Feuer- oder richtiger geſagt, die Waſſerprobe der Weichſelbrücke geſehen, dem bleibt die grauſige Illuſtration zu dem erwähnten Sprichworte unauslöſchlich in Gedanken. Damals, es war im Frühjahr 1855, ragten erſt vereinzelt die Pfeiler in die Höhe. Die Eiſenbahnfahrt erlitt vor ihnen eine Unterbrechung — eine grimmig ſchaurige Unterbrechung. So weit das Auge reichte, eine unabſehbare Waſſerfluth. Die Weichſel und die Nogat, die getrennten Ströme, hatten ſich zu jäher Vernichtung verbündet. Die mächtigen Eisſchollen hatten das urſprüngliche Flußbette verlaſſen und thürmten, wo immer die Ebene zu einem Hügel ſich erhob, ſich ängſtlich aneinander. Die Fahrt von feſtem wieder zu feſtem Lande war nur mit größern Kähnen möglich. Da ſtießen ſie ab, bemannt mit den Reiſenden. Die Frauen ſuchten die Mitte des Boots und wähnten ſich ſicherer, ſobald ſie ſich dichter aneinander drängten. Auch den Männern ward nicht leichter bei der weitern Fahrt. Neben den Landſtraßen führen ſonſt tiefe Gräben. In dieſen fand die Uebermenge des fluthenden Waſſers willigen Abzug. Wie der Wagen ſonſt die Landſtraße ſuchte, ſo mußte der Kahn ihre Nähe meiden; denn die Gräben waren ein Bette gefährlichen Strudels. Solche Straße führte nach dem reinlichen, reichen Kirchdorf Gnoyau. Die Häuſer waren faſt ganz verſchwunden, um die Dächer brauſte die Fluth und nur der Kirchthurm ragte höher empor. Auf Hügeln einzeln ſtehende Häuſer boten auf ihrem Dache den treuen Hausthieren den letzten Zufluchtsort und dem von Irrſal zu Irrſal ſchweifenden Auge blieb ſelbſt der Anblick ſchwimmender Leichen nicht erſpart. Ueber all dies Elend ſchauten feſt und ſicher jene Pfeiler mit ihren runden, gothiſchen Doppelthürmen, zwiſchen denen ſpäter die Eiſenbahn ihren Weg nehmen ſollte. Wird uns dies grimme Element auf ewig ſcheiden, wird uns das Brückendach über ihnen vereinen? — ſo ſchienen ſie wie fragende Ausrufungszeichen dazuſtehen. Und die Frage war je gewaltig und der Kampf des Menſchengeiſtes mit dem Elemente ſo nahe gerückt, daß beide mitten in der Verzehrung ihr Recht behielten. Mit dämoniſcher Tücke raſte es gegen die begonnenen Bauten. Es hat ausgeraſt und das Begonnene iſt glorreich vollendet. Die beiden Flüſſe nehmen wieder ihren geſonderten Lauf und über ſie hinweg geht die Locomotive.

Wir ſahen ſie gen Marienburg gehen. Die Nogat, der böſe Fluß, küßt das Fundament der ernſtaufſtrebenden Hochburg. Ueber jene weg, weit weg über die Ebene, nach der Weichſel, nach der Oſtſee hin blickt das aus mittelalterlichem Schlafe zu ſeinem ritterlichen Glanze wieder erweckte Ordenshaus. Ein halbes Jahrtauſend ruht auf dieſen Maſſenräumen

Wir ſtaunen vor dieſem gewaltig glänzenden Produkt der Gothik. Der gläubige, keuſche, ernſte Sinn jener langverhallten Tage ſpricht hier ſeine unvergeßliche Sprache. Der gothiſche Bogen findet ſich ſonſt leicht über einiger nebelhaften Unklarheit zur erſehnten Spitze. Die Gewölbe der berühmten Remter tragen nichts von dieſer. Die Ritter, die ſie errichtet, voll der phantaſtiſchen Kühnheit, ſind in dieſer heute noch herauszuleſen. Von den ſchlanken Granitſäulen des Ordensremters ſchwingen ſich nach allen Seiten die zierlichen Rippen zur ſpitzbogigen Höhe. Es iſt, als mahnten die Rippen an die ſaftigen Blätter der Palmen, deren Erinnerung aus dem Orient die frommen Ritter heimgenommen, um die feurigen Gelübde, die Kinder heißerer Klimaten, als ewiges Ziel vor Augen zu haben. An dem Grabe des Erlöſers wehte die ſtille Palme. Unter dieſen nordiſchen, ſteinernen Palmen reiften — wenn nicht die ſüßen Früchte des Orients, ſo die gewaltigen des ernſten deutſchen Mannesgemüths.

Wir treten an eines der Fenſter. Wieder begegnet unſer Auge der Brücke, unſerm Ausgangspunkte. Zwei denkwürdige Zeichen einer um fünf Jahrhunderte aus einander liegenden Zeit blicken auf das zwiſchen ihnen liegende Land. Im untern Geſchoſſe des nördlichen Flügels der Marienburg liegt die Annakapelle, auf ihr die mit herrlichen Sterngewölben bedeckte Kirche. In der Tiefe des Dirſchau zunächſt liegenden großen Brückenpfeilers liegt ein Fort. Es beherrſcht die Weichſel und das nächſte Land, wie die Marienburg die weite unabſehbare Ebene. Der kühne phantaſtiſche Aufſchwung aus quellendem überreichen Gemüthe, das tiefe gedankenvolle Verſenken aus grübelnd ſiegendem Verſtande, und mitten inne die nordiſche Natur, weniger reich an Blüthen als an Früchten, und die Ströme, die völlig ihre Straße dem Verkehre öffnen, den ſie in ihrer Vereinigung doch nur zu bedrohen — ſchienen. Im fernen Amerika ſucht mancher Deutſche die Goldkörner aus dem ergiebigen Fluſſe zu ſchiffen. Hier trägt er den Schlamm auf's Land, der, wie jeder, unter dem Schweiße der Arbeit zum goldſpendenden Segen wird.

Johann Gottlieb Fichte.

Ein Gedenkwort zu ſeinem hundertjährigen Geburtstage.

Von Dr. David Müller.

Ein Geiſterfrühling ohne Gleichen war es, der unter den Hagelſchauern nationalen Unglücks und unter der Schneedecke fremder Bedrückung im erſten Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts ſtill in unſerem Vaterlande emporgekeimt war, um ſogleich, als der belebende Hauch der neuen Zeit darüber wehte, in voller Blüthenpracht dazuſtehen. Im Reich der Poeſie zwar war Schiller geſchieden, noch ehe die böſe Zeit kam; aber er hatte ein geiſtiges Geſchlecht gezeugt, das in ſeinem Sinn und Namen die herrlichen Lieder ſang, welche neben und mit den Heeren Schlachten ſchlugen, die Körner, Arndt und Schenkendorf; im Reich der deutſchen Sprach- und Alterthumsforſchung begannen die Brüder Grimm zu walten, im engen Anſchluß an die Romantiker, die Hardenberg, Tieck, Schlegel, Brentano, die, wenn auch mit mancher Verirrung, zu einem nationalen Dichterton einlenkten, und an die Görres und Boiſſerées, die die ſinnvolle Myſtik zu deuten begannen, wie ſie aus dem ſteinernen Hochwalde unſerer rheiniſchen Dome ſprach; im Reich der Geſchichte hatte Johannes Müller objektive Forſchung, hiſtoriſche Ideenentwicklung mit plaſtiſcher Darſtellung gepaart, leider in ſeinen ſpäteren Jahren nicht mehr im Einklang mit der antik-vaterländiſchen Geſinnung, deren Herold er in beſſeren Tagen geweſen; im Reich der Theologie ſchuf Schleiermacher, kämpfend wider flache, ſelbſtgefällige Aufklärung, ein neues religiöſes Bewußtſein und eine neue Wiſſenſchaft als friſche Blüthe an einem Stamme, der Vielen ſchon im Abdorren begriffen däuchte; im Reich der Philoſophie endlich ſchien die Triebkraft ſich immer nur verdoppeln zu wollen, die Triebkraft, die aus Kant Fichte, aus Fichte Schelling und aus Schelling wieder Hegel hervorwachſen ließ, wie Schoſſe der Palme, einen ſtets über und aus dem andern, bis zur Erreichung der letzten ſchwindlichten Höhe. All' dieſe Männer wirkten um dieſelbe Zeit, wo Scharnhorſt ein neues Heer, Stein einen neuen Staat ſchuf. Geiſteshelden, nach deutſcher Art aus der Duldung zur Größe erwachſen, an Fülle der Zahl und an Kraft der Wirkung ſelbſt nicht erreicht von jener Schaar der Genien in Kunſt und Wiſſenſchaft, die im Beginne des ſechszehnten Jahrhunderts das wiederbelebte Alterthum in Italien hervorſproſſen ließ, am wenigſten von dem nur äußerlich glänzenden Haufen der Talente, die der Blutrauſch der franzöſiſchen Revolution und der Napoleoniſchen Schlachtfelder kurz vorher in's Daſein gerufen.

Das deutſche Volk aber iſt dankbar wie kein anderes gegen ſeine großen Todten. Das hat unſer Schillerfeſt, unſeres Humboldt's Begräbniß, unſere Klage um Ernſt Moritz Arndt gezeigt. So wird das deutſche Volk auch des Mannes nicht vergeſſen, deſſen hundertjähriger Geburtstag am 19. Mai dieſes Jahres anbricht; des Mannes, der nicht nur ein großer Philoſoph, ein großer Denker für alle Zeiten und alle Völker geweſen iſt, ſondern auch ein echter Volksmann für unſer deutſches Volk in der Zeit ſeiner Noth wie ſeiner Erhebung; es wird an Johann Gottlieb Fichte gedenken.

Als Arndt zum erſten Mal im fernen Rußland dem Freiherrn von Stein perſönlich gegenübertrat und er in ſich nachſann, wo er doch ſchon einmal dieſen Mann geſehen; dieſe kleine, aber trotzig unterſetzte Geſtalt, dieſe zurückgeſchlagene energiſche Stirn, dieſes klare, forſchende Auge, dieſe gewaltige, ſtolze — man erlaube einen altteſtamentlichen Ausdruck — zornige Naſe, dies feſte, ſichere Auftreten; da rief es auf einmal in ihm mit allen ſeinen Stimmen: „Fichte!" — Und in der That, beide Männer hatten etwas Aehnliches, etwas gleich Herrſchgewohntes, Selbſtherrliches, das ihnen beſſer anſtand, als falſche Beſcheidenheit; beide waren gebietende Geiſter, des Webers Sohn wie der Reichsfreiherr, Herzöge, die im geiſtigen Sinn an der Spitze ganzer Heerzüge wandern — nur Jener mehr in dem Reiche der Praxis, Dieſer, der Ideen. Aber die gewaltige Zeit hat auch Dieſen auf die Bühne der wirklichen, der handelnden Welt gerufen, und auch hier hat er ſich als ein großer Mann bewieſen.

Nur in letzterer Beziehung kann in dieſen Zeilen von Fichte die Rede ſein, wenn wir es in Folgendem verſuchen, ein Bild ſeines Lebens und ſeines Wirkens zu geben.

In dem Hügellande der Oberlauſitz, im Dörfchen Rammenau bei Biſchofswerda, wurde am 19. Mai 1762 frommen, einfachen Bauersleuten, in deren Familie aber Feſtigkeit und Charakterſtärke für ein altes Erbtheil galten, ein erſtgeborenes Knäblein geſchenkt, an deſſen Wiege ein, ſeiner prophetiſchen Gabe wegen in der Familie hoch in Ehren gehaltener Greis, deſſen letzter Ausgang dieſer Beſuch war, knieend im Gebet das weiſſagende Wort ſprach, es werde zur Ehre Gottes und der Menſchen heranwachſen und gedeihen. Dieſes Knäblein war Johann Gottlieb Fichte. An ſeiner Wiege rauſchte der Webeſtuhl: eng und beſcheiden waren die Bildungsmittel, die ſich ihm boten; aber tiefe Rechtlichkeit, Gradheit und Frömmigkeit flößte der Vater in die junge, aufwachende Seele. „Mache mich, Gott, zu ſo einem guten, ehrlichen, rechtſchaffenen Manne", ſo ſchrieb faſt 30 Jahre ſpäter der Sohn in ſein Tagebuch nach einem Beſuch bei ſeinem Vater „und nimm mir alle meine Weisheit, und ich habe immer gewonnen!" Sein Geiſt, wie der ſo manches Knaben voll bedeutender Anlage, ſpann ſich in einſame Träume, wenn er in der ſchönen Heimath ſchweifte und ſein

Auge in die Ferne, in die untergehende Sonne ſtarren ließ. Es war eine Gegend, die das Vaterland mehr denn Eines großen Geiſtes geworden. Dort über Elſtra hinaus eine kleine Tagereiſe weit lag Camenz, der Geburtsort des an Geiſt und Charakter verwandten, nur ein Menſchenalter ihm vorausgeeilten Leſſing; nach Nord-Oſten, etwa noch einmal ſo weit entfernt, lag Niesky, wo der ſechs Jahre jüngere Schleiermacher in der Brüdergemeinde ſeine erſte Jugendbildung erhalten hat. Wirkte der ähnliche Himmel und das ähnliche Land hier auf ſo ähnliche Geiſter, oder war es der gleiche Druck, gegen den ſie alle drei ringend, alle drei zu ſo gewaltiger, friſcher Geiſtes- und Charakterkraft erſtarkten? Wenigſtens hat Fichte die harte Schule des Lebens durchmachen müſſen, wie nur irgend ein anderer unſerer großen Männer ſeit Luthers Zeiten an.

Die ungewöhnliche Faſſungskraft des Knaben, der eine gehörte Predigt wörtlich nachzuſagen vermochte, machte einen zum Beſuch im dortigen Edelhof vorkehrenden Herrn v. Miltitz auf den kleinen, im leinenen Jäckchen vor ihm erſcheinenden Knaben aufmerkſam. Von dieſem angenommen und unter die Hut eines frommen Geiſtlichen gegeben, macht er ſeine erſten raſchen Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, denen bald der beſcheidene Mann ſich nicht mehr gewachſen fühlt; auf deſſen Bitte und ſeinen Rath wird der Knabe nach Schulpforte gebracht, jener berühmten Anſtalt, der auch Klopſtock ſeine Bildung einſt verdankt hatte; dann wandert er nach Jena um Theologie zu ſtudiren (1780). Früh hatte er Züge ſeltener Charakterſtärke gezeigt: ſo ſchon im elterlichen Hauſe, als er die geliebte Geſchichte vom gehörnten Siegfried, des Vaters Geſchenk, und neben Bibel und Geſangbuch ſein erſtes und einziges Leſebuch, da es ihn am Arbeiten hinderte, mit ſchmerzlicher Losreißung in's Waſſer warf; ſo in Schulpforte, als er, der bisher freie, und nun wie in ein Kloſter eingeſperrte, von älteren Schülern noch dazu mißhandelte Knabe, mit plötzlichem Entſchluß die Flucht in die weite Welt unternahm, dann aber, mit eben ſo ſchnell wiederkehrender, im Gebet gewonnener Klarheit, freiwillig zurückkehrte, um ſich der Strafe zu ſtellen, die freilich diesmal in Verzeihung ſich verwandelte: aber jetzt, im reifenden Jünglingsalter, bedurfte er mehr denn je zuvor aller Feſtigkeit, aller Entſchloſſenheit, um unter den drückenden Sorgen und dem herben Mangel nicht unterzugehen. Sein Wohlthäter ſtarb, ehe er ausſtudirt, und nun begann, noch ehe einmal das übliche Triennium vorüber und ſeine Studien zu Ende geführt waren, ein mühſeliges, niederbeugendes, kaum vor äußerem Elend ſchützendes Hauslehrerleben, ja es brach auch ſelbſt wohl dieſes einmal ab, und er ſtand an der Schwelle der Verzweiflung. Erſt als er (auch hierin den Spuren großer Deutſcher vor ihm nachgezogen) nach Zürich ſich wandte, kehrte ſein Lebensgeſchick zuerſt ſich zum Glücke (1788). Eine Tochter jener Schweſter Klopſtocks, die einſt der, für den gefeierten Dichter in idealſter Freundſchaft erglühende Züricher Jüngling Rahn heimgeführt hatte, ward die Seine. Gemäß ſeinem, zu früher Reife gediegenen Charakter, war es zuerſt nur ein rein geiſtiger Verkehr, der mit dem um vier Jahre älteren Mädchen angeknüpft wurde, der dann zur Freundſchaft, zu gegenſeitiger Achtung, zu innigem Vertrauen und endlich zu der klarſten, feſteſten, ſich ſelbſt ſtreng prüfenden und eben darum ihrer ſelbſt unerſchütterlich gewiſſen Liebe führte. Aber als wollte das Geſchick, das ſich für zukünftige ſchwere Zeiten ſchon die eiſernen Rüſtzeuge ſchmiedete, ihn noch mehr zum Charakter ſtählen, ſcheiterte die Hoffnung auf eine nahe Verbindung dadurch, daß der Vater ſeiner Braut ſein Vermögen einbüßte, das ſonſt dem jungen Paar eine beſcheidene Exiſtenz geſichert haben würde; und noch einmal ſieht ſich, an der Schwelle des Mannesalters, Fichte hinausgewieſen in die ungewiſſe Fremde, um ſich und der treu im Herzen Bewahrten eine Lebensſtellung zu erringen. Und ſo wandert er noch einmal, führt eine Zeitlang ein einſames Gelehrtenleben in Leipzig voll mancher, oft abenteuerlicher, wiſſenſchaftlicher Entwürfe, die zu keinem Ergebniß kommen; wagt ſich dann auf kühner Unternehmung ſogar bis nach Warſchau, wo ihm eine Hauslehrerſtelle winkt, deren vorgeſpiegelte Annehmlichkeiten alsbald ſich als das Gegentheil darſtellen, und die er von der Hand weiſen muß; wagt ſich weiter auf das Ungewiſſe hin bis nach Königsberg, um Kant, den großen Philoſophen, für den ſeine Seele längſt geglüht und deſſen Syſtem und Lebensgrundſätze er ſich angeeignet, zu ſehen, durch deſſen Bekanntſchaft ſein ahnendes Gemüth ihm eine Wendung ſeines Lebensſchickſals weiſſagt.

Hier ſchrieb er (1791), von der Noth gedrängt, und um ſich Kant, der ihn, wie ein vielgeſuchter Mann den Fremden, kühl aufgenommen hatte, zu empfehlen, in vier Tagen ſeine erſte philoſophiſche Schrift, „Verſuch einer Kritik aller Offenbarung“, die Kant wohl aufnahm und die er ihm zu veröffentlichen empfahl. Wieder ſtand Fichte an einem Wendepunkt ſeines Lebens, ja noch einmal der Verzweiflung nahe. Er hatte Kant in einem männlichen, rührend offenen Briefe um ein Darlehn zur Rückkehr in ſeine Heimath gebeten. Kant wollte oder konnte nicht helfen, behandelte ihn aber nach wie vor mit Auszeichnung. Fichte's Tagebuch aus dieſer Zeit ſchließt bedeutungsvoll.*) „13. September. Heute wollte ich arbeiten und thue nichts. Mein Mißmuth überfällt mich. Wie wird dies ablaufen? Wie wird es heute über 8 Tage mit mir ſtehn? Da iſt mein Geld rein aufgezehrt.“ Aber wieder ſtreckte ſich ihm die höhere Hand, die ſein Geſchick lenkte, in dieſem entſcheidenden Wendepunkte helfend entgegen. Nicht nur, daß er plötzlich eine ſehr vortheilhafte Informatorſtelle erhielt; ein größeres Glück folgte unmittelbar und führte ihn raſch zu literariſcher Berühmtheit. Sein klar und ſcharf geſchriebenes Erſtlingswerk wurde von unfehlbaren Kritikern als das unverkennbare Werk Kant's bezeichnet, und folglich mit Lob überſchüttet. Als Kant dann dieſe Ehre von ſich abwies und den wahren Verfaſſer nannte, „den Candidaten der Theologie Fichte, jetzt als Hauslehrer bei dem Herrn Grafen von Krokow ſtehend,“ durfte dies Urtheil natürlich von ſeinen Urhebern nicht zurückgenommen werden, während Andere dadurch Muth erhielten, die geprieſene Schrift nun deſto heftiger anzugreifen; Angriffe aber wie Vertheidigungen machten das, an ſich zwar verdienſtvolle, aber von Fichte ſelbſt raſch überflügelte Werk nur um ſo bekannter, und trugen den Namen ſeines Verfaſſers auf den Markt der literariſchen Oeffentlichkeit. Auch die Vermögensverhältniſſe ſeines künftigen Schwiegervaters ſtellten ſich, wenigſtens zum Theil, wieder her, und ſo eilte er bald in die Schweiz, ſeine zweite Heimath, zurück, und ward hier für immer mit ſeiner edlen Geliebten verbunden (1793).

Aber Fichte war, ſo kühn ihn auch der Adlerflug ſeines Geiſtes in die reinſten Lüfte des Gedankens emportrug, nicht dazu gemacht, bloß über den Dingen zu ſchweben. Seine energiſche Natur drängte ihn nach unmittelbarem Eingreifen in die Zeit. Die bebte damals eben von den weitnachhallenden Donnern der franzöſiſchen Revolution, und um die Berechtigung einer Staatsumwälzung überhaupt zu prüfen und mit dem großen Publikum der Gebildeten darüber ſich zu verſtändigen, ſchrieb er ſeine „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die franzöſiſche Revolution“ (2 Theile, 1793), eine Schrift, in der er, auf J. J. Rouſſeau fortbauend, das Recht den Staatsvertrag zu löſen, jeder der an ihm betheiligten Parthieen einräumt, und in die er Unterſuchungen über die Berechtigung des Adels, der Kirche, der Juden im Staat u. ſ. w. einfließen läßt.

Er war mit eingegangen in den großen, kosmopolitiſchen Weltverbeſſerungstaumel, der damals die Geiſter umfangen hielt, in die Sünde, die er ſpäter mit ſeiner Nation zugleich gebüßt hat. Wenn er aber auch irrte, ſo irrte er doch groß. Es war das Ich, aber nicht das ſelbſtiſche, ſondern das edle und ſtolze des ſittlichen Bewußtſeins, das ihn doch emportrug, das ihn wegwerfend ſtimmte gegen die ihn umgebende objective und hiſtoriſche Welt das Ich des denkenden Geiſtes, auf das ſeine Philoſophie, in kühnem Weiterſchreiten au Kant ſich entwickelnd, ſich damals als auf ihren Ausgangspunkt baſirte. Dieſe jetzt in alle

---

*) Joh. Gottlieb Fichte's Leben und literariſcher Briefwechſel, herausgegeben von ſeinem Sohn J. H. Fichte. 1830.

Conſequenzen auszubilden, hatte er die glücklichſte Muße; aber unerwartet traf ihn (Ende 1793) der Antrag, an die Stelle des nach Kiel berufenen Philoſophen Reinhold nach Jena zu kommen. Er nahm den Ruf an und ſiedelte (Oſtern 1794) an den Ort über, wo damals das Herz des deutſchen Geiſtesleben ſchlug, wo der ihm verwandte und bald nah' befreundete Geiſt unſeres Schillers wirkte; wo damals, und in dem nachfolgenden Jahrzehnt, Männer wie Hufland, Paulus, Woltmann, Griesbach lehrten, wo Göthe oft einſprach, wo Wilhelm v. Humboldt als Gaſt verweilte, wo dann von ſolchen Männern gezogen, die Schlegel, Tieck, Brentano, vorübergehend auch Novalis, ſich privatiſirend niederließen; wo ſpäter Schelling und Hegel ihren philoſophiſchen Ruhm begründeten; wo Herbart und Hölderlin Fichte's unmittelbare Schüler waren. — Aber auch hier wollte Fichte nicht bloß leſen: er wollte erziehen, erziehen den Kern der ganzen deutſchen Jugend, der damals in Jena ſich zuſammenfand, ſittlich umbilden das ganze academiſche Leben. Und ſo muthete er ſeinen Studenten zu, früh um 6 Uhr ſchon zu ſeiner Vorleſung zu kommen (und ſie kamen in ſolchem Zudrang, daß das größte Auditorium ſie nicht zu faſſen vermochte, daß ſie noch den Flur füllten, im Hofe ſtanden und in den Fenſtern hingen); er zeigte ihnen in ſchonungsloſer Kritik, wie nichtig ihr Leben in den Gelagen der Landsmannſchaften und Orden oder im dumpfen Aufnehmen des „Tradirten" (Vorgetragenen) verlaufe. Schon dieſes reformatoriſche Auftreten zog ihm von den wildeſten der Studenten, den Helden der Orden oder Corps, bei denen damals wie heute die blöde Reaction ihren Sitz hatte, Anfeindungen zu. Andere, größere Schwierigkeiten folgten. Damals war ſeine philoſophiſche Ueberzeugung zu einer Schroffheit gediehen, die einem Bruche mit dem Chriſtenthum nahe ſtand. Er kleidete dieſe Ueberzeugung nicht in dunkele, nur dem Eingeweihten verſtändliche Formeln ein, ſondern er trat damit öffentlich heraus in Vorträgen, an denen alle Gebildeten in Jena Theil nehmen konnten, und die er ſogar auf den Sonntag verlegte. Ein Aufſatz in dem von Fichte begründeten philoſophiſchen Journal, der nicht von ihm, ſondern von einem ſeiner jungen Anhänger herrührte, gab der Kurſächſiſchen Regierung Anlaß, wider ihn in Weimar zu klagen und mit Verbot der Univerſität für ihre Landeskinder zu drohen. Carl Auguſt und Göthe, bei denen die Entſcheidung lag, hätten die Sache gern gütlich abgethan und Fichte mit einem formellen Verweiſe abkommen laſſen. Aber Fichte erklärte in trotzigem Mannesſtolz, daß er einen ſolchen nicht annehmen, ſondern eher ſeine Entlaſſung einreichen werde. Die ſo auf die Spitze getriebene Angelegenheit mußte zum Bruche führen, und Fichte ging, wieder wie ein Heimatloſer, aber jetzt noch dazu mit Weib und Kind, in die Fremde. Da öffnete ihm Preußen, öffnete ihm Berlin einen Zufluchtsort (1799). Herrlich iſt das Wort Friedrich Wilhelms III., das er in ſeiner ſchlichten Einfachheit ſprach, als es ſich im Staatsrath darum handelte, ob Fichte'n ein Aufenthalt in ſeinem Lande zu geſtatten ſei: wenn's wahr ſei, daß Fichte mit dem lieben Gott Feindſeligkeiten habe, ſo möge dies der liebe Gott ſelbſt mit ihm ausmachen; ihm (dem Könige) thue das nichts.

So hatte das Geſchick Fichte'n in den Staat geführt, in dem das verjüngte Deutſchland, wie auch noch immer eingeſchnürt in pedantiſche Form, heranwuchs; in den Großſtaat, der für dieſen Geiſt allein ein angemeſſener Boden war, und dem er für die edle Gaſtlichkeit, mit der er ihn empfangen, reichlich Dank vergolten hat. Eine Zeitlang lebte er als privatiſirender Gelehrter, dann hielt er Vorträge in Berlin, an denen Gebildete aller Klaſſen, Gelehrte, Künſtler, Staatsmänner, Theil nahmen, bei denen Schlegel und Kotzebue auf einer Bank ſich fanden, bei denen der Geheime Kabinetsrath Beyme und der Miniſter Altenſtein aufmerkſame Zuhörer waren. Rufe in die Ferne, wie z. B. nach Rußland hin, lehnte er ab, nahm aber durch Beyme's Vermittlung eine Lehrſtelle an der (damals preußiſchen) Univerſität Erlangen an, die ihn jedoch nur den Sommer über fern von Berlin halten ſollte. Um dieſe Zeit hatte ſich auch ſeine Philoſophie milder und ruhiger gebildet und eine Brücke wiedergewonnen zum Chriſtenthum hinüber. Sie war der Religion nicht mehr ferne, der Religion „des Einwohnens unſeres Lebens in Gott“, die in vollſtändiger Vernichtung der Selbſtſucht in uns beſteht, und in der Hingabe des Einzelnen an den allgemeinen göttlichen Zweck der ſittlichen Weltordnung. Aber eben damals feierte dieſe Selbſtſucht ihre goldene Zeit. Selbſtſucht, in Fichte's Auffaſſung, herrſchte bei den Regierenden wie bei den Regierten; herrſchte bei den Rohen in wildem, materiellem Genuß, bei den Gebildeten in dem Raffinement des Auskoſtens von Kunſt und Wiſſenſchaft ohne innere Tüchtigkeit, in der geiſtreichen Ironie, d. h. im Spiel des Ich's mit den ſittlichen Gewalten des Lebens. Sie ward zum eigentlichen Dämon der Zeit als die franzöſiſche Revolution, die als Völkerbeglückerin aufgetreten, zur Völkerbedrückerin ſich verkehrte, zur Räuberin der Nationen, und als dies ihr Princip des ſoldatiſchen Materialismus in Napoleon Bonaparte ſich perſonifizirte.

Dieſem Feinde zu begegnen, wappnete ſich jetzt Preußen; aber mit den alten, abgebrauchten Mitteln. Wir meinen hier nicht die genugſam bekannten Mängel ſeines damaligen Heeres und Staates; wir meinen in Fichte's Sinn die kleinlichen Künſte einer nur halbwegs muthigen Vergrößerungsſucht, dann des beſorgten Strebens nach Frieden um jeden Preis: die Selbſtſucht hatte es ergriffen, wie auch den Feind, der unſittliche Geiſt, der hier nicht einmal hinter Ruhm- und Vaterlandsliebe ſich verdeckte. Das Beiſpiel, wie man die Selbſtſucht überwinde, wollte Fichte, als die Preußiſchen Heere zum Kampf ausrückten, ſchon damals ſelber geben: nicht nur, daß er zur Verpflegung des Heeres eine freiwillige Summe beiſteuerte, die nach gewöhnlichem Maßſtabe gemeſſen, ſeine Kräfte weit überſtieg; er wollte ſelbſt die Armee begleiten, um, wie er in einem damals abgefaßten Entwurfe ſagte, „weil er eben (den Verhältniſſen nach) nur reden könne, wenigſtens doch Schwert und Blitz zu reden.“ — Preußen ſchwang die alten verroſteten Waffen, mit kurzſichtiger Ueberhebung der Verblendeten, mit zager Unſicherheit der Hellſehenden — und fiel, wie es fallen mußte, wie es immer wieder fallen muß, wenn es, ſtatt aus der Tiefe deutſchen Geiſtes Kraft zu ſaugen, dieſe in äußeren Formen und Maßregeln ſucht. Als der Feind nach der Schlacht von Jena auf Berlin rückte, folgte Fichte mit vielen hervorragenden Männern ſeinem Könige auf der Flucht nach dem Oſten des Reichs; nicht bloß, weil er ſo kühn geredet und geſchrieben, daß er für ſeine Sicherheit fürchten mußte: es ſträubte ſich ſein männlicher Geiſt gegen die Demüthigung, gegen das Erdulden der Kränkung, gegen das Herznagendſte von Allem: gegen die Gemeinheit, die in ſolchen Fällen altklug und gleichſam ſiegend den häßlichen Kopf hoch hebt. Wiederum verließ er, faſt auf ein Jahr, Weib und Kind, die ihm nicht folgen konnten; lebte in Königsberg, in Kopenhagen; erſt als der unglückliche Tilſiter Frieden geſchloſſen, als das gebeugte Preußen des Troſtes und der Männer bedurfte, kehrte er heim. Und nun begann in dem tiefgedemüthigten, aber auch entſühnten Berlin die größte That ſeines Lebens; wie Stein den Staat, Scharnhorſt das Heer, ſo ſchuf er Geiſt und Geſinnung neu. Er redete nicht mehr zu akademiſchen Jünglingen, auch nicht mehr zu einem zufälligen Kreiſe gebildeter Männer, die er lehren und anregen wollte: er hielt ſeine „Reden an die deutſche Nation“ im Berliner Academie-Gebäude, „während ein franzöſiſcher Marſchall Gouverneur der Stadt war, die Regimenter unten mit klingendem Spiel vorbeizogen, Spione im Hörſal ſich befanden, und keiner von den ſpäter Hochbelohnten auch nur den Muth hatte, aufzublicken.“ (Winter 1807—1808.) Er hielt ſie an die ganze deutſche Nation: denn, ſo ſprach er im Eingange derſelben zu ſeinen Zuhörern, „Ich rede für Deutſche ſchlechtweg, von Deutſchen ſchlechtweg, nicht anerkennend, ſondern durchaus bei Seite laſſend und wegwerfend alle die trennenden Unterſcheidungen, welche unſelige Ereigniſſe ſeit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben. Sie, Ehrwürdige Verſammlung, ſind zwar meinem leiblichen Auge die erſten und unmittelbaren Stellvertreter, welche die geliebten Nationalzüge mir vergegenwärtigen, und der ſichtbare Brennpunkt, in welchem die Flamme meiner Rede ſich entzündet;

aber mein Geiſt verſammelt den gebildeten Theil der ganzen deutſchen Nation, aus allen den Ländern, über welche er verbreitet iſt, um ſich her, bedenkt und beachtet unſer aller gemeinſame Lage und Verhältniſſe, und wünſcht, daß ein Theil der lebendigen Kraft, mit welcher dieſe Reden vielleicht Sie ergreifen, auch in dem ſtummen Abdruck, welcher allein unter die Augen der Abweſenden kommen wird, verbleibe und aus ihm athme und an allen Orten deutſche Gemüther zu Entſchluß und That entzünde." — Er ſprach in hohem, feierlichem Stil, nicht frei von Dunkelheit und Schwere der Entwickelung, wie es denn dieſem tiefen Geiſte nicht leicht ward, ſich ſich ſelber zu entringen; aber er ſprach mit wuchtiger Ehrlichkeit, mit Mannesmuth und Gedankenreife; was er bot, war wie goldner, ausgegohrner Wein, was ihm entleuchtete, war wie Flamme des Herrn am Horeb, welche den Buſch, durch den ſie loderte, nur verklärte, nicht verzehrte. Er ſprach wie ein Prophet, ja ſeine Rede war gleich der des von ihm citirten altteſtamentlichen Sehers am Waſſer Chebar, „zu dem der Herr ſprach: Du Menſchenkind, meinſt Du, daß dieſe Todtengebeine werden wieder lebendig werden?" — Er ſprach zu der kranken Gegenwart, die geneſen ſollte, geneſen mußte, ſelbſt wider ihren Willen: „Die Zeit erſcheint mir wie ein Schatten, der über ſeinem Leichname, aus dem ſoeben ein Heer von Krankheiten ihn herausgetrieben, ſteht und jammert, und ſeinen Blick nicht loszureißen vermag von der ehedem ſo geliebten Hülle, und verzweifelnd alle Mittel verſucht, um wieder hineinzukommen in die Behauſung der Seuchen. Zwar haben ſchon die belebenden Lüfte der andern Welt, in die die abgeſchiedene eingetreten, ſie aufgenommen in ſich und umgeben ſie mit warmem Liebeshauche, zwar begrüßen ſie ſchon freudig heimliche Stimmen der Schweſtern und heißen ſie willkommen, zwar regt es ſich ſchon und dehnt ſich in ihrem Innern nach allen Richtungen hin, um die herrliche Geſtalt, zu der ſie erwachen ſoll, zu entwickeln, aber noch hat ſie kein Gefühl für dieſe Lüfte oder Gehör für dieſe Stimmen, oder, wenn ſie es hätte, ſo iſt ſie aufgegangen in Schmerz über ihren Verluſt, mit welchem ſie zugleich ſich ſelbſt verloren zu haben glaubt. Was iſt mit ihr zu thun? Auch die Morgenröthe der neuen Welt iſt ſchon angebrochen, und vergoldet ſchon die Spitzen der Berge, und bildet vor den Tag, der da kommen ſoll. Ich will, ſo ich es kann, die Strahlen dieſer Morgenröthe faſſen und ſie verdichten zu einem Spiegel, in welchem die troſtloſe Zeit ſich erblicke, damit ſie glaube, daß ſie noch da iſt, und in ihm ihr wahrer Kern ſich ihr darſtelle und die Entfaltungen und Geſtaltungen derſelben in einem weiſſagenden Geſichte vor ihr vorüberziehn." Er ſprach nicht in unmittelbaren Beziehungen auf Ereigniſſe und Verhältniſſe der Gegenwart und auf ihre Perſönlichkeiten, die Lauſcher und Horcher in ſeinen Vorleſungen fanden nichts zu berichten, denn ſie verſtanden nichts: er traf nicht den Körper, in dem der Gemeine ja allein Empfindung hat, er traf die Seele der Zeit mit den züchtigenden, mit den electriſch belebenden Schlägen dieſer Reden. Es war, wie wir geſehen, die Selbſtſucht das Laſter, an der nach ſeiner Anſchauung die Zeit erkrankt, in das Stadium der vollendeten Sündhaftigkeit getreten; „ſollte ein ſo geſunkenes Geſchlecht dennoch ſich retten können, ſo müßte dieß durch ein ganz neues, bisher noch niemals gebrauchtes Mittel, vermittelſt der Erſchaffung einer ganz neuen Ordnung der Dinge, geſchehen." Deßhalb, führt Fichte aus, kann die Rettung nur kommen, aus einer vollkommen veränderten Erziehung. Dieſe habe, ſtatt äußerliche Kenntniſſe, Lehren und Ermahnungen zu geben, wie ſie es bisher gethan, vor allem die Wurzel des innern Menſchen, den Willen zu bilden, auf daß er, ohne Wahl, in das ſittliche Leben hinein wachſe. Auch körperliche Uebungen ſind dazu nöthig (ein Wink, den bald darauf Jahn, gleichfalls zuerſt in Berlin, zur Wirklichkeit machte). Er deutete damit auf die Erziehungsmethode, die Peſtalozzi, welchen er von der Schweiz her kannte, bereits practiſch übte. Aber dieſe neue Erziehung kann nur von Deutſchen und an Deutſchen zuerſt ausgeübt werden, — und nicht im Allgemeinen von allen einſt germaniſchen Völkern, die im Laufe der Geſchichte mit andern ſich verſetzt haben; ſondern nur von dem Urſtamme, der ſein eigenſtes, weſentlichſtes Bildungsmittel beibehalten, ſeine Sprache. „Darum hat das deutſche Volk, während andere Völker nur Geiſt haben, zum Geiſt auch noch Gemüth, darum iſt der deutſche Geiſt ein Adler, der mit Gewalt ſeinen gewichtigen Leib emporreißt und mit ſtarkem und vielgeübtem Flügel viel Luft unter ſich bringt, um ſich näher zu heben der Sonne, deren Anſchauung ihn entzückt.“ Das deutſche Volk iſt es deshalb auch nur allein, das zu den höchſten ſittlichen und geiſtigen Zielen ſich erheben kann, ja auf deſſen Daſein die idealen Hoffnungen aller andern, der ganzen Menſchheit, beruhen, wie ſeine Geſchichte und ſein Bildungsgang bisher es deutlich geweiſſagt hat, obwohl es eine Zeitlang ſich ſelbſt vergeſſen, und deshalb mit Schmach bedeckt in dieſem Augenblick daſteht. Für dieſes höchſte Ziel das Leben in Liebe und Aufopferung hinzugeben, iſt Pflicht jedes Einzelnen. Die, welche in der Weltgeſchichte je dauernd obgeſiegt — die alten, noch edlen Römer, die alten Germanen und unſere proteſtantiſchen Vorfahren — „ſie haben geſiegt, weil das Ewige ſie begeiſterte, und ſo ſiegt immer und nothwendig dieſe Begeiſterung über den, der nicht begeiſtert iſt. Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, ſondern die Kraft des Gemüths iſt es, welche Siege erkämpft.“ Die Hingabe aber an die allgemeinen Ideen, an den ewigen Fortſchritt des Menſchengeſchlechts, finden wir nur bei der deutſchen Nation: wollte man ihr dieß nehmen, ſie beſchränken auf das, was den andern als das Höchſte gilt, etwa bürgerliche Gleichheit, inneren Frieden, äußeren Nationalruhm und häusliche Glückſeligkeit (und der unfreien würde man doch nicht mehr laſſen, als man ſich ſelber gönnt): ſo würde eben jener höhere Sinn, der ſie ehrt, ihr die Erde zur Hölle und zum Ekel machen; in wem jene höheren Anforderungen an das Leben nur jemals aufgegangen, er müßte wünſchen, nicht geboren zu ſein, wünſchen, daß ſein Auge je eher je lieber ſich dem Anblicke des Tages verſchließe, unverſiegbare Trauer bis an das Grab müßte ſeine Tage erfaſſen; dem, was ihm lieb iſt, könnte er keine beſſere Gabe wünſchen, denn einen dumpfen und genügſamen Sinn, damit es mit weniger Schmerz einem ewigen Leben jenſeits des Grabes entgegenlebe. „Kennen wir, fragt der Redner, ein ſolches, dem Stammvolke der neuen Welt ähnliches Volk, von welchem die gleichen Erwartungen ſich faſſen ließen? Ich denke, jeder, der nur nicht bloß ſchwärmeriſch meint und hofft, ſondern gründlich unterſuchend denkt, werde dieſe Frage mit Nein beantworten müſſen. Es iſt daher kein Ausweg — ſo ſchließt Fichte ſeine Reden an die deutſche Nation — Wenn Ihr verſinkt, ſo verſinkt die ganze Menſchheit mit, ohne Hoffnung einer einſtigen Wiederherſtellung.“

Wunderbar! Niemand hat Fichte angefochten wegen dieſer Reden. Sie entzogen ſich dem Verſtändniß des rohen, ſoldatiſchen Siegers. Napoleon verachtete die deutſche Ideologie zu ſehr, als daß er geahnt hätte, wie hier Heere und Waffen aufgingen aus den Worten eines ſchlichten deutſchen Gelehrten. So blieb Fichte in Berlin ungeſtört, und bald wurde ihm vergönnt, noch bei einer größeren That fördernd und entſcheidend mit einzugreifen, einer That, für welche allein Friedrich Wilhelm III. ein unvergängliches Denkmal ſich verdient hat in dem Herzen ſeines Volks wie in der Erinnerung der preußiſchen und deutſchen Geſchichte, und welche verſöhnt mit mancher Zaghaftigkeit, mancher Unklarheit und Beſchränktheit ſeines doch urſprünglich edlen Wollens; es war die Schöpfung der Berliner Univerſität.*) Gleich nach ſeiner Rückkehr, noch vor den Reden an die deutſche Nation, hatte man Fichte aufgefordert zu einem Entwurfe für eine höhere Lehranſtalt, den er frei nach ſeinem Ideal, unabhängig von bisher befolgten Traditionen, ausführen ſollte. Fichte hatte alles Ernſtes die Aufgabe angegriffen, und es war natürlich, daß er die neue Anſtalt auf Selbſtthätigkeit der Studirenden, auf perſönliche Anregung der Lehrenden erbauen wollte daß er auch hier den Geiſt der Jünglinge durch Anſpornung zu eignem Denken, nicht bloß durch dumpfe Mittheilung vorzutragender Dinge bilden, daß er ihren Willen zugleich zum Edlen, zur Feindſchaft wider alles Rohe entzünden wollte. Das war Fichte's Gedanke: wenn die, 1810 gegründete Berliner Univerſität allmälich mehr und mehr den andern deutſchen Univerſitäten in allen Vorzügen und Mängeln ſich gleich geſtaltete, ſo war doch der Gedanke ihres erſten Gründers ebenſo kühn und ſchön, wie die That des preußiſchen Königs, der der neuen edlen Schöpfung einen der ſchönſten Palläſte Berlins einräumte, der mit allem Eifer die hervorragendſten Männer berief (neben Fichte, der die erſten zwei Jahre hinter einander Rector der Univerſität war, einen Schleiermacher, Wolf, Hufeland und Andere), der mitten unter den drückendſten Sorgen und finanziellen Verlegenheiten ſeines von allen Seiten gedrängten Staates noch Geld für die Wiſſenſchaft, und zwar im freigibigſten, edelſten Maße hatte.

---

*) Vgl. Unſer Vaterland, 1. Band S. 92 u. 93: Die Univerſität zu Berlin.

So rüſtete ſich Preußen für den Freiheitskampf; unter ſeinen unverzagteſten, den Tag der Erhebung mit Sicherheit weiſſagenden Männern ſtand Fichte. Dieſer Tag der Befreiung nahte. Von Breslau, wohin er zu freiem Entſchluß ſich aus dem gefährdeten Berlin geflüchtet, rief Friedrich Wilhelm III. in dem denkwürdigen Aufruf vom 3ten Februar die Jugend Preußens zu den Waffen. Als dieß königliche Wort nach Berlin kam, ſchloß Fichte ſein Colleg. Seine Jünger wußten, was zu thun ſei, was er von jedem unter ihnen erwarte. Aber auch er ſelbſt wollte nicht müßig ſein. Wieder drängte es ihn, mit zu Felde zu ziehn als der Redner ſeiner Nation, als ein Feldprediger im weiteſten und größten Sinne, um an der Seite der kämpfenden Heere „Schwert und Blitz zu reden.“ Als dies Anerbieten höheren Orts abgelehnt ward, begleitete er wenigſtens den großen Aufſchwung noch mit drei Reden „über den Begriff des wahrhaften Krieges“, die an freiem Mannesmuth ein würdiger Epilog waren zu den Reden an die deutſche Nation. Da ihm zunächſt nicht mehr zu thun vergönnt war, trat er wenigſtens in den Landſturm mit ein; er wie Schleiermacher haben damals die Muskete getragen. Und als die Schlachten von Großbeeren und Dennewitz die Spitäler der Hauptſtadt mit Verwundeten und Kranken füllten, da war er es nicht minder, und auf ſeine Anregung ſeine edle Frau, die die Schmerzenslager eifrig beſuchten und körperliche Labung wie geiſtlichen Troſt ſpendeten. In dieſem, und eben durch dies edle Werk ereilte ihn der Tod: auch ihm war's beſchieden, wie Körner, wie Scharnhorſt, für's Vaterland zu ſterben den ſüßen Tod, den er in ſeinen Reden geprieſen — nur in anderer Weiſe. Zuerſt erkrankte am Nervenfieber, das ſie bei der Krankenpflege ſich zugezogen, Fichte's Frau; als nach langem ſchmerzvollem Bangen der Strahl der Geneſung auf ihrem Angeſicht wieder aufging, und Fichte voll inniger Dankesrührung küſſend ſich über ſie beugte: da empfing er den Keim der tödtlichen Krankheit, welche den, in gewaltiger Kraft ſich Sträubenden und Ringenden doch bald darniederwarf; eben nur noch fiel in ſeine Sterbensphantaſien die Nachricht von Blücher's Rheinübergang, vom ſiegreichen Fortſchritte des heiligen Krieges, wie ein letzter Lichtſtrahl hoffnungverkündend hinein — dann ſchloß (am 27. Jan. 1814) einer der gewaltigſten Freiheitskämpfer Deutſchlands, der Mann ſeiner Zeit wie der fernen Zukunft, der Mann, der Deutſchlands unabwendbar nahende Einheit mit kühner Sicherheit geweiſſagt, ein Mann, wie kein anderer im edelſten Sinn „ohne Furcht und Tadel“, das hier ſchon ſo helle Auge, um es erſt wieder für die nie vergängliche Klarheit des ewigen Lebens in Gott zu öffnen.

Schon die Mitwelt iſt für Fichte nicht ſo dankbar geweſen, wie ſie hätte ſein ſollen; kein hervorragendes Lied gleichzeitiger Sänger feiert ihn, wie doch ſo manchen Edlen des Freiheitskampfes. Eine nachfolgende, tiefgeſunkene Zeit hat ſelbſt das Unmögliche möglich gemacht, daß von Deutſchen die Reden an die deutſche Nation verläſtert wurden, die ſelbſt der Feind in heiliger Scheu nicht anzutaſten gewagt hatte. Nach dieſer Unglückszeit iſt es unſerer Gegenwart vorbehalten geblieben, anzuknüpfen an die geiſtigen Erfolge der Freiheitskriege, als ſeien dreißig trübe Jahre deutſcher Geſchichte nicht geweſen oder doch nur geweſen, um durch ihre Verirrungen uns zu lehren. So hat denn auch unſere Zeit die Pflicht, Fichten in ſein volles Ehrenrecht zu ſetzen. Wie nur irgend Einem, ſo gebührt ihm in Preußens Hauptſtadt ein Denkmal, es gebührt ihm an der Stelle vor der Univerſität, deren geiſtiger Vater er geworden; aber mehr noch gebührt es der deutſchen Nation, im Herzen zu tragen, was er in ſeinen heiligen Reden geſprochen: daß ſie am wenigſten der ſchlaffen und feigen Selbſtſucht ſich hingeben dürfe, daß ſie das göttliche Leben der Freiheit, der Hingebung an ewige Ziele leben müſſe, als ein leuchtendes Vorbild für alle Nationen der Erde. —

Der Eibenbaum.

Von Dr. Langkavel.

Die Gewalt des Menſchen über die Pflanzenwelt iſt nicht unerſchütterlich; zwingt er nicht ohne Unterlaß der Natur die Kulturgewächſe ab, dringen dieſe nicht fortdauernd erobernd in den Urwald ein, ſo tritt die urſprüngliche Flora wieder in die verbrieften Rechte, oder die Steppe breitet ihre eigenthümliche Pflanzendecke über das hinſiechende Kulturland aus. Ein ſtetes Auf- und Niederfluthen, nicht nach Tagen, Monden, nein, nach Jahrhunderten, Jahrtauſenden. — Als in unſerm Vaterlande die Nacht der Wälder dem befruchtenden Sonnenſtrahle allmälig ſich öffnete, verſchwanden aus der ſpiegelnden Fluth der deutſchen Ströme die rieſigen Stämme des Urwalds, ſchienen Griechenland und Anatolien ihre Trauben und Blüthenbäume hineingezaubert zu haben. Wo das Ackerland nicht ſeine alte Geſtalt, wie im Gebirge die ſtarre Erdrinde, bewahrte, wo der Pflug aus ihrem tauſendjährigen Beſitze die alte Flora verdrängte, können wir oft nur noch aus den geographiſchen Namen auf die frühere Configuration des Bodens ſchließen. Von Mittel-Rußland bis nach Frankreich und England weiſen ziemlich viele Namen auf das früher ſo häufige Vorkommen des Eibenbaumes hin. Wir wollen von ihnen für unſer deutſches Vaterland nur erwähnen den öſtlichen Theil des Nemoſinwaldes zwiſchen Labiau und Tilſit, den meiſt aus Erlen und Eſchen beſtehenden mit Brüchen erfüllten Ibenhorſter Forſt, in dem ſpärlich das Elen noch ſein Daſein friſtet, Eibenſtädt im Erzgebirge, Eibenſtock an der Zwickauer Mulde, die Alvenslebener Hügel, die bis Eveningen in der Altmark gehn und ihren höchſten Punkt bei Ivenrode haben, Ibenhorſt in der Nähe des Dammſchen Sees, die ſogenannten Eibeninſeln im Neuwarper See, das Dorf Iven bei Anklam und außer manchen andern noch Ibbenbüren in der Grafſchaft Lingen: ſichere Zeugniſſe für das ſchon von Cäſar behauptete häufige Vorkommen der Eibe in Gallien und Germanien, die jetzt manche Specialfloren nur noch in Anpflanzungen kennen, und die auch deshalb nicht an ſo vielen Orten verſchwunden, weil ſie zu den „kurzlebigen“ gehört. Im Gegentheil, unter allen europäiſchen Bäumen erreicht ſie das höchſte Alter. Nach der Schätzung de Candolle's, daß ſie jährlich während der erſten 150 Jahre [illegible] Zoll an Stärke zunehme, in den nächſten Hunderten aber noch weniger, berechnete man das Alter eines Stammes zu Fountain Abbey auf 1214, zu Crowhurſt in Surrey und zu Grasferd in Nord-Wales auf 1400, zu Derbyſhire auf 2096, zu Fotherngill in Schottland auf 2500, zu Braburn in Kent gar auf 3000 Jahre! Bei uns in Deutſchland noch einige bis zu 300 Jahren. Von anderen Bäumen bei uns bringt es die gemeine Ulme auf 350, Lärchen auf 500, Linden und Eichen auf 1000—1500 Jahre.

Außer der Verwendung bei Armbrüſten, zu Lanzenſchaften u. A. war in den Gewerken ihr Holzverbrauch verhältnißmäßig ziemlich gering. Bei abergläubiſchen Gebräuchen jedoch erwies ſich das Eibenreis ſehr wirkſam. Begehrt ja doch die dritte Hexe bei Macbeth

slips of yew
sliverd in the moons eclipse

und bei Bürger

Tollkraut, Eibenreis, ſo mitten
in Wallpurgisnacht geſchnitten.

Denn groß war die Scheu vor den verheerenden Giften des Eibenbaumes. Die Traditionen der Griechen und Römer, daß Pferde, Eſel, Maulthiere und Hühner ſicher ſtürben, wenn ſie von ſeinen Blättern gefreſſen, Virgil's Rath, ſorgfältig die Bienen vor der cyrneiſchen zu bewahren, Dioscorides Warnung, in ihrem Schatten nie einzuſchlafen, wenn man je wieder erwachen wolle, wie es ja auch im Verſe bei Gotter heißt:

hier, wo die Ulme trauert, der Eibe Schatten ſchrecket,

das Gerücht, daß der Anführer der Eburonen Kativolkus durch Eibengift ſich getödtet, daß aus einem eibenen Becher überhaupt nur zu trinken den Tod bringe, alles dies in Generationen ſich forterbend, trug dazu bei, dieſen, den unterirdiſchen Göttern geweihten albero della morte zu vertilgen, wo er ſich vorfand. Eichenlaub für den Sieger, ein Blatt vom Frauenmünzenſtock in das Gebetbuch der frommen Bäuerin, ein Rosmarienblatt für die Kranzelſjungfrau; aber, ſagt Lohenſtein „die Heuchelei ſetzt Räubern Kränze von Lorbeern, wie der Undank ihren Wohlthätern von Eibenlaub auf.“

So verſchwand mehr und mehr, theils mit dem Walde, theils allein durch die Axt die Eibe und blieb nur noch an unbeachteten oder weniger zugänglichen Orten.

Man hat Unrecht gethan, die ſüße, fleiſchige, ſcharlachrothe Hülle um den ſchwarzen Samenkern, die ſogenannte Frucht der Eibe für giftig zu halten. Schroff's genaue Unterſuchungen konnten nur den Ausſpruch des Theophraſt beſtätigen, daß ſie es nicht iſt, wohl aber ſind es die Blätter. Der Greſier rieth, das Laub den einhufigen Thieren nicht vorzuwerfen, doch unbedenklich in Zwiſchenräumen den Wiederkäuern als milcherzeugendes Futter, und dieſe alte griechiſche Erfahrung beſtätigten aus den öſterreichiſchen Alpenländern Weſſely, aus den Kalkbergen um Schnepfenthal Othomar Lenz. Die auf der Oberſeite dunkelgrünen, unten gelbgrünen Eibenblätter ähneln in Geſtalt und Anheftung den Tannennadeln. Iſt man ſo glücklich, im „Freien“ die Eibe anzutreffen, ſo ſieht man ſelten ihren Stamm baumartig; oft ſchon in ganz geringer Entfernung über dem Stocke theilt er ſich in mehrere Aeſte die bei gleichmäßigem Wachsthum einen reichlich verzweigten, dichten, breiten Buſch bilden von ungefähr 20 Fuß Höhe, während wirklich baumartige Eiben bis zu 30 Fuß aufſteigen. Aehnlich wie bei der Platane löſt ſich die dunkelrothbraune Borke periodiſch in großen Platten der Länge nach vom Stamm und von den ſtärkeren Aeſten. Das im Kern röthlichbraune, im Splint gelblichweiße Holz hat keine Harzporen, iſt aber bei aller Feſtigkeit, Dichtigkeit, Schwere und Zähigkeit doch nur in ſoliden Stücken verwendbar, weil es auf dem Blindholze nicht gut haftet.

Der verwirrte Geſchmack der Franzoſen, der es in ſeinen geiſtloſen Rococoſpielereien für ſchön erachtete, die Natur in die Rahmen geometriſcher Formen zu ſpannen, anſtatt wie in den italieniſchen Gärten die Anlagen an die ſchöne Natur anzuſchmiegen, füllte nicht mit Blumen, nein, mit bunten Porzellan- und Glasſcherben die Beete, und konnte wegen der großen Ausſchlagsfähigkeit der Eibe ſie als Schlachtopfer des Zopfſtiels zu Hecken, Obelisken, Pyramiden und andern Ungeheuerlichkeiten willfährig ſchneiden und zuſtutzen. Welch wahrer Naturgenuß, im abgezirkelten Beete vor zwerghaften Taxusobelisken auf Porzellanſcherben die Wappen des hochadligen Beſitzers bewundern zu können! Taxuskegel können wir jetzt noch in Berlins Straßen anſtaunen! Wo der gute Geſchmack dieſe widerlichen Mißgeſtalten aus den heitern Blumenbeeten beſeitigt, hat er an ſchattige dunkle Stellen des Parks den dunkellaubigen Baum gepflanzt, um das zu Ernſt und Nachdenken geſtimmte Gemüthsleben durch ihn zu erhöben. Auch auf den Friedhöfen der Neuzeit ſchmückt er der Heimgegangenen Grab, untermiſcht mit dem „langherabwallenden Haar“ der Trauerweide und der Trauerbirke „ſchattenhaft zerfließenden Geſtalt.“ Den uralten Begräbnißplätzen aber, wenn ſie überhaupt mit Bäumen bepflanzt waren, fehlte die Eibe, weil an oder auf den Hügeln für ſie keine dauernde Stätte war.

Denn betrachten wir genauer den Standort, wo jetzt noch die Eibe ohne zu kränkeln kräftig gedeiht, ſo finden wir ihn in der norddeutſchen Tiefebene, ebenſo wie in andern Gegenden, nie in ſelbſtſtändigen Beſtänden, ſondern in von Waldmooren durchzogenen Miſchwaldungen, überdacht von den Kronen der Kiefern, Haſeln, Zitterpappeln, Eichen und Schwarzerlen. Raubt man ihr an dieſen ſchattenreichen, meiſt nach Nord oder Weſt gelegenen Orten die Umgebung, zwingt ſie alſo zum Wachsthum ohne Schutzbaum, ſo beharrt ſie in Strauchform, ſchmarotzende Flechten überdecken den Stamm, der nun nicht mehr die Rinde abwirft, oder ſie wird, falls ſie ſchon zum Baume ſich erhoben, gipfelkrank und geht langſam aber ſicher ihrem Ende entgegen. Unter den weichen Polſtern des Widerthons, verwebt mit Schlangenmoos und dem nordiſchen Moosglöckchen, lagert meiſt Lehm, Mergel und Diluvialthon oder wie auf Rügen, die Kreide. In der Roſtocker Haide ſcheint ſie die beſondere Eigenthümlichkeit der Flora immer mehr der Frühlings-Küchenſchelle und dem Sumpfgagel zu überlaſſen. In Mitteldeutſchland gehört das häufigere Vorkommen des Eibenbaumes im romantiſchen Bodethale zu den Seltenheiten und liefert an den oft unter ſtarkem Neigungswinkel auftretenden Weſthängen in den hannoverſchen Forſten von Nörthen bis Holzgerode, dem anmuthigen Thale Mariaſpring häufig mitten im Kalkſchutt den ſchlagendſten Beweis, welchen Ertrag der bisweilen noch ſo verſchriene Muſchelkalk bei zweckmäßiger Bewirthſchaftung zu liefern im Stande iſt. Jene ſtarken Eibenſtämme, jene prächtigen Stockausſchläge und verbiſſenen Sämlinge unter dem Schirme ſpärlicher Buchen und Ahorne, ſind allein ſchon eine Reiſe dorthin werth. In den Voralpenwäldern Süddeutſchlands, und dort ſogar oft auf trocknem Muſchelkalkboden, und in den Karpathen findet ſich der Taxusbaum am häufigſten. Ueberall alſo, wo in der nördlichen Hemiſphäre unter unſern Breitegraden dieſelbe geognoſtiſche Unterlage ſich findet, dieſelben Feuchtigkeitsverhältniſſe in Miſchwaldungen auftreten, bis nach dem Plateau von Tibet, in Amerika die kanadiſche mit ungerolltem Blattrande, gedieh die Eibe als heimiſche Pflanze in faſt gleicher Anzahl von männlichen und weiblichen Stämmen, war überall ebenſo urſprünglich bei uns, wie unter den Thieren in Norddeutſchland früher das Elen, in Irland bis 1710 der Wolf, in Oberſchleſien bis 1770 der Bär, und ein ebenſo berechtigtes Glied unſerer deutſchen Flora, wie die in den Moospolſtern an ihrem Fuße ſich ſammelnden Giftnattern der einheimiſchen Fauna ſich einreihen. Sie iſt alſo ein wahrer Eingeborener unſerer Gegend. Da aber die Gegenwart für dieſe nicht mehr eine angenehme Temperatur abgiebt, verſchwinden ſie wie in andern Reichen ſo auch in dem der Pflanzen; unter der Pflege des Menſchen mag und kann ſie nicht gedeihen, und in der Thierwelt, die ſonſt in ſo inniger Verbindung mit der Pflanzenwelt ſteht, ſorgt keine Miſteldroſſel für ihre Verbreitung durch den Samen. Der organiſchen Oekonomie entfremdet, muß man den Baum zu den alternden geologiſchen Species rechnen. Keinem der jetzt lebenden Inſekten iſt er Wohnort oder Nahrung; der buntwürflige Nagekäfer, ein naher Verwandter der einſt ſo gefürchteten Todtenuhr, iſt bis jetzt das einzig bekannte Thier, das vielleicht nur aus Caprice Eibenholz bisweilen in Staubmehl verwandelt.

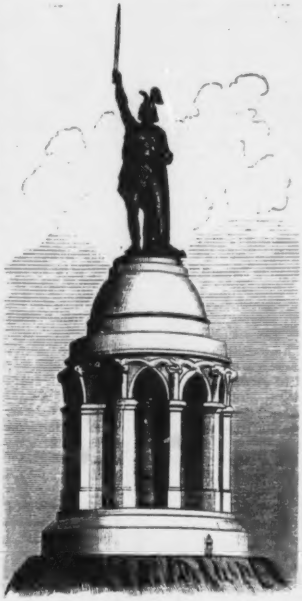
Eiben, Linden, Feldulmen, Hocheſchen, früher überall in Griechenland anzutreffen, ſind jetzt dort die größten Seltenheiten. Wollen wir alle unſererſeits dazu beitragen, daß bei ſeinen nächſten Beſuchen Chider die Eiben bei uns nicht vergeblich ſuche!

* * *

Armin, der Befreier Deutſchlands.

Von Profeſſor Rudolf Köpke.

Quintilius Varus, der römiſche Legat und Proconſul in Germanien zur Zeit des Kaiſers Auguſtus, war ein ruhiger und bequemer Charakter; nach römiſchem Urtheil nicht ohne Würde und Haltung, mehr ein Mann des Quartiers als des Feldzugs, der Verwaltung als des Heeres, mehr geldgierig als ehrgeizig, wie die meiſten Römer jener Zeit. Früher hatte er Syrien verwaltet, das Land arm betreten und reich verlaſſen. Gewöhnt, entartete oder gezähmte Barbaren zu regieren, glaubte er an die Unfehlbarkeit der römiſchen Politik und Herrſchaft. Auch in Germanien war vieles geſchehen, um ihn in dem Glauben zu befeſtigen, es ſei eine leichte Aufgabe, einem halb unterworfenen Volke ſeine Eigenthümlichkeit vollends zu nehmen. — Waren doch die Römer darin Meiſter!



Das Hermanns-Denkmal auf dem Teutoburger Walde.

Manches Jahrzehnt hatten die Legionen in den Winterquartieren am Rhein und der Weſer geſtanden, aus den Lagern waren befeſtigte Plätze und Caſtelle geworden, unter deren Mauern ſich Flecken und Städte ſammelten, wo man Handel und Wandel trieb. Märkte wurden eröffnet, Gewinnſucht und Eigennutz angeregt, und die Germanen kamen herbei, die Bedürfniſſe der

Römer befriedigen zu helfen. Im täglichen Verkehre wurden einfache Naturerzeugniſſe gegen Spielereien des Luxus eingetauſcht, und Schaaren römiſcher Geſchäftsleute und Wucherer, die dem Heere folgten oder ihm mit tollkühner Habgier Bahn brachen, beuteten das Land aus. Die Legaten zogen die Fürſten, die Edeln und deren Söhne an ſich, man ertheilte ihnen das römiſche Bürgerrecht, lockte ſie durch Ehren und Auszeichnungen, gewöhnte ſie am Sitze des kaiſerlichen Stellvertreters zu erſcheinen, und ließ ſie Theil nehmen an ſeinem Glanze und Feſtgelagen. Schon traten ſie in die Legionen, und im Beſitze ihrer Dienſtauszeichnungen blickten ſie verächtlich auf die ungezähmten und ungeſchickten Volksgenoſſen herab. Mit ſtiller Gewalt drangen Sitte und Gewohnheit, Sprache und Gedanken der Römer weiter und weiter vor, und mancher Tropfen fremden Bluts kam in die germaniſchen Adern. Nur Eines noch fehlte; dieſer unbeſtimmte Einfluß, die nur politiſche Abhängigkeit der Bundesgenoſſen, mußte zur klar ausgeſprochenen Unterthänigkeit werden.

Hier ſollte das römiſche Recht eingreifen; ſeinen ſtrengen Regeln wollte Varus die einfache Sitte, das tägliche Leben unterwerfen. Aber er bedachte nicht, ein kühnes und kräftiges Volk, deſſen ehrenvollſte Thätigkeit der Krieg iſt, läßt ſich leichter von dem überlegenen Gegner zur gewandteren Führung der Waffen, ſelbſt wider das Vaterland, erziehen, als jene friedlichen Güter entreißen, die ein uraltes Erbe der Väter ſind und im ſtillen Verkehr mit Flur und Trift, mit den Genoſſen der Mark bewahrt und befeſtigt werden. Er forderte Geld von den Fürſten, Geld von den freien Männern; aber wenn Buße oder Schadenerſatz zu erlegen war, leiſteten ſie ihn nach altem Herkommen in Pferden oder Viehhäuptern. Auf dem Richterſtuhle des Prätors, umgeben von den Lictoren, welche Beile und Ruthenbündel, die abſchreckenden Zeichen der Gewalt über Leib und Leben trugen, wollte er die Rechtshändel hören und entſcheiden, wie auf dem Forum ſollten Kläger und Sachwalter vor ihm reden. Bei den Germanen fanden freie Männer und Gaugenoſſen das Recht, die Nachbaren, die ihn kannten, ſaßen zu Gericht über den Angeklagten. Auf dem Rücken des Schuldigen ſollte der Lictor die ſchmachvollen Ruthen zerbrechen, aber an den Leib des freien Mannes durfte kein Menſch Hand legen, es ſei denn der Prieſter; er that es im Namen der Gottheit. Gab es eine größere Schmach, als gezüchtigt zu werden, wie der Knecht? Unter dem Beile ſollte der Verurtheilte fallen, während die volksthümliche Blutrache das Recht in die Hand des Beleidigten gab. Man zahlte eine Buße, oder es entſchied der Zweikampf.

Wie hätte bei ſolchen Schauſpielen das Blut in den Adern dieſer Volksgenoſſen nicht aufwallen ſollen? Da fuhr manche Hand zum Schwerte, das unwillig in der Scheide roſtete. Die Fürſten und Edlen gedachten ihrer frühern Macht, das Volk ſeiner heimiſchen, ungezwungenen Sitte, alle der Freiheit und des Lebens zur Zeit der Väter. Je mehr der Erfolg äußerlich für Varus zu ſprechen ſchien, um ſo ſicherer war ſein Verderben. Eingeengt zwiſchen Legionen, Caſtellen, Beamten und römiſchen Kundſchaftern, lernten auch ſie ſich verſtellen, und den berechneten und verderbten Künſten einer ausgebildeten Verwaltung ſetzten ſie die abwartende Schlauheit entgegen, die ſich bei dem Naturmenſchen leicht zur Kraft geſellt. Allmälig wußten ſie die Schwächen des unüberwindlichen Gegners zu erſpähen; in ſeine eigenen Netze verſtrickten ſie ihn.

In der Stille bildete ſich ein geheimes Einverſtändniß der Völker am Rhein und der Weſer, in deſſen Mittelpunkte die Cherusker ſtanden, auf welche Varus gerade am ſicherſten rechnete. Hier gab es im Volke wie in den edlen Geſchlechtern eine römiſche Partei, die jetzt die Oberhand gewonnen hatte. Sie hielt eine Abwehr der Römer für unmöglich und ſah das einzige Rettungsmittel im engſten Anſchluſſe. Ihr Führer war der Fürſt Segeſt, der gleich Anfangs das römiſche Bürgerrecht erhalten hatte. Er ſprach ſeine Anſicht dahin aus, ſtets habe er Freunde und Feinde den römiſchen Zwecken gemäß gewählt, „nicht aus Haß gegen das Vaterland, ſondern weil ich überzeugt war, Römern und Germanen ſei in

Krieg und Frieden ein und daſſelbe zuträglich.“ Die unzweifelhafteſten Bürgſchaften hatte er gegeben, ſein Sohn Segimund ging in die Stadt der Ubier und ward Prieſter in einem römiſchen Tempel. Dieſe enge Verbindung mit den Römern war eine Folge früherer innerer Kämpfe, der perſönlichen Feindſchaft und Eiferſucht der edlen Familien, die um Einfluß und Herrſchaft haderten. Ihnen gegenüber ſtand die volksthümliche Partei, an ihrer Spitze ein anderes edles Geſchlecht von altem Anſehen, der Fürſt Segimer mit den Seinen. Aber auch dieſe waren von dem römiſchen Weſen nicht unberührt geblieben. Gewiß hatte auch Segimer an den Ehren Roms Theil genommen; ſeine Söhne Armin und Flavus ſchloſſen ſich dem römiſchen Heerdienſt an, ſein Bruder Ingumer war in hohem Anſehen bei dem Legaten. Gerade hier aber entſtand der Gedanke der Befreiung; am ſtärkſten lebte und wirkte er in der Seele Armins.

Fünf und zwanzig Jahre war Armin alt, da er als Führer ſeiner Landesgenoſſen auftrat, in der Fülle der erſten männlichen Kraft, eine jugendlich kühne Heldengeſtalt, ausgeſtattet mit allem, was in einem kriegeriſchen Volke den Einzelnen über die Häupter der Menge emporhebt. Er war raſchen und gewandten Geiſtes, weit mehr als der Römer es von dem Barbaren vorausſetzte, offenen und ſcharfen Blicks für die Dinge, fähig das Fremde in ſeiner Eigenthümlichkeit zu erfaſſen, und in ſich aufzunehmen, was ihm angemeſſen war, erfinderiſch in Plänen und Anſchlägen, zäh’ und beharrlich, bis er ſie wirklich ausgeführt hatte. Nicht ohne tiefe Verſchlagenheit hielt er die gährende Naturgewalt lange zurück, um ſie deſto ſchonungsloſer ausbrechen zu laſſen, voll höhniſcher Verachtung und Grauſamkeit gegen ſeine Feinde, und unverſöhnlichem Ingrimm gegen Rom. Sprach er heftig und entſcheidend im Rathe der Fürſten und freien Männer, oder kämpfte er an der der Spitze ſeiner Schaaren, immer ſchien ein höherer Geiſt aus ſeinem wilden Auge zu blitzen.

In den römiſchen Feldzügen hatte er reiche Erfahrung geſammelt. Einſt hatte er als Führer jener Cherusker gekämpft, die ſich den Römern als Bundesgenoſſen anſchließen mußten; im Lager hatte er gelebt, Heereszucht und Dienſt, Bewaffnung und Sitte kennen gelernt, Charakter und Anſichten der Eroberer durchſchaut. Er leiſtete weſentliche Dienſte, und außer dem Bürgerrecht wurde ihm auch der Rang eines römiſchen Ritters ertheilt. Wer hätte nicht meinen ſollen, er ſei zum Römer geworden, wie ſein Bruder? Dieſer war in den Dienſt der Legionen eingetreten, vertauſchte ſeinen barbariſchen Volksnamen mit dem römiſchen Flavus, der Blonde, und ward ein Römer. So ſpaltete dieſer Einfluß nicht das Volk allein, auch die Familien. Während Flavus und Segeſt ſich auf Seiten der Römer ſtellten, hielten Armin und Segeſt’s Bruder, auch er hieß Segimer, feſt an dem germaniſchen Leben.

Zwiſchen dem Legaten und dem Fürſten des verbündeten Volkes beſtand ein freundliches Verhältniß, wenigſtens glaubte es Varus, und Armin vermied alles, was dieſen Glauben hätte erſchüttern können. Er erſchien am Hoflager, nahm Theil an ſeinen Feſten und durchzog mit ihm das Land. Aber im Herzen kochte es, wenn er Varus mit Beil und Ruthenbündeln ſchalten und walten ſah. Zuerſt mit Wenigen im engſten Geheimniß, dann mit Mehreren beſprach er die Möglichkeit die Römer zu bewältigen, die Nothwendigkeit die Freiheit herzuſtellen. Bald gingen dieſe Verbindungen über die Grenzen der Cherusker hinaus, und überzogen das Land zwiſchen Weſer und Rhein. Man ſchmeichelte dem Wahne des Varus, dies wilde Volk gezähmt zu haben, indem man ſich willig, ja dankbar den Formen eines mildern Lebens zu fügen ſchien. In der Stille wartete man auf das Zeichen, daß die Flamme emporſchlagen ſolle.

Alles war genau verabredet. Varus mußte ſeine Heeresmacht vertheilen, wenn es zu einem entſcheidenden Schlage kommen ſollte. Auf Bitten der Verſchworenen ſandte er einzelne Abtheilungen da und dorthin, bald zur Dämpfung angeblicher Empörung, bald als Schutzwachen; dann lockte man ihn in das Land der Cherusker bis in die Gegend der Weſer. Da lief die Kunde ein, auch im Weſten ſei ein Aufſtand ausgebrochen. In bequemer Weiſe ſetzte er ſich in Marſch, noch umgaben ihn Armin und die Verſchworenen; jetzt beurlaubte ſich ein Theil, unter dem Vorgeben Hülfstruppen heranzuziehen. Bis zum letzten Augenblick begleitete Armin den Feind, deſſen Haupt ſchon dem Tode verfallen war. Aber auch Segeſt hatte ihn begleitet. In der Nacht, wenige Stunden vor dem Ausbruche, als man zum letzten Male mit einander aß, erhob er wie ſchon früher ſeine Stimme; er wußte um die Pläne Armins, und wußte was geſchehen war, was noch geſchehen ſollte. Noch einmal warnte er laut und dringend: alles ſei zum Ueberfalle bereit, Ort und Stunde verabredet; er beſchwor den Legaten, wenn er ihm mißtraue, möge er ihn, Armin und die übrigen Fürſten in Verhaft nehmen laſſen, das Volk werde nichts wagen, wenn ihm die Führer fehlten. Varus ſchalt ſeine leere Furcht, dankte ihm für die gute Abſicht und hieß ihn gehen. „Ein Gott“, ſo ruft ein römiſcher Geſchichtsſchreiber aus, „hatte ſein Auge verblendet, und ſeine Sinne verwirrt. Das Unglück ward bei ihm zur Schuld!“

Inzwiſchen hatte es ſchon begonnen. Die Fürſten, welche ſich von Varus getrennt hatten, ließen die vereinzelten römiſchen Abtheilungen niederhauen, dann zogen ſie von allen Seiten mit ihren Aufgeboten heran. Da entwich endlich auch Armin; vom Sturme des Volkszorns wurden die Schwankenden fortgeriſſen, die Widerſtrebenden überwältigt, Segeſt und der ihm gleich geſinnte Bojokal, Fürſt der Ampſivaren, in Feſſeln gelegt.

Es iſt ſchwer zu beſtimmen, von welchem Punkte der Marſch des Varus begann. Er ſtand in einem Abſchnitte des oft betretenen Berglandes, zwiſchen der Werre und Emmer, die Weſer hatte er im Rücken, vor ſich den Osning und die Egge, zwiſchen denen die Dörenſchlucht den Eingang in die Senne und das Tiefland eröffnet. Auf dieſem Wege konnte er das Caſtell Aliſo, von da auf der Lippe'ſchen Heerſtraße den Rhein erreichen. In läſſiger Ordnung zogen die Legionen durch das dunkele Waldgebiet. Der Troß, Weiber, Kinder und Sclaven, Wagen und Laſtthiere mit Gepäck aller Art, machten ihre Bewegungen auf dem ſchwierigen Boden noch unſicherer. Doch man meinte ja in Freundes Land zu ſein. Mühſelig wand man ſich durch die Bergſchluchten, die Axt mußte den Weg durch das Geſtrüpp lichten, oder Menſchen und Thiere drängten ſich ungeduldig hindurch, und brechende Zweige ſtürzten krachend auf ſie nieder. Dahinter ſperrten rieſige Baumſtämme den Pfad, vor denen der Zug ſtockte, wie ein gehemmter Strom; ſie mußten zur Seite geſchafft werden. In überwachſenen Erdriſſen hatte ſich das Moorwaſſer zum Bache geſammelt, oder in hundert kleinen Rinnen durchzog es den weichen Boden, und in Eile mußte ein Steg angelegt werden. Glück's genug, wenn man hinüber kam, wenn er unter der nachdrängenden Laſt nicht zuſammen brach, oder Menſchen und Thiere in die Erdſpalten ſich hinabſtießen. Der Herbſtſturm brauſte durch den Wald, es war um den 7. September des Jahres 9. v. Chr., heftige Regengüſſe fielen hernieder, gegen die das Laubdach bald nicht mehr ſchützte. Unmuth und Unordnung nahmen Ueberhand.

Die Lage der Römer war gefährlich, bald ward ſie verzweifelt. Schon zeigten ſich die Germanen von vorn, im Rücken, dann brachen ſie von allen Seiten aus den wohlbekannten Waldpfaden unter lautem Schlachtruf hervor. Zuerſt überſchütteten ſie den Feind mit Wurfgeſchoſſen, dann umdrängten ſie ihn näher und näher. Unter fortgeſetzten Angriffen ſchlugen die Römer am Abend des erſten Tages an einer offenen Stelle das Lager auf. Was irgend entbehrlich war, verbrannten ſie, anderes ließen ſie im Stich, und ſchickten ſich am folgenden und noch einem dritten Tage zum Todesmarſche an. Umſonſt waren die Verſuche auf lichteren Waldſtellen die Germanen in geordneter Schlachtreihe zurück zu werfen. Es war nicht möglich, die eigenen Streitkräfte zu entfalten, ſie geriethen nur in heilloſere Unordnung.

Die Soldaten verwickelten ſich im Geſtrüpp, ſie ſtürzten über Wurzeln und Baumſtämme zu Boden, ſie verſanken in die ſchlammig aufgelöſte Erde, die Fußgänger fielen unter den Huſen der Reiter, ſie konnten Wurfſpieß und Schild nicht mehr führen, im anhaltenden Regen erſchlaffte die Bogenſehne. Die ſonſt ſo ſiegreichen Waffen verſagten den gewohnten Dienſt; da ſenkten die römiſchen Adler die Flügel.

Umſonſt hatten Varus und ſeine Legaten dem Verderben zu wehren geſucht, ihre Stimme verhallte ungehört. Aber todtverkündend erblickte man auf der Höhe eines Hügels Armin's Geſtalt, man vernahm ſeinen wilden Ruf. Als Varus, ſelbſt ſchwer verwundet, ſah, wie die Legionen vor einem verachteten Feinde faſt wehrlos fielen, erkannte er, die Stunde ſei gekommen, als Römer zu ſterben, da er als Römer nicht zu ſiegen vermocht hatte. Er gedachte, wie in den Bürgerkriegen ſein Vater bei Philippi, ſein Großvater bei Pharſalus, um den Feinden zu entgehen, ſich in ihr Schwert geſtürzt hatten, und ſo gab auch er ſich den Tod mit eigener Hand im Teutoburger Walde. Seinem Beiſpiele folgten andere Führer. Da ergriff den Reſt der drei Legionen dumpfe Verzweiflung, lautlos ließen ſie ſich hinwürgen, wurden zu Boden getreten, gefangen. Zwei Adler wurden erbeutet, einer von Bructerern, der zweite von Marſen, den dritten brach der Träger von der Stange, barg ihn im Gürtel und entfloh in den Sumpf. Nun begannen die Thaten wilder Rache, die Cherusker brachten ein Todtenopfer. Tribunen und Centurionen wurden vor heiligen Altären geſchlachtet, Gefangene an Baumäſten und Galgen aufgehängt oder in Moorgruben geworfen, die abgeſchlagenen Häupter anderer an Baumſtämme genagelt, dazwiſchen die erbeuteten Feldzeichen der Römer als Weihegeſchenke aufgehängt. Der Leiche des Varus hatten die Soldaten mitten in furchtbarer Bedrängniß noch die letzte Ehre des Verbrennens erweiſen wollen, dann, als ſie aufgeſchreckt wurden, verſucht, ſie in den Sumpf zu verſenken. Gräßlich war ſie entſtellt, als die Germanen ſie hervorzogen und das Haupt des Verhaßteſten aller Feinde abſchlugen und als höchſtes Siegeszeichen emporhoben. Um dieſe Greuel nicht zu ſehen, ſchlug der gefangene Caldus Caelius die gefeſſelten Hände gegen das Haupt und zerſchmetterte ſich das Gehirn.

Die lang eingedämmte Naturkraft eines freien Volkes, das geknechtet werden ſollte, durchbrach furchtbar die Schranken. Als die Wuth ſich zu legen begann, verfuhr man mit den Gefangenen glimpflich; noch in ſpäteren Jahren lebten einſt vornehme Römer im Innern des Landes als Knechte und Hirten im Hauſe und auf den Aeckern der Germanen. Manchem gelang es, aus den furchtbaren Waldungen zu entkommen; einige Reiterſchaaren erreichten das Tiefland und flohen dem Rheine zu.

Alle feſten Plätze der Römer rechts des Rheins fielen auf den erſten Anlauf, nur Aliſo nicht, deſſen Beſatzung ſich nach tapferer Gegenwehr durchſchlug. Auch jenſeits des Stromes hallte der furchtbare Schlag wieder, auch hier erinnerte man ſich der alten Freiheit. In der Stadt der Ubier zerriß Segeſt's Sohn Segimund die römiſche Prieſterbinde und entfloh in die Wälder.

Als die Nachricht nach Rom kam, drei Legionen, drei Reitergeſchwader und ſechs Cohorten ſeien von den Germanen vernichtet, zwei Adler erbeutet, der Proconſul und ſeine Legaten als Opfer gefallen und alles jenſeits des Rheins verloren, erneuerten ſich die cimbriſchen Schrecken. Schon ſah man Germanen die Grenzwehren durchbrechen, Gallien überfluthen, oder mit den kaum unterworfenen Pannoniern im Bunde. Auguſtus meinte das Werk ſeines Lebens gefährdet, er befürchtete einen Aufſtand. Alle Germanen und Gallier, die ſich in Rom befanden, mußten die Stadt verlaſſen, auch die, welche in der Leibwache waren; eine neue Aushebung von Truppen wurde gehalten, die eiligſt dem Rhein zuzogen; der Kaiſer gelobte, wie in den ſchlimmſten Zeiten, dem hohen Jupiter heilige Spiele, wenn der Staat gerettet werde.

In der erſten Beſtürzung täuſchten ſich die Römer über die Natur des germaniſchen Aufſtandes. Unendlich viel hatten die Germanen gewonnen, aber ſie keineswegs Alles verloren; das linke Rheinufer ward im Gehorſam erhalten. Die Sieger thaten nicht einmal, was ſie früher ſo oft gethan hatten, ſie überſchritten den Fluß nicht, als ſie von umfaſſenden Vertheidigungsmaßregeln hörten. Nichts beweiſt mehr den gewaltigen Eindruck, den die Römer gemacht hatten. Auch fehlte viel, daß ſich nur die weſtlichen Völker alle erhoben hätten. Dieſes Mal war es kein dahinbrauſender Völkerſtrom, kein überlegter Eroberungszug, es war eine That der Befreiung, der Rettung, zu der ſich ein in den Wurzeln ſeines Daſeins ſchwer verletztes Volk erhob. Sitte und Weiſe der Väter wollte es auf ſeinem Boden frei bewahren; zufrieden, das Nothwendigſte erreicht zu haben, verzichtete es auf den Ruhm einer offenen Schlacht, was ihm die Römer als Heimtücke am wenigſten verzeihen konnten. Dennoch war es eine That von weltgeſchichtlicher Bedeutung. Hinter dem Rhein behaupteten ſich die Germanen ſeit der Teutoburger Schlacht in ihrem urſprünglichem Leben, ſie wahrten ſich vor dem Geſchicke der Gallier, und gewannen die Zukunft.

Wilhelm, regierender Graf zu Lippe-Schaumburg,

ein patriotiſcher Regent.

Von A. Freiherrn v. Gold.

Wilhelm, Graf zu Lippe, zweiter Sohn des regierenden Grafen zu Lippe-Schaumburg, ward geboren am 9. Januar 1724 zu London, wo ſeine Mutter, Tochter Georg I. und der Herzogin von Kendal, getrennt von ihrem Gatten, ſich aufhielt. Er verlor ſie, als er noch Kind war und kam früh ſchon unter männliche Leitung; ſie war eine würdige. Mit außerordentlichen Anlagen, ja den außerordentlichſten an Leib und Seele, hätte ſeine wilde Lebendigkeit ihn leicht in Abgründe geſtürzt, während ſie jetzt nur bis an den Rand des Abgrundes ihn führte, denn ſeine Wildheit wurde, wenn nicht gezügelt, ſo doch geleitet von der milden Macht ſeiner Führer, die ernſte Wiſſenſchaft ihm zeitig lieb machten. Er überragte als Knabe ſchon alle ſeine Altersgenoſſen an Kraft und Größe, an Können und Wiſſen, er ritt, focht, ſchwamm meiſterhaft, leiſtete Ungewöhnliches in Muſik und Malerei, ſprach und verſtand Engliſch und Franzöſiſch bis zur Vollendung, lernte, als er es bedurfte, leicht Italieniſch und Portugieſiſch, nur in der deutſchen Sprache nach der damaligen leidigen Sitte brachte er es, wie viel Mühe er auch in ſpäteren Jahren daran wandte, nie zur ſichern Herrſchaft. Aus ſeiner Kindheit iſt nur ein Zug bekannt, der aber charakteriſtiſch iſt. Er war ſchön wie ein Liebesgott und wurde deshalb oft geliebkoſt und gerühmt; da kommt er eines Tages, das Antlitz braun gefärbt vom Saft unreifer Wallnüſſe, deren Färbung erſt nach langer Zeit vergeht, und als der Vater erzürnt ihn nach dem Grunde frägt, ſagt er ſtolz: „Ich will nicht ſchön ſein wie ein Mädchen, ich bin ein Junge.“

Sein Vater vermählte ſich zum zweiten Male; dies, ſowie ſeine künftige Beſtimmung führte ihn wieder aus dem väterlichen Hauſe, in das er nach dem Tode der Mutter zurückgekehrt war. Er war der zweite Sohn und für *den* hielt man den Kriegsdienſt für den einzig möglichen Beruf; für den Grafen wäre er's geweſen, auch wenn er der Erſtgeborene war, er blieb es ihm, als ſein Bruder ſtarb und die Erbfolge auf ihn überging, er blieb es ihm, als ſein Vater ſtarb und die Regierung auf ihn überging. Im achtzehnten Jahre ward er Fähnrich bei der engliſchen Leibgarde, aber nur auf kurze Zeit, denn da ſein Bruder ſtarb, rief ſein Vater den künftigen Regenten zurück nach ſeiner Reſidenz Bückeburg. Hofluſt war keine Lebensluſt für den Grafen Wilhelm, am wenigſten war es die Bückeburger. Willkür und Pracht, Ueppigkeit und Verſchwendung war da heimiſch, und ob der Sohn auch mit keinem Worte ſeinen Unmuth ausſprach, daß er gar nicht ſprach, das ſprach laut; er ward dem Vater, er ward dem ganzen Hofe läſtig. Er ging in holländiſche Dienſte, bald aber nach England in den Seedienſt; hier wollte er der Seekrankheit trotzen, aber ſie warf ihn nieder, da gab er ein Element auf, das ihn unterwarf, kämpfte im kaiſerlichen Heere gegen die Türken, ſtürzte ſich aber dort ſo tollkühn in Gefahr, daß man beſorgt ihn vom Heer entfernte. Jetzt ging er auf Reiſen; ein brennender Ehrgeiz erfüllte ihn, er wollte Ungewöhnliches lernen und leiſten und weil das gewöhnliche Leben dazu keine Gelegenheit bot, ſo ſchaffte er ſie gewaltſam. Da geſchah manches, das nicht nur an Thorheit grenzte, das wohl über die Grenze hinausging. Was für unthunlich gehalten wurde, das that er; er ritt rückwärts in einem Ritt von London nach Edinburg; er machte große Reiſen ohne einen Pfennig Geld, ſich durchbettelnd; er warf ſich in Banditenkämpfe und beſtand ſie; bei Regensburg, wo die Donau beſonders reißend iſt, ſah er in die ſtrudelnden Wellen, von den Umſtehenden ſagte einer, auch der beſte Schwimmer kann hier nicht durchſchwimmen, in demſelben Augenblicke ſtürzte der Graf ſich hinein und erreichte die Mitte des Stroms; da überwältigte ihn der Strudel, er verſank und ward nur mit Mühe gerettet. Aehnlich erging es ihm im Leben, er ſtürzte ſich oft in den Strudel, ging in keinem zu Grunde, ging immer geſund daraus hervor und ſtürzte ſich von Neuem hinein. Da ſtarb plötzlich ſein Vater, er trat die Regierung des Landes an.

Was lange in ihm geglimmt und geglüht, der verzehrende Grimm über die Wirthſchaft am Hofe, über die geſchmackloſe Pracht der Bauten, über den ſteifen und doch üppigen Prunk der Feſte, über den Glanz der müßigen Dienerſchaft, über die Koſtſpieligkeit der faden Hofämter, das Alles brach in zerſtörender Flamme, im verheerenden Sturm plötzlich hervor; nicht abgetragen, zertrümmert wurden die Paläſte, vernichtet die theuern Möbel und Gefäße; nicht entlaſſen, fortgejagt wurden die Diener, die Beamten. Die Trümmer durften nicht weggeräumt werden, ſie mußten liegen bleiben als „Wahr- und Warnungszeichen." Was er als ſeine Lebensaufgabe erkannt hatte, dafür wollte er jetzt wirken; den Krieg in ein Syſtem bringen und dadurch für den Frieden arbeiten. Er hielt den Krieg für ein Uebel, für unſittlich; ihn erſchweren, den Angreifer bedenklich, die Gefahr des Angriffs erſchreckend groß machen, das ſtellte er ſich zur Aufgabe, darauf wollte er alle Mittel an Macht, Geiſt und Geld verwenden, die ihm zu Gebot ſtanden. Noch hielt er ſich nicht reif genug für eine ſo große Aufgabe, darum ging er von Neuem auf Reiſen, um Kenntniß und Erfahrung zu ſammeln; zuerſt nach Berlin, um da vom großen König zu lernen. Bald erregte er deſſen Aufmerkſamkeit, ja Zuneigung, die ihm blieb, ſo lange er lebte, und durch mannigfache Beweiſe, auch durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens zu erkennen gegeben wurde. Des Grafen Kenntniſſe erregten die Bewunderung der Academie, die ihn zum Ehrenmitglied ernannte; ſeine Reiterkünſte, ſeine Körperkräfte brachten die Jugend zum Staunen, er ſetzte mit dem Pferde über Gräben und Kanäle, die dazu angelegt waren, daß kein Pferd darüberſetzen ſollte, er ſprang ohne Springſtock mannshoch, aller Orten ſuchte er kriegskundige Männer auf, um von ihnen zu lernen, verarbeitete das Erlernte in höchſter Zurückgezogenheit und kehrte nach drei Jahren anhaltenden Fleißes nach Bückeburg heim, um dort in's Werk zu ſetzen, was er an Ideen und Erfahrungen geſammelt; es galt, durch die That voranzugehen auf dem Wege, den er als den richtigen erkannt. Sein Grundſatz war: Sollte das Land ſich gegen einen mächtigen Angreifer vertheidigen, ſo müßte es das aus eigener Kraft, mit den eigenen Landeskindern, nicht mit geworbenen Söldnern thun, darum ſchaffte er in ſeinem Lande das Werbeſyſtem ab und führte allgemeine Wehrpflicht ein. Das erregte im eigenen Lande die höchſte Mißſtimmung, im Auslande die höchſte Mißbilligung. Das eigene Land beruhigte ſich zuerſt; allgemein galt damals der Soldatenſtand für einen Sklavenſtand, deſſen unglückliche Mitglieder bei karger Koſt und reichlichen Schlägen ſo lange gebraucht und mißbraucht wurden, bis Schwäche oder Alter ſie unbrauchbar gemacht und ſie zum Bettelſtabe greifen mußten; als die Soldaten und ihre Angehörigen ſich aber mit der Zeit überzeugten, daß das lippeſche Militair gut gekleidet und reichlich beköſtigt, auskömmlich beſoldet und menſchlich behandelt, nach der feſtgeſetzten Dienſtzeit pünktlich entlaſſen, oder wenn ſie arbeitsunfähig geworden, treulich für ſie geſorgt wurde, da hörte die Mißſtimmung im dem Lande auf, die Soldaten ſahen ihren Stand nicht mehr als eine Qual, ſondern als eine Ehre an. Wenn ſie ſich mit den Kriegern der Nachbarſtaaten verglichen, ſo erſchien ihnen das Loos derſelben jämmerlich gegen das ihrige und ſie ſagten mit ſtolzem Selbſtgefühl: Wir ſind lippeſche Soldaten.

Ehrgefühl zu ſchonen, wo er's fand, es zu wecken, wo es fehlte, machte ſich Graf Wilhelm zur ſteten Aufgabe und wenn ſeine Soldaten ſchon dadurch ſich geehrt fühlten, daß ſie nicht, wie die anderer Heere, geworbenes, vielfach deſertirtes, nichtsnutziges Geſindel, ſondern lauter Landsleute neben ſich hatten, die unbeſcholten waren und von denen viele ſich in den beſten bürgerlichen Verhältniſſen befanden, — ſo wurde dies Gefühl befördert durch die väterliche Weiſe, in der ihr Landesherr mit ihnen verkehrte, durch die höfliche Behandlung, die er den Offizieren zur Pflicht machte. Außerdem war das Kriegsmaterial vortrefflich, Bekleidung und Bewaffnung waren nur für den Dienſt im Felde, nicht für die Parade berechnet; das Fußvolk (lauter Jäger), war für leichte Bewegung eingerichtet, die Reiterei dagegen, zum Durchbruch der Maſſen beſtimmt, war ſchwarz und ſchwer gepanzert und bewaffnet; ſie ritt lauter kräftige Hengſte und trug Küraſſe und Helme von gebranntem Leder. Bisher hatten ſeine Soldaten nur Aufſehen erregt, aber nirgends Anerkennung gefunden, „eine Spielerei, koſtbar im Frieden und unbrauchbar für den Krieg, der erſte Feldzug wird ihre völlige Unbrauchbarkeit erweiſen!" ſo urtheilten die Offiziere der Nachbarſtaaten über ſeine Krieger; ſie wurden in der Regel nicht lippeſche, ſondern läppiſche Soldaten genannt; ihre Offiziere vermieden deshalb gern eine Berührung mit den Kameraden der anderen Heere, denn ſie führte faſt immer zu Zweikämpfen, die der Graf durchaus mißbilligte und ſtreng beſtrafte; ein Feldzug wurde daher von allen erſehnt, um durch die That zu beweiſen, daß ſie Krieger für den Krieg ſeien. Die Gelegenheit dazu zeigte ſich bald; der ſiebenjährige Krieg verwickelte den König von England (zugleich Kurfürſt von Hannover), als Bundesgenoſſen Preußens in jenen großen Kampf. Die hannöverſchen Lande waren durch ihre Lage den Angriffen Frankreichs zunächſt ausgeſetzt. Der Graf, durch ſeine Verwandtſchaft mit dem König und Kurfürſten und dem Aufenthalt an ſeinem Hofe näher bekannt und erkannt, wurde, nach vorgängiger Berathung mit Friedrich dem Großen, zum hannöverſchen General-Feldzeugmeiſter ernannt, und ſeine Truppen wurden gegen engliſche Subſidien mit den hannöverſchen verbunden. Bald waren die lippeſchen Jäger der Schrecken der Feinde; überall, da, wo man ſie am wenigſten vermuthete, nahmen ſie Geſchütze, Vorräthe, Kaſſen, befreiten Gefangene und zeigten ſich, oft völlig unerwartet, ſelbſt im Rücken der feindlichen Armee, ſo daß es hieß, Lippe ſei ein Hexenmeiſter, der ſeine Jäger unſichtbar machen könne; ſeine ſchweren Reiter galten für unverwundbar und unüberwindlich, ſie wurden von den franzöſiſchen Soldaten nur les hommes de fer genannt und erregten eine Art geſpenſtiger Furcht. Doch war des Grafen Stellung zu untergeordnet, die Zahl ſeiner Truppen zu gering, als daß beide hätten weſentlich zur Entſcheidung beitragen können; der engliſche Oberfeldherr ſchien unfähig, das engliſche Miniſterium feil, die ſchmähliche Convention von Kloſter Seven verurtheilte die Armee und mit ihr den Grafen Wilhelm zur Unthätigkeit, aber ihn nur zur ſcheinbaren. Er zog ſich in die Nähe von Hamburg auf's Land zurück. Ueberzeugt, daß der Kampf bald und zwar auf demſelben Felde wieder beginnen werde, ſtudirte er den geahnten Kriegsſchauplatz mit höchſter Sorgfalt; ſeine Ahnung erfüllte ſich vollſtändig. Jetzt unter einem neuen, fähigen Führer, dem Herzog Ferdinand von Braunſchweig, konnte auch er ſeine Fähigkeiten glänzend entwickeln. Er wurde zum Chef der Artillerie ernannt und leiſtete mit Rath und That Außerordentliches. Oft ſetzte er ſich perſönlich den größten Gefahren aus, und wenn ſeine Kühnheit den Franzoſen, die es beſonders auf ihn abgeſehen hatten, öfters Gelegenheit zu bieten ſchien, ihn abzuſchneiden und gefangen zu nehmen, ſo befreite eben dieſe Kühnheit ihn jedesmal wieder, auch da, wo er unrettbar verloren ſchien.

Während des Feldzuges forderte ein kaiſerliches Mandat ihn als Reichsfürſten auf, ſeine Waffen von denen der Verbündeten zu trennen und ſie gegen den Reichsfeind, den König von Preußen zu richten, widrigenfalls er in die Reichsacht, alſo für vogelfrei erklärt werden würde. Die anderen Fürſten, mit ihm in gleicher Lage und auf gleiche Weiſe aufgefordert und bedroht, verlachten die Aufforderung und die Drohung, ohne ſonſt irgend Notiz davon zu nehmen; er aber rechtfertigte ſein Verfahren bei der Reichsverſammlung in einem ſelbſtverfaßten Schreiben, das großes Aufſehen erregte, eben ſo ſehr durch den hohen Freimuth, als durch die beſonnene, ſelbſt ehrerbietige Sprache, mit der es die ſtärkſten Wahrheiten ſagte.

In der Schlacht bei Minden hatte er, nach dem Urtheile des Feldherrn, am glorreichen Siege den größten Antheil; er legte beim Richten des Geſchützes fortwährend Hand mit an, war unermüdet und unausgeſetzt thätig, gönnte ſelbſt, als die Schlacht beendet war und die Krieger, erſchöpft von ihren Anſtrengungen, faſt umfielen, ſich keine Ruhe; bis in die Nacht hinein blieb er thätig und hülfreich, um für die Unterbringung der Gefangenen und Verwundeten zu ſorgen. Bald darauf nahm er Marburg ein; er hatte, was kein Menſch für möglich gehalten, Geſchütz auf die ſteilen Berge, welche die Stadt beherrſchen, bringen laſſen oder richtiger gebracht, denn er ſelbſt hatte Hand mit angelegt, hatte gleich den gemeinen Soldaten gezogen, geſtoßen, gehoben und durch ſein Beiſpiel die Leute zur größten Kraftanſtrengung getrieben. Von dort eilte er zur Belagerung von Münſter. Das war eine mißliche Aufgabe; die Beſatzung war ſtärker als das Belagerungscorps, überdies eilte eine franzöſiſche ſtarke Heeresabtheilung unter General Armentieres zum Entſatz der Feſtung herbei. Lippe befand ſich in augenblicklicher Gefahr, von zwiefacher Uebermacht, von vorn und von hinten angegriffen und vernichtet zu werden, da eilte er in nächtlicher Stille dem General entgegen, ſchlug und verjagte deſſen Corps und ſtand ſchon wieder vor Münſter, ehe die Beſatzung etwas von der Annäherung der Hülfe geahnt. Bei der nun eröffneten Belagerung ſtand er in den Laufgräben mitten im heftigſten Kugelregen, da tritt ein lippeſcher Soldat vor ihn hin, ſchilt ihn mit harten Worten, daß er hier ſein Leben ausſetze, das ſei ein Platz für einen Soldaten, aber nicht für den Feldherrn, packt ihn mit derber Fauſt, ſchiebt ihn bei Seite und ſtellt ſich an ſeinen Platz. In demſelben Augenblick reißt eine Kanonenkugel dem Soldaten den Kopf weg. Sinnend ſtand der Graf einen Moment ſtill und nahm dann, als ſei nichts vorgefallen, den vorigen Platz wieder ein. Da die Feſtung keiner Aufforderung Gehör gab, befahl er ihre Beſchießung aus allen Geſchützen; die Stadt gerieth in Brand, das Feuer verbreitete ſich mit raſender Wuth. Von einer Anhöhe herab ſah der Graf das Elend, die Verzweiflung der Bürger, Thränen ſtürzten ihm aus den Augen; in dem Augenblick wurde eine weiße Fahne aufgeſteckt, die Stadt ergab ſich, er rückte mit ſeinen Truppen ein und half löſchen und retten.

Wie mild der Graf gegen Unglückliche, wie wohlwollend er gegen Untergebene war, ſo wenig war er beides gegen Anmaßung und Dünkel; da war es ihm eine Freude, die Anmaßenden in ihrer ganzen Blöße hinzuſtellen. Streng in ſeinen Forderungen gegen ſich, war er es auch gegen andere; ſelbſt ohne Furcht, duldete er ſie bei keinem und ſtellte die Offiziere zuweilen auf wunderliche Proben. So hatte er einſt im Lager viele von ihnen zum Mittageſſen eingeladen. Plötzlich erdröhnt während der Tafel ganz in der Nähe Kanonendonner, die Offiziere erkannten an dem Schall ſogleich, daß das keine blinden, ſondern ſcharfe, d. h. mit Kugeln geladene Schüſſe waren, ſprangen auf und riefen: „Die Franzoſen ſind da!" Der Graf blieb ſitzen, ſpeiſte ruhig weiter und ſagte lächelnd: „Wenn die Franzoſen da wären, müßte ich auch etwas davon wiſſen, bitte meine Herren, laſſen Sie ſich nicht ſtören." Man ſetzte ſich wieder hin; als aber das Schießen von Neuem begann, als es immer ſtärker wurde, als einzelne Kugeln die Zeltſpitze trafen, andere die Leinewand in der Höhe in Stücke riſſen, erhoben ſich die Herren von Neuem und riefen: „Die Franzoſen müſſen ganz in der Nähe ſein!" Und zum zweiten Male ſagte der Graf: „Wenn die Franzoſen hier wären, wüßte ich auch etwas davon, ich bitte, laſſen Sie ſich nicht ſtören!" Da ſetzten die Herren ſich wieder hin, die wunderliche Tafelmuſik währte bis zum Ende der Tafel, aber Speiſen und Weine mundeten nicht, einer ſah den andern fragend an; der Graf blieb, als ſei dabei nichts beſonderes, ein aufmerkſamer Wirth. Nach aufgehobener Tafel führte er die Herren vor das Zelt, zeigte ihnen auf einer Anhöhe vor dem Lager ſein ſämmtliches Geſchütz, das dort aufgefahren ſtand und ſagte: „Ich wollte Ihnen eine kleine Probe von der Geſchicklichkeit meiner Artilleriſten geben und habe ſie deshalb während der Tafel nach der Spitze meines Zeltes ſchießen laſſen." Die Herren fanden den Gedanken originell, als ſie aber unter ſich waren, ſagten ſie: „Will er ſich todtſchießen laſſen, mag er's in des Teufels Namen thun, aber wir haben keine Luſt, auf ſo hundsföttiſche Weiſe um's Leben zu kommen!" Bei ſeinen Artilleriſten erzeugte aber dieſer Beweis von Zutrauen hohe Freude und ſtolzes Selbſtbewußtſein, wie denn überhaupt die Anhänglichkeit und die Begeiſterung der gemeinen Soldaten eben ſo groß war, als der Groll und die Mißgunſt der höheren Offiziere. Das wäre ein Uebelſtand geweſen, wenn er Oberfeldherr war, es war ein doppelter, da Manche im Heere an Rang ihm gleich und über ihm ſtanden. Er überragte Alle in Rath und That, in Einſicht und Wiſſen und machte daraus kein Hehl. Gewohnt, in ſeinem Lande der Erſte zu ſein, war er an Unterwürfigkeit gewöhnt und nur da geneigt, ſie zu erlaſſen, wo man ſie freiwillig ihm entgegenbrachte, wo man Miene machte, ſie zu verſagen, da forderte er ſie mit Entſchiedenheit und Härte. Dies Fordern von der einen und Verſagen von der andern Seite führte allerlei Störungen herbei und erzeugte Verhältniſſe, die auf die Dauer unhaltbar wurden; ſie drohten, den Grafen für ſeinen entſchiedenen Beruf, für den Kriegsberuf unbrauchbar zu machen; da fand ſich eine Stellung, die für ihn wie geſchaffen war und er für ſie.

Frankreich hatte ſeine bedeutendſten Heerführer, ſeine beſten Truppen den Verbündeten in Deutſchland entgegengeſtellt, und hatte keine Erfolge erreicht, oder doch nur ſolche, die von den bald darauf erlittenen Niederlagen in Vergeſſenheit gebracht wurden, da verhieß ihm ein Einbruch in Portugal raſchen ſichern Erfolg. Dies Land, durch die Verhältniſſe an die Bundesgenoſſenſchaft Englands gewieſen, war dadurch zum Gegner Frankreichs geworden; iſolirt und hülflos, in ſeinen Finanzen zerrüttet, in ſeiner Verwaltung verwahrloſt, in ſeiner Heerverfaſſung heruntergekommen, ſchien es den verbündeten Höfen von Frankreich und Spanien am Wege zu liegen, wie eine Beute, nach der man nur die Hand auszuſtrecken braucht, um ſie ohne Mühe davon zu tragen. Die ſpaniſche Kriegsmacht, der portugieſiſchen an Zahl und Zucht, an Macht und Muth ohnedies vielfach überlegen, wurde durch eine franzöſiſche Armee verſtärkt, und rückte in Eilmärſchen an die portugieſiſche Gränze; zugleich erging an den König von Portugal eine Note, die in hohem, höhnenden Ton ihm ſeine Verblendung zum Vorwurf machte und die Erniedrigung, die er durch ſolche Bundesgenoſſenſchaft auf ſich lade; von ſolchem Joche wollten die verbündeten Höfe ihn befreien. Der König ſchloß ſich um ſo feſter an England und erwiederte jene herabwürdigende Note durch eine Kriegserklärung; er hatte von dem, was zur Kriegführung nöthig war, Nichts, und erwartete Alles von England; er täuſchte ſich nicht. England ſchenkte ihm: einen Mann, und mit ihm Alles, es bewog den Grafen Wilhelm nach Portugal zu gehen, und dort die Stelle des Oberfeldherrn anzunehmen. Im Frühjahr 1762 ging er über England nach Portugal; als er dort an's Land trat, wurde er, wie ein rettender Engel, von der Bevölkerung mit Jubel empfangen, mit Ehrenbezeugungen überhäuft und im Triumph nach Liſſabon geleitet. Der Ruf ſeiner Thaten war ihm vorangegangen und hatte der muthloſen, verzagten Nation ſchnell eine fröhliche ſiegesgewiſſe Zuverſicht gegeben, die jetzt jede Gefahr ſchon beſeitigt glaubte, und die kaum weniger gefährlich war als die frühere Verzagtheit; denn eine wie die andere Schwäche ertödtete die Beſonnenheit, die Kraft zum Handeln. Er beachtete die allgemeine Begeiſterung ſo wenig, als ginge ſie ihn gar nichts an, einfach und anſpruchslos in ſeinem Weſen, hielt er dennoch durch die gebietende Hoheit ſeiner Erſcheinung Alle, ſelbſt den König nicht ausgenommen, in einer gewiſſen ehrerbietigen Entfernung. Dieſer ernannte ihn zum Feldmarſchall mit einem Gehalte von 20,000 Thalern, und ſandte ihm die dreifache Summe zur erſten Einrichtung. Der neue Feldmarſchall wies jedes Gehalt zurück, nahm von der zugeſandten Summe ſo viel als die Feldmarſchalls-Uniform koſtete, bezahlte damit den Schneider und ſchenkte den Reſt an die Militairkaſſe, um mit demſelben den Soldaten ihren rückſtändigen Sold auszuzahlen: das zog ihm die dankbare Verehrung derſelben, aber zugleich den giftigen Haß der höhern Beamten und Offiziere zu; ſolche Uneigennützigkeit war unerhört! mußte man nicht von einem ſolchen Mann erwarten, daß er mindeſtens, wenn auch nicht eine ähnliche, ſo doch die ſtrengſte Redlichkeit von allen Untergebenen verlangen würde? und er verlangte ſie; freilich ohne ſie zu erreichen. Er hatte auf große Schwierigkeiten gerechnet, aber ſie überſtiegen jede Berechnung. Die ſogenannte Armee beſtand aus einem zerlumpten undiſciplinirten Haufen, der in den Dörfern ſtahl, raubte und plünderte, in der Hauptſtadt in den Häuſern, auf Straßen und Plätzen bettelte. Das geſchah nicht allein von den Soldaten außer dem Dienſt, das geſchah von den Schildwachen vor der Hauptwache und vor Königs Palais; das geſchah ſogar in Reih' und Glied! gemeinſam mit den Offizieren! In feierlicher Prozeſſion zog bald dieſes, bald jenes Regiment durch die Straßen, Gewehr oder Degen in der einen Hand, die andere ausgeſtreckt zur demüthigen Bitte um ein kleines Almoſen! Nur die höher geſtellten Beamten und Offiziere wurden bezahlt oder machten ſich bezahlt durch Beſtechungen, die ſie annahmen, durch Erpreſſungen, die ſie ausübten, durch Unterſchlagungen von Sold und Gehalt; die Offiziere der unteren Grade, die dazu nicht Macht und Gelegenheit hatten, trieben dagegen ſämmtlich ein Nebengeſchäft: ſie halfen ihren Frauen beim Hökern oder beim Waſchen für vornehme Häuſer, indem ſie die ſchmutzige Wäſche abholten und die gereinigte überbrachten, ſie friſirten und raſirten, ſie putzten Stiefeln und verrichteten ähnliche Dienſte oft beim Kommandeur ihres Regiments.

Graf Wilhelm ſpeiſte eines Tages bei dem portugieſiſchen General Grafen von Artos, da ſah er, daß heute an ſeinem Stuhl ein Rittmeiſter mit der Serviette unter dem Arm ihm den Teller wechſeln wollte. Er ſprang auf, holte einen Stuhl, ſetzte ihn zwiſchen dem ſeinen und dem des Generals und beſtand darauf, daß der Rittmeiſter, der bisher in ſeinen freien Stunden Bedientendienſte beim General verrichtet, ſich zu ihnen ſetzen mußte. Das erregte ungemeines Aufſehen, wurde durch's ganze Land beſprochen und vermehrte die Begeiſterung der untern und den Haß der höhern Stände; doch fehlte es auch in den untern Ständen nicht an ſolchen, die ihn haßten und deren Haß ſo weit ging, daß ſie ſeinem Leben nachſtellten. Die Geiſtlichkeit fand es unerträglich, daß ein Ketzer die Armee befehligte, ſie hätten ſich lieber den katholiſchen Spaniern unterworfen, als das Land durch einen lutheriſchen

General retten laſſen, der ihre Vorurtheile nicht theilte und nicht ſchonte. Bei der Befeſtigung der Hauptſtadt ſollte eine Kapelle weggeriſſen werden, die Geiſtlichkeit proteſtirte; als auf dieſen Proteſt nicht geachtet, die Kapelle eingeriſſen und der Bau der Feſtung fortgeſetzt wurde, verkündeten die Geiſtlichen, die Jungfrau Maria würde ein Wunder thun und den Bau verhindern. Der Graf ließ ſich dadurch nicht ſtören, verdoppelte aber ſeine Wachſamkeit; da hörte er eines Tages wüſtes Geſchrei, alle Arbeiter verließen ihre Arbeit, alle Soldaten ihre Poſten und flüchteten in wilder Flucht; aus einem Schacht, hieß es, ſtürze Rauch in die Höhe, dort läge das Pulver zu den Minen, die Jungfrau würde zur Strafe des Frevels die ganze Feſtung auffliegen laſſen. Der Graf blieb unbewegt; zum Entſetzen aller ſtieg er ganz allein in den Schacht, fand da eine brennende Lunte, trat ſie aus, verſicherte, es habe keine Gefahr, und befahl an die Arbeit und auf den Poſten zurückzukehren. Wenige Tage darauf ſtand er im Lager im Geſpräch mit einigen Offizieren, da drang, ohne daß man einen Schuß hörte, eine Flintenkugel durch ſeinen Hut, und gleich darauf eine durch ſeinen Kragen; die Offiziere für ihn und ſich beſorgt, drangen in ihn, den Platz zu verlaſſen, weil ein Verräther aus irgend einem Verſteck wahrſcheinlich mit einer Windbüchſe auf ihn ſchieße; er aber blieb ruhig ſtehen und ſagte: erſt muß ich wiſſen, wo die Kugeln herkommen! er ſpähte ſcharf umher, da pfiff wieder eine Kugel bei ihm vorbei, er bemerkte, daß ſie aus einem Zelt gekommen, deſſen Leinwand ſich ein wenig bewegte, eilte darauf los und fand einen Soldaten eben beſchäftigt, eine Windbüchſe von Neuem zu laden. Ergriffen und gefeſſelt, geſtand dieſer, daß ihm für den Mord des Grafen die ewige Seligkeit von ſeinem Beichtvater verſprochen worden ſei. Der Graf befahl, daß der Soldat auf der Stelle ohne Beichte und Abſolution gehangen würde. Da faßte alle ein Schauder, das war unerhört, einen Menſchen nicht nur zum Tode, ſondern auch zur ewigen Verdammniß zu verurtheilen! Aber kein Bitten, kein Beſchwören half, der Soldat wurde ſofort gehängt und der Befehl bekannt gemacht, daß in jedem ähnlichen Fall ähnlich verfahren werden ſollte. Das half; es wurde kein zweiter Mordverſuch gemacht, denn ob auch Fanatiker genug im Heere waren, die ihr Leben bereitwillig Preis gegeben hätten, um die ewige Seligkeit zu erlangen, die Seligkeit ſelbſt mochte keiner opfern. Aber nicht nur in den untern, auch in den höchſten Ständen war er von feindlich Geſinnten umgeben, ſelbſt die unter ihm kommandirenden portugieſiſchen Befehlshaber correſpondirten mit dem Feinde, und, wenn nicht Verrath, ſo begegnete er überall Feigheit, Ungehorſam, Widerwilligkeit, ſo daß er nie ſicher war ſeine Befehle vollzogen zu ſehen, oder auch nur wahrhafte Berichte zu erhalten; er hatte zwar einige zuverläſſige Offiziere mitgebracht, aber ſie waren als Fremde und Ketzer verhaßt, fanden überall Widerſtand, und hatten nicht den Vortheil, durch das Imponirende ihrer Stellung und ihrer Perſönlichkeit gleich ihm den Widerſtand beſiegen zu können. Er verfuhr auch hier mit großer Mäßigung und Weisheit: dem Offiziercorps eines Regiments, das ſich auf ſein Privilegium berief, nur Inländer aufzunehmen, ſetzte er nicht ſeine unbedingte Vollmacht entgegen, alle Privilegien aufzuheben; er erwiederte ihnen, ſie ſollten durch die That zeigen, was Portugieſen vermöchten, nach einem Jahre würde er ihnen antworten. Schon nach einem halben Jahr konnte er ihnen ſagen: ihr braucht keine Fremden, denn ihr ſeid Ausländern und Einheimiſchen ein Vorbild. Zuweilen ſah er ſich genöthigt von ſeinen Grundſätzen abzuweichen; bei ſeinen eignen Truppen waren Duelle auf's Strengſte unterſagt, bei den Portugieſen entzogen ſich die Offiziere dem Zweikampf aus Feigheit unter dem Vorwande, die Religion verbiete ihnen, ſich zu ſchlagen; da erklärte er, daß jeder, der etwas auf ſich ſitzen ließe oder ein Duell ausſchlüge, kaſſirt werde; wer religiöſe Bedenklichkeiten habe, möge in's Kloſter gehen. Mit ſolchen Soldaten, denen es an Allem fehlte, was den Soldaten macht, mußte er in's Feld gehen, denn der Krieg war da, der Feind zog mit Uebermacht heran, es war keine Zeit, ein anderes Heer zu ſchaffen, er mußte nehmen was vorhanden war. Die Truppen, die ihm gegenüberſtanden, hatten Alles, was zu einem vortrefflichen Heere gehört; Eins nur fehlte ihnen: *der Heerführer*, der mußte im portugieſiſchen aber auch Alles ſein, überall gegenwärtig. Wo er's war, da war die Furcht vor ihm größer als die vor dem Feinde; da hielten ſich ſpäter die Leute durch ſeine bloße Gegenwart für geſchützt, für geſtärkt, für unbeſiegbar. Zu einer eigentlichen Schlacht durfte er's nicht kommen laſſen, da hätte ihn die Maſſe, die ihm gegenüberſtand, erdrückt, ihr überlegenes Geſchütz, ihre kriegsgewohnte Zucht ihn überwältigt; er mußte alle kleinen Vortheile wahrnehmen, jede Blöße benutzen, die ſie gaben, jeden günſtigen Punkt, den die Oertlichkeit darbot; dazu kam der Reſpect, den ſelbſt die Feinde vor ihm hatten. Das Unerwartete, Blitzartige ſeiner Bewegungen, die unmöglich geglaubten Erfolge, die er errang, erzeugten bei den Gegnern Unſicherheit, übertriebene Vorſicht, und halfen ſo ſeiner Kühnheit oft zum Siege. Auf einem der Streifzüge, die er, nicht wie ein Feldherr, ſondern wie ein Parteigänger oft in eigner Perſon unternehmen mußte, ſtieß er an der Spitze von 600 Mann auf 3000 Spanier, die aus einem Gehölz hervorbrachen; er hatte einen tiefen See hinter ſich, Rückzug war unmöglich und würde auch von nachtheiligſter moraliſchen Wirkung geweſen ſein; er dehnte deshalb ſeine 200 Reiter in eine ſehr weitläuftige Stellung aus, und drängte ſein Fußvolk auf einen Flügel zuſammen; die Spanier beſorgt, er wolle ſie überflügeln, dehnten ſich gleichfalls immer mehr und mehr aus und rückten ihm in ausgebreiteten Reihen entgegen; da zog er plötzlich ſeine Reiter dicht zuſammen, ſtürmte an ihrer Spitze, während das Fußvolk im Sturmſchritt nachdrang, auf die dünne Ordnung des Feindes, durchbrach ſie und ſtob ſie mit großer Niederlage nach beiden Seiten auseinander. Solcher Geiſtesgegenwart bedurfte es unausgeſetzt; wo er nicht ſelbſt war, da mißlang faſt Alles; jeden Augenblick ſchlug eine Berechnung fehl, weil die Ausführung der gegebenen Befehle mangelhaft oder gar nicht erfolgt war; oft kamen drei, vier ſchlimme Nachrichten zu gleicher Zeit, wurde an drei, vier Orten ſeine ſchnelle Gegenwart dringend verlangt; ſelbſt von der Hauptſtadt her kamen unausgeſetzt Störungen; bei jeder Bewegung, die er machte, hielt man ſich für verloren, und erwartete jeden Augenblick die Ankunft des Feindes; man tadelte den Unverſtand ſeiner Operationen, man beſchuldigte ihn des Verrathes, und beſtürmte den König, ihm den Oberbefehl zu nehmen! und wie reich an Hülfsmitteln ſein Geiſt, wie unvermeidlich ſeine Thätigkeit auch war (die Soldaten behaupteten, er ſchliefe und äße niemals), vermochten ſie doch nicht zu hindern, daß die Feinde nach und nach vorrückten. Eine offene Feldſchlacht durfte er ihnen nicht bieten; er konnte, abgeſehen von der Uebermacht des Feindes, nicht ſicher ſein, daß ſeine Befehle da ausgeführt wurden, wo er nicht ſelbſt gegenwärtig war, deshalb führte er den Krieg faſt nur in nächtlichen Ueberfällen, zerſtörte die Magazine des Feindes, nahm ihnen Geſchützkolonnen und Munitionsvorräthe, machte das Land zur Wüſte, daß ſie nicht Lebensmittel, nicht Menſchen vorfanden und der Hunger ſie auftrieb oder zurücktrieb; und die Elemente waren ihm verbündet: unendliche Regengüſſe machten die Zufuhr unmöglich und erſchwerten jede Bewegung; die braven portugieſiſchen Bergbewohner, ſelbſt die Bauern folgten dem Aufruf des Grafen, bildeten Landwehr und Landſturm, thaten dem Feinde Abbruch und ſtörten ſeine Verbindungen. Der Feind, unaufhörlich geneckt, ohne eine Möglichkeit, ſeine Uebermacht gelten zu machen, verlor zuletzt auch dieſe. Noch war keine Schlacht geſchlagen, und ſchon hatten die Feinde die Hälfte ihrer Truppen eingebüßt, knirſchend ſah ihr Feldherr ſich genöthigt, mit der anderen Hälfte nach Spanien zurückzukehren. Sein Heer war entmuthigt, in halber Auflöſung, ähnlich dem portugieſiſchen Heere vor Beginn des Feldzuges. Wie ganz anders aber war dies Heer jetzt! es war, wenn auch noch nicht gehörig organiſirt und diſziplinirt, doch kriegeriſch geworden; es hatte Muth und Selbſtvertrauen gewonnen und ſah der Wiederkehr des Feindes mit Entſchloſſenheit, ja mit Verlangen entgegen. Aber er kehrte nicht wieder. Spanien und Frankreich hatten darauf gerechnet, gegen Portugal in den Krieg zu ziehen, aber nicht gegen den Grafen Wilhelm; ſie ſchloſſen Frieden; Frankreich gab in demſelben die bis dahin von ihm beſetzten lippe'ſchen Lande zurück, aber noch durfte der Graf nicht heimkehren, er mußte die in Portugal angefangene Schöpfung der Armee vollenden, befeſtigen. Er ging nach Liſſabon: der König empfing den Retter des Landes und der Krone mit ausgeſuchter Huld, er ſchrieb eigenhändig an den König von England um ihn zu danken, daß er ihm den Grafen geſandt, er ertheilte dieſem den Titel Hoheit, und gab ihm dadurch den Rang über ſämmtlichen Königlichen Prinzen mit Ausnahme des Kronprinzen, der in Portugal allein dieſen Titel führt; er betrachtete und behandelte ihn bei jeder Gelegenheit wie einen nahen Verwandten, und nannte ihn nie anders als il mio Primo, er befahl, daß ſämmtliche Beamten, wie hoch oder wie niedrig ſie ſtänden, den Befehlen des Grafen unbedingt nachkommen ſollten; ſchienen ſie ihnen bedenklich, ſo ſollten ſie dennoch ſie ſofort ausführen und erſt nach der Ausführung an den König berichten; dadurch wurde ſein Einfluß groß auf alle Zweige der Verwaltung, aber ſeine Hauptaufgabe blieb ihm das Kriegsweſen. Jetzt entfaltete und verwirklichte er ſein Syſtem von der Vertheidigung; er bereiſte das ganze Land, gab überall die Pläne perſönlich an, und heute noch werden die von ihm angelegten Feſtungen als Muſter betrachtet; er errichtete Kriegsſchulen, er verbeſſerte das Seeweſen, ließ neue Kriegsſchiffe bauen und zu dieſem Zweck 300 Schiffbauer aus England kommen. Die Offiziere, welche ſich untüchtig erwieſen, wurden ohne alles Anſehn der Perſon, das ſonſt in Portugal allein gegolten hatte, entlaſſen, ausgezeichnete Ausländer in den Kriegsdienſt gezogen, vor allem wurde der Geiſt des Heeres durch Geſetze und Strafen, durch Belohnung und Beiſpiel gehoben. Als das Werk ſo weit gediehen war, daß der Fortbau ohne Hülfe des Grafen möglich ſchien, überließ er ihn den Portugieſen; ſo nur, meinte er, könne es heimiſch und dadurch dauernd werden. Der König drang in ihn, noch zu bleiben, er widerſtand allen Bitten; ſein Heimathland, das lange unter den Drangſalen der Fremdherrſchaft gelitten, verlangte nach ihm. Man war in Verlegenheit, wie man ihm Dankbarkeit bezeigen ſollte, da ſein uneigennütziger Stolz jede Belohnung zurückwies, und verſuchte es deshalb durch einige bedeutungsvolle Geſchenke, z. B. durch edle Pferde, ſeltene lebende Adler und ſechs kleine Kanonen, deren Rohr von gediegenem Gold und deren Lafetten von Ebenholz mit Silber beſchlagen, ihm eine beſondere Aufmerkſamkeit zu erweiſen. Jetzt, da er das Land verließ, waren Alle günſtig für ihn geſtimmt und ſelbſt ſeine früheren Gegner waren hingeriſſen von der allgemeinen Strömung, oder wagten doch nicht, ſich ihrem Zuge entgegen zu ſtemmen. War bei ſeinem Eintritt in's Land der Erguß begeiſterter Dankbarkeit für die erwartete Rettung reicher ſtrömend geweſen, namentlich in den unteren und unterſten Ständen, ſo war der Ausdruck des Dankes für die vollbrachte Rettung jetzt ein allgemeinerer. Sein Kommen war überraſchend, ſein Gehen war lange vorher bekannt, und die Feier des Abſchiedes vorbereitet, während die der Bewillkommnung vom Augenblick eingegeben war; ſo war der Abſchied großartiger, glänzender, das ganze Land nahm Theil daran durch Deputationen. Der Graf ging, wie er gekommen war, einfach und anſpruchslos, in milder Hoheit. Wie er um eine Kopfeslänge die Umſtehenden überragte, ſo ſtand er über all dem Pomp, er gewährte ihm keine Befriedigung, denn er kannte nur eine: Bewußtſein erfüllter Pflicht. Er mußte dem König verſprechen, auch aus der Ferne dem Lande ſeine Sorgfalt zu erhalten, und einſt wiederzukehren. Jetzt aber bedurfte ſein eigenes Land der Fürſorge. Die Drangſale des Krieges hatten vieles zerſtört, er half mit Rath und That wieder aufbauen, Neues begründen, Verfallenes herſtellen, Angefangenes vollenden. Die Periode des Stürzens und Ueberſtürzens war vorüber, reicher an Jahren und Erfahrungen, war er milder und reifer geworden; gewaltig war er noch immer, aber nicht mehr gewaltſam; die ſtille Gewalt der Natur war ſein Vorbild, nicht der Sturm, die Sonne ſprengt die Hüllen und treibt die Keime, die Knospen zur Blüthe, zur Frucht.

Hebung des Landbaus war ſein Hauptaugenmerk; er errichtete ein Verſuchsfeld, auf dem er ſelbſt das, was er auf Reiſen, in Büchern, im Geſpräch Neues geſehen und gehört, zur Anwendung brachte, ehe er's empfahl; er richtete eigne Verſammlungen ein, zu denen die erfahrenſten Landwirthe eingeladen wurden, um ſich zu berathen, und ihre Wünſche und Vorſchläge der Regierung vorzulegen. Er hob alle Frohndienſte auf, verpachtete ſeine Domainen nicht wie bisher an den Meiſtbietenden, ſondern an den Fleißigſten und Tüchtigſten, um dieſen und zugleich der Güter Kultur aufzuhelfen; er beſchränkte die Unzahl der Feiertage, weil ſie die Arbeitſamkeit hemmten und die Vergnügungsſucht förderten; er führte Hülfskaſſen und Verſorgungsanſtalten ein, ließ Moräſte austrocknen, wüſte Haideſtrecken urbar machen, mit Haus und Hof bebauen, und ſie verdienten Kriegern als Niederlaſſung anweiſen. Die Beamten wählte er mit Sorgfalt, gab ihnen reichliches Dienſteinkommen, lohnte ihren Eifer, ſtrafte aber unnachſichtlich jede Bedrückung und Geſetzwidrigkeit. Er hatte große Auswahl, denn die Tüchtigen traten gern in ſeinen Dienſt, nur die Unredlichen und Nachläſſigen hatten Furcht vor ſeinem gerechten, ſtrengen Regiment; oft überraſchte er ſie in ihren Sitzungen und Amtshandlungen, revidirte unvermuthet die Kaſſen, und hörte jede Beſchwerde der Unterthanen freundlich an. Karg gegen ſich ſelbſt, war er freigebig in hohem Grade, wo er überzeugt war, daß Hülfe Noth that und angebracht ſei. Dieſe Kargheit gegen ſich ſelbſt gab ihm die Mittel, daß er aus ſeinen eigenen Einkünften, ohne Erhöhung der Abgaben, ſo Vielen helfen, ſo viele Verbeſſerungen begründen und durchführen, ſo viele Anſtalten, ſo viele Bauten vollenden konnte. Jede Ausgabe war eine Saat, die er ſtreute, damit ſein Land ernten ſollte, und die Ernte blieb nicht aus. Kein deutſches Ländchen hatte während des ſiebenjährigen Krieges ſo viel gelitten, als die Grafſchaft Lippe, die Franzoſen hatten ſchlimmer dort gehauſt, als irgend wo, ſie übten Rache für den Schaden, den der Beherrſcher des Ländchens ihren Armeen in Deutſchland und Portugal that. — kein deutſches Ländchen überwand ſo ſchnell die Leiden und Nachwehen jenes Krieges, keines zeigte ſo ſchnell die Rückkehr zum vorigen Wohlſtande, ja eine ſolche Steigerung deſſelben.

Während dieſer Friedenswerke war der Graf nicht unthätig in dem, was er, und gewiß nicht mit Unrecht, für ſeinen eigenſten Beruf hielt, in der Hebung, ja Umgeſtaltung der Kriegsführung. Mitten in einem großen Landſee, dem ſogenannten Steinhuder Meer, bildete er durch Verſenkung von Steinen eine Inſel, und baute auf derſelben eine Feſtung, die er Wilhelmſtein nannte; ſie hatte die Geſtalt einer Sternſchanze, deren Spitzen durch 16 Außenwerke gedeckt wurde, jedes aus einer kleinen Inſel beſtehend, und mit Gebäuden und Gärten für die Beſatzung verſehen; auf der Hauptinſel in der Mitte ſtand ein bombenfeſtes Fort, das die Wohnung für den Grafen, Lehrſäle und Sammlungen, Zimmer für Offiziere und Gäſte, große Gewölbe für Pulver und Proviſion, Kaſernen für die Mannſchaft enthielt. Ueber der Pulverkammer ſtand die Bettſtelle des Grafen. Als ein Verwandter ihn fragte, weshalb er gerade auf dieſer gefährlichſten Stelle ſein Schlafgemach angebracht habe, erwiederte er: meine Leute haben mich lieb, ich weiß, ſie werden um ſo vorſichtiger mit dem Pulver umgehen.

Die Feſtung ſollte ein Muſter für andere im großen Maßſtabe ſein, aber auch in ihrer kleinen Geſtalt beſtand ſie die Feuerprobe; als im Jahre 1787 der Landgraf von Heſſen-Caſſel ſich des Landes gewaltſam bemächtigt hatte, ſetzte er Alles daran, auch den Wilhelmſtein zur Uebergabe zu zwingen, aber er vermochte es nicht. Der Graf hatte, wie bei allen ſeinen Entwürfen, auch bei dieſem Bau das Wohl des Ganzen im Sinne; er hatte den kühnen Gedanken, daß Deutſchland unbezwingbar für äußere Feinde ſein müſſe, wenn jeder deutſche Fürſt, groß oder klein, in ſeinem Gebiete die von der Natur gebotenen Oertlichkeiten benutze und ſie durch Kunſt zu unangreifbaren Plätzen erhöbe; der Bau des Wilhelmsſteins ſollte dazu ein Beiſpiel geben, ſollte ein Glied ſein einer künftig durch ganz Deutſchland vielfach geſchlungenen Kette. Ein einiges Deutſchland! Der Gedanke belebte ſein Herz, erfüllte ſein Thun vor hundert Jahren ſchon. Er fand keine Nachfolge; er wurde kaum beachtet, und wo es geſchah, mehr beſpöttelnd als anerkennend, doch ließ er ſich nicht irre machen; ſtill und geräuſchlos ging er ſeinen Weg. Er gründete eine vollſtändige Kriegsſchule, beſonders für Geſchütz- und Genieweſen, berief die ausgezeichnetſten Lehrer und Führer, die gern ſeinem Rufe folgten; ſein Ruf allein war eine Lockung, aber er gab ihnen auch eine Stellung an Rang und Gehalt, wie kein anderer Fürſt; er ſchaffte mit großem Aufwande Lehrbücher, Modelle, Naturalien, mathematiſche und aſtronomiſche Geräthe an; keine Wiſſenſchaft blieb unberückſichtigt, wenn auch die kriegeriſchen Hauptaufgabe blieben. Wie er bei hoher Gelehrſamkeit durch und durch praktiſch war, ſo war es auch die Lehrmethode; alle Theorien wurden in ihrer Anwendung verſucht, geübt: Feldſchanzen, Lager, Kaſematten, Minen, Feuerwerke, Geſchütze der verſchiedenſten Art, Bewegungen und Stellungen der Truppen, erprobte und neuerfundene, wurden den Schülern vorgeführt; beſondere Waffenarten, leichtere Geſchütze, neue Minirkünſte, z. B. Eisminen wurden in Bückeburg zum erſten Mal angewandt, obgleich die ſchwediſchen Ingenieure, die ſie einige Jahre ſpäter bei ihrer Armee einführten, ſich für die Erfinder derſelben ausgaben. Er errichtete eine eigene Stückgießerei, um ſeine und fremde Erfindungen ausführen und erproben zu können.

Bei der Auswahl der Zöglinge, die er in ſein Lehrinſtitut aufnahm, bewies er große Sorgfalt, er ſah nicht auf Geburt und Vermögen, nicht einmal auf Vorkenntniſſe, nur auf Fähigkeiten und — vor Allem auf Charakter. Nur edlen und tugendhaften Menſchen, ſagte er, dürfen die großen Vortheile einer Ausbildung eröffnet werden, welche jeden Einzelnen für ſich ſelbſt auf einen höheren Standpunkt ſtellen müſſen und in der Welt zu höchſtem Anſehn und Einfluß erheben können. Er wohnte ſtets den Prüfungen und häufig dem Unterricht bei, Lehrer und Schüler anregend; oft gab er ſelbſt lehrreiche Erörterungen, ſtellte beſondere Fragen an Einzelne, veranlaßte ſie zu ſchriftlichen Ausarbeitungen und beſprach ſich mit ihnen über geſchichtliche und ſittliche Gegenſtände, um ihr Inneres kennen zu lernen, ihren Geiſt zu wecken und ihr Gemüth zu erheben. Sein Geiſt und ſein Weſen imponirte den Jünglingen, ſeine Milde feſſelte ſie, er zwang ſie, ihn lieb zu haben, indem er ſie ſelbſt von Herzen lieb hatte, ſie hingen mit ſchwärmeriſcher Liebe an ihm; aber mit welcher Zartheit behandelte er ſie auch! War eine Rüge nothwendig, was äußerſt ſelten der Fall war, ſo wurde ſie nie öffentlich ertheilt, er nahm dann den Schüler allein mit auf ſein Zimmer und ſprach väterlich ernſt und liebreich zu ihm, Niemand erfuhr, wovon die Rede geweſen. Wenn eine ſchriftliche Arbeit ſich beſonders auszeichnete, erbat er ſie ſich zum Andenken; wenn eine Zeichnung vorzüglich gerathen war, ließ er ſie einrahmen und hängte ſie in ſeinem Zimmer auf. Unterſtützungen an Geld für Aermere gab er nie als Geſchenke, ſondern als Erſatz für verwandte Zeit und Auslagen bei der Anfertigung von Arbeiten und Modellen. Seine frühere Gewaltſamkeit, ſeinen Jähzorn hatte er durch Willenskraft und Uebung überwältigt, er war ein Löwe von Natur und Statur, auch die Mähne fehlte nicht, aber die Beſtie, die im Raubthiere ſteckt, lag an der Kette, er hielt ſie mit ſeinem eiſernen Willen, nur der König der Thiere war ſichtbar und beherrſchte in unbeſchränkter Majeſtät die andern Geſchöpfe. Scharnhorſt, der des Grafen Schüler war, ſagte von ihm, er habe nie einen Menſchen gefunden, der mit einem ruhigen Blick eine ſo vollkommene Herrſchaft über Andere ausübte, und in einem ſchriftlichen Urtheil über ihn ſagt er: „Ich kann nie ohne eine Art Enthuſiasmus mich der Anordnungen dieſes Herrn erinnern, und mir iſt nie was lächerlicher vorgekommen, als wenn Leute, die in Allem weit unter ihm ſind, die Dreiſtigkeit haben, ihn entſcheidend zu beurtheilen, zu loben oder zu tadeln."

Ein Theil von dem, was er gewollt und geleiſtet, iſt uns erhalten, theils durch Wilhelmsſtein, mehr noch in einem umfaſſenden Werke, das in ſechs Bänden in der Stadthagener Bibliothek bewahrt wurde. Nur zehn Abdrücke wurden davon veranſtaltet, es war dem König von Portugal zugeeignet und entwickelte die Kunſt, einen kleinen Staat gegen einen mächtigen Feind zu vertheidigen. Es heißt in der Vorrede: „Der Menſch ſcheint von Natur eine Neigung zum Kriege zu haben, wie gewiſſe Thiere zum Raube. Was der Menſch mit jedem thieriſchen Triebe thun muß, um nicht zum Thiere herabzuſinken, muß er auch mit dieſem thun, ihn bilden und veredeln. Die Neigung zum Kriege, die, roh und ungebildet, Schande der Menſchheit iſt, wird dann Quelle von neuen Tugenden, von Großmuth, Tapferkeit und jeder innerlichen Größe. Die Bemühung die Kriegswiſſenſchaften zu vervollkommnen iſt alſo nicht das traurige Geſchäft der Erfindung neuer Arten künſtlich zu morden, ſondern Verdienſt um die Menſchheit. Je vollkommner die Kriegswiſſenſchaften ſind, deſto gefährlicher iſt es, Kriege anzufangen, deſto ſeltener werden Kriege geführt, deſto mehr entfernt ſich die Art ſie zu führen vom wilden Erwürgen. Mißbrauch dieſer höhern Kunſt zum Angriffskriege führt uns dahin zurück, worüber ſie ſelbſt uns erhob. Keiner als der Krieg der Vertheidigung iſt rechtmäßig, jeder Angriff unter der Würde des rechtſchaffenen Mannes."

Sein Einfluß auf die portugieſiſchen Angelegenheiten blieb auch in der Entfernung bedeutend; der König, in ſteter Verbindung mit ihm, theilte ihm ſeine Sorgen und ſeine Pläne mit, und fragte über Alles, was von Wichtigkeit war, um ſeinen Rath. Im Jahre 1767 reiſte er auf wiederholte dringende Einladung dahin, hielt genaue Muſterung über den Zuſtand des Heeres und der Verwaltung, rügte und ſtrafte manche eingeriſſene Mißbräuche, mußte ſich aber doch geſtehen, daß ſeine Schöpfung nicht Wurzeln genug im Volke geſchlagen hatte, um aus eigener Kraft zu beſtehen und fortzuwachſen. Der Einfluß der Geiſtlichkeit war nicht gebrochen, ſie ſelbſt widerſtand und widerſtrebte den Einwirkungen, die vom Grafen ausgingen, ja, die Inquiſition übte eine ſelbſt ſeine Sicherheit bedrohende Macht in ſolchem Grade, daß der König bekannte, ihn nicht ſchützen zu können, und daß er heimkehrte mit der tiefſchmerzlichen Ueberzeugung, eine gründliche Heilung der krankhaften Zuſtände könne nur von innen heraus, nicht durch ihn erfolgen; er lehnte deshalb die Aufforderung ab, im nächſten Jahre wieder dahin zu kommen. Dennoch war er augenblicklich entſchloſſen, zum dritten Mal zu gehen, als neue Verwickelungen mit Spanien den Ausbruch von Feindſeligkeiten drohten; war's die Nachricht: der große Graf kommt! (denn ſo hieß er in Portugal und Spanien) der dieſer letztern Macht plötzlich friedliche Gedanken gab? Sie ſtimmte ihren hohen Ton herab, die freundſchaftlichen Beziehungen wurden hergeſtellt und Graf Wilhelm blieb in der Heimath. Aber eine rechte Heimath war ihm Bückeburg bisher doch nicht geweſen, dazu fehlte der Heimath die Häuslichkeit des Ehelebens; auch dies Glück ſollte ihm noch zu Theil werden. Bei einem Freunde und Waffengenoſſen, dem Grafen Lippe-Bützenfeld, las er einige Briefe von deſſen Schweſter und wurde ſo innig ergriffen von dem Seelenadel und der Tiefe des Gemüths, die daraus hervorleuchtete, daß er, ohne die Schreiberin geſehen zu haben, um ihre Hand warb. Die Gräfin hatte ſchon lange eine hohe Verehrung für ihn im Herzen getragen und ſagte freudig zu. Dieſe Ehe, geſchloſſen von zwei Menſchen, die ſich vor ihrer Verbindung nie geſehen hatten, wurde eine ſehr glückliche. Die Gräfin freute ſich ſeines hohen Strebens, ſeines gewaltigen Geiſtes und ſah kindlich, aber nicht ſchüchtern, ſondern mit ganzer Seele vertrauend zu ihrem Gatten hinauf, ihre heitere Anmuth milderte ſeinen Ernſt, ihre freundliche Holdſeligkeit ebnete die ſchroffen Zacken ſeines ſtarken, ſtrengen Gemüths. Verſchieden in Alter, in ihren Eigenſchaften, in ihrem ganzen äußern und innern Weſen, ergänzten ſie ſich gegenſeitig, jeder war für das Glück des andern unentbehrlich, darum zogen ſie ſich oft von der Welt ganz zurück und lebten nur ſich ſelbſt auf dem Lande in völliger Abgeſchiedenheit. Im ſechsten Jahre ihrer Ehe durfte er Vaterfreuden hoffen. Dieſe Freude allein hatte zu ſeinem vollſtändigen Glück gefehlt; ein Sohn ſollte vollenden das Gebäude, zu dem er den Grund gelegt; alle ſeine Pläne fanden erſt in dem Sohne ihre Fortſetzung, manche ihren Beginn, denn was iſt die kurze Spanne eines Lebens für den, der für die Menſchheit baut!

Des Vaters Liebe zu den Kindern iſt nicht ſo uneigennützig, wie die der Mutter, die liebt das Kind um ſeiner ſelbſt willen, ſie will nur ſein Glück, Nichts für ſich, Alles für das Kind; der Vater will ſein Erziehungsſyſtem verwirklichen, einen Plan durchführen in ihm; für die Mutter ſind die Kinder ihre Welt, dem Vater ſind die Kinder Welten, die er aufbaut, bei deren Aufbau ſie ihm helfen ſollen; ſeine Welten konnte nur ein Sohn bauen. Als nun in der entſcheidenden Stunde eine Tochter ihm in den Arm gelegt wurde, gab er ſie betroffen zurück, ging auf ſein Zimmer, ſchloß ſich ein und brachte eine Stunde in tiefer Stille zu, dann kam er heitern Antlitzes heraus, ging zu ſeiner Gattin, umſchloß ſie in herzlichſter Liebe, war und blieb ihr der zärtlichſte Gatte, der er immer geweſen und wurde der liebreichſte Vater gegen ſeine Tochter. Sie ſtarb nach einigen Jahren, die Ehe blieb kinderlos, ihr Glück wurde dadurch nicht geſtört; beide ſchloſſen ſich immer inniger aneinander an; die Gattin wurde immer mehr ſeine Freundin, ſeine Vertraute, ſie wurde ſein Bibliothekar, die Genoſſin ſeiner Studien, ſie las ihm vor, machte Auszüge für ihn, bewahrte und ordnete ſeine Handſchriften und Zeichnungen. In den Kreis ihrer ſtillen Frömmigkeit drang er nicht ſtörend oder wühlend ein; er beſorgte, durch den kühnen Schwung ſeiner Anſchauungen den tiefen Frieden ihres Glaubenslebens zu trüben. Für die Mittheilung dieſer Anſchauungen hatte er einen andern Freund ſich erworben, den Profeſſor Abbt, der durch ſeine Schrift über den Tod für's Vaterland und über das Verdienſt, ſich einen Namen gemacht. Der Graf hatte, auf's Höchſte durch den Inhalt befriedigt, am Tage ſeiner Rückkehr aus dem Feldzuge in Portugal, eine ſechsſpännige Kutſche nach Rinteln, wo Abbt Profeſſor war, geſchickt, und ihn ſo unwiderſtehlich eingeladen, daß Abbt ſein Amt aufgab und als Hof- und Regierungsrath in des Grafen Dienſte trat. Das Verhältniß war ein ebenſo ehrenvolles als freies; ohne jede Verpflichtung zu beſtimmten Leiſtungen ſollte der Regierungsrath ſich nur mit ſolchen geiſtigen Arbeiten beſchäftigen, die ihm zuſagten. Er wohnte beim Grafen, war ſein täglicher Mittagsgaſt und nächſt der Gräfin ſein vertrauteſter Umgang. Drei Jahre währte dies Verhältniß ungeſtört, durch den Tod allein wurde es zerſtört. Abbt ſtarb in der Blüte des Mannesalters; ſein Verluſt ſchlug dem Grafen eine tiefe Wunde, die nie ganz heilte und bei jeder Berührung von Neuem blutete. Er ließ ihm in der Hofkirche ein koſtbares Denkmal errichten, zu dem er folgende Grabſchrift ſchrieb: „Wenn reine Gottesfurcht, ungeheuchelte Menſchenliebe und ausgebreitete Gelehrſamkeit, Verdienſte ſind, ſo beſaß der Selige, deſſen Gebeine hier ruhen, das, was er der Welt angeprieſen hat.“ Sein Bild ließ er über ſeinen Schreibtiſch aufhängen, um es immer vor Augen zu haben, und gedachte ſeiner ſtets mit Dank und Bewegung.

Fünf Jahre ließ er vergehen, ohne ein neues Freundſchaftsbündniß zu ſuchen, denn ob er auch einen Vertrauten im Major Röpe beſaß, vor dem er kein Geheimniß, ſelbſt ſeine Schwächen nicht verbarg, ob er auch dem Rath Springe, der ihn in allen Geſchäften treu berieth, das Recht eingeräumt hatte, ihn ohne Scheu zu tadeln, — Freunde, im höchſten Sinne des Wortes, wie Abbt, waren ſie ihm nicht. Da ging Herders Ruhm durch die deutſchen Gauen, da ging, was er geſchrieben, Lippe durch die Seele, er berief ihn in ein ähnliches Verhältniß wie Abbt, und freudig folgte Herder dem Rufe eines Mannes, auf den das Vaterland mit ſtaunender Bewunderung blickte. Beide Männer ſahen ihrer Verbindung mit der Erwartung, mit der Zuverſicht vollſter Befriedigung entgegen, beide täuſchten ſich; ein feindlicher Friſeur trat zwiſchen ſie, ehe ſie ſich noch geſehen. Herder war früh am Morgen in Bückeburg angelangt und hatte beim Grafen anfragen laſſen, wann er ſich ihm vorſtellen dürfe, dieſer hatte ſagen laſſen, er erwarte ihn um 11 Uhr. Um ganz friſch friſirt zu erſcheinen, hatte Herder erſt in der letzten Stunde nach einem Friſeur geſchickt, der aber, obgleich er verſprochen hatte, ſogleich zu kommen, blieb aus, ebenſowenig war ein anderer aufzutreiben, denn eine große Hochzeit im kleinen Orte hatte alle Haarkünſtler in Beſchlag genommen. Unfriſirt an den Hof zu gehen, war damals eben ſo unmöglich, als es heut ſein würde, in Schlafrock und Pantoffeln zu erſcheinen. Herder kam anderthalb Stunden zu ſpät. Der Graf, an hohe Pünktlichkeit gewöhnt, geſtattete ſich ſelbſt nie, einen Bedienten warten zu laſſen. Seine Zeit war ihm koſtbar und deshalb genau eingetheilt bis auf die Minute; er hielt Wartenlaſſen für die unverzeihlichſte Rückſichtsloſigkeit, die er ſchwerer vergab, als jede andere. Ein polniſches Sprüchwort*) ſagt: man denkt unaufhörlich an den, der auf ſich warten läßt, aber nicht gerade an ſeine Tugenden. Der Graf war in dieſer Lage. Herder aber, von dem ſchon Goethe ſagte, daß er in dem Bewußtſein, höher zu ſtehen, als andere, nicht gewohnt geweſen ſei, Rückſichten zu nehmen, beachtete den Verſtoß nicht, den er begangen, fühlte ſich vielmehr gekränkt durch die kalte Hoheit, mit welcher der Graf ihn empfing; er ſetzte dieſer Hoheit geiſtliche Abgemeſſenheit entgegen; ſo ſtießen ſich beide zurück und ſchieden im höchſten Grade unbefriedigt. Dies unglückliche Zuſammentreffen iſt nie völlig ausgeglichen worden. In jedes Menſchen Leben giebt es Stunden und Stimmungen, in denen die Härten, von denen keiner frei iſt, in verwundender Schroffheit hervortreten; ſetzt da der Verwundete Duldung und Liebe entgegen, ſo iſt die Wunde nicht gefährlich, treffen aber die böſen Stunden und Stimmungen zuſammen, wird dem Stoß ein Gegenſtoß entgegengeſetzt, dann werden Schäden bloßgelegt, für die man nur bei dem Geliebteſten einen Verband bereit hält, um ſie zu verhüllen, wo man ſie nicht heilen kann; während man bei dem, der uns noch nicht ſo lieb geworden iſt, den Schaden mit Widerwillen ins Auge faßt, die Erinnerung daran nicht los wird, und jede Berührung, ja jede Annäherung unwillkürlich vermeidet. Es ging beiden Männern ähnlich; ſie lernten ſich allmälig achten, aber ſie traten ſich nicht näher. Herder, um zwanzig Jahre jünger, als der Graf, fühlte ſich trotz ſeiner Jugend oder vielleicht eben wegen ſeiner Jugend, in ſeiner geiſtlichen Würde und ſetzte dieſe mit der Unbeholfenheit und Gereiztheit, die in ſeinem Weſen lag, der militairiſchen Würde des Grafen entgegen; das hinderte jeden fernern Austauſch der Geiſter, aber es hinderte nicht, daß jeder die hohe Bedeutung des andern erkannte und anerkannte; ja, der Graf, der eine lebhafte Freude über Herders ſchriftſtelleriſche Erfolge empfand, ſprach es öfter aus, daß er ſtolz darauf ſein dürfe, einen ſolchen Mann den ſeinigen zu nennen und daß er's unbegreiflich fände, wie man ihm einen ſolchen Schatz laſſen könne; doch lag wohl in dieſem Verwundern zugleich ein leiſes Bedauern; er hätte dem Manne eine Berufung in eine höhere Stellung gegönnt, ihm und ſich. Die Berufung ließ fünf Jahre auf ſich warten; beide lebten während dieſer Zeit nicht im Kriege, aber auch nicht eigentlich im Frieden, nur im Waffenſtillſtande, in dem gegenſeitige Achtung ſie erhielt; bis zur Liebe kam's nicht. Als Herder auf Goethe's Vermittlung zum General-Superintendenten nach Weimar berufen wurde, fühlte der Graf ſich frei und machte keinen Verſuch, durch eine dritte Verbindung ſich in neue Feſſeln zu legen, er zog ſich mehr von den Menſchen zurück und lebte für die Menſchheit. Große Thaten, Tod für Freiheit und Vaterland vermochten aber immer noch ihn ſo zu begeiſtern, daß er, ſobald die Rede darauf kam, in einen Feuerſtrom bewundernder Worte ausbrechen konnte. Mit beſonderer Vorliebe ſprach er von den kartaginienſiſchen Brüdern, von denen Salluſt erzählt, daß ſie ſich lebendig hatten einſcharren laſſen, um bei einer Grenzſtreitigkeit etwas mehr Land für ihren Staat zu gewinnen. Er hätte das auch gekonnt. Sein Talent zum Malen benutzte er zur Darſtellung dieſer und anderer Thaten, die ihm beſonders groß und nachahmungswerth ſchienen, eine ganze Mappe war mit ſolchen Skizzen angefüllt.*)

---

*) Die polniſchen Sprüchwörter unterſcheiden ſich weſentlich von den deutſchen; dieſe entſtammen dem Volke, das ſie häufig im Munde führt, ſie bezeugen deshalb eine friſche, herbe Geſinnung, oft eine Aufforderung zur Wiedervergeltung, ſie ſind immer geſund, oft derb, nicht immer ſittig, ja nicht einmal ſtets ſittlich, während die polniſchen Sprüchwörter ihre Entſtehung den Gebildeten verdanken, im Volke nicht heimiſch ſind, und ihre Herkunft durch eine gewiſſe Feinheit der Beobachtung und der Anforderung bekunden, ſo z. B.: „Man empfängt jemand nach ſeinem Rock und entläßt ihn nach ſeiner Rede." „Wer ſeine Frau zwingt, daß ſie ihre Fehler ablegt, der beſſert ſie, wer ſie erträgt, der beſſert ſich" u. ſ. w.

Ein halbes Jahrhundert hatte der Graf gelebt und geſtrebt in voller unaufhaltſamer Kraft, keine Kugel, keine Krankheit, keine Verwundung, kein Unfall hatten, nicht einmal auf Tage oder Stunden, ſeine raſtloſe Thätigkeit geſtört oder gelähmt; es ſchien, als wäre er an Leib und Seele wie ſeine Reiterſchaar homme de fer. Eiſen zieht den Blitz an, aus heiterm Himmel traf ihn ein Strahl, der ſeinen Geiſt und Körper niederſchmetterte. Seine Gattin ſtarb ohne vorhergehende Krankheit im 32. Lebensjahre und wandelte mit ihrem Tode den jugendkräftigen Mann in einen lebensmüden Greis. Keine Thräne kam in ſein Auge, keine Klage über ſeine Lippe, aber ſein ganzes Weſen war eine erſchütternde Todtenklage. Mit ihr war ihm Alles geſtorben, ſeine übrigen Tage gehörten ihrem Andenken und ihrem Grabe, von dem er ſich nicht trennte und dem er die Inſchrift gegeben: „Ewig iſt das Fortſchreiten zur Vollkommenheit, wenngleich am Grabe die Spur der Bahn unſerm Auge entſchwindet.“ —

Wer den Grafen längere Zeit nicht geſehen, erkannte ihn nicht wieder; das dunkle Haar ergraut, die hohe Geſtalt zuſammengeſunken, die ſonſt klangvolle Stimme tonlos, das einſt flammende, ſengende Auge erloſchen. Niemand hatte geglaubt, daß der Felſenmann ſo zertrümmert werden könnte; es galt von ihm, was Heinrich von Kleiſt in der Pentheſylea ſagt: „die blätterloſe Eiche ſteht im Sturm, allein die reichbelaubte ſtürzt er um, weil er in ihre Krone greifen kann.“ Und doch — ob er auch vernichtet ſchien, eine Saite war ganz, war ſtraff geblieben: ſein Pflichtgefühl! Portugal wurde mit Krieg bedroht, der König ſchrieb an ihn und bat ihn um Beiſtand; er ſagte ſogleich zu, raffte ſich auf und rüſtete ſich zur Reiſe, aber der vermorſchte Leib verſagte den Dienſt, er ſank auf's Lager, das ſein Sterbebett ward am 16. September 1777.

Er iſt faſt vergeſſen, der Mann, der Held, der Fürſt, wie's wenige giebt; ſeiner Zeit ging er mit mächtigem Schritte voran, die Mitwelt wurde nicht fortgeriſſen von ihm, ſie ſah ihn anfangs mit blödem Staunen an, nur wenige Auserwählte verſtanden ihn und ließen in ſich und Andern nachwirken, was er angeregt hatte. Faſt zu Allem, was ſeit ſeinem Tode in nationaler Wehrverfaſſung, in humaner Agrargeſetzgebung geſchehen, iſt er Antrieb und Vorbild geweſen; Scharnhorſt, der wehrhafte und wahrhafte, der mit der Tiefe ſeines Gemüths und ſeines Wiſſens mit ſeiner zähen Eindringlichkeit dem ſchwer zugänglichen Friedrich Wilhelm III. allmälig die Schöpfung eines Volksheeres aufdrängte, war des Grafen Schüler, hatte von ihm alle die kühnen Plane, die uns 1813 losriſſen aus den welſchen Klauen. Wenn die übrige Welt den Grafen Wilhelm vergißt, ſo iſt das unrecht, wenn unſer Vaterland ihn vergäße, ſo wäre das undankbar. Vor ſolchem Undanke uns zu bewahren, ſei die Aufgabe dieſer Zeilen.

---

*) Einſt las er in der Zeitung die Geſchichte von dem portugieſiſchen Prieſter, der, als man ihn unter den Erſten von dem geſcheiterten Schiffe retten wollte, das abſchlug, weil jetzt ſeine Pflicht angebe. Auch davon entwarf er eine Zeichnung, welche Herder beſchrieb in dem Gedichte „der Schiffbruch“, das in ſeinen Werken zur ſchönen Literatur und Kunſt im 6. Bande (1827) abgedruckt iſt.

◆

Das Bodethal.

Zur Eröffnung der Eiſenbahn nach Thale am Fuße der Roßtrappe.

Ein Landſchaftsbild von Heinrich Pröhle.

Da ſteht der übrige Stamm des alten Haines umher,
Da engt das Thal, der Fels herüberragend,
Auf dem das einzige Maal der Urjahrhunderte Deutſchlands
Der pfadverlierende Wanderer ſieht.

Der Weidner fabelt ihm vor: Ein Rieſenroß,
Ein hoher Ritter darauf, ſprang über das Thal
Der ſchönen weinenden Rieſin nach!
Oben auf der Klippe ließ den Fußtritt das Rieſenroß.

Klopſtock.

Am Sonnabend vor dem Palmſonntage (dem Confirmationstage dieſer Gegend, welche hoch aufgerichtete Tannen vor den Pforten vieler Bauernhäuſer feſtlich ankündigten) ſchri ich von Quedlinburg aus den Felſen des Bodethales zu. Ein echtes Aprilwetter beleuchte bald die grandioſen Umriſſe der Teufelsmauer zur Seite mit einem prächtigen Sonnenblick bald tünchte es mit den Schloſſen eines Hagelſchauers die Fahrgleiſe nach dem Harze z daß ſie glänzten wie Mondenſchein, und belegte ſie wie mit ſilbernen Schienen. Daneb waren auch die Schienen der Eiſenbahn ſchon gelegt, welche, eine Fortſetzung der Potsdam Halberſtädter Eiſenbahn, jetzt bereits Berlin mit dem felſigen Bodethale verbinde Der verdienſtvolle Auguſtin in Potsdam, der Hauptunternehmer derſelben, iſt d Sohn eines trefflichen Alterthumsforſchers, der in Halberſtadt vor einigen Jahren ſtar und ſo ſah ich im Geiſte die Eröffnung der Bahn im Weiterſchreiten vor Augen, wie de ankommenden bekränzten Lokomotiven das alte niederſächſiſche Roß aufgerichtet entgege wieherte, das noch jetzt vor dem Pfluge der ſächſiſchen Bauern einherſchreitet und in de Wappen der altſächſiſchen Fürſtenthümer Braunſchweig und Hannover aufgenommen iſt. J ſah dies geiſterhafte Roß, die Lokomotive in der alten deutſchen Sage, im Geiſte a Tage der Einweihung der Eiſenbahn von dem Felſen des Herentanzplatzes nach de Felſen der Roßtrappe hinüberſpringen, wo es in alter Zeit ſeinen Huf in den Felſen ei gegraben hatte. Das Wiehern des alten Sachſenroſſes vermiſchte ſich mit dem hier übera hörbaren Brauſen der Bode und ſo ſchien hier die alte Zeit der neuen, ſchien der Harz Be lin aus den Felſen heraus ſeinen Gruß entgegenzujauchzen.

„Durch die Eiſenbahn — ſagte jüngſt etwas mißgünſtig ein Quedlinburger mit Rück ſicht auf das Luſtwäldchen Brühl bei ſeiner Stadt — wird der Harz der Brühl der Be liner.“ Aber auch die nächſten Gebirgsanwohner aus der Ebene freuen ſich der Eiſenbah welche ſie ſo raſch den nahen Bergen zuführen wird, zum Theil nach Art jenes Mütterchens, we ches im hohen Alter zum erſten Male ſich von ihren Enkeln bewegen ließ, mit Strampeln Schreien und Kreiſchen noch einen Berg zu beſteigen. „Kinder,“ ſagte ſie, als ſie ſich drobe umſah — „nu ſei ick doch, dat die Welt kein Duvendopp is.“ (Kinder, nun ſeh ich doc daß die Welt kein Taubenneſt iſt).

Dieſe Eiſenbahn iſt aber nicht allein für Erholungsreiſen, ſondern auch für den Be kehr Norddeutſchlands von Wichtigkeit. Durch ſie trat die Hauptſtadt der deutſchen un einer der wichtigſten Punkte der europäiſchen Tiefebene in unmittelbare Verbindung m der Nordgrenze des zuſammenhängenden europäiſchen Gebirgslandes, welche von de Karpathen in der Richtung von Südoſten nach Nordweſten am Nordrande des Harze hin bis zum Teutoburger Walde läuft, und insbeſondere mit dem merkwürdigſten und wildeſten Thale, welches das deutſche Gebirgsland an ſeiner Nordgrenze gegen dieſe Tiefebene öffnet.

Dieſes Thal durchbricht die kleinere von den beiden getrennten Granitmaſſen am nordöſtlichen Harzrande, nämlich die Felſenpartien der Roßtrappe und der daranſtoßenden Victorshöhe, während die andere, größere und höhere durch das Brockengebirge gebildet wird. Der Bodefluß, welcher dieſes Thal durchzieht, iſt einer der Flüſſe, die mit ihrem herrlichen Austritt in die Ebene dem Nordrande des Harzes wie den Gürtel der Venus den Zauber der Anmuth verleihen, welcher trotz der ausdrucksvollſten Windungen der Gebirgszüge ſeinem Südrande fehlt. Mit vollem Rechte und mit weiſer Hand hat die Natur die herrlichſten Thalausgänge des Harzes, dieſes großen Waſſermagazines der norddeutſchen Tiefebene, auf die Nordſeite und nicht auf die Südſeite gelegt, weil unſer deutſches Vaterland ſich von Süden nach Norden, von den Alpen nach der Nordſee hin ſenkt, weshalb die auf der durchſchnittlich 90 Fuß höher als die Nordſeite gelegenen Südſeite des Harzes herabrinnenden Gewäſſer ihre unnatürliche gleichſam ultramontane Richtung doch bald wieder aufgeben und den Stromgebieten der Weſer und Elbe ſich noch anſchließen müſſen. Auf ihrem urſprünglichen ſüdlichen Laufe werden ſie von der Helme und Ruhme, in welche ſie münden, gleichſam umgeholt und zunächſt der Unſtrut und Leine, hierauf der Saale und Aller zugeführt und ſo für Elbe und Weſer gewonnen. So kunſtvoll reichen dieſe Flüſſe ſich „die goldenen Eimer", um ihre Beſtimmung zu erfüllen, all' dies Gebirgswaſſer zu einen und in ein deutſches Meer zu leiten. Die Bode auf der Nordſeite des Harzes als der wichtigſte Fluß des Gebirges fließt nach einem ſechszehn Meilen langen ſchweren und mühſamen Laufe bei Nienburg unmittelbar in die Saale, nachdem ſie in der lachenden Ebene noch die andern dem Elbgebiete angehörenden Flüſſe des nördlichen Harzrandes, die Selke und die Holtemme, in ſich aufgenommen hat. Die Waſſerſcheide zwiſchen Elbe und Weſer bildet an einer Stelle der Grafſchaft Wernigerode ein Berg, auf dem die Kirche von Altenrode ſteht, welche von den Bauern der Gegend als eine jedenfalls ſchon aus alter Heidenzeit her heilige Stelle zu gewiſſen Zeiten feierlich umritten wurde. Auf der Nordweſtſeite des Harzes nimmt die Ocker ihre Schweſtern, die Radau, Ecker und Ilſe auf und führt ſie in die Aller, die ſich faſt wie ein großer Quergraben durch die Tiefebene legt, deren Waſſervorräthe für die Weſer ſammelt und dieſer dann die eigene Richtung aufdrängt. Auf dieſe Weiſe erhalten Elbe und Weſer alles Harzwaſſer und führen es getreulich der Nordſee, dem deutſchen Meere, zu. Wie weit die brüderlichen kleinen Harzflüſſe ſich daher auch mitunter von einander entfernen: dennoch bringen die gefahrvollen Wogen der Nordſee dem Helgoländer Lootſen, der das Schiff des Kaufmanns im Umkreiſe der benachbarten Mündungen von Elbe und Weſer zu behüten ſucht, mit Sicherheit den Gruß des Berg- und Hüttenmannes von der Innerſte und des Fiſchers von Thale.

Anſtatt ſogleich in das Bodethal hineinzugehen, ſchritt ich auf das Seitenthal des kleinen Steinbaches zu. Durch dieſes gelangt man am beſten zu dem Hexentanzplatze, welcher auf dem rechten Ufer der Bode dem Roßtrappfelſen des linken Ufers gerade gegenüber liegt. Das Steinbachthal iſt etwas breiter als das Bodethal und neben ſeinem kleinen Gewäſſer ſteigt eine gute Chauſſee auf, welche nach Friedrichsbrunn führt. Blühende Kirſchbäume ſtanden vor dem Eingange dieſes Thales eine Strecke weit zu beiden Seiten. Tannen, knospende Birken und grünende Büſche winkten hinter ihnen. Das Steinbachthal ſelbſt iſt dem Bodethale am Fuße der Roßtrappe ſehr ähnlich, doch ohne deſſen Mannigfaltigkeit, beſonders ohne ſeine künſtlichen Windungen. Hier und da erheben ſich auf dem meiſt kahlen rechten Ufer des Baches einzelne Tannen oder auch Felsgruppen wie Burgen mit hohen Thürmen. Doch der Blick wurde von den entfernten Felſen oft auf die idylliſchen Erſcheinungen dicht am

Wege hingelenkt. Dort ſaß ein Rothkehlchen am Felſen und verſteckte ſich hinter demſelben; es hüpfte dann in's Gras, darauf in Büſche und zog ſich endlich vor dem eben hereinbrechenden kurzen Schneegeſtöber in eine Felſenſpalte wie in ein ſicheres Winterſchloß zurück. Nicht lange darauf kam ich zu den Stufen, welche am linken Ufer des Steinbachthales in der tiefſten Waldeinſamkeit den Fußgänger zum Hexentanzplatze hinaufführen. Die Stiegen, auf welchen man emporklimmt, ſind von Haidekraute umgeben. Dazwiſchen blühten weiße Blumen, auf welche faſt zu gleicher Zeit der Schnee fiel und die Sonne ſchien.

Nach ſolchem Aprilwetter that die geheizte Gaſtſtube im Wirthshauſe zum Hexentanzplatze, das ſelbſt zum Uebernachten eingerichtet iſt, wohl. Auch fehlte es nicht an Unterhaltung, denn das Fernrohr, welches man mir reichte, zeigte vom behaglichen Fenſter aus die prächtigſte Gebirgslandſchaft, die ſich bis zum Brocken hin immer höher erhob. So ſah ich vor mir in geringer Entfernung auf dem hohen rechten Bodeufer den grünen Raſen vor dem Tannenwalde ſich ſcharf abſchneiden als einen rechten Tummelplatz für ſcheues Wild. Weiterhin wurde die Gegend durchaus gigantiſch, und das mit dem Fernrohre bewaffnete Auge wühlte am Brockengebirge, ohne etwas Anderes zu finden als Schnee, Gewölk und die dem Brocken eigenthümlichen blauen Streifen an den ſchneefreien Stellen.

Eine ſorgfältigere Umſchau ſowohl über das Bodethal als auch über das feſte Land hin geſtatten einige Plätze vor dem Wirthshauſe auf dem Hexentanzplatze. Ich trat zuerſt in die Mooslaube, welche nicht allein aus Moos erbaut, ſondern auch mit bemooſter Erde und bemooſten Felſen und außerdem mit Vogelbeerbüſchen umgeben iſt. Vom Mooshäuschen aus ſchweift der Blick über Feldergrün und Dörferroth in der weiten Ebene, um dann in der Nähe auszuruhen auf den blühenden Bäumen, welche die rothen Dächer des Dorfes Thale am Austritte der Bode in die Ebene umgeben, und auf den großen glänzenden weißen Granitſteinen im Bette der Bode. Eine ganz ähnliche Ausſicht genießt man auf einem von braunem Heidelbeerkraute und Vogelbeerbüſchen umgebenen Felſenvorſprunge neben der Mooslaube. Weiß ſchimmerte mir da der beſchneite Brocken entgegen, mir gegenüber aber konnte ich die gewaltigen Felſen der Roßtrappe bereits genauer betrachten, die ſich wie ein dunkler umhüllender Mantel der Allmacht vom Gipfel bis zum Fuße des Gebirges erſtreckten.

Die bequemſte Umſchau bietet die Hexenkanzel, eine Stelle auf dem Hexentanzplatze mit einem Tiſche neben einem Felſen, der mit Birken bewachſen iſt. Das ſchäumende Waſſer (man blickt von dieſem Punkte aus auf die wilderen Stellen der Bode), das braune verweſende Laub an den Felſen des ſüdlichen Ufers und das dunkle Grün der Tannen boten hier dem Auge, welches ſich bereits vorher an dem Anblicke der lachenden Ebene geſättigt hatte, die großartigſten Kontraſte dar.

Vom Hexentanzplatze führt der Katerſtieg, ein jäher Weg von übereinander gelegten Steinen, zwiſchen bemooſten Felſen und Baumſtämmen den Fußgänger zu einem der größten Gaſthöfe des Harzes, an welchen, laut der von dem Wirthe (Herrn Feſſel) abgeſchloſſenen Verträge alles in Günthersberge geſchoſſene Wild und alle in Altenbrak gefangenen Forellen und Schmerlen das ganze Jahr hindurch abgeliefert werden. Es iſt dies der kleine und große Waldkater, welcher letztere der Eiſenbahn wegen ſchon wieder erweitert wird. An dieſem Punkte hat man den ganzen ſteilen ſchwarzen Roßtrappfelſen vor ſich, und an dieſe Stelle mochte ſich der Dichter Auguſt Schüler erinnern, als er ſang:

Gelehnt auf einen Block Granit,
Sah ich hinauf zur Felſenwand,
Wo Gottes Odem leiſe zieht,
Und wo, gepflanzt von ſeiner Hand,
Sich ſchmiegen Tannen, Birken, Elſen
An eine rauhe Bruſt von Felſen.

Einzelne Zacken des Roßtrappfelſens laufen in die wunderlichſten Gebilde aus, und dort jenes bräunliche Geſtein, davon der Mönch genannt, ſieht wie ein echter Kapuziner oder wie ein Biſchof mit der Biſchofsmütze aus. Aus jeder Ritze dieſer gewaltigen Felſen blickt ein Strauch hervor: hier dunkelt ein Tannenbuſch am Geſtein, dort leuchtet helles Birkengrün. Weiter hinauf beginnen ordentliche kleine Baumgänge zwiſchen den Felſen. Ganz oben löſen feierliche Buchen die niedrigeren Birken und Tannen ab. Des Himmels erhabenes Blau überwölbt das Ganze.

Aber auch der Blick auf die gewaltig toſende Bode dicht vor uns hat vom Waldwater aus viel Eigenthümliches. Beſonders betrachtet man hier die großen Granitblöcke in der Bode erſtaunt aus der Nähe. Ich hatte oft in Quedlinburg ganze Heerden von Schweinen in die Bode treiben ſehen, und gerade wie dieſe Granitblöcke hier lagen, ſo hatten die weißen Rüſſelthiere dort in dem Fluſſe ſich kaum zu regen vermocht. Einen durchaus erfreulichen Eindruck machte hier im Eingange des Felſenthales das Pflanzenreich. Ein großer Vogelbeerbaum neben dem Waldkater grünte bereits, zwiſchen der Mooslaube am Waldkater und der Bode grünte das Himbeergeſträuch und die Palmweiden waren mit ihren Schäfchen behangen recht wie zur Feier des kommenden Palmſonntages. „Palmarum, tralarum!“ ſprach ein Jäger, der mit ſeinem Hunde das Bodethal hinunter kam, anſpielend auf einen bekannten Jägerreim von den Schnepfen, als er dieſe Blüthe ſah.

Von dem Waldkater aus geht man im Bodethale aufwärts und bleibt, wenn der Waldkater wegen einer Krümmung des Bodethales bereits nicht mehr ſichtbar iſt, auf der zwiſchen zwei Felſen hingelegten Teufelsbrücke zuerſt wieder zu einer längeren Umſchau ſtehen. Auf dem linken Ufer der Bode erblickt man hier in bunter Verwirrung dicht neben der Brücke bemooſte Felſen in allen Lagen, zum Theil wie Leichenſteine, das rothe Dach einer Konditorei, kleine Höhlen, grüne Bäume und den außerhalb der Konditorei befindlichen Feuerherd derſelben. Auf dem rechten Ufer geht hier die Ausſicht nach Süden hin weiter. Da glänzt das Silber des Fluſſes und darüber winken viele Tannen als reicher Beſatz eines Felſens. Dann bildet eine Krümmung des Fluſſes von Oſten nach Weſten eine ziemlich gerade Bergwand und ſchließt dahin mehr großartig als intereſſant die Ausſicht ab.

Der nächſte größere Ruhepunkt iſt auf der Brücke über dem Bodekeſſel, der größten Verengerung des den Reiſenden zugänglichen Bodethales, mit welcher zugleich die ſüdlicheren Stellen ihr Ende erreichen, die keinem Wanderer mehr den Zutritt geſtatten und deren Wildheit hauptſächlich von dem hohen linken Ufer aus bewundert wird. In den Bodekeſſel ſoll die Krone gefallen ſein, welche eine Prinzeſſin verlor, während ſie, durch einen Rieſen verfolgt, mit ihrem Pferde über das Bodethal hinweg vom Hexentanzplatze nach der Roßtrappe ſprang. Der Keſſel, der auch der Kretpfuhl heißt, gleicht einem dunkeln Teiche, der für grundlos gehalten wurde, obgleich er nur zwanzig Fuß tief iſt. Nur ein dünner, ſchmutziger, immer gleicher Streifen von Schaum zieht ſich von einer Seite dieſes unheimlichen Waſſers zur andern hin wie der Schaum im Munde eines tollen Hundes. Moos, Himbeerſträuche, wilde Roſenbüſche und ein Thorflügel von Tannen zieren die Felſen an der Brücke. Stellen wir uns auf der Brücke ſo, daß das Auge dem Laufe des Fluſſes folgen kann, ſo erſcheint uns das linke Ufer geräumiger und lichter; das rechte Ufer mit ſeinen Schluchten iſt dunkler, grüner, maleriſcher und ſeine Felſen ſind buſchiger und mehr charakteriſtiſch.

Nach dem Uebergange über die Brücke erwartete uns auf dem rechten Flußufer noch ein ganz kurzer Weg mit einem Geländer, welches ſich nach wenigen Schritten wegen der Unzulänglichkeit des Thales ſchließt. Aufwärts blicken wir hier in die verborgeneren Gänge des Fluſſes hinein, auf welchem mitten in der Felſennacht dunkle ruhige Stellen mit ſchäumenden Punkten wechſeln wie wenn dunkles Gewölk am Himmel neben den Silberglanz des Mondes tritt. Tieſe Höhlungen, wie die Oeffnungen großer Muſcheln geſtaltet, ſind hier an den Felſen des Ufers ſichtbar. Aus dem gelblich-grünen Mooſe der Klippen am Wege ſickert das Waſſer tropfenweiſe zu unſern Füßen nieder. Vogelbeerbüſche und Himbeerſträuche wachſen neben dem Geländer. Nachdem ich eine Zeitlang auf demſelben geſtanden hatte, fuhr ein kalter Hauch aus Norden zwiſchen die Felſen hinein. Der gedrungene Eibenbaum*), welcher, im rechten Ufer wurzelnd, ſich quer über den Kretpfuhl gelegt hat, rauſchte unter einem hereinbrechenden Schneegeſtöber und ſchien geheimnißvoll an der unheimlichen Stelle von den Zeiten des Heidenthums zu erzählen, da er in unſerem damals noch rauherem Vaterlande mehr als jetzt verbreitet war. Auch das grüne Kleid der nächſten Tanne bewegte ein herber Wind und mahnte zur Umkehr.

Den Rückweg nach Quedlinburg nahm ich über die Roßtrappe. Um ſie zu erreichen, geht man etwa halb bis zur Teufelsbrücke zurück und klettert dann in der ſogenannten Schurre auf die Höhe des linken Bodeufers empor. Von den jähen Felſen an der Roßtrappe aus blickt man auf das ſchwarze Thal hinab, welches nun offen vor dem Auge daliegt, bis ſich die Bode um zwei große mit Tannen beſetzte Felſen gewunden hat. An drei Stellen, von denen zwei vorn mit einem Geländer umgeben ſind, erfreut man ſich beſonders der Ausſicht, welche ſich am ſchönſten um den Bodekeſſel herum darbietet, wo der Schaum an den kleinen, aber durch die Windungen des Thals ungemein maleriſchen Waſſerfällen der Bode neben dem Grün vereinzelter Tannen in einer unvergleichlichen Miſchung weißbläulich ſchimmert, bis das Waſſer am Ende dieſer Waſſerfälle wieder ſeine gewöhnliche Farbe annimmt. Thalabwärts dagegen ſteht der Felſen des Tanzplatzes wie ein großes ſilbernes Faß mit goldenen Buckeln vor uns da. Vogelbeerbüſche umwachſen die Felſen, auf denen wir ſtanden. Auf dem Roßtrappfelſen ſelbſt iſt die große Roßtrappe ganz mit bräunlichem Waſſer angefüllt. Unheimlich bewegte es der Wind und ich mußte bei dieſem Anblicke noch an Klopſtocks Worte in dem Gedichte auf die Roßtrappe denken:

Druiden haben und Barden mit erobertem
Eiſen in die Felſen gehauen das einzige Maal
Der Ur-Jahrhunderte Deutſchlands,
Den Huf des heiligen weißen Roſſes.

Mit dem Flammenblick, mit der dichten,
Niederſtrömenden Mähne, dem Sturme ſelbſt
Zu heben ſchwer, mit ſchmetternder (es ſtampfte dann,
Daß die Erde ſcholl) mit der zukunftwiehernden Stimme.

Der begeiſterte Barde trat in den Umkreis
Des nachgebildeten Hufes, und ſo durch die Weihe
Der Götter geweiht, weiſſagt er, aus des ſteigenden Bachs
Mannigfalter Welle, die Wechſel der fernen Tage:

Oft blutige: daß in Winfeld Hermann ſich einſt
Ein Maal erbaut aus Legionengebein!

Minder erhaben, aber anmuthiger, als die Ausſicht von der Roßtrappe, iſt der Blick von der unweit des Weges nach dem Gaſthauſe zur Roßtrappe am nördlichen Abhange des hohen linken Ufers gelegenen Bülowshöhe aus. Selbſt nach Norden hin ſchneidet eine vorgelagerte Felſenkette die tiefere Ausſicht in das Thal ab und läuft, anfangs wie ein Orgelwerk gebildet, bald unter uns in die herrlichen Geſtalten des Mönchs und in die andern Gebilde aus, zu welchen wir vom Waldkater aus aufblickten der jetzt wieder gerade unter uns liegt. Auf der Bülowshöhe ſehen wir die Tannen unter uns aus gewaltigen Felſen hervorragen, die weißſchäumende und bis zu uns hinauftoſende Bode umzieht weiter nach der Ebene zu den Berg in einem maleriſchen Halbkreiſe, ringelt ſich nach ihrem Austritte aus dem Gebirge vorbei an Dörfern mit rothen Dächern und ſchlängelt ſich wieder weiter hinein in die unvergleichliche wellenförmige Ebene mit ihrem Hakelwalde, ihrem Bransleber Holze und ihrem Huywalde, der wie eine Käpſelmütze auf ihrem Haupte ſitzt, an der Grenze des Horizontes. Auch am geraden Wege von der Roßtrappe nach dem etwas verſteckten Gaſthauſe bietet ſich ein herrlicher Blick in's offne Land hinein dar, beſonders an einem Geländer, das ich einige Tage ſpäter mit blühendem Weißdorn umkränzt fand.

---

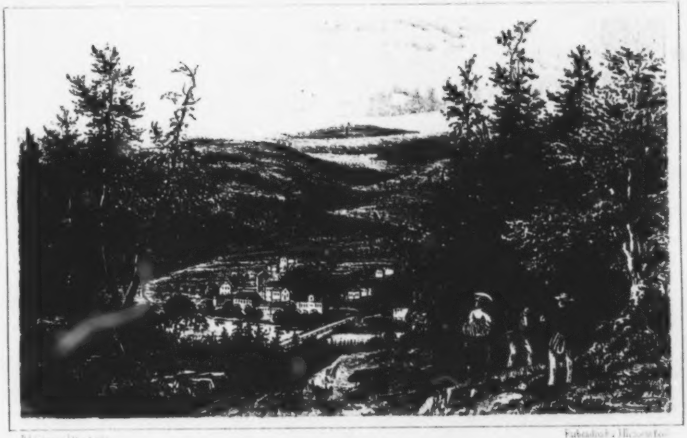
*) S. „Unſer Vaterland", II. Band. S. 240.

Am Dienstage in der Charwoche (15. April 1862) ſetzte ich meine Reiſe das Bodethal hinauf von derſelben Stelle aus fort, wo ich am Sonnabende vor Palmarum ſie geendet hatte. Ich ging nämlich mit einem Reiſegefährten von der Roßtrappe aus Morgens auf der herrlichen Chauſſee nach Treſeburg, die ſich auf dem hohen linken Bodeufer hinzieht, weil das Bodethal bis jetzt vom Kretpfuhl aus bis eine Viertelſtunde vor Treſeburg ſelbſt meiſt unzugänglich iſt. Die Chauſſee wird theils von herrlichen Waldungen eingeſchloſſen, theils gewährt ſie einen gewaltigen Ausblick in das Bodethal. In der Mitte des Weges etwa ſind auf braunſchweigiſchem Grund und Boden einige kleine Parkanlagen gemacht worden. Man hat an dieſer Stelle die Bode in ungeheurer Tiefe unter ſich; die himmelan ragenden Granitfelſen des Ufers erſcheinen hier wie ein im Sturme wogendes Felſenmeer. Der Quarz an den Felſen glänzt wie das Meeresleuchten über den Wogen und eine eigenthümliche Bläue von Luft und Licht legt ſich über das Ganze.

Wie ſehr aber auch alle dieſe Naturſchönheiten das Auge entzücken, ſo iſt doch am lehrreichſten für das Verſtändniß des Baues der Erdoberfläche der Punkt des Bodethales, welchen unſere Lithographie zeigt, nämlich die Gegend um Treſeburg.

Was wir zuerſt wahrnehmen, wenn wir an Ort und Stelle ſind, iſt, daß an einem Punkte, wo der Fußweg von Blankenburg über das Gebirge kommt, ſich der Treſeberg, das hohe linke Ufer, in weſtlicher Richtung wie ein Riegel vorgeſchoben hat. In dieſen langen, von einem merkwürdigen Grünſteinfelſen gebildeten Bergriegel aber iſt die hier prächtig ſchimmernde Chauſſee eingehauen, um allmälig in's Thal nach dem meiſt von Blankſchmieden bewohnten braunſchweigiſchen Orte Treſeburg hinabgelaſſen zu werden, welcher theils zwiſchen dem Ende des Bergriegels und der Bode und theils auf ſeiner entgegengeſetzten ſüdlichen Seite liegt. Die Bode, welche vor dem Treſeberge einen Winkel bildet und bis zu dieſem langen Felſen einen ſüdöſtlichen, von ihm aus aber einen nordöſtlichen Lauf hat, umfließt ihn nämlich ſowohl im Süden als im Norden faſt eine Stunde lang und man hat ihn vor einigen Jahren an ſeiner ſchmalſten Stelle von dieſer Chauſſee aus durchſtochen, ſo daß man durch einen natürlich nur dem Fußwanderer dienenden Tunnel nach wenigen Minuten die nördliche und die ſüdliche Seite des Fluſſes erblickt. Auf dieſem Grünſteinfelſen, dem Dorfe nicht mehr fern, liegt auch die Ruine der alten Treſeburg und mit Rückſicht hierauf lieſt man am Eingange des Tunnels die etwas matten Verſe:

Wandrer, halt die Schritte ein!
Willſt Du Sinn und Herz erfreun,
Leicht erſteigen Bergeshöhen,
Wo der Vorwelt Schauer wehen
Und vor längſt entſchwund'nen Jahren
Thürme nur und Zinnen waren.
Aber jetzt Dein Auge ruht
Auf des Bergſtroms wilder Fluth
Und Du fühlſt nur Luſt: — doch Grauen,
Wenn Du nahſt, hinabzuſchauen:
Tritt in dieſe Höhlung ein!



[illegible] [illegible]

Treseburg im Harz

Sobald man auf der Südſeite des Berges angelangt iſt, nimmt man auch wahr, weshalb der Berg gerade an der Stelle des Tunnels ſo ſchmal iſt. Gerade hier nähert ſich nämlich die ſüdliche Bode dem Bergriegel nicht anders, als wollte ſie ihn zur Erſparung des großen Umweges durchbrechen und ſelbſt hier einen eigenen Tunnel graben, etwa zu dem Punkte auf der Nordſeite des Berges hin, wo der Fluß die nördliche Richtung bis zu ſeinem Austritte aus dem Gebirge annimmt. Aber anſtatt den Berg zu durchbrechen, ſchlägt die Bode vor dem Herzogsplatze (wie man die Anlagen am Tunnel nennt) einen an unſerer Berglehne ruhenden Halbkreis. So ſchließt ſie eine kleine Halbinſel von außerordentlicher Schönheit ein, welche vom Herzogsplatze aus ſogar als ein köſtliches rundes Eiland erſcheint. In der Mitte deſſelben ragt in ſchöner Harmonie mit dem Ganzen ein kreisförmiges Tannenwäldchen hervor, welches allmählig zu einem erhabenen Mittelpunkte aufſteigt. Breite, ſchön gerundete Wieſen legen ſich zwiſchen den Tannenwald und das Ufer des Fluſſes und bieten beſonders am Abende einen Tummelplatz für die Rehe des Wäldchens dar, der, vom Herzogsplatze im Mondſcheine beobachtet, etwas Zauberiſches hat.

Man glaubt ſich aber ſelbſt auf einer Landzunge oder auf einer Halbinſel im See zu befinden, wenn man vom Tunnel aus, bei welchem Eichhörnchen an den Haſelſtauden klettern, auf den in Stein eingehauenen Spaziergängen zum Rücken der Grünſteinfelſen gelangt iſt und ſich tief unten auf drei Seiten von der Bode umfloſſen ſieht. Verſchiedene Ruheplätze laden hier oben zu längerem Verweilen ein. Einer herrlichen Felſenecke auf dem jenſeitigen Ufer der Bode gerade gegenüber ſteht auf einem grünen Platze ein Tiſch aus Baumzweigen mit Moos gedeckt.

Tiefer umher an der Treſeklippe ziehen die mit Buſchwerk angefüllten Burggräben der alten Treſeburg. Eine Eiche, mitten auf einem erhöhten Platze, bezeichnet dieſe Stelle voll Erinnerungen an eine rauhe Vorzeit, da der Raubritter von hier aus alle Windungen der Bode durchſpäht haben mag und an ſeinen Faſttagen im Gehölze die berühmten bunten Treſeburger Forellen aus den bis auf den Grund durchſichtigen Granitkulken der Bode und die flinken Schmerlen aus ihren ſprudelnden Waſſergängen ſchmauſte. Wohin ſind ſie, dieſe wilden Männer, welche dem Reiſenden einſt ſo unfreundlich aus dem Nußbaumgebüſche entgegentraten, das ihre Burg umgibt? Nachdenklich ſtehen jetzt die Enkel jener von ihnen ausgeplünderten Bürger mit dem Wanderſtabe auf dem ſpärlichen, faſt ganz der Erde gleichen Gemäuer, aus welchem Veilchen hervorwachſen, und betrachten die umhergeſtreuten Mauerſteine, die ſchon längſt über und über bemooſt ſind. Dabei ſchweift ihr Blick hinab an der mit Buſchwerk bewachſenen ſanften Abdachung des Treſeberges, an deſſen Fuße gerade hier ſich Ackerland und Häuſer anlehnen bis zur Waſſerbiegung. Beim Hinabſteigen nach dieſer geſegneten Stelle bemerkte ich am Abhange des Burgberges noch viele blaue Blumen. Man ſagt, daß ſolche blaue Blumen die mit Schätzen angefüllten Keller der alten Ritterburgen aufſchließen. Zum Andenken ſteckte ich eine ſolche Blüthe zu mir, die Blume von der Treſeburg . . . .

Wir gelangten bald nach dem wegen des wachſenden Ruhmes der Naturſchönheiten von Treſeburg ſehr vergrößerten, aber glücklicher Weiſe noch immer vollkommen ländlichen Gaſthofe im Winkel der Bode, welcher neben der Brücke auf unſerem Bilde leicht aufzufinden iſt. Obgleich wir der Witterung wegen in dem mit Stroh gedeckten Pavillon des Gaſthauſes neben der Wieſe nicht verweilen konnten, ſo bot doch ſelbſt das warme Haus uns faſt nach allen Seiten hin die ſchönſte Ausſicht. Im Oſten gaben die Brücke, oben die Tannen in den Thalwinkeln der Bode und der Luppbode mit Buchen und Eichen dahinter ſelbſt von hier aus ein prächtiges Bild. Gerade vor den Fenſtern der Wohnſtube aber wurde die Wieſe und der alte Burgberg mit ſeinen Veilchen und andern blauen Blumen einige Augenblicke von einem Unwetter mit Schnee und Schloſſen bedeckt. Während dieſer Zeit war es erfreulich, mit den Wirthsleuten, dem Förſter von Treſeburg und einigen andern Männern aus entfernten braunſchweigiſchen Gebirgsorten im traulichen Wohnſtübchen zu ſitzen.

Aber leider drehte ſich das Geſpräch um eine Angelegenheit,*) welche es durchaus zweifelhaft machte, ob Treſeburg ſo lange Zeit nach dem Untergange der alten Burg wirklich ein Ort iſt, wo ſich der ruhige Bürger ungeſtört dem Genuſſe von Naturſchönheiten überlaſſen kann, wie die Inſchrift über dem Tunnel uns verſichert. Mit großer Lebhaftigkeit nämlich erzählte man uns, daß vor einigen Stunden an den Ortsvorſteher zu Treſeburg der Befehl gekommen ſei, durch den dortigen Landjäger einen umherſchweifenden vornehmen Gauner verhaften zu laſſen. Nun war an dieſem Morgen lange vor uns ein feiner Herr im Gaſthofe zu Treſeburg angekommen, welcher mit verdächtig ſcheinender Eile ſogleich nach einem eigenen Zimmer verlangt hatte. Während dieſes geheizt wurde, hatte er erzählt, daß er ein großer Liebhaber von Dompfaffen ſei und mit einem ſolchen Vogel in den Gaſthof auf der Roßtrappe gekommen ſei. Dort habe er vom Sohne des Wirthes erfahren, daß der Wirth in Treſeburg einen vortrefflichen Dompfaffen beſitze, und habe ſich aufgemacht, um dieſen zu dem Preiſe von zehn Thalern anzukaufen. Da nun gerade um dieſe Zeit die Dompfaffen als Zugvögel von der Oſtſee nach dem Harze kommen, ſo hatte ſich der Fremde mit einem Führer in den Wald begeben, um mit Hülfe des Treſeburger Dompfaffen als Lockvogel andere Dompfaffen zu fangen. Weil es dabei an einem ſcharfen Meſſer fehlte, hatte der Fremde ein Inſtrument, welches vielerlei Meſſer, aber auch einen Korkzieher enthielt, hervorgezogen und gebraucht. Dies ſchreckliche Meſſer machte ihn noch verdächtiger; dem Landjäger aber blieb von Allem nichts verborgen. Kaum ſaß der Fremde wieder auf dem Sopha in ſeiner geheizten Stube, als der Landjäger vor ihm ſtand und nach dem Paſſe fragte, der ihm unglücklicher Weiſe verloren gegangen war. Die einzige nähere Angabe in dem Steckbriefe ſagte, daß der Verfolgte ſechs Fuß hoch ſei. Der Fremde weigerte ſich zwar, ſich zum Meſſen an die Wand zu ſtellen. Sobald er indeſſen aufſtand, mußte der Augenſchein lehren, daß er viel kleiner war. Um zu zeigen, daß er nicht ohne Reiſemittel ſei, legte er mehr als hundert Thaler in Papierſcheinen auf den Tiſch. „Rühren Sie es nicht an,“ rief er dem Landjäger zu, „es iſt reiner als Ihre Hand!“ Dieſer aber hatte es doch in Verwahrung genommen, den Fremden verhaftet, die Büchſe über die Schulter gehängt und den Fremden eine halbe Stunde vor unſerer Ankunft zur Stadt abgeführt. Nach den Berichten, die wir in der Wohnſtube des Wirthes zu Treſeburg erhielten, waren wir neugierig geworden auf die Ausſage des Wirthes auf der Roßtrappe, wohin wir am Abende deſſelben Tages auf der Rückreiſe nochmals kamen. Auf der Roßtrappe war die Verhaftung des Fremden ſchon bekannt. Eine anweſende Geſellſchaft faßte mit Wärme die Möglichkeit in's Auge, daß der Fremde unſchuldig ſein könne, und tadelte die Verhaftung mit Leidenſchaft als gefährliche polizeiliche Willkür. Der Wirth gedachte zwar auch der Menſchenſcheu des Fremden, hielt ihn indeſſen für unſchuldig, führte die Geſellſchaft auf ſein Zimmer, zeigte ſein luxuriöſes Felleiſen, die feingezeichnete Wäſche und nebenbei den zurückgelaſſenen Dompfaffen, den er im Fenſter reichlich mit Futter verſorgt hatte, worauf wir dann das hübſche Vögelchen und ſeinen Herrn, von dem wir ſpäter nichts mehr zu hören glaubten, beim Abſchiede von der Roßtrappe vorläufig ihrem Schickſale überlaſſen mußten. Als ich indeſſen am Sonnabende vor Oſtern nochmals nach der Roßtrappe kam, erfuhr ich, daß er als unſchuldig entlaſſen ſei und ſich ſogleich nach Treſeburg begeben habe, um den Treſeburger Dompfaffen noch wirklich anzukaufen. Während dieſer Erzählung trat der Reiſende plötzlich in das Gaſthaus zur Roßtrappe, indem er einen Käfig mit dem Treſeburger Dompfaffen auf der Hand trug. Der Fremde ſelbſt erzählte nun ſeine Geſchichte ausführlich. Erſt am Morgen nach ſeiner Verhaftung hatte er in der Gerichtsſtube verhört werden und den Beweis ſeiner Unſchuld liefern können. Da er ſich während der Gefangenſchaft in ſeinen Zuſtand durchaus nicht zu finden vermochte, ſo erfolgten höchſt betrübende Scenen, auf die ich nicht näher eingehen will. Zu dem Wirthe auf der Roßtrappe ſagte er in meinem Beiſein: „Ihr Sohn hat die ganze Geſchichte veranlaßt; er ſagte mir: daß der Treſeburger Dompfaffe vier Geſänge pfeifen könne; nun beſitze ich ihn, und er kann nur zwei." —

---

*) Hoffentlich bewirkt die nachfolgende, ſehr discrete Veröffentlichung, daß ähnliche Dinge im braunſchweigiſchen Antheile des Harzes nicht wieder vorkommen, und die braunſchweigiſche Polizeiverwaltung dort nicht gegen die preußiſche abſticht. Auf dem preußiſchen Harze wäre der Vorfall unmöglich geweſen. Wie aber würde man ſchreien, wenn dieſer Vorfall ſich dennoch irgendwo in Preußen begeben hätte! Faſt möchte man aus ihm auf einen ſehr betrübenden Rückſchritt ſchließen, denn der Hofrath Krieger, der 1818 ein Werk, „Die Bodethäler“, herausgab, erwähnt es ausdrücklich, daß man im Harze gar keinen Paß gebrauche. Ein empfehlenswerthes Reiſehandbuch von einem Braunſchweiger, Leibrock's (des Jüngeren) Harzwanderbuch, gibt die beſten Vorſchriften für den Antritt von Harzreiſen, gedenkt aber dabei des Paſſes gar nicht.

Als an jenem Tage in Treſeburg das Schneegeſtöber aufgehört hatte, traten wir aus dem Gaſthauſe heraus und ſuchten nun genau die Stelle auf, von welcher aus unſer Bild gezeichnet iſt. Nachdem wir über die auf dem Bilde ſichtbare große Brücke der Bode, eigentlich der kalten Bode, und auch auf einer aus rohen Baumſtämmen beſtehenden Brücke über die Luppbode gegangen ſind, welche gerade hier von Süden kommend in die Biegung der kalten Bode mündet, ſteigen wir auf dem rechten Ufer der kalten Bode in einem herrlichen, ſteilen und dunkeln jungen Buchengange faſt bis zu dem nackten Felsvorſprunge ohne Anbau, aber mit einem Geländer im Forſte empor, welcher der weiße Hirſch genannt und in der Regel vom Hexentanzplatze aus auf einem andern Wege beſucht wird. Da die Luppbode ein Grenzfluß zwiſchen Preußen und Braunſchweig iſt, ſo befinden wir uns bereits wieder auf preußiſchem Gebiete. Wie wir uns der Stelle nähern, werden die Buchen lichter und größer. Auch Eichenlaub lag hier auf dem engen Wege. In der Nähe des „weißen Hirſches" aber ging auf weißen Blumen im pfadloſen Gebüſche von Weißdornen und Tannen ein rieſiger Jäger umher. Wir ſetzten uns auf den Bänken des ſonſt öden „weißen Hirſches" nieder und betrachteten die Gegend. Mit wenigen wilden Sprüngen von dieſer Klippe ſollte man meinen, unten im Gaſthauſe ſein zu können. Dieſer Theil des Dorfes, die Wieſen daneben und die Biegung der Bode um den Treſeberg herum bildet, den Hauptinhalt unſeres Bildes, während die Luppbode auf demſelben keinen Platz fand. Ihr kleines Thal, das ſich von Allrode herzieht, iſt unten ganz mit Tannen bedeckt; darüber breiten ſich die bläulichen Buchen überall aus, die ganz hinten auf dem Bergkamme nur noch einzeln, aber deſto majeſtätiſcher ſtehen, wie denn im Süden hinter dem an ſich engen Ufer der Luppbode eine rieſige Berglehne mit Buchen, zwiſchen denen einige Tannen ſchimmern, langſam und großartig aufſteigt. Blickt man zugleich in die beiden Bodethäler mit ihrem glänzenden Waſſer hinein, ſo glaubt man den Kelch einer Lilie zu ſehen, deren Stengel nach der Mündung der Luppbode und dem „weißen Hirſche" zu liegt. Der Name Bode ſtammt von dem Wendiſchen Woda (was zu der Vorzeit dieſer Gegend ſehr wohl paßt) und bedeutet ſchlechthin Waſſer. Die kalte Bode entſpringt 2770 Fuß über dem Meere am kleinen Brocken und ſelbſt aus den Mooren des Brockenfeldes ſammelt ſich ihr Waſſer ſogleich in einem hellen und reinlichen Felſenbette. Es iſt ſelbſt im Sommer ſehr kalt und den größten Theil des Jahres mit Schnee und Eis belegt. Bis Treſeburg folgt ſie der Längenausdehnung des Gebirges, welches ſich von den Fichtengegenden des Brockens und des Oberharzes nach dem Südoſten und den Laubwaldungen des Unterharzes hin ſenkt. Auf dem Laufe bis Treſeburg hat die eiſige Flußnymphe aber längſt zwei Schweſtern, die warme Bode und die Rappbode aufgenommen, zu welchen ſich hier vor unſern Augen noch die Luppbode als vierte Flußnymphe geſellt, worauf dann alle vier Schweſtern vereint ſich zum Austritte aus dem Gebirge bereiten und als taumelnde Bacchantinnen ſich von den Bergen in die lachende norddeutſche Ebene hineinſtürzen. Vom „weißen Hirſche“ aus hatten wir überall Bode vor uns und das Auge wurde faſt verwirrt von dieſen großen, für das Harzgebirge bedeutenden, vielgewundenen Waſſermaſſen, die wie große ſilberne Leuchter an den Bergen hinan vor uns lagen. Zuletzt verweilte mein Auge mit Sehnſucht in dem aufſteigenden Theile der kalten Bode, da meine Reiſe im Bodethale hinauf da, wo ich jetzt ſtand, zu Ende war. Dort das Thal hinan lagen vor mir Felder und Tannen, dann wieder Felder und wieder Tannen, bis endlich überall den unzählbaren terraſſenförmigen Windungen des Fluſſes der Brocken ſelbſt als Quellpunkt wolkig in den Wolken erſchien. Ein erhabeneres Naturſchauſpiel iſt in Norddeutſchland nicht leicht zu denken. Eine tiefe Sehnſucht ergriff mich als Großſtädter nach einem innigeren Verkehr mit dem Volke, wie ich ihn früher um den Brocken her gewohnt war, und im Geiſte ſah ich die nahe Oſternacht über allen den Bodethälern aufgehen und die Harzbewohnerinnen nach alter Weiſe aus den Thüren der Häuſer an den Ufern hervortreten und das heilſame Oſterwaſſer ſchöpfen. Beſonders aber ſuchte mein Auge mit Wehmuth oben im Thale der kalten Bode um den Brocken her nach der Lage der Stadt Elbingerode, wo ich vor ſieben Jahren das ganze Oſterfeſt im Volke verlebt hatte. Da glaubte ich, daß die geiſterhaften Töne der harziſchen Cither von der rauhen Stadt her zu mir herniederwehten und daß im kalten Thale herunter zu mir die Melodie des unvergeßlichen Liedes herklänge, welches man an jenem Oſterfeſte in der Stube zu Elbingerode ſang. Der mit einem Ausdrucke, deſſen nur das Volk und nur das deutſche Volk fähig iſt, geſungene Kehrreim des Liedes, welchen ich immer wieder zu hören glaubte, heißt:

Drum ſag' ich's noch einmal:
Schön iſt die Jugend,
Schön iſt die Jugend, ſie kehrt nicht mehr!

Der Wallfahrtsort Mariazell in Steiermark.

Von Dr. W. C. Haas.

„Die Mutter Gottes zu Kevlaar,
Trägt heut ihr beſtes Kleid.“

Eine der größten kulturhiſtoriſchen Merkwürdigkeiten der Vergangenheit und Gegenwart ſind die Wallfahrten und Gnadenorte. Sie gehören mit zu dem romantiſch heiligen Zauber, der den Katholicismus verklärt; es iſt eine tief im menſchlichen Herzen begründete Vorſtellung, daß ein und der andere Ort, ein und das andere Bild, Kreuz oder Ueberbleibſel von Gott beſonders begnadigt und mit Wunderkraft ausgeſtattet worden ſei. Die chriſtliche Welt kennt viele ſolcher Gnadenorte, ſie ſtehen aber nicht in gleichem Range, es giebt ſolche, die nur in der nächſten Umgegend gekannt ſind und wieder andere von europäiſchem Rufe.

Die Geſchichte der Wallfahrten verliert ſich bis in's graue Heidenthum, das ſeine heiligen Bäume, Quellen und Berge kannte; auch jetzt ſind alte Lindenbäume mit Marienbildern, Quellen, die unter dem Hochaltar einer alten Kirche entſpringen, Berge, deren Scheitel fromme Klöſter krönen, Gegenſtände allgemeiner Verehrung, die zahlloſe Pilgerſchaaren aus weiteſter Ferne heranziehen. Da die Wallfahrten und die Verehrung für gewiſſe Orte und ihre Heiligthümer Sache eines allgemeinen menſchlichen Gefühles ſind, ſo darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir dieſelbe Sitte bei den verſchiedenſten Völkern und Religionen antreffen. Japan und Tibet, die frommen Hindu und halbwilde Malayen, Juden und Muhamedaner folgen dem gleichen Zuge. Zu Nangaſaki hielt man ſo gut feierliche Prozeſſionen als auf Ceylon. Pagode, Kirche und Moſchee ſind für die verſchiedenen Bekenner gleiche Zielpunkte frommer Wanderung. In der chriſtlichen Kirche datirt die Sitte feierlicher Umzüge und Wallfahrten aus dem vierten Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung. Das Mittelalter bildete die Sitte erſt vollkommen aus und ſo kommt es, daß die berühmteſten Wallfahrtsorte jener Zeit ihren Urſprung verdanken. Unter die hochberühmten allgemein bekannten Zielpunkte frommer Pilger gehört unſtreitig Mariazell in Steiermark. Wir glauben uns nicht zu täuſchen, wenn wir unſerm Gnadenort gleichen Rang mit Loretto und San Jago anweiſen. Neben Czenſtochau, Loretto und Altötting iſt Zell jedenfalls der größte dem Mariencultus geweihte Wallfahrtsort; die öſterreichiſche Monarchie kennt keinen zweiten, ſo viele Objekte gläubiger Verehrung ſich auch innerhalb ihrer Grenzen befinden. Und doch meinen wir, daß kein Theil der Erde ſolchen Ueberfluß an Wallfahrtsorten beſitze als Oeſterreich und unter dieſem wieder an ſolchen, welche ſpeziell den Mariendienſt betreffen, das einzige Viertel, Unter dem Wienerwald, in welchem Wien ſelbſt liegt, iſt überreich an Wallfahrtsorten. Die Hauptſtadt ſelbſt beſitzt zwei Marienwallfahrtskirchen, „Mariahülf" und „Maria-Troſt" und in der Vorſtadt Roſau eine dem heiligen Peregrin geweihte Kirche, zu welcher von denen gewallfahrtet wird, die ſich von dieſem Sanctus die Heilung von Wunden oder Bannung von Gliederſchmerz verſprechen.

Böhmen zählt ſo viele Wallfahrtsorte als Geſundbrunnen und das will viel ſagen; unter die erſteren gehört auch ein „heiliger Berg", der ſein Seitenſtück an dem ſüdſlaviſchen, verwünſchten „Monte santo" findet. Eine wichtige Rolle ſpielt auch als Gegenſtand der Wallfahrt das heilige Blut Chriſti. Es giebt in Oeſterreich viele Wallfahrtsorte, die ſich des Beſitzes eines ſolchen Heiligthums rühmen, am bekannteſten darunter dürfte „Heiliges Blut" am Fuß des Großglockners ſein. Alle dieſe Andachtsorte übertrifft an Bedeutung und Ruf Maria-Zell in Steiermark. Viele Umſtände trugen dazu bei, das Anſehen dieſes Ortes zu erhöhen und bis auf die Gegenwart aufrecht zu erhalten. Eines Theils war es das ehrwürdige Alter des Gnadenortes, andern Theils die erbliche Vorliebe des regierenden Hauſes, zum Dritten die Annehmlichkeit der Umgegend, endlich der nie fehlende Comfort, der dort anzutreffen und ſchließlich der von Generation auf Generation verpflanzte Glaube an die Wunderthätigkeit des Gnadenbildes. Wollte Jemand eine gelehrte Geſchichte Mariazells ſchreiben, ſo könnte er ſie in zwei Perioden theilen: von der Entſtehung des Gnadenortes bis auf die von einem Kardinal eingeführte Wiener Prozeſſion und von da bis auf unſere Zeit. Der Eintheilungsgrund wäre folgender. Bis auf die Zeit des berühmten Kardinals fand der Gnadenort keine öffentliche oder geiſtliche noch weltliche Berückſichtigung; die kirchlichen Funktionen übte das Mutterhaus zu St. Lambrecht und übrigens blieb die Andacht und Verehrung dem Gutdünken des Laienpublikums überlaſſen. Der für den Mariendienſt beſonders begeiſterte Prälat zugleich Principalminiſter des Kaiſers Matthias, Biſchof zu Wien und biſchöflicher Adminiſtrator des Neuſtädter Biſthums, erklärte die Wallfahrt nach Mariazell zum Gegenſtand öffentlicher Pietät und führte perſönlich den feierlichen Zug nach dem Gnadenort; ſeit jener Zeit erfreute ſich Mariazell des außerordentlichen Schutzes der Dynaſtie, des Adels und der Geiſtlichkeit.

Wie die meiſten Anfänge klein und unbedeutend ſind und die größten Ströme aus winzigen Quellen entſpringen, ſo iſt auch die Urgeſchichte des Gnadenortes, abgeſehen von den Wundern, womit ſie die fromme Sage verklärt, höchſt einfach und ſetzen wir hinzu auch ungemein natürlich. Im Mittelalter exiſtirte parallel den Inſtitutionen der Sendgrafen auch das Inſtitut der Sendprieſter, ja es gab ſogar eigne Sendprieſter, Episcopi pagani, die Sendprieſter wurden nach allen Richtungen ausgeſchickt, um den chriſtlichen Bewohnern weit entlegener Strecken, wo ſich noch keine geiſtlichen Niederlaſſungen befanden, die Tröſtungen der Kirche zu ſpenden und die gottesdienſtlichen Funktionen zeitweilig zu verrichten.

Eine ſolche Sende hatte ſtatt unter Otto dem Siebenten, Abt des Stiftes Lambrecht um das Jahr 1157, fünf Mönche des Benedictiner-Ordens giengen von dem Kloſter aus, der Eine zog in's „Paltenthal", der Andere nach der „Rottenmanner Thauern", der Dritte gegen „Eiſenerz den Erzbach entlang", der Vierte dem Lauf der „Salza" hin und der Fünfte gegen „Aflenz"; hart am Grenzgebirg, das die Oſtmark vom Traungau ſcheidet. Der gute Sendprieſter, dem die letztere Aufgabe zugewieſen worden war, trug unter den andern geiſtlichen Utenſilien auch eine kleine Marienſtatue aus Lindenholz mit ſich, für die er eine ganz abſonderliche Verehrung gehegt haben ſoll. — Dieſe kleine hölzerne Madonna bildete den Kern, um welchen ſich die Wallfahrtsberühmtheit Mariazells kryſtalliſirte.

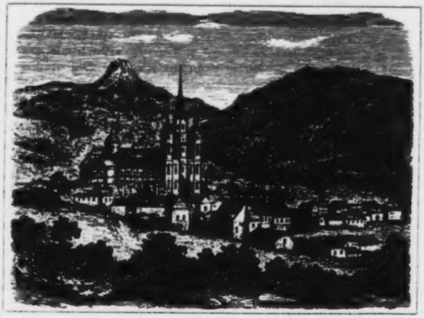
Wahrſcheinlich hatte der Benedictiner-Mönch die Marienſtatue als erſten Grundſtein einer geiſtlichen Niederlaſſung mit Vorbedacht nach dem Gebirge getragen und dabei erwogen, daß, wenn nur erſt das Heiligthum zur Stelle ſei, ſich auch die Beter finden würden und ſo geſchah es auch, er befeſtigte das Bildniß aus Lindenholz an einen Baumſtamm und ſchlug hart neben dem Heiligthume eine Hütte aus Brettern zuſammen. Die andächtigen Bewohner des Grenzwaldes kamen herbei und zollten dem aus der Fremde gebrachten Heiligthum Liebe und Verehrung. Die geiſtliche Niederlaſſung war fertig.

Faſt ein halbes Jahrhundert war darüber verfloſſen und das Marienbild prangte noch immer an dem nämlichen Baumſtocke, indeß hatte ſich aber die wundervolle Geſchichte des Gnadenortes verbreitet. Der Ruf des mirakulöſen Bildes war weit über die engen Grenzen des Hochthales hinausgedrungen; man erzählte ſich von den Wunderdingen, die ſich zugetragen, von den Gnadenwirkungen, die von den Heiligen ausgingen. Um 1200 that bereits Heinrich von Mähren das Gelübde einer Wallfahrt nach Zell, wenn er von ſeinem Siechthum befreit würde. Nach erlangter Geneſung pilgerte er nach dem Gnadenort. Seiner Freigebigkeit ſoll die kleine Kapelle aus Stein, die noch gegenwärtig das wunderthätige Bildniß beherbergt, Urſprung und Entſtehung verdanken.

Vom Baumſtamme zur Kapelle aus Stein war ein gewaltiger Schritt, es war nun nicht mehr die von Jägern, Fiſchern und Hirten beſuchte Waldheilige, der Steinbau ſicherte ihre Exiſtenz, die Fortdauer und ſelbſt Steigerung ihrer Verehrung, dennoch währte es abermals anderthalb Jahrhunderte, bis ſich die erſte Kirche über das Heiligthum wölbte. Einer der größten Fürſten des Mittelalters, der vielleicht ein großes Oeſterreich geſtiftet hätte, wenn ihm die Fortpflanzung ſeiner Dynaſtie im Mannsſtamm gelungen wäre, Ludwig von Ungarn baute 1363 die Kirche von Mariazell. Diesmal wär es nicht Dank für wieder erhaltene Geſundheit, ſondern errungener Triumph über den Feind, welcher dieſe fromme Handlung veranlaßt hatte.

Jetzt erſt war Mariazell in die Reihe der großen Wallfahrtsorte eingetreten; dennoch dauerte es bis ins ſechzehnte Jahrhundert, daß Mariazell der Privatandacht überlaſſen blieb; erſt die ſteiriſche Linie des alten Regentenhauſes, hier in die Fußtapfen des ſonſt bitter gehaßten Cardinals tretend, nahm ſich Mariazells mit wahrhaft Marianiſchem Eifer an. Dieſer religiöſe Eifer erkaltete auch in der neugegründeten Dynaſtie von Lothringen nur einen Augenblick unter Joſef II., um deſto heller unter Leopold II., Franz, Ferdinand und Franz Joſef aufzuflammen.

Nachdem wir eine kleine hiſtoriſche Skizze voranſchickten, ſei es nun geſtattet, auf die Mariazeller Wallfahrten zurückzukommen. Der gewöhnliche Pfad der Wallfahrten, die von Wien oder ſeiner näheren Umgegend kommen, führt über Mödling, Heiligenkreuz, Lilienfelde und den Annaberg nach Mariazell; es iſt dies die alte Wallfahrerſtraße, während jetzt Viele, nur keine Proceſſionen, die Südbahn bis Märzzuſchlag benutzen und von dort den Weg über das Niederalpel einſchlagen. Folgen wir der oben erwähnten breit getretenen Straße, welche auch die große Wiener Proceſſion, die alljährlich nach Zell pilgert, einſchlägt. Der Weg führt durch ein ſchönes, romantiſch-maleriſches Stück Landes; da kommt man gleich, nachdem die Brühl bei Mödling mit ihrer hochgradigen Civiliſation, die ſich in unerſchwinglichen Wirthshauspreiſen, ungenießbarem theurem Kaffee und den bizarrſten architektoniſchen Formen ihrer vielen Landhäuſer und Villen offenbart, durchſchritten wurde, durch ein kühles ſchattiges Waldthal nach der alten Abtei Sattelbach, dem heutigen „Heiligenkreuz“. Dieſe Ciſterzienſerabtei iſt eines eigenen Beſuches vollkommen werth. Wenn ſich auch mancher Zubau zu dem mittelalterlichen Kern des Kloſters nicht recht ſchicken mag, ſo bringt doch das Ganze der Baulichkeiten den günſtigſten Eindruck hervor. Es iſt ſo angenehm, im Dämmerlichte der kühlen ſchweigenden Kreuzgänge, deren Ruhe nur das Plätſchern des vielmündigen Bleibrunnens ſtört, zu wandeln und die ſinnigen, hie und da höchſt naiven Wandgemälde, deren Stoff dem Leben des heiligen Bernhard entnommen iſt, zu betrachten, oder das Grabgewölbe des erſten öſterreichiſchen Dynaſtengeſchlechtes der thatkräftigen Babenberger zu beſuchen. — Weshalb hat noch keine fromme Hand das verſtümmelte Steinbild des letzten Babenberg wiederhergeſtellt? Muß Friedrich der Streitbare mit verſtümmelten Gliedmaßen bleiben, damit ein Zeigwart und Fremdenführer nach dem andern Jahrhunderte hindurch die Worte wiederholen könne: „Das haben die Türken gethan!“ Ei, ihr andern chriſtlichen Türken, warum bemüht ihr euch nicht, den Schaden gut zu machen?


Mariazell.

Der berühmte Kreuzpartikel, die Hauptzierde des Kloſters und der Urſprung ſeines Namens, der Schwer- und Mittelpunkt des Ganzen, lehnt wie überflüſſig in einem Erker der Sacriſtei. Von einem Dorn aus der Krone Chriſti, welcher zu den Hauptkleinoden der Abtei gehört, will Niemand wiſſen. Gegen „Lilienfeld“ ſteigen die Berge höher an, das umgebende Grün wird friſcher, die ganze Gegend gewinnt an Farbe und Reiz. — Nicht die ſpaniſchen und portugieſiſchen Mönche allein haben die ſchönſten und geſegnetſten Fluren zum Bau ihrer Klöſter zu wählen verſtanden, ihre deutſchen Brüder — und das gereicht ihnen nicht zur Unehre — theilten dieſes Verſtändniß von Schönheit und Reichthum der Natur. — Giebt es reizendere Stellen im Lande unter der Ems als jene, wo ſich die Mönche vom Kloſter Neuburg, Zwettel, Mölk, Göttweih, Heiligenkreuz und Lilienfeld ihre Klöſter gründeten? Wer den Kloſtergarten von Lilienfeld beſucht, glaubt in ein klöſterliches Paradies zu treten. Die Anlage des Gartens zeigt von ſo viel Verſtändniß des Schönen in der Natur, daß wir die Eigenthümer unmöglich für Heilige, eben ſo wenig aber für finſtere Schwärmer halten können. Man kann ſich nichts Freundlicheres denken als dieſe hellgrünen Lauben, welchen ſprudelnde Brunnen Kühlung zuwehen, als jene fremdländiſchen Pflanzen mit farbenprächtigen Kelchen mitten in der zaubervollen Gebirgslandſchaft, als jene ſchattigen Bäume, aus deren dichtem Gezweig ein hundertſtimmiger Chor von Waldſängern niedertönt.

Ueber Lilienfeld hinaus liegen die einſt ſo gefürchteten Berge Anna-, Joachims-, Joſephs- und Sebaſtiansberg, welche ehemals zu Wagen nur mit Lebensgefahr überſchritten werden mochten. Seit die jäh abfallende Straße durch in ſanften Schlangenwindungen geführte Wege erſetzt worden, gehört auch jene abenteuerliche Furcht der Pilgrime des vorigen Jahrhunderts nur der Geſchichte an. Das erſte Grenzdorf auf ſteiermärkiſcher Seite wird ausſchließend von Proteſtanten bewohnt, und ſo berühren ſich auch hier die Gegenſätze auf merkwürdige Art, denn dieſes proteſtantiſche Dorf iſt gleichſam die Vorhut des nunmehr eine Viertelſtunde entfernten erzkatholiſchen Wallfahrtsortes. Vor dem Wirthshauſe des Dorfes wird jene ſcherzhafte Taufe vorgenommen, welcher Jedermann unterworfen iſt, der an dieſer Stelle das erſte Mal ſteiermärkiſchen Boden betritt; ein lutheriſches Weib vollzieht gewöhnlich gegen ein kleines Trinkgeld die unheilige Handlung. Noch wenige Schritte, und Mariazell, das wunderverherrlichte, hochberühmte, liegt vor uns. — Hier ſchallen täglich und ſtündlich Poſaunenklänge und Paukenwirbel anlangender und ſcheidender Pilgerzüge. Kaum verläßt eine Schaar das Gotteshaus, ſo verkünden Geſänge und Muſik, Glockengeläute und entfaltete Fahnen das Nahen einer andern. Die Kirche wird von Sonnenaufgang bis kurz vor Mitternacht nicht leer von Betern. Jedes Haus des beſcheidenen Ortes wird zur Herberge, jeder Raum zur Schlafſtelle. Weihrauch und Orgelton erfüllen den weiten Platz rings um die Kirche und dringen bei geöffnetem Fenſter bis in die Stube des Fremden, der ſich in eine oder die andere der vornehmſten Herbergen eingemiethet hat.

Es macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck, dem ſich Niemand ſo leicht entziehen kann, wenn die heiligen Geſänge noch durch die ſchweigſame Nacht von der Kirche herüberſchallen, oder wenn der ſtille, kaum heraufdämmernde Morgen ſchon mit feſtlichem Geläute begrüßt wird. Wie das Lachen und Weinen anſteckend wirkt, wie dem Gähnenden ein Anderer nachgähnt, ſo vermag ſich der Beſucher der Kirche, zu welchem Glauben er ſich immer bekennt, doch beim Anblick ſo vieler und heißer Andacht, bei ſo mächtigem Vertrauen und ſo innigen Gebeten, der Theilnahme und Rührung kaum zu entziehen.

Die Kirche ſelbſt iſt ein geräumiges, weitläufiges Gebäude, das mit ſeinen Thürmen hoch über den niedrigen Häuſern des Marktfleckens emporragt. Der ganze Ruhm des Gebäudes beſteht endlich darin, höher und maſſiver zu ſein als alle übrigen Bauten des Ortes, ſonſt entbehrt die Kirche, von ihrem Zweck abgeſehen, aller Ehrwürdigkeit und Schwungkraft; bekundeten nicht die Thürme den erhabenen Zweck des Gebäudes: man wäre verſucht, die Wallfahrtskirche für ein ſtattliches Herrenhaus anzuſehen, deſſen Erbauer wohl das nöthige Geld, aber keineswegs den nöthigen Geſchmack zur Bauführung mitbrachte. Freilich wird man ſich über den Ungeſchmack nicht länger wundern, wenn man erfährt, daß die Kirche in ihrer gegenwärtigen Geſtalt nach Zerſtörung des mittelalterlichen Baues durch Feuer im Ausgange des ſiebenzehnten Jahrhunderts aufgeführt wurde. Leider war dies die Zeit des Jeſuitengeſchmackes oder vielmehr jeſuitiſcher Barbarei. Der noch wohl erhaltene Mittelthurm, das einzige Ueberbleibſel des gothiſchen Baues, beweiſt, wie viel durch die Einäſcherung der alten Kirche verloren ging. Gewohnheit hat die Reihe einförmiger Buden, welche die Kirche halbmondförmig umgeben, ſanctionirt, ſtrenger Geſchmack und Achtung vor der Heiligkeit des Ortes werden es nie. Daß das Feilſchen unmittelbar vor den Thoren des Gotteshauſes nicht zur Erhöhung der Andacht und Feierlichkeit des Ortes beitrage, glauben wir überdies hinzuſetzen zu können. In den mehr als hundert Buden werden Roſenkränze, Heiligenbilder, Muttergottespfennige, allerlei Rauchwerk, aus Gußeiſen erzeugte Weihbrunnkeſſel, Kreuze, Ringe, dann ſilberne Andenken an Mariazell, aber auch Tabakspfeifen und Cigarrenmundſtücke feilgeboten. Das Seltſamſte bei dem ganzen Handel iſt der Umſtand, daß alle dieſe Waaren aus Wien bezogen und von den Wienern hier zu viel höheren Preiſen zurückgekauft werden. So weit geht die Unverſchämtheit der Verkäufer, daß ſie nicht einmal den Erzeugungsort zu verbergen bemüht ſind. Mit Wiener Gußeiſenwaaren wird der lebhafteſte Handel getrieben, da die Fremden alle dieſe Producte für Erzeugniſſe des nur eine Stunde entfernten Mariazeller Gußwerkes halten. Das Gußwerk von Mariazell, aerariſches Eigenthum, iſt aber mit Stückgießerei und Erzeugung von allerlei Kriegsgeräth ſo vollauf beſchäftigt, daß keine Zeit für Weihbrunnkeſſel, Kreuze und Ringe übrig bleibt. Abſeits von der Vorliebe für den Gnadenort und das Vertrauen zur Gottesmutter von Mariazell liegt der ſonderbare Wahn, daß die Weihe, welche den verſchiedenen Andenken in Mariazell ertheilt werde, höheren Werth beſitze, als diejenige, welcher alle dieſe Sächelchen in der Heimath unterzogen werden könnten. So lautete mindeſtens der letzte Beſtimmungsgrund, weshalb die Leute Wiener Produkte aus zweiter Hand in Mariazell kauften und doppelt ſo theuer bezahlten.

Wir haben bisher nur in der Vorhalle des Heiligthums verweilt, werfen wir nun einen Blick in das Innere. Vor Allem müſſen wir die Leſer dieſer Zeilen bitten, mit uns zwiſchen dem Schauplatz des heiligen Eifers und den handelnden Perſonen zu unterſcheiden. Die Andächtigen machen die Kirche andächtig, ihre frommen Geſänge wecken den Wiederhall in der Bruſt des Glaubensgenoſſen, die religiöſe Erhabenheit der kirchlichen Feier erbaut die Gemüther, die Wohlredenheit der Prieſter ſtimmt die Gemeinde religiös, die innern Formen der Kirche aber tragen dazu nichts bei. Trüge nicht den frommen Pilger die Idee inbrünſtiger Andacht und Gottergebenheit in die Räume der Kirche hinein, die innere Geſtaltung würde ſie nimmermehr zu erzeugen und anzuregen im Stande ſein. Der an ſich weite Raum des Kirchſchiffes, das drei und fünfzig Schritte in der Breite und hundert zwei und vierzig in der Länge mißt, wird durch die in der Mitte der Kirche angebrachte Gnadenkapelle beeinträchtigt. Es giebt keine Stelle, an der man die Kirche ihrer ganzen Ausdehnung nach überblicken könnte, dabei iſt das Innere, der Außenſeite entſprechend, gleichfalls geſchmacklos decorirt. Die Gnadenkapelle ſelbſt, durch die Ehrfurcht der Gläubigen faſt jeder Beurtheilung entrückt, übt an ſich durchaus nicht jenen mächtigen geheimnißvollen Zauber, welchen die unſcheinbarſte, im altdeutſchen Style erbaute Kapelle hervorzubringen gewiß iſt. Von Außen unförmlich und geſchmacklos, enthält ſie maſſenhaften Silberprunk im Innern. Gitter und Altar, Lampe und Heiligenſchein, ſelbſt der über der Kapelle ſchwebende Engel ſind aus gediegenem Silber, die überlebensgroßen Statuen zu beiden Seiten des Altars ſind aus dem gleichen Metall. Das Silbergitter wiegt 400 Mark, das von Franz Adam Schwarzenberg zum Grabdenkmale geſtiftete Antipendium 200, zwei Engelſtatuen 47 und das halbe Dutzend hoher ſilberner Leuchter eben ſo viel. Der Hintergrund der Kapelle iſt blau bemalt und mit goldnen Sternen beſäet, die aber wieder von den vielen aus wirklichem Metall beſtehenden Silberwolken verdunkelt oder doch eingehüllt werden. Das Allerheiligſte, die bereits erwähnte Statue aus Lindenholz, übergipfelt ein ſchwerſeidener, reich vergoldeter Baldachin; das Marienbild ſelbſt mißt achtzehn Zoll und iſt bekleidet, das koſtbarſte Gewand, mit dem es zeitweilig geſchmückt wird, rührt von der hiſtoriſch bekannten Karoline von Neapel, der Gönnerin Nelſon's und der Lady Hamilton, her. Dem Prachtkleid fügte Graf Stephan Almaſy auch noch die Halszierde bei, welche nur an Gold drei und ſechzig und einen Viertel Dukaten wiegt. Außer dieſem Schmucke dienen noch andere koſtbare Halsbänder und Perlenſchnüre zur Bekleidung.

Wir wünſchten, daß ſo mancher äußere Prunk wegfiele, und glauben, daß die heilige Bedeutung des Bildes darunter nur gewinnen könnte. Am feierlichſten erſcheint die Kirche des Abends bei Fackelbeleuchtung: bei den ſchwankenden Umriſſen, welche das Halbdunkel hervorbringt, fallen die unzähligen Verſtöße gegen den guten Geſchmack weg. Hinter der Gnadenkapelle ſteht eine Marienſäule aus Marmor, mit Steingeländer umgeben; hier entflammt frommer Glaube täglich hundert und hundert Lichter zu Gunſten der armen Seelen im Fegefeuer. Um die Statue ſelbſt, der asketiſchen Fakirs gemahnend, wälzt ſich der wegmüde Pilger auf den Knieen zur Sühne und Vergebung begangener Miſſethat oder auch nur erläßlicher Sünde. Wir ſahen viele hundert Männer und Weiber, Roſenkränze in den Händen, laut betend und ſingend, oft auch weinend und ſchluchzend, den Weg um die Bildſäule auf oben beſchriebene Weiſe zurücklegen. Andere ſtrecken ſich in Kreuzesform auf den Steinboden der Kirche hin und verharren unbeweglich viele Stunden in Gebet. Man ſagte uns, daß namentlich die Slaven oft ganze Nächte in dieſer Lage auf dem Pflaſter der Kirche zubringen, überhaupt muß bemerkt werden, daß es dieſer Volksſtamm jeder anderen Nationalität an Frömmigkeit bis zur Ausſchweifung zuvor thue. Nirgends bekundet ſich innigere, faſt ſchwärmeriſche Religioſität als bei den Pilgerzügen ſlaviſcher Herkunft. Unter dem oft übertriebenen Eifer der Wallfahrer leidet Niemand ſchwerer als die zu Mariazell exponirte Kloſtergeiſtlichkeit. Die Ausdauer dieſer Prieſter iſt ſtaunenswerth; ſie hören oft von Sonnenaufgang bis Abends zur Beichte und haben doch noch für das letzte Beichtkind milden Zuſpruch und freundliches Lächeln. Außer den Kirchen Roms dürfte es wohl ſchwerlich einen Ort geben, wo ſo viele Bußfertige und Sacramentsbegierige zuſammenſtrömen als zu Mariazell in Steiermark. Alle die Tauſende, die im großen Pilgerzug oder einzeln nach dem Gnadenort wandern, betrachten Beichte und Communion als den Hauptzweck ihres Hierſeins; an dieſer Stelle werden oft reumüthige Geſtändniſſe über lang verjährte, bisweilen grauenhafte Thaten abgelegt. Es iſt für den Herzenskundigen leicht erklärlich, warum gerade Sünden, deren Geſtändniß die Beichtenden ſchamroth macht, weit von dem Schauplatze der That hinweggetragen und am liebſten fern von all' den bekannten Geſichtern, denen man in Wien oder Prag, Peſth oder Gratz begegnen könnte, im Beichtſtuhl der Wallfahrtskirche dem vollkommen fremden Prieſter anvertraut werden. Daß ſich der Andacht und religiöſen Inbrunſt zuweilen Heuchelei und Scheinheiligkeit beimiſcht, wer wird es bezweifeln? Eben ſo wenig möchten wir für den ſtets gewiſſenhaft beobachteten Anſtand und die feine Sitte der Proceſſionen einſtehen. Die Gelegenheit zu ſtraucheln liegt ſo nahe, die Häuſer und Herbergen ſind überfüllt, unter Tauſenden bleibt der Einzelne oft weniger beobachtet, als wo nur zehn Perſonen beiſammen ſind; man muß ſich oft in das Unvermeidliche ſchicken, aus der Noth eine Tugend machen. Daß die Wallfahrten in keinem Theile der Canones empfohlen oder gar befohlen werden, daß das Kirchenrecht nicht den geringſten Accent darauf legt, ſagen wir nur für Jene, welche mit unſern Kirchenſatzungen weniger vertraut ſind.

Wir kehren von dieſer Abſchweifung zurück, um den Blick unſerer Leſer abermals auf die Kirche zu lenken. Der Hochaltar ſteht mit der übrigen Ausſchmückung des Tempels in Einklang; wie das Gotteshaus ſelbſt wurde auch der Altar erſt zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts (1693) erhoben und theilt daher nothwendig die Geſchmackloſigkeit des Ganzen; das hindert ſelbſtverſtändlich nicht den großen Aufwand an edlem Metall, der auch hier anzutreffen iſt. Das mächtige Kreuz aus Ebenholz, die beiden ſilbernen Statuen des gekreuzigten Heilands und Gottes des Vaters, ſowie die am Fuße des Kreuzes befindliche Weltkugel aus Silber ſind Geſchenke des letzten Habsburgers Carl's VI. Die beiden Figuren werden nach Angabe der Mönche auf 600 Mark geſchätzt. Der koloſſale Silberglobus mit ziemlich richtiger geographiſcher Eintheilung hat ſechs Schuh im Durchmeſſer und wurde bisweilen als Sacramentshäuschen verwendet.

Zu beiden Seiten des Hochaltars befinden ſich Votivbilder von hiſtoriſchem Intereſſe; ſie ſind Verehrungen des Brünner Magiſtrats, das ältere von 1645 ſtellt die Belagerung Brünns durch die Schweden, das zweite die derſelben Stadt durch die Preußen dar, „als Anno 1742 im Winter das ganze Markgrafenthum Mähren die königlich preußiſchen und ſächſiſchen Truppen überſchwemmt hatten“ lautet die Inſchrift des jüngeren Votivbildes, an welchem die rothe Farbe, um die Wildfeuer recht grell erſcheinen zu laſſen, nicht geſpart wurde. Unter den zahlreichen Votivgemälden führen wir noch dasjenige auf, welches die Entwaffnung des Unglücklichen darſtellt, der auf den damaligen Kronprinzen Ferdinand bei Baden ein zur rechten Zeit vereiteltes Attentat verſuchte.

Von einem der Gänge vom Hochaltar rechts gelangt man zu der in der gleichen Höhe gelegenen Schatzkammer. Dieſe Schatzkammer theilt das Schickſal vieler ähnlichen Sammlungen, nämlich das Schickſal, bedeutend überſchätzt zu werden. Wir ſind weit entfernt, die Schenkungen, die dort aufgehäuft liegen, verkleinern zu wollen, halten aber das Gerücht, welches von Millionen fabelt, für geradezu lächerlich. Wir zweifeln, ob die Herren Köchert, Böhm, Türk oder Spré in Wien dieſe Schätze ohne Zaudern um einen viel geringeren Preis, z. B. um eine halbe Million, übernehmen würden. Das Geſagte kann natürlich weder den hiſtoriſchen noch den Kunſtwerth beeinträchtigen; es ſind aber Gegenſtände vorhanden, denen weder der eine noch der andere abgeſprochen werden darf. Sollen wir ſagen, was für einen Eindruck dieſe Schatzkammer trotz der vorhandenen wahrhaft werthvollen Gegenſtände auf uns hervorbrachte? Wir müſſen geſtehen, daß er nicht weit von dem einer Trödelbude beſſerer Art entfernt war. In der That ſieht man hier eine Mannigfaltigkeit von Dingen, wie ſie nicht leicht in in irgend einem Muſeum vorkommen. Neben einer blonden Haarflechte gewahrt man ein kunſtreich mit Hufeiſen beſchlagenes Ei, neben einem aus dem Schlund eines Knaben gezogenen Knochen eine herrliche Perlenſchnur. Alte Ringe mit erblindeten Steinen liegen am Fuße einer ſilbernen, reich vergoldeten Monſtranz, die gerne für lauteres Gold paſſiren möchte; ein Crucifix aus Elfenbein ſteht neben wir wiſſen nicht mehr welchem Mordinſtrument, mit dem ſich ein Selbſtmörder den Tod geben wollte. Wenn alle dieſe Koſtbarkeiten geſchmackvoller aufgeſtellt wären, ſie müßten unendlich gewinnen; ſo macht das Ganze den Eindruck des Zuſammengewürfelten und der größten Vernachläſſigung. Dazu kommt noch, daß bis in die neueſte Zeit das Amt des Fremdenführers von einem alten Manne verwaltet wurde, deſſen Anſchauung von den Merkwürdigkeiten ſeiner Schatzkammer zu albern war, als daß wir ihm gerne auf das Gebiet folgen konnten. Der Mann hatte eine eigenthümliche Weiſe, die Gegenſtände zu ſchätzen; als er an eine Kunſtarbeit von Elfenbein gelangte, pries er gar nicht den Kunſtwerth, ſondern begnügte ſich mit dem Ausſpruche: „Helfenbein geht mit Geld im Werth.“ Eben daſſelbe wurde uns in Beziehung einiger Gefäße von Bergkryſtall bedeutet: „Bergcryſtall geht mit Geld im Werthe.“ Der zweite Maßſtab für die Dinge, die nach der Anſicht des ausgezeichneten Führers nicht mit Geld im Werthe gingen, waren die Silberzwanziger; ſo ſollte ein kleines Gemälde angeblich von Guido Reni tauſend Silberzwanziger werth ſein. Während unſerer letzten Anweſenheit hatten wir nicht mehr das Glück, den vieljährigen kunſtſinnigen Cicerone zu treffen und mußten uns mit den Erklärungen eines wackeren Mönches begnügen, welcher den alten Herrn früherer Jahre nicht allzuſehr vermiſſen ließ.

Unter den Gegenſtänden der Schatzkammer giebt es Sachen, die reich, werthvoll aber geſchmacklos ſind und wieder andere, die faſt nur Kunſtwerth beſitzen. Das älteſte Andenken ſind wohl Schwert, Steigbügel und Sporen des großen Ludwig von Anjou und die Kleidung ſeiner Königin, jener ſpäter ſo unglücklichen Eliſabeth. Das Grün des Damaſtbrautrockes iſt verblichen und der Stoff ſo riſſig, daß man mit leichter Mühe ganze Stücke lostrennen könnte. Die Königin muß, dem Hemd und Oberkleid nach zu urtheilen, eine überaus ſtattliche Frau geweſen ſein, ihre ſpäter verübte Gewaltthätigkeit, die ſie freilich mit gewaltſamem Tod bezahlte, läßt wenigſtens vermuthen, daß die Trägerin dieſes grobſtoffigen, außerordentlich langen Hemdes und dieſes noch umfangreicheren Kleides eine Art Mannweib geweſen ſei. Ein Stück von innerem Kunſtwerthe iſt die kleine Engelsfigur, welche Matthias Corvinus ſchenkte, geſchmacklos dagegen das jüngſte Geſchenk von Bedeutung, die Abbildung des Kardinal-Primas von Ungarn, Johann Szitowsky, in Silber, wie er den Graner Dom als Weihegeſchenk der Gottesmutter von Mariazell darbringt. Auf ſilbernem Aufſatz kniet der Kirchenfürſt und trägt auf flacher Hand die neuerbaute Kirche von Gran, vor ihm ſteht die Bildſäule der ſeligſten Jungfrau. Die Figur des Cardinals hat Portraitähnlichkeit. Dieſe auf 24,000 Fl. geſchätzte Opfergabe wurde bei Gelegenheit des ſiebenhundertjährigen Jubiläums des Gnadenortes Mariazell 1857 dargebracht. Intereſſant iſt die goldne Schreibfeder Zacharias Werners, urſprünglich ein Geſchenk des Primas Carl von Dalberg an den Verfaſſer „der Söhne des Thales“ und „der Weihe der Kraft“. Werner machte ſie durch letztwillige Anordnung dem Wallfahrtsort mit dem Bedeuten zum Geſchenk, er wolle dasjenige Werkzeug der Gnadenkirche opfern, mit dem er am meiſten geſündigt habe. Noch verdient ein goldener Eichenzweig Erwähnung, in deſſen Eichel die Kugel eingeſchloſſen iſt, womit das ſchon oben berührte Attentat auf das Leben des Kronprinzen und nachmaligen Kaiſers Ferdinand verübt wurde. Die Spende kam aus den Händen der Kaiſerin Maria Anna. Ein Behältniß aus Schildpatt, das die Neugier der Beſucher reizt, enthält nichts, als einen Schleier. Es iſt derjenige, welchen die Prinzeſſin Waſa während Ablegung des katholiſchen Glaubensbekenntniſſes trug, als ſie in Brünn zum Katholicismus übertrat. Von ſchöner Arbeit, jedoch ohne große Bedeutung iſt die ſilberne Monſtranz, welche Papſt Pius IX. zur Jubiläumsfeier ſpendete.

Ein anderer Genuß harrt des Schauluſtigen in einem Raum des ſüdweſtlichen Thurmes, es handelt ſich um die plaſtiſche Darſtellung der Krippe, des bethlehemitiſchen Kindermordes, der Hochzeit zu Cana und des erſten Menſchenpaares im Paradies. Die Stadt Bethlehem ſtellt ſich als altehrwürdige deutſche Reichsſtadt, ein andres Nürnberg oder Regensburg dar: ſie iſt mit zahlreichen Klöſtern, Kirchen, Kapellen und Glockenthürmen geſchmückt. Die Landleute, welche dem Chriſtuskinde Ehrfurcht bezeugen, ſind öſterreichiſches Volk, und man trifft darunter, damit alle Nationalitäten vertreten ſind, ungariſche Raſtelbinder, Kroaten, welche mit Leinwand handeln, Zigeuner und böhmiſche Muſikanten. Das zweite Tableau führt uns in das Innere der Stadt, es iſt unſtreitig der Hauptplatz, auf dem wir uns befinden und König Herodes ſcheint auf dieſen Platz hinaus zu wohnen, denn er beugt ſich ſo eben, die Krone auf dem Haupte und den Reichsapfel in der Rechten, zum Fenſter hinaus. Auf dem Marktplatze herrſcht buntes Gewühl; wie unſre Kindsmägde gekleidete Frauenzimmer eilen mit ihrer Bürde, ein oder zwei Wickelkindern, beſtürzt über die Scene, ſie werden von Linientruppen verfolgt. Linientruppen? — Ja, und es ſcheint noch obendrein das Leibregiment Sr. Majeſtät des Königs zu ſein. Betrachten wir uns die Uniformen der Soldaten, ſie üben auf uns den Eindruck des Altbekannten aus. Herodes ſcheint das Muſter für die Uniformirung ſeines Fußvolkes vom öſterreichiſchen Regiment Erbach hergenommen zu haben, ſo wenigſtens ſahen die Soldaten dieſes wackern Regimentes treuen Abbildungen gemäß ehemals aus. Herodes ſcheint ihnen vom Fenſter zugerufen zu haben: „Freiwillige heraus!“ denn eine Anzahl Tapferer ſtürmt den flüchtigen Mägden nach, ſetzt ihnen die Säbel an die Bruſt oder ſucht ihnen die Wickelkinder zu entreißen, während die Ueberreſte des Corps Gewehr bei Fuß machen. Das dritte Tableau, Adam und Eva im

Paradies, iſt ein Idyll, das uns geſtattet, von der erſchütternden Scene des bethlehemitiſchen Kindermordes auszuruhen. Uns wundert nur, daß ſich Eva bei ſo leichter Gewandung und der Höhe ihres Standpunktes über der Meeresfläche noch nicht den Schnupfen holte. Die Hochzeit zu Cana verſammelt, wie der Augenſchein lehrt, die vornehmſten Größen der **haute finance**, ein gewiſſer orientaliſcher Zug iſt an den Köpfen nicht zu verkennen. Der Herr und Meiſter ſitzt, wie ein lutheriſcher Paſtor gekleidet, ein ſpaniſches Rohr, auf das er ſich ſtützt, in der Hand, am Ehrenplatz. Noch müſſen wir, ehe wir den Dom für immer verlaſſen, der zwei Standbilder erwähnen, welche zu beiden Seiten des Haupteinganges aufgeſtellt ſind. Es ſind dies die Denkmale der Dankbarkeit Heinrich's des Mährers und Ludwig des Großen von Ungarn. Zu den geſchichtlichen Ereigniſſen des Ortes werden die großen Wetterſchaden, Wildfeuer und Beſuche hoher und höchſter Perſonen gezählt, jene als traurige Heimſuchungen, dieſe als die Mittel, den angerichteten Schaden wieder herzuſtellen. Mariazell brannte wiederholt ab, der fromme Sinn der Gläubigen gewährte raſch die Mittel zum Aufbau. Nach dem letzten furchtbaren Brande am 2. November 1827 eilte Erzherzog Johann perſönlich herbei und vertheilte binnen einigen Stunden achttauſend Gulden aus ſeiner Privatchatulle an die ſchwer Betroffenen. Noch wohlthätiger hatte ſich der Erzherzog zehn Jahre früher erwieſen. Im Jahre 1817 wurde das Hochplateau von Mariazell von Hagel und Stürmen heimgeſucht, während Ueberſchwemmungen die Niederungen völlig verdarben; ein ſchreckliches Mißjahr war die Folge dieſer Unfälle, die Lebensmittel ſtiegen zu unerſchwinglichen Preiſen, die Hungersnoth mit ihrem gräßlichen Gefolge von Seuchen ſtand bevor. Erzherzog Johann wandte nicht nur durch ſchnelle Abhülfe das Uebel ab, ſondern bewahrte Mariazell und Umgebung ſelbſt vor der Wiederkehr. Augenblicklich wurde auf des Erzherzogs Betrieb der Anbau der Erdäpfel allgemein eingeführt und jeder einzelne Landwirth unentgeltlich mit den nöthigen Samenknollen verſorgt. Eine Lebensmittel-Unterſtützungsanſtalt wurde von dem Menſchenfreunde gleichzeitig gegründet und ſo eine Erneuerung dieſer Gefahr unmöglich gemacht.

Wir behaupteten, daß die regierende Familie dem Gnadenorte ihren beſonderen Schutz angedeihen ließ. Die Belege hiefür finden wir in den zahlreichen Wallfahrten der Fürſten Oeſterreichs und in den milden Spenden, die ſie auf dem Marienaltar niederlegten.

Karl VI., Maria Thereſia, Leopold II., Franz I., Ferdinand und der jetzt regierende Kaiſer Franz Joſef wallfahrteten nach dem Gnadenort, die nachmalige ſo unglückliche Königin Marie Antoinette, die Wittwe eines franzöſiſchen Kaiſers Marie Louiſe und der Herzog von Reichsſtadt, der in der Kaiſergeſchichte Frankreichs fictive Napoleon II., beſuchten Mariazell; die Namen der Erzherzoge Rudolf, Franz Carl und Johann verherrlichen die Gedenkbücher des Marktfleckens, die vertriebene Königsfamilie Frankreichs, der Graf von Chambord und die verewigte Herzogin v. Angoulême ſuchten an der Schwelle des Gnadenortes Troſt und Hoffnung, der letzte Polenkönig trug ſeinen Schmerz an die geweihte Stelle, die arme Joſefa von Baiern, die ungeliebte Gemahlin des reformatoriſchen Kaiſers Joſef II. mochte hier zur heiligen Jungfrau gefleht haben, daß ſie das Herz des Gatten ihr zuwende.

Heil' Du mein krankes Herze,
Ich will auch ſpät und früh
Inbrünſtig beten und ſingen,
Gelobt ſeiſt Du Marie!

Und es ging ihr wie dem kranken Knaben, der gegen Kevlaar gewallfahrtet hatte: die Heilige ſtillte ihren Schmerz im Tode. Der Hofadel folgte natürlich dem von oben gegebenen Anſtoße und wallfahrtete nach Mariazell. Die erlauchteſten Namen der öſterreichiſchen Ariſtokratie ſind in den Aufenthaltsbüchern verzeichnet, manch' reichgeſticktes Meßgewand iſt die Arbeit ſchöner hochadeliger Hände, manches ſtattliche Geſchmeide wurde von den Lichtenſteinen, Lobkowitzen, Schwarzenbergen und Eſterhazy's in die Schatzkammer niedergelegt.

Was bei dieſer überaus großen Begünſtigung des Wallfahrtsortes durch Hoch und Niedrig merkwürdig bleibt, iſt die fortdauernde Mäßigkeit der Preiſe, die Güte der Koſt, die freundliche Aufnahme und höfliche Behandlung der Fremden. Es gibt kein Gaſthaus in Mariazell, wo man übertheuert wird; ſind ſie auch nicht gleichen Ranges, ſo iſt doch der Reiſende und Wallfahrer wohl beſorgt. Wir müſſen dies für ein Wunder halten, das in Mariazell täglich an den Geſunden geübt wird. Mit der Fülle verbindet ſich holländiſche Reinlichkeit; ſo erhält man gewaltige Schüſſeln, dieſe aber ſind rein gehalten und blank geſcheuert; ſelbſt die Hausmädchen, welche durch ganz Steiermark die Stelle der Kellner vertreten, ſind anſtändig gekleidete freundliche Geſtalten, die ſich beeilen, jedem billigen Wunſche des Reiſenden zuvor zu kommen. Die Koſt iſt einfach, aber in ihrer Einfachheit ausgezeichnet, der Wein gut und unverfälſcht.

Mariazell hat außer der Wallfahrtskirche nichts Ausgezeichnetes oder Erwähnenswerthes, deſto reizender iſt die Umgebung. Vom Kalvarienberge oder noch beſſer von der Bürgeralpe genießt man den freieſten Ueberblick der Gegend. Höhere Berge werden leicht aufgefunden, ſelten mannigfaltigere und ſchönere Formen; dieſe ſchimmernden Gipfel heben ſich auf das Wundervollſte von den friſchgrünen Wieſenteppichen, welche den Saum der Berge bilden, ab. Kryſtallhelle Bäche beleben das landſchaftliche Gemälde und die „Aflenzer und Zellerſtaritzen“, mächtige Ausläufer der Schwabenkette, ſorgen für einen des Geſammtbildes würdigen Hintergrund. Oft erſcheinen die Spitzen der zuletzt genannten Alpen in glänzenden Schneemantel eingehüllt, während Wald und Flur im warmen Sonnenſtrahl glitzern und leuchten und die Sonnenhitze den einſamen Wanderer niederdrückt.

Alles, was zum Maleriſchen einer Landſchaft beitragen kann, hat die Natur mit freigebiger Hand über Mariazell ausgeſtreut. Selbſt Waſſerfall und See mangeln nicht. Eine halbe Stunde vom Marktflecken entfernt liegt die „Grünau“, ein Stück Smaragd in flüſſiges Silber heller Waldbäche gefaßt. Zwanzig Schritte von der Straße abſeits ſtürzt ein von der „Zellerhöhe“ kommendes Bergwaſſer über eine Felswand herunter, der „Marienfall“. Eine Viertelſtunde weiter gelangt man an den „Erlaſſee“, der wie die meiſten ſteiermärkiſchen Seen den Ruf der Unergründlichkeit hat; beſſer verdient dürfte der altklaſſiſche Name des „Fiſchwimmelnden“ ſein, denn der Erlaſſee verſorgt Marienzell und die hunderttauſend Fremden, die es jeden Sommer beſuchen, mit Salblingen und Forellen. Die Farbe des Seewaſſers wechſelt je nach den verſchiedenen Stellen vom lichtem Stahlblau bis in's dunkle Smaragdgrün; die Ufer ſind bergig und reich an der üppigſten Vegetation, die Rhododendren ſteigen bis zum Fahrweg herab, der rings um den See herumführt. Von Mariazell führt eine wohl unterhaltene Straße nach Weichſelboden und dem Brandhof oder von der Grenzſcheide aus über das „Niederalpel“, „Mürzſteg“ und „Neuberg“ nach Oeſterreich zurück.

Wie die Ankunft der Prozeſſionen durch Einholung mit Trompeten und Pauken, Fahnen und geiſtlichem Conduct geſchieht, ſo wird auch der Abſchied feierlich begangen; wieder hallen die Glocken, tönen die Poſaunen, wieder erſcheint die Mariazeller Geiſtlichkeit mit Kreuz und Fahnen und geleitet die Scheidenden bis zum Urlaubskreuz, das eine halbe Viertelſtunde außerhalb des Ortes an der Wiener Straße aufgerichtet iſt. Daß die Geiſtlichkeit zu ſolcher Kraftanſtrengung nicht bloß durch kirchlichen Eifer beſtimmt wird, kann jeder mit den Verhältniſſen Vertraute einſehen. Die Bezahlung richtet ſich nach dem Grade der Feierlichkeit, welchen die Wallfahrer ihrem Einzuge zu geben wünſchen; das Läuten nur einer Glocke und Entgegenkommen nur eines Prieſters berechtigt zur niedrigſten Taxe; die höchſte von den großen Prozeſſionen Wiens, Prags, den Grätzern und Peſthern bezahlte

Taxe veranlaßt die Entfaltung des ganzen kirchlichen Pompes. Die geſammte Cleriſei ſchreitet den Ankommenden unter Vortragung alles erdenklichen Flitterſtaates, unter Zuſammenklang aller Glocken, mit Trompetengeſchmetter und Paukenſchlag entgegen. Wenn eine einzelne Partei von Mariazell Abſchied nimmt, ſo gibt es zwar keine kirchliche Ceremonie, dafür aber die um deſto eifriger befolgte Sitte des „Buſchenaufſteckens“. Der Kutſcher erhält nämlich von Seiten des Wirthes einen goldglitzernden Strauß künſtlicher Blumen, deſſen Koſten auf die Rechnung geſtellt werden. An dieſem Buſche iſt jeder von Mariazell zurückkehrende Fuhrmann mit Zuverſicht zu erkennen.

Das Eigenthümliche hat Mariazell und Viele werden die Wahrheit unſerer Bemerkung beſtätigen, daß es zu angenehme Erinnerungen in der Bruſt des Reiſenden zurückläßt, um nicht die Neigung zur Wiederholung des Beſuches über kurz oder lang zu erwecken. Es wäre ein großer Irrthum zu glauben, daß Mariazell nur der Zielpunkt ächter Wallfahrer oder doch nur frommer Seelen ſei, deren Hauptzweck in Verrichtung ihrer Andacht vor der Gnadenkapelle beſteht; Marienzell wird von den Naturfreunden jeglicher Konfeſſion und religiöſer Ueberzeugung beſucht, in der heiligen Halle ſchwang ein türkiſcher Paſcha das Schwert des apoſtoliſchen Königs (1835) und wohnte mehr als eine ketzeriſche Prinzeſſin der katholiſchen Meſſe bei.

Einer Merkwürdigkeit von Mariazell müſſen wir noch, ehe wir von dem Leſer Abſchied nehmen, gedenken, des „Augenbrünnleins“. Am nordöſtlichen Ende des Marktes, bereits auf einer Anhöhe, liegt eine Kapelle; an den Hörnern des Altars iſt rechts und links je ein Engel angebracht, der eine Urne hält, aus welcher das klarſte Gebirgswaſſer in marmorne Becken niederquillt. Dieſem Waſſer wird beſondere Heilkraft für Augenübel zugeſchrieben, die Wallfahrer waſchen ſich hier Augen und Antlitz und fangen den Waſſerſtrahl begierig in zu Mariazell erkauften böhmiſchen Flaſchen auf, um das geheiligte Waſſer als unfehlbares Mittel gegen alle Gattungen von Augenleiden für ſich, Anverwandte und Freunde heimzubringen. Das Waſſer iſt in der That friſch, klar und ſchmackhaft und zum Labetrunke nach langer, mühevoller Wallfahrt ganz geeignet. Intereſſant ſchien uns die Bemerkung, daß der Augenbrunnen nicht, wie es den Anſchein hat, hinter dem Altare aus der Erde oder dem Berge hervorquillt, ſondern mittelſt Röhren künſtlich von der Höhe niedergeleitet wird. Ohne Zweifel wirkt die Erdichtung, als ſei das Waſſer auf heiliger Stelle entſprungen, auf die Einbildungskraft der Gläubigen und läßt ſie in dem vortrefflichen Gebirgsbrunnen zugleich einen Geſundbrunnen verehren.

Nachdem wir nun auch dieſes kleinen Nebenheiligthums gedacht haben, wollen wir zum Schluſſe auf einen kulturhiſtoriſchen Umſtand aufmerkſam machen. Die Mariazeller, welche das Glück genießen, das Palladium des Mariendienſtes in ihrer Mitte zu haben, dieſe glücklichen Beſitzer des größten Heiligthumes der Monarchie, ſtellen eigene Wallfahrten nach auswärtigen Gnadenorten an, ſie pilgern nach dem „Sonntagberg“ und nach „Maria Taferl.“ Wie ſeltſam! Maria Taferl iſt ein um fünfhundert Jahre jüngerer Wallfahrtsort und die Bewohner und Hüter des älteren, berühmteren, ehrwürdigeren Gnadenortes wenden ihr Vertrauen einem erſt ſehr ſpät in Aufnahme gekommenen Heiligthume zu. Man wäre, ſolche Thatſachen vor Augen, geneigt, das Sprichwort: der Prophet gilt nichts im eigenen Vaterlande, ſelbſt auf die Gegenſtände des chriſtlichen Kultus anzuwenden; die göttliche Liebe und Erbarmung aber wird durch die mangelhafte menſchliche Vorſtellungsweiſe und alle Thorheit des menſchlichen Herzens nicht beirrt und vermindert werden.

* * *

Bad Oeynhauſen in Weſtfalen.

In der preußiſchen Provinz Weſtfalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Herford, liegt das Dorf Rheme mit der Saline Neuſalzwerk und dem Soolbade Oeynhauſen, am ſüdlichen Abhange des Werrathales. Wir kamen von Köln mit dem Köln-Mindener Zuge und hielten in Bad Oeynhauſen an, das ungefähr eine Stunde von dort aus vor Minden liegt.

Im Dorfe Oeynhauſen war an jenem Tage Jahrmarkt und Unterhaltung beim Umherſchlendern gab's genug. Es fehlte ſogar nicht an einem Bazar, woſelbſt mancherlei Gegenſtände, kleine Gläſer mit Inſchriften u. dgl. als Erinnerungszeichen, zum Preiſe von fünf Silbergroſchen an, dargeboten wurden. Die Bauern aus der Umgegend waren durch den Jahrmarkt ſchaarenweiſe in Bewegung geſetzt. Man ſah zum Theil ſehr geſchmackloſe, unkleidſame Trachten. Männer mit langen, weißen Röcken, roth beſetzt und mit breitrandigen Hüten; die Weiber trugen eine ſchwarze Binde mit einer auf der Stirn liegenden Schneppe um den Kopf, während dazwiſchen ein Streifen unbedeckten Haares zu ſehen war, was dem Haupte ein ganz abſcheuliches Anſehen gab. Um den Hals trugen ſie ſehr breite weiße Krauſen, weich, faſt bis zu den Achſeln herabfallend und Halsbänder von ungewöhnlich großen Bernſteinperlen, in weiten Bögen, die wie vergoldete Nüſſe auf der Bruſt prangen. Dieſe Tracht ſah man auch ſchon bei kleinen Knaben und Mädchen, welche letzteren mit der Schneppenbinde, die das blonde Köpfchen feſt umſchlang und den Augenbrauen ſich näherte, gar kläglich ausſahen.

Neben der belebten Chauſſee zieht ſich in großer Ausdehnung das Salinenwerk hin. Es iſt höchſt intereſſant, die ganze Einrichtung in der Nähe zu betrachten. Der Soolbrunnen, eine ungemein ſalzhaltige Quelle, wird durch eine Stangenpumpe auf das Gradirwerk getrieben. Die Läuterung des Waſſers geſchieht, indem es an der mehr als haushohen Decke, die aus Dornengezweig geflochten iſt, wieder hinunterträufelt. Dann wird es in ein Gebäude geleitet, wo durch Sieden die Waſſertheile verdampfen und das ſchneeweiße Salz als feſte Maſſe ſich conzentrirt.

Zum Gradirwerke, der hohen Dornenwand nämlich, führt eine hölzerne Treppe hinauf und oben gewinnt man eine hübſche Ausſicht über Thal und Ortſchaft hinweg bis zu den entfernten Gebirgsketten, die in ſanften Linien am Horizonte ſich abzeichnen.

Im kleinen Parke, der von den Badegäſten als Promenade benutzt wird und wo zu gewiſſen Tagesſtunden auch Muſik nicht fehlt, befindet ſich ein Belveder, ungefähr 25 Stufen hoch, oben von unzähligen eingeſchnittenen Namen verunziert. An einer Eiche, auf einem recht lauſchigen Plätzchen im Parke, in der Nähe des Kurhauſes, hat ein unbekannter, dankbarer Freund der Natur und der Heilquellen eine weißgetünchte Tafel von Blech aufhängen laſſen, auf welcher, in lateiniſchen Buchſtaben geſchrieben, die bekannten Worte zu leſen ſind:

Senke freundlich, o Baum, die ſchattenden Zweige zur Erde,
Jedem, der ſich dir naht, ſäuſelnde Kühlung herab.
Gieb dem Zweifelnden Hoffnung, dem Müden labende Stille,
Und dem Liebenden gieb, daß ihm begegne ſein Glück.

Ein kleiner Blumengarten ſchließt ſich dem Kurhauſe zunächſt an und dieſer iſt ſchön, ſogar elegant eingerichtet, das Leſezimmer äußerſt behaglich und vor Allem gefielen mir die hellen, ſaubern Badeſtuben. Die Wannen, innen mit kleinen Tafeln von weißem Porzellan ausgelegt, ſahen glänzend rein aus und ließen ſie recht den Vorzug, welchen dieſelben vor den ſtets etwas ſchmierigen Zinkwannen haben, erkennen.

Die Badeeinrichtung beſteht erſt ſeit 1844 und die Entdeckung der Heilquelle hat man einigen Schweinen zu verdanken, den Schweinen eines Bauern im Dorfe. Dieſer hatte auf dem Hofe ſeiner ärmlichen Beſitzung ſeit einiger Zeit eine läſtige Pfütze, die ſich auf keine Weiſe verſtopfen laſſen wollte, noch durch Ableitung zum Austrocknen zu bringen war. Seinen Schweinen ſchien dieſer Umſtand indeſſen ſehr erwünſcht zu ſein, denn ſobald ſie aus ihrer Haft entlaſſen wurden, ſtürzten ſie auf die Lache zu und wälzten ſich mit großem Wohlbehagen darin umher, was ihnen ſo ſichtlich gut bekam, daß ihr Beſitzer aufmerkſam auf dies wunderbare Gedeihen ſeiner Zöglinge wurde. Der Sachbeſtand kam zur Erörterung und die Gedanken an eine Heilquelle tauchten auf. Demzufolge tauchte der Bauer ſeine eigenen Glieder in das Pfützenwaſſer und empfand Erſtarkung. Nun wurde ihm von der Salinenbehörde des Orts, welche ein Salzlager unter der Erde daſelbſt vermuthete, der Antrag gemacht, auf beſagtem Punkte ſeines Gebiets nach einer Quelle zu bohren und in dem Hirne des Bauern bohrte ſich der Gedanke feſt, daß aus dieſem Umſtande die Quelle eines großen Reichthums für ihn entſpringen müſſe. Den ſachverſtändigen Nachforſchungen gelang es, eine 27 Grad heiße Quelle an's Tageslicht zu fördern, und nun verlangte der Bauer für dieſe wichtige Entdeckung und den Abſtand des Fleckchens Erde auf ſeinem Gebiete 20,000 Thaler. Die Behörde aber ſtrich zwei Nullen von ſeiner Forderung und zahlte ihm 200 Thaler aus, womit ſich der Bauer nicht begnügen wollte. Er fing einen Prozeß an, der ſich, wie gewöhnlich, ſehr in die Länge zog und dem armen Manne Zeit genug ließ, indeſſen ſein Bischen Verſtand zu verlieren. Statt der geträumten guten Tage muß der Unglückliche ſein Daſein in einem Irrenhauſe dahinſchleppen. Eine Ironie iſt es, daß die Behörde ihm — nachträglich die geforderte Summe von 20,000 Thalern für ſein Grundſtück zugeſtanden hat. Der Aermſte unter den Armen, wird er wohl ſchwerlich noch zu der Einſicht gelangen, daß die Idee des Reichwerdens mit einem Schlage, ohne beſondere Mühe, einen der gefährlichſten Angriffe auf den Verſtand der Menſchen ausübt. In ſeiner Forderung muß er Recht gehabt haben. Für die Stelle ſagte ihm das Geſetz eine geringe Summe zu, für die Quelle konnte er mehr verlangen.

* * *

Windberg bei Straubing.

Von Hans Weininger.

Ungefähr drei Stunden nordöſtlich von Straubing erblickt der Wandersmann, über einen Bergrücken ſchweifend, die meiſten Höhenzüge des ſagenreichen baieriſchen Waldes, die hinterſten abgetönt und ganz ſchwach umriſſen, die vorderen von violettem Dufte überhaucht und von blaßgrünen Matten unterbrochen. Gerade vor dem Beſchauer präſentirt ſich auf einem abgerundeten Bergvorſprunge, von uralten Nußbäumen umſchattet, das ſo pittoresk gelegene ehemalige Prämonſtratenſerkloſter Windberg, nun Eigenthum des Herrn Barons Anton von Schrenk zu Haage.

Am Fuße von Windberg liegt Hochdorf, in deſſen Nähe der Fremde an Feldpfaden, Zäunen, Feldkreuzen oder unter Bäumen den ſogenannten Todtenbrettern begegnet. Es iſt eine im ganzen baieriſchen Wald übliche Sitte, der Verſtorbenen auf dieſe Weiſe zu gedenken. Auf derlei Bretter pflegte man ehedem vor der Beerdigung die Todten zu legen und nachher ſtellte man ſie bemalt, mit Jahreszahl, Namen und Sprüchen verſehen an den Wegen entlang auf. Jetzt giebt man ihnen eine mehr monumentale Geſtalt, viele derſelben enthalten den Spruch:

Das iſt eine harte Reiſ',
Wenn man den rechten Weg nicht weiß.
Frag' die drei heiligen Leut' (Jeſus, Maria und Joſeph),
Die zeigen Dir den Weg in d'Ewigkeit.

Zu Kaiſer Ludwigs des Kinds Zeiten faßte ein Mönch aus dem Sachſenlande Namens Winith den Entſchluß, eine Kirche zu erbauen. Ein Traumbild bedeutete ihm, wie uns die Sage berichtet, er ſolle den großen Fluß (die Donau) entlang wandern, da werde er einem Manne begegnen, der gleich ihm Winith heiße. Dieſer ſei ihm zum Mitarbeiter beſtimmt. Alſogleich machte er ſich auf und erkannte in dieſem ſeinen durch die Hunnen entführten und längſt todt geglaubten Bruder. Die Grafen von Bogen, in deren Gebiet der Winithberg lag, erbauten ſich darauf hier eine Burg und ſchloſſen die neue Kirche in deren Ringmauern ein. Graf Albert I., ein gar frommer Herr, wie deſſen Gemahlin Hedwig, eine Tochter des kärnthiſchen Herzogs Poppo, Grafen von Zilli und Lambach, beſchloſſen 1125, ihre Burg in ein Kloſter der Norbertiner oder Prämonſtratenſer zu verwandeln. Einige ſetzen dieſe Stiftung erſt in's Jahr 1140. Jedoch alle Kloſterurkunden geben das Jahr 1125 an. Eine 1630 geſchriebene kleine Chronik ſagt: „Anno 1125 iſt das Kloſter Windberg erbauet worden und ſtehet jetzt 505 Jahre lang. Siebzehn Jahre darnach hat man 1142 angefangen, an der großen Hauptkirchen zu bauen und iſt Anno 1167 ausgebauet und geweihet worden."

Hier wurden viele Handſchriften abgeſchrieben. In allen Klöſtern, mit Ausnahme der Kapuziner- und Franziskanerklöſter befanden ſich vor Einführung der Buchdruckerkunſt eigene Schreibſtuben oder Skriptorien, in welchen eine beſtimmte Anzahl von Brüdern unter Aufſicht des Bibliothekars dem Abſchreiben von Büchern oblag. Wenn die Brüder das Scriptorium betraten, wurde ein Gebet geſprochen und dann die Arbeit begonnen. Außer dem Abt, dem Prior und dem Bibliothekar durfte dann Niemand das Scriptorium betreten; ſtrenges Stillſchweigen war in demſelben vorgeſchrieben und mit Gebet wurde die Arbeit des Tages beſchloſſen. Dieſe ſtillen Schreibſtuben waren damals die Conſervatorien alles Wiſſens und ſind die Wiege unſerer geiſtigen Aufklärung.

Die ehemalige Kloſterkirche iſt ein Granitquaderbau von 3½ Schuh Dicke, mit drei Apſiden, zwei niedrigeren Nebenſchiffen und mit einem Kreuzſchiffe. Urſprünglich ſchwach gedeckt, wurde ſie um das Jahr 1440 mit einem gothiſchen Gewölbe verſehen. Von ganz beſonderem Intereſſe ſind die beiden Portale. Im Tympanon des Weſtportales erblicken wir die Gottesmutter mit dem Jeſuskinde, das als zweiter Adam den Apfel des Lebens trägt. Zur Seite knien die frommen Stifter, Graf Albert I. von Bogen und ſeine Gemahlin Hedwig. Auf den Wülſten, welche das Bogenfeld einſchließen, ſind Perlen, Blumen und bärtige Köpfe angebracht, die zur Gottesmutter gewendet ſind. Die Verzierungen an den Kapitälen der Säulen und Pfeilerchen verdienen eine ganz beſondere Beachtung. Da ſchnäbeln ſich zwei zärtliche Täubchen, dort liebkoſen ſich Mann und Weib, Löw' und Löwin ſchmiegen ſich aneinander. Das andere kleine Portal an der Nordſeite zeigt dem Beſchauer im Bogenfelde einen Mann, der gegen einen heranſchreitenden Löwen das Schwert zieht. Es iſt wohl der Heiland, welcher den Kampf beſtanden und zu kämpfen lehrt gegen den Satan, der ſuchend herumgeht, wen er verſchlinge. Ja nicht zu überſehen iſt der aus Kalkſtein gemeißelte und aus dem 12. Jahrhundert ſtammende Taufſtein. Er iſt drei Fuß hoch und hat vier Schuh im Durchmeſſer. Auf vier Löwenköpfen ruhend, ſind die zwölf Apoſtel in Rundbogenniſchen angebracht, über denen eine Bandverzierung herumläuft. Sehr gerühmt wird auch ein in der Nähe der Sakriſtei hängendes altdeutſches Gemälde auf Goldgrund, die Muttergottes mit dem in einem Buche leſenden Jeſuskinde vorſtellend.

Außer den beſprochenen Denkmalen romaniſcher Baukunſt erfreut den Künſtler wie Alterthumsfreund der Grabſtein der Gattin eines Miniſterialen der Grafen von Bogen, die 1279 verſtarb und in der nördlichen Außenſeite des Frauenkirchleins eingefügt iſt. Irmgard, Gemahlin Heinrichs von Allkoven, iſt in Lebensgröße dargeſtellt und von der ſorgfältigſten Ausführung. Leider iſt deren Conterfei etwas beſchädigt, da der Stein lange Zeit unter Schutt und Gerölle außerhalb der Kloſtermauern lag. Auffallend ſind auf dem Friedhofe noch die ſchlanken Weihwaſſerbecken alter Art, deren oberes Ende ſich halbkugelförmig verſtärkt.

Der Conventbrunnen, unfern des öſtlichen Thores, zeigt Chriſtum und die Samariterin. Die hölzernen Paramentenkäſten in der Sakriſtei ſind einer Beſichtigung werth. Sie entſtammen der kunſtgeübten Hand eines Kloſterbruders und einer derſelben trägt die Jahreszahl 1722. Unter der Sakriſtei befand ſich vordem die Kloſtergruft, welche ſpäter in einen Pferdeſtall verwandelt wurde, nachdem man die Ueberreſte der frommen Mönche am 22. Juli 1828 in den allgemeinen Gottesacker gebracht hatte. Eine Steintafel ehrt deren Andenken.

* * *

Berner Oberland.

Wie ein Feldherr von der Höhe aus ſein Schlachtfeld muſtert, ſo überblickt der Reiſende vom Rigi die Gipfel und Thäler der Alpenwelt, in welche er eintreten will. Dreizehn Seen ſpiegeln das Bild der auf- oder untergehenden Sonne wieder, aber in unvergleichlicher Schönheit breitet ſich wie ein aufgerolltes Banner, das zum Siege führt, der Vierwaldſtädter See im Vordergrunde aus. An ſeinen Ufern vereinigt ſich die erhabene Romantik der Natur mit der von Sage und Geſchichte: ſeine grünen Fluthen, die bald in leichten Wellen kräuſeln, bald gleich den Meereswogen ſchäumen, ſind von mächtigen Bergeshäuptern umkränzt und bilden gleichſam das Vorſpiel zu dem großen Drama, das in ſtummer Beredſamkeit ſich nach und nach erſchließt. Von dem freundlich einladenden Luzern, dem die Klariden, der Pilatus und andere nicht minder hohe Spitzen ſein zauberhaftes Relief verleihen, gleich einem Feenkind in dem Reich der Rieſen an umkoſenden Waſſern gelagert, ſteuert der beſcheidene Dampfer in faſt diagonaler Richtung an dem hiſtoriſchen Gelände von Schwyz und dem heiligen Boden des Grütli nach Flüelen, wo die Gotthardſtraße ihren Anfang nimmt. Bald treten die Ufer ſo dicht zuſammen, daß man die Fahrt gehemmt glaubt, aber bei der raſchen Bewegung des Schiffes öffnet ſich wieder der Durchgang, und man ſieht bei Beckenried in das Urnerland und zum Ausgang des Sees. Vorüber geht es an Brunnen mit ſeinen bunten Fresken, die Tellſage darſtellend, die in Küßnacht und Altdorf ihren Mittelpunkt hat; oben auf ſonniger Höhe bleibt Seeligsberg liegen; wir landen in dem Ueberſchwemmungen ausgeſetzten Flüelen, und ſtets bereite Wagen bringen uns nach Altdorf. Hier ſammeln ſich die Prieſter des Naturcultus aus allen Nationen, ein modernes Babylon, wo die Sprachverwirrung ihren Anfang nimmt, die uns fort und fort in geſteigertem Maße begleitet; doch herrſcht bis zur Paßhöhe neben dem Deutſchen das Italieniſche vor. Die einzig erhabene Straße, deren unbeſiegliche Schwierigkeiten menſchlicher Scharfſinn und zähe Ausdauer geebnet haben, windet ſich auf alten und neuen Schneckenwegen immer höher; die Großartigkeit der Scenerie läßt uns kaum zur Beſinnung kommen, immer wechſelnde Erſcheinungen, zuweilen lieblich, meiſt ſchauerlich, dringen auf das erſtaunte Auge ein, bis zuletzt die ſchäumende, ſtiebende Reuß und die dämoniſch geſtalteten Felſenhäupter die Allgewalt der Natur in das grellſte Licht ſetzen.

Ihr ſteigt hinauf, dem Strom der Reuß entgegen,
Die wilden Laufes von dem Berge ſtürzt,
Am Abgrund geht der Weg, und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniß
Der Wanderer, die die Lawin begraben.
Und ſeid ihr glücklich durch die Schreckensſtraße,
So kommt ihr auf die Brücke, welche ſtäubet.
Wenn ihr ſie glücklich hinter euch gelaſſen,
So reißt ein ſchwarzes Felſenthor ſich auf:
Kein Tag hat's noch erhellt — da geht ihr durch,
Es führt euch in ein heitres Thal der Freude.
So immer ſteigend kommt ihr auf die Höhen
Des Gotthards, wo die ew'gen Seen ſind,
Die von des Himmels Strömen ſelbſt ſich füllen
Dort nehmt ihr Abſchied von der deutſchen Erde,
Und muntern Laufs führt euch ein andrer Strom
Ins Land Italien hinab.

Das Urner Loch, das „ſchwarze Felſenthor“, ſchließt endlich das grauſe Bild, das Urſerenthal mit ſeinen grünen Abhängen, ein „heiteres Thal der Freude“, nimmt uns auf, wo wir in Andermatt eine erquickliche Raſt finden. Hier iſt nun die Wegſcheide, hinüber nach Hesperien, oder ſeitwärts über Hospenthal in's Berner Oberland; ein leichter Vogel unſerer Wirthstafel entſchloß ſich noch im letzten Augenblick, die erſtere Richtung einzuſchlagen, wir aber wanderten getroſt gen Realp, auf ſchlüpfriger Straße weiterziehend, gelangten gegen Abend zu dem einzigen Gaſthofe des rauhen Oertchens am Fuße der Furka, und wer kein Unterkommen fand, flüchtete ſich zu den Kapuzinern, deren Leben und Haushaltung ſchon Goethe in ſeinen Briefen aus der Schweiz ſo trefflich ſchildert. Dieſe Schilderungen ſind noch heute leſenswerth. „Ja, ich habe die Furka, den Gotthard beſtiegen! Dieſe erhabenen unvergeßlichen Naturſcenen werden immer vor meinem Geiſte ſtehen! Ja, ich habe die römiſche Geſchichte geleſen, um bei der Vergleichung recht lebhaft zu fühlen, was für ein armſeliger Schlucker ich bin!“ ruft er aus. Und er reiſte durch dieſe Gegenden im hohen Winter, im November 1779. Geibel zieht es auch vor, nach Süden zu wandern, wie er das ſo herrlich ſchildert:

O wie eigen wird dem Wand'rer, der, entflohn des Nordens Haft,
Nach dem heiß erſehnten Süden lenkt die frohe Pilgerſchaft,
Wenn er von des Gotthards Gipfel, der im ew'gen Eiſe ſchweigt,
Langſam durch die Morgendämm'rung gen Italien niederſteigt.

Leiſe theilen ſich die Nebel, und es wird ſo lau die Luft,
Aus der Tiefe wie ein Grüßen weht empor verlorner Duft:
Noch ein Vorſprung! — ſieh, und unten, weit und blühend lacht das Thal,
Dichte Gärten, Silberſeen, überglänzt vom Morgenſtrahl.

Aus den Hügeln quellen Roſen, um die Ulmen rankt der Wein,
Schlanke Marmorſäulen ſchimmern winkend im Cypreſſenhain;
Dort die Berge lorbeerwaldig, hier das blaukryſtallne Meer,
Und der Himmel wie ein liebend Mutterauge drüber her.

Und dazwiſchen bunt gekleidet buntes Volk in Thal und Höh'n,
Braune Buben, ſtolze Frauen, wie des Landes Roſen ſchön,
Winzertanz auf allen Bergen, in den Häuſern Zitherſchall,
Luſt'ge Lieder in den Barken, Klang und Jubel überall.

Doch wir brechen in der Frühe von dem baumloſen Realp auf, wo die getrocknete Alpenroſe oft die Stelle des Holzes vertreten muß, und erklimmen den Rücken der Furka nicht ohne Beſchwerde, von der eisgepanzerten kleinen Reuß begleitet, die von dieſer Höhe herabquillt, während die große am St. Gotthard entſpringt. Oben iſt ein Furkahaus, welches dem Erſchöpften gaſtliche Aufnahme bietet und neue Kräfte zum Niederſteigen nach dem Gletſchhauſe ſammeln läßt. Der Weg führt am Rhonegletſcher vorüber, der wegen der Eisſpalten große Vorſicht verlangt, und es rathſam macht, genau dem Führer zu folgen. Die gewaltige Wand, welche man hinunterſchreitet, iſt ſtundenweit mit Alpenroſen bedeckt, und Göthe ſagt von dem Gletſcher: „Er iſt der ungeheurſte, den wir ganz überſehen haben.“ Sein diamantener, ſcharfgeſchliffener Schild ſpiegelt das Eis in den bunteſten Farben, und hinter ihm ſteigt die Sonnenſäule des Galenſtock über 10,000 Fuß empor.

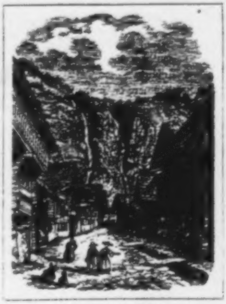
„Und unter mir in Stundentiefe
Lag Eis, gethürmt zu mächt'gen Höh'n,
Als ob da hier der Winter ſchliefe,
So wahrlich war es anzuſehn.
Und wunderſam im Sonnenſcheine,
In Gelb und Blau, in Grün und Weiß,
Wie Millionen Edelſteine,
So flammt' und flimmerte das Eis“ —

ſagt Karl Egon Ebert bei dieſem Anblicke.

Vor dem Gletſchhauſe überſchreiten wir die junge Rhone, welche am Rhonegletſcher ihren Urſprung nimmt, und über deren Quelle die Alten wie die Neueren uneinig ſind; ihre weißlich grauen Fluthen, deren Farbe wohl auf einen Abfluß aus dem Gletſchereiſe hindeutet, ſind hier zum erſten Male überbrückt. Als der Spätling, der auf der Furka plaudernd mit einigen holländiſchen Botanikern zurückgeblieben war, von der Brücke und der grünen Oaſe, auf welcher das beſcheidene Haus ſteht, in Sicht kam, war es ein gar köſtlicher Anblick, all' die Herren und Damen Willkommen winkend und mit ihren weißen Taſchentüchern grüßen zu ſehen. Wenige Tage gemeinſamen Lebens hatten ein enges Band zwiſchen den Reiſenden geknüpft, ſie waren faſt eine Familie geworden. Allein die Unterbrechung blieb nicht aus, und erſt oben auf dem Grimſelhoſpiz ſollte wieder eine längere Vereinigung eintreten. Nun ſchwelgte das Auge an der erhabenen Pracht der Umgebung, wo das Schaurige und Liebliche in großen Verhältniſſen wechſeln. Unter den Pflanzen, welche die Alpendecke auf dieſer Straße ſchmücken, und an welchen die Botaniker ihre beſondere Freude hatten, wurde mir bekannt die zierliche blaue Enziane (Soldanella alpina), der Germer (Veratrum), der gegen Nervenleiden ſich bewähren ſoll, und die Anemone sulphurea und alpina. Da hörte ich auch, daß die eigentliche Alpenroſe, welche wie das Edelweiß in den höchſten Regionen wächſt, eigentlich Rosa alpina heißt und nur mißbräuchlich Rhododendron genannt wird. Das junge Volk eines Schweizer Penſionats, welches dieſelben Wege machte, war ſeitdem unaufhörlich bemüht, für meinen Hut die ſchönſten Sträußchen zu winden, von denen mancher als eine welke Erinnerung in die Reiſetaſche wanderte. Dem mütterlichen Boden entrückt, der Bergesluft und Alpenhöhe beraubt, welken dieſe zarten Kinder des Lichtes raſch dahin, und nur die Immortellen verändern ſich wenig im Laufe der Zeit.

Schon war die Mehrzahl voraus, als wir wenigen Nachzügler die Maienwand hinanklimmten. Ihre Erſteigung gilt im Allgemeinen für ſchwierig; doch ſcheint ſie mindeſtens nicht ſteiler als die Furka von Realp aufwärts, erſt oben beginnt die Schwierigkeit. Das Profil des Berner Oberlandes iſt ſo recht angethan, die Geduld des Reiſenden auf die Probe zu ſtellen, denn es iſt ein ewiges Hinauf und Hinunter, an jedem folgenden Tage muß man eben ſo viel wieder hoch ſteigen, als man Tages vorher tief gekommen iſt. Aber eben hierin liegt der Reiz und der Wechſel, Baum, „Wieſen“ und Schneeregion bieten die intereſſanteſten

Contraſte. Auf dieſer Wanderung zum Hospiz hört man ſchon die Murmelthiere pfeifen, und kühne Thalbewohner ſtellen ihnen nach, oft nicht ohne Gefahr, ich hätte manches Abenteuer davon zu erzählen. Die Maienwand oder Maienwang erinnert an die lieblichſte Zeit des Jahres, aber oben auf der Paßhöhe der Grimſel iſt man wie mit einem Zauberſchlage in eine andere Welt verſetzt, man befindet ſich in dem Sibirien der Schweiz: ſo weit das Auge blickt, nichts als blendende kniſternde Schneedecke; wer hier ſich verirrt oder einſam wandert, der iſt verloren. Um das Bild der Polarregion zu vollenden, ſank ein dichter Nebel herab, verhüllte und trennte die einzelnen Glieder der Geſellſchaft, der Mannesruf verdünnte ſich auf dieſer Höhe zu dem Klang einer Kinderſtimme, und unſere Lage ſchien keine ganz gefahrfreie. An der Nebeldecke malten ſich die Umriſſe von Menſchen und Maulthieren wie eine Fata Morgana, dem Pinſel des kühnſten Malers bot ſich hier ein Stoff, den in ſeiner ganzen Wahrheit wiederzugeben auch der Meiſter verzagen muß. Vom Wallis herauf kamen neue Karavanen, die Saumpferde erſchienen in gigantiſchen Umriſſen, ihre Schellen tönten gedämpft herüber, aber die feuchte Decke, wie ſie urplötzlich ſich herabgeſenkt, ſtieg eben ſo unerwartet wieder in die Höhe und ließ uns Menſchen und Gegend erkennen.



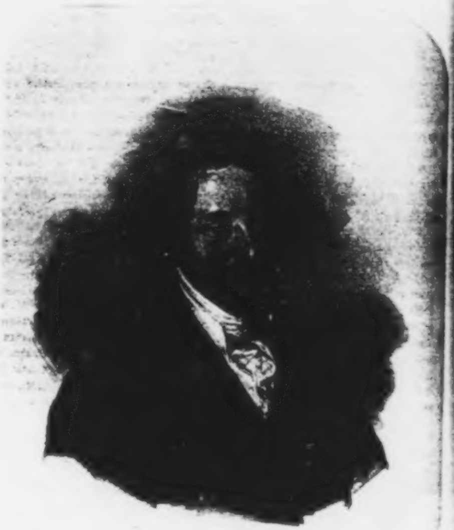
Meyringen im Hasli-Thal.

Unter uns lag das gaſtliche Hospiz, und es war die Frage, wie es am ſchnellſten erreichen? da die Reiſenden ziemlich durchkältet waren.

Ein geübter Alpenſteiger ſchlug vor, das letzte, etwa drei Viertelſtunden weite Schneefeld hinabzurutſchen; jubelnd wurde der Vorſchlag von uns Fußgängern angenommen. Er ſetzte ſeinen Alpenſtock ein, grub eine leichte Rinne in den vergletſchernden Schnee, wir Andern nach, und nun ging es im raſchen Zuge oder vielmehr Fluge, dem die Eiſenbahn an Schnelle weicht, den Abhang hinunter, die Erſten die Nachfolgenden unten hemmend, um Boden unter den Füßen zu gewinnen. Die Hunde im Hospiz, von der berühmten Race des großen St. Bernhard, hatten ſchon längſt angeſchlagen und die Ankunft der Gäſte gemeldet. Unter eiſigem Nebel, der ſich wieder eingefunden und etwa in der Höhe des Hauſes ſtehen blieb, hielten wir unſern Einzug in das neue Hospiz, und jede Zelle war bald doppelt mit Ankömmlingen beſetzt. Die Geſchichte von dem alten Hospiz und der Brandſtiftung Zybach's iſt eine gar traurige und zeigt, wie weit verkehrter Ehrgeiz den Menſchen treiben kann. Er war ein wohlhabender Mann in dem alten Hauſe geworden, ſeine Kinder waren gut verſorgt, aber es läßt ihm nicht Ruhe noch Raſt, er will ein Hotel haben, das dem ſtets wachſenden Zuge der Reiſenden auch in ſeinem Aeußeren entſpreche, und dieſer Gedanke treibt ihn zur Brandlegung und bringt ihn, ſo ſchlau er auch angelegt iſt, in's Zuchthaus.

Ehe wir in's Haslithal hinabſteigen, liegt vor uns das Siedelhorn mit ſeiner intereſſanten Ausſicht und die weite Gletſcherwelt, welche der wiſſenſchaftlichen Forſchung mehrfach ein ſo reiches Feld geboten hat. Bl—ch.

* * *



[illegible]

Freiherr vom Stein

Der Miniſter Freiherr vom Stein.

Von L. Freiherrn von Gall.

In Zeiten großer Noth ſtehen große Männer auf, die mit Prophetenblick und Donnerſtimme die Schäden der Zeit deuten, mit Stahl- und Feuerkuren ſie heilen. Stein war ein ſolcher Mann. Einer nennt ihn des Guten Grundſtein, des Böſen Eckſtein, der Beſten Edelſtein. Bei einem Solchen erſcheint Alles bedeutend, ſeine Vorfahren, ſeine Kindheit, ſeine Umgebungen. Er entſtammt dem alten freiherrlichen Geſchlechte der vom und zum Stein, das ſeit länger als ſechshundert Jahren Burg und Hof und einen guten Ruf von Vater auf Sohn vererbt hat; das Geſchlecht erſtarb, nachdem es in unſerem Stein die reichſte Blüthenkrone, die vollſte Wucht von Frucht getragen, gleichſam erſchöpft von ſolcher Ernte. — In der Reformationszeit bekannten ſich ſeine Vorfahren zur gereinigten Lehre; verfolgt von Haß und Verläumdung, mußte der Freiherr Ludwig vom Stein landesflüchtig werden; in der letzten Minute brach er die Thürklinke ſeines Hauſes los, einen metallenen Eſelskopf, ließ ſich Zeugniß ausſtellen, daß er dadurch ſymboliſcher Beſitzer des Eigenthums geblieben, und legte die Klinke im Kloſter zu Montabaur nieder. Als ſpäter das Kriegsglück wechſelte, kehrte Ludwig aus der Verbannung heim, holte die Klinke ab, nahm wieder Beſitz von ſeinem Hauſe und gab dem Kloſter alljährlich ein Malter Korn für die Aufbewahrung des Eſelskopfes; ſeine Nachkommen aber haben Jahrhunderte lang dieſen Zoll der Dankbarkeit fort und fort entrichtet, auch dann noch, als die Güter durch großen Haushalt und ſorgloſe Haushaltung in Verfall geriethen. In ſolchem Verfall übernahm ſie in der Mitte vorigen Jahrhunderts der kurmainziſche Geheime Rath Karl Philipp vom Stein, der Vater unſeres Miniſters, ein ſtrengrechtlicher Mann und leidenſchaftlicher Jäger, der von ſich und Anderen forderte, Pflichterfüllung höher zu ſtellen, als Alles und Jedes. Sein Jäger hatte einſt die tägliche Meldung über den Stand der Forſten unterlaſſen, weil vornehmer Beſuch beim Herrn war; da ſagte dieſer zürnend: „Und wenn der Teufel und ſeine Großmutter bei mir iſt, ſollſt Du berichten!“ Ueber vierzig Jahre lebte er am Hofe, ohne höflich und höfiſch zu werden, miſchte ſich nie in Ränke, forderte nie eine Gunſt, nur ſtrenges Recht, das er ſelbſt übte. Sein Sohn ſetzte ihm die Grabſchrift:

Sein Nein war Nein gewichtig,
Sein Ja war Ja vollwichtig,
Seines Ja war er gedächtig,
Sein Grund, ſein Mund einträchtig,
Sein Wort, das war ſein Siegel.

Stein's Mutter war eine geborene Löw, Löwin an Muth und Kraft, Schwan an Reinheit, die ächte Mutter des ächten Sohnes. Vier Söhne und zwei Töchter überlebten die Eltern; der älteſte, preußiſcher Landjägermeiſter und Geſandter in Mainz, dem Sinnengenuß ergeben, aber innigen Gemüths und kriegeriſchen Geiſtes, hat manche Nacht am Bett des todtkranken Johannes Müller durchwacht. Der zweite Sohn, deutſcher Ritter, war Führer eines öſterreichiſchen Grenadier-Bataillons; im bairiſchen Erbfolgekrieg wollte er Neuſtadt ſtürmen, Feldmarſchall Wallis ſagte: „Sie haben einen ſehr heißen Kopf!“ und unterſagte den Sturm. Im Türkenkriege widerſtand er mit einer Handvoll Leute einer Sturmfluth von zehntauſend Mann von elf Uhr Morgens bis drei Uhr Mittags, warf ſich dann in eine Höhle und hielt da einen Monat lang Stand gegen die wüthenden Angriffe des Feindes, der ſo beiſpielloſe Tapferkeit ehrte und freien Abzug bot; er wurde erſt angenommen, als Brod und Pulver zu Ende war. Der commandirende General machte Stein einen Vorwurf aus der Uebergabe, da forderte Stein ein Kriegsgericht; das ſprach ihn frei. Der Kaiſer bot ihm das Thereſienkreuz; er erklärte: „Das deutſche Kreuz duldet kein zweites!" Zwanzigtauſend Gulden, die ihm der Kaiſer ſandte, ſchickte er zurück mit den Worten: „Ich dien' um Ehr' und nicht um Geld; ſoll ich Lohn haben, ſo gebt mir den Sturm auf Belgrad!" Der Wunſch wurde ihm erfüllt; er nahm die Feſtung. Ein anderer Wunſch blieb unerfüllt; er wäre gern auf dem Bett der Ehre geſtorben, ſtarb aber am Fieber 1780. Ein dritter Bruder, zum Stammhalter des Geſchlechts beſtimmt, gerieth auf Abwege, wurde von der Familie aufgegeben und nach Amerika, damals ſchon eine Kloake für Familienunrath, expedirt, kehrte wieder, gerieth in großes Elend, gab ſeinen Familiennamen auf und lebte zuletzt ſtill und verſöhnt mit Gott und Menſchen von einem Jahrgehalte des Miniſters. Zwei Schweſtern wurden mit Geſandten vermählt. Die älteſte war nicht glücklich in der Ehe, aber im innigſten Verkehr mit ihrem Bruder; die zweite ſtarb ſchon 1798. Die dritte ſtarb im hohen Alter als Aebtiſſin; ſie blieb im ſteten nahen Verkehr mit ihrem Bruder, beſaß ſein Verwaltungstalent, das ſich zu Gunſten der Familie bewährte, als die Mutter ſtarb, und zum Vortheil des Kloſters, dem ſie lange Jahre vorſtand. In der Umgebung ſolcher Menſchen und einer wilden kräftigen Natur trat Stein am 26. October 1757 in's Leben. Er gedieh kräftig; hart gewöhnt, täglich in freier Luft, oft von Sturm und Regen gepeitſcht, erſtarkten Leib und Geiſt des Knaben; geſunde Frömmigkeit, tiefes Gefühl für die Ehre des Landes und die der Familie, wurden durch Beiſpiel und Lehre in ihm geweckt und genährt. Noch im ſpäten Alter gedachte er mit froher Verehrung ſeiner Mutter und bekannte, daß er ſein Beſtes ihr danke, wie denn wohl kaum je ein Mann Großes geleiſtet, der nicht Aehnliches bekennt. Aus den Geſchichten, welche die Mutter dem Knaben erzählt, erwächſt die Geſchichte, die einſt der Mann erzeugt. Wir wiſſen wenig aus ſeiner Kindheit, er ſprach immer nur wenig, am wenigſten von ſich. Einen Zug erzählte er mit Selbſtironie: Die Geſchwiſter führten Shakeſpeare's „Sommernachtstraum" auf; er mochte keine andere Rolle übernehmen als die der Mauer, und Mauerbrecher iſt er geblieben Zeitlebens.

Im Jahre 1773 bezog er ſechzehn Jahre alt die Univerſität Göttingen, Rechtswiſſenſchaft zu ſtudiren nach dem Wunſche der Eltern, obgleich die eigene Neigung ihn mehr zur Geſchichte zog. Ein Studiengenoß ſagte damals von ihm: Es war in allen ſeinen Empfindungen etwas Leidenſchaftliches; aber welche Leidenſchaft! dem lebendigen und unbeugſamen Gefühl für alles Große und Schöne unterordnete ſich in ihm ſogar der Ehrgeiz. — Im letzten Semeſter hatte er mit beſonderem Eifer Staats- und bürgerliches Recht getrieben und ſich zu einer langen Reiſe vorbereitet, auf der er zur weiteren Ausbildung die Reichsgerichte und die bedeutendſten deutſchen Höfe beſuchen wollte. In Wetzlar widmete er dem dortigen Reichs-Kammergericht eine längere Zeit; von dort aus ſchrieb er im neunzehnten Lebensjahre an einen Freund über Zuſtände und Perſonen ſo klar und beſonnen, daß es einem Fünfzigjährigen Ehre gemacht haben würde. Er zeigte damals ſchon den eigen tiefen Blick, der ihn nur ſelten und nur da verließ, wo ſeine gewaltige Leidenſchaftlichkeit — bei ihm war Alles gewaltig und dadurch auch Manches gewaltſam — ihn fortriß. Jene Beſonnenheit beſtimmte die Familie zu einem Schritt, der Zeugniß davon ablegt, wie richtig ſie den Jüngling beurtheilte. Nach den Familiengeſetzen wäre das Stein'ſche Vermögen dem älteſten Bruder, dem Oberjägermeiſter zugefallen; ſein Hang zur Verſchwendung erregte die Beſorgniſſe, daß die kaum halb geordneten Verhältniſſe bald wieder zerrüttet werden würden und veranlaßte einen Familienvertrag, durch welchen die vier Söhne auf die Erbſchaft zu Gunſten desjenigen Bruders verzichteten, den die Eltern zum Heirathen und zur Fortſetzung des Stammes beſtimmen würden. Die Wahl fiel auf Carl. Er unterwarf ſich dem Willen der Eltern gegen ſeine Neigung, denn er mochte nur ungern ſich verheirathet denken; ſein älterer Bruder aber warf dieſer Begünſtigung wegen einen Groll auf den erwählten Stammhalter, der gefahrdrohend wurde und deſſen Ausbrüche nur durch die Entſchloſſenheit des Bedrohten verhütet wurden, dem die übernommenen Rechte zugleich heilige Pflichten waren und der dem wilden Ungeſtüm des Gekränkten furchtlos entgegentrat. Wer keine Furcht kennt, erzeugt Furcht. Stein übernahm mit der Erbſchaft eine ſchwere Laſt, die Beſitzungen waren durch verſchwenderiſche Ausgaben des älteſten Bruders, durch die koſtſpielige Erziehung der ſieben Kinder, durch Ankauf der Güter einer anderen Linie des Hauſes bedeutend in Schulden gerathen; die Abtragung derſelben in Gang zu bringen, war Stein's ernſte Sorge und er ruhte nicht, bis er dies Ziel erreicht. Kein tüchtiger Charakter duldet Schulden, frei davon zu *bleiben* und, wo mit oder ohne Schuld ſie entſtanden ſind, frei davon zu *werden*, danach wird ein edler Sinn immer ſtreben; nur vom Geſetz, nicht von Menſchen will er abhängig ſein, der Verſchuldete iſt es von ſeinen Gläubigern; dieſe Abhängigkeit, die drückendſte, die es giebt, abzuſchütteln, wäre es auch durch ſchwere Entbehrungen, das muß jedem Ehrenmanne Ehrenpflicht ſein; Stein ſtrebte unabläſſig nach dieſem Ziele, bis er es erreicht hatte, dagegen verſchmähte er die Abhängigkeit nicht, in welche Amt und Beruf bringt. Er hatte die Ausſicht, im Beſitz ſchöner Güter, im ruhigen Genuß des Landlebens, ein freies, angenehm thätiges Leben zu führen; aber ſein Wirken bedurfte eines weiteren Kreiſes, er gehörte nicht ſich, er gehörte dem Vaterlande an. Die kurze Thätigkeit der Rechtspflege hatte ihm keine Neigung für dieſelben geben können, er beſtimmte ſich für die Verwaltung; das Ländchen, dem er angehörte, genügte ihm nicht, er hielt die Zerklüftung Deutſchlands für einen Uebelſtand, der den geiſtigen und materiellen Fortſchritt lähmte, ſah mit Bewunderung zu dem großen Könige hinauf, der damals die Geſchicke Europa's wog und darüber waltete, und nahm dankbar das Anerbieten des mit dem Stein'ſchen Hauſe befreundeten preußiſchen Miniſters von Heinitz*) an, der ihm Thätigkeit im Berg- und Hüttenweſen anbot, das unter ſeiner weiſen, kräftigen Leitung eben damals ſich aus langer Erſtarrung zu neuem Leben empor hob. Am 2. Februar 1780 trat Stein als Referendar in das Heinitz'ſche Departement; der Miniſter ſelbſt entwarf den Plan für ſeine Thätigkeit, leitete und benutzte ſie für Steins Ausbildung und für den Königlichen Dienſt in ſo väterlicher Weiſe, daß der Schüler ſich ſeiner Zeitlebens dankbar erinnerte. Stein warf ſich mit der ganzen Kraft ſeines mächtigen Geiſtes und eiſernen Körpers in das ihm ganz neue Fach. Schon im zweiten Jahre ſeiner Wirkſamkeit ſchlug der Miniſter ihn dem Könige zum Ober-Bergrath vor. Der König erwiderte: „Ober-Bergrath iſt doch ein Bischen viel, was hat der Stein denn gethan, um das zu verdienen?" Heinitz berichtete, Stein habe ſich durch akademiſchen Fleiß und durch vielfache Reiſen gute Kenntniſſe erworben und viele wichtige Sachen mit ſolchem Erfolge bearbeitet, daß der Miniſter ſich verpflichtet glaube, ihn für den Königlichen Dienſt zu erhalten. Da ſtellte der König ihn an. Zur weiteren Ausbildung machte Stein nun eine fünfvierteljährliche Reiſe durch deutſche Bergwerke und ſandte die Reſultate ſeiner Beobachtungen dem Könige ein. Während ſeiner Reiſe ſchickte ihm ſeine Schweſter einen Heirathsplan zu; es lag nicht in ſeinem Charakter, ſich verheirathen zu *laſſen*, am wenigſten an ein Mädchen, deſſen beſte Empfehlung ſein ſollte, daß ſie reich war. Er erwiderte ſcherzhaft ablehnend und ſagte unter Anderem: „Du weißt, daß es eine dumme Situation iſt, aufzutreten als einer, der ein Herz erobern will, insbeſondere, wenn das Herz 12,000 Gulden Einkünfte hat, und übrigens iſt die Sache ſo weit ausſehend, daß ich es überflüſſig finde, anders, als wie jahend zu antworten, und mit aller Lebhaftigkeit in die Idee zu entriren, welche die Ueberzeugung ihrer Unmöglichkeit nur verurſachen kann. Ich werde es mit dieſem Projecte machen, wie ich es ſo eben mit dem Buche des Herrn von Trebra machte, auf das ich drei Louisd'or ſubſcribirte, weil ich überzeugt bin, daß es nie herauskommen wird."

---

*) Das Ober-Bergamt hat dieſem Miniſter in der Nähe Berlin's in den Rüdersdorfer Kalkbergen ein ſchönes Denkmal erbaut: einen gewölbten großartigen Canal, der durch die Felſen führt, und am Eingange mit den coloſſalen Bruſtbildern Friedrich Wilhelm's II. und Friedrich Wilhelm's III. geſchmückt iſt. Der Canal führt den Namen Heinitz-Canal und iſt eins der ſchönſten Denkmäler des deutſchen Bergbaues.

Der König hatte bald die Würdigkeit des neuen Ober-Bergraths erkannt, übertrug ihm die Leitung der weſtphäliſchen Bergämter und beſtimmte ſein Gehalt auf 1200 Thaler. Die höhere Wirkſamkeit machte ihm Freude; als er aber das erſte Mal Gehalt ausgezahlt erhielt, war ihm das ſo verletzend, daß ihm Thränen in die Augen traten und er das Geld auf die Erde warf. Dieſe Leidenſchaftlichkeit trug er auch in ſeinen amtlichen Wirkungskreis hinein; ſie erzeugte Mißvergnügen und ſelbſt Beſchwerden bei den höheren Behörden. Er bekannte ſpäter, daß er das ohne Pflichtverletzung durch mildere Formen hätte vermeiden können. Harte Behandlung der Untergebenen lag nicht in ſeinem Charakter; wo er verletzt hatte, hielt er es für Pflicht, durch Freundlichkeit zu verſöhnen. Eines Tages reichte ihm ein Kanzleidiener einen langen, ſauber geſchriebenen Bericht zur Unterſchrift hin, wollte, nachdem Stein ſeinen Namen geſchrieben, Sand darüber ſtreuen, vergriff ſich und goß das Tintenfaß darüber aus. Da ſprang Stein heftig auf, riß dem Erſchrockenen den naſſen Bogen aus der Hand, rieb ihm die Tinte in's Geſicht und wies ihm die Thür. Als einige Zeit darauf der Diener rein gewaſchen wieder in's Zimmer trat, um ſeinen Dienſt fortzuſetzen, ſtand Stein auf und reichte ihm freundlich einen neuen Bogen zum Beſtreuen. Auf dem Bogen lag ein doppelter Friedrichsd'or, Stein zeigte mit dem Finger darauf und ſagte mit leiſer Stimme: „Zu Seife!" Der Aufenthalt in Weſtphalen ward für Stein eine Quelle reicher Thätigkeit und nützlicher Erfahrungen, dennoch fühlte er eine Leere, die ihn faſt überwältigte; es fehlte ihm an Geiſtesgenoſſen, an anregendem Austauſch der Gedanken. „Ich habe nichts als Untergebene um mich," klagte er, „Menſchen mit gezwungenem Lächeln und geſchmeidigem Knie, nicht einen Einzigen, an dem ich auch nur das Geringſte hätte." Dies Gefühl erzeugte Verſtimmung, doch kämpfte er dagegen. „Geduld gegen meinen Vater," ſchrieb er der Schweſter, „muß ich Dir predigen, ohngeachtet ich ſelbſt wenig habe, und täglich heftiger und reizbarer werde." Er hatte in ſeiner Stellung Rieſenarbeit zu überwältigen, doch kam nie eine Klage über ſeine Lippen; einmal nur, nachdem er zufrieden ſich über die Angelegenheiten ſeines Berufes ausgeſprochen, ſagte er: „Eins beſchäftigt mich zuweilen: die Zukunft. Mein Amt erfordert Jugend, viel Geſundheit und paßt ſich nicht für einen Mann von gewiſſem Alter, indeſſen ſuche ich meine Pflicht zu erfüllen und lege das Uebrige in die Hände der Vorſehung."

Schon drei Monat ſpäter bekam er einen Wirkungskreis, der recht wohl für einen Mann von gewiſſem Alter paßte. Kaiſer Joſeph hatte Catharina der Zweiten den Oſten Preis gegeben und ſie ihm dafür freie Hand in Deutſchland zugeſagt. Er war überzeugt, bei ſeinen Vergrößerungsplänen keinen Widerſtand zu finden. Der König von Frankreich, mi ſeiner Schweſter vermählt, ſtörte ihn nicht, Friedrich der Große war alt und wie es ſchien ausſchließlich mit der innern Verwaltung ſeines Landes beſchäftigt; aber der Löwe ruht nur, er ſchlief nicht; er berief ſeine Cabinetsminiſter, erklärte ihnen, daß er beabſichtige, di Mittelſtaaten zu einem deutſchen Bunde gegen Oeſterreichs Gelüſte zu vereinen und ſchlo mit den Worten: „Wenn wir mit verſchränkten Armen daſtehen, ſind wir verloren. Feue Feuer, und nicht mit Gleichgültigkeit zugeſehen!" Der große König wandte ſich zuerſt mi ſeinen Plänen an den Kurfürſten von Sachſen und an den von Hannover, zugleich Köni von England; beide gingen bereitwillig darauf ein. Auch der erſte geiſtliche Kurfürſt, Erzbiſchof von Mainz, zeigte Neigung zum Anſchluß. Die Verbindung mit ihm und den benachbarten Höfen ſollte durch den Geſandten im fränkiſchen Kreiſe eingeleitet werden; der ſtarb unvermuthet. Die Miniſter waren in Verlegenheit um die Wahl des Nachfolgers: da empfahl ihnen Heinitz den 27jährigen Stein als den geeignetſten; ſie ſchlugen ihn dem König vor, der genehmigte, ſchrieb aber unter die Genehmigung: „Schwimme aber traue nicht, man muß verſuchen, ohne viel zu erwarten.“ Stein, als Heinitz ihm im Vertrauen mittheilte, was man mit ihm beabſichtige, erwiderte, er ſei der Aufgabe nicht gewachſen, ſei ganz fremd auf diplomatiſchem Gebiete und müſſe deshalb den Auftrag ablehnen. Da Heinitz ihm aber ſchrieb, man glaube, daß er nur aus Furcht vor dem kaiſerlichen Hofe ablehne, ſagte er augenblicklich zu, reiſte ſogleich nach Bonn, knüpfte alle Verbindungen an und war eben im Begriff, nach Mainz abzugehen, als ihm in Folge ſeines erſten Ablehnens die Zurücknahme des Auftrages überſandt wurde. Jetzt erklärte er, daß das Durchführen deſſelben ihm Ehrenſache ſei und er deshalb bitten müſſe, es ihm zu überlaſſen. Seine Bitte wurde ihm gewährt. Er befand ſich nun auf einem ihm ganz fremden Gebiete, umgeben von Gemeinheit und Aufgeblaſenheit, von Liederlichkeit und Beſtechlichkeit. Unbeirrt ging er ſeinen Weg und kam dem Ziele immer näher; erbittert darüber, zeigte ihm der öſterreichiſche Geſandte bei jeder Begegnung beleidigenden Uebermuth; Stein wich ihm aus, und war das nicht thunlich, ſo that er, als bemerke er weder den Geſandten noch ſeine Beleidigungen; dem muthmaßlichen Nachfolger des Kurfürſten, Herrn von Dahlberg, den er für den würdigſten hielt, ſicherte er ſeine Mitwirkung bei der Wahl zu; Dahlberg verſicherte ihm ſeine ewige Hingebung. Wie wenig würdig die anderen Bewerber ſein mochten, geht daraus hervor, daß Stein den würdigſten für zweideutig hielt. Trotz dieſer Zweideutigkeit, trotz des öſterreichiſchen Geſandten Gemeinheit und des franzöſiſchen Geſandten Feinheit ſiegte die gute Sache, Stein's Geradheit und des Kurfürſten geſunder Sinn. Stein ſchloß den beabſichtigten Vertrag zur großen Zufriedenheit Friedrich's ab. Gern hätte ihn der König weiter in der Diplomatie beſchäftigt, aber Stein fühlte ſich nicht heimiſch darin und zog es vor, in ſeinen früheren Wirkungskreis zurückzukehren.

Im nächſten Jahre ſtarb der große König; ſein Neffe, mit freudigen Erwartungen empfangen, befriedigte ſie nicht. Stein war gerecht genug, ſeine guten Eigenſchaften anzuerkennen, ſeinen richtigen Verſtand, ſeinen wohlwollenden Charakter — und diejenigen anzuklagen, die vor ihm krochen und ſeine beſten politiſchen Pläne vereitelten.

Auf Stein's Verhältniß hatte der Thronwechſel keinen Einfluß, dagegen ward ſein Bruder, der Oberjägermeiſter, Geſandter am Mainzer Hofe; er ſelbſt benutzte die Muße, die ihm einige durchgeführten Pläne und Bauten gewährten, zu einer längeren Reiſe nach England, um dort das Maſchinenfach zu ſtudiren und das für deutſche Verhältniſſe Anwendbare in ſeinem Departement nutzbar zu machen. Als er heimkehrte, bot ihm die Regierung den Geſandſchaftspoſten im Haag, und da er ihn ablehnte, den in Petersburg an; er bat, ihn in ſeinem Wirkungskreiſe zu laſſen, das geſchah, doch wurde der Wirkungskreis bedeutend erweitert, indem Stein zum erſten Kammerdirektor der Kriegs- und Domainenkammer[*] zu Cleve und Hamm ernannt und mit Leitung des Fabrikweſens, mit dem Waſſerbau am Rhein und an der Ruhr und mit dem Wegebau der ganzen Provinz beauftragt wurde. Mit dem gewohnten Eifer ging er an's ungewohnte Werk; ein bleibendes Denkmal ſeiner Amtsführung iſt die Schiffbarmachung der Ruhr. Als Vorbereitung dazu hatte er beſondere Studien und vielfache Reiſen bis in's ſüdliche Frankreich hinein gemacht; die ſegensreichen

---

[*] Kriegs- und Domainenkammern hatten damals die Bedeutung und den Geſchäftskreis der jetzigen Regierungen, während man mit Regierung das höchſte Gericht der Provinz bezeichnete.

Wirkungen der Ausführung übertrafen alle Erwartungen; ſie reichen bis in die Hauptſtadt der Monarchie. Millionen Centner Kohlen werden auf der Ruhr verſchifft, auf den Eiſenbahnen weiter befördert und tauſende von Dampfmaſchinen durch ſie in Bewegung geſetzt; ein gut Theil davon auch in Berlin. (Einige Jahre ſpäter wurde die erſte Chauſſee in den öſtlichen Provinzen zwiſchen Berlin und Potsdam gebaut.) Er hatte bei dieſer Aufgabe große Schwierigkeiten zu überwinden, nicht allein das Terrain bot dergleichen, es fehlte an Baubeamten, welche mit dieſem ganz neuen Zweige der Technik Beſcheid wußten; er ließ einige auf ſeine Koſten reiſen; es fehlte häufig an Geld, er gab es her aus ſeinem eigenen Vermögen, ſo daß er oft um mehr als 10,000 Thaler im Vorſchuß war. Zu ſolchen Zwecken fehlte es ihm nie am Gelde, denn ſeine eigenen Bedürfniſſe beſchränkte er auf's Aeußerſte.

Mitten in dieſe friedlichen Schöpfungen hinein brach die franzöſiſche Revolution mit ihren noch heut fortdauernden Folgen; ſie erklärte: Krieg den Thronen, Friede den Hütten, ſtürzte jene, plünderte dieſe, ſchmiedete, nachdem ſie unzählige kleine Ketten gebrochen, eine einzige große, mit der Frankreichs Zwingherr ſein Land und das Feſtland preßte und würgte, bis zum Winter von 1811, in welchem die franzöſiſche Armee und das Continentalſyſtem erfror.

Stein war in den Kämpfen und Krämpfen dieſer Zeit nicht unthätiger Zuſchauer geweſen; die europäiſchen Kriege, welche die Revolution mit geringen Unterbrechungen beinahe ein Vierteljahrhundert lang hervorrief, begannen mit Friedrich Wilhelm des Zweiten Zuge gegen Paris. Stein war während derſelben auf ſeinem Poſten in Cleve, ſein Bruder Geſandter in Mainz. Nach dem Rückzuge der Preußen aus der Champagne verſuchten die Franzoſen einen Handſtreich gegen jene Stadt. Vergebens hatte der Geſandte an ſeinen Hof geſchrieben, hatte ihm die Hülfloſigkeit derſelben, den Verfall ihrer Wälle, die Unbrauchbarkeit ihrer Kanonen, die Unzuverläſſigkeit, ſelbſt Treuloſigkeit ihrer Beſatzung vorgeſtellt, hatte gebeten, ihm einen Commandanten und Artillerie zu ſchicken. Man hielt die Gefahr nicht für dringend, wollte den Rechten des Kurfürſten nicht vorgreifen. Speier wurde überwältigt, die Franzoſen hauſten in nächſter Nähe. Da bat der Kurfürſt, da beſchwor der Geſandte den Landgrafen von Darmſtadt, ſeine Truppen in die Stadt zu werfen, die ſonſt unrettbar verloren ſei. Der Landgraf erwiderte, die Franzoſen hätten ſeine Beſitzungen im Elſaß gut behandelt und zog mit 4000 Mann bei der bedrohten Stadt vorüber nach Gießen in Sicherheit. Cüſtine, bekannt mit der Wehrloſigkeit der Stadt, bedrohte ſie mit Sturm; erſchreckt öffnete ſie ihm die Thore. Vergebens hatte der Geſandte Alles aufgeboten, ſie zu retten; er hatte Bürger und die Leibwache des Kurfürſten an die Kanonen geſtellt, hatte zwei Batterien gebildet, die er ſelbſt befehligte. Seine Mannſchaft verließ ihn. Die Franzoſen rückten ein, er ließ Hab' und Gut im Stich und zog bettelarm zum entgegengeſetzten Thore hinaus, wandte ſich nach Koblenz, ſchiffte dort das große Hoſpital ein und was er von Magazin-Vorräthen fortbringen konnte, ſandte ſie nach Weſel und ſuchte ſeinen Bruder, den Kammer-Direktor, auf. Beide berathſchlagten, was zu thun ſei, um der allgemeinen kopfloſen Beſtürzung zu wehren und die Franzoſen, die ungehindert Alles zu überſchwemmen drohten, zurückzuwerfen. Der Geſandte war ganz ohne Geld, ſein Bruder gab 4000 Gulden her; Werbe-Offiziere und Kundſchafter wurden in Bewegung geſetzt, Couriere flogen nach allen Seiten, an den König von Preußen um raſches Vordringen — nach London, um den Marſch der Hannoveraner zu bewirken, nach Weſel, um es gegen einen Handſtreich zu ſchützen. Der Kammer-Direktor ſprach den beiden Landgrafen von Heſſen Muth ein, daß ſie ihre Truppen gegen den Rhein marſchiren ließen. Frankfurt, von den Franzoſen bereits beſetzt, wurde ihnen mit Hülfe von Handwerksburſchen wieder entriſſen, die fielen über die Feinde her, zertrümmerten ihre Kanonen und öffneten den Preußen das Eſchenheimer Thor. Dennoch ſtreiften einzelne feindliche Corps bis Weſel und drohten Belagerung. Stein war mit der Verſorgung der Magazine beauftragt und dadurch an die Spitze des Trains geſtellt: er hörte, daß die Inſel Bieberich dem Feinde wehrlos Preis gegeben ſei; da gerieth er in den heftigſten Zorn, bewaffnete die Trainknechte, ſtellte ſich an ihre Spitze, verjagte die Franzoſen und rettete dadurch die Feſtung. Mitten in dieſem wildbewegten Leben fand Stein Muße und Sammlung, Briefe voll Innigkeit und Zartheit auszutauſchen mit Freunden und Freundinnen, namentlich mit Frau von Berg in Berlin, die zu den herrlichſten ihres Geſchlechts gehörte. Stein's Natur war durch und durch männlich, trotzdem, oder eben vielleicht deshalb fühlte er ſich angezogen durch echte Weiblichkeit und lebte ſtets im nahen geiſtigen Verkehr mit edlen Frauen. Er war ein entſchiedener Feind aller Gemeinheit; ſeine Seele, ſeine Neigungen waren cryſtallrein; gleiche Reinheit fand er ſelten bei Männern, öfter bei Frauen. Lob war ihm zuwider, aber durch ſtille Anerkennung und Würdigung fühlte er ſich gehoben, ſie war ihm Bedürfniß; nun aber würdigen Frauen Manneswerth oft beſſer als die Männer ſelbſt, daher kommt es, daß die meiſten Frauen, die auf Thronen ſaßen, Gutes und Großes vollbrachten; nicht durch eigene That, aber durch die rechte Wahl der Werkzeuge, denen ſie, mit ihrem Blick für Manneswerth, die Leitung des Staates oder Heeres übertrugen.

Stein blieb bis zu ſeinem 35. Jahre unvermählt, da verlobte er ſich mit einer Gräfin Walmoden, die er drei Jahre beobachtet hatte und um deren Hand er anhielt, weil er, wie er gegen einen Freund ſich ausdrückte, Reinigkeit des Charakters und Richtigkeit des Verſtandes bei ihr fand, dieſe aber die Quellen aller häuslichen Tugenden ſeien. Die Ehe wurde eine durchaus glückliche, ſie war es nicht von Anfang an. Stein war ein Feuerſtein, der Funken ſchlug und — Wunden; ſeine Gattin zuckte bei jenen, blutete bei dieſen, aber nur innerlich, äußerlich blieb ſie ſtill und unbewegt. Der Gatte nahm die Stille für Kälte, die Unbewegtheit für Unbeweglichkeit; er glaubte ſich unverſtanden; es kam ſo weit, daß er Monate lang ſich ihrer Nähe entzog, daß er zu einer Vertrauten, Thränen im Auge, ſprach: Glauben Sie denn nicht, daß das Herz des Mannes zermalmt ſein kann, wenn ihm das fehlt, was der eigentliche Balſam ſeines Lebens ſein ſoll. — Erſt mit der Zeit erkannte er mehr und mehr, endlich ganz, welchen Schatz ihm Gott in der Gattin gegeben, und nach ſechsundzwanzig Jahren konnte er von ihr ſagen: „Seelenadel, Demuth, Reinheit, hohes Gefühl für Wahrheit und Recht, Treue als Mutter und Gattin, Klarheit des Geiſtes, Richtigkeit des Urtheils" — ſie ſprachen ſich durch ihr ganzes vielgeprüftes Leben aus und verbreiteten Segen auf alle ihre Verhältniſſe und Umgebungen. Nicht die inneren Stürme der Ehe, nicht ihre Sonnenblicke, nicht die friedlichen Freuden des häuslichen Heerdes, für die Stein mehr Sinn hatte, als man ihm zutraute, entzogen ſeine Manneskraft, ſein Glutherz dem Vaterland; Vaterlandsliebe und Franzoſenhaß, bei den Meiſten erſt zwanzig Jahre ſpäter identiſch, erfüllten ihn damals, wie ſein ganzes reiches Leben hindurch. Befragt um ſeine Anſicht von der Zukunft, ſchrieb er an Frau von Berg: „Ich erwarte mir einen Krieg von mehreren Jahren, aber ſeine Einflüſſe ſind vortheilhaft; ſie ſtellen Energie und Muth wieder her, ſie geben einen neuen Reiz zur Thätigkeit, ſie werden die Abneigung gegen die ſcheußliche Nation der Franzoſen vermehren." Dabei war er nicht blind gegen die Fehler und Laſter der eigenen Nation. Aus dem Lager von Mainz ſchrieb er: „Das unthätige, planloſe, alle Thätigkeit erſchlaffende Klagen der Meiſten war mir unerträglich, nur beim Prinz Louis fand ich noch eine mit Bildern großer Thätigkeit angefüllte Einbildungskraft, ein lebendiges und ſich lebhaft äußerndes Gefühl vom Großen; alle Uebrigen, insbeſondere der Herzog von Weimar, ſchleppten ihre centnerſchwere Langeweile herum und predigten entweder eine alles ertödtende, niederdrückende Philoſophie, oder ergoſſen ſich in bittere Klagen." Mit ähnlicher Schärfe des Blickes und der Galle ſpricht er oft über Menſchen und Zuſtände, und als ob er ſich wahren wollte, dieſe Schärfe zu mildern, ſagt er: „Thätig und duldſam bleiben, ſelbſt dann, wenn jugendliche Lebendigkeit und Gutmüthigkeit ſich vermindert hat, oder unter dem Drucke des Leidens und der Einförmigkeit des Hin- und Hertreibens erloſchen iſt, dieſes iſt wohl das beſte und vollkommenſte Reſultat alles Strebens nach Entwickelung und Ausbildung und zugleich das ſeltenſte.“

Einförmig war ſein Leben in der nächſten Zeit nicht, aber wohl geſchah Manches, das ſeine Duldſamkeit auf harte Proben ſtellte. Die auswärtigen Angelegenheiten lagen in unreiner Hand. Als Friedrich Wilhelm II. die Regierung antrat, waren die Cabinete von Berlin und Wien mit einander geſpannt; eine Annäherung ward verſucht, aber nicht erreicht. Da ſchrieb Kaiſer Leopold eigenhändig an den König, gab dem preußiſchen Geſandten die Schuld; verſicherte, ein Wechſel der Perſon würde die Ungleichheit ebnen, und bat, dem Grafen von Haugwitz, mit dem er als Großherzog von Toskana eine Fußreiſe gemacht, den Poſten zu übertragen. Der König vermochte dieſen kaiſerlichen Wunſch kaum abzuweiſen, bot Haugwitz den Geſandſchaftsposten an, hoffte aber, er werde — völlig fremd in der Diplomatie — ihn ablehnen. Haugwitz aber nahm ihn an und bedung ſich nur, daß er kein Gehalt zu nehmen brauche. Reiche Güterſchenkungen in Südpreußen ſorgten dafür, daß er keinen Schaden litt, deſto mehr Schaden brachte; er war feig und gemein, oberflächlich und faul, aber ſchlau und gewandt wußte er ſich feſtzuſaugen und in das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten hineinzuwühlen. Wie die auswärtigen Angelegenheiten, wurde der Krieg geführt; kraftlos und mit ſelbſtſüchtiger Rückſichtnahme, ohne Einheit, ohne Bewußtheit der eigentlichen Aufgabe. Bald gingen die Franzoſen, die ſich Anfangs kaum zu vertheidigen vermochten, zum Angriff über. Jetzt im Glück legten ſie den Schein der Brüderlichkeit, mit dem ſie die Völker zu täuſchen geſucht, in höhniſcher Weiſe ab. Die Aſſignaten mußten bei Todesſtrafe angenommen, das doppelte Jahreseinkommen als Vermögensſteuer hergegeben werden; alle Gegenſtände der Bewaffnung, ja Alles, was ſich zur Verarbeitung eignete, Eiſen, Leder, Zimmerholz, Flachs, Wolle, Fett, Oel, ſelbſt Farbeſtoffe wurden nach Frankreich geführt, die Viehherden fortgetrieben, die jungen Männer zum Kriegsdienſt gezwungen. — Knirſchend ſah Stein das mit an, aber männlich hielt er aus. Der Landſtrich, der unter ſeiner Verwaltung ſtand, wurde von den Franzoſen überſchwemmt, Weſel mit einer Belagerung bedroht. Er brachte ſeine Frau in Sicherheit zu ihren Eltern nach Hannover und ſchlug ſeinen Wohnſitz in Weſel auf, forderte auch eine Abtheilung des ihm untergebenen Collegiums auf, dort zu bleiben, um mit ihm vereint dem Unweſen nach Kräften zu ſteuern. Auf des Miniſters Heinitz Geſuch aber befahl der König, Stein ſolle ſich zurückziehen, er bedürfe ſeiner.

Dem unrühmlichen Kriege folgte ein noch unrühmlicherer Friede, der das linke Rheinufer an Frankreich Preis gab. Die preußiſche Armee zog ſich nach Weſtphalen zurück. Stein erhielt den Auftrag, für ihre Verpflegung zu ſorgen. Die Aufgabe war nicht leicht: eine ſchlechte Ernte war vorangegangen, zwei Heere, eins am Niederrhein, eins an der Weſer, hatten die Vorräthe erſchöpft; dennoch löſte er die Aufgabe über alle Erwartung. Er ließ ſich nicht mit General-Unternehmern und Speculanten ein, ſchickte zuverläſſige Leute nach Holſtein, Mecklenburg, den Oſtſeehäfen, Thüringen, Hannover, Bremen, Oſtfriesland und Heſſen und ließ da aufkaufen; er errichtete Fahrſtraßen, um den Transport zu erleichtern, er erreichte bei den benachbarten Regierungen die Aufhebung der Ausfuhrverbote und konnte ſchon nach einigen Monaten dem Könige anzeigen, daß die Bedürfniſſe des Heeres gedeckt ſeien. Kurze Zeit darauf ernannte ihn der König, wie es in der betreffenden Cabinets-Ordre heißt, aus beſonderem Vertrauen zu ſeiner durch Erfahrung beſtärkten Einſicht, zu ſeinem betriebſamen Geiſte der Ordnung und zu ſeinem bisher bewieſenen Dienſteifer zum Oberpräſidenten ſämmtlicher weſtphäliſchen Kammern mit dem Wohnſitze in Minden. Stein fand die mindenſche Kammer vernachläſſigt und verwildert und fuhr ohne Schonung dazwiſchen; ein Rath wurde caſſirt, zwei in Ruheſtand verſetzt, ein Kanzliſt unter's Militair geſteckt; mit neuem Eifer ging er an ſein altes Lieblingswerk, den Bau von Kunſtſtraßen; nicht mindere Aufmerkſamkeit wandte er auf die bisher vernachläſſigten Waſſerſtraßen. In dieſer Zeit machte er die Bekanntſchaft Scharnhorſt's, der damals noch in hannöverſchen Dienſten ſtand. Aus der Bekanntſchaft wurde bald eine innige Verbindung, die ſpäter reiche Frucht brachte. Eine frühere Verbindung mit dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen ward erneuert. Stein hatte ihn während der Rhein-Campagne kennen gelernt und Anfangs den durch ſchlechte Umgebungen und Leidenſchaften der verſchiedenſten Art hingeriſſenen Jüngling ungünſtig beurtheilt; ſpäter erkannte er den ungewöhnlichen Geiſt, dem das Gemeine nicht zuſagte und der ſich deshalb ungemeinen Verirrungen hingab. Er liebte ihn väterlich und ſuchte ihn zu heben durch Wort, Schrift und That; er veranlaßte die Mutter des Prinzen, ſeine Schulden zu bezahlen, ihm Mittel zu belehrenden Reiſen zu gewähren und blieb in naher Verbindung mit ihm, die dadurch begünſtigt wurde, daß des Prinzen Regiment in Minden ſtand. Er ſandte ihm die beſten Geſchichtswerke und ſchrieb ihm dazu: „Lebt der Mann, welcher ſich durch die Natur zu einer großen und nützlichen Laufbahn berufen fühlt, inmitten der Weichlichkeit der Höfe, oder unter kleinen kleinlichen Leuten, ſo kann er nur dann ſich erhalten, wenn er ſich mit den großen Männern der Geſchichte umgiebt und ſich durch ihre Vorbildung gegen die zerſtörenden Eindrücke verderbter und kleiner Umgebungen ſchützt.“ Die Frucht ſolcher Mühe blieb nicht aus. Leider wurde der Prinz nach Magdeburg verſetzt; dort, dem mahnenden väterlichen Führer fern, ſtürzte er ſich in Schulden, entfremdete ſich ſeiner Familie und überließ ſich den verderblichſten Verlockungen. Da wandte ſich ſeine Schweſter, die Prinzeß Radziwil, an Stein und bat ihn um Rath und Hülfe. Er ſchrieb dem Prinzen mild und ſchonend, aber mit eindringender Offenheit, ſprach zu ihm von der Freude, die des Prinzen Mildthätigkeit ihm mache und fuhr dann fort: „Und Sie, gnädiger Herr, der ſo empfindlich iſt für fremdes Unglück, der ihm niemals Beiſtand verweigert, der dem einfachen Soldaten, dem Gefährten Ihrer Gefahren; die rührendſten Sorgen bewieſen hat; Sie verſchließen Ihr Herz gegen das Gefühl der Natur, Sie glauben eines Tages einem ſo zerreißenden Gefühl entgehen zu können, die ſorgenden Bemühungen eines Vaters am Rande des Grabes mit Härte zurückgeſtoßen zu haben.“ Dieſe Worte, eben ſo zart, als ſcharf, blieben nicht ohne tiefen, haftenden Eindruck, der Prinz und ſeine Familie aber blieben Stein Zeitlebens verbunden.

Zwei Jahre vorher war Friedrich Wilhelm III. ſeinem Vater auf den Thron gefolgt; er hatte den feſten Willen, die nothwendigen Grundlagen der Verwaltung, Ordnung und Sparſamkeit zurückzuführen, ſtellte ſofort die eingeriſſenen Mißbräuche in der Hof- und Schatzverwaltung ab, behielt aber leider die Männer bei, welche er an der Spitze des äußern Departements und der innern Verwaltung vorfand. Genau genommen, wurde damals das Land, wenn auch nicht von den Cabinetsräthen, doch durch dieſelben regiert. Die Miniſter waren ohne regelmäßige mündliche Geſchäftsverbindung mit dem König, Alles ging durch die Hände jener Räthe, dadurch bekamen ſie einen Einfluß auf den König, der oft um ſo nachtheiliger wirkte, da ſie gewöhnlich keinen Zweig der Verwaltung genau kannten, eben deshalb aber um ſo vorſchneller urtheilten und Befehle erzeugten, die der Anſicht und Einſicht der Miniſter ſchnurſtracks entgegenſtanden und für deren Ausführung und Folgen ſie doch verantwortlich waren, dadurch wurde ihnen Kraft und Muth gelähmt, ſie wurden zu Bureau-Beamten gemacht, die ihre Schuldigkeit gethan zu haben glaubten, wenn ſie den äußern Gang der Staatsmaſchine in Ordnung hielten. Das erzeugte Scheu vor eigenem eingreifenden Wirken und vor der Mühe, für höhere Ausbildung durch wiſſenſchaftliche Thätigkeit zu ſorgen. Dem Miniſter Graf von Hagen wollten die Untergebenen zu ſeinem Geburtstage ein gedrucktes Gedicht überreichen; er wies es mit den Worten zurück: „Sie wiſſen, ich leſe nichts Gedrucktes, geben Sie mir das ſchriftlich!“ Solche Männer wären für Stein ein Gegenſtand ſeines Mitleids geweſen, hätten ſie dem Staate nicht geſchadet, da ſie ihm aber ſchadeten, waren ſie ihm ein Gegenſtand ſeines Grimmes. Er war ihnen ein Gegenſtand dummen Staunens, wenn ſie Nichts mit ihm zu thun hatten, und einer der Furcht, wenn ſie unter ihm ſtanden, denn er forderte Viel von ſeinen Untergebenen, und er durfte das, denn er forderte noch mehr von ſich ſelbſt. Die äußern Angelegenheiten gehörten nicht in den Kreis ſeiner amtlichen Thätigkeit, doch behielt er ſie unausgeſetzt im Auge; ſeine unveränderte Geſinnung bezeugen die Worte, mit denen er gegen Frau von Berg den Heldenmuth bewundert, mit dem der Erzherzog Carl und ſeine brave Armee gegen die Franzoſen kämpften: Er hat, ſagte er, Deutſchland von dieſer Räuberbande, der ſogenannten franzöſiſchen Armee, befreit. Weiter hin klagte er, wie betrübend es ſei, uns gelähmt und in einem Zuſtand der Starrſucht zu ſehen; während man mit Nachdruck die Ruhe Europa's hätte wiederherſtellen können, amüſiren wir uns mit Kunſtſtücken der militairiſchen Tanzmeiſterei und Schneiderei, und unſer Staat hört auf, ein militairiſcher zu ſein und verwandelt ſich in einen exercirenden und ſchreibenden! — Seine amtliche Thätigkeit ſetzte er fort mit gleicher Strenge gegen die Beamten, mit gleichem Wohlwollen gegen die Regierten, mit weiſer Schonung der beſtehenden Rechte, mit ſorgfältiger Benutzung der vorhandenen Hülfsquellen und unermüdeter Aufſuchung neuer. Wenn man ſeine Verwaltungsberichte lieſt, ſo ſtaunt man eben ſo ſehr über das Großartige ſeiner Anſichten und Entwürfe, als über die genauen Kenntniſſe des kleinſten Details, die tiefe Naturkunde und den praktiſchen Blick; nur ſeine gewiſſenhafte Eintheilung der Zeit und ſeine raſtloſe Thätigkeit vermochten ſolche Arbeiten zu bewältigen.

Im Sommer 1802 wurde ihm der Antrag gemacht, als Miniſter in hannöverſche Dienſte zu treten, er lehnte ihn ab und erklärte freimüthig, daß ſeine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Vereinigung der zerſtreuten und zerſtückelten Kräfte Deutſchlands ſich nicht mit den Pflichten vertrage, die eine ſolche Stellung ihm auflegte. Preußen war das von ihm erwählte Vaterland, ihm gehörte ſeine ganze Kraft. Er verkaufte die Familiengüter auf dem linken Rheinufer und kaufte dagegen die Herrſchaft Birnbaum in Südpreußen. Mit Befriedigung ſprach er es aus, daß er nun ganz Preuße ſei.

Die Entſchädigung, welche Preußen für die auf dem linken Rheinufer abgetretenen Beſitzungen erhielt, beſtanden zum Theil aus der größeren Hälfte des Oberſtifts Münſter und des Bisthums Paderborn; die Uebernahme und Einrichtung dieſer bisher geiſtlichen Beſitzung ward Stein übertragen. Das war keine angenehme und keine leichte Aufgabe; die Einwohner, ſtreng bigott, ſahen mit ängſtlicher Beſorgniß, ja mit finſterem Haß ſich einer ketzeriſchen Regierung unterworfen, von der ſie das Schlimmſte für ihre Religion befürchteten. Hier war Stein an der rechten Stelle; ſchonungslos gegen die Beamten, die anmaßend oder träge den neuen Unterthanen zu nahe traten, war er gegen dieſe voll ſchonender Rückſicht; er machte den Miniſtern Vorſchläge, wie man ihr Zutrauen gewinnen könne durch Heranziehen von Geſchäftsmännern aus der Provinz ſelbſt, denen man einen Theil der Verwaltung übertrüge, um auf dieſe Weiſe ihren gekränkten Stolz zu befriedigen und dadurch zugleich ſich eine Beihülfe und Mitwirkung zu ſichern, die in vielen Fällen gar nicht zu entbehren ſei. Sieht und hört man ihn in dieſer Wirkſamkeit, ſo muß man ihn eben ſo innig liebgewinnen, als man bei anderen Gelegenheiten mit Ehrfurcht und ſelbſt mit Furcht erfüllt wird. Er erkennt die Sittlichkeit, das ruhige logiſche Denken der Bevölkerung, das lobenswerthe ihrer provinziellen Verfaſſung an, und ſagt, wenn man dieſen Geiſt nicht zertritt, ſo kann ſelbſt aus den Trümmern dieſer Verfaſſung viel Gutes angebaut werden. Ueber Stolberg, der kurz vorher zur katholiſchen Religion übergetreten war, und der in Münſter lebte, ſagte er: „Er bleibt mir immer achtenswerth wegen ſeiner reinen Liebe zur Wahrheit, und wegen der Reſignation, mit der er ihr ſo Viel opfert; das Betragen ſeiner literariſchen Freunde Jacobi und Voß bleibt hart, brutal, einſeitig; ſie, die mit Menſchen von allen Farben und allen Meinungen und allen Kopfkrankheiten leben, warum erlauben ſie Stolberg nicht, ſeiner Ueberzeugung gemäß zu leben? Er glaubt in der katholiſchen Religion Ruhe und Beſtimmtheit zu finden, er findet in ihr das reine urſprüngliche Chriſtenthum; warum ihn mit Wuth und Schimpfen verfolgen?" — Mit welch' klarem Blick Stein die Menſchen durchſchaute, bezeugt ſein Urtheil über den Dombechanten von Spiegel; er nennt ihn einen Mann von ausgezeichneten Geiſteskräften und ausgezeichneten Kenntniſſen, der den Ehrgeiz beſitzt, gemeinnützig zu ſein und den Vorwurf pfäffiſchen, müßigen, genußreichen Lebens von ſich zu entfernen. Dagegen klagte er über die Beſchränktheit des Domherrn von Droſte, deſſen übien Eigenſchaften und Einflüſſen in der Schul-Commiſſion er nicht anders zu begegnen wiſſe, als durch Zuordnung eben jenes Spiegel. Beide Männer zeigten ſpäter als Erzbiſchöfe von Cöln, wie richtig ſie Stein beurtheilt hatte.

Es kam jetzt eine ſchwere Zeit über ihn. Das nur für kurze Zeit gelöſchte Kriegsfeuer zwiſchen England und Frankreich brach von Neuem los, Hannover ward der Heerd; ein franzöſiſches Heer überſchritt von Holland aus die wehrloſe Grenze des Landes, in dem ſeit langer Zeit nur Schwäche und Unordnung am Ruder geweſen; der König fern und gemüthskrank, die Miniſter mit allem Möglichen beſchäftigt, nur nicht mit der Wohlfahrt des Landes. Vergebens hatte Stein's Schwiegervater, der Feldmarſchall von Walmoden, auf Verſtärkung und Ausrüſtung des Heeres gedrungen; die Schlaffheit der Regierung war ſo groß, daß man zweifelhaft war, ob man ſie empörend oder lächerlich finden ſollte. Als der Feldmarſchall einen Courier mit der Nachricht bekam, daß der Feind in's Land gebrochen, ſich der Hauptſtadt in Eilmärſchen nahe und ſeine Avantgarde jede Stunde eintreffen könne, forderte Walmoden das Miniſterium zur ſchleunigen Berathung auf: er erhielt die Antwort, die Glocke habe ſchon zehn geſchlagen, man müſſe die Berathung auf den nächſten Tag verſchieben. Der Feldmarſchall wurde angewieſen: „die Truppen ſollten ſich des Bajonnets nur mit Moderation bedienen" und: er möge mit ſeinen Anſtalten keine Ombrage geben." Dieſer zarten Rückſichtsnahme gemäß überließen die Truppen ohne Schwertſtreich das Land den Franzoſen; ihr Anführer erwiderte dieſe Zartheit dadurch, daß er 20 Millionen Kriegsſteuer für ſeine Regierung und eine Million für ſich ausſchrieb und dem Lande unerſchwingliche Lieferungen aller Art auferlegte. Der Schmerz, den Stein über die Schmach und das Verderben des deutſchen Vaterlandes empfand, erhielt in dieſem Falle noch einen beſonderen Stachel dadurch, daß man Anfangs allgemein die Schuld auf ſeinen Schwiegervater warf und ihn privatim und öffentlich mit Schmähungen überhäufte; zu gleicher Zeit ward Stein perſönlich in ſeinen Rechten gekränkt. Sein Stammgut lag im Naſſauiſchen. Der Fürſt des Landes verſuchte die zunehmende Auflöſung des deutſchen Reichsverbandes zur Auflöſung der Ritterſchaft zu benutzen und ſich in den Beſitz aller ihrer Gerechtſame zu ſetzen. Stein legte in einem kühnen Schreiben energiſchen Proteſt dagegen ein wandte ſich zugleich um Schutz an den damals noch deutſchen Kaiſer. Sein Schreiben an den Herzog wurde gedruckt, allgemein verbreitet und mit Begeiſterung geleſen. Der Herzog mußte die ungeſetzlichen Verfügungen zurücknehmen. Was Stein that, hieß er gut an Anderen, auch wenn es gegen ihn gerichtet war; als er einſt den Oberpräſidenten von Vinke heftig angegriffen hatte und der ſich zurückziehen wollte, rieth er ihm, auf ſeinem Poſten zu bleiben und ſchrieb ihm: „Ich mache es auch nicht wie ein begoſſener Kater, der den Schwanz zwiſchen die Beine zieht und ſich davon macht; ich beiße tüchtig um mich." — Das that er auch, als er ſeinen Wirkungskreis in Münſter aufgab; er richtete an einen der höchſten Beamten der Kriegs- und Domainen-Kammer ein dienſtliches Schreiben, in welchem er ihm viele amtswidrigen Handlungen vorhielt und ihm unter Anderem ſagte: „Sie ſind durch Ihre, alle Geſetze des Anſtandes und einer liberalen Erziehung beleidigende, galligte Grobheit ein Gegenſtand des *Haſſes* derjenigen geworden, die mit Ihnen in Dienſtverhältniſſen zu ſtehen das Unglück haben, und des *Spottes* derjenigen, die unabhängig von Ihnen ſind. Ich erinnere Sie ernſtlich und wohlmeinend an die Abänderung Ihres Betragens; die nothwendigen Folgen werden ſonſt ſein, daß man Ihnen Directorial-Geſchäfte, die Sie mit menſchenfeindlicher Bitterkeit und Illegalität ausüben, nimmt, und auf dieſe Art für Erhaltung eines beſonnenen und einträchtigen Geſchäftsganges im Collegio ſorgt, indem das Collegium geleitet und nicht den Peitſchenhieben eines Zuchtmeiſters preisgegeben werden ſoll. Ich ſtelle dieſes Schreiben meinem Nachfolger und Ihrem Departements-Miniſter zu, damit Ihre Vorgeſetzten dadurch veranlaßt werden, bei neuen Beſchwerden den, der ſie verurſacht, außer Stand zu ſetzen, Unglück und Mißvergnügen unter ſich zu verbreiten.“ — Bei aller Strenge wurde Stein von den Beamten des Collegiums geehrt und geliebt; ſie erbaten und erhielten bei ſeinem Abgange vom Könige die Erlaubniß Stein's Bildniß als Anerkennung ihrer Verehrung und ſeiner Leiſtungen im Sitzungszimmer aufſtellen zu dürfen. Die Münſterſchen Stände wollten dem Preußiſchen Bevollmächtigten zum Zeichen ihres Dankes ein Geſchenk von tauſend Goldſtücken überreichen. Stein berichtete darüber nach Berlin und erklärte ſich entſchieden dagegen; er halte es unter der Würde von Beamten, Geſchenke anzunehmen; hätten ſie Belohnungen verdient, ſo dürften ſie dieſelben nur aus der Hand des Königs empfangen. Haugwitz fand das Bedenken nicht gerechtfertigt, ſolche Geſchenke ſeien nicht *ungewöhnlich* und wenn ſie am Ende des Geſchäfts gegeben würden, auch nicht *verwerflich*. Für *ihn* waren ſie freilich weder das Eine noch das Andere.

Nur auf kurze Zeit kehrte Stein in ſeinen früheren Wirkungskreis zurück, um dann einem Rufe als Miniſter an die Stelle des verſtorbenen Struenſee zu folgen, der dreizehn Jahre lang mit eben ſo viel Eifer als Geſchick das Manufaktur- und Handelsweſen geleitet hatte. Als der Kabinetsrath Beyme Stein zu dieſer Stelle in Vorſchlag brachte, hatte der König Bedenken, denn er hielt ſeiner eigenen Aeußerung nach Stein für ein *Genie*. Da indeſſen die Männer, denen er einſtweilen das Departement übergab, ihre Unfähigkeit zu auffallend zeigten, kam er auf Stein zurück, ernannte ihn zu Struenſee's Nachfolger und ſagte in der Beſtallung: „Die Größe und Wichtigkeit dieſes Departements, worin Ihr einen ſo berühmten Vorgänger gehabt habt, muß Euch zum Beweiſe der Größe Meines Vertrauens dienen, auf welches Ihr Euch in Eurer bisherigen Amtsführung durch ausgezeichnete Fähigkeit, Einſicht, Thätigkeit und Rechtſchaffenheit die begründeteſten Anſprüche erworben habt.“

Bevor Stein ſich über die Annahme erklärte, ſchrieb er dem Könige, daß ihm die genaue Kenntniß der Verwaltungszweige fehlte, die der König ihm anvertrauen wolle; daß er ſich in ſeinem Gewiſſen gedrungen fühle, dem Könige das offen zu ſagen und ſeinen ferneren Befehlen entgegenſähe. Dieſer erwiderte, daß ſolche Beſcheidenheit Stein zur Ehre gereiche und des Königs Achtung und Vertrauen nur ſteigere; er trage alſo kein Bedenken, ihn zum Antritte ſeines Poſtens zu berufen, und übertrage ihm zugleich die Verwaltung der Bank und der Seehandlung. Um die letzteren beiden Anſtalten, die vernachläſſigt waren, zu heben, berief Stein bald nach ihrer Uebernahme den Bank-Director Niebuhr aus Kopenhagen. (Vergl. „Unſer Vaterland“, I. Bd., S. 397—400.)

Stein ging bei der Verwaltung ſeines Departements von dem Grundſatze aus, daß der Wohlſtand nur bei freier Benutzung des Bodens und der menſchlichen Geiſtes- und Körperkraft gedeihen könne: darauf hinzuwirken war ſein unausgeſetztes Beſtreben, das anfangs freilich mit endloſen Widerſprüchen und Hemmniſſen zu kämpfen hatte. Genaue Erkenntniß des National-Reichthums war bei jeder ſtaatlichen Anordnung nöthig und fehlte völlig. Er veranlaßte deshalb den Geheimen Regiſtrator Krug, ſtatiſtiſche Tabellen herauszugeben, zu denen er das Material beſorgte; dadurch ward der Grund gelegt zu dem noch jetzt beſtehenden ſtatiſtiſchen Bureau.

Im Sommer 1805 machte Stein eine Reiſe durch ſämmtliche Provinzen des Staates; die dabei gemachten Beobachtungen ſollten nutzbar gemacht werden, aber andere Sorgen und Aufgaben ſchoben die Ausführung einſtweilen in den Hintergrund. Napoleon hatte ſich die Kaiſer- und die eiſerne Krone auf's Haupt geſetzt; England und Rußland ſchloſſen einen Bund gegen ihn, Oeſterreich und Schweden traten ihnen bei, und da Preußen mit ſeinem Beitritt zögerte, ſollte es durch Ueberraſchung dazu genöthigt werden. Ein ruſſiſches Armee-Corps landete in ſchwediſch Pommern, ein anderes ſammelte ſich an der Weſtgrenze des Reichs und drohte durch preußiſch Pommern und Schleſien zu marſchiren. Der König, bisher unentſchloſſen, zeigte ſich jetzt plötzlich entſchieden, zwingen wollte er ſich nicht laſſen; er ſetzte ſeine Heere auf den Kriegsfuß, ſie marſchirten den Ruſſen entgegen; ein blutiges Zuſammentreffen ſchien unvermeidlich, als plötzlich Napoleon durch ſeinen Uebermuth die Lage völlig veränderte. — Um mit den Baiern vereint den öſterreichiſchen Heeren in den Rücken fallen zu können, hatte er ohne vorhergehende Anfrage oder auch nur Anzeige das neutrale preußiſche Anſpach überſchritten, war mit einem Armee-Corps hindurch marſchirt und dadurch im Stande geweſen, die vollſtändige Niederlage der öſterreichiſchen Armee zu bewirken. Dieſe Rückſichtsloſigkeit erregte den höchſten Unwillen des Königs; er ſchloß ſich jetzt eng an den Kaiſer Alexander, der nach Potsdam kam, wo er Stein kennen und erkennen lernte. Der König befahl, ein entſcheidendes Wort zum franzöſiſchen Kaiſer zu ſprechen, wählte aber zu dieſer Miſſion den Taugenichts Haugwitz, der gerade dazu am wenigſten taugte. Im Falle dies Wort fruchtlos bliebe, ſollte er furchtlos das Schwert in die Wagſchale werfen. Haugwitz ließ ſich von Napoleon drei Tage hinhalten, bis der die ſiegreiche Schlacht von Auſterlitz geſchlagen hatte, und ſchloß nun, ſeinem Auftrage ſchnurſtracks entgegen, mit einem Leichtſinn, den nur Wahnſinn, mit einer Niederträchtigkeit, die kein Wahnſinn entſchuldigen kann, ein Bündniß mit Frankreich, in welchem er ſich Hannover, das Eigenthum des preußiſchen Bundesgenoſſen, gegen die Abtretung von Neuenburg, Anſpach und Cleve hinwerfen ließ. Ein ſo ſchmählicher Ausgang laſtete auf Stein wie ein ſchwerer Alp, den erſt der Landſturm des Jahres 1813 abzuwerfen vermochte. Auch der König war entrüſtet über den Abſchluß des unwürdigen Vertrages, er beſchloß, ihn nur bedingungsweiſe anzunehmen, und die Beſitznahme Hannovers auszuſetzen.. Leider wurde die Ausführung dieſes Auftrages Haugwitz anvertraut, der ließ ſich von Napoleon einſchüchtern und am 15. Februar einen noch viel ſchmählicheren Vertrag aufdrängen, demzufolge Preußen ſich Hannover aneignen und ſeine Häfen für England verſchließen mußte. Es hatte entwaffnet, es ſtand iſolirt, ihm blieb keine Wahl. Seitdem folgte eine Demüthigung und Erniedrigung auf die andere, bis beide einen Grad erreichten, der nicht mehr zu ertragen war, und der zu einem übereilten Kriege und zu Schlachten führte, die ſchon verloren waren, ehe ſie noch geſchlagen wurden. Für Stein waren dieſe Folgen nicht unerwartet, er hatte ſie vorausgeſehen, er hatte ſie abzuwenden geſucht, indem er mit kühnem Freimuth, der keine Rückſicht, am wenigſten aber auf ſich ſelbſt kannte, dem König die Nothwendigkeit einer Miniſterial-Veränderung vorſtellte. In dieſer Vorſtellung ſagte er dem König gleich im Eingange, daß er von dem, was er zu ſagen habe, keinen Vortheil für ſich erwarte, ja ſein Ehrenwort darauf gebe, daß er keinen annehme, wenn ihm einer geboten würde; ſodann fähret er fort: der preußiſche Staat hat keine Staatsverfaſſung; da ihm eine fehlt, iſt es um ſo nöthiger, daß die Regierungsverfaſſung nach richtigen Grundſätzen gebildet ſei. Er weiſt nun nach, daß die Cabinets-Regierung mit dem dem Cabinet affilirten Miniſter Haugwitz höchſt mangelhaft ſei und frägt: mildert ihre ſubjektive Zuſammenſetzung das Fehlerhafte ihrer Einrichtung? Er ſchildert darauf die beiden Cabinets-Räthe, den einen als übermüthig und abſprechend, nicht im

Mindeſten vertraut mit den zur Leitung des Staates nothwendigen Kenntniſſen, — den andern als einen frivolen Menſchen, in welchem frühzeitige Orgien alles menſchliche Gefühl erſtickt, der mit Verderbtheit gänzliche Hinfälligkeit verbindet und ſeine Zeit im Umgange mit verlorenen Menſchen, mit Spiel und Poliſſonnerien vergeudet! Das Leben des dem Cabinet affilirten Miniſters bezeichnet er als eine ununterbrochene Folge von Verſchrobenheit und Verderbtheit, er nennt ihn einen Menſchen, der die dem Staat gehörige Zeit und Kraft am Spieltiſch und in ſinnlichen Genüſſen jeder Art verſchwendet; er ſagt von ihm: er iſt gebrandmarkt mit dem Namen eines hinterliſtigen Verräthers, eines Mannes ohne Wahrhaftigkeit und eines abgeſtumpften Wollüſtlings. Stein bittet den König dringend, die Regierungsverfaſſung und die Perſonen zu ändern, mit den neu ernannten aber ſich perſönlich zu berathen; er ſchloß mit den Worten: ſollten Ew. Majeſtät ſich nicht entſchließen, die vorgeſchlagenen Veränderungen vorzunehmen, ſollten Sie fortfahren, unter dem Einfluß des Cabinets zu handeln, ſo iſt zu erwarten, daß der preußiſche Staat ſich auflöſt oder ſeine Unabhängigkeit verliert, und daß die Achtung und Liebe der Unterthanen ganz verſchwindet. — Stein war auf Alles gefaßt, nur darauf nicht, daß er keine Antwort erhalten würde. Der König liebte keine außerordentlichen Schritte, es war ihm verhaßt, wenn über Menſchen, die ihm nahe ſtanden, Nachtheiliges geſagt wurde, und er verzieh es in dieſen Fällen um ſo weniger, da der Cabinets-Rath Beyme angeklagt wurde durch Stein, den Beyme ſo warm empfohlen hatte. Daher blieben jene kühnen Worte ohne ſichtbaren Erfolg und Alles ging oder ſchleppte ſich vielmehr im gewohnten ſchmutzigen Geleiſe weiter.

Wenige Monate nach der Uebergabe der oben erwähnten Denkſchrift wurde der Rheinbund geſtiftet; die Rheinbundfürſten betrachteten ſich als unbeſchränkte Herrſcher und handelten nach Unten eben ſo rückſichtslos als ſie ſelbſt von ihrem Oberherrn behandelt wurden, dieſelbe demüthige Unterwerfung erwartend, die ſie dargebracht hatten. Ihre Erwartungen täuſchten ſich nicht; nur Stein unterwarf ſich nicht; als der Fürſt von Naſſau ihm ſeine Gerechtſame nahm, ſchrieb er an ſeinen Amtmann: ich werde mich anſehen als einen Fremden, im Preußiſchen Domicilirten und dort auf immer Angeſeſſenen, der alſo keine perſönlichen Verpflichtungen übernimmt.

Der Rheinbund war geſtiftet worden, ohne daß an Preußen auch nur eine Mittheilung davon gemacht wurde; nach vollendeter Thatſache wurde ihm die Stiftung eines Bundes der nördlichen deutſchen Staaten vorgeſchlagen. Es ging darauf ein, Frankreich aber trat dem Zuſtandekommen erſt heimlich, dann öffentlich entgegen, bot an England hinterliſtig Hannover und näherte ſeine Truppen der weſtphäliſchen Grenze. Der König glaubte immer noch den Frieden erhalten zu können und wurde darin von ſeinen Umgebungen beſtärkt. Seine Brüder aber und Prinz Louis Ferdinand nebſt dem Prinzen von Oranien, Stein und mehrere Generale überreichten dem Könige eine Denkſchrift, in der ſie ihm die Augen über jene Umgebungen und über die gefahrvolle Lage des Staates öffneten und dringend um die Entfernung jener und um Maßregeln zur Beſeitigung dieſer baten. Die Folge war, daß die Prinzen einen ſcharfen Verweis und den Befehl erhielten, ſich ſofort zu ihren Regimentern zu begeben. Stein ließ er ſeine Unzufriedenheit zu erkennen geben, ſonſt blieb Alles beim Alten.

Der König ſcheute den Krieg aus Liebe zu dem Lande und aus Mißtrauen gegen die Leiſtungen des Heeres; er verkannte die darin herrſchenden Mißbräuche nicht, getraute ſich aber nicht, entſchieden gegen die Meinung erfahrener Generale aufzutreten; ſo kam die Criſis immer näher. Wie endlich, als der Losbruch unvermeidlich war, beim erſten Zuſammenſtoß Alles aus den Fugen ging und zuſammenbrach, iſt weltbekannt. Alle verloren die Beſinnung, nur Stein blieb feſt und kalt wie Stein; er ſandte die reichen Geldvorräthe ſofort nach Stettin und Königsberg; mit ihrer Hülfe ward der Krieg bis zum Tilſiter Frieden fortgeſetzt. Dies eilige Fortſchaffen war nur dadurch möglich geworden, daß er gleich beim Ausbruch der Feindſeligkeiten alle Gelder hatte auf Schiffe packen laſſen und dadurch Zeit gewann, denn 24 Stunden ſpäter wäre beim raſchen Vordringen des Feindes die Fortſchaffung nicht mehr möglich geweſen. Stein, obgleich an ſehr ſchmerzhafter Gicht erkrankt, folgte dem König nach Preußen. Als Schlag auf Schlag kam, die Zukunft immer dunkler wurde, der König an die Möglichkeit dachte, daß er in Rußland einen letzten Zufluchtsort würde ſuchen müſſen, ließ er Stein fragen, was dieſer in ſolchem Falle thun würde. Stein erwiderte, wohin auch das Geſchick den König führe, er ſei bereit, ihm zu folgen. Da ließ ihm der König das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten anbieten. Stein erklärte, er ſei ungeübt in dieſer Thätigkeit und halte ſich deshalb für verpflichtet, dies Amt abzulehnen. Dennoch übertrug es ihm der König einige Tage ſpäter. Stein wiederholte die Gründe ſeiner Weigerung, empfahl aber Hardenberg als den geeigneten Mann und ſagte zu gleicher Zeit, daß, wenn nicht unter Beſeitigung der bisherigen Regierungsverfaſſung ein Staatsrath ins Leben gerufen und dadurch Einheit und Kraft in die Regierung gebracht würde, der ganze Beruf des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten hoffnungslos und ein leerer Schatten ſein würde. Stein ſei entſchloſſen, mit dem Königthume und dem Könige jedem Schickſale entgegen zu gehen; wenn aber der König die Aenderung des Syſtems, die allein den Staat retten könne, verwerfe, dann müſſe Stein um ſeine Entlaſſung bitten. Der König wollte einen Mittelweg verſuchen; er konnte ſich nicht entſchließen, Hardenberg, Beyme's entſchiedenen Gegner, anzuſtellen, erkannte gleichwohl die Nothwendigkeit, etwas Entſcheidendes zu thun, theilte die Geſchäfte in drei Hauptpartieen, übergab das Militairweſen dem General Rüchel, die inneren- und Finanzgeſchäfte dem Miniſter Stein, die äußern Angelegenheiten dem General Zaſtrow; alle drei ſollten ihm gemeinſchaftlich und täglich Vortrag halten. Zaſtrow nahm die Stellung an, Rüchel und Stein ſprachen ſich gegen die ganze Idee aus. Stein erklärte, er wolle in dieſer ſchweren Zeit dem Könige ſeine Dienſte und Kräfte gern weihen, aber er könne eine Stellung nicht annehmen, die große Verantwortlichkeit auf ihn laſte, ohne ihm die Mittel zu gewähren, ihr zu genügen. Der König hatte gemeint, daß er mit jener Einrichtung Alles gethan, was man billiger Weiſe verlangen könne, glaubte, die Sache ſei damit abgethan; ſah die Ablehnung als nicht geſchehen an und ſandte Stein einen Bericht zur Begutachtung. Stein ſandte ihn mit Gegenvorſtellungen zurück und wiederholte das, als der König ihn zum zweiten Male zur Begutachtung aufforderte. Da riß dieſem die Geduld, er glaubte, er ſei bis an die äußerſte Grenze derſelben gegangen, ſchrieb Stein eine lange eigenhändige Cabinetsordre, deren Schriftzüge und deren Inhalt bezeugten, daß ſie in heftiger Aufregung geſchrieben war. Der König hielt Stein darin ſeine ganze Amtsführung vor, erkannte an, daß er ſein Departement muſterhaft verwaltet habe, warf ihm aber auch zugleich ungeziemendes Benehmen, Rückſichtsloſigkeit und ſtrafbaren Eigenſinn vor. Die Cabinetsordre ſchloß mit den Worten: „Sie ſind als ein trotziger, hartnäckiger und ungehorſamer Staatsdiener anzuſehen, der auf ſein Genie und ſeine Talente pochend, weit entfernt, das Beſte des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenſchaft und aus perſönlichem Haß und Erbitterung handelt. Dergleichen Staatsbeamte ſind aber gerade diejenigen, deren Verfahrungsart am allernachtheiligſten und gefährlichſten für die Zuſammenhaltung des Ganzen wirkt. Es thut mir wahrlich wehe, daß Sie mich in den Fall geſetzt haben, ſo klar und deutlich zu Ihnen reden zu müſſen. Da Sie indeſſen vorgeben, ein wahrheitsliebender Mann zu ſein, ſo habe ich Ihnen auf gut deutſch Meine Meinung geſagt, indem ich noch hinzufügen muß, daß, wenn Sie nicht Ihr geſetzwidriges und unanſtändiges Benehmen zu ändern Willens ſind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienſte machen kann.“

Stein erwiderte: „Da Höchſtdieſelben mich für einen widerſpenſtigen, trotzigen Staatsdiener anſehen und ich gleichfalls überzeugt bin, daß dergleichen Staatsdiener am allernachtheiligſten und gefährlichſten für die Zuſammenhaltung des Ganzen wirken, ſo muß ich um meine Dienſtentlaſſung bitten.“

Der König erwiderte am folgenden Tage: „Da der Herr Baron von Stein unter geſtrigem Dato ſein eigenes Urtheil fällt, ſo weiß ich Nichts hinzuzufügen.“

So war der einzige Mann, auf den die ächten Königs- und Vaterlandsfreunde als auf einen Rettungsanker gehofft hatten, für das ſtrandende Staatsſchiff verloren, und ohne Steuermann trieb es wieder in der Brandung umher. Stein bewährte auch jetzt den edlen Charakter, der ohne Selbſtſucht nur das Beſte des Vaterlandes berückſichtigt, ſobald ſeine große Seele frei war von den erſten heftigen Eindrücken der Leidenſchaftlichkeit. Unter dem Einfluß dieſer Eindrücke hatte er die Veröffentlichung der Aktenſtücke beſchloſſen, die ſich auf ſeine Dienſtentlaſſung bezogen. Bei ruhiger Ueberlegung ſagte er ſich, das könne der guten Sache ſchaden und beſchloß, die Veröffentlichung auf ruhigere Zeiten zu verſchieben. Er iſt nie dazu geſchritten, erſt nach ſeinem Tode hat ſie ſtattgefunden. Vor der Hand ging er auf ſeine Güter im Preußiſchen, um ſeine ſehr angegriffene Geſundheit zu ſtärken; müßig konnte er auch hier nicht ſein; er entwarf einen Verwaltungsplan für den preußiſchen Staat, und ging dabei von dem Grundſatze aus, daß die Feſſeln gelöſt werden müßten, durch welche die Bureaukratie den Aufſchwung der menſchlichen Thätigkeit hindert; man müſſe dieſen Geiſt der Habſucht, des ſchmutzigen Vortheils zerſtören, dieſer Anhänglichkeit am Mechanismus. Die Nation müſſe daran gewöhnt werden, ihre eigenen Geſchäfte zu verwalten, und aus dem Zuſtande der Kindheit heraustreten.

Zwei Monate nach ſeiner Entlaſſung meldete ihm Niebuhr, daß der Kaiſer geſchrieben, wenn Stein in keinem Dienſtverhältniß mehr zum König, und der Kaiſer alſo ſeinen Verbündeten nicht um die Dienſte eines ſolchen Mannes bringe, ſo lüde er ihn ein, nach Rußland zu kommen und dort eine ſeiner würdige Stellung einzunehmen. Stein war nicht abgeneigt, doch traten Verzögerungen und ſodann Umſtände ein, die Stein's Thätigkeit in Rußland völlig zu beſeitigen ſchienen, bis ſie doch zuletzt auf eine höchſt unerwartete Weiſe herbeigeführt wurde. Bald nach Stein's Entfernung wurde Hardenberg wieder in Thätigkeit geſetzt. Vielfach gekränkt, hatte er nicht aufgehört, auch ungefragt auf Beſeitigung der Cabinets-Regierung und der dabei betheiligten Perſonen anzutragen, ohne jedoch ein Reſultat zu erreichen; als aber eine Annäherung zwiſchen Alexander und dem König erfolgte, und der Kaiſer Hardenberg dringend empfahl, überwand der König ſeine Abneigung und übertrug ihm den Abſchluß eines Vertrages zwiſchen Preußen und Rußland, worin dem erſtern der Beſitz der ſeit 1805 verlorenen Länder zugeſichert wurde. Oeſterreichs bedenkliches Zurückziehen und Rußlands Treubruch machte dieſen Vertrag illuſoriſch und führte den ſchmachvollen Tilſiter Frieden herbei. Napoleon drang auf Hardenberg's Entfernung. Dieſer mußte weichen und empfahl vor ſeinem Abgange dem Könige dringend, Stein zurückzurufen, als den einzigen Mann, der den Staat retten könne. Ehe noch der König ſich ausgeſprochen hatte, wandte ſeine Couſine, die Prinzeß Louiſe Radziwil, ſich an Stein, beſchwor ihn, Alles Vorgefallene zu vergeſſen und dem verlaſſenen Könige zu Hülfe zu eilen. Zur ſelben Zeit ſchrieb ihm Hardenberg, es ſei von der höchſten Wichtigkeit, daß er ſich ohne Zögern zum Könige begebe, *in deſſen Namen* er ihn dazu auffordere. Der König, ſagte er, wird Ihnen ſein ganzes Vertrauen ſchenken und Ihnen die Wahl der Mittel und Perſonen überlaſſen; treffen Sie die rechte Weiſe, die Geſchäfte mit ihm zu behandeln, ſo werden Sie ihn zu Allem beſtimmen. Er beſitzt die gute Eigenſchaft, Widerſpruch zu vertragen und diejenigen zu ſchätzen, die ihm die Wahrheit ſagen, wenn es mit der Ehrerbietung geſchieht, die man dem Fürſten ſchuldig iſt, ohne Bitterkeit und aus wahrer Liebe zu ihm und ſeinem Dienſte. Stein war gerade damals in Wien, der preußiſche Geſandte, der ihm die Briefe zuſchickte, ſchrieb ihm: Sie allein werden im Stande ſein, das Ungeziefer der Selbſtſüchtigen auszurotten, die unſern Staat untergraben haben. Auch Niebuhr bat ihn dringend, zurückzukehren. Seine Freunde hätten die Mühe ſparen können, in Stein's edlem Charakter lag ſo gar keine Selbſtſucht, daß er vom erſten Augenblick an entſchloſſen war, ſich dem unglücklichen Könige, dem unglücklichem Lande mit ſeiner ganzen Kraft hinzugeben. Noch ſo krank, daß er nicht im Stande war, die Feder ſelbſt zu führen, diktirte er ſeiner Frau die Antwort an den König, in welcher er erklärte, daß er des Königs Befehle unbedingt befolge und ihm die Beſtimmung jedes Verhältniſſes überlaſſe, es beziehe ſich auf Geſchäfte oder Perſonen. In dieſem Augenblick, wo der König einen ſo hohen Beweis von Standhaftigkeit gebe, wäre es ſehr unwürdig, ſeine eigene Perſönlichkeit in Anſchlag zu bringen.

Stein trat die Reiſe nach Berlin an, ſchneller als er und ſeine Freunde es für möglich gehalten hatten. Das erhebende Bewußtſein, rückſichtslos ſeine Pflicht zu thun, goß ihm neue Kraft und neues Leben in Leib und Seele. Er fand auf dem Wege zur Hauptſtadt das Land in gedrücktem, faſt zerdrücktem Zuſtande; Preußen wurde mit rauher Raubſucht ausgezogen und ausgeſogen. An der Spitze des Raubſyſtems ſtand Daru, kalt, geſchmeidig durſtig wie ein Blutegel. Eine Erquickung auf dieſer Reiſe voll ſchmerzlicher Eindrücke war ihm das Begegnen Blücher's in Pommern, der jugendliche Greis war unverändert, geliebt von Offizieren und Soldaten, ſelbſt von den Franzoſen mit Achtung und Rückſicht behandelt. Am 30. September traf er in Memel ein, wo damals das Königspaar reſidirte, ſchon am nächſten Morgen ward er zum König berufen. Wohl wäre es intereſſant, nach dem, was vorgefallen, Manches über das erſte Zuſammentreffen zu wiſſen, doch iſt Nichts darüber bekannt geworden; Beide waren wortkarg, am kargſten über ſich ſelbſt. König und Königin bezeugten Stein ein täglich wachſendes Vertrauen; der König gab zu Stein's Vorſchlägen ſeine Zuſtimmung; ſie forderten im Weſentlichen: Aufhebung der Erbunterthänigkeit und der Beſitzbeſchränkung, gleich freie Thätigkeit für Bürger und Adel, Aufhebung des Fabrikenzwanges und Indults, Vererbpachtung der Domainen. Der König ſtimmte überall bei; Aufhebung der Erbunterthänigkeit ſei ihm von jeher Regierungsziel geweſen, doch möge Vorſicht bei der Form angewandt werden. — Unterdeſſen kamen ruſſiſche Anträge, in den dortigen Dienſt zu treten, Stein lehnte ſie ab, machte aber dem König Anzeige davon. Dieſer erklärte, daß ſie ihn nicht befremdeten, Männer wie er müßten jedem Staat willkommen ſein; doch bewieſe es von Neuem ſeine Anhänglichkeit an den preußiſchen, daß er in jetzigem, ſchwierigſten und verhängnißvollſten Augenblicke ihm ſeine Dienſte erhalte. Zu gleicher Zeit wies der König ihm das frühere Gehalt mit jährlich 10,000 Thalern an, das Stein aber ſofort um die Hälfte herabſetzte. Der König arbeitete täglich mit ihm; ein eigentliches Nähertreten ſchien aber durch Zwiſchenträgereien verhindert zu werden, namentlich flößte Beyme Mißtrauen ein. Stein trug auf deſſen Entfernung an; da ſie nicht bald erfolgte, trat ein bedenklicher Augenblick ein. Da ſchrieb ihm die Königin: „Ich beſchwöre Sie, haben Sie nur Geduld mit den erſten Monaten, der König hält gewiß ſein Wort; Beyme kommt fort, aber erſt in Berlin. So lange geben Sie nach. Daß um Gottes willen das Gute nicht um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen falle. Ich beſchwöre Sie um König, Vaterland, meiner Kinder, meiner Selbſt willen darum. Geduld!"

Stein geduldete ſich, Beyme blieb nur kurze Zeit noch. Jetzt ward das Verhältniß zwiſchen dem Herrſcher und dem Miniſter ein vertrauteres; ſie lernten ſich gegenſeitig achten. Der König genehmigte alle Vorſchläge, die darauf ausgingen, Einheit und Kraft in die Verwaltung zu bringen, Bildung und Zuziehung ſtändiſcher Elemente zu erzielen. Doch galt es vor Allem, der quälenden Noth des Augenblicks abzuhelfen. Am 29. October ſchrieb die Königin an Stein: „Wenn Sie nicht zu viel zu thun haben, wenn die böſen Nachrichten von Berlin nicht Conferenzen erfordern, ſo wünſche ich ſehr und außerordentlich, den Troſt zu haben, Sie um 5 Uhr zu ſprechen. Mittheilung des Schmerzes, das Urtheil eines klugen gefühlvollen Mannes iſt von unendlichem Werth. Gott, wo ſind wir, wohin iſt es gekommen! Unſer Todesurtheil iſt geſprochen!" —

Die Königin hatte nicht Unrecht. Der ſchmachvolle Friede hatte dem Lande keinen Frieden gegeben und ſollte ihm keinen geben. Die Franzoſen knüpften die verheißene Räumung des Landes an Bedingungen, deren Erfüllung unmöglich war; Preußen ſollte unerſchwingliche Contributionen zahlen, die Einkünfte des Landes aber erſt dann erhalten, wenn die Contributionen gezahlt waren, und doch waren ihm durch die Entziehung der Einnahmen alle Mittel genommen, jene herbeizuſchaffen. Bitten um Erleichterung beim franzöſiſchen Kaiſer erzeugten nur härtere Beſtimmungen. Daru hatte den geforderten Jahresbetrag auf 30 Millionen berechnet; Napoleon befahl ihm, 150 bis 200 Millionen zu fordern, und als Gegenvorſtellungen gemacht wurden, erklärte er, er würde die Forderung verdoppeln, wenn man ſie nicht annehme. Man war widerſtandslos in die Hände des brutalen Siegers gegeben, deshalb rieth Stein, nachzugeben und die Summen aufzutreiben; man müſſe die Franzoſen um jeden Preis aus dem Lande ſchaffen, denn je länger ſie darin hauſten, deſto mehr nähmen ſie dem Lande alle Kraft, ohne daß damit die Verpflichtungen verringert würden. Er ſchaffte die Mittel dazu durch Erſparungen, wobei die Prinzen Wilhelm und Heinrich ſich von freien Stücken erboten, ein Dritttheil ihrer Apanagen zu opfern, durch Ausſchüttung aller von ihm geretteten Caſſenbeſtände, durch Forderungen an Rußland für frühere Lieferungen, durch Erhöhung der Abgaben, endlich durch den Verkauf der Königlichen Domainen und Forſten. Die Franzoſen verlangten, daß ihnen Domainen als Eigenthum übergeben würden, dagegen ſtemmte ſich Stein aus aller Kraft.

Prinz Wilhelm, der jüngſte Bruder des Königs, reiſte nach Paris, um gelindere Forderungen zu erwirken und ſich dem Kaiſer als Geiſel für die Erfüllung der preußiſcherſeits gemachten Verſprechungen anzubieten; ſeine Gemahlin wollte die Gefangenſchaft mit ihm theilen. Stein, obgleich keinen Erfolg davon erwartend, ſchenkte dem edelherzigen Gedanken ſeine volle Anerkennung, dagegen erklärte er ſich entſchieden wider den von einer anderen Seite gemachten Plan, den zwölfjährigen Kronprinzen (nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV.) mit Napoleon's Nichte, der neunjährigen Tochter des Königs Joſeph, zu verloben, um dadurch des Kaiſers Gunſt zu erlangen. Er fand den Plan ſo unſittlich, das Unglück, welches aus der Verbindung mit einer ſo laſterhaften Familie für den Kronprinzen hervorgehen müſſe, daß er gar nicht mit dem König davon ſprechen mochte. Des Prinzen edles Anerbieten in Paris blieb erfolglos. Stein überwand ſeinen Widerwillen gegen Alles, was Franzoſe hieß, und übernahm es, die Unterhandlungen mit Daru perſönlich zu leiten. Er entwickelte hier eine Feinheit, die Keiner von ihm erwartet hatte, gewann, ohne ſeiner Würde etwas zu vergeben, den für unzugänglich gehaltenen Mann, ſo daß er wirklich fügſamer wurde. Dabei vernachläſſigte Stein die innere Verwaltung in keiner Weiſe, er förderte die Volksbildung. An die Stelle der Halleſchen Univerſität (Halle war im Tilſiter Frieden verloren gegangen) bereitete er die Berliner vor, hob die zu Königsberg und Frankfurt (ſpäter Breslau), führte Landſtände ein, aus denen Reichsſtände hervorgehen ſollten. Während er ſo die bürgerliche Verwaltung ordnete und vereinfachte, die Kräfte vereinigte, die Säfte reinigte, waltete Scharnhorſt in ähnlicher Weiſe im Heere, Hand in Hand mit Stein. Beide paßten vortrefflich zuſammen, während Stein mit der ſtürmiſchen Wucht ſeines Willens und den Blitzen ſeines Genius den ſchwerbeweglichen König vielleicht zum gereizten Widerſtande veranlaßt haben würde, wirkte Scharnhorſt im Stillen mit unermüdlicher Ausdauer, mit der zähen Ruhe, die immer wieder auf denſelben Gegenſtand zurückkam, langſam, aber unwiderſtehlich; er war noch conſequenter als der König, und der Conſequenteſte trägt zuletzt die Herrſchaft davon, im Leben wie in der Ehe. So wurde nach und nach die verkürzte Dienſtzeit im Heere und dadurch die Wehrhaftigkeit des ganzen Volks eingeführt. Die Armee wurde eine große Schule, in der jeder Geſunde, ohne Unterſchied des Standes, lernen mußte, die Waffen zu führen. Eine Landwehr, ſelbſt die Einrichtung der freiwilligen Jäger wurde eingeleitet, die allgemeine Erhebung des Volks wurde vorbereitet. Dieſem Streben arbeitete eine Partei entgegen, die engen Anſchluß an Frankreich für das einzige Rettungsſeil hielt, während der ſogenannte Tugendbund im Sinne Scharnhorſt's und Stein's wirken wollte. Beide Männer gehörten ihm nicht an. Stein war für eine ſcheinbare Allianz mit Frankreich, um unter dieſem Scheine die Anſtalten zum allgemeinen Aufſtande ſicherer durchzuführen. Den von Gneiſenau dazu entworfenen Plan überreichte er dem König und ſagte ihm, es könne nicht zweifelhaft ſein, ob es rathſamer ſei, zahm und geduldig den Ausſpruch eines verruchten Tyrannen abzuwarten, oder den blutigen Kampf um die Ehre und die Erhaltung des Thrones zu erneuen.

Der König war nur halb entſchloſſen. Kaiſer Alexander mahnte ihn zur Geduld, gab ſchöne Verſprechungen, ließ ſich von Napoleon mit leeren Redensarten hinhalten. Stein warnte vor allen halben Maßregeln und fuhr fort, ganze vorzubereiten; da wurde er plötz- vom Schauplatz ſeiner Thätigkeit entfernt. Ein Brief, den er an den Fürſten Wittgenſtein geſchrieben, worin Aeußerungen über das Losreißen vom franzöſiſchen Joch enthalten waren, kam durch des Ueberbringers Unvorſichtigkeit in Napoleon's Hände. Dieſer benutzte den Zufall und ſchreckte die preußiſchen Unterhändler zur ſofortigen Gewährung der unverſchämteſten Forderungen. Stein, durch ſeine Freunde benachrichtigt, ging ſogleich zum König und bat um ſeinen Abſchied, weil ſeine Beibehaltung jetzt dem Lande nur nachtheilig ſein könne. Der König erwiderte, Stein ſei ihm unentbehrlich, und wollte Nichts beſchließen, ohne ſich mit Alexander beſprochen zu haben. Stein erkannte die Unhaltbarkeit ſeiner Stellung, beſchloß deshalb, die koſtbaren Augenblicke, während deren er ſie noch behauptete, zu benutzen. Er verſuchte, den König zu vermögen, daß er einen Aufruf an das Land erließ und darin die vorbereiteten Anordnungen verſprach. Zugleich wandte Stein Alles, was in ſeiner Macht ſtand, an, um den König von der Gewährung der ſchmachvollen franzöſiſchen Forderung abzuhalten und zum Losbruch zu treiben. Vergeblich! Die Forderungen wurden zugeſagt. Der preußiſche Geſandte ſchrieb an Stein, rieth ihm, ſeinen Abſchied zu nehmen, Napoleon habe nur deshalb ſeine Entfernung nicht gefordert, weil er vorausgeſetzt, der König würde ſie aus freien Stücken bewirken. Stein zeigte den Brief dem König und bat um ſeinen Abſchied. Der König wiederholte, daß er ſich nicht dazu entſchließen könne. Unterdeſſen wurde Stein's Abſchiedsgeſuch bekannt, und er von vielen Seiten beſtürmt, ſich dem Lande zu erhalten; eine Partei aber, die immer ſchon gegen ihn geſtimmt und gewühlt, ſetzte alle Hebel in Bewegung, ſeine Entfernung zu beſchleunigen. Ohne Freunde oder Feinde zu berückſichtigen, ſetzte Stein dem König auseinander, daß ſeine Verabſchiedung aus Klugheitsrückſichten unvermeidlich, er aber bereit ſei, als Privatmann dem Könige ſeine Dienſte ferner zu weihen. Der König erwiderte: „Es iſt gewiß ein ſehr ſchmerzliches Gefühl für mich, einem Manne Ihrer Art entſagen zu müſſen, der die gerechteſten Anſprüche auf mein Vertrauen hat und zugleich das Vertrauen der Nation ſo lebhaft für ſich hatte.“ Doch gewährte er den Abſchied.

Durch Stein's Entlaſſung ſchien der Zorn Napoleon's begütigt. Es ſchien nur ſo. Wenige Wochen darauf erließ er von Madrid aus ein Decret folgenden Inhalts: „Der Namens Stein, welcher Unruhen in Deutſchland zu erregen ſucht, iſt zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes erklärt. Die Güter, welche der beſagte Stein, ſei es in Frankreich, ſei es in den Ländern des Rheinbundes, beſitzen möchte, werden mit Beſchlag belegt. Der beſagte Stein wird überall, wo er durch unſere oder durch unſerer Verbündeten Truppen erreicht werden kann, zur Haft gebracht.“ Dieſe Achtserklärung wurde öffentlich angeſchlagen;

ſie erregte ungewöhnliches Aufſehen. Tauſende hörten hier zum erſten Male Stein's Namen ausſprechen, der jetzt ſchnell in Aller Munde war, und die Berühmtheit, die Anerkennung bekam, die in jener Zeit Jeder erhielt, von dem es bekannt war, daß Napoleon ihn haßte und verfolgte. Der franzöſiſche Geſandte, der jenes Decret aus Spanien nach Berlin brachte, ließ Stein durch den holländiſchen Geſandten im Vertrauen davon in Kenntniß ſetzen und ihm zu ſchneller Flucht rathen. Stein war, wie immer, raſch entſchloſſen; er ſchrieb an den König, bat ihn, beim Kaiſer Alexander zu vermitteln, daß er ſich ungehindert nach Rußland begeben könne, und reiſte nach Prag, wohin ihm nach einiger Zeit ſeine Familie folgte. Er lebte da ſtill und zufrieden mit den Seinen, hörte mit Gleichmuth, daß die Acht gegen ſein Vermögen mit roher Gewalt vollſtreckt worden, bekam vom König aus Petersburg, woſelbſt dieſer ſich zum Beſuch bei Alexander befand die Nachricht, daß ihm gern ein Aſyl im ruſſiſchen Staate geſtattet würde.

Die Verſuche, ihm ſein Vermögen zu retten, führten nicht zum Ziele. Der Fürſt Primas (Herr von Dalberg), der in Mainz Stein ſeine ewige Dankbarkeit verſichert hatte, wußte geſchickt und mit heuchleriſcher Freundlichkeit auszuweichen, ſobald die Forderung an ihn geſtellt wurde, ſich bei Napoleon für Stein zu verwenden. Dieſer blieb in ſteter Verbindung mit preußiſchen Patrioten: bei dem bevorſtehenden Kriege Frankreichs entwarf Gneiſenau den Plan, eine deutſche Legion zu errichten; er fragte Stein um ſeine Meinung; der ermunterte ihn mit den Worten: „Es iſt jetzt nicht mehr die Rede vom Erhalten, ſondern vom ehrenvollen Fallen und von der Vermeidung der Schmach, die das Syſtem der Lüge und Knechtſchaft vorbereitet." Doch theilte er nicht die Hoffnung der öſterreichiſchen Staatsmänner, daß Preußen ſich mit Oeſtreich gegen Frankreich verbünden würde. Seine Befürchtungen erfüllten ſich. Oeſtreich, auf ſich allein angewieſen, unterlag und ſchloß einen Frieden, den Stein übereilt, erniedrigend, verderblich nannte.

Die preußiſche Regierung hatte vor und während des öſterreichiſchen Krieges geſchwankt zwiſchen der Neigung zum Anſchluß an Oeſterreich und zwiſchen der Furcht vor der franzöſiſchen Uebermacht; das war dieſer nicht verborgen geblieben, und nur die Rückſicht auf Rußland und auf den ſpaniſchen Krieg vermochte Napoleon, mit ſeinem Haß gegen Preußen an ſich zu halten, das ſeit Stein's Abgange von Altenſtein und Nagler unter Beyme's Cabinetseinfluß verwaltet wurde: die Verwaltung war keine glückliche. Die Zahlung der Contribution war im Rückſtande geblieben; als Napoleon die Rückſtände gebieteriſch verlangte, wußte Altenſtein keinen Rath; da rief der König Hardenberg, der lehnte aber entſchieden ab, wenn nicht die vorgenannten drei Männer verabſchiedet würden. Endlich willigte der König ein*) und ernannte Hardenberg zum Staatskanzler. Hardenberg wurde mit frohen Erwartungen begrüßt; es war bekannt, daß Stein ihn einſt dem König empfohlen hatte. Der neue Staatskanzler wünſchte Stein's Urtheil über den Verwaltungs- und Finanzplan, welchen er entworfen hatte; beide Staatsmänner trafen ſich in tiefſter Heimlichkeit zu näherer Beſprechung in einer einſamen Gebirgshütte an der Grenze Schleſiens und Böhmens. Was ſie da verabredeten, iſt nie in die Oeffentlichkeit gekommen, doch ſteht zu befürchten, daß nicht Alles im Stein'ſchen Sinne ausgeführt worden iſt, denn es war Hardenberg's Art, Manches abzuſchwächen; er ließ ſich von Lieblingen leiten, die zuweilen genial, oft unwürdig waren. Stein hegte damals noch günſtige Erwartungen von Hardenberg's Leiſtungen, obwohl er, der züchtig Strenge, des Staatskanzlers Frivolität und Genußſucht verwerflich fand, eben ſo ſeine Schlauheit, die nicht immer ganz ehrenhaft war. „Sehen Sie ihn", ſagte er zu einem Freunde, als der Staatskanzler vorüberging, „halb Fuchs, halb Bock!" dennoch war er unzufrieden mit denen, die Hardenberg's Verwaltung ſtreng tadelten; er meinte, es ſei patriotiſcher, in ſolcher Zeit ſich feſt an ihn zu ſchließen. Noch weniger mochte er es dulden, wenn über den König, als deſſen Unterthan er ſich immer betrachtete, unehrerbietig geſprochen wurde; Gneiſenau ſelbſt mußte ſich bittere Dinge über eine ſolche Rede ſagen laſſen; Stein achtete da kein Anſehn der Perſon. Einſtens, da ein fremder Fürſt, deſſen Feigheit bekannt war, ihn beſuchte und bei der Gelegenheit die preußiſchen Prinzen hart tadelte, fiel ihm Stein in's Wort und rief zürnend: „Herr, ich weiß nicht, was Sie hierher kommen, um mir in meinem Hauſe Beleidigungen zu ſagen, aber das weiß ich, daß keiner der Prinzen jemals dem Feinde gegenüber hinter der Hecke im Graben gelegen hat!" Da erblaßte der Fürſt, unfähig, ein Wort zu erwidern, entfernte er ſich ſchweigend. Stein fühlte ſich als Preuße, und deshalb erfüllte es ihn mit ſtolzer Genugthuung, daß Preußens König jede Zumuthung verwandtſchaftlicher Verbindung mit dem franzöſiſchen Kaiſerhauſe entſchieden zurückgewieſen hatte, während die andern deutſchen Höfe darnach buhlten, Prinzeſſinnen aus dem napoleoniſchen Stamm zu empfangen, oder die eigenen ihnen darzubringen. Der preußiſche Hof hatte ſich rein gehalten von franzöſiſchem Blute und franzöſiſcher Frivolität; kalt und keuſch in edler Zurückgezogenheit, gering und niedrig, aber nicht erniedrigt. Stein würdigte das, er vermochte es zu würdigen, denn es war ſein Sinn und ſeine That. Man machte ihm den Vorſchlag, ſeine Tochter mit einem Günſtling Napoleon's zu verheirathen, um dadurch wieder in den Beſitz der confiscirten Güter zu gelangen; er wies den Vorſchlag mit Entrüſtung zurück. Vergebens verwandten ſich ſeine Freunde, ſelbſt die Kaiſerin Marie Louiſe, für die Rückgabe; Napoleon's Haß war noch nicht befriedigt.

---

*) Die Verabſchiedung erregte allgemeine Zufriedenheit: eine Grabſchrift, die ſehr verbreitet war und ſelbſt auf den Straßen geſungen wurde, ſollte andeuten, daß man die drei Männer für immer beſeitigt wünſchte. Sie lautete:

Man nehme einen Nagler an,
Der einen Sarg vernageln kann,
Drauf ſetze man zum Leichenſtein
Den erſten beſten alten Stein,
Und endlich pflanz' man Beyme (Bäume) drauf,
So ſteh'n die Todten niemals auf.

Die Berliner waren in früherer Zeit ſehr bei der Hand, mit Witzworten gegen mißliebige Staatsdiener. Als Präſident Scheve nach einem langen Interimiſtikum des Director Braak endlich definitiv das Präſidium des Pupillen-Collegiums erhielt, hieß es: Wir haben ſo lange gebraakt und gebraakt und am Ende doch nur Scheven bekommen! (das bedeutet: Wir haben ſo lange Flachs gebrochen und zuletzt doch nur unbrauchbaren Abgang bekommen.) Am ſchärfſten geißelte der Volkswitz den Miniſter Schulenburg, der viel einträgliche Aemter: Curator der königlichen Academie, der General-Wittwenkaſſe, General-Poſtmeiſter, Director der Bank und Münze und Aehnliches in ſich vereinte und nach der öffentlichen Meinung keinem derſelben gewachſen war. Es wurde erzählt, daß bei der Nachricht vom Tode der verwittweten Königin eine Hökerin die andere gefragt habe: „Wer wird nu wohl verwittwete Königin werden?" und daß die andere erwidert: „Der wird's werden, Schulenburg wird's werden, der wird ja Alles!"

Zwei Jahre hatte Stein im Kreiſe ſeiner Familie ſtill und zurückgezogen im Oeſterreichiſchen gelebt, da thürmten ſich die drohenden Wolken des langſam heranziehenden franzöſiſch-ruſſiſchen Krieges vor den beſorgten Blicken. Stein ſorgte nicht, er hoffte; er ſprach ſich dafür aus, daß Preußen mit aller Entſchiedenheit und mit dem Aufraffen ſeiner letzten Kraft ſich an Rußland anſchließen müſſe. Er ſchickte dem Staatskanzler die Pläne, die er für dieſen Zweck entworfen.

Preußens Politik ſchwankte. So oft ſie nachgebend und ſchüchtern auftrat, wurde der franzöſiſche Uebermuth noch brutaler, ſo oft ſie ſich ermannte und die Zähne zeigte, zogen die Franzoſen die Klauen ein und geberdeten ſich freundlich. Indeſſen zogen ihre und die Rheinbundtruppen wie verzehrende und verheerende Heuſchreckenſchwärme dem Oſten näher. Preußen glaubte ſich genöthigt, ſeine Lande dem Durchzuge Preis zu geben, obgleich Scharnhorſt nachwies, daß 120,000 Mann ſofort ſchlagfertig aufgeſtellt werden könnten und für 285,000 vollſtändige Ausrüſtung und Schießbedarf vorhanden wäre. Aber Rußlands zugeſagte Hülfe ſchien unzuverläſſig; der König ging ein Bündniß mit Napoleon ein, das ein Drittheil ſeiner Offiziere, darunter viele der ausgezeichnetſten, wie Scharnhorſt, Gneiſenau und Boyen, aus ſeiner Armee vertrieb. Stein, um ſeine Meinung über dieſen Schritt der Offiziere befragt, ſagte: Er könne die nicht tadeln, die ihrem Abſcheu gegen die neuen Grundſätze nachgäben, die aber, welche aus ehrenwerthen Gründen blieben, zeigten vielleicht mehr Seelenſtärke.

Preußen hatte nur mit höchſtem Widerwillen, Oeſterreich mit zuvorkommender Hingebung ſich Napoleon angeſchloſſen. Stein fühlte ſich jetzt unbehaglich in dieſem Staate und ſuchte Verbindungen in England auf, die ihm diplomatiſche Thätigkeit daſelbſt verſchaffen ſollten. Ehe dieſe Verſuche zu einem Reſultate geführt hatten, ſchrieb Alexander eigenhändig an ihn und lud ihn ein, zu ihm zu kommen. Stein folgte dem Rufe, entſchloſſen, ſich ſeine Freiheit zu bewahren, dem Kaiſer und der deutſchen Sache zu dienen, ohne ſich durch ein beſtimmtes Amt zu binden. Der Kaiſer überließ ſich ſeinen Rathſchlägen mit vollem Vertrauen und erließ auf ſeinen Rath an die Deutſchen einen Aufruf, ſich unter den Fahnen des Vaterlandes und der Ehre zu ſammeln. Das Reſultat dieſes Aufrufs war die Begründung der deutſchen Legion, die in den ſpäteren Feldzügen treffliche Dienſte leiſtete; zugleich arbeitete Stein den Plan aus, wie eine allgemeine Erhebung des deutſchen Volkes zu organiſiren ſei. Für geheime Geſellſchaften zeigte er keine Neigung, doch meinte er, wenn es wohlgeſinnte Perſonen gäbe, welche Geſchmack daran hätten, ſollte man ſich mit dieſer kleinen Schwäche abfinden. Von der Geſellſchaft der Tugendfreunde (Tugendbund) ſagte er: Sie iſt durch ihre guten Abſichten achtbar, aber bis jetzt iſt von ihren guten Werken noch Nichts erſchienen; ſie ſind in heftigem Zorn gegen die Franzoſen, aber ihr Zorn kommt mir vor, wie der Zorn der träumenden Schafe. Dergleichen ſcharfe und ſelbſt harte Aeußerungen über Verhältniſſe und Perſonen, auch wenn die betreffenden Perſonen zugegen waren, lagen in Stein's Art oder Unart; man ließ ſie ſich eher von ihm, als von jedem Andern gefallen; die Größe des Mannes geſtattete ihm Vieles, was für Andere unziemlich geweſen wäre, dazu kam, daß er Freimuth nicht allein dulden, ſondern ſelbſt ehren konnte. Arndt, den er nach Petersburg berufen hatte, erzählt, daß Major von Stülpnagel, hochverdient um die Bildung der deutſchen Legion, durch ſein freundliches, ſchüchternes Weſen Stein unleidlich wurde, weshalb er öfters von ihm ſagte: Den hat Gott zum Kanzliſten, nicht zum Soldaten geſchaffen, das iſt ein langweiliger, matter Kerl! Stülpnagel dagegen klagte gegen Arndt: Ich gehe nicht mehr zu Stein, das iſt nicht auszuhalten mit ſeiner Heftigkeit und Grobheit. Arndt lachte und ſagte: So ſeien Sie mal wieder grob. Das wurde Stülpnagel nun wirklich einmal recht tüchtig. Bald darauf ſagte Stein zu Arndt: Der Stülpnagel iſt doch ſo übel nicht, ich habe ihm Unrecht gethan. Später gab er ihm ein ſehr anerkennendes Zeugniß über ſeine Tüchtigkeit und Leiſtung.

Als die franzöſiſchen Heere immer tiefer in's Land rückten, die Ruſſen eine Schlacht nach der andern verloren, zuletzt Moskau in Flammen aufging, war Alles in höchſter Beſtürzung und troſtlos. Stein ward heller und blitzender, je dunkler es um ihn her wurde; zündend, anfachend, niederſchmetternd oder aufrichtend durch die Donnerkeile ſeines Grimms, durch die Gluth ſeiner Begeiſterung. Der Kaiſer gehoben, getragen durch ſeine Nähe, ſtand unerſchüttert ihm zur Seite. „Napoleon oder ich, ich oder er!" rief er, „Beide zugleich können wir nicht regieren!" — An den Kronprinzen von Schweden ſchrieb er: „Lieber uns unter den Trümmern des Reichs begraben, als uns mit dem neuen Attila vergleichen!" — Dem engliſchen Geſandten eröffnete er: Es ſei nicht unmöglich, daß der Feind ſich auch Petersburgs bemächtige; er ſtelle für einen ſolchen Fall ſeine ganze Flotte England zur Verfügung, zum Gebrauche gegen den gemeinſchaftlichen Feind. Stein aber ſchrieb an ſeine Frau voll fröhlicher Zuverſicht, ja voller Siegesgewißheit. Er erſchien den vornehmen Petersburgern wie ein ausländiſcher Gott: dieſe Uneigennützigkeit, dieſe Furchtloſigkeit, dieſe ſpielende Kühnheit, mit dem er Jedem und Jeder ſeine Meinung ſagte, innig und ſinnig, witzig und ſpitzig, ritzend oder zermalmend, machte ihn dem Kaiſer und ſeiner Gemahlin zum unentbehrlichen Hausfreunde, den Schranzen zu einem Ungethüm, vor dem man Angſt hatte und von dem man doch nicht laſſen konnte, und das ſtolze Ungethüm wohnte im Gaſthofe zur Demuth.

Stein blieb während der Zeit in ſteter Verbindung mit England, Schweden und Deutſchland und behielt die Fäden in der Hand, aus denen das Seil gedreht werden ſollte, den Tyrannen zu binden oder lieber noch zu erwürgen. — Der denkwürdige Winter mit ſeinem Heer von Verheerungen trat ein, Froſt und Hunger fraßen die große Armee, daß nur einzelne abgenagte Glieder davon über die Grenze kamen. Da wurden die vorher Verzagten übermüthig und trotzig; da ſprach die Kaiſerin-Mutter, die im Unglück muthlos auf Frieden um jeden Preis gedrungen, an der kaiſerlichen Tafel in Stein's Gegenwart: „Wenn von dem franzöſiſchen Heere ein Mann über den Rhein in's Vaterland zurückkehrt, werde ich mich ſchämen, eine Deutſche zu ſein!“ Stein ſprang auf wie ein gereizter Löwe, bleich vor Zorn rief er mit ſeiner Donnerſtimme: „Eure Majeſtät haben ſehr Unrecht, das zu ſagen, und noch dazu vor den Ruſſen, welche den Deutſchen ſo viel verdanken; Sie ſollten nicht ſagen: Sie würden ſich der Deutſchen ſchämen. Sie ſollten Ihre Vettern nennen, die deutſchen Fürſten!“ Stein ſchwieg und ſetzte ſich nieder, aber ſeine Bruſt hob ſich noch vor Zorn und ſein Athem ſchnaufte. Alles war todtenſtill, Jeder ſuchte, Keiner fand ein Wort, die lange laſtende Pauſe zu unterbrechen. Die Kaiſerin faßte ſich zuerſt, ſie wandte ſich mit einem verlegenen Lächeln zu Stein und ſprach: Sie haben Recht, Herr Baron, ich danke Ihnen für die Lection. Stein verbeugte ſich, ohne zu antworten. Die bald aufgehobene Tafel machte der peinlichen Situation ein Ende.

Stein blieb in der Nähe des Kaiſers und von entſcheidendem Einfluß auf jede große That, die geſchah; er beſtimmte ihn zum ausdauernden mit aller Macht fortzuführenden Kampf gegen Frankreich, während die meiſten es für gerathen hielten, das unheilbar verwundete Frankreich verbluten zu laſſen.

Die ruſſiſchen Heere näherten ſich der Grenze. York ſchloß die bekannte Convention von Tauroggen. Stein wurde von Alexander mit ausgedehnter Vollmacht verſehen, ſich in Oſt- und Weſtpreußen an die Spitze der Verwaltung zu ſtellen und Mittel in Bewegung zu ſetzen, um den Kampf gegen Frankreich mit Nachdruck zu führen. Das erzeugte mancherlei Mißverhältniſſe; rückſichtslos, wo es ein großes Ziel galt, wollte Stein mit aller Energie, die ihm unerläßlich ſcheinenden Maßregeln ſofort durchſetzen, während Civil- und Militair-Behörden und Stände nur direkten Befehlen vom König gehorchen wollten. Solche Befehle aber einzuziehen war unmöglich, da die Verbindung mit Berlin unterbrochen und der freie Wille des Königs gebunden war. Stein erkannte zuletzt, daß ſeine Stellung, ja ſeine Gegenwart der guten Sache hinderlich war; er räumte den Platz. Vielleicht iſt er nie ſo groß geweſen, als in dieſer Nachgiebigkeit; er brachte das größte Opfer, das er je gebracht hat. Im vollen Beſitze einer Macht, die ſeit Jahren ſein heißes Verlangen war, gab er freiwillig dieſe Macht auf mit einer Selbſtverleugnung, die kaum ihres Gleichen findet. Auch nach ſeinem Abgange war das Weben ſeines gewaltigen Geiſtes noch fühlbar; er hatte Alles in fluthende Bewegung gebracht, die Bewegung wurde zur brauſenden Strömung, die unausgeſetzt ſchwellend, Alles überwältigend, durch die deutſchen Lande ſich wälzte.

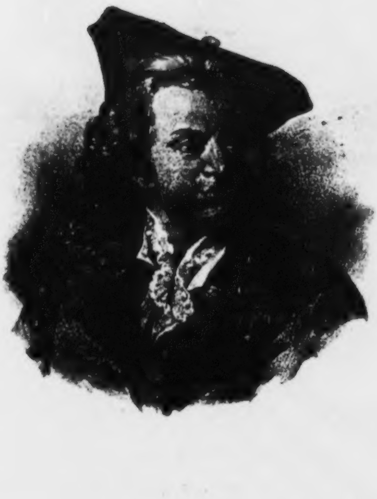
Stein kehrte zum Kaiſer zurück, der ſein Verhalten billigte und ihm wiederholt eine feſte dienſtliche Stellung anbot. Er zog die Unabhängigkeit vor. Mitten in dieſen gewaltigen Sorgen und Freuden behielt er Sinn für die kleinſten, beſprach ſich ſchriftlich mit ſeiner Frau über die kleinen üblen Angewöhnungen der Kinder und ihre Spiele. Am Schluß eines ſolchen Briefes ſagte er: Die Sachen gehen gut. Preiſen wir den Himmel, daß wir zu der kleinen Zahl derjenigen gehören, die ſich nicht vor dem abſcheulichen Tyrannen gebeugt haben.

Der König von Preußen hatte Berlin verlaſſen und ſich nach Breslau begeben; äußerlich noch mit Frankreich befreundet, war ſein Herz und ſein Volk entſchieden zum Kampf auf Leben und Tod. In dieſer Zeit ging Stein im Auftrage ſeines Kaiſers zum König, um ihn zu raſcher, offener Erklärung zu drängen. Unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Breslau ging er vom Reiſewagen aus in's Schloß, fand den König geneigt, Scharnhorſts ſofortige Abſendung an Alexander zum Abſchluß eines Bündniſſes ward zugeſagt. Stein fand kein Unterkommen in der überfüllten Stadt, mehrere Gaſthöfe wieſen ihn ab, er wurde ungeduldig und zürnte auf der Straße mit lauter Stimme; die erkannte General v. Lützow und bot ihm ſein Zimmer, ein Dachſtübchen, an; das bezog er. Niemand kümmerte ſich um ihn. Dem König war wahrſcheinlich ſein ruſſiſches Auftreten in unlauterer Abſicht hinterbracht worden; eiferſüchtig auf ſein Königliches Anſehen war ihm der, der es beeinträchtigt, unangenehm; Hardenberg beſorgte, durch ihn verdrängt zu werden, Anderen war er immer ein Stein des Anſtoßes geweſen, ſo zog ſich Alles von ihm zurück, ja Kalkreuth machte den franzöſiſchen Geſandten auf Stein's bedenkliche Anweſenheit aufmerkſam, ſo daß Jener, um ihn zu beobachten, ein Zimmer, dem Stein'ſchen gegenüber, miethete, da aber dort kein Verkehr ſichtbar wurde, hielt er ſich für getäuſcht und gab die Beobachtung auf. Unterdeſſen wurde ein enges Bündniß zwiſchen Alexander und Friedrich Wilhelm abgeſchloſſen. Stein ſagte darüber: Es war gewagt, denn die preußiſchen Kräfte waren beſchränkt und nicht entwickelt, aber die Entſchließung des Königs und ſeines Volks bleibt immer edel. Es war vortrefflich von ihm, ſich den Wünſchen ſeines Volks anzuſchließen, heldenmüthig von dieſem, mit Strömen von Blut ſeine Selbſtſtändigkeit wieder zu erkämpfen.

In ſeinem Dachſtübchen erkrankte Stein am Nervenfieber. Prinz und Prinzeß Wilhelm, Blücher, Scharnhorſt zeigten innige, thätige Theilnahme. Der König und Hardenberg blieben fern; das dauerte fort, bis Alexander ſelber kam, da wurde ihm, dem unterdeſſen Geneſenen, eine anſtändige Wohnung angewieſen, und als Alexander ihn aufſuchte und umarmte, drängte ſich Alles nach ihm hin, aber nicht Alle gelangten zu ihm. Dem Einen, der ſich melden ließ, wurde erwidert: Seine Thüre ſtehe nur für ehrliche Leute offen; dem Andern, der durch Hardenberg fragen ließ, ob Stein ihn ſehen wolle, ließ er ſagen: Das würde er niemals wollen. Hardenberg ſelbſt mußte ſich manch hartes Wort über ſeine Umgebungen ſagen laſſen, in deren Wahl der Staatskanzler ſich öfter ſo vergriff, daß Stein ihm erklärte, er ſchäme ſich, ſolche Menſchen Collegen nennen zu müſſen. Mit dieſer Anſicht ſtand er nicht vereinzelt da; Gneiſenau ſchrieb ihm in einem vertraulichen Briefe: Der Staatskanzler hört auf Ihren Rath, das Geſindel um ihn her werden Sie wohl verſcheuchen. Doch traten vor der Hand Beide in keine nähere Beziehung; je näher man ihnen trat, deſto mehr erkannte man ihre Verſchiedenheit. Hardenberg, ein ſchöner, ſtattlicher Mann, mit allen Formen der Ritterlichkeit, verſprach mit Weſen und Worten viel mehr als er hielt; Stein verſprach weniger, aber hielt mehr. Er wurde an die Spitze eines Verwaltungs-Raths geſtellt, der die von Ruſſen und Preußen beſetzten Rheinbundlande interimiſtiſch regierte, bis ihr künftiges Schickſal entſchieden war: dazu gehörte auch Sachſen. In dieſem ſchwierigen Verhältniß wurde Stein von den verſchiedenartigſten Anſprüchen beſtürmt, Forderungen und Anerbietungen, oft unverſchämt, oft lächerlich, überboten ſich. Zuweilen übermannte ihn Aerger und Zorn, zuweilen half ihm ſein Humor durch. Ein Profeſſor ſchickte ihm das Projekt einer rieſengroßen magnetiſchen Batterie, welche an der Spitze der vaterländiſchen Heere geführt werden und alle feindlichen Kugeln heranziehen und zerſplittern ſollte. „Schreiben Sie dem Narren," ſagte Stein zu Arndt, „er ſoll herkommen, ſich als Kugel in eine Kanone laden und gegen ſeinen Magnetberg ſchießen laſſen, damit wir ſehen, ob das Ding die Probe aushält." — Wo er Muthloſigkeit, Knechtſinn oder undeutſche Geſinnung fand, ſchlug er mit der Keule ſeines Wortes ſchmetternd darauf los, ſo daß Alle überraſcht waren über die Gelaſſenheit, mit der er über Göthe ſich ausſprach. Der hatte, als der Appellations-Rath Körner von ſeines Sohnes Theodor Eintritt in's Lützow'ſche Freicorps und von ſeinen fröhlichen Hoffnungen für's deutſche Vaterland geſprochen, zornig ausgerufen: Ja ſchüttelt nur an Euren Ketten, ſo viel ihr wollt, der Mann Napoleon iſt Euch zu groß, Ihr werdet ſie nimmer zerbrechen, ſondern nur noch tiefer in's Fleiſch ziehen! Stein ſprach, als er davon hörte: Laßt ihn, er iſt alt geworden.

Bald darauf wurde ihm eine Auszeichnung zu Theil, auf die er beſonderen Werth legte; Napoleon ſchimpfte ihn im Moniteur, er ſagte von ihm: „Der berüchtigte Stein iſt der Gegenſtand der Verachtung aller ehrlichen Leute", und in dem Bericht über die Bautzener Schlacht hieß es: „Der Kaiſer ward in Bautzen von den Einwohnern und Behörden mit den Gefühlen empfangen, welche Verbündete haben mußten, die glücklich ſind, ſich von dem Stein, Kotzebue und den Koſaken befreit zu ſehen." Aber auch von ſeinen politiſchen Freunden mußte er ſich Tadel gefallen laſſen; er war nach ihrer Meinung zu ruſſiſch, ſeine ſtete Nähe um Alexander ſchien ihnen für ſeine Amtsführung hinderlich, ja bedenklich, während er ſich ſagte, daß ſeine Entfernung aus dem Hauptquartier bedenklich ſein würde; es bedurfte der größten Feſtigkeit, wenn bei den ſtets wachſenden Verwickelungen, bei den ſich durchkreuzenden Plänen der Selbſtſucht eine Einheit erhalten werden ſollte, die allein zu Erfolgen führen konnte. Während des Waffenſtillſtandes hatte ſich Stein zu ſeiner Familie nach Prag begeben, er fand dort Scharnhorſt darniederliegend an der bei Lützen erhaltenen Wunde; ihrer nicht achtend war er nach Wien gereiſt, um Oeſterreich zum Anſchluß zu treiben. Kurz vor der Hauptſtadt brachte ein Courier Metternichs ihm die dringende Mahnung, umzukehren, Oeſterreichs Beitritt ſei geſichert, aber die Franzoſen dürften von Scharnhorſt's Anweſenheit nichts ahnen. Eben ſo eilig, als er gekommen, kehrte er um, gelangte aber nur bis Prag, dort erlag er der durch die Haſt der Reiſe entzündeten Wunde und ſtarb, ein Opfer ſeiner Treue und der übertriebenen öſterreichiſchen Aengſtlichkeit. Stein war tief ergriffen von dem Verluſt, den er unerſetzlich nannte. Sein Weſen war durch den Gang oder vielmehr die Jagd der Ereigniſſe, die ſein Gemüth in einem ſteten Fieber erhielten, durch die Kleinheit und Gemeinheit der Staatsmännerchen, mit denen er verkehren mußte, in einen ſo gereizten Zuſtand gerathen, daß er allenfalls bei Fremden und Feinden ſich zu beherrſchen vermochte, aber nicht bei Freunden, und er die am meiſten verletzte, die er am meiſten liebte, ſo daß ſie zuletzt ſeinen Umgang mieden. Er ſcheint ſich dieſes Zuſtandes bewußt geweſen zu ſein; in einem Briefe an ſeine Frau ſchreibt er: Menſchenekel und Dintenſcheu nehmen täglich bei mir zu. Dieſe trübe Stimmung trübte ſein Urtheil nicht; Metternich charakteriſirte er als flach, unmoraliſch und doppelſinnig; von Kotzebue, der durch die Preſſe gegen Frankreich wirkte, urtheilte er: Er entſtellt und verdreht geſchichtliche Thatſachen, er verzerrt und verkleinert das Große, in ihm liegt kein reiner edler Sinn; von Hardenberg ſagte er: Er iſt in den Grundſätzen, die ſich auf das politiſche Verhältniß zu Frankreich beziehen, feſt und vertrauenerweckend, könnte er ſich nur von der Verwaltung des Innern losreißen und in ſein Privatleben mehr Sittlichkeit bringen! Vom König von Preußen ſpricht Stein mit hoher Anerkennung, er nennt ihn den Retter des Feldzugs, dagegen ſpricht er ſein Mißtrauen gegen den Kronprinzen von Schweden bei jeder Gelegenheit aus. Eine Aeußerung in einem Briefe vom 7. Auguſt 1813 an den Grafen Münſter iſt heut noch oder heut wieder ſehr beachtenswerth; er ſagt: Man ſollte Holſtein der däniſchen Herrſchaft entziehen und es Hannover geben; Holſtein iſt der däniſchen Regierung müde und wünſcht einen deutſchen Regenten — und die Dänen gehören nicht auf das dieſſeitige Ufer der Eyder; während des Krieges nahmen die Kämpfe, während des Waffenſtillſtandes nahmen die Rüſtungen alle Fibern und Federn in Anſpruch; über die künftige Verfaſſung Deutſchlands konnte wenig beſchloſſen werden, doch wurde viel darüber geredet; Stein hätte am liebſten ein deutſches Reich mit einem Kaiſer an der Spitze geſehen, wenn er ſich aber Deutſchland dachte, geleitet von Franz und Metternich, dann ſchauderte er. Von der damals auftauchenden Deutſchthümelei wollte er nichts wiſſen, Jahn ließ er nicht vor und auf Eichhorn's wiederholtes Bitten, ihn einführen zu dürfen, rief er: Laßt mir den fratzenhaften Kerl vom Leibe! Ein vollſtändiger Plan, was mit Deutſchland werden ſollte, war in Stein's Geiſte noch nicht aufgegangen; er wußte wohl, daß Oeſterreich, deſſen Einfluß zu ſeinem Verdruß nach dem Waffenſtillſtande in ſteter Zunahme blieb, es am liebſten unter vielen ſouverainen kleinen Fürſten geſehen hätte, weil es ſo die meiſte Ausſicht hatte, eine, wenn auch durch keine Verfaſſung ſanctionirte, doch durch Intriguen geſicherte Suprematie zu erhalten. Er ſelbſt übte jetzt eine Art von Suprematie über einen großen Theil von Deutſchland aus. Sachſen, deſſen König dem franzöſiſchen Intereſſe treu geblieben war, bis er nach der Schlacht von Leipzig gefangen nach Berlin gebracht wurde, trotz dem Sträuben Oeſterreichs, das ihn in Prag haben wollte, — Sachſen und ein großer Theil der übrigen deutſchen Länder, deſſen Zukunft noch ungewiß und der augenblicklich als herrenlos angeſehen wurde, waren unter Stein's Präſidentſchaft einer Verwaltung übergeben, die Central-Verwaltung genannt wurde. Die Hauptaufgabe war die Verpflegung der zahlreichen Heere. Stein, in ſolcher Thätigkeit geübt, wo es Noth that, ſcharf blickend und ſcharf ſtrafend, leiſtete Unglaubliches. Dennoch war dieſe Thätigkeit für das Ganze und Große zu bedauern; zum Sitz der Central-Verwaltung war Leipzig gewählt worden; dadurch wurde Stein dort feſtgehalten, nicht ohne Metternichs Einwirken, der mit Verdruß den mächtigen Einfluß Stein's auf Alexander bemerkt hatte. Stein wollte Napoleon vernichten, Metternich hätte gern geſehen, daß Frankreich mächtig geblieben wäre, aber unter der Leitung öſterreichiſch Metternich'ſcher Rathſchläge; daher wurde der Krieg ſeit Stein's Entfernung aus dem Hauptquartier ſchlaff und ohne Energie geführt. In den angeknüpften Unterhandlungen mit Frankreich ward dieſem eine gebietende Machtſtellung zugeſichert. Zum Glück war Napoleon's Ungenügſamkeit einem Abſchluß hinderlich, dagegen wurde Stein's Rath entgegen ein Separat-Abkommen mit Würtemberg geſchloſſen und dadurch deſſen Mitwirkung gegen Frankreich auf ein Minimum reduzirt; ähnlich verfuhr man mit Baden und Heſſen-Darmſtadt, nur der zweizüngige Dalberg, damals Großherzog von Frankfurt, entfernte ſich im Gefühl ſeiner Schuld freiwillig. Zwei Jahre vorher hatte er mit heuchleriſchen Redensarten bedauert, kein Wort für die Freigebung der Stein'ſchen Beſitzungen ſprechen zu können, jetzt wurde das Seinige Stein's Verwaltung übergeben.

Beim Weiterrücken der Verbündeten wurde Frankfurt a. M. Sitz der Central-Regierung; Stein's Walten, einzelnen Fürſten ſehr unbequem, wurde im Allgemeinen ſo anerkannt, daß hohe Offiziere der verbündeten Heere den in Frankfurt befindlichen Profeſſor der Geſchichte und des deutſchen Staatsrechts Nicolaus Voigt aufſuchten, um die Frage an ihn zu richten, ob Stein nach den Reichsgeſetzen zum deutſchen Kaiſer gewählt werden könne. Eine Frage, die Voigt, Metternichs ehemaliger Lehrer, unbedingt bejahte, ſchwerlich zur großen Befriedigung ſeines ehemaligen Schülers. Stein war aber wenig befriedigt von dem Zuſtande des Lazarethweſens der verbündeten Armee, deſſen Verwaltung man ihm zu all den anderen übertrug, und das er in gewohnter Pflichttreue zu ſeiner erſten Sorge machte, wie er denn auch bald Ordnung hineinbrachte. Jemehr die Arbeit ſich ſteigerte, deſto mehr ſteigerte ſich ſeine Arbeitskraft; dazu kam das erhebende, erfriſchende Gefühl: Frankreich iſt gedemüthigt, des Tyrannen Macht gebrochen, bald, bald iſt er vernichtet. Beim Vorſchreiten in's franzöſiſche Gebiet wurde auch hier von Stein eine Verwaltung der eroberten Landesſtrecken eingeleitet, ſo daß bald das am linken Rheinufer verwaltete Gebiet gegen 13 Millionen Einwohner umfaßte. Jetzt, dem Hauptquartier näher, verließ er es nur ſelten, ſeine ſtählende Nähe war für Alexander eben ſo erwünſcht, als unerläßlich für die gute Sache, denn ſelbſt Har-



Gotthold Ephraim Lessing

denberg war gleich allen übrigen Diplomaten von Metternich umgarnt und in das Friedensnetz gezogen worden. Stein blieb der Eckſtein. Von Langres aus ſchrieb er an ſeine Frau: „Ich richte jetzt Gouvernements in Frankreich ein, trotz Napoleons Achterklärung, ſeiner Polizei und ſeiner Bajonnette, wir müſſen uns niederwerfen vor der Vorſehung, die ſo die Ereigniſſe geleitet hat, nächſt ihr verdanken wir Alles dem Kaiſer Alexander.“ — Alexander verdankte Alles dem unerſchütterlichen Stein; wie ein weicher Sohn an ſeinen feſten Vater, lehnte er ſich an ihn. Die Oeſterreicher nannten ihn unbeſonnen, als er dem Kaiſer einen Plan für die künftige Verwaltung von Paris vorlegte und ſich mit aller Entſchiedenheit gegen einen Waffenſtillſtand erklärte. Blücher's raſches, aller Berechnung ſpottendes, Befürchtungen eben ſo oft erregendes als zerſtreuendes Drauflosgehen war ihm Labſal. Dabei wirkte er nicht nur in Frankreich, ſondern auch in Deutſchland, ſpornend, ſelbſt peitſchend, wenn's Noth that. Ein deutſcher Regent, der ſeinen übernommenen Verpflichtungen zur Kriegshülfe nicht nachkam, erhielt einen Erlaß, worin ihm eröffnet wurde: Es werde ihm eine achttägige Friſt geſtellt, wäre er bis dahin ſeiner Pflicht nicht nachgekommen, ſo würde ein Kommiſſarius bevollmächtigt werden, die Bewaffnung im ganzen Lande durchzuführen. Stein war deutſcher Kaiſer und machte aus der elenden Reichshülfe eine eilende; dennoch wären Oeſterreichs und Englands feige Friedensberechnungen vielleicht an's Ziel gekrochen, wenn nicht Blücher, von der großen Armee ſich losreißend, wie ein ſchäumender Bergſtrom ſich auf Paris geworfen und mit dieſem Stoß die hundert Knoten des fein geknüpften Netzes zerriſſen hätte. Sobald die Eroberung der Hauptſtadt bekannt wurde, reiſte Stein dahin ab, gegen den Rath von Hardenberg und aller Diplomaten, auch ſeine Freunde warnten ihn dringend vor der Gefahr, nur von zwei Koſaken begleitet durch ein im Aufſtande begriffenes Land zu reiſen. Stein widerſprach nicht, aber er reiſte und kam ohne Unfall in Paris an. Von da aus ſchrieb er ſeiner Frau: „Der Tyrann hat geendet wie ein Findling. Die unreine, unverſchämte franzöſiſche Race mißbraucht Alexanders Großmuth; es iſt ekelhaft zu ſehen, nachdem ſie ſich mit Verbrechen bedeckt hat, ſpricht ſie von ihrer Biederkeit, ihrer Güte, ihrer Großmuth! — Marie Louiſe kehrt zu ihrem Vater zurück, Jerome geht nach Stuttgart, Joſeph nach der Schweiz, ſo iſt all dieſes Lumpengeſindel zu Boden.“ — Mitten in der zürnenden Freude gedenkt er der Kinder und fragt, was er ihnen von Paris mitbringen ſoll. — Seine Freude war aber nur von kurzer Dauer, er war empört über die Schonung, mit der die Franzoſen behandelt wurden; Alexander gab mehr auf ihr ſchmeichelndes, als auf Stein's murrendes Wort. Der deutſche Entſchädigungsplan, den er entwarf und von dem ſpäter vielfach abgegangen wurde, endete mit den Worten: Jede Verſorgung eines Franzoſen oder eines Corſen in Deutſchland wäre eine Beſchimpfung des Volkes, welche daſſelbe tief verwunden würde. Auch Stein wurde tief verwundet durch Alles, was er ſah und kommen ſah; die Hoffnungen, die er auf die Bourbons geſetzt, gab er mit Schmerzen auf: „ſie ſind unverbeſſert und unverbeſſerlich“, ſagte er. Hardenberg's Leichtſinn, mit dem er die Forderungen Englands und Frankreichs zugeſtand, ehe die Preußens bewilligt waren, empörte ihn. Ihre Verweiſung auf den Wiener Congreß bekümmerte ihn tief; Alexander war nicht mehr derſelbe, der Weihrauch war ihm Bedürfniß geworden, Stein aber war nicht der Mann, ſolche Bedürfniſſe zu befriedigen. Zum Glück hatte er keine Zeit, ſich ſchmerzlichen Gefühlen hinzugeben, jede Minute ſeiner Zeit war in Anſpruch genommen, die Arbeitslaſt, die auf ihm lag hätte jeden anderen überwältigt, er überwältigte ſie auf ſeine Weiſe. Davon nur zwei Beiſpiele: der Bürgermeiſter Smidt aus Bremen, den er hochachtete, hatte ihm einen Beamten, Eichhorn, ſpäter Generalprokurator in Berlin, als höchſt rechtlich und fähig zur Anſtellung empfohlen. Er ſandte Eichhorn zu ihm, um ſich Beſcheid zu holen. Eine Minute darauf kam der ſchon wieder und ſagte: Stein verlange eine Zeile von Smidt, er habe ſo viel zu thun, daß er ſich der Einzelnen nicht erinnern könne. Smidt ſchrieb die Zeile. Eichhorn ging und kam nach zwei Minuten ſchon wieder. Stein hatte darunter geſchrieben: „In den Rheinlanden vortheilhaft anzuſtellen," und hatte ihm geſagt: „Reiſen Sie ſogleich nach Koblenz und überreichen Sie dieſen Zettel dem General-Gouverneur Gruner." Das geſchah. Eichhorn wurde ſofort angeſtellt. Ein anderes Mal klagte Smidt, daß ein Graf Reiſach in Bremen als Kommiſſar des Central-Departements auftrete und die Stadt brandſchatze, und fragte, was dagegen zu thun ſei. „Stecken Sie ihn in's Loch!" antwortete Stein und ging zu einem anderen Geſchäfte über. Das geſchah. Reiſach entzog ſich dem Gefängniß durch die Flucht. Man war ihn los.

Der Friede wurde geſchloſſen, Deutſchlands künftiges Geſchick mit den zwei Zeilen abgefertigt: Die Staaten Deutſchlands ſollen unabhängig und durch eine Bundesverbindung vereinigt ſein. Ein Congreß in Wien ſollte alles Nähere beſtimmen und ausgleichen. Stein's amtliche Thätigkeit war beendet, die Central-Verwaltung, nur für den Krieg berechnet, hörte mit dem Frieden auf. Stein weiſſagte ihm eine kurze Dauer; nach ſeiner Ueberzeugung ließ der Leichtſinn des franzöſiſchen Volkes neue ruheſtörende Bewegungen erwarten. Er ſehnte ſich aus dem bunten unlautern Pariſer Treiben nach der Heimath und bat Alexander um ſeine Entlaſſung; der fragte, was er für ihn thun könne? Stein verlangte Nichts, ſagte aber zu, als der Kaiſer ihn bat, daß er nach Wien zum Congreß kommen möge. Bei ſeiner Heimkehr in's Vaterland wurde Stein wie ein Befreier begrüßt, Jeder erwartete Großes von ſeinem Einfluß in Wien. Am 15. September traf Stein daſelbſt als Privatmann ein; in ruſſiſche Dienſte mochte er nicht treten; preußiſche hätten ihm wohl zugeſagt, aber in Preußen dominirte Hardenberg faſt unbeſchränkt. Stein hätte dort nur durch ſeine Vermittelung mit dem König verkehren können und mußte ſich doch ſagen, daß er nur durch unmittelbare Einwirkung erreichen konnte, was Noth that. So hatte er in Wien nur die Stellung, die das Vertrauen des Kaiſers und ſeine eigene Perſönlichkeit ihm gewährten. Während des Krieges hatte die Gefahr alle Förmlichkeiten bei Seite geſchoben, weil jede Förmlichkeit Zeit koſtete, und Zeit im Kriege der allerkoſtbarſte Artikel iſt. Der Mangel einer amtlichen Stellung war da für Stein nicht fühlbar geweſen; in Wien war das anders; Alles ging jetzt ſeinen geregelten Gang. Alexander mußte viel mit anderen Räthen verkehren, weil ſie im Rathe ſaßen, dadurch gewöhnte er ſich nach und nach an ihren Rath. Dazu kam, daß einer derſelben, Czartoryski, Alexander's Jugendfreund, ſeine Theilnahme für Polens Schickſal gewann, zu deſſen Wiederherſtellung der Kaiſer ſich berufen glaubte, um das Unrecht zu ſühnen, das ſeine Großmutter dem Volke angethan. Stein erwartete Nichts von den Polen als neue Verwickelungen und wurde durch ſeinen ausdauernden Widerſpruch ſeinem kaiſerlichen Freunde zuletzt unbehaglich. Unbehaglich war er den Meiſten durch ſeine ſtarre Redlichkeit, durch die rückſichtsloſe Wahrhaftigkeit, die jede Sache und jeden Menſchen beim rechten Namen nannte; aber eben dadurch übte er eine Macht aus, der ſich das ganze Heer von großen und kleinen Diplomaten oft unwillkürlich und unwillig unterwarf. Dalberg, der, in Deutſchland geächtet, in Frankreich ſich durchgeſchmiegt und geſchmeichelt hatte, war zweiter franzöſiſcher Geſandter beim Congreß und ließ ſich als ſolcher bei Stein melden. „Komme er als Geſandter, ſo werde er ihn annehmen, komme er als Herr von Dalberg, ſo werde er ihn die Treppe hinunterſchmeißen laſſen," ließ ihm Stein ſagen und machte ihn dadurch in der Geſellſchaft unmöglich. Die Zukunft Sachſens, das von Rußland und Preußen für den letzteren Staat beſtimmt war, nach Abſicht der übrigen Mächte aber ſeinem bisherigen König verbleiben ſollte, erregte viele Kämpfe; es war bisher von Rußland verwaltet worden. Stein machte Alexander den Vorſchlag, die Verwaltung an Preußen zu übergeben, um dadurch dieſer Macht die völlige Beſitzergreifung zu erleichtern. Jener ging darauf ein, die Beſitznahme erfolgte durch preußiſche Behörden zur großen Mißſtimmung der Sachſen. Als bald darauf Napoleon von der Inſel Elba entwich, ſtand unter den preußiſchen Adlern der Amtsgebäude:

Warte, Kukuk, warte,
Jetzt kommt Bonaparte,
Der wird ſchon wieder holen,
Was Du uns haſt geſtohlen.
Du denkſt, wir ſind jetzt Preußen ꝛc.

Oeſterreich hatte unter der Maſke der Freundſchaft und Traulichkeit gegen Preußen und Rußland unterdeß hinterliſtig mit Frankreich und England ein Bündniß geſchloſſen, das gegen jene beiden Mächte gerichtet war, und das ihm drei Monate lang ein Geheimniß blieb. Stein ahnte die Treuloſigkeit und theilte ſeinen Verdacht dem ruſſiſchen Kaiſer mit; dieſer mochte nicht daran glauben, obgleich er Metternich nicht traute und ihn ſo wenig leiden konnte, daß er ſeine Geſellſchaften nie beſuchte. Sämmtliche Ruſſen folgten dem Beiſpiele ihres Kaiſers. Dieſe Zerriſſenheit derer, die vor der Welt nur von Innigkeit und Einigkeit ſprachen, die Kleinheit und Gemeinheit der Führer ekelten Stein an; er war im Begriff, den Congreß zu verlaſſen, ehe er noch beendet war. Da machte der Schritt, mit dem der von Elba entwichene Napoleon den franzöſiſchen Boden betrat, dieſen ſchwankenden Verhältniſſen ein plötzliches Ende. Die gekrönten Häupter fühlten die Kronen auf ihren Häuptern wackeln und faßten erſchrocken danach. Die Mächte, die bisher nur um Macht und namentlich um Seelen*) ſich gezankt hatten, als gelte es ihre eigenen, die wurden plötzlich ein Herz und eine Seele. Napoleon wurde in die Acht erklärt (ſieben Jahre vorher hatte er Stein in die Acht erklärt!). Alexander gab ſeine Abneigung gegen Metternich auf und conferirte wieder mit ihm. Als Napoleon an der Spitze der Armee in Paris eingezogen war, war er vor Allem bemüht, die Verbündeten zu entzweien, und ſchickte deshalb an Alexander das Document des verrätheriſchen Bündniſſes, das Metternich hinter deſſen Rücken mit Frankreich abgeſchloſſen hatte. Alexander gerieth in große Aufregung, ließ Stein rufen und ſagte ihm: „Ich habe nach Metternich geſchickt: Sie ſollen Zeuge ſein von dem, was ich thun werde!“ Nachdem Metternich gekommen, zeigte ihm Alexander das Document und fragte ihn, ob er es kenne. Metternich wurde nicht roth, fand aber doch kein Wort. Es war ſichtbar, daß er eins ſuchte; aber ehe er es gefunden, ſagte Alexander: „So lange wir leben, ſoll nie von dieſem Gegenſtand die Rede ſein, wir haben jetzt andere Dinge zu thun. Napoleon iſt zurückgekehrt, unſer Bündniß muß deshalb feſter ſein als je.“ Mit dieſen Worten warf er das Papier in's Kaminfeuer, wartete, bis es von der Flamme verzehrt war, verbeugte ſich und verließ ſchweigend das Zimmer. Auch Stein und Metternich gingen ſchweigend nach Hauſe.

Stein, dem vielbewährten Verpfleger großer Armeen, wurde auch jetzt wieder die Ernährung der Verbündeten übergeben. Alexanders Aufforderung, auch diesmal in deſſen unmittelbarer Nähe zu bleiben, lehnte er entſchieden ab. Alexander war ſchwankender, zugänglicher für höfiſche Rathgeber und Schmeichler geworden, Stein aber konnte wohl beugen, doch nur Andere, nicht ſich. Sein Rücktritt war den Diplomaten erwünſcht, es gab keinen, der durch ſeine ſtarre, oft alle Formen verletzende Gradheit nicht verletzt, oder doch in Verlegenheit geſetzt worden war. Einſt während der Tafel eines ſolchen fuhr Fürſt Wrede vor, der ſich immer an Frankreich herangedrängt hatte, weil er da Begünſtigung der baier'ſchen Vergrößerungsgelüſte fand. Als der Wirth aufſtand, um ihn zu empfangen, ſtand auch Stein auf, beorderte, daß ſein Wagen angeſpannt würde, und ſagte laut: „Mit einem ſolchen Franzoſentrabanten mag ich nicht in einem Zimmer ſein!" Mit gleicher Offenheit und Geradheit benahm er ſich gegen ſeine beſten Freunde. Gneiſenau hatte die Zuſicherung erhalten, mit Grundbeſitz dotirt zu werden, er wandte ſich an Stein, daß der ihm den Johannisberg zuwandte. Stein erwiderte ihm ganz kurz, er habe dieſen Wunſch dem Staatskanzler mitgetheilt, da ſeine Wünſche mit Gneiſenau's Wünſchen nicht übereinſtimmten. Dieſer erwiderte Nichts darauf, theilte ſpäter an Stein die Nachricht von dem herrlichen Siege bei Belle-Alliance mit, und ſagte ihm dabei offen, aber nicht gereizt, Stein hätte ihm früher zugeſagt, ihm bei einer Dotation behülflich zu ſein, er hätte ihm das nicht verſprechen, oder nicht ſo antworten ſollen. „Doch wollen wir davon ſchweigen und uns des neuen allergrößten Sieges nur freuen, den wir ſo eben erfahren haben." Stein geſteht nun in ſeiner Antwort offen, daß ihm ſelbſt der Johannisberg zugeſagt worden ſei. Das Verhältniß beider Ehrenmänner wurde dadurch nicht getrübt, den Berg aber mit ſeinem einzigen Rebenſaft bekam Keiner von Beiden, Metternich behielt ihn ſelbſt.

---

*) Nach der Zahl der Seelen, d. h. der Einwohner, wurden die Anſprüche ausgeglichen, die gemacht oder befriedigt wurden: Keiner bekam ſo viel, als er forderte, aber Alle doch Etwas: nur der König von Dänemark, der ſich zu ſpät zum Bunde gegen Frankreich entſchloſſen hatte, verlor Norwegen an Schweden ohne irgend eine Entſchädigung. Er hatte in ſeinem Weſen viel Einnehmendes: als ihm nun eines Tages Metternich ſagte: „Ew. Majeſtät gewinnen alle Herzen!“ erwiderte er lächelnd: „Aber nicht eine Seele!“

Stein's Geſundheit forderte dringend eine Zeit der Erholung, er ſuchte und fand ſie im Naſſau'ſchen, folgte aber der dringenden Einladung Hardenbergs, nach Paris zu kommen, um ſich dort bei dem Friedensgeſchäft zu betheiligen. „Sie ſind uns durchaus nöthig!" ſchrieb der Staatskanzler. Stein fand wenig Befriedigung, Alexander war immer noch geneigt, den Franzoſen gegenüber ſich gütig und großmüthig zu zeigen; jede Macht ſuchte auch jetzt wieder Vortheile für ſich zu erlangen, ohne Rückſicht auf das Beſte des Ganzen, darin nur ſchienen Alle einig zu ſein, Preußen verwundbar zu erhalten. Stein wurde zuletzt ſo erbittert, daß er abreiſte, ehe die Verhandlungen zum Schluß gekommen waren. Anträge, die ihm öſterreichiſcher und preußiſcher Seits gemacht wurden, von jener Seite als Verwaltungs-Miniſter, von dieſer als Geſandter am neu zu errichtenden Bundestage einzutreten, führten zu keinem Reſultate; er hatte, wie Pertz in ſeinem gründlichen, gelehrten, hier vielfach benutzten Werke: Das Leben des Miniſters Freiherrn vom Stein, ſagte, ſein Aktenleben abgeſchloſſen, aber ſelbſt in der Trauer um das Fehlſchlagen ſeiner liebſten Hoffnungen der Vorſehung gläubig vertrauend, hielt er ſein Auge fortwährend auf alle bedeutenden Erſcheinungen der Zeit gerichtet; ſeinen Freimuth, ſeine Verachtung aller Frivolität, ſeinen ſtrafenden Zorn gegen die Sünder, und wären es gekrönte, ſich bewahrend. Einſt hatte der Großherzog von Weimar während der Tafel in leichtfertiger Weiſe ſchlüpfrige Anekdoten erzählt; Stein ſchwieg finſterblickend, der Herzog bemerkte es und ſagte lächelnd zu ihm: „Sie werden auch nicht wie ein Joſeph gelebt haben?" Da erwiderte Stein ſehr ernſt: „Ich habe immer ſittlich gelebt und habe immer einen Abſcheu vor ſchmutzigen Geſprächen gehabt, und halte es für ſehr unrecht, daß ein deutſcher Fürſt ſo etwas vor jungen Offizieren erzählt." Da entſtand eine Todtenſtille — beim Nachhauſegehen ſagte der Oberſt v. Ende: „Ich wollte lieber das Feuer einer Batterie aushalten, als ſolche Reden."

Auf ſittliche Reinheit legte Stein hohen Werth, ja den höchſten; er ſagte von Friedrich Wilhelm dem Dritten: Er iſt der erſte und beſte von allen Fürſten, er iſt ganz wahr und treu und ehrlich. Mit Arndt blieb er im ſteten herzlichen Verkehr, er freute ſich ſeines derben geſunden Humors und duldete von ihm Manches, was er keinem Andern geſtattete. Von eigentlich ſtaatsmänniſcher Thätigkeit hielt er ſich fern, doch war er mit bedeutenden Staatsmännern in ſtetem geiſtigen Verkehr und dadurch nie ohne Einwirkung; ſeine Hauptthätigkeit widmete er aber einer Sammlung deutſcher Quellen-Schriftſteller, die unter dem Titel **monumenta Germaniae** erſchien. Für dies Unternehmen ſtiftete er einen Verein, dem er Behörden und Privatmänner, Fürſten und Gelehrte gewann, und dem er bedeutende Geldopfer brachte; Liebe zum Vaterlande durch Kenntniß ſeiner Geſchichte zu beleben, war ſein Ziel. Zugleich wandte er unausgeſetzte Aufmerkſamkeit auf die Verbeſſerung ſeiner Güter, die Herrſchaft Birnbaum im Poſenſchen war ihm zu entlegen, er vertauſchte ſie aus beſonderer Vortiebe für Weſtphalen mit der Domaine Kappenberg bei Münſter, ſchlug in Kappenberg ſeinen Wohnſitz auf und blieb daſelbſt bis zu ſeinem Tode. Bei dem Tauſchgeſchäft bewährte er ſeine beiden hervorſtechendſten Eigenſchaften: Raſchheit und Redlichkeit. Er erwiderte dem Königlichen Commiſſarius, dem ſpäteren Miniſter v. Bodelſchwingh, der damals noch Referendarius war, auf deſſen Mittheilung, daß der König befohlen habe, ihm in jeder Weiſe zuvorzukommen, und er deshalb ſeine Wünſche ausſprechen möge: „Ich habe nur zwei, machen Sie, daß das Ding ein Ende hat, und ſorgen Sie, daß ich keinen Geldvortheil dabei habe.“ Dieſe Geradheit konnte im erſten Augenblick etwas Verletzendes haben; als Perthes, auf einer Geſchäftsreiſe nach Wien begriffen, Stein beſuchte, fragte dieſer ihn: „Was wollen Sie in Wien, und was wollen Sie bei mir?“ Er durfte ſo fragen, denn für Müßige, Neugierige hatte er keine Zeit, dagegen ſtets für Freunde, für Bedürftige. Seine Gradheit blieb bei zunehmendem Alter dieſelbe, ſeine Schroffheit nahm ab. Wie bei edlem Wein milderte ſich, je älter er wurde, die herbe Säure, die ſonſt wohl ſelbſt ſeinen Freunden Scheu und Schauder einflößte; er wurde immer ſchöner, als das Greiſenalter ſich nahte, das Haar Silberſchein erhielt und das Auge, das ſonſt wie Sonne flammte, wie Blitze ſengte, jetzt gleich dem Mondſchein leuchtete.

Im 62. Jahre ſeines Alters verlor er ſeine Gattin. *Der Inhalt ihres ganzen Lebens war Glaube in Liebe thätig*, ſagte er von ihr. Dieſer Verluſt beugte ihn tief, aber er erdrückte ihn nicht; ſeinen Töchtern (Söhne hatte er nie) lebte er um ſo treuer, je mehr er vereinſamte. Doch empfand er das Vereinſamen ſchmerzlich, einem Freunde ſchrieb er: „Es gehört zu den empfindlichſten Uebeln des Alters, ſeine Freunde um ſich hinſcheiden zu ſehen und mitten in einem neuen Geſchlecht allein zu ſtehen, mit deſſen Geſchichte, Geſinnungen, Anſichten man ganz fremd iſt.“ Nicht ohne Betrübniß, ja nicht ohne Bitterkeit äußerte er ſich über Hardenberg's ſtets zunehmende Charakterſchwäche, die in gleichem Maße ſich ſteigerte, wie ſeine Herrſchſucht und ſeine Verſchwendung. Meine Abneigung gegen den Staatskanzler, äußerte er gegen Gagern, beruht nicht auf einer einzelnen Thatſache, ſondern auf ſeiner Laſterhaftigkeit, ſeiner ſcandalöſen Lüderlichkeit, wodurch er zur ſchlechten Geſellſchaft hingezogen wurde; ſeinen Stolz, der ihn veranlaßte, alle tüchtigen ſelbſtſtändigen Männer von den Geſchäften zu entfernen und mittelmäßige oder nichtswürdige zu wählen, ſeiner Falſchheit, die verhinderte, daß er nie eine dauernde Freundſchaft knüpfte, ſeiner Verſchwendung des öffentlichen Vermögens,*) ſeinem Leichtſinn und ſeiner Oberflächlichkeit.

Mit ſcharfer Lauge ätzte er die Büreaukratie. Mögen die Abgaben fallen oder ſteigen, ſagte er, man zerſtöre alte hergebrachte Rechte oder laſſe ſie beſtehen, man theoretiſire alle Bauern zu Tagelöhnern, man ſubſtituire an die Stelle der Hörigkeit an die Gutsherrn, die Hörigkeit an die Juden und an die Wucherer, alles das kümmert ſie nicht. Sie erheben ihr Gehalt aus der Staatskaſſe und ſchreiben, ſchreiben, ſchreiben im ſtillen, mit wohlverſchloſſenen Thüren verſehenen Büreau, unbekannt, unbemerkt und erziehen zugleich brauchbare Schreibmaſchinen. Eine Maſchinerie, die militairiſche, ſah ich fallen 1806, am 14. October, vielleicht wird auch die Schreib-Maſchinerie ihren 14. October haben.

---

*) Hardenberg hatte ſich ausbedungen, daß er kein Gehalt, ſondern nur ſo viel aus der Staatskaſſe nehmen könnte, als ihm ſeine Haushaltung koſte: da dieſe aber enorm viel koſtete, machte die Centrelle der Finanzen ihm den Vorſchlag, ſtatt des unbeſtimmten Betrages ein Pauſchquantum von jährlich 80,000 Thalern zu nehmen, er wollte aber nicht darauf eingehen. Nach ſeinem Tode meldete ſich der Doctor Koreff mit einer Forderung von 30,000 Thalern, er hatte eine Anweiſung Hardenbergs auf dieſe Summe für eine Sammlung, die dieſer von ihm für den Staat angekauft haben wollte. Da keiner wiſſenſchaftlichen Behörde etwas davon bekannt war, ſollte Koreff die Sammlung namhaft machen; das vermochte er nicht, ſondern erklärte, Hardenberg habe ihm mit jener Summe ein Geſchenk machen wollen! Einem Herrn v. K. beſtimmte man eine Reihe von Jahren monatlich 50 Friedrichsd'or, damit er in Paris Franzöſiſch lernte, um künftig in der Diplomatie thätig ſein zu können und kaufte ihm, als dazu gar keine Ausſicht war, ſeine Anſprüche mit 14.000 Thaler ab.

zum Landtags-Kommiſſarius in Weſtphalen berufen, verwaltete er ſein Amt mit der gewohnten Pflichttreue, ohne Rückſichtnahme nach oben und unten. Ein Augenzeuge erzählt: Wenn er in den Saal trat, wurde Alles athemlos ſtill, ſein Blick genügte, um, wenn während der Verſammlung einmal geflüſtert wurde, das tiefſte Schweigen hervorzubringen; der Klingel bedurfte er nie. Ein Gaſtwirth unter den Landſtänden, mit Stein dadurch bekannt, daß dieſer immer bei ihm einkehrte, fragte ihn, was er nun zu thun habe: hinſetzen und hören, was klügere Männer ſagen, war die Antwort. Der Gaſtwirth überreichte im Laufe der Verhandlungen eine lange Petition über Stahl. Ehe Jener ſie nimmt, fragt er den Petenten: „Was iſt Stahl? wozu braucht man Stahl?“ Als der Unwiſſende ſchweigt, reißt ihm Stein die Petition aus der Hand, reißt ſie mitten durch und ruft: „Künftig überreichen Sie mir nur Petitionen über Dinge, die Sie verſtehen.“

In ſeiner Geſchäftsthätigkeit, in der Kraft und Klarheit ſeines Geiſtes zeigten ſich keine Spuren des Alters; körperlich nahm er's wahr; es betrübte ihn nicht. Ich freue mich, alt zu ſein, ſchrieb er an Arndt, täglich löſen ſich die Bande, die an das Leben feſſeln; mich verlangt daheim zu ſein bei den Geliebten, die vor mir hingezogen ſind. Dennoch folgte er der Aufforderung des Königs, bei den Arbeiten des Staatsraths in Berlin ſich zu betheiligen, dabei behielt er Zeit und Neigung, thätig zu ſein für Menſchen und Zuſtände der verſchiedenſten Art, für das Schickſal Griechenlands oder das Fortkommen eines Gartengehülfen, für die Geſetzgebung der Monarchie oder das Zuſtandekommen eines ländlichen Krankenhauſes, für die Verbeſſerung des Gefängnißweſens oder den Schulbeſuch eines armen Kindes; geleitet von ſeinen Segenswünſchen ging Gneiſenau's Schwiegerſohn, der Major Scharnhorſt, nach Griechenland mit einem Briefe Stein's an Capodiſtria ſo voll Jugendwärme, Manneskraft und Geiſtesweisheit, daß man nicht wußte, was vorherrſchte. Selbſt Krankheiten, die ihn jetzt häufiger heimſuchten, durften ihn in ſeiner Pflichterfüllung kaum ſtören. Krankheit, ſagte er, lehrt Geduld, ſie gehört zu den Erziehungsanſtalten, die das ganze Leben ausfüllen; alſo wollen wir ſie mit Dank annehmen und nach ihrer Beſtimmung benutzen. Die Gelaſſenheit, die er im Leiden forderte und übte, verließ ihn völlig der Schlechtigkeit und Gemeinheit gegenüber. In Coblenz beim commandirenden General von Borſtell wurde ihm Graf Reiſach vorgeſtellt; Stein ſah ihn von oben bis unten an, als ſchwebe ihm eine dunkle Erinnerung vor und rief dann plötzlich in heftigem Zorn: „Sie ſind kein Graf Reiſach! Wie können Sie ſich unterſtehen, mir unter die Augen zu kommen? Scheren Sie Sich nach Baiern und reinigen Sie Sich erſt von Ihren Spitzbübereien.“ Reiſach erwiderte: „Excellenz werden verzeihen, Se. Majeſtät der König haben mich hier als Ober-Archivar angeſtellt!“ „Das iſt mir alles einerlei,“ rief Stein, „wäre ich König, hätte ich Sie in Ketten und Banden werfen laſſen.“ Dann wandte er ſich zum General und ſagte: „Mit dem Menſchen kann ich nicht in einem Zimmer ſein. Der oder ich, einer muß hinaus.“ Da ging Reiſach. Stein erzählte nun, wie Reiſach in Baiern wegen grober Betrügereien ſeines Adels verluſtig erklärt worden. — Die Sache machte allgemeines Aufſehen; der Miniſter, der ſich Reiſach's als Gehülfen bei der geheimen Polizei bediente, ſuchte ihn zu halten. Der Ober-Präſident Bodelſchwingh erklärte aber mit aller Entſchiedenheit: Man könne ihm nicht zumuthen, mit einem ſo niederträchtigen Menſchen in Geſchäftsverbindung zu ſtehen; da wurde er entfernt. Furcht kannte Stein nicht, nicht vor dem Herrſcher, nicht vor dem Haufen. Als im Jahre 1830 das Geſindel Schlöſſer und Fabriken ſtürmte und plünderte, wurde auch Kappenberg bedroht. Er ließ ſeinen Oberförſter rufen, ſagte ihm: Ich habe Nachricht, daß heut Abend 500 Mann aus dem Kirchſpiel Bork uns überfallen werden; laden Sie Ihre und meine Gewehre, wir wollen uns wehren, bis auf den letzten Mann. Als der Oberförſter ihm ſagte, er käme aus Bork, wohl hätten einzelne Betrunkene ſolche Reden geführt, die Beſonnenen aber hätten ſie mit Entrüſtung zur Ordnung gewieſen, ſagte Stein: Mein

Haus iſt eine kleine Feſtung, wir hätten aus den Fenſtern hundert Mann erſchoſſen, ehe einer von uns gefallen wäre, dann ſollten ſie wohl Reißaus genommen haben. — Stein war damals 73 Jahre alt. Dieſe Stein'ſche Art war ſelbſt den Frauenzimmern der Familie eigen. Das Kloſter, in dem Stein's Schweſter Aebtiſſin war, wurde bei einem Aufruhr mit Niederbrennen bedroht; ſeine Schweſter ſchrieb ihm: Gott ſchützt, ich fürchte mich nicht. Er ſchrieb das voll Freude an Arndt und dazu die Worte: Erzählen Sie das doch den alten Weibern in Hoſen.

Während alle ſeine Gefühle milder, abgeklärter wurden, behielt ſein Franzoſenhaß dieſelbe Stärke, ja Wildheit; er ſagte zu Bodelſchwingh: Ich haſſe die Franzoſen, ſoweit es chriſtlich erlaubt iſt, zu haſſen, das heißt, ich wollte, daß ſie alle der Teufel holte! und als Jener lächelnd erwiderte: Das iſt eine etwas weit gehende chriſtliche Licenz, ſagte er: Mag ſein, ich kann mir nicht helfen. — Die Sorge, daß für Deutſchland aus Frankreich her eine neue Zeit der Drangſal und der Schmach kommen könne, war das Einzige, was ſeinen Blick zuweilen trübte, der außerdem immer heller und heiterer wurde, je härter der Tod mit ſeinem Knochenfinger anklopfte. Wenn bei anderen Greiſen wohl die Grämlichkeit des Alters ihnen und ihren Umgebungen das Leben verdüſterte, ſo wurde das ſeine immer freundlicher, ſeine Seelenſtimmung immer verjüngter; er war in ſeinem Gott vergnügt; ſo vergnügt ſtarb er auch.

Am Tage vor ſeinem Tode ſagte er: Gott wird mir nach einem ſo reich geſegneten Leben gewiß auch die Gnade verleihen, mich zur rechten Zeit abzurufen. Er aß mit Appetit, ließ ſeinen Geſchäftsführer, den treuen Förſter kommen, ſagte ihm, wenn er geſtorben ſei, möge er Alles, was er hier auf dem Schreibtiſch finde, hineinlegen, das Pult abſchließen und die Schlüſſel ſeinen Kindern übergeben. Nachmittags wurde er ſehr müde und legte ſich um halb 8 Uhr ſchon zu Bette, ſeine Haushälterin und Pflegerin blieb an ſeinem Lager. Er ſchlief abwechſelnd, nach Mitternacht war er verwundert, daß ſie noch bei ihm war und ſagte: Ich bin nicht krank, gehen Sie zu Bette; ich fühle ein Wohlleben, eine Glückſeligkeit, die nicht zu beſchreiben iſt. Am andern Morgen fühlte er ſein Ende nahen, ließ die ganze Dienerſchaft kommen, nahm Abſchied von ihnen, vergab ihnen, wo ſie gefehlt, und bat, ſie möchten auch ihm vergeben. Dem jungen Förſter, der weinend von ihm ging, rief er nach: Und bricht der Krieg aus, ſo ſchlagen Sie Sich wie ein guter Preuße für König und Vaterland!

Er verlangte darauf nach dem heiligen Abendmahl; nachdem es ihm der Prediger gereicht hatte, unterhielt er ſich noch längere Zeit mit ihm über Glaubensſachen; der Kirche, ſprach er, droht Gefahr von Frankreich her, ihre Diener müſſen auf ihrer Hut ſein. Gott hat ſie bisher geſchützt, er wird ſie ferner ſchützen. Darauf fiel er in einen ſanften Schlummer und lag lange ſtill. Gegen 6 Uhr Abends wandte er ſich auf die andere Seite und holte tief Athem. Der Athem ſtand ſtill. Er hatte vollendet.

Stein's Perſönlichkeit hatte nichts Imponirendes, ſeine Geſtalt war gedrungen und kaum mittelgroß, ſein Blick hatte nicht das Prophetiſche, das man wohl von Männern ſeiner Art erwartete; er machte beim erſten Anblick den Eindruck eines wackern Land- oder Forſtmannes. Seine Naſe war ſtark und groß und ein wenig gebogen: ein Einſchnitt an ihrer Wurzel und die etwas weiten Naſenflügel deuteten an, daß der Zorn Mitarbeiter an dieſer Formation geweſen; das kräftig gebaute Kinn und die feſtgeſchloſſenen Lippen bekundeten eine männliche, faſt ſtarre Willenskraft, während auf der ſchönen gewölbten Stirn eine Heiterkeit webete, die im Widerſpruch mit dem untern Theil der Züge zu ſtehen ſchien. Seine Stimme war nicht wohltönend, hatte aber einen durchdringenden Klang und ging im Affect durch Mark und Bein. Wenn er ſprach, fühlte man jedem Wort an, daß es Gewicht hatte und hörte deshalb theilnehmend zu, ſelbſt wenn man im Nebenzimmer war und den Redner nicht kannte und nicht ſah; ihm perſönlich gegenüber mußte man zuhören; wie die Schlange den Vogel durch ihren Blick gebannt hält, ſo hielt Stein den Zuhörer gebannt; ſein Blick drang bis in's Innerſte und man hätte ſich nicht getraut, mit etwas Anderem beſchäftigt zu ſein, als mit dem, wovon er ſprach, aus Furcht, er würde das ſofort ſehen und rügen. Er war ſo gewaltig, daß er nicht nur ſeinen Feinden, ſondern ſelbſt ſeinen Freunden oft unbequem war; man war ihm gegenüber nie ſein eigener Herr, ſondern ſtand zu ihm in einer Art Dienſtverhältniß und es gehörte der Drang der Noth oder die demüthige Unterordnung hingebenſter Liebe dazu, um ſich dieſem Verhältniß nicht zu entziehen. Daher mochte es auch kommen, daß er von den Herrſchern nur in Drangſal gerufen, aber, wenn das vorüber war, nicht von Neuem berufen wurde. Alle Parteien ſammeln jetzt zu einem großartigen Denkmal für ihn. Er gehörte keiner Partei an, er gehörte zu der kleinen Zahl der Gerechten.

* * *

Hohen-Peißenberg.

Von Carl Schultes.

Von der Merkwürdigkeit des Hohen-Peißenberges bekommt man erſt einen Begriff, wenn man denſelben erſtiegen. — Fünf Stunden von den Ausläufen der bayeriſchen Alpen entfernt, hart an der Grenze von Altbayern und Schwaben, erhebt ſich plötzlich in wenig wellenförmigem Terrain circa 1200 Fuß über daſſelbe dieſer Berg, der ſich wie ein ungeheuerer von einem Titanen aus den Alpen herausgeſchleuderter Felsblock ausnimmt.

Von der Höhe des Peißenberges überſieht man die ganze prachtvolle bayeriſche Alpenkette, den ſchönen Staremberger- und den Ammer-See, einige vierzig Dörfer, Flecken, Städtchen und Städte, von denen Freyſing wohl der entfernteſte Ort iſt. Einige wollen mit dem prachtvollen „Frauenhofer", der ſich im Pfarrhauſe (das zu metereologiſchen und aſtronomiſchen Beobachtungen eingerichtet iſt) befindet, den Martinsthurm in Landshut, auf 25 Stunden weit geſehen haben. Der weiteſte Fernblick iſt aber, natürlich mit dem Perſpektiv, das Fichtelgebirge, welches dem Hohen-Peißenberge über 30 Stunden fern liegt.

Während gegen Oſten und Weſten das Terrain um den Berg wellenförmig ſich geſtaltet, iſt es gegen Norden und Süden flacher, und es ziehen ſich in letzteren Richtungen ungeheuere Waldungen, beſonders im Süden bis an den Fuß des Berges heran, von denen der Forſtenriederforſt (im Nordoſten) 43,300 und die im Süden liegenden Forſten: der Benedickbeurer 43,000 und der Mittenwalder (im Gebirge) gar 127,912 bayeriſche Tagwerke mißt.

Auf der Höhe des Hohen-Peißenberges befindet ſich als Anbau ein ſchönes Pfarrhaus mit kleiner Kirche, einige Wirthſchaftsgebäude, und hart am Pfarrhauſe ein kleiner Friedhof. Auf dieſem kleinen Gottesacker fand der Berichterſtatter im Jahre 1846, an der Blechtafel eines halbverſunkenen Holzkreuzes eine Inſchrift, welche in ihrer unendlichen Einfachheit auch für das ganze menſchliche Leben und Streben den Nagel auf den Kopf trifft, und die man wohl als eine „denkwürdige" bezeichnen darf. Sie lautet:

„Wie iſt der Menſch doch ſo keck und verwegen,
Er will in den Himmel und — ſtrebet dagegen!" —

Kein Name kündet, wer unter dieſem Raſen ruht.

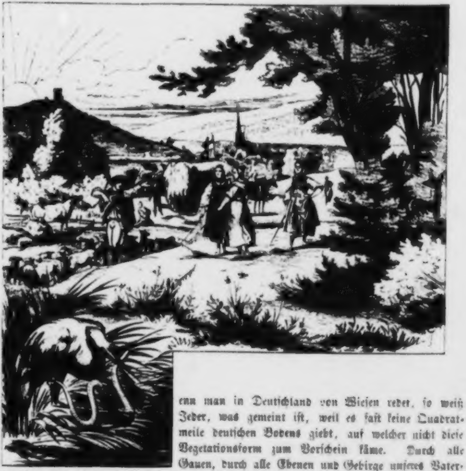
Sicher war es ein hartes Gemüth, dem einſt vielleicht ſein Pfarrherr oder Lehrer dieſe Worte, welche als Grabſchrift der halben Menſchheit gelten können, auf das Grabkreuz ſetzte! —

* * *

Die Wieſe.

Vom Oberlehrer H. W. Herper.

> „Frei empfängt mich die Wieſe mit weithin verbreitetem Teppich,
> Durch ihr freundliches Grün ſchlingt ſich der ländliche Pfad.
> Um mich ſummt die geſchäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
> Wiegt der Schmetterling ſich über dem röthlichen Klee.“
>
> **Schiller.**



enn man in Deutſchland von Wieſen redet, ſo weiß Jeder, was gemeint iſt, weil es faſt keine Quadratmeile deutſchen Bodens giebt, auf welcher nicht dieſe Vegetationsform zum Vorſchein käme. Durch alle Gauen, durch alle Ebenen und Gebirge unſeres Vaterlandes hindurch entfaltet ſich der grüne Wieſenteppich und verwebt ſich zugleich auf das Innigſte mit der Thätigkeit und dem Haushalte unſeres Volkes. Unſere edelſten Hausthiere, das Pferd, das Rind, das Schaf laden ſich bei der Wieſe zu Gaſte, und wir ſelbſt haben an ihrem freundlichen Farbenwechſel Jahr für Jahr dieſelbe köſtliche Augenweide. Wer nun aber meinte, daß die Wieſe überall auf dem Erdenrunde ſo bekannt, wie bei uns, wäre, der irrte ſich und zeigte, daß er ein ſchönes Gut ſeiner deutſchen Heimat noch nicht genugſam kennen und würdigen lernte. Die Pflanzengeographie ſagt uns nämlich, daß die Wieſe in ihrem ächten, bei uns zu Lande hervortretenden Charakter im Großen und Ganzen auf den kälteren Theil der gemäßigten Zone beſchränkt iſt, weshalb denn die ſüdliche Halbkugel, wo es innerhalb jener Zone nur wenig Land giebt, auch von Wieſen kaum Etwas weiß. Nur die Inſeln an der Südſpitze Amerika's, namentlich Falkland, beſitzen Wieſen, die den unſrigen ſehr ähnlich und zum Theil ſogar durch dieſelben Grasarten gebildet ſind. Auf der nördlichen Erdhälfte und in Europa entbehren ſchon die Küſten des Mittelmeers den Anblick unſerer üppigen Grasfluren, und Italien, dem ſo mancher Deutſche wie einem Paradieſe zueilt, kann ihn wenigſtens nicht durch das heimiſche Bild eines vom blauen Himmel umglänzten, blumigen Wieſenplans erfreuen: er läßt dieſen Anblick mit den Alpen und dem deutſchen Schwarzbrot hinter ſich zurück. Es iſt kein Zufall, wenn wir Theokrit's und Virgil's Hirten nicht, wie unſere Schäfer, auf graſiger Trift, ſondern ſtets im epheureichen Waldſchatten gelagert finden, während Schaf und Ziege das Laub der Geſträuche berupfen. Der Wald mit ſeinen Bäumen und Kräutern mußte ſchon damals die Stelle der Wieſe vertreten, wie denn auch Virgil ſeinen Vieh züchtenden Landsleuten das bewaldete Gebirge und die feuchten Flußniederungen Mantua's empfiehlt. Auch dieſe letzteren laſſen ſich ſo wenig wie die Maremmen Toscana's mit ächten deutſchen Wieſen vergleichen. Wie die Weideplätze, ſo war auch das römiſche Heu anders beſchaffen als das unſrige, da es vorzugsweiſe aus den Blättern gewiſſer Stauden und Sträucher, wie etwa des von den Alten hoch geprieſenen, baumförmigen Schneckenklees (Cytisus, Medicago arborea), nicht aber aus feinen, weichen Grashalmen beſtand. Deutſche, am Kaukaſus wohnende Coloniſten, mit Wieſen und einer Heuernte unbekannt, führen noch jetzt während des Winters ihr Vieh in den Wald, um ihm die Knospen abgehauener Baumzweige zum nothdürftigen Futter zu reichen. Schon in Italien büßt der Wuchs der Gräſer jene freilich mit beſcheidenem Ausdruck verbundene Zartheit ein, ohne welche von Wieſenbildung keine Rede mehr ſein kann. Je mehr wir uns aber den Tropen nähern, deſto mehr nimmt dieſe Veränderung zu, bis wir endlich ſtatt des ſtets lebendigen und dicht geſchloſſenen Raſens unſerer Wieſen jene nur in der naſſen Jahreszeit mit rieſenhaften, aber nur in geſonderten Haufen emporſchießenden Gräſern bedeckten Savannen Amerika's erblicken, über welche die Eingeborenen als „indianiſche Reihe" auf ſchmalſtem Pfade, mit einwärts gerichteten Fußſpitzen, ihre langen, oft durch Moräſte behinderten Wanderungen vornehmen, oder auch jene unabſehbaren und undurchdringlichen Wälder von dreißig und mehr Fuß hohen Bambuſen, deren übrigens reizend gebildete Elemente ſich ſo weit von dem Typus unſerer Wieſengräſer entfernen, daß man ihnen wohl bei künſtlicher Verzierung tropiſcher Landſchaften mit beſtem Erfolge dieſelbe Rolle zutheilt, welche in nördlichen Breiten nur eigentliche Bäume zu übernehmen im Stande ſind. Gegen den Pol hin geht das Reich der Wieſe weniger ſchnell zu Ende, denn auch Island von überraſchend milden Wintern begünſtigt, nimmt an ſeinem Schmucke und an ſeinen Segnungen noch Theil.

Wo ſollen wir aber für dieſe eigenthümliche Vertheilung der Wieſen auf der Oberfläche unſeres Planeten den Grund finden? Da zunächſt in Europa nur der kältere Theil der gemäßigten Zone unſere Vegetationsform in vollendeter Entwickelung zeigt, ſo wird man verſucht, ſie von Wärmeverhältniſſen abzuleiten, und ganz ohne Einfluß ſind dieſe, wie im Pflanzenleben überhaupt, ſo auch hier gewiß nicht. Viel enger jedoch ſchließt ſich das Leben der Wieſe an die Feuchtigkeit der Luft und die von ihr abhängenden Ergüſſe des Regens an. Die ächte Wieſe hat ihr Weſen in dem Beiſammenleben mannigfaltiger Pflanzen von niedrigem, zartem Wuchſe, unter welchen wieder die Gräſer in ſolchem Grade vorherrſchen, daß es nicht fern liegt, das Ganze als einen Graswald zu bezeichnen. Alle dieſe Pflanzen verabſcheuen einen ſtark mit Waſſer getränkten, ſeine Feuchtigkeit aus der Tiefe ziehenden Boden, ſie weichen auf ſo naſſem Grunde jenen gröberen Geſtalten aus ihrer Verwandtſchaft, die der Landwirth, weil er in ihnen den Zuckergehalt der ächten Gräſer vermißt, als ſaure Gräſer, der Botaniker als Scheingräſer anſpricht, und deren markerfüllter, nicht durch Knoten gegliederter, oft dreikantiger Schaft auch wohl die Tücke übt, mit ſeinen ſägenartigen Rändern die Hand des Menſchen wie die Zunge des Thiers ſchmerzhafter als mit ſcharfem Meſſer zu verwunden. Auf ſolchem Boden beunruhigen im Zwielichte des Abends die weißen, vom Winde geſchaukelten Köpfe des Wollgraſes (Eriophorum) das bange Gemüth durch die Vorſtellung umherhuſchender Kobolde; über ſeine dampfige Fläche gleitet der unruhige Kibitz mit langen Schwingen hin und her, und der ſtelzfüßige Storch macht auf ihm ſeine angenehmſten Spaziergänge: aber fern bleibt ihm die fröhliche Lerche, die Freundin der reinlichen, mit Klee und ſüßen Halmen bedeckten Wieſe. Andrerſeits können auch die Wieſenpflanzen des Waſſers nicht ganz entbehren, und da ihre ſchwachen, nur auf die oberſte Bodenſchicht angewieſenen Wurzeln vergehen müſſen, wenn nicht dieſe der austrocknenden Kraft von Luft und Sonne ſo ſehr unterliegende Schicht durch oft wiederkehrende Regen friſch und feucht erhalten wird, ſo erkennt man, daß die Wieſe ein Geſchenk der Natur iſt, welches ſie nicht für jene Zonen beſtimmt hat, wo ſich das Jahr nach feſter Regel in eine Zeit der Regen und eine Zeit der Sonnen ſcheidet, wo periodiſche Niederſchläge, trotz ihrer im Norden unerhörten Stärke, doch wegen der eben ſo ſicher nachfolgenden, um den Tropfen Waſſers geizenden und lange anhaltenden Dürre keinen nachhaltig belebenden Einfluß, namentlich auf ſolche Gewächſe, wie unſere Wieſenpflanzen ſind, ausüben können. Ueberall, wo dergleichen Regenverhältniſſe herrſchen, in der tropiſchen, wie in der ſubtropiſchen, noch nach Italien hineinreichenden Zone, muß die nach einer mäßigen, aber oft erneuerten Befeuchtung des Bodens verlangende Wieſe aus dem Bilde der Landſchaft verſchwinden, während ſie am häufigſten und ſchönſten dort hervortritt, wo kein Abſchnitt der jährlichen Periode ganz ohne Niederſchläge bleibt, und wo namentlich, wie in Deutſchland, gerade zur Zeit des höchſten Sonnenſtandes und der ſtärkſten Erwärmung des Bodens auch wieder die reichlichſten Ergüſſe des Regens ſtattfinden. Die Wieſe wird auf dieſe Art zu einem klimatiſchen, hydrometriſchen Symptom, zu einem Wahrzeichen für die Vertheilung des Regens in der jährlichen Periode, und wären uns durch alle Erdtheile hindurch die Grenzen für das Vorkommen ächter Wieſen bekannt, ſo könnten wir auch ohne Aufſtellung von Regenmeſſern diejenigen Theile des Feſtlandes bezeichnen, welche in ihren Regenverhältniſſen den Charakter unſeres Vaterlandes an ſich tragen.

Man kann die Wieſen Deutſchlands in natürliche und Culturwieſen unterſcheiden, als letztere diejenigen verſtanden, die einer fortgeſetzten Pflege durch Menſchenhand unterliegen und durch Düngung, Berieſelung oder Entwäſſerung zu größerer Fruchtbarkeit befähigt werden. Zu den natürlichen muß man theils die ſich ſelbſt überlaſſenen, meiſt über der Baumgrenze liegenden Alpenwieſen, theils auch manche Striche des ebenen Landes rechnen, wie ſie namentlich in Süddeutſchland vorkommen und dort unter dem Namen Haiden bekannt ſind. So wird das von der Geſchichte geweihete Lechfeld, eine etwas terraſſirte, ſüdöſtlich gegen den Lech abfallende, völlig baumloſe Ebene, von bayeriſchen Naturforſchern als eine große, natürliche Wieſe betrachtet, und ſeine Vegetation hat in der That z. B. mit den trockenen Bergwieſen des Harzes außerordentlich viel Aehnlichkeit. Auch die über drei Meilen lange Garchinger Haide zwiſchen München und Freiſing wird dahin gerechnet. Der Ertrag dieſer Naturwieſen, deren Boden aus Kalk- und Sandſteinkies, zuweilen mit ſchwacher Lehmdecke, beſteht, iſt zwar nur mäßig, jedoch erſcheinen ſie im Gegenſatz zu den norddeutſchen Haiden, die faſt nur den Namen mit ihnen gemein haben, freundlich grün, ihre Gräſer leiſten beſonders bei der Schafzucht vortreffliche Dienſte, und der Botaniker weilt gern unter der jetzt noch vielköpfigen wilden Horde, welche ſich auf dieſen Ebenen gegen die andringende Cultur vertheidigt und zuſammen mit der häufig vorkommenden Luftſpiegelung einen reichen

Wechſel von Eindrücken hervorbringt. Die Alpenwieſen, friſcher und ergiebiger als jene Haiden, ſind für die Länder, wo ſie vorkommen, ein großer Schatz und übertreffen ſogar die gleich hoch liegenden Waldungen an Nutzungswerth. Im nördlichen Deutſchland wird eine natürliche Wieſe im engeren Sinne kaum anzutreffen ſein.

Als weſentlichſten Beſtandtheil einer Wieſe hat man immer die ſie zuſammenſetzenden Gräſer zu betrachten, und dieſe ſind nicht bei jeder Wieſe dieſelben, zumal wenn man die Unterſuchung auf ein größeres Gebiet ausdehnt. Jede Wieſe vereinigt eine ganze Reihe von Grasarten in ſich, aber wenn man ſie ſchärfer in's Auge faßt, ſo wird man meiſtens eine oder zwei Arten als die vorherrſchenden, alſo die Beſchaffenheit des Heues vorzugsweiſe beſtimmenden erkennen. Und während nun z. B. ſowohl in der Schweiz, als auch in Südbayern, die aufrechte Treſpe (Bromus erectus) ſehr oft dieſe Hauptmaſſe des Heues ausmacht, fehlt dieſelbe im Harze und in Schleſien faſt gänzlich. Im Harze bildet feſt überall der rothe Schwingel (Festuca rubra) die Grundlage der Grasnarbe, hier und da mit dem Goldhafer und der weichen Treſpe um den Vorrang ſtreitend; dagegen iſt wieder der Goldhafer in den Lauſitzen, im Erzgebirge und in Preußen faſt unbekannt und wird an vielen Orten der norddeutſchen Ebene, wie auch in Schleſien, vom weichen Hafer (Avena pubescens) erſetzt: in Mecklenburg gilt er ebenſo wie die weiche Treſpe nur für eingebürgert und verwildert. Der ökonomiſch werthvolle Wieſenfuchsſchwanz (Alopecurus pratensis), ein hohes, ährentragendes Gras, fehlt zwar nirgend in Deutſchland, iſt aber beſonders am Rheine ſo ſtark verbreitet, daß er, in Blüthe ſtehend, manchen Wieſen das Anſehen von Roggenfeldern giebt.

Was außer den Gräſern noch ſonſt auf einer Wieſe wächſt, betrachtet der Landwirth im Allgemeinen als gleichgiltiges, oder ſelbſt ſchädliches Unkraut; es giebt aber unter dieſen Pflanzen doch einige, die er ebenfalls ſchätzt und ſelbſt hoch in Ehren hält. Der auch im Rieſengebirge noch anzutreffende, aber im Jura und in den Alpen beſonders häufig vorkommende Gebirgsampfer (Rumex alpinus), an Ort und Stelle „Plakten", „Fußplätſchen" genannt, dient den Alpenbewohnern in ſeinen Blättern zur Schweinmaſt, die Wurzel auch gelegentlich als Rhabarber. Von noch größerem Futterwerth aber erſcheint eine auf die höheren Alpenweiden beſchränkte und dort gemeine Wegerichart, der Rütz (Plantago alpina), welche als Milchfutter eine ſolche Anerkennung genießt, daß man ihn ſchon für gewiſſe Gegenden Süddeutſchlands zum künſtlichen Anbau empfohlen hat. Ihm zur Seite ſteht der Mardaun, auch Gamskraut und von den Schweizern Muttern genannt (Meum Mutellina), die berühmteſte Milchfutterpflanze der Sennereien, welche ſich auch noch durch ihr kräftiges Aroma, ſowie durch die Schönheit ihrer purpurrothen Blüthendolden und ihre fein zertheilten Blätter ausgezeichnet. Rütz und Gamskraut ſind auch die beliebteſte Speiſe des Murmelthiers. Wenn die dem Mardaun ganz nahe verwandte, auf vielen Bergwieſen Thüringens und des Harzes einheimiſche Bärwurz (Meum athamanticum), die wegen ihrer friſch grünen und durch feinſte Zerſpaltung einer großen Flaumfeder ähnlich ſchönen Blätter ſelbſt dem Kunſtgärtner lieb iſt, in ihren ökonomiſchen Eigenſchaften den Mardaun auch nicht ganz erreichen ſollte, ſo giebt ſie doch dem Heu eine ſehr ſtarke, auf Milch und Butter übergehende Würze. Der balſamiſche Duft, in welchem zur Zeit der Heuernte jene Bergwieſen Mitteldeutſchlands ſchwimmen, macht Jeden auf das in allen Theilen der Bärwurz enthaltene Aroma aufmerkſam. Eine ähnliche Parallele, wie zwiſchen den eben erwähnten zwei Doldenpflanzen, läßt ſich auch zwiſchen zwei Arten des von ſeiner Blattform benannten Frauenmäntelchens (Alchemilla), des gemeinen und des alpinen, ziehen. Auf den Alpenwieſen ſind beide Arten gleich häufig, in der deutſchen Ebene nur die erſtere, und da beide dem Vieh außerordentlich zuſagen, ſo gehören dieſe niedrigen Kräuter ebenfalls zu den Pflanzen, welchen der Landwirth gern einen Platz neben den Gräſern auf ſeiner Wieſe einräumt

Man hat wohl die Wieſe als einen Graswald bezeichnet, was ohne Erläuterung zu verſtehen iſt, aber dieſer Ausdruck ſagt mehr, als er urſprünglich ſoll, und man könnte aus ihm auch die ganze äſthetiſche Bedeutung der Wieſe ableiten. — So ſehr wir Menſchen einerſeits beſtrebt ſind, uns die Natur zu unterwerfen, ſo heilig und unantaſtbar erſcheint uns dieſelbe doch ein ander Mal wieder. Wir ſuchen ſie oft auf, nicht um ſie zu bekämpfen, ſondern um uns ſelbſt ihr hinzugeben und ſie mit Sehnſucht in uns herüberzuziehen. Wir fühlen und erkennen es, daß der Menſch nicht der Mittelpunkt der Welt iſt, daß es etwas von ihm Unabhängiges, in ſich ſelbſt Ruhendes — wir nennen's Natur — giebt, zu dem wir uns gerade ſo, wie verſchiedene, aber durch den Pulsſchlag ein und deſſelben Herzens belebte Glieder des Leibes verhalten. Wir ſind uns bewußt, daß durch Natur und Menſchheit hindurch der gleiche Rhytmus dieſes Herzſchlages vernommen werden ſoll, und ſo oft wir ihn bei uns ſelbſt ſchwächer werden und ausarten fühlen, wenden wir uns der ihn ewig rein und kräftig bewahrenden Natur zu, um dort auf ihn zu horchen und den des eigenen Daſeins mit jenem wieder in Einklang zu bringen. So oft wir uns aber nach der Natur umſehen, begegnen wir ihr am nächſten im Kreiſe des Pflanzenlebens, und namentlich der Wald iſt es, wo wir ſie am häufigſten ſuchen und immer zu finden gewiß ſind. Wenn jährlich Tauſende, von Sehnſucht nach der Natur ergriffen, dem Gebirge zueilen: wem gilt ihr Kommen mehr, als dem Walde! Er braucht gerade kein Urwald zu ſein, um den, der ihn durchſtreift, ſich im Verkehr mit einer freien, ächten Natur fühlen zu laſſen; denn ſelbſt ein Wald, den Menſchenhände pflanzten, pflegt in ſeiner Großjährigkeit alle Spuren jener künſtlichen Erzeugung verwiſcht zu haben. Die ſteife Regelmäßigkeit ſeiner erſten Anlage iſt durch das freie Spiel der Naturkräfte allmälig zerriſſen und in ihr reizendes Gegentheil verwandelt; den von Menſchenhand ausgeſtreuten Samen hat die Natur im Stillen mit anderem verſetzt und dieſen zuweilen beſſer, als jenen, gedeihen laſſen; der nach Nutzen ſtrebende Forſtmann dachte nur an Bäume, aber die Natur hat auch Sträucher zwiſchen die Bäume und tauſend ſchöne Kräuter zwiſchen die Sträucher geſäet. Mögen wir nun mit dem Meſſer des Phyſiologen die Zellen des Baumes ſpalten, um mit freudiger Erregung zu gewahren, wie auch hier

Alles ſich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt,

oder die Mannigfaltigkeit der uns umgebenden Pflanzenformen, ihren Anſchluß an einander und an das todte, jedoch die nothwendige Stütze des Lebens bildende Geſtein des Bodens betrachten, um ſo dem Dämon näher in's Auge zu ſchauen, der dieſen Berggipfel, dieſen Abhang, dieſe Schlucht zu bewohnen und ſie nach ſeinem Sinne, wie wir unſer Haus, geſtaltet und geſchmückt zu haben ſcheint; oder mögen wir, ſo ſtrenger Zwecke uns entſchlagend, nur mit offenen Sinnen und freiem Gemüthe den Erſcheinungen des Waldlebens folgen: immer fühlen wir uns der freien, großen Natur nahe.

Gleich auf den eigentlichen Wald aber folgt nun der Graswald, die Wieſe. In Ländern mit einer weit vorgeſchrittenen Bodencultur iſt ſie das zweite Gebiet, auf welchem ſich noch am meiſten ein ſelbſtſtändiges, nicht durch Eingriffe des Menſchen geſtörtes Naturleben kundgiebt. Wenn es ſich darum handelt, die natürliche, nur durch Boden und Klima bedingte Eigenthümlichkeit einer Gegend in Hinſicht ihres Pflanzenwuchſes zu erforſchen, ſo müſſen Wieſe und Wald die meiſten Belege liefern. Wo wir eine Wieſe antreffen, da hat der Ackerbauer die Natur zu ſtark gefunden, um ſie ſeinen einſeitigen Zwecken vollkommen dienſtbar zu machen; da hat er es nicht vermocht, ſie wie eine Leibeigene in einen von ihm ſelbſt abgeſteckten Wirkungskreis einzuengen und alle ihre Leiſtungen nur an ſeine Vorſchriften zu binden. Zu wenig Vortheil von dem Kampfe mit der Starken hoffend, hat er es vorgezogen, ſie an dieſer Stelle mehr ihren eigenen Weg gehen zu laſſen und ſie gleichſam nur als freie Gehilfin in ſein Intereſſe zu ziehen. Wenn er auch den Boden der Wieſe obenauf und in der Tiefe, ſoweit er es vermag, ſeinen Einfluß verſpüren läßt, ihn düngt und mit Waſſerzügen verſieht, immer behält die Wieſe unendlich viel mehr Naturwüchſiges, als das ſchon durch ſeine Einförmigkeit den Ausdruck der Freiheit einbüßende, ſogleich die verſtändige Herrſchaft des Menſchen verrathende Kornfeld.

Darum erſetzt denn auch die Wieſe dem nach dem Anblick eines reicheren Naturlebens Verlangenden, wenn er die dem Pfluge unterworfene Ebene bewohnt, einigermaßen den wirklichen Wald, und ſie thut es deſto mehr, je mehr er geneigt und befähigt iſt, den freilich nur nach einem kleinen Maßſtabe angelegten, für einen ruhigen, fein aufmerkenden Sinn berechneten Gebilden dieſes „in beſcheidener Einfalt ſeine Fülle verbergenden" Elfenparks im Einzelnen nachzugehen. —

Wie eigenthümlich wirkt auf uns eine ſchöne Wieſe gleich bei ihrem erſten Anblick! Wie ſie ſelbſt alles Harte und Schroffe von ſich ausſchließt, dem Auge nur reizende, in Anmuth ſich auflöſende Gegenſätze darbietet und, allem Trüben und Düſteren abhold, ganz in Licht und Farben aufgeht, ſo ruft ihr Anblick auch in uns eine zartere, lichtere Stimmung und friedliche, beglückende Empfindungen hervor. Und ſie thut das nicht mehr, als wenn wir, aus der Dämmerung des Waldes oder den Schluchten des Gebirges kommend, auf ihren freien Plan hinaustreten. Ueberhaupt iſt die Umgebung einer Wieſe nicht ohne Einfluß auf ihre Schönheit. Nicht lieblicher kann ſie ſein, als wenn ſie, am Saume eines Waldes gelegen, von ſchimmernden Birken und glänzendem Buchengrün begrenzt, andererſeits den Blick über ihr buntes Farbenſpiel hinweg auf eine fruchtbare, mit Dörfern und ruhigen Saatbreiten bedeckte Ebene lenkt, wo vornan die rothen Dächer des auf ihren Ertrag hoffenden Bauerngütchens ſchimmern, oder auch, wenn ſie auf einem Gebirgsplateau als geräumige, von hohem Walde umſchloſſene Fläche einem freundlichen Gebirgsſee ähnelt, deſſen grüne Wellen leiſe zwiſchen ſteilen Ufern dahingleiten.

Mit dem ländlichen Pfade, auf welchem Schiller's Poeſie die Wieſe durchwandelte, iſt es heutzutage im lieben Deutſchland ziemlich vorbei. Unſere Feldmeſſer ſchaffen zwar zahlreiche und breite Wege für fahrende Leute, aber der Fußweg, auf welchem ehedem ein beſcheidener Menſch nach des Tages Laſt und Hitze zwiſchen Wieſen und grünen Saaten hindurchſchlich, um Frieden in die alarmirte Seele zu fangen, um Auge und Herz an dem ſchönen Daſein einer Lilie auf dem Felde zu weiden, vielleicht auch, um hier und da eine Grille zu fangen, die auch Andere gern zirpen hören, — ein ſolcher Fußweg, und hätte er einen Adelsbrief von tauſend Jahren, iſt den Herren ein Gräuel und wird von ihnen ohne Erbarmen dem Pfluge überantwortet. Die Meßkette mag den Namen eines heiligen Werkzeugs behaupten, mit einer zarten Saite aus dem menſchlichen Herzen darf man ſie nicht verwechſeln.

Wenn Goethe's feiner Blick in ſeiner Farbenlehre von der Wirkung des Grünen den Ausdruck gethan hat: „das Auge will nicht weiter und kann nicht weiter", wie könnte es da anders ſein, als daß auch das Wieſengrün mit ſeinem reinen und kräftigen Tone uns auf das Freundlichſte anſpricht. Wen hätte es nicht erfreut, von einem hohen Punkte des Gebirgsrandes aus unten an der Grenze von Gebirg und Ebene einen ſchimmernd grünen Wieſengürtel zu erblicken, welcher, hier und da von dunkleren Buſchreihen durchſchnitten, den Fuß des Gebirges weithin umſäumt? Wen feſſelte nicht der Anblick mit Wieſen ausgelegter Thäler, wie ſie ſich zuweilen zwiſchen Wäldern ſteil aufrichten und noch an der Firſte der Berge als grüne Spiegel hangen? Wenn der Bewohner mancher deutſchen Gebirgsgegend, wie etwa der Oberharzer, die Wolken ſchilt, weil ſie ihn oft noch in feuchtes Dunkel hüllen, wenn das Tiefland ſchon im warmen Sonnenſchein ſchwelgt, ſo erinnert er ſich doch auch wohl wieder, daß der ſchöne Preis, für welchen er jene ſonnigen Stunden hingiebt, der Farbennectar ſeiner Wieſen iſt. An dieſem labt ſich ſein Auge auch in trockenen Sommern immerfort, während dann das hellere Tiefland ſeine ausgedörrten Matten die nüchterne Farbe eines Stoppelfeldes annehmen ſieht.

Aber ſehen wir zu, was die Wieſe uns Schönes bietet, wenn wir ſie ganz in der Nähe betrachten und auch der vielen in die grüne Fläche eingeſtreuten Blumen Acht haben. Gleich der erſte Blick aus ſolcher Nähe giebt uns Gewißheit, daß ein reizender Strauß in kurzer Zeit fertig ſein wird. Der ſich auf eine rothe Blüthenkugel vor uns niederlaſſende, vor Luſt mit den Flügeln ſchlagende Schmetterling braucht wahrlich große Augen, um die für ihn ſo reich mit Blumengerichten beſetzte Tafel zu überſchauen! Da ſind ja glänzend blaue Glockenblumen, theils nicht größer als ein Fingerhütchen und ganz von ſeiner Form, theils anſehnlicher, mit weiter, tief geſpaltener Mündung, die einen locker an den feinſten Stielen aufgehangen, die andern zu einer vollen, weithin ſichtbaren Traube vereinigt! Eine Unzahl gelber Ranunkeln, zum Theil durch ſpiegelglatte Blätter ſich als die Ahnen der unſere Gärten zierenden Goldknöpfchen ankündigend, ſcheint hier gleiches Recht mit den Gräſern zu haben, zieht uns aber weniger an, als jene allerliebſte, tief roſenrothe Nelke, „das Blutströpfchen“ (Dianthus deltoides), dem die Natur ſelbſt ſeine Stelle im Strauße neben den blauen Glockenblümchen anweiſt. Der beſcheidene Hahnenkamm erinnert uns wenigſtens an Linné, der von ihm angemerkt hat, daß er durch das Klappern ſeiner reifen Kapſeln das Zeichen zum Beginn der Heumahd giebt. Aber drüben leuchten mächtige, rothe Quaſte, gewiß der blauen Kornblume verwandt, und noch größere vom wärmſten Gelb, auf ſtraffem Stengel ſtolz emporgerichtet (Hypochoeris); tief purpurrother Gebirgsklee neben ſeinen weißblumigen und fleiſchfarbigen Verwandten und, als hätte ein Phyſiker der Wieſe gerathen, das Auge durch complementäre Farben zu ergötzen, dicht neben dem gelben Röschen der Kugelblume (Trollius), das violette Blüthenrund der Waldrapunzel (Phyteuma). Eine Wicke prunkt mit handlangen, blau und weiß betupften Trauben und verwandelt eine große Stelle des Abhangs in ein geſchloſſenes Blumenbeet; große Sterne, aus gelber Scheibe ſchneeweiße Strahlen entſendend, umgeben daſſelbe und ſcheinen von dünnen blattarmen Stengeln getragen, frei über den Häuptern des übrigen Blumenvolks zu ſchweben (Chrysanthemum). Wie ein gelber Dampf wallt das Labkraut (Galium) aus dem Graſe auf und die großen blauen Blumen des Wieſenſtorchſchnabels prangen über breitem Laube. Roſafarbige Aehren, an Hyacinthen erinnernd, ſtechen hier und da ſtark aus dem Grün hervor und athmen ſogar, wie die auch nicht fehlende Nachtviole (Orchis bifolia), den feinſten Duft: wir pflücken dieſe wunderbar organiſirten Blüthen, dieſe deutſchen Orchideen, ſchon zum Andenken an den Entdecker ihrer noch viel prächtigeren und wunderbareren tropiſchen Schweſtern, — zum Andenken an Alexander von Humboldt. Jetzt ſtrecken wir die Hand aus, um eine ſchöne Scabioſe, einen gefüllten „wilden Aſter“ zu pflücken, aber auf halbem Wege halten wir an, weil uns eben auch das Sonnenröschen (Helianthemum) mit ſeiner aus dem feinſten gelben Atlas geſchnittenen Blüthe überraſcht, und auch damit ſind, nachdem das Auge ſich nun dem Boden mehr genähert hat, unſere Entdeckungen noch nicht zu Ende. Denn zwiſchen einer Menge von gelben Fünkchen, die im Graſe umherſprühen und ſich als Blüthenköpfchen des kleinen Schnecken- und des Fadenklee's erweiſen, ſchauen auch noch die heiteren, durch ihren Namen nicht lügenden Blümchen des Augentroſts (Euphrasia officinalis) zu uns auf, und die der Kreuzblume (Polygala) necken uns mit der Geſtalt blauer Vögelchen; ja — wir können uns unmöglich täuſchen — ſogar das Herzblümchen unſeres Volks, als das bekannteſte und trauteſte in manchen Gegenden kurzweg „Blümelein“ geheißen, das Vergißmeinnicht, hat ſich hier zwiſchen den Grashalmen verſteckt, und wenn auch ſeine Blümchen hier etwas kleiner gerathen ſind, als die am Bache, ihre Zauber übenden Farben ſind doch ächt geblieben, und wir nehmen es vielleicht als das letzte in unſeren Strauß, nicht, weil es die letzte Zierde der Wieſe wäre, ſondern weil es plötzlich unſeren Blick von Außen nach Innen gekehrt hat.

Einzelne Gräſer haben in ihrer meiſt leichten und zierlichen Form ſo viel Schönes, daß auch ſie ſelbſt einem Auge nicht entgehen, das in der Regel nur dem Reize lebhafter Farben folgt, und ſie finden ſich daher gleichfalls in der an den Ausflug auf die Wieſe erinnernden Blumenvaſe wieder. So namentlich das Zittergras (Briza) mit ſeinen herzförmigen, ſchwebenden Aehrchen, ſo die ſilberartig glitzernden Riſpen der Schmeele (Aira) und des Glanzhafers (Arrhenatherum), die feinen, lieblich gefärbten Sträuße des Windhalms (Agrostis vulgaris und alba), und die volleren, aus ſammetweichen Blättern hervorſchießenden des Honiggraſes (Holcus lanatus), auch wohl die formreiche Aehre des Kammgraſes (Cynosurus) und die Zwenke (Brachipodium pinnatum), deren Aehrchen zweizeilig und ſtaffelförmig am Halme hinauflaufen. Der ſorgfältigere Beobachter findet aber gerade bei dieſen ſcheinbar einförmigen Pflanzengeſtalten, die den Hauptbeſtandtheil der Wieſenvegetation ausmachen, des Schönen und Bewunderungswürdigen noch ſehr viel mehr und glaubt ſich kaum zu einer Auszeichnung einzelner berechtigt. Er erfreut und erbaut ſich an der Betrachtung des niedrigen Graſes oft mehr, als an der des hohen Baumes, in deſſen Schatten daſſelbe aufwuchs.

Bilder der Kraft und Größe, wie ſie der Wald uns ſo häufig vorführt, darf man auf der Wieſe im Allgemeinen nicht ſuchen. Dennoch begegnet uns auf ihr zuweilen Etwas, wodurch die Vorſtellung eines kräftigen Aufſchwungs, eines freien, kühnen Emporſtrebens unwillkürlich in uns erweckt wird. Es ſind das jene Doldengewächſe, welche namentlich auf manchen Gebirgswieſen, aus dem herrſchenden Niveau niedriger Gräſer auftauchend und daſſelbe mit ihren anſehnlichen weißen Blüthenſchirmen oft mannshoch überragend, im Gemüthe einen ähnlichen Ton anſchlagen, wie die auf rieſigen Schaften ſich über das Niveau tropiſcher Wälder emporſchwingenden Blattſchirme der Palmen. Auf den Harzwieſen iſt es beſonders das Laſerkraut (Laserpitium latifolium), welches, zum Theil in größeren Gruppen über die Wieſenfläche vertheilt, zu jener ausgezeichneten Rolle berufen iſt und dieſelbe um ſo wirkſamer durchführt, weil es auf der weiten Hochebene ſeine kühne Form nicht ſelten an der Grenze des Horizonts aufrichtet.

Es iſt unmöglich, ein Bild der Wieſe zu entwerfen, zu welchem ſich das Original leicht wieder auffinden ließe, denn ſelbſt innerhalb der Grenzen Deutſchlands, ja ſchon auf viel kleinerem Raum, erhält die Wieſe unter dem Einfluß von Klima und Boden ein immer verändertes Anſehen. Bei unſerer bisherigen Schilderung hatten wir eine fruchtbare Harzwieſe mit friſchem, aber nicht zu feuchtem Boden im Auge. Hätten wir uns an eine etwas naſſere Stelle, und zwar am Fuße des Gebirges begeben, ſo würden wir, nur das Schöne mit uns nehmend, nicht zurückgekommen ſein ohne das blaue Blümchen des Fettkrauts (Pinguicula), die aus rothen Perlen und weißen Sternchen zuſammengefügte Dolde des Baldrians, die roth gefranzte Kukuksnelke (Lychnis flos cuculi), die weißen, federbuſchartigen Sträuße zweier Spiräen, die langen, rothen Trauben des Blutkrauts (Lythrum), vielleicht auch nicht ohne die plaſtiſch ſchöne Blume des Einblatts (Parnassia) und, wenn wir ſchon zu Anfang des Sommers der Wieſe einen Beſuch machten, gewiß nicht ohne die Blüthe des Bitterklees (Menyanthes), die das Miniaturbild der ſich ganz gleichzeitig entfaltenden Blüthentraube der Roßkaſtanie iſt.

Die Gebirgswieſen des ſüdlichen Deutſchlands überſtrahlen noch durch ihre Schönheit die unſrigen. Die Schweizerwieſen ſchmücken ſich mit blau, roth und gelb blühenden Enzianen, im Vorſommer namentlich mit dem himmelblauen Frühlings-Enzian (Gentiana verna), aber auch mit herrlichen Primeln, unter denen die violettrothe, auf der Unterſeite der Blätter ſtark bepuderte Mehl-Primel (Primula farinosa) durch Schönheit und Verbreitung hervorragt. Sogar die duftige, weiße Narciſſe unſerer Gärten bewohnt die Wieſen des ganzen Alpengebirges und theilt denſelben in einer Höhe von 2—4000 Fuß oft auf große Strecken ihre Farbe mit; in der Ebene von Genf bis Zürich aber und an den höheren Spitzen des weſtlichen Jura übernimmt die gelbe Narciſſe dieſelbe Rolle. Die große Zaunlinie (Anthericum Liliastrum), welche ſo ſehr an die weiße Lilie unſerer Gärten erinnert, bedeckt ebenfalls manche höher gelegenen Wieſen der Alpenkette in Menge, während auf andern der blaue Gebirgs-Aſter und noch mehr die rothen Aehren der Natterwurz (Polygonum Bistorta), oder die gelblichen, roth punktirten Trauben des Gebirgs-Knöterichs (Polygonum alpinum) einen die Phyſiognomie ganzer Alpenthäler beſtimmenden Schmuck bilden.

Mitunter lockt der friſche, kühle Boden der Wieſe ſolche Pflanzen ſüdlicher Höhen auch in die nördliche Ebene hinab und zaubert dann etwa am Ufer der Oſtſee ein Stück Alpen vor unſer Auge. So findet ſich ein auf Torfplätzen im Jura vorkommender, großblumiger, gelber Steinbrech (Saxifraga Hirculus) auch in Mecklenburg auf den nur etwa vierzig Fuß über dem Spiegel der Oſtſee liegenden Tolenſewieſen bei Neubrandenburg wieder, und durch die ſchon erwähnte Mehl-Primel erſcheinen die Wieſen bei Galenbeck im nordöſtlichen Mecklenburg-Strelitz wie mit einem röthlichen Schleier überzogen. Es ſtimmt mit dieſer Erſcheinung überein, daß auch manche Pflanzen des Harzes, die dort entſchieden nur der oberen Region eigen ſind und am Fuße des Gebirges durchaus vermißt werden, doch weiterhin auch wieder als Wieſenpflanzen der Ebene vorkommen und dort wohl gar ebenfalls als für ihren Standort charakteriſtiſch betrachtet werden. Den Wieſenknopf (Sanguisorba officinalis) z. B. bieten auch ſchon die Elbwieſen am Einfluß der Saale, ſowie die Oderwieſen in Ober- und Niederſchleſien in Maſſe dar; die Bach-Nelkenwurz (Geum rivale) erſcheint bei Berlin obwohl ſeltener als im Harze blühend, doch ziemlich häufig, und ſowohl die Kugelblume (Trollius), als auch das Wohlverleih (Arnica) ſind auf den Wieſen Mecklenburgs nicht ganz ſelten, obgleich, wie geſagt, der Harzbewohner durch den Anblick aller dieſer Pflanzen belehrt wird, daß er in ſeinem Gebirge eine Höhe von etwa 1500 Fuß erſtiegen hat. —

Wenn die Linde eben anfängt, durch ihre duftenden Blüthen die fleißige Biene über den Verluſt der vielen ihr ſeither von der Wieſe gereichten Honigkelche zu tröſten, klopft der Schnitter Abends ſorgfältig die Schneide ſeiner Senſe, um mit Tagesanbruch dem Weben und Flüſtern auf der Wieſe ein Ende zu machen, und ohne Zaudern alle die ſpielenden Halme in langen Reihen regungslos vor ſich hinzuſtrecken. — Es giebt in der Natur Erſcheinungen, die uns deßhalb ſo ſehr entzücken, weil ſie ſtets von noch anderen, uns angenehm berührenden Vorgängen begleitet ſind und dadurch eine ihren eigenen Reiz noch erhöhende Folie erhalten. So fließt die Freude, mit welcher wir in den erſten Frühlingstagen das goldene Blüthenſcheibchen der Erdkrone (Tussilago Farfara) an dem noch kahlen, kaum vom Schnee verlaſſenen Bachufer erblicken, zuſammen aus dem Anblick dieſes erſten uns im Reiche der Flora begegnenden Frühlingsboten und aus der Empfindung einer vom blauen Himmel hernieder ſtrahlenden, alles Lebendige mit erquickender, lang entbehrter Wärme anhauchenden Sonne; denn nur da, wo ein ſolcher Himmel und eine ſolche Sonne auf die Erde herabſchauen, entſchließt ſich die ſchöne Lattichblüthe, ihr feuriges, gleichſam das Sonnenbild widerſpiegelndes Auge vor uns aufzuſchlagen.

Nicht anders iſt es mit der Heuernte. Im Kreiſe ländlicher Thätigkeiten bildet ſie mehr ein Feſt, als ein anſtrengendes Geſchäft, und daß dieſe leichte, nur die Einleitung zu der mühſameren Getreideernte bildende Arbeit ihrem Zwecke nach ſtets unter einem ſommerlichen, allüberall von Sonnenſtrahlen durchzogenen, bis in die fernſte Ferne Frieden und Heiterkeit athmenden Himmel gethan wird, das ſteigert nicht wenig die Luſt dieſes Feſtes. Alt und Jung, Magd und Herrin ſchaffen und genießen hier mit einander. Die auf dem ebenen oder nur ſanft gewellten Wieſenplane mit dem Rechen leicht und immer leichter hier und dorthin bewegten Halme beugen nicht, wie die Laſt langer Korngarben, den Arbeiter zu Boden; frei erhebt ſich mit dem Körper der Geiſt und nach dem Tempo eines der frohen Bruſt entquellenden Liedes ſchwingen ſich fleißige Dirnen mit ihrem Rechen wie mit einem flinken Tänzer von einer Seite der duftigen Wieſe zur andern. Am murmelnden Bache, in der ſchattigen Halle vertraulich flüſternder Weiden lagern ſich die Werkgenoſſen ſcherzend um Kober und Krug, und wenn endlich der hochbeladene Wagen den der Wieſe entwendeten Schmuck, den Troſt der Heerde und ihres Beſitzers, dem Gehöfte zuführt, folgt das Auge mit Wohlgefallen dem zwar erblaßten, aber noch immer ſauber und „appetitlich" erſcheinenden Grün der getrockneten Halme.

Wir haben bei unſerer Betrachtung der Wieſe wenig Rückſicht darauf genommen, daß dieſelbe nicht bloß an verſchiedenen Orten, ſondern auch zu verſchiedenen Zeiten ein ſehr verändertes Anſehen erhält. Wir wollen hier nur noch das Eine hervorheben, daß im Kreislaufe des Jahres das Leben unſerer Wieſen in drei deutliche Abſchnitte zerfällt, in den der Ermannung von der winterlichen Lethargie, in den des vollkräftigen Grünens und Blühens und in die von der Senſe noch beſchleunigte Periode des allmälig wieder zuſammenſinkenden Lebenstriebes. Schon in dem Anfangsſtadium zieht die Wieſe unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Es ſind nur kleine Pflänzchen und Blümchen, welche ſie da nach und nach an's Licht gelangen läßt, aber weil wir im Frühling mit dem Leben der Natur gleichſam unſer eigenes erneuert fühlen, ſo kann auch das kleinſte Zeichen von dem Wiederaufathmen der Erde unſer Gemüth bewegen, und wir freuen uns über den einfachen Frühlingsſchmuck der Wieſe oft eben ſo ſehr, als über das Prunkgewand, welches ſie im hohen Sommer trägt. Marienblümchen, Windröschen (**Anemone nemorosa**), eine gelbe, den Blättern voraneilende Lattichblüthe werden beachtet; noch mehr die zwar dem Boden angedrückten, aber alle ſonnigen Abhänge mit leuchtenden Punkten überſäenden Blümchen des frühen Fingerkrauts (**Potentilla verna**) und die bald hinzutretenden klaren Geſtalten der Himmelsſchlüſſel (**Primula veris**). Und obgleich das jetzt hier blühende Veilchen (**Viola hirta**) geruchlos iſt, ſo veranlaßt es uns doch wiederholt, unſeren Blick in ſein lichtes Blau zu verſenken, da es durch ſeine meiſt büſchelweis hervorbrechenden Blüthen mehr als das wohlriechende Veilchen der Anſicht gerecht zu werden ſucht:

„Viele Veilchen zuſammengeknüpft, das Sträußchen erſcheinet
Erſt als Blume" —

Der Süddeutſche theilt dieſe Freude um ſo mehr, als er auf ſeinen Wieſen auch noch Crocus, Schneeglöckchen, ſchön gefärbte Enziane und Meerzwiebeln erblickt. — Kommt der Mai, ſo wächſt das grüne Gras dieſen niedlichen Zwergen bald über den Kopf und wirkt nun ſeinerſeits, ſelbſt aus der Ferne, erquickend auf Auge und Herz.

„Du junges Grün, Du friſches Gras!
Wie manches Herz durch Dich genas,
Das von des Winters Schnee erkrankt —
O wie mein Herz nach Dir verlangt!

Schon brichſt Du aus der Erde Nacht:
Wie Dir mein Aug' entgegenlacht!
Hier in des Waldes ſtillem Grund
Drück' ich Dich, Grün, an Herz und Mund.

Wie treibt's mich von den Menſchen fort!
Mein Leid, das hebt kein Menſchenwort:
Nur junges Grün, an's Herz gelegt,
Macht, daß mein Herze ſtiller ſchlägt."

(J. Kerner.)

Nach der Heuernte iſt es auf der Wieſe noch viel ſtiller, als im erſten Frühlinge. Auf den trocknen Wieſen iſt es mit allem jungen Leben vorbei, nur einige Glockenblümchen und „Blutströpfchen" entwickeln noch aus nachtreibenden Aeſten des von der Senſe verſtümmelten Stocks ſo viel Blumen, daß der Vorübergehende ſich durch ſie an das erinnert, was verloren iſt. Dagegen haben die feuchteren, aber doch nicht ſumpfigen Wieſen in dieſer Periode oft noch eine ſelbſtſtändige Aufgabe zu löſen. Denn hier bedeckt ſich der wieder an Luft und Licht gelangte Boden theils mit zahlreichen, violetten Blüthenſternen kleiner, aber kräftig aufſtrebender Enziane, theils mit den viel anſehnlicheren, roſafarbenen Kelchen der Herbſtzeitloſe (Colchicum). Wie angenehm die Erſcheinung dieſer letzteren anfangs überraſcht, wenn ſie im September die kahle, leicht zu überblickende Wieſenfläche zu Hunderten beſetzt hält, ſo beſchleicht uns doch bei längerem Verweilen ein etwas unheimliches Gefühl, und ein leiſer Schauer, der unſer Herz überläuft, wird nicht von der harten Herbſtluft allein verurſacht. Die Pracht, die uns hierher zog, hat, in der Nähe beſehn, doch etwas auffallend Dürftiges. Es ſcheint der Erde eine gewaltige Anſtrengung gekoſtet zu haben, dieſe „nackten Jungfern" ihrem Schooße entſteigen zu laſſen; denn Nichts als die Blume, und auch dieſe nicht ganz, hat ſich der dunkeln Tiefe entwunden; kein grüner Schaft trägt ſie, und nicht einmal kurze Blattſpitzen, wie ſie doch die ſo ähnliche, den Frühling ſchmückende Crocusblüthe umgeben, ſuchen hier die Mängel der Erſcheinung zu mildern. Und wir wiſſen es ja: Alles, was an dieſer ſpäten Schöpfung fehlt, will die müde Erde erſt im nächſten Frühjahr, wenn eine neue Sonne auch ihr wieder zu einem glühenderen Leben verhilft, anlegen, entwickeln und uns vor Augen ſtellen. Wenn der Winter vorüber iſt, Veilchen blühen und Nachtigallen ſchlagen, dann wird da, wo jetzt die rothe Blume blühet, ein kräftiger Büſchel breiter, dunkelgrüner Blätter entſpringen und in ſeiner Mitte auf glattem Schafte eine große, ſamenerfüllte Kapſel tragen: dann wird das die Jahre fortſpinnende Räthſel der Zeitloſe ſich vollſtändig enthüllen.

* * *

Das Saterland und ſeine Bewohner.

Von Hermann Meier, Lehrer in Emden.

Es giebt wenig Gegenden im lieben Vaterlande, die bis vor Kurzem ſo ſehr unbekannt waren, als das an der ſüdweſtlichen Grenze des Großherzogthums Oldenburg belegene und demſelben zugehörige Ländchen Saterland. Erſt ſeit etwa einem Dutzend Jahre weiß man, daß die Saterländer nicht nackt einhergehen, nicht in Erdhütten wohnen, keine barbariſche Sprache reden und daß ſich ihre Lebensweiſe ganz weſentlich von der der alten Germanen unterſcheidet. Aber doch kann man noch gelegentlich hören, daß ſie ſich zur Mittagszeit um einen großen, in der Mitte ausgehöhlten Tiſch ſetzen, um daraus gemeinſam mit hölzernen Löffeln eine nur ihnen mundende Speiſe zu eſſen; daß über jedem Tiſche an einem Faden ein Stück Zucker hängt, welches beim Trinken von einem Mund zum andern wandert. — Kein Wunder aber, daß ſolche Märchen noch zirkuliren können. Nur wenige Reiſende, die gern überall Wunderdinge und Abenteuerliches ſehen wollten, betraten dieſes Ländchen, welches von allen Seiten von faſt unzugänglichem Moor umgeben iſt und durch welches nur eine Straße, die Waſſerſtraße führte. Erſt durch den Dr. Minßen, der das Ländchen mit beſonderer Vorliebe bereiſete und tief eingehende Studien über die ſaterländiſche Mundart machte, ſind genaue und wahre Mittheilungen geliefert. Wir wollen in

Anlehnung an dieſelben dem Leſer das ſaterländiſche Land und Volk zu ſchildern verſuchen. Für den geneigten Leſer, der dieſe Handvoll deutſche Erde auf der Karte aufſuchen möchte, bemerken wir, daß es im N.-W. an Oſtfriesland, in S.-W. an das Herzogthum Aremberg-Meppen, im Oſten an das oldenburgiſche Amt Froſoithe grenzt.

Das Moor, welches das Saterland theils umgiebt, theils daſſelbe bildet, iſt während des größten Theils des Jahres ſo weich, daß man beim Gehen in daſſelbe tief hineinſinkt; nur wenn es hart gefroren iſt, kann man darüber gehen, ſinkt aber auch dann noch oft hinein und fühlt beſtändig den ſchwankenden Boden unter den Füßen. Um das Einſinken der Pferde zu verhindern, bindet man ihnen kleine runde Bretter unter die Hufe. Seit Anfang dieſes Jahrhunderts hat man Sandwege über das Moor gelegt, ſo daß man jetzt, was früher völlig unmöglich war, von verſchiedener Seite ins Land kommen kann. Außerdem iſt noch die Waſſerſtraße da, die ſich aus den unendlich vielen Waſſerrinnen des Hochmoors und einigen kleinen Bächen der angrenzenden Geeſtſtrecken bildet, und ſich in ihrem weitern Laufe als ein kleiner Fluß in die Ems ergießt.

Trotzdem die Bewohner dieſes von der Natur durchaus nicht geſegneten Landes mit ſchwerer Mühe dem Boden ſeine Erzeugniſſe abzwingen müſſen, ſo hängen ſie doch mit unendlicher Liebe an ihrem Vaterlande und verlaſſen es höchſt ungern, wenn ſie es auch mit weit ergiebigerm Boden vertauſchen können. In der Ferne gedenken ſie ſtets mit einiger Sehnſucht ihres Saterlandes. — Früher war dieſes Ländchen nur ſchwach bevölkert, ſeitdem aber zu Anfang dieſes Jahrhunderts Hannover die Torfeinfuhr verboten hat, haben ſich die Bewohner auch auf andere Induſtriezweige werfen müſſen; man fing an mehr Landwirthſchaft zu treiben, kultivirte das Moor, legte ſich auf Vieh- und Bienenzucht, welche letztere beſonders den Leuten eine nicht unbedeutende Erwerbsquelle eröffnete. Mit der Vermehrung der Induſtriezweige und dem ſteigenden Wohlſtande ging die Vergrößerung der Einwohnerzahl Hand in Hand, ſo daß das Ländchen, welches zu Anfang dieſes Jahrhunderts kaum 1500, jetzt mehr als 3000 Bewohner zählt.

Wer da glauben wollte, daß die Bewohner dieſes von unwirthbaren Moorflächen umgebenen Landes wegen ihrer langen Iſolirtheit und Abgeſchloſſenheit von der übrigen Welt in der Bildung zurückgeblieben ſeien, der würde ſich ſehr irren. Man findet hier eine Bildung des geſunden Verſtandes, eine Charakterfeſtigkeit, die den Beobachter vielfach überraſcht. Das haben ſie dem selvgovernment zu danken, welches bei den Saterländern vollkommen ausgebildet war, wie man es im Süden des deutſchen Vaterlandes nicht kennt, das thaten die ewigen Streitigkeiten mit der Regierung, die ihnen ihre Rechte verkürzen und ſtets neue Laſten auflegen wollten. In dieſem Kampfe erſtarkte ihr Charakter, aber ſie wurden zu gleicher Zeit auch ſo mißtrauiſch und oppoſitionell, daß ſie Alles mit ſcheelem Auge betrachten, was von der Regierung kommt, obgleich ihnen von den frühern Privilegien faſt gar nichts geblieben iſt. Nur die Freiheit, im ganzen Lande zu fiſchen und zu jagen, hat man ihnen gelaſſen und ſie benutzen dieſe denn auch im vollſten Maße.

Den Zweifel, ob die Saterländer zum frieſiſchen Stamm gehören, widerlegt nicht nur ihre Sprache und ihr Charakter, ſondern auch ihr Körperbau; beſonders der der Frauen weiſt auf's Unzweideutigſte ihre frieſiſche Abſtammung nach. Dieſe haben zum Theil noch den altgermaniſchen Typus bewahrt; edle Geſichtszüge, hellblondes oder vielmehr hellgelbes Haar und hellblaue Augen zieren die Saterländerin, unter welchen man wahrhaft herkuliſche Geſtalten findet. Ein großer Theil der Feld- und Hausarbeiten ruht auf den Schultern der Frauen und ſie wiſſen die Arbeiten im Moor wie auf dem Felde und im Garten eben ſo gut zu verrichten, wie die Männer; wenn aber auf Wangeroog und Helgoland den Frauen alle Arbeit überlaſſen bleibt, während die Männer oft auf der Bärenhaut liegen und es unter ihrer Würde halten, mit zuzugreifen, ſo iſt das bei den Saterländern anders. Iſt der

Mann nicht ſonſt beſchäftigt, ſo iſt er ein treuer Gehilfe ſeines Weibes und ſchämt ſich nicht im Winter die müßigen Stunden am Spinnrade oder mit dem Stricken der Strümpfe auszufüllen. Beweiſen die Frauen ihre frieſiſche Abkunft durch ihr Aeußeres, ſo die Männer durch ihren Freiheitsſinn in politiſchen und religiöſen Dingen. Aeußerlich gleicht der Mann mehr den Nachbarn; er hat eine kräftige, gedrungene Geſtalt, muskulöſe Glieder und ein intelligentes Auge. Sie haben, wie bereits geſagt alle Privilegien, die ihnen wie dem ganzen Frieſenſtamm, von Karl dem Großen verliehen worden, eingebüßt; ſie haben der Uebermacht weichen müſſen, aber ſie thaten und thun dies nur brummend. Auch in religiöſer Rückſicht ſtehen ſie weit freier, als die meiſten andern Katholiken, ſie haben es noch immer nicht vergeſſen, daß zur Zeit des dreißigjährigen Krieges alle ihre Vorfahren zur lutheriſchen Konfeſſion übergegangen waren. Aber nach dem weſtphäliſchen Frieden führte man ſie wieder in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zurück; trotzdem haben ſie ſich eine Freiſinnigkeit in manchen Dogmen und eine Unabhängigkeit ihren Prieſtern gegenüber bewahrt, wie man ſolche in katholiſchen Ländern meiſtens vergebens ſucht. Seit Langem haben die Prieſter verſucht, alles Heidniſche zu vertilgen, d. h. alte Volksfeſte, Sitten und Gebräuche auszurotten und dieſes iſt ihnen leider nur zu gut gelungen.

Mit allen frieſiſchen Stämmen haben auch die Saterländer eine große Vorliebe für ihren Dialekt gemein und halten ihn hoch in Ehren, um ſo mehr, da kein Fremder ihn verſteht und ſie ſich großer Vortheile deſſelben rühmen.

Der Umgang zwiſchen beiden Geſchlechtern iſt ein äußerſt freier. Glaubt ein junger Burſche von 20 oder 21 Jahren, daß er eine Familie ernähren kann, ſo ſucht er ſich eine Frau (wyrdinne) und verlobt ſich mit ihr. Von dieſem Augenblick an betrachten ſie ſich als Mann und Frau. Abends, wenn Alles zur Ruhe gegangen iſt, beſucht der Bräutigam ſeine Braut, welche ihn oft heimlich in ihre Kammer führt, wie bei den Tyrolern, Schweizern ꝛc. in den Kommnächten. Einige Wochen ſpäter holt der junge Mann die Erlaubniß der Eltern ein und die baldige Hochzeit bedeckt alles Geſchehene mit ihrem gütigen Schleier. Sollte der Burſche wortbrüchig werden, ſo würde man ihn gleich einem Paria behandeln und ihn dadurch zwingen, entweder das Mädchen zu heirathen oder das Land zu verlaſſen, denn nichts wird hier ſtrenger geahndet, als Vergehungen wider die Sittlichkeit. Zur Ehre der Saterländer muß bemerkt werden, daß ſolche ſehr ſelten vorkommen.

Verheirathet ſich der älteſte Sohn des Hauſes, ſo übernimmt er nach der Hochzeit die Wirthſchaft; die Eltern genießen fortan ihre Tage in Ruhe und das junge Paar ſorgt auf jegliche Weiſe dafür, dieſen das Leben möglichſt zu verſchönern. Eine Vernachläſſigung von Seiten ihrer Kinder haben ſie nicht zu befürchten, ihnen bleibt nach wie vor der Ehrenplatz im Hauſe. Die jüngern Söhne ziehen, falls die Braut das älteſte Kind iſt, in das Haus derſelben oder beginnen eine eigne Wirthſchaft.

Das erſte Kind, welches aus den gewöhnlich recht reich geſegneten ſaterländiſchen Ehen hervorgeht, erbt den Namen des Großvaters oder der Großmutter väterlicher Seite; das zweite Kind nennt man nach den Eltern der Mutter, beim dritten Kinde wird wieder ein Name der väterlichen, beim vierten einer der mütterlichen Familie gewählt ꝛc. Hat nun freilich ein napoleoniſches Geſetz es aufs Strengſte befohlen und ſpäter ein oldenburgiſches ſolches wiederholt, einen feſten Familiennamen anzunehmen, ſo hat ſolches Geſetz doch hier auf das gewöhnliche Leben noch keinen Einfluß gewinnen wollen. Das Kind erhält den Vornamen des Vaters mit einem angehängten s als Familiennamen, ſo daß der älteſte Enkel alſo jedesmal ebenſo heißt wie der Großvater: heißt z. B. der Vater Hinnerk Wilms, ſo heißt der älteſte Sohn Wilm Hinnerks und deſſen erſter männlicher Sproſſe wieder Hinnerk Wilms. Nur drei Familien des Landes, die indeß von Weſtfriesland eingewandert ſein ſollen, haben immer denſelben Stammnamen geführt.

Aehnlich wie die Bauernhäuſer in Schottland ſind auch alle ſaterſchen Häuſer mit Stroh gedeckt, ihre Wände beſtehen aus Fachwerk, welches mit Steinen in Lehm oder mit Strauchwerk, das mit Lehm überzogen iſt, ausgefüllt iſt. Tritt man in ein ſolches Haus alten Styls, ſo hat man zu beiden Seiten die Viehſtälle, vor ſich den mächtigen Feuerheerd, um welchen die Familie ihre Wohnung aufgeſchlagen hat. Hinter dem Heerde befindet ſich ein großer Raum zur Aufbewahrung des Heues und Torfes und links die Bettſtellen. Die neueren Häuſer haben bereits eine von der Tenne getrennte Küche und eine Stube, die meiſtens nur bei feierlichen Gelegenheiten und als Reſidenz des Hausherrn benutzt wird.

* * *

Strut von Winkelried, der Drachentödter.

Herr Strut von Winkelried war eines alten Stammes und ein unverzagter Held, den Kaiſer Friedrich ſeiner ritterlichen Thaten wegen bei einer Belagerung zum Ritter geſchlagen hatte. Der hatte einen Todtſchlag begangen, deshalb mußte er das Land Unterwalden meiden.

Nun war im Jahre 1250 im Lande Unterwalden, zwiſchen dem Kernwalde und dem Flecken Stanz ein Dörflein, Wylen genannt. Darob war in einem Berge eine weite Höhle und viel alt Gemäuers, wie man's noch ſieht, als ob vor Zeiten heidniſche Wohnungen oder die alten Römer vielleicht da verborgen geweſen wären. In dieſe Höhle legte ſich um's Jahr 1250 ein großer vierfüßiger Wurm oder Drache. Er verderbte Menſchen und Vieh, alſo daß die Leute aus dem Dörflein Wylen wichen und es öde ſtehen laſſen mußten. Deshalb hat dieſer Flecken hernach den Namen Oedwylen erhalten. Nun liegt ein großes Ried und Weideland neben dem Dörfli, darüber geht die Landſtraße, es mußte aber Alles ganz unbenutzt liegen, denn in die Pfütze legte ſich oft der Wurm, und was er ereilte, das mußte ſterben, weshalb man oben durch den Wald eine ſichere Landſtraße machen mußte, deren Spur noch lange zu ſehen war. Zuweilen ordneten die von Unterwalden gewaffnete Leute und Armbruſtſchützen ab, den Wurm umzubringen. Er war aber ſo umſichtig und ſchnellen Laufes, daß er ſich ſtets in die Höhle oder an andere ſichere Orte zu retten vermochte, wie er denn gleich einer Eidechſe an Felſen aufwärts laufen konnte, als ob es ebener Boden wäre.

Da nun dieſer Wurm gar beſchwerlich und ſchädlich war in Unterwalden, ſo erbot ſich Herr Strut von Winkelried und ſetzte ſein Leben zum Pfande, daß er den Drachen tödte, ſofern man ihm das Land wieder erlaubte. Darum ward ihm das Land wieder geöffnet. Er rüſtete einen langen Spieß, umwand ihn vorn mit rauhen ſcharfen Dornen und ging dahin, wo er den Drachen zu finden meinte. Sobald der Wurm ſah, daß er allein war, fuhr er mit offenem Schlunde gegen ihn. Herr Strut von Winkelried war ein ſtarker Mann und ſtieß ihm den Spieß mit aller Kraft in den Rachen, ließ ihm den im Rachen ſtecken, zückte ſchnell ſein Schwert und gab dem Drachen ſo viel Wunden, daß er ſtarb. Da lobte Strut von Winkelried Gott und hub vor Freuden ſeine Arme gen Himmel. Indem er aber dabei das blutige Schwert in der einen Hand emporhielt, rann das Blut oder der giftige Schweiß des Drachen von ſeinem Schwerte herab auf ſeine Hand. Davon mußte der Held nach wenigen Tagen ſterben.

* * *

Die Rubeloſigkeit, w…
zieht, wird in ihrer Bedeu
einzigen Mannes und durc
Weiſe verklärt, daß jeder
ſcheint, dennoch zu einer wi
unſerer deutſchen Litteratur
Wohnſitzes beſtimmen, mögen
der gelegentlich oder nothgedr
niſſe des Wanderns ſind ſo v
Sturm- und Drang-Periode

Es waren vielleicht Reſte
ſommer des Jahres 1748 ſein
kann", unerträglich machten.
niſſe nicht unbedeutend; drei T
eren ſeinen Theaterenthuſiasmu
wackere Bühnenleitung dem jun
von Leipzig weggegangen; ebenſ
Wege genialer Ungebundenheit
Leſſing in Leipzig ſo viel gelernt.
ſich ſelbſt ſchon in dem „jungen
ſchiedenen Freund Mylius hatte
Berlin geführt und die Ausſicht, i
eine Stellung zu erringen; Leſſing
durch deſſen Rath und dieſelben A
den ſächſiſchen Verhältniſſen ſo gan
Reiſe in Wittenberg und beſchloß g
trikulirt, ſich die ziemlich reichen bibli
verſität zu Nutze zu machen. Aber
dious auf, und dies beſchleunigte den
ſeit der zweiten Hälfte des December
fachen Kandidaten der Medicin in B

Aber in dieſer ſcheinbar ſo zufä
eine tiefe Beſtimmung: Leſſing wurd
gemeinen des Zeitalters Friedrichs des
Dichter und Kritiker es klar empfand,

---

*) Es handelt ſich in dieſer Skizze nic
um die Andeutung kulturgeſchichtlicher Mon
Verpflichtung einer beſonderen Dankbarkei
als Schiller und Goethe, die jeder beſtimmte
Geiſte entbehren.

Berlin nahm unter alle
drange aufſuchte, die eigenth
Paris Leipzig zu vergleich
Hamburg, ſondern ihm hatte
Charakter aufgeprägt. Am
Bildungsſtätten ſich äußerl
Element über einen Thei
merkwürdigen Weiſe gekom
mittel mit der ſonſt gan
organismus aufgenommen
Edictes von Nantes hatten
zöſiſchen Volkes ausmachte
wendet: die Kaufleute und
Dänemark; nach Deutſchl
denburg wurde dieſen fran
und ſeiner Nachfolger au
Richtungen des äußern,
ſelben Zeitalter des Kurf
ſeine Augen aufgeſchlage
in den zugleich charakter
jungen preußiſchen Staa
war, aber frei von allen
politiſchen und kirchlichen
der Hoheit oder auch un
punkte des norddeutſchen
ſich populär leicht vermi
Geiſt zu erziehen, wie
über die Methode für

Dieſer kritiſchen un
Leſſings ganze Art ver
popular-philoſophiſche
So hatte er die erſte
die disciplinirende. Be
Freund, ſtand in dem
überging. Aber Leſſin
entfernt, ſich mit eine
einen Inhalt haben.

Einen ſolchen Ju
Zeitalters verliehen.
wieder hingeſtellt. J
ſeiner noch tieferen u
des 18. Jahrhunderts
fliegen; er der Kritik
verſtehen, der ſeinen
wollte; heraustretend
ſchon ſeinen Blick au
nun, wie der preuß
lebendig wurde in d

zu wanken begann, wie der
den ſich das Leben ſammelte.
nicht recht beſtimmt warum;
aus den Augen, man hatte
er, denen zufällig die Sonne
Schleſien war ſchon annectirt
die Dinge hätte auffaſſen
dem hätte Friedrichs Degen

ags entſinnen, den er als
Mitte des Decembers 1745
ben weder die Würde ſeines
er Mutter hatten vermögen
Karlowitz mit klingenden
chriftſteller den Leſſing der
tigen Ringen die äſthetiſche
Grundſätze und ſittlichen
ge Pracht des Hoflebens
ert hatte. Aber nur un-
derts über der Zerklüftung
ſie dieſe ſtille Bundes-
en Politik und dort der
rüber; Leſſing ſetzt ſpäter
heſten Dichterkraft daran,
aber unbeachtet verläßt
male unter dem Schweiſe
zu finden.
es deutſchen Geiſtes,

tung nicht im Entfern-
enigem oder gar keinem
dieſe durch die Wirklich-
die erſten Jahre über-
ben, und beſonders den
nd des chriſtlichen Glau-
ſtolzer Schamhaftigkeit
1749 lernen wir, daß
beſuche machen können,
e in dieſer Beziehung
er kindlichen Ehrfurcht
einem einmal gefaßten
ren, nicht irre machen;
gen, bewegten Lebens
Ende März finden
als Univerſitäts- und
Anfange des folgen-
des Vaters mit neun
ſte Zukunft eröffnete,

Berlin nahm unter allen Städten, welche Leſſing in ſeinem unwiderſtehlichen Bildungsdrange aufſuchte, die eigenthümlichſte Stellung ein. Denn es war nicht mit dem kleinen Paris Leipzig zu vergleichen, noch mit dem ſelbſtbewußten kaufmänniſch ariſtokratiſchen Hamburg, ſondern ihm hatte der Beiſatz einer franzöſiſchen Bevölkerung einen ſehr beſtimmten Charakter aufgeprägt. Am Ende des 17. Jahrhunderts, in welchem faſt alle deutſchen Bildungsſtätten ſich äußerlich franzöſiſches Weſen angelernt hatten, war dies franzöſiſche Element über einen Theil Preußens und beſonders Berlin in einer kulturgeſchichtlich merkwürdigen Weiſe gekommen: es war nicht angeeignet worden als ein fremdes Bildungsmittel mit der ſonſt gangbaren Veruntreuung des Nationalen, ſondern in den Staatsorganismus aufgenommen durch einen edlen Act der Fürſten. Seit der Aufhebung des Edictes von Nantes hatten die Refugiés, welche einen ſehr achtbaren Bruchtheil des franzöſiſchen Volkes ausmachten, ſich in charakteriſtiſch getheilten Zügen nach dem Auslande gewendet: die Kaufleute und die Induſtriellen gingen vorwiegend nach Holland, England und Dänemark; nach Deutſchland kamen Gelehrte, Künſtler, Militairs und Handwerker. Brandenburg wurde dieſen franzöſiſchen Koloniſten durch die Hochherzigkeit des großen Kurfürſten und ſeiner Nachfolger aufgethan und ſie haben ſich dankbar bewieſen, nicht allein in den Richtungen des äußern, auf mechaniſche Künſte oder Handel gerichteten Lebens. In demſelben Zeitalter des Kurfürſten Friedrich Wilhelm hatte der brandenburgiſch-preußiſche Geiſt ſeine Augen aufgeſchlagen und ſchaute Bildung verlangend nach Lehrmeiſtern um; ſie kamen in den zugleich charaktervollen und doch franzöſiſchen Refugiés. In der Hauptſtadt des jungen preußiſchen Staats entwickelten ſie eine Bildung, welche durch und durch franzöſiſch war, aber frei von allen Beſchränktheiten des Zuſammenhanges mit den Zufälligkeiten der politiſchen und kirchlichen Verfaſſung des Heimathlandes, vertreten durch Männer, welche der Hoheit oder auch nur des Eigenſinns eines Märtyrerthums fähig waren; in dem Mittelpunkte des norddeutſchen Lebens tauchte der ſcharfkritiſche, unerſchrocken verſtändige, und dabei ſich populär leicht vermittelnde franzöſiſche Geiſt auf, um in derſelben Weiſe den Berliner Geiſt zu erziehen, wie ſie etwa ein Jahrhundert früher Descartes in ſeiner Unterſuchung über die Methode für Frankreich ſelbſt vorgezeichnet hatte.

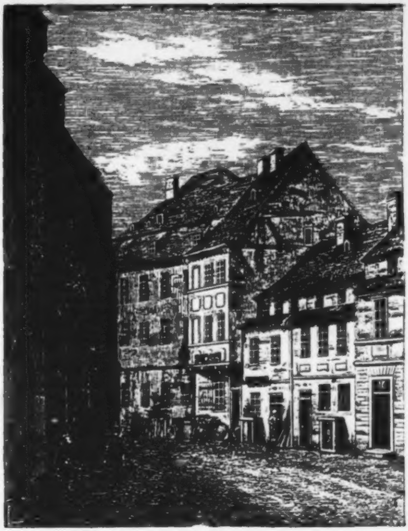
Dieſer kritiſchen und klaren Richtung, wie ſie ſich in Berlin entwickelt hatte, mußte Leſſings ganze Art verwandt begegnen; ſeine erſten Bildungsjahre waren, was Kunſt und populärphiloſophiſche Anſchauungen betraf, in Leipzig vom Franzöſiſchen beherrſcht geweſen. So hatte er die erſten Lieder, Epigramme und ſeine erſten dramatiſchen Werke gedichtet: die disciplinirende Bedeutung einer ſolchen Richtung war ihm unzweifelhaft. Mylius, ſein Freund, ſtand in dem nächſten Verkehr mit Gottſched, an welchem Leſſing allerdings vorüberging. Aber Leſſing, bei ſeiner Strebſamkeit und ſittlichen Anlage, war weit davon entfernt, ſich mit einem noch ſo glänzend entwickelten Formalismus zu begnügen: er mußte einen Inhalt haben.

Einen ſolchen Inhalt hatte Friedrich der Große der Begeiſterung und dem Denken ſeines Zeitalters verliehen, ihm die großen Principien der Selbſtgewißheit und der Nationalität wieder hingeſtellt. In den großen und klaren blauen Augen des einzigen Fürſten und in ſeiner noch tieferen und klareren Seele ſpiegelten ſich dieſe beiden Momente der Bewegungen des 18. Jahrhunderts ſcharf erkannt wieder. Ihm mußte Leſſings ganzes Intereſſe entgegenfliegen; er der Kritiker, der ſich überall feſt auf ſich ſelber ſtellte, vermochte den Fürſten zu verſtehen, der ſeinen Staat auf ſeine eigene Kraft gegenüber einer Uebermacht anweiſen wollte; heraustretend aus der Bildungsſchule des franzöſiſchen Formalismus, hatte er ſelbſt ſchon ſeinen Blick auf die Möglichkeit einer nationalen deutſchen Poeſie gerichtet und ſahe nun, wie der preußiſche Trommelſchlag das von ihm geſuchte Volk ſchon erweckte, wie es lebendig wurde in den Trümmern des heiligen römiſchen Reichs, wie der theatraliſch decorirte Tempel im Süden, der noch das deutſche Reich bedeutete, zu wanken begann, wie der Schwerpunkt der deutſchen Geſchichte ſich verrückte und im Norden ſich das Leben ſammelte. Man folgte dem Rufe des großen Preußenkönigs und wußte nicht recht beſtimmt warum; man rieb ſich noch den Schlaf des heiligen römiſchen Reichs aus den Augen, man hatte faſt ſo abſichtslos die Augen aufgethan wie ſchlummernde Kinder, denen zufällig die Sonne ins Geſicht ſcheint — das neue deutſche Reich war im Anzuge, Schleſien war ſchon annectirt und wer damals ſo virtuoſenhaft-eitel oder pikirt-unverſtändig die Dinge hätte auffaſſen wollen wie im 19. Jahrhundert Macaulay oder Onno Klopp, dem hätte Friedrichs Degen eine ſehr leſerliche Auskunft hingeſchrieben.

Leſſing mußte ſich des ſiegreichen preußiſchen Trommelſchlags entſinnen, den er als Meißner Fürſtenſchüler nach der Schlacht von Keſſelsdorf in der Mitte des Decembers 1745 vernommen hatte, und wie damals ihn den ſechzehnjährigen Knaben weder die Würde ſeines Vaters, des Paſtor primarius, noch die inſtändigen Bitten ſeiner Mutter hatten vermögen können, ſeinen Wohlthäter, den ſächſiſchen Oberſtlieutenant v. Karlowitz mit klingenden Reimen zu feiern; und jetzt ſollte vielleicht der Fürſt der Schriftſteller den Leſſing der Fürſten von Auge zu Auge ſchauen: er der Dichter, der im gewaltigen Ringen die äſthetiſche Behaglichkeit des Reimens abgethan um unſerer Dichtung wieder Grundſätze und ſittlichen Halt zu verleihen, vielleicht dem Fürſten begegnen, der die ruhige Pracht des Hoflebens dem Schickſale Preußens und damit Deutſchlands überhaupt geopfert hatte. Aber nur unbewußt reichen ſich die beiden kämpfenden Heroen des 18. Jahrhunderts über der Zerklüftung der Geſellſchaft die Hand zu gemeinſamer Geiſtesarbeit, ohne daß ſie dieſe ſtille Bundesgenoſſenſchaft auch nur klar fühlten, hier der Leſſing der ſchaffenden Politik und dort der König der ſäubernden Kritik. Im Leben gehen ſie an einander vorüber; Leſſing ſetzt ſpäter den ganzen Gewinn ſeiner dramaturgiſchen Studien und ſeiner friſcheſten Dichterkraft daran, im nationalſten Luſtſpiel den Hubertusburger Frieden zu verklären, aber unbeachtet verläßt er dann unſer Preußen, um endlich an Rauchs complizirtem Erzdenkmale unter dem Schweife des Königlichen Pferdes ſammt Philoſophie und Kunſt ſeine Stelle zu finden.

Leſſing ging nach Berlin als typiſches Vorbild des deutſchen Geiſtes, der nach dem Preußen Friedrichs des Großen ſtrebt.

Das Aeußere der erſten Ueberſiedelung entſprach der inneren Bedeutung nicht im Entfernteſten: es war ein Studentenumzug mit vielen Schulden und ſehr wenigem oder gar keinem Mobiliar. Wenn er irgend Erwartungen gehegt hatte, ſo wurden dieſe durch die Wirklichkeit bitter getäuſcht, und nicht nur für einen Augenblick, ſondern für die erſten Jahre überhaupt. Daraus erklärt ſich die auffallende Sparſamkeit im Briefſchreiben, und beſonders den Aeltern, welche nach allen Seiten hin, vom Standpunkte der Praxis und des chriſtlichen Glaubens, dieſe Ueberſiedelung verurtheilt hatten, möchte er ſein Elend in ſtolzer Schamhaftigkeit verſchweigen: aber aus dem Briefe an ſeine Mutter vom 20. Januar 1749 lernen wir, daß es ihm ſogar an anſtändiger Kleidung fehlte, in welcher er hätte Beſuche machen können, und daß er deshalb die Aeltern bitten muß, ihr vor etwa einem Jahre in dieſer Beziehung gegebenes Verſprechen zu löſen. Trotz dieſer drückenden Noth und der kindlichen Ehrfurcht gegen die Aeltern, welche er nie aus den Augen ſetzt, läßt er ſich in ſeinem einmal gefaßten Entſchluß, weder heim zu kommen, noch zu einer Univerſität zurückzukehren, nicht irre machen: er weiß ſchon mit ſeinen zwanzig Jahren, daß ſeine Natur eines großen, bewegten Lebens bedarf, um ſich ſelbſt zu bilden und dann ihre Miſſion zu vollziehen. Ende März finden wir ihn vorübergehend in Frankfurt a. d. O., das ihn wie Leipzig als Univerſitäts- und Handelsſtadt anlocken und ihm etwas verſprechen mochte: aber ſchon im Anfange des folgenden Monats iſt er wieder nach Berlin zurückgekehrt, wo ihn ein Brief des Vaters mit neun Thalern erwartete. Wie trübe Ausſichten dieſe Unterſtützung für die nächſte Zukunft eröffnete, ſo reichte ſie doch für den Augenblick hin, die nöthige Kleidung zu beſchaffen. Die leibliche Nahrung forderte nicht viel; Leſſing berichtet uns ſelbſt, daß er für 1½ guten Groſchen eine ſtarke Mahlzeit thun könne; ſeine Wohnung, welche er Anfangs mit ſeinem Landsmanne Naumann aus Bautzen theilte, war beſcheiden wie die der meiſten Poeten: es war die Dachſtube des ſchmalen, jetzt umgebauten Hauſes Nr. 10. an dem Nicolaikirchhofe, deſſen früheres Ausſehen uns eine im Beſitz der Familie Friedländer befindliche, von ihr in anerkennenswerther Weiſe vervielfältigte und hier im Holzſchnitte mitgetheilte Zeichnung erhalten hat. Die Umgebung machte damals noch nicht den trivialen Eindruck von heut; das alte ehrwürdige Gebäude war von dem muntern Lärmen der Fleiſcherſcharren und andern bürgerlichen Handelslebens, wie von zahlreichen ſteinernen Grabdenkmälern umgeben. Später bewohnte er unter Anderen nach Ramler und Mylius und vor Nicolai das Haus Spandauer Straße 68, welches dann



Leſſing's Wohnhaus in Berlin.

Moſes Mendelsſohn erwarb und bis zu ſeinem Tode inne hatte. Aber Krankheit, wie ein ſchlimmer Fieberanfall ſchon im April und der vollſtändige Mangel eines regelmäßigen Einkommens drücken ihn ſo, daß er am 30. Mai die Aeltern um nur 10 bis 15 Thaler bittet und Berlin in etwa einer Woche verlaſſen will. Mylius hatte zwar bei ſeinen näheren Beziehungen zu der Berliniſchen (jetzt Voſſiſchen) Zeitung und deren Beſitzer, Rüdiger, dem Schwiegervater des Buchhändlers Chr. Fr. Voß, ſeinem Freunde Gelegenheit verſchafft, durch die Ordnung der Rüdiger'ſchen Bibliothek ſich etwas zu verdienen, und dieſe Arbeit war Leſſing bei ſeinen bibliographiſchen Neigungen ſogar willkommen geweſen, aber es war dem jungen Forſcher und Dichter nicht nachhaltig damit gedient. Und doch hat er ſein eigentliches Ziel ſo unverrückt im Auge, daß er die ihm angebotene, nicht im Geringſten entehrende Stelle eines Auctionscommiſſarius mit 400 Thalern Gehalt und Anderes ablehnt, was ihn in ſeinen Studien geſtört haben würde; er zieht es vor, bei einem Herrn v. d. Goltz eine nicht genau zu bezeichnende Stellung als Hauslehrer oder Secretair auf etwa ein Jahr anzunehmen, welche Stellung ihn natürlich in mancherlei Berührungen bringen mußte. Im Ganzen wies er ſich aber an ſich ſelbſt und benutzte jede Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe fruchtbar zu erweitern. Beſonders wichtig wurde ihm die Bekanntſchaft mit einem franzöſiſchen Sprachlehrer, Richier de Louvain, den wir nachher in Voltaire's Dienſten finden; aus dieſen Anregungen ging Leſſing's fruchtbare Beſchäftigung mit der franzöſiſchen Litteratur hervor. Verſchiedene Ueberſetzungen brachten das Nothdürftigſte ein; Rollin's römiſche Geſchichte, deren Verdeutſchung durch einen Andern bereits 1746 mit dem vierten Bande ſtecken geblieben war, wurde von ihm aufgenommen und wohl um drei Bände weiter geführt; die Briefe Friedrichs des Großen über Crébillon's „Catilina" hatten Aufſehen erregt, und Leſſing lieferte 1749 dem großen Publikum eine deutſche Ueberſetzung des Stückes; in demſelben Jahre bearbeitete er auch den „Hannibal" von Marivaux. Die Beſchäftigung mit beiden Stücken iſt auch für Leſſing ſelbſt nicht bedeutungslos; Crébillon war ganz dazu angethan, ihm die Fälſchung der ariſtoteliſchen tragiſchen Theorie durch den franzöſiſchen „Schrecken" (terreur) klar zu machen, und Marivaux konnte als Beiſpiel ſeiner pſychologiſchen Entwickelung und dialogiſchen Zuſpitzung gelten. Mit dieſen franzöſiſchen Studien verbindet er gründliche engliſche und ſpaniſche. Trotz aller Verwirrung ſeiner äußeren Verhältniſſe war alſo Leſſing auf dem geraden Wege, die nächſte große Aufgabe ſeines Lebens, die Frage des Dramas, zu löſen, und darum hielt er ſich oben.

Von ſeinen eigenen dramatiſchen Dichtungen, welche in dieſe Zeit fallen, ſind beſonders zwei für ſein Leben in der Berliner Atmoſphäre intereſſant: „die Juden" und „der Freigeiſt". In beiden weht der Geiſt des Zeitalters Friedrich's des Großen, der Jeden nach ſeiner Façon will ſelig werden laſſen; dieſe Luſtſpiele ſind Vorläufer des „Nathan". Culturgeſchichtliche Motive den Luſtſpielen zu Grunde zu legen, war ſchon ein ſehr weſentlicher Fortſchritt. Daher überraſcht es uns nicht mehr, im October des Jahres 1749 ihn mit der Vorrede zu der Vierteljahrsſchrift, welche er mit Mylius begann, den „Beiträgen zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters" als Reformator der dramatiſchen Poeſie auftreten zu ſehen; er verlangt ein charakteriſtiſches, auf die Sittlichkeit ausgehendes Drama. Dieſes Streben verdient um ſo höhere Anerkennung, als gerade in jener Zeit das ſchlechte Franzoſenthum ſich am breiteſten in Berlin machte; für die Anfänge eines deutſchen Schauſpiels ließen die Theater keinen Raum; inſonderheit konnte die falſche Balletoper Leſſing's Spott in ſeiner Poſſenoper „Tarantula" vom Jahre 1749 herausfordern.

Sein Ruf als Kritiker und Dichter war bedeutend genug, daß im Anfange des Jahres 1751 die Beſitzer der Voſſiſchen Zeitung daran denken konnten, ihm die Redaktion derſelben anzutragen. Leſſing lehnte aus guten Gründen den politiſchen Theil ab; er kannte zu wohl die Grenzen, welche der Discuſſion geſteckt waren, und er fürchtete ſicher bei ſeinen Anſchauungen, die wir einfach als liberale bezeichnen würden, ſelbſt unter Friedrich dem Großen nicht nach ſeiner Neigung die letzten Conſequenzen ziehen zu dürfen. Dagegen lockte ihn die Ungebundenheit eines litterariſchen Feuilletons, und ſo redigirte er ſeit dem Februar 1751 ein litterariſches Beiblatt der Voſſiſchen Zeitung unter dem Titel: „Das Neueſte aus dem Reiche des Witzes". Mit einigen durch den Wechſel des Aufenthaltsortes bedingten Unterbrechungen führte er dieſe Redaktion bis zum October des Jahres 1755. Daneben lieferte er aber auch für die eigentliche Zeitung eine Reihe von Beiträgen. Die Kritik, welche hier geübt wird, iſt außerordentlich mannigfaltig, aber ſie wurzelt in ſehr einheitlichen Grundanſchauungen, und daher hat man ein Recht zu ſagen, daß in dieſen Zeitungsartikeln der große Kritiker ſich gebildet habe. Vor Allem muß man hier einen tiefen ſittlichen Zug bewundern, der ihn zur ſchärfſten Oppoſition gegen alle Hohlheit und Pedanterie führt; der junge Schriftſteller, den heiterer Witz und unerſchöpfliche Laune in allen Kreiſen willkommen erſcheinen ließen, nimmt ſich in der Reſidenzſtadt Berlin mit ihrer ſo ſehr gelockerten Sittlichkeit die Mühe, bereits dogmatiſche und ſittliche Fragen zu erörtern und den Grund zu jenen religiös-philoſophiſchen und geſchichtlich-philoſophiſchen Betrachtungen zu legen, welche ſein ſpäteres Leben krönen. Dabei bricht überall eine nationale Begeiſterung durch, die ihn ſchon in die beſtimmteſte Oppoſition zu dem Franzöſiſchen bringt; ihn ſchmerzt es, daß der deutſche Dichter Klopſtock eine däniſche Penſion bezieht, und er läßt gern ſeine Begeiſterung für Friedrich den Großen durchbrechen, „den die Natur zum Weltweiſen machen mußte, weil ſie ihn zu einem Urbilde der Könige machen wollte." Mit dieſer ſittlichen und nationalen Stellung war natürlich auch für den litterariſchen Kritiker ſein Verhältniß zu dem gottſchediſch-ſchweizeriſchen Streite gegeben, und obgleich er die Disciplin und die Regel anerkennt, ſo entſcheidet er ſich doch für das Princip des inneren Schaffens.

Aber nicht allein als Kritiker, ſondern auch als Dichter betheiligte ſich Leſſing an der Voſſiſchen Zeitung. Das „Neueſte aus dem Reiche des Witzes" bringt im Auguſt 1751 einige heitere Lieder von Lieben, Küſſen und ähnlichen Dingen; am 1. Januar des Jahres 1752 erſcheint zum erſten Male von ſeiner Hand ein allgemeines Einleitungsgedicht, in welchem dem großen Leſerkreiſe angemeſſen ohne großes Geſchick gewiſſe hausbackene Anſchauungen der Moral und Politik zuſammengeſtellt werden, welches ſich in der ſinnreichen Frage zuſpitzt, ob Friedrichs Thron mehr durch Vorſicht geſchützt oder durch Liebe geſtützt werde, und mit der Hoffnung abſchließt, daß die Völker ihres großen Fürſten werth werden möchten. Dies Amt eines Neujahrspoeten hat Leſſing bis zum Jahre 1755 verwaltet und ſo nüchtern dieſe beſtellten Gedichte auch ſein mochten, die ſchlechteſten ihrer ſpäter ſchwülſtiger oder weichlicher in der deutſchen Journaliſtik vertretenen Gattung waren ſie nicht.*)

Am Ende des Jahres 1751 finden wir Leſſing indeß von Berlin geſättigt. Es war nicht allein das allgemeine Bedürfniß jedes begabten Menſchen aus dem anſpruchsvollen Treiben des großſtädtiſchen Lebens ſich vorübergehend zu flüchten und ſich auf ſich ſelber zu beſinnen oder aus einer zerſplitternden Thätigkeit zur Sammlung zurückzukehren, ſondern bei Leſſing lagen drei gewichtige Gründe vor, für eine kurze Zeit wenigſtens ſeinen Berliner Aufenthalt zu wechſeln. Einmal mußte er daran denken, ſeinen bisherigen Studien und Lebensverhältniſſen irgend einen Abſchluß zu geben. Er lebte als Candidat der Medicin, für die er nie etwas gethan, ſondern die er immer philoſophiſchen und litterariſchen Studien nachgeſetzt hatte, ſo daß er gerade damals an eine archäologiſche Habilitation in Göttingen denken konnte. Zweitens waren ihm ſeine zahlreichen Bekanntſchaften in Berlin unbequem geworden. Wir finden während dieſes erſten Aufenthalts in Leſſings Kreiſe natürlich noch keine jener bedeutſamen Perſönlichkeiten, welche ſpäterhin auf Leſſing einen bedeutenden Einfluß ausüben ſollten. Es iſt der Verkehr mit ſeinem alten Freunde Mylius und unter deſſen naturwiſſenſchaftlichen Bekannten der Aſtronom Kies, den wir ſeit 1754 als Profeſſor in Tübingen finden; dann der kleine Bautzener Chr. Nikol. Naumann, Herausgeber litterariſch-moraliſcher Zeitſchriften und trivialer Idyllen und Epen, mit dem als einem gutmüthigen, beſcheidenen und muntern Menſchen es bequem für Leſſing war anfänglich zuſammen zu wohnen und der auch gelegentlich Gelder vorſtreckte; andere Perſönlichkeiten werden aber nur genannt, ohne daß ſich über ſie etwas beſonderes ſagen ließe. Jedenfalls wurden nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe Leſſingen dieſe Bekanntſchaften unbequem. Endlich kam noch ein äußeres Ereigniß dazu, das wohl geeignet war, ihm zunächſt den Berliner Aufenthalt zu verleiden. Durch eine eigenthümliche Fügung des Schickſals ſollte Leſſing in eine urſprünglich ganz unverfänglich erſcheinende Berührung mit Voltaire kommen. Der große franzöſiſche Schriftſteller ſuchte auf verſchiedene Weiſe ſeine Stellung zum Könige für die Vermehrung ſeines Vermögens zu benutzen und er war unbedingt ſpeculativer auf dem Gebiete des Geldes als dem der Philoſophie. Die churſächſiſchen Steuerſcheine, welche von Friedrich dem Großen im Beſitze ſeiner Unterthanen anerkannt werden ſollten, boten für Voltaire eine bequeme Gelegenheit zu Wuchergeſchäften. Er bediente ſich bei dieſen der Hülfe eines jüdiſchen Geldhändlers Abraham Hirſch, der in Dresden ſolche Scheine in ſeinem Auftrage aufkaufen ſollte. In deſſen Abweſenheit ging aber Voltaire Geſchäfts-Verbindungen mit dem ſpäteren Münzdirector Ephraim ein, brach ſeine Verpflichtungen gegen Hirſch und verwickelte ſich in einen ſchmählichen Prozeß, in welchem er als Fälſcher von Handſchriften und als wortbrüchig, ja, faſt meineidig erſchien. Die Schriftſtücke, durch welche Voltaire ſeine Sache ſehr gewandt ſtützte, verfaßte er faſt durchweg ſelbſt und es wurde nöthig, für die betreffende Gerichtscommiſſion dieſelbe ins Deutſche überſetzen zu laſſen. Richier de Louvain, der mittlerweile Voltaires Privatſekretair geworden war, empfahl zu dieſer Arbeit ſeinen Freund Leſſing. Der durch und durch offene Jüngling fand bei ſeiner ſcharfen Beobachtungsgabe hier reichliche Gelegenheit, den großen Repräſentanten der franzöſiſchen Litteratur von Grund aus kennen zu lernen und ohne allen Zweifel iſt der kräftige Widerwille, welcher in der ſpäteren Polemik gegen die franzöſiſche Litteratur hervortritt, durch dieſe Erfahrungen bedingt geweſen.

---

*) Außerdem brachte das Jahr 1751 gelegentlich eine Fabel oder ein Epigramm: charakteriſtiſch iſt an den kleinen ſehr ſauber ausgearbeiteten Dichtungen der vollſtändige Mangel an Beziehungen auf Zeitverhältniſſe; das bittere Epigramm auf den geizigen Dichter Semir wird man kaum auf Voltaire deuten dürfen, ſelbſt nicht unter Bezugnahme auf den ſogleich zu erwähnenden Wucherproceß; denn Voltaire's Geiz ging nicht ſo weit, ſich ſelbſt etwas zu verſagen und daher etwa als darbend zu erſcheinen. Dieſe Epigramme ſind nur poetiſche Uebungen eines glänzenden Verſtandes. Auch den Anfang eines Lehrgedichtes über Religion erhalten wir durch das litterariſche Beiblatt der Voſſiſchen Zeitung, und der hohe Ernſt, mit welchem der Litterat in einer frivolen Reſidenz ſich der Religion annimmt, verdient Anerkennung.

Leſſing arbeitete einige Tage mit Voltaire, blieb aber ſo unbefangen, daß er den am 21. Februar 1751 zum Austrag kommenden Prozeß, den ſelbſt Friedrich der Große mit ſeinem ſatiriſchen Drama „Tantale au procès“ an ſeinem Lieblinge ſchonungslos verſpottete, in einem ſehr boshaftem Epigramme beſchrieb: nur deßhalb, weil Voltaire ein größerer Schelm als der Jude war, habe er den Prozeß nicht verloren. An dieſes und ein anderes Spottgedicht hat ſich die litterariſche Sage geknüpft, daß der gereizte Voltaire in Folge deſſen Leſſings Namen zu Le Singe franzöſirt habe. Indeß war dieſer Zuſammenhang des jungen deutſchen Schriftſtellers mit dem berühmten Franzoſen noch nicht dazu angethan, ihm das Berliner Leben ganz zu verleiden. Als Voltaire, der während des Sommers des Jahres 1751 in Potsdam ſein Siècle de Louis XIV. vollendet hatte, im Winter nach Berlin gekommen war, trug er ſeinem Sekretair Richier auf, ehe noch irgend ein Exemplar des mit Spannung erwarteten Werkes in das Publikum gelangte, die für den Hof beſtimmten guten Exemplare zuſammenzuſtellen. Leſſing, der ſeinen Freund beſuchte und ihn mit dem Sortiren der

Bogen beſchäftigt fand, half ein wenig dabei, und da das Werk ihn allerdings ſchon beim Durchblättern intereſſirte, ſo bat er um die etwa überſchüſſigen Bogen des erſten Bandes auf einige Tage. Sei es, daß Leſſing wirklich keine Vorſtellung davon hatte, wie mit einem im Drucke beendigten Werke noch ſo viel Geheimnißthuerei getrieben werden könne, oder daß er wirklich mit einer bei ihm nicht ganz ſeltenen Rückſichtsloſigkeit verfuhr; er gab die ihm ſo freundſchaftlich mitgetheilten Bogen an den ebenfalls aus Sachſen gebürtigen und daher ihm etwas befreundeten Hauslehrer der von Schulenburgſchen Familie, Namens Drechſel, und dieſer benutzte die wichtige litterariſche Neuigkeit zum Gegenſtande der Unterhaltung bei einem Beſuche, den eben Voltaire's Freundin, die Gräfin von Bentink, im Hauſe machte. So kam die Sache zu Voltaire's Kenntniß, der ſofort die volle Wahrheit von ſeinem Sekretair erfuhr, und wenn irgend etwas, war die Strenge des franzöſiſchen Schriftſtellers, welcher Richier bald darauf aus ſeinem Dienſte entfernte, und ſein Schreiben an Leſſing vollſtändig geeignet, dem jungen deutſchen werdenden Kritiker jede Achtung vor dem Vertreter der franzöſiſchen Litteratur zu nehmen. Leſſing war unbeſonnen genug geweſen, ohne Rückſicht auf Richier das Exemplar des Voltaire'ſchen Werkes, an welchem er noch vier Bogen zu leſen hatte, außerdem mit nach Wittenberg zu nehmen, von wo aus er es zwar ſofort, aber immer zu ſpät zurückſchickte.

So ſchloß Leſſing im December 1751 ſeinen erſten Berliner Aufenthalt ab, den er mit zuſammenhangloſer kritiſcher Thätigkeit, wie ſie angehenden Schriftſtellern eigen iſt, ausgefüllt hatte; durch ſeinen Abgang und die Berührung mit Voltaire war er bekannter in Berlin geworden, als es bei ſeinem Dortſein der Fall geweſen war, wie Mylius nach Wittenberg berichten konnte. In der ſtark theologiſchen Univerſitätsſtadt fand er einen Schulfreund, den nachherigen Leipziger Profeſſor der Theologie F. L. Schwarz, als Bibliothekbeamter wieder, der ihm den leichteſten Zutritt zu den vorwiegend theologiſchen Büchersammlungen verſchaffte, und ſeinen zweiten Bruder als Studioſus der Theologie, mit welchem er das Zimmer theilte. Die ſtillen concentrirten Studien konnten ſein noch zu unſtätes Weſen befeſtigen und für eine bedeutſame Thätigkeit vorbereiten; ein tiefer ſittlicher Zug, wie er ſo machtvoll in Berlin noch nicht zu Tage getreten war, geht durch die Vertheidigungen, die ſogenannten Rettungen des Cardanus, des Lemnius und des Horaz, die er hier ausarbeitet; den erſten principiellen Streit führte er mit dem Laublinger Paſtor Samuel Gottlob Lange, in welchem er zugleich die Grundanſchauungen des ganzen Halliſchen Dichterkreiſes vernichtet. Nicht allein äußerlich ſeine Studien abſchließend, was am 29. April 1752 durch Promotion zum Magiſter der freien Künſte geſchah, ſondern recht eigentlich innerlich fertig konnte er im November 1752 des ſtillen Univerſitätslebens ſatt daran denken, in das große Leben von Berlin überzuſiedeln; er muß ſchon vor dem 12. December deſſelben Jahres dort angelangt ſein, da mit dieſem Tage ſeine regelmäßige Mitarbeiterſchaft an der Voſſiſchen Zeitung wieder beginnt.

Sein zweiter Aufenthalt in Berlin ſollte ihn zwar zunächſt wieder in der gewöhnlichen Litteraturarbeit, aber dabei doch als einen Schriftſteller zeigen, der mit der Principloſigkeit des gewöhnlichen Litteratenweſens vollſtändig gebrochen hatte, der auf der einen Seite zu Zeitungsartikeln und zu Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Engliſchen und Spaniſchen gezwungen war, auf der andern Seite aber ſchon an eine Sammlung ſeiner Schriften und vor allen Dingen an Sammlung ſeines eigenen Weſens denken konnte. Der bedeutendſte Gewinn dieſes zweiten Berliner Aufenthalts war aber zunächſt die Befreiung von ſächſiſch-franzöſiſcher Verſtändigkeit durch Ausbildung eines individuellen Standpunktes mit Hülfe der engliſchen Litteratur und dann die Grundlegung philoſophiſcher Anſchauungen der ernſteſten Art. Hierbei unterſtützten ihn zwei Männer, von denen er augenblicklich mehr zu empfangen ſchien, als er ihnen zu geben vermochte, durch die er aber grade am nachhaltigſten und eigenthümlichſten auf die Culturgeſchichte Berlins einwirkte, Friedrich Nicolai und Moſes Mendelsſohn: durch den erſteren drang ſelbſtbewußte Bildung in den Bürgerſtand, in dem zweiten wurde das Judenthum zum erſten Male zu einem modernen großſtädtiſchen Culturmoment erhoben. Das gegenſeitige Verſtändniß und das Zuſammenwirken dieſer drei in der Aufklärungsgeſchichte des 18. Jahrhunderts wurde ſehr weſentlich durch den autodidactiſchen Charakter der Bildung erleichtert, der ihnen gemeinſam war, ohne aber ſehr weſentliche Unterſchiede in den Grundanſchauungen und in den letzten Ergebniſſen ihres Lebens aufzuheben.

Friedrich Nicolai war bereits, nachdem er in Halle eine regelmäßige Realſchulbildung erhalten und in Frankfurt a. O. alle freie Zeit während ſeiner buchhändleriſchen Lehrjahre 1749—1751 auf griechiſche, engliſche und philoſophiſche Studien gewendet hatte, zu Anfang des Jahres 1752 nach Berlin in das väterliche Buchhandlungsgeſchäft zurückgekehrt und durch Empfehlungen des ihm aus Kleiſt's Kreiſe bekannten Epigrammendichters und wunderlichen Kunſtfreundes Ewald nach und nach in Beziehungen zu Sulzer und Ramler getreten. Seine wirklich bedeutenden engliſchen Studien befähigten den kaum zwanzigjährigen, gegen Gottſched als Ehrenretter des geſchmähten Milton, wenn auch anonym, aufzutreten und durch dieſen Gegenſatz ſtellte er ſich in eine nahe Verwandtſchaft zu Leſſing; ja die bereits 1754 geſchriebenen, aber erſt im folgenden Jahre veröffentlichten „Briefe über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland" galten bei ihrer Anonymität geradezu für ein Werk des letzteren. Leſſing und Friedrich Nicolai waren für einander und für die nächſte gemeinſchaftliche Arbeit an unſerer Litteratur gemacht. Sehr wahrſcheinlich iſt es, daß die erſte Bekanntſchaft zwiſchen beiden durch den älteren Bruder Friedrichs, den Halliſchen, zuletzt Frankfurter Profeſſor Johann Gottlob Samuel Nicolai vermittelt wurde, mit welchem Leſſing, bei Gelegenheit des Streites mit dem Laublinger Paſtor, in directe Berührung gekommen war; ein näherer Umgang mit Friedrich läßt ſich ſeit dem Anfange des Jahres 1755 nachweiſen. Das Gefühl geiſtiger Geſundheit, der friſche Gegenſatz gegen alles Erkünſtelte, verband beide Männer auf das innigſte; Nicolai, ein Mann ohne gelehrte oder amtliche Stellung, ohne alles Zunftprädikat, fühlte ſich berufen, mit ſeinem Freunde die Litteratur und in der Litteratur alle Regungen des deutſchen Lebens kritiſch zu beobachten: er war der erſte, der als Laie in einer für Deutſchland ziemlich ungewöhnlichen, für Berlin epochemachenden Weiſe ſeinen geſunden Menſchenverſtand als den abſoluten Maßſtab der Dinge hinſtellte. So lange die ſäubernde und ordnende Reflexionskritik an ihrer Stelle war, konnte er mit Leſſing Hand in Hand gehen; ſobald ſie ſich Unfehlbarkeit und durchgehende Gültigkeit beilegte, mußte der fortſchreitende Leſſing ſich von ihr entfernen, und er würde nie der Mißverſtändniſſe Goethe's und Fichte's fähig geweſen ſein, denen Nicolai verfiel.

Ganz anders war das Verhältniß zu Moſes Mendelsſohn: mit ihm wurde Leſſing nicht ſowohl durch ein materielles Litteratur-Intereſſe, als vielmehr durch ſeine Theilnahme an den Juden und durch dieſes Juden ſpeculatives Talent verknüpft. Die Ehrenrettungen, welche in Wittenberg begonnen wurden und im „Nathan" ihren Höhepunkt erreichten, wurden jetzt an Mendelsſohn und an dem Berliner Judenthume geübt. Noch im Jahre 1743 war der ärmliche und ſchwächliche Moſes von Deſſau als ein 14jähriger Knabe, der deutſchen Sprache ziemlich unkundig, durch das einzige den Juden geöffnete Roſenthaler Thor in Berlin eingezogen, um dort als Schutzjude ein Unterkommen zu finden und nebenher ſeine heiße Sehnſucht nach Wiſſenſchaft zu befriedigen; elf Jahre ſpäter konnte ihn Dr. Aron Gumpertz, der, wie überhaupt die jüdiſchen Aerzte, ſeines Berufs wegen ſchon mehr die europäiſche Bildung auf ſich hatte wirken laſſen, an Leſſing als tüchtigen Schachſpieler und ſpeculativen Kopf empfehlen: das eine brauchte Leſſing zum Vergnügen, das andere zum Ernſte. Mendelsſohns Philoſophie, ſeine analytiſche Strenge hilft in dem Litteraten Leſſing den Denker zur Reife bringen, der dann aber ſein erſtes Vorbild weit überragt; Leſſing führt dagegen in Mendelsſohn die deutſch-jüdiſche Anſchauung und Litteratur in die Bahn unſerer Bildungsgeſchichte ein und ſelbſt Rahel's Salon ſetzt ſpäter nur dieſe Culturſchwingungen geſteigert fort.

Außer den Hauptfreunden Moſes Mendelsſohn und Fr. Nicolai und denjenigen, welche ſich unmittelbar an dieſe anſchloſſen, traten während des zweiten und dritten Berliner Aufenthaltes noch einige bemerkenswerthe Perſönlichkeiten in Leſſings Umgange hervor. Hauptſächlich waren ſie ihm durch eine ſchon damals beſtehende geſchloſſene Geſellſchaft, den heutigen „Montagsclub“ nahe gerückt. Dieſer Verein war nach der Tradition ſeiner Mitglieder im Jahre 1748 entſtanden und kam anfangs Donnerstags, ſpäter Montags zu einer heiteren Converſation zuſammen. Leſſing, der hier recht eigentlich an ſeinem Platze war, trat zu dem Vereine im Jahre 1752, als J. H. Sulzer, der bekannte Aeſthetiker, bereits ſeit drei Jahren das zweite Seniorat verwaltete, und gehörte zu ihm bis zum Jahre 1761. Außer dieſem Senior, der im Jahre 1751 nicht ohne Anflug eines vornehmen zunftmäßigen Lächelns den „ein wenig zu jungen Kritikus“ in einem Briefe an Bodmer auszeichnend genannt hatte, fand der bei ſeinem Eintritte 23 Jahre alte Leſſing als Mitglieder noch vor: den Portraitmaler W. Hempel, den Advokaten Chr. Gfr. Krauſe, den Land-Einnehmer beim Landhypothekenbuche Joh. Wilh. Bergius, den Dichter Carl W. Ramler, die Muſiker Kapellmeiſter Joh. Friedr. Agricola und Kammermuſikus Joh. Joach. Quantz und den Buchhändler Chr. Fried. Voß; zu dieſen kamen während ſeiner Mitgliedſchaft noch der ſpätere Direktor der Akademie der Künſte Joh. Wilh. Meil ſeit 1756, der zu Leſſing inſofern in einer nähern Beziehung ſtand als er durch ihn beſtimmt wurde, das Rechtsſtudium mit der Malerei zu vertauſchen und die Vignetten zu deſſen Schriften zeichnete; der in Cüſtrin als Geh. Ob.-Trib.-Rath verſtorbene Joſ. Fr. Ernſt Schlichting ſeit demſelben Jahre; der Archivar Joach. Andr. Schlüter ſeit 1754, der Geh. Trib.-Rath Lud. Chr. v. Clermont ſeit 1757, der Hofmedikus Gottlob Nathan Jaeſchke ſeit 1753, der Buchhändler Fr. Nicolai ſeit 1756, und Thomas Abbt mit dem J. 1761. Zwiſchen Sulzer's und Leſſing's Anſchauungen vermittelte gewiſſermaßen Moſes Mendelsſohn, der aber nicht zu dieſem Kreiſe gehörte; von der direkteſten Einwirkung auf Leſſing waren Ramler und Nicolai, während Thomas Abbt's Berührung mit ihm mehr als zweifelhaft iſt, wenngleich er deſſen Nachfolger in den Litteraturbriefen wurde.

Von den noch zu nennenden Männern, welche außerhalb dieſes Kreiſes ſtanden, war ohne Zweifel der eigenthümlichſte Premontval, der 1752 mit dem Prinzen Heinrich von Preußen nach Berlin gekommen und Mitglied der Akademie geworden war, unbedeutend als Schriftſteller, bei ſeiner Leidenſchaftlichkeit, ſeiner philoſophiſchen Begabung und nicht gewöhnlichen Gelehrſamkeit für Leſſing ſehr anziehend. Durch ſeine Vielgeſchäftigkeit war überall bekannt der frühere pommerſche Geiſtliche Joh. Georg Müchler, der in den letzten Regierungsjahren Friedrichs des Großen ſich durch den Entwurf Eines Denkmals für Leibniz, Lambert und Sulzer, welches nachher durch die Abſicht der Berliner Judenſchaft, auch Mendelsſohn hinzuzufügen, vereitelt wurde, einen Namen machte; eine gewiſſe philanthropiſche Liebenswürdigkeit machte ihn zu einem willkommnen Vermittler zwiſchen den entgegengeſetzten geſellſchaftlichen Elementen. Außer ihnen wird noch der ſpätere halliſche Profeſſor der Philoſophie Joh. Aug. Eberhard genannt, der als Halberſtädter vielleicht durch Gleim dieſem Kreiſe empfohlen war, in dieſen Jahren theils als privatiſirender Candidat der Theologie, theils als Hauslehrer eines Herrn von Horſt in Berlin lebte und auch ſpäter als Mitarbeiter an der allgemeinen deutſchen Bibliothek ſeinen Zuſammenhang mit dieſer Berliner Popularphiloſophie bezeugte; ferner ein Thüringer Georg Aug. v. Breitenbauch, der ſich in ſatiriſchen Zeichnungen gegen

Gottſcheds Cato erging, nachher aber ſelbſt in ſeinen beſchreibenden und idylliſchen Dichtungen nur wenig leiſtete; endlich der brave Muſiker Kirnberger, von dem wie früher von Marpurg und dann von den muſikaliſchen Mitgliedern des Berliner Montagsclubs ſich Leſſing die tüchtigen Anſchauungen über Muſik angeeignet haben mochte, welche nachher in ſeiner hamburgiſchen Dramaturgie hervortreten. Zu bedauern iſt, daß wir über den Verkehr mit geiſtreichen Frauen, auf welche der Briefwechſel gelegentlich hindeutet, kaum nähere Nachricht haben: es würde ſehr anziehend ſein, den Weiberfeind und Dichter ungezogener Epigramme auf das ſchöne Geſchlecht in dieſer Schule zu beobachten.

Trotz dieſes reichen und anregenden Lebens fehlte Leſſing aber in Berlin grade das, wonach er am eifrigſten ſuchte, ein deutſches Theater; für das franzöſiſche war genügend geſorgt, man hatte ſogar klaſſiſche Darſtellungen, wie z. B. Lecain hier auftrat; aber für das deutſche galt durchweg, was Leſſing noch einige Jahre ſpäter klagte: „Der Franzoſe hat doch wenigſtens noch eine Bühne; da der deutſche kaum Buden hat. Die Bühne der Franzoſen iſt doch wenigſtens das Vergnügen einer großen Hauptſtadt; da in den Hauptſtädten des Deutſchen die Bude der Spott des Pöbels iſt. Der Franzoſe kann ſich doch wenigſtens rühmen, oft ſeinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigſten Männer des Reichs, die feinſte Welt zu unterhalten; da der Deutſche ſehr zufrieden ſein muß, wenn ihm ein paar Dutzend ehrliche Privatleute, die ſich ſchüchtern nach der Bude geſchlichen, zuhören wollen.“ Man hatte deutſch in Berlin nur Harlekinaden und ähnliches, und Döbbelin war ein tüchtiger Improviſator und Couliſſenreißer; erſt 1766 erloſch hier die Stegreifburleske und erſt 1771 gab es eine ſtehende deutſche Bühne. Leſſing hatte aber ſchon 1754, nachdem die mit Mylius herausgegebenen „Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters“, aufgehört hatten, ſeine ernſten dramatiſchen Studien mit der Herausgabe der „Theatraliſchen Bibliothek“ wieder aufgenommen. Es zeigte ſich ein ſehr weſentlicher Fortſchritt in der Auffaſſung des engliſchen Dramas und deſſen Beziehung auf das deutſche. Die nächſte praktiſche Einwirkung dieſer Studien auf Leſſing blieb nicht aus; er verließ Berlin auf 7 bis 8 Wochen und begab ſich nach dem winterſtillen Potsdam, wo er zu Anfange des J. 1755 (etwa von Mitte Februar bis Mitte April) ſeine Miß Sara Sampſon dichtete und damit das bürgerliche Drama in Deutſchland begründen half. Aber es ſchien ihm nur einen Ort in Deutſchland zu geben, wo deutſche Stücke irgend angemeſſen gegeben werden konnten: Leipzig. Nach dieſem Schauplatze ſeiner erſten dramatiſchen Erfolge zog ihn Ueberlegung und eine Art Heimweh zurück; dort fand er Koch's Truppe vor; faſt heimlich brach er ſeinen zweiten Berliner Aufenthalt ab und ging im Herbſte 1755 nach Leipzig, ſo daß die Voſſiſche Zeitung unter dem 18. October den Wechſel ſeines Aufenthalts anzeigen konnte.

Aber weder Brotarbeiten noch ein verunglückter Reiſeverſuch mit einem jungen Leipziger Patrizier Winkler noch die mannigfaltigſte Beſchäftigung mit dem Theater vermögen, ihn ganz dem Leben der preußiſchen Hauptſtadt zu entfremden: es knüpfen ſich im Gegentheil neue Bande mit dem Staate und der Hauptſtadt Friedrichs des Großen. Dem engeren Patriotismus der Sachſen gegenüber fühlte ſich Leſſing durchaus preußiſch; um ſo enger mußte daher die Verbindung mit Ewald v. Kleiſt werden, dem in Leipzig die Lazarethverwaltung übertragen war. An dieſem wackern Offizier, der ehedem ein übermüthiger Landjunker voll Talente, durch Unglück in der Liebe zu einem ſchwermüthigen Poeten geworden war, an dieſem Theodor Körner des ſiebenjährigen Krieges, lernte Leſſing ſeine dichteriſch fruchtbare Begeiſterung für den preußiſchen Soldatenſtand, durch ihn Intereſſe für Gleims Grenadierlieder; er ſelbſt entwarf patriotiſche Oden, z. B. eine an den König von Preußen — dazu kam, daß ſeine Theaterneigungen nach der Zerſtörung des Schauſpielhauſes in Leipzig keine Nahrung fanden, während von Berlin aus ſein Freund Nicolai ein bedeutenderes Intereſſe dafür in ſeinen Briefen entwickelte. In der Ueberzeugung, daß den Preußen das

Heldenthum angeboren ſei, wie ehedem den Spartanern, verließ er am 4. Mai 1758 Leipzig, wo er ſelbſt durch die größte Anſtrengung und durch die trivialſten Arbeiten ſich nicht vor der Noth des täglichen Lebens zu retten wußte, und nahm zum dritten Male ſeinen Aufenthalt in Berlin.

Hier hatte ſich in der etwa drittehalbjährigen Abweſenheit Leſſing's die Lage der Dinge bedeutſam verändert. Seit zwei Jahren war der Krieg begonnen, der Preußens Stellung, wenn es die Gedanken Friedrichs des Großen bewahren würde, für alle Zukunft glorreich entſchied. Aller Krieg hat aber eine orientirende Gewalt: er orientirt über das Maaß der guten oder ſchlechten Kräfte, bringt die Maſſen, wie die Einzelnen zum Bewußtſein und leidet weder das Unklare noch überhaupt das Halbe. Was alſo Leſſing bei ſeinem Weggange von Berlin im Herbſte 1755 ſchwankend, frivol, tändelnd verlaſſen hatte: das fand er jetzt im Ganzen feſt, ernſt, bewußt wieder. Die Wirkung dieſes Berliner Aufenthalts auf Leſſing blieb daher auch nicht aus. Zwar tritt er wieder als einfacher Kritiker und Litterat auf; aber wie verſchieden von der Epoche der Mitarbeiterſchaft an der Voſſiſchen Zeitung! Nicolai's Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, welche in Leipzig erſchien, war vom 5. Bande an Chr. Jul. Weiße übergegangen und vertrat die ſchwächlich ſächſiſche Abart der Berliner Verſtandeskritik; aus Leſſings Kopfe entſprang der Plan und die Ausführung der „Briefe die neueſte Litteratur betreffend", an welchen wir nun den ganzen tüchtigen berliner Kreis betheiligt ſehen. Niemals hat der beſondere Berliner Geiſt, weder vorher noch nachher, ſich mit ſo productiver Kritik über die Litteratur ausgeſprochen. Es ſollte eine volksthümliche deutſche Litteratur gegründet, das Streben nach ſelbſtbewußter Energie, welches für das Politiſche ſich in dem ſiebenjährigen Kriege darſtellte, auf das Gebiet der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften übertragen werden. Schon die Einkleidung der Briefform knüpfte an den gleichzeitigen Krieg an; bei dem in der Schlacht von Zorndorf verwundeten Offizier, welcher in dieſen Briefen die ihm erwünſchte Auskunft über die neueſten Litteraturerſcheinungen erhält, wird Leſſing an ſeinen Freund Ewald v. Kleiſt gedacht haben; wir finden auch ſogleich zu Anfange die bittere Anmerkung, daß wohl ein genialer Krieg da ſei, aber keine geniale Litteratur*).

Aber grade dies mußte ihn auch weſentlich von ſeinen Berliner Freunden unterſcheiden, denn unter ihnen war keiner, der ſich von ſeinen nüchternen Reflexionen zu lebensvoller Intuition hätte erheben können gleich Leſſing. Nicolai's hausbackene Weltanſchauung und wäſſerig aufklärende Toleranz, Ramler's ſorgfältiger Formalismus, Mendelsſohn's mehr ſchüchtern-feine als energiſch-conſequente Speculation mochten erwünſchte Vorſtufen für Leſſing geweſen ſein, aber es trieb ihn darüber hinaus. Ramler bemerkte dies frühzeitig und äußerte ſich in gereiztem Ton darüber zu Gleim; man hatte wohl Luſt, ihn umzuerziehen: aber dazu war Leſſing nicht zu alt, wie man meinte, wohl aber zu feſt in ſich. Dies Gefühl der Sicherheit in ſich ſelbſt durchdrang ſein äußeres und inneres Leben, und wie wir es an jeder Stelle ſeiner Litteraturbriefe gewahren, ſo tritt er auch in aller Friſche aus dem Portrait heraus, welches dieſen Blättern beigegeben iſt. Das zu Grunde liegende Oelbild rührt ohne allen Zweifel, wie ſein jetziger Beſitzer, der ausgezeichnete Kunſtkenner Dr. Julius Friedländer beſtätigt, von Johann Heinrich Tiſchbein dem älteren her, der unter andern auch Gleim gemalt hat, und ſtellt Leſſing grade in der Epoche ſeines dritten Berliner Aufenthalts, in einem Alter von etwa dreißig Jahren dar. Das lebensgroße Bruſtbild verräth eine überaus elaſtiſche Figur; um den bedeutenden Kopf fallen die hellbraunen Locken lang herab, bedeckt von einem dreieckigen hohen Hute, der keck nach hinten geſchoben iſt. Das mehr runde Geſicht zeigt eine friſche Farbe; die freie Stirn läßt ein ebenſo raſches als energiſches Denken vorausſehn; die glänzend blauen Augen haben etwas von der Durchſichtigkeit eines bis auf den Grund klaren Gebirgsſees; die Naſe deutet auf eine kräftige Sinnlichkeit; die ſchwellenden, charakteriſtiſch ausgearbeiteten Lippen wollen eben ſprechen; das volle Kinn hat natürlich ſein ſchelmiſches Grübchen. Der Hals iſt nackt und überaus kräftig; der gelbliche Ueberrock mit rothem Futter iſt aufgeſchlagen, ſo daß die gemuſterten Buſenſtreifen des Hemdes hervortreten. Man begreift aus dieſem Antlitze vollſtändig die herrliche Miſchung von Idealität und Realismus, welcher den offenen Männern und den geiſtreichen Frauen gefiel und immer kampffertig und ſiegreich gegen alles Kritik- und Principloſe war.

---

*) Trotz aller Vielſeitigkeit der kritiſchen Umſchau kehrt Leſſing wie auch ſeine Mitarbeiter immer zu den nationalen Fragen zurück: Wielands unpatriotiſche Neigungen bis auf den häufigen Gebrauch von Fremdwörtern werden getadelt; Klopſtock, der ehedem wegen ſeiner Bedeutung für die deutſche Poeſiegeſchichte reichliches Lob erhalten hatte, wird jetzt vor anderen Dichtern niederen Ranges bei ſeiner falſchen Religioſität angegriffen, denn jetzt gilt es, daß die Erziehung an eignes Nachdenken und an Selbſtbewußtſein ſich gewöhne. Die Erörterung der ſpeciellſten Poeſiegattungen wird von dieſem ſtarken ethiſchen Geiſte durchzogen, beſonders da, wo Leſſing in der Betrachtung der Fabel und des Dramas auf den Selbſtzweck des Gedichts und auf den Begriff der Handlung kommt — Momente, die ſpäter im Laokoon und in der Dramaturgie weiter ausgeführt werden; die Anerkennung der Herrſchaft des dramatiſchen Dichters über den geſchichtlichen Stoff und die Wiederentdeckung des ſhakſpeariſchen Kunſtprincips ſind aus derſelben ſittlich- und äſthetiſch-gehobenen Stimmung hervorgegangen.

Schönere Jahre, als die beiden erſten der Litteraturbriefe hat Leſſing nachher nicht wieder erlebt, keines voll von ſo reinem und heiterm Selbſtbewußtſein und unmittelbarſter Wirkung. Aber auch hier fehlte ihm die Beharrlichkeit der Seelenſtimmung, auf welcher allein alles Glück beruht. Indeß verſchuldete er diesmal nicht den Bruch durch unpraktiſche Lebensanſchauungen oder eigenſinnige Entſchließungen, ſondern ein trauriges Ereigniß ſollte die ſchon etwas gelockerten Verbindungen mit Ramler, Nicolai, Mendelsſohn u. A. nur raſcher löſen. Der Tod Ewalds v. Kleiſt in Folge der in der Schlacht bei Kunersdorf empfangenen Wunde am 24. Auguſt 1759 nahm das geheimnißvolle Band weg, das den Kreis der Berliner Freunde noch umſchlang. Leſſing rechtfertigte das Gedächtniß ſeines heimgegangenen herrlichen und poeſievollen Freundes vielleicht in dem merkwürdigen Trauerſpiele Philotas, das ohne eine ſolche Weihe perſönlicher Bedeutung ſelbſt als Studie dramatiſcher Präciſion und Simplifizirung kaum zu ertragen wäre. Das nationale Verhältniß zwiſchen ihm und den kritiſchen Genoſſen verſchlimmerte ſich, und Leſſing wurde vielleicht dann und wann von unangenehmen Stimmungen betroffen, wenn er die anderen längſt in beſtimmter Berufsthätigkeit, ſich ſelbſt aber „wie den Vogel auf dem Dache" gewahrte. Seine Begeiſterung für Friedrich den Großen und ſeine Neigung für den Soldatenſtand waren noch groß genug, um eine ziemlich einträgliche und für einen Gewiſſenloſen gewiß ſehr einträgliche Stellung als Gouvernementsſekretair bei dem General v. Tauentzien als Gouverneur von Breslau anzunehmen, eine Stellung, durch welche er großartige politiſche und faſt weltgeſchichtliche Anſchauungen und mit vollſtändiger Befreiung von Nahrungsſorgen das ſchöne ſichere Gefühl über die leidensvollen Anſprüche der Alltäglichkeit hinweg zu ſein gewinnen konnte*). Spät nachzügelnd traf ihn noch die Wahl der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin zu ihrem auswärtigen Mitgliede, welche Ehre ihm erſt durch eine eigenthümliche, taktloſe Anzeige in der Voſſiſchen Zeitung bekannt wurde. Aber Leſſing konnte davon keinen Gebrauch machen; er war, wie der ängſtlich-eiferſüchtige Sulzer ganz richtig erwogen hatte, eigentlich zu groß für das Fachſyſtem einer Akademie, aus welcher der univerſelle Geiſt Leibnizens entwichen war — daher intereſſirte ſich für die ganze Sache mehr als er ſelbſt ſein Gegner von Schönaich, welcher in einem Epigramm die Akademie um eine Sophiſten-Klaſſe durch Leſſings Wahl vermehrt erklärte. Leſſing hatte bereits im November 1760 Berlin verlaſſen und war nach einem wehmüthigen Beſuche des Grabes ſeines Freundes E. v. Kleiſt in Frankfurt a. O. nach Breslau geeilt.

Faſt fünftehalb Jahre iſt er jetzt von Berlin entfernt; er hatte geſagt, daß er ſich eine

---

*) Vgl. „Unſer Vaterland", Band I. S. 189.

Zeit lang als ein häßlicher Wurm einſpinnen wolle, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht kommen zu können. Statt unter Büchern lebte er jetzt wieder ganz und gar unter Menſchen, und ſo konnte er in einem Briefe an Ramler Anfang Auguſt 1764 das in ſeinem Munde vielbedeutende Bekenntniß ablegen, daß er ein Mann zu werden beginne. So lange der Krieg ſelbſt währte, war ihm dies Leben bedeutend genug und nicht ohne Intereſſe begleitete er den General v. Tauentzien zum Hubertusburger Frieden und in demſelben Jahre 1763 auch nach Potsdam. Er hatte benutzt, was das Kriegsleben ihm an Anregungen für ſeine Poeſie und die Breslauer Bücherſammlungen für ſeine kunſt- und litteraturgeſchichtlichen Forſchungen darboten; jetzt nach dem Friedensſchluſſe erſchien ihm das Soldatenthum inhaltsloſer, er fand, daß es Zeit ſei, wieder in ſein Gleis zu kommen. So gab er denn ſeine militairiſchen Verbindungen auf und folgte noch einmal ſeinem alten Zuge nach Berlin, um dort ſeit etwa Mitte Mai 1765 ſeinen vierten und letzten Aufenthalt zu nehmen: er opferte der preußiſchen Reſidenz, an welcher immer noch ſeine ſtarke Neigung und ſein warmer Enthuſiasmus hing, den bedeutenden Plan, über Wien nach Italien zu gehen, deſſen Ausführung ſeine ſchriftſtelleriſche Zukunft nothwendig anders geſtaltet haben müßte.

Jetzt finden wir ihn wieder in Berlin als einen ganz Anderen in einer weſentlich umgeſtimmten Stadt. Die alte Unſicherheit der Exiſtenz ſtellte ſich wieder ein. Noch einmal war er an einer kritiſchen Zeitſchrift thätig: er beſchloß mit einer trefflichen Beſprechung der Meinhard'ſchen „Verſuche über den Charakter und die Werke der beſten italieniſchen Dichter" die Reihe der Litteraturbriefe; fortan ſollten die Bedürfniſſe des Lebens nur durch Ausarbeitung größerer Werke gedeckt werden. Er hatte auf Veranlaſſung ſeiner Eltern, welche die Liebe des Sohnes in der übertriebenſten Weiſe in Anſpruch zu nehmen pflegten, ſeinen Bruder Karl zu ſich genommen: die dadurch geſteigerten Anforderungen zwangen ihn, die Ausgabe des Laokoon zu beſchleunigen und Minna von Barnhelm wie auch eine Sammlung der übrigen Luſtſpiele abzuſchließen. Die für alle Zeit gültigen Kunſtbetrachtungen des Laokoon konnten an jedem beliebigen anderen Orte geſchrieben werden; aber in Minna von Barnhelm leuchtet Leſſings preußiſcher Patriotiſmus in einem concentrirten Glanze zum letzten Male auf. In dieſem Luſtſpiele liegt der ganze Gewinn ſeines Breslauer und überhaupt ſeines preußiſchen Lebens: überall in der weiten geſchichtlichen Perſpective ſehen wir die machtvolle Geſtalt Friedrichs des Großen ſo deutlich durchſchimmern, daß ſpäterhin das Hamburger Theater für die Aufführung eine officielle Erlaubniß von Preußen nachſuchen zu müſſen glaubte; in dem verabſchiedeten Officier Tellheim zuckt der volle Stolz des Standes und die ganze tiefbegründete Empfindlichkeit des Ehrgefühls, während der naive Uebermuth des ſächſiſchen Fräuleins ſich von allen herkömmlichen Rückſichten ihres Standes befreit; der Treue und der Natürlichkeit der übrigen Perſonen ſtellt der Dichter mit tiefbedeutſamem Spotte einen franzöſiſchen Repräſentanten der ſchwindelnden Aeußerlichkeit gegenüber. Das Ganze iſt ein poetiſches Nachſpiel des Hubertusburger Friedens, eine künſtleriſche Beſiegelung des Friedensſchluſſes zwiſchen Preußen und Sachſen: der preußiſche Offizier wird von der ſächſiſchen Schönheit erobert.

Man durfte hoffen, einem Dichter und Forſcher von Leſſings Bedeutung und eigenthümlich patriotiſcher Richtung endlich eine würdige Stellung in Preußen zu bereiten und grade jetzt bot ſich die paſſendſte Gelegenheit. Der königl. Bibliothekar La Croze war Anfang des Jahres 1765 geſtorben und der von Friedrich dem Großen mit ſeinem Vertrauen beehrte Oberſt Quintus Icilius ſchlug Leſſing zum Nachfolger vor. Wir wiſſen nicht, ob der König des oben berührten Conflictes Leſſings mit Voltaire gedachte, als er dieſen Vorſchlag abwies: wahrſcheinlicher iſt, daß der an franzöſiſche Eleganz und Leichtigkeit gewöhnte Fürſt einem deutſchen Gelehrten nicht traute. Zu neuen Vorſchlägen aufgefordert, empfahl der grade für deutſche Gelehrſamkeit begeiſterte Oberſt den großen Winckelmann, der aber die eingeleiteten Unterhandlungen in wenig geziemender und ſpäter von ihm ſelbſt bereuter Weiſe abſchnitt. Jetzt kam Quintus Icilius noch einmal in der wärmſten Weiſe auf Leſſing zurück: der König beſtand auf einen franzöſiſchen Bibliothekar und ein ironiſcher Zufall führte ihm einen ſehr unbrauchbaren Benedictiner Anton Joſeph Pernetty zu, der ſtatt eines berühmten und gelehrten Namensvetters kam und ſich im Jahre 1783 aus Furcht vor dem von einem evangeliſchen Geiſtlichen angekündigten Weltuntergange davon machte.

Dies war das Einzige, wie Leſſing es ſelbſt geſteht, worauf er ſo lange gehofft und worauf man ihn ſo lange vertröſtet, und nun war es fehlgeſchlagen. Er mußte daran denken, ſeine ſchöne Bibliothek von etwa 6000 Bänden, welche er ſich hauptſächlich in Breslau erworben hatte, zu verkaufen und ſich anderwärts eine Stellung zu begründen: denn von Berlin wegzugehen, ſchien ihm jetzt leicht. Die Phyſiognomie der Reſidenz hatte ſich in Leſſings Augen ſehr weſentlich verändert. Als er von Sachſen nach Berlin überſiedelte, war alles im lebendigſten Aufſchwunge begriffen; der junge König ſchien das Jahrhundert beſtimmen zu können und zu wollen; der ſiebenjährige Krieg endete nicht ſo, wie die Anſpannung aller Kräfte von Seiten Preußens es verdient hatte. Der Enthuſiasmus für den König, welcher vorher das ganze begeiſterungsfähige Deutſchland ergriffen hatte, verengte ſich ſehr naturgemäß, aber für Leſſing, der in ſeiner univerſalen Natur immer den Weltbürger über den Patrioten ſtellte, ſehr tadelnswerth, in einen ganz realiſtiſchen Particularismus; dazu kam, daß eine natürliche Abſpannung in dem allgemeinen Leben ſich zeigte, die je mehr und mehr in Unſittlichkeit ausartete. Das alles widerſtand der Leſſing'ſchen Natur. Daher kann er offen äußern, daß es ihm nicht ſchwer fallen werde, Berlin zu verlaſſen, und bitter fragen, was er überhaupt auf der verzweifelten Galeere zu thun hätte. Auch eine vorübergehende Unterhandlung mit Kaſſel blieb ohne Reſultat und ſo ſtand Leſſing wieder einmal, wie er es bezeichnet, müßig am Markte und Niemand ſchien ihn dingen zu wollen; da knüpfte man im November 1766 vom Hamburger Theater aus Unterhandlungen mit ihm an: man wollte, um das Theater zu heben, ihm die Stelle eines Dramaturgen mit 800 Thlrn. übertragen. Ein faſt ſechswöchentlicher Beſuch in Hamburg brachte die Unterhandlungen zum Abſchluſſe; Leſſing konnte mit dem bitteren Satiriker Juvenal ſagen, daß ihm nun die Schauſpieler verliehen, was die Fürſten ihm vorenthalten hatten, und Anfang April 1767 verließ er Berlin, um ſich nie wieder dauernd dort aufzuhalten.

So wechſelvoll und traurig auch Leſſings weitere Schickſale ſein mochten: die alte mächtige Sehnſucht, einer lebendig bewegtem ſeiner bewußten Staate anzugehören, welche ihn dauernder als an irgend einen andern Ort an dieſe Stadt geknüpft hatte, kam nicht wieder. Und ſie konnte nicht wiederkommen. Leſſing hatte zwar den kritiſchen, ſelbſtbewußten Geiſt Berlins begründen helfen, welcher ſeit dem Zeitalter Friedrichs des Großen die Reſidenz gekennzeichnet hat, den eigenthümlich zerſetzenden Geiſt, der ſich bisweilen in reſultatloſen Leichtſinn verpufft. Er hatte die Epoche der Aufklärung mit herbeigeführt, welche zwar das feinere religiöſe Gefühl vernichtete, bis es Schleiermacher in den tiefſten Falten des Gemüths wiederentdeckte, aber auch zur Nüchternheit und Beſonnenheit, zur Klarheit und Selbſtgewißheit führte. Dieſe Stufe des Bildungsganges indeß, welche Leſſing, der künftige große Religionsphiloſoph, nur als einen Durchgangspunkt gelten laſſen konnte, ſahen ſeine alten Freunde, beſonders Nicolai und Mendelsſohn, als eine feſte und allgemein gültige Grundlage an; ſie beharrten in der Verſtändigkeit, welche ſie als eine unfehlbare Kraft und einen ſichern Maaßſtab für die Beurtheilung alles Göttlichen und Menſchlichen ſchätzten. Leſſing mußte über ſie theils durch ſeine faſt dämoniſche kritiſche Unruhe, theils durch ſeinen tiefern, philoſophiſchen und religiöſen Sinn hinaus geführt werden.

Die alte Vorliebe für Berlin wandelte ſich allmälig in vollſtändige Abneigung; von ihr iſt der bekannte Brief an Nicolai vom 29. Auguſt 1769 erfüllt. Leſſing täuſcht ſich vollſtändig über die nachhaltige Bedeutung der Reformverſuche, welche in Wien gemacht wurden; er tadelt Gleim, der diesmal ſcharfſichtiger war; er glaubt wirklich der deutſchen Litteratur in Wien immer noch mehr Glück verſprechen zu können, als in dem franzöſirten Berlin. Er hält von der Berliniſchen Freiheit zu denken und zu ſchreiben nichts, denn ſie reducire ſich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion ſo viel Sottiſen zu Markte zu bringen als man wolle; einer ſolchen Freiheit müſſe ſich der redliche Mann nun bald zu bedienen ſchämen; ja, was politiſche Freiheit betrifft, ſo war er nicht abgeneigt, Preußen hinter Frankreich und Dänemark zu ſtellen, ja es für das ſklaviſchſte Land von Europa zu erklären. Daher finden wir Leſſing nur vorübergehend und gelegentlich wieder in Berlin, wo ſein Bruder Karl, der 1812 als Münzdirector in Breslau ſtarb, ſich niedergelaſſen hatte und beſonders als Mitglied des Montagsclubs von 1761 — 1772 mit den Leſſing'ſchen Kreiſen im Zuſammenhange geblieben war. Ende September 1771 machte die Ausgabe der vermiſchten Schriften einen Aufenthalt dort nöthig; ein zweites Mal berührte er, bei Gelegenheit der italieniſchen Reiſe, welche er weder ſo poetiſch fruchtbar wie Goethe, noch ſo eitel grämlich wie Herder vollendete, Ende Februar 1775 Berlin, wo er eine ruhige und heitere Stunde zu finden glaubte, wie ſie Wolfenbüttel nicht gewährte, und zum letzten Male auf der Rückreiſe, wo er ſeit Ende Januar 1776 ſich einige Wochen, aber ſichtlich in der übelſten Laune, aufhielt: im December 1777, als er ſeinen älteſten Stiefſohn, der ſich mit dem preußiſchen Militärweſen bekannt machen wollte, nach Berlin ſchickte, zog wohl etwas Sehnſucht von ihm mit. Aber im Grunde hatte er in den vier größeren Epochen ſeines Berliner Aufenthaltes ſeine Rechnung mit der preußiſchen Hauptſtadt, ja mit Preußen ſelbſt abgeſchloſſen; zuerſt hatte er ſich als Feuilletoniſt verſucht und war aus dem zerſplitterten Leben nach dem ſtilleren Wittenberg entwichen, um ſich dort zu ſammeln; dann hatte er im Verkehr mit Mendelsſohn und Nicolai ſich geklärt und zugleich vertieft und dennoch durch ſeine Theaterneigungen nach Leipzig entführen laſſen; der dritte Aufenthalt, die glänzendſte Epoche ſeines Lebens, hatte die Litteraturbriefe und das kräftigſte Selbſtbewußtſein in ihm erzeugt und ſo hatte er ſich in das anregende Kriegsleben von Breslau begeben; da er zuletzt als der reife Mann in Berlin erſchien, der in ſich alle Anregungen des Zeitalters und ſeines neuen Vaterlandes dichteriſch und ethiſch verarbeitet hatte, bemerkte er, daß die Umgebung hinter ihm zurückgeblieben ſei. Es fand ſich keine Stelle für ihn. Aeußerlich und innerlich drückt und verfolgt ihn eine Art Heimatloſigkeit bis an ſeinen Tod; er hat kein Vaterland, das von Rechtswegen Preußen ſein mußte, und dies troſtloſe Gefühl wurde vielleicht zuletzt nur durch ſeinen Menſchheitsbegriff verklärt. Aber wie eine Ironie erſcheint es faſt noch achtzig Jahr nach ſeinem Tode, daß die Stadt, welche nicht wußte, wohin ſie ihn im Leben ſtellen ſollte, ſelbſt darüber zu zweifeln begonnen hat, wohin ſie am beſten ein nachträgliches Standbild von ihm bringe.

⁂

Sächſiſche Schweiz.

Von Dr. Heinrich Berghaus-Greiſen.

Welche Verwirrung der Begriffe liegt in der Benennung: Sächſiſche Schweiz! Die Schweiz in Sachſen zu ſuchen, die Alpen und ihre Rieſen mit dem Sandſteingebirge an der Elbe und ſeinen Pygmäen zu vergleichen — das iſt ein Gedanke, der mir immer — und es iſt ſo ungefähr ein Halbjahrhundert her — kindiſch, ich möchte ſagen läppiſch vorgekommen iſt. Der Urheber dieſer Kinderei iſt, erinnere ich mich recht, Götzinger, weiland Pfarrer zu Neuſtadt, Amts Hohenſtein, geweſen, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein vortreffliches Buch über Schandau und ſeine Umgebungen ſchrieb und drucken ließ, einen ziemlich dickleibigen Kleinoktavband ausmachend, worin er jenen Gedanken ausſprach, aber — täuſcht mich das Gedächtniß nicht — nur ſo nebenher, ohne einen großen Werth darauf zu legen. Dagegen war es Pfarrer Nikolai zu Lohmen, der zu Anfang des laufenden Jahrhunderts das Buch ſeines neuſtädter Amtsbruders excerpirte, beziehungsweiſe berichtigte und in einem kleinen und ſchmächtigen Taſchenbuchformats-Bändchen den erſten „Wegweiſer durch die Sächſiſche Schweiz" lieferte. Der achtbare Pfarrer von Lohmen iſt es alſo geweſen, der die widerſinnige Benennung auf ſein geographiſch-geologiſches Gewiſſen geladen hat. Seitdem hat ſie ſich nicht allein in Büchern fortgepflanzt, ſondern auch im Munde des Volks eingebürgert. Die guten Dresdner und die übrigen Meißner thun ſich etwas darauf zu Gute, von einer Schweiz in ihrem Heimathslande zu plaudern und zu — ſchwätzen. Daß ſie das können, ſollte ſie zur Dankbarkeit ſtacheln gegen die Schöpfer der Schweiz im Meißnerland. Setzt die in Deutſchland eingeriſſene Monumentemanie allerhand Leuten niedern Verdienſtes Denkmäler in Stein oder Erz in äſthetiſch-ſchöner aufrechter und in unäſthetiſch-unſchöner ſitzender Stellung, ſollten da nicht die beiden geiſtlichen Amtsbrüder von Neuſtadt und Lohmen, die ſich das große Verdienſt erworben, ein neues Land, wenn auch nur in der Einbildung, geſchaffen zu haben, Anſpruch machen können auf ein Doppeldenkmal à la Goethe-Schiller vor der Weimariſchen Schaubühne? Sind Götzinger und Nikolai nicht die Urheber der Wallfahrten oder Karavanenzüge, die zu Tauſenden und abermals Tauſenden Jahr aus Jahr ein durch die Felſenſchlünde der „Schweiz in Sachſen" laufen und kriechen? Sind ſie es nicht, denen die Dresdner, die Schandauer und ſämmtliche „Schweizer in Sachſen" es verdanken, daß ſie alljährlich mit Hunderttauſenden fremder Thaler- und Guldenſtücke ihre Taſchen bereichern? Dieſe Hunderttauſende würden ſeit fünfzig Jahren und darüber in Dresden u. ſ. w. nicht in Umlauf gekommen ſein, wären nicht die beiden Paſtore in Neuſtadt und Lohmen geweſen. Alſo ſetzt ihr würdigen Elbflorentiner euren würdigen Landsleuten, die zum Wohlſtand der „Schweizer in Sachſen" ſo weſentlich beigetragen haben, ein Denkmal! Auf Eins mehr in deutſchen Gauen kommt's ja nicht an! Iſt's Scherz, iſt's Ernſt? Nehmt's wie Ihr's wollt!

Die Benennung „Sächſiſche Schweiz" iſt aber nur allmälig in den Mund der Leute gekommen. Vor zwei und vierzig Jahren war ſie noch nicht ſo landläufig oder — volksthümlich wie jetzt. Damals ſprach man von Lohmen, der Baſtei, Schandau, und von den „Steinen an der Elbe", ſelten von der „Sächſiſchen Schweiz." Das geſchah meiſtens nur von Leuten, die den Nikolai'ſchen Wegweiſer in der Taſche oder im Kopfe hatten. Auch bediente man ſich des Ausdrucks: „Meißniſches Hochland", der aber ſo ungereimt iſt wie jener. Erhebt ſich doch der höchſte Gipfel dieſes angeblichen Hochlandes nicht mehr über die Meeresfläche als die Iſarſtadt, die ſich heutzutage mit eben dem Recht als Dresden den ſtolzen Namen des deutſchen Firenze beilegen kann.

Es war im Sommer 1820, als ich mich mehrere Wochen lang in dem ältern, dem Elb-Florenz, aufhielt. Ich lebte dort viel in dem liebenswürdigen Familienkreiſe des Max Joſeph, Freiherrn von Lichtenſtern aus Wien, dem ſich Graf Harrach, nachmals Schwiegervater des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, angeſchloſſen hatte. Beide hatten ſich aus ihrem öſterreichiſchen Heimathlande freiwillig exilirt; beide aus — Verdruß; der Freiherr, weil ſein Kaiſer ihn nicht zum Direktor des ſtatiſtiſchen Büreaus ernannt hatte, deſſen Schöpfer er geweſen war — eine nicht zu läugnende Thatſache; der Graf, weil der allmächtige Hof- und Staatskanzler ihn nicht zum k. k. Geſandten in Paris, London oder ſonſtwo an dem Hofe einer Großmacht machen wollte.

Nahe gleiches Alter und gleiche Neigungen und gleiche Beſtrebungen führten uns bald zuſammen, Theodor von Lichtenſtern, den Sohn und mich. Wir verabredeten einen gemeinſchaftlichen Spaziergang durch die „Sächſiſche Schweiz.“ Tag und Stunde des Aufbruchs waren beſtimmt. Leider wurde nichts aus der Gemeinſamkeit! Abends vorher ſuchte mich Theodor im Linke'ſchen Bade auf. Sein Vater, ſagte er, habe plötzlich eine dringende Arbeit vorgenommen, und er, der Amanuenſis, müſſe dabei helfen. Wenn ich den Spaziergang nicht aufſchieben wolle, müſſe er darauf Verzicht leiſten. Ich konnte ſeinen Wunſch nicht erfüllen, ging doch mein Elbflorentiniſcher Aufenthalt zu Ende.

Ich wanderte alſo ohne Theodor von Lichtenſtern, doch nicht allein! Es gab damals in Dresden von alter Zeit her eine Race dienender Geiſter, die gleichförmig gekleidet gingen nach Art der einſt ſehr berühmten Leipziger Meiſen. Sie trugen lange, faſt bis auf die Hacken hängende Schoßröcke von der Farbe des Kanarienvogel-Gefieders mit hellblauen Franzen und Aufſchlägen, kurze, bis auf's Knie reichende, hellblaue Unausſprechliche, weißwollene Strümpfe und Schuhe von mittelalterlicher Form und Derbheit, die Dick und Dünn Trotz boten, und auf dem Kopfe einen Hut, den man Dreimaſter zu nennen pflegte. Dieſer dienender Geiſter eigentliche Beſtimmung war: die ſchönere Hälfte des Menſchengeſchlechts auf — Händen zu tragen. Es waren meiſt junge, rüſtige und kräftige Kerle. Es gab in Dresden aucune dame de qualité, die ſich zu Hofe oder in Geſellſchaft fahren ließ, nein, ſie ließ ſich — tragen, nicht auf dem Arm, das würde ſich nicht geſchickt und überdem den Kleiderſtaat zerknittert haben, ſondern auf, oder vielmehr in einem Seſſel, der mit einem Käfig für wilde Beſtien mehr Aehnlichkeit hatte, als mit einer Locomotive für's ſchöne Geſchlecht. Ich habe dieſe Tragmaſchinen damals, wie auch noch viel ſpäter, wenn ich in Dresden war, von Frauen und Mädchen ſehr loben gehört, weil der Geſellſchafts- oder Ballſtaat ganz in Ordnung bliebe, und nicht, wie beim Pferdetransport, der Gefahr des Beſchmutzens beim Ausſteigen aus der Karoſſe ausgeſetzt ſei. Die Damen ſtiegen im Hauſe ein und ſtiegen erſt vor der Pforte des Salons oder des Boudoirs wieder aus; da hörte der Dienſt der Portechaiſenträger auf. Dieſe Race von „Dienſtmännern“ iſt noch in Mode ſammt ihren Käfigen. Ob letztere in der Breite Schritt gehalten haben mit dem weiblichen Umfang, der vom Tyrannen der Mode heutzutage vorgeſchrieben iſt, weiß ich nicht. Wahrſcheinlich wird es der Fall ſein, da in den Tragſeſſeln von 1820 höchſtens die Kurzröckchen einer Ballettänzerin Platz fanden und dieſe hatten damals kaum den vierten Theil ihrer gegenwärtigen Bauſchigkeit. Die Gelbmontirten, die eine unter polizeilicher Aufſicht ſtehende Körperſchaft bildeten und noch bilden, ließen ſich aber auch zu anderen Dienſten gebrauchen. Sie waren in jeder Beziehung die beſten Kommiſſionaire von der Welt. Ehrlich, raſch und verſchwiegen, beſorgten ſie mit der größten Pünktlichkeit ihren Auftrag, welcher Art er auch immer ſein mochte. Und ſo ſoll es auch heutzutage noch ſein. Auf mehrſeitige Empfehlung nahm ich einen der Gelben auf zwei Tage in meine Dienſte bis Schandau, wo ich mein Hauptquartier zu nehmen gedachte. Theils ſollte er als Führer dienen, theils als Träger einer kleinen Reiſemappe, die ein Paar Ergänzungsſtrümpfe und ein Paar Reſervestiefel enthielt, denn ein Wechſel der Fußbekleidung, ſo ſagten Dresdner Freunde, werde wohl nothwendig werden; bei den waſſerreichen Bächen, die ich zu durchwaten haben würde, ſtänden naſſe Füße in Ausſicht. Hatte es doch mehrere Tage lang anhaltend und ſtark geregnet und gab es überdem im Jahre 1820 noch einen recht anſehnlichen Ueberfluß an Brückenmangel. Der Rath der Freunde iſt mir zu Statten gekommen. Ich ſelber trug ein Meßrohr mit Torricelli'ſcher Leere und was Gebrechliches dazu gehört; damals und ſpäter ein ganzes Menſchenalter hindurch mein unvermeidlicher Begleiter auf Reiſen. Winkler, der geſchickte Mechanikus und liebenswürdige Freund, übernahm es, in der Dresdner Seevorſtadt, am See, barometriſch mit mir zu korreſpondiren.

An dem mit Theodor von Lichtenſtern verabredeten Tage ſetzte ich mich früh am Morgen in Bewegung. Theodor kam noch zum Abſchiednehmen und Glücklichereiſewunſch in die Stadt Berlin am Neumarkt, wo ich wohnte, und begleitete mich bis auf den Bautzener Platz, damals eine Wüſtenei, wo die Reſidenz des Königs Friedrich Auguſt ein Ende hatte.

Ich durchwanderte die „Sächſiſche Schweiz" auf einem Wege, den man gegenwärtig die „Haupttour" nennt. Ich erinnere mich nicht, ob dieſe Bezeichnung ſchon damals gebräuchlich war. Den Boden der Schweiz betrat ich aber nicht von Pirna aus, wie man es jetzt zu thun pflegt, indem man das ſchöne Elbthal bis zu dieſem Eiſenbahnhalt durchfliegt, ſondern von Pillnitz her. Dahin wanderte ich durch die reizenden Gelände des rechten Elbufers über das Linke'ſche Bad, Findlater's Weinberg — ſeit 1849 Albrechtsburg genannt, — dann hinab ins Thal über Loſchwitz nach Pillnitz. Konnt ich's mir doch nicht verſagen, die Stelle zu ſehen, wo ein Leopold und ein Friedrich Wilhelm neun und zwanzig Jahre vorher mit Carl Bourbon, genannt Graf von Artois, jenen Vertrag ſchloſſen und unterſchrieben, kraft deſſen ein großes Volk durch Waffengewalt wieder in die Ketten der Knechtſchaft geſchmiedet werden ſollte, die es eben erſt gebrochen hatte.

Von Pillnitz ſtieg ich zum Porsberg hinauf und an der Morgenſeite hinab, um über Graupa in den Liebethaler Grund zu gelangen. Hier ſtand ich an der Eingangspforte der „Sächſiſchen Schweiz." Hier ſah ich die erſte Werkſtatt der Steinbrecher, deren Fleiß die Bau- und die Mühlen-Meiſter, die Würfel- und die Säulenſtücke von grobkörnigem, graugelbem Sandſtein, verdanken, deren ſie zum Betriebe ihrer Gewerbe bedürfen. Im Liebethaler Grund, von der angeſchwollenen Weſenitz durchrauſcht, ging es aufwärts nach Lohmen, dann wieder bergab in den Otto- oder Uttewalder Grund, und darauf nach dem Prachtſtück der „Sächſiſchen Schweiz!"

Wie ich's zwei Jahre vorher auf der Roßtrappe gemacht hatte, ſo machte ich's auch hier, als wir uns der Baſtei näherten.

Nun, ſagte mein Gelber, indem wir durch den Wald ſchritten, ſind wir bald an Ort und Stelle.

Gut, erwiederte ich, dann machen wir einen kurzen Halt. Ich nahm mein ſeidenes Schnupftuch aus der Taſche und verband mir die Augen.

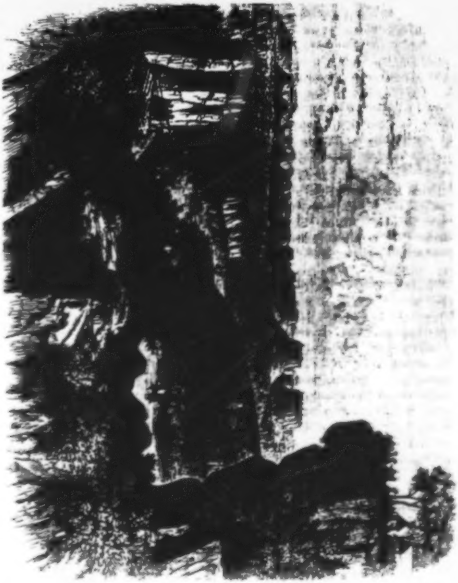
Angefaßt, Gelber! Und der Gelbe nahm mich bei der linken Hand und empfahl, mit der andern Hand mich an der Felſenwand zur Rechten fortzufühlen.

Vorſichtig, beſonders der Torricelli'ſchen Leere und des Fahrenheit-Celſius wegen, ging es auf den Felſenſtufen bald aufwärts, bald niederwärts, zuletzt auf einer geneigten Ebene ziemlich gleichmäßig.

Wir ſind da! ſagte der Gelbe. Nehmen Sie das Tuch ab!

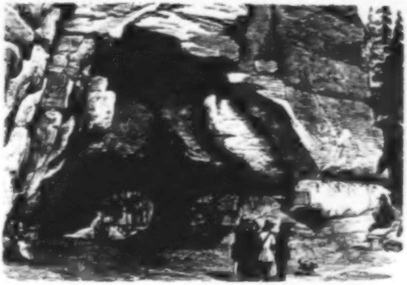
Und ich that, was er befahl. Die Ueberraſchung war groß, größer als auf der Roßtrappe. Weder damals konnt ich die Empfindung beſchreiben, die der Blick von der Baſtei in meiner Seele erregte, noch vermag ich's jetzt nach Ablauf von mehr als vierzig Jahren, trotzdem daß ich ſeit jener Zeit mehr als einmal an derſelben Stelle geſtanden habe.

Jeder, der die „Sächſiſche Schweiz" zum erſten Male beſucht, mache es auf der Baſtei



Die Baſtei.

wie ich es machte Anno 1820. Aber er fabele nicht, wenn er das Tuch von den Augen genommen, von Wunderwerken der Schöpfung! Nichts in der Welt iſt durch Wunder geſchaffen, weder in der Körper- noch in der Geiſterwelt. Alles iſt mit „natürlichen Dingen" zugegangen, und geht ſo bis in alle Ewigkeit, durch Wechſelwirkung von Kraft und Stoff. Wer ſich davon, in Bezug auf die „Schweiz in Sachſen" überzeugen will, der leſe, bevor er die Wanderung antritt, den Cotta, den Geinitz oder den Gutbier. In der That, es thut Noth, daß unter den landläufigen „Rothbüchern" endlich einmal eines in die Welt geſetzt werde, welches ein Wegweiſer ſei durch Gottes Natur, und nicht ein bloßer Katalog der Kunſtmuſeen in den großen Städten. So ein Buch, wie es mir vor der Seele ſchwebt, wird weſentlich beitragen, die Kenntniß der Natur unter dem großen Haufen der Touriſten zu verbreiten, der in der „Sächſiſchen Schweiz" all' die Erſcheinungen in der äußeren Geſtaltung der Erdrinde ſtumpfſinnig — anglotzt, ohne ſich Rechenſchaft geben zu können, wie die Vorgänge geweſen, durch die ſie entſtanden ſind und die ſie tagtäglich zu ändern ſtreben. Wohl wird der Touriſt ſtaunen, wenn er vom großen Winterberg den Blick mittagwärts richtet, aber er wird ſich mit Hülfe eines Reiſebuchs, wie ich's meine, auch ſagen können, ſo und nicht anders konnten die Kegel und Pyramiden entſtehen, an deren Formen das Auge ſich ergötzt; nur durch plötzliche oder allmälige Reaktion der Kräfte des Innern gegen die äußere Decke konnte der Stoff aus dem Schooße der Erdkruſte gehoben werden.



Der Kuhſtall.

„Welcher Phyſiker, ſei er der erfahrenſte, kann den Zuſammenhang der Naturkräfte ganz überſehen!" So rief der gute Nikolai vor ſechs und fünfzig Jahren aus, als er den Reiſenden auf den großen Winterberg geführt hatte. Sonderbar, daß er ſo that! Wußte denn nicht das ſächſiſche Landeskind, daß gerade zu ſeiner Zeit ein Werner auf der Freiberger Bergſchule eine hellleuchtende Fackel der geologiſchen Erkenntniß eben erſt angezündet hatte? Und doch verſuchte es ſelbſt Nikolai, die Entſtehung und Bildung der „Sächſiſchen Schweiz" zu erklären, — freilich nach ſeiner Weiſe!*)

Als ich zum erſten Male in der „Sächſiſchen Schweiz" war, befand ich mich auf dem Lande, wie man zu ſagen pflegt, unter Leuten, die von den Auswüchſen der Civiliſation noch nicht beleckt waren. Man nahm aus dem Nachtquartier ſein Frühſtück mit und kehrte zu Mittag in irgend einer Dorfſchenke ein, wo man ſich mit dem begnügte, was die freundliche Hauswirthin aufzutragen vermochte; von einer Auswahl war nicht die Rede; Alles war ländlich, ſittlich. Im Schandauer Bade ging es ſchon etwas ſtädtiſcher zu, aber auch nach ſehr beſchränktem Maße. Als ich mehrere Jahre ſpäter zum zweiten Male und wiederum nach Jahren zum dritten Male u. ſ. w. den Boden der „Sächſiſchen Schweiz" wieder betrat, welche Veränderungen waren da vorgegangen! Die Poeſie des Natur- und Landlebens hatte der Proſa des Stadtlebens und all' ſeiner Blaſirtheit Raum gegeben; überall großſtädtiſches Weſen; unter dem vornehm klingenden Namen Hotels waren großſtädtiſche Wirthshäuſer an die Stelle der Schenken und Kretſchams getreten und franzöſiſch und engliſch parlirende Kellner in ſchwarzem Leibrock und mit weißer Halsbinde traten mir mit langen Speiſe- und Weinkarten entgegen ſtatt der einfachen Hauswirthin von ehemals, die mir in ihrer breiten, meißniſchen Mundart kurz vorgezählt hatte, was die Küche vermöge. Sogar an der ſenkrecht abſtürzenden Felſenmauer der innern Baſtei war ein Hotel erbaut, nicht minder am Kuhſtall, wo ſonſt der Dorfwirth vom nahen Lichtenhain einige Erfriſchungen feil hielt. Hat die „Sächſiſche Schweiz" durch dieſe Umwandlungen gewonnen, oder hat ſie dadurch verloren? Ich ſage: Sie hat verloren! Wohin ſoll ſich der Städter flüchten, um auf deutſcher Erde noch die freie Natur zu finden, wie ſie aus des Schöpfers Hand hervorgegangen iſt, ohne die Verunſtaltungen, die der Menſch in ſeinem Unverſtand ihr aufgezwängt hat? In die böhmiſchen Wälder flüchte er, vor allem in die Inn- und Etſchthäler der Tiroler Alpen!

---

*) Wegweiſer durch die Sächſiſche Schweiz, aufgeſtellt von C. H. Nikolai, Prediger zu Lohmen und der Leipziger ökonomiſchen Sozietät Ehrenmitglied. Zweite, neu umgearbeitete Auflage, mit einer von dem Kurfürſtl. Sächſ. Oberlandfeldmeſſer, Herrn Auguſt, verbeſſerten Reiſekarte. Dresden, 1806 in der Walther'ſchen Kunſt- und Buchhandlung. S. 4—10. S. 10.

* * *

Das Innthal bei Paſſau.

Von Franz Sartorius.

In Paſſaus pittoresker Umgebung wird manchem Fremden das Thal des Inns, dieſes ſchönſten bairiſchen Stromes, der Rhätiens Gebirgen entſprungen, nicht unbekannt ſein. An ſeinen Ufern wechſelt eine reiche, fruchtbare Landſchaft mit üppigen Laub- und Tannenwäldern, mit maleriſchen Felspartien, zerriſſenen Granitwänden, und in ſeinen Fluthen ſpiegelt ſich wieder manche zerfallne, ehedem ſtolze Burg, manches ehedem reiche Kloſter. Drei Burgen ſind es beſonders, welche die kurze Strecke des Fluſſes von Schärding bis Paſſau zieren, wo die Donau den wilden Gebirgsſohn in ihren ruhigen Schooß aufnimmt.

Als nach dem Abzuge der Römer, Hunnen und Oſtgothen die Herzoge von Baiern das ganze Land hinab bis an den Traunfluß in Gaue eingetheilt hatten, zeichneten ſich unter den damals blühenden Häuſern des bairiſchen Adels die Grafen zu Vornbach aus, denen die Herrſchaft Schärding und Neuburg am Inn gehörte. Eine Stunde unterhalb Schärding auf dem linken Ufer erhob ſich Vornbach, ſchon eine feſte Burg in den Zeiten als in Baiern noch Herzoge aus dem Agilolfinger-Stamme regierten. Heutzutage ſteht das ehemalige Kloſter, jetzt ein ſchöner Herrenſitz, auf derſelben Stelle, wo es durch die Mildthätigkeit der reichen Grafen zu Vornbach ſchon im Jahre 1094 geſtiftet worden iſt.

Wo aber der freie Sohn der Alpen, bisher durch hundert kleine Inſeln maleriſch getheilt, von hohen Bergen und Hügeln in ein ſchmäleres Bette zuſammengedrängt wird, wo ſeine reißenden Fluthen um mächtige Fels-Kugeln brauſen und die Gegend durchaus düſter zu werden anfängt, prangt auf einer ſteilen Höhe des dunkeln Neuburger Waldes das geräumige und einſt für unüberwindlich gehaltene Schloß Neuburg am Inn. Noch in unſerer Zeit weiſt dieſe geräumige Veſte das Bild ihrer früheren Herrlichkeit auf, und der Anfang der Gebäude beurkundet den Glanz des ehemaligen Zuſtandes. Kaum minder maleriſch erhebt ſich gegenüber in Trümmern die alte Burg zu Wernſtein, deren Namen auch der Flecken trägt, der nach und nach da erbaut worden iſt.

Der erſte Beſitzer, den die Geſchichtſchreiber mit Gewißheit nennen können, war Thiemo I. und das Turnierbuch nennt bereits einen Heinrich von Vornbach, welcher im Jahre 938 auf dem Turniere zu Magdeburg erſchienen war. Eine ſchöne Reiſe in unſerm wald- und waſſerreichen Deutſchland damals, bloß um des Vergnügens willen eine tüchtige Tracht Hiebe wieder heimtragen zu dürfen, während Anfangs dieſes Jahrhunderts eine zwölfſtündige Reiſe, noch dazu im Zeiſelwagen, zu den Denkwürdigkeiten eines Lebens gerechnet wurde. Auf dem Stammſchloſſe zu Vornbach herrſchte eine ausgezeichnete Pracht und Thiemo konnte wohl eher einem Fürſten als einem Grafen verglichen werden. Ihm dienten vier Hofkapläne, die zugleich ſeine Geheimſchreiber waren, deren Unterhalt aus liegenden Gründen und Pfarrlehen floß. Er hatte mächtige Miniſterialen, unter denen die freien Herren zu Halß, die zu Schaumburg und Hagenau die erſten waren. Auch war er Advocatus erwählet, was wir mit „Schirmvogt" überſetzen, der Kirche zu Regensburg, wozu nur die tapferſten Ritter gewählt wurden.

Reich an intereſſanten Ereigniſſen iſt die Geſchichte dieſer Veſten, namentlich die Neuburg, denn ſeit Thiemo's Zeit bis 1803, da es bei dem großen Reichsfriedensſchluſſe ſammt dem mehr als ein Jahrtauſend alten Hochſtifte Paſſau als Entſchädigung an die Krone Baierns kam, war es in alle Fehden und Kämpfe verwickelt, wurde oft genommen, zerſtört, wieder aufgebaut, aber ſtets als feſter Waffenplatz betrachtet; war es bald ſelbſtſtändig, bald biſchöflich, dann wieder öſterreichiſch und bairiſch, je nachdem der Kriegsgott ſpielte.

Auch jetzt noch lebt in dieſer Wiege eines ehedem ſtolzen ritterlichen Stammes ein urkräftiges Geſchlecht. Gedrungene Geſtalten durchwandeln mit kräftigen Schritten die Hallen, und von ihrem Wirken und Schaffen wiedertönen die hohen Gewölbe. Aber an die Stelle eines volltönenden Namens iſt ein ganz beſcheidener getreten, ſtatt der wehenden Helmbüſche flattern ſchwarzwollene Zipfelhauben im Zugwinde der Gänge und ſtatt des finſterblickenden, bärtigen Kriegsvolkes ziehen Brauknechte herum; der Hanſirgel, der Waſtl, der Sepp, volle heitere Geſichter und der Braumeiſter mit roſigen Wangen und roſiger Naſe prüft ſchmunzelnd im Kellerſtübl, das hohe Glas blinzelnd gegen das Licht haltend, das braune, ſchäumende Naß, das er dann, mit ſich und dem Reſultate zufrieden, in langſamen Zügen ausſchlürft.

An einem heißen Sommertage hatte ich dieſe Gegend durchwandert und war zwar hiſtoriſcher Erinnerungen voll aber mit leerem Magen und trockener Kehle zu Neuburg im Schloſſe in's Kellerſtübl getreten, Erquickung und Labung zu ſuchen. Läßt ſich wohl ein angenehmeres Plätzchen finden nach des Tages Schweiß, als ſo ein ächt altbairiſches Keller- oder Bräuſtübl? Wie ruht ſich's da ſo kühl, wie lebt ſich's da ſo gut! Vor mir die Pitſche, von Wachholderholz gar zierlich gefertigt, voll des kräftigſten Bieres, welches der „Schaffler" eigens dem Fremden zu ehren dem Mutterfaſſe enthebt und zum Imbiß Käs und Rettig, dem zur Seite ſtets ein rieſiger Laib ächten Roggenbrodes gelegt wird, auf daß ſich der Gaſt nach Gefallen bediene; und alle die biderben Geſellen herum mit aufgeſtülpten Hemdärmeln, die ſehnigen Arme auf die Tiſche geſtützt, wie ſie mit geſpanntem Ohre den Sagen längſtverklungener Zeiten lauſchten, die ich zum beſten gab. Denn nachdem des Magens erſter Forderung genügt war, ſprach ich von Friedrich von Vornbach, Thiemos I. ſchönem und tapferem Sohne, der alle Männer niederſchlug und dem alle Frauenherzlein zuſchlugen, von Allen Gertrudens, des Königs Enkelin, die ſich von ihm entführen ließ und zwei Jahre hier in dieſem Schloſſe mit ihm in glücklicher Ehe verlebte, trotz des Hofes Ungnade. Und als beide nach Ablauf dieſer Zeit, theils auf eignes Bitten, theis durch Verwendung mächtiger Freunde, wieder Gnade gefunden, und Friedrich nach Hofe geeilt war um ſeinem beleidigten Fürſten reuevoll zu Füßen zu fallen, wie mochte da nicht die edle Frau mit dem neugebornen Töchterlein im Arme ſehnſuchtsvoll vom hohen Söller, der noch heute in ſchwindelnder Höhe über dem Strome hängt, nach dem Heimkehrenden ausgeſchaut haben? Wie lauſchten da nicht die wackern Männer um mich, und als ich dann ihnen erzählte, daß ſie den Gatten nicht mehr ſehen ſollte, da rachſüchtige Höflinge ihn auf dem Heimwege meuchleriſch erſchlugen, wie zogen ſie da nicht ihre Brauen ſo finſter zuſammen?

Nicht ohne dazwiſchen die trockene Zunge aus Achtung für den Bräumeiſter weidlich zu netzen, fuhr ich fort zu erzählen, wie jenes Töchterlein unglücklicher Eltern, das hier geboren und auferzogen wurde und Hedwig hieß, ſpäter den Grafen Gebhard zu Supplenburg heirathete und ihm einen Sohn gebar, der unter dem Namen Lothar II. die deutſche Kaiſerkrone trug.

Das hätte keiner von ihnen, die da verſammelt waren, je geträumt, daß von hier aus einſt ein deutſcher Kaiſer in die Welt gegangen war.

Als nun Gebhard frühzeitig ſtarb, wurde Hedwig zum zweitenmale vermählt mit Dietrich, dem Herzoge von Lothringen; durch Eckbert aber, Thiemos II. Sohn, wurde der Graf zu Vornbach nahe verwandt mit den Herzogen zu Steyer und Oeſterreich und ſo verbanden ſie ſich mit den edelſten Geſchlechtern der damaligen Zeit.

Um den Eindruck, den die Kaiſergeſchichte auf meine Zuhörer gemacht hatte, etwas zu verwiſchen, erzählte ich auch von dem Biſchofe Berthold, dem wunderlichen Prieſter, der lieber die Hand an's Schwert legte, als an den Krummſtab, und ſich im harten Panzer wohler fühlte, als im weiten, faltigen Kirchengewande; dem Manne, der ſo viel Verwirrung in Baiern ſchaffte. Hier war es, wo er ſich mit ſeinem böhmiſchen Kriegsvolke aufhielt, als Paſſau's Bürger ihm den Einlaß weigerten. Von hier aus nahm er mit Hülfe ſeiner Anhänger, namentlich Heinrich's von Purchleit, durch Verrath die Stadt, wo er ſtrenge Rache übte, die aber auch ihn bald erreichte, denn der bairiſche Adel der Nachbarſchaft und die von ſeinen Böhmen geplünderten Bauern ſchwuren ihm Verderben und ſchrecklich war die Niederlage, die ſie ihm beibrachten. Acram v. Uttendorf, Ortolf v. Walch und Heinrich v. Stohr waren ihre Anführer, und da ſie keine Banner hatten, ſo nahmen ſie, wie die Chronica vermeldet, aus der St. Ulrichskirche zu Neukirchen ſtatt deren die Kirchenfahnen.

Um nun ihrerſeits auch erkenntlich zu ſein und um mir zu beweiſen, daß auch in unſerer Zeit noch nicht alle Mannhaftigkeit entſchwunden ſei, erzählten ſie mir manches Abenteuer, das ſich in dem ſchönen großen Walde, den ich durchwandert und der ſich vom Inn bis zur Donau hinüberzieht, zugetragen hatte, und einer der Anweſenden machte gar kein Hehl daraus, daß er in ſeinen jüngern Jahren ein eifriger „Wildpratſchütz, a junger, friſcher Bua“ geweſen ſei und manchen Hirſch in dunkler Nacht auf dem Waſſer zur Stadt geſchmuggelt habe, trotz Gensd'armen und Grenzjägern. Es waren einige anziehende Geſchichten darunter voll kühner Liſt und toller Waghalſigkeit.

So verfloß im angenehmen Wechſelgeſpräche die Zeit mit Windeseile und ich mußte an die Heimkehr denken. Der Bräumeiſter gab mir das Geleite bis zum Waſſer, wo ein Schifflein meiner harrte. „Vergeſſen's halt mein Bräuſtübl nicht und kommen's bald wieder“, waren ſeine letzten Worte.

Es war mir etwas warm geworden im Kopfe, weil die Erinnerung an alte Zeiten, in die ich mich auf dieſem hiſtoriſchen Boden vertieft, mein Blut aufgeregt hatte oder des Bräumeiſters reiche Spendung, gar angenehm wirkte auf mich jetzt die kühle Flußfahrt. Einſt war auf ihm die Hauptverkehrsſtraße, auf der die Völker ihre Producte zum Tauſche brachten und mächtige Schiffe ſchleppten ſchwere Ladungen Getreide und Salz, ſowie Welſchlands und Ungarns feurige Weine ſtromauf und ab. Aber auch ſeine Sonne iſt im Untergehen, denn die neueren, leichteren und gefahrloſeren, ſowie raſcheren und minder koſtſpieligen Verkehrswege entvölkern ſeine Fluthen, obgleich man es faſt bedauern möchte, denn es war gar eine hübſche und lebendige Staffage in dieſer romantiſchen Landſchaft, wenn ſo ein Schiff ſtromaufwärts zog und 40 bis 100 Pferde davor auf dem Hufſchlag (Leinpfad) gingen, oft bis an die Bruſt im Waſſer, und die Felſen ringsum wiederhallten vom wilden Gejohle und Peitſchenknallen ihrer waghalſigen Reiter. Wie romantiſch waren die Lager dieſer wilden, trotzigen Horden, die nie unter Dach kamen, weder Roß noch Mann, wie ſie in dunkeln Nächten, am rauſchenden Flußufer um hellodernde Feuer geſchaart, aßen und tranken, rauchten und fluchten, lachten und ſtritten oder zum hellen Klange einer Zither aus rauhen Kehlen fröhliche Schnaderhipfel ſangen. Das waren Strombilder wohl eines Pinſels werth! Aber der Fluß iſt ein trügeriſcher, heimtückiſcher Geſelle, ſo freundlich grün auch ſeine Waſſer glänzen. Unglücksfälle gehören nicht zu den Seltenheiten und deßhalb betet noch heutzutage der Seßtaller (Oberſchiffer) an gewiſſen Stellen laut das Vaterunſer, während die Schiffsknechte mit entblößten Häuptern ſich kräftig auf die Ruder ſtemmen. Ende der zwanziger Jahre verunglückte ein großes Schiff mit bäuerlichen Andächtigen: Männern, Weibern und Kindern, die, wie das alljährlich hier geſchieht, auf den Mariahilfberg bei Paſſau wallfahrteten; von ihnen allen wurde nur eine einzige Perſon gerettet. Die Schmalzhuberbäuerin von Fuchshub hatte einen großen, zierlich geflochtenen und buntbemalten Korb voll Butter bei ſich, den ſie frommen Sinnes als Opfer zu den Füßen der Himmelskönigin niederzulegen gedachte. Man ſchrieb ihre Rettung der Gnade der Gottesmutter zu, die ſie ihrer reichen Spende halber beſonders in Schutz genommen habe, obgleich Viele, wohl nur die minder feſten im Glauben, behaupten wollten, daß der große Butterkorb und die weiten bauſchigen Kleider, wenn nicht allen, doch gleichen Antheil an ihrer Rettung gehabt hätten. Sei dem wie ihm wolle, das Ganze war ein Ereigniß, das über viele Familien endloſe Trauer verbreitete. Alljährlich fordert der Strom ſeine Opfer. Das Schiffsvolk früherer Zeit war überzeugt, daß man ihm den gebührenden Tribut nicht weigern dürfe, und Niemand dachte daran einem Ertrinkenden beizuſpringen. „Gib Dich drein,“ riefen die rohen Geſellen dem mit dem Tode Kämpfenden zu. Man rettete den Hut und ließ den Mann erſaufen.

Mein Schifflein ſchoß auf tänzelnden Wellen raſch zwiſchen brandenden Felſen und düſtern, ſchattigen Wäldern dahin, bisweilen nur an einem einſamen ſtillen Gehöfte vorbei, bis ich an mein Ziel gelangte.

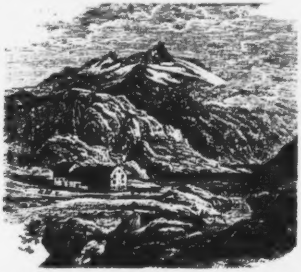
Das Hasli-Thal.*)

Einen längeren Aufenthalt auf der Grimſel wird nicht leicht Jemand unter die freundlichſten Reiſeerinnerungen zählen, obgleich überſtandene Mühen ihr Angenehmes haben. Schon das Hospiz ſelbſt, nach dem Brande allerdings ſchöner aufgebaut, iſt immer noch ein großes Schweizer Bauerhaus, die Schlafzimmer ſind durch Holzwände getrennte Zellen, wo man Schritt und Tritt der Nebenbewohner hört, und in denen man nicht ſelten zu zweien ſchlafen muß. Und dennoch begrüßten wir das Aſyl mit lautem Jubel nach einer harten und anſtrengenden Tagefahrt. Draußen ſah es indeſſen aus, als wenn bei uns im Nachwinter

---

*) Vergl. „Unſer Vaterland“ II., S. 288.

Thauwetter mit Nebel einfällt und Glatteis ſich bildet, die Wolken hingen ſchwer bis zum Hoſpiz hernieder, eine eiſige Luft ſtrich durch die Räume, in den kaminloſen Schlafſtellen klapperte man mit den Zähnen und flüchtete doppelt gern nach dem Saale „zur Seite des wärmenden Ofens", wie der hausbackene Voß ſingt; aber auch wenn innen mit Grog eingeheizt wurde, wollte es Einem ſo recht „mollig" doch nicht werden. Nur das Geſpräch belebte die Geiſter etwas, und damit ging es allerdings ſcharf her; denn bis zur table d'hôte, welche erſt um 7 Uhr ſtattfindet, blieb viel Zeit zum Plaudern. Berlin kam dabei nicht zum Beſten weg, beſonders ließ ein Frankfurter Kaufmann über die Handelszuſtände dieſer Stadt und ihren Mangel an reeller Grundlage bittere Aeußerungen fallen; Andere ergingen ſich in ähnlicher Weiſe über den Pauperismus der gebildeten und der Beamten-Klaſſen, ferner über den wiſſenſchaftlichen Geiſt in Berlin, und ihnen war eher beizukommen. Freilich, dieſe Leute aus Zürich, Baſel, Bern und Genf, dieſe Frankfurter, um nicht weiter zu greifen, haben gut reden von erbärmlichen Beamtengehältern und geſellſchaftlichem Proletariat, ſie ſitzen auf der breiten Grundlage eines, theils ererbten, theils durch ganz andere Verhältniſſe bedingten Wohlſtandes, und von ihrem Geſichtspunkte aus mögen ſie Recht haben; ſie vergeſſen nur eins, daß eben ſie nicht das Salz der Erde ſind, daß die Stiefmütterlichkeit der Natur die Energie der Geiſteskraft im Norden gefördert hat.



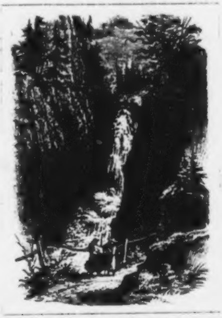
Das Grimſel-Hoſpiz.

Eine ſehr ernſthafte Debatte erregte die Frage, ob der Schweizer Dialekt eine eigene Sprache ſei, oder pures Deutſch. Die Schweizer ſelbſt ſind der erſteren Anſicht, gebrauchen im Leben den Ausdruck: „Er iſt ein Deutſcher", und ſo ſagen auch die Gaſtwirthe: „Ein Deutſcher iſt angekommen". In den Schulen lernen ſie zwar — und Gott ſei's geklagt, wie! — das Hochdeutſche, aber unter einander reden ſie ein Patois, von dem ſie behaupten, daß es eben ſo verſchieden von unſerm Deutſch ſei, wie Holländiſch oder Schwediſch. Es wurden naheliegende Beiſpiele gegeben; ſo heißt die Butter Anke, Nidele iſt gleich Sachen, Hammen bedeutet Schinken, Suffi Molken, Kluwe Stecknadel, Helſig Strick, Agriſchte Elſter. Auf Wengernalp fand ich im Fremdenbuche gedruckt, außer Namen und Wohnort der Einkehrenden, auch die Rubrik: „Begangenſchaft", d. h. weß Standes oder Charakters der Reiſende ſei. Deſſenungeachtet kann ich mich nicht überzeugen, daß Schweizeriſch Deutſch nicht einfaches Deutſch, und das Schweizer Volk nicht Deutſchen Stammes wäre. An und für ſich weichen ſchon im Beginn des Mittelalters die Allemannen und andere weſtliche oder ſüdliche Völkerſchaften von den Franken und dem Norden in Geſtalt und Sprache ab, wenngleich ſie alle ſich als Germanen gegenſeitig anerkannten, und in den Bergen bewahrt ſich Herkommen und Sitte treuer; dann aber kann man eher den Schweizer Dialekt, ſo zu ſagen, als eine Familienſprache anſehen, in welcher ſich gewiſſe Eigenthümlichkeiten und Nachläſſigkeiten erhalten und von Kind auf Kind forterben, ohne deshalb die Ehre einer eigenen Sprache für ſich in Anſpruch nehmen zu dürfen. Selbſt ihr Hochdeutſch iſt nicht frei von Abweichungen, ſo bringen ſie: Gaſtho' zum Schwanen, zum Storchen, zum Hirſchen. Auf dem Ofen im Saale des Hospizes heißt die Umſchrift, welche doch einen monumentalen Charakter trägt: „Neugebauen durch die Landſchaft Oberhasli.“ Endlich ſpricht man in den verſchiedenen Kantonen ein verſchiedenes Deutſch, und die Leute verſtehen ſich nicht durchweg, nur die ſtark aſpirirten Kehllaute ſind ihnen gemeinſam.

Man trennte ſich erſt ſpät, aber ſelbſt Nachts im Bette fröſtelte mich; denn die Decken ſind viel zu klein, die Anſtrengung der letzten Tage hatte ohne Zweifel auch das Ihrige gethan. Die Perſönlichkeiten der Wirthsleute ſind eben keine anſprechenden, all' dieſe Gaſtwirthe im Berner Oberlande ſind Bauern von Haus aus, die in Kurzem reich werden wollen und jeden womöglich für einen Engländer nehmen. Beſonders im Großen wird das Kuriren der Stiefel auf dem Grimſelhospiz getrieben, drei Meiſter und ihre Geſellen ſind Tag und Nacht mit Beſohlen und Ausbeſſern beſchäftigt, und wenn der Argus von Hausknecht den kleinſten Fehler entdeckt, ſo wandern ſie ſofort in die Apotheke zu Meiſter Knieriem, der eine Berner Oberlandsrechnung dafür anſetzt. Hie und da laufen, wie bei einem Schwindelgeſchäft, auch komiſche Auftritte mitunter. So befand ſich an dieſem Tage auch eine Penſion aus Lauſanne oben, und richtig waren zehn Paar Schuhe der jungen Leute über Nacht beſohlt worden von 3 Francs 50 Centimes bis 4 Francs 50 Centimes; bei der Recherche der Vorſteher ſtellte ſich indeſſen heraus, daß mehrere Schuhe nur eine neue Sohle erhalten hatten, die Rechnung lautete aber für beide. Das iſt ein Complement zu dem Satze, daß, wenn zwei in einem Zimmer ſchlafen, jeder den vollen Preis zahlt. Unter ſolchen Umſtänden hat das Hospiz ſeine urſprüngliche Beſtimmung faſt ganz verloren, und im Sommer werden kaum noch unentgeltliche Gäſte beherbergt; das alte Hospiz hat 300 Jahre geſtanden und ſeinen Beruf erfüllt, es iſt 1557 erbaut worden und auf ſeinen Grundmauern ruht auch der Neubau. Das Trinkwaſſer iſt hier oben ſo kalt, daß man es für aufgelöſtes Eiswaſſer halten möchte und in der That frieren die beiden fiſchloſen Seen hinter dem Hauſe oft mitten im hohen Sommer zu.

Kalt und ſchaurig war die Wanderung am Morgen des nächſten Tages, zwei Röcke ſchützten nicht vor der eindringenden Kälte: aber raſch ging es abwärts, vorüber den gewaltigen Schneelagern; da ſtürzt bei einer Wendung der Schlucht die Aare aus ihrem Eisbette uns entgegen, immer bergab, und wir, ihrem Laufe folgend, kommen in eines der lieblichſten Thäler der Schweiz, in das Oberhaslithal. Aber noch bedarf es mehrſtündiger Wanderung; ein hartes Pflaſter, dann wieder ſchmelzender Schnee, ſpiegelglatte Granitlagen wechſeln mit einander, die Kniee ſind in ſteter Biegung; aber es geht doch hinab, und die klugen Saumroſſe wählen bedächtig an der Hand der Führer Steg und Richtung. Dicke Eisrinden ſäumen die Ufer der jungen Aare: die Wände, an denen wir vorüberziehen, zeigen eine ſtets wechſelnde Schneehülle, einmal war der Felſen wie mit einer kantigen Altardecke bekleidet; wir brauchten unſere Alpenſtöcke als Elle und maßen die Dicke des Eiſes vier bis fünf Mal daran ab, d. h. alſo eine Stärke von zwanzig Fuß und darüber. In raſchen Sätzen und Waſſerfällen brauſt der Fluß hinunter, gleichſam der Gebrechlichkeit des Wanderers Hohn ſprechend. Allmälig ſchwindet dieſes grauſe Chaos, die Welt der Gräſer und

Kräuter fängt an ſich wieder zu zeigen, und man lüftet die eng geſchloſſene Kleidung. So gelangen wir zu einem breiten Wieſengrunde, der ſeitwärts zu den Handeck-Aarefällen geleitet. In dunkelen Tannengründen ſteigt man nieder, die ganze Umgebung ſcheint vorzubereiten auf einen Blick in die geheimnißvolle Werkſtätte der Natur. Durch einen Vorbau geht es zur Brücke, und man hört und ſieht den Fall zu gleicher Zeit. Rechts kommt die Aare in breiterem und mehr abgeſtuftem Bette dahergeſchoſſen, ſtürzt ſich zweihundert Fuß in die Tiefe, aber ehe ſie dort anlangt, bricht links der Aerlenbach in kühneren Sätzen von den Höhen ſeines Gletſchers, ſucht dem Gegner in keckem Sprunge zuvorzukommen, und beide ſchlagen, noch ehe ſie den Boden berühren, in heftigem Stoße zuſammen; ihre Waſſer vermiſchen ſich, prallen von den Wänden des engen Keſſels ab und ſpritzen ganze Wolken von Schaumwogen in die Höhe, daß Brücken und Zuſchauer benetzt werden. In dieſem Brauſen von Waſſerdünſten bricht ſich die Sonne in den ſchönſten Regenbogenfarben, es iſt ein erhabenes Schauſpiel, dem Toben und Donnern in der Tiefe und dieſem Farbenſchiller vom ſichern Geländer aus zuzuſehen. Nächſt dem Rheinfall und dem Gießbach wirkt die Handeck am bedeutendſten auf die Sinne. Den Sturz der Aare ſieht man ſpäter von unten, die Wirkung iſt eine geringere, und nur die Wände des ſchwarzen Keſſels erregen noch Staunen, eine Tochter Albion's ſaß auf feuchtem Mooſe ſie zu ſkizziren. Dem Aerlenbach gebührt ohne Zweifel der größere Antheil; er iſt zwar an Waſſerfülle geringer, aber ſein Fall iſt ſteiler, heftiger und ruft die Kolliſion hervor. Daß man den Reiſenden wie in eine Mauſefalle hineinläßt und ihm nachträglich das Entrée abfordert, verſteht ſich in der freien Schweiz von ſelbſt, Einheimiſche kommen ungerupft davon, „Hans Preller von Laufen", erzählte humoriſtiſch ſchon vor vierzig Jahren Wilibald Alexis.


Waſſerfall der Aare bei der Handeck.

Gleich hinter der Handeck zeigten ſich die Trümmer und Verwüſtungen eines friſchen Lawinenſturzes, die Felsblöcke und das Gerölle ummauerten den Raum der Straße, während die Gebirgswand, der ſie entrollt, ihre Höhe faſt dem Auge entzog; man bekommt einen Begriff von der Gewalt ſolcher Naturſcenen. Je weiter wir nachſchreiten, deſto breiter und ſchöner wird das Thal, die einſchließenden Berge treten immer mehr zurück, an ihren Wänden kann man das wundervolle Lichterſpiel der ſteigenden Sonne beobachten, die eine Seite hell beleuchtet, die andere noch im Schatten, dazwiſchen der Uebergang vom Dunkel zum Lichte; es wird dem ſo lange Beklemmten endlich wohl und weit um das Herz. So erreicht man Gottanen, wo die erſte Raſt gemacht wird. Die Kinder der Wirthin ſind auf der Sommerweide, d. h. mehrere Monate aus dem Elternhauſe entfernt, ſie laſſen die Berge im Frühſommer von unten nach oben abweiden, bis der Herbſt naht, wo ſie es umgekehrt machen und mit den Heerden allmälig nach unten kommen. Die Sennhütten um Gottanen zeugen von Wohlhabenheit, obgleich im Allgemeinen die Bewohner des Haslithales zu den ärmeren im Berner Oberlande gehören. Wir ſahen die Weiber und Mädchen in's Wallis, das Formazza- und Münſterthal hinaufſteigen, um, wie ſie auf unſer Begehr ausſagten, Polenta, Mais, Käſe zu holen. Warum ſie das Letztere thaten, konnten wir nicht recht einſehen, da ſie an Heerden nicht arm ſind; wir aßen ſo herrlichen Käſe, daß wir in gleicher Zartheit ihn genoſſen zu haben uns kaum erinnern können. Indeſſen iſt dieſe Sorte eben nur für die Nachfrage, d. h. für die Fremden oder den Verſand beſtimmt; die zweite, zum Hausgebrauche hergeſtellte Art wird aus der Molke durch nochmaliges Gerinnen erzeugt und iſt ein zähes und mageres Produkt. Später trafen wir wieder andere Weiber und Mädchen, die aus Einſiedeln zurückkehrten, von einer Wallfahrt, zu der ſie acht Tage gebraucht hatten. Sie benahmen ſich ziemlich frei, man merkte ihrem Geſpräche die Routine an; ihr Kopfputz war eigenthümlich, faſt wie ein türkiſcher Bund geknüpft. Die Bewohner des Hasli gelten mit für die ſchönſten Menſchen der Schweiz; die Frauenzimmer ſcheinen indeß mehr voll und ſtark, während die Männer groß und ſchlank ſind; man hält ſie für Einwanderer, für Sachſen oder Frieſen, ſie ſind die beſten Ringer des Oberlandes und genoſſen lange völlige Abgabenfreiheit, weil ſie ſchon 1334 ſich freiwillig an Bern anſchloſſen. Sie wählten ihre Richter und Beamte und ſchlugen ihren Landamman ſelbſt vor. Die Mehrzahl ſcheint reformirt zu ſein, wie überhaupt im Kanton Bern nur der achte Theil der Einwohner katholiſch iſt. Der Charakter der Haslithaler iſt nach der Sage bei Grimm und Kopiſch „die Zwerge auf dem Baum" eben nicht zuverläſſig. Die böſen Menſchen hatten nämlich die Zweige des Baumes aus Scherz und Bosheit eingeſägt, auf denen die Zwerge ſo lange Zeit zu beſtimmten Zeiten ruhig geſeſſen hatten, und als ſie ſich wieder hingeſetzt hatten, waren ſie auf die Raſen gefallen.

„O Himmel, wie biſt du hoch überall,
Wie groß iſt die Untreu im Haslithal!
So riefen ſie aus und ſchrien ſehr,
Einmal hierher und nimmermehr!"

Das Thal gewinnt immer mehr an Ausdehnung, die Vegetation ändert mit Rieſenſchritten ihren Charakter, mächtige Tannen breiten ihre Aeſte und laden den mehr als warm gewordenen Fußgänger unter ihre kühlenden Schatten; ſchon blüht die Kartoffel und grünt die Aehre, mit Staunen ſieht es der Wanderer, der vor wenigen Stunden aus dem Chaos und der Oede des Grimſelpaſſes herabgeſtiegen iſt; weites, weiches Wieſenland, hellgrüne Matten begrüßen ihn, und das Ganze iſt von den hohen wilden Bergkämmen ſchützend eingeſchloſſen; man kann der einladenden Gewalt der Umgebung nicht widerſtehen: ein ehrwürdiger Felsblock mit polſterweichem Mooſe tapezirt, ein rauſchendes Wäſſerlein, ein breitäſtiger Nußbaum winken ſo verführeriſch, und die Sonne brennt ſchon gar zu heiß, — man läßt ſich nieder und ſchwelgt in ſeligem Behagen, und einer der ſüßeſten Träume iſt: heute wirſt du nicht mehr weit ſteigen, was, beiläufig geſagt, doch nur zur Hälfte wahr iſt. Geſtärkt ergreift man ſeinen Alpenſtock, ſchwer von dieſer lieblichen Oaſe ſich trennend. „Im Hof", ſo heißt der Weiler, werden bereits Kirſchen und Erdbeeren angeboten, klein und ſäuerlich, aber willkommene Boten eines anderen Klimas; dann geht es auf ſchmaler Brücke über die Aar, Feld und Wald, Matten und Wieſen, was das Herz nur begehrt, und da liegt „Hasli im Grund“, ſo reizend, daß unſere Empfindungen auf's Höchſte ſich ſteigern. Welch ein Zonenunterſchied in Zeit von acht Stunden! Aber ſchon geht es wieder an's Klimmen, es iſt abermals ein harter, ſteiler Weg, der uns das hinter uns liegende Bild entzieht, an einer Mauer lang geht die Straße, ſo daß auch vor uns die Welt verſchloſſen ſcheint. Die ſingende und ſpringende Bettelei verkürzt uns den Weg, und bald öffnet ſich eine neue Staffage, Meyringen, die Perle des Thales, liegt vor uns und bietet eine der reizendſten Landſchaften, wie ſie nur die Phantaſie des Hirtendichters malen kann.

Hoch droben ſenkt ſich wie eine Korallenſchnur einer der Reichenbachfälle herab, er gleicht in dieſer Entfernung einem herniederhängenden Eiszapfen oder einer beweglichen Glasröhre, ſeine wahre Größe lernt man erſt in der Nähe ſchätzen; unten aber breitet ſich der liebliche Naturgarten Meyringens aus: welliges Hügelland, angebaute Triften im Vordergrunde, das Auge labende Matten, hier und da ein unter dem dichten Schatten der Bäume verborgenes Haus; es iſt ein ſo wunderbares Spiel von Farben und Lichtern, daß der trunkene Blick hinüber und herüberſchweift, bis endlich Meyringen ſelbſt, der Hauptort des Thales, im üppigſten Grün verſteckt, dem Blicke entgegentritt, nur von ſeinem Kirchthurm überragt; ſonſt, ſo weit das Auge reicht, ſchönes angebautes Land. Für heute nahmen wir hier unſeren Aufenthalt, und zwar dieſſeits in Willigen, in dem eleganten Hôtel des Alpes, wo zugleich eine Penſion iſt, wie von jetzt an in der Regel; wir ſind auf dieſer Seite der morgenden Wanderung näher. Eine neue Brücke geſtattet jetzt die unmittelbare Verbindung der beiden Ortſchaften, die Berge, deren wirkliche Größe man überſchätzt, ſind weit zurückgetreten von der breiten Thalebene, man ſchaut bis an den Brienzer See hin und entdeckt mehrere Waſſerfälle auf einer Entfernung von drei Stunden. Nach einem ſchneereichen Jahre, wie wir es hatten, quillt's und ſprudelt's auf allen Seiten, es bilden ſich Rinnſale und Fälle, die mit Abnahme der Waſſermenge auch wieder ſchwinden.

Bl—ch.

Braunſchweig, Herzog Wilhelm und ſeine Ahnen.

Neben dem Dome zu Braunſchweig ſteht eine uralte Linde. Wohl grünt ſie noch in jedem Frühlinge von Neuem, aber ihre Zweige ragen abſterbend und ſtumpf gen Himmel, ein kümmerlicher Reſt des mächtigen Baumes, welcher hier einſt ſeinen Schatten verbreitete. Der ſie mit eigner Hand im Jahre 1163 pflanzte, war Heinrich der Löwe, der mächtige Welfenfürſt. Gleich der Linde iſt ſein Geſchlecht zerſplittert, abgeſtorben, dem Erlöſchen nahe. In der alten Reſidenz des Löwen herrſcht jetzt einſam der Herzog Wilhelm von Braunſchweig, und kein Nachkomme wird ſeine Krone erben. Mit ſorgenvollem Blicke ſchaut das kleine Herzogthum, das blühendſte unter den deutſchen Ländern, in die Zukunft und fragt: was wird werden, wenn der geliebte Fürſt in der Begräbnißkapelle neben ſeinem großen Ahnherrn ruhen wird? Und auch das Auge des übrigen Deutſchlands ruht mit Theilnahme auf dem letzten Sproſſen eines edlen Geſchlechts, welches viel weiter in die graue Urzeit hinaufreicht, welches viel mehr gefeierte Namen auf dem Felde des Krieges, der Politik und der Wiſſenſchaft aufweiſt, als irgend ein anderes in Deutſchland.

Wer hat nicht im Treppenhauſe des Neuen Muſeums zu Berlin bewundernd vor Kaulbachs großartigſter Schöpfung, der Hunnenſchlacht, geſtanden, und voll tiefer Erregung betrachtet, wie der wilde Attila, auf dem Schilde emporgetragen, die Gottesgeißel der allgemeinen Zerſtörung gegen den letzten Römerhelden Aetius und das hinter ihm aufblitzende Panier des Kreuzes ſchwingt: Attila, noch jetzt der höchſte Inbegriff aſiatiſcher Barbarei. Und doch befindet ſich in dem verworrenen Knäuel wilder Krieger, die ihm nach zum Kampfe mit den Römern eilig heranziehen, Eticho, der Fürſt der Scyren, von ſeiner rauhen Tapferkeit auch Wolfhart oder Welfhart genannt, der Stammvater des eben ſo erlauchten als mächtigen Welfenhauſes. Von Eticho's beiden Söhnen war es der ältere, Odoaker, welcher um 476 das weſtrömiſche Reich zertrümmerte; der jüngere, Welf, machte ſich zum Beherrſcher des Landes am ganzen Nordabhange der Tiroler Alpen. So theilte ſich die Familie der Welfen in einen italieniſchen und einen deutſchen Zweig. Die deutſchen Welfen wurden und blieben ſeit Heinrich mit dem goldenen Wagen Vaſallen der Kaiſer, oft trotzige, aber in Zeiten der Gefahr um ſo treuer.

Die italieniſchen Welfen waren mit dem Tode Odoakers zwar von dem römiſchen Königsthrone herabgeſtiegen, dennoch aber ein mächtiges Fürſtengeſchlecht geblieben. Der italieniſche Welfe, Welf IV., Markgraf von Eſte, vereinigte um 1055 durch Erbſchaft die Beſitzungen beider Linien, welche unter ſeinem Enkel, Heinrich dem Stolzen, das Herzogthum Baiern, das ganze Land von Thüringen bis zur Nordſee, den größten Theil von Schwaben und Tirol, und in Italien Garda, Guaſtalla, die Mark Toskana und das Herzogthum Spoleto umfaßten. Von dieſer Zeit an waren die Welfen den deutſchen Kaiſern an Macht meiſt gleich, oft überlegen, häufig im Kampfe mit ihnen, noch öfter ihre einzige Stütze. Der Glanzpunkt des Welfenhauſes war Heinrich der Löwe, dieſer Held, der wie eine Geſtalt des Nibelungenliedes emporragt. Wer kennt nicht den endloſen Wechſel von Glück und Unglück in dem Leben dieſes großartigen deutſchen Fürſten, wer weiß nicht, daß er bald von Barbaroſſa, ſeinem Vetter, in die Acht gethan und ſeiner Leben verluſtig erklärt, obdachlos umherirrte, und nur in England ſichre Zuflucht fand, bald ausgeſöhnt mit dem Kaiſer, der es nicht verſchmähte vor Heinrich zu knieen, ihm das abtrünnige Italien unterwarf, ja, im Kampfe gegen die empörten Römer dem Kaiſer auf der Tiberbrücke mit eignem Schwerte das Leben rettete, — daß er durch glänzende Siege über die heidniſchen Wenden und Obotriten ſeine Herrſchaft und ſeinen Einfluß bis weit in den ſkandinaviſchen Norden hinauf ausdehnte; — wer wüßte nicht, daß Heinrich auf eigne Hand einen Zug ins gelobte Land unternahm, und von dort den treuen, aus der Umwindung des Drachen erretteten Löwen mitbrachte, der ihm dankbar auf jedem Schritte folgte, der vor Ungeduld von außen an der Pforte des Domes zu Braunſchweig kratzte, wenn der Herzog darinnen die Meſſe hörte, ſo daß die Spuren noch heutigen Tages ſichtbar ſind, und deſſen von Heinrich errichtetes altehrwürdiges Erzmonument noch jetzt beweiſt, daß es ſich hier nicht bloß um eine romantiſche Sage handelt.

Der halb Deutſchland umfaſſende Länderbeſitz des großen Welfen wurde nach ſeinem um 1195 erfolgten Tode zufolge des unſeligen in Deutſchland herrſchenden Zerſtückelungsprinzipe unter ſeine Söhne getheilt. Drei Linien der Welfen exiſtiren noch jetzt: das engliſche Königshaus, das hannöverſche Königshaus, das braunſchweigiſche Herzogshaus. Der letzte Herrſcher aus dem letzteren iſt Herzog Wilhelm.

Wohl hat er ein Recht auf ſeine Ahnen ſtolz zu ſein, denn auch der Stamm des großen Löwen ſchlug nicht aus der Art. Zum Zeugniß deſſen ſeien aus dem braunſchweigiſchen Hauſe nur genannt: Kaiſer Otto IV., Heinrichs des Löwen Enkel, der Begründer des Hauſes, Albrecht der Große vertrieb ſchon im Alter von 17 Jahren die Ungarn aus Deutſchland, Erich der Aeltere rettete in der Schlacht bei Regensburg den vom Pferde geſtürzten Kaiſer Maximilian durch faſt übernatürliche Tapferkeit das Leben, durfte es aber auch wagen, wie Anaſtaſius Grün ſo ſchön geſchildert hat, dem Kaiſer das Leben der gefangenen Helden vom Kufſtein um einen Backenſtreich abzukaufen, ſandte, obgleich Katholik, auf dem Reichstage zu Worms Luther eine ſilberne Kanne mit Eimbecker Bier, und empfing von dem Glaubenshelden die ſchöne Antwort als Dank: Wie heute Herzog Erich meiner gedenkt, alſo gedenkt ſeiner unſer Chriſtus in ſeinem letzten Kampfe. Herzog Heinrich Julius, dieſer durch ſeine Alles umfaſſende Gelehrſamkeit berühmte Gründer der Bibliothek zu Wolfenbüttel, erwarb nicht nur als dramatiſcher Dichter ſich Ruf, ſondern verſchmähte es auch nicht, aus Anlaß ſeiner glücklichen Eroberung der ſchönen Eliſabeth von Dänemark in eigner Perſon und zwar als Goldſchmied verkleidet ein höchſt geiſtreiches Luſtſpiel aufzuführen; machte aber doch den ernſten Wahlſpruch: Pro patria consumor (für's Vaterland reibe ich mich auf) bis ans Ende wahr. Der ritterliche Chriſtian von Braunſchweig, Gottes Freund, der Pfaffen Feind, dieſer heldenmüthige Verkämpfer des Proteſtantismus, erinnert durch ſeine romantiſche Liebe zu der reizenden Eliſabeth von Holland an die ſchönſten Zeiten der Troubadours; ließ nach dem Siege über den gefeierten Gonzalvo von Cordova ſich auf dem Schlachtfelde beim Schalle der Trommeln und Trompeten den verwundeten linken Arm abnehmen, kämpfte muthig gegen Tilly und endete ſchon im 27. Jahre als „Tapferſter der Tapferen" ſein Leben. Der gelehrte Herzog Auguſt, der Freund Oxenſtierna's, verfaßte neben vielen anderen Schriften auch unter dem Namen Guſtavus Selenus das berühmte Werk über das Schachſpiel. Der geiſtreiche Anton Ulrich führte ſchon im Jahre 1687 in Wolfenbüttel eine ſtehende italieniſche Oper ein, erregte durch die beiden Romane Aramena und Octavia ſeiner Zeit Senſation und ſprach ſeinen echt chriſtlichen Sinn in einer großen Zahl herrlicher, religiöſer Lieder aus; ſah zwei Enkelinnen auf Kaiſerthrone ſteigen und trat im 77. Lebensjahre aus nie bekannt gewordenen Gründen zum Katholicismus über. Der glänzende Carl I. war an geiſtiger Begabung ſeinem Schwager, Friedrich dem Großen, ebenbürtig. Der eben ſo tapfere als feingebildete Prinz Ferdinand von Braunſchweig-Bevern focht als ein Held ſchon bei Mollwitz an Friedrichs Seite, ſtieg bei Sorr als Kommandeur der preußiſchen Garden vom Pferde, ſtürmte zu Fuße an der Spitze eines Gardebataillons trotz ſchwerer Verwundung eine Batterie und entſchied dadurch den Sieg; er verlor in derſelben Schlacht zwei Brüder, einen im preußiſchen, den andern im öſterreichiſchen Heere. Er feſſelte ſpäter bei Prag, nachdem Schwerin gefallen, durch einen kühnen Einbruch in die Flanke des Feindes wiederum den Sieg an Friedrichs Fahnen, focht bei Roßbach und trug durch die Triumphe über die Franzoſen bei Crefeld und Minden zur Rettung der preußiſchen Monarchie nicht weniger bei, als Friedrich ſelbſt durch die Schlachten bei Leuthen und Torgau. Den edelmüthigen, von den Dichtern hochgefeierten Prinzen Leopold verſchlangen die Fluthen der Oder bei Frankfurt, als er bedrängte Menſchenleben retten wollte. Carl Wilhelm Ferdinand, von Mirabeau ein zweiter Alcibiades genannt, half ſchon als Jüngling ſeinem Oheim, dem Prinzen Ferdinand, die Schlachten gegen die Franzoſen gewinnen; gab in der Schlacht von Crefeld denen, die ihn baten ſich doch nicht zu ſehr der Gefahr auszuſetzen, die hochherzig Antwort: Mein Vater hat noch mehr Söhne, die einſt regieren können. Er war der Freund und geiſtige Genoſſe Winkelmanns, Marmontels, d'Alemberts, Helvetius, Leſſings. Dieſe tugendhafte Fürſt rettete ſchon als Kronprinz das Land von dem tiefen Verfall, in welche Karl I. Prachtliebe und der ſiebenjährige Krieg es geſtürzt hatten. Als echter deutſcher Für ſchlug er den ihm angebotenen Oberbefehl über die Heere der franzöſiſchen Republik au obſchon er wohl wußte, daß dies ihn auf den Thron von Frankreich führen würde, wenn nur wollte. Sein Lorbeer im unglücklichen Feldzuge in der Champagne welkte ſo traur durch die Unfähigkeit und Widerwilligkeit der Unterfeldherrn; in der Unglücksſchlacht Jena raubte ihm eine feindliche Kugel beide Augen, ſo daß der beklagenswerthe Greis na

24 Tagen des furchtbarſten Leidens zu Ottenſen bei Hamburg verſchied. Sein Sohn Friedrich Wilhelm von Braunſchweig-Oels, der Heldenfürſt, der nimmermüde Kämpfer für Deutſchlands Befreiung, wollte lieber landflüchtig und verfehmt umherirren, als von dem übermüthigen Corſen das Beſitzthum ſeiner Väter durch Selbſterniedrigung erkaufen. Er machte mit ſeiner ſchwarzen Schaar im Jahre 1809 jenen abenteuerlichen Zug durch Deutſchland, welcher an Xenophons Zug der 10,000 Griechen durch Perſien erinnert; hielt am 16. Juni 1815 bei Waterloo die ungeheure franzöſiſche Uebermacht ganz allein auf, bis Wellington Zeit gewann, ſeine vortreffliche Poſition zu nehmen, fand aber an dieſem Tage an der Spitze ſeiner Braven für das neubefreite Vaterland den von ganz Deutſchland tief betrauerten Heldentod. Und nun trete Einer auf und führe uns eine glänzendere Reihe von Fürſten ſeines Stammes vor!

Am 3. Juli 1815 wurde Friedrich Wilhelm um Mitternacht bei Fackelſchein in der Gruft ſeiner Ahnen zu Braunſchweig beigeſetzt. Die Trauer ſeines Volkes, ja Deutſchlands, war unbeſchreiblich.*)

Er hinterließ zwei Söhne, beide noch im zarten Alter: Karl, geboren am 30. October 1804, und Wilhelm, geboren am 25. April 1806. Die Prinzen waren völlig verwaiſt; denn ihre Mutter Marie Eliſabeth Wilhelmine von Baden, die mit dem Herzoge ſeit 1802 in der glücklichſten Ehe gelebt, und ſein Exil treulich getheilt hatte, war dem Gatten bereits am 20. April 1808 vorangegangen.

Die Kindheit der Prinzen war eine ſehr traurige geweſen. Noch zählte Prinz Wilhelm nicht ein halbes Jahr, als die Kataſtrophe von Jena die Gemalin Friedrich Wilhelms zwang, bei den Verwandten erſt in Schweden, dann in Baden eine Zuflucht zu ſuchen. Nach dem Tode der Mutter lebten die Kinder kurze Zeit auf dem Schloſſe des Herzogs zu Oels in Schleſien. Als aber der Herzog 1809 von Böhmen aus ſeine ſchwarze Heldenſchaar gegen Napoleon ins Feld führte, da erforderte es die gefährdete Sicherheit der Prinzen, ſie nach dem ſchützenden England zu retten.

Der Wiederherſtellung des Herzogthums im Jahre 1813 folgte raſch der Tod des heldenmüthigen Fürſten. König Georg IV. von England und Hannover übernahm die vormundſchaftliche Regierung über das Herzogthum, und die Sorge für die Prinzen. In dem berüchtigten Pamphlet „Charles d'Este" ſchleudert der Herzog Karl gegen ſeinen Oheim und Vormund die ſchwere Anklage, dieſer habe Alles aufgeboten um ihn und ſeinen Bruder durch eine verkehrte Erziehung zu ruiniren, damit das Land raſch an Hannover fallen ſollte. Gewiß mit höchſtem Unrecht. In den Briefen Georg's an die dem Prinzen von ihrem Vater beſtellten Erzieher, ſpricht ſich eine durchaus liebevolle Geſinnung aus.

Beide Brüder blieben nach dem Tode des Vaters noch kurze Zeit in Braunſchweig, lebten einige Jahre zu Lauſanne am Genfer See, und machten dann größere Reiſen durch Frankreich, England und Italien. Leider wuchſen ſie auf dieſe Art völlig außerhalb der Familie auf. Die Mutter hatten Beide faſt gar nicht, den von Kriegs- und Friedensgeſchäften raſtlos umhergetriebenen Vater wenig gekannt. Sie hatten nicht erfahren, was es heißt von Eltern und Geſchwiſtern geliebt zu werden, und ſie wieder zu lieben. Kaum kann ein größeres Unglück ein Kindesalter treffen. Es iſt denn auch für Beide zeitlebens von den eingreifendſten Folgen geblieben.

Schon früh zeigte ſich, daß die beiden Brüder faſt in Allem einen entſchiedenen Gegenſatz zu einander bildeten. Karl war klein, aber auffallend ſchön, und unleugbar mit einem gewiſſen Vorrathe von Geiſt und Schönheitsſinn begabt. Dagegen iſt die treffende Schilderung, welche der Rittmeiſter Chaitas, erſt ſein Vertrauter und Bannerträger, dann ſein Anflüger in dem Buche Le duc Charles de Brunswic von ſeinem Charakter entwirft von der Art, daß ſie nicht geeignet erſcheint, hier wiederholt zu werden. Chaix wendet auf ihn mit vollem Rechte die Worte Pascals an: Il est bien difficile de déterminer la ligne où l'esprit finit, et où la folie commence. (Es iſt ſchwer die Grenze zu beſtimmen, wo der Geiſt aufhört und Narrheit anfängt.) Und nur dieſe Annahme kann die vielen Handlungen entſchuldigen, womit der Herzog Karl ſeine Regierung, ſein Privatleben befleckt hat. Es gelang ihm in dem kurzen Zeitraume ſeiner 7jährigen Selbſtregierung die ſprichwörtliche Liebe und Treue der Braunſchweiger zu ihrem Fürſtenhauſe bei allen Klaſſen der Bevölkerung in glühenden Haß zu verwandeln. Als am 7. September 1830 die Flammen ſeines brennenden Schloſſes ihm in's Exil leuchteten, zerſchlug das Volk drinnen wüthend die Spiegel, weil er ſich darin geſehen hatte. Wohl vergebens erhofft er das Ende dieſer Verbannung von ſeinem Exilgenoſſen Louis Napoleon.

---

*) Vergl. „Unſer Vaterland" I. Band Seite 215 und 216.

Als das Schloß in Braunſchweig in Aſche geſunken war, ſtreckte das wiederum verwaiſte Land ſeine Arme hilfeſuchend nach dem Prinzen Wilhelm aus.

Dieſer hatte, nachdem Herzog Karl im Jahre 1823 die Selbſtregierung übernommen, ſeine Zeit anfangs auf der Univerſität Göttingen zugebracht, war ſodann in das preußiſche Garde-Uhlanenregiment zu Berlin eingetreten und in demſelben zum Major avancirt.

Am 10. September 1831 verbreitete ſich in der noch immer in höchſter Aufregung ſchwebenden Stadt Braunſchweig der Ruf: Herzog Wilhelm iſt in Richmond! — Alsbald ſtrömte Jung und Alt nach dem nur ½ Stunde entfernt liegenden Luſtſchloſſe hinaus. Als aber der junge Fürſt auf die Treppe des Schloſſes hinaustrat, da knüpfte ein tauſendſtimmiges Lebehoch den Bund zwiſchen ihm und dem begeiſterten Volke. Unter dem Jubel des Landes zog der Herzog in die Stadt des Löwen ein und ergriff proviſoriſch die Zügel der Regierung.

Herzog Wilhelm war 26 Jahre alt. Schon ſeine äußere Erſcheinung gewann ihm abermals augenblicklich alle Herzen. Noch jetzt nach 31 Jahren iſt er ein ſtattlicher Herr, der mit einer edlen Figur und wahrhaft fürſtlichem Anſtande alle Diejenigen überragt, in deren Kreiſe er ſteht. Seine Züge ſind nicht fein, aber ſie haben eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Antlitze der alten Bildſäule Heinrichs des Löwen, welche den hohen Chor des Domes zu Braunſchweig jetzt wieder ſchmückt. Sein Auge iſt ſcharf und durchdringend, ſein Gang iſt kräftig und zu Pferde dahin ſprengend, erinnert er an die alten Helden, welche ſein Stamm aufzuweiſen hat. Er war immer ein kühner Reiter, bis der Bruch eines Fußes auf der Hirſchjagd ihn zwang vorſichtig zu werden.

Von geiſtigen Eigenſchaften zeichnen ihn ein außerordentliches Gedächtniß, ein ſcharfer klarer Verſtand und ein bedeutendes Talent für Sprachen aus.

Großer perſönlicher Muth war ſtets das Erbtheil der Welfen; der vertriebene Herzog Karl iſt vielleicht die einzige Ausnahme. Wenn Vater Wrangel dem Herzoge Wilhelm einſt an ſeinem Geburtstage vor dem Thore zu Potsdam den Wunſch darbrachte, er möge wie ſo viele ſeiner Ahnen auf dem Bette der Ehre ſterben, ſo hat er damals gewiß nur der eigenen innerſten Empfindung des Herzogs Worte geliehen. Es iſt bekannt, daß im Jahre 1859 Herzog Wilhelm auf ſein eifriges Betreiben das Commando des 10. Bundesarmeecorps erhielt. Sicher rechnete er, wie Alle, darauf als Sieger Paris zu betreten. Dies erſcheint durchaus nicht als etwas Außergewöhnliches. Aber Wenige wiſſen, daß die Lenormand dem Herzoge geweiſſagt hat, er werde in Paris ſterben — dieſe Sibylle, deren Ausſprüche bis jetzt ohne Ausnahme ſich erfüllt haben ſollen.

Eine unbeugſame Gerechtigkeitsliebe, und ein unerſchütterliches Feſthalten an übernommenen Verpflichtungen, ſelbſt wider das eigene Gefühl, zeichnen den Herzog Wilhelm nicht weniger aus, als Muth. Im Laufe ſeiner 31jährigen Regierung hat er hiervon oft die rühmlichſten Beweiſe gegeben.

Die ihm angeborene große Herzensgüte hat durch die ungünſtigen Umſtände, welche von Kindheit an auf ihm laſteten, nicht erdrückt werden können. Jemanden wehe zu thun iſt ihm ſelbſt da faſt unmöglich, wo die Regentenpflicht es erheiſcht. Das: „O Landgraf, Landgraf, werde hart!“ ließe ſich oft auf ihn anwenden. Seit er herrſcht, hat er nur zwei Todesurtheile unterſchrieben, und auch dieſe nur, dem lauten und gerechten Drängen der öffentlichen Meinung nachgebend. Gar Manchem aber hat er ſich als wohlwollender und gnädiger Fürſt erwieſen, und das insgeheim noch weit mehr als öffentlich. — —

Daß der Herzog Wilhelm den Aufſtand der Braunſchweiger im September 1830 in eigenem Intereſſe mit angeſtiftet habe, iſt eine der ungereimteſten Lügen, welche der vertriebene Herzog Karl und ſeine Partei in die Welt geſchickt hat. Karl liebte Niemanden; daß ihn der Herzog Wilhelm, auch nachdem er die Regierung für ſeinen Bruder proviſoriſch übernommen, noch immer von wahrhaft brüderlicher Zuneigung für dieſen beſeelt war, beweiſen die Briefe, welche er ihm von Braunſchweig aus ſchrieb. Sich ſelbſt auf den Thron zu ſetzen, lag ihm damals durchaus fern. Aber das Land verlangte mit Recht gegen die Rückkehr eines Fürſten geſichert zu werden, deſſen moraliſche Verſunkenheit und Gefährlichkeit erſt nach ſeiner Flucht durch ein beim Schloßbrande auf wunderbare Weiſe gerettetes „ſchwarzes Buch“ aufs Schlagendſte dargethan worden war.

Selbſt Metternichs zähes Feſthalten am Legitimitätsprincip vermochte nicht es durchzuſetzen, daß Karl mit Gewalt wieder in ſeine Rechte eingeſetzt wurde. Preußen und England erkannten zu klar, wie ſchwer das monarchiſche Princip dadurch compromittirt werden würde. Auch gingen die Wogen, welche die Julirevolution in Deutſchland aufgeregt hatte, zu hoch, als daß man es ungeſtraft hätte wagen können, einem ehrenwerthen Volksſtamme gleich einen Fürſten wieder zu octroyiren. Während der Bundestag rathlos verhandelte, unternahm Herzog Karl von London aus gegen ſein Land einen Wiedereroberungsverſuch. Hierbei lud er aber dermaßen den Vorwurf der perſönlichen Feigheit und den Fluch der Lächerlichkeit auf ſich, daß er auch ohne Beihülfe des Bundestages unmöglich wurde. Dennoch verließ auch jetzt Herzog Wilhelm nicht den Weg ſtrenger Gerechtigkeit. Nicht von ihm, ſondern von Seiten der braunſchweigiſchen Stände und des Königs Georg IV. wurden dem Herzoge Karl die bedeutendſten Anerbietungen gemacht, um ihn zur freiwilligen Verzichtleiſtung zu bewegen. Als aber Alles an der ſtarrſinnigen Hartnäckigkeit des Flüchtlings ſcheiterte, da blieb allerdings dem Herzoge Wilhelm, um den ſchwankenden und nicht mehr erträglichen Zuſtand des Landes zu endigen, Nichts übrig, als in Gemeinſchaft mit dem Könige Georg und den übrigen Agnaten den Thron des Herzogthums für erledigt, und ſich zum Landesherrn zu erklären. Der Bundestag gab durch Schweigen ſeine Einwilligung dazu, und am 25. April 1831, an dem Tage, da Herzog Wilhelm ſein 26. Lebensjahr anfing, fand die feierliche Huldigung zu Braunſchweig unter unermeßlichem Jubel des Volkes ſtatt.

Von nun an begann für das Herzogthum eine neue Aera. Die Mißregierung des Herzogs Karl hatte dem Lande tiefe Wunden geſchlagen. Er hatte es ausgebeutet, um ſich zu bereichern. Die Beamten und das Militair waren ſchlecht bezahlt, viele Stellen waren unbeſetzt geblieben, und die Gehalte in des Herzogs Taſche gefloſſen. Die Domainen waren zum Theil aufs Unſinnigſte verſchleudert, ohne daß man wußte, wohin das Geld gekommen war. Der Adel war größtentheils aus der Stadt, ja aus dem Lande weggezogen. Der Handel der einſt ſo mächtigen Hanſaſtadt war geſunken; die niederen Volksklaſſen litten Noth durch Arbeitsloſigkeit und die Mißernte des Jahres 1830.

Helfend und rettend griff überall der junge Fürſt raſch und energiſch ein. Er umgab ſich mit trefflichen und geachteten Rathgebern. Sobald es möglich war, verſammelte er die Landſtände. Hierdurch wurde endlich dem Herzogthume die ſchon ſeit 1820 geſetzlich beſtimmte, vom Herzog Karl aber unter den nichtigſten Vorwänden ſtets vorenthaltene Wohlthat einer Repräſentativ-Verfaſſung wirklich zu Theil. Dieſe Verſammlung brachte ein neues Landesgrundgeſetz zu Stande, welches mit verhältnißmäßig wenig Abänderungen noch jetzt in Kraft ſteht. Ob die Verfaſſung zu wenig oder zu viel nach den franzöſiſch-conſtitutionellen Principien zugeſchnitten iſt, darüber läßt ſich ſtreiten. Unbeſtreitbar aber iſt, daß Herzog Wilhelm, obſchon im Herzen überall kein Anhänger des modernen Conſtitutionalismus, dieſe Verfaſſung auf's Treulichſte beobachtet, und ſie weder je gebrochen, noch umgangen hat, wie manche andere Fürſten gethan. Unbeſtreitbar iſt ferner, daß das kleine Herzogthum ſich dabei ſehr wohl befunden und eine Blüthe erreicht hat, wie wohl kein anderes Land in Deutſchland. Wer daran zweifelt, der betrachte die vielen ſchönen öffentlichen Bauten, das herrliche Reſidenzſchloß mit der Rietſchel'ſchen Quadriga, den ſchönen Bahnhof, den größten Deutſchlands, das prächtige neue Theater, die ſchönen Kaſernen, die freilich erſt im Bauplan vorhandene großartige Irrenanſtalt; der ſehe die vortrefflich gehaltenen Heerſtraßen und die auf's Sorgfältigſte chauſſirten und mit Bäumen bepflanzten Communalwege, welche das ganze Land durchziehen, die fruchtbaren Felder, die ſchönen Wälder, die reichen Dörfer, die wohlhabenden Städte!

Es iſt nicht zu verkennen, daß alles dies weſentlich das Reſultat der dreißigjährigen weiſen Regierung des Herzogs Wilhelm iſt. Seit ſeinem Regierungsantritte folgten einander raſch eine große Anzahl auf die Hebung des Landes berechneter Maßregeln. Dem ſinnloſen Zwange, in welchen Herzog Karl die Perſonen, das Wort, ja die Gedanken geſchlagen hatte, ſowohl öffentlich, als insgeheim durch Verletzung des Briefgeheimniſſes u. dgl., folgte eine Zeit großer Freiheit, welche der ehrenhafte Sinn des braunſchweigiſchen Volkes auch wohl verdient. Faſt in allen andern Ländern wurden, nachdem der Schrecken der Julirevolution überwunden war, die Zügel in dieſer Beziehung wieder ſtraffer angezogen, und mehr noch vom Jahre 1850 an, — in Braunſchweig blieb faſt unverändert dieſelbe Liberalität. Will man Etwas tadeln, ſo könnte es nur das ſein, daß dieſe Liberalität mitunter etwas z weit ging. Die Preſſe nahm in Folge davon einen bedeutenden Aufſchwung, und Braunſchwei errang überhaupt unter den geiſtig producirenden Ländern Deutſchlands einen ehrenvollen Platz

Durch die im Jahre 1832 zu Stande gebrachte neue, in den meiſten Stücken vortreffliche Verfaſſung wurde eine feſte Grundlage ſichern Wohlbefindens für alle Staatsangehöri geſchaffen. An die Stelle des früheren, faſt rechtloſen Zuſtandes traten große Ordnun und Klarheit aller Verhältniſſe, beſonders Sicherheit der Juſtiz und der Verwaltun Während Herzog Karl ſo eigenmächtig und unerträglich in den Gang der Juſtiz eingriff daß ſogar der Bundestag nicht umhin konnte, endlich gegen ihn einzuſchreiten, ließ Herzo Wilhelm unabänderlich dem Rechte ſeinen Lauf. Selbſt von dem ſchönſten Vorrechte de Fürſten, der Gnade, machte er nie willkürlich Gebrauch, ſondern ſtets in Uebereinſtimmun mit der Anſicht ſeiner Miniſter.

Hatte Karl die braunſchweigiſchen Domainen auf's Aeußerſte ausgebeutet, ja verkauf und verſchleudert, um ſich zu bereichern, ſo trat Herzog Wilhelm die Verwaltung derſelbe einer Landesbehörde ab und begnügte ſich bei ſeinem bedeutenden Privatvermögen mit eine verhältnißmäßig geringen Theile der Einkünfte. Der Ertrag dieſer Domainen iſt jetzt unglaublich hoch, trotz der palaſtähnlichen Wohn- und Wirthſchaftsgebäude, womit ſie ſeitde größtentheils geziert ſind.

Die ausgedehnten Forſten des Herzogthums, beſonders auf dem Harze, waren dur ſchlechte Bewirthſchaftung im Jahre 1830 ernſtlich bedroht. Vorzüglich dem raſtloſen Eif des Oberjägermeiſters und Staatsminiſters Grafen Veltheim gelang es, dieſelben in den g deihlichſten Zuſtand zu bringen. Ueberall verſchwinden leider die Bäume von Tage zu Ta mehr — in Braunſchweig hat ſich die von Wald bedeckte Bodenfläche ſeit 1830 um e ſehr Bedeutendes vergrößert.

Vor Allem wurde die Landwirthſchaft auf das Erfolgreichſte gefördert. Ein Geſetz über unbeſchränkte Theilbarkeit des Lehensverbandes, der Zehnten, Meierzinſe und aller ſonſtigen derartigen Rechte, ſo weiſe gefaßt, daß es den Berechtigten faſt völlig ſchadlos hielt, und dennoch ſelbſt dem unbemittelten Pflichtigen die Ablöſung leicht machte, befreite den Grundbeſitz von allen jenen mittelalterlichen Beſchränkungen, welche einem reichen Aufſchwunge der Agricultur hemmend in den Weg getreten waren. In Folge davon iſt der braunſchweigiſche Bauer jetzt durchgängig faſt ein Gutsbeſitzer geworden. Daß er den althergebrachten Luxus an werthvollen Pferden nicht aufgegeben hat, mag löblich erſcheinen; weniger löblich iſt es, daß jetzt mancher andere, ganz unverſtändige Luxus dazu gekommen iſt, und daß mit der ſchönen alten Nationaltracht auch die alte niederſächſiſche Gediegenheit dieſes Volksſtammes immer mehr ſchwindet.

Noch entſcheidender griff in die ländlichen Verhältniſſe das Geſetz über die Gemeindetheilungen ein. Aus den Zeiten des Tacitus her beſtand hier noch der letzte Reſt des altgermaniſchen Communismus in Form ausgedehnter Gemeindeländereien. Natürlich dienten dieſe nur zur Viehweide und gaben geringen Ertrag. Viele tauſend Morgen des fruchtbarſten Ackerlandes kamen durch dieſes Geſetz unter den Pflug. Bald erhoben ſich in allen Dörfern ſtattliche neue Scheunen, da die alten den Getreideſegen nicht zu faſſen vermochten. Den neuen Scheunen folgten neue Wohnhäuſer nach, — und wer reiche Dörfer ſehen will, der durchreiſe das Herzogthum. Daß unter Abſchaffung der Weiden aber die Viehzucht nicht etwa litt, das bewieſen unter Anderem im Jahre 1859 die bei der Mobilmachung in Eile im Lande ausgehobenen Züge prächtiger Pferde, womit die Geſchütze, Munitionswagen, ja die Trainfuhrwerke beſpannt waren.

Die Induſtrie des Herzogthums nahm gleichfalls einen raſchen Aufſchwung. Wurde ſie auch durch den plötzlichen Anſchluß des Herzogthums an den Zollverein für einen Augenblick hart betroffen, beſonders in der Hauptſtadt, ſo war doch dieſe Maßregel, der ſpäter auch Hannover, Oldenburg u. ſ. w. folgen mußten, für die Entwickelung des Zollvereins und folgeweiſe für ganz Deutſchland von der größten Bedeutung. Die große Zahl, ja man möchte ſagen, die Ueberzahl von Zucker- und Spiritusfabriken, deren Braunſchweig verhältnißmäßig mehr beſitzt, als irgend ein anderes deutſches Land, war die raſche Folge jener Maßregel.

Vor Allem aber erkannte der Herzog Wilhelm mit richtigem Scharfblicke die Bedeutung, welche die Eiſenbahnen für die Welt haben würden. Während der greiſe Ernſt Auguſt ſein Land eigenſinnig der neuen Erfindung verſchloß, wurde ſchon im Jahre 1838, mithin faſt am früheſten in ganz Deutſchland, zwiſchen Braunſchweig und Harzburg eine Eiſenbahn befahren. Vielen erſchien ſie damals als eine bedenkliche Speculation; jetzt tragen ihre weiteren Verzweigungen ſo unglaubliche Summen ein, daß die braunſchweigiſche Landesverſammlung in ihrer Sitzungsperiode von 1861 nicht nur mehr Geld zu nöthigen und Luxuszwecken bewilligte, als die Regierung gefordert hatte, ſondern zum Schluſſe noch eine ſehr bedeutende Summe als einen Ueberſchuß der letzteren zu beliebigem Gebrauche zur Dispoſition ſtellte. Gott ſegne jedes deutſche Land mit ſolchen Finanzen, ſolchen Vertretern und ſolchem Vertrauen zwiſchen Regierung und Volk!

Auch auf dem Gebiete der Geſetzgebung geſchah viel Wichtiges und Segensreiches unter der Regierung des Herzogs Wilhelm. Es ſei in dieſer Beziehung nur das vortreffliche Criminalgeſetzbuch erwähnt, eine Schöpfung des leider zu früh verſtorbenen Staatsminiſters v. Schleinitz, welches die Grundlage vieler anderen deutſchen Criminalgeſetzbücher wurde.

Die Schulen und öffentlichen Anſtalten hoben ſich; vor Allem wurde das altberühmte Collegium Carolinum zu Braunſchweig den Anforderungen der Neuzeit gemäß reorganiſirt und mit trefflichen Lehrern verſehen. Daß der ſo bedeutenden und werthvollen Bibliothek zu Wolfenbüttel lange Zeit hindurch nicht diejenige Berückſichtigung zu Theil wurde, welche ſie verdiente, iſt wohl zumeiſt dem überhaupt mehr auf's Praktiſche gerichteten Sinne unſerer Zeit zuzuſchreiben.

In der Hauptſtadt des Landes entfaltete ſich unter dem jungen Fürſten ein reges geiſtiges und geſelliges Leben. Der Adel und der reiche Bürgerſtand wetteiferten in dieſer Beziehung. Wie zu den Zeiten Karl Wilhelm Ferdinand's wurden viele Fremde dadurch angezogen; „es ging wie in alten Zeiten wieder recht feierlich zu." — Das vortreffliche Theater, deſſen Schauſpiel noch die Traditionen Iffland's bewahrte, und deſſen Oper in der Mitte der dreißiger Jahre faſt zur beſten in Deutſchland gehoben war, nahm die hauptſächlichſte Stelle ein; daran reihten ſich vortreffliche Concerte, große Muſikfeſte unter der Leitung von Mendelsſohn und Schneider, ſpäter von Berlioz und Liszt in der dazu reſtaurirten prächtigen Egidienkirche, Gemäldeausſtellungen, glänzende Wettrennen; im Winter neben den fröhlichen Jagden zu Blankenburg die wilden Hirſchparforcejagden um Braunſchweig, in der Geſellſchaft Bälle, Maskeraden, lebende Bilder und dramatiſche Aufführungen, denen die vielen heitern Hoffeſte die Krone aufſetzten. Von alle dem war der junge und liebenswürdige Herzog der natürliche Mittelpunkt. Die Liebe, welche das braunſchweigiſche Volk, mehr als die meiſten andern deutſchen Stämme, ſtets zu ſeinem edlen Herrſcherhauſe gehabt hatte, übertrug ſich in reichem Maße auf den Letzten, der ihm davon geblieben war. Vor Allem hing das Militair an ihm, und er mit landesväterlicher Huld an dieſer kleinen, aber ausgezeichneten Truppe. Es waren ſchöne und beglückte Zeiten! Nur Eins fehlte den Braunſchweigern zu ihrem Glücke: eine geliebte Fürſtin. Und auch dieſe, hoffte man, würde der Herzog, dem immer wieder ausgeſprochenen Wunſche des Volkes weichend, endlich in das große neu erbaute Schloß einführen, in welchem ſchon die Räume prächtig für ſie hergerichtet waren. — Da kam das Jahr 1848.

Einer ſpäteren Zeit iſt es vorbehalten, dies wunderbare Jahr in ſeinen Urſachen, Ereigniſſen und Folgen richtig zu würdigen — wir ſtehen ihm noch zu nahe dazu. Und doch müſſen wir das Eine ſchon jetzt bekennen, daß wir damals, als wir mitten darin ſtanden, uns Alle geirrt haben, nicht nur die Optimiſten und Peſſimiſten, ſondern auch die am ruhigſten und leidenſchaftsloſeſten Urtheilenden.

Es war am 25. Februar 1848 auf einem Hofballe, als die erſte Kunde der Pariſer Revolution in die erſchreckte braunſchweiger Geſellſchaft drang. Man ſuchte die Beſorgniß hinwegzuſcherzen, ſo gut es ging; nur der Herzog blieb ernſt und nachdenklich. Mit ſeinem durchdringenden Verſtande ſah er das Kommende richtig vorher. Dem 24. Februar folgte der 18. März.

Herzog Wilhelm erkannte klar, daß zweierlei nothwendig war: einmal den Wünſchen des Volkes, ſo weit ſie berechtigt waren, nachzugeben, zu gleicher Zeit aber allen Ausſchreitungen energiſch entgegenzutreten. Er begriff, daß es den deutſchen Fürſten zukam, ſich an die Spitze der Einheitsbewegung zu ſtellen, und ein Opfer, vielleicht ein großes, zum gemeinſchaftlichen Wohle des Volkes und der Fürſten nicht zu ſcheuen; daß aber der bald aus allen Schranken tretenden Freiheitsbewegung eben ſo entſchieden ein Damm geſetzt werden müſſe. Er ſah ein, daß ein Herrſcher in Deutſchland ſein mußte, und wer will es tadeln, wenn er Angeſichts der Ereigniſſe in Wien und Berlin ſich daran erinnerte, daß auch der Stifter des braunſchweigiſchen Welfenhauſes die deutſche Kaiſerkrone getragen hatte. Theilte doch die Meinung, er ſei jetzt der paſſende Mann dieſe Krone zu tragen, nicht nur das kleine Herzogthum. An wahrhaft patriotiſchem Willen fehlte es dem Herzog Wilhelm ſicher nicht. Von allen Fürſten Deutſchlands trat er zuerſt perſönlich handelnd auf. Während die meiſten Andern ſich entweder verſteckten, oder rathlos temporiſirten, eilte er nach Holſtein, wo eben der Kampf entbrannt war. Seinen Bemühungen hauptſächlich gelang en durchzuſetzen, daß Wrangel die Eider überſchritt; er wohnte der Erſtürmung des Danewerks nicht ohne perſönliche Gefahr bei. Am folgenden Tage betrieb er die Verfolgung der däniſchen Armee eifrigſt; ſchon verbreitete ſich unter den fliehenden Dänen der Glaube, der Herzog ſelbſt ſei bei Bilſchau gefallen. Wäre es nach ſeinem Sinne und ſeinen Rathſchlägen gegangen, ſo würde binnen ſechs Tagen Kopenhagen genommen, und eine 13jährige Schande der deutſchen Nation erſpart worden ſein. Aber Wrangel hatte „ſeine Verhaltungsbefehle“ — und entmuthigt und tief gekränkt kehrte der Herzog nach Braunſchweig heim.

Noch einmal verſuchte er im Jahre 1848 einen entſcheidenden Schritt. Als in Frankfurt und an vielen andern Orten die Anarchie ungeſcheut ihr Haupt zu erheben begann, machte er dem Könige Friedrich Wilhelm IV. das Anerbieten, an der Spitze von zwei preußiſchen Armeecorps mit Gewalt in Deutſchland Ordnung und Geſetz herzuſtellen. Dieſer Plan war nicht nur weiſe, ſondern auch aus dem redlichſten Willen hervorgegangen. Aber Friedrich Wilhelm lehnte ihn ab, vielleicht weil ſein mildes Herz das Blut zu vergießen ſcheute, was ſpäter freilich nur um ſo reichlicher floß; vielleicht weil er ſchon damals vorausſah, Deutſchland müſſe den Kelch der Revolution bis auf den Grund leeren, damit es erkenne, wie die Hefen ſchmeckten, und nicht wieder Verlangen trage, ihn an die Lippen zu ſetzen.

Dies Alles hielt jedoch den Herzog Wilhelm nicht ab, zuerſt unter den deutſchen Fürſten dasjenige zu thun, was für Deutſchlands Wohl damals nothwendig war: in eine Allianz mit Preußen zu treten. Nur auf dieſem Wege, nicht durch Frankfurter Kaiſerkronen-Deputationen, konnte der Einigung Deutſchlands wirklich zugeſteuert werden. Gewiß war es kein kleines Aufgeben für einen ſouveränen Herrn, ſelbſt eines kleinen Landes, ſich zu Preußen in ein Verhältniß [illegible], wenngleich nicht ausdrücklich ausgeſprochener Abhängigkeit zu begeben, mochten die Motive ſein, welche ſie wollten. Andere nord- und mitteldeutſche Staaten folgten, und ein deutſches Reich hätte ſich vielleicht aus dem Chaos erhoben — wenn nicht Preußen ſelbſt es vereitelt hätte. Aber Friedrich der Große ſchlief ſeit 61 Jahren in der Gruft zu Sansſouci! Inzwiſchen hatte Oeſterreich mit Rußlands Hülfe Ungarn niedergeworfen, ohne zu ahnen, welche Frucht ihm 12 Jahre ſpäter aus dieſer Drachenſaat aufſprießen würde; es ſchickte ſich an, auch Deutſchland die alte vormärzliche Politik zurückzuführen, es ſtrafte Heſſen, und wollte auch das Zerſtörungswerk in Holſtein beginnen, und die deutſche Flotte im Keime erſticken. Weit mehr als Diejenigen, welche in Preußen die Geſchicke lenkten, war Herzog Wilhelm damals Deutſch und Preußiſch geſinnt. Noch hielt er als Letzter an der preußiſchen Union feſt, aus ehrenhaftem Pflichtgefühl, nicht mehr aus Zuverſicht auf Preußen. Von Heſſen her näherte ſich das öſterreichiſche Heer, um durch Braunſchweig und Hannover nach Hamburg zu marſchiren. Trotz der gewaltigen Uebermacht war der Herzog bereit, mit ſeinen Schwarzen dem Feldmarſchall-Lieutenant Legeditſch den Ammenſer Paß zu ſperren; freilich forderte er, um nicht wieder eine lächerliche Parodie der Thermopylen aufzuführen, von Preußen ein Armeecorps zur Hülfe. Mit abſchlägiger Antwort wendete der Herzog, innerlich zerrüttet, ſich von Preußen ab. Er brach nun überhaupt mit der Politik und zog ſich völlig in ſich ſelbſt zurück.

Sicher war, noch ehe dies geſchah, ein tiefer Riß zwiſchen dem Herzoge und dem eigenen Lande entſtanden, der ſpäter wohl verdeckt, aber nie wieder geheilt wurde.

Das Jahr 1848 brachte auch in Braunſchweig allerhand Ausſchreitungen mit ſich, beſonders am 6. August, da die Huldigung für den Reichsverweſer ſtattfinden ſollte. Im Ganzen waren ſie ohne alle Wichtigkeit, für den Unbefangenen ſogar meiſt in [illegible] gewesen. Dennoch fühlte ſich der Herzog, und mit Recht, durch Einiges an ſeiner Würde perſönlich verletzt. Er verließ deshalb die Stadt Braunſchweig und verlegte ſeine Reſidenz nach Blankenburg am Harze. Zugleich fing er an, das in weiten Waldungen bei Oels in Schleſien liegende Schloß Sibyllenort auf's Prachtvollſte auszubauen, zu vergrößern und auszuſchmücken. Die Kunſtſchätze und Koſtbarkeiten des Schloſſes und der Villen zu Braunſchweig wurden dorthin gebracht. Die in und um Braunſchweig begonnenen Bauten und Anlagen aber blieben liegen, verfielen auch wohl wieder. Sehr ſchwer empfand dies die Stadt. Sie hatte ihre Bedeutung ſchon lange nur noch dem Umſtande zu danken gehabt, daß ſie Reſidenz war. Eine raſche Verödung machte ſich bemerklich. Lange blieben die Bitten der Braunſchweiger unerhört. Endlich, nach faſt 2 Jahren, kehrte der Herzog zurück, aber nur mit halbem Herzen. Die alte Liebe und das alte Vertrauen kehrten nicht mit zurück. Der Herzog vermied faſt jeden Verkehr mit ſeinem Volke. Nie mehr zeigte er ſich auf den Straßen, als im verſchloſſenen Wagen raſch dahinfahrend; zu ſeinen Spaziergängen ſuchte er Zeiten und Orte aus, wo er Niemanden begegnete. Im Theater hielt er ſich in ſeiner Loge vor den Blicken des Publikums ſorgfältig verborgen. Sogar zu den Uebungen des Militairs, an denen er früher täglich theilzunehmen pflegte, kam er nur noch ſelten. In Privatgeſellſchaften hörte er völlig auf zu erſcheinen; nur ein oder zwei Mal im Laufe des Winters ſah er in ſeinem Schloſſe auf Hofbällen einen faſt ängſtlich ausgewählten Kreis von Menſchen, bei ſeinen Diners faſt ausſchließlich die geringe Zahl der höchſten Landesbeamten und Militairperſonen. Höchſt ſelten verſtattete er perſönlichen Zutritt Denjenigen, die ſich ihm mit Bitten nahten. Zum großen Theile iſt dies unglückſelige Abſondern vom Volke wohl aus einer angeborenen Scheu entſprungen, welche der Herzog jetzt nicht mehr für nöthig hält zu überwinden. Leider iſt es dahin gekommen, daß in der kleinen Reſidenzſtadt ſehr Viele, vielleicht die Meiſten, ihren Fürſten nicht einmal perſönlich kennen. So lebt er einſam in dem großen Reſidenzſchloſſe, ſieht oft Tage lang Niemanden, und bringt die Zeit mit Leſen und mit der Jagd, die Abende im Theater, oder mit Spiel im engſten Kreiſe ſeiner Hofangehörigen zu. Sobald der Frühling die herrlichen Promenaden und die Villen Braunſchweigs beginnt mit Blüthen zu ſchmücken, verläßt er die Stadt, und eilt nach Venedig, wo er eine kleine Villa beſitzt; dann auf ſeine Villa zu Hitzing bei Wien, nach dem prächtigen Sibyllenort, und endlich zur Jagd auf Schwarzwild und Hirſche nach Blankenburg. Erſt im Herbſt kehrt er nach Braunſchweig zurück. Ueberall aber führt er daſſelbe zurückgezogene einförmige und einſame Leben. Die ihm ſo nahe verwandten Höfe von Berlin, Hannover und Dresden beſuchte er ſelten, und ſtets im Fluge; noch ſeltener werden ſeine Beſuche erwidert. Wie glücklich könnte er ſein, hätte er eine Gemahlin und geliebte Kinder um ſich, — wie würde dies ein enges Band auch zwiſchen ihm und ſeinem Volke knüpfen! Daß er völlig außerhalb der Familie ſteht, giebt Veranlaſſung zu Verhältniſſen, die ſehr bedauerlich ſind; anerkennen muß man aber, daß die Braunſchweiger nie gerechten Grund zu einer Klage über dieſe Verhältniſſe gehabt haben, wie in andern Deutſchen Ländern ſo oft der Fall war. Auch von den Regierungsgeſchäften zieht ſich der Herzog immer mehr zurück; die eine, ſeinen wahrhaft edlen Charakter in hohem Grade bezeichnende Rückſicht hat er aber ſtets auf das Land genommen, daß er zu ſeinen höchſten Räthen nur ſolche Perſönlichkeiten wählte, welche das Vertrauen des Landes beſaßen und verdienten. Iſt es aber ein Wunder, wenn an Stelle der früheren, faſt ſchwärmeriſchen Liebe des Volkes, welcher nun ſchon ſo lange beſtändig die nöthige Nahrung entzogen wird, allmälig eine Gleichgültigkeit zu treten beginnt? Und wenn auch die Treue des Volkes unverändert fortdauert, ſo miſchte ſich doch ſelbſt in den lauten Jubel bei der glänzenden Feier des 25jährigen Regierungsantritts des Herzogs im Jahre 1856 ein zwar leiſer, aber doch allen fühlbarer, tiefer und trauriger Mißklang.

Die Jugendkraft des nun 50jährigen Fürſten beginnt dem unmerklich herannahenden Alter zu weichen. Noch geht er aufrecht, und ſteht ſtattlich da; aber dem aufmerkſamen

Beobachter entgeht nicht, daß er ſich verändert. Die Hoffnung, er werde ſich dennoch vielleicht einſt vermählen, hegt jetzt Niemand mehr. Man betrachtet das Ausſterben des edlen Herrſcherhauſes nur noch als eine Frage der Zeit. Und gerade in dieſer Beziehung richtet ſich das Auge der Braunſchweiger mit ſchwerer Sorge in die Zukunft. Es hat ſtets für ein Land etwas Betrübendes, ſeine Selbſtſtändigkeit zu verlieren, beſonders wenn ſie ſo lange rühmlich behauptet war, wie die Braunſchweigs. Die Stadt Braunſchweig bildete einen unverhältnißmäßig großen Theil des kleinen Landes; gerade ſie, die einſt ſo glänzende Zeiten kannte, wird es auf's Bitterſte empfinden, dereinſt zum Range einer unbedeutenden Provinzialſtadt herabſteigen zu müſſen. Fiele das ſchöne reiche Herzogthum an Preußen, ſo würden die großen Opfer, welche in jeder Beziehung davon unzertrennlich wären, bei der Mehrzahl der Bevölkerung durch das Bewußtſein aufgewogen werden, einem großen Staate anzugehören und in einem weit höheren Grade als bisher in ihrem Wohlbefinden gegen den äußeren Feind geſichert zu ſein. So aber iſt es nach dem beſtehenden Rechte unzweifelhaft, daß das Land nach dem Tode des Herzogs Wilhelm an das Haus Hannover fallen wird. Sollte, wenn dies eintritt, der König Georg V. von Hannover am Leben ſein, ſo wird allerdings nicht dieſer das Herzogthum erben, da er wegen ſeiner unglücklichen Blindheit in Braunſchweig nicht ſucceſſionsfähig iſt; vielmehr wird dann der jetzt 16jährige Kronprinz Ernſt Auguſt von Hannover als Herzog von Braunſchweig den Thron Heinrichs des Löwen beſteigen. Aber der Wunſch Vieler geht für dieſen Fall auf eine Vereinigung mit Preußen hin.

Der deutſche Park und der deutſche Bauerngarten.

Von Dr. Bernhard [illegible]

Haben die drei Comités zur Errichtung der Denkmäler für Leſſing, Goethe und Schiller ſich nur erſt geeinigt, ſind dieſe dann endlich ausgeführt, enthüllt und entſprechend gefeiert, ſo ſchließen Berlins Mauern die Statuen der Männer ein, die nebſt Herder wie nach ſo vielen andern Seiten hin darin gleichfalls zuſammenwirkten, das Intereſſe des deutſchen Volkes für einen reineren Geſchmack auch in ſeinen Gärten zu beleben.

Hinter dem „verwünſchten Schloſſe" zu Wolfenbüttel liegt ein unbedeutendes Gärtchen mit manchen alten Bäumen früherer Herrlichkeit. In ihrem Schatten luſtwandelte Leſſing mit den zu ſparſam bei ihm einſprechenden Freunden, mit Gleim, Jacobi, Klopſtock. Von dort aus und dem kleinen einſamen Gartenſtübchen, dem Sterbezimmer ſeiner Frau, in welchem er den Nathan ſchrieb, befreite er das deutſche Drama von dem ſogenannten klaſſiſchen franzöſiſchen Geſchmacke. Sein unabläſſiges Hinweiſen auf Shakeſpeare lenkte überhaupt mehr den Blick auf England, und ſeit der Zeit fingen die Deutſchen an, den gekünſtelten franzöſiſchen Styl aufzugeben, die freie Schönheit eines engliſchen Parks ſich zum Muſter zu nehmen. Die Ideale der Gartenkunſt entwickelten ſodann Herder und Schiller. Im zweiten Theile der Kalligone ſchrieb Herder über die zweite freie Kunſt des Menſchen, die Kunſt des Gartens, des Gartens in dem großen Sinne nämlich, daß eine Gegend mit allen ihren Erzeugniſſen ein Garten werde. Ein Bezirk, wo jedes Land und Beet das Seine, in ſeiner Art das Beſte trägt, und keine kahle Höhe, kein Sumpf und Meer, keine verfallene Hütte, keine unwegſame Wüſtenei von der Trägheit ihrer Bewohner zeuge. Wo dieſe ſchöne Kunſt ein Land verſchönt, bedarf es keiner Bildſäulen am Wege; lebend kommen und mit ihren Gaben Pomona, Ceres, Pales, Vertumnus, Sylvan, Flora [illegible]. Die Kunſt iſt zur Natur, die Natur zur Kunſt geworden, nicht ohne Mühe, nicht ohne Nutzen und Bedürfniß.“ Fünf Jahre früher zeichnete Schiller „über den Gartenkalender auf das Jahr 1795“ Umriſſe, deren ſorgfältige Ausführung einer anderen Generation vorbehalten blieb. Unſern Dichterfürſten jedoch befriedigte nicht die bloße Entwickelung der Ideale der Gartenkunſt, ihm genügte es nicht, überaus ſinnige Bemerkungen beſonders in ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Schriften niederzulegen: die Verwirklichung durfte nicht ausbleiben. Bei ſeiner Ankunft in Weimar exiſtirte noch der „welſche Garten“, wie tauſend andere eine ſchwache Copie des von Verſailles, mit abgezirkelt viereckigen Beeten, mit Bäumen, die des Gärtners hoher Geſchmack zu monſtröſen Geſtalten ausgeſchnitten hatte; es fehlte darin auch nicht an einem babyloniſchen Wendelthurme, die „Schnecke“ genannt, „worin man zuſammenkam, um Muſik zu hören, Punſch zu trinken und Kuchen zu eſſen.“ Der engliſche Verfaſſer von Goethe's Leben und Schriften bemerkt ganz treffend: Die Poeſie iſt Weimars Ruhm, und dem entſprechend liegt ſeine Schönheit nicht in großartigen Kirchen, in maleriſchen alten Gebäuden, ſprechenden Darſtellungen des Mittelalters, ſondern in der ſtillen Lieblichkeit ſeines reizenden Parks. Der Park ſteht im Vordergrunde des Gemäldes und ſteigt in jeder Erinnerung zuerſt empor. Dieſen Park nun hat Goethe geſchaffen im Vereine mit ſeinem großen Fürſten und Freunde, mit Karl Auguſt; und wem das Glück zu Theil geworden, deſſen ſonnige, freundliche Wege, ſeine labyrinthiſchen Schatten zu durchwandeln, wer ſeine Pracht und Herrlichkeit in des Sommers Fülle, die unendlichen Farben-Nüancirungen in des Spätherbſtes durchſichtig klaren Tagen beobachtet, wer ihn im tiefen Schweigen des ſilbernen Mondlichtes, im diamantnen Thau des Morgens geſehen hat, der findet es gewiß nicht mehr räthſelhaft, daß Goethe von ihm ſich nicht trennen wollte und konnte. Wahrlich, einzig in der Welt iſt der Park deshalb und wegen ſeiner klaſſiſchen Erinnerungen! Welch ungeheurer Abſtand im Geſchmack, wenn wir ihn mit den andern Schloßgärten der zahlreichen Reſidenzen Deutſchlands in damaliger Zeit vergleichen! In ihnen wurde bald franzöſiſcher, bald engliſcher Stil nachgeahmt. Gerade Alleen ohne Ende, die Grasplätze oder dichte Gehölze durchſchneiden, dabei Kreuze oder Sterne bilden, überall Boskets, grüne Wandungen, regelmäßig beſchnittene Bäume und Hecken, Terraſſen, Waſſerwerke mit Marmor eingefaßt und mit Springbrunnen geziert, das alles ſollte den vollendeten Geſchmack des Herrn bekunden. Nach der andern Seite hin verſuchte man die großen Naturgärten der Engländer zu copiren, einen Park en miniature, ein Pärklein, zu ſchaffen, überladen mit Gehölz und „krummen“ d. h. verſchlungenen Wegen, der dann aber an Flächeninhalt oft nur ſo viel Ruthen oder Klaftern beſaß, als jene engliſchen an Morgen. Wurde ein ſolcher Park, um auch die italieniſchen nachzuäffen, noch mit Statuen in römiſcher Tracht oder in Perücken, mit Hirten, Schäferinnen, Baſilisken und der ganzen Mythologie vollgepfropft, ſo war der geſchmackloſeſte Schwulſt vollſtändig.

Viel Statuen und feſt' [illegible],
Die ganze Götterwelt: vier Faunen, fünf Najaden,
Und ſchöne Nymphen, die ſich baden,
Und [illegible], vom Ganges hergebracht,
Und Muſchelwerk, und gelbe Vaſen,
Und Pyramiden auf ausgeſchnittenem Raſen
Und bunte Gitterwerk und — [illegible] —
Ich meine, das war ſchön! Nichts weiter — als Natur!

Eine ſolche Karikatur hat [illegible] Stoff. Der Dichter läßt an die Eingangspforte ſolches Monſtre-Parks folgende Strophe anheften:

Dadurch wird männiglich gerathen,
Den Berg allhier nicht platt zu treten;
Man laſſe eigene Hunde laufen,
Sie möchten ſonſt den See ausſaufen;
Zudem darf Niemand ſich erfrechen,
Zu nah den bretternen Ruinen
Und bei dem papiernen Tartarhauſe
Zu rauchen oder Feuer zu ſchlagen;
Es [illegible] weit auf dem [illegible]
Den hier wohl kein Fremder [illegible],
Und werfen gar die Fenſter ein!

Der Satiriker perſifflirt hier, was Schiller als „abenteuerliche Phantaſie und kindiſche Kleinlichkeit“ dieſer angeblichen Naturgärten verdammte.

Allmälig aber wurden die Park- und Gartenanlagen geſchmackvoller; v. Münchhauſens und Hirſchfelds Ausſpruch „ohne Zwang durch die Kunſt das Natürliche zu verſchönern“ ſtellte die Principien des Landſchaftgartens feſt. Sckell’s ſchöpferiſches Talent und der Fürſt Hermann v. Pückler-Muskau bereicherten mit den großartigſten Schöpfungen Deutſchland und Preußen. Die Gartenanlagen, die in Berlins und Potsdams Umgegend der kunſtſinnige Lenné ſchuf, können ſich mit den beſten engliſchen meſſen. Der gewaltige Aufſchwung, der alle Zweige menſchlicher Thätigkeit durch Förderung der Naturwiſſenſchaften ergriffen und einen Comfort geſchaffen hat, den ſich ihre Gegner nur zu gern gefallen laſſen, hat in den letzten Jahrzehnten auch dem Parke ein anderes Bild verliehen. Bis dahin componirte man nur Landſchaften von europäiſchem Charakter; durch Paxtons Kryſtallpaläſte aus Glas und Eiſen iſt es uns jetzt ein leichtes im künſtlichen Tropenklima lebhafte Landſchaften der Zone hervorzuzaubern. Bei heller Mittagsſonne im Berliner Palmenhauſe unter den majeſtätiſchen Palmenkronen, dem fremdartigen Laube der Drachenbäume, unter den Rieſenblättern der Bananen und Philodendren vergeſſen wir völlig nicht in freier Natur zu ſein, wähnen wir uns verſetzt in die Heimath dieſer glänzenden Wunderblumen dieſer blütenprangenden Pflanzenſchöne. Und wenn nun beim belebenden Strahl der erhöhten Frühlingsſonne bei uns die Natur mit dem ſchönſten Kleide ſich kleidet, im ſatten Grün Blumen mannigfachſter Art erblühen, wenn es überall erſchallt:

Du Wonne der Natur!
Mit Deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur!

dann ergießt ſich zugleich auch eine unendliche Fülle exotiſcher Pflanzen, einer Völkerwanderung ähnlich, aus Palmenhäuſern und Treibhäuſern in die neuen luxuriöſen Landſchaftsgärten. Früher waren in den Blumengärten die Zierpflanzen der Mode und deren gebieteriſchen Launen unterworfen; der Herrſchaft der Tulpen folgte die der Nelken, Aurikeln u. ſ. w. ſpäter bis auf die Calceolarien, Eriken und Orchideen. Jetzt aber treten durch die botaniſchen Voyageurs der reichen Garten-Etabliſſements zu Gent, Lüttich, Flottbeck bei Hamburg und andern ſo viele neue Zierpflanzen auf, daß von der Herrſchaft einer Art füglich nicht mehr die Rede ſein kann. Sind ja doch jetzt auch auf dem Platze, den der herrliche Obelisk von Luxor ziert, am „ſtillen Freitage“ alle Moden in Mode.

Für den Forſcher ſind dieſe Gärten ſomit lebendige Muſeen der „scientia amabilis“, und bieten dem kalten Meſſer des Anatomen einen nicht zu überwältigenden Stoff. Unſer Wiſſen bleibt ja Stückwerk! Wie aber „fromme Schauder“ der Seele ſich bemeiſtern, wenn das erhabene Waldbild von [illegible] Fichtenhain in unſer Innere einzieht, wenn „in dunkle Wölbung ein prächtiges Dach ſchattender Buchen“ uns aufnimmt und der empfänglichen

Seele Saiten wunderbar ſtimmen, ſo mehrt ſich auch im Garten die Empfänglichkeit für das Schöne und Edle, macht ihn zu einer nie verſiegenden Quelle erhöhter Lebensfreudigkeit, und diejenigen Fürſten, welche mit derſelben edlen Liberalität wie einſt Karl Auguſt ihre künſtleriſchen Gartenanlagen den Bürgern eröffnen, errichten aus vergänglichen Blumen und Laubwerk Denkmäler, die oft dauernder ſind, als die ehernen, pflanzen auch den Blumen zugleich die Keime edleren Genuſſes, humaner Geſittung, nicht blos für ihre Zeit, ſondern auch für die kommenden Geſchlechter.

An der Ringmauer, die den Roſengarten des fürſtlichen Landſitzes vom übrigen Theile des Parks trennt, führt ein ſchmaler Weg hinaus in den Weiher, wo das tiefe Laubgrün am ſchwärzlichen Erlenſtamm ſeltſam gegen den hellen Wieſenteppich abſticht. Wir folgen am Bach neben altersgrauen Weiden dem Pfad.

Heide Blumen ſchauen uns
mit ihren Kinderaugen freundlich an.

und ſind bald im Laubpalaſte der Dorflinde, die ſchon ſeit Jahrhunderten Jung und Alt zu Spiel und ernſter Rede verſammelte.

Nachbarlich wohnet der Menſch noch mit dem Acker zuſammen,
Seine Felder umruhn friedlich ſein ländliches Dach;
Traulich rankt ſich die Reb' empor an dem niedrigen Fenſter,
Einen umarmenden Zweig ſchlingt um die Hütte der Baum.

Die mannigfachen Dialekte in Deutſchlands Gauen, von der Weichſel bis zum Rhein, von den Alpen bis zu den Halligen beim „verlaſſenen Bruderſtamm", mögen ſich abſpiegeln in den charakteriſtiſchen Hütten der Dörfer; aber in den kleinen prunkloſen Gärten, die ſie umgeben, zeigt ſich nur ein „einiges Deutſchland".

Iſt die Umfriedung des Bauerngartens nicht aus Erde oder Feldſteinen gebildet, (die Errichtung eines Bretterzaunes iſt dem ſparſamen Beſitzer zu koſtſpielig) ſo umſchließt den Garten Haſelnuß, Kornelkirſche, Weißdorn, dicht mit einander verwachſen. Ein alter ſtämmiger Quittenſtrauch fehlt nicht; ſeine Früchte legt man ja ſorgfältig zu den Sonntagskleidern in den alten dauerhaften Schrank. Des Birnbaumes Zweige mit friſchen glänzenden Blättern ſchließen ſich zu runden Wipfeln, das nahe Strohdach überragend, ſtolz ſieht er auf die unſcheinbaren Geſtalten der Pflaumen und Kirſchbäume herab; der niedrigere Apfelbaum breitet ſorglich ſeine Aeſte aus, um die prallen Bälle dem ſengenden Strahl entzogen zu halten. Nach den kalten Regenſchauern des launenhaften April (trockner April iſt nicht des Bauern Will') bedeckt im Maimond duftiger Schnee das ganze Dorf, zum klaren blauen Himmelszelte ſteigen daraus des Hirten Rauchwolken auf, Bienen durchſummen die blühende Fülle und „mit den Blüthen am Baum erwachen die im Gemüth." Unter den Obſtbäumen drängen einander auf ſchmalen Beeten Salat und Kohlarten, Sellerie, Zwiebeln und Gurken. Bohnen mit zarten Schmetterlingsblumen ranken ſich regelrecht an Stangen empor; auch der [illegible] Peterſilie, dem Kerbelkraut und Dill, die den Speiſen die Würze verleihen, iſt ein gutes Plätzchen gegönnt. Raute, Salbei, Krauſemünze, Schnittlauch, auch wohl unterſagter Sadebaum umſäumen die Beete, und in dem nächſten am Hauſe prangen Roſen, Lilien, Päonien, Iris, Mohn und [illegible], Tauſendſchönchen und Veilchen. Am Sonntagshut des Tänzers duftet die erſte erblühte Roſe, ein Geſchenk „zarter Hand". Neben dem Geſangbuch am Fenſter ſteht der unvergleichliche Nelkenſtock. Er liefert der Braut den Kranz, der Rosmarin aber den Strauß den Hochzeitsgäſten und den der Todtenbahre folgenden Verwandten. Goldlack und Flieder weihen ſich zur anheimelnden Laube, die mit Blüthenpracht erfüllt nach des Tages Laſt und Mühen der liebſte Aufenthalt iſt.

Woher, ſo fragt man erſtaunt, dieſe Allgemeinheit und große Gleichmäßigkeit in der Verbreitung dieſer Pflanzen durch alle Bauerngärten Deutſchlands? woher erhielten ſie Volksnamen, die ihre griechiſche und lateiniſche Abſtammung nicht verkennen laſſen? weshalb bilden ſie ein ſo getreues Spiegelbild der Gärten der alten Ackerbauer in Griechenland und Italien? Und dankbar nennt uns die Geſchichte Karl den Großen, mit dem auch für den Gartenbau eine neue Epoche begann. Auf ſeine Veranlaſſung verfaßten die Benediktinermönche, welche in Italien die Nutzgärten aus eigener Anſchauung kennen gelernt hatten, das Verzeichniß der Pflanzen, welche in ſeinem „Capitulare de villis vel curtis Imperatoris“ der große Kaiſer anzubauen befahl, und die Berichte der Missi dominici entfalten vor uns ein Bild, das ziemlich genau mit dem von andern Bauerngärten entnommenen übereinſtimmt. Welch' gewichtiges Zeugniß von dem gewaltigen Einfluſſe des großen Mannes ein Jahrtauſend hindurch, und zugleich welch' kräftiger Beweis von der Beharrlichkeit und Zähigkeit des Bauern, der den Zweck der Kultur mancher Pflanzen jenes Verzeichniſſes nicht kennend, dieſelben dennoch baut, weil es ja ſeine Altvordern ſchon immer ſo gethan, und nur die „welſchen“ Ausdrücke für ſeine Zunge paſſend modelte und veränderte. Aus Nützlichkeitsrückſichten nahm er ſpäter nur einige wenige beerentragende Sträucher unter dieſe alten Bevorzugten auf.

Die Gärten des verwöhnten Städters und des ſchlichten Landmannes, welchen ſonderbaren Kontraſt bieten ſie doch dem aufmerkſamen Beobachter! Jährlich neue Zuſätze in jenen, in dieſen ſtets dieſelben Pflanzen und meiſt an derſelben Stelle. Aber eben deshalb, weil die einander ungeſtüm drängenden Zierpflanzen fort und fort wechſelten, konnten und werden ſie nie Heimathsrechte bei uns erhalten. Dieſe prachtvollen und theilweiſe auch ſeltſamen Fremdgewächſe umgeben uns zwar, vermögen aber keinen bleibenden nachhaltigen Eindruck auf unſer Gemüth auszuüben und beſtätigen damit zugleich, wie ſehr der Menſch in und mit ſeiner heimiſchen Pflanzenwelt lebt. Die Blumen, die ſeit Jahrhunderten wir Deutſche zu Trägern unſerer Gefühle erkoren, ſie werden es auch immerdar bleiben. Wandern von uns im ewigen Wechſel der Dinge die Pflanzen in ferne Welttheile, oder kommen von dorten andere hierher, die Eigenthümlichkeit des Symbols bleibt ſtets daheim. Denn „die höchſten Feſttage im ſymboliſchen Kalender der Flora“, ſagt Zuccarini ſehr treffend, waren ſchon vor Jahrtauſenden belegt; die neuen Ankömmlinge erringen keinen Einfluß auf unſer Gemüth, können die uns theuren Symbole kaum vermehren, viel weniger verdrängen. Die Namen, mit welchen die Jugendliebe ſie bezeichnet hat, ſind ſchon verſchwunden, die Jünglinge wandelten ſich in uns im reiferen älteren Mannesalter, und die Blumen, welche der Kindheit unſeres Geſchlechts zulächelten, blühen in ihrem alten Rechte, bekannt dem Angeſichte der Heimath.

* * *

Bauernſpäße bei der Hochzeit Friedrich des Großen.

Neben der allgemeinen Literatur unſeres Volkes hat zu allen Zeiten die Volkspoeſie im Dialekte ihr gelegentliches Spiel getrieben, und wenn auch Bornemann und Groth z. B. das unbeſtreitbare Verdienſt haben, die friſche Naivität des plattdeutſchen Dialekts in manchem hübſchen Stücke bewahrt und vor Allem in weitere Kreiſe in künſtleriſch ſtiliſtiſcher Form eingeführt zu haben, ſo hat doch vor ihnen das Volk ſelbſtändig ſchon in dieſem Genre im Stillen gearbeitet. Zu dieſer Bemerkung veranlaßt uns ein plattdeutſches Gelegenheitsgedicht, was auf die Einholung der Braut Friedrichs des Großen, der Kron-Prinwelche von Prinzessin Elisabeth Christine geb. Prinzessin von Braunschweig-Bevern 1733 bei ihrer Durchreise von der Magdeburgischen Bauernschaft vorgetragen ward, und aus dem wir im Folgenden einige Stellen mittheilen. Der Anfang heißt:

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

Nach manchem Compliment an die Kronprinzessin heißt es dann:

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

— — — — — — — — — —

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Zum Schluß [illegible] sagt der Dichter:

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

---

*) Der bekannte [illegible]

Sagen.

Mitgetheilt von [illegible]

Der Ilbesheimer Hof bei Offenheim in Rheinhessen.

An der Selz, einem Bache, der in den Rhein fließt, lag der Ilbesheimer Hof. Er gehörte zuletzt zwei ledigen adeligen [illegible], denen ihrer Heiligkeit wegen vom Himmel vergönnt war, ihre Wäsche auf freier Luft trocknen zu können. Bevor die letzte von beiden Jungfrauen starb, machte sie ein Testament, worin sie ihr Gut einem der drei benachbarten Orte bestimmte, ohne einen davon genauer zu bezeichnen. Ein Gottesurtheil sollte über den Ort entscheiden. Daher verordnete sie, ein Paar Ochsen sollten vor einen Wagen, auf dem der Sarg mit ihrem Leichname stehe, gespannt und auf den Weg, der zu einem Kreuzwege führte, geleitet werden. Von da an aber sollten die Ochsen ohne Leitung bleiben. Welchen Weg sie nun einschlagen würden, dahinaus sollte das Gut zum Eigenthum werden. Von den drei Wegen aber führte der eine nach Offenheim, der andere nach Ober-Olm, der dritte nach Nieder-Olm. Diese drei Gemeinden sollten bei diesem Leichenzuge mit allen Glocken läuten. Es geschah, wie es die Jungfrau angeordnet hatte. Als die Ochsen an den Kreuzweg kamen, wandten sie nach Offenheim zu und somit fiel das Gut an die Offenheimer Gemeinde.

Die Gründung des Klosters Steinfeld in der Eifel.

Im Regierungsbezirke Aachen, im Kreise Schleiden, entspringt bei Nettersheim das Flüßchen Urft. An seinem linken Ufer erheben sich die Gebäude des ehemaligen Klosters Steinfeld.

Um das Jahr 920 lebte [illegible] oder Sibodo, ein mächtiger und vielbegüterter Gaugraf des [illegible] und der Stammvater der Grafen von Are, Hochstaden und Neuenar. Er wurde auch der Stifter des Klosters. Dies geschah aber also.

Sibodo war ein frommer Jüngling und an häufiges Beten gewöhnt. Als er sich einst [illegible] der Waffen unterrichtete, trug sich der Teufel unter dem Namen Ansiant oder [illegible] an und bot ihm seine Dienste an. Ansiant war ein schöner junger Ritter, der Sibodo große Dienste leistete. Als aber Sibodo über diese Verbindung Reue zu empfinden anfing, forderte er ihn auf, ihm bei einem Bau im Walde Steinfeld behülflich zu sein. Sibodo gab vor, daß er ein Jagdschloß baue. Da der Satan erfuhr, daß er bei der Erbauung eines Klosters geholfen hatte, schleuderte er aus Aerger über die Täuschung einen Stein fort. Dieser Stein war unter dem Namen Duvelstein (Teufelsstein) bekannt.

Als der Bau vollendet war, weihte ihn der Erzbischof Wichfrid von Köln zum Jungfrauen-Kloster ein. Sibodo begabte die Stiftung mit Waldungen bis zum [illegible] und mit der [illegible]. Vom Papste erhielt Sibodo die Reliquien des heiligen Märtyrers Potentinus und [illegible] für sein Kloster. Dem Heiligen weihte er Weinberge [illegible] und schenkte dem Stifte zu [illegible] ein Haus mit Gütern. [illegible] erhielt das Jungfrauenkloster auch die Güter zu Wehr, Nettersheim und [illegible]. Aber noch war Ansiant bei Sibodo. Endlich entwich er dem Dienste auf das Andringen der Geistlichen, [illegible] und [illegible].

Später lag der Graf krank in der Burg zu [illegible]. Da suchte er im Schmerze und [illegible] den Teufel. Sogleich [illegible] der Teufel ihm noch einmal. Durch Gebete aber [illegible] ihn der Graf wieder. Fromm und gottergeben starb Sibodo im hohen Alter. Er wurde zu Steinfeld begraben.

Die Gründung der Berger Kirche bei Herford.

Zu Anfang des 11. Jahrhunderts erſchien die Jungfrau Maria in Geſtalt einer Taube einem Schäfer, der am Fuße des Luttenberges bei Herford ſeine Heerde weidete. Sie ſetzte ſich auf ſeinen Hirtenſtab und befahl ihm, der Aebtiſſin von Herford zu verkünden, daß da, wo er ſeinen Stab in die Erde geſteckt habe, ihr eine Stiftskirche gebaut werden ſolle. Der Schäfer that, wie ihm geboten war, wurde aber in der Abtei als Lügner eingeſperrt.

Da ſetzte ſich einem zweiten Schäfer am Luttenberge eine Taube auf den Hirtenſtab und befahl ihm, der Aebtiſſin von Herford das Nämliche zu ſagen. Auch dieſer Schäfer wurde als Lügner in der Abtei eingeſperrt.

Allein in der nächſten Nacht träumte die Aebtiſſin ſelbſt, dort, wo ſich eine Flucht Tauben niederlaſſen werde, ſolle eine Marienkirche gegründet werden. Am Morgen erblickte ſie die Tauben. Sie ließen ſich auf drei Eichen in der Nähe des Luttenberges nieder.

Nun wurde der Bau des Fräuleinſtiftes oder der Stiftskirche begonnen. Am 18. Juni 1011 weihte der Biſchof Mainwerkus von Paderborn das Gebäude ein. Zu Ehren der Weihe und der Erſcheinung wird noch jetzt die Kirmeß oder der Kirchweihmarkt gefeiert und die Viſion genannt. Sie findet zwiſchen Herford und dem Luttenberge Statt und iſt der größte Vieh- und Krammarkt von Herford. Der 18. Juni jeden Jahres iſt der Haupttag der Viſion. An dieſem Tage wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts feierlicher Gottesdienſt gehalten, bei welchem die **currentes** ſangen. Zu jener Zeit dauerte die Viſion vom 9. Juni bis zum 27. Juni. Am 9. Juni ließ die Küſterin ein Fähnlein auf einem gewiſſen Baume des Luttenberges ausſtecken. Am 27. Juni wurde das Fähnlein wieder abgenommen. Damit war die Kirmes zu Ende. Jetzt dauert die Viſion nur noch vom Sonntage vor dem 18. Juni bis zum Sonntage nach dem 18. Juni.

Die Eiche.

Von San-Marte.

Vom Blitz getroffen, kahl, entlaubt,
Ragt in die Luft der Eiche Haupt;
Die Rieſenäſte dürr und nackt
Geſtreckt, als ob ſie Krampf gepackt.
Du Lebensbild im blühnden Hain,
Willſt du mir Leidgeſelle ſein?

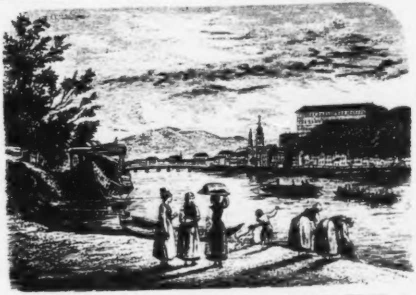
Mein Leben, einſt ſo hoch beglückt,
Jetzt, ach, gebrochen und zerknickt.
Was Lieb' und Treu' ſo reich ihm bot —
Hin ſank es der Entſagung Tod.
Das Herz, verzehrt vom Flammenſtrahl,
Erkaltet bald zum letzten Mal.

Geäſt und Stamm noch trotzt dem Sturm;
Doch innen naget ſchon der Wurm. —
Die Wurzel, tief im Erdenſchooß,
Deckt lieblich grünend Gras und Moos.
Du blitzgetroffne Eiche, du,
Gönn' mir in deinen Aeſten Ruh'!

* * *

Linz und Salzburg.

Von Dr. E. C. Haas.



Linz.

Man hat den Rhein ſo vielfach beſungen und wieder beſungen, es giebt faſt keinen deutſchen Dichter, ſo bekannt oder unbekannt er immer ſei, der nicht ein paar Diſtichen oder Sagen auf den Rhein niedergeſchrieben hätte; man hat ſo unzählige Variationen über das alte Thema componirt, daß der Oeſterreicher nichts Vernünftigeres ſagen zu können glaubt, als die Donau erinnere ihn mit ihren ſchönſten, klaſſiſchſten Stellen an den Rhein.

Fährt man aber ſtromaufwärts von Wien bis Linz, ſo iſt man zu dem Zugeſtändniſſe gezwungen, daß zwei deutſche Ströme gleich ſchön und gleich intereſſant ſein können, ohne daß übel erſonnene Vergleiche die köſtlichen Eigenthümlichkeiten des einen wie des andern Fluſſes zu verringern im Stande wären. Wir Oeſterreicher können uns nicht vorſtellen, daß man die Ruine von Greifenſtein weniger maleriſch finde als den Drachenfels, und Pöchlaren nicht eben ſo ausgezeichnet wie St. Goar. Wenn das kleine Xanthen durch Lied und Sage verklärt iſt, ſo gilt das auch von Pöchlaren, wo Markgraf Rudiger ſaß nach dem Nibelungenliede. Da iſt Dürrenſtein, eine Burgruine, die nicht herrlicher gelegen ſein könnte; von den Fenſtern dieſes feſten Hauſes ſang Blondel ſein Lied ſo laut und ſo oft, bis Coeur de Lion, welchen Herzog Leopold auf der Burg gefangen ſetzte, auf Lied und Sänger aufmerkſam wurde. Das Schiff macht keine Wendung, ohne daß nicht neue Schönheiten in anmuthigſter Fülle und Abwechſelung dem trunkenen Blick begegneten. Bisweilen verengt ſich das Strombett zur düſtern Kluft und bewirkt jene Stromſchnellen, welche einſt der Schrecken des Schiffers waren. Die Namen „Wirbel“ und „Strudel“ haben das Andenken an die nun völlig beſeitigten Gefahren bis auf unſere Tage gebracht.

Die Linzer wiſſen ſich viel mit ihrer langen hölzernen Brücke und verſäumen nicht, den Fremden mit Selbſtgefühl darauf aufmerkſam zu machen, daß die Brücke zweimal ſo lang als der Stephansthurm hoch ſei. Aber ſie thun ſich ſelbſt unrecht, die guten Linzer, die Brücke iſt dreimal ſo lang und darüber, denn ſie mißt 1700 Fuß. — Wenn ſie von Stein oder Eiſen wäre, — dann könnte man das Linzeriſche Selbſtgefühl begreifen — ſo nicht. Der Wiener hütet ſich fein, den Fremden auf ſeine Donauüberbrückungen aufmerkſam zu machen, er weicht vielmehr jedem Geſpräch darüber ſorgfältig aus, denn er fühlt, daß eine Holzconſtruction nicht dasjenige iſt, das von einer Weltſtadt im Brückenbau erwartet werden kann. Die Linzer haben aber ſo wenig, auf das ſie ſich etwas zu gute thun könnten, daß man ihnen den Stolz auf ihre lange Brücke wohl gönnen mag. Ein einziger Grabſtein, in der unſcheinbaren Kapuzinerkirche der an einem Bergabhange ſich hinziehenden Vorſtadt verdient Beachtung. Hier liegt der ſchlaue Italiener, welcher Franzoſen und Türken zittern machte, hier ruht Graf Raimund Montecuccoli von ſeinen Schlachten und Siegen aus. Er war der einzige Heerführer, der den Türken vor der Periode ihres Verfalls erfolgreichen Widerſtand entgegenſetzte. Hätte er nur noch drei Jahre länger gelebt (Montecuccoli ſtarb 1680), er würde die zweite Belagerung Wiens und den Kaiſer in Linz geſehen haben.

Steigt man, die Grabſtätte Montecuccoli's verlaſſend, weiter bergan, ſo gelangt man auf den Freinberg. Hier ſteht der erſte Maximilianiſche Feſtungsthurm, aber aus den Fenſtern gähnen uns keine Kanonenſchlünde entgegen, die Beſatzung beſteht nicht aus kampfgeübten Truppen, ſie wird vielmehr von den Soldaten Chriſti, den Vätern der Geſellſchaft Jeſu gebildet und es ſind ihre runden, breitkrämpigen Hüte, welche man ſchon in der Ferne an den Fenſteröffnungen bemerkt. Die an dem Thurm gebaute Kirche wurde mit Frescen geziert. Wir müſſen zu unſerem Bedauern geſtehen, daß der Künſtler, ein junger Jeſuit, zwar die beſte Abſicht haben mochte, aber ſehr weit von Meiſterſchaft entfernt war.

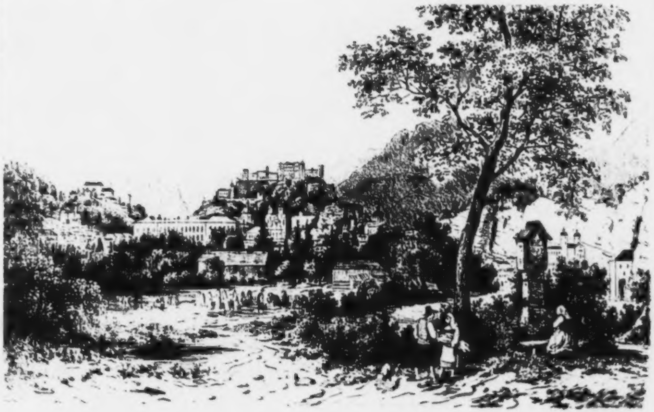
Wer ſich befriedigt findet, wenn ſein Auge, ob auch in ungemeſſener Ferne, auf irgend einer dunkeln ungleichen Linie, welche als Gebirge bezeichnet wird, ausruhen kann; wer ſein Vergnügen erhöht fühlt, wenn ihm die ſchwachen Umriſſe dieſer Erhabenheiten mit Namen genannt werden, wer die Salzburger Alpenkette geſehen zu haben meint, wenn man ihm die nebelhaften Gebilde am äußerſten Horizont unter dieſem Namen vorführt, der wird mit Genugthuung die Plattform des Thurmes verlaſſen. Wer es dagegen zu einer ſolchen Naturinnigkeit, zu ſo einem luculliſchen Schwelgen in dämmernden Umriſſen noch nicht gebracht hat, der wird eben bekennen, einen ganz angenehmen Ueberblick über die Stadt genoſſen zu haben, welchen er aber eben ſo gut am Fuß des Jeſuitenthums oder noch beſſer von der Kaffeewirthſchaft Jägermeiers gehabt hätte. Jägermeier iſt für die Linzer, was der Paradiesgarten, was Dommeyer und Hitzing und was die Hohewart und Zögernitz zuſammen genommen für die Bewohner Wiens ſind. In der That iſt die Ausſicht genußreicher als an den genannten Orten und nur die materillen Ergötzlichkeiten geringer. Dagegen haben die Linzer ihren Dene oder Demel ſo gut als Wien, nur daß er Pupp heißt und vorzugsweiſe in Linzertorten macht. — Zu jeder Stunde des Tages findet man friſche eben aus der Form gekommene Linzertorten aller Dimenſionen von der rieſigen Linzertorte für zwölf Perſonen angefangen bis zum unſcheinbaren auf einen Kinderwagen berechneten Törtchen à zehn Neukreuzer.

Im Zuckerbäckerladen bemerkten wir eine in tiefe Trauer gekleidete Dame, die von der Geſchäftsfrau mit vieler Zuvorkommenheit behandelt wurde; wir folgten ihr auf dem Fuß nach, als ſie das Gewölbe verlaſſen hatte; ſie wurde vielfach und ſtets mit einer Art Ehrerbietung gegrüßt; das fiel uns auf und wir fragten, da erfuhren wir denn, daß die hübſche Dame im Trauerkleid die Nichte des verſtorbenen Erzherzogs Johann ſei. Wir hatten Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß der Tod dieſes populärſten der öſterreichiſchen Erzherzoge in der Provinz viel tiefer nachgefühlt wurde als in der Hauptſtadt. In Tyrol und Steiermark wird ſein Andenken fortleben und das nicht nur Dank der Pietät der Einwohner, ſondern viel mehr der zahlreichen Stiftungen willen, die der Verewigte errichtete.

Nicht bei den Wienern allein regt ſich an ſchönen freundlichen Maitagen die Wanderluſt und die Sehnſucht nach freier friſcher Luft, nach Waldesgrün, Bachgeplätſcher und ländlicher Einſamkeit, die Linzer beſeelt derſelbe Trieb und ſie eilen hinaus nach „Magdalena“ oder dem „Haſelgraben“ und glauben ein gutes Stück Schweizerlandſchaft in ſich aufgenommen zu haben, wenn ſie die waldigen Hügel, über welche der Weg an die böhmiſche Grenze hinzieht, überſtiegen und in einer an der ſtaubigen Heerſtraße gelegenen ziemlich armſeligen Mühle mittelmäßigen Kaffee und mit allerlei mineraliſchen Beſtandtheilen geſättigtes Waſſer getrunken haben, von dem ſie ſich einbilden, daß es beſonders förderlich auf ihre Geſundheit einwirke. — Weniger gekannt und beſucht iſt die Tillysburg, ehemals Volkersdorf, welche an der nach dem Stift Florian führenden Straße liegt. Ferdinand II., der große Bereicherer des Adels, dem die heutige Ariſtokratie Oeſterreichs eigentlich ihren Urſprung verdankt, ſchenkte ſie dem berühmten Johann Tſcherkles Tilly. — Die Wände des Schloſſes tragen Abbildungen der Kriegsthaten des kaiſerlichen Generals, ſeine Ueberreſte aber liegen zu Maria-Alt-Oetting in Baiern. Unweit der Burg liegt St. Florian, das alte Chorherrenſtift mit der großen ſchwer zu handhabenden Orgel, ſeiner reichen Münzſammlung und ſeinen freundlichen Prieſtern. St. Florians Hauptreichthum beſteht in ungemein fruchtbarem Ackerland. Ueberhaupt iſt der Boden hier überall ergiebig und weniger parcellirt als in irgend einer Provinz des Kaiſerſtaates. Die Bauernſchaft iſt darum ſeit unvordenklichen Zeiten als die wohlhabendſte der Monarchie geprieſen. Hier braucht ſich der Landmann, der mehr einem freiem Gutsherrn, denn einem Bauer gleicht, ſelbſt die freieren Genüſſe des Lebens nicht zu verſagen und er thut es auch nicht. — Es herrſcht in den meiſten Gehöften eine wohlgegründete Behäbigkeit, die ſich bei dem erſten Augenblick, an der beſſern Kleidung, der ſilberbeſchlagenen Pfeife, dem Wohlgeruch des feinern Tabacks, dem guten Ausſehen der Pferde, der Zahl der Knechte, dem ſorgſamer gehaltenen Geflügel und dem reichen Putz der Frauen und Töchter erkennen läßt. Das Land iſt hier wohlhabender als die Stadt, denn Linz ſelbſt, obſchon entfernt von bettelhafter Armuth, ſteht ſeiner Umgebung verhältnißmäßig an Reichthum nach. Sehr reiche Bürger giebt es in Linz überhaupt keine; mittelmäßig begüterte Familien nur wenige, die Meiſten haben was ſie brauchen, aber auch nicht mehr, doch läßt ſich hier mit geringen Mitteln erzielen, wozu man in Wien das Doppelte bedarf. Ohne gerade auf beiſpielloſe Wohlfeilheit Anſpruch zu machen iſt Linz dennoch eine Stadt, wo es ſich billig leben läßt. Linz gegenüber liegt der Markt „Urfahr“, der vielleicht in nicht ferner Zukunft, wenn Induſtrie und Handel ſtetig zunehmen ſollten, eine nicht unbedeutende Rolle zu ſpielen berufen ſein dürfte. Es ſcheint kein bloßer Zufall zu ſein, daß die meiſten größeren Donauſtädte ein Anhängſel an dem entgegengeſetzten Stromufer erhalten. Zuweilen überträgt ſich die Bedeutung der Stadt im Laufe der Zeit auf den jenſeitigen Zubau, wie es bei den Schweſterſtädten Ofen-Peſth der Fall iſt, oft bleibt die ſecundaire Anſiedelung lange hinter der Stadt zurück, wie gegenwärtig das Beiſpiel von Urfahr zeigt. Urfahr iſt übrigens der Ort, an dem der damalige Statthalter Herr von Fiſcher im Jahre 1848 bei Gelegenheit der Conſtituirung der autonomen Gemeinde jene denkwürdige Rede hielt, die ungefähr ſo endete: „Das Kaiſerthum Oeſterreich wird vielleicht längſt in Trümmer gegangen ſein, Linz wird aufgehört haben auf jedwede Bedeutung Anſpruch zu erheben, aber die ſelbſtſtändige Gemeinde Urfahr wird ſie alle überdauern und fortbeſtehen bis an's Ende der Zeiten.“

Von Linz wird bekanntlich die Eiſenbahn bis Salzburg fortgeſetzt, bis jetzt iſt aber auch nicht einmal der Unterbau vollkommen beendet. Wer daher mit möglichſter Schnelligkeit nach der letzteren Stadt gelangen will, muß ſich der über Lambach nach Gmünden führenden Eiſenbahn bedienen und von Lambach mittelſt Poſt ſeinen Weg fortſetzen. Da es uns darum zu thun war, möglichſt raſch nach Salzburg zu kommen, ſo begaben wir uns auf den Bahnhof und löſten Fahrkarten der zweiten Klaſſe. — Die Eiſenbahn, früher mit Pferden befahren, wird zwar ſeit geraumer Zeit mittelſt Dampfmaſchinen betrieben, aber die ganze Eiſenbahnwirthſchaft nimmt ſich wie Kinderſpiel aus. Alles iſt en miniature, die ſchwachen ſchmalen Schienen, die mitten auf der Straße zwiſchen den Häuſern fortlaufen, die winzigen Wagen und kleinen Locomotiven. Wir wurden in einen hellgrün lackirten Wagen hineingeſchoben, der ganz das Ausſehen einer Wiener Fiacrekutſche hatte. Als eine ziemlich bedeutende Steigung der Bahn merkbar wurde, ſahen wir plötzlich einige Conducteure und Bahnwärter der kurzathmigen Locomotive zu Hülfe eilen und ſtarken Arms an den Waggons ſchieben und rücken, bis die Steigung glücklich überwunden war, — ſo gelangten wir nach ſechsſtündiger Fahrt mit Hülfe von Dampf- und Menſchenkraft nach Lambach, demſelben Städtchen, deſſen Benedictinerſtift in jüngſter Zeit der Schauplatz unangenehmer Auftritte war. Das Princip ſtrenger Kloſterzucht wurde aufrecht erhalten und der verwaiſten Abtei ein dem äußerſten Rigorismus zugethaner Probſt in der Perſon des Kremsmünſterer Conventualen Theodorich Hagen geſetzt, — die meiſten Brüder, welche auf die mildere Auffaſſung der Ordensregel in das Stift getreten waren, verließen das Kloſter, ſo daß der neue Abt, wollte er nicht ein Hirt ohne Herde ſein, ſich genöthigt ſah, Mönche der ſtrengen Obſervanz aus Baiern zu verſchreiben. Wenn der Ordensgeſellſchaft auf Monte-Caſino befohlen wurde, Nachmittags von drei Uhr bis fünf Uhr der Ruhe zu pflegen, ſo hatte dieß für das italieniſche Klima einen ganz richtigen Sinn; ob der Ordenszweck durch die genaue Befolgung dieſer Verordnung auch in den deutſchen Provinzen gefördert wird, ſteht dahin. Wenn denſelben Ordensgliedern aufgetragen wird, in der Zeit zwiſchen Weihnachten und Oſtern die ganze Kloſterbibliothek durchzuleſen, ſo lag in dieſer Forderung, in Anbetracht der geringen Anzahl Werke, welche ſich damals in den klöſterlichen Büchereien befanden und bei dem Umſtande, daß ſie faſt ausſchließend theologiſchen Inhaltes waren, gewiß nichts Unbilliges. Heutzutage ſchließt dieſe Verordnung ohne Zweifel die völlige Unmöglichkeit der Erfüllung in ſich.

In Lambach muß der nach Salzburg Reiſende die Eiſenbahn, welche weiter nach Gmünden führt, verlaſſen, und ſich einem andern Führenden anvertrauen. Wir ließen trotz des vorgerückten Abends Poſtpferde beſtellen und fuhren unter dem ſeltſamen Klingen des Poſthorns zum Städtchen hinaus. Die Fahrt von Lambach nach Salzburg, die wir heute nicht das erſte Mal bewerkſtelligten, hat nichts Anziehendes. Die Gegend bleibt ſich gleich, fruchtbare Ebenen zu beiden Seiten, zuweilen von kleinen Bächen durchſchnitten oder von ſchattigen Wäldchen in ihrer Einförmigkeit unterbrochen. Die Straße berührt in ihrem Zug die bedeutendſten und man kann faſt ſagen, volkreichſten Orte des Herzogthums: Schranenſtadt, Frankenmarkt, Vöcklabruck und Neumarkt; ziemlich ſpät am Morgen langt man in Salzburg an. Nicht leicht haben wir über eine Stadt ſo verſchiedene und von einander abweichende Urtheile gehört als über Salzburg. Bald wird es als der Inbegriff einer echt deutſchen Stadt enthuſiaſtiſch gelobt; bald von Anderen ein düſteres trauriges Neſt geſcholten, dem man zu viele Ehre anthun würde, darin zu ſterben. Wir glauben, beide Parteien haben recht, beides iſt wahr. Salzburg hat die Zeit ſeiner Größe und Machtſtellung hinter ſich, alle Städte dieſer Art tragen ein elegiſches Element, etwas Ruinenartiges



Salzburg

und Düſteres an ſich, das nicht einen Augenblick verläugnet werden kann. Salzburg hat in dieſer Beziehung eine Schickſalsſchweſter, deren es ſich nicht zu ſchämen braucht. — Venedig iſt ganz im gleichen Falle und erweckt auch in den Beſuchern ähnliche Stimmungen und Gefühle. Alles weiſt auf die Vergangenheit hin. Salzburg iſt aber nicht nur eine Stadt, deren Glanzepoche vorüber rollte, Salzburg war eine geiſtliche und iſt noch gegenwärtig eine ſehr fromme Stadt. Nirgends bemerkten wir einen ſo ausgebreiteten Todtencultus als hier und wir wären gar nicht erſtaunt geweſen, wenn man an den Wänden des Speiſeſaals einbalſamirte Leichname aufgeſtellt hätte um die Tafelnden an die Vergänglichkeit alles Irdiſchen zu gemahnen. Es iſt außerdem bezeichnend, daß die größten Sehenswürdigkeiten der Stadt zwei Friedhöfe ſind, der eine iſt der weltbekannte Gottesacker von St. Peter, der andere der Beſtattungsort von St. Sebaſtian. Die dritte Merkwürdigkeit iſt eine halbe Ruine, die Bergfeſte Hohenſalzburg, und die vierte ebenfalls ein Friedhof, nämlich die römiſche Begräbnißſtätte am Binglſtein. Sie ſehen, der Tod iſt hier gegen das Leben im offenbaren Vortheil, erweiſen wir alſo dem eigentlichen Genius loci, dem ſtillen Jüngling mit der umgekehrten und verlöſchten Fackel die gebührende Ehre und beginnen mit dem Ende. Der Friedhof der alten Benedictiner-Abtei St. Peter iſt zum Theil ein Stück Kirchengeſchichte in Stein gehauen, mit dem Blut der Märtyrer an die Felſen geſchrieben. Man zeigt hier den Aufenthalt der erſten Chriſten, ihre Schlafſtellen, den Ort, wo ſie überfallen und von den wilden Herulern ſammt ihrem Führer dem heiligen Maximus herabgeſtürzt wurden, man weiß das Kirchlein des heiligen Rupert und die Margarethenkapelle und dennoch iſt der älteſte Grabſtein des ganzen Friedhofs verhältnißmäßig neuen Datums vom Jahre 1424. Wer ſollte nicht meinen, daß bei dem hohen Alter der Abtei, bei den erhaltenen Andenken an die älteſten Stifter der Salzburgiſchen Kirche, höher hinaufreichende Steine vorhanden wären! Der Friedhof iſt rings von Arcaden eingefaßt, welche zahlreiche Grabkapellen enthalten. Unter den Grabſtätten ſcheint uns am nennenswertheſten die des bekannten Componiſten Michael Haydn, er konnte von ſeinem Wohnhauſe aus täglich und ſtündlich ſeine künftige Ruheſtelle vor Augen haben, denn ſeine Fenſter gingen unmittelbar auf den Friedhof.

Daß der Stiftskeller des Kloſters vortrefflichen Wein enthalte, wollen wir denen auf's Wort glauben, die im Haydnſtübchen der klöſterlichen Kellerei die Güte der Gewächſe zu erproben Gelegenheit hatten.

Den Bau der Domkirche, welcher in die Jahre 1614 bis 1628 fällt, vermögen wir, unbeſchadet ihres bei St. Peter ruhenden Erbauers, nicht zu loben. Die Außenſeite, welche nicht einmal den Eindruck des Maſſenhaften retten kann, iſt geſchmacklos und wird nur noch durch die Geſchmackloſigkeit des Innern übertroffen. Intereſſantere Kirchenbauten ſind unſtreitig die Franciscaner- und St. Peters - Stiftskirche. Eine andere Bewandtniß hat es mit den öffentlichen Brunnen, ſie erheben ſich durchgängig über die Mittelmäßigkeit und ſind größtentheils von künſtleriſcher Bedeutung, namentlich gilt dies von dem ſogenannten Hofbrunnen, deſſen Vollendung leider in die Zeit des Sinkens der bildenden Kunſt fällt; und dennoch wird es wenige Städte geben, die ein ähnliches Meiſterwerk beſitzen. Der Bildhauer Dario führte die Arbeit 1664 zu Ende. Vier gewaltige Roſſe, je aus einem Marmorblock gehauen, ſpritzen Waſſerſtrahlen aus ihren Nüſtern, das Gleiche thun aus weit geöffnetem Mund die etwas oberhalb angebrachten ſteinernen Atlanten, während ein dies Alles übergipfelnder Triton einen Waſſerſtrahl mannshoch aus ſeinem Horn aufſteigen läßt. Dieſe von verſchiedenen Seiten und Höhen aufſteigenden und niederfallenden Waſſer verurſachen ein Schäumen, Plätſchern und Klingen, daß man in der Nähe einer großartigen Caſcade zu weilen meint. Das Waſſer ſcheint überhaupt dasjenige der vier alten Elemente zu ſein, dem ſich die Biſchöfe abſonderlich hold erwieſen. Ihre Hauptwerke ſind: Brunnen, Waſſerleitungen, Waſſerkünſte. So leitete ein Biſchof die vom Königsſee herabfließende Alb unter dem Fels hindurch und zur Stadt hinein, eine Pferdeſchwemme wurde angelegt, wie ſich vielleicht keine zweite in Deutſchland findet. Die Einfaſſung beſteht aus tadelloſem Marmor und iſt mit einem plaſtiſchen Kunſtwerke geziert; eine zweite Schwemme befindet ſich am Capitelplatz. Uebrigens hat Salzburg auch das mit Venedig gemein, daß der Marmor wahrhaft verſchwenderiſch an allen Baulichkeiten angewandt iſt. Die Fenſter gewöhnlicher Bürgershäuſer ſind mit rothem Marmor ausgeſtattet und keine Kirche oder Kapelle, ſie ſei noch ſo unbedeutend, entbehrt dieſes Schmuckes. Wie man ſchon aus den prächtigen Schwemmen erſehen kann, hielten die Herrn Erzbiſchöfe viel auf Pferde. Die in den Fels des Mönchsberges eingeſprengte Sommerreitſchule, welche 1693 vollendet wurde, hat mit ihren drei über einander gebauten Gallerien die Geſtalt eines Amphitheaters. Dieſer Umſtand muß einer eben ſo ſeltſamen als kühnen Combination in den Köpfen der Salzburger Fremdenführer den Urſprung gegeben haben. Der Cicerone erklärte uns, daß dieſes Amphitheater vor ſoviel tauſend Jahren von dem römiſchen Kaiſer und Chriſtenverfolger Diocletianus erbaut und daß hier die ſtandhaft Gläubigen den wilden Thieren vorgeworfen worden ſeien.

In dem Todtencultus iſt und zwar mit vollem Recht einer der größten Tonſetzer aller Zeiten mit inbegriffen, wir meinen Mozart, ſein Geburts- und ſein Wohnhaus ſind mit paſſenden Umſchriften verſehen, ein eigner Platz ſeinem Andenken gewidmet und mit der künſtleriſch vollkommen gelungenen Statue des Tonſetzers geſchmückt, ein Mozarteum errichtet, kurz Alles gethan, um die Erinnerung an die große Sache der Stadt wach zu erhalten. Mozart ſtarb bekanntlich nicht in Salzburg; dieſes birgt dafür einen andern großen Todten, der am Eingang der Sebaſtianskirche begraben liegt, es iſt dieß Theophraſtus Bombaſtus Paracelſus ab Hohenheim, der hier 1541 ſein Leben endete. Seinen Namen kennen viele, ſeine Werke die Wenigſten, und dennoch gilt der alte Meiſter vielleicht wegen ſeines prunkenden Namens als der Inbegriff ärztlicher Charlatanerie. Paracelſus war nicht nur ein Sprachgewaltiger, ſondern ein ebenſo großer Naturkundiger. Er hatte richtigere Begriffe von dem Weſen der Arzneikunde als das ganze auf ihn folgende Jahrhundert, wenn man von den Fortſchritten in der Anatomie abſieht, denn erſt in der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts begannen die großen Veränderungen in der Wiſſenſchaft, vor welchen die Geſchichte der Heilkunde Act nehmen muß.

Am Sebaſtians-Friedhof ruhen unter Andern auch dreihundert Bewohner Salzburg's, die vor fünfzig Jahren durch einen Bergſturz verſchüttet wurden.

Wir haben einzelne Merkwürdigkeiten von Salzburg beſichtigt und beſteigen nun den Mönchsberg, um von dort die ganze Stadt mit dem herrlichen Kranz ihrer Umgegenden zu überblicken. — Da liegt ſie vor uns die alte Biſchofſtadt mit ihren ſtattlichen Häuſern, Marmorpalläſten und Kirchen. Die Häuſer tragen flache Dächer, in den Kunſtbauten herrſcht der italieniſche Styl vor. Jener bläulich-weiße Fluß, welcher die Stadt in zwei Hälften theilt, iſt die Salzach und die lange hölzerne Brücke, auf welcher ſich das ganze ſtädtiſche Leben zu concentriren ſcheint, verbindet die Linzervorſtadt mit dem eigentlichen Salzburg. Das maſſige Gebäude dort unten, das ſich gleichſam an den Fuß des Berges zu lehnen ſcheint, iſt das Reſidenzſchloß, jene hoch emporragende Kuppel gehört dem Dom an, dort drüben jenſeits des Waſſers liegt Schloß Mirabell die Geburtsſtätte König Ottos. Der bewaldete Berg im Hintergrund iſt der Gaisberg, von deſſen Gipfel man eine der wundervollſten Fernſichten der Welt genießt. Wir treten etwas näher an die entgegengeſetzte Seite. Hier bietet ſich wieder eine Ausſicht ganz anderer Art. Jene Felsmaſſe mit den gewaltigen Zinken und ſchneebedeckten Wänden iſt der ſagenverklärte Untersberg, rechts von ihm erhebt ſich der Staufen, dort von wo die Salzach herabfließt, erblickt man ein eiſiges Berghaupt, den Hohen-Göll und weiter links das vielfach zerklüftete Taennengebirg, jetzt ſchauen wir unmittelbar in das zu unſeren Füßen ſich dehnende Thal herab und erblicken zahlreiche ſich wunderſam vom friſchen lebhaften Grün der Wieſen abhebende Ortſchaften, Schlöſſer und Burgen. — Jenes an Italiens Prachtbauten gemahnende, vom Waſſer umfloſſene Schloß iſt Leopoldskron, das dort aus Bäumen und Hecken hervorſchauende Gebäude nennt ſich Hellbrunn, weiter oben die gothiſche Burg heißt Aniff und dort am Fuß des Gaisberges erblicken wir das beſcheidene Herrenhaus Aigen.

Die Wiener Fiaker ſind theuer, die Badens unverſchämt, die öffentlichen Fuhrwerke Prags unerſchwinglich, die Gratzer Kutſchen im Fall eines Unwetters unſichtbar, die Linzer nähern ſich mit Eiſenbahnſchnelligkeit den Preiſen der Hauptſtadt, nur in Salzburg kann man noch unverzagt ſein Geſchick einem Lohnkutſcher anvertrauen, ſeine Forderung iſt beſcheiden, der Wagen bequem, die Pferde von gutem Ausſehen, der Fuhrmann mäßig in ſeinen Anſprüchen.

Wir zogen es vor, um in möglichſt kurzer Zeit möglichſt Viel zu ſehen, uns eines Wagens zu bedienen. Der Weg führt uns nach Leopoldskron. Das gegenwärtig dem König von Baiern gehörige Schloß dieſes Namens hat außer einem ſchönen Stiegengeländer von weißem Salzburger Marmor und wundervoller Ausſicht auf die reizende Umgebung nichts Nennenswerthes, nur eines Wandgemäldes wollen wir erwähnen, das den durch zwei Stockwerke reichenden Prunkſaal ziert. Dies Gemälde, welches die halbe Breite und ganze Höhe der einen Seitenwand einnimmt, ſtellt eine Scene aus dem Familienleben des gräflichen Hauſes Firmian, in deſſen Beſitz ſich Leopoldskron ehemals befand, nämlich die Verlobung eines Grafen Firmian mit einer Gräfin Lodron vor. — Das verlobte Paar ruht auf einem von Blumen und Geſträuch überrankten Gartenſopha, eine im Styl des vorigen Jahrhunderts wohl herausgeputzte männliche Figur ſteht vor ihnen als wäre ſie im Begriff ihnen einen wohlgeſetzten Glückwunſch auszudrücken, etwas ſeitwärts zur Rechten befindet ſich eine nackte etwas faunenhafte männliche Geſtalt, die nach oben deutet, folgt man ihrem Fingerzeig, ſo erblickt man zu Häupten des Brautpaares einen Genius, der einen angebrochenen Apfel, deſſen Saamenkörner ſichtbar ſind, in den Händen hält, dieſer Genius weiſt mit der andern Hand abermals nach einer höhern Stelle, wo eine ebenſo myſtiſche Figur thront, die ein Wickelkind in den Armen hält.

Von Leopoldskron erreicht man den Fürſtenbrunn in weniger als einer Stunde. Der Fürſtenbrunn, eigentlich ein aus einer Felsſpalte hervorbrechender und über die Bergabhänge des Untersberges niederſtürzender Wildbach, iſt eine der großartigſten Partieen in der Umgebung Salzburgs. Hier befinden ſich die prächtigen Marmorbrüche des Königs von Baiern, hier ſind die Kugelmühlen, welche einen Theil Europas mit Spielkugeln verſehen, hier toſt das Waſſer des Glanbaches über Baumſtrünke und Felsblöcke weithin ſtäubend und ſchäumend in die Niederung hinab.

Von den Cascaden des Untersbergs kehrten wir nach Moos oder genauer Leopoldskronmoos zurück. Das zwiſchen dem Unters- und Mönchsberg ſich hinziehende Thal iſt Torfboden, deſſen Waſſer und Schlamm man zu Badeanſtalten benutzt. Allmälig ſiedelte ſich eine ganze Gemeinde an, jetzt befinden ſich hier Wirths- und Badehäuſer, Badeärzte und was ſonſt noch zu dem ganzen Apparat von Heilquellen gehört.

Die verſchiedenen Schlöſſer und Villen liegen einander ſo nahe, daß man leicht die ganze Umgebung Salzburgs an einem Tage durchſtreifen könnte; wir beſchloſſen alſo, den Reſt des Tages an die Beſichtigung Hellbrunns zu wenden. — Wir ſahen den hölzernen Perſeus die hölzerne Andromeda befreien und während einer ganzen Viertelſtunde den marionettenartig geführten Schwertſchlag wiederholen; wir langweilten uns an dem Augenverdrehen und Geſichterſchneiden des Waſſermanns in der Neptunsgrotte; wir mußten uns an dem alten Spaß auf der Churfürſtenbank oder Waſſerorgel, wie zufällig herbeikommende

Bauersleute beſpritzt wurden, ergötzen und die von Waſſerſtrahlen emporgetragene vergoldete Krone anſtaunen. — Die ſchon durch ein volles Jahrhundert herumhüpfende tänzelnde Jüdin, die eben ſo lange am Bau beſchäftigten und noch nicht fertig gewordenen Tagewerker, den vom Söller herab tazi machenden Hanswurſt, den Bärenführer, Küffner, Fleiſcher und wie ſie immer heißen mögen die Herren Vertreter des ehrſamen Handwerks, wir ſahen ſie insgeſammt die alten Sprünge und Geberden wiederholen. Die alte höchſt mittelmäßige Muſik erſchell auch heute wieder, die Melodie kam mir eben ſo traurig vor als ob all die verborgenen Pfeifen und Röhren aus Mitleid mit dem Spectakel, das ſie mit ihren Klängen begleiten ſollten, melancholiſch geworden, ſelbſt ihre letzten Athemzüge aushauchen wollten.

Der Garten bietet wenig Intereſſantes dar und ſelbſt der Wildpark hat außer einer hübſchen Fernſicht auf den hohen Zell nichts, was die Mühe des Weges lohnte. Anziehender iſt das Schloß zu Hellbrunn. Hier befinden ſich in den Vorhallen Abbildungen ſeltſamer Thiere, z. B. aller großen Saiblinge, welche die Herren Erzbiſchöfe im Laufe der Jahrhunderte verſpeiſt hatten; koloſſaler Bären, welche die Kirchenfürſten trotz der kanoniſchen Jagdverbote erlegten. Die inneren Gemächer enthalten die Abbildungen von noch viel ſeltſamerem Wild, das freilich ohne Vergleich weniger in das Gehege eines Kirchenfürſten paſſen will, wir meinen die herrlichen Frauengeſtalten, welche uns mit ſchönen feurigen Augen und ſüßem Lächeln von allen vier Wänden aus bewillkommen. — Herrſcht in den Bauten der Erzbiſchöfe der italieniſche Styl vor, ſo iſt in jenen Gemälden der deutſche Geſchmack vertreten. Die Frauenbilder ſind alle von blonden Locken umwallt, innig blaue Augen ſchimmern unter kühn gewölbten Brauen hervor.

Vergebens war die an den Zeigwart geſtellte Frage um Erklärung dieſer Bildniſſe, er antwortete im echten Chronikenſtyl: „Die Deutung iſt Gott bekannt.“

Große Vorzüge hat der Park von Aigen, den wir des folgenden Tages beſuchten, vor den übrigen Gartenanlagen Salzburgs voraus. Aigen liegt am rechten Salzachufer und zwar unmittelbar am Fuße des wegen ſeiner ausgezeichneten Fernſicht bekannten 4000 Fuß hohen Gaisberges, der von hier aus am leichteſten beſtiegen werden kann. Der Gießbach, welcher ſich in mehrfachen Abſätzen über das Felsgeſtein des Gaisberges herabſtürzt, wurde hier und da überbrückt, jede Gefahr drohende Stelle mit Geländern verſehen, jede zu ſteile Höhe mit Stufen ausgeſtattet, das Laubwerk, wo es der freien Ausſicht ſtörend entgegen tritt, entfernt, und ſo ein lieblicher Ort geſchaffen, wo man ſich ungeſtört dem Naturgenuß überlaſſen kann. Gewöhnlich wird, weil an demſelben Ufer des Fluſſes gelegen, der Beſuch von Maria-Plein mit der Beſichtigung des Parkes von Aigen in Verbindung gebracht. Maria-Plein iſt ein nicht unbedeutender, eine Gehſtunde von Salzburg entfernter, auf ſonnigem Hügel erbauter Wallfahrtsort. Das Marienbild, welches dem Gnadenort ſeine Entſtehung gab, befand ſich bei einer Bäckersfrau und blieb während eines verheerenden Brandes allein verſchont. Wunder und Zeichen geſchahen bei dieſem Bilde und ſo wurde es das Ziel mannigfacher Wallfahrten.

Plein iſt ein Maria-Zell en miniature. Es fehlt nicht an Votivbildern, an wächſernen Händen und Füßen, abgeſchnittenen Haarflechten und Krücken, nur ſind ſie minder zahlreich und geſchmackvoll ausgeſtattet. Die Kirche ſieht ſich ziemlich ärmlich an, der dort functionirende Clerus iſt gering an Zahl, die wenigen Buden, die ſich in der Nähe der Kirche befinden, ſind elende Hütten, und die Waaren, welche zum Verkaufe ausliegen, armſelig genug.

Die Behauptung, daß der Teufel neben jede Kirche einen Krug ſtelle, rechtfertigt ſich auch hier, indem gleich unterhalb der Kirche ein geräumiges Wirthshaus ſteht, in welchem, um das Teufliſche recht handgreiflich darzuthun, die ſchmuckeſte Kellnerin des ganzen Landes mit Schlüſſelbund und üblicher Geldtaſche die Bedienung der Gäſte beſorgt.

Das Hauptgetränk der geſunden Bevölkerung Salzburgs, das Bier, iſt in der Regel zu hopfenarm, um gut genannt zu werden, nur die Biere von Waltenhauſen und Hallein bilden hierin eine rühmliche Ausnahme. Die Koſt iſt geſund und nahrhaft, doch darf man weder feine Küche noch große Auswahl von Speiſen erwarten. Forellen und Saiblinge iſt man überall ſicher zu treffen, Salzburger Würſte und Nocken bilden die einzigen Nationalgerichte, die aber wieder die verſchiedenſte Beurtheilung erfahren.

Die Bevölkerung beſteht aus einem muntern aufgeräumten Menſchenſchlag, welcher die Kehrſeite der Stadt ſelbſt bildet. Inſoweit es alſo auf die Bewohner ſelbſt, auf ihr Thun und Treiben, ihre Sitten und Gewohnheiten ankommt, darf Salzburg dreiſt als reiner Typus einer echt deutſchen Stadt angeſehen werden.

Bad Liebenſtein in Thüringen und ſeine Umgebungen.

Von Carl Schultes.

Es giebt gewiſſe Fleckchen auf Gottes ſchöner Erde, bei deren Anblicke man ausrufen muß:

„O Seele, gieb Dich nur zur Ruh',
Laß Gram und Schmerz dahinten;
Das ewig Schöne ſuchteſt Du:
Iſt Schön'res denn zu finden?!“

In unſerem lieben, deutſchen Vaterlande giebt es nicht viele Stellen, die mit dem nordweſtlichen Theile des Thüringer Waldes an „Milde und Lieblichkeit“ wetteifern, und jedes „Daheim“ ſo raſch vergeſſen machen können. —

Wie eine Perle, von Smaragden umgeben, glänzt aber Liebenſtein mit mildem Strahle aus Thüringen hervor! —

Die Wartburg iſt hochromantiſch, Reinhardsbrunn zart idylliſch, in Liebenſtein jedoch verbindet ſich die Idylle mit der Romantik im glücklichſten Grade.

Wenn bei Salzungen das Werrathal ſich weitet, verweilt das Auge wie magnetiſch angezogen auf den Bergen zur Linken, welche aus der Ferne freundlich herüberzugrüßen und den Wanderer zur Ruhe in ihrem hoffnungsgrünen Schooß einzuladen ſcheinen. Man eilt freudig näher, und bei der Eiſenbahn-Station Immelborn erblickt man die Kette der Liebenſteiner Berge in ihrer ganzen Lieblichkeit vor ſich.

Die Poſt- oder Privat-Wagen, welche ſtets vorhanden ſind, bringen uns raſch durch den kurheſſiſchen Ort Barchfeld, dann einen Vorhügel hinauf, und wenn wir oben angelangt ſind, liegt das Thal von Liebenſtein vor den entzückten Blicken. Links ſtrecken mächtige, nackte Felskegel ihre Häupter in die klare Luft, während in der Mitte hinter dem Orte Liebenſtein und rechts die herrlichſten Buchenwälder die Berge bekleiden, aus deren friſchem Grün, die höchſten Spitzen weit überragend, die Ruine Burg Stein ernſt wie der Wächter des Thales herniederblickt.

Was das Dorf Liebenſtein betrifft, ſo kündigt es ſich durch ſeine Reinlichkeit und ſein zierliches Ausſehen gleich als Bad an, dem aber auch große Gebäude, wie z. B. das herzogliche Kurhaus, Hôtel Müller, Palais des Herzogs Bernhard von Weimar und ſelbſt ein Theater nicht fehlen.

Die Lage des Kurhauſes iſt ſo reizend, daß man wohl ein wenig dabei verweilen kann. Steht man auf dem Kurplatze, zur Linken das herzogliche Theater und die Bäder, zur Rechten die von einer Rotunde überdachte Stahlquelle, ſo iſt der Anblick des Kurhauſes, welches ungefähr 24 Fuß höher als die Thalſohle auf einem kleinen Plateau liegt, ein lieblicher und großartiger zugleich. Das Kurhaus imponirt mehr durch ſeine Größe als ſeinen Styl, und kann ſich in letzterer Hinſicht gar nicht mit dem prachtvollen Hôtel Müller meſſen, aber ſeine Lage und der Platz vor demſelben machen es unvergleichlich ſchön. Wie aus einem rieſenhaften Blumenkorbe von Stein ragen aus den Umfaſſungsmauern des Abhanges vier Baumkoloſſe hervor, hinter deren weitgebreiteten Aeſten und Kronen ſich das Haus, welches doch eine Länge von hundert Schritten hat, mehr als zur Hälfte verbirgt. Vor den Bäumen iſt ein Rundtheil, deſſen Mitte ein ſchöner Brunnen ziert (die Göttin der Geſundheit in Ueberlebensgröße auf einem abgeplatteten Obelisken, rechts und links auf tieferen Poſtamenten waſſerſpeiende Greifen), deſſen Figuren von getriebener Arbeit ſind. Eine Treppenflucht führt von beiden Seiten zu dem Rundtheil empor, deſſen Balluſtrade mit prachtvollen Blumenvaſen gekrönt iſt, während im Thale aus ſammetnem Raſen ein Springquell luſtig in die Höhe ſtrebt und über dem Hauſe die Burgruine ſchwermüthig in das neue Leben des Thales herunterlugt. Blumen-Bosquets, freundliche Häuſer und friſche Waldespracht ringsum, wohin das Auge blickt — das iſt die Anſicht des Kurhauſes in Liebenſtein, der ſich ſo leicht keine zweite an die Seite ſtellen läßt. Damit aber auch die Kehrſeite nicht fehlt, bleibt zu erwähnen, daß die Bade-Verwaltung die für die Kurgäſte ſo nöthigen Colonnaden, beim Eintritt des ſchlechten Wetters unentbehrlich, noch immer nicht bauen läßt, während die abſcheulichen Holzſchuppen neben dem Kurhauſe, dem Auge ein Greuel, noch immer ſtehen bleiben.

Hinter dem Kurhauſe, wieder etwas höher den Berg hinauf, liegt der große Speiſeſaal, durch einen bedeckten Glasgang mit dem erſten Stocke des Hauptgebäudes verbunden, und rechts von demſelben iſt der Erdfall, eine Art offener, koloſſaler Felsgrotte, woſelbſt in den heißeſten Auguſttagen die erquickendſte Kühle herrſcht.

Durch Anlagen und auf gebahnten Waldpfaden führt vom Erdfalle der Weg aufwärts zur Burg Der alte Liebenſtein, welche ſeit Mitte des 17ten Jahrhunderts nicht mehr bewohnt wurde und zerfiel. Die guterhaltene Ruine gewährt einen ſtattlichen Anblick. Von den Fenſtern des hohen Burgthurmes genießt man eine entzückende Ausſicht auf den weſtlichen Thüringerwald, die ganze Kette des Rhöngebirges, das Werra- und das Liebenſteiner Thal, und die Ortſchaften: Salzungen, Immelborn, Breitungen, Gumpelſtadt, Barchfeld, Glücksbrunn, Steinbach, Schweina, Marienthal und Liebenſtein. — In der Richtung nach Steinbach geht der Weg abwärts von der Ruine zu einer Felſenmaſſe, welche ohne große Hülfe der Phantaſie ſich als ein Theater präſentirt, deshalb auch das Felſentheater genannt. — Ein Denkmal „brüderlicher Liebe" ſteht weſtwärts unterhalb der Burgruine und iſt dem Andenken der Herzogin Ida von Sachſen-Weimar gewidmet; es trägt die Inſchrift:

„Was vergangen kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück!"

Vom Orte Liebenſtein gelangt man in einer prachtvollen Allee nach Glücksbrunn, woſelbſt die berühmte Kalkſteinhöhle Der hohle Stein oder Die Altenſteiner Höhle ſich befindet. Dieſelbe iſt über 300 Fuß lang und birgt einen kleinen See, deſſen öſtliche Seite ein in die Felſen gehauener Porticus ſchmückt. Am Brunnenfeſte und am Geburtstage der Herzogin von Meiningen im Auguſt wird die Höhle außergewöhnlich erleuchtet und gewährt einen wunderſchönen Anblick. Wem es dann nicht zu kühl wird, der kann ſich bei den ſanften Tönen der ziemlich guten Brunnenmuſik in dem Kahne ſchaukeln und ſich einbilden, er fahre dem Orkus zu. Während der Bade-Direktor, Herr Hauptmann Geißner aus Meiningen, in liebenswürdigſter Weiſe jedem Kurgaſte die merkwürdige Höhle anempfiehlt, warnt Herr Medizinalrath Dr. Döbner vor dem Beſuche derſelben, und dennoch erkältet ſich meiſt das ſchöne Geſchlecht nicht unbedeutend in der Höhle, da die Neugier den guten Rath immer gern bei Seite ſchiebt. Ganz erforſcht ſind die tiefer führenden Röhren der Höhle wohl nicht, und Schade iſt es, daß bei der erſten Räumung derſelben die Thierknochen, welche in großer Menge vorhanden waren, nicht geſammelt ſondern verſchleudert wurden. Nur wenige derſelben — Knochen von Höhlenbären — ſind nach Meiningen geſchafft.

Von der Höhle aus führt nordwärts der Waldpfad nach dem Luſtſchloſſe des regierenden Herzogs von Meiningen, dem Altenſteine, das höchſt einfach iſt, aber in ſeinen herrlichen Gärten reizend liegt. Ein hohes Kalkſteinriff, der Bonifaciusfelſen, erinnert daran, daß der Apoſtel Deutſchen im achten Jahrhundert (724?) hier predigte und eine Kapelle errichtet haben ſoll. Noch iſt einem „Apoſtel der Deutſchen" nicht fern vom Altenſtein ein Gedenkſtein errichtet, dem wir nicht vorübergehen wollen. Wir gehen durch das Dorf Steinbach, deſſen Gottesacker in wunderbar poetiſcher Lage am ſchroffen Bergeshange ſich befindet, durch den ſogenannten Steinbacher Grund nach der Lutherbuche, und Niemand wird der kurze Ausflug in das kleine Waldthal reuen. — Ein gothiſches Monument ſteht dem Andenken des großen Reformators dort, aber ein lebendiger Zeuge durch drei Jahrhunderte iſt die Lutherbuche, deren grüne Zweige dem großen Manne ſo freundlich rauſchten, wie uns Epigonen, die wir mit Dampf vollbringen müſſen, was er mit der Kraft des Wortes begann. Unter dem Schatten dieſes Baumes ruhte Luther auf ſeiner Rückreiſe von Worms, als er von dem Kurfürſten Friedrich vorſorglicher Weiſe am 4. Mai 1521 aufgehoben und in Sicherheit auf die Wartburg gebracht wurde. Den Stamm der Buche zerriß am 16. Juli 1841 der Wetterſtrahl, aber trotzdem daß nur ein Stück Rinde in die Höhe zu ſtreben ſcheint, treibt doch aus derſelben ein tüchtiger Zweig luſtig ſeine Arme, in Fülle mit ſaftigem Laube bedeckt, in die reine Luft des ſtillen Waldthales. Seitwärts von der Gedenkſäule quillt der Lutherbrunnen klar und friſch, wie einſt das Wort des Mannes, dem er ſeinen Namen verdankt.

Von der Lutherbuche führen Wege nach der Ruhl und dem großen Inſelsberge, dem Könige der Thüringer Berge, von denen der letztere, der Rennſteig genannt, der alte Handelsweg Thüringens geweſen zu ſein ſcheint, der aber merkwürdiger Weiſe nicht im friedlichen Thale läuft, ſondern immer über die höchſten Kämme der Thüringer Berge. Nur Balſamträger und Italiener (die einſt das große Geheimniß Thüringens waren), die unbeachtet ihre Straße ziehen wollten, können dieſen Bergpfad geſchaffen haben, der ſich in ſeiner Ausdehnung und Eigenthümlichkeit in keinem Gebirgslande Europa's wiederfindet.

Die ganze Gegend um Liebenſtein ſcheint ein rieſiger Engliſcher Garten zu ſein, angelegt von der Hand des großen Gärtners, welcher alle Pfade zu ebnen verſteht.

Für den Geſchichtsforſcher bietet das Amt Liebenſtein noch eine nicht gewöhnliche Merkwürdigkeit, nämlich die Stabsgerechtigkeit der vier Orte Schweina, Steinbach, Gumpelſtadt und Waldfiſch. Nach den mir gemachten freundlichen Mittheilungen meines Freundes Ludwig Köhler, des Thüringer Dichters, beſtand dieſelbe in einer Volksherrſchaft, deren Sinnbild ein weißer Stab war, und die mit den alten freien Dorf-Verfaſſungen des Mittelalters zuſammenhängt. Jedes neu aufzunehmende Mitglied mußte den Stab in die Hand nehmen und demſelben Gehorſam ſchwören. Der Schultheiß, der mit dem Stabe erſchien, war Diktator, und hatte das Recht zu ſtrafen. Beim Antritt des Amtes mußte er geloben, daß er den Stab, der ihm von den Gemeinden anvertraut war, nur „wollte und ſollte" gebrauchen, wozu die Gemeinden berechtigt ſeien. Nun führte er zwar den Stab, aber die

Gemeinde-Vorſteher konnten ihm befehlen, was mit „dem Stabe“ auszurichten, was die ganze Körperſchaft zu Recht erkannte. Den Urſprung der „Stabsgerechtigkeit“, deren Statuten 1652 im Druck erſchienen, erzählt die Sage ſo: „Ein wilder Ritter von Ringelſtein, welcher Herr der vier Orte war, gerieth mit einem mächtigen Nachbar in Fehde. Er rief ſeine Bauern zu Hülfe, aber, eingedenk der unmenſchlichen Drangſale, die ſie durch ihn erduldet, traten ſie auf die Seite ſeiner Feinde. Da verſprach er ihnen, wenn ſie zu ihm zurückkehren würden, ferner ein milder und gerechter Herr zu ſein, und ihnen große Vergünſtigungen zu gewähren, nach denen ſie ſich ſelbſt regieren ſollten. Die Bauern kehrten nun zu ihm zurück, verſchafften ihm durch ihre Uebermacht den Sieg, und der Ritter von Ringelſtein gab ihnen dafür dieſe Stabsgerechtigkeit.“ — Daher ſoll es denn auch geſchehen ſein, daß das Gericht mit dem Stabe in den älteſten Zeiten auf der nahen Burg Ringelſtein gehegt wurde, wo ſich auch die Gerichtslade mit den Dokumenten befand. Selbſt in ſpäteren Zeiten, als die Burg in Trümmern lag, wurde das Stabgericht in einem daſelbſt befindlichen Kellergewölbe gehalten, und erſt zur Zeit der Herren Hund auf Altenſtein, ward es nach dem Orte Schweina verlegt und die Lade dahin gebracht, wo ſie im Gewölbe der Kirche aufbewahrt wird.

Die Ueberreſte der Stabsgerechtigkeit verſchwanden erſt um 1840 (bis dahin exiſtirten noch immer eine Art Volksgerichte, die nach der heiligen Vehme ſchmeckten, und bei denen der „weiße Stab“ die Hauptrolle ſpielte), wo die neue Gemeinde-Ordnung in den vier Orten eingeführt wurde, und die „Leute von Steinbach“, welche ihre alten Gerechtſame nicht fahren laſſen wollten, konnten nur durch militäriſche Execution zur Annahme der neuen Geſetze gebracht werden.

Der Thüringer liebt überhaupt ſeine alten Gebräuche und ſeine Heimath, wie der Schweizer, mit welcher Nation er die größte Verwandtſchaft in Leben und Sitten zeigt; ſo heirathet meiſt ein Bauernburſche ſein Mädchen erſt, wenn es Mutter geworden, und der Kuhhirt Liebenſteins z. B. bläſt ſein Alphorn ſo gut wie der beſte Senne. Möge der Thüringer nur vor Einem bewahrt bleiben, vor dem „Schweizer Geldmachen“; leider ſcheint der große Fremdenzug die Neigung dazu zu erwecken, denn ſeit den acht Jahren, daß ich nicht in Thüringen war, iſt das Leben faſt doppelt ſo theuer geworden. Ferne von ſeiner Heimath verzehrt den Thüringer wie den Schweizer die Sehnſucht nach den geliebten Bergen, was aber doch einen alten Kohlenbauer, der mir auf einſamem Bergſteige mit ſeiner Karre begegnete, nicht abhielt, auf meine Bewunderung des ſchönen Thüringer Gebirges zu antworten: „Ja, lieber Herr, das Gebirg' wär' ſcho' ganz ſchön, dann (wann) nur die verflixten Barg' (Berge) net wären!“

* * *

Doberan.

Von Dietrich [illegible]

Doberan, ein Mecklenburgiſcher Flecken, liegt, wie ein Blick auf die Karte lehrt, zwiſchen Wismar und Roſtock (des alten Blücher's Geburtsort), eine gute halbe Meile von der Oſtſee entfernt. Im Jahre 1793 gründete dort der von den Mecklenburgern ſehr verehrte Großherzog Friedrich Franz Deutſchlands erſtes Seebad. Richtiger könnte man das Bad „Am heiligen Damm“ nennen, weil eben Doberan eine halbe Meile von der See entfernt liegt und ein großer Theil der Badegäſte in den prächtigen Häuſern und Villen am heiligen Damme wohnt. In Doberan wohnt der andere Theil der Gäſte, und es dient mehr als

Sammelplatz aller das Bad Beſuchenden, um das Theater, das Leſe-Cabinet und die Spielbank zu beſuchen. Die ausgezeichnete Kapelle ſpielt abwechſelnd in Doberan und am heiligen Damm. Von Letzterem ſei bemerkt, daß er ein von dem Meere aufgeworfener wirklicher Steindamm iſt. Er iſt eine halbe Meile lang und liegt dicht am Ufer. Die Steine ſind rundlich oder oval, von verſchiedenen Farben, groß und klein, alle glatt und ganz rein gewaſchen, und dieſer Damm iſt ſomit vielleicht der ſauberſte in ſeiner Art. Die Sage erzählt: Als einſt die Fluthen der Oſtſee die Gegend von Doberan und das dortige Kloſter zu begraben drohten, hätten die Mönche ſo kräftig und inbrünſtig gebetet, daß der Allmächtige in einer Nacht dieſen Damm zum Schutze des Landes hätte entſtehen laſſen. Aus dieſem Umſtande erklärt ſie auch die ſeltene Wahl von Steinen.

Wer Doberan beſucht, unterläßt es gewiß nicht, die dortige ehrwürdige Kirche in Augenſchein zu nehmen. Sie ſtammt aus der älteſten chriſtlichen Zeit des deutſchen Nordens. In Kreuzform gebaut, iſt ſie ein großes, bedeutendes Gebäude, und würde, mit einem entſprechenden Thurme verſehen, impoſant erſcheinen. Die Lage iſt reizend. Ein Höhenzug, mit den ſchönſten Buchen bewaldet, an deſſen Fuße ſie ſich erhebt, giebt ihr einen maleriſchen Hintergrund, während liebliche Baum- und Sträuchergruppen ſie umgeben, als ob die Natur nichts verſäumen wollte, um dieſen Ort zu einem Aufenthalt der Ruhe, des Friedens und der Freude zu machen. Urſprünglich ſtand dicht neben der Kirche ein großes Cyſterzienſer Kloſter, von welchem noch heute einige Gebäude übrig geblieben ſind, die nun profanen Zwecken dienen.

Treten wir in das Innere der Kirche. Der Eindruck iſt imponirend. Die ſtarken, koloſſalen Säulen ziehen unſeren Blick empor und die faſt eben ſo hohen Fenſter laſſen uns erkennen, wo ſie oben enden. Es iſt ein großartiges Kirchenſchiff, welches unwillkürlich an das der Lorenz- und Sebalduskirche in Nürnberg erinnert, nur finden wir hier nicht, wie dort, die unvergleichlichen Kunſtwerke eines Peter Viſcher und eines Adam Krafft, kein Sebaldus-Grabmal und kein Sakramentshäuschen. Indeſſen ohne werthvollen Schmuck iſt dieſe Kirche nicht. Uns feſſeln die kunſtvollen Holzſchnitzarbeiten, womit beſonders der Altar geſchmückt iſt. Neben demſelben erblicken wir auch ein Sakramentshäuschen, aus Holz geſchnitzt, welches in dieſer Art von Kunſtarbeit dieſelbe Stufe einzunehmen berechtigt iſt, wie das in Nürnberg. Außerdem ſind die Kirchſtühle der Mönche ebenfalls mit den meiſterhafteſten Holzarbeiten geziert. Beſonders erregen die Roſetten an den Seitenwänden der Stühle unſere lebhafte Bewunderung. Jede zeigt ein anderes Bild. Ein Maler kann faſt keine ſanftere, biegſamere und geſchmeidigere Blatt- und Blumenform auf dem Papiere hervorbringen, als ſie hier aus hartem Holze herausgearbeitet ſind.

Wir treten hinter den Altar, und finden hier zuerſt eine ſtark beſchädigte Statue, welcher der Kopf und ein Theil der Beine fehlen. Sie iſt in gebückter Stellung und aus hartem Sandſtein, wie ich glaube, gearbeitet. Im erſten Buche Moſes, Kapitel 19. Vers 26 heißt es: „Und ſein Weib ſahe hinter ſich und ward zur Salzſäule." Hier liegt ſie, in der Kirche zu Doberan, die Frau des Lot. Eine geringere Bedeutung hat dieſe Antique nicht. — Daneben ſteht ein alter Schemel mit nur noch drei glatten Beinen; das eine Bein iſt halb durch den Sitz getreten. Er iſt auch bibliſchen Urſprungs. Es iſt der ſogenannte Stuhl, auf welchem der achtundneunzigjährige Hoheprieſter Eli zu Silo ſaß und der Nachricht über den Ausgang der Schlacht zwiſchen den Juden und den Philiſtern harrete. Als der Bote mit der Nachricht kam, daß 30,000 von Iſrael gefallen wären und die Lade Gottes genommen ſei, fiel Eli zurück vom Stuhl am Thor und brach ſeinen Hals entzwei und ſtarb. — Hier ſteht dieſer Unglücksſtuhl.

In einem Winkel erblicken wir einen großen Wirbelknochen. Er hat vielleicht einen Fuß im Durchmeſſer. „Von einem Mammuthsthier?" bemerke ich dem Führer. Ach nein!

das iſt ein Schulterknochen des heiligen Chriſtoph aus Paläſtina oder aus Syrien. Die Einbildungskraft über die Größe des Heiligen wird hier eben ſo ſtark in Anſpruch genommen, wie in Goslar. Dort ſteht vor dem breiten Thore ein hoher Sandſteinfelſen, die Klauſe genannt, welche ein Einſiedler bewohnt haben ſoll. Die Sage erzählt: Als der heilige Chriſtoph, nachdem er den Heiland nach Egypten gebracht, nach Goslar gekommen ſei, habe er dort ſeinen Schuh ausgezogen und aus dieſem ſei ein Sandkorn gefallen, die Klauſe nämlich. — Wie groß mag dieſer Heilige wohl geweſen ſein?

Wir gehen in unſerer Kirche weiter. An der einen Seite des Schiffes bemerken wir einige Grab-Inſchriften. Eine, auf den Kloſterkoch, lautet ſo:

Hier ruet Peter Klahr:
He kaakte ſelten gahr,
Dabi to ganß unflädig,
Gott ſy ſiener Seele gnädig.

Hochdeutſch würde ſie heißen:

Hier ruhet Peter Klahr:
Er kochte ſelten gar,
Dazu ganz unflätig,
Gott ſei ſeiner Seele gnädig.

Kein beſonders freundlicher Nachruf, aber vielleicht ein wahrer.

Eine recht ehrlich gemeinte Inſchrift iſt folgende:

Hier ruhet Ahlke, Ahlke, Bott:
Bewahre mü leve Herre Gott,
As ick die wull bewahren,
Wenn Du wehrſt Ahlke, Ahlke Bott
Und ick währ leve Herre Gott.

Das heißt in unſerem Deutſch:

Hier ruht Ahlke, Ahlke Bott;
Bewahr' mich, lieber Herre Gott,
Als ich Dich wollt' bewahren,
Wenn Du wärſt (die) alte, alte Bott
Und ich wär' (der) liebe Herre Gott.

Etwas ſelbſt- und ſiegsbewußter, nämlich dem Teufel gegenüber, klingt die Grabſchrift eines Herrn von Bülow:

Wieck Düfel wieck, wieck wiet von my,
Ick ſcheer my nig een Haar um die;
Ick bin een Mecklenbörgiſcher Edelmann,
Wat geit die Düfel mien Supen an!
Ick ſup mit mienen Herrn Jeſum Chriſt,
Wenn du Düfel ewig dörſten müßt,
Un drink mit em ſöet Kolleſchal
Wenn du ſitzt in der Hellenquahl.
Drum radd ick wieck, loop, ränn und gah,
Eſſt die den Düfel ick to ſchlah.

In unſerem Deutſch:

Weich, Teufel, weich, weich weit von mir,
Ich ſcheer mich nicht ein Haar um Dich;
Ich bin ein Mecklenburgiſcher Edelmann,
Was geht Dich, Teufel, mein Saufen an!
Ich ſauf' mit meinem Herrn Jeſum Chriſt,
Wenn Du, Teufel, ewig durſten mußt

Und trink' mit ihm ſüß' Kaltſchal',
Wenn Du ſitzt in der Höllenqual.
Drum rath' ich, weich', lauf', renn' und geh',
Sonſt, bei dem Teufel, ich zuſchlag'.

Wir treten hinter den alten Hochaltar. Hier wird uns ein Verſchluß geöffnet und wir erblicken einen etwa ſechs Fuß langen Reliquien-Kaſten mit kleinen Fächern.

Im erſten Fache liegt Heu aus der Krippe zu Bethlehem; im zweiten Flachs und Leinwand der Mutter Maria; im dritten liegen Lappen vom Rocke des Joſeph und Lazarus; im vierten befindet ſich ein etwa zehn Zoll langer Knochen, das iſt das erſte Glied von dem Daumen des heiligen Chriſtoph; im fünften ſehen wir ein Stück von den Windeln Chriſti; im ſechsten Knochen von Adams Großmutter; im ſiebenten die Schädel von Petrus, Paulus und Thomas; im achten ein Stück von Petri Fiſchnetz; im neunten das Scheermeſſer der Delila; im zehnten den Aſt, woran Abſalom hängen blieb; im elften den Stein, welchen David gegen den Rieſen Goliath ſchleuderte; im zwölften ein Stück von der Serviette des Bräutigams bei der Hochzeit zu Canaan und im letzten endlich die Nachtmützen der Mutter Maria und ihres Kindes.

So bietet die Kirche zu Doberan des Erhabenen und Wunderlichen nicht wenig. Wohlbefriedigt verlaſſen wir das ehrfurchtgebietende Gotteshaus und athmen die klare Luft des neunzehnten Jahrhunderts, ohne den Dank zu vergeſſen, welchen ſich die Klöſter, beſonders die der Cyſterzienſer, um Kunſt, Wiſſenſchaft und Bodenkultur erworben haben.

* * *

Der bairiſche Wald.

Von Franz Sartorius.

Der Reiſende, der mit dem Dampfſchiffe von Regensburg ſtromabwärts fährt, erblickt bald zu ſeiner Linken, Anfangs in blauer Ferne, eine Bergkette, die, je weiter er kömmt, deſto mehr ſich der Donau nähert, bis ſie endlich oberhalb Paſſau ganz in dieſelbe abfällt.

Dieſes Gebirge, Gneuß-, Granit- und Syenit-Formation, ſtreicht von Paſſau aufwärts in nordweſtlicher Richtung, umfaßt den nordweſtlichen Theil von Baiern, bedeutende Strecken in Oeſterreich und einen großen Theil von Böhmen, ſetzt ſich im Erzgebirge fort und verbindet ſich durch dieſes mit dem Fichtelgebirge. Dieſer Gebirgszug, vom linken Ufer der Donau terraſſenförmig ſich erhebend, beſteht aus zwei, von Süd-Oſt nach Nord-Weſt ſtreichenden Haupt-Gebirgsketten; die vorderen bilden die ſogenannten Donauberge, der hintere und höchſte Theil heißt das böhmiſch-bairiſche Waldgebirge.

Dieſer Hinterzug, der Böhmen von Baiern ſcheidet, tritt hinter Neureichenau im Landgerichte Wegſcheid als Fortſetzung des zwiſchen Böhmen und Oberöſterreich heraufziehenden Gebirgsrückens in's Land und ſcheidet, von hier in nordweſtlicher Richtung bis zum Thal des Chambafluſſes bei Eſchelkam, Baiern von Böhmen.

Derſelbe gehört Baiern nur zur Hälfte an. Seinen Anfang macht der Dreiſeſſelberg, ein ſteiler, anderthalb Stunden langer Berg, 4010 par. Fuß hoch, mit ſchmalem, die Landesgränze bildenden Bergrücken. Der höchſte Punkt in dieſem Gebirgszuge iſt der Arber, 4568 par. Fuß hoch. Derjenige Theil des Gebirges, welcher ſich in Niederbaiern befindet und auf dem linken Donauufer eine Fläche von faſt 81 Quadratmeilen bedeckt, wird der bairiſche Wald genannt.

Seine mit endloſen Waldungen bedeckten, lang ſich hindehnenden Bergrücken bieten, in der Ferne geſehen, dem Auge wenig Abwechſelung und ermüden durch ihr einförmiges, faſt trauriges Ausſehen. Es mag dieſes mit die Veranlaſſung geweſen ſein, daß bis in die neueſten Zeiten dieſe Gegenden weniger von Touriſten beſucht wurden als andere Gebirge, und doch bietet der bairiſche Wald viel landſchaftlich Schönes und Intereſſantes. Auch hier findet der Freund der Natur romantiſche Bergpartieen, liebliche Thäler, munter hinrauſchende Bäche und Flüſſe voll köſtlicher Forellen und Krebſe von ſeltener Größe und Feinheit, die Höhen ringsum erſchallen, wie im Hochgebirge, von dem wohlzuſammengeſtimmten, melodiſchen Glockengeläute weidender Heerden und ein kräftiger, biederer Menſchenſchlag wohnt in dieſen Bergen.

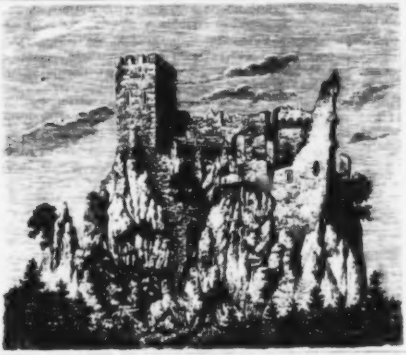
Was aber den bairiſchen Wald beſonders charakteriſirt, iſt ſeine Wildheit und die tiefe Ruhe darin. In anderen Gebirgen findet man nur ſelten einen Platz, wo nicht die Thätigkeit des Menſchen bemerkbar wird. In den Thälern klappert das Mühlrad, in dem Walde raucht der Meiler und auf den Bergen tönt der Schlag der Aexte und das Kreiſchen der Sägen. Aber wer von dieſen Höhen niederſchaut, ſieht nichts als einen endloſen, dunkeln Wald, ruhig, ernſt, deſſen tiefe Stille bloß das Klopfen des Spechtes und das heiſere Krächzen der Raben unterbricht.

Der Eintritt in dieſe Gebirgswelt iſt unſtreitig am ſchönſten bei dem am linken Donauufer gelegenen Städtchen Deggendorf. Denn während ſich vor demſelben am rechten Stromufer die endloſen Ebenen Niederbaierns, ungeheuere Korn- und Weizenfelder, hinbreiten, erhebt ſich eine Stunde hinter der Stadt bereits der Ruſelberg zu einer Höhe von 2777 Fuß und führt den Reiſenden ſogleich in einen der intereſſanteſten Theile des Waldes. Durch eine wildgeklüftete Felsſchlucht, die „Hölle" genannt, in welche der „Höllbach" niederbrauſt, führt eine Kunſtſtraße über die Ruſel weg nach Regen, Zwieſel und hinein nach Böhmen. Eine kleine Viertelſtunde vom Ruſeler Wirthshaus entfernt, liegt der Hausſtein, 1000 Fuß über dem Donauſpiegel, mit einem der großartigſten Panorama's. Faſt ſenkrecht unter den Füßen des Beſchauers liegt das Hallinger Thal oder der Hallinger „Winkel", wie hier alle der Donau zugekehrten Thaleinſchnitte genannt werden, und vor den entzückten Blicken breitet ſich eine ſchier unermeßliche Ebene aus. Hinauf bis Regensburg und hinüber bis an die Höhen des Inn's kann man alles Land überſchauen, durchzogen von den glänzenden Waſſern der Donau und Iſar, die ſich wie Silberſtreifen durch dieſen grünen, goldgewirkten, mit tauſend Ortſchaften wie mit Perlen beſäeten Teppich hinziehen, begrenzt im fernen Süden von den gewaltigen Maſſen der ſalzburger und ſteyeriſchen Alpen, gegen Norden vom majeſtätiſchen Böhmerwalde.

Von hier aus führt der Weg weiter nach Regen. Dieſer Ort, am rechten Ufer des ſchwarzen Regenfluſſes gelegen, iſt hügelig, ſchlecht zum Theil gar nicht gepflaſtert, aber ein lebhafter, kleiner Platz, da hier die Hauptſtraße durchführt, auf welcher der Verkehr mit dem Flachlande für alles Glas-, Salz- ſowie Holzfrachtfuhrwerk vermittelt wird.

Auf der linken Seite des Fluſſes, ein Stündchen entfernt, tritt der ſogenannte „Pfahl", eine Quarz-Ader, am höchſten zu Tage und trägt auf ſeinem Rücken die Ruine des Schloſſes Weißenſtein, die mit Recht zu einer der ſchönſten unter den vielen zählt, die den Wald ſchmücken. Ihre Lage iſt ſehr romantiſch. Stellenweiſe laufen die Mauern mit den Felswänden, auf denen ſie ſtehen, parallel aufwärts und ſcheinen mit denſelben aus einem Stücke zu ſein. Auf der öſtlichen Seite bildet der Felſen eine Wölbung und die Hauptmaſſe des Mauerwerks, und namentlich der Schwerpunkt eines gewaltigen Thurmes ſcheint auf dem überhängenden Theile des Felſens zu ſtehen. Die blendende Weiße des Quarzgeſteines unter der Wölbung mag, im Gegenſatze zu der dunkeln verwitterten Oberfläche und dem grauſchwarzen Mauerwerke dieſe Täuſchung noch erhöhen. Die Ruine wird, wie mehrere andere, ihrer Schönheit halber vom Staate baulich erhalten.

Wie der bairiſche Wald überhaupt an Sagen reich iſt, ſo knüpft ſich auch an dieſe Stelle eine ſolche. In alter Zeit wollte eine Gräfin ſieben neugeborene Kindlein im Regenfluſſe ertränken laſſen, aus Furcht vor einer Prophezeiung, welche dahin lautete, daß ſie ihr Leben durch ihre Kinder verlieren werde. Der Graf, der dazu kam, als die Kammerfrau die Kindlein zum Waſſer trug, fragte, was ſie im Korbe habe, worauf ſie ihm entgegnete, es ſeien junge Hunde. Der Graf hob den Deckel auf, ſah die Kleinen, und als ihm hierauf die Zofe Alles bekannte, ließ er die Rabenmutter zur Strafe lebendig einmauern, verließ das Schloß für immer, das ſeitdem in Trümmer fiel, nahm aber als Andenken für ſeine Familie das Bild eines Hundes in ſein Wappenſchild und nannte ſich fortan Graf Hund zu Weißenſtein.


Ruine Weißenſtein.

Weiter von Regen führt der Weg den Fluß entlang nach Zwieſel. Die Urſache dieſes Namens ſoll daher rühren, weil zwei Waſſer, der große und kleine Regen, ſich vor dem Markte vereinigen und er auf einer ſogenannten Zwieſel liegt. Der Ort iſt alt und ſchon 1276 befand ſich daſelbſt eine landesfürſtliche Maut. „Zwieſel iſt ein kleines Pariſer", ſagt man ſcherzweiſe, und wirklich bietet dieſer Ort nicht allein alle gaſtronomiſchen Leckerbiſſen, an denen der bairiſche Wald ſo reich iſt, ſondern ſeine Umgegend vereinigt in einem verhältnißmäßig kleinen Umkreiſe faſt Alles, was in geologiſcher, mineralogiſcher und induſtrieller Beziehung merkwürdig iſt.

In ſeiner nächſten Nähe ſind zwei Glasfabriken, welche zuſammen jährlich 23,100 bair. Normalklafter Holz verbrauchen.

Dem Touriſten wird von den Glashütten- und Fabrikbeſitzern mit der liebenswürdigſten Bereitwilligkeit alles gezeigt, was nur ſehenswerth iſt. Einen wahrhaft überraſchenden Anblick gewährt das Haus und der Garten der Familie Steigerwald in Rabenſtein. Aus einem ſumpfigen, wilden Flecken Land ward hier ein Garten geſchaffen, der an Pracht und feinem Geſchmacke alles aufweiſt, was die Kunſt zu ſchaffen vermag. Die zierlich gewundenen Wege ſind mit Roſenquarz belegt, der, mit Feldſpath und Glimmer gemengt, im Sonnenſchein einen wahrhaft feenhaften Anblick gewährt. Jeder Felsblock iſt zu einer intereſſanten Gruppe benutzt; aus gläſernen, weißen, blauen und roſafarbenen Füllhörnern ſpringt und ſprudelt das hellſte Naß und von einem hohen Pavillon mit zwei Etagen genießt man eine prächtige Umſicht. Während man dieſes kleine Eden durchwandelt, glaubt man ſich in eine andere Gegend verſetzt, und man erſchrickt faſt vor der rauhen Wirklichkeit, die unmittelbar wieder hinter dem Wohnhauſe beginnt, wo der Weg über den „Hühnerkobel" nach Schachtenbach führt. Auf dem Hühnerkobel iſt ein Quarzbruch, der bergmänniſch, theils am Tage, theils im Schachte gebaut wird. Das Gewonnene iſt Roſenquarz, der zur Glasfabrikation geſuchtere iſt der milchfarbene. Ein Fußpfad durch einen großen romantiſchen Wald führt nach Schachtenbach.

Wer in München unter den Arkaden ſpazieren gegangen iſt, und dort in der Steigerwald'ſchen Niederlage die herrlichen Kunſtwerke bewundert hat, muß überraſcht werden, wenn er die tiefe Wildniß ſchaut, in der dieſelben fabricirt werden. Hier, ganz abgeſchloſſen faſt von der übrigen Welt, im rauheſten Klima, lebt ein rühriges Völklein. Bereitwillig führt der Vater den Fremden in alle Räume des Hauſes, zu den Oefen, wo aus rothen, glühenden Glasklumpen die ſchönſten Formen geblaſen werden, dann zu den Schleifern und Malern. Nicht ohne Wehmuth kann man dieſe Leute betrachten. Die ernſten, blaſſen Geſichter, das kurze, trockene Hüſteln, das man hie und da vernimmt, zeigt, wie nachtheilig für ihre Geſundheit ihre Beſchäftigung iſt. Sie erreichen kein hohes Alter, namentlich die Glasſchleifer; allein Gewohnheit, Erziehung und namentlich der gute Verdienſt drängt alle anderen Rückſichten in den Hintergrund. Da ſie wiſſen, daß ihr Leben kürzer iſt als das anderer Menſchenkinder, ſo genießen ſie daſſelbe auch beſſer als die ſie umgebende ländliche Bevölkerung, und „ein Leben führen wie Hüttenleute" iſt da ſprüchwörtlich, wo die Neigung zum Praſſen eine angeborene iſt. Man mag es ihnen wohl gönnen, wo der Winter um Zwieſel ein halbes Jahr und auf den Bergen noch viel länger dauert und der Schnee, von zwölf bis fünfzehn Fuß und darüber, erſt Mitte oder Ende des Monats Mai, häufig erſt nach Vorgang des Südwindes weggeht. Auf den höchſten Gipfeln oder nördlichen Abhängen des Arbers, des Luſen und der Rachel bleibt er oft bis Mitte Juli liegen.

Jedem Beſucher iſt die Beſteigung des [illegible] ziemlich ſteil gegen Zwieſel zu abfallenden Falkenſteines zu empfehlen. Ein ſchmaler Fußſteig führt durch einen herrlichen Tannenbeſtand, mit Ahorn und Buchen gemiſcht, am Rande eines kleinen, überaus maleriſchen Waſſerfalles auf dieſe Höhen. Hier ſieht man [illegible] eine Partie Urwald, die eigens zu dem Zwecke geſchont wird, um dem Fremden ein Bild zu verſchaffen, wie der Wald in früherer, noch gar nicht ferner Zeit ausſah. Dumpf, wie auf einem verfaulten Bretterboden, tritt der Fuß auf einen zerfallenen, vermoderten Wald, auf dem bereits wieder ein friſcher, üppiger ſich erhebt, in dem Bäume von 130—140 Fuß nicht ſelten ſind. Man ſtößt auf dieſen Bergen auf wahre Fichtenſtämme bis zu 180 Fuß Höhe und 15 bairiſche Normalklafter Maſſeninhalt an Scheitholz, bei einem Alter von 300—400 Jahren.

Oben auf dem kleinen Falkenſtein dehnt ſich ein Hochplateau aus, der „Ruckowitzer Schacht", das [illegible] gegen Böhmen zu [illegible]. Links iſt der Luſen und der Rachel, und, getrennt vom Falkenſtein durch den großen Regenfluß, erhebt ſich ziemlich ſteil das kahle Zwergeck über 4000 Fuß und der Arber 4500 par. Fuß hoch, früher Aetwa, Altbwald, Arlewa.

Er iſt der höchſte Berg des bairiſchen Waldes, mehr als eine Stunde vom Hauptgebirgsrücken entfernt und gehört ganz Baiern an. Er hängt gegen Nordoſt mit dem viel niedrigeren, kleinen Arber zuſammen, iſt gegen Oſt und Südoſt von Vorbergen umlagert, daher nur gegen Weſten, das Lammthal und Bodenmais frei. Sein kahler Gipfel mit ſattelförmiger Vertiefung ſtürzt ſich öſtlich in einer ſteilen, unzugänglichen Felswand gegen den großen Arberſee ab. Am nördlichen Abhange befindet ſich der kleine Arberſee, der Urſprung des weißen Regen. Südlich unter dem Gipfel liegt eine abhängige, ſumpfige Fläche, dann öffnet ſich zum Abfluſſe des Waſſers gegen Bodenmais zu eine wilde, tiefe, mit Felstrümmern bedeckte Schlucht, das bekannte „Rißloch“ mit einem pittoresken Waſſerfalle. Von dem großen Arberſee erzählt die Sage, daß auf ſeinem Grunde ſich Fiſchlein befinden, deren Schuppen durch Gold und deren Augen koſtbare Edelſteine wären, jedes ein Königreich werth.

Die Gegend da oben iſt öd' und „ſchiech“ und war früher der Schauplatz verzweifelter Kämpfe zwiſchen Deutſchen und Slaven, welche Grenzkriege bis in's ſechzehnte Jahrhundert fortdauerten, wie denn Aventin in ſeiner Chronika erzählt: „Im Böhmerwalde iſt der höchſte Berg oberhalb Paſſaw der Hätweg (Arber), auf dem ein großer See, darumb die Böhmen und Baiern noch kriegen, wer ſtärker kämpft, wirft den andern in See.“ Manche kühne Recken-That mag da geſchehen ſein, von der der Chroniſt nichts weiß.

Zur Abwehr dieſer unaufhörlichen Grenzeinfälle und Verwüſtungen begabte Kaiſer Heinrich IV. die mächtigen Grafen von Bogen, welche längs der Donau vom Einfluſſe des Regen bis etwa zur Ilz ſaßen, mit vielen Orten und Weilern im Grenzbezirke als: Grawata, Bart, Nagelin, Schamiſberg, Fraiamoderf, Buchberg und Sichewa. Dieſe bauten viele Burgen, deren maleriſche Ruinen noch die Gegenden zieren, und wehrten die Einfälle der beutegierigen Slaven. Der Holzhandel ſpielt in der Induſtrie des bairiſchen Waldes eine hervorragende Rolle. Sägmühlen ſind faſt in allen Thälern und die Waſſerkraft wird fleißig benutzt. Die Zahl der abgeſchnittenen Stämme, die man überall trifft, und die zu ſogenannten „Holländerbrettern“ geſchnitten, ihren Weg theils auf der Achſe an die Donau, theils auf dem Waſſer nach Regensburg finden, von wo aus ſie auf dem Kanale weiter nach Holland geführt und zum Schiffbau verwendet werden, iſt bedeutend.

Ganz hinten am Fuße des Falkenſteins ſteht ein kleines, aus Holz gebautes Wohnhaus, neben dem ſich ſcheunenartige Werkhäuſer aus dem gleichen Materiale erheben. Es iſt ein getreues Bild einer Anſiedelung im Urwalde. Vor dem Hauſe quakt der Froſch im Sumpfe, und die raſtloſe Thätigkeit des Beſitzers hat noch nicht Zeit gefunden, die Baumſtümpfe vor der Thür des Wohnhauſes zu entfernen; Binſen wachſen hier ſtatt der Blumen und kaum kann man glauben, daß hier eines der betriebſamſten Geſchäfte blüht. Aber ein Blick in die Räume zeigt ein rühriges Schaffen. Von hier aus gehen große Sendungen der ſchönſten Klaviatur- und Reſonanzhölzer nach allen Weltgegenden. Vielleicht war der bairiſche Wald noch allein in ganz Deutſchland im Stande, die trefflichen Stämme aufzuweiſen, die hier zu ſpiegelglatten Brettern geſchnitten und ſorglich in Kiſten verpackt, ihren Weg durch die ganze Welt finden, um Herz und Ohr mit ihrem ſüßen Klange zu erfreuen. Man unterſcheidet zwei Gattungen Klaviaturhölzer: die einen ſehen blendend weiß aus, wie Damaſt, während die andern einen leichten Hauch von Roſenfarbe an ſich tragen. Beide unterſcheiden ſich auch im Klange, indem letztere heller und geſchmeidiger tönen, als erſtere. Jene gehen vorzugsweiſe dem Süden zu, nach Frankreich, Italien, Spanien, dieſe ſind in England, Amerika, überhaupt im Norden am geſuchteſten.

Jakob Henrich ſelbſt iſt eine intereſſante Erſcheinung. Ein geborner Wende aus der Lauſitz, iſt er, wie faſt alle ſeine Landsleute, ein Mann von großem kräftigen Körperbau, mit einem echt ſlaviſchen Typus. Er zog als ein junger ſechzehnjähriger Burſche mit wenig Geld aus ſeiner Heimath fort, und nachdem er Ungarn und Oeſterreich durchwandert hatte, führte ihn der Zufall nach Wegſcheid, wo er bei dem [illegible] Plöckl als einfacher Sägeknecht in Arbeit trat. Hier erlangte er jene Kenntniß der zu dieſen Inſtrumenten nöthigen Holzgattung und ſchwang ſich vom gewöhnlichen Arbeiter zu einer wohlhabenden, in der Induſtrie des bairiſchen Waldes hervorragenden Perſönlichkeit empor. Früher, als die Produkte des Waldes außer den Arbeiten der Gabel- und Schaufelmacher, der Verfertiger hölzerner Teller und Schuhe, dann der [illegible] wenig Abſatz fanden, ſtand es ihm frei den Baum zu bezeichnen, den er wünſchte, und von dem er dann bloß das zu ſeinem Bedarfe nöthige Stück ausſchnitt und bezahlte, während das Uebrige liegen blieb und verfaulte. Seit aber die Holzausfuhr größere Dimenſionen angenommen hat und Henrich gezwungen iſt, den ganzen Baum zu kaufen, verfertigt derſelbe außer Reſonanzböden noch Geigenböden, Deckelholz, Schuſterſpähne, Zündhölzchen und Anderes.

Eine tüchtige Tour über den Arber (denn wer wird den Wald bereiſen, ohne den König deſſelben zu beſteigen?), führt den Fremden in das an deſſen ſüdlicher Seite gelegene Bergdorf Bodenmais. In ſeiner nächſten Nähe liegt der ſogenannte Silberberg, Rothberg, auch Biſchofshaube genannt. Es wird daſelbſt auf Schwefelkies, Alaun gebaut und Erde gewonnen, welche einen Haupthandelsartikel bildet und dem Berge den Namen Rothberg gegeben hat. Sein ſonderbar geſtalteter Kegel mit den ſchwarzen Granitblöcken und der dunkelrothen Erde dazwiſchen giebt ihm ein düſteres, geheimnißvolles Ausſehen.

Bergbau wurde im 16. und 17. Jahrhundert im bairiſchen Walde ſtark betrieben, namentlich in der Lamm, wegen der Verwüſtungen des dreißigjährigen Krieges aber, der faſt den ganzen Wald entvölkerte, größtentheils eingeſtellt und erſt in neueſter Zeit wieder in Angriff genommen. Eine Ausnahme hiervon macht das Bergwerk Bodenmais, welches trotz aller Stürme, die es nie zu einem richtigen Erfolge kommen ließen, doch auch nie ganz aufgegeben wurde.

Zu den eigenthümlichen Erſcheinungen, die dem in dieſen Hochwäldern Wandernden auffallen, gehören die Stierherden. Viehzucht iſt nämlich eine der Haupterwerbsquellen der Bevölkerung, und es wird Maſt-, Zug- und Milchvieh gezogen. Die Kuhherden ſowie die Kälber werden in den unteren Regionen geweidet; die Stiere aber, wie der Waldbewohner noch immer die verſchnittenen Thiere nennt, werden, ſobald der Schnee von den Bergen zu ſchwinden beginnt, in Herden zu einigen hundert Stücken in die Wälder hinausgetrieben, in denen die Gemeinden das Weiderecht beſitzen, wo ſie dann, ohne die Zeit über unter Dach zu kommen, frei herumwandern, von der Stimme und dem [illegible], einem [illegible] geſchlagenen Stücke des Hirten gelenkt und von Weideplatz zu Weideplatz geführt. Woher es dann kommt, daß Fremde den Wald oft wochenlang durchſtreifen können, ohne auf Stiere zu ſtoßen oder nur ihr Gebrüll zu hören, während die Eigenthümer genau wiſſen, wo um dieſe oder jene Zeit die wandernde Herde ſich aufhält. Es iſt dieſes immer ein unangenehmes Zuſammentreffen für den dieſes Anblicks Ungewohnten. Dieſe Thiere, denen man in ihrem oft mehr als halbwilden Zuſtande ihre [illegible] nicht anmerkt, mit ihren breiten, trotzigen Stirnen, den rothen, entzündeten Augen, aus denen Tücke und Wildheit blitzt und denen man es anſieht, daß ſie die geringſte Störung im Walde übel nehmen kann, mit ihrem kurzen, heiſeren Gebrüll ſind, bei ihrer außerdem noch zudringlichen Neugierde, mit der ſie alles Fremdartige betrachten, ſind eine unheimliche Begegnung. Ein wahrhaft erſchreckender Anblick mag es geweſen ſein, als, nach Erzählung jenes dem Königl. Revierförſter im Zwieſeler Waldhaus auf dem kleinen [illegible] veranſtalteten Scheibenſchießens.

die ganze Geſellſchaft, worunter mehrere Damen, den Rückweg über den Rukowitzer Schacht unter [illegible] antrat und beim Herauskommen aus dem Walde zwei auf dem dortigen Plateau zufällig in der Nähe weidende Viehheerden im vollen Galopp mit hochfliegenden Schweifen trotz allen Zurufs der Hirten auf ſie losſprengten. Der eiſernen Ruhe der Anweſenden (wobei der Muth der Damen am meiſten zu bewundern war, obgleich keine derſelben früher eine ſolche Heerde geſehen hatte), verdankte man allein die Rettung. Die über dieſen Anblick verdutzten Thiere theilten ſich zu beiden Seiten mauergleich, aufeinander drängend auf und ließen ſo die Geſellſchaft durchpaſſiren, worauf ſie ſchnaubend und brüllend folgten, bis es endlich den Bemühungen der Hirten gelang, ſie wegzutreiben. Eine unüberlegte Flucht wäre gewiſſes Verderben geweſen.

Das Leben der Hirten in dieſen Wildniſſen iſt ein höchſt freudenleeres. Ein paar ſie begleitende Ziegen liefern ihnen die nöthige Milch, und in Zwiſchenräumen von zehn zu zwölf Tagen wird ihnen an die Plätze, wo ſie ſich befinden, Brod hinaufgeſchickt, das iſt ihre alleinige Nahrung. Ihre Ausrüſtung beſteht außer dem beſchlagenen, mit eiſernen Ringen verſehenen Stocke, deſſen Geraſſel dazu dient, die Aufmerkſamkeit der Thiere zu feſſeln, noch in einer eiſernen Pfanne und einer Art zum Holzſpalten, manchmal aber auch zur Vertheidigung ihres Lebens, wenn einer ihrer Untergebenen in einem Anfalle von Wuth ſich ſo weit vergeſſen ſollte, dasſelbe zu bedrohen. Bei Regenwetter liegen ſie unter einem zu dieſem Zwecke von Rinde errichteten, der Wetterſeite zugekehrten Dache oder unter einem überhängenden Felſen auf einem Haufen [illegible]. Wochenlang ſehen ſie oft Niemand, und ſelbſt außerdem iſt es nur ein Forſtmann oder ein Holzhauer, der im Vorübergehen mit ihnen einige Worte wechſelt. Dieſes Einſiedlerleben endigt nur der Winter, wo dann das Vieh wieder hinab in die Stallungen getrieben wird.

Der Winter ſelbſt iſt rauh und ſtets von einem ſtarken Schneefalle begleitet, der oft eine Höhe von 12 bis 15 Fuß und darüber erreicht. Wenn dann viele Häuſer ganz unter demſelben begraben liegen, die Bewohner gezwungen ſind, ſich, gleich Kaninchen, den Weg unter demſelben herauszugraben, und der Bauer in der dunkeln Stube beim rothen Scheine des rauchenden Kienſpahnes ſeinen Webſtuhl bewegt, ſtrickt oder ſpinnt oder ſich mit der Anfertigung von Holzgeräthſchaften abgiebt, dann raſtet das Leben im Walde keineswegs. Jetzt bringen die Arbeiter das früher geſchlagene Holz von den Fallplätzen mittelſt Schlitten auf die ſogenannte [illegible] an die Flüſſe und Bäche, wo es bis zu der, der Trift günſtigen Zeit aufgeſtellt bleibt. Dieſes „Holzanziehen“ iſt eine ebenſo mühſame als gefährliche Arbeit. Mit einer halben Klafter Scheiter und noch mehr hinter ſich, fährt der „Anzieher“, zwiſchen den vorderen Hörnern des großen Holzſchlittens ſtehend und ihn lenkend, pfeilſchnell zwiſchen den Bäumen durch den Berg hinab. Unglücksfälle ſind dabei nicht ſelten, ein geringes Ausgleiten ſchmettert den Unglücklichen an einen Stamm oder bringt ihn unter den eigenen Schlitten.

Der große Regen, der den ganzen Gebirgszug durchſchneidet, theilt den bairiſchen Wald in den ſogenannten „obern“ und „untern“, die beide ſowohl in dem Charakter der Gegend als auch in den Sitten und Gebräuchen der Bewohner nicht unweſentlich von einander verſchieden ſind. Im Allgemeinen unterſcheidet ſich der Wäldler von dem jenſeits der Donau Wohnenden durch ſein ruhiges, ernſtes Weſen, durch ſeine Mäßigkeit, Sparſamkeit und unermüdliche Thätigkeit, wenn ihn der karge, dem Boden abgewonnene [illegible] zwingt. Sein [illegible] iſt geſelliger und lauter als der des andern, welcher wortkarger und ſtämmig iſt. Mit einem haben Beide zuſammen gemein, das iſt perſönlicher Muth, und Beiden iſt große Körperkraft das beſte Theil. Mancher kräftige Burſche verlor ſchon ſein Leben, weil er einer Gefahr nicht ausweichen wollte, der er augenſcheinlich unterliegen mußte, um nur nicht der Feigheit geziehen zu werden. Fromm glauben und nichts fürchten ſind ſeine beiden Hauptlebensmaximen.

Der obere Wald iſt zahlreicher bevölkert und in ihm finden ſich alte Städte und Märkte, während der untere nur allmälig beſiedelt wurde und nur wenige Orte ſich eines gleich hohen Alters rühmen dürften wie jene. Auch jetzt noch beſitzt der untere Wald noch weit mehr von ſeinem urſprünglichen Charakter, während der obere, namentlich um Cham, Furt faſt ganz entwaldet und Agrikulturgelände entſchieden vorherrſchend iſt.

Kein Laſtwagen konnte einſt dieſe Kommunikationswege befahren, alle Waaren wurden von Pferden getragen. Um dieſen Verkehr zu fördern, wurde jedem Saumer, der zur Tageszeit ſein Pferd auf dem Wege verloren, ſieben Schillinge weniger zehn Pfennige Erſatz geleiſtet. Jetzt führen nicht allein von Ortſchaft zu Ortſchaften die ſchönſten Straßen, die auch wegen des lockeren Bodens bei ſchlechtem Wetter gut zu begehen ſind, ſondern ſelbſt auf die höchſten Berge ziehen ſich wahre Kunſtſtraßen hinauf, ſo daß man dieſelben ohne alle Beſchwerde begehen und befahren kann.

Zum Schluſſe noch einige geologiſche Merkwürdigkeiten aus dieſer Gegend. Die berghohe Kuppe des Luſen beſteht aus vier übereinander geworfenen Steinplatten von ungefähr 3 Fuß Dicke und Breite und fünf Fuß Länge. Durch die Klüfte der einzelnen Steine kann man oft mehrere untereinander liegende Trümmer ſehen, die alle genau gleich geſtaltet ſind. Daß ein urweltliches Meer auf den Rücken großer Eisfelder dieſe Trümmer an dieſer Urgebirgsmauer abgelagert hat, läßt ſich annehmen, aber woher dieſe überraſchende Gleichförmigkeit dieſer „erſten Wanderer?“ Die Kuppe iſt kahl, nur am Fuße derſelben kriecht die Krummholzkiefer zwiſchen den Felsmaſſen durch; das ganze Bild aber erhält durch eine gelblich grüne Flechtenart, die die Steine bedeckt, eine höchſt eigenthümliche Stimmung. Ringsumher ſteht jungfräulicher Urwald. Auf dem ſumpfigen Plateau, reichlich mit Haidekraut bewachſen, ſtehen einzeln rieſige, vom Blitze zerriſſene Bäume, von der Rinde entblößt, und ſehen mit ihren weißen Leibern und den ſtarren, dürren Aeſten leichenhaft geſpenſtiſch aus. „Eisbären“ nennt ſie der Wäldler. Die Kälte, verbunden mit den ſcharfen Winden, die da oben herrſcht und ein ſchnelles Wachſen der Bäume verhindert, iſt auch die Urſache, daß ſie weniger ſchnell faulen, als ihre Brüder tiefer unten. Die geſtürzten und halbverfaulten Stämme, die man überall trifft, heißen „Stannen“. Es iſt ein eigenthümlicher Anblick, ſolche Stämme daliegen zu ſehen, wie auf ihren vermoderten Leibern ſchon wieder hundert kleine Bäumchen hervorwachſen, die vom Thau triefend, wie fröhliche Kinder in die Höhe gucken und ſich ihres Daſeins zu freuen ſcheinen.

Die Monate Auguſt und September ſind zum Bereiſen des Waldes die geeignetſten, namentlich der letzteren, wo die Hitze nicht mehr ſo drückend in den ſteinigten Thälern liegt, die Luft am reinſten und der Fernſicht am günſtigſten iſt. Wer noch ſoviel von männlicher Kraft beſitzt, daß er eine ſtärkende Fußwanderung dem ſchlaffen Reiſen im gepolſterten Wagen vorzieht, wird gewiß ſtets mit hoher Befriedigung der Genüſſe gedenken, die ihm ein Ausflug in dieſe Berge verſchaffte.

◆

Litthauen.*)

Im höchſten Norden unſers Vaterlandes, durchſtrömt von den Flüſſen Pregel und Memel, liegt ein Ländchen, wenig genannt, noch weniger gekannt; reich an Genügſamkeit, reicher an Poeſie; die Genügſamkeit iſt erklärlich, die Poeſie iſt überraſchend; keine ſtolzen Felſen, keine hohen Gebirge, keine ſchäumenden Waſſerfälle erheben die Seele zur Sehnſucht nach dem Erhabenen, oder ſtimmen ſie zu ſüßen Träumereien, und doch iſt das Ländchen das poeſiereichſte des ganzen weiten Vaterlandes, dabei Vielen kaum anders bekannt, als durch ſeine Pferdchen, die den Namen „Litthauer" für alle kleinen Pferde gebräuchlich gemacht hatten, bis ihnen in neuerer Zeit auch der durch den Namen „Pony" genommen wurde. Freilich bietet die Phyſiognomie des Landes wenig Anziehendes, eine faſt ununterbrochene Ebene ſtreckt ſich von einer Grenze zur andern, nur bei Memel ragt eine Hügelkette hervor und die Landzunge der kuriſchen Nehrung dehnt ſich meilenlang und trennt die Oſtſee vom Haff wie ein kunſtvoll angelegter hoher Damm, aufgethürmt von ſchneeweißem Sande; auf der Sonnenſeite das Auge blendend wie eine Silberwand, von der Schattenſeite aus geſehen, in die blauen Fluthen hineinragend, wie ein dunkles, dichtbewaldetes Gebirge. Nur der Saum zeigt ſolche Romantik, im Innern herrſcht die Proſa vor. Zwar wechſeln goldene Weizenfelder mit braunen Torfmooren, ernſte Tannen in ſtolzer Haltung, dunkler Tracht und dunklem Haar, mit heitern jungfräulichen Birken im weißen Kleide, den Nacken geneigt, als freuten ſie ſich ihr hangendes Haar im Winde wallen zu ſehen; Kleefelder in roſa und grün gekleidet, unabſehbare Flächen mit dem Lila des Heidekrautes geſchmückt, ausgedehnte Moräſte, in denen das Elennthier**) hauſt, endloſe Wieſen und Koppeln, wo Pferde, halbwild, aber gutmüthig, wo Roſſe vom älteſten Adel und feinſter Zucht, aber oft bös von Charakter, reichliches Futter ſuchen und finden. — Doch gewährt dieſer Wechſel kein buntes Bild, am wenigſten ein phantaſtiſches. Die Räume ſind zu groß und weit, auf denen der Wechſel vertheilt iſt, ſo daß der Reiſende den Eindruck einer ermüdenden Einförmigkeit in ſich nähme, wenn er nur das Land und nicht die Leute kennen lernte. Das Letztere geſchieht ſo ſelten und iſt doch ſo leicht.

„Geh' den Frauen zart entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort"

ſagt Goethe, was er von den Frauen ſagt, gilt von den Litthauern, minder gilt die Fortſetzung:

„Doch wer dreiſt iſt und verwegen
Kommt vielleicht noch beſſer fort."

Es liegt etwas halb Zaghaftes wie in der Jungfrau, halb Vertrauendes wie im Kinde im Charakter der Litthauer; ſie haben dieſe Eigenſchaften, während der Jahrhunderte ſtürmi jener Tyrannei der Polen und phlegmatiſchen Herrſchaft der Deutſchen in ungeſtörter Innigkeit und Friſche bewahrt. Ihr Thun und ihre Tracht, ihr Schmuck und ihre Sprache offenbaren eine Zartheit und Zärtlichkeit, eine Sinnigkeit und Innigkeit, die ich bei keinem anderen Völkchen in ſolcher Liebenswürdigkeit gefunden habe; man fühlt ſich unter ihnen in einer neuen Welt, aber die ungewohnte Weiſe ſtößt nicht ab, ſie heimelt uns an. Ihre Sprache hat keine Aehnlichkeit mit der in ihren nächſten Umgebungen geſprochenen: der deutſchen und ſlaviſchen; ſie erinnert in ihrem Klange an die griechiſche ſo auffallend und ſo unaufhörlich, daß man in einer litthauiſchen Predigt ſich eben ſo unnütz als unausgeſetzt abmüht, ſie zu verſtehen, weil man meint, der Redner ſpreche griechiſch. Es giebt Menſchen, die lieben Freunden und Verwandten ſo ähnlich ſind, daß man ſie unaufhörlich anſehen muß, obgleich man ſich ſagt: ſie ſind's nicht! ähnlich ergeht es uns mit der litthauiſchen Sprache. Bei den Freunden kann es uns ſchmerzen, wenn Andere ihnen ſo ähnlich ſehen, weil es eben nur die Züge des Geſichts ſind und nicht die des Geiſtes; bei den Litthauern aber wird uns die Sprache lieb, nicht nur ihres mild-melodiſchen Klanges, auch des Gemüthslebens wegen, das ſie offenbart. So drückt ſie die Seeleneinheit der Gatten dadurch aus, daß ſie für Gattin die weibliche Form des Wortes „ſelbſt“ (pati) und alſo der Mann ſein Weib: „mein ſelbſt“ nennt. Darin liegt noch mehr Innigkeit als in der gemüthlichen ſchleſiſchen Sprachweiſe, in welcher der Mann ſeine Frau nur mit „meine“ bezeichnet. Dagegen nennt der Bräutigam in Litthauen ſich der Braut gegenüber oder im Lieben niemals metulis (der Liebſte) oder jaunekis (der Bräutigam), ſondern er nennt ſich nie anders, als bernglis, das heißt Knechtlein, wie es denn früher Sitte war, daß ein Jüngling, der um ein Mädchen warb, ſich bei den Eltern deſſelben auf längere Zeit als Knecht vermiethete. Solche Sprache iſt für das Volkslied beſonders geeignet, und wirklich iſt das Volkslied dort heimiſch: Mädchen, Jungfrauen untereinander, oder auch Jünglinge und Mädchen ſingen Wechſelgeſänge aus dem Stegreife: wo Eines aufhört knüpft das Andere an, faſt immer ſind die Bilder aus der ſie umgebenden Natur genommen. Möge ein Wechſelgeſang hier Platz finden, freilich in einer Ueberſetzung, die dem Original weit nachſteht an Wohllaut und Innigkeit:

---

*) Vom Verfaſſer der Abhandlung „Deutſche Gaſtlichkeit" im I. Bande, in welcher auf Litthauen Rückſicht genommen wurde.

**) Jelen heißt Hirſch, daher der Name Elenn und nicht Elend, wie Viele glauben, weil man im gewöhnlichen Leben mit dieſem Namen auch die fallende Sucht (Epilepſie) bezeichnet und der irrthümlichen Meinung iſt, das Elenn leide an dieſer Krankheit und ſeine zu Pulver gebrannten Klauen ſei ihnen ein Heilmittel dagegen. Der Irrthum entſtand aus der Wahrnehmung, daß Menſchen, die an Epilepſie leiden, bei den Krampfanfällen zu Boden ſtürzen und mit den Extremitäten zucken, und daß man beim Elennthier dieſelben Erſcheinungen bemerkte; bei ihm aber ſind ſie kein Krankheitszeichen; wenn ihm ein Sumpf in den Weg kommt, legt es ſich auf die Seite und ſchnellt ſich, indem es mit den Beinen zuckt, über denſelben fort.

Sie.

Ich ſchweife ohne Frieden
In Flur und Wald umher.
Mir armen Kummermuden
Sind Herz und Füße ſchwer.
Stiefmutter trieb im Zorn
Mit Worten ſpitz wie Dorn
Mich aus dem Hauſe, daß ich ſpäh'
Nach Wintermai und Sommerſchnee.
Ich treff' ſie nicht, wer ſagt mir an,
Wo ich die Beiden finden kann?

Er.

Du ſollſt ſie Beide haben,
Du liebes trautes Kind,
Sei nur für dieſe Gaben
Mir mild und hold geſinnt.
Gieb mir Dein goldnes Ringelein,
Verſprich, daß Du mir hold willſt ſein
Und alsbald ich dann mit Dir geh'
Nach Wintermai und Sommerſchnee.

Sie.

O Du biſt unbeſcheiden!
Und doch — der Ring ſei Dein.

Kannſt Du von meinen Leiden
Daheim mich nur befrein,
Da, nimm mein gold'nes Ringelein,
Ich will von Herzen hold Dir ſein,
Hilf nur, daß ich nach Hauſe geh'
Mit Wintermai und Sommerſchnee.
Er.
So komm Du trautes Leben,
Komm mit zum Tannenhain,
Da werde ich Dir geben
Ein grünes Zweigelein,
Das gieb der Mutter froh und frei,
Denn Tannengrün iſt Wintermai.

Dann laß uns weiter ziehen
Zum wellenreichen Strand,
Laß da die Wellen fließen
Durch Deine roſ'ge Hand
Und nimm den weichen Giſcht der See,
Denn Meeresſchaum iſt Sommerſchnee.

Wechſelgeſänge der Liebenden fand ich bei manchen Völkern, z. B. bei den Polen im Krakowiak*). Wechſelgeſänge zwiſchen Mutter und Sohn hörte ich nur in Litthauen; der Sohn bittet die Mutter um ihren Segen, er will in den Krieg, die Mutter ſchildert ihm die Schrecken des Krieges; er fände da keine Schlafkammer, kein Bett, keine weiche Decke. Der Sohn bittet: Laß mich ziehen, das Schlachtfeld wird meine Kammer ſein, der Nachtthau meine Lagerſtätte, der Nebel mein Deckbett. Da ſegnet ſie ihn und ſchickt ihn in's Feld zu den Brüdern, daß er vereint mit ihnen den Sieg heimbringe. Die Melodieen ihrer Volkslieder, Dainos genannt, ſind weich, träumeriſch, wunderbar, anziehend; aber auch ihr Choralgeſang hat eine lockende Eigenthümlichkeit. Blaſen doch ſelbſt die Litthauer Poſtillone ganz anders als unſere, ſo ſehnſüchtig, ſo in ſchmerzlicher Luſt und wonnigem Leide, daß man mit den Tönen vergehen möchte in Luft und Hauch. —

Eigenthümlich wie der Geſang iſt ihre Tracht: die Frauen tragen wollene Kleider von eigenem Gewebe mit breiten, bunten Streifen, weiß, grün, roth, blau; um den Kopf ein farbiges Tuch, turbanartig gewunden; die Jungfrauen tragen ihr Haar in breiten Zöpfen geflochten, nach der Stirn zu wie Ammonshörner gewunden; die Stirn geſchmückt mit einer Binde, ähnlich den Kopfbinden der Veſtalinnen. Tritt man in eine Bauernſtube und ſieht die Töchter mit der Stirnbinde, wie ſie am Stickrahmen mit geſpitzter Holzkohle aus freier

---

*) Der Krakowiak iſt ein Nationaltanz, der im raſchen, muntern Tempo, gewöhnlich von 4 bis 6 Paaren getanzt wird; der Vortänzer tanzt mit ſeiner Dame und den nachfolgenden Paaren zur Muſik hin, da bleiben ſie ſtehen, in dem Augenblick verſtummt die Muſik. Er ſingt nun eine Strophe in der Weiſe der Tanzmelodie, die Muſik ertönt von Neuem, er faßt ſeine Tänzerin und durchſtürmt mit ihr, während die anderen folgen, das Tanzzimmer und die anſtoßenden Räume, kehrt zur Muſik zurück, die bei ſeiner Ankunft wieder verſtummt; jetzt erwidert die Tänzerin ſeine Strophen in abweiſender oder gewährender, neckender oder gemüthlicher Weiſe. Sie tanzen weiter, kehren wieder, er erwidert die Erwiderung, ſie ebenfalls. Zwiſchen den Strophen wird immer getanzt. Das wird ſo lange fortgeſetzt, bis das erſte Paar meint, daß es genug ſei; dann tritt es hinter das zweite Paar zurück, das dadurch erſtes wird, und es ebenſo macht. Sind Alle an der Reihe geweſen, ſo endet der Tanz, der in der gebildeten Geſellſchaft, wie auf Bällen, aber wohl im engeren Kreiſe vorkommt, während er auf dem Lande bei der Sonntagsmuſik im Kruge faſt niemals fehlt und oft Gelegenheit giebt zu bald zarten, bald ſchelmiſchen, auch wohl zu derben Anſpielungen auf Oertlichkeiten und Perſönlichkeiten. Ertönt die Muſik des Krakowiak, ſo drängt ſich Alles dahin, um die Geſänge zu hören, zu beobachten oder zu beklatſchen. Auf dem Dorfe ſchlagen oft die Außenſtehenden die Fenſter ein, um zu verſtehen, was drinnen geſungen wird.

Hand gefällige Muſter aufzeichnen und mit der Nadel ausfüllen in buntem Zwirn, Wolle und Seide, ſo wird man in's griechiſche Alterthum verſetzt und die Phyſiognomien der Stickerinnen ſtören die Täuſchung nicht; ſie zeigen oft wahrhaft klaſſiſche Geſichtszüge; ſelbſt unter den Müttern kein altes, häßliches Weib, wie wir ſie bei uns auch außer dem Spittel ſo häufig finden. Alles iſt ſchmuck an ihnen, der Sonntagsſtaat iſt's freilich ganz beſonders; da paradiren die Mädchen in blauer, mit Fiſchotterpelz verbrämter Kaiawaika, mit Goldtreſſen und Goldſchnüren reich beſetzt, ein breiter, buntgewirkter Gürtel, von dem ſtarke Quaſten herabhängen, umſchließt die Taille; blendend weißes Tuch von feinem Linnen, geſchmackvoll geſtickt, hängt vornehm über die Schulter und giebt der Trägerin das Anſehen einer Fürſtin und die reiche Stickerei iſt mehr als bloße Zier; wenn wir ſie ſtudiren, finden wir zu unſerer Ueberraſchung ſinnvolle Sprüche und Verſe, von der Trägerin ſelbſt erſonnen und gedichtet.

Einfacher, aber ebenſo eigenthümlich und kleidſam, iſt die Tracht der Männer; ſelbſtgewebte blauwollene Röcke, dicht zugehäkelt, decken ihren Leib, blonde lange Haare ihren Kopf, eine Art dunkeln Tuchhelmes ſchützt ihr Haupt, ein ähnlicher Halsharniſch ſchließt ſich an den Helm, der mit offenem oder geſchloſſenem Viſir getragen werden kann, je nachdem die Witterung es geſtattet oder gebietet. Ein breiter Lederriem umgürtet ihre Taille, während ſelbſtgefertigtes, ſandalenartiges Flechtwerk von Lindenbaſt, pareske genannt, ihre Füße bekleidet. Ihre Lebensweiſe iſt einfach, ihr Brod ungewöhnlich grob, da ſie das Getreide dazu in der Regel nur ſchrooten; ſie bedienen ſich dazu der Handmühlen, deren jede Haushaltung eine eigene beſitzt, ähnlich den großen Kaffeemühlen unſerer Spezereihändler. Kartoffeln ſind ihre gewöhnliche Speiſe; dagegen ein geſäuerter Brei, mit Milch übergoſſen (kisselis), Erbſenbrei mit Speck (szugginis), Butterteig mit Saffran (skaltinoss) ſind Feſtſpeiſen; in den Fiſchgegenden kommt Fiſch faſt täglich auf den Tiſch, Brod oft nur an Sonntagen; ihr Getränk in der Ernte iſt Alaus, ein Haferbier, bei Hochzeiten Meth, aus gegohrenem Honig bereitet, zuweilen feurig und edel wie alter Ungarwein. Ihre Hochzeitgebräuche, ja ſelbſt ihre Hochzeitreden und Gegenreden gleichen, wie mir Graf Luſi ſagte, der viele Jahre in Griechenland gelebt, den neugriechiſchen Zug um Zug und Wort für Wort. Als er Abbildungen litthauiſcher Frauen und Jungfrauen, die ich mitgebracht hatte, bei mir ſah, hielt er ihre Trachten Anfangs für neugriechiſche, ſelbſt die Geſichtszüge erinnerten ihn an die Neugriechinnen. Wie er mir ſagte, gleicht die weibliche Bevölkerung beider Länder ſich auch darin, daß ſie an Lebendigkeit und Regſamkeit die männliche übertrifft. Der Grund dieſer Aehnlichkeit liegt wohl darin, daß in beiden Ländern, ähnlich wie in Oſtfriesland, die Mädchen und Frauen weniger mit ſchwerer, Leib und Seele erſchöpfender Arbeit beladen und überladen ſind, als in anderen Ländern, nur daß das in Griechenland, wie Luſi ſagte, ſeinen Grund in den leichter zu befriedigenden Bedürfniſſen, in Litthauen ſeinen Grund in dem weiblichen Sticken und Weben hat: Beides beſchäftigt, ohne zu erſchöpfen, es geſtattet ſinnige, beſchauliche Betrachtung, während die Arbeit mit Pflug und Flegel, mit Senſe und Schlägel alle Kraft ſo ſehr in Anſpruch nimmt, daß die Raſt nach der Haſt nicht zu geiſtiger Thätigkeit, ſondern zu dem Ausſpannen der Muskeln und Nerven verwendet wird, bei dem, wenn auch der Leib nicht ſchläft, doch die Seele dämmert; dennoch iſt der Litthauer lebendiger, als ſeine deutſchen und polniſchen Nachbarn; er ruht trotz ſeiner Arbeit mehr als ſie, er ruht zu Pferde. Mit ſeinen Füßen berührt er nur ſelten die Erde; in den fiſchefangenden Waſſergegenden fährt er zu Kahne, in den Ackerbau treibenden reitet er, nach der Kirche wie nach dem Jahrmarkt, nach der Kindtaufe wie nach der Schmiede. Soll der Knecht ein Bund Stroh oder einen Backtrog zum Nachbar bringen, ſo zieht er ein Pferd aus dem Stall, beſteigt es, läßt ſich vom Herrn, der ſolchen Dienſt ganz in der Ordnung findet, Bund oder Trog aufs Pferd reichen, um ſie an's Ziel zu reiten. Weiber und Töchter ſind gleich den Vätern und Brüdern wahre Gentauren; ſie reiten von Kindheit an mit Luſt und Sicherheit und — Anmuth, obgleich ſie nicht wie unſere Damen, ſondern wie unſere Huſaren zu Pferde ſitzen: rechts und links in jedem Steigbügel einen Fuß. Durch ihre ſehr weiten Röcke machen ſie es möglich, daß der Anſtand dabei nie verletzt wird. Dieſe Gewohnheit des Reitens ſteht nicht im Widerſpruch mit der Jungfräulichkeit der Töchter des Landes; auch unſere Töchter, und die zarteſten unter ihnen am meiſten, fühlen einen geheimen Zug zum edlen Roß, einen ſtarken Trieb, es zu beſteigen; ſie thun es leidenſchaftlich gern, wo ſie unbeobachtet ſich glauben, die weiblicheren unter ihnen ſcheuen nur die Oeffentlichkeit und die Blicke der Männer, während die unweiblicheren beide ſuchen. Jener Trieb iſt in Litthauen leicht zu befriedigen, es iſt das pferdereichſte Land Europa's; nur in einem ſolchen Lande konnte der große Kurfürſt ſeine berühmte Schlittenfahrt über's Haff unternehmen und durchführen, denn nur in einem ſolchen Lande, wo jedes Weib zum Courier wird, das von Dorfſchaft zu Dorfſchaft ſprengt und Alles in Bewegung bringt, wo der Bauer gewohnt iſt, über's Meer zu jagen, dabei nicht nur ſeine Roſſe zu lenken, ſondern auch ſeinen Schlitten zu ſteuern, der mit Brettern, Stangen, Piken, Seilen, und einer neun Ellen langen Deichſel für alle Fälle verſehen iſt, — nur da war eine ſolche Fahrt möglich. Sie iſt nicht ohne Gefahr und eben deshalb nicht ohne Luſt. Labiau iſt von Memel achtzehn Meilen, in dem chauſſeeloſen Litthauen alſo zwei ſtarke Tagereiſen entfernt, die drängt der Bauer auf dem gefrorenen Haff in eine halbe zuſammen; der Athem vergeht dem Reiſenden eher als den Pferden, die unaufhörlich galoppiren, während der Führer hinten auf den Schlittenkufen ſteht und als erfahrener Steuermann mit Eisſtacheln unter den Sohlen das Fahrzeug hemmt und hält, daß es der Wind nicht erfaßt und von der Seite den Pferden in die Beine treibt, oder während er bei zu breiten Spalten im Eiſe raſch von Brettern, die er zu dem Zwecke bei ſich führt, eine Brücke baut; die ſchmaleren, d. h. etwa nur ellenbreiten, erzeugen keinen Aufenthalt, die werden von Pferden und Schlitten im Fluge überſprungen. Im Fluge geht in Litthauen jede Fahrt, jeder Ritt, jede That; Raſchheit iſt den Leuten ebenſo eigenthümlich als Zartheit, ſo daß die Raſchheit nicht Rohheit, die Lebendigkeit nicht Ungeſtüm wird; ich wenigſtens habe während meines Aufenthalts in Litthauen nicht ein einziges Mal Lärm oder Zank wahrgenommen.

* * *

Oſtſeebilder.

Von Eugen Kühnemann.

Wir hatten heute in reichen Gebirgsſcenen das Waſſer für das Auge der Landſchaft. Daß das Waſſer aber allein die reichſte Landſchaft ſein könne, daß die oceaniſche Landſchaft den Reiz aller andern erreichen und mannigfach abwechſeln könne, das hat offenbar nicht immer in dem Bewußtſein derer gelegen, die die heimiſche Scholle verlaſſen, um an fremder in fremder Luft zu geſunden. Ich meine nicht nur die körperlich Kranken, die ein beſtimmtes Leiden an beſtimmt geſuchter Quelle löſen mögen: geſunden wollen alle die, die auch nur für Tage die beengenden Mauern der Stadt verlaſſen, um in fremder Umgebung der Sorgen des alltäglichen Lebens ledig, den Athem frei zu heben. Unſere Zeit ahnt, wie keine vor ihr, über dem Waſſer, über dem Meere, das Weben einer heilbringenden, kräftigenden, befreienden Luft. Bei einem Arzte wirken die Mittel, mit denen er einem Leiden zu ſteuern ſucht, viel durch das Vertrauen, das ihm und ſeinen Mitteln entgegengebracht wird.

Das Land längs der deutſchen Oſtſeeküſte hat ſonſt wenig Fremde zu ſich gelockt und wer heute von Memel ab am Strande entlang eine Reiſe machen würde, dem könnte es nicht entgehen, daß die Zeiten, daß die Meinung der Zeit über das Land ſich gar gewaltig geändert haben müſſe. Er würde auf dem Wege die kuriſche und friſche Nehrung hinunter, bei Neufahrwaſſer und Zoppot nach der Halbinſel Hela hinauf und wieder die pommerſche Küſte hinab zu den Inſeln bei dem Ausfluſſe der Oder bei Misdroy, Swinemünde und Heringsdorf vorüber, hinauf nach der Inſel Rügen, ſeine Reiſe mit der mecklenburgiſchen Küſte und Travemünde endend aus den mannigfaltigen und doch unter ſich ähnlichen Neubauten zu dem Schluſſe gelangen, daß fremde Gäſte gleich ihm die nördlichſten Marken Deutſchlands aufzuſuchen weit und breit Verlangen tragen müſſen.

In ärmlichen Fiſcherdörfern prangen eine Anzahl großſtädtiſcher Häuſer, das Strohdach wechſelt mit dem platten auf Säulen ruhenden Dache Italiens und zu der Tenne, auf der die Dreſchflegel gleichmäßig Takt ſchlagen, ſieht die Veranda eines Hauſes hinüber, in der der Luxus der reichſten Morgentoilette ſich ausbreitet. Die Heerde des Dorfes wird auf die nahe gelegene Wieſe getrieben und das Brüllen der Ochſen klingt in das Morgenſtändchen hinein, welches die Kapelle des Orts einem Neuangekommenen bringt. Das Treiben in und das außer der Stadt erſcheinen in lebendigem Contraſte neben einander. Dem Auge des Städters könnten ausfahrende und heimkehrende Fiſcher, könnte die Treibhausinduſtrie des ganzen Lebens, der man es anſieht, daß ſie für wenige Monate berechnet iſt und mit dem rauhern Herbſtwinde verweht wird, könnte das Leben der See ein abwechſelungsreiches Schauſpiel ſein — aber nein, Schauſpiel und Schauſpieler, der geſchmückte Abend des ſtädtiſchen Lebens, drängen ſich in den vollen, hellen Tag hinein. Die Zuſchauer, im Freien ſitzend, blicken hie und da von den Brettern nach der blauen, unendlichen See hinüber, deren Getöſe die ſchwachen deklamirenden, kokettirenden Menſchenſtimmen übertönt.

Es könnte ſcheinen, als meinten wir auf dem ganzen Wege keine Stadt zu berühren, als gäbe es an ihm nur Fiſcher- und andere Dörfer mit oft gar wunderlicher Maske. Entfernt nicht. Aber auch die Städte tragen ihr individuelles Anſehn. Sobald ſie nur der See ſo nahe liegen, um Seebad ſein zu können, wird jenes zu Tage treten. Die unbemittelten Einheimiſchen — und dieſe bilden ſelbſtredend überall die Mehrheit — ſchränken ſich auf das geringſte Maß ihrer Wohnung ein, die beſſern Zimmer den fremden Badegäſten überlaſſend. Das dolce far niente der Letztern iſt ein frohes Feſt nach langen ſauren Wochen. Die Einheimiſchen ſehen an den Ankömmlingen aber nur jenes, das ſie nicht mitfeiern können und das eine Art von neidiſchem Entfernthalten erzeugt. Auch hier giebt es eine Wirkung durch den Contraſt, die den Witz reichlich zu beſchäftigen wiſſen würde. Es giebt aber auch an einzelnen bevorzugten Stellen eine ſelbſtſtändige mächtige Wirkung, die die Stadt an der See reich erhebt. Wo letztere in einem Hafen ihre Endſchaft findet, wo die Schifffahrt ihr vielzüngiges Wort in die Sprache des Badelebens hineinſpricht, da entfaltet ſich ein Drama auf hohem Kothurn. Mit dem Seebade als ſolchem hat daſſelbe nichts zu thun. Jenes iſt eine Kurmethode unter vielen. Die freie große Luft und die recht eigentlich erhebende Umarmung der gewaltigen Waſſermaſſe, die von hier aus die ganze Erde umgürtet, ſind der nächſte Zweck der Reiſe.

Das Bad, welches mit dem Hineintauchen in das fließende Waſſer eines Stroms, das ſtehende eines Landſees nur denſelben Namen trägt, das aber von dieſem verſchieden iſt wie der gemalte von dem wahrhaftigen Frühling, das Bad iſt Zweck und Ziel. Deshalb iſt die frühere Frage als die nach der landſchaftlichen Lage, die nach der Mächtigkeit des Wellenſchlags.

Dies ſoll kein Blatt für Kranke, kein Recept für Badende ſein. Wer aber in die Landſchaft der See, in die oceaniſche Landſchaft mit liebevoll und verſtändnißinnig aufnehmendem Blicke ſich hineingeſehen, der folgt gern aus dem Arbeitszimmer, in das das Geräuſch rollender Wagen, lärmender Menſchen ſtörend dringt, auf die Mole, auf der er ohne Ende ausſchauend geſonnen, beglückt gefunden, was keine Schönheit, ſei's ebenen, ſei's gebirgigen Landes, wiederbringt. Ihn rufe ich und er mag noch einmal im Seegelbote ſich den wogenden Wellen anvertrauen, im Dampfer über See ſich forttragen laſſen: manch' Bild reicher Erinnerung iſt zu beleben, wieder aufzufriſchen.

Wo — beiſpielsweiſe in Memel, Pillau, Neufahrwaſſer, Swinemünde, Warnemünde — eine Mole, ein feſter Steinweg, weit in die offene, ihre Wellen an ihm brechende See hinausragt, da iſt ſie der Lieblingsſpaziergang aller derer, die in der einzigen Muſik, dem einzigen Bilde immer von Neuem Anregung und Befriedigung finden. Sei's daß Baken, die Wahrzeichen des Schiffers für die Fahrt zum Hafen, dort errichtet ſind, daß Bänke Ruhepunkte nach weitem Spaziergange bieten oder daß das harte Pflaſter zum Niederſitzen einladet: der Tag in ſeinem ganzen Verlaufe und ſpäter der reichgewölbte Sommerabendhimmel ſehen auf die raſtenden, ſich abwechſelnden Gäſte.

Waſſer, Waſſer, nichts als Waſſer, wirft einer dazwiſchen, ein ewiges Einerlei, ein Kommen und Gehen, ein Genuß ohne Form, Ruhe und Ziel.

Ueberall belegen die Einzelnen und belegen die kleinen ſich bildenden Gruppen, daß das Auge unſerer Tage dem nicht beiſtimmt. Die ewige Bewegung iſt ihm kein ewiges Einerlei, ihm liegt in dem Wechſel der auf- und niedertauchenden, ſich wogend hebenden ſenkenden Wellen, ihm liegt in dem Hineinſchauen in den Seegang, der ihm die Bruſt hebt, der ihn hinausträgt zu allem, womit Hoffen ſich verbindet, der ihn zurückführt in das ahnungsreich gefüllte Herz, ein Reiz, deſſen Zauber tief iſt und unergründlich wie die See ſelber.

Wer ſieht dort ſtarren Blickes in die Wellenbewegung? Das iſt kein Fortſchreiten des Waſſers, das iſt die nämliche Bewegung zu Berg und Thal und hat die fluthende Maſſe zur Wellenhöhe ſich erhoben, ſo ſinkt ſie in ſich ſelber zuſammen. Sie ſtößt die nächſte und wieder die nächſte — die Erhebung wird größer und größer der Fall, bis die ſcheinbar fortſchreitende Woge den Grund erreicht. Kaum iſt dieſer berührt, kaum iſt es feſt unter ihr, ſo ſteigt ſie allmälig ſteil und kurz an, berührt in flach und weit ausholenden Kreiſungen den Strand, um wieder zurückgetragen zu werden. Der Fortſchritt und das Erreichen des Beckens waren nur Schein. In Wahrheit wiederholt ſich tauſendfältig das Bild des Abmühens derſelben Bewegung an derſelben Stelle. Doch nein. Da treffen die neben einander ſich drängenden Wellen in ihrer Höhe oder Tiefe auf einander, ſie treiben ſich eine die andere hinauf, hinunter, bis die mächtigere die andern verſchlingt, ſich geſtärkt hebt, um von Neuem zu beginnen, was ſie eben vollendet. Das Alles ſcheint jenem Auge ein trübes Bild und all' das nutzloſe Abmühen, die übel verdeckte Zirkelbewegung um den einen letzten Punkt, das Ende aller Dinge, all' das vergebliche Erheben, dem der Fall auf den Fuß folgt, mit Eins: das Leben ſelber gähnt in betäubend dumpfem Getöſe aus der unendlich weiten Waſſerebene ihn an.

Welch' anderes Bild hebt aus ihr jener blondgelockte Mädchenkopf ſich heraus. Mag der Wind die Meeresferne in zahlloſen Wellen erſchüttern, zu Füßen des heitern Kindes wiederholt ſich ein heiteres Schauſpiel. Ein ſchäumender Wellengruß ſucht in graciöſer Leichtigkeit das Land, verſchwindet hüpfend hinter einem Stein ihm einen glänzend weißen Schleier überlegend, kommt wieder und wieder zum Vorſchein, zerziſcht perlend in Tropfen, die neckend in die nächſte Woge tauchen. O Traum der Jugend, o Maiengrüße des Himmels!

Stolz blickt darüber hin das Auge des Jünglings, dem das Leben nur deshalb trübe ſcheint, weil die Gefahren und die Gelegenheit, trotzigen Muth zu erproben, ſo gar ſelten ſeien. Die Welle reizt ihn vor Allem, die gegen die ſteile Steinwand der Mole anprallt. Je feſter die Wand, der Widerſtand, deſto höher hebt ſich die Welle, ſtürzt in die Tiefe und ſchreitet, das Waſſer bewegend, in entgegengeſetzter Richtung gegen die ſpätern Wellen, die auch hinauf wollen. Das ſtößt ſich an und ab, ein ungelöſter Widerſpruch.

Auf der Bank, die Schultern nah' aneinander, das Haupt einer dem andern zugeneigt, ſitzt ein liebend Paar. Die Hände ſuchen ſich; ſie meinen, unbemerkt. Die Blicke ſchweifen mit einander in die weite, die blaue Ferne, in die blaue Tiefe. Die ſich verlaufenden Wellen tauchen in weißen Schäfchen einen ſüßen Gruß hinauf. Der Meeresſpiegel, der zu vollkommener Ruhe in der Ferne ſich ausdehnt, unterbreitet dem Himmel ſeine blaugrüne, tiefe, geheimnißvolle Farbe. Jede Wolke, die über den Himmel fliegt, fliegt über das Meer, jeder Sonnenblick erleuchtet beide, jeder Gewitterſchauer trübt beide.

In dem ewigen Einerlei lebt ein mannigfaltiger, ein ewiger Wechſel. Wie ganz anders blicken alle jene Augen in dieſelbe Nähe, dieſelbe Ferne, wenn der geſtirnte Himmel ſich über die tief und laut rauſchenden Wogen dehnt, bis er am Horizonte ſie küſſend ſich mit ihnen vermählt. Bei Tage blickt, bei Abend ſpricht die See ihre Wundermärchen, die an der Oſtſeeküſte nicht minder zauberhaft, nicht minder reich und glühend ſind, als in ſüdlichen Klimaten. Da lernt ſich das feuchtverklärte Blau und das willenloſe Gedrängtwerden zur Tiefe verſtehen. Jene Jungen, rüſtige Matroſenſöhne, ſind der hoch aufſchaukelnden Bewegung des Kahns längſt gewohnt und lächeln der ängſtlichen Vorſicht des Fremden, den die Neugier hinausgetrieben. Wie der Burſche ſein Ruder anſetzt und, es an ſich zu ziehen, ſich weit hinten überlegt; wie ſein Auge dabei über das Meer fliegt voll Sehnſucht und Verlangen! Noch iſt die erſehnte Stunde nicht gekommen, in der die Brigg zum erſten Male mit ihm auslaufen wird, aber ſein Herz träumt ſchon eine Zukunft als Steuermann auf einer Barke. Es iſt bekannt, daß kein Stand mit der Liebe an ſeinem Berufe hängt wie der des Seemanns. In ſeinem Elemente liegt etwas Dämoniſches und eine lange Kette von Gefahren verbindet die See mit ihm. Aus jeder Seemannsfamilie begräbt das weite Meer hier einen Vater, dort einen Sohn, aber das Grab ſchreckt nicht.

Ein Schiff iſt in Sicht! Der große Rheder und Kaufherr hat an ſein Haus einen Thurm angebaut, ſein „Kiek ut.“ Das iſt in ihm ein Leben, Treppe auf, Treppe ab, ein Ausſehen mit den langen Fernröhren nach der hohen See. Am fernen Horizonte ſchimmern Maſtſpitzen, die See geht hoch, das Schiff muß hineinbugſirt werden. Im Hafen liegt der kleine Dampfer bereit, auf gegebenes Signal auszulaufen und ein kommendes Schiff hereinzubringen. Das Signal wird eilends aus dem Kaufhauſe nach dem Hafen gebracht. Zu ſpät. Schon ſauſt ein anderer Schleppdampfer vorüber und ſteuert ſeewärts, die Diana, der Dampfer eines Konkurrenten. Es koſte was es wolle, er muß überholt werden. In wenigen Minuten iſt alles bereit, den kräftigen Imbiß, den großen Flaſchenkorb voll ſchweren Portweins und Sherry nicht zu vergeſſen. Zum Jubel der im Hafen liegenden Schiffe, die um die Concurrenz der beiden Dampfer wiſſen, geht dann auch der zweite hinaus. Sie tragen beide ſtolze der griechiſchen Götterlehre entlehnte Namen, die Matroſen auf beiden aber haben mit ſchmutzigen Ekelnamen die Wiedertaufe an ihnen vollzogen. Auf dem ſpäter ausgegangenen Schiffe, der Venus, wird die Maſchine über die Kräfte geheizt, es gilt die Diana zu überholen und das muß und wird geſchehen, ſo verſichern Kapitain, Steuermann und Matroſen. Ihre Zuverſicht wird freigebig durch Portwein oder Rum angefeuert. Der Steamer hat einige Gäſte. Der eine erkennt mit geübtem Auge die Naſe des einkommenden Schiffs. Aus Freude knallt der Kork einer Flaſche Champagner, aber noch iſt die Freude getheilt. Das Schiff iſt nicht mehr fern und noch hat der Concurrenzdampfer einen Vorſprung. Schon wird von jenem ein Boot herabgelaſſen, ſechs Matroſen ſteigen ein, um das Schlepptau dem erſten Dampfer zu überbringen. Es handelt ſich um wenige Faden nur und — die Diana unterliegt, zumal auf der Venus ſich der benannte Gaſt den ihm bekannten heranrudernden kenntlich gemacht hat. Die Venus fühlt ſich durch die Laſt, die ihr angehängt wird, erleichtert. Ihre Leute jubeln über den Sieg, verhöhnen ziſchend und pfeifend die Diana und ſtoßen auf das allgemeine Mittagsgeſpräch im Hafen an, wie die Diana überholt ſei. Man geſteht ſich nachträglich und ſtößt nach guter Matroſenart wieder darauf an, daß die Maſchine wohl hätte platzen können; um ſo mäßiger kann ſie ihren Rückzug antreten.

Das Schiff am Schlepptau macht ſich gar andere Gedanken. Es iſt eine ſtolze ſchöne Brigg. Die Segel werden eingezogen, die Takelage geordnet: das iſt ein tüchtig Stück ſchnell zu verrichtender Arbeit vor der langerſehnten Ruhe. Die Jungen und Matroſen klettern an Maſten und Strickleitern umher und die Pfeife des Capitäns ordnet alles Thun. Das Lootſenboot naht, der Lootſe geleitet das Schiff hinein. Am Strande verſammeln ſich Bekannte und Unbekannte zum lauten jubelnden Gruße und alles fühlt ſich leicht — im Hafen.

Im Hafen! Ein Wort ohne Inhalt für das Binnenland, ein Lied voll ſüßer Melodie für das Ohr, das nach wochenlangem Umſchauen nach Himmel und Waſſer wieder Erde, wieder einen andern rauchenden Schornſtein, als den des Dampfſchiffs, wieder ein anderes Grün als das des Meeres, wieder Kirche und Häuſer ſieht und lang vermißte Klänge hört.

Die Venus hat nicht nur ankommenden Schiffen den Eingang in den Hafen zu erleichtern, ſie iſt auch Paſſagierſchiff. Ihre letzte glückliche Fahrt war ein Ereigniß, das gefeiert werden ſollte und ſie natürlich mußte Theil daran haben. Die befreundete Stadt ward zu einer Luſtfahrt eingeladen, zum Tanz auf offener See. Die ältern Herren und Damen trinken im Kreiſe ſitzend ihren Thee, die jüngern tänzeln ſchon vor dem Tanze hin und her. Es iſt ein wunderbar ſtiller Tag, die See in dunkelblauer Färbung ſcheint faſt bewegungslos zu ruhen, das Schwanken des Schiffes iſt ein leichtes Schaukeln, mehr durch die rüttelnde Maſchine als durch die Wellen erzeugt. So geht's hinaus. Reiche Wimpel und Flaggen wehen an den Maſten. Alles ſieht nach Freude aus. Die Räder des Dampfers ſtürmen in das ſtille Waſſer und der Kiel des Schiffes ſchneidet eine Furche in die See, die man, an's Steuerruder gelehnt, weit ſich hinziehen und je weiter, deſto mehr ſich ausbreiten ſieht. Das köſtliche Spiel der Milliarden Tropfen hinter den Rädern, die dem weitereilenden Schiffe nachtanzen, giebt ein feſſelndes Bild. Das Rauſchen des Waſſers wird übertönt von der Muſik. An dem nicht fernen Strande ſcheinen die einzelnen Bäume vorüberzutanzen, denn ſie ſtehen zwar ſtill, das Schiff aber geht vorwärts und ſchaukelt. Die Bäume aber und der Strand ſehen auf die tanzende Geſellſchaft auf dem Schiffe. Das Ungewohnte der Bewegung iſt bald überwunden und der Reiz des ſeltenen Tanzbodens feuert an. Warm ſcheint die Sonne vom Himmel, kühl fluthet die See an und zwiſchen beiden hin ſchwebt erregtes Jugendblut. Die Pauſen füllt ein erfriſchender Umblick aus und flüchtig enteilet die Zeit. Der Dampfer hat ſein Ziel erreicht, der Strand, die Dünen zeichnen ſich in ſeinem weißen Umriſſe am Horizonte und ſeewärts neigt die Sonne zum Untergange ſich nieder. Die Blicke, die bisher ſich geſucht, ſuchen das reichſte, ergreifendſte Bild feſtzuhalten. Ein tiefer Friede ſcheint vom Himmel aus der unendlichen Waſſermaſſe wieder. Dieſe Wogen, die zu grimmer wüthender Vernichtung ſich oft empört, die manchen Maſt gebrochen, manches Schiff begraben haben, tragen nun den Ausdruck ſanfter Stille. Das reiche Schauſpiel eines belebten Abendhimmels entfaltet ſich doppelt und hinein ſieht aus den rings umher ſich dunkler färbenden Waſſern ein tieferer ernſter Ton. Träume und Mythus ſchmeicheln ſich in das aufhorchende Ohr. Hoffen und Sehnen werden laut wie der Himmel ſtill wird: Bangen und Wünſche tauchen mit der Sonne nieder — wird neues Leben kräftigend ſie anmuthen, werden ſie verſinken? und der Abendſtern leuchtet über dem Schiffe, das zurückwogt in den Hafen.

* * *

Prinz Eugen, der edle Ritter.

Von Wilhelm Girſchner.

— „Wohl dem Ganzen, findet
Sich einmal Einer, der ein Mittelpunkt
Für viele Tauſend wird, ein Halt; — ſich hinſtellt
Wie eine feſte Säul', an die man ſich
Mit Luſt mag ſchließen und mit Zuverſicht."
Schiller im „Wallenſtein."

Kein hoher Name iſt in Oeſterreich ſo tief in das Volk gedrungen und erregt dort ſo lebhafte Sympathien, keinem andern wird dort eine dankbarere Verehrung gezollt, als dem Prinzen Eugen, dem „edeln Ritter." Oeſterreichs größter Kriegsheld und edelſter Staatsmann und eines der ausgezeichnetſten Kriegstalente aller Zeiten und Völker und von Napoleon I. mit zu den acht Feldherren der Weltgeſchichte gerechnet, iſt er, wenngleich kein Sohn des Landes und nicht aus deutſchem Stamme entſproſſen, ſeines zweiten Vaterlandes Ruhm und Stolz geworden. Vielfach hat man ihn treffend Oeſterreichs Cid genannt. Denn er ſteht in der Reihe ſeiner unvergeßlichen Helden, mit denen ſich die Erinnerung an die zwar ſchickſalsvollen und blutigen, aber, wie den Griechen ihre Perſerkriege, Oeſterreich zum Ruhm gereichende Kämpfe für Glauben und Vaterland mit den fanatiſchen und raubſüchtigen Türken verknüpft, — eine Erinnerung, die jedes Oeſterreichers Bruſt mit edlem und freudigem Stolze erfüllt.

Franz Eugen, Prinz von Savoyen, Sohn Eugen Moritzens, Titulargrafen von Soiſſons, aus einer Seitenlinie des ſavoyiſchen Hauſes, der als Commandant der Schweizergarden und Statthalter in der Champagne in franzöſiſchen Dienſten ſtand, und der Olimpia Mancini, einer Nichte des Cardinals Mazarin, war den 16. October 1663 zu Paris geboren. Wegen ſeines ſchwächeren und wenig gewinnenden Aeußeren ſah er ſich durch des Königs Willen von früher Jugend ſchon ganz gegen Wunſch und Neigung zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Aber ein hoher und kriegeriſcher Geiſt lebte unter der wenig verſprechenden Hülle. Schon als Knabe zogen ihn die Kriegsthaten großer Helden an, mit Spannung lauſchte er den Erzählungen von Schlachten und Belagerungen, und ein feuriges Auge erglänzte bei dem Klange von Waffen und Kriegstrompeten. Mit den Jahren wuchs ſeine Neigung zum Waffenhandwerk, und zum Jüngling gereift, trat er vor den König, um eine paſſende Stelle im Heere bittend. Aber Ludwig XIV., der, von Eitelkeit beherrſcht, ihm wegen ſeines ſtillen und ſchlichten Betragens übel wollte, fand den Einfall des „kleinen Abbes," wie er ihn wegen ſeiner Kleinheit ſcherzweiſe zu nennen pflegte, wunderlich und wies ihn mit ſeinem Geſuche verächtlich zurück. Ein früh eingepflanzter, lange verhaltener Haß gegen Ludwig und den franzöſiſchen Hof wegen verſchiedener Intriguen und Beleidigungen gegen ſeine Mutter, eine frühere aber in Ungnade gefallene Geliebte des Königs, brach jetzt mit Macht in der Seele des Jünglings hervor, welcher den Schwur leiſtete, Frankreich zu verlaſſen und niemals dahin zurückzukehren, außer mit den Waffen in der Hand. Sein Schwur wurde zur That. Das Glück ſeines Bruders, welcher am Wiener Hofe freundliche Aufnahme gefunden und vom Kaiſer in kurzer Zeit mit einem Regimente beliehen war, zeigte auch ihm den Weg dorthin. Dieſer Schritt ſollte entſcheidend werden für das künftige Schickſal Europa's. Oeſterreich kann ſich Glück wünſchen, daß ein freundliches Willkommen auf deutſcher Erde, in der alten Kaiſerſtadt, gleich anfangs die Seele des künftigen Helden mit gewinnenden

Eindrücken erfüllte. Kaiſer Leopold fand an dem ernſten, ſchlichten Jüngling Gefallen und ſchenkte ihm bald ſeine wärmſte Zuneigung, wiewohl er nicht ahnen konnte, welche köſtliche Erwerbung er an dem jungen Prinzen machte, der ihm die Dienſte ſeines noch unerprobten Schwertes anbot; doch war er ihm als Verwandter des mächtigen Herzogs von Savoyen in ſeinem Dienſte doch willkommen. Frankreich aber hatte durch eigene Schuld eine Kraft verloren, welche ſeinem Nebenbuhler und Gegner zur mächtigſten Stütze wurde und ſich ſogar ſiegreich gegen die eigene Heimath wandte.

In dem neuen Vaterlande bot ſich dem Jünglinge bald Gelegenheit, ſeine Tapferkeit zu erproben und durch die beſte Kriegsſchule zu gehen. Im Jahre 1683 waren die Türken, dieſer alte Erbfeind der Chriſtenheit, von Frankreich im Geheimen angeſtachelt, im Bunde mit den aufſtändiſchen Ungarn, mit erneuter Wuth, gleich einer Hyder, der das abgeſchlagene Haupt immer wieder nachwächſt, gegen Oeſterreich losgebrochen, deſſen Exiſtenz jetzt auf dem Spiele ſtand. Der fanatiſche und raubſüchtige Feind führte nichts Geringeres im Schilde, als ſeine Herrſchaft über ganz Ungarn, wenn nicht über einen Theil der deutſchen Länder des Hauſes Oeſterreich auszudehnen, ja ſelbſt die türkiſchen Roßſchweife in der Hofburg des Kaiſers aufzupflanzen. Der ganze öſtliche Theil von Ungarn von Eſſek bis Erlau, Ofen und Peſt mit inbegriffen, waren ſchon lange in ſeinem Beſitze, die Fürſten von Siebenbürgen ihm unterworfen. — In dieſen langjährigen und blutigen Türkenkämpfen machte der zwanzigjährige Eugen ſeine erſte Schule. Gleich Anfangs lernte er den Krieg von der ſchrecklichſten Seite kennen. Ein ungeheures Türkenheer von 200,000 Mann, wie ſeit den Zeiten Mohameds, des Eroberers von Konſtantinopel, kein zweites geſehen worden, brach über Eſſek hervor, ſeinen Zug mit Blutbädern und Feuerſäulen, mit jeglicher Schandthat gegen die Einwohner des Landes bezeichnend, in roher und unmenſchlicher Weiſe kämpfend und keinem Verwundeten oder Gefangenen Pardon gebend. Nur ein kleines Heer von 35,000 Mann hatte Oeſterreich, die Ueberfluthung des Landes zu hindern, dem zehnfach überlegenen Feinde entgegenzuſenden. Eugen war in den Reihen dieſes Heeres, und bei Petronell, wo deſſen Führer, der Herzog Karl von Lothringen, von der Vorhut des Türkenheeres mit raſendem Ungeſtüm angegriffen wurde, erprobte er zum erſten Male im wilden Reitergetümmel ſeine jugendliche Tapferkeit. Hier fiel ſein eigner theurer Bruder. Ohne daß es gelungen wäre, ihn aufzuhalten, war der Feind unverweilt bis vor die Thore der nur ſchwach beſetzten und befeſtigten Kaiſerſtadt Wien gedrungen, und eröffnete, in einem Umfang von 7 Stunden ſein Lager aufſchlagend, den Sturm auf die unglückliche Stadt. Wie die alten Römer nie größer waren als im Unglück, ſo zeigte jetzt auch die Bevölkerung Wiens mit ihrem tapfern und beſonnenem Commandanten, Grafen von Staremberg, der Welt eine wahre Heldengröße. Die Aufforderung des übermüthigen Feindes verachtend, ſich zu ergeben und den mohamedaniſchen Glauben anzunehmen, boten die tapferen Wiener muthig und unerſchrocken den Barbaren Stand. Alles, was nur Arme hatte, arbeitete, ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht, an der Herſtellung der ſchadhaften Wälle. Bürger und Studenten ſchloſſen ſich kampfbereit der Beſatzung an. So oft die große Glocke von St. Stephan den Sturm der Feinde ankündigte, eilten Bürger und Soldaten an ihre Poſten. Groß und Klein wehrte ſich furchtbar; Prieſter, Mönche, ſelbſt Weiber und Mädchen, und tauſend edle und wackre Kämpfer ſtanden als Opfer für die Stadt, für das Reich und die Religion. Hunger, Seuchen und Feuersbrünſte erhoben ſich als noch weit mächtigere Feinde im Innern der Stadt und der Muth und die Kräfte der Belagerten waren endlich erſchöpft. Hätte der türkiſche Großvezir jetzt einen allgemeinen Sturm gewagt, Wien war dennoch verloren, ſo aber hoffte dieſer bis auf den letzten Augenblick die Stadt durch Vertrag in ſeine Hände zu bringen und ſich ihrer Schätze für ſich zu bemächtigen, die ſein Geiz ſeinen zügelloſen Banden nicht gönnte. Endlich, als Noth und Bedrängniß den Gipfel erſtiegen, nahte der dahinſchmachtenden Stadt die lang erſehnte und gehoffte Hülfe. Der Churfürſt Max Emanuel von Baiern, der Churfürſt Johann Georg III. von Sachſen, Markgraf Ludwig von Baden, der Fürſt von Waldeck, endlich der edle Polenkönig Johann Sobiesky, das glänzendſte Heldengeſtirn des damaligen Europa, ſtießen mit ihren Kriegsvölkern zu dem im Marchfelde gegen die plündernden Türkenſchaaren ſtreitenden Herzog von Lothringen, der es für ein eitles Wagniß gehalten, mit ſeiner kleinen Schaar dem übermächtigen Belagerungsheere die Stirn zu bieten. Alle waren ſie gekommen, der alten Mißhelligkeiten vergeſſend, als deutſche Brüder Oeſterreich zu retten und für die Ehre und Wohlfahrt des chriſtlichen Namens zu ſtreiten. Gleich Schutzengeln ſtieg das verbündete Heer vom Kahlenberge nieder und ſchlug in der mörderiſchen Schlacht vom 12. September 1683 den um das Dreifache überlegenen Feind in die Flucht. Prinz Eugen war ein Zeuge und tapferer Mitkämpfer dieſer großen Begebenheit. Die tapferen, kriegberühmten Fürſten, welche ſich vor Wien zuſammenfanden, der Kranz von ausgezeichneten und verdienten Kriegsoberſten, der ſie umgab, waren dem aufſtrebenden Krieger Sporn und Beiſpiel. Auch in den ruhmreichen Campagnen der nächſten Jahre, wo das verbündete Heer den verjagten Feind nach Ungarn verfolgte, ein glänzender Chriſtenſieg [illegible] an den andern reihte und ganz Europa von dem Ruhme der ſiegreichen Waffen des Hauſes Oeſterreich erfüllt war, legte Eugen glänzende Proben ſeiner Tapferkeit und ſeines kriegeriſchen Talentes an den Tag. In Anerkennung derſelben belieh ihn der Kaiſer bereits gegen Ende 1683 mit dem Dragonerregimente Kufſtein, daſſelbe, welches er während ſeiner kriegeriſchen Laufbahn ſtets beibehielt und zu einem wahren Muſter eines Cavallerieregiments bildete. Nach dem Feldzuge von 1684 konnte ihn der Prinz von Baden, dem er beigegeben war, dem Kaiſer mit den Worten vorſtellen: „Dieſer junge Savoyarde wird mit der Zeit alle diejenigen erreichen, welche die Welt jetzt als große Feldherren betrachtet!“ Nach der ſiegreichen und entſcheidenden Schlacht bei Mohacz (12. Auguſt 1687), wo der Prinz mit ſeinem abgeſeſſenen Dragonerregimente die Schanzen des feindlichen Lagers erſtürmt hatte, wurde er zur Belohnung ſeiner Tapferkeit mit der Siegesbotſchaft nach Wien geſendet. Der Kaiſer ſchenkte ihm ſein diamantenbeſetztes Bildniß und ernannte den 25jährigen jungen Helden zum Feldmarſchall-Lieutenant, auf den die Augen der Welt ſich mehr und mehr zu richten begannen. — Als in Ludwig XIV., den Siegeslauf der öſterreichiſchen Waffen gegen die Türken zu hemmen, ein neuer Feind im Weſten erſtand, ſandte der Kaiſer den Prinzen nach Italien, in dem Coalitionskriege gegen Frankreich den Herzog Victor Amadeus von Savoyen auf ſeine Seite zu ziehen, was Eugens klugem und gewandtem Benehmen vortrefflich gelang. Er vertraute ihm ſpäter ſogar, nachdem der junge Held im Jahre 1689 ruhmvoll mit des Kaiſers Heere in Deutſchland wider die Raubſchaaren Frankreichs gekämpft und bei der Belagerung von Mainz ſogar eine Wunde erhalten hatte, die Führung ſeiner ſämmtlichen Streitkräfte in Italien und machte ihn zum Commandanten von Turin. Dem Vertrauen ſeines Kriegsherrn in jeder Hinſicht entſprechend, legte er eine Tapferkeit und Umſicht an den Tag, die ſelbſt den Feinden Bewunderung abnöthigte. Die Mordbrennereien der Franzoſen in der Pfalz rächend, ſtürmte er ſelbſt bis in die Dauphiné hinein, welche furchtbar unter ſeinem verheerenden Durchzuge litt. —

Aber die glänzende Siegeslaufbahn unſeres Helden eröffnete ſich erſt, als ihn der Kaiſer an die Spitze des Heeres in Ungarn wider die Türken ſtellte. Auf ſich ſelbſt, auf die eigene Kraft, das eigene Genie angewieſen, erblicken wir ihn hier als den kühnen Türkenbeſieger, von deſſen Ruhme damals die Welt voll war. In Ungarn war jetzt das Waffenglück von Oeſterreichs Seite gewichen und die Fahne des Aufruhrs dort wieder erhoben worden. Churfürſt Friedrich Auguſt II. von Sachſen, jetzt zum König von Polen ernannt, ein Fürſt von wenig Feldherrntalent und bei den Truppen nicht beliebt, hatte dort an der Spitze des Heeres geſtanden. Wie aber der Feldherr die Seele und die Stärke des Heeres iſt, ſo mußte auch die kaiſerliche Armee in Ungarn jetzt wieder einen Führer an ihrer Spitze ſehen, dem der Soldat ſeine unbedingte Liebe und Hingabe ſchenkte, zu dem er die feſte Zuverſicht hegte, daß er die früheren ruhmreichen Tage erneuern werde; oder die Kaiſerſtaaten, die Hauptſtadt Wien, hatten abermals eines furchtbaren Ueberfalls der Barbaren zu gewärtigen. Der tapfere Eugen war ganz der Mann, welcher dem Heere frommte. Trotz ſeiner kleinen, ſchwachen Figur und ſeines grauen Obermantels, den er im Felde trug, ſtand der „kleine Kapuziner,“ wie er hie und da genannt wurde, wegen ſeiner ſeltenen Tapferkeit und Unerſchrockenheit, ſeiner Klugheit und Geiſtesgegenwart bei den kaiſerlichen Soldaten längſt in hohem Anſehen und Ehren, und der Ruf einer väterlichen Sorgfalt für die Truppen, denen er oft, wenn es mangelte, von dem Seinigen gab, war ihm vorangegangen. Daher begrüßte das Heer ſeine Ankunft mit hoher Freude, und das ſtolzeſte Siegesvertrauen belebte wieder ſeine Reihen — Schöner konnte Eugen das Vertrauen ſeines Kaiſers und ſeines Heeres nicht rechtfertigen, als durch den weltberühmten Sieg bei Zenta, einen der glorreichſten der kaiſerlichen Waffen, der Chriſtenheit über den Islam, der dem tapferen Sieger einen unverwelklichen Lorbeer um die Stirne flocht. — Das Glück der türkiſchen Waffen wieder herzuſtellen, erſchien der neue Sultan Muſtapha II. 1697 ſelbſt an der Spitze ſeines Heeres. Ueber die Theiß wollte er ſich zurück nach Temeswar ziehen, um von dort in Oberungarn und Siebenbürgen einzufallen. Eugen, der bei Peterwardein ſtand, war dieſer Uebergang verrathen worden, und mit größter Beſchleunigung eilte er herbei, den Sultan dabei anzugreifen oder ihn daran zu verhindern. Der Raſchheit und Kühnheit ſeiner Entſchlüſſe, welche ſeine ganze Kriegsführung charakteriſirt, gelang es, dabei dem im Uebergange begriffenen Feinde eine gänzliche Niederlage beizubringen. Den Uebergang über die Brücke zu decken, hatten die Türken auf dem dieſſeitigen Ufer eine mächtige Verſchanzung, an Höhe den Feſtungsmauern gleich, aufgeworfen, deren beide Enden ſich an die Theiß anſchloſſen, und hinter welcher ihr ganzes Fußvolk lag. Bei der Ankunft der Kaiſerlichen war der größte Theil des Geſchützes nebſt Gepäck bereits auf die andere Seite des Fluſſes geſchafft; die Reiterei drängte ſich in dichten Zügen über die Brücke, das Fußvolk lag noch dieſſeits hinter der Verſchanzung. In völliger, wohlgeordneter Schlachtordnung hatte das kaiſerliche Heer binnen wenigen Stunden das türkiſche Lager umringt, ohne daß die Feinde dies zu hindern gewagt. Hoch zu Roß durchflog Eugen die Reihen ſeiner Krieger, ſie mit feurigen Worten zur kühnen That ermunternd. Von allen Seiten ſahen ſich die Feinde angegriffen, indem ein Theil des kaiſerlichen Heeres in das Innere des türkiſchen Lagers gedrungen war und den die Wälle vertheidigenden Türken in den Rücken fiel, ein anderer die Verſchanzungen von vorn erſtieg; jeder Weg zur Flucht war ihnen abgeſchnitten. Das ganze dieſſeit ſtehende Türkenheer wurde theils grauſam niedergemetzelt, theils in die Fluthen der Theiß hinabgetrieben, wo Tauſende ihr Grab fanden. Die Wuth der Sieger gab keinen Pardon, wie hohe Summen ihnen auch mancher türkiſche Heerführer bot. Erſt mit Sonnenuntergang endete das blutige Gemetzel, als ob, wie Eugen in einem Berichte an den Kaiſer ſich ausdrückt, „die Sonne ſelbſt nicht eher hat weichen wollen, bis ſie mit ihrem glänzenden Auge den völligen Triumph Ew. Kaiſerlichen Majeſtät glorwürdigſten Waffen vollſtändig hat ſchauen können.“ Gegen 20,000 Osmanen bedeckten das Schlachtfeld, mehr als 10,000 waren in der Theiß ertrunken, und kaum 1000 hatten ſich jenſeits des Fluſſes gerettet. Die Chriſten zählten gegen 300 Todte und 1200 Verwundete. Der Sultan, welcher als müßiger Zuſchauer mit unſäglichem Schmerze am jenſeitigen Ufer den Untergang der Seinen mit angeſehen, war im Dunkel der Nacht in Schrecken und Verzweiflung mit ſeinen Reitern entflohen. — Der ganze Kaiſerſtaat, ja der größere Theil von Europa war voll von dem Ruhme des Siegers bei Zenta, den man von nun an mit den erſten Feldherren ſeiner Zeit in eine Linie ſtellte. Die Art und Weiſe, wie Eugen den Sieg erfochten, erregte die ungetheilte Bewunderung aller Sachkenner. Ein Augenzeuge erzählt, die gefaßten Maßregeln ſeien ſo wohl durchdacht und ſo zweckmäßig geweſen, daß der Glücksgöttin kein Spielraum mehr geblieben, den Ausgang des Tages zu des Prinzen Nachtheile zu entſcheiden. — Die Schlacht bei Zenta iſt eins der glänzendſten und wichtigſten Kriegsereigniſſe des ſiebzehnten Jahrhunderts. Das Uebergewicht des Osmanen im Oſten war mit einem Schlage gebrochen und mit ihr die Aufſtände der ungariſchen Magnaten unterdrückt, der übermüthige Erbfeind gedemüthigt, der nie wieder zu dem Gipfel ſeiner früheren Macht hinanzuklimmen vermochte. In dem Frieden von Karlowitz 1699 mußte der Sultan die länger als 150 Jahre beſeſſenen Hauptſtädte und Gebiete Niederungarns wieder herausgeben und auf Siebenbürgen und Slavonien Verzicht leiſten. —

Ebenſo glorreich, mit erweiterter Macht und geſteigertem Anſehen ſollte Oeſterreich durch die Verdienſte ſeines großen Feldherrn aus einem nicht minder gefahrdrohenden Kriege hervorgehen, der im Weſten und Oſten zugleich entbrannte, als kaum der Waffenlärm der Türkenkriege verſtummt war. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts brach der ſpaniſche Succeſſionskrieg aus zwiſchen Oeſterreich und dem raubſüchtigen Ludwig XIV. von Frankreich, welcher trotz aller Anſprüche Oeſterreichs, nach dem erbenloſen Tode Karls II. von Spanien im Jahre 1700, die ganze ſpaniſche Erbſchaft an ſich zu bringen im Sinne hatte. Die Churfürſten von Köln und Baiern, welche ihm zugleich alle ihre Feſtungen an der Maas und am Rhein öffneten, waren mit ihm verbunden, die Ungarn von ihm in Aufruhr gebracht. England, Holland und Portugal, das deutſche Reich, mit Ausnahme ſeiner zwei Churfürſten, und Savoyen waren auf der Seite Oeſterreichs. Eugen begrüßte die Ausſicht auf einen Kampf mit dem ihm verhaßten Frankreich mit Freuden, denn er hoffte, dieſen übermüthigen Gegner, der Deutſchland ſchon ſo viel Elend und Schmach bereitet, zu demüthigen. Die Franzoſen hatten alle feſten Plätze der Gebiete Mailand und Mantua und alle vom Gardaſee bis zur Etſch aus Tirol und Italien führenden Päſſe beſetzt, und prahlten, wenn die Oeſterreicher nicht Flügel hätten, ſo könnten ſie nimmermehr herabkommen. Aber ſie ſollten bald eines Anderen belehrt werden. Zunächſt die Gebiete von Mailand und Mantua zu retten, zog Eugen als Oberfeldherr zwar mit einem kleinen Heere, aber den erprobten, unter ihm geſchulten Genoſſen ſeiner Siege, Italien zu, die Wünſche und Hoffnungen von ganz Oeſterreich und allen Feinden Frankreichs mit ſich tragend. Gleich den Heroen des Alterthums, kühne Unternehmungen liebend, bewerkſtelligte er, ein zweiter Hannibal, bald nach ſeiner Ankunft im kaiſerlichen Lager zu Roveredo und nach Erforſchung des Terrains, unter unſäglichen Mühen und Beſchwerden jenen ewig denkwürdigen Uebergang über die unzugänglichen Felſengebirge zwiſchen dem Trientiniſchen und Vizentiniſchen, über welche bis jetzt weder Wagen noch Roß noch irgend ein Wanderer gekommen war. Vor keiner Schwierigkeit ſchreckte ſeine Kühnheit zurück, und die Truppen folgten ihm mit blindem Vertrauen auf die höchſten Alpengipfel. Ganz Europa erfüllte dieſer verwegene Zug mit ſtaunender Bewunderung.

Die Franzoſen aber ſahen den kühnen Feldherrn, von dem ſie über den eingeſchlagenen Weg getäuſcht waren, beſchämt und erſtaunt auf den Ebenen Italiens anlangen. Ihre Stellung war verfehlt, alle ihre Pläne vereitelt, und beſtürzt eilten ſie aus ihren Engpäſſen herbei, ihm den Uebergang über den Etſch zu wehren. Aber Eugen ſchlug ſie in den Treffen bei Charpi, Luzeria und Chiari, und nahm 1702 zu Cremona ſelbſt den franzöſiſchen Marſchall Villeroi gefangen. Mangel an Truppen und Geldnoth hinderte zwar ſeinen Siegeslauf, aber die Frucht ſeiner glänzenden Thaten war, daß ſie weſentlich dazu beitrugen, England und Holland für Oeſterreichs Sache zu gewinnen.

Die nächſte glänzende Waffenthat in dieſem Kriege vollführte Eugen in Deutſchland, wo ihm nunmehr der Oberbefehl über die am Rhein und an der Moſel ſtehenden Truppen übertragen war. Eugens Scharfblick war es nicht entgangen, daß Ludwig XIV. in Deutſchland einen Hauptſchlag auszuführen gedachte. Im Herzen Deutſchlands war der in Baiern in Verbindung mit franzöſiſchen Streitkräften an der Donau ſtehende Churfürſt von Baiern, welcher die öſterreichiſchen Erblande bedrohte und Italien von Oeſterreich abſchnitt, der gefährlichſte Feind. Eugen und der engliſche Feldherr Marlborough, welcher mit holländiſch-engliſchen Streitkräften in den Niederlanden ſtand, zwei der größten Feldherren ihres Jahrhunderts, die das Beiſpiel einer edlen, uneigennützigen Freundſchaft boten, und von denen einer ſich an des andern Genie entzündete, erkannten, daß an der Donau ein entſcheidender Schlag geführt werden müſſe, und vereinigten daſelbſt ihre Truppen. Am 13. Auguſt 1704 kam es zur entſcheidungsvollen Schlacht bei Hochſtädt, in welcher das franzöſiſch-bairiſche Heer gänzlich geſchlagen wurde. Eugen ſelbſt hatte im dichteſten Gewühl der Kämpfenden geſtanden und einigemale in Lebensgefahr geſchwebt. Die Franzoſen und ihre Bundesgenoſſen flohen gedemüthigt über den Rhein zurück.

Unter Joſeph I., Kaiſer Leopolds Nachfolger, vertrieb Eugen, wiederum in Italien kämpfend, 1706 die Franzoſen gänzlich vom italieniſchen Boden und drang ſogar in Frankreich bis Toulon vor. So brachte er ganz Oberitalien wieder in den Beſitz des Kaiſers. Auch als 1707 auf dem dritten Kriegsſchauplatze in den Niederlanden die Kriegsflamme mit furchtbarer Heftigkeit ausgebrochen war, folgte ſeinen und Marlboroughs Waffen ein Sieg nach dem andern, von denen wir der großen Schlacht bei Oudenarde (1707) und der bei Malplaquet (1709) ausdrücklich gedenken wollen. Als Eugen in letzterer, obſchon verwundet, noch 6 Stunden lang den Sturm gegen die feindlichen Verſchanzungen führte und ſeine Offiziere in ihn drangen, doch einen Verband anzulegen, antwortete er: „Wozu ein Verband, wenn wir hier ſterben ſollen? Und wenn nicht, ſo iſt dazu heut' Abend noch Zeit genug!“ Als er hierauf auch die Feſtung Mons, den Schlüſſel von Frankreich, erobert hatte, bat Ludwig XIV. gedemüthigt um Frieden, welcher denn auch 1714 mit Oeſterreich zu Raſtatt abgeſchloſſen wurde. Das Haus Bourbon gelangte zwar auf den ſpaniſchen Thron, aber Oeſterreich erhielt die Herzogthümer Mailand und Mantua, das Königreich Neapel, die Inſel Sardinien und die ſpaniſchen Provinzen in den Niederlanden. —

Durch ſeine glänzenden Thaten in dem 1716 unter Kaiſer Karl VI. ausgebrochenen abermaligen Kriege mit den Türken, welche das im Carlowitzer Frieden an Venedig als Bundesgenoſſen Oeſterreichs abgetretene Dalmatien und Morea wieder an ſich zu bringen trachteten, ſetzte Eugen ſeinem Waffenruhme die Krone auf. Auch jetzt wieder an die Spitze des kaiſerlichen Heeres geſtellt, brachte er den Türken gleich Anfangs in der blutigen Schlacht bei Peterwardein (5. Auguſt 1716) einen bedeutenden Verluſt bei, und bald darauf mußten ſie das Banat räumen. Im folgenden Jahre überſchritt er die Donau und nahm die wichtige Feſtung Belgrad. Hierauf bezieht ſich das allbekannte deutſche Volkslied:

„Prinz Eugen, der edle Ritter
Wollt' dem Kaiſer wied'rum kriegen
Stadt und Feſtung Belgerad“ u. ſ. w.

In Serbien und die Walachei eindringend, eroberte er auch die meiſten türkiſchen Grenzfeſtungen an der Donau und Save, ſo daß es 1719 zum Paſſarowitzer Frieden kam. Ein bedeutender Länderzuwachs in der Walachei, Serbien, dem Banat und Bosnien war Oeſterreich errungen.

Eugens berühmte Waffenthaten ſind hiermit beendet. Sein Wirken im Frieden als umſichtiger, äußerſt thätiger Staatsmann vollendet das hohe Bild ſeiner edlen Perſönlichkeit. Klar, beſonnen und durchgreifend, galt ſein Wort im Rathe der Kaiſer kaum weniger als ſein Schwert in der Schlacht. Er war Präſident des Hofkriegsraths, General-Gouverneur der öſterreichiſchen Niederlande und bekleidete als Vorſitzender der geheimen Conferenz gewiſſermaßen die Stelle eines erſten Miniſters. Als Präſident des Hofkriegsraths ſuchte er dem kaiſerlichen Heerweſen einen neuen Aufſchwung zu geben. Gunſt und Geld, bisher zwei mächtigen Faktoren einer glänzenden Laufbahn, trat er mit Entſchiedenheit entgegen. Das Verdienſt allein fand den Vorzug und den Lohn. Vor allem aber belebte und ſtärkte er den kriegeriſchen Geiſt, die Seele des Heeres und handhabte eine ſtrenge Zucht und Ordnung. Selbſt ein großer Kenner und Liebhaber der Wiſſenſchaften und Künſte, hat es ihm in Beſchützung und Förderung derſelben keiner von Oeſterreichs Staatsmännern auch nur im entfernteſten gleichgethan. Außer mit Leibnitz, den er bei Errichtung einer Akademie der Wiſſenſchaften in Wien unterſtützte, und Rouſſeau unterhielt er noch mit einer langen Reihe ausgezeichneter Künſtler und Gelehrten eine lebhafte Verbindung. In ſeiner koſtbaren Bücher- und Gemäldeſammlung, in der er eifrig ſtudirte, war jeder Zweig des Wiſſens vertreten. In der Himmelpfortgaſſe hatte er ſich einen prächtigen Palaſt gebaut, welcher zu den ſchönſten Wiens zählt, und in der Vorſtadt war das Belvedere ſammt Garten, Menagerie u. ſ. w. ſein Lieblingsaufenthalt. Als am 21. April 1736 den ſchlummernden Greis auf nächtlichem Lager der Tod überraſchte, ging durch ganz Wien, durch ganz Europa eine allgemeine Trauer und Wehklage, die nicht bloß dem großen Helden, ſondern auch dem edeln Menſchen galt, der ſich die allgemeine Liebe und Verehrung erworben hatte und beim Volke nur der „edle Ritter" hieß. Seine Leiche wurde in der Kirche zu St. Stephan beigeſetzt, gefolgt von einem großen Völkerzuge, prachtvolle Medaillen wurden auf ſeinen Tod geprägt. —

Sein Aeußeres fiel nicht ſehr ins Auge, doch erlangte ſein kleiner, leichter und ſehr gewandter Körper durch die Beſchwerden des Krieges bald eine gewiſſe Feſtigkeit. Das Geſicht war länglich, das Auge groß, geiſtreich und lebhaft, die Naſe etwas aufgeſtülpt, und die zu kurze Oberlippe ließ die vorderen Zähne ſehen. – Das Haupt trug er ſtets aufrecht und ſah Jedem, der mit ihm redete, ſcharf ins Auge. Seine Stimme war beim Kommandiren ſtark und vernehmlich, für einen Franzoſen ſprach er ſehr bedächtig und langſam. Seine Kleidung war ſehr einfach. Als ſein ſchwarzes Haar früh ergraut war, mußte es nach damaliger Sitte einer gewaltigen Wolkenperrücke Platz machen. Seine einfache Größe, die Klarheit ſeines Geiſtes, die ſeltene Miſchung von Milde und Stärke in ſeinem Charakter, ſein Glück geben das Recht zu einem Vergleiche mit Julius Cäſar. Mit der feurigſten Lebhaftigkeit, welche den Kampfesmuth der Krieger entzündete, vereinte er die beſonnenſte Ruhe, welche die Schlacht beherrſchte.

Die unvergleichliche Sicherheit und Schnelligkeit, welche unbeſinnlich zu den beſten Mitteln greift und, wie Schiller im Wallenſtein ſo treffend ſagt, die großen ſchnellen Thaten der Gewalt, des Augenblicks erſtaunenswerthe Wunder vollführt, ließen den genialen, gebornen Feldherren erkennen. Gefahr kannte ſein Herz nicht, eine unbezähmbare Kampfesluſt riß ihn oft in die vorderſten Reihen der Streiter. Unter ſeinen Truppen übte er eine ſtrenge Mannszucht, doch ſorgte er natürlich für ihre Verpflegung und die erlaubten Bequemlichkeiten. Seine Offiziere fürchteten eben ſo ſehr ſeinen Falkenblick wie ſein ungeheures Gedächtniß. Auf ſeine Soldaten, welche die Ueberzeugung durchdrang, daß ſie unter ſeiner Führung jedem anderen Heere der Welt überlegen ſeien, übte er eine zauberiſche Wirkung, und ſie hingen an ihm mit einer faſt abgöttiſchen Verehrung. Sein Andenken lebt noch in der kaiſerlichen Armee fort, denn das Regiment, deſſen Inhaber er war, führt bis auf ewige Zeiten den Namen Savoyen. — Thätigkeit war ſein Element. In jungen Jahren brauchte er täglich nur 3 Stunden Schlafes. Die Schlachtenpläne entwarf er mit eigener Hand. — Seine edle Natur war fern von aller Falſchheit und Parteilichkeit ſo wie von höfiſcher Kriecherei, und fremde Staaten verkehrten mit Keinem lieber als mit ihm. Im Umgange entfaltete er einen angenehmen Humor. Die vollendete Reinheit und ſittliche

Größe ſeines Charakters trübte überhaupt nicht der leiſeſte Flecken. — Verheirathet iſt er nie geweſen. — Niemand hat ſich beſſer in den deutſchen Charakter zu ſchicken gewußt als er. Mit ſeinem Herzen ein ganzer Deutſcher, hielt er treu und unverrückt bis an das Ende an ſeinem neuen Vaterlande und ſeinem Kaiſer. Seine politiſche Wirkſamkeit richtete ſich ſtets auf Beſeitigung der Zwietracht der deutſchen Fürſten und auf die Stärkung und Ausdehnung der Macht ſeines Kaiſers, was er beides als ein Gebot der Nothwendigkeit anſah, um die Einigkeit, das Anſehen und die Größe Deutſchlands zu fördern.

Wien und ſeine Umgebungen in den Sommermonaten.

Wien in der ſchönen Jahreszeit iſt nicht bei ſich zu Hauſe. Wien iſt überall eher anzutreffen als in Wien, die Stadt gleicht einer verlaſſenen Wohnung, zu deren Obhut man eine alte Dienſtmagd zurückgelaſſen, welche das Pelzwerk fleißig lüftet, die Teppiche ausklopft und alle Räumlichkeiten mit Staub erfüllt. In Wien ſieht man nichts als Staub oder man ſieht vielmehr nichts vor Staub. Es iſt auch keineswegs unſere Abſicht, die Phantaſie unſerer werthen Leſer mit dieſer Staubatmoſphäre zu vergiften, ſie an den glühend heißen Pflaſterſteinen auszudörren und in den baum- und ſtrauchloſen Gefilden Neu-Wiens zu röſten; wir wollen ihnen dieſes Martyrium erſparen und müſſen es ſogar, da wir von Wien reden wollen und Wien, wie oben bemerkt, nicht zu Hauſe iſt. — Suchen wir die ausgewanderte Stadt auf; eine Stadt auf der Wanderſchaft iſt ein intereſſanter Gegenſtand, verfolgen wir ihn.

Die Wiener ſind Wandervögel und haben mit den gefiederten Pilgern der Lüfte auch das gemein, daß ſie nicht alle gleich weit wegziehen. Manche der ſtädtiſchen Wanderer machen ſchon eine Viertelſtunde außerhalb des Weichbildes der Stadt Halt, Andere ziehen ein paar Stunden weiter, Einige kommen bis an den Fuß der Alpen, bis an den Strand des Meeres, und noch Andere überſchreiten ſogar die großen Gewäſſer. Wäre es möglich, die Geſetze der ſo fein ausgedachten Iſothermen auf geſellſchaftliche Zuſtände anzuwenden, wir würden die Sommerwanderungen der hauptſtädtiſchen Bevölkerungen wiſſenſchaftlich beſtimmen; ſo lange uns aber noch der Humboldt ſocialer Entdeckungen fehlt, müſſen wir uns mit eitel Stuckarbeit begnügen.

Wer geht auf's Land? Ach Gott ſo ziemlich Alles was Beine und ein paar Groſchen in der Taſche hat. Das geſammte Herrenhaus wird, ſobald die heißerſehnten Ferien eintreten, der Stadt Lebewohl ſagen, die Abgeordneten werden ſich über die ganze Monarchie zerſtreuen, die Finanzwelt wird weit, weit von den Schranken der Börſe zu vergeſſen ſuchen, daß es eine Hauſſe und Baiſſe giebt, und ſelbſt der kleine Achthundert-Gulden-Beamte hat bereits Frau und Kind vorausgeſchickt, um ſpäter die eigene Urlaubszeit in ihrer Mitte in ländlicher Stille zuzubringen. In Wien bleiben nur Heloten zurück, aufgegebene verlorene, unglückliche Menſchen, welche der Staub tödten möge, ſobald er will. In Wien giebt es während der ſogenannten Hundstage nur Dienſtmänner, Comfortable-Kutſcher, deren Gehalt achthundert Gulden nicht überſteigt, Obſtlerinnen und Kindsfrauen.

Wo iſt des Wieners „Auf dem Land?“ Ach, wenn er nicht ſo erſchreckhaft genügſam wäre, würde es für zwei Drittheile kaum exiſtiren, nur die bewunderungswürdigſte Genügſamkeit macht es Vielen möglich, aufs Land zu ziehen. — Wien iſt ſeiner lieblichen Umgegend halber bekannt, wir wiſſen es; was aber nicht jeder Fremde weiß, iſt, daß es unſern von Wien auch Landſchaften giebt, die mit den troſtloſeſten, ödeſten und traurigſten des Erdballs wetteifern können. Es giebt Wiener, welche Schwechat, Zweifaring, Fiſchament, Wagram oder Hirſchſtetten zum Sommeraufenthalt wählen, es giebt Leute, die ſich in Miſtelbach oder Stoy-Neuſidel glücklich fühlen, es giebt Menſchen, die einer ſolchen Selbſtverläugnung fähig wären, nach Tellersheim oder Weikersdorf am Steinfeld zu ziehen. Wir kannten einen Schuhmacher, der in einem paradieſiſchen Thale wohnte und meinte, daß es bei ihm zu Hauſe am Marchfeld, wo es keine ſo häßlichen Berge gebe, doch zehnmal ſchöner ſei; wir wünſchen, daß alle Leute, welche in Zweifaring, Fiſchament oder Wagram der Sommerfriſche genießen, jedenfalls gleicher Anſicht mit dem Schuhmacher ſein möchten. Aber bedarf es abſonderlicher Genügſamkeit, eine baum- und ſtrauch-, ſchatten- und flußloſe Ebene zu bewohnen, wenn das Schlechte ſo nahe liegt? Grinzing gehört zu den auserleſenen Umgebungen Wiens, der Ort wird großentheils von Winzern bewohnt. Ein Wiener Geſchäftsmann, deſſen tägliche Anweſenheit in der Stadt nothwendig iſt, miethet eine Wohnung bei einem jener Weinbauern. Die Wohnung beſteht nur aus drei Räumlichkeiten, — die Küche nämlich, das vierte Stück, iſt fünf Parteien gemeinſam. Die Stuben ſind niedrig, ſo niedrig, daß ein hochgewachſener Mann gebückt ſtehen muß, dafür ſind die ſchlecht ſchließenden Fenſter ganz in Uebereinſtimmung mit der niederen Decke ſchmal und klein und die Dielen des Fußbodens löcherig und von emſigen Mäuſen förmlich unterhöhlt.

Der Geſchäftsmann, welcher für drei kleine Piecen dreihundert Gulden bezahlt, öffnet am erſten Sonntagmorgen, den er in Mitte ſeiner Familie auf dem Lande zubringt, die Fenſter, um den balſamiſchen Duft, die mit Blüthenſtaub erfüllte Athmoſphäre mit gierigen Zügen einzuſchlürfen. Aber was iſt das? er ſchlägt die Fenſter erſchreckt zu und hält das Sacktuch vor die Naſe. — Dem Hauſe gegenüber rinnt oder ſickert oder wälzt ſich vielmehr ein Bächlein von der Höhe herab, dieſes Bächlein verurſacht die peſtilenzialiſche Ausdünſtung, vor der Jedermann gerne die Fenſter ſchließt. — Jeder Naturfreund weiß, daß ein klarer Bach, der zwiſchen Erlen oder Weiden geſchwätzig dahineilt, das wahre Element einer Landſchaft bildet. Eilt denn der Grinzinger Bach nicht auch geſchwätzig dahin? O er iſt ein viel zu verſtockter Sünder, um etwas auszuſchwatzen. Der Grinzinger Bach ſchweigt und thut recht daran. Wie ſieht aber das Gewäſſer dieſes Baches aus? Es iſt eine dunkle träge Maſſe, deren Beweglichkeit ſich faſt unſeren Augen entzieht, der ſtygiſchen Fluth entſtiegen jene mephitiſchen Dünſte, die es Jedermann bedauern laſſen, nicht längſt allen Geruch verloren zu haben.

Die Ausſicht der beſten Stube des Geſchäftsmannes geht auf jenen furchtbaren Waſſergraben — dieſes Wort dürfte bezeichnender ſein — der ſich längs einer ziemlich hohen Mauer hinzieht. Man muß geſtehen, daß die Ausſicht, welche unſer Geſchäftsmann von den Fenſtern ſeiner Wohnung an der Jägerzeile hat, den Vorzug verdient.

Der Miether ſchlägt ſeiner Familie vor, das Frühſtück im Garten einzunehmen. Die Frau willigt nach einigem Zögern ein, — dem Gatten ſoll der Grund dieſer Zögerung ſchnell genug offenbar werden. — Folgen wir unſern Landbewohnern in den Garten. Das Familienhaupt ſteht mitten darin und fragt: Nun wo iſt denn das verheißene Canaan? Er ſieht vor lauter Garten den Garten nicht. Es iſt ein Fleck uncultivirten Landes, ein Stück mißfarbiger Erde, in welche Pflöcke zum Wäſcheaufhängen eingeſchlagen ſind, dieſe Pflöcke vertreten die Stelle der Bäume. Und die Blumen? Es müſſen nichts als jungfräuliche Lilien ſein, ſie ſchwanken von leiſem Luftzug bewegt an ſonderbaren Stengeln, welche Stricken ſehr ähnlich ſind. Der kurzſichtige Familienvater tritt näher und bemerkt nun, wie ſich die Blüthenkelche als Hemden, Schürzen, Strümpfe und Damenkorſette entfalten. Hätte er die Wäſche der Familie des Hauseigenthümers vor ſich gehabt, er würde nie in den Irrthum verfallen ſein, ſie für Lilien anzuſehen.

Daß man nicht Luſt hat, im Schatten rieſiger Crinolinen und ſich im Winde blähender lateiniſcher Segel zu frühſtücken, iſt begreiflich. Man ſetzt ſich alſo in der niedern feuchten Stube um den wackelnden Tiſch herum. Daß die Sahne geronnen und keine andere zu erhalten iſt, darf Niemand Wunder nehmen, denn man befindet ſich ja eben auf dem Lande, um ſolche Erfahrungen zu machen; in Wien würde man augenblicklich anderes Obers (Sahne) bekommen haben, in Grinzing gehört ſo etwas zu den Unmöglichkeiten. Die Hausfrau öffnet die Zuckerbüchſe, um mindeſtens den ſchwarzen Kaffe hinreichend zu ſüßen. Die Zuckerbüchſe wimmelt von Ameiſen, welche ſich der lang entbehrten Leckerei bemächtigt haben. — Man glaube ja nicht, daß Mangel an Milch, Ameiſenzucht in der Zuckerbüchſe, der Garten als Hängeſtatt und der hölliſche Acheron gegenüber das reiche Inventar ländlicher Calamitäten abſchließen; wir könnten von der Verlegenheit der Hausfrau erzählen, welcher der Fleiſcher ſeinen Schlegel unter dem Gewicht von zwölf Pfunden ablaſſen will, wir könnten den Finſterſinn der Grinzinger in's gehörige Licht ſetzen und die Gefahren aufzählen, welche den verſpäteten Wanderer auf ebener Straße bedrohen; wir wollen es aber lieber nicht thun, denn Grinzing iſt nicht die ganze Welt und es giebt noch manche Sommerfriſche, die nicht von ſo herrlichen Waldbächen umſäumt wird.

Leider ſehen wir uns zu einer Bemerkung gedrungen, es iſt dieſe, daß alle Gewäſſer auf ſieben bis acht Meilen in der Runde mit dem Grinzinger Bache in blutsverwandtſchaftlicher Beziehung zu ſtehen ſcheinen. Selbſt das ariſtokratiſche Hietzing wird von ſolchen Quellen durchſchnitten. Unmittelbar vor dem kaiſerlichen Luſtſchloß Schönbrunn fließt der öſterreichiſche Manzanares die „Wien“ vorbei. Wer nicht wüßte, daß dieſer liebliche Fluß im Wienerwald und zwar oberhalb Preßbaum entſpringt, müßte auf den Einfall gerathen, daß alle Landleute der Umgegend den Entſchluß gefaßt hätten, die überflüſſige Gauche ihres Düngers in dem Flußbette der Stadt zuzuleiten. Dieſer ekelhafte Fluß benetzt faſt die Mauern des ſchönen kaiſerlichen Sommerpalaſtes, er trennt zwei der beliebteſten Sommeraufenthalte von einander Hietzing und Penzing und verpeſtet in ſeinem oberen Laufe die Atmoſphäre bis nahe ſeinem Urſprung.

Zwiſchen Gärten und Villen kommt noch ein anderes Flüßchen herangerieſelt, ein Bächlein, das oberhalb Lainz entſpringt und ſeinen Gifthauch allen jenen Landhäuſern zuſendet, welche außer dem Bereich des Wienfluſſes gelegen ſind. Das kleine Flüßchen berieſelt die Abhänge des beliebteſten Vergnügungsortes der Wiener „die neue Welt“ und erfüllt ſelbſt die gegenüberliegende Villa des Herzogs von Braunſchweig mit Düften, die kaum durch den Wohlgeruch einer prächtigen Reſedaflora aufgewogen werden.

Eine der reizendſten Landſchaften in der nächſten Umgebung Wiens bildet das ſogenannte Halterthal, das ſich unfern von Hütteldorf öffnet, aber auch dieſes ſtille Thal wird durch einen ähnlichen Wildbach — wild im bayeriſchen Dialect gleich häßlich — verunreinigt. Nicht beſſer hat man es in Mödling und Baden, Döbling und Heiligenſtadt. Glücklicherweiſe ſorgt Wien dafür, daß ſich die Geruchsorgane ſeiner Inſaſſen nicht ſo verfeinern, um durch peſtilenzialiſche Ausdünſtungen unangenehm berührt zu werden. Wer Sinn für ſchöne Natur hat und ſtädtiſchen Comfort doch nicht miſſen will, zieht Mödling oder Baden jedem andern Sommeraufenthalt in der Nähe Wiens vor. Einer beſondern Beliebtheit erfreut ſich Baden. Baden war der Lieblingsaufenthalt Kaiſer Franz; erſt nachdem in der Nähe der Bergſtraße auf den damaligen Kronprinzen und nachmaligen Kaiſer Ferdinand geſchoſſen worden, vermied der Hof das lieblich zwiſchen ſchön geformten Bergen gelegene Städtchen. Damals während der Glanzperiode Badens konnte man Tag für Tag den geſammten Hofſtaat nach dem Helenenthal luſtwandeln ſehen; ſtets befand ſich Prinz Napoleon, Herzog von Reichſtadt, welcher aber den Namen Franz angenommen hatte, im Gefolge des Kaiſers.

Wandte ſich nach Kaiſer Franz Tod auch der Hof von Baden ab, ſo blieb doch die

Weilburg bei Baden der Vereinigungspunkt einer Linie des kaiſerlichen Hauſes. Bekanntlich wurde dieſes Schloß nach dem Muſter der Naſſau'ſchen Weilburg von Erzherzog Carl, dem berühmteſten Feldherrntalent des Habsburgiſchen Hauſes, als Denkmal ehelicher Liebe erbaut. — Auch heute noch wird das ſchöne Schloß mit Vorliebe von den Söhnen des Erzherzogs bewohnt. — Als die Revolution des Jahres 1848 die conſervativen Elemente aus der Hauptſtadt vertrieb, war es hauptſächlich der kleine Badeort, wo die Reaction ihr Lager aufſchlug. Wie war damals der Stolz der Großen gebrochen! wie leutſelig geberdeten ſich die Spitzen der Büreaukratie, wie herablaſſend mengten ſich die ahnenreichen Cavaliere unter das Volk! — Als dann um die Mitte Octobers die erſten Croaten erſchienen, hätte man nicht glauben ſollen, daß die Erde neue Blüthen treibe und König Mai ſeinen Einzug hielte? Sie wußten ihren Freudentaumel kaum zu mäßigen die Enthuſiaſten der Ruhe und des Belagerungszuſtandes. — Es war dieſer ſchöne Herbſt von 1848 Badens denkwürdigſter Nachſommer. — In der Folge wählte vor Allem auch die jüdiſche Finanzwelt Baden zum Sommeraufenthalte und ſo iſt es bis auf den heutigen Tag geblieben. Es giebt ganze lange Straßen, die ausſchließend von jüdiſchen Familien bewohnt werden. Daß der Adel an dieſer vollkommen gerechtfertigten Vorliebe der jüdiſchen Bankiers für Baden Anſtoß nimmt, brauchen wir nicht erſt zu ſagen.

Baden hat Wellbäder, ſchlechte Parkmuſik und einen ſtinkenden Fluß dabei, aber den empfindlichſten Mangel an trinkbarem Waſſer. Jedermann, der ſich längere Zeit hier aufhält, hat eine nicht unbedeutende Curtaxe zu entrichten. Man ſollte nun meinen, daß dieſe Einnahme dazu benutzt würde, den Aufenthalt ſo bequem als möglich zu geſtalten. Nichts da, Baden bewahrt ſeinen alten Abſcheu gegen das Licht und läßt ſeine Badegäſte des Abends im Finſtern herumtappen. Baden conſervirt den alten Schmutz und Unrath und läßt die Ufer ſeines Fluſſes zur Ablagerung aller Abfälle benutzen; Baden denkt, daß ſeine warmen Quellen das Trinken überflüſſig machen und ſorgt für kein Trinkwaſſer. Baden iſt mit einem Wort das alte Baden geblieben und Wien das geduldige lammfromme Wien, das ſich außerhalb ſeiner Wälle Alles bieten läßt.

Seit Franz Joſeph an Reichenau ſo viel Gefallen gefunden, fängt auch Reichenau an, unter den Sommerfriſchen Wiens eine gewiſſe Bedeutung zu gewinnen. Reichenau theilt ſich in zwei Gebiete, in das des Thalwirthes Waißnix und jenes des Ortswirthes Fiſcher. Es handelt ſich für den Fremden ſchließlich darum, ob er zur Bereicherung des einen oder des andern Wirthes beitragen wolle. Alles Andere iſt Nebenſache. Das Thal von Reichenau iſt hübſch, ſehr hübſch, es iſt aber unangenehm, wenn man den Anblick einer ſchönen Landſchaft, die der liebe Gott umſonſt geſchaffen zu haben ſcheint, bezahlen ſoll. Die Wiener ſind aber ein eigenthümlicher Menſchenſchlag: ſie fahren für ihr theures Geld hinaus, um bei Waißnix im Thalhof dieſelben [illegible] zu eſſen, die ſie gerade zum halben Preis in Wien bei Sacher haben können. Wer da meint, in Reichenau ländliche Sitte zu treffen, irrt ſehr, er findet ſtädtiſche Preiſe, Kellner und Wirthe, die in [illegible] und [illegible] [illegible] mit ihren Gäſten umgehen, als die [illegible] Geſchäftsführer der Hauptſtadt. Gegenwärtig bewohnen die kaiſerlichen Kinder die ſogenannte Kaiſer-Villa, ein Gebäude, welches der unternehmende Beſitzer des Thalhofes für den Gebrauch des allerhöchſten Hofes aufführen ließ. Reichenau, wo man bereits auf [illegible] Wallfahrer ſtößt, dürfte vollſtändig der äußerſte Punkt der näheren Umgebung Wiens ſein, wo noch Sommerfriſchler, ohne eine eigentliche Reiſe unternehmen zu wollen, ihr Lager aufſchlagen.

Es iſt eine ganz andere Claſſe der Bevölkerung, welche ſich [illegible] auszeichnet und ihren Aufenthalt an die Ufer des Traunſees oder nach Iſchl, Ausſee oder an den See der [illegible] verlegt. Um ſie zu ſchildern bedarf es friſchen Athems und [illegible] eines Ruhepunktes. Denn „Die Todten reiten ſchnell.“

* * *

Die Umgebungen von Teplitz.

Von Profeſſor W. Schwarz.

Die Umgebungen von Teplitz, auf welche wir in einem früheren Aufſatze zurückzukommen verſprochen hatten,[*] verbinden, wie auch dort ſchon in Betreff der Lage und des Charakters der Stadt ſelbſt hervorgehoben war, die größte Lieblichkeit der Natur mit einer reichen Fülle hiſtoriſcher Erinnerungen. Wir heben die Hauptpunkte im Folgenden hervor und zwar beginnen wir mit Kloſter Mariaſchein, einem berühmten Wallfahrtsorte der Gegend.

Eine Stunde angenehmer Fahrt über Turn, Soberten, S. Procop führt uns den Bergen näher, an deren Fuße das Kloſter liegt. Eine Schaar plaudernder Schüler, die unter Leitung eines geiſtlichen Herrn ihren Spaziergang machen, erinnert uns daran, daß hier ein Jeſuitenſtift wieder aufgelebt iſt, und die umfangreichen Baulichkeiten bei der Kirche, welche zum Theil aus der neueſten Zeit herrühren, zeigen, daß dieſer Orden hier eine reich fundirte Stätte hat. Wir laſſen den Schwarm vorüberziehen und folgen dem Führer in den Kreuzgang, welcher die Kirche umgiebt. Er iſt mit lebensgroßen Bildern geſchmückt, welche die Wunder des Gnadenbildes darſtellen, das zur Gründung des Kloſters Veranlaſſung gab. In den wilden Zeiten der Huſſitenkriege nämlich, heißt es, flüchteten Nonnen des nahe gelegenen Schwatzer Kloſters, was der Zerſtörung preis gegeben ward, in die dichten Waldungen, welche dieſe Gegend damals bedeckten. Eine derſelben rettete dabei das wunderthätige Marienbild ihres Kloſters und verbarg es bei den Verfolgungen, welche ſie auch hier heimſuchten, in einer hohlen Linde bei der Quelle, welche jetzt noch im Vorhofe des Kloſters ihr klares Waſſer ſpendet, dem ſogenannten Marienbrunnen. Eine Magd aus dem nahe gelegenen Bergſtädtchen Graupen, heißt es weiter, ſchnitt nun einmal an dieſer Stelle Gras, als eine Schlange ſich um ihren Arm wand und ziſchend ihren Kopf nach dem Mädchen ſtreckte. Erſchrocken ſchrie dieſe auf, da drang ein glänzender Schein aus der Linde und die Schlange entfloh, ohne das Mädchen verletzt zu haben. Das in der Linde verborgene Marienbild hatte dies Wunder bewirkt, denn, als das Mädchen in Graupen erzählte, was geſchehen, ging man hin und fand, was die Linde barg. Man wollte zuerſt das Wunderbild in die Graupner Kirche bringen, aber ſtets war es am andern Morgen wieder an der alten Stelle. Da baute man dort zuerſt eine hölzerne Kapelle, an deren Stelle ſpäter eine ſteinerne trat, welche im XVI. Jahrhundert dann von Georg Popel von Lobkowitz mit dem Grundſtück erworben und ſtattlicher ausgebaut den Jeſuiten übergeben ward. Noch einmal mußte ſich zu Anfang des dreißigjährigen Krieges das Marienbild flüchten. Mariaſchein oder Untergraupen, wie man es urſprünglich nannte, kam in Verfall, bis mit der Rückkehr des Katholicismus in Böhmen Alles neu und prachtvoller wieder erſtand. Namentlich prachtvoll iſt in der Kirche, die in ihrer jetzigen Geſtalt aus dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts herrührt, der große zwiſchen vier vergoldeten Säulen ſchwebende Hochaltar, und die ſechs Seitenaltäre zeigen Reichthum mit Geſchmack gepaart, — das Ganze macht den Eindruck des Glanzvollen. Doch kehren wir noch einmal nach dem Kreuzgange zurück, und muſtern die Bilder in den einzelnen Kapellen, ſo tritt uns auch das Wunderbild der ſchmerzhaften Mutter Gottes zu Mariaſchein in der That gleichſam wie eine Gottheit der Gegend entgegen, auf die man Alles bezog, was Segensreiches geſchah, der man Alles dankte, was an Unglück abgewandt wurde. Dieſe Capelle ſtifteten die Leitmeritzer, jene die Culmer, dies iſt die Claryſche oder Teplitzer Capelle zur Ehre Gottes und der ſchmerzhaften Mutter erbaut. Dieſe Votivtafel errichtete zum Dank für glückliche Errettung aus Todesgefahr bei Anrufung der ſeligſten Jungfrau der edle Ritter Hinko von Schönhof; jenes Gemälde legt Zeugniß ab, wie Franziskus Prambiſſa 1608 als ſeine wilden Pferde den Wagen in den reißenden Strom zogen, bei Anrufung der Mutter Gottes gerettet wurde, dort dankt Graf Martinitz für die glückliche Geneſung ſeines achtjährigen Sohnes, hier heißt es unter einem Bilde: „eines gottloſen Spötters blindes Roß wird ſehend, er aber zur Strafe ſeines Frevels blind" (im J. 1610). Sieben und dreißig Freskenbilder geben ſo lebendiges Zeugniß von der Vergangenheit, und wenn auch nicht mehr in ſo großartig-innerlicher Weiſe, wie in dieſen Bildwerken und der ganzen Schöpfung dieſes Kloſters hervortritt, ſo giebt doch ſelbſt die Gegenwart in hundert kleinen Anzeichen, auch wenn nicht größere Kirchenfeſte gerade gefeiert werden oder beſondere Proceſſionen ſtattfinden, dem aufmerkſamen Beſchauer davon Kenntniß, daß Mariaſchein abgeſehen von ſeiner Bedeutung als Jeſuitenſchule noch immer ein Mittelpunkt des national-religiöſen Lebens der Gegend iſt.

---

[*] Vergl. S. 220 dieſes Bandes.

Doch wir verlaſſen das Kloſter und ziehen höher hinauf in die Berge. Zwei Punkte ſind es, die zunächſt unſere Aufmerkſamkeit feſſeln. Nachdem der Wagen ſich mühſam die ſteile Straße nach Graupen hinaufgewunden, verlaſſen wir ihn und ſteigen zwiſchen Felſen und Klippen empor zur lieblichen Wilhelmshöhe, einem modernen Belvedere, welches, wie der Wirth uns erzählt, von dem jetzigen Könige von Preußen ſeinen Namen führt, aus der Zeit nämlich her, wo er noch als junger Prinz öfter mit ſeinem hohen Vater Friedrich Wilhelm III. hier weilte. Das ganze Panorama des Teplitzer Thales liegt vor unſern Augen ausgebreitet. Wir blicken über fruchtbare Felder, Dörfer und Städte hinüber nach den Bergen bei Auſſig und dem Milleſchauer. Dort ragt wieder unſer Biliner Kobold über den Horizont hervor, der immer dabei ſein will bei Allem, was Teplitz heißt, und inmitten dieſes lieblichen Thales, da liegt es ja ſelbſt mit ſeinen Häuſern und ſeinem Schloßberg, gleichſam als das Herz der Gegend, wie es ja auch der lebendige Mittelpunkt iſt, von dem das Leben in dieſem ganzen Landſtriche ausgeht. Dieſer Blick von der Wilhelmshöhe vereint in ſich die ganze Lieblichkeit des Teplitzer Thales; will man ihn aber in ſeiner ganzen Mannigfaltigkeit kennen lernen, ſo muß man ihn zu den verſchiedenſten Tageszeiten, bei dem verſchiedenſten Himmel genießen, immer wird man beſondere Reize entdecken. Noch romantiſcher iſt der andere Punkt, die über der Wilhelmshöhe liegende Roſenburg. Der Weg führt an einem idylliſchen Bache hinauf in die Klauſe, wo plötzlich die großartigen Trümmer einer alten Burg dem Wanderer entgegentreten. Wir ziehen ein in das Thor. Statt des Burgfräuleins empfängt uns zwar ein altes Mütterchen, das ihre [illegible] Speiſen ſervirt, aber die Poeſie iſt doch dem Orte geblieben, denn tief unten liegt das geräuſchvolle Leben, man iſt in einem der alten Ritterhorſte, wie ihn ſich in alter Zeit der Drang nach freier Selbſtſtändigkeit ſchuf. Der Blick iſt hier noch von dem von der Wilhelmshöhe verſchieden, daß man von dieſem höheren Punkte noch mehr den ganzen waldigen Abhang des Gebirges überſchaut. Die Roſenburg war zu ihrer Zeit übrigens hier nicht die einzige Burg, auch auf anderen Höhen des Erzgebirges ſehen noch Trümmer von der Vergangenheit, aber immerhin war es eine der intereſſanteſten, denn an dieſelbe knüpfte ſich das ſehr traurige Schickſal des edlen aber ſo unglücklichen Schaffgotſch. Hier ließ er ſeine Braut, die ſchöne Katharina von Dohna, bei ihrem Oheim Thamm von Glaubitz zurück, welche ihm ſein treuloſer Freund abwendig machte, dem er dann aber in echt deutſcher Ritterſitte nicht Gleiches mit Gleichem vergalt, ſondern mit Einſetzung des eigenen Lebens den Nebenbuhler im Kampfe wurde, wie auch nach Kaiſer Karls Willen die blutigen Streifen im Wappen der Schaffgotſche ſtanden.*)

Ueber Graupen führt auch eine große Straße über das Erzgebirge nach Sachſen und da liegt einige Stunden weit an derſelben noch ein oft beſuchter Punkt, das Mückenthürmchen, der deshalb beſonders aufgeſucht wird, weil er den Blick ſchon in das jenſeitige Land gewährt. Der Nachmittag iſt aber ſchon weit vorgeſchritten, und ſo verzichten wir auf dieſe Fahrt und beſchließen die Tour an den Bergen entlang zu nehmen nach Doppelburg, einem Fürſtlich Claryſchen Jagdſchloſſe. Der Weg iſt reizend; rechts haben wir immer ſteile, dichtbewaldete Felsparthieen, die ſich ab und zu öffnen, um uns einen Blick in irgend eine Schlucht zu gönnen, links den fruchtbarſten, lieblichſten Teppich üppiger Felder und Gärten und ab und zu eine weitere Perſpektive hinüber nach Teplitz. So geht es über Judendorf, Dreihunken, Bohanken am Wege vorbei, wo es hinaufgeht nach der hübſchen Waldparthie, zum Schweißjäger genannt, die wegen ihrer ſchönen Ausſicht auch viel beſucht wird. Jetzt öffnet ſich das Forſtgatter, die Eichen und Buchen werden immer ſchöner, der Wald immer üppiger, nun macht der Weg eine Biegung, und vor uns liegt das geſchmackvoll angelegte Jagdſchloß Doppelburg. Zur Fütterung der Hirſche kamen wir ſchon zu ſpät, aber noch lagern einige an der Futterſtelle, während andere ſchon wieder dem Walde zuziehen. Dafür begünſtigt uns aber der Himmel und die klarſte Luft läßt uns die Panoramen, welche ſich hier bieten, in der vollſten Schönheit genießen. Von dem Jagdſchloſſe ſind nämlich, wie von einem Mittelpunkte aus, höchſt geſchickte Durchſchläge durch die Forſt gemacht worden, welche den Blick frei über das Land fort nach einzelnen charakteriſtiſchen Punkten ſchweifen laſſen. Die Abgrenzung, welche dieſe Bilder dadurch erhalten, giebt ihnen einen markirten Charakter und verbunden mit der Ueberraſchung, die dieſe Fernſichten im dichten Walde gewähren, einen beſonderen Reiz.

Ein anderes Mal, wo wir Doppelburg beſuchten, fuhren wir auch hinüber nach dem aus der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges ſo unglücklich berühmt gewordenen Kloſtergrab, wo der zerſtörte Kirchenbau die Veranlaſſung mit gab zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges. Welch unbedeutendes Städtchen und welch' unſeliges Schickſal knüpft ſich nicht bloß für ganz Deutſchland, ſondern ſpeciell für Böhmen daran! War ſchon der Huſſitenkrieg zum Theil ein Wühlen im eigenen Fleiſche geweſen, ſo hat dieſer Böhmen betreffende Theil des dreißigjährigen Krieges ſeine Nationalität für immer geknickt; aus beiden Epochen datirt die Vernichtung jedes ſelbſtſtändigen Lebens in Böhmen.

Die übrigen Parthieen kann man als die Glanzpunkte bezeichnen; daneben fehlt es aber nicht noch an intereſſanten anderen. So liegt nicht weit von Kloſtergrab das Kloſter Oſſegg, ein Stift der Ciſterzienſer, die durch ihren Zuſammenhang mit dem geſammten Schulweſen Böhmens den größten Einfluß auf das Land ausüben. Kirche und Kloſter athmen einen edlen und geſchmackvollen Geiſt, überall ſpricht ſich ein feiner, gebildeter Sinn aus, der auch das materielle Leben zu verſchönern verſteht. Hat die Kirche etwas Gebietendes in ihren [illegible] Dimenſionen und in ihrer prachtvollen und doch einfachen Ausführung, ſo berührt den Kunſtſinn angenehm, welcher ſich in der Bildergallerie bekundet, und ſelbſt der Speiſeſaal mit ſeiner Ausſicht über die Kloſtergärten und dem Blick hinaus in's Land hat etwas [illegible]. Gleich intereſſant iſt Dux mit ſeinem Waldſteiniſchen Schloſſe und Park. Eine Menge hiſtoriſch-merkwürdiger Dinge birgt daſſelbe, und wenn auch Alles, was auf den berühmten Wallenſtein ſich bezieht, ſich vor Allem in den Vordergrund drängt, gewinnt doch auch Anderes, was dieſes Geſchlecht betrifft, durch eben dieſen Mann, den es zu den Seinigen zählt, an Intereſſe. Namentlich hebe ich das große Bild in der Decke des Ritterſaales hervor, welches den Stammherrn der Wallenſteiner darſtellt, wie er mit ſeinen vierundzwanzig Söhnen und vierundzwanzig Knappen vor König Ottokar erſcheint. Dieſer hatte nämlich, heißt es, einen Feldzugsplan entworfen und zu ernſter Berathung ſeine Ritter zu ſich entboten, aber beſtimmt, daß jeder Ritter nur mit einem Knappen käme, und zürnte demgemäß über Wallenſtein, als dieſer vor ihm mit ſo großer Schaar erſchien, bis dieſer ihm erklärte, das ſeien alles ſeine Söhne, und jeder hätte nur einen Knappen mitgebracht. Was er darauf mit ihnen im Rath und auf dem Schlachtfelde vollbrachte, das brachte ihm nicht geringe Ehre bei König Ottokar, und ſo wurde jene Scene der Ueberraſchung zum Andenken dargeſtellt. —

---

*) Wir haben dieſe Begebenheit ausführlich erzählt in dem Aufſatz „Hans Ulrich Schaffgotſch.“ (S. [illegible])

Mit der Parthie nach Dux verbindet man oft die nach Billin, d. h. zu dem Quell, gegenüber dem oft erwähnten Felſen, wo das bekannte Waſſer gewonnen wird, mit dem täglich tauſende von Flaſchen gefüllt werden, und das als eine Art Sodawaſſer dann nach allen Weltgegenden geſchickt wird. Da der Quell in einer dichten Waldparthie liegt, iſt es beſonders an einem heißen Tage dort ſchön; das Städtchen ſelbſt liegt tief unter der Straße, die nach dem Brunnen führt, wie auch ſchon das häufige Dammgeld, das erhoben wird, kurz ehe man nach Billin kommt, daran erinnert, daß die Anlegung einer Straße hier nicht ohne Schwierigkeit war. Billin iſt der äußerſte Punkt im Südweſten, der von Teplitz aus beſucht zu werden pflegt, im Südoſten bleibt uns dann noch der Mileſchauer, der böhmiſche Brocken, zu erwähnen übrig, eine ſchöne Bergparthie, — wenn nicht Nebel die Ausſicht verhüllt. Nehmen wir zu alle dem hinzu das ſchon in der Geſchichte von Teplitz erwähnte Staditz und die Culmer Gegend, ſo ergiebt ſich, daß der Umkreis von Teplitz reichhaltig iſt, wie der irgend eines derartigen Badeorts. Nach allen dieſen Punkten führen bequeme, fahrbare Straßen; ſchlägt man aber gar Fußwege ein, ſo winkt dem Wanderer noch manche andere lohnende Parthie, ja ſchon einfach durch die Felder zu ſchweifen, die Gebirge immer vor Augen, iſt ein Genuß.

Der Apfelbaum.

Von Karl Ruß.

> Bei einem Wirthe wundermild
> Da war ich jüngſt zu Gaſte.
> Volkslied.

Wenn im röthlich ſchimmernden Fliederhain die Nachtigall ihr erſtes herzinnigſtes Lied beginnt, die Jubeltriller der im wundervoll blauen Aether goldig erglänzenden Lerchen, einem Wonneregen gleich, auf die grünende Erde herabträufeln, wenn jedes lebende Weſen im ſchönſten Feſtesſchmucke prangt: dann überdeckt ſich auch der alte knorrige Apfelbaum mit dem prächtigſten weißen Blüthenſchleier.

Aus ſeinen Zweigen ſchmettert ein Fink ſeinen Frühlingsgruß herab und rings herum antwortet frohlockend und jauchzend alles Leben. Und des Finken Weibchen trägt Moospflöckchen herbei und webt und ordnet zwiſchen Stamm und Aſt ihr einfaches und doch ſo bewunderungswürdig künſtliches Neſt. In einigen Tagen iſt das Häuschen der kleinen Gäſte fertig; treten wir jetzt heran, da blickt uns das brütende Vögelchen ſo vertrauend entgegen. Die roſa angehauchten Blüthen zwiſchen den zart grünen Blättchen, die im lauen Frühlingswinde wehenden Zweige erſcheinen uns ſo feierlich, und wenn dann die eben ſinkende Sonne unſer Bild mit dem lieblichen Purpur des Abendroths übergießt, dann glauben wir wohl — einen Weihnachtsbaum im wahren Sinne des Wortes vor uns zu haben.

Nicht lange, da trägt das Finkenweibchen die Schalen der Eier aus dem Neſt, denn die lieben Kleinen haben kräftig die Hülle geſprengt und regen ſich im warmen, freudigen Leben. Eben ſo ſtreut der Apfelbaum ſeine weißen Blüthenblättchen hinab; im milden Weſt fliegt der loſe „Blüthenſchnee" dahin, weit über die blumige Aue. Gleich den jungen Vögeln im Neſte regt ſich jetzt auch die Frucht des Apfelbaums und dehnt und ſtreckt ſich und wächſt kräftig heran; und Thier und Pflanze wetteifern in der ſorgſamen Pflege ihrer zarten Lieblinge.

Aber ach, da naht unerbittlich das Heer der grauſamſten Feinde und Verderber; auf einem von der Mittagsſonne beſchienenen Aſte iſt ein großes Raupenneſt dem Blick des Gärtners entgangen und die gierige Bande kriecht jetzt heran, droht ſich über alle Zweige zu verbreiten und ſchonungslos alle Hoffnungen des armen Apfelbaums zu verderben. Doch ſiehe da! Buchfink und ſein Weibchen ſtürzen ſich ſogleich auf die garſtigen Gäſte und ihnen folgen Grasmücken, Meiſen und Rothkehlchen und viele andere der kleinen regen Gartenfreunde und in kurzer Zeit ſind die argen Raupen vollſtändig vertilgt und die kleinen Aepfel gerettet.

Dafür erzeigt ſich der Apfelbaum aber auch dankbar, denn als eines Tages Knaben im Garten erſcheinen und die Vögelchen verfolgen, um ſie zu erſchießen, da bietet er ihnen in ſeinen dichten Blättern ein ſicheres Verſteck. Die böſen Buben müſſen abziehen, ohne dem Buchfinken und ſeinen Genoſſen etwas anhaben zu können und ein keckes kleines Meischen ruft ihnen ſein höhnendes Spi, ſpi, hähähä! nach.

So iſt jetzt wieder Ruhe und Friede hier eingekehrt und das kleine liebliche Leben wächſt und gedeiht luſtig — doch noch einmal droht dieſer kleinen Welt Unheil und Verderben. Ein zu früh eingerückter Herbſtſturm rüttelt in wilder Wuth den Apfelbaum, droht das Vogelneſt aus ſeinen Fugen zu reißen und die armen Jungen hinauszuwerfen. Die Buchfinken haben aber ſorgſam und ſicher gebaut, ihre kleine Wohnung trotzt wirklich dem Toben der Naturmacht und die liebende Mutter klammert ſich in verzweifeltem Heldenmuth an die wankenden Wände und rettet glücklich alle ihre Kleinen. Der arme Apfelbaum dagegen! Ganze Zweige ſind ihm herabgeriſſen und Hunderte ſeiner zarten Kinder liegen nun, dem Untergange geweiht, auf der kalten Erde.

Doch das Walten der Natur iſt ja wunderbar weiſe — der Sturm hat nur die ſchwächlichſten und kranken heruntergeriſſen, die andern können nun deſto kräftiger gedeihen und ſo groß und ſchön werden, wie ſie es bei der Ueberfülle nimmer vermocht hätten.

Wir überſchlagen jetzt eine geraume Zeit. Schon beginnt hier und da ein Blatt zu fallen, der Schnitter Senſen erklingen in den letzten Kornfeldern und die Schaaren der befiederten Sommergäſte rüſten ſich zum Aufbruch für die weite, weite Reiſe. Der Buchfink hat ſeine Jungen hinausgeführt zu einer großen Verſammlung der Verwandten, welche auf einem abgeernteten Rübſenfelde noch emſig ſich gütlich thun, um die für den Zug nöthige Kraft zu erlangen. Er ſelbſt, der gute, alte Vogel, darf noch nicht an die Reiſe denken, denn er hat noch ſehr viel zu thun. Dort ſitzt er, oben auf der Spitze des Apfelbaums und ſpäht aufmerkſam nach jedem geringſten ſchädlichen Gewürm, das der Pracht und Herrlichkeit ſeines Gaſtfreundes Abbruch thun könnte.

Zum zweiten Male bietet uns unſer Baum jetzt ein unbeſchreiblich reizendes Bild. Wenn ſeine goldgelben, lieblich rothbäckigen Früchte zwiſchen dem bunten, roth, grün und gelb wechſelnden Laube uns ſo einladend winken, wenn dann, am ſchönen Herbſtabend der Vollmond mit ſeinen milden Strahlen ein Silbermeer über ihn ausgießt, dann haben wir doch in voller Wahrheit — einen Weihnachtsbaum vor uns.

Am nächſten Morgen beginnt nun die Apfelernte. Das iſt ein Feſt, ein rechtes echtes Volksfeſt. Ha, wie ſich die Knaben, Katzen gleich, in den Aeſten umhertummeln und wie ſie den reichen Segen herabſchütteln, den jetzt Frauen und Kinder emſig in Körbe und Säcke ſammeln! Die feineren Sorten werden vorſichtig gepflückt, damit ſie beim Herabfallen ſich nicht beſchädigen und unanſehnlich werden, denn ſie ſind ja zum Verkauf beſtimmt und ſollen weithin verſchickt werden; oder man will ſie lange aufbewahren, bis Weihnacht oder gar bis Oſtern und darüber hinaus.

Einige Wochen ſpäter folgt ein neues Apfelfeſt. Dann werden die Aepfel gerieben und zur Weingährung vorbereitet. Wie bei der Ernte, ſo iſt auch hierbei Alt und Jung in reger Thätigkeit und fröhlichen Herzens, denn ſie freuen ſich des erlabenden Tranks, oder — des klingenden Gewinnes. Es fehlt uns hier der Raum, die Apfelmoſt durch alle Uebergangsſtufen zu begleiten, von dem lieblich ſäuerlich duftenden Brei bis zu dem perlenden, golden funkelnden Getränk in den Gläſern einer luſtigen Geſellſchaft — oder zu der „Arznei gegen Alles" in den Hallen des Wunderdoctors. Es ſei nur kurz bemerkt, daß der meiſte Apfelwein in der Umgebung von Frankfurt a. M. gekeltert und von dort, als beliebtes, geſundes Getränk in alle Weltgegenden verſendet, ja ſogar vielfach als „Champagner" verarbeitet wird.

Wen das Schickſal aus Norddeutſchland zur Herbſtzeit in jene Gegend führt, der verſäume es ja nicht, das muntere Leben der Apfelernte und ſpäter der Weinbereitung zu ſchauen. Das heitere, lebensluſtige Völkchen unſerer Landsleute dort zeigt ſich dann ſo recht in ſeiner harmlos glücklichen, lebhaften Natürlichkeit, welche den Nordländer unwiderſtehlich anzieht.

Wir kommen jetzt zur letzten Seite unſeres Bildchens. Der gute Freund des Menſchen, der Apfelbaum, muß zu dem erſten Feſte der Chriſtenheit, zu der Weihnachtsbeſcheerung ebenfalls ſeine Gaben herleihen. Die dunkele Tanne oder Kiefer erglänzt in den Strahlen der Kerzen, bunte Papierketten und ſüße Marzipanfiguren hängen in lieblicher Mannigfaltigkeit an den Aeſten, doch an dem Weihnachtsbaum im Pallaſt des Fürſten, wie an dem in der Hütte des ärmlichen Arbeiters dürfen keine Nüſſe und Aepfel, glänzende, vergoldete Aepfel fehlen.

Wir dürfen bei dieſen goldig ſchimmernden Aepfeln aber weder an den Erisapfel des Paris noch an die goldenen Aepfel der Hesperiden denken, ſondern nur daran, daß bei dieſem ſchönſten, echt deutſchen Kinderfeſt die deutſche Frucht ſo recht ihre eigentliche Bedeutung findet.

Der derbe Junge auf dem Steckenpferd, der eben tapfer auf einen Goldapfel losbeißt, während das kleine Schweſterchen, vor Freude jauchzend nach einem andern, in den Lichtſtrahlen flimmernden haſcht; daneben die älteren Geſchwiſter und die Eltern, alle beſchäftigt, Nüſſe zu knacken und Aepfel zu ſchälen und ſie nebſt Pfefferkuchen zu verzehren; dann weiter dieſelbe Familie, um den warmen Ofen verſammelt, aus deſſen „Röhre" eben die gebratenen Aepfel hervorgelangt werden, um, wie ſchon lange mit lieblichem Dufte das ganze Zimmer, ſo auch jetzt mit Wohlgeſchmack die großen und kleinen Mäuler zu füllen — das ſind Bilder, welche wir bei keinem anderen Volke ſo wunderlieblich finden, die nur ein Wort richtig bezeichnen kann, ein Wort, das keine andere Sprache hat und in ſeinem vollen Sinne zu erſetzen vermag, wie wir ſeine wahre Bedeutung auch auf dem ganzen Erdball nicht ferner finden: das Wort *deutſche Gemüthlichkeit!*

* * *

Deutſchlands Wild und Jagd.

Von Karl Ruß.

> Zum Wald, zum Wald, zum grünen Wald,
> Wo Eich' und Buche rauſchen,
> Und wo das Echo lieblich ſchallt,
> Wo Reh' und Hirſche lauſchen.
>
> Heinrich Zeiſe.

Es kann nicht meine Abſicht ſein, den Leſern die ganze Geſchichte der alten deutſchen Jagd in allen ihren großartigen, derb komiſchen, aber auch oft recht traurigen Zügen hier vorzuführen. Eben ſo wenig will ich die Jagdthiere und die verſchiedenen Fang- und Erlegungsarten derſelben belehrend beſchreiben. Nein, ich kann nur die Jagd unſerer Zeit und das Wild, welches wir jetzt noch in deutſchen Wäldern antreffen, in einem Bildchen ſchildern und führe in dieſer Abſicht die Leſer hinaus, über die Fluren des noch im Schmucke des letzten Erntesegens prangenden Felder, in den dunkel-wundervollen Wald.

Wenn der alte Grünrock nach monatelanger, faſt unerträglicher Ruhe das Gewehr endlich wieder von der Wand heruntergreift, ſo geſchieht dies wahrlich mit einer faſt fieberhaften Haſt.

Ein warmer Sommermorgen lagert über dem Waldthale und noch vor dem erſten, die feuchte, dampfende Erde treffenden Sonnenſtrahle zieht der Alte hinaus, wendet ſich am Waldrande entlang, wo er nach dem wohlbekannten „Wechſel“*) auf den Anſtand auf Hirſche geht. Faſt lautlos ſchleicht er dahin, die Büchſe ſchußfertig im Arme und mit ſcharfem Auge rings umher lugend und ſpähend. Dicht vor dem auserſehenen Verſtecke hält er einige Augenblicke inne, vergewiſſert ſich ſorgſam, daß die Hirſche noch nicht ſo nahe heran ſind, um ihn ſchon zu bemerken, prüft noch einmal ſorgfältig den Luftzug und windet ſich dann von hinten unter die mächtige Eiche, vor welcher ein etwa mannshoher, ſehr dichter Kiefernbuſch ihn den Blicken des Wildes verbirgt. Hier hat er vor einigen Wochen die hinteren Zweige herausgeſchnitten, einen ſtarken Aſt ſich zum Sitz bereitet und voran eine „Lücke“ gemacht, aus welcher er bequem die Gegend überſehen und ſchießen kann.

Der Tag wird ſehr heiß werden, denn der allmählig im prachtvollſten Morgenrothe ſich färbende Himmel iſt überall klar und wolkenlos und ſchimmert in dem eigenthümlichen Fahlgelb des Hochſommers. Jetzt bricht der erſte Sonnenſtrahl hinter den Waldhöhen hervor und, von tauſend Lockſtimmen der befiederten Sängerwelt begrüßt, ſpiegelt er ſich in Millionen blitzender Brillanten, den an Halm und Gras zitternden Thautröpfchen. Bald verſtummen die Töne und Laute wieder, denn der Sommer hat ja keine Jubellieder mehr. Doch huſch, huſch, regts und bewegts ſich allenthalben. Hier trippelt ein Völkchen allerliebſter, halberwachſener Rebhühner am Wieſenrande daher, indem das Huhn die Küchel ſorgſam leitet und der alte Hahn in ängſtlicher Wachſamkeit die Familie fortwährend umkreiſt. Dort, am Bergabhange „huckelt“**) ein Häschen vorüber, indem es alle drei Schritte einmal vorſichtig lauſcht und ein „Männchen“ macht.***) Dann ſchleicht ein Fuchs heran, welcher jeden Grasbüſchel, jede Furche benutzend, gleich einer Schlange ſich nach den Rebhühnern zu windet.

---

*) Der Strich, den faſt jedes Wild beim Ein- und Ausgange in den Wald regelmäßig einhält.

**) Jägerausdruck für trabt oder wackelt.

***) Sich auf die Hinterfüße emporrichtet, um rings umherzuſchauen.

Dies Alles ſcheint der alte Jäger aber gar nicht zu bemerken; zwar möchte er wohl gern dem Meiſter Reinecke eine Portion blaue Erbſen auf den Pelz brennen, denn wenn auch der Fuchsbalg jetzt noch völlig werthlos iſt, ſo läßt jeder gute Jäger den derben Räuber doch nicht leicht entgehen, wo und zu welcher Zeit er ihm nur immer begegnen mag, doch jetzt würde er ſich ja durch den Schuß die ganze beabſichtigte Jagd verderben. Darum ſteht er regungslos, einer Bildſäule gleich, da und blickt und horcht unverwandt nach der Richtung des Feldes. Und mit einem Male beginnen ſeine Augen zu glühen, ſein ganzer Körper erbebt und die ſtraff angeſpannten Muskeln zucken gleich elektriſchen Drähten. Das Herz des alten Graukopfes pocht ſo gewaltig gegen ſeine Hülle, daß man es faſt hören könnte und ein ihn beobachtender Arzt jedenfalls einen tödtlichen Krankheitsanfall annehmen würde. Faſt plötzlich aber iſt dies „Jagdfieber" überwunden und der Jäger ſteht wieder ſo feſt und kaltblütig da, als ſeien die eben gemächlich bergab trabenden Hirſche nur fünf Hammel aus der [illegible]twärts ſich nähernden Heerde.

Auch wir betrachten jetzt mit Herzpochen die Hirſche, denn es ſind gar prächtige, majeſtätiſche Thiere, deren vorderſter, ein ungewöhnlich ſtarker „Sechszehnender"*) noch gar keine Ahnung von dem ihm drohenden Geſchicke hat. Hinter dem männlichen Hirſche folgt ein „Thier", oder eine Hirſchkuh mit ihrem Kälbchen und dann zwei andere, ein „Spießer"**) und ein „Schmalthier".***) Eben ſind ſie bis auf etwa 150 Schritt herangekommen und machen nun auf einer kleinen Anhöhe Halt, um noch einmal zu „ſichern", d. h. zu ſpähen, ob auch nicht irgendwo Gefahr vorhanden iſt. Während der alte Führer ſich nun nach dem kläffenden Schäferhunde umſieht und gleichſam lächelnd den Kopf ſchüttelt, erhebt der Jäger langſam ſein Feuerrohr und von einer Büchſenkugel durchbohrt ſtürzt der Hirſch lautlos zu Boden. Der in den Bergen wiederhallende Knall bringt eine Scene der größten Verwirrung hervor. Die Hirſche brauſen ſeitwärts nach dem Dickicht zu davon, die Rebhühner fliegen mit polterndem Geräuſche empor, der Fuchs ſcheint urplötzlich im Boden zu verſchwinden und der Haſe prallt in entſetzlichſter Angſt dem hervorgeſprungenen Jäger gerade vor die Füße, macht hier ein verzweifelt komiſches Männchen und rennt, erſt dann zur Beſinnung gekommen, ſpornſtreichs davon. Dazu krächzen Raubvögel, belfert aus ſicherer Entfernung der Fuchs und quaken drüben im Bruche die Enten, gleichſam als ärgerten ſie Alle ſich über die Störung der hehren Stille in der Natur und wollten den ruchloſen Unhold-Menſch ernſtlich ausſchelten.

Der Jäger hat indeſſen ſeine Beute „aufgebrochen" und ausgeweidet", d. h. aufgeſchnitten und das Eingeweide entfernt, dann „häßt" er den Hirſch, d. h. ſchneidet die Haut zwiſchen dem Knochen und der großen Sehne des Fußes auf, ſteckt durch dieſe Oeffnung das andere Bein und ſchleppt das Thier nun mit vieler Mühe nach dem Walde zu, wo er es an einem ſtarken Aſte aufhängt, um es mit einem Fuhrwerk abzuholen.

Einige Tage ſpäter begleiten wir unſeren alten Freund wieder. Heute geht's nicht ſo frühe hinaus, auch hat er noch zwei Gefährten mitgenommen, um die Entenjagd mit Erfolg zu beginnen. Jeder der Schützen führt einen langhaarigen Hühnerhund an der Leine und die Leidenſchaftlichkeit, welche wir vorhin bei dem alten Mann beobachtet haben, finden wir jetzt in weit höherem Grade bei ſeinen jungen Begleitern, bei den Hunden, aber als kaum zu bändigende Gier.

Endlich iſt das Bruch erreicht. Vor einigen Tagen haben die Jäger quer durch daſſelbe ſchmale Bahnen in's Gras und Schilf hauen laſſen, jetzt ſtellt ſich jeder der Schützen an einer ſolchen Linie an, jedoch ſo, daß ſie nicht etwa ſich ſelbſt gegenſeitig treffen, was gerade bei der Entenjagd durch unvorſichtige Schützen ſehr leicht vorkommen kann, indem die Schrote oft vom Waſſer abprallen und dann wohl eine ganz andere Richtung nehmen. Und nun werden die Hunde losgelaſſen. Da geht dann ein gewaltiger Lärm und Rumor in der ſonſt ſo friedlichen Heimath der Enten, Waſſerhühner, Rohrdommeln, Schnepfen, Kibitze u. ſ. w. an. Quak, quak, quak, erheben ſich die geängſtigten „Schofe“*) der halbflüggen Gras-, Brand- oder Krick-Enten, hau, hau, hau, jagen die Hunde hinterdrein und puff, puff knallt's dazwiſchen, daß klatſch, pratſch die Alten und Jungen herunterpurzeln. „Allons“, „apport!“ hören wir die eifrigen Rufe der erhitzten Schützen, welche leider in der Jägerſprache noch immer nicht durch deutſche Ausdrücke erſetzt ſind, obwohl „vorwärts!“ und „bring' her!“ wahrſcheinlich doch eben ſo gute Erfolge haben würden. Während die beiden anderen Jäger nun mit der Verfolgung der Enten auf einer Seite des Bruches beſchäftigt ſind, und der eine von ihnen im Eifer in eine überwachſene Torfgrube geräth und dort faſt den Tod findet, eilt unſer Freund nach der anderen Ecke, wo eine alte Ente, ſcheinbar krank, ängſtlich quakend, dicht vor dem Hunde herflattert. Der erfahrene Jäger weiß, daß das Thier ganz kleine Jungen hat, und daß es in dieſer Weiſe den Hund von ihnen fortzulocken ſucht. Er ruft ſeinen hinter der vermeintlich leicht zu erhaſchenden Beute wie toll herjagenden Hund ab und wendet ſich mit ihm nun wieder den anderen Jägern zu. Endlich ermüden die Kräfte der Hunde und auch der Schützen. Die ganze Geſellſchaft zieht zum nahen Hügel, wo ſie unter einigen alten Buchen ſich's bequem machen. Hier werden die Stiefeln ausgezogen und das Waſſer herausgegoſſen, ebenſo die Hoſen und anderen Kleidungsſtücke auf die Büſche zum Trocknen in die Sonne gehängt. Dann aber wird das Frühſtück aus den Taſchen hervorgeholt, tüchtige Stücken Brod mit Wurſt oder Fleiſch und dazu ein feuriger Trunk. Natürlich bekommen die Hunde ebenfalls ihren redlichen Antheil. Wenn während deſſen die Beute gezählt wird und auf die drei Jäger etwa dreißig Enten nebſt mehreren Waſſerhühnern kommen, ſo dreht ſich der Alte wohl ſtillvergnügt auf die andere Seite — um ein Stündchen zu verträumen. Der zweite Schütze folgt ihm bald darin, doch dem dritten läßt die Jagdluſt keine Ruhe. Er lockt ſeinen „Pikas“ und nun geht's wohl im wunderlichſten Koſtüm zur nahen Wieſe auf die Schnepfenſuche. Alle Augenblicke „ſteht“**) der Hund vor einer Bekaſſine, Stumpfſchnepfe, einem Kibitz oder Wachtelkönig, doch gerade zu dieſer Jagd gehört die allergrößte Geſchicklichkeit, weil eben alle dieſe Vögel ihres ſchnellen oder unbeſtimmten Fluges wegen ſchwer zu ſchießen ſind. Deshalb trifft dieſer Schütze auch faſt gar nichts; endlich ſchnappt Pikas einen jungen Kibitz und zwei Schnepfen und mit dieſen Siegestrophäen zieht der Genügſame zurück.

---

*) Deſſen Geweih 16 Zacken hat.

**) Einjähriges Männchen.

***) Ein weiblicher Hirſch, welcher noch kein Junges hat.

Faſt noch lockender wie das eben beſchriebene Vergnügen iſt die nach einigen Tagen folgende Rebhühnerjagd. Eine größere Jägergeſellſchaft wandert gemächlich und in lauter Unterhaltung über's Feld. Sie nähern ſich einem großen Kartoffelſtück und rücken in gerader Linie, die Hunde etwa 15 bis 20 Schritte voran, darauf zu. Jetzt werden die Hunde lebhafter, die Schützen aufmerkſamer; „vorſichtig!“ „ſachte!“ ertönen die Rufe und immer leiſer, immer langſamer ſuchen die Hunde heran, bis ſie plötzlich wie feſtgebannt ſtehen bleiben, einen Hinterfuß ein wenig emporheben und ſtarr und aufmerkſam nach dem Punkte hinſehen, wo der Geruch***) ihnen die Hühner anzeigt. Dieſe armen Verfolgten ſind inzwiſchen hin und her getrippelt, jetzt drücken ſie ſich alle zuſammen feſt auf den Boden; dann erſchallt das „Allons!“ der Jäger, die Hunde „ſpringen ein“, die Hühner fliegen mit polterndem Geräuſch empor und von allen Seiten donnert das Piff, Paff der Schützen.

---

*) Bruten oder Familien.

**) Die eigenthümliche Stellung, in der ein guter Hühnerhund vor einem nahe gewitterten Wilde regungslos harrt, nennt man ſtehen.

***) Die „Witterung“ in der Jägerſprache.

Was von dem Völkchen*) mit dem Leben und heilen Gliedern davonkommt, fliegt weithin übers Feld, wird jedoch von den Blicken der Jäger aufmerkſam verfolgt. Die Hunde „apportiren" indeſſen die geſchoſſenen und ſuchen auch die verwundeten, welche ſogleich ſeitwärts fliegen, möglichſt auf. Dann geht es ebenſo wieder zu den anderen, und gelingt es nun, dieſelben auseinander zu ſprengen, ſo ſitzt oder „liegt" jedes einzelne der geängſteten Hühnchen ſo feſt, daß die Jäger ſie mit Bequemlichkeit aufſuchen, faſt treten und herunterſchießen können. Bleiben jedoch die Alten am Leben, beſonders der Hahn, ſo ſammelt er diejenigen, welche die Jagd des erſten Tages überlebten, zieht mit ihnen weit fort und „hält" ſpäter gar nicht mehr „aus", d. h. fliegt mit den Seinigen beim Nahen der Jäger ſchon aus weiter Ferne davon. Deshalb iſt es gewöhnlich die größte Sorge der Schützen, den alten Hahn möglichſt zuerſt zu erlegen.

Wie bei der Enten-, ſo wird auch bei der Hühnerjagd tapfer gefrühſtückt, doch mit dem Unterſchiede, daß man nicht im Freien ſich lagert, ſondern ins nächſte Bauernhaus zieht und dort gekochte Eier, ſaure Milch, friſchen Käſe u. dgl. ſich auftiſchen läßt. Aus eigener Erfahrung möchte ich dabei noch bemerken, daß dergleichen ländliche Gerichte mir nie im Leben wieder ſo gut gemundet haben, als wenn nach tüchtiger Ermüdung in Jägergeſellſchaft ſolch' Mahl mit derben Späßen und gemüthlicher Unterhaltung gewürzt wurde.

Die bis hierher erzählten Jagden ſind aber eigentlich nur die Vorſpiele, denn die eigentliche Jagdzeit beginnt bei uns — in dem größten Theile von Deutſchland — mit dem 24. Auguſt: „Bartholomä", dem berühmten Tage der Jagderöffnung. Daß dies ein außerordentlicher, im Kalender eines jeden Waidmannes glänzend roth angeſtrichener, heiß herbeigeſehnter Jubel- und Freudentag ſei, darf ich wohl nicht erſt erwähnen. An ihm wird die erſte Treibjagd arrangirt, an welcher Alles Theil nimmt, was nur eine Flinte zu tragen vermag. Ja, ſelbſt altersſchwache, ausgediente Jäger ergreifen an dieſem Tage noch einmal die geliebte, mit wehmüthigen Gefühlen „für immer" an die Wand gehängte, vielleicht ſchon fünfzigjährige Gefährtin, um mindeſtens doch noch einmal ſich jung, ſich „Herrſcher über Wald und Feld" zu fühlen. Und welcher Sonntagsjäger könnte wohl an dem Sonn- und Freudentage aller Grünröcke, in dieſen der keuſchen Diana geweihten Stunden zu Hauſe bleiben? Nein, da geht's hinaus, hinaus mit Sing und Sang und frohem Hörnerklang, denn:

Was gleicht wohl auf Erden
Dem Jägervergnügen? —

Und nun ſchallt's den ganzen lieben langen Tag, von Morgens früh bis Abends ſpät piff, paff, hurrah! und wirklich iſt es ein Wunder, daß ſolche Bartholomäusjagd neben der natürlicher Weiſe nur geringen Anzahl von Haſen nicht öfter Unglücksfälle bringt.

Jedenfalls iſt die Jagderöffnung ein echtes deutſches Feſt, welches wohl überall im lieben deutſchen Vaterlande mit gleicher Liebe und gleichem Eifer gefeiert wird, und deſſen Erwähnung hier daher um ſo mehr an ihrem Orte ſein dürfte.

Die Bartholomäusjagd, ſowie die übrigen Geſellſchaftsjagden auf dem Felde ſind Keſſeltreiben. Alle Schützen bilden einen ſehr großen Kreis, „Keſſel", in welchem ſie alle nach dem Mittelpunkte zugehen, ſomit immer näher zuſammenrücken. Regel iſt es dabei, daß das aufgeſcheuchte Wild ſtets erſt außerhalb des Keſſels geſchoſſen werden darf, weil ſonſt ja leicht ein Jäger den andern treffen könnte.

Nach der Jagderöffnung kommt dann die Suche auf Haſen, bei welcher ein einzelner Waidmann mit einem Hühnerhunde die Kartoffelſtücke und Getreidefelder abſucht und den herausſpringenden Haſen ſchießt. Wie bei der Hühnerjagd, muß ein guter Hund vor dem Haſen „ſtehen", bis der Jäger herankommt. Wenn der Haſe in ſeinem „Lager" ſo lange ruhig ſitzen bleibt, ſo ſagt man, „er hält aus." Merkwürdig iſt es hierbei, daß ein noch nicht vollſtändig ausgewachſener „Junghaſe", wenn er aufgeſtöbert, vorbeigeſchoſſen iſt und von Hunden verfolgt wird, regelmäßig hinterm nächſten Hügel umwendet und denſelben Strich zurückkommt. Ein kaltblütiger Schütze erlegt ihn daher jedesmal ganz ſicher, auch wenn er ihn mit dem erſten Laufe verfehlt hat; jungen, zu eifrigen Jägern pflegt es dann aber zu paſſiren, daß ſie in der Eile beide Schüſſe abfeuern und nun beſchämt daſtehen, wenn der kleine „Lampe" ihnen dicht vorüberhüpft. Uebrigens hat dieſe Gewohnheit der große erwachſene Haſe ebenfalls, wenn er von Hunden verfolgt wird, doch macht er natürlich einen bedeutend größeren Bogen, ſo daß er vielleicht erſt nach einer ganzen Stunde zu dem „Wechſel" zurückkommt.

---

*) Eine Brut Rebhühner mit den beiden Alten nennt man eine „Kette" oder ein „Volk."

Wir ziehen nun wieder mit unſerem alten Freunde hinaus und zwar zur Jagd mit lautjagenden Hunden, welche in einigen Gegenden noch gebräuchlich, in anderen ſchon ganz verpönt iſt, weil ſie den Wildſtand gar zu ſchnell vermindert. Ein friſcher Herbſtmorgen, zu Ende September bis Ende Oktober, an welchem an Blatt und Halm Rubine blitzen und die langen weißen Spinnfäden von Baum und Strauch uns gleichſam Abſchied winkend entgegenwehen, zieht den Jäger unwiderſtehlich an. Der Alte hat zwei ſchöne, zierlich und kräftig zugleich gebaute „Bracken", „polniſche" oder „engliſche" Jagdhunde an der Leine, die ungeduldigſten und unbändigſten Geſchöpfe, welche man ſich denken kann. Mit äußerſter Anſtrengung vermag er ſie ſo feſt zu halten, daß ſie ihn nicht niederreißen, ſondern ruckweiſe vorwärts zerren, während ſie heulend und jauchzend, bald rechts, bald links, vorwärts und rückwärts ſtreben, jenachdem ihre außerordentlich feinen Naſen etwas Bemerkenswerthes wittern. Sobald wir den Wald erreicht haben, werden die Hunde losgekoppelt und ſtürzen nun mit Jauchzen ins Dickicht. Bald wirds aber ſtill, denn ſie ſuchen emſig ein Wild, Haſe, Fuchs oder Reh. Einige von ihnen haben den Inſtinkt, daß ſie nur eine dieſer drei Thierarten lieben, andere, alle drei, jedoch ſind nur diejenigen brauchbar, welche einen und denſelben Haſen ꝛc., den ſie zuerſt aufgeſtöbert haben, ſtundenlang verfolgen, indem ſie immer ſeine Fährte wittern und auf derſelben laut bellend oder vielmehr jauchzend „jagen".

Der alte Jäger hat ſich indeſſen ſeine kurze Pfeife, den „Jägerſtummel" zurecht gemacht und ſetzt ſich nun gemüthlich in der Nähe eines Kreuzweges auf einen Baumſtumpf „Stubben." Sind der Schützen mehrere, was eigentlich bei dieſer Jagd erforderlich iſt, ſo vertheilen ſie ſich ſo durchs ganze Revier, daß ſie möglichſt die Päſſe oder „Wechſel" beſetzen. Nicht lange, da hören wir nun das erſte „Hau!" des einen Hundes, worauf der zweite ſofort dorthin eilt und nun bald das harmoniſche, für den Waidmann gleich himmliſcher Sphärenmuſik tönende „Hau hi, hau hi!" durch die Morgenluft übers Waldthal daherklingt. Der Alte rückt ſich indeſſen auf ſeinem Platze zurecht, doch ganz gemächlich, denn wenn es auch „eine Haſenjagd" iſt, ſo hat er doch hierbei keine große Eile nöthig. Doch mit einmal erſchallen die Stimmen der Hunde ſehr ſtark und lebhaft hintereinander; ſie „beſchreien" das Wild, das heißt, ſie haben das Wild aufſpringen geſehen und ihre Gier iſt dadurch zu raſender Wuth geworden.

Jetzt hält der Jäger die Flinte ſchußfertig und blickt unverwandt die beiden Wege hinunter. Wenige Minuten ſpäter ſehen wir oberhalb einer Schlucht drei Rehe hintereinander faſt mit einem Satze über den Weg ins Dickicht drüben ſpringen. Dann huſcht ein Fuchs ein Endchen am Rande des Weges entlang und hop, hop, iſt er ebenfalls hinüber. Dieſe Alle ſind indeſſen nur „Schallwild"; die Jagd dagegen entfernt ſich und nähert ſich dann wieder, und wenn ſich dies mehrere Male wiederholt, ſo „dreht" ſie ſich nach der Jägerſprache. Mit einem Mal regt's ſich ein Wenig hinter einem Buſch, etwa dreißig Schritte weit von dem Sitze unſeres Grünrocks. Dieſer ſitzt ſtarr und bewegungslos, als wenn er aus Stein gebauen wäre, nicht das Auge im Kopfe rückt und rührt ſich. Und huſch, kommt ein alter großer Fuchs zum Vorſchein, der nur einen Augenblick nach den ſich nähernden Hunden horcht und dann eben zum gewaltigen Satz ausholt, als ihn auch ſchon der Schuß des Alten niederſchmettert. Dieſer bleibt indeſſen ruhig ſitzen, denn trotz des dahinrollenden Donners kommt die Jagd näher, da der verfolgte Haſe in ſeiner Angſt nicht weiß, von wo der Schuß gekommen. Und richtig, kaum einige Minuten ſpäter ſpringt der arme Ausreißer dort, wo die Rehe herüberkamen, ebenfalls auf den Weg, hüpft aber nicht wie dieſe hinüber, ſondern rennt, nachdem er ein Männchen gemacht und einige Augenblicke nach den Hunden gehorcht hat, ſchnurgerade den Weg entlang gerade auf das tödtende Mordinſtrument zu, deſſen Ladung ihn dann auch in einigen Minuten ebenfalls nicht weit von dem Fuchſe ereilt.

Die Rehe und der Fuchs haben die Gewohnheit, daß ſie auf der Flucht vor den Hunden immer im Dickicht ſich halten und die Wege und offenen Stellen ſo flüchtig wie möglich überſpringen, der Haſe dagegen eilt ſpornſtreichs ſtets einen Weg oder Fußſteig entlang, wohl weil er vom Gebüſch zu ſehr aufgehalten wird. Auch macht die Flucht ihn oft blind, ſo daß er dem Jäger gerade vor die Füße läuft, wenn dieſer regungslos ſtille ſteht, dagegen hört der eiligſt Flüchtende aber außerordentlich ſcharf, ſo daß das geringſte Geräuſch ihn warnt.

Jetzt kommen die Hunde heran und werden durch das „Geſcheide", die Eingeweide des Haſen, für ihren Eifer belohnt, auch dürfen ſie an dem todten Fuchs noch ihr Müthchen kühlen und ihn tüchtig zauſen, was dem Pelze nichts ſchadet. Derſelbe iſt ſonſt ſchon werthvoll, da er den erſten Reif ſchon erhalten und wird von dem Alten ſofort heruntergezogen. Den Fuchskörper rühren die ſonſt ſo gierigen, heißhungrigen Hunde dennoch nicht an, ſondern ſtürzen ſich unterdeſſen wieder ſuchend ins Gebüſch.

Die Jäger ſammeln ſich jetzt durch Hop! hop! die mächtig durchs Waldthal dahin ſchallenden Rufe, oder durch Hörnerſignale und erquicken ſich wieder durch derben Imbiß und Trunk, von dem die Hunde aber nur ein Stückchen trockenes Brod erhalten dürfen. Es iſt ein ſchöner klarer Tag, kein dichter Nebel deckt die Fährte des Wildes, und dabei iſt die Erde feucht und recht geeignet, die Witterung der Fußſpuren von Haſen, Fuchs und Reh dauernd aufzunehmen, deshalb wird beſchloſſen, die Jagd noch fortzuſetzen. Mit den gekoppelten Hunden geht's nun nach einem anderen Theile des Reviers.

Hier ſtellt ſich unſer alter Freund an der Felskante auf. Bald beginnt die Jagd wieder und ein ſtarker Haſe ſpringt ſeitwärts daher; eben will er ausbiegen, da ſendet der ſichere Schütze die Todesboten nach ihm hin. Die Entfernung iſt aber etwas zu groß geweſen und der Haſe nicht getödtet, ſondern nur „krank geſchoſſen." Jetzt erhebt der Jäger ein gewaltiges Geſchrei, er „ſchreckt" die Hunde hierher, um ſie auf die Spur des Kranken zu ſetzen. Endlich kommen ſie herbeigeſtürzt und nachdem ſie in blinder Haſt und Gier einige Male wie toll hin und her geflogen ſind, greifen ſie denn auch die Fährte auf und jagen hinterher. Auf der Stelle des Schuſſes finden ſich „Schweiß" — Blut — und „Wolle" — die Haare des Haſen — folglich muß er „ſehr krank" — gut getroffen — ſein und den Hunden bald zur Beute werden.

Wir können von hier aus das ganze Feld überſehen. Die Hunde jagen ſuchend umher, das kranke Häschen fühlt wohl, daß es durch die Flucht allein nicht mehr fort kann, deshalb greift es zur Liſt — was übrigens ein ganz geſunder, verfolgter Haſe ebenfalls thut. — Er läuft eine Strecke geradeaus, ſpringt dann mit einem gewaltigen Satze ſeitwärts, rennt dann wieder vorwärts, ſpringt wieder und wiederholt dies drei- bis viermal indem er ſich jedesmal, wenn die Hunde nahen, feſt auf die Erde drückt und dann hinter ihnen, oder ſeitwärts davon läuft. Dies nennt man „Hakenſchlagen" und die vorzüglichſte Eigenſchaft guter Jagdhunde beſteht darin, dieſe „auszumachen", d. h. durch Suchen im Umkreiſe den Haſen immer wieder aufzufinden.

So ergeht es jetzt dem kranken Haſen; die beiden Bracken haben ihn bald wieder aufgeſtöbert, beſchreien ihn, daß das Echo nur in den Bergen ſo wiederhallt, und noch drei Sätze, da hat ihn der Vorderſte — — doch in ſeiner Todesangſt ſtürzt ſich der Arme in eine Schafheerde und iſt gerettet. Einerſeits der Geruch der Fußſpuren von den Schafen und andererſeits das Zuſammendrängen dieſer macht es den Hunden unmöglich, den Haſen weiter zu verfolgen. Uebrigens darf der Schäfer froh ſein, daß die wilden Beſtien in der Wuth nicht über ein Paar Hammel herfallen und ſie erwürgen. Dies befürchtet der alte Jäger auch, denn er eilt ſchnell hinzu und nimmt die Hunde auf die Koppel. Das Entkommen eines angeſchoſſenen Wildes iſt für den braven Jäger das Unangenehmſte, was ihm paſſiren kann, dreimal lieber will er das letzte Stück ganz vorbeiſchießen.

Nun kamen auch die anderen Schützen herbei und der Alte mahnte verdrießlich zum Aufbruche nach Hauſe. Doch die Jagdluſt der Jäger hat noch keine Befriedigung erlangt. So geht's denn noch einmal weiter und bald ſind auch die Hunde wieder in voller Jagd. Sei es nun die Verdrießlichkeit oder das „Pech" des Alten, das ihn jetzt ſchießen läßt, genug, als der gejagte Fuchs dicht bei ihm „vorüberrutſcht", trifft er ihn zwar wieder, jedoch nicht tödtlich genug, um zu verhindern, daß derſelbe noch in den nahen Bau*) ſchlüpft.

Auf das Hoyhoy! Halloh! des Alten kommt nun die ganze Jagdgeſellſchaft zuſammen und es wird aus trockenen Zweigen und Gras in der Oeffnung des Fuchsbaues ein Feuer gemacht. In daſſelbe werden zuletzt eine Menge Blätter und naſſe Zweige geworfen, dann das Ganze mit Erde bedeckt und ſämmtliche „Röhren" — Ausgangsöffnungen — ſorfältig verſchloſſen, um den Fuchs auszuräuchern. Dann geht's nach Hauſe.

Am nächſten Morgen ziehen unſere Jäger wieder aus — zum Fuchsausgraben. Sie haben für dieſen Zweck einen kleinen ſehr krummbeinigen, ſtarkgebauten Dachshund, das muthvollſte Thier faſt der ganzen Erde, außerdem eine lange und dünne Stange, einen Spaten, eine Hacke und Holzaxt bei ſich. Sie hoffen zwar, daß der Fuchs vom Rauche erſtickt ſein wird, in welchem Falle er regelmäßig, mit dem Kopfe nach hinten, dicht vor dem ausgebrannten Feuer zu liegen pflegt, doch wollen ſie auch in anderen Fällen ſicher gehen. Und richtig, ihre Vorſicht iſt nicht überflüſſig, denn ſei es, daß der Rauch einen Ausweg gefunden, oder nicht bis in die tieferen Theile des Baues gedrungen iſt, genug, Herr Reinecke liegt nicht da. Nun wird zuerſt Meiſter „Bergmann" hineingelaſſen, und nicht lange, da kündet dieſer mit lautem Gebell, „Stürmen", die Gegenwart des Fuchſes an. Der alte Jäger legt jetzt ein Ohr auf die Erde und beſtimmt ganz genau die Stelle, auf welcher „eingeſchlagen", d. h. hineingegraben werden ſoll, um zu den ſich Beißenden zu gelangen. Nachdem man mühſam etwa drei bis vier, vielleicht acht Fuß tief gegraben und viele Wurzeln durchhauen hat, trifft man endlich auf die Röhre. Hier wird nun möglichſt vorſichtig die Stange hineingeſteckt und mit derſelben umhergefühlt, dann an der herausgezogenen eingekerbten Spitze unterſucht, ob man etwa auf den Fuchs geſtoßen, wenn nämlich von ſeinen Haaren welche in dem Holze ſitzen. Iſt dies der Fall, ſo ſucht man den Hund herauszubekommen und dann den Fuchs mit einem Inſtrument, „Zange" genannt, zu packen und hervorzuholen. Ein gleiches Verfahren iſt das Dachsausgraben; Beides aber, wie die Leſer wohl einſehen werden, ſehr mühſam und nur dann lohnend, wenn man einen vorzüglichen Hund hat, auf den man ſich ganz verlaſſen kann. (Vergl. Unſer Vaterland. Bd. I. S. 505—510.)

Die Jagd mit lautjagenden Hunden iſt noch weit anziehender im Winter, bei „klammem," d. h. ein wenig feuchtem und daher klebendem Schnee. Bei ſolchem jagen zwei gute, ſchnelle Hunde den Haſen regelmäßig mindeſtens in einer Stunde todt oder vor die Flinte.

---

*) Fuchsbau, Wohnung der Füchſe in der Erde.

Wo dieſe Jagd verboten iſt — wie z. B. in der preußiſchen Provinz Pommern — da geht man den ganzen Herbſt über mit dem Hühnerhunde auf die Suche. Bei Schnee dagegen wird der „Haken ausgemacht“. Man verfolgt nämlich am Morgen früh die friſche Spur ſo lange, bis man zu dem ſchon beſchriebenen Haken kommt, welchen jeder Haſe drei bis viermal ſchlägt, bevor er ſein Lager ſich bereitet. Dies kratzt er bei offenem Wetter in die Erde und bei Schnee tief in dieſen; läßt ſich auch wohl ganz einſchneien. Auf dem Haken ſucht man nun den Anfang der Fährte wieder zu gewinnen, dabei muß man aber ſehr aufpaſſen, „ausſchußfertig ſein“, damit Herr Lampe nicht ſeitwärts oder gar hinten plötzlich ausrückt. An nebligen Herbſtmorgen oder bei tiefem, weichen Schnee hält er ſo aus, daß man ihn ganz nahe im Lager ſchießen, ihn wohl gar im Schnee treten kann. Zum großen Gelächter erfahrener Schützen ſchießt der Neuling im Lager meiſtens, auch in der größten Nähe, vorbei, weil der Haſe im Augenblick des Schuſſes ſich tief auf die Erde drückt und der Schuß drüber weg geht. —

Im Herbſt und bei Schnee giebt's ferner die Hetzjagd. Bei dieſer iſt eine Geſellſchaft Jäger — auch wohl Jägerinnen — zu Pferde und zwei bis vier Windhunde werden an der Leine geführt. So reiten ſie über's Feld und ſobald die kleinen umherſtöbernden Hunde einen Haſen aufgejagt haben, werden die Windhunde losgelaſſen, indem blos das eine Ende der durch einen Halsbandring gezogenen Schlinge feſtgehalten wird, und nun geht's ſauſend und brauſend hinter dem Wilde her. Gewöhnlich ſucht der Haſe den Hunden dadurch zu entgehen, daß er im flüchtigſten Laufe ſich plötzlich auf die Erde drückt, wodurch die Hunde in der Haſt über ihn fortſchießen, was man „rahmen“ nennt, doch wenn er nicht bald ein Gebüſch gewinnen kann, ſo iſt er allemal verloren.

Auch giebt es ſogenannte „Solofänger“, welche ihn beim erſten Rahmen ſchon gewöhnlich erſchnappen. Ebenſo wie der Haſe, werden Fuchs, Rehe und, wo es noch ſolche giebt, auch wilde Schweine gehetzt, doch gehören zu dieſen letztern eine ganz beſondere Art großer ſtarker Hunde, die ſogenannten Saurüden, welche ſtets von einem kleinen, dem Saufinder, geführt werden. —

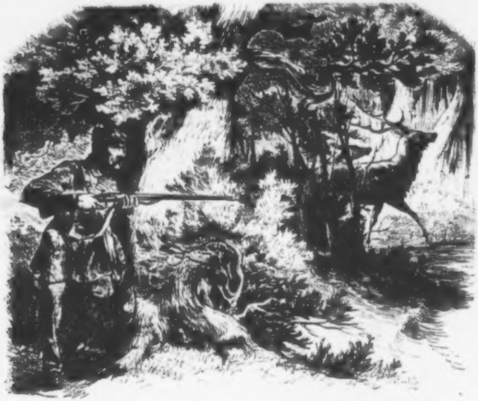
Wie die Haſen, ſo werden im Herbſt auf der Suche die Hühner, Wald- und andere Schnepfen, Auer-, Birk- und Haſelhühner geſchoſſen. Aehnlich iſt das Pürſchen auf Hirſche und Rehe, indem man dies Wild mit der Büchſe anzuſchleichen ſucht. Hierbei und auf der Suche bei Schnee kommen dem Jäger dann auch wohl noch verſchiedene andere Thiere in den Wurf und werden eifrig mit erlegt. So trifft er wohl auf eine durchziehende Familie wilder Schweine, welche ihn in die höchſte Aufregung verſetzt, aber doch ſelten Erfolg bringt. Oder er verfolgt einen einſamen, meiſtens gewaltigen „Keiler“*), der auf ſeinem Zuge von fernher die ganze Gegend in Allarm verſetzt — und doch nicht erlegt wird. Ferner giebt's zuweilen einen Marder, Iltiß, Dachs, eine Fiſchotter, Trappe, Brachvögel u. ſ. w. Vielleicht auch eine wilde Katze, oder gar einen Wolf.

Dieſer Letztere kommt am ſicherſten dann in den, im trockenen Herbſte oder bei ſtarkem Froſte veranſtalteten Wald-Treibjagden vor, bei denen viele Jäger in einer langen Linie aufgeſtellt werden, worauf eine große Anzahl Treiber ihnen das Wild von der andern Seite des Reviers her zujagen. Die Wölfe werden jedoch in Deutſchland von Jahr zu Jahr ſeltener und dürfen als Wild wohl gar nicht mehr mitgerechnet werden. —

Ein recht eifriger Jäger wird ſich im Winter bei hohem Schnee das Vergnügen der Fuchslauer gewiß nimmer entgehen laſſen. Es iſt eine ſternenhelle, grimmig kalte Nacht; wir ſitzen in einer ſchon im frühen Herbſte eingerichteten Erdhütte, wohlverwahrt mit Fußſack und Pelzrock, und zu unſeren Füßen liegt eine lebendige Wärmflaſche, der treue Hühnerhund. Bevor wir in die Hütte gegangen, haben wir ſorgfältig den Wind geprüft, indem wir einen im Munde befeuchteten Finger hoch empor gehalten. Haben wir an der empfindlich gewordenen Haut den Luftzug von vorn gefühlt, ſo dürfen wir auf eine gute Jagd hoffen. Andererſeits wittern uns die Füchſe und kommen nicht hervor. Etwa dreißig Schritt von der Hütte liegt ein todtes Pferd und dies lockt die Füchſe von weit und breit herbei. Während wir kaum eine halbe Stunde ſitzen, kniſtert der Schnee und überm Hügel kommen zwei Langſchwänze hervor; nachdem ſie eine Weile ſich die Gegend angeſehen, kann der eine ſeinen Hunger nicht mehr bändigen. Er trabt heran und beginnt ſofort zu ſchmauſen. Der zweite ſcheint indeſſen dem Frieden noch immer nicht zu trauen. Nach und nach rückt er jedoch ebenfalls näher, und als er bis auf etwa vierzig Schritte heran iſt, nimmt der Schütze zuerſt ihn auf's Korn und dann den davonſpringenden andern. Beide wälzen ſich in ihrem Blute und werden von den Hunden todtgebiſſen und herbeigeholt. Zuweilen giebt's an demſelben Abende noch einen, meiſtens muß ſich der Jäger mit einem einzigen begnügen und ſehr oft wartet er auch vergeblich die halbe Nacht hindurch. Früher, als die Wölfe in Deutſchland noch häufig waren, ſchoß man ſie ebenfalls in dieſer Weiſe, und mein Großvater erzählt, daß in Weſtpreußen einſt ein tüchtiger Schütze mit Rehpoſten ihrer drei auf einen Schuß erlegt hatte. —

---

*) Ein ſtarkes männliches Wildſchwein.



Es bleibt uns nun noch übrig, einige der *Anſtands-Jagden* zu betrachten. Wer hätte noch niemals etwas von der erſten derſelben, dem berühmten, allbeliebten *Schnepfenzuge* gehört?

Ein wundervoller Frühlingsabend lagert über der Flur. Wir ſtehen am Waldrande, vor uns eine reizende, ſaftig grüne, mit Blümchen überſäete Matte, hinter uns der dunkele ſchweigende Wald. Doch nein, wenn auch die hehre Stille in der Natur zu jeder Jahreszeit einen erhabenen Eindruck auf das Herz jedes fühlenden und empfänglichen Menſchenkindes macht, ſo dürfen wir jetzt, im Frühlinge, den Wald doch nimmer ſchweigend nennen. Viel tauſend Stimmen jubeln und jauchzen, ſingen und zwitſchern, ſurren, ſummen, pfeifen und ſchreien, ziſchen und zirpen, und ſie alle, alle, von den lieblichen Melodien der Frühlingsdroſſel auf dem Gipfel der alten Föhre bis zu dem pfeifenden Geſumme der überm Waſſerſpiegel tanzenden Mückenſchwärme, von dem Schmettern des Finken auf der Buche bis zu dem Brummton des vorüberlaufenden Käfers, ſie alle gehören hinein in dies Wunder- und Wonneconcert der Natur und dürfen nimmer in demſelben fehlen. Und wir ſtehen faſt athemlos horchend da und fühlen tief innen, im bewegten Herzen die mächtigen Eindrücke der erhabenen Schönheit, Pracht und Größe der freien Natur.

Doch ſo iſt der Menſch, während wir erhebenden Regungen uns hier nimmer zu verſchließen vermögen und in jedem Frühjahre beim Schauen des Alten und doch ewig Neuen und Schönen ſtets unſer Herz wieder lebendiger ſchlagen fühlen, — da, ſum, ſum, ſum, kommt unſere Beute daher gezogen und fort iſt alle Andacht, jedes weiche Gefühl. Paff, donnert der Schuß durch das friedliche Thal und die erſte Waldſchnepfe liegt zappelnd zu unſern Füßen. Daß dieſelbe eine der delikateſten Braten iſt, werden die Leſer wohl wiſſen, wahrſcheinlich dagegen nicht alle, daß ſie als einer unſerer lieblichſten und auch nützlichſten Vögel gelten kann. —

Zu gleicher Zeit im Frühjahre ladet die Auer- und Birkhahns-Balze den Jäger ein. Dieſe großen, ſtattlichen und ſehr ſchönen Vögel haben wunderliche Gewohnheiten. — Doch ich führe die Leſer wiederum hinaus. Wir müſſen uns früh auf den Weg machen, um vor Tagesanbruch, ſpäteſtens um zwei Uhr zur Stelle zu ſein. Eine bergige Waldgegend iſt der günſtigſte Ort; hier verbergen wir uns unter einem Baume hinter dichtem Gebüſch. Bald hören wir nun die erſten Laute des erwachenden Lebens, eine Haidelerche beginnt ihre ſchwärmeriſchen Triller, eine Schwarzdroſſel flötet ihre ſchwermüthige Weiſe und ihr antwortet der melodiſche Ruf des Pirols. Dann klappert ein Specht am alten Fichtenſtamme und ein Rothkehlchen zwitſchert ſein liebliches Liedchen; doch plötzlich hält es erſchrocken inne, denn das langgezogene Pfeifen des Milans ſchallt daher. Und nun hören wir hoch von einer gewaltigen Eiche herab das „Knappen", „Klatſchen" — den „Hauptſchlag" — und das „Schleifen" des Auerhahns und ſehen, wie der ſtolze Vogel dort die Flügel ſenkend, mit geſtäubten Federn ein Rad übers andere ſchlägt. Noch verhalten wir uns mäuschenſtill, denn — ſurr! kommt auch ein Birkhahn dahergebrauſt. Dieſer führt nun alle dieſelben Sprünge und Tänze auf der Erde aus und noch weit gravitätiſch komiſcher als der Auerhahn. Dabei hat er jedoch ſtets die Ohren und Augen offen und bemerkt das geringſte Verdächtige, während jener, wenn er „ſchleift" nichts hört noch ſieht. Der Jäger paßt nun das „Schleifen" des Auerhahns ab und ſchießt den Birkhahn todt. Während der Schuß donnernd ſich entladet, iſt der Tänzer dort oben ſo vertieft, daß er gar keine Ahnung davon hat. Wir ſpringen nun von Baum zu Baum immer näher an ihn heran, müſſen jedoch genau aufpaſſen, daß wir ſofort regungslos ſtille ſtehen, ſobald das „Schleifen" aufhört, und nur immer gerade während dieſer ſtets nur kurze Zeit anhaltenden Töne weiterrücken. Endlich haben wir ihn ſchußrecht vor uns, und ſelbſt wenn wir ihn mit dem erſten Laufe während des „Schleifens" fehlen, ſo ſitzt er ruhig ſtill, bis wir ihn mit dem zweiten herunterſchmettern. —

Dann folgt der Anſtand auf Rehe, ebenfalls im Frühjahre. Wenn wir nach einem Regen die Feldmark, beſonders die Waldränder an der Roggen- und Weizenſaat abgeſpürt haben, ſtellen wir uns gegen Sonnenuntergang auf dem Wechſel an. Haben wir Glück, ſo treten bald einige Rehe, oder gar Dammhirſche, prächtige „Schaufler“[*] heraus, und wir können uns dann gemächlich einen davon mit der Büchſe ablangen, falls wir nämlich ſichere Schützen ſind. In geringerer Entfernung, bis auf etwa ſechzig Schritte wird mit der Flinte, mit Rehpoſten[**] geſchoſſen. Sind wir Naturfreunde, ſo gewährt uns ſolch' ſchöner Abend (oder Morgen) gewiß auch einen reichen Genuß, ſelbſt wenn wir gar nicht einmal unſer Wild zu ſehen, oder großer Entfernung wegen nicht zu Schuß bekommen. Das Schauen des Lebens und Webens rings um uns her kann ein genügſames Gemüth für den Gang einer halben Meile oder, wie es oft geſchieht, noch viel weiter allein ſchon ausreichend entſchädigen. —

Die letzte Art der Anſtandsjagden iſt das Blatten der Rehe und der Hirſchruf. Im Juni bis Ende November lockt man die Rehe mittelſt eines Inſtruments, welches aus einer Bleikugel, aus Holz mit einem Blatte oder Grashalm gemacht wird und deshalb „Blatt“ heißt, an. Das Reh denkt nämlich, ein anderer Bock ſei in der Nähe und wolle mit ihm um die Ricke[***] kämpfen. Steht man nach dem Locken regungslos ſtill, ſo kommt der alte Burſche wie blind und toll angeraſt und kann dann, während er horcht, leicht geſchoſſen werden. Für den Hirſch hat man ein anderes Inſtrument, auch muß man hier ſeinen Laut mit der Naſe nachahmen. — Mit einem Ringe, über den Pergamentpapier gebunden und dadurch ein ſtarkes Pferdehaar gezogen worden iſt, ahmt man im Frühjahr den Rebhühnerruf nach und ſchießt darauf die überzähligen Hähne fort. Den Fuchs lockt man, indem man mit dem Munde auf der Hand mittelſt eines Grashalms das Pfeifen der Mäuſe, das Zwitſchern eines Vogels, oder das Klagen[†] eines Haſen nachahmt. Die wilden Enten werden durch das Nachahmen ihres Pratſch! auf der Hand angelockt.

Der Leſer wird es erklärlich finden, daß gerade dieſe Jagdarten, beſonders auf Hochwild und den nur zu ſchlauen Fuchs außerordentlich viel Aufregendes und daher Anziehendes für den Jäger haben. Der Anſtand kann übrigens für jede Wildgattung angewandt werden, beſonders auch für Enten, welche des Abends auf beſtimmte Stellen „einfallen“.

So hat der Jäger alſo eigentlich das ganze Jahr hindurch ſeine Beſchäftigung und Beute, die geſetzliche Jagdzeit währt jedoch nur von Ende Auguſt bis Ende Februar.

Daß es nun außer den beſchriebenen noch verſchiedene andere Jagdarten giebt, wiſſen die Leſer wohl, z. B. Parforce- und Falken-Jagden. In Deutſchland ſind dieſelben jedoch nicht mehr gebräuchlich und wir haben gewiß keine Urſache uns darüber zu beklagen. Erwähnenswerth iſt noch das Reiherſchießen, welches beſonders in der Mark Brandenburg, in den Forſten bei Berlin, noch Mode iſt. Dieſe, der Fiſcherei ſehr ſchädlichen Vögel, welche in den Wäldern oft in großen Geſellſchaften beiſammen niſten, ſo daß zuweilen auf jedem großen Baume ein Neſt oder gar mehrere ſind, werden geduldet, bis ihre Jungen bald flügge ſind. Dann ziehen Geſellſchaften von Herren und Damen dorthin und ſchießen die jungen Reiher, welche vorher von Knaben aus den Neſtern geſcheucht worden ſind und nun zu Dutzenden auf den Bäumen ſitzen, hinunter. Wie gebildete Leute, und beſonders zarte Frauen an ſolcher Schlächterei Gefallen finden können, das vermag wohl mit mir Mancher der Leſer nicht zu begreifen. Sollte dies Reihermorden nicht ein „Vergnügen“ ſein, ſo würde man die Fiſchräuber gewiß in geeigneter Weiſe auszurotten vermögen.

Zu dem in Deutſchland ſeltneren Wilde gehören noch die Wildgänſe, Schwäne, Kraniche und Trappen. Bären, Luchſe und Auerochſen ſind bekanntlich bei uns nirgends mehr im freien Zuſtande zu finden, ſo häufig ſie auch früher geweſen ſein mögen. Wie ich ſchon erwähnt, giebt es allenfalls noch einmal einen Wolf, einen alten „mit allen Hunden gehetzten“ Herumtreiber, während die Sauen — Wildſchweine —, welche in einigen Gegenden ſchon ganz ausgerottet ſind, in anderen noch recht zahlreich ſich finden. Auch das Dammwild iſt meiſtens ſchon ſehr ſelten. Deſto häufiger kommt aber ein anderes Wild vor und iſt faſt überall zu finden; denn merkwürdiger Weiſe ſchießt man es, ohne daß man will, meiſtens, ohne daß man es weiß. Darum bitte ich um freundliche Nachſicht, wenn ich auch hier und da — — einen „Bock geſchoſſen“ haben ſollte.

---

[*] Ihres breiten, ſchaufelartigen Geweihes wegen ſo genannte männliche Hirſche.

[**] Etwas über erbſengroße Schrote.

[***] Weibliches Reh.

[†] Angſtgeſchrei.

* * *

Germaniſche Fürſten. *)

Vom Verfaſſer A. Kläfe.

Seit die Vernichtung der römiſchen Herrſchaft Armins Sieg auch im Staate der Cherusker entſchieden hatte, fügte ſich Segeſt, ohne den Gedanken an eine Herſtellung ſeines Einfluſſes aufzugeben, der Uebermacht der volksthümlichen Gewalt. Bald aber brach der alte Streit wieder aus, und in der Volksverſammlung klagten ſich die Fürſten gegenſeitig heftig an. Auch kam noch anderes hinzu. Armin entführte Thusnelda, die Tochter Segeſts, welche ſchon einem Andern verlobt war, und mehrte dadurch die Erbitterung des Gegners. Da erſchien Germanicus, der Sohn des großen Druſus, als Statthalter des Kaiſers; er ſollte die Niederlage des Varus rächen und den alten Waffenruhm herſtellen; die Hoffnung Segeſts und der römiſchen Partei lebte auf. Er forderte Anknüpfung der alten Verhältniſſe mit den Römern, aber er fand keine Anhänger mehr. Von der aufgeregten Menge ward er in ſeiner Veſte eingeſchloſſen, nur mit Mühe entkam er und rief die Hülfe des Germanicus an, der ihn durch eine römiſche Streifſchaar ſammt vielen Verwandten, Dienſtmannen und Angehörigen in das Lager entführen ließ. Unter den Gefangenen war auch mit anderen edlen Frauen Thusnelda, welche der Stunde ihrer Niederkunft entgegenſah. Segeſt, ſein Bruder Segimer, und deren Söhne wurden zu Gnaden angenommen und tiefer in die jenſeitigen Provinzen abgeführt.

Politiſch hatten Segeſt und Germanicus Armin einen Dienſt erwieſen; die römiſche Partei hatte ſich dadurch ſelbſt vernichtet. Aber unerträglich war es dem Cheruskerfürſten, daß edle Frauen in die Hand des Feindes gefallen ſeien. Durch den Mund freier und edler Frauen ſchienen die Götter unmittelbar ihren Willen kund zu geben, wenn die Männer zweifelten, was geſchehen ſollte; darum galten ſie für heilig, und ſie dem Feinde preisgeben zu müſſen war die höchſte Schmach, die nächſt der Knechtſchaft einem Volke widerfahren konnte. Außer ſich vor Schmerz und Zorn, rief Armin laut zu den Waffen, die Zeiten, wo Toga und Fasces zwiſchen Rhein und Weſer heimiſch geworden, ſeien wiedergekehrt.

Germanicus war entſchloſſen, ſie wiederzubringen. Dieſes Mal lief er mit ſeiner Flotte in die Ems ein, dann erreichte er die Weſer in der Gegend von Minden, den verderblichen Teutoburger Wald hatte er im Norden umgangen. Die Germanen ſammelten ſich auf den Höhenzügen des rechten Ufers zwiſchen Minden und Hameln; hier bei Heſſiſch-Oldendorf war das Schlachtfeld von Idiſtaviſo. Es war ein ergreifender Anblick, als an

---

*) Vergl. „Armin, der Befreier Deutſchlands“, von demſelben Verfaſſer, Seite 241—246.

den Ufern die Brüder Armin und Flavus vor der Schlacht einander gegenüberſtanden; jener, der Befreier ſeines Volkes, die Seele von Stolz und Freiheit geſchwellt, dieſer auch nach der Variſchen Niederlage unerſchütterlich im Dienſte des Kaiſers, deſſen Mann er geworden, dem er Treue gelobt hatte. Jeder war ein Ausdruck germaniſcher Sinnesart, und doch eine Verſtändigung unmöglich. Die gegenſeitigen Anklagen auf feile Knechtſchaft und Untreue würden mit Kampf geendet haben, wenn der Fluß nicht Beide getrennt hätte. Die darauf folgende Schlacht, in der wiederum germaniſche Hülfstruppen der Römer, erbitterte Feinde der Cherusker, vornehmlich zum Kampfe kamen, war nicht ſiegreich. Armin mußte nach Oſten zurückweichen, und Germanicus errichtete ein Siegesdenkmal, welches die ſtolze Kunde ausſprach, die Völker zwiſchen Rhein und Elbe ſeien beſiegt worden. Dann gab er es auf, wie ſein Vater Druſus die Elbe zu erreichen; er ging zum Rhein zurück, und bald darauf erfolgte die Abberufung.

Sein ſtolzer Triumphzug, mit dem er Rom betrat, ſchloß den Kampf der Römer und Germanen einſtweilen ab, der dreißig Jahre mit aller Anſtrengung des Ehrgeizes und der Herrſchſucht wie der verzweifelnden Freiheit geführt worden war. Da wurden die Bilder der Berge, der Ströme, die man genommen, der Schlachten, die man geſchlagen, viele Gefangene der Völker am Rhein und der Weſer aufgeführt. Auch die cheruskiſchen Fürſten und Fürſtinnen zogen vor dem Wagen des Triumphators einher, Segeſts Sohn Segimund, Segimers Sohn Seſithak, Armins Weib Thusnelda mit dem dreijährigen Kinde Thumelicus, das in römiſcher Gefangenſchaft geboren war. Segeſt hatte die ſchmachvolle Freiheit, das Schauſpiel der prunkenden Knechtſchaft der Seinen, von den Sitzen der Zuſchauer anzuſehen. Es war der Untergang ſeines Hauſes. Für Armin mochte es keinen ſchmerzlicheren Tag geben; er hatte das Schwerſte erlitten, aber Großes erreicht, Weib und Kind geopfert, aber ſein Volk gerettet.

Seine Cherusker vor allen nahmen eine mächtige Stellung im Vaterlande ein. Sie waren das Haupt einer Bundesgenoſſenſchaft geworden, welche zahlreiche Völker, nicht die nächſten Stammesgenoſſen allein, umfaßte. Die Gefahr des Augenblicks hatte ihnen den größten politiſchen Einfluß auf das Gebiet zwiſchen der mittleren Ems, dem Harz, dem Rhein und Main geſichert, im Oſten berührten ſie die Elbe. Eine bedeutende Macht war vereint, die durch Armins Ruhm und geiſtiges Uebergewicht auch noch über den nächſten Zweck hinaus geſichert ward; aber die Mittel und Formen der Erhaltung waren ſchwierig, denn nicht auf erblicher Herrſchaft, ſondern der freien Wahl zum oberſten Kriegsherzog der Volksgenoſſen und Verbündeten, beruhte ſeine Stellung nach Innen, wie nach Außen. Gleichwohl lag es in der Natur der Sache, eine Verbindung dieſer Art mußte ſich erweitern, wenn ſie bewahrt werden ſollte. An der Elbe aber ſtieß ſie auf die Völkergruppe Marobods.

In Südoſten herrſchte im alten Bojenheim, in dem geſicherten böhmiſchen Thalkeſſel, ſeit zwei Jahrzehnten Marobod. Als nach den erſten Siegen des Druſus der zerwühlte Boden des weſtlichen Deutſchland die Sammlung eines großen Volkes kaum mehr verſtattete und das geſpaltene politiſche Leben die Einheit des Handelns erſchwerte, hatte er ſeine Markomannen in die Stille der innern Wälder zurückgeführt und eine feſte Herrſchergewalt begründet. In der germaniſchen Welt fehlte es an einem Muſter für eine ſtarke Königsmacht; er entlehnte es von dem römiſchen Kaiſerthum. Rom ſelbſt hatte ihn erzogen; neben Armin giebt es unter den Deutſchen jener Zeit keinen merkwürdigeren Menſchen.

Marobod ſtammte aus einem edlen Markomanniſchen Geſchlechte, und war als heranwachſender Jüngling nach Rom geführt worden. Er ward dem Auguſtus bekannt, der ſich mit Wohlwollen ſeiner annahm, und nicht ohne politiſche Abſichten für ſeine römiſche Ausbildung Sorge getragen zu haben ſcheint. An die Quelle der Weltherrſchaft war der bilbungsfähige Germane verletzt worden; es läßt ſich denken, von welchen Eindrücken ſeine Seele erfüllt war, als er in die heimathlichen Wälder zurückkehrte. Er hatte Roms Staatsklugheit kennen gelernt, er war ſelbſt zum Staatsmann geworden. Doch iſt es unklar, wie es ihm gelungen, ſich bei den Markomannen eine herrſchende Stellung zu gewinnen, die ihn unter gleichberechtigten Volksgenoſſen zur Einherrſchaft emporheben konnte. Die politiſch gefährdete Lage des Volkes in ſeinen alten Sitzen zwiſchen Oberrhein und Donau mochte weſentlich dazu beigetragen haben. Nach Oſten mit den Seinen auswandernd, eroberte er das Bojenland, unterwarf, was etwa noch von alter keltiſcher Bevölkerung vorhanden war, und hinter dem Fichtelgebirge und dem Böhmerwalde gewann er den Markomannen ein neues Vaterland. Darauf gab er ſeiner perſönlichen Herrſchaft eine feſtere Geſtalt, endlich dehnte er ſie über die benachbarten Völker des Oſtens und Nordens aus, die ihm als Schutzgenoſſen oder Verbündete beitraten. Im Süden begrenzten die Mähriſchen Gebirge ſein Reich gegen den Uferſtrich, den die Römer an der Donau frei zu halten ſuchten, im Weſten etwa das Erzgebirge, die Saale und der mittlere Lauf der Elbe, im Oſten die Karpathen und die obere Weichſel.

Wie alle germaniſche Heerfürſten war er ebenſo kühnen Muthes als ſtreitfertigen Arms, aber er ſchätzte die politiſche Klugheit des Herrſchers höher, und umgab ſich mit den abgemeſſenen Formen, die er in Rom kennen gelernt hatte. Ein ſtarkes Kriegsheer, das ſich ſpäter auf 70,000 Fußgänger und 4000 Reiter belief, bewaffnete er nach römiſcher Weiſe, und ſetzte an die Stelle der regelloſen Tapferkeit des Barbaren die Zucht und den Gehorſam des Römers. Geſchäftsleute, Flüchtlinge, und wer ſonſt ihn mit Rom in Verbindung erhalten konnte, fand in ſeiner Königsburg eine Freiſtätte. Er ſchickte und hörte Geſandtſchaften, ſtets hielt er ſeine Stellung feſt im Auge. Binnen weniger Tage konnte ſein Heer die Alpenpäſſe hinter ſich haben und auf dem Boden Italiens ſtehen. „Nicht Pyrrhus, nicht Antiochus ſind dem römiſchen Volke gefährlicher geweſen, als Marobod!“ ſagte Tiberius in der Verſammlung des Senats.

In den Zeiten des Varus hatte er eine abwartende Stellung eingenommen, faſt ſchien er ſich die Entſcheidung zwiſchen Deutſchen und Römern vorbehalten zu wollen. Es gab einen Augenblick, wo Wohl und Wehe beider von ihm abhing, darum ſcheuten und fürchteten ihn beide. Erhob er ſich zugleich mit Armin gegen Varus, ſo war mehr für die Römer als die Germanen verloren; an Aufforderungen dazu fehlte es nicht. Es konnte dem cheruskiſchen Bunde nicht gleichgültig ſein, von den Römern hier, von Marobod dort, von Fremdherrſchaft oder einem ebenſowenig volksthümlichen Königthum bedroht zu werden, das ſich wohl mit dem Gedanken ſchmeichelte, dereinſt noch alle deutſche Völkerſchaften zu unterwerfen. Man weiß nicht, welcher Art die Anträge der weſtlichen Bundesgenoſſen waren, aber Marobod rühmte ſich ſpäter, die Freundſchaft der Römer in einer Zeit vorgezogen zu haben, wo viele Stämme ihn als den geprieſenſten König zu ſich berufen hätten. Wenn man ihm darauf nach dem Teutoburger Siege das Haupt des Varus zuſchickte, ſo ſollte das ein blutig höhniſches Zeichen der Freiheit ſein, die man ohne ſeine Hülfe wiedergewonnen habe. Die Befreiungsſchlacht entſchied auch gegen ihn; da ſie die weſtlichen Völker gerettet hatte, ohne die Macht der Römer zu vernichten, konnte er darauf rechnen, daß beide Theile ihn für ſeine verwegene Neutralität zur Rechenſchaft ziehen würden.

Die allgemeine Stimme war gegen Marbod; die Cherusker hatten Gut und Blut an die Freiheit geſetzt und die Römer vertrieben, die Markomannen hatten in der Hoffnung eines müheloſen Sieges ihre Kräfte im Augenblick der Gefahr zurückgehalten und mit den Eroberern unterhandelt; jene hatten die alte Sitte bewahrt, dieſe die römiſche aufgenommen. Armins Name, des Befreiers, ward von Stamm zu Stamm laut geprieſen, Marbods Königstitel ſchien gefährlich und verhaßt. Mit ſtolzer Erbitterung ſchalt Armin ihn einen feigen Flüchtling, einen Verräther, einen Knecht des Kaiſers, der kein beſſeres Schickſal verdiene als Varus. Marobod, den der römiſche Geſchichtſchreiber mit der Schlange in den Schlupfwinkeln des herzyniſchen Waldgebirges vergleicht, ſtellte den Armin als einen Raſenden dar, der mehr ſich und den Seinen als den Römern zum Schaden, den wehrloſen Feind durch Hinterliſt vernichtet habe. Gleich nach dem Rückzuge des Germanicus kam die wachſende Erbitterung zum offenen Ausbruch. Die Veranlaſſung dazu gab die innere Spaltung beider Völkergruppen in ſich.

Die Longobarden auf der Grenze beider wohnend, ſchloſſen ſich dem freieren Bunde der Cherusker an, mit ihnen die Semnonen, dadurch verlor Marobod ſeine Stellung an der mittleren Elbe. Inguomer, Armins Oheim, in Kämpfen ergraut, fügte ſich nur unwillig dem Anſehen des jüngern gefeierten Mannes, er ſah einen künftigen Herrſcher in ihm und entfloh mit den Seinen zu Marobod. Darauf trafen Armin und Marobod, wahrſcheinlich im Gebiete der Longobarden, mit großen Streitkräften aufeinander; beide zeigten, wie viel ſie im Verkehr mit Rom gelernt hatten. Der Ausgang der Schlacht war unentſchieden; aber als Marobod das Heer auf die Hügel führte, die ſeine Reihen gedeckt hatten, erklärte er ſich dadurch für beſiegt. Mit dem Selbſtvertrauen verließen ihn auch ſeine Scharen, eiligſt zog er ſich in ſein Land zurück.

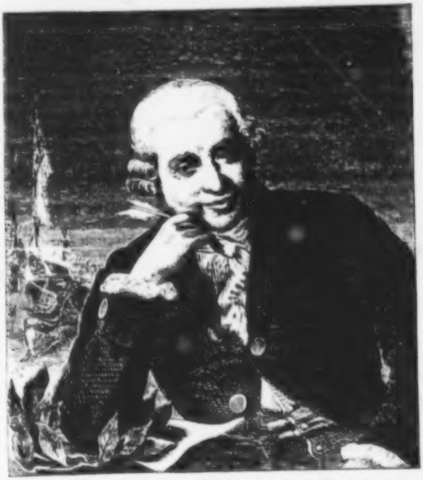
Dies war das Zeichen allgemeinen Abfalls. Im Rücken erhoben ſich die öſtlichen Völker, die nur unwillig gehorcht hatten, ihre vertriebenen Fürſten kehrten heim. Umſonſt forderte jetzt Marobod Hülfe von Rom; der Kaiſer Tiberius antwortete ihm, er habe kein Recht auf den Beiſtand der Römer gegen einen Feind, dem er ſie einſt Preis gegeben habe. Darauf drang Katvalda, ein Gothiſcher Fürſt, in das Land der Markomannen und verband ſich mit den Mißvergnügten daſelbſt. Sie eroberten die Königsburg, wo man eine reiche ſeit langer Zeit aufgehäufte Beute und viele römiſche Gefangene und Ueberläufer fand. Nicht ſein römiſch gebildetes Heer noch ſeine Leibwache hatte den König geſchützt, als ſich der alte Geiſt der Germanen regte. Einſam, von den Seinen verlaſſen, entwich er über die Donau auf römiſches Gebiet und rief die Gnade des Kaiſers an, der ihm mit ſchadenfroher Großmuth ein ehrenvolles Gefängniß in Ravenna anwies, um ihn als ein Werkzeug ſtets drohender Herrſchaft zum Schrecken der deutſchen Völker zu bewahren. Doch Marobod ſchreckte nicht mehr; achtzehn Jahre überlebte er ſeinen Fall und ſchied in hohem Alter ruhmlos dahin.

Aber auch Armin hatte ſein Tagewerk gethan. Auch gegen ihn erhob ſich die Anklage, daß er die Herſtellung einer königlichen Herrſchaft bezwecke und die Freiheit untergrabe, die er gerettet hatte. Die alten Parteien, die eigenen Blutsverwandten, ſtanden gegen ihn auf. Schon allein die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer ſtärkeren Sammlung der Kräfte konnte dieſen Verdacht erwecken; die edlen Geſchlechter glaubten ſich durch ſeine außergewöhnliche Macht gefährdet. Nach wechſelnden Kämpfen fiel Armin im Jahre 22 n. Chr. durch die Hinterliſt der nächſten Anverwandten im zwölften Jahre ſeiner Führung und im ſiebenunddreißigſten ſeines Lebens. Es liegt etwas tief Erſchütterndes in dieſem Untergange; das höchſte Gut hatte er ſeinem Volke wiedererobert und ihm damit zugleich die Waffe gegeben, welche ihm ſelbſt den Tod brachte. Doch ſein Name, ſeine Thaten lebten fort im Heldenliede der Volksgenoſſen, und mit Bewunderung hat der größte römiſche Geſchichtſchreiber dem deutſchen Heerfürſten ein Denkmal geſetzt.

* * *

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.*)

Von Dr. Lucanus.

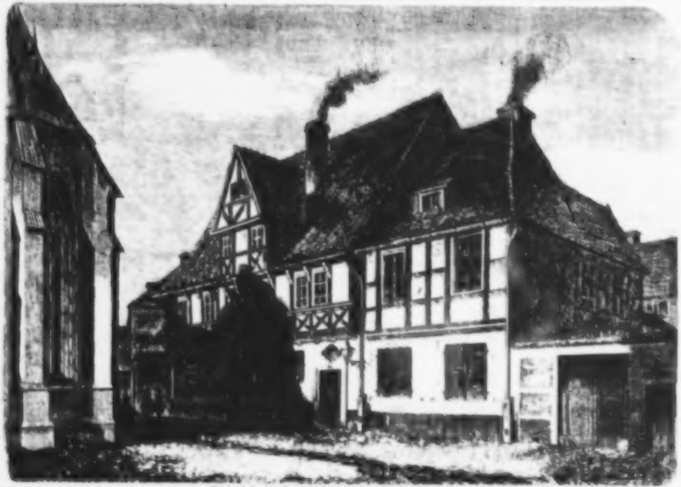


J. W. L. Gleim. Nach dem Bilde H. Ramberg's gezeichnet von G. [illegible]

Es war eine große gewaltige Zeit, die unſeres unvergeßlichen Königs Friedrich des Großen. Denn er war die Sonne, deren Strahlen ganz Europa erleuchteten, deren elektriſchem Zauber ſeine Helden, ja, auch die Männer der Kunſt und der Wiſſenſchaft ihren Aufſchwung und ihre Größe verdankten. Unter dieſen war Gleim von einer Bewunderung, von einer Verehrung für den Helden ſeines Jahrhunderts beſeelt, ja, ſo voll Enthuſiasmus,

---

*) Herr Dr. Lucanus in Halberſtadt, der Begründer der deutſchen Kunſtvereine, hat auf unſern Wunſch hier das Erheblichſte über Gleim in Halberſtadt zuſammengeſtellt. Man wird dieſen Aufſatz mit um ſo mehr Intereſſe leſen, als dieſer wohlverdiente Mann noch ſelbſt zu den jüngeren Leuten gehört, welche ſich, wie der Ober-Domprediger Auguſtin, Dr. Körte u. A., unmittelbar mit ihren Familienbeziehungen an den Gleim'ſchen Kreis anſchloſſen, und aus Gefälligkeit früher die Gleim'ſche Gemäldeſammlung ſelbſt geordnet hat. Der Herausgeber.



[illegible] Haus in [illegible]. Nach einer Zeichnung von [illegible] das Herz und Feder alle ſeine Thaten mit vollbrachte, alle Schlachten mit kämpfte, alle Siege mit ſiegte. In jedem Liede liegt der Stolz für den Helden, jedes iſt der Erguß des immer ſteigenden Enthuſiasmus, jedes folgende iſt ſchwunghafter als das vorangegangene, ja, jedes Wort klingt erſchütternd und begeiſternd wie eine Kriegs- und Sieges-Trompete.

Zum Beginne des ſiebenjährigen Krieges ſang Gleim:

Krieg iſt mein Lied; weil alle Welt
Krieg will, ſo ſei es Krieg!
Berlin ſei Sparta, Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg.

1757 ſang er:

Auf Brüder! Friedrich, unſer Held,
Der Feind von fauler Friſt,
Ruft uns nun wieder in das Feld,
Wo Ruhm zu holen iſt.

Dann nach dem Siege bei Prag:

Victoria, mit uns iſt Gott,
Der ſtolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht iſt unſer Gott,
Er liegt, Victoria!

und nach der Schlacht bei Roßbach:

Erſchalle, hohes Siegeslied,
Erſchalle weit umher!
Daß dich der Feind, wohin er flieht,
Vernehme hinterher.

Darum hat denn auch der alte Grenadier, der Sänger der Kriegslieder, einen Ehrenplatz empfangen unter den Helden, Dichtern, Gelehrten und Künſtlern, am Poſtament des prachtvollen Denkmals Friedrichs des Großen, welches vor dem Eingange zu den Linden in Berlin aufgeſtellt iſt. Unſer Gleim verehrte in ſeinem Könige aber nicht allein den größten Helden, er verehrte in ihm auch den größten Staatsmann, ein Licht der Kunſt und Wiſſenſchaft, als den Förderer wahrer Humanität und geiſtiger Freiheit. Und ſo ſuchte denn auch Gleim, ſo weit das ſeine Kräfte und Mittel geſtatteten, in demſelben Sinne gleichfalls für Kunſt und Wiſſenſchaft, für Bildung und geiſtigen Fortſchritt zu wirken. Nach dieſer Richtung hin Streben begann bereits im Jahre 1747, als Gleim die Stelle als Secretair am Domſtifte zu Halberſtadt antrat; er wurde dann eins der thätigſten Mitglieder der „literariſchen Geſellſchaft“ zu Halberſtadt, welche in der zweiten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts der Centralpunkt des Zuſammenwirkens deutſcher Dichter und Gelehrten war; viele ſtrebſame junge Talente hat er oft reichlich unterſtützt und deren Emporkommen gefördert. Seume u. A. erhielt von Gleim die Mittel, ſeinen Spaziergang nach Syrakus auszuführen. Man nannte Gleim deswegen auch „Vater Gleim“. Um dem angefangenen Werke lange Dauer zu geben, beſtimmte er, daß aus ſeinem Vermögen gegründet würden: 1) ein Stipendium für junge Candidaten, 2) eine Erziehungsanſtalt für junge Mädchen aus den gebildeten Ständen, 3) eine Humanitäts- oder Vorbereitungsſchule für die Univerſität, deren Ziel ein erhabeneres ſei als das der Gymnaſien sein ſollte; ſtatt allein eine Summe von mehreren Thalern; auch ſo ſoll Gleim auch nicht ohne weſentlichen Einfluß auf die Einrichtung des Collegii Carolini in Braunſchweig geweſen ſein. Dem Andenken Spiegel's ſtiftete er ein Denkmal. Außer für ſeine reiche, faſt alle Fächer umfaſſende Bibliothek ſammelte Gleim Handſchriften, Gemälde, Zeichnungen und Kupferſtiche; vor Allem aber lag ihm daran, die Bildniſſe ſeiner Zeitgenoſſen, d. h. der Dichter, Gelehrten, Künſtler, Staatsmänner u. ſ. w., zu gewinnen und zu ſammeln.

mit welchen er in nähere Beziehung gekommen war. Dieſe Sammlung, unter dem Namen: „Gleim's Freundſchaftstempel" allgemein bekannt, ſeit 1745 eifrig verfolgt, iſt in den 114 Bildniſſen der berühmteſten Männer aus der Zeit der höchſten Blüthe der deutſchen [illegible] und Dichtkunſt [illegible], indem ſie auch den großen Werth der Aehnlichkeit haben, ein wahres [illegible], und ganz beſonders in Verbindung mit den [illegible] Heften, welche deren Handſchriften und den Briefwechſel mit Gleim enthalten. Leider iſt uns nicht bekannt, wo ſich Gleim's Selbſtbiographie, ſein Tagebuch, ſeine kleinen Notizbücher, die [illegible] Körte's „Leben Gleims" Leipzig 1811 noch vorhanden geweſen, jetzt befinden mögen. Dieſe hätten noch genauere Nachrichten über den Urſprung der Bildniſſe enthalten.

Gleim ſtarb am 18. Februar 1803, und ſchon im Herbſte dieſes Jahres wurde, Gleims letzter Beſtimmung [illegible], ein Theil der Gemälde, die man für werthlos hielt, aus der Bibliothek alle unvollſtändigen Werke, Duplicate und was man zu den ſogenannten Curioſitäten rechnete, auch aus der Bildnißſammlung diejenigen verkauft, deren [illegible] allgemein [illegible] wurde.

Das Haus hinter dem Dome, welches Gleim als Dienſtwohnung von 1747 bis 1803 bewohnt hatte, mußte nach ſeinem Tode geräumt werden, und ſo wurde Freundſchaftstempel, Bibliothek, Briefwechſel, Gemäldeſammlung u. ſ. w. in dem Hauſe Nr. 2 am Domplatze aufgeſtellt, und dem Dr. W. Körte, dem Neffen Gleims, als Curator zur Beaufſichtigung übergeben. Zum Theil wegen Mangel an Raum kam 1840 wiederum eine Anzahl Gemälde unter den Hammer, denn man meinte nur diejenigen erhalten zu müſſen, welche [illegible] Inhalt, Kunſtwerth, Herkunft oder als theuere Andenken einen bleibenden Werth [illegible]. Zu den verkauften gehörten die entſchieden werthvollſten Gemälde, [illegible] von Palamedes, [illegible], andere von Rugendas, Roos, [illegible]. Da nach Gleim's Tode unter den Erben und Teſtamentsvollſtreckern über die Einrichtung [illegible] keine Einigung zu erzielen war, ſo wurden die übrigen Häuſer verkauft [illegible] Gymnaſialſchule [illegible] die Stiftung 30000 Thlr. an den Staat [illegible], und daraus eine Schule beim Domgymnaſium errichtet wurde. Nach Körte's Tode, im Jahre 1846, iſt endlich auch das Haus am Domplatze verkauft, ſo wie der Reſt der Gemäldeſammlung, die Zeichnungen, Kupferſtiche und Radirungen, unter welchen ſehr werthvolle von Rembrandt, Dürer, [illegible] u. ſ. w. Die werthvollſten Reliquien, Friedrichs II. Hut, [illegible] u. ſ. w. hat Se. Majeſtät der König Friedrich Wilhelm IV. angekauft und mit wärmſter Dankbarkeit angenommen. Nur die Bibliothek, der Briefwechſel, die Handſchriften und der Freundſchaftstempel wurde dem [illegible] des Domgymnaſiums zum Vermächtniß übergeben. — In ſeinem Garten vor dem [illegible] hatte Gleim ein Häuschen erbaut, in welchem er [illegible] Zeit hier verweilen. [illegible] haben die Wände [illegible] Inſchriften [illegible]. [illegible] In der Nähe dieſes Häuschens war für Gleim [illegible] Grabdenkmal errichtet, [illegible]. Die Promenade [illegible] noch heute nach dem „Gleimsgang" benannt, zum Andenken an Gleim und ſeine Freunde.

In neueſter Zeit aber iſt die Pietät für Gleim und ſeine Vermächtniſſe von Neuem erwacht, und [illegible], ganz beſonders der erſte Curator der Stiftung, Herr Gymnaſialdirector [illegible], hat ſich der [illegible] Aufgabe [illegible]

29*

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

in dieſem Bildniß auf keinen Fall in dem Freundſchaftstempel aufgenommen werden könnte. Leſſing mußte ſich auf Gleim's Verlangen zum zweiten Male malen laſſen, aber mit Perrücke, im Staatsrock und erſt in dieſem Koſtüm fand er Gnade unter ſeinen Gleichen. Von Gleim's eigener Hand findet man ſich hinter jedem Gemälde Bemerkungen über den Grund der Aufnahme. Bei der Karſchin z. B.: wegen ihrer Tugenden mehr, als wegen ihres Genies. Bei v. Berlenhagen: wegen ſeiner Tugenden, vorzüglich wegen ſeiner weiſen Verſchwiegenheit. Bei Jeruſalem: wegen ſeiner Duldſamkeit. Bei Gellert: wegen ſeiner Menſchenliebe. Die meiſten Bildniſſe tragen die Bemerkung: gemalt für Gleim, hinter E. v. Kleiſt's Bilde ſteht: für ſeinen Gleim.*)

* * *

Wiener Skizzen.

Von Dr. M. B. [illegible]

Es giebt keine Großſtadt außer Wien, welche ihre mittelalterlichen Feſtungswerke und Gräben ſo lange erhalten hätte; Wien war dem ſteinernen Gürtelband, das die Stadt umſchnürt, längſt entwachſen, ehe daß man daran gedacht hatte, dieſe unbequeme Feſſel abzuſtreifen. So geſchah es, daß Wien unter allen großen Hauptſtädten Europa's allein das Anſehen einer ſtärkeren Feſtung beibehielt; doch ſcheint uns das Wort ſtärker kein paſſender Ausdruck, denn die Glacis, die ſich zwiſchen Stadt und Vorſtadt als breite grüne, mit ſchattigen Sandgängen geſchmückte Matten erſtreckten, milderten den Eindruck, welchen die hohen, mißfarbigen und ungeſtalten Baſteimauern auf den Fremden hervorbrachten.

Die Thore, welche in die Stadt führten, waren größtentheils niedrige, alles architektoniſchen Schmuckes entbehrende Steingewölbe, deren Spitze höchſtens eine unanſehnliche Pyramide oder ein ſteinerner Adler krönte; ſo ſahen die beiden Kärntner-Thore, das Stuben-, Rothenthurm- und Schottenthor aus. Franzens- und Carolinenthor, nur für Fußgänger geöffnet, waren eher (ſind eigentlich — denn beide beſtehen noch —) nichts anderes als baſtionäre Mauer-Oeffnungen. Nur das Burgthor, erſt ſehr ſpät und nur Dank daher aus dem Ertrag der Kriegsſteuer, welche Frankreich nach den Kriegsjahren bezahlen mußte, nach dem Plane des Italieners „Nobile" gebaut, unterſcheidet ſich vortheilhaft von den andern Zugängen. Das Glacis beſtand aus einem weiten Graſanger, und zog ſich, wie erwähnt, als breiter Gürtel zwiſchen Stadt und Vorſtadt hin. Es war vormals ein wüſter Platz, welcher nur von unheimlichem Geſindel beſucht wurde; kein Fahrweg oder Fußpfad brachte ihn ihrem Namen; verlorene Geſtalten, wie der Abſchaum, Spiel- und Wettgenoſſen, wurden hier am Tage betroffen, während Gauner jeder Art das Glacis nächtlicher Weile unſicher machten. Man verſuchte damals nicht nach den Ahnen zu ſuchen, um Abenteuer zu beſtehen; ein nächtlicher Gang um das Glacis lieferte gewiß tauſende Abenteuer. Bei dem unaufhörlichſten Glücksgewinn übte auch die Jahreszeit den entſcheidendſten Einfluß aus. Während der beſten Sommermonate war der baum- und ſtrauchloſe Raum der drückenden Hitze wegen unzugänglich; im Frühjahr bildete das Glacis eine ſtinkende Pfütze, im Herbſt ein Staubmeer und im Winter den arktiſchen Gürtel Wiens, wo man im Schnee verſinken und, ohne daß es Jemand argwöhnte, erfrieren konnte. Erſt Joſef II. ſchuf den wüſten Glacisgrund in eine angenehme, für die Stadt höchſt wohlthätige Promenade um. Wege und Straßen wurden angelegt und, als die Räubereien nicht enden wollten, nächtlicher Weile durch Laternen erleuchtet; endlich ließ Joſef II., da er ſich perſönlich von der unerträglichen Hitze überzeugt hatte, die hier im Sommer herrſchte, den ganzen Raum mit Baumgängen bepflanzen und die mißfärbige Erde mit Raſen belegen.

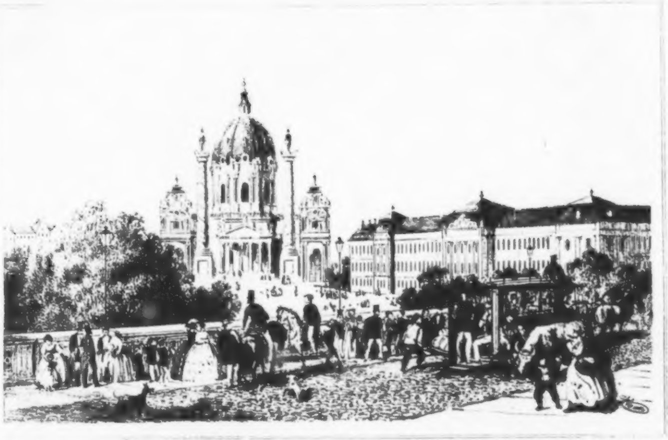
---

*) Es iſt ſicherlich vorhanden, daß alle die Bildniſſe, welche ſich im Gleim'ſchen Wohn- und Freundſchaftstempel befanden [illegible] zuletzt wieder [illegible] wurden. Es wäre doch ſehr zu wünſchen, daß die [illegible] die Sammlung gemalter Bildniſſe ausgezeichneter Zeitgenoſſen, welche namentlich die Zeit von 1750 bis 1800 umfaßt, mit der Gleim'ſchen Bildnißſammlung vereinigt würde. Dieſe [illegible] hat in unſerem Jahrzehnte ſogar eine beſtimmte Summe ausgeſetzt zur Erhaltung der Bildniſſe deutſcher Dichter, [illegible] auf eine [illegible] Weiſe [illegible] werden und die ſich mit nach dem Wohn- und Freundſchaftstempel [illegible] werden ſollen.

Die Abſicht des menſchenfreundlichen Monarchen war hiermit völlig erreicht und das Glacis ein gangbarer Ort geworden. Hätte man die humanen Bemühungen des gekrönten Wohlthäters aller ſeiner Völker fortgeſetzt, das Glacis hätte ein weitberühmter, prachtvoller Park werden müſſen, der Alles übertroffen hätte, was je eine Stadt an derartigem Schmuck beſaß. Während achtzig Jahren, und ſo viele Zeit iſt ſeit der erſten Urbarmachung des Glacis bis auf den heutigen Tag verſtrichen, hätte bei nur mäßigem Koſtenaufwand und einigem Schönheits- oder doch Naturſinn aus dem Glacis ein zauberhafter Garten werden können. Aber das Glacis blieb, geringe Veränderungen abgerechnet, ſo wie es Kaiſer Joſef hinterlaſſen hatte; die Bäume wurden älter und die Alleen ſchattiger — das war Alles; ſchöner, gangbarer wurde das Glacis nicht.

An einem Ende deſſelben, dem ſogenannten Waſſerglacis, ſiedelte ſich ein Kaffeewirth an, welcher die ſchlechteſte Muſik unterhielt und das ſchlechteſte Eis ſervirte; hier ſchenkte man auch für jene Kranke, welche Bäder beſuchen ſollten und nicht konnten, allerlei Geſundheitswaſſer, während ein Leiermann ſeit dreißig Jahren auf ſeiner abgegriffenen, verſtimmten Orgel dieſelben Stücke herableierte und ein halb oder ganz blinder Harfeniſt, der ſein „Prinz Eugen der edle Ritter" ſchon unſre Großeltern hören ließ, noch vor einigen Jahren die Ohren der Spaziergänger durch eben ſo ſchrille als falſche Akkorde zerriß. Ueberhaupt war das Waſſerglacis der bedeutungsvollſte Abſchnitt der ganzen Glaciszone. Hier tummelte ſich ſeit einem halben Jahrhundert die Jugend Wien's herum; hierher führten ſorgſame Mütter ihre heirathsluſtigen Töchter; hierher kamen die Preßhaften, um die Mineralwäſſer, die ſie nicht an den Quellen aufſuchen konnten, im Schatten der Glacisbäume zu trinken. Das Alles iſt nun anders geworden; die ſchlechte Muſik iſt verſtummt, die Marqueurs ſind verſchwunden, Harfeniſt und Leiermann unſichtbar geworden, das Glacis gehört nur noch der Vergangenheit an. An der Stelle jenes Theiles aber, welcher das Waſſerglacis hieß, wird jetzt ein Stadtpark angelegt, welcher alle jene Reize entfalten ſoll, die man von einem Kunſtgarten heiſchen darf.

Wir leben in einer Zeit der Uebergänge, dieſe Uebergänge drücken Wien ihr charakteriſtiſches Merkmal auf. Noch ſtehen einzelne Baſteien ſammt ihren Vorwerken aufrecht da, während andere halb Schutt und Trümmer, und wieder andere bereits der Erde gleich gemacht ſind. Die Stadt iſt nach vier Richtungen offen, nach den andern noch immer von Mauern und Gräben umgeben. Auf den Glacis erheben ſich einzelne Häuſergruppen und Straßenanfänge, während andere von Staub und Schutt erfüllt ſind. Die neuen Bauten beſchränken ſich bisher auf zwei Hauptpunkte, die weit genug von einander abliegen. Die größte Häuſergruppe nimmt die Baugruppe zwiſchen dem Schotten- und Fiſcherthor ein. Man heißt die vor dieſen Thoren angelegten Gaſſen und Straßen Neu-Wien. Dieſes Neu-Wien zeichnet ſich vor der alten Stadt durch nichts anderes als die friſche Tünche ſeiner Häuſer aus. Die Häuſer ſelbſt ſind in dem bekannten, eben ſo trivialen als unſchönen Kaſernenſtyl gebaut. Die etwas kleinere Gruppe von Neugebäuden erhebt ſich vor den ehemaligen beiden Kärnthnerthoren. Sie hat vor den Häuſern Neu-Wien's nichts voraus,



Karlskirche in Wien

nur iſt ihre Lage günſtiger, da die Umgrenzung von Seite der Vorſtadt aus architektoniſchen Bauten beſteht und auf den von der inneren Stadt Kommenden ſtets wahrhaft künſtleriſche Wirkung ausübt. Hier trennt das Wien-Flüßchen Stadt und Vorſtadt und erhält ſo viel Raum baufrei, daß die architektoniſche Wirkung der Bauformen ſtets unbeeinträchtigt bleiben wird. Die der neuen Häuſergruppe gegenüberliegende Vorſtadtfront beſteht aus der herrlichen „Carlskirche“, dem „Polytechnikum“ und dem neuen proteſtantiſchen Schulgebäude; dazu kömmt noch die elegante, aus Quadern gebaute Eliſabethbrücke, welche die Vorſtadt „Wieden“ mit der inneren Stadt verbindet. Wir ſagten, daß die Lage der vor den Kärnthnerthoren begonnenen Neubauten eine von der Natur ihrer Umgebung begünſtigte ſei; dies iſt ſo ſehr wahr, daß ſelbſt ein anderer monumentaler Bau in nächſter Nachbarſchaft zur Hebung jener ſchablonenartigen Zinshäuſer beitragen wird: der Bau des neuen Opernhauſes, deſſen Koſten auf mehrere Millionen veranſchlagt ſind. Die übrigen Häuſer zeichnen ſich durch Geſchmackloſigkeit aus; ſie ſind nicht eigentlich alles dekorativen Beiwerkes beraubt, aber dieſes Beiwerk iſt in den meiſten Fällen ſo unkünſtleriſch aufgefaßt und unpaſſend angebracht, daß die Neger-Architekten St. Domingo's ſich auch nicht übler anſtellen könnten. Eines dieſer bereits vollendeten Gebäude, das einem reichen jüdiſchen Bankier gehört, erhielt im Volksmund den Beinamen des „Judenkanzerls“ — wahrſcheinlich von den übereinander aufgethürmten Balcons.

Viele dieſer neuen Häuſer ſind fünf bis ſechs Stockwerke hoch; kaum nothdürftig gedeckt werden ſie auch ſchon bezogen und bewohnt.

Als hiſtoriſch denkwürdig bemerken wir, daß gerade an der Stelle, wo ſich die Neubauten zwiſchen der inneren Stadt und der Vorſtadt Wieden erheben, 1529 während der erſten Türkenbelagerung der blutigſte Kampf wüthete. Wo noch ein Theil der Baſtei mit von Mörtel entblößten Ziegelſteinen geſpenſtiſch auf die Straße herabſtarrt, wurde der Befehlshaber Graf Niklas Salm von einem abſpringenden Steine tödtlich verwundet. Die beiden Kärnthnerthore ſind längſt abgebrochen, — längſt bedeutet in dieſer ſchnelllebigen Zeit — drei Jahre. Als das alte Kärnthnerthor naturgemäß früher als das jüngere demolirt wurde, bemächtigte ſich die Journaliſtik und Literatur der Flugſchriften dieſes Ereigniſſes. Vielleicht iſt es nicht ohne Intereſſe, die damalige Stimmung aus einem kleinen Gedichte kennen zu lernen. Es betitelte ſich: „Das alte Thor.“ Noch müſſen wir zum Verſtändniß der folgenden Zeilen beifügen, daß am Thor außer dem Doppeladler noch das Bruſtbild zweier Löwen und eines mönchsartig gekleideten Mannes angebracht war, welcher nach der Stadt ſchaute. Das ſteinerne Bruſtbild des Mannes ſollte Luther vorſtellen, der ſehnſüchtig in die Stadt blickte, in die er nach der altkatholiſchen Vorſtellungsweiſe unſerer Vorfahren nicht eindringen konnte (was nebenbei geſagt unrichtig iſt).

Das Gedichtchen lautet alſo:

„Das alte Thor.“

Nacht war's, ich ſchritt durch's alte Thor
Und ſah bei Mondlicht Blinken,
Den Adler ſtrecken den Kopf hervor
Und mit den Krallen winken.

Die Löwenhäupter ſchüttelten ſich
Und reckten heraus die Zungen
Und huben die Tatzen ärgerlich,
Gleich zänkiſchen Gaſſenjungen.

Ein lang gezogner Seufzer brach
Hervor aus den grauen Wänden,
Das Steinbild im Erker wurde wach,
Geſticulirte mit den Händen.

Ich rief, ob's mir auch im Innern graut,
„Was ſoll der Spuk bedeuten?“
Der Löwenkopf aber ſchnarrte laut:
„Gehörſt zu den ſaubern Leuten,

Die gaffend auf der Brücke ſtehn
Und unſern Lebesſchmerzen,
Den Stecher im Aug', vergnügt zuſehn
Mit ihren verſteckten Herzen.“

D'rauf hub der ernſte Mann aus Stein
Ingrimmig an zu ſprechen:
„Ihr wollet rechte Bauleut' ſein,
Verſteht nur abzubrechen.

Wo iſt denn-doch nur euer Bau,
Erlaub' ich mir zu fragen,
Seit ich aus meinem Erker ſchau'
Seh' ich euch nur abtragen.“

Die Löwen lachten höhniſch dazu
Und ſchnitten Fratzengeſichter,
Der Adler kreiſchte: Gönnt ihm Ruh',
Er ſcheint ſo nur ein Dichter.

Dann ſetzte er hinzu ganz leiſ':
„Die brechen nicht und graben,
Weil ſie, wie alle Welt es weiß,
Gebrochne Herzen haben.“

Ich nahm den Hut ab, dankte ſehr
Und ging hinaus zum Thore,
Und als ſie merkten, ich wankte ſehr,
Da lachten ſie im Chore.

Bei'm Thor der Adler neigte ſich
Und ſprach zum dunklen Graben:
„Mich brechen ſie, verſchütten dich,
Weil wir ſo lieb uns haben.“

Der Graben rief dem Adler zu:
„Wenn ſie ſo fort es machen,
So werden wir beide, ich und du,
In Trümmern noch herzlich lachen.“

Wir haben dieſe Verſe um ſo lieber angeführt, als uns der Dichter „der Spaziergänge eines Wiener Poeten,“ Anaſtaſius Grün, als Verfaſſer bezeichnet wurde, eine Angabe, für deren Richtigkeit wir übrigens keine Bürgſchaft übernehmen möchten.

Die zweite türkiſche Belagerung war gefährlicher als die erſte und bedrohte hauptſächlich den Theil der Stadt, der zwiſchen dem Burg- und Schottenthor gelegen iſt. Wie haben ſich doch die Zeiten geändert! Wo die Türken ihre Kanonen aufpflanzten, erhebt ſich gegenwärtig das Haus der Abgeordneten, und wo Graf Rüdiger Stahrenberg die Sturm laufenden Janitſcharen an der Spitze der auserleſenſten Truppen der Beſatzung über die Wälle in den tiefen Stadtgraben hinunterwarf ſteht heute zu Tage das Paradiesgärtchen mit ſeiner Kaffeewirthſchaft und dem kleinen vielbeſuchten Park. Es ſteht noch, ſieht aber dem nahen Zeitpunkte entgegen, da es das Schickſal des Waſſerglacis theilen wird.

Die türkiſche Belagerungskunſt ſtützte ſich hauptſächlich auf den Minenkrieg, der unter der Erde geführt wurde. Es giebt oder gab vielmehr ein altes Wiener Haus, „zum Heidenſchuß", bis zu welchem die Türken auf ihren unterirdiſchen Wegen vorgedrungen ſein ſollen. Die Ecke des Hauſes war mit einer kleinen Statue geziert, welche einen türkiſchen Reiter vorſtellte, der eben im Begriffe ſteht, einen Pfeil von der Sehne ſeines Bogens abzuſchnellen. Die neueren Geſchichtsforſcher leugnen, daß die Türken mit ihrer Mine je ſo weit vorgedrungen ſeien und erklären die Bezeichnung „Heidenſchuß" dahin, daß das Haus von einer alten Wiener Familie „Heiden" den Namen überkommen habe.

Wir wollen es dahin geſtellt ſein laſſen, ob die Belagerer bis zu den Kellern dieſes Hauſes haben vordringen können oder nicht; wir wollen die Geſchichte von den Bäckerjungen, welche plötzlich im Keller auf den Feind ſtießen, ihn hinausſchlugen und die Mine verſchütteten, mit der gelehrten Gilde für eine Fabel halten, ſie aber zugleich bitten, uns den unbedingten Glauben an ihre Hypotheſe von den Herren „Heiden" zu erlaſſen. Sollte ſie indeß darauf verharren, daß ihr Glaube der allein ſeligmachende ſei, ſo müßte ſie uns zuvörderſt beweiſen, daß die lieben alten Herren von „Heiden" gewöhnt waren, ihr Haupt mit dem Turban zu bedecken und ihre freie Zeit mit Bogenſchießen zuzubringen, denn nur ſo würde das alte Steinbild am Heidenſchuß und die alte Benennung „wo der Heide ſcheußt" erklärlich.

Jetzt iſt das alte Haus abgeriſſen und ein neuer Palaſt an deſſen Stelle erbaut; aus Pietät hat man den türkiſchen Bogenſchützen wieder an derſelben Stelle aufgerichtet, wo der alte türkiſche Reiter zu ſehen war.

Wien bewahrt übrigens noch gegenwärtig zahlreiche Erinnerungen an die großen Türkenkämpfe auf; doch iſt es an der Zeit, dieſe Erinnerungen zu fixiren, da viele davon in Gefahr ſind, verlöſcht zu werden. Vor Allem nur bemerken wir die vielen Gedächtnißſäulen in und um Wien mit dem Kernſpruch:

Sag' Gott dem Herren Lob und Dank,
Daß Raab iſt kommen in der Chriſten Hand.

Dieſe Denkſäulen rühren aus dem Jahre 1589, da Graf Adolf Schwarzenberg die Feſtung Raab dem Ali Paſcha nach hartnäckiger Gegenwehr wieder abnahm. Graf Hardeck hatte dieſes Bollwerk der Chriſtenheit, wie Raab damals bezeichnet wurde, kurze Zeit zuvor den Türken übergeben und dieſe unerklärliche That mit ſeinem Kopfe gebüßt.

Noch heute ſteht eine ſolche Denkſäule hart an der Straße zwiſchen dem Burgthor und der Vorſtadt Maria-Hülf. Auf Kaiſer Rudolf's Befehl — ſo wichtig ſchien ihm die Wiedereroberung Raab's — wurde dieſer Gedächtnißvers auch vielen anderen Wahrzeichen Wien's z. B. der Spinnerin am Kreuze, einverleibt. Außer dieſen Denkſäulen beſteht noch ein anderes Monument, welches ſich die Türken ſelbſt gründeten, die „Türkenſchanz"; ſie liegt zwiſchen Währing und Weinhaus und dient der Wiener Vorſtadtjugend zum Spielplatz. Hier hatten die Türken 1683 eine große Redoute angelegt, den Entſatz zum Rückzug zu zwingen. Carl von Lothringen nahm ſie mit ſtürmender Hand. Dieſe Türkenſchanze wurde 1848 abermals von den kaiſerlichen Truppen im Sturm genommen, da ſich die

Inſurgenten auf ihrer Höhe feſtgeſetzt hatten. Der Sohn eines alten tyroliſchen Landesvertheidigers vom Jahre 1809 gewann ſich bei dieſer Gelegenheit das Verdienſtkreuz; der Vater des tapferen Tyrolers war der Schützenhauptmann Panzl, der mit Hofer, Speckbacher und Haspinger ein Kleeblatt bildete. Der junge Mann ſtand eben im Begriff nach Amerika auszuwandern, als man ihn beredete, an der Eroberung Wien's theilzunehmen. Allem Anſcheine nach wird die Türkenſchanze keinen Feind mehr vor ſich ſehen, denn auch ihrer harrt das Schickſal des Abbruches. Das kaiſerliche und bürgerliche Zeughaus enthält die ruhmreichſten und prächtigſten Denkmale der beiden Türkenbelagerungen. Das bürgerliche Zeughaus bewahrt insbeſondere den Kopf Cara Muſtaphas, des unglücklichen türkiſchen Heerführers, welcher zu Belgrad erdroſſelt wurde. Selbſt die Kaffeehäuſer Wiens ſtehn in innigſter Beziehung zur zweiten Türkenbelagerung. Franz Kolſchützky, welcher mehrmals verkleidet durch das türkiſche Lager geſchlichen und eben ſo oft ſein Leben in höchſte Gefahr geſetzt hatte, wurde für die unbezahlbaren Dienſte, die er der Stadt und dem Kaiſer geleiſtet hatte — in den Adelsſtand erhoben? — behüte, ſo etwas geſchah damals wegen ein bischen Lebenswagniß nicht, nein, er wurde würdiger belohnt und erhielt die Erlaubniß, auf ſeine Koſten das erſte Kaffeehaus in Wien zu errichten; Kolſchützky wurde alſo Kaffeeſieder und befand ſich wohl dabei. Sein Kaffeeſchank befand ſich am Stefansplatz, wo noch heut zu Tage ſich ein Kaffeehaus befindet. Lange — vielleicht bis auf den Augenblick — war es Sitte, daß der Vorſtand der Kaffeeſiederinnung das Bildniß des kühnen Polen bewahrte. Wir können die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Kolſchützky die europäiſche Dankbarkeit gegen Polen perſonificirte. Johann Sobiesky wurde zwar, wenn man die Schätze, welche ihm überlaſſen wurden, allein in Betrachtung zieht, hinlänglich belohnt; doch wurde ihm von Seite des Kaiſers nicht jener freundliche Empfang zu Theil, den er zu erwarten berechtigt war.

Von jener Türkenbelagerung (1683) datirt ſich die Benennung des Stahrenberg'ſchen Freihauſes; der Stadtmagiſtrat befreite nämlich das Haus des Obercommandanten Rüdiger von Stahrenberg auf ewige Zeiten von allen Steuern und Abgaben. Erſt nach dieſer Türkenbelagerung nahmen die Vorſtädte Wien's ihren gegenwärtigen Umfang und die jetzige Geſtalt an. Ueberhaupt bildete das Jahr 1683 einen wichtigen Abſchnitt in der Geſchichte Wien's; die Vorſtädte überflügelten nun die innere Stadt dergeſtalt, daß dieſe wie von einem rieſigen Netz umſponnen ſchien. Unter Leopold's zweitem Sohne Carl VI. entſtanden erſt die wenigen Prachtbauten, welche die öſterreichiſche Hauptſtadt aufzuweiſen hat. Carl VI., deſſen Regierung im Ganzen wenig ruhmvoll und gewinnbringend für Oeſterreich war, kann doch als der einzige Monarch unter den alten Habsburgern bezeichnet werden, dem es nicht an einem gewiſſen Schönheitsſinn fehlte. Fragt man nach irgend einem älteren Gebäude, das ſich durch edlere Formen auszeichnet, ſo wird die Antwort Carl VI. als ihren Schöpfer und „Fiſcher von Erlach" als Architekten nennen.

Von ihm und dem Prinzen Eugen ging alle Aufmunterung zu Prachtbauten aus, ſo daß Wien ohne dieſe beiden Männer tief an Bedeutung hinter Provinzial-Städten dritten Ranges, wie Salzburg, Krakau und Innsbruk zurückſtehen würde.

Seit Carl VI. ſcheint jetzt wieder zum erſten Male eine Bau-Aera begonnen zu haben. Wer Geld hat, kauft Bauplätze; doch hat das Reich des Schönen bis nun an dieſen Neubauten keine große Eroberung gemacht. Vielleicht werden die auf Staatskoſten unternommenen Bauten dieſen Mangel in würdiger Weiſe erſetzen.

Das Rothkehlchen.

Bald das letzte Lied geſungen,
Iſt das Leben ganz entwich,
Iſt in grauen Dämmerungen
Winter alles hat verſchlungen:
Blumen, Lieder, Herbſt und mich.
Franz Dingelſtedt.

Wenn der Nordoſtwind über die Haideſteppen ſauſt und eine bunte Menge falber Blätter aus den nahen Gebüſchen vor ſich her peitſcht, dann hat das muntere, fröhliche Leben in Feld und Hain ein Ende. Die meiſten der befiederten Sänger und anderen Sommergäſte ſind ſchon längſt hinweggezogen, auch die letzten rüſten zum Aufbruch. Und die zurückbleibenden Vögel ſammeln ſich ebenfalls in großen Schaaren, gleichſam um in vereinter Macht den Stürmen und Gefahren der rauhen Zeit widerſtehen zu können.

Der Wald ſteht jetzt zum zweiten Mal in ſeiner Pracht da. Damals erfreute ſich unſer Auge und Herz an dem friſchen jungen Grün, jetzt ergötzen wir uns an dem bunten Farbenſpiel der welkenden Blätter. Doch welcher Unterſchied zwiſchen damals und jetzt!

Während der Jubel des erwachenden Lebens im Frühjahr uns die Bruſt hebt und uns unwillkürlich mit einſtimmen läßt in das Wonne- und Freudenjauchzen aller lebendigen Weſen, zieht jetzt ebenſo unwiderſtehlich die Trauer und der Schmerz des Scheidens bei uns ein. Uns wird ſo bang, ſo ſehnend zu Muth, auch wir möchten mit den Vögeln hinaus und nehmen trauernd Abſchied von allen den Freuden und dem Leben der milden Jahreszeit.

Das Bächlein trieb hinunter
Der Wellen raſche Tänze
Und rauſchend flocht und bunter
Der Herbſt der Wehmuth Kränze.

Doch aus des Wald's Verdüſtern,
Den Stimmen des Vergehens,
Hört' ich die Hoffnung flüſtern
Des ew'gen Wiederſehens.

(Lenau, Herbſtlieder.)

Gleich dem Dichter wollen aber auch wir eben aus dem allgemeinen Scheiden, „den Stimmen des Vergehens", die Hoffnung eines ſchönen Wiederſehens, einer neuen Frühlingszeit ſchöpfen und uns ungeſtört der Genüſſe erfreuen, welche uns ein, leider nur zu kurzer, ſchöner Herbſtnachmittag bietet.

In Begleitung einiger Knaben, deren friſche, erwartungsvolle Geſichter von dem kühlen Herbſthauch lebhaft erglühen, gehen wir hinaus in's Freie, nach dem Erlengebüſch eines kleinen, zwiſchen Wieſen und Berghöhen liegenden Wäldchens. Die Knaben tragen ein halbes Dutzend Sprenkel oder Sprengruthen, einen dichten Netzbeutel und in einer Taſche Sträuße ſchwarzer Flieder- oder Hollunderbeeren. Aus dieſen Vorbereitungen wird der Leſer erſehen, daß wir einen Fang vorhaben, und zwar den eines zierlichen kleinen Vogels, des Rothkehlchens.

Die Sprengruthen ſind ähnliche Fangwerkzeuge, wie die Dohnen.[1] Sie beſtehen aus einer elaſtiſchen Ruthe mit einer Pferdehaarſchlinge und einem Stell- oder Springhölzchen. Dies letztere wird durch die Schwere des darauf hüpfenden Vogels heruntergeſtoßen, dadurch die Schnellkraft der Ruthe entfeſſelt und die Schlinge ſchnell zuſammen und um die Beine des Unvorſichtigen gezogen. —

Wir ſind in der Gegend angelangt, wo wir ſchon hier und da den eigenthümlichen, ziſchenden, pickenden Lockton eines Rothkehlchens hören, und treffen nun auf einem paſſenden Platze, in der Nähe einer Quelle oder eines Baches, einige Schritte vom Wieſenrande, mitten im Erlendickicht unſere Anſtalten. Dieſe beſtehen darin, daß wir die Stelle ungefähr 3 Fuß im Viereck von allem Geſträuch befreien, in der Mitte ein Bäumchen ſtehen laſſen, welches wir benutzen und darüber eine Sprengruthe aufhängen.

Dann gehen wir zehn bis fünfzehn Schritte weiter, ſtellen dort eine zweite, und ſo fort durch's ganze Gehölz, immer am Rande entlang, doch möglichſt an düſtern, ſtillen Orten.

Während wir emſig und recht geräuſchlos eben bei der vierten, oft erſt bei der dritten oder gar noch bei der nächſten Sprengruthe beſchäftigt ſind, hören wir in der erſten ſchon einen Gefangenen ſchreien. Wir eilen hinzu, löſen die Füße behutſam aus der Schlinge und ſtecken das ſchöne Hähnchen in den Netzbeutel, welchen wir natürlich oben zuſchnüren und an einer paſſenden Stelle ruhig bei Seite hängen. Dann ſtellen wir die Ruthe wieder zurecht und gehen an die angefangene Arbeit zurück.

So laſſen ſich kurz hintereinander in wenigen Stunden fünf bis ſechs Rothkehlchen, auch wohl ein Fliegenſchnäpper oder gar ein Zaunkönig ertappen. Der Fang dauert, bis in der erſten Abendſtunde die höher ſteigenden Schatten in dem Gebüſch uns nichts mehr unterſcheiden laſſen, dann werden die Sprenkel aufgenommen, die Beerenſträuße abgeſtreift und wieder in die Taſche gethan, und mit dem Beutel voll flatternder Vögel geht's munter nach Hauſe. —

Das Rothkehlchen iſt eines unſerer lieblichſten Vögelchen und faſt möchte ich behaupten, daß kein anderes Geſchöpf ſo viele liebenswürdige Eigenſchaften im Umgange mit dem Menſchen zeigt, wie gerade dies kleine Thier. Schon in der Freiheit im Walde oder im Garten iſt es ſo zutraulich und zeigt ſo wenig Scheu, daß es nicht bloß im Gebüſch der beſuchteſten Laube niſtet, ſondern auch, während die Geſellſchaft am Tiſche ſitzt, arglos und ohne Furcht herbeifliegt und ein Körnchen für ſeine Jungen ſich ausbittet. Auf dem Anſtande, des Abends, habe ich ein Rothkehlchen beobachtet, welches mich ſtundenlang rings von allen Seiten betrachtete, während es in der dichteſten Nähe von Aſt zu Aſt hüpfte, mir ſeine zierlichen Verbeugungen machte und ſein weiches, melodiſches Zchip, Zchip! zuflüſterte.

In der Stube nun gar wird es in kurzer Zeit ſo zahm und zutraulich, daß es uns auf die Hand fliegt und ſein Futter ruhig und vertrauend neben uns verzehrt. Dabei blicken ſeine ſchönen großen dunkelbraunen Augen uns ſo verſtändig, ſo gemüthlich und vertraulich an, daß gar keine zu große Phantaſie dazu gehört, um liebliche Worte aus dem Schnäbelchen hören zu glauben.

Das Rothkehlchen iſt bedeutend kleiner als ein Sperling, auch weit zarter gebaut; ſeine Stirn, Wangen und Bruſt ſind tief orangeroth, der Unterleib weiß, der Rücken und die Decken der Flügel dunkel olivengrün. Die Weibchen ſind heller und matter gezeichnet und unterſcheiden ſich von den jungen Hähnchen, welche anfangs gerade ſo ausſehen, nur dadurch, daß ſie ſtets hellbraune Füße haben, während die alten Hähne dunkelbraun ſind.

Es iſt merkwürdig, daß trotz aller liebenswürdigen Eigenſchaften das Rothkehlchen doch eine recht häßliche Seite ſeines Charakters zeigt, daß nämlich ſich nie zwei von ihnen in einem Zimmer vertragen, ſondern ſo lange kämpfen, bis das ſchwächere unterliegt und getödtet iſt. Sind ſie ganz gleich ſtark, ſo theilen ſie ſich die Stube ſo ein, daß eines nie die Hälfte des anderen betreten darf. Auch die Hähnchen ſind in der Stube gegen die Weibchen nicht einmal duldſamer, und zeigen hierin alſo eine höchſt unliebenswürdige Verachtung aller Galanterie gegen das ſchöne und ſchwächere Geſchlecht.

---

[1] Vergl. „Die Krammetsvögel und der Dohnenſtieg" im I. Bande von „Unſer Vaterland." Seite 553—557.

Nach ſeiner äußeren Erſcheinung und beſonders nach ſeinem Aufenthalt in den dunkelen und verſchwiegenſten Hecken und Waldſtellen macht das Rothkehlchen eigentlich einen recht trüben und traurigen Eindruck, und ebenſo ſtimmt ſein kleines einfaches Lied auch ſo recht mit melancholiſchen Gefühlen überein. Dies hat wahrſcheinlich Johannes Falk in einem Gedicht, welches den Tod eines Knaben beſchreibt, auf die Worte gebracht:

Rothkehlchen das ſaß auf einem Aſt,
Der kleine ſchaurige Wintergaſt
Und weinte den ganzen Tag.

Und ſelbſt im Frühling, wenn Alles jubelt und frohlockt und auch Rothkehlchen ſein Freudenlied erſchallen läßt, behält ſein Geſang doch immer eine ſchwermüthige Weiſe, nur dann und wann unterbrochen von einem jubelnden Siſri!

Zu Ende Oktobers ziehen ſie familienweiſe ſüdwärts, doch bleiben einige bei milder Witterung bis in den November, ja zuweilen den ganzen Winter hindurch hier, freilich müſſen ſie dann bei plötzlicher ſtrenger Kälte dies meiſtens mit dem Leben bezahlen. Wird das Wetter jedoch nicht zu rauh, ſo iſt unſer kleiner Freund aber auch einer der erſten Frühlingskünder.

Dieſer Vogel niſtet zwei Mal im Jahre auf der Erde in Ritzen oder kleinen Löchern und baut ein einfaches Neſt aus Moos, Grashalmen, Thierhaaren und Federn. Gewöhnlich ſucht er ſich eine Stelle aus, die von oben und drei Seiten geſchützt iſt, ſo daß nur von vorn ein Eingang bleibt, und legt vier bis ſechs Eier.

Man kann die Jungen, noch ganz klein, mit in Milch eingeweichter Semmel und Mohnſamen aufziehen, doch iſt dies ſehr mühſam und nur bei der allergrößten Reinlichkeit und Sorgfalt lohnend, weil ſie ſonſt regelmäßig ſterben. Sie werden dann mit Baumwolle im Neſte überdeckt und müſſen faſt alle Viertelſtunden gefüttert werden. Leichter iſt es dagegen, wenn man das Neſt in ein Vogelbauer ſetzt und daſſelbe ſo hinſtellt, daß die Alten ſie groß füttern, ſie dürfen dann aber nicht mehr ſo klein ſein, weil ſie ſonſt die Wärme der Mutter nicht entbehren können. Uebrigens iſt ſowohl beim Brüten, wie beim Erziehen der Jungen das Hähnchen ein ſehr zärtlicher Ehegatte, und damit iſt ſein Werth dem Weibchen gegenüber wohl wieder ausgeglichen, da er ja eben nur in der menſchlichen Geſellſchaft gegen Seinesgleichen bösartig und verderbt wird, wie dies ja auch wohl mit ſo manchem harmloſen und gutherzigen Gemüth im Leben geſchehen mag. — Wenn man die ganz jungen Hähne neben eine Nachtigall hängt, ſo lernen ſie allerliebſt ſingen, indem ſie einige Strophen der Meiſterin in ihr einfaches Lied verweben.

Außer mit Sprenkeln fängt man die Rothkehlchen auch noch mit Leimruthen, doch wenn immerhin ſchon jeder Vogelfang ein grauſames Vergnügen, ſo iſt der mit Leimruthen faſt gar nicht zu verantworten. Wie häufig reißen ſich, beſonders wenn man nicht gleich dabei iſt, die Vögel noch los, fliegen fort, kleben irgendwo im Gebüſch feſt und müſſen elend verhungern. Oder ſie haften mit dem an ihrem Federkleide ſitzenden Leim noch Tagelang ſtill überall an, ſo daß ſie immer nur mit Mühe und Schmerzen ſich losreißen können und dabei auch oft umkommen. Außerdem verliert ein mit Leimruthen gefangener Vogel für lange Zeit das Anſehen, denn der Leim haftet an ſeinen Federn und Füßen, und wenn er auch, mit feiner Aſche beſtreut, nicht mehr klebt, ſo trocknet er doch zu harten Kruſten, welche dem Armen lange Zeit Schmerz und Druck bereiten, bevor es ihm gelingt, ſie nach und nach abzuzupfen. Dagegen geht das Rothkehlchen auch in die Meiſenkiſte oder in das Schlagbauer und iſt ſeines argloſen Vertrauens wegen überhaupt ſehr leicht zu fangen. Oft bringt es, gleich der Nachtigall, nicht Lüſternheit oder Noth, ſondern bloße Neugierde in die Falle, wovon man ſich leicht überzeugen kann, wenn man in einem Garten unter einem Baum voller reifer ſchöner Fliederbeeren eine Sprengruthe mit einem Strauße von demſelben Baume aufſtellt, denn in den meiſten Fällen wird ein Rothkehlchen, welches ſchon die ganze Arbeit neugierig beobachtet hat, nach kurzer Zeit in der Schlinge zappeln.

Die Lieblingsnahrung des Rothkehlchens, wie überhaupt all der kleinen Inſektenfreſſer, ſind im Herbſt die Flieder-, doch auch andere weiche Beeren, wie Ebereſchen und dergleichen. In der Stube fängt es vor Allem die oft noch in letzter Zeit ſo läſtig werdenden Fliegen fort und frißt beſonders gern Mehlwürmer und Ameiſeneier, doch gewöhnt es ſich, frei herumfliegend und auch im Käfig, bald an allerlei Nahrung, friſchen Käſe, Roggen- und Weißbrodkrume, Fleiſch, Kartoffeln und dergleichen.

In den Sprenkeln kommt es zuweilen auch wohl vor, daß eines der Thierchen das Unglück hat, einen Fuß zu zerbrechen, dann tränkt man die Stelle mit einigen Tropfen Wundwaſſer, wickelt reines weiches Papier und ein Kartenblatt herum und bindet dieſe Schiene ziemlich feſt, worauf der Patient gewöhnlich in kurzer Zeit geheilt iſt und wieder in den vollſtändigen Gebrauch des Fußes gelangt. Kommt man dagegen zu ſpät zu einer Sprengruthe, welche man über Nacht ſtehen gelaſſen — was Jeder, der menſchliches Gefühl in der Bruſt hat, nie thun ſollte — und findet einen Gefangenen mit ſchon faſt abgedrehtem, zerſplittertem Beine, wie das zuweilen vorkommt, wenn ſie ſich nur mit einem Fuße fangen, dann iſt es am beſten, man ſchneidet mit einer ſcharfen Scheere den Fuß ganz ab und verbindet den Stumpf mit Wundwaſſer und einem weichen Läppchen. Natürlich muß das arme Ding dann ganz ruhig gelaſſen und gut mit friſchem Waſſer und Mehlwürmern verſehen werden, dann heilt die Wunde bald und man kann den Vogel viele Jahre hindurch gut erhalten; dergleichen Krüppel ſingen gewöhnlich gerade am fleißigſten und lieblichſten. Um ſolche Unglücksfälle zu vermeiden, muß man die Schlingen ſtets aus mindeſtens acht Haaren drehen und außerdem auf dem Abſatze der Sprengruthe ein kleines Stückchen Schwamm befeſtigen.

Wer nun alſo nach dieſer Schilderung ſich einen lieblichen kleinen Wintergaſt anſchaffen will, der eile, die einfachen Vorkehrungen zu treffen. Der Fang dauert zwar, wenn man ſich Fliederbeeren aufhebt, bis Ende Novembers, oft bis Weihnachten hin, doch ſind die zuletzt Gefangenen ſchwer an die Stube zu gewöhnen, weil, wie der Vogelfänger ſagt, „ihnen der Froſt im Kopfe ſteckt“; bringt man ſie aber erſt in ein kaltes und gewöhnt ſie allmälig an ein wärmeres Zimmer, ſo laſſen ſie ſich eben ſo gut erhalten.

Jülichſche Geſchichten bis zur Vereinigung Jülichs mit Cleve.

Von Max Jähns.

Hoch auf dem ragenden Wall, der allmählig in Schutt nun dahinſinkt,
Säuſelnd umfließen das Haupt von den blühenden, buſchigen Gräſern
Lieg' ich und bade mich ſtill in dem Glanze der ſinkenden Sonne.
Rings in dem fruchtbaren Thal, wo die Weiden und Erlen das Flußbett
Ruhig begleiten, ſoweit nur das ſpähende Auge hinausblickt,
Zittert ein flüchtiger Streif aufſteigender dämmernder Nebel.
Ferne im leuchtenden Weſt auf dem purpurnen Grunde des Aethers
Schwimmen wie duftiger Hauch tiefblau die bewaldeten Hügel. —
Nichts mehr ſchlägt an das Ohr als Gebrüll heimkehrender Heerden,
Als der verlorene Schall fernklingender dörflicher Glocken. —
Wahrlich, das iſt wie ein Bild aus der Hand holländiſcher Meiſter,
Wie van de Velde es malt in beruhigter, freudiger Klarheit;
Und es bewegt mir die Bruſt ſtillfroh der behagliche Eindruck.
Rollt doch da drüben die Welle in Wahrheit der nährenden Maas zu,
Die als die Braut von Burgund ſich dem alternden Rheine verbindet,
Eh' er ſich ſelbſt an die See, an die allesumſpannende hingiebt.
Alſo erfaß' ich das Bild, und der ruhig betrachtenden Seele
Wandeln im mächtigen Chor die Geſtalten der Vorzeit vorüber.

Das goldene Feld mit dem ſchwarzen ſpringenden Löwen im Wappen des Königs von Preußen bezeichnet einen herrlichen Beſitz, deſſen Bodenreichthum, wie ſeine geſchichtliche Bedeutung im öſtlichen Antheil der Monarchie oft allzuwenig gekannt und geſchätzt ſind. Und doch war das Herzogthum eine Wiege deutſcher Kultur, wie es noch heut den Ehrennamen einer „Kornkammer des heiligen Römiſchen Reiches" ungeſchmälert und im vollen Sinne verdient.

In die große Maſſe des niederrheiniſchen Schiefergebirges greift ſcharfeinſchneidend eine ehemalige Meeresbucht, das ſüdlichſte Glied der niederländiſchen Tiefebene, ein und ſteigt in den oft mehrere Stunden breiten Thalſohlen der Roer und Erft bis zu 100' Seehöhe hinab. In Mitten dieſer Bucht, vom Wurmfluß bis zum Erftgebiet, liegt der Kern des alten Herzogthums, und hier auf fettem ſchweren Lehmgrunde, oder auf trefflichem thonigſandigen Boden blüht ſeit uralter Zeit jener ſegensreiche Ackerbau, der in treuer Stätigkeit — wieviel wechſelnde Schickſale auch über ſeine Fluren hingegangen — von Jahrhundert zu Jahrhundert ungeſtört weiterwirkt. So hat er denn auch faſt das ganze Gebiet in Anſpruch genommen; überall iſt der Forſt gerodet, und ſoweit das Auge blickt, trifft es beſtelltes Land. Nur die Dörfer ſind von ſchönen Baumgruppen reich umgeben, ja meiſt ganz von ihnen verſteckt und erheben ſich wie grüne Inſeln aus den unendlichen Getreidefluren, die ſich über ſanfte Mulden und breite flachgewölbte Waſſerſcheiden weithin ausdehnen und mit ihren mildbewegten auf- und niederfluthenden Aehrenmaſſen wie ein wogendes goldenes Meer erſcheinen.

Im Süden wird dieſe geſegnete Landſchaft deutlich von einem Randgebirge begrenzt, das die Vorſtufe zu den öden Flächen des Hohen Venns und der unfruchtbaren vulkaniſchen Eifel bildet, ſelbſt aber noch den mannigfaltigſten Reichthum entwickelt. Prachtvolle Laub-

Holzwälder, blumenreiche Wieſen, guter Ackergrund machen das Stufenland zum Garten; während die unterirdiſchen Schätze an Geſteinen und Metallen den Sitz des Gewerbfleißes bezeichnen, dem die unerſchöpfliche Fülle der Steinkohlenformation, die bald in ſchmalen Streifen, bald in mächtigen Flötzen auftritt, noch für Jahrtauſende Mittel ununterbrochener raſtloſer Thätigkeit verſpricht.

Die öſtliche Begrenzung des Jülicher Landes iſt nicht ſo ſcharf als die nach Süden. Sie liegt in der Waſſerſcheide gegen die Erft, alſo auf der Höhe des breiten, fruchtbaren Landrückens, der ſich von Düren nach Erkelenz erſtreckt und den man „die Bürge" nennt. Noch weniger iſt eine natürliche Grenze nach Norden zu erkennen, da hier das Land ohn jeden Abſchnitt in die große niederrheiniſche Tiefebene übergeht, während ſich im Weſten durch die oft tiefeingeſchnittene Wurm, an welcher Aachen liegt, wieder eine klare Landſcheid bezeichnet, welche ſchon vor zwei Jahrtauſenden die Gebiete der Ubier und Eburonen, ſpäte aber die Diözeſen Köln und Lüttich trennte und noch gegenwärtig auf eine Strecke die Gränz zwiſchen Preußen und Holland bildet.

Die bedeutendſte Waſſerader des Jülicher Landes iſt die Roer*). In flachen Senkunger des Hohen-Venn ſammeln ſich oberſtändige Waſſer zwiſchen Torfmoos, Wollgras und Weidengeſtrüpp und ſchleichen als röthliche Sumpfbäche von Mulde zu Mulde. Dann vereinigen ſie ſich; ihr Gefälle wird plötzlich groß; ſie reißen tiefe und wilde Einſchnitte in das Gebirge, und ſo, raſch fortſchreitend, bildet ſich der Fluß. Die Roer in ganzer Entwickelung iſt dreißig Meilen lang, doch gehört faſt die Hälfte dieſer Länge ihren Krümmungen an; denn „Nach der Ebene dringt ihr Lauf, ſchlangenwandelnd" und „Im flachen Bett ſchleicht ſi das Wieſenthal hin, und in der glatten Flut weiden ihr Antlitz alle Geſtirne." Im Jülicher Lande hat die Roer auf etwa ſechs Meilen nur 350 Fuß Gefäll. Daher iſt das Flußbett breit, in den heißen Monaten trocken und mit grobem Kies und Geſchieben gefüllt. Eine Menge von Ableitungskanalen und Mühlenbächen verbreitet das befruchtende Naß weit hin netzartig durch das Land. Grasreiche Wieſen dehnen ſich am Fluſſe aus und bieten den ſtarken frieſiſchen oder brabantiſchen Pferden, den ſchweren milchreichen Kühen und den großen Heerden gewinnbringender Gänſe prächtige Weiden. Dann fehlt es auch nicht an Brüchen um die niedrigen, von Kanadapappeln und mannigfachen Weidenarten umbuſchten Ufer, und dieſe ſind das Arbeitsfeld der Korbflechter und Holzſchnitzer, der Böttcher und Tuchbleicher, die hier eine bedeutende, viele hunderte von Familien nährende Thätigkeit entfalten.

Von Zuflüſſen der Roer ſind außer der Wurm noch Inde und Merz bemerkenswerth. Die erſtere, in ihrem quellenreichen Oberlaufe „Münſterbach" genannt, fließt durch di wichtige Steinkohlengegend und wird dort Zeugin und Mitarbeiterin einer großartiger Induſtrie.

Alte Kroniken berichten, daß die Roer einſt ſchiffbar geweſen, und es iſt gewiß, daß noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts Schiffe ſtromaufwärts bis Jülich gezogen wurden. Damals waren die oberen Landſchaften, namentlich die Eifel noch waldreich, in Folge deſſen die Feuchtigkeitsniederſchläge häufiger und geregelter, der Waſſerſtand höher und gleichmäßiger. Aber die unaufhörlichen Rodungen ſpäterer Zeit haben größere klimatiſche Gegenſätze hervorgerufen. Unaufgehalten ſtürzen im Winter und Lenz geſchmolzener Schnee und Regenwaſſe über die nackten Berghänge, über die offenen Ebenen; die Flüſſe treten aus; Schlamm und Gerölle werden fortgeſchwemmt und ſetzen ſich im Unterlaufe an. Nun kommen heiß regenloſe Sommer. Die Waſſer verſiegen, und es iſt dem Fluſſe unmöglich, die aufgehäuf ten Sandbänke und Inſeln fortzuſchaffen. Daher bildet ſich eine Untiefe nach der anderen; und derſelbe Mangel an Wald, welcher das Hochland unfruchtbar und öde macht, erzeugt im Tieflande Ueberſchwemmung und Unſchiffbarkeit. Gegenwärtig iſt nur noch ein Neuntel des Bodens mit Waldwuchs beſtanden, die großentheils als Staatseigenthum der Zukunft geſichert iſt.

---

*) „Roer" iſt die ſeit der franzöſiſchen Verwaltung aufgekommene Schreibart. Das holländiſche oe (von den Franzoſen ou geſchrieben) wird jedoch wie u geſprochen. Aeltere Formen ſind: Rura Rubra und Ruhr.

Dies geſegnete Land bewohnt zu mehr als ſechstauſend Seelen auf der Geviertmeile ein tüchtiges lebenskräftiges Menſchengeſchlecht, deſſen Eigenthümlichkeit den Uebergang des Oberdeutſchen zum Niederdeutſchen darſtellt. Stattlich gewachſen, jung meiſt blond, in ſpäteren Jahren bräunlich, trägt das Volk jenen lotharingiſchen Grundcharakter, der ſchon ſeit einem Jahrtauſend ausgeprägt und bekannt iſt. Es erſcheint als ein beweglicher, reichbegabter Stamm: bequem und geſellig, thätig und ſtrebſam, aufbrauſend und ſchnell zuſchlagend, ſchlau und gewandt, und bei vielem Trefflichen nicht ohne ein gutes Maaß von Eitelkeit. Vielleicht iſt ihm viel von der Art der einſt hier anſäſſigen galliſchen Belgen geblieben, obgleich ja die Römer ſchon neues Blut mit der neuen Kultur in das Land brachten. — Nur Hafer und Gerſte hatten bis dahin die Eingeborenen dem reichen Boden abgenommen; bald lernten ſie von den Eroberern Spelz, Waizen, Obſt und feine Gemüſe bauen. Aber nicht nur die Kultur des Bodens, auch die der Sitten, der Lebensweiſe, ja der ganzen Weltanſchauung trat in eine neue höhere Phaſe. Das Land wurde durchaus romaniſirt; das Keltenthum, früher ſchon durch germaniſche Einflüſſe verändert, ging völlig unter, und ſogar die Sprache wurde römiſch. Köln wurde Hauptſtadt der blühenden Provinz „Nieder-Germanien," die für alle Zeit Rom geſichert ſchien. — Doch ſchon in den Tagen des Auguſtus traten am Rhein jene Stämme auf, die zur dauernden Herrſchaft berufen waren. Deutſche ſind es, Franken, die weit aus dem Oſten, aus Pannonien oder (wie die Sage unter den Römern ging) aus Troja hergewandert waren. Seit dem 3. und 4. Jahrhundert ſtrömen ihre mächtigen Haufen durch die Niederlande nach Gallien. Sie traten in zwei großen Maſſen auf. Die Einen laſſen ſich in den Ebenen der Yſſel (Sala) nieder, und unternehmen von hier aus Eroberungszüge, welche die Waffen der „Saliſchen Franken" ſiegreich bis zur Saone tragen; die Anderen ſchlagen ihre Wohnſitze an dem Ufer (ripa) des Rheins auf und unterwerfen als uferanwohnende „Ripuariſche Franken" die Römer an Rhein und Roer. — Dieſer Stamm der Ripuarier iſt es, von dem das heut lebende Geſchlecht der Jülicher Lande abſtammt und deſſen Gedeihen und Wirken die Geſchichte des Herzogthums erfüllt. Gleich zu Anfang erweiſt er ſich einer großen Zukunft werth; denn in der Völkerſchlacht auf den katalauniſchen Gefilden, durch welche Attila zurückgewieſen wurde, treten die Ripuarier als Bundesgenoſſen des Aëtius auf, und fechten und ſiegen auf Seite der abendländiſchen Geſittung.

Die Vereinigung beider Frankenſtämme durch den Salier Chlodwech legte den Grund zur Größe der fränkiſchen Monarchie, die gerade dadurch, daß das ripuariſche Land ihr eine ununterbrochene Verbindung mit der überrheiniſchen Urheimath ſicherte, immer neue friſche Volkskräfte aufnehmen und ſich ſomit ſtetig verjüngen konnte. Gleichzeitig wurde das ganze Frankenland der orthodoxen katholiſchen Kirche gewonnen, und indem ſich Chlodwech zum Verkämpfer des römiſchen Glaubens erhob, bereitete er jene Verbindung zwiſchen Papſtthum und fränkiſcher Königsmacht vor, aus welcher ſpäter das römiſche Kaiſerthum deutſcher Nation hervorwuchs.

Dem ſaliſchen Geſchlechte der Merovinger folgten, von der Hausmeierſchaft zur Königsherrſchaft ſteigend, die großen Pippiniden, die ſpäteren Karolinger. Sie gehörten einem ripuariſchen Hauſe an, ſtammten alſo aus demjenigen Frankenlande, wo deutſche Art und deutſches Recht ſich unangetaſtet und viel reiner erhalten hatte, als bei den Saliern, welche, weit nach Südoſten vorgedrungen, dem verweichlichenden Einfluſſe des Römerthums ſehr zugänglich geworden waren. Hier in Ripuarien, wo die alte deutſche Mannhaftigkeit noch ungeſchwächt lebte, wo Märzfeld, Volksgericht und Gemeinde dem ungebrochenen Freiheitsgefühle des wackeren Mannes noch Bahnen reicher Thätigkeit öffneten, hier ſchlug die neue Macht der Chriſtenheit feſte Wurzeln. Das verjüngte Frankenreich verlegte ſeinen Schwerpunkt von der Loire an den Rhein. Nun begann kraftvolles Leben, denn die drei leuchtenden Sterne: Karl Martell, Pippin und Karl der Große ſtiegen am Himmel des Abendlandes auf. Liebevoll wandten ſich dieſe Herrſcher ihrer Heimath zu, und an den Namen des großen Karl knüpft noch heut das Volk eine nie endende Fülle von Sagen. Durch ihn, den eingebornen Fürſten, erhielt Ripuarien gewiſſermaßen Vorrang vor allen Ländern des abendländiſchen Kaiſerthums. Bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts folgt die Geſchichte Lotharingens und ſomit auch die des Jülicher Landes unablösbar der Reichsgeſchichte. Die troſtloſen Zeiten der ſpäteren Karolinger haben auch in Ripuarien keine ſegensreiche Erinnerung zurückgelaſſen. Die ſchwache Regierung Ludwigs des Frommen, die Kriege ſeiner Söhne gegen ihn, dann untereinander, die entſetzlichen Einfälle der Normannen und endlich die Theilung von Verdun, welche „Lothars Reich“ aus germaniſchen und romaniſchen Elementen miſchte und in kraftloſe Zwitterſtellung zwiſchen dem Oſt- und dem Weſtfrankenreiche verwies — das Alles waren ebenſo ſchlimme Ereigniſſe, wie der Verfall der Gauverfaſſung und des Heerbanns, der Untergang des Standes der Gemeinfreien und das Sinken der königlichen Macht. Auch die Vereinigung Lotharingens mit dem oſtfränkiſchen Reiche Ludwigs des Deutſchen beſſerte Nichts. Er ſo wenig wie Karl der Dicke waren der Wucht der unſeligen Verhältniſſe gewachſen. Vergebens ſtrebte der tüchtige Arnulf nach wirklich kaiſerlicher Macht; ſchon regte ſich wieder der Sondertrieb der deutſchen Stämme, ja, Arnulf ſelbſt zweigte Lotharingen als Unterkönigreich für ſeinen natürlichen Sohn Zwentibold vom Reiche ab. Dieſer Fürſt fiel im Kampfe mit der ſchon übermüthigen Ariſtokratie, und Lotharingen wurde in die Adelsfehden Deutſchlands, in den Streit der Babenberger und Konradiner hineingeriſſen. Gegen die Letzteren trat Reginar (Raginhart, Reinhart, Reinecke d. i. der Rathſtarke) ein Magnat des Hennegaus mit der bedeutenden Macht ſeines Hauſes in die Schranken, und indem er das linksrheiniſche Land dem Weſtfrankenreiche unterwarf, erlangte er die herzogliche Würde von Lotharingen. Ihm folgte ſein Sohn Giſelbert. Lange ſchwankte er, ehrgeizig und ränteſüchtig zwiſchen Oſten und Weſten bis endlich Heinrich der Finkler den wetterwendiſchen Fürſten zum Anſchluß an das deutſche Reich mit Waffengewalt nöthigte, und ihm zu freundlicherer Verſöhnung die Kaiſertochter Gerberge vermählte. Doch ſein Ehrgeiz ließ dem Giſelbert nicht Ruhe. Der rebelliſche Bruderkrieg Herzog Heinrichs gegen Otto den Großen bot dem hochfahrenden Manne eine willkommene Gelegenheit, den längſtgehegten Plan, [illegible] in dem alten „Lotharii regnum“ ein ſelbſtſtändiges Königreich zu ſchaffen, mit allen Kräften aufzunehmen. Die Schlacht von Birthen brach dieſer Unternehmung die Spitze ab. Vergebens ſuchte er das Herzogthum an Frankreich zu verrathen: Otto I. hielt ihn im Zaum, und endlich verlor er, feldflüchtig im Rhein ertrinkend, das Land mit ſeinem Leben.

Langſam beruhigte ſich Lotharingen und ergab ſich in den Willen des großen Sachſen, der es ſeinem Eidam, Konrad dem Rothen, einem Franken, zum Lehen gab. Aber obgleich dieſer tapfere Mann Alles dem Könige verdankte, trat er dennoch in die Fußtapfen Giſelberts. Einer gewaltigen Verſchwörung zwiſchen dem Königsſohne Liudolf und dem Erzbiſchofe Friedrich von Mainz lieh er bereitwillig ſeinen mächtigen Arm, und ſtürzte ſich in jenen verhängnißvollen, in ſeinen Gründen [illegible] erklärten Kampf gegen den Kaiſer, ſeinen Schwiegervater, in einen Kampf, der Deutſchland gerade in dem Augenblicke, da es ſich zur höchſten Machtfülle erhob, ſchmachvoll und innerlich beugte. Die Erbfeinde des Landes ſogar, die Magyaren, rief Konrad ins Land, und ihre widerwärtigen fürchterlichen

Schaaren zogen ſengend und brennend bis zur Maas. Aber Otto der Große war unbeugſam. Die Schlacht auf dem Lechfelde befreite das Abendland für alle Zeit von den verwüſtenden Barbaren; nach heißen Kämpfen wurden die engverwandten Empörer unterworfen, und endlich beugten ſie ſich in Reue, ja in Verehrung wieder vor dem königlichen Manne, deſſen Gemüth mindeſtens ebenſo liebevoll und gnädig war, wie ſein fürſtlicher Wille übermächtig herrſchte. An Konrads Statt wurde Bruno, des hochherzigen Kaiſers Bruder, welcher ſchon die erzbiſchöfliche Würde von Köln bekleidete, Herzog von Lothringen, und ſeine kraftvolle Verwaltung verſchaffte dem vielzerriſſenen, hin und her geſchleuderten Lande endlich Ordnung und Ruhe. Bruno, „der große Biſchof", einer der höchſtgebildetſten und thätigſten Männer ſeiner Zeit, gab mit durchdringendem Geiſte wie mit planmäßiger Sorgfalt geiſtlichen und weltlichen Angelegenheiten neue ſegensreiche Formen. An Zucht und Bildung leuchtete der lotharingiſche Klerus bald der Geiſtlichkeit Europas als Muſter vor; aus ſeiner Mitte kamen in nächſter Zeit viele der bedeutendſten Prälaten des Occidents, und ein Jahrhundert ſpäter beſtieg in Leo X. ein lotharingiſcher Biſchof den Stuhl Petri. Die politiſche Macht theilte Bruno in zwei Unterherrſchaften, jede wieder mit dem Herzogstitel: Ober- und Nieder-Lotharingen. Zu dem Letzteren, zu Lotharingia mosana (den Diöceſen Köln, Lüttich und Cambrai) gehörte das ripuariſche Land, und hier ſtand zuerſt an der Spitze des Theilherzogthums ein Graf Gottfried, der bei Ottos des Großen Römerzuge in Italien fiel. Nachdem nun das Gebiet einige Zeit unmittelbar unter der Krone geſtanden, belehnte Kaiſer Otto II. den Herzog Karl, einen Bruder König Lothars von Frankreich, mit Nieder-Lotharingen. So wurde alſo der Karolinger Vaſall eines Sproſſen Wittekinds. Wunderbare Verkettung der Geſchicke! Vor zwei Jahrhunderten hatte das Haupt der Karolinger in zahlloſen, furchtbar blutigen Kämpfen die Sachſen dem Willen der Franken unterjocht; jetzt empfing einer ſeiner Nachkommen die Lehnsfahne der eigenen Stammlande aus der Hand eines Sachſen. — Karl war jedoch ein unſicherer Vaſall. In den Kämpfen, die nach Ottos II. Tode um die Vormundſchaft des jungen Königs begannen, ſtützte ſich der geächtete Herzog Heinrich von Baiern, der ſelbſt nach der Krone trachtete, vorzugsweiſe auf Nieder-Lotharingen und trat in Unterhandlungen mit Frankreich, die das Land preiszugeben drohten. Aber ſeine mächtigen Gegner: Willigis, der Erzbiſchof von Mainz, und Gerbert, als Papſt ſpäter Sylveſter II. genannt, entwanden ihm die Macht und ſchützten das deutſche Grenzland. Ja noch mehr, als die Karolinger in Frankreich endlich wirklich dem Beherrſcher Franziens: Hugo Capet, für alle Zeit erlagen, und Herzog Karl, jener deutſche Reichsfürſt, im Kerker des Uſurpators ſtarb, da wurde ſein Sohn Otto, der rechtmäßige Erbe der franzöſiſchen Krone, von Deutſchland aus wieder mit Nieder-Lotharingen belehnt. Der karolingiſche Herzog, treuer als ſein Vater, folgte dem Banner des jungen Kaiſers Otto III. nach Italien; er geleitete den Allzufrühabgeſchiedenen in kriegeriſchem Trauerzuge über die Alpen nach Aachen zurück, und hier gab dieſer letzte Sprößling des Carolus augustus der Welt ein erhaben rührendes Schauſpiel: er beſtattete den Enkel des großen Otto neben den Gebeinen ſeines eigenen weltbeherrſchenden Ahnen. — Und im Jahre 1005 ſtarb zu Maſtricht auch der letzte Karolinger. In demſelben Lande, wo die Macht der Söhne Pippins groß geworden, da erloſch ſie auch. Das niederdeutſche Maasgebiet war Wiege und Grab jenes einſt ſo gewaltigen Geſchlechtes.

Noch einmal unter Otto III. hatte Ripuarien der volle Glanz des Kaiſerthums überſtrahlt; denn der junge romantiſche König pflegte mit Liebe alle Erinnerungen der herrlichen Zeit Karls des Großen und hatte Lotharingen und namentlich Aachen ganz beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet. Nicht ohne Wehmuth huldigten die lotharingiſchen Barone, denen jetzt Gottfried von Verdun als Herzog vorſtand, dem Nachfolger des letzten Ottonen, Heinrich dem Zweiten. Sie ahnten, ihre goldene Zeit ſei vorüber. Und wohl hatten ſie

Recht! Wurden doch des wackeren gottliebenden Kaiſers nationale Pläne fortdauernd gekreuzt. Was half dem Volke die Einführung ſtrenger cluniacenſiſcher Kirchenreformen, wenn Einfälle nordiſcher Wikinger und nie endende wilde Fehden der Luxemburger das Land verheerten! —

Dem vielgeprüften Gottfried folgte ſein Bruder Gozelo, Markgraf von Antwerpen, der wieder das ganze, von Erzbiſchof Bruno einſt getheilte Lothringen unter ſeiner Herrſchaft vereinigte. Für den Augenblick erwies ſich dieſe große Macht höchſt ſegensreich; denn als Odo von Champagne Lothringen mit Krieg überzog und den phantaſtiſchen Plan hegte, es mit dem Arelat und Italien zu vereinigen und ſomit das alte Reich Lothars I. herzuſtellen, da vernichtete Gozelo das große Heer der Franzoſen und ſandte ſiegreich ſeinem Kaiſer das Haupt Odos nach Italien.

Die Macht ganz Lothringens in einer Hand ſchien aber doch für den Beſtand des Reichs gefährlich. Der greiſe Herzog fühlte das ſelbſt: ſterbend wünſchte er die Theilung unter ſeine beiden Söhne, und Kaiſer Heinrich III. ging bereitwillig darauf ein. Er ſchien richtig zu handeln, und dennoch legte er den Grund zu einer langen Reihe unheilvoller Kämpfe, weil er die Perſönlichkeiten nicht gewürdigt. Denn der jüngere Gozelo, den das Volk „den Feigen" nannte, war dem Kaiſer als Herzog Niederlothringens eine ſchwache Stütze; der ältere Bruder dagegen, Gottfried der Bärtige, ein kluger, tapferer Fürſt, welcher dem Reiche ſchon große Dienſte geleiſtet und mit voller Sicherheit auf die ganze Erbſchaft gerechnet hatte, wurde jetzt, als er nur Oberlothringen erhielt, aus dem werthvollſten Anhänger der Krone, ihr gefährlichſter Widerſacher. In dieſem Gottfried concentrirt ſich nochmals die althergebrachte großartige Oppoſition der herzoglichen Gewalt gegen das Königthum zu prägnanteſter Geſtalt, und er bleibt eine der merkwürdigſten Erſcheinungen jener Zeit. — Auf's Tiefſte gekränkt und beleidigt, verpflichtete er ſich ſeine Standesgenoſſen, verband ſich heimlich mit burgundiſchen Magnaten und erhob endlich die Fahne der Empörung. Schnell und glücklich warf Kaiſer Heinrich dieſen erſten Aufſtand zu Boden; aber dennoch durfte er nicht wagen, den Herzog zu vernichten, und nachdem er ihn ein Jahr lang auf Giebichenſtein gefangen gehalten, ſetzte er ihn wieder in ſeine Lehen ein. Indeß war Gozelo der Feige geſtorben und Niederlothringen kam an Friedrich von Luxemburg, einen Erbfeind jenes Hauſes von Verdun, dem der bärtige Gottfried entſtammte. Das erfüllte von Neuem die Bruſt des ſtolzen Mannes mit grimmigem Haß, und er ſäte, während der Kaiſer in Italien weilte, überall Zwietracht. Des Herzogs Aufruf folgend, ſtanden zuerſt die Grafen von Holland und Flandern auf. In den durchſchnittenen Landen, in den waſſerreichen Marſchen wurde das Heer des Kaiſers arg bedrängt; es mußte weichen, und nun brach Gottfried mit der vollen ungezügelten Wuth ſeines leidenſchaftlichen Charakters los. Nymwegen, die alte Pfalz Karls des Großen, ein Palladium des Reichs, zerſtörte er von Grund aus; Verdun, ſeines eigenen Hauſes Stammſitz, hatte gleiches Schickſal, ja er verſchonte hier ſogar die uralte heilige Kathedrale nicht. — Eine bedeutende Macht hatte er geſchlagen, eine größere trat nach und nach gegen ihn auf den Kampfplatz. Acht und Bann fielen auf ſein Haupt; Kaiſer und Papſt zogen von Oſten heran; des däniſchen Vaſallenkönigs Schiffe umlagerten die flandriſchen Küſten; eine engliſche Flotte lag zur Unterſtützung bereit. Jeden Augenblick konnte der vernichtende Schlag erfolgen. Da endlich beſchloß Gottfried, ſich ſeinem Kaiſer zu unterwerfen, und als er vor dem Throne zu Aachen erſchien, ward er begnadigt und nur unter die Obhut des Erzbiſchofs von Trier geſtellt. So ſchien denn für alle Zeit der Einfluß des Herzogs gebrochen, umſomehr als auf ſeiner Seele unerwartet ſchwer der Fluch der Kirche laſtete. Offen bekannte er ſeine Reue; willig unterzog er ſich den härteſten Bußübungen, ja er arbeitete bei Wiederherſtellung des Domes von Verdun als gemeiner Handlanger. Und dennoch war ſeine Rolle keineswegs ausgeſpielt. Wenige Jahre ſpäter verließ er Deutſchland und vermählte ſich mit der überreichen und übermächtigen Wittwe des Markgrafen Bonifazius von Toscana. So hielt er ſeinem Lehnsherrn wieder drohend die Wage, verſuchte jedoch keinen feindlichen Schritt. Nach dem Tode des Kaiſers wurde denn auch der größeſte Wunſch des ehrgeizigen Herzogs erfüllt: er erhielt ganz Lothringen. In Italien herrſchte er von einem Meer zum andern; die Kirche aber nahm ihm nicht nur den Fluch vom Haupte, ſondern ſie erwählte ſogar ſeinen Bruder zum Statthalter Chriſti.

Dem bärtigen Herzoge folgte ſein viel unbedeutenderer Sohn, Gottfried mit dem Höcker, deſſen höchſter Ruhm darin beſteht, einen Neffen adoptirt zu haben, der mit dem Glanze ſeines Namens die ganze Welt durchſtrahlte, der der Chriſtenheit, wie ſeinem lothringiſchen Hauſe eine neue Krone gewann und den lang verſchloſſenen Orient ſiegreich wieder mit dem Occident verband.

Der Feldherr iſt es, der mit frommen Waffen
Einſt des Erlöſers hohes Grab befreit.
Viel führt' er aus, was Geiſt und Arm geſchaffen,
Viel duldet' er in glorreich kühnem Streit.
Und fruchtlos droht die Hölle, fruchtlos raffen
Sich Aſien auf und Lybien kampfbereit;
Denn Gottes Huld führt zu den heiligen Fahnen
Ihm die Gefährten heim von irren Bahnen.*)

Wer kennt nicht **Gottfried von Bouillon**, den Stern der Frömmigkeit und Tapferkeit, den Eroberer des heiligen Grabes, den Helden Torquato Taſſos? Möchten es doch die Deutſchen nie vergeſſen, daß es ein deutſcher Reichsfürſt, ein Herzog von Niederlothringen war, der an der Spitze der großartigſten Unternehmung des Mittelalters ſtand, der das Kreuz aufrichtete im befreiten Jeruſalem. Unter der Sonne Italiens wie in den Waldſchatten Deutſchlands, war Gottfried in Kämpfen für Kaiſer Heinrich IV. herangereift, und die Schlacht von Merſeburg und die Eroberung Roms hatten ſein Haupt mit Lorbeern geſchmückt, welche ihn würdig machten, Hauptführer des Kreuzheeres zu werden. Er war es, der den Kaiſer Alexius von Byzanz zwang, den Franken die Straße zum gelobten Lande zu öffnen; Nicäa, Antiochia fielen vor dem Schwert des Lothringers, und als die Kraft des Heeres zu erlahmen drohte, da gab er ihm durch Auffindung der heiligen Lanze neuen Muth und neues Leben. Endlich am 19. Juli 1099

Da ſiegt Bouillon nach langem harten Streite;
Und als der Tag noch völlig nicht entſchwand,
Führt er die Sieger in die ſchon befreite
Hochheil'ge Stadt, wo Chriſti Wohnung ſtand.
Er ſelber geht, an ſeiner Helden Seite
Zum Tempel ein mit blut'gem Kriegsgewand,
Hängt hier die Waffen auf als fromme Gabe
Und löſet ſein Gelübd' am heil'gen Grabe.**)

Die Schlacht von Askalon, wo Gottfried mit 20,000 Franken 400,000 Aegypter ſchlug, ſicherte Paläſtina den Chriſten und den lothringiſchen Fürſten die Königskrone von Jeruſalem. Gottfried ſelbſt aber trug ſie niemals, da er dort, wo Chriſtum Dornen krönten, ſich mit keiner irdiſchen Krone ſchmücken mochte. Er nannte ſich nur Herzog und Sachwalter des heiligen Grabes. Allzufrüh ſtarb er dahin, und auf dem Calvarienberge Zions, neben dem Grabe des Heilandes, fand er ſeine Ruheſtätte. In Jeruſalem folgte ihm ſein Bruder Balduin. Niederlothringen fiel an die Grafen von Limburg und ſpäter an die von Löwen.

---

*) Gries. **) Letzte Strophe des befreiten Jeruſalems von T. Taſſo.

Unter dieſem Hauſe erliſcht allmälig der Titel eines Herzogs von Niederlothringen (Duc de Lothier) und geht zuletzt ganz in den des Herzogs von Brabant auf, der ſchon am Ende des 12. Jahrhunderts erſcheint.

Während ſo jene alte Stammeshoheit über die weiten Länderſtrecken Ripuariens mehr und mehr in den Hintergrund tritt, erheben ſich die jüngeren und kleineren Territorialgewalten zu immer höherer Bedeutung. Einige davon zeigen ſich romaniſchen Einflüſſen unterthan und werden franzöſirt; andere bleiben rein deutſch, und unter dieſen ſteht Jülich an erſter Stelle. Schon im 10. Jahrhundert erſcheinen Grafen des „Pagus Juliacensis“, und während des 11. und zu Anfang des 12. Jahrhunderts bekleidet dieſe Würde, die erblich geworden, das ſtreitbare Geſchlecht der Gerhardinger. Hauptſitz deſſelben war die Stadt und Veſte Jülich, die ſchon von Eginhard, dem Biographen Karls des Großen, ſehr alt genannt wird. Und aller Wahrſcheinlichkeit nach hat Juliacum (franzöſiſch Juliers) ſeinen Namen in der That von Julius Cäſar oder von Julia Agrippina erhalten, der hier ein befeſtigtes Lager errichtete. Schon Ammian Marzellin, ein römiſcher Schriftſteller des vierten Jahrhunderts (der Fortſetzer des Tacitus), erwähnt Jülichs als eines ſtarken Waffenplatzes. Seine antiken Befeſtigungen wurden 887 von den Normannen zerſtört, bald aber durch Neuanlagen der Franken erſetzt, welche Jülich zu einem Mittelpunkte ihrer Anſiedelungen machten. So wird der Ort unter Karl dem Großen mit dem Namen eines Munizipiums, einer Stadt römiſcher Bürger, belegt, und da die kirchlichen Einrichtungen ſich urſprünglich ſtets denen des Staates anſchmiegten, erhob ſich Jülich zum Dekanatsorte der Kölner Diözeſe und erhielt einen Sprengel von 60 Pfarren. Zu ſolchen altbegründeten Vorzügen der Gerhardingiſchen Reſidenz kam noch der eines hochgeſtellten Schöffenſtuhles, welcher als Hofgericht Vorrang vor den übrigen des Landes behauptete.

Die kriegeriſchen Gerhardinger ſcheinen ſich vorzugsweiſe als Verehrer der Turniere ausgezeichnet zu haben. Die älteſte Nachricht über ihren Stammvater findet ſich im Turnierbuch von Magdeburg. Aber auch in Jülich ſelbſt haben ſie oft glänzende Stechen gehalten. So erzählt man namentlich von einem prachtvollen Ritterſpiele, wo der edle Herr Gerhard von Falkenburg gerade in dem Augenblick, als er das Pferd zum Rennen ſpornte, die Nachricht vom Tode ſeiner Gattin erhielt. Tief ergriffen warf er alles Ritterzeug, Schwert und Schild, Helm und Lanze von ſich, ſagte der Welt ab, beſtieg in härenem Bußkittel einen Eſel und ritt geradewegs zu einer hohlen Eiche, in der er bis zu ſeiner Sterbeſtunde ein ſo überaus ſtrenges Leben führte, daß man ihn heilig ſprach und ſpäter über den Wurzeln der Eiche ein Nonnenkloſter zu St. Gerlach errichtete. In jener Zeit waren die Ehemänner ſehr gut gerathen.

Zu den hervorragendſten Orten des Pagus Juliacensis gehörte außer der Hauptſtadt namentlich der langgeſtreckte Flecken Aldenhoven, deſſen Name ſchon auf eine weitgreifende Vergangenheit deutet, wie ſie denn auch durch antike Trümmer, ausgegrabene Sarkophage und römiſche Straßenreſte bewieſen wird. Hier hatte Attila lange Zeit ſein Lager aufgeſchlagen und noch heut tragen manche Feldmarken Bezeichnungen, die auf hunniſchen Urſprung deuten ſollen. Hier iſt die Kornkammer des geprieſenen Jülicher Landes, die den herrlichſten Weizen, ſchwere Gerſte, trefflichen Rapsſamen hervorbringt, und es iſt entzückend, an einem ſonnigen Morgen durch die Fluren von Aldenhoven zu gehn, wenn der Rauch des blühenden Getreides über den unabſehbaren Aehrenmaſſen liegt und weithin in die blaue Luft der Schlag der Wachtel tönt. — Einer vielverbreiteten Sage nach hat an der Stelle von Aldenhoven einſt die große Römerſtadt Greſſena geblüht. Andere bezeichnen dagegen als ihren Standort „Greſſenich“ im Dorf bei Stolberg, wo noch heut das „Römerthal“, in dem man häufig Alterthümer findet, die Gegend bezeichnet, wo die intelligenten Eroberer jene Eiſen-, Blei- und Galmeiwerke betrieben, welche auch gegenwärtig wieder mehr als 500

Arbeiter beſchäftigen. — Stolberg ſelbſt, ebenfalls der alten Grafſchaft angehörig und mit Stolberg am Harze nicht zu verwechſeln, liegt etwa zwei Stunden von Aachen im engen und tiefen „Vichtbachthal", deſſen Ränder oft 400 Fuß tief abſtürzen und deſſen Sohle faſt eine Stunde lang mit Wohnhäuſern, Fabriken und Kupferhöfen überſäet iſt. Hier, wo das [illegible] Städtchen [illegible], entſtand, dem Volksmunde nach an der Stelle eines Jagdſchloſſes Karls des Großen, auf ſchroffem Felſenvorſprunge unter der Herrſchaft der Gerhardinger die ſehr feſte Burg, deren Mauern noch heute ernſthaft auf uns herabſehen.

An das Dorf Arnoldsweiler auf der Bürge, einem der älteſten Orte der Grafſchaft, knüpft ſich eine liebenswürdige Sage. Der heilige Arnold war Sänger und Harfenſpieler an Karls des Großen Hof und der einzige von allen Dienern, der dem greiſen Helden nach dem Tode der ſchönen Kaiſerin Faſtrada erheitern und ihm ein glückliches Lächeln abgewinnen konnte. Und um ihm dieſe ſeine Kunſt zu lohnen, verſprach der Kaiſer ihm die unbedingte Gewährung einer Bitte. Aber Arnold bat Nichts für ſich ſelbſt; ihn jammerten die armen Waldanſiedler in der Bürge und er erflehte für ſie ſo viel Wald zum Eigenthum, als er umreiten könne, während der Kaiſer bei Tafel ſaß. Da umjagte er denn einen Forſt, der eine Tagereiſe an Umfang hatte und zwanzig Orte einſchloß. Mit dem Schwerte hatte er an den Waldecken Wahrzeichen gehauen und ſchenkte nun den Wald jenen armen Anſiedlern, die ſich zum Theil noch heutzutage in ihrem Beſitz befinden und jährlich eine Menge Wachs auf den Altar des Heiligen in Arnoldsweiler opfern, wo das Steinbild des Sängers in romaniſch-fränkiſcher Kleidung, die Harfe in der Hand ernſt und ſchlicht auf ſeinem Sarkophage ruht.

Mit Wilhelm I. von Jülich, der 1145 bei Kaiſer Konrads III. Krönung zu Aachen gegenwärtig war und ihm zum gelobten Lande folgte, geht die Grafſchaft auf eine Seitenlinie der Gerhardinger über und eröffnet ſich jene Reihe mächtiger Bannerherren zwiſchen Eifel, Rhein und Maas, die, glücklich berechnend, Land auf Land an ihr Haus brachten, ihre Beſitzungen abrundeten und endlich einen Staat im modernen Sinne des Wortes gebildet haben. Wilhelm II., auch „der Große" genannt, that den erſten Schritt dazu. Er heirathete nämlich die nachbarliche Erbtochter Alveradis*) von Maubach und mit ihr die Grafſchaft der Wälder ſowie die Vogtei und Pfalz zu Zülpich. Damit erſtarkte ſeine Macht gewaltig und Kaiſer Friedrich der Rothbart, dem er als treuer Lehnsmann auf ſeinem Römerzuge Heerfolge leiſtete, ſchenkte ihm beſondere Gunſt. Sein Schwert ſchützte das Kölner Land gegen Heinrich den Löwen, und tief vom Geiſt der frommen Zeit beſeelt, gab er dem Erzbiſchof Reinald kriegeriſches Schutzgeleit, um die Gebeine der heiligen drei Könige von Mailand nach Köln zu führen, wo man ſie noch heut als köſtliches Kleinod des wunderbaren Kölner Domes verehrt. Endlich krönte er ſeine Thaten durch Theilnahme an jenem verunglückten Kreuzzuge, auf dem der große Barbaroſſa fern von der vielgeliebten deutſchen Heimath ſtarb.

Die Erwerbungen Wilhelms II. waren ſehr weſentlich. Schon die Hoheit über Zülpich verlieh ihm Glanz, denn an dieſe Stadt, welche ſogar heutzutage noch mit [illegible] Mauerthürmen und Thoren [illegible] auf [illegible] die Landleute einer fünfzigmal größeren Schweſtern in die fruchtbare Ebene ſchaut, an dies uralte römiſche Tolbiacum knüpften ſich ja große hiſtoriſche Erinnerungen. Hier war es, wo Chlodwig 496 die Macht der Alamannen im Martinsthale brach und ſich zu dem ſiegenden Chriſtengotte bekannte, hier ſchlugen anderthalb Jahrhunderte ſpäter auſtraſiſche Fürſten eine Entſcheidungsſchlacht und hier wurde Reginar und mit ihm Lothringen von Heinrich dem Finkler zum Anſchluß an das deutſche Reich gezwungen. Aber als werthvolles Beſitzthum wurde Zülpich von der Waldgrafſchaft

---

*) Alveradis v. Molbach.

[illegible]. Von der Mündung der Erft in die mittlere Roer bis zur Inde und Wurm dehnten ſich weite hügelige Wälder aus, damals mit unermeßlicher, urwüchſiger Vegetationsfülle und Dichtigkeit, wie ſie ihre noch immer ſtattlichen Reſte: der „Reichswald“ oder die „[illegible]“ und die „Probſtei“ gegenwärtig kaum noch erkennen laſſen. Der größte Theil dieſes Gebietes bildete die Grafſchaft der Wälder, die ſogenannte Wehrmeiſterei, und hier war Wilhelms des Großen liebſter Aufenthalt. Da gründete er an der Wurm das Schloß Wilhelmstein, deſſen Ruinen ſeinen Namen bis jetzt im Volksmunde erhalten, und an den ſchattigen Höhen des rechten Roerufers, von denen man einen ſelten ſchönen Blick auf die weithin ausgedehnten Auen um Jülich und Düren, ja bis zu den waldigen Hügeln der Ville aus tiefer Waldesruhe genießt, baute er ſich auf ſteilem Felſen die mächtige Burg Nideggen. Noch heut erſcheinen die Trümmer, wenn man ſie von dem gegenüberliegenden Burgberge betrachtet, ſo großartig, als könnten ſie dem kleinen Flecken, der ſich um ſie geſammelt, Schutz gewähren. Hier ſtarb Wilhelm II., ſtolz, unbeugſam und hart, wie er in ſeinem vielbewegten Leben geweſen. Er hatte ſein Weib in Haft ſetzen laſſen; aber als ihm der Arzt den Tod ankündigte und ihn bat, ſie und einen jungen Ritter, den er ebenfalls eingekerkert, zu entlaſſen, ſchlug er es ab und ſchwur, ſo lange er lebe, würden ſie nicht frei. Später vermählte ſich die Wittwe mit Otto v. Wickrath, aber die Verſuche, dieſem ihr Erbtheil zu verſchaffen, waren vergeblich.

Wilhelm dem Zweiten folgte ſein Neffe, Graf Wilhelm v. Heimbach,*) der ſtolze und kühne Anhänger König Otto IV. Als ſolcher überfiel er den Zug Friedrichs II. von Hohenſtaufen, der zur Krönung nach Aachen eilte, nahm den Pfalzgrafen, Herzog Ludwig von Baiern gefangen und ſchloß ihn auf Nideggen ein. Aber während Otto IV. ſchon Apulien erobert, Calabrien und Sicilien bedroht, trifft ihn plötzlich der Bann Innocenz IV. Der Hohenſtaufiſche Kaiſer gewinnt immer mehr Anhänger in Deutſchland; ſeine Schaaren berennen auch Jülich, verwüſten Wilhelms Lande, und der Graf muß ſich entſchließen, zur Fahne König Friedrichs überzugehen. So verließ Otto den Vierten ein mächtiger Anhänger, und bald nahte der Tag, an dem einer der tapferſten deutſchen Könige einſam auf der Harzburg ſtarb. Wahrſcheinlich trug zu Wilhelms Übertritt ſehr viel der Vertrag bei, den der Papſt dem Hohenſtaufen gab, denn der Graf ſcheint in ſeinem Alter fromm geworden zu ſein. Höchſtwahrſcheinlich betheiligte er ſich an jenem ſchmählichen Kriege gegen die Albigenſer, der die ſchöne Provence ſo fürchterlich verwüſtete und endlich beſchloß er das Leben in Aegypten, als er ſeinen Arm vergebens der einſt ſo herrlich ergriffenen, nun aber nicht mehr aufrecht zu erhaltenden chriſtlich abendländiſchen Idee geliehen.

Sein Nachfolger trug abermals als Vierter den Namen Wilhelm. Im Anfange ſeiner thatenreichen Regierung blieb er auf dem vom Vater eingeſchlagenen Wege und hielt treu zu Friedrich II. Für ihn vertheidigte er Aachen, das Wilhelm von Holland, der vom Papſt und Kleriſei aufgeſtellte Gegenkönig, belagerte, 6 Monate lang mit ausgezeichneter Tapferkeit. 1242 ſchlug er das Heer des Erzbiſchofs von Köln, der ſich gegen den Kaiſer erhoben, und der geiſtliche Herr ſelbſt, Konrad v. Hochſtaden, fiel ihm in die Hand. Neun Monate lang hielt er den mächtigen Kirchenfürſten auf Nideggen gefangen, jenen kühnen Mann, der den titanenhaften Gedanken zur Ausführung des Kölner Domes gefaßt und der nun wohl oft aus einſam ſtiller Zelle ſehnſuchtsvoll hinüberſchauen mochte nach Köln, wo die duftig blauen Linien des Siebengebirges ihm vom nahen und für ihn doch ſo unerreichbar fernen Rheine grüßten. Endlich wurde er für 4000 Mark frei, da der Graf von Jülich ſelbſt indeſſen Kaiſer Friedrich gegenüber eine feindliche Haltung annahm und Wilhelm von Holland huldigte. Dennoch wurde der Streit nicht beigelegt. Die Macht der Jülicher machte in ihrem Wachsthum mit der der Erzbiſchöfe zuſammenſtoßen. Konrad v. Hochſtaden war in Streit mit ſeinen eigenen Bürgern; dieſe ernannten Wilhelm zum Schutzvogt von Köln, und das legte ihn auch mit den Nachfolgern Konrads in unvermeidlichen Gegenſatz. Bald brach der Krieg wieder aus; abermals wird ein Erzbiſchof bei Marienwalde beſiegt und gefangen, und von Neuem zieht er in das feſte Bergſchloß ein. Vergebens bedrohte Wilhelm der Bann des Papſtes. Noch heute zeigt man in Nideggen den Kerker, der Erzbiſchof Engelbert v. Falkenburg drei Jahre lang umſchloß, und den Altarſtein, an dem er täglich Meſſe las.

---

*) Oder Hengebach.

1246 verſetzte König Konrad dem Grafen Wilhelm für 1000 Mark die kaiſerliche Stadt Düren, die nun der bedeutendſte Ort des Jülicher Staates wurde. Schon Tacitus nennt die auf dem rechten Roerufer in fruchtbarer Ebene gelegene Stadt einen Flecken und berichtet, daß hier Cl. Civilis, jener kühne Agitator der Bataver, den römerfreundlichen Kohorten der Ubier eine ſchwere Niederlage bereitet. 19 v. Chr. baute der Präfekt M. Agrippa hier ein Kaſtell, das, die Hunnenſtürme überdauernd, Grundlage der ſpäteren fränkiſchen „Königsburg“ ward, in welcher Karl der Große mehrere Reichstage und Synoden hielt. Seiner früher entwickelten Kultur wegen, unterwarfen die Franken Düren nicht der Gauverfaſſung, ſondern machten es zur Immunität und daher bildete ſich auch das Gemeindeleben auf römiſcher Grundlage weiter. Otto III. erkannte Düren als Reichs- und Reſidenzſtadt an und ſtattete ſie mit Privilegien aus, und im 12. Jahrhundert wurde die Stadt befeſtigt. Wohlſtand und Selbſtgefühl der Bürger war hochgeſtiegen, und es mußte ein harter Schlag für ſie ſein, daß ihre Heimath, die noch vor vierzig Jahren Reſidenz Königs Philipps war, plötzlich dem Nachbar unterthänig ward und von allen ihren Gerechtſamen nur eins behielt: nämlich auch fernerhin die Reichsſteuern bezahlen zu dürfen.

In den Kämpfen Rudolfs v. Habsburg um die deutſche Krone fand er an Jülich eine ſtarke Stütze, denn Wilhelm IV. war ein durch und durch kriegeriſcher Fürſt. Kühner Thatendrang riß ihn gewaltig fort und führte ihn endlich auch weit in den Norden, in das ferne Preußen. Ein intereſſantes abwechſelndes Schauſpiel! Denn das Auftreten dieſer niederrheiniſchen Ritter jenſeits der Weichſel erſcheint wie eine Vorbedeutung der künftigen großartigen Verbindung ſo entlegener und jetzt doch gleich deutſcher, gleich preußiſcher Lande. Grade in der Zeit zog Wilhelm IV. gegen die heidniſchen Preußen, als nach den furchtbaren Empörungen und Angriffen, welche die Schöpfung Hermanns v. Salza zu vernichten drohten, die deutſchen Ritter unter dem Ordensmarſchall, Konrad von Thierberg von Sieg zu Sieg zu neuen glänzenden Eroberungen eilten. Zu früh endete Wilhelm ſein Leben. Bei einem kühnen gewaltthätigen Ueberfall Aachens, über das ihm Kaiſer Friedrich das umſtrittene Vogteirecht gegeben, wurde er in der Nacht des 16. März 1278 mit zwei Söhnen und mehreren hundert Rittern von den tapferen reichsſtädtiſchen Bürgern erſchlagen.*) Der Tod des ſtarken Grafen rief plötzlich alle ſeine Gegner in den Harniſch. Noch war er kaum zu Nideggen beigeſetzt, ſo brach ſchon Erzbiſchof Siegfried v. Köln racheſchnaubend in das Land. Nach langer Belagerung fiel Jülich; Siegfried zerſtörte die Burg; Düren konnte und wollte ihm nicht widerſtehen, und bald hatte er mit Ausnahme von Nideggen und Hambach alle Veſten und Städte der Grafſchaft in Händen, und ſeine Schaaren verbreiteten überall ſengend und plündernd Brand und Noth. Zum Schutz ſeiner Eroberungen erbaute er zu Jülich ein feſtes Schloß. Jetzt ſammelten Wilhelms Wittwe, Richardis v. Limburg, und ſeine Söhne Walram und Gerhard ein Heer. Ihnen zu Hülfe zog das nahverwandte Haus Limburg, und bald griffen ſie den Erzbiſchof auf eigenem Grund und Boden an. Da vermittelte Papſt Martin IV. auf dem prachtvollen Schloſſe Schön-

---

*) Siehe meinen Aufſatz über Aachen: „Unſer Vaterland“, 1. Band. S. 102.

[illegible]

ſten, der den Tag ſo glücklich entſchieden. Denn als er gegen Ende der Schlacht das [illegible], auf den ein Theil ſeiner eigenen [illegible], Hermann [illegible], deſſen [illegible] dem verwundeten Herzog [illegible] war. Er ſank vom Pferde und ward für todt nach [illegible] gebracht. — 270 Ritter waren den Jülichern in die Hände gefallen. Herzog Wenzel ward nach Nideggen abgeführt, und hier blieb der Bruder des Kaiſers 11 Monate lang gefangen; denn das geforderte Löſegeld war unerſchwinglich. Karl IV. bot Wilhelm die Hand der reichen Wittwe von Geldern und ſeinem Sohne die Belehnung mit Geldern und Zütphen; aber Wilhelm verweigerte die Freilaſſung, und blieb Wenzel hartnäckig feſt. Da brach der Kaiſer mit vielen Fürſten und großer Heeresmacht gegen ihn auf, und ging zunächſt nach Aachen um ſich mit den Brabantern zu vereinen, die ein ungeheures Aufgebot gemacht. — So großen Gefahren gegenüber entſchloß ſich Wilhelm unter Vermittlung des Markgrafen Otto von Brandenburg endlich zur Nachgiebigkeit. Er brachte Wenzel nach Aachen, beugte ſein Knie vor dem kaiſerlichen Throne, und empfing ſeine Verzeihung und für ſeinen älteſten Sohn die Belehnung mit Geldern und Zütphen. Bald darauf machte er einen Kreuzzug nach Preußen und ſtarb 1393.

Unter ſeinem Sohne Wilhelm III., der wie ſeine Vorfahren die [illegible] Truppen unter Wenzel von [illegible] bekämpfte, ſetzte ſich der Krieg mit Brabant als eine unendliche Reihe gegenſeitiger Plünderungen und Verwüſtungen fort. Daneben tauchen am Jülicher Hofe die erſten Anſätze für geiſtige Beſtrebungen auf. Es iſt die wunderliche und weiſe Zeit des „Reineke Fuchs“, der ja im Jülicher Lande ſeine Heimath hat.

1498 erſchien zu Lübeck die erſte Ausgabe des „Reineke Vos“, in deren Vorrede ſich ein gewiſſer Hinrek van Alkmar, Schulmeiſter und Zuchtmeiſter des Herzogs von Lothringen, [illegible] das Gedicht aus welſcher und franzöſiſcher Sprache überſetzt. Das erſcheint aber als abſichtliche [illegible], und ſchon Rollenhagen erklärte 1595 den Nikolaus Baumann für den eigentlichen Verfaſſer des Reineke. Baumann war an der [illegible] lange Zeit bei Wilhelm III. von Jülich angeſtellt. Verleumder vertrieben ihn, und er kam ſpäter an den Hof Herzog Magnus von Mecklenburg. Sehr wahrſcheinlich hat er das Epos bearbeitet, das die ältere Märchenwelt in's Volksbewußtſein zurückrief, jene Thierſage, die von alten den [illegible] gemeinſam war, die mit ihnen von Land zu Land wanderte und blieb da, wo ſie ſich [illegible], wie in Frankreich, die deutſchen Thiernamen beibehielt. „Renard“, das franzöſiſche Wort für Fuchs, iſt das deutſche „Reginhart“ oder „Reinhart“, und wie [illegible] der [illegible] Geſchichte [illegible] der dieſen Namen mit vollem Rechte trug. Jenen älteren Sagenſtoff hat Baumann zur Darſtellung der wilden, gewaltthätigen Formen ſeiner Zeit benutzt. Bitterer Hohn gegen die [illegible] Geiſtlichkeit, gegen das [illegible] wüſte Treiben am Hofe iſt [illegible]. Man ſagt, der Fuchs habe den Jülicher Kanzler verſpottet, der Baumann vertrieben. Er iſt es, der vom Ziegenbock erzählt:

[illegible]
[illegible]

Er iſt es, der den Wolf lockt und ihm erzählt von dem [illegible]:

[illegible]
[illegible]

und zuletzt erzählt er [illegible] ſeines Vaters:

Das iſt das Gold, das mein Vater
Brachte in das Jülicher Land,
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Trotz ſolcher Beziehungen iſt die Dichtung nichts weniger als ein Pamphlet, iſt ſie nicht einmal didaktiſch, ſondern ein Epos im vollſten Sinne des Wortes. — Grimm ſagt, Waldgeruch wehe aus ſeinen Zeilen; wir möchten lieber ſagen: Feldgeruch; denn der ſchöne warme Hintergrund, auf dem ſich das ganze bunte Leben abſpielt, ſind ja die fruchtbaren, ſommerlichen Getreidefluren der Kornkammer des heiligen Römiſchen Reiches.

Von Wilhelms III. Munificenz gegen Männer der Wiſſenſchaft, giebt ein wunderlicher Freibrief von 1395 Kunde, der etwa folgendermaßen lautet: „Wir Wilhelm von Jülich, durch die Gnade Gottes Herzog von Geldern und Jülich, Graf zu Zütphen, thuen kund allen Leuten mit dieſem offenen Brief und bekennen, daß Wir, angetrieben von unſerer ſonderlichen Gunſt und Gnade für die ehrbare Kunſt und Weisheit, welche, wie wir wiſſen und vernehmen, die ehrbaren, Unſere lieben Freunde, die Herren Magiſter, Doktoren und Geiſtlichen an der Univerſität zu Köln obliegen, daß für ihnen ihre Forderungen für ihren Leib, Bücher und Kleider, ſoweit ſie das bedürfen, ſie ſelbſt bei ihren Reiſen durch alle unſere Lande ſollen zollfrei und ungeſchoren ſein. Für Uns, Unſere Erben und Nachkommen haben gegeben und geben Wir dieſen Brief ohne Argliſt, und Wir entbieten Unſeren Amtleuten, Zöllnern, Rentmeiſtern und Unterſaſſen ohne Unterſchied, daß ſie vorgeſchriebenen Herren, Unſeren Freunden behülflich ſein und ihnen ſo lieb halten, als wir ihnen ſind. In Urkunde haben wir unſeren Siegel aufgedrückt, a. d. 1395 des Montags nach Eliſabeth.“

In der Nachbarſchaft des Jülicher Landes hatten ſich indeſſen die Dynaſten von Schönforſt durch Reichthum und Adel zu Macht und hohem Anſehn erhoben, ſodaß ſie ſogar dem Könige Eduard von England Hülfstruppen zuführen konnten, als 1346 in dem europäiſchen Kampfe zwiſchen Ludwig dem Bayer und dem Hauſe Habsburg Franzoſen und Engländer die Schlacht von Crecy ſchlugen. Die Herren von Schönforſt beſaßen die Herrſchaft Montjoie in der Eiffel; ihnen hatten die Herzöge von Jülich Wilhelmſtein und die Vogteien über Aachen und Cornelimünſter verpfändet. Jetzt kam es zu einem Zuſammenſtoß der benachbarten Gewalten. Beim einem Streifzuge ins Jülichſche hatte Reinhart II. von Schönforſt den Bruder Wilhelms III. gefangen und erſt gegen bedeutendes Löſegeld freigegeben. Zur Wiedervergeltung rückte deshalb der Herzog vor Schönforſt, überwand es und brach es nieder. Wilhelmsſtein hatte gleiches Schickſal, und nach Eintreibung ſchwerer Contributionen zogen die Jülicher heim. Noch heut reden die Trümmer beider Burgen von der Rache Wihelms III.

Aus weiten neubeackerten Kornfluren, die noch vor wenigen Jahren ſchöner Forſt geweſen, kaum eine Stunde von Aachen, erhebt ſich die ernſte Ruine Schönforſts, inmitten der ſtattlichen Gebäude einer Muſterwirthſchaft, die dem Aachner Fabrikherrn Biſchoff gehört. Die Reſte Wilhelmſteins auf den waldigen Hängen des Wurmthals, ſind ein geſuchtes Ziel ſommerlicher Kurgäſte von Aachen, die ſich der herrlichen Waldesruhe freuen und die räthſelhafte Runentafel anſtaunen, die über der Schloßthür eingemauert iſt.

Wilhelm ſtarb kinderlos, und das Herzogthum ging auf ſeinen Bruder Reinhart I., den Herrn von Münſtereiffel und Bergheim über, der der letzte Fürſt des Jülicher Mannesſtammes in Jülich war. Er galt für einen ausgezeichneten Staatsmann und hatte die Hand in den bedeutendſten Weltbegebenheiten jener Zeit. Ein Träger ſeiner Politik war Graf Johann von Schellart, Nachkomme jenes berühmten Gerhard Chorus, des großen Bürgermeiſters von Aachen.[*] Dieſer Mann war Reinhardts Geſandter auf dem Conzil zu Koſtnitz und ſchloß u. a. für ihn im Kriege gegen Utrecht und Holland ein Bündniß mit Bayern. Die Grafen Schellart ſaßen auf Gürzenich bei Düren, wo vor wenigen Jahren der Prachtbau ihres Schloſſes, nach dem der Kölner Gürzenich den Namen trägt, von Bauern niedergeriſſen und als Schutt verkauft worden iſt; denn die Aufhebung der Zehnten und Renten nach der franzöſiſchen Revolution hat den Grafen mehr als drei Viertel ihres Vermögens geraubt. Sie ſind verarmt und haben längſt dem Sitze ihrer Väter Lebewohl ſagen müſſen.

---

[*] Siehe den Aufſatz über Aachen. Unſer Vaterland I., Seite 121.

Obgleich Reinhart mehrere dynaſtiſche Vortheile, z. B. das jus de non appellando errang, führte er doch ein ſorgenvolles Leben; denn die fortdauernden Kriege hatten den Staat in Geldverlegenheiten geſtürzt, und der Herzog war genöthigt, mehrere Städte an den Grafen von Mörs zu verſetzen. Das Schlimmſte aber war die gefährliche Unſicherheit der Erbfolge, ein Uebel, das er vergeblich zu beſeitigen ſuchte. Und ſo brach denn ſofort nach ſeinem Tode der erſte Jülichſche Erbfolgeſtreit los.

Als nächſter Erbe Reinharts von Schild und Mannsgeſchlecht wurde Herzog Adolf von Berg und Ravensberg am Pfingſttage 1425 von König Sigismund mit Jülich und Geldern belehnt und die Huldigung befohlen, die denn auch in drei Viertheilen des Herzogthums Jülich unbeanſtandet von Ritterſchaft und Städten erfolgte, während das letzte Viertheil, einem regelmäßigen Separatvertrage nach, Herrn Johann von Heinsberg zufiel. In Geldern aber war der Tod Reinharts das Signal zu einer lang vorbereiteten Erhebung jenes altfrieſiſchen Geſchlechts, das jetzt in Arnold von Egmond den Herzogshut ergriff, ihn mit Waffengewalt feſthielt, ja, als ſeitenverwandt mit Reinhart, Anſprüche auch auf Jülich erhob. Vergebens ſprach der Kaiſer die Acht gegen Arnold aus, vergebens verſuchten Cleve und Burgund Vermittelung: nur kurze Waffenſtillſtände unterbrachen den Kampf und mitten in dieſen Vermittlungen ſtarb Herzog Adolf im Kloſter St. Pantaleve zu Cöln.

Nun fielen ſeinem Bruder, dem kränklichen Gerhard VIII., die verworrenen Verhältniſſe mit den beiden Herzogthümern, Jülich und Berg, zu. Arnold von Egmond zum Trotz belehnte ihn der Kaiſer auch mit Geldern und Zütphen. Aber er ſelbſt ſuchte ſich Ruhe zu erkaufen, und bot dem wilden Gegner, der das Land furchtbar verwüſtete, 10,000 Gulden. Arnold nahm das Geld; dennoch blieb Alles beim Alten. Nur Befeſtigungen gewährten einigen Schutz. Wer ſie irgend ſchaffen konnte, der führte ſie jetzt auf. So entſtanden denn auch wahrſcheinlich um dieſe Zeit die nun faſt ganz verſchwundenen Werke von Aldenhoven: fünf hohe Thürme mit tüchtigen Verbindungsmauern, an deren Herſtellung ſich vorzugsweiſe die am Ort wohnenden Burggrafen betheiligten. — Indeß ſtieg das Elend des ausgeplünderten flachen Landes auf's Höchſte.

Da endlich, von ſeinem tapferen Adel gedrängt und unterſtützt, ermannte ſich Gerhard und zog den bedeutend ſtärkeren Schaaren der Gelderer entgegen. — Ein ſteinernes, von hoher Linde beſchattetes Kreuz, das ſich in der Linnicher Gemarkung auf einem Hügel erhebt, bezeichnet noch heut den Ort, wo Herzog Gerhard am Hubertstage 1444 den Feind erblickte und Befehl zur Anordnung der Schlacht ertheilte, die ſich bald in der weiten Ebene gewaltig tobend entwickelte, und von der noch heut manche Sage des tiefpflügenden Landmanns und manches Lied der Linnicher Bürger, deren Ahnen ſelbſt ſo tapfer mitgeſchlagen, zu erzählen weiß. Aus einem ſolchen Lokalgedicht iſt die folgende etwas abgekürzte Schilderung.

Heut noch gilt die alte Sitte,
Daß auf St. Huberti Tag
Jeder chriſtlich fromme Jünger
Auf das Waidwerk ziehen mag.
Aber ei! Die wackern Reiter
Sind ja eingehüllt in Stahl,
Tragen ſchwere Todeslanzen
Statt der Pfeile leicht und ſchmal.
Freilich iſt's ein böſes Wildpret,
Das im Lande Jülich hauſt,

Und zum Pirſchen iſt vonnöthen
Tücht'ger Jäger Heldenfauſt.
„St. Hubertus, ſei uns gnädig!
„Hoher, heil'ger Schutzpatron,
„Gieb der Jagd, die wir Dir weihen,
„Heute Heil und Siegeslohn!"
Mittags um die zweite Stunde
Ging's bei Linnich hart und heiß;
An dem kühlen Nebeltage
Rinnt von jeder Stirn der Schweiß.

Zwei und zwanzig hundert Feinde
Setzen grimmig ſich zur Wehr;
Aber St. Hubertus zählte
Der achthundert Jäger Speer. —
Nun gab's eine Hetz zu ſchauen,
Die gewährt bis tief zur Nacht,
Bis man Beute und Gefangne
Froh nach Jülich eingebracht. —
Wahrlich, denen die ihn ehrten,
Hat Hubertus Ruhm gebracht!
Denn nicht eine volle Stunde
Stand der Feind in heißer Schlacht.

Gerhard ſtiftete zum Andenken an dieſen Tag den Hubertusorden, der ſpäter von Pfalz-Neuburg beibehalten und auf dieſem Wege nach Bayern gebracht wurde. Seine Anſprüche auf Jülich ließ Arnold Egmond nun fallen, behauptete ſich aber in Geldern, bis er es nach etwa 30 Jahren für 92,000 Goldgulden an Karl den Kühnen von Burgund abtrat, der auch die Anſprüche Gerhards VIII. durch Kauf erwarb. So war denn Geldern wieder und zwar für alle Zukunft aus der Verbindung mit Jülich gelöſt. — Das Länderverkaufen war damals an der Tagesordnung, und Herzog Gerhard hatte Anfälle von Geiſteskrankheit, in denen er Land und Leute in Bauſch und Bogen für baares Geld verhandeln wollte. So verkaufte er an den Erzbiſchof Dietrich von Köln das Herzogthum Berg, Sieg, Remagen und Ravensberg für 100,000 Gulden, und hatte es nur dem Widerſtande des Adels und ſeines Vetters Wilhelm von Blankenheim zu danken, daß dieſer unſinnige Vertrag nicht in Kraft trat. Dieſer Wilhelm war Erbe Johann von Heinsbergs, und da er kinderlos ſtarb, ſo fiel auch das losgetrennte Viertel des Herzogthums Jülich wieder an den Geſammtſtaat zurück. Zu dieſem Heimfall kam in Folge einer Fehde mit Friedrich von Sombreff, Herrn von Kerpen noch die theuererkaufte Erwerbung des Amtes Tomberg, zu dem gegen zwanzig Ortſchaften im jetzigen Kreiſe Rheinbach gehörten. Theuer erkauft war dieſer Gewinn, weil die Belagerung der Burg Tomberg dem jüngeren Sohne Wilhelms das Leben koſtete.

Der ältere Bruder des Gefallenen folgte 1475 ſeinem Vater als Wilhelm IV. Er war zweimal verheirathet. Eliſabeth von Naſſau, Tochter des letzten Herrn v. Heinsberg und der Johanna von Dieſt brachte ihrem Gemahl den Reſt der Heinsbergiſchen und die Dieſt'ſchen Güter zu; Sibylla, Albrecht Achilles' von Brandenburg Tochter beſchenkte ihn mit einer Erbin. Auf die Geldernſchen Lande verzichtete Wilhelm anfangs vollſtändig, ja er unterſtützte die Anſprüche, welche der Kaiſer als burgundiſcher Erbe erhob, als ſie von den Ständen beſtritten und von Louis XI. durchkreuzt wurden, und als Maximilian von Oeſtreich zu Brügge gefangen ſaß, war er es, der ſeine Befreiung vorzugsweiſe lebhaft betrieb. Trotz ſolcher Dienſte geſchah es, daß der Kaiſer das Haus Sachſen mit den Herzogthümern Jülich und Berg belehnte, „wenn ſie durch Abgang des hochgeborenen Wilhelms, Herzoge zu Gülich und zum Berg, oder ſonſt ledig werde." Das war aber ganz gegen die Abſichten Wilhelms, der das lebhafte Streben nährte, ſeine Lande wenigſtens dem Stamme ſeiner Tochter zu erhalten. Eine Spannung zwiſchen ihm und dem kaiſerlichen Hofe trat ein, und der Herzog nahm ſogar ſeine Beſtrebungen zu Geldern wieder auf, bis es ihm denn endlich doch gelang, vom Kaiſer Max in der Erbfolgefrage eine Beſtätigung in ſeinem Sinne zu erlangen. Das Reichsoberhaupt erließ das Habilitationsprivilegium, auf deſſen Grund am St. Katharinentage 1496 jener berühmte Ehevertrag geſchloſſen wurde, der die Verlobung der kleinen Maria von Jülich mit dem ſechsjährigen Jungherzoge Johann von Cleve und die dauernde Vereinigung von Jülich-Berg-Ravensberg mit Cleve-Mark-Ravenſtein unter Beſtätigung der Stände für alle Zeiten ausſprach. Bald darauf widerrief der Kaiſer auch in aller Förmlichkeit die an Sachſen gegebene Anwartſchaft, und 1510 ſah Wilhelm ſeinen ſehnlichſten Wunſch erfüllt: die eheliche Verbindung Johannes und Marias wurde vollzogen und die Nachfolge der weiblichen Linie war geſichert. — Leben und Regierung Herzog Wilhelms waren nicht glänzend, aber befriedigend. — Der Gewinn der Heinsbergiſchen Grafſchaft hatte ſein Gebiet nach Norden abgerundet und war in vieler Hinſicht erfreulich. —

Die kleine Stadt Heinsberg liegt am welligen Rande der Roer-Wurm-Niederung und zeichnet ſich durch die Heiterkeit ihrer Lage, durch ſchöne breite Straßen aus. Noch jetzt iſt ſie großentheils von Mauer und Graben umſchloſſen, und ein ehemaliges Nonnenkloſter wie die auf einer Anhöhe gelegene Schloßruine erinnern an die längſtvergangene Zeit der Dynaſten von Heinsberg. Dicht bei Jülich, am Rande des Hambacher Waldes hatte Wilhelm auf den Trümmern einer alten Burg die Karthauſe „Vogelſang“ gegründet, welche im Laufe der Zeit zu einem ſtattlichen Hofe umgewandelt iſt und den Fruchtſegen der reichen umliegenden Felder ſammelt. Aber nicht nur dem Ackerbau, auch dem Bergbau widmete der Herzog lebhafte Aufmerkſamkeit, und von ihm ſtammen die erſten geſchriebenen Bergwerksrechte für Eſchweiler und Greſſenich her. Er ließ ſie 1462 nach dem älteren Bergweisthum zu Erit an der Urft entwerfen. 1511 ſtarb Wilhelm IV., der letzte Fürſt des Jülich-Bergiſchen Mannesſtammes, zu Düſſeldorf am Rhein.

So war denn Johann III. Herzog zu Cleve, Jülich, Berg, Graf von der Mark, Ravensberg, Blankenheim, Dinslaken und Heinsberg, Herr zu Ravenſtein, Bore, Brüggen, Soeſt, Helten u. ſ. w. — Das war im Jahre 1521 zu vollkommenem rechtlichen Abſchluß gediehn. Intereſſant erſcheint, daß die Vereinigung faſt all dieſer Lande auf weiblicher Erbfolge beruht. Die Grafen von der Mark ſind es, denen als mütterliches Erbe Cleve und in der folgenden Generation auch Ravenſtein zufällt, das ſeine früheren Herren, die Grafen von Zeim ebenfalls aus weiblicher Nachfolge beſaßen. — Faſt gleichzeitig hatte Margarethe von Ravensberg die bergiſchen Lande von ihrer Mutter geerbt und wieder durch Heirath ihren Geſammtbeſitz an die jüngere Jülichſche Linie gebracht, welche einige Zeit lang auch Geldern als mütterliches Erbe beherrſchte. Zuletzt war denn der ganze Länderverband dem Johann von Cleve mit der Erbtochter Maria von Jülich zugefallen. Und ſo waren es denn ſchließlich die Grafen von der Mark, in deren Hände ein Geſammtbeſitz gekommen war, der, wenn er unzerſplittert geblieben wäre, vielleicht am Nieder-Rhein Kern eines deutſchen Hauptſtaates wurde, der wohl im Weſten eine ähnliche Entwickelung nehmen konnte, wie es — in Folge wunderſamer Schickſalsfügungen und durch die Kraft einzelner großartiger Regenten — Brandenburg im Oſten wirklich ward.

Werfen wir einen Blick auf den vielumworbenen Länderbeſitz und beginnen mit dem Stammlande des neuen Herrſcherhauſes, mit der Grafſchaft Mark! Das Land „wo der Märker Eiſen reckt“, wie es in des braven Arndt Liede heißt, das Land der Erze und Steinkohlen dehnte ſich gegen 40 Geviertmeilen groß, über die nordöſtlichen Abhänge des niederrheiniſchen Schiefergebirges aus und wurde von der rechtsrheiniſchen Ruhr in den größeren nördlichen, ſehr fruchtbaren „Hellweg“ und das kleinere ſüdliche „Sauerland“*) getheilt, das von Gebirgskämmen erfüllt, von vielen engen Thälern durchſchnitten, doch auch reich an fruchtbaren Niederungen iſt, während die Schieferformationen treffliche Metalle bergen. Anfänglich nannten die Herren des Markanerlandes ſich „Grafen von Altena“. Seit dem 15. Jahrhundert führten ſie den Namen des „Hauſes Mark“ bei Hamm, und 1368 fiel ihnen Cleve zu. Hamm war eine ſehr ſtarke Feſtung; Iſerlohn (Eiſerlohn) ſchmiedete berühmte Panzer aus ſeinem Eiſen; auf der „rothen Erde“ von Unna thronte ein mächtiger Freiſtuhl des Vehmgerichts, vor allen Städten aber ragte Soeſt hervor, das in der fruchtbaren Börde gelegene „Haupt der Engere“, des uralt ſächſiſchen Kernſtammes, der weſerabwärts wohnte von der Eder bis zur See. Soeſt war eine große volkreiche Stadt, ſtolz auf ſeinen alten Bund mit der Hanſa, ſeine reichsſtädtiſchen Privilegien und zumal auf ſein Jus Susatense, dieſes älteſte Stadtrecht Deutſchlands, das ſelbſt Hamburg und Lübeck zur Richtſchnur gedient. In ſeiner Blüte ſchmückte ſich Soeſt als die erſte Stadt Weſtphalens mit prachtvollen Kirchen, hohen Mauern und mit gewaltigen Kattenthürmen. Nach Heinrichs des Löwen Sturz hatten die Erzbiſchöfe von Köln die Stadt an ſich geriſſen; aber im 15. Jahrhundert kämpfte ſie ſich wieder in der blutigen „Soeſter Fehde“, die ſelbſt den Frauen den Ruhm der Tapferkeit erwarb, vom Krummſtabe los und übergab ſich der Landeshoheit der Herzoge von Cleve als Grafen von der Mark.

---

*) „Sauerland“ heißt eigentlich Süderland.

Anderer Natur als das eiſenreckende Sachſengebiet iſt das cleviſche Tiefland, namentlich in ſeinem weſtlichen Theil, deſſen fruchtbarer Boden dem Ackerbau und der Viehzucht gehört. Hier zuerſt waren die Deutſchen zum kühnen Angriff gegen Rom vorgegangen. Hier lagen, nahe dem heiteren flachsreichen Xanten, Vetera castra: eines römiſchen Amphitheaters Reſte findet der Wanderer auf dieſer Flur; dicht bei der herrlichen byzantiniſchen Kirche von Xanten erhob ſich einſt die Burg Colonia Trajana, und auf dem Wörſtenberg entdeckt man die Spuren des Prätoriums jenes Quintilius Varus, den Armin im Teutoburger Walde ſchlug. Cäſar ſelbſt hatte auf den reizenden Hügeln, welche jetzt die Stadt Cleve tragen und die von faſt meilengroßen herrlichen Parkanlagen umgeben ſind, ein feſtes Kaſtell gebaut, von dem ſich ein hoher Römerthurm auf der Schwanenburg erhalten hat; ein Thurm jener Schwanenburg, die der Liebling deutſcher Märchen iſt, die als Brennpunkt der uralten fränkiſchen Stammſage von Lohengrin, dem Schwanenritter am Niederheine glänzt. Denn am Stromufer von Cleve landete ja einſt der Ahnherr des älteſten Herrſchergeſchlechts, den ein Schwan weit über das Meer von unbekannten fernen Küſten hergezogen, der die verhaßten Freier der rheiniſchen Beatrix erſchlug und Heldenſöhne mit ihr zeugte, bis ihn die Gattin, ſeinem Verbote trotzend, nach Namen und Herkunft fragte und ſofort der Schwan wieder erſchien und den Ritter, wie er gekommen, von dannen führte. Denn der Schwan iſt ein Schickſalsbote, eins der bedeutungsvollſten Geſchöpfe germaniſcher Mythologie, ein weiſſagender Vogel und vermittelt die in Luft und Waſſer waltenden Lichtgottheiten.

Das Herzogthum Cleve hatte etwa 40 Quadratmeilen im Umfang. Urſprünglich war es ein Theil des alten Gaues von Teiſterband. Das Nibelungenlied ſingt von dieſen Landen, und der Paladin Carls des Großen, Graf Richard Ohnefurcht, hielt über ſie

Den ſtolzen Heerſchild, darauf glühn
Des alten Xanten Wappenfarben,
Warm wie des Rheinesufers Garben.

* * *

Jülich-Cleve-Berg

bis zum Ausbruche des großen Erbfolgeſtreites

Von Max Jähns.

Der Name Cleve taucht im 11. Jahrhundert auf. Graf Rutger von Flandern iſt Stammvater des Hauſes. Als die glänzendſte Geſtalt ſeiner Nachfolger leuchtet Dietrich II. hervor, der wegen ſeiner Tapferkeit „der Cleviſche Wolf" oder „de groote Luyff" hieß. — Auf der Heirath Margarethe's, Dietrichs VIII. Tochter, mit Adolf von der Mark beruhen die Anſprüche der Markanergrafen an das cleviſche Land, das ſie denn auch nach dem Tode des kinderloſen Johann erwarben und nun als Grafen von Cleve und von der Mark auftraten. — Kaum 30 Jahre ſpäter machte das Haus unter Adolf III. neue bedeutende Erwerbungen.

Herzog Wilhelm von Berg hatte ſich nämlich mit Reinhart von Jülich, Johann von Salm und vielen andren Herren gegen Adolf verbündet. In der „Cleviſchen Kammer", der Ebene zwiſchen dem Rhein und den ſüdweſtlichen Höhen, war es zum Kampf gekommen, und die Bergiſchen waren total geſchlagen, ihre Häupter aber gefangen worden. Herzog Wilhelm mußte als Löſegeld Sinzig, Remagen und einige andere Parzellen hergeben und auf den Kaiſerswerther Zoll verzichten; Reinhart von Jülich löſte ſich nur mit mehr als 100,000 Goldſchilden aus der Gefangenſchaft; Johann von Salm aber wurde genöthigt, die etwa 3 bis 4 Quadratmeilen große Herrſchaft Ravenſtein abzutreten. Dieſe Herrſchaft, einſt zum Lande Kuyk gehörig, lag zwiſchen den Feſtungen Grave und Hertogenbuſch auf dem linken Maasufer und ging bei Brabant zu Lehen.

So wurde Graf Adolf III., der auch durch eheliche Verbindungen große Reichthümer und die flandriſche Herrſchaft Winnenthal erwarb, einer der hervorragendſten Fürſten Deutſchlands. Als ſolcher empfing er denn auch auf dem Koſtnitzer Konzil die Herzogswürde und ſicherte ſeinem Hauſe durch die Pacta Majorum ungetheilte Erbfolge in beiden Geſchlechtern. Mit Recht haben die Chroniſten Adolf III. durch den Beinamen des Klugen und Siegreichen geſchmückt, und ſein Gedächtniß lebt als das eines ächt deutſchfürſtlichen Mannes in dem ſchönen Spruche fort:

Sein Nein war Nein gerechtig,
Sein Ja war Ja vollmächtig;
Er war ſein's Ja gedächtig;
Sein Grund, ſein Mund einträchtig.*)

Nachfolger Adolfs war Johann der Schöne, auch „Johann mit den Bellen" genannt, weil er nach burgundiſcher Hofſitte kleine Schellen (Bellen) an den Kleidern trug. Er wurde, als Karl der Kühne vor Nancy gefallen, Vormund der jungen Maria von Burgund, der ſpäteren Gemahlin Kaiſer Max I. — Johann II., wie ſein Vater am ſchwelgeriſch-üppigen Hofe von Burgund erzogen, war ein ausſchweifender, aber tapferer und kriegstüchtiger Herr. Er war es, der den oben näher beſprochenen Vertrag mit Wilhelm von Jülich ſchloß, in Folge deſſen unter ſeinem Sohne Johann III., dem Gatten Maria's von Jülich, die Lande Cleve-Mark-Ravenſtein mit Jülich-Berg-Ravensberg vereinigt wurden.

---

*) Denſelben Spruch hat der berühmte organiſatoriſche Staatsminiſter Freiherr vom Stein ſeinem Vater als Grabſchrift geſetzt.

Wir haben nun das Herzogthum Berg ins Auge zu faſſen.

Auf der rechten Rheinſeite, von Angerort bis Honnef gelagert, wurde das „Bergiſche" durch den Strom vom Kölner Erzſtift geſchieden, während es im Oſten an das Markanerland grenzte. — Die unabhängigen Ubier, welche das Land zur Römerzeit bewohnt, hatten während der Völkerwanderung den ripuariſchen Franken Platz gemacht, und unter dieſen hatte ſich nach und nach ein Zweig der Grafen von Teiſterband, von ihrem Stammſitz „Altenberge" im Dühnthal aus, über den Deutzgau und allmählig immer weiter rheinauf- und rheinabwärts ausgedehnt. Im Anfange des 13. Jahrhunderts erheirathete das Haus Limburg die Herrſchaft des Landes, und die dynaſtiſchen Verbindungen dieſes Hauſes gaben Anlaß zu vielen Fehden, welche durch eine hervorragende Waffenthat berühmt geworden. — Das Herzogthum Limburg war nämlich durch Ausſterben der regierenden Linie erledigt, und Adolf VII. von Berg erhob Anſpruch auf die Erbſchaft, die jedoch vom Kaiſer dem Reinhold von Geldern zugeſprochen ward. Adolf erkannte dieſe Belehnung nicht an, übertrug ſeine Rechte an ſeinen Bruder, Johann von Brabant, und erwartete, mit ihm verbunden, den Angriff Reinholds, der an Erzbiſchof Siegfried von Köln einen leidenſchaftlichen Kampfgenoſſen gewonnen hatte. So kam es zu der berühmten Schlacht von Worringen, in der der Erzbiſchof, wie auch Reinhold von Geldern geſchlagen und mit vielen Grafen und elfhundert Herren und Knappen gefangen wurden, während Adolf die glänzenden Früchte des Sieges erntete. Aber nicht lange ſollte er ſich ihrer freuen: Erzbiſchof Siegfried, der verſöhnt und freundlich ſchien, kehrte bald nach dem Friedensabſchluſſe aus weſtphäliſchen Fehden durch das bergiſche Land in ſein Erzſtift zurück. Adolf VII., ein zutraulicher biederer Mann, hatte ihn gaſtlich in Bensberg empfangen und ihm das Geleit bis Deutz gegeben. Da nöthigte ihn der hinterliſtige Pfaffe freundlich ſchmeichelnd bis zur Rheinfähre, ließ den Fürſten, deſſen Brod er noch eben gegeſſen, deſſen Handſchlag er eben empfangen, von ſeinen Knechten ergreifen, auf die Fähre werfen und zur Haft nach Köln ſchleppen. Er ſoll ihn furchtbar behandelt haben: in einen eiſernen Käfig ſetzte er den unglücklichen Mann, den er mit Honig beſtreichen ließ, der glühenden Sonnenhitze und den namenloſen, wahnſinnig machenden Plagen der unermüdlichen Inſecten aus. Erſt nach einem Jahre ward der Gefangene frei; aber er war an Geiſt und Körper gebrochen. — Unter ſeinem Nachfolger Wilhelm I. ſetzten ſich die Fehden mit Köln ſowohl in der Rheinebene, wie in dem kölniſchen Herzogthum Weſtphalen unaufhörlich fort, bis Erzbiſchof Siegfried endlich ſtarb, und Wilhelm und ſpäter ſein Neffe Adolf VIII. in ſegensreicher vierzigjähriger Regierung Aufmerkſamkeit und Thätigkeit den inneren Intereſſen ſeines Landes widmen konnte.

Und das Herzogthum Berg war ein ſchönes, nach vielen Richtungen hin unendlich ausgiebiges Gebiet! Es umfaßte gegen ſechzig Quadratmeilen. Wenn ſeine bergigen Gelände auch wenig, ja für ſeinen Bedarf zu wenig Getreide erzeugen, ſo iſt doch der Reichthum an Eiſen, Blei und Steinkohlen deſto größer. Schon früh ſtand hier der Gewerbfleiß auf ſehr hoher Stufe, und gegenwärtig iſt ja das „Wupperthal", wo ſich Haus an Haus, Fabrik an Fabrik reiht, die bevölkertſte induſtrielle Gegend Deutſchlands. — Die Hauptſtadt des Landes war das im Jahr der Schlacht bei Worringen 1288 zur Stadt erhobene Düſſeldorf, das in einer herrlichen Thalebene auf dem rechten Rheinufer liegt, und im Anfange des 14. Jahrhunderts ſich zu heben begann; obgleich es freilich von jenem Glanze, mit dem es einſt als Reſidenz der Pfälziſch-Jülichſchen Herzoge und ſpäter als ein Centralpunkt modernen Kunſtlebens umgeben werden ſollte, damals noch nichts ahnen ließ.

So war das Land der „Romeryken Berge" beſchaffen, das nach Adolfs VIII. Tode um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Gerhard I. durch weibliche Erbfolge einen neuen Beherrſcher aus dem Hauſe Jülich empfing, der mit ſeiner Gattin auch ſchon die Herrſchaft Ravensberg erworben. Ravensberg iſt der am weiteſten öſtlich gelegene Landestheil, der unter dem Scepter Johanns III. (oder als Geſammtherr: des Erſten) in den bedeutenden weſtdeutſchen Beſitzſtand, mit dem wir uns beſchäftigen, eintrat. Etwa zwanzig Geviertmeilen groß, breitete ſich dieſe Grafſchaft um Elſe und Werre am Teutoburger Walde aus. Es iſt das berühmte „Linnenland", bei deſſen Hauptſtadt Bielefeld die Reſidenz der Grafen, Burg „Sparenberg", lag, von der noch bis heut ein hoher runder Gefängnißthurm überblieben. Freundlicher muthet ein neuer Ausſichtsthurm an, der ſich neben den Ruinen des alten Ravensberges bei Halle am Südfuße des Teutoburger Waldes erhebt. Zu den bedeutenderen Orten des Landes gehörte noch Herford, deſſen Aebtiſſin beſonders bevorrechtet war, und Enger, einſt der Wohnſitz des alten Sachſenherzogs Wittekind.

Urſprünglich hatte in Ravensberg das Haus Calverla regiert. Der letzte Sproſſe deſſelben, den Gerhard von Jülich beerbte, war Graf Bernhard.

Gerhard ſtarb noch vor ſeinem Vater durch einen unglücklichen Zufall beim Turnier, und ihm folgte in Berg und Ravensberg ſein Sohn Wilhelm, der 1380 zum Herzog erhoben wurde, und die Reſidenz von Bensberg nach Düſſeldorf verlegte. Es war ein unglücklicher Mann. Seine Söhne lebten in fortgeſetzter unnatürlicher Empörung gegen ihn, die ihn bis zu ſeinem Tode ununterbrochen immer mehr beſchränkte und beraubte. Ihn beerbte ſein zwar ſtörriſcher, doch charaktervoller Sohn Adolf I., den wir ſchon als Herzog von Jülich und Berg oben kennen gelernt.

Wir haben nun — um unſren Ueberblick über den geſammten Ländercomplex Johanns „des Erben", wie man ihn füglich bezeichnen könnte, abzuſchließen — noch unſre Aufmerkſamkeit auf das Herzogthum Jülich zu wenden, und uns Rechenſchaft darüber zu geben, in welcher Verfaſſung es ſich beim Beginn des 16. Jahrhunderts befand; denn im Lauf der Zeit hatte ſich die alte Grafſchaft auch unmittelbar weiter ausgedehnt und arrondirt. So war 1439 die ehemalige Reichsherrſchaft „Monvoy", das heutige Montjoie, an Jülich gekommen und in unmittelbaren Territorialzuſammenhang mit dem ſüdlichen Stufenlande des Herzogthums, namentlich mit der Waldgrafſchaft, getreten. Im „Hohen Venn", in einem tiefen, von der Roer durchrauſchten, engen und von ſteilen Bergabhängen und Felswänden eingeſchloſſenen Längenthal iſt mit großem Kunſtaufwande und unendlicher Mühe der Boden gewonnen worden, um die Stadt Montjoie anzulegen, die ſeit uralter Zeit das raſch dahin ſtrömende Gebirgswaſſer zu Frohndienſten zwingt, und ſich ſtets durch ausgebreiteten Gewerbfleiß auszeichnete, namentlich in der Tuchfabrikation, die den Ort dann auch im 18. Jahrhundert weit und breit berühmt gemacht. Sieben Brücken unterhalten die Verbindung zwiſchen den wunderbar in und über einander geſchobenen Stadttheilen, die ſich auf den ſchmalen Thalrändern terraſſenartig aufbauen. Kern der Stadt iſt ein altes Felſenſchloß, deſſen Trümmer ſich noch heut im Südweſten des ſchiefergrauen Häuſerknäuels erheben, und das der Sage nach einſt Karls des Großen Jagdſchloß „Reichwinſtein" geweſen. Der Kaiſer ſchenkte es ſeinem Marſchall, und deſſen Nachkommen waren die erſten Herren von Montjoie. Nach ihnen kam die Herrlichkeit an das Haus Limburg und im 14. Jahrhundert an die Dynaſten von Schönforſt. Hundert Jahre ſpäter ſtarb Johann von Schönforſt kinderlos, und ſeine Wittwe verkaufte Montjoie an Herzog Gerhard von Jülich.

Zu dieſen Erwerbungen im Süden traten bald darauf andere, welche die Nordgrenze des alten Jülichgaues erweiterten. 1472 kam Waſſenberg von Brabant an Jülich, 1483 kaufte der Herzog von der Gemahlin des Pfalzgrafen von Simmern die Aemter Heinsberg und Geilenkirchen, und gleichzeitig entſagte der Graf von Naſſau-Dillenburg den Beſitzungen Gangelt, Millen und Waldfeucht, die ebenfalls dem jülicher Lande als Aemter inkorporirt wurden.

Auch im Oſten hatte eine bedeutende Ausdehnung des Gebietes ſtattgefunden, indem das linke Erftufer faſt in ſeiner ganzen Länge zum alten Beſitze hinzugetreten war. Hier zeichneten ſich namentlich vier Städte aus: nahe der Quelle der Erft, am Fuße der Eifel, das alte ehrwürdige Münſtereifel, das noch bis heut zu Tage, trotz ſeiner geringen Einwohnerzahl, durch ein tüchtiges Gymnaſium vor den Nachbarſtädten vorragt, und an die Zeit erinnert, wo hier in drei Klöſtern große geiſtliche Gelehrſamkeit wohnte. Thalabwärts folgt dann Euskirchen mit Eiſen-, Blei- und Kupferwerken, noch weiter nach Norden der langgeſtreckte Flecken Bergheim an der Kölnerſtraße, und endlich an der unteren Erft das freundliche und heitere Grevenbroich.

Als Hauptſtädte des Jülicher Landes, welche politiſchen Vorrang vor den übrigen Orten genoſſen, galten Jülich, Düren und Münſtereifel. Die Lieblingsreſidenz der Fürſten aber, namentlich im Sommer, war die „Freiheit Hambach" (am Bach) bei Jülich, wo ſich am Elbach ein ſehr feſtes Schloß aus dem 12. Jahrhundert von rothem Nidegger Sandſtein mit hohen Thürmen erhob, deſſen ſchöne, heitere Gärten nebſt großen Jagdgebieten den Fürſten und Edelherren prächtigen Spielraum zu Thaten der Minne wie des Waidwerks boten. Noch heut erzählen die Trümmer dieſes Schloſſes von der lange verſchwundenen Herrlichkeit des kleinen Waldfleckens Hambach.

So hatte ſich — ganz abgeſehen von den fernerliegenden Ländererwerbungen — das Jülicher Land in ſich ſelbſt auf's Glücklichſte abgerundet und bot Gelegenheit zu jeder Art von bodenbenutzender Thätigkeit. Denn während im nördlichen Flachlande der Landbau mit nur langſam tiefergreifendem Pfluge die Ackerkrume aufreißt und ſeine Früchte in der Oberfläche der Erde ſucht, ſorgſam beſtrebt, nichts „Todtliegendes" an den Tag zu fördern, beginnt im Stufenlande, grade in den Schichten, wo der Spaten des Bauern zu wirken aufhört, das Reich des Bergmanns und arbeitet der Induſtrie in die Hände, welche ſich im Oſten und Weſten des Herzogthums die raſchſtrömenden Waſſer dienſtbar und unterthänig macht. Im Süden aber, im hohen Venn, arbeitet Bauer und Bergmann gewiſſermaßen in derſelben geognoſtiſchen Formation; denn wer möchte entſcheiden, ob der Torf, den man dort ſticht, noch zu den lebendig wachſenden Pflanzen-Erzeugniſſen oder ſchon in die Reihe bergmänniſcher Güter gehört!?

Wir kehren nun zur Darſtellung der politiſchen Verhältniſſe zurück.

Herzog Johann der Friedfertige, oder wie wir ihn eben genannt „der Erbe", war in hohem Grade beſtrebt, in den vielſeitigen und verwickelten Verhältniſſen ſeiner ausgedehnten Gebiete Klarheit zu ſchaffen und ihre Beziehungen zu regeln. Allerorten ſuchte er zu beſſern und herzuſtellen, namentlich auch in den neuerworbenen Landestheilen des Herzogthums Jülich, die er dadurch dem deutſchen Reiche im Gegenſatze zu den allmählig ſich ablöſenden niederländiſchen Provinzen enger verband. So erbaute er die Burg zu Gangelt, deſſen Verbindungen mit dem Limburgiſchen und Lüttichſchen, wie die der ganzen Gegend auf dem linken Wurmufer ſich denn auch nach und nach lockerten, ſo daß endlich die niederländiſche Sprache in den Hintergrund trat und z. B. auf dem Gericht zu Gangelt 1553 das Deutſche als Amtsſprache eingeführt ward.

Indeſſen hatten in Weſt-Deutſchland jene welthiſtoriſchen reformatoriſchen Beſtrebungen, von den Brennpunkten Wittenberg und Genf aus wie ein electriſcher Strom ganz Europa durchflutend und die germaniſchen Völker der Erde auf's Tiefſte ergreifend und erſchütternd, immer mehr an Kraft und Bedeutung gewonnen, und auch in den Ländern Johanns die ernſteſten und tiefſten Gemüther wie die leichtbewegte Menge des Volkes durchglüht oder hingeriſſen. In allen Landestheilen predigte man die neue Lehre, und es war eine bedeutungsvolle, verhängnißſchwere Frage, welche Stellung der Herzog dieſen hochgehenden Fluten gegenüber einnehmen werde. — Es war eine ächt fürſtliche! Selbſt dem Umſturz der beſtehenden Kirchenverfaſſung, der ſo überraſchend ſchnell hereinzubrechen drohte, nicht geneigt, hielt er es doch für eine Gewiſſensſache, den Aeußerungen der religiöſen

Ueberzeugung ſeiner Unterthanen von Staatswegen keinen Damm entgegenzuſetzen. Zwar erließ er noch ein warnendes Schreiben über die Prädicanten an Cuno v. Klatten, den Amtmann von Düren, aber 1530 gab er ein Toleranzedict, das der neuen Lehre volle Freiheit gewährte, und zwei Jahre ſpäter erließ er eine Kirchenordnung, um das entfeſſelte Element in regelmäßige Formen zu gießen.

Nicht nur perſönlich ehrenhafte Ueberzeugung, auch politiſche Klugheit mochte den Herzog in dieſen liberalen Schritten beſtärken; denn unerwartet war er in einen bedeutſamen dynaſtiſchen Gegenſatz zu dem Haupte der conſervativen Partei Deutſchlands, ja der Welt: zu Kaiſer Carl V. getreten. Und zwar war es wieder das Herzogthum Geldern, das den Gegenſtand dieſer Verwicklungen bildete.

Der Enkel jenes Arnold von Egmond, der ſeine Anſprüche auf Geldern an Karl den Kühnen von Burgund verkaufte, hatte die Abweſenheit Maximilians I., des Erben Karls von Burgund benutzt und mit Hülfe einer alten, nie völlig beruhigten Partei wirklich ganz Geldern in ſeine Gewalt bekommen, ja endlich auch wieder den Titel eines Herzogs von Jülich angenommen. Inzwiſchen war er alt geworden und hatte keine Nachkommen erzielt, ſo daß die geldriſchen Stände lebhaft zu beſorgen anfingen, der ſehr verſchuldete alte Herr werde das Land an Frankreich verkaufen und durch einen ſolchen Schritt den Grund zu neuen ſchweren Verwicklungen legen, die dann möglicherweiſe damit enden konnten, daß das Herzogthum dem deutſchen Reiche entfremdet würde.

Dies war aber ganz gegen die Abſicht der Stände, und ſo trugen ſie denn das Land dem Herzog Johann von Jülich, Berg und Cleve für ſeinen Sohn Wilhelm an und zwangen Karl von Egmond gegen die Summe von 42,000 Goldgulden in ihr Abkommen einzuwilligen; er that es, ſtarb aber vor Gram darüber, und nun nahm Johann der Friedfertige mit ſeinem Sohne Wilhelm die Lande Geldern und Zütphen trotz des Proteſtes der Maria von Ungarn, damaligen Regentin der kaiſerlichen Niederlande, im Jahre 1538 feierlich in Beſitz. Wenige Monate ſpäter ſtarb Herzog Johann angeſichts einer Reihe drohender Conflicte, aber auf dem Höhepunkte der Macht, welchen das Haus Jülich-Cleve-Berg jemals erreicht.

Der Herzog hinterließ vier Kinder. Die älteſte Tochter, Sibylla, war 1527 mit dem Kurprinzen von Sachſen, Johann Friedrich dem Großmüthigen, dem Bannerträger der Reformation, dem letzten Kurfürſten der Erneſtiniſchen Linie, vermählt worden, und erlebte an ſeiner Seite jene großen tragiſchen Wechſelfälle, die den mächtigen Führer des Schmalkaldiſchen Bundes zu einem hülfloſen Gefangenen machten, über deſſen Haupte toddrohend der Stab gebrochen war. Auf dieſer Eheverbindung beruhten ſpäter großentheils die Anſprüche Sachſens an die Erbſchaft von Jülich, Cleve und Berg.

Unleugbar tritt ſchon in dieſer Heirath der Anſchluß Herzog Johanns an jene Fürſten deutlich hervor, die, von der Idee evangeliſcher Freiheit beſeelt, ſich feſt zuſammenſchloſſen, um dem übermächtigen Kaiſer und ſeinen univerſalmonarchiſchen Gelüſten, ſeinen ſpaniſch-abſoluten Ideen deutſche Eigenart und deutſche Selbſtbeſtimmung nöthigenfalls ſelbſt mit bewaffneter Hand entgegenzuſetzen. Noch deutlicher tritt dies Streben in einem Akt von europäiſcher Tragweite, in der Vermählung der zweiten Tochter Johanns, der 1515 gebornen Prinzeſſin Anna mit König Heinrich VIII. von England hervor; obgleich dieſe Verbindung in Folge des unſeeligen Charakters Heinrichs keine Früchte tragen konnte.

Der Kanzler Thomas Cromwell hatte dem Könige, der der Johanna Seymour ſatt war, zu der Verbindung mit einer deutſch-proteſtantiſchen Fürſtin gerathen und ſein Augenmerk auf Anna gerichtet. Eine ſolche Verbindung mit dem mächtigen weſtlichen Hauſe, das den Ideen der Reformation geneigt, aber doch trefflich zu einer Mittelſtellung geeignet war, erſchien in hohem Grade politiſch klug, und der Gedanke dazu machte dem Günſtling des Königs entſchieden Ehre. Er übernahm die Vermittelung. Ein Bild Anna's, von Hans

Holbeins berühmtem Pinſel, entzückte den ſinnlichen Heinrich; die Verhandlungen wurden raſch zum Abſchluß gebracht, und die Prinzeſſin ging nach London. Der ſcheinbar ſo kluge Schritt ſchlug aber unheilvoll aus. Heinrich fand keinen Gefallen an der deutſchen Fürſtentochter, die er, ihrer kräftigen Natur wegen, ein dickes großes brabanter Pferd zu nennen beliebte und die auch nicht den geringſten geiſtigen Einfluß auf ihn gewinnen konnte, weil ſie Nichts ſprach, als ihren guten niederrheiniſchen Dialect, der dem Könige ganz unverſtändlich war. So wurde die Trennung ſchon nach einem halben Jahre ausgeſprochen und angeordnet, daß Anna, die eine Jahresrente von 4000 Pfd. Sterling erhielt, als des Königs Schweſter angeſehen werden ſollte. — Das traurigſte Loos aber zog Thomas Cromwell, der als Vermittler einer ſo mißliebigen Heirath hingerichtet ward. Heinrich VIII. aber ehelichte die ſchöne Katharina Howard.

Die jüngſte Tochter Herzog Johanns blieb unvermählt. Sein Nachfolger und Erbe war Wilhelm IV. oder der Reiche, ſein einziger Sohn.

Herzog Wilhelm ſchien ganz geſchaffen, die Politik ſeines Vaters fortzuführen. Sein Erzieher und ſpäter ſein Geheimrath war der berühmte Konrad Heresbach, der deutſche Columella genannt, welcher aus einer vornehmen cleviſchen Familie ſtammte. Dieſer Mann war Katholik und blieb es wie ſein großer Freund Erasmus von Rotterdam; aber wie dieſer war er durch ſeine wiſſenſchaftliche Richtung, ſeinen Geiſt und den Adel ſeiner Denkweiſe ein bedeutender Förderer der Fortſchrittsidee, wenn auch mehr im humaniſtiſchen, als im reformatoriſchen Sinne. Auch zu Melanchthon ſtand Heresbach in freundſchaftlichen Beziehungen, und ſo wuchs Herzog Wilhelm unter Einflüſſen heran, die, in Verbindung mit ſeiner dynaſtiſchen Oppoſition gegen Carl V., zu großartigen Folgen für Weſt-Deutſchland hätten führen müſſen, wenn ihm die Sterne günſtiger geweſen wären und wenn er Zeit gehabt hätte, gemeinſam mit den Fürſten des Schmalkaldiſchen Bundes zu handeln. Die politiſchen Verhältniſſe aber brachten es hier, wie wir bald ſehen werden, zu einem für die Sache des deutſchen Nordens leider verfrühten Zuſammenſtoß.

Wenn ſich nun auch der Herzog ſelbſt — im Sinne des Erasmus — wenigſtens nicht öffentlich zur neuen Lehre bekannte, ſo hatte dieſelbe doch, nicht nur im Volke, ſondern auch bei Hofe und unter den Staatsdienern eine Reihe namhafter Vertreter. So war Monheim, Director des 1543 von Herzog Wilhelm geſtifteten Gymnaſiums zu Düſſeldorf und Verfaſſer eines dort erſchienenen evangeliſchen Katechismus, eifriger Proteſtant, und ſelbſt die Hofprediger: Vels, Walter van Os und Roll predigten im Sinne der Reformation, die ſich namentlich in den rechtsrheiniſchen Gebietstheilen durchgreifend und ſchnell verbreitete. Lutheriſche Schriften, z. B. die vom Unterricht der Beichtkinder, wurden eigens in niederdeutſche Mundart übertragen; ein Heinrich von Zütphen, deſſen begeiſterten Worten namentlich Bremen lauſchte, wurde in Süderdithmarſen zum Märtyrer des neuen Glaubens; und auch in dem alten Hauptlande der Länderverbindung Wilhelms erhob ſich der neue Geiſt mit bedeutungsvoller Energie.

Der Sitz der hervorragendſten Intelligenzen des jülicher Landes war nämlich Düren. Seine alt-reichsſtädtiſchen Traditionen gaben ihm immer noch einen gewiſſen Vorrang und ſeinen Bürgern ein geſteigertes Selbſtgefühl. Nun waren eine Menge geiſtlicher Stiftungen in der Stadt, deren Glieder wohl in vielgeſtalteten Formen dem kritiſchen Auge des arbeitſamen Düreners ein Aergerniß waren, und die zu Tagesſatyren, wie zu dem wohl mit Begeiſterung geleſenen „Lob der Narrheit“ von Erasmus, oder zu den „epistolis virorum obscurorum“, prachtvolle Originale liefern mochten. Da war das 1181 geſtiftete Karmeliterhaus im Beſitze eines ausgedehnten Kloſters; da bewohnten ſeit der Mitte des 13. Jahrhunderts die Benedictiner das ſchöne Haus „Zum Paradies“; da reſidirten die Maltheſer in dem prachtvollen „Velden“ am Philippsthor; da war noch neuerdings 1459 das Franziskaner-

Kloſter „Bethanien" erbaut worden; und ſo fehlte es der guten Stadt ſicherlich nicht an jenen Geiſtlichen, von denen es damals hieß: „Sie ſind ſo gelehrt in den Biblien, als ſchier der Eſel auf der Sackpfeifen." Anfangs hatten zwar die Franziskaner viel Glück gemacht, und der herzogliche Rentmeiſter zu Nörvenich war angewieſen, den Patres jährlich zur Faſtenzeit in Anerkennung der ausgezeichneten Dienſte, welche ſie der Stadt Düren durch Dociren, Katechiſiren und Predigen leiſteten, eine Tonne Heringe zu verehren; aber dieſe Glanzperiode war bald vorüber, und es erhoben ſich mächtige Nebenbuhler, welche mehr und Größeres erſtrebten, und vielleicht den Goethe'ſchen Spruch vorahnend beherzigten:

Begeiſterung iſt keine Heringswaare,
Die man einſalzt auf mehrere Jahre.

Die wachſende Wohlhabenheit hatte naturgemäß auch eine höhere Bildung zur Folge, und die begüterten Bürger von Düren, die mit den freiſinnigen Fürſten, den gelehrten Räthen, dem niederen Adel und den Magiſtraten faſt aller bedeutenden Städte immer mehr und mehr ſympathiſirten, traten endlich gegen die Scholaſtiker, gegen die ganze alte Richtung in eine entſchiedene Oppoſition, die ſich zunächſt auf dem Gebiete des Unterrichts geltend machte. 1479 eröffnete der Dürener Magiſtrat den Humaniſten eine ſogenannte lateiniſche Schule, wie ſie damals allerwärts als Freiſtätten jener großen Geiſtesſtrömung entſtanden, welche die Wiederherſteller der Wiſſenſchaften, geniale Männer wie Valla, Erasmus, Agricola und de la Ramée, in Italien, Deutſchland und Frankreich mit ſo viel Geiſt und Hingebung hervorriefen, vertraten und verbreiteten.

So entſtand hier in Düren ein Brennpunkt geiſtigen Lebens, und auch in der äußeren Erſcheinung der Stadt bezeugte ſich ein kräftig wirkender, freudig ſchaffender Bürgerſinn. 1520 erhob ſich unter Bürgermeiſter Harper ein neues Rathhaus. Die ſchöne Annenkirche, deren weithin ſichtbarer ſchlanker Thurm noch heut den Wanderer aus der Ferne ſo freundlich und einladend begrüßt, wurde zu dieſer Zeit erbaut; ein neues Hospital öffnete ſich den Kranken, und auch die Befeſtigungsmauern wurden erneut und verſtärkt; aber nur zu bald ſollten ſie ſich dennoch als unzureichend erweiſen, und über ihre Trümmer hin ſollte die Ruhe und Wohlhabenheit Dürens, wie des ganzen Herzogthums tief erſchüttert werden.

Karl V. erhob nämlich gegen die noch von Herzog Johann bewirkte Vereinigung Gelderns mit Jülich-Kleve-Berg den entſchiedenſten Widerſpruch, und war damit als Erbe Maximilians und Karls des Kühnen ſicherlich in ſeinem Rechte. Herzog Wilhelm hatte dagegen den wiederholt ausgeſprochenen Willen der geldernſchen Stände für ſich. Vergeblich ſuchte er wiederholt um Belehnung nach, vergeblich begab er ſich perſönlich an den Hof zu Brüſſel: der Kaiſer wußte ſehr wohl, wie gefährlich es ſei, durch eine Machterhöhung des freiſinnigen Herzogs jene norddeutſche Fürſtenoppoſition zu verſtärken, die ſein ſelbſtherrliches Gebahren, ſein Hinausgreifen über die allerdings unmöglich aufrecht zu erhaltende Wahlkapitulation ſchon längſt mit mißtrauiſchen Blicken betrachtete.

Herzog Wilhelm mußte ſich auswärts nach Hülfe umſehen. Wer war mehr berufen, dem ſtolzen Kaiſer entgegenzutreten, als ſein nimmer müder großer Nebenbuhler Franz I. von Frankreich? An ihn wandte ſich Wilhelm. In der Stille des Schloſſes von Hambach, in tiefer Waldesruhe, wurde der Plan zu einem Schutzbündniß mit König Franz und zu einem Ehebunde des Herzogs mit der Prinzeſſin von Navarra entworfen, und jülichſcherſeits vom Kanzler Gogreve, dem Marſchall von Wachtendonk und Dr. Gruſer, franzöſiſcherſeits vom Cardinal von Turnone und dem Kanzler Povet abgeſchloſſen.

Darauf hin ging der Herzog heimlich nach Frankreich, ließ ſich mit der elfjährigen Nichte des Königs trauen, reichte, weit ausblickend, Schweden und Dänemark die Hand zum Bündniß, und hielt ſich jetzt für ſtark genug, offen gegen Karl aufzutreten. — Es iſt merkwürdig, wenn man dieſe politiſchen Combinationen betrachtet, ganz ähnliche Gruppen aufgeſtellt zu ſehen, wie ſie, faſt ein Jahrhundert ſpäter, der dreißigjährige Krieg auf den Kampfplatz führte; aber ſo fein auch der politiſche Inſtinct Wilhelms in Bezug auf die Wahl der Bundesgenoſſen war, er irrte ſich deſto mehr in der des richtigen Augenblicks, und trotz aller Warnungsſtimmen ging er rückſichtslos zum Angriff gegen den Monarchen über, in deſſen Reiche die Sonne nicht unterging. Er fiel in die kaiſerlichen Niederlande ein. Die Truppen der Regentin unter den Befehlen Philipps von Croy, Herzogs von Arſchott, ſpäter auch unter denen des Grafen von Naſſau-Oranien, widerſtanden ihm nicht, und er errang, trefflich von ſeinem Feldherrn, dem Marſchall v. Roſſum, unterſtützt, raſch fortſchreitend bedeutende Vortheile, die um ſo werthvoller waren, als der Kaiſer zum vierten Male in Italien gegen Franz I. zu Felde lag und dort ganz gebunden ſchien. Zwar war es den Kaiſerlichen gelungen, Heinsberg zu nehmen und feſtzuhalten, aber Limburg und Brabant lagen verwüſtet, und bei Aldenhoven errangen die Jülicher einen glänzenden Sieg. So verwarf Wilhelm hoffnungstrunken den Waffenſtillſtand, der 1543 auf dem Nürnberger Reichstage verabredet worden war, und rüſtete ſich triumphirend zu neuen Angriffen. Der Kaiſer aber fühlte, um was es ſich im Norden handele. Plötzlich brach er mit ſeinen kriegstüchtigen, vielerprobten Schaaren, Spaniern und Italienern, gen Deutſchland auf und rückte nach Mainz. Von hier zog er im Spätſommer rheinabwärts bis Bonn, während ihn das ſchwere Geſchütz auf Stromſchiffen begleitete. Bei Honnef kam es zuerſt zu einem Treffen, in welchem die zuſammengetrommelten bergiſchen Bauern gegen die ſchlachtgewohnten Kerntruppen natürlich gar nichts leiſteten, und am 23. Auguſt ſchon ſtand der Kaiſer vor Düren. Gleich in der erſten Nacht wurden die Italiener und Spanier zum Sturm geführt. Aber Gerhard von Vlatten, der Commandant, ein tüchtiger Charakter, leiſtete trotz der mangelhaften Befeſtigungen das Möglichſte. Mehrmals wurde der Sturm vergeblich wiederholt; mehrmals wurden günſtige Capitulationen vergeblich angeboten. Da beſchloß der Kaiſer, an der widerſpenſtigen Stadt ein Exempel zu ſtatuiren. Man verſprach den Soldaten ungehemmte Plünderung; eine Maſſe ſchwerer Artillerie bereitete durch die furchtbarſte Kanonade einen neuen Sturm vor, und endlich brachen die wüthenden Schaaren der Südländer, die ſelbſt ſchwer gelitten, raſend vor Rachluſt und Beutegier, in die unglückliche Stadt ein, in der nun furchtbare Plünderung und ungezähmte Feuersbrunſt ihren vernichtenden Todtentanz begannen. — Nun kam ein Unglücksſchlag nach dem anderen. Montjoie wurde erobert; Aldenhoven, Linnich, Erkelenz ergaben ſich dem Kaiſer; Sittard, Roermonde, Waſſenburg und endlich auch Jülich öffneten ihre Thore, die gelderniſchen Städte unterwarfen ſich zagend dem Sieger, und Karl V. rückte zur Belagerung von Venlo. — Unerwartet, unbegreiflich ſchnell hatte er triumphirt, und Wilhelm fühlte, daß wenn er nicht ganz untergehen wolle, ſo müſſe er jetzt nachgeben. Er erſchien im Lager des Kaiſers, beugte ſein Knie und erhielt unter drückenden Bedingungen Frieden. Der Vertrag von Venlo (7. September 1543) verpflichtete Wilhelm, auf Geldern zu verzichten, ſeine außerdeutſchen Bündniſſe zu löſen und zu verſprechen, fortan in ſeinen Landen die katholiſche Religion aufrecht zu erhalten, allen Neuerungen aber zu entſagen.

Das letzte Verſprechen erwarb dem Herzog zum Frieden auch die Gnade des Kaiſers wieder, und bald erhielt er ſogar ausgezeichnete Beweiſe ſeiner Gunſt; denn der Kaiſer hatte allerdings gegründete Urſache, die entfremdeten Reichsfürſten nicht noch mehr zu verletzen. Auf ſeine Vermittelung hin löſte der Papſt die Ehe mit Johanna von Navarra, der Nichte des franzöſiſchen Königs, und Herzog Wilhelm vermählte ſich nun mit Maria von Oeſterreich, Tochter König Ferdinands I., der Nichte des Kaiſers. Zugleich erhielt er eine Jahresrente von 10,000 Livres und die unter dem Namen des Privilegium Carolinum bekannte Beſtätigung der weiblichen Nachfolge in ſeinem Hauſe.

Dies Privilegium ſchien beſondere Wichtigkeit zu gewinnen; denn erſt vier Jahre nach dem Erlaß deſſelben und eben ſo lange nach der Vermählung Wilhelms wurde dieſem das erſte Kind und zwar eine Tochter geboren. Es war Maria Eleonore, welche 1573 die Gattin Albrecht Friedrichs von Brandenburg, letzten Hochmeiſters und erſten Herzogs von Preußen, wurde. Ihr wurde feierlich, für den Fall, daß Herzog Johann Wilhelm ohne Leibeserben abſcheiden ſollte, die Nachfolge in deſſen Ländern für ſich oder ihre Erben zugeſichert. Marie Eleonoren folgte nach zwei Jahren abermals eine Tochter, Anna, 1574 mit Philipp Ludwig, Pfalzgrafen von Neuburg, vermählt. Auch das nach ihr 1553 geborene Kind war wieder eine Tochter, Magdalena, die ſpätere Gemahlin des Pfalzgrafen von Zweibrücken. Die weibliche Succeſſion wurde immer wahrſcheinlicher. Da endlich erblickte zu höchſter Freude der Aeltern wie des Landes 1555 ein Erbprinz, Karl Friedrich, das Licht der Welt; ihm folgte noch eine Tochter, Sibylla, und endlich 1562 noch ein zweiter Sohn, Johann Wilhelm, und die direkte Nachfolge ſchien nun, menſchlicher Berechnung nach, geſichert und außer Zweifel.

Herzog Wilhelm, der im Schmalkaldiſchen Kriege auf Seite des Kaiſers ſtand, wandte ſich — in ſeinen kühnen Beſtrebungen nach Außen zurückgewieſen — mit verdoppelter Thatkraft nach Innen, um Vortreffliches zu leiſten. Grenzregulirungen, Polizei- und Juſtizverordnungen, Edicte über Schulweſen und Kirchenverfaſſung, die ja in Folge der Glaubensſtreitigkeiten ſo ſchwer verwickelt war, bezeichnen dieſe Periode; namentlich aber widmete der thätige Landesherr, durch den traurigen Ausfall jenes Krieges mit dem Kaiſer belehrt, ſeine Hauptſorgfalt den militairiſchen Verhältniſſen. Es ſind noch Reiterbeſtallungen, Verpflegungsregeln und Muſterrollen vorhanden, welche eine ſtehende Abtheilung von 70 Rittern und 400 Söldnern zur Aufrechthaltung des inneren Landfriedens nachweiſen. Der ſchnelle Fall Dürens hatte bewieſen, wie nöthig tüchtige Feſtungen ſeien. Wilhelm beſchloß, ſie herzuſtellen. Trotz des Proteſtes von Köln erhob er Mühlheim a. Rh., das durch die aus dem Erzſtift getriebenen Proteſtanten aufgeblüht war, wieder zu einer geſchloſſenen Stadt; namentlich aber war es die Hauptſtadt Jülich ſelbſt, die er in ausgezeichneter Weiſe völlig neu und großartig befeſtigte.

Die Stadt Jülich hatte ſehr gelitten. Zehn Jahre lang hatte die Peſt gewüthet; 1542 hatte ein Brand 120 Häuſer verzehrt; das Elend war allgemein und groß. Wilhelm beſchloß, ihm abzuhelfen. Zur Beförderung des Wohlſtandes verlegte er das Kanonicatſtift von Nideggen nach Jülich, und überwies ihm die kleine, uralte, romaniſche Hauptkirche; 1549 aber wurde von Meiſter Johann oder von Gotthardt von Ruhrort der erſte Stein zur Citadelle gelegt, und die Ausführung jenes mächtigen Vertheidigungsbaues begonnen, der erſt in neueſter Zeit, vor zwei Jahren, (1860) in Gegenwart König Wilhelms von Preußen und eines der glänzendſten militairiſchen Gefolge, das die letzten Jahrzehnte beiſammen ſahen, in Verbindung mit einer bedeutenden Belagerungsübung und glänzenden Schießverſuchen geſchleift worden iſt.

Dieſe Belagerungsübung fand die Werke Herzog Wilhelms noch ungebrochen und tüchtig vor. Von der früheren alten Stadtbefeſtigung war nur der finſtere, ſchwere Hexenthurm erhalten. Die neue Befeſtigung des reichen Herzogs bildete ein unregelmäßiges Sechseck, von dem drei Seiten baſtionirt waren, zwei die Anſchlußlinien an die Citadelle bildeten, während die ſechſte einer Front der letzteren parallel lief. Das Ganze war nach dem alt-italieniſchen Syſtem erbaut: lange Curtinen, kleine ſpitze Baſtione mit Kavalieren, doppelte und zurückgezogene, zu den Curtinen ſenkrecht geſtellte Flanken, naſſe, tiefe Gräben. Die Stadt hatte vier Thore, die Feuerlinie des Hauptwalls lag 25 bis 37 Fuß über der Grabenſohle; die Escarpe zeigte durchweg ganzes Revetement; die Stirnmauern waren ſämmtlich von dem Erddruck des Walles dechargirt; Perpendicularkaſematten begleiteten den ganzen Umzug, und die Flanken enthielten zwei bis drei Etagen zur Grabenvertheidigung. Wo das Mauerwerk auftrat, war es in jedem Sinne vorzüglich und überaus ſtark. Seine intereſſanten Conſtructionen ſind es auch ganz beſonders, denen Jülich Jahrhunderte lang den Ruf als eins der glänzendſten Muſterwerke der Fortifikation verdankte. Als Kleinod der Befeſtigung aber galt vor Allem die das Schloß umgebende Citadelle, an der dreißig Jahre gebaut wurde, und die als ein Ideal der ſpaniſchen Manier bis heutzutage bewundert wird. Der Grundriß dieſer Citadelle iſt ein regelmäßiges Viereck. In den vier Baſtionen befinden ſich Kavaliere mit ſehr hohen Kommandement, die untereinander wieder durch erhöhte Curtinen verbunden ſind, ſo daß hier auf dem Walle eine doppelte Feuerlinie entſteht. Das Ravelin der Nordfront iſt mit den Contregarden, welche die Baſtione dieſer Front decken, durch eine Maskenmauer und dahinterliegenden Wallgang verbunden, ſo daß es unmöglich war, den Hauptwall direct zu breſchiren. An dieſer Maskenmauer und einer vor ihr detachirten Lunette wurden im Herbſt 1860 jene berühmten Verſuche über das Breſchelegen und den indirecten Schuß mit gezogenen Geſchützen gemacht, welche eine Epoche im artilleriſtiſchen Leben der Gegenwart bezeichnen.

In das rüſtige, thatkräftige Wirken Herzog Wilhelms traten plötzlich mit dämoniſcher Gewalt furchtbare perſönliche Unglücksfälle ein, welche das ſcheinbar ſo geſicherte Familienglück zerrütteten und den Staat mit ungeahnter Schnelligkeit ſeiner Auflöſung und dem verhängnißvollen Erbfolgeſtreite, dem Vorläufer des 30jährigen Krieges entgegenführten.

Wilhelm der Reiche ward unverhofft ſehr arm; denn er verlor das höchſte Gut des Menſchen, den klaren Geiſt. Heftige Schlaganfälle, die ſich wiederholten, wirkten ſo gewaltig, daß der Herzog nur noch ſehr ſelten lichte Augenblicke hatte. Kaiſer Rudolf ordnete eine proviſoriſche Regierung an; die Hoffnung des Landes aber richtete ſich auf den Erbprinzen Karl Friedrich, der von dem gelehrten Pighius trefflich erzogen war und durch geiſtige wie körperliche Vorzüge zu den herrlichſten Hoffnungen berechtigte. In ſeinem achtzehnten Jahre unternahm er mit Pighius eine Reiſe durch Deutſchland und Italien. Ueberall wurde der kräftig ſchöne Prinz mit offenen Armen und Auszeichnung aufgenommen — da kam plötzlich die traurige Nachricht in die Heimath, daß ihn zu Rom die Blattern hingerafft.

Das war ein ſehr großes Unglück; denn der nun einzig überbliebene Erbe: Johann Wilhelm der Gute oder der Einfältige, welcher bisher für den geiſtlichen Stand beſtimmt war, beſaß weder geiſtig noch phyſiſch diejenigen Eigenſchaften, die einem Fürſten unbedingt nöthig ſind, ja, bald zeigten ſich auch bei ihm Spuren von Geiſteszerrüttung. Man hoffte ihm durch eine Heirath Haltung zu geben und vermählte ihn 1585 unter großem Pomp mit der Tochter des Markgrafen Philibert von Baden, mit der geiſtreichen und ſchönen, aber in hohem Grade ſinnlichen Prinzeſſin Jacobäa. Die Ausſicht auf eine bedeutende Weltſtellung lockte ſie an und führte ſie aus den Armen des feurigen Grafen Manderſcheid, dem ſie zärtlich verbunden war, an die Seite des blödſinnigen Jungherzogs, deſſen Zuſtand man ihr übrigens verheimlicht, den ſie in der That aber vorübergehend zu regerer Theilnahme an den Staatsangelegenheiten emporſtachelte. Bald jedoch ſank er doppelt ſtumpf in ſeine Lethargie zurück, und der Gedanke, man trachte ihm nach dem Leben, machte ihn völlig wahnſinnig. Viele Nächte brachte er ſchlaflos in vollem Harniſch zu, ging mit gezogenem Schwerte durch die Säle und verwundete die Hofleute, die ſich ihm begütigend und beſchwichtigend näherten. Man ſperrte ihn ein; ſtatt aber ein vernünftiges Heilverfahren einzuſchlagen, hoffte man das Uebel zu bannen, indem man ihn auf den Rath einer Nonne mit Speiſen, namentlich mit Auſtern nährte, die man mit geweihten Hoſtien zubereitete. Gegen den Anfall böſer Geiſter nähte man ihm das Evangelium Johannis in's Wams. Der Erfolg läßt ſich denken. Der troſtloſe Zuſtand ſteigerte ſich nur noch mehr. So wurde endlich 1591 eine Regiments-Ordnung nöthig, nach der „unter dem Namen des alten und künftig des jungen Herzogs die Räthe regieren, jedoch überall den Kaiſer als Haupt des Reiches und oberſten

Lehnsherren beachten ſollten.“ Uebrigens dürfe, namentlich in Bezug auf die Religion „nichts neues eingeführt, und allenthalben es damit gehalten werden, wie es bei geſundſeeligen Zeiten und Tagen Ihr. Fürſtl. Gn. damit geſchehen und gehalten.“

Endlich am 5. Januar 1592 nach einer Regierung von mehr als einem halben Jahrhundert, ſtarb Herzog Wilhelm der Reiche. Johann Wilhelm der Gute beerbte ihn; aber die Regierung ſchwankte zwiſchen den Räthen des Kaiſers, denen ſich Wilhelms unverheirathete Tochter Sibylle anſchloß, und der Herzogin Jacobäa mit ihren Günſtlingen hin und her. Es begann eine Zeit wüſter Ausſchweifungen und düſterer Intriguen. Heilloſe Verwirrung brach aus. Die Hofhaltung ward ſo wüſt, daß dem Herzog kein Stück Wild, kein Becher Weines vorgeſetzt wurde, die nicht verdorben geweſen wären. Seine Pagen gingen in zerlumpten Kleidern, und ſie, ja der Herzog ſelbſt geriethen in einen Zuſtand, daß ſie das Ungeziefer nicht mehr verließ.

Da die drei Schwiegerſöhne des verſtorbenen Herzogs, Albrecht Friedrich von Brandenburg, Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg und Johann von Zweibrücken, evangeliſcher Confeſſion waren, ſo lag dem Kaſſer außerordentlich viel daran, ſeinen Einfluß in den halbverwaiſten Herzogthümern ſo mächtig als möglich zu erhalten. Er befahl deshalb, „die Regierung nunmehr im Namen Johann Wilhelms in der früheren Weiſe fortzuſetzen.“ Dagegen aber proteſtirte die Herzogin Jakobäa, und es gelang ihr, ſich eine gewiſſe Autorität zu ſichern, wobei ſie ſich einigermaßen auf den Rückhalt der benachbarten Niederländer ſtützen mochte, welche alle Urſache hatten, das Umſichgreifen der „ſpaniſchen Macht“ im rechten Maasgebiete zu verhüten. — Aber die unverheirathete Prinzeſſin Sibylle, die von böſem Neide gegen Jakobäa erfüllt war, untergrub die Stellung ihrer Schwägerin mehr und mehr. Die tolle Wirthſchaft am Hof, die Verſchwendung, die Liebeshändel der ſchönen, allzu lebensluſtigen Herzogin boten ihr willkommene Handhaben dar. Endlich veranlaßten ſie der Kanzler und die katholiſchen Räthe, geradezu ihre Schwägerin beim Kaiſer wegen Ehebruchs mit dem Grafen von Manderſcheid und dem Mundſchenken Dietrich von Halle anzuklagen. Ihre Klagſchrift wimmelt von einzelnen Umſtänden, die wenig beweiſen und die unglückliche Jakobäa ebenſo beklagen laſſen, als ſie ihre ſchamloſe Schwägerin verächtlich machen. Nach und nach bildete ſich indeß eine mächtige Partei gegen Jakobäa, und als ſie 1595 den Landtag von Grevenbroich eröffnete, erklärten die Landſtände ſie ihres Antheils an der Regierung entſetzt; ſie ward verhaftet, und nun begann ein langwieriger heimlicher Prozeß, während die junge, heißblütige Fürſtin in den düſteren Gemächern des unheimlichen jülicher Citadellſchloſſes hinter dicken, feuchten Mauern nach Lebensfreude ſchmachtete und auf Rache ſann. Aber die Entſcheidung des Kaiſers verzögerte ſich; die verwandten Markgrafen von Baden thaten Schritte zu Gunſten der Eingekerkerten; ſelbſt die Tortur hatte den Dienern kein ſchlagendes Geſtändniß erpreſſen können, und Jakobäas Feinde fürchteten, noch jetzt könne unerwartet Alles eine andere Wendung nehmen. Da fand man die Fürſtin im September 1597 erdroſſelt im Bette. Ein myſteriöſes Dunkel ſchwebt über dieſem Morde, der dem Hofmarſchall von Schlenker zugeſchrieben wurde. Die Unterſuchung gegen dieſen ward ſehr oberflächlich geführt. Durch den Leibarzt verlautete, daß man ihn ſchon früher zur Vergiftung beſtechen wollen. Das Geheimnißvolle erhöhte den Reiz des tragiſchen Schickſals einer ſchönen Frau; lange lebte ſie im Munde des Volkes fort, und noch heut erzählen wohl alte Unteroffiziere unter der wundervollen Linde auf dem Citadellhofe ſchaudernden Rekruten in der Schummerſtunde von jener ſchrecklich gemordeten Jakobe, die da oben in Nr. 41. gefangen geſeſſen, und vorüberwandelnde Sergeantentöchter, die nach Waſſer gehen, ſetzen die Eimer nieder, bleiben tiefaufathmend ſtehen, und es läuft ihnen eiskalt über den Rücken. — Auch dramatiſche Dichter haben ſich des Stoffes bemeiſtert, und Kuglers „Jakobäa“ genoß lange Zeit einen gewiſſen Ruhm.

Die Ehe Johann Wilhelms mit Jakobäa war kinderlos, und ſo eröffneten ſich jetzt der weiblichen Nachfolge, auf welche ſo viele Traktate gewiſſermaßen vorahnend hingedeutet, nach dem Tode der Fürſtin die gegründetſten Ausſichten.

Die Abgeordneten der Schwiegerſöhne des Herzogs Wilhelm fingen daher bald an, beim jülicher Hofe einen bedeutungsvollen Einfluß auszuüben, und die Markgrafen von Brandenburg ſchloſſen mit den Pfalzgrafen von Neuburg und Zweibrücken ein Uebereinkommen, ihre eigenen, ſich kreuzenden Anſprüche einem künftigen Schiedsgericht zu unterwerfen, gegen alle übrigen Prätendenten aber — und hierbei hatte man namentlich Sachſen im Auge — feſtgeſchloſſen wie ein Mann zu ſtehen.

Die Verhältniſſe wurden indeſſen immer trüber und verwickelter; denn während man, wie wir eben ſahen, im Reiche ſchon begannen, um die bevorſtehende Erbſchaft zu ſtreiten, lähmten im Innern die aufs Höchſte geſteigerten Zerwürfniſſe zwiſchen den verſchiedenen Confeſſionen, wie den entgegengeſetzten Regierungsparteien, jede geſunde und freudige Regung; im Weſten aber, in den ſpaniſchen Niederlanden wogte der Kampf zwiſchen Philipp II. und den abgefallenen Provinzen mit wechſelndem Glück auf und nieder; und da die jülichſche Ritterſchaft ſich weigerte, ein Aufgebot zur Grenzvertheidigung zu ſtellen, ſo konnte es nicht ausbleiben, daß der niederländiſche Kampf auch das jülichſche Gebiet überfluten mußte. — Die Spanier thaten den erſten Schritt dazu. Sie fürchteten, daß der in den Herzogthümern immer weiter um ſich greifende Proteſtantismus, dem ſich auch Aachen zu dieſer Zeit mit Begeiſterung zugewandt, endlich ganz ſiegen werde, und ſomit die empörten Niederländer materiell und moraliſch mächtig verſtärken müſſe. Es kam ihnen darauf an, feſte Punkte im Kleviſchen zu gewinnen, um der Reformation Grenzen zu ſetzen und den Niederländern gegenüber eine gefährliche Diverſion zu machen.

Mit dieſer Abſicht überſchritten der „Admirandt von Arragon", Don Franzisco de Mendoza genannt, und der Graf von dem Berge mit 35,000 Mann die Maas und nahmen unerwartet und überraſchend Orſoy fort, wo ſie ſich feſtſetzten. Wunderbar gemiſchte Schaaren: Italiener, Spanier, Deutſche, Wälſche, Iren, Engländer, ja Albaneſer Speerreuter ergoſſen ſich über die Herzogthümer, und zu ſpät empfand der träge Adel, daß nur der Entſchloſſene und Gerüſtete geſchützt iſt. — Den Schritten der Spanier folgten ſofort die der Niederländer, welche zunächſt in und bei Schenkenſchanz (auf dem Grafenwerth) eine ſtarke Aufſtellung nahmen. Im Oktober zog der Admirandt vor dieſe Feſtung, begann eine gewaltige Beſchießung, und eine große Pulverexploſion nöthigte den tüchtigen Oberſt Hadding, der tödtlich verwundet war, zur Uebergabe.

Nach dieſer Waffenthat und einer Reihe von Brandſchatzungen bezogen die kriegführenden Mächte auf dem verhältnißmäßig ſehr wohlhabenden neutralen Gebiete Winterquartiere, worauf es ihnen wohl auch von Anfang angekommen war.

So großer Laſten ſuchten ſich die Stände aber doch zu entledigen; ſie petitionirten wiederholt und flehentlich bei Moritz von Oranien und beim Kaiſer, und brachten es endlich dahin, daß die Winterquartiere der Spanier in das Bißthum Münſter verlegt wurden. Einmal beiſammen dachten die Stände nun auch auf durchgreifende Hülfe. Sie erkannten mit Recht, daß alles Elend des Landes aus der Unſicherheit der Erbfolge und dem Mangel an einheitlicher Regierung quölle, und beſchloſſen beiden Uebelſtänden durch eine zweite Vermählung Johann Wilhelms abzuhelfen. In dieſer Weiſe hoffte man Nachkommen zu erzielen und eine Regentin zu gewinnen. Es hielt ſchwer, eine Fürſtin zu finden, die dem blödſinnigen Herrn eines ſo zerrütteten Ländercomplexes die Hand reichen wollte, endlich aber entſchloß ſich Antoinette von Lothringen dazu und wurde auch in der That 1599 dem Herzog angetraut. Die Hoffnungen jedoch, welche man auf ſie geſetzt, verwirklichten ſich nicht. Auch dieſe Ehe blieb kinderlos, und die Eiferſucht der Parteien raubte der zur Mitregentin ernannten Antoinette jeden wirklichen Einfluß. Ein neuer Bewerber um die Erbſchaft und zwar ein katholiſcher, der die Lage noch bedenklicher machte, trat dagegen auf, als ſich Prinzeſſin Sibylla mit dem Markgrafen von Burgau, Carl von Oeſterreich vermählte, welcher dem Erzherzoge Ferdinand und der ſchönen Philippine Welſer entſtammte.

Indeß war Jülich gezwungen worden, die Execution der Acht gegen das proteſtantiſche Aachen durchzuführen, und als die Reichsſtadt Zahlung der entſtandenen Koſten verweigerte, beſetzten jülichſche Truppen einen Theil des Aachenſchen Gebietes. Der Kampf zwiſchen den Niederländern und den Spaniern, die jetzt in Spinola einen hochberühmten Führer gewonnen hatten, wogte aber neben alle dem mit gänzlicher Nichtachtung des neutralen Gebietes von Jülich und Cleve rückſichtslos bis zum Jahre 1609 fort, wo dann endlich der zwölfjährige Waffenſtillſtand zwiſchen Spanien und der neu-conſtituirten Republik der vereinigten Niederlande abgeſchloſſen ward. In demſelben Jahre am 25. März ſtarb Herzog Johann Wilhelm der Einfältige, und während ſeine Leiche über der Erde blieb und die ganze Hofhaltung wie bei ſeinen Lebzeiten fortgeführt ward, ja ſogar die täglichen Mahlzeiten auf den fürſtlichen Tiſch geſetzt wurden, um ſymboliſch den interimiſtiſchen Fortbeſtand der bisherigen Regierung zu bezeichnen, begann mit großer Schnelligkeit das bunte Drama jenes großen Erbfolgeſtreites, der faſt ſiebzig Jahre lang eine der brennendſten Fragen Deutſchlands blieb. — Denn erſt 1678 beſtätigte Kaiſer Leopold I. den Clever-Hauptvergleich von 1666, wonach definitiv Jülich und Berg das bayeriſche Haus Pfalz-Neuburg, Cleve, Mark, Ravensberg und Ravenſtein dagegen an das Haus Brandenburg kamen.

Es iſt ein erſchütterndes Schauſpiel, was ſich in den letzten Betrachtungen vor uns abgerollt. Ein Staat, im Lauf der Jahrhunderte langſam, doch ſtätig zu einer der bedeutendſten Mächte Deutſchlands emporgewachſen, ein Staat, der wie kaum irgend ein anderer die großartigſte Zukunft verſprach, bricht plötzlich unter dem Eingriff einer unſeligen Macht, einer geſpenſtiſchen Gewalt, unter dem Verhängniß des Wahnſinns ſeiner Fürſten zuſammen. Was war damit zerſtört! Welche Keime vernichtet! Denn dieſe Lande, welche ſich um Maas und Niederrhein hier zu mächtigem Zuſammenwirken vereinigt hatten und oſtwärts bis zum Teutoburger Wald hinüberreichten, dieſe Lande mußten ihrer Natur nach in der Folgezeit ein deutſcher Großſtaat werden, ſtark genug, um als mächtiger Kryſtalliſationskern des deutſchen Nordens die Zukunft, wenigſtens die ideelle Zukunft des Reiches zu ſichern, ſtark genug, um das Uebergreifen Frankreichs nach dem vielbegehrten Rhein thatkräftig zu verhindern. Denn die Erfolge der franzöſiſchen Waffen ruhen namentlich darauf, daß der Krummſtab und nicht das Schwert Grenzwächter Deutſchlands war.

In Folge jener verhängnißvollen Familienkataſtrophe und der Machtzerſplitterung am Niederrhein gingen die Traditionen Wilhelms des Reichen für die ſüdliche katholiſch beherrſchte Hälfte ſeiner Staaten unter. Aber ein Troſt blieb: wenn auch Cleve zu ſchwach war, jeden Angriff von Weſten her mit vollem Erfolge zurückzuweiſen — es iſt ja unter dem großen Kurfürſten doch der vorgeſchobene Waffenplatz des deutſchen Reiches geweſen, und dies rheiniſche Erbtheil iſt es, welches Preußen die Miſſion ertheilte, nicht nur die alten Marken gegen die Wenden, nicht nur das blutgedüngte, ſchwererworbene Oſtland an der polniſchen Küſte, ſondern auch die Marken im Weſten mit ſtarker, krie[illegible]riſcher Hand zu ſchützen, Brücken zu ſchlagen zwiſchen Oſt und Weſt und die Stämme alle[illegible] deutſchen Lande zu einträchtigem und damit vollmächtigen Handeln zuſammenzuſcha[illegible]n unter ſeinem Banner.

Und wenn wir nur für uns ſind, wer mag wider uns ſein!?

Das preußiſche Königthum,

ſeine Entſtehung und Entwickelung.*)

Von Profeſſor W. Schwarz.

Nachdem die Mark Brandenburg durch die erſten Anhaltiner feſt begründet, fühlten ſich ihre Regenten gar bald durch dieſen Beſitz zu größeren Ehren berechtigt. Schon Otto IV. und Waldemar, den die Geſchichte den Großen genannt, dünkten ſich als Markgrafen von Brandenburg ſtark genug, die Hand ſogar nach der deutſchen Kaiſerkrone auszuſtrecken. Und als ihr Geſchlecht in die Gruft gefahren, ſehen wir andererſeits die bairiſchen und luxemburgiſchen Kaiſer bemüht, in der Mark Brandenburg ſich eine Hausmacht zu gründen, ſie ſchien alſo ſtark genug, Größeres darauf zu bauen. Nachdem mit Karl IV. Tode ſeine großartigen Pläne aufgegeben waren und das Land der Zerrüttung anheimfiel, erwachte mit den Hohenzollern wieder der alte, ſtarke Geiſt der Fürſten, welche die Mark Brandenburg gegründet hatten, und gleich winkte unſerem Kurfürſten eine Königskrone. Die Krone Polens, dann die Böhmens ward Friedrich II. angetragen, aber er widerſtand den Verlockungen, welche ſeine Thatkraft auf andere Ziele geleitet hätten, und verfolgte nur das Eine, welchem ſchon ſein Vater nachgeſtrebt hatte, die markgräfliche Gewalt im Innern des eigenen Landes feſter zu begründen, nachdem er den Plan, durch Einverleibung Mecklenburgs und Pommerns einen großen Oſtſeeſtaat zu begründen, aufgegeben hatte. Auch Albrecht Achilles lehnte nicht bloß die böhmiſche, ſondern auch die ihm von Karl dem Kühnen angebotene Kaiſerkrone ab, er fühlte ſich als Kurfürſt von Brandenburg ſo ſtark, daß er das ſeinem Hauſe geſtellte Anſinnen, die Mark Brandenburg gegen ſächſiſche Landestheile auszutauſchen, mit den ſtolzen Worten zurückwies: „Ein Kurfürſt von Brandenburg iſt der Nächſte nach dem Kaiſer und König, und müßten wir's auch dahin bringen, daß wir uns Kaiſer und König ſchrieben und wären."**) Standen aber ſchon die erſten Hohenzollernſchen Markgrafen ſo geachtet da, ſo wuchs mit jedem folgenden Fürſten aus dieſem Stamme das Anſehen bei dem ſich ſtets mehrenden Länderbeſitz, der unter Johann Sigismund ſchon ſich in einzelnen Theilen bis zu den äußerſten Grenzen Deutſchlands in Weſt und Oſt, hier bis über den Rhein, dort bis zum Niemen erſtreckte. Aber alle dieſe Länder und beſonders die Mark erhielten in den Zeiten des unglücklichen deutſchen oder, wie man ihn gewöhnlicher nennt, des dreißigjährigen Krieges einen Stoß, der ſie im Innerſten traf und zerrüttete, und den Kurfürſten ſelbſt als ein ohnmächtiges Reis am Baum der deutſchen Eiche erſcheinen ließ. Da trat Friedrich Wilhelm die traurige Erbſchaft an, und ſeine Klugheit und ſeine und ſeines Volkes Tapferkeit ſtellten den Kurfürſten von Brandenburg bald wieder als einen der geachtetſten Fürſten Europa's dar. Auch ihm bot ſich die Möglichkeit, Polens Krone zu erwerben; doch eine Krone um den Preis eines Religionswechſels verſchmähte ein Hohenzoller! Aber nicht ſo allein winkte ihm der Königstitel, als Herr der brandenburgiſchen, pommerſchen, preußiſchen, magdeburgiſchen, weſtphäliſchen und cleveſchen Lande, die alle ſich des ſichern Schutzes ſeiner ſtarken Hand erfreuten, ſchien er bedeutend genug, auch ſo allein mit königlichen Würden bekleidet zu werden. Wenigſtens gab Ludwig XIV. dem Großen Kurfürſten ſchon den Rath, die Königskrone anzunehmen, es galt ja, dem Kaiſer den bedeutendſten der deutſchen Fürſten zu entfremden und ihn ſo ſeines Beiſtandes zu berauben. Doch Friedrich Wilhelm hatte wohl den Plan durchſchaut, und nicht durch Frankreichs Beiſtand ſollten unſere Fürſten dieſe Würde erlangen. Die Sache ſelbſt iſt aber bemerkenswerth, ſie zeigt deutlich, daß, wie geſagt, der Kurfürſt von Brandenburg für ſelbſtſtändig und mächtig genug gehalten wurde, eine Königskrone zu tragen und zu behaupten, daß ſein Länderbeſitz die Stellung, welche er als Protektor Norddeutſchlands in Weſt und Oſt, welche er als evangeliſcher Schutzherr im In- und Auslande einnahm, ihn zu ſolcher Würde wohl befähigten. Das unterſcheidet weſentlich dieſen Fall von den meiſten früheren. Nicht erſt durch Erwerbung eines neuen Landes winkte dem mächtigen Hohenzoller die Königskrone, ſein eigener Beſitz, ſeine und ſeines Volkes Thaten ſchienen ihn derſelben werth zu machen, wie auch ſchon höchſt charakteriſtiſch in einem 1666 erſchienenen ſtatiſtiſchen Werke bei einer Aufzeichnung der europäiſchen Königreiche wir Preußen denſelben ohne Weiteres angereiht finden.*) Es muß dies Alles berückſichtigt werden, um Friedrich I. That im Zuſammenhang mit der Geſchichte ſeines Landes, im Zuſammenhang mit der Tradition ſeines Hauſes richtig zu würdigen, denn nur ſo erſcheinen die Aeußerlichkeiten, welche den Akt ſelbſt begleiteten, im richtigen Verhältniß, nur ſo ergiebt ſich, daß dieſe That nicht bloß durch Laune oder Eitelkeit, oder durch Rivalität gegen Wilhelm von Oranien und Friedrich Auguſt von Sachſen, welche durch ſeinen Beiſtand einen Königsthron beſtiegen hatten, hervorgerufen worden iſt, ſondern daß es ein Akt hiſtoriſcher Nothwendigkeit war, der ſo oder ſo über kurz oder lang kommen mußte; mit einem Worte, Friedrich I. zog nur die Konſequenz der Regierung ſeines Vaters, indem er ſich zum Könige machte, und ſo neben ſeiner Stellung als Kurfürſt im deutſchen Reiche ſich auch gleichſam als ein ſelbſtſtändiger europäiſcher Fürſt den anderen Königen zur Seite ſtellte. Dabei iſt es immerhin intereſſant, die begleitenden Nebenumſtände nicht aus dem Auge zu laſſen. Ich meine weniger die namentlich uns jetzt wunderbar klingenden Vorſchläge, welche ihm bei der Ausführung ſeines Planes gemacht wurden, daß er ſich z. B. König der Wenden nennen, vom Papſt die Krone zu Lehen nehmen ſollte, oder daß ein wunderliches Intermezzo mit dem Pater Wolf die Sache mit dem Hofe zu Wien zu dem ſchnelleren Abſchluß brachte. Der brandenburgiſche Geſandte in Wien, Graf zu Dohna, welcher die betreffenden Verhandlungen dort leitete, verzweifelte nämlich ſchon faſt an einem Zuſtandekommen eines ſeinem Herrn günſtigen Reſultats, als ein eigenthümlicher Zufall die Sache günſtig wandte. Bei dem Widerſtande nämlich, welchen er bei weiterſehenden öſterreichiſchen Staatsmännern, wie dem Grafen Kinsky, fand, hatte er ſchon Wien verlaſſen und nur ſeinen Geſandtſchaftsſekretair Bartholdy zurückgelaſſen. Der meldete nun, wie die eine Verſion der Erzählung iſt, dem Kurfürſten Friedrich I., daß des Kaiſers Beichtvater, der Jeſuit Pater Wolf, bei der Sache müſſe umgangen werden; der Kurfürſt aber las die Zeichen der Geheimſchrift ſo, als ob ſie hießen: „nicht müſſe umgangen werden.“ Deshalb wandte er ſich ſelbſt brieflich an den Pater Wolf, und dies ſchmeichelte dem geiſtlichen Herrn ſo, daß er bald aus einem eifrigen Gegner ein eifriger Beförderer der Sache wurde, und die Verhandlungen bald einen günſtigen Abſchluß erreichten. Nach einer anderen Verſion las Bartholdi in einem Briefe, den er empfing, die Zeichen ſo, als ob er den Pater Wolf nicht umgehen ſollte, und wandte ſich nun ſeinerſeits in des Kurfürſten Namen an ihn und erreichte ſo den Zweck ſeines Herrn. Dies iſt jedoch Alles mehr nebenſächlicher Art, bedeutſam bleiben die beiden Umſtände, daß erſtens tiefer blickende öſterreichiſche Staatsmänner wohl ahnten, welche Bedeutung das neue Königreich für Oeſterreichs Machtſtellung im Norden haben müſſe, daß z. B. der Prinz Eugen äußerte: „die kaiſerlichen Miniſter ſeien des Henkens werth, welche dem Kaiſer gerathen, die preußiſche Königskrone anzuerkennen;" und zweitens, daß die neue Königswürde an das Land „Preußen" anknüpfte, das neue Königreich ſomit auch dem Namen nach ausdrücklich außerhalb Deutſchland ſtellte und ſomit auf das Ziel auch äußerlich hinwies, nicht bloß eine der neuen Würde entſprechende Machtſtellung in Deutſchland zu gewinnen, ſondern auch darüber hinaus die einer europäiſchen Großmacht zu erringen.

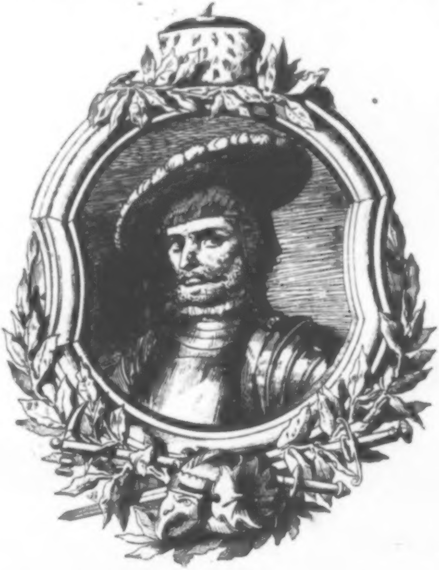
---

*) Aus einer Schulrede, welche am Friedrichs-Werderſchen Gymnaſium zu Berlin gehalten wurde.

**) Märker, die Wahlſprüche der Hohenzollern. Berlin 1861 S. 19.

---

*) Märker u. ſ. w. Seite 20.



Albrecht Achilles.

Nach der deutſchen Reichsverfaſſung gab es in Deutſchland nämlich nur einen König, das war der jedesmalige zukünftige deutſche Kaiſer, welcher den Titel eines römiſchen Königs führte; in Deutſchland war alſo für einen zweiten kein Platz; als Herzog in Preußen hatte aber der Kurfürſt nach ſeines Vaters Siege in der dreitägigen Schlacht bei Warſchau und den ſich daran reihenden Ereigniſſen keinen Oberherrn auf Erden mehr, nachdem das Abhängigkeitsverhältniß von Polen gelöſt, trug er als ſouverainer Herzog dieſe Krone. In dieſer Selbſtſtändigkeit that er alſo jenen bedeutungsvollen Schritt; der ſogenannte Krontractat, welchen er im November 1700 mit dem Kaiſer ſchloß, war nur ein Akt politiſcher Klugheit, der ihm die Anerkennung des mächtigen Kaiſers, ſeines Oberlehnsherrn in den deutſchen Landen, vor Allem ſichern ſollte. Demnach verkündete dann ein Manifeſt im December den übrigen europäiſchen Mächten ſeine Abſicht, und ſofort zog er wie in gewaltigem Heereszuge, wie es die neuen Verhältniſſe zu erfordern ſchienen, ſo daß unter Anderem 30,000 Vorſpannpferde dazu gebraucht wurden, nach Königsberg, und nachdem er am 17. Januar 1701 den Orden zum ſchwarzen Adler geſtiftet, ſetzte er ſich und dann ſeiner Gemahlin Sophie Charlotte die Königskrone auf. — Mit dieſem Akte war aber die Sache nicht abgemacht. Für die Anerkennung von Seiten des Kaiſers hatte Friedrich ſich unter Anderem verpflichtet, für den Fall eines Krieges, der wegen der ſpaniſchen Erbſchaft mit Frankreich auszubrechen drohte, unentgeltlich 10,000 Mann Hülfstruppen zu ſtellen. Und bei Höchſtädt und Caſſano, bei Ramillies und Turin, bei Oudenarde und Malplaquet, bei der Erſtürmung der meiſten Feſtungen in dem 13jährigen Kriege erwarben ſich die preußiſchen Grenadiere den größten Ruhm bei Freund und Feind, ja, mehrere Male gaben ſie die Entſcheidung des Tages. Sie fochten für die Anerkennung des Königreichs Preußen, und in dem Frieden von Raſtatt und Baden erfolgte dieſelbe auch allgemein, nur der Papſt wollte noch nichts davon wiſſen. Nicht alſo in den Cabinetten: auf den Schlachtfeldern, in der heißen Arbeit des Kampfes hat das Königreich Preußen ſeine Bluttaufe empfangen; freilich ſollte es nicht die einzige und letzte ſein, denn je mehr Preußen wuchs, deſto weniger gönnte man ihm ſeine Ehren und hätte es gern wieder ausgelöſcht aus der Zahl der ſelbſtſtändigen Staaten Europa's.

Hatte aber Friedrich I. ſo den Grund zu dem Neubau eines mächtigen Staates gelegt, ſo galt es jetzt, ihn auszuführen. Der Grund, worauf das Königreich Preußen ruhte, war zunächſt die unumſchränkteſte Souverainität des Königs und ſeine Armee. Wenn aber der große Kurfürſt die erſte ſchon feſt in ſeinen Landen begründet und namentlich auch in Preußen die Reſte des mittelalterlichen Staates trotz des Widerſtandes der Städte und des Adels, als geſonderter Individualitäten, dem neuen Staatsorganismus mit Gewalt eingefügt hatte, ſo war doch dieſer brandenburgiſch-preußiſche Abſolutismus ein ganz anderer, als der des gleichzeitigen Ludwig XIV.; dort das rückſichtsloſe l'état c'est moi, hier des Fürſten Herrſchaft zum allgemeinen Beſten im Dienſte des Vaterlandes vor Gott. Dieſer aus tiefer Religioſität ſtammende Geiſt, dieſer Geiſt ächter Frömmigkeit iſt auch ein ſchönes Erbtheil der Hohenzollern. Vom erſten Friedrich, der hier in die Marken einzog, klingt er in den verſchiedenſten Formen in den Wahlſprüchen unſerer Fürſten bis in die neueſten Zeiten wieder. „Wer Gott vertraut, den verläßt er nicht," war Friedrichs Wahlſpruch, und es blieb dieſer Spruch der Hohenzollern Feldgeſchrei, wie ein alter Schriftſteller ſich ausdrückt, ihre Loſung bis in die neueſten Zeiten, und noch vornehmlich tönt ſie aus dem bekannten „Gott mit uns" wieder. Seit der Reformation verband ſich damit immer klarer und entſchiedener das Bewußtſein der von Gott überkommenen Regentenpflichten. Der große Kurfürſt gab auch hier vor Allen den Ton an; das Elend des dreißigjährigen Krieges hatte ihn wohl tiefere Blicke in das menſchliche Leben und Treiben thun laſſen. 1634 ſchrieb er einem ſchleſiſchen Cavalier in das Stammbuch die Stelle der Pſalmen: domine fac me scire viam, per quam ambulem, quia ad te levavi animam meam und 1644 verzeichnete er, wie Märker in ſeinen Wahlſprüchen der Hohenzollern berichtet, bei ſeiner Aufnahme in den Palmenorden in das goldene Buch dieſer literariſchen Geſellſchaft die Verſe:

Große Herren thun wohl ſich zu befleißen,
Den Armen, als den Reichen Recht zu leiſten.

Dieſer Geiſt ſittlichen Ernſtes und des vollen Bewußtſeins der Regentenpflicht erbte ſich auf ſeinen Sohn fort; „Suum cuique“ war ſein Wahlſpruch, und als er König ward, weihte er Preußens Königthum für immer mit demſelben. In dieſem Geiſte baute Friedrich Wilhelm I. daſſelbe weiter und gab als ſtrenger und ſparſamer Haushalter ſeinem großen Sohne die Mittel, den Schlußſtein hinzuzufügen zu dem Bau, welcher Preußen als eine europäiſche Großmacht hinſtellte. Friedrich II. erwarb nicht bloß Schleſien, er machte alle Hintergedanken ſeiner Gegner, welche Preußens Krone von der Hohenzollern Haupt herabziehen, Preußen wieder ausſtreichen wollten aus der Reihe der Großſtaaten, zunicht. Aber auch der innere Kern des preußiſchen Königthums trieb unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. neben den alten neue Triebe. Wenn in jenem ſchon eine ſehr hohe Vorſtellung von der Pflicht, die auch der König dem Vaterlande ſchulde, herrſchte, daß er dieſem Dienſt nicht bloß ſein Schwert mit dem Motto pro Deo et patria weihte, ſondern in ſeinem ſtreng militairiſchen Sinne beinahe des eigenen Sohnes Leben zum Opfer brachte, gab dieſer ſelbſt nachher demſelben Gedanken den beſtimmteſten Ausdruck, indem er ſich den erſten Diener des Staates nannte. In dieſem Ausſpruche des abſoluteſten der Fürſten ſpricht ſich nicht etwa ein Aufgeben der königlichen Machtvollkommenheit aus, ſondern es iſt nur der immer klarer und beſtimmter ausgeſprochene Grundſatz ſeiner Ahnen, dem er im Schlachtfelde und im Cabinette, im Kriege und im Frieden in einer Weiſe diente, die ihm von der Nachwelt den Beinamen des Einzigen verſchafft hat. Was aber in ihm noch als eine beſondere Ausſtattung dem preußiſchen Königthum verliehen wurde, war die dann traditionell gewordene Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, daß Preußens Könige vor Allen zwar, wie Seneca von den alten Deutſchen rühmt, in den Waffen geboren, aber auch Beſchirmer und Pfleger aller geiſtigen Thätigkeit ihres Volkes ſein müßten. Dieſer kriegeriſche und geiſtige Sinn, in dem unſere Könige und unſer Volk ſympathiſirten, war ein neues Band, welches ſich um beide ſchlang, und ſo entſtand der wunderbare Geiſt, der in Preußens Geſchichte wirkt und webt, daß immer tiefer und ſittlicher in echt deutſcher Weiſe von Religioſität, Pflichtgefühl, Tapferkeit, geiſtigem Streben, wie von einem angebornen Geiſte, beſeelt, ſich das preußiſche Königthum mit jeder Phaſe der Entwickelung des Volkslebens erneute und dadurch nur um ſo feſter begründete. So hatte, als Napoleon das preußiſche Königthum auf's Tiefſte glaubte gedemüthigt zu haben, Friedrich Wilhelm III. einen neuen Bund mit ſeinem Volke geſchloſſen und im Bürger- und Bauernſtande auf dem Wege friedlicher Reformen freie und ſelbſtſtändige Elemente begründet, ſo daß ein ſelbſtbewußtes Volk aus der Verſchmelzung aller Stände entſtand und in heiligem Eifer ſich erhob und unwiderſtehlich Napoleons ſieggewohnte Schaaren niederwarf. Von Leipzig bis Waterloo ward der preußiſche Siegeszug ein Triumphzug der Freiheit für ganz Europa. Zurückgekehrt begründete Friedrich Wilhelm III. das ſtändiſche Königthum im Geiſte der Neuzeit, und nur Unkenntniß oder Verblendung kann verkennen, was dies von 1815—1840 in des Friedens Glück und Segnungen geſchaffen. Mit Friedrich Wilhelm IV. begann eine neue Phaſe. Wie ſelten in einem Fürſten ſpiegelten ſich in ſeinem reichen Geiſte alle die geiſtigen Strebungen ſeines Volkes ab. Den Abſichten, welche er ſpeciell für die Entwicklung des öffentlichen Lebens in ſeinem Lande gehegt, hat er ſelbſt den beſten Ausdruck gegeben in dem Wahlſpruche: „freie Fürſten, freie Völker.“ In dieſem Sinne begann er den Weiterbau der verfaſſungsmäßigen Zuſtände, und die Berufung des erſten vereinigten Landtags vom Jahre 1847 war der Abſchluß der landſtändiſchen Verfaſſung, zu welcher ſein Vater in den Landſtänden den Grund gelegt hatte; ſie vereinigte erſt vollſtändig die verſchiedenen provinziellen Selbſtſtändigkeiten zu einem alle Theile umfaſſenden Staate. Aber die friedliche Entwicklung unſerer Zuſtände wurde gekreuzt durch die Stürme von Weſten, durch den Ausbruch der Pariſer Februarrevolution, welche in allen Staaten Europas nachzitterte. Die Weis

Friedrich Wilhelm IV. und die Treue der loyalen Elemente Preußens ermöglichte endlich einen Abſchluß der Bewegungen in der Verfaſſung von 1850, die Wiedergewinnung eines Bodens, auf dem ſich alle Elemente des Volks von den ariſtokratiſch-individualiſtiſchen bis zu den radical-[illegible] im Herren- und Abgeordnetenhauſe um ihren König ſammelten. Auszuführen dieſe Verfaſſung dem Geiſte und den Verhältniſſen unſeres Vaterlandes angemeſſen, hervortretende Uebelſtände und den Zeitbedürfniſſen Widerſtrebendes mit ſorglicher Hand beſſern, aber ſtets das Band mit der Vergangenheit als Baſis aller Rechtscontinuität im Einzelnen und Ganzen feſthalten, das iſt unter den alten ſegensreichen hohenzollerſchen Traditionen der Wahlſpruch, mit welchem König Wilhelm I. die Regierung übernahm und in die Aufgabe eintrat, die Preußen in ſich, Deutſchland und Europa gegenüber erwachſen. — So entwickelte ſich das preußiſche Königthum von den einfachſten Anfängen zu immer reicherem, ſegensvollerem Wirken; ſo erwuchs auf dem blutigen Lande von Warſchau und Fehrbellin der Baum, welcher der Stolz und der Schirm Deutſchlands werden ſollte, der Baum echt deutſchen Weſens in geiſtig freier und dabei geordneter Entwicklung aller Kräfte, der ſchon ſo manchem Sturme geſtanden und auch mit Gottes Hülfe noch ſo manchen überſtehen wird.

* * *

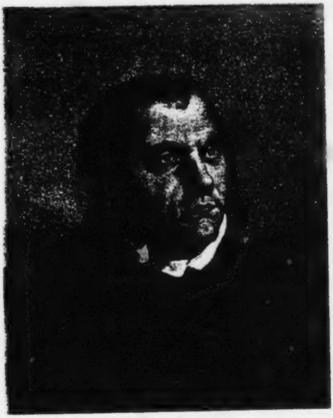
Eisleben und das Lutherhaus.

Von Wilhelm [illegible].

Die letzten Arme des Harzes im Oſten erfaſſen ein freundliches und geſegnetes Ländchen, die ehemalige Grafſchaft Mansfeld. Wie dieſe noch jetzt ein Garten Gottes iſt, von freundlichen, wohlhabenden Dörfern belebt, von fruchtbaren Gefilden durchzogen und mit reizenden Wald- und Gebirgspartien geſchmückt, ſo hob hier ehemals der Reichthum ſtolz ſein Haupt empor, und ſtattliche Burgen auf den Bergen und Schlöſſer in den Städten ſprachen zu dem Wanderer von Macht und Herrlichkeit. Auf dem ſtattlichen Mansfelder Schloſſe, deſſen jetzt reſtaurirte Ueberreſte noch die neue Zeit beſchauen, thronten einſt die Grafen von Mansfeld, deren Geſchlecht zu den älteſten und blühendſten Grafenhäuſern Deutſchlands gehörte und mit Kaiſern und Königen verwandt war. Aus ihm gingen Männer hervor, welche für Wahrheit und Recht, für Deutſchlands Ehre und Freiheit ritterlich in die Schranken traten. St. Georg, den Lindwurmtödter, nennt die Sage einen Mansfelder. Und war nicht Graf Albrecht VII. von Mansfeld zur Zeit der Reformation einer ihrer vornehmſten Stützen und der rüſtigſte Kämpfer in der Bauernſchlacht bei Frankenhauſen? Doch dieſes angeſehene Grafengeſchlecht iſt längſt erloſchen, ſeine Schlöſſer und Burgen ſind zerfallen und ihr Beſitzthum iſt nur noch dem Namen nach vorhanden. Aber der Name Mansfeld wird unvergeßlich bleiben, ſo lange die Geſchichte von den Großthaten Deutſchlands erzählt. Doch nicht jenes tapfere Grafengeſchlecht allein iſt es, welches jenem Namen ſolche Ehre und Denkwürdigkeit verleiht, ſondern vor allem jener berühmte Mansfelder Bergmannsſohn, der in viele deutſche Herzen mehr als alle deutſche Königshelden, Kaiſer und Dichter gedrungen iſt, der Träger unſeres Nationalruhms, in dem ſich die Gefühle eines nicht kleinen Theiles ſeines Volkes begegnen, in dem ſich alle deutſchen Tugenden und Beſtrebungen vereinigen und ſtärken — Martin Luther.

Eisleben, die ehemalige Hauptſtadt der Grafſchaft, iſt die bevorzugte unter den deutſchen Städten, in deren Mauern der Glaubensheld das Licht der Welt erblickte und wo er zugleich auch ſeine vielbewegte, von Arbeit und ſchweren Kämpfen durchflochtene irdiſche Laufbahn ſchloß. Dieſe Stadt hat hierdurch eine europäiſche Wichtigkeit erlangt wie keine andere in Deutſchland. Sieben Städte ſtritten ſich einſt im alten Griechenland um die Geburt Homers. Bedeutet aber Luther für Deutſchland nicht viel mehr als Homer für das alte Griechenland? In Hinſicht der von ihm durchfochtenen geiſtigen Kämpfe — ein Vorbehalt der neuen Zeit — und der uns durch ſie zu Theil gewordenen Errungenſchaften, kann ihm das ganze Alterthum kein Gegenbild ſtellen. Und das Buch aller Bücher, das Luther ſeinem Volke erſt in die Hände gegeben, das in keinem Hauſe des proteſtantiſchen Deutſchlands fehlt, in dem das Kind leſen lernt, aus dem der Mann Muth und Stärkung in den Kämpfen des Lebens ſaugt und aus deſſen vergriffenen Blättern der Greis noch den letzten Troſt ſchöpft, iſt es uns nicht viel mehr, als den Griechen die homeriſchen Heldengeſänge waren? Luther iſt durch ſeine Bibelverdeutſchung, wodurch er die hochdeutſche Sprache bildete und bereicherte, welche, die damals noch rauhe und ungelenke, ſein ſtarker Geiſt überwältigt und ſich unterthan gemacht hat, zugleich ein deutſcher klaſſiſcher Schriftſteller erſter Größe geworden. Darum hat man ihn vielfach einen rechten deutſchen Cicero genannt, dem es kein Schreiber auf Erden gleich thun könne; Andere haben ihn ſeiner klaſſiſch gewordenen Sprache wegen den deutſchen Shakeſpere genannt, mit dem er in der That in Abſicht auf Ausdruck, Kraft und Wahrheit manche Aehnlichkeit hat. Iſt Luther ferner nicht auch ein Verbeſſerer der Schulen, der gelehrten wie der niederen? Hat er nicht die Bildung des Volkes aus Dumpfheit und Verſunkenheit mächtig emporgehoben? So iſt Luther, was Keiner vor und neben und nach ihm in Deutſchland erreicht hat, zugleich der Mann der Gelehrten und des Volkes geworden. Alle unſere übrigen Größen, Fürſten, Helden, Dichter und Schriftſteller, ſind uns theils zu Verwurfs- und Schreckbildern geworden, theils gehören ſie bei unſerer unſeligen politiſchen Zerriſſenheit und der noch unausgefüllten Kluft auf dem Gebiete geiſtiger Cultur nicht der ganzen Nation an, oder ſind nicht bis an den Herd des Bürgers und in die Hütte des Landmanns gedrungen. Selbſt diejenige Hälfte Deutſchlands, welche ſeiner Reformation fremd geblieben, wird in Luther den geiſtigen Helden, den Mann von deutſcher Biederkeit und edler Wahrhaftigkeit, den unerſchrockenen Kämpfer voll unerſchütterlicher Kraft, der vor einer ganzen Fürſtenſchaar nicht erzitterte, den Schutzengel des Friedens anerkennen müſſen; ſie wird nicht leugnen können, daß er der Grundſtein und Schöpfer eines ſtarken, freien und rüſtigen Geiſteslebens geworden iſt, wie es im Preußenlande und in andern deutſchen Landen zu einer herrlichen Blüthe ſich entwickelt, und daß auch ſie die Früchte ſeiner nun ſchon durch drei Jahrhunderte hindurch gehenden ſegensreichen Wirkſamkeit genießen. —

Ein Gefühl ſtiller Ehrfurcht muß daher ſchon den Wanderer ergreifen, wenn er die Thürme der alten Lutherſtadt von ferne erblickt, und der Reiſende, den ſein Weg in die letzten öſtlichen Höhen des Harzes führt, ſollte nicht verſäumen, ihr einen Beſuch zu machen. Sind es doch die denkwürdigen hiſtoriſchen Erinnerungen, die den Gegenden und Städten erſt ihre eigentliche Weihe und das höchſte Intereſſe verleihen. Der Ort, den ein großer Mann betrat, wo er verweilte, einen Theil ſeines Lebens zubrachte, bleibt ja für immer geweiht, und ruft dem kundigen und ſinnigen Beſchauer theilweiſe die damalige Zeit wieder zurück. — Eisleben, gegenwärtig Kreisſtadt des preußiſchen Mansfelder Seekreiſes, iſt nicht groß und hat nur gegen 8000 Einwohner. Es liegt an der Halle-Caſſeler Heerſtraße an einer Anhöhe in einer fruchtbaren Gegend, welche zwar eben nicht reich an maleriſchen Partien, aber hügelig und theilweiſe gebirgig, und nicht ohne Reize iſt, da Re-



[illegible] Martin Luther

ben, edle Fruchtbäume und niedliche Waldungen gar manchen Berg und Hügel umgrenzen. Ehrwürdige Kirchen und ſtattliche Thürme zieren die Stadt, viele Häuſer tragen noch das Gepräge einer alten grotesken Bauart, und die Straßen ſind großentheils krumm und winklig. Sie iſt der Hauptſitz und Mittelpunkt des umliegenden Bergbaues, welcher in dieſer Gegend ſtark betrieben wird, und aus dem Kupferſchieferflöz, der in der älteren Flözkalkbildung ſich zwiſchen der Elbe und dem Harz hin bis nach Thüringen erſtreckt, ja faſt den ganzen Harz umlagert, eine reiche Ausbeute liefert; ferner der Sitz eines Bergamts und einer Schule zur Ausbildung von Bergleuten. Auch iſt hier außer mehreren Schmelzhütten, in denen Silber und Kupfer geſchieden wird, ſeit 1828 ein Vitriolwerk im Gange, welches das bekannte Eisleber Grün liefert. Schon von Alters her war der Bergbau in der Grafſchaft Mansfeld in hohem Schwunge, beſonders im 15. und 16. Jahrhundert, wo der jährliche Kupferertrag bis auf 18,000 Centner geſtiegen ſein ſoll, deſſen Hauptabnehmer die Handelsſtädte Süddeutſchlands, namentlich auch Venedig waren. Durch den dreißigjährigen Krieg und die zerrütteten Vermögensverhältniſſe der letzten Grafen von Mansfeld kam hier das Bergweſen aber gar ſehr in Verfall, bis es ſich wieder unter preußiſcher Herrſchaft auf eine vorher nie erreichte Stufe gehoben hat. Luther hatte daher von ſeiner Vaterſtadt her eine gewiſſe Vorliebe für das Bergweſen und die Bergleute, denen er mancherlei Gunſt erzeigte. Wir wiſſen, daß Luthers Vater, als er ſich von Möhra in Eisleben niedergelaſſen, hier zuerſt ein armer Bergwerksbauer war, bis er nach Mansfeld zog, und ſich dort von den Früchten ſeines Fleißes zwei Schmelzöfen erwarb. Als einſt zu Faſtnacht in Wittenberg vor Luthers Thür eine in Bergleute verkleidete Truppe allerlei höfliche Kurzweil trieb und Einlaß begehrte, wies er ſie nicht ab wie die andern Truppen, ſondern ließ ſie in ſein Haus ein, bewirthete ſie und ſpielte mit ihnen ſogar Schach, indem er ſagte: „Die laßt mir herein, das ſind meine Landsleute und meines lieben Vaters Schlägelgeſellen; den Leuten, weil ſie die ganze Woche über unter dem Boden ſtecken, in böſem Wetter und Schwaden, muß man bisweilen ihre ehrliche Ergötzung und Erquickung gönnen und zulaſſen.“ —

Eisleben iſt eine ſehr alte Stadt, die bereits in Urkunden aus dem 10. Jahrhundert erwähnt wird, und ihr Name, vordem Isleben, weiſt auf eine geſchichtlich dunkle Vorzeit hin. Einige Momente aus der Geſchichte der Stadt ſind von allgemeiner hiſtoriſcher Denkwürdigkeit. Während der Anweſenheit Kaiſer Heinrichs IV. in Italien wurde hier i. J. 1082 eine Zuſammenkunft deutſcher Reichsſtände gehalten, welche Heinrich IV. zum Trotz, mit Uebergehung von deſſen Sohne, den Herzog Hermann von Lothringen, Grafen zu Saarbrück, zum römiſchen König erwählten, und zu Ende genannten Jahres wurde derſelbe auch wirklich, da die Wahl von den ſächſiſchen Biſchöfen und Fürſten bekräftigt wurde, durch den Erzbiſchof Siegfried von Mainz zu Goslar zum Könige geſalbt und gekrönt, gegen das Verſprechen, Nichts wider den Willen des Papſtes, Gregor VII., zu unternehmen. Hermann wählte Eisleben zu ſeiner Reſidenz, und weil daſelbſt in jener Zeit viel Knoblauch gebaut wurde, ſo nannte man ihn ſpottweiſe den Knoblauchskönig. In Folge ſeines Aufenthalts daſelbſt hatte die Stadt Manches zu leiden. Der Erzbiſchof von Bremen und der Biſchof von Hildesheim, die es mit dem rechtmäßigen Kaiſer hielten, belagerten Eisleben, eroberten es und zerſtörten es bis auf's Schloß, welches ſie nicht gewinnen konnten, da Hermann zuletzt einen muthigen Ausfall that und ſeine Feinde vertrieb. Im Jahre 1083 ſchlug der tapfere Graf Ernſt von Mansfeld als Anführer der Sachſen vor Eisleben in der ſogenannten Frieſengaſſe die Frieſen, welche es mit Kaiſer Heinrich IV. hielten, und von denen gegen 1000 Mann auf dem Platze geblieben ſein ſollen. 1363 hatte die Stadt eine lange und harte Belagerung von dem Landgrafen Friedrich von Thüringen zu erdulden. 1439 fand hier abermals eine Verſammlung vieler deutſcher Fürſten und hoher Perſonen ſtatt, um die Streitigkeiten zwiſchen Sachſen und Magdeburg beizulegen. Im 16. Jahrhunderte wurden hier mehrere denkwürdige Colloquien und Zuſammenkünfte von Predigern gehalten, um über Religionsſachen zu berathen.

Dieſe ehr- und denkwürdige thüringiſche Stadt war es werth, daß ein Luther in ihr geboren wurde; denn ſchon von jeher hat ſie ſich durch eine Menge berühmter Gelehrten und Künſtler ausgezeichnet, welche theils hier geboren wurden, theils hier lebten und wirkten. Wir wollen von ihnen nur drei Namen nennen: Den 1490 hier geborenen Johann Agricola, der von ſeinem Geburtsorte auch ſchlechtweg Eisleben genannt wurde, hier Rector und Prediger zu St. Nicolai, ſpäter Lehrer in Wittenberg und Berlin war, wo er 1556 an der Peſt ſtarb. Er war, obwohl mit Luther im Streite lebend, ein thätiger Mitarbeiter am Reformationswerke, iſt als Mitverfaſſer des ſogenannten Augsburger Interims bekannt, und hat ſich als theologiſcher Schriftſteller und geiſtlicher Liederdichter einen Namen gemacht. Ferner den gläubigen und kindlich frommen, gewiß allgemein bekannten Johann Arnd, den Verfaſſer des „wahren Chriſtenthums“ und des „Paradiesgärtleins“, Werke, welche noch jetzt neu aufgelegt und von Vielen mit wahrer Erbauung geleſen werden. Er war ſeit 1609 Paſtor zu St. Andreä in Eisleben und ſtarb 1611 als Generalſuperintendent in Zelle. In dem Predigerſtuhle der genannten Kirche hängt noch ein recht ſchönes, auf Holz gemaltes Bruſtbild von ihm, welches rein und klar ſeinen frommen Sinn wiederſpiegelt. Endlich noch Johann Spangenberg (Vater des Cyriacus Spangenberg, Generaldekans in Mansfeld), ein fruchtbarer und guter theologiſcher Schriftſteller, welcher hier ſeit 1546 durch Luthers Empfehlung Superintendent war. — Außerdem hat Eisleben vor und im Reformationszeitalter noch viele tüchtige Künſtler, Maler, Bildhauer, Steinmetzer u. ſ. w. aufzuweiſen. —

Eisleben war in früheren Zeiten viel angeſehener und blühender und entfaltete, als es noch die Hauptſtadt der Grafſchaft war, und eine Linie der Mansfelder hier ein prächtiges Schloß beſaß, ein weit lebendigeres und luxuriöſeres Leben als heutigen Tages. Die „Herrengaſſe,“ welche mit dem Schloſſe zuſammenhing, beſaß die ſchönſten Gebäude, und auf den Plätzen in der Stadt, wo jetzt Gärten ſind, ſtanden ehedem die ſchönſten Häuſer und Paläſte. Am blühendſten ſcheint die Stadt zu Luthers Zeiten geweſen zu ſein, wie überhaupt die Städte und das Bürgerthum in damaliger Zeit eine ihrer ſchönſten Perioden hatten, Gewerbefleiß und Handel blühten, und im Bürgerſtande Wohlhabenheit, eine geſunde, tüchtige Bildung und praktiſcher Sinn zu finden war. Als Folge davon lebte auch ein ſtarkes Selbſtgefühl in dem deutſchen Bürger, das ſelbſt in den ganz niederen Claſſen zu finden war. Er nahm an der Verwaltung und Vertheidigung der Stadt lebhaften Antheil und fühlte ſich als den, der ſeine Burg zu ſchützen weiß. Einen beſſeren Repräſentanten des deutſchen Bürgerſinns kann uns die damalige Zeit nicht bieten, als eben unſern Luther, welcher jene Eigenſchaften vereinigt und in hohem Grade beſaß. — Beſonders blühte damals, wie ſchon erwähnt, das Bergweſen in Eisleben. Im Anfange des 16. Jahrhunderts ward, als daſſelbe reichlich zunahm und von allen Orten Bergleute zuliefen, die ſogenannte Neuſtadt als eine Bergſtadt angelegt. Die Figur, welche dort über einen Brunnen ſteht, ſoll einen der Bergleute (Necke und Navian) vorſtellen, welche 1199 zuerſt bei Hettſtädt Erze fanden und darauf einſchlugen. Im 17. Jahrhunderte brachen aber in Eisleben wiederholt bedeutende Feuersbrünſte aus, welche den größten Theil der Altſtadt und auch das Schloß in Aſche legten, wovon jetzt nur noch wenige Reſte vorhanden ſind, und ſeitdem iſt das äußere Anſehen der Stadt nicht wieder zu ſeiner früheren Ehrwürdigkeit und ſeinem früheren Glanze gelangt, wie es auch nicht anders ſein konnte, da zwar unter preußiſcher Herrſchaft ſich Eislebens Wohlſtand und Bildung bedeutend hob, aber ſeine politiſche Geltung und der Geiſt der damaligen Zeit geſchwunden war. — Luther bewahrte ſeiner Vaterſtadt ſtets ein liebevolles Andenken, beſuchte ſie ſehr häufig und predigte faſt jedesmal, wenn er hier verweilte. —

Das, was die meiſten Beſucher, wes Landes und Volkes ſie auch ſeien, nach Eisleben zieht, was Jeden mit Empfindungen der Bewunderung und Ehrfurcht und eines dankbaren Andenkens erfüllen muß, und von Jedem wie ein Wallfahrtsort aufgeſucht werden ſollte, iſt das ſogenannte „Lutherhaus", das Haus, in welchem Luther geboren wurde. In einem ſchlichten Bürgerhaus, als Kind armer, aber ſtrenger und gottesfürchtiger Eltern, in einer echt deutſchen, im Herzen des Vaterlandes gelegenen, blühenden, gewerbreichen Stadt, deren von freiem Bürgerſinne beſeelte Bewohner norddeutſchen Ernſt mit ſüddeutſchem Gemüth vereinen, kam der große Gottesſtreiter zur Welt. „Weder die Kutte des Mönchs," ſagt ein Biograph, „noch der Verkehr mit Fürſten konnten aus ſeinem ganzen Weſen das Gepräge des Deutſchen verwiſchen, der in einem ſtillen, ehrbaren Bürgerhauſe ſeinen Charakter zuerſt ausgebildet hatte." Solche Gedanken und Gefühle müſſen Jeden überkommen, der das Lutherhaus betritt. Mir iſt immer Uhland's „Ulme von Hirſau" eingefallen, welche ſich aus der dumpfen Enge des Kloſtergemäuers mit Rieſenäſten hoch und höher zu den Wolken hinan, zu Licht und Himmelsblau emporringt.

„Zu Wittenberg im Kloſter.
Wuchs auch ein ſolcher Strauß,
Und brach mit Rieſenäſten
Zum Klauſendach hinaus.

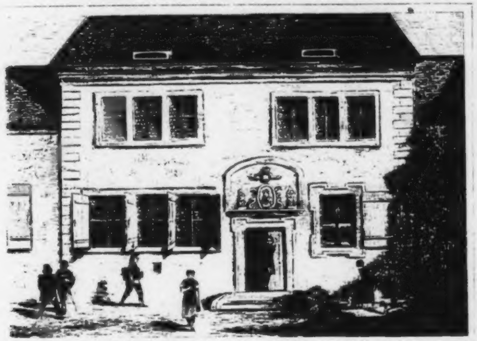
O Strahl des Lichts! Du dringeſt
Hinab in jede Gruft.
O Geiſt der Welt! Du ringeſt
Hinauf im Licht und Luft."

Zugleich werden wir durch die im Lutherhauſe befindliche Freiſchule für arme Kinder an hn, den Schulenſtifter und Schulenverbeſſerer erinnert, der ja auch ein Kind armer Eltern war, und als armer Schüler ſich ſein Brot vor den Thüren erſingen mußte. Mit Recht kann daher dieſes Haus eine lutheriſche Ehrenſäule genannt werden.

Es liegt in der „langen Gaſſe" und iſt jedem Kinde in Eisleben unter dem Namen „Lutherhaus" bekannt. Die Verehrung für daſſelbe war von jeher bei den Eislebern ſo groß, daß man bei den häufigen Feuersbrünſten die an ihm ſtehenden Häuſer und Gebäude niederriß, um nur dieſes Haus vor den Flammen zu retten. Viele Schriftſteller bezeichneten es daher bald als unverbrennlich. Trotzdem konnte es bei dem großen Brande im Jahre 1689 in der allgemeinen Verwirrung nur inſoweit gerettet werden, als nur der obere Theil abbrannte, der untere dagegen, in welchem Luther geboren wurde, ſtehen blieb. Es wurde jedoch von milden Beiträgen, welche aus allen Gegenden und Ländern reichlich eingegangen waren, das obere Geſchoß bald wieder aufgebaut. Auch wurde 1693 zum Andenken Luthers in dem unteren Stock die vorerwähnte Freiſchule in's Leben gerufen. Doch war dieſelbe, da ſie keinen genügenden Fonds hatte und das Schulgeld von den Almoſen bezahlt wurde, welche die das Lutherhaus beſuchenden Fremden in die Armenbüchſe legten, nicht im Stande, bei weitem alle armen Kinder der Stadt aufzunehmen und unter den Uebeln und Stürmen der letzten Kriegsjahre konnte ſie ſich nur durch den Edelmuth und die Freigebigkeit der Bürger halten.

Indeſſen haben viele tauſend arme und verwaiſte Kinder in ihr den Unterricht genoſſen, bis ſie Preußens edler und mildthätiger König Friedrich Wilhelm III. zur Zeit des dritten Reformationsjubelfeſtes 1817 für immer in ſeinen Schutz nahm, ſie auf Koſten der Regierung in baulichem Zuſtand zu erhalten befahl und ſie mit einem alljährlichen feſten Einkommen ausſtattete. Ferner ließ er hinter Luthers Hauſe zur Erweiterung der Armenfreiſchule noch ein beſonderes Schulhaus bauen, mit welchem ſpäter ein Schullehrerſeminar verbunden wurde. —

Von jeher hat das Lutherhaus einen fleißigen Zuſpruch von Fremden erhalten, und viele große Männer der Zeit und Vorzeit haben ſich eigenhändig in die 5 Foliobände Fremdenbücher geſchrieben, welche manchen ſchönen Denkſpruch enthalten. Beim Beginn des ſiebenjährigen Krieges ſchrieb der Herzog Ferdinand von Braunſchweig hinein: „**Si Deus pro nobis, quis contra nos?** (Wenn Gott für uns iſt, wer iſt wider uns); und im Jahre 1800 widmete der als Dichter bekannte Graf Friedrich Leopold von Stolberg kurz vor ſeinem Uebertritte zur katholiſchen Kirche den Manen des großen deutſchen Mannes erhabene Dichterworte. — In den letzten Kriegsjahren ſah man durchmarſchirende Krieger aus allen Ländern und Völkern und den verſchiedenſten Confeſſionen angehörend, in ganzen Schaaren nach dem Lutherhauſe wandern, obwohl ſie meiſtentheils von Eilmärſchen erſchöpft waren, um ſich den Gefühlen der Bewunderung und des dankbaren Andenkens an den tapferen Streiter mit den Waffen des Geiſtes hinzugeben. — Es lohnt ſich auch ſchon der Mühe, die im Lutherhauſe befindlichen Merkwürdigkeiten und Alterthümer, welche ſich größtentheils auf Luther und die Reformation beziehen, in Augenſchein zu nehmen. Beſonders iſt es nach der dritten Reformationsfeier im Jahre 1817 mit dergleichen Gegenſtänden reichlich beſchenkt und ausgeſtattet worden.



Das Lutherhaus in Eisleben.

Das Haus ſelbſt beſteht aus zwei Stockwerken. Auswendig befindet ſich über der Thür Luthers Bildniß in Stein mit der Ueberſchrift:

„Gottes Wort iſt Luthers Lehr,
Drum vergeht ſie nimmermehr.“

Zur linken Hand im unteren Geſchoß hat der Hereintretende die erſte Schulſtube, über deren Eingangsthür die Worte ſtehen:

„Die Stätte, wo ein großer Mann die Welt betrat,
bleibt eingeweiht für jetzt und immerdar.“

Das auf der rechten Seite der Hausflur auf die Straße gehende Fenſter hat zwei Glasgemälde, Luthern und Melanchthon darſtellend, welche ihres hohen Alters wegen merkwürdig ſind und bei dem großen Brande von 1689 mit gerettet wurden. Im oberen Stock befinden ſich in dem ſogenannten ſchönen Saale und der daranſtoßenden Stube alle jene Merkwürdigkeiten und Alterthümer. Zwei Bildniſſe von Luther und Melanchthon in Lebensgröße auf Leinwand und die gleichfalls lebensgroßen Bilder der Churfürſten von Sachſen, welche die Beförderer der Reformation waren, ſind von dem Eisleber Maler Chriſtoph Ernſt Rothe und aus der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Beſonders erwähnenswerth iſt der ſogenannte „unverbrannte Luther," auf Holz gemalt, 2 Fuß hoch und 1 Fuß breit, mit dem Heiland zur Rechten und Luthers bedeutungsvollem Petſchafte, ein rothes Herz mit einem ſchwarzen Kreuze in einer weißen Roſe, zur Linken. Das Bild ſcheint ſehr alt zu ſein und wurde bei dem eben erwähnten Brande gleichfalls mit gerettet. Von Gemälden wollen wir noch diejenigen Oelgemälde erwähnen, welche im Jahre 1817 aus der alten verfallenen Gotteskirche weggenommen und hier in der neben dem Saale befindlichen Stube aufgehängt wurden. Es ſind zwar eigentlich Epitaphien, doch iſt auf faſt allen Luther mit ſeiner Familie, ſeinen Zeitgenoſſen und Gehülfen am Werke der Reformation dargeſtellt. Als würdige Denkmäler deutſcher Kunſt ſind ſie von jeher von Kennern bewundert worden, auch drücken ſie in ſprechender Weiſe den tiefen religiöſen Sinn der damaligen Zeit aus und welche hohe Achtung die Eisleber vor ihrem Landsmann hatten, die ſich und ihre Familie geehrt glaubten, wenn ſie ihn unter ſich aufnahmen. — Das erſte iſt 10 Fuß breit und 7 Fuß hoch und auf Holz und Oelgrund gemalt. Die Hauptfigur iſt der in ſeinem Zelte auf dem Throne ſitzende Nebukadnezar, von Räthen, Leibwache und Gefolge umgeben. Links liegt das Volk im perſiſchen Coſtüm vor einem dem Nebukadnezar ähnelnden Götzen auf den Knieen: Trompeter und ein Herold geben das Zeichen zum Niederfallen. Noch weiter links erblickt man die drei Männer im feurigen Ofen und einen ſie beſchützenden Engel. Vor dem Könige ſtehen drei Männer, ganz denen im feurigen Ofen ähnlich, von denen ihn der mittelſte freimüthig und unerſchrocken anblickt; in ihrer Nähe ein Henker. Zwei Geiſtliche, Jeſuiten auf ein Haar ähnlich, leſen ihnen nicht ohne geheime Schadenfreude aus einer aufgeſchlagenen Pergamentrolle Etwas vor. Auf ſie folgt ein Mann mit einer Hanswurſtmütze und einer unverſchämten marktſchreieriſchen Miene. Links von ihm ſtehen zwei Geiſtliche. Eine Menge anderer, verſchiedener Figuren mit ausdrucksvollen Geſichtern befindet ſich noch unter der Hauptgruppe. Ueber dem Gemälde befindet ſich das alte Eisleben, wie es vor dem großen Brande von 1689 ausſah, und unten knieet ein angeſehener Eisleber, über deſſen Gruft das Gemälde aufgeſtellt war. Das Bild zeichnet ſich durch eine bewundernswerthe Sorgfalt und Treue in Ausführung des Einzelnen aus und, obwohl über 300 Jahr alt, durch die Friſche und Schönheit ſeiner Farben. Bei genauerer Betrachtung dieſes Gemäldes und der verſchiedenen Geſichter und Figuren auf ihm, die ſämmtlich wirklichen Männern aus dem Zeitalter der Reformation anzugehören ſcheinen, wird man alsbald gewahr, daß es unter der Hülle der bibliſchen Geſchichte einen wirklichen Auftritt aus der Geſchichte der Reformation darſtellt: jedenfalls Luthern, den Daniel ſeiner Zeit, auf dem Reichstage zu Worms vor Kaiſer und Reich ſtehend. Vielleicht hatte dem Künſtler Luthers, ehe er nach Worms ging, gethane Aeußerung: „Der lebt und herrſcht noch, der die drei Männer im glühenden Ofen erhalten!" die erſte Idee gegeben. Die Hauptfiguren ſind ſämmtlich im europäiſchen Coſtüm gemalt, wie es zu Kaiſer Karls V. Zeiten gewöhnlich war, und auf der Bruſt des Herolds läßt ſich der kaiſerliche Doppeladler blicken. Luther, die mittelſte Figur unter jenen drei Männern, iſt in einem Doctormantel gemalt, ſein Geſicht hat indeſſen wenig Aehnlichkeit mit dem Cranachſchen Portrait. Sein linker Nachbar ſtellt ſeinen Advocaten Dr. Schurf und der rechte den Erbmarſchall von Pappenheim dar, der ihn in die Reichsverſammlung abholte. Das, was ihm vorgeleſen wird, iſt entweder die päpſtliche Bannbulle oder das Wormſer Edict vom 8. Mai 1521. Die Figur mit der ſpitzen Mütze iſt vielleicht Johann Tetzel. Dieſes Gemälde hat inſofern ein hohes geſchichtliches Intereſſe, als auch die übrigen Figuren der Hauptgruppe, bei welchen man an Dr. Eck, an den päpſtlichen Nuntius Alexander, an den Erzbiſchof von Trier, Richardus, an Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen, Georg Freundsberg, den Herzog Erich von Braunſchweig u. ſ. w. denken kann, ohne Zweifel mit den wirklichen Perſonen Aehnlichkeit haben. — Viele Kunſtkenner haben dies Gemälde dem Albrecht Dürer zugeſchrieben. — Ein zweites Oelgemälde ſtellt die Ordination zweier Prediger durch Luther am 15. Februar 1546 in der St. Andreaskirche zu Eisleben in Gegenwart vieler Eisleber Prediger und Beamten dar und war das Epitaph des zu Eisleben 1590 verſtorbenen Generalſuperintendenten Menzel. — Ein drittes Oelgemälde — Jeſus trägt das Kreuz aus Jeruſalem nach Golgatha — wird von vielen Kunſtkennern Holbein zugeſchrieben, welcher Annahme das auf demſelben befindliche Monogramm **HP.** (Holbein pinxit) nicht zu widerſprechen ſcheint. Auch die übrigen 8 Gemälde — ſämmtlich Scenen aus der bibliſchen Geſchichte darſtellend — ſind von Kunſtkennern von jeher bewundert worden, beſonders die mit niederländiſcher Meiſterſchaft und Sauberkeit gemalten Köpfe der Figuren, und haben für den Geſchichtsfreund inſofern Intereſſe, als auf den meiſten ebenfalls Luther mit ſeiner Frau und vielen bedeutenden Männern aus dem Reformationszeitalter und das alte Eisleben mit dem gräflichen Schloſſe abgebildet iſt. Wie die auf allen dieſen Gemälden befindlichen Monogramme der verſchiedenen Verfertiger zeigen, ſind dieſe, das vermuthlich von Holbein herrührende Gemälde ausgenommen, höchſt wahrſcheinlich niederländiſche Maler geweſen. Nach Angabe des Kirchenbuchs der St. Andreasgemeinde zu Eisleben haben ſich auch in den Jahren, denen die Gemälde angehören, mehrere Niederländer in Eisleben aufgehalten, welche der Religionsbedrückungen wegen auswanderten und hier eine Zuflucht fanden. —

Von anderen Merkwürdigkeiten ſei Luthers Schreibpult erwähnt, ein ovaler Tiſch, mit blauem Tuch überzogen, worauf Luthers Schwan ſteht. Ferner eine Nachahmung von Luthers Verlobungsringe, welchen ihm Catharina v. Bora geſchenkt. Das Original befindet ſich noch in Leipzig in einer angeſehenen Familie, und dieſe Nachahmung hat der Hofjuwelier Jäger in Ronneburg gefertigt und ſie 1817 dem Lutherhauſe geſchenkt. Dieſer Ring iſt ein höchſt ſchätzbares und werthvolles Denkmal altdeutſcher Kunſt. Er iſt ziemlich breit, von durchbrochener und erhabener Arbeit, und beſteht aus drei Reifen. Der Hauptreif, durch einen in einem Kaſten gefaßten Rubin getheilt, ſtellt auf der einen Hälfte in Form eines Baumes mit einem Querbalken ein Kreuz mit dem gekreuzigten Heiland dar, auf der andern Hälfte die Spitze des Kreuzbaumes, an welche ſich eine mit Stricken umwundene Säule der Geißelung anſchließt, über welche ſich quer ein Hammer legt. Die Nebenreife werden in der einen Hälfte durch zwei Schwerter zur Rechten des Gekreuzigten und durch eine Geißel zu ſeiner Linken gebildet, in der andern durch eine Leiter und eine Lanze. Inwendig im Hauptreife ſteht: „Dr. Martino Luthero Catharina v. Boren 13. Juni 1525." Nachahmungen dieſes Ringes wurden 1817 viel gekauft und getragen.

Intereſſant für den Alterthums- und Geſchichtsfreund und für den Sprachforſcher höchſt ſchätzbar ſind zwei dem Lutherhauſe geſchenkte alte Bibelüberſetzungen.

Wie viele hochdeutſche Bibelüberſetzungen auch vor Luther erſchienen ſind, keine iſt wie die lutheriſche ein Nationalgemeingut der Deutſchen geworden. Sie iſt einzig und unerreichbar in ihrer Art und wird es bleiben, und Luther hat ſich in ihr ein ewiges Denkmal geſetzt. Mag ſie, wie alles Menſchliche, unverkennbare Fehler und Mängel tragen: aber keinem Dolmetſcher iſt noch ſo wie ihm das Erhabene und Dichteriſchſchöne wie die bibliſchklaſſiſche Einfachheit, Würde und Kraft gelungen, keiner hat ſo wie er, einen ſo frommen und religiöſen Geiſt und Sinn in ſeine Ueberſetzung hineingelegt, der den Gebildeten wie den Ungebildeten in gleicher Weiſe durchweht und ergreift. Wie ſchön und treffend ſpricht ſich einer unſerer großen Dichter, Ludwig Tiek, über den Werth und die Bedeutung der lutheriſchen Bibelverdeutſchung in der Vorrede zum II. Bande ſeines deutſchen Theaters aus: „Durch Luther entſtand zuerſt eine allgemeine deutſche Sprache; er erhob die ſächſiſche zur Schriftſprache. Die Kürze in den Büchern der Sentenzen, die Größe und Lieblichkeit in den Pſalmen und Evangelien, die ſchlichte Einfalt, die tiefen Töne der Propheten, das Alterthümliche und Gewaltige: nur einem ahnungsreichen, begeiſterten Gemüthe konnte es gelingen, ein Werk hervorzubringen, welches man in ſeinem Zuſammenhange ein unnachahmliches Kunſtwerk nennen muß, das alle Verſuche weit übertrifft, die andere Völker, oder nach Luther, andere Gelehrte bei uns gemacht haben. Man mag dieſem Werke ſeines Glanzes wegen einzelne Fehler und Flecke überſehen und entſchuldigen, nur wähne man nicht, es übertreffen zu können. Dieſe Bücher, indem ſie allen Claſſen des Volkes, dem Hohen, wie dem Niedrigen, unentbehrlich wurden, indem man ſie auswendig lernte und ihre Sprüche des Lebens anwandte, indem ſie den Gelehrten wie den Unwiſſenden den reichhaltigen Schatz unſerer Sprache mittheilten, ſind als die Grundpfeiler aller neuen Bildung, Sprache und Literatur anzuſehen, als die feſte Mauer, welche am meiſten der Auflöſung, dem Eindringen des Fremdartigen und den undeutſchen Formen widerſtanden hat, und welche in allen Zeiten das Edlere und Beſſere möglich machte." —

Im Jahre 1817 wurden dem Lutherhauſe auch einige damals noch ungedruckte Briefe von Luther entweder im Original oder in treuer Abſchrift geſchenkt. Wir erwähnen davon nur einen deutſchen, v. J. 1530 an den Rath in Herzberg, eine Fürbitte für eine Frau enthaltend, welche mit zu kurzer Elle gemeſſen und deshalb hart beſtraft werden ſollte, mit noch gut erkennbarem Siegel.

Noch wollen wir eines merkwürdigen Aktenſtücks gedenken, aus 41 Blättern beſtehend, welches die Aufſchrift führt: „Herrn Dr. Martini Lutheri b. m. (beatae memoriae) Verehelichung und deſſelben Beilager betreffend, 1630." Aus demſelben geht hervor, daß ein vornehmer Katholik einſt zum Grafen Johann Georg zu Mansfeld geäußert hatte, Luther habe ſich nicht im Eheſtande, ſondern im unehelichen Weſen befunden. Von den Lutheranern ſelbſt werde ſein Trauungstag auf verſchiedene Tage gelegt und ſeien ſie ſelbſt nicht unter einander einig darüber; auch ſei Luther nicht öffentlich, ſondern in der Stille und Enge, ohne Zeugen, getraut worden. Um dieſe Vorwürfe zu widerlegen, forderte der Graf i. J. 1629 von der Univerſität Wittenberg und dem Eisleber Conſiſtorium ein förmliches Gutachten über dieſe Punkte. Beide Gutachten ſind in dem Aktenſtücke mit enthalten und werden in ihnen alle jene Anſchuldigungen durch Thatſachen und Beweiſe widerlegt. Es erhellet daraus, daß Luther am 13. Juni 1525 erſt um Catharina v. Bora geworben und ſie ſich auf der Stelle, und zwar in der Stille und im Hauſe, in Gegenwart einiger Zeugen und mit Vorwiſſen weniger Leute von Buggenhagen hat antrauen laſſen, denn er hatte große Eile damit, „daß," wie er ſelbſt ſagte, die Leute ſich nicht erſt die Mäuler zerriſſen, und ſeine Bekannte es nicht verhindert hätten, denn alle ſeine beſten Freunde hätten geſchrieen: „Nicht dieſe, ſondern eine andere!" Darauf hat er am 14. Juni erſt das ſogenannte Verlöbnißmahl und am 27. Juni das eigentliche Hochzeitsmahl gegeben.*)

Kennern und Freunden der Kirchengeſchichte und des Alterthums werden die im Lutherhauſe aufbewahrten 4 Original-Ablaßbriefe aus den Jahren 1497—1516 ſehr willkommen ſein.

---

*) Dieſes Aktenſtück mögen diejenigen wohl beachten, welche den falſchen Gerüchten und Schmähungen, die ſich von Luther bald nach ſeiner Verheirathung verbreiteten, theilweiſe jetzt noch Glauben ſchenken.

Von den vielen ſchönen und ſeltenen Büchern, welche ſeit 1817 dem Lutherhauſe geſchenkt wurden, erwähnen wir, des Raumes wegen, nur folgende: Lucas Cranachs Stammbuch, enthaltend die Bildniſſe der vorzüglichſten Fürſten und Gelehrten aus der Reformationsgeſchichte, die Handſchriften der 4 Theologen und den Vorladungs- und Sicherheitsbrief Karls V., wodurch Luther auf den Reichstag zu Worms entboten ward. Herausgegeben von Criſtian v. Mechel. Berlin 1814 bei Decker. Ferner eine Genealogie Luthers von Richter, Güſtrow 1733, und das Sendſchreiben Luthers an den Hofmuſikus Senfel in München v. J. 1530, 1817 herausgegeben von dem bairiſchen Reichsarchivar Kiefhaber, ein Geſchenk des Herausgebers. Luther bittet darin, ihm die Worte: „In pace in id ipsum“ (Ich liege und ſchlafe ganz in Frieden) und die Motette „Non moriar, sed vivam etc, Ps. 108., 7., in Muſik zu ſetzen, was Senfel auch gethan hat. Wir wollen aus dieſem urſprünglich lateiniſch geſchriebenen Schreiben, welches unſeres Wiſſens anderwärts noch nicht abgedruckt iſt, eine Stelle herausheben, worin ſich Luther, der große Liebhaber von Muſik und Geſang, der geiſtliche Liederdichter, der treffliche Sänger, der ſelbſt einen ſehr ſchönen Tenor ſang, über das Weſen der Muſik ausſpricht:

„Wer ſollte ſelbſt unter den Türken darüber getadelt werden, wenn man die Kunſt liebet und den Künſtler lobet. Es iſt außer allem Zweifel, daß bei denjenigen, welche die Muſik lieben, viele Anlagen zu allen Tugenden ſich finden. Welche von ihr nicht ergriffen werden, gleichen Klötzen und Steinen. Wir wiſſen ja, daß die Muſik den böſen Geiſtern verhaßt und unerträglich iſt.

Nach meinem Urtheil, deſſen ich mich keineswegs ſchäme, giebt es nach der Theologie keine Kunſt, welche der Muſik an die Seite geſtellt werden könnte, indem ſie ſelbſt das, was ſonſt eigentlich nur die Theologie leiſtet, wirkt: ſie beruhigt und erheitert das Gemüth, wovon der offenbarſte Beweis iſt, daß der Teufel, als der Urheber aller Sorgen, Unruhen und Traurigkeit, vor dem Schall der Muſik, gleichwie vor den Reden der Theologen flieht. Daher kam es, daß die Propheten keiner Kunſt huldigten, als der Muſik, indem ſie ihre Theologie weder auf die Geometrie, Arithmetik noch Aſtronomie verbreitet haben, ſondern blos auf die Muſik, und beide auf das engſte mit einander verbunden hielten, um die Wahrheit auch in Pſalmen und Liedern auszuſprechen. Doch die Muſik auf einem ſo engen Raume zu loben, hieße ſie mehr entſtellen, als darſtellen. Aber ich bin ſo ſehr für ſie eingenommen, weil ſie mich ſchon öfters erquickte und mir manchen Unmuth verſcheuchte.“ — —

Unter den geſchenkten Gemälden, Kupferſtichen, Büſten, Denkmünzen ꝛc. ſtehen oben an: das Bildniß Königs Friedrich Wilhelms III. von Preußen, von ihm ſelbſt geſchenkt, gemalt nach Gerard; ein ſehr alter Kupferſtich, die Margaretha Lutherin geb. Lindemann darſtellend; eine coloſſale Büſte Luthers von Weiße, nach Lucas Cranachs Hauptbilde auf dem Altarblatte in der Hauptkirche in Weimar gearbeitet, und eine dergleichen von Eiſen von Schadow, ein Geſchenk der mansfeldſchen Gewerk- und Knappſchaft, den großen Bergmannsſohn zu ehren; endlich viele Denkmünzen von den Reformations-Jubelfeſten 1617, 1717 und 1817, darunter auch aus den letztgenannten Jahren eine vom kaiſerlichen Senate in Finnland und, als ein beachtenswerthes Zeugniß franzöſiſcher Toleranz, eine zu Paris geſchlagene. —

Außer dem Lutherhauſe ſchließt die alte Lutherſtadt noch drei Gebäude ein, welche durch das Andenken an Luther geweiht und geheiligt bleiben, ſo lange ihre ehrwürdigen Mauern noch ſtehen werden: die Kirche zu St. Andrea- und St. Petri-Pauli und das Haus, in welchem der fromme Gottesmann ſeine letzten Augenblicke zubrachte. —

Wenn man in die alte St. Andreaskirche hineintritt, deren Schiffe gleich hoch ſind, heftet ſich der Blick ſogleich auf die „Lutherskanzel“ welche auf einem Pfeiler mitten in der Kirche ſteht. Luther hat oft von ihr herab gepredigt und noch bei ſeiner letzten Anweſenheit innerhalb 3 Wochen viermal. „Ein eigenes Gefühl muß Jeden ergreifen,“ ſagt ein Reiſender, „der dieſen engen Raum betritt, von dem einſt die machtvolle Rede Europa erſchütterte, und deren Wiederhall in allen Welttheilen ſich verbreitete. Jetzt ſchweifte mein Blick über ein ſtilles Gotteshaus, aber ich fühlte wieder, daß die Stelle, welche ein großer Mann betrat, geheiligt iſt und ewig geheiligt bleibt, wenn auch Jahrhunderte über ſie hinwegſchweben.“ Die ganz aus Eichenholz gebaute Kanzel iſt hoch und der Weg zu ihr hinauf ſehr ſteil. Es bekleidet ſie ein rothſammtener Umhang mit erhabener Stickerei aus Gold- und Silberſtoff — ein echtes Kunſtwerk deutſchen Stils und ein Geſchenk einer mansfelder Gräfin, von deren Händen auch die Stickerei iſt. Es werden auf dieſem Umhange nämlich Scenen aus dem neuen Teſtamente und Figuren vieler Heiligen dargeſtellt. Die Zeichnung muß von einem tüchtigen Meiſter herrühren, da der Stil edel, einfach und erhaben iſt. Die Entſtehung dieſes Kunſtwerks wird von Kennern in das Ende des 15. Jahrhunderts geſetzt. Um die Kanzel möglichſt zu ſchonen, wird jährlich nur dreimal, an den Gedenktagen Luthers, nämlich am 10. November, 18. Februar und am Montage nach Septuageſima darauf gepredigt. Vor dem großen Altare ſind auch auf Piedeſtalen die Standbilder Luthers und Melanchthons aufgeſtellt, von derſelben Maſſe, aus welcher Luthers Denkmal in Wittenberg gegoſſen iſt. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen ſchenkte ſie der mansfeldſchen literariſchen Geſellſchaft und dieſe der Andreaskirche. In der Andreaskirche hat Luther auch auf dem Paradebette gelegen. Wie uns aus jener Zeit berichtet wird, ward den 19. Februar 1546 Nachmittags 2 Uhr die Leiche unter Geſang in dieſe Kirche getragen, begleitet von allen mansfeldſchen Grafen und ihren Gemahlinnen, vielen Adligen und einer großen Menge Volks, und in's Chor geſetzt. Alle Eisleber Kinder, die dem Sarge folgten, waren weiß gekleidet. Das Landvolk ſchloß den Zug. Die Andreaskirche konnte nicht alle faſſen; viele ſtiegen auf Leitern an die Fenſter, um die Feierlichkeit mit anzuſehen. Jonas hielt über 1. Theſſ. 4, 13—18 die Leichenpredigt, unter tauſend vergoſſenen Thränen. Die Nacht über blieb die Leiche in der Kirche und ward von 10 Eisleber Bürgern bewacht. Den 20. Februar Vormittags ließen die Grafen noch eine Leichenrede auf ihn halten durch M. Michael Cölius über Jeſ. 57, 1—2. Mittags 12 Uhr ward die Leiche unter Geſang und Glockengeläute und zahlreicher und feierlicher Begleitung vor das Thor gefahren. Am äußerſten Geiſtthore lagen die weißgekleideten Eisleber Kinder auf den Knien und ſangen das Lied: „Erhalt' uns Herr bei Deinem Wort.“ Die übrigen Einwohner begleiteten die Leiche unter abwechſelndem Geſange bis nach Seeburg. Die mansfeldſchen Grafen Johann und Hoyer aber mit den 3 Söhnen und einigen Anverwandten Luthers, mit Dr. Jonas und 45 Perſonen zu Pferde führten ſie bis vor Wittenberg. *) Das ſammtene Leichentuch, welches bei dieſer Leichenfahrt über den Sarg gedeckt war, iſt immer bei der lutheriſchen Familie heilig aufbewahrt worden. 1764 war es in den Händen der Gattin des Advokaten Grubner in Zeitz, der jüngſten Tochter des daſelbſt geſtorbenen Canonicus Johann Martin Luther, eines Abnepos des Reformators, welcher das Rittergut Hoburg beſaß. **) —

In der kleinen Kapelle, welche ehedem an den Thurm der Petri-Pauli-Kirche gebaut war, iſt Luther von einem Meßprieſter den 11. November 1483 getauft. Der Taufſtein wird in dieſer Kirche Fremden immer noch gezeigt. Er fand ſich beim Umgraben des Gartens eines Rektors des Eisleber Gymnaſiums und trägt am Rande die Inſchrift: „Rudera

---

*) Ich gebe dieſe Nachrichten hier deshalb, weil ich ſie bis jetzt in keiner mir bekannten Biographie Luthers ſo ſpeciell gefunden habe.

**) Mit ſeinem Sohne zweiter Ehe, Martin Gottlob, iſt Martin Luthers, des Reformators, männliche Nachkommenſchaft erloſchen. Dieſer Martin Gottlob ſtarb in Dresden als Rechtsconſulent 1759. Luthers noch lebende Seitenverwandte ſtammen von ſeinem Oheim Heinz und ſeinem Bruder Jacob ab. –

Baptistarii, in quo tinctus est beatus Martinus Lutherus. Anno 1483 d. 10. Novbr." (muß 11. Novbr. heißen.) In dieſer Kirche wird auch noch Luthers Mantel und ein ledernes Käppchen aufbewahrt, was er beides als Currentſchüler in Eiſenach trug. Dieſe Stücke waren ihm ſehr theuer und werth und er führte ſie ſtets bei ſich herum und hat ſie bei ſeinem Tode in Eisleben zurückgelaſſen. —

Das Haus, in welchem Luther ſtarb, als er bekanntlich hier verweilte, um den mansfelder Grafen einige Streitigkeiten zu ſchlichten, gehörte einem Dr. Drachſtädt, und ſtand im „Neuendorfe," der Andreaskirche ſchräg gegenüber. Der auf dem Sterbebette liegende Leichnam wurde durch Lucas Fortennagel aus Halle abconterfeit. Die Bettſponde, in welcher Luther geſtorben, wurde nebſt dem Lehnſtuhle, in welchem er ſeine letzten Predigten abgefaßt hatte, lange Zeit in einer Kammer der ehemals am Markte befindlichen gräflichen Kanzlei, wo Luther ſonſt gewöhnlich Herberge nahm, wenn er in Eisleben weilte, aufbewahrt und den Reiſenden gezeigt. Aber das Volk fing an, ſie abergläubiſch wie Reliquien zu verwahren, und Splitter von denſelben, die gegen Kopf- und Zahnweh gut ſein ſollten, wurden von den Kanzleidienern, die gegen die Verpflichtung, dieſe Gegenſtände den Reiſenden zu zeigen, freie Wohnung in der Kanzlei hatten, theuer verkauft, auch vielfach Betrug mit dieſen Spänen getrieben. Die Schweden ſollen, als ſie in Sachſen ſtanden, wohl von zehn Dutzend Bettſtellen Späne mitgenommen haben. Darum beging man, obgleich dieſer Mißbrauch anderweit verhütet werden konnte, die Thorheit, dieſe Gegenſtände zu verbrennen. Anderen Nachrichten nach ſollen ſie, als die alte Kanzel i. J. 1710 von Grund aus neu erbaut wurde, noch vorhanden geweſen, durch öftere Verſetzung bei dieſer Gelegenheit zerfallen und ſeit dieſer Zeit abhanden gekommen ſein. —

Wir nehmen nun Abſchied von Dir, Du alte denkwürdige Lutherſtadt! Mögeſt Du auch in ferneren Zeiten Luthers Geiſt und Sinn bewahren, und Dich ſtets ſeiner würdig zeigen; möge ſein Segen auf Dir ruhen!

◆

Anhalt-Deſſau unter dem Herzoge Leopold Friedrich Franz.

Ein culturgeſchichtliches Gemälde

von A. Freiherrn von Geld.

Man ſagt nicht mit Unrecht von Friedrich I. von Preußen, er war groß im Kleinen; „Herzog Friedrich Franz von Deſſau war groß im kleinen — Lande", kann man mit vollem Rechte von ihm ſagen, der beinahe 60 Jahre lang ſein an Fürſten und Forſten geſegnetes Land regierte. Es war kein Held, kein Eroberer, er hat nichts zerſtört als Vorurtheile, nichts erobert als Herzen; Vater des Vaterlandes zu werden, war ſein unausgeſetztes Ringen; er vergaß dabei nichts als ſich ſelbſt, darum ſoll er nicht vergeſſen werden, darum errichtet ihm „unſer Vaterland" ein Denkmal, dauernder als aus Erz, aus dem gebrechlichſten aller Stoffe, aus Papier.

Franz Friedrich, mit dem ganzen Namen Leopold Franz Friedrich, wurde in dem Jahre, da Friedrich der Große ſeine unvergeßliche Regierung antrat, geboren, beſtieg im achtzehnten Jahre den Thron, vermählte ſich im ſechsundzwanzigſten mit Louiſe Henriette Wilhelmine, der Tochter des Markgrafen Heinrich Friedrich von Brandenburg-Schwedt und ſtarb im

77. Jahre am 9. Auguſt 1817. Für die Erziehung des zeitig Verwaiſten ſorgte ſein Oheim, Fürſt Dietrich. Fürſt Dietrich hatte keine Kenntniſſe, aber Einſicht genug, ihren Mangel zu erkennen und kenntnißreiche Männer zu wählen, die ſeinen Mündel vor gleichem Mangel bewahrten, die ſeine geiſtigen Kräfte ausbildeten, zugleich die körperlichen ſtählten, und ihm durch ſtete, ſelbſt harte Uebungen, Sicherheit und Kühnheit gewährten; im Fechten und Schwimmen, im Reiten und Wagenlenken, in jeder ritterlichen und reiſigen Kunſt brachten ſie es dahin, daß er bald ſeine, ja, alle Meiſter ſeiner Zeit überragte. „Bei dem allen", ſagte er ſelbſt in klar bewußter Selbſterkenntniß, „fehlt mir Anmuth und Feinheit, die mir meine Umgebungen nicht mittheilen konnten, weil ſie ſelbſt ſie nicht hatten. Ich blieb in manchen Dingen ungeſchlacht und unmanierlich; erſt in England habe ich mit Meſſer und Gabel umgehen lernen.*) Wohl gerüſtet in allen Künſten des Friedens, hat er nur in den Künſten des Krieges es nie über die Lehrlingszeit und das Lehrlingsgeſchick hinausgebracht. Zwar trat er zeitig ſchon in das Regiment ſeines Vaters, des ſogenannten alten Deſſauers, wurde nach deſſen Tode Inhaber des Regiments, machte unter ſeinem kriegeriſchen Oheim Moritz einige Feldzüge in Böhmen und Sachſen mit, nahm aber nach kurzer Dienſtzeit ſeinen Abſchied für immer aus dem Kriegsdienſte. Friedrich der Große ſah das Zurücktreten aus dem preußiſchen Heere (der ſiebenjährige Krieg hatte eben begonnen) ſehr ungern und behandelte die deſſauiſchen Länder feindſelig; Friedrich Franz vergaß das nie und behielt bei aller Anerkennung der Regentengröße des Königs doch ſtets eine Art von Scheu, ja von Abneigung gegen denſelben. Noch im Jahre 1812, als Friedrich Wilhelm III. ihn in Wörlitz beſuchte, ſagte er zu dieſem: „Sie können glauben, ich habe vor Friedrich dem Großen mehr Furcht gehabt, als ich vor dem Kaiſer habe. Friedrich ließ ſich, wenn er böſe war und etwas argwöhnte, gar nicht bedeuten und beſtand feſt auf ſeinen Kopf. Er war viel hartnäckiger, als Napoleon, und in ſeinen Ausdrücken und in ſeinem Verhalten, wenn er etwas gegen Jemand hatte, ſehr bitter und ungerecht. Der Kaiſer iſt meiſt ſprudelnd und grob, nimmt aber doch zuletzt Raiſon an. Friedrich in ſeinem Unwillen beachtete gar nicht, was man ſagte und ſchrieb. Was er wollte, mußte durchaus geſchehen." Die fortgeſetzten Feindſeligkeiten Friedrichs gegen das kleine wehrloſe Land hörten erſt mit dem Hubertsburger Frieden auf, aber ihre Folgen traten jetzt mit erdrückender Laſt hervor. Es fehlte an Vieh, an Saatkorn zur Beſtellung der Felder, es fehlte an Allem und doch ſollte rückſtändige Kriegscontribution abgetragen werden. Der Fürſt gab ſo lange er hatte, als er nichts mehr hatte, verkaufte er ſein Silbergeſchirr, ſeine Koſtbarkeiten, darunter manch' theures Andenken. Manche Thräne wurde getrocknet, aber er erkannte ſelbſt, daß er nur den augenblicklichen Schmerz linderte, die Krankheit nicht heilte, die lag tiefer; es galt das Unkraut der Unwiſſenheit und Faulheit, der Unordnung und Laſterhaftigkeit auszurotten, es galt den Boden empfänglich zu machen für beſſere Erzeugniſſe, es galt guten Samen zu ſtreuen. Er fühlte den Willen dazu, aber nicht die Einſicht, nicht die Kraft; er ſah ſich um nach Hülfe, aber wohin er den Blick auch wandte, nirgend fand er den rechten Mann. Da traf er im Park von Deſſau einen Reiſenden, einen Herrn von Erdmannsdorf aus Sachſen; ſein Weſen zog ihn an, er

---

*) Nichts iſt ſchwerer zu erlernen, als die gewandte und elegante Handhabung von Meſſer und Gabel, an nichts die feine Sitte und zeitige Gewohnheit daran ſicherer zu erkennen. Ich ſpeiſte einſt an Königlicher Tafel, und ſagte zu meiner Nachbarin, einer Hofdame, ich ſei im langen Umgange mit den unterſten Schichten des Volkes unſicher im Umgangston der höheren geworden, da warf ſie einen raſchen prüfenden Blick auf meine Haltung von Meſſer und Gabel; ſie ſagte nichts, aber in ihren Mienen lag: das brauchſt du nicht zu ſagen, das ſehe ich! Zwar hielt ich nach Vorſchrift das Meſſer in der rechten, die Gabel in der linken, aber ſtatt mit dem Meſſer das Gemüſe auf die Gabel zu legen, was geſtattet iſt, führt ich's in der Zerſtreuung mit dem Meſſer zum Munde, was ihr einen ſolchen Schreck in die Glieder jagte, daß ſie lange Zeit brauchte, um ſich davon zu erholen, längere Zeit, als ich ſelbſt.

ſprach zu ihm, und nach den erſten Worten, die er mit ihm gewechſelt, rief es in ihm, ich habe den Mann gefunden, den ich brauche, o daß er ſich mir anſchließen möchte! Und beide ſchloſſen ſich aneinander. Erdmannsdorf weihete ſich mit ganzer Seele dem Dienſte des Fürſten, er gab ſich ihm ganz hin und forderte nichts, nicht einmal einen Titel; ſein ganzes Streben war das Wohl des Landes, der Ruhm des Fürſten; die Aufgabe, die er ſich geſtellt hatte, war, wie er gegen einen Vertrauten ſich ausſprach, daß ſein fürſtlicher Freund nicht zurückſinke in die Reihe gemeiner Fürſten; denn zwei gefährliche Neigungen lockten bald gewaltiger, bald ſchwächer, aber nie ganz machtlos den Fürſten vom rechten Wege: Jagdluſt und Wolluſt; er ſelbſt nannte dieſelbe nie anders als „böſe Luſt“; aber er wurde ihrer nie ganz Herr, doch gerieth er ebenſowenig ganz unter ihre Herrſchaft; ſeine ſtärkſte Begierde, die immer wieder den Sieg über die anderen davon trug, war die Sehnſucht, ja die Leidenſchaft, ſein Land zu beglücken und zu verſchönern. Er fühlte, daß er der Aufgabe, zu der ein Menſchenleben kaum hinreichte, noch nicht gewachſen war, er erkannte, daß Reiſen, Beobachten, Prüfen, das ſicherſte Mittel ſei, ſich dazu vorzubereiten; er beſuchte deshalb Holland. England, Italien. In Holland beſchäftigte ihn vor Allem der Deichbau, in England die Verfaſſung und die Induſtrie, in Italien die Kunſt, vor Allem die Baukunſt; doch behielt die gothiſche, für die er in England Neigung gefaßt, ſtets ſeine Vorliebe. Aber bei allem Genuß, den die Studien ihm gewährten, bei aller Luſt an der Kunſt, warf er ſich doch dazwiſchen den Genüſſen und Lüſten, die das wilde, ſelbſt wüſte Leben der jungen reichen Engländer ihm darboten, rückſichtslos in die Arme; er ſelbſt ſagt darüber: „Wir trieben es oft recht arg und bis zum Uebermaß. Vornämlich war es die Jagd, welche die Engländer ſo leidenſchaftlich lieben und die auch meine Paſſion war, die mich fortriß und nicht ſelten in Gefahr brachte, Hals und Beine zu brechen; denn aus einem Lehrlinge der tollen Jäger wurde ich bald ihr Meiſter. Wir überließen uns, von ſtarken Getränken erhitzt, den thörichtſten Zeitvertreiben und den unſinnigſten Wagniſſen, ſo daß meine Leute über unſere Poſſen oft in das lauteſte Gelächter ausbrachen, aber auch für mich zitterten und bebten. Dem armen Erdmannsdorf, feiner organiſirt als wir, weniger kräftig und ruhigen Blutes, wurde oft himmelangſt. Er konnte nicht mit uns fort, und doch wollte er um meinetwillen nicht zurückbleiben. Er machte mir ſtets die verdienteſten Vorwürfe und brachte mich am leichteſten dadurch zur Beſinnung, wenn er mir zurief: „Es lebe Deſſau, das einen Fürſten braucht!“ Dies Wort ſchreckte den Fürſten auf. Er kehrte ſchnell, Allen unerwartet, Manchen unerwünſcht nach Deſſau zurück. Aber ſo mächtig dies Wort gewirkt hatte, ſeine Macht reichte nicht aus in einem anderen harten Kampfe. Er liebte mit aller Gluth ſeiner Seele und Sinne ein ſchönes Bürgermädchen, ihr wollte er ganz ſich hingeben, ihr opfern Rang und Herrſchaft, ſeinem Bruder die Regierung überlaſſen, ſich aber ſeiner Neigung: Privatmann werden und für immer nach England überſiedeln. Schon waren alle Anſtalten getroffen, da trat Friedrich der Große dazwiſchen mit der dämoniſchen Macht ſeines Willens, von der Franz ein halbes Jahrhundert ſpäter noch nicht ohne einen gewiſſen Ingrimm ſagte: „was er wollte, mußte durchaus geſchehen.“ Der König lenkte die Wahl des Fürſten auf die Tochter des Markgrafen Heinrich Friedrich von Brandenburg-Schwedt, eine durchaus würdige Wahl. Die Prinzeß war geiſtreich, hochgebildet, tiefen Gemüths, dabei ſchön, königlichen Anſtandes, voll edler Begeiſterung für die hochherzigen Anſichten und Abſichten des Fürſten, und, was dem verarmten Lande zu Gute kam, Erbin großer Güter; ſie beſaß Alles, was ſie zur Gattin eignete. Die Wahl hatte der mächtige König lenken können, über die Neigung hatte er keine Macht; die Prinzeß gewann bald die Achtung des Fürſten, ſeine Neigung gewann ſie nie. Die Verlobung war geſchloſſen, die Vollziehung der Ehe wurde hinausgeſchoben ſo lange als möglich; die freie Zeit zu Reiſen benutzt. Rom, mehr noch Winkelmann in Rom, lockte die hohen Reiſenden mit unwiderſtehlicher Macht.

Mit den Worten: „Ich bin von Deſſau, ich komme nach Rom, um zu lernen, und habe Sie nöthig", trat er in Winkelmanns Zimmer. — Zurückgekehrt von der Reiſe, begann er ſofort ſeine Pläne in's Werk zu ſetzen, einen großen Garten aus ſeinem Lande zu machen. Die Bahn war geebnet. Schon ſein Großvater hatte die Ritterſitze an ſich gekauft, die geiſtlichen Güter durch Austauſch erworben, das ganze Land in eine große zuſammenhängende Domaine verwandelt. Wo irgend einzelne Gerechtſame Hemmung waren oder auch nur künftighin hätten werden können, ſcheute er keine Geldkoſten, ſie wurden durch reiche Entſchädigungen beſeitigt. Seine Gemahlin ging in alle ſeine Ideen ein. Sein Plan war: zuerſt das Nöthige und Nützliche im Leiblichen zu thun und zu fördern, darauf das Geiſtige, Sittliche und Religiöſe und endlich das Schöne in jeder Geſtalt zu fördern. Das Nöthigſte und Nützlichſte, was dem Lande allgemein Noth that, war angeſtrengter Kampf gegen Feuer und Waſſer. Der Regierungsantritt des Fürſten fiel in die Zeit des ſiebenjährigen Krieges. Brandſtiftungen und zufällige Feuersbrünſte gehörten zu den traurigſten Erſcheinungen des Tages. Freches Geſindel von entlaufenen und abgedankten Soldaten, von Zigeunern und anderem loſen Volke trieb ſich auf den Grenzen umher und ſuchte durch Feueranlegen ſeine nächtlichen Einbrüche und Räubereien zu begünſtigen und ſeine Flucht zu decken. Daſſelbe zu verjagen oder einzufangen war ſehr ſchwierig, denn desfallſige Vereinbarungen mit den Nachbarſtaaten fanden nicht ſtatt; auch fehlte es überall an hinreichenden Gefängniſſen und Zuchthäuſern. — Man konnte ſich nur darauf beſchränken, die Dorfwachen zu verſtärken und ihnen eine beſſere Einrichtung zu geben. Dazu kam, daß die Dörfer ſich in einem ſo ſchlechten baulichen Zuſtande befanden, daß der kleinſte Funke leicht zu hellen Flammen auflodern konnte und dann ganze Dörfer augenblicklich in Aſche lagen. Die Feuerlöſchungsanſtalten und Geräthſchaften waren nur unbedeutend und ſchlecht, die Leute in Handhabung der etwa vorhandenen wenig geübt, auch eben nicht geneigt, Andern zu Hülfe zu eilen, da Jeder nur an ſeine eigene Rettung und an den Schutz ſeiner Habe dachte. Da wurden die alten Verordnungen geſchärft und neue gegeben, Brandkaſſen gebildet, Brandmauern aufgeführt, die alten hölzernen Schornſteine niedergeriſſen, und ſtreng darauf gehalten, daß künftig nur maſſive errichtet wurden. Eine Feuerwehr wurde durch das ganze Land gebildet, Löſchgeräthſchaften angeſchafft, die Mannſchaft häufig allarmirt, und in der Anwendung der neuen Mittel geübt. Bei jeder Feuersbrunſt im Lande erſchien der Fürſt ſelbſt, beſtimmte Signale riefen ihn, geſattelte Pferde ſtanden ſtets bereit und wurden ihm ungeheißen zugeführt, wenn die Feuerkunde ihm hinterbracht wurde. Sein belebendes Beiſpiel, ſein Eifer, die Liebe zu ihm, die Furcht vor ihm, ſetzte alles in wetteifernde Bewegung; ſeine bloße Gegenwart wirkte zauberhaft, ſo daß im Lande die Sage ging, er ſei im Beſitz von Zauberworten, durch die er das Feuer beſprechen, es zum Stillſtand bringen, an einen beſtimmten Kreis bannen könne. Einſt wurde in Wörlitz, als er ſich eben im See badete, ein großes Feuer in Deſſau ſignaliſirt und ihm Anzeige gemacht. Ohne ſich abzutrocknen und von dem grünen Schleime, der ſeine Glieder überzogen hatte, zu befreien, kleidete er ſich raſch an, beſtieg das ihm zugeführte Pferd, und legte den Weg von Wörlitz nach Deſſau, wozu man damals zu Fuß gewiß drei Stunden brauchte, in der faſt unglaublich ſchnellen Zeit von eilf Minuten zurück. Das arme Pferd ſtürzte unter ihm zuſammen, er aber ſtand als Rettungsmann mitten unter den Seinigen, die auf ihn harrten. Dieſe waren bei ſolchen Gelegenheiten ſo an ihn und ſeine Befehle gewöhnt, daß ſie kaum und nur ungern einem Andern gehorchten. Sie warteten lieber, ſahen ſich ängſtlich nach ihm um, wurden ungeduldig. Wenn er aber dann da war, ſo waren ſie auch alle bei der Hand, rüſtig, munter und unverzagt. Er hätte ſie ins Feuer jagen können. Bei einem noch nicht zum Ausbruch gekommenen Feuer in Deſſau auf dem Sande hatten ſich die Bürger auf einem freien Platz verſammelt. Nur Er fehlte noch und ohne Ihn konnten und wollten ſie nichts thun. Spritzen, Sturmfäſſer, Leitern waren in Bereitſchaft. Da nahm ſich eine Militairperſon heraus, die Bürger zu treiben, barſch anzufahren und ihnen ſogar zu drohen. Sie lachten Anfangs. Doch der Mann wurde heftiger und ungebärdig. Nun wurden ſie wild und wollten ihn vom Pferde werfen. Er mußte ausreißen. Jetzt erſchien der Fürſt. Alle wurden ruhig; Jeder eilte an ſeinen Poſten und horchte auf ſeine Stimme, Einer drängte den Andern an die Arbeit zu gehen und anzugreifen. Bei dieſer Feuersbrunſt war dem hochbejahrten Tiſchler Strömer ein brennender Balken auf den Arm gefallen, und man war nicht im Stande geweſen, den unglücklichen Mann hervorzuziehen. Ein entſchloſſener Zimmergeſell hatte ihm den Arm bei der Schulter abgehauen, um ihn nicht lebendig verbrennen zu laſſen. Der Mann aber ſtarb bald darauf an Verblutung. Der Fürſt ließ ſeinen Leichnam auf dem neuen Begräbnißplatze feierlich in eins der eben fertig gewordenen Gewölbe beiſetzen und folgende Inſchrift zu Ehren des Mannes, dem ſie galt, Andern zur Ermunterung, über dem Eingang zur Gruft anbringen: „A. F. D. Stömer, geboren den 15. März 1714, ehrbarer Meiſter des Tiſchlerhandwerks, eilte, als am 18. Oktober 1787 die Feuersbrunſt hinter dem Rathhauſe ausbrach, obgleich alt und ſchwach, dennoch zur Hülfe herbei, und verlor ſein Leben in der edlen Beſchäftigung, Anderen zu dienen. Gewiß ein glücklicher Hintritt! Sein Nahmen ſei in Ehren und ſanft ruhe die Aſche dieſes treuen Mitbürgers!"

In kürzerer Zeit, als der Fürſt ſelbſt erwartet hatte, wurden die Feuersbrünſte ſeltener, bald wurden ſie zur Seltenheit. Hartnäckiger und langwieriger war der Kampf mit dem Waſſer, den der Fürſt zu beſtehen hatte. Elbe und Mulde traten faſt jährlich, oft mehr als einmal, über die Ufer, überſchwemmten die Niederungen und verdarben die Straßen. Der Fürſt Leopold hatte bereits für Dämme geſorgt, allein ſie waren nicht hinlänglich und ſtanden, worauf Alles ankam, weder unter ſich, noch mit den benachbarten ſächſiſchen Dämmen in Verband. Fürſt Franz entwarf zuvörderſt mit Erdmannsdorf einen umfaſſenden Deichverbindungsplan, wobei der nachherige Förſter Wöpke nicht ungefragt blieb, und der allmälig zu Stande kam. Die Dämme wurden verſtärkt und erhöht, an gewiſſen Stellen Schutzhügel aufgefahren, von Entfernung zu Entfernung Schuppen, meiſt in augenfälliger und bedeutſamer Bauart, wie z. B. der bei Rehſen, errichtet, worin die zum Dammbau und Dammſchutz erforderlichen Utenſilien, als Karren, Faſchinen, Bretter, Pfähle und dergleichen aufbewahrt wurden, welche immer tüchtig und vorräthig waren, und zu anderen Arbeiten nicht gebraucht werden durften, auch beſondere Leute angeſtellt, welche die Maulwürfe von den Dämmen wegfangen mußten, was in andern Elbgegenden meiſt ſo ſehr verabſäumt wird. Hierauf erſchien eine zweckmäßige Wallordnung, in welcher den Ober- wie den Unterbeamten, Handarbeitern und Gemeinden ihre Poſten, die ſie bei großem Waſſer einzunehmen hatten, angewieſen waren, und Jedem genau und umſtändlich vorgeſchrieben war, worauf er zu achten, und was er zu thun habe. Der Fürſt leitete, meiſt von Wörlitz aus, das Ganze; reitende Boten, wozu die Herren von der Jägerei gebraucht wurden, brachten ihm Meldungen und erhielten weitere Verhaltungsbefehle; wo die Gefahr am größten war, fand er ſich perſönlich ein und ordnete an; denn er hatte die ganze Lage der Dinge im Kopfe und wußte ſtets das Rechte zu treffen. Die Correſpondenz, welche bei ſolchen Gelegenheiten der Förſter Wöpke mit dem Fürſten führte, gewährt wegen ihrer ſtiliſtiſchen Eigenthümlichkeiten, Kraftausdrücke und Flüche eine köſtliche Lectüre, und zeigt, mit welcher Freimüthigkeit und Sicherheit ein erfahrener, practiſcher Diener ſeinem fürſtlichen, eben ſo erfahrenen Dirigenten Vorſchläge thut und Einwendungen macht, von ihm Befehle einholt und Hülfe verlangt. Hier eine Probe: „Unterthänigſter Waſſerbericht. Durchlaucht! ich kann, Gott ſtraf mir, das Waſſer nicht länger halten, und wenn ſie mich nicht zu Hülfe kommen, ſo laß ich's, hol' mich der Teufel, loſen zur Schockſchwerenoth." Freilich mußte auch der Fürſt zuweilen laufen laſſen, weil keine menſchliche Kraft vermochte, „die freie Macht der Natur" zu überwältigen, das geſchah namentlich im Jahre 1770. Die Elbe wuchs plötzlich und erreichte eine unerhörte Höhe, überſtieg und durchbrach ſtellenweiſe die noch friſchen Dämme, und überſchemmte Meilen weit die Umgegend von Wörlitz. Auch der Park, mit deſſen Anlegung man eben beſchäftigt war, ward überfluthet, denn an ſeinem öſtlichen Ende geſchah der ſtärkſte Dammbruch, die jungen Pflanzungen wurden vernichtet, und die friſch gepflanzten fremden Bäume und Geſträuche mit fortgeriſſen. Dies Schickſal hatte auch ein Plantanus, damals noch ein ſeltener Baum in Deutſchland. Der Fürſt, der ihn nicht miſſen wollte, beſtieg ſofort, ohne auf die Gefahr zu achten, mit ſeinem Gärtner einen Kahn, ein geſchickter Fiſcher mußte fahren, und ſo wurde dem Flüchtling nachgeſetzt, den man auch, eine gute Stunde von ſeinem Standort, am Ende der Grieſenſchen Wieſen, wiederfing. Das iſt der herrliche Plantanus, im Parke der ſchönſte, welcher noch jetzt ſo maleriſch das Nymphaeum beſchattet, und ſeine Zweige bis auf die Oberfläche des Sees niederſenkt. Die meiſte Waſſersnoth und Gefahr brach immer von der ſächſiſchen Grenze herein, wo die Dämme ſchlecht angelegt waren und noch ſchlechter unterhalten wurden.

Das namenloſe Unglück, wovon in jenen Jahren, die man die großen Waſſerjahre nennt, das Land heimgeſucht wurde, wo Wieſen, Felder und Hütungen theils verſchlemmt, theils Ellen hoch verſandet waren, wo der Landmann nicht ſäen, und weder ſich noch ſein Vieh ernähren konnte, wo eine Theuerung aller Lebensmittel einbrach, die bis zur Hungersnoth ſtieg, gab dem Fürſten Antrieb und Gelegenheit, nicht nur ſeine Bau- und Gartenunternehmungen ſchneller, als ſonſt geſchehen ſein würde, zu fördern, ſondern auch als Wohlthäter und Ernährer ſeiner in die bitterſte Armuth verſunkenen Unterthanen aufzutreten. Schon im Jahre 1768 hatte der Fürſt ſich Wörlitz, einen unanſehnlichen Ort, den jeder Reiſende gern vermied, und wo nur ein altes Jagdhaus (das gelbe Haus) ſtand, zum Landſitz erwählt. Hier ſollten Schloß und Park zugleich in Angriff genommen, und durch alle Künſte, in welchen der Fürſt ſich zur Meiſterſchaft emporgeſchwungen hatte, verherrlicht werden. Die ſchönen Eichenwaldungen, welche den Ort umgaben, die grünen Wieſenflächen, die ſich an ihm hinziehen, der ſpiegelhelle See, der ihn umſpült, das hohe Ufer, das auf der Südſeite ihn begrenzt, das Alles ſchien vortrefflich geeignet, der Wohnſitz eines Mannes zu werden, der Natur und Kunſt über Alles liebte, und im Genuſſe häuslicher Freuden, im Umgange mit Gleichgeſinnten und wohlwollenden Freunden, die Wiſſenſchaft pflegend, den Regierungsgeſchäften im Stillen nachdenkend, ſeine Tage verleben wollte. Den Plan zum Schloſſe entwarf Erdmannsdorf, den zum Park der Fürſt ſelbſt mit ſeinem kunſtverſtändigen Gärtner Schoch. Am 3. April 1769 legte er mit ſeiner Gemahlin und mit Erdmannsdorf, der hier ſein Meiſterſtück machte, den Grundſtein zum Schloſſe, das den 22. März 1773 vollendet ward. Die Ueberſchwemmung, welche eingebrochen war, hinderte die Bauten nicht, beſchleunigte ſie vielmehr. An Arbeitern fehlte es nicht; von allen Seiten drängten ſie herbei. Der Fürſt ſtellte alle an, Männer, Weiber und Kinder. Da ſaß die Fürſtin nicht ſelten auf einem der aufgefahrenen Hügel, mit weiblicher Arbeit beſchäftigt, ein Körbchen neben ſich, worin Kupfermünze befindlich war. Der Fürſt ſtand neben ihr und ordnete die junge Schaar und wies ſie an. So oft Einer von ihnen vorbeikam, reichte ihm die Fürſtin einen Dreier. Das reizte die Kinder und machte ihnen Luſt zur Arbeit. So ſetzte der Fürſt Alle in Bewegung und ruhete nicht, bis die verwüſtete Umgegend mit ihren Ländereien, Alleen und Plantagen wieder in den blühendſten Zuſtand geſetzt war. Die Dämme, Wege und Brücken waren nach einigen Jahren vollkommen wiederhergeſtellt. Kanäle wurden gegraben, Inſeln bepflanzt und geſchmückt, und Alles wie neu geſchaffen und verſchönert. Der Park erhielt von der Zeit an größere Ausdehnung und ſeine jetzige Geſtalt. Auf ihn verwendete der Fürſt von nun an alle Sorgfalt und allen Fleiß; es entſtand ein neues, ſchönes Bauwerk nach dem andern, in jedem Jahre wurde man durch eine neue Veränderung, durch ein neues

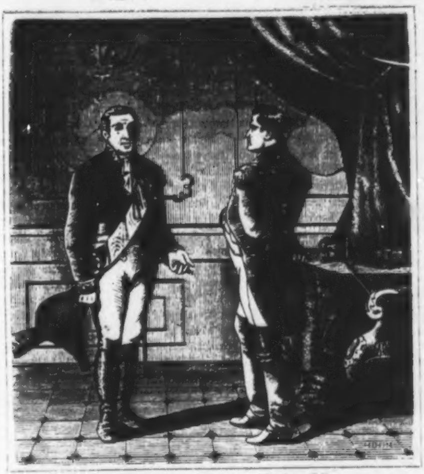
Gebilde der Kunſt überraſcht. Der Garten zu Wörlitz erlangte bald den allgemeinſten Ruf, in ganz Deutſchland ſprach man von ihm; Fremde ſtrömten herbei, ergingen ſich ungeſtört in ihm und bewunderten den Geſchmack ſeines Gründers, der das Schöne mit dem Nützlichen, die Natur mit der Kunſt ſo reizend zu verbinden wußte. Das ganze Land wurde zuletzt in den großartigſten Park umgeſchaffen, der keine anderen als die natürlichen Landesgrenzen hatte, zu dem man von allen Seiten kommen konnte, und wo der Beſchauer bald durch kräftige Waldungen, worin Wild aller Art umherirrte, bald über endloſe Wieſenflächen, bald neben ſchattigen Hainen und lieblichen Baumgruppen wandelt, ſich ihm hier Ausſichten auf den mächtigen Strom öffnen, den die Schifffahrt belebt, dort ſeinen Blick auf größere und kleinere, immer zierliche Gebäude, Tempel, Statuen, Denkmäler zieht, die ihn an Griechenland und Rom erinnern, oder an das bauverſtändige Mittelalter. Aber ehe es dahin kam, mußte das Land nicht allein vor den Ein- und Ueberfällen feindlicher Elemente, es mußte vor den Ein- und Ueberfällen feindlicher Menſchen ſicher geſtellt werden, die von zwei Seiten, vom Auslande und vom Inlande her, die friedlichen Bewohner bedrohten. Der Krieg war durch den Friedensſchluß beendet, aber ſeine Folgen waren es nicht; ja der Krieg ſelbſt dauerte noch fort, der Krieg der Beſitzloſen — nicht nur gegen die Beſitzer, der Krieg der Bettler unter einander. Die plötzliche Ermäßigung der Heere hatte eine große Menge verabſchiedeter Krieger zu heimathloſen Umhertreibern gemacht; anhaltend naſſe, unfruchtbare Jahre hatten Mißwachs und Hungersnoth erzeugt; Schaaren von Arbeitsloſen und Arbeitsſcheuen kannten und ſuchten keinen andern Erwerb, als den das Betteln ihnen gewährte. Nicht bloß die einheimiſchen Bettler, ſondern auch die fremden, welche von allen Seiten das Ländchen überſchwemmten und nicht ſelten mit jenen ins Handgemenge geriethen, durchzogen in frechen Schaaren Städte und Dörfer und belagerten die Thüren der Reichen und etwa noch Bemittelten, welche ſich förmlich vor ihnen verſchanzen mußten. Die armen Leute aus den Städten und auf dem Lande waren überhaupt ganz muthlos, völlig gleichgültig gegen das elende Leben und unverſchämt oft bis zur Frechheit. Viele von denjenigen, welche noch Etwas beſaßen und im Kriege gewonnen hatten, ergaben ſich dem Trunke und der gemeinſten Schlemmerei, bis der Beutel leer war; Andere, welche nichts mit in die Welt gebracht hatten als geſunde Glieder, wurden bei ihrer natürlichen Trägheit arbeitsſcheu und faul, weil der Lohn für Arbeit nur gering war, und ſchloſſen ſich lieber als Helfershelfer den Verwegenen an, die, auf den Grenzen lagernd, in den dichten Wäldern verborgen und von den Bewohnern einzeln liegender Häuſer jederzeit wohl aufgenommen, bei Feuersbrünſten, die damals faſt täglich ſich ereigneten, durch nächtliche Einbrüche und räuberiſche Ueberfälle das öffentliche wie das Privatvermögen angriffen und davon ſchleppten. Es gab ſogar viele ſonſt fleißige und nüchterne Handwerker, die ſich nicht ſchämten, denn ſie waren gezwungen, Sonntags mit den Ihrigen auf's Land zu gehen, und in den Dörfern zuſammenzubetteln, wovon ſie ſich und die Ihrigen in den Wochentagen kümmerlich ernähren wollten. Arme Wittwen und Greiſe, Kranke und Gebrechliche, fremde wie einheimiſche, waren gänzlich ihrem Schickſal Preis gegeben; um ſie kümmerte ſich faſt keine Behörde und kein Menſch, wenn nicht etwa einige reiche Familien in der Stadt ſich ihrer annahmen und für ihre Pflege Sorge trugen. Denn ein Kranken- und Verſorgungshaus für dergleichen Fremde gab es nicht, und die einheimiſchen Wittwen, Gebrechlichen und Betagten, welche etwa in das Stift zum heiligen Geiſt, oder in das St. Georgen-Hoſpital, oder in das Wittwen- und Verſorgungshaus zu Oranienbaum untergebracht werden konnten, mußten theils Bedingungen eingehen, die nicht Jeder erfüllen konnte, theils oft wegen Mangels an Raum Jahre lang warten, bevor ſie aufgenommen werden konnten. Mit dem Bettelweſen ſah es noch viel ärger aus. Es war in Deſſau von ſo eigenthümlicher und widerlicher Beſchaffenheit, daß man ſich jetzt kaum noch eine richtige Vorſtellung davon machen und nicht begreifen kann, wie es ſo lange hat geduldet werden können. Die Bettler zerfielen in zwei Rotten, in Stadtbettler, welche die Erlaubniß hatten, an gewiſſen Tagen in der Woche vor die Häuſer beſtimmter Familien und reicher Leute zu kommen, um Almoſen in Empfang zu nehmen, und in fremde Bettler, Vagabunden, Zigeuner, Handwerksburſchen, welchen das Anſprechen nirgend geſtattet war, und die ſich mit dem, was ſie etwa aus einer Vagabundenkaſſe und von ihren Zunftgenoſſen empfingen, begnügen ſollten. Es kam oft unter beiden zu lächerlichen Auftritten, aber auch zu Straßentumulten und blutigen Raufereien, wodurch allein ſchon den begüterten Einwohnern, und nicht etwa wegen der kleinen Gabe, wodurch ſie ſich der ſchlechten Münze entledigten, das ganze Bettelweſen hätte läſtig und verhaßt werden müſſen. Greiſe und Kinder, Männer und Weiber, Geſunde und Kranke thaten ſich an gewiſſen Tagen zuſammen und zogen, den damals einzigen Bettelvogt an der Spitze, durch die Straßen vor die Häuſer mitleidiger und begüterter Einwohner, die ihnen aus den Fenſtern, denn durch die Thüren durfte man ſie nicht eindringen laſſen, ſchlechte Pfennige, oder ein Stück ſchwarzes Brod zuwarfen, wobei der Bettelvogt, der zuletzt auch ſeine Gabe empfing, Ruhe und Ordnung halten mußte; denn es fielen oft genug Raufereien unter ihnen vor. Daß dadurch der Faulheit, Arbeitsſcheu, Gierigkeit und Dieberei Vorſchub gethan wurde, leidet keinen Zweifel. Mehr Noth und Skandal verurſachten aber die fremden Bettler, mit welchen die Straßenjungen und Stadtmüßiggänger gewöhnlich gemeinſchaftliche Sache gegen den Bettelvogt machten, ihnen beiſtanden und durchhalfen. Dieſe trieb der Bettelvogt mit ſeiner ellenlangen Hetzpeitſche unter Geſchrei und Toben der Jungen und Verhöhnen der Erwachſenen in den Straßen umher und gerieth oft mit ihnen in blutigen Kampf; wenn er dann endlich einen oder den andern ſolcher Unglücklichen niedergehauen und erwiſcht hatte, ſo führte er ſie in das Zuchthaus ab, wo ſie durchgeprügelt, bei Waſſer und Brod eingeſperrt und am andern Morgen zum Thore hinausgewieſen wurden. Die Folgen ſolcher Behandlung blieben ſelten aus. Die Vertriebenen rächten ſich an den Obſtbäumen, die ſie beſchädigten, oft zu Hunderten umbrachen, ſowie an den öffentlichen Denkmälern und Gebäuden, die ſie verſtümmelten und beſchmutzten, und trieben ſonſt noch allerlei Unfug bis über das Weichbild der Stadt hinaus. Es würde intereſſant und lehrreich ſein, aber bei weitem über den Umfang dieſer Blätter hinausgehen, ſollte auch nur annähernd ausgeführt werden, was der Fürſt gethan, um dieſem Unweſen zu ſteuern. Er machte die Erfahrung, die nach ihm Viele, und die Wohlwollenden am häufigſten machen, daß durch Wohlthaten dem Betteln nicht gewehrt, daß es gemehrt wird. Nach vielen bittren Erfahrungen kam er endlich zu dem nothgedrungenen Entſchluß, nur an ganz Arbeitsunfähige zu ſchenken, von allen irgend Arbeitsfähigen, die Unterſtützung verlangten, mit Strenge zu fordern, daß ſie dafür Arbeit leiſteten. Da blieben neun Zehntheile fort, viele mieden das Land und verſuchten in den Nachbarſtaaten, wo man weniger ſtreng verfuhr, ihr faules, arbeitsſcheues Leben fortzuſetzen. Jetzt erſt vermochte er der Wittwen und Waiſen, welche von den fürſtlichen Dienern, Beamten und Geiſtlichen hinterlaſſen worden, ſich anzunehmen. Er bildete eine eigene Wittwen- und Waiſenkaſſe für ſie, gab zu den geringen Beiträgen, welche die Lebenden für die Verſorgung der Hinterbliebenen zahlen mußten, bedeutenden Zuſchuß aus eigner Kaſſe, und nahm dem Erbprinzen das Verſprechen ab, dieſen Zuſchuß fortzuſetzen, ſobald er zur Regierung gelangt ſein würde. Wie gegen den Schmutz der Geſellſchaft kämpfte er gegen den Schmutz in den Straßen; Ordnung und Reinlichkeit erſchienen ihm die Hauptträger des Menſchen. Er übte da eine Strenge, die den Unordentlichen ſehr unbequem, den Ordnungsliebenden aber eine Wohlthat erſchien; Deſſau wurde bald durch ſeine Reinlichkeit Muſterſtadt, doch verfuhr er bei aller Strenge mit der Schonung des Hausrechts, die er in England gelernt hatte. Er ſagte: „In den Häuſern, etwa mit Ausnahme der Gaſthäuſer, muß man die Bürger nicht beläſtigen. Wohlgeſinnte Bürger, wenn ſie ſehen, daß die Polizei für die Reinlichkeit Sorge trägt, ahmen bald nach; denn ſie befinden ſich ja wohl dabei. Man muß in allen Fällen mit einem guten Beiſpiel vorangehen und nie ſäumig werden.“ In der Landwirthſchaft, Baum- und Obſtcultur ging er überall mit gutem Beiſpiel voran. Vervollkommnung des Landbaues durch freie Hände und in Grundſtücken von geringerem Umfange war ſein leitender Grundſatz. „Mir iſt,“ ſagte er, „ein wohlhabender Bauer lieber als zehn reiche Pächter.“ Nicht minder ſorgte er dafür, Handel und Handwerk, Fabrik- und Kunſterzeugniſſe zu heben, und dadurch ſein Ländchen unabhängig zu machen von Leipzig und Magdeburg. Bei ſeinen Bauten und Verſchönerungen beſchäftigte er vorzugsweiſe Landeskinder, und erzeugte in ihnen einen Wetteifer, der in Kurzem überraſchende Erfolge hervorrief.

Bald war das Materielle ſo weit vorgeſchritten, daß er für den geiſtigen Fortſchritt, für Erziehungs- und Unterrichtsweſen ſorgen durfte. Hier mußte Alles von Grund aus neu gebaut werden. Es war wenig Gutes vorhanden geweſen, der ſiebenjährige Krieg und ſeine Folgen hatten das Wenige zerſtört. Unwiſſenheit und Rohheit herrſchten in allen Ständen. Fluchen und Schwören, Läſtern und Toben hörte man auf den Gaſſen, in den Wirthshäuſern, ſelbſt in den ſogenannten beſten Geſellſchaften. Trunkſucht, Unſlätherei, Ausbrüche der gemeinſten Sinnlichkeit, der frechſten Rohheit waren ſo ſehr an der Tagesordnung, daß Ausländer, die nach Deſſau kamen, erſchrocken ſich abwandten, und Scheu fühlten wieder zu nahen. Die beſten Inländer zogen ſich in das Innere ihrer Häuſer zurück, vermieden ängſtlich jede Berührung mit ihren Mitbürgern, und ſchickten ihre Kinder in’s Ausland, um dort eine Bildung zu erwerben, für die im Vaterlande keine Gelegenheit geboten war. Das Gymnaſium bereitete zwar nothdürftig für die Univerſität vor, doch herrſchte auf ihm ein Ton der Gemeinheit, ein Mangel aller feinen Sitte, daß wer irgend Sinn dafür hatte ſich nicht entſchließen konnte, ſeine Söhne ihm anzuvertrauen. Noch ſchlimmer ſtand es mit den andern Schulen. Bürgerſöhne lernten kaum leſen, wer Schreiben und Rechnen lernen wollte, mußte es durch Privatunterricht zu erlernen ſuchen. Von Unterweiſung und Erziehung des weiblichen Geſchlechts war gar nicht die Rede. Die Mädchen, hieß es, brauchen nichts zu lernen, ſie kriegen doch Männer. Ein alter Leinewebermeiſter hielt eine ſogenannte Mädchenſchule, an der auch kleine Knaben Theil nahmen — eine Höhle von Schmutz, Brantweindunſt und Ungeziefer! Um die Landſchule ſtand es, wie man ſich denken kann, eben ſo ſchlecht. Abgedankte Soldaten, ausgediente Bediente und Handwerker, die ſich von ihrer Hände Arbeit nicht ernähren konnten, machten hier die Schulmeiſter. Der Fürſt erkannte die tiefe Erniedrigung des Schulweſens, erkannte, daß ohne deſſen Hebung alle materielle Wohlfahrt kaum erreichbar, und wenn erreicht, doch werthlos ſei; er ſah ſich in Deutſchland nach Hülfe, nach dem rechten Mann um, und glaubte ihn in Baſedow zu finden, der in Altona Aufſehen erregte; er berief ihn nach Deſſau, ſtellte ihn an die Spitze des neu gegründeten Philanthropins, gab ihm ausgedehnte Vollmacht und glänzende Mittel, gab alles Geforderte freigebig aber — nicht freudig. Die fürſtlichen Befürchtungen beſtätigten ſich bald genug; zwar führten die laut ausposaunten Verheißungen der neuen Anſtalt Anfangs Zöglinge aus ganz Deutſchland, aus Dänemark, Rußland, Frankreich, Portugal zu, aber Baſedow war der Mann nicht, der ſeinen ſchnell entſtandenen Ruf bewahren, der das gleißneriſche Anſehen der Anſtalt zu halten vermochte. Seine Herrſchſucht und Unverträglichkeit, ſeine Grobheit gegen ſeine Mitarbeiter, die bis zur öffentlichen Prügelei ausartete, brachte ihn und die Lehrer um das Anſehen bei den Schülern, und beide um alle Arbeitsluſt. Vergeblich bat, mahnte, zürnte der Fürſt; das Anſehen und die Frequenz der Anſtalt ſank immer tiefer. Da ſchickte Göthe den Dr. Kaufmann, den Lavater dringend an ihn empfohlen und der ihm im höchſten Grade unbequem geworden war, nach Deſſau, damit dies Univerſalgenie das tief geſunkene Anſehen des Philanthropins heben ſolle. Probſt Reil, der damals in Deſſau lebte, ſagte von Kaufmann: er war großſprecheriſch, hinterliſtig, den

Weiblein gefährlich, dabei roh und unflätig (Göthe ſelbſt nannte ihn einen Lump), machte ſich bei Hofe wie in der Stadt bald höchſt lächerlich und verächtlich. In grüner Friesjacke und eben ſolchen Hoſen, die Bruſt nackt, mit mähnenartig flatternden Haaren und einem gewaltigen Knotenſtock in der Hand, kam er ſogar in der Fürſtin Zimmer und an des Fürſten Tafel. Ich erinnere mich noch recht wohl, ihn in dieſem Aufzuge, an der Spitze der Philanthropiniſten, auf der alten Deſſauer Muldebrücke geſehen zu haben. Ich ſtaunte ihn wie ein wildes Thier an und hielt ihn für einen Lappländer, den man habe kommen laſſen, den jungen Leuten das Schlittſchuhlaufen zu lehren. Der Fürſt hatte lange Geduld mit ihm, nicht ſo lange des Fürſten Bruder und Erdmannsdorf; beide erklärten, wenn er nicht ginge, gingen ſie. Aber er ging nicht. Der Fürſt mußte ihn endlich vor die Thür ſetzen. Nicht viel beſſer ging es ihm mit Baſedow und ſpäter mit deſſen Nachfolgern; er war zuletzt genöthigt das ganze Philanthropin aufzulöſen, und die Dirigenten und Lehrer mit ſchweren Penſionen zu entlaſſen. Wichtiger und von glücklicherem Erfolge waren ſeine Bemühungen um Stadt- und Landſchulen. Der menſchenfreundliche viel erfahrene Domherr von Rochow in Rekahn wurde darin ſein Vorbild. Er ſtiftete in Wörlitz ein Seminar, eins der erſten in ganz Deutſchland, worin tüchtige Lehrer gebildet wurden; er baute zweckmäßige freundliche Schulhäuſer, und dotirte die Schulen auskömmlich, ja reichlich, keine Stelle eines Landſchullehrers durfte unter hundert Thaler dotirt ſein, und doch hatte das Geld damals einen doppelt höheren Werth als heut. Es gab kaum eine Schule in der Stadt wie auf dem Lande, die er nicht perſönlich beſuchte, deren Unterricht er nicht beigewohnt hätte, gewöhnlich traf er ganz unerwartet ein, und verlangte von den Lehrern, daß ſie ſich benähmen als wäre er gar nicht anweſend. Da achtete er auf Alles, nickte denen, die es gut gemacht, Lehrern wie Schülern, Beifall zu, ermuthigte den Aengſtlichen, war mild, freundlich gegen alle, und theilte ſpäter in Conferenzen ſeine billigenden oder mißbilligenden Beobachtungen mit. Es wurde ihm geſchenkt reiche Früchte ſeines unausgeſetzten Strebens zu erleben. Die Deſſauer Schulen, die Bildung der Bürger und Bauern, behielten einen vortheilhaften wohlverdienten Ruf, der ſich über die deutſchen Gränzen hinaus verbreitete. Mehr Schwierigkeiten fand der wohlwollende Fürſt bei ſeinen Beſtrebungen den geiſtlichen Stand zu heben. Der Fürſt fand die Geiſtlichen ſeines Landes, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, in einer Verfaſſung, in der er ſie zu Volkserziehern in obigem Sinne nimmermehr gebrauchen konnte. Sie waren faſt ebenſo unwiſſend, abergläubig, roh und gemeinen Weſens und Strebens als die Bauern, deren Führer und Seelenhirten ſie ſein ſollten. Sie verachteten gediegene Wiſſenſchaft und die ſchönen Künſte und begnügten ſich mit dem wenigen Wiſſen, das ſie von der Univerſität in ihren Heften mit in die Heimath gebracht hatten. Ja Viele haßten die Aufklärung, die er begünſtigte, und den Fortſchritt, welchem er die Bahn öffnete. Es ſchien ihm unmöglich, mit ihnen etwas auszurichten und durch ſie und ihre Vermittelung Sein Volk zu erheben und aus dem ſittlichen Verderben zu retten. — Das Alles lag ihm ſchwer auf dem Herzen, noch ſchwerer die Frage, wie hier am ſicherſten zu helfen ſei. Er ließ mehrere Jahre hingehen, ehe er etwas that, er rechnete auf den damaligen Zeitgeiſt, der auch die Geiſtlichen ergreifen, aufwecken, aufſchrecken und in ihnen die Sehnſucht nach Verbeſſerung ihres Zuſtandes rege machen würde. Dieſem Strom des beſten Geiſtes mußte ein Flußbett, eine Bahn, angewieſen werden, er fand ihn ſehr glücklich in der Stiftung eines Vereins, der die Geiſtlichen und Candidaten des Landes untereinander verband, ſie zum Austauſch ihrer Anſichten zur Beſprechung über Seelſorge und wiſſenſchaftliche Forſchung veranlaſſen und treiben ſollte. Der Erfolg war über Erwarten günſtig. Doch begnügte er ſich nicht dabei. Er baute Kirchen, verſchönerte die vorhandenen und ſorgte ebenſo eifrig als umſichtig für die Einführung guter Geſangbücher. Jetzt endlich konnte er ſeiner Neigung ſich hingeben und für die Verſchönerung des Landes, für die Aufführung von Bauten ſorgen, wie ſie ſchon ſeit Jahren ihm im Sinn gelegen. Für die Macht ſeiner Selbſtbeherrſchung ſpricht mehr als ein oberflächlicher Blick es erkennt, daß er, ausgerüſtet mit allen Mitteln ſeiner Hauptneigung nachzukommen, ſich dennoch die Ausführung lang gehegter Lieblingsentwürfe ſo lange verſagte, bis das erreicht war, was für das Wohl Anderer wichtig und unerläßlich ihm ſchien. Mit deſto fröhlicherem Muthe gab er jetzt der Ausführung ſeiner Pläne ſich hin. Die Anlagen in und um Deſſau und Wörlitz, die Gebäude hier und an anderen Orten, das ganze Land zeugen von dem was und wie der Fürſt geſchaffen. Dieſe Anlagen wurden damals mit dummen Erſtaunen von der Menge geprieſen, und ſelbſt von Auserwählten mit der Liebe, die ſich gern von Vorliebe zur Ueberſchätzung hinreißen läßt, ſie wurden damals als Wunderwerke geprieſen, während ſie in der Gegenwart mit vornehmer Geringſchätzung als eine Rumpelkammer zuſammengewürfelter Raritäten beſpöttelt werden. Der einzige Nüchterne blieb ihr Schöpfer. Der Herzog erkannte und bekannte, daß er zu viel gethan, daß er Unerreichbares gewollt, daß er Manches, das für die Phantaſie zauberhaft, in der Wirklichkeit dargeſtellt kleinlich und ohne Wirkung ſei, mit großem Koſtenaufwand hergeſtellt, und ſeinen Zweck verfehlt habe. Keiner beurtheilte, bei aller Freude am Gelingen, das Mißlingen ſtrenger als er ſelbſt. Aber auch beim ſtrengſten Maaßſtabe, den die Kritik anlegt, bleibt in ſeinen Schöpfungen viel Anerkennenswerthes; viel Schönes für alle Zeiten. Er gab damals den Anlaß, und manch' ſchöne Frucht iſt aus der Saat entſproſſen, die er geſät. Das Schönſte von ſeinen Schöpfungen bleiben nicht ſeine Bauten, ſeine Kunſtſchätze, das Schönſte bleibt das ganze Land, das er aus einer ſchmutzigen, wüſten Wirthſchaft in einen Garten umgewandelt, in dem jeden, der hineintritt, das Gefühl erfaßt: hier iſt gut ſein. Mitten in den Segen hinein, den er brachte und empfand, wehte der Gluthhauch von Weſten her durch ſein Land. Daß er nicht verzehrend und verheerend wie in den Nachbarſtaaten wüthete, daß er mit milderem Wehen über die ſorgſam gepflegten Wälder und Felder ſich verbreitete, war des Herzogs Verdienſt.

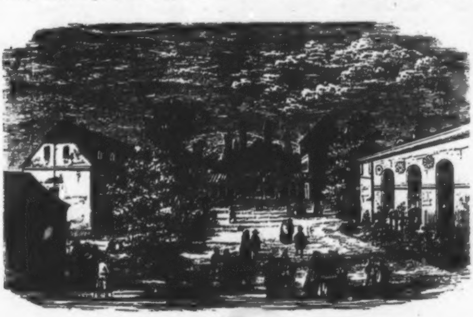
Am 18. October 1806 kam Napoleon nach Deſſau, der Fürſt empfing ihn in großer Uniform, den ſchwarzen Adlerorden auf der Bruſt. In der Nähe ſtand der Fürſt von Cöthen und ließ um Audienz bitten. Napoleon antwortete abſtoßend: er habe Geſchäfte. Darauf wandte er ſich an den Fürſten von Deſſau und fragte barſch: „Haben Sie ein Kontingent zur preußiſchen Armee geſtellt?“ — „Nein!“ war die Antwort des Fürſten. — „Und warum nicht?“ — „Weil man es nicht verlangt hat.“ — „Wenn man es aber verlangt hätte?“ — „So würde ich es geſtellt haben,“ erwiederte ruhig der Fürſt, ſetzte aber eben ſo beſonnen als kühn hinzu: „Ew. Majeſtät kennen ja das Recht des Stärkeren.“ Napoleon, Anfangs ſo barſch, wurde nach dieſer erſten kurzen Unterredung milder, heiterer und von der einnehmendſten Freundlichkeit, er ſcherzte mit dem Fürſten über gewiſſe Verhältniſſe, als wenn er ſchon längſt mit ihm bekannt geweſen wäre, und lud ihn zuletzt ein, zu ihm nach Paris zu kommen, wo der Fürſt ganz ungenirt leben, mit ihm auf dem Lande wohnen ſollte, wo ſie fleißig mit einander jagen wollten. Beim Abſchiede ſagte der Kaiſer noch: „Kann ich mit irgend etwas dem Fürſten von Deſſau nützlich ſein, ſo wünſche ich es auf der Stelle zu erfahren, denn ich habe Geſchäfte.“ — Der Fürſt erwiederte: „Ich für meine Perſon bedarf nichts; aber um Schonung meiner armen Unterthanen bitt' ich; denn ſie ſind alle meine Kinder.“ — Der Kaiſer gab Berthier einen Wink, und alle Forderungen wurden ſogleich zurückgenommen, jede Art von Gewaltthätigkeit ſtreng unterſagt und das Land für neutral erklärt. Wörlitz und andere Anlagen und Gebäude, ſowie einige Domainen erhielten Schutzwachen. Die Deſſauer glaubten, ihr Fürſt habe Napoleon imponirt. Aber Napoleon ließ ſich nicht imponiren. Doch hatte er Anwandlungen von Großmuth, in denen er ſich ſelbſt gefiel, auch hatte er Gefallen an einer ſchönen männlichen Perſönlichkeit, wie Cavalleriſten an einem ſchönen Pferde. Der Fürſt dagegen wurde ein warmer Verehrer des Kaiſers, doch übte dieſe Vorliebe für ihn, und die Selbſttäuſchung, daß der Kaiſer das Wohl der Menſchheit beabſichtige, keine ſolche Macht über des Fürſten echt deutſches Herz aus, daß es nicht fortwährend warm, ja mitunter ſtürmiſch für's Vaterland und deſſen Helden ſchlug.

Da ich ſelbſt in Deſſau nicht anweſend geweſen bin, ſo theile ich hier wörtlich mit, was mir ein kundiger Freund über Schill's Anweſenheit in Deſſau vertraut hat. Ich, damals ein Mitglied der Kammer, deren Chef der Erbprinz Friedrich war, fand bei meinem durch das Gerücht von der Ankunft des Schill veranlaßten Ausgange die halbe Stadt auf dem Marktplatze, denn Schill, der tapfere Preuße, war mit dem Deſſauer Marſch eingerückt, den man ſo lange nicht gehört hatte. Man brachte ihm und den Seinigen Erfriſchungen aller Art im Ueberfluſſe, und das Vivat, das er zur Dankbarkeit der Stadt Deſſau brachte, wo ihm zuerſt ein ſolcher Empfang zu Theil ward, wurde mit unendlichem Jubel erwiedert. Ich konnte nicht umhin, daran Theil zu nehmen, aber mit Thränen in den Augen, denn wie konnte das Schickſal dieſes eben ſo ſchönen als braven Corps wohl anders als traurig ſein,


Napoleon und der Herzog Leopold Friedrich Franz von Deſſau.

Städte ſich erheben. Am Fuß des Berges liegt Gießhübel, drüber hinaus Neuſtadt, und noch ferner Joſephſtadt mit ſeinen rothen Dächern und grünen Wällen, daneben Jaromierz, und am fernen Horizont taucht endlich der Thurm der Kathedrale des Prager Hradſchins auf.

Ueber Grenzendorf führt der Weg wieder hinab in das Thal der Weiſtritz und nach Reinerz, das an dem Abhange des Kreuzberges liegt. Die Stadt, die im Jahre 1844 von einem großen Brande heimgeſucht, dann aber neu erbaut wurde, zählt 2500 Einwohner. Sie verdankt ihre Entſtehung dem Bergbau, der hier eifrig betrieben wurde, bis die Religionsverfolgung im dreißigjährigen Kriege die evangeliſchen Bergleute zur Auswanderung veranlaßte. Nur der Eiſenhammer in Kohlau iſt noch ein Ueberbleibſel jener Zeit. In der katholiſchen Pfarrkirche iſt die Kanzel ſehenswerth als eine ungeheuerliche Seltſamkeit, denn ſie bildet einen offenen zahnreichen Wallfiſchrachen, in welchem der Prediger ſteht, eine erbauliche Anſpielung auf den Propheten Jonas. Der Altar in der Todtencapelle gilt für ein Meiſterſtück der Sculptur und hat ein ſehr ſchönes Madonnenbild. Die Stadt hat zwei Papiermühlen, von denen die ältere ſehr romantiſch liegt und ſchon 1562 vorhanden war. Sie iſt die älteſte der Grafſchaft. Nachdem ein Wolkenbruch ſie weggeſchwemmt hatte, wurde ſie 1605 neu erbaut von Gregor Kretſchmer, der durch Benutzung einer neuentdeckten Quelle ſein Fabrikat vor Schaben und Motten zu ſchützen wußte, und auf dieſe Weiſe ein unſterbliches Papier lieferte. Kaiſer Rudolph II. adelte den Mann, der den Lumpen als Papier einen höheren Werth zu geben wußte, und er hieß ſeitdem Kretſchmer von Schenkendorf.


Reinerz.

Ein wenig oberhalb der Stadt in dem Thale der Weiſtritz befindet ſich das höchſtgelegene deutſche Bad, das mit der Stadt durch eine Allee verbunden iſt. Die hieſigen Quellen gehören zu den ſchwächeren ſaliniſchen Säuerlingen. Es ſind ihrer drei, an Farbe, Durchſichtigkeit, Geruch und Geſchmack wenig von einander verſchieden. Die kalte Quelle, die 9 Grad R. hat, wird allein zum Trinken benutzt, die laue Quelle, die 14 Grad R. hat, iſt ſeit 1800 gleichfalls dazu im Gebrauch, aber ihr Waſſer wird außerdem durch Röhren in's da man die Niederlagen der Oeſterreicher bei Abensberg und Regensburg und das Mißlingen des Dörnbergiſchen Unternehmens bei Caſſel ſchon kannte. Meine Dienſtpflicht trieb mich zu meinem durchlauchtigſten Chef. Er war nicht zu Hauſe und Schill mit ſeinem Generalſtabe ſchon bei ihm geweſen, ohne ihn getroffen zu haben. Mein Freund wartete; bald nach ihm erſchien der Herzogliche Stallmeiſter S . . . . . ., vom Herzoge abgeſchickt, er ſolle den Schill mit ſeinem Generalſtabe zur Tafel laden. So ſehr hatte alſo der deutſch-preußiſche Patriot die Franzoſen und ſeine Lage vergeſſen! Man erſchrak über dieſen Auftrag und wollte Anfangs den Abgeordneten überreden, ihn nicht auszurichten, überzeugte ſich aber bald, daß dies geſchehen müſſe. Der bald darauf angekommene Erbprinz ward in ſeinem Zimmer davon unterrichtet. Er entließ den S . . . . . ., rief meinen Freund in ſein Zimmer und ſagte: „Stellen Sie ſich vor, das hat mir mein Vater ſagen laſſen! — Ich werde diesmal ſeinem Willen natürlicher Weiſe nicht nachkommen, den er nur in ungewöhnlicher Aufregung ausgeſprochen haben kann, will aber ſelbſt zu Schill gehen." Der Freund unterſtand ſich, ihm zu ſagen, daß ihm auch das zu viel ſchiene. — „Wie," erwiederte er, „das ſagen Sie, der Sie ein Feind der Franzoſen ſind?" — „Ja," antwortete er, „das bin ich, ſobald nur von meiner Perſon die Rede iſt; aber ich reſpektire die jetzigen Verhältniſſe, ſobald es das Vaterland und ſeinen Herrſcher betrifft." — „Sie haben Recht," verſetzte der Prinz, „aber gehen Sie zu Schill und bitten Sie ihn, allein zu mir zu kommen." — Dies geſchah ſogleich; der Freund traf ihn im Gaſthofe zum „goldenen Ring" unter Umſtänden, die ſchon in mancherlei Rückſichten und an und für ſich nicht viel Erfolg verſprachen. Er begleitete ihn zum Erbprinzen, der ihn ſogleich in ſein Zimmer kommen ließ, während der Freund im Vorzimmer blieb. — Ungefähr nach einer guten halben Stunde kam Schill aus dem Zimmer des Prinzen, ſchlug ſich, faſt noch im Heraustreten, mit der Hand an den Kopf und rief: „Mein Gott, was iſt der Prinz für ein Mann!" — Mein Freund äußerte dagegen, es wiſſe wohl Niemand beſſer als er, was für ein höchſt geiſtreicher Mann der Prinz ſei, er könne aber kaum begreifen, wie er ſich in ſo kurzer Zeit auf eine ſo lebhafte Weiſe davon habe überzeugen können. „Ach," ſagte Schill ſchmerzlich, „eine ſeiner erſten Fragen war die: ob ich mich und meine Offiziere mit engliſchen Offizier-Patenten verſehen hätte? — Daran hatte ich nicht gedacht!" — Wenn ihm dies, wie es hiernach ſcheint, möglich war, ſo wären die braven Begleiter Schill's nicht als Opfer eines Tyrannen gefallen, der keinen Edelmuth kannte; denn die Engländer hatten 50 gefangene franzöſiſche Offiziere gegen einen engliſchen in Händen. Im Laufe der weiter meinem Freunde aufgetragenen Verhandlungen mit dem Schill'ſchen Generalſtabe zeichnete ſich beſonders der Major von Lützow durch eine höchſt einnehmende Handlungsweiſe aus. „Ach," ſagte er im Vertrauen, „wie hat ſich Ihr alter, ehrwürdiger, weiſer Herzog vergeſſen, als er uns bis hierher begleitete! Wir können ihn doch nicht ſchützen!"

Des Fürſten Verhältniß mit Goethe war nicht ſo nahe und innig, als man hätte glauben ſollen, und als es nach einigen Stellen aus des letzteren: Dichtung und Wahrheit, den Anſchein hatte. Beide haben ſich in den letzten zwanzig Jahren ihres Lebens nicht geſehen. Der Fürſt ſagte, als die Rede auf Goethe kam: Er paßte nicht für mich. Er paßte beſſer zum Großherzog. Wir harmonirten nicht recht in Geſinnung und Gefühl. Als Dichter kam er mir nie, als Staatsmann nur auf Augenblicke nahe. Als Kunſtkenner und Freund des Alterthums ſtand er mir ſchon näher, in manchen Stücken war er ſogar weiter gekommen, denn er hatte tiefere Studien gemacht. In den Grundſätzen und Anſichten von der ſchönen Baukunſt und ihren Werken waren wir nicht immer einig. Die Schauſpielkunſt, die ihn damals, als er mich zuweilen mit dem Großherzog, zuweilen allein beſuchte, ganz beſonders intereſſirte, ließ ich noch links liegen. Ich hatte mehr und Anderes zu thun. Nur, was die gothiſche Baukunſt und die ſchöne Gartenkunſt anlangt, da mußte er mir den

---

Badhaus geleitet. Der Ulrikenquell nahe dem Badehauſe verſieht die Douche-, Tropf- und Regenbäder. Außerdem beſteht noch eine Molkenanſtalt, und die Milch von Ziegen und Eſelinnen, die einer vortrefflichen Weide genießen, iſt ein mächtiger Hebel für die ganze Kur. Die alte Quelle wird gegen die verſchiedenſten chroniſchen Uebel erfolgreich angewendet, die laue Quelle dagegen bei Bruſt- und Luftröhrenkrankheiten, bei Unterleibsübeln und bei Zehrformen. Bei Nervenkranken aus Flachländern oder tiefliegenden Seegegenden kann die Reinheit der hieſigen Bergluft allein ſchon viel wirken.

Die Quellen von Reinerz mögen den Bewohnern der Umgegend ſchon lange bekannt geweſen ſein, man begann aber dieſelben zuerſt kurmäßig zu gebrauchen, nachdem 1769 das Brunnengebäude errichtet worden war. Auch hier erwarb der Miniſter Hoym ſich manches Verdienſt, und ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts kam der Ort mehr und mehr in Aufnahme. Die ganze Anſtalt beſteht aus den beiden Trinkbrunnen, dem Badehauſe, dem Geſellſchaftsſaal, dem Speiſeſaal, dem Tempelhauſe, dem Schrothauſe, dem Berghauſe, dem Quellen- und Douchehauſe, dem Doctorhauſe und der Apotheke nebſt einigen Wohngebäuden für die Kurgäſte. Auch Reinerz iſt kein geräuſchvolles Bad, aber freundlich und geſellig.

Geht man von der Badeanſtalt das Thal der Weiſtritz hinauf, ſo gelangt man zu dem Eiſenhammer, hinter dem die Wände immer enger zuſammentreten und die Schlucht einen immer düſterern Charakter annimmt.

Unter den entfernteren Punkten der Umgegend ſind ſehenswerth das Hummelſchloß und der Ratſchenberg. Das Hummelſchloß liegt auf einem ſteilen iſolirten Bergkegel, an deſſen ſüdlichem Fuße ſich eine tiefe, waldbedeckte Schlucht hinzieht. Ein bequemer Fußſteig führt hinauf zu den Trümmern der Burg, die ehemals durch die Steilheit des Berges und durch ihre günſtige Lage an der alten Handelsſtraße zwiſchen Prag und Breslau einen großen Ruf erlangte. Die Burg ſcheint im 12. Jahrhundert erbaut zu ſein, 1428 wurde ſie von den Huſſiten erobert und Peter Pollak als Burggraf eingeſetzt. Unter ihm war das Hummelſchloß ein arges Raubneſt; wie wilde Hummeln fielen die Wegelagerer über die vorbeiziehenden Frachtwagen her, bis die vereinigten Breslauer und Schweidnitzer 1482 die Burg eroberten und Peter Pollak gefangen nahmen. Aber die ſpäteren Beſitzer trieben das Handwerk ihrer Vorgänger fort, ſo daß 1522 der Beſitzer des Hummelſchloſſes der Wegelagerung halber in Wien enthauptet wurde. Schon 1595 wird die Burg als verlaſſen und verödet erwähnt, und außer einigen Mauerreſten deutet nur noch ein Thurmſtück auf ihre vergangene Größe, auch verſchiedene Sagen ſind an dieſelbe geknüpft.

Von dem Hummelberge, der rings von Bergen eingeſchloſſen nur eine beſchränkte Ausſicht gewährt, beſteigt man in einer halben Stunde den Ratſchenberg, einen langgedehnten Bergrücken, der bis zum Gipfel hinauf angebaut iſt und in der Umgebung von Reinerz eigentlich die ſchönſte Ausſicht gewährt. Die Höhe deſſelben wurde von Friedrich dem Großen im baieriſchen Erbfolgekriege beſetzt, und eine ſteinerne Tafel an einem Häuschen auf dem Berge bekundet, daß der große König 1778 dort gewohnt hat.

Auf der Straße, die von Reinerz an dem Hummelberge vorüberführt, gelangen wir weiter nach Lewien, einem kleinen Städtchen mit 1500 Einwohnern, und dann in dem äußerſten Weſten der Grafſchaft nach dem Badeort Cudowa und der Heuſcheuer.

Cudowa liegt dicht an der böhmiſchen Grenze am ſüdweſtlichen Abhange des Heuſcheuergebirges in einem engen moorigen Thale. Das Dorf gehört ſeit dem Jahre 1851 dem Kommerzienrath Kramſta in Freiburg. Von den drei Quellen wird die Hauptquelle zum Trinken benutzt, die aus ſieben Oeffnungen reichlich herausſprudelt und unter allen deutſchen Mineralwaſſern die meiſte Kohlenſäure entwickelt. Das Waſſer iſt ſehr friſch und giebt mit Wein und Zucker gemiſcht ein vortreffliches Getränk. Die beiden anderen Quellen werden nur zu Bädern verwendet, indem die der Hauptquelle zunächſt gelegene das Gasbad, die ent-

Preis zugeſtehen und vor mir die Segel ſtreichen. Er hatte ja England nicht geſehen. Sonſt war er mir, ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken ſoll, zu vornehm, zu höfiſch gemeſſen, manchmal unangenehm ſchweigſam. Auch ſpürte ich im Allgemeinen Etwas von Inhumanität an ihm. Wir ſind ſo auseinander gekommen. Ich erinnere mich hier eines höchſt komiſchen Vorfalls mit Kretſchmar*). Ich hatte befohlen, einen Jagdwagen bereit zu halten, der Goethen, welcher zu einer genau beſtimmten Stunde in Deſſau ankommen würde, ſofort nach Wörlitz bringen ſolle. Auch ſollte Kretſchmar benachrichtigt werden, ſich bei Zeiten auf dem Schloſſe einzufinden, um mitzufahren. Beide kannten ſich noch nicht, und der Hofmarſchall hatte verſäumt, ſie einander vorzuſtellen. Eine Zeit lang ſaßen ſie, Goethe grade und feierlich wie ein Licht, Kretſchmar leicht und beweglich wie ein junger Rehbock, neben einander. Endlich drehet Goethe ein wenig den Kopf nach Kretſchmar und frägt über die Schulter: Wer iſt Er? — Schnell und barſch, Goethen den Rücken zukehrend, erwiedert Kretſchmar: und wer iſt Er? ... So kamen ſie an. Ich ſtand neben Louiſen von Eiſenhart, wo ich die kleinen Anhöhen auffahren ließ: „Gieb Acht, Louiſe, die Beiden haben ſich unterwegs gezankt.“ — Goethe ſtieg links aus und kam in ſteifer Haltung auf uns zu; Kretſchmar rechts, uns nur grüßend, nach der Stadt eilend. Ich ſchickte ihm einen Diener nach, der ihn auf das Schloß beſtellen und zur Tafel laden mußte. Da ließ er mir ſagen: er äße nicht mit dem Menſchen, habe auch in Deſſau ſchwere Kranke, die er noch beſuchen müſſe. Nachher erzählte er mir den Vorfall. Er war ganz entrüſtet und wollte ſchlechterdings nichts von Goethen wiſſen. Ich brachte ſie aber doch endlich zuſammen. Des Fürſten Verhältniß zu ſeiner Gemahlin war nie ein feindliches, öfters ein recht freundliches, aber ein recht vertrauliches wurde es nicht, des Herzogs Neigungen, die er ſelbſt die „böſe Luſt“ nannte, die er nie billigte, aber auch nie beherrſchte, hielten beide Gatten in einer gewiſſen Entfernung, wenn es auch zuweilen ſchien, als hätte eine Annäherung ſtattgefunden. Er ſelbſt täuſchte ſich wohl darüber. Er erzählte in einer vertrauten Stunde, daß er an ihrem Geburtstage 1783 ſich mit ihr ernſt und ehrlich ausgeſprochen, daß ſie van ihm die Entfernung einiger Menſchen erbeten, deren Umgang ſie für ihn verderblich geglaubt. Er habe zugeſagt, Beſſerung gelobt und ſeitdem habe ein ruhiger geiſtiger Verkehr zwiſchen ihnen ſtattgefunden. Darauf ſcheint ſich der kleine Tempel zu beziehen, den er in tiefer Waldeinſamkeit auf dem Sielitzer Berge an der Elbe erbaute und der die Inſchrift trägt: „der Beſſerung des 26. September 1783 eingedenk.“ Näherſtehenden, die ihn um den Sinn dieſer Worte fragten, erwiederte er nur: das iſt mein Geheimniß. In ſeinem Verhältniß zur Fürſtin, in ſeiner Liebe zu ihr hatten verſchiedene Grade und mancher Wechſel ſtattgefunden, die Liebe zu ſeinem Volke war ſich immer gleich geblieben, vermochte er auch nicht immer ihr auf gleiche Weiſe Ausdruck zu geben. In den Kriegsjahren ſagte er einſt ſeufzend, ich werde alt und ſchwach. Meine Kaſſen ſind erſchöpft gleich mir. Ich kann nicht mehr ſo forthelfen und wohlthun, wie mein Herz verlangt.

Er hatte im Wörlitzer Kirchthurm fünf Glocken aufhängen laſſen, darunter eine mit der Inſchrift aus Schillers Glocke: „Friede ſei ihr Erſtgeläute,“ ſie ſollte nach des Herzogs Wille nicht eher geläutet werden, bis ſie das Feſt eines allgemeinen Friedens einläuten könnte. 1809 war die Kirche in Wörlitz eingeweiht worden, erſt 1816 durfte man auf einen dauernden Frieden hoffen. Am 18. Januar ſollte das Friedensfeſt gefeiert mit jener Glocke eingeläutet werden. „Ich muß ihren Ton zuerſt hören,“ ſagte er, es darf nicht eher damit geläutet werden, bis ich hier bin. Ich komme von Oranienbaum herüber! — Das Friedensfeſt kam, aber der Herzog kam nicht. Sein Gedächtniß war ſchwach geworden wie er ſelbſt. Er hatte den Tag vergeſſen. Als er am folgenden Tage kam, als er hörte, daß man die Glocke nicht geläutet, weil er befohlen hatte, er wolle ihren erſten Ton hören, und er doch nicht gekommen, da war er außer ſich, er war gar nicht zu beruhigen; er wollte die Glocke vom Thurme werfen laſſen, weil ſie nun ihre ganze Bedeutung verloren habe. Schon im nächſten Jahr bekam ſie eine hohe Weihe, eine ernſte Bedeutung: ſie ertönte zu ſeinem Grabgeläute am 9. Auguſt 1817. Ein Monument braucht er nicht, jeder Damm den er gegründet, jede Kirche, jede Schule, die er gebaut, jeder Baum, den er gepflanzt, das ganze blühende geſegnete Land iſt ſein Denkmal.

---

*) Kretſchmar, Hofrath und Leibarzt des Fürſten, ein Schleſier, den der Fürſt ſehr ſchätzte und bei Einrichtung und Verwaltung des Armenweſens außerordentlich brauchen konnte und ſtets zu Rathe zog — ein Mann, derb, kurz angebunden, der ſich nichts nehmen und nichts bieten ließ, harmlos, launig, immer guten Humors, human und hülfreich. An ſeinem Sterbetage trauerte die Stadt.

⁂

Aus Tirol.

Von J. C. Waldfreund.

Bald nach 1848, als die Traubenkrankheit wie ein böſes Hagelwetter über das ſüdliche Tirol Kummer und Trauer verbreiteſe, kleideten die Leute ihre lebhaften Wünſche, daß ja recht bald wieder ein beſſerer und wohlfeilerer Tropfen gedeihen möge, in folgendes Märchen, das im Lande von Mund zu Munde ging.

In einer Gegend Südtirols — etliche nannten Keltern, andere wieder Margreit — ging eines ſchönen Nachmittags der Ortspfarrer auf dem Felde ſpazieren. Da kam ein Bettler zu ihm, abgemagert, bleich und in zerlumpter Kleidung und bat ihn um Gotteswillen um ein Almoſen. Der Geiſtliche war gerührt, reichte dem Armen aus ſeiner Geldtaſche eine milde Gabe und ſagte noch: er ſolle ins Dorf hineingehen und ſich im Widum von ſeiner Wirthſchafterin zu eſſen geben laſſen. Der Bettler begab ſich auf dem nächſten Wege zum Pfarrhof, zog die Glocke, und als die Köchin die Thüre öffnete, bat er um eine Erquickung, weil es ihm der Herr Pfarrer auf dem Felde draußen erlaubt habe. Dieſe Köchin war aber eine „geizige Zang", wie es deren unter den Pfarrköchinnen ſogar mehrere geben ſoll, ſie fühlte kein Fünklein Mitleid mit dem elenden Zuſtand des armen Mannes, ſondern ſagte: „Solche Lumpen kommen alleweil, ſolche nichtsnutzige!" und warf auf grobe Art die Thüre zu. Als der Unglückliche voll Betrübniß über dieſe Hartherzigkeit weiter gehen wollte, kam eben der Pfurrer zurück und vernahm auf ſeine Fragen, was ſich da begeben hatte. Er führte nun voll Liebe und chriſtlicher Milde den Bettler mit ſich zurück und bewirthete ihn auf ſeinem Zimmer, nachdem er der Wirthſchafterin, wie es ganz billig, mit ſtrengen Worten ihre Hartherzigkeit verwieſen hatte. Er ſprach mit ihm in freundlichen Ausdrücken und fragte unter Anderm: woher er komme, wohin er gehe, wer er ſei u. dgl. darauf erwiderte der fremde Mann mit Würde und Ernſt: „Ich komme aus verſchiedenen Ländern, habe in dieſer Welt vieles geſehen, vieles gehört, Leid und Freude, Glück und Unglück. Und auch in Eurem Ländchen hab ich vernommen von der tiefen Betrübniß über das Mißrathen der Trauben; aber ſeid nicht verzagt:

Wo man den Weg der Liebe geht
Kein Unglück lange fortbeſteht!

Ja, glaubt mir's, im nächſten Jahre wird Alles wieder beſſer werden. Es wird der köſtlichſte Wein wachſen und zwar in ſo überſchwänglicher Fülle, daß an den nöthigen Fäſſern und Geſchirren großer Mangel ſein wird. Auch der Graswuchs und der Stand der Saaten wird ſo reichlich geſegnet ſein, daß man kaum genug Arbeitskräfte aufbringen wird, um Alles unter Dach zu ſchaffen.“ Doch auf dem Angeſichte des Pfarrers zeigte ſich einiger Zweifel, ob denn auch wirklich und wahrhaftig Alles gar ſo gut kommen werde. Der Bettler bemerkte das und ſagte: „Ihr ſcheint an der Wahrheit meiner Worte zu zweifeln? Es wird aber Alles ſo beſtimmt eintreffen, ſo wahr ich hier ſtehe und ſo wahr jetzt die Köchin in der Küche draußen todt auf dem Boden liegt und ein Holzſcheit in der Hand hält.“ Der Pfarrer ging flugs in die Küche und fand wirklich ſeine Wirthſchafterin todt und mit einem Scheit in der Hand auf dem Boden liegen. Als er wieder in ſein Zimmer zurückkam, war der Alte verſchwunden und konnte man nichts mehr von ihm erfragen. Einige Leute waren der feſten Meinung, es ſei Achasverus, „der umgehende Schuſter“ geweſen. Die Prophezeiung, wenigſtens ſoweit ſie das gute Gedeihen des Weines anging, iſt leider weder damals noch ſeither in Erfüllung gegangen. Jene Prophezeiung war ja nur der Ausdruck der Wünſche und Hoffnungen des Volkes, und Wünſche und Hoffnungen gehen ſo ſelten ganz in Erfüllung! —

Ein anderes Märchen tauchte 1854 auf, als das Volk durch die damaligen theuren Zeiten mit Kummer und Sorge erfüllt wurde. Hinab in das Vaterland bis hinaus in die bairiſche Ebene und in die Gegend von Salzburg hörte man gar häufig erzählen: Irgendwo — wahrſcheinlich im getreidereichen Baierland — hat es ſich begeben, daß man tief in der Nacht in einem Dorfe von einer nahen Dreſchtenne her alle Stämpfe in vollſtem Gang hörte. Das war ein Poltern und Klappern, als ob alles Getreide von der ganzen Welt in aller Eile ſollte ausgedroſchen werden. Die Gendarmen wurden auf dieſen Vorgang aufmerkſam gemacht. Sie gingen an die Stelle hin, fanden aber dort angelangt alles in tiefſter Ruh. Die Dreſchtenne war geſperrt, keine lebende Seele war zu bemerken. Die Gendarmen gingen ſuchend und ſpähend um das Gebäude herum und guckten fleißig in jeden Winkel und durch jedes Ritzlein. Auf einmal wurde die Thüre von innen geöffnet, ein großmächtiger Mann trat heraus und fragte die Gendarmen nach ihrem Begehren. Dieſe gaben erſchrocken zur Antwort: man habe da aufs anhäbigſte Dreſchen gehört, ſie wären gekommen, um nachzuſehen; hier ſei nun aber alles in Ruhe — was denn das wohl bedeute? Die große, ſeltene Geſtalt erwiderte:

„Wir dreſchen den Armen Brod,
Den Reichen den Tod!“

Dann war die Erſcheinung verſchwunden. —

Ein anderes Ziel hatte das Dichten und Trachten des tiroliſchen Volkes in den Jahren 1857 und 1858. Nach Amerika ſtand damals der Sinn, Peru hieß die Loſung. Auch dieſe Gefühle wurden wieder in Reimen ausgedrückt, welche im Oberinthal, der eigentlichen Heimath der Auswanderungsluſtigen, und nicht minder bei Insbruck Abends von herumſpazirenden Burſchen oder an Feiertagen in den Wirthshäuſern zum Klange der Zither geſungen wurden. Das erſte Geſetzlein lautete alſo:

„Es iſt kein Leben nimmermehr
Im alten Land Tirol,
Drum ſchickt man jetzt von Peru her,
Ob Niemand kommen woll?
Man kriegt dort an die ſechzig Jauch
Und Geld genug dazu,
Drum greif' ich jetzt zum Wanderſtab
Und reiſe nach Peru!“

Die folgenden Verſe ſind voll Freude, daß man im alten Europa des Lebens Laſt und Sorge nun abwerfen und ſodann wohlgemuth und leichten Sinnes nach Amerika ſich begeben kann, nach Amerika, wo ſo viel Schönes und Gutes zu erwarten ſei.

In den letzten Jahren hatte ich leider nicht Gelegenheit zu beobachten, wie ſich des Tirolers Sinnen und Trachten poetiſch geäußert; denn ich wandelte fern von den Bergen der Heimath erſt durch Italiens, dann durch Böhmens Gefilde. —

Die Schüler in Schulpforte.

Von Ferdinand Schrader.

Die Schüler in Pforte werden zu fleißigen Menſchen herangebildet. Im Sommer müſſen ſie ſchon früh halb fünf Uhr, im Winter halb ſechs Uhr auf den Beinen ſein. Nur an den Ausſchlafetagen wird erſt um 6 Uhr aufgeſtanden. Die Zucht iſt muſterhaft ſtreng, wie es bei 200 jungen Leuten wohl nicht anders zu erwarten iſt. Die Schüler ſind in 12 geräumige Zimmer längs eines Korridors vertheilt, deren jedes 12—20 Schüler faßt, die wiederum an einzelne Tiſche verwieſen ſind. An jedem Tiſche präſidirt ein Primaner als „Obergeſell“, ein Secundaner iſt ſein „Mitgeſell“, und aus Tertia hat er einen oder zwei „Untergeſellen“, die er beaufſichtigt und täglich in der „Leſeſtunde“ unterrichtet. Reichen die Mittelgeſellenplätze für die Secundaner nicht aus, ſo kommen die letzten von ihnen als „Lichtputzer“ an die erſten Untergeſellenſitze. Der Obergeſell hat das Vorrecht eines Sitzpultes, der Mittelgeſell darf ein Stehpult haben, Lichtputzer und Untergeſellen dagegen müſſen ſich mit den Kaſten begnügen, die ſie in den Bücherregalen, welche an den Wänden herumlaufen, anbringen laſſen können. Der Lektionen und Arbeitsſtunden giebt es viele, aber auch auf die Bewegung im Freien wird gebührend Rückſicht genommen. Dazu iſt namentlich der große Schulgarten beſtimmt, welcher mit Turngeräthen, Kegelbahnen und andern Zerſtreuungsmitteln verſehen iſt. Den Schülern iſt nicht geſtattet, ohne beſondere Erlaubniß die Mauern zu verlaſſen, doch finden zuweilen Spaziergänge im Freien unter Aufſicht der Lehrer ſtatt. Nur aus Prima darf jeden Tag eine beſtimmte Anzahl einen kleinen Ausflug machen.

Soolbad Sulza.

Es iſt keine Plage über das Land gekommen, von welcher nicht auch dieſer Ort betroffen worden wäre; Hungersnoth, Feuer- und Waſſersnoth, Peſt und Kriegsdrangſale — alles hat er durchmachen müſſen; aber trotz all' dieſer Schickſale hat ſich Sulza doch zu einem recht netten Städtchen von 4—5000 Einwohnern erhoben und ſo erhalten. Sein Aeußeres iſt von echt thüringiſchem Zuſchnitte und die Bauart ſeiner Häuſer und Straßen und die inmitten derſelben ſich erhebende Kirche zeugen von hohem Alter. Im freundlichen Ilmthale gelegen iſt Sulza gegen Weſten und Norden mit fruchtbaren Rebenhügeln umgeben, gegen Oſten von einer waldbewachſenen Anhöhe, der Herlsberg genannt, an welche eine etwas kleinere Höhe ſtößt, auf deren Spitze Bergſulza liegt. Von dieſen Höhen aus geſehen, gewährt die Gegend nach allen Seiten hin einen lieblichen Anblick. Ein beſonders lohnender Standpunkt iſt für den Freund der ſchönen Natur auf dem Gipfel des Herlsberges, auf der Krähenhütte und auch auf der Sonnenkuppe, faſt ſcheint es, als ob das reizende Ilmthal hier vor ſeinem Ausgange alle ſeine Reize noch einmal hätte ſammeln und auf einen Punkt zuſammengedrängt darſtellen wollen. Denn wenn man daſſelbe dem Laufe der Ilm nach verfolgt, ſo erweitert es ſich immer mehr, bis es ſich endlich bei Unterneuſulza und Großheringen in das große Saalthal verliert, aus welchem die verwitterten Thürme der Rudels- und Saalecksburg geſehen werden und eine vorzügliche Zierde des romantiſchen Thales bilden.. Und welches Leben gewinnt nicht das Sulzaer Thal durch die es ſeiner Länge nach durchſchneidende thüringſche Eiſenbahn und durch die Saline Neuſulza. So wird nämlich der Theil genannt, in welchem etwas entfernt von der Stadt die Bahnſtation mit den Salzwerken ſich befindet. Die Soolbäder werden meiſt in Privatwohnungen verabreicht, doch giebt es dort auch ein in modernem Schweizerſtyle erbautes Kurhaus, welches in einer hübſchen Lage zwiſchen Weinbergen an einem nördlichen Abhange ſich erhebt. Freunde ländlicher Einfachheit und gemüthlicher Stille können hier auch bei beſchränkten Mitteln glückliche Stunden verleben, während die nach größerem Geſellſchaftsleben ſich Sehnenden in wenigen Minuten mit dem Dampfwagen das unfern gelegene Köſen erreichen können, das von den Sulzaer Badegäſten ohnehin viel beſucht wird.

* * *

Das Bremer Rathhaus.

Von Ed. Winter.

Vom Jahre 1405 bis 1410 im gothiſchem Stile aufgeführt, bietet das Haus beſonders an der dem Markte zugewandten Façade viele Schönheiten, ſo den ſpäter entſtandenen Bogengang welcher die Fronte des Gebäudes nach dem Markte zu bildet, die oberhalb deſſelben befindliche Gallerie, ſowie einige Statuen an der Südſeite, die 7 Kurfürſten und einer der deutſchen Kaiſer. Außerdem ſchmücken drei mit kunſtvoller Steinarbeit verzierte Giebel das Dach des Rathhauſes. Der obere Saal dient zu Verſammlungen des Rathes und der Bürgerſchaft. Das Sitzungs-Zimmer des Senates enthält ringsum die lebensgroßen Bruſtbilder der deutſchen Kaiſer, in Oel gemalt mit vergoldeten Rahmen. Im untern Stockwerke befinden ſich verſchiedene Canzleien, ſowie das Untergericht für Bagatellſachen, Eckenſteherproceſſe und dergleichen, wobei öfters die Verhandlungen durch drollige Auftritte und Zwiſchenfälle gewürzt zu werden pflegen. Doch der berühmteſte Theil des Gebäudes iſt jedenfalls der Keller; wer ſollte ihn auch ſeit Wilh. Hauffs „Phantaſien im Bremer Rathskeller" nicht kennen? Bei einer Länge von ca 600 Fuß dürfte er vielleicht zu den größten Kellern Deutſchlands gehören. Er enthält etwa 200 Fäſſer jedes 8 Ohm haltend, außerdem mehrere Stückfäſſer ſämmtlich mit Rhein- und Moſelweine beſonders mit Hochheimer und Rüdesheimer gefüllt, die in ſolcher Reinheit und Güte kaum am Rheine ſelbſt zu haben ſind. Der Keller enthält viele Kabinette welche einen behaglichen Aufenthalt darbieten. Außerdem exiſtirt dort noch ein großes Zimmer mit einer „Flüſterecke", wenn man nämlich in dieſer Ecke auch nur leiſe ein Wort flüſtert, ſo hört dieß ein am nächſten Pfeiler Stehender vernehmlich — eine akuſtiſche Merkwürdigkeit, welche übrigens auch im Heidelberger Schloſſe anzutreffen iſt. Früher hieß dieſes Zimmer die Witheitsſtube (Weisheitsſtube), wahrſcheinlich weil es der Senat zu ſeinen Berathungen benutzte. Sind fremde Geſandte anweſend mit welchen Unterhandlung gepflogen wird, ſo werden auch jetzt noch vom Senate daſelbſt Bankette auf Staatskoſten gegeben. Das älteſte Stückfaß „die Roſe" enthält Wein vom Jahre 1624. Zwölf andere Stückfäſſer, ebenfalls alten Rheinwein enthaltend heißen „die zwölf Apoſtel", von welchem Judas Iſchariotḧ den beſten enthält. Roſe und zwölf Apoſtel liegen in beſonderen Räumen. Bei der „Roſe" hielt früher der Senat ſeine geheimen Sitzungen, was da verhandelt wurde mußte ſtreng geheim gehalten werden. Daher vielleicht auch die Redensart „Einem etwas sub rosa (d. h. unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit) anvertrauen". Ein auf einer Tonne reitender in Holz geſchnitzter Bacchus thront als Herrſcher über die reichlich hier aufgehäuften Schätze. Im Sommer bietet der Keller einen durch die Kühle der Temperatur erfriſchenden Aufenthalt und werden dann zahlreich beſuchte Concerte drin veranſtaltet. Zum „Freimarkte" einer im October ſtattfindenden Meſſe, iſt jedoch der Keller am beſuchteſten; dann wogt bis tief in die Nacht hinein eine zahlreiche Geſellſchaft in ihm auf und ab, fröhliches Gläſerklingen und rauſchende Muſik ſchallen denn aus ihm hervor. Ja es ereignet ſich dann daß die vorgetragene Melodie eines beliebten Volksliedes die ſonſt ſteifen und ehrbaren Bremer zu einem allgemeinen Geſange hinreißt. Die jährliche Conſumtion im Rathskeller beträgt über vierhundert Ohm oder circa achtzigtauſend Flaſchen. Zur Anſchaffung von Wein wurden im Jahre 1860 über [illegible]tauſend Thaler verwendet. Die Verkaufspreiſe des Weines an das Publikum ſind ſehr [illegible] geſtellt demnach wird im Budget von 1861 der Ertrag auf 22,000 Thaler angenommen.

* * *

Der Adam im Halberſtädter Dome.

Der halberſtädtiſche Adam meldete ſich ſelbſt bei dem Biſchofe, wurde am Aſchermittwoch feierlich aus der Kirche getrieben, brachte 40 Tage in der ſtrengſten Armuth zu, fand ſich dann beim Eingange der Kirche ein und enthielt ſich alles Umgangs und Geſprächs mit andern Menſchen. Hatte er ſo bis zum grünen Donnerstage gelebt, ſo wurde er mit andern [illegible], beiderlei Geſchlechts, die ſich als büßende Sünder einfanden, vom Biſchofe oder einem Deputirten auf das Feierlichſte in die Kirche, in Gegenwart der Geiſtlichkeit und des Volkes, unter verſchiedenen Ceremonien eingeführt, die den Zweck hatten, die Zuſchauer zur Buße und Andacht aufzumuntern. Eine Bulle Bonifacius IX. empfahl dieſe „ſeit vielen Jahren in Halberſtadt eingeführte Gewohnheit" zur Nachahmung. Der Eingang der Domkirche, aus welchem der Adam getrieben wurde, hat von ihm den Namen des Paradieſes erhalten, und die Glocke, die bei dieſer Feierlichkeit geläutet wurde, heißt der Adam.

* * *

Rudolph von Habsburg und Otokar von Böhmen.

Von Dr. Heinrich Hahn.

Der geſunde Sinn des deutſchen Volkes ſehnte ſich nach der „kaiſerloſen, der ſchrecklichen Zeit" des Interregnums, wieder nach Einheit und Geſetzlichkeit, nach einem kräftigen und guten Herrſcher. Städte, Fürſten und Churfürſten, der Gegenkaiſer müde, wünſchten einen einwähligen Kaiſer.

Wenige Jahre vorher nämlich (1270) war der päpſtliche Stuhl erledigt und die Sorge der Chriſtenheit, das gelobte Land den Ungläubigen zu entreißen, lenkte die Wahl der Kardinäle auf den frommen Prälaten Tealdo von Piacenza, als Papſt Gregor X. genannt. Ihn hatten bei ſeiner Reiſe nach Jeruſalem die Leiden der Chriſten im gelobten Lande ſchmerzlich berührt, und laut und öffentlich gab er in Accon dem Volke das Verſprechen, nach ſeiner Rückkehr nach Europa das Kreuz zu predigen. Eifrig war er als Papſt bemüht, ſein Gelübde zu erfüllen. Dazu war aber ein mächtiger Kaiſer, Einheit und Friede in der Chriſtenheit, vor Allem im römiſchen Reiche, nöthig. Sein Hauptaugenmerk war alſo eine raſche und einmüthige Wahl, um einen tüchtigen Feldherrn zu haben und das deutſche Volk, den Träger des chriſtlichen Glaubens ſeiner Zerſplitterung zu entreißen.

Durch den offenbaren Nachtheil, den fremdländiſche Könige dem deutſchen Vaterlande brachten, klug gemacht, ſchlug das Wahlcollegium nur deutſche Fürſten vor, wie Ludwig von Baiern und Rudolph von Habsburg. Doch nebenbei für ihre Sicherheit beſorgt, wollten ſie einen Herrſcher, zwar kräftig genug, ſie und das Reich zu ſchützen, aber nicht ſo furchtbar, um Fürſten oder einzelne Städte zu erdrücken. In jedem Falle aber gelobten ſie, ihre Rechte dem König gegenüber zu wahren. Für ſie war daher Otokars von Böhmen Macht zu ungeheuer und ſein herrſchſüchtiger Charakter zu gefährlich. Rudolph von Habsburg dagegen war ganz der Mann, dem Volke Schirm und Stütze zu ſein, ohne zu ſchaden. Auf der andern Seite war er aber gleichfalls nicht ſchwach, ſondern im Elſaß und den oberen Landen reich begütert. Dabei machten ihn ſeine geiſtigen Eigenſchaften ganz beſonders zu der wichtigen Würde befähigt. Seine Raſchheit im Handeln ward gedämpft durch die Erfahrung und Beſonnenheit ſeines vorgerückten Alters; denn bereits zählte er 56 Jahre. Weiſe im Rath, feſt in der That, tapfer in der Schlacht, voll Kriegserfahrung durch ſeine vielen Fehden in den oberen Landen, ſchon als Graf eine Schutzwehr des deutſchen Reiches gegen die Wälſchen und die Uebergriffe länderſüchtiger Kirchenfürſten. Trotzdem ein Freund der Geiſtlichkeit und ein kräftiger Vertheidiger der Bürger gegen die Raubgier der Ritter, eine Zierde des Adels, ebenſo bieder, als perſönlich unparteiiſch und einnehmend gegen Alle, die ihm nahten, von außerordentlicher Einfachheit und Sparſamkeit, ſo daß er auf ſeinen Fehden den Rittern nur Schwarzbrod und gewöhnlichen Wein gab und einen Ritter, der es wagte, an ſeine Tafel Weißbrod und beſſern Wein zu bringen mit Strenge von ſich wies. Seine kindliche Frömmigkeit, von der die Schlacht auf dem Marchfelde allein viele Beweiſe lieferte, war eine feſte Bürgſchaft für die Eintracht des Königs mit Papſt und Kirche. Dieſer Eigenſchaft verdankte er auch ſeine Wahl; denn hauptſächlich lenkte Werner von Mainz, den er einſt aus Hochachtung für den Diener der Kirche perſönlich über die Alpen nach Italien geleitet hatte, aus Dankbarkeit die Aufmerkſamkeit der Churfürſten auf ihn. Außerdem arbeitete

Burggraf Friedrich von Nürnberg, Rudolphs naher Anverwandter, aus allen Kräften für ihn. Die Stimmen der drei Churfürſten Albrechts von Sachſen, Ludwigs von der Pfalz und des Markgrafen von Brandenburg gewann er durch die glänzende Ausſicht, ihr Anſehn durch eine Verbindung mit des Kaiſers Töchtern zu heben; durch andere Gründe erlangte er die der beiden Erzbiſchöfe von Köln und Trier; Otokar ward als nicht berechtigt von der Wahl ausgeſchloſſen. Rudolf alſo einſtimmig gewählt, hob, da er gerade in einer Fehde mit dem Biſchof von Baſel begriffen war, das Lager auf, ſobald er die Nachricht von ſeiner Wahl empfing und begab ſich an den Wahlort.

Gerade ſo groß, wie vorher die Sehnſucht nach einem kräftigen König war, ſo gewaltig und ſo allgemein war jetzt die Freude über die Erfüllung des Wunſches. Sie prägte ſich aus in dem ehrenvollen, freudigen Empfange der Gemahlin Rudolphs durch die Reichsſtädte, in den reichen Gaben an Wein und Getreide, die ihr auf ihrer Krönungsfahrt geſpendet wurden. Bei der Annäherung des kaiſerlichen Paares zur Krönungsſtadt Aachen konnte die Landſtraße drei Meilen weit die Menge nicht faſſen. Fürſten und Herren ſchloſſen ſich mit vielen Tauſenden dem Zuge an, und unter allgemeinem Jubeln der Edeln und des Volks zogen ſie durch die feſtlich geſchmückten Straßen in die Stadt. Die Krönung ward feierlich vollzogen (24. Oktober 1273), die Huldigung geleiſtet, und mit Geiſtesgegenwart ließ der König wegen des mangelnden Scepters den Eid der Treue auf ein ſchnell ergriffenes Crucifix ſchwören, um ein böſes Omen zu bemänteln.

Rudolfs erſte Aufgabe war es, dem geſunkenen königlichen Anſehn ſeinen Glanz wiederzugeben und ſich eine Macht zu ſchaffen, die er nicht beſaß und die das Reich nicht bot. Er mußte ſich alſo die mächtigſten Fürſten des Reiches gewinnen, beſonders die Churfürſten, da er ja in gewiſſen Handlungen z. B. rückſichtlich des Reichsguts von ihnen abhing und da das Glück ſeiner Söhne in ihren Händen ruhte. Einige geiſtliche Fürſten feſſelte er an ſich durch Schenkungen. Durch Vermählung ſeiner Tochter Mechthild mit Ludwig von der Pfalz und ſeiner Tochter Agnes mit Albrecht von Sachſen ſchuf er ſich zwei andere Stützen. Ueberhaupt ſchien ihn Gott nur ſo reichlich mit Töchtern geſegnet zu haben, um Freunde zu erhalten, Feinde zu verſöhnen und ſeinen Thron feſter zu ſtellen. Schon auf den Stammvater der Habsburger paßt das ſpäter entſtandene: **Bella gerant alii, tu felix Austria nube!** (Andere mögen Kriege führen, du glückliches Oeſterreich heirathe!)

Während er mit der Sicherſtellung ſeines Thrones und der Ordnung der inneren Reichsangelegenheiten voll auf zu thun hatte, drohte ihm von zwei Seiten Gefahr. Von allen Fürſten nämlich erkannten nur zwei ſeine neue Würde nicht an, Alphons von Caſtilien und ſein Reichsfürſt Otokar II. von Böhmen, der Erſte ſeiner Verwandtſchaft und Freundſchaft mit England, der Andere ſeiner Macht wegen gefährlich. Otokar, der gewaltigſte deutſche Reichsfürſt ſeiner Zeit, nannte ſich „König von Böhmen und Mähren, Herzog von Oeſterreich und Steiermark und Herr zu Kärnthen, Krain und der Mark Portenau. Sein Charakter war ein Gemiſch von Herrſchſucht, Trotz und Unbeugſamkeit. Beweiſe ſeiner Eroberungs- und Länderſucht, zugleich aber auch ſeiner Tapferkeit ſind die Fehden gegen Baiern und die halb gewaltſame, halb hinterliſtige Beſitznahme Oeſterreichs und Steiermarks. Ein ſolcher Mann konnte wohl Schattenkaiſer, wie Alphons und Richard über ſich dulden, unter deren Scepter er ungeſtraft ſeine Gewaltthaten begehen durfte, aber ein König von Rudolphs mannhaftem Charakter mußte ihm verhaßt ſein. Dazu gelüſtete Otokar ſelbſt nach dem römiſchen Königsthrone; denn obſchon er ein Jahr vorher die Krone mehrmals ausſchlug, ſo ſcheint dies nur übermüthige Prahlerei oder falſche Tactik geweſen zu ſein. Er wollte vielleicht, indem er als Grund der abſchlägigen Antwort angab, ſchon mächtig genug zu ſein, gerade das Volk an die Nothwendigkeit erinnern, daß es eines mächtigen Herrſchers bedürfe. Wie dem auch ſei, Briefe ſeines geheimen Rathes an Gregror IX. verrathen deutlich ſein

Verlangen nach der Königswürde von Deutſchland. Neben dem Neide quälte ihn auch die Beſorgniß, der kräftige Rudolph könnte ihn für ſeine Gewaltthaten gegen Kirche und Reich ſtrafen und ihm das gewonnene Reichsgut wieder abnehmen.

Aus dieſen Gründen und aus Unmuth darüber, daß ſeiner bei der Wahl nicht mit einem Worte gedacht worden war, ja, daß man ihm ſogar die Stimme entzogen und ſie an Heinrich von Baiern gegeben hatte, verläumdete er König und Churfürſten bei dem Papſte Gregor X. Natürlich verhielt ſich Rudolph als römiſcher König zu ihm, wie zu ſeinem Reichsfürſten, verlangte von ihm Huldigung, Gehorſam; Otokar dagegen gebärdete ſich als mächtiger, unabhängiger Herrſcher. Ein abhängiges Verhältniß des Einen war nicht möglich bei dem Charakter des Letzteren und der Würde des Erſteren. Selbſt Verträge und Vergleiche waren hier nutzlos; denn der Grund des Uebels lag tiefer, als in einem zufälligen Zwiſte, er lag ja in dem Ehrgeize Otokars. Ihn konnte nur die gänzliche Niederlage Rudolphs oder Otokars Tod löſchen. Die Thatſachen ſelbſt beweiſen dies.

Vorläufig jedoch ſetzten beide Parteien ihre Zuverſicht auf den Papſt, der Eine, indem er ihn mit Verläumdungen ſeines Gegners Rudolph beſtürmte und einen Kreuzzug binnen vier Jahren verſprach, eine Gelübde, hinter dem der nackte Egoismus hervorſah, der Andere unter des Papſtes Einfluß gewählt, längſt als Freund der Kirche und als frommer Mann bekannt, daher in des Papſtes unwandelbarer Gunſt. Mit väterlicher Fürſorge ſuchte Gregor Rudolph aus dem Knäuel von Verwirrungen herauszuwickeln, indem er bald vermittelnd, bald verſöhnend, bald feſt und drohend gegen Rudolphs Feinde auftrat; denn dem Papſte lag daran, alle Hinderniſſe zu beſeitigen, um ſchleunigſt den König zum Kaiſer ſalben zu können.

Otokar ward daher väterlich ermahnt, ſich dem Willen und der Würde Rudolphs zu fügen und einig mit ihm zum Wohle des Reiches und der Chriſtenheit zu ſein. Der Papſt hatte nämlich auch noch einen anderen Grund, gegen den König freundlich zu ſein. Der größte Theil der päpſtlichen Beſitzungen beſtand aus römiſchen Reichslehen und Schenkungen früherer Kaiſer; um ſie unangefochten inne zu haben, bedurfte er des römiſchen Königs Beſtätigung. Dieſe brachten ihm Rudolphs vollmächtige Boten auf das Concil zu Lyon und ſagten außerdem bereite Hülfe wider die Ungläubigen zu. Der Papſt zeigte dem Könige an, ſich zum Empfange der Kaiſerkrone bereit zu halten. Boten gingen hin und her, Verhandlungen wurden über die Vorbereitungen gepflogen, die Ritter vom Papſt aufgefordert, feſtlich geſchmückt und zahlreich dem König das Geleit zu geben, Otokar noch einmal zur Ausſöhnung ermuntert; denn: „offenbar ſei mit Rudolph ſeit deſſen Antritt und Walten die Hand des Herrn, und durch ihn werde die glückliche Wiederherſtellung des Kaiſerthums erwartet“; dabei machte er auf die Vortheile einer Ausſöhnung und eines Bundes mit dem Kaiſer aufmerkſam, und verbot ihm, in Italien Bündniſſe mit des Reiches Feinden einzugehen.

Alle dieſe Vermittelungsverſuche blieben erfolglos; denn das Verhältniß zwiſchen Rudolph geſtaltete ſich immer ſchroffer und feindſeliger. Beide Parteien begannen ſchon ſich zu ſammeln und zu rüſten. Die Biſchöfe Oeſterreichs, Böhmens, Südbaierns u. ſ. w. angegriffen und in ihren Rechten und Beſitzungen vom Böhmenkönige beeinträchtigt, belegten ihn mit dem Banne und dem Verbot des Gottesdienſtes und traten auf Rudolphs Seite mit Ausnahme des Biſchofs von Olmütz. Dieſer und Heinrich von Baiern, Böhmens Genoſſen, erſcheinen beide nicht auf dem glänzenden Reichstage zu Nürnberg, wo die Blüthe der Geiſtlichkeit, der Reichsfürſten und Ritter verſammelt war. Nach alter Landesſitte war der Pfalzgraf vom Rhein Richter bei den Klagen des Kaiſers über entzogenes Reichsgut. Auch Ludwig von Baiern ſprach dem klagenden Rudolph Recht; ſein Spruch lautete, der König habe der Reichsgüter, an deren Einziehung Friedrich II. verhindert wurde, ſich anzunehmen, Widerſetzlichkeit dabei mit Gewalt abzutreiben und Otokar, falls er nach Jahr und Tag um ſein Reichslehn Böhmen und Mähren nicht gehuldigt hätte, derſelben verluſtig zu erklären. Die erſten Schritte waren nun, den Böhmenkönig innerhalb 9 Wochen in Würzburg vor Ludwig bei Rhein vorzuladen und die Unterthanen der öſterreichiſchen Biſchöfe zum Gehorſam aufzufordern. Was Otokar gefürchtet hatte, der Verluſt der angemaßten Güter, ja noch mehr, der Verluſt ſeiner Erblande ſtand bevor. Anſtatt durch freiwillige Unterwerfung ſich dieſe zu erhalten, trotzte Otokar fort und erſchien auch nicht in der feſtgeſetzten Friſt zu Würzburg.

Einige Boten Otokars erhoben Streit über Rudolphs Wahl, nannten ſie ungültig, weil ihrem Könige die Stimme widerrechtlich entzogen worden ſei; doch als ſie gar Beleidigungen gegen den römiſchen König ausſtießen, da ſchützte ſie Rudolphs verſöhnliches Gemüth nur mit Mühe vor den Unbilden der mit Recht zornigen Fürſten. Einer zweiten Vorladung leiſtete Otokar wieder keine Folge, im Gegentheile ſchuf er dem König neue Feinde, indem er durch Geld und Boten den Parteihaß in der Lombardei anſchürte und die Unabhängigkeitsliebe der italieniſchen Städte entflammte. Wahrſcheinlich hatte er auch bei den übrigen italieniſchen Angelegenheiten ſeine Hand im Spiele; denn theils wollte er dem Könige auch von einer anderen Seite zu ſchaffen machen, theils den Weg zum Empfang der Kaiſerkrone verſperren und die Salbung verzögern.

Der Reichskrieg gegen Otokar ward alſo immer unvermeidlicher. Wenn der König ruhig und mit Ehren auf dem Throne ſitzen wollte, mußte er dieſen übermüthigen, wenn auch mächtigen Vaſallen des Reiches ſeinem Scepter unterwerfen.

Eben auf dieſe materielle Macht ſteifte ſich Otokars Trotz. Der geldarme Graf ſchien ihm verächtlich; allein in Wirklichkeit war Rudolph nicht ſo ohnmächtig, Otokar nicht ſo furchtbar. Otokar hatte wohl Krieger, aber nicht die Liebe des Heeres und der Länder hinter ſich. Er ſelbſt nicht deutſch von Geburt, nur durch ſeine erſte Ehe mit Margarite in loſem Zuſammenhange mit ſeinen deutſchen Herzogthümern, zerriß ihn zugleich mit ſeinem ehelichen Verbande. Eine Heirath mit einer polniſchen Prinzeſſin machte ihn noch fremder. Die mächtige Geiſtlichkeit, die Landherren Oeſterreichs und Steiermarks fürchteten und haßten ihn wegen ſeiner grauſamen Tyrannei. Mißtrauiſch gegen ſie, ſicherte er ſich nur durch Geißeln. In ſeinen eigenen Stammlanden, ja in ſeinem Heere lauerten Unruhen und Verrath auf ihn und unterhöhlten ſeine Macht. Anders bei Rudolph. Er erſetzte Kriegs- und Ländermacht durch Klugheit, durch ſein einnehmendes Weſen und ſeine politiſchen Anſtalten. In der Vorausſicht hitziger Kämpfe zog er bald nach ſeinem Regierungsantritte durch Güte, andrerſeits wieder durch ein kräftiges Auftreten, Churfürſten, Grafen, Herren und Geiſtliche auf ſeine Seite. Insbeſondere nahm er die Erzbiſchöfe und Biſchöfe Oeſterreichs gegen Otokar in Schutz. Die Landherren Oeſterreichs und Steiermarks ſchicken Boten auf Boten an Rudolph um Beiſtand; ihrer Hülfe iſt Rudolph gewiß. Die Päpſte ſind ihm nicht feindlich, ſeinen Gegner Heinrich zieht er von Otokar ab und macht ihn auf zwei Jahre unſchädlich. Rudolph umgiebt alſo überall Treue und Freundſchaft, Otokar Untreue und Haß; dennoch verweigert dieſer höhniſch und ſpottend die Zurückgabe der uſurpirten Länder, als der Burggraf im Auftrage des Königs und Reichs ſie fordert. Die Reichsacht des Königs, neue Werbungen in den oberen Landen, Bann und Verbot des Gottesdienſtes folgten nun Schlag auf Schlag. Otokar deckte, nach dem Marſche des Königs über Worms, Mainz, Nürnberg, auf einen Einfall in Böhmen ſchließend, die böhmiſche Grenze und gab ſich dabei übermüthig, im Gefühle ſeiner Ueberlegenheit, der Jagd und rauſchenden Vergnügungen hin. Wider Erwarten rückte aber Rudolph über Regensburg, durch Niederbaiern über Paſſau nach Oeſterreich (September 1276). Linz und Ems öffneten freiwillig die Thore und erhielten als Belohnung für ihre Ergebenheit Freiheiten und Geſchenke. Dem

Beiſpiele dieſer erſten Städte folgten Steiermark und Kärnthen bald nach. Funfzehn Ritter verbanden ſich hier zu Rudolphs und ihrem Schutze, bald darauf erhob ſich in beiden Ländern eine allgemeine Bewegung für Rudolph, als Meinhard von Tyrol verabredetermaßen in Kärnthen einfiel. Oeſterreichs Landherren und Städte unterſtützten den römiſchen König durch Leute und Geld. Ohne Schwertſtreich drang dieſer mit beſtändig anſchwellendem Heere bis nach Wien vor, das treu zu Otokar haltend, einer fünfwöchentlichen Belagerung trotzte. Otokar rückte indeſſen nach Abbruch ſeines böhmiſchen Lagers nach Wien, ſeinem letzten Hoffnungsanker, ſeit ſein Bundesgenoſſe Heinrich und die Vaſallen auf dem rechten Donauufer ungetreu würden; denn Wien und Kloſterneuburg, beide ſtark befeſtigt, beider Bürger durch beſondere Dienſte ihm ergeben, lagen einander ſo nahe, daß ſie ſich gegenſeitig Truppen und Zufuhr ſchicken konnten; durch die zweite Feſtung war außerdem der Donauübergang geſchützt. Mit dem Verluſte dieſer wichtigen Vortheile hing auch die Wegnahme Oeſterreichs zuſammen. Von allen Seiten ſtürmte nun das Unglück auf Otokar ein. Rudolph erhielt neue Verſtärkungen aus Steiermark. Die Ungarn, Otokars Feinde ſeit ihrer letzten Niederlage, erſchienen zur Rache bereit an der Grenze. Seine eigenen böhmiſchen Landesherren entzogen ihm bedeutende Streitkräfte. Dazu überfiel Rudolph Kloſterneuburg und erzwang den Donauübergang, Willens, das böhmiſche Lager zu erſtürmen. Mit Ingrimm, aber zur rechten Zeit beugte Otokar ſeinen ſtolzen Sinn und ergab ſich. Zwei Schiedsrichter von jeder Seite beſtimmten die Friedensbedingungen. Rudolph, wie immer mild und verſöhnlich, gab an Otokar keine Strafe, keinen Verweis, nahm Acht und Bann zurück und belehnte ihn mit Böhmen und Mähren. Nur was des Kaiſers und des Reichs war, verlor er. Politiſch ſuchte übrigens Rudolph den Böhmenkönig durch eine Wechſelheirath der Kinder an ſein Haus und ſeine Intereſſen zu feſſeln, ſchloß jedoch für den Fall eines Krieges auch die Ungarn in den Frieden ein, um an ihnen bereite Bundesgenoſſen zu haben, wenn er von Otokar angegriffen würde. In der That war dieſer durchaus nicht Willens, den Frieden zu halten; er betrachtete ihn nur als Waffenſtillſtand. Vorläufig jedoch zu ſchwach, beugte er huldigend vor Rudolph das Knie und empfing Mähren und Böhmen als Lehn. Dann rückte er aus dem Felde und Wien öffnete ſeine Thore.

Das Reichsheer ward entlaſſen, und da auch die Koſten zum Unterhalte der bleibenden Truppen noch zu bedeutend waren, ſo ſchrieb der König nach altem königlichen Rechte eine Landſteuer aus, hoch und daher manchen Städten ſehr drückend. Otokar, wahrſcheinlich unterdeſſen erſtarkt, benutzte die jetzige Schwäche des Königs, um an dem erſten Vertrage ſchon zu rütteln. Die Bedingungen deſſelben waren zu allgemein gehalten, daher oft dunkel und unklar; um nun jeden Irrthum zu vermeiden, wurde das Fehlende ergänzt, einzelne Fälle namhaft gemacht, beſonders über die Zurückgabe der Burgen. Auch die Verhältniſſe des Königs von Ungarn zu Böhmen wurden gründlicher feſtgeſetzt. Durch dieſe zweimalige Fürſorge für den König von Ungarn bahnte ſich Rudolph eine Familienverbindung mit ihm an, gewiß ſchon durch ſeinen politiſchen Fernblick an den nochmaligen Ausbruch eines Kampfes mit ſeinem Vaſallen erinnert und bei Zeiten darauf bedacht, ſich einen Bundesgenoſſen und Otokar einen Gegner in der Flanke zu ſchaffen. Rudolph verlobte nämlich ſeine Tochter Clementia mit Andreas, dem Bruder des Königs von Ungarn, indem ſie ſich dabei das Verſprechen gaben, die Flüchtlinge ſich wechſelſeitig auszuliefern, die Kaufleute auf ihren Zügen zu ſchirmen und bei einem Friedensbruch durch Otokar ſich wechſelſeitig zur Hülfe zu eilen.

Noch vor Vollziehung dieſes Vertrages machte Otokar neue Vorſchläge. Der zweite Vertrag war freilich von ihm angeſtiftet, aber nicht in ſeinem Sinne ausgefallen; er vertritt gewiſſermaßen den Willen Rudolphs während die neuen Bedingungen von Otokar und in ſeinem Geiſte geſtellt ſind; trotzdem erkennt ſich Otokar ausdrücklich als Vaſallen hier an, dem „es zieme, Rudolph Hülfe zu gewähren, ihm nach Rom beim Krönungszuge zu folgen.“ Aber in Bitten, ſich durch triftige Gründe verhindert, vom Geleite und ebenſo vom Erſcheinen am Reichshofe ausſchließen zu dürfen, ſpricht ſich der Schmerz über ſeine Niederlage, mehr noch ſein Stolz aus.

Die gemachten Vorſchläge ſcheinen zwar die früheren zu beſtätigen, heben ſie in der That aber auf; denn während im erſten Vertrage allgemein von dem Schutze der beiderſeitigen Genoſſen die Rede war, trat Rudolphs Anſicht darüber im zweiten Vertrage lichtvoller hervor. Alle Helfer, alſo auch die in Böhmen und Mähren dem König beiſtanden, z. B. das Geſchlecht der Witkowece ſollten in der Sühne mit inbegriffen ſein. Daſſelbe Recht genoß aber auch Otokar rückſichtlich ſeiner Diener in Oeſterreich, Steier, Kärnthen u. ſ. w. Obwohl alſo Rudolph durch dieſen Artikel kein Uebergewicht über ſeinen Gegner bekam, ſo ſchien Otokar, in den Tagen ſeiner Macht unumſchränkter Herr über ſeine Unterthanen, durch dieſes Recht der Einmiſchung in die innern Angelegenheiten Böhmens und durch die Beaufſichtigung ſeines Verfahrens gegen die Vaſallen gekränkt zu ſein. Die Friedensvorſchläge vom 12. Herbſtmonat 1277, Repräſentanten der Meinung Otokars, bedingen den Complex ſeiner früheren Rechte, und der ſeiner Vorfahren über Land und Leute aus, halten alſo jede Einmiſchung Rudolphs und eine Vertheidigung ſeiner Unterthanen gegen ihn fern. Weiter unten gewährte Otokar zwar gemäß den früheren Verträgen den böhmiſchen Dienern ſeines Feindes ſeine Verzeihung und die Zurückgabe ihrer Güter, ſpricht aber nicht mehr von der Entſcheidung in ſtreitigen Fällen durch die von Rudolph beſtimmte Kommiſſion, ja hängt ſogar eine Klauſel an, die Helfer Rudolphs „im Falle anderer Vergehen“ ſelbſtändig beſtrafen zu dürfen. Durch Suchen würden ſich ſolche „andere Vergehen“ gefunden haben und ſomit Rudolphs Artikel dem Worte, aber nicht der That nach gehalten worden ſein. Verbirgt ſich dieſe Abſicht aber auch nicht hinter den Worten, ſo iſt die Clauſel, wie der ganze dritte Vertrag ein Verſuch, ſich immer mehr den drückenden Feſſeln des zweiten Vertrages zu entziehen. Den Schlüſſel zu dieſer Sühne giebt ein Brief Otokars, in dem er nicht mehr hinter dem Berge hält. Mit einem Gemiſch von ſchroffem Trotz und plumper Entſchuldigung wirft er die beiden erſten Verträge, von ſeinen Gewaltboten in ſeinem Namen berathen, beſchworen und von den Fürſten beider Parteien beſiegelt, über den Haufen; darum ſpricht er im Briefe nur von „euerm Frieden“, verwirft die Uebereinkunft über die beiderſeitigen Diener, namentlich über die Witkowece und erklärt, ſeine Gewaltboten hätten die Vollmacht überſchritten, wenn ſie auf den Willen Rudolphs eingegangen wären. Er beruft ſich dabei auf die Gegenwart des Burggrafen von Nürnberg, dem er zwei Mal ſeine feſte Meinung erklärt hätte. Die Bedingungen des erſten Vertrages rückſichtlich ſeiner Unterthanen hätten nur für die Zeit des Waffenſtillſtandes gegolten; übrigens verzeihe er ſehr gern ſeinen ungehorſamen Dienern; doch könne er nun und nimmer einwilligen, die Macht über ſeine Unterbanen aus Händen zu geben. In Folge dieſes offenbaren Friedensbruches entſpannen ſich häufige Grenzſtreitigkeiten zwiſchen Oeſterreich und Mähren und Böhmen. Rudolph von ſeiner nächſten Umgebung, von ſeinem Heere nicht mehr begleitet, bewahrte trotzdem ſeine Unbefangenheit und Ruhe.

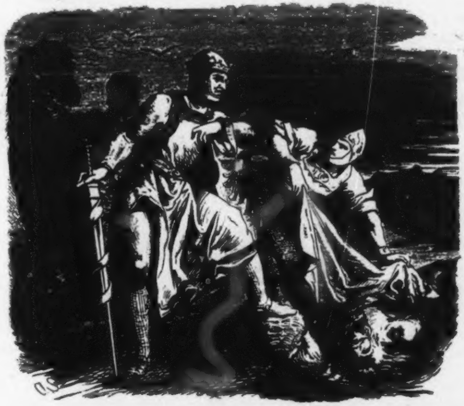
Otokars Plan war inzwiſchen, die Fürſten des Reichs abſpenſtig zu machen und Rudolphs Macht dadurch zu ſchwächen. Die Tactik befolgte er ſowohl in Italien als bei Heinrich von Baiern, der durch böhmiſches Geld beſtochen, durch ſein Gebiet keinen Zuzug für Rudolph durchzulaſſen verſpricht. Auch Siegfried von Köln war des Abfalls von Rudolph ſtark verdächtig. Der Krieg rückte immer näher; denn außerdem daß Otokars eigene Herrſchſucht und die maßloſe Herrſchgier ſeiner Gemahlin und ihr Hohn ihn zum Kriege aufſtachelte, daß er mit Schmerz ſeiner früheren Macht und ſeiner Niederlage ſich erinnerte und ſeine Gebeugtheit ertrug, ohne Schwertſtreich die Hälfte ſeiner Länder an einen ſchwächern

Gegner verlor, mahnte ihn die augenblickliche Schwäche des Feindes zum ſchnellen Handeln. Sein Plan war, ſich der Städte und Burgen Oeſterreichs zu bemächtigen, nachdem er ſich mit Belagerungswerkzeugen hinreichend verſehen hatte, des Königs Anhängern den Weg durch Baiern abzuſchneiden, bei befreundeten Fürſten in Schleſien, Polen, Ungarn zu werben und unter Rudolphs Freunden Unfrieden und Verrath zu ſäen und Einverſtändniſſe zu erhalten. Den Anfang machte der Abfall Paltrams, eines mächtigen Bürgers zu Wien, und ſeiner Söhne. Dieſem Verbrechen folgte Achtung ſeiner ganzen Familie und Verluſt eines Hauſes und ſeiner Güter auf dem Fuße. Die Bürgerſchaft Wiens, Otokars Macht und Rudolphs Schwäche vergleichend, bat aus Beſorgniß für die Zukunft den römiſchen König um die Erlaubniß zur Wahl eines andern Herrn. Mit Mühe beſchwichtigte ſie Rudolph. Desgleichen wurde ungetreu ein Würdenträger Oeſterreichs, der Marſchall Heinrich von Kunring jun., und verlor daher das Unterpfand ſeiner Treue, die Stadt Weitra. Seine Würde, ſeine Beſitzungen wurden von dem König vergabt und er nebſt ſeinem Vater für vogelfrei erklärt und landesflüchtig. So von Verrath umlauert, durch einen Ueberfall bedroht, von allen Streitkräften entblößt, mit einem Worte in der bedrängteſten Lage, erließ Rudolph an Ungarn und Deutſchland, beſonders in den Herzogthümern, einen Aufruf um Hülfe.

Schon brach Otokar mit ſeinem Heere von Prag auf, zog durch Mähren bis Brünn, erwartete Verſtärkung durch mähriſche und böhmiſche Große und erſtürmte auf weiterem Zuge nach langer Zeit die Stadt Droſenberg. Dieſes Zögern rettete Rudolph; ſonſt wäre er verloren geweſen. Raſch concentrirte er ſeine wenigen Streitkräfte um ſich. Otokar zog nach Dröſingen auf das Marchfeld. Je näher die Gefahr, deſto mehr ſtieg Rudolphs Verlegenheit; denn noch rüſteten ſeine Söhne in den oberen Landen, ebenſo der Biſchof von Baſel, ſeine Schwäger und Schwiegerſöhne. Die Reichshülfe blieb trotz der Zuſicherung bedeutender Pfandſummen faſt ganz aus. Der König zog daher freudig den heranrückenden, befreundeten Ungarn entgegen. Sein treuer Freund, Biſchof Heinrich von Baſel, verband ſich mit ihm mit 200 Rittern, nachdem er durch das Gebiet des treuloſen Baiernherzogs Heinrich den Durchgang erzwungen hatte. Um den Muth im Heere aufrecht zu erhalten, berichtete er öffentlich von dem ſchleunigen Nachrücken der königlichen Söhne, nahm aber im Geheimen ſeine Worte zurück. Trotzdem blieb Rudolph hoffnungsvoll, gottergeben und muthig. „Mir genügt“, erwiderte er auf jenen ſchlimmen Bericht, „euerm Schutze mein Leben anvertrauen zu können; raſtet einen Tag, dann ziehen wir zur Schlacht. Gottes Gnade, die mich an das römiſche Reich gerufen, wird mich wunderſam aus dieſem Kampfe führen.“

Und ſo geſchah es. Nachdem Rudolph und das Heer der Ungarn ſich vereinigt hatten, erfolgte der Aufbruch zur Schlacht den 23. Auguſt 1277. Endlich nach drei Tagen fand der Zuſammenſtoß der beiden Gewalten Statt. Otokar, obwohl ſehr überraſcht von dem unerwarteten Uebergange ſeines Gegners über die Donau und noch nicht völlig von ſeinen Bundesgenoſſen umgeben, nachdem er nicht ohne einen Zug der Größe ſein Vertrauen und ſeine Liebe zu ſeinem Volke bewieſen, aber auch nicht ſeinen ſelbſt zum Verrath und Meuchelmord greifenden Haß gegen Rudolph verhehlt hatte, nahm ohne Zaudern die angebotene Schlacht an und rückte, ſeine Krieger mit gewohnter Beredſamkeit anfeuernd, unter der Loſung „Praga“ zum Kampfe aus. Dieſe Parole verrieth die innerſte Neigung des Böhmenkönigs, Prag zur Hauptſtadt Deutſchlands zu machen und die böhmiſche mit der deutſchen Krone in ſeiner Perſon zu vereinigen.

Auf der anderen Seite ordnete Rudolph, durch ein Traumgeſicht und ſeinen feſten chriſtlichen Glauben geſtärkt, das Treffen an. „Chriſtus“ war das Loſungswort, ein Kreuz das Feldzeichen aller Streiter, ſelbſt der heidniſchen Kumanen. Nachdem der Biſchof von Baſel Allen die Abſolution ertheilt, den Muthigen die himmliſche Siegeskrone verſprochen und der größte Theil im Falle des Sieges einen Kreuzzug gelobt hatte, zog das Heer muthvoll in den Streit. Lange wogte der Kampf unentſchieden, von Mittag neigte der Sieg zu den Böhmen. Rudolph, von einem feindlichen Ritter zu Boden geſchmettert, ward mit Mühe von einem tapfern Schweizer gerettet. Von Neuem ſammelte er ſeine Kräfte und ſpaltete, von ſeiner Nachhut unterſtützt, in fürchterlichem Anprall die feindliche Heeresſäule und vernichtete die Nachhut, während Otokar im verzweiflungsvollem Heldenkampfe allein mit wenigen Getreuen Tod und Schrecken um ſich verbeitete. Schon war die Niederlage der Böhmen entſchieden, Tauſende hatten auf dem Schlachtfelde oder in den Wäſſern der March, oder meilenweit von den wüthenden Kumanen und den Reichstruppen verfolgt auf der Flucht den Tod gefunden; das reiche Lager der Böhmen war geplündert. Da erlag endlich Otokars Heldenmuth der Uebermacht der andringenden Feinde. Zu Boden geſtreckt, gefangen und halb ohnmächtig weggeführt, verlor er ſein Leben auf barbariſche Weiſe durch die Hand eines rachſüchtigen Vaſallen; eine fürchterliche Nemeſis für Otokars Verrath und Auflehnung. Rudolph zeigte ſich des Sieges würdig. Ueber den Sieg erfreut, aber durchaus nicht über den Fall ſeines Gegners frohlockend, erwies er ihm im Gegentheile königliche Ehren, obgleich das Begräbniß nicht von beſonderen Feierlichkeiten begleitet war. Nach dreißig Wochen wurden ſeine irdiſchen Ueberreſte nach Prag geholt und dort unter allgemeiner Trauer beigeſetzt.



So gab Rudolph ein Beiſpiel, ähnlich denen aus den beſten Zeiten der Ottonen und Hohenſtaufen, wie man die Rechte des Reichs und der Krone wahren müſſe; leider haben ſeine Nachfolger aus ſeinem Geſchlechte nicht immer das Intereſſe des Reichs mit ſolcher Energie verfochten.

* * *

Die Grafſchaft Glatz.

Von Ed. Friederichs.

An der Grenze von Böhmen, Mähren und Schleſien erhebt ſich im Südoſten der Grafſchaft Glatz der große Schneeberg zu einer Höhe von 4400 Fuß. Er iſt nicht ein Kegel, der auf den Kamm eines Gebirges aufgeſetzt wäre, wie die Schneekoppe, ſondern neben anderen Bergen ſteigt er aus den Schluchten empor, und ſein Gipfel bildet eine Hochebene von 8200 Quadratruthen. Die Nadelhölzer reichen beinahe bis zur Spitze, die Hochebene iſt mit Gras bewachſen, das im Sommer dem Vieh einer nahegelegenen Alpenwirthſchaft reichliche Weide darbietet, ſie bleibt aber kaum vier Monate lang im Jahre ohne Schnee, ſo daß man den Berg wohl den ſchleſiſchen Montblanc genannt hat.

Eine Rundſicht von der Mitte der Hochebene iſt nicht möglich, da hier kein erhöhter Punkt ſich befindet, von dem man das Ganze überſehen könnte, nur ein Grenzſtein bezeichnet die Stelle, wo Oeſterreichiſch-Schleſien, Mähren und Böhmen mit der Grafſchaft Glatz zuſammentreffen. Man ſieht nur den Himmel und die wüſte Fläche des Berges, auf dem kein Baum, kein Strauch die Einförmigkeit der erſtarrten Natur unterbricht, nur bisweilen ſchwirrt ein Vogel oder ein Inſect vorüber. Das Rauſchen der tiefer liegenden Wälder iſt nicht zu hören, ſelbſt der Knall des Gewehrs dringt nicht über 500 Schritt weit. Hier hat man das Gefühl gänzlicher Abgeſchiedenheit von der Welt, denn wie öde die Kämme und Koppen des Rieſengebirges auch ſein mögen, ein Blick in das Thal führt uns in die Welt zurück. Um wenigſtens theilweiſe Fernſichten zu gewinnen, muß man die mühſame Wanderung an dem Rande der Hochebene unternehmen. An dem ſüdöſtlichen Abhange des Berges liegen die Schwalbenſteine, eine hervorragende Felsmaſſe mit guter Ausſicht, an der Südſeite die Quarklöcher, zwei Höhlen in Kalkſtein, der hier ins Gebirge einbricht. Die Wände ſind theils mit Tropfſtein bedeckt, theils mit einer weißlichen, quarkähnlichen Kalkauflöſung, daher der Name. Das Rauſchen im Innern der Höhlen beweiſt das Daſein unterirdiſcher Gewäſſer. Den Haupteingang muß man durchkriechen, dann gelangt man in ein geräumiges Gewölbe, in welches mehrere wagrecht fortlaufende Gänge münden. Auf der linken Seite der Höhle dringt ein rauſchender Bach ein, der auf der entgegengeſetzten Seite ſeinen unterirdiſchen Lauf fortſetzt. In der Nähe der Quarklöcher entſpringt die March oder Morawa, die ganz Mähren von Norden nach Süden durchſtrömt und dann in die Donau ſich ergießt. Folgt man dem Laufe der March, ſo ſchweift der Blick durch eine weite, lachende Ebene bis zu den Thürmen von Olmütz und dem heiligen Berge daſelbſt.

In der Nähe des großen Schneeberges entſpringt auf dem Ziegenrücken die Neiſſe aus zwei Quellen, nicht weit entfernt von den Klapperſteinen, mehreren auf einander gethürmten Granitfelſen, die ein regelmäßiges Viereck bilden. Die beiden Bäche vereinigen ſich bei Neißbach, und gelten nächſt der Katzbach für die ſchnellſten Gewäſſer, in einer Meile bis Schreibendorf ſtürzen ſie 1244 Fuß hinab. Die Neiſſe iſt der Hauptfluß der Grafſchaft, die er, zwiſchen den Bergen ſich hinziehend, anfangs in ſüdweſtlicher Richtung durchſtrömt, aber ſchon vor Mittelwalde wendet er ſich nach Norden und bleibt dieſer Richtung treu bis unterhalb Glatz, ſo daß er die Grafſchaft in eine öſtliche und weſtliche Hälfte theilt, desgleichen trennt er die ſämmtlichen Gebirgszüge in zwei große Gruppen auf ſeinem rechten und linken

Ufer. Nach dem Einfluß der Steina ſchlägt er mit häufigen Biegungen die Richtung nach Nordoſten ein, um bei dem berühmten Wartha-Paß ſich eine Bahn zu brechen zwiſchen den Ausläufern des Schneegebirges und dem Eulengebirge, und um dann der Ebene und der Oder zuzueilen. Mehr als 30 Bäche auf jedem Ufer ſtrömen ihm von den verſchiedenſten Seiten zu, in der Grafſchaft finden ſich überhaupt mehr als 300- Quellen. Unter jenen Bächen ſind die bedeutendſten auf der rechten Seite: der Wölfelsbach, der an der Nordweſtſeite des großen Schneeberges entſpringt, und die Landecker Biela, aus der weißen und ſchwarzen Biela entſtehend, die auf dem feuchten Rücken des Wetzſteinkammes, der ſogenannten Saalwieſe, entſpringen. Auf der linken Seite ſind die bedeutendſten: die Habelſchwerdter Weiſtritz, die Reinerzer Weiſtritz und die Steina.

Der große Schneeberg iſt der Hauptknoten und höchſte Scheitel des Schneegebirges, zugleich der höchſte Punkt der ganzen Grafſchaft. Von dem Schneeberg aus erſtrecken ſich die beiden Hauptarme dieſes Gebirges nach Südweſt und Nordweſt. Der ſüdweſtliche Gebirgszug geht zwiſchen der March und Neiſſe, verbindet ſich hinter Mittelwalde bei Bobiſchau mit dem Habelſchwerter- und Erlitz-Gebirge, verflacht ſich aber an ſeinem Endpunkte ſo, daß hier eine der leichteren Verbindungsſtraßen aus der Grafſchaft nach Böhmen hinüberführt. Der nordweſtliche Gebirgszug geht in einem weiten Bogen zwiſchen der Landecker Biela und der unteren Neiſſe, erreicht ſeine größte Höhe bei Reichenſtein in dem Heidel- und Jauersberge und fällt in dem Kapellenberge bei Wartha ſteil an das rechte Ufer der Neiſſe hinab. Dieſer Gebirgszug iſt es, deſſen einer Theil nicht ſelten das Reichenſteiner Gebirge oder das Neiſſer Grenzgebirge genannt wird. Ein anderer Höhenzug beginnt im Norden des Schneeberges mit dem ſchwarzen Berge, zieht ſich an dem linken Ufer der Landecker Biela hin, bis zu dem Einfluſſe derſelben in die Neiſſe und bildet eine Menge zum Theil einzelner Gipfel. Noch andere Kämme gehen vom Schneeberge nach Weſten, ſind aber nur von geringer Ausdehnung, da ſie bald an das rechte Ufer der Neiſſe ſtoßen. Im Süden des Schneeberges geht auf dem linken Ufer der March der ſogenannte Pferderücken hinab. Im Oſten vermittelt ein anderer Höhenzug, der Hundsrücken und Wetzſteinkamm, den Zuſammenhang mit dem Mähriſchen Geſenke, das, in ſüdöſtlicher Richtung ſich hinziehend, im Altvater (4640 Fuß) ſeine höchſte Spitze erreicht und dann bis zu den Quellen der Oder und weiterhin bis zu dem linken Ufer der Oder ſelbſt zu einem Landrücken herabſinkt. Es bildet die Grenze zwiſchen Oeſterreichiſch-Schleſien und Mähren, von denen das erſtere an dem nordöſtlichen Abhange, das letztere an dem ſüdweſtlichen Abhange liegt. Die beiden letzteren Gebirgszüge gehören nicht mehr in die Grafſchaft Glatz, die das Schneegebirge in einem großen Bogen von Oeſterreichiſch-Schleſien, Mähren und Böhmen trennt.

Auf dem linken Ufer der Neiſſe finden wir in dem Süden der Grafſchaft mehrere Gebirgskämme, die zwiſchen der Neiſſe und der Erlitz ſich hinziehen. Dieſe entſpringt auf der Südſeite der Seefelder, fließt anfangs von Nordweſt nach Südoſt, die Grenze zwiſchen der Grafſchaft und Böhmen bildend, wendet ſich dann nach Weſten auf böhmiſches Gebiet, wird nun der wilde Adler genannt, und ergießt ſich bei Königsgrätz in die Elbe. Zunächſt der Neiſſe, oberhalb und unterhalb der Stadt Habelſchwerdt, zieht ſich der Habelſchwerdter Gebirgszug hin, der im Süden bis an die letzten Ausläufer des Schneegebirges, im Norden bis an die Reinerzer Weiſtritz reicht.

Zu beiden Seiten der Erlitz finden ſich bedeutende Höhenzüge, der Höhenzug auf dem linken Ufer wird vorzugsweiſe das Erlitz-Gebirge genannt, und ſchließt ſich im Norden an die Seefelder an. Der Höhenzug auf dem rechten Ufer der Erlitz liegt ſchon in Böhmen, unterſcheidet ſich von den andern Höhenzügen durch viele Gipfel, und wird mit dem Namen der böhmiſchen Kämme bezeichnet. Im Norden ſchließt ſich an dieſe böhmiſchen Kämme das Meeſegebirge auf dem linken Ufer der Reinerzer Weiſtritz, durch die es von den Seefeldern getrennt iſt. Von dem Menſegebirge geht ein Höhenzug nördlich zum Heuſcheuergebirge, das zwiſchen der Reinerzer Weiſtritz, der Steina und der Meta, einem Nebenfluſſe der Elbe, im äußerſten Weſten der Grafſchaft ſich hinzieht und darüber hinaus nach Böhmen reicht. Die Formation dieſes Gebirges iſt ganz verſchieden von der Formation der übrigen Gebirge der Grafſchaft. Ueberall ſteigen die iſolirten Höhenzüge dieſes Quaderſandſteingebirges jäh aus der Tiefe empor, und vergeblich ſucht man nach einem Knotenpunkt dieſer vielfach verzweigten Gebirgskette; zerklüftete Felſen, abenteuerliche Bildungen finden ſich hier. und wenn auch nordweſtlich von der Heuſcheuer keine bedeutenden Höhen mehr ſind, ſo finden ſich dieſelben Quaderſandſteinbildungen bei Adersbach und Weckelsdorf, bis ſie zuletzt an dem rechten Ufer der Elbe in der Sächſiſchen Schweiz noch einmal auftauchen.

Im Nordweſten wird die Grafſchaft begrenzt durch das Eulengebirge, das an dem linken Ufer der Neiſſe bei dem Warthapaſſe beginnt, und in nordweſtlicher Richtung bis zur Schweidnitzer Weiſtritz ſich hinzieht. Im Süden reichen ſeine letzten Ausläufer bis zur Steina, im Norden fällt es in die ſchleſiſche Ebene hinab, der weſtliche Theil geht ſchon über die Grenze der Grafſchaft hinaus.

Alle dieſe Gebirge, welche die Grafſchaft einſchließen und ſie nach verſchiedenen Richtungen hin durchziehen, zeigen mit Ausnahme des Heuſcheuergebirges einen weit milderen Charakter als das Rieſengebirge, obgleich ihre Gipfel nur um einige hundert Fuß niedriger ſind als die höchſten Punkte des Rieſengebirges. An die Stelle der im Rieſengebirge kegelförmig auf den Kamm aufgeſetzten Koppen treten hier runde Gipfel, umlagert von einer Menge einzelner allmälig anſteigender Berge, die meiſtentheils mit ſchönen Waldungen bedeckt ſind. Deshalb hat auch der Fußwanderer hier mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen als im Rieſengebirge. Hat er dort erſt den Kamm des Gebirges erſtiegen, dann hat er gewonnenes Spiel, dann geht er dort oben wie in dem Thal, das zu ſeinen Füßen liegt, und das er nie aus den Augen verliert, nur die Beſteigung der Schneekoppe wird ihm einige Mühe bereiten. Hat er ſeine Wanderung auf dem Kamm des Gebirges beendet, dann ſteigt er wieder in die Tiefe hinunter. Wie ganz anders in der Grafſchaft Glatz! Hier muß der Wanderer bergauf und bergab durch Schluchten und Thäler kleiner Bäche, und droben wird er nicht durch eine vollſtändige Rundſicht belohnt, eine Fernſicht hat er gewöhnlich nur an einer Seite des Berges, an der anderen wird ihm die Ausſicht gar bald durch vertretende Berge verſperrt. Aber auch dieſe Fernſichten bieten manches Schöne, und die prächtigen, im üppigſten Grün prangenden Thäler gewähren dem Wanderer reichliche Entſchädigung.

Nach der Mitte des Landes hin verlieren die Bergketten alle den Charakter des Hochgebirges, der Wald verſchwindet mehr und mehr gegen ſorgfältig bebaute Fluren. Hier bildet die Berglandſchaft, die man auch wohl das deutſche Arcadien genannt hat, einen weiten Thalkeſſel, in deſſen Mitte die Stadt Glatz liegt. Dieſer Thalkeſſel war in vorgeſchichtlicher Zeit wahrſcheinlich ein großer Binnenſee, der im Norden, Oſten und Süden durch ältere Gebirgsformationen geſchloſſen, nur im Nordweſt die offene Stelle zwiſchen der hohen Menſe und dem Eulengebirge hatte, ſo daß hier das Waſſer ſich weit bis über die Landſchaften Böhmens erſtreckte. Noch heute findet man bei Kieslingswaldau auf dem rechten Ufer der Neiſſe ungefähr eine Stunde von Habelſchwerdt eine große Menge verſteinerter Seethiere, und der Quaderſandſtein im Heuſcheuergebirge, in den Adersbacher und Weckelsdorfer Felſen ſpricht auch für dieſe Annahme.

In der geſchichtlichen Zeit war die Grafſchaft, wenn auch die Oberherren oftmals wechſelten, meiſtentheils mit Böhmen verbunden. Ladislaw, König von Ungarn und Böhmen, geſtattete 1453 dem damaligen Statthalter, dem nachmaligen König Georg Podiebrad, die Herrſchaft Glatz von Wilhelm von Leuchtenberg einzulöſen, und Kaiſer Friedrich III. erhob dieſelbe 1462 zu Gunſten der Söhne Podiebrad's zu einer Grafſchaft. Als letztere ihre Beſitzungen theilten, kam 1472 die Grafſchaft an Heinrich den ältern, Herzog zu Münſterberg und Frankenſtein, deſſen Söhne ſie jedoch an ihren Schwager, den Grafen Albrecht von Hardegg, für 60,000 Kronen verkauften. Nachdem ſie ſeit dem Grafen Chriſtoph von Hardegg 1534 als Unterpfand raſch aus einer Hand in die andere übergegangen war, brachte König Ferdinand dieſelbe 1561 wieder an die Krone Böhmen, bei der ſie blieb, bis Friedrich der Große ſie zugleich mit Schleſien 1742 eroberte und den Beſitz derſelben zuerſt im Frieden zu Breslau und endlich auch im Hubertsburger Frieden beſtätigt erhielt, obgleich die Oeſterreicher ſich derſelben 1760 wieder bemächtigt hatten. Der Wiener Hof machte zwar bei den Unterhandlungen des letztgenannten Friedens Verſuche, die Grafſchaft zu behalten, und erbot ſich, Ländereien und Geld dafür zu geben, Friedrich der Große aber hatte die militairiſche Wichtigkeit des Ländchens wohl erkannt, denn die Grafſchaft iſt eine Baſtion Schleſiens gegen Böhmen und Mähren, wie die Schweiz gegen Italien und Frankreich. Er beſtand deshalb im Hubertsburger Frieden hartnäckig auf den Beſitz der Grafſchaft, und die Oeſterreicher mußten ſich endlich zur Abtretung entſchließen. Seit dieſer Zeit blieb die Grafſchaft mit der Provinz Schleſien verbunden bei Preußen und zerfällt in die Kreiſe Glatz, Habelſchwerdt und Neurode, die zum Regierungsbezirk Breslau gehören. Sie umfaßt beinahe 30 Quadratmeilen und zählt 144,000 Einwohner, die größtentheils zum Katholicismus ſich bekennen und in kirchlicher Hinſicht unter dem Erzbiſchof von Prag ſtehen, während anderſeits der Sprengel des Fürſtbiſchofs von Breslau nach Oeſterreichiſch-Schleſien ſich hineinerſtreckt. Die Grafſchaft, die einſt zäher als Schleſien am Proteſtantismus und an Friedrich von der Pfalz feſtgehalten, neigt jetzt deſto mehr zu einem ſtrengen Katholicismus. Die Kirchlein und Kapellen am Wege, die Wallfahrtsörter, zu denen zahlreiche Pilgerſchaaren aus den benachbarten Ländern, beſonders aus Böhmen, Mähren und Ungarn heranziehen, die Proceſſionen, die mit Kränzen und Fahnen unter Muſik und Geſang über Berg und Thal wandern, geben dem Lande ein eigenthümliches Gepräge.

Beginnen wir nun die Wanderung durch die Grafſchaft von dem großen Schneeberge An der Nordſeite deſſelben liegt der Kleſſengrund, den man wohl das ſchleſiſche Chamounythal genannt hat. Auffallend durch ſeine äußere hufeiſenförmige Geſtalt, durchſtrömt von dem Kleſſenbach, iſt er von allen Seiten eingeſchloſſen durch reichbewaldete Bergabhänge. Mehr als hundert Stellen zeigen Spuren alten bergmänniſchen Betriebes. Der Kleſſengrund führt hinab in eines der vielen Thäler, welche die nach allen Seiten auslaufenden Kämme des Schneeberges bilden. In einem dieſer Thäler liegt die freie Bergſtadt Wilhelmsthal, die kleinſte Stadt in Schleſien. Sie hat nur 500 Einwohner, die ſich zum größten Theil von Holzarbeiten nähren. Der Ort entſtand durch ein Silberbergwerk im nahen Kleſſengrunde, indem der Münzmeiſter von Böhmen, Wilhelm von Oppersdorf im 16. Jahrhundert hier eine Colonie anlegen ließ, die ſich allmälig ſo vergrößerte, daß Kaiſer Rudolph II. ſie 1581 zur Stadt erhob und nach dem Gründer benannte.

Von Wilhelmsthal führt die Straße in nördlicher Richtung theils an dem Wilhelmsthaler Waſſer, theils in dem Thale der Biela nach dem 1½ Meilen entfernten Landeck in die äußerſte Oſtecke der Grafſchaft. Die Stadt hat 1700 Einwohner und iſt von zwei Seiten durch das Dorf Thalheim eingeſchloſſen, in deſſen oberem Theile eine Viertelſtunde von der Stadt die lauwarmen Quellen liegen, die gewöhnlich als die von Landeck bezeichnet werden. Sie gehören mehr unter die alkaliſch-ſaliniſchen Schwefelthermen als unter die erdig-ſaliniſchen und haben großen Nutzen in Krankheiten der Haut, des Unterleibs und bei Lähmungen. Das Waſſer der Quelle iſt klar, bläulichgrün, riecht etwas nach Schwefel und ſchmeckt ekelhaft ſüßlich wie nach faulen Eiern. Ohne daß ſich ein Niederſchlag oder ein ſchillerndes Häutchen wie bei anderen Mineralquellen bildet, ſetzt ſich an Körpern, welche längere Zeit mit dem Quellwaſſer in Berührung bleiben, bei den Dielen des Baſſins oder bei

Felsſtücken ein Badeſchlamm an. Es ſind fünf Quellen, von denen die Georgenquelle, die Marienquelle und der Trinkbrunnen die vorzüglichſten ſind, die ſogenannte Douchequelle wird zu Inhalations- und Douche-Bädern benutzt und ſpeiſt die Wannenbäder des Marienbades. Die Quelle des Georgenbades giebt eine Waſſermenge von 395 Kubikfuß in einer Stunde, die des Marienbades 240 Kubikfuß in einer Temperatur von 23 Grad R., und beide entſpringen aus Gneus. Die Trink- und Douche-Quelle haben einige Wärmegrade weniger.

Am längſten bekannt iſt die Georgenquelle. Nach dem Tode des Herzogs Heinrich zu Münſterberg und Grafen zu Glatz wurden deſſen Söhne aufmerkſam auf den Brunnen, ließen ihn 1498 durch einen Arzt aus Wien an Ort und Stelle unterſuchen und dann beſſer einrichten. Herzog Georg ließ in der Nähe des Brunnens eine Kapelle zu Ehren des heiligen Georg erbauen, und nach dieſem erhielt auch das Georgenbad ſeinen Namen. Im Jahre 1572 kam es an die Stadt Landeck, deren Eigenthum es noch heute iſt.

Die Marienquelle gehörte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts dem kaiſerlichen Rath Siegmund Hofmann v. Leuchtenberg zu Glatz. Bei der Reinigung fand man in einer Felshöhle die laue Quelle aus tiefem Geklüft entſpringen. Zugleich entdeckte man dreißig Schritt weiter eine noch wärmere Quelle unter hohen ſchattigen Erlen, nach deren Entfernung beim Aufgraben der Dammerde allerlei Werkgeräth und ein in den Fels gehauenes Becken gefunden wurden, in welchem das Waſſer an drei Stellen mit großer Kraft hervorquoll. Den Namen Marienbad erhielt die Quelle von einer Kapelle, die Hofmann zu Ehren der Madonna von Einſiedel gründete. Im Jahre 1678 errichtete er auch das noch jetzt ſtattliche Badehaus, 1785 kaufte der Rath zu Landeck auch das Marienbad von den Erben Hofmanns. Die folgenden kriegeriſchen Zeiten brachten das Bad in Verfall, bis der Miniſter Graf Hoym ſich deſſelben annahm; 1788 ließ er nach dem Muſter der Badeanſtalt zu Lauchſtädt ein Tropf- und Douchebad einrichten, das erſte in Schleſien,ebenſo ließ er 1789 die Trinkquelle zuerſt faſſen und überbauen. Alle dieſe Einrichtungen ſind in neuerer Zeit noch weſentlich verbeſſert worden. Die Trinkquelle erhielt 1829 eine ſteinerne Faſſung in einem offenen Tempel, das Georgenbad ward im Jahre 1837, das Marienbad im nächſten Jahre neu eingerichtet.

Unter den berühmten Badegäſten iſt vor allen Anderen Friedrich der Große zu nennen, der 1765 hier von einem langwierigen Rheumatismus genas, und deſſen Badewanne noch aufbewahrt wird Im Jahre 1800 beſuchte Friedrich Wilhelm III. mit ſeiner Gemahlin das Bad, und die Königin Luiſe legte ſelbſt den Grundſtein zu dem großen Geſellſchaftsſaal. Der Beſuch des Badeortes nahm ſeit dieſer Zeit bedeutend zu, vom Jahre 1813—1820 ſtieg die jährliche Zahl der Gäſte auf Tauſend. In dem zweiten Jahrzehnt aber verminderte ſich der Beſuch immer mehr, bis er ſeit dem Jahre 1833 ſich wieder zu heben begann. Am 17. und 18. Oktober 1841 zerſtörte ein Brand eine Reihe zur Badeanſtalt gehöriger Gebäude. In demſelben Jahre ward der Bau der neuen Brunnenhalle in Angriff genommen, welche auf der öſtlichen Anhöhe, wo der Marianenbrunnen ſteht, ihren Platz gefunden hat. Am 15. Oktober 1847, dem Geburtstage Friedrich Wilhelm IV., wurde der Grundſtein zu einem neuen Bade- und Wohnhauſe an der Stelle der ſteinernen Häuſer in Marienbad gelegt. Landeck iſt unter den Badeorten der Grafſchaft Glatz derjenige, in welchem der Badegaſt den meiſten Comfort findet. Deshalb iſt das hieſige Badeleben luxuriöſer und mannichfaltiger als in den benachbarten Bädern, wozu freilich auch die größere Zahl der Gäſte beiträgt.

In der Umgebung Landecks iſt einer der bedeutendſten Punkte die Ruine Karpenſtein, die hier im äußerſten Oſten der Grafſchaft ein Grenzwächter zu ſein ſcheint. Nur wenige Mauerüberreſte zeigen den Ort, wo die Burg ſtand. Die Geſchichte derſelben gleicht der

der meiſten in Schleſien. Anfangs ein böhmiſches Lehen, von den Huſſiten geplündert und halb zerſtört, ward ſie ſpäter ein Raubneſt und ein Schrecken der Umgegend, bis die Schleſier die Burg erſtürmten und zerſtörten. Die Ausſicht umfaßt die ganze Umgegend von Landeck bis nach Schleſien und Mähren.

Außer der Ruine Karpenſtein ſind in der Nähe Landecks merkwürdig der Winklerberg bei Leuthen und der Ueberſcharberg, deren ſchöne Baſaltbildungen durch ihr pittoreskes Aeußere die Aufmerkſamkeit der Reiſenden auf ſich ziehen. Der Weg von Landeck nach Leuthen führt zwiſchen hohen Mauern herabgeſtürzter Baſaltmaſſen hindurch. Dann ſteigen die Baſaltſäulen ſenkrecht empor, über 100 Fuß hoch, 2 Fuß ſtark, in 3 bis 5 Fuß Höhe ſchön gegliedert, meiſt fünfſeitig. Dieſe Producte vulcaniſcher Thätigkeit ſtehen hier als Zeugen einer revolutionsreichen Periode unſeres Erdballs, und in ihnen iſt vielleicht jetzt noch die unterirdiſche Werkſtätte der Landecker Thermen zu ſuchen.

Von Landeck führt eine Straße nach Glatz, an welcher die Dörfer Kunzendorf und Ullersdorf liegen, beide im Thal der Biela, beide berühmt durch ſchöne Gartenanlagen. In dem Park zu Ullersdorf befindet ſich auf einem freien Platze ein eiſerner Obelisk, 72 Fuß hoch, zu Ehren der Königin Luiſe, der an ihrem Geburtstage, dem 10. März 1802, errichtet wurde.

Eine zweite Straße führt von Landeck nach Reichenſtein, das ſchon an dem Nordabhange des Schneegebirges nach der ſchleſiſchen Ebene hin liegt. Der Weg bietet die überraſchendſten Anſichten bald in nahe freundliche Thäler, bald wieder in die blaue Ferne der ſchleſiſchen Ebene, an anderen Punkten überſieht man den ganzen Keſſel der Grafſchaft. Das Städtchen liegt hart an der öſterreichiſchen Grenze, an dem Abhange des goldenen Eſels, im Thale des Silberwaſſers, deren Namen auf die edlen Metalle hindeuten, die früher hier gefunden wurden. Schon vor dem 11. Jahrhundert ſoll hier Bergbau betrieben worden ſein, der ſpäter ſolchen Aufſchwung nahm, daß im 16. Jahrhundert hier eine eigene Münzſtätte errichtet wurde. Den Umfang der früheren Werke beweiſt das in der Nähe liegende Schlackenthal. Jetzt wird nur noch auf Arſenik gebaut. Die Gruben und Hütten, die etwa eine Viertelſtunde von der Stadt liegen, ſind die bedeutendſten in Europa und liefern jährlich gegen 600 Centner. In einem glühenden Keſſel befindet ſich die bluthrothe Maſſe, deren giftgetränkte ſchwarze Dämpfe wie Knoblauch ſtinkend emporwallen. Die Arbeiter verwahren zwar Mund und Naſe vor den Arſenikdämpfen, aber trotz aller Vorſicht dringt das Gift durch, ihre traurigen Geſtalten zeigen die Einwirkung deſſelben, ſie werden von hektiſchen Uebeln befallen und erreichen ſelten ein Alter von 50 Jahren.

In der Nähe von Reichenſtein befinden ſich der Jauersberg und der Heidelberg, von hier zieht das Schneegebirge in nordweſtlicher Richtung bis zum Wartha-Paß, wo es in dem Capellenberge ſteil zur Neiſſe hinabfällt. Von Reichenſtein führt nicht nur die Straße nach Landeck, ſondern auch die Straße nach Glatz durch das Thal des Roganbaches in die Grafſchaft hinein, während in der Ebene die eine Straße über Patſchkau und Ottmachau nach Neiſſe führt, die andere Straße an dem nördlichen Abhange des Schneegebirges entlang über Camenz nach Frankenſtein. Hier wie in Neiſſe erreicht man die Eiſenbahn, die nach der Oder führt, von Neiſſe nach Brieg, von Frankenſtein nach Breslau.

Wir haben jetzt die Wanderung im Nordoſten der Grafſchaft beendet und kehren wieder nach dem großen Schneeberge zurück, um von hier aus zunächſt den Südoſten, dann auf das linke Ufer der Neiſſe hinübergehend auch den Weſten der Grafſchaft zu durchwandern.

Wir gehen an der Nordweſtſeite des großen Schneeberges hinab und folgen dem Wölfelsbache bis zum Wölfelsfalle, dem bedeutendſten in den Sudeten. Mehr als 80 Fuß ſtürzt das Waſſer in einer prächtigen Felsſchlucht hinab, an deren Wänden, ſeit Jahrtauſenden von dem Staubregen befeuchtet, üppige Mooſe aus jeder Spalte in großen Büſchen herabhängen. Früher glaubte man, daß das Waſſer in einen bodenloſen Abgrund hinabſtürze, bei näherer Unterſuchung jedoch ergab ſich, daß dieſer Abgrund nur 3 bis 6 Fuß tief iſt. Von einer eiſernen Brücke oberhalb des Waſſerfalles blickt man in den dunklen Felſenabgrund hinab, von einer dem Falle gegenüber liegenden Felswand überſieht man den Keſſel genauer, und auf einer Steintreppe ſteigt man in die Tiefe hinunter, um von dort den Waſſerfall zu betrachten, der beſonders in der Nachmittagsſonne in den Farben des Regenbogens erglänzt und die düſteren Umgebungen magiſch belebt. Durch die gegenüberſtehenden Felſen riß der Bach eine Spalte von 100 Fuß Höhe und 13 Fuß Breite und ſchäumt unterhalb des Waſſerfalles zwiſchen den hohen ſenkrechten Felswänden eine ziemliche Strecke dahin, bis die Schlucht ſich wieder zum Thal erweitert. In dieſem Thale liegt Wölfelsdorf, eins der größten und ſchönſten Dörfer der Grafſchaft mit 1500 Einwohnern, das faſt eine Meile lang an dem Wölfelsbach ſich hinzieht.

Von dem Wölfelsfall führt ein Weg auf den Spitzberg, der zum Unterſchiede von vielen anderen Bergen, die ihrer ſpitzen Koppe wegen denſelben Namen führen, in der Grafſchaft meiſtentheils der ſpitzige Berg genannt wird. Dieſer Spitzberg iſt einer der bedeutendſten Vorberge des großen Schneeberges. Hier befindet ſich ein ſteinernes Kirchlein Maria zum Schnee, ein viel beſuchter Wallfahrtsort. Als Joſeph II. den Schatz des reichen Kloſters Mariazell aufzeichnen ließ, um ihn einzuziehen, entſtand die Volksſage, das dortige Gnadenbild habe ſich in den Schutz Friedrichs des Großen begeben und ſei auf dem Spitzberge erſchienen. Dies veranlaßte zahlreiche Wallfahrten aus dem Oeſterreichiſchen, und die dargebrachten Spenden reichten bald hin zur Erbauung des Kirchleins anſtatt der früheren hölzernen Kapelle und zur Anlegung des Kreuzweges, der von der Kirche bis zur höchſten mit dem Kreuze geſchmückten Spitze geht und von dort wieder hinabführt. Obgleich die Kirche kein Gnadenbild beſitzt, und jährlich nur einmal am 5. Auguſt ein feierliches Hochamt daſelbſt gehalten wird, ſo iſt der Wallfahrtsort im Sommer doch ſo zahlreich beſucht, daß rings umher ein kleiner Jahrmarkt aufgeſchlagen iſt. Die Ausſicht von der Kirche gehört zu den ſchönſten in der Grafſchaft.

An der Nordſeite des Spitzberges ſteigen wir auf einem anmuthigen Fußpfade hinab in das Terrain von Kieslingswaldau, berühmt durch ſeine Sandſteinbrüche, ſeine Verſteinerungen und ſeine Muſchelabdrücke. Von hier aus wandert man an der Plomnitz, einem Nebenfluſſe der Neiſſe, hinab nach Habelſchwerdt, nächſt Glatz der bedeutendſten Stadt der Grafſchaft.

Habelſchwerdt liegt auf dem linken Ufer der Neiſſe an dem Einfluſſe der Habelſchwerdter Weiſtritz und hat 3000 Einwohner. Oftmals durch Ueberſchwemmungen und Feuersbrünſte heimgeſucht hat die Stadt jetzt durch eine größere Zahl neuer maſſiver Häuſer ein freundlicheres Anſehen erhalten. Die große katholiſche Stadtpfarrkirche enthält außer einer koſtbaren mit Edelſteinen verzierten Monſtranz noch als Merkwürdigkeit an dem Mittelpfeiler einen Nagel, jenem in der Wiener Schatzkammer nachgebildet, mit welchem die rechte Hand des Erlöſers an's Kreuz geheftet wurde. Der hieſige Großdechant hat einen der einträglichſten Sprengel Schleſiens.

Ungefähr eine Meile unterhalb Habelſchwerdt liegt Grafenort, vielleicht das ſchönſte Dorf der Grafſchaft mit 1200 Einwohnern, und zieht ſich von Obſtgärten umgeben an der Neiſſe hinab. Hier unterhielt einſt der kunſtſinnige Graf Hieronymus v. Herberſtein viele Jahre hindurch mit großer Liberalität ein Theater, auf dem der berühmte Seidelmann ſeine theatraliſche Laufbahn begann; auch Holtei verweilte hier öfter.

Oberhalb Habelſchwerdt liegt das Dorf Niederlangenau, das an dem linken Ufer der Neiſſe ¾ Meilen ſüdlich bis zur Badeanſtalt ſich hinzieht. Die Mineralquelle gehört zu den ſtärkeren alkaliſch-erdigen Eiſenwaſſern, ähnlich den Heilquellen von Schwalbach, Spaa, Altwaſſer und Flinsberg, zeichnet ſich aber vor anderen durch das Feſthalten der Eiſentheile aus. Ihre heilſamen Wirkungen zeigen ſich beſonders in chroniſchen Rheumatismen, Gicht-Lähmungen, geſtörter Verdauung und chroniſchen Augenentzündungen. Die Quelle iſt ſo reich, daß ſie binnen 24 Stunden 57,000 Quart Waſſer giebt, das einen angenehm ſäuerlichen, dann prickelnd zuſammenziehenden Geſchmack hat und aufbrauſt, ſobald es mit Wein und Zucker gemiſcht wird. Selten wird der Brunnen bloß zur Trinkkur benutzt, meiſtens in der Verbindung mit Bädern und Gasdampfbädern. Erſt ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts ward die Quelle als Heilmittel benutzt, und durch die günſtigen Erfolge ward 1819 die Stadt Habelſchwerdt als Gutsherrſchaft zur Anlegung einer ordentlichen Badeanſtalt veranlaßt. Es ward ein Trinkhaus errichtet, eine Promenade für die Brunnentrinker angelegt, ein Geſellſchaftsſaal, ein Gaſthaus eröffnet und ein neues Moorbad erbaut. Unter den Bädern der Grafſchaft iſt Niederlangenau das einfachſte und wohlfeilſte, die Zahl der Gäſte iſt hier am geringſten, und ſie ſind faſt allein auf ihre Kur und den Genuß der ſchönen Natur angewieſen.

Oberhalb Niederlangenau liegt an dem rechten Ufer der Neiſſe das offene Städtchen Mittelwalde, mit ungefähr 1800 Einwohnern. Die Stadt ſelbſt bietet nichts Merkwürdiges, in der ſchönen Umgebung aber iſt der nahe Rübenberg zu beſteigen, auf dem man eine der ſchönſten Ausſichten in die Grafſchaft findet. Von hier aus kann man auch die Quellen der Neiſſe beſuchen, die in ihrem oberen Laufe ein köſtliches Thal bildet, in deſſen Tiefe der junge Bach mit zahlreichen kleinen Caskaden hinabſtürzt.

Von Mittelwalde wenden wir uns weſtlich in das Thal der Erlitz, welche hier zwiſchen zwei mächtigen Höhenzügen, dem Erlitzgebirge und den böhmiſchen Kämmen, die Grenze zwiſchen der Grafſchaft und Böhmen bildet. Wir wandern hinauf an dem Ufer des Baches, das faſt ohne Unterbrechung mit Häuſern beſetzt iſt, bis zur Kaiſerswaldauer Glashütte, und von hier aus hinauf zu den Seefeldern. Die Seefelder ſind eine große Moorfläche von 350 Quadratmorgen, auf allen Seiten von wilder Bergwaldung eingeſchloſſen. Das ganze Plateau war früher mit Wald bedeckt, den 1790 ein ungeheurer Brand vernichtete. Jetzt iſt die Oberfläche mit den gewöhnlichen Sumpf- und Moorgewächſen bedeckt, darunter liegt eine etwa 3 Fuß mächtige Schicht von lockerem faſrigem braunem Torf, auf den eine 9 bis 12 Fuß tiefe Schicht alten ſchwarzen feſten Torfes folgt. Unter dem Torfe lagert graulich weißer Thon, der kein Waſſer in die Tiefe dringen läßt. Auf der Oberfläche finden ſich ſieben kleine aber unergründlich tiefe Teiche, die vor dem Beginn ſchlechter Witterung wie man erzählt, unruhig werden und ein dumpfes Geräuſch hören laſſen; ſie ſcheinen die Ueberreſte eines Sees, der einſt die ganze Gegend bedeckte. Jetzt bildet das Ganze eine große, in ihrer Art einzige Verweſungsſtätte. Zur Ableitung des Waſſers dient der Rehdanzgraben, der in die Reinerzer Weiſtritz hineinführt.

Hier ſteigen wir in das Thal der Weiſtritz hinab, gehen hinüber auf das linke Ufer derſelben und ſteigen an dem Grunwalder Mühlwaſſer hinauf bis zu dem Dorfe Grunwald, dem höchſtgelegenen der Grafſchaft, das aus 100 zerſtreuten Bauden beſteht und nur noch Hafer zu Brot gewinnt. Von hier gelangt man in einer finſtern Waldgegend zu dem goldenen Stollen, einer merkwürdigen Höhle in Kalkſtein, und dem goldenen Flößel, einem kleinen Bach, in deren Nähe das bedeutendſte Kalkſteinlager der Sudeten ſich findet. Auf dieſem Wege erreichen wir die hohe Menſe, 3380 Fuß, die nächſt dem großen Schneeberge der höchſte Berg in der Grafſchaft iſt, kein abgerundeter, hervorragender Gipfel, ſondern nur die höchſte Erhebung eines ſanft gewölbten, meiſt bewaldeten Bergrückens. Der Wald reicht auch bis auf die hohe Menſe hinauf, und nur ein aufgethürmter Steinhaufen macht es möglich, über die Wipfel der Bäume hinwegzuſehen. Die Ausſicht nach Böhmen iſt ſehr ſchön. Der Blick ſchweift hinaus in eine weite Ebene, in der zahlreiche Dörfer und ferntere das alte Bad verſieht. Die Mineralquellen gehören zu den alkaliſch-erdigen Eiſenwaſſern, ſind ſehr verwandt mit dem Neubrunnen zu Flinsberg und dem Mühlbrunnen zu Salzbrunn, und werden beſonders zu kräftigender Nachkur empfohlen. Obgleich man die Quellen ſeit dem Anfange des 17. Jahrhunderts kannte und benutzte, ſo wurde doch erſt gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine ordentliche Badeanſtalt eingerichtet, und erſt in letzterer Zeit iſt der Badeort mehr in Aufnahme gekommen. Das Leben iſt geräuſchlos und ländlich, in der Bevölkerung ſind noch viele Böhmiſche Elemente vorhanden. Auch die Kirche auf dem Huſſitenberge hat die Inſchrift über dem Eingange: „Ehre ſei Gott in der Höhe!“ in böhmiſcher Sprache. Die vertriebenen Huſſiten, die in den umliegenden Ortſchaften eine Freiſtatt fanden, halten des Sonntags böhmiſchen Gottesdienſt, indem einer aus ihrer Mitte eine Predigt vorlieſt; ein Geiſtlicher kommt nur alle Vierteljahr einmal dorthin.

Nicht weit von Cudowa liegt Tſcherbenei mit einer Kapelle auf dem Kirchhofe, deren Fußboden, Decke und Wände aus Schädeln und Todtenbeinen gebildet werden, ſo daß im Ganzen 24,000 Schädel angebracht ſind, und eine gleiche Anzahl liegt noch unter der Kapelle.

Von Tſcherbenei gelangt man in einem ſchönen Thal aufwärts durch Straußenei und die ärmliche Colonie Bukowine an dem ſüdweſtlichen Abhange des Spiegelberges nach dem wilden Loch, einem Labyrinth wild zerklüfteter, vom Waſſer unterſpülter Steinmaſſen, in deren verworrene Felſenſchluchten man ſich ohne Führer nicht hineinwagen darf. Die Felſenmaſſen ſind hier mehr liegend, während ſie auf der Heuſcheuer ſenkrecht ſich erheben. Viele der Geſteinmaſſen ſind in ihrem Grunde tief ausgewaſchen, ſo daß die oben nur ſchmalen Schluchten unten eine breite, überwölbte Straße bilden. Höchſt wünſchenswerth wäre die Ueberbrückung vieler Felsklüfte, um dieſe eigenthümliche Bergpartie zugänglicher zu machen.

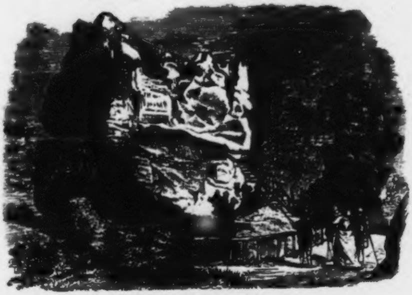
Von hier führen zwei Wege hinüber nach der Heuſcheuer, der eine bequemere führt an der Höhe des Berges bei dem Fort Friedrich, einem alten verlaſſenen Blockhauſe, vorüber nach dem Dorfe Carlsberg unterhalb der Heuſcheuer, der andere beſchwerlichere führt an dem Abhange des Berges gerade hinunter nach Nauſenei, dann aber muß man an dem entgegengeſetzten Bergabhange wieder hinauf nach der traurigen Hochebene des Leierberges, auf welchem die Heuſcheuer 500 Fuß hoch ſich erhebt.

Die Heuſcheuer iſt nächſt dem Schneeberge und der hohen Menſe der bedeutendſte Punkt der Grafſchaft, ein kleines Adersbach auf einem Bergrücken.

Von dem Dorfe Carlsberg führt eine bequeme Steintreppe, zu welcher der Quaderſandſtein des Berges ſelbſt das leicht zu bearbeitende Material lieferte, zu der Höhe hinauf, auch durch hölzerne Brücken-Geländer, Pavillons iſt in jeder Weiſe für die Bequemlichkeit der Beſucher geſorgt, die Schluchten ſind zugänglich gemacht, die gefährlichſten Punkte mit einer Umzäunung verſehen, und ſeit dem Jahre 1846 iſt ein neues Gaſthaus eingerichtet. Die meiſt ſenkrecht zerklüfteten, ſchwarzgrauen Felſen bilden wie in Adersbach und Weckelsdorf abentheuerliche Figuren, in denen eine lebhafte Phantaſie wunderbare Aehnlichkeiten fand, und die nun ihre beſonderen Namen führen. Der Sattel, der Bär, die klingenden Steine, der Tafelſtein, die Kanzel, der Mohrenkopf, die Blaſebälge, das Tuchgewölbe, der Backofen und der Großvaterſtuhl ſind die bedeutendſten derſelben. Am Tafelſtein erinnert eine Marmortafel an den Beſuch des Königs Friedrich Wilhelm II. mit ben beiden Prinzen Friedrich Wilhelm (III.) und Ludwig am 7. Auguſt 1790. Ein waldiger Abgrund mit ſenkrechten Felswänden öffnet ſich zu den Füßen des Beſchauers, der Blick in die Ferne reicht bis zur hohen Menſe und bis zur Feſtung Silberberg auf dem Kamme des Eulengebirges. Eine große Zahl von Dörfern und das nahe Städtchen Braunau in Böhmen bilden den Vordergrund, an dem ſich, einer gewaltigen Mauer gleich, die Braunauer und Friedländer Höhenketten maleriſch hinziehen, daran ſchließt ſich die böhmiſche Seite des Rieſengebirges bis zu den Anfängen des Erzgebirges. Auch von dem Großvaterſtuhle hat man eine prächtige Ausſicht. Nordöſtlich liegen Wünſchelburg und Albendorf, weiter öſtlich die Höhenzüge des Schneegebirges bei Landeck und darüber hinaus die mähriſchen Gebirgskämme, ſüdweſtlich ſieht man über Nachod weit hinein nach Böhmen. Die Ausſichten von der Heuſcheuer haben überhaupt das Eigenthümliche, daß man wie aus der Vogelperſpective auf die gerade darunterliegenden Gegenſtände blickt und ſo, gleichſam losgeriſſen aus dem Zuſammenhange der Landſchaft, wie ein Vogel in der Luft Berge und Thäler überſchaut.

Von der Heuſcheuer geht man auf dem beſchwerlichen Leierſteige durch ein anmuthiges Thal an der herabſtürzenden Posna, die in die Steina ſich ergießt, hinab nach Wünſchelburg, einem kleinen Städchen mit 1600 Einwohnern.

In der Nähe von Wünſchelburg liegt Albendorf, der berühmte Wallfahrtsort, ein ſchleſiſches Jeruſalem. Der Ort hat 1000 Einwohner, gleicht einem Marktflecken und bildet einen abgeſchloſſenen Kreis, in den 12 Thore führen wie in die alte heilige Stadt. Der hindurchfließende Bach wird Kidron genannt, ein Teich heißt Bethesda, man findet die Schädelſtätte, das heilige Grab, ein Haus der heiligen Anna, den Palaſt des Hohenprieſters, das Richthaus des Pilatus, das ſonderbarer Weiſe zugleich Wirthshaus iſt. Die Kirche ſtellt im Innern den Tempel Salomos vor und gewährt mit ihrer breiten Freitreppe einen imposanten Anblick. Die Wände ſind mit Votivtafeln bedeckt, in vielen Niſchen ſind Scenen aus dem Leben des Heilandes dargeſtellt, und zahlreiche Reliquien befinden ſich in eingemauerten eiſernen Behältniſſen. Der Kirche gegenüber liegt der Calvarienberg mit vielen Kapellen, die ebenfalls Bilder aus der Leidensgeſchichte des Erlöſers enthalten. Die heilige Stiege hat 47 Stufen, nach den 47 Blutstropfen, die der Erlöſer auf ſeinem Todeswege vergoſſen haben ſoll, und die auch in den Stufen durch meſſingene Ringe bezeichnet ſind. Hinter den Stationen iſt Golgatha mit den drei Kreuzen, von denen das linke, an dem der unbußfertige Schächer hing, wunderbarer Weiſe von ſelbſt einige Fuß abgerückt ſein ſoll.



Der Großvaterſtuhl auf der Heuſcheuer.

Das heilige Grab, der Speer, ein Stück vom wahren Kreuze, einige Spitzen aus der Dornenkrone, ein Stück Stein von dem Orte in Nazareth, wo Maria ſich gebettet, Schlamm und Waſſer aus dem Jordan, Moos, Holz und Stein aus der Wüſte, in welcher der Herr 40 Tage weilte, gehören zu den Merkwürdigkeiten des Ortes. Dieſer erhielt ſeine heilige Bedeutung durch außerordentliche Erſcheinungen. Schon im 13. Jahrhundert ſoll ein blinder Mann, der öfter an einer Linde zu beten pflegte, plötzlich ſehend geworden ſein und an dem Baume ein Marienbild, von hellem Schein umzogen, erblickt haben. Dies wunderthätige Marienbild und ein ſpäter entdecktes wunderbar heilendes Marienbrünnlein begründeten den Ruf des Ortes bei den Gläubigen. Die Zahl der Wallfahrer ſoll ſich jährlich auf 80,000 belaufen, deren größter Andrang vom Anfang des Mai bis in die Mitte des Juli dauert. Von da bis zu Ende der Ernte iſt er ſchwächer; dann aber wächſt er wieder, und die letzten frommen Wanderungen dauern bis in den Spätherbſt. Den Anfang der Wallfahrten machen alljährlich die Mähren, welche überhaupt den Ort in großer Anzahl beſuchen. Die Prozeſſionen der Wallfahrer von nah und fern durchziehen den Ort unter Geſang und Poſaunenſtößen in eintönigen Melodien. Der Kalvarienberg, die Freitreppe der Kirche, ſo wie dieſe ſelbſt ſind von knieenden Andächtigen angefüllt und auf der heiligen Stiege rutſcht ein Theil derſelben auf und nieder. Das Ganze gewährt einen eigenthümlichen Anblick und macht auf den unbefangenen Zuſchauer einen ſeltſamen Eindruck.

Von Wünſchelburg wandert man nordwärts nach Neurode an der Walditz, einem Nebenfluß der Steina. Die Stadt hat 5400 Einwohner, größtentheils Tuchmacher, iſt ſeit 1852 zur Kreisſtadt erhoben und liegt in einem dreieckigen Bergkeſſel. Ueberall zeigt ſich der rothe Sandſtein, der in der Gegend lagert. In der Nähe der Stadt iſt der Annaberg, bei weitem der berühmteſte unter den vielen gleichnamigen Bergen in Schleſien. Ein Stationsweg führt hinauf zu dem Gipfel, auf dem das Annakirchlein ſich befindet. Am St. Annen-Tage iſt hier Gottesdienſt im Freien, und zu dieſem Zwecke wird an einem Baume eine Kanzel angebracht. Die Ausſicht von hier gehört zu den ſchönſten in der Grafſchaft. Das Steinathal, das Heuſcheuergebirge, das Meeſegebirge, das Schneegebirge im Süden, im Norden das Eulengebirge und das weiße Kirchlein des Kapellenberges bei Wartha ſind etwa die Hauptpunkte.

Von Neurode wandern wir nun zuletzt nach Glatz. Die Hauptſtadt der Grafſchaft liegt an der Neiſſe und zählt 8000 Einwohner. Die böhmiſche Gaſſe und das böhmiſche Thor erinnern noch heute an die frühere Verbindung mit Böhmen. Auf dem Ringe befindet ſich die Kapelle zum heiligen Sebaſtian mit einer Statue. Sehenswerth iſt auch die katholiſche Pfarrkirche, in der ſieben ſchleſiſche Herzoge, ſämmtlich Grafen von Glatz, ruhen, und in der auch ein wunderthätiges Marienbild ſich findet. Das Bedeutendſte an Glatz iſt die Bergfeſtung, ein ſchleſiſches Luxemburg. Schon 981 ſoll ein Kaſtell auf dem Schloßberge am linken Ufer geſtanden haben, das ſpäter immer mehr erweitert und vom Kaiſer Heinrich III. (1019), ſpäter von den Huſſiten (1428) und den Breslauern (1470) vergeblich belagert wurde. Nach langer tapferer Vertheidigung eroberten die Oeſtreicher 1622 die Feſtung, die ſie 1742 den Preußen übergeben mußten. Ihre gegenwärtige Geſtalt verdankt die Feſtung Friedrich dem Großen, der auch den Schäferberg auf dem rechten Ufer befeſtigen ließ, um das eroberte Schleſien von dieſer Seite ſo feſt als möglich zu machen. Die Feſtung fiel ſpäter nicht in die Hände der Franzoſen, weil der Friede von Tilſit dazwiſchen trat. Sie hat einige Aehnlichkeit mit der Feſtung Königsſtein in Sachſen. Auch hier iſt durch die Felſen hindurch ein Brunnen gearbeitet, damit die Soldaten bei einer Belagerung nicht Waſſermangel leiden. Die Tiefe dieſes Brunnens kann man durch heruntergelaſſene Lichter erkennen, die auf einem Holze befeſtigt ſind, das auf dem Waſſer ſchwimmt, ſobald es die Oberfläche deſſelben erreicht hat. Von dem Schloßthurm hat man eine ſehr ſchöne Ueberſicht über die ganze Grafſchaft. Dort befindet ſich auch die Statue des heiligen Nepomuk, die bei Erweiterung der Feſtung ſich vorfand und auf Befehl Friedrichs des Großen hier aufgeſtellt wurde. Als der König im folgenden Jahre den Heiligen hier vorfand, ſagte er lächelnd: „Es iſt nicht recht, daß er das Geſicht nach Schleſien kehrt, hier hat er Nichts mehr zu ſuchen.“ Seitdem blickt der Schutzpatron Böhmens hinüber in ſeine Heimath. Nach der Sage ſoll einſt das ſchöne gelbe Haar der rieſenſtarken Böhmenfürſtin Waliska hier aufbewahrt, bei dem Umbau der Feſtung aber verloren worden ſein. In einer der Mauern findet ſich das Geſicht dieſer Heidenjungfrau in Stein gehauen. Früher ward hier auch die Trommel aufbewahrt, welche angeblich mit der Haut Ziska's beſpannt war, wie der Huſſitenfeldherr ſelbſt befohlen hatte, um auch nach ſeinem Tode den Feinden noch furchtbar zu werden. Unter den Gefangenen der Feſtung ſind zu nennen der abenteuerliche Trenk, der nach mehren mißlungenen Verſuchen glücklich entwiſchte, der Quartiermeiſter Aug. von Maſſenbach und die berüchtigte Giftmiſcherin Geheimräthin Urſinus.

In der Hauptſtadt treffen nun die Straßen von allen Seiten der Grafſchaft zuſammen, von Landeck im Oſten, von Habelſchwerdt und Mittelwalde im Süden, von Reinerz und Cudowa im Südweſten, von Neurode im Nordweſten. Von Glatz aber führen zwei Straßen nach der ſchleſiſchen Ebene, die eine über Reichenſtein, Patſchkau und Ottmachau nach Neiſſe, die andere durch den Warthapaß nach Frankenſtein.

Bei dem Warthapaß bricht die Neiſſe zwiſchen dem Schneegebirge und dem Eulengebirge ſich Bahn, um in die ſchleſiſche Ebene zu gelangen. Seit 1772 führt hier eine ſteinerne Brücke über den Fluß. Auf dem linken Ufer liegt das offene Städtchen Wartha, traulich an die ſchützenden Bergwände ſich anlehnend, die es von drei Seiten umgeben. Die alterthümliche Kloſterkirche mit den beiden ſtumpfen Thürmen wurde 1682 vom Abte Auguſtin von Kamenz erbaut. Auf dem Hochaltar ſteht das wunderthätige Marienbild, das jährlich 50,000 Wallfahrer herbeizieht, hauptſächlich Böhmen, aber auch Polen, Mähren und Ungarn.

Der Sage nach ſoll die Madonna ſelbſt im Jahre 1200 einem frommen Beter ihr Bild überreicht haben. Viele Weihtafeln und Bilder ſowie die Krücken der Lahmen, die hier wieder geſund geworden, bedecken alle Pfeiler. Friedrich der Große ſchenkte der Kirche die Orgel, eine der ſchönſten in Schleſien, und auch gegen die Madonna war er artig, er verehrte ihr ein neues Kleid. Auf dem rechten Ufer der Neiſſe liegt der Kapellenberg, zu deſſen Gipfel man bei der Einſiedelei vorüber auf einem ziemlich ſteilen Stationenwege gelangt.

Hier nehmen wir Abſchied von den Bergen, Thälern und Heilquellen der Grafſchaft, von ihren Kapellen und Gnadenbildern und wenden uns der lachenden Ebene zu, in welcher die Städte Frankenſtein, Münſterberg, Reichenſtein, Patſchkau ſo wie das prachtvolle Schloß zu Kamenz unſerem Blick ſich zeigen.

* * *

Volksſcherze.

Vom Profeſſor A. Kuhn.

Als wir unſre Rundreiſe durch die Gefilde der Erbweisheit unſrer Ahnen beſchloſſen,*) baten wir um Verzeihung, wenn wir der einen oder andern Stadt nicht gerecht geworden ſein ſollten; wir verſprachen augenblickliche Abſtellung des Unrechts, ſobald uns die Beweiſe Schwarz auf Weiß vorgelegt würden, und das iſt ſeitdem in reichlichem Maße geſchehen, indem viele Orte nicht nur urkundlich, ſondern bereits gedruckt ihren Stammbaum auf Schilda und ſomit auf Thales zurückzuführen vermögen, wenn auch die Maſſe der Dokumente nicht eine ſo große iſt, wie bei den meiſten der von uns auf dem früheren Rundgang vorgeführten. Außerdem haben wir aber auch manchen Ort beeinträchtigt, indem wir ihm nicht ſein volles Recht angedeihen ließen, inſofern wir dem gewaltigen Schreiten des Geiſtes ſeiner Bewohner nicht nach allen Seiten hin nachgingen; auch ihnen muß ihr volles Recht werden, und ſo ſoll denn im Folgenden Unrecht gut gemacht, und Verſäumtes nachgeholt werden.

Wir wenden uns daher wieder zu unſerem früheren Ausgangspunkt nach Schleswig-Holſtein, wo wir noch einigen gerecht werden müſſen. Dort ſind zunächſt die Hoſtruper, von denen man erzählt, daß ſie einen eigenen Speicher haben, um alle Dummheiten darin aufzubewahren; darum ſagt man in Angeln: „Ga hen na Hoſtrup un lat di den Dås utſchuiden.“ Daß ſie ſelbſt aber die meiſten Beiträge zur Vermehrung der Vorräthe liefern, zeigt folgende Geſchichte:

An einem ſchönen Sommertage befand ſich einmal das ganze Dorf auf dem Felde beim Grasmähen, da kam Einer zu ihnen und erzählte vom Kriege, über den er eben in der Stadt hatte reden hören. „Krieg, wat is denn Krieg?“ fragte ein Hoſtruper. „Wenn de Trummel geit!“ antwortete der Andre. „Wo geit denn die Trummel?“ fragten wieder die Hoſtruper, und der Fremde antwortete: „Bum, bum, bum, bum!“

Nun arbeiteten ſie ruhig eine Weile weiter, aber Krieg und Trommel ſteckte Allen noch in den Köpfen. Sie hatten eine Tonne Bier mit auf dem Felde gehabt, und bei der großen Hitze ſchon ausgetrunken; eine Hummel traf das Spundloch des leeren Faſſes, konnte aber den Ausgang nicht wieder finden, und fing darin an zu ſummen, und bum! bum! ſtieß ſie immer mit ihrem dicken Kopfe an das Holz: „Da is de Krieg all!“ rief erſchrocken der Klügſte unter den Hoſtrupern, und Alles ſtürzte augenblicklich in wilder Flucht davon. Ein beherzter Mann wollte aber doch wenigſtens Etwas retten, nahm das Bierfaß mit dem Riemen auf den Rücken, und lief den Andern nach. Da hörten ſie nun den Feind mit dem ſchrecklichen Bum! Bum! dicht hinter ſich, und jeder Hoſtruper hätte gern mehr gehabt als zwei Beine. Einer ſprang ſchnell auf ein Pferd, das am Wege graſte, aber der Pflock, an dem es angebunden ſtand, flog heraus und dem Reiter an den Kopf, der Verwundete ſchrie den Andern nach: „De Fiend het mi drapen!“ Da kannte die Angſt der Hoſtruper keine Grenzen mehr, und wer nur konnte, ſprang über Hecken und Zäune.

Auf gleicher Höhe mit den Hoſtrupern ſtanden in alter Zeit die Böeler, die Jagler, die Gabler, die Bishorſter, die Kisdorfer und die Fockbecker, namentlich nannte man die Böeler die Falenbiters (die Füllenbeißer), und gab ihnen Schuld, ſie hätten einmal einem Füllen (zu was Nutzen wird nicht berichtet) einen großen Streifen Haut vom Rücken geſchnitten, worauf noch der Reſt eines alten Spottliedes in Angeln anſpielt, in dem es heißt:

---

*) Vergl. oben S. 161—177.

Nu daegt et achter Düttebüll,
Nu belln de Kappler Hunn';
Staet op, Strustrupper Herreslüd,
Un waert ju, wenn ju künnt.
Veeler Faelbiders kamet mi her,
Mit Falfleeſch in ju Mund.

Von den tollen Jaglern erzählt man dieſelbe Geſchichte vom Einbringen eines Balkens, wie bei vielen Andern, und daß ſie ſich von einem Sperling belehren ließen, ebenſo ſind auch ſchon die Gabler erwähnt, die wie die Schildbürger zuletzt ihr ganzes Dorf in Aſche legten, um nur das wilde, menſchenfreſſende Thier, die Katze, los zu werden.

Der Romöer Weisheit habe ich ebenfalls oben gedacht, und die Büſumer, die Geiſtesverwandten der Köpnicker, billig an die Spitze geſtellt, da dürfen denn die Bishorſter um o weniger vergeſſen werden, als es von ihnen mit Recht heißt:

Iſt der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Bekanntlich war es in katholiſchen Zeiten Sitte, am Morgen des heiligen Chriſttages vor Tagesanbruch zur Kirche zu gehen, um, wie man ſagte, den Hirten im Evangelium nichts nachzugeben. Um nun in der Dunkelheit den Weg zu finden, hatten die Bishorſter ein Seil ausgeſpannt, das ſie den rechten Weg führte. Ein Schalk, der des Weges kam, und darum wußte, leitete das Seil ſtatt nach der Kirchthür, zu einem tiefen Brunnen. Die Bishorſter dachten an nichts Arges und gingen an ihrem Seil einer hinter dem andern her. Als nun der Erſte an den Brunnen kam, fiel er hinein, und das Waſſer ſchlug ihm „plump" überm Kopf zuſammen. Da meinte der Nächſte, das ſei die Kirchthür, die den Schall gebe, und rief: „Laet apen, ik will ok h'rin!" und damit fiel der auch hinein. Und der Nächſte dachte ebenſo und ſagte daſſelbe, und er und die andern alle fielen bis auf den Letzten in den Sot (Brunnen). Alſo kamen die Bishorſter um. Jetzt iſt auch das Dorf von der Elbe ſo weit fortgeriſſen, daß nur noch eine Baumgruppe im Außendeich davon übrig iſt, und eine im tiefen Waſſer liegende Stelle, der Bishorſter Kirchhof genannt, an den einſt ruhmreichen Namen erinnert. Ob die Wechter in Weſtfalen es ihnen, oder ſie es den Wechtern nachgemacht, wird ſchwer zu entſcheiden ſein, denn auch von ihnen wird dieſer Beſuch der Frühmette erzählt, nur mit dem Unterſchied, daß die Wechter, die große Sternkundige geweſen ſein müſſen, ſich vom Sternenlicht leiten ließen, und als ſie nun an den Zitterteich kamen, und dort die Sterne im Waſſer flimmern ſahen, meinten, das ſeien die Chriſtkerzen, und nun wie die Bishorſter einer nach dem andern in den Teich ſprangen. Vielleicht haben aber die Dittiſer an der Röhn noch mehr Anrecht auf die Urſprünglichkeit des Gedankens, denn — man höre.

Die Dittiſer ſind eine ungemein reiche Gemeinde, und ſollen an liegenden Gründen ein Vermögen von 80,000 Thalern beſitzen. Natürlich müſſen ſie demgemäß hohe Steuern zahlen, und ſo wurden ſie denn bei irgend einer Gelegenheit angehalten, neun Simpla der Steuern zu zahlen, die der Gemeindebote (derſelbe, der den Tag von Fulda geholt und dem das Wort auf dem Hutraſen entfallen war) zur Stadt bringen ſollte. Er machte ſich auf den Weg und kam an einem Teiche vorüber, in welchem, da es warm war und mit einem Gewitter drohte, die Röhlinge mit kläglicher Stimme ſeufzten: „Aicht! aicht! aicht! aicht!" Als das der Bote hörte, glaubte er, ſie riefen ihm zu, daß er nur acht Simpla trage, und ſchrie: „Nicht aicht, ſondern nün!“ Aber die Röhlinge ſchrieen immer fort: „Aicht! aicht!“ Da erboſte ſich der Bote über die Rechthaberei der Röhlinge ſo ſehr, daß er endlich den ganzen Geldſack hervorzog, ihn in den Teich warf und rief: „Wenn ihr es beſſer wißt, ſo zählt es ſelber, neun ſind's und nicht acht.“ Die Röhlinge aber erſchraken, als der Sack ins Waſſer plumpte, ſo ſehr, daß ſie plötzlich verſtummten, weshalb der Bote triumphirend ausrief: „Nicht wahr, nun ſeht ihr, daß ich Recht hatte, und haltet's Maul!“ Damit kehrte er um, und ging heim. Da nun aber die Dittiſer das Geld zum zweiten Mal aufbringen mußten, ſchmerzte es ſie doch ſehr, und ſie gingen oft an den Teich und blickten wehmüthig hinein. Danach begab es ſich, daß an einem hellen Tage ein Dittiſer auch in den ſpiegelklaren Teich blickte, und unten im Waſſer eine Schafherde gehen ſah, die ſich von einer nahen Anhöhe in der klaren Flut abſpiegelte. Er lief ſogleich voller Freude ins Dorf, es zu melden, und die Gemeinde beſchloß, da die Röhlinge die Steuerſimpeln nicht herausgegeben hätten, ſich an ihren Schafen ſchadlos zu halten, und ſo zogen die Gemeinde-Aelteſten, den Schulzen an der Spitze, dem Teiche zu. Am Ufer entſchied man, dem Schulzen gebühre die Ehre des Vortritts, und der ſagte: „Wenn ich rufe: kommt! ſo ſpringt ihr Alle nach.“ Und damit ſprang er hinein. Da ging das Waſſer: plomp! und die Dittiſer, die falſch hörten, glaubten, ihr Schulze habe gerufen: „Kommt!“ und ſprangen alle nach. Keiner kam heraus, und ſeitdem liegen Steuern und Gemeinde-Aelteſte dort unten. Doch kehren wir zu den ſtammverwandten Brüdern zurück.

Von den Fockbeckern und ihrem Heringsteich iſt ſchon früher geſprochen, es bleibt uns daher nur noch übrig, der unſchuldigen Kisdorfer mit wenigen Worten zu gedenken. Außer anderen erbaulichen Geſchichten erzählt man auch die folgende von ihnen. Ein Geeſtbauer fuhr einmal mit Torf nach Kisdorf und hatte eine Senſe mit auf dem Wagen, um damit am Wege das nöthige Gras für ſeine Pferde zu mähen. Nahe beim Dorfe bemerkte er ſchönes Gras, ſtieg ab und ſchnitt ſeinen Pferden eine tüchtige Mahlzeit, ließ aber die Senſe liegen, um am Abend noch eine gute Portion mit nach Hauſe zu nehmen. Die Kisdorfer kamen aber bald danach hin und ſahen, daß auf ihrer Wieſe Gras fehle, und da ſie die Senſe fanden, hielten ſie dieſe für ein grimmiges, grasfreſſendes Thier, und beſchloſſen, um ihrer ferneren Verwüſtung Einhalt zu thun, den Platz zu umzäunen. Als der Geeſtbauer Abends zurückkam, fand er die weiſe Einrichtung, lachte ſich die Hucke voll, und hat's ſpäter verrathen. In ähnlichem Unſchuldsſtande befanden ſich übrigens auch die heſſiſchen Griesheimer, indem ſie einen ſolchen Kornreißer — wir nennen's eine Sichel — noch nie geſehen hatten, aber die erſten Erfahrungen mit dieſem gierigen Thiere blutig bezahlen mußten; was weiter aus ihm geworden, weiß man nicht, doch darf man einem böhmiſchen Märchen trauen, ſo haben ſie das Unthier lebendig begraben, daß es jämmerlich hat verrotten müſſen.

Bei weitem klüger dagegen, um dies hier gleich zu erwähnen, waren die ſchwäbiſchen Seebronner, die kannten nicht nur die Senſen ſchon lange, ſondern wußten auch beſſer damit umzugehen als Andere. Ein Bauer aus Seebronn fand nämlich eines Tages ſeinen Hanf abgemäht, und da man nicht herausbringen konnte, wer den Frevel verübt hatte ſo ließ der Schultheiß alle Senſen aufs Rathhaus bringen, um durch den Geruch derſelben den Thäter zu entdecken. Daher heißen nun die Seebronner „Senſenſchmecker“, d. i. Senſenriecher, denn die Schwaben bezeichnen ſchmecken und riechen durch ein Wort, weshalb man ſchon behauptet hat, die Schwaben hätten nur vier Sinne, was aber eitel erſtunken und erlogen iſt. — Zum Abſchied von den Holſteinern grüßen wir noch die Pinneberger, die ſich den ſeinen Ruhm erworben haben: „Wer gern ſtehlen will un will nich hangen, der gaa na Pinneberg un laat ſich fangen.“

Gehen wir von unſeren meerumſchlungenen Brüdern, die Gott ſchützen möge, zum geſegneten Mecklenburg über, ſo iſt auch da die Zahl der Weiſen keine geringe, und ſchon oben führten wir einige Proben Teterow'ſcher Verſchlagenheit an. Aber außer denen ſind noch da die Wismar'ſchen Krabbenfänger, die Wariner Sandhaſen, die Ribnitzer Klashahnenort, die Grevismühlener Krähen, die Brühl'ſchen Klümp, die Krivitzer Rupenſchiters, die Parchim'ſchen Beſenbinder, die Hagenow'ſchen Baſiliskenſtecher, die Malchiner Göſſel, die Bockup'ſchen Kuckucks, die Malker Ziegenböcke. Die Goldberger heißen Müggenſprützers, denn als einmal ein gefährlich großer Mückenſchwarm über ihrem Kirchthurm ſchwebte' dachten ſie, der Thurm brenne und ſpritzten drauf los, bis die Mücken weiter zogen. Was in Kuttelputt in der hohlen Eiche los iſt, und warum in Perdöhl „dei Hunn uk't verkihrt End bleken“, mag der Himmel wiſſen. Das Sternberger Möndchen iſt noch immer der Troſt des armen Peter in der Fremde. In Bernitt iſt das Fliegenmark und das Gantenluſen zu Haus, in Schwaan iſt die Ochſenſchule, der Schulze von Bieſtow kann nicht gut Karten ſpielen und die Gägelower haben die bunte Kirche. Aber in Teterow ſind doch bei Weitem die Klügſten, und alle Stückchen, die von ihnen erzählt werden, hier aufzuführen, würde ein ein eigenes Kapitel in Anſpruch nehmen, darum wenden wir uns weiter zu den Pommern wo ſich auch einiger Schatz von Spott und Weisheit findet. Da ſind die Greifswalder Lammsbraten, die einer Vernichtung ihrer Flotte durch die Dänen durch Beſtechung des feindlichen Admirals mit einem Lammsbraten entgehen wollten; dann die Anklamer Schwinetrecker, die ihrem Herzog, als er Schwäne von ihnen verlangte, ein Paar Schweine ſchickten; ferner die Nörenberger, denen die Krebſe ihre Mauern weggefreſſen haben, die Cösliner Sackſöfers, von denen es heißt, daß ſie eine Thorheit thun und ſie auch bezahlen dürfen, die Mönkguter Pooke und die Puttbuſer Kollen und vor allen berühmt iſt die Stadt Callies durch ihre Schleifmühle; einem groben Menſchen ſagt man: „Geh nach Callies und laß dir den Fläz abſchleifen.“ Darf man dem ſchelmiſchen Fiſchart trauen, ſo hatten auch die ſchwäbiſchen Bopſinger einen ſolchen Schleifſtein, denn er ſagt: „daß ein grober rauher Burgemeiſter newlich den Schleifſtein alſo verderbt hat, daß man ihn wieder behawen muß.“

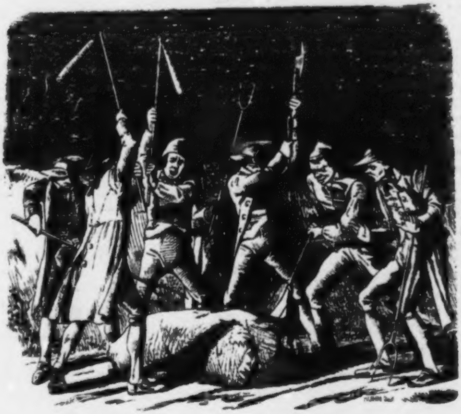
In Preußen ſind die Schlippenbeiler Erbſenſchlucker nicht zu vergeſſen, denn als da mal ein Bauer Erbſen zum Verkauf brachte, holten ſie ſich ſo lange Proben, bis der Bauer ſeine Erbſen alle umſonſt los war.

Aus der Mark haben wir oben der Köpnicker ſchon mehrfach gedacht und auch der Potsdorfer in Ehren zu erwähnen nicht vergeſſen, eine Anzahl anderer Orte dürfen nicht übergangen werden, wie Ladeburg, Grünow und andere, die ihren Kirchthurm gen Oſten gebaut haben, was ihnen die Namen Verkehrt-Ladeburg u. ſ. w. eingetragen hat, woran ſich dann oft eine Reihe anderer Verkehrtheiten angeſchloſſen hat. Die hervorragenden Kennzeichen der drei Schweſterſtädte im Mittelpunkte der Mark faßt der Spruch zuſammen:

Berliner Kind,
Spandauer Wind,
Charlottenburger Pferd
Sind Alle nichts werth.

Die Mohriner tragen den Namen Bärenſtecher, weil ſie einſt ein vom Wagen gefallenes Bund Erbſenſtroh für einen Bären anſahen und mit Forken, Stangen und Knüppeln herbeieilten, um das Ungeheuer zu tödten. Die Mohriner können ſich tröſten, denn ihnen iſt es nicht allein ſo gegangen, auch die ſchwäbiſchen Eichelauer tragen dieſen Namen, weil ſie gegen einen Lumpenſack, den ein Lumpenſammler verloren hatte, zu Felde zogen und ihren

Irrthum erſt gewahr wurden, als ſie der erlegten Beſtie triumphirend die Haut abziehen wollten. Aehnlich gings den Neuſtädtern in Wernigerode und den Münchbergern im Fichtelgebirge, die einen Pudel für einen Bären nahmen, wie auch den Waſungern, die ein kugeliges Ungethüm in der Dämmerung liegen ſahen, beherzt darauf losſchoſſen, und als es nun „den Gift hatte fahren laſſen“, kühn mit Licht herzutraten und wahrnahmen, daß es ein Schwartenmagen war.



In der Altmark dürfen die aus dem Hans-Jochenwinkel um Diesdorf vor Spott nicht ſorgen, obwohl es auch Dämeljochens anderer Orten giebt; um Poppau und Neſenitz iſt die altmärkiſche Schweiz, und in Poppau, ſo klein es auch ſein mag, iſt der Mittelpunkt der Welt. Daß auch die Altmark ihre Bärenſtecher hat, zeigt der alte Spruch:

De Stendaler drinken gerne Win,
De Gardeleger wüllen Junker ſin,
De Tangermünder hebben den Mot,
De Soltwedler hebben dat Got,
De Seehuſer dat ſin Eventür,
De Werbener geben den Weiten dür,
De Oſterberger wollden ſick reken
Un deden den Bullen vör den Bären ſteken.

Sie ſollen nämlich eine Ochſenheerde für einen Trupp Bären gehalten haben, die Seehauſer Abenteurer erhielten aber ihren Namen davon, daß mehrere von ihnen große Seereiſen machten, um die Inſel der Glücklichen zu entdecken, ſie aber nicht gefunden haben.

Von der Altmark gehen wir über die Magdeburger Börde mit ihren ſtolzen Spruch:

Stemmern, Biere, Bahrendorp,
Zenz, Mühlinge, Eikendorp,
Brumby un Glöthe,
Uellnitz un Förſtädte,
Atzendorp licht midden drin,
Dat ſollen doch elf Dörper ſin!

zu dem vielverſpotteten Bruch und Schöppenſtädt am Rande deſſelben über. Da fehlt es nicht an mannichfacher Luſt, und der ſchiefe Thurm, an dem der Stadtbulle hinaufgezogen wurde, um das Gras abzuweiden, fällt uns gleich in die Augen. Um den Ruhm mancher anderen That können ſchwäbiſche und heſſiſche Städte mit Schöppenſtädt rechten, Anderes müſſen ſie ihnen laſſen. So den ſtets freundlichen Empfang ihres Herzogs. Der ließ mal den Schöppenſtädtern anſagen, er wolle kommen; da war große Freude und ward beſchloſſen, ihn feierlich zu empfangen. Zu dem Ende gingen Bürgermeiſter und Rath hinaus vors Thor in Feierkleidern, um ihn da zu erwarten, ſtellten auch weiter hinaus einen Poſten aus, der ihnen die Ankunft des Herzogs eiligſt melden ſollte. Nun war's aber an dem Tage ſehr heiß, und die Schöppenſtädter bekamen Luſt, ſich erſt noch etwas abzukühlen und ein Bad zu nehmen, dachten, gleich wird der Herzog ja wohl nicht kommen. Sie entkleideten ſich daher und ſprangen ins Waſſer, aber im ſelben Augenblicke kam auch ſchon der ausgeſtellte Poſten gelaufen, rief, der Herzog komme. Schnell ſprangen ſie aus dem Waſſer und nun war guter Rath theuer; ankleiden war nicht mehr möglich, und ſie beſchloſſen daher, wie die Natur ſie geſchaffen, ſich in zwei Reihen aufzuſtellen und ſo den Herzog zu empfangen; der Bürgermeiſter ſagte noch: „Kinder, wie ich thun werde, ſo thut mir Alle nach, wenn der Herzog vorbeifährt.“ Indem kam derſelbe auch ſchon daher und fuhr durch die ſtattlichen Reihen, aber da traf ſich's gerade, daß den Bürgermeiſter eine Bremſe am zweiten Geſicht ſtach und da ſchlug er eiligſt mit der Hand auf den gefährdeten Theil. Die Rathmänner aber, welche glaubten, das ſei die übliche Begrüßung für hohe Perſonen, machten's ihm alle nach, und das gab ein Klatſchen, daß die Pferde faſt ſcheu wurden.

Ein anderes Mal ließ ſich der Herzog auch in Schöppenſtädt anſagen, und als ſie anfragten, womit ſie ihm aufwarten könnten, ließ er ſagen, er wünſche ein kleines Refraichiſſement zu haben. Da war Schöppenſtädt in Noth, Alles wurde herbeigeholt, was einigermaßen gelehrt war, aber Keiner konnte das Räthſel löſen; endlich fiel einem klugen Kopfe ein, es möchte wohl ein franzöſiſches Wort ſein, darum ſchickte man nach Wolfenbüttel, ließ in aller Eile ein Wörterbuch holen, und daraus ergab ſich, daß das Wort „Abkühlung“ bedeute. Nun war großer Jubel, und als der Herzog zur Stadt kam und eben um die Ecke am Markte bog, da ſprützten ihm drei große Feuerſprützen ihre volle Ladung entgegen, und die Schöppenſtädter jubelten und freuten ſich und meinten, ein ſo ſchönes Refraichiſſement möchte er wohl noch nicht bekommen haben.

Bekannt iſt auch, wie der Bürgermeiſter und Superintendent zu Schöppenſtädt auf einem Pferde zu gleicher Zeit ritten, wie man einem durchreiſenden Fremden ſchnell ein Paar Pantoffeln machte, und was dergleichen mehr iſt. Das alterthümliche Braunſchweig, die Hauptſtadt des Landes, das ſich der herrlichen Pfefferkuchen und Würſte rühmt, war in alter Zeit auch viel berufen wegen ſeiner Mumme, deren Eigenſchaften jedoch nicht alle gleich trefflich geweſen ſein müſſen, denn in einem alten Reime heißt es:

Braunſchweiger Schiffsmumm' und Goslarſche Goſe.
Wenn man meint, man hat's im Leib, hat man's in der Hoſe.

Das nachbarliche Peina und das wackere Hildesheim ſind auch nicht ohne Spott weggekommen:

En Hildesheimiſch Gebet
Un en Peinſch Pott,
De holt drei Tage,
Erbarm ſik Gott!

aber am ärgſten mußte Jühnde im Göttingiſchen herhalten, von dem oben bereits die Geſchichte mit den Naſen erzählt iſt; ebenſo gehört Jühnde zu den Unſchuldſtätten, wo Gras und Getreide vor Alters mit den Händen gerauft wurden, und weder Senſe noch Sichel bekannt war, und als ſie ſie endlich kennen lernten, ſchlugen ſie ihren Bauermeiſter mit Dreſchflegeln todt. Die Dransfelder heißen die Haſenköpfe und ihr Bier die Haſenmilch; das kam daher, daß ſie einmal einen Eſel, der mit ſeinen hoch aufgerichteten Ohren im Graſe lag, für einen Haſen hielten und Jagd darauf machten. Aber die Göttinger gönnten ihnen den Braten nicht, überfielen ſie, jagten ihnen den Grauen ab und verzehrten den gewaltigen Lampe, weshalb ſie ſeitdem die Eſelsfreſſer heißen.

Aber die Jühnder und Dransfelder haben noch gen Norden manche Hintermänner, die auch nicht weniger „ſeltſam ſchienen“, denn da iſt oben Buxtehude, das berühmte Land, wo der Wettlauf zwiſchen Haſe und Swinegel ſtattfand und wo überhaupt allerhand Wunder im Thierreich geſchehen, wenn es wahr iſt, was ich in meiner Jugend oft gehört, daß in Buxtehude die Hunde, wie der Mecklenburger ſagt: „Ut't verkehrt Enn bleken.“ Daß es ſich übrigens trotz dieſer Afterwirthſchaft in Buxtehude ganz leidlich leben müſſe, ſcheint aus der Sehnſucht des Kinderreims hervorzugehen:

Broder, ik un du
Will'n mal na Buxtehu.
Will'n den Buur in'n Keller kruupen,
Will'n em all ſün Beer utſuupen.

Ueberhaupt gibt's hier fette und magere Kühe oft neben einander, je nachdem man ſich den Strömen und dem Meere oder dem Binnenlande zuwendet. Die reichen Bremer ſpotten ihrer Nachbarn mit den Worten:

Ik gung wol hen na Büren.,
Da leerd' ik 't Bakken un Süren,
Ik gung wol hen na Stegeland (Stedingerland),
Do hung de Keſepott an de Wand:
Ik gung wol hen na Dellemhorſt,
Da meſt ik liden Hunger un Dorſt,
Ik gung wol hen na Bleren,
Da leerde ik dat Heren.

Aber die volle Schale des Spottes ergoß und ergießt ſich noch heut über das nordöſtlich von Bremen gelegene Brameln, auf das man Alles was Schöppenſtädt und Genoſſen aufweiſen können, zuſammenhäuft; deſſenungeachtet hat auch Brameln ſeine Eigenthümlichkeiten bewahrt. So wird erzählt wie ein Brameler mal eine Uhr gefunden und das ganze Dorf zuſammengeholt, um das Ticken des Wunderthiers zu hören. Ein Anderer begegnete einem Manne, der einen Aal trug, und weil er ein ſo ſeltſames Thier noch nie geſehen, fragte er den Mann, ob er ihn verkaufen wolle. „Warum das nicht?“ — „„Für wie viel?““ — „Nun vier Schilling iſt er unter Brüdern werth.“ — „„Kann man ihn auch eſſen?““

— „Jawohl, ſobald er nur Feuer geſehen hat.“ — Da hat ſich der Brameler nicht lange beſonnen, hat die vier Schillinge bezahlt, ſeinen Aal genommen, und iſt luſtig über den guten Kauf heimgegangen. Indeß wurde es Abend, der Mond ging auf und ſpiegelte ſich ſo recht klar in einem Graben; als das der Brameler ſah, holte er geſchwind ſeinen Aal hervor, faßte ihn beim Schwanz und zeigte ihm das Feuer; aber ſowie der Aal den Kopf in den Graben geſteckt, machte er eine kräftige Windung und war den Händen des Bramelers entſchlüpft. Da will er ihn greifen, und faßt ſchnell in's Waſſer, bekömmt aber ſtatt des Aals einen großen Froſch zu packen, der quackt gar erbärmlich, der Brameler aber ſagt: „Ja, ſchrei du nur, du haſt nun Feuer geſehen“ und ſteckt ihn, damit er ihm nicht zum zweiten Male entſchlüpfe, ſogleich in den Mund.

Warum man Bardewiek damit neckt, daß man fragt: Wat maakt Peter Nagel oder wat maakt de Bull, dat Holt in Bardewiek? oder warum man es nach dem Spiegel fragt, vermag ich nicht zu ſagen; überhaupt ſind hier und weiter im Oldenburgiſchen Neckereien und Spöttereien gar häufig, allein nicht oft läßt ſich noch Grund oder Veranlaſſung zu denſelben nachweiſen. Die Kaſpeelslieder (Kirchſpielslieder), wie ſie ſich namentlich im Binnenlande, nördlich vom frieſiſchen Saterlande finden, liefern Beläge dazu und enthalten bald Spott, bald Ruhm, ſo heißt es im Weſterſtedter:

Ik weet wol, wo goot wanen is
To Hollwege, wenn 't Sommer is;
To Jühren ſtrit dat hoge Holt,
To Linswege ſünd de Deerns ſtolt.
Dat Garnholt is nich all to groot,
Doch et't ſe geren Stutenbroot*).
To Hülſtede ſind de Straten deep
To Weſterſtede ſünd de Maikens ſeep (trieſäugig).
De Seggerners hew't enen hollen Boom,
Drinn hangt ſe êren Sadel un Toom.

Die meiſten der hier ausgewählten Sprüche ſind noch an ſich verſtändlich, nur der letztere bedarf der Erklärung, daß die Junker von Seggern ſo unordentlich gewirthſchaftet haben und daher ſo arm geworden ſein ſollen, daß ſie Sattel und Zaum in einen hohlen Baum geborgen haben. In einem Liede aus Apen heißt es ähnlich wie in dem altmärker Spruch:

De Winkelers, de hew't dat grote Goot,
De Klampeners dragt enen friſchen Moot.
De Bokelers ſlacht't ene fette Ko,
De Godensholter ſmit't ſe de Bunken (Knochen) to.

und ſo giebts dergleichen Lieder noch viele.

Die an Oldenburg gränzenden Weſtphalen mit ihrem Bonpournickel müſſen auch vieler Orten ordentlich herhalten, und in Oſtfriesland gilt der Name Feling d. i. (Weſt)phale gar für Schildbürger aber auch für Grobian überhaupt, ſo daß Burtehuder und Weſtphalen gleichmäßig darunter begriffen werden. Ein treffliches Sprichwort zeigt den ganzen Umfang des Begriffes; es lautet: Dat is jo en raren Sand, ſäh de Feling, as he in de Klei kwamm (das iſt ja ein rarer Sand, ſagte der Fäling, da kam er auf Lehmboden), es mag wohl einem Wechter ſeinen Urſprung verdanken, denn die kennen nur Moor und Sand. Daß ſich übrigens den Wechtern die Beckumer tapfer zur Seite ſtellen, iſt oben ſchon mehrmals berührt; ihnen reihen ſich die Blomberger Langohren, die Pferdeeier brütenden und

---

*) Brot von geſiebtem Roggen, während ſonſt überall Pumpernickel gegeſſen wird.

Kuheier ſäenden Kleinenberger ſowie die klugen Moſſenberger an; die Radlinghauſer oder Rodlingſer bei Marsberge ſcheinen ihnen nichts nachzugeben, denn einſt hatten ſie den Kalender verloren und waren am Sonnabend alle am miſten, da kam ein fremder Mann von Marſeld und ſagte: „Was miſtet ihr? es iſt ja heute Chriſttag!" — „Dann müſſen wir ihn wieder eintragen", ſagten die Rodlingſer und trugen den Miſt wieder in die Ställe. — Den Heſſborniſchen bei Medebach wird es auch nicht geſchenkt, wenn ſie in die Stadt kommen; man nennt ſie die Kuckucke, weil der große Hans zu Heſſborn als er mal an der Dreislarſchen Gränze pflügte und einen Kuckuck auf Heſſborniſcher Seite des Berges rufen hörte, der aber keine ſo ſtarke Stimme wie der Dreislarſche hatte, auf einen Baum ſtieg und dem Heſſborniſchen aus Leibeskräften rufen half. Die lippiſchen Städte verherrlicht der Spruch:

Detmold, dat lange Neſt,
Lemgo, dat Hexenneſt,
Blomberg, de Bläoume,
Haurn, de Kräoune,
Uſſeln, dat Soltfatt,
Barntrup will auk no watt!

aber obgleich Horn die Krone heißt, müſſen ſich doch ſeine Einwohner den Namen Lachsfreſſer gefallen laſſen, weil ſie einen Lachſe fahrenden Fuhrmann erſchlugen und der Rädelsführer muß gar als ewiger Fuhrmann noch heute mühſam das Gebirge auf- und abfahren. Unter den waldeckſchen Ortſchaften werden Saſſenhauſen, Freienhagen, Höringhauſen und Mengeringhauſen durch den Reim:

Saſſenhuſen, Drespenbraud,*)
Friggenhagen, Hungers- un Watersnaut;
Hörenkuſen ligget im Dreck,
Bliwet me jau van Straute un Meinerkuſen weg!

gefeiert. Von Borchen bei Paderborn heißt es:

Weiſte wual, wo Buorchen liggt?
Buorchen liggt in'n Grunne:
Wo de wackern Melens ſint,
Scheint de leive Sunne;
Wo de ekligen Jungens ſint,
Stinket't eſſe (wie, als) de Hunne!

Das költniſche Sauerland oder weſtphäliſche Süderland iſt auch nicht alles Spottes bar; der wegen der hohen Lage bevorzugte Haferanbau hat ihm den Namen Haferſpanien eingetragen. Die Attendorner heißen Kattenfillers oder Katzenſchinder, weil ſie einſt einer Katze Blaſen an die Füße banden und ſie dann von einem Thurm herabwarfen, ſo daß ſie erſt am vierten Tage herabgekommen ſein ſoll; andere erklären den Namen anders. Die benachbarten Olper müſſen ſich Pannenklöppers ſchelten laſſen und ſo finden ſich noch manche andre Spottnamen, die wir nicht alle aufzählen können.

Am Niederrhein gilt von Cleve, Emmerich, Goch und Kalkar der Spruch:

Kleef is 'nen Heerenſtuhl,
Emmerik is 'nen Entenpuhl,
Goch dat is noch wat,
Kalker is en Gatt (Loch).

---

*) Drespenbraut iſt Brot, welches aus dem mit dem Samen verſchiedener Unkräuter, namentlich Drespe und Leich, gemiſchten Korn gebacken iſt. Daher ſagt ein Spruch: Rade, Tresp un Vogelwicken bringt den Bauer auf die Krücken.

und der Eifler Großthaten iſt ſchon wiederholentlich gedacht worden. Erwähnt ſei nur noch, daß die Conzer einſt, da die Maulwürfe großen Schaden anrichteten, eine große Belohnung für jeden ausſetzten, der einen ſolchen lebendig einliefern würde. Das geſchah denn auch bald und nun beſchloß ein hochwohlweiſer Rath ſie zu einem recht abſchreckenden Beiſpiel lebendig zu begraben. Ein andermal war eine Ziege in einen Weinberg eingebrochen und hatte eine gute Portion Trauben verzehrt; man ſann hin und her, wie man ſie exemplariſch ſtrafen und doch dem Eigenthümer zugleich zu ſeinem verlorenen Traubenſafte helfen könne. Da wurde endlich beſchloſſen ſie zu keltern und dabei war nur wunderbar, daß der ſo gekelterte Moſt Rothwein wurde, obgleich doch die Ziege weiße Trauben gefreſſen hatte. Er wird dennoch geſund geweſen ſein, wie es in dem lateiniſchen Spruch heißt:

Vinum Mosellanum fuit omni tempore sanum,
Vinum Rhenense decus est et gloria mensae.

Die beſten Weine preißt der Spruch:

In Hochheim am Main,
In Würzburg am Stein,
Und zu Bacharach am Rhein,
Da wachſen die drei beſten Wein'!

Oder:

In Würzburg an dem Stein,
In Klingenberg am Main,
Und zu Oſtheim im Weingartenthal,
Da wächſt der beſte Wein überall!

Oder:

Neckerwein — Schleckerwein,
Frankenwein — Krankenwein,
Rheinwein — mein Wein!

Darum darf man aber doch auch des Naumburgers und Freiburgers nicht vergeſſen, wenn auch der Wandsbecker Bote ſingt: „Thüringens Berge zum Exempel bringen Gewächs ſieht aus wie Wein u. ſ. w.;" bekanntlich hat er auch den Rheinwein nur mit Zucker getrunken und da wird ihm denn wohl die Thüringer Blume nur nicht in dem rechten Jahrgange erblüht ſein. Es bedarf auch einer ſolchen übeln Nachrede gar nicht, denn die Thüringer ſind auch ſonſt ſchon geſchlagen genug. Was die Waſunger alles ausgeführt haben zu erzählen, dürfte zu weit führen, wir haben ihrer ſchon mehrmals gedacht; daß ſie einſt beim Empfang ihres Fürſten, als es regnete und kein Schirm zur Stelle war, die Ehrenpforte löſten und über ſeinem Haupte trugen, ſei nur noch nebenher erwähnt. Außer Waſungen bleiben Friedrichsrode, Ummerſtadt, Karlsſtadt nicht ungeſchoren, in Blankenburg darf man nicht einen Rockzipfel mit der Hand umfaſſen und den Zipfel hervorſehen laſſen, ſonſt möchten ſie's als ſymboliſche Injurie faſſen; weiter öſtlich im Voigtlande dürfen Auma, Triptis und Bodelwitz nicht vergeſſen werden, ebenſo die ganze Sippe, welche folgender Spruch nennt:

Durch Adams Fall iſt Tript's verderbt,
Und Auma liegt daneben;
In Weida iſt kein Heller Geld
Und Neuſtadt kann nichts geben,
In Ziegenrück iſt große Noth,
In Ranis iſt kein Biſſen Brot,
Und Pauſa iſt die Schweſter:
Sind das nicht leere Neſter!

Und dabei liegt Pauſa noch im Mittelpunkt der Welt; ob es damit im Rechte ſei, mag es mit dem altmärkiſchen Poppau, mit Pfinzingen bei Allſtädt, mit Wildenſpuch bei Trüllikon und mit dem alten Delphi ausmachen, wo der Nabel der Erde war. — Im Hennebergiſchen fehlts auch nicht an Scherz und Neckerei; die Themarer werden von den Schleuſingern die Linſenfreſſer genannt, weil es dort allſonnabendlich von Haus zu Haus Linſenſuppe giebt; dagegen nennen die Themarer die Schleuſinger Speckſchwarten und ſagen, ſie beſtrichen den Mund mit Speck und ſähen dann zum Fenſter heraus, um die Leute glauben zu machen, ſie hätten ſo fett geſpeiſt. Die Römhilder heißen die Aalfänger, weil eines Morgens ein großer Aufſtand im Orte war, da ſich im Brunnen ein mächtiger Aal gefunden hätte. Alles eilte mit Netzen herzu, und als man ſie herauszog, war ein großer Faßreifen drin. Die Suhler nennen die Themarer Seeſtädter, wegen der Dielen- und Holzflöße auf der Werra und werden dagegen von jenen Zaufertle genannt, weil es nur in Suhl ſo kleine poſſirliche Backwerke gibt, welche dieſen Namen führen. Von den tollen Dittiſern zu Dittges an der Röhn iſt ſchon vielfach die Rede geweſen, wir erwähnen nur noch, daß ihre Narrheit wohl nur deshalb ſo allgemein bekannt geworden iſt, weil ſelbſt ihre Glocken allſonntäglich den Ruf: „Toll Dittges, Toll Dittges, ihr Narren“ erſchallen laſſen.

Anderen oberpfälziſchen und fränkiſchen Städten redet die üble Welt auch Vieles nach. Die Monheimer heißen die Herrgottsbader, weil ſie ein Kruzifix, das bei einer Prozeſſion ſtaubig geworden war, in einem Teiche badeten; dagegen heißen die Nürnberger, auch Pfefferſäcke genannt, bei ihren Nachbarn Herrgottsſchwärzer, weil ſie ein vortreffliches Kruzifix, den ſilbernen Herrgott genannt, einſt ſchwarz anſtreichen ließen, damit durchziehende Soldaten nicht Luſt bekämen es mitzunehmen. Von Velburg im Nordgau, von dem man in alter Zeit den Spruch hatte:

Velburg an den Nordgäuen
Nährt ſich vom Feld und Bierbräuen.

heißt es jetzt:

Velburg an dem Nordgau
Nährt ſich vom Holzſtehlen und Feldbau.

Den Karlſtädtern am Main rühmt man dieſelbe Erfindung wie dem Conzern und Teterowern nach, indem ſie bei Verſenkung eines Schatzes im Main einen Kerb in den Kahn ſchnitten, um die Stelle wiederfinden zu können. Warum die Miſtelgauer Hummler heißen, wurde früher ſchon dargelegt. Die Münchberger zogen gegen einen Pudel, den ſie für einen Bären, die Weißenſtädter gegen einen Backkübel, den ſie für einen Wallfiſch hielten zu Felde, wie die Mohriner gegen ein Bund Erbſenſtroh. Die Ansbacher haben ſich den Namen Wolfshenker erworben, weil ſie ihren verſtorbenen Bürgermeiſter, der ſich wie ſie glaubten in einen Wärwolf verwandelt, nachdem ſie endlich den Wolf gefangen auf dem Nürnberger Berge vor Ansbach henken ließen. Sie hatten ihm zuvor die Schnauze abgehauen, ihm danach eine Larve vorgebunden, eine Perücke aufgeſetzt und ihm einen Rock von gewichſter Leinwand umgethan. Das iſt im Jahre 1685 geſchehen und folgendermaßen in Reime gebracht:

Ich Wolf, ein grimmig Thier und Freſſer vieler Kinder,
Die ich weit mehr geacht't als fette Schaf' und Rinder.
Ein Hahn, der bracht' mich um; ein Brunnen war mein Tod;
Nun häng am Galgen ich, zu aller Leute Spott.
Als Geiſt und Wolf zugleich thät ich die Menſchen plagen,

Wie Recht geſchiehet mir, daß jetzt die Leute ſagen:
La, du verfluchter Geiſt biſt in den Wolf gefahren,
Hängſt nun am Galgen hier, geziert mit Menſchenhaaren.
Dies iſt der rechte Lohn und wohlverdiente Gab',
So Du verdienet haſt; der Galgen iſt Dein Grab.
Hab' dieſes Trankgeld Dir, weil Du fraßt Menſchenkinder
Wie ein wuthgrimmig Thier und rechter Menſchenſchinder.
Nun mußt am Galgen Du ſtets hängen für und für,
Zu aller Leute Spott und aller Schinder Zier.
Geiz, Wucher, Eigennutz, Untreu' in Amtswegen,
Bringt wahrlich ſchlechten Lohn, bringt weit mehr Fluch als Segen.
Drum liebe Gott, mein Chriſt! ſei redlich, fromm und ſchlicht,
Weil Du auf Erden biſt, mit kurzem: Thue recht!

Auf einige nordfränkiſchen Orte ſind auch liebliche Sprüchlein gemünzt, denn von Koburg heißts:

Wer übern Kirchhof get ohne Wind,
Durch den lange Kram ohne zu kriegen ä Kind,
Den Steinweg 'naus ohne Spott,
Der därf ſich's rühmä für ä Gnad von Gott.

doch dürfen das nur die Wipper und Kipper für Courant ausgeben, es iſt falſche Münze, denn das echte Gepräge lautet:

Wer in Steinheid iſt und fühlt keinen Wind,
Durch Steinach geht und ſieht kein Kind,
Von Sonneberg kommt ohne Spott,
Der iſt ein Geſegneter von Gott!

Daß es mit dem Sonneberger Spott ſeine Richtigkeit haben muß, geht aus dem Spruche hervor, den ſie dort haben:

Steinheider Kinder,
Lauſchner Kinder,
Un Schalkener Bräut'
Beſch . . . älla Leut'.

Was die drei Punkte bedeuten ſollen, iſt dunkel; gut philologiſche Conjectur möchte vielleicht anrathen, ſie zu „Beſchenka“ zu vervollſtändigen, doch ſollen andere Möglichkeiten nicht in Abrede geſtellt werden.

Von den Städtlein der blinden Heſſen iſt ſchon genugſam die Rede geweſen, vor Allen von den Griesheimern wie ſie die Störche verjagten und gut Heuwetter holten; ſie führen auch den Spottnamen „Kuckuck“ und wie ſie die Fröſche zum Abzug bewogen iſt rührend und erbaulich zu hören. Wenn man nämlich von Griesheim nach Eſchelbrücken geht, kommt man an einen Sumpf, darin viel Fröſche wohnen. In ſeiner Nähe lag das Schulhaus, und als nun ein neuer Lehrer anzog, konnten ihn die Kinder wegen des Quakens der Fröſche nicht verſtehen, er erklärte drum, er müſſe eine andre Wohnung haben oder er gehe weg. Da nun die Griesheimer ihn gar nicht ziehen laſſen wollten, zog der Rath hinaus zum Sumpf und als ſie hinkamen, ſchwiegen die Fröſche. Das kommt daher, ſagte der Geſcheiteſte von ihnen, weil ſie vor uns Reſpect haben, laßt uns gütlich mit ihnen verhandeln. Das geſchah; aber als man ſich mit dem Erfolg zufrieden entfernte und ſchon ein Stück Weges fort war, da ſchrieen die Fröſche wieder ſo luſtig wie zuvor. „Sie haben noch etwas auf dem Herzen, laßt uns ſie hören“ ſagte ein Rath und zurück gings zum Sumpfe. Aber tiefes Schweigen herrſchte wieder, als ſie hinkamen. „Recht ſo, ſagte der Bürgermeiſter, ſie haben uns nur ihres Gehorſams verſichern wollen.“ Und er belobte die Fröſche im Namen des ganzen Rathes. Abermals ging die achtbare Verſammlung in den Ort zurück und abermals ſchrieen die Fröſche. „Es iſt noch nicht richtig“ ſagte der Bürgermeiſter und ſie kehrten wieder um nach dem Sumpf. Da ſaß nah am Lande ein Froſch auf dem Rücken eines Andern. Als das der Bürgermeiſter ſah, konnte er ſich der Thränen der Rührung nicht enthalten und ſprach: Man kann wohl ſagen, daß die vernünftigen Menſchen oft von den unvernünftigen Thieren lernen können. Seht, wie ſie dem Befehl ihrer Obrigkeit gehorſam ſind, ſie wollen in die Fremde ziehn und da hat gar einer, woran ſich die Kinder ein Beiſpiel nehmen mögen, ſeinen alten Vater auf den Rücken genommen.“ Da ſchluchzten die Griesheimer Räthe und kehrten gerührt über die ſchönen Thaten der Fröſche heim. — Daß übrigens auch die Bopfinger den ſchreienden Fröſchen den Stadtgraben verwieſen haben ſollen, verſteht ſich ſo von ſelber, das es kaum erwähnt zu werden braucht.

Von den Sachſenhauſer Frauen geht der Spruch:

Die Garrhölſer Weiwercher,
Däi trache ſchene Hoiwercher,
Däi trache feine Schiggelcher
Unn danze wäi di Giggelcher.

Die Würzburger Maidli ſind wohlbekannt, ſo auch die Stuttgarter, von denen es heißt:

Ihr wißt nicht, wo Stuttgart liegt?
Stuttgart liegt in Teichen,
Wo's ſo ſchöne Mädle giebt,
Aber keine reichen.

Beſſer, daß ſie arm und ſchön, als daß ſie arm und häßlich ſind, denn dann hätt' es wohl wie im Sprüchwort geheißen: „Dunnerwedder, Näs', Näs', wat makſt mi vörn Angeſicht, ſaed de Diern, dor kek ſe innen Spegel.“

Der ehrlichen Schwaben iſt ſchon ſo oft gedacht, daß es ſcheinen könnte, als ſeien ſie klüger als alle Schöppenſtädter, Griesheimer und Waſunger Brüder, und doch iſt's nur Schein, denn: „Ich will dir's vergeſſe,“ ſagte der Schwabe, „aber, Jockeli, denke du dran,“ heißt's im Sprichwort. Ich darf deshalb auch nicht viel mehr berichten, ſonſt könnten ſie's mir auch ſo vergeſſen, darum nur noch Einiges. Die vielbelobten Bopfinger heißen die Gelbfüßler. Sie mußten nämlich ihrem Fürſten eine Abgabe an Eiern leiſten, und thaten dieſe einſt in einen Krättenwagen, und traten ſie mit den Füßen ein, damit er auch ſein volles Maß bekomme. Die Obernauer heißen die Eſel, und man darf ihnen wie den Blankenburgern nicht den aufgerichteten Rockzipfel zeigen. Die Riedlinger heißen die Sonnenſpritzer, und man ſagt, daß aus zwei Riedlingern drei Juden gemacht werden können, daß ſie auch mal einen Mohren hätten weiß waſchen wollen. Die Pfullinger heißen die Füllestriller, weil ſie einſt ein Füllen, das auf verbotenem Wieſenweg gewandelt, in den Triller (Käfig) geſperrt. Die Daugendorfer ſind die Blockſtrecker, wie die Bochinger die Stegſtrecker. Die Hirſchauer haben ſchwere Zungen, und können kein S ſprechen; ob es von den Kröpfen kommt, die bei ihnen zu Hauſe ſind, und weshalb ſie Kropfer heißen, weiß ich nicht zu ſagen. Ein Binswanger hielt mal bei einer Prozeſſion, als in der Nacht die Reben erfroren waren, das Kreuz geſchwind in den Weinberg hinein und ſagte: „Da, Herrgöttle, guck, was du heut Nacht angeſtellt haſt.“ Die Moosheimer heißen die Eſelshenker, weil ſie, wie die Schöppenſtädter ihren Bullen, den Eſel am Thurm hinaufzogen, damit er ein Büſchlein Gras abfreſſe, was da oben wuchs. Der Rengershauſer Kamm iſt ein Dornbuſch vor der Kirche, durch den ſchlüpfen ſie, bevor ſie in die Kirche treten. Die Rotenburger ſind wegen ihrer Grobheit bekannt, das mag vom Stolze über ihre Stadt herkommen, von der es heißt:

D' Schtadt is e riechte Schtadt,
Kiebingen iſcht e Bettelſack,
Bühl iſcht e Leirekübel (Hefenkübel),
Hirſchau iſcht e Deckel drüb'r,
Wurmlingen iſcht e dreckiger Fleck,
Wendelsheim iſcht e Rattenneſt.

Aber man darf zu keinem Rotenburger ſagen: „Du grob'r Raotenburg'r!“ denn von den Folgen ſagt ein andrer Spruch:

Wer von Reutlingen kommt unbeſchmiſſen,
Und aus Diebingen ungelitten,
Und aus Rotenburg ungeſchlagen,
Der kann wohl von Wunder ſagen.

Im Elſaß iſt des Spottes einer Stadt über die andere auch nicht wenig, die Strasburger heißen die Meiſenlocker, weil ihre Jugend dem Meiſenfang unmäßig obliegen ſoll, doch wird der Name wohl richtiger auf ein berühmtes Geſchütz, das von ſeinem Gießer dieſen Namen führte, zurückgeführt, wie denn das Strasburger Geſchütz frühzeitig berühmt war:

Der Veneter Macht
Der Augsburger Pracht,
Der Nürnberger Witz,
Der Strasburger Geſchütz —

rühmt ſchon ein alter Spruch. Die Colmarer heißen die Knöpfler, die Buchsweiler die Plattenſchlecker, die Oberbronner Weſpeln oder Büchſenſäcke, oder Mantelträger. Die Brunnſtadter und Illzacher gehören zu den Sonn- und Mondfängern, die Killſtedter ſind Froſchvertrenker, und was derart Spott noch ſonſt mehr vorhanden iſt. Ueberhaupt ſind Schwaben und Allemannen am neckluſtigſten, Keiner ſchenkt's dem Andern, darum weiſt auch die Schweiz eine reichliche Summe von Spottnamen und Schwänken auf. Manche ſind ſchon früher erwähnt, andrer ſoll noch kurz gedacht ſein. Auch hier kommt der Neckreim mit „dem Deckel drüber“ in zahlreichen Varianten zum Vorſchein, ſo:

Aarau iſt e ſchêni Stadt,
Biberſtein e Bettelſack,
Kilchberg iſt der Ankekübel (Butterkübel),
Küttige der Deckel drüber,
Suhr, das iſt der Stempfel.

Ein andrer Spruch lautet:

Altenburg liegt an der Aare,
Königsfelden iſch vol Nare.

Und:

Birmenstorf und Gäbistorf
Sind zwü arme Fleckli,
Wenn einer dinne wibe goht,
So nimmt er's Bettlerſtöckli.

Ueber Koblenz, das von Schifffahrt lebt, heißt's:

z' Chobletz häts viel Fehre,
de ghört me fluechen un ſchwöre.

Büren im Kanton Luzern neckt man ſo:

Maidſchi, wenn d' hürote witt,
Hürote mer nid uf Büre,
Im Summer mueſch denn Hunger ha,
Im Winter chaſch verfrüre.

und von Baden heißt's in ähnlicher Weiſe:

Maitle, nimm kei Bademer-Chnab,
's wird di einiſt g'reue drab,
Wenn du Suppe choche witt:
Ziebele (Zwiebeln) heſch im Garte,
's Waſſer ſchwimmt im Brunnetrog,
Uf der Anke (Butter) chaſt lang warte.

Rheinfelden kommt auch ſchlecht weg, denn

Rifälde is e feſte Stadt,
Hinde und vorne mit Lumpe vermacht.

Die Meerenſchwander im Freienamt heißen die Speck (ebenſo auch die Buttwiler und Gebistorfer), ſeit ſie ſich einſt bei einer Kirchweih beſonders an Speck gütlich thun wollten und um ihn beim Sieden vor dem Zerfließen zu bewahren, ſein ſäuberlich in eine Windel wickelten und ihn ſo in den Topf ſteckten. Schinznacht ſoll einmal in ſo große Armuth gerathen ſein, daß man die allerletzte Kuh abſchlachten mußte; da hat man ſie aus Schamgefühl beim Dunkel der Nacht, nicht gemetzget, ſondern handwerkswidrig geſchunden, daher den Namen Schindz'nacht. Anderen Gemeinden wirft man vor, ſie hätten einen Eſel ſo geſchlachtet, woher der Reimſpruch ſtammt:

Zwüſche Frick und Winterthur
Hend ſ' en Eſel geſchunde,
Hend en alti Frau druß g'macht
Und ehr 's Mul verbunde.

Warum die Brugger Chriesiſüppler, die Lenzburger Schabziegerſtöckli, die Aarauer Pappehauer, die Oltner Schencken, die Aarburger Fröſche, die Zofinger Ochſen heißen, davon könnte man eine lange Geſchichte erzählen, doch möchte ſie eben zu lang werden, darum möge nur noch den ſchon mehrfach erwähnten Hornuſſern ihr Recht werden, denn Recht muß dort Recht bleiben. Die Hornuſſer ſind nämlich gar nicht von den Horniſſen benannt, denn der Name des Orts lautet urkundlich Hornaskon und ſtammt daher von den einſt hier zahlreichen Sumpfeichen her. Wenn man ferner von dem Gemeinde-Amman erzählt, daß er einſt an einem Baume einen Aſt abſägen wollte und daß er, um dies geſchickt und bequem auszuführen, ſich auf den Aſt hinausgeſetzt und dieſen am Stamm abgeſchnitten habe, der Aſt darauf gebrochen und der wohlbeleibte Ammann zu ſeinem großen Erſtaunen auf die Erde gefallen ſei, ſo iſt dies ebenfalls den Hornuſſern nur angedichtet, denn die ganze Erzählung findet ſich ſchon in dem früher angeführten Sanſkritwerk von einem weiſen Manne zu Elakapura, d. i. Schafſtädt, erzählt, nur mit der Erweiterung, daß vorübergehende Leute dem Weiſen zurufen, er werde auf dieſe Weiſe hinabfallen und um's Leben kommen, wodurch er ſich jedoch nicht abhalten läßt weiterzuſägen und endlich zur Erde fällt. Nun überlegt er, die Leute haben mir vorher geſagt, ich würde fallen, ich hab's ihnen nicht glauben wollen und ſie haben die Wahrheit geſagt, ſie ſind klüger und wahrheitskundiger als ich, folglich bin ich auch todt. So bleibt er denn für todt liegen; es kommen Leute vorüber, die ihn ſo liegen ſehen, es ſeinen Genoſſen melden, welche nun kommen um ihn zu begraben. Als ſie zum Orte ziehen, kommen ſie an einen Kreuzweg und wiſſen nicht, ob's rechts oder links gehe. Als ſie da lange mit einander ſtreiten, ſagt der todte Weiſe endlich, „hadert doch nicht, als wir noch am Leben waren, gingen wir immer den Weg links“. Vorübergehende hören das und ſagen den Schafſtädter Weiſen, er ſei ja nicht todt, er rede ja noch, doch wollens die nicht glauben, bis er endlich mit ungebrannter Aſche auf die Beine gebracht wird.

Den letzten Zug der Erzählung finden wir ſchon bei Hierocles in ſeinen Aſteia (Schwänken), welcher berichtet: Ein Einfaltspinſel begegnete einſt einem Dito und ſagt: „Ich habe gehört, daß Du geſtorben biſt!“ Da antwortet ihm jener: „„Du ſiehſt ja aber, daß ich noch lebe.““ — „Ach was,“ ſpricht dieſer, „der, welcher es mir geſagt hat, iſt viel glaubwürdiger als Du.“ — Eine gleiche Bewandtniß hat es endlich mit einer andern Geſchichte, welche ebenfalls den Hornuſſern nacherzählt wird. Einer von ihnen wünſchte, ſein Haus zu verkaufen, und trug einen Stein davon in der Taſche herum, um ihn jedem Kaufluſtigen als Muſter zeigen zu können. Da ſagt nun Hierocles wörtlich: „Ein Einfaltspinſel, der ſein Haus verkaufen wollte, trug einen Stein davon als Probe umher.“ Alſo denke ich, wo ſo viel Lüge über Hornuſſen nachweisbar iſt, wird man es keinem Hornuſſer verdenken, wenn er in das Sprüchwort einſtimmt: Non credo, ſagte der Abt, da man ihm das Kind gab.

Und wie es mit Hornuſſen ſteht, wird es mit den meiſten der übrigen Städte und Flecken in gleicher Weiſe bewandt ſein; die Mehrzahl der von uns mitgetheilten Schwänke haften nicht an einer Stadt allein, ſondern an mehreren, ihre Verbreitung erſtreckt ſich aber auch, wie wir an einigen Beiſpielen gezeigt haben weit über die Gränzen unſeres Vaterlandes hinaus bis nach Indien, und da bleibt wohl nur die Vermuthung übrig, daß irgend ein zufälliger Anlaß, vielleicht wirklich einmal eine thörichte That, öfter wohl der Name, wie z. B. Schöppenſtädt und Elakapura, die Handhabe zur Lokaliſirung eines Schwankes darbot, und nachdem ſo der erſte Schritt durch einen neckenden Nachbar gethan war, folgten ſicher meiſt raſch die anderen, die Uebertragung der bekannteren Schwänke auf das neue Narrenheim ſchloß ſich an, und für die Verbreitung war durch hinlängliche Mittel der Ueberlieferung geſorgt, unter denen die wandernden Handwerksgeſellen eine nicht unbedeutende Stelle eingenommen haben werden. Wir wollen alſo zum Schluß unſeres Aufſatzes das Bekenntniß ablegen, daß wir nicht ohne einige Zweifel an der Wirklichkeit mancher von uns berichteten Thatſachen ſind; vielleicht gelingt es der ferneren Geſchichtsforſchung zu noch ſicherern Reſultaten zu gelangen, und es endgiltig feſtzuſtellen, daß der Quell aller Narrheit, weder in Schöppenſtädt noch in Bopfingen, ſondern weiter dahinten über Wien hinaus im Oeſterreich zu finden ſei, woher uns mit dem Licht natürlich auch der Schatten gekommen iſt.

* * *

Römer im Germanenlande und Germanen im Römerreiche.

Von Profeſſor R. Köpke.

Der Gedanke den Rhein aus einem deutſchen Strom zur deutſchen Grenze zu machen, iſt keine Erfindung des Caeſarismus von heute und geſtern; er iſt ſo alt wie der Caeſarismus ſelbſt, denn es iſt Julius Caeſars Gedanke. Vor beinahe zweitauſend Jahren iſt er zuerſt den Germanen damit entgegengetreten, und hat die Scheidelinie ihrer und der keltiſch römiſchen Welt an den Rhein verlegt. Doch damit war das Werk nur halb gethan; ſollten die Germanen auf das Innere des Feſtlandes von Europa beſchränkt werden, ſo mußte die Donau das Schickſal des Rheins theilen und ihr rechtes Ufer, wie dort das linke, römiſch werden. Das Vermächtniß des Oheims haben ſein Neffe Auguſtus und deſſen Stiefſöhne Druſus und Tiberius vollzogen, und durch ſiegreiche Feldzüge, feſte Plätze und ſtrenge Verwaltung das Land von den Vogeſen und dem Stromwinkel bei Baſel bis zur Rheinmündung, und vom Gotthardt und den Donauquellen bis zum Kahlenberge in römiſche Provinzen verwandelt. Jene hieß Germania, als wäre ſie das ganze Germanenland, dieſes waren Rhätien und Noricum; dort ſchützten vornehmlich die Römeranlagen Mainz, Bonn, Köln und zahlreiche kleinere Waffenorte, hier Augsburg, Regensburg, Paſſau.

Von größter Wichtigkeit waren die Heerſtraßen; es waren die Kanäle, durch welche ſich die Kräfte Roms immer von neuem ergoſſen. Bereits Druſus hatte von Verona über Trident und das nach ihm genannte Pons Druſi, Botzen, eine Straße über den Brenner geführt, welche Claudius ſpäter ausbauen ließ. Eine andere zog ſich von Como über Chur und den Splügen nach Bregenz am Bodenſee; beide trafen in Augsburg zuſammen. Von hier ging eine nach Regensburg an der Donau, eine andere zog ſich öſtlich durch Noricum nach Salzburg und kehrte über Lorch zur Donau zurück. Eine weſtliche führte nach Canſtadt, verband ſich mit der großen Straße von Regensburg her, und ſetzte ſich über Solicinium, Rotenburg am Neckar, nach Vindoniſſa-Windiſch, fort, wo man im Knotenpunkte des italiſchen, galliſchen und rheiniſchen Straßennetzes ſtand. Die Rheinſtraße ging auf dem linken Ufer von Auguſta Rauracorum, Augſt bei Baſel, über Mainz und Vetera, Xanten, den Strom hinab; und von Köln über Trier verband ſie ſich mit den galliſchen von Rheims und Metz. Die Straßen waren ebenſo ſehr Vertheidigungswerke als Verkehrswege. Große keilförmig behauene Steine wurden in den Grund geſenkt, durch eiſerne Klammern verbunden, und die Fugen mit Kalk gefüllt; dann folgte eine Erdſchicht, und darüber breitete ſich als Decke eine feſtverbundene Maſſe von kleineren Steinen, Kies und Kalk. Mitunter in einer Breite von dreißig Fuß zogen ſie ſich über die Bergrücken fort, und beherrſchten das Land nach allen Seiten. Meilenſteine gaben die Entfernungen an, und Wachtthürme, von denen Feuerzeichen gegeben wurden, deckten die Straßen. Zwar ward dieſes Netz erſt gegen Ende des zweiten Jahrhunderts vollendet, doch in den Grundzügen war es früh angedeutet: die Linie, welche längs der Donau Dacien mit Gallien verband, hat bereits Trajan angelegt. Leicht zogen auf dieſen Heerſtraßen die Legionen von der illyriſchen und ſpaniſchen Grenze nach Köln und Vetera.

Bereits in den letzten Zeiten des Auguſt ſtanden in den beiden Kriegsbezirken am Rhein, im oberen und unteren Germanien, acht Legionen, etwa 65 bis 70,000 Mann. Sie bildeten einen Haupttheil des römiſchen Heeres, und wurden wegen der fortgeſetzten Kriegsübung im Kampfe mit ſtreitfähigen Völkern von ihren Genoſſen, bald auch von den Kaiſern gefürchtet. Unter Auguſt ſtanden hier die erſte Legion Germanica, die zweite Auguſta, die fünfte Macedonica, die dreizehnte und vierzehnte Gemina, die ſechszehnte Gallica, die zwanzigſte Victrix, und ein und zwanzigſte Rapax; in Noricum und Pannonien die achte, Auguſta, neunte Hispana, fünfzehnte Apollinaris. Von dieſen war am längſten die erſte, fünfte und ein und zwanzigſte am Rhein; ſie überdauerten den bataviſchen Krieg; auch die zwei und zwanzigſte Primigenia, die durch Claudius errichtet war, hielt ſich lange. Seit Vespaſian kam die erſte Adjutrix hinzu, ſie ſtand in Mainz, die eilfte Claudia in Vindoniſſa.

Die oberſte Leitung dieſer Provinzen hatte der Legat des Kaiſers mit proprätoriſcher Gewalt, ausgeſtattet mit Zeichen und Macht der höchſten Verwaltung in Krieg und Frieden. In Geldſachen war er abhängig vom Procurator, der die Kopf- und Grundſteuer durch den Actor eintreiben ließ, Zölle erhob und die Naturallieferungen für die Legionen ordnete. Beide überwachten ſich gegenſeitig. Ihr Gefolge beſtand aus einer Schaar von Unterbeamten, Buchhaltern, Zahlmeiſtern und Schreibern. Bedrückung und Beſtechung war hier bei Hoch und Niedrig zu Hauſe, und ſchon Trajan begann zur Wahrung der Provinzbewohner den ſchweren Kampf gegen die ſittliche Verderbtheit ſeiner Beamten.

Unter den Städten nahmen nach Freiheit und politiſcher Wichtigkeit die Colonien die erſte Stelle ein; ſie ſollten den Mittelpunkt für Krieg und Verwaltung bilden. Am Rhein und Neckar erhob ſich ein Kapitol, man hatte Forum und Marsfeld wie in der Weltſtadt. Die angeſiedelten Römer waren im Beſitz des vollen Bürgerrechtes, und der Maſſe der ſtädtiſchen Bevölkerung gegenüber, das Patriziat. Zweiten und dritten Ranges waren die Landſtädte, die Oppida, die befeſtigten Plätze, welche häufig der Kernpunkt von Städten wurden, indem Handwerker aller Art, deren Dienſte unentbehrlich waren, ſich unter den Mauern ſammelten und allmählig die kriegeriſche Anſiedelung in eine friedliche umwandelten. Zu dieſen Orten gehörte das wichtige Mainz, welches keine Colonie war, Trier, erſt in der Zeit Galbas dazu erhoben, und die wahrſcheinlich von Trajan begründete Aurelia Aquenſis, Baden-Baden. Die Verwaltung innerer Angelegenheiten blieb den Städten ſelbſt überlaſſen. Wo die Leitung in den Händen der Duumvirn ruhte, die den Conſuln entſprachen, da gab es eine auf der Grundlage des römiſchen Rechts gebildete Stadtgemeinde mit beſtimmter Verfaſſung, eine Civitas. Sie ſind die gewählten Vorſteher des Stadtſenats, der durch das Collegium der Decurionen, dem Senate von Rom vergleichbar, gebildet wird. Die aus ihm erwählten Beamten, die Curatoren, verwalten die Finanzen, die liegenden Gründe, andere die Polizei und freiwillige Gerichtsbarkeit. Den Decurionen lag es ob, innerhalb der Stadt die auferlegten Steuern beizutreiben, für die Naturallieferungen und Truppenaushebungen zu ſorgen, daher nach unten verhaßt, von oben beargwöhnt, war ihre Stellung eine höchſt ſchwierige. Auch die Seviri Auguſtales gingen in dieſe neuen Städte über, Collegien, welche den Dienſt bei den Bildern der vergötterten Kaiſer hatten, und wichtig waren, weil ſie neben den Decurionen auch andere Einwohner in ihre Mitte aufnahmen.

Die germaniſchen Inſaſſen der römiſchen Provinz ſtanden in verſchiedenen Verhältniſſene je nachdem ſie es durch Unterwerfung, Dedition, oder als Verbündete, Foederirte, geworden waren. Zu jenen, welche die Unabhängigkeit vollſtändig verloren hatten, gehörten die Völkerſchaften des linken Rheinufers, ſie leben unter dem römiſchen Geſetz; Toga, Beile und Ruthenbündel ſind bei ihnen Zeichen des Rechtszuſtandes geworden. Sie werden zu Kriegsdienſten herangezogen, zahlen Steuern, ſind aber perſönlich frei und behalten das Recht des Eigenthums. Auch die alte Markverfaſſung wird nicht aufgehoben; noch kommen die Genoſſen zu den ungebotenen Verſammlungen und berathen Gegenſtände der Verwaltung, des Götterdienſtes, und was etwa in den Bereich örtlicher Gerichtsbarkeit fallen mochte. Aber gegen die alte Sitte dürfen ſie keine Waffen mehr führen, und ſich nur in Gegenwart eines römiſchen Beamten verſammeln; beides ward ihnen von den freien Germanen als höchſte Schmach vorgeworfen. Die Steuer ward der einzelnen Völkerſchaft im Ganzen auferlegt, die Vertheilung auf die Kopfzahl war Gemeindeſache. Auch das Anſehen der Fürſten und Edlen blieb unangetaſtet.

Da ſich römiſche Bürger auf dem flachen Lande, wie in den Städten anſiedelten ſo trat ein täglicher Verkehr mit dieſen ein, der Blutsmiſchung nach ſich zog. Die Ubier hatten ſelbſt das Recht ehelicher Verbindung mit den römiſchen Coloniſten, daher wollten ſie im bataviſchen Kriege nicht Hand an ſie legen; es ſeien ihre Väter und Brüder. So auch in anderen Colonieen. Auf einem Denkmal in Salzburg erſcheint der Duumvir L. Bellicius, der die Saplia Balatumara germaniſchen Herkommens geheirathet hat; auf einem andern Jantumara, ebenfalls eine Germanin, als Frau des Cn. Trebonius. Freier war die Stellung der Verbündeten; ſie haben keine Steuern zu zahlen, aber thun Kriegsdienſte nach heimiſcher Weiſe unter Führung eingeborner Fürſten.

Unter dem Schutze des römiſchen Geſetzes entwickelte ſich auf dieſen Gebieten eine reiche Fülle des Lebens. Die reinen Formen der alten Kunſt zogen, wenn auch in ſchwächeren Darſtellungen, dennoch ſiegreich in das rauhe germaniſche Land ein. Es erſcheinen Handwerker und Handwerkszünfte, von den unentbehrlichſten bis zu den überflüſſigen. Da giebt es Fruchtmeſſer, Müller und Bäcker, Töpfer, Zimmerleute, Steinmetze und Baumeiſter, Waffenſchmiede und Goldarbeiter, Purpurhändler und Kaufleute, die bald in einem, bald in mehreren Gegenſtänden Geſchäfte machen; man weiß von einem, der mit Töpfererde, Gefäßen und Mänteln Handel trieb. Namentlich war das Handwerk der Töpfer und Ziegler weit verbreitet; allein bei Rheinzabern, wo es reiche Thongruben gab, ſind die Reſte von vierzig Brennöfen entdeckt worden. Bei Regensburg und Salzburg eröffnete man Steinbrüche; Salz- und Mineralquellen und Bäder wurden geſucht und geſchätzt, ſchon war in dieſer Hinſicht Baden berühmt. Bekannt waren ſpäter die Waffenfabriken in Trier und die Schildfabriken in Lorch. Auch auf den Waſſerſtraßen ward es lebendig. Die Zunft der Schiffer und Flößer wird auf Denkmälern häufig genannt; bis Regensburg fuhren ſie die Donau hinauf, bis Belgrad hinab, und von Lindau über den Bodenſee.

Im Verkehre des Tages entfaltete das Leben der alten Welt auch hier ſeinen heitern genießenden Charakter. Man lernte mit der Zweckmäßigkeit, welche der nordiſche Himmel verlangte, die Kunſt verbinden. Von unterirdiſchen Räumen, vom Hypocauſtum aus, leitete man durch aufgemauerte Röhren die erwärmte Luft unter dem Fußboden und an den Wänden des Wohnzimmers hin. Waren die Privathäuſer klein, ſo fehlte es doch nicht an Prachtbauten im großen Stil. Berühmt war das Amphitheater in Trier, ſelbſt in Standquartieren, wie in Xanten, fehlte es nicht daran; glänzend waren die Badehäuſer in Baden. Frescobilder aus der Mythenwelt ſchmückten die Wände, kunſtvolle Moſaiken den Fußboden. Auf dem Moſaikboden, der in Augsburg aufgefunden ward, ſind Wettrennen, Fechterſpiele und das ganze Leben des Fechters dargeſtellt. Da ſinkt der Beſiegte auf den Schild hin, geſchickt umkreiſen die Viergeſpanne in vollem Laufe die Zielſäule, und unter den Bildern der Kämpfer lieſt man die Namen Ajax und Leonidas. Nicht minder berühmt iſt das Moſaikbild von Rottweil, Orpheus mit der Leier, zu deſſen Füßen die Thiere des Waldes durch Harmonie gebändigt ſich lagern. Hatte der Künſtler an die zügelnde und ſänftigende Gewalt der helleniſchen Kunſt inmitten der barbariſchen Welt gedacht? Endlich noch die Menge kunſtvoller Geräthe, die dem täglichen Leben angehören, die Terracotten, Urnen und Vaſen mit ihren Laubgewinden und Akanthusblättern, zwiſchen denen zierliche Thiergeſtalten dahinſchlüpfen. Bisweilen ſind ſie vom edelſten Metall, ſo die goldene Graburne von Glauchheim, und die Geſchirre des häuslichen Verkehrs ſchmückt bald Minerva mit der Eule, oder Merkur mit dem Hahn.

Denn über Allem erhebt ſich zuletzt die alte Götterwelt, freilich nicht durchaus rein. Zu den Göttern des Olympus und Latiums geſellen ſich in bunter Reihe die Geſtalten des galliſchen und germaniſchen Glaubens. Auf Altären und Votivtafeln lieſt man die Namen vom Jupiter Optimus Maximus bis zum Silvan und zur Epona, der Göttin der Pferde und Maulthiere, hinab. Mancher Tempel erhob ſich zwiſchen Oberrhein und Donau, von deſſen einſtigem Glanz die Trümmer noch heute zeugen. Hier ward vor anderen Göttern Mercur verehrt; in bildlichen Darſtellungen halb erhabener Arbeit oder in voller Geſtalt erſcheint er mit Flügelhut und Schlangenſtab, einen Bock zur Seite. Auf ihn übertrug ſich der Dienſt des galliſchen Teutates und des germaniſchen Wuotan. Ein Denkmal nennt ihn Mercurius Viſucius, wie er in Veſontio von den Sequanern verehrt wurde, ein anderes Arvernus, den Mercur der Arverner. Neben ihm erſcheint der Jupiter Tarannucnus, d. h. der Donnerwolke, der Taranis der Gallier, neben dem pythiſchen Apoll der Apollo Grannus, vielleicht der Sonnige, und Apollo Belenus. Dann Mars Leucetius und Caturix, den die Leucer und Caturiger aus Gallien mitgebracht hatten. In ſpäteren Zeiten wurden auch orientaliſche Culte durch die Legionen heimiſch gemacht, des ägyptiſchen Serapis, der Iſis und des Jupiter Ammon, des ſyriſchen Beal und des perſiſchen Mithras. Doch auch germaniſche Gottheiten wurden romaniſirt und in dieſen Kreis aufgenommen. In Untergermanien verehrte man den Herkules Saxanus, den germaniſchen Donar, und die Göttinen Hludana und Nehalennia. Wälder und Flüſſe werden zu Ortsgöttern, die Diana Abnoba wird in den Grüften des Schwarzwaldes, die Diana Arduinna in den Ardennen verehrt; Rhenus und Danuvius ſind ſchilfumkränzte Flußgötter.

Es war ein weit ausgedehntes Gebiet, welches die Römer erfüllten. Am Rhein und der Donau hatten ſie gegen 5000 Quadratmeilen inne.

Vor Caeſars Zeit hatten galliſche Kaufleute die Vermittelung des Handels auf beiden Seiten des Rheins übernommen, dann ging er auf Römer und romaniſirte Gallier über und bald nahmen auch die Ufergermanen lebhaft daran Theil; am Rhein die Ubier, an der Donau die Hermunduren, dort war Köln, hier Augsburg der bedeutendſte Verkehrsplatz. Für die Römer hatten rohe Naturerzeugniſſe einen höheren Werth, als die Germanen zu begreifen vermochten. Manches, was man bei ihnen fand, diente dem Nutzen, anderes reizte die ſchwelgeriſchen Gelüſte des Luxus.

Zwar galten die heimiſchen Pferde anfänglich für wenig brauchbar, doch ward die Pferdezucht der Tenkterer und Quaden bald berühmt. Nero ließ Stuten aus der Gegend von Trier nach Rom kommen, und ſpätere Kaiſer kauften germaniſche Pferde in großer Zahl für die römiſche Reiterei. Großes und kleines Hausvieh war ein wichtiger Handelsartikel, namentlich Gänſe, deren Federn hoch im Preiſe ſtanden; die damit gefüllten Kiſſen waren ein beliebter Luxusgegenſtand. Ganze Cohorten unternahmen von den Grenzſtationen aus Streifjagden, die oft ſehr einträglich waren. Bei den römiſchen Gaſtmählern waren germaniſche Fiſche beliebt. Vom Rhein brachte man den Hauſen, im Main und in der Donau fing man den Wels in Netzen, die von Ochſen ans Land gezogen wurden. Nicht minder wußte man die marſiſchen Schinken zu ſchätzen, die nach dem Gewichte theuer bezahlt wurden. Die Zuckerwurzel aus der Gegend von Gelduba wurde alljährlich in großen Sendungen für die Tafel des Tiberius nach Rom geſchickt; den wilden Spargel Obergermaniens verſchmähte man nicht, wenngleich der Kaiſer ihn nur für ein Kraut gelten ließ, das dem Spargel ähnlich ſei. Auch Pelzwerk, welches ſie ſelbſt vom höheren Norden erhielten, namentlich gefleckte Häute, brachten die Germanen zu Markte. Ja, ihre blonden Haare waren Gegenſtand des Handels und wurden als ein geſuchter Schmuck römiſcher Frauen Mode; die Kaiſerin Caeſonia, Caligulas Frau, trug einen Aufſatz von goldgelben germaniſchen Haaren. Waren ſie nicht zu erlangen, ſo half die Laugenſeife der Bataver aus, mit welcher auch die Römer nach der Sitte des Feindes die Haare röthlich färbten.

Alles aber wurde übertroffen durch den Werth des Bernſteins. Man ſchätzte ihn höher als die edelen Metalle, von denen ohnehin in den mattiakiſchen Silberbergwerken, die einzigen, die hier eröffnet worden waren, wenig zu finden war. Er galt dem Edelſteine gleich, und ward in größeren Stücken als Schmuck oder zu Amuleten verarbeitet, denen man eine geheimnißvolle Heilkraft gegen die verſchiedenſten Uebel zuſchrieb. Auf zwei Handelswegen wurde er gewonnen, von denen der eine den Rhein entlang zur Cimbriſchen Halbinſel, der andere über Carnuntum an der Donau durch das Marchthal an der Oder hin zur Oſtſee führte. Auf dieſer Straße erreichte zur Zeit Neros ein römiſcher Ritter, der zu dieſem Zwecke ausgeſchickt worden, die Bernſteinküſte, und kehrte mit reichem Gewinn heim. Mit Bernſteinringen und Kugeln ſchürzte man die Netze zuſammen, durch welche der Schauplatz für den Thierkampf eingehegt wurde; an den Waffen der Gladiatoren, und wo ſonſt irgend möglich, ward er als Zierrath angebracht. Eines der gewonnenen Stücke wog dreizehn Pfund. Gewinnſucht und Unternehmungsgeiſt öffneten noch manchen anderen Weg in das Herz des Landes. Bei der Eroberung der Königsburg Marobods fanden ſich römiſche Handelsleute und Flüchtlinge in großer Zahl, welche unter den Markomannen die Heimath ſeit vielen Jahren vergeſſen hatten. Römiſche Münzen, namentlich aus dem zweiten Jahrhundert, und Grabſtätten, in den öſtlichen Gegenden bis nach Preußen hinauf, laſſen die Straßen von der Donau zur Oſtſee deutlich erkennen.

Für manche Gegenſtände bedurften die Germanen des ſtehenden Abſatzes auf römiſchen Märkten, für Kriegsbeute, für Kriegsgefangene und Knechte, deren ihnen oft mehr zukamen, als ſie beſchäftigen konnten. Dagegen führten ihnen die Römer die Erzeugniſſe ihrer Gewerbthätigkeit zu, welche das Bedürfniß kennen lehrten, indem ſie es befriedigen wollten. Schmuckſachen, Gefäße von geringerem oder edlerem Metall, ſelbſt Waffen brachten ſie in ſolchem Umfange, daß ſpätere Kaiſer dieſen Gegenſtand des Handels durch ein ausdrückliches Verbot unterſagten. Bald ward in den Grenzprovinzen auch der Wein bekannt und geſucht, und zog den Germanen den Vorwurf der Trunkſucht zu. Anfänglich hatte man nur Tauſchhandel getrieben, nachher lernten die Ufergermanen Geld als bequemes Verkehrsmittel kennen. Silber war beliebter als Gold, namentlich die gezackten Münzen, weil ſie nicht beſchnitten werden konnten. Oft mochte der geriebene römiſche Kaufmann den germaniſchen Handelsfreund mit ſchlechtem Gelde betrogen und ſeiner Thorheit gelacht haben. Aber man war gelehrig, ſchon Armin machte den Verſuch ſeine Landsleute im Lager des Germanicus durch Geld zum Uebertritte zu bewegen.

Auf das mächtigſte wirkte der kriegeriſche Geiſt Roms auf die Germanen, deren eigenthümliche Sinnesart durch die überlegene Kriegskunſt eben ſo ſehr angeregt als befriedigt wurde. Was ſtand nicht zu erwarten, wenn dieſer ungebändigte Muth durch die Strenge der römiſchen Zucht geleitet, und die wilde Kraft nach einem allgemeinen Geſetze verwendet wurde?

Auch hier war Caeſar der Lehrmeiſter. Kaum hatte er die Kampfesart der Gegner erkannt, als er verſuchte, ſie ſich anzueignen. Schon während der galliſchen Feldzüge ließ er germaniſche Schaaren werben, die er mit großem Erfolg gebrauchte. Durch ſeinen kriegeriſchen Genius feſſelte der große Feldherr die eben noch feindlichen Germanen an ſich, welche ihm mit hingebender Treue folgten und die letzten Geſchicke Roms entſcheiden halfen. Sie ſchlugen bei Pharſalus, durchſchwammen im alexandriniſchen Kriege den Nil, und ſchreckten durch ihre furchtbare Erſcheinung die Truppen des Ptolemäus, wie bei Ruspina die Numidier. Beſonders die Legion der Alaudae, ſo genannt nach ihrem glänzenden Helmſchmuck, hatte Caeſar wegen ihrer Treue reich ausgeſtattet; ſie war im Norden der Alpen ausgehoben.

Den Hauptbeſtandtheil der Leibwache des Auguſt bildeten neben Galliern Bataver. Zwar wurde ſie nach der Niederlage des Varus im Augenblicke allgemeiner Beſtürzung aufgelöſt und aus Rom entfernt; aber ſchon Tiberius, dann Caligula und Nero glaubten, in ſteter Furcht vor Verſchwörungen, nur in der Mitte der Feinde Roms ſicher zu ſein. Als Caligula im Theater ermordet ward, erhob ſich die germaniſche Leibwache, erſchlug mehrere Senatoren, und ward erſt, durch die Ueberzeugung, der Kaiſer ſei wirklich todt, beruhigt; ſeine Ruchloſigkeit kümmerte ſie wenig, er war ihr Gefolgsherr, an den perſönliche Treue ſie feſſelte und deſſen Tod ſie zu rächen hatten. Dem Beiſpiel der Kaiſer folgten andere Fürſten. Als Herodes der Große geſtorben war, trugen die Germanen ſeiner Leibwache die Bahre durch die Menge der jüdiſchen Bevölkerung.

Während dieſe Truppen durch Werbung in den Provinzen, und gewiß auch im freien Germanien, wenn es der Kriegszuſtand nicht hinderte, zuſammengebracht wurden, mußten die unterworfenen Völker Mannſchaften ſtellen. In der Regel wurden ſie in römiſcher Weiſe eingeübt und als ſelbſtſtändige Cohorten der Legion angeſchloſſen.

Es gab Cohorten der Bataver und Caninefaten, der Sigambern, Tungern, Uſipeter Nemeter und Vangionen. Schien dies gefährlich, wurden auch die Landsleute von einander getrennt und einzeln in die Legionen geſteckt, wo ſie bald zu Römern wurden. Die Führerſtellen der Cohorten überließ man meiſtens den heimiſchen Edeln. Man konnte dieſen Truppen um ſo mehr vertrauen, wenn ſie durch das doppelte Band des Kriegsdienſtes und der heimiſchen Treue an den Führer gefeſſelt waren. Sie kämpften im Vaterlande gegen ihre Landsleute, bei Placentia für Vitellius, in Britannien unter Agricola.

Viele kamen nach Rom, als Geſandte oder Kaufleute, als Kriegsgefangene oder Geiſeln. Zur Zeit Caligulas hört man ſogar von einer Schule, in welcher germaniſche Jünglinge und Knaben, die als Geiſeln in Rom lebten, unterrichtet wurden. Mit welchen Augen mochten ſie nicht das ärmliche Leben daheim betrachten, wenn ſie überhaupt je zurückkehrten. Denn nicht alle werden dem Glanze der Eroberer einen ſo unbefangenen Stolz entgegengeſetzt haben, als die frieſiſchen Geſandten Verritus und Malorix, die im Theater des Pompejus unter den Senatoren Platz nahmen, weil ſie nicht ſchlechter ſeien als die beſten. Auch gab es zahlloſe Germanen, welche als Sclaven für Fechterſpiele und Thierhetzen aufgeſpart wurden. Es kitzelte den Hochmuth und die Sinnlichkeit der römiſchen Zuſchauer, wenn ſie die gefürchteten Barbaren im Spiel ſich zerfleiſchen und ihr Blut im Sande des Kampfplatzes verrinnen ſahen. Schon bei den aktiſchen Spielen mußten Sweben und Daken maſſenweis gegen einander im Circus kämpfen, und wahrſcheinlich endete Armin's eigener Sohn nicht rühmlicher. Waren manche von der römiſchen Pracht und eigener Kampfgier ſo berauſcht daß ſie mit ſich geſchehen ließen, was die Willkür irgend erſann, ſo erhoben ſich andere voll Verzweiflung dagegen. Mitten im lärmenden Gewühle der Weltſtadt wurden ſie von unnennbarer Angſt nach Freiheit ergriffen und von heißer Sehnſucht nach jener Luft verzehrt, die in ihren rauſchenden Wäldern, am ſtillen See in der Heimath wehte. Als Auguſt gegen ſein Verſprechen die ſigambriſchen Fürſten zurückgehalten und in die römiſchen Städte vertheilt hatte, gaben ſie ſich voll tiefen Grams ſelbſt den Tod. In Neros Zeit entfloh ein Germane, der im Thierkampf auftreten ſollte, in dem Augenblicke, als das Schauſpiel begann, auf den geheimen Ort; da ihm keine andere Waffe geblieben war, überwanden Verzweiflung und Schmachgefühl den Ekel, und er ſtieß ſich die Stange, mit der man den Ort zu reinigen pflegte, in den Schlund.

Oft brach das Gefühl der alten Unabhängigkeit und Freiheit bei einzelnen wie bei ganzen Völkerſchaften am ſtärkſten in Augenblicken hervor, wo man es am wenigſten erwartete.

Der Naturdichter Hiller.

Der damals noch nicht vierundzwanzig Jahre alte Naturdichter Hiller machte im Mai 1802 ſeinen erſten Ausflug in die Welt und wählte ſich ſehr glücklich Halberſtadt als Ziel deſſelben. Bei einem Abendeſſen ſetzte ihm Klamer Schmidt's Töchterchen den Dichterkranz auf. Dieſen Scherz nahm Hiller ernſthaft („So wär' ich denn nun eingeweiht"), trug dieſen Kranz den ganzen Abend und führte ihn mit nach Köthen. Es war eben nicht lange darnach, als eine Wirthin zwiſchen Magdeburg und Zerbſt, welche ſeinen Paß nachgeſehen hatte, bemerkte: „Mein liebes Männchen, ſag' Er mir doch, was die Dichter für Profeſſioniſten ſind, bei uns hat noch keiner geſchlafen."

Bei jenem Beſuche in Halberſtadt ließ Gleim Hiller ein Gedicht vorleſen, welches er auf ihn gemacht hatte und in Wielands Mercur drucken laſſen wollte. Hiller, wiewohl er ſich nachmals in ſeinem Gedichte bei Gleims Tode rühmte, dieſer habe ihn durch einen „Päan" geehrt, zuckte die Achſeln, weil es Manches enthielt, was ſeinem „politiſchen Intereſſe hätte ſchaden können", wie er ſich ausdrückt. Mit Bezug hierauf ſprach Gleim zu Hiller, als dieſer ſich vor der Rückreiſe bei ihm verabſchiedete, unter Andern die ſehr richtigen Worte: „Sie müſſen mir verzeihen, ich habe Sie mir nicht auf ſolcher Stufe von Kultur gedacht, als ich Sie gefunden habe." Hiller war aufgewachſen in einer Vorſtadt von Köthen und vielleicht mehrmals auf dem Wege geweſen, ſich die in einer Reſidenzſtadt wahrlich ſehr nahe liegende Möglichkeit gelehrter Studien zu eröffnen, von denen er doch die Glocke hatte läuten hören. Seinen Landsleuten gereicht es wenig zum Ruhme, daß ſie den Knaben, deſſen auffallende Talente ſich ſo früh ſchon zeigten, dennoch unbemerkt ließen; daß noch auf den gutmüthigen Jüngling Alles mit dem Ochſenziemer und mit Ohrfeigen losfuhr, bis es zu ſpät war und man nur noch ſeinen etwas ſeltſamen Ruhm feiern konnte. Einſt war er in dem Hauſe eines Kaufmanns auf das Abſcheulichſte gemißhandelt und klagte ſich ſelbſt wegen eines kleinen Exzeſſes an, den er ganz gegen ſeine Gewohnheit in Folge deſſen begangen hatte. Er ward für blödſinnig erklärt und — zwei Tage und zwei Nächte zur Winterszeit in einen bretternen Schweineſtall geſperrt. Dies ſchien ihm ſelbſt eine geringe Strafe. Als aber der Kaufmann bei der Juriſten-Fakultät zu Helmſtädt mit ſeinem Antrage auf deren Verſchärfung abgewieſen wurde, verlangte er bei der Regierung zu Köthen die Gründe ſeiner Freiſprechung zu wiſſen, weil dieſer Vorfall ein wichtiger „Moment" ſeines Lebens ſei, den er dem Publikum ausführlich darlegen müſſe. Man hielt ihn jetzt um ſo mehr für blödſinnig. Er benutzte dies jedoch, um zum erſten Male die Aufmerkſamkeit gewichtiger Perſonen auf ſich zu lenken; er legte nämlich der Regierung ſeine Selbſtbiographie vor, die er ſchon 1801, als ihn noch Niemand kannte außer ſeinen Nachbarn, auf einen „innerlichen Ruf", ausführlicher, als ſie nachmals gedruckt iſt, geſchrieben hatte. — Auch Mangel an Energie und ein falſches Behagen an der Beſchränktheit nicht allein einfacher, ſondern zugleich häßlicher Lebensverhältniſſe, ſcheint es, ließ ihn ſelbſt nicht, wie andere armgeborene Gelehrte, in der Jugend emporkommen. Er hatte jedoch aus Wieland und andern Quellen die volle Bildung der Aufklärungsperiode gewonnen, und da er wirklich ein hübſches Talent beſaß, mit deſſen Unterhaltung auch der Philoſoph Fichte zufrieden war, ſtand er manchen im 18. Jahrhunderte berühmten lyriſchen Dichtern faſt nur vermöge der äußern

Lebensſtellung nach. Sein Gedicht, das er eben damals an Gleim richtete, zeigt ihn mit ſeinen vielen Anſpielungen ganz als einen nicht zu ſpäten Nachzügler der Schule. Nach ſeiner Selbſtbiographie kann über die Kulturſtufe, der er angehörte, kein Zweifel mehr ſein; und er ſtand ſchon auf ihr, als er noch bei einem Gaſtmahle Eis für Hirſebrei hielt und zwiſchen Champagner und Breuhahn, zwiſchen Punſch und warmem Covent keinen Unterſchied ſah. Es war wenig Volksthümliches, aber etwas Cyniſches in dieſem Philoſophen und Dichter, das ihn noch nach der Halberſtädter Reiſe zu der Bereitung von Lehmſteinen, Taubenneſtern und Fußmatten zurückführte. Für den Landbau hatte er weder Neigung noch Verſtändniß und Landwirth mochte er trotz eines hübſchen Anerbietens nicht werden. Dagegen kehrte er noch nach der großen Berliner Reiſe, wo er eine lange Unterredung mit dem König und der Königin gehabt, und mit Haugwitz als Freund verkehrt hatte, in die Vorſtadt vor dem Köthener Bärthore und in die Stube ſeines Stiefvaters zurück, der ihm noch die Peitſche gegeben hatte, als er ſchon zwanzig Jahre war!

Der Hirt David Claus.

David Claus, geboren 1718, war eines Hirten Sohn, lange Zeit ſelbſt Hirt, zuletzt Hoſpitalit und Vorleſer im Armenhauſe, nie Gatte oder Vater. Schon als Hirtenknabe las er viel und erhielt dann als Hirt auf dem Nikolaikloſter zu Halberſtadt 8 Thaler baares Geld, außer Beköſtigung, freier Wohnung und dergleichen, als Lohn. Von dieſem „ſchönen Lohne“, wie er es nannte, legte er ſich eine Bibliothek an; das meiſte kaufte er auf Auktionen, doch verwandte er einmal auf die Berlenburger Bibel die Einkünfte mehrerer Jahre. Bei angehendem Alter kaufte er ſich in das Hoſpital und da er dort wenig baares Geld empfing, ſpaltete er als alter Mann Holz, um den Ertrag dieſer ſauren Arbeit in Bücher ſtecken zu können. Er beſaß 11—1200 Bände. Sein Hauptfach war die Myſtik, und es ſoll ihm kein myſtiſches Buch in Europa völlig unbekannt geblieben ſein. Dabei war das Merkwürdige, daß der einfache Mann ſich kritiſch zu ſeinen „lieben Myſtikern“ verhielt, einer freieren Auffaſſung der Theologie zugethan war und ein wirklich wiſſenſchaftliches Intereſſe an ſeinen Lieblingen nahm. „Nun wird es gut werden“, ſagte er einſt, „wenn Aenderung des Sinnes und Wandels keine Buße mehr ſein ſoll! Was kann ſie denn anders ſein als das?“ — „Die Praxis, die Praxis“, ſagte er oft, „iſt es, worauf Alles ankommt — den Glauben will ein Jeder haben!“ — „Sie haben kein Licht!“ ſagte er über abſprechende, gern Andere richtende Menſchen. Er hörte jede Woche drei bis vier geiſtliche Reden an bei den Predigern der Stadt, deren mehrere dem Gleim'ſchen Kreiſe angehörten und pflegte deren Inhalt in Sprüche zu faſſen, um ihn beſſer zu behalten, z. B.:

Wird das Licht nicht angenommen,
Kann das Finſtre wiederkommen.

Oder:

Zöge man die Kinder recht,
Wären Menſchen nicht ſo ſchlecht.

Oder:

Vollkomm'ner muß ein Chriſte werden,
So lang' er lebt auf dieſer Erden.

Oder:

Das Böſe ſcheinet anfangs gut,
Hernach es großen Schaden thut.

Oder:

Unſer Leben iſt voll Mühe,
Das erfährt man ſpät und frühe.

Oder:

Fröhlich bei der Arbeit ſein,
Kleidet armen Chriſten fein.

David Claus beſchränkte ſeine Studien jedoch nicht auf die Theologie und Kirchengeſchichte, ſie erſtreckten ſich auf die Weltgeſchichte, auf Werke, die der ältern deutſchen nichttheologiſchen Literatur angehörten, z. B. den Froſchmäusler, und einer ſeiner Lieblingsgegenſtände war, wie der aller in ihrem Bildungsgange gehemmten Talente die Gelehrtengeſchichte, wie denn ja auch Biographien ein nicht unwichtiges Moment der Bildung für hervorragende und aufſtrebende Jünglinge ſind. Die Kräuter beſchäftigten ihn als heilkundigen Hirten. Dazu war er in Handarbeiten, nach Art vieler Hirten, beſonders in Schnitzereien geſchickt. Sein Charakter war ganz vorzüglich.

◆

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Berichtigungen.

Seite 28 in der 24. Zeile v. u. lies: er ſehnte ſich fort, nahm Urlaub.
„ 92 „ „ 3. „ „ „ „ Wacht für Macht.
„ 94 „ „ 6. „ „ o. „ ebenſo.
„ 95 „ „ 8. „ „ u. „ erweiterten für erwarteten.
„ 261 „ „ 7. „ „ „ „ de für die.
„ 264 „ „ 3. „ „ „ „ Unzugänglichkeit für Unzulänglichkeit.
„ 270 „ „ 4. „ „ o. „ Thale für Theile.

In Bezug auf den Aufſatz „das Fiſchland,“ welcher die Leſer ſo ungemein gefeſſelt hat, iſt uns, leider ohne Namensnennung, vom Fiſchlande her die gütige Mittheilung zugekommen, daß derſelbe manche Irrthümer enthalte, die ſich indeſſen zum Theil ſchon lange durch andere Schriften hindurchziehen und auch deshalb zu entſchuldigen ſind, weil der Verfaſſer unſeres Aufſatzes das Fiſchland ſchon vor dreißig Jahren beſuchte. Weil wir indeſſen darauf Gewicht legen, daß in dieſem Buche nicht allein die Unterhaltung, ſondern auch die Belehrung Nahrung finde, und da in demſelben für die Beſchreibung einzelner Gegenden Deutſchlands hier ſogar in manchen Aufſätzen Neues geboten iſt, ſo wollen wir dies ausdrücklich hier anmelden, ſtatt der Berichtigung im Einzelnen aber, welche ſich unter Anderm aus einem topographiſch-ſtatiſtiſchen Werke über Mecklenburg von ſelbſt ergibt, nur den Druckfehler anmerken, nach welchem unſere Landsleute im Fiſchlande Kartoffeln mit Gewürz eſſen. Sie eſſen vielmehr Kartoffeln mit Häring. Daß den Pferden im Fiſchlande mitunter Fiſche vorgeworfen würden, wird gleichfalls in Abrede geſtellt.

◆

Schnellpreſſendruck von W. Moeſer in Berlin.